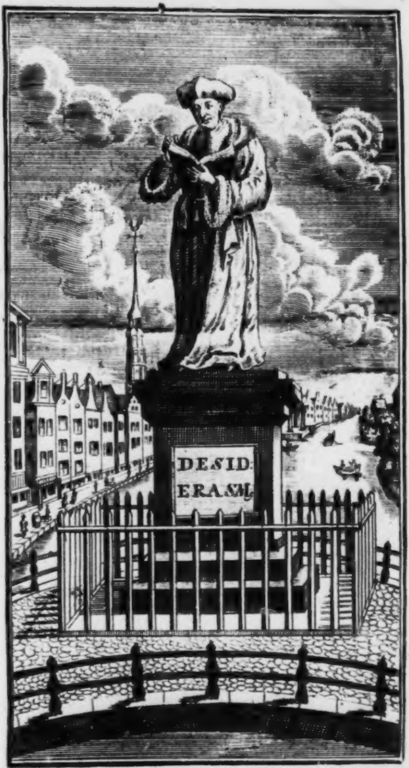

DESID:
ERASM

ESSAIS DE THEODICÉE,
Oder Betrachtung
Der
Gütigkeit Gottes,
Der
Freyheit des Menſchen
Und des
Urſprungs des Böſen,
Nebſt der
Durch ihre ſelbſt eigene Gerechtigkeit
Vertheidigten göttlichen Sache,
Welcher vorgefügt ein Diſcours
Von der
**Ubereinſtimmung des Glaubens
mit der Vernunfft,**
Samt angehängeten
Anmerckungen über Monſ. Hobbes,
Alles in Frantzöſiſcher Sprache geſchrieben
Von dem
Herrn Baron von Leibnitz;
Anitzo aber ſeiner beſondern Fürtreffligkeit
wegen in die Deutſche Sprache gebracht.
Dem noch beygefügt
**Dieſes Hochgelahrten Herrn Barons
Lebens-Beſchreibung.**

Amſterdam,
In Verlegung Cornel. Boudeſtein.
1720.

J W Quenstedt.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK

[Discours sur la conformité
de la foi avec la raison.
Doublé.]

Réflexions sur l'ouvrage, que M.
Hobbes a publ. en anglois de
la liberté ... Doublé.]

[illegible]

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HALLE (SAALE)

Vorrede.

MAn hat zu allen Zeiten angemercket, daß der gemeine Hauffen die Andacht in die Formalitæten geſetzt: die gründliche Frömmigkeit, das iſt, Erkäntniß und Tugend, iſt niemahls unter dem gröſten Hauffen zu finden geweſen. Darüber darf man ſich nicht verwundern, es ſtimmet mit der menſchlichen Schwachheit nichts mehr überein; die äuſſerliche Dinge fallen uns ſehr in die Augen, und das innerliche erfordert ein Unterſuchen und Nachdencken, zu dem ſich wenig Leute geſchickt machen. Gleichwie aber die wahre Frömmigkeit in Meinungen und in der Ausübung beſtehet, ſo ahmen die Formalitæten der Andacht nach, und ſind zweyerley Art; Einige kommen auf die Ceremonien der Ausübung, und die andere auf die Glaubens-Formuln an. Die Ceremonien ſind den tugendhafften Thaten ähnlich, und die Glaubens-Formuln ſind wie der Schatten der Wahrheit und kommen der reinen und unverfälſchten Erkäntniß viel oder wenig bey. Alle dieſe Formalitæten würden auch ihr gehöriges Lob verdienen, wenn diejenigen, die ſie erfunden, ſie geſchickt gemacht hätten das auszudrucken und zu erhalten was ſie imitiren; wenn die Ceremonien der Andacht, die Kirchen-Diſciplin, die Reguln der Communitæten, die menſchlichen Geſetze, allezeit wie ein Zaum vor die göttlichen Geſetze wären, um uns von den Laſtern abzuhalten, zum Guten anzugewöhnen, und uns in eine Vertrauligkeit mit der Tugend zu ſetzen. Dieſes war der Endzweck Moſis, und anderer guten Geſetzgeber, der weiſen Stiffter der geiſtlichen Orden, und ſonderlich JEſu Chriſti, des göttlichen Stiffters der reinſten und ausgeklärteſten Religion. Eben ſo iſt es auch mit den Glaubens-Formuln beſchaffen; ſie würden auch mitgehen und zu dulden ſeyn, wenn in denenſelben nur nichts wieder die ſeligmachende Wahrheit enthalten wäre, wenn ſie gleich ſchon nicht alle Wahrheiten in ſich hielten, von denen die Rede iſt. Allein ſo geſchieht es mehr als zu offt, daß die Andacht von allerhand Ceremonien und äuſerlichen Bezeigungen erſticket, und das göttliche Licht von den Meinungen der Menſchen verdunckelt wird. Die Heyden, mit denen die Erde vor Aufrichtung des Chriſtenthums angefüllet war, hatten nur eine Art von Formalitæten. Sie hatten wohl

Ceremonien in ihrem Gottesdienſte, aber von Glaubens-Articuln hörte man bey ihnen nichts, es war ihnen auch niemahls in Sinn gekommen von ihrer dogmatiſchen Theologie Formulen aufzurichten. Sie wuſten nicht ob ihre Götter würckliche Perſonen oder Zeichen der natürlichen Kräffte, als Z. E. der Sonne, der Planeten, der Elemente, wären. Ihre Geheimniſſe beſtunden nicht in ſchweren Lehren, ſondern in gewiſſen geheimen Ceremonien, zu denen die Profanen, das iſt, die noch (non initiati) nicht eingeweyhet waren, niemahls zugelaſſen worden. Dieſe Ceremonien waren offters lächerlich und abgeſchmackt, und man muſte ſie geheim halten, damit ſie nicht möchten in Verachtung kommen. Die Heyden hatten ihre Aberglauben, ſie rühmten ſich vieler Wunder, bey ihnen war alles voll von Götterſprüchen, von Auguriis, von Vorherverkündigungen, von Wahrſagungen; die Prieſter erfunden allerhand Kennzeichen von dem Zorne oder der Güte der Götter, deren Dollmetſcher ſie zu ſeyn vorgaben. Dieſes diente ſonderlich dazu, die Gemüther durch die Furcht und die Hoffnung wegen der menſchlichen Zufälle, zu regieren; an die Zukunfft aber eines andern Lebens wurde wenig gedacht, man gab ſich keine Mühe, den Menſchen rechtſchaffene Meinungen von GOtt und der Seele beyzubringen. Unter allen alten Völckern, die uns bekant ſind, haben die Hebräer allein öffentliche Lehren von ihrer Religion gehabt. Abraham und Moſes haben den Glauben an einen GOtt als den Urſprung alles Guten, und den Urheber aller Dinge, geſetzt. Die Hebräer redẽ von ſelbigem ſo auf eine Art, die dem höchſten Weſen würdig iſt, und man muß ſich verwundern, wenn man ſiehet, daß die Inwohner eines ſo kleinen Stückes der Erde mehr Erkäntniß haben, und klüger ſind als das übrige gantze menſchliche Geſchlecht. Es mögen vielleicht auch wohl die Klugen unter andern Nationen von ihm bißweilen auch alſo geredet haben, allein ſie haben nicht das Glücke gehabt, daß man ihnen gefolget, noch daß ihre Lehre zu einem Geſetze gediehen. Inzwiſchen hatte Moſes die Lehre von der Unſterblichkeit der Seelen nicht mit in ſeine Geſetze gebracht; ſie ſtimmte wohl mit ſeinen Meinungen überein, ſie wurde auch unter der Hand fortgelehret, allein ſie war noch nicht dergeſtalt eingeführet, daß ſie das Volck hatte begreiffen können, biß JEſus Chriſtus die Decke wegnahm, und ohne einige Gewalt in den Händen zu haben, ſo gewaltig als ein Geſetz-Geber lehrte, daß die unſterblichen Seelen in ein ander Leben gingen, indem ſie den Lohn vor ihre Thaten empfangen ſolten. Moſes hatte zwar ſchon die ſchönen Begriffe von der Gröſſe und Güte GOttes vorgetragen, die viele geſittete Völcker heut zu

Tage annehmen und bekennen, JEſus Chriſtus aber trug alles das vor, was aus denſelben mehr flieſſet, und zeigte daß die göttliche Gütigkeit und Gerechtigkeit aus dem, was GOtt den Seelen zubereitet, vollkommen zu erſehen ſey. Jch will hier der andern Punckte der Chriſtlichen Lehr nicht gedencken, ſondern nur zeigen, wie JEſus Chriſtus die natürliche Religion endlich zu einem Geſetze gemacht, und ihr das Anſehn und die Gültigkeit einer öffentlichen Lehre gegeben. Was ſo viel Weltweiſen vergebens geſucht zu Wercke zu bringen, das hat er allein gethan; und als endlich die Chriſten im Römiſchen Reiche, welches den beſten und ſchönſten Theil der uns bekanten Erde beherrſchte, die Oberhand bekommen, ſo iſt die Religion der Klugen und Weiſen, die Religion des gemeinen Volckes worden. Mahomet iſt nach der Zeit von dieſen wichtigen Lehren der natürlichen Theologie nicht abgegangen; ſeine Anhänger haben ſie ſelbſt unter den entlegenſten Völckern Aſiens und Africæ ausgebreitet, wohin das Chriſtenthum noch nicht gekommen war; und ſie ſchafften in vielen Ländern die Heydniſche Aberglauben ab, die wieder die rechte Lehre von der Einigkeit GOttes, und der Unſterblichkeit lieſſen. Man ſiehet daß JEſus Chriſtus, der endlich das vollends zu ſtande gebracht, was Moſes angefangen, gewolt, daß wir nicht allein GOtt fürchten und ehren, ſondern auch noch lieben und zwar hertzinnigſt lieben ſollen. Hiedurch machte er die Menſchen zum voraus glücklich, und gab ihnen auf Erden einen Vorſchmack von der zukünfftigen Glückſeligkeit. Denn es iſt nichts angenehmers als das lieben was verdienet geliebt zu werden. Die Liebe iſt ſo eine Beſchaffenheit, die uns in den Vollkommenheiten desjenigen das man liebet ein Vergnügen und Luſt giebet, und nichts iſt vollkommner als GOtt, und nichts liebreitzender. Wenn man ihn lieben will, ſo darf man ſich nur ſeine Vollkommenheiten vorſtellen; und das iſt leicht, weil wir ſeine Begriffe in uns finden. Die Vollkommenheiten GOttes ſind die Vollkommenheiten unſrer Seelen; allein er beſitzt ſie unumſchränckt, er iſt ein Ocean, von dem wir nur einige Tropffen bekommen haben: wir haben einige Macht, einige Erkäntniß, einige Gütigkeit; allein alle dieſe ſind vollkommen in GOtt. Die Ordnung, die Proportiones, die Ubereinſtimmung bezaubern uns, die Mahlerey und die Muſic ſind einige Muſter davon: GOtt iſt gantz eine Ordnung, er beobachtet allezeit eine genaue Proportion, er macht die allgemeine Harmonie; alle Schönheit iſt ein Ausfluß aus ſeinen Strahlen.

Daraus folgt offenbahr, daß die rechte Frömmigkeit und ſelbſt die wahre Glückſeligkeit in der Liebe GOttes, aber in einer reinen und ausgeklärten Liebe, beſtehe, die nebſt ihrem Eyfer auch eine rechte Erkäntniß hat. Aus dieſer Art der Liebe entſtehet das Vergnügen über unſre gute Thaten, das der Tugend einen Glantz und Anſehn giebet, und die, weil ſie GOtt als dem Mittelpunckte alles zuſchreibet, die menſchlichen Dinge in etwas Göttliches verſetzt. Denn wenn man ſeiner Pflicht ein Genügen thut, wenn man der Vernunfft gehorchet, ſo erfüllet man die Befehle der höchſten Vernunfft, man richtet alle ſeine Thaten zu dem gemeinen Beſten ein, welches von der Ehre GOttes nicht unterſchieden iſt: Es iſt kein gröſſer beſonderes Intereſſe als wenn man ſich des generalen annimmt; und man thut ſich ſelbſt ein Genügen, wenn man gerne die wahrhafftigen Vortheile der Menſchen befördert. Man mag nun ſeinen Endzweck erreichen oder nicht, ſo iſt man mit dem was geſchicht doch zu frieden, wenn man ſich dem Willen GOttes ergeben, und wenn man weiß, daß er das Beſte will; ehe er aber ſeinen Willen durch den Ausgang zu erkennen gibt, ſo ſucht man ihn zu finden und zu entdecken, wenn man thut was ſeinen Befehlen ſcheinet am gemäſſeſten zu ſeyn. Wenn wir ſo beſchaffen ſind, ſo laſſen wir uns den ungleichen Erfolg nicht verdrüßlich machen, wir betauren eintzig und allein unſer Verſehen und unſre Schuld; und die Undanckbarkeit der Menſchen kan uns von der Ausübung unſrer wohlthätigen Gemüths-Art nicht abwendig machen. Unſre Liebe iſt demüthig, voller Sittſamkeit und Beſcheidenheit, ſie ſucht nicht über andere zu herrſchen: in dem wir ſo wohl auf unſre Fehler, als auf die guten Gaben anderer ein wachſames Auge haben, ſo ſind wir geneigt über unſre Thaten eine ſcharffe Unterſuchung anzuſtellen, und das Thun und Laſſen anderer zu entſchuldigen, und zum Beſten zu kehren; dieſes aber deßwegen, um uns je mehr und mehr vollkommen zu machen und niemanden kein Leid noch Unrecht zu thun. Wo keine Liebe iſt, da iſt auch keine Frömmigkeit, und ohne die Dienſtfertigkeit und Wohlthätigkeit kan man nicht rechtſchaffen gottsfürchtig noch andächtig ſeyn.

Die gute Gemüths-Art, eine gute Auferziehung; der Umgang mit frommen und tugendhafften Leuten, kan gar vieles beytragen, die Seele in dieſen Zuſtand zu verſetzen; das aber, was ſie am meiſten dazu beweget, ſind gute Principia. Ich habe es bereits erinnert, man muß die Erkäntniß mit dem Eyfer verknüpffen, die Vollkommenheiten des Verſtandes müſſen die Vollkommenheiten des Willens vollkommen machen. Die Ausübung der Tugend kan ſo wohl von der Gewohnheit herrühren als die Ausübung der Laſter; man kan ſeine Luſt drinnen finden; wenn aber die Tugend vernünfftig iſt, wenn ſie ſich auff GOtt beziehet, der die höchſte Vernunfft der Dinge iſt, ſo iſt ſie auf die Erkäntniß gegründet. Man kan GOtt nicht lieben wenn man nicht ſeine Vollkommenheiten erkennet, und dieſe Erkäntniß begreifft die Grund-Lehren der wahren Frömmigkeit in ſich. Der Endzweck der wahren Religion ſoll dieſer ſeyn, daß ſie dieſelben in unſre Seele drucke; allein ich weiß nicht, wie es offters geſchehen iſt, daß die Menſchen, die Lehrer der Religion, von dieſem Endzwecke abgekommen ſind. Die Andacht iſt wieder die Meinung unſers göttlichen Oberherrens in die Ceremonien geſetzt, und die Lehre mit Formuln beſchweret worden. Dieſe Ceremonien ſind offt ſo beſchaffen geweſen, daß ſie gantz ungeſchickt geweſen die Ausübung der Tugend zu unterhalten, und die Formuln ſind offters nicht gar zu deutlich geweſen. Solte man es wohl glauben? die Chriſten haben ſich eingebildet, ſie könten wahrhafftig andächtig ſeyn, ohne ihren Nächſten zu lieben, und gottsfürchtig ſeyn ohne GOtt zu lieben; oder man hat geglaubet, man könne ſeinen Nechſten lieben, ohne ihm zu dienen, und GOtt lieben, ohne ihn zu erkennen. Es ſind viele Jahrhunderte verfloſſen, ehe man dieſen Fehler gewahr worden. und es iſt von dem Reiche der Finſterniß noch viel übrig. Bißweilen findet man Leute die von der Frömmigkeit, von der Andacht, von der Religion viel Plauderns machen, und wohl gar geſchäfftig ſind ſie zu lehren, und man ſiehet doch, daß ſie gar ſchlecht von den göttlichen Vollkommenheiten unterrichtet ſind. Sie ſtellen ſich die Gütigkeit und Gerechtigkeit des höchſten Fürſten des Univerſi gar übel vor, ſie bilden ſich einen GOtt ein, der nicht verdienet, daß man ihm nachahme, noch daß man ihn liebe. Dieſes hat mir geſchienen gefährlichen Folgerungen unterworffen zu ſeyn, maſſen gar viel dran gelegen, daß ſelbſt die Qvelle der Frömmigkeit rein und unbefleckt bleibe. Die alten Irrthümer derer die die Gottheit angeklaget, oder ein böſes Principium daraus gemacht haben, ſind zu unſern Zeiten bißweilen wieder auff die Bahn gebracht worden; man iſt auf die unwiederſtrebliche Macht GOttes verfallen, wenn man vielmehr ſeine höchſte Gütigkeit hat zeigen ſollen; und man hat eine deſpotiſche Gewalt vorgebracht, wenn man ſich eine Macht vorſtellen ſollen, die von der vollkommnen Weißheit regulirt wird. Ich habe bemercket, daß dieſe Meinungen, die capable ſind viel Unheil zu ſtifften, vornehmlich auf die verwirrten Begriffe gegründet worden, die man ſich von der Freyheit, der Nothwendigkeit und dem Verhängniß gemacht; ich habe bey Gelegenheit die Feder mehr als einmahl ergriffen, um dieſe wichtige Materien zu erleutern. Endlich aber bin ich genöthiget worden meine Gedancken über alle dieſe Sachen zuſammen zu tragen und dem publico mitzutheilen: und dieſes hab ich in der Probe, die ich hier von der Güte GOttes, **der Freyheit des Menſchen** und dem Urſprunge des Böſen an den Tag gebe, unternommen.

Es ſind zwey beruffne Labyrinthe, in denen ſich unſere Vernunfft ſehr offt verirret. Jenes betrifft die Frage von **der Freyheit**, und der **Nothwendigkeit**, ſonderlich in Hervorbringung und dem Urſprunge des Böſen; das andere beſtehet in der **Unterſuchung** der Continuität und den Indiviſibilibus, welche ſcheinen derſelben Elementa zu ſeyn, bey denen auch die Betrachtung des **Unendlichen** vorkommen muß. Das erſte ſetzt faſt das gantze menſchliche Geſchlecht in Verwirrung, das andre gibt nur den Philoſophis zu ſchaffen. Ich werde vielleicht ein ander mahl Gelegenheit haben mich über das andre zu erklären, und zu bedencken zu geben, daß man deßwegen allerhand falſche Dinge auf die Bahn gebracht, die uns in unüberwindliche Schwierigkeiten ſetzen, die vornehmlich den Nutzen haben ſolten, daß ſie dieſe Dinge ſolten über den Hauffen werffen, weil man ſich die Natur der Subſtantz und der Materie nicht wohl concipiret hat. Iſt nun aber die Erkäntnüß der Continuität zu der Speculation ſehr nöthig, und wichtig, ſo iſt die Erkäntnüß der Nothwendigkeit zu der Ausübung nicht weniger von groſſer Wichtigkeit, und hievon wird gegenwärtiger Tractat, nebſt denen Puncten, die damit verknüpffet ſind, nehmlich von der Freyheit des Menſchen und der göttlichen Gerechtigkeit handeln.

Die Menſchen ſind faſt zu allen Zeiten von einem falſchen Schluſſe, den die Alten die faule Vernunfft genennet, beunruhiget worden; weil er da hinaus lieff, daß man nichts thun, oder ſich wenigſtens um nichts bekümmern und bloß der Neigung ſeines gegenwärtigen Vergnügens folgen ſolte. Denn man ſagte, iſt das künfftige nothwendig, ſo wird das, was geſchehen ſoll, geſchehen, ich mag thun was ich will. Nun ſagte man, iſt das künfftige nothwendig, weil entweder die Gottheit alles vorher ſiehet, und es ſelbſt zuvorher alſo einrichtet, indem ſie alle Dinge des universi regieret; oder weil alles nothwendig aus dem Zuſammenhange der Urſachen, oder endlich aus der Natur der Wahrheit geſchicht die in den Enunciationibus, die man über jeden künfftigen Ausgang machen kan, determiniret iſt, wie ſie denn auch in allen andern Enunciationen würcklich determiniret iſt; maſſen die Enunciation in ſich ſelbſt allezeit entweder wahr oder falſch ſeyn muß, ob wir gleich nicht allemahl erkennen was es damit vor eine Beſchaffenheit habe, und alle dieſe Urſachen der Determination, die ſcheinen von einander unterſchieden zu ſeyn, kommen endlich alle wie Linien in einem centro zuſammen, denn es iſt in dem künfftigen Ausgange eine Wahrheit, die von den cauſis prædeterminiret iſt, und GOtt præſtabiliret ſie, indem er die Urſachen ſetzt.

Der übel eingenommene Begriff von der Nothwendigkeit hat, als er in der Praxi gebraucht worden, daſſelbige ausgehecket, was ich fatum Mahumetanum nenne, weil man die Türcken beſchuldiget, daß ſie nicht der Gefahr entfliehen und ſich nicht aus den Oertern machen, die von der Peſt angeſtecket ſind, und zwar um dergleichen Urtheile willen, die denen angeführten beykommen. Denn das fatum Stoicum war nicht ſo ſchlimm als man vorgiebt; es wendete die Menſchen nicht von der Sorge vor ihre Geſchäffte ab, ſondern ſuchte ſie nur durch Betrachtung der Nothwendigkeit in anſehen der Eventuum, die unſer Grämen und all unſern Verdruß vergebens machet, in Ruhe zu ſetzen, worinnen dieſe Weltweiſen von der Lehre unſers Heylandes nicht gäntzlich abgangen, die eben dieſe Sorge vor den andern Morgen wiederräthet, indem ſie ſie mit der Bemühung vergleichet, die ſich ein Menſch geben würde der ſeiner Länge und Gröſſe was zuſetzen wolte. Zwar können die Lehren der Stoiker (und vielleicht auch einiger berühmten Philoſophen unſrer Zeit) die bey dieſer vermeinten Nothwendigkeit ſtehen bleiben, nur eine gezwungene Gedult machen, da hingegen unſer Heyland weit höhere

Gedancken eingiebet und uns ſelbſt die Mittel lehret vergnügt zu ſeyn, indem er uns verſichert, daß GOtt, der vollkommen gut und weiſe iſt, und vor alle Dinge ſorget, ſo gar auch vor die Haare auff dem Haupte ſorge, daß wir ein völliges Vertrauen auf ihn ſetzen ſollen; wenn wir es alſo begreiffen könten, ſo würden wir ſehen, daß ſelbſt kein Mittel verhanden ſowohl abſolute, als vor uns, was beſſers zu wünſchen, als was er thut. Es iſt eben ſo als wenn man zu den Menſchen ſagte: Thut nur eure Pflicht, und ſeyd mit dem zufrieden, was hiebey geſchehen wird, nicht allein deßwegen, weil ihr der göttlichen Vorſehung, oder der Natur der Dinge nicht wiederſtehen könnet, (wobey man zwar ruhig aber nicht vergnügt ſeyn kan) ſondern auch weil ihr mit einem guten HErrn zu thun habt. Und dieſes kan man Fatum Chriſtianum nennen.

Unterdeſſen befindet ſichs, daß die meiſten Menſchen, ja ſelbſt die Chriſten in ihr Leben etwas von dem Türckiſchen Verhängniſſe mit einmiſchen, ob ſie es wohl nicht gnugſam erkennen. Sie legen zwar nicht gantz ihre Hände in die Schooß, und laſſen nicht alles ſtehen und liegen wenn eine augenſcheinliche Gefahr, oder eine groſſe und offenbahre Hoffnung verhanden, denn ſie ſind nicht ſo wunderlich, daß ſie nicht ſolten aus einem Hauſe gehen das einfallen will, und ſich nicht vom abſchüßigen Orte abwenden, den ſie in ihrem Wege antreffen; ebenfals werden ſie auch in die Erde graben, um einen Schatz heraus zu hohlen, den ſie ſchon halb entdecket haben, ohne zu erwarten biß ihn das Verhängniß vollends heraus bringe: wenn aber das Gute oder das Böſe entfernet oder zweiffelhafft iſt, das Mittel dagegen ſchwer und mühſam, oder uns nicht ſehr anſtändig iſt, ſo ſcheinet uns die faule Vernunfft gut zu ſeyn. Wenn man Z. E. unſre Geſundheit, ja ſelbſt unſer Leben, durch eine gute Diæt erhalten ſoll, ſo antworten offt die Leute, denen man hierinnen einen guten Rath giebet, unſre Tage wären gezehlet, und es wäre eine vergebene Sache, wenn man ſich wieder dasjenige auflehnen wolte, was uns GOtt zugedacht; wenn aber das Ubel, das ſie vernachläßigt gehabt, herannahet, ſo reñen eben dieſe Leute offt ſelbſt nach den lächerlichſten Hülffs-Mitteln. Faſt eben ſo raiſonniret man, wenn wir etwas Schweres zu überlegen haben, als Z. E. wenn man ſich ſelbſt fraget, quod vitæ ſectabor iter? was vor eine Profeſſion man erwehlen ſolle; wenn von einer unter händen habenden Heyrath, von einem Kriege, den man anfangen ſoll, von einer Schlacht die man halten ſoll, die Rede iſt: denn in dieſem Falle wird man viele finden, die lieber der Mühe die Sache zu unterſuchen wollen überhaben ſeyn, und ſich dem Looſe oder ihrer Neigung ergeben, grade als wenn man die

Vernünfft nur in leichten Fällen dürffte zu rathe ziehen. Alsdenn wird man offters lieber Türckiſch urtheilen(wiewohl man dieſes ein unzeitiges Vertrauen auf die Vorſehung nennet, welches alsdenn erſt ſtatt findet wenn man das Seinige gethan,) und die faule Vernunfft lieber zur Hand nehmen, die von dem unwiederſtreblichen Verhängniſſe hergenommen worden, damit man nicht gehöriger maſſen raiſonniren dürffe, ohne zu bedencken daß dieſes Urtheil allezeit ſtatt finden würde, wenn es wieder den Gebrauch der Vernunfft gut wäre,die Berathſchlagung möchte entweder leichte ſeyn oder nicht. Dieſe Faulheit iſt eines theiles Urſache an dem abergläubiſchen Gebrauche der Wahrſagungen, auf den die Menſchen ſo leicht verfallen als auf den Lapidem Philoſophicum, weil ſie gerne einen kurtzen Weg haben möchten ohne Mühe glücklich zu werden.

Ich rede nicht von denjenigen die ſich dem Glücke ergeben,weil ſie vorher glücklich geweſen, als wenn in ſelbigem etwas gewiſſes und ſicheres wäre. Ihr Schluß von dem vergangnen auf das künfftige hat ſo wenig Grund, als die Grund-Lehren der Aſtrologie und anderer Wahrſagungen: ſie bedencken nicht, daß gemeiniglich in dem Glücke ein fluxus und refluxus, eine Ebbe und Fluth iſt, una marea, wie es die Italiener zu nennen pflegen,wenn ſie Baſſette ſpielen,ſie machen allerhand beſondere An-

Anmerckungen darüber; allein, ich wölte es niemanden rathen, daß er ſich allzuſehr auf dieſelben verlaſſen ſolte. Inzwiſchen kan offtermahls dieſes Vertrauen auf ſein Glück, den Leuten, ſonderlich den Soldaten ein Hertz machen, und es giebt ihnen auch dieſes gute Glück, was ſie ſich zueignen, wie offters die Prophezeyungen machen, daß das geſchicht, was iſt vorher geſagt worden, und wie man ſagt, daß die Mahometaner von der Meinung, die ſie von dem Verhängniß haben, determiniret werden. Alſo haben die Irthümer auch zuweilen ihren Nutzen: gewöhnlich aber nur andern Irrthümern abzuhelffen, und die Warheit iſt abſolut weit beſſer.

Man mißbraucht aber ſonderlich dieſe vermeinte Nothwendigkeit des Verhängniſſes, wenn man dadurch unſre Laſter und unſere Freygeiſterey entſchuldigen will. Ich habe offters von jungen aufgeweckten Gemüthern, die ſich ein wenig als eſprits forts aufführen wollen, ſagen hören, es wäre nichts nütze, daß man die Tugend predigte, die Laſter tadelte, Belohnungen vorſtellte, und mit Straffen dräuete, weil man von dem Buche der Verhängniſſe ſagen könte, was geſchrieben iſt, das iſt geſchrieben, und weil unſre Aufführung nichts dran ändern könte; das beſte alſo wäre, daß man ſeiner Neigung folgte, und ſich bey nichts auffhielte, als was uns gegenwärtig ein Vergnügnügen geben könte. Sie haben aber nicht die entſetzlichen Folgen dieſes Schluſſes bedacht, der allzuviel beweiſen würde; weil er Z. E. beweiſen würde, daß man ein angenehmes Tränckgen trincken ſolte, wenn man gleich wüſte daß es vergifftet wäre. Denn aus der Ration, wenn ſie gültig wäre, könte ich ſagen, wenn in den Büchern der Parcen geſchrieben iſt, daß mich das Gifft ums Leben bringen, oder mir ſchaden thun wird, ſo wird es auch geſchehen, wenn ich auch gleich nicht dieſes Tränckgen nehme; iſt es aber nicht geſchrieben, ſo wird es nicht geſchehen, wenn ich auch gleich dieſes Tränckgen nehme; folglich würde ich ungeſtrafft meiner Neigung, dasjenige zu nehmen was angenehm iſt, folgen können, es möchte ſo ſchädlich ſeyn als es wolte, worinnen aber eine offenbahre Abſurdität ſtecket. Dieſer Einwurff machte ſie ein wenig ſtutzig; allein ſie verfielen allezeit wieder auf ihren Schluß, den ſie auf unterſchiedene Art herumdreheten, biß man es ihnen endlich in die Hände gegeben, worinnen der Fehler dieſes Sophiſmatis beſtehet. Es iſt nehmlich falſch, daß der Ausgang geſchicht, man thue was man wolle; Er wird geſchehen, weil man das thut, was uns zu demſelbigen führet; und wenn der Ausgang geſchrieben iſt, ſo iſt die Urſache, die machen wird daß er geſchehen wird, auch geſchrieben. Alſo wirfft die Verbindung des Effectus mit der

Cauſa eine der Praxi ſchädliche Nothwendigkeit um, ſtatt daß ſie eine einführen ſolte.

Allein wenn man auch keine böſe und zu der Freygeiſterey geneigte Intention hat, ſo kan man doch auf andere Weiſe die greulichen Folgerungen einer fatalen Nothwendigkeit einſehen; wenn man bedencket, daß ſie die Freyheit des freyen Willens, die doch ein weſentliches Stücke der Moralität unſrer Actionen iſt, über den Hauffen werffen würde; maſſen die Gerechtigkeit und die Ungerechtigkeit, das Loben und Tadeln, die Straffen und die Belohnungen in Anſehung der nothwendigen Thaten nicht würden ſtatt finden, und niemand würde können genöthiget werden was Unmögliches zu thun, oder nicht zu thun was abſolut nothwendig iſt. Es kan wohl geſchehen, daß man nicht willens dieſe Anmerckung zu mißbrauchen, um denen Unordnungen das Wort zu reden; allein man wird doch bißweilen weder aus noch ein wiſſen, wenn man von den Actionibus anderer urtheilen oder vielmehr auf die Einwürffe wird antworten ſollen, unter denen einige ſelbſt die göttlichen Actiones betreffen, von denen ich bald etwas gedencken werde. Und gleich wie eine unüberwindliche Nothwendigkeit der Gottloſigkeit Thür und Thor öffnen würde, weil man entweder draus ſchlüſſen könte, daß man könne nicht geſtrafft werden, oder daß es vergebens und unnöthig ſey, wenn man einen Strohme wiederſtehen wolte, der alles mit ſich fortreiſſet; alſo iſt ſehr viel dran gelegen, daß man die unterſchiedenen Grade der Nothwendigkeit anmercke, und zeige, daß einige Grade nicht ſchädlich ſeyn können, gleich wie man einige andere nicht zulaſſen kan ohne die ſchlimmen Folgerungen einzuräumen.

Einige gehen noch weiter, und indem ſie ſich nicht begnügen das Vorgeben von der Nothwendigkeit anzuführen, um zu beweiſen, daß die Tugend und die Laſter weder Gutes noch Böſes thun; ſo ſind ſie ſo verwegen, daß ſie GOtt ihre Unordnungen mit zuſchreiben, und den alten Heyden nachahmen, die den Göttern die Urſache ihrer Laſter zuſchrieben, als wenn ſie eine Gottheit zum Böſen antriebe. Die Philoſophie der Chriſten, die die Dependentz der Dinge von dem erſten Urheber und ſeinen Concurſum mit allen Actionen der Creaturen beſſer erkennet, als der Alten ihre, hat dieſe Verwirung zu vermehren geſchienen. Einige geſchickte Leute zu unſrer Zeit ſind ſo weit gegangen, daß ſie den Creaturen alle Actiones abgeſprochen. Und der Herr Bayle, der dieſer auſerordentlichen Meynung ein bißgen zugethan geweſen, hat ſich derſelben bedienet, die alte und ſchon längſt untergebutterte Lehre von 2 Principiis oder von zweyen Göttern, einem böſen und einem guten, wieder auf die Bahn zu bringen, als wenn ſie den Schwürigkeiten von dem Urſprunge des Böſen beſſer abhülffe, ob er es wohl ſonſt vor eine Meinung hält, die ſich nicht behaupten läſt, und von der Einigkeit eines Principii glaubt, daß ſie in den rationibus a priori unſtreitig gegründet ſey; jedennoch aber will er draus ſchlieſſen, unſre Vernunfft wiſſe weder aus noch ein, und könne den Schwürigkeiten nicht abhelffen, nichts deſto weniger aber müſſe man an den geoffenbahrten Lehren feſte halten, die uns die Exiſtenz eines einigen vollkommen guten, mächtigen und weiſen Gottes lehren. Es möchten aber viele die es leſen, die die Unauflößligkeit ſeiner Einwürffe vor gewiß halten, und wenigſtens glauben würden, ſie wären ſo ſtarck als die Beweißthümer von der Warheit der Religion, ſchädliche Folgerungen daraus ziehen.

Wenn aber auch gleich GOtt zu den böſen Actionibus nicht concurrirte, ſo würden doch noch viele Schwürigkeiten darinnen vorfallen, daß er ſie vorher ſiehet und zuläſt, da er ſie doch durch ſeine Allmacht verhindern könte. Und deswegen haben einige Philoſophen und ſelbſt einige Theologi ihm lieber die umſtändliche Erkäntniß der Dinge, ſonderlich aber eines jeden zukünfftigen Ausganges abſprechen, als dasjenige einräumen wollen, was etwan ihrer Meynung nach ſeine Gütigkeit verletzen könte. Die Socinianer und Conradus Vorſtius ſind zu dieſer Meinung geneigt, und Thomas Bonartes ein Engliſcher Jeſuite und Pſeudonymus, aber doch ein ſehr gelehrter Mann, der ein Buch de concordia ſcientiæ cum fide geſchrieben, von dem ich weiter unten was gedencken werde, ſcheinet dieſes auch vorzugeben.

Sie haben ohne Zweiffel unrecht; allein andere haben ebenfals unrecht, die, da ſie ſich bereden, es geſchehe nichts ohne dem Willen GOttes und deſſen Macht, ihm dergleichen Intention und Actiones zuſchreiben, die dem gröſten und beſten Enti ſo unanſtändig ſind, daß man faſt meynen ſolte, dieſe Leute hätten der Lehre von der Gerechtigkeit und Gütigkeit Gottes in der That gäntzlich abgeſaget. Sie haben geglaubt, er könte, weil er abſoluter Herr über das Univerſum wäre, ohne einigen Schaden ſeiner Heiligkeit machen, daß die Sünde begangen würde, bloß und allein deswegen, weil es ihm gefiele, oder damit er ſich die Freude machen könte die Leute zu ſtraffen, oder auch daß er ſich eine Freude draus machen könte Unſchuldige ewig zu ſtraffen, ohne einige Ungerechtigkeit zu begehen, weil niemand das Recht oder die Gewalt habe, ſein Thun und Laſſen zu tadeln oder zu examiniren. Einige ſind gar ſo weit gegangen, daß ſie geſagt, GOtt mache es in der That alſo, und vergleichen uns unter dem Vorwande, daß wir gegen ihm wie nichts ſind, mit den Erdwürmern, die die Menſchen ohn einiges Bedencken zertreten, wenn ſie einige im Wege antreffen, oder überhaupt mit den Thieren anderer Geſchlechte, die wir, ohne uns ein Gewiſſen zu machen, übel tractiren.

Ich glaube daß es viele ſonſt gar wohl geſinnete Leute mit dieſen Gedancken halten, weil ſie nicht gnugſam erkennen, was aus denſelben flieſſet, ſie ſehen nicht, daß ſie dadurch eben die göttliche Gerechtigkeit umſtoſſen; denn was gedenckt man wohl einer ſolchen Gerechtigkeit, die nur thut was ſie will, vor einen Begriff zu geben, das iſt, einer ſolchen Gerechtigkeit, da der Wille nicht von der Regul des Guten dirigiret wird, und grade auf das Böſe verfällt? es müſte denn der Begriff ſeyn, der in der tyranniſchen Beſchreibung Traſimachi bey dem Platone enthalten iſt, der ſagte, Gerecht wäre das, was dem Mächtigſten gefiele. Hierauf verfallen wieder vermuthen, die alle Obligation auf den Zwang gründen und folglich die Macht vor das Maß des Rechten halten. Allein ich bin gewiß, man werde dergleichen Lehr-Sätze, die ſo wunderlich herauskommen, und gar ſchlechtes Geſchicke haben die Menſchen durch die Nachahmung GOttes gut und liebreich zu machen, bald fahren laſſen, wenn man nur wohl wird bedacht haben, daß ein GOtt, der an dem Böſen des andern einen Gefallen hätte, von dem böſen Principio der Manichæer nicht könne unterſchieden werden, geſetzt, daß dieſes

Principium über das Univerſum allein Herr und Meiſter wäre, und daß man folglich dem wahren GOtte ſolche Meinungen zuſchreiben müſſe, die machen, daß er verdiene das gute Principium genennet zu werden.

Und zu allem Glücke ſind dieſe greuliche Lehren faſt nicht mehr unter den Theologis anzutreffen. Inzwiſchen wärmen ſie einige geſchickte Leute, die gerne Schwürigkeiten zu machen pflegen, wieder auf; ſie ſuchen uns in noch gröſſere Verwirrungen zu ſetzen, indem ſie die Streitigkeiten, welche die Chriſtliche Theologie aufwirfft, mit den Philoſophiſchen Händeln verknüpffen. Die Philoſophen haben die Fragen von der Nothwendigkeit, der Freyheit und dem Urſprunge des Böſen betrachtet; die Theologi haben die Fragen von der Erb-Sünde, von der Gnade, und der Verſehung hinzugethan. Die urſprüngliche Verderbniß des menſchlichen Geſchlechtes, die von der erſten Sünde entſtanden iſt, ſcheint uns eine natürliche Nothwendigkeit zu ſündigen aufgelegt zu haben, ohne die Beyhülffe der göttlichen Gnade; da aber dieſe Nothwendigkeit mit der Straffe nicht beſtehen kan, ſo möchte man daraus ſchlüſſen, daß eine zulängliche Gnade hätte ſollen allen Menſchen gegeben werden, welches mit der Erfahrung eben nicht allzuſehr ſcheinet überein zu kommen.

Allein die Schwürigkeit iſt ſehr groß, ſonderlich in Anſehung der göttlichen Verſehung bey der Seligkeit der Menſchen. Es ſind wenig Selige und Auserwehlte; GOtt hat alſo nicht den feſten und ſchlüßigen Willen viele davon ſelig zu machen. Und weil man zugeſtehet daß diejenigen, die er erwehlet hat, es nicht mehr verdienen als andere, und im Grunde auch eben ſo böſe ſind; und weil das Gute, das ſie haben, nur eine Gabe GOttes iſt, ſo wird die Schwürigkeit dadurch noch gröſſer. Wo iſt denn nun ſeine Gerechtigkeit, oder wenigſtens ſeine Gütigkeit, möchte man ſagen? Die Partheyligkeit oder die Annehmung der Perſonen iſt wieder die Gerechtigkeit, und derjenige der ſeine Gütigkeit ohne Urſache einſchrencket, der muß nicht gütig genung ſeyn. Diejenigen, die nicht erwehlet worden, gehen zwar aus ihrer eignen Schuld verlohren, ſie haben keinen guten Willen, oder keinen lebendigen Glauben; es lag aber an GOtt ihnen denſelben zu geben. Es iſt bekant, daß die Menſchen über die innerliche Gnade gewöhnlich noch durch äuſerliche Umſtände und Gelegenheiten unterſchieden werden, und daß die Aufferziehung, der Umgang, die Erfahrung, die Gemüths-Art offt ändere, verderbe und verſchlimmere. Da nun GOtt einige in gute Umſtände ſetzt, und andere in ſolche Zufälle gerathen läſt, die zu ihrem Unglücke contribuiren, ſolte man nicht Urſache haben ſich drüber zu verwundern? Es iſt meines Erachtens nicht gnung, daß man mit einigen ſagt, die innerliche Gnade ſey allgemein, und vor alle gleich; maßen dieſe Leute ebenfals zu der Ausruffung des heiligen Pauli ihre Zuflucht nehmen und ſagen müſſen: O! welch eine Tieffe! wenn ſie bedencken, wie ſo zu reden durch die äuſſerliche Gnade ein groſſer Unterſcheid unter den Menſchen gemacht werde, das iſt, durch die Gnade die in den unterſchiedenen Umſtänden erhellet, die GOtt erreget, über die die Menſchen keine Gewalt haben, und die doch in das, was die Seligkeit angehet, einen ſo groſſen Einfluß haben.

Man wird eben nicht weiter kommen ſeyn, wenn man mit dem heiligen Auguſtino ſagt, GOtt hätte alle Menſchen in ihrem Elende laſſen können, weil ſie alle wegen der Sünde Adams unter der Verdammung ſtehen, und alſo geſchehe es bloß aus ſeiner Gütigkeit, daß er einige heraus reiſſe. Denn über dem, daß es ſehr wunderlich heraus kommt, daß einer um der Sünde willen eines andern ſoll verdam̃et werden, ſo bleibt doch noch allezeit die Frage übrig: Warum ſie GOtt nicht alle errettet; warum nur die geringſte Zahl, und warum er einige den andern vorziehet? Er iſt zwar ihr Herr; ſeine Macht iſt unumſchränckt, allein ſeine Weißheit läſts ihm nicht zu ſie auf eine eigenwillige und deſpotiſche Art auszuüben, welches in der That tyranniſch wäre.

Weil ferner der Fall des erſten Menſchens nur mit Zulaſſung GOttes geſchehen, und GOtt ſich nur alsdenn erſt entſchloſſen ihn zuzulaſſen, nachdem er dasjenige betrachtet, was daraus folgen würde, nehmlich die Verderbung der Maſſe des menſchlichen Geſchlechts, und die Wahl einer geringen Zahl der Auserwehlten mit Verlaſſung der andern allen, ſo iſts eine vergebene Sache die Schwürigkeit zu verhöhlen, indem man bey der bereits verderbten Maſſe ſtehen bleibet; maſſen man wieder Willen ſich wieder auf die Erkäntniß der Folgen der erſten Sünde, die noch vor dem Rathſchluſſe vorhergegangen, wenden muß, durch den ſie GOtt zugelaſſen, und zu gleicher Zeit auch zugelaſſen, daß die Verſtoſſenen in der Maſſe der Verderbung ſolten mit begriffen ſeyn, und nicht herausgeriſſen werden: denn GOtt und der Weiſe beſchlüſſen nichts ohne deſſelben Folgen zu betrachten.

Wir hoffen daß wir dieſe Schwürigkeit werden heben können. Wir werden zeigen daß keine abſolute oder unbedungene Nothwendigkeit, die man auch Logiſch und Metaphyſiſch und bißweilen auch Geometriſch nennet, und vor der man ſich eintzig und allein würde zu fürchten haben, in den freyen Thaten zu finden iſt. Und alſo iſt die Freyheit nicht allein von dem Zwange, ſondern auch von der rechten Nothwendigkeit frey und ausgenommen. Wir werden zeigen, daß GOtt ſelbſt, ob er wohl allezeit das Beſte erwehlet, nicht aus einer abſoluten Nothwendigkeit agirt, und daß die Geſetze der Natur, die ihr GOtt vorgeſchrieben, und die auf die Convenientz gegründet ſind, zwiſchen den Geometriſchen uñ abſolut nothwendigen Wahrheiten, und zwiſchen denen eigenwilligen Rathſchlüſſen die Mittelſtraſſe halten, welches der Herr Bayle und andere neue Philoſophen nicht gnugſam begriffen haben. Wir werden auch zeigen, daß in der Freyheit wohl eine Indifferentz verhanden, weil man eben nicht abſolut nothwendig eine von zweyen Partheyen erwehlen muß, aber niemahls eine indifferentia æquilibrii. Wir werden auch zeigen, daß in den freyen Actionen eine vollkommene Spontaneität verhanden, die über alles das gehet, was man ſich bißher davon concipiret hat. Endlich werden wir auch zu erkennen geben, daß die hypothetiſche und moraliſche Nothwendigkeiten, die in den freyen Actionen anzutreffen, nichts Beſchwerliches und Unbeqvemes an ſich haben, und daß die faule Vernunfft ein rechtes Sophiſma iſt. Und was den Urſprung des Böſen in Anſehung GOttes anlanget, ſo vertheidiget man ſeine Vollkommenheiten, wodurch ſo wohl ſeine Heiligkeit, Gerechtigkeit und Gütigkeit, als ſeine Gröſſe, ſeine Allmacht, und ſeine Independentz erhöhet und verherrlichet wird. Wir zeigen, wie es möglich daß alles von ihm dependire, daß er zu allen Thaten der Creaturen concurrirt, daß er ſelbſt die Creaturen unaufhörlich ſchaffet, und daß er dem ohngeacht doch nicht der Urheber der Sünde iſt; daſelbſt zeiget man auch, wie die privativiſche Natur des Böſen zu concipiren ſey. Wir thun auch noch mehr; wir zeigen, wie das Böſe einen gantz andern Urſprung als den Willen GOttes habe, und daß man deswegen von dem malo culpæ mit Recht ſagen könne, daß es GOtt nicht wolle, ſondern nur zulaſſe. Allein was das wichtigſte iſt, ſo zeigen wir, daß GOtt die Sünde und das Elend habe zulaſſen, ja dazu ſelbſt concurriren und was beytragen können, ohne den geringſten Nachtheil ſeiner Heiligkeit und ſeiner höchſten Gütigkeit, ob er wohl abſolut zu reden alle dieſe Ubel hätte vermeiden können. Und was die Materie von der Gnade und der Prædeſtination anlangt, ſo ſprechen wir diejenigen Redens-Arten recht, die die Sache am beſten ausdrücken und vorſtellen, als Z. E. daß wir bloß und allein durch die vorlauffende Gnade GOttes bekehret werden, daß wir ohne ſeine Beyhülffe nichts Gutes thun können; daß GOtt alle Menſchen will ſelig haben, daß er nur allein diejenigen verdamt die einen böſen Willen haben, daß er allen eine zulängliche Gnade giebt, wenn ſie ſelbige nur gebrauchen wollen; daß weil JEſus Chriſtus der Grund und Mittel-Punckt der Wahl iſt, GOtt die Erwehlten zur Seligkeit deßwegen deſtinirt, weil er vorhergeſehen, daß ſie ſich mit wahrem und lebendigem Glauben an die Lehre Chriſti halten würden; ob wohl ſonſt wahr, daß dieſe Urſache der Erwehlung nicht die (ultima cauſa) Haupt-Urſache der Wahl iſt, und daß dieſes Vorherſehen ſelbſt annoch ein Erfolg ſeines Rathſchluſſes iſt der vorhergehet; um ſo viel mehr, weil der Glaube eine Gabe GOttes iſt, und er ſie aus den Gründen eines höhern Rathſchluſſes, der die Gnade und Umſtände nach der Tieffe ſeiner höchſten Weißheit austheilet, prædeſtinirt hat, daß ſie den Glauben empfangen und haben ſollen.

Gleichwie nun einer von den geſchickteſten Leuten unſrer Zeit, der eine ſo groſſe Beredſamkeit als Einſicht beſitzt, und von einer ſehr weitläufftigen Gelehrſamkeit wichtige Proben gegeben, ich weiß nicht aus was vor einer Neigung, ſich vorgenommen alle Schwürigkeiten über dieſe Materie, die wir nur überhaupt berühret haben, auf eine wunderwürdige Art zu verſtärcken und hoch anzuſtreichen: alſo haben wir eine ſchöne Gelegenheit gefunden uns zu üben, indem wir mit ihm die Sache umſtändlich und Stück vor Stück vor die Hand nehmen. Man muß bekennen, daß der Herr Bayle (denn es iſt wohl leicht zu ſchlüſſen daß wir von ihm reden) ſeiner ſeits alle Vortheile hat, doch diejenigen ausgenommen, die den Grund der Sache angehen; allein wir hoffen die nackende Warheit werde (von der er ſelbſt erkennet, daß ſie auf unſrer Seite iſt) doch vor allen Zierathen der Beredſamkeit und der Gelahrheit den Sieg und den Vorzug davon tragen, wenn wir ſie nur wie ſichs gehöret erklären und vortragen werden; wir hoffen um ſo viel mehr, daß es uns wohl werde von ſtatten gehen, weil wir die göttliche Sache vertheidigen, und weil eine von den Lehren, die wir hier behaupten, ſagt, der Beyſtand der göttlichen Gnade werde denjenigen nicht verſagt die einen guten Willen haben. Der Autor dieſes Diſcours glaubt, er habe durch den Fleiß, den er über dieſe Materie von ſich blicken laſſen, bereits einige Proben hievon gegeben. Er hat von Jugend auf dieſer Materie nachgedacht, er hat ſich mit einigen der vornehmſten Männern unſrer Zeit hierüber vernommen, und annoch durch Leſung guter Autorum dieſe Sache bekant gemacht. Und der glückliche Fortgang, den ihm GOtt, nach der Meinung vieler wackeren Leute die davon urtheilen können, in einigen andern tiefſſinnigen Meditationibus gegeben, davon einige einen groſſen Einfluß in dieſe Materie haben, giebt ihm vielleicht einiges Recht ſich zu ſchmeicheln, daß die Leſer ſo die Warheit lieben und unterſuchen können, ihm einiges Gehör geben werden. Er hat noch viel beſondere und gar wichtige Urſachen gehabt, die ihn bewogen die

Feder über dieſe Materie anzuſetzen. Die Unterredungen die er in Teutſchland und Franckreich mit Gelehrten und Hoffleuten, ſonderlich aber mit einer der gröſten und vollkommenſten Princeßinnen darüber gehabt, haben ihn mehr als einmahl dazu ſchlüßig gemacht. Er hatte die Ehre gehabt dieſer Princeßin über viele Stellen des wunderwürdigen Dictionarii des Herrn Bayle ſeine Meinungen zu ſagen, in denen die Religion und die Vernunfft mit einander zu ſtreiten geſchienen, und in denen der Herr Bayle der Vernunfft das Maul ſtopffen will, nachdem er ſie allzuſehr das Maul auffthun laſſen, welches er den Triumph des Glaubens nennet. Der Autor gab damahls bald zu erkennen, er wäre einer andern Meynung, nichts deſto weniger aber ſey es ihm doch lieb, daß ein ſo geſchickter Kopff Gelegenheit gegeben dieſe ſo wichtige als ſchwere Materien zu unterſuchen und einzuſehen. Er bekennte daß er ſie zu vorher auch lange Zeit unterſuchet, und zuweilen auch bey ſich überlegt gehabt einige Gedancken über dieſe Materie heraus zu geben, deren vornehmſter Endzweck die Erkäntniß GOttes ſeyn ſolte, dergleichen zu Aufmunterung der Frömmigkeit, und zu Unterhaltung der Tugend erfordert wird. Dieſe Princeßin hat ihn öffters ermahnt ſein ehmahliges Vornehmen zu Werck zu richten, einige gute Freunde kamen noch dazu, und die Verſuchung dasjenige zu thun was ſie von ihm forderten war um ſo viel gröſſer, weil er Urſach zu hoffen hatte, daß ihm in dem Fortgange der Unterſuchung die Einſichten des Herrn Bayle gar vieles behülfflich ſeyn würden die Materie ſo deutlich zu machen, als durch beyder Bemühung geſchehen könte. Allein dieſes Vorhaben iſt wegen vieler andern Verhinderniſſe ins ſtecken gerathen, und der Tod der unvergleichlichen Königin iſt nicht das geringſte geweſen. Inzwiſchen geſchahe es, daß der Hr. Bayle von einigen berühmten Leuten angegriffen wurde, die ſich die Unterſuchung eben dieſer Materie angelegen ſeyn lieſſen; er antwortete ihnen weitläufftig und allezeit ſehr ſinnreich; man gab auf ihren Streit genau acht, ſonderlich darauf, daß ich mit eingemiſchet würde. Höret wie es zugegangen.

Ich hatte ein neu Syſtema heraus gegeben, wodurch es ſchiene, daß die Vereinigung der Seele mit dem Leibe könte erkläret werden; es fand genugſamen Beyfall ſelbſt bey denjenigen die nicht gäntzlich damit zu frieden waren; und einige geſchickte Männer bezeugten, daß ſie ſchon meiner Meinung geweſen, ohne daß ſie vorher, ehe ſie das geſehen was ich hievon geſchrieben, auf eine ſo deutliche Erklärung gekommen wären. Der Herr Bayle unterſuchte es in ſeinem Dictionario hiſtorico critico, unter dem Articul Rorarius. Er glaubte meine gegebene Entdeckungen verdienten beſſer ausgeführt zu werden; er zeigte derſelben Nutzen in gewiſſen Dingen, er ſtellte auch dasjenige vor, was noch einige Schwürigkeiten verurſachen könte. Ich konte nicht umhin auf ſo höffliche Redens-Arten, und auf ſo lehrreiche Anmerckungen als wie die Seinigen waren, gehöriger maſſen zu antworten, und damit ich mir dieſelben deſto mehr möchte zu nutze machen, ſo gab ich einige Erläuterung in der Hiſtoire des ouvrages des Savans Juillet 1698. heraus. Der Herr Bayle antwortete darauf in der andern Auflage ſeines Dict. Ich ſchickte ihm eine Gegenantwort zu, die aber noch nicht heraus gekommen iſt, und ich weiß nicht, ob er auff dieſe Gegenantwort wieder geantwortet.

Inzwiſchen geſchahe es, daß als der Herr Clericus in ſeiner Bibliotheque choiſie einen Auszug von dem Syſtemate intellectuali des verſtorbenen Herrn Cudvvorth gegeben und darinnen gewiſſe naturas plaſticas erkläret hatte, die dieſer vortrefliche Mann zu der Formation der Thiere employirte; ſo glaubte der Herr Bayle (ſchlaget die Continuation des penſées diverſes ch. 21. Art. 11. nach) weil dieſe Naturen keine Erkäntniß hätten, ſo ſchwächte man dadurch, wenn man ſie ſetzte, das Argument, das aus der wunderwürdigen Bildung der Dinge beweiſet, daß das Univerſum eine verſtändige Urſache haben müſſe. Der

Hr. Clericus antwortete darauf (4. Art. du 5. Tom. de ſa Biblioth. choiſie) dieſe Naturen müſten von der göttlichen Weißheit dirigiret werden. Der Herr Bayle fuhre (Art. 7. de l'hiſtoire des ouvrages des Savans Aouſt 1704.) fort zu behaupten, eine bloſſe Direction langte zu einer Urſache die keine Erkäntniß hätte nicht zu, man müſte es denn vor ein bloſſes göttliches Inſtrument halten, in welchem Falle ſie aber nichts nütze ſeyn würden. Mein Syſtema wurde beyläuffig mit berühret und das gab mir Gelegenheit eine kleine Schrifft dem berühmten Autor der Hiſtoire des ouvrages des Savans zuzuſchicken, die er in Monat May 1705. Art. 9. brachte, darinnen ich ſuchte zu zeigen, daß der Mechanismus ſchon zulänglich wäre, die organiſchen Cörper der Thiere hervor zu bringen, ohne daß man andere plaſtiſche Naturen hiezu vonnöthen hätte, wenn man nur die Reformation der ſchon gantz organiſchen Cörper in den Saamen der Cörper hinzu ſetzt die entſtehen, und die im Saamen derjenigen Cörper enthalten ſind, von denen ſie gezeugt werden, biß zu den erſten Saamen, welches von niemanden anders als von dem Urheber der Dinge, der unendlich mächtig und unendlich weiſe iſt, entſtehen könne, der weil er alles bald ordentlich ſchaffet, in ſelbigen alle Ordnung und alles zukünfftige Artificium præſtabiliret hat. In den Dingen iſt kein

Chaos; und der Organiſmus iſt allenthalben in einer Materie, deſſen Diſpoſition von GOtt kommet. Dieſes würde man um ſo viel eher entdecken, je weiter man in der Anatomie der Cörper kommen könte, und man würde es beſtändig anmercken, wenn man wie die Natur in infinitum fortgehen und die Subdiviſion durch unſere Erkäntniß fortſetzen könte, wie ſie ſie in der That fortgeſetzet hat.

Gleich wie ich mich zur Erklärung dieſes Wunderdinges, nehmlich der Bildung der Cörper, einer Harmonia præſtabilita bedienet habe, das iſt, eben des Mittels deſſen ich mich zu Erklärung einer andern wunderwürdigen Sache, nehmlich der Ubereinſtimmung der Seele mit dem Leibe bedienet hatte, wodurch ich die Einförmigkeit und Fruchtbarkeit meiner gebrauchten Grund-Lehren zeigte; alſo ſchiene es daß dieſes den Hn. Bayle meines Syſtematis eingedenck gemacht, das von dieſer Ubereinſtimmung Ration giebet, und das er vormahls unterſucht gehabt. Er bezeugte (im 180. cap. de ſa Rep. aux queſtions d'un Provincial, p. 1253. T. 3.) es ſchiene ihm nicht, daß GOtt der Materie oder einer andern Urſache das Vermögen zu organiſiren geben könte, ohne ihr den Begriff und die Erkäntniß der Organiſation zu geben; Er wäre auch noch ungeneigt zu glauben, daß GOtt mit aller ſeiner Macht und

Gewalt über die Natur und mit allem Vorherwiſſen von allen Zufällen, die ſich zutragen können, hätte die Sachen ſo einrichten können, daß durch die bloſſen Geſetze der Mechanic, z. E. ein Schiff ſolte in den beſtimmten Hafen gehen, ohne daß ſein Lauff von einem verſtändigen Directore regieret würde. Ich wunderte mich höchlich, als ich ſahe, daß man die göttliche Macht einſchrenckte, ohne einigen Beweiß davon anzuführen, und ohne zu zeigen, daß entweder von Seiten des Objecti ein Wiederſpruch, oder von Seiten GOttes eine Unvollkommenheit zu befürchten ſey, ob ich ſchon vorher in meiner Duplic gezeiget hatte, daß offters ſelbſt die Menſchen durch Automata dergleichen Dinge machen die denen Bewegungen, ſo von der Vernunfft herkommen, ähnlich ſind, und daß ein endlicher, aber gröſſerer Geiſt als unſer ſelbſt, das ausführen könte was der Herr Bayle der Gottheit vor unmöglich hält; und über dem daß GOtt, der alle Dinge auf einmahl zu voraus einrichtet, ſo würde der richtige Weg dieſes Schiffes nicht wunderlicher heraus kommen, als der richtige Weg eines Racketes das in einem Feuer-Wercke in einem Seile hinlaufft, weil alle Einrichtungen aller Dinge eine vollkommene Harmonie unter einander haben, und einander umwechſels-weiſe determiniren.

Dieſe Erklärung des Herrn Bayle bewegte mich auch zu einer Antwort, und ich war willens ihm vorzuſtellen, daß wofern man nicht ſagen wolte, daß GOtt ſelbſt durch beſtändige Wunder die organiſchen Cörper bilde, oder daß er dieſe Sorge gewiſſen Intelligentiis gegeben, deren Macht und Wiſſenſchafft faſt göttlich wäre, man ſchlüſſen müſſe, GOtt habe die Sachen dergeſtalt præformiret, daß die neuen Organiſationes nur ein mechaniſcher Erfolg einer vorhergehenden organiſchen Conſtitution ſind, als wie die Molckendiebe von den Seidenwürmern herkommen, in welcher Sache, wie der Herr Swammerdam gezeiget, nur eine Auswickelung verhanden. Ich würde noch dieſes hinzu geſetzt haben, daß die præformation der Pflantzen und der Thiere am geſchickteſten ſey mein Syſtema harmoniæ præſtabilitæ zwiſchen der Seele und dem Leibe zu beſtätigen, nach dem der Leib aus ſeiner urſprünglichen Beſchaffenheit geneigt iſt mit Hülffe der äuſerlichen Dinge, alle dasjenige was er thut, nach dem Willen der Seele auszuführen, wie die Saamen in ihrer urſprünglichen Beſchaffenheit den Willen GOttes natürlicher Weiſe durch ein noch gröſſeres Kunſt-Stück ausführen als das iſt, welches macht, daß in unſerm Leibe alles nach dem Entſchluſſe unſres Willens vollzogen wird. Und weil der Herr Bayle ſelbſt mit ration ſchlüſſet, daß in der Orgaganiſation der Thiere ein gröſſeres Kunſtſtücke verhanden als in dem ſchönſten Gedichte von der Welt, oder in der ſchönſten Erfindung die der menſchliche Verſtand nur erdencken kan; alſo folget daß mein Syſtema von dem commercio der Seele mit dem Leibe ſo leicht iſt, als die gemeine Meinung (die mir ſcheint richtig zu ſeyn) von der Bildung der Thiere: denn dieſe Meinung beſagt in der That, daß die göttliche Weißheit die Natur alſo geſchaffen, daß ſie vermöge ihrer Geſetze fähig iſt die Thiere zu bilden; ich erläutere es und zeige die Möglichkeit deſſelben vermittelſt der Præformation. Hierauff hat man nicht Urſache ſichs fremde vorkommen zu laſſen, daß GOtt den Leib alſo geſchaffen, daß er vermöge ſeiner eigenen Geſetze das Vorhaben der vernünfftigen Seele ausführen könne, maſſen alle dasjenige, was die vernünfftige Seele dem Leibe befehlen kan, nicht ſo ſchwer iſt, als die Organiſation die GOtt denen Saamen anbefohlen. Der Hr. Bayle ſpricht (Rep. aux queſtions d'un Provincial, ch. 182. p. 1294.) es hätten vor kurtzen einige Leute begriffen, daß die Bildung der lebendigen Cörper kein natürliches Werck ſeyn könne, welches er auch nach ſeinen Lehren von der Ubereinſtimmung der Seele mit dem Leibe ſagen könte; weil GOtt das gantze commercium in dem Syſtemate derer cauſarum occaſionalium daraus macht, das von dieſem

Autore iſt angenommen worden. Allein das Ubernatürliche laſſe ich hier nur im Anfange der Dinge, in Anſehung der erſten Bildung der Thiere oder in Anſehung der urſprünglichen Beſchaffenheit zwiſchen der Seele und dem Leibe zu; hierauf halte ich davor, daß die Bildung der Thiere und die Verhältniß zwiſchen der Seele und dem Leibe jetzt was ſo natürliches ſind, als die andern natürlichſten Würckungen der Natur. Gemeiniglich raiſonniret man faſt eben ſo über den Inſtinctum und die wunderwürdigen Würckungen aller Thiere. Man erkennet zwar etwas vernünfftiges drinnen, aber nicht in den Thieren, ſondern in dem der ſie gebildet hat. Derowegen bin ich in dieſem Anſehn der gemeinen Meinung; allein ich glaube meine Erklärung werde ſie mehr erläutert und deutlich gemacht, ja ſelbſt weiter ausgedehnet haben.

Indem ich nun mein Syſtema wieder die neuen Schwürigkeiten des Herrn Bayle zu vertheidigen hatte, ſo war ich zugleich willens ihm die Gedancken zu communiciren die ich vor langer Zeit über die Schwürigkeiten gehabt, die er wieder diejenigen vorgebracht, die die Vernunfft mit dem Glauben in Anſehung der Exiſtentz des Böſen zu vereinigen ſuchen. Es mögen vielleicht wohl wenige an dieſer Sache ſo viel und mehr gearbeitet haben als ich. Ich hatte kaum die Lateiniſchen Bücher ſo hin verſtehen gelernet, als ich die Beqvemlichkeit hatte in einer Bibliotheque zu ſtanckern, ſo ging ich Buch vor Buch durch, und gleich wie mir die tiefſſinnigen Sachen eben ſo ſehr gefielen, als die Hiſtorien und die Fabeln, ſo hatte ich ein groſſes Gefallen an dem Wercke des Laurentii Vallæ wieder den Boëtium, und an des Lutheri wieder den Eraſmum, ob ich wohl ſahe, daß ſie müſten ein wenig gelinde erkläret werden. Ich ließ auch nicht gantz die Bücher liegen die Controverſen tractiren, und unter andern Schrifften von der Art ſchienen mir die Acta des Colloquii zu Montpelgard, die den Streit wieder aufgewärmet, gar nützlich zu ſeyn aus denen man viel nehmen könte. Ich habe dabey auch nicht die Lehren unſrer Theologorum vergeſſen; und die Leſung ihrer Wiederſacher hat mich in der gelinden Meynung der Kirchen der Augſpurgiſchen Confeſſion mehr beſtärcket, an ſtatt daß ſie mich hätte beunruhigen ſollen. Auf meinen Reiſen habe ich Gelegenheit gehabt mit einigen vortrefflichen Leuten, als z. E. mit dem Herrn Petro de Walenburg Suffraganeo von Mayntz, mit dem Hn. Joh. Ludwig Fabricio vornehmſten Theologo zu Heydelberg, und endlich mit dem berühmten Hn. Arnauld zu conferiren, dem ich ſelbſt ein Lateiniſches Geſpräche ohngefehr An. 1673. über dieſe Materie, das aus meiner Feder gefloſſen, communicirte, in dem ich ſchon damahls ſetzte, daß da GOtt unter allen möglichen Welten die beſte erwehlet, von ſeiner Weißheit ſey bewogen worden, das Böſe zuzulaſſen, das damit verknüpfft geweſen, welches aber nicht verhinderte, daß nicht nach aller Uberlegung dieſe Welt die beſte ſey, die habe können erwehlet werden. Nach der Zeit habe ich annoch viele gute Bücher über dieſe Materie geleſen, und jeder Zeit geſucht in den Dingen gröſſere Erkäntniß zu erlangen, die mir beqvem zu ſeyn geſchienen, alle dasjenige auszurotten und wegzuwerffen was den Begriff einer höchſten Vollkommenheit, die man in GOtt erkennen muß, verdunckeln könte. Ich habe auch nicht vergeſſen die ſtrengſten Autores zu unterſuchen und die die Nothwendigkeit der Dinge am weitſten getrieben haben, als wie Hobbes und Spinoſa, davon der erſte dieſe abſolute Nothwendigkeit nicht allein in ſeinen Phyſiſchen Anfangs-Gründen und ſonſten, ſondern auch noch in einem ausdrücklichen Buche wieder den Biſchoff Bramhall behauptet. Und Spinoſa will bey nahe, (wie ein alter Peripateticus Strato genannt) daß alles von der erſten cauſa oder von der natura primitiva, aus einer blinden und gantz geometriſchen Nothwendigkeit hergekommen ſey, ohne daß dieſes erſte Principium der Dinge eine Wahl anſtellen könne, noch einen Verſtand und einige Gütigkeit habe.

Ich habe, wie mich deucht, ein Mittel gefunden, das Gegentheil ſo auf eine Art zu zeigen, die die Sache deutlich macht, und durch die man zugleich das innerſte der Sache einſehen kan. Denn indem ich in der Natur der virium activarum und in den Geſetzen der Bewegung neue Entdeckungen gemacht, ſo habe ich gezeiget, daß ſie von keiner abſoluten geometriſchen Nothwendigkeit ſind, wie es ſcheinet, daß es Spinoſa geglaubt; und daß ſie ebenfals auch nicht gantz eigenwillig ſind, ob es wohl der Hr. Bayle und einige neuere Philoſophi davor halten; ſondern daß ſie, wie ich es ſchon oben angezeigt habe, von der Convenientz oder von dem was ich das Principium des Beſten nenne, dependiren, und daß man hierinnen, wie in allen andern Dingen, die Kennzeichen der erſten Subſtantz erkennet, deſſen Hervorbringungen eine höchſte Weißheit anzeigen, und die beſten Harmonien ausmachen. Ich habe auch gezeiget, daß dieſe Harmonie annoch die Verbindung zwiſchen dem Zukünfftigen mit dem Vergangenen, und dem Gegenwärtigen mit dem Abweſenden macht. Die erſte Art der Verbindung verbindet die Zeiten, und die andere die Oerter. Dieſe andere Verbinduug zeiget ſich in der Vereinigung der Seele mit dem Leibe und überberhaupt in dem Commercio der rechten Subſtanzien unter einander und mit den Phœnomenis materialibus. Die erſte aber hat in der Præformation der Organiſchen oder vielmehr aller Cörper ſtatt, weil allenthalben ein Organiſmus iſt, obgleich ſchon nicht alle die maſſæ organiſche Cörper componiren. Gleichwie ein Teich gar wohl kan mit Fiſchen und andern organiſchen Cörpern angefüllet ſeyn, ob er ſchon ſelbſt kein Thier oder organiſcher Cörper, ſondern nur eine Maſſe iſt, in der ſie enthalten ſind. Und dieweil ich alſo geſucht, ein gantzes Gebäude von Hauptwahrheiten die uns der Intellectus purus lehren kan, auf ſolche Gründe zu bauen, die auf eine demonſtrativiſche Art dargethan wären, ein Gebäude ſag ich, deſſen Theile alle mit einander wohl verknüpfft wären, und das den wichtigſten Schwürigkeiten der Alten und der Neuen könte ein Genügen thun; ſo hatte ich mir auch folglich ein gewiſſes Syſtema über die Freyheit des Menſchen und den göttlichen Concurſum gemacht. Dieſes Syſtema ſchiene mir von alle dem weit entfernet zu ſeyn, was der Vernunfft und dem Glauben ſchaden kan, ich war willens es ſo wohl dem Hn. Bayle, als denjenigen die mit ihm im Streit leben, in die Hände zu ſpielen. Er hat uns nun verlaſſen, und der Verluſt eines ſolchen Mannes, der in der Gelahrſamkeit und Scharffſinnigkeit wenig ſeines gleichen gehabt, iſt nicht geringe; allein da die Materie ſchon auf dem Tapete iſt, da viele geſchickte Leute noch dran arbeiten, und aller Augen drauf gerichtet ſind, ſo habe ich davor gehalten man müſſe die Gelegenheit nicht aus den Händen laſſen, eine Probe von meinen Gedancken an den Tag zu legen.

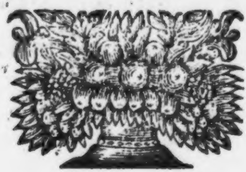
Es wird vielleicht nicht undienlich ſeyn, wenn wir noch vor dem Beſchluſſe dieſer Vorrede anmercken, daß wenn ich den influxum phyſicum der Seele in den Leib, das iſt, einen ſolchen Einfluß leugne, der macht daß eines die Geſetze des andern ſtöret und turbirt, ich nicht die Vereinigung eines mit dem andern leugne, die ein Suppoſitum draus macht; ſondern dieſe Vereinigung iſt etwas Metaphyſiſches, die in den Phœnomenis nichts ändert. Dieſes habe ich bereits geſagt, als ich auf das geantwortet, was mir der Ehrwürdige P. de Tournemine, deſſen Verſtand und Wiſſenſchafft gar ungemein iſt, in den Memoires de Trevoux eingewendet hatte. Und aus eben dieſer Urſache kan man auch in einem Metaphyſiſchen Verſtande ſagen, daß die Seele in den Leib und der Leib in die Seele agirt. So iſt auch die Seele eine Entelechia oder das Principium activum, das Cörperliche hingegen gantz allein oder das bloß Materialiſche hält das paſſivum in ſich. Folglich iſt das Principium der Action in der Seelen, wie ich es in den Leipziger Actis mehr als einmahl, ſonderlich aber in der Antwort an den verſtorbenen Herrn Sturm Philoſ. & Matheſ. Profeſſ. zu Altdorf, erkläret habe; allwo ich gleichfals bewieſen habe, daß wenn in den Cörpern alles paſſiviſch wäre, ihr unterſchiedner Zuſtand nicht würde von einander können unterſchieden werden. Bey dieſer Gelegenheit will ich auch mit anführen, daß als der geſchickte Autor des Buchs von der Erkäntniß ſein ſelbſt in dieſem Buche wieder mein Syſtema harmoniæ præſtabilitæ einige Einwürffe gemacht, ich eine Antwort nach Paris geſchickt hatte, in der gezeigt wird, daß er mir ſolche Meinungen zugeſchrieben, von denen ich weit entfernet bin, gleich wie vor kurtzem ein Doctor Anonymus aus der Sorbonne über eine andere Materie auch dergleichen gethan. Und dieſes Mißverſtändniß würde einem Leſenden gleich in die Augen gefallen ſeyn, wenn man meine eigene Worte angeführt hätte, auf die man vermeynt hat ſich gründen zu können. Dieſe Gemüths-Neigung der Menſchen ſich in Vorſtellung der Meynungen eines andern zu vergehen, verurſachet auch daß ich vor gut befinde anzumercken, daß wenn ich anders wo geſagt, daß ſich der Menſch in der Bekehrung durch Hülffe der Gnade aufhilfft, ich es bloß ſo verſtehe, daß er ſich durch Aufhörung des überwundnen

Wiederſtandes, dieſelbe zu Nutze macht, aber doch ohne einige Mitwürckung ſeiner ſeits; als wie das Eiß, wenn es zerbrochen wird, nicht mit würcket. Denn die Bekehrung iſt bloß ein Werck der göttlichen Gnade, zu der der Menſch nur mit ſeinem Wiederſtande concurrirt; der Wiederſtand aber iſt nach den Perſonen und Gelegenheit gröſſer oder geringer. Die Umſtände tragen auch zu unſrer Aufmerckſamkeit und zu den Bewegungen die in der Seele entſtehen viel oder wenig bey, und die Zuſammenkunfft aller dieſer Dinge, nebſt dem Maße des Eindruckes und dem Zuſtande des Willens, geben zwar der Würckung der Gnade den Ausſchlag, ſie machen ſie aber nicht nothwendig. Ich habe mich in andern Orten zur Gnüge erkläret, daß in den Dingen die zur Seligkeit gehören, der unwiedergebohrne Menſch als todt angeſehen werden müſſe, und mir gefällt die Weiſe, nach der ſich die Theologi der Augſpurgiſchen Confeſſion über dieſe Materie erklären, gar ſehr. Inzwiſchen hindert doch dieſe Verderbniß des unwiedergebohrnen Menſchen ihn gar nicht, daß er nicht wahrhafftig moraliter tugendhafft ſeyn, und bißweilen in dem bürgerlichen Leben gute Actiones thun könne, die aus einem guten Principio, ohne die geringſte böſe Intention, und ohne Vermiſchung einer würcklichen Sünde herkommen. Und ich hoffe, man werde mirs verzeihen, wenn ich in dieſer Sache von der Meynung des heiligen Auguſtini abgehe, der zwar ein groſſer Mann und von einem wunderwürdigen Verſtande geweſen, aber zuweilen geneigt ſcheinet die Sayten zu hoch zu ſpannen, ſonderlich aber in der Hitze ſeiner Streitigkeiten. Ich halte einige Perſonen, die ſich vor Schüler des heiligen Auguſtini ausgeben, und unter andern den Ehrwürdigen P. Quesnel einen würdigen Nachfolger des groſſen Arnaud in Fortſetzung der Streitigkeiten, die ſie mit der berühmteſten Geſellſchafft unter allen in Zwiſtigkeit gebracht, ſehr hoch; allein ich habe befunden, daß in Streitigkeiten zwiſchen Leuten von groſſen Meriten (die hier ohne Zweiffel wohl auf beyden Seiten ſind) ſie insgemein beyde recht haben, aber in unterſchiedenen Punckten, vielmehr der Vertheidiger, als der andere angreiffet, obſchon die natürliche Boßheit des menſchlichen Hertzens denjenigen viel angenehmer vorſtellet; der angreifft, als der ſich vertheidiget. Ich hoffe der Ehrwürdige P. Ptolomeus, der eine rechte Zierde ſeiner Geſellſchafft, und beſchäfftiget iſt die Lücken des berühmten Bellarmini auszufüllen, werde uns über alles dieſes dergleichen Erläuterungen geben, die ſeiner tieffen Einſicht und Gelahrheit, ja ich unterſtehe mich zu ſagen, ſeiner Beſcheidenheit werden zu Ehren gereichen. Und es iſt zu glauben es werde unter den Theologis der Augſpurgiſchen Confeſſion ein neuer Chemnitius oder Calixtus aufſtehen; gleich wie man Urſache zu hoffen hat, daß unter den Reformirten Uſſerii und Dailles ſich finden werden, und daß ſie alle die Mißverſtändniſſe, mit denen dieſe Materie überhäufft iſt, je mehr und mehr werden zu heben ſuchen. Im übrigen ſehe ich gerne, wenn diejenigen, die ſich über dieſe Materie machen wolten, die formalen Einwürffe mit ihrer Beantwortung leſen, die ich in der kleinen Schrifft gegeben, die ſich zu Ende des Werckes befindet, um daraus gleichſam das Summarium zu machen. Ich habe daſelbſt geſucht einigen neuen Einwürffen vorzubauen, indem ich z. E. erkläret, warum ich nach dem Exempel Thomæ Scoti und anderer den Voluntatem antecedentem und conſequentem, vor den præallabilem und finalem genommen; ingleichen wie es möglich, daß in der Herrlichkeit der Seligen unvergleichlich mehr Gutes ſey, als in dem Elend aller Verdammten Böſes, ob gleich der letztern mehr ſind; ferner wie ich, wenn ich ſage daß das Böſe als eine conditio ſine qua non zugelaſſen werde, es nicht nach dem Grund-Satze des nothwendigen (neceſſarii) ſondern nach dem Principio des convenablen verſtehe; hernach wie die Prædetermination die ich zulaſſe allezeit inclinirt, aber niemahls neceſſitirt; endlich wie GOtt denjenigen, die ihre Erkäntniß die ſie gehabt wohl angewendet haben, die benöhigte neue Erkäntniß nicht verſagen werde; anderer Erleuterungen, die ich über einige Schwürigkeiten, die mir vor kurtzen gemacht worden, zu geben geſucht, nicht zu gedencken. Ich habe auch noch dem Rathe einiger guten Freunde gefolget, die es vor gut angeſehen, wenn ich zwey Appendices machte, einen über den Streit zwiſchen dem Herrn Hobbes und Biſchoff Bramhall über das liberum und neceſſarium; den andern über das gelehrte Werck von dem Urſprunge des Böſen, das vor kurtzer Zeit in Engeland heraus gekommen.

Endlich habe ich auch geſucht alles erbaulich zu machen, und habe ich gleich hier und da etwas courieuſes mit eingemiſchet, ſo iſt es deswegen geſchehen, weil ich geglaubt, man müſſe eine ſolche Materie, die wegen ihrer Ernſthafftigkeit die Leute verdrüßlich und abwendig machen könte, ein bißgen luſtig vortragen. In dieſer Abſicht habe ich die luſtige Chimere einer gewiſſen aſtronomiſchen Theologie hier mit eingemiſcht, weil man gar nicht zu fürchten hat, daß ſie jemanden verführen werde, und weil man glaubt, daß es ein Ding ſey ſie anführen, und ſie wiederlegen. Wenn nun ja Fictiones zu machen ſind, ſo könte man ſich an ſtatt daß man ſich wolte einbilden, die Planeten wären Sonnen geweſen, vorſtellen, ſie wären dergleichen Klumpen, die in der Sonne geſchmoltzen und heraus geworffen worden, welches den Grund dieſer hypothetiſchen Theologie über den Hauffen werffen würde. Der alte Irrthum von zweyen Principiis, den die Orientaliſchen Völcker durch den Nahmen Oromasdes und Arimanius von einander unterſchieden haben, hat mir Gelegenheit gegeben eine Muthmaſſung in der verſtrichenen Hiſtorie der Völcker zu erleutern, weil es ſcheinet, daß dieſes die Nahmen derer zweyen groſſen Fürſten geweſen, die zugleich regieret, der eine über ein Theil Ober-Aſiens, allwo auch nach der Zeit andere dieſes Nahmens geweſen; der andere als König der Celto-Scythen, der in die Länder des erſten einen Einfall gethan und ſonſt unter den Göttern Teutſchlandes bekant iſt. In der That ſcheint es als habe Zoroaſter die Nahmen dieſer zwey Printzen als Symbola der unſichtbahren Kräffte gebraucht, deren Thaten und Unternehmungen gemacht, daß ſie in der Meynung der Aſiater dieſen ähnlich zu ſeyn geſchienen. Wie wohl von ſonſt aus den Nachrichten der Arabiſchen Scribenten, die von einigen beſondern Dingen der alten Orientaliſchen Hiſtorie beſſer unterrichtet ſeyn könten als die Griechen, erſcheinet, daß dieſer Zerduſt oder Zoroaſter, den ſie mit dem groſſen Dario in eine Zeit ſetzen, dieſe zwey Principia nicht als primitiva und gantz independente betrachtet, ſondern geglaubet, ſie ſtünden unter einem eintzigen hohen Principio; und daß er nach der Moſaiſchen Beſchreibung von der Erſchaffung der Erden geglaubt, daß GOTT, der ſeines gleichen nicht habe, alles geſchaffen, und das Licht von der Finſterniß abgeſondert; daß das Licht mit ſeinem urſprünglichen Vorhaben übereingeſtimmet, die Finſterniße aber per conſequentz dazu gekommen, wie der Schatten dem Cörper nachfolget, und daß ſie nur eine Privation ſey. Dieſes würde den alten Scribenten von dem Irrthume befreyen den ihm die Griechen zuſchreiben. Seine groſſe Gelahrheit hat gemacht, daß ihn die Orientaler mit dem Mercurio oder dem Hermes der Aegyptier und Griechen verglichen, eben als wie die Septentrionaliſchen Völcker ihren Wodan oder Odin mit eben dem Mercurio verglichen haben. Deßwegen iſt die Mitwoche oder der Tag des Mercurii, von den Septentrionaliſchen Völckern Wodans Tag, von den Aſiatern aber des Zeureſt Tag, genennet worden, maſſen er von den Türcken und Perſern Zarschamba oder Dsearchambe, von den Ungarn, die aus dem Mitternächtigen Morgenlande gekommen,

men, Zerda, und von den Sclavoniern, von dem Anfange des groſſen Ruſſen-Landes, biß zu den Wenden in das Lüneburger Land Streda genennet wird, indem es die Sclavonier auch von den Orientaliſchen Völckern gelernet. Dieſe Anmerckungen werden vielleicht couricuſen Gemüthern nicht mißfallen; und ich ſchmeichle mir, das kleine Geſpräche, womit dieſer Verſuch, der dem Herrn Bayle iſt entgegen geſetzet worden, beſchloſſen wird, werde denjenigen, die gerne ſehen, wenn ſchwere, aber doch wichtige Materien leicht und familiair vorgetragen werden, einiges Vergnügen geben. Wir haben in einer fremden Sprache geſchrieben auf die Gefahr vielleicht brav viel Fehler zu begehen; weil dieſe Materie kürtzlich von andern in eben dieſer Sprache iſt abgehandelt worden, und auch mehr in derſelben von denjenigen geleſen wird, denen man durch dieſe wenige Arbeit hat dienen wollen. Ich hoffe man werde die Fehler in der Sprache, die nicht allein vom Druck und dem Abſchreiber, ſondern auch von der Eilfertigkeit des Autoris herkommen, der diſtrahiret genung geweſen, leicht zu gute halten;

ſolte ſich aber in den Meinungen ein Irrthum mit eingeſchlichen haben, ſo wird der Autor, wenn er wird eines beſſern belehret worden ſeyn, dieſelben am erſten verbeſſern und corrigiren: indem er ja ſonſt ſo viel Zeichen von ſeiner Liebe zur Wahrheit von ſich blicken laſſen, daß er die gäntzliche Hoffnung hat, man werde dieſe Erklärung nicht vor ein bloſſes Compliment halten.



DISCOURS
Von der
Ubereinſtimmung
des
Glaubens mit der Vernunft.

§. I.

Ich mache mit der Præliminar-Frage von der Ubereinſtimmung des Glaubens mit der Vernunfft, und dem Gebrauch der Philoſophie in der Theologie den Anfang, weil ſie in die abzuhandelnde Haupt-Sache einen groſſen Einfluß hat, und der Herr Bayle ſie auch allenthalben mit einmiſchet. Ich ſetze voraus, daß zwey Wahrheiten einander nicht wiederſprechen können, und daß das Objectum des Glaubens eine Warheit ſey, welche GOtt auf eine auſſerordentliche Weiſe geoffenbahret, und die Vernunfft (Ratio) nichts anders als ein Zuſammenhang (nexus) der Wahrheiten, ſonderlich aber derjenigen Wahrheiten ſey, die der menſchliche Verſtand (wenn er mit dem Glauben verglichen wird) natürlicher Weiſe ohne das Licht des Glaubens erreichen kan. Uber dieſe Erklärung der Vernunfft, (das iſt der geſunden und aufrichtigen Vernunfft) haben ſich einige Leute, die gewohnt ſind auf die in weitläufftigem Verſtand genommene Vernunfft zu ſchmählen, ſehr verwundert. Sie haben mir geantwortet, ſie hätten niemahls gehört, daß man ihr eine ſolche Bedeutung gegeben. Es kan wohl ſeyn. Die Urſache iſt, weil ſie niemahls mit Leuten conferiret, die ſich über dergleichen Materien deutlich zu erklären pflegen. Sie haben mir zugegeben daß die Vernunfft in ſolchem Verſtande genommen, wie ich ſie nehme, gar nicht zu tadeln ſey. In eben dieſem Verſtande ſetzt man bißweilen die Vernunfft der Erfahrung entgegen. Weil nun die Vernunfft in einer Verbindung oder Zuſammenhang der Wahrheit beſtehet, ſo kan ſie auch mit Rechte diejenigen Wahrheiten, die ſie aus Erfahrung hat, mit dazu nehmen, um allerhand vermiſchte Schlüſſe daraus zu ziehen; Allein die bloſſe Vernunfft, ſonſt intellectus purus, ſo der Erfahrung entgegen geſetzet wird, hat lediglich nur mit ſolchen Wahrheiten zu thun die nicht von den Sinnen dependiren. Man kan den Glauben gar wohl mit der Erfahrung vergleichen, immaſſen er ſich (ſonderlich in Anſehung der Bewegungs-Gründe die ihn ungezweiffelt machen) auf die Erfahrung derjenigen gründet, welche die Wunder geſehen, worauff die Offenbahrung beruhet, ingleichen auf eine glaubwürdige Traditidition, welche dieſelbe entweder durch Schrifften oder durch eine Erzehlung derjenigen auf uns gebracht, die ſie aufbehalten haben. Es iſt eben ſo als wenn wir uns auf die Erfahrung derjenigen die China geſehen haben und auf die Glaubwürdigkeit ihrer Erzehlung gründen, wenn wir die wunderwürdigen Sachen, ſo ſie uns von den entfernten Landen berichten, vor wahr halten und glauben: der innerlichen Bewegung des heil. Geiſtes der die Gemüther einnimmt, überzeuget, und ſie zum Guten, das iſt zum Glauben und zu der Liebe bewegt, ohne daß er erſt allemahl Bewegungs-Gründe von nöthen hat, im übrigen hier nicht zu gedencken.

§. II.

Nun ſind zweyerley Wahrheiten der Vernunfft: Einige ſind das was man **ewige Wahrheiten** nennet, die ſo abſolut nothwendig, daß deren Oppoſitum allemahl eine Contradiction involviret; dergleichen ſind die Wahrheiten, ſo eine Logiſche, Metaphyſiſche oder Geometriſche Nothwendigkeit haben, und die man (ohne in die gröſten Abſurditæten zu verfallen) nicht leugnen kan. Ferner giebts noch andere, die man poſitivas nennen kan, weil ſie entweder die Geſetze ausmachen die GOtt der Natur zu geben beliebet hat, oder weil ſie von ſelbiger dependiren. Wir erkennen ſie entweder aus der Erfahrung, das iſt a poſteriori, oder aus der Vernunfft und a priori, das iſt, aus Betrachtung ihrer Convenientz, welche gemacht, daß ſie ſind erwehlet worden. Denn dieſe Convenientz hat auch ihre Reguln und Urſachen; daß aber das convenable vorgezogen, und zur Exiſtentz gebracht worden, das macht die freye Wahl, mit nichten aber eine Geometriſche Nothwendigkeit. So kan man auch ſagen, daß die Phyſiſche Nothwendigkeit auf die Moraliſche, das iſt, auf eine Wahl des Weiſen gegründet ſey, die ſeiner Weißheit rühmlich und anſtändig geweſen, und daß beyde von der Geometriſchen gar wohl müſſen unterſchieden werden. Dieſe Phyſiſche Nothwendigkeit macht die Ordnung der Natur aus, und beſtehet in den Reguln der Bewegung und einigen andern generalen Geſetzen, welche GOtt beliebt den Dingen zu geben, als er ihnen ihr Weſen verliehen. Es iſt demnach wahr, daß ihnen GOtt dieſelbe nicht ohne Grund gegeben, denn er erwehlet nicht aus Eigenſinn oder gleichſam nach dem Looſe, noch aus einer bloſſen Gleichgültigkeit. Allein die generalen Urſachen der Ordnung und des Guten die ihn dazu bewogen, können in einigen Fällen von wichtigern Gründen einer höhern Ordnung überwogen werden.

§. III.

Hieraus erhellet nun daß GOtt könne die Geſetze aufheben welche er den Creaturen vorgegeſchrieben, und in denſelben etwas hervor bringen was ihre Natur nicht mit ſich bringet; das geſchicht wenn er Wunder thut, und wenn ihnen gröſſere Vollkommenheiten und edlere Kräffte gegeben werden, als die ſind, zu denen ſie durch ihre Natur gelangen können. Die Scholaſtici nennen dieſe Krafft, eine Krafft des Gehorſams; (potentiam obedientialem) das iſt, diejenige Krafft, welche die Sache erlanget, wenn ſie den Befehlen desjenigen gehorchet der ihr was geben kan was ſie nicht hat: wiewohl die Scholaſtici gemeiniglich ſolche Exempel von dieſer potentia obedientiali geben die ich vor unmöglich halte; als z. E. wenn ſie vorgeben, GOtt könne der Natur eine Krafft etwas zu ſchaffen beylegen. Es kan GOtt wohl durch den Dienſt der Engel Wunder thun, in welchem Fall aber die Geſetze der Natur ſo wenig violiret werden, als wenn der Menſch der Natur durch die Krafft hilfft, weil das Artificium der Engel vor dem unſrigen nur dem Grade der Vollkommenheit nach unterſchieden iſt. Inzwiſchen bleibet doch allezeit wahr, daß die Geſetze der Natur der Diſpenſation ihres Geſetz-Gebers unterworffen ſind, dahingegen die ewigen Wahrheiten, als z. E. die Geometriſche, gar nicht können aufgehoben werden, und denen auch ſelbſt der Glaube nicht kan zu wieder ſeyn. Derohalben iſt ein unüberwindlicher Einwurff wieder die Wahrheit unmöglich.

Denn wenn es eine auf unſtreitige Grundſätze und Facta gegründete Demonſtration iſt, die aus einem Zuſammenhang der ewigen Wahrheiten gemacht worden, ſo muß der Schluß daraus allemahl gewiß und indiſpenſable, und das, was ihr zu wieder iſt, falſch ſeyn, ſonſt könten zwey Contradictoria zugleich wahr ſeyn. Iſt aber der Einwurff nicht demonſtrativiſch, ſo kan er nur einen wahrſcheinlichen Vernunfft-Schluß ausmachen, der aber wieder den Glauben nichts ausrichten kan, immaſſen ja unſtrittig iſt daß die Geheimniſſe der Religion den Schein-Wahrheiten zu wieder ſind. Nun erkläret ſich aber der Herr Bayle in ſeiner Reſponſione poſthuma an den Herrn Clericum, er ſtatuire keines weges, daß es wieder die Wahrheiten des Glaubens Demonſtrationes gebe, folglich verſchwinden alle dieſe unüberwindliche Schwürigkeiten und der vermeinte Streit der Vernunfft wieder den Glauben.

Hi motus animorum atque hæc diſcrimina tanta
Pulveris exigui jactu compreſſa quieſcunt.

§. IV.

Mit jetzt angeführten Grund-Lehren ſtimmen ſo wohl die Proteſtirenden Theologi, als auch die von der Römiſchen Parthey überein, wenn ſie dieſe Sache mit Fleiß abhandeln, und alles was man wieder die Vernunfft vorbringet, hält nur wieder eine vermeinte verkehrte, und durch falſche Einbildungen verführte Vernunfft Stich. Eben ſo iſt es auch mit den Begriffen von der Gerechtigkeit und Gütigkeit GOttes beſchaffen. Bißweilen redet man alſo davon, als wenn man weder Begriffe, noch Erklärungen von ihnen hätte. Allein wenn dieſes wäre, ſo würden wir ihm nicht mit Grunde dieſe Eigenſchafften zuſchreiben, noch ihn um ſelbiger willen loben können. Seine Weißheit, ſeine Gütigkeit und Gerechtigkeit, ſind von unſern nur in dem unterſchieden, daß ſie unendlich vollkommener ſind. Demnach können weder die (notiones ſimplices) einfachen Begriffe, die nothwendigen Wahrheiten, noch die demonſtrativiſche Folgerungen der Philoſophie, der Offenbahrung zu wieder ſeyn. Und wenn einige Philoſophiſche Grund-Sätze in der Theologie verworffen werden, ſo kommt es daher, weil man davor hält daß ſie nur neceſſitatis Phyſicæ oder Moralis ſind, welche von dem redet, was gewöhnlicher Weiſe geſchicht, folglich nur auf die Schein-Dinge gegründet iſt, die aber, wenns GOtt vor gut befindet, aufhören können.

§. V.

Aus angeführtem erhellet, daß öffters diejenigen in ihren Redens-Arten ein wenig verwirret ſind welche die Philoſophie und Theologie, oder den Glauben und die Vernunfft einander opponiren. Sie confundiren nemlich erklären, begreiffen, beweiſen, behaupten. Und ich befinde auch, daß der Herr Bayle, ſo ſcharffſichtig er auch ſonſt iſt, nicht allezeit von dieſer Verwirrung frey iſt. Man kan wohl die Geheimniſſe ſo weit erklären als es nöthig iſt, ſie zu glauben; allein man kan ſie nicht begreiffen, noch zeigen wie ſie geſchehen oder ſich zutragen. So erklären wir ſelbſt in der Phyſic biß auf einen gewiſſen Grad, viele empfindliche Eigenſchafften auf eine unvollkom̃ene Art, denn wir begreiffen ſie nicht. Eben ſo wenig können wir die Geheimniſſe aus der Vernunfft beweiſen; denn alles was a priori oder aus der bloſſen Vernunfft erweißlich iſt, kan auch begriffen werden. Alles was uns hernach, nachdem wir den Geheimniſſen auf die Beweiß-Gründe von der Wahrheit der Religion glauben gegeben, (welche man Bewegungs-Gründe der Glaubwürdigkeit nennet) übrig iſt, iſt, daß man dieſelbē wieder die Einwürffe vertheidigen könne, ſonſt würden wir nicht Grund genug haben, dieſelben zu glauben; weil alles was auf eine gründliche und demonſtrativiſche Art kan wiederleget werden, nothwendig falſch ſeyn muß. Und wenn die Einwürffe die eine abſolute Gewißheit geben könten, überzeugend und gantz demonſtrativiſch wären, ſo würden ſie den Beweißthümern und der Wahrheit der Religion, als die bloß eine moraliſche Gewißheit geben können, die Wage halten und wohl gar übertreffen. Durch dieſes wenige könten ſchon die Schwürigkeiten von dem Gebrauch der Vernunfft und der Philoſophie in Anſehung der Religion gehoben werden, wenn man nicht ſehr offters mit Leuten zu thun hätte, die vorgefaßte Meinungen haben. Allein weil dieſe Materie ſehr wichtig, inzwiſchen aber doch in groſſe Verwirrung geſetzt werden, ſo wird es nicht undienlich ſeyn, hievon etwas weitläufftiger zu handeln.

§. VI.

Die Frage von der Ubereinſtimmung des Glaubens mit der Vernunfft iſt allezeit ein wichtiger Punckt geweſen, über den viel diſputirt worden. Die geſchickteſten Chriſtlichen Scribenten in der erſten Kirche haben ſich mit den Gedancken der Platonicorum beholffen, die ihnen denn am meiſten einkamen und damahls auch am meiſten im Schwange waren. Als die Syſtemata anfiengen nach und nach aufzukommen, und die Theologie durch die Entſcheidungen der allgemeinen Concilien welche allerhand poſitive und genaue Formuln ſchmiedeten, mehr ſyſtematiſch wurde, kam Ariſtoteles an die Stelle des Platonis. Im Occident hat der heil. Auguſtinus, Boetius und Caſſiodorus, in den Morgenländern aber der S. Johannes de Damas am meiſten dazu contribuiret, daß die Theologie endlich in formam artis gebracht worden: nicht zu gedencken des Bedæ, Alcuini, St. Anshelmi und einiger anderer in der Philoſophie erfahrner Theologorum, biß auf die Zeit da die Scholaſtici dazu kommen, und das müßige Kloſter-Leben denen Griebeleien, worinnen ſie ſonderlich durch die aus dem Arabiſchen überſetzte Philoſophie des Ariſtotelis geſtärcket worden, freyen Lauff ließ. Da brachte man endlich vollends ein aus theologiſchen und philoſophiſchen Sachen zuſammen geraſpeltes Werck zu wege, indem meiſtentheils ſolche Fragen zu finden waren, ſo die Bemühung den Glauben mit der Vernunfft zu conciliiren, ausgeheckt hatte. Allein die Sache gieng doch ſo noch nicht von ſtatten, wie es wohl wäre zu wünſchen geweſen, weil die Theologie wegen der damahligen ſchlimmen Zeit durch die Unwiſſenheit und den Eigenſinn ſehr war verderbet worden, und weil auch die Philoſophie auſſer ihren eigenen Fehlern die ſehr groß waren, noch über das von den Fehlern, der Theologie beſchweret wurde, die endlich auch darüber ungehalten wurde daß eine ſehr danckle und ſehr unvollkommene Philoſophie ſich zu ihr geſellet hatte. Inzwiſchen ſo muß man doch mit dem unvergleichlichen Grotio bekennen, daß noch bißweilen unter dem Unflath des Barbariſchen Lateins der Mönche was Gold zu finden iſt, welches mich mehr als einmahl bewogen zu wünſchen, daß etwan einmahl ein geſchickter Mann, der Amnus halber die Schul-Sprache hat lernen müſſen, das Beſte aus ſelbigen heraus ziehen, und ein anderer Petavius oder Thomaſſinus dasjenige mit den Scholaſticis vornehmen möchte, was dieſe zwey gelehrte Männer mit den Kirchen-Vätern gethan. Dieſes würde ein ſehr artiges und wichtiges Werck ſeyn zu der Kirchen-Hiſtorie, uñ das die Hiſtorie derer Lehren biß auf die Zeit der Wiederherſtellung der literarum humaniorum (als durch welche die Sachen gantz ein ander Anſehn bekommen) und noch weiter hinaus fortſetzen würde. Denn die meiſten Lehren als z. E. die von der Prædeterminatione phyſica, von der Scientia media, von dem Peccato Philoſophico, von den præciſionibus objectivis und viel andere aus der Theologia ſpeculativa wie auch aus der Theologia practica de caſibus conſcientiæ, ſind allererſt ſelbſt nach dem Concilio Tridentino recht aufgekommen.

§. VII.

Kurtz vor dieſer groſſen Veränderung und vor der noch daurenden groſſen Trennung des Occidents war in Italien eine Philoſophiſche Secte, ſo dieſe Ubereinſtimmung des Glaubens mit der Vernunfft, ſo wir behaupten, gewaltig angefochten. Man nennete ſie Averroiſten, weil ſie es mit einem berühmten Arabiſchen Autore hielten, den man den Commentatorem per Excellentiam nennete, und der den Verſtand des Ariſtotelis unter allen ſeinen Landes-Leuten ſchiene am beſten getroffen zu haben. Da nun dieſer Commentator dasjenige, was bereits die Griechiſchen Ausleger gelehret hatten, noch weiter fortſetzte, ſo meynte er, daß nach dem Ariſtotele ja ſelbſt nach der Vernunfft (welche zwey Dinge man damahls faſt vor eins hielt) die Unſterblichkeit der Seelen unmöglich ſtatt finden könte. Er ſchloß folgender maſſen: Das menſchliche Geſchlecht iſt nach der Lehre des Ariſtotelis ewig; weñ nun eine jede Seele ins beſondere nicht ſtirbet, ſo muß man endlich auf die von dieſem Philoſopho verworffene Metempſychoſin kommen, oder wenn man behauptet, daß immer täglich neue Seelen hervorkommen, ſo muß man auch die Infinität dieſer von aller Ewigkeit her erhaltenen Seelen behaupten. Allein die actualis infinitas iſt nach der Lehre eben dieſes Ariſtotelis unmöglich, daher muß man ſchlüſſen, daß die Seelen, das iſt, die Formæ der Organiſchen Cörper, oder zum wenigſten der Intellectus paſſivus der einem jeden inſonderheit zugehöret, mit dem Leibe untergehen. Alſo werde nichts als der allen Menſchen gemeine Intellectus activus übrig bleiben, der nach des Ariſtotelis Meynung von auſen kommet und allenthalben wo die Organa dazu diſponirет ſind, agirt, als wie der Wind, wenn er in wohl dazu bereitete Orgel-Pfeiffen getrieben wird, eine Art der Muſic hervor bringet.

§. VIII.

Es war zwar nichts elenders als dieſe vermeinte Demonſtration; und es iſt nicht ſo daß Ariſtoteles die Metempſychoſin der Seelen recht wiederleget, und die Ewigkeit des menſchlichen Geſchlechtes bewieſen habe; und über diß alles iſt auch diß höchſt falſch, daß ein Infinitum actuale unmöglich ſey. Unterdeſſen aber wurde dieſe Demonſtration bey den Ariſtotelicis vor unüberwindlich gehalten, und brachte ſie auf die Gedancken, es müſte etwan eine groſſe Intelligentia Sublunaris ſeyn von der wir participirten, und dadurch unſern intellectum activum bekämen. Andere aber die nicht ſo ſehr an dem Ariſtotele hingen, verfielen gar auf eine Animam univerſalem, welche aller beſondern Seelen Ocean wäre, und glaubten dieſe allgemeine Seele (anima univerſalis) wäre nur eintzig und allein capable zu ſubſiſtiren, da inzwiſchen die beſondern Seelen entſtünden, und wieder vergiengen. Zu folge dieſer Meynung, entſtehen die Seelen der Thiere indem ſie ſich wie Tropffen von ihrem Oceano loß reiſſen, wenn ſie etwan einen Leib antreffen den ſie beleben können, und kommen auch wieder um, wenn ſie ſich nach Deſtruirung des Leibes mit dem Ocean der Seelen

len vereinigen, wie etwan die Flüſſe ſich in dem Meer verliehren. Und viele hielten gar GOtt vor die allgemeine Seele, wiewohl andere glaubten daß ſie geſchaffen, und unter GOtt ſtünde. Dieſe böſe Lehre iſt ſehr alt und ſehr geſchickt den gemeinen Mann zu verblenden. Sie iſt gar deutlich in den ſchönen Verſen des Virgilii (Æn. VI. v. 724.) enthalten.

Principio Cœlum ac terram camposque liquentes,
Lucentemque globum Lunæ Titani atque aſtra,
Spiritus intus alit, totamque infuſa per artus
Mens agitat molem & magno ſe corpore miſcet,
Inde hominum pecudumque genus vitæque volantum.

Und noch in einem andern Orte (Georg. IV. v. 221.)

Deum namque ire per omnes,
Terrasque tractatusque maris cœlumque profundum.
Hinc pecudes, armenta, viros, genus omne ferarum,
Qvemque ſibi tenues naſcentem arceſſere vitas.
Scilicet huc reddi deinde ac reſoluta referri.

§. IX.

Die (Anima mundi) Seele der Welt des Platonis iſt von einigen in dieſem Verſtande genommen worden; allein die Stoicker ſcheinen es mehr mit der Meynung von dieſer allgemeinen Seele zu halten, ſo die andern alle verſchluckt. Diejenigen ſo dieſe Meynung hegen, könten gar billich Monopſychiten genennet werden, weil ihrer Meynung nach in der That nur eine eintzige Seele iſt, die ſubſiſtiret. Der Herr Bernier mercket an, es wäre dieſes faſt durchgehends bey allen gelehrten in Perſien und in den Ländern des groſſen Moguls eine gemeine Meynung, ja ſie ſcheint auch bey den Cabaliſten und Myſticis ihren Zutritt gefunden zu haben. Ein gewiſſer Deutſcher aus Schwaben gebürtig, ſo vor einigen Jahren ein Jude geworden, nunmehro aber unter dem Nahmen Moſes Germanus lehret, der ſich ſehr auf die Lehre des Spinozæ geleget, hat davor gehalten, Spinoza erneuere die alte Cabalam der Hebräer; uñ ein gewiſſer Gelehrter, der dieſen Jüdiſchen Proſeliten wiederleget, ſcheinet eben dieſer Meynung zu ſeyn. Allein man weiß ja daß Spinoza nur eine eintzige Subſtantz in der Welt zuläſt, deren beſondere Seelen nur vergängliche Modificationes ſeynd. Valentinus Weigel Prediger zu Tſchopa in Meißen, ein Mann von groſſem, ja faſt allzugroſſem Verſtande, ob man ihn wohl vor einen Enthuſiaſten halten wollen, hatte vielleicht auch etwas von dieſer Meynung; ingleichen auch derjenige der ſich Johannem Angelum Sileſiacum nennet und verſchiedne kleine geiſtliche Deutſche Verſe, ſo artig genug ſind, nach Art der Epigrammatum geſchrieben, und die neulich wieder ſind gedruckt worden. Und überhaupt konte man auch der Vergötterung (deification) der Myſticorum dieſen böſen Verſtand beylegen. Gerſon hat ſchon wieder den Rusbrock einen Myſtiſchen Autorem geſchrieben, deſſen Meynung dem Anſehen nach ſonſt gut war, und deſſen Redens-Arten auch noch zu entſchuldigen ſind; allein es iſt beſſer man ſchreibe auf ſolche Art die nicht allererſt braucht entſchuldiget zu werden, ohngeacht ich ſonſt gerne zugebe, daß offt die hochgetriebenen oder ſo zu reden poetiſchen Redens-Arten einen kräfftiger rühren und bereden können, als das was ordentlich geſaget wird.

§. X.

Die Annihilation desjenigen was uns eigentlich zugehöret, die von den Quietiſten ſehr hoch getrieben worden, möchte vielleicht auch bey einigen eine verdeckte Gottloſigkeit ſeyn, als wie das was man von dem Quietiſmo des Foë des Urhebers einer groſſen Secte in China erzehlet. Dieſer nachdem er 40. Jahr lang ſeine Religion daſelbſt gelehret habe, und nunmehro ſterben wolte, bekante ſeinen Jüngern und

Anhängern, daß er ihnen bißher die Wahrheit unter der Decke der Metaphoren vorgetragen, und daß alles wieder zu nichts würde, als welches Nichts, wie er ſagte, das erſte Principium aller Dinge wäre, und dieſes war, wie mich deucht, noch ärger, als die Meynung der Averroiſten. Beyde Meynungen ſind unmöglich zu behaupten, ſondern gar ungereimt und phantaſtiſch. Inzwiſchen aber ſo haben doch einige neuere kein Bedencken getragen, dieſe allgemeine und einzige Seele, ſo die andern alle verſchluckt, wieder auf- und anzunehmen. So hat ſie auch unter den vermeinten Eſprits-forts mehr als zu groſſen Beyfall gefunden, und der Herr de Breiſſac ein Soldat und ein Mann von gutem Verſtande, der ſich in die Philoſophie gemiſchet, hat ſie einsmahls in ſeinen Diſcourſen vorgetragen. Allein dieſem Ubel kan das Syſtema harmoniæ præſtabilitæ unter allen am beſten abhelffen. Denn ſie zeuget, daß es nothwendig ſubſtantias ſimplices und ohne Ausdehnung (extenſion) gebe, die durch die gantze Natur ausgebreitet ſind: ferner daß dieſe Subſtantiæ nie independent von GOtt exiſtiren können; ingleichen daß ſie niemahls gäntzlich von allen organiſchen Cörpern ſepariret ſind. Diejenigen ſo in den Gedancken ſtehen, daß Seelen, ſo zwar eine Empfindung, aber keine Vernunfft haben, ſterblich ſind, oder die, ſo behaupten, daß bloß vernünfftige Seelen könten Empfindungen haben, räumen den Monopſychiſten ſehr viel ein. Denn wir werden doch die Leute ſchwer bereden können, daß die Thiere nichts empfinden; und wenn man einmahl einräumet daß das untergehen könne, was eine Empfindung haben kan, ſo iſt es hernach ſchwer die Unſterblichkeit unſrer Seele aus der Vernunfft zu behaupten.

§. XI.

Ich habe mit Fleiß dieſe kleine Digreſſion gemacht, weil mir es geſchienen, daß ſie ſich gar wohl auf unſere Zeiten ſchicket, in denen man mehr als zu viel geneigt iſt, die Grund-Lehren der natürlichen Religion über den Hauffen zu werffen. Jetzt komm ich aber wieder auf die Averroiſten die ſich einbildeten ihre Lehre wäre aus der Vernunfft deutlich bewieſen, welches ſie bewog zu ſtatuiren, daß nach der Philoſophie die Seele des Menſchen ſterblich wäre, da ſie inzwiſchen bezeugten, ſie unterwürffen ſich der Chriſtlichen Religion, welche dieſelbe vor unſterblich erklärete. Allein dieſe Diſtinction wurde vor verdächtig gehalten, und dieſe Trennung des Glaubens und der Vernunfft wurde von den Prælaten und Doctoribus ſelbiger Zeit verworffen, und in dem letzten Lateiniſchen Concilio unter dem Leone X. verdammt. Allwo die Gelehrten ermahnet wurden zu arbeiten, um denen Schwürigkeiten abzuhelffen, welche ſchienen zwiſchen der Philoſophie und der Theologie einen Streit zu erregen. Die Lehre von ihrer Incompatibilität erhielt ſich noch in geheim; Pomponatius ſelbſt ſtund dieſer Lehre wegen im Verdacht, ob er ſich ſchon anders erklärte, und ſelbſt die Secte der Averroiſten wurde durch die Tradition erhalten. Man glaubet, Cæſar Cremonenſis, ein berühmter Philoſophus ſeiner Zeit, ſey eine von den gröſten Stützen derſelben geweſen. Andreas Ceſalpinus ein Medicus von groſſen Meriten und der nechſt dem Michael Serveto am meiſten auf die Circulation des Geblütes gekommen, iſt von dem Nicolao Taurello in einem Buche, ſo den Titul Alpes cæſæ führet, angeklaget worden, daß er auch einer von den Peripateticis ſey, die der Religion zu wieder ſind. Man findet auch einige Fußſtapffen von dieſer Lehre in dem Circulo Piſano des Claudii Berigardi ſo ein Frantzoſe von Geburth war, aber in Italien gekommen und zu Piſa die Philoſophie gelehret. Sonderlich aber zeugen die Schrifften und Brieffe des Gabrielis Naudæi wie auch die Naudeana daß der Averroiſmus noch zu der Zeit, da dieſer gelehrte Medicus in Italien geweſen, verhanden und gelehret wurde. Die Philoſophia corpuſcularis, welche kurtz darauf iſt eingeführet worden, ſcheinet dieſe allzu peripatetiſche Secte vertilget und ausgeleſchet zu haben, oder iſt wenigſtens mit jener vermiſcht worden; und es kan wohl ſeyn, daß es mag Atomiſten geben, die Luſt haben möchten eben ſo als wie die Averroiſten zu lehren, wenn es nur die Umſtände zulieſſen. Allein dieſer Mißbrauch kan den übrigen guten Sachen der Philoſophiæ corpuſcularis nicht nachtheilig ſeyn, als welche man gar wohl mit dem, was im Platone und Ariſtotele gründliches zu finden iſt, verknüpffen und beyde mit der wahrhafftigen Religion vereinigen kan.

§. XII.

Die Reformatores, ſonderlich aber Lutherus wie ſchon gedacht, haben bißweilen ſo geredet, als wenn ſie die Philoſophie verwürffen, und vor eine Feindin des Glaubens hielten. Allein wenn man es nur recht verſtehet, ſo ſiehet man ſchon daß Luther durch die Philoſophie nichts anders verſtanden, als das was dem ordentlichen Lauffe der Natur gemäß, und vielleicht dasjenige was in den Schulen gelehret ward, als wenn er zum Exempel ſaget, es ſey Philoſophiſcher Weiſe, das iſt, nach der Ordnung der Natur unmöglich, daß das Wort könne Fleiſch werden; und wenn er ſo gar behauptet, daß was in der Phyſic wahr wäre, das könte in der Moral falſch ſeyn. Er war nur auf den Ariſtotelem tolle und war von dem Jahre 1510. an immer bedacht die Philoſophie von den Fehlern zu ſaubern, da ihm vielleicht die Reformation der Kirchen noch nicht in Sinn gekommen. Jedoch beſänfftigte er ſich endlich wieder, und geſtattete daß man in der Apologie der Augſpurgiſchen Confeſſion des Ariſtotelis und ſeiner Sitten-Lehre zum beſten gedachte. Melanchthon ein ſehr gründlicher und ſittſamer Mann, machte allerhand kleine Syſtemata von gewiſſen Stücken der Philoſophie, welche er nach den geoffenbahrten Wahrheiten und die im gemeinen Leben nützlich ſind, einrichtete, die auch noch itzo verdienen geleſen zu werden. Nach ihm kam Petrus Ramus aus Bret, ſeine Philoſophie war ſehr im Schwange, die Secte der Ramiſten war in Teutſchland ſehr ſtarck, und unter den Proteſtanten ſehr gemein, und wurde ſelbſt in der Theologie gebraucht, biß endlich die Philoſophia corpuſcularis wieder aufkam, welche die Ramiſtiſche in Vergeſſenheit ſetzte, und das Anſehn der Peripateticorum um ein groſſes verminderte.

§. XIII.

Inzwiſchen da viele proteſtantiſche Theologi ſo viel möglich von der Scholaſtiſchen Philoſophie abgiengen, die bey der gegenſeitigen Parthey herrſchete, ſo fiengen ſie endlich gar an die Philoſophie zu verachten, als die ihnen verdächtig war, und der Streit brach endlich zu Helmſtädt durch die groſſe Hitze des Daniel Hoffmañs eines Theologi und ſonſt geſchickten Mannes aus, der auch vormahls auf der Conferentz zu Qvedlinburg, bey welcher er und Tilemannus Heshuſius von Seiten des Hertzogs Julii zu Braunſchweig geweſen war, groſſes Anſehn erlanget, als er die Formulam concordiæ nicht annehmen wolte. Ich weiß nicht wie ſich der D. Hoffmann ſo ſehr wieder die Philoſophie entrüſten können, da er doch nur bloß den Mißbrauch hätte tadeln ſollen, den die Philoſophi mit ihr begehen. Allein es ſtack ihm der Johannes Caſelius ein ſehr berühmter und bey allen Gelehrten und Fürſten ſeiner Zeit ſehr æſtimirter Mann im Kopffe, und als ſich der Hertzog von Braunſchweig Henricus Julius, ein Sohn Julii des Stiffters der Univerſität dieſes Nahmens, ſelbſt die Mühe gegeben, die Sache zu unterſuchen, ſo verdammete er dieſen Theologum. Nach der Zeit hat es auch einige dergleichen kleine Streitigkeiten gegeben; allein man hat immer geſehen, daß es bloß Mißverſtändniſſe geweſen. Der berühmte Profeſſor zu Jena in Thüringen Paul Slevogt, deſſen Diſſertationes die wir von ihm haben, zeigen wie ſehr er in der Philoſophia Scholaſtica und in der Literatur der Hebräer beſchlagen geweſen, hatte in ſeiner Jugend ein kleines Buch unter dem Titul: Pervigilium de diſſidio Theologi & Philoſophi in utriusque Principiis fundato, bey Gelegenheit der Frage ob GOtt eine Cauſa per accidens der Sünde ſey, edirt. Allein man ſahe wohl daß er bloß hatte zeigen wollen, wie die Theologi bißweilen die Philoſophiſchen Terminos mißbrauchen.

§. XIV.

Damit ich aber auf dasjenige komme was ſich zu meiner Zeit zugetragen. Ich erinnere mich daß als 1666. Ludovicus Meier ein Medicus zu Amſterdam, ohne ſich zu nennen, ein Buch Philoſophia SS. Interpres genennet heraus gab, welches viele unrecht ſeinem guten Freunde dem Spinozæ zugeſchrieben, ſo bewegten ſich die Holländiſchen Theologi darwieder, und ihre Schrifften wieder diß Buch verurſachten groſſe Zänckereyen unter ihnen, indem einige davor hielten, die Carteſianer, ſo dieſen Philoſophum Anonymum wiederleget, hätten der Philoſophie gar zu viel eingeräumet. Johann de Labbadie grieff kurtz vorher, ehe er ſich von der Reformirten Kirche abgeſondert, unter dem Vorwand einiger Mißbräuche, ſo ſich, wie er ſagt, in die öffentliche Gewohnheiten eingeſchlichen, und die er vor unerträglich hielt, das Buch des Herrn de Wolzoge an, und gab es vor gefährlich aus. Auf einer andern Seite fochte der Hr. Vogelſang und der Herr Van de Weye nebſt andern Anticoccejanern eben dieſes Buch mit groſſer Bitterkeit an. Allein der Beklagte gewann ſeine Sache in einem Synodo. Hierauf redete te man vieles in Holland von den Rationalen und Non-rationalen Theologis, eine Diſtinction unter einer gewiſſen Parthey, der Mr. Bayle gar offte gedencket, und ſich endlich wider die erſten erkläret. Allein es ſcheinet man habe noch nicht die eigentliche Reguln gegeben, in denen beyde Partheyen, in Anſehung des Gebrauchs der Vernunſt in Erklärung der heiligen Schrifft, eines ſind oder nicht.

§. XV.

Ein dergleichen Streit hätte vor kurtzer Zeit die Kirche der Augſpurgiſchen Confeſſion-Verwandten bald beunruhigen ſollen. Denn als einige gewiſſe Magiſtri zu Leipzig, denen Studenten, ſo zu ihnen giengen die Theologiam Sacram zu erlernen, nach Gewohnheit dieſer und einiger andern Univerſitæten, allwo dergleichen Studia auch andere auſſer der Theologiſchen Facultät lehren können, privat Lectiones bey ſich hielten; ſo drungen dieſe Magiſtri mehr auf das Studium der heiligen Schrifft und auf die Ausübung der Gottſeligkeit, als andere ihres gleichen zu thun gewohnet waren. Man hält davor, ſie hätten einige Sache zu hoch getrieben und einen Argwohn gegeben, als fiengen ſie einige Neuerungen in der Lehre an, welches verurſachte daß man ihnen den Nahmen der Pietiſten als einer neuen Secte gegeben, ein Nahme welcher nach der Zeit ſo groß Lermen in Teutſchland verurſachet hat, und bald wohl, bald übel auf diejenigen iſt appliciret worden, die man wegen des Fanaticiſmi oder gar einer verborgenen Heucheley unter dem Schein einer Reforme im Verdacht hatte, oder zu haben ſich anſtellte. Da ſich nun einige Zuhörer dieſer Magiſter durch ihre anſtößige Sitten unter andern durch die Verwerffung der Philoſophie von andern diſtingvirten, und man von ihnen ſagte, ſie hätten die Helffte der Philoſophiſchen Lection verbrannt, ſo glaubte man ihre Magiſtri verwürffen die Philoſophie. Allein ſie haben ſich überaus wohl deswegen verantwortet, und man hat ſie weder dieſes Irrthums, noch von anderen beygemeſſenen Ketzereyen überzeugen können.

§. XVI.

Die Frage von dem Gebrauch der Philoſophie in der Theologie, iſt allezeit unter den Chriſten ſehr ſtrittig geweſen, und man hat gar ſchwer wegen der Gräntzen dieſes Gebrauchs eines werden können, wenn man ſie umſtändlich abgehandelt. Das Geheimniß der Menſchwerdung Chriſti, der Dreyfaltigkeit, des heiligen Abendmahls, hat die meiſte Gelegenheit zu handeln gegeben. Die neuen Photinianer, die die beyden erſten Geheimniſſe anfochten, bedienten ſich gewiſſer Philoſophiſcher Lehr-Sätze, die Andreas Keßler ein der Augſpurgiſchen Confeſſion zugethaner Theologus in verſchieſchiedenen Tractaten, welche er über die Stücke der Socinianiſchen Philoſophie heraus gegeben, eigentlich beſchrieben hat. Allein was ihre Metaphyſic anlanget, ſo könte man ſich von derſelben aus Leſung der Metaphyſic des Chriſtoph Stegmanns eines Socinianers mehr Raths erholen, die aber noch ungedruckt iſt, die ich in meiner Jugend geſehen, und mir noch erſt kürtzlich iſt communiciret worden.

§. XVII.

Calovius und Scherzer beyde in der Philoſophia Scholaſtica wohl beſchlagene Leute, nebſt vielen andern geſchickten Theologis, haben den Socinianern weitläufftig und offters überaus wohl geantwortet, indem ſie es nicht bey den generalen und manchmahl ein wenig unachtſamen Reſponſionibus, die man gewöhnlicher maſſen gegen ſie gebraucht, bewenden lieſſen, und die meiſtentheils darauff ankamen, daß ihre Sätze wohl in der Philoſophie aber nicht in der Theologie gut wären; man begienge dadurch eine Heterogeneität oder μετάβασιν εἰς ἄλλο γένος, wenn man ſie in Sachen gebrauchte, die über die Vernunfft ſind. Die Philoſophie ſolle nur als eine Magd nicht aber als eine Frau in der Theologie tractiret werden, zu folge des Tituls eines Buches ſo Robert Baronius ein Schottländer unter dem Titul: Philoſophia Theologiæ ancillans genannt, heraus gegeben. Mit einem Worte, ſie wäre eine Hagar bey der Sara, welche man mit ihrem Sohne Iſmael aus dem Hauſe ſtoſſen ſolte, wenn ſie Meuterey anrichtete. Es iſt zwar in dieſen Antworten was Gutes; allein gleich wie man dieſelben leicht mißbrauchen, und die natürlichen und geoffenbahrten Wahrheiten ungereimt in einander ſetzen könte, als haben ſich die Gelehrten bemühet, zwiſchen dem was in den natürlichen oder Philoſophiſchen Wahrheiten nothwendig und indiſpenſable iſt, und zwiſchen dem was nicht iſt, einen Unterſcheid zu machen.

§. XVIII.

Die zwey Proteſtantiſchen Partheyen ſind alsdenn unter einander einig genug, wenn es auf einen Krieg wieder die Socinianer angeſehen. Und gleich wie die Philoſophie dieſer Sectirer die beſte nicht iſt, als hat man dieſelbe offtermahls faſt gantz und gar über den Hauffen geworffen und zernichtet. Allein die Proteſtanten ſelbſt ſind wegen des Sacraments des heil. Abendmahls mit einander in Uneinigkeit gerathen, indem der eine Theil derjenigen die ſich Reformirte nennen (ich meyne die hierinnen mehr dem Zwinglio als Calvino nachfolgen) geſchienen die Participation des Leibes Chriſti in dem heiligen Abendmahl auf eine bloſſe figürl. Vorſtellung ankommen zu laſſen, indem ſie ſich des Philoſophiſchen Satzes dabey bedienet, der beſagt, daß ein Leib nicht mehr als in einem Orte auf einmahl ſeyn könne, anſtatt daß die Evangeliſche, welche ſich zum Unterſcheid von den Reformirten in einem gantz beſonderm Verſtande alſo nennen, und mehr bey dem buchſtäblichen Verſtande der Worte bleiben, mit Luthero davor gehalten, dieſe Participation wäre reel wobey ein übernatürliches Geheimniß. Sie verwerffen auch würcklich die Lehre von der Transſubſtantiation, uñ halten davor ſie ſey in der Schrifft wenig gegründet; eben ſo wenig billigen ſie die Lehre von der Conſubſtantiation oder Impanation, als die man ihnen nicht imputiren kan, man müſte denn von ihren Meynungen nicht wohl unterrichtet ſeyn; maſſen ſie gar keine Einſchlüſſung des Leibes Chriſti in das Brod zulaſſen, ja nicht einmahl eine Vereinigung dieſer beyden erfordern; jedoch erfordern ſie wenigſtens eine Concomitantz, ſo daß dieſe zwey Subſtanzen zugleich empfangen würden. Sie halten davor die gewöhnliche Bedeutung der Worte des HErrn JEſu Chriſti, müſſe in einer ſo wichtigen Sache als dieſe, da er ſeinen letzten Willen ſolte zu erkennen geben, behalten werden, und um zu behaupten, daß dieſer Verſtand von aller Abſurdität die uns von ſelbigem abwendig machen könte, frey ſey, ſo urgiren ſie, der Philoſophiſche Satz, der die Exiſtentz und die Participation der Cörper nur auf einen einigen Ort einſchlüſſet, ſey bloß und allein ein Erfolg

folg des gewöhnlichen Lauffes der Natur. Sie werffen die ordinaire Gegenwart des Leibes unſers Heylandes, dergleichen ein verklährter Leib haben kan, deswegen nicht über den Hauffen. Sie behelffen ſich auch nicht mit wer weiß was vor einer ubiquitiſtiſchen Diffuſion die ihn diſſipire, und mache daß man ihn nirgends finden könne, noch weniger nehmen ſie die Replicationem multiplicatam einiger Scholaſticorum an, als wenn ein Cörper zu gleicher Zeit hier ſitzen und anderwegen ſtehen könne. Mit einem Worte ſie erklären ſich alſo, daß es geſchienen, als wenn die Meynung des Calvini ſo durch verſchiedene Glaubens-Bekäntniſſe derjenigen Kirchen iſt eingeführet worden, welche die Lehre dieſes Mannes angenommen, da er eine Participation der Subſtantz ſetzt, nicht eben ſo ſehr als man vielleicht meynen möchte, von der Augſpurgiſchen Confeſſion unterſchieden ſey, und vielleicht nur hierinnen, daß er zu dieſer Participation, noch auſſer der mündlichen Genieſſung der Symbolorum den wahren Glauben erfordert, und folglich die Unwürdigen ausſchlüſſet.

§. XIX.

Hieraus ſiehet man, daß die Lehre von der reali und ſubſtantiali Participatione im Abendmahl, durch eine wohl verſtandene Analogie unter der unmittelbahren Würckung und der Gegenwart, ohne die wunderlichen ſcholalaſtiſchen Meynungen gar wohl beſtehen könne. Und gleich wie ferner viele Philoſophi davor gehalten, daß auch ſelbſt nach dem ordentlichen Lauffe der Natur, ein Leib in einer Diſtantz in viele entfernte Cörper unmittelbahr auf einmahl würcken könne; als glauben ſie um ſo viel deſto mehr, es ſtehe der göttlichen Allmacht nichts im Wege daß ſie nicht machen könte, daß ein Cörper vielen Cörpern zugleich auf einmahl gegenwärtig ſeyn könne, weil es doch eben von der unmittelbahren Würckung zu der Gegenwart kein groſſer Sprung iſt, und vielleicht eine von der andern dependiret. Es iſt zwar wahr daß die neuern Philoſophi nicht vor gar langer Zeit die unmittelbahre natürliche Würckung eines Cörpers in einen andern entfernten Cörper verworffen, und ich geſtehe, daß ich ihrer Meynung bin; Unterdeſſen ſo iſt die Würckung in die ferne kürtzlich in Engeland von dem berühmten Hn. und Ritter Newton wieder aufgebracht worden, als der behauptet, die Cörper könten vermöge ihrer Natur einander anziehen, und nach Proportion eines jeden Maſſa und der radiorum attractionis die er empfängt in einander gravidiren. Hierauf hat der berühmte Herr Lock in ſeiner Antwort an den Hn. Biſchoff Stillingfleet ſich erkläret, daß, nach dem er das Buch des Ritters Newton geſehen, er das was er in ſeinem Verſuch vom menſchlichen Verſtande, nach der Meynung der neuern geſagt: nemlich daß kein Cörper unmittelbahr in einen andern würcken könne, auſſer weñ er ſeine Fläche berühre, und durch ſeine Bewegung an ihn anſtoſſe, zurücke ziehe und wiederruffe. Er hält davor, GOtt könne der Materie gar wohl ſolche Eigenſchafften geben, durch welche ſie auch vermöge in die Ferne zu würcken. Und alſo behaupten auch die der Augſpurgiſchen Confeſſion zugethane Theologi, es dependire nicht nur von GOtt, daß ein Cörper unmittelbahr in viele andere von einander entfernte unmittelbahr wircken, ſondern auch ſelbſt bey ihnen ſeyn, und von ihnen auf ſolche Art könne angenommen werden, an der die Intervallen der Oerter, und Abmeſſung der Spatiorum keinen Theil hat. Ob nun ſchon dieſe Würckung über die Kräffte der Natur iſt; ſo glauben ſie doch, man könne nicht zeigen, daß es über die Macht des Stiffters der Natur ſey, als welcher leicht die Geſetze, ſo er der Natur gegeben, abſchaffen, oder dieſelben nach ſeinem Gutdüncken auf eine Zeit aufheben könne, eben ſo wie er hat machen können, daß das Eiſen auf dem Waſſer geſchwommen, und das Feuer gegen den menſchlichen Leib nichts ausrichten können.

§. XX.

Als ich das Rationale Theologicum des Nicolai Wedelii und die Wiederlegung des Joh. Muſæi gegen einander gehalten, ſo habe ich befunden, daß dieſe zwey Autores davon der eine, nachdem er erſtlich zu Geneve profitiret, als Profeſſor zu Franecker geſtorben iſt, der andere aber hernachmahls der vornehmſte Theologus zu Jena geworden, in den vornehmſten Reguln von dem Gebrauch der Vernunfft ziemlich eins ſind; Allein in der Application der Reguln ſtimmen ſie nicht überein. Sie halten beyde davor die Offenbahrung könne denen Wahrheiten nicht zu wieder ſeyn, deren Nothwendigkeit von den Philoſophen logiſch oder metaphyſiſch geneñet wird, das iſt, deren Oppoſitum eine Contradiction involviret; und ſie geben noch ferner alle beyde zu, daß die Offenbahrung wohl mit den Lehr-Sätzen ſtreiten könne, deren Nothwendigkeit Phyſiſch und nur auf die Geſetze gegründet iſt, die der Wille GOttes der Natur vorgeſchrieben hat. Die Frage alſo, ob ein Cörper in vielen Orten zugleich nach übernatürlicher Ordnung gegenwärtig ſeyn könne, betrifft nur die Application der Regul, und wenn man dieſe Frage recht unwiederſprechlich aus der Vernunfft ausmachen wolte, ſo müſte man vorher genau erklären, worinnen das Weſen eines Cörpers beſtehet. Auch die Reformirten ſind hierinnen mit einander nicht eins. Die Carteſianer ſetzen ſie in die Ausdehnung, ihre Wiederſacher aber wollen das nicht zugeben, und wo mir recht iſt, ſo habe ich auch gemercket, daß der berühmte Theologus zu Utrecht Giſbertus Voetius an der vorgegebenen Unmöglichkeit der Gegenwart eines Cörpers an mehrern Orten gezweiffelt.

§. XXI.

Ob nun wohl ſonſt die beyden Proteſtantiſchen Partheyen hierinnen überein kommen, daß man dieſe zwey angeführten Nothwendigkeiten, nemlich die Metaphyſiſche und Phyſiſche von einander wohl unterſcheiden müſſe, und daß die erſte auch ſelbſt in Geheimniſſen nicht diſpenſiret werden könne; ſo ſind ſie doch in den Regulis Interpretationis mit einander noch nicht einig, durch welche man ausmachen könte, in was vor Fällen es erlaubt ſey den Buchſtaben zu verlaſſen, ſonderlich wenn man verſichert iſt, daß er den indiſpenſablen Wahrheiten zu wieder laufft. Denn man geſtehet beyderſeits zu, daß es Fälle giebt in denen die Buchſtäbliche Erklärung, die eben nicht gantz unmöglich iſt, müſſe verworffen werden, wenn ſie ſonſt nicht gar zu geſchickt iſt. Es kommen z. E. alle Ausleger überein, daß es der HErr Chriſtus Metaphyſiſch verſtehet, wenn er Herodem einen Fuchs nennet; und dieſes muß man ſo verſtehen, man müſte ſich denn mit den Fanaticis einbilden, daß Herodes ſo lange als die Worte Chriſti gedauret, würcklich in einen Fuchs wäre verwandelt worden. Allein mit den Haupt-Stellen der Geheimniſſe bey denen man ſich nach dem Urtheil der Theologorum der Augſpurgiſchen Confeſſion an den Wort-Verſtand halten muß, iſt es gantz anders. Und weil die Entſcheidung dieſer Sache zur Kunſt auszulegen, und nicht eigentlich zur Vernunfft-Lehre gehöret, ſo wollen wir uns auch in dieſelbe nicht einlaſſen, um ſo viel mehr weil ſie mit denjenigen Streitigkeiten nichts gemein hat, welche vor kurtzen erſt von der Ubereinſtimmung des Glaubens mit der Vernunfft ſind erreget und aufgeworffen worden.

§. XXII.

Es kommen, wie ich vermeine, die Theologi von allen Partheyen, die eintzigen Fanatici ausgenommen, zum wenigſten hierinnen überein, daß kein Glaubens-Articul eine Contradiction mit ſich bringe, noch ſo richtigen und genauen Beweißthümern als wie die Metaphyſiſchen ſind, da das Contrarium concluſionis allemahl ad abſurdum, das iſt, zur Contradiction kan gebracht werden, zu wieder ſeyn könne. Und der heilige Athanaſius hat nicht ohne Urſache mit der Galimatias einiger Autorum ſeiner Zeit, die da behauptet hatten, GOtt hätte ohne Schmertzen gelitten, ſeinen Spott getrieben. Paſſus eſt impaſſibiliter. O ludicram doctrinam ædificantem ſimul & demolientem! Hieraus erhellet, daß einige Autores gar zu leicht eingeräumet haben, daß die Lehre von der heiligen Dreyeinigeinigkeit dieſem groſſen und wichtigen Grund-Satze, welcher beſagt, daß zwey Sachen die mit einer Dritten eines ſind, auch untereinander eines ſind, zu wieder ſey. Das iſt, wenn A iſt wie B, und C. wie B, ſo muß auch A und C einander gleich ſeyn. Denn dieſer Grund-Satz folgt unmittelbahr aus dem Principio der Contradiction und iſt der Grund aller Logic. Und wenn der wegfällt, ſo iſt kein Mittel mehr verhanden etwas gewiſſes zu ſchlüſſen. Alſo wenn man ſagt der Vater iſt GOtt, der Sohn iſt GOtt, und der heil. Geiſt iſt GOtt, und iſt doch nur ein GOtt, ob ſchon dieſe drey Perſonen von einander unterſchieden ſind, ſo muß man ſchlüßen, daß das Wort GOtt im Anfang und im Ende dieſer Redens-Art nicht einerley Bedeutung habe. Denn bald bedeutet es die gantze Göttliche Subſtantz, bald nur eine Perſon der Gottheit. Uberhaupt iſt hier zu ſagen, daß man ſehr behutſam ſeyn müſſe, daß man zu Behauptung der Geheimniſſe, die nothwendigen und ewigen Wahrheiten ja niemahls verlaſſe, damit nicht die Feinde der Religion ſich deswegen die Freyheit nehmen, die Religion und die Geheimniſſe zu verwerffen.

§. XXIII.

Es ſtimmet ferner die gewöhnliche Diſtinction unter dem was über (ſupra) und wieder (contra) die Vernunfft iſt, mit den angeführten zweyfachen Arten der Nothwendigkeit überein. Denn das was wieder die Vernunfft, iſt auch wieder die gantz unſtrittig gewiſſe und indiſpenſable Wahrheiten, und das was über die Vernunfft iſt, iſt nur bloß wieder dasjenige was man gewöhnlich zu begreiffen und zu erfahren pfleget. Derohalben wundere ich mich, daß Leute vom Verſtande die Diſtinction anfechten, und daß der Herr Bayle auch mit drunter iſt. Sie hat verſichert überaus guten Grund. Eine Wahrheit iſt über die Vernunfft, wenn ſie unſer Verſtand oder keine erſchaffene Seele begreiffen kan. Dergleichen ſind meiner Meynung nach die heilige Dreyfaltigkeit, die Wunder die ſich GOtt allein vorbehalten, als z. E. Die Schöpffung, die Erwehlung der Ordnung des gantzen Univerſi, welche von der allgemeinen (Harmonie) Ubereinſtim̃ung, und der deutlichen Erkäntniß unendlich vieler Dinge auf einmahl dependiret. Allein eine Wahrheit kan der Vernunfft niemahls zu wieder ſeyn, und an ſtatt daß eine von der Vernunfft angefochtene und überwundene Lehre unbegreifflich ſeyn ſolte, ſo kan man vielmehr ſagen, daß nichts leichter zu begreiffen und nichts deutlicher ſey, als die Abſurdität derſelben. Ich habe bald Anfangs angemercket, daß man hier nicht durch die Vernunfft, die Reden und Meynungen der Menſchen, noch auch ihre Gewohnheit verſtehe nach der ſie von den Sachen aus dem ordentlichen

lichen Lauffe der Natur zu urtheilen pflegen; ſondern eine unverletzliche Verbindung und Zuſammenhang der Wahrheiten.

§. XXIV.

Ich muß mich itzt zu der wichtigen Frage wenden die Mr. Bayle vor kurtzen aufs Tapet gebracht: nemlich ob eine Wahrheit, ſonderlich aber eine (veritas fidei) Wahrheit des Glaubens könne unaufflößlichen Einwürffen unterworffen ſeyn. Dieſer vortreffliche Autor ſcheinet die affirmativ dieſer Frage kühnlich zu behaupten. Er führet vornehme Theologos von ſeiner, auch von der Römiſchen Parthey an, die eben das zu ſagen ſchienen was er meynet. Er bringet auch ferner Philoſophos hervor, die in den Gedancken geſtanden, als wenn es Philoſophiſche Wahrheiten gebe, deren Vertheydiger nicht könten auf die Einwürffe antworten die man ihnen macht. Er hielt ferner davor, daß die Lehre von der Prædeſtination in der Theologie, und die von der compoſitione continui in der Philoſophie der Art ſey. Und das ſind in der That die zwey Labyrinthe, welche den Theologis und Philoſophis zu allen Zeiten viel zu ſchaffen gemacht. Libertus Fromundus ein Theologus von Lœwen (ein groſſer Freund des Janſenii deſſen Buch, ſo nach ſeinem Tode unter dem Titul: Auguſtinus, herausgekommen, er ans Licht gegeben) der an der Lehre von der Gnade ſehr gearbeitet, und auch ein ausdrückliches Buch geſchrieben, unter dem Titul: Labyrinthus de compoſitione continui, hat gar wohl die Schwürigkeiten dieſer beyden Lehren erfahren. Und der berühmte Ochinus hat dasjenige gar wohl gezeiget, was er unter dem Labyrinth der Prædeſtination verſtehet.

§. XXV.

Allein dieſe Autores haben gar nicht geſagt, daß es unmöglich ſey in dieſem Labyrinth ein Ende zu finden, ſie mögen zwar wohl die Schwürigkeiten deſſelben erkannt haben, doch aber nicht von der Schwürigkeit auf die Unmöglichkeit verfallen seyn. Was mich anbelanget, ſo geſtehe gerne, daß ich es nicht mit denen halten kan, welche behaupten, daß man einer Wahrheit unüberwindliche Einwürffe machen könne. Iſt denn ein Einwurff was anders als ein Argument deſſen Schluß unſerm Satze wiederſpricht? Und iſt nicht ein unüberwindliches Argument eine Demonſtration? Und wie kan man denn anders die Richtigkeit der Demonſtrationum erkennen, als wenn man das Argument Stückweiſe nach der Form und nach der Materie unterſuchet, um zu ſehen ob es in der Form gut, und ob auch hernach alle præmiſſæ entweder ſchon bekannt oder durch ein gleich ſtarckes Argument bewieſen worden, biß man endlich weiter nichts braucht, als lauter bekante Præmiſſas? Wenn nun ein ſolcher Einwurff wieder unſern Satz verhanden, ſo muß man zugeſtehen, daß die Unrichtigkeit dieſes Satzes bewieſen ſey, und wir unmöglich zulänglichen Grund haben können denſelben zu beweiſen, ſonſt würden zwey Contradictoria zugleich wahr ſeyn. Man muß den Demonſtrationen allemahl nachgeben, ſie mögen entweder zu Befeſtigung eines Satzes, oder als ein Einwurff vorgetragen werden. Und es iſt unnöthig und unrecht wenn man die Beweißthümer ſeines Gegners, unter dem Vorwande, ob wären es nur Objectiones, ſchmählern will; denn der Wiederſacher hat eben das Recht, und kan die Benennung umdrehen, wenn er ſeine Argumente mit dem Nahmen eines Beweiſes beehret, unſere aber mit dem ſpöttiſchen Nahmen einer Objection verächtlich machet.

§. XXVI.

Das iſt aber eine andere Frage, ob wir allemahl verbunden ſeyn die Einwürffe zu unterſuchen die man uns machen kan, und über unſre Meynung noch einen Zweiffel zu behalten, oder das was man formidinem oppoſiti nennet, biß man dieſe Unterſuchung angeſtellet. Ich wolte faſt nein ſagen, weil man ſonſt niemahls zur Gewißheit kommen würde, und unſer Schluß immer biß zu völliger Erörterung der Sache würde aufgeſchoben werden müſſen. Und ich glaube die geſchickten Geometræ werden ſich um die Einwürffe des Joſeph Scaligers wieder den Archimedem, und des Hobbeſii wieder den Euclidem wenig bekümmern, aus Urſachen, weil ſie von den Demonſtrationibus, die ſie einmahl begriffen haben, gewiß verſichert ſind. Inzwiſchen ſo iſt es doch bißweilen gar gut, wenn man ſo höfflich iſt und gewiſſe Einwürffe unterſuchet. Denn über dem daß man dadurch die Leute aus ihrem Irrthum heraus reiſſen kan, ſo können wir hierbey offt noch ſelbſt was profitiren; maſſen die Paralogiſmi die ſich wohl hören laſſen, offt einige nützliche Erfindungen in ſich faſſen, und Gelegenheit geben einige wichtige Schwürigkeiten aufzulöſen. Derohalben habe ich ſinnreiche Einwürffe wieder meine eigne Meynungen jederzeit ſehr gerne geſehen, ich habe ſie niemahls ohne Nutzen unterſucht, wie hievon diejenigen zeigen können, ſo der Herr Bayle einſt wieder mein Syſtema Harmoniæ præſtabilitæ gemacht, nicht zu gedencken der Einwürffe die mir Mr. Arnaud, der Abt Foucher, und der Pater Lami ein Benedictiner über eben dieſe Sache gemacht. Um aber wiederum auf die Haupt-Sache zu kommen, ſo ſchlüſſe ich aus itzt angeführten Urſachen und Gründen, daß wenn man einen Einwurff wieder eine Wahrheit macht, man allezeit auf ſelbigen gehöriger Maßen antworten könne.

§. XXVII.

Vielleicht nimmt auch der Herr Bayle die unauflößlichen Einwürffe nicht in dem angeführten Verſtande; wenigſtens bemercke ich, daß er in ſeinen Redens-Arten variret. Denn in ſeiner Antwort an den Herrn Clericum, ſo erſt nach ſeinen Tode heraus kommen, giebt er das nicht zu daß man den Wahrheiten des Glaubens Demonſtrationes entgegen ſetzen könne. Daher ſcheint es als halte er die Einwürffe nur in Anſehung unſrer gegenwärtigen Erkäntniß vor unauflößlich; und er hat auch in dieſer Antwort p. 35. nicht alle Hoffnung verlohren, daß nicht noch einſt jemand eine bißher wenig bekandt geweſene Aufflöſung werde finden können. Jedoch hievon wollen wir weiter drunten was gedencken. Unterdeſſen ſtehe ich in den Gedancken die vielleicht manchem ſehr fremde vorkommen könten, nemlich ich halte davor dieſe Auflöſung ſey ſchon völlig gefunden und ſey nicht eben die ſchwereſte, und ein Menſch von einem mittelmäßigen Verſtande der nur genugſame Auffmerckſamkeit haben könne, wenn er ſich bloß der Reguln der gemeinen Logica bedienet, ſey im Stande auf die verwirrteſten Einwürffe wieder die Wahrheit zu antworten, ſonderlich wenn ſie bloß aus der Vernunfft genommen ſind, und vor Demonſtrationes ausgegeben werden. So ſehr auch insgemein heut zu Tage die neuern die Logic des

Ariſtotelis verachten, ſo muß man doch ſagen, daß ſie untrügliche Mittel und Wege zeigt den Irrthümern in dergleichen Fällen zu wiederſtehen. Denn man darff ja nur den Schluß nach den Reguln unterſuchen, ſo wird man allezeit ein Mittel finden zu entdecken, ob in der Form gefehlet worden, oder ob einige von den Præmiſſen, durch ein gutes Argument noch nicht bewieſen worden.

§. XXIIX.

Wenn aber nur von wahrſcheinlichen Dingen die Rede iſt, da iſt es gantz was anders. Deñ die Kunſt von wahrſcheinlichen Gründen zu urtheilen iſt noch gar ſchlecht ausgearbeitet, ſo daß unſre Vernunfft-Lehre in dieſem Anſehen noch ſehr unvollkommen, und wir biß itzo in ſelbiger faſt nichts als nur die Kunſt von Demonſtrationibus zu urtheilen haben. Jedoch dieſe Kunſt iſt hier ſchon zulänglich. Denn wenn man die Vernunfft einem Glaubens-Articul entgegen ſetzen will, ſo bekümmert man ſich wenig um ſolche Einwürffe die bloß auf eine Wahrſcheinlichkeit hinaus lauffen, weil alle Welt zugeſtehet, daß die Geheimniſſe nach der Vernunfft betrachtet wieder alle Schein-Wahrheiten ſind und gar nichts wahrſcheinliches in ſich haben; allein es iſt genug daß nichts abgeſchmacktes in ihnen iſt. Wenn man ſie alſo wiederlegen will, ſo muß es mit Demonſtraſtrationibus oder unumſtößlichen Gründen geſchehen.

§. XXIX.

Und ſo muß man es auſſer Streit verſtehen, wenn die Schrifft ſagt, die Weißheit GOttes wäre bey den Menſchen eine Thorheit, und wenn St. Paulus anmercket, daß das Evangelium von Chriſto den Griechen eine Thorheit, und den Juden eine Aergerniß ſey. Denn im Grunde kan doch eine Wahrheit der andern unmöglich wiederſprechen, und das Licht der Vernunfft iſt ſo wohl eine Gabe GOttes als die Offenbahrung. So iſt das auch bey den Theologis, die ihr Handwerck recht verſtehen, eine ausgemachte Sache, daß die Bewegungs-Gründe der Glaubwürdigkeit (motiva credibilitatis) das Anſehn und Gültigkeit der heiligen Schrifft einmahl vor allemahl vor dem Richter-Stuhl der Vernunfft entſchuldigen uñ rechtfertigen, damit ihr hernach die Vernunfft als einem neuen Lichte nachgeben, und alle ſeine Wahrſcheinlichkeiten aufopffern möge. Es iſt bald ſo als wenn ein neues Haupt das von ſeinem Fürſten verſchickt worden, die Patente in der Verſammlung zeigen muß in der es hernach præſidiren ſoll. Und das iſt eben die Abſicht verſchiedner guter Bücher die wir von der Wahrheit der Chriſtlichen Religion haben, als z. E. des Auguſtini Steuchi, Mornæi, oder des Hugonis Grotii. Denn ſie muß doch was anders an ſich haben als die falſchen Religionen, ſonſt würde Zoroaſter, Brama, Somonacodon und Mahomet eben ſo viel Glauben finden müſſen, als JEſus Chriſtus und Moſes. Unterdeſſen aber iſt doch der göttliche Glaube ſelbſt, wenn er in unſrer Seelen angezündet wird, was mehrers als eine Meynung, und dependiret keines weges von der Gelegenheit und den Bewegungs-Gründen die ihn gewürcket, ſondern er gehet über unſre Vernunfft, und nimmt den Willen und das Hertze gefangen, damit er uns möge antreiben mit Luſt und Eyfer nach den Gebothen GOttes einher zu gehen, ohne daß man weiter nöthig hat auf die Bewegungs-Gründe zu gedencken, noch ſich bey den Schwürigkeiten der Vernunfft-Schlüſſe aufzuhalten, die ſich etwan das Gemüthe machen kan.

§. XXX.

Was nun jetzt von der menſchlichen Vernunfft geſagt worden, die man einmahl muß ändern, und offt ohne Maß und Ziel erhebet und niederſchlägt, das kan von unſrer ſchlechten Aufmerckſamkeit ein Zeugniß ablegen, und wie ſehr wir an unſern Feylern Schuld ſind. Es ſolte nichts leichters ſeyn als dieſe Streitigkeiten über die Rechte des Glaubens und der Vernunfft beyzulegen, wenn nur die Menſchen die gemeinſten logiſchen Reguln vor die Hand nehmen, und nur ein wenig aufmerckſam urtheitheilen wolten. Allein ſo ſetzen ſie ſich ſtatt deſſen durch dunckle und zweydeutige Redens-Arten, die ihnen eine weitläufftige Materie zum Plaudern geben, um ihren Verſtand und ihre Gelahrheit ſehen zu laſſen, in Verwirrung, ſo daß es ſcheint, als verlangten ſie gar nicht die nackende Wahrheit zu ſehen, vielleicht weil ſie fürchten, ſie möchte unangenehmer ſeyn als der Irrthum; und dieſes deßwegen weil ſie die Schönheit des Urhebers aller Dinge, als welcher die Qvelle und der Urſprung der Wahrheit iſt, nicht erkennen.

§. XXXI.

Dieſe Nachläßigkeit iſt ein allgemeiner Fehler der menſchlichen Natur, die man nicht einem allein vorzuwerffen hat. Abundamus dulcibus vitiis, wie Qvintilianus von dem ſtylo des Senecæ ſagte, und es iſt unſere Luſt wenn wir uns vergehen. Die Accurateſſe iſt uns beſchwerlich, und die Reguln ſcheinen uns Kindereyen zu ſeyn. Deßwegen wird die gemeine Vernunfft-Lehre, nach der wir doch bey nahe die Vernunfft-Schlüſſe, ſo auf die Gewißheit gehen, unterſuchen könten, den Schülern überlaſſen, und an die, ſo die Grade der Wahrſcheinlichkeiten einrichten ſolte, und in wichtigen Uberlegungen ſehr nöthig ſeyn würde, hat man noch nicht einmahl gedacht, ſo gar wahr iſt es, daß unſere Fehler meiſt von der Verachtung oder dem Mangel der Kunſt zu gedencken herrühren. Denn es iſt nichts unvollkommeners als unſere Logic, wenn man weiter hinaus über die Argumenta neceſſaria gehet. Und die vortreflichſten Philoſophi unſerer Zeit als die Autores der Kunſt zu gedencken, die Unterſuchung der Wahrheit (Recherche de la verité) und der Verſuch von dem menſchlichen Verſtande haben uns noch lange nicht die wahrhafftigen Mittel gezeigt, die geſchickt wären dieſer Gemüths-Krafft durch die wir den Schein des Wahren und des Falſchen abwiegen ſollen, auffzuhelffen: der Kunſt zu erfinden, die noch weit ſchwerer zu erlangen iſt, und von der wir nur einige unvollkommene Stücke in der Matheſi haben, nicht zu gedencken.

§. XXXII.

Was den Herrn Bayle vielleicht möchte am meiſten bewogen haben zu glauben daß man denen Schwürigkeiten der Vernunfft wieder den Glauben nicht abhelffen könne, iſt dieſes, daß es ſcheinet als erfordere er, GOtt müſſe auf dergleichen Art entſchuldiget und vertheidiget werden, als wie man insgemein eines vor dem Richter verklagten Menſchens Sache zu vertheidigen pfleget. Allein er hat vergeſſen daß man offt vor dem Richter-Stuhle der Menſchen, die nicht allemahl hinter die Wahrheit kommen können, genöthiget iſt, ſich nach Indiciis und wahrſcheinlichen Gründen, und ſonder-

BIBLIOTHEK HALLE (Saale)

derlich nach Muthmaſſungen und Præjudiciis zu richten, da man doch aber, wie wir bereits angemercket haben, zugeſtehet, daß die Geheimniſſe gar nicht wahrſcheinlich ſind. Der Herr Bayle z. E. hält davor, man könne die Gütigkeit GOttes wegen Zulaſſung der Sünde nicht entſchuldigen, weil die Wahrſcheinlichkeit wieder einen Menſchen ſtreiten würde, der ſich in einem ſolchen Falle befände, der dieſer Zulaſſung ähnlich zu ſeyn ſchiene. GOtt ſahe vorher daß Eva von der Schlange würde betrogen werden, wenn er ſie in die Umſtände ſetzte in denen ſie ſich hernachmahls befand; und inzwiſchen hat er ſie doch in dieſelben geſetzt. Wenn es nun aber ein Vater der Vormünde mit ſeinem Kinde oder Mündel, ein Freund mit einem jungen Menſchen über den ihm die Obſicht anvertraut worden, alſo machte, ſo würde der Richter mit der Entſchuldigung des Advocaten, er habe das Böſe nur zugelaſſen, ohne es zu thun, noch zu wollen, nicht zu frieden ſeyn, ſondern er würde dieſe Zulaſſung vor ein Zeichen eines boßhafftigen Gemüthes auslegen, und vor ein Peccatum omiſſionis halten, welches den, der davon überzeugt wäre, des peccati commiſſionis eines andern theilhafftig machen würde.

§ XXXIII.

Es iſt auch diß zu bedencken, daß eben daraus, wenn man gleich das Böſe vorher geſehen, ſo man nicht gehindert hat, ob man es gleich dem Anſehen nach leicht habe thun können, und ob man gleich gar ſolche Sachen gethan, die es befördert oder leicht gemacht haben, nicht folge, daß man mit dran Schuld ſey. Es iſt weiter nichts als eine ſtarcke Muthmaſſung die in menſchlichen Sachen ſo gut als eine Wahrheit iſt, die aber durch eine genaue Unterſuchung der That würde über Hauffen geworffen werden, wenn wir dieſe Unterſuchung in Anſehung GOttes anſtellen könten. Denn man nennet das bey den Juriſten eine Præſumption, was inzwiſchen biß zu Ausmachung der Sache, und im Fall das Gegentheil nicht bewieſen wird, vor eine Wahrheit paſſiret, und iſt mehr als eine Conjectur, obſchon dieſer Unterſcheid von dem Dictionario der Frantzöſiſchen Academie nicht iſt unterſuchet worden. Nun hat man Urſache ungezweiffelt zu ſchlüſſen, daß wenn man dieſe Unterſuchung anſtellen könte, man daraus erſehen würde, daß ſehr rechtmäſſige und ſtärckere Bewegungs-Gründe als die ſo ſcheinen darwieder zu ſeyn, den Weiſeſten genöthiget das Böſe zuzulaſſen, und ſelbſt dergleichen Dinge zu thun die es befördert haben. Wir wollen unten einige Inſtanzien davon geben.

§. XXXIV.

Es kan freylich ein Vater, ein Vormünde, und ein Freund nicht leicht in angeführtem Falle dergleichen Urſachen haben, ich geſtehe es, inzwiſchen iſt doch die Sache nicht gantz unmöglich, und ein geſchickter Romanen-Schreiber könte vielleicht einen ſolchen auſſerordentlichen Fall erfinden, derſelbſt einen Menſchen in angeführten Umſtänden rechtfertigen und entſchuldigen würde. Allein in Anſehung GOttes hat man gar nicht nöthig beſondere Urſachen, die ihm zur Zulaſſung des Böſen bewegen können, zu entdecken und vorzubringen, die generalen langen ſchon zu. Man weiß ja daß er vor das gantze Univerſum Sorge trägt, deſſen Theile alle insgeſamt mit einander verknüpffet ſind; und man muß daraus ſchlüſſen daß er ſehr viele Abſichten gehabt, deren Erfolg ihn endlich bewogen zu ſchlüſſen, daß es nicht wohl gethan ſeyn würde, wenn er gewiſſe Ubel verhinderte.

§. XXXV.

So muß man auch ſagen, daß eben deswegen einige von dieſen groſſen oder vielmehr unüberwindlicher Rationen nothwendig müſſen verhanden geweſen ſeyn, welche die göttliche Weißheit zur Zulaſſung des Böſen bewogen, das uns in ſolche Verwunderung ſetzt, weil dieſe Zulaſſung würcklich geſchehen iſt. Denn es kan nichts von GOtt herkommen, das nicht mit der Gütigkeit, Gerechtigkeit und Heiligkeit vollkommen überein komme. Alſo können wir aus dem Ausgange (oder a poſteriori) ſchlüſſen, dieſe Zulaſſung ſey unumgänglich nöthig ge-

geweſen, ob wir ſie gleich nicht mit Erzehlung der Gründe (a priori) die GOtt dabey kan gehabt haben, zeigen können, wie es denn eben auch nicht nöthig iſt, daß wir ſie zeigen um ihn dadurch zu entſchuldigen und zu rechtfertigen. Hierüber hat ſelbſt Herr Bayle in der Rep. à un Provinc. ch. 165. T. 3. p. 1067. überaus wohl geſagt: die Sünde iſt in die Welt kommen, alſo hat ſie GOtt ohne Verletzung ſeiner Vollkommenheiten zulaſſen können; ab actu ad potentiam valet conſequentia! In GOtt iſt dieſe Folge gut; er hat es gethan, und alſo hat ers wohl gethan. Doch dieſes muß man nicht ſo verſtehen, als wenn wir von der Gerechtigkeit überhaupt, die ſich auch auf die Gerechtigkeit GOttes ſchicken könne, keinen Begriff hätten, und als wenn die Gerechtigkeit GOttes andere Reguln hätte, als die ſo unter den Menſchen bekant iſt; ſondern ſo, daß der gegenwärtige Fall von denjenigen gantz unterſchieden iſt die unter den Menſchen gewöhnlich vorkommen. Das allgemeine Recht findet ſo wohl in GOtt, als bey den Menſchen ſtatt; allein die That iſt im angeführten Falle gantz unterſchieden.

§. XXXVI.

Wir können gar, wie ich ſchon angemercket habe, den Fall ſetzen oder erdichten, es ſey etwas unter den Menſchen anzutreffen, das dieſem Falle, der in GOtt ſtatt findet, ähnlich ſey. Es könte wohl ein Menſch ſo groſſe und ſtarcke Proben von ſeiner Tugend und Heiligkeit geben, daß auch die ſtärckſten Schein-Gründe die man gegen ihn vorbringen könte, ein vermeintes Laſter, z. E. einen Diebſtahl oder Meuchel-Mord auf ihn zu bringen, verdienten, als Verläumdungen einiger falſcher Zeugen, oder als ein auſſerordentliches Spiel eines ohngefehren Zufalles der zuweilen auch die Unſchuldigſten in Verdacht ſetzt, verworffen zu werden, ſo daß in einem Falle da ein ander in Gefahr wäre nach den Rechten des Ortes entweder verdammet oder gefoltert zu werden, dieſer Menſch mit einhelliger Stimme von ſeinen Richtern würde abſolviret und loßgeſprochen werden. In dieſem Falle nun, der gewiß ſehr rar aber doch nicht unmöglich iſt, könte man gewiſſer maſſen (ſano ſenſu) ſagen, die Vernunfft ſtreite mit dem Glauben, und die Rechts-Reguln wären in Anſehung dieſer Perſon anders als gegen die übrigen Menſchen. Allein wenn dieſes recht erkläret wird, ſo bedeutet es weiter nichts mehr, als daß hier einige Schein-Gründe der Vernunfft dem Glauben weichen und nachgeben, den man den Worten und der Redlichkeit dieſes groſſen und heiligen Menſchens zu geben ſchuldig iſt, und daß er zwar vor allen andern Menſchen ein Vorrecht hat, doch nicht in dem Verſtande, als wenn er eine andre Gerechtigkeit hätte, oder als wenn man nicht verſtünde was die Gerechtigkeit in Anſehung ſeiner ſey; ſondern weil die Reguln der allgemeinen Gerechtigkeit hier nicht ſo appliciret werden können wie anders wo, oder weil ſie ihm viel mehr favoriſiren, keines weges aber beſchwerlich und nachtheilig ſind, maſſen dieſe Perſon ſo wunderſchöne Gaben beſitzt, daß man vermöge einer guten Logica veroſimilium ſeinen Worten mehr glauben ſoll, als vieler andern.

§. XXXVII.

Weil es nun erlaubt iſt mögliche fictiones zu machen, kan man ſich nicht von dieſem unvergleichlichen Menſchen einbilden, daß er den geſegneten Stein gefunden und beſitze, der alle Könige auf Erden reich machen könne, und täglich zu Unterhaltung und Rettung vieler Armen aus ihrem Elend ein unſägliches Geld verthue, und drauf gehen laſſe? Wenn nun wer weiß wie viel Zeugen, und wer weiß wie viel richtige Schein-Gründe verhanden wären, die beweiſen wolten, dieſer groſſe Wohlthäter des menſchlichen Geſchlechts hätte einen Diebſtahl begangen, würde nicht alle Welt über dieſe Anklage lachen, wenn ſie ſich gleich noch ſo ſehr hören lieſſe? Nun iſt aber die Gütigkeit, und Macht GOttes unendlich gröſſer als dieſes Menſchen, folglich kan kein Beweiß-Grund, er mag ſo ſcheinbar ſeyn als er immer wolle, wieder den Glauben, das iſt, wieder die Verſicherung oder wieder das Vertrauen auf GOtt beſtehen und Stich halten, indem wir können und ſollen ſagen, GOtt habe alles recht gemacht. Die Einwürffe ſind alſo nicht unauflößlich, ſie beſtehen bloß aus Vorurtheilen und wahrſcheinlichen Dingen, die aber von weit ſtärckern Gründen über den Hauffen geworffen werden. Eben ſo wenig können wir ſagen, als wenn dasjenige was wir in Anſehung GOttes Gerechtigkeit nennen, der eine unumſchrenckte Macht über alles habe, ſo gar daß er auch die Unſchuldigen ohne Verletzung ſeiner Gerechtigkeit verdammen könne, nichts ſey; oder als wenn endlich die Gerechtigkeit in Anſehung ſeiner was eigenwilliges ſey, welches gewiß verwegne und gefährliche Redens-Arten ſind, zu denen ſich einige zum Nachtheil der göttlichen Eigenſchafften haben verleiten laſſen. Denn in dieſem Falle hätte man keine Urſache ſeine Gerechtigkeit und Gütigkeit irgend warum zu loben, und es würde, wie wir ſchon angemercket haben, gleich viel ſeyn, ob der ſchändlichſte Geiſt, der Fürſt der böſen Geiſter, das böſe Principium der Manichæer, der einige Herr über (univerſum) die gantze Welt wäre. Denn durch was vor ein Mittel würde man denn den wahrhafftigen GOtt von dem falſchen Gott des Zoroaſtri unterſcheiden können, wenn alles von dem Eigenſinne einer eigenwilligen Macht dependirte, ohne daß weder einige Reguln, noch einige Abſicht verhanden wären, warum dieſes ſo wäre?

§. XXXIIX.

Es iſt demnach mehr als zu klar, daß uns gar nichts nöthige eine ſo wunderliche Lehre anzunehmen, maſſen es ſchon genug iſt, daß man ſage die That ſey uns nicht wohl bekant, wenn wir auf die Wahrſcheinlichkeiten antworten ſollen die GOttes Gerechtigkeit und Gütigkeit ſcheinen in Zweiffel zu ziehen, die aber wenn uns die That recht wohl bekant wäre, gäntzlich verſchwinden und ſich verliehren würden. Eben ſo wenig haben wir nöthig die Vernunfft wegzuwerffen, damit wir möchten dem Glauben können Gehöre geben, noch uns die Augen auszuſtechen, damit wir, wie die Königin Chriſtina ſagte, klar ſehen möchten; ſondern wir thun genug wenn wir die gewöhnlichen Schein-Gründe verwerffen, wenn ſie den Geheimniſſen zu wieder ſind: das iſt aber gar nicht wieder die Vernunfft, weil wir auch ſelbſt in natürlichen Dingen entweder aus der Erfahrung, oder aus höhern Gründen offt eines beſſern belehret werden, daß wir uns die Schein-Gründe nicht mehr betriegen laſſen. Dieſes alles aber iſt hier bloß deßwegen zum voraus geſetzt worden, damit wir um ſo viel deſto beſſer mögen zu erkennen geben, worinnen die Fehler der Einwürffe und der Mißbrauch der Vernunfft in gegenwärtigem Falle beſtehe indem ſie nun aufs äuſſerſte und hefftigſte wieder den Glauben ſtreiten ſoll. In folgendem wollen wir auf eine genauere Unterſuchung desjenigen kommen, was den Urſprung des Böſen und die Zulaſſung der Sünde mit alle dem, was auf ſie erfolget, betrifft.

§. XXXIX.

Vor jetzo wird es nicht undienlich ſeyn, die wichtige Frage von dem Gebrauche der Vernunfft in der Theologie noch ferner zu unterſuchen, und über dasjenige Anmerckungen zu machen, was der Herr Bayle in verſchiednen Orten ſeines Werckes hievon angeführet hat. Gleich wie er ſich nun in ſeinem Dictionario hiſtorico-critico vorgenommen die Einwürffe der Manichæer und Pyrrhonier deutlich vorzuſtellen, und gleich wie dieſe böſe Abſicht von einigen vor die Religion ſehr eyfrigen Perſonen übel war ausgelegt und getadelt worden; ſo ſetzte er zu Ende der andern Auflage dieſes Dictionarii eine Diſſertation hinzu, in der er durch allerhand Exempel, rationes und autoritates die Unſchuld und den Nutzen ſeines Verfahrens zeigen wolte. Ich bin gäntzlich der Meynung, wie ich bereits oben angemercket, daß gute und ſcheinbare Einwürffe wieder die Wahrheit von groſſem Nutzen, und daß ſie dadurch, indem jene verſtändigen Leuten Gelegenheit geben neue Sachen zu entdecken, oder die alten in deſto beſſer Anſehn bringen, kan befeſtifeſtiget und erleitert werden. Allein der Herr Bayle ſucht einen gantz wiedrigen Nutzen darunter, er wolte nemlich dadurch wenn er zeigte, daß die Wahrheiten ſo der Glaube lehret den Anfall der Vernunfft nicht ausſtehen könten, und er dabey nichts deſtoweniger doch in dem Hertzen der Gläubigen feſt bliebe, die Macht des Glaubens an den Tag legen. Der Herr Nicole ſcheinet dieſes in den Worten die der Herr Bayle in dem 3. Tomo ſeiner Antwort aux queſtions d'un Provincial ch. 177. p. 120. anführet, den Sieg des göttlichen Anſehens über die menſchliche Vernunfft zu nennen. Allein gleich wie die Vernunfft ſo wohl als der Glaube eine Gabe GOttes iſt, ſo würde ihr Streit verurſachen daß GOtt wieder ſich ſelbſt ſtritte; Und wenn die Einwürffe der Vernunfft wieder einen Glaubens-Articul unaufflößlich wären, ſo müſte man ſagen, dieſer vermeinte Articul wäre falſch und nicht geoffenbahret, er ſey eine leere Einbildung der menſchlichen Vernunfft, und der Triumph dieſes Glaubens würde gar wohl mit denjenigen Freuden-Feuern können verglichen werden, die man anſtellet wenn man geſchlagen worden. Dergleichen Lehre iſt die von der Verdammung der ungetaufften Kinder, welche der Herr Nicole vor eine Frucht der Erb-Sünde ausgeben will, ingleichen auch die ewige Verdammniß der Erwachſenen denen es an nöthiger Erkäntniß zur Seligkeit gefehlet.

§. XL.

Unterdeſſen braucht es nicht ein jeder ſich in Theologiſche Dinge zu vertieffen, und Leute, deren ihr Zuſtand es nicht leidet, alles ſo genau zu unterſuchen, die müſſen ſich mit den Lehren des Glaubens begnügen ohne ſich um die Einwürffe zu bekümmern, und wenn ſie ja etwan von einer ſehr groſſen Schwürigkeit von ohngefehr ſolten gerühret werden, ſo können ſie immer ihr Gemüth davon abwenden indem ſie GOtt ihr Curioſität auſopffern. Denn wenn man von einer Wahrheit verſichert iſt, ſo iſt man nicht gehalten die Einwürffe wieder ſie groß anzuhören. Und gleich wie viel Leute meiſtentheils nur einen ſehr ſchwachen und nicht tieff eingewurtzelten Glauben haben, daß ſie dergleichen Proben nicht würden ausſtehen können: ſo halte ich davor, man müſſe ihnen entweder dasjenige nicht vortragen was ihnen ein Gifft ſeyn könte; oder wenn man ihnen ja etwas, das allzubekant iſt, nicht verbergen kan, ſo müſſe man dieſem ein Gegengifft, das iſt, man müſſe den Einwürffen eine Auflöſung beyſetzen, keinesweges aber dieſelben als unmöglich liegen laſſen und bey Seite legen.

§. XLI.

Die Stellen derer vortreflichſten Theologorum ſo von dieſem Triumphe des Glaubens re-

reden, können und müſſen in ſolchem Verſtande genommen werden der mit den gelegten Grund-Lehren überein kommt. Man findet in etlichen Objectis des Glaubens zwey Eigenſchafften die ihm den Sieg über die Vernunfft ertheilen können: die eine iſt die **Unbegreifflichkeit**, die andere die geringe **Wahrſcheinligkeit**. Allein man muß ſich in acht nehmen daß man nicht zu dieſen zwey Stücken noch das dritte, von dem der Herr Bayle redet, hinzu ſetze und ſage, das was man glaubet, ſey nicht zu behaupten, denn dadurch würde man der Vernunfft auf eine ſolche Art den Sieg in die Hände ſpielen, die den Glauben gantz über den Hauffen werffen würde. Die **Unbegreifflichkeit** hindert uns gar nicht, daß wir nicht ſelbſt natürliche Wahrheiten glauben ſolten. Wir begreiffen z. E. wie ich ſchon angemercket, die Natur des Geruches und des Geſchmackes nicht, und unterdeſſen ſind wir doch gleichſam durch eine Art eines Glaubens, die wir den Zeugniſſen der Sinnen ſchuldig ſind, überredet, daß dieſe empfindliche Eigenſchafften in der Natur der Sache gegründet, und kein Blendwerck ſind.

§. XLII.

So giebt es auch Sachen die wieder die ſcheinbahren Wahrheiten ſind, die wir aber doch nicht verwerffen, wenn ſie nur glaubwürdig dargethan werden. Es iſt eine gewiſſe kleine Romaine heraus, ſo aus dem Spaniſchen

ſchen überſezt worden, unter dem Titul: Man ſolle nicht allemahl glauben was man ſehe. Denn was könte wohl mehrern und gröſſern Schein haben, als die Lüge des falſchen Martin Kriegs, der ſich von dem Weibe und den Anverwandten vor den Rechten erkennen ließ, und ſelbſt nach der Ankunfft des Letztern die Richter und Anverwandten lange im Zweiffel und Ungewißheit erhielt? Inzwiſchen ſo kam man doch endlich hinter die Warheit. Eben ſo iſt es auch mit dem Glauben beſchaffen. Ich habe ſchon angemercket, daß es nur Schein-Dinge ſind, die wir der Gütigkeit und Gerechtigkeit GOttes entgegen ſetzen können, die zwar gegen einen Menſchen viel ausrichten würden, aber wenn man ſie auf GOtt appliciret und mit den Demonſtrationibus, die uns von der unendlichen Vollkommenheit ſeiner Eigenſchafften überzeugen, auf die Wage leget, gantz verſchwinden und zu nichte werden. Alſo triumphiret der Glaube durch gründliche und höhere Rationes; allein er würde nicht triumphiren, wenn die Gegen-Meynungen eben ſo ſtarcke oder noch ſtärckere Gründe vor ſich hätten, als die ſind, ſo den Grund des Glaubens ausmachen, das iſt, wenn man unüberwindliche und unwiederſprechliche Einwürffe wieder den Glauben hätte.

§. XLIII.

Es verdient hier angemerckt zu werden, daß das, was der Herr Bayle den Triumph des Glaubens nennet, theils der Triumph einer unwiederſprechlichen Vernunfft über betrügliche und Schein-Gründe iſt, die man den Demonſtrationibus ungereimt entgegen ſetzt. Denn man muß bedencken, daß die Einwürffe der Manichæer der natürlichen Erkäntniß von GOtt eben ſo ſehr zu wieder ſind, als der geoffenbahrten. Und wenn man ihnen zu gefallen die heilige Schrifft, die Erb-Sünde, die Gnade GOttes in Chriſto JEſu, die ewige Höllen-Pein und die andern Articul unſerer Religion fahren lieſſe, ſo würde man doch nicht ihre Einwürffe loß werden. Denn es iſt doch in dieſer Welt unlaugbahr ein Malum phyſicum (das iſt allerhand Ungemach und Elend) ein Malum morale (das iſt, Sünde und Laſter:) und dieſes phyſiſche Böſe iſt nicht allemahl gleich nach Beſchaffenheit des moraliſchen Ubels eingetheilet, wie es doch die Gerechtigkeit zu erfordern ſcheinet. Dennach bleibt noch allezeit in der natürlichen Theologie die Frage übrig, wie denn ein einiges, allgütiges, allweiſes und allmächtiges (Principium) Weſen das Böſe, ſonderlich die Sünde habe zulaſſen, und ſich entſchlüſſen können, die Böſen und Gottloſen offt glücklich, die Frommen und Guten aber unglücklich zu machen?

§. XLIV.

Nun wiſſen wir auch ohne den geoffenbahrten Glauben daß ein ſolches einiges vollkommen gut und weiſes Principium aller Dinge iſt. Die Vernunfft lehret es uns mit untrüglichen Demonſtrationibus, folglich ſind alle Einwürffe, die von den Unvollkommenheiten, die wir an vielen Dingen bemercken, hergenommen ſind, bloß auf falſche Schein-Dinge gegründet. Denn wenn wir die allgemeine Ubereinſtimmung (univerſalis harmoniæ) einſehen könten, ſo würden wir ſehen, daß das, was wir ſuchen zu tadeln, mit dem plane verknüpfft iſt, der würdig geweſen vor allen andern ausgeleſen und erwehlet zu werden, mit einem Worte, wir würden ſehen und nicht nur glauben, daß das, was GOtt gemacht, das beſte ſey. Ich nenne hier ſehen die Erkäntniß a priori, durch die Cauſas, und glauben dasjenige was man nur aus der Würckung ſchlüſſet, wenn gleich eines ſo gewiß bekant iſt als das andere. Und hier kan man auch noch dasjenige appliciren was St. Paulus 2. Cor. V, 7. ſaget: Daß wir im Glauben wandeln, und nicht im Schauen. Denn weil uns die Weißheit GOttes bekant iſt, ſo ſchlüſſen wir, das Böſe das wir empfinden habe müſſen zugelaſſen werden, und dieſes ſelbſt aus dem Erfolg oder a poſteriori, das iſt, weil es verhanden. Dieſes geſtehet der Herr Bayle zu, er hätte es auch dabey bewenden laſſen, und nicht erſt begehren ſollen, daß man auch die Schein-Gründe heben ſolte, die darwieder ſind. Es iſt eben ſo viel als wenn er verlangte, daß kein Traum oder kein optiſcher Betrug mehr ſeyn möchte.

§. XLV.

Und es iſt von dieſem Glauben und von dieſem Vertrauen auf GOtt, die uns ſeine unendliche Güte vor Augen legen, und ohngeacht des Scheines einer Härtigkeit der uns vor den Kopff ſtoſſen könte, zur Liebe gegen ihn bereiten, nicht zu zweiffeln, daß er nicht eine vortreffliche Ubung der Tugenden einer Chriſtlichen GOttes-Gelahrheit abgebe, ſonderlich wenn die Gnade GOttes in JEſu Chriſto dieſe Bewegungen in uns erreget. Dieſes hat Lutherus wieder den Eraſmum ſehr wohl angemercket, wenn er ſpricht, Das ſey der höchſte Grad der Liebe, wenn man den liebe der unſerm Fleiſche und Blute ſo gar wenig liebens-würdig vorkomme, der gegen die Elenden ſo hart zu ſeyn, und ſo geſchwind zu verdammen ſchiene, und zwar um dergleichen böſe Sachen, deren Urheber und Mitgehülffe er bey denjenigen zu ſeyn ſcheinet, die ſich durch falſche Gründe hinters Licht führen und verblenden laſſen. Alſo kan der Triumph der rechten und durch die göttliche Gnade erleuchteten Vernunfft zugleich der Triumph des Glaubens und der Liebe genennet werden.

§. XLVI.

Der Herr Bayle ſcheinet dieſes gantz anders genommen zu haben, und er erkläret ſich wieder die Vernunfft, da er doch nur den Mißbrauch derſelben hätte tadeln ſollen. Er führet die Worte des Cottæ beym Cicerone an, der ſo gar ſagt, wenn die Vernunfft ein Geſchencke der Götter wäre, ſo würde die Vorſehung einen derben Verweiß verdienen, daß ſie uns dieſelbe gegeben, weil ſie uns zu unſerm Schaden gereicht. Und der Herr Bayle glaubt auch die menſchliche Vernunfft ſey mehr ein Mittel niederzureiſſen als aufzubauen, (Dict. p. 2026. col. 2.) ſie wäre ein Luder die kein Maß halten könte, und gleichſam eine andere Penelope die ihr eignes Werck umreiſſe und deſtruire:

> **Deſtruit, ædificat, mutat quadrata rotundis.**

Rep. au Provinc. T. 3. p. 725.) ſonderlich aber bemühet er ſich ein hauffen Auctoritates zuſammen zu häuffen, um zu zeigen, daß die Theologi aller Secten den Gebrauch der Vernunfft, wie er, verwerffen, und ihren Glantz, der ſich wieder die Religion hervor thut, nur deswegen heraus ſtreichen, damit ſie ihn auf einmahl durch bloſſes Verneinen dem Glauben möchten aufopffern, indem ſie nur bloß auf den Schluß des Arguments antworten das man ihnen entgegen ſetzet. Ich will mit dem N. T. den Anfang machen. JEſus Chriſtus ſagte bloß Luc. V, 27. IX, 59. **Folge mir nach**, und die Apoſtel ſagten: **Glaube, ſo wirſt du ſelig** werden, Act. XVI, 3. und St. Paulus geſtehet, ſeine Lehre ſey dunckel, (1. Cor. XIII, 12.) man könne ſie nicht begreiffen, wenn uns nicht GOtt eine geiſtliche Einſicht gebe, und ohne dieſe wäre ſie nur eine Thorheit. (1. Cor. II, 14.) Er vermahnet auch die Gläubigen, ſie ſolten ſich für der Philoſophie in acht nehmen (1. Cor. II, 8.) und die Zänckereyen dieſer Wiſſenſchafft, die viele um den Glauben gebracht, fliehen und meiden.

§. XLVII.

Was die Kirchen-Lehrer anlangt, ſo verweiſet uns der Herr Bayle auf die Sammlung ihrer Paſſagen wieder den Gebrauch der Vernunfft und der Philoſophie, die der Herr de Launoy in ſeinem Tractat de varia fortuna Ariſtotelis, cap. 2. zuſammen getragen, ſonderlich aber auf die Stellen des heiligen Auguſtini die der Herr Arnaud wieder den Mallet geſammlet, und ſo viel ſagen, die Gerichte GOttes wären unerforſchlich, und wären deßwegen nicht weniger gerecht, weil ſie uns unbekant ſind. Es wäre ein tieffer Abgrund, in dem man nicht ohne Gefahr herabzuſtürtzen grübeln könne; es ſey eine Verwegenheit wenn man dasjenige erklären wolte was GOtt habe wollen verborgen halten, ſein Wille könne nicht anders als gerecht ſeyn, und viele, die von dieſer unbegreifflichen Tieffe hätten wollen einen Beweiß geben, wären in leere Einbildungen und Meynungen verfallen, die voller Verwirrung und Irrthümer geweſen.

§. XLVIII.

Die Scholaſtici haben ebenfals dergleichen Reden geführet, der Herr Bayle führet eine ſchöne Stelle vom Cardinal Cajetano an (1. Part. Summ. qu. 22. Art. 4.) in dieſem Verſtande. „Unſer Verſtand, ſpricht er, bleibet„ nicht bey der Deutlichkeit der bekanten„ Wahrheit, ſondern bey der unbegreifflichen„ Tieffe der verborgenen Wahrheit ſtehen. Und„ gleich wie der heilige Gregorius ſagt, der in„ göttlichen Dingen nichts glaubt, als was er„ mit ſeinem Verſtande begreiffen und ermeſſen„ kan, der ſucht GOtt gleich zu ſeyn. Unterdeſſen„ aber ſo laſſe ich mirs nicht in Sinn„ kommen, als wenn man irgend eine von den„ Sachen leugnen müſſe von denen wir wiſſen„ oder ſehen, daß ſie der Unveränderlichkeit, (immutabilität)„ dem würcklichen Seyn, (actualität)„ der Gewißheit, der Univerſalität ꝛc.„ GOttes zukommen; ſondern ich meyne nur„ daß hier ſo wohl in Anſehung der Verhältniß„ die zwiſchen GOtt und dem Ausgange iſt, als„ auch in Anſehung deſſen was den Ausgang„ ſelbſt mit ſeinem Vorherſehen verbindet, ein„ Geheimniß verhanden. Wenn ich alſo bedencke„, daß der Verſtand unſrer Seelen das„ Auge der Nach-Eule iſt, ſo finde ich ſeine Ruhe„ nur in der Unwiſſenheit. Denn es iſt ſo wohl„

„vor den allgemeinen (Catholiſchen) als Phi-
„loſophiſchen Glauben beſſer, wenn wir unſre
„Blindheit bekennen, als wenn wir dasjenige
„vor deutliche und klare Sachen ausgeben, die
„unſer Gemüth nicht zur Ruhe ſtellen; dieſes a-
„ber thut allein die Deutlichkeit. Deßwegen
„aber heiſſe ich nicht eben alle die Lehren hoch-
„müthig oder einbildiſch die aus der Gewißheit
„der Erwehlung und der göttlichen Verhältniß
„mit allen ausfallen gleichſam lallende, ſo gut
„als ſie gekont, die Unbeweglichkeit und höchſte
„und ewige Krafft (efficace) des göttlichen
„Verſtandes, des Willens und der Macht bey-
„zubringen geſucht. Alles dieſes mindert kei-
„nes weges meine Muthmaſſung, daß hier nicht
„eine uns verborgene Tieffe verhanden ſey.
Dieſe Stelle des Cajetani iſt um ſo viel wichtiger, weil er ein Mann war der die Sache tieff einſehen konte.

§. XLIX.

Lutheri Buch wieder den Eraſmum ſteckt auch voller dergleichen natürlichen Anmerckungen wieder die, ſo die geoffenbahrte Wahrheit dem Richter-Stuhle unſrer Vernunfft unterwerffen wollen. Und Calvinus läßt ſich offt wieder die vorwitzige Kühnheit derjenigen, welche die Rathſchläge GOttes ergründen wollen, aus eben dem Tone vernehmen. Er ſpricht in ſeiner Schrifft (von der Prædeſtination) von der Vorſehung, GOtt habe rechtmäßige, aber uns unbekante Urſachen gehabt, warum er einige Menſchen verdammet und verworffen. Endlich führt auch der Herr Bayle viel neue an (Rep. aux queſtions d'un Provinc. ch. 161. & ſuivans) die eben auf dieſen Schlag geredet.

§. L.

Allein alle dieſe und andere dergleichen Redens-Arten beweiſen gar nicht die Unauflößlichkeit der dem Glauben zuwieder ſeyenden Einwürffe die der Herr Bayle im Kopffe gehabt. Die Rathſchläge GOttes ſind in Wahrheit unerforſchlich, allein es iſt kein unüberwindlicher Einwurff verhanden, aus dem zu ſchlüſſen ſey, daß ſie ungerecht wären. Was auf Seiten GOttes ungerecht, und auf Seiten des Glaubens thöricht zu ſeyn ſcheint, das ſcheint nur. Die bekante Stelle des Tertulliani: (de Carne Chriſti) Mortuus eſt Dei filius *credibile eſt*, quia ineptum eſt; & ſepultus revixit, *quia impoſſibile*; iſt ein Spruch der bloß vom Schein einer Abſurdität kan verſtanden werden. Man findet auch dergleichen Redens-Arten in des Lutheri Buche de ſervo arbitrio, ſonderlich wenn er Cap. 174. ſpricht: Si placet tibi Deus, indignos coronans, non debet diſplicere immeritos damnans. Wenn dieſes ein wenig gelinder gegeben wird, ſo heiſt es ſo viel: Laſſet ihr es euch gefallen, wenn GOtt denjenigen die ewige Se-

Seligkeit giebt, die nicht beſſer ſind als andere, ſo müſſet ihr es euch auch gefallen laſſen, wenn er diejenigen verſchmähet und verläßt die nicht ſchlimmer ſind als andere. Damit man aber erkennen möge daß er bloß von dem Schein einer Ungerechtigkeit rede, ſo darff man nur die Worte erwegen, die aus eben dieſem Buche genommen ſind: „In allen übrigen Dingen, „ſpricht er, erkennen wir eine hohe Majeſtät in „GOtt, auſſer nur in der Gerechtigkeit nicht, in „der wir das Gegentheil halten. Und wir wollen auch nicht einmahl (tantiſper) inzwiſchen „biß zu völliger Erkäntniß glauben, daß er gerecht ſey, ohngeacht er uns verſprochen daß eine Zeit kommen werde, da alle Menſchen klärlich ſehen würden, wenn ſeine Herrlichkeit würde geoffenbahret ſeyn, daß er gerecht ſey, und „auch gerecht geweſen.

§. LI.

Man wird auch befinden, daß wenn die Kirchen-Lehrer die Sache recht unterſucht, ſie nicht ſchlechter dings die Vernunfft verworffen haben. Und wenn ſie wieder die Heyden ſtreiten, ſo ſuchen ſie insgemein zu zeigen, wie ſehr das Heydenthum wieder die Vernunfft ſey, und was hergegen die Chriſtliche Religion vor einen groſſen Vorzug auch in dieſem Stücke vor ihr habe. Origenes hat Celſo gezeigt wie vernünfftig die Chriſtliche Religion ſey, und warum doch inzwiſchen die meiſten ohne Unterſuchung glauben ſollen. Celſus hatte die Aufführung der Chriſten durchgezogen „als die (wie er ſagte) weder eure Beweiß-Gründe anhören, noch auch von dem was ſie glauben einen Beweiß geben wollen, und bloß ſagen, Grübelt nicht erſt, glaubet nur, euer Glaube wird euch ſelig machen. Sie halten das vor eine Grund-Regul, daß die Weißheit der Welt was Böſes ſey.

§. LII.

Origenes antwortet recht als ein geſchickter Mann darauf (lib. 1. cap. 2.) und ſo auf eine Art die denen obengelegten Grund-Lehren gemäß iſt; die Vernunfft nemlich diene der **Chriſtlichen Religion** zu einer Grund-Säule, und werde alle diejenigen zu Chriſten machen, ſo ſie unterſuchen könten, ſtatt daß ſie ihr ſolte zuwieder ſeyn. Allein gleich wie wenig Leute hiezu geſchickt ſind, ſo iſt die himmliſche Gabe eines bloſſen Glaubens der einen zum Guten bewegt überhaupt einmahl vor allemahl zulänglich und genug. Wenn es möglich wäre, „ſpricht er, daß alle Menſchen die mit den weltlichen Geſchäfften nichts zu thun haben, ſich auf die Studia und das Nachdencken legen könten, ſo dürffte man keinen andern Weg ſuchen, ſie zu Annehmung der Chriſtlichen Religion zu bringen. Dann damit ich niemanden zu nahe treten möge (er erinnert daß die Heydniſche Religion abgeſchmackt, allein er will es hier nicht eben ausdrücklich ſagen) ſo „wird man befinden daß ſie, ſo wohl in Unterſuchung ihrer Lehren, als in Erklärung der ænigmatiſchen Redens-Arten ihrer Propheten und der Gleichniſſe ihres Evangelii, und vieler andern Dinge die Bildniß-weiſe geſchehen und geordnet worden, ſo richtig iſt als andere Sachen. Allein weil ſo wohl wegen der Bedürffniſſe des Lebens, als auch wegen der menſchlichen Schwachheiten ſich nur eine kleine Anzahl Menſchen aufs Studiren legen kan; was könte man alſo vor die übrigen Chriſten in der Welt vor ein beſſer Mittel finden als dasjenige was JEſus Chriſtus ſelbſt zu Bekehrung des Volcks zu gebrauchen befohlen? Und ich wünſchte doch, daß man mir in Anſehung der groſſen Zahl der Gläubigen, und die ſich hiedurch aus der Pfütze der Laſter heraus gezogen, in der ſie vorher geſtecket, ſagte, ob es beſſer ſey daß indem ſie ohne Prüfung und Unterſuchung geglaubt, daß die Sünder eine Straffe und die guten Thaten eine Belohnung zu gewarten haben, ſie alſo ihre Sitten geändert und ihr Leben gebeſſert; oder ob es beſſer geweſen, daß ſie mit ihrer Bekehrung ſo lange verzogen, biß ſie nicht allein geglaubet, ſondern auch die Grund-Säulen der Religion fleißig und ſorgfältig unterſucht hätten? „Wenn man dieſer Art folgen wolte, ſo würden „gewiß wenig dahin kommen wohin ſie ihr

„gantz einfältiger und nackender Glaube füh„ret, ſondern die meiſten würden in ihrem Ver„derben ſtecken bleiben.

§. LIII.

Der Herr Bayle nimmt in ſeiner Erläuterung der Einwürffe der Manichæer, die zu Ende der andern Auflage des Dictionarii zu finden, dieſe Worte, wo der Origenes ſagt, die Religion halte in Unterſuchung ihrer Lehren die Probe, ſo, als wenn dieſes nicht von der Philoſophie, ſondern nur von der Accurateſſe zu verſtehen wäre, mit der man das Anſehn und den rechten Verſtand der heiligen Schrifft feſte ſetzt. Alleine dieſe Einſchrenckung iſt aus nichts zu erſehen. Denn Origenes ſchrieb wieder einen Philoſophum, dem ſie nicht würde angeſtanden haben. Und es ſcheint, als habe dieſer Kirchen-Lehrer zeigen wollen, man verfahre unter den Chriſten ſo accurat als bey den Stoickern, und bey einigen andern Weltweiſen, die ihre Lehre ſo wohl aus der Vernunfft, als mit Autoritæten bewieſen, wie Chryſippus, der ſeine Philoſophie ſchon in den Symbolis des Heydniſchen Alterthums antraff.

§. LIV.

Celſus macht den Chriſten in eben dem Orte noch einen andern Einwurff. Er ſpricht: „Wenn ſie es nun bloß bey ihrem gewöhnli„chen Grübelt nicht, glaubet nur, bewenden laſ„ſen, ſo müſſen ſie mir doch wenigſtẽs ſagẽ was

„ſie wollen das man glauben ſolle.„ Hierinnen hat er ohne Zweiffel recht, und das iſt wieder diejenigen die ſagen möchten, GOtt wäre gut und gerecht, und dabey doch behaupten wolten, wir hätten keinen Begriff von der Gütigkeit und Gerechtigkeit, wenn wir ihm dieſe Vollkommenheiten zuſchreiben. Allein man muß nicht allemahl vollſtändige (adæquatas) Begriffe fordern, die nichts in ſich faſſen das nicht deutlich erkläret worden; weil uns ſelbſt die empfindliche Eigenſchafften (Qualitates) als die Wärme, das Licht, das Süſſe dergleichen Begriffe nicht geben können. Alſo leugnet niemand, daß die Geheimniſſe nicht könten erkläret werden, allein dieſe Erklärung iſt unvollkommen. Es iſt ſchon genug daß wir von einem Geheimniſſe, als wie das von der Dreyeinigkeit und der Menſchwerdung, einige analogiſche Erkäntniß haben, damit wir nicht leere Worte ſagen die keinen Verſtand haben, wenn wir ſie annehmen; allein die Erklärung darff eben nicht ſo weit gehen, als es zu wünſchen wäre, nemlich ſo weit, daß man ſie begreiffen könte und wiſſe wie es zugehe.

§. LV.

Es ſcheint alſo was wunderliches zu ſeyn, daß der Herr Bayle den Richter-Stuhl der gemeinen Begriffe in 3. Tom. de ſa reſponſe au Provinc. p. 1062. p. 1140. ausſchlägt, grade als wenn man den Begriff von der Gütigkeit gar nicht zu rathe ziehen dörffte wenn man den Manichæern antwortet, da er ſich doch ſelbſt in ſeinem Dictionario gantz anders erkläret hatte. Und es müſſen erſt diejenigen, ſo über dieſe Frage, ob nur ein gutes Principium, oder ob ihrer zwey, nemlich ein gutes und böſes ſey, im Streite leben, unter einander ausmachen was gut oder böſe heiſt. Wir verſtehen etwas durch die Vereinigung, wenn man uns von der Vereinigung eines Leibes mit einem andern, einer Subſtantz mit ihren Accidentibus, eines Subjecti mit ſeinen Adjunctis, des Orts mit dem Beweglichen, des Actus mit der Krafft (potentia) was vorſaget. So verſtehen wir auch etwas darunter wenn wir von der Vereinigung der Seelen mit dem Leibe reden, daß eine eintzige Perſon daraus entſtehen ſolle. Denn ob ich wohl nicht der Meynung bin, daß die Seele die Geſetze des Leibes oder der Leib die Geſetze der Seelen verändere, ich auch zu dem Ende und zu Vermeidung dieſer Unordnung die Harmoniam præſtabilitam eingeführet; ſo laſſe ich doch eine wahrhafftige Vereinigung der Seelen mit dem Leibe zu, daraus ein Suppoſitum entſtehet. Dieſe Vereinigung gehöret zur Metaphyſic, dahingegen eine (unio influentiæ) ſolche Vereinigung die einen Einfluß eines in das andere ſetzt, phyſicaliſch ſeyn würde. Allein wenn wir von der Vereinigung des göttlichen Wortes mit der menſchlichen Natur reden,

den, ſo müſſen wir mit einer gleichförmigen oder analogiſchen Erkäntniß, dergleichen uns die Vergleichung von der Vereinigung des Leibes mit der Seelen geben kan, vorlieb nehmen, und zu frieden ſeyn daß wir ſagen können, die Menſchwerdung ſey die allergenaueſte Vereinigung die zwiſchen dem Schöpffer und der Creatur ſeyn könne, ohne daß wir nöthig haben weiter zu gehen.

§. LVI.

Eben ſo verhält ſichs auch mit den andern Geheimniſſen, als in denen beſcheidne Gemüther allemahl eine ſolche Erklärung finden werden die zulänglich iſt zum Glauben, niemahls aber zum Begreiffen. Wir haben an einem gewiſſen (τì ἐϛὶ) was eine Sache ſey, genug; allein das *quomodo* (πῶς) wie, iſt über unſern Begriff und uns auch gar nicht nöthig. Man kan von denjenigen Erklärungen der Geheimniſſe, die hier und da ausgegeben werden, eben das ſagen, was die Königin von Schweden auf einer Müntze von der Crone ſagte die ſie nieder„legte: *Non mi beſogna, e non mi baſta*, ſie iſt mir „nichts nütze, ſie iſt mir auch viel zu wenig. Eben ſo wenig haben wir nöthig (wie ich ſchon angemercket) die Geheimniſſe *a priori* zu beweiſen, oder Ration davon zu geben; es iſt uns ſchon genug, daß die Sache ſo iſt (τὸ ὅτι) wenn wir gleich nicht das Warum (τὸ διότι) wiſſen, das ſich GOtt vorbehalten. Die Verſe, ſo Joſeph Scaliger darauf gemacht hat, ſind ſehr ſchön und berühmt:

> Ne curioſus quære cauſas omnium,
> Quæcunque libris vis Prophetarum indidit
> Afflata Cœlo, plena veraci Deo:
> Nec operta Sacri ſupparo ſilentii
> Irrumpere aude, ſed prudenter præteri.
> Neſcire velle, quæ Magiſter optimus
> Docere non vult, erudita inſcitia eſt.

Der Herr Bayle, der ſie Rep. au Prov. T. 3. p. 1055. anführet, ſchlüſſet gar wahrſcheinlich, Scaliger habe ſie bey Gelegenheit der Streitigkeiten des Arminii und des Gomari gemacht. Ich halte darvor er hat ſie aus dem Gedächtniß hergeſaget; denn er ſetzt ſacrata an ſtatt afflata. Allein das iſt allem Anſehen nach ein Verſehen des Druckers, daß prudentes an ſtatt prudenter (das iſt mit Beſcheidenheit zu reden) ſtehet, welches der Vers erfordert.

§. LVII.

Es könte keine beſſere Erinnerung gegeben werden als die in dieſen Verſen enthalten, und der Hr. Bayle ſagt p. 729. mit Recht „Diejenigen die vorgeben, ſie könten von dem Verfah-„ ren GOttes in Anſehung der Sünde und deſ-„

„ſen Folgerungen völlig Ration geben, erge„ben ſich, ihren Wiederſachern auf Gnade und „Ungnade.„ Allein er hat gar nicht Urſache zwey gar ſehr unterſchiedene Dinge, nemlich von einer Sache Ration geben, und ſie wieder die Einwürffe behaupten, hier mit einander zu verknüpffen wie er es thut, wenn er alſobald hinzu ſetzt: „Sie müſſen ih„rem Gegner folgen, wohin er ſie nur führen „will; und ſie würden mit Schimpff und Spott „die Pfeiffe einziehen, und um Qvartier bitten, „weñ ſie zugeſtünden daß unſer Verſtand allzu „ſchwach wäre, alle Inſtanzen eines Philoſo„phen völlig aufzulöſen.

§. LIIX.

Nach dem Herrn Bayle ſcheint hier Ration geben, weniger zu ſeyn, als auf die Inſtanzen antworten; weil er denjenigen, der ſich das erſte unterfangen wolte, auch nöthigen will das andere zu thun. Allein es iſt gantz das Wiederſpiel; denn ein Reſpondens iſt nicht gehalten ſeinen Satz zu beweiſen; allein den Inſtanzen des Opponenten muß er ein Genüge thun. Ein Kläger darff in Rechts-Sachen ſein Recht gewöhnlicher maſſen nicht beweiſen, oder den Titul ſeines Beſitzes zuvor anführen; allein er muß auf die Gründe des Beklagten antworten. Daher habe ich mich wohl tauſendmahl gewundert, daß ein ſo genauer und ſcharffſinniger Scribente als wie der Herr Bayle iſt, hier ſo offt Sachen mit einander vermiſcht unter denen ein ſo groſſer Unterſcheid iſt, als zwiſchen dieſen dreyen Actibus der Vernunfft, nemlich unter **begreiffen, beweiſen, und auf die Einwürffe** antworten, grade als wenn eines ſo viel als das andere gelte, wenn von dem Gebrauch der Vernunfft in der Theologie die Rede iſt. Er ſpricht in ſeinen Unterredungen die nach ſeinem Tode heraus gekommen alſo p. 73. Der Hr. Bayle hat auf keinen Grund-Satz„ öffters gedrungen, als auf den, daß die Un„begreiflichkeit einer Lehre und die Einwürffe„ die wieder ſie ſind keine rechtmäßige Urſache„ abgebe ſie zu verwerffen.„ Es mag ſeyn was die (Incomprehenſibilität) Unbegreiflichkeit anlanget; allein mit der (Inſolubilität) Unaufflößlichkeit iſt es gantz anders. Und es iſt in der That eben ſo viel, als wenn man ſagte, eine unüberwindliche Ration wieder einen Satz wäre keine zulängliche und rechtmäßige Urſache ihn zu verwerffen. Denn was kan man wohl vor eine andere rechtmäßige Ration finden eine Meynung zu verwerffen, wenn es nicht ein unüberwindlicher Vernunfft-Schluß iſt? Und was wird man denn vor ein Mittel haben die Unrichtigkeit ja ſelbſt die Abſurdität einer Meynung zu zeigen?

§. LIX.

Es iſt auch gar gut hier anzumercken, daß derjenige, der eine Sache a priori beweiſet, ſie von der Cauſa efficiente beweiſet; und wer dergleichen Gründe auf eine zulängliche und richtige Art anführen kan, der iſt im Stande die Sache zu begreiffen, und deswegen waren auch ſchon die Scholaſtiſchen Theologi auf den Raymundum Lullium übel zu ſprechen geweſen, daß er ſich nur unterfangen die Dreyeinigkeit aus der Philoſophie zu beweiſen. Dieſe vermeinte Demonſtration iſt in ſeinen Schrifften zu finden, und Bartholomæus Keckermann ein berühmter Scribent unter den Reformirten, der ebenfals mit dieſem Geheimniſſe einen ſolchen Verſuch gethan, iſt deswegen nicht weniger von einigen neuern Theologis abgekämmet worden. Es wird alſo denjenigen jederzeit übel ausgeleget werden, die von dieſem Geheimniſſe Ration geben, und es werden begreifflich machen wollen; diejenigen aber werden gelobet werden, die ſie wieder die Einwürffe der Wiederſacher werden zu vertheidigen ſuchen.

§. LX.

Ich habe bereits angemercket, daß die Theologi gewöhnlich einen Unterſcheid machen unter dem was **über die Vernunfft**, und **was wieder die Vernunfft** iſt. Sie ſagen das wäre **über die Vernunfft**, was man nicht begreiffen, und von dem man keine Ration geben könte. Allein **wieder die Vernunfft** iſt eine jede Meynung die von unüberwindlichen

Gründen angefochten wird, oder auch wenn auf eine genaue und gründliche Art kan bewieſen werden daß ſie was (contradictoriſches) Wiederſprechendes in ſich habe. Sie geſtehen alſo daß die Geheimniſſe über die Vernunfft; allein das geben ſie nicht zu, daß ſie wieder die Vernunfft wären. Der Engliſche Autor eines ſehr ſinnreichen Buches, das aber verworffen worden, und deſſen Titul iſt: Chriſtianiſme not myſterious, Chriſtianiſmus Myſterii expers, das Chriſtenthum ohne Geheimniß, hat dieſe Diſtinction zwar anfechten wollen; allein mich dünckt nicht daß er ihr einigen Schaden gethan. Der Herr Bayle iſt mit dieſer eingeführten Diſtinction auch nicht gäntzlich zu frieden. Schlaget nach was er hievon Tom. 3. de la Reſponſe aux Queſt. d'un Prov. ch. 155. ſonderlich p. 998. gedencket: Er macht mit dem Herrn Sautin unter dieſen zweyen Sätzen: **alle Lehr-Sätze des Chriſtenthums ſtimmen mit der Vernunfft über ein, und die menſchliche Vernunfft erkennt es daß ſie mit einander übereinſtimmen**, einen Unterſcheid: den erſten läßt er gelten, aber nicht den andern. Ich bin auch der Meynung, wenn man es ſo verſtehet, daß wenn geſagt wird, eine Lehre ſtimme mit der Vernunfft überein, man davon Ration geben, oder das quomodo derſelben mit der Vernunfft beweiſen könne; denn GOtt würde es ohne Zweiffel thun können, aber wir können es nicht. Allein ich ſtehe in den Gedancken man ſolte alle beyde Sätze bejahen, wenn man das **erkennen daß eine Lehre mit der Vernunfft übereinſtimme**, ſo verſtehet, daß wir nach Nothdurfft zeigen können, es ſey zwiſchen dieſem Satze und der Vernunfft nichts wiederſprechendes, indem wir die Einwürffe derjenigen abführen, die dieſen Lehr-Satz vor etwas Abgeſchmacktes halten.

§. LXI.

Der Herr Bayle erkläret ſich hier ſo, daß man nicht wohl kan zu frieden ſeyn/ Er erkennet wohl daß unſre Geheimniſſe mit der höchſten oder allgemeinen Vernunfft die in dem göttlichen Verſtande iſt, oder mit der Vernunfft überhaupt überein kommen; inzwiſchen aber will er nicht zugeben, daß ſie ſchiene mit dieſem Theile der Vernunfft überein zu kommen, deſſen ſich der Menſch bedienet von Sachen zu urtheilen. Allein gleich wie dieſes Stücke der Vernunfft, die wir beſitzen, eine Gabe GOttes iſt, ſo ſtimmet auch dieſes Stücke mit dem gantzen überein, und iſt von dem, das in GOtt iſt, nur wie ein Tropffen Waſſer vom Ocean, oder vielmehr wie das Endliche von dem Unendlichen unterſchieden. Alſo können die Geheimniſſe wohl über, aber nicht wieder daſſelbe ſeyn; wenn man einem Theile zu wieder iſt, ſo iſt man auch dem gantzen zu wieder. Was wieder einen einzigen

gen Satz des Euclidis iſt, das iſt auch wieder die (Elementa) Anfangs-Gründe des Euclidis. Dasjenige was den Geheimniſſen in uns zuwieder iſt, das iſt weder die Vernunfft, noch das natürliche Licht, noch der Zuſammenhang der Wahrheit: die Verderbniß, die Irrthümer oder Vorurtheile, die Finſterniſſe ſind es.

§. LXII.

Der Herr Bayle iſt p. 1002. mit der Meynung des Joſuæ Stegmanns und des Herrn Turretin zweyer Proteſtantiſchen Lehrer gar nicht zufrieden, die lehren, die Geheimniſſe wären nur der verderbten Vernunfft zuwieder. Er fraget im Schertz, ob man etwan durch die geſunde Vernunfft, die Vernunfft eines orthodoxen Theologi, und durch die verderbte eines Ketzers verſtehe, und wendet ferner ein, das Geheimniß der Dreyeinigkeit ſey in der Seele Lutheri nicht klärer und deutlicher geweſen, als in der Seele Socini. Allein gleich wie Carteſius ſehr wohl angemercket, daß alle Menſchen von Natur eine geſunde Vernunfft bekommen; alſo muß man auch glauben daß ſo wohl die Rechtgläubigen, als die Ketzer damit begabet worden. Die verderbte Vernunfft iſt mit Vorurtheilen und Affecten untermiſcht. Wenn man eine von der andern unterſcheiden will, ſo darff man nur ordentlich verfahren, keinen Satz ohne Beweiß annehmen, keinen Beweiß annehmen der nicht in guter Form nach den gemeinſten Reguln der Vernunfft-Lehre eingerichtet ſey. Wir brauchen kein ander Kennzeichen, noch einen andern Richter über die Streitigkeiten in Sachen der Vernunfft. Und hätten wir dieſes bedacht, ſo hätten wir den Scepticis nicht Gelegenheit gegeben, uns zu ſchaden, und es hätten auch ſelbſt nicht in der Theologie Franciſcus Veron und einige andere, welche die Streitigkeiten wieder die Proteſtirenden ſo hoch getrieben daß ſie ſo gar auf allerhand liſtige und betrügliche Räncke verfallen, ſich nicht mit aller Gewalt in den Scepticiſmum geſtürtzet, damit ſie nur möchten beweiſen können, wie nöthig es ſey, daß man einen äuſſerlichen infallibilen Richter annehme. Allein dieſes haben ihnen die geſchickteſten Leute von ihrer Parthey ſelbſt nicht gut geſprochen. Calixtus und Daille haben ſich hierüber recht wohl moquiret, und Bellarminus hat gantz anders raiſonniret.

§. LXIII.

Jetzo wollen wir wieder auf dasjenige kommen, was der Herr Bayle p. 999. von der unterhabenden Diſtinction ſaget. Er ſpricht: „Es ſcheinet als habe ſich in die bekante Diſtinction die man macht unter Sachen die „über die Vernunfft, und wieder die Vernunfft ſind, eine Zweydeutigkeit eingeſchlichen. Insgemein ſagt man die Geheimniſſe „des Evangelii wären über die Vernunfft, aber

nicht wieder die Vernunfft. Ich glaube man,,
nimmt das Wort Vernunfft in dem erſten,,
Theile dieſes Grund-Satzes in anderm Ver-,,
ſtande, als in dem andern Theile, und ver-,,
ſtehet in dem erſtern die Vernunfft des Men-,,
ſchen oder die Vernunfft in concreto, in dem,,
andern aber die Vernunfft überhaupt, oder,,
die Vernunfft in abſtracto. Denn geſetzt,,,
man verſtehe allemahl die Vernunfft über-,,
haupt oder die höchſte allgemeine Vernunfft,,
die in GOtt iſt; ſo iſt doch ebenfals wahr, daß,,
die Geheimniſſe nicht über die Vernunfft, und,,
und auch nicht wieder die Vernunfft ſind.,,
Verſtehet man aber in beyden Theilen dieſes,,
Grund-Satzes die menſchliche Vernunfft, ſo,,
ſehe ich eben nicht daß dieſe Eintheilung allzu,,
guten Grund habe. Denn auch die Recht-,,
gläubigſten geſtehen, daß wir die Ubereinſtim-,,
mung unſrer Geheimniſſe mit den Philoſophi-,,
ſchen Lehr-Sätzen nicht erkennen. Demnach,,
ſcheinen ſie uns nicht mit der Vernunfft über-,,
einzuſtimmen. Was uns nun mit der Ver-,,
nunfft nicht übereinzuſtimmen ſcheinet, das,,
ſcheint uns wieder die Vernunfft zu ſeyn; eben,,
als wie uns das ſcheint wieder die Wahrheit,,
zu ſeyn, was uns mit der Wahrheit nicht ſchei-,,
net übereinzuſtimmen. Warum ſolte man,,
nicht ebenfalls ſagen können, daß die Geheim-,,
niſſe ſo wohl wieder unſre ſchwache Vernunfft,,
als über unſre ſchwache Vernunfft ſind?,, Al-

lein ich antworte, wie ich bereits gethan habe, die Vernunfft ſey hier ein Zuſammenhang der Wahrheiten, die wir aus dem Lichte der Natur erkennen, und in dieſem Verſtande iſt der angenommene Grund-Satz ohne einige Zweydeutigkeit wahr. Die Geheimniſſe ſind über unſre Vernunfft, denn ſie halten dergleichen Wahrheiten in ſich, die in dieſem Zuſammenhang nicht mit begriffen ſind, ſie ſind aber nicht wieder die Vernunfft, noch wieder eine von den Wahrheiten auf die uns dieſer Zuſammenhang bringen kan. Es iſt alſo hier nicht von der allgemeinen Vernunfft (ratio univerſalis) die in GOtt iſt die Rede, ſondern von unſrer Vernunfft. Was aber die Frage anlangt, ob wir die Ubereinſtimmung der Geheimniſſe mit unſrer Vernunfft erkennen, ſo antworte ich: daß wir wenigſtens keine Uneinigkeit, noch Oppoſition zwiſchen den Geheimniſſen und der Vernunfft finden. Und gleich wie wir die vermeinten Einwürffe allezeit heben können, wofern dieſes den Glauben mit der Vernunfft vereinigen oder deſſen Ubereinſtimmung erkennen heiſt, ſo müſſen wir ſagen, daß wir dieſe Ubereinſtimmung und dieſe Einhelligkeit erkennen können. Beſtehet aber dieſe Ubereinſtimmung in einer vernünfftigen Erklärung des (quomodo) wie, ſo können wir ſie nicht erkennen.

§. LXIV.

§. LXIV.

Der Herr Bayle macht noch einen andern ſinnreichen Einwurff der von dem Exempel des Sehens hergenommen iſt. Er ſpricht: „Wenn uns ein viereckichter Thurm von weiten rund„ vorkommet, ſo bezeugen nicht allein unſre Augen„ ſehr klar und deutlich, daß ſie gar nichts„ vierecktigtes in dieſem Thurme entdecken, ſondern„ noch gar eine runde Figur die doch mit„ der viereckichten nicht ſtehen kan. Alſo kan„ man ſagen, die Wahrheit welche die viereckichte„ Figur iſt, ſey nicht allein über ſondern„ auch wieder das Zeugniß unſers ſchwachen„ Geſichtes.„ Dieſe Anmerckung iſt auſſer Streit richtig, und obgleich wahr daß der Schein der Rundte bloß von der privatione apparentiæ angulorum herrühret, die wegen der Weite verſchwinden; ſo bleibet doch auch wahr, daß die Runde und das Viereckichte Widrige (oppoſita) Sachen ſind. Ich antworte alſo auf dieſe Inſtantz, die Vorſtellungen der Sinnen ſind offters der Wahrheit zu wieder, wenn ſie auch gleich alle das ihrige thun. Allein mit der Krafft zu urtheilen iſt es gantz anders beſchaffen, wenn ſie das ihrige thut; ſintemahl ein rechter Vernunfft-Schluß nichts anders als ein Zuſammenhang der Wahrheiten iſt. Was aber das Sehen ins beſondere anlanget, ſo iſt ſehr dienlich anzumercken, daß es noch andere falſche Erſcheinungen gebe, die weder von der

der Schwäche unſrer Augen, noch von dem herkommen, was uns wegen der Ferne nicht in die Augen fallen kan; ſondern von der Natur des Sehens ſelbſt, es mag ſonſt ſo vollkommen ſeyn als es immer will. So wird z. E. ein Circul wenn er über Zwerch geſehen wird, in eine Art eines Ovales verwandelt die von den Geometris eine Ellipſis genennet wird, und bißweilen in eine Parabole oder Hyperbole, wie ſolches der Ring des Saturni bezeuget.

§. LXV.

Eigentlich zu reden betrügen uns die äuſſerlichen Sinnen gar nicht, ſondern unſer Senſus externus macht daß wir zu ſehr eilen. Dergleichen findet ſich auch bey den Thieren, als wenn ein Hund wieder ſein Bildniß im Spiegel billet. Denn die Thiere haben auch conſecutiones perceptionum, oder es folgen auch allerhand Dinge auf ihre Empfindungen, die einem Vernunfft-Schluſſe beykommen, und die ſich auch in dem Senſu externo der Menſchen befinden, wenn ſie etwas bloß aus der Erfahrung thun. Allein die Thiere thun nichts das uns nöthige zu glauben, daß ſie eigentlich dasjenige hätten was verdiene ein Vernunfft-Schluß genennet zu werden, wie ich ſchon anders wo gezeigt habe. Wenn nun der Verſtand die falſche Entſcheidung der äuſſerlichen Sinnen zu was anwendet und ihnen folget; (als wie der berühmte Gallilæus geglaubt daß Sa-

Saturnus zwey Handhaben hätte) ſo betrügt er ſich durch das Urtheil, das er von dem Effecte der Apparentien fället, und ſchlüſt mehr daraus als ſie in ſich haben. Die Apparentiæ der Sinnen verſprechen uns eben nicht abſolut die Wahrheit und Richtigkeit der Dinge, ſo wenig als die Träume. Wir betrügen uns ſelbſt durch den Gebrauch den wir damit anſtellen, nemlich durch unſre (conſecutiones) Folgerungen. Die Urſache iſt daß wir uns von wahrſcheinlichen Vernunfft-Schlüſſen verführen laſſen und ſo geneigt ſind zu glauben, die Phænomena die wir offt mit einander verknüpfft ſehen, wären ſtets mit einander verknüpfft. Gleich wie nun dasjenige insgemein keinen Winckel hat, das ohne Winckel erſcheinet; als glauben wir auch leichtlich es wäre allemahl ſo. Dergleichen Irrthum iſt wohl zu verzeihen, und er kan auch offters nicht vermieden werden, zumahl wenn man geſchwinde verfahren und das wahrſcheinlichſte erwehlen muß. Allein wenn wir Zeit und Weile haben wieder zu uns ſelbſt zu kommen und uns zu recolligiren, ſo begehen wir einen Fehler, wenn wir etwas vor gewiß halten das doch nicht gewiß iſt. Es iſt alſo zwar wahr, daß die Apparentiæ offt wieder die Wahrheit ſind; allein unſere Vernunfft-Schlüſſe können ihr niemahls zu wieder ſeyn, wenn ſie anders richtig und denn der Kunſt zu urtheilen gemäß ſind.

Verſtünde man aber durch die Vernunfft nur überhaupt das Vermögen gut oder übel zu urtheilen; ſo geſtehe daß ſie uns betrügen könte; ja ſie betrüget uns auch würcklich, und die Apparentiæ unſers Verſtandes ſind offters ſo betrüglich als die Apparenzien der Sinnen. Allein hier iſt die Rede von dem Zuſammenhange der Wahrheiten und von Einwürffen ſo in guter Form geſchehen, in dieſem Verſtande kan uns die Vernunfft unmöglich betrügen.

§. LXVI.

Aus jetzt angeführtem erhellet, daß der Herr Bayle das über die Vernunfft ſeyn gar zu hoch treibet, als wenn es auch die Inſolubilität der Einwürffe in ſich faſſete. Denn ſeiner Meynung nach (Cap. 130. Rep. au Prov. T. 3. p. 651.) kan die Philoſophie eine Lehre, die über die Vernunfft iſt, weder erklären, noch begreiffen, noch auf die Schwürigkeiten antworten die wieder ſie ſind. Was das Begreiffen anlangt, ſo bin ichs zu frieden; allein ich habe ſchon gezeiget, daß die Geheimniſſe eine nothwendige Erklärung der Worte bekommen, damit ſie nicht ſine mente Soni, das iſt, Worte ſeyn die nichts bedeuten. Ebenfals habe ich auch gezeiget, daß man auf die Einwürffe antworten könne, ſonſt würde man den Satz verwerffen müſſen.

§. LXVII.

Er führet die Autoritates derjenigen Theologologorum an, welche die Inſolubilität der Einwürffe wieder die Geheimniſſe zu behaupten ſcheinen. Lutherus iſt einer von den vornehmſten; allein ich habe bereits §. 12. auf den Ort geantwortet, da es ſcheinet, als ſagte er die Philoſophie wiederſpreche der Theologie. Cap. 246. de Servo Arbitrio iſt noch eine andere Stelle, wo er ſpricht, die ſcheinbahre Ungerechtigkeit (injuſtitia apparens) GOttes werde von ſolchen Beweiß-Gründen dargethan, die von dem Glück und Wohlergehen der Gottloſen hergenommen ſind, denen keine Vernunfft noch natürliches Licht wiederſtehen könne. (Argumentis talibus traducta quibus nulla ratio aut lumen naturæ poteſt reſiſtere.) Allein kurtz hernach zeigt er, daß er es nur von denjenigen verſtehe, denen das andere Leben unbekant, weil er ferner hinzu ſetzt, daß alle dieſe Schwürigkeit durch ein geringes Wort des Evangelii verſchwinden, nemlich wenn es uns ein ander Leben vorhält, wo dasjenige würde geſtrafft und belohnet werden, was hier nicht beſtrafft und belohnet worden. Dieſer Einwurff iſt alſo nichts weniger als unüberwindlich, ja man könte auch ohne Hülffe des Evangelii auf dieſe Antwort kommen. Es wird auch (Rep. au Prov. T. 3. p. 562.) eine Stelle des Martini Chemnitii angeführet, die auch einſt von dem Wedelio iſt getadelt, von dem Johanne Muſæo aber vertheidiget worden, in der es das Anſehn hat, als ſagte dieſer

Theologus klar, daß es im Worte GOttes Wahrheiten gebe, die nicht allein über ſondern auch wieder die Vernunfft wären. Allein dieſe Stelle muß bloß von ſolchen Principiis der Vernunfft verſtanden werden, die dem Lauff der Natur gemäß ſind, wie es denn auch Muſæus alſo erkläret.

§. LXVIII.

Inzwiſchen findet doch der Herr Bayle einige Autoritates, die ihm das Wort reden, des Carteſii iſt eine von den vornehmſten. Dieſer groſſe Mann ſagt Part. I. ſeiner Princ. Art. 41. ausdrücklich, ,,Wir werden uns ohne einzige Mühe aus dieſen Schwürigkeiten helffen ,,können (die uns nemlich zuſtoſſen können, wenn wir die Freyheit unſers Willens mit der Ordnung der ewigen Vorſehung GOttes zulaſſen,) wenn wir nur ,,bedencken daß unſre Gedancken endlich (finitæ) und daß die Wiſſenſchafft und Allmacht ,,GOttes, durch die er nicht allein alle dasjenige ,,was iſt, oder was ſeyn kan, von aller Ewigkeit ,,her erkannt, ſondern auch gewolt hat, unendlich; und deßwegen haben wir Verſtand genug klärlich und deutlich zu erkennen wie dieſe ,,Wiſſenſchafft und Allmacht in GOtt iſt; ,,allein dazu haben wir nicht Verſtand genug ,,ihre Gröſſe und Weitläufftigkeit dergeſtalt ,,zu begreiffen, daß wir begreiffen könten wie ſie ,,die Thaten der Menſchen gantz frey und undeterminirt laſſen. Die Allmacht und Wiſ-„ſenſchafft GOttes ſollen uns niemahls verlei-„ten an unſerm freyen Willen zu zweiffeln.„ Denn wir würden unrecht handeln, wenn wir„ an̄ dem zweiffelten, was wir in uns empfin-„den̄, und von dem wir aus der Erfahrung wiſ-„ſen daß es in uns ſey, weil wir ja auch andere„ Sachen nicht begreiffen von denen wir wiſſen„ daß ſie ihrer Natur nach unbegreiflich ſind.„

§. LXIX.

Dieſe Stelle des Carteſii, der ſeine Anhänger blindlings folgen, (die ſichs ſolten ankommen laſſen an ſeinen Dingen zu zweiffeln) iſt mir jederzeit ſehr fremde und wunderlich vorkommen. Er ſagt nicht nur allein, daß er vor ſeine Perſon keine Mittel finde die zwey Lehren zuſamen zu reimen; ſondern er ſetzt auch noch dazu das gantze menſchliche Geſchlecht, ja alle vernünfftige Creaturen, in eben dieſe Umſtände. Konte ihm den̄ aber unbekandt ſeyn, daß die Wahrheit unmöglich unüberwindlichen Einwürffen unterworffen ſeyn könne? Denn weil ein ſolcher Einwurff nichts anders als ein nothwendiger Zuſammenhang anderer Wahrheiten ſeyn könte, deren Schluß derjenigen Wahrheit zu wieder wäre die man behauptet; alſo würden zwey Wahrheiten einander widerſprechen, welches doch höchſt abgeſchmackt iſt. Ob gleich im übrigen unſer Verſtand endlich, und das Unendliche nicht begreiffen kan, ſo hat er doch auch Demonſtrationes von dem (Infinito) Unendlichen, deren Stärcke und Schwäche er auch begreiffet, warum ſolte er denn die Stärcke und Schwäche der Einwürffe nicht begreiffen können? Weil nun die göttliche Weißheit und Macht unendlich, und alles in ſich faſſet, ſo hat man nicht mehr Urſache an ihrer Größe (extenſion) zu zweiffeln. Wenn ferner Carteſius begehret daß die Actiones des menſchlichen Willens indeterminiret ſeyn ſollen, welches doch niemahls geſchicht, ſo fordert er eine Freyheit die wir nicht brauchen. Endlich behauptet der Herr Bayle ſelbſt, daß dieſe Erfahrung oder die innerliche Empfindung von unſrer Independentz, worauf Carteſius den Beweiß unſrer Freyheit gründet, ſie gar nicht beweiſe, weil aus dem, daß wir keine Cauſas ſehen von denen wir dependiren, gar nicht folget, daß wir würcklich Independent ſeyn. Allein hievon wollen wir an ſeinem Orte reden.

§. LXX.

Der Herr Carteſius ſcheinet auch in einem Orte ſeiner Grund-Lehren zu geſtehen, daß wir auf die Schwürigkeiten von der Zertheilung der Materie in infinitum fort, die er doch vor wahr hält, unmöglich antworten können. Ariaga und andere Scholaſtici erinnern faſt eben dieſes; wenn ſie ſich aber nur die Mühe gäben die Einwürffe in die gehörige Form zu bringen, ſo würden ſie ſehen, daß in den Folgerungen Fehler, bißweilen gar falſche Suppoſita ſtecken die eine Verwirrung verurſachen. Ich will hievon ein Exempel geben. Es machte mir einſt ein geſchickter Kopff dieſen Einwurff: Man ſchneide die gerade Linie A. B. in C. in zwey gleiche Theile, das Stücke A C durch den Punckt D, und das Stücke DA in E, und alſo in infinitum fort ſo machen die Helfften BC, CD, DE &c. zuſammen das gantze B A aus, davon endlich noch eine letzte Helffte heraus kommen muß, weil ſich die grade Linie BA, in A endiget. Allein dieſe letzte Helffte iſt ungereimt; denn weil ſie eine Linie iſt, ſo kan man ſie noch allemahl in zwey Theile theilen, die Eintheilung in infinitum kan alſo nicht ſtatt finden. Ich zeigte ihm, daß man nicht ſchlüſſen könte, daß endlich noch eine letzte Helffte verhanden ſeyn müſſe, ob gleich ein letzter Punckt A verhanden, denn dieſer letzte Punckt iſt allen Helfften ſeiner Seite gemein. Dieſes erkannte der Freund ſelbſt, als er dieſe Folge durch ein formales Argument beweiſen wolte, und eben deswegen kan vielmehr keine letztere Helffte ſtatt finden, weil die Theilung ohne Ende fortgehet. Denn ob ſchon die grade Linie A B endlich iſt, ſo folgt doch gar nicht daraus daß dieſe Eintheilung, die man mit ihr vornimmt, den letzten Terminum habe, und nicht weiter könne getheilet werden. Eben ſo verwirrt man ſich mit den Reihen der ohne Ende fortlauffenden Zahlen. Man bildet ſich zwar einen Terminum eine unendliche, oder unendlich kleine Zahl ein; allein das ſind alles nur Fictiones. Eine jede Zahl iſt endlich, wie auch eine jede Linie, und die unendlichen oder unendlich kleinen deuten bloß eine Gröſſe an, die man ſo groß uñ ſo klein annehmen kan als man nur will, zu zeigen daß der Fehler noch geringer als man ihn angegeben, das iſt, daß gar kein Fehler verhanden, oder deutlicher zu reden, durch das unendlich Kleine verſtehet man die Verſchwindung oder den Anfang einer Gröſſe, die nach dem Exempel der ſchon gemachten Gröſſe ſo concipiret worden.

§. LXXI.

Inzwiſchen werden wir wohl thun wenn wir die Ration betrachten, womit der Herr Bayle zeigen will, man könne den Einwürffen, welche die Vernunfft den Geheimniſſen in Weg leget nicht ein Genügen thun. Sie iſt in der Erleuterung über die Manichæer p. 3140. der andern Edition des Dictionarii zu finden, wo er ſpricht: „Es iſt ſchon genug, daß man nur „einhellig zugeſtehet, die Geheimniſſe des Ev„angelii wären über die Vernunfft, denn hier„aus folget nothwendig, daß man die Schwü„rigkeiten der Philoſophie unmöglich auflöſen „könne, und daß folglich ein Streit, in dem man „bloß nach dem natürlichen Lichte gehet, ſich allemahl zum Schaden der Theologorum endigen„, und ſie ſich genöthiget ſehen werden zu„ fliehen, und ſich unter die Canonen des übernatürlichen„ Lichtes zu ziehen.„ Ich wundere mich daß der Herr Bayle ſo gar general redet, maſſen er ja ſelbſt geſtanden, daß das natürliche Licht wieder die Manichæer ein einiges Principium behaupte, und daß die Gütigkeit GOttes auf eine unüberwindliche Art aus der Vernunfft bewieſen werde. Unterdeſſen fährt er folgender maſſen weiter fort:

§. LXXII.

Es iſt klar, die Vernunfft kan das niemahls„ erreichen was über ſie iſt. Wenn man„ nun aus der Vernunfft auf die Einwürffe wieder„ die Lehre von der Dreyeinigkeit, von der„ Unione hypoſtatica antworten könte, ſo„ würde ſie ja dieſe zwey Geheimniſſe erreichen,„ ſich unterwürffig machen und ſie gegen die erſten„ Grund-Lehren oder gegen die Aphoriſmos„ halten, die aus den allgemeinen Notionen„ entſtehen, biß ſie endlich geſchloſſen, ſie„ kämen mit dem natürlichen Lichte überein.„ Dadurch thäte ſie etwas das über ihre Kräffte„ wäre, ſie überſchritte ihre Gräntzen, welches„ doch gantz contradictoriſch iſt. Derohalben„ muß man ſagen, ſie könne auf ihre eigne„ Einwürffe nicht antworten, und behalte ſo lange„ den Sieg, ſo lange man nicht zum göttlichen„ Anſehn und zur Nothwendigkeit den Ver-„

„ſtand unter den Gehorſam des Glaubens zu „nehmen, ſeine Zuflucht nimmt.„ Ich finde keinen Nachdruck in dieſem Vernunfft-Schluſſe. Wir können wohl etwas erreichen was über uns iſt, wenn wir es gleich nicht ergründen und einſehen, ſondern nur bloß vertheidigen, gleich wie wir den Himmel mit unſerm Geſichte erreichen, aber nicht anrühren können. Eben ſo wenig iſts nöthig ſich die Geheimniſſe zu unterwerffen, damit man auf die Einwürffe wieder ſie antworten könte, und ſie gegen die erſten Principia zu halten die aus den gemeinen Notionen entſtehen. Denn wenn derjenige der auf die Einwürffe antwortet ſo weit gehen ſolte, ſo müſte derjenige, der die Einwürffe vorträget, zuerſt den Anfang machen. Denn der Einwurff muß die Sache zuvor abhandeln, der aber ſo drauff antwortet darff nur ja oder nein ſagen, und ohne zu diſtingviren die Univerſalität eines Satzes aus dem Einwurffe, nach der Schärffe zu reden, ſchlechter dinges leugnen oder deſſen Form unterſuchen. Beydes aber kan gar wohl geſchehen, ohne die Sache tieffer einzuſehen als der Einwurff gehet. Wenn mir einer einen ſo vermeinten unüberwindlichen Schluß vorträget, ſo kan ich gantz ſtille ſeyn, indem ich ihn bloß nöthige alle die vorgebrachte Sätze in richtiger Form zu beweiſen, die mir noch ein wenig zweiffelhafft vorkommen; und wenn ich bloß zweiffeln will, ſo darff ich nicht eben das innerſte der Sache einſehen, ſondern je unwiſſender ich bin, je mehr Recht habe ich zu zweiffeln. Der Herr Bayle fährt alſo fort:

§. LXXIII.

Wir wollen ſuchen dieſes deutlicher zu ma„chen. Wenn einige Lehren über die Ver„nunfft ſind, ſo ſind ſie ihr zu hoch und ſie kan ſie„ nicht erreichen. Kan ſie ſie nicht erreichen, ſo„ kan ſie ſie auch nicht begreiffen. (Er hätte hier mit dem **Begreiffen** können den Anfang machen, wenn er geſagt, die Vernunfft könte das nicht begreiffen was über ſie iſt) Kan ſie ſie„ nicht begreiffen, ſo kan ſie weder einen Begriff„ davon bekommen,„ (Non valet conſequentia, es wird mehr als ein Begriff erfordert, wenn man eine Sache begreiffen will, man muß von allen und jedem, aus dem ſie beſtehet, einen Begriff haben, und dieſe müſſen alle klar deutlich und vollſtändig ſeyn. Es ſind tauſenderley Dinge in der Natur von denen wir zwar etwas verſtehen, aber die wir doch nicht begreiffen. So haben wir einige Begriffe von den Strahlen des Lichtes, wir machen Demonſtrationes davon biß auf einen gewiſſen Punckt; allein es bleibt doch noch immer was übrig, dabey wir geſtehen müſſen, daß wir noch nicht gäntzlich die Natur und Beſchaffenheit des Lichtes begreiffen,) noch auch einige Grund„Sätze aus denen man alles auflöſen könne,„

(warum ſolte man aber dergleichen deutliche Grund-Lehren nicht finden können die noch was dunckles und verwirretes in ſich haben?) „folglich werden alſo die gemachten Einwürffe „der Vernunfft unbeantwortet bleiben; (Nichts weniger als dieſes, vielmehr iſt die gröſte Schwürigkeit auf Seiten des (Opponenten) Gegners. Er muß vielmehr einen ſolchen deutlichen Grund-Satz ſuchen, woraus einige Einwürffe zu nehmen, und je danckler die Materie iſt, ie ſchwerer kan er einen ſolchen Grund-Satz finden. Und wenn er ihn auch gleich gefunden hat, ſo wird es ihm noch weit gröſſere Mühe koſten die Oppoſition zwiſchen den Geheimniſſen und dem Grund-Satze zu zeigen. Denn wenn das Geheimniß einer klaren und deutlichen Grund-Lehre augenſcheinlich zu wieder wäre, ſo wäre es alsdenn kein dunckles Geheimniß, ſondern was offenbahr ungereimtes) „oder welches eines iſt, man würde vielleicht mit einer eben ſo dunckeln Diſtinction drauff antworten als die Theſis geweſen ſo angegriffen worden,„(Nach der Schärffe zu verfahren kan man alles Diſtingvirens überhoben ſeyn, wenn man entweder einige Præmiſſen oder einige Conſequentien leugnet; und wenn man über den Verſtand eines Wortes zweiffelt das der Opponent gebrauchet, ſo kan man ihn um die Erklärung deſſelben erſuchen. Auf ſolche Weiſe nun darff ſich der

Reſpondens nicht erſt viel Mühe und Unkoſten machen, wenn er einem Gegner antworten ſoll, der in Gedancken ſtehet als wenn er uns unüberwindliche Sätze entgegen ſetzte. Wenn gleich aber der Reſpondens entweder aus Höfflichkeit, oder der Kürtze wegen, oder weil er vorhero ſtarck genug zu ſeyn vermeint, die Mühe ſelbſt auf ſich nehmen wolte die verborgene Zweydeutigkeit in dem Einwurffe zu zeigen und ſie durch eine Diſtinction zu heben, ſo darff uns ja dieſe Diſtinction nicht auf was Deutlichers führen als die erſte Theſis, maſſen ja der Reſpondens gar nicht gehalten das Geheimniß zu erläutern und zu erklären.)

§. LXXIV.

Nun behält (der Herr Bayle fähret fort) ein„
Einwurff, der auf gantz deutliche Notiones„
gegründet iſt, eben den Sieg, man mag ent-„
weder gar nichts drauff antworten, oder ſo ei-„
ne Antwort geben von der niemand was be-„
greiffen kan. Kan wohl aber die Parthey zwi-„
ſchen einem Menſchen der euch ſolche Dinge„
einwendet, die er und ihr deutlich begreiffet,„
und zwiſchen euch gleich bleiben, der ihr euch„
bloß mit einer ſolchen Antwort vertheidiget,„
von der weder er, noch ihr was begreiffet?„
Es iſt nicht genug daß die Einwürffe auf deutliche Begriffe gegründet ſind, man muß ſie auch wieder den Satz appliciren. Und wenn ich einem ſo antworte, daß ich ihm entweder einige

Præmiſſas negire um ihn zu nöthigen ſie zu beweiſen, oder einige Folgerungen, damit er ſie in eine gute Form bringen möge; ſo kan man ja nicht ſagen, ich antworte gar nicht oder doch nichts Verſtändliches. Denn gleich wie ich die zweiffelhafften Præmiſſen des Gegners leugne, ſo iſt mein Verneinen ſo verſtändlich, als ſein Bejahen. Doch wenn ich endlich ſo höflich bin daß ich mich mit einer Diſtinction erkläre, ſo iſts ſchon genug, wenn die Worte deren ich mich bediene, wie in den Geheimniſſen ſelbſt, nur einigen Verſtand haben; alſo wird man auch etwas von meiner Antwort verſtehen. Doch iſts eben nicht nöthig daß man alles begreiffe was es in ſich hält, ſonſt würde man ja das Geheimniß ſelbſt begreiffen.

§. LXXV.

Der Herr Bayle fähret fort: „Alle Philoſophiſche Streitigkeiten ſetzen voraus, daß die ſtreitenden Partheyen in gewiſſen Erklärungen (definitiones) mit einander übereinkommen, (Dieſes wäre wohl zu wünſchen, allein ſo kommt man gemeiniglich erſt in dem Streit ſelbſt, wenns die Noth erfodert, darauf) und die ſyllogiſtiſchen Reguln und Kennzeichen zulaſſen, an denen man ein ſchlimmes Urtheil erkennet. Hernachmahls kommt alles darauf an daß man unterſuche, ob ein Satz mit denen Grund-Lehren mittelbahr oder unmittelbahr überein komme, in denen man eins iſt, (Dieſes geſchicht durch die Syllogiſmos desjenigen der objiciret) ob die Præmiſſen eines,, Beweiſes (nemlich eines Beweiſes der von dem Opponenten angebracht worden) richtig, und,, ob recht gefolgert worden. **Hat man keinen,, Syllogiſmum von 4. Terminis vorgebracht,,, und nicht etwan einige von den Sätzen des,, Capituls de oppoſitis oder de ſophiſticis,, elenchis überſchritten ꝛc.** (Kurtz: man darff nur entweder einige Præmiſſen oder Folgerungen leugnen, oder endlich ſelbſt einige zweydeutige Wörter erklären oder ſich erklären laſſen) ſo,, trägt man den Sieg davon, indem man entweder,, zeiget, daß die Sache worüber man,, ſtreitet keine Verbindniß mit den ausgemachten,, Grund-Lehren hat,, (Wenn man nemlich zeiget daß der Einwurff nichts beweiſet. Denn alsdenn gewinnet der Vertheidiger die Sache) oder wenn man den Vertheidiger ad abſurdum,, bringet; (wenn alle præmiſſen und Folgerungen gut bewieſen worden) man kan ihn,, aber alsdenn ad abſurdum bringen, wenn,, man ihm entweder zeiget daß die Folgerungen,, ſeines Satzes bejahen oder verneinen, oder,, wenn man ihm nöthiget lauter verſtändliche,, Sachen zu antworten.,, (dieſe letztere Beſchwerniß kan er allezeit vermeiden, weil er nicht nöthig hat neue Sätze vorzubringen) ,,Der Endzweck,, dergleichen Streitigkeiten iſt das,, Dunckle zu erklären, und zur Deutligkeit zu,, ge-

„gelangen; (Das iſt der Zweck des Opponenten, denn er will klar machen daß das Geheimniß falſch, des Vertheidigers Zweck aber kan es gar nicht ſeyn. Denn indem er das Geheimniß zuläßt, ſo giebt er ja zugleich zu, daß man es nicht könne deutlich machen) „Deßwegen „ſagt man daß ſo lange der Proceſs währet, der „Sieg mehr oder weniger auf des Opponenten oder des Vertheidigers Seite iſt, nachdem des einen Satz klärer iſt als des andern. (Das iſt ſo viel geſagt, als wenn der Reſpondens und Opponens zugleich ſolten entblöſet werden. Allein der Reſpondens iſt wie ein belagerter Commendant der von ſeinen Wercken bedeckt wird, der Anfallende aber muß ſie ruiniren. Der Reſpondens hat hier keiner Deutlichkeit nöthig, er ſucht ſie auch nicht. Dem Opponenten aber kommt zu einige Deutlichkeit wieder ihn zu ſuchen, und ſich durch ſeine eigne Wercke Tag zu machen, damit der Reſpondens nicht länger möge bedeckt bleiben.

§. LXXVI.

„Endlich ſchlüßt man derjenige verliehre den „Sieg von deſſen Antwort man nichts begreifſet (Allein das iſt noch ein zweydeutiges Kennzeichen des Sieges, und man müſte allemahl die Zuhörer fragen, ob ſie von dem geſagten was begreiffen, und ihre Meynungen würden alsdenn offt getheilet ſeyn. Die Ordnung derer formalen Streitigkeiten erfordert, daß man mit lauter Argumenten in forma verfahre, und darauf entweder mit Bejahen oder mit Verneinen antworte) „und der ſelbſt geſtehet daß ſie unbegreiflich ſind.„ (Es kan wohl einer der die Wahrheit eines Geheimniſſes behauptet, geſtehen, daß es unbegreiflich; wenn aber dieſes Geſtändniß zulangte ihn vor überwunden zu halten, ſo brauchte man keinen Einwurff. Es kan eine Wahrheit wohl unbegreiflich ſeyn, aber doch niemahls ſo ſehr, daß man ſagen könte man begreiffe gar nichts von ihr. Denn in dieſem Falle würde ſie das ſeyn, was die Alten Scindapſus oder Blityri (Clem. Alex. Strom. 8.) das iſt, leere Worte ohne Verſtand genennet) Als denn condemnirt man ihn nach den„ Reguln nach denen man einen Sieg beurtheilet,„ wenn er gleich nicht kan bey dem Nebel verfolget„ werden mit dem er ſich bedecket, und der„ gleichſam zwiſchen ihm und ſeinen Wiederſachern„ einen Abgrund machet, man hält ihn vor„ totaliter geſchlagen und vergleicht ihn mit einem„ geſchlagenen Krieges-Heere, das dem„ nachjagenden Uberwinder durch Hülffe der„ Nacht entkommet.„ (Allegorie mit Allegorie zu bezahlen, ſo ſage ich, der Reſpondens ſey noch nicht überwunden, ſo lange er hinter ſeinen Wercken und Schantzen bedeckt iſt, und wenn er auch gleich ohne Noth einen Ausfall waget, ſo iſts ihm doch allemahl noch erlaubt ſich in ſeine Schantze zurück zu ziehen, ohne daß man es ihm verübeln könne.

§. LXXVII.

Ich habe mich die Mühe nicht verdrüſſen laſſen dieſe lange Stellen des Herrn Bayle zu zerlegen, in denen er die ſtärckſten Gründe und beſten Vernunfft-Schlüſſe vor ſeine Meynung angebracht; Ich hoffe deutlich genug gezeigt zu haben, wie ſehr ſich dieſer vortreffliche Mann verſehen hat. Dieſes pflegt leicht den klügſten und verſtändigſten Köpffen zu begegnen, ſonderlich wenn man ſeinem Verſtande freyen Lauff läſſet, und ſich nicht die Geduld nimmt, die man doch haben muß, wenn man recht auf den Grund ſeines Syſtematis kommen will. Dieſe umſtändliche Unterſuchung der Sache wird uns auf etliche andere Vernunfft-Schlüſſe über dieſe Materie zu einer Antwort dienen, die hin und wieder in den Schrifften des Herrn Bayle zerſtreuet anzutreffen, ſonderlich wenn er in ſeiner Antwort auf die Fragen eines Provincials Cap. 133. T. 3. p. 685. ſaget: „Wenn „man beweiſen will, man habe die Vernunfft „und die Religion vereiniget, ſo muß man nicht „allein zeigen, daß man dergleichen Philoſo„phiſche Sätze habe, die unſerm Glauben ge„neigt ſind, ſondern man muß auch noch dar„thun, daß die beſondern Philoſophiſchen „Lehr-Sätze, die man uns eingewendet, als „wenn ſie mit dem Catechiſmo nicht übereinkämen, würcklich und auf eine ſolche Art ü„bereinkommen, die man deutlich begreifft und„ faſſet.„ Allein ich ſehe nicht warum dieſes alles ſolte nöthig ſeyn, man müſte denn die Vernunfft-Schlüſſe biß auf das Quomodo, Wie? der Geheimniſſe fortſetzen. Denn wenn man bloß deſſen Wahrheit behauptet, ohne daß man ſie wolle begreifflich machen, ſo darff man ja des Beweiſes wegen, weder zu den allgemeinen noch beſondern philoſophiſchen Lehr-Sätzen ſeine Zuflucht nehmen. Und wenn uns ein ander einige philoſophiſche Lehren opponiret, ſo dürffen wir nicht deutlich und klärlich zeigen, daß ſie mit unſern Lehr-Sätzen übereinſtimmen, ſondern unſer Gegner muß beweiſen, daß ſie denſelben zu wieder ſind.

§. LXXIIX.

In eben dem Orte fährt der Herr Bayle alſo fort: „Hiezu wird eine Antwort erfodert,„ die eben ſo deutlich, als der Einwurff.„ Ich habe ſchon gezeigt, daß diß geſchehe wenn man die Præmiſſen negiret, und daß im übrigen derjenige, der die Geheimniſſe behauptet, nicht allemahl deutliche Sätze vorbringen dürffe: maſſen ja die Haupt-Theſis, ſo das Geheimniß ſelbſt betrifft auch nicht deutlich iſt. Er ſagt ferner: „Wenn wir dupliciren und re-„pliciren müſſen, ſo müſſen wir niemahls was„ ſchuldig bleiben und unbeantwortet laſſen,„

„noch auch verneinen, als wenn wir den Zweck „unſres Vorhabens erreichet, ſo lange uns unſer Wiederſacher noch ſo deutliche Sachen „antwortet als immer unſre Gründe ſeyn können. Allein Gründe oder Rationes anführen, iſt nicht ein Werck des Reſpondenten, er darff weiter nichts thun, als auf ſeines Gegners Gründe antworten.

§. LXXIX.

Der Autor beſchlüßt endlich, „Wenn man „aber vermeinte derjenige, der einen deutlichen „Einwurff mache, müſſe mit einer Antwort zu „frieden ſeyn, die wir nicht vor was mögliches „ausgeben können, und die wir auch nicht be„greiffen, ſo würde man ungerecht ſeyn.„ Er wiederhohlet es in den Dialogis poſthumis wieder den Herrn Jaquelot p. 69. Ich bin nicht der Meynung. Denn wäre der Einwurff vollkommen deutlich, ſo würde er den Sieg davon tragen, und die Theſis über den Hauffen geworffen ſeyn. Allein wenn ſich der Einwurff nur bloß auf Schein-Dinge oder auf ſolche Fälle gründet, die meiſtentheils geſchehen, und wenn derjenige der ihn vorbringet einen allgemeinen und gewiſſen Schluß daraus ziehen will; ſo kan der Vertheydiger des Geheimniſſes mit der Inſtantia ſimplicis poſſibilitatis, daß die Sache möglich ſey, antworten, maſſen man mit einer ſolchen Inſtantz ſchon zeigen kan, daß das, was man aus den Præmiſſen ſchlüſſen wollen, weder gewiß noch allgemein; und derjenige, der das Geheimniß vertheidiget, darff bloß behaupten, daß es möglich, ohne daß er nöthig habe deſſen Wahrſcheinligkeit zu verfechten. Denn hierinnen iſt man ja, wie ich ſchon offters erinnert, eins, daß die Geheimniſſe wieder die Schein-Dinge ſind, und derjenige der das Geheimniß behauptet dürffte auch nicht erſt eine ſolche Inſtantz anführen; thut er es aber, ſo kan man es vor ein (opus ſupererogationis) überflüßige Sache und vor ein Mittel halten ſeinen Gegner deſto beſſer zu confundiren.

§. LXXX.

Es giebt auch noch einige Stellen von dem Hn. Bayle in der Reſponſ. poſthuma an den Herrn Jaquelot, die auch noch verdienen unterſucht zu werden, Der Herr Bayle, ſpricht man p. 36. 37. behauptet in ſeinem Dictionario, ſo offt es die Sache nur zuläſt, beſtändig, „
unſre Vernunfft wäre weit geſchickter zu wiederlegen „
und über den Hauffen zu werffen, als „
zu beweiſen und zu bauen; und es ſey faſt keine „
Philoſophiſche Materie über die ſie nicht ſehr „
groſſe Schwürigkeiten mache. Wenn man „
ihr alſo mit einem Diſputir-Geiſte ſo weit „
nachfolgen wolte als ſie gehen kan, ſo würde „
man offt in verdrüßliche Verwirrung geſetzt „
werden; mit einem Worte es wären viel un- „

„ſtrittig richtige Lehren, denen ſie doch unauf„lößliche Einwürffe mache.„ Das, was man hier zu Verläſterung der Vernunfft anführet, gereicht ihr, meiner Meynung nach, zu ihrem Nutzen. Denn ſtößt ſie gleich einen Satz um, ſo richtet ſie den gegenſeitigen auf; und wenn es gleich ſcheinet als würffe ſie zugleich die zwey gegenſeitige Sätze übern Hauffen, ſo verſpricht ſie uns alsdenn etwas tieffes und gründliches, wenn wir ihr nur ſo weit nachfolgen als ſie gehen kan, nicht zwar mit einem Diſputir-Geiſte, ſondern in brünſtiger Begierde die Wahrheit zu ſuchen und zu entdecken, welche Begierde allemahl einen richtigen Fortgang zum Lohne haben wird.

§. LXXXI.

Der Herr Bayle fähret fort, „Man müſſe „alsdenn indem man die engen Schrancken „des menſchlichen Verſtandes erkenne, dieſer „Einwürffe lachen.„ Ich aber glaube vielmehr man müſſe die Stärcke der menſchlichen Vernunfft erkennen, die macht daß ſie ſo gar das innerſte der Sache ergründen kan. Denn diß ſind neue Entdeckungen, und ſo zu reden Strahlen des anbrechenden Tages der uns ein weit gröſſeres Licht verheiſſet, ich meine in den philoſophiſchen Materien und in der natürlichen GOttes-Gelahrheit. Allein wenn die Einwürffe wieder den geoffenbahrten Glauben gemacht werden, ſo iſt es ſchon genug, wenn man ſie kan zurücke weiſen, nur muß es mit demüthigem und eyfrigem Gemüthe und in der Abſicht geſchehen GOttes Ehre dadurch zu verfechten, und zu verherrlichen. Und wenn dieſes alsdenn in Anſehung ſeiner Gerechtigkeit wohl ablauffet, ſo wird man ſo wohl von ſeiner Gröſſe gerühret, als von ſeiner Güte eingenommen und charmiret werden, die gleichſam durch die Wolcken einer Schein-Vernunfft, die von dem betrogen worden was ſie ſiehet, in ſo weit hervor leuchten werden, als ſich das Gemüthe durch die geſunde Vernunfft dahin ſchwinget was uns unſichtbahr, und deswegen nicht weniger gewiß iſt.

§. LXXXII.

„Alſo (um mit dem Herrn Bayle fortzufah-„ren) wird man die Vernunfft zwingen ihr„ Gewehr und Waffen niederzulegen, und ſich„ unter den Gehorſam des Glaubens gefangen„ zu geben, welches ſie auch vermöge einiger von ihren unlaugbahrſten Grund-Lehren thun kan„ und thun muß. Wenn ſie nun alſo einigen„ von ihren andern Grund-Lehren den Kram„ auffkündiget, ſo handelt ſie nach dem was ſie iſt,„ nemlich vernünfftig.„ Allein in dieſem Falle darff ſie nur bloß denen Lehren abſagen, nach denen wir von Schein-Dingen, oder nach dem gewöhnlichen Lauffe der Dinge urtheilen. Dieſes befiehlet uns auch die Vernunfft ſelbſt in Philoſophiſchen Materien, ſonderlich wenn unüberwindliche Beweißthümer vom Gegentheile verhanden. Alſo wenn wir durch gründliche Beweißthümer von der Güte und Gerechtigkeit GOttes verſichert worden, ſo verachten wir allen Schein einer Härte und Ungerechtigkeit den wir in dieſem kleinen Stücke ſeines Reiches ſehen das vor unſern Augen iſt. Allhier auf Erden werden wir wohl **von dem Lichte der Natur** und dem **Lichte der Gnaden**, aber noch nicht von **dem Lichte der ewigen Herrlichkeit** erleuchtet. Hier ſehen wir die Schein-Ungerechtigkeit, und glauben und erkennen ſelbſt die Wahrheit der verborgenen Gerechtigkeit GOttes; Wenn ſich aber die Sonne der Gerechtigkeit ſo zeigen und darſtellen wird, wie ſie iſt, alsdenn werden wir dieſe Gerechtigkeit ſehen.

§. LXXXIII.

Der Herr Bayle kan augenſcheinlich nur von dieſen Schein-Reguln verſtanden werden, die den ewigen Wahrheiten weichen müſſen. Denn er geſtehet ja zu, daß die Vernunfft dem Glauben nicht würcklich zu wieder; und in ſeinen Dialogis poſthumis p. 23. beſchweſchweret er ſich über den Herrn Jaquelot, daß man ihn beſchuldige als wenn er glaube unſre Geheimniſſe wären wahrhafftig wieder die Vernunfft, und p. 9. gegen den Herrn Clericum, daß man vorgiebt, derjenige der zugeſtünde daß eine Lehre unaufflößlichen Einwürfſen unterworffen, der geſtünde auch durch eine nothwendige Folge, daß dieſe Lehre falſch ſey. Inzwiſchen hätte man doch Urſache es zu behaupten, wenn die Unaufflößlichkeit mehr als (apparens) eine ſcheinbahre Unaufflößlichkeit wäre.

§. LXXXIV.

Vielleicht werden wir alſo am Ende der Rechnung, nachdem wir ſo lange über den Gebrauch der Vernunfft wieder den Herrn Bayle diſputiret haben, befinden daß ſeine Meynung von der unſrigen im Grunde eben nicht ſo ſehr entfernet geweſen als man aus ſeinen Redens-Arten hätte ſchlüſſen können, die uns zu unſern Anmerckungen Gelegenheit gegeben. Zwar hat es öffters das Anſehn, als leugne er gäntzlich daß man auf die Einwürffe der Vernunfft wieder den Glauben antworten könne, und als behaupte er, man müſſe begreiffen wie das Geheimniß geſchehe oder exiſtire wenn man es wolte thun können. Unterdeſſen werden doch auch Oerter gefunden, in denen er was gelinder iſt, und bloß ſaget die Auflöſung dieſer Knoten wäre ihm nur unbekant. Die folgende Paſſage ſo aus eben der Erläuterung über die Manichæer genommen worden, die am Ende der andern Auflage ſeines Dictionarii zu finden iſt, ſagt dieſes gantz eigentlich „Um nun den ſcrupuloſeſten Leſern eine weitläufftigere Satisfaction zu geben, ſo will ich hier dieſe Erklärung thun, ſpricht er p. 3148. Allenthalben wo man in meinem Dictionario findet, dieſe oder jene Einwürffe wären unauflößlich, das will ich nicht ſo verſtanden haben, als wenn ſie es in der That wären. Nein! Ich will weiter nichts ſagen, als daß ſie mir unauflößlich vorkommen. Daraus folgt nichts, ein jeder kan ſich nach ſeinem Belieben einbilden ich urtheilte nur wegen meiner geringen Einſucht alſo. Das bilde ich mir nicht ein, ſeine groſſe Einſucht iſt mir allzu wohl bekant. Jedoch bin ich der Meynung, weil er einmahl alle ſeine Kräffte angeſpannet die Einwürffe zu verſtärcken und zu vermehren, ſo habe er nicht genugſame Auffmerckſamkeit auf dasjenige behalten, womit man ſie aufflöſen kan.

§. LXXXV.

Sonſt geſtehet der Herr Bayle in ſeinem opere poſthumo wieder den Herrn Clericum, daß die Einwürffe wieder den Glauben keine demonſtrativiſche Krafft haben, er ſchlüſt alſo daß ſich die Einwürffe nur ad hominem oder ad homines nemlich in Anſehung des Zuſtandes, in dem ſich das menſchliche Geſchlecht befindet, nicht auflöſen und dieſe Materie nicht erklären lieſſe. In einem andern gewiſſen Orte giebt er zu verſtehen, er hoffe man werde vielleicht noch zu unſern Zeiten die Erklärung und Auflöſung finden können. Höret was er in ſeiner Reſponſione poſthuma an den Herrn Cleric. p. 35. ſaget: Der„ Herr Bayle hat ſich Hoffnung machen können„ ſeine Arbeit werde vielleicht einige groſſe„ Leute, die an neuen Syſtematibus arbeiten„, ehrgierig machen, daß ſie wohl eine uns bißhero„ noch unbekante Auflöſung erfinden könten.„ Es ſcheinet als verſtehe er durch dieſe Auflöſung (denouement) eine ſolche Erklärung des Geheimniſſes die auch zugleich das quomodo ausmachen würde; allein das haben wir gar nicht nöthig um auf die Einwürffe antworten zu können.

§. LXXXVI.

Es haben ſich viele bemühet dieſes quomodo begreiflich zu machen und die Möglichkeit derer Geheimniſſe zu beweiſen. Ein gewiſſer Autor der ſich Thomas Bonartes Nordtanus Anglus nennet, hat dieſes in ſeiner Concordia Scientiæ cum fide thun wollen. Dieſes Werck iſt mir gar gelehrt und ſinnreich, jedoch auch was bitter und verwirrt vorkommen, und es hat auch ſolche Meynungen drinnen, die ſich gar nicht behaupten laſſen. Ich habe nach der Zeit aus der Apologia Cyriacorum des P. Valentii Baron eines Dominicaners erſehen, daß dieſes Buch zu Rom cenſiret worden und der Autor ein Jeſuit geweſen, und wegen Herausgebung dieſes Buches übel angeſehen worden. Der Ehrwürdige P. des Boſſes, der jetzt in dem Collegio zu Hildesheim die Theologie lehret, und der bey ſeiner groſſen Einſicht die er in der Theologie und Philoſophie von ſich blicken läſſet, eine gar rare Gelahrheit beſitzet, hat mich berichtet, der rechte Nahme des Bonartes ſey Thomas Barton geweſen, und der ſich in Irrland begeben, nach dem er ſeine Geſellſchafft verlaſſen, wo er endlich alſo geſtorben, daß man von ſeinen letzten Meynungen noch ein gutes Urtheil fällen kan. Unterdeſſen betaure ich die Gelehrten, die ſich vor ihre Arbeit und vor ihren Eyfer Haß und Ungemach auf den Halß laden. Dergleichen iſt auch zu andrer Zeit dem Petro Abelardo, dem Gilberto de la Porrée, dem Joh. Wiclef, und zu unſerer Zeit dem Thomas Albius einem Engelländer und einigen andern wiederfahren, die ſich in der Erklärung der Geheimniſſe zu ſehr vertieffet.

§. LXXXVII.

Unterdeſſen hat ſo wohl der heilige Auguſtinus als auch der Herr Bayle noch Hoffnung, man werde noch einſt auf Erden eine gewünſchte Aufloͤſung finden koͤnnen. Allein dieſer Vater glaubt, ſie ſey irgend einem heiligen Manne auffbehalten der von einer gantz beſondern Gnade erleuchtet worden: Eſt aliqua cauſa fortaſſis occultior, quæ melioribus ſanctioribus reſervatur, illius gratia potius quam meritis illorum. (in Genes. ad literam lib. II. cap. 4.) und Lutherus reſervirt die Erkäntniß dieſes Geheimniſſes biß in die hiñliſche Academiē (lib. de ſervo Arbitrio. c. 174.) Illic (Deus) gratiam & miſericordiam ſpargit in indignos, hic iram & ſeveritatem ſpargit in immeritos; utrobique nimius & iniquus apud homines, ſed juſtus & verax apud ſe ipſum. Nam quomodo hoc juſtum ſit ut indignos coronet, incomprehenſibile eſt modo, videbimus autem, cum illuc venerimus, ubi jam non credetur, ſed revelata facie videbitur. Ita quomodo hoc juſtum ſit, ut immeritos damnet, incomprehenſibile eſt modo, creditur tamen donec revelabitur filius hominis. Es iſt zu hoffen der Herr Bayle ſey jetzt mit dieſem Lichte umgeben und erleuchtet, was uns hier auf Erden abgehet. Maſſen man Urſache zu glauben hat, daß er eine gute Meynung gehabt.

Virgilius.
„Candidus inſueti miratur limen Olympi,
„Sub pedibusque videt nubes & ſidera Daphnis.

Lucianus.
„ - - Illic poſtquam ſe lumine raro
„Implevit, ſtellasque vagas miratur & aſtra
„Fixa polis; vidit quanta ſub nocte jaceret
„Noſtra dies.

Erſter Theil
des
Verſuchs
Von der Gütigkeit GOttes,
der
Freyheit des Menſchen,
Und dem
Urſprunge des Böſen.

§. I.

Nachdem wir nun alſo die Rechte des Glaubens und der Vernunfft ſo auf eine Art eingerichtet, wodurch die Vernunfft, ſtatt daß ſie dem Glauben ſolte zuwieder ſeyn, zu einer Dienerin deſſelben gemacht wird; ſo wollen wir ſehen, wie ſie dieſe Rechte ausüben dasjenige zu behaupten, und einſtimmig mit einander einzuraumen, was uns das natürliche und geoffenbahrte Licht von GOtt und dem Menſchen in Anſehung des Böſen lehren. Man kan die Schwürigkeiten in zwey Claſſen eintheilen. Die einen entſtehen aus der Freyheit des Menſchen die ſich mit der göttlichen Natur nicht zu vertragen ſcheinet, und in-

inzwiſchen wird doch die Freyheit vor nöthig geachtet, damit der Menſch vor ſchuldig und ſtraffbahr könne gehalten werden. Die andern betreffen das Verfahren GOttes, welches das Anſehen machet, als wenn er allzu viel Theil an der Exiſtentz des Böſen nehme, wenn ſchon der Menſch frey wäre, und auch ſeinen Theil dran hätte. Und dieſes Verfahren ſcheinet wieder die Gütigkeit, Heiligkeit und Gerechtigkeit GOttes zu ſeyn, weil GOtt ſo wohl zu dem moraliſchen, als phyſiſchen Böſen, zu beyden aber auf eine ſo wohl moraliſche als phyſiſche Art concurrirt; und weil es ſcheinet, daß ſich dieſe Mala ſo wohl in der Ordnung der Natur, als in der Ordnung der Gnade, nicht weniger, ja noch mehr in dem künfftigen und ewigen, als in dieſem vergänglichen Leben ſich äuſern.

§. II.

Dieſe Schwürigkeiten in einem kurtzen Begriffe vorzuſtellen, ſo iſt zu mercken, daß die Freyheit dem Scheine nach entweder von der Determination, oder von der Gewißheit, ſie ſey wie ſie wolle, angefochten werde. Unterdeſſen beſagt doch die gemeine Lehre unſrer Philoſophen, die Wahrheit der futurorum contingentium ſey determinirt. Das Vorherwiſſen GOttes macht auch alles Zukünfftige gewiß, und determinirt; allein ſein Vorherſehen, und ſeine Prædetermination, auf die das Vorherwiſſen ſelbſt ſcheinet gegründet zu ſeyn, thut noch mehr. Denn GOtt iſt nicht wie ein Menſch der den Ausgang der Dinge gleichgültig anſehen, und ſein Urtheil ausſetzen kan, maſſen alles zu folge des Schluſſes ſeines Willens und der Würckung ſeiner Gewalt exiſtiret. Und wenn man auch gleich von dem Concurſu GOttes abſtrahirte, ſo iſt doch alles in der Ordnung der Dinge verknüpffet, weil ohnmöglich was ohne eine Cauſam geſchehen kan, die zu Hervorbringung des Effects gehöriger maſſen diſponiret iſt, welches ſo wohl in den Actionibus voluntariis, als in allen andern ſtatt findet. Hierauf ſcheinet es auch, als wenn der Menſch gezwungen werde Böſes und Gutes zu thun, und er weder Straffe noch Belohnung verdiene, welches aber die Moralität der Actionum über den Hauffen wirfft, und aller göttlichen und menſchlichen Gerechtigkeit zu wieder laufft.

§. III.

Allein wenn man auch gleich dem Menſchen dieſe Freyheit einraumete, mit der er ſich zu ſeinem Schaden ſchmücket; ſo würde doch das Verfahren GOttes zu dem Urtheil Anlaß geben, das von der argwöhniſchen Unwiſſenheit der Menſchen unterſtützet wird, die ſich entweder in allen oder nur in etlichen Stücken zum Nachtheil GOttes würde weißbrennen wollen. Man wendet ein es werde alle Realität, und das was man Subſtantiam actus ſelbſt in der Sünde nennet, von GOtt produciret, weil alle dasjenige was die Creaturen und ihre Thaten reelles an ſich haben, von ihm iſt. Daraus möchte man ſchlüſſen, er ſey nicht allein Cauſa phyſica, ſondern auch Cauſa moralis der Sünde, maſſen er gantz frey agiret, und nichts thut ohne vollkommene Erkäntniß der Sache und desjenigen was aus der Sache folgen kan. Es iſt nicht genug daß man entweder nach der gemeinen Meynung, oder nach dem Syſtemate der Cauſarum occaſionalium ſagt, GOtt habe ſich ein Geſetze gemacht zu dem Willen und zu den Entſchlüſſungen der Menſchen zu concurriren; denn überdem daß es wunderlich heraus kommen würde daß er ſich ſo ein Geſetze gemacht, deſſen Folgerungen ihm nicht unbekant waren; ſo iſt doch die vornehmſte Schwürigkeit dieſe, daß es ſcheinet als wenn der böſe Wille ſelbſt nicht ohne einen Concurſum, ja nicht ohne eine Prædetermination von ſeiner Seite exiſtiren könte, welche mit beyträget, daß der Wille in dem Menſchen oder in einer andern vernünfftigen Creatur entſtehet. Denn wenn gleich eine That böſe iſt, ſo dependirt ſie deswegen nicht weniger von GOtt, woraus man denn endlich ſchlüſſen will, GOtt mache alles, das Gute und das Böſe gleichgültig, man müſte denn mit den Manichæern ſagen, es wären zwey Principia ein Gutes und ein Böſes. Da nun ferner nach der gemeinen Meynung der Theologorum und Philoſophorum die Erhaltung eine beſtändige Schöpffung iſt, ſo ſagt man der Menſch werde immerfort ſündlich und verderbt geſchaffen. Uberdem giebt es auch noch neue Carteſianer die behaupten, GOtt agire allein, und ſeine Geſchöpffe wären bloß leidende Organa, worauf der Herr Bayle nicht wenig fußet.

§. IV.

Allein wenn auch gleich GOtt zu den Actionibus nur mit einem generalen Concurſu, oder auch gar nicht, wenigſtens nicht zu dem Böſen concurriren ſolte; ſo würde man doch ſagen, zu der Imputation, und ihn zur Cauſa morali zu machen ſey ſchon genug, daß nichts ohne ſein Zulaſſen geſchehe. Und nichts zu gedencken von dem Falle der Engel, ſo weiß er ja alles was geſchehen wird, wenn er den Menſchen nach ſeiner Schöpffung in ſolche und ſolche Umſtände ſetzet, und noch fortfähret ihn in dergleichen Umſtände zu ſetzen. Der Menſch wird einer Verſuchung unterworffen, der er nach ſeinem Vorherwiſſen unterliegen, und dadurch zu einer Urſache unendlich vielem und erſchrecklichem Böſen werden wird. Durch dieſen Fall werde das gantze menſchliche Geſchlechte angeſtecket, und in eine Art einer Nothwendigkeit zu ſündigen, die man die Erb-Sünde nennet, geſtecket, die Welt dadurch in greuliche Verwirrung geſetzt, und durch dieſes Mittel der Tod und die Kranckheiten nebſt tauſend anderm Unglücke und Elend, welches ſo wohl die Guten als Böſen drucket, eingeführet werden, ja die Boßheit werde ſelbſt herrſchen, die Tugend aber untergedruckt werden, und es alſo das Anſehen haben, als wenn keine Vorſehung die Sachen regiere. Allein wenn man das künfftige Leben betrachtet, ſo iſt es noch ſchlimmer, weil nur eine kleine Anzahl Menſchen ſelig werden, die andern alle aber ewiglich verderben. Uber dem ſind dieſe zur Seligkeit erwehlte Menſchen von dem verderbten Hauffen durch eine Wahl ohne Ration heraus gezogen worden, man mag nun entweder ſagen, GOtt habe bey ihrer Erwehlung auf ihre zukünfftige Thaten, auf ihren Glauben, oder auf ihre gute Wercke geſehen, oder behaupten, er habe ihnen dieſe gute Gaben und Thaten nur deswegen geben wollen, weil er ſie zur Seligkeit beſtimmet. Denn man ſage auch in dem allergelindeſten Syſtemate wie man wolle, GOtt habe alle Menſchen wollen ſelig machen, man ſey auch in den andern insgemein recipirten eins, er habe ſeinen Sohn laſſen die menſchliche Natur annehmen, um ihre Sünde zu büſſen, daß alle, die mit einem wahren und biß ans Ende beharrlichen Glauben an ihn glauben, ſollen ſelig werden; ſo bleibt doch beſtändig wahr, daß dieſer Glaube eine Gabe GOttes ſey, und daß wir zu allen guten Wercken erſtorben, und daß eine (gratia præveniens) vorlauffende Gnade auch ſo gar unſern Willen erregen müſſe, ja daß uns GOtt das Wollen und das Vollbringen gebe. Es mag nun dieſes entweder durch eine von ſich ſelbſt (efficax) kräfftige Gnade, das iſt, durch eine göttliche innerliche Bewegung geſchehen, die unſern Willen gäntzlich zu dem Guten antreibet was er thut; oder durch eine zulängliche (ſufficiens) Gnade geſchehen, die aber niemahls fehl gehet, und aus den innerlichen und äuſſerlichen Umſtänden, worinnen ſich der Menſch befindet, oder worein ihn GOtt geſetzt hat, immer kräfftig werde; ſo kömmts doch endlich wieder dahinaus, daß man ſagen muß, GOtt ſey die (ultima cauſa ſalutis) Haupt-Urſache des Heyls, der Gnade, des Glaubens, der Erwehlung in Chriſto JEſu. Und wenn auch gleich die Erwehlung eine Urſache oder Erfolg des göttlichen Vorhabens den Glauben zu geben wäre; ſo bleibt doch beſtändig wahr, daß er den Glauben und die Seligkeit giebt wem er will, ohne daß eine Urſache ſeiner Wahl zu erſehen, als welche ohne dem nur auf eine geringe Zahl Menſchen fällt.

§. V.

Es iſt demnach ein erſchreckliches Urtheil, daß GOtt, der ſeinen einigen Sohn vor das gantze menſchliche Geſchlechte dahin gegeben, und der der einige Urheber und HErr über das Heyl der Menſchen iſt, ihrer dennoch ſo wenig ſelig machet, und die andern alle dem Teuffel ihrem Feinde übergiebt, der ſie ewig martert, und antreibt ihren Schöpffer zu verfluchen, ohngeacht ſie alle zu Ausbreitung und Offenbahrung ſeiner Gütigkeit, ſeiner Gerechtigkeit und ſeiner andern Vollkommenheiten ſind geſchaffen worden. Und dieſer Fall jagt uns ein um ſo viel gröſſers Entſetzen und Schrecken ein, weil alle dieſe Menſchen bloß deswegen in alle ewige Ewigkeit unglücklich ſind, weil GOtt ihre Eltern einer Verſuchung unterworffen, von der er wohl wuſte, daß ſie ihr nicht wiederſtehen würden, und weil dieſe Sünde anklebend iſt, und dem Menſchen zugerechnet wird ehe ihr Wille dran Theil hat, und weil dieſe Erb-Sünde ihren Willen zu würcklichen Sünden antreibet, und unendlich viel junge und erwachſene Menſchen, die von dem Erlöſer des menſchlichen Geſchlechtes entweder niemahls oder nicht zulänglich haben reden hören, eher ſterben, als ſie die nöthige Hülffe empfangen ſich aus dem Abgrunde der Sünden zu reißen, und auf ewig verdammet werden, gegen GOtt rebelliſch zu ſeyn, und in den erſchrecklichſten Jammer und Elend mit den nichtswürdigſten Creaturen geſtürtzet werden, ohngeacht dieſe Menſchen im Grunde eben nicht boßhafftiger als andere geweſen, und viele unter ihnen nicht einmahl ſo ſtraffbahr geweſen, als einige von der kleinen Zahl der Erwehlten, die durch eine Gnade ohne Urſache ſind erwehlet worden, und dadurch eine Glückſeligkeit genüſſen, die ſie gar nicht verdienet hatten. Dieſes ſind kürtzlich die Schwürigkeiten die viele berühret, der Herr Bayle aber am meiſten getrieben hat, wie aus folgenden wird zu erſehen ſeyn, wenn wir ſeine Stellen unterſuchen werden. Voritzo glaube ich die weſentlichen Stücke dieſer Schwürigkeit erzehlet zu haben; allein ich habe vor gut befunden mich einiger Redens-Arten und Exaggerationen zu enthalten, die vielleicht hätten ein Aergerniß geben können, die Sache aber nicht würden ſtärcker gemacht haben.

§. VI.

Laſſet uns nun das Blat umwenden, und dasjenige vorſtellen, was man auf dieſe Einwürffe antworten kan. Da es denn bald anfangs nöthig ſeyn wird, ſich durch einen weitläufftigen Diſcours zu erklären. Denn man kan viele Schwürigkeiten in wenig Worte einſchlüſſen; allein wenn man ſie unterſuchen will, ſo muß man etwas weitläufftiger gehen. Unſer Vorhaben iſt dem Menſchen die falſchen Begriffe aus dem Kopffe zu bringen, die ihm GOtt als einen abſoluten Printzen vorſtellen, der ſich einer deſpotiſchen Gewalt gebrauche, und nicht eben gar ſehr verdiene daß man ihn liebe, noch ſehr würdig ſey daß man ihm nachahme. Dieſe Begriffe ſind in Anſehung GOttes um ſo viel ſchlimmer, weil das Weſen der Frömmigkeit nicht allein darinnen beſtehet, daß man ihn fürchte, ſondern auch daß man ihn über alle Dinge liebe, welches doch nicht geſchehen kan, wenn man nicht die Vollkommenheiten erkennet, die einen zu der Liebe antreiben, die er verdienet, und welche die Glückſeligkeit derjenigen ausmacht die ihn lieben. Und da wir nun befinden, daß wir von einem ſolchen Eyfer angetrieben werden der ihm nothwendig gefallen muß; ſo haben wir Urſache zu hoffen, er werde uns erleuchten, und uns zu Ausführung eines Vorhabens ſelbſt beyſtehen, das wir zu ſeiner Ehre und der Menſchen Beſten unternommen. Eine ſo gute Sache macht ein Vertrauen: und ſind gleich anſehnliche Schein-Dinge wieder uns, ſo haben wir doch unumſtößliche Gründe auf unſrer Seite. Und ich getraue mir wohl einem Wiederſacher zuzuruffen:

Aſpice, quam mage ſit noſtrum penetrabile telum.

§. VII.

GOTT iſt die (prima) erſte Urſache aller Dinge. Denn diejenigen Dinge, die ihre Gräntzen haben, wie alle das was wir ſehen und erfahren, contingente Dinge ſind, und nichts in ſich haben, das ihre Exiſtentz nothwendig mache, indem klar und offenbahr, daß die Zeit, der Raum und die Materie, die an und vor ſich ſelbſt ungebildet und alle Formen haben können und zu allem indifferent ſind, gantz andere Bewegungen und Figuren, und in einer andern Ordnung bekommen könten. Man muß demnach die (Ration) Urſache von der Exiſtentz der Welt, die eine Verbindung (aſſemblage) contingenter Dinge iſt, ſuchen, und zwar in derjenigen Subſtantz, welche die Ration ſeiner Exiſtentz in ſich hat, und folglich nothwendig und ewig iſt. Dieſe (Cauſa) Urſache muß auch (intelligens) verſtändig ſeyn. Denn weil dieſe Welt, die exiſtiret, nur contingent iſt, und unendlich viel andere Welten ebenfals möglich, und ſo zu reden ſo wohl wie dieſe nach der Exiſtentz ſtreben; ſo muß die Cauſa der Welt auf alle dieſe mögliche Welten Abſicht gehabt haben, um nur eine einzige zu erwehlen. Und dieſe Abſicht einer exiſtirenden Subſtantz auf bloſſe Poſſibilitæten, kan nichts anders als der Verſtand ſeyn der die Begriffe davon hat; und eine davon erwehlen, kan nichts anders als der Actus des Willens ſeyn, der erwehlet. Die Macht dieſer Subſtantz macht den Willen (efficax) kräfftig; die Macht gehet auf das ſeyn; die Weißheit oder der Verſtand auf das wahre, der Wille auf das Gute. Und dieſe (Cauſa intelligens) verſtändige Urſache muß auf alle Weiſe und Wege unendlich, und an Gewalt, Weißheit, Güte gantz vollkommen ſeyn, weil ſie ſich auf alles mögliche erſtreckt. Und gleich wie alles verknüpfft iſt, ſo darff man nicht mehr als eine zulaſſen. Ihr Verſtand iſt die Qvelle der *Eſſentiarum*, der Wille der Urſprung der *Exiſtentien*. Da habt ihr in wenig Worten den Beweiß von einem einigen GOtt mit ſeinen Vollkommenheiten, und durch ihn den Urſprung aller Dinge.

§. VIII.

Dieſe höchſte Weißheit nun hat nechſt einer gleichfals unendlichen Gütigkeit nichts anders als das Beſte erwehlen können. Deñ gleichwie ein kleiners Ubel was Gutes iſt; ſo iſt auch ein geringers Gute was Böſes, wenn es einem gröſſerm Gute im Wege ſtehet. Und es würde in den Thaten GOttes etwas zu tadeln ſeyn, wenn ein Mittel verhanden wäre es beſſer zu machen. Und gleichwie, wenn in der Matheſi (kein maximum noch minimum) kein Gröſtes und kein Kleinſtes und endlich gar nichts mehr verhanden das könne getheilet werden, alles gleich gehet; oder wenn ſich das nicht thun läſſet, gar nichts mehr geſchicht; eben ſo kan man auch von einer vollkommenen Weißheit ſagen, die ſo ordentlich und regulirt iſt als die Matheſis, daß, wenn unter allen möglichen Welten nicht eine die beſte wäre, GOtt gar keine producirt haben würde. Ich nenne eine Welt den gantzen Zuſammenhang und Begriff aller exiſtirenden Dinge, damit man nicht ſage daß viele Welten zu unterſchiednen Zeiten, und an unterſchiednen Orten exiſtiren könten. Denn man müſte ſie doch allezuſammen vor eine Welt oder wenn man wolte vor ein Univerſum halten. Und wenn man gleich alle Zeiten und alle Oerter anfüllete, ſo bleibt doch allezeit wahr, daß man ſie auf unendliche Art würde haben erfüllen können, und daß es unendlich viel mögliche Welten gebe, unter denen GOtt die beſte habe erwehlen müſſen, weil er alles nach der höchſten Ration thut.

§. IX.

Es möchte vielleicht ein Gegner, der auf dieſen Vernunfft-Schluß nicht antworten kan, durch ein Gegen-Argument auf den Schluß antworten und ſagen, die Welt hätte können ohne Sünde und Elend ſeyn. Allein ich leugne daß ſie alsdenn die beſte geweſen wäre. Denn man muß wiſſen, daß in einer jeden möglichen Welt alles verknüpffet iſt, das Univerſum, es ſey welches es wolle, iſt grade wie ein Ocean. daſelbſt erſtrecket die geringſte Bewegung ihre Wirckung auf eine gewiſſe Weite ohngeacht dieſer Effect unempfindlicher wird nach dem Unterſcheid der Weite; dergeſtalt hat GOtt in ſelbiger einmahl vor allemahl alles ſchon voraus eingerichtet, indem er das Gebeth, die guten und böſen Thaten, und alles übrige vorausgeſehen, ja iede Sache hat in den Begrieffen (idealiter) noch vor ihrer Exiſtentz zu dem Entſchluſſe beygetragen, der über die Exiſtentz aller Dinge iſt genommen worden. Alſo kan in dem Univerſo eben ſo wenig was geändert werden als in einer Zahl, doch ſeine Eſſentz oder ſeine individualitatem numericam ausgenommen. Alſo wenn das geringſte Ubel das in dieſer Welt geſchicht davon abgienge, ſo würde es nicht mehr dieſe Welt ſeyn, die nach aller möglichen Uberlegung und Betrachtung von dem Schöpffer, der ſie erwehlet, vor die beſte iſt gehalten worden.

§. X.

Zwar kan man ſich wohl mögliche Welten ohne Sünde und Unglück einbilden, und man könte ſolche machen wie die Romainen von Utopia und von den Cevaramben; allein die unſrige würde dieſen Welten in vielen Stücken vorzuziehen ſeyn. Ich kan euch dieſelbe nicht Stück vor Stück vorſtellen; kan ich denn (infinita) unendliche Dinge vorſtellen und ſie unter einander vergleichen? Allein ihr müſſet ſie mit mir ex effectu vor die Beſte halten, weil GOtt dieſe Welt erwehlet hat wie ſie iſt. Wir wiſſen von ſonſt daß offters ein Ubel was Gutes verurſache das man ohne dieſes Ubel nicht würde erhalten haben. Ja offters haben zwey Ubel ein groſſes Gut gewircket.

Et ſi fata volent bina venena juvant.

Gleich wie bißweilen zwey Säffte einen trockenen Cörper hervorbringen, wie hievon der Spiritus vini und der Spiritus des Urins zeigen, die der Helmontius mit einander vermiſcht hat; oder wie etwa zwey kalte und finſtere Cörper ein groſſes Feuer verurſachen, wie ſolches ein gewiſſer (liquor acidus) ſaurer Safft, und ein aromatiſches Oel bezeigen, die von dem Hn. Hoffmann ſind combiniret worden. Ein General eines Kriegs-Heeres begehet zuweilen einen glücklichen Fehler der den Gewinſt einer gantzen Schlacht zuwege bringet, und ſingt man nicht in der Römiſchen Kirche im Oſter heiligen Abend?

O certe neceſſarium Adæ peccatum,
Quod Chriſti morte deletum eſt!
O felix culpa, quæ talem ac tantum
Meruit habere Redemptorem!

§. XI.

Gleich wie die berühmten Prælaten der Frantzöſiſchen Kirche die an den Pabſt Innocentium XII. wieder das Buch des Cardinal Sfondart von der Prædeſtination geſchrieben haben, an den Grund-Lehren des Auguſtini hangen; alſo haben ſie auch dergleichen Sachen vorgebracht die zu Erleuterung dieſes groſſen und wichtigen Punctes überaus dienen. Der Cardinal ſcheinet den Zuſtand der ohne Tauffe verſtorbenen Kinder ſelbſt dem Himmelreiche vorzuziehen, weil die Sünde das gröſte Ubel, ſie aber von allen würcklichen Sünden frey und unſchuldig geſtorben. Hievon wird weiter unten ein mehrers gedacht werden. Die Herren Prælaten haben gar wohl angemercket, daß dieſe Meynung gar übel gegründet ſey. Sie ſagen der Apoſtel tadelts an die Römer am 3, 8. mit Recht, wenn man wolle Böſes thun, damit was Gutes herauskommen möge; Allein das kan man nicht tadeln, daß GOtt durch ſeine höchſte Gewalt aus Zulaſſung der Sünde weit gröſſere und mehrere Güter ziehet, als die ſo vor der Sünde geſchehen ſind. Zwar geſchicht es nicht deswegen daß wir uns aus der Sünde eine Luſt machen ſolten, da ſey GOtt vor! ſondern weil wir eben dem Apoſtel glauben, der an die Römer am 5. v. 20. ſagt, wo die Sünde mächtig geweſen, da ſey die Gnade noch mächtiger worden. Und wir erinnern uns daß wir durch die Sünde JEſum Chriſtum ſelbſt bekommen. Alſo ſiehet man, daß die Meynung dieſes Prælaten dahin gehet, daß eine Suite Sachen, wo die Sünde mit drinnen begriffen, habe können beſſer ſeyn, und ſey auch würcklich beſſer geweſen, als eine andere ohne die Sünde.

§. XII.

Man hat ſich zu allen Zeiten derjenigen Gleichniſſe von der Vergnügung der Sinnen bedienet, ſo mit dem vermiſcht werden was dem Schmertzen beykommet, um zu zeigen, daß dergleichen etwas in den (deliciis intellectualibus)

bus) Vergnügungen des Verſtandes ſey. Ein wenig ſaures, ſcharffes oder bitteres gefällt einem offters mehr als Zucker; der Schatten giebt denen Farben ein ſchöner Anſehn, ja ſelbſt eine wohl angebrachte Diſſonantz macht daß die Muſic deſto beſſer klinget. Wir habens gerne wenn wir von Seil-Täntzern, die alle Augenblick in Gefahr ſtehen herunter zu fallen, in Schrecken geſetzt werden, und wenn uns die Trauer-Spiele faſt zum Weinen bewegen. Schmeckt und erkennt man genugſam die Geſundheit, und danckt man GOtt gnugſam davor, wenn man niemahls kranck geweſen iſt? Muß uns nicht offters ein kleines Ubel das Gute empfindlicher, das iſt gröſſer machen?

§. XIII.

Allein man ſagt die Mala ſind groß, und in Vergleichung mit dem Guten in groſſer Anzahl. Man betrügt ſich. Der Mangel der Auffmerckſamkeit mindert nur unſre Güter, und dieſe Auffmerckſamkeit muß uns durch einige Vermiſchung des Böſen gegeben werden. Wenn wir gewöhnlich kranck und ſelten geſund wären, ſo würden wir dieſes groſſe Gut mit Erſtaunen, und unſer Böſes nicht ſo ſehr empfinden. Iſt es aber deswegen doch nicht beſſer, daß wir gewöhnlich geſund und ſelten kranck ſeyn? Laſt uns demnach dasjenige durch unſre Betrachtung hinzu ſetzen, was unſrer Empfindung abgehet, damit wir deſto beſſer empfinden mö-

mögen was die Geſundheit vor ein Gut ſey. Wenn wir von dem zukünfftigem Leben nichts wüſten, ſo glaube es würden wenig Leute ſeyn, die in der Todes-Stunde nicht gerne wieder ihr Leben antreten würden unter der Bedingung eben wieder dieſe mala und bona auszuſtehen, ſonderlich wenn ſie nur von einer andern Art wären. Man würde ſchon mit der Veränderung zufrieden ſeyn, ohne einen beſſern Zuſtand zu fordern als in dem man vorher geſtanden.

§. XIV.

Wenn man auch die Gebrechligkeit des menſchlichen Leibes betrachtet, ſo wundert man ſich über die Weißheit und Gütigkeit des Urhebers der Natur der ſie ſo dauerhafft und ihren Zuſtand ſo leidlich gemacht. Und dieſes hat mich offt bewogen zu ſagen, es wundre mich nicht wenn die Menſchen bißweilen kranck ſind, ſondern das wundre mich, daß ſie ſo wenig und nicht immer kranck ſind. Und dieſes ſoll uns auch bewegen das göttliche Kunſt-Stück des Mechaniſmi der Thiere höher zu halten, deren Urheber zwar ſo gebrechliche Machinen gemacht, und die ſo leicht können verdorben werden, die inzwiſchen ſich doch ſo wohl erhalten können. Denn die Natur curirt uns vielmehr als die Artzney. Dieſe Gebrechlichkeit nun flieſſet aus der Natur der Dinge, man müſte denn ſagen, dieſe Art der Geſchöpffe die raiſonniret, und mit Fleiſch und Bein bekleidet iſt, ſey nicht in der Welt. Allein dieſes würde allem Anſehn nach ein Fehler ſeyn, den vormahls einige Weltweiſen ein Vacuum formarum, eine Lücke in der Ordnung der Specierum genennet haben.

§. XV.

Die ſo mit der Natur und dem Glücke zufrieden ſind, und ſich nicht drüber beſchweren wenn ſie gleich nicht eben zum Beſten verſehen worden, ſcheinen mir daß ſie den andern weit vorzuziehen ſeyn. Denn über dem daß dieſe Klagen übel gegründet ſind, ſo heiſt das auch in der That wieder die Ordnung der Vorſehung murren. Man muß nicht leicht mit unter der Zahl der Mißvergnügten in derjenigen Republic ſeyn, in der man lebet, und in der Stadt GOttes muß man gar nicht mißvergnügt ſeyn; und wenn mans thäte, ſo thäte man unrecht. Die Bücher von dem menſchlichen Elende, dergleichen des Pabſts Innocentii III. ſcheinen mir nicht eben die nützlichſten zu ſeyn. Man verdoppelt das Ubel indem man ſeine Gedancken drauff richtet, die man doch davon abwenden ſolte, um ſie gegen das Gute zu kehren, das weit über das Böſe iſt. Noch weniger lobe ich diejenigen Bücher als wie des Abts Eſprit von den falſchen Tugenden der Menſchen, von dem man uns neulich einen Auszug gegeben, indem durch ein ſolch Buch alles verſchlimmert und übel

bel ärger gemacht wird, und die Menſchen ſo macht wie es ſie vorſtellet.

§. XVI.

Unterdeſſen iſt doch nicht zu leugnen daß es in dieſem Leben nicht einige Unordnungen gebe, die ſich ſonderlich in dem guten Glücke und Wohlergehen der Böſen, und den Unfällen vieler Guten und wackerer Leute zeiget. Es iſt ein gewiſſes Teutſches Sprüchwort, welches ſelbſt den Böſen dieſen Vortheil zuſchreibet, als wenn ſie gemeiniglich die Glücklichſten wären.

„Je krümmer Holtz, ie beſſer Krücke,
„Je ärger Schalck, ie beſſer Glücke.

Und es wäre zu wünſchen daß dieſe Worte des Horatii in unſern Augen wahr wären:

„Raro antecedentem ſceleſtum
„Deſeruit pede pœna claudo.

Unterdeſſen ſo geſchicht auch offt, obſchon nicht am öffterſten und meiſten,

Daß ſich der Himmel vor den Augen der gantzen Welt juſtificiret und rechtfertiget;
Und daß man mit Claudiano ſagen kan:
„Abſtulit hunc tandem Rufini pœna tumultum,
„Abſolvitque Deos.

§. XVII.

Allein wenn auch gleich dieſes nicht auf der Erden geſchehe, ſo iſt doch das Mittel dagegen im andern Leben bereit. Die Religion, ja ſelbſt die Vernunfft lehret es uns, und wir ſollen nicht wieder einen ſo kleinen Auffſchub murren, den GOtt denen Menſchen zur Buſſe zu geben vor gut befunden. Unterdeſſen werden die Einwürffe auf der andern Seite hiedurch verdoppelt, wenn man die Seeligkeit und Verdammniß betrachtet, weil es was fremde zu ſeyn ſcheinet, daß das Böſe auch ſelbſt in der zukünfftigen Ewigkeit unter der Auffſicht desjenigen, der das höchſte Gut iſt, vor dem Guten den Vorzug haben ſoll; maſſen viel Beruffene, aber wenig Auserwehlte und Selige ſeyn werden. Es iſt wahr was man aus einigen Verſen des **Prudentii (Hymn. ante Somnum)** erſiehet:

Idem tamen benignus
Ultor retundit iram,
Paucosque non piorum
Patitur perire in ævum;

daß viele zu ihrer Zeit geglaubt haben, die Zahl derjenigen ſo boßhafftig genug geweſen, daß ſie hätten können verdammet werden, würde klein genug ſeyn. Und es düncket einigen als habe man damahls ein Mittel zwiſchen der Hölle und dem Paradieß geglaubet, und als wenn eben der Prudentius ſo rede, als wäre er mit dieſem Mittel gar wohl zufrieden, und als wenn der heilige Gregorius de Nyſſa auch dazu inclinire und der heilige Hieronymus derjenigen Meynung geneigt ſey, die behauptet, es würden endlich alle Chriſten wieder zu Gnaden angenommen werden. Ein Wort des heiligen Pauli, welches er ſelbſt vor Geheimniß voll ausgiebet und ſo viel ſagt, daß endlich gantz Jſrael werde ſelig werden, hat zu vielem Nachdencken Gelegenheit gegeben. Viel fromme und Gelehrte jedoch etwas zu kühne Männer haben die Meynung des Origenis wieder aufgewärmet die da hinaus gehet, daß das Gute zu ſeiner Zeit in allem und allenthalben werde die Oberhand bekommen, und daß endlich alle vernünfftige Creaturen, auch ſo gar die böſen Engel würden heilig und ewig ſelig werden. Das Buch von dem ewigen Evangelio das vor kurtzer Zeit in Teutſchland publiciret und von einem andern groſſen und gelehrten Wercke, unter dem Titul Αποκατάςασις πάντων, unterſtützet worden, hat wegen dieſes groſſen Paradoxi viel Lermens verurſachet. So hat auch der Herr Clerc der Origeniſten Sache ſehr ſinnreich vertheidiget, ohne daß er ſich vor dieſelbe erkläret.

§. XVIII.

Ein gewiſſer gelehrter Kopff der das mein Principium von der Harmonie ſo weit getrieben, daß er auch ſo gar eigenwillige Dinge angenommen die ich keinesweges gut ſpreche, hat ſich eine faſt Aſtronomiſche Theologie gemacht. Er hält davor, die gegenwärtige Unordnung in dieſer Welt habe damahls ihren Anfang genommen, als der Engel der über die Erd-Kugel præſidirte, die zur ſelbigen Zeit noch eine Sonne, das iſt, ein Fix-Stern und vor ſich ſelbſt leuchtender Stern geweſen, mit einigen geringern Engeln ſeines Geſchlechts eine Sünde begangen, indem er ſich vielleicht wieder einen Engel einer gröſſern Sonne zur Unzeit aufgelehnet, und zu gleicher Zeit ſey unſre Kugel durch die Harmoniam præſtabilitam des Reichs der Natur und der Gnade, folglich durch natürliche Urſachen die zu der beſtimmten Zeit geſchehen, mit Flecken überzogen, finſter gemacht und aus ſeinem Orte verſetzt worden, wodurch ſie zu einem irrenden Sterne, oder Planeten, das iſt, zu einem (Satelliti) Begleiter einer andern Sonne, und vielleicht eben der Sonne worden, deſſen Oberherrſchafft ihr Engel nicht erkennen und annehmen wolte, und hierinnen beſtehe der Fall Lucifers. Und ietzo da das Haupt der böſen Engel, welches in der Schrifft der Fürſt, ja ſelbſt der GOtt dieſer Welt genennet wird, gegen das vernünfftige Thier das auf der Fläche dieſer Kugel herumgehet, und das GOtt vielleicht zu dem Ende daſelbſt erſchaffen, um ſich ihres Falles wegen ſeines Schadens zu erhohlen, mit ſeinem Anhange einen groſſen Haß hat; ſo bemühe er ſich daſſelbe mit in ſein Verbrechen zu ziehen, und ihres Elendes theilhafftig zu machen. Hierauf ſey JEſus Chriſtus kommen die Menſchen zu erretten, und das ſey der ewige Sohn GOttes in ſo weit er der einige iſt, der aber, indem er ſich, nach der Meynung einiger alten Chriſten uñ des Autoris dieſer Hypotheſis bald und vom Anfange aller Dinge an, in die vortreflichſte Natur unter allen Creaturen verkleidet ſie alle zu beſſern, ſich zu denſelben begeben; und das ſey die andere Annehmung zu Kindern GOttes, durch die er der Erſtgebohrne unter allen Creaturen iſt. Und das ſey das jenige was die Cabaliſten den Adam Cadmon genennet. Er habe vielleicht ſeine Hütte in dieſer groſſen Sonne gehabt, die uns erleuchtet. Allein er ſey endlich in dieſe Kugel gekommen worinnen wir ſind, und ſey daſelbſt von der Jungfer gebohren worden, und habe menſchliche Natur an ſich genommen die Menſchen von der Hand ihrer und ſeiner Feinde zu erretten. Und wenn die Zeit des Urtheils herannahen werde, da die gegenwärtige Geſtalt unſrer Kugel wieder vergehen ſolle, da werde er ſichtiglich dahin kommen die Guten wegzuhohlen, worauf er ſie vielleicht in die Sonne verſetzen werde, die Böſen aber mit den Teuffeln zu ſtraffen die ſie verführet haben. Und alsdenn werde die Erd-Kugel anfangen zu brennen, und vielleicht zu einem Cometen werden. Dieſes Feuer werde ich weiß nicht wie viel æones dauern, der Schwantz des Cometen werde durch den Rauch angedeutet, der zu folge der Offenbahrung unverzüglich in die Höhe ſteigen werde, und dieſer Brand werde die Hölle oder der andere Tod ſeyn, von dem die heilige Schrifft redet. Allein endlich werde die Hölle wieder ihre Todten hergeben, und der Tod ſelbſt werde vertilget werden. Die Vernunfft und der Friede werde in den verkehrt geweſenen Gemüthern wieder anfangen zu herrſchen. Sie würden ihre Ungerechtigkeit erkennen, ihren Schöpffer anbethen, und denſelben anfangen um ſo viel mehr zu lieben, weil ſie die Gröſſe des Abgrundes, aus dem ſie entkommen, ſehen und erkennen würden. Zu eben der Zeit werde Krafft des Parallelismi des Reichs der Natur und der Gnade, dieſer lange und groſſe Brand die Kugel von ihren Flecken gereiniget haben. Sie werde wieder zu einer Sonne werden, und der Engel der præſidirt werde mit ſeinem Anhange ſeine Stelle wieder einnehmen, und die Verdammten Menſchen würden mit ihnen unter der Zahl der guten Engel ſeyn. Das Haupt unſrer Erd-Kugel werde dem Meßiâ, als dem Haupte der Creaturen, den Eyd der Treue leiſten. Die Ehre und Herrlichkeit dieſes verſöhnten Engels werde gröſſer ſeyn als ſie vor dem Falle geweſen.

Inque Deos iterum fatorum lege receptus
Aureus æternum noſter regnabit Apollo.

Dieſes Geſichte kommt mir ſehr luſtig vor, und ſcheint ſich vor einen Origeniſten gar wohl zu ſchicken; allein wir brauchen dergleichen Hypotheſes und Gedichte, an denen der Verſtand mehr Theil hat als die Vernunfft, ja wobey die Vernunfft ſelbſt nicht gäntzlich ihre Rechnung findet, gar nicht. Denn es ſcheinet nicht, daß in dem bekanten Univerſo ein Haupt-Ort ſey, der vor andern verdiene der Sitz des älteſten unter den Creaturen zu ſeyn. Wenigſtens iſt es nicht die Sonne unſers Syſtematis.

§. XIX.

Wenn wir uns demnach an die eingeführte Lehre, daß die Zahl der ewig verdammten Menſchen gröſſer ſey, als die Zahl der Seligen, halten; ſo muß man ſagen, das Böſe würde in Vergleichung mit dem Guten faſt wie nichts vorkommen, wenn man die wahrhaffte Gröſſe der Stadt GOttes betrachte. Cœlius Secundus Curio hat ein klein Buch de Amplitudine Regni cœleſtis geſchrieben, das nicht vor gar langer Zeit erſt wieder aufgelegt worden. Allein er hat die Gröſſe des himmliſchen Reiches noch lange nicht begriffen. Die Alten hatten gar kleine Begriffe von den Wercken GOttes, und der heilige Auguſtinus war aus Mangel der neuern Entdeckungen ſehr bekümmert, wenn er die Uberwucht des Böſen vor dem Guten entſchuldigen ſolte. Den Alten kam es vor, als wenn nur unſre Erde bewohnet wäre, auf der ſie ſich noch vor den Antipodibus (die uns die Füſſe kehren) furchten. Der übrige Theil der Welt wären, ihrer Meynung nach, einige leuchtende Kugeln und Cryſtalliſche Sphæren. Was vor Gräntzen man auch heut zu Tage dem Univerſo beyleget oder nicht, ſo muß man doch bekennen, daß es unzehlich viel Kugeln giebt, die ſo groß und noch gröſſer ſeyn als die unſrige, und eben ſo viel Recht haben, als ſie, vernünfftige Einwohner zu beherbergen, obſchon nicht folget, daß es Menſchen ſeyn. Sie iſt nur ein eintziger Planete, nemlich nur ein Satelles von den ſechs vornehmſten unſrer Sonne. Und gleich wie alle Fix-Sterne auch Sonnen ſind; ſo ſieht man leicht wie unſre Erde ſo gar was geringes ſey in Anſehung der ſichtbahren Dinge, weil ſie nur bloß ein Anhang von einem eintzigen iſt. Es kan ja wohl ſeyn, daß alle Sonnen bloß von ſeligen Creaturen bewohnet werden, und es nöthiget uns nichts zu glauben, daß viele davon verdammet ſind. Deñ zu dem Nutzen, den das Gute aus dem Böſen ziehet, ſind ſchon einige wenige Exempel oder Muſter genug. Gleich wie im übrigen keine Urſache verhanden die uns nöthige zu glauben, daß allenthalben Sterne ſeyn; kan nicht ein groſſer Raum über den Sternen ſeyn? Es mag nun entweder der Cœlum Empyræum ſeyn, oder nicht, ſo könte doch dieſer unermeßliche Raum, der alle dieſe Regiones umgiebt, mit Glück und Herrlichkeit erfüllet ſeyn. Man könte ſichs wie den Ocean vorſtellen, in den ſich, die Flüſſe aller Seligen ergieſſen, wenn ſie in dem Syſtemate der Sternen zu ihrer Vollkommenheit gelanget ſeyn. Zu was wird alſo die Betrachtung unſrer Kugel werden? Wird es nicht was unausſprechlich Geringers und Kleiners ausmachen, als einen phyſicaliſchen Punckt? maſſen ja unſre Erde, in Anſehung der Weite einiger Fix-Sterne, nur wie ein Punckt iſt. Da ſich nun alſo die Verhältniß eines Theils des uns bekanten Univerſi, in Anſehung des uns unbekanten, das wir doch aber Urſache zu admittiren haben, faſt zu einem Nichts wird, und alle das Böſe, das man uns vorwerffen kan, nur in dieſem faſt Nichts iſt, ſo kan ja alles Böſe in Vergleichung mit dem Guten, das in dem Univerſo iſt, faſt wie ein Nichts ſeyn.

§. XX.

Allein wir müſſen noch den Schwürigkeiten derer iſt gedacht worden ein Genüge thun, die aber was ſpeculativiſcher und metaphyſiſcher ſind, und die Urſache des Böſen betreffen. Man fragt gleich, woher kommt doch das Böſe?

ſe? Si Deus eſt, unde malum? ſi non eſt, unde bonum? Die Alten ſchrieben die Urſache des Böſen der Materie zu, von der ſie glaubten ſie wäre unerſchaffen, und dependirte nicht von GOtt. Allein wo werden wir, die wir alles Weſen von GOtt herholen, die Qvelle des Böſen finden? Hierauf dient zur Antwort, ſie müſſe in der Natura ideali der Creaturen in ſo weit geſucht werden, als dieſe Natur in den Veritatibus æternis, die in dem Verſtande GOttes independenter von ſeinem Willen ſind, enthalten geweſen. Denn man muß bedencken, daß in der Creatur noch vor der Sünde eine urſprüngliche Unvollkom̃enheit iſt, weil die Creatur ihrem Weſen nach limitirt iſt, woher denn kommt, daß ſie nicht alles wiſſen, und alſo irren und andre Fehler begehen kan. Plato hat in dem Timæo geſagt, die Welt habe ihren Urſprung von dem Verſtande, nebſt der Nothwenigkeit. Andere haben GOtt und die Natur zuſammen geſetzt. Man kan der Sache einen gar guten Verſtand geben. GOtt iſt der Verſtand, und die Nothwendigkeit, das iſt, die weſentliche Natur der Dinge, das Objectum des Verſtandes, in ſo weit er in den Veritatibus æternis beſtehet. Allein dieſes Objectum iſt (internum) innerlich, und befindet ſich in dem göttlichen Verſtande. Und in demſelben iſt nicht allein die forma primitiva des Guten, ſondern auch der Urſprung des

Böſen anzutreffen. Man muß die Region der ewigen Wahrheiten an die Stelle der Materie ſetzen, wenn man die Qvelle und den Urſprung der Dinge ſuchen ſoll. Und dieſe Region iſt ſo zu ſagen ſo wohl die Cauſa idealis des Böſen, als des Guten. Allein das formale des Böſen, hat eigentlich zu reden keine Cauſam efficientem. Denn es beſtehet wie wir ſehen werden in der Privation, das iſt, in dem was die Cauſa efficiens nicht thut. Derohalben pflegen die Scholaſtici die Urſache des Böſen, deficientem zu nennen.

§. XXI.

Man kan das Böſe metaphyſice, phyſice und moraliter nehmen. Das metaphyſiſche Böſe beſtehet in der bloſſen Unvollkommenheit, das phyſiſche im Leyden, das moraliſche in der Sünde. Ob nun zwar das phyſiſche und moraliſche Böſe gar nicht nothwendig iſt, ſo iſts genug, daß es vermöge der ewigen Wahrheiten möglich iſt. Und gleich wie dieſe unermeßliche (Regiones) Begriffe der Wahrheiten alle mögliche Dinge in ſich faſſen, ſo muß es unendlich viel mögliche Welten geben, und das Böſe muß in vielen, ja ſelbſt mit in der Beſten enthalten ſeyn; und dieſes hat GOtt bewogen das Böſe zuzulaſſen.

§. XXII

Es möchte mir aber vielleicht jemand einwenden und ſagen, warum ſchwatzt ihr uns vom Zulaſſen vor? Schafft GOtt nicht das Böſe, und will ers auch nicht? So wird alſo hier nöthig ſeyn zu erklären was die (Permiſſio) Zulaſſung ſey, damit man ſehen möge, daß dieſes Wort hier nicht ohne Ration gebraucht werde. Vor allen Dingen aber muß die Natur des Willens, der ſeine Staffeln hat, erkläret werden, und man kan ſagen, der Wille beſtehe ſenſu generali in einer Zuneigung etwas zu thun nach der Beſchaffenheit des Guten das in einer Sache iſt. Dieſer Wille wird antecedens genennet, wenn er abgeſondert iſt, und iedes Gute in ſo weit es gut iſt ins beſondere betrachtet. In dieſem Verſtande kan man ſagen, GOtt ſey auf iedes Gute in ſo weit es gut iſt; oder ſcholaſtiſch zu reden ad perfectionem ſimpliciter ſimplicem, durch einen Voluntatem antecedentem gerichtet. Er will in allem Ernſt alle Menſchen heilig und ſelig machen, die Sünde ausſchlüſſen und die Verdammniß verhindern. Ja man kan auch ſagen dieſer Wille ſey an und vor ſich ſelbſt, das iſt, dergeſtalt kräfftig, daß der Effect würcklich erfolgen würde, wenn keine ſtärckere Urſachen verhanden die ihn verhinderten. Dieſer Wille geht nicht ad ſummum conatum, oder thut nicht ſeine euſerſte Bemühung, ſonſt würde er allemahl ſeinen völligen Effect erreichen, indem GOtt der Herr aller Dinge iſt. Der völlige und untrügliche Erfolg iſt bloß dem Voluntati conſequenti zuzuſchreiben, wie man ihn nennet. Dieſer iſt völlig, und in Anſehung deſſen hat dieſe Regul, daß man allemahl thut was man will, wenn man nur kan, ſtatt. Nun entſtehet dieſer folgende, endliche und ſchlüſſige Wille aus dem Streite aller Voluntatum antecedentium, und ſo wohl aus denjenigen die auf das Gut ziehlen, als aus denen die das Böſe zurück weiſen; und aus der Zuſammenkunfft dieſer beſonderer Willen entſtehet der gäntzliche Wille, wie etwan in der Mechanica aus allen zuſammenkommenden Tendenzien in einerley mobili die componirte Bewegung herauskommet, und einer jeden, in ſo weit nemlich alles auf einmahl geſchehen kan, durchaus ein Genügen thut. Und es iſt faſt als wenn ſich das Mobile in ſeine Tendenzien eintheilete, wie ich einſt in einem Pariſiſchen Journale (7. Sept. An. 1639.) gezeiget habe, da ich das generale Geſetze von der Compoſition der Bewegung gegeben habe. Und in dieſem Verſtande kan man wohl ſagen, der Voluntas antecedens ſey einiger maſſen kräfftig, ja er ſey mit gutem Erfolg effectiviſch.

§. XXIII.

Daraus folgt, daß GOtt antecedenter das Gute, und conſequenter das Böſe wolle. Und was das Böſe anlangt, ſo will GOtt das moraliſche Böſe durchaus nicht, und das phyſiſche oder das Leyden keinesweges auf eine abſolute oder unbedungene Art. Deswegen iſt auch keine abſolute Prædeſtination zur Verdammniß, und vom phyſiſchen Böſen kan man wohl ſagen, GOtt wolle es offters nur als eine gehörige Straffe vor das Verbrechen, und offters auch als ein beqvemes Mittel zu einem Endzwecke, das iſt, ein gröſſeres Ubel zu verhindern, und ein gröſſers Gut zu erlangen. Die Straffe dient zur Beſſerung und zum Exempel, und durch das Böſe wird offters das Gute deſto angenehmer, und ſüſſer gemacht. Bißweilen contribuirt es auch zu einer gröſſern Vollkommenheit desjenigen der es leydet, wie etwan das Saamkörnchen einer Corruption unterworffen iſt, damit es wieder hervorſchieſſen könne. Und dieſes ſchöne Gleichniß hat JEſus Chriſtus ſelbſt gebraucht.

§. XXIV.

Ob nun zwar die Sünde oder das moraliſche Ubel ſehr offt ein Mittel abgiebet was Gutes zu erhalten, oder ein anders Ubel zu verhindern; ſo macht ſie doch dieſes nicht zu einem zulänglichen Objecto des göttlichē, oder zu einem rechtmäßigen Objecto eines erſchaffenen Willens, und ſie kan nur in ſo weit admittirt oder permittirt werden, als ſie vor einen gewiſſen Erfolg einer unvermeidlichen Pflicht gehalten wird, alſo daß derjenige der die Sünde eines andern nicht zulaſſen wolte, ſelbſt ſeine Pflicht nicht beobachten würde. Es iſt eben ſo, als wenn ein Officier der einen wichtigen Poſten bewahren ſoll, ihn ſonderlich in der Gefahr verlieſſe, um einen Streit zwiſchen zweyen Soldaten in der Stadt zu verhindern, die einander ums Leben bringen wollen.

§. XXV.

Die Regul welche beſagt, non facienda eſſe mala ut eveniant bona, und die verbiethet man ſolle zu Erlangung eines phyſiſchen Guten kein moraliſches Ubel zulaſſen, wird hier beſtätiget, keinesweges aber verletzet, und es wird hier deſſen Urſprung und Verſtand gezeiget. Und es wird es niemand gut ſprechen, wenn eine Königin durch Begehung oder ſelbſt durch Zulaſſung eines Laſters den Staat erretten wolte. Das Laſter iſt gewiß, und das Ubel des Staats iſt zweiffelhafft, über dem ſo würde dieſe Art die Laſter zu autoriſiren, wenn ſie eingeführet wäre, ſchlimmer ſeyn als eine Zerſtörung eines Landes die auch ohne das geſchicht, und vielleicht durch ein ſolch Mittel eher geſchehen würde, das man zu Abwendung derſelben erwehlen möchte. Allein in Anſehung GOttes iſt nichts zweiffelhafft, und nichts kan der Regul des Beſten zu wieder ſeyn, bey der weder eine Ausnahme, noch Diſpenſation ſtatt findet. Und in dieſem Verſtande läſt GOtt die Sünde zu. Denn er würde alle dasjenige aus den Augen ſetzen, was ſeine Weißheit, ſeine Gütigkeit und Vollkommenheit

heit von ihm fordert, wenn er nicht, des mali culpæ ungeachtet das aus der höchſten Nothwendigkeit der ewigen Wahrheiten mit dabey iſt, dem folgte, was aus allen ſeinen Bemühungen zum Guten entſpringet, und wenn er nicht dasjenige erwehlte was unſtrittig und ohne Ausnahme das Beſte iſt. Daraus iſt denn zu ſchlüſſen, GOtt wolle alles Gute an und vor ſich ſelbſt antecedenter, das Beſte aber als einen finem conſequenter, bißweilen wolle er keines von beyden, und bißweilen das phyſiſche Böſe als ein Mittel; das moraliſche Böſe aber wolle er doch nur unter dem Titul des Sine qua non oder der hypothetica neceſſitate zulaſſen, die es mit dem Beſten verknüpfft. Deswegen iſt der göttliche Voluntas conſequens, der die Sünde zum Objecto hat, bloß und allein (permiſſiva) zulaſſend.

§. XXVI.

Ferner thut man wohl wenn man bedenckt, daß das moraliſche Böſe nur deswegen ſo ein groſſes Ubel iſt, weil es eine Qvelle der phyſiſchen Ubel iſt, und die bey einer der mächtigſten Creaturen anzutreffen, die am beſten dergleichen phyſiſche Ubel thun kan. Denn ein böſer Wille iſt in ſeiner Eintheilung dasjenige was das böſe Principium der Manichæer im Univerſo ſeyn würde, und die Vernunfft die ein Abdruck der Gottheit iſt, giebt den böſen Seelen groſſe Mittel und Wege an die Hand viel Böſes zu verurſachen. Ein eintziger Caligula oder Nero hat vielmehr Böſes gethan, als ein Erdbeben. Ein böſer Menſch hat ſeine Luſt wenn er Schmertzen verurſachen und deſtruiren kan, und hiezu findet er mehr als zu viel Gelegenheit. Allein weil GOtt geneigt iſt ſo viel Gutes hervorzubringen als nur möglich iſt, und weil er hiezu alle nöthige Wiſſenſchafft und Macht hat; ſo kan unmöglich ein Fehler, Schuld und Sünde in ihm ſeyn; wenn er aber die Sünde zuläſt, ſo geſchichts aus Weißheit und Tugend.

§. XXVII.

Es iſt eine ausgemachte Sache daß wir das Böſe eines andern nicht hindern ſollen, wenn wir es ſelbſt nicht ohne zu ſündigen thun können. Allein es möchte uns vielleicht jemand einwenden und ſagen, GOtt agire ſelbſt, und ſchaffe alles was in der Sünde der Creatur reelles iſt. Dieſer Einwurff führet uns auf die Betrachtung des göttlichen Concurſus phyſici mit der Creatur, nachdem wir den Concurſum moralem betrachet der uns am meiſten zu ſchaffen gemacht. Es haben einige mit dem berühmten Durando de St. Portia, und dem Cardinal Aureolus einem berühmten Scholaſtico davor gehalten, der Concurſus GOttes mit der Creatur, nemlich der phyſiſche, wäre nur general und nur mittelbahr. GOtt ſchaffe die Subſtanzen, und gebe ihnen die benöthigte Stärcke, hernach aber laſſe er ſie thun und machen, und erhalte ſie nur bloß, ohne ihnen in ihren Thaten beyzuſtehen und zu helffen. Dieſe Meynung iſt von den meiſten ſcholaſtiſchen Theologis wiederleget worden, und es ſcheinet als habe man ſie auch dem Pelagio verwieſen. Inzwiſchen hatte ohngefehr um das Jahr 1630. ein Capuciner, der ſich Ludov. Peirerium de Dole nennet, ein beſonder Buch gemacht, dieſe Meynung wenigſtens in Anſehung der freyen Actionen wieder aufzuwärmen. Es haben auch einige Neuere dazu inclinirt, und der Herr Bernier behauptet ſie in einem kleinen Büchlein de libero & voluntario. Allein man kan doch in Anſehung GOttes nicht ſagen was (conſerviren) erhalten ſey, ohne wider auf die gemeine Meynung zu verfallen. Denn es iſt zu erwegen, daß die (actio Dei conſervans) erhaltende That GOttes mit demjenigen eine Verwandniß haben müſſe was nach ſeiner Beſchaffenheit, und dem Zuſtande worinnen es ſtehet, erhalten wird, alſo kan ſie nicht general und indeterminirt ſeyn. Dieſe Generalitates ſind Abſtractiones, die in der Wahrheit eintzler Dinge nicht zu finden ſind, und die Erhaltung eines ſtehenden Menſchen iſt von der Erhaltung eines ſitzenden unterſchieden. Es würde aber nicht ſo ſeyn, wenn ſie bloß in dem Actu beſtünde etwas fremdes zu verhindern, das etwan dasjenige deſtruiren könte, was man erhalten will, gleichwie es offters zu geſchehen pfleget, wenn die Menſchen etwas erhalten und conſerviren. Allein über dem daß wir bißweilen dasjenige ſelbſt ernähren müſſen was wir erhalten, ſo iſt zu wiſſen, daß die Erhaltung GOttes, in dem immerwährenden unmittelbahren Einfluſſe beſtehe, den auch die Dependentz der Creaturen erfordert. Und dieſe Dependentz findet nicht allein in Anſehung der Subſtantz, ſondern auch in Anſehung der Action ſtatt. Ja man könte ſie vielleicht nicht beſſer erklären, als wenn man mit dem gemeinen Hauffen der Theologorum und Philoſophorum ſagt, ſie ſey eine continua creatio oder eine beſtändige Schöpffung.

§. XXIIX.

Man wird alſo einwenden, GOtt ſchaffe ietzt den Menſchen ſündlich, den er doch anfänglich unſchuldig erſchaffen. Allein was den moraliſchen Concurſum anlanget, ſo muß hier erinnert werden, daß GOtt, als der vollkommen weiſe iſt, nothwendig gewiſſe Geſetze beobachten, und ſo wohl nach denen phyſiſchen, als moraliſchen Reguln handeln müſſe, die er aus Antrieb ſeiner Weißheit erwehlet. Und eben die Urſache die ihn bewogen den Menſchen unſchuldig doch aber ſo zu ſchaffen daß er fallen könne, bewegt ihn auch den Menſchen zu ſchaffen da er fällt. Denn ſeine Wiſſenſchafft macht, daß das Künfftige ihm wie das Gegenwärtige iſt, und daß er den einmahl gefaſten Entſchluß nicht wieder zurück ziehen kan.

§. XXIX.

Was den Concurſum phyſicum anlangt, ſo iſt hier dieſe Wahrheit zu betrachten, die bereits in den Schulen, ſeit dem ſie der heil. Auguſtinus auffgebracht, ſo viel Lermen verurſachet, nemlich das Böſe ſey eine (Privation) Beraubung des Seyns, die Action GOttes aber ſetze etwas. Dieſe Antwort wird in vieler Leute Gemüthe vor eine Wiederlegung, ja ſelbſt vor was Chymeriſches gehalten. Allein wir wollen ein Exempel anführen, das der Sache ähnlich genug iſt, und das ſie vielleicht aus ihren falſchen Gedancken bringen wird.

§. XXX.

Der berühmte Kesler und nach ihm Carteſius haben in ihren Brieffen von der Inertia naturali corporum geredet; Man kan dieſe Sache vor ein vollkommenes Bild ja vor ein rechtes Muſter der urſprünglichen Limitation der Creaturen anſehn, zu zeigen, daß die Privation das Formale der Unvollkommenheiten und Inconvenienzien ſey, die ſich ſo wohl in der Subſtantz, als in ihren Thaten befindet. Wir wollen ſetzen, es führe der Strom eines Fluſſes viele Schiffe mit ſich fort die bloß in der Ladung von einander unterſchieden ſind, indem einige mit Holtz, andere mit Steinen, einige mehr, einige weniger beladen ſind. Wenn nun dem alſo, ſo werden die Schiffe, ſo am ſchwerſten beladen ſind, langſamer gehen als die andern, wenn man voraus ſetzet, daß ſie weder der Wind, noch das Ruder, noch ein ander dergleichen Mittel befördere. Die Urſache dieſes langſamer Gehens iſt nicht eigentlich die Schwere, weil ja die Schiffe herabgehen an ſtatt daß ſie ſteigen ſolten; ſondern eben die Urſache, welche die Schwere vermehret in den Cörpern die dichter, das iſt, die nicht ſo ſchwammicht ſind und mehr eigenthümliche Materie haben; denn auf diejenige welche die poros durchgehet, darff man hier keine Rechnung machen, weil ſie nicht eben die Bewegung bekommt. Es iſt alſo die Materie urſprünglich zur Trägheit oder zur Beraubung der Geſchwindigkeit geneigt; nicht zwar ſo daß ſie dieſelbe an und vor ſich ſelbſt verringert wenn ſie dieſe Geſchwindigkeit bereits empfangen, denn da würde ſie agiren; ſondern daß ſie durch ihre Receptivität die Wirckung des Eindruckes mäßigen könne wenn ſie ſie bekommen ſoll, und folglich muß das Schiff langſamer gehen, weil mehr Materie verhanden die von eben der Gewalt des Stromes beweget wird, wenn es mehr beladen iſt. So zeiget auch die Erfahrung von dem Anſtoſſen der Cörper nebſt der Vernunfft, daß man zweymahl mehr Stärcke brauche wenn man einen Cörper von einerley Materie, der aber zweymahl gröſſer iſt als der andere, gleiche Geſchwindigkeit geben will, welches aber nicht wäre, wenn ſich die Materie gegen die Ruhe und gegen die Bewegung vollkommen indifferent verhielte, und wenn ſie nicht dieſe natürliche (Inertiam) Trägheit hätte von der wir ietzo geredet, die ihr gleichſam einen Wiederſtand gegen die Bewegung giebet. Wir wollen nun die Gewalt welche der Strohm den Schiffen anthut und ihnen mittheilet, mit der Action GOttes vergleichen, die alles Poſitive in der Creatur vorbringt und erhält, und die ihnen Vollkommenheit, Seyn und Stärcke giebet; wir wollen, ſag ich, die Trägheit und Ungeſchicklichkeit der Materie mit der natürlichen Unvollkommenheit der Creaturen, die Langſamkeit des beladenen Schiffes mit dem Mangel vergleichen der ſich in den Eigenſchafften und in der Action der Creatur befindet, ſo werden wir ſehen, daß nichts beſſers als dieſes Gleichniß ſey. Der Strohm iſt die Urſache der Bewegung des Schiffes, aber nicht des Langſamgehens: GOtt iſt die Urſache der Vollkommenheit in der Natur und in dem Thun der Creatur; die Limitation der Receptivität aber der Creatur iſt die Urſache derer Fehler die in ihren Thaten ſind. Alſo haben die Platonici, der heil. Auguſtinus und die Scholaſtici recht geſagt, GOtt ſey zwar die Urſache des Materialis des Böſen, das im poſitivo beſtehet; aber nicht des Formalis, das in der (privation) Beraubung beſtehet, gleichwie man ſagen kan, daß der Strohm die Cauſa materialis des Langſamgehens, aber nicht formalis ſey, das iſt, er iſt die Urſache der Geſchwindigkeit des Schiffes, nicht aber der (limitum) Gräntzen der Geſchwindigkeit. Und GOtt iſt ſo wenig die Urſache der Sünde, als der Strohm des Fluſſes die Urſache des Langſamgehens des Schiffes iſt. Die Macht iſt auch in Anſehung der Materie, wie der Geiſt in Anſehung des Fleiſches; der Geiſt iſt hurtig und munter, das Fleiſch ſchwach, und die Geiſter agiren [illegible]

quantum non noxia corpora tardant.

§. XXXI.

Es iſt demnach zwiſchen einer ſolchen und ſolchen That GOttes, und zwiſchen einem ſolchen und ſolchen Leyden oder Reception der Creatur, die in dem ordentlichen Lauffe der Dinge nur nach der Beſchaffenheit der Receptivität, wie man ſie nennet, dadurch perfectionirter wird, eine gantz gleiche Verwandſchafft. Und wenn man ſagt die Creatur dependire von GOtt in ſo weit ſie iſt, und in ſo weit ſie agirt, und die Erhaltung ſelbſt ſey eine beſtändige Schöpffung, ſo hats den Verſtand, daß GOtt der Creatur unaufhörlich das giebt und hervor bringt, was ſie poſitives, Gutes und Vollkommenes in ſich hat, weil alles vollkomkommen Gute vom Vater des Lichtes herkommet, die Unvollkommenheit und Mangel der Operationen hergegen, von der urſprünglichen Limitation, die die Creatur nothwendig mit dem erſten Anfange ihres Seyns vermöge der idealen Urſachen, die ſie limitirt machen, hat bekommen müſſen. Denn GOtt konte ihr nicht alles geben, ohne einen GOtt aus ihr zu machen. Daher müſſen in der Vollkommenheit der Dinge unterſchiedne Grade, und auch allerhand Limitationes ſeyn.

§. XXXII.

Durch dieſe Anmerckung wird auch einigen neuern Philoſophen können ein Genüge gethan werden, die ſo gar ſagen GOtt wäre der eintzige Actor. Es iſt zwar nicht zu leugnen, daß GOttes Action allein pur und nichts vom (pati) Leyden in ſich hat; allein deswegen kan ja die Creatur auch an den Thaten Theil haben, maſſen ja die Action der Creatur eine Modification ihrer Subſtantz iſt, die natürlicher Weiſe aus ihr flüſſet, und die nicht allein in den Vollkommenheiten die GOtt der Creatur mitgetheilet, ſondern auch in den Limitationen eine Variation einſchlüſt, die ſie mit von ſich ſelbſt dazu bringet, um dasjenige zu ſeyn was ſie iſt. Daraus erhellet auch daß zwiſchen der Subſtantz und den modificationibus oder accidentibus ein realer Unterſcheid ſey, wieder die Meynung einiger Neuern, ſonderlich des verſtorbenen Hertzogs von Buckinghan, der hievon etwas in einem kleinen Diſcours über die Religion, der kürtzlich wieder auffgelegt worden, gedacht. Das Böſe iſt demnach wie die Finſterniſſe, und es beſtehet nicht nur die Unwiſſenheit, ſondern auch der Irrthum und die Boßheit formaliter in einer gewiſſen Art einer privation. Wir wollen von dem Irrthum ein Exempel anführen, deſſen wir uns bereits bedienet haben. Ich ſehe einen Thurn der mir von weiten rund vorkommet, ohngeacht er vierecklicht iſt. Die Gedancke, der Thurn ſey ſo wie er mir vorkommet, flieſſet natürlicher Weiſe aus dem was ich ſehe; und wenn ich bey dieſer Gedancke ſtehen bleibe, ſo iſt es eine Bejahung, ein falſches Urtheil; unterſuche ich es aber weiter, und werde durch einige Reflexion gewahr daß mich der Schein betriegt, ſo bin ich von meinem Irrthume befreyet. In einem gewiſſen Orte ſtehen bleiben, nicht weiter gehen, und ſich auf keine Anmerckung beſinnen, das ſind Privationes.

§. XXXIII.

So iſt es auch mit der Boßheit oder mit dem böſen Willen beſchaffen. Der Wille gehet auf das Gute überhaupt, er ſoll nach der Vollkommenheit ſtreben die ſich vor uns ſchickt, die höchſte Vollkommenheit aber iſt in GOtt. Alles Vergnügen hat in ſich ſelbſt einige Empfindung der Vollkommenheit; wenn man aber bey den ſinnlichen oder andern Ergötzungen, zum Nachtheil gröſſerer Güter, als z. E. der Geſundheit, der Tugend, der Vereinigung mit GOtt, der Glückſeligkeit, ſtehen bleibet, ſo beſtehet der Fehler darinnen daß man nicht weiter gehet. Uberhaupt iſt die Vollkommenheit poſitiviſch, ſie iſt eine abſolute Realität. Der Mangel iſt privativiſch, er kommt von der Limitation her, und ſtrebet nach neuen Privationibus. Es iſt ein ſo alter als wahrer Spruch: Bonum ex cauſa integra, malum ex quolibet defectu; wie auch derjenige der beſaget: malum cauſam habet non efficientem, ſed deficientem. Und ich hoffe man werde aus das, was ich geſagt, den Verſtand dieſer Grund-Sätze deſto beſſer begreiffen.

§. XXXIV.

Der Concurſus phyſicus GOttes und der Creaturen nechſt dem Willen, trägt zu den Schwürigkeiten, die bey der Freyheit vorfallen, auch vieles bey. Meine Meynung iſt unſer Wille ſey nicht allein vom Zwange, ſondern auch von der Nothwendigkeit frey. Ariſtoteles hat ſchon zu ſeiner Zeit angemercket, daß in der Freyheit zwey Dinge ſind, nemlich die Spontaneität und die Wahl, und in dieſen beſtehet unſre Herrſchafft über unſre Thaten. Wenn wir frey agiren, ſo zwinget uns niemand, wie es wohl geſchähe wenn man uns in einen Abgrund ſtürtzte, oder von der Höhe herab würfſe; und wenn wir über was rathſchlagen, ſo behalten wir doch unſer Gemüthe frey, aber nicht wenn man uns ein Tränckchen beybringet, das uns unſern Verſtand benimmt. Es iſt in tauſend actionibus der Natur was Contingentes; allein wenn derjenige, der agirt, kein Judicium hat, ſo hat er auch keine Freyheit. Und wenn wir auch gleich ein Judicium, aber ohne Neigung zu agiren, hätten, ſo würde unſre Seele ein Verſtand ohne Willen ſeyn.

§. XXXV.

Inzwiſchen muß man ſich doch nicht einbilden als wenn unſre Freyheit in einer Indetermination, oder in einer Indifferentia æquilibrii beſtünde, als wenn man ſo wohl zum Ja als zum Nein und auf verſchiedene Partheyen incliniren müſte, wenn viele zu ergreiffen ſind. Man mag dieſes æquilibrium nehmen wie man will, ſo iſt es doch unmöglich. Denn wenn wir ſo wohl zu A,B und C geneigt wären, ſo könten wir nicht zugleich vor A und vor nicht A geneigt ſeyn. Dieſes æquilibrium iſt auch wieder die Erfahrung, und wenn man es unterſuchet, ſo wird man befinden, daß uns allemahl eine Urſache oder Ration zu der Parthey bewogen die man ergriffen, ob wir gleich offt das nicht gewahr werden was uns beweget, als wie man z. E. gar nicht empfindet, warum man, wenn man zu einer Thüre hinaus gehet, den rechten Fuß vor den lincken, oder den lincken vor den rechten geſetzt.

§. XXXVI.

Allein wir wollen uns jetzt zu den Schwürigkeiten wenden. Die Philoſophi ſind heut zu Tage eins, daß die Wahrheit der Futurorum contingentium determinirt iſt, das iſt, daß die Futura contingentia künfftig ſind, oder daß ſie ſeyn, daß ſie ſich zutragen werden. Denn ſo gewiß als das Vergangene geweſen iſt, ſo gewiß wird auch das Zukünfftige geſchehen. Es war ſchon vor hundert Jahren wahr, daß ich heute ſchreiben würde, gleichwie es nach hundert Jahren wahr ſeyn wird daß ich geſchrieben habe. Das Contingens alſo iſt deswegen nicht weniger contingent weil es zukünfftig iſt, und die Determination, die man vielleicht Gewißheit nennen möchte, wenn ſie bekant wäre, ſtreitet nicht mit der Contingentz. Man nimmt offt das Gewiſſe und Determinirte vor eins, aus Urſachen weil eine determinirte Wahrheit erkannt werden kan. Man kan alſo ſagen die Determination ſey eine objectiviſche Gewißheit.

§. XXXVII.

Dieſe Determination kommt ſelbſt von der Natur der Wahrheit her, und kan der Freyheit gar nicht ſchaden. Allein es giebt noch andere Determinationes die man von anders woher ſonderlich von der Præſcientz GOttes hernimt, von der viele geglaubt, ſie wäre der Freyheit zu wieder. Denn ſie ſagen, was vorher geſehen worden, das muß geſchehen, und ſie haben recht, aber es folgt nicht daß es nothwendig ſey. Denn die nothwendige Wahrheit iſt, deren Gegentheil unmöglich iſt oder einen Wiederſpruch oder Contradiction involviret. Nun iſt aber dieſe Wahrheit, die mit ſich bringt daß ich morgen ſchreiben werde, nicht der Art, alſo iſt ſie auch nicht nothwendig. Geſetzt aber auch daß ſie GOtt vorher ſehe, ſo muß ſie nothwendig geſchehen, das iſt, die Folge iſt nothwendig, nemlich daß ſie exiſtire, weil ſie iſt vorher geſehen worden, denn GOtt kan nicht irren, und das nennet man eine hypothetiſche Nothwendigkeit; allein von dieſer Nothwendigkeit iſt hier nicht die Rede. Denn es wird eine abſolute Nothwendigkeit erfordert wenn man will ſagen können, daß eine That nothwendig, nicht contingent, keine Würckung einer freyen Wahl ſey. Sonſt iſt leicht zu ſchlüſſen daß die Præſcientz an und vor ſich ſelbſt zu der Determination der Wahrheit der Futurorum Contingentium weiter nichts beytrage, als daß dieſe Determination nur bekant und bewuſt iſt, dieſes aber vermehrt die Determination oder wie man es nennet die Futurition dieſer Ausgänge nicht, worüber wir uns bald Anfangs verglichen haben.

§. XXXIIX.

§. XXXIIX.

Dieſe Antwort iſt ohne Streit gar recht, man geſtehet zu, daß die Præſcientz an und vor ſich ſelbſt die Wahrheit nicht mehr determinirt mache. Sie wird deswegen vorhergeſehen, weil ſie wahr iſt; allein ſie iſt deswegen nicht wahr, weil ſie vorher geſehen worden. Und hierinnen hat die Erkäntniß des Zukünfftigen nichts mehr, was nicht auch in der Erkäntniß des Vergangnen oder Gegenwärtigen befindlich wäre. Aber hört was ein Wiederſacher einwenden könte: Ich gebe zu daß die Præſcientz an und vor ſich ſelbſt die Wahrheit nicht determinitter macht; die Urſache der Præſcientz macht es, denn das Vorherwiſſen GOttes muß doch ſeinen Grund in der Natur der Sachen haben, und weil dieſer Grund die Wahrheit prædeterminiret macht, ſo läſt ſie dieſelbe nicht mehr contingent und frey ſeyn.

§. XXXIX.

Aus dieſer Schwürigkeit ſind zwey Partheyen entſtanden. Die Parthey der Prædeterminatorum, und die Parthey derer ſo die Scientiam mediam vertheidigen. Die Dominicaner und Auguſtiner halten es mit der Prædetermination, die Franciſcaner aber und die neuern Jeſuiten ſind mehr vor die Scientiam mediam. Dieſe zwey Parheyen ſind um die Mitte des 16ten Jahrhunderts und kurtz darauf ausgebrochen und aufkommen. Selbſt

Molines der vielleicht nebſt Fonſeca einer von den erſten iſt, der dieſen Punckt ins Syſtema gebracht, und von dem die andern Moliniſten genennet werden, ſagt in dem Buche ſo er von der Ubereinſtimmung des freyen Willens mit der Gnade ohngefehr A. 1570. gemacht, weil die Spaniſchen Lehrer, (er verſtehet vornehmlich die Thomiſten drunter) die vor 20 Jahren geſchrieben, kein ander Mittel gefunden zu erklären, wie GOtt von den Futuris contingentibus eine gewiſſe Wiſſenſchafft haben könte, ſo hätten ſie die Prædetermination eingeführet, als würde ſie zu den freyen Actionibus nothwendig erfordert.

§. XL.

Er vor ſeine Perſon glaubt ein ander Mittel gefunden zu haben. Er bedencket diß, daß drey Objecta der göttlichen Wiſſenſchafft ſind, die möglichen Dinge, die würcklichen, und die bedungenen Eventus die zu Folge einer gewiſſen Bedingung geſchehen würden, wenn ſie ad actum gebracht würde. Die Wiſſenſchafft der möglichen Dinge, wird Scientia ſimplicis intelligentiæ genennet. Die Wiſſenſchafft derer Eventuum die in dem Zuſammenhange des gantzen Univerſi würcklich geſchehen, wird Scientia viſionis genennet. Und gleichwie zwiſchen der bloſſen Möglichkeit, und dem puren und abſoluten Ausgange, ein (Medium) Mittel iſt, nemlich der bedungene Ausgang; ſo kan man auch nach dem Molina ſagen, es ſey zwiſchen der Scientia viſionis und der Scientia intelligentiæ eine Scientia media. Hievon führt man das berühmte Exempel des Davids an, der das göttliche Oraculum befragte, ob ihn die Einwohner der Stadt Kegila, wohin er ſich retiriren wolte, dem Saul übergeben würden, wenn er die Stadt belagern ſolte, GOtt antwortete Ja, und hierauf ergrieff David eine andre Parthey. Nun betrachten einige Vertheidiger dieſer Wiſſenſchafft, daß weil GOtt dasjenige vorher ſiehet was die Menſchen frey thun würden wenn ſie in dieſe oder jene Umſtände ſolten geſetzt werden, und weil er weiß, daß ſie ihren freyen Willen mißbrauchen würden, ſo beſchlüſt er auch ihnen die Gnade und die guten Umſtände zu verſagen. Und das kan er auch mit Recht thun, weil dieſe Umſtände und dieſe Hülffe ihnen nichts würden genutzt haben. Allein Molines iſt zu frieden daß er von den göttlichen Rathſchlüſſen nur ſo überhaupt eine Urſache findet, die auf dasjenige gegründet iſt, was die freye Creatur in dieſen oder jenen Umſtänden thun würde.

§. XLI.

Ich will dieſen Streit nicht umſtändlich vorſtellen, ſondern nur etwas Weniges davon anführen. Einige Alte mit denen der heil. Auguſtinus und ſeine erſten Schüler nicht zufrieden ſind, ſcheinen auch einige dergleichen Gedancken gehabt zu haben die des Molinæ ſeinen ziemlich beykommen. Die Thomiſten und die ſo ſich Schüler des heil. Auguſtini nennen, von ihren Wiederſachern aber Janſeniſten geſcholten werden, fechten dieſe Lehre auf philoſophiſche und theologiſche Art an. Einige behaupten die Scientia media müſſe mit unter der Scientia ſimplicis intelligentiæ begriffen werden. Allein der vornehmſte Einwurff gehet auf den Grund dieſer Wiſſenſchafft. Denn was kan wohl GOtt vor einen Grund gehabt haben, daß er dasjenige geſehen was die Kegiliten thun würden? Eine bloſſe contingente und freye That hat weiter nichts in ſich das ein Principium der Gewißheit abgeben könne, man müſſe ſie denn als einen von den göttlichen Rathſchlüſſen und den davon dependirenden Urſachen determinirten Actum anſehn. Die Schwürigkeit alſo die ſich in den actuellen freyen Actionibus befindet, iſt auch in den bedungenen freyen Actionen anzutreffen, das iſt, GOtt erkennet ſie nicht anders als unter der Bedingung ihrer Urſachen und ſeiner Schlüſſe, welche die erſte Urſache der Dinge ſind, und man kan ſie nicht davon abſondern wenn man einen contingenten Ausgang auf ſo eine Art erkennen will, die von der Erkäntniß der Urſachen independent iſt. Man wird demnach alles auf die Prædetermination der göttlichen Rathſchlüſſe reduciren müſſen, als

deß

deſſen Scientia media keiner Sache abhelffen wird, möchte man ſagen. So behaupten auch die Theologi die vorgeben als hielten ſie es mit dem Auguſtino, daß das Verfahren der Moliniſten die Qvelle und den Grund der Gnade GOttes in die guten Gaben des Menſchen ſetzen würde, welches ſie doch wieder die Ehre GOttes und die Lehre Pauli halten.

§. XLII.

Es würde zu lang und zu verdrüßlich fallen, wenn wir die Repliquen und Dupliquen beyder Partheyen vernehmen wolten; es wird ſchon genug ſeyn, wenn ich erkläre wie ich begreiffe daß auf beyden Seiten was Wahres iſt. Zu dem Ende komm ich auf meinen Grund-Satz von den unendlich vielen in der Region der ewigen Wahrheiten vorgeſtellten möglichen Welten, das iſt, in dem Objecto der göttlichen Intelligentz, in dem alle bedungene zukünfftige Dinge müſſen mit begriffen ſeyn. Denn der Fall von der Belagerung Kegilæ iſt ein Stück einer möglichen Welt, die von unſerer bloß in dem unterſchieden iſt was mit dieſer Hypotheſi eine Verbindung hat, und der Begriff dieſer möglichen Welt ſtellet vor was in dieſem Falle geſchehen würde. Wir haben alſo einen Grund-Satz von der gewiſſen Scientz derer futurorum contingentium, ſie mögen nun entweder würcklich geſchehen, oder nur in einem gewiſſen Falle geſchehen ſollen.

Denn in der Region der möglichen Dinge ſind ſie ſo vorgeſtellet worden wie ſie ſind, das iſt frey, contingent. Es kan und darff uns alſo weder die Præſcientia futurorum contingentium, noch der Grund der Gewißheit dieſer Wiſſenſchafft in Verwirrung ſetzen, noch unſrer Freyheit nachtheilig ſeyn. Und wenn es gleich wahr und möglich wäre, daß die Futura contingentia, die in den freyen Actionen der vernünfftigen Creaturen beſtehen, von den göttlichen Rathſchlüſſen und den äuſerlichen gantz independent wären, ſo würde man ſie doch vorherſehen können. Denn GOtt würde ſie ſehen wie ſie in der Region der möglichen Dinge ſind, ehe er noch beſchlöſſe ſie zur Exiſtentz kommen zu laſſen.

§. XLIII.

Hat aber das Vorherwiſſen GOttes mit der Dependentz und Independentz unſrer freyen Actionen nichts gemein; ſo iſt es doch mit der Præordination GOttes, mit ſeinen Rathſchlüſſen, mit der Suite der Cauſarum nicht ſo beſchaffen, als die meiner Meynung nach allezeit zu der Determination des Willens was beytragen. Und halte ich es gleich in dem erſten Punckte mit den Moliniſten, ſo bin ich hergegen in dem andern vor die Prædetermination, iedoch allezeit mit dieſer Anmerckung, daß die Prædetermination keinesweges neceſſitirend ſey. Und mit einem Worte, ich halte da-

davor, der Wille ſey zwar allemahl zu der Parthey geneigter die er ergreifft, er werde aber nimmahls genöthiget ſie zu ergreiffen. Es iſt gewiß daß er dieſe Parthey ergreiffen wird; allein es iſt nicht nothwendig daß er ſie ergreiffe. Es iſt wie mit dem Spruche: Aſtra inclinant, non neceſſitant, ob ſchon hier der Caſus nicht gantz gleich iſt. Denn der Ausgang zu dem die Geſtirne bewegen, mit dem gemeinen Hauffen zu reden als wenn in der Aſtrologie einiger Grund wäre, geſchicht nicht allezeit. Die Parthey hingegen aber, zu der der Wille am meiſten geneigt iſt, wird alle mahl ergriffen. Alſo würden die Geſtirne nur einen Theil der Neigungen ausmachen die zu dem Ausgange concurriren; allein wenn man von der gröſten Neigung des Willen redet, ſo redet man von demjenigen was aus allen Neigungen entſtehet. Es iſt bey nahe ſo als wie wir oben von dem Voluntate conſequente in GOtt geredet, der aus allen voluntatibus antecedentibus entſpringet.

§. XLIV.

Unterdeſſen ſo macht doch die Certitudo objectiva oder die Determination gar nicht daß die determinirte Wahrheit nothwendig ſey. Alle Philoſophi erkennen es, in dem ſie geſtehen, die Wahrheit der futurorum contingentium ſey determinirt, und bleibe nichts deſto weniger doch contingent, und dieſes deßwegen weil die Sache an und vor ſich ſelbſt keine Contradiction involviren würde, wenn der Effect gleich ſo erfolgte. Und hierinnen beſtehet die Contingentz. Dieſen Punckt beſſer zu verſtehen, muß man bedencken daß zwey groſſe Principia unſrer Vernunft-Schlüſſe ſeyn: das Principium der Contradiction, welches beſagt, daß unter zweyen contradictoriſchen Sätzen der eine wahr, der andere falſch iſt; und das Principium von der Ratione determinante, nemlich daß niemahls etwas ohne eine cauſam oder wenigſtens ohne eine rationem determinantem geſchicht, das iſt, ohne etwas dadurch man könne eine rationem a priori geben, warum dieſes mehr exiſtirt und nicht exiſtirt, warum dieſes mehr ſo und nicht anders iſt. Dieſes groſſe Principium findet in jedem Ausgange ſtatt, und man wird niemahls ein Exempel dagegen anführen kōñen. Und ob uns zwar dieſe rationes determinantes zum offtern nicht genugſam bekant ſeyn, ſo ſehen wir doch daß einige verhanden. Ohne dieſen wichtigen Grund-Satz würden wir niemahls die Exiſtenz GOttes beweiſen können, und es würden unendlich viel nützliche und gute Vernunfft-Schlüſſe verlohren gehen, die ſich auf ſelbiges gründen; es leidet keine Ausnahme, ſonſt würde man ihm ſeine Stärcke benehmen. So ſtehet auch nichts auf ſchwächern Füſſen als die Syſtemata in denen alles wancket und voll Ausnahmen iſt; dasjenige aber das ich billige, iſt nicht mit dieſem Fehler behafftet, als in dem alles nach generalen Reguln gehet, die ſich aufs höchſte nur unter einander limitiren.

§. XLV.

Demnach muß man ſich nicht mit einigen Scholaſticis, die ein wenig chimæriſch ſind, einbilden, die Futura contingentia wären wieder dieſe General-Regul der Natur der Sachen privilegirt und hätten was beſonders. Es iſt allemahl ein überwiegender Bewegungs-Grund verhanden, der den Willen zu ſeiner Wahl beweget, und zu Erhaltung ſeiner Freyheit iſt ſchon genug, daß dieſer Bewegungs-Grund ohne Nothwendigkeit inclinirt. Dieſes iſt auch die Meynung aller Alten, des Platonis, Ariſtotelis und des heiligen Auguſtini. Der Wille wird niemahls von was anderm zum thun bewegt, als durch die Vorſtellung desjenigen Guten, welches die Gegenſeitigen Vorſtellungen überwieget. Man giebt dieſes auch in Anſehung GOttes, der guten Engel und der ſeligen Seelen zu, und man erkennet auch daß dieſes ihrer Freyheit deswegen nichts ſchade. GOtt unterläſt niemahls das Beſte zu erwehlen; allein es zwingt ihn nichts dazu, ja es iſt auch ſelbſt in dem Objecto der göttlichen Wahl keine Nothwendigkeit; denn es iſt eine andere Ordnung der Dinge gleichfals möglich. Und eben deswegen iſt die Wahl frey und von aller Nothwendigkeit ausgenommen,

men, weil ſie aus vielen möglichen Dingen erwehlt und weil der Wille nur von der überwiegenden Güte des Objecti determinirt wird. Es iſt dieſes alſo in Anſehung GOttes und der Heiligen kein Gebrechen; im Gegentheil würde es auch ſelbſt in Anſehung der Menſchen ein groſſer Fehler, oder vielmehr eine offenbahre Abſurdität ſeyn, wenn es anders wäre, und wenn ſie ohne einige rationem inclinantem etwas thun könten. Hievon wird man niemahls ein Exempel finden, und wenn man gleich auch aus Eigenſinn eine Parthey ergreifft, ſeine Freyheit zu zeigen, ſo iſt ja das Vergnügen oder der Nutzen den man in dieſem angenommenen Weſen zu finden vermeint, eine von den Gründen die dazu bewegen.

§. XLVI.

Es iſt demnach eine libertas contingentiæ oder einiger maſſen indifferentiæ, wenn man nur die *Indifferentz* ſo verſtehet, daß uns zu einer oder der andern Parthey nichts nöthige; allein es giebt keine *Indifferentiam æquilibrii*, das iſt, eine ſolche Indifferentz da auf beyden Seiten alles vollkommen gleich iſt, ohne daß man zu einem geneigter ſey als zum andern. Es concurriren unendlich viel groſſe und kleine, innerliche und äuſſerliche Bewegungen mit uns, die wir meiſtentheils nicht gewahr werden; und ich habe erinnert daß ſolche Rationes verhanden, die uns bewegen einen ſolchen Fuß vorzuſetzen,

ſetzen, wenn wir aus einem Zimmer gehen, ohne daß wir drauff gedencken. Denn es iſt nicht allenthalben eine Sclave wie in dem Hauſe des Trimalcionis bey dem Petronio, der uns zurufft: Den rechten Fuß vor an! Alles, wie wir ietzo geſagt haben, ſtimmet auch ſo vollkommen mit den Philoſophiſchen Maximen überein die lehren, daß eine Cauſa ohne eine Diſpoſition zur Action, nicht agiren könne. Und in dieſer Diſpoſition ſteckt eine Prædetermination; der Agent mag ſie nun entweder von auſſen bekommen, oder vermöge ſeiner eigenen vorhergehenden Beſchaffenheit gehabt haben.

§. XLVII.

Alſo darff man mit einigen neuen Thomiſten weder zu einer neuen unmittelbahren Prædetermination wodurch die freye Creatur aus ihrer Indifferentz heraus kommt, noch zu einem göttlichen Rathſchluſſe ſie zu prædeterminiren ſeine Zuflucht nehmen, welcher Rathſchluß GOtt ein Mittel an die Hand gebe, daß er erkennen könne was ſie thun werde. Denn es iſt ſchon genug daß die Creatur aus ihrem vorhergehenden Stande, der ſie zu einer Parthey mehr als zu der andern inclinirt, prædeterminirt iſt; und alle dieſe nexus actionum der Creatur und aller Creaturen ſind in dem Verſtande GOttes vorgeſtellet und durch die Scientiam ſimplicis intelligentiæ GOtt bekant geweſen, ehe und bevor er beſchloſſen ihnen die Exiſtentz zu geben. Woraus denn erhellet, daß man ſo wohl die Scientiam mediam der Moliniſten als die Prædetermination, dergleichen ein Bannes, oder ein Alvarez gelehrt, die ſonſt ſehr scharffſinnig geweſen, gar wohl entbehren könne, wenn man von dem göttlichen Vorherwiſſen Ration geben will.

§. XLIIX.

Die Moliniſten ſind durch dieſe falſche Ideæ von einer indifferentia æquilibrii ſehr verwirret gemacht worden. Man fragte ſie nicht allein wie man doch immer möglich erkennen könte, wozu ſich eine abſolut indeterminirte Cauſa determiniren würde, ſondern auch wie es möglich wäre, daß endlich eine Determination ſolte heraus kommen, zu der keine Umſtände oder data vorhanden. Denn das heiſt nichts, wenn man mit dem Molines ſagen wolte, es wäre ein Vorzug der freyen Cauſæ. Man giebt ihr dadurch das Privilegium chymæriſch zu werden. Es iſt mit Luſt anzuſehen wie ſie ſich drehen uñ martern um aus einem Labyrinthe zu kommen wo gantz und gar kein Ausgang iſt. Einige lehren es müſſe der Wille, ehe er ſich formaliter determinire, ſich vorhero virtualiter determiniren wenn er aus dem ſtatu des Æquilibrii heraus kommen wolle; und der Pater Ludovic de Dole führet in ſeinem Buche de concurſu Dei einige Moliniſten an, die ſich damit auszuhelffen ſuchen. Denn ſie müſſen doch bekennen, daß die Cauſa zum agiren müſſe diſponirt ſeyn. Allein ſie gewinnen nichts dabey; ſondern ſie rücken nur die Schwürigkeit aus den Augen. Denn man wird ſie ebenfals wieder fragen, wie ſich die freye Cauſa virtualiter determinirt habe. Sie werden alſo nimmermehr aus der Sache kommen, ſie müſſen denn zugeben daß in ſtatu præcedenti der freyen Creatur eine Prædetermination ſey, die ſie inclinirt ſich zu determiniren.

§. XLIX.

Und um deswillen iſt auch der Fall von dem Eſel des Buridans, der zu einem ſo geneigt war als zum andern, ein Gedichte das in dem Univerſo, in der Ordnung der Natur nicht ſtatt haben kan, obſchon der Herr Bayle einer andern Meynung iſt. Zwar wenn der Caſus möglich wäre, ſo müſte man ſagen, er würde vor Hunger ſterben; allein die Frage iſt im Grunde mehr als unmöglich, es müſſe denn GOtt die Sache expreſſe produciren, denn das Univerſum kan nicht von einem durch den Eſel gezogenen Plan nach ſeiner Länge verticaliter geſchnitten werden, daß zu beyden Seiten alles gleich und gleich wäre, wie etwan eine Ellipſis und iede Figur im Plane derjenigen Zahlen die ich Amphidextren nenne, von einer ieden Linie, die durch ihr Centrum gehet, alſo mitten kan halb von einander getheilet werden, denn es liegen weder die Theile des Univerſi noch die Eingeweide des Thieres auf eine ähnliche und gleiche Art zu beyden Seiten dieſes plani verticalis. Es werden alſo noch immer viel Sachen in und auſſer dem Eſel ſeyn, die ihn determiniren werden, mehr auf eine als auf die andere Seite zu gehen, ob ſie uns gleich nicht vorkommen. Und ob ſchon der Menſch frey iſt, der Eſel aber nicht, ſo bleibet aus eben dieſer Urſache doch wahr, daß iedennoch der Fall eines vollkommenen æquilibrii zwiſchen zweyen Partheyen in dem Menſchen unmöglich, und daß entweder ein Engel, oder zum wenigſten GOtt allemahl würde können Ration geben von der Parthey die der Menſch ergriffen, indem er entweder eine Cauſam oder eine inclinirende Ration die ihn dazu bewogen, anführen würde; obſchon dieſe Ration offt ſehr componirt und uns ſelbſt unbegreiflich ſeyn würde, weil der Zuſammenhang der Cauſarum, die mit einander verbunden ſind, ſehr weit gehet.

§. L.

Deswegen hat die Ration, die Carteſius zum Beweiß der Independentz unſerer freyen Actionum aus einer vermeynten lebendigen innerlichen Empfindung hergenommen, keinen Nachdruck. Wir können eigentlich zu reden unſere Independentz nicht empfinden, und wir ſehen nicht allemahl die Cauſas von denen unſer Entſchluß dependirt, weil ſie offt unempfindlich ſind. Es iſt eben wie wenn eine mit dem Magnet beſtrichene Nadel ſich ein Vergnügen draus machte gegen Norden zu kehren; denn weil ſie die unempfindliche Bewegung des Magneten nicht mercket, ſo würde ſie glauben ſie drehte ſich ohne von einer andern Sache zu dependiren. Inzwiſchen werden wir weiter unten ſehen in was Verſtand die menſchliche Seele ihr eigentliches natürliches Principium in Anſehung ihrer Actionum iſt, die von ſich ſelber dependirt und von allen andern Creaturen independent iſt.

§. LI.

Was die Volition ſelbſt belangt, ſo iſt es etwas improprie geredet, wenn man ſagen wolte ſie wäre ein Objectum des freyen Willens. Eigentlich zu reden, wollen wir agiren, nicht aber wollen; ſonſt würden wir noch ſagen können, wir wolten den Willen haben zu wollen, und dieſes würde in infinitum fortgehen. So folgen wir auch nicht allemahl dem letzten Urtheile des Intellectus practici, wenn wir uns zum Wollen determiniren; aber in dem wir wollen, ſo folgen wir allemahl dem Erfolg aller Inclinationum, die ſo wohl von Seiten derer Rationum, als von der Seiten der Leidenſchafften herkommen, welches offt ohne ein ausdrücklich Urtheil des Verſtandes geſchicht.

§. LII.

Es iſt demnach in dem Menſchen alles zum

Voraus, wie allenthalben gewiß und ausgemacht, und die menſchliche Seele iſt wie ein geiſtliches Automa, ob wohl die Actiones contingentes überhaupt, und die freyen ins beſonder, deswegen nicht aus einer abſoluten Nothwendigkeit nothwendig ſind, welche abſolute Nothwendigkeit mit der Contingentz in der That nicht würde ſtehen können. Alſo wirfft weder die Futurition an ſich ſelbſt, ſo gewiß als ſie auch iſt, noch das natürliche Vorherſehen GOttes, noch die Prædetermination der Urſachen, noch die Prædetermination der göttlichen Rathſchlüſſe dieſe Contingentz und dieſe Freyheit übern Hauffen. In Anſehung der Futurition und der Prævision iſt es, wie ſchon erkläret worden, eine ausgemachte Sache, und dieweil der Rathſchluß GOttes lediglich in dem Entſchluſſe beſtehet, den er, nach dem er alle mögliche Welten mit einander verglichen, ergreiffet, diejenige zu erwehlen welche die beſte iſt, und ſie durch das allmächtige Wort Fiat mit alle dem was in der Welt iſt zur Exiſtentz kommen zu laſſen; ſo iſt auch klar, daß dieſes Decretum oder Rathſchluß nichts in der Beſchaffenheit der Sachen ändert, ſondern ſie läſſet wie ſie in dem Stande der bloſſen Poſſibilität geweſen, das iſt, er ändert weder an ihrem Weſen, noch an ihrer Natur noch auch in den Accidentibus etwas die ſchon in dem Begriff dieſer möglichen Welt vollkommentlich

vervorgeſtellet geweſen. Was alſo contingent und frey iſt das bleibet ſo wohl bey den göttlichen Rathſchlüſſen, als bey der Præviſion contingent und frey.

§. LIII.

Allein man möchte einwenden auf dieſe Weiſe könte ja GOtt ſelbſt nichts in der Welt ändern. Gewißlich er würde ſie ietzt ohne Verletzung ſeiner Weißheit nicht ändern können, weil er die Exiſtentz dieſer Welt und alles das was drinnen iſt vorhergeſehen, ja weil er dieſen Entſchluß ſie zur Exiſtentz zu bringen einmahl gefaſt. Denn er kan weder irren, noch Reue haben; und es würde ſich nicht vor ihn ſchicken, daß er einen unvollkommenen Schluß ergrieffe, der nur ein Theil und nicht das Gantze beträffe. Da nun alſo anfangs alles bald reguliret worden, ſo iſt nach aller Geſtändniß dieſe bedungene Nothwendigkeit bloß und allein Urſache, daß nach dem göttlichen Vorherſehen oder nach ſeinem Schluſſe nichts kan verändert werden, und unterdeſſen bleibt doch ieder Ausgang an und vor ſich ſelbſt contingent. Denn wenn wir dieſe Suppoſition von der Futurition der Dinge, von dem Vorherſehen oder von dem Entſchluſſe GOttes bey Seite ſetzen, als welches eine Suppoſition iſt, die ſchon ſetzt daß die Sache geſchehen wird, und nach dem man ſagen muß, Unumquodque quando eſt, oportet eſſe, aut unumquodque ſiquidem erit, oportet futurum eſſe, ſo hat doch der Ausgang nichts in ſich das ihn nothwendig mache, und daß man ſich nicht vorſtellen könne, wie ſtatt ſeiner nicht gantz was anders hätte geſchehen können. Und was die Verbindung der Cauſarum mit den Effectibus betrifft, ſo inclinirte ſie ſelbſt bloß und allein den freyen Agenten ohne ihn zu neceſſitiren, wie wirs bereits erkläret haben; alſo macht ſie auch nicht einmal eine neceſſitatem hypotheticam, auſſer nur wenn ſie einige Dinge von auſſen, nemlich dieſe Regul hinzu thut, daß die überwiegende Neigung allezeit reuſſirt.

§. LIV.

So möchte auch iemand einwenden, wenn alles regulirt iſt, ſo kan GOtt keine Wunder thun. Allein es iſt zu wiſſen, daß die Wunder ſo in dieſer Welt geſchehen, auch mit in ihr, in dem Stande der puren Poſſibilität betrachtet, begriffen und als möglich vorgeſtellet geweſen, und GOtt, der ſie hernachmahls gemacht, hat auch damahls als er dieſe Welt erwehlet, beſchloſſen ſie zu thun. Man möchte mir vielleicht einwenden: auf ſolche Weiſe wären die Gelübde und das Gebeth, die Merita und Verbrechen, die guten und böſen Thaten nichts nütze, weil nichts geändert werden kan. Dieſer Einwurff ſetzt das gemeine Volck am allermeiſten in Verwirrung und er iſt doch nur ein bloſſes Sophiſma. Dieſe Gebethe, dieſe ſe Gelübde, dieſe gute und böſe Actiones ſo heut zu Tage geſchehen, waren ſchon vor GOtt, als er den Schluß faßte die Sachen einzurichten. Diejenigen ſo in dem mundo actuali ſich zutragen, waren in dem Begriffe eben dieſer damahls noch möglichen Welt, mit allen ihren Würckungen und Folgen ſchon vorgeſtellet. Sie waren daſelbſt vorgeſtellet wie ſie entweder die natürliche oder übernatürliche Gnade GOttes zuziehen, die Straffe erheiſchen und Belohnungen erfordern, wie es ſich in dieſer Welt, nachdem ſie GOtt erwehlet, würcklich zuträget. Das Gebeth und die gute Thaten waren von der Zeit an, eine Urſache oder eine ideale Bedingung, das iſt, eine Bewegniß-Urſache, die entweder zur Gnade oder zur Belohnung GOttes was beytragen könte, wie ſie es ietzo würcklich thut. Und gleich wie in der Welt alles weißlich verknüpffet iſt, ſo iſt klar, daß der vorhergeſehen was frey geſchehen würde, hierauf noch die übrigen Dinge zum Voraus eingerichtet, oder welches eins iſt, dieſe mögliche Welt, in der alles dergeſtalt angeordnet geweſen, erwehlet hat.

§. LV.

Dieſe Betrachtung wirfft zu gleicher Zeit dasjenige übern hauffen was von den Alten Sophiſma pigrum (λόγος ἀργός) genennet wurde und dahinaus lieffe, daß man nichts thun ſolte. Denn man ſagte, wenn das was ich begehre, geſchehen ſoll, ſo wird es auch geſchehen, wenn ich gleich nichts thäte; ſoll es aber nicht geſchehen, ſo wird es auch nicht geſchehen, wenn ich mir auch noch ſo viel Mühe darum gäbe. Man könte dieſe Nothwendigkeit die man ſich bey iedem Ausgange einbildet, wenn er von ſeinen Urſachen abgeſondert wird, fatum Mahometanum nennen, wie ich ſchon oben angemerckt, weil man ſagt, daß um dergleichen Schlüſſe willen die Türcken diejenige Oerter nicht fliehen, worinnen die Peſt graſſirt. Allein die Antwort iſt gleich drauf fertig, weil der Effect gewiß iſt, ſo iſt auch die Urſache die ihn hervorbringen wird gewiß, und wenn der Effect erfolgt, ſo geſchichts weil eine hiezu proportionirte Cauſa verhanden. Alſo wird vielleicht eure Faulheit Schuld ſeyn, daß ihr das nicht bekommt was ihr wünſchet und daß ihr in das Ubel verfallet, dem ihr würdet entgangen ſeyn wenn ihr ſorgfältig verfahren hättet. Man ſieht alſo daß die Verbindung der Urſachen mit ihren Erfolgen vielmehr ein Mittel an die Hand giebet, eine unerträgliche Fatalität zu heben, als daß ſie eine verurſachen ſolte. Es iſt ein gewiſſes Deutſches Sprüchwort, das beſagt, der Tod wolle allemahl eine Urſache haben. Und es iſt nichts gewiſſers. Ihr werdet dieſen Tag ſterben, (geſetzt daß es geſchehe und daß es GOtt vorherſehe) ja auſſer allen Zweiffel; allein ihr werdet deswegen ſterben, weil ihr das thut was euch dazu bringet. So iſt es auch mit der Straffe GOttes beſchaffen, die auch von ihren Urſachen dependirt, und hierauf wird ſich die berühmte Stelle des heiligen Ambroſii im Cap. I. Lucæ gar wohl ziehen laſſen: Novit Dominus mutare ſententiam, ſi tu noveris mutare delictum; die aber nicht von der Reprobation, ſondern von der Dräuung muß verſtanden werden, wie des Jonæ beſchaffen war die GOtt an die Niniviten thun ließ. Und der bekante Spruch: Si non es prædeſtinatus, fac ut prædeſtineris, muß nicht nachm Buchſtab genommen werden, denn der rechte Verſtand iſt dieſer: Derjenige der zweifelt ob er prædeſtinirt ſey, dörffte nur dasjenige thun was erfordert werde, wenn man durch die Gnade GOttes wolle prædeſtinirt werden. Das Sophiſma welches da hinauslaufft, daß man nach nichts fragen ſolle, könte bißweilen wohl von einigem Nutzen ſeyn, wenn man gewiſſe Leute bewegen will aller Gefahr ungeſcheuet unter die Augen zu gehen. Dieſes hat man ſonderlich von den Türckiſchen Soldaten geſagt: Der Maslach ſcheinet mehr Theil daran zu haben, als dieſes Sophiſma. Uber dem ſo iſt auch dieſer determinirte Geiſt der Türcken zu unſer Zeit gantz anders geworden und hat ſich ſelbſt widerſprochen.

§. LVI.

Ein gelehrter Holländiſcher Medicus Johann de Beverwyk genannt hat die Curioſität gehabt, daß er de Termino Vitæ geſchrieben, und über dieſe Materie viele Antworten, Brieffe und Diſcourſe von gelehrten Leuten ſeiner Zeit zuſammen getragen. Dieſe Sammlung iſt gedruckt und man ſieht mit Verwunderung wie ſehr offt man ſich in dieſer Materie verſehen, und wie man ein problema verwirrt hat, das wenn es recht verſtanden wird, das leichteſte von der Welt iſt. Man darff ſich hernachmahls nicht wundern, daß ſo eine Menge Zweiffels-Knoten verhanden, daraus ſich das menſchliche Geſchlecht nicht helffen kan. Die gantze Sache iſt dieſe, daß man ſo gerne über die Schnure hauet. Und dieſes iſt gleichſam ein Spazier-Gang unſers Gemüthes das ſich der Auffmerckſamkeit, der Ordnung und den Reguln gar nicht unterwerffen will. Wir ſcheinen zum Spiel und zum Schertz ſo gewohnt zu ſeyn, daß wir auch ſo gar in den ernſthafftigſten Fällen, und wenn wirs uns am wenigſten verſehen, Schertz und Poſſen treiben.

§. LVII.

Ich befürchte es möchte in dem letztern Streit zwiſchen den Theologis der Augſpurgiſchen Confeſſion de Termino pœnitentiæ peremtorio, der ſo viel Schrifften in Teutſchland ausgehecket hat, auch ein Miß-Verſtand aber von einer andern Natur und Beſchaffenheit mit untergelauffen ſeyn. Die von den Geſetzen vorgeſchriebenen Termine, werden bey den Juriſten Fatalia genennet. Man kan auch gewiſſer maſſen ſagen, der Terminus peremtorius, der dem Menſchen zu ſeiner Reue und Beſſerung vorgeſchrieben worden, ſey bey GOtt, bey dem alles gewiß iſt, auch gewiß. GOtt weiß wenn ein Sünder ſo verhärtet ſeyn werde daß hierauff nichts mehr vor ihn wird zu thun ſeyn, nicht zwar als wenn er unmöglich mehr Buſſe thun könte, oder als wenn ihm nach einem gewiſſen Termine die zulängliche Gnade die doch niemahls auſſen bleibet müſte abgeſchlagen werden, ſondern weil eine Zeit kommen wird, nach der er ſich nicht mehr zu den Wegen des Heyls wenden wird. Allein wir haben niemahls gewiſſe Kennzeichen dieſen Termin zu erkennen, und wir können auch niemahls einen Menſchen vor vollkommen verlaſſen halten, wir würden dadurch allzuverwegen urtheilen. Es iſt beſſer daß wir noch allezeit hoffen können, und in dieſer und 1000. andern Gelegenheiten iſt unſre Unwiſſenheit von groſſem Nutzen.

> Prudens futuri temporis exitum
> Caliginoſa nocte premit Deus.

§. LVIII.

Alles Zukünfftige iſt auſſer Zweiffel determinirt oder feſt geſetzt; allein gleich wie wir nicht wiſſen wie es determinirt iſt noch was vorher geſehen oder reſolvirt worden iſt; ſo ſollen wir auch nach der uns von GOtt gegebenen Vernunfft und nach den uns vorgeſchriebenen Reguln unſere Pflicht beobachten und hierauf unſer Gemüthe beruhigen und GOtt ſelbſt die Sorge des Fortgangs überlaſſen. Denn er wird jederzeit nicht allein vor alle insgeſamt das Beſte thun, ſondern auch ins beſonder vor diejenigen die ein wahrhafftiges Vertrauen, das iſt, ein ſolch Vertrauen auf ihn haben, das von einer wahren Frömmigkeit, von einem lebendigen Glauben und einer brennenden Liebe gar nichts unterſchieden iſt, und uns antreibt alle dasjenige zu thun, was in Anſehung unſer Pflicht und in Anſehung ſeines Dienſtes von uns dependiren kan. Zwar können wir ihm keinen Dienſt erzeigen, denn er hat gar nichts von nöthen; aber nach unſer Art zu reden heiſt das ihm dienen, wenn wir ſuchen ſeinen vermeinten Willen durch Beförderung desjenigen Guten zu vollführen, das wir erkennen und zu dem wir was beytragen können. Denn wir ſollen ſo lange von ihm vermuthen daß er es gerne ſehe, biß uns der Ausgang zeige, er habe ſtärckere Gründe gehabt, ob ſie uns gleich vielleicht unbekant ſind, die ihn bewogen das Gute was wir ſuchten, einem andern gröſſern, das er ſich ſelbſt vorgeſetzt, hinden an zu ſetzen, und das er wohl wird zuwege gebracht haben oder doch noch ins Werck ſetzen wird.

§. LIX.

§. LIX.

Ich habe gezeigt wie die Actio voluntatis von ſeinen Cauſis dependirt, und daß nichts mehr mit der menſchlichen Natur übereinkomme, als dieſe Dependentz unſerer Actionum, ohne die man ſonſt in eine ungereimte und unerträgliche Fatalität, das iſt, in das Fatum Mahometanum verfallen würde, welches das allerſchlimmſte iſt, weil es die Vorſichtigkeit und den guten Rath übern Hauffen wirfft. Unterdeſſen iſts gar gut, wenn wir zeigen wie dieſe Dependentz der Actionum voluntariarum nicht verhindert, daß nicht im Grunde der Sachen eine verwunderns-würdige Spontaneitas in uns ſey, die im gewiſſen Verſtande die Seele in ihren Entſchlüſſungen von dem Influxu Phyſico aller Creaturen frey und independent machet. Dieſe bißher wenig bekant geweſene Spontaneität, und die unſere Gewalt über unſere Actiones ſo viel als möglich iſt erhöhet, flieſſet aus dem Syſtemate von der Harmonia præſtabilita, von der wir hier nothwendig eine Erklärung geben müſſen. Die Scholaſtici glaubten es wäre zwiſchen Seel und Leib ein umwechſelnder phyſicaliſcher Einfluß; allein nach der Zeit als man wohl überleget wie zwiſchen der Gedancke und der ausgedehnten Maſſe gar keine Verbündniß ſey, und ſie Creaturen ſind die toto genere von einander unterſchieden, ſo haben viele neue erkannt, es ſey zwiſchen der Seele und dem Leibe keine phyſicaliſche Communication, ob ſchon die metaphyſiſche immerfort bleibt, die aus Seel und Leib ein Suppoſitum macht, oder das was man eine Perſon nennet. Wenn ein ſolcher phyſicaliſcher Einfluß wäre, ſo würde die Seele nach ſelbigem die Grade der Geſchwindigkeit und die Directions-Linie einiger Bewegungen in dem Leibe, und hinwiederum der Leib die auf einander folgende Gedancken in der Seele verändern. Allein dieſe Würckung iſt aus keinem eintzigen Begriffe den man in der Seele und dem Leibe empfindet zu nehmen, da uns doch nichts beſſer bekant iſt als die Seele, maſſen ſie uns, das iſt, ihr ſelbſt, gantz nahe und vertraut iſt.

§. LX.

Der Herr Carteſius hat capituliren, und nur etliche Actiones des Leibes der Dependentz der Seelen unterwerffen wollen. Er glaubte er wüſte eine Regul der Natur, die ſeinen Gedancken nach beſagt, daß in den Cörpern ſich allezeit einerley Qvantität der Bewegung erhalte und conſervire. Er glaubt es wäre unmöglich daß der Einfluß der Seelen dieſes Geſetze des Leibes verletzen ſolte, allein glaubte er die Seele könte doch wohl die Macht haben, die Direction der Bewegungen die in dem Leibe geſchehen zu verändern, wie etwan ein Reuter der ob er wohl dem Pferde das er reitet, keine Stärcke giebet, dennoch daſſelbe regieret indem er dieſe Stärcke dahin richtet, wohin es ihm gut düncket. Allein gleichwie dieſers vermittelſt des Zaumes und Gebiſſes, der Spornen und andrer materialiſchen Hülffs-Mittel geſchicht, ſo begreifft man wie das zugehet; allein die Seele kan ſich hiezu keines Inſtrumentes bedienen, ja es iſt endlich weder in der Seelen noch in dem Leibe etwas, das iſt, weder in der Gedancke, noch in der Maſſe, wodurch man dieſe Veränderung des einen durch das andere erklären könte. Das ſind mit einem Wort zwey Dinge die ſich nicht erklären laſſen, daß die Seele die Qvantität der Force, und die Directions-Linie ändere.

§. LXI.

Uber dem ſo hat man ſeit Carteſio zwey wichtige Wahrheiten entdecket, nemlich erſtlich daß die Quantität der abſoluten Stärcke, die ſich auch würcklich conſervirt, unterſchieden iſt von der Qvantität der Bewegung, wie ich zu anderer Zeit angemercket, und zum andern daß ſich einerley Direction in allen Cörpern zuſammen, von denen man ſetzet, daß ſie untereinander agiren, conſervire, ſie mögen an einander ſtoſſen wie ſie wollen. Wäre dieſe Regul Carteſio bekant geweſen, ſo würde er die Führung und Leitung der Cörper der Seele ſo wohl abgeſprochen haben als ihre Stärcke, und ich glaub dieſes würde ihn grades Weges auf die Hypotheſin von der Harmonia præſtabilita geführet haben, wohin mich dieſe Reguln geführet haben. Denn über dem daß ſich die phyſiſche Influentz dieſer Subſtanzien in einander nicht erklären läſt; ſo habe ich in Betrachtung gezogen, daß die Seele, ohne eine gäntzliche Verwirrung der Geſetze der Natur, in den Leib ohnmöglich phyſice agiren könne, und ich habe geglaubt man müſte hier einigen ſonſt ſehr geſchickten Philoſophen kein Gehör geben, die gleichſam einen GOtt in der Machine kom̃en laſſen, um dieſen Punckt auszumachen, indem ſie behaupten GOtt lege hier ſelbſt Hand an den Leib ſo zu bewegen, wie es die Seele verlanget, und der Seele Empfindungen zu geben, wie es der Leib haben will, und dieſes um ſo viel mehr weil dieſes Syſtema, welches man das Syſtema cauſarum occaſionalium nennet, (weil in demſelben GOtt bey Gelegenheit der Seelen in die Cörper agirt & vice verſa) über die beſtändigen Wunder die es einführet das Commercium zwiſchen dieſen zweyen Subſtanzien auszumachen, die Verwirrung der natürlichen Geſetze, ſo in dieſen Subſtanzien eingeführet und die ihr umwechſelnder Einfluß in der gemeinen Meynung verurſachen würde, gar nicht rettet.

§. LXII.

Da ich nun alſo von ſonſt von dem Grund-Satze der Harmonie überhaupt und folglich von der Præformation und der præſtabilirten Harmonie aller Dinge unter einander, zwiſchen der Gnade und der Natur, zwiſchen den Rathſchlüſſen GOttes und unſern vorhergeſehenen Thaten, zwiſchen allen Theilen der Materie, ja ſelbſt zwiſchen dem Zukünfftigen und dem Vergangenen alles nach der abſoluten Weißheit GOttes, deſſen Wercke alle am allervollkommenſten übereinſtimmen und harmoniren als man ſich immermehr vorſtellen kan, überredet war, ſo muſte ich auf dieſes Syſtema gerathen, welches ſaget, GOtt habe die Seele bald Anfangs alſo geſchaffen, daß ſie ſich dasjenige in der Ordnung hervorbringen und vorſtellen ſolle, was im Leibe vorgehet, und den Leib auch alſo, daß er das von ſich ſelbſt thun ſolle was ihm die Seele befiehlet. Alſo müſſen die Geſetze, welche die Gedancken der Seele in der Ordnung der End-Urſachen, und nach der Evolution der Empfindung zuſammen verknüpffen, Bilder hervorbringen die mit dem Eindruck der Cörper in unſere Organa übereinſtimmen; die Geſetze der Bewegungen in den Cörpern, die in der Ordnung der würckenden Urſachen auf einander folgen, müſſen mit einander übereintreffen und dergeſtalt mit den Gedancken der Seele übereinſtimmen, alſo daß der Leib geneigt iſt zu agiren, wenn die Seele will.

§. LXIII.

Und es fehlet ſehr viel daß dieſes ſolte der Freyheit ſchaden, maſſen dieſelbe nichts mehr befördert als diß. Und der Herr Jaquelot hat in ſeinem Buche von der Ubereinſtimmung des Glaubens mit der Vernunfft überaus wohl gezeiget, es wäre grade ſo als wenn der, der alles wüſte was ich einem Knecht morgen befehlen werde, ein Automa machte das dieſem Knechte vollkommen ähnlich wäre, und morgen zur beſtim̃ten Zeit alles verrichtete was ich anordnen würde. Denn um deßwillen würde ich dennoch alles was mir gefiele frey anordnen können, obgleich die Action des Automatis, das mir diente, nichts freyes in ſich hätte.

§. LXIV.

Da nun im übrigen nach dieſem Syſtemate alles von der Seele dependiret, was ſich in ihr zuträget, und ihr folgender Zuſtand bloß von ihr und von dem gegenwärtigen Zuſtande herkommet, wie kan man ihr denn eine gröſſere Independentz geben? Es iſt wahr daß in der Beſchaffenheit der Seelen noch einige Unvollkommenheit übrig bleibet. Alles was der Seele begegnet, das dependirt von ihr, aber nicht allemahl von ihrem Willen, denn dieſes würde zu viel ſeyn. Selbſt der Verſtand erkennet es nicht allezeit deutlich. Denn es iſt nicht allein eine Ordnung von deutlichen Em-

Empfindungen in ihr, in der ihre Herrſchafft beſtehet; ſondern auch noch eine Ordnung von verwirreten Empfindungen oder Leidenſchafften, die ſie zum Sclaven macht, und darüber darff man ſich nicht wundern: die Seele würde eine Gottheit ſeyn, wenn ſie nur lauter deutliche Empfindungen hätte. Unterdeſſen hat ſie über die verwirreten Empfindungen noch einige Gewalt, wie wohl auff eine indirecte Art; denn ob ſie ſchon ihre Leidenſchafften nicht alſo bald verändern kan, ſo kan ſie doch mit genugſamen Fortgang an ſelbigen von weiten arbeiten und neue Leidenſchafften ja ſelbſt Gewohnheiten in ſich erregen. Ja ſie hat auch eine dergleichen Gewalt über die deutlichern Empfindungen, indem ſie ſich durch Umwege Meinungen und Willen geben, und dieſe oder jene verhindern, ihr Urtheil auffſchieben oder weiter fortſetzen kan. Denn wir können zum voraus Mittel hervor ſuchen, uns zu arretiren wenn wir in Gefahr ſtehen ein verwegnes Urtheil zu fällen; wir können unſern Schluß aufzuſchieben, einigen incidenten Punckt erfinden, wenns gleich ſcheint, daß die Sache ſchon aufm Fuſſe ſtehet entſchieden zu werden; und ob zwar unſere Meynungen und unſere Actus zu wollen nicht eigentlich objecta unſers Willens ſeyn, (wie ich ſchon angemercket) ſo macht man je zuweilen doch Anſtalten etwas zu wollen, ja wohl gar mit der Zeit zu glauben, was man gegenwärtig nicht will und nicht glaubet. So gar groß iſt die Tieffe des menſchlichen Gemüths.

§. LXV.

Damit wir endlich den Punckt von der Spontaneität beſchlüſſen, ſo muß man bekennen, daß wenn man die Sache nach der Schärfſe nimmt, die Seele das Principium aller ihrer Actionum, ja aller ihrer Leidenſchafften in ſich ſelbſt habe, daß dieſes eben bey allen Subſtantiis ſimplicibus, die durch die gantze Natur ausgebreitet ſind, wahr ſey, ob zwar nur bloß die verſtändigen frey ſind. Unterdeſſen müſſen wir doch, wenn wir nach dem Scheine urtheilen, im gemeinen Verſtande ſagen, die Seele dependire auch einiger maſſen von dem Leibe und von dem Eindruck der Sinnen; eben als wie wir gewöhnlich mit dem Ptolomæo und dem Tychone reden und mit dem Copernico gedencken, wenn von dem Auff- und Untergehen der Sonnen die Rede iſt.

§ LXVI.

Jedoch kan man dieſer umwechſelnden Dependentz die wir zwiſchen dem Leibe und der Seelen concipiren, einen rechten und Philoſophiſchen Verſtand geben. Es dependirt nehmlich eine Subſtantz von der andern idealiter, in ſo weit als die Urſache desjenigen was in der einen geſchicht, kan aus demjenigen gegeben werden, was in der andern befindlich, welches

ches ſchon in den Rathſchlüſſen GOttes ſtatt gefunden, als GOtt zum voraus die Harmonie angeordnet die zwiſchen ihnen ſeyn würde. Gleich wie dieſes Automa, welches die Verrichtung eines Knechtes thäte, vermöge der Wiſſenſchafft desjenigen von mir idealiter dependiren würde, der indem er meine zukünfftige Befehle vorhergeſehen, es würde im Stand geſetzt haben mir zur beſtim̃ten Zeit den gantzen andern Morgen zu dienen. Die Erkäntnüß meines zukünfftigen Wollens würde dieſen groſſen Handwercks-Mann, der hernachmahls das Automa gebildet hätte, bewogen haben, mein Einfluß würde objectiviſch, und der ſeinige phyſiſch ſeyn. Denn in ſo weit die Seele Vollkommenheiten und deutliche Gedancken hat, ſo hat GOtt den Leib nach der Seele gerichtet, und zum voraus gemacht, daß der Leib genöthiget wird ihre Befehle auszurichten; Und in ſo weit als die Seele unvollkommen iſt und ihre Perceptiones verwirret ſind, ſo hat GOtt die Seele dergeſtalt nach dem Leibe gerichtet, daß ſich die Seele durch ihre Leidenſchafften, die von den Cörperlichen Vorſtellungen herkommen, neigen und lencken läſt, und dieſes thut eben die Würckung und macht eben das Anſehn, als wenn eines von dem andern unmittelbahr und vermittelſt eines Phyſiſchen Einfluſſes dependirte. Und die Seele ſtellt ſich eigentlich durch ihre verwirrete Gedancken die Cörper vor die um ſie ſind. Und eben dieſes muß von alle demjenigen verſtanden werden, was man von den Actionibus begreifft welche die Subſtantiæ ſimplices in einander haben. Es wird nemlich davor gehalten, daß eine jede nach dem Maſſe ſeiner Vollkommenheit in die andere ob zwar nur idealiter und in den Rationibus der Dinge agire; indem daß GOtt bald Anfangs eine Subſtantz über die andre geordnet nach der Vollkommenheit oder Unvollkommenheit, die ſich in ieder befindet; obſchon die Action und das Leiden in den Creaturen immer umwechſelt; weil einige von den Urſachen, wodurch man dasjenige deutlich erklären kan was geſchicht und die ſie haben helffen zur Exiſtentz bringen, in einer und etliche in der andern Subſtantz ſind. Maſſen die Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten beſtändig vermiſcht und getheilet ſeyn. Und dieſes macht daß wir dem einen die Action und dem andern die Paſſion zuſchreiben.

§. LXVII.

Allein man mag ſich auch in den Actionibus voluntariis eine Dependentz einbilden was vor eine man will, ſo würde doch, wenn auch gleich eine abſolute und mathematiſche Nothwendigkeit in ihnen wäre, (welches doch nicht iſt) nicht folgen, daß ſie nicht ſo frey wären als nöthig wäre, damit die Straffen und Belohnungen recht und vernünfftig werden.

könten. Man redet zwar gemeiniglich ſo, als wenn die Nothwendigkeit der That alle Verdienſte und alles Unrecht, alles Recht zu loben uñ zu tadeln, zu belohnen und zu ſtraffen auffhiebe; allein dieſe Folgerung iſt nicht ohne alle Ausnahme richtig. Ich bin von den Meynungen des Bradwardini, des Wiclefs, Hobbeſii und Spinozæ ſehr weit entfernet die dem Anſehn nach dieſe gantz mathematiſche Nothwendigkeit lehren, die ich zur Gnüge und vielleicht viel deutlicher vermeine wiederlegt zu haben als man pflegt: Unterdeſſen muß man doch niemahls der Wahrheit das Zeugniß verſagen, und niemahls einer Lehre was imputiren das nicht daraus folget. Uber dem ſo beweiſen dieſe Schlüſſe allzu viel; denn ſie würden wieder die bedungene Nothwendigkeit eben ſo viel beweiſen und das Sophiſma pigrum rechtfertigen. Denn die unbedungene Nothwendigkeit des nexus der Cauſarum würde zu der untrüglichen Gewißheit einer bedungenen Nothwendigkeit in dieſem Stücke nichts hinzuthun.

§. LXVIII.

Zum erſten müſſen wir mit einander richtig ſeyn, daß es erlaubt ſey einen tollen Menſchen zu tödten, wenn man ſich nicht anders gegen ihn beſchützen kan. Man wird auch zugeſtehen daß es erlaubt ja offters nöthig ſey, gifftige oder ſehr ſchädliche Thiere zu deſtruiren, wenn ſie gleich nicht aus eigner Schuld ſo ſind.

§. LXIX.

Zum andern, ſo ſtrafft man ein Thier wenn es gleich keine Vernunfft und keine Freyheit hat, wenn man es nur dadurch zu beſſern vermeint. Auf ſolche Weiſe ſtrafft man die Hunde und Pferde und zwar mit gutem Fortgange. Nicht weniger regieren wir auch die Thiere durch die Belohnungen, und wenn ein Thier hungert, ſo bewegt es die Nahrung, die man ihm giebt, dasjenige zu thun, was man ſonſt von ihm nicht erlangen würde.

§. LXX.

Zum dritten würde man auch noch den Thieren Lebens-Straffen anthun (als wo nicht mehr von der Beſſerung des Thieres das man ſtraffet die Rede iſt) wenn dieſe Straffe zum Exempel dienen, oder den andern ein Schrecken geben könte, damit ſie nicht mehr möchten Böſes thun. Rorarius ſaget in ſeinem Buche von der Vernunfft der Thiere, man ſchlage in Africa die Löwen ans Creutz, um die andern von den Städten und ſolchen Oertern abzuhalten wo viele Menſchen ſeyn; Und er habe bey ſeiner Reiſe durch das Jülicher Land angemercket, daß man daſelbſt die Wölffe auffhienge, ihre Schäfferey in deſto beſſere Sicherheit zu ſetzen. Es giebt Leute auf den Dörffern, welche an die Thüren der Häuſer Raub-Vögel annageln, in der Meynung es würden andere dergleichen Vögel nicht ſo leichtlich dahin kommen. Und dieſes Verfahren würde allezeit guten Grund haben, wenn es ſeinen Nutzen hätte.

§. LXXI.

Weil es demnach vierdtens gewiß und aus der Erfahrung klar iſt, daß die Menſchen durch die Furcht vor der Straffe und die Hoffnung der Belohnung vom Böſen abgehalten und genöthiget werden Gutes zu thun; ſo würde man ſich derſelben doch mit Recht bedienen, wenn gleich die Menſchen nothwendig agirten, es möchte aus einer Nothwendigkeit geſchehen aus was vor einer es nur könte. Man möchte mir einwenden, wenn das Böſe oder Gute nothwendig, ſo habe man nicht erſt nöthig ſich gewiſſer Mittel zu bedienen, daſſelbe zu erhalten oder zu verhindern; allein die Antwort hierauf iſt bereits oben wieder das Sophiſma pigrum gegeben worden. Wenn das Böſe oder Gute ohne dieſe Mittel nothwendig wären, ſo wären ſie unnütze; allein ſo iſt es gantz anders, dieſe Güter und Ubel geſchehen bloß durch Hülffe dieſer Mittel, und wenn dieſe Eventus nothwendig wären, ſo würden die Mittel einige von den Urſachen ſeyn, die ſie würden nothwendig machen; denn wir wiſſen aus der Erfahrung daß die Furcht und Hoffnung das Böſe offt verhindert, oder das Gute befördert. Es iſt alſo dieſer Einwurff von dem Sophiſmate pigro, das man ſo wohl der Gewißheit als der Nothwendigkeit der künfftigen Eventuum entgegen

gen ſetzt, faſt nichts im geringſten unterſchieden. Man kan alſo ſagen, daß dieſe Einwürffe ſo wohl die bedungene als die unbedungene Nothwendigkeit anfechten, und gegen eine ſo viel beweiſen, als gegen die andere, das iſt gantz und gar nichts.

§. LXXII.

Es iſt ein groſſer Streit zwiſchen dem Biſchoffe Bramhall und dem Hn. Hobbeſio, der als ſie beyde zu Pariß geweſen, ſeinen Anfang genommen, und nach ihrer Zurückkehr in Engelland fortgeſetzt worden. Man findet die zuſammengetragene kleine Schrifften davon in einem Volumine in 4. welches A. 1656. zu London iſt heraus gegeben worden. Sie ſind alle in Engliſcher Sprache geſchrieben und ſind meines wiſſens noch nicht überſetzt, noch in die zuſammengetragene Lateiniſche Wercke des Hobbeſii gebracht worden. Ich hatte dieſe kleine Schrifften einsmahls geleſen, und habe ſie auch nach der Zeit wieder bekommen; ich hatte gleich angemerckt, daß er die abſolute Nothwendigkeit aller Dinge gar keines weges bewieſen; wohl aber genugſam dargethan, daß die Nothwendigkeit alle Reguln der göttlichen oder menſchlichen Gerechtigkeit keinesweges aufheben und die Ausübung dieſer Tugend nicht gäntzlich verhindern würde.

§. LXXIII.

Es iſt aber doch eine gewiſſe Art der Gerechtigtigkeit und eine gewiſſe Art der Straffe und der Belohnung, die ſcheint ſich nicht auf diejenigen appliciren zu laſſen, die alles aus einer abſoluten Nothwendigkeit thäten, wenn eine wäre. Dieſe Art der Gerechtigkeit hat weder die Beſſerung noch das Exempel, noch die Erſetzung des Böſen zum Endzweck. Dieſe Gerechtigkeit iſt bloß und alleine in der Convenientz gegründet, die eine gewiſſe Genugthuung zur Verſöhnung einer böſen That erfordert. Die Socinianer, Hobbeſius und einige andre laſſen dieſe Juſtitiam punitivam nicht zu die eigentlich vindicativa iſt, und die ſich GOtt in vielen Fällen vorbehalten, aber doch auch denjenigen mittheilet die das Recht haben andre zu regieren, und die er durch ſie ausübet, wenn ſie anders nur nach der Vernunfft und nicht nach Affecten handeln. Die Socinianer halten davor ſie habe keinen Grund; allein ſie iſt in einer ratione convenientiæ gegründet, die nicht allein den Beleidigten, ſondern auch die Weiſen die ſie ſehen befriediget, wie etwan eine ſchöne Muſic oder auch eine gute Bau-Kunſt verſtändige Gemüther vergnügt. Und da nun der weiſe Geſetz-Geber gedräuet, und ſo zu reden eine Straffe verſprochen, ſo erforderts ſeine Beſtändigkeit daß er die That nicht ungeſtrafft hingehen laſſe, wenn gleich ſchon durch die Straffe niemand mehr gebeſſert würde. Allein wenn er gleich nichts verſprochen hätte, ſo iſts ſchon genug daß ihn eine gewiſſe Convenientz zu dieſem Verſprechen würde haben bewegen können, maſſen ein Weiſer nichts verſpricht, als was ſich ſchicket oder convenable iſt. Ja man kan gar ſagen es ſey eine gewiſſe Schadloßhaltung eines Geiſtes darunter den die Unordnung würde beleidiget haben, wenn nicht durch die Straffe die Ordnung wieder hergeſtellet würde. Man kan ferner noch dasjenige zu rathe ziehen was Grotius von der Genugthuung Chriſti wieder die Socinianer geſchrieben, und was Crellius drauff geantwortet hat.

§. LXXIV.

Auf gleiche Weiſe dauren auch die Straffen der Verdammten, wenn ſie gleich nicht mehr zu Abwendung des Böſen dienen, ingleichen auch die Belohnungen der Seligen; wenn ſie gleich durch dieſelben im Guten nicht mehr können befeſtiget werden. Unterdeſſen kan man doch ſagen, daß ſich die Verdammten durch neue Sünden täglich neue Schmertzen zuziehen, und die Seligen durch neuen Fortgang im Guten täglich neue Freude, indem beydes auf den Grund-Satz der (Convenientz) Ubereinſtimmung gegründet iſt, die gemacht hat, daß die Sachen dergeſtalt eingerichtet worden, daß die böſe That ſich eine Straffe auf den Halß ziehen ſoll. Denn zu Folge des Parallelismi derer zweyen Reiche, nemlich des Reiches deter (Cauſarum finalium) End-Urſachen und des Reichs der (Cauſarum efficientium) wirckenden Urſachen hat man Urſache zu ſchlieſſen, GOtt habe die Straffen und die Belohnungen die böſen und guten Actiones im Univerſo dergeſtalt mit einander verknüpffet, daß die erſte allezeit von der andern ſolle zugezogen werden; und daß die Tugend und das Laſter vermöge des natürlichen Erfolgs derer Dinge, der noch eine andere Art der vorbeſtimmten Harmonie in ſich hält, als die iſt ſo in den Commercio des Leibes und der Seelen zu ſeyn ſcheinet, ſich ſelbſt ihre Belohnung und ihre Straffen zuziehen. Denn es iſt doch endlich alles was GOtt gemacht, vollkommen übereinſtimmend, wie ich bereits angemerckt. Vielleicht würde alſo dieſe Convenientz in Anſehung derjenigen wegfallen die ohne die wahrhafftige rechtſchaffene Freyheit die von der abſoluten Nothwendigkeit befreyet iſt, agiren würden, und in dieſem Falle würde bloß die Juſtitia correctiva, aber nicht die vindicativa ſtatt finden. Dieſe Meynung hat der berühmte Conringius in einer Diſputation de Juſto behauptet. Und in der That betreffen die Gründe, deren ſich ſchon Pomponatius in ſeinem Buche von dem Verhängniß bedienet hat, den Nutzen der Straffen und Belohnungen zu beweiſen, wenn gleich in unſern Actionibus alles aus einer fatalen Nothwendigkeit geſchehe, nur die Beſſerung, aber nicht die Genugthuung κόλασιν, οὐ τιμωρίαν. Alſo bringet man auch die Thiere, die mit an gewiſſen Laſtern Theil haben, nur bloß in der Abſicht ums Leben um ein Auff- und Anſehn zu machen, wie etwan die Häuſer der Rebellen gantz von Grund aus ausgerottet werden, um ein Schrecken zu geben. Alſo iſt es ein Actus der Juſtitiæ correctivæ, daran die Juſtitia vindicativa keinen Theil hat.

§. LXXV.

Allein wir wollen uns ietzo nicht auffhalten eine mehr courieuſe, als nothwendige Frage zu unterſuchen, weil wir zur Gnüge gezeiget, daß in den voluntairen Actionen keine dergleichen Nothwendigkeit ſey. Inzwiſchen iſt es doch gut geweſen, daß wir gezeiget, wie die bloſſe unvollkommene Freyheit, das iſt, die nur allein von dem Zwange frey, zulangen würde dieſe Art der Straffen und der Belohnung die auf die Vermeidung des Böſen und die Beſſerung abziehen, zu gründen. Hieraus ſiehet man auch, daß einige verſtändige Leute, die ſich bereden als wäre alles nothwendig, unrecht thun wenn ſie ſagen, es ſolle niemand weder gelobet noch getadelt, weder belohnet noch geſtrafft werden. Vermuthlich ſagen ſie es bloß in der Abſicht ihren geſchickten Kopff zu üben; der Deckmantel iſt dieſer, daß weil alles nothwendig, ſo ſtünde auch nichts in unſer Gewalt. Allein dieſes Vorgeben iſt übel gegründet; denn die nothwendigen Actiones würden doch noch wenigſtens in ſo weit in unſer Gewalt ſeyn, als wir ſie würden thun und laſſen können, wenn die Hoffnung oder die Furcht gelobet oder geſcholten zu werden, Vergnügen oder Schmertzen zu bekommen, unſern Willen dazu bewegte, ſie möchten ihn nun entweder nothwendig dazu bewegen, oder indem ſie ihn dazu bewegten, ſo wohl die Spontaneität als die Contingentz und die Freyheit ungekränckt laſſen. Dergeſtalt würde alſo das Loben und Tadeln, die Belohnung und die Straffe noch iederzeit einen groſſen Theil ihres Nutzens behalten, wenn gleich ſchon eine wahrhaffte Nothwendigkeit in unſern Actionibus wäre. Wir können auch noch die guten und böſen natürlichen Gaben, woran der Wille keinen Theil hat an einem Pferde, an einem Diamant und an einem Menſchen loben, und derjenige der von dem Catone Utico geſagt, er lebe wegen ſeines guten Naturells tugendhafft, und könte unmöglich anders leben, der hat ihn noch mehr zu loben vermeynt.

§. LXXVI.

Die Schwürigkeiten die wir bißhero zu heben geſucht, ſind faſt alle der natürlichen und der geoffenbahrten GOttes-Gelahrheit gemein geweſen. Vor ietzo erforderts die Nothwendigkeit einen gewiſſen geoffenbahrten Punckt, nemlich die Wahl und die Verwerfſung, nebſt der Oeconomie oder dem Gebrauch der göttlichen Gnade in Anſehung dieſer Actuum der Barmhertzigkeit oder der Gerechtigkeit GOttes vor die Hand zu nehmen. Indem wir aber auf die vorhergehende Schwürigkeiten geantwortet, ſo haben wir uns zugleich einen Weg gebahnet, denen noch übrigen auch ein Genüge leiſten zu können. Dieſes beſtätiget die Anmerckung, die wir oben in præliminari Diſcurſu §. 43. gemacht, nemlich daß vielmehr zwiſchen den wahren Gründen der natürlichen Theologie und zwiſchen den falſchen Gründen der menſchlichen Schein-Dinge, als zwiſchen dem geoffenbahrten Glauben und der Vernunfft ein Streit ſey. Denn ietzo kommt faſt keine eintzige neue Schwürigkeit wieder die Offenbahrung vor die nicht von denjenigen herſtamme, die man den aus der Vernunfft bekanten Wahrheiten vorwerffen könne.

§. LXXVII.

Gleich wie nun die Tridentiniſchen Theologi faſt aller Partheyen, in der Materie von der Prædeſtination und der Gnade unter einander getrennet ſeyn, und auf einerley Einwürffe nach ihren unterſchiedenen Principiis unterſchiedlich antworten; ſo kan man nicht umhin dieſe Uneinigkeit zu berühren die unter ihnen im Schwange gehet. Uberhaupt kan man ſagen, daß einige GOtt auf eine mehr metaphyſiſche, andere auf eine moraliſche Art betrachten; und man hat ſchon vormahls angemercket, daß die contra Remonſtranten die erſte und die Remonſtranten die andere Parthey erwehlen. Allein wenn man wohl thun will, ſo muß man einerſeits ſo wohl die Independentz GOttes, als die Dependentz der Creaturen, anderſeits aber die Gerechtigkeit und die Gütigkeit GOttes behaupten, die macht daß er von ſich ſelbſt, ſein Wille aber von ſeinem Verſtande und ſeiner Weißheit dependirt.

§. LXXVIII.

Wenn einige geſchickte und wohlgeſinnete Leute die Stärcke derer Gründe der zwey vornehmſten Partheyen vorſtellen wollen, um ſie zu bereden daß ſie einander dulden ſollen, ſo ſagen ſie der gantze Streit kommet auf dieſen Haupt-Punckt an, nemlich was GOtt vor einen Haupt-Endzweck gehabt, da er ſeine Rath-Schlüſſe in Anſehung des Menſchen gemacht? hat er ſie bloß zu dem Ende geſchaffen damit er durch Offenbahrung ſeiner Eigenſchafften, und durch Abfaſſung dieſes groſſen Vorhabens der Schöpffung und der Vorſorge, ſeine Ehre möchte ausbreiten können; oder hat er vielmehr auf die freywilligen Bewegungen der vernünfftigen Subſtanzien geſehen die er ſchaffen wolte, indem er betrachtete was ſie in den unterſchiedenen Umſtänden und Zufällen, worein er ſie ſetzen könte, wollen oder thun würden, damit er hernach einen beqvemen Entſchluß darüber nehmen könte. Die zweyen Antworten die man auf dieſe groſſe Frage giebt als wären ſie einander zu wieder, ſcheinen mir, als wären ſie leicht mit einander zu conciliiren und folglich wären die Partheyen untereinander im Grunde eines, ohne daß man einer Tolerantz vonnöthen hätte, wenn alles auf dieſen Punckt ankäme. GOtt hat zwar in der That, als er den Schluß faſte die Welt zu ſchaffen, bloß und allein dieſe Abſicht gehabt, ſeine Vollkommenheit auf die nachdrücklichſte, und ſeiner groſſen Gütigkeit und Weißheit anſtändigſte Art zu offenbahren und mitzutheilen; Allein eben dieſes hat ihn bewogen alles Thun der Creaturen annoch in dem Stande der bloſſen Poſſibilität zu betrachten, damit er den (convenableſten) geſchickteſten und beſten Entwurff machen könte. Er iſt wie ein groſſer Baumeiſter, der das Vergnügen und den Ruhm einen ſchönen Pallaſt gebauet zu haben, zum Endzweck hat, und der, ehe er einen völligen Schluß faſſet, die Form, die Materialien, den Platz, die Lage, die Mittel, die Arbeiter, die Unkoſten und alles betrachtet, was zu dieſem Gebäude kommen ſoll. Denn wenn ein Weiſer einen Entwurff machet, ſo kan er den Endzweck nicht von den Mitteln abſondern. Er ſetzet ſich keinen Zweck vor, wenn er nicht weiß, ob auch Mittel verhanden dieſen Endzweck zu erlangen.

§. LXXIX.

Ich weiß nicht ob es nicht noch Leute geben möchte die ſich einbilden, daß man daraus, daß GOtt der unumſchränckte Herr aller Dinge iſt, ſchlüſſen könne, es wäre ihm alles gleich gültig was auſſer ihm iſt, und er ſehe bloß auf ſich ſelbſt ohne ſich um was anders zu bekümmern, und alſo hätte er ohne einige Urſachen, ohne Wahl, und ohne Ration einige glücklich und die andern unglücklich gemacht. Allein wenn man das von GOtt lehren wolte, ſo würde man ihm die Weißheit und Gütigkeit abſprechen. Allein es iſt ſchon genug wenn wir anmercken, daß er auf ſich ſelbſt ſiehet, und nichts verabſäumet was er ſich ſelbſt ſchuldig iſt, wenn wir nur dabey glauben, daß er auch auf ſeine Creaturen ſiehet, und ſie ſo anbringet wie es der Ordnung am gemäſſeſten iſt. Denn ie mehr ein groſſer und gütiger Fürſt auf ſeine Ehre und guten Nahmen bedacht iſt, iemehr wird er ſuchen ſeine Unterthanen glücklich zu machen, wenn er auch gleich der abſoluteſte Monarche, und ſeine Unterthanen gebohrne Sclaven, oder wie die Juriſten reden, Leibeigne und der eigenwilligen Macht gantz unterworffene Leute wären. Calvinus ſelbſt und einige andere von den gröſten Vertheidigern des (abſoluti decreti) unbedungenen Rathſchluſſes GOttes haben ſehr wohl geſagt, GOtt habe groſſe und gerechte Urſachen ſeiner Wahl und der Austheilung ſeiner Gnade gehabt, ob ſie uns ſchon gleich nicht ins beſondere bekand ſeyn; und man muß aus Liebe ſchlüſſen, daß auch die härteſten Prædeſtinatores allzuviel Verſtand und Frömmigkeit haben, daß ſie von dieſer Meynung abgehen ſolten.

§. LXXX.

Es wird demnach, wie ich hoffe, mit Leuten die nur ein wenig vernünfftig ſind hierüber kein Streit ſeyn. Allein unter denjenigen die man in Anſehung ihrer Lehren von der Gnade und dem Willen GOttes Univerſaliſten und Particulariſten nennet, wird es noch immer gar viel Händel ſetzen. Inzwiſchen bin ich nicht ungeneigt zu glauben, es beſtehe wenigſtens der ſo hitzige Streit unter ihnen wegen des göttlichen Willens alle Menſchen ſelig zu machen, und über dasjenige was von ſelbigem dependirt (wenn man den Streit von den (Auxiliis) Hülffe oder von dem Beyſtande der Gnade davon abſondert) mehr in den Redens-Arten als in der Sache. Denn man darff nur bedencken, daß GOtt und ieder weiſe Wohlthäter zu allem Guten, das ſich nur thun läſt, geneigt iſt, und daß ſich dieſe Zuneigung nach der Beſchaffenheit des Guten, (wenn man das Objectum eigentlich und an und vor ſich ſelbſt nimmt) aus einem Voluntate antecedente (wie man ihn nennet) richtet, der aber nicht allemahl ſeinen völligen (Effect) Würckung hat, weil dieſer Weiſe noch viel andere Neigungen haben muß. Der Effect alſo aller Neigungen zuſammen machen ſein völliges und decretoriſches Wollen

len aus, wie wir es oben berits erkläret haben. Man kan alſo mit den Alten gar wohl ſagen, GOtt wolle nach ſeinem Voluntate antecedente alle Menſchen ſelig machen, nicht aber nach dem Voluntate conſequente, der allemahl ſeinen Effect hat. Und wenn diejenigen die dieſen allgemeinen Willen negiren, nicht zugeben wollen, daß man die vorhergehende Neigung einen Willen nenne, ſo halten ſie ſich nur bey einem Wort-Streit auf.

§. LXXXI.

Allein es iſt in Anſehung der Vorſehung zu dem ewigen Leben und allen übrigen Beſtimmungen GOttes eine wichtigere Frage, ob nemlich dieſe Beſtimmung abſolut ſey oder eine Abſicht auf etwas habe. Es iſt eine Beſtimmung zum Böſen und zum Guten; und gleich wie das Böſe entweder moraliſch oder phyſiſch iſt, ſo ſind die Theologi von allen Partheyen eins, daß keine Beſtimmung oder Vorſehung zum moraliſchen Böſen ſey, das iſt, daß niemand zur Sünde verſehen ſey. Was das gröſte Malum Phyſicum nemlich die Verdammniß anlangt, ſo kan man unter der Deſtination und der Prædeſtination einen Unterſcheid machen. Denn es ſcheinet, daß die Prædeſtination an und vor ſich ſelbſt eine abſolute und vor der Betrachtung der guten und böſen Thaten derjenigen die ſie betrifft vorhergehende Deſtination in ſich einſchlüſſe. Alſo kan man wohl ſagen daß die Verworffenen zur Verdammung (deſtinirt) verſehen ſind, weil ſie als Unbußfertige ſind erkañt worden. Allein man kan nicht ſo wohl ſagen, daß die Verworffenen zur Verdammung prædeſtinirt worden ſind, denn es iſt keine unbedungene Verwerffung, weil ſie ſich auf die vorhergeſehene beharrliche Unbußfertigkeit gründet.

§. LXXXII.

Es giebt zwar Leute die behaupten, als GOtt vermöge ſolcher Gründe die ihm anſtändig, aber uns unbekand ſind, ſeine Barmhertzigkeit und Gerechtigkeit habe kund und offenbahr machen wollen, ſo habe er die Erwehlten ausgeleſen und folglich die Verworffenen, noch vor aller Betrachtung der Sünde ſelbſt des Adams verſtoſſen, und nach dieſem Entſchluſſe vor gut befunden zu Ausübung dieſer zweyen Tugenden die Sünde zuzulaſſen; und einigen zu ihrer Seligmachung in Chriſto JEſu Gnade zugedacht; andern aber dieſelbe verſagt, damit er ſie straffen könne; und deswegen nennt man dieſe Leute Supralapſarios, weil ihrer Meynung nach der Schluß zu ſtraffen noch vor der Erkäntniß der künfftigen Exiſtentz der Sünde vorhergehet. Allein die allergemeinſte Meynung unter denen die ſich Reformirte nennen, und die in dem Dordrechtiſchen Synodo gut geſprochen uñ beliebet worden, iſt die Meynung der Infralapſariorum die mit der Meynung des heiligen Auguſtini zur Gnüge übereinſtimmet, welche beſagt, als GOtt ſich entſchloſſen die Sünde Adams und das Verdammniß des gantzen menſchlichen Geſchlechts aus wichtigen aber geheimen Urſachen zuzulaſſen, ſo ſey er durch ſeine Barmhertzigkeit bewogen worden einige aus dem verderbten Hauffen zu erwehlen, damit ſie durch das Verdienſt Chriſti aus Gnaden möchten ſelig werden, aus ſeiner Gerechtigkeit aber angetrieben worden, andere mit der verdienten Verdammniß zu beſtraffen. Deswegen wurden bey den Scholaſticis die Seligen allein prædeſtinati, die Verſtoſſenen aber præſciti genennet. Es iſt nicht zu leugnen daß einige Infralapſarii und andere von der Prædeſtination zur Verdammung bißweilen nach dem Exempel des Fulgentii und des heiligen Auguſtini ſelbſt reden, aber das bedeutet bey ihnen ſo viel als Deſtination, und es nützt zu weiter nichts, als zu Wort-Gezäncken, ob man wohl einsmahls Gelegenheit daher genommen den Godeschalcum übel zu tractiren, der um die Mitte des 9. Seculi ein Auffſehen machte, und den Nahmen des Fulgentii deswegen annahm, zu zeigen daß er dieſem Autori nachgienge.

§. LXXXIII.

Was die Deſtination derer Erwehlten zum ewigen Leben anlanget, ſo ſtreiten ſo wohl die Proteſtanten, als die von der Römiſchen Kirche

che ſehr untereinander ob die Wahl unbedungen, oder ob ſie auf den vorhergeſehenen und biß ans Ende beharrlichen lebendigen Glauben gegründet ſey: die Evangeliſche nemlich die von der Augſpurgiſchen Confeſſion, halten es mit dem letzten, ſie glauben man müſſe nicht auf die verborgenen Urſachen der Wahl gehen, ſo lange man noch eine und in der heiligen Schrifft aufgezeichnete offenbahre Urſache, welche der Glaube an CHriſtum iſt, davon finden könne; und es düncket ihnen, die Vorherſehung der Urſache ſey auch die Urſache der Vorherſehung des (effect) Erfolgs. Diejenigen ſo man Reformirte nennet ſind einer gantz andern Meynung, ſie geben zu daß die Seligkeit von dem Glauben an JEſum Chriſtum herkomme, allein ſie mercken an, daß offters die Cauſa prior effectu in executione, poſterior in intentione ſey, das iſt, daß die Würckung einer Sache offt eher erfolget, ehe ſie noch ſey von einer Cauſa intendirt worden, eben ſo als wenn die Urſache das Mittel und der effectus des Endzwecks iſt. Alſo iſt die Frage ob in der Intention GOttes, der Glaube oder ob die Seligmachung vorhergehe, das iſt, ob GOtt den Menſchen eher ſelig, als gläubig machen wolle.

§. LXXXIV.

Hieraus ſiehet man daß die Frage zwiſchen den Supralapſariis und Infralapſariis zum

Theil, und hernachmahls zwiſchen dieſen und den Evangeliſchen, darauff ankomt, daß man die Ordnung, ſo in den Rathſchlüſſen Gottes iſt, wohl begreiffe. Vielleicht könte man dieſem Streit auf einmahl ein Ende machen, wenn man ſagte, alle Rathſchlüſſe GOttes von denen die Rede iſt, geſchehen, wenn man es recht nehme, nicht allein in Anſehung der Zeit, welches alle Welt zugeſtehet, ſondern auch in Signo rationis, oder in der Ordnung der Natur zugleich. Und die Formula Concordiæ hat nach einigen Stellen des heiligen Auguſtini unter eben dem Rathſchluſſe der Wahl die Seligkeit und die Mittel mit drunter begriffen, die einen zur Seligkeit führen. Wenn man dieſe Simultaneität der Deſtinationum oder der Rathſchlüſſe GOttes von denen die Rede iſt, zeigen will, ſo muß man das Expediens ergreiffen, deſſen ich mich mehr als einmahl bedienet habe, und das beſagt, GOtt habe noch ehe er etwas beſchloſſen unter andern möglichen Suiten der Dinge diejenigen betrachtet, welche er nach der Zeit gebilliget, in deſſen Begriffen vorgeſtellet iſt, wie die erſten Eltern ſündigen und ihre Nachkommen verderben, wie JEſus Chriſtus das menſchliche Geſchlechte wieder erkauffen und wie einige, denen er dieſe oder jene Gnaden-Mittel gegeben, zu einem beharrlichen und endlichen Glauben und zur Seligkeit gelangen, und wie andere entweder mit oder ohne dergleichen oder andere Gnaden-Mittel nicht dazu gelangen, unter der Sünde bleiben, und verdammt werden; und GOtt gebe dieſer Suite nicht eher ſeinen Beyfall, als nachdem er ſie umſtändlich betrachtet, und alſo fälle er über diejenigen keinen ausdrücklichen und feſten Entſchluß die ſollen ſelig oder verdammt werden, ohne vorher alles mit den andern möglichen Ordnungen überlegt, ja ſelbſt verglichen zu haben. Was er alſo ausſpricht das betrifft die gantze Ordnung auf einmahl an der er weiter nichts thut als daß er bloß ihre Exiſtentz beſchlüſt. Wenn er andere Menſchen oder auf eine andere Art hätte erlöſen wollen, ſo hätte er eine gantz andere generale Ordnung erwehlen müſſen, denn in jeder Ordnung iſt alles mit einander verknüpfft. Und wenn man die Sache ſo nimmt, welches auch dem weiſeſten, deſſen Actiones alle aufs möglichſte verknüpffet ſind, am anſtändigſten iſt; ſo iſt nur ein eintziger totaler Rathſchluß GOttes, nemlich der Schluß eine ſolche Welt zu ſchaffen. Und dieſer totale Rathſchluß begreifft durchgehends alle beſondere Rathſchlüſſe in ſich ohne daß eine Ordnung unter ihnen iſt, ob man wohl ſonſt ſagen kan, daß ieder Actus particularis des Voluntatis antecedentis, der mit in dem begriffen iſt was aus dem totalen Schluſſe entſpringt, nach der Beſchaffenheit des Guten, auf das dieſer Actus inclinirt, auch ſeinen Werth und

Ordnung habe. Allein dieſe Actus des Voluntatis antecedentis werden keine Decreta genennet, weil ſie noch unter weges bleiben können, und der Erfolg erſt von dem totalen Schluß dependirt. Und wenn man die Sache ſo nimmt, ſo kommen alle die Schwürigkeiten, die man hierüber machen kan, auf die wieder an ſo man bereits gemacht und gehoben, als man den Urſprung des Böſen unterſucht hat.

§. LXXXV.

Es iſt weiter nichts mehr übrig als daß wir nur etwas wichtiges ausmachen, das ſeine beſondere Schwürigkeiten hat; nemlich das von der Austheilung der Mittel und der Umſtände, welche zur Seligkeit und der Verdammnüß etwas mit beytragen, welches unter andern auch die Materie (de auxiliis gratiæ) von der Hülffe göttlicher Gnade mit in ſich faſſet, und von der Rom (ſeit der Congregation de Auxiliis unter dem Clemente IIX. da zwiſchen den Jeſuiten und den Dominicanern gezancket wurde) nicht leicht Bücher publiciren läſt. Es muß alle Welt bekennen, daß GOtt vollkommen gut und gerecht, und daß er aus ſeiner Gütigkeit zu dem, was die Menſchen kan ſtraffbahr machen, ſo wenig contribuiret als nur möglich iſt, und hergegen zu dem wodurch ihre Seligkeit kan erhalten werden, ſo viel als möglich iſt, nemlich ſo viel als der allgemeinen Ordnung der Dinge unbeſchadet, möglich iſt; daß ferner ſeine Gerechtigkeit ihm nicht zuläſt die Unſchuldigen zu verdammen und die guten Actiones unbelohnt zu laſſen, ja daß er endlich zwiſchen der Straffe und der Belohnung ein rechtes Maß halte. Unterdeſſen iſt dieſer Begriff den man von der Gütigkeit und Gerechtigkeit GOttes haben ſoll, aus demjenigen was wir von ſeinen Actionibus in Anſehung der Seligkeit, und der Verdam̃ung wiſſen, nicht eben zur Gnüge zu erſehen, und dieſes erreget die Schwürigkeiten welche die Sünde und die Mittel wieder dieſelbe betreffen.

§. LXXXVI.

Die erſte Schwürigkeit iſt dieſe, wie die Seele von der Erb-Sünde, welche die Wurtzel der würcklichen Sünden iſt, habe können angeſteckt werden, ohne daß man GOtt deswegen, daß er ſie derſelben exponirt, eine Ungerechtigkeit beymeſſen könne. Aus dieſer Schwürigkeit ſind drey Meynungen von dem Urſprunge der Seelen ſelbſt entſtanden; die Meynung von der Præexiſtentz der menſchlichen Seelen in einer andern Welt, oder in einem andern Leben wo ſie geſündiget hatten, und deswegen in dieſe Gefangenſchafft des Cörperlichen Leibes ſind verdammet worden, welches eine Meynung der Platonicker iſt, die dem Origeni zugeſchrieben wird, und noch heut zu Tage ihre Anhänger findet. Henricus Morus ein Engliſcher Lehrer hat in einem ausdrücklichen Buche etwas von dieſer Lehre behauptet. Einige ſo dieſe Præexiſtentiam behaupten, ſind auch ſo gar auf die Metempſychoſin verfallen. Der Herr Van Helmont der Sohn war dieſer Meynung, und der ſinnreiche Autor einiger Metaphyſiſchen Gedancken ſo A. 1678. unter dem Nahmen des Wilhelmi Wander ſind publicirt worden, ſcheinet dazu geveigt zu ſeyn. Die andere iſt die Meynung von der (Traduction) Fortpflantzung, als wenn die Seelen der Kinder von der Seele oder den Seelen derjenigen von denen ihr Leib gezeuget wird per Traducem gezeuget würden. Der heil. Auguſtinus war ſehr dazu geneigt, damit er die Erb-Sünde deſto beſſer möchte entſchuldigen können. Dieſe Lehre wird auch von den meiſten Theologis der Augſpurgiſchen Confeſſion gelehret. Unterdeſſen iſt ſie doch nicht gäntzlich unter ihnen eingeführet, weil ſchon vor langer Zeit, die Univerſität Jena, Helmſtädt und andere dawieder geweſen. Die dritte ſo heut zu Tage die gemeinſte Meynung iſt, iſt die von der Schöpffung, ſie wird in den meiſten Chriſtlichen Schulen gelehret, allein ſie bekommt in Anſehung der Erb-Sünde die gröſten Schwürigkeiten.

§. LXXXVII.

Zu dieſem Streit der Theologorum über den Urſprung der menſchlichen Seelen iſt der Philoſophiſche Streit von dem Urſprunge der

Formen kommen. Ariſtoteles und die Schule nach ihm haben das eine Form genennet, was ein Principium der Action iſt, und ſich in demjenigen befindet der agirt. Dieſes innerliche Principium iſt entweder ſubſtanziell und wird, wenn es in einem Corpore organico iſt, eine Seele genennet, oder accidentell, das wird eine Qualität genennet. Eben dieſer Philoſophus hat der Seele das nomen genericum der Entelechiæ oder des Actus gegeben. Diß Wort Entelechia hat allem Anſehn nach den Urſprung von dem Griechiſchen Wort welches vollkommen bedeutet, und deswegen gab es der berühmte Hermolaus Barbarus Lateiniſch von Wort zu Wort durch Perfectihabia, denn der Actus iſt ein Complimentum der Macht; allein er hätte nicht nöthig den Teuffel um Rath zu fragen, wie er gethan, damit er nur dieſes von ihm lernen möchte. Nun concipirt ſich der Philoſophus Stagirita zweyerley Arten der Actuum: Actum permanentem, und actum ſucceſſivum. Der Actus permanens oder der daurende iſt nichts anders als die Forma ſubſtantialis oder accidentalis; die Forma ſubſtantialis als z. E. die Seele iſt wenigſtens meiner Meynung nach gantz permanens oder daurend, und die accidentalis, iſts nur auf eine Zeit. Allein der gantz vergängliche Actus, deſſen Natur tranſitoriſch iſt, beſtehet in der

Action ſelbſt. Ich habe zu anderer Zeit gezeiget daß der Begriff der Entelechiæ nicht gäntzlich zu verachten ſey, und weil er (permanens) daurend iſt, er nicht allein eine bloſſe Facultatem activam, ſondern auch das was man Krafft, Bemühung, conatum nennen kan, mit ſich bringe, deſſen Action allemahl erfolgen muß, wenn ſie nichts hindert. Die Facultas oder das Vermögen iſt nur ein (Attributum) Eigenſchafft oder bißweilen ein Modus; Allein die (Vis) Stärcke, wenn ſie nicht ein Ingredientz der Subſtantz iſt, (das iſt die Stärcke die non primitiva ſondern derivativa iſt,) ſo iſt ſie eine Qualität die von der Subſtantz unterſchieden iſt, und ſich von ihr abſondern läſt. Ich habe auch gezeiget, wie man ſich vorſtellen könne, daß die Seele eine vis primitiva ſey, die von den viribus derivativis oder Qualitatibus verändert, modificirt, und in den Actionibus ausgeübet wird.

§. LXXXVIII.

Nun haben ſich die Weltweiſen über den Urſprung der Formarum ſubſtantialium überaus ſehr gemartert. Denn ſagen das Compoſitum von der Form und der Materie werde gezeugt und producirt, die Form aber nur ſo mit hervorgebracht, das iſt nichts. Die gemeine Meynung iſt geweſen, die Formen wären aus der Krafft der Materie gezogen worden, welches man Eduction nennet, das hieß in der

That noch nichts; allein man erläuterte es einiger maſſen durch das Gleichniß von den Figuren. Denn die Figur einer Statua wird nicht anders hervorbracht, als wenn man den überflüſſigen Marmor wegſchafft. Dieſes Gleichnüß könte wohl ſtatt finden, wenn die Form in einer bloſſen Limitation beſtünde wie die Figur. Einige haben geglaubt, die Formen würden vom Him̃el geſchickt und ſelbſt expreſſe geſchaffen, wenn die Leiber producirt würden. Julius Scaliger hat vorgegeben es könten wohl die Formen vielmehr aus der potentia activa der cauſæ efficientis, (das iſt entweder aus der potentia activa cauſæ efficientis im Fall der Schöpffung, oder aus der potentia activa cauſæ efficientis anderer Formẽ im Fall der Gebährung) als aus der potentia paſſiva der Materie genom̃en worden ſeyn, und man geräth dadurch auf die Traduction weñ eine Zeugung geſchicht. Daniel Sennert ein berühmter Wittenbergiſcher Medicus und Phyſicus hat dieſe Meynung ſonderlich in Anſehung der (Animatorum) beſeelten Cörper cultiviret die durch den Saamen vermehret werden. Ein gewiſſer Julius Cæſar della Galla ein in den Niederlanden wohnender Italiener, und ein Gröningiſcher Medicus Johannes Freytag genant haben ſehr hefftig wieder ihn geſchrieben. Und Johannes Sperling Wittenbergiſcher Profeſſor hat ſeinen Lehrmeiſter vertheitheidiget und iſt endlich mit dem Johanne Zeiſold einem Jeniſchen Profeſſor, der die Schöpffung der menſchlichen Seele vertheidigte, in Händel gerathen.

§. LXXXIX.

Allein es läſt ſich weder die Traduction noch die Eduction erklären, wenn man den Urſprung der Seelen finden ſoll. Mit den Formis accidentalibus iſt es gantz anders beſchaffen, weil es nur Modificationes der Subſtantz ſind, auch ihr Urſprung durch die Eduction, das iſt durch die Variation der Limitationum, eben wie der Urſprung der Figuren kan erkläret werden. Allein das iſt gantz was anders wenn von dem Urſprunge einer Subſtantz die Rede iſt, deren Anfang ſo wohl als deren Untergang ſich ſchwer erklären läſt. Sennert und Sperling haben ſich nicht unterſtanden die Subſtantz und die Indeſtructibilität der Seelen der Thiere, oder andern Formarum primitivarum zu admittiren, ob ſie ſie ſchon vor immaterialiſch und indiviſibile gehalten. Allein die Urſache war daß ſie die Indeſtructibilität mit der Unſterblichkeit confundirten, durch die man doch in dem Menſchen verſtehet daß nicht allein die Seele, ſondern auch noch die Perſonalität beſtehet, das iſt, indem man ſaget, die Seele des Menſchen ſey unſterblich, ſo macht man dasjenige ſubſiſtiren was macht, daß dieſes eben die Perſon iſt, die ihre moraliſche Qvalilitæten behält, wenn ſie das Gewiſſen oder die innerliche Empfindung deſſen was ſie iſt, behält; dieſes machet daß ſie kan geſtraffet und belohnet werden; Allein dieſe Erhaltung der (Perſonalität) Perſönlichkeit findet in den Seelen der Thiere nicht ſtatt; derowegen heiſſe ich ſie lieber unverderblich, als unſterblich. Inzwiſchen ſcheinet es als wäre dieſes Mißverſtändniß von einer groſſen Inconſequentz in der Lehre der Thomiſten und anderer guten Philoſophen verurſachet worden, welche die Immaterialität oder Indiviſibilität aller Seelen annehmen, ohne daß ſie die Indeſtructibilität zum groſſen Nachtheil der Unſterblichkeit der menſchl. Seele haben zugeſtehen wollen. Johannes Scotus das iſt der Schottländer (welches vormals ſo viel als Irrland oder Erigenes bedeutete) ein berühmter Scribent zu den Zeiten des Ludovici pii und ſeiner Söhne, vertheidigte die Erhaltung aller Seelen; Und ich ſehe nicht, warum das eine geringere Inconvenientz ſeyn ſolte, wenn man die Atomos des Epicuri oder des Gaſſendi dauren läſt, als wenn man alle wahrhafftig einfache (ſimplices) und unzertheilbahre Subſtanzien, welche die einigen und wahren Atomi der Natur ſind, ſubſiſtiren läſt. Und Pythagoras hatte recht, wenn er bey dem Ovidio generaliter ſagete: Morte carent animæ,

§. XC.

§. XC.

Gleichwie ich nun gerne ſolche Lehrſätze habe die zu ihrer Vertheidigung einander die Hand biethen, und die ſo viel möglich die wenigſten Ausnahmen haben, als will ich hier dasjenige vortragen was mir in dieſer wichtigen Frage am vernünfftigſten geſchienen. Ich halte davor daß die Seelen und durchgehends die Substantiæ ſimplices nicht anders als von der Schöpffung ihren Anfang und von der annihilation ihr Ende haben können. Und gleich wie es ſcheinet als lieſſe ſich die Formirung der organiſchen beſeelten Cörper in der Ordnung der Natur nicht anders erklären als wenn man ſchon eine organiſche Præformirung vorherſetzt; als habe ich daraus geſchloſſen, daß dasjenige was wir die Zeugung eines jeden Thieres nennen nur bloß eine Transformation und Augmentation ſey, und daß alſo weil eben der Leib ſchon organiſirt geweſen, zu glauben ſey, daß er auch ſchon beſeelt geweſen, und eben die Seele gehabt; eben als wie ich vice verſa von der Erhaltung der Seele ſchlüſſe, daß wenn ſie ſchon einmahl geſchaffen worden, das Thier auch conſervirt werde, und daß der ſcheinbare Tod nur eine (Enveloppement) Einwicklung ſey, indem gar nicht das geringſte Anſehn verhanden, daß es in der Ordnung der Natur von allen Cörpern gantz abgeſonderte Seelen gebe, noch daß dasjenige durch die Krafft der

Natur aufhören könne, was gar nicht natürlicher Weiſe anfängt.

§. XCI.

Nachdem ich nun alſo eine ſo ſchöne Ordnung und ſo allgemeine Reguln auch in Anſehung der Thiere gemacht, ſo ſcheinet es gar nicht vernünfftig zu ſeyn, daß der Menſch hiervon gäntzlich ſolte ausgeſchloſſen ſeyn, und daß in ihm, in Anſehung ſeiner Seelen alles durch Wunder geſchehe. Alſo habe ich auch mehr als einmahl angemerckt, wie die Weißheit GOttes erfordere, daß in ſeinen Wercken alles übereinſtimmend und harmoniſch ſey, und daß es in der Natur wie in der Gnade zugehe. Alſo wolte ich faſt glauben, daß die Seelen die einſt menſchliche Seelen ſeyn werden, wie die Seelen anderer (Specierum) Arten in dem Saamen und in den Vor-Eltern biß auf Adam geweſt, und folglich vom Anfange der Dinge in einer Art eines organiſchen Cörpers beſtändig exiſtirt haben, worinnen der Herr Swammerdam, der wohl-ehrwürdige Pater Malebranche, der Herr Bayle, der Herr Pitcarne der Herr Hartſoecker und viel andere ſehr geſchickte Männer ſcheinen meiner Meynung zu ſeyn. Und dieſe Lehre wird durch die Obſervationes Microſcopicas des Herrn Leeuwenhœk un̄ anderer guten Obſervatorum zur Gnüge beſtätiget. Allein es ſcheint mir noch aus vielen Gründen zu erfordern, daß ſie alsdenn nur als animæ ſenſitivæ oder animales zwar mit perceptionen und Empfindungen, aber ohne Vernunfft exiſtiret, und in dieſem Stande biß auf die Zeit der Geburth desjenigen Menſchen geblieben ſind dem ſie zugehören ſolten; aber damahls die Vernunfft empfangen; es mag nun entweder ein natürliches Mittel verhanden ſeyn eine animam ſenſitivam in den Grad einer vernünfftigen Seele zu ſetzen, (welchs ich doch ſchwer begreiffen kan)oder es mag GOtt dieſer Seele durch eine beſondere Würckung, oder wenn ihr wollet durch eine Art einer Transcreation die Vernunfft gegeben haben, welches um ſo viel deſto leichter zu admittiren, weil die Offenbahrung noch viel andere mittelbahre Würckungen GOttes in unſere Seele lehret. Dieſe Erklärung ſcheint die Verwirrungen zu heben, die ſich hier in der Philoſophie und der Theologie äuſſern; maſſen die Schwürigkeit von dem Urſprunge der Formen gäntzlich wegfällt; und weil es der Gerechtigkeit GOttes weit anſtändiger iſt, der durch die Sünde Adams bereits phyſiſch oder animaliter verderbten Seele eine neue Vollkommenheit, nehmlich die Vernunfft zu geben, als durch die Schöpffung oder auf andere Weiſe eine vernünfftige Seele in einen Leib zu ſetzen, wo ſie moraliter ſolte verderbet werden.

§. XCII.

§. XCII.

Da nun die Seele einmahl ſchon unter der Herrſchafft der Sünden ſtehet und bereit iſt dieſelbe würcklich zu begehen, ſo bald als nur der Menſch im Stande ſeyn wird die Vernunfft zu gebrauchen; ſo iſt das wiederum eine neue Frage, ob dieſe Beſchaffenheit eines Menſchen, der durch die Tauffe nicht iſt wiedergebohren worden zu ſeiner Verdammung zulänglich ſey, wenn er auch ſchon niemahls würckliche Sünde begienge, wie es denn geſchehen kan und auch offters geſchicht, entweder weil er vor dem Alter ſtirbet da man ſich ſeiner Vernunfft gebrauchen kan, oder weil er derſelben beraubet worden ehe er ſie gebrauchen können. Man ſagt der heilige Gregorius Nazianzenus leugne es in der Orat. de Baptiſmo; allein der heilige Auguſtinus hält es mit der affirmativa, und vermeynet die Erb-Sünde allein ſey ſchon zulänglich die hölliſchen Flammen zu verdienen; wie wohl dieſe Meynung ſehr harte iſt, ich will nicht was mehrers ſagen. Wenn ich hier von der Verdammung und der Hölle rede, ſo verſtehe ich Schmertzen, und nicht eine bloſſe Beraubung der höchſten Glückſeligkeit; ich verſtehe, pœnam ſenſus, non pœnam damni. Gregorius de Rimini, General der Auguſtiner, iſt mit wenigen andern, wieder die von den Schulen ſeiner Zeit angenommene Meynung dem heil. Auguſtino gefolget, und wurde deßwegen der Hencker der Kinder, Tortor infantum, genennet. Die Scholaſtici aber an ſtatt daß ſie ſie in die hölliſchen Flam̃en verweiſen wollen, haben ihnen einen ausdrücklichen Limbum angezeichnet, wo ſie nicht leiden, und nur durch die Beraubung des ſeligen Anſchauens geſtraffet werden; die Offenbahrungen der heiligen Brigittæ wie man ſie nennet, die zu Rom ſehr hochgehalten werden, halten es auch mit dieſer Meynung. Salmeron und Molines reumen ihnen nechſt der Ambroſia Catharina und andern eine gewiſſe natürliche Seligkeit zu; und der Cardinal Sfondart ein Mann von Gelahrheit und Frömmigkeit der dieſer Meynung beyſtimmet, hat ihren Stand, welches ein Stand einer ſeligen Unſchuld iſt, ſo gar dem Stande eines erlöſten Sünders vorgezogen, wie ſolches aus ſeinem Nodus prædeſtinationis ſolutus zu erſehen: allein das ſcheinet ein wenig zu viel zu ſeyn. Es iſt wohl wahr daß eine gehöriger maſſen erleuchtete Seele nicht werde ſündigen wollen, wenn ſie gleich durch dieſes Mittel alle erſinnliche Vergnügung erhalten könte: Allein der Fall zwiſchen der Sünde und der wahrhafftigen Seligkeit etwas zu erwehlen, iſt ein phantaſtiſcher caſus, und es iſt beſſer daß man die Seligkeit (wie wohl nach vorhergegangener Buſſe) erlanlange, als daß man derſelben auf ewig beraubt bleibe.

§. XCIII.

Viele Frantzöſiſche Prælaten und Theologi, die willig und gerne von Molines abgehen und ſich an dem heiligen Auguſtino halten, ſcheinen zu dieſer Meynung dieſes groſſen Lehrers ungeneigt zu ſeyn, der die in dem Alter der Unſchuld und vor Empfangung der Tauffe verſtorbenen Kinder zu dem ewigen Feuer verdammet. Dieſes iſt aus dem oben angeführten Brieffe zu erſehn, den fünff berühmte Frantzöſiſche Prælaten, an den Papſt Innocentium XII. wieder das Buch geſchrieben, welches der Cardinal Sfondart nach ſeinem Tode heraus gegeben, in dem ſie ſich aber doch nicht unterſtunden die Lehre von der bloß privativiſchen Straffe der ohne Tauffe verſtorbenen Kinder zu verdam̃en, weil ſie geſehen, daß ſie von dem Ehrwürdigen Thoma d' Aqvino und andern groſſen Leuten gebilliget worden. Ich rede gar nicht von denen die man einer ſeits Janſeniſten und ander ſeits Schüler des heiligen Auguſtini nennet. Denn ſie bekennen ſich gäntzlich ſteiff und feſte zu der Meynung dieſes Patris. Allein dieſe Meynung iſt weder in der Vernunfft, noch in der heiligen Schrifft, zulänglich gegründet, und iſt auf die anſtößigſte Art hart. Der Herr Nicole entſchuldiget ſie in ſeinem Buche von der

der Einigkeit der Kirche, welches er dem Herrn Jurieu entgegen geſetzt, übel genung, ob ſchon der Herr Bayle in der Reſponſe aux qveſtions du Provincial Tom. 3. cap. 178. ſeine Parthey nimmt. Der Herr Nicole bedient ſich dieſes Vorwands, daß in der Chriſtlichen Religion noch andere Lehren mehr wären die ſehr hart zu ſeyn ſchienen. Allein über dem daß es gar nicht folget, daß man dergleichen harte Sachen deßwegen ohne Beweiß vermehren ſolte; ſo muß man bedencken, daß die andern Lehren die der Herr Nicole anführet, als z. E. die Erb-Sünde, die Ewigkeit der Straffe, nur ſcheinen harte und ungerecht zu ſeyn, und dahingegen die Verdammung der ohne würckliche Sünde und ohne Wiedergeburth verſtorbenen Kinder wahrhafftig hart ſeyn, und man in der That Unſchuldige verdam̃en würde. Und das bewegt mich zu glauben, daß die Parthey, ſo dieſe Meynung behauptet, in der Römiſchen Kirche ſelbſt niemahls gäntzlich die Oberhand bekommen werde. Die Evangeliſchen Theologi pflegen von dieſer Materie mit genugſamer Moderation zu ſprechen, und dieſe Seelen dem Urtheil und der Erbarmung ihres Schöpffers zu überlaſſen, und wir wiſſen nicht alle auſſerordentliche Wege, deren ſich GOtt zur Erleuchtung der Seelen bedienen kan.

§. XCIV.

Diejenigen welche wegen der bloſſen Erb-Sünde verdammen, und folglich die ohne Tauffe verſtorbene Kinder, fallen wieder Vermuthen in einen gewiſſen Gebrauch der Diſpoſition des Menſchen und des Vorherwiſſens GOttes die ſie in andern mißbilligen; ſie wollen nicht zugeben, daß GOtt denjenigen ſeine Gnade verſaget von denen er vorherſiehet, daß ſie derſelben wiederſtehen ſolten, noch daß dieſes Vorherſehen und dieſe (Diſpoſition) Beſchaffenheit Urſache, oder Schuld ſey an der Verdammung dieſer Perſonen. Und unterdeſſen behaupten ſie doch daß dieſe Diſpoſition, welche die Erb-Sünde ausmacht, und in der GOtt vorherſiehet, daß das Kind, ſo bald es nur im Stande ſeyn werde die Vernunfft zu gebrauchen, ſündigen werde, ſchon zulänglich ſey dieſes Kind zum voraus zu verdammen, die welche das eine behaupten und das andere verwerffen, deren Lehren ſtimmen nicht mit einander überein, und hangen auch nicht genugſam zuſammen.

§. XCV.

Nicht weniger Schwürigkeiten fallen auch bey denjenigen vor, die zu dem Alter kommen, darinnen ſie Gutes und Böſes unterſcheiden können, und in Sünden verfallen, in dem ſie der Meynung der verderbten Natur folgen, wofern ſie nicht die Hülffe der benöthigten Gnade de empfangen, um nicht in den Abgrund zu verfallen, oder ſich aus dem Abgrunde zu helffen worein ſie gefallen ſind. Denn es ſcheint etwas hart zu ſeyn, daß man ſie ewig verdammen wolle, weil ſie dasjenige gethan, welches ſie doch nicht unterlaſſen können. Diejenigen welche ſo gar auch die Kinder verdammen, die noch nicht fähig ſind Gutes und Böſes zu unterſcheiden, bekümmern ſich noch weniger um die Erwachſenen, uñ man ſolte faſt meynen ſie hätten ſich dadurch gantz verhärtet, daß ſie immer meynen ſie ſehen ſo viel Leute leiden. Allein mit denen andern iſt es nicht ſo beſchaffen, und ich wolte es gar zu gerne mit denen halten, die allen Menſchen eine zulängliche Gnade, ſie aus dem Böſen heraus zu reiſen, zueignen, wenn ſie nur genugſam zubereitet ſind, ſich dieſe Hülfſe zu Nutz zu machen, und ſie nicht mit Willen von ſich zu ſtoſſen. Man macht den Einwurff, es wären ſo wohl unter den geſitteten, als unter den Barbariſchen Völckern entſetzlich viel Menſchen geweſen, und auch noch, die dieſe Erkäntnüß GOttes und JEſu Chriſti, die man braucht, wenn man auf ordentliche Weiſe will ſelig werden, niemahls gehabt haben. Allein ohne ſie durch das Vorgeben einer bloſſen Philoſophiſchen Sünde zu entſchuldigen und ohne ſich bey einer bloſſen Straffe der Beraubung aufzuhalten, als welches eine Sache iſt ſo dieſes Orts nicht auszumachen; ſo kan man doch an der That zweiffeln. Denn was wiſſen wir denn, ob ſie nicht ordentlich oder auſſerordentlich Hülffe empfangen die uns unbekand iſt? Dieſe Regul; Qvod facienti qvod in ſeſe non denegatur gratia neceſſaria ſcheint mir eine ewige Wahrheit zu ſeyn. Thomas Aqvinas, der Ertz-Biſchoff Bradwardin und andere haben geſagt, es trüge ſich hierinnen was zu, das wir nicht wüſten und verſtünden, (Thomas Aqvinas qvæſt. 14. de veritate Art. II. ad 1. & alibi. Bradwardin de cauſa Dei non procul ab initio.) Und die meiſten in der Römiſchen Kirche ſelbſt ſehr gültige Theologi haben gelehret, es wäre ein ernſter Actus der Liebe GOttes über alle andere Dinge zur Seligkeit zulänglich, wenn ihn die Gnade JEſu Chriſti excitire. der Pater Franciſcus St. Xavier antwortete den Japonenſern, wenn nur ihre Vor-Eltern ihr natürliches Licht wohl gebraucht hätten, ſo würde ihnen GOtt ſchon die nöthige Gnade zur Seligkeit gegeben haben; und der Biſchoff von Geneve Franciſcus de Sale billiget dieſe Antwort über aus ſehr Lib. 4. de Amore Dei, von der Liebe GOttes cap. 5.

§. XCVI.

Und dieſes habe ich zu andrer Zeit dem vortrefflichen Herrn Pelliſſon gezeiget, um ihm zu weiſen, daß die Römiſche Kirche die weiter gehet als die Proteſtanten, nicht gantz abſolut diejenigen verdammet, die auſſer ihrer Gemeinſchafft ja ſelbſt auſſer dem Chriſtenthum ſind, indem ſie es nur nach dem fide explicita abmeſſen; und er hat es in ſeiner ſehr höfflichen Antwort die er mir gegeben, und die er in den Vierdten Theil ſeiner Reflexions geſetzt, wo er mir die Ehre gethan meine Schrifft mit beyzuſetzen, eigentlich zu reden nicht wiederlegt. Ich gab ihm damah's zu bedencken, was ein berühmter Portugiſiſcher Theologus Iacobus Payva Andradius genant der zu dem Tridentiniſchen Concilio geſchickt worden, währende dieſes Concilii wieder Chemnitium davon geſchrieben. Und ietzt will ich ohne viel Autores anzuführen, bloß den Pater Fridericum Spee einen Jeſuiten einen der allervortrefflichſten Leute dieſer Geſellſchafft nennen, der auch dieſe gemeine Meynung von der efficacia der Liebe GOttes gehabt, wie dieſes aus der Vorrede über das ſchöne Buch erhellet, das er in Deutſcher Sprache von den Chriſtlichen Tugenden gemacht. Er redet von dieſer Anmerckung, als von einem ſehr wichtigen Geheimnüß der Frömmigkeit, und handelt gar weitläufftig und deutlich von der Krafft der Liebe GOttes die Sünde zu vertilgen ſelbſt ohne Darzwiſchenkunfft der Sacramenten der Catholiſchen Kirche, wenn man ſie nur nicht verachte, als welches mit dieſer Liebe nicht ſtehen könne. Und hiervon hat mir eine ſehr hohe Perſon Nachricht gegeben die einen von den höchſten Charactern führet, den man in der Römiſchen Kirche haben kan. Der Pater Spee war, beyläufftig zu gedencken, von einem Adelichen Geſchlechte aus Weſtphalen gebürtig und iſt vermöge des Zeugnüſſes desjenigen der dieſes Buch unter Approbation der Höhern zu Cöln herausgegeben, in groſſem Ruhm der Heiligkeit und Frömmigkeit geſtorben.

§. XCVII.

Das Andencken dieſes vortrefflichen Mannes ſoll annoch Leuten von Gelehrſamkeit und Verſtande lieb und werth ſeyn, weil er Autor iſt von dem Buche ſo den Titul führet, Cautio Criminalis circa proceſſus contra ſagas, das groſſen Lermen gemacht, und in viele Sprachen überſetzt worden iſt. Ich habe von dem groſſen Churfürſten von Mayntz Ioh. Philipp von Schönborn einen Vetter jetziger Churfürſtl. Durchl. der den Fußſtapfen dieſes würdigſten Vorfahrens Ruhm-würdigſt nachfolget, vernommen, daß indem ſich dieſer Pater damahls in Francken-Land befunden, als man daſelbſt auf die Verbrennung der vermeinten Hexen gantz tum war, und er viele zum Scheiter-Hauffen begleitet, ſo habe er aus der Beicht und andern Fragen die er deßwegen an ſie gethan, erkañt, daß ſie alle unſchuldig, und ſey dadurch dergeſtalt gerühret worden, daß ohngeacht der damahligen Gefahr die

Wahrheit zu ſagen, er ſich doch entſchloß, ohne ſich zu nennen, dieſe Schrifft zu verfertigen, die einen groſſen Nutzen geſchafft, und dieſen Churfürſten, der damahls nur noch ein bloſſer Canonicus war, hernachmahls den Biſchoff von Würtzburg und endlich auch den Ertz-Biſchoff von Mayntz in dieſem Stücke auf andre Gedancken gebracht, der auch ſo bald als er nur zur Regierung kam, dieſes Verbrennen abgeſchafft. Worinnen ihm denn die Hertzoge von Braunſchweig und endlich die meiſten andre Fürſten und Stände von Deutſchland nachgefolget.

§. XCIIX.

Dieſe Ausſchweiffung ſchiene ſich gar wohl hieher zu ſchicken, weil dieſer Autor verdienet bekanter zu ſeyn. Jetzo komme ich wieder zur Sache, da ich denn noch hinzuſetzen will, daß wenn man vorausſetzet daß heut zu Tage eine Erkäntniß JEſu Chriſti nach dem Fleiſch zur Seligkeit nöthig ſey, wie es denn in der That am beſten und ſicherſten iſt, daß man es lehre, ſo können wir auch ſagen, daß ſie GOtt alle denjenigen geben wird, die das thun was menſchlicher Weiſe in ihren Kräfften ſtehet, wenn es auch gleich ſolte durch Wunder geſchehen. So können wir auch nicht wiſſen, was in der letzten Todes-Stunde in den Seelen vorgehet; und wenn viele gelehrte und anſehnliche Theologi behaupten, daß die Kinder in der Tauffe eine

Art eines Glaubens bekommen, ob ſie ſich ſchon hernachmahls nicht drauf beſinnen können, wenn man ſie darüber befraget; warum wolte man nicht zugeben, daß nicht dergleichen etwas oder noch was ausdrücklichers in den Sterbenden ſich zutragen könne, die wir nach ihrem Tode nicht fragen können? Dergeſtalt giebt es unendlich viel Wege die GOtt unverſchloſſen, und die ihm Mittel an die Hand geben, ſeiner Gerechtigkeit und Gütigkeit ein Genüge zu thun. Alles aber was man einwenden kan iſt, daß wir die Wege deren er ſich bedienet nicht wiſſen, welches aber nichts weniger, als ein gültiger Einwurff iſt.

§. XCIX.

Nun wollen wir auf diejenigen kommen, denen es zwar nicht an Kräfften, aber an guter Meynung ſich zu beſſern fehlet; ſie ſind ohne Zweiffel nicht zu entſchuldigen. Allein es bleibet doch allezeit in Anſehung GOttes eine groſſe Schwürigkeit übrig, weil es ja bey ihm geſtanden ihnen dieſen guten Willen ſelbſt zu geben. Er iſt Herr über die Willen, die Hertzen der Könige und der andern Menſchen ſtehen in ſeinen Händen. Ja die heilige Schrifft ſagt ſo gar, er verſtocke bißweilen die Boßhafftigen um ſeine Macht zu zeigen, indem er ſie straffet. Dieſe Verſtockung muß aber nicht ſo verſtanden werden, als wenn GOtt in die Hertzen eine Art einer Gegen-Gnade, das iſt ein Wiederſtreben ge-

gegen das Gute, oder auch wohl eine Neigung zum Böſen, wie die Gnade die er giebet, eine Neigung zum Guten iſt, auſſerordentlich eindruckte; ſondern ſo, daß da GOtt die Suite der Sachen betrachtet, die er geſtifftet, er aus höhern Bewegungs-Urſachen vor gut befunden, zuzulaſſen daß zum E. Pharao in Umſtände geriethe, die ſeine Boßheit vermehrten, und daß die göttliche Weißheit aus dieſem Ubel was Gutes ziehen wollen.

§. C.

Alſo kommt offters alles auf die Umſtände an, die einen Theil der (Nexus) Zuſammenhangung der Dinge ausmachen. Es giebt unendlich viele Exempel von geringen Umſtänden durch die ein Menſch bekehret oder verſtockt werden kan. Es iſt nichts bekanters als das Tolle, lege, nimm und ließ, welches der heil. Auguſtinus in einem benachbarten Hauſe hörte ausruffen, als er bey ſich überlegte, welche Parthey er unter den in viele Secten zertheileten Chriſten nehmen ſolte, indem er bey ſich ſagte:

Quod vitæ ſectabor iter?

Welches ihn denn bewogen die Bücher der heiligen Schrifft die er vor ſich hatte ohngefehr aufzumachen, und dasjenige zu leſen was ihm vor die Augen kam; und das waren Worte die ihn vollends bewogen den Manichæiſmum fahren zu laſſen. Der gute Herr Stenon ein Däne, Titular-Biſchoff von Titianopolis und wie man zu reden pfleget Vicarius Apoſtolicus zu Hannover und dieſer Gegenden, ſagte zu uns als damahls ein regierender Hertzog ſeiner Religion war, daß ihm dergleichen auch was begegnet wäre. Er war ein groſſer Anatomicus, und in der Erkäntniß der Natur ſehr erfahren; allein er ließ die Unterſuchung derſelben fahren, und wurde aus einem groſſen Phyſico ein mittelmäßiger Theologus. Er wolte faſt gar nicht mehr von den Wunder-Dingen der Natur reden hören, und es hätte bey nahe ein ausdrücklicher Befehl vom Pabſt in virtute ſanctæ obedientiæ kommen müſſen, um die Anmerckungen von ihm heraus zu bringen, die der Herr Thevenot von ihm verlangte. Er erzehlete uns alſo daß die Stimme einer Dame zu Florentz, die ihm aus ihrem Fenſter zugeruffen, Monſieur gehet nicht auf dieſe Seite wo ihr hingehen wollet, gehet auf die andere Seite, ſehr vieles beygetragen, daß er ſich entſchloſſen die Parthey der Römiſchen Kirche anzunehmen. Dieſe Stimme, ſagte er, gieng mir zu Hertzen, weil ich damahls der Religion wegen in Gedancken ſtund. Dieſe Dame wuſte, daß er in dem Hauſe wo ſie war einen Menſchen ſuchte, weil ſie ſahe daß er nicht recht gienge, ſo wolte ſie ihm das Zimmer ſeines Freundes zeigen.

§. CI.

Der Pater Johannes Davidius ein Jeſuite hat ein Buch gemacht unter dem Titul: Viridicus Chriſtianus, welches gleichſam eine Art einer Bibliomantz iſt, darinnen man die Stellen zur Nachahmung des Tolle und Lege des heiligen Auguſtini blindlings erwehlt, und es iſt gleichſam ein andächtiges Spiel. Allein die ohngefähren Fälle in denen wir uns wieder unſern Willen befinden, tragen mehr als zu viel zu demjenigen bey, was den Menſchen die Seligkeit giebt oder entziehet. Wir wollen uns zwey Polniſche Kinder Zwillinge vorſtellen, das eine das von den Tartern gefangen, den Türcken verkaufft, zum Abfall der Chriſtlichen Religion gebracht, in die Gottloſigkeit geſtürtzt worden und in der Verzweiffelung ſtirbt; das andere das durch einen Zufall errettet worden, hernachmahls in gute Hände gerathen iſt, daß es gehöriger maſſen hat können unterrichtet werden, das in die herrlichſten Tugenden der Chriſtlichen Religion eingedrungen, das in den Tugenden, die es uns anpreiſet, geübet geweſen, und mit allen Zeichen eines guten Chriſten geſtorben; ſo wird man das Unglück des erſtern betauren, den vielleicht ein geringer Umſtand verhindert, daß er nicht wie ſein Bruder ſelig werden können; und man wird ſich verwundern, daß dieſer geringe Zufall in Anſehung der Ewigkeit den Ausſchlag über ſein Glück und Unglück hat geben müſſen.

§. CII.

Es möchte vielleicht jemand ſagen, GOtt habe durch die Scientiam mediam vorhergeſehen, daß der erſtere eben ſo boßhafft und verdammt würde geweſen ſeyn, wenn er gleich in Polen geblieben wäre. Es mag wohl vielleicht dergleichen Fälle geben, in denen dergleichen etwas ſtatt findet. Allein wolte man denn dieſes vor eine allgemeine Regul ausgeben, und ſagen daß kein eintziger von denen, die unter den Heyden verdammet worden, würde ſelig worden ſeyn, wenn er gleich unter den Chriſten geweſen? Wäre diß nicht unſerm Heyland wiederſprochen, der ſagt, daß ſich Tyro und Sydon ſeine Predigten würde beſſer zu nutze gemacht haben, als Capernaum, wenn ſie das Glück gehabt hätten ihn zu hören?

§. CIII.

Allein wenn man auch gleich dieſen Gebrauch der Scientiæ mediæ wieder allen Schein hier zulaſſen wolte, ſo ſetzt ſie doch beſtändig voraus, daß GOtt dasjenige betrachtet, was der Menſch in dieſen und dergleichen Umſtänden thun würde; Und es bleibt doch allezeit wahr daß ihn GOtt in andere heilſame Umſtände ſetzen, und innerlich und äuſſerlich Hülffe geben könne, welche die gröſte Boßheit, ſo immermehr in einer Seele ſeyn könte, hätte können überwinden. Man wird mir wohl einwenden, GOtt ſey dazu nicht verbunden; allein das iſt noch nicht genug,

nug, man muß noch dieſes hinzuſetzen, daß ihn gröſſere Urſachen verhindern warum er nicht allen und jeden alle ſeine Gütigkeit zu ſchmecken giebt. Alſo muß hier eine Wahl verhanden ſeyn; allein ich bin nicht der Meynung, daß man die Urſache derſelben in der böſen oder guten Gemüths-Art der Menſch abſolut ſuchen müſſe. Denn wenn man mit einigen voraus ſetzt, daß GOtt indem er den Plan erwehlet, der zwar das meiſte Gute hervorbringt, aber die Sünde und die Verdammung in ſich faſt, durch ſeine Weißheit iſt bewogen worden, die beſten Gemüths-Arthen zu erwehlen, um hieraus Gefäße ſeiner Gnade zu machen; ſo ſcheint es als würde die Gnade GOttes nicht gnugſam umſonſt gegeben, und der Menſch würde ſich gleichſam durch ein angebohrnes Verdienſt ſelbſt von andern unterſcheiden; welches aber von den Grund-Lehren des heiligen Pauli, und ſelbſt von den Principiis der höchſten Vernunfft ſcheint abzugehen.

§. CIV.

Zwar giebt es freylich wohl Urſachen der göttlichen Wahl, und das Objectum, das iſt, die Gemüths-Art des Menſchen muß auch mit in Betrachtung gezogen werden; allein es ſcheint als könne dieſe Wahl unter keine Regul gebracht werden, die wir begreiffen und die dem Hochmuth der Menſchen ſchmeicheln könne. Einige berühmte Theologi glauben, GOtt biete denjenigen von denen er zuvor ſiehet daß ſie weniger wiederſtehen ſollen, mehr Gnade, oder auf eine beſſere Art an, und überlaſſe die andern ihrer Halsſtarrigkeit; und wir haben Urſache zu glauben, daß es öffters ſo ſey, und dieſes Hülffs-Mittel unter denjenigen die machen daß ſich der Menſch durch dasjenige Gute das in ſeiner Gemüths-Art iſt ſelbſt unterſcheidet, gehet am meiſten vom Pelagianiſmo ab. Unterdeſſen getraute ich mir doch nicht eine allgemeine Regul daraus zu machen. Und damit wir endlich gar keine Urſache haben uns zu rühmen, und viel einzubilden, ſo müſſen uns die Urſachen der göttlichen Wahl unbekand bleiben: ſie ſind auch allzuſehr unterſchieden, daß wir ſie nicht erkennen können, und es kan wohl ſeyn, daß GOtt bißweilen die Macht ſeiner Gnade zeiget indem er den hartnäckichten Wiederſtand überwindet, damit niemand Urſache habe zu zweiffeln, gleich wie niemand Urſache hat, ſich damit zu ſchmeicheln. Und der heilige Apoſtel Paulus ſcheint auch dieſe Gedancken gehabt zu haben, indem er ſich in Anſehung deſſen zum Exempel vorſtellet, wenn er ſpricht: GOtt hat mir Barmhertzigkeit erzeiget, um ein Exempel ſeiner gröſten Gedult und Langmuth darzulegen.

§. CV.

Vielleicht ſind im Grunde alle Menſchen gleich böſe, und folglich nicht im Stande durch ih-

ihre gute und nicht ſo böſe natürliche Gaben, ſich ſelbſt zu diſtingviren; allein ſie ſind nicht alle auf einerley Art böſe. Denn es iſt ein urſprünglicher individualiſcher Unterſcheid unter den Seelen, wie ſolches die Harmonia præſtabilita zeigt. Einige ſind nach ihrer natürlichen Beſchaffenheit mehr oder weniger zu einem ſolchen Guten oder Böſen, oder zu ihrem Gegentheil geneigt; allein da wegen des allgemeinen Planes des Univerſi, den GOtt um höherer Urſachen willen erwehlet, die Menſchen ſich in unterſchiedenen Umſtänden befinden, ſo werden diejenigen deren Gemüths-Art beſſere zuſtoſſen, leichter die Unboßhafftigſten, die Tugendhafftigſten, die Glücklichſten werden; allezeit aber durch Beyſtand des Eindrucks der inneren Gnade die GOtt damit verknüpfft, bißweilen geſchicht es auch noch in dem Fortgange des menſchlichen Lebens, daß eine herrlichere Gemüths-Art aus Mangel der Cultur und der Gelegenheit nicht ſo gut fortkommet. Man kan ſagen daß die Menſchen nicht ſo wohl nach ihrer Vortrefflichkeit als vielmehr nach der (Convenientz) Ubereinſtimmung die ſie mit dem göttlichen Plan haben, ſind erwehlet und rangiret worden; wie man etwan bißweilen in einem Gebäude, oder in einer Auſſonderung einen eben nicht ſo guten Stein nimmt aus Urſachen, weil er eben der iſt, der einen gewiſſen leeren Platz ausfüllt.

§. CVI.

§. CVI.

Allein alle dieſe Bemühung der Vernunfft dabey man eben nicht nöthig hat an gewiſſen Hypotheſibus gäntzlich kleben zu bleiben, dienen endlich zu weiter nichts als daß man vorſtelle, wie man auf tauſenderley Weiſe und Wege das Verfahren Gottes entſchuldigen und juſtificiren könne, daß alle Inconvenientzien die wir ſehen, alle Einwürffe die wir aushalten, alle Schwürigkeiten die man ſich machen kan, gar nicht im Wege ſtehen, daß man nicht vernünfftiger Weiſe glauben ſolle, wenn man es gleich auf keine unwiederſprechliche Art wüſte, wie wir es ſchon gezeigt haben, und im folgenden noch mehr erhellen wird; daß nichts ſo hoch als die Weißheit GOttes, nichts ſo gerecht, als ſeine Urtheile, nichts ſo rein als ſeine Heiligkeit, und nichts unermeßlichers, als ſeine Güttigkeit ſey.

Anderer Theil
des
Verſuchs
über die
Gütigkeit GOttes,
die
Freyheit des Menſchen,
und
# den Urſprung des Böſen.

§. CVII.

Bißhero haben wir uns bemühet eine weitläufftige und deutliche Erklärung von dieſer gantzen Materie zu geben; und ob wir zwar der Einwürffe des Herrn Bayle ins beſonder noch nicht gedacht, ſo haben wir doch geſucht denſelben vorzubauen, und Mittel darauf zu antworten an die Hand zu geben. Gleich wie wir aber die Mühe auf uns genommen haben, denſelben Stück vor Stück eine Gnüge zu thun; nicht allein weil es vielleicht noch möchte einige Stellen haben, die verdienen erleutert zu werden; ſondern auch weil ſeine Inſtanzien gemeiniglich voll Verſtand

ſtand und Gelahrheit ſind, und zur mehrern Erläuterung dieſes Streits dienen; als wird es nicht übel gethan ſeyn, wenn ich die Vornehmſten derſelben, die in ſeinen Wercken hin und wieder zerſtreuet ſind, anführen und die Auflöſung derſelben hinzu thun werde. Wir haben bald Anfangs angemercket, daß GOtt zu dem moraliſchen und phyſiſchen Böſen zu beiden, auf eine moraliſche und phyſiſche Art und der Menſch auch phyſice und moraliter auf eine freye uñ thätige Art concurrirt das ihn tadelhäfft und ſtrafbahr macht. Wir haben auch angezeigt daß jeder Punckt ſeine Schwürigkeit habe; der gröſte aber ſey, wenn man behauptet, daß GOtt zu dem malo morali, das iſt, zur Sünde moraliter concurrirt, und doch weder der Urheber der Sünde, noch ein Mitt-Gehülffe derſelben ſey.

§. CVIII.

Er thut dieſes indem er ſie mit Recht zuläſt, uñ ſie weißlich zum Guten wendet, wie wirs allbereit auf eine Art gezeigt, die verſtändlich genung zu ſeyn ſcheinet. Allein gleich wie ſich der Herr Bayle ſonderlich hierinnen viel Mühe giebt diejenigen über den Hauffen zu werffen und zu zernichten, die behaupten, daß im Glauben nichts ſey, was man nicht mit der Vernunfft vereinigen könne; ſo müſſen wir ſonderlich hierinnen zeigen, daß unſere Lehren mit einem Wall (um uns ſeiner Allegorie zu bedienen,) ja ſelbſt mit Gründen umgeben ſind, die dem allerſtärckſten Feuer von ſeinen Batterien vermögen zu wiederſtehen. Er hat ſie in dem 144. Cap. ſeiner Antwort auf die Fragen eines Provincial. Tom. III. p. 812. aufgerichtet, allwo er die Theologiſche Lehren in 7. Sätzen abgefaßt, und denſelben 19. Philoſophiſche Sätze, als ſo viel groſſe Canonen die unſern Wall durchlöchern können, entgegen geſetzt. Wir wollen mit den Theologiſchen Sätzen den Anfang machen.

§. CIX.

I. **GOtt**, ſagt er, **das ewige und nothwendige, unendliche, gute, heilige, weiſe und mächtige Weſen, beſitzt von aller Ewigkeit her, eine Herrlichkeit, eine Seligkeit die niemahls zu- noch abnehmen kan.** Dieſer Satz iſt ſo wohl philoſophiſch als theologiſch. Sagen daß GOtt eine Herrlichkeit beſitzt wenn er allein iſt, das dependirt von der Bedeutung des Wortes. Man kan mit einigen ſagen, die Herrlichkeit ſey das Vergnügen, das man in Erkäntniß ſeiner Vollkommenheiten empfindet, und in dieſem Verſtande beſitzt ſie GOtt allezeit; Allein wenn die Herrlichkeit ſo viel bedeutet, daß andere eine Erkäntniß davon haben, ſo kan man ſagen, GOtt erlange dieſe Herrlichkeit nur alsdenn wenn er ſich vernünfftigen Creaturen zu erkennen giebt; ob zwar im übrigen wahr iſt, daß hiedurch GOtt kein neues Gute bekommt, das vielmehr den vernünfftigen Geſchöpffen zu ſtatten kommt, wenn ſie die Herrlichkeit GOttes gehöriger maſſen betrachten.

§. CX.

II. **Er entſchloß ſich frey und ungezwungen Creaturen zu ſchaffen, und erwehlete aus unendlichen vielen möglichen Dingen diejenigen die ihm gefielen, um ihnen die Exiſtentz zu geben, und daraus das Univerſum zu machen, und ließ die andern alle im Nichts.** Dieſer Satz ſtimmet auch mit demjenigen Theil der Philoſophie ſo Theologia naturalis heiſt, ſo ſehr überein wie der vorhergehende. Wir müſſen ein bißgen auf das fuſſen was man hier ſagt, er erwehle die möglichen Dinge die ihm gefallen. Denn es iſt zu bedencken, daß wenn ich ſage, **das gefällt mir,** es eben ſo viel iſt, als wenn ich ſagte, ich befinde **das vor gut.** Die ideale Güte des Objecti gefällt alſo, und macht, daß er aus vielen andern die nicht gefallen, oder nicht ſo ſehr gefallen, das iſt, die weniger von der Güte in ſich halten die mich rührt, ſie erwehlet. Nun kan GOtt nichts anders als die wahren Güter gefallen, folglich iſt das was GOtt am meiſten gefällt, und macht daß ers erwehlt, das beſte.

§. CXI.

III. **Da nun die menſchliche Natur, unter der Zahl der Dinge geweſen die er her-**

hervor bringen wolte, so schuff er einen Mann und ein Weib, und gab ihnen unter andern Gnadens-Bezeugungen den freyen Willen, so daß sie ihm gehorchen konten; allein er dräuete ihnen den Tod wenn sie seinen Befehlen die er ihnen gab, sich einer gewissen Frucht zu enthalten, nicht gehorchen würden. Dieser Satz ist theils geoffenbahret und muß ohne einige Schwürigkeit zugelassen werden, wenn nur der freye Wille gehöriger massen, nach der von uns gegebenen Erklärung, genommen und verstanden wird.

§. CXII.

IV. **Doch assen sie davon und von Stund an wurden sie und ihre Nachkommenschafft zu denen Beschwernüssen dieses Lebens, zu dem zeitlichen Tode, und der ewigen Verdammniß verdammet, und einer solchen Neigung zur Sünde unterworffen, daß sie sich derselben fast ohne Aufhören ergeben.** Man hat Ursache zu glauben die verbothene That habe an und vor sich selbst diese böse Suiten vermöge des natürlichen Erfolgs nach sich gezogen, und GOtt habe dieselbe eben deswegen, und nicht aus einen bloß eigenwilligem Schlusse verbothen, fast so als wie man den Kindern die Messer verbiethet. Der berühmte Fludd oder de Fluctibus ein Engelländer schrieb einsmahls ein Buch de vita, morte & reſurrectione, unter dem Nahmen de R. Otreb, in welchem er behauptete die Frucht des verbothenen Baumes wäre Gifft geweſen: allein wir können hier dieſe Sache nicht umſtändlich abhandeln, gnug iſt es, daß GOtt eine ſchädliche Sache verbothen. Man muß ſich alſo nicht einbilden, als wenn GOtt nur einen Geſetz-Geber dabey abgegeben, der ein bloß poſitiviſch Geſetze giebt, oder einen Richter, der auf Befehl ſeines Willen, ohne daß zwiſchen dem malo culpæ und dem malo pœnæ eine Verbindung ſey, eine Straffe aufleget und auch würcklich anthut. Wir haben nicht nöthig uns einzubilden, als wenn GOtt der mit Recht erzürnet worden, in die Seele und in den Leib des Menſchen durch eine auserordentliche That eine gantz expreſſe Verderbung gelegt habe, damit er ihn ſtraffen könne, faſt ſo wie die Athenienſer ihren Malefiz-Perſonen den Schierling-Safft eingaben. Der Herr Bayle aber nimmt es ſo, er redet ſo, als wenn die erbliche Corruption durch einen Schluß und Würckung GOttes in die Seele des erſten Menſchen wäre geleget worden. Und das hat ihn bewogen daß er Reſp. au Provinc. Cap. 178. p. 1218. Tom. III. eingewendet, die Vernunfft würde einen ſolchen Monarchen gar nicht billigen, der um einen Rebellen ſtraffen zu können, ihn und ſeine Nachfolger zu einer beſtändigen Neigung zu rebelliren verdammte. Allein dieſe Straffe begegnet denen Böſen ohne einige Anſtifftung des Geſetz-Gebers, und ſie haben einen Gefallen am Böſen. Wenn die Söfflinge Kinder zeugten die aus einem natürlichen Erfolg desjenigen was in dem Leibe vorgehet zu eben dem Laſter geneigt wären, ſo wäre das eine Straffe derjenigen die ſie gezeugt, aber nicht des Geſetzes. In den Folgen auf die Sünde des erſten Menſchen iſt etwas das dieſen beykommet; denn die Betrachtung der göttlichen Weißheit bewegt uns zu glauben, daß das Reich der Natur dem Reiche der Gnaden beförderlich ſey, und daß GOtt als ein Bau-Meiſter alles gemacht wie es ihm zukommt, wenn er als ein Monarche betrachtet wird. Es iſt uns weder die Natur der verbothenen Frucht, noch die Natur der That, noch ſeine Würckung genugſam bekand, daß wir von allen Umſtänden der Sache ſolten urtheilen können. Unterdeſſen muß man GOtt dieſe Gerechtigkeit erweiſen, und glauben daß dieſe Sache gantz was anders in ſich gehalten, als was uns die Gemählde vorſtellen.

§. CXIII.

V. Es hat ihm nach ſeiner unendlichen Barmhertzigkeit gefallen eine ſehr kleine Anzahl Menſchen aus dieſer Verdammung zu erretten, und indem er ſie in dieſem Leben der Verderbnüß der Sünde und des Elends läſt unterworf-

ſen ſeyn, ſo hat er ihnen eine Hülffe gegeben, wodurch ſie in Stand geſetzt werden die Seeligkeit des Paradieſes, ſo ewig währet, zu erlangen und zu erwerben. Es haben viele Alten gezweiffelt ob die Zahl der Verdammten ſo groß ſey, als man ſie ſich einbildet, wie ich ſchon oben angemerckt habe. Und es ſcheint als hätten ſie zwiſchen der ewigen Verdammung und der vollkommenen Seligkeit einiges Mittel geglaubt. Allein wir haben dieſe Meynungen gar nicht nöthig, und es iſt genung wenn wir bey der in der Kirchen eingeführten Meynung bleiben, dabey denn wohl anzumercken iſt, daß dieſer Satz des Herrn Bayle nach dem Grund-Satze von der zulänglichen Gnade die allen Menſchen gegeben wird abgefaſt worden, an der ihnen ſchon genügen kan, wenn ſie nur einen guten Willen haben. Und ob es zwar der Herr Bayle ſelbſt mit dem Gegentheil hält, ſo hat er doch, wie er in margine ſagt, die Wörter vermeiden wollen, die ſich nicht vor das Syſtema der letztern Decretorum auf die Vorherſehung der contingenten Eventuum ſchicken würden.

§. CXIV.

VI. Er hat von Ewigkeit her alles dasjenige vorhergeſehen was geſchehen würde, er hat alle Sachen geordnet, und ein jedes an ſeinen Ort geſetzt, er dirigirt und regiert ſie unaufhörlich nach ſei-

nem Wohlgefallen, daß nichts ohne ſeine Zulaſſung oder wieder ſeinen Willen geſchicht; und er alles was ihm nicht gefällt, folglich auch die Sünde die ihn beleidiget und der er am meiſten feind und gram iſt, wie ers vor gut befindet, ſo offt und wenn es ihm gut düncket, verhindern, und in jeder menſchlichen Seele alle Gedancken hervor bringen kan, die er gut ſpricht. Dieſer Satz iſt noch gantz Philoſophiſch, das iſt er kan aus dem Licht der natürlichen Vernunfft erkant werden. Es wird nicht undienlich ſeyn, hier auf das was ihm gut düncket, das iſt auf das was er zu thun vor gut befindet, zu fuſſen, wie wir in der 2. Theſi auf das was gefällt, gefuſt haben, er kan alles was ihm nicht gefällt, wie es ihm gut deucht, vermeiden und verwerffen; Inzwiſchen muß man doch bedencken, daß einige objecta ſeiner Abſonderung, wie etwan gewiſſe mala, ſonderlich aber die Sünde die ſein Voluntas antecedens abgewieſen, von ſeinem conſeqventen oder decretoriſchen Willen nur in ſo weit haben können verworffen werden, als ihn die regula des Beſten bewogen, die der Weiſeſte erwehlen muſte, nachdem er alles überleget und betrachtet hatte. Wenn man ſagt daß ihn die Sünde am meiſten beleidige, und er den gröſten Abſcheu davor habe, ſo iſt es auf menſchliche Weiſe geredet. Denn eigentlich zu reden kan

GOtt nicht beleidiget, das iſt verletzt, beſchädigt, beunruhiget oder in Zorn geſetzt werden, uñ er hat auch vor nichts was exiſtirt einen Abſcheu, wenn etwas verabſcheuen ſo viel iſt, als es mit Greuel und auf eine ſolche Art anſehen, die uns einen Eckel, viel Verdruß macht, und unſerm Hertzen wehe thut. Denn GOtt kan weder Verdruß noch Schmertz, noch Ungelegenheit haben; er iſt allezeit vollkommen vergnügt, und nach ſeiner Beqvemligkeit. Unterdeſſen haben dieſe Expreſſiones in ihrem rechten Verſtande guten Grund. Die höchſte Gütigkeit GOttes macht, daß ſein Voluntas antecedens alles Böſe, das moraliſche aber mehr als alles andere zurück weiſet; ſie läſt es auch nur aus höhereren unüberwindlichen Urſachen und mit groſſer Verbeſſerung zu, die deſſen böſe Würckungen mit Nutzen erſetzen. Es hätte zwar auch GOtt in jeder menſchlichen Seele alle die Gedancken hervorbringen können die er billiget und gut heiſſet, auf ſolche Weiſe aber würde er durch Wunder mehr thun, als ſein beſt möglichſter abgefaßter Entwurff mit ſich bringet.

§. CXV.

VII. Er biethet Leuten Gnade an von denen er weiß daß ſie ſie nicht annehmen, und ſich durch dieſes von ſich ſtoſſen noch ſtraffbahrer machen ſollen als ſie geweſen, weñ er ſie ihnen nicht an-

gebothen hätte: er erklärt ſich gegen ſie, wie er innbrünſtig wünſche, daß ſie ſie doch annehmen möchten, und er giebet ihnen doch nicht die Gnade die er weiß daß ſie ſie annehmen würden. Es iſt wahr, dieſe Leute werden durch ihr von ſich ſtoſſen noch straffbahrer, als wenn man ihnen nichts angebothen, und GOtt weiß es wohl; allein es iſt beſſer daß er ihre Laſter zuläſt, als daß er ſo verführe, wodurch er ſelbſt tadelhafft werden und verurſachen würde, daß ſich die Miſſethäter mit einigem Rechte beſchweren könten ſagende, es wäre ihnen unmöglich geweſen beſſer zu leben, wenn ſie es gleich gewolt haben oder gewolt hätten. Gott will daß ſie ſeine Gnade der ſie nicht fähig ſind, empfangen und auch annehmen; er will ihnen auch ſonderlich diejenige geben, die er vorher ſiehet, daß ſie ſie annehmen werden; allein das geſchicht allemahl aus einem abgeſonderten oder beſonderen Voluntate antecedente, deſſen Vollziehung im generalen Plane der Dinge nicht allemahl ſtatt finden kan. Dieſe Theſis iſt noch ſo wohl phyloſophiſch als theologiſch, ingleichen drey andere von den ſieben, die wir hier angeführet haben, indem nur der dritte, vierdte, und fünffte, müſſen geoffenbahrt werden.

§. CXVI.

Nun folgen die 19. phyloſophiſchen Lehr-Sätze, die Herr Bayle den 7. theologiſchen entgegen ſetzt.

I. **Gleich wie das unendliche vollkommene Weſen in ihm ſelbſt eine Herrligkeit und Seligkeit findet, die zu keiner Zeit wachſen, noch zunehmen kan; ſo hat ihn bloß und allein ſeine Güte zu Erſchaffung des Univerſi determinirt: Es hat weder die Ehr-Begierde gelobet zu werden, noch ein Bewegungs-Grund eines Intereſſes, ſeine Herrligkeit und Seligkeit zu erhalten oder zu vermehren, einen Theil dran gehabt.** Dieſer Satz iſt ſehr gut, die Lob-Sprüche die man GOtt giebt, nutzen ihm nichts; allein ſie nutzen den Menſchen die ihn loben, und er hat ihr Beſtes geſucht. Wenn inzwiſchen geſagt wird, GOtt ſey allein von der Gütigkeit zu Erſchaffung dieſes Univerſi determinirt worden, ſo iſts gut wenn man noch hinzu ſetzt, ſeine Güte habe ihn antecedenter bewogen zu ſchaffen und alles möglich Gute hervor zu bringen; ſeine Weißheit aber habe eine Wahl gemacht und ſey Urſache, daß er das beſte conſeqventer erwehlet, und ſeine Macht hat ihm endlich das Mittel an die Hand gegeben den groſſen gemachten Entwurff (actualiter) würcklich zu vollziehen.

§. CXVII.

§. CXVII.

II. Die Gütigkeit dieſes unendlich vollkommenen Weſens iſt unendlich, und ſie würde nicht unendlich ſeyn, wenn man ſich eine gröſſere Gütigkeit concipiren könte, als ſeine iſt. Dieſer Character der Unendlichkeit kommet allen ſeinen andern Vollkommenheiten, der Liebe zur Tugend, dem Haſſe gegen die Laſter zu ꝛc. ſie muſten die Gröſten ſeyn die man ſich concipiren kan. Schlaget den Herrn Jurieu in den drey erſtern Sectionen der Urtheile über die Lehr-Arten, allwo er beſtändig nach dieſem Grund-Satz als nach einer notione prima raiſoniret: auch in dem Herrn Wittichio de Providentia Dei n. 12. dieſe Worte des heiligen Auguſtini lib. I. de Doctrina Chriſti cap. 7. nach: *Cum cogitatur DEus, ita cogitatur, ut aliquid, quo nihil melius ſit atque ſublimius.* Et paulo poſt: *Nec quisquam inveniri poteſt, qui hoc DEum credat eſſe, quo melius aliquid eſt.*) Dieſe Regul iſt mir vollkommen nach meinem Sinne, und ich ziehe dieſen Schluß heraus, daß GOtt das allerbeſte ſo nur möglich iſt thut, ſonſt würde man der Ausübung ſeiner Güte Gräntzen ſetzen; und man würde die Gütigkeit ſelbſt einſchräncken, wenn ſie ihn nicht dazu bewegte, wenn es ihm an gutem Willen fehlte; oder man würde ſeiner

Weißheit und ſeiner Macht Schrancken ſetzen, wenn es ihm an der nöthigen Erkäntniß fehlte das beſte zu unterſcheiden, und Mittel zu ſuchen es zu erhalten; oder wenn er nicht die nöthigen Kräffte hätte, dieſe Mittel zu gebrauchen. Unterdeſſen iſt es was zweydeutig, wenn man ſagt, Die Liebe zur Tugend und der Haß gegen die Laſter ſey in GOtt unendlich: Wenn dieſes abſolut und ohne Einſchrenckung ſelbſt in der Ausübung wahr wäre, ſo würde kein Laſter in der Welt ſeyn. Allein obgleich iede Vollkommenheit in GOtt an und vor ſich ſelbſt unendlich iſt, ſo wird ſie doch nur nach der Beſchaffenheit des Objecti ausgeübet, und wie es die Natur der Sachen mit ſich bringet: alſo ſetzt er aus Liebe zu dem Beſten im Gantzen alle andere Neigungen oder beſondere Verabſäumungen hinden an, und ſie allein wird auf eine abſolut unendliche Art ausgeübet, indem GOtt nichts hindern kan ſich vor das Beſte zu erklären; und da ſich nun einige Laſter mit dem beſten möglichen Plane verknüpfft befinden, ſo läſt ſie GOtt zu.

§. CXVIII.

III. **Da nun der Schöpffer an Hervorbringung der Welt von einer unendlichen Güte geleitet und geführet worden, ſo ſind alle Keñzeichen der Wiſſenſchafft, der Geſchicklichkeit, der Macht und der Gröſſe die in ſeinen Wercken hervor leuch-**

leuchten, zum Beſten der verſtändigen Creaturen gewidmet. Er hat ſeine Vollkommenheiten nur zu dem Ende zu erkennen geben wollen, damit dieſe Art der Geſchöpffe in der Erkäntniß, in der Bewunderung und in der Liebe des höchſten Weſens ihre Glückſeligkeit finden möchten. Dieſer Lehr-Satz ſcheint mir nicht richtig genug zu ſeyn. Das vornehmſte Stücke der göttlichen Abſichten iſt zwar das Heyl und Wohlergehen der vernünfftigen Creaturen, denn ſie ſind ihm am allerähnlichſten; Inzwiſchen aber ſehe ich doch nicht, wie man beweiſen könne, daß dieſes ſein eintziger Endzweck ſey. Es iſt zwar wahr daß das Reich der Natur dem Reiche der Gnaden zu Dienſte ſtehen ſoll; allein gleichwie in dem groſſen Vorhaben GOttes alles verknüpfft iſt, oder mit einander zuſammen hängt, ſo muß man glauben daß das Reich der Gnaden auch einiger maſſen nach dem Reiche der Natur eingerichtet worden, ſo daß dieſes die meiſte Ordnung und Schönheit in acht nimmt, um endlich aus allen beyden das allervollkommenſte Compoſitum heraus zu bringen ſo nur ſeyn kan. Und es bewegt uns gar nichts zu glauben, daß GOtt um eines der geringſten moraliſchen Böſen willen, die gantze Ordnung der Natur umkehren und übern hauffen werffen werde. Jede Vollkommenheit oder Unvollkommenheit in der Creatur hat ihren

Werth; allein keine einen unendlichen. Das Malum und Bonum morale oder phyſicum der vernünfftigen Creaturen übertrifft das bloß metaphyſiſche Gute und Böſe, das iſt dasjenige das in der Vollkommenheit anderer Creaturen beſtehet, gar nicht auf eine unendliche Weiſe, welches man doch ſagen müſte, wenn der gegenwärtige Lehr-Satz nach der Schärffe wahr wäre. Als GOtt dem Propheten Jonas wegen der den Innwohnern zu Ninive vergönnten Gnade Rechenſchafft gab, ſo berührete er auch mit den Nutzen und Vortheil der Thiere die in dem Untergange dieſer groſſen Stadt mit wären begriffen geweſen. Vor GOtt iſt keine Subſtantz weder abſolut verächtlich, noch hoch und werth gehalten, und der Mißbrauch oder die allzuhoch getriebene Ausdehnung (extenſion) des gegenwärtigen Lehr-Satzes ſcheint eines theils der Urſprung derer vom Hn. Bayle vorgebrachten Schwürigkeiten zu ſeyn. GOtt macht zwar freylich von einem Menſchen mehr als von einem Löwen, unterdeſſen weiß ich nicht ob man ſicher ſagen könne, daß GOtt allen Arten der Löwen (quovis reſpectu) in iedem Abſehen einen eintzigen Menſchen vorziehe; allein wenn es auch wäre ſo würde doch nicht draus folgen daß der Nutzen einer gewiſſen Zahl der Menſchen, die Betrachtung einer allgemeinen in einer unendlichen Zahl der Creaturen ausgebreiteten Ordnung überwiegen würde.

Dieſe Meynung würde noch ein Uberreſt von der alten und zur Gnüge beſchryenen Maxime seyn, als wenn alles lediglich vor den Menſchen geſchaffen worden.

§. CXIX.

IV. Die Wohlthaten, ſo er denen Creaturen mittheilet, die der Glückſeligkeit fähig ſind, zielen lediglich auf ihr Beſtes. Demnach giebt er nicht zu, daß ſie zu ihrem Unglück ausſchlagen ſolten, und wenn der Mißbrauch den ſie mit ſelbigen anſtellen möchten, fähig wäre ſie zu verderben, ſo würde er ihnen ſichere Mittel an die Hand geben, ſich derſelben wohl zu gebrauchen; denn ohne das würden es keine wahrhafftige Wohlthaten ſeyn, und ſeine Güte würde viel geringer ſeyn, als die wir uns bey einem andern Wohlthäter concipiren können. (Ich will ſagen in einer Sache die nebſt ſeinen Geſchencken noch eine gewiſſe Geſchicklígkeit mittheilen würde wie man dieſelben wohl gebrauchen könne.) Da ſehet ihr den Mißbrauch oder die übele Würckungen der vorhergehenden Regul. Nach der Schärffe iſt es nicht wahr, (ob es ſchon plauſible ſcheinet) daß die Wohlthaten die GOtt denjenigen Creaturen mittheilet die einer Glückſeligkeit fähig ſind, eintzig und allein auf ihr Beſtes gerichtet ſind.

Es hängt alles in der Natur zuſammen; und wenn ein geſchickter Handwercks-Mann, ein Ingenieur, ein Bau-Meiſter, ein kluger Politicus macht, daß offt einerley Sache zu vielen Endzwecken dienlich iſt, oder wenn er mit einer Sache zweyerley Dinge verrichtet, wenn es beqvem geſchehen kan; ſo kan man auch ſagen, daß GOtt, deſſen Weißheit, und deſſen Macht vollkom̃en iſt, es allezeit thue. Dadurch erſpart er den Platz, die Zeit, den Ort, die Materie, aus denen ſo zu ſagen ſeine Ausgaben beſtehen. Alſo hat GOtt in ſeinem Anſchlag mehr als eine Abſicht. Die Glückſeligkeit aller vernünfftigen Creaturen iſt einer mit von den Endzwecken die er ſucht; allein ſie iſt weder der eintzige auf den alles gerichtet iſt, noch der (ultimus) vornehmſte Finis, derowegen kan das Unglücke einiger dieſer Creaturen aus einer Concomitantz und als ein Erfolg aus gröſſern Bonis, geſchehen; welches ich ſchon oben erklärt, und von dem ~~Herrn~~ Bayle einiger maſſen iſt erkant worden. Die Güter als Güter an ſich ſelbſt betrachtet, ſind das Objectum des göttlichen Voluntatis antecedentis, GOtt wird ſo viel raiſon und Erkäntnüß im Univerſo hervorbringen, als ſein Plan zulaſſen kan. Man kan zwiſchen einem bloſſen Voluntate antecedente und primitiva und zwiſchen einem Voluntate conſeqvente finali noch ein (Medium) Mittel concipiren,

ren. Der voluntas antecedens primitiva, hat jedes Gute und jedes Böſe an und vor ſich ſelbſt, von aller Verbindung abgeſondert, zum Objecto, und ſuchet das Gute zu befördern, und das Böſe zu verhindern, der Voluntas media, gehet auf die Verbindungen, als wenn man ein Gutes mit einem malo verknüpffet, und der Wille wird alsdenn zu dieſer Combination einige Tendentz haben, wenn in ſelbiger das Gute das Böſe übertrifft; allein der (Voluntas finalis und deciſiva) endliche und ſchlüßige Wille, entſtehet aus der Betrachtung aller Ubel die mit in unſere Berathſchlagung kommen, er entſpringt aus einer totalen Combination. Woraus denn erhellet, daß ein Voluntas media, ob er ſchon in Anſehung auf einen Voluntatem antecedentem puram & primitivam einiger maſſen vor einen conſequentem paſſiren könne, doch in Anſehung des endlichen ſchlüßigen Willens als ein Antecedens müſſe betrachtet werden. GOtt giebt dem menſchlichen Geſchlecht die Vernunfft, hieraus entſtehen übele Dinge durch eine Concomitantz. Sein Voluntas antecedens pura ſucht die Vernunfft zu geben, als ein groſſes Gut, und das Böſe von dem die Rede iſt zu verhindern; allein wenn von denen Ubeln die Rede iſt, welche mit dieſem Geſchencke verknüpffet ſind, das uns GOtt durch die Vernunfft gegeben; ſo wird das

Compoſitum, das aus der Verknüpffung der Vernunfft und dieſer Ubel entſtehet, das Objectum eines göttlichen Voluntatis mediæ ſeyn, der ſuchen wird dieſes Compoſitum entweder zu verhindern oder hervorzubringen, nachdem das Böſe oder Gute in ſelbigem die Oberhand hat. Allein wenn die Vernunfft den Menſchen mehr Böſes als Gutes verurſachte (welches ich doch nicht zugebe) in welchem Falle es der göttliche Voluntas media mit dieſen Umſtänden wegwerffen würde, ſo könt es doch geſchehen, daß es der Vollkommenheit des Univerſi gemäßer wäre, alle des Böſen was in Anſehung der Menſchen daraus erfolgen könte, ohngeacht, ihnen die Vernunfft zu geben, folglich würde der endliche Wille oder der Schluß GOttes, der aus allen Betrachtungen die er haben kan entſpringet, dieſer ſeyn, ihnen dieſelbe zu geben. Er kan deswegen gar nicht getadelt werden, wohl aber wenn ers nicht thäte. Das Böſe alſo oder die Vermiſchung der Güter und der Ubel in der das Böſe die Oberhand hat, geſchicht aus bloſſer Concomitantz, weil es mit gröſſern Gütern verknüpffet iſt die auſſer dieſer Vermiſchung ſind. Die Vermiſchung alſo oder das Compoſitum, muß nicht als eine Gnade oder als ein Geſchencke betrachtet werden, das uns GOtt giebet, wohl aber das Gute das ſich dabey befindet. Dergleichen Geſchencke iſt dasjenige das GOtt denen durch die Vernunfft giebet, die ſie übel gebrauchen und anlegen. Sie iſt an und vor ſich ſelbſt allemahl ein Gut, allein die Verknüpffung dieſes Guten mit den Ubeln die aus dem Mißbrauche entſtehen, iſt in Anſehung derjenigen die dadurch unglücklich worden, kein Gut. Unterdeſſen geſchicht es durch eine Concomitantz, weil durch ſelbiges in Anſehung des Univerſi ein groſſers Gut befördert wird; und dieſes hat GOtt ohne Zweiffel bewogen denjenigen die Vernunfft zu geben, die ſie zu einem Inſtrumente ihres Unglückes gemacht, oder nach unſerm Syſtemate genauer zu reden, GOtt der unter den möglichen Weſen einige vernünfftige Creaturen gefunden die ihre Vernunfft mißbrauchen, hat denjenigen die Exiſtentz gegeben die in dem beſten möglichſten Plane des Univerſi mit begriffen geweſen. Alſo können wir ſchon ſagen, GOtt ſchaffe was Gutes, das durch ein Verſehen des Menſchen zu was Böſen wird, welches ihnen offters aus einer gerechten Straffe wegen des Mißbrauches ſeiner Gnade begegnet. Aloyſius Novarinus hat ein Buch geſchrieben de occultis Dei beneficiis: Man könte auch eines de occultis Dei pœnis verfertigen, worinnen die Worte des Claudiani in Anſehung einiger würden ſtatt finden:

Tolluntur in altum
Ut lapſu graviore ruant.

Wenn man aber ſagen wolte, GOtt hätte nicht ein ſolch Gut geben ſollen, von dem er gewuſt daß es ein böſer Wille mißbrauchen werde, wenn gleich der General-Plan der Dinge es zu geben erfordere; oder wenn man ſagen wolte, er hätte ſichere Mittel geben ſollen es zu verhindern, die dieſer allgemeinen Ordnung zu wieder geweſen, das wäre ſo viel als wolte man (wie ich ſchon angemercket) GOtt ſelbſt straffbar machen, damit der Menſch auſſer aller Schuld ſeyn möchte. Wolte man einwenden, wie hier geſchicht, die Güte GOttes wäre alſo geringer, als eines andern Wohlthäters, der uns ein nützlicheres Geſchencke gebe; ſo würde man nicht bedencken, daß die Güte eines Wohlthäters, nicht aus einer eintzigen Wohlthat zu ermeſſen ſey. Es kan leicht geſchehen, daß das Geſchencke einer beſondern Perſon gröſſer iſt als das Geſchencke eines Printzens; allein die Geſchencke dieſer beſondern Perſon werden allezuſammen weit geringer ſeyn als des Printzens. Alſo kan man das Gute das GOtt thut nicht genugſam æſtimiren, als wenn man deſſen Gröſſe und Weitläufftigkeit betrachtet, indem man es auf das gantze Univerſum beziehet. Ubrigens kan man freylich wohl ſagen, daß die Geſchencke, die man giebet wenn man vorherſiehet daß ſie ſchaden werden, Geſchencke eines Feindes ſind ἐχθρῶν δῶρα ἄδωρα

Hoſtibus eveniant talia dona meis.

Allein dieſes iſt zu verſtehen, wenn in dem der ſie giebet eine Boßheit oder eine Schuld iſt, wie in dem Eutrapelo von dem der Horatius redet, der den Leuten deswegen Gutes thut, um ihnen ein Mittel an die Hand zu geben ſich zu verderben: Seine Abſicht war böſe; allein GOttes ſeine kan nicht beſſer ſeyn, als ſie iſt: Solte er ſeinen Entwurff umſtoſſen müſſen? ſolte deswegen nicht ſo viel Schönheit, Vollkommenheit, und Vernunfft im Univerſo ſeyn, weil es Leute giebet, die die Vernunfft mißbrauchen? Die gemeinen Sprüche gelten hier: Abuſus non tollit uſum. Es iſt ein Scandalum datum, und ein Scandalum acceptum.

§. CXX.

V. Ein ſchädliches Weſen iſt ſehr geſchickt ſeine Feinde mit prächtigen Geſchencken zu überſchütten, wenn es weiß daß ſie ſolche zu ihrem Verderben brauchen werden. Es kan alſo ein unendl. gutes Weſen denen Creaturen nicht einen freyen Willen geben, von denen er gewiß wüſte, daß ſie der Gebrauch deſſelben unglücklich machen werde. Wenn er ihnen demnach den freyen Willen giebet, ſo giebet er auch dazu die Kunſt ſich deſſen wohl zu gebrauchen. und läſt nicht zu, daß ſie die Ausübung dieſer Kunſt in einer einigen Be-

gebenheit verſäumen oder vernachläßigen, und wenn kein ſicheres Mittel verhanden wäre den guten Gebrauch dieſes freyen Willens feſt zu ſetzen, ſo würde er ihnen vielmehr dieſes Vermögen (Facultæt) nehmen, als zugeben daß er die Urſache ihres Unglücks ſeyn ſolte. Dieſes iſt um ſo viel klärer, weil der freye Wille eine Gnade iſt die er ihnen aus ſeinem eignen Triebe gegeben und ohne daß ſie ſie verlanget haben; er würde alſo vor das Unheil, das es ihnen verurſachen könte, gehalten ſeyn mehr zu antworten, als wenn er es ihnen nur auf ihre inſtändige Bitte gegeben hätte.

Das was zu Ende der Anmerckung über den vorhergehenden Satz geſagt worden, muß hier wiederholet werden, und damit kan man ſchon dem gegenwärtigen eine Gnüge thun. Ubrigens wird dieſe falſche Regul die man im 3. Membro beygebracht, und beſagt, daß das Glück und Heil der vernünfftigen Creaturen der eintzige Endzweck GOttes ſey, beſtändig zum Grunde geſetzt; wenn das wäre, ſo würde weder Sünde, noch Unglück, ja nicht einmahl durch eine Concomitantz geſchehen. GOtt würde eine Ordnung möglicher Dinge erwehlt haben, aus der alle dieſe Ubel würden ausgeſchloſſen geweſen ſeyn. Allein GOtt würde das was er dem Univerſo, das iſt, ſich ſelbſt ſchuldig iſt nicht beobachten. Wenn nur lauter Geiſter wären, ſo würden ſie ohne die nöthige Verbindung, ohne die Ordnung der Zeiten und der Oerter ſeyn. Dieſe Ordnung aber erfordert die Materie, die Bewegung, und ihre Geſetze; und wenn man ſie mit den Geiſtern aufs beſte zuſammen ſetzte und ordnete, ſo würde man wieder auf unſere Welt kommen. Wenn man die Sachen nur ſo im gantzen betrachtet, ſo ſtellet man ſich 1000. Sachen als practicable vor, die doch nicht ſtatt finden können wie ſichs gehöret. Wollen daß GOtt den vernünfftigen Creaturen nicht den freyen Willen geben ſolte, das heiſt, wollen daß keine Creaturen ſeyn möchten; und wollen daß ſie GOtt verhindern ſolle, damit ſie ihn nicht mißbrauchen möchten, das iſt ſo viel als wenn man verlangte, daß dieſe Creaturen allein, mit dem was nur vor ſie gemacht worden wäre, exiſtiren möchten. Wenn GOTT nur dieſe Creaturen vor Augen hätte, ſo würde er ohne Zweiffel verhindern daß ſie ſich nicht verderbten. Unterdeſſen kan man doch in einem gewiſſen Verſtande ſagen, GOtt habe dieſen Creaturen die Kunſt gegeben ihren freyen Willen wohl zu gebrauchen, denn das natürliche Licht der Vernunfft iſt dieſe Kunſt. Man dörffte nur allezeit den Willen haben Gutes zu thun. Allein den Creaturen fehlet öffters das Mittel ſich den Willen zu geben den man haben ſolte. Ja offters fehlt es ihnen auch an dem Willen ſich der Mittel zu bedienen die durch Umwege einen guten Willen erwecken, wovon ich ſchon mehr als einmahl geredet. Dieſer Fehler iſt nicht zu läugnen, ja man muß geſtehen daß GOtt vielleicht hievon die Creaturen hätte ausnehmen können, weil es ſcheinet, daß gar wohl dergleichen Creaturen hätten ſeyn können deren Natur geweſen, daß ſie allezeit einen guten Willen gehabt hätten. Allein ich antworte es ſey gar nicht nöthig, auch nicht thulich geweſen, daß alle vernünfftige Creaturen eine ſo groſſe Vollkommenheit hätten die ſie der Gottheit gleich gemacht hätte. Vielleicht kan dieſes nur durch eine beſondere göttliche Gnade geſchehen: würde ſichs denn aber in dieſem Falle ſchicken, daß ſie GOtt allen gebe, das iſt, daß er in Anſehung aller vernünfftigen Creaturen beſtändig auf eine wunderthätige Art agirte? Es würde nichts weniger vernünfftig ſeyn, als dieſe unaufhörliche Wunder. Es giebt Grade in den Creaturen wie es die Generale Ordnung erfordert, und es ſcheint der Ordnung der göttlichen Regierung gar gemäß zu ſeyn, daß das groſſe Privilegium der Beſeſtigung im Guten denjenigen leichter gegeben werde die einen guten Willen gehabt, als ſie in einem unvollkom̃nern Stande des Streits und der Pilgrimſchafft geweſen, in Eccleſia militante, in ſtatu viatorum. Ja ſelbſt die guten Engel ſind ſo geſchaffen worden, daß ſie haben ſündigen können. Inzwiſchen getraue ich mir doch nicht zu ſagen, daß gar keine Creaturen wären die ſelig gebohren worden, oder die nicht ſündigen können und von Natur heilig ſind. Vielleicht giebt es Leute die dieſen Vorzug der Jungfrauen Maria geben, weil ſie die Römiſche Kirche auch noch heut zu Tage den Engeln vorziehet. Allein uns iſt genug daß das Univerſum ſehr groß und ſehr varirt iſt, wer es einſchrencken wolte, der würde zeigen daß er es nicht ſehr erkennte. Allein (der Herr Bayle fähret fort) GOtt hat ja denen Creaturen die haben ſündigen können den freyen Willen gegeben, ohne daß ſie dieſe Gnade von ihm verlanget oder ausgebethen haben. Und derjenige der ein ſolch Geſchencke austheile, würde vielmehr vor das Unglück ſtehen müſſen, das denen zuſtöſſe, die ſich deſſen bedienen, als wenn er es ihnen nur auf ihr inſtändiges Bitten verwilligt hätte. Allein ein ungeſtümes Anhalten im Gebethe thut bey GOtt nichts, er weiß beſſer als wir was wir bedürffen, und giebt nichts zu, auſſer was mit dem Gantzen übereinſtimmet. Es ſcheinet als ſetze der Herr Bayle den freyen Willen hier in das Vermögen zu ſündigen; unterdeſſen geſtehet er anders wo, daß GOtt und die Heiligen doch frey ſind, ungeacht ſie nicht dieſes Vermögen haben. Doch dem ſey wie ihm wolle, ſo habe ich ſchon zur Gnüge gezeigt, daß GOtt, der alles thut was ſeine mit der Weißheit verknüpffte Gütigkeit anordnet, nicht gehalten vor das Böſe das er zuläſt Red und Antwort zu geben. Sind doch die Menſchen ſelbſt, wenn ſie nur ihre Pflicht thun, nicht gehalten vor den Ausgang zu ſtehen, ſie mögen ihn nun entweder zu vorherſehen oder nicht.

§. CXXI.

VI. Das iſt ein ſo ſichres Mittel einen Menſchen ums Leben zu bringen, wenn man ihm einen ſeidnen Strick giebet da man gewiß weiß, daß er denſelben frey gebrauchen wird ſich zu erwürgen, als wenn man ihn durch einen dritten mit dem Dolch erſtechen läſt. Man ſucht eben ſo wohl ſeinen Tod, wenn man es auf die erſte Weiſe anfängt; als wenn man eine von den zweyen andern erwehlt; und es ſcheinet als begehre man den Tod noch auf eine boßhafftigere Art, weil man ihm alle Straſſe und alle Schuld wegen ſeines Untergangs allein auf dem Halſe zu laſſen ſucht. Diejenigen die von den Pflichten (Officiis) handeln wie Cicero, der heilige Ambroſius, Grotius, Opallenius, Scharock, Rachelius, Pufendorf, ingleichen auch die Caſuiſten lehren, man ſey in gewiſſen Fällen nicht gehalten das aufgehobene dem wieder zu geben dem es zugehöre; alſo z. E. wird man nicht einen Dolch wiedergeben, wenn man weiß, daß der der ihn aufzuheben gegeben einen mit demſelben erſtechen will. Wir wollen fingiren, ich hätte den fatalen Brand mit dem die Mutter des Meleagri ihn ums Leben bringen will, den bezauberten Wurff-Spieß, den der Cephalus ohne ſein Wiſſen gebrauchen wird, ſeine Procris zu tödten, die Pferde des Theſeus in meinen Händen die den Hyppolytum ſeinen Sohn zerreiſſen werden. Man fordert dieſe Sachen von mir ab, ich kan es mit Recht abſchlagen, weil ich weiß was man damit machen wird; Allein wie würde es ſtehen, wenn ein Richter unter dem ich ſtehe, mir befiehlt es wieder zu geben, wenn ich ihm zumahl das nicht darthun und beweiſen kan, was ich von dem weiß was darauf erfolgen wird, weil mir etwan Apollo die Gabe zu prophezeyen, wie dem Caſſandro, nur unter der Bedingung gegeben daß man mir nichts glauben werde? Ich würde es alſo wieder geben müſſen, weil ich mich deſſen nicht entſchlagen kan, ohne mich ins Verderben zu ſtürtzen, und auf ſolche Weiſe kan ich mich im Stand ſetzen, daß ich nichts beytragen dörffte. Ein andere Vergleichniß, Jupiter verheiſt der Semele, die Sonne dem Phaëton, Cupido der Pſyche, alle die Gnade wiederfahren zu laſſen um die man ſie bitten werde. Sie ſchweren beym Styx

Di cujus jurare timent & fallere Numen.

Man wolte das Begehren zurück ziehen, das man nur von der Helffte verſtanden, aber zu ſpät:

Voluit Deus ora loquentis
Opprimere, exierat jam vox properata, ſub auras.

Man wolte nach der geſchehenen Bitte gerne wieder zurück, indem man allerhand unnütze Vorſtellung thut, allein man dringet auf euch, man hält an und ſagt: Schweret ihr deswegen Eyde daß ihr denſelben nicht wolt ein Genüge leiſten? Das Geſetze des Styx iſt unverletzlich, man muß es über ſich ergehen laſſen; hat man durchs Schweren einen Fehler begangen, ſo würde man einen noch gröſſern begehen, wenn man es nicht hielte; man muß ſein Verſprechen erfüllen, es mag demjenigen der es fordert noch ſo ſchädlich ſeyn als es immer will: Es würde euch ſchädlich ſeyn, wenn ihr es nicht erfülletet. Es ſcheinet als wolte uns das Morale dieſer Fabeln zu verſtehen geben, daß eine höchſte Nothwendigkeit nöthigen könne zu dem Böſen ein Auge zuzudrücken, und es zuzulaſſen. GOtt erkennet in Wahrheit keinen andern Richter der ihn zwingen könne dasjenige zu geben was übel könne ausſchlagen: er iſt nicht wie Jupiter, der ſich auch vor dem hölliſchen Fluß fürchtet. Denn ſeine eigne Weißheit iſt der gröſte Richter

ter den er nur finden kan; ſeine Urtheile ſind ohne Appellation, und das ſind die Sententze des Verhängniſſes, die ewige Wahrheiten, als das Objectum ſeiner Weißheit ſind weit unverbrüchlicher als der Styx. Dieſe Geſetze, dieſer Richter, zwinget nicht; ſie ſind noch ſtärcker, ſie überreden die Weißheit. Zeiget nur GOtt auf was Weiſe er ſeine Gütigkeit am beſtmöglichſten ausüben könne: Hierauff iſt das Böſe das ſich zuträgt ein unumgänglicher Erfolg des Beſten. Ich will noch etwas nachdrücklicheres hinzuſetzen: Das Böſe zulaſſen, wie es GOtt zuläſt, das iſt die gröſte Gütigkeit.

Si mala ſuſtulerat, non erat ille bonus.

Man müſte gar ein verkehrtes Gemüthe haben, wenn man hierauf ſagen wolte, es wäre noch boßhafftiger, wenn man einem alle Straffe und alle Schuld ſeines Verluſts und Schadens überlieſſe. Wenn ſie GOtt einem überläſt, ſo gehört ſie ihm noch vor ſeiner Exiſtentz zu; Sie war damahls in ſeiner noch bloß möglichen Idee, vor dem Schluſſe GOttes, der ſie zur Exiſtentz bringet; kan man ſie einem andern laſſen, oder einem andern geben? Iſts wohl fragens werth?

§. CXXII.

VII. Ein rechtſchaffner Wohlthäter giebt hurtig und geſchwind, und wartet nicht erſt biß diejenigen die er liebet

wegen der Beraubung desjenigen viel u. langes Elend ausgeſtanden, das er ihnen gar leicht und ohne ſich eine Beſchwerniß zu verurſachen mittheilen könte. Wenn ſeine unumſchrenckte Macht ihm nicht zuläſt Gutes zu thun, ohne zugleich einen Schmertz oder einige Beſchwerniß zu empfinden zu geben, ſo gehet ers zwar ein, (vide das Dict. Hist. Crit. p. 2261. der andern Edit.) aber doch mit Wiederwillen; und braucht niemahls dieſe Art ſich nützlich zu machen, wenn es geſchehen kan, ohne ſeine Gunſt mit dem geringſten Böſen oder Unheil zu vermiſchen. Wenn der Nutzen den man aus den Ubeln ziehen könte die er uns auflegt, ſo leicht aus einem gantz reinen Gute, als aus dieſen malis entſtehen könte, ſo würde er den graden Weg des gantz reinen Guten, und nicht den krummen Weg der erſt vom Böſen zum Guten führete ergreiffen. Uberſchüttet er mit Reichthum und Ehren, ſo geſchicht es nicht deßwegen, damit diejenigen die es genoſſen und nun verlohren haben, um deſto empfindlicher möchten gezüchtiget werden, als die des Vergnügens gewohnt geweſen, und daß ſie dadurch unglücklicher werden möchten als diejenigen Leute die dieſer Vortheile beſtändig ſind beraubet geweſen. Ein boßhafftiges Weſen würde auf dieſe Weiſe diejenigen Leute mit Gütern überſchütten, die es am meiſten haſſete. (Ziehet dieſe Stelle des Ariſt. Rhetor. l. 2. c. 2. 3. p. m. 446. hieher: Οἷον εἰ δοίη ἄν τις τινι, ἵνα ἀφελόμενος λυπήσῃ. ὅθεν καὶ τοῦτ᾽ εἴρηται

Πολλοῖς ὁ δαίμων οὐ κατ᾽ εὔνοιαν φέρων
Μέγαλα δίδωσιν εὐτυχήματ᾽, ἀλλ᾽, ἵνα
Τὰς συμφορὰς λάβωσιν ἐπιφανεστέρας.

Das iſt: Grade als wenn jemand einem was gäbe, damit er ihm nach Entziehung deſſelben Schmertzen verurſachen könne. Daher iſt auch der Spruch entſtanden:

„Bona magna multis non amicus dat Deus,
„Inſigniore ut rurſus his privet malo.)

Alle dieſe Einwürffe lauffen faſt auf ein Sophiſma hinaus: ſie verändern und verſtimmeln das Factum und tragen die Sachen nur halb vor. GOtt ſorget vor die Menſchen, er liebet das menſchliche Geſchlecht, er wünſcht ihm Gutes; nichts iſt gewiſſer als das. Inzwiſchen läſt er die Menſchen fallen, er läſt ſie offt verderben, er giebet ihnen Güter, die zu ihrem Schaden ausſchlagen; und wenn er einen glücklich macht, ſo geſchicht es nach ausgeſtandenen groſſen Plagen. Wo iſt nun ſeine Gewogenheit, wo iſt ſeine Gütigkeit, oder wo iſt vielmehr ſeine Macht? O! der nichtigen Einwürffe, welche die Haupt-Perſon vertuſchen, und verheelen daß man von GOtt rede. Es ſcheinet als wäre es eine Mutter, ein Vormund, ein Hoffmeiſter, deren eintzige Sorge bloß auf die Erziehung, Erhaltung, und das Wohlergehen der Perſon, von der die Rede iſt, gerichtet iſt; uñ die ihre Pflicht nicht thun. GOtt ſorget vor das Univerſum, er vernachläßiget nichts, er erwehlet abſolute das beſte. Iſt jemand hiebey boßhafft und unglücklich, ſo hat es bey ihm geſtanden. Ja ſpricht man, GOtt könte ja alle glücklich machen, und diß könte er geſchwinde und leicht thun, ohne ſich eine einige Beſchwerniß zu verurſachen, denn er kan ja alles. Solt ers denn thun? Weil er es nicht thut, ſo iſts ein Zeichen daß er es habe gantz anders machen ſollen. Wolte man daraus ſchlüſſen, es geſchehe entweder aus Unwillen, oder aus Mangel der Kräffte, daß er die Menſchen nicht glücklich mache, und das Gute nicht bald und ohne Vermiſchung mit dem Böſen gebe; oder fehle ihm etwan an guten Willen, daſſelbe unvermiſcht, rein und im Ernſt zu geben; das wäre ſo viel als wenn man unſern wahren GOtt, mit dem Gotte des Herodoti der voller Neid war, oder mit dem Dæmone des Poeten vergleichen wolte, von dem der Ariſtoteles die Jambos anführet, die wir ins Deutſche überſetzt

ſetzt haben, der Güter austheilet, damit er durch Entziehung derſelben deſto mehr Ubels zufügen könne. Auf ſolche Weiſe treibt man durch unaufhörliche Anthropomorphiſmos mit GOtt Schimpff und Poſſen; man ſtellet ihn als einen Menſchen vor, der ſich gantz und gar der Sache von der die Rede iſt aufopffert, und die vornehmſte Beweiſung ſeiner Gütigkeit bloß denen Objectis, die uns bekand ſind, ſchuldig iſt, und dem es doch an Geſchicklichkeit und einem guten Willen fehlet. GOtt hat daran keinen Mangel, er könte das Gute thun das wir wünſchen; ja er will es auch, wenn er es abgeſondert und ins beſondere nimmt; allein er darf es nicht alſo machen, daß er es andern gröſſern Gütern, die ſich darwieder ſetzen, verziehen ſolte. Im übrigen hat man gar keine Urſache ſich zu beklagen, daß man gemeiniglich nur durch vieles Leiden, und durch Tragung des Creutzes Chriſti zur Seligkeit gelanget. Durch dieſe Ubel werden die Erwehlten zu Nachfolgern ihres HErrn, und ihr Glück und Seligkeit wird deſto gröſſer.

§. CXXIII.

VIII. Der gröſte und gründlichſte Ruhm den derjenige erlangen kan, der Herr über die andern iſt, iſt daß er die Tugend, die Ordnung, den Frieden, und die Gemüths-Ruhe unter ihnen erhalte.

Der Ruhm aber den er von ihrem Unglück haben würde, würde nur ein falſcher Ruhm ſeyn.

Wenn uns die Stadt GOttes bekand wäre, ſo wie ſie iſt, ſo würden wir ſehen, daß dieſer Zuſtand der vollkommenſte ſey, der nur zu erfinden iſt; wir würden ſehen daß die Tugend und das Wohlergehen, ſo viel als nach dem Geſetze des Beſten möglich iſt, in ihr regieren; daß die Sünde und das Unglück (die wegen der Urſachen der höchſten Ordnung von der Natur der Dinge nicht gäntzlich konten ausgeſchloſſen werden) in Betrachtung des Guten in ihr faſt wie nichts, ja ſelbſt noch zu gröſſern Gütern beförderlich ſeyn. Weil nun dieſe Mala exiſtiren ſolten, muſten auch einige denſelben unterworffen ſeyn, und wir ſind dieſe einige. Würde nicht eben dieſer Schein des Böſen verhanden ſeyn, wenn es gleich andere wären? oder würden nicht vielmehr dieſe andern das ſeyn was man uns nennet? Wenn GOtt aus dem Böſen einen Ruhm ſchöpffet, weil er gemacht daß es zu einem gröſſern Guten beförderlich geweſen, ſo muß er den Ruhm davon tragen. Das iſt alſo kein falſcher Ruhm, wie etwan der Ruhm eines Fürſten ſeyn würde, der ſeinen Staat umkehren und übern Hauffen werffen wolte, damit er die Ehre haben möchte ihn wieder zu rechte zu ſtellen und zu verbeſſern.

§. CXXIV.

IX. Die gröſte Liebe die dieſer Herr gegen die Tugend bezeigen kan, iſt, daß er, wenn er kan, alles ſo einrichte, damit ſie ohne einige Vermiſchung mit einem Laſter beſtändig ausgeübet werde. Iſt es ihm was Leichtes einen Unterthanen dieſen Vortheil zu verſchaffen, und läſt er nichts deſtoweniger doch die Laſter aufkommen, dem unbeſchadet daß er ſie endlich, nachdem er ſie lange Zeit geduldet, ſtraffen will, ſo iſt ſeine Liebe gegen die Tugend nicht die gröſte die man ſich concipiren kan, ſie iſt alſo auch nicht unendlich.

Ich bin noch nicht an der Helffte der 19. Lehr-Sätze und ich bin ſchon müde immer einerley Ding zu wiederlegen und zu beantworten. Der Herr Bayle häufft ſeine vermeinte Lehr-Sätze die unſern Lehren entgegen geſetzt ſind, ohne noth. Wenn man Sachen die mit einander verknüpffet ſind, von einander abſondert, die Theile von ihrem Gantzen, das menſchliche Geſchlechte von dem Univerſo, die Eigenſchafften GOttes von einander, die Macht von ſeiner Weißheit, ſo kan man wohl ſagen: GOtt könne machen, daß die Tugend ohne einige Vermiſchung mit den Laſtern in der Welt ſey, ja er könne diß leicht thun. Dieweil er aber die Sünde zugelaſſen hat, ſo muß die Ordnung des Universi die würdig befunden worden, allen andern vorgezogen zu werden, es alſo erfordert haben. Man muß ſchlüſſen daß es nicht erlaubt ſey es anders zu machen, weil es nicht möglich iſt es beſſer zu machen. Das iſt eine hypothetiſche, eine moraliſche Nothwendigkeit, welche der Freyheit bey weiten nicht zu wieder; ſondern vielmehr die Würckung ſeiner Wahl iſt. Quæ rationi contraria ſunt, ea nec fieri a ſapiente poſſe credendum eſt. Man wendet hier ein, die Liebe GOttes gegen die Tugend ſey alſo nicht die gröſte die man ſich concipiren könne, auch nicht unendlich. Es iſt ſchon bey dem andern Lehr-Satze drauff geantwortet worden indem geſagt worden, die Liebe GOttes gegen eine erſchaffene Sache richte ſich nach dem Werthe der Sache: Die Tugend ſey zwar die alleredelſte Qualität derer erſchaffenen Dinge; aber nicht die eintzige gute Eigenſchafft der Creaturen. Es giebt noch unendlich viele andere, welche die Neigung GOttes an ſich ziehen; aus allen dieſen Neigungen entſpringet das meiſte Gute, ſo nur möglich iſt, und es befindet ſich, daß wenn nichts als lauter Tugend, lauter vernünfftige Creaturen wären, auch weniger Gutes ſeyn würde. Midas war nicht ſo reich, da er nur lauter Gold hatte. Und über dem muß die Weißheit variren; würde man das Vernunfft heiſſen, wenn man bloß und allein einerley Sachen häuffen wolte, wenn ſie auch noch ſo edel und herrlich wären? Es wäre ein Uberfluß eine Armuth, wenn man tauſend ſchön eingebundene Virgilios in ſeiner Bibliothec hätte, wenn man nur immer die Arien aus der Opera vom Cadmus und von Hermione ſingen, alle Porcelainene Schälchen zerbrechen wolte, damit man nur lauter goldene haben möchte, wenn man nur Demantene Knöpffe tragen, bloß und allein Rebhüner eſſen, nur Hungariſchen oder Shiraſiſchen Wein trincken wolte. Die Natur hat Thiere, Pflantzen, unbeſeelte Cörper von nöthen, und es giebt in dieſen unverſtändigen Geſchöpffen dergleichen wunderwürdige Dinge, wodurch die Vernunfft geübet werden kan. Was würde denn eine verſtändige Creatur angeben, wenn keine unvernünfftige Geſchöpffe wären? An was würde ſie denn gedencken, wenn weder Bewegung, weder Materie noch Sinnen wären? Wenn ſie nur lauter deutliche Gedancken hätte, ſo würde ſie ein GOtt ſeyn, ſeine Weißheit würde unumſchrenckt ſeyn; hierauff hat mich mein Nachdencken gebracht: So bald als eine Vermiſchung von verwirrten Gedancken vorhanden, ſo ſind die Sinnen, ſo iſt die Materie da. Denn dieſe verwirrte Gedancken kommen von der Verhältniß der Dinge unter einander nach der Daurung und Ausdehnung her, dieſes iſt auch Urſache, daß in meiner Philoſophie keine vernünfftige Creatur

tur, ohne einen organiſchen Cörper iſt, und daß kein erſchaffener Geiſt von der Materie gantz abgeſondert iſt. Allein die organiſche Cörper ſind nicht weniger in der Vollkommenheit von einander unterſchieden, als die Geiſter denen ſie gehören. Weil demnach die göttliche Weißheit eine Welt von Cörpern, eine Welt von Subſtanzien, die etwas empfinden können, und keiner Vernunfft fähig ſind, erfordert; und weil man endlich aus allen Dingen dasjenige erwehlen muſte, was die beſte Würckung zuſammen that, und das Laſter alſo durch dieſe Thüre mit in die Welt kommen iſt, ſo würde GOtt nicht vollkommen gut, vollkommen weiſe geweſen ſeyn, wenn er es ausgeſchloſſen hätte.

§. CXXV.

X, Der gröſte Haß den man gegen die Laſter bezeigen kan, iſt nicht daß man ſie lange Zeit herrſchen laſſe, und hernach ſtraffe, ſondern daß man ſie vor ihrer Geburth erſticke, das iſt, verhindere, daß ſie nirgends zu finden ſind. Ein König z. E. der ſeine Einkünffte in ſo gute Ordnung brächte, daß in ſelbigen niemahls einiger Unterſchleiff vorgienge, würde gegen die Ungerechtigkeit der Hoffleute gröſſern Haß bezeigen, als wenn er ſie erſt hencken lieſſe, nachdem

er ſie lange Zeit von dem ausgeſaugten Blute des Volckes fett werden laſſen.

Es iſt immer einerley Geſang, ein bloſſer Antropomorphiſmus, da er von GOtt auf menſchliche Weiſe redet. Gewöhnlicher maſſen ſoll ein König ſich nichts mehr angelegen ſeyn laſſen, als zu verhüten damit ſeine Unterthanen nicht möchten untergedruckt werden. Eines von ſeinen gröſten (Intereſſen) Vortheilen iſt, ſeine Einkünffte in gute Ordnung zu ſetzen. Inzwiſchen kommen bißweilen doch Zeiten, da er das Laſter und die Unordnung dulden muß. Man hat einen groſſen Krieg auf dem Halſe, man findet ſich erſchöpfft, man hat keine Kriegs-Officiere auszuleſen, man muß denjenigen die man hat, und die bey den Soldaten in groſſem Anſehn ſtehen, z. E. einem Braccio, einem Sforza und Wallenſtein ein wenig durch die Finger ſehen. Es iſt zu den allerbenöthigſten Dingen kein Geld verhanden, man muß zu groſſen Geld-Wechslern die einen feſt geſetzten Credit haben ſeine Zuflucht nehmen, und auch dabey zu ihren Eingriffen ſtille ſchweigen. Es iſt wahr dieſe unglückliche Nothwendigkeit entſtehet meiſtentheils aus vorherbegangenen Fehlern. Allein bey GOtt iſt es gantz anders, er hat keines Menſchen vonnöthen, er begeht keinen Fehler, er thut allezeit das Beſte. Ja man kan ſichs nicht wünſchen daß die Sachen beſſer gehen möchten, als ſie gehen, wenn man ſie nur verſiehet: und das würde in dem Urheber der Dinge ein Fehler ſeyn, wenn er das Laſter das ſich in ſelbigen befindet davon ausſchlüſſen wolte. Iſt denn der Zuſtand einer vollkommenen Regierung in der man das Gute ſo viel möglich ſucht und thut, und in der das Böſe ſelbſt zu einem gröſſern Guten dienet, mit dem Zuſtande eines ſolchen Printzen zu vergleichen, deſſen Sachen gantz zerrüttet ſind, und der ſich rettet ſo gut als er kan, oder mit dem Zuſtande eines Printzens, der die Unterdrückung befördert um ſie zu ſtraffen, und der ſich eine Freude draus macht wenn er das geringe Volck am Bettelſtabe, und die Groſſen aufm Chavot ſiehet?

§. CXXVI.

XI. **Ein Herr der auf den Nutzen der Tugend und das Beſte ſeiner Unterthanen bedacht iſt, wendet allen Fleiß und Bemühung an, womit er es alſo machen möge, daß ſie ſeinen Geſetzen niemahls ungehorſam werden; und wenn er ſie ihres Ungehorſams wegen ſtraffen muß, ſo ſtrafft er alſo, daß ihnen die Straffe die Neigung zum Böſen benehme, und in ihrer Seele eine feſte und beſtändige Neigung zum Guten wieder auffrichte, keinesweges aber daß die Straffe ihres Verbrechens ſie je mehr und mehr zum Böſen geneigt mache.**

GOtt thut alles was ſich gehört, ja was nur ſelſeiner Seits möglich iſt, um die Menſchen zu beſſern, doch demjenigen was er ſich ſelbſt ſchuldig iſt unbeſchadet. Der gewöhnlichſte Endzweck der Straffe iſt die Beſſerung, allein das iſt nicht der eintzige und den er ſich beſtändig vorſetze. Ich habe oben ein Wort davon gedacht. Die Erb-Sünde welche die Menſchen zur Sünde geneigt macht, iſt nicht eine bloſſe Straffe wegen der erſten Sünde: Es iſt ein natürlicher Erfolg derſelben. Es iſt auch hievon etwas gedacht worden, als man über den vierten Theologiſchen Satz eine Anmerckung gemacht. Es iſt faſt wie mit der Trunckenheit, die eines theils eine Straffe wegen des übermäßigen Trinckens, und auch zugleich ein natürlicher Erfolg deſſelben iſt, der einen gleich zu neuen Sünden führet.

§. CXXVII.

XII. Wenn man das Böſe, das man verhindern könte, zuläſt, ſo iſts ſo viel als wenn man gar nichts darnach fragte, ob es begangen oder nicht begangen werde, oder wohl gar wünſchte, daß es geſchehe.

Gantz und gar nicht. Wie offt laſſen nicht die Menſchen Böſes zu, das ſie verhindern könten, wenn ſie nur alle ihre Kräffte anſpannten? Allein ſo verhindern ſie andere wichtige Sorgen daran. Man wird nicht leicht zu der Zeit da man einen groſſen Krieg auf dem Halſe hat ſuchen den Unordnungen des Müntz-Weſens abzuhelffen. Und das was ein Engliſches Parlament kurtz vor dem Ryswickiſchen Frieden hierüber gethan, das wird man mehr loben, als nachahmen. Kan man aber daraus ſchlüſſen, daß der Staat nach dieſen Unordnungen nichts frage, oder daß er ſie wohl gar wünſche? GOtt hat noch weit ſtärckere und ihm anſtändigere Urſachen das Böſe zu dulden. Er ziehet nicht allein gröſſere Güter daraus, ſondern er befindet auch daß es unter allen möglichen Gütern mit dem Gröſten verknüpffet iſt; daß es alſo ein Fehler ſeyn würde, wenn er es nicht zulieſſe.

§. CXXVIII.

XIII. Das iſt ein groſſer Fehler bey denen die regieren, wenn ſie nichts darnach fragen, ob in ihren Landen Unordnungen ſeyn oder nicht. Und der Fehler iſt noch gröſſer, wenn ſie in ſelbigen allerhand Unordnungen ſuchen und wünſchen. Wenn ſie durch verborgene und indirecte, aber untrügliche Wege in ihren Staaten Unruhen erregten, um dadurch ihren Untergang zu befödern, damit ſie eine Ehre davon haben möchten wenn ſie zeigten, daß ſie das Hertze und die benöthigte Klugheit haben, ein Königreich das auf der Schippe ſtehet zu retten; ſo würden

den ſie ſehr ſtraffbahr und verdammens würdig ſeyn. Wenn ſie aber dieſe Unruhe deßwegen erregten weil durch kein ander Mittel dem gänzlichen Untergange ihrer Unterthanen könte vorgebauet und die Glückſeligkeit ihrer Völcker auf viele Jahres-Zeiten auf neue Grund-Säulen geſetzt werden, ſo würde man die unglückliche Nothwendigkeit (ſchlaget nach was oben p. 93. 96. 156. von der Macht der Nothwendigkeit geſagt worden) in die ſie geſetzt worden, beklagen muſſen, und ſie loben, daß ſie ſich dieſelbe ſo wohl zu Nutze gemacht.

Dieſer Satz, läſt ſich nebſt vielen andern hier vorgebrachten maximen auf die Regierung GOttes nicht appliciren. Und über dem daß man uns nur Unordnungen von einem kleinen Theile ſeines Reichs vorwirfft; ſo iſt es ja falſch, daß er ſich um das Böſe nichts bekümmert, daß er es wünſchet, daß er es hervorbringet, damit er nur möchte die Ehre haben, es wieder zu dämpffen und zu ſtillen. GOtt verlangt und will das Gute und die Ordnung, allein es geſchicht bißweilen daß das was in Theilen eine Unordnung iſt im gantzen eine Ordnung iſt. Wir haben bereit das Brocardicon juris angeführet: *Incivile eſt non niſi tota lege inſpecta judicare*, die Zulaſſung des Böſen komt von einer moraliſchen Nothwendigkeit her; GOtt wird von ſeiner Weißheit und Gütigkeit dazu gezwungen; dieſe **Nothwendigkeit iſt heilſam** und glücklich; da hergegen des Printzens ſeine, von dem der Satz redet, unglücklich und ſchädlich iſt: ſein Zuſtand iſt einer von den beſten, die Regierung Gottes aber iſt der beſtmöglichſte Zuſtand.

§. CXXIX.

XIV. **Die Zulaſſung eines gewiſſen Ubels iſt alsdenn nur zu entſchuldigen, wenn man demſelben ohne ein gröſſers Ubel einzuführen nicht abhelffen kan; allein ſie kan bey denjenigen nicht entſchuldiget werden, die wieder dieſes und alle andere Ubel, die aus der Unterdrückung des gegenwärtigen entſtehen könten, ein kräfftiges Mittel in Händen haben.**

Dieſer Lehr-Satz iſt wahr, allein wieder die Regierung GOttes kann er nicht angeführet werden. Die höchſte Vernunfft nöthiget ihn das Böſe zuzulaſſen. Erwehlte GOtt nicht dasjenige was im Gantzen und abſolut das beſte wäre, ſo würde diß ein gröſſeres Ubel ſeyn, als andere beſondere, die er durch dieſes Mittel verhindern könte. Dieſe ſchlimme Wahl würde ſeine Gütigkeit und Weißheit übern Hauffen werffen.

§. CXXX.

XV. **Das unendlich mächtige Weſen**

ſen und Schöpffer der Materie und der Geiſter, macht aus dieſer Materie und dieſen Geiſtern alles was er will. Es iſt keine Beſchaffenheit und keine Figur die er den Geiſtern nicht geben könte. Wenn er demnach ein moraliſches oder phyſicaliſches Ubel zulieſſe, ſo würde es nicht deswegen geſchehen, weil ohne das ein anders noch gröſſeres moraliſches oder phyſicaliſches Ubel gantz unvermeidlich würde geweſen ſeyn. Bey ihm kan kein eintziger Grund von der Vermiſchung des Guten und des Böſen, der auf die umſchrenckte Macht der Wohlthäter gegründet iſt, ſtatt finden.

Es iſt wahr daß GOtt aus der Materie und den Geiſtern macht alles was er nur will; allein er iſt wie ein guter Bild-Schnitzer der aus ſeinen Marmor-Stücken nur dasjenige machen will was er vors beſte hält, und der wohl davon urtheilet. GOtt macht aus der Materie die ſchönſte Machine ſo nur möglich iſt; und regieret die Geiſter nach der allerſchönſten Regierungs-Art die ſich concipiren läſt; und auf dieſes alles ſtiftet er durch ihre Vereinigung die allervollkommenſte Harmonie, nach dem Syſtemate das ich vorgetragen. Weil ſich nun das phyſiſche und moraliſche Ubel in dieſem vollkommenen Wercke befindet, ſo muß man wieder das was hier der Herr

Bayle beybringet daraus ſchlüſſen, es würde ohne das ein noch gröſſers Ubel gantz unvermeidlich geweſen ſeyn. Und das würde das ſo groſſe Ubel ſeyn, daß nehmlich Gott übel erwehlet hätte, wenn er eine andere Wahl getroffen. GOtt iſt zwar unendlich mächtig; allein die Macht iſt indeterminirt, und zu nichts entſchloſſen, denn die mit der Weißheit verknüpffete Gütigkeit determiniren ſie erſt das beſte hervor zu bringen. Der Herr Bayle macht in einem andern Orte einen ihm gantz beſondern Einwurff der von den Meynungen einiger neuerer Carteſianer hergenommen, die ſagen, GOtt hätte denen Seelen die Gedancken geben können die er nur gewolt, ohne daß ſie erſt von einem Leibe dependiren dörfften: durch dieſes Mittel hätte man den Seelen viele Ubel erſpahren können die bloß von der Unordnung der Cörper herkommen. Hievon ſoll unten ein mehres gedacht werden, ietzt iſt ſchon genug wenn wir bedencken, daß GOtt kein Ubel zuſammen hangendes Syſtema, das voller Verwirrungen und Ubelſtand iſt, aufrichten könne. Die Natur der Seelen beſtehet eines Theils darinnen, daß ſie ſich die Cörper vorſtelle.

§. CXXXI.

XVI. **Man iſt Urſache an einem Ausgange ſo wohl wenn man ihn auf moraliſche, als wenn man ihn auf phyſiſche Wei-**

Weiſe befördert. Ein Staats-Miniſter der wenn er ohne aus ſeinem Zimmer zu gehen, und ſich bloß der Affecten des Rädels-Führers einer Rotte bediente, ihr gantz complot übern Hauffen würffe, würde nicht weniger der Urheber des Untergangs dieſer Rotte ſeyn, als wenn er ſie mit Schlägen zernichtete.

Ich habe wieder dieſen Lehr-Satz nichts einzuwenden. Man mißt das Böſe allezeit den moraliſchen Urſachen bey, aber nicht den phyſicaliſchen. Ich mercke nur dieſes dabey an, daß wenn ich die Sünde eines andern nicht anders verhindern könte, als wenn ich ſelbſt eine Sünde begienge, ſo hätte ich Urſache ſie zuzulaſſen, und deßwegen würde ich weder an ſelbiger Theil nehmen, noch die moraliſche Urſache derſelben ſeyn. In GOtt würde jedes Verſehen ſo gut als eine Sünde ſeyn, ja es würde noch mehr als eine Sünde ſeyn, denn es würde die Gottheit zernichten. Und das würde bey ihm ein groſſer Fehler ſeyn, wenn er nicht das Beſte erwehlte. Ich habe es ſchon mehr als einmahl erinnert; er würde alſo die Sünde durch noch was ſchlimmers als alle Sünden ſind verhindern.

§. CXXXII.

XVII. **Es iſt ein Ding ob man eine nothwendige oder eine freye Cauſam nimt, wenn man die Umſtände erwehlt, in** in denen man ſie determinirt befindet. Wenn ich den Fall ſetze daß das Stücke Pulver die Krafft hat ſich zu entzünden oder ſich nicht zu entzünden, wenn es das Feuer berühret, und wenn ich gewiß weiß, daß es ſich Morgen um 8. Uhr entzünden wird, ſo werde ich eben ſo wohl die Urſache ſeiner Würckung ſeyn, wenn ich zur ſelbigen Zeit Feuer dran lege, als bey der wahrhafftigen Suppoſition daß es eine nothwendige Cauſa iſt. Denn in Anſehung meiner würde es keine freye Cauſa mehr ſeyn, ich würde ſie in den Umſtänden ergreiffen, in denen ich ſie aus ihrer eignen Wahl neceſſitirt erkennte. Ein Ding kan in Anſehung deſſen, worzu es bereits determinirt iſt ,und in Anſehung der Zeit in der es zuerſt determinirt iſt unmöglich frey und indifferent ſeyn. Alles was exiſtirt, exiſtirt nothwendig, ſo lange es exiſtirt. (τὸ εἶναι τὸ ὂν ὅταν ᾖ. καὶ τὸ μὴ ὂν μὴ εἶναι ὅταν μὴ ᾖ ἀνάγκη. Neceſſe eſt id quod eſt, quando eſt, eſſe ; & id quod non eſt, quando non eſt, non eſſe. Ariſt. de Interpr. Cap. 9. Die Nominaliſten unter den Scholaſticis haben dieſen Lehr-Satz des Ariſtotelis angenommen. Scotus aber und viele andere Scholaſtici ſcheinen ihn zu verwerffen ; allein im Grunde lauffen ihre Diſtinctiones auf eben das hinaus. Schlaget die Jeſuiten von Conimbra über dieſe Stelle des Ariſtotelis p. 380. & ſeqq. nach.) Dieſer Lehr-Satz kan auch mitgehen; doch wolte ich nur etwas in den Redens-Arten ändern. Ich wolte nicht frey und gleichgültig vor eins halten, und frey und determinirt nicht einander entgegen ſetzen.

Man iſt niemahls in einer indifferentia æquilibrii vollkommen indifferent; man iſt allezeit auf eine Seite geneigter, und folglich auf eine Seite mehr determinirt als auf die andere, allein man wird niemahls zu der Wahl genöthiget die man anſtellt. Ich verſtehe hier eine abſolute und metaphyſiſche Nothwendigkeit. Denn GOtt, der Weiſe, wird aus einer moraliſchen Nothwendigkeit zum Beſten bewogen; So muß man auch bekennen daß man aus einer hypothetiſchen Nothwendigkeit zur Wahl genöthiget wird, wenn man die Wahl würcklich anſtellet; ja man wird auch zu vorher ſelbſt durch die Wahrheit der Futurition dazu genöthiget, weil man es thun wird. Allein dieſe hypothetiſche Nothwendigkeit ſchadet gar nicht: hievon habe ich oben zur Gnüge geredet.

§. CXXXIII.

XVIII. **Wenn ein gantzes groſſes Volck ſich der Rebellion ſchuldig gemacht, ſo iſt das noch nicht gnädig ge-**

nug, wenn man nur dem hunderttauſendſten Theile Gnade wiederfahren läſt, und die übrigen alle ohne die Kinder an den Brüſten zu verſchonē ums Leben bringet.

Es ſcheinet als ſetze man hier voraus, daß hundert tauſend mahl mehr Verdam̃te als Selige ſind, und daß die ohne Tauffe verſtorbene Kinder unter der Zahl der erſtern ſich befinden. Allein beydem wird wiederſprochen, ſonderlich der Verdammung dieſer Kinder. Ich habe oben davon geredet. Dieſen Einwurff urgirt der Herr Bayle anderswo (in Reſponſe au Provincial ch. 178. p. 1223. Tom. 3.) „Wir „ſehen offenbahr, ſagt er, daß ein Fürſt der die „Güte und Gerechtigkeit ausüben will, wenn „eine Stadt ſich wieder ihn aufgelehnet, nur eine kleine Zahl Auffrührer ſtraffen und allen „andern Gnade erzeigen ſolle. Denn wenn „die Zahl derjenigen die geſtraffet werden, in „Vergleichung derjenigen denen er Gnade erzeigt, wie tauſend gegen eines iſt, ſo kan er „nicht vor gnädig, ſondern vor grauſam gehalten werden. Man würde ihn gantz unfehlbahr vor einen abſcheulichen Tyrannen halten, weñ er lang anhaltende Straffen erwehlte „uñ um deswillen kein Blut ſchonte, weil er beredet wäre, daß man lieber den Tod als ein elendes Leben wünſchte; und wenn die Rachgier „an ſeiner Strenge mehr Theil hätte, als die „Begierde durch die Straffe, die er faſt allen

Rebellen anthäte, dem gemeinen Beſten einen„
Nutzen zu ſchaffen. Es wird davor gehalten daß„
die Ubelthäter die man hinrichtet durch den„
Verluſt ihres Lebens ihre Schandthaten ſo„
vollkommen auslöſchen und verſöhnen, daß„
auch das gemeine Weſen nichts mehr davon„
verlanget, und ſich entrüſtet wenn die Hencker„
ihr Amt nicht recht verrichten. Man würde ſie„
ſteinigen, wenn man wüſte daß ſie mit Fleiß„
viel Hiebe thäten; und die Richter die mit bey„
der Execution ſind, würden nicht auſſer Ge-„
fahr ſeyn, wenn man glaubte daß ſie an dieſem„
häßlichen Spiel der Hencker einen Gefallen„
hätten, und ſie unter der Hand erinnert, daß ſie„
es ſo machen ſolten. (Mercket daß man die-„
ſes nicht univerſaliter nach der Schärffe ver-„
ſtehen müſſe; denn es giebt Fälle in denen es„
dem Volck gar recht iſt, wenn man gewiſſe U-„
belthäter bey einem kleinen Feuer verbrennet,„
wie z. E. als Franciſcus I. einige der Ketzerey„
wegen angeklagte Perſonen, nach dem berühm-„
ten Edicte de A. 1534. ſo hinrichten ließ.„
Man hatte auch gar kein Mitleiden mit dem„
Ravaillac der auf vielerley grauſame Arten„
gemartert und gefoltert wurde. Schlaget„
den (Mercure François) Frantzöſiſchen„
Mercurium Tom. I. fol. m. 455. & ſeqq.„
nach; ingleichen den Petrum Matheum in„
ſeiner Hiſt. von dem Tode Henrici IV.„
Und gehet nicht vorbey das was er p. m. 99.„

„von dem meldet, was die Richter in Anſehung der Todes-Straffe dieſes Parricidæ ausmachten.) Endlich iſt es ſo eine ausgemachte Sache die faſt nicht ihres gleichen hat, daß die Fürſten die ſich nach dem heiligen Paulo richten wolten, ich will ſagen die alle diejenigen zum Tode verdammten die er zu dem ewigen Tode verdammet, vor Feinde des menſchlichen Geſchlechts und Zerſtörer der Geſellſchafft würden gehalten werden. Ihre Geſetze würden die Geſellſchafft gantz und gar übern Hauffen werffen, an ſtatt daß ſie nach der Abſicht der Geſetz-Geber dieſelbe befeſtigen und erhalten ſolten. (Man applicire hierauf die Worte des Plinii junioris Epiſt. 22. lib. 8. Mandemus memoriæ quod vir mitiſſimus, & ob hoc quoque maximus Thraſea crebro dicere ſolebat, qui vitia odit, homines odit.)„ Er ſetzet hinzu man habe von den Geſetzen des Draconis eines Athenienſiſchen Geſetz-Gebers pflegen zu ſagen, ſie wären nicht mit Dinte, ſondern mit Blut geſchrieben worden, weil ſie alle Verbrechen am Leben ſtrafften; und weil die ewige Verdammniß eine weit gröſſere Straffe als der Tod iſt. Allein es iſt zu erwegen, daß die Verdammniß ein Erfolg der Sünde; und ich antwortete einſt einem Freunde der mir die Ungleichheit vorwarff die zwiſchen einer ewigen Straffe iſt, und einem Laſter das aufhöret, daß es gar nicht ungerecht ſey wenn die Daurung der Straffe auf die Daurung der Sünde folge, wovon ich weit unten ein mehrers gedencken werde. Was die Zahl der Verdammten anlangt, wenn ſie auch unter den Menſchen unausſprechlich gröſſer wäre, als die Zahl der Seligen, ſo könten ja die ſeligen Creaturen im Univerſo die Unſeligen und Verdammten an der Zahl übertreffen. Was das Exempel eines Printzens anlangt der nur die Häupter der Rebellen, oder eines Generals der bey einem Regiment immer den zehenden Mann ſtraffet, ſo machen dieſe Exempel hier keine Folge. Das eigne Intereſſe nöthiget den Fürſten und den General denen Verbrechern Gnade zu erzeigen, wenn ſie auch gleich in ihrer Boßheit verharren; allein GOtt giebt nur denen Gnade die ſich beſſern, er kan dieſe Leute wohl von einander unterſcheiden, und dieſe Strenge iſt der vollkommenen Gerechtigkeit weit gemäßer. Wenn aber jemand fraget warum GOtt nicht allen die Gnade der Bekehrung giebet, ſo verfällt er auf eine andere Frage, die mit denen gegenwärtigen Lehr-Sätzen keine Verwandniß hat. Wir haben daſelbſt ſchon einiger maſſen darauf geantwortet, nicht zwar als wenn wir die Urſachen GOttes erfinden wolten, ſondern um nur zu zeigen daß er doch Rationes haben müſſe und daß keine von den Gegenſeitigen gültig ſeyn könne. Im übrigen ſo wiſſen wir ja, daß man bißweilen gantze Städte verheeret, und die Einwohner niederſäbelt, um den andern ein Schrecken einzujagen; hiedurch kan man bißweilen mit einem groſſen Krieg oder einer Rebellion bald zu Ende kommen, und das heiſt das Blut ſchonen indem man es vergieſſet; hier iſt keine Decimation: Wir können keineswegs mit Wahrheit verſichern, daß die Gottloſen auf unſer Erde nur deswegen ſo hart geſtraffet werden, damit die Einwohner auf den andern Erden-Kreiſſen möchten in Furcht geſetzt und gebeſſert werden; allein es können noch viel andere Urſachen der allgemeinen Harmonie, die uns unbekand ſind, eben die Würckung thun, weil wir von der Weitläufftigkeit der Stadt GOttes und der Form der generalen Republic der Geiſter ſo wenig eine genugſame Erkäntniß haben als von der Bau-Kunſt der Cörper.

§. CXXXIV.

XIX. Die Aertzte die unter vielen Mitteln die einen Krancken zu rechte bringen können, und unter denen er viele mit Luſt nehmen würde, eben dasjenige erwehlten das ſie gewiß wüſſen daß ers nicht nehmen würde, möchten ihn immer bitten und ermahnen daß ers doch annehmen ſolle, man würde nichts deſto weniger doch mit Grunde glauben, daß ſie ihn nicht zu curiren begehrten. Denn wenn ſie das ſuchten, ſo würden ſie eines von den guten Mitteln erwehlen, von dem ſie wüſten daß ers gerne verſchlucken und brauchen würde. Wenn ſie im übrigen überzeugt wären, daß ſeine Kranckheit dadurch tödlich werden würde, weil er das von ihnen angebotene Mittel nicht annehmen wollen; ſo würde man ohnfehlbahr ſagen müſſen, daß ſie bey allen ihren Vermahnungen dennoch den Tod des Krancken wünſchten.

GOtt will alle Menſchen ſelig haben: Das heiſt er würde ſie alle ſelig machen, wenn ihn die Menſchen nicht ſelbſt verhinderten, und die Gnade nicht von ſich ſtöſſen; und die Vernunfft verbindet und beweget ihn nicht ihren böſen Willen allemahl zu überwältigen und zu zwingen. Jedoch thut ers bißweilen, wenn es höhere Urſachen zulaſſen, und wenn ſein decretoriſcher und conſequenter Wille, der aus allen ſeinen Rationibus entſpringet, ihn zu der Erwehlung einer gewiſſen Anzahl Menſchen determiniret. Er leiſtet allen zu ihrer Bekehrung und Beharrung hülffreiche Hand, und dieſe Hülffe iſt zwar bey denen, die einen guten Willen haben, zulänglich, aber ſie iſt nicht allezeit zulänglich ihn zu geben. Die Menſchen erhalten dieſen guten Willen entweder durch beſondere Hülffs-Mittel, oder durch Umſtände, welche den generalen Hülffs-Mitteln vollends den Nachdruck geben. Er kan nicht umhin annoch ſolche Mittel anzubiethen von denē er weiß daß man ſie werde von ſich ſtoſſen und ſich dadurch noch ſtraffälliger machen; Allein ſoll denn GOtt deswegen ungerecht ſeyn, damit der Menſch nicht ſo ſtraffbahr ſeyn möchte? Uber dem kan ja die Gnade die einem nichts hilfft dem andern helffen, ja ſie hilfft iederzeit den beſtmöglichſten Plan auffrecht und unverletzt zu erhalten. Solte GOtt deswegen keinen Regen geben, weil er einigen niedrig gelegenen Oertern möchte unbeqvem und beſchwerlich fallen? Solte deswegen die Sonne nicht ſo ſehr ſcheinen als es überhaupt nöthig iſt, weil einige Oerter dadurch allzuſehr würden ausgetrocknet werden? Mit einem Worte, dieſe Vergleichniſſe die in dieſen Maximen, die der Herr Bayle anführt, von einem Artzte, von einem Wohlthäter, von einem Staats-Miniſter, von einem Printzen gegeben werden, hincken gar ſehr, weil man ihre Pflichten und das warum ſie Sorge tragen können und ſollen erkennet; Sie haben faſt nur eine Verrichtung und verſehen es dabey offters entweder aus Nachläßigkeit oder aus Boßheit. Allein das Objectum GOttes hat etwas Unendliches in ſich, ſeine Sorge erſtreckt ſich über das Univerſum. Das was wir davon erkennen iſt faſt nichts, und wir wolten ſeine Weißheit und ſeine Gütigkeit nach unſrer Erkäntniß abmeſſen? Was vor eine

Verwegenheit oder vielmehr was vor eine Thorheit iſt das? Die Einwürffe ſetzen falſche Dinge zum Voraus, und es iſt lächerlich vom Rechte urtheilen wollen, wenn einem die That nicht bekand iſt. Mit Paulo ſagen: O altitudo divitiarum & ſapientiæ! das heiſt nicht der Vernunfft gute Nacht geben; vielmehr aber die Rationes brauchen die uns bekand ſind. Denn ſie lehren uns dieſe göttliche Unermeßlichkeit von der der Apoſtel redet; Allein wir bekennen dadurch unſre Unwiſſenheit von der That, und erkennen inzwiſchen ehe wirs noch ſehen, daß GOtt, zu Folge der unendlichen Weißheit die ſeine Actiones dirigirt, allezeit das beſtmöglichſte thue. Es iſt wahr daß wir bereits Beweißthümer und Proben vor unſern Augen davon haben, wenn wir etwas gantzes, etwas in ſich gantz vollkommnes und unter den Wercken GOttes was beſonders und von allen andern abſtehendes ſehen. Ein dergleichen von den Händen GOttes ſo zu reden gemachtes Totum iſt eine Pflantze, ein Thier, ein Menſch. Wir können ſeine ſchöne und künſtliche Structur nicht genug bewundern. Wenn wir aber ein zerbrochnes Bein, ein Stück Fleiſch von einem Thiere, ein Bißchen von einer Pflantze ſehen, ſo leuchtet nichts als Unordnung hervor wenn es nicht etwan ein vortreflicher Anatomiſte betrachtet, und dieſer ſelbſt würde nichts daran erkennen, wenn er nicht vorhero dergleichen

chen mit ihrem Gantzen verknüpffte Stücke geſehen. Eben ſo iſt es auch mit der Regierung GOttes beſchaffen. Was wir von ſelbiger ietzo erkennen können iſt kein ſolch Stücke das groß genug wäre, daß wir die Schönheit und Ordnung des Gantzen daraus erkennen könten. Alſo bringets die Natur der Sachen ſelbſt mit ſich, daß dieſe Ordnung der Stadt GOttes, die wir hier noch nicht ſehen, ein Objectum unſers Glaubens, unſrer Hoffnung, und unſres Vertrauens auf GOtt ſeyn ſolte. Giebt es gleich welche, die anders davon urtheilen, deſto ſchlimmer iſt es vor ſie, das ſind Mißvergnügte, in dem Staate des gröſten und beſten Monarchen, und ſie thun unrecht daß ſie ſich nicht das wenige zu nutze machen das er ihnen von ſeiner unendlichen Gütigkeit und Weißheit gegeben, um zu zeigen daß er nicht allein bewunderns-würdig, ſondern auch über alle Dinge liebens-würdig ſey.

§. CXXXV.

Ich hoffe es werde in den 19. Lehr-Sätzen des Herrn Bayle die wir betrachtet haben nichts zu finden ſeyn, darauf nicht nach Nothdurfft wäre geantwortet worden. Und es ſcheint daß weil er vorher dieſer Materie offt nachgedacht, er auch dasjenige werde vorgetragen haben was ihm bey der cauſa morali des mali moralis am allernachdrücklichſten vorgekommen. Doch ſind noch hier und da viele

Stellen in ſeinen Wercken zu finden die wir nicht wohl mit ſtillſchweigen werden übergehen können. Er exaggerirt ſehr offters die Schwürigkeit, die er glaubt darinn zu finden, wenn man GOtt entſchuldigen wolle daß man ihm nicht die Sünde imputiren könne. Er mercket (in der Repons au Provin. ch. 161. p. 1024.) an, daß wenn gleich der Molines den freyen Willen mit dem Vorherwiſſen vereiniget, ſo ſey es doch nicht mit der Gütigkeit und Heiligkeit GOttes mit der Sünde geſchehen. Er lobet die Auffrichtigkeit derjenigen die, wie ſeiner Meynung nach Piſcator gethan, rund heraus bekennen und ſagen, es fiele alles auf den Willen GOttes zurücke, und der vermeinte GOtt würde dennoch gerecht bleiben, wenn er gleich der Uhrheber der Sünde wäre, und die Unſchuldigen verdammte. Anderſeits aber und in andern Orten ſcheint er mehr derjenigen Meynung beyzuſallen, die, wie Plutarchus in ſeinem Buche wieder die Stoiker, ſeine Gütigkeit aber zum Nachtheil ſeiner Gröſſe retten.

„Er ſpricht, es wäre viel vernünfftiger daß „man mit den Epicurern ſagte, es verurſachten „unzehliche Theilgen (oder durch ein unendlich Spatium ſo blindlings hin und her „hüpffende und ſpringende Atomi) welche „die Schwäche des Jupiters durch ihre Stärcke überwogen, wieder ſeinen Willen und ſei-

„ne Natur viel böſe und ungereimte Dinge, „als daß man zugeben wolte, es wäre keine Un„ordnung und Boßheit auf der Welt deren „Urheber er nicht ſey.„ Was etwan vor dieſe beyde Partheyen nemlich der Stoiker und der Epicurer kan geſagt werden, das ſcheinet der Herr Bayle zu dem ἐπέχειν der Pyrrhonier, zu der Ausſetzung ſeines Urtheils in Anſehung der Vernunfft gezogen zu haben, ſo lange der Glaube beyſeite geſetzt iſt, dem er ſich doch ſeiner Bekäntniß nach aufrichtig unterwirfft.

§. CXXXVI.

Indem er aber ſeine Vernunfft-Schlüſſe immer fort führet, ſo iſt er ſo weit gegangen, daß er gleichſam wieder die Vernunfft-Schlüſſe des Manichæi, der ein Perſiſcher Ketzer im dritten Chriſtlichen Seculo geweſen, oder eines gewiſſen Pauli der das Haupt der Manichæer im 7. Seculo in Armenien war, und von dem ſie den Nahmen der Pauliner bekommen, aufwärmen und verſtärcken wollen. Alle die Ketzer wärmen das wieder auf was ein alter Phyloſophus aus Ober-Aſien mit Nahmen Zoroaſter von zweyen verſtändigen Principiis aller Dinge einem Guten und einem Böſen ſoll gelehret haben. Dieſe Lehre iſt vielleicht aus Indien gekommen, da noch viel Leute an dieſem Irrthum kleben, und iſt ſehr geſchickt die menſchliche Unwiſſenheit und Aberglauben zu überrumpeln und einzunehmen; maſſen viele Barbariſche Völcker ſelbſt in America drein verfallen, ohne daß ſie hiezu einige Phyloſophos gebraucht haben. Die Sclaven hatten, wie aus dem Helmoldo zu erſehen, ihren Zernebok, das iſt ihren Schwartz-GOtt: die Griechen und Römer, ſo klug als ſie auch ſchienen zu ſeyn, hatten einen Vejovis oder Anti-Jupiter ſonſt Pluto genant, und viele andere böſe und ſchadhafte Götter: die Göttin Nemeſis hatte ihre Luſt diejenigen zu ſtürtzen und zu erniedrigen ſo allzuglücklich waren; und Herodotus giebt in etlichen Oertern zu verſtehen, er glaube die gantze Gottheit mit alle ſey neydiſch und mißgünſtig, welches ſich doch mit der Lehre von zweyen Principiis nicht zuſammen reumet.

§. CXXXVII.

Plutarchus hält in ſeinem Tract. von der Iſis und Oſiris den Zoroaſtrum magicum, wie er ihn nennet, vor den alleräl teſten Autorem der dieſe Meynungen gelehret. Trogus oder Juſtinus macht einen König der Bactrer daraus, den der Ninus oder die Semiramis überwunden, er ſchreibt ihm die Erkäntniß der Aſtronomie und die Erfindung der Magie zu; allein dieſe Magie war allem Anſehn nach die Religion derjenigen ſo das Feuer anbetheten; und es ſcheinet als habe er das Licht, oder die Wärmde vor das Principium

pium gehalten: allein er ſetzte zu dieſen noch das Böſe, nemlich die Dunckelheit, die Finſterniſſe, und die Kälte. Plinius führet das Zeugniß eines gewiſſen Hermippæ, eines Auslegers der Bücher des Zoroaſtri an, der ihn zum Schüler eines gewiſſen Azonace in der Magie macht, wenn nur nicht etwan dieſer Nahme durch des Oromaſes ſeinen, von dem wir bald was gedencken werden, corrumpirt worden, und den der Plato in dem Alcibiade zum Vater des Zoroaſtri macht. Die heutigen Orientaliſchen Völcker nennen den Zerdaſt welchen die Griechen Zoroaſter nennen; er ſoll mit dem Mercurio überein kommen, weil bey einigen Völckern die Mittwoche den Nahmen von ihm hat. Es iſt ſchwer ſeine Hiſtorie und die Zeit in der er gelebet auszumachen. Svidas ſetzt ihn noch 500. Jahr vor die Eroberung Trojæ: einige Alten bey dem Plinio und Plutarcho ſetzen noch zehn mahl ſo viel. Allein Xanthus der Lydier ſagt in der Vorrede des Diogenis Laertii, er habe nur 600. Jahr vor dem Zuge des Xerxes gelebet. Plato zeigt, wie Bayle anmercket, in eben dem Orte an, daß die Magie Zoroaſtri nichts anders, als das Studium der Religion geweſen. Der Herr Hyde ſucht ſie in ſeinem Buche von der Religion der Alten Perſier zu rechtfertigen, und ſie nicht allein von dem Laſter der Impietät, ſondern auch von der Abgötterey weißzubrennen und zu entſchuldigen. Die Verehrung des Feuers war beydes bey den Perſiern als bey den Chaldæern eingeführet, und gebräuchlich. Man hält davor Abraham habe dieſe Verehrung fahren laſſen als er von Ur in Chaldæam gereiſet. Mithra war die Sonne, und ſie war auch der Gott der Perſer, und nach des Ovidii Meldung opfferte man ihr die Pferde.

Placat equo Perſis radiis Hyperiona cinctum,
Ne detur celeri victima tarda Deo.

Allein der Herr Hyde glaubt ſie hätten ſich der Sonne und des Feuers in ihrem Cultu nur als Symbola und Zeichen der Gottheit bedienet. Vielleicht muß man hier, wie ſonſt, unter den Klugen und dem gemeinen Volcke einen Unterſcheid machen. Es ſind in den vortreflichen und wunderſchönen Uberbleibſeln (Ruinen) von Perſepolis oder Tſchelminaar (welches 40. Säulen bedeutet) Vorſtellungen von ihren Ceremonien in Bildhauer-Arbeit. Ein gewiſſer Holländiſcher Geſandte hatte ſie mit vielen Unkoſten durch einen Mahler laſſen abzeichnen der ſehr viel Zeit drauf gewendet hatte; allein ich weiß nicht durch was vor einen Zufall dieſe Abriſſe in die Hände des Monſ. Chardin gerathen, der wegen ſeiner Reiſen, nachdem was er hievon ſelbſt erzehlet hat, bekant iſt: es wäre Schade wenn ſie verlohren ſolten gehen. Dieſe alten Rudera ſind eines der allerälteſten und ſchönſten Monumenten von der Welt; und in Anſehung deſſen wundere ich mich über die gar ſchlechte Curioſität eines ſonſt ſo neugierigen Seculi als wie das unſrige iſt.

§. CXXXIIX.

Die alten Griechen und die neuern Orientalier ſagen einhellig, Zoroaſter habe den guten GOtt Oromazes oder vielmehr Oromasdes, und den böſen Gott Arimanius genennet. Als ich bedachte daß die groſſen Printzen in Ober-Aſien den Nahmen Hormiſdas geführet haben, und daß Irmin oder Hermi der Nahme eines Gottes oder alten Heldens der Celtoſcythen, das iſt, der Deutſchen geweſen, ſo fiel mir ein, ob nicht vielleicht dieſer Arminius oder Irmin könte ein groſſer und ſehr alter Kriegs-Held geweſen ſeyn, der aus Occident gekommen wie Chingis-chan und Tamerlan die nach der Zeit aus Orient kommen. Alſo wäre Ariman aus dem Nordländiſchen Theile des Occidents, das iſt aus Deutſchland und Sarmatien durch die Alanier und die Maſſageten gekommen, in die Staaten eines Ormisdas eines groſſen Königs in Ober-Aſien einen Einfall zu thun, wie nach des Herodoti Meldung andere Scythen von der Zeit des Cyaxaris Königs der Meden gethan. Und es iſt gantz natürlich daß der Monarche der die civiliſirten Völcker regiert und ſie wieder die Barbaren zu vertheidigen geſucht, unter eben den Völckern bey der Nachkommenſchafft hätte vor den guten GOtt können gehalten werden; das Haupt aber dieſer Mordbrenner und Landverheerer zum Zeichen des böſen Principii geworden ſeyn. Selbſt aus dieſer Erklärung der Fabeln erhellet, daß dieſe zwey Printzen zwar lange Zeit geſtritten haben, aber daß keiner von beyden zum Uberwinder geworden. Alſo haben ſie ſich alle beyde maintenirt, wie die zwey Principia, ſo nach der gemeinen hypotheſi dem Zoroaſtro zugeſchrieben werden, die Regierung der Welt getheilet haben.

§. CXXXIX.

Es iſt noch übrig zu beweiſen, daß ein alter Gott oder Held der Teutſchen Herman, Ariman oder Irmin ſey genennet worden. Tacitus führet an, die drey Völcker aus denen Deutſchland beſtünde, nemlich die Ingevoner, die Iſtevoner und die Herminoner oder Hermioner, wären von den 3 Söhnen des Mannus alſo genennet worden. Das mag nun wahr ſeyn oder nicht, ſo hat er doch jederzeit dadurch andeuten wollen, daß ein Held geweſen der Hermin geheiſſen, von dem, wie man ihm geſagt, die Hermioner wären benennet worden. Herminons, Herimenner, Hermunduri ſind ein Ding und bedeuten Soldaten.

Arimanni waren viri militares, und im Jure Lombardico giebts feuda Arimandiæ.

§. CXL.

Ich habe zu anderer Zeit gezeigt, daß der Nahme von einem Theile Teutſchlandes allem Anſehn nach gantz Teutſchlande gegeben worden, und daß alle Teutſche Völcker von dieſen Herminonen oder Hermundern, Hermanni oder Germani ſind genennet worden. Denn der Unterſcheid dieſer zweyen Worte beſtehet bloß in einer ſtärckern Aſpiration, wie etwan der Anfang des Wortes Germani der Lateiner, und in den Worten des Hermanos der Spanier, oder in dem Gammarus der Lateiner und dem Hummer, das iſt ein Meer-Krebs Nieder-Deutſchlandes, unterſchieden iſt, und es geſchicht gewöhnlich daß ein Theil einer Nation endlich der gantzen den Nahmen giebt, wie z. E. die Deutſchen von den Frantzoſen Allemannier ſind genennet worden. Da doch dieſer Nahme dem alten Stylo nach nur den Schwaben und Schweitzern gehöret. Und ob zwar Tacito der Urſprung des Nahmens der Deutſchen nicht wohl bekant geweſen, ſo hat er doch etwas das meiner Meynung favoriſirt wenn er ſpricht: Dieſer Nahme verurſache ein Schrecken, weil er von der Furcht hergenommen oder aus Furcht gegeben worden. Und es bedeutet eine Kriegs-Gurgel, Heer, Hari heiſt bewaffnet, davon Hariban, oder das Geſchrey de Haro, das iſt, ein allgemeiner Auffboth ſich bey der Armee einzufinden, herkommt, woraus corrupte Arriere-ban entſtanden. So iſt auch Hariman oder Ariman, German, Guerreman ein Soldat. Denn gleich wie Hari, Heer bewaffnet heiſt, alſo bedeutet Wher die Waffen und Wheren ſich ſchlagen, bekriegen, indem das Wort Guerre, Guerra ohne Zweiffel eben daher ſeinen Urſprung hat. Jch habe ſchon von den Feudis Arimandiæ geredet, und bedeuten nicht allein Herminons oder Germains dieſes, ſondern auch noch dieſer alte Herman, ein vermeinter Sohn des Mannus, hat allem Anſehn nach dieſen Nahmen gehabt, als wenn man ihn einen Krieger per excellentiam hätte nennen wollen.

§. CXLI.

Nun deutet uns nicht allein die Stelle des Taciti dieſen Gott oder Helden an; ſondern wir haben auch Urſache zu glauben, es müſſe einer dieſes Nahmens unter dieſen Völckern geweſen ſeyn, weil Carolus M. nahe bey Weſel die ſo genannte Irmin-Sul, die dieſem Gotte zu Ehren aufgerichtet worden, gefunden und destruirt hat. Dieſes nun nebſt der Stelle des Taciti bewegt uns zu ſchlüſſen, dieſe Verehrung habe nicht dem berühmten Arminio dem groſſen Feinde der Römer, ſondern einem gröſſern und ältern Helden gegolten. Arminius führte eben den Nahmen wie annoch heut zu

Tage diejenigen die den Nahmen Herrmann führen. Arminius iſt eben nicht ſo groß und ſo glücklich und durch gantz Teutſchland bekand geweſen, daß er die Ehre genüſſen ſolle ſelbſt von den entfernteſten Völckern, als wie die Sachſen die erſt lange Zeit nach ihm in der Cherusker Land gekommen, offentlich verehret zu werden. Unſer Arminius der von den Aſiatern vor den böſen Gott iſt gehalten worden, beſtätiget überflüßig meine Meynung. Denn in dieſen Materien beſtätiget eine Conjectur die andere ohne einigen Circulum logicum, wenn ihre Gründe einerley Endzweck haben.

§. CXLII.

Und es iſt gar glaublich daß der Hermes, das iſt, der Mercurius der Griechen eben dieſer Hermin oder Ariman ſey. Es kan ſeyn daß er der Erfinder oder Beförderer der Künſte und eines ein wenig civiliſirten Lebens unter ſeiner Nation und in dem Lande geweſen darüber er geherrſchet; da er inzwiſchen bey ſeinen Feinden vor den Urheber der Unordnung gehalten wurde. Wer weiß ob er nicht biß in Egypten kommen, wie die Scythen, die den Seſoſtris verfolgten und ſich nicht weit davon niedergelaſſen? Theut, Menes und Hermes ſind in Egypten bekant geweſen und verehret worden. Sie könten ja der Thuiscon und ſeine Söhne Mannus und Hermann, nach der Genealogie des Taciti, Söhne des Manni ſeyn.

Menes wurde vor den älteſten König der Aegyptier gehalten, Theut war bey ihnen ein Nahme des Mercurii. Wenigſtens iſt Theut oder Thuiscon, von dem Tacitus die Deutſchen herleitet, uñ von dem die Teutones Tuitſche, (das iſt, Germains) noch heut zu Tage ihren Nahmen haben, eines mit dem Teutates, der wie Lucianus berichtet von den Galliern angebethet worden, und den Cæſar wegen der Aehnlichkeit ſeines Lateiniſchen Nahmens mit dem Nahmen Teut oder Thiet, Titan, Theodon, der vor Alters Menſchen, Volck, und annoch wie das Wort Baron einen vortreflichen Mann, endlich einen Printzen bedeutet, pro Dite patre, vor den Pluto gehalten; alle dieſe Bedeutungen haben ihre Zeugniſſe. Allein man muß nicht dabey ſtehen bleiben. Der Herr Otto Sperling, der wegen vieler gelehrten Schrifften bekant iſt, der aber noch viele andere zum Druck fertig hat, hat in einer abſonderlichen Diſſert. über den Teutates den Gott der Celten raiſonirt, und es ſind ſo wohl einige Anmerckungen die ich ihm darüber communicirt, als auch ſeine Antwort den gelehrten Neuigkeiten des Baltiſchen Meeres einverleibet worden. Er nimmt die Stelle des Luciani ein wenig anders als ich:

Teutates pollensque feris altaribus Heſus,

Et Taramis Scythicæ non mitior ara
Dianæ.

Heſus war vermuthlich der Gott des Krieges, der von den Griechen Ares, und von den alten Teutſchen Erich genennet worden, von dem wir noch den Erichs-Tag Dienſtag haben. Die Buchſtaben R. und S. die einerley Organon der Ausſprache haben, verändern ſich leicht, wie z. E. Moor und Moos, Gëren und Geſcht, er war, und er was, Feer, Hierro, Eiron und Eiſen. Jngleichen wie bey den alten Römern Papiſius, Valeſius, Fuſius, an ſtatt Papirius, Valerius, Furius. Was den Taramis oder vielleicht Taranis anlangt, ſo weiß man daß bey den alten Celten, Taran, der Donner, oder der Gott des Donners geweſen, der von den Mitternächtigen Teutſchen Tor genennet worden, davon die Engeländer das Wort Thursday, Donnerſtag diem Jovis, behalten haben. Und die Stelle des Luciani wil ſo viel ſagen, der Altar des Taran des Gottes der Celten wäre eben ſo grauſam, als der Altar der Scythiſchen Dianæ; Taranis aram non mitiorem ara Dianæ Scythicæ fuiſſe.

§. CXLIII.

So iſt es auch gar möglich daß ſich einſten die occidentaliſchen Fürſten oder Celten Griechen-Landes, Aegyptens und eines guten Theils Aſiens bemächtiget haben, da denn hernach ihr Gottesdienſt in dieſen Landen zurück ge-

geblieben iſt. Wenn man bedencket mit was vor Behendigkeit die Hunnen, die Saracenen und die Tartern ſich eines guten Theils unſers feſten Landes bemächtiget, ſo wird man ſich nicht mehr ſo ſehr drüber wundern; und die groſſe Anzahl der Worte der Teutſchen und Griechiſchen Sprache, die ſo wohl mit einander überein kommen, beſtätigen und bekräfftigen es. Und Callimachus ſcheinet in einem alten Geſange, der dem Jupiter zu Ehren gemacht worden, zu ſagen, daß die Celten, die unter ihrem Brennus oder Haupte den Delphiſchen Tempel angegriffen, Nachkommen derer alten Titans und Rieſen geweſen, die wieder den Jupiter und andere Götter, das iſt, wieder die Fürſten Aſiens und Griechen-Landes Krieg geführet. Es kan ſeyn daß Jupiter ſelbſt von den Titans oder Theodons, das iſt, von den vorhergehenden Celto-Scythiſchen Fürſten abgeſtammet iſt, und was der verſtorbene Abt de la Charmoye in ſeinen Originibus Celticis hievon zuſam̃en getragen, ſtimmet auch damit überein. Obſchon im übrigen in dieſem Wercke dieſes gelehrten Mannes Meynungen zu finden, die mir gar nicht wahrſcheinlich vorkommen, ſonderlich wenn er die Teutſchen aus der Zahl der Celten ausſchlüſt, indem er ſich nicht genugſam auf die Zeugniſſe der Alten beſonnen, noch die Verwandſchafft der alten Galliſchen Sprache mit der Deutſchen genugſam verſtanden.

Nun waren die vermeinten Rieſen, die den Himmel erſteigen wolten, neue Celten welche den Fußſtapffen ihrer Vorfahren nachfolgten; und Jupiter ob er zwar, ſo zu reden, ihr Vater war, ſo muſte er ihnen doch Wiederſtand thun, wie z.E. die Wiſigothen, die ſich in Franckreich niedergelaſſen, nebſt den Römern ſich mit geſamter Hand andern Völckern aus Teutſchland und Scythen wiederſetzten, die nach ihnen unter Anführung des Attilæ, der damahls Herr über die Scythiſchen, Sarmatiſchen und Deutſchen Völcker, von den Gräntzen Perſiens biß an den Rhein war, in Gallien kommen. Allein vielleicht hat mich das Vergnügen das man empfindet, wenn man in der Mythologie der Götter etliche Fußſtapffen von der alten Hiſtorie der fabelhafften Zeiten zu finden vermeynt, zu weit geführet; und ich weiß nicht ob ich es werde beſſer getroffen haben als Goropius, Becanus, Schrieckius, Mr. Rudbeck, und der Abt de la Charmoye.

§. CXLIV.

Wir wenden uns nun wieder zu dem Zoroaſter der uns auf den Orimasden und den Arminium als die Urheber des Guten und des Böſen gebracht; und ſetzen, er habe ſie vor zwey ewige einander entgegen geſetzte Principia gehalten, wiewohl noch dran zu zweiffeln iſt. Man glaubt Marcion ein Schüler des Cerdons ſey noch vor dem Manes dieſer Meynung geweſen.

Der Herr Bayle erkennt es daß dieſe Leute erbärmlich raiſonnirt; allein er ſteht in den Gedancken ſie hätten ihre Vortheile nicht genugſam verſtanden, noch ihre vornehmſte Machine, welches die Schwürigkeit über den Urſprung des Böſen geweſen, zu ſpielen und anzubringen gewuſt. Er bildet ſich ein es hätte ein geſchickter Menſch aus ihrer Parthey die Orthodoxen leicht verwirren können, und es ſcheinet als habe er ſelbſt aus Mangel eines andern, nach dem Urtheile ſo vieler Leute, eine ſo unnöthige Bemühung auf ſich nehmen wollen. Er ſpricht Dict. Art. Marcion. p. 2039. Alle unter den„ Chriſten eingeführte Hypotheſes pariren„ die Streiche gar übel aus, die man ihnen ſucht„ beyzubringen, ſie erhalten den Sieg wenn ſie„ offenſive gehen; allein wenn ſie ſich wieder„ den Anfall vertheidigen und beſchützen müſſen„ ſo verliehren ſie alle ihre Vortheile. Er giebet„ zu daß die Dualiſten wie er ſie mit dem Hn.„ Hyde nennet, nemlich die denen zwey Principiis„ das Wort reden, durch rationes a priori„ die von der Natur GOttes hergenommen„ werden, bald könten in die Flucht geſchlagen„ werden; allein er bildet ſich ein, daß ſie auch„ alsdenn triumphiren, wenn man auf die von„ der Exiſtentz des Böſen hergenommene rationes„ a poſteriori kommt.„

§. CXLV.

Er ſtellet ſie in ſeinem Dictionario unter dem Articul Manichæer p. 2025. weitläufftig und umſtändlich vor, den wir ein wenig vor die Hand nehmen müſſen, damit wir dieſe gantze Sache deſto beſſer erklären können. Er ſpricht: „Die allerbeſten und deutlichſten Begriffe von der Ordnung lehren uns, daß ein Weſen ſo von ſich ſelbſt exiſtirt, das nothwendig ewig iſt, auch müſſe unicum, unendlich, allmächtig, und mit allerhand Vollkommenheiten begabet ſeyn.„ Dieſer Schluß wäre werth geweſen daß er ein bißchen beſſer wäre zerlegt und erkläret worden. Weiter ſagt er: „Jetzt müſſen wir ſehen, ob die Phœnomena der Natur durch die Hypotheſin von einem eintzigen Principio beqvem können erkläret werden. Wir habens zur Gnüge erkläret, indem wir gezeigt, daß in etlichen Fällen eine Unordnung in den Theilen nöthig iſt, damit die gröſte und ſchönſte Ordnung im Gantzen könne hervor gebracht werden. Allein es ſcheinet als fordere der Herr Bayle ein Bißchen zu viel, er wolte gerne daß ihm jemand umſtändlich erklärte, wie und auf was Weiſe das Böſe mit dem beſtmöglichſten Entwurffe des Univerſi verknüpffet ſey, welches denn eine vollkommene Erklärung dieſes Phœnomeni ſeyn würde; allein wir ſind nicht geſonnen dieſelbe zu geben, und wir ſind auch nicht dazu verbunden; denn was uns in dem Stande darinnen wir ſind unmöglich iſt, dazu ſind wir keinesweges verbunden.

den. Uns iſt ſchon genug, wenn wir zeigen, daß ein gewiſſes beſonders Böſe mit dem Beſten überhaupt gar wohl könne verknüpffet ſeyn. Dieſe unvollkommene Erklärung, die noch was übrig läſt das erſt im andern Leben muß entdecket werden, iſt zwar zulänglich die Einwürffe aufzulöſen, aber nicht die Sache zu begreiffen.

§. CXLVI.

Da die Himmel und der übrige Theil des „ Universi (ſetzt der Herr Bayle hinzu) die Eh„re, die Macht und die Einigkeit GOttes pre„digen und verkündigen, „„ (daraus hätte er dieſen Schluß ziehen ſollen, nemlich deßwegen (wie ich ſchon oben angemercket,) weil man in dieſen Objectis etwas Gantzes und ſo zu reden (isolé) Abgeſondertes ſiehet, und weil wir allemahl wenn wir ein ſolches göttliches Werck ſehen, befinden daß es vollkommen, daß man ſich über deſſelben künſtliche Verfertigung und Schönheit verwundern muß: wenn man aber kein gantz Werck findet, wenn einem nichts als Schnötel und Stückchen vor die Augen kommen, ſo iſts kein Wunder wenn die gute Ordnung nicht hervorleuchtet. Das Syſtema unſerer Planeten macht ein ſolch abgeſondertes von allen andern abſtehendes und vollkommenes Werck aus, wenn man es a parte nim̃t; eine jede Pflantze, ein jedes Thier, ein jeder Menſch, macht auf einen gewiſſen Grad der Vollkommenheit auch eines aus. Man erkennet in ſelbigen die erſtaunenswürdige Kunſt des Autoris; das menſchliche Geſchlecht aber iſt in ſo weit als es uns bekant iſt nur ein Stück, ein kleiner Theil der Stadt GOttes oder der Republic der Geiſter. Sie iſt viel zu groß vor uns, und wir erkennen in ſelbiger nur allzuwenig daß wir die wunderbahre Ordnung daraus erſehen könten.) „So giebt „der eintzige Menſch, ſagt Herr Bayle, das „Meiſter-Stücke ſeines Schöpffers unter den „ſichtbahren Geſchöpffen, der eintzige Menſch „ſage ich, giebt ſehr groſſe Einwürffe wieder „die Einigkeit GOttes an die Hand.„ Claudianus hat auch dieſe Anmerckung gemacht, da er durch dieſe bekante Verſe ſein Hertz ausgeſchüttet:

> Sæpe mihi dubiam traxit ſententia
> mentem &c.

Allein die Ubereinſtimmung (Harmonie) die ſich in allen den übrigen befindet, iſt ein groſſes Præjudicium, daß ſie ſich auch noch in der Regierung der Menſchen und durchgehends in der Regierung der Geiſter befinden würde, wenn uns das Gantze (totale) hievon bekant wäre. Man ſolte von dem Wercke GOttes ſo weißlich urtheilen als Socrates von des Heracliti ſeinen, wenn er ſaget: was ich davon verſtanden das gefällt mir, und ich glaube das übrige würde mir nicht weniger gefallen, wenn ich es verſtünde.

§. CXLVII.

§. CXLVII.

Hört noch eine beſondere Ration von der Schein-Unordnung in demjenigen was den Menſchen betrifft. Dieſe nemlich, daß ihm GOtt das Bild der GOttheit geſchencket, indem er ihm das Vermögen gegeben etwas zu verſtehen: er läſſet ihn in ſeinem kleinen Eigenthum einiger maſſen agiren, ut Spartam, quam nactus eſt, ornet. Er kommt in ſelbiges nur auf eine verborgene Art, denn er giebt Seyn, Stärcke, Leben, Vernunfft, ohne ſich ſehen zu laſſen. Und hier hat der freye Wille ſein Spiel. Und GOtt treibt, ſo zu reden, mit dieſen kleinen Göttern, die er vor gut befunden hervor zu bringen, ſein̄ Schertz, wie wir mit den Kindern ſpielen, die ſich allerhand Sachen zu thun machen, die wir unter der Hand befördern, oder verhindern, wie es uns beliebt. Der Menſch iſt alſo wie ein kleiner Gott in ſeiner eignen Welt oder Microcoſmo die er nach ſeiner Mode regieret, er thut in ſelbiger bißweilen Wunder, und ſeine Künſte ahmen offte der Natur nach.

Jupiter in parvo cum cerneret æthera vitro,
Riſit & ad Superos talia dicta dedit:
Huccine mortalis progreſſa potentia, divi?
Jam meus in fragili luditur orbe labor.

Jura poli rerumque ſidem legesque Deorum,
Cuncta Siracuſius tranſtulit arte Senex.
Qvid falſo in ſontem tonitru Salmonea miror?
Æmula naturæ eſt parva reperta manus.

Allein er begeht auch groſſe Fehler, weil er ſich den Affecten ergiebt, und weil ihn GOtt ſeines Hertzens Gedancken überläſt. Er ſtrafft ihn auch darum bald wie ein Vater oder Lehr-Meiſter der die Kinder übt und ſtrafft, und bald wie ein gerechter Richter, der diejenigen ſtrafft die ihn verlaſſen; und das Böſe geſchicht meiſtentheils wenn dieſe Intelligenzien oder ihre kleine Welten einander zu nahe treten und beleidigen. Nachdem nun der Menſch unrecht hat, nachdem befindet er ſich übel dabey; allein GOtt wendet und kehret alle Fehler dieſer kleinen Welten durch eine erſtaunenswürdige Kunſt, daß ſie zur gröſten Zierde ſeiner groſſen Welt ausſchlagen. Es iſt wie in denen perſpectiviſchen Erfindungen, allwo mancher gewiſſer Entwurff nichts als Verwirrung zu ſeyn ſcheinet, biß man ihn auf ſeinen rechten Geſichts-Punckt bringet, oder durch ein gewiſſes Glaß oder Spiegel betrachtet. Und wenn man ſie gehöriger maſſen aufſtellet, und gebraucht, ſo werden ſie zu einer rechten Zierde

eleines Zimmers. Eben alſo ſchlagen die Schein-Unförmlichkeiten unſerer kleinen Welt im Groſſen in eine Schönheit aus, und haben nichts in ſich das mit der Einigkeit eines allgemeinen unendlichen vollkommenen Principii ſtreite, vielmehr machen ſie, daß ſeine Weißheit noch mehr bewundert wird, die alles ſo wohl einrichtet, daß auch das Böſe zu dem gröſten Guten dienet.

§. CXLIIX.

Der Herr Bayle fährt weiter fort: „der „Menſch ſey boßhafft und unglücklich, es wären allenthalben Gefängniſſe und Krancken-„Häuſer, die Hiſtorie ſey nichts als eine Sammlung der Laſter und Unfälle des menſchlichen „Geſchlechtes.„ Ich halte davor die Saite werde hier zu hoch ſeyn geſpannt worden, es iſt weit mehr Gutes als Böſes in dem menſchlichen Leben, gleich wie es mehr Häuſer als Gefängniſſe giebt. In Anſehung der Tugend und der Laſter, iſt ein gewiſſes Mittel. (Mediocritas.) Machiavellus hat ſchon angemercket, daß es wenig Menſchen giebt die ſehr boßhafft und ſehr fromm ſind, und daß deßwegen viel groſſe Unternehmungen nicht von ſtatten gehen. Ich halte diß vor einen Fehler der Hiſtorien-Schreiber, daß ſie mehr das Böſe als das Gute anführen. Der Haupt-Endzweck der Hiſtorie und der Poeſie ſol ſeyn, daß ſie die Klugheit und die Tugend in Exempeln lehren, und hernach das Laſter auf eine ſolche Art vorſtellen, wodurch man einen Abſcheu davor bekomme und bewogen werde es zu vermeyden.

§. CXLIX.

Der Herr Bayle bekennet: „man finde „allenthalben ſo wohl moraliſche als phyſiſche „Güter, einige Exempel der Tugend, einige „Exempel des Wohlergehens, und das ver„urſachte eben dieſe Schwürigkeiten. Deñ „wenn nur lauter boßhaffte und unglückliche „Menſchen wären, ſo dürffte man nicht (ſpricht „er) zur Hypotheſi von zweyen Principiis „ſeine Zuflucht nehmen.„ Ich wundere mich wie doch dieſer vortrefliche Mann zu der Meynung von zweyen Principiis ſo viel Neigung hat blicken laſſen können, und ich erſtaune warum er nicht erwogen, daß dieſe Romaine des menſchlichen Lebens, welche die allgemeine Hiſtorie des menſchlichen Geſchlechtes ausmacht, in dem göttlichen Verſtande nebſt unendlichen vielen andern ſchon gantz erfunden geweſen, und daß der göttliche Wille ihre Exiſtentz beſchloſſen, weil dieſe Nexus der Eventuum mit den übrigen Dingen aufs beſte übereinſtimmen ſolten, damit er hieraus das Beſte bringen möge. Und dieſe Schein-Fehler der gantzen Welt, dieſe Flecken einer Sonne von der die unſrige nur ein Strahl iſt, erheben vielmehr ſeine Gütigkeit, als daß ſie dieſelbe ſchmählern und vergeringern ſolten, und tragen zu ſelbiger gar viel bey indem ſie ein gröſſeres Gut verſchaffen. Es ſind in der That zwey Principia; allein ſie ſind beyde in GOtt, nemlich ſein Verſtand und ſein Wille: der Verſtand giebt das Principium des Böſen ab, ohne daß es ihm zum Nachtheil gereiche, und er deßwegen könne vor Böſe gehalten werden, er ſtellet ſich die Naturen vor wie ſie in der ewigen Wahrheit verhanden, in ihm iſt die Urſache enthalten, warum das Böſe zugelaſſen wird; allein der Wille gehet nur auf das Gute. Wir wollen noch das dritte Principium, nemlich die Macht hinzuſetzen; denn dieſe gehet noch ſelbſt vor dem Verſtande und Willen vorher; allein ſie agirt wie es das eine darſtellet oder zeiget, und das andere erfordert.

§. CL.

Einige, wie Campanella, haben dieſe drey Vollkommenheiten GOttes die drey Primordialitates genennt. Ja viele haben gar geglaubt, daß hierinnen eine geheime Vorſtellung der heiligen Dreyfaltigkeit verborgen, die Macht beziehe ſich auf den Vater, das iſt, auf die Qvelle und den Urſprung der GOttheit; die Weißheit auf das ewige Wort, welches von dem allerhöchſten Evangeliſten λόγος genennet wird; der Wille oder die Liebe auf den heiligen Geiſt. Und darauf ziehlen faſt alle Expreſſiones und von der Natur der verſtändigen Subſtantz hergenommene Gründe und Urſachen.

§. CLI.

Mir düncket, wenn Herr Bayle dasjenige bedacht hätte, was wir von den Principiis der Dinge angeführet haben, ſo würde er ſelbſt ſeine eigene Fragen beantwortet haben, oder zum wenigſten nicht mehr folgende Frage gethan haben. Wenn der Menſch von einem eintzigen, allgütigen, allerheiligſten, allmächtigſten Weſen erſchaffen worden iſt, kan er denn den Kranckheiten, der Kälte, der Hitze, dem Durſte, dem Schmertz und dem Verdruß unterworffen ſeyn? Kan er ſo viel böſe Neigungen haben? Kan er ſo viel Laſter begehen? Kan die höchſte Heiligkeit eine unglückliche Creatur hervorbringen? Solte nicht die höchſte Macht, wenn ſie mit einer unendlichen Gütigkeit verknüpfft iſt, ihr Werck mit Gütern erfüllen und überſchütten, und alles was ihn verletzen und Verdruß erregen kan, bey ſeite ſchaffen und abthun? Prudentius hat in ſeinem Hamartigeni eben dieſe Schwürigkeiten vorgeſtellet.

„Si non vult Deus eſſe malum, cur non vetat? inquit.
„Non refert autor fuerit factorve malorum.
„Anne opera in vitium ſceleris pulcherrima verti,

„Cum poſſit prohibere, ſinat; quod ſi velit omnes
„Innocuos agere omnipotens, ne ſancta voluntas
„Degeneret, facto ne ſe manus inquinet ullo?
„Condidit ergo malum Dominus, quod ſpectat ab alto,
„Et patitur, fierique probat, tanquam ipſe crearit.
„Ipſe creavit enim, quod, ſi diſcludere poſſit,
„Non abolet, longoque ſinit graſſarier uſu.

Allein wir haben hierauf ſchon zur Gnüge geantwortet. Der Menſch iſt ſelbſt die Qvelle ſeines Ubels, er war ſchon ſo wie er iſt in den Ideen. GOtt der durch unveränderliche Gründe der Weißheit bewogen worden, hat beſchloſſen ihn alſo zur Exiſtenz zu bringen wie er iſt. Der Herr Bayle würde vielleicht auf den von mir geſetzten Urſprung des Böſen gekommen ſeyn, wenn er hier die Weißheit GOttes mit der Macht der Gütigkeit und der Heiligkeit verknüpffet hätte. Ich will nur beyläufftig anführen, daß ſeine Heiligkeit nichts anders iſt als der höchſte Grad der Gütigkeit, gleich wie die Sünde, die ihr zu wieder, in dem Böſen das allerübelſte und ſchlimmſte iſt.

§. CLII.

Der Herr Bayle läſt den Meliſſum einen Griechiſchen Philoſophum und Vertheydiger eines einigen Principii (und vielleicht auch einer eintzigen Subſtantz) mit dem Zoroaſtro als mit dem erſten Urheber und Erfinder der Qualität diſputiren und ſtreiten. Zoroaſter geſtehet daß die Meynung des Meliſſi mit der Ordnung und den rationibus a priori mehr übereinkomme; allein er leugnet daß ſie der Erfahrung und den rationibus a poſteriori gemäß ſey. Er ſpricht: „In Erklärung der Phœnomenorum bin ich über euch, welches das „vornehmſte Kennzeichen eines guten Syſtematis iſt.„ Allein das iſt meines Begriffes nicht eben eine gar ſchöne Erklärung eines Phœnomeni, wenn man ihm ein ausdrückliches Principium zuſchreibet: als dem Böſen ein Principium (maleficum) das Böſes thut, und dem Kalten ein Principium frigidum; denn es iſt nichts leichters und nichts einfältigers und nichts abgeſchmackters. Es iſt faſt ſo, als wenn einer ſagen wolte, die Peripatetici übertreffen in Erklärung derer Phœnomen. des Geſtirns die neuen Mathematicos: indem ſie ihnen gantz beſondere Intelligenzien zuſchreiben, die ſie führen und bewegen. Denn hernach iſt es gar leicht zu begreiffen, warum die Planeten ihren Weg ſo accurat in acht nehmen und beobachten, da im Gegentheil viel

Ausmeſſen und Nachdencken erfodert wird, wenn man verſtehen will, wie aus der Schwere der Planeten, die ſie gegen die Sonne neiget, nebſt einigen Wirbeln die ſie fortreiben, oder nebſt ihrer eignen Impetuoſität die Elliptiſche Bewegung des Keplers heraus kom̃en kan, die mit dem, wie uns die Sachen vorkommen, ſo wohl übereinkommet. Ein Menſch der nicht capable iſt die tieffen Speculationes zu begreiffen, wird denen Peripateticis bald Beyfall geben, und uns Mathematicos vor Grillenfänger halten. Und ein alter Galeniſte würde vielleicht in Anſehung der Facultatum der Scholaſticorum ein gleiches thun, und eine Facultatem chylificam, chymificam und ſangvificam gelten laſſen; einer ieden natürlichen Würckung ein dergleichen Vermögen ausdrücklich zuſchreiben, glauben er habe Wunder-Dinge dadurch gethan, und ſich noch dazu über das, was er vor Chymæren der neuern halten möchte, die alles was in den Cörpern der Thiere vorgehet mechaniſch erklären wollen, moquiren und damit ſeinen Spott treiben.

§. CLIII.

Eben der Haare iſt die Erklärung von den Urſachen des Böſen durch ein beſonderes Principium, per principium maleficum. Das Böſe braucht es ſo wenig, als die Kälte und die Finſterniſſe. Es iſt kein primum frigidum, noch ein Principium der Finſterniſſe. Das

Böſe ſelbſt kommt lediglich von der Privation her und das Poſitivum iſt nur per comitantiam dabey wie das Activum in der Kälte. Wir ſehen daß das Waſſer wenn es zu Eiß gefrieret die Gewalt hat ein Mousqueten-Rohr zu zerſprengen in das es eingeſchloſſen iſt; und unterdeſſen iſt doch die Kälte eine gewiſſe Beraubung der Stärcke, und rührt bloß von dem Abnehmen der Bewegung her, welche die Particulas der flüßigen Materie von einander trennet. Wenn dieſe trennende Bewegung in der Materie von der Kälte ie mehr und mehr abnimmt, ſo treten die Theilgen der zuſammengedruckten Lufft, die in dem Waſſer verborgen waren, zuſammen, und indem ſie immerzu gröſſer werden, ſo werden ſie auch geſchickter durch ihre Stärcke und Bemühung heraus zu brechen. Denn der Wiederſtand welchen die oberſten Theile der Lufft in dem Waſſer finden, das der Bemühung dieſer Theile ſich auszudehnen wiederſtehet, iſt weit geringer, folglich iſt auch die Würckung der Lufft in gröſſern Waſſer-Blaſen gröſſer als in kleinen, wenn gleich dieſe kleine Blaſen alle zuſammen eben eine ſo groſſe Maſſe ausmachen als die Groſſen, weil der Wiederſtand, das iſt, die obern Theile wie die Quadrata; und die Bemühung, das iſt, der Innhalt oder die Solidität derer Sphæren von zuſammengedruckter Lufft, wie die Cubi der Diametrorum zu nehmen. Alſo ſchlüſt die Privation on zufälliger Weiſe eine Action und Krafft mit ein. Ich habe ſchon oben gezeigt wie bloß und allein aus der Privation ein Irrthum und Boßheit entſtehen kan und auf was Weiſe Gott bewegt wird, ſie zu dulden, ohne daß etwas Boßhafftiges in ihm ſey, das Böſe rührt von der Privation her; das Poſitivum die Action entſtehet zufälliger Weiſe daraus, wie die Gewalt aus der Kälte.

§. CLIV.

Das was der Herr Bayle die Paulinianer p. 2323. vorbringen läſt, nemlich daß der freye Wille von zweyen Principiis herrühren müſſe, damit er das Böſe und das Gute ergreiffen könne, ſchlüſſet gar nicht. Denn weil er an und vor ſich ſelbſt ſimplex iſt, ſo müſte er vielmehr von einem neutralen Principio herrühren, wenn dieſer Schluß gelten ſolte. Allein der freye Wille gehet auf das Gute, und wenn er gleich das Böſe antrifft, ſo geſchicht es zufälliger Weiſe, und weil das Böſe unter dem Guten verborgen und gleichſam vermasquirt iſt. Dieſe Worte aber, die der Ovidius der Medeæ in Mund leget:

- Video meliora proboque
Deteriora ſequor;

bedeuten ſo viel daß das bonum honeſtum von dem bono jucundo übertroffen werde, als welches in die Seelen mehr Eindruck habe, wenn ſie von Affecten getrieben werden.

§. CLV.

Im übrigen giebt der Herr Bayle ſelbſt dem
Meliſſo eine Antwort an die Hand, die er aber
kurtz darauff wiederum anficht. Seine Wor-
te p. 2025. ſind folgende: „Wenn Meliſſus
„die Begriffe von der Ordnung zu Rathe zöge,
„ſo würde er antworten, der Menſch ſey nicht
„böſe und boßhafft geweſen als ihn GOtt ge-
„macht, er würde ſagen, der Menſch ſey von
„GOtt in einem glückſeligen Zuſtand geſetzt
„worden, aber weil er dem Triebe des Gewiſ-
„ſens, das nach der Abſicht ſeines Urhebers in
„den Wegen der Tugend führen ſolte, nicht ge-
„folget, gottloß und leichtfertig geworden, und
„habe verdient, daß der höchſt gütige GOtt ſei-
„nen Zorn über ihn ergehen lieſſe. Dennoch
„iſt GOtt nicht Urſache des moraliſchen Bö-
„ſen, wohl aber des Phyſiſchen, das iſt, der
„Straffe wegen des moraliſchen Mali, welche
„Straffe vielmehr nothwendig aus einer von
„ſeinen Eigenſchafften, nemlich aus der Gerech-
„tigkeit, die ihm ſo wohl weſentlich iſt als ſeine
„Gütigkeit, flüſſet, als daß ſie mit dieſem höchſt
„gutem Ptincipio ſtreiten ſolte. Dieſe Ant-
„wort welche gewiß die allervernünfftigſte die
„Meliſſus hätte thun können, iſt in der That
„gar ſchön und wohl gegründet; allein ſie kan
„dennoch durch etwas ſonderbahres und das
„mehr in die Augen fällt, angefochten werden.
„Nemlich das was Zoroaſter einwendet, das

unendliche gute Principium hätte den Men-„ſchen nicht allein ohne alles würckliche (actuale) Böſe, ſondern auch ohne Neigung zum„Böſen ſchaffen ſollen. Und GOtt, der die„Sünde mit alle dem was drauff folget geſehen,„hätte ſie verhindern, dem Menſchen zum mo-„raliſchen Guten determiniren, und ihm keine„Krafft und Macht laſſen ſollen ſich in Sünde zu„ſtürtzen:„ Biß hieher Bayle. Das iſt geſchwinde geſagt, allein es läſt ſich nicht thun, wenn man den Grund-Sätzen der Ordnung folget: es hätte ohne unauffhörliche Wunder-Wercke nicht geſchehen können. In ſolchen Geſchöpffen wie wir ſind, folgen natürlicher Weiſe Unwiſſenheit, Irrthum und Boßheit auf einander. Hätten denn deswegen dieſe Geſchöpffe dem Univerſo abgehen und entzogen werden ſollen? Ich bin der gäntzlichen Meynung daß ohngeacht ihrer Schwachheiten im Univerſo allzuviel an ihnen gelegen geweſen, daß GOtt in die Austilgung derſelben nicht willigen können.

§. CLVI.

Der Herr Bayle führt unter dem Art. Pauliciens der in ſeinem Dictionario zu finden, das weiter aus, was er bey dem Art. Manicheens vorgebracht. Er meynet (p. 2330. lit. A.) die Orthodoxen ſchienen zwey Principia zu admittiren, indem ſie den Teuffel zum Urheber der Sünde machten. Der Herr Becker vormahliger Prediger zu Amſterdam der das Buch die bezauberte Welt gemacht, hat dieſe Gedancken in Anſehn gebracht, um zu zeigen, daß man dem Teuffel nicht eine dergleichen Macht und Anſehn geben ſolle, wodurch er GOtt würde gleich ſeyn, und hierinnen hat er auch recht; allein er gehet mit ſeinen Folgerungen, die er daraus ziehet, allzu weit. Und der Autor des Buches, welches den Titul ἀποκατάστασις πάντων führet, hält davor wenn der Teuffel niemahls überwunden und ausgezogen würde wenn er beſtändig ſeinen Raub behielte, und vor unüberwündlich könte geachtet werden, ſo würde dadurch der Ehre GOttes ein groſſer Abbruch geſchehen. Allein das iſt ein elender Vortheil, wenn man diejenigen die man verführt hat, bewahret und in acht nimmt, damit man in Ewigkeit könne mit ihnen geſtraffet werden. Und was die Urſache des Böſen anlangt, ſo iſts wahr daß der Teuffel der Urheber der Sünde; allein der Urſprung der Sünde iſt weiter herzuholen, ihre Qvelle iſt in der urſprünglichen Unvollkommenheit der Creaturen zu ſuchen: Dieſe macht daß ſie ſündigen können, und in dem Nexu der Dinge ſind Umſtände verhanden welche verurſachen, daß dieſes Vermögen ad actum gebracht worden.

§. CLVII.

Die Teuffel waren vor ihrem Falle Engel, wie die andern, und man hält davor, ihr Haupt ſey einer von den Vornehmſten geweſen; allein die heilige Schrifft erkläret ſich nicht deutlich genug in dieſer Sache. Die Stelle aus der Offenbahrung, ſo von dem Streit mit dem Drachen, als von einem Geſichte redet, läſt noch vielen Zweiffel zurücke, und erkläret nicht zulänglich genug eine ſolche Sache, von der die andern heiligen Scribenten faſt nichts gedencken. Es iſt hier nicht der Ort die Sache völlich zu unterſuchen, und hierbey muß man jederzeit aufrichtig bekennen, daß die gemeine Meynung am beſten mit dem Text übereinkommet. Der Herr Bayle unterſucht einige Antworten des heiligen Baſilii, Lactantii und anderer über den Urſprung des Böſen; allein weil ſie das malum phyſicum betreffen, ſo will ich jetzo noch nichts davon gedencken, ſondern fortfahren die Schwürigkeiten über die moraliſche Urſachen des mali moralis zu unterſuchen, die in vielen Orten der Wercke unſers gelehrten Autoris anzutreffen.

§. CLIIX.

Er ſicht die Zulaſſung des Böſen an, und ſehe gerne wenn man ihm zugeſtünde, daß GOtt das Böſe wolle. Er führet dieſe Worte des Calvini über das 3. cap. des erſten Buches Moſis an: „Einige könnens nicht hören, „wenn man ſagt, GOtt habe das Böſe gewolt. „Allein ich bitte euch, was iſt denn die Zulaſſung desjenigen, der es verhüten kan, oder „vielmehr in ſeinen Händen hat, anders, als

„ein Wollen? „ Der Herr Bayle erkläret dieſe Worte des Calvini nechſt den vorhergehenden ſo, als wenn er geſtünde, GOtt habe den Fall Adams haben wollen, nicht zwar in ſo weit als der Fall eine Sünde geweſen, ſondern unter einer uns unbekandten Abſicht. Er führet etwas gelindere Caſuiſten an, welche ſagen, ein Sohn könne den Tod ſeines Vaters wünſchen in ſo weit er ſeinen Erben gut iſt, nicht aber in ſo weit er gewiſſer maſſen was Böſes iſt. (Rep. aux. queſt. ch. 147. p. 850.) Ich meines Theils befinde, daß Calvinus nur geſagt, GOtt habe gewolt, daß der Menſch aus uns unbekandten Urſachen fallen ſolte. Wenn aber von einem Voluntate deciſiva das iſt, von einem Schluſſe die Rede iſt, ſo ſind dieſe diſtinctiones in der That nichts nütze: wenn man eine Action wahrhafftig will, ſo will man ſie mit allen ihren Eigenſchafften; wenn es aber eine Sünde iſt, ſo kan und muß ers zulaſſen wollen. Die Sünde iſt weder der Endzweck, noch das Mittel, es iſt nur eine conditio ſine qua non; demnach iſt ſie nicht das Objectum eines directen Willens, wie ich ſchon oben gezeigt. GOtt kan es unmöglich verhindern, er müſte denn wieder dasjenige handeln, was er ſich ſelbſt ſchuldig iſt, und noch was ärgers thun als die Sünde des Menſchen, ja die Reguln des Beſten (optimi) übertretten, welches, wie ich ſchon angemercket, ſo viel iſt als wenn man die GOttheit übern Hauffen würffe. GOtt wird alſo von einer moraliſchen Nothwendigkeit, die in ihm ſelbſt zu finden iſt, genöthiget, das malum morale der Creaturen zuzulaſſen. Und das iſt eben der Fall in welchem der Wille eines Weſens nur bloß zulaſſend iſt. Ich habe es ſchon angemerckt: er muß die Sünde eines andern zulaſſen, wenn er ſie nicht verhindern kan, ohne ſeine Pflicht und Schuldigkeit ſelbſt zu vernachläßigen.

§. CLIX.

Allein über die unendlichen Verbindungen der Dinge, ſpricht Bayle p. 853. habe es GOtt „gefallen eine ſolche zu erwehlen, in dem der „Adam ſündigen ſolte, und habe ihn durch ſei„nen Schluß, der ihn allen andern vorgezogen, „zukünfftig gemacht.„ Gar recht, das iſt eben was ich ſage; wenn man nur ſolche Verbindungen dabey verſtehet aus denen das univerſum beſtehet. „Demnach werdet ihr nie„mahls (fähret er fort) begreiflich machen, daß „GOtt nicht gewolt daß Adam und Eva sün„digen ſolle, weil er alle Combinationes ver„worffen, in denen ſie nicht geſündigtt hätten.„ Die Sache iſt aus dem, was wir geſagt haben, überhaupt leicht zu begreiffen. Dieſe (Combinatio) Verknüpffung, woraus das Univerſum beſtehet, iſt die beſte; GOtt muſte ſie alſo erwehlen, wenn er nicht einen Fehler begehen wolte; und ehe er einen Fehler begehen ſolte, welches er gantz und gar nicht thun kan, ſo läſt er, viel lieber den Fehler oder die Sünde des Menſchen zu, welche mit in dieſen Verbindungen begriffen iſt.

§. CLX.

So gehet auch der Herr Jaquelot und andere geſchickte Männer von meiner Meynung nicht ab, ſonderlich wenn er p. 186. in ſeinem Tract. von der Ubereinſtimmung des Glaubens mit der Vernunfft ſpricht: „Diejenigen ſo „dieſe Schwürigkeiten verwirret machen, „ſcheinen als ſehen ſie nicht gar zu weit, und „als wolten ſie alle Abſichten GOttes auf ihr „eigen Intereſſe ziehen. Da GOtt das Uni„verſum machte, ſo ſahe er auf nichts anders, „als auf ſich ſelbſt und ſeine eigne Ehre; wenn „wir alſo aller Creaturen ihre verſchiedene „Verknüpfungen, ihre unterſchiedene Ver„hältniſſe einſähen und erkenneten, ſo würden „wir ohne Mühe begreiffen, daß das Univer„ſum mit der unendlichen Weißheit des all„mächtigen Weſens vollkommen übereinſtim„met; Und in einem andern Orte (p. 232.) ſagt „er: Wir wollen den unmöglichen Fall ſetzen, „daß GOtt den Mißbrauch des freyen Wil„lens nicht anders hätte verhindern können, als „wenn er ihn gar vernichtet; ſo wird man mir „doch zugeſtehen, daß da ihn ſeine Weißheit „und Ehre determinirt freye Creaturen zu „formiren, dieſer mächtige Grund weit ſtär-

„cker habe ſeyn müſſen, als alle dieſe traurige „Folgerungen, ſo dieſe Freyheit haben möchte.„ Ich habe dieſes aus der Ratione des Beſten und aus der moraliſchen Nothwendigkeit in GOtt dieſe Wahl, ohngeacht der Sünde einiger Creaturen die damit verknüpft iſt, zu treffen, noch mehr zu erläutern geſucht. Ich glaube die Schwürigkeiten mit der Wurtzel ausgeriſſen zu haben; unterdeſſen will ich, um dieſer Materie ein gröſſeres Licht zu geben, meinen Grund-Satz womit ich alles auflöſe gar gerne auf die beſondern Schwürigkeiten des Herrn Bayle appliciren.

§. CLXI.

Nun folget eine, die er in dieſen Worten (ch. 148. p. 586.) vorgetragen: „Würde das „wohl der Gütigkeit eines Printzens gemäß „ſeyn: 1. Wenn er hundert Bothen ſo viel Geld „gäbe, als ſie zu einer Reiſe von zwey hundert „Meilen brauchen? 2. Wenn er alle denjenigen, die ihre Reiſe ohne ſich etwas gelehnt zu „haben zu Ende bringen, eine Belohnung verſpräche un̄ allen denjenigen die mit ihrem Gelde nicht gelanget, mit dem Gefängniß dräuete? „3. Wenn er 100 Perſonen erwehlet, von denen „er gewiß weiß, daß nur zwey die Belohnung „verdienen, weil den übrigen 98 auf dem Wege entweder eine Maitreſſe, oder ein Spieler, „oder etwas anders begegnen ſoll, um deſſentwillen ſie brav werden drauf gehen laſſen, und

„wenn er ſelbſt in etlichen Orten vor die Einrichtung
„der Marchroute geſorget hätte?
„4. Wenn er 98 von dieſen Bothen nach ihrer
„Wiederkunfft würcklich ins Gefängniß ſetzte?
„Iſt es nicht Sonnen-klar, daß er nicht ein
„Fünckgen Gütigkeit gegen ſie hätte, und er ihnen
„nicht die verſprochene Belohnung, ſondern
„vielmehr das Gefängniß, zugedacht hätte?
„Sie würden es auch verdienen, es mag ſeyn;
„allein würde wohl derjenige, der gewolt, daß
„ſie es verdienen ſolten, werth ſeyn, unter dem
„Vorwande daß er gleichwehl die übrigen 2
„belohnet, gut geneñt zu werden?„ Ohne Zweiffel würde er deswegen nicht den Titul eines Guten verdienen; allein es können noch andere Umſtände dazu kommen, die ihn lobens-würdig machen können, daß er ſich des Kunſt-Stückchens bedienet, dieſe Leute kennen zu lernen, und einige davon zu erwehlen, wie der Gideon der ſich eines auſſerordentlichen Mittels bediente die tapfferſten und dauerhafftigſten Kerlen unter ſeinen Soldaten auszuleſen. Und wenn auch gleich ſchon dem Printzen die Gemüths-Art dieſer Bothen bekant wäre, könte er ſie nicht noch deswegen auf dieſe Probe ſetzen, damit ſie noch andere möchten kennen lernen? Und ob ſich zwar dieſe Urſachen auf GOtt nicht appliciren laſſen, ſo zeigen ſie doch daß eine That, wie z.E. die That dieſes Fürſtens, einem könne ungereimt vorkommen, wenn man die

Umſtände wegnimmt welche die Urſache derſelben anzeigen können. Mit noch weit beſſerm Grunde kan man ſchlüſſen, daß GOtt wohl gethan und daß wir es einſehen und begreiffen würden, wenn uns alle ſeine Wercke bekand wären.

§. CLXII.

Es hat ſich Carteſius in einem Briefe an die Printzeßin Eliſabeth (Vol. I. lit. 10.) noch eines andern Gleichniſſes bedienet, die menſchliche Freyheit mit der Allmacht GOttes zuſammen zu reimen. „Er ſetzt einen Monarchen„
der den Zweykampff verbothen, und der weil„
er gewiß weiß daß ſich zwey Edelleute mit ein-„
ander ſchlagen werden, wenn ſie einander an-„
treffen möchten, auch alles dazu veranſtaltet„
damit ſie einander begegnen. Sie treffen ein-„
ander auch würcklich an, ſie ſchlagen ſich, ihr„
Ungehorſam gegen die Geſetze kommt von ih-„
rem freyen Willen her, ſie ſind ſtraffällig.„
Was nun ein König (fährt er fort) hierinnen„
in Anſehung einiger freyen Actionum ſeiner„
Unterthanen thun kan, das thut GOtt, der eine„
unendliche Macht und Omniſcientz hat, in„
Anſehung aller menſchlichen Verrichtungen„
gantz unfehlbahr; und ehe er uns noch in die-„
ſe Welt geſendet, ſo ſind ihm ſchon gantz genau„
alle Neigungen unſers Willens bekant gewe-„
ſen, ja er ſelbſt hat ſie in uns geleget, er ſelbſt„
hat auch alles was auſſer uns iſt ſo eingerichtet„

„und angeordnet, damit ſich dieſe und dieſe Objecta zu dieſer und dieſer Zeit unſerm Sinn „vorſtellen möchten, da er denn ſchon gewuſt „daß ſich bey Gelegenheit dieſer Vorſtellungen unſer freyer Wille zu dieſer oder jener Sache entſchlüſſen würde, und ſo hat ers haben „wollen; allein deswegen hat er ſie nicht eben „dazu zwingen wollen. Und gleich wie man „an dieſem Könige zwey unterſchiedene Grade „des Willens diſtingviren kan, einen nachdem er gewolt, daß ſich dieſe Edelleute mit „einander ſchlagen ſolten, weil er gemacht daß „ſie einander begegnen ſolten; den andern „nachdem er nicht gewolt daß ſie ſich mit einander ſchlagen ſolten, weil er den Zwey-Kampff „verbothen; Alſo machen auch die Theologi „zwiſchen dem abſoluten und independenten „Willen GOttes nachdem er will daß alle Sachen ſo geſchehen möchten wie ſie würcklich geſchehen, und zwiſchen einem andern relativiſchen der ſich auf die Verdienſte und die „Schuld der Menſchen beziehet, und nach dem „er will daß man den Geſetzen gehorche, einen „Unterſcheid. (Carteſius Epiſt. 10. Vol. I. p. 51. 52. Conf. damit das, was der Herr Arnaud Tom. 2. p. 288. & ſeqq. in ſeinen Gedancken über das Syſtema des Mallebranche von dem Thomas d' Aquino von dem Voluntate antecedente und conſequente anführet.)

§. CLXII.

§. CLXIII.

Höret was der Herr Bayle (Rep. au Pro-
vinc. ch. 154. p. 943.) darauf antwortet:
Dieſer groſſe Philoſophus irret, wie mich„
deucht, gar ſehr. Es würde in dieſem Mo-„
narchen weder ein kleiner noch ein groſſer„
Grad des Willens ſeyn, daß dieſe Edelleute„
den Geſetzen nachleben, und ſich nicht ſchlagen„
möchten. Er wolte ja völlig, ja einzig und„
allein, daß ſie ſich ſchlagen ſolten. Das wür-„
de ihn nicht entſchuldigen, ſie würden ihrem„
Triebe folgen; es würde ihnen unbekant„
ſeyn, daß ſie dem Willen ihres Fürſten gemäß„
thäten; ſondern er würde die wahrhafftige„
moraliſche Urſache ihres Zweykampffes„
ſeyn, und denſelben eben ſo vollkommen wün-„
ſchen, als wenn er ihnen gar das Verlangen„
dazu einblieſſe, oder gar Befehl dazu gäbe.„
Stellet euch 2 Printzen vor, die alle beyde wün-„
ſchen daß ſich ihr älteſter Sohn mit Gifft ver-„
geben möchte. Der eine braucht Gewalt,„
der andere begnüget ſich nur ihm heimlich ei-„
nen ſolchen Verdruß und Aergerniß zu verur-„
ſachen, von dem er weiß daß er zulänglich ſeyn„
wird, ſeinen Sohn zu bewegen ſich mit Gifft„
hinzurichten. Woltet ihr wohl zweiffeln,„
daß der Willen des einen nicht ſo vollkommen„
geweſen, als des andern? Alſo ſetzt der Herr„
Carteſius ein falſches Factum voraus, und„
hebt die Schwürigkeit nicht auf.„

§. CLXIV.

Es iſt nicht zu leugnen daß der Herr Carteſius ein bißgen zu grob von dem göttlichen Willen in Anſehung des Böſen redet, wenn er ſpricht: GOtt habe nicht allein gewuſt, daß ſich unſer freyer Wille zu dieſer oder jener Sache entſchlüſſen würde, ſondern er habe es auch alſo gewolt, ob er ihn gleich deswegen nicht dazu zwingen wollen. In dem 8 Brieſe eben dieſes Tom. redet er nicht viel gelinder, wenn er ſpricht, es komme den Menſchen nicht die geringſte Gedancke in Sinn die GOtt nicht wolte, und nicht ſchon von aller Ewigkeit her gewolt, daß ſie ihm einkommen ſolte. Calvinus hat niemahls ſo harte geſprochen, und alles dieſes kan anders nicht entſchuldiget werden, als wenn man einen zulaſſenden Willen darunter verſtehet. Die Auflöſung des Mr. Carteſii kommt auf die Diſtinction inter voluntatem ſigni & beneplaciti an, welche die neuern, was die Terminos anlangt von den Scholaſticis genommen, der ſie aber einen ſolchen Verſtand gegeben, der bey den Alten ungewöhnlich iſt. GOtt kan zwar etwas befehlen ohne zu wollen daß es geſchehe, als wie er dem Abraham befahl ſeinen Sohn zu opffern. Er wolte daß er ihm gehorchen ſolte, aber die That wolte er nicht. Allein wenn GOtt etwas tugendhafftes befiehlet, und die Sünde verbeuth, ſo will er zwar wahrhafftig dasjenige was er be-

fiehfehlet, doch aber nur voluntate antecedente, wie ich es ſchon mehr als einmahl erkläret.

§. CLXV.

Demnach thut das Gleichniß des Carteſii der Sache kein Genügen; allein es könte noch wohl ſo eingerichtet werden, daß es ihr ein Genügen thäte. Man müſte ein bißgen das Factum verändern, durch Erfindung einer Urſache, die den Printzen genöthiget alles zu veranſtalten oder doch zuzulaſſen, daß die zwey Feinde einander antreffen könten. Sie müſſen z. E. mit einander im Felde oder in andern unvermeidlichen Verrichtungen ſtehen, welches denn der Printz nicht verhindern kan, ohne ſeinen Staat in Gefahr zu ſetzen, als wenn z. E. wegen Abweſenheit eines oder des andern viele von ſeiner Parthey ſich unſichtbahr machen und davon gehen, oder die Soldaten unwillig werden und groſſe Unruhen entſtehen möchten. In dieſem Falle alſo kan man wohl ſagen, daß der Fürſt den Zweykampff nicht wolle, er weiß es, inzwiſchen läſt ers doch zu; denn er will lieber die Sünde eines andern zulaſſen als ſelbſt eine begehen. Alſo kan dieſes Gleichniß, nachdem es verbeſſert worden, ſchon noch dienlich ſeyn, wenn man nur noch überdiß den Unterſcheid anmercket der zwiſchen GOtt und dem Printzen iſt. Der Printz muß dieſes wegen ſeiner Ohnmacht zulaſſen Ein mächtiger Fürſt aber würde alle dieſe Dinge nicht erſt regardiren dürffen; allein GOtt, der alles thun kan was nur immer möglich iſt, läſſet die Sünde nur deswegen zu, weil unmöglich jemand was beſſers machen könte. Vielleicht thuts auch der Fürſt nicht ohne Verdruß und Wiederwillen. Dieſes Mißfallen komt von ſeiner Unvollkommenheit her, die er empfindet, und hierinnen beſtehet das Mißvergnügen; GOtt kan dergleichen Mißvergnügen nicht haben, er findet auch keine Urſache dazu, er empfindet auf eine unendliche Art ſeine Vollkommenheit, ja man kan gar ſagen, daß die Unvollkommenheit in den ins beſonder betrachteten Creaturen in Anſehung des Gantzen ihm zur Vollkommenheit und dem Schöpffer zur überflüßigẽ Ehre gereichet. Was kan man wohl mehr wollen, wenn man eine unermeßliche Weißheit beſitzet, und wenn man ſo weiſe und mächtig iſt, wenn man alles vermag, wenn man das Beſte hat?

§. CLXVI.

Nachdem wir nun dieſe Sachen begriffen haben, ſo ſcheinen wir wieder die ſtärckſten und gewaltigſten Einwürffe genugſam bewaffnet und ſicher zu ſeyn. Wir haben ſie nicht verheelet; allein es ſind noch einige die wir nur bloß berühren wollen weil ſie allzu verhaſt ſind. Die Remonſtranten und der Herr Bayle (Rep. au Provinc. ch. 152. fin. p. 919. Tom. 3.) führen den heiligen Auguſtinum an, der ſagt, crudelem eſſe miſericordiam velle aliquem mi-

miſerum eſſe ut ejus miſerearis: in eben dem Verſtande führet man den Senecam lib. 6. c. 36. 37. an. Ich geſtehe, man würde dieſes mit Recht denjenigen entgegen ſetzen können, die glauben GOtt habe keine andere Urſache gehabt die Sünde zuzulaſſen als ſein Vorhaben, damit er etwas haben möchte wobey er ſeine Straff-Gerechtigkeit, gegen die meiſten Menſchen, und ſeine Barmhertzigkeit gegen eine kleine Anzahl Auserwehlten ausüben könne. Allein ſo muß man ſchlüſſen, daß GOtt wegen Zulaſſung der Sünden ſolche Urſachen gehabt die ihm anſtändiger, und in Anſehung unſer viel tieffer und unerforſchlicher ſeyn als jene. Man hat ſich ferner noch unterſtanden das Verfahren GOttes mit des Caligulæ ſeinem zu vergleichen, der ſeine Befehle mit ſo kleinen Buchſtaben ſchreiben und in einem ſo hohen Orte anſchlagen ließ, daß man ſie nicht leſen konte; ingleichen mit dem Verfahren einer Mutter, welche die Ehre ihrer Tochter gantz aus den Augen ſetzt um ihre eigennützige Abſichten zu erreichen; ferner mit der Catharina von Medices, von der man ſagt, daß ſie mit an den Liebes-Händeln ihres Frauenzimmers Theil gehabt, damit ſie hinter die Intriguen der Groſſen kommen möchte; ja auch mit des Tiberii ſeinem, der durch den auſſerordentlichen Dienſt der Hencker es alſo machte, daß das Geſetze, welches verboth daß man ein unverheyrathetes Mägdchen der gewöhnlichen Leibes-Straffe nicht unterwerffen ſolte, in der Tochter des Sejani nicht ſtatt fand. Dieſe letztere Vergleichung iſt von dem Petro Bertio, einem damahligen Arminianer vorgebracht worden, der endlich zu den Catholiquen übergegangen. Und man hat auch zwiſchen GOtt und dem Tiberio eine anſtößige Vergleichung angeſtellt, die von dem M. Andrea Caroli in ſeinen Memorabilibus Eccleſiaſticis des verwichenen Seculi nach der Länge angeführet wird: wie der Herr Bayle anmercket. Bertius hat ſich derſelben wieder die Gomariſten bedienet; Ich halte davor, daß dergleichen Argumenta wieder diejenigen nichts ausrichten, welche die Gerechtigkeit in Anſehung GOttes vor eine eigenwillige Sache halten, oder glauben daß er eine deſpotiſche Gewalt habe, ſo gar daß er auch die Unſchuldigen verdammen kan, oder endlich daß er nicht von dem Guten zu ſeinen Actionibus angetrieben werde.

§. CLXVII.

Man machte zu eben der Zeit eine ſinnreiche Stachel-Schrifft wieder die Gomariſten unter dem Titul: Fur prædeſtinatus *De gepredeſtineerde dief*, in der man einen zum Galgen verdammten Dieb einführet, der alle ſeine Leichtfertigkeit und böſe Thaten GOtt zuſchreibet und ſeiner böſen Thaten ohngeacht, doch glaubt daß er zur Seligkeit verſehen ſey, ſich einbildet er habe an dieſem Glauben ſchon genug, und einen Contra-remonſtranten Prediger der ihm zum Tode bereiten ſollen, mit argumentis ad hominem angreifft; allein dieſer Dieb wird endlich durch einen alten Prieſter, der wegen des Arminianiſmi iſt abgeſetzt worden, bekehret, daß der Hencker der mit dem armen Sünder und mit der Schwachheit des Predigers Mitleiden gehabt, ihn heimlich fortgeführet hatte. Man hat zwar auf dieſe Satyriſche Schrifft geantwortet; allein die Antworten auf dergleichen Satyriſche Schrifften ſind nie ſo angenehm, als die Satyren ſelbſt. Der Herr Bayle ſagt (in Rep. au Provinc. ch. 154. Tom. 3. p. 938.) dieſes Buch ſey zur Zeit des Cromwels in Engeland gedruckt worden; allein es ſcheint als ſey ihm unbekand geweſen, daß es nur eine Uberſetzung des weit ältern Niederländiſchen Originals geweſen. Er ſagt, der D. George Kendal habe daſſelbe A. 1657. zu Oxford unter dem Titul Fur pro Tribunali wiederleget, und der Dialogus ſey dabey. Dieſes Geſpräch ſetzet wider die Wahrheit voraus, als wenn die Contra-remonſtranten GOtt zur Urſache des Böſen machten, und eine Art einer Mahometaniſchen Verſehung lehrten, da es gleichviel gelte ob man Böſes oder Gutes thut, und dabey es ſchon genug ſey, wenn man wolle prædeſtinirt ſeyn, daß man ſich einbilde, man ſey es. Allein ſo weit gehen ſie nicht. Unterdeſſen iſt nicht zu leugnen, daß es einige Supralapſarios und andere unter ihnen giebt, die ſich über die Gerechtigkeit GOttes und die Grund-Sätze der Gottſeligkeit und der Sitten-Lehren des Menſchen ſchwer genug erklären kōnen, weil ſie ſich in GOtt einen Deſpotiſmum concipiren, und begehren, daß ſich der Menſch ohne Grund von der abſoluten Gewißheit ſeiner Erwehlung überreden ſolle, welches aber gefährlichen Verfolgerungen unterworffen iſt. Diejenigen aber welche zugeſtehen, GOtt habe den beſten Plan hervor gebracht, den er aus allen möglichen Ideen des Univerſi erwehlet; er habe den Menſchen gefunden, wie er wegen der urſprünglichen Unvollkommenheiten der Creaturen geneigt geweſen ſeinen freyen Willen zu mißbrauchen, und ſich ins Elend zu ſtürtzen; GOtt habe die Sünde und das Elend ſo ſehr verhindert, als es die Vollkommenheit des Univerſi, die aus ſeiner flieſſet, zulaſſen kan. Die, ſage ich, zeigen viel deutlicher, daß die Abſicht GOttes die redlichſte und heiligſte von der Welt ſey, daß die Creatur allein ſtraffbahr, die urſprüngliche Limitation oder Unvollkommenheit der Urſprung der Sünde, der böſe Wille die Urſache des Elendes ſey, und daß man zur Seligkeit nicht deſtinirt ſeyn könne, wenn man nicht auch zur Heiligkeit der Kinder GOttes deſtinirt ſey, und daß alle Hoffnung die man haben könne, daß man erwehlet ſey, auf nichts anders als auf den guten Willen gegründet ſeyn könne, den man durch die Gnade GOttes bey ſich empfindet.

§. CLXVIII.

Man opponirt noch ferner metaphyſiſche Gedancken, unſerer Erklärung von der moraliſchen Urſache des moraliſchen Böſen; allein ſie werden uns weniger aufhalten, weil wir bereits die von den moraliſchen Urſachen hergeholte Einwürffe, die mehr in die Augen fielen, abgethan und auf die Seite geſchaffet haben. Dieſe metaphyſiſche Betrachtungen betreffen die Natur des Möglichen und des Nothwendigen: ſie ſtreiten wieder den Grund den wir gelegt, daß GOtt nemlich aus allen möglichen Univerſis das Beſte erwehlet. Es haben einige Philoſophen behauptet, es ſey nichts möglich, auſſer was geſchicht. Eben dieſe haben geglaubt, oder doch gleich glauben können, daß alles abſolut nothwendig. Einige ſind deßwegen auf dieſe Meynung verfallen, weil ſie in der Urſache der Exiſtentz der Dinge eine blinde thörichte Nothwendigkeit zugelaſſen; und dieſen haben wir Urſache am meiſten auf den Kamp zu greiffen. Andere aber irren nur deßwegen, weil ſie die Wörter mißbrauchen. Sie verwirren die moraliſche Nothwendigkeit mit der metaphyſiſchen, ſie bilden ſich ein das benehme GOtt die Freyheit, weil er nichts anders als das Beſte thun könne, und legen denen Sachen dieſe Nothwendigkeit bey, welche die Philoſophi und Theologi zu vermeiden ſuchen. Wenn dieſe Leute zugeben, daß GOtt das Beſte erwehlt und auch thut, ſo iſts nur ein Wort-Streit mit ihnen. Einige aber gehen noch weiter, ſie ſtehen in den Gedancken, GOtt hätte es können beſſer machen, und dieſe Meynung muß verworffen werden. Denn ob ſie gleich GOtt die Weißheit und Gütigkeit nicht gäntzlich abſpricht, wie die ſo die blinde Nothwendigkeit lehren; ſo ſetzet ſie ihr doch Maß und Ziel, wodurch aber die höchſte Vollkommenheit beleidiget wird.

§. CLXIX.

Die Frage von der Möglichkeit (poſſibilitæt) der Dinge ſo nicht geſchehen, iſt von den Alten ſchon unterſucht worden. Es ſcheinet Epicurus habe zu Erhaltung der Freyheit und Vermeidung einer abſoluten Nothwendigkeit nach dem Ariſtoteles behauptet die Futura contingentia wären keiner determinirten Wahrheit fähig. Denn war es geſtern wahr, daß ich heute ſchreiben würde, ſo konte es auch nicht fehlen ich muſte ſchreiben, es war ſchon nothwendig und eben deßwegen von aller Ewigkeit her. Alſo iſt alles was geſchicht nothwendig, und es kan unmöglich anders gehen. Da es nun aber nicht alſo iſt, ſo würde ſeiner Meynung nach folgen, daß die Futura contingentia keine determinirte Wahrheit ha-

haben. Dieſe Meynung zu behaupten trug Epicurus kein Bedencken, den erſten und gröſten Grund-Satz derer vernünfftigen Wahrheiten zu leugnen, und leugnete daß alle Sätze entweder wahr oder falſch wären. Deñ höret wie man ihn in die Enge trieb: Ihr leugnet daß es geſtern wahr geweſen, daß ich heute ſchreiben würde, alſo war es falſch. Weil nun dieſer gute Mann dieſen Schluß nicht einräumen konte, ſo wurde er genöthiget zu ſagen, es wäre weder wahr noch falſch geweſen. Hierauf darf er nicht erſt wiederleget werden, und Chryſippus hätte die Mühe erſparen können, die er ſich gegeben, das groſſe Principium derer Contradictoriorum, zu Folge dem was Cicero in ſeinem Buche de fato erzehlet, feſte zu ſetzen: Contendit omnes nervos Chryſippus ut perſvadeat omne Axioma aut verum eſſe aut falſum. Ut enim Epicurus veretur ne, ſi hoc conceſſerit, concedendum ſit, fato fieri quæcunque fiant: ſi enim alterum ex æternitate verum ſit eſſe id etiam certum; ſi certum etiam neceſſarium; ita & neceſſitatem & fatum confirmari putat: ſic Chryſippus metuit, ne non, ſi non obtinuerit omne quod enuncietur aut verum eſſe aut falſum, omnia fato fieri poſſint ex cauſis æternis rerum futurarum. Der Herr Bayle macht (Diction. Artic. Epicurus lit.

T. p. 1141.) die Anmerckung darüber, „Es habe keiner von dieſen zweyen groſſen Philoſophis (Epicurus und Chryſippus) begrieſſen, daß die Wahrheit dieſes Lehr-Satzes: „ein jeder Satz iſt wahr oder falſch; dem was „man fatum nennet gar nicht unterworffen ſey: „er könte alſo nicht zum Beweiß des fati dienen, „wie es wohl der Chryſippus vermeinte, und „Epicurus befürchtete. Chryſippus konte nicht einräumen ohne ſich zu ſchaden daß es Sätze gebe, die weder wahr noch falſch; allein er gewann auch nichts durch Behauptung des Gegentheils. Denn es mögen nun entweder freye Cauſæ ſeyn oder nicht, ſo iſt es doch ebenfals wahr, daß dieſer Satz, der groſſe Mogol wird morgen auf die Jagt gehen, entweder wahr oder falſch iſt. Man hat nicht ohne Grund den Diſcours des Tireſias vor auslachens würdig gehalten, da er ſpricht: Alles was ich ſagen werde das wird entweder geſchehen oder nicht, denn der groſſe Apollo giebt mir die Krafft und das Vermögen zu prophezeyen. Wenns möglich wäre, daß kein GOtt wäre, ſo würde es doch gewiß ſeyn, daß das was der gröſte Narr von der Welt ſagen möchte entweder geſchehen oder nicht geſchehen würde. Welches aber weder Chryſippus noch Epicurus bedacht hat. Cicero lib. 1. de Nat. Deorum hat von den Ausflüchten der Epicureer (wie es der Herr Bayle zu Ende eben der

Seite anmercket) gar wohl geurtheilet, daß es lange nicht eine ſo groſſe Schande ſey, wenn man bekenne, daß man ſeinem Gegner nicht antworten könne, als wenn man zu dergleichen Antwort ſeine Zuflucht nehme. Inzwiſchen werden wir doch ſehen daß der Herr Bayle ſelbſt das Gewiſſe mit dem Nothwendigen confundiret hat, wenn er gemeynet, die Wahl oder die Ausleſung des Beſten, mache die Sachen nothwendig.

§. CLXX.

Wir wollen uns nun zu der Möglichkeit der Dinge wenden die nicht geſchehen, und die eignen, obſchon ein bißgen weitläufftige Worte des Herrn Bayle anführen. So redet er in ſeinem Dictionario (Art. Chryſ. lit. S. p. 929.) davon: „Der ſehr bekante Streit über die„
möglichen und unmöglichen Dinge führt ſei-„
nen Urſprung von der Lehre der Stoicker von„
dem Fato her. Es war die Frage, ob unter„
den Dingen die vielmahls geweſen ſeyn, und„
auch nie ſeyn werden, mögliche Dinge verhan-„
den; oder ob alles das, was nicht iſt und nie-„
mahls geweſen auch niemahls ſeyn wird, un-„
möglich ſey. Ein berühmter Dialecticus von„
der Secte der Mægarer Diodorus genannt,„
leugnete die erſte Frage und bejahete die an-„
dere; allein der Chryſippus hat ihm ſehr zu-„
geſetzt. Hier habt ihr zwey Stellen des Ci-„

„ceronis (Epiſt. 4. lib. 9. ad famil.) Περὶ δυνατῶν, „me ſcito κατὰ Διόδωρον κρίνειν. Quapropter „ſi venturus es, ſcito neceſſe eſſe „te venire. Nunc vide, utra te κρίσις magis „delectet, χρυσιππεία ne an hæc, quam „noſter Diodorus (ein Stoicker der lange „Zeit beym Cicerone gelebet hatte) non concoquebat. „Dieſes iſt aus einem Briefe genommen „den der Cicero an den Varrum geſchrieben. „Er erkläret in dem kleinen Buche „de fato den gantzen Statum controverſiæ „viel weitläufftiger. Ich will einige Stücke „davon anführen: Vigila Chryſippe, ne tuam cauſam in qua tibi cum Diodoro valente Dialectico magna luctatio eſt, deſeras. Omne ergo quod falſum dicitur in futuro, id fieri non poteſt. At hoc, Chryſippe, minime vis, maximeque tibi de hoc ipſo cum Diodoro certamen eſt. Ille enim id ſolum fieri poſſe dicit, quod aut ſit verum aut futurum ſit verum: & quidquid futurum ſit, id dicit fieri neceſſe eſſe: & quicquid non ſit futurum id negat fieri poſſe. Tu etiam quæ non ſint futura, poſſe fieri dicis, ut frangi hanc gemmam, etiam ſi id nunquam futurum ſit: neque neceſſe fuiſſe Cypſelum regnare Corinthi, quanquam id milleſimo ante anno Apollinis oraculo editum eſſet. - - Placet Diodoro, id ſolum fieri poſſe, quod aut ve-

verum ſit, aut verum futurum ſit: qui locus attingit hanc quæſtionem, nihil fieri, quod non neceſſe fuerit: & quicquid fieri poſſit, id aut eſſe jam, aut futurum eſſe; nec magis commutari ex veris in falſa ea poſſe quæ futura ſunt, quam ea quæ facta ſunt; ſed in factis immutabilitatem apparere; in futuris quibusdam, quia non apparent, ne ineſſe quidem videri: ut in eo qui mortifero morbo urgeatur verum ſit, hic morietur hoc morbo: at hoc idem ſi vere dicatur in eo, in quo tanta vis morbi non appareat, nihilominus futurum ſit. Ita fit ut commutatio ex vero in falſum, ne in futuro quidem ulla fieri poſſit. Cicero giebt genugſam zu verſtehen, daß der Chryſippus in dieſem Streite offt weder aus- noch ein gewuſt, worüber man ſich nicht verwundern darff; denn die Parthey die er ergriffen, hieng mit ſeiner Lehre von dem Verhängniß nicht zuſammen, und wenn er recht bündig geurtheilet oder verſtanden recht bündig zu urtheilen, ſo würde er die gantze Hypotheſin des Diodori hertzlich gerne angenommen haben. Oben hat man ſchon ſehen können, daß die Freyheit, welche er der Seelen gegeben, und das Gleichniß mit dem Cylinder nicht im Wege ſtehe, daß nicht alle Actus des menſchlichen Willens im Grunde der Sache unvermeidliche Folgerungen des Verhängniſſes ſeyn ſolten, daraus deñ flieſſet,

„daß alles was nicht geſchicht unmöglich, und ſonſt nichts als was würcklich geſchicht, möglich ſey. Plutarchus (de Stoicorum Repugn. p. 1053.) wirfft ihn ſo wohl hierinnen, als in dem Streite mit dem Diodoro übern hauffen, und behauptet gegen ihn, ſeine Meynung von der Möglichkeit ſey gantz und gar wieder die Lehre vom Fato. Nehmet es wohl in acht, daß die berühmteſten Stoicker über dieſe Materie geſchrieben, ohne dieſen Weg zu gehen. Arrianus hat (im Epict. lib. 2. cap. 29. n. 106.) ihrer viere genennet als den Chryſippum, Cleanthem, Archidemum, und den Antipater. Er bezeiget eine groſſe Verachtung gegen dieſen Streit, und der Herr Menage, hätte ihn nicht erſt als einen Scribenten anführen ſollen (citatur honorifice apud Arrianum, Menag. in Laert. l. 7. p. 341.) der von dem Wercke des Chryſippi rühmlich geſprochen περὶ δυνατῶν, denn dieſe Worte, γέγραφε δὲ καὶ Χρύσιππος θαυμαστῶς &c. de his rebus mira ſcripſit Chryſippus &c. ſind dieſes Ortes keine Lob-Sprüche, dieſes erhellet aus dem vorhergehenden und nachfolgenden. Dionyſius Halicarnaſſenſis gedencket (de colloc. verb. c. 17. p. m. 11.) zweyer Schrifften des Chryſippi in denen man unter einem Titul, der gantz andere Sachen verſprach, viele Länder der Logicorum verheeret und verwüſtet hatte.

te. Und das Werck führte den Titul Περὶ τῆς
συντάξεως τῶν τοῦ λόγου μερῶν de partium ora-
tionis collocatione, und handelte bloß von,,
wahren und falſchen, möglichen und unmögli-,,
chen, contingenten, zweiffelhafftigen ꝛc.,,
Sätzen, welche Materie unſere Schul-Ge-,,
lehrten gar ſehr offt wiederholet und noch ac-,,
curater erkläret haben. Mercket daß Chry-,,
ſippus davor gehalten, die vergangenen Sa-,,
chen wären nothwendig wahrhafftig, welches,,
der Cleanthes nicht einräumen wollen. (Ar-,,
rian, ubi ſupra p. m. 165) Ο'υ πᾶν δὲ παρε-,,
ληλυθὸς ἀληθὲς ἀναγκαῖόν ἐστι καθάπερ οἱ πε-,,
ρὶ Κλεάνθην φέρεσθαι δοκοῦσι. Non omne præ-,,
teritum ex neceſſitate verum eſt, ut illi,,
qui Cleanthen ſequuntur ſentiunt. Wir,,
haben (p. 562. coll. 2.) oben geſehen, daß man,,
in Gedancken geſtanden Aboilard lehrte ei-,,
ne ſolche Lehre die des Diodori beykomme.,,
Ich glaube die Stoicker haben die möglichen,,
Dinge weiter auszudehnen geſucht als,,
die zukünfftigen, damit ſie die verhaſten und,,
greulichen Folgerungen, ſo man aus ihrer Leh-,,
re von der Fatalität gezogen, ein bißgen ver-,,
ſüſſen und ihnen ein Färbchen anſtreichen,,
möchten.,, Es erhellet zur Gnüge daß Cice-
ro, der das was wir hier angeführet haben an
den Varro geſchrieben, (lib. 9. Ep. 4. ad fam.)
nicht gnugſam begriffen was aus der Meynung
des Diodori folge, weil er davor gehalten ſie

wä-

wäre andern vorzuziehen. Er ſtellet die Meinungen der verſchiedenen Autorum in ſeinem Buche de fato ziemlich wohl vor; allein das iſt Schade daß er nicht allemahl die Gründe mit angeführet, die ſie gehabt haben. Plutarchus in ſeinem Tract. von den Contradict. der Stoicker, und der Herr Bayle wundern ſich, daß Chryſippus nicht des Diodori Meynung geweſen, weil er der Fatalität das Wort redet. Allein der Chryſippus und ſelbſt ſein Lehrmeiſter Cleanthes waren hierinnen weit vernünfftiger als man meynen möchte. Wir werden es unten ſehen. Es iſt eine Frage ob das Vergangene nothwendiger ſey als das Zukünfftige. Cleanthes iſt dieſer Meynung geweſen. Man wendet ein, das Zukünfftige geſchehe nothwendig ex hypotheſi, gleich wie das Vergangene ex hypotheſi nothwendig geſchehen ſeyn muß. Allein es iſt noch dieſer Unterſcheid dabey, daß man in den vergangenen Zuſtand unmöglich mehr was agiren können, es iſt eine Contradiction; wohl aber in das Zukünfftige, und inzwiſchen haben beyde einerley hypothetiſche Nothwendigkeit; das eine kan nicht mehr geändert werden; wenn nun diß richtig iſt, ſo wird es eben ſo wenig mehr können geändert werden.

§. CLXXI.

Der berühmte Pater Abælard, hat auch dergleichen Meynung gehabt die des Diodori ziemlich beykommet, als er geſagt, GOtt könne weiter nichts machen, als was er bereits gemacht. Das war der dritte Satz von denen 14 die man aus ſeinen Schrifften gezogen und in dem Sieniſchen Concilio cenſirt worden. Man hatte ihn aus ſeinem 3ten Buche der Introduction in die Theologie genommen, allwo er insbeſonder von der Macht GOttes handelt. Die Urſache die er davon gab war dieſe, GOtt könne nur dasjenige thun, was er wolte, nun könne er unmöglich etwas anders machen, als was er macht, weil er alle das nothwendig wollen muß was (convenable iſt) ſich ſchickt, woraus denn fließt, daß alle dasjenige was er nicht thut nicht convenable ſey, daß ers alſo unmöglich kan thun wollen, folglich auch nicht thun kan. Abælard geſtehet ſelbſt, daß er allein dieſe beſondere Meinung habe der faſt niemand zugethan, und die ſchiene der Lehre von den Heiligen und der Vernunfft zuwieder zu ſeyn, auch die Gröſſe und Hoheit GOttes zu vermindern und zu ſchmählern. Es ſcheint, als wäre dieſer Autor ein bißgen zu ſehr geneigt geweſen, anders zu reden und anders zu gedencken als andere Leute, denn in der That war es nur ein Wort-Streit, weil er die Wörter anders nahm und den gewöhnlichen Gebrauch derſelben veränderte. Die Macht und der Wille ſind unterſchiedene Kräffte, und haben auch unterſchiedene Objecta; man confundirt dieſelben, wenn man ſagt, GOtt könne nur das thun was er wolle. Mit nichten, es iſt vielmehr das Gegentheil, denn unter vielen möglichen will er nur das was er vors Beſte befindet. Denn man betrachtet alle mögliche Dinge als Objecta ſeiner Macht; die würckliche und exiſtirende Dinge aber als Objecta ſeines ſchlüßigen (decretoriſchen) Willens. Abælard hat dieſes ſelbſt erkannt, er macht ſich dieſen Einwurff: Ein Verworffener kan ſelig werden, allein nicht anders als wenn ihn GOtt errettet. GOtt kan ihn demnach ſelig machen und folglich etwas thun, das er nicht thut. Er antwortet darauf, man könne wohl ſagen, dieſer Menſch könne in Anſehung der Möglichkeit der menſchlichen Natur, als welche der Seligkeit fähig iſt, ſelig werden; allein man könne nicht ſagen, daß ihn GOtt in Anſehung ſeiner ſelbſt könne ſelig machen, weil GOtt unmöglich das thun kan, was er nicht thun ſoll. Allein weil er zugiebt, daß man in gewiſſem Verſtande, abſolut zu reden, und wenn man die Suppoſition von der Verſtoſſung beyſeite ſetzt, gar wohl ſagen könne, daß ein ſolcher der verſtoſſen worden, könne ſelig werden, und alſo das offters geſchehen könne was GOtt nicht thut, ſo hätte er alſo wie andere reden ſollen die es nicht anders verſtehen, wenn ſie ſagen, GOtt könne dieſen ſelig machen, und könne thun was er nicht thut.

§. CLXXII.

Es ſcheinet als wenn die vermeinte Nothwendigkeit des Wiclefs, die in dem Concilio zu Coſtritz iſt verworſſen worden, bloß von dieſem Mißverſtändniß herrührte. Ich halte davor gelehrte Leute ſchaden ſich ſelbſt und der Wahrheit, wenn ſie ohne Urſache neue und anſtößige Redens-Arten gebrauchen wollen. Zu unſrer Zeit hat der berühmte Hobbes eben dieſe Meynung behauptet, nemlich daß das was nicht geſchicht unmöglich ſey. Er beweiſet ſie daher, weil es niemahls zu geſchehen pflege, daß ſich alle Bedingungen beyſammen befinden die zu einer Sache, die niemahls exiſtiren wird, erfordert werden. (Omnia rei non futuræ requiſita) nun könne aber die Sache ohne das nicht exiſtiren. Allein wer ſiehet nicht, daß dieſes weiter nichts als eine hypotheſiſche Nothwendigkeit beweiſet? Es kan zwar keine Sache exiſtiren, wenn auch nur ein eintziger dazugehöriger Umſtand fehlet und abgehet; allein gleich wie wir in den Gedancken ſtehen, man könne gar wohl ſagen, daß die Sache könne exiſtiren, wenn ſie gleich nicht exiſtiret, ſo vermeinen wir auch ſagen zu können, daß die gehörigen Bedingungen exiſtiren können, wenn ſie gleich nicht exiſtiren. Alſo läſt der Schluß des Hobbeſii die Sache unausgemacht und im alten Stand. Dieſe Meynung die man vom Hobbeſio gehabt, daß er eine abſolute

Nothwendigkeit aller Dinge lehre, hat ihn ſehr verhaßt gemacht, und würde ihm ſehr geſchadet haben, wenn es auch gleich nur ſein eintziger Irrthum geweſen wäre.

§. CLXXIII.

Spinoza iſt noch weiter gegangen, und er ſcheinet ausdrücklich eine blinde Nothwendigkeit gelehret zu haben, weil er dem Urheber aller Dinge Verſtand und Willen abgeſprochen, und ſich eingebildet die Vollkommenheit und das Gute beziehe ſich nur auf uns aber nicht auf ihn. Dieſe Meynung des Spinozæ in der Sache hat in der That etwas dunckles in ſich; denn er ſchreibt GOtt Gedancken zu, nachdem er ihm den Verſtand abgeſprochen. Cogitationem, non intellectum concedit Deo. Ja es ſind ſelbſt einige Stellen anzutreffen, da er von der Nothwendigkeit wieder was gelinder ſpricht. So viel als man inzwiſchen abnehmen und begreiffen kan, ſo läſt er in GOtt eigentlich zu reden keine Gütigkeit zu, und lehret daß alle Dinge aus der Nothwendigkeit der göttlichen Natur exiſtiren, ohne daß GOtt eine Wahl anſtelle. Wir wollen uns im geringſten nicht aufhalten eine ſo böſe Meynung und die ſich gar nicht erklären läſt zu wiederlegen. Unſere Meynung iſt auf die Natur der möglichen Dinge, das iſt, auf die Dinge die keine Contradiction involviren, gegründet. Ich glaube nicht daß ein Spinoſiſte ſagen ſolte, daß ietzt alle

alle nur erſinnliche Romainen würcklich exiſtiren, oder exiſtirt haben, oder doch noch in einem Orte des Univerſi exiſtiren werden. Inzwiſchen kan man doch nicht leugnen, daß dergleichen Romainen, wie der Madmoiſelle de Scudery ihre, oder wie die Octavia, möglich ſeyn. Wir wollen ihm alſo die Worte des Hn. Bayle entgegen ſetzen, die ziemlich nach meinem Kopffe ſind, p. 390. „Das macht, ſagt er, die Spinoſiſten heute zu Tage ſehr verwirrt, daß ſie ſehen, wie es z.E. nach ihrer Meynung von aller Ewigkeit her ſo unmöglich geweſen, daß Spinoza nicht im Haag ſterben ſolte, als zweymahl zwey unmöglich ſechſe ſeyn können. Sie ſehen wohl daß dieſes aus ihrer Lehre nothwendig folget, welches die Leute vor den Kopff ſtöſſet, ſie wilde, und wegen der darinnen enthaltenen und allgemeinen menſchlichen Vernunfft ſchnur ſtracks zuwieder lauffenden Abſurdität auffſetzig und wiederſpenſtig machet. Sie ſehen es nicht gerne daß man weiß, wie ſie eine ſo allgemeine und ſo deutliche Regul übern hauffen werffen als dieſe iſt: alles was eine Contradiction involviret iſt unmöglich, und was keine Contradiction involviret iſt, möglich.„

§. CLXXIV.

Man kan wohl von dem Herrn Bayle ſagen: ubi bene nemo melius, ob man ſchon das nicht von ihm ſagen kan was man vom Origenes ſagte: ubi male, nemo pejus. Ich will nur dieſes hinzuſetzen, daß dasjenige was man als eine Regul angemercket, ſelbſt die Erklärung (definitio) des Möglichen und Unmöglichen iſt. Unterdeſſen ſetzt hie der Herr Bayle zu Ende noch ein Wort hinzu, welches dasjenige, was er mit ſo gutem Grunde geſagt hatte, wieder ein wenig verdirbet. Was würde denn nun vor eine Contradiction darinnen ſeyn, wenn Spinoza zu Leyden geſtorben wäre? Würde denn die Natur nicht ſo vollkommen, nicht ſo weiſe, nicht ſo mächtig geweſen ſeyn? Er confundiret hier was unmöglich iſt, weil es eine Contradiction involvirt, mit dem was nicht geſchehen kan, weil es nicht tüchtig geweſen, daß es hätte können erwehlet werden. Es würde zwar in der Suppoſition daß Spinoza zu Leyden und nicht im Haag geſtorben wäre keine Contradiction geweſen ſeyn; denn es war gar möglich; dieſe Sache war alſo in Anſehung der Macht GOttes gleichgültig. (indifferent) Allein das muß man ſich nicht einbilden, als wenn ein eintziger Ausgang, ſo gering als er auch iſt, in Anſehung ſeiner Weißheit und Gütigkeit als gleichgültig könne concipirt und begriffen werden. JEſus Chriſtus hat überaus wohl geſagt, es wäre alles ja ſo gar die Haare unſers Hauptes gezehlet. Alſo liebt es die Weißheit GOttes nicht daß dieſer Ausgang, von dem der Herr Bayle redet, ſich anders hätte zutragen ſollen, als er ſich würcklich zugetragen, nicht zwar als wenn er an und vor ſich ſelbſt würdiger geweſen wäre erwehlt zu werden, ſondern nur wegen der Verbindung mit dem gantzen nexu des Univerſi, welches würdig geweſen vorgetragen zu werden. Wolte man ſagen, das was geſchehen iſt, gehe die Weißheit GOttes nichts an, und daraus ſchlüſſen, es ſey alſo nothwendig; ſo würde man etwas Falſches voraus ſetzen, und daraus übel einen wahren Schluß ziehen. Dadurch confundirt man das was aus einer moraliſchen Nothwendigkeit, das iſt aus dem Principio der Weißheit und Gütigkeit nothwendig iſt, mit dem was aus einer metaphyſiſchen und unvernünfftigen Nothwendigkeit nothwendig iſt, die alsdenn ſtatt findet, wenn das Gegentheil eine Contradiction involviret. Alſo ſuchte Spinoza in jedem Ausgange eine metaphyſiſche Nothwendigkeit, er glaubte nicht daß GOtt von ſeiner Gütigkeit und Vollkommenheit (welche dieſer Autor in Anſehung des Univerſi vor eine Grille hielte) ſondern von der Nothwendigkeit ſeiner Natur determinirt würde, wie etwan ein halb-Circkel lauter rechte Winckel in ſich faſſen muß, ohne es zu erkennen oder zu wollen. Denn Euclides hat gezeiget daß alle Winckel die in zwey grade Linien eingeſchloſſen ſind, ſo von den Extremitæten des Diametri gegen einen Punckt des Circkuls gezogen werden, nothwendig rechte ſeyn müſſen, und daß das Gegentheil eine Contradiction involvire.

§. CLXXV.

Einige Leute ſind auf den andern Abweg verfallen, und haben unter dem Vorwande die göttliche Natur von dem Joch der Nothwendigkeit zu befreyen, ſie nach einer Indifferentia æquilibrii gantz und gar indifferent machen wollen, ohne zu bedencken daß in ſo ſehr als die metaphyſiſche Nothwendigkeit in Anſehung der göttlichen Actionum ab extra ungereimt iſt, in ſo weit ſey ihm die moraliſche Nothwendigkeit rühmlich und anſtändig. Das iſt eine glückliche Nothwendigkeit die den Weiſen verbindet gut und löblich zu handeln; die Indifferentz gegen das Böſe und Gute würde, im Gegentheil ein Zeichen ſeyn, daß es ihm an Güte und Weißheit fehle. Und über dem daß die Gleichgültigkeit an und vor ſich ſelbſt, die den Willen in einer vollkommenen Gleichheit (æquilibrio) hielte, eine Grille ſeyn würde, wie oben gezeiget worden; ſo würde ſie ferner dem wichtigen Grund-Satze von der Ratione determinante zu nahe treten.

§. CLXXVI.

Diejenigen ſo glauben daß GOtt das Gute und Böſe aus einem eigenwilligen Schluſſe eingeführet, verfallen in dieſe wunderliche Meynung von einer bloſſen (Indifferentz) Gleichgülgültigkeit, und in noch weit ungereimtere Thorheiten, ſie rauben ihm den Titul eines Guten. Denn aus was vor Grunde könte man ihn wohl wegen ſeiner Thaten loben, wenn er ebenfals gut und löblich gethan hätte, indem er gantz was anders gethan? Und ich habe mich ſehr offters gewundert, daß viele Theologi Supralapſarii, als wie zum Exempel Samuel Retorfort Profeſſor Theologiæ in Schottland, der zu der Zeit ſchrieb als die Controvers mit den Remonſtranten am meiſten im Schwange gieng, auf dieſe wunderliche Gedancken verfallen können. Retorfort ſagt in ſeiner Exercitatione Apologetica gratiæ ausdrücklich, in Anſehung GOttes wäre vor ſeinem Verbothe weder etwas unrecht noch moraliter böſe, alſo wäre es ohne dieſes Verboth eine gleichgültige Sache einen Menſchen ums Leben zu bringen oder zu erretten, GOtt zu lieben oder zu haſſen, ihn zu loben oder zu läſtern.

Es kan nichts unvernünfftigers ſeyn; und man mag entweder lehren, GOtt habe das Böſe vors Gute durch ein ausdrückliches Geſetze eingeführet, oder behaupten es ſey etwas recht und gut noch vor ſeinem Schluſſe, er werde aber nicht determinirt ihm beyzufallen, und es hindere ihn nichts daß er nicht unrecht handeln und vielleicht die Unſchuldigen verdammen könte; ſo ſagt man faſt einerley Ding, und be-

beſchimpft ihn faſt auf gleiche Weiſe. Denn iſt die Gerechtigkeit nach eignem Gutdüncken und ohne Grund eingeführet worden, und iſt GOtt von ohngefähr, und als wenn man loſet darauf gefallen; ſo iſt ſeine Weißheit und Gütigkeit daraus nicht zu erſehen, und es verbindet ihn auch nichts dazu. Und wenn er aus einem gantz eigenwilligen Schluß ohne einige Ration das was wir Gerechtigkeit und Gütigkeit nennen eingeführet und gemacht hat; ſo kan er ſie wieder aufheben oder derſelben Natur ändern, daß man ſichs alſo nicht zu verſprechen Urſache hat, daß er ſie allezeit beobachten werde, wie man wohl ſagen kan, wenn man ſetzet daß ſie Rationes zum Grunde haben. Es würde bey nahe eben ſo ſeyn, wenn ſeine Gerechtigkeit von der unſrigen unterſchieden wäre, das iſt, wenn z. E. in ſeinem Codice geſchrieben ſtünde, es wäre recht und erlaubt unſchuldige in alle Ewigkeit unglücklich zu machen. Und dieſem Grund-Satze zu folge, würde auch GOtt nicht verbunden ſeyn, ſein Wort zu halten, und uns nicht verſichern können, daß das was er verſprochen, auch würcklich erfolgen werde. Denn warum ſolte das Geſetze der Gerechtigkeit, welches beſaget daß vernünfftige (Promiſſen) Verſprechen ſolten gehalten werden, in Anſehung ſeiner inviolabler ſeyn als alle andere?

§. CLXXVII.

Alle dieſe drey obſchon von einander unterſchiedene Lehren, nemlich 1. daß die Natur der Gerechtigkeit eigenwillig ſey, 2. daß ſie zwar gewiß und ausgemacht, jedennoch aber noch ungewiß ſey, ob ſie GOtt beobachten werde, und endlich 3. daß die Gerechtigkeit, die er beobachtet, nicht die uns bekante Gerechtigkeit ſey; machen beydes das Vertrauen auf GOtt, welches unſer Gemüthe in Ruhe ſetzet, als auch die Liebe GOttes, in der unſere Gerechtigkeit beſtehet, zu nichte. Ein ſolcher GOtt könte ſich wohl als einen Tyrannen und Feind redlicher und tugendhaffter Leute aufführen, und an dem was wir Böſe nennen ſeine Luſt und Gefallen haben. Warum ſolte er nicht auch ſo wohl das böſe Principium der Manichæer als das einige gute der Orthodoxen ſeyn? Wenigſtens würde er neutral und gleichſam zwiſchen zweyen ſuspendirt, oder bald das eine bald das andere ſeyn, welches eben ſo viel wäre, als wenn einer ſagte Oromasdes und Arimanius regieren umwechſels weiſe nach dem einer entweder ſtärcker oder geſchickter iſt als der andere. Es iſt faſt ſo als wie mit jenem Mongaliſchen oder Mugaliſchem Weibe, die, weil ſie vermuthlich ſagen hören, daß ehemahls unter dem Chingischan und ſeinen Nachfolgern ihre Nation über den gröſten Theil der Mitternächtigen und Morgen-Länder geherrſchet, ohnlängſt als der Herr Isbrand vom Czaar durch dieſer Tartaren Länder in

China gieng, wieder die Moſcoviter geſagt hatte, der Gott der Muguller wäre aus dem Himmel gejagt worden, alleine er würde einſt wieder ſeine Stelle einnehmen. Der wahre GOtt iſt unveränderlich; ſelbſt die natürliche Religion erfordert, daß er müſſe dermaßen weſentlich gut und weiſe ſeyn, als er mächtig iſt; es laufft eben nicht mehr wieder die Vernunfft und die Frömmigkeit, wenn man ſaget, GOtt agire ohne Erkäntniß, als wenn man vorgiebt, er habe eine ſolche Erkäntniß, welche die ewige Reguln der Gütigkeit und Gerechtigkeit unter ihren Objectis nicht findet, oder endlich einen Willen der nach dieſen Reguln nichts frage.

§. CLXXIIX.

Einige Theologi die von dem Rechte GOttes über die Creaturen geſchrieben, haben geſchienen als eigneten ſie ihm ein unumſchrencktes Recht, eine eigenwillige und deſpotiſche Gewalt zu. Sie haben geglaubt, man ſetze dadurch die Gottheit auf den höchſten Gipfel der Gröſſe und Hoheit, den man ſich nur einbilden kan, und vernichte die Creatur dergeſtalt vor dem Schöpffer, daß er in Anſehung der Creaturen kein Geſetz habe. Es ſind von dem Twiſſe Retorfort und einigen andern Superlapſariis einige Stellen zu finden, die vorgeben GOtt könne nicht ſündigen, er möchte auch thun was er wolle, weil er keinem Geſetze unterworffen. Der Herr Bayle hält dieſes ſelbſt vor eine abſcheuliche und der Heiligkeit GOttes zu wieder lauffende Lehre; (Dict. v. Pauliciens p. 2332. initio.) allein ich glaube die Meynung einiger von dieſen Leuten mag eben nicht ſo böſe geweſen ſeyn, als es ſcheinet. Und dem Anſehen nach haben ſie unter dem Nahmen des Rechtes ἀνυπευθυνίαν einen ſolchen Zuſtand verſtanden, indem man niemanden von ſeinem Thun und Laſſen darf Rede und Antwort geben. Sie mögen aber wohl nicht geläugnet haben, daß ſich GOtt ſelbſt das ſchuldig ſey, was die Gütigkeit und Gerechtigkeit von ihm fordert. Hievon kan man die Apologie des Calvini nachſchlagen, welche der Herr Amyraldus gemacht: Calvinus ſcheinet in dieſer Sache Orthodox zu ſeyn, und iſt keines weges unter der Zahl der ſcharffen Superlapſariorum.

§. CLXXIX.

Wenn alſo der Herr Bayle in einem gewiſſen Orte ſaget, der heilige Paulus helffe ſich aus der Lehre von der Prædeſtination nur mit dem unumſchrenckten Rechte GOttes und mit ſeinen unbegreifflichen Wegen aus, ſo muß man noch dieſes mit drunter verſtehen, daß wenn man ſie begreiffen könte, man auch würde befinden, deß ſie mit der Gerechtigkeit GOttes

tes übereinſtimmen, weil GOtt ſeine Gewalt auf keine andere Weiſe ausüben kan. St. Paulus ſagt ſelbſt es wäre eine Tieffe, aber der Weißheit, (Altitudo Sapientiæ) und die Gerechtigkeit ſey mit in der Gütigkeit des Weiſen begriffen. In andern Orten redet der Herr Bayle von der Application unſerer Begriffe von der Gütigkeit auf die göttlichen Actiones ſehr wohl (Rep. au Prov. ch. 81. p. 139.) „Man muß hier nicht meynen, ſagt er,
„als wenn die Gütigkeit des unendlichen We-
„ſens nicht eben den Reguln unterworffen wä-
„re als die Gütigkeit der Creaturen. Denn iſt
„in GOtt eine Eigenſchafft die man Gütig-
„keit nennen kan, ſo müſſen ihm auch die Kenn-
„zeichen der Gütigkeit überhaupt zukommen.
„Wenn wir nun aber die Gütigkeit aufs aller-
„abſtractiviſche betrachten, ſo finden wir in
„ſelbiger den Willen Gutes zu thun. Theilet
„aber dieſe generale Gütigkeit in ſo viel Arten
„als ihr wollet, theilet ſie in eine unendliche Gü-
„tigkeit, in eine endliche, in eine königliche, in
„eine väterliche, in eine eheliche, in eine her-
„riſche ein, ſo werdet ihr in jeder den Willen
„Gutes zu thun als eine Eigenſchafft antreffen,
„die ſich nicht davon abſondern läſt.

§. CLXXX.

Meines Erachtens begegnet der Herr Bayle den Meynungen derjenigen ſehr wohl, welche vorgeben, die Gütigkeit und die Gerechtigkeit

keit dependire eintzig und allein von der eigenwilligen Wahl GOttes, und ſich einbilden, wenn GOtt von der Güte der Sachen ſelbſt zum agiren wäre determinirt worden, ſo würde er ein Agens ſeyn der in ſeinen Actionibus neceſſitirt würde, welches aber mit der Freyheit nicht ſtehen kan. Man confundiret dadurch die metaphyſiſche Nothwendigkeit mit der moraliſchen. Laſt hören was der Herr Bayle dieſem Irrthume entgegen ſetzet: (Rep. au Prov. ch. 89. p. 203.) Aus dieſer Lehre„ wird flieſſen, GOtt habe, ehe er ſich entſchloſſen„ die Welt zu ſchaffen, in der Tugend nichts„ beſſers angetroffen, als in der Sünde, und ſeine„ Begriffe hätten ihm nicht gezeiget, daß die„ Tugend mehr verdienet von ihm geliebet zu„ werden, als die Sünde. Hier wird man„ nicht mehr zwiſchen dem Rechte der Natur„ uñ dem geſchriebenen Geſetze einen Unterſcheid„ machen dürffen, in der Sitten-Lehre wird„ nichts mehr unbeweglich und nichts mehr indiſpenſable„ ſeyn. GOtt hätte ſo wohl befehlen„ können daß man ſolle laſterhafft ſeyn,„ als er befohlen tugendhafft zu ſeyn; man wird„ nicht verſichert ſeyn ob nicht die moraliſchen„ Geſetze einſt möchten abgeſchafft werden, wie„ die Ceremonial-Geſetze der Juden. Mit„ einem Worte, hiedurch werden wir bewogen„ zu glauben, GOtt habe nicht allein frey und„ ungezwungen die Gütigkeit und Tugend er-„

„funden, ſondern auch die Wahrheit und das Weſen der Dinge. Dieſes geben einige Carteſianer vor, und ich bekenne (ſehet die Continuation des penſées ſur les Cometes p. 554.) ihre Meynung könte in gewiſſen Fällen noch von einem Nutzen ſeyn; allein es ſind ſo viel Beweiß-Gründe wieder ſie, und ſie iſt auch ſo greulichen Folgen unterworffen, (ſehet das Chap. 152. de la même continuation) daß man eher alle Extremitæten möchte über ſich ergehen laſſen, als in dieſe verfallen. Sie machet dem aufs höchſte getriebenen Pyrrhoniſmo Thor und Angel auf; denn ſie giebt Anlaß zu behaupten, dieſer Satz drey und drey ſind ſechs, ſey nur zu der Zeit und in den Orten wahr, wo es GOtt gefällig, in einem andern Theile des Univerſi könne er vielleicht falſch ſeyn, und vielleicht werde er unter den zukünfftiges Jahr lebenden Menſchen falſch ſeyn, weil alles was in dem freyen Willen GOttes ſtehet, nur auf gewiſſe Zeiten und Oerter, wie die Jüdiſchen Ceremonien, hat können eingeſchrencket werden. Dieſer Schluß wird denn auf die zehen Gebothe gezogen werden, wofern die Actiones die ſie gebiethen, ihrer Natur nach eben ſo wenig gut ſind, als die ſie verbiethen.

§. CLXXXI.

Wolte man aber ſagen, GOtt, als er beſchloſſen den Menſchen zu ſchaffen ſo wie er iſt, habe von ihm nothwendig die Frömmigkeit, Nüchterkeit, Gerechtigkeit und Keuſchheit erfordern müſſen, weil ihm die Unordnungen, welche ſeine Wercke ſtören oder zernichten können, unmöglich gefallen mögen, ſo verfällt man in der That wieder auf die gemeine Meynung. Die Tugenden ſind nur deswegen Tugenden, weil ſie zur Vollkommenheit dienen, oder die Unvollkommenheit derjenigen verhindern die tugendhafft ſind, oder ſelbſt dem was dran gelegen iſt. Und dieſes haben ſie von ihrer Natur und der Natur vernünfftiger Creaturen, ehe noch GOtt den Schluß macht ſie zu ſchaffen. Wolte man anders davon urtheilen, ſo wäre es eben ſo, als wenn einer ſagte, die Reguln von der Proportion und der Harmonie in Anſehung der Muſicorum wären eigenwillig, weil ſie alsdenn erſt ſtatt finden, wenn man ſingen oder auf einem Inſtrument ſpielen will. Allein das nennet man eben das weſentliche Stücke zu einer Muſic; denn die Reguln der Harmonie kommen ihr ſchon im idealiſchen Zuſtande zu, wenn gleich noch niemand ſingen will, maſſen man weiß, daß ſie ihr nothwendig zukommen müſſen, ſo bald man ſingen werde. Eben ſo ſchicket ſich auch die Tugend ſchon vor den idealen Zuſtand der vernünfftigen Creaturen, ehe ſie noch GOtt zu ſchaffen beſchlüſt, und deswegen ſagen wir auch, daß die Tugenden ihrer Natur nach gut ſind.

§. CLXXXII.

Der Herr Bayle hat in ſeiner Continuation des penſées diverſes ein ausdrückliches Capitul, nemlich das 152. in welchem er zeigt, daß die Chriſtlichen Lehrer behaupten, es wäre etwas recht ehe es GOtt beſchloſſen. Einige Theologi der Augſpurgiſchen Confeſſion haben einige Reformirten ſehr runter gemacht, die geſchienen eine andere Meynung zu haben, und man hat dieſen Irrthum vor eine Sache angeſehen die aus dem abſoluto decreto flieſſet, welche Lehre dem göttlichen Willen alle Rationes abzuſprechen ſcheinet. Ubi ſtat pro ratione voluntas. Allein gleich wie ich es oben ſchon mehr als einmahl angemercket, ſo hat Calvinus ſelbſt erkant, daß die Rathſchlüſſe GOttes mit der Gerechtigkeit und Weißheit übereinkommen, ob uns ſchon die Gründe, welche dieſe Ubereinſtimmung umſtändlich vor Augen legen könten, unbekant ſind. Alſo gehen ſeiner Meynung nach die Reguln der Gütigkeit und Gerechtigkeit vor den Schlüſſen GOttes noch vorher. Der Herr Bayle führt in eben dem Orte eine Stelle des berühmten Turretin an, der zwiſchen den natürlichen und geſchriebenen Geſetzen einen Unterſcheid macht. Die moraliſchen Geſetze gehören zu den erſtern, und die ceremonialiſchen zu der andern Art. Der Herr Samuel des Mareſts ein vormahliger berühmter Theologus zu Gröningen und der Herr Strimeſius, ietziger Profeſſor Theologiæ zu Franckfurth an der Oder, haben eben das gelehret; und ich halte diß vor die gemeinſte Meinung ſelbſt unter den Reformirten. Thomas d'Aquino und alle Theologi der Thomiſten ſind mit dem gemeinen Hauffen der Scholaſticorum und der Römiſchen Kirche eben der Meynung. Die Caſuiſten haltens auch damit. Unter allen dieſen halte ich den Grotium vor den Anſehnlichſten, dem ſeine Commentatores hierinnen nachgefolget. Der Herr Pufendorf ſchiene einer andern Meynung zu ſeyn, die er wieder die Cenſuren einiger Theologorum hat behaupten wollen; allein man darff eben nicht viel Rechnung auf ihn machen, er hatte dergleichen Materien nicht tieff genug unterſucht und eingeſehen. Er macht ein entſetzliches Geſchrey wieder das abſolutum decretum in ſeinem Feciali divino; und inzwiſchen billiget er das allerſchlimmſte in den Meynungen der Vertheidiger dieſes Decreti, ohne das (wie es andere Reformirten erklären) dieſes Decretum noch zu dulden iſt. Ariſtoteles iſt in der Sache von der Gerechtigkeit ſehr orthodox geweſen, und hierinnen haben ihm die Schulen nachgefolget: Er machet zwiſchen dem beſtändigen und immerwährenden Rechte, welches alle Menſchen und zu allen Zeiten obligirt, und zwiſchen dem gegeſchriebenen Geſetze, das nur gewiſſen Zeiten und gewiſſen Völckern gegeben iſt, wie Cicero und die Juriſten, einen Unterſcheid. Ich habe vormahls mit groſſem Vergnügen den Euthyphron des Platonis geleſen, der den Socratem hierinnen die Warheit behaupten läſt, und der Herr Bayle hat dieſe Stelle angemercket.

§. CLXXXIII.

Er ſelbſt vertheidiget in einigen Oertern dieſe Stelle ſehr hefftig, und es wird nicht undienlich ſeyn, wenn wir ſeine Stelle, ſo lang ſie auch iſt, gantz hieher ſetzen. (Tom. II. de la Continuation des penſées diverſes ch. 152. p. 771. ſeqq.) „Vermöge der Lehre unendlich vieler „anſehnlicher Leute, ſpricht er, ſo iſt in der Na„tur und in dem Weſen gewiſſer Dinge etwas „moraliſches Gutes und Böſes anzutreffen, „welches noch vor dem göttlichen Schluſſe vor„her gehet. Sie beweiſen dieſe Lehre vor„nehmlich aus den entſetzlichen Folgerungen „der gegenſeitigen Lehre. Denn daraus daß „niemanden beleidigen eine gute That wäre, „aber nicht an und vor ſich ſelbſt, ſondern aus „einer eigenwilligen Einrichtung des göttlichen „Willens, würde folgen daß GOtt den Men„ſchen hätte können ein Geſetz geben, welches „den zehn Gebothen in allen Stücken ſchnur„ſtracks wäre zu wieder geweſen. Das iſt ent„ſetzlich. Allein wir wollen noch einen nähern „Beweiß geben aus der Metaphyſic. Es iſt

eine ausgemachte Sache, daß die Exiſtentz„
GOttes nicht eine Würckung ſeines Willens„
iſt. Er exiſtirt nicht weil er exiſtiren will,„
ſondern aus der Nothwendigkeit ſeiner unend-„
lichen Natur. Eben ſo nothwendig exiſtiren„
auch ſeine Macht und Wiſſenſchafft. Er iſt„
nicht deswegen allmächtig, er erkennet nicht„
deswegen alle Dinge weil er es alſo will; ſon-„
dern weil das Eigenſchafften ſind die noth-„
wendig mit ihm ſelbſt identificirt ſind. Die„
Herrſchafft ſeines Willens betrifft nur die„
Ausübung ſeiner Macht, und er producirt„
auſſer ihm würcklich nichts anders als was er„
will, und das übrige läſt er in der bloſſen Poſ-„
ſibilität. Hieraus kommt nun daß ſich dieſe„
Herrſchafft nur auf die Exiſtentz der Creatu-„
ren erſtrecket, keines weges aber auf ihr We-„
ſen. GOtt hat die Materie, einen Menſchen,„
einen Circkul ſchaffen, oder auch im Nichts„
laſſen können; allein er hat ſie nicht ſchaffen„
können, ohne ihnen ihre eigentliche Eigenſchaff-„
ten zu geben. Er hat den Menſchen noth-„
wendig müſſen zu einer vernünfftigen Creatur„
machen, einem Circkul eine Rundte geben, maſ-„
ſen vermöge ſeiner ewigen und von den freyen„
Schlüſſen ſeines Willens independirenden„
Ideen, das Weſen des Menſchen in den Ei-„
genſchafften eines Thieres und eines vernünf-„
tigen Thieres, und das Weſen des Circkuls in„
einer Circonferentz beſtanden, die nach„

„allen ihren Theilen von dem Mittel-Punckt
„gleich weit abgeſtanden und entfernet geweſen.
„Und dieſes hat die Chriſtlichen Philoſophos
„bewogen daß ſie bekennet, das Weſen
„der Dinge ſey ewig und es gäbe Sätze von einer
„ewigen Wahrheit, folglich wäre das Weſen
„der Dinge und die Wahrheit der erſten
„Grund-Sätze (primorum principiorum)
„unbeweglich, unveränderlich. Dieſes muß
„man nicht allein von den erſten theoretiſchen
„Lehren; ſondern auch von den practiſchen, ja
„von alle den Propoſitionen verſtehen, welche
„die rechte Erklärung der Creaturen in ſich halten.
„Dieſe Eſſentiæ, dieſe Wahrheiten flieſſen
„aus eben der Nothwendigkeit der Natur,
„als die Scientz GOttes: wie demnach GOtt
„aus der Natur der Sachen exiſtirt, der allmächtig
„iſt und alles vollkommen erkennet; alſo
„eben haben auch die Materie, der Triangel,
„der Menſch, gewiſſe Thäten des Menſchen
„ꝛc. dieſe und dieſe Eigenſchafften weſentlich,
„und aus der Natur der Sachen. GOtt
„hat von aller Ewigkeit her und gantz nothwendig
„die weſentliche Verhältniß der Zahlen und
„die Identität der Eigenſchafft und des Jnnhalts
„der Sätze geſehen, in denen das Weſen
„ieder Sache enthalten iſt. Eben ſo hat er geſehen
„daß das Wort gerecht in dieſem beſtehe,
„daß man hochhalte, was verdient hochgeachtet
„zu werden, daß man gegen ſeinen Wohl-

thäter danckbahr ſey, daß man erfülle was,,
man in einem Contract verſprochen, und der-,,
gleichen mit vielen moraliſchen Sätzen. Man,,
kan alſo mit Recht ſagen, daß die Gebothe des,,
natürlichen Geſetzes, die Gerechtigkeit und Er-,,
barkeit, dasjenige voraus ſetzen was ſie ge-,,
biethen, und daß ſie der Menſch dennoch wür-,,
de beobachten müſſen, wenn gleich GOtt hier-,,
innen nichts gebothen hätte. Ich bitte euch,,
gebt doch Achtung, daß da wir mit unſern Ab-,,
ſtractionibus biß auf den Idealen Augen-,,
blick, in welchem GOtt noch nichts beſchloſſen,,
hat, zurück gehen, wir in den Ideen GOttes die,,
Grund-Sätze der Sitten-Lehre unter ſolchen,,
Terminis antreffen die eine Obligation mit,,
ſich bringen. Wir ſtellen uns dieſe in ſelbi-,,
gen als gewiſſe Reguln vor, die aus der ewi-,,
gen und unveränderlichen Ordnung hergelei-,,
tet worden; demnach ſtehet es der vernünffti-,,
gen Creatur wohl an ſich der Vernunfft ge-,,
mäß aufzuführen: Eine Creatur die ſich nach,,
der Vernunfft aufführet iſt lobens-würdig,,,
und ſtraffbahr wenn ſie es nicht thut. Ihr,,
würdet euch nicht unterſtehen zu ſagen, dieſe,,
Wahrheit lege dem Menſchen nicht eine,,
Pflicht auff in Anſehung aller der geſunden,,
Vernunfft gemäſſen Thaten, als wie dieſe,,
ſind: Man muß alles hoch achten, was verdient,,
hoch gehalten zu werden; man muß Gutes mit,,
Gutem vergelten; man muß Niemanden belei-,,

„digen, ſeinen Vater ehren, einem jeden das ſeine geben ꝛc. Weil nun die moraliſchen Wahrheiten ſelbſt aus der Natur der Sachen noch vor den göttlichen Geſetzen dem Menſchen gewiſſe Pflichten auferlegen; ſo iſt klar, daß Thomas d' Aqvino und Grotius gar wohl haben ſagen können, wenn gleich kein GOtt wäre, ſo würden wir doch verbunden und gehalten ſeyn nach dem Rechte der Natur zu leben. Andere haben geſagt, wenn gleich alle Intelligentiæ untergiengen, ſo würden doch die wahren Sätze wahr bleiben. Cajetanus hat behauptet, wenn er gleich im Univerſo allein übrig bliebe, und alle andere Dinge ohne einige Ausnahme wären zernichtet worden, ſo würde doch die Erkäntniß und Wiſſenſchafft, die er von der Natur einer Roſe hätte, bleiben und nicht vergehen.

§. CLXXXIV.

Der verſtorbene Herr Iacobus Thomaſius ein berühmter Profeſſor zu Leipzig hat in ſeiner Erläuterung der phyloſophiſchen Reguln des Danielis Stahlii Profeſſoris zu Jena gar wohl angemercket, daß es ſich nicht ſchicke, über GOtt hinaus zu gehen, und man mit einigen Scotiſten ſagen ſolle die ewigen Wahrheiten würden beſtehen, wenn gleich kein Verſtand, ja wenn gleich nicht GOttes Verſtand wäre. Denn der göttliche Verſtand macht meiner Meynung nach die Realität

tät der ewigen Wahrheiten, ob ſchon ſein Wille kein Theil dran hat. Alle und jede Realität muß in etwas exiſtirendem gegründet ſeyn. Ein Atheiſt kan zwar ein Geometra ſeyn; allein wenn kein GOtt wäre, ſo würde kein Objectum Geometriæ ſeyn. Und ohne GOtt würde nicht allein nichts ſeyn das exiſtirte; ja es würde ſelbſt nichts möglich ſeyn. Doch dieſes hindert nichts, daß nicht diejenigen denen die Verbindung aller Dinge untereinander und mit GOtt unbekand, nicht gewiſſe Wiſſenſchafften ſolten verſtehen köñen, wenn ſie gleich nicht den erſten Urſprung derſelben, der in GOtt iſt, erkennen. Ob ihn zwar eben ſo wenig Ariſtoteles erkannt hat, ſo hat er doch etwas Gutes geſagt, und das dem beykommt, wenn er erkant, daß die Grund-Sätze der beſondern Wiſſenſchafften von einer höhern Wiſſenſchafft dependirten, welche Ration davon giebet, und dieſe höhere Wiſſenſchafft muß das Weſen, folglich GOtt, als der die Qvelle des Weſens, zum Objecto haben. Der Herr Dreyer von Königsberg hat gar wohl angemercket die wahre Metaphyſic, die Ariſtoteles geſucht und τὴν ζητουμένην ſein Deſideratum genennet hätte, wäre die Theologie.

§. CLXXXV.

Unterdeſſen hat eben der Herr Bayle der ſo ſchöne Sachen, anführt um zu zeigen daß die

Reguln der Gütigkeit und Gerechtigkeit und die ewigen Wahrheiten überhaupt ihrer Natur nach, und nicht aus einer eigenwilligen Wahl GOttes beſtehen, in einem anderm Orte (Contin. des penſées div. T. 2. ch. 114. vers la fin.) auf eine ſehr zweyffelhaffte Art davon geſprochen. Nach dem er daſelbſt die Meinung des Herrn Carteſii und einiger ſeiner Nachfolger angeführet, die behaupten GOtt ſey die freye Urſache der Wahrheit und derer Weſen, ſo ſetzt er p. 554. hinzu: „Ich habe „allen möglichen Fleiß angewendet dieſe Lehre wohl einzunehmen und zu faſſen, und die „Auflöſung der Schwürigkeiten zu finden die „ſie hat. Ich geſtehe euch aufrichtig, daß ich „damit noch nicht gantz und gar zu Ende kommen bin, dieſes benimt mir nicht den Muth: „ich bilde mir, wie andere Weltweiſen in andern Fällen gethan haben, ein, die Zeit werde „noch das ſchöne Paradoxon auflöſen. Ich „meines Theils wünſche daß der Pater Malebranche ſo wohl gethan und es behauptet „hätte, allein er hat einen andern Weg ergriffen.„ Iſts wohl möglich, daß das Vergnügen an allen Dingen zu zweiffeln bey einem geſchickten Menſchen ſo viel ausrichten könne, daß es ihn ſolte bewegen zu wünſchen und zu hoffen, daß er könne glauben, daß ſich zwey Contradictoria niemahls beyſammen befinden, weil es ihnen GOtt verbothen, und daß ers ihnen hätte befehlen können, daß ſie immer wären beyſammen geweſen? Sehet doch, das iſt das ſchöne Paradoxon! Der Ehrwürdige P. Malebranche hat gar weißlich gehandelt, daß er ſich eines andern entſchloſſen.

§. CLXXXVI.

Ja ich kan mir nicht einbilden, daß Carteſius es mit dieſer Meynung habe aufrichtig halten können, ob er wohl einige Anhänger gehabt, die es ſo leichtſinnig von ihm geglaubt, und ihm in guter Meynung nachgefolget ſeyn, wohin er zu gehen ſich nur anſtellete. Allein dem Anſehn nach war es nur ſo ein Streich von ihm, und eine Philoſophiſche Verſchlagenheit, er bereitete ſich einige Schlupf-Winckel, gleich wie er ſich ein Mittel ausfand, die Bewegung der Erde zu leugnen, da er doch einer der eyfrigſten Copernicaner war. Ich muthmaſſe er habe hier eine andere Art, von ſeiner Erfindung außerordentlich zu reden, vor Augen gehabt, die dieſe war, daß er ſagte die Bejahung und Verneinung und durchgehends alle innerliche Urtheile wären Würckungen des Willens. Durch dieſen Kunſt-Griff ſind die ewigen Wahrheiten, welche biß auf dieſen Autorem Objecta des göttlichen Verſtandes geweſen waren, auf einmahl zu Objectis des Willens geworden. Nun ſind die Actus des Willens frey, alſo iſt GOtt die freye Urſache der Wahrheiten. Und alſo iſt das

Geheimniß dieſer Sache entdecket. Spectatum admiſſi. Eine kleine Veränderung in der Bedeutung der Wörter hat dieſen Lermen verurſachet. Wenn aber die Bejahung der nothwendigen Wahrheiten Actiones des Willen eines der vollkommenſten Geiſter wären, ſo würden dieſe Actiones nichts weniger als frey ſeyn, denn es iſt da nichts zu wehlen und auszuleſen. Es ſcheinet der Herr Des Cartes habe ſich in der Materie von der Natur der Freyheit nicht zur Genüge erkläret, und von derſelben einen gar auſſerordentlichen Begrieff gehabt, weil er dieſelbige ſo gar weit extendirte, daß er behauptete die Bejahung (Affirmationes) der nothwendigen Wahrheiten wäre frey in GOtt, alſo behielte er weiter nichts als nur den bloſſen Nahmen der Freyheit.

§. CLXXXVII.

Der Herr Bayle, der ihn'nebſt andern von einer Libertate indifferentiæ verſtehet die GOtt z. E. gehabt hätte, die Wahrheiten der Zahlen zu ſetzen und zu ordnen, daß 3. mahl 3. ſolten 9 ſeyn, da er ihnen vielmehr auflegen können, daß ſie hätten 10. ausgemacht; bildet ſich in einer ſo wunderlichen Meynung, wenns möglich wäre, dieſelbe zu vertheidigen, ich weiß nicht was vor ein ſonderliches Vortheil, wieder die Stratoniker ein. Strato iſt mit einer von den Häuptern der Schule des Ariſtotelis

lis und ein Nachfolger des Theophraſti geweſen, er hat, wie Cicero meldet, behauptet, die Welt wäre ſo gebildet worden, wie ſie der Natur nach, oder aus einer nothwendigen Urſache iſt, die keine Erkäntniß hat. Dieſes könte zwar wohl ſeyn, wenn GOtt die Materie wie ſichs gehöret zuvor bereitet hätte, damit er hernach bloß durch die Geſetze der Bewegung einen ſolchen Effect thun könte; ohne GOtt aber würde keine Ratio von der Exiſtentz, noch weniger aber von einer ſolchen oder ſolchen Exiſtentz der Dinge vorhanden ſeyn; und alſo hat man ſich vor dem Syſtemate des Stratonis nicht zu fürchten.

§. CLXXXIIX.

Unterdeſſen will er die Plaſtiſchen Naturen, die keinen Verſtand und Erkäntniß haben, und von dem Herrn Cudwort und andern ſind eingeführet worden, nicht zulaſſen, aus Furcht es möchten die heutigen Stratoniker, das iſt, Spinoſiſten ſich dieſes zu Nutze machen. Und deßwegen geräth er mit dem Herrn Clerico in Streit. Und da er von dieſen Irrthümern eingenommen iſt, daß nehmlich keine Cauſa non intelligens nichts hervorbringen könne, das künſtlich heraus komme, ſo kan er mir auch nicht die Præformation, welche natürlicher Weiſe die Organa der Thiere würcket, noch das Syſtema einer Harmonie einräumen das GOtt in den Cörpern præſtabilirt hat, daß ſie nach ihren eignen Geſetzen, mit den Gedancken und dem Willen der Seelen übereintreten ſollen. Allein er hätte ſollen bedencken, daß dieſe Cauſa non intelligens die in den Körnern und Saamen der Pflantzen und der Thiere ſo ſchöne Sachen, und die Actiones der Cörper hervor bringet, wie es der Wille haben will, von den Händen GOttes iſt gebildet worden, der weit geſchickter iſt als ein Uhrmacher, der doch aber ſolche Machinen und Automata machet, die ſo gute Dinge ausrichten können, als wenn ſie Verſtand hätten.

§. CLXXXIX.

Um nun auf das zu kommen, was der Herr Bayle von Seite der Stratoniker beſürchtet, wenn man dergleichen Wahrheiten behauptet die von GOtt nicht dependiren; ſo ſcheinet es als fürchte er, ſie möchten ſich die vollkommene Regularität der ewigen Wahrheiten wieder uns zu Nutze machen. Denn weil dieſe Regularität bloß von der Natur und der Nothwendigkeit der Dinge herkommt, ohne von einem Verſtande dirigirt zu werden, ſo ſtehet der Herr Bayle in Furchten, man möchte daraus mit dem Stratone ſchlüſſen können, die Welt habe aus einer blinden Nothwendigkeit auch ſo ordentlich und wohl eingerichtet werden können. Allein darauf iſt leicht zu antworten: In den Schrancken der ewigen Wahrheiten ſind alle mögliche Dinge befindlich,

lich, folglich ſo wohl das Regulaire als Irregulaire; alſo muß eine Urſache ſeyn, welche gemacht, daß die Ordnung und das Regulirte vorgezogen worden, und dieſe Urſache kan nirgends wo anders als in dem Verſtande gefunden werden: ferner ſind dieſe Wahrheiten ſelbſt nicht ohne einen Verſtand der ſie erkennet, denn ſie würden nicht ſubſiſtiren, weñ kein göttlicher Verſtand wäre, in dem ſie ſich ſo zu reden realiſirt befinden. Derowegen erlangt Strato hier nicht ſeinen Endzweck, nemlich daß er die Erkäntniß derjenigen, was in dem Urſprunge der Dinge kommt, ausſchlüſſen will.

§. CXC.

Die Schwürigkeiten alſo die ſich der **Herr** Bayle von Seiten des Stratons eingebildet hat, ſcheinen ein bißgen zu ſubtil und weit hergeholet zu ſeyn. Man heiſt diß timere ubi non eſt timor. Daraus macht er ſich noch eine andere, die eben ſo wenig einen Grund hat. GOtt würde nemlich einem Fato unterworſſen ſeyn. Höret ſeine Worte an: (p. 555.) Giebt es Sätze von einer ewigen„ Wahrheit ihrer Natur nach, und nicht aus„ göttlicher Einrichtung, ſie ſind nicht aus einem„ freyen Schluſſe ſeines Willens wahr, ſondern„ er hat ſie im Gegentheil nothwendig als wahr„ erkannt, weil ſie von Natur ſo waren, ſo haben„ wir ein Fatum dem er unterworſſen iſt; eine„

„natürliche Nothwendigkeit, die unmöglich kan vermieden werden. Ferner flieſſet hieraus, daß der göttliche Verſtand in ſeinen unendlichen Begriffen ihre vollkommene Ubereinſtimmung mit ihren Objectis allezeit, und gleich aufs erſte mahl, ohne daß ihn die geringſte Erkäntniß geleitet und geführet, angetroffen und geſehen: denn es würde contradictoriſch ſeyn, weñ man ſagen wolte, daß eine cauſa exemplaris den actibus des göttlichen Verſtandes zum Plan uñ Norm gedienet hätte. Hiedurch würde man niemahls weder ewige Begriffe, noch eine primam intelligentiam finden. Demnach muß man ſagen, daß eine nothwendig exiſtirende Natur allemahl ihren Weg finde, ohne daß man ihn ihr erſt zeige; und wie ſoll man hernach die Halsſtarrigkeit der Stratoniker bändigen und beugen?

§. CXCI.

Hierauf iſt auch noch leicht zu antworten: Dieſes vermeinte Fatum, welches auch die Gottheit verbindet, iſt nichts anders als GOttes eigne Natur, ſein eigner Verſtand, der ſeiner Weißheit und Gütigkeit Reguln an die Hand giebet; das iſt eine heilſame Nothwendigkeit, ohne die er weder gut, noch weiſe ſeyn würde. Wolte man aber daß GOtt nicht ſolte vollkommen und glücklich ſeyn? Iſt unſer Zuſtand, vermöge deſſen wir fehlen können, werth daß er uns beneidet werde? Würden wir ihn nicht gerne mit der Inpeccabilität vertauſchen, wenn es bey uns ſtünde? Es müſte einer ſehr verdrüßlich ſeyn daß er ſich die Freyheit wünſchen ſolte ins Verderben ſtürtzen zu können, oder die Gottheit zu beklagen daß ſie ſie nicht hat. Auf dieſe Weiſe raiſonnirt der Herr Bayle ſelbſt in einem andern Orte wieder diejenigen, welche eine allzuhoch getriebene Freyheit, die ſie ſich im Willen einbilden, biß in den Himmel erheben, wenn ſie gerne ſähen, daß ſie von der Vernunfft nicht dependiren möchte.

§. CXCII.

Im übrigen wundert ſich der Herr Bayle,„ daß der göttliche Verſtand in ſeinen unendli„chen Begriffen allezeit und aufs erſte mahl„ bald ihre vollkommene Ubereinſtimmung mit„ ihren Objectis antrifft und findet, ohne daß„ ihn einige Erkäntniß leite und führe.„ Dieſes heiſt gantz und gar nichts: Ein jeder deutlicher Begriff ſtimmet eben hiedurch mit ſeinem Objecto überein: und in GOtt ſind nur lauter deutliche Begriffe, über dem exiſtirten das Objectum keines weges bald exiſtiret, wenn es exiſtiren wird, ſo wird es nach dieſem Begriffe gebildet werden. Im übrigen weiß der Herr Bayle gar wohl, daß der göttliche Verſtand keine Zeit braucht die Verbindung der Sachen einzuſehen. Alle Vernunfft-Schlüſſe ſind eminenter in GOtt und beobachten ununter einander ſo wohl eine Ordnung als in unſerm Verſtande, bey ihm aber iſt nur eine Ordnung und eine Priorität der Natur, da hingegen bey uns nur eine Priorität der Zeit iſt. Man muß ſich alſo nicht wundern, daß derjenige der alle Dinge auf einmahl einſieht, dieſelbe auch allezeit aufs erſte mahl finden muß, und man muß nicht ſagen, er führe ſeine Sachen ohne einige Erkäntniß aus, die ihn leite und führe; vielmehr ſind die voluntairen Actiones auch vollkommen, weil ſein Erkäntniß vollkom̃en iſt.

§. CXCIII.

Bißhero haben wir dargethan, daß der Wille GOttes den Reguln der Weißheit unterworffen. Wiewohl es etwas wunderlich iſt, daß man hierüber erſt hat ſo raiſonniren und vor eine ſo wichtige und bekandte Wahrheit ſtreiten und fechten müſſen. Allein das befremdet einen nicht weniger daß Leute zu finden, die in den Gedancken ſtehen, GOtt beobachte dieſe Reguln nur die Helffte, und er erwehle nicht das Beſte ob es ihm gleich ſeine Weißheit vorhalte und zu erkennen gebe; und mit einem Worte, daß es Leute giebt die davor halten GOtt hätte es können beſſer machen. Das iſt bey nahe der Irrthum des bekandten Königs Alphonſi von Caſtilien der von einigen Chur-Fürſten zum Römiſchen Könige erwehlet worden, und die Aſtronomiſche Tabellen, ſo von ihm den Nahmen haben, befördert. Man giebt vor dieſer König habe geſagt, wenn ihn GOtt, als er die Welt geſchaffen, zu rathe gezogen, ſo wolte er ihm einen guten Rath ertheilet haben. Allem Anſehn nach mißfiel ihm das Syſtema Ptolomaicum, welches zur ſelbigen Zeit im Schwange gieng. Er hielte davor man hätte können was Beſſers machen, und er hatte auch recht. Wäre ihm aber das Syſtema Copernicum mit allen Erfindungen des Kepplers, welches jetzo durch die Erkäntniß der Schwere der Planeten vermehret worden, bekant geweſen, ſo würde er wohl erkant haben, wie die Erfindung des wahren Syſtematis recht wunderwürdig iſt. Man ſiehet alſo daß damahls als Alphonſus meynte, daß man es beſſer machen können, nur von majus und minus die Rede geweſen, und daß dennoch ſeine Meynung von aller Welt iſt übel ausgelegt und getadelt worden.

§. CXCIV.

Unterdeſſen unterſtehen ſich doch Philoſophi und Theologi eine dergleichen Meynung dogmatice zu behaupten; und es hat mich wohl tauſendmahl gewundert, daß gelehrte und fromme Leute der Gütigkeit und Vollkommenheit GOttes haben Gräntzen ſetzen können. Denn wenn man ſagt er wiſſe was beſſer ſey, er könne es machen, und er macht es doch nicht, das iſt ſo viel als wenn man geſtünde, es habe bloß an ſeinem Willen gelegen, die Welt beſſer zu machen als ſie iſt; allein das nennt man nicht gütig genug ſeyn. Man handelt wieder die ſchon oben angeführte Regul: Minus bonum habet rationem mali. Wenn einige die Meynung anführen zu beweiſen, daß es GOtt hätte können beſſer machen, ſo werffen ſie ſich zu läſterlichen Richtern ſeiner Wercke auf, und man kan ihnen das vorhalten was man allen denjenigen antwortet welche das Verfahren GOttes tadeln und aus eben dem Vorgeben, das iſt, aus den vermeinten Mängeln der Welt einen böſen oder zum wenigſten einen zwiſchen dem guten und böſen neutralen Gott ſchlüſſen wollen. Und wenn wir wie der König Alphonſus urtheilen, ſo wird man, ſage ich, uns antworten: ihr kennet die Welt nicht länger als 3 Tage, ihr ſeht in ihr nicht viel weiter als eure Naſe, und findet in ſelbiger viel zu tadeln. Wartet nur biß ihr ſie mehr kennen werdet, und nehmet in ihr ſonderlich die Theile die ein Gantzes vorſtellen, als wie z. E. die Organiſchen Cörper vor die Hand, ſo werdet ihr was künſtlichers und ſchöners drinnen finden, als ihr euch einbilden könnet. Laſt uns hieraus zum Nutzen der Weißheit und der Gütigkeit des Urhebers der Dinge ſonderlich auch auf die Dinge die wir noch nicht kennen Folgerungen ziehen. Wir finden dergleichen in der Welt die uns nicht gefallen; aber wiſſet daß ſie nicht alle vor uns gemacht worden. Doch iſt ſie auch vor uns gemacht, wenn wir weiſe ſind, ſie wird uns ſchon beqvem fallen, wenn wir uns nur drein ſchicken, wir werden in ſelbiger glücklich ſeyn, wenn wir nur glücklich ſeyn wollen.

§. CXCV.

Es möchte jemand einwenden, es wäre unmöglich das Beſte hervor zu bringen, weil keine vollkommene Creatur ſey, und weil man noch immer eine vollkommenere machen könne. Ich antworte was man von einer Creatur, oder von einer beſondern Subſtantz, die allemahl von einer andern kan übertroffen werden, ſagen kan, das muß man nicht auf das Univerſum appliciren, welches weil es in alle künfftige Ewigkeit dauren ſoll, ein Infinitum, unendlich iſt. Ferner ſind unendlich viel Creaturen in dem geringſten Stückgen der Materie, wegen der würcklichen (actualen) Diviſion des continui in infinitum; und das Unendliche, das iſt, die unzehlige Menge der Subſtanzien iſt, eigentlich zu reden, ſo wenig ein Gantzes (totum) als die unendliche Zahl ſelbſt, von der man nicht ſagen kan, ob ſie grade oder ungrade iſt. Und eben hiemit können die wiederlegt werden, welche aus der Welt einen Gott machen, oder ſich GOtt als die Seele der Welt vorſtellen, indem die Welt oder das Univerſum nicht als ein Thier, oder als eine Subſtantz kan betrachtet werden.

§. CXCVI.

Es iſt alſo nicht von einer Creatur, ſondern vom Univerſo die Rede, und der Gegner muß nothwendig behaupten, daß ein mögliches Univerſum beſſer ſeyn könne, als das andere in infinitum; allein darinnen würde er ſich betriegen, und das würde er nicht beweiſen können. Wenn dieſe Meynung wahr wäre, ſo würde folgen, daß GOtt gar keine geſchaffen. Denn er kan unmöglich was ohne Ration thun, und das würde doch wieder die Ration gehandelt ſeyn. Es iſt eben ſo als wenn man ſich einbildete, GOtt hätte beſchloſſen eine materialiſche Sphære zu machen, ohne daß er eine Urſache gehabt ſie ſo oder ſo groß zu machen. Dieſer Rathſchluß würde unnütze geweſen ſeyn, er würde was mit ſich bringen, das deſſen Effect verhindern würde; das wäre was anders, wenn GOtt beſchloſſen von einem gegebenen Punckte biß zu einer gegebenen graden Linie eine andere grade Linie zu ziehen, ohne daß weder in dem Rathſchluſſe, noch in ſeinen Umſtänden, eine Determination der Winckel geweſen wäre. Denn in dieſem Falle würde die Determination von der Natur der Sachen herrühren, die Linie würde winckel-recht, die Winckel grade ſeyn, weil nur dieſes determinirt iſt und ſich diſtingvirt. Auf ſolche Weiſe muß man ſich die Schöpffung des Beſten unter allen möglichen Univerſis vorſtellen, um ſo viel mehr weil GOtt nicht allein beſchlüſſet ein Univerſum, ſondern auch das Beſte unter allen zu ſchaffen, denn er beſchlüſt nichts wenn ers nicht erkennt, er macht keine abgeſonderte Rathſchlüſſe die nur voluntates antecedentes ſeyn würden, die wir auch zur Gnüge erkläret, und von den würcklichen Rathſchlüſſen abgeſondert haben.

§. CXCVII.

Der Herr Diroys, den ich zu Rom gekant, ein Theologus des Herrn Cardinals d'Eſtrées, hat ein Buch geſchrieben, unter dem Titul: Preuves & prejuges pour la Religion Chretienne, das A. 1683. zu Paris publicirt worden. Der Herr Bayle führet in (Rep. au. Prov. ch. 165. p. 1058. T. III.) den Einwurff deſſelben an den er ſich macht, er ſpricht:
Es iſt auch noch eine Schwürigkeit übrig, die„
eben ſo wohl verdient abgethan zu werden, als„
die vorhergehenden, weil ſie denjenigen die von„
dem Guten und dem Böſen aus den Betrach-„
tungen urtheilen, die auf die allerreinſten und„
wichtigſten Grund-Regeln gegründet ſeyn, den„
meiſten Kummer und Sorge macht. Nem-„
lich weil GOtt die höchſte Gütigkeit und„
Weißheit iſt, ſo düncket ihnen er hätte alle Sa-„
chen ſo machen ſollen, wie ſie weiſe und tugend-„
haffte Leute haben wolten, nach den Reguln„
der Weißheit und Gütigkeit die GOtt in ſie„
geleget hat, und wie ſie ſie ſelbſt würden machen.„

„müſſen, wenn ſie von ihnen dependirten. Da „ſie nun alſo ſehen daß die Sachen in der Welt „nicht ſo gut lauffen, als ſie ihrer Meynung nach „gehen könten und auch gehen würden wenn ſie „ſich drein miſchten; ſo ſchlüſſen ſie, GOtt, der „unendlich beſſer und weiſer als ſie, oder vielmehr die Weißheit und Gütigkeit ſelbſt, miſche „ſich nichts drein.

§. CXCIIX.

Der Herr Diroys führet gar ſchöne Sachen hiebey an, die ich nicht erſt wiederholen will, maſſen wir die Einwürffe ſchon in mehr als einem Orte abgefertiget haben, und dieſes auch der vornehmſte Endzweck unſers gantzen Diſcourſes geweſen. Allein er bringet doch dabey etwas vor das ich ihm nicht zugeben kan: Er vermeynet der Einwurff beweiſe gar zu viel. Wir müſſen noch ſeine eigne Worte mit dem Herrn Bayle p. 1059. hier her ſetzen: „Iſt es „der höchſten Weißheit und Gütigkeit unanſtändig, wenn ſie nicht dasjenige macht, was „beſſer und vollkommener iſt, ſo folget daraus, „daß alle Weſen ewiglich unveränderlich und „weſendlich ſo vollkommen und ſo gut ſind, als „wie ſie ſeyn können, weil ſie nichts ändern kan, „auſſer wenn es aus einem nicht ſo gutem „Stande in einen beſſern, oder aus einem beſſern in einen nicht ſo guten Stand tritt. Nun „kan dieſes aber nicht geſchehen, woferne es „GOtt unanſtändig iſt, wenn er nicht das

„macht, was beſſer und vollkommener iſt, wenns in ſeiner Macht ſtehet; demnach müſſen alle Weſen ewig und weſentlich mit einer ſo vollkommenen Erkäntniß und Tugend angefüllet ſeyn, als ihnen GOtt geben kan. Alles was nun ewig und weſentlich ſo vollkommen iſt als es GOtt machen kan, das kommt weſentlich von ihm, das iſt, mit einem Worte, ewig und weſentlich ſo gut wie er, folglich GOtt wie er. Sehet wohin dieſe Regul, welche wieder die höchſte Gerechtigkeit und die Gütigkeit iſt, daß ſie die Sachen nicht ſo gut und vollkommen machen ſolle, als ſie ſeyn können, hingeräth. Denn das iſt ein weſentliches Stücke der Weißheit und der Gütigkeit, alle dasjenige bey Seite zu ſetzen, was ihnen gäntzlich zu wieder iſt. Man muß demnach dieſes in Anſehung des göttlichen Verfahrens gegen die Creaturen, als eine Grund-Wahrheit feſt ſetzen, daß dieſer Weißheit und Gütigkeit, die Sachen nicht ſo vollkommen zu machen, als ſie ſeyn könten, und nicht zu erlauben, daß die Güter welche ſie producirt entweder gäntzlich aufhören zu ſeyn, oder ſich verändern und verwandeln, nichts zu wieder, weil dieſes nicht wieder GOtt iſt, daß nicht noch andere Dinge mehr exiſtiren als er, das iſt, ſolche Dinge die könten nicht ſeyn was ſie ſeyn, und nicht thun was ſie thun, oder thun was ſie nicht thun.

§. CXCIX

§. CXCIX.

Der Herr Bayle heiſt dieſes eine armſelige Antwort, allein ich befinde daß das, was er ihm opponirt etwas verwirrt iſt. Der Herr Bayle vermeynt diejenigen, welche den zweyen Principiis das Wort reden, gründeten ſich vornehmlich auf die Suppoſition von der höchſten Freyheit GOttes. Denn wenn er genöthiget wäre alle dasjenige hervor zu bringen, was er hervor bringen kan; ſo würde er auch die Sünde und die Schmertzen ſchaffen. Alſo würden die Dualiſten aus der Exiſtentz des Böſen wieder ein einiges Principium nichts ziehen können, wenn dieſes Principium ſo ſehr zum Böſen als zum Guten geneigt wäre. Allein eben hier extendirt der Herr Bayle den Begrieff der Freyheit allzu weit; denn obgleich GOtt im höchſten Grad frey iſt, ſo folgt doch keines weges daraus, daß er in einer Indifferentia æquilibrii frey ſey; und ob er ſchon zum agiren geneigt iſt, ſo folgt auch doch nicht, daß er von dieſer Neigung genöthiget werde, alles was er kan und mag hervor zu bringen. Allein er bringt weiter nichts hervor; als was er will, denn ſeine Neigung treibt ihn zum Guten. Wir räumen die höchſte Freyheit GOttes ein; allein wir vermiſchen ſie nicht mit der Indifferentia æquilibrii, alswenn er ohne Ration agiren könte. Der Herr Diroys ſtellts ſich alſo vor, die Dualiſten forderten allzuviel wenn ſie behaupten, das gute Principium bringe gar nichts Böſes hervor; denn ſeiner Meynung nach, ſolten ſie aus eben der Urſache fordern, daß er das allergröſte Gute producirte, weil das geringſte Gute ein Malum iſt. Ich glaube die Dualiſten haben was das erſte anlangt unrecht, und hätten im andern, und da ſie der Herr Diroys ohne Urſache tadelt, recht. Oder vielmehr man kan das Böſe oder nicht ſo Gute in einigen Theilen mit dem Beſten im gantzen conciliiren. Wenn die Dualiſten verlangten, daß GOtt das Beſte machen ſolte, ſo würden ſie nicht zu viel begehren. Vielmehr betrügen ſie ſich wenn ſie verlangen, daß das Beſte im Gantzen in den Theilen nichts Böſes in ſich haben ſolle, und daß alſo GOtt nicht das Beſte geſchaffen.

§. CC.

Der Herr Diroys meynt, wenn GOtt allezeit das Beſte hervor bracht, ſo würde er andere Götter ſchaffen, ſonſt würde eine jede Subſtantz, die er producirte, weder die beſte, noch die vollkommenſte ſeyn. Er irret ſich, weil er nicht die Ordnung und die Verknüpffung der Sachen betrachtet. Wenn jede Subſtantz ins beſondere vollkommen wäre, ſo würden ſie alle einander ähnlich ſeyn, welches ſo wohl unmöglich als unförmlich und ungeſchickt iſt. Wären es Götter, ſo wäre es unmöglich geweſen dieſelben zu produciren.

Denn-

Demnach wird in dem beſten Syſtemate der Dinge kein GOtt mit begrieffen ſeyn; und es wird immer ein Syſtema von Cörpern (das iſt von ſolchen Sachen ſeyn, die nach den Oertern und Zeiten geordnet ſeyn) und von Seelen ſeyn, welche die Cörper ſich vorſtellen und empfinden, und nach denen die Cörper guten Theils regieret werden. Und gleich wie der Entwurff eines Gebäudes unter allen der beſte ſeyn kan, wenn man den Endzweck, die Unkoſten und die Umſtände betrachtet, und gleich wie ferner eine Anordnung gebildeter Cörper, die man euch giebet, unter allen die beſte ſeyn kan ſo nur zu finden iſt; ſo iſt gleichfals leicht zu begreiffen, daß eine Bildung des Universi die beſte ſeyn könne, ohne daß ſie zu einem GOtt werde. Die Verbindung und Ordnung der Dinge macht daß der Cörper einer ieden Pflantze, und eines ieden Thieres auch mit aus andern Thieren und andern Pflantzen, oder andern lebenden organiſchen Dingen beſtehe, und folglich immer eine Subſtantz unter der andern ſtehe, und ein Cörper oder Subſtantz der andern dienet, daß ſie alſo nicht gleich vollkommen ſeyn können.

§. CCI.

Dem Herrn Bayle kommt (p. 1073.) vor, als wenn der Herr Diroys zwey unterſchiedene Sätze mit einander confundiret habe. Einen der ſagt, daß GOtt alles ſo machen ſolle, wie es weiſe und tugendhaffte Leute wünſchen, daß ſie nach den Reguln der Weißheit und der Gütigkeit, die GOtt in ſie geleget, und wie ſie es ſelber würden machen müſſen, wenn ſie von ihnen dependirten, gemacht wären; die andre daß es der höchſten Weißheit und Gütigkeit unanſtändig ſey, wenn ſie nicht dasjenige machte was beſſer und vollkommener iſt. Der Herr Diroys objicirt ſich, nach dem Urtheil des Herrn Bayle den erſten Satz, und antwortet auf den andern. Allein hierinnen hat er meines Bedünckens recht; denn dieſe zwey Sätze ſind mit einander verknüpfft, und der andere flieſt aus dem erſten. Wenn man nicht ſo viel Gutes thut als man könte, ſo handelt man wieder die Weißheit oder die Gütigkeit. Das Beſte ſeyn und von dem Weiſeſten und Tugendhaffteſten verlanget werden, iſt einerley. Und man kan ſagen, daß wenn wir die Bildung und die Oeconomie des Univerſi verſtehen könten, ſo würden wir ſehen, daß ſie ſo gemacht ſey, und ſo regieret werde, wie es die Weiſeſten und Tugendhaffteſten wünſchen könten, weil es GOtt unmöglich anders machen kan. Unterdeſſen iſt dieſes nur eine moraliſche Nothwendigkeit, und ich ſage aufrichtig, daß wenn GOtt durch eine metaphyſiſche Nothwendigkeit genöthiget würde das zu machen was er macht, er entweder alle mögliche Dinge oder nichts hervor bringen würde, und in dieſem Verſtande würde die Folge des Herrn Bayle gar richtig ſeyn. Allein gleich wie alle mögliche Dinge unter einander in einerley Verbindung des Univerſi nicht ſtehen können, alſo können um dieſer Urſachen willen nicht alle mögliche Dinge producirt werden, und man kan ſagen, GOtt ſey (metaphyſice zu reden) zu Schaffung der Welt nicht neceſſitirt worden. Man kan ſagen, daß ſo bald als GOtt beſchloſſen etwas zu machen, ſo ſey gleich unter allen möglichen Dingen, die auch gern exiſtiren wolten, ein Streit, und die welche zuſammen die meiſte Realität, die meiſte Vollkommenheit, und die meiſte Intelligibilität hervor bringen, behalten den Platz. Zwar kan dieſer gantze Streit nur ideal, das iſt er kan weiter nichts als ein Streit der Gründe in dem vollkommenſten Verſtande ſeyn, der unmöglich anders als auf die allervollkommenſte Art und Weiſe agiren, folglich das Beſte erwehlen kan. Inzwiſchen wird doch GOtt durch eine moraliſche Nothwendigkeit gezwungen, die Sachen alſo zu machen, daß nichts beſſers könne hervor gebracht werden, ſonſt würden nicht allein andere mit Recht das tadeln können was er macht, ſondern er würde auch, was noch mehrers iſt, mit ſeinen Wercken ſelbſt nicht zu frieden ſeyn, und wegen der Unvollkommenheit derſelben, ſich ſelbſt ein Vorwurff ſeyn, welches doch wieder die höchſie Glückſeligkeit der göttlichen Natur läufft. Dieſe beſtändige immerwährende Empfindung ſeines eignen Fehlers oder Unvollkommenheit würde unvermeidlich viel Verdruß und Gram erregen, wie der Herr Bayle ſelbſt bey einer andern Gelegenheit ſagt. (p. 953.)

§. CCII.

Der Schluß des Herrn Diroys macht ein falſches Suppoſitum, wenn er ſpricht, daß nichts könne geändert werden, als wenn es aus einem ſchlimmen in einen beſſern, oder aus einem beſſern in einen ſchlimmern Stand trette, und daß wenn gleich GOtt das Beſte mache, ſo könte das was er geſchaffen nicht geändert werden, ſondern würde eine ewige Subſtantz, ein Gott ſeyn. Allein ich ſehe nicht warum nicht eine Sache in Anſehung des Guten und des Böſen ſeine Art ſolte ändern können, ohne deſſelben Grad zu verändern. Wenn man ſich erſtlich an der Muſic erluſtiget, und hernach an einem Gemählde, oder umgedreht, wenn man erſtlich die Augen und hernach die Ohren ergötzet, ſo kan der Grad des Vergnügens in beyden gleich ſeyn, ohne daß das letztere vor dem erſten einen andern Vorzug habe, als die Neuigkeit. Wenn die Quadratura Circuli oder die Circulatur des Viereckes gemacht würde; das iſt, wenn der Circkul in ein Viereck gleicher Gröſſe, oder das Viereck in einen Circul verwandelt würde; ſo würde es (abſolut zu reden) ohne auf irgend einen Nutzen zu ſehen ſchwer zu ſagen ſeyn, ob man gewonnen oder verlohren hätte. Demnach kan das Beſte in ein anders das dieſem nichts nachgiebt, und es nicht übertrifft, verwandelt werden. Allein es wird unter ihnen noch allemahl eine Ordnung, und zwar die beſte Ordnung ſeyn, die nur möglich iſt. Wenn man den gantzen nexum der Dinge zuſammen nimmt, ſo hat das Beſte nicht ſeines gleichen; allein einem Stücke aus dem nexu, kan wohl ein ander Stücke aus eben dieſem nexu gleich kommen. Uber dem würde man auch ſagen können, daß der gantze nexus der Dinge in infinitum der beſte ſeyn könte, der nur möglich iſt, obſchon nicht dasjenige was in einem ieden Theil der Zeit durch das gantze Univerſum exiſtirt, das beſte iſt. Demnach würde das Univerſum von Tage zu Tage zunehmen und ſich verbeſſern können, wenn die Natur der Dinge ſo beſchaffen wäre, daß ſie zum Beſten auf einmahl nicht gelangen könte. Allein das ſind Problemata von denen wir nicht wohl urtheilen.

§. CCIII.

Der Herr Bayle ſagt (p. 1064.) die Frage, ob GOtt vollkommenere Sachen hätte ſchaffen können, als er gemacht, ſey gar zu ſchwer, und die beyderſeitigen Gründe zu ſtarck. Allein das iſt meiner Meynung nach eben ſo viel, als wenn man fragen wolte, ob die göttlichen Actiones mit der vollkommenſten Weißheit und der gröſten Gütigkeit überein kommen. Das iſt eine recht wunderliche Sache, daß man durch eine kleine Veränderung der Worte eine Sache zweiffelhafft macht, die, wenn ſie recht verſtanden wird, die kläreſte von der Welt iſt. Die gegenſeitigen Gründe haben keinen Nachdruck, in dem ſie nur auf die Fehler gegründet ſind, die ſcheinen in der Welt zu ſeyn. Und der Einwurff des Hn. Bayls mit dem er beweiſen will, daß das Geſetze das Beſte zu erwehlen GOtt eine wahrhafftige metaphyſiſche Nothwendigkeit auflegen würde, iſt nur ein Geſpötte das von dem Mißbrauch der Worte herkommt. Der Herr Bayle hat einsmahls, da er der Meynung des Ehrwürdigen Pater Malebranche beypflichtete, welche in dieſer Materie meiner gar ſehr beykommt, eine gantz andere Meynung gehabt. Da aber der Herr Arnaud wieder dieſen Pater geſchrieben, ſo hat der Herr Bayle auch ſeine Meynung geändert, und ich ſtehe in der Einbildung ſeine Neigung an allen zu zweiffeln, die mit dem Alter noch mehr zugenommen, habe hiezu viel contribuirt. Der Herr Arnaud iſt auſſer allem Zweiffel ein groſſer Mann geweſen, und ſein Anſehn gilt auch ſehr viel; er hat in ſeinen Schrifften viel ſchöne Anmerckungẽ wieder den Hn. Pater Malebranche gemacht; allein da hat er nicht recht gethan, daß er dasjenige angegriffen, was dieſer Pater von der Regul des Beſten geſagt, ſo dem beykommt was wir von der Regul des Beſten ſagen.

§. CCIV.

Als ſich nun der vortreffliche Autor der Recherche de la Verité von der Philoſophie auch auf die Theologie gewendet, ſo hat er endlich einen ſehr ſchönen Tractat von der Natur und Gnade heraus gegeben, darinnen er nach ſeiner Art (wie es der Herr Bayle in unterſchiedlichen Gedancken über die Cometen Cap. 234. erkläret hat) zeiget, daß die Eventus, welche aus Vollziehung der generalen Geſetze entſtehen, kein Objectum eines beſondern göttlichen Willens ſind. Es iſt wahr wenn man eine Sache will, ſo will man auch einiger maſſen alle das was nothwendig mit ſelbiger verknüpffet iſt, folglich kan GOtt die generalen Geſetze wollen, ohne auf gewiſſe Maſſe alle die beſondere Effecte zu wollen, die nothwendig daraus entſpringen müſſen; allein das iſt auch beſtändig wahr, daß man dieſe beſondere Eventus nicht um ihrent wegen wolle und verlange; und das verſtehet man auch darunter wenn man ſagt, man wolle ſie nicht durch einen beſondern und directen Willen. Es iſt kein Zweiffel, daß nicht GOtt als er ſich entſchloſſen ab extra zu agiren, eine ſolche Art zu agiren ſolte erwehlet haben, die auch dem allervollkommenſten Weſen anſtändig und rühmlich,

lich, das iſt, die unendlich ſimple und einförmig, nichts deſto weniger doch unendlich einträglich geweſen ſeyn ſolte. Man kan ſich auch ſelbſt einbilden, daß dieſe Art durch generalen Willen zu agiren ihm vor allen andern die beſte geſchienen, obſchon einige überflüßige, ja wie ich noch hinzu ſetze (wenn man ſie ins beſondere nimmt, einige böſe Eventus) auf eine componirtere und ordentlichere Art, nach dieſem Pater, daraus entſpringen ſolten. Man kan durch nichts beſſer als durch dieſe Suppoſition tauſenderley Schwürigkeiten auffheben die man wieder die Verſehung GOttes macht, welches ſelbſt der Herr Bayle geſtanden, als er ſeine Gedancken über die Cometen geſchrieben. Wolte man GOtt fragen (ſagt er,) warum er„ dergleichen Sachen gemacht, wodurch die„ Menſchen boßhafftiger gemacht werden, das„ wäre ſo viel als wenn man GOtt fragte, warum„ er ſeinen Plan auf die aller ſimpleſte und„ einförmlichſte Weiſe gemacht, (der nothwendig„ unendlich ſchön ſeyn muß,) und warum er„ nicht durch eine Untermiſchung derer Rathſchlüſſe„, die einander unverzüglich auff heben,„ den Mißbrauch des freyen Willens im Menſchen„ verhindert hat.„ Ferner ſaget er, daß weil die Wunder-Wercke beſondere Willen ſind, ſo müſſen ſie auch einen ſolchen Endzweck haben, der GOtt rühmlich und anſtändig iſt.

§. CCV.

Auf dieſen Grund macht er allerhand ſchöne Anmerckungen (ch. 231.) über die Ungerechtigkeit derjenigen die ſich über das gute Glück der böſen Menſchen beſchweren und beklagen. Er ſpricht: „Ich trage gar kein Bedencken zu ſagen, „daß alle diejenigen, denen das gute Glück der „Böſen fremde vorkommt, die Natur GOttes gar wenig unterſucht, und die Pflichten einer Cauſæ die alle Sache regieret in den Grad „einer gantz ſubalternen Vorſehung reducirt haben, welches aber niedrige Gemüther „thun. Was iſt demnach zu ſagen, GOtt müſte nachdem er durch eine ſolche Vermiſchung „die ungemein geſchickter iſt die Wunder ſeiner „unendlichen Weißheit auszubreiten freye und „nothwendige Cauſas geſchaffen, ſolche Geſetze eingeführet haben, die zwar der Natur derer „freyen Cauſarum gemäß, aber ſo wandelbar „geweſen wären, daß der geringſte Verdruß der „einem Menſchen zuſtoſſen möchte, ſie zum Untergange der menſchlichen Freyheit gantz und „gar übern hauffen werffen würde? Ein bloſſer Stadthalter würde ſich zum Gelächter „machen, wenn er ſeine Verfaſſungen und Befehle ſo offte veränderte, ſo offt es jemanden „wieder ihn zu murren beliebte; und GOtt, deſſen Geſetze vielleicht ein ſo allgemeines Gute „abzielen, als alle dasjenige ſeyn kan was wir „ſehen, das nur als ein kleines Acceſſorium da-

daran Theil hat, wird von ſeinen Geſetzen„
was abſchaffen müſſen, weil ſie heute dieſem„
morgen einem andern mißfallen möchten, weil„
bald ein abergläubiſcher Menſch, der in dem„
falſchen Wahn ſtehet als wenn ein Monſtrum„
etwas Böſes bedeute, von ſeinem„
Irrthum auf ein criminelles Opffer verfallen„
würde, bald wieder etwan eine fromme„
Seele, die jedennoch nicht genug von der Tugend„
macht, daß ſie glauben könte man ſey„
ſchon genug geſtrafft, wenn man keine beſitze,„
ſich darüber ärgern würde, daß ein boßhafftiger„
Menſch reich wird und in guter Geſundheit„
ſtehet? Kan man ſich wohl irrigere Begriffe„
von einer generalen Vorſehung machen? Und„
weil es alle Welt geſtehet, daß dieſes Geſetze„
der Natur, das Starcke überwindet das„
Schwache, ſehr weißlich iſt geſetzt worden, und„
es lächerlich wäre, wenn man begehren wolte,„
daß GOtt wenn ein Stein auf ein zerbrechliches„
Gefäße fällt, woran der Beſitzer ſeine Luſt„
und Vergnügen hat, dieſes Geſetze abſchaffen„
ſolte, um dieſem Hn. keinen Verdruß zu verurſachen„
; wer leugnet daß es nicht lächerlich„
ſeyn würde, wenn man verlangte, daß GOtt„
eben dieſes Geſetze abſchaffen ſolle, um zu verhindern„
daß ſich ein böſer Menſch nicht von„
demjenigen bereicherte, was er einem Frommen„
entzogen? Jemehr ein boßhafftiger Menſch„
die Triebe des Gewiſſens und der Ehre in den„

„Wind ſchläget, jemehr übertrifft er den Frommen an Stärcke, wenn er ſich alſo an den Frommen macht, ſo muß er ihn nach dem ordentlichen Lauffe der Natur ruiniren; ſtehen ſie alle beyde in Rent-Sachen in Dienſten, ſo muß der Böſe nach dem Lauffe der Natur reicher werden, als der Gute, eben als wie ein hefftiges Feuer mehr Holtz verzehret, als ein Stroh-Feuer. Diejenigen die es gerne ſähen, daß ein böſer Menſch kranck würde, ſind bißweilen ſo ungerecht, als die welche wünſchten daß ein Stein, der auf ein Glaß fällt, es nicht zerbreche. Denn bey der Beſchaffenheit ſeiner zuſammen geſetzten Organorum vermag weder die Speiſe und der Tranck die er zu ſich nimmt, noch die Lufft die er ſchöpffet, natürlicher Weiſe ſeiner Geſundheit zu ſchaden. Wenn ſich diejenigen, die ſich über ſeine Geſundheit beklagen, beſchweren, daß GOtt nicht die Geſetze der Natur verletzt, die er eingeführt, ſo ſind ſie in dieſer Sache um ſo viel ungerechter als offters zu geſchehen pfleget, daß durch die Nexus uñ die Verbindung der Dinge, die bloß und allein in GOttes Hand geſtanden, der Lauff der Natur die Straffe der Sünde mit ſich führet.

§. CCVI.

Es iſt Schade daß der Herr Bayle ſo bald den Weg verlaſſen, auf den er glücklicher Weiſe gekommen war von der Vorſehung GOttes ſo wohl zu ſprechen; denn er würde groſſen Nutzen geſchafft haben, und indem er ſchöne Sachen geſagt hätte, ſo würde er auch zugleich gar viel Gutes hievon geſprochen haben. Ich ſtimme dem Ehrwürdigen Pater Malebranche bey, daß nemlich GOtt die Sachen auf eine ſolche Art ſchafft die ihm am allerrühmlichſten und anſtändigſten iſt. Allein ich gehe in Anſehung des beſonderen und allgemeinen Willen noch ein wenig weiter als er. Gleich wie GOtt nichts ohne Raiſon thun kan, wenn er auch gleich Wunder thut, ſo folget daraus, daß er auch keinen Willen habe in Anſehung der individualen Eventuum, der nicht aus einer generalen Wahrheit oder Willen flieſſe. Demnach wolte ich lieber ſagen, daß GOtt niemahls dergleichen beſondere Willen, wie ſie dieſer Pater verſtehet, das iſt, keine Voluntates particulares primitivas habe.

§. CCVII.

Ja ich glaube gar daß hierinnen die Wunder-Wercke nichts beſonders haben, das ſie von andern Eventibus unterſcheide; denn die Gründe einer höhern Ordnung der Natur bewegen ihn dieſelbe zu thun. Demnach möchte ich nicht mit dieſem Pater ſagen, daß GOtt den generalen Geſetzen ſo offt derogire, ſo offt es die Ordnung erfordere, er derogirt niemahls einem Geſetze, auſſer nur durch ein ander Geſetze, das ſich leichter appliciren läſt, und was die Ordnung will, das kan nicht anders als der Regul der Ordnung gemäß ſeyn, die mit unter der Zahl der generalen Geſetze begrieffen iſt. Das Kennzeichen der Wunder-Wercke (wenn ſie in dem ſchärffſten Verſtande genommen werden) iſt daß man ſie nicht aus der Natur der erſchaffenen Dinge erklären kan. Wenn GOtt alſo ein Generales Geſetze machte, vermöge dem die Cörper einander anziehen ſolten, ſo könte er es unmöglich anders als durch immerwährende Wunder-Wercke ausführen. Jngleichen wenn GOtt wolte, daß nach dem Syſtemate der Cauſarum Occaſionalium ſich die Organa der menſchlichen Cörper nach dem Willen der Seele richten ſolten, ſo würde dieſes Geſetze auch nicht ohne beſtändige Wunder-Wercke können ausgeführet werden.

§. CCIIX.

Alſo iſt zu ſchlüſſen, daß GOtt unter den generalen Reguln die eben nicht abſolut nothwendig ſind, die natürlichſten erwehlet, von denen man auch am leichteſten raiſon geben kan, und durch die man auch von andern Dingen am leichteſten raiſon geben kan. Und das iſt ohne Zweiffel am allerſchönſten und allerangenehmſten; und wenn gleich von ſonſten das Syſtema der Harmoniæ præſtabilitæ nicht nothwendig wäre, indem man die überflüßigen Wunder-Wercke weg läſt, ſo würde es doch GOtt erwehlet haben, weil in ſelbigem alles am meiſten mit einander harmonirt. Die Wege GOttes ſind die aller ſimpleſten und einförmlichſten, und zwar deßwegen, weil er ſolche Reguln erwehlet, die einander am allerwenigſten limitiren. Sie ſind auch in Anſehung der ſimplen Wege die fruchtbarſten und einträglichſten. Es iſt eben ſo als wenn man ſagte, ein Hauß ſey das beſte geweſen, das man mit eben den Unkoſten habe bauen können. Ja man kan dieſe zwey Bedingungen, die Simplicität und die Fruchtbarkeit, auf einen eintzigen Vortheil reduciren, welcher darinnen beſtehet, die gröſte Vollkommenheit die nur möglich iſt hervor zu bringen und zu ſchaffen; und durch dieſes Mittel komt das Syſtema des Ehrwürdigen Pater Mallebranche hierinnen mit meinem überein. Allein wenn der Effect gröſſer, die Mittel und die Wege aber ſimpler ſupponirt wären, ſo bin ich der Gedancken man könte nach einem völligen Uberſchlag ſagen, der Effect ſelbſt würde nicht ſo groß ſeyn, wenn man nicht allein den (finalem) endlichen, ſondern auch den (medium) mitteln Effect æſtimirte und ſchätzte. Denn der Weiſeſte macht ſo viel möglich, daß die Mittel auch einiger maſſen Fines abgeben, das iſt, daß ſie nicht allein deßwegen gewünſcht und begehrt werden, weil ſie thun und würcken, ſondern auch weil ſie ſind.

Die allzu componirten Wege nehmen gar zu viel Land, zu viel Platz, gar zu viel Oerter, zu viel Zeit ein, welches alles man beſſer würde haben anwenden können.

§. CCIX.

Wenn nun alles auf die höchſte Vollkommenheit ankommt, ſo kommt man auf unſer Geſetze des Beſten. Denn die Vollkommenheit begreifft nicht allein das moraliſche und das phyſiſche Gute der verſtändigen Creaturen in ſich, ſondern auch noch das bloß metaphyſiſche, welches auch auf die Unvernunfft der Creaturen eine Abſicht hat. Daraus folgt, daß das Böſe, welches in den vernünfftigen Creaturen befindlich, nur per concomitantiam geſchicht; nicht zwar durch Voluntates antecedentes; ſondern durch einen Voluntatem conſequentem, der gleichſam in dem beſt möglichſten Plane begrieffen oder mit enthalten iſt, und das metaphyſiſche Gute, das alles in ſich faſſet, iſt die Urſache, das man bißweilen das moraliſche und phyſiſche Böſe muß Platz finden laſſen, wie ich es ſchon mehr als einmahl erkläret. Ich befinde daß die alten Stoicker von dieſem Syſtemate nicht ſehr ſind entfernet geweſen. Selbſt der Herr Bayle hat es in ſeinem Dictionario unter dem Art. Chryſippus Lit. T. angemercket, und die Sache iſt es wohl werth, daß wir ſeine Worte hievon anführen, damit wir dieſelben ihm bißweilen ſelbſt entgegen ſetzen, und wieder auf die ſchönen Gedancken bringen können, die er zu anderer Zeit von ſich gegeben. Er ſpricht p. 930. „Chryſippus unterſuchte in ſeinem Wercke von der Verſehung unter andern Fragen auch dieſe: Hat denn die Natur der Dinge, oder die Vorſehung welche die Welt und das menſchliche Geſchlechte geſchaffen, auch die Kranckheiten geſchaffen, denen die Menſchen unterworffen ſind? Er antwortet und ſpricht, der vornehmſte Endzweck der Natur ſey nicht geweſen ſie kräncklich zu machen, denn dieſes würde der Urſache aller Güter ſchlecht anſtehen; ſondern indem ſie ſo viele wichtige, wohl geordnete und ſubtile Sachen zubereitete und hervor brachte, ſo befand ſie, daß daraus einige Inconvenientzien entſtanden, und alſo ſind ſie ſeinem erſten Abſehen und ſeinem Endzwecke nicht gemäß geweſen, ſie haben ſich in dem Nexu der Werckes befunden, ſie haben nur als Folgerungen exiſtirt. Was die Bildung des menſchlichen Cörpers anlanget, ſo ſagt er, der allerfeinſte Begrieff, ja ſelbſt der Nutzen des Werckes habe erfordert, daß das Haupt aus einem Gewebe von zarten und dünnen Gebeinen zuſammen geſetzt würde; allein daraus ſolte dieſe Beſchwerligkeit entſtehen, daß es den Schlägen und Stöſſen nicht ſolte wiederſtehen können. Die Natur bereitete die Geſundheit zu, und die Quelle der

„Kranckheiten muſte zugleich durch eine Con-
„comitantz eröffnet werden. Eben ſo verhält
„ſichs auch mit der Tugend: die directe Action
„der Natur woraus die Tugend entſtanden iſt,
„hat gleichſam durch einen Gegenſtoß das
„ſündhaffte Geſchlechte hervor gebracht.„ Ich habe ihn nicht von Wort zu Wort überſetzet, derowegen will ich hier ſelbſt das Lateiniſche des Auli Gellii denjenigen zum Beſten hieher ſetzen, ſo dieſe Sprache verſtehen. (Aul. Gell. lib. 6. C. 1.) Idem Chryſippus in eod. lib. (quarto, περὶ προνοίας) tractat, conſideratque dignum eſſe id quæri putat, εἰ αἱ τῶν ἀνθρώπων νόσοι κατὰ φύσιν γίνονται. Id eſt naturane ipſa rerum vel providentia quæ compagem hanc mundi & genus hominum fecit, morbos quoque & debilitates & ægritudines corporum, quas patiuntur homines, fecerit. Exiſtimat autem non fuiſſe hoc principale naturæ conſilium, ut faceret homines morbis obnoxios. Nunquam enim hoc conveniſſe naturæ auctori parentique rerum omnium bonarum. Sed quum multa, inquit, atque magna gigneret pareretque aptiſſima & utiliſſima alia quoque ſimul agnata ſunt incommoda iis ipſis, quæ faciebat, cohærentia, eaque non per naturam ſed per ſequelas quaſdam neceſſarias facta dicit, quod ipſe appellat κατὰ παρακολούθησιν. Sicut, inquit, quum

quum corpora hominum natura ſingeret, ratio ſubtilior & utilitas ipſa operis poſtulavit ut tenuiſſimis minutiſſimisque oſſiculis caput compingeret. Sed hanc utilitatem rei majoris alia quædam incommoditas extrinſecus conſecuta eſt; ut fieret caput tenuiter minutum & ictibus offenſionibusque parvis fragile. Proinde morbi quoque & ægritudines partæ ſunt, dum ſalus paritur. Sic, Hercle, inquit, dum virtus hominibus per conſilium naturæ gignitur, vitia itidem per affinitatem nata ſunt. Ich glaube nicht daß ein Heyde, bey der Unwiſſenheit von dem Falle des erſten Menſchen, welcher Fall uns bloß aus der Offenbahrung bekant und die wahre Urſache unſers Elendes iſt, was vernúnfftigers hätte ſagen können. Wenn wir noch mehr dergleichen Auszüge aus den Wercken des Chryſippi oder vielmehr ſeine Wercke hätten, ſo würden wir von ſeinem ſchönen Verſtande viel beſſere Gedancken haben.

§. CCX.

Laſt uns aber ſehen was der Herr Bayle ſaget, nachdem er ſeine Gedancken geändert; nachdem er in ſeiner Antwort aux queſtions du Provincial ch. 155. p. 962. T. 3. dieſe Worte des Herrn Jaquelots angeführet die mir überaus wohl anſtehen: „Das Univerſum„ verändern iſt von einer unendlichen gröſſern„

Wichtigkeit, als das Wohlergehen eines guten und frommen Menſchen. Er ſetzt hinzu: In dieſen Gedancken ſteckt etwas das einen verführen und verblenden kan, und der Pater Mallebranche hat ſie aufs ſchönſte und deutlichſte vorgeſtellet, und einige Leſer überredet, daß ein ſimples und ſehr fruchtbahres Syſtema der Weißheit GOttes gemäſſer ſey, als ein componirtes und nach proportion nicht ſo einträgliches, das aber ſonſt den Unordnungen mehr vorbeugen kan. Der Herr Bayle iſt mit unter denjenigen geweſen, die in den Gedancken geſtanden, der Pater Mallebranche habe dadurch eine wunderbahre Auflöſung gegeben. (Der Herr Bayle redet hier ſelber.) Allein man kan faſt unmöglich damit zu frieden ſeyn, wenn man nur die Bücher des Arnaud wieder dieſes Syſtema geleſen, und wenn man den weitläufftigen und unermeßlichen Begriff von dem vollkommenſten Weſen betrachtet. Dieſer Begriff lehret uns, daß GOtt nichts leichters ſey als einem ſimplen, einträglichen, ordentlichen und zugleich allen Creaturen beqvemen Plane zu folgen.

§. CCXI.

Als ich in Franckreich war ſo communicirte ich dem Herrn Arnaud ein Geſpräche, das ich in Lateiniſcher Sprache von der Urſache des Böſen, und der Gerechtigkeit GOttes verfertiget; und das war nicht allein noch vor ſeinen Streitigkeiten die er mit dem Pater Mallebranche gehabt, ſondern auch noch vorher ehe das Buch von der Unterſuchung der Wahrheit zum Vorſchein kommen. Dieſes Grund-Satzes den ich hier behaupte, nemlich daß die Sünde deßwegen ſey zugelaſſen worden, weil ſie mit in dem beſten Plan des Univerſi begrieffen geweſen, hatte ich mich ſchon damahls bedienet; und der Herr Arnaud ſchiene darüber nicht entrüſtet zu ſeyn. Allein die kleinen Verdrüßlichkeiten die er nach der Zeit mit dieſem Pater gehabt, haben ihn bewogen dieſe Sache mit mehrer Aufmerckſamkeit zu unterſuchen, und härter davon zu urtheilen. Inzwiſchen bin ich nicht gäntzlich mit der Art zu frieden, nach welcher die Sache hier von dem Herrn Bayle iſt ausgedrücket worden, und ich bin keines weges der Meynung, „daß ein componirter und nicht ſo einträgli„cher Plan den Unordnungen mehr vorbeu„gen könne.„ Die Reguln ſind die generalen Willen, und je mehr man die Reguln beobachtet, je mehr Ordnung iſt auch darinnen: die Simplicität aber und Fruchtbahrkeit ſind der Endzweck worauf die Reguln zielen. Man wird mir einwerffen: ein ſehr (Unitum) vereinigtes Syſtema werde ohne Ordnungen ſeyn: Allein ich antworte, eine allzu groſſe Unität würde eine Irregularität ſeyn, und die Reguln der Harmonie verletzen. Et Citharædus ridetur chorda qui ſemper oberrat eadem. Ich halte demnach davor, daß GOtt einem ſimplen fruchtbahren und wohleingerichteten Plan folgen könne; allin ich glaube nicht, daß der beſte und regulirteſte zu gleicher Zeit allen Creaturen bequem ſey, und dieſes ſchlüße ich à poſteriori; denn derjenige, den GOtt erwehlet hat, der iſt es nicht: doch hab ich es auch aus mathematiſchen Exempeln a priori gezeiget, und ich will gleich noch eins davon geben. Einem Origeniſten, der z. E. vorgiebt, daß endlich die vernünfftige Creaturen alle werden ſelig werden, kan noch leichter ein Genügen geſchehen. Er wird nach dem Exempel deſſen was der heilige Apoſtel von dem Leiden dieſer Zeit redet, ſagen, diejenigen ſo ein Ende nehmen, könten nicht mit der ewigen Glückſeligkeit verglichen werden.

§. CCXII.

Dasjenige was einen in dieſer Sache, wie ich ſchon angemercket, betrügen kan, iſt, daß man ſo gerne glaubt, das Beſte im Gantzen ſey auch das Beſtmöglichſte in iedem Theile. So raiſonnirt man wohl in der Geometrie wenn von (maximis und minimis) den Gröſten und Kleinſten die Rede iſt. Wenn der Weg von A zu B, den man ſich vorſetzet, der allerkürtzeſte iſt, und wenn der Weg durch C gehet, ſo muß der Weg von A zu C, als ein Stück des erſtern, oder der allerkürtzeſte ſeyn der nur möglich iſt. Allein der Schluß von der *Quanti*tät auf die *Quali*tät gehet ſo wenig allemahl wohl an, als der von gleichen auf ähnliche Sachen. Deñ die gleichen Sachen ſind, die einerley Quantität haben, uñ die ähnliche Sachen ſind, die in Qualitæten von einander nicht unterſchieden. Als der verſtorbene Profeſſor Sturm, ein berühmter Mathematicus, in ſeiner Jugend in Holland war, ſo gab er daſelbſt ein klein Buch unter dem Titul: Euclides catholicus, in Druck heraus, darinnen er ſich bemühte in Sachen die nicht mathematiſch ſind, richtige und generale Reguln zu geben, wozu er von dem verſtorbenen Erhard Weigel, der ſein Præceptor geweſen, war angefriſchet worden. In dieſem Buche applicirte er dasjenige auf die ähhnliche Sachen, was Euclides von den gleichen geſagt, und machte dieſen Grund-Satz: Si ſimilibus addas ſimilia, tota ſunt ſimilia; allein man muſte ſo viel Limitationes machen, dieſe neue Regul zu entſchuldigen, daß es beſſer geweſen wäre, wenn man ſie bald mit der Limitation geſetzt und geſagt hätte: Si ſimilibus ſimilia addas ſimiliter, tota ſunt ſimilia. So pflegen auch die Geometræ offt nicht allein ſimilia, ſed & ſimiliter poſita zu erfordern.

§. CCXIII.

Dieſer Unterſcheid zwiſchen der Quantität und der Qualität erhellet auch aus unſerm Falle. Der Theil von dem kürtzeſten Wege zwiſchen zweyen Extremitæten, iſt auch der kürtzeſte zwiſchen den Extræmitæten dieſes Theils: Allein ein Theil vom gantzen Beſten iſt nicht nothwendig das Beſte das man aus dieſem Theile machen könte, maſſen ein Theil von einer ſchönen Sache nicht allemahl ſchön iſt, weil es ja aus dem Gantzen kan gezogen, oder auf eine irregulaire Art im Gantzen kan genommen werden. Wenn die Gütigkeit und Schönheit allezeit in etwas abſoluten und einförmichten beſtünden, wie die Ausdehnung, die Materie, das Gold, das Waſſer und andere homogeniſche oder ſimulaire ſupponirte Cörper, ſo müſte man ſagen, daß ein Theil vom Guten und Schönen immer ſo ſchön und gut wäre, als das Gantze, weil es allezeit dem Gantzen ähnlich ſeyn würde, allein in den relativiſchen iſt es gantz anders. Dieſe meine Gedancke wird ſich gar wohl durch ein mathematiſches Exempel erklären laſſen.

§. CCXIV.

Es iſt eine gewiſſe Art einer Geometrie die der Herr Jungius von Hamburg einer der vortreflichſten Leute ſeiner Zeit, Empiricam nennete. Sie bedient ſich demonſtrativiſcher Erfahrungen und beweiſet viele Sätze des Euclidis, ſonderlich aber diejenigen, welche die

Gleichheit zweyer Figuren betreffen, wenn man eine in Stücke zerſchneidet, und dieſe Stücke wieder zuſammen ſetzt um ein anderes daraus zu machen. Wenn man nun auf dieſe Weiſe, wie ſichs gehöret, die Quadrata derer beyden Seiten des Trianguli rectanguli in Stücke zerſchneidet, und dieſe, wie ſichs gehöret, wieder zuſammen ſetzet, ſo macht man das Quadratum der Hypothenuſæ daraus, und hiedurch beweiſt man den 47. Satz des Buchs des Euclidis empirice. Geſetzt nun daß einige von den zwey geringſten Vierecken abgenommene Stücke wegfallen, ſo wird zu dem groſſen Viereck, welches man daraus formiren, ſoll etwas fehlen; und dieſes mangelhaffte Zuſammengeſetzte wird nicht gefallen, ſondern heßlich ſeyn. Und wenn die übergebliebene Theile, woraus das mangelhaffte Compoſitum beſtehet, ohne einige Abſicht auf das groſſe Viereck das ſie formiren ſolten, wären abgeſondert genommen worden; ſo würde man ſie gantz anders zuſammen ſetzen, um ein paſſables Compoſitum daraus zu machen. Allein, ſo bald die verſchwundene Theile ſich wiederum finden, und man das mangelhaffte Compoſitum wieder damit ergäntzet, ſo wird eine ſchöne und wohl eingerichtete Sache nemlich das gantze groſſe Viereck daraus werden; und dieſes völlige Compoſitum wird weit ſchöner ſeyn, als das paſſable, welches bloß aus den Stücken gemacht worden, die nicht waren verlohren gangen. Das völlige Compoſitum kommt mit dem gantzen Univerſo überein, und das mangelhaffte mit einem Theile des Univerſi, in dem wir Mängel antreffen, welche der Urheber der Dinge zugelaſſen hat, weil ſonſt das gantze, wenn er dieſes mangelhaffte Stücke hätte verbeſſern und ein mittelmäßiges Compoſitum daraus machen wollen, nicht würde ſo ſchöne geweſen ſeyn: Denn die Theile woraus das mangelhaffte Compoſitum beſtehet, die beſſer zuſammen geſetzt worden um ein paſſables Compoſitum daraus zu machen, würden gehöriger maſſen nicht haben können angewendet werden, das gantze und vollkommene Compoſitum daraus zu machen. Thomas d'Aquino hat dieſes gleichſam erblickt, wenn er geſagt: Ad prudentem gubernatorem pertinet, negligere aliquem defectum bonitatis in parte, ut faciat augmentum bonitatis in toto. (Thom. contra gent. lib. 3. cap. 71.) Thomas Gatakerus führet in ſeinen Anmerckungen über das Buch des Marci Aurelii (lib. 5. c. 8.) bey dem Herrn Bayle auch Stellen der Autorum an, die ſagen, daß das Böſe derer Theile offters das Gute des Gantzen ſey.

§. CCXV.

Nun wollen wir uns wieder zu den Inſtanzien des Herrn Bayls wenden. Er ſtellt ſich p. 963.

963. einen Printzen vor der eine Stadt bauen läſt, und aus einem falſchen Geſchmacke lieber haben will daß die Stadt ſoll prächtig ſeyn und in der Bau-Kunſt was ſonderliches und vortreffliches hervor leuchten, als daß die Einwohner in derſelben alle Beqvemlichkeit antreffen ſollen. Allein wenn dieſer Printz wahrhafftig großmüthig iſt, ſo ziehet er die beqveme Bau-Kunſt der prächtigen vor. So urtheilet der Herr Bayle. Allein ich meines Theils wolte doch noch glauben, daß Fälle vorhanden, da man mit Recht die Schönheit der Structur eines Pallaſts der Beqvemlichkeit einiger Haußgenoſſen vorziehet. Allein ich geſtehe, daß die Structur böſe ſeyn würde, wenn ſie gleich auch noch ſo ſchöne wäre, wenn ſie den Inwohnern allerhand Kranckheiten verurſachte, zumahl wenn man in Anſehung der Schönheit, der Beqvemlichkeit und der Geſundheit zuſammen eine beſſere machen könte. Denn wenn es geſchehe daß man alle die Vortheile zuſammen nicht haben könte, und daß da die Structur des Schloſſes gantz unerträglich werden ſolte, wenn man es auf die Mitternächtige Seite des Berges bauen wolte, als welches die allergeſundeſte iſt, man es lieber gegen Mittag anlegte.

CCXVI.

Der Herr Bayle wendet ferner ein, es könten zwar unſere Geſetz-Geber unmöglich dergleichen Verfaſſungen machen, die allen ins beſondere beqvem wären: (Nulla lex ſatis commoda omnibus eſt, id modo quæritur, ſi majori parti & in ſummam prodeſt. Cato apud Livium lib. 34. circa init.) Allein die Urſache warum ſie ſolche Geſetze ergreiffen müſten, die nach aller Uberlegung nützlicher als ſchädlicher wären, ſey dieſe, weil ihre Erkäntniß und Einſicht eingeſchrenckt ſey. Das alles ſchickt ſich nicht auf GOtt, als der eben ſo unendlich mächtig und verſtändig, als gütig und wahrhafftig groß iſt. Ich antworte, man kan GOtt, indem er das Beſtmöglichſte erwehlet, keine Schrancken ſeiner Vollkommenheit vorwerffen, und im Univerſo übertrifft nicht allein das Gute das Böſe, ſondern das Böſe dient auch zu Vermehrung des Guten.

§. CCXVII.

Er mercket dabey auch an, daß die Stoicker aus dieſem Grund-Satze was Gottloſes gezogen haben, indem ſie ſagen, man müſſe die Mala geduldig ertragen, weil ſie nicht allein der Geſundheit und dem auffrechten Zuſtande des Universi, ſondern auch zu der Glückſeligkeit, Vollkommenheit und Erhaltung GOttes, der es regieret, nöthig wären. Und dieſes hat der Kayſer Marcus Aurelius in dem 8. Cap. des 5 Buches ſeiner Soliloquiorum ausgedruckt. Er ſpricht: Duplici ratione diligas oportet, quicquid evenerit tibi, altera quod tibi natum & tibi coordinatum & ad te quodam mo-

modo affectum eſt: altera quod univerſi Gubernatori proſperitatis & conſummationis atque adeo permanſionis ipſius procurandæ (τῆς εὐοδίας, καὶ τῆς συντελείας, καὶ τῆς συμμονῆς αὐτῆς) ex parte cauſa eſt. Dieſe Lehre iſt eben nicht die allervernünfftigſte dieſes Kayſers. Sein Diligas oportet (στέργειν χρὴ) heiſt und gilt nichts: eine Sache wird deswegen nicht liebens-würdig, weil ſie nothwendig iſt, oder weil ſie über einen verhängt iſt; und was böſe vor mich wäre, würde deswegen doch böſe bleiben, wenn es gleich meinem Herrn gut iſt, ich es aber nicht genüſſe. Was im Univerſo gut iſt, iſt unter andern, weil das allgemeine Gute würcklich zu einem beſondern Guten derjenigen wird, welche den Urheber des Guten im Gantzen lieb haben. Allein der Haupt-Irrthum dieſes Kayſers und der Stoicker beſtund darinnen, daß ſie ſich einbildeten, das Gute im Univerſo ſolte GOtt ſelbſt ein Vergnügen geben, weil ſie ſich GOtt als die Seele der Welt vorſtellten. ꝛc. Unſere Lehre hat mit dieſem Irrthume nichts gemein, GOtt iſt, nach unſer Meynung, noch eine Intelligentia extramundana; wie ihn Martianus Capella nennet, oder vielmehr ſupramundana. Im übrigen ſo agirt er um Gutes zu thun, und nicht zu empfangen. Melius eſt dare quam accipere. Seine Seligkeit iſt unaufhörlich vollkommen, und kan weder von auſſen noch von innen wachſen oder zunehmen.

§. CCXIIX.

Wir wollen nun den vornehmſten Einwurff, den uns der Herr Bayle nach dem Herrn Arnaud gemacht, vor die Hand nehmen. Er beſtehet aus vielen Stücken: denn ſie glauben GOtt würde gezwungen ſeyn, er würde neceſſario agiren, wenn er verbunden wäre das Beſte zu ſchaffen; wenigſtens, ſagen ſie, würde er ohnmächtig geweſen ſeyn, wenn er nicht ein beſſers Mittel hätte erfinden können, die Sünde und andere Mala auszuſchlieſſen. Man leugnet dadurch in der That, daß dieſes Univerſum das beſte ſey und daß GOtt das Beſte ſchaffen müſſe: wir haben demſelben ſchon mehr als in einem Orte eine Genüge gethan, wir haben bewieſen, daß GOtt nothwendig das Beſte hervor bringen müſſe; und wenn diß voraus geſetzt iſt, ſo folget nothwendig, daß die Mala die uns zuſtoſſen vernünfftiger Weiſe aus dem Univerſo nicht haben können ausgeſchloſſen werden, weil ſie mit drinnen begrieffen ſind. Wir wollen doch aber ſehen, was uns dieſe zwey berühmte Leute, oder was vielmehr der Herr Bayle einwendet, wenn er geſtehet daß ihm die Vernunfft-Schlüſſe des Herrn Arnaud ſehr genutzet.

§. CCXIX.

„Solte es wohl möglich ſeyn (ſpricht er ch.

„151.

„151. de la Reponſe au Provinc. T. 3. p. 890.) daß eine Natur die unendlich gütig, unendlich heilig, unendlich weiſe, allwiſſend und allmächtig iſt, die der gröſte Liebhaber der Tugend, und der gröſte Feind der Laſter iſt, wie uns dieſes der klare und deutliche Begrieff von ihm lehret, und faſt alle Seiten der heiligen Schrifft bejahen, in der Tugend kein geſchicktes und ſeinen Abſichten gemäſſes Mittel haben finden können? Solte ihm wohl die Sünde eintzig und allein dieſes Mittel an die Hand gegeben haben? Vielmehr ſolte man geglaubt haben, daß dieſer Natur keine Sache beſſer angeſtanden als in ihren Wercken die Tugend mit Ausſchlüſſung aller Laſter einzuführen.„ Der Herr Bayle treibt hier die Sachen ein wenig zu hoch. Man geſtehet zu, daß einige Sünde mit dem beſten Plan des Univerſi iſt verknüpft geweſen; allein das geſtehet man ihm nicht zu, daß GOtt in der Tugend kein Mittel habe finden können das ſeinen Abſichten wäre proportionirt geweſen. Dieſer Einwurff würde alsdenn gelten und ſtatt finden, wenn die Sünde allenthalben Platz fände und anzutreffen wäre. Er wird zwar antworten, es ſey ſchon genug, daß die Sünde herrſche, und daß die Tugend gegen das Laſter, was geringes ſey. Allein das räume ich ihm nicht ein, und ich glaube, daß wenn man es recht nimmt, in der

That weit mehr moraliſches Gute als Böſes in den vernünfftigen Creaturen anzutreffen, von denen uns nur eine ſehr kleine Anzahl bekant.

§. CCXX.

Dieſes Böſe iſt bey dem Menſchen auch eben ſo groß nicht als man vorgiebet: Leute von boßhafftigem Gemüthe, oder die durchs Unglück ein wenig zu Menſchen-Feinden worden ſind, wie der Timon des Luciani, finden nur allenthalben lauter Boßheit, und vergiſten auch die beſten Verrichtungen mit denen Auslegungen die ſie ihnen geben: ich rede von denen die es vorſetzlich und im Ernſt thun, damit ſie nur ſchlimme Folgen daraus ziehen möchten, mit denen ihr Leben angeſtecket iſt: denn einige Leute thun es nur in der Abſicht ihre Einſucht zu zeigen. Man hat dieſes an dem Tacito getadelt, und dieſes finder auch noch der Herr Carteſius in einem ſeiner Briefſe an dem Buche des Herrn Hobbes de Cive zu tadeln, von dem man damahls nur wenig Exemplaria gedruckt, die unter die guten Freunde ſolten ausgetheilet werden, das aber hernach von dem Autore in der andern Auflage, die wir haben, mit Anmerckungen iſt vermehret worden. Denn ob wohl Carteſius den Autor dieſes Buches vor einen gelehrten Mann hält, ſo bemercket er doch in demſelbigen ſehr gefährliche Reguln und Grund-Sätze, ſonderlich daß er alle Menſchen boßhafftig voraus ſetzet und ihnen Gelegenheit zur Boßheit giebt. Der verſtorbene Iacob Thomaſius ſagt in ſeinen ſchönen Philoſophiſchen Tabellen, das πρῶτον ψεῦδος, der Haupt-Grund der Irrthümer von des Hobbes Buche ſey dieſer, daß er den Statum legalem pro naturali nehme, das iſt, daß der verdorbene Stand ihm zur Regul und Richtſchnur diene, da doch der natürliche Zuſtand der menſchlichen Natur am convenableſten iſt, den Ariſtoteles vor Augen gehabt. Denn nachm Ariſtoteles nennet man das natürlich, was der Vollkommenheit der Natur der Dinge am allerconvenableſten iſt; Hobbes aber nennet den Stand den natürlichen, der die wenigſte Kunſt hat, weil er vielleicht nicht bedacht, daß die menſchliche Natur in ihrer Vollkommenheit die Kunſt mit ſich führet. Allein der Wort-Streit, das iſt, der Streit um das was man natürlich nennen kan, würde eben von keiner ſonderlichen Wichtigkeit ſeyn, wenn nicht Ariſtoteles und Hobbes den Begrieff des natürlichen Rechts damit verknüpffte, indem ein jeder ſeiner Bedeutung folget. Ich habe ſchon oben erinnert, daß ich in dem Buche von den Schein-Tugenden der Menſchen eben den Fehler bemercke, den der Herr Deſcartes in des Hobbes ſeinem de Cive angetroffen.

§. CCXXI.

§. CCXXI.

Allein geſetzt, es wäre in dem menſchlichen Geſchlechte mehr Sünde als Tugend anzutreffen, wie man denn ſetzet, daß die Zahl der Verſtoſſenen gröſſer ey, als die Zahl der Auserwehlten; ſo folget doch noch lang nicht daraus, daß im gantzen Univerſo mehr Sünde und Elend, als Tugend und Glückſeligkeit zu finden; vielmehr muß man das Gegentheil ſchlüſſen, weil die Stadt GOttes unter allen möglichen Staaten der Vollkommenſte ſeyn ſoll, maſſen ſie von dem gröſten und dem beſten Monarchen gemacht worden, und auch beſtändig regieret wird. Dieſe Antwort bekräfftiget das was ich oben angemercket, da ich von der Ubereinſtimmung des Glaubens mit der Vernunfft geredet; nehmlich daß dieſes eine von den gröſten Urſachen des Paralogiſmi der Einwürffe ſey, daß man den Schein mit der Wahrheit confundiret; nicht wie er abſolute aus einer genauen Unterſuchung derer Factorum entſpringen würde; ſondern einen ſolchen, der aus den engen Schrancken unſerer Erfahrung iſt gezogen worden: denn das würde unvernünfftig ſeyn, wenn man den Beweißthümern der Vernunfft und denen Offenbahrungen des Glaubens, ſo unvollkommene und wenig gegründete Schein-Dinge entgegen ſetzen wolte.

§.CCXXII.

§. CCXXII.

Im übrigen ſo haben wir ſchon angemercket, daß die Liebe zur Tugend und der Haß gegen die Sünde, welche zuſammen, die Exiſtentz der Tugend indefinite zu beſördern, und die Exiſtentz der Sünde zu verhindern ſuchen, eben als wie der Wille alle Menſchen glücklich zu machen, und das Elend von ihnen abzuwenden, nur Voluntates antecedentes ſind. Und dieſe Voluntates antecedentes machen nur einen Theil aller Voluntatum antecedentium GOttes zuſammen genommen, aus denen endlich der Voluntas conſequens, oder der Schluß das Beſte zu ſchaffen entſpringet; und eben durch dieſen Schluß bekommt die Liebe zur Tugend und zur Glückſeligkeit der vernünfftigen Creaturen die an ſich ſelbſt indefinit iſt, und ſo weit gehet als immer möglich, einige kleine Einſchrenckungen wegen der Abſicht die er auf das gute in genere haben muß. Auf dieſe Weiſe muß es verſtanden werden, wenn man ſagt, GOtt liebe abſolut die Tugend und haſſe abſolut die Sünde, und nichts deſtoweniger müſſe doch einige Sünde zugelaſſen werden.

§. CCXXIII.

Der Herr Arnaud und der Herr Bayle ſcheinen in den Gedancken zu ſtehen, als wenn dieſe Art die Sachen zu erklären, und unter allen Planen des Univerſi den Beſten ein

zu führen, der von keinem andern könne übertroffen
werden, der Macht GOttes Schräncken
ſetze. „Habet ihr wohl bedacht, ſagt der Herr
„Arnaud zu dem Ehrwürdigen Pater Mallebranche
„in ſeinen Reflexions ſur le nouveau
„ſyſteme de la Nature & de la Grace
„(T. 2. p. 385.) daß ihr dadurch indem ihr
„dergleichen Dinge vortraget, den erſten Glaubens-Articul
„des Symboli ſucht übern Hauffen
„zu werffen, in dem wir bekennen, daß wir
„an einen allmächtigen GOtt glauben? Ihr
„habt ſchon vorher p. 362. geſagt, kan man
„wohl behaupten, ohne ſich ſelbſt zu verblenden,
„daß ein Verfahren, das nicht ohne dieſem traurigen
„Erfolg, daß ſich nemlich der meiſte Theil
„der Menſchen ins Verderben ſtürtzen, hat ſeyn
„können, mehr Kennzeichen der göttlichen Gütigkeit
„bey ſich habe, als ein anders, das wenn
„ihm GOtt gefolget, würde eine Urſache geweſen
„ſeyn; daß alle Menſchen würden ſelig
„worden ſeyn?„ Und gleich wie der Herr Jaquelot
von denjenigen Grund-Lehren nicht
abgehet die wir geſetzt haben, ſo macht ihm der
Herr Bayle (Rep. au Prov. ch. 151. p. 900.
T. 3.) dergleichen Einwürffe. „Wenn man
„dergleichen Erklärung annimmt, ſpricht er: ſo
„befindet man ſich genöthiget, den allerdeutlichſten
„Begriffen, die wir von der Natur des
„vollkommenſten Weſens haben, abzuſagen.
„Sie lehren uns, daß ihm alle Sachen die keine

Contradiction haben möglich ſind, und„ daß ihm folglich möglich ſey, Leute ſelig zu„ machen, die er nicht ſelig machet. Denn„ was würde wohl vor eine Contradiction„ daraus folgen, wenn die Zahl der Erwehl-„ ten gröſſer wäre, als ſie iſt? Sie lehren uns,„ daß er keinen Willen habe, den er nicht aus-„ führen könne, weil er vollkommen glückſelig iſt.„ Wie kan man denn hernach begreiffen, daß er„ alle Menſchen wolle ſelig machen, und es„ gleichwohl doch nicht könne? Wir ſuchten ei-„ niges Licht, das uns aus dieſer Verwirrung„ helffen ſolte in der wir uns befinden, wenn wir„ den Begriff GOttes mit dem menſchlichen Zu-„ ſtande vergleichen, uñ nun giebt man uns ſolche„ Erklärungen, die uns in noch duncklere Finſter-„ niſſe ſtürtzen.

§. CCXXIV.

Alle dieſe Einwürffe fallen nach der von uns gegebenen Erklärung weg. Ich halte es mit dem Grund-Satze des Herrn Bayle, wie wohl er auch mein iſt, daß alles, was keine contradiction involvirt, möglich iſt. Allein unſer Meynung nach, die wir behaupten, daß GOtt das Beſte gemacht ſo nur hat ſeyn können, oder daß er nichts beſſers hätte machen können, als das was er gemacht; und die wir davor halten daß man ſeine Weißheit und Gütigkeit verletzen würde, wenn man von ſeinem völligen Wercke eine andere Meynung haben wolte;

muß man ſagen daß es contradictoriſch ſey, etwas zu machen das ſelbſt das Beſte in der Güte übertreffe. Das wäre eben ſo viel als wenn einer ſagte, GOtt könte von einem Punckte zu dem andern eine kürtzere Linie als die grade ziehen, und diejenigen die es leugnen beſchuldigte, als würffen ſie den Articul übern hauffen, nach dem wir an GOtt den allwächtigen Vater gläuben.

§. CCXXV.

Die Infinität der möglichen Dinge, ſo groß als ſie auch iſt, iſt nicht gröſſer als die Infinität der Weißheit GOttes, die alle mögliche Dinge erkennet. Man kan auch ſagen, übertrifft gleich dieſe Weißheit die Objecta nicht extenſive, weil die Objecta des Verſtandes nicht weiter gehen können als ſich die Möglichkeit erſtrecket, die im gewiſſen Verſtande eintzig und allein intelligible iſt; ſo übertrifft ſie dieſelbe doch intenſive, wegen der unendlichen Verknüpffungen die ſie mit ſelbigen anſtellet, und wegen der ſo vielen (Reflexionen) Betrachtungen die ſie darüber macht. Die Weißheit GOttes, die nicht nur alle mögliche Dinge, erkennt, unterſucht, vergleicht, wiegt ſie auch gegen einander ab, damit ſie den Grad der Vollkommenheit und Unvollkommenheit, die Stärcke und die Schwäche, das Gute und das Böſe, eines jeden daraus æſtimiren können. Die Verbindungen und Nexus die ſie mit ſelbigen anſtellet, ſind nicht nur endlich, (finitæ) ſondern ſie macht auch aus ſelbigen eine Infinität von unendlichen, das iſt, unendlich möglichen Verbindungen des Univerſi, deren iede unendlich viel Creaturen in ſich begreifft; und durch dieſes Mittel theilet die göttliche Weißheit alle mögliche Dinge, die ſie ſchon ins beſondere betrachtet hat, in ſo viele univerſale Syſtemata aus, die ſie noch erſt unter einander vergleichet. Und der Schluß, der aus allen dieſen Vergleichungen und Reflexions entſtehet, iſt die Erwehlung des Beſten unter allen dieſen möglichen Syſtematibus, welchen die Weißheit zu dem Ende trifft, um der Gütigkeit ein vollkommenes Genüge zu leiſten, und dieſes iſt eben der Plan des würcklich exiſtirenden Univerſi. Und ob gleich alle dieſe Würckungen des göttlichen Verſtandes eine Ordnung und Priorität der Natur unter einander haben, ſo geſchehen ſie doch zugleich, ohne daß unter ihnen ein Priorität der Zeit ſey.

§. CCXXVI.

Wenn man dieſe Sachen auffmerckſam betrachtet, ſo wird man hoffentlich einen gantz andern Begriff von der Gröſſe der göttlichen Vollkommenheit, ſonderlich aber von der Weißheit und Gütigkeit GOttes haben, den diejenigen nicht haben können, die GOtt ſo blindlings, ohne Urſache und ohne Raiſon agiren laſſen. Und ich ſehe nicht, wie ſie eine ſo wunderliche Meynung

nung wolten vermeiden können, ſie müſten denn zugeſtehen, daß die göttliche Wahl ihre Rationes habe, und daß dieſe Gründe von ſeiner Gütigkeit hergenommen ſind; woraus denn nothwendig flieſſet, daß dasjenige was iſt erwehlet worden, vor dem was nicht iſt erwehlet worden einen Vorzug an der Güte gehabt, folglich das Beſte unter allen möglichen Dingen iſt. Das Beſte kan in der Güte nicht übertroffen werden, und man ſchrencket deswegen die Macht GOttes nicht ein, wenn man ſagt; daß er nichts Unmögliches thun könne. Iſts möglich, ſpricht der Herr Bayle, daß kein beſſerer Plan ſeyn ſolte, als derjenige den GOtt ausgeführet hat? Man antwortet, daß es gar wohl möglich ja ſelbſt nothwendig iſt, nemlich daß kein beſſerer ſey, ſonſt würde ihn GOtt vorgezogen haben.

§. CCXXVII.

Wir haben, wie mich düncket, zur Gnüge dargethan, daß unter allen möglichen Planen einer vor den andern allen der Beſte ſey, und den GOtt auch erwehlet. Allein hieraus will der Herr Bayle ſchlüſſen, er ſey nicht frey. Höret was er davon ſpricht: (ubi ſupra cap. 151. p. 899.) Man glaubte man diſputirte mit einem Menſchen der ſo wohl die Gütigkeit und Macht GOttes als auch ſeine Weißheit mit uns vor unendlich hielte; und ietzt ſiehet man daß dieſer Menſch, eigentlich zu reden, ſetzet, daß die Gütigkeit

keit und Macht GOttes in gar ſehr engen Schrancken eingeſchloſſen. Auf dieſen Punckt haben wir ſchon zur Gnüge geantwortet, und man ſetzt der Macht GOttes gar keines weges Gräntzen; maſſen man ja zugeſtehet, daß ſie ſich aufs (ad maximum) Gröſte, ad omnia, ja auf alles was keinen Wiederſpruch mit ſich führet, erſtrecket. Der Gütigkeit ſetzt man auch keine, weil ſie aufs beſte gerichtet iſt. (ad optimum) Allein der Herr Bayle fähret weiter
fort: „Demnach iſt keine Freyheit in GOtt, „
und er wird durch ſeine Weißheit neceſſitirt „
etwas zu ſchaffen, und hernach preciſ ein „
ſolch Werck, und endlich auch auf ſolche Wei- „
ſe und Wege. Das ſind drey Knechtſchaff- „
ten, die ein gröſſeres als ein Stoiſches Fatum „
aushecken, und die alles unmöglich machen, „
was doch in ſeiner Macht nicht unmöglich iſt. „
Es ſcheinet als hätte GOtt nach dieſem Syſte- „
mate noch eher, als er dieſe Rathſchlüſſe ge- „
macht hat, ſagen können: ich kan einen ſolchen „
Menſchen nicht ſelig machen, noch einen ſol- „
chen andern verdammen, quippe vetor fatis, „
meine Weißheit läſt es nicht zu. „

§. CCXXVIII.

Ich antworte hierauf, daß die Gütigkeit GOtt zum ſchaffen bewogen, damit er ſich andern möchte zu erkennen geben, und eben dieſe Gütigkeit nebſt ſeiner Weißheit hat ihn bewogen das Beſte zu ſchaffen, dieſes begreifft die gantze Suite, die Würckungen und die Wege in ſich. Sie bewegt ihn zwar dazu aber ſie nöthiget ihn nicht, denn ſie macht das nicht unmöglich, was ſie nicht erwehlen läſt. Wolte man dieſes ein Fatum nennen, ſo würde man es in einem ſolchen guten Verſtande nehmen, welcher der Freyheit nicht zu wieder iſt: fatum kommt von fari, reden, ausſprechen her, und bedeutet ein Urtheil, einen göttlichen Rathſchluß, einen Ausſpruch der Weißheit. Sagen daß man bloß deswegen eine Sache nicht thun könne, weil man ſie nicht will, das heiſt die Wörter mißbrauchen, der Weiſe will nur das Gute; iſt denn das aber eine Sclaverey, wenn der Wille nach der Weißheit agirt? Kan man wohl weniger ein Sclave ſeyn, als wenn man aus ſeiner eignen Wahl nach der vollkommenen Vernunfft handelt? Ariſtoteles ſagte, der ſey von Natur ein Knecht (natura ſervus) der ſich nicht aufzuführen wiſſe, und müſſe gouvernirt werden. Die Sclaverey kommt von auſſen, und zwingt zu dem was mißfället, ſonderlich zu dem was mit Rechte mißfället; der Zwang eines andern und unſere Leidenſchafften machen uns zu Sclaven. GOtt wird niemahls durch etwas ſo auſſer ihm iſt bewegt, eben ſo wenig iſt er auch innerlichen Leidenſchafften unterworffen, und wird niemahls zu dem angetrieben das ihm mißfallen könne. Es erhellet alſo, daß der Herr Bayle den beſten Sachen von der Welt verhaßte Nahmen giebet, und die Begriffe verdrehet, indem er den Stand der gröſten und der vollkommenſten Freyheit eine Sclaverey nennet.

§. CCXXIX.

Ingleichen hatte er ein wenig vorher (ch. 151. p. 891.) geſagt: „Wenn die Tugend oder„ ſonſt einiges andere Gute mit den Abſichten„ des Schöpffers eben ſo viel Convenientz ge„habt hätte, als die Sünde, ſo würde die Sün„de nicht vorgezogen worden ſeyn, allein ſo muß„ ſie das eintzige Mittel geweſen ſeyn, deſſen ſich„ der Schöpffer hat bedienen können, und alſo„ aus bloſſer Nothwendigkeit gebraucht worden„ ſeyn. Gleich wie ihm alſo ſeine Ehre lieb iſt,„ nicht aus einer Libertate indifferentiæ oder„ gleichgültigen Freyheit, ſondern nothwendig,„ alſo muß er nothwendig alle die Mittel lieben,„ ohne welche er ſeine Ehre uñ Ruhm nicht wür„de kund thun und ausbreiten können. Wenn„ nun die Sünde, als Sünde, das eintzige Mit„tel geweſen dieſen Zweck zu erlangen, ſo wird„ folgen, daß GOtt die Sünde als Sünde noth„wendig liebe, woran man aber nicht ohne Ent„ſetzen gedencken kan; und er hat uns gantz das„ Gegentheil geoffenbahret.„ Er mercket zugleich an, daß gewiſſe Lehrer von den Supralapſariis (als z. E. Retorfort.) geleugnet haben, daß GOtt die Sünde als Sünde wolle, da ſie inzwiſchen doch zugeſtanden, daß er die Sünde in ſo weit als ſie ſtrafbahr iſt, und vergeben werden kan, Zulaſſungs-weiſe wolle; allein er wendet ihnen ein, daß keine That verdiene vergeben und geſtrafft zu werden, als in ſo weit ſie laſterhafft iſt.

§. CCXXX.

Der Herr Bayle ſetzt in den ietzt angeführten Worten etwas falſches voraus und ziehet auch falſche Schlüſſe draus. Es iſt nicht wahr daß GOtt ſeine Ehre und ſeinen Ruhm nothwendig liebet, wenn man es ſo verſtehet, daß er nothwendig angetrieben wird, ſich durch die Creaturen ſeine Ehre zu befördern. Denn wenn das wäre, ſo würde er ſich zu aller Zeit und allenthalben dieſe Ehre verſchaffen. Der Rathſchluß zu ſchaffen iſt frey; GOtt iſt zu jedem Guten geneigt; das Gute, und ſelbſt das Beſte treiben ihn an zum agiren, allein ſie neceſſitiren ihn nicht, denn ſeine Wahl macht das nicht unmöglich, was von dem Beſten unterſchieden iſt, ſie veruhrſacht gar keines weges, daß das was GOtt ausläſt eine Contradiction involvire. Es iſt demnach in GOtt eine Freyheit, die nicht allein vom Zwange, ſondern auch noch von aller Nothwendigkeit ausgenommen iſt. Ich verſtehe es von der metaphyſiſchen Nothwendigkeit; denn das iſt eine moraliſche Nothwendigkeit, daß der Weiſeſte gehalten iſt das Beſte zu erwehlen. Eben ſo iſt es auch mit den Mitteln beſchaffen, die GOtt zu Erlangung ſeiner Ehre erwehlt. Was die Sünde anlangt, ſo hat man ſchon oben gezeigt, daß ſie nicht als ein Mittel, ſondern nur als eine Conditio ſine qua non ein Objectum des göttlichen Schluſſes ſey, und daß ſie bloß und allein deswegen zugelaſſen wird. Noch weniger kan man ſagen daß die Sünde das einzige Mittel ſey: ſie würde aufs höchſte ein Mittel, aber unter unendlichen vielen andern eines von den geringſten ſeyn.

§. CCXXXI.

„Noch eine andere entſetzliche Folge iſt dieſe: „(ſähret der Herr Bayle weiter fort.) Die „Fatalität aller Dinge kommt wieder auf die „Bahn, es hat GOtt nicht frey geſtanden, die „Eventus auf eine andere Art anzuordnen, „weil dasjenige Mittel wodurch er ſeine Ehre „hat offenbahren wollen, das einzige geweſen, „das ſeiner Weißheit angeſtanden.„ Dieſe vermeynte Fatalität, oder Nothwendigkeit iſt nur moraliſch, wie wir gezeigt haben, ſie ziehet die Freyheit nicht mit ins Spiel; vielmehr ſetzt ſie den beſten Gebrauch derſelben voraus. „Sie veruhrſacht nicht (ſpricht er ferner,) daß die Objecta die GOtt nicht erwehlt „unmöglich ſeyn. Zu was wird denn der „freye Wille des Menſchen werden? Hat alſo „nicht Adam nothwendig und aus Fatalität „geſündiget? Denn hätte er nicht geſündiget, „ſo hätte er den einzigen Plan, den ſich GOtt

„nothwendig gemacht, übern Hauffen ge-
„worffen.„ Das iſt an noch ein Mißbrauch der Wörter. Adam iſt mit unter den Begrieffen der möglichen Dinge wie er frey ſündiget von GOtt geſehen worden, und GOtt beſchloß ihn ſo zur Exiſtentz kommen zu laſſen, wie er ihn geſehen. Dieſer Rahſchluß ändert die Natur der Objectorum nicht, er macht das nicht nothwendig, was an und vor ſich ſelbſt contingent war, noch unmöglich, was möglich war.

§. CCXXXII.

Ferner ſpricht der Herr Bayle p. 892. der ſcharffſinnige Scotus bejahet mit groſſem Judicio, daß wenn GOtt keine Libertatem indifferentiæ hätte, ſo könte auch keine Creatur dergleichen Freyheit haben. Ich gebe es zu, wenn man nur keine Indifferentiam æquilibrii verſtehet, da keine Ration verhanden, welche mehr auf eine Seite als auf die andere inclinirt. Der Herr Bayle giebt weiter unten im (168. ch. p. 1111.) zu, daß dasjenige was man Indifferentz nennet die vorlauffenden Neigungen und Vergnügen nicht ausſchlüſſe. Gnug iſts, daß in den Actionibus die man frey nennet, keine metaphyſiſche Nothwendigkeit zu finden, das iſt, es iſt genug, daß man aus vielen möglichen Partheyen erwehlet.

§. CCXXXIII.

Weiter ſpricht er in gedachtem (ch. 157. p.

893.) „Wird GOtt nicht durch einen freyen Trieb ſeiner Gütigkeit determinirt, die Welt zu ſchaffen; ſondern durch das Intereſſe ſeiner Ehre, die er nothwendig und auch eintzig und allein liebet, denn ſie iſt von ſeiner Subſtantz nicht unterſchieden; und hat ihn die Liebe gegen ſich ſelbſt genöthiget, durch das allerbeqvemſte Mittel ſeine Ehre kund zu machen, und iſt der Fall des Menſchen dieſes Mittel geweſen, ſo iſt klar, daß dieſer Fall nothwendig geſchehen, und daß der Gehorſam des Adams und der Eva gegen die Gebothe GOttes unmöglich geweſen.“ Immer einerley Mißbrauch, die Liebe die GOtt gegen ſich träget, iſt ihm weſentlich; allein die Liebe zu ſeiner Ehre, oder der Wille dieſelbe zu Wege zu bringen oder zu verſchaffen, iſt ihm nicht weſentlich: die Liebe, die er gegen ſich ſelbſt hat, hat ihn nicht zu den Actionibus ab extra genöthiget; ſie ſind frey geweſen; und weil es ſolche mögliche Plane gegeben, in denen die erſten Eltern nicht ſündigten, ſo war alſo ihre Sünde nicht nothwendig. Endlich ſagen wir ja das in der That, was hier der Herr Bayle vor eine Wahrheit ausgiebet, daß ſich GOtt aus einem freyen Triebe ſeiner Gütigkeit determinirt die Welt zu ſchaffen, und ſetzen noch hinzu, daß ihn dieſer Trieb zum Beſten angetrieben.

§. CCXXXIV.

Und eben dieſe Antwort findet auch wieder dasjenige ſtatt, was der Herr Bayle (chap. 165. p. 1071.) ſaget: „Das allerbeſte Mittel zu einem „Zwecke zu gelangen, iſt nothwendig nur unicum (das iſt recht geredet, wenigſtens in dem „Fall da GOtt erwehlet hat) wenn nun GOtt „unwiederſtreblich iſt getrieben worden, ſich „dieſes Mittels zu bedienen, ſo hat er ſich deſſen „bedienet.„ (Er iſt gewißlich dazu angetrieben worden, er iſt dazu determinirt worden, oder vielmehr er hat ſich dazu determinirt; allein das iſt nicht eben allezeit nothwendig oder abſolut unvermeidlich, was gewiß iſt, die Sache könte ja anders lauffen; allein das iſt nicht geſchehen und das hat ſeine Urſachen. GOtt hat aus unterſchiedenen Partheyen alle mögliche Dinge erwehlet; alſo konte er, metaphyſice zu reden, dasjenige erwehlen oder ſchaffen, was eben nicht das Beſte geweſen; allein moraliter gieng es nicht an. Wir wollen uns eines geometriſchen Gleichniſſes bedienen. Von einem Orte zu dem andern iſt nur ein Weg der beſte (wenn man von den Hinderniſſen und andern zufälligen Betrachtungen des (Medii) Mittels abſtrahirt,) und das iſt der, der nach der kürtzeſten Linie gehet, nehmlich nach der graden. Unterdeſſen giebt es unendlich viel Wege von einem Punckte zu dem andern. Es nöthiget mich alſo nichts nach der graden Linie zu gehen; allein ſo bald ich den beſten erwehle, ſo werde ich determinirt den graden zu gehen: wiewohl dieſes in dem Weiſen nur eine moraliſche Nothwendigkeit iſt; derowegen fallen die folgenden Conſequenzien weg:) Demnach hat „er das nicht machen können, was er gemacht „hat: was demnach nicht geſchehen iſt, oder nie„mahls geſchehen wird, das iſt abſolut un„möglich. (Alle dieſe Conſequenzien ſage ich, fallen weg, denn weil ziemlich viel Sachen ſind die niemahls geſchehen ſind, auch niemahls geſchehen werden, die aber deutlich können begriffen werden, und keine Contradiction involviren, wie kan man ſagen, daß ſie abſolut unmöglich ſind? Der Herr Bayle hat diß ſelbſt in einem Orte wiederleget, den er den Spinoſiſten entgegen geſetzt, und den wir oben angeführet haben, ja er hat offters vielmahl erkant, daß ſonſt nichts unmöglich ſey, auſſer was eine Contradiction involvirt; jetzt aber ändert er die Sprache und die Schreib-Art;) „Demnach iſt die Verharrung „des Adams in der Unſchuld beſtändig unmög„lich geweſen, ſein Fall war gantz unvermeid„lich, ja noch vor dem göttlichen Rathſchluſſe, „denn das würde eine Contradiction invol„viren, daß GOtt etwas ſolte wollen können „das ſeiner Weißheit zu wieder wäre: im „Grund iſt es eins, ob ich ſage, das iſt GOtt un„möglich, oder ob ich ſage, GOtt könte es

„wohl thun wenn er wolte, allein er kan es „nicht wollen.„ Das iſt in einem gewiſſen Verſtande ein Mißbrauch der Wörter, wenn man hier ſagt, man kan wollen, man will wollen. Die Macht bezieht ſich hier auf die Actiones die man will. Unterdeſſen involvirt es keine Contradiction, daß GOtt, (entweder directe oder permiſſive) eine Sache wolle die keine Contradiction involvirt, und in dieſem Verſtande iſt es erlaubt zu ſagen, daß ſie GOtt wollen könne.

§. CCXXXV.

Mit einem Worte, wenn man von der Möglichkeit der Dinge redet, ſo iſt nicht mehr die Rede von Cauſis die entweder verhindern oder machen können, daß ſie würcklich exiſtiren, ſonſt würde man die Natur der Wörter verändern, und machen daß die Diſtinction zwiſchen dem möglichen und (actualen) würcklichen nichts mehr nutze ſeyn würde, wie Abælard, und wie es geſchienen, daß nach ihm Wiclef gethan, wodurch ſie ohne Noth auf unbeqveme und anſtößige Redens-Arten verfallen ſind. Wenn man alſo fraget, ob eine Sache möglich oder nothwendig iſt, und man miſcht die Betrachtung desjenigen mit ein, was GOtt will, oder erwehlet, ſo dreht man die Frage um. Denn GOtt erwehlet aus vielen möglichen Dingen, und deßwegen erwehlet er frey und wird keines weges genöthiget,

get; es würde weder eine Wahl, noch eine Freyheit ſeyn, wenn nur eine mögliche Parthey zu erwehlen wäre.

§. CCXXXVI.

Ich muß annoch auf die Syllogiſmos des Herrn Bayle antworten, damit nichts unberühret bleibe, was ein ſo geſchickter Mann eingewendet hat: Sie befinden ſich im 151. ch. de ſa Rep. aux Queſtions d' un Provinc. p. 900. 901. Tom. 3.

Der erſte Syllogiſmus.

GOtt kan nichts wollen, was der nothwendigen Liebe, die er gegen ſeine Weißheit hat, zuwieder iſt.

Nun iſt aber die Seligkeit aller Menſchen der nothwendigen Liebe, die GOtt gegen ſeine Weißheit hat, zuwieder. Alſo kan GOtt nicht wollen, daß alle Menſchen ſollen ſelig werden.

Der Major iſt vor ſich ſelbſt klar; denn man vermag nichts deſſen Oppoſitum nothwendig iſt; allein den Minorem kan man nicht paſſiren laſſen. Denn ob gleich GOtt ſeine Weißheit nothwendig liebet, ſo ſind doch ſeine Actiones, zu denen ihn ſeine Weißheit antreibt, frey, und die Objecta, zu denen ihn ſeine Weißheit antreibet, hören deßwegen nicht auf möglich zu ſeyn. Uber dem ſo hat ihn ja ſeine Weißheit auch getrieben, daß er alle Menſchen hat wollen ſelig haben, aber nicht Voluntate conſequente & directoria. Da nun aber dieſer Voluntas conſequens bloß aus dem freyen antecedenten Willen entſpringet, ſo kan er nicht anders als auch frey ſeyn.

§. CCXXXVII.

Der andere Syllogiſmus.

Dasjenige Werck, welches der göttlichen Weißheit am alleranſtändigſten iſt, begreifft unter andern Dingen die Sünde aller Menſchen und die ewige Verdammung der meiſten Menſchen in ſich.

Nun will aber GOtt nothwendig dasjenige Werck, ſo ſeiner Weißheit am alleranſtändigſten, und am rühmlichſten iſt.

Demnach will er dasjenige Werck nothwendig, das unter andern die Sünde aller Menſchen, und die ewige Verdammniß der meiſten Menſchen in ſich begreifft.

Der Major mag hingehen, aber der Minor wird geleugnet. Die göttlichen Rathſchlüſſe ſind jederzeit frey, ob gleich GOtt zu denſelben allezeit von dergleichen Gründen angetrieben wird, die in der Abſicht auf das Gute beſtehen; denn von der Weißheit moraliter gezwungen werden, durch die Betrachtung des Guten verbunden werden, das heiſt frey ſeyn; keines weges aber metaphyſice genöthiget werden. Und die metaphyſiſche Nothwendigkeit eintzig und allein iſt, wie wir ſchon ſo offt angemercket haben, der Freyheit zu wieder.

§. CCXXXIIX.

Ich mag nicht erſt die Syllogiſmos unterſuchen, die der Herr Bayle in dem folgenden cap. (ch. 152.) wieder das Syſtema der Supralapſariorum, ſonderlich aber wieder die von dem Theodoro Beza in dem Colloquio zu Montbelliard 1586. gehaltene Rede einwendet. Dieſe Syllogiſmi ſind faſt mit eben dem Fehler behafftet, als wie die ſo wir jetzt unterſucht haben, und das Syſtema des Bezæ thut freylich kein Genügen. Dieſe Colloquia ſind auch zu weiter nichts nutze, als daß ſie nur die Parthey mehr gegen einander verbittern. „GOtt hat die Welt zu ſeinem Ruhme geſchaffen; ſein Ruhm iſt, nach des Bezæ Meynungen unbekant, wenn ſeine Barmhertzigkeit und Gerechtigkeit nicht ausgebreitet und kund gemacht würde. Dieſer Urſache wegen hat er einige Menſchen aus bloſſer Gnade zum ewigen Leben und einige aus gerechtem Gerichte zur ewigen Verdam̃niß beſtimmt. Die Barmhertzigkeit ſetzet das Elend; die Gerechtigkeit aber die Schuld voraus, (er hätte ebenfalls ſetzen können, daß das Elend auch die Schuld ſupponire.) Unterdeſſen aber da GOtt gut, auch die Gütigkeit ſelbſt iſt, ſo hat er den Menſchen gut und gerecht, aber veränderlich und wandelbahr, geſchaffen, und der aus ſeinem freyen Willen fallen könte, der Menſch iſt nicht etwan von

„ohngefehr, oder auf eine unbedachtſame Weiſe, noch nach den Manichæern aus Cauſis ſo von einem andern Gott ſind geordnet worden; ſondern aus göttlicher Vorſehung gefallen. Doch allemahl ſo, daß GOtt eben ſo wenig Schuld daran geweſen, ſo wenig als der Menſch zu ſündigen iſt gezwungen worden.

§. CCXXXIX.

Dieſes Syſtema iſt eines von denjenigen die aber nicht zum beſten ausgeſonnen worden; man kan die Weißheit, die Gütigkeit und Gerechtigkeit GOttes, nicht eben gar zu wohl daraus vorſtellen; das beſte iſt, daß es heut zu Tage durchgehends abgeſchafft worden. Weñ keine andere kräfftigere und geheimere Gründe verhanden wären, die GOtt zur Zulaſſung der Sünde als dem Brunnqvelle des Elends bewegen könte, ſo würde weder Schuld noch Elend in der Welt ſeyn; denn die, ſo man hier anführet, ſind bey weiten noch nicht zulänglich. Er würde ſeine Barmhertzigkeit weit beſſer zu erkennen geben, wenn er das Elend verhinderte, und ſeine Gerechtigkeit beſſer an den Tag legen, wenn er die Schuld verhinderte, die Tugend beförderte und belohnte. So iſt auch nicht zu erſehen, wie derjenige, der nicht allein macht, daß ein Menſch fallen könne, ſondern auch alle Umſtände ſo einrichtet, daß ſie zu ſeinem Fall contribuiren ſollen, deßwegen auſſer aller Schuld ſey, wenn andere Urſachen verhanden die ihn dazu verbinden. Allein wenn man doch gleichwohl bedencket, daß GOtt, der vollkommen gut und weiſe iſt, die Tugend, Gütigkeit, Glückſeligkeit, die der beſte Plan des Univerſi haben kan, hervor gebracht haben ſoll, ingleichen daß offt ein Ubel in einigen Stücken zu einem gröſſern Guten im Gantzen dienen könne, ſo geräth man leicht auf den Schluß, GOtt habe wohl der Unglückſeligkeit Platz geben, ja ſelbſt die Schuld, wie ers auch gethan, zulaſſen können, ohne daß er darob könne geſcholten werden. Und das iſt das eintzige Mittel welches dasjenige, was allen Syſtematibus (abgehet) mangelt, ergäntzet und erſetzt, man ordne und ſetze die Rathſchlüſſe GOttes wie man wolle. Der heil. Auguſtinus hat ſchon dieſe Gedancken geheget, und man kan das gar wohl von der Eva ſagen, was der Poeta von der Hand des Mutii Scævolæ geſagt:

Si non erraſſet, fecerat illa minus.

§. CCXL.

Ich befinde daß der berühmte Engliſche Prælat, der ein ſehr ſinnreiches Buch von dem Urſprunge des Böſen geſchrieben, aus dem einige Stellen von dem Herrn Bayle in dem andern Tomo de ſa Reponſe aux Queſtions d' un Provincial ſind angegriffen worden, ob er gleich von einigen Meynungen, die ich hier behauptet habe, entfernet zu ſeyn und bißweilen zu einer deſpotiſchen knechtiſchen Gewalt ſeine Zuflucht zu nehmen ſcheinet, als weñ der Wille GOttes nicht den Reguln der Weißheit in Anſehung des Guten und Böſen folgte, ſondern eigenwillig ohne Ration beſchlöſſe, daß eine ſolche oder ſolche Sache vor gut oder böſe paſſiren ſolle, und als wenn der Wille der Creatur ſelbſt, in ſo weit er frey iſt, oder deßwegen erwehlte, weil ihm die Sache oder das Objectum ſcheinet gut zu ſeyn; ſondern aus einer gantz eigenwilligen Determination die gar nichts mit der Vorſtellung des Objecti zu thun hat; dieſer Biſchoff, ſage ich, bringet nichts deſto weniger doch an andern Oertern dergleichen Sachen vor, die meinen Lehren ſcheinen weit favorabler zu ſeyn, als demjenigen was in der ſeinigen meinen Lehren ſcheint zu wieder zu ſeyn. Er ſpricht: „Dasjenige was eine unendliche weiſe und freye Sache erwehlet, iſt beſſer als das was ſie nicht erwehlet.„ Giebt er dadurch nicht zu, daß die Gütigkeit das Objectum und die Urſache ſeiner Wahl iſt? Und in dieſem Verſtande kan man hier gar wohl ſagen:

Si placuit ſuperis; quærere plura,
neſas.

Drit-

Dritter Theil des Verſuchs über die Gütigkeit GOttes, die Freyheit des Menſchen, und den Urſprung des Böſen.

§. CCXLI.

Nun ſind wir endlich von der moraliſchen Urſache des moraliſchen Böſen loß und ledig; das Malum phyſicum, nemlich die Schmertzen, das Leiden, und das Elend, werden uns noch weniger aufhalten, weil ſie aus dem moraliſchē Böſen flieſſen. Die Straffe iſt nach Grotio ein Malum paſſionis, quod infligitur ob malum actionis. Man leidet, weil man was begangen. Und man empfängt Böſes, weil man Böſes gethan:

Noſtrorum cauſa malorum
Nos ſumus.

Es iſt wahr, daß man offt wegen der böſen Thaten anderer was leidet; allein wenn man an dem Laſter keinen Theil hat, ſo mag man gewiß glauben, daß uns dieſes Leiden ein gröſſeres Glücke zubereite. Die Frage von dem phyſiſchen Böſen, das iſt von dem Urſprunge unſerer Leiden, hat auch dergleichen Schwürigkeiten die ihr mit denen Schwürigkeiten von dem Urſprunge des metaphyſiſchen Böſen gemein ſind, von denen wir an den Monſtris und den andern Schein-Irregularitæten des Univerſi Exempel haben. Allein man muß ſchlüſſen, ob ſchon das Leiden und die Monſtra mit in der Ordnung begriffen, man dennoch wohl thut wenn man bedencket, daß es nicht allein beſſer geweſen, dieſe Fehler und Monſtra zuzulaſſen, als die allgemeinen Geſetze zu übertreten, wie bißweilen der Ehrwürdige Pater Mallebranche urtheilet; ſondern daß auch dieſe Monſtra ſelbſt in den Reguln begriffen und dem generalen Willen gemäß ſind, ob wir gleich dieſe Ubereinſtimmung nicht vermögen zu entdecken. Es iſt wie in der Mathematic; da es bißweilen ſcheint als wären Irregularitæten verhanden, die aber endlich in eine groſſe Ordnung ausſchlagen, wenn man ſie völlig eingeſehen hat. Deswegen habe ich ſchon oben angemercket, daß in meinen Grund-Lehren ein jeder individualer Ausgang ohne Ausnahm, ein Erfolg derer generalen Voluntatum ſey.

§. CCXLII.

Man darff ſichs gar nicht befremden laſſen, daß ich dieſe Sachen mit ſolchen Gleichniſſen zu erklären ſuche die aus der Matheſi pura genommen worden, in der alles in der Ordnung gehet, und da man noch Mittel und Wege hat ſie durch ein genaues Nachſinnen zu entdecken, das uns endlich die Begriffe GOttes zu erkennen giebet. Man kan eine dem Schein nach gantz und gar irregulaire Reyhe Zahlen vorſchlagen, in der die Zahlen auf unterſchiedene Arten wachſen und abnehmen, ohne daß die geringſte Ordnung unter ihnen zu ſeyn ſcheine; inzwiſchen aber wer den Schlüſſel dazu weiß, und den Urſprung und die Conſtruction dieſer Reihe Zahlen verſtehet, der kan eine Regul geben, die, wenn ſie wohl verſtanden worden, zeiget, daß die Reihe gantz regulair iſt, und daß ſie ſchöne Eigenſchafften habe. Man kan es in Linien noch deutlicher machen: eine Linie kan allerhand weiſe von der Höhe herab gezogen, und zurück gezogen werden; ſie kan allerhand zuſammen gezogene und eingebogene unterbrochene Punckte, und andere Veränderungen bekommen, ſo daß man weder Geſchicke noch Gelencke drinne findet; ſonderlich wenn man nur einen Theil der Linie betrachtet: und dennoch könte es geſchehen daß man die Æquation und Conſtruction davon geben könte, in der ein Geometra die Urſache und die Ubereinſtimmung aller dieſer vermeinten Irregularitæten finden würde; und ſo muß man auch von den vermeinten Irregularitæten derer Monſtrorum und anderer vermeinten Fehler im Univerſo urtheilen.

§. CCXLIII.

In dieſem Verſtande kan man die ſchönen Worte des heil. Bernhardi (Epiſt. 276. ad Eugen. III.) gebrauchen: Ordinatiſſimum eſt, minus interdum ordinate fieri aliquid. Die groſſe Ordnung erforderts, daß eine kleine Unordnung mit unterlauffe; ja man kan gar ſagen, dieſe kleine Unordnung ſcheine nur im Gantzen eine Unordnung zu ſeyn, und ſie ſcheint auch nicht einmahl in Anſehung der Glückſeligkeit derjenigen eine Unordnung zu ſeyn, die ſich in dem Wege der Ordnung ſchicken und finden.

§. CCXLIV.

Wenn ich von Monſtris rede; ſo verſtehe ich noch viel andere Schein-Fehler. Es iſt uns faſt nur die Fläche unſers Globi bekandt, wir kommen auch nicht viel über einige Ruthen in ſein innerſtes; das was wir in dieſer Rinde des Globi finden, ſcheinet eine Würckung groſſer Erſchütterung und Erdbeben zu ſeyn; es ſcheinet dieſer Globus habe einſt gebrennet, und die Felſen, welche gleichſam der Grund dieſer Schale der Erden ſind, ſcheinen übrig gebliebene Schlacken von einer groſſen Zerſchmeltzung zu ſeyn. Man findet in ihrem Eingeweide allerhand Metalle und Mineralien, die denjenigen ſehr ähnlich ſind, ſo aus unſern Offen kommen; und das gantze Meer könte wohl eine Art eines olei per deliquium ſeyn, wie z. E. das Oleum Tartari in einem feuchten Ort gemacht wird; denn als ſich die Fläche der Erden nach dem groſſen Brande wieder abgekühlt hatte; ſo iſt die Feuchtigkeit, welche das Feuer in die Lufft getrieben hatte, wieder auf die Erde gefallen, hat deren obern Theil damit gewaſchen und das Sal fixum, das in der Aſchen übrig blieben war, aufgelöſet und in ſich gezogen, und endlich dieſe groſſe Höhle in der obern Fläche unſrer Kugel angefüllet, den Ocean zu machen, der voll ſaltziges Waſſers iſt.

§. CCXLV.

Es iſt auch zu ſchlüſſen, daß nachdem Feuer die Erde und das Waſſer nicht wenig verderbet und verwüſtet habe. Vielleicht iſt auch die durch die Abkühlung gemachte Kruſte, die groſſe Höhlen unter ſich hatte, herunter gefallen, ſo daß wir nur bloß auf Erd-Fällen wohnen, wie unter andern der Herr Thomas Burnet, Capelan des verſtorbenen Königs von Engeland, gar wohl angemercket hat. Und es haben viele Fluthen und Uberſchwemmungen Auswürffe gelaſſen, von denen wir noch einige Merckmahl und Uberbleibſel finden, die zeigen, daß das Meer vorher in Oertern geweſen,

ſen, von denen es heut zu Tage weit entfernet iſt. Allein dieſe Erſchütterungen und Erdbeben haben endlich ein Ende genommen, und der Erdkreis iſt endlich zu der Geſtalt gekommen die wir jetzo ſehen. Moſes zeiget dieſe groſſe Veränderungen mit wenig Worten an; die Abſonderung des Lichtes und der Finſterniſſe deutet die Zerſchmeltzung an, die von dem Feuer verurſachet worden, und die Abſonderung der feuchten Materie von der trockenen, die Würckung der Uberſchwemmung. Allein wer ſiehet nicht, daß durch dieſe Unordnung die Sachen in den Stand geſetzt worden, in dem ſie ſich jetzo befinden, daß wir ihnen unſere Reichthümer und unſere Beqvemlichkeit zuzuſchreiben haben, und daß hiedurch dieſer Erdkreiß iſt geſchickt geworden, daß er durch unſern Fleiß könne cultivirt und angebauet werden? dieſe Unordnungen ſind in eine Ordnung ausgeſchlagen. Die wahren oder Schein-Unordnungen die wir von weiten ſehen, ſind die Flecken der Sonnen und Cometen; allein wir wiſſen weder was ſie nutzen, noch ob was ordentliches in ihnen iſt. Man hat einſt die Planeten vor irrende Sternen gehalten; jetzt aber iſt ihre Bewegung ordentlich: vielleicht iſts mit den Cometen auch alſo, die Nachkommen werden es erfahren.

§ CCXLVI.

Unter die Unordnungen rechnet man gar

nicht die Ungleichheit derer Umſtände, und der Herr Jaquelot fragt diejenigen, die alles gerne vollkommen gleich haben wolten, gar recht, wie es doch komme, daß die Felſen nicht mit Blättern und Blumen gekrönet ſind? daß die Ameiſen nicht Pfauen ſind? und wenn alles durchgehends gleich ſeyn müſſe, ſo würde ſich der Arme über den Reichen, der Knecht über den Herrn beſchweren: die Orgel-Pfeiffen müſſen nicht alle gleich ſeyn. Der Herr Bayle wird ſagen, es ſey noch ein Unterſcheid zwiſchen einer Unordnung in lebloſen Dingen, die blos metaphyſiſch iſt, und zwiſchen einer Unordnung bey vernünfftigen Geſchöpffen, die in der Sünde und dem Leyden beſtehet. Er hat recht daß er ſie von einander unterſcheidet; allein wir ſetzen ſie auch nicht ohne Grund zuſammen. GOtt vernachläßiget keines weges die lebloſen Dinge, ſie ſind zwar unempfindlich, allein GOtt hat doch eine Empfindung vor ſie. GOtt ſetzet die Thiere gar nicht aus den Augen, ſie wiſſen und verſtehen nichts, allein GOtt weiß von ihnen. Den geringſten würcklichen Fehler, der etwan im Univerſo ſeyn möchte, würde er ſich ſelbſt verweiſen, wenn ihn gleich niemand gewahr würde.

§. CCXLVII.

Der Herr Bayle ſcheint nicht zu billigen, daß man die Unordnungen die etwan in den lebloſen Dingen ſeyn können, mit denen Unordnunnungen vergleiche, welche den Frieden und die Glückſeligkeit der vernünfftigen Geſchöpffe ſtören; noch daß man die Zulaſſung der Sünde einstheils auf die Sorgfalt gründe die Verwirrung der Geſetze der Bewegungen zu vermeyden. Man könte nach ſeiner Meynung daraus ſchlüſſen (Reponſe Poſth. à Mr. Jaquelot p. 183.) „GOtt habe die Welt nur zu „dem Ende geſchaffen, damit er ſeine unendli„che Wiſſenſchafft und Erkäntniß von der „Bau- und Bewegungs-Kunſt an Tag legen „könne, ohne daß die Eigenſchafften nach denen „man ihn gut und einen Freund der Tugend „heiſſen kan, an Verfertigung dieſes groſſen „Werckes einen Theil gehabt hätten. Die„ſer Gott würde ſich nur mit ſeiner Wiſſen„ſchafft was einbilden, er würde lieber laſſen „das gantze menſchliche Geſchlechte umkom„men und verderben, als zugeben, daß einige „Atomi geſchwinder oder langſamer giengen, „als es die generalen Geſetze erfordern.„ Der Herr Bayle würde dieſes nicht eingewendet haben, wenn ihm das Syſtema der generalen Harmonie bekant geweſen, das ich begreiffe, und das beſagt das Regnum derer Cauſarum Efficientium und der Cauſarum Finalium ſeyn unter einander parallel, GOtt ſey nicht weniger der beſte Monarche, als der gröſte Baumeiſter; die Materie ſey dergeſtalt diſponirt, daß die Geſetze der Bewegung zu der beſten Regierung derer Geiſter dienen; folglich befinde ſich, daß er ſo viel Gutes erhalten als nur möglich geweſen, wenn man die metaphyſiſchen, die phyſiſchen und die moraliſchen Güter alle zuſammen rechnet.

§. CCXLVIII.

Allein, möchte der Herr Bayle ſagen, da GOtt durch ein kleines Wunder unendlich viel Böſes abſchaffen können, warum hat er es denn nicht gethan? Er giebt denen gefallenen Menſchen ſo auſſerordentliche Hülffs-Mittel; allein eine kleine Hülffe von der Art die der Evä wäre gegeben worden, hätte ihren Fall hindern und die Verſuchung der Schlangen unkräfftig machen können. Wir haben dergleichen Einwendungen durch dieſe generale Antwort, daß GOtt kein ander Univerſum erwehlen können, weil er das beſte erwehlet, und nur die Wunder angewendet die dazu nöthig geweſen, ſchon ein Genüge gethan. Man hatte ihm geantwortet, die Wunder änderten die natürliche Ordnung des Univerſi; er antwortet, das wäre ein Geſpötte und das Wunder z. E. auf der Hochzeit zu Cana hätte an der Lufft des Zimmers keine andere Veränderung gemacht, auſſer daß ſie ſtatt einiger Particulgen von Waſſer, die ſie in ihre Poros bekommen ſollen, Wein-Particulas bekommen. Allein es iſt zu bedencken, daß in dem beſten Plane der Dinge nichts zu ändern ſey, weil er einmahl erwehlet worden.

§. CCXLIX.

Die Wunder-Wercke anlangend (von denen wir ſchon oben was gedacht) ſo ſind ſie vielleicht nicht alle einerley Art; allem Anſehn nach mag es ihrer viel geben die GOtt durch den Dienſt einiger unſichtbahrer Subſtanzien, als wie die Engel, verrichtet, wie der Ehrwürdige Pater Malebranche auch davor hält. Und dieſe Engel und dieſe Subſtanzien agiren nach den gewöhnlichen Geſetzen ihrer Natur, indem ſie viel zärtere und hurtigere Cörper haben als die, ſo wir handthieren können. Und dergleichen Wunder-Wercke ſind nur vergleichungs-weiſe Wunder-Wercke, und in Anſehung unſerer: gleich wie unſere Wercke bey den Thieren vor Wunder paſſiren würden, wenn ſie ihre Gedancken drüber haben könten. Die Verwandlung des Waſſers in Wein könte vielleicht dergleichen Wunderwerck ſeyn. Allein die Schöpfſung, die Menſchwerdung und einige andere Thaten GOttes ſind über die menſchlichen Kräffte, und ſind würckliche Wunder oder gar Geheimniſſe. Wenn inzwiſchen die Verwandlung des Waſſers in Wein zu Cana ein Wunder von der erſten Art geweſen wäre, ſo würde GOtt wegen der Verbindung der Cörper, hiedurch den gantzen Lauff des Univerſi geändert haben, oder genöthiget worden ſeyn dieſe Verbindung annoch auf wunderwürdige Weiſe zu hindern, und die Cörper die bey dem Wunder nichts zu thun hatten, als wenn keines geſchehen wäre, agiren zu laſſen, und nach dieſem geſchehenen Wunder, würde er alle Sachen in den Cörpern, die ſelbſt mit intereſſirt geweſen, wieder in den Stand ſetzen müſſen, in den ſie ohn das Wunder-Werck würden gekommen ſeyn, hierauf würde endlich alles wieder in ſeinen erſten Gang kommen ſeyn. Alſo erforderte dieſes Wunder-Werck mehr als es ſcheinet.

§. CCL.

Was das phyſiſche Böſe derer Geſchöpffe, nemlich ihre Leiden anlanget, ſo ficht er ſehr wieder diejenigen welche das Vorfahren, das GOtt in dieſem Anſehn beobachtet, durch beſondere Gründe ſuchen zu rechtfertigen. Ich ſetze hier die Leiden der Thiere bey ſeite, und ſehe daß der Herr Bayle vornehmlich auf der Menſchen ihre Leiden dringet; vielleicht weil er glaubt die Thiere hätten keine Empfindungen; und viele Carteſianer haben eben aus der Ungerechtigkeit die darunter vorgehen würde, wenn die Beſtien ſo viel litten, beweiſen wollen, daß ſie nur Machinen ſind, quoniam ſub Deo juſto nemo innocens miſer eſt. Unter einem Herrn wie GOtt kan ein Unſchuldiger unmöglich elend ſeyn. Der Grund-Satz iſt gut; allein daraus, glaub ich, kan man nicht ſchlüſſen, daß die Thie-

re

re keine Empfindung haben, weil ich eigentlich zu reden nicht glaube, daß die Empfindung zulange das Elend zu verurſachen, wenn keine (Reflexion) Uberlegung dabey iſt. Eben ſo iſt es auch mit der Glückſeligkeit beſchaffen; ohne eine Uberlegung iſt keine Glückſeligkeit:

O fortunatos nimium, ſua qui bona
norint!

Vernünfftiger Weiſe iſt nicht zu zweiffeln, daß nicht die Thiere Schmertzen haben; allein ihr Vergnügen und ihre Schmertzen ſcheinen nicht ſo empfindlich zu ſeyn, als wie bey den Menſchen. Denn weil ſie nicht reflectiren, ſo können ſie weder einen Verdruß empfinden, der bey dem Schmertze iſt, noch eine Freude, die mit dem Vergnügen vergeſellſchafftet iſt. Die Menſchen ſind zuweilen in einem Stande, in dem ſie nicht viel von den Thieren unterſchieden ſind, und faſt aus einem bloſſen Inſtinctu und nach den bloſſen Vorſtellungen der ſinnlichen Erfahrungen agiren; und in dieſem Stande ſind ihr Vergnügen und ihre Schmertzen ſehr gering und ſchlecht.

§. CCLI.

Allein wir wollen die Beſtien fahren laſſen und uns zu den vernünfftigen Geſchöpffen wenden; Und in Anſehung dieſer wirfft der Herr Bayle dieſe Frage auf, ob in der Welt mehr mala phyſica, als bona phyſica ſeyn. (Repon. aux queſtions d'un Provinc. ch. 72. T. 2.) Wenn man dieſe Frage wohl entſcheiden will, ſo muß man erklären, worinnen dieſe Güter und dieſe Ubel beſtehen. Wir ſind eins, daß das phyſiſche Böſe nichts anders als ein Mißvergnügen ſey, und ich begreiffe darunter den Schmertz, den Verdruß, und allerhand Beſchwerlichkeiten. Beſtehet denn aber das phyſiſche Gute eintzig und allein im Vergnügen? Der Herr Bayle ſcheint der Meynung zu ſeyn; allein ich halte davor, es beſtehe annoch in einem mittelmäßigen Zuſtande, als wie z. E. die Geſundheit. Man befindet ſich gut genug, wenn man nichts Böſes empfindet; das iſt ein Grad der Weißheit wenn man nichts närriſches an ſich hat.

Sapientia prima eſt ſtultitia caruiſſe. Gleichwie man ſehr lobens-würdig iſt, wenn man nicht mit Recht kan getadelt werden, ſi non culpabor, ſat mihi laudis erit. Und auf dieſen Fuß ſind alle Empfindungen, die uns nicht mißfallen, alle Ausübungen unſerer Kräffte, die uns nicht incommodiren, und deren Hinderungen uns was beſchwerlich fallen würden, phyſiſche Güter, wenn ſie uns gleich kein Vergnügen geben; denn ihre Beraubung iſt ein phyſiſches Ubel. Alſo empfinden wir das Gute der Geſundheit und andere dergleichen Güter nicht eher als wenn ſie uns entzogen werden. Und auf dieſe Weiſe wolte ich mir faſt getrauen zu behaupten, daß die Güter ſelbſt in dieſem Leben das Böſe übertreffen, und daß unſere Beqvemlichkeiten gröſſer ſind als unſere Beſchwerlichkeiten, und daß der Herr Carteſius recht geſagt: (T. I. lit. 9.) „Die natürliche „Vernunfft lehre uns, daß wir in dieſem „Leben mehr Güter, als Ubel haben.

§. CCLII.

Es iſt noch diß hinzu zu ſetzen, daß der allzuhäuffige Genuß und das groſſe Vergnügen ein ſehr groſſes Ubel ſeyn würde. Es ſind gewiſſe Vergnügen die der Hypocrates mit der fallenden Sucht verglichen, und Sciopius hat ſich ohne Zweiffel nur ſo angeſtellet als wenn er die Sperlinge beneide, damit er in einem gelehrten Wercke, das aber mehr als zu ſpaßhafftig iſt, auf eine angenehme Art möchte ſchertzen können. Die allzuſcharffen Speiſen ſind der Geſundheit ſchädlich, und verringern die Zärtlichkeit einer niedlichen Empfindung, und die Vergnügungen ſind durchgehends in dem Gemüthe gleichſam eine Ausgabe oder Verſchwendung, ob ſie ſchon in einigen beſſer als in den andern erſetzt werden.

§. CCLIII.

Inzwiſchen führt man zum Beweiß, daß das Böſe das Gute übertreffe, den Herrn La Motte le Vayer (lit. 134.) an, der nicht begehrte wieder in die Welt zu gehen, wenn er eben das wieder ausſtehen ſolte, was ihm die Vorſehung bereits ſchon auferlegt gehabt. Allein ich habe be ſchon geſagt, ich glaubte man würde den Vorſchlag desjenigen annehmen, der den Lebens-Faden der Parcen wieder von neuen knüpffen könte, wenn man uns nur neue Umſtände verſpräche, ob ſie gleich ſchon nicht beſſer wären, als die erſten. Aus dem alſo was der Herr la Motte le Vayer geſagt, folgt gar nicht, daß er nicht wieder eine Perſon agiren wolte, wenn es eine neue geweſen wäre, wie es ſcheint daß es der Herr Bayle nimmt.

§. CCLIV.

Die Gemüths-Vergnügungen ſind die reinſten un̄ nützlichſten die Freude dauerhafft zu machen. Cardanus war bereits in ſeinem hohen Alter mit ſeinem Zuſtande dermaſſen zu frieden, daß er mit einem Eyde bezeugte, er möchte ihn nicht mit dem Zuſtande eines von den reichſten jungen Menſchen, der aber dabey ungelehrt und unwiſſend wäre, vertauſchen. Der Herr la Motte le Vayer führet es ſelber an ohne es zu tadeln: Die Wiſſenſchafft und Gelahrheit ſcheinet dergleichen Anmuth zu haben, die von Leuten, ſo ſie niemahls geſchmeckt haben, nicht kan begriffen werden. Ich verſtehe nicht ein bloſſes Wiſſen von Thaten, ohne die Erkäntniß derer Rationum und Gründe; ſondern ein ſolches Wiſſen als wie das Cardaniſche, der bey allen ſeinen Fehlern in der That ein groſſer Mann war; und ohne dieſe Fehler unvergleichlich würde geweſen ſeyn. Felix qui potuit rerum] cognoſcere cauſas, ille metus omnes & inexorabile fatum ſubjecit pedibus. Das iſt nicht eine geringe Sache, wenn man mit GOtt und dem Univerſo zu frieden iſt, wenn man ſich weder vor dem fürchtet was uns deſtinirt iſt, noch ſich über dasjenige beſchwert was uns begegnet. Die Erkäntniß der rechten Grund-Lehren giebt uns dieſen Vortheil, der gantz anders iſt, als derjenige den die Stoicker und Epicurer aus ihrer Weißheit nahmen. Es iſt zwiſchen der rechten und zwiſchen ihrer Sitten-Lehre ein ſo groſſer Unterſcheid, als zwiſchen der Freude und der Gedult iſt; denn ihre Gemüths-Ruhe gründete ſich nur auf die Nothwendigkeit; unſere aber muß auf die Vollkommenheit und die Schönheit der Dinge, und auf unſere eigne Glückſeligkeit gegründet ſeyn.

§. CCLV.

Allein was wollen wir von den Schmertzen des Leibes ſagen? können ſie nicht ſo herb und ſo bitter ſeyn, daß ſie auch dieſe Gemüths-Ruhe des Weiſen zu unterbrechen vermögen? Ariſtoteles hält es davor; die Stoicker nebſt den Epicurern waren einer andern Meinung; Carteſius hat die Meinung dieſer Welt-Weiſen von neuen aufgebracht; er ſagt im angeführten Brieffe: „Man könte ſelbſt in den betrübteſten Zufällen, und den empfindlichſten und „nachdrücklichſten Schmertzen zu frieden ſeyn, wenn man nur die Vernunfft zu gebrauchen„ wiſſe. Der Herr Bayle antwortet hierauf:„ (Rep. au Prov. T. 3. ch. 157. p. 991.) Das„ hieſſe nichts, man zeigte uns dadurch ein Mittel„ das faſt niemand zuzubereiten wüſte. Ich halte die Sache nicht vor unmöglich, und glaube die Menſchen könten durch vieles Nachdencken und durch viele Ubung dazu gelangen. Denn der wahrhafftigen Martyrer und derer nicht zu gedencken, die einen auſſerordentlichen Beyſtand von oben gehabt, ſo hat es ja falſche Martyrer gegeben, die ihnen nachgeahmet haben; und der Spaniſche Sclave, der den Carthaginenſiſchen Gouverneur ums Leben brachte um ſeinen Hn. zu rächen, und der bey der gröſten Marter eine groſſe Freude darüber bezeigte, kan die Welt-Weiſen beſchämen: warum ſolte man nun nicht ſo weit kommen können als er? Man kan von einem Vorzuge, ſo wohl als von einer desavantage, ſagen:

Cuivis accidere poteſt, quod cuiquam
poteſt.

§. CCLVI.

Allein es geben uns noch heut zu Tage gantze Völcker, als wie die Hurons, die Hiroquois, die Galibis, und andere Americaniſche Völcker hierbey eine groſſe Lection. Man kan nicht ohne Verwunderung leſen, wie unerſchrocken und faſt wie unempfindlich ſie ihren Feinden unter die Augen gehen, die ſie bey einem gelinden Feuer braten und ſtückweiſe verzehren. Wenn dergleichen Leute die Vortheile des Leibes und des Gemüthes behalten und unſere Erkäntniß dabey haben könten, ſo würden ſie uns auf alle Weiſe übertreffen. Extat ut in mediis turris aprica caſis. Sie würden gegen uns wie ein Rieſe gegen einen Zwerg, wie ein Berg gegen einen Hügel ſeyn.

Quantus Erix, & quantus Athos, gaudetque nivali
Vertice ſe attollens pater Apenninus ad auras.

§. CCLVII.

Alles dieſes was hier in dieſen wilden Menſchen, die von einem gantz beſonderen Triebe der Ehren eingenommen ſind, eine erſtaunenswürdige Stärcke des Leibes und des Gemüthes ausrichtet und vermag, das könte unter uns durch Aufferziehung, durch recht empfindl. und beiſſende Kränckungen und Schmertzen, durch eine auf Rationes gegründete herrſchende Freude, durch eine groſſe Ubung mitten unter ſolchen Impreſſionibus und Gemüths-Verwirrungen, die es am allerbeſten vermögen zu beunruhigen, eine Munterkeit und Gegenwart des Gemüths beyzubehalten, erlanget werden. Man erzehlet von den alten meuchelmörderiſchen Unterthanen die von dem älteſten oder vielmehr von dem Herrn des Berges erzogen worden, etwas das dieſem ziemlich beykommt. Dergleichen Schule, die aber einen beſſern Endzweck hätte, würde vor die Miſſionarios gut ſeyn, die wieder nach Japon gehen wolten. Die Gymnoſophiſten der alten Indier hatten vielleicht auch etwas das dieſem beykam; und der Calanus, der dem groſſen Alexander das Spectacle machte ſich lebendig verbrennen zu laſſen, war ohne Zweiffel von den groſſen Exempeln ſeines Lehrmeiſters angefriſchet und durch viel und groſſe Leiden dermaſſen geübet worden, daß er vor keinen Schmertzen nicht die geringſte Furcht hatte. Die Weiber dieſer Indianer, die noch heut zu Tage mit den Leibern ihrer Männer begehren verbrennet zu werden, ſcheinen noch etwas von der Hertzhafftigkeit der alten Welt-weiſen ihres Landes an ſich zu haben. Ich mache mir auch nicht die Gedancken, daß man ſo bald einen geiſtlichen Orden auffrichten möchte, deſſen Endzweck wäre den Menſchen zu dieſem Grad der Vollkommenheit zu bringen; dergleichen Leute würden vor den andern allzugroſſen Vorzug haben, und Fürſten und Herren würden ſich allzu ſehr vor ihnen zu fürchten haben. Gleich wie man aber ſelten dergleichen Extremitæten unterworffen iſt, da man einer ſo groſſen Stärcke des Gemüths vonnöthen haben möchte; ſo würde man ſich auch gewiß nicht entſchlüſſen mit Verluſt unſerer gewöhnlichen Bequemlichkeiten ſich dergleichen Stärcke anzuſchaffen, ob man gleich weit mehr dabey gewinnen, als verlichren würde.

§. CCLVIII.

Inzwiſchen iſt dieſes ſelbſt eine Probe, daß das Gute bereits das Böſe übertrifft, weil man dieſes groſſen Hülffs-Mittels nicht von nöthen hat. Euripides hat es auch geſagt πλείω τὰ χρηστὰ τῶν κακῶν εἶναι βροτοῖς, mala noſtra longe judico vinci a bonis. Homerus und andere Poeten waren einer andern Meynung, und der gemeine Mann hälts mit ihnen. Dieſes kommt daher, daß das Böſe unſere Auffmerckſamkeit mehr erregt, als das Gute; und eben dieſe Urſache bekräfftiget es daß das Böſe ſeltner iſt. Man darff alſo den verdrüßlichen Redens-Arten des Plinii nicht glauben, der die Natur vor eine Stieff-Mutter ausgiebt, und davor hält der Menſch wäre das elendeſte und heßlichſte Geſchöpffe. Dieſe zwey Epitheta ſchicken ſich nicht zuſammen; man iſt noch nicht elend genug, wenn man von ſich ſelbſt eingenommen iſt. Die Menſchen verachten zwar mehr als zu viel die menſchliche Natur, weil ſie allem Anſehn nach keine andere Geſchöpffe ſehen, die ihre Æmulation erregen könten; allein ſie machen mehr als zu viel von ſich, und ſind mehr als zu leicht mit ſich ins beſondere zu frieden. Ich halte es alſo mit dem Caſaubono der in ſeinen Anmerckungen über den Xenophanem des Diogenis Laertii die ſchönen Gedancken des Euripidis ſo ſehr lobet, daß er ſo gar von ihm ſagt, er habe Sachen geſchrieben quæ ſpirant Θεόπνευστον pectus. Seneca redet lib. 4. c. 5. von den Gütern, mit denen uns die Natur überſchüttet, mit groſſer Beredſamkeit. Der Herr Bayle führt in ſeinem Dictionario Art. Xenophanes viel andere Autores dagegen an, und unter andern eine Stelle des Poeten Diphilus in den Collectionibus des Stobei, welche Lateiniſch ſo könte ausgedruckt werden:

Fortuna Cyathis bibere nos datis jubens,
Infundit uno terna pro bono mala.

§. CCLIX.

Der Herr Bayle ſtehet in den Gedancken wenn bloß von dem malo culpæ oder dem malo morali der Menſchen die Rede wäre, ſo würde der Proceß bald vor den Plinium gut ausſchlagen, und Euripides ſeine Sachen verliehren. Ich habe nichts darwieder einzuwenden, unſere Laſter ſind ohne allen Zweiffel gröſſer als unſere Tugenden, und das kommt von der Erb-Sünde her. Ob zwar der gemeine Hauffen in dieſem Stücke die Sache gar zu arg macht, und ſo gar auch einige Theologi den Menſchen ſo ſehr gering machen, ſo bleibet und iſt dennoch wahr, daß ſie der Verſehung des Urhebers der Menſchen zu nahe treten. Deßwegen bin ich eben auf diejenigen nicht wohl zu ſprechen, die glauben, ſie hätten unſerer Religion eine groſſe Ehre erzeiget, wenn ſie geſagt, die Tugenden der Heyden wären nur ſplendida peccata anſehnliche Laſter. Dieſen Spruch der in der heiligen Schrifft keinen Grund hat, und der Vernunfft zuwider iſt, thut der heilige Auguſtinus. Allein hier iſt nur vom phyſiſchen Guten und Böſen die Rede; und man muß die Wiederwärtigkeiten und die Glückſeligkeiten des Lebens ins beſondere mit einander vergleichen. Der Herr Bayle wolte die Betrachtung der Geſundheit faſt gar ausgeſchloſſen wiſſen; er vergleicht ſie mit den rarificirten Cörpern die wie die Lufft faſt gar nicht empfunden werden; die Schmertzen aber vergleicht er mit den Cörpern die ſehr dicht und in wenigen viel wiegen. Allein der Schmertz ſelbſt giebt die Wichtigkeit der Geſundheit zu erkennen, wenn wir derſelben beraubt ſind. Ich habe ſchon angemerckt daß allzu viele ſüſſe Empfindungen des Leibes ein wahrhafftiges Ubel ſeyn würden; die Sache kan nicht anders ſeyn, es iſt gar zu viel dran gelegen, daß das Gemüthe frey ſey. Lactantius hatte in ſeinen Inſtit. Div. lib. 3. cap. 18. geſagt, die Menſchen wären ſo zärtlich, daß ſie ſich über das geringſte Ubel beſchwerten, nicht anders als wenn ſie alle Güter, die ſie genöſſen, verſchluckten. Hierauf antwortet der Herr Bayle: dazu, daß die Menſchen ſchlüſſen können, daß ſie übel dran ſeyn, ſey ſchon genug, wenn ſie nur meynen ſie wären übel dran, weil die Meynung oder die Einbildung das Gute und das Böſe abmeſſen. Allein ich antworte die gegenwärtige Meynung der Empfindung iſt nichts weniger als das rechte Maaß des vergangenen und zukünfftigen Guten und Böſen. Ich gebe ihm zu, daß man zu der Zeit, da man dieſe verdrüßliche Gedancken hat, übel dran ſey; allein das hindert ja nicht, daß man ſich nicht vorher habe wohl befinden können, und daß nach allem Uberſchlag das Gute nicht das Böſe übertreffe.

CCLX.

Ich wundere mich gar nicht daß ſich die Heyden, die mit ihren Göttern ſchlecht zu frieden waren, über den Prometheum und Epimetheum deßwegen beſchwert haben, daß ſie ein ſo ſchwächlich und gebrechlich Thier geſchmiedet als wie der Menſch iſt, und daß ſie über der Fabel von dem alten Sileno einem Ernehrer des Bacchus ein ſolches Gefallen bezeiget, der von dem Könige Midas gefangen genommen worden, und ihm, ſtatt ſeiner Rantzion, dieſen vermeynten ſchönen Spruch gelehret: das erſte und gröſte Gut ſey nicht gebohren werden, und das andere dieſes Lebens geſchwinde loß werden. (Cic. Tuſcul. lib. 1.) Plato glaubte die Seelen wären einſt in einem glückſeligern Zuſtande geweſen, und viele von den Alten, unter andern Cicero in ſeiner Conſolatione, (wie Lactantius meldet,) haben davor gehalten, ſie wären um ihrer Sünden willen in die Leiber wie in Geſängniſſe eingeſchloſſen worren. Hiedurch geben ſie eine Urſache von unſern Malis, und ſetzen ihre Vorurtheile wieder das menſchliche Leben deſto feſter. Kein Geſängniß iſt ſchön. Allein über dem daß auch ſelbſt nach dieſen Heyden die Ubel dieſes Lebens gleich aufgehen, und von den Gütern des vergangenen und zukünfftigen Lebens würden übertroffen werden; ſo unterſtehe ich mich doch zu ſagen, daß wenn wir die Sachen ohne Vorurtheile unterſuchen, wir befinden, daß weil eines das andere aufhebt und trägt, das menſchliche Leben insgemein noch mit gehe; und wenn wir noch die Bewegungs-Gründe der Religion dazu nehmen, ſo werden wir mit der Ordnung zu frieden ſeyn, die GOtt in daſſelbige gelegt hat. Und damit wir von unſern Ubeln und Gütern deſto beſſer möchten urtheilen können, ſo werden wir wohl thun, wenn wir den Cardanum de utilitate ex adverſis capienda, und den Novarini de occultis Dei beneficiis vor die Hand nehmen.

§. CCLXI.

Der Herr Bayle handelt ſehr weitläufftig von den Unfällen groſſer Leute, die vor die glückſeligſten gehalten werden. Der beſtändige Genuß ihres herrlichen Zuſtandes macht ſie gegen das Gute gantz unempfindlich, und über das Böſe ſehr empfindlich. Es iſt deſto ſchlimmer vor ſie, wenn ſie die Vortheile der Natur und des Glückes nicht zu gebrauchen wiſſen, welches iſt aber von dieſen beyden ſchuld daran? Unterdeſſen giebt es auch groſſe Leute die klüger ſind, die die Vortheile, ſo ihnen GOtt mitgetheilet, ſich wiſſen zu Nutzen zu machen, die ſich in ihren Unglücks-Fällen gleich finden, und ſelbſt gar aus ihren eignen Fehlern einen Vortheil ſchöpffen. Der Herr Bayle giebt darauf nicht Achtung; und will lieber den Plinium anhören, der glaubt daß Auguſtus, als ein Printz dem das Glücke ſonderlich günſtig geweſen, wenigſtens ſo viel Böſes als Gutes ausgeſtanden. Ich geſtehe, ſeine Familie hat ihm viele Verdrüßligkeiten veruhrſachet, und vielleicht hat ihm auch das im Kopffe geſteckt, daß er die Republic untergedruckt; allein ich glaube er iſt allzu klug geweſen, daß er ſich nicht das erſtere werde haben zu Hertzen gehen laſſen, und Mæcenas mag ihm wohl dem Anſehn nach alles ſo vorgeſtellt haben, daß er erkant, Rom habe einen Herrn von nöthen gehabt. Wenn Auguſtus in dieſem Puncte noch einen gewiſſen Scrupel gehabt hätte, ſo würde Virgilius ſein Lebe-Tage nicht von einem Verdammten geſagt haben:

Vendidit hic auro patriam Dominumque potentem, Impoſuit, fixit leges pretio atque refixit.

Auguſtus würde geglaubt haben, er und Cæſar würde in dieſen Verſen angeſtochen, die von einem Herrn reden, der einer freyen Republic das garaus geſpielet. Allein es ſcheinet als habe er es ſo wenig auf ſein Reich gezogen, als er das vor eine Sache hielte, die mit der Freyheit wohl ſtehen könte, und vor ein nothwendiges Mittel wieder die öffentlichē Ubel anſahe, und als die heutigen Fürſten das auf ſich ziehen, was von den Königen geſagt wird, die in dem Telemaque des Herrn von Cambray einen Ausputzer bekommen und getadelt werden. Jeder glaubt er habe groſſes Recht. Tacitus ein Scribent, der gantz nicht intereſſirt iſt, entſchuldiget den Auguſtum im Anfange ſeiner Annal. mit zwey Worten. Allein Auguſtus hat von ſeinem guten Glücke beſſer als jemand urtheilen können, er ſcheint vergnügt geſtorben zu ſeyn, aus einer Ration, die beweiſt daß er mit ſeinem Leben zu frieden geweſt. Denn als er ſtarb, ſo ſagte er ſeinen guten Freunden einen Grichiſchen Vers her, der ſo viel bedeutet, als das Plaudite welches man beym Beſchluß einer wohlgeſpielten Comœdie zu ſagen pflegte. Svetonius führet ihn an:

Δότε κρότον καὶ πάντες ὑμεῖς μετὰ χαρᾶς κτυπήσατε.

§. CCLXII

§. CCLXII.

Wenn auch nun ſchon dem menſchlichen Geſchlecht mehr Böſes als Gutes zum Theil worden wäre, ſo iſt es doch in Anſehung GOttes ſchon genug, daß im Univerſo weit mehr Gutes als Böſes verhanden. Der Rabbine Maimonides (deſſen Meriten noch nicht genugſam erkant werden, wenn man gleich ſpricht, er wäre der erſte Rabbine der nicht mehr närriſche Dinge vorbringe,) hat über die Frage (ob mehr Gutes als Böſes in der Welt) auch ſehr wohl geurtheilet. So redet er in ſeinem Doctor perplexorum (p. 3. cap. 12.) „Es entſtehen zu weilen in den Seelen ſolcher Perſonen, die nicht wohl unterrichtet ſind, dergleichen Gedancken, die ſie bereden es wäre mehr Böſes als Gutes in der Welt; und man findet zuweilen in den Gedichten und in den Geſängen der Heyden, es wäre gleichſam ein Wunder wenn etwas Gutes geſchehe, dahergegen das Böſe gewöhnlich und beſtändig anhalte: dieſer Irrthum hat nicht allein den gemeinen Pöbel eingenommen, ſondern es ſind auch ſelbſt diejenigen in dieſen Irrthum verfallen, die wollen vor klug gehalten werden. Ein berühmter Autor Alraſi genant, hat in ſeinem Sepher Elebuth oder Theoſophie unter vielen ungereimten Dingen auch dieſes, daß mehr Böſes als Gutes in der Welt ſey,

„und daß wenn man die Luſtbarkeiten und Ergötzligkeiten, die der Menſch bey ſeiner Gemüths-Ruhe genüſt, mit den Schmertzen, den Martern, Unruhen, den Gebrechen, den Bekümmerniſſen, Verdrüßligkeiten, und Unfällen vergleiche, von denen er angefochten wird, unſer Leben ein groſſes Ubel und eine rechte Pein ſey, die uns zu unſerer Straffe auferlegt worden.„ Maimonides ſetzt hinzu und ſagt, die Urſache ihres thörichten Irrthums ſey dieſe, daß ſie ſich einbilden, die Natur wäre nur vor ſie gemacht worden, und dasjenige vor nichts achten, was von ihrer Perſon unterſchieden iſt, woraus ſie denn ſchlüſſen, es gehe in dem Univerſo alles ſchlimm und böſe zu, wenn etwas wieder ihren Willen und Verlangen geſchicht.

§. CCLXIII.

Der Herr Bayle ſagt die Anmerckung des Maimonidis mache die Sache nicht aus, weil die Frage wäre, ob unter den Menſchen mehr Böſes als Gutes ſey? Allein wenn ich die Worte des Rabbinen betrachte; ſo finde ich daß die Frage, die er formirt, general iſt, und daß er diejenigen hat wiederlegen wollen, die ſie aus einer beſondern Ration erörtern, die von dem Ubel des menſchlichen Geſchlechts hergenommen iſt, grade als wenn alles vor den Menſchen gemacht worden; und es ſcheint auch daß der Autor, den er wiederleget, von dem

Ge-

Guten und Böſen überhaupt geredet. Maimonides ſagt gar recht, wenn man den Menſchen in Anſehung der gantzen Welt betrachte, wie er ein ſo kleines und geringes Geſchöpffe ſey, ſo würde man deutlich begreiffen, daß wenn auch gleich das Böſe unter den Menſchen die Oberhand hätte, es derowegen nicht eben unter den Engeln, noch unter den himmliſchen Cörpern, noch unter den Elementen, und (inanimatis mixtis) den gemiſchten lebloſen Dingen, noch unter vielerley Arten der Thiere ſtatt finden müſſe. Ich habe anders wo gezeigt, daß wenn man voran ſetze, die Zahl der Verdammten ſey gröſſer, als die Zahl der Seeligen, (welches doch ein Satz iſt der nicht gantz gewiß iſt,) ſo werde man bekennen müſſen, es ſey in Anſehung des uns bekanten menſchlichen Geſchlechtes mehr Böſes als Gutes in der Welt. Allein ich habe zu bedencken gegeben, wie dieſes gar nichts hindere, daß nicht in den vernünfftigen Creaturen überhaupt weit mehr moraliſches und phyſiſches Gutes als Böſes, und die Stadt GOttes, die alle dieſe Geſchöpffe in ſich begreifft, nicht der vollkommenſte Staat ſeyn könne; gleich wie wenn man das metaphyſiſche Böſe und Gute betrachtet, das ſich in allen Subſtanzien befindet, ſie mögen eine Vernunfft haben oder nicht, und das in dieſem weitläufftigen Verſtande die phyſiſchen und moraliſchen Güter mit in ſich begreifft, ſo muß man doch bekennen, das Univerſum, ſo wie es würcklich iſt, müſſe unter allen Syſtematibus das beſte ſeyn.

§. CCLXIV.

Im übrigen will der Herr Bayle nicht zugeben, daß man unſre Fehler und Laſter mit rechne, wenn von unſern Leiden geredet wird. Er hat recht, wenn bloß dieſe Leiden ſollen æſtimirt werden; allein ein andres iſt wenn man fragt, ob ſie GOtt zuzuſchreiben ſind, welches doch vornehmlich die Urſache der Schwürigkeiten des Hn. Bayle iſt, wenn er die Vernunfft oder die Erfahrung der Religion entgegen ſetzt. Ich weiß wohl daß er hat pflegen zu ſagen, es helffe nichts wenn man gleich zum freyen Willen ſeine Zuflucht nehme, weil ſeine Einwürffe annoch beweiſen würden, daß der Mißbrauch des freyen Willens ebenfals GOtt müſſe zugeſchrieben werden, der ihn zugelaſſen, und dazu concurrirt hat; Und er giebt das vor eine Regul aus, um eine Schwürigkeit mehr oder weniger müſſe man nicht eben ein Syſtema fahren laſſen. Dieſes ſagt er ſonderlich der Methode derer Strengen, und der Lehre der Superlapſariorum zum Beſten. Denn er bildet ſich ein, man könte es ſchon mit ihrer Meynung halten, ob ſie gleich alle Schwürigkeiten unausgemacht läſt, weil die andern Syſtemata auch nicht alle aufflöſen und heben können; ob ſie gleich einige heben. Das rechte Syſtema das ich erklärt,

klärt, thut, wie ich davor halte, allen ein Genüge; und wenn gleich dieſes nicht wäre, ſo ſteht mir doch die Regel des Herrn Bayls nicht an, und wolte noch wohl lieber ein ſolch Syſtema, das einen groſſen Theil der Schwürigkeiten abthut, demjenigen vorziehen, das alles unausgemacht läſt. Und die Erwegung der menſchlichen Boßheit, die ihnen faſt alle ihr Unglück auf den Halß ziehet, zeiget zum wenigſten, daß ſie ſich gar nicht mit Recht beſchweren können. Es hat keine Gerechtigkeit nöthig ſich um den Urſprung der Boßheit eines böſen Menſchen zu bekümmern, wenn bloß von ſeiner Beſtraffung die Rede iſt; ein anders iſt, wenn der Boßheit der Weg ſoll verbahnet werden. Man weiß ja wohl daß die Gemüths-Art, die Aufferziehung, der Umgang, ja offters ein ohngefehrer Zufall an ſelbiger viel Theil hat; iſt er aber um deſſent willen nicht ſo ſtraffbahr?

§. CCLXV.

Ich geſtehe, es iſt noch eine andere Schwürigkeit übrig; denn iſt GOtt nicht verbunden den Boßhafftigen wegen ihrer Boßheit Rechenſchafft und Antwort zu geben, ſo ſcheints als wenn er ſein Verfahren wegen Zulaſſung der Sünde und der Laſter nur bey ſich ſelbſt und bey denjenigen entſchuldigen und juſtificiren dürffe, die ihn ehren und lieben. Allein GOtt hat dem, ſo viel als hier auf Erden nöthig iſt, ſchon ein Genüge gethan, und indem er uns das

Licht der Vernunfft gegeben, ſo hat er uns ſchon etwas mit getheilet, wodurch wir allen Schwürigkeiten abhelffen können. Ich hoffe daß ich es in dieſem Diſcourſe werde gezeigt und die Sache in dem vorhergehenden Theil dieſes Verſuchs, in ſo weit als es ſich mit generalen Gründen thun läſt, erläutert und klar gemacht haben. Wenn nun die Zulaſſung der Sünde gerechtfertiget und entſchuldiget worden, ſo haben hierauff die andern Ubel, die daraus folgen, keine Schwürigkeiten mehr, und wir können hier mit Recht bey dem Malo culpæ ſtehen bleiben, wenn wir von dem Malo pœnæ Ration geben wollen, wie es die heilige Schrifft, und faſt alle Kirchen-Väter und Prediger machen. Man ſage alſo ja nicht, das ſchicke ſich nur per la predica in die Predigt; wir haben weiter nichts mehr zu bedencken, als daß nach der von uns gegebenen Aufflöſung der Schwürigkeiten nichts ſchöner und richtiger ſey als dieſe Methode; denn weil GOtt ſchon vor allen ſeinen würcklichen Rathſchlüſſen, den Menſchen unter den möglichen Dingen ſo gefunden, wie er ſeine Freyheit mißbrauchet und ſeines eignen Unglücks Schmied iſt, ſo hat er nicht umhin gekont ihn zur Exiſtentz kommen zu laſſen, weil es der allgemeine beſte Plan erforderte; und alſo hat man nicht mehr nöthig mit dem Jurieu zu ſagen, man müſſe wie Auguſtinus lehren, und wie Pelagius predigen.

§. CCLXVI.

§. CCLXVI.

Durch dieſe Methode, da man das Malum pœnæ vom Malo culpæ herleitet, die gar nicht zu tadeln iſt, kan man ſonderlich von dem gröſten phyſiſchen Ubel, nemlich der Verdammniß Ration geben. Es hatte einſt Ernſt Sonerus ehemahliger Prof. Phil. zu Altorff (welches eine Univerſität iſt, die in dem Territorio der Republ. Nürnberg aufgerichtet worden) der ein vortreflicher Ariſtotelicus war und endlich vor einen heimlichen Socinianer iſt gehalten worden, einen kleinen Diſcours gemacht unter dem Tit. Demonſtration wieder die Ewigkeit der Straffen, die war auf dieſes vielfältig abgedroſchene Principium gegründet, daß zwiſchen einer unendlichen Strafe und einer endlichen, Schuld und Verbrechen keine Gleichheit wäre. Man zeigte mir ſie, wie ſie dem Anſehn nach in Holland war gedruckt worden, uñ ich antwortete, es ſey noch dieſes zu bedencken, daß vielleicht dem verſtorbenen Herrn Sonero unter den Händen verſchwunden, nemlich man dörffte nur antworten, das Anhalten des (Culpæ) Verbrechens verurſachte die Daurung der Straffe; weil alſo die Verdammten böſe und gottloß blieben, ſo könten ſie aus ihrem Elende nicht errettet werden; und alſo hätte man zur Rechtfertigung der Daurung ihres Elendes und ihrer Leiden nicht von nöthen voraus zu ſetzen, daß die Sünde durch die Beleidung des unendlichen Weſens, nemlich GOttes, unendlich müſſe beſtrafft werden, welchen Satz ich damahls noch nicht genugſam unterſucht hatte, um darüber ein Urtheil zu fällen. Ich weiß wohl, daß die Scholaſtici nach ihrem Magiſtro Sententiarum in der gemeinen Meynung ſtehen, in dem andern Leben wären weder gute Wercke, noch Sünde; allein ich glaube nicht daß ſie könne vor einen Glaubens-Articul gehalten werden, wenn man ſie nach der Schärffe nehmen ſolte. Der Herr Fecht ein berühmter Theologus zu Roſtock hat ſie in einem Buche von dem Zuſtande der Verdammten ſehr wohl wiederlegt. Er ſpricht §. 59. ſie ſey gantz falſch, GOtt könne ſeine Natur nicht ändern, und die Gerechtigkeit ſey ihm weſentlich, der Tod habe wohl die Thüre der Gnaden verſchloſſen, aber nicht die Thüre der Gerechtigkeit.

§. CCLXVII.

Ich habe angemerckt, daß viele geſchickte Theologi von der Daurung der Straffe derer Verdam̃ten, Ration wie ich gegeben. Jean Gerhard ein berühmter Theol. der Augſpurgiſchen Confeſſion zugethan, führet in den Locis Theologicis de Inferno §. 60. unter andern Argumenten auch dieſes an, daß die Verdammten immer fort einen böſen Willen haben, und die Gnade nicht haben, die ihn könte gut machen. Zacharias Urſinus, ein Theologus von Heydelberg, da er in ſeinem Tract.

de Fide dieſe Frage gemacht, warum die Sünde eine ewige Straffe verdiene, führet auch dieſe andere Urſache an, quod non ceſſante peccato non poteſt ceſſare pœna. nachdem er der gemeinen, nemlich daß der Beleidigte unendlich ſey, auch gedacht. Und der Pater Drexelius ein Jeſuite ſpricht in ſeinem Buche: Nicetas oder das triumphirende unmäßige Leben genannt (lib. 2. cap. 11. §. 9.) Nec mirum damnatos ſemper torqueri, continue blaſphemant, & ſic quaſi ſemper peccant, ſemper ergo plectuntur. Und in ſeinem Buche von der Ewigkeit (lib. 2. cap. 15.) führet er eben dieſe Ration an und billiget ſie auch, wenn er ſagt: Sunt qui dicant, nec diſplicet reſponſum: Scelerati in locis infernis ſemper peccant, ideo ſemper puniuntur. Und dadurch giebt er zu erkennen, daß dieſe Meynung unter den Lehrern der Römiſchen Kirche gemein genug ſey. Zwar führt er noch eine ſubtilere Ration an, die von dem Pabſt Gregorio dem Groſſen entlehnt iſt, (lib. 4. Dial. c. 41.) nemlich die Verdammten würden deßwegen ewig geſtraffet, weil GOtt vermittelſt einer Scientia media vorhergeſehen, daß ſie unaufhörlich würden geſündiget haben, wenn ſie immer auf der Welt gelebet hätten. Allein in dieſer Hypotheſi iſt noch viel zu erinnern. Der Herr Fecht führt noch mehr berühmte proteſtirende Theologos vor die Meynung

nung des Herrn Gerhards an, wiewohl er auch einige anführt die eine andere Meynung haben.

§. CCLXIIX.

Selbſt der Herr Bayle hat mir in unterſchiedenen Orten einige Stellen von zwey geſchickten Theologis ſeiner Parthey an die Hand gegeben, die eben auf das hinaus lauffen was ich geſagt habe. Der Herr Jurieu hält in ſeinem Buche de Unitate Eccleſiæ, welches er des Herrn Nicols ſeinem, das er über eben dieſe Materie geſchrieben hatte, davor, (p. 379.) die Vernunfft lehre uns, eine Creatur die „niemahls aufhöre zu ſündigen, könne auch nicht aufhören elend und miſerable zu ſeyn. Der Herr Jaquelot ſtehet in ſeinem Buche von der Ubereinſtim̃ung des Glaubens und der Vernunfft p. 220. in den Gedancken die Verdam̃ten müſten in alle Ewigkeit der Herrlichkeit der Seligen beraubt bleiben, und dieſe Beraubung könte vielleicht wohl durch eine Uberlegung, welche die unglückſeligen Creaturen über ihre Sünden und Laſter anſtellen, die ſie der ewigen Glückſeligkeit verluſtig gemacht, der Urſprung und die Urſache aller ihrer Straffen und ihres Elendes ſeyn. Man weiß ja wohl was die Begierde und Sehnſucht vor ein bittres Klagen und vor Verdruß bey denen verurſachten, die ſich eines Guten, einer anſehnlichen und mächtigen Glückſeligkeit be-

„raubet ſehen, die man ihnen zwar angebotten. „die ſie aber von ſich geſtoſſen haben, ſonderlich „wenn ſie andere ſehen damit prangen.„ Er verfährt wohl hierinnen ein bißgen anders, als der Herr Jurieu, allein ſie kommen doch allebeyde in dieſer Meynung überein, daß die Verdammten an ihren unaufhörlichen Martern und Plagen ſelbſt ſchuld ſind. Der Origeniſte des Herrn le Clerc gehet auch nicht gäntzlich ab von dieſer Meynung, wenn er in der Bibliotheque choiſie. T. 7. p. 431. ſpricht: „Gott, der „vorhergeſehen daß der Menſch fallen würde, „verdam̄et ihn nicht deßwegē, ſondern bloß darum weil er ſich nicht aufhülfft, da er doch könte, „das iſt, weil er ſeine böſe Gewohnheiten frey „und ungezwungen biß ans Ende ſeines Lebens „behält, wenn er dieſen Vernunfft-Schluß biß „in das andere Leben pouſſirte, ſo würde er „die Fortſetzung der Straffen der Böſen, ihrem „anhaltenden Verbrechen zuſchreiben.

§. CCLXIX.

Der Herr Bayle ſpricht: (Reponſe au Provinc. cap. 175. p. 1188.) „Dieſe Lehre der „Origeniſten wäre ketzeriſch, weil ſie lehre „die Verdammniß gründe ſich nicht allein auf „die Sünde, ſondern auch auf eigenwillige „(voluntair) Unbußfertigkeit.„ Allein iſt dieſe eigenwillige Unbußfertigkeit nicht ein Beharren in der Sünde? Doch wolte ich nicht ſchlechter Dings ſagen, daß es deßwegen geſcheh, weil der Menſch nicht von Sünden aufſtehe, da er doch könte; ſondern ich wolte noch diß hinzuſetzen, daß es deßwegen geſchehe, weil er nicht den Beyſtand der Gnade zu Hülffe nimmt. Wenn man gleich ſetzt, daß nach dieſem Leben dieſe Hülffe der Gnaden aufhöret und en Ende hat, ſo iſt doch noch allezeit etwas im Menſchen, das ſündiget, ſelbſt wenn er verdammt iſt, eine Freyheit, die ihn ſtraffbahr macht, und eine jedoch entfernte Krafft ſich wieder aufzurichten, wiewohl ſie niemahls zur That kommt. Und es hindert dieſes nichts, daß man nicht ſagen könne, dieſer Grad der Freyheit, der zwar von der Nothwendigkeit, aber nicht von der Gewißheit ausgenom̃en iſt, bleibt in den Verdammten ſo wohl als in den Seligen noch übrig. Uber diß haben die Verdammten keine dergleichen Hülffe von nöthen, die wir in dieſem Leben bedörfften; denn ſie wiſſen mehr als zu wohl, was man hier glauben muß.

§. CCLXX.

Der vortrefliche Prælat von der Engliſchen Kirche der vom Urſprunge des Böſen vor kurtzen ein Buch heraus gegeben, über das der Herr Bayle in dem Tom. 2 de ſa Reponſe aux queſtions d'un Provincal einige Anmerckungen gemacht, redet ſehr ſinnreich von den Straffen der Verdammten. Man ſtellet die Meynung dieſes Prælaten nach dem Autore der Nouvellen de la Republ.

publ. des lettres Juin 1703. ſo vor, als wenn „er aus den Verdam̃ten lauter Narren machte, „die zwar ihr Elend nachdrücklich empfinden, „aber doch ihre Aufführung untereinander gut „heiſſen und billigen würden, und die lieber „würden wollen ſeyn, und zwar das was ſie „ſind, als gar nicht. Ihr Zuſtand ſo unglück„lich er doch ſeyn wird, würde ihnen lieb ſeyn, „gleichwie die Zornigen, Verliebten, Hochmü„thigen, Neidiſchen, ſelbſt in Sachen einen Ge„fallen haben, die doch ihr Elend nur immer „mehr und mehr häuffen. Man ſetzt hinzu: „die Gottloſen würden ihre Vernunfft zu fal„ſchen Urtheilen dergeſtalt angewöhnt haben, „daß ſie forthin keine andere als falſche ma„chen würden, und weil ſie immer aus einem „Irrthume in den andern fielen, ſo würden ſie „beſtändig nach ſolchen Sachen ein Verlan„gen haben, die ſie nicht würden bekommen „können, und deren Entziehung ſie in eine un„begreifliche Verzweiflung ſtürtzen würde, oh„ne daß ſie auf die künfftige Zeit durch die Er„fahrung könten klüger gemacht werden, weil „ſie aus ihrer eigenen Schuld ihren Verſtand „gantz und gar würden verderbt und unfähig „gemacht haben, von den geringſten Sachen „ein geſcheides Urtheil zu fällen.

§. CCLXXI.

Die Alten haben ſchon die Gedancken gehabt, daß der Teuffel mitten unter ſeiner Marter

ter und Plagen doch freywillig von GOtt abgeſondert und entfernet bleibe, und nicht einmahl begehre ſich durch eine Unterwerffung zu erlöſen. Sie haben gedichtet, als hätte einſt ein Anachorite in einem Geſichte von GOtt das Verſprechen bekom̄en, er wolte den Fürſten unter den böſen Engeln zu Gnaden annehmen, wenn er ſeine Fehler erkennen wolte, der Teufel habe aber dieſe Mittels-Perſon auf eine wunderliche Art ausgeſchlagen. Wenigſtens ſind die Theologi hierinnen eins, daß die Teufel und die Verdammten GOtt haſſen und ihn läſtern, und auf einen ſolchen Zuſtand kan unmöglich was anders als ein beharrliches Elend erfolgen. Hierüber kan man die gelehrte Schrifft des Hn. Fechts von dem Zuſtande der Verdammten leſen.

§. CCLXXII.

Man hat ehemahl geglaubt, es ſey nicht gantz unmöglich daß ein Verdammter nicht könne erlöſet werden. Es iſt bekant, was man vom Pabſt Gregorio dem Groſſen erzehlet hat, als wenn er durch ſein Gebeth die Seele des Kayſers Trajani aus der Hölle erlöſet hätte, deſſen Gütigkeit ſo berühmt geweſen, daß man den neuen Kayſern wünſchte, daß ſie noch glücklicher als Auguſtus, und gütiger als Trajanus ſeyn möchten. Und dieſes bewegte den heil. Pabſt zum Mittleyden gegen den Letztern. Man ſagt, GOtt habe ſein Gebeth erhöret; aber ihm verbothen er ſolte hinführo dergleichen nicht mehr von ihm bitten. Dieſer Fabel nach hatte das Gebeth des heil. Gregorii ſo groſſe Krafft als die Remedia des Æſculapii, der den Hippolytum wieder aus der Höllen errettete; und wenn er noch mehr dergleichen Bitten gethan hätte, ſo würde GOtt böſe drüber worden ſeyn, wie Jupiter beym Virgilio:

> At Pater omnipotens aliquem indignatus ab umbris
> Mortalem infernis ad lumina ſurgere vitæ,
> Ipſe repertorem medicinæ talis & artis
> Fulmine Phœbigenam Stygias detruſit ad undas.

Godſchalc ein Mönch ausm IX. Seculo, der die Theologos ſeiner und auch unſrer Zeit in Uneinigkeit und Verwirrung geſetzt hat, begehrte, die Verſtoſſenen (Reprobati) ſolten GOtt bitten, daß er ihre Straffen möchte erträglicher machen: allein ſo lange man lebt kan man ſich niemahls mit Recht vor verſtoſſen halten. Die Paſſage aus der Meſſe vor die Todten iſt viel vernünfftiger; er bittet um Linderung der Straffe derer Verdammten; und nach der Hypotheſi, die wir erklärt haben, ſolte man ihnen meliorem mentem wünſchen, ein beſſeres Gemüthe. Als ſich Origenes der Stelle aus dem 72. Pſalm v. 10. bedienet hatte: GOtt ꝛc. ſo antwortet der heilige Auguſtinus (Enchir. c. 112.) es könte wohl ſeyn, daß die Straffen der Verdammten ewig dauerten und doch auch gelindert würden. Wenn der Text hierauf zielte, ſo könte die Linderung wie in den Ordinatis zu den Aſymptotis in der Geometrie in infinitum fortgehen, und die Minderung könte endlich gar ein non plus ultra haben. Wenn das Gleichniß von dem gottloſen Reichen den Zuſtand eines wahrhafftig Verdammten vorſtellte, ſo würden die Hypotheſes, die ſie ſo gar närriſch und boßhafftig vorſtellen, nicht ſtatt finden. Allein es ſcheinet daß die Liebe, die es ihm gegen ſeine Brüder zuſchreibet, ſich vor einen ſolchen Grad der Boßheit und Gottloſigkeit nicht ſchickt, den man denen Verdam̄ten beyleget. Der heil. Gregorius der Groſſe IX. mor. 39. glaubt, er habe ſich gefürchtet ihre Verdammniß möchte ſeine Verdammniß gröſſer machen; Allein dieſe Furcht ſtimmet mit der Gemüths-Art eines Ertz-Böſewichts nicht überein. Bonaventura über den Magiſtrum Sententiarum ſagt, der gottloſe Reiche würde gerne geſehen haben, wenn alle Welt wäre verdammt worden; allein weil dieſes nicht geſchehen ſolte, ſo hätte er lieber gewünſchet daß ſeine Brüder, als daß andere möchten ſelig werden. Dieſe Antwort hat eben keinen allzu guten Grund. Vielmehr würden durch die Abſchickung des Lazari, die er begehrete, viele Leute ſelig worden ſeyn. Und derjenige der an der Verdammniß anderer einen ſo groſſen Gefallen hat, daß er wünſchet alle Welt möchte verdammt werden, der wird vielleicht die Verdammniß des einen mehr als des andern wünſchen; Allein abſolut zu reden, kan er eigentlich keine Neigung haben, daß jemand möge ſelig gemacht werden. Dem ſey wie ihm wolle, ſo muß man doch bekennen, daß dieſe gantze Sache ſich rüber und nüber diſputiren laſſe, weil uns zwar GOtt alle dasjenige geoffenbahret was wir brauchen vor dem allergröſten Unglücke eine Furcht zu haben, nicht aber was zu deſſen Verſtändniß gehöret.

§. CCLXXIII.

Weil nun erlaubt iſt ſich ins künfftige zum Mißbrauch des freyen Willens und zu dem böſen Willen zu wenden, wenn man von den andern Ubeln will ration geben; ſo wird das gewöhnliche Syſtema der Theologorum, ſo bald als die göttliche Zulaſſung dieſes Mißbrauchs auf eine genugſame deutliche Art entſchuldiget und gerechtfertiget worden, auch zugleich mit entſchuldiget und juſtificiret. Und itzo können wir alſo ſicher den Urſprung des Böſen in der Freyheit der Creaturen ſuchen. Die erſte Boßheit iſt uns bekand, der Teuffel und ſeine Engel hat ſie begangen; der Teuffel ſündiget vom Anfang, und dazu iſt erſchienen der Sohn

GOttes, daß er die Wercke des Teuffels zerſtöhre, 1. Joh. III, 8. Der Teuffel iſt der Vater und Lügner vom Anfang, Joh. VIII, 44. Und um deß willen hat GOtt nicht der Engel geſchonet, die geſündiget haben, ſondern er hat ſie mit Ketten der Finſterniß zur Hölle verſtoſſen und übergeben, daß ſie zum Gerichte behalten werden, 2. Petr. II, 4. Er hat auch die Engel, die ihr Fürſtenthum nicht behielten, ſondern verlieſſen ihre Behauſung, behalten zum Gerichte des groſſen Tages mit ewigen Banden im Finſterniß, Judæ v. 6. woraus leicht zu ſchlüſſen iſt, daß einer von dieſen zweyen Brieffen dem Autori des andern muß zu Geſichte kommen ſeyn.

§. CCLXXIV.

Es ſcheinet als habe der Autor der Offenbahrung dasjenige erleutern und erklären wollen, was die andern canoniſchen Scribenten dunckel gelaſſen haben; Er erzehlt uns eine Schlacht, die ſich im Himmel zugetragen: Michael und ſeine Engel ſtritten mit dem Drachen, und der Drache ſtritte, und ſeine Engel auch. Und ſiegeten nicht, auch ward ihre Stätte nicht mehr funden im Himmel. Und es ward ausgeworffen der groſſe Drache, die alte Schlange, die da heiſſet der Teuffel, und Satanas, der die gantze Welt verführet, und ward geworffen auf die Erde, und ſeine Engel wurden auch dahin geworffen, Offenb. XII, 7. 8. 9. Denn ob man nun wohl dieſe Erzehlung nach der Flucht des Weibes in die Wüſten ſetzt, und hiedurch eine Veränderung hat anzeigen wollen, die der Kirche möchte zuträglich ſeyn; ſo ſcheint es doch, als habe der Urheber ſo wohl den alten Fall des erſten Feindes, als auch einen neuen Fall eines neuen Feindes zugleich andeuten wollen. Die Lügen oder die Boßheit komme von dem her, was dem Teuffel eigen iſt, ἐκ τῶν ἰδίων, von ſeinem Willen, weil in dem Buche der ewigen Warheiten, welches noch vor dem geringſten Schluſſe GOttes die möglichen Dinge in ſich enthält, geſchrieben war, dieſe Creatur würde ſich frey zum Böſen lencken, wenn ſie würde geſchaffen ſeyn. Eben ſo iſt es auch mit Eva und Adam, denn ob ſie zwar der Teuffel verführt hat, ſo haben ſie doch freywillig geſündiget. GOtt giebt die Böſen in verkehrten Sinn, Rom. I, 28. wenn er ſie ſich ſelbſt überläſt, und wenn er ihnen eine Gnade verſagt, die er ihnen nicht ſchuldig iſt, ja die er ihnen abſchlagen muß.

§. CCLXXV.

In der heiligen Schrifft wird geſagt, GOtt verhärte die Hertzen. Exod. IV, 22. **Ich will ſein Hertz verſtocken, daß er das Volck nicht laſſen wird**, und VII, 3. **Ich will Pharao Hertz verhärten, daß ich meiner**

Zeichen und Wunder viel thue in Egyptenland. Eſ. LXIII, 17. GOtt ſchicke einen Geiſt der Lügen. 1. Reg. XXII, 23. Nun ſiehe, der HErr hat einen falſchen Geiſt gegeben in aller dieſer deiner Propheten Mund: und der HErr hat Böſes über dich geredet. 2. Theſſ. II, 11. Darum will ihnen GOtt kräfftige Irrthümer ſenden, daß ſie glauben den Lügen. Er habe den Propheten betrogen, Ezech. XIV, 19. Er habe den Simei heiſſen fluchen, 2. Sam. XVI, 10. Die Kinder Eli wolten der Stimme ihres Vaters nicht gehorchen, denn der HErr war willens ſie zu tödten, 1. Sam. II, 25. er habe dem Hiob ſeine Güter genommen, da es doch durch die Boßheit der Mörder geſchehen, Hiob. I, 21. Er habe den Pharao erwecket, daß ſeine Krafft an ihm erſcheine, Exod. IX, 16. Rom. IX, 17. Er ſey wie ein Töpffer, der ein Faß zu Unehren mache, Rom. IX, 21. Er verberge die Warheit vor den Weiſen und Klugen, Matth. XI, 25. Er rede durch Gleichnüſſe, auf daß die, ſo drauſſen ſind, es mit ſehenden Augen ſehen und doch nicht erkennen, ꝛc. Marc. IV, 12. Luc. VIII, 10. JEſus Chriſtus ſey aus bedachtem Rath und Vorſehung GOttes überliefert worden, Act. II, 23. Pontius Pilatus, und Herodes mit den Heyden und dem Jüdiſchen Volcke haben gethan, was die Hand und der Rath GOttes zuvor bedacht, Act. IV, 27. 28. und die übrigen Oerter Joſ. XI, 20.

XI, 20. Eſ. XIX, 14. 1. Reg. XII, 15. Pſalm. CV, 25. Allein alle dieſe Redens-Arten, und andere dergleichen, ſagen weiter nichts, als daß die Sachen, die GOtt gethan, der Unwiſſenheit, dem Irrthume, der Boßheit und den böſen Thaten zur Gelegenheit dienen, und dazu etwas beytragen; indem ſie GOtt wohl vorher ſiehet, und ſich derſelben zu ſeinen Abſichten bedienen will; weil ihn höhere rationes der vollkommenen Weißheit bewogen haben, dieſe Mala zuzulaſſen, und gar mit Hand dazu anzulegen. Sed non ſineret bonus fieri male, niſi omnipotens etiam de malo poſſet facere bene, mit dem heiligen Auguſtino zu reden. Allein dieſes haben wir bereits in dem andern Theile weitläufftiger erkläret und ausgeführet.

§. CCLXXVI.

GOtt hat den Menſchen nach ſeinem Bilde gemacht, Gen. I, 20. Er hat ihn aufrecht gemacht, Prediger VII. Er hat ihn auch frey geſchaffen, der Menſch hat die Freyheit übel angewendet, er iſt gefallen; Allein es bleibet doch nach dem Falle noch immer eine gewiſſe Freyheit übrig. Moſes ſagt von Seiten GOttes: Ich nehme heute über euch zu Zeugen Himmel und Erden, ich habe euch Leben und Tod, Segen und Fluch vorgelegt, daß du das Leben erwähleſt, und du und dein Saame leben mögeſt, Deut. XXX, 19. So hat der Ewige geſagt:

ſagt: Siehe, ich lege euch vor, den Weg zum Leben und den Weg zum Tode, Jer. XXI, 8. Er hat den Menſchen von Anfang geſchaffen, und ihm die Wahl gegeben. Wilt du, ſo halte die Gebote, und thue was ihm gefällt, in rechtem Vertrauen. Er hat dir Feuer und Waſſer vorgeſtellet, greiff zu welchem du wilt, Sirach XV, 14. 15. 16. Der gefallene und unwiedergebohrne Menſch iſt unter der Herrſchafft der Sünde und des Satans, weil er ſeine Luſt daran hat; Er iſt wegen ſeiner böſen Begierden ein freywilliger Sclave. Alſo iſt das liberum und ſervum arbitrium, der freye und knechtiſche Wille ein Ding.

§. CCLXXVII.

Alſo ſage ja niemand, wenn er verſucht wird, daß er von GOtt verſucht werde; denn GOtt iſt nicht ein Verſucher zum Böſen, er verſuchet niemand. Sondern ein jeglicher wird verſucht, wenn er von ſeiner eignen Luſt gereitzet und gelocket wird, Jac. I, 13. 14. Der Satan contribuirt darzu, er verblendet der Ungläubigen Sinne, 2, Cor. IV, 4. Allein der Menſch hat ſich aus eigner Luſt dem Teuffel übergeben; das Vergnügen, das er am Böſen findet, iſt der Angel mit dem er ſich fangen läſſet. Dieſes hat ſchon Plato geſagt, und Cicero wiederholet es: Plato voluptatem dicebat eſcam malorum. Die Gnade, wie der H. Auguſtinus angemercket hat, ſetzt ein gröſſeres Vergnügen dagegen. Ein jedes Vergnügen iſt eine Empfindung einer Vollkommenheit; nachdem man die Vollkommenheit einer Sache empfindet, nach dem liebet man ſie auch; nichts übertrifft die göttlichen Vollkommenheiten: woraus denn folgt, daß die Liebe GOttes das gröſte Vergnügen giebt, das nur könne begriffen werden, nachdem man von dieſen Empfindungen gerühret worden, die unter den Menſchen nicht eben gemein ſind, weil ſie von Sachen eingenommen ſind, die ſich vor ihre Affecten ſchicken.

§. CCLXXVIII.

Weil nun unſer Verderbniß nicht gäntzlich invincible iſt, und wir eben nicht nothwendig ſündigen, wenn wir gleich auch Sclaven der Sünde ſind, ſo muß man ebenfalls auch ſagen, daß die Gnade nicht invincible, und daß man der göttlichen Gnade widerſtehen könne, ſo kräfftig ſie immermehr ſeyn kan. Allein wenn ſie würcklich ſiegen wird, ſo iſt zum voraus gewiß und unbetrüglich, daß man ihren Anlockungen und Reitzungen folgen wird, ſie mag ihre Kräffte entweder von ſich ſelbſt haben, oder durch die beqvemen und füglichen Umſtände ein Mittel finden zu ſiegen. Demnach muß man allezeit unter dem Nothwendigen und Untrüglichen einen Unterſcheid machen.

§. CCLXXIX.

Hievon gehet auch nicht gäntzlich das Syſtema derjenigen ab, die ſich Schüler des heil. Auguſtini neñen, wenn man nur einige gewiſſe verhaßte Dinge, entweder in den Redens-Arten, oder in den Lehren ſelbſt, wegläſt. In den Redens-Arten finde ich, daß ſonderlich der Gebrauch der Wörter nothwendig oder contingent; möglich oder unmöglich, bißweilen zeigen, wie man ihnen ſchaden könne, und viel Lermens verurſachet. Deswegen hat auch Lutherus in ſeinem Buche de ſervo arbitrio gewünſcht, wie es der junge Löſcher in ſeiner gelehrten Diſſert. von dem Paroxyſmo des Abſoluti decreti, ſehr wohl angemerckt hat, daß er doch ein ander Wort finden möchte, das ſich beſſer ſchickte dasjenige auszudrucken, was er haben wolte, als das Wort Nothwendigkeit. Generaliter zu reden ſcheinet es viel vernünfftiger und geſchickter zu ſeyn, wenn man ſagt, der Gehorſam gegen die Gebote GOttes ſey allezeit ſelbſt bey den Unwiedergebohrnen möglich; der Gnade könne allezeit ſelbſt bey den Allerheiligſten wiederſtanden werden; die Freyheit ſey nicht allein ohne vom Zwang, ſondern auch von der Nothwendigkeit ausgenommen, ob ſie ſchon ſonſt niemahls weder ohne die untrügliche Gewißheit noch ohne die inclinirende Determination iſt.

§.CCLXXXI.

§. CCLXXX.

Inzwiſchen iſt auf der andern Seite noch ein Verſtand, nach dem man in gewiſſen Fällen würde ſagen können, das Vermögen Gutes zu thun fehle offt den Gerechten ſelbſt; die Sünde ſey offt ſelbſt bey den Wiedergebohrnen nothwendig; bißweilen ſey es unmöglich, daß man nicht ſündigen ſolte; die Gnade ſey irreſiſtibilis; die Freyheit ſey nicht von der Nothwendigkeit ausgenommen. Allein dieſe Redens-Arten ſind bey den Umſtänden, in denen wir uns heut zu Tage befinden, nicht ſo richtig und gefällig, und abſolut zu reden, mehr dem Mißbrauch unterworffen, haben auch im übrigen etwas vom gemeinen Volcke, bey dem die Wörter in ſehr weitläufftigem Verſtande genommen werden. Doch giebt es Umſtände, in denen man ſie noch annehmen kan, ja wo ſie gar nützlich ſind; und man findet daß die heiligen und rechtgläubigen Lehrer, ja ſelbſt die heilige Schrifft, beyderſeitige Redens-Arten gebraucht, ohne eine wahrhafftige Oppoſition, ſo wenig als eine zwiſchen Jacob und Paulo iſt, und ohne daß einer von beyden Seiten einen Irrthum begehe wegen Zweydeutigkeit der Wörter. Und man iſt dieſer unterſchiedenen Redens-Arten ſchon gewohnt, daß man offt ſchwer ſagen kan, welches eigentlich der gewöhnlichſte und natürlichſte, ja ſelbſt der gebräuchlichſte Verſtand ſey, (quis ſenſus magis naturalis, obvius, intentus) weil ein Autor in unterſchiedenen Oertern unterſchiedene Dinge vor Augen hat, und einerley Redens-Arten vor, oder nach dem Ausſpruche eines groſſen Mannes, oder einiger Autorität die man hoch achtet, und der man nachfolget, weniger oder mehr recipirt ſind oder recipirt werden können. Und das iſt die Urſache, daß man bey Gelegenheit und zu gewiſſen Zeiten gewiſſe Redens-Arten verwerffen oder einführen kan; allein dieſes thut weder dem Verſtande noch dem Glauben etwas, wenn man nur nicht ſolche Erklärungen hinzu thut, die weiter nichts mehr ſagen als die Wörter, und es bey ſelbigen bloß bewenden laſſen.

§. CCLXXXI.

Man muß demnach dieſe Diſtinctiones nur wohl verſtehen, als wie die, die wir ſehr offters unter den Händen gehabt, nemlich unter das Nothwendige und Gewiſſe, unter der Phyſiſchen und Moraliſchen Nothwendigkeit. Mit der Mögligkeit und Unmögligkeit verhält ſichs eben ſo, weil der Ausgang deſſen oppoſitum möglich, contingent iſt, gleich wie der Ausgang deſſen oppoſitum unmöglich, nothwendig. Man macht unter einer nahen und entfernten Krafft auch mit Recht einen Unterſcheid; und in dieſem unterſchiedenen Verſtande ſagt man bald, daß eine Sache geſchehen könne, bald daß ſie nicht geſchehen könne.

In gewiſſem Verſtande kan man ſagen, es ſey nothwendig daß die Seligen nicht ſündigen, und daß die Teuffel und die Verdammten ſündigen; daß GOtt ſelbſt das Beſte erwehlet; daß der Menſch allezeit demjenigen folgt, das ihn vor allen am meiſten rührt. Allein dieſe Nothwendigkeit iſt nicht der Contingenz entgegen; es iſt nicht die logiſche, geometriſche oder metaphyſiſche, derer Oppoſitum eine Contradiction involvirt. Der Herr Nicole hat ſich anderswo dieſes Gleichniſſes bedienet, das eben nicht das ſchlimmſte iſt: Man hält das vor unmöglich, daß eine kluge und anſehnliche Obrigkeits-Perſon, die nicht ihre Sinnen verlohren, öffentlich eine groſſe Thorheit begehen könte, daß ſie z. E. gantz nackend zum Gelächter auf den Gaſſen herum lauffen ſolte; Eben ſo iſt es auch einiger maßen mit den Seligen beſchaffen, ſie können noch weniger ſündigen, und die Nothwendigkeit, die es ihnen verbietet, iſt eben der Art. Endlich halte ich auch noch davor, daß der Wille eben ein ſo zweydeutiges Wort ſey, als die Krafft und die Nothwendigkeit. Denn ich habe ſchon angemercket, daß diejenigen, die ſich des Lehr-Satzes bedienen, man thue allemahl das, was man wolle, wenn man es thun könne, und daraus ſchlüſſen, GOtt wolle nicht die Seligkeit aller Menſchen, einen decretoriſchen Willen verſtehen; und in dieſem Verſtande läſt ſich nur der Satz behaupten, daß der Wille niemahls etwas wolle von dem er weiß, daß es unter der Zahl derer Dinge befindlich, die niemahls geſchehen werden. Wenn man hergegen den Willen in einem generalen und dem Gebrauch gemäßen Verſtande nimmt, ſo kan man ſagen, der Wille des Weiſen ſey vorläuffig (antecedenter) zu allem Guten geneigt, ob er gleich nicht beſchlüſt das beqvemſte und geſchickteſte zu thun. Alſo würde man ſehr unrecht handeln, wenn man GOtt dieſe ernſtliche und feſte Neigung alle Menſchen ſelig zu machen, die ihm auch die heilige Schrifft zueignet, abſprechen, ja ihm gar einen vorläuffigen Haß zuſchreiben wolte, der ihn bald von der Seligkeit vieler Menſchen abwendig mache, (odium antecedaneum;) vielmehr muß man behaupten, daß der Weiſe, nach dem Maaß ſeiner Erkäntniß und ſeiner Kräffte, alles Gute, in ſo weit es gut iſt, zu erhalten ſuche, doch aber nur das beſte, das ſich thun läſt, hervor bringe. Die dieſes einreumen, und dem ohngeacht GOtt den vorhergehenden (antecedentem) Willen alle Menſchen ſelig zu machen abſprechen, die fehlen nur wegen des Mißbrauches der Wörter, wenn ſie im übrigen nur zugeſtehen, daß GOtt einem jeden zulänglichen Beyſtand giebet, ſelig zu werden, wenn er ſich nur deſſen bedienen will.

§. CCLXXXII.

§. CCLXXXII.

Selbſt in den Lehren der Schule des heiligen Auguſtini ſtehet mir weder die Verdammniß der unwiedergebohrnen Kinder, noch auch durchgehends diejenige Verdammung an, die bloß und allein von der Erb-Sünde herrühret. Eben ſo wenig kan ich mir einbilden, daß GOtt diejenigen verdamme, denen es an der nothwendigen Erkäntniß gefehlet. Man kan mit vielen Theologis glauben, daß die Menſchen mehr Hülffe bekommen als wir wiſſen, wenn es auch gleich nur in der Todes-Stunde geſchicht. Ebenfalls ſcheint es gar nicht nöthig zu ſeyn, daß die Seligen allemahl durch eine von ſich ſelbſt kräfftige Gnade, ohne alle Umſtände ſelig werden. Ich halte auch vor unnöthig, daß man ſage, alle Tugenden der Heyden wären falſche Tugenden, und alle ihre Thaten wären Sünden geweſen; ob ſchon ſonſt wahr iſt, daß, was nicht aus dem Glauben oder der Aufrichtigkeit der Seelen vor GOtt komme, von der Sünde wenigſtens virtualiter angeſteckt ſey. Endlich halte ich davor, GOtt könne nicht aus einem Decreto abſolute abſoluto gleichſam von ohngefehr, oder aus einem ſolchen Willen agiren, der von vernünfftigen Bewegungs-Gründen gantz frey ſey. Ich meines Theils bin beredet, daß er in Austheilung ſeiner Gnade allezeit von ſolchen Gründen bewegt werde, in denen die Natur der Sachen

Sachen mit enthalten iſt, ſonſt würde er nicht nach ſeiner Weißheit handeln: inzwiſchen aber gebe ich zu, daß dieſe Gründe nicht allezeit nothwendig mit den guten oder nicht ſo ſchlimmen natürlichen Eigenſchafften der Menſchen verknüpffet ſind, dergeſtalt als wenn GOtt nur ſeine Gnade nach den guten Eigenſchafften austheile; ob ich zwar ſonſt, wie ich mich auch ſchon oben erkläret habe, davor halte, daß ſie, wie alle andere Umſtände, mit in Betrachtung gezogen werden, maßen die höchſte Weißheit nichts aus den Augen laſſen und vernachläßigen kan.

§. CCLXXXIV.

Wenn man dieſe und einige wenige andere Puncte ausnimmt, in denen der heilige Auguſtinus ſcheint dunckel oder gar zu verwerffen zu ſeyn, ſo könte man ſich ſein Syſtema noch gefallen laſſen: Es beſagt, aus der Subſtanz GOttes könne nur ein GOtt kommen, und alſo ſey die Creatur aus nichts. Auguſt. de liber. arbit. lib. 1. c. 2. Dieſes macht, daß ſie unvollkommen, mangelhafft und der Verderbniß unterworffen, de Geneſ. ad lit. c. 15. contra Epiſtolam Manichæi c. 36. Das Böſe kommt nicht von der Natur, ſondern vom böſen Willen her, Auguſt. in dem gantzen Buche **von der Natur des Guten.** GOtt kan nichts unmögliches gebiethen: firmiſſime creditur Deum juſtum & bonum impoſſibilia non poſſe præcipere Lib. de Nat. & grat. cap. 43. c. 69. Nemo peccat in eo, quod caveri non poteſt. Libr. 3. de lib. arbit. c. 16. 17. lib. 1. Retract. c 11. 13. 15. Unter einem gerechten GOtt kan niemand unglücklich ſeyn, wenn er es nicht verdienet, neque ſub Deo juſto miſer eſſe quisquam, niſi mereatur, poteſt. lib. 1. c. 39. Der freye Wille kan die Gebote GOttes nicht erfüllen ohne den Beyſtand der Gnade. Ep. ad Hilar. Cæſar. Aug. Wir wiſſen, daß die Gnade nicht nach Verdienſt gegeben wird. Ep. 106. 107. 120. Der Menſch hatte im Stande der Unſchuld die nöthigen Kräffte gutes zu thun, wenn er gewolt: allein das Wollen dependirte vom freyen Willen, habebat adjutorium per quod poſſet, & ſine quo non vellet, ſed non adjutorium quo vellet. lib. de corrupt. c. 11. & c. 10. 12. GOtt hat die Engel und die Menſchen laſſen einen Verſuch thun, was ſie mit ihrem freyen Willen ausrichten könten, und hernach was ſeine Gnade und ſeine Gerechtigkeit vermöchte, d. c. 10. 11. 12. Die Sünde hat den Menſchen von GOtt abgewendet, um ihn zu den Geſchöpffen zu wenden, lib. 1. qu. 2. ad Simpl. Gerne ſündigen iſt die Freyheit eines Sclaven. Enchir. c. 103. Liberum arbitrium usque adeo in peccatore non periit, ut per illud peccent maxime omnes, qui cum delectatione peccant, lib. 1. ad Bonifac. c. 2. 3.

§. CCLXXXIV.

GOtt ſagt zum Moſe: Welchem ich genädig bin, dem bin ich genädig, und welches ich mich erbarme, des erbarme ich mich, Exod. XXXIII, 19. So liegt es nun nicht an jemandes Wollen oder Lauffen; ſondern an GOttes Erbarmen, Rom. IX, 15. 16. welches aber gar nicht hindert, daß nicht die ſolten ſelig werden, die einen guten Willen haben, und auch drinnen beharren. Allein GOtt giebt ihm das Wollen und das Vollbringen. So erbarmet er ſich nun weſſen er will, und verſtocket welchen er will, Rom. IX, 29. und inzwiſchen ſagt eben der Apoſtel, GOtt wolle, daß alle Menſchen ſollen ſelig werden, und zur Erkäntniß der Wahrheit kommen; welches ich nicht nach einigen Stellen des heil. Auguſtini erklären wolte, als wenn es ſo viel hieſſe, es würden nur die ſelig, die er wolte ſelig haben, oder als wenn er wolte ſelig machen non ſingulos generum, ſed genera ſingulorum; allein ich ſage lieber, daß kein Menſch ſey, den er nicht wolle ſelig machen, in ſo weit als es höhere Rationes zulaſſen, die machen, daß nur GOtt diejenigen ſelig macht, die den Glauben annehmen den er ihnen angebothen, und ſich durch die ihnen verliehene Gnade demſelben unterwerffen, zu folge dem, was mit der Integrität des Planes ſeiner Wercke, der nicht beſſer könte abgefaßt werden, überein kömmt.

§. CCLXXXV.

Was die Prædeſtination zur Seligkeit anlangt, ſo begreifft ſie auch, nach dem Auguſtino, die Anordnung der Mittel in ſich, die zur Seligkeit führen. Prædeſtinatio ſanctorum nihil aliud eſt, quam præſcientia & præparatio beneficiorum Dei, quibus certiſſime liberantur quicunque liberantur, Lib. de Perſeo, c. 14. Er concipirt ſie ſich nicht als einen (abſolutum decretum) unbedungenen Rathſchluß, er ſagt, es ſey eine Gnade die von keinem verſtockten Hertzen verworffen werde, weil ſie eben deswegen gegeben werde, die Härtigkeit des Hertzens ſonderlich wegzunehmen, lib. de Prædeſt. c. 8. Lib. de Grat. c. 13. 14. Doch ich befinde, daß der heilige Auguſtinus nicht deutlich genug ausgedruckt, ob dieſe Gnade, die das Hertze unterwirfft, allezeit von ſich ſelbſt kräfftig ſey. Und ich weiß nicht, ob man nicht würde haben behaupten können, ohne es zu beleidigen, daß einerley Grad innerlicher Gnade in einem Hertzen ſiege, wo ihm die Umſtände behülfflich ſind, in dem andern aber nicht ſiege.

§. CCLXXXVI.

Der Wille richtet ſich nach der Meynung, die wir vom Guten haben, und folget demjenigen was die andern übertrifft. Si utrumque tantum diligimus, nihil bonum dabimus. Item quod amplius nos delectat ſecundum id operemur neceſſe eſt, in c. 5. ad Gal. Ich habe bereits ſchon erkläret, wie wir bey allem dieſen dennoch eine groſſe Gewalt über unſern Willen haben. Der heil. Auguſtinus nimmt es ein wenig anders, und auf eine Art die eben nicht gar weit führet, wenn er ſagt, es ſtehe nichts mehr in unſrer Gewalt als die Action unſers Willens. Davon er einen Beweiß-Grund giebet, der ein bißgen identiſch iſt. Denn er ſpricht, dieſe That iſt in dem Augenblicke fertig da wir wollen: Nihil tam in noſtra poteſtate eſt, quam ipſa voluntas, ea enim mox ut volumus præſto eſt, Lib. 3. de lib. Arbit. c. 5. lib. 5. de civit. Dei, c. 10. Allein dieſes bedeutet nur ſo viel, daß wir wollen, wenn wir wollen, und nicht, daß wir das wollen was wir wünſchen wollen. Man hat mehr Urſache mit ihm zu ſagen, aut voluntas non eſt, aut libera dicenda eſt, d. l. 3. c. 3. und das, was den Willen gewiß oder unfehlbar zum Guten antreibt, das hindert ihn nicht, daß er nicht frey ſey. Perquam abſurdum eſt, ut ideo dicamus non pertinere ad voluntatem (libertatem) noſtram, quod beati eſſe volumus, quia id omnino nolle non poſſumus neſcio qua bona conſtrictione naturæ. Nec dicere audemus, ideo Deum non voluntatem (libertatem) ſed neceſſitatem habere juſtitiæ, quia non poteſt velle peccare. Certe

Deus ipſe nunquid, quia peccare non poteſt, ideo liberum arbitrium habere negandus eſt? De Nat. & Grat. c. 46. 47. 48. 49. Er ſagt auch gar wohl, GOtt gebe die erſte gute Bewegung, aber hernach agire der Menſch auch: Aguntur ut agant, non ut ipſi nihil agant. De corrept. c. 2.

§. CCLXXXVII.

Wir haben geſetzt, daß der freye Wille die rechte Urſache (cauſa prima) des mali culpæ, und denn auch des mali pœnæ ſey, ob zwar im übrigen wahr, daß die urſprüngliche Unvollkommenheit der Creaturen, die ſich in den ewigen Ideen vorgeſtellt befinden, die erſte und entfernſte (remotiſſima) Urſache iſt. Unterdeſſen ſetzt ſich der Herr Bayle beſtändig wider dieſen Gebrauch des freyen Willens, und will durchaus nicht zugeben, daß man ihm die Urſache des Böſen zuſchreibe. Wir müſſen ſeine Einwendung anhören. Es wird aber nicht undienlich ſeyn, wenn wir vorher die Natur der Freyheit noch mehr erklären. Wir haben gezeigt, daß die Freyheit, dergleichen man in den Theologiſchen Schulen erfordert, in der Verſtändniß beſtehe, (intelligentia) die eine deutliche Erkäntniß der Sachen einſchlüſt, über die man rathſchlaget; Hernach in der (Spontanæität) Freywilligkeit mit der wir uns entſchlüſſen, und endlich in der Contingentz, das iſt, in der Ausſchlüſſung der logiſchen oder der metaphyſiſchen Nothwendigkeit. Die Verſtändniß iſt gleichſam die Seele der Freyheit, und das übrige iſt gleichſam der Cörper und der Grund. Die freye Subſtantz determiniret ſich durch ſich ſelbſt nach den Bewegungs-Gründen des Guten, das von dem Verſtand iſt begriffen worden, das ihn neiget, ohne zu neceſſitiren; und alle Bedingungen der Freyheit ſind in dieſen wenig Worten enthalten. Inzwiſchen iſt es doch gar gut, daß wir zeigen, wie die Unvollkommenheit, die ſich in unſrer Erkäntniß und in unſrer Spontaneität befindet, und wie die unfehlbare Determination, die in unſrer Contingentz mit begriffen iſt, weder die Freyheit noch die Contingentz über den Hauffen werffe.

§. CCLXXXVIII.

Unſre Erkäntniß iſt zweyerley, eine deutliche oder verwirrte. Die deutliche Erkäntniß oder die Verſtändniß (Intelligentz) findet in dem rechten Gebrauche der Vernunfft ſtatt; Allein die Sinnen geben uns nur verwirrte Gedancken. Und wir können ſagen, daß wir von aller Sclaverey frey ſind, in ſo weit wir mit einer deutlichen Erkäntniß agiren; hingegen aber den Affecten unterworffen ſind, in ſo weit unſere Empfindungen verwirrt ſind. In dieſem Verſtande haben wir nicht alle die Freyheit des Gemüths, die wohl zu wünſchen wäre, und wir können mit dem Auguſtino ſagen, daß wir nur eine ſclaviſche Freyheit haben, indem wir der Sünde unterworffen ſind. Unterdeſſen hat doch ein Sclave, ſo ein großer Sclave er iſt, die Freyheit ſeinem Stande, in dem er ſich befindet, gemäß zu wehlen, ob er zwar ſchon offters in der harten Nothwendigkeit ſtehet, aus zweyen Ubeln eines zu erwehlen, weil ihn ein gröſſere Macht nicht zu dem Guten gelangen läſſet, nach dem er ſtrebet. Und das, was die Bande und der Zwang bey einem Sclaven thut, das geſchicht in uns durch die Affecten, deren Zwang zwar gelinde und lieblich, aber deßwegen nicht weniger ſchädlich iſt. Wir wollen in der That nichts anders, als was uns gefällt, aber unglücklicher Weiſe iſt das, was uns gegenwärtig gefällt, offt ein warhafftiges Ubel, das uns mißfallen würde, wenn wir die Augen des Verſtandes offen hätten. Inzwiſchen hindert doch der üble Stand des Sclaven, und in dem wir ſind, gar nicht, daß wir nicht ſo wohl als er in dem Stande, in dem wir uns befinden werden, nach unſerm Vermögen und unſerer gegenwärtigen Erkäntniß, dasjenige frey erwehlen könten, was uns am meiſten gefällt.

§. CCLXXXIX.

Was die (Spontaneität) Freywilligkeit betrifft, ſo iſt ſie uns zuzuſchreiben, in ſo weit wir das Principium unſerer Thaten in uns haben, wie es Ariſtoteles gar wohl begrifſen hat. Der Eindruck der äuſſerlichen Sachen lencket uns zwar offt von unſerm Wege ab, und man hat wenigſtens in dieſem Anſehn insgemein geglaubt, daß ein Theil von den Principiis unſerer Thaten außer uns wäre; und ich geſtehe, daß wenn man ſich nach der gemeinen Redens-Art richtet, man alſo reden muß, welches man auch im gewiſſen Verſtande ohne einiges Nachtheil der Wahrheit thun kan: allein wenn man ſich deutlich erklären ſoll, ſo leidet unſere (Spontaneität) Freywilligkeit keine Ausnahme, und die äuſſerlichen Dinge haben, nach der Philoſophiſchen Schärffe zu reden, keinen phyſicaliſchen Einfluß in uns.

§. CCXC.

Dieſen Punct beſſer zu verſtehen, muß man wiſſen, daß wir eine genaue Spontaneität mit allen ſimplen Subſtantzien gemein haben, und daß ſie bey freyen und verſtändlgen (intelligentibus) Subſtantzien zu einer Herrſchafft über unſre Thaten wird. Dieſes kan nicht beſſer als durch das Syſtema der Harmoniæ præſtabilitæ erkläret werden, die ich ſchon vor vielen Jahren vorgetragen habe. Daſelbſt habe ich gezeigt, daß iede ſimple Subſtantz von Natur (perceptiones) Empfindungen habe, daß ihre Individualität in dem fortwährenden Geſetze beſtehet, welches den Nexum der Empfindungen ausmacht die ihr beſtimmt und zugedacht ſind, und die natürlicher Weiſe aus einander entſpringen den Leib vorzuſtellen der ihr aſſignirt iſt, und durch dieſen das gantze Univerſum nach dem Geſichts-Puncte, der dieſer Subſtantz eigen iſt und zugehöret; ohne daß ſie einer phyſiſchen Influenz des Leibes benöthiget ſey; gleich wie ſich der Leib ſeiner Seits nach dem Willen der Seelen durch ſeine eigene Geſetze richtet und ihr in ſo weit gehorchet, als es dieſe Geſetze mit ſich bringen. Woraus denn folget, daß die Seele in ihr ſelbſt eine vollkommene Spontaneität hat, ſo daß ſie in ihren Thaten nur von GOtt und von ſich ſelbſt dependiret.

§. CCXCI.

Gleich wie nun dieſes Syſtema vorhero nicht iſt bekand geweſen, alſo hat man andere Mittel hervorgeſucht ſich aus dieſem Labyrinth zu helffen, und die Carteſianer ſelbſt haben in dem Puncte von dem freyen Willen weder aus noch ein gewuſt. Sie ſpeiſten ſich nicht mehr mit den Kräfften (facultatibus) der Schulen ab, ſie bedachten, daß alle Actiones der Seelen ſchienen von dem determinirt zu ſeyn, was zu folge des Eindruckes der Sinnen von außen komme, und daß endlich im Univerſo alles von der Vorſehung GOttes dirigirt werde; allein daraus floß dieſer Einwurff, daß alſo keine Freyheit wäre, gar natürlich. Hierauf antwortete Carteſius, wir wären von dieſer Vorſehung aus der Vernunfft verſichert, aber wir wären auch unſrer Freyheit gewiß aus der innerlichen Erfahrung die wir davon haben, und man müſſe beydes glauben, ob wir gleich kein Mittel ſähen ſie mit einander zu vereinigen.

§. CCXCII.

Das war recht den Nodum Gordium abhauen, und auf den Schluß eines Arguments antworten, nicht daß man es auflöſe, ſondern daß man ein Gegen-Argument opponirt; welches aber mit den Geſetzen Philoſophiſcher Streitigkeiten nicht übereinkomt. Inzwiſchen haben ſich die meiſten Carteſianer damit beholffen; obgleich die innere Erfahrung, ſo ſie anführen, das nicht beweiſet was ſie vermeinen, wie ſolches der Herr Bayle gar wohl angemercket hat. Der Herr Regis erkläret dieſe Lehre Carteſii weitläufftig (Philoſ. T. I. Metaph. lib. 2. p. 2. c. 22.) alſo: Er ſpricht: „Die meiſten Philoſophen ſind deswegen in „Irrthümer gefallen, weil einige indem ſie „nicht begreiffen können, was zwiſchen den „freyen Actionibus und der Vorſehung GOttes vor eine Verhältniß ſey, gar geleugnet, „daß GOtt die Cauſa efficiens prima der „Thaten des freyen Willens ſey, welches aber ſo „viel iſt, als GOtt das Seine nehmen; und andere, da ſie nicht begreiffen können wie ſich die göttliche Efficacitas und die freyen Actiones„ mit einander verhielten, haben geſagt, der„ Menſch hätte keine Freyheit, welches gottloß„ iſt. Die Mittel-Straße zwiſchen dieſen„ zweyen Abwegen, iſt dieſe, daß man ſage (id.„ ibid. p. 485.) wenn wir auch gleich nicht dieſe„ Verhältniß, die zwiſchen der Freyheit und der„ Vorſehung GOttes iſt, begreiffen könten, ſo„ würden wie doch erkennen müſſen, daß wir„ frey und von GOtt dependiren, weil dieſe„ zwey Wahrheiten gleicher maßen bekand ſind,„ die eine aus der Erfahrung, die andere aus„ der Vernunfft, und die Klugheit nicht zuläſt„ dergleichen Wahrheiten fahren zu laſſen, von„ denen man verſichert iſt, weil man nicht alle„ die Verhältniße erkennen kan, die ſie mit„ andern bekandten Wahrheiten haben.„

§. CCXCIII.

Der Herr Bayle mercket ad marginem gar wohl dabey an, dieſe Redens-Arten des Herrn Regis zeigten gar nicht, daß wir zwiſchen den„ Actionibus des Menſchen und der Vorſehung„ GOttes, die ſich mit unſrer Freyheit„ nicht zu vertragen ſcheinen, keine Verhältniſſe„ erkennten. Er ſpricht, es wären nur behutſame Redens-Arten, die den Statum quæſtionis nur ſchwächten: Er ſpricht, andere„ ſetzen, die Schwürigkeiten kämen eintzig und„ allein von dem Mangel unſerer Erkäntniß her,„ da ſie vielmehr ſagen ſolten, ſie rührte vor„

„nemlich von der Erkäntniß her, die wir (nach
„der Meynung des Herrn Bayle) mit unſern
„Geheimniſſen nicht zuſammen reimen kön-
nen. Das iſt eben das, was ich zu Anfange dieſes Werckes geſagt, wenn ſich die Geheimniſſe nicht mit unſerer Vernunfft zuſammen reimen lieſſen, wenn es unauflößliche Einwürffe dawider gebe, ſo würden wir bald, anſtatt daß wir ein unbegreifliches Geheimniß finden ſolten, die Nichtigkeit und Falſchheit deſſelben erkennen. Und hier iſt gar nicht die Rede von einem Geheimniſſe, ſondern von der natürlichen Religion.

§. CCXCIV.

Vernehmet inzwiſchen, wie der Herr Bayle die innere Erfahrungen, auf welche die Carteſianer die Freyheit gründen, anſicht; allein er macht mit ſolchen Gedancken den Anfang, die ich nicht approbiren kan. „Diejenigen
„ſo das nicht gründlich unterſuchen (ſpricht er
„Dict. Art. Helen. Lit. TΔ) was in ihnen
„vorgehet, überreden ſich leicht ſie wären frey,
„und wenn ihr Wille aufs Böſe verfalle, ſo
„wäre es ihr Fehler, es geſchehe aus einer Wahl
„über die ſie Herren wären. Die anders ur-
„theilen, das ſind Leute die die Umſtände ih-
„rer Thaten und alles was ſie dazu antreibt,
„ſorgfältig unterſucht und den Fortgang der
„Bewegungen der Seelen wohl überleget, und
„demſelben nachgedacht haben. Dieſe Leute
zweif-

zweiffeln insgemein an ihrem freyen Wil-„
len, und überreden ſich gar, als wären ſelbſt„
ihre Vernunfft und ihr Verſtand Sclaven„
welche der Macht, die ſie hinreiſt, wohin ſie„
nicht gehen wolten, nicht widerſtehen können,„
und das wären vornemlich ſolche Leute, die„
GOtt die Urſache ihrer böſen Thaten zuge-„
ſchrieben haben.„

§. CCXCV.

Dieſe Worte machen mich der Worte des Hn. Cantzlers Bacon eingedenck, der ſagt, eine mittelmäßig erlernte Philoſophie führe uns von GOtt ab, allein wenn man ſie recht gründlich ſtudire, ſo führe ſie uns zu GOtt. So iſt es auch mit denen beſchaffen, die über ihre Thaten reflectiren; es kommt ihnen bald vor, als wenn alles, was wir thun, nur ein Antrieb eines andern ſey, und als wenn alles, was wir begreiffen, von auſſen durch die Sinnen komme, und ſich in unſerm leeren Gemüthe abdrucke, tanquam in tabula raſa. Allein ein tiefferes Nachſinnen lehret uns, daß alles (ja ſelbſt unſere Empfindungen und Affecten) mit einer völligen Spontaneität von uns ſelbſt herkömmt.

§. CCXCVI.

Inzwiſchen führt der Herr Bayle einige Poeten an, die den Menſchen weiß brennen wollen, indem ſie die Schuld auf die Götter werffen. Medea redet alſo bey dem Ovidio:

Fruſtra Medea repugnas,
Neſcio, quis Deus obſtat, ait.

Und ein wenig hernach läſt ſie Ovidius nachfolgendes hinzu thun:

Sed trahit invitam nova vis, aliudque Cupido,
Mens aliud ſuadet: video meliora proboque,
Deteriora ſequor.

Allein man könte den Virgilium dagegen anführen, bey dem der Niſus mit mehrer Ration ſagt:

Di ne hunc ardorem mentibus addant,
Euryale, an ſua cuique Deus ſit dira cupido?

§. CCXCVII.

Es ſcheinet, als wenn der Herr Wittich geglaubt habe, unſere Independentz wäre in der That nur eine Schein-Independentz. Denn er ſetzt in ſeiner Diſſert. de providentia Dei actuali (n. 61.) den freyen Willen darein, daß wir zu denen Sachen, die ſich unſrer Seelen vorſtellen, daß ſie entweder ſollen bejahet, oder verneinet, geliebet oder gehaſſet werden, dergeſtalt angetrieben werden, daß wir gar nicht empfinden, daß uns ein äuſſerlicher Zwang determinire. Er ſagt ferner, wenn gleich GOtt ſelbſt unſere (volitiones) würcket, ſo agiren wir dennoch am allerfreyeſten, und je kräfftiger und mächtiger die Action GOttes in uns iſt, je mehr ſind wir über unſre Thaten Meiſter. Quia enim Deus operatur ipſum velle, quo efficacius operatur, eo magis volumus, quod autem, cum volumus, facimus, id maxime habemus in noſtra poteſtate. Zwar wenn GOtt einen Willen in uns würcket, ſo würcket er eine freye That; Allein mir ſcheint hier nicht die Rede von der allgemeinen Urſache, oder von dieſer Hervorbringung des Willens die Rede zu ſeyn, der ihr zukommt in ſo weit ſie eine Creatur iſt, in der alles, was ſie poſitives in ſich hat, in der That von dem Concurſu GOttes, wie alle andere abſolute Realität derer Dinge, unaufhörlich geſchaffen wird. Die Rede iſt hier von den Urſachen des Willens, und den Mitteln deren ſich GOtt bedienet, wenn er uns einen guten Willen giebt, oder zuläſt daß wir einen böſen haben. Wir ſinds, die wir allezeit einen guten oder böſen hervor bringen, denn es iſt unſere That; allein es ſind allemahl Urſachen verhanden, die uns zum Thun antreiben, ohne daß ſie unſrer Spontaneität oder unſrer Freyheit ſchaden. Die Gnade giebt uns nur Impreſſiones, die weiter nichts thun, als daß ſie durch convenable Bewegungs-Gründe, dergleichen eine Aufmerckſamkeit, ein Dic cur hic, ein vorlauffendes Vergnügen ſeyn würde, zum Wollen mit bewegen. Und man ſieht klar und deutlich, daß dieſes der Freyheit ſo wenig was ſchadet, als ein Freund, der uns einen Rath und Bewegungs-Grund an die Hand giebt: Alſo hat der Herr Wittich eben ſo übel auf die Frage geantwortet, als der Herr Bayle, und die Zuflucht, die man zu GOtt nimmt, iſt hier zu nichts nütze.

§. CCXCVIII.

Allein wir wollen noch eine weit vernünfftigere Stelle von eben dem Herrn Bayle anführen, in der er der vermeynten lebendigen Empfindung der Freyheit, die ſie bey den Carteſianern beweiſen ſoll, beſſer begegnet. Sein Worte ſind in der That voll Geiſt und Verſtand und würdig conſiderirt zu werden, und befinden ſich in der Antwort auf die Frage eines Provinc. (ch. p. 140. T. 3. p. 761. ſeqq.) und ſind folgende: „Durch die klare und nette„ Empfindung die wir von unſrer Exiſtentz„ haben, unterſcheiden wir noch gar nicht, ob„ wir von uns ſelbſt exiſtiren, oder ob wir unſer„ Seyn von einem andern haben. Wir unterſcheiden„ dieſes nur durch das reflectiren,„ das iſt, wenn wir bedencken in was vor einem„ Unvermögen wir ſtehen, uns ſo lange„ zu erhalten als wir gerne wolten, und uns„ von der Dependentz derer Dinge loß zu„ machen, die um uns ſind ꝛc. Es iſt gewiß,„ daß die Heyden niemahls (eben das iſt auch„ von den Socinianern zu ſagen, weil ſie die„ Schöpffung läugnen) die Erkäntniß dieſes„

Lehr-Satzes erlanget, daß wir aus nichts gemacht worden, und daß wir alle Augenblicke unſrer Daurung wieder aus dieſem Nichts heraus gezogen werden. Sie haben fälſchlich geglaubt, es exiſtirten alle Subſtantzen im Univerſo von ſich ſelbſt, und könten niemahls zu nichte gemacht werden, dependirten alſo von keiner andern Sache, auſſer nur in Anſehung ihrer Modificationum, die durch die Action einer äuſſerlichen Cauſæ könten deſtruirt werden. Rührt dieſer Irrthum nicht von dem her, daß wir die ſchaffende Action, die uns erhält, nicht empfinden, und nur allein das empfinden, daß wir exiſtiren, und daß, ſag ich, wir es auf eine ſolche Weiſe empfinden, die uns in alle Ewigkeit in der Unwiſſenheit von der Urſache unſers Seyns erhalten würde, wenn uns nicht ein ander Licht zu Hülffe käme? Wir wollen auch ſagen, wir können durch die klare und nette Empfindung, die wir von den Actionibus unſers Willens haben, nicht unterſcheiden, ob wir ſie uns ſelbſt geben, oder ob wir ſie von eben der Urſache empfangen, die uns unſere Exiſtenz giebt. Wir müſſen entweder reflectiren oder nachdencken womit wir dieſe Unterſcheidung machen können. Nun behaupte ich, man könne durch bloſſes philoſophiſches Nachdencken niemahls zu einer gründlichen Gewißheit gelangen, daß wir

„die würckende Urſache unſerer Volitionum ſeyn; denn ein jeder, der die Sache wohl unterſuchet, der wird deutlich erkennen, daß wenn wir in Anſehung des Willens nur ein leydendes Subjectum ſind, wir eben die Empfindungen der Erfahrung haben würden, die wir haben, wenn wir gläuben wir wären frey. Wir wollen zur Luſt ſetzen GOtt habe die Geſetze der Vereinigung der Seelen und des Leibes dergeſtalt eingerichtet, daß alle Modalitates der Seelen, keine ausgenommen, unter einander mit Interpoſition der Modalitatum des Gehirnes nothwendig verknüpffet wären, ſo werdet ihr begreiffen daß euch nichts anders begegnen werde, als was wir beweiſen; es wird in unſerer Seele von den Empfindungen der ſinnlichen Objectorum an gerechnet, welches ihre erſte Schrifft iſt, biß zu den feſteſten Volitionibus, die ihr letzter Tritt ſind, eben der Nexus der Gedancken ſeyn, es wird in dieſem Nexu die Empfindung der Ideen, die Empfindung der Bejahungen, der Irreſolutionum, der Velleitatum und Volitionum zu finden ſeyn. Denn der Actus zu wollen mag uns entweder von einer äuſerlichen Sache eingedruckt werden, oder wir mögen ihn ſelbſt hervorbringen, ſo wird doch beydes wahr ſeyn, daß wir wollen, und daß wir empfinden was wir wollen, und gleich wie dieſe äuſſerliche

Cauſa ſo viel Vergnügen mit einmiſchen„
kan, als ſie in der Volition will, die ſie uns„
eindrucket; ſo können wir bißweilen empfin-„
den, daß uns die Actus unſers Willens un-„
endlich gefallen, und uns zu Folge unſerer„
ſtärckſten Neigungen führen. Wir werden„
keinen Zwang empfinden, es iſt auch die Re-„
gul bekant, voluntas non poteſt cogi.„
Begreiffet ihr nicht klärlich, daß ein Wetter-„
hahn, den man allezeit auf einmahl gegen ei-„
nen gewiſſen Punct des Horizonts bewegte,„
(doch daß die Priorität der Natur, oder wenn„
man auch wolte ſelbſt eine Priorität eines„
(reelen Inſtant) würcklichen Augenblicks„
mit der Begierde ſich zu bewegen übereinkä-„
me) und der verlange ſich auf die Seite zu„
drehen, würde überredet ſeyn, daß er ſich vor„
ſich ſelbſt bewegte das Begehren auszufüh-„
ren das er ſich machte? Ich ſetze er wüſte„
nicht daß es Winde gebe, noch daß eine äuſ-„
ſerliche Urſache ſeine Situation und ſein„
Verlangen auf einmahl veränderte. Wir„
ſind natürlich in dem Zuſtande wie der Wet-„
terhahn; Uns iſt gar nicht bekant ob eine„
unſichtbare Urſache macht, daß wir nach und„
nach von einer Gedancke auf eine andre fal-„
len. Derowegen iſt es gar natürlich, daß ſich„
die Leute überreden als determinirten ſie„
ſich ſelber. Allein es iſt noch übrig zu unter-„
ſuchen, ob ſie ſich in dieſer Sache, wie in vielen„

„andern, betrügen, die ſie gleichſam auf einen „(Inſtinctum) Trieb ohne philoſophiſches „Nachdencken bejahen. Weil nun über das, „was in dem Menſchen vorgehet, zwey hypotheſes ſind, die eine, als ſey der Menſch nur „ein leydendes Subjectum; die andere, als „habe er (virtutes activas) auch Kräffte was „zu thun, ſo kan man, ſo lange als man weiter „nichts als nur Proben der Empfindung anführen kan, die andere der erſtern vernünfftiger Weiſe nicht vorziehen, denn wir würden „mit gleichem Nachdruck empfinden, daß wir „dieſes oder jenes wollen, alle unſere volitiones möchten nun in unſrer Seelen von einer äuſſerlichen und unſichtbaren Cauſa eingedruckt worden ſeyn, oder wir möchten ſie „ſelber machen.

§. CCXCIX.

Es ſind gar ſehr ſchöne Raiſonnements in dieſem Diſcours enthalten, die zwar wider die gewöhnlichen Syſtemata was ausrichten, aber bey dem Syſtemate der Harmoniæ præſtabilitæ wegfallen, das uns viel weiter führet, als wir vorher haben gehen können. „Der Herr Bayle behauptet, z. E. man könte „durch bloßes philoſophiſches Nachdencken „niemahls zu einer gründlichen Gewißheit gelangen, daß wir die Cauſa efficiens unſrer „volitionum ſind:„ Allein dieſen Punct räume ich ihm nicht ein, denn die Aufrichtung dieſes Syſtematis zeiget auf eine unſtrittige Art, daß in dem Lauffe der Natur jede Subſtantz die eintzige Urſache aller ihrer actionum und von allem phyſicaliſchen Einfluſſe aller andern Subſtantzen frey ſey, den ordentlichen concurſum GOttes ausgenommen. Und eben dieſes Syſtema zeigt, daß wir eine wahre und nicht nur eine Schein-Spontaneität haben, wie der Herr Wittich geglaubt hat. Aus eben den Gründen behauptet auch der Hr. Bayle c. 170. (p. 1132.) wenn gleich ein fatum aſtrologicum wäre, ſo würde es doch die Freyheit nicht übern hauffen werffen; und ich wolte es ihm auch einräumen, wenn ſie nur bloß in einer Schein-Spontaneität beſtünde.

§. CCC.

Alſo kan unſre Spontaneität nicht mehr in Zweiffel gezogen werden, wie ſie denn der Ariſtoteles gar wohl beſchrieben hat, wenn er ſpricht, eine Action ſey Spontanea, wenn ihr Principium in dem iſt, der agirt. Spontaneum eſt, cujus principium eſt in agente. Und alſo dependiren unſere Thaten und unſere Willen gantz und gar von uns. Wir ſind zwar nicht directe über unſere Willen Herren, ob ſchon die Urſache; denn wir erwehlen nicht die Willen, wie wir unſre Thaten durch unſere voluntates erwehlen. Unterdeſſen haben wir doch noch eine gewiſſe Macht über unſern Willen, weil wir indirecte was contribuiren können, dasjenige ein ander mahl zu wollen, was wir gerne gegenwärtig würden wollen, wie ich ſchon oben gezeigt habe, welches doch eigentlich zu reden keine velleitas iſt; und auch noch hierinnen haben wir eine beſondere und würckliche Herrſchafft über unſre Thaten und über unſre Willen, die aber aus der mit der Intelligentz verknüpfften Spontaneität entſpringet.

§. CCCI.

Bißhero haben wir die zwey Bedingungen der Freyheit, von denen ſchon Ariſtoteles geredet hat, nemlich die Spontaneität und Intelligentz erkläret, die im Berathſchlagen mit einander in uns verknüpffet ſind. Die Thiere hingegen haben nicht die andere Bedingung. Allein die Scholaſtici erfordern noch die dritte dazu, die ſie Indifferentz nennen; denn ich habe ſchon oben angemercket, daß die Freyheit ſo wohl eine abſolute, als eine metaphyſiſche oder logiſche Freyheit ausſchlüßen müße. Allein gleichwie ich mich ſchon mehr als einmahl erkläret habe, ſo hindert dieſe Indifferentz, dieſe Contingentz, dieſe non neceſsitas, wenn ich ſo reden möchte, die eine characteriſtiſche Eigenſchafft der Freyheit iſt, gar nicht, daß man nicht noch ſtärckere Neigungen vor die Parthey haben könne, die man erwehlet; und ſie erfordert gar nicht, daß man vor die zwey einander entgegen geſetzten Partheyen gleich und abſolut indifferent ſey.

§. CCCII.

Ich admittire alſo nur die Gleichgültigkeit (indifferentiam) in einem Verſtande, in dem ſie ſo viel als contingentz oder non neceſſitas bedeutet. Allein gleich wie ich mich ſchon mehr als einmahl erkläret habe, ſo admittire ich keine indifferentiam æquilibrii, und ich glaube nicht, daß man erwehlen könne, wenn man gantz indifferent iſt. Eine dergleichen Wahl würde ein bloßer hazard ſeyn, ohne eine ſo wohl verborgene, als dem Scheine nach determinirende Ration. Allein ein dergleichen hazard, eine dergleichen abſolute und reele Cauſalität iſt eine Grille, die in der Natur nicht anzutreffen iſt. Alle Kluge ſind eins, daß ein (hazard) ohngefehrer Zufall, wie das Glücke, nur ein Schein-Ding iſt; die Unwiſſenheit der Urſache macht ihn. Wenn ja aber eine dergleichen indifferentia vaga wäre, oder wenn man ja erwehlte ohne daß etwas vorhanden wäre, das uns bewegte zu wehlen, ſo würde der hazard etwas würckliches ſeyn, das dem ähnlich wäre, das ſich in den kleinen Herumſchweiffungen derer atomorum befindet, die ſich nach der Meynung des Epicuri ohne ration und ohne Urſache zutragen, und er zu Vermeidung der Nothwendigkeit eingeführet

führet hatte, über die ſich Cicero mit Recht ſo ſehr moquiret hat.

§. CCCIII.

Dieſe Abweichung hatte in dem Verſtande des Epicuri eine End-Urſache, indem er uns dadurch von dem Verhängniß befreyen wolte; allein ſie kan in der Natur der Dinge keine Cauſam efficientem haben. Es iſt eine von den allerunmöglichſten Chymeren. Der Herr Bayle ſelbſt widerlegt ſie ſehr wohl, wie wir bald ſagen werden, und inzwiſchen iſt ſichs zu verwundern, daß er anderswo ſelbſt etwas admittirt, das dieſer vermeynten Abweichung ähnlich iſt. Denn hört, was er ſagt, da er von dem Eſel des Buridans (Diction. art. Buridan. lit. l. 3.) redet, „die welche einen eigentlich „ſo genannten freyen Willen zulaſſen, admit„tiren in dem Menſchen eine Macht ſich ſelbſt „entweder auf die lincke oder rechte Seit zu „determiniren, wenn gleich die Bewegungs„Gründe auf Seiten der beyden einander ſte„henden Dinge vollkommen gleich ſind. „Denn ſie behaupten, unſere Seele könne ſa„gen, ohne eine andere Urſache zu haben, als „bloß ihrer Freyheit zu gebrauchen, ich will lie„ber diß als jenes, ob ich ſchon in dieſem nichts „ſehe, das mehr verdiene erwehlet zu werden, „als in jenem.

§. CCCIV.

Alle diejenigen, die einen eigentlich ſo genannten freyen Willen admittiren, werden deßwegen dem Herrn Bayle dieſe Determination nicht einräumen, die von einer indeterminirten Urſache herkommt. Der heilige Auguſtinus und die Thomiſten glauben, es ſey alles determinirt. Und man ſiehet, daß ihre Widerſacher ſich zu den Umſtänden wenden, die zu unſerer Wahl contribuiren. Die Erfahrung redet keines weges der Grille von einer indifferentia æquilibrii das Wort. Und man kan hier das Raiſonnement gebrauchen, welches ſich der Herr Bayle ſelbſt wider der Carteſianer ihre Art, die Freyheit aus der lebendigen Empfindung unſrer Independentz zu beweiſen, brauchte. Denn ob ich gleich nicht allemahl die Urſache einer Inclination ſehe, die mich bewegt aus zweyen Partheyen, die ſcheinen gleich zu ſeyn, eine zu erwehlen, ſo wird doch allemahl eine, ob ſchon unterſchiedliche Impreſſion darunter verhanden ſeyn, die uns determinirt. Bloß ſeine Freyheit brauchen wollen, das hat nichts eigentliches und ausdrückliches in ſich, oder das uns zu der Wahl einer oder andern Parthey determinire.

§. CCCV.

Der Herr Bayle fährt weiter fort, zum we-„ nigſten ſind zwey Wege verhanden, vermit-„ telſt durch die ſich der Menſch von dem Æqui-„ librio loßmachen kan. Einen habe ich ſchon„ angeführt, nemlich damit er ſich mit der ange-„

„nehmen Einbildung ſchmeicheln könne, als ſey „er Herr über ſich ſelbſt, und dependire nicht „von den Objectis.„ Dieſer Weg iſt verhauen; man mag immer vorgeben, man wolle ein Herr über ſich ſelbſt ſeyn, dieſe Ration hat nichts determinirendes in ſich, und favoriſirt keiner Parthey mehr als der andern. Weiter ſpricht der Herr Bayle: „Er würde „dieſen Actum thun; ich will dieſes jenem „vorziehen, weil es mir ſo gefällt.„ Allein dieſe Worte, weil es mir gefällt, weil das meine Luſt iſt, haben ſchon eine Neigung in ſich gegen das Objectum, das gefällt.

§. CCCVI.

Man hat alſo nicht Urſache weiter zu ſagen; „das was ihn alsdenn determiniren würde, „würde nicht vom Objecto hergenommen ſeyn; „die Bewegungs-Urſache würde nur von den „Ideen hergeholet ſeyn, welche die Menſchen „von ihren eignen Vollkommenheiten oder „von ihren natürlichen Kräfften haben. Der „andere Weg iſt der mit dem Loſe, das Strohhälmgen würde einen Ausſchlag geben.„ Dieſer Weg hat wohl einen Ausgang, aber er gehört nicht zur Sache; denn alsdenn macht der Menſch keine Unterſcheidung: wenn man ja aber vermeynt, der Menſch decidirte doch allezeit durchs Los, ſo iſt der Menſch nicht mehr im æquilibrio, weil das Loß nicht das æquilibrium iſt, und der Menſch hat ſich doch an daſſelbige gehalten. Es ſind allemahl Rationes in der Natur, die an dem Urſache ſind, was von ohngefehr oder durchs Loß geſchicht. Es wundert mich ein wenig, daß ein ſo ſcharffſinniger Kopff, als wie der Hr. Bayle, hier von der Sache ab- und auf was anders gefallen iſt. Ich habe an einem andern Orte die rechte Antwort erklärt, die dem falſchen Schluſſe des Buridans ein Genügen thut, nemlich der Fall von einem vollkommenen æquilibrio ſey unmöglich, weil das univerſum niemahls mitten von einander kan zertheilet werden, ſo daß alle impreſsiones von beyden Seiten ſolten gleich viel ausmachen.

§. CCCVII.

Wir wollen doch hören, was der Herr Bayle ſelbſt anders wo wider die chymeriſche oder abſolute indefinirte Indifferentz einwendet. Cicero hatte in ſeinem Buche de fato geſagt: Carneades hätte noch was ſubtilers erfunden als die Ausſchweiffungen der Atomorum, wenn er die Urſache einer vermeinten gantz abſolut indefinirten Indifferentz denen freywilligen Bewegungen der Seelen zuſchreibe, weil dieſe Bewegungen keine äußerliche Urſache, die von unſrer Natur herkommt, von nöthen haben. Allein der Herr Bayle antwortet (in ſeinem Dict. Art. Epicure p. 1143.) gar wohl darauf, alles was aus der Natur einer Sache fließe, ſey determinirt;

minirt; alſo bleibet die Determination allzeit übrig, und der Schlupf-Winckel des Carneadis iſt zu nichts nütze.

§. CCCVIII.

Er zeigt in einem andern Orte (Rep. au Provinc. c. 90. l. 2. p. 229.) „daß eine Freyheit,
„die von dieſem vermeynten Æquilibrio
„recht ſehr entfernet, ungemein vortheilhaffti-ger
„ſey. (Er ſpricht:) ich verſtehe eine Freyheit
„die allezeit den Urtheilen des Verſtandes
„folget, und ſolchen Objectis, die klärlich als
„gut erkant worden, nicht widerſtehen kan.
„So viel ich Leute kenne, die ſind alle dieſer
„Meynung, daß eine klärlich erkante Wahrheit
„die Einwilligung der Seelen nöthige (neceſſitire)
„vielmehr determinire (wenn man
„nur von keiner moraliſchen Nothwendigkeit
„redet.) Die Erfahrung lehrets uns. Es
„wird beſtändig in Schulen gelehrt, das Wahre
„ſey das Objectum des Verſtandes, das
„Gute das Objectum des Willens, und gleichwie
„der Verſtand unmöglich was anders
„bejahen kan, als was ſich ihm unter dem
„Schein der Wahrheit zeiget, alſo kan der
„Wille auch nichts anders lieben, als das was
„ihm ſcheint gut zu ſeyn. Das Falſche in ſo
„weit es falſch iſt, glaubt man niemahls, und
„das Böſe liebt man nie in ſo weit es böſe iſt.
„In dem Verſtande iſt eine natürliche Determination
„zum Guten überhaupt, und zu

ieder

jeder beſondern klar erkanten Wahrheit. In„
dem Willen iſt eine natürliche Determina-„
tion zum Guten überhaupt; woraus viele„
Philoſophen ſchlüſſen, daß ſo bald wir die„
beſondern Güter klärlich erkenneten, ſo wä-„
ren wir genöthiget ſie zu lieben. Der Ver-„
ſtand ſchiebt dieſe Actus nur auf, wenn ſich„
die Objecta dunckel darſtellen, ſo daß man„
Urſache zu zweiffeln hat, ob ſie falſch oder wahr„
ſind; daraus ſchlüßen viele, der Wille bleibe„
alsdenn nur im Æquilibrio, wenn die See-„
le ungewiß ſey, ob das Objectum, das man„
ihr vorſtellet, in Anſehung ihrer ein Gut ſey;„
allein wenn ſie die Bejahung ergrieffen, ſo„
verfalle ſie nothwendig auf dieſes Objectum,„
biß ſie von andern Urtheilen des Verſtandes„
auf andere Art determinirt werde. Wer„
die Freyheit ſo erkläret, der vermeynet eine„
ziemliche weitläufftige Materie von Meriten„
uñ Verbrechen in ihr zu finden, weil ſie voraus„
ſetzen, dieſe Urtheile des Verſtandes kämen„
von einer freyen Application der Seelen die„
Objecta zu unterſuchen, ſie untereinander zu„
vergleichen, und eines von dem andern zu un-„
terſcheiden, her. Es iſt nicht zu vergeſſen, daß„
es auch gelehrte Leute giebt (wie Bellarmi-„
nus lib. 3. de gratia & libero arbitrio c. 8. 9.
& Cameron in reſponſione ad Epiſtolam
viri docti id eſt Epiſcopii) die aus drin-„
genden und nachdrücklichen Urſachen behau-„
pten,

„pten, der Wille ſey allezeit nothwendig der letzte
„Actus practicus des Verſtandes.

§. CCCIX.

Wir müſſen über dieſen Diſcours einige Anmerckungen machen; eine ſehr deutliche Erkäntniß des Beſten determinirt den Willen, aber neceſſitirt ihn nicht eigentlich zu reden. Man muß einen Unterſcheid machen unter dem nothwendigen (neceſſair) und dem gewiſſen oder untrüglichen, (infallible) wie wir ſchon mehr als einmahl angemerckt haben; und die metaphyſiſche Nothwendigkeit von der moraliſchen unterſcheiden. Ich glaube auch gäntzlich, daß der Wille GOttes jederzeit bloß den Urtheilen des Verſtandes folge: alle vernünfftige Creaturen ſind einigen Affecten oder wenigſtens ſolchen Empfindungen unterworffen, die nicht gäntzlich in dem beſtehen, was ich Ideas adæquatas nenne. Und ob ſchon dieſe Affecten in den Seligen, Krafft der Geſetze der Natur und des Syſtematis der præſtabilirten Dinge, in Anſehung ihrer allezeit aufs wahre Gute gehen, ſo haben ſie doch nicht allezeit eine vollkommene Erkäntniß davon. Es iſt mit ihnen wie mit uns, die wir nicht allemahl die Urſachen unſeres Triebes erkennen. Die Engel und die Seligen ſind ſo wohl Creaturen wie wir, bey denen auch iederzeit einige verwirrte doch mit deutlichern Erkäntniſſen vermiſchte (Perceptiones) Empfindunpfindungen mit unterlauffen. Suaretz hat dergleichen etwas. Er glaubt (in den Tract. de oratione lib. 1. c. 11.) GOtt habe die Sachen zum voraus ſo eingerichtet, daß wenn ihr Gebeth mit einem gäntzlichen Willen geſchehe, ſie allemahl erhört werden, das iſt eine Probe, ein Muſter von einer præſtabilirten Harmonie. Was uns anlanget, ſo miſchen ſich über das Urtheil des Verſtandes, von dem wir eine ausdrückliche Erkäntniß haben, verwirrte ſinnliche Perceptiones mit unter, die Affecten ja ſelbſt unempfindliche Neigungen, die wir nicht allemahl mercken, in uns erregen. Dieſe Bewegungen übergehen offt das Urtheil des practiſchen Verſtandes.

§. CCCX.

Und was die Gleichheit zwiſchen der Verhältniß des Verſtandes zum Wahren und des Willen zum Guten anlangt; ſo iſt zu wiſſen, daß eine klare und deutliche Perception einer Wahrheit, die Bejahung dieſer Wahrheit actualiter in ſich hält; alſo wird der Verſtand dadurch nicht genöthiget. Allein man mag eine Perception vom Guten haben was vor eine man wolle; ſo iſt doch die Bemühung nach dem Urtheile zu agiren, die meiner Meynung nach das **Weſen des Willens** ausmacht, davon unterſchieden: Gleichwie es alſo Zeit erfodert, dieſe Bemühung zu ihrem Endzwecke zu bringen, ſo kan ſie aufgeſchoben, ja gar

durch

eine neue Perception, oder Neigung die da zwiſchen kommt, die das Gemüthe davon abwendig macht, und gar verurſacht, daß es bißweilen ein gantz widriges Urtheil fällt, verändert werden. Und um deß willen hat unſere Seele ſo viel Mittel der Wahrheit zu widerſtehen, die ſie erkennt; und um deß willen iſt vom Verſtande zum Hertzen ein ſo weiter Weg, ſonderlich wenn der Verſtand guten theils nur durch (ſurdas) heimliche Gedancken verfährt, die, wie ich es anderswo erkläret, einen nicht ſehr rühren können. Demnach iſt die Verbindung zwiſchen dem Verſtande und dem Willen nicht ſo nothwendig, als man vielleicht meynen möchte.

§. CCCXI.

Der Herr Bayle ſagt weiter gar ſchöne:
„(p. 221.) Das iſt vielleicht nicht ein Fehler in
„der Seele des Menſchen, daß man, was das
„Gute überhaupt anlangt, keine libertatem
„indifferentiæ hat; es würde vielmehr eine
„Unordnung, eine gar gemeine Unvollkommen-
„heit ſeyn, wenn man wahrhafftig ſagen kön-
„te; es liegt mir wenig dran, ob ich glücklich
„oder unglücklich bin; ich bin nicht mehr de-
„terminirt, das Gute zu lieben, als es zu haſ-
„ſen; ich kan eines ſo wohl thun als das an-
„dere. Wenn nun dieſes eine löbliche und
„vortheilhafftige Eigenſchafft iſt, wenn man in
„Anſehung des Guten überhaupt determi-

nirt iſt, ſo iſt das vielleicht eben kein Fehler,„
wenn man ſich in Anſehung eines jeden„
beſondern Guten, das vor uns offenbahr als„
ein Gut erkant worden, genöthiget (neceſſitirt)„
befindet. Es ſcheinet mir ſelbſt eine„
nothwendige Folge zu ſeyn, daß wenn die„
Seele keine libertatem indifferentiæ in„
Anſehung des Guten überhaupt hat, ſo habe„
ſie auch keine in Anſehung der beſondern Güter,„
ſo lange ſie contradictoriſch urtheilet,„
daß dieſe Dinge was gutes vor ſie ſind. Was„
würden wir aber von einer Seele gedencken,„
die, wenn ſie dieſes Urtheil gemacht hat, ſich„
mit ration rühmte, ſie hätte die Macht dieſe„
Güter nicht zu lieben, ja ſie wohl gar zu haſſen?„
Und wer würde wohl ſagen, ich erkenne„
klärlich, daß mir dieſes gut iſt, ich habe alle nöthige„
Erkäntniß davon, unterdeſſen will ich„
es nicht lieben, ich will es haſſen; meine Parthey„
iſt erwehlt, nun führe ich ſie aus; man„
muß zwar nicht meynen, als wenn mich gar„
keine Urſache (das iſt eine andere Ration als„
die auf das iſt meine Luſt, Vergnügen, Belieben„
gegründet iſt,) dazu bewegte, ſondern es„
gefällt mir nun ſo; was, ſag ich, würden wir„
von einer ſolchen Seele gedencken? würden„
wir ſie nicht vor unvollkommener und unglücklicher„
halten, als wenn ſie dieſe libertatem„
indifferentiæ nicht hätte?„

§. CCCXII.

§. CCCXII.

„Die Lehre, welche den Willen den letzten
„actibus des Verſtandes unterwirfft, giebt
„nicht allein einen vortheilhafftigen Begriff
„von dem Zuſtande der Seele; ſondern ſie
„zeigt auch, daß man auf dieſem Wege den
„Menſchen leichter glücklich machen könne, als
„auf dem Wege der Indifferentz; denn man
„darff ihm nur von ſeinem wahrhafftigen Intereſſe
„ein Licht geben, ſo wird ſich ſein Wille
„alſo bald nach den Urtheilen richten, die die
„Vernunfft etwan mag geſprochen haben.
„Hat er aber eine Freyheit, die von der Vernunfft
„und den Eigenſchafften derer deutlich
„erkennten objectorum gantz frey iſt; ſo wird
„er das allerungezogenſte Thier von der Welt
„ſeyn, und man wird niemahls gewiß ſeyn können,
„ob man ihn werde bewegen können die
„gute Parthey zu erwehlen. Es würden alle
„Rathſchläge und alle Vernunfft-Schlüſſe
„auf der Welt gantz unnütze ſeyn; ihr möget
„einem Verſtande ein Licht geben, ihr möget
„ihn überführen, ſo wird ſich ſein Wille nichts
„deſto weniger doch trotzig anſtellen, und als
„ein Fels unbeweglich bleiben. Virgil. Æn,
„lib. 6. v. 470.

„Nec magis in cepto vultus ſermone movetur,
„Quam ſi dura ſilex aut ſtet marpeſia cautes.

Eine Grille, ein leerer Eigenſinn wird ihn dennoch „ wider alle Bewegungs-Gründe ſtarr „ und hartnäckich machen; es wird ihm nicht „ belieben ſein deutlich erkantes Gute zu lieben; „ er wird ſichs belieben laſſen es zu haſſen. Mein „ Herr, könnet ihr wohl ein ſolch Vermögen „ (Facultät) vor das köſtlichſte Geſchencke, ſo „ GOtt den Menſchen hat geben können, und „ vor das eintzige Inſtrument ſeines Glückes „ halten? Hinderts nicht vielmehr unſere „ Glückſeligkeit? Hat man wohl Urſache ſich „ zu rühmen und viel einzubilden, wenn man „ ſagen kan, ich habe alle Urtheile meiner Vernunfft „ verachtet, und ich habe bloß deßwegen „ einen gantz andern Weg ergriffen, weil es „ mir ſo gefällt? Wie ſchmertzlich würde es uns „ nicht in dieſem Falle vorkommen, wenn die genommene „ Determination ſchädlich wäre? „ Eine ſolche Freyheit würde dem Menſchen „ ſchädlicher als nützlicher ſeyn; weil der Verſtand „ alle Güte des Objecti nicht gut genug „ würde vorſtellen, dem Willen die Krafft zu „ benehmen, daß er es nicht wieder verwerffen „ könne. Demnach wäre es vor den Menſchen „ beſſer, wenn er allezeit von dem Urtheile des „ Verſtandes nothwendig determinirt würde, „ als daß dem Willen ſolte zugelaſſen ſeyn, „ ſeine Action aufzuſchieben; denn hiedurch „ würde er ſeinen Zweck leichter und gewiſſer „ erreichen. „

§. CCCXIII.

Ich mercke auch noch zu dieſem Diſcourſe an, daß eine indifferentia indefinita, die ohne einige determinirende Ration wäre, unſtrittig ſo ſchädlich, ja gar ſo anſtößig ſeyn würde, als ſie chymeriſch und impracticable iſt. Ein Menſch, der es alſo machen, oder ſich wenigſtens anſtellen wolte, als wenn er ohne Urſache agirte, würde gewiß vor einen Narren gehalten werden. Es iſt aber auch wahr, daß die Sache unmöglich, wenn man ſie ſo ſcharff nim̃t, wie ſie iſt geſetzt worden; und ſo bald man ein Exempel davon geben will, ſo gehet man davon ab, und verfällt auf einen Menſchen, der ſich nicht ohne Urſache, ſondern vielmehr aus Neigungen oder Affecten, oder aus einem Urtheile determinirt. Denn ſo bald man ſagt: Ich verachte die Urtheile meiner Vernunfft bloß, weil mich meine Luſt, mein Vergnügen dazu antreibt; es gefällt mir nun ſo; ſo iſt es ſo viel, als wenn man ſagte, ich ziehe meine Neigung meinem Intereſſe, mein Vergnügen meinem Nutzen vor.

§. CCCXIV.

Es iſt grade ſo, als wenn ein eigenſinniſcher Menſch, der ſich einbildet, es wäre ihm eine Schande, wenn er dem Rathe ſeiner Freunde oder ſeiner Diener folgen ſolte, das Vergnügen ihnen zu widerſprechen, dem Nutzen vorzöge, den er von ihren Anſchlägen haben könte.

Es kan wohl ſelbſt ein kluger Menſch in einer Sache von geringer Wichtigkeit ungewöhnlich wider ſein Intereſſe agiren, einen andern, der ihn zwingen und regieren will, die Stange zu halten, oder diejenigen zu confundiren, die auf ſeine Tritte und Schritte Achtung geben. Es iſt auch bißweilen gar gut, daß man dem Bruto nachahme, indem man ſeinen Verſtand verbirget, oder ſich wohl gar als einen tollen Menſchen anſtellet, wie David vor dem Könige der Philiſter.

§. CCCXV.

Der Herr Bayle bringt noch ſchöne Sachen bey, um zu zeigen, daß es eine groſſe Unvollkommenheit ſeyn würde, wenn man wider das Urtheil des Verſtandes agiren wolte. Er merckt (p. 225.) an, daß ſelbſt nach den Moliniſten, **derjenige Verſtand das Seinige wohl thue, der das beſte andeute**; er führet GOtt ein (Cap. 227.) wie er in dem Garten Eden zu unſern erſten Eltern ſagt: „Ich habe euch das Vermögen gegeben, von Sachen zu urtheilen, ich will euch ſagen, wie ihr euch aufführen ſollet; allein der freye Wille, den ich euch mitgetheilet habe, iſt von ſolcher Art, daß ihr mir (nach den Gelegenheiten) ſowohl gehorchen als ungehorſam ſeyn könnet. Man wird euch in Verſuchung führen; werdet ihr eure Freyheit wohl gebrauchen, ſo werdet ihr glücklich ſeyn, werdet ihr ſie aber übel

„gebrauchen, ſo werdet ihr unglücklich ſeyn.
„Ihr möget bey euch ſelbſt zu rathe gehen, ob
„ihr von mir als eine neue Gnade bitten wollet,
„daß ich euch entweder erlauben ſolle eure
„Freyheit zu mißbrauchen, wenn ihr euch nach
„ſelbiger entſchlüßen werdet, oder daß ich euch
„darinnen hindern ſolle. Bedencket es wohl, ich
„gebe euch 24 Stunden Bedenck-Zeit: Begreiffet
„ihr nicht klar und deutlich, (ſetzt der
„Herr Bayle hinzu) daß ſie ihre Vernunfft, die
„von der Sünde noch nicht war verfinſtert
„worden, würde haben den Schluß machen
„heiſſen, man müſſe GOtt als um die höchſte
„Gnade mit denen er ſie beehret hatte, bitten,
„er möchte doch nicht zulaſſen, daß ſie ſich durch
„den Mißbrauch ihrer Kräffte ins Verderben
„ſtürtzten? Und muß man nicht bekennen, daß
„wenn Adam aus einem falſchen Triebe der
„Ehren ſich ſelbſt zu regieren eine göttliche Führung
„verworffen hätte, die ſeine Glückſeligkeit
„in Sicherheit geſetzt hätte, er das Original
„des Phaëtons und des Icari würde geweſen
„ſeyn? Er würde faſt ſo gottloß geweſen
„ſeyn, als der Ajax des Sophoclis, der ohne
„den Beyſtand der Götter überwinden
„wolte, und ſagte, die feigſten Memmen würden
„mit einer ſolchen Hülffe ihre Feinde in die
„Flucht jagen.

§. CCCXVI.

Der Herr Bayle zeigt auch (Cap. 81.) daß man ſich eben ſo glücklich oder wohl noch glücklicher achte, wenn man einen Beyſtand von oben bekommen, als wenn man ſein Glück ſeiner Wahl zuzuſchreiben hat. Und wenn man wohl gethan, daß man einen plötzlichen Trieb, der ſich auf einmahl erhoben hatte, ſolchen Rationibus vorgezogen, die man ernſtlich unterſucht gehabt, ſo empfindet man eine außerordentliche Freude drüber; deñ man bildet ſich ein, es habe uns entweder GOtt, oder unſer Schutz-Engel, oder ein ich weiß nicht was, das man ſich unter dem ungewiſſen Nahmen des Glückes vorſtellet, dazu angetrieben. In der That bildeten ſich Sylla und Cæſar mehr mit ihrem Glück ein, als mit ihrer Aufführung. Die Heyden und ſonderlich die Poeten (Homerus vornemlich) determinirten ihre Helden durch einen göttlichen Trieb. Der Held der Æneidum gehet bloß unter der Begleitung der Götter. Das war ein auserleſner Lob-Spruch, wenn ſie zu den Kayſern ſagten, ſie überwänden ſo wohl mit ihren Soldaten, als mit den Göttern, die ſie ihren Generalen gäben: Te copias, te conſilium & tuos præbente Deos, ſagt der Horatius. Die Generale fochten unter Auſpiciis der Kayſer, als wenn ſie ſich auf ihr Glück verlieſſen, denn die Auſpicia gehören nicht den Subalternen zu. Man macht ſich eine Freude daraus, wenn einem der Himmel günſtig iſt, man hält ſich höher wenn man glücklich, als wenn man geſchickt iſt. Es hält ſich wohl niemand vor glücklicher als die Myſtici, die ſich einbilden ſie ſtünden in Ruhe, und GOtt agire in ihnen.

§. CCCXVII.

Andrer Seits, wie der Herr Bayle c. 83. hinzuſetzt, „iſt ein Stoiſcher Philoſophe, der allen Dingen eine fatale Neceſſität zuſchreibt, über das Vergnügen, daß er eine gute Wahl getroffen, ſo empfindlich als ein andrer Menſch. Ein jeder kluger und vernünfftiger Menſch wird befinden, daß man kein Gefallen über ſich habe, wenn man lange Zeit gerathſchlaget, und endlich die honeteſte Parthey erwehlet hat; man empfindet eine unglaubliche Zufriedenheit darüber, wenn man ſich überredet, man ſey in der Liebe zur Tugend ſo befeſtigt, daß man ohne den geringſten Widerſtand eine Verſuchung von ſich ſtoſſen könte. Ein Menſch, dem man vorſchläget, was wider ſeine Pflicht, wider ſeine Ehre, und wider ſein Gewiſſen zu begehen, und der ſo gleich antwortet, er köñe dergleichen Laſter nicht begehen, und der auch in der That dazu unfähig iſt, iſt weit mehr mit ſeiner Perſon zu frieden, als wenn er erſt Bedenck-Zeit dazu forderte, und etliche Stunden lang nicht wüſte, was er thun ſolte. Es verdreuſt uns in vielen Fällen, wenn wir nicht wiſſen was vor eine Parthey wir aus

zweyen ergreiffen ſollen, und es würde uns lieb,„
ſeyn, wenn etwan der Rath eines guten Freun-„
des, oder einige Hülffe von oben uns antriebe,„
eine gute Wahl zu treffen. Alles dieſes zei-„
get uns, was ein determinirtes Urtheil vor„
einer herumſcheiffenden Indifferentz, die uns„
in der Ungewißheit läſt, vor einen Vorzug ha-„
be. Allein wir haben endlich zur Gnüge be-„
wieſen, daß uns bloß die Unwiſſenheit oder die„
Affecten in Ungewißheit halten können, und„
daß GOtt deswegen niemahls in Ungewiß-„
heit iſt. Je näher man ihm kommt, je voll-„
kommener iſt die Freyheit, und je mehr deter-„
minirt ſie ſich durchs Gute und durch die Ver-„
nunfft. Und man wird die Gemüths-Art des„
Catonis, von dem der Vellejus ſagte, daß er„
unmöglich was Böſes begehen könte, allezeit„
der Gemüths-Art eines ſolchen Menſchen vor-„
ziehen, der noch Bedencken tragen kan.„

§. CCCXVIII.

Wir haben dieſe Vernunfft-Schlüſſe des Herrn Bayle wider die ſchweiffende Gleichgültigkeit (Indifferentz) ſo wohl zur Erklärung der Materie, als ſie ihm ſelbſt zu opponiren, und zu zeigen, daß er nicht Urſache gehabt ſich über die vermeynte Nothwendigkeit zu beſchweren, die GOtt auferleget; iſt das beſt-möglichſte zu erwehlen, gar willig und gerne vorgeſtellet und unterſtützet. Denn GOtt agirt entweder aus einer ſchweiffenden Gleichgültigkeit, (In-

(Indifferentz) und von ohngefehr, oder er agirt aus Eigenſinn oder aus einem Affecte, oder er muß endlich aus einer Neigung agiren, die von der Vernunfft die Uberwucht bekommt, und ihn zum Beſten antreibt. Allein die Affecten die aus einer verwirrten Perception eines Schein-Guten entſtehen, finden in GOtt nicht ſtatt; und die ſchweiffende Gleichgültigkeit iſt eine Chymære. Die göttliche Wahl kan alſo von nichts andern, als von der ſtärckſten Ration regulirt werden. Die Unvollkommenheit unſers Willens iſt Schuld dran, daß wir das Böſe an ſtatt des Guten, ein gröſſers Ubel an ſtatt des geringſten Ubels, das geringſte Gut an ſtatt der gröſten Güter erwehlen können. Das kommt vom Schein des Guten und des Böſen her, der uns betrügt; GOtt hingegen iſt allezeit zu dem wahren und gröſten Guten, das iſt zu dem abſoluten gröſten Guten, geneigt, das er erkennen muß.

§. CCCXIX.

Dieſer falſche Begriff von der Freyheit, der von denjenigen iſt gemacht worden, die ſich nicht begnügen ihn von dem Zwange, ſondern auch ſelbſt von der Nothwendigkeit frey zu machen, den ſie auch noch von der Gewißheit und der Determination, das iſt, von der Vernunfft und der Vollkommenheit eximiren wolten, hat einigen Scholaſticis, als welches Leute ſind, die offt von ihren eignen Subtilitäten

ten in Verwirrung geſetzt werden, und die Schale der Wörter vor den Kern der Sache nehmen, doch ſehr gefallen. Sie concipiren ſich einige Chymæriſche notiones, aus denen ſie vermeynen einen Nutzen zu ziehen, und die ſie durch Verdrehung der Wörter zu behaupten ſuchen. Die gäntzliche Indifferentz iſt der Haare; wenn man ſie dem Willen einräumet, ſo giebt man ihm ein Privilegium, ſo dem gleich iſt, das einige Carteſianer, und einige Myſtici in der göttlichen Natur finden, daß er nemlich unmögliche Dinge thun, ungereimte Dinge ſchaffen, und machen könne, daß zwey contradictoriſche Sätze zugleich wahr ſeyn können. Wollen, daß eine Determination von einer völligen abſolute indeterminirten Indifferentz herkommen ſolle, das iſt ſo viel, als wenn man verlangte, daß ſie natürlicher Weiſe von nichts herrühren ſolle. Man ſetzt, GOtt gebe dieſe Determination nicht, alſo hat ſie weder einen Urſprung in der Seele, noch in dem Leibe, noch in den Umſtänden, weil alles indeterminirt ſupponirt wird; und doch iſt ſie da und exiſtirt ohne Zubereitungen, ohne daß ſich was dazu ſchicke und diſponire, ohne daß ein Engel, ohne daß GOtt ſelbſt ſehen oder zeigen könne, wie ſie exiſtirt. Das iſt nicht allein von nichts herkommen, ſondern noch von ſich ſelbſt. Dieſe Lehre führt ſo was lächerliches ein, als die Abweichungen derer unzertheilbahren Theile (Atomorum) des Epicuri, von denen wir bereits geredet haben, der behauptete, in dem einer von dieſen kleinen Cörpern in gerader Linie fortgienge, ſo wendete er ſich plötzlich ohne Urſache von ſeinem Wege, bloß weil es der Wille befehle. Und mercket, daß er bloß zu dem Ende auf das Ding verfallen, damit er dieſe vermeynte Freyheit einer völligen Indifferentz, deſſen Chymere ſchon ſcheint alt geweſen zu ſeyn, retten möge, und man kan wohl mit Recht ſagen: Chymæra Chymæram parit.

§. CCCXX.

Sehet, wie ſie der Herr Marchetti in ſeiner artigen Uberſetzung des Lucretii in Italiäniſchen Verſen ausgedruckt, welche Uberſetzung man bißhero noch nicht hat wollen an Tag bringen laſſen. *

„Mà ch' j principii poi non corran punto
„Della lor dritta via, chi veder puote?
„Si final mente ogni lor moto ſempre
„In ſieme s' agruppa, e dall' antico
Sempre

---

* Dieſe Uberſetzung iſt heraus unter dem Titul: Di Tito Lucrezio Caro della Natura delle Coſe &c. überſetzt durch Alexander Marchetti, D. Phil. und Mathem. zu Piſa und Acad. della Cruſca 1. Edit. London 8. 400. Seiten. Vid. 64. der neuen Biblioth. p. 685.

„Sempre con ordin certo il non vo naſce;
„Ne tracciando i primi ſemi, fanno
„Di moto un tal principio, il qual poi rompa
„I decreti del fato, acciò non ſegua
„L' una cauſa dell' altra in infinito;
„Onde han queſta, dich' io, *del fato ſcielta*
„Libera volontà, per cui ciaſcuno
„Va dove piu l' agrada? I moti ancora
„Si declinan ſovente, e non in tempo
„Certo ne certa regiori, mà ſolo
„Quando e dove commenda il noſtro arbitrio,
„Poiche ſenz' alcun dubbio à queſte Coſe
„Dà ſol principio il voler proprio, e quindi
„Van poi ſcorrendo per le membra i moti.

Es iſt was artiges, daß ein Menſch, wie Epicurus, nachdem er die Götter und alle cörperliche Subſtantzen ausgeſchloſſen hatte, ſich hat einbilden können, der Wille, der ſelbſt aus Atomis beſtehe, habe über die Atomos eine Macht, und könne ſie von ihrem Wege abwenden, ohne daß er ſagen könne, wie es zugehe.

§. CCCXXI.

Carneades hat ohne die Atomos in der Seele des Menſchen die Urſache der vermeynten ſchweiffenden Indifferentz bald zu finden vermeynt, indem er das ſelbſt vor die Ration der Sachen hielt, davon Epicurus die Ration ſuchte. Carneades gewann weiter nichts dabey, als daß er unaufmerckſame Leute deſto leichter betrogen, indem er die Abſurdität einer Sache, da ſie ein bißgen zugreifflich iſt, auf eine andere verlegte, da es leichter iſt die Sachen zu verwirren, nemlich vom Leibe auf die Seele, weil die meiſten Philoſophen von der Natur der Seelen wenig deutliche Begriffe hatten. Epicurus, der ſie aus den Atomis zuſammen ſetzte, hat zum wenigſten Urſache den Urſprung ſeiner Determination in demjenigen zu ſuchen, was er vor den Urſprung der Seelen ſelbſt hielt. Derowegen hat Cicero und der Herr Bayle nicht wohl gethan, daß ſie ihn ſo ſehr herunter gemacht, und hergegen den Carneadem durchſchluppen laſſen, und ihn wohl gar gelobet haben, welches eben ſo unvernünfftig iſt. Ich kan nicht begreiffen, wie ſich der Herr Bayle, der doch ſo ſcharffſichtig iſt, mit einer verdeckten Abſurdität hat abſpeiſen laſſen können; ſo gar, daß er ſich nicht geſcheut zu ſagen, ſie wäre die äuſſerſte Bemühung, welche der menſchliche Verſtand in dieſer Sache thun könte; gerade als wenn die Seele, in der die Vernunfft ihren Sitz hat, geſchickter wäre als der Leib, zu agiren, wenn ſie gleich von keiner innerlichen oder äuſſerlichen

Ration determiniret würde; oder als wenn dieſe richtige Grund-Lehre, die beſagt, daß nichts ohne Urſache geſchicht, nur die Cörper angienge.

§. CCCXXII.

Zwar hat wohl die forma oder die Seele dieſen Vorzug vor der Materie, daß ſie der Urſprung der Action iſt, indem ſie das Principium der Bewegung oder der Veränderung in ſich hat; ſie iſt mit einem Worte, wie ſie der Plato nennet, τὸ ἀυτοκάνητον· die Materie iſt hergegen nur leidend, und wenn ſie agiren ſoll, muß ſie einen Druck bekommen, agitur ut agat; iſt aber die Seele von ſich ſelbſt activ, (wie es denn nicht anders iſt) ſo iſt ſie eben deßwegen nicht an und vor ſich ſelbſt abſolut indifferent zur That, wie die Materie, ſondern muß in ſich die Ration zu ihrer Determination finden. Und nach dem Syſtemate der Harmoniæ præſtabilitæ findet die Seele in ihr ſelbſt und ihrer idealen Natur, die noch vor ihrer Exiſtentz geweſen, die Urſachen ihrer Determination, die nach alle dem ſind eingerichtet worden, was um ſie ſeyn wird. Hiedurch war ſie von aller Ewigkeit her in ihrem bloß möglichen Zuſtande determinirt, frey zu agiren, wie ſie in der Zeit agiren würde, wenn ſie die Exiſtentz erlangen würde.

§. CCCXXIII.

Der Herr Bayle mercket ſelbſt gar wohl

an, daß eine (libertas indifferentiæ) gleichgültige Freyheit (dergleichen man admittiren muß) die Neigungen nicht ausſchlüſt, und kein Æquilibrium erfordert. Er zeiget (Reſponſ. au Provincial. c. 13. p. 748. ſeqq.) weitläufftig genug, daß man die Seele mit einer Wage vergleichen könne, in der die Gründe und die Neigungen die Gewichte wären. Und ſeiner Meynung nach, könne man durch die Hypotheſin, daß der Wille des Menſchen wie eine Wage ſey die ſtille ſtehe, wenn die Gewichte auf beyden Wage-Schalen gleich ſind, alles dasjenige erklären, was in unſern Entſchlüſſungen vorgehet, und die ſich entweder auf eine oder auf die andere Seite neiget, nach dem eine Schale ſchwerer iſt als die andere. Eine neue Ration macht ein gröſſers Gewichte, ein neuer Begriff giebt einen ſchärffern Eindruck als der alte; die Furcht vor einer groſſen Beſchwerniß überwiegt ein Vergnügen; wenn zwey Affecten mit einander um den Rang ſtreiten, ſo behält der ſtärckſte allemahl die Oberhand, es müſte denn dem einen entweder die Vernunfft, oder ein ander zwiefacher Affect an der Hand ſtehen. Wenn man die Waaren zu ſeiner Rettung ins Meer wirfft, ſo iſt die That, die die Schul-Leute (mixtam) vermiſcht nennen, voluntair und frey, und inzwiſchen überwiegt die Liebe zum Leben unſtreitig die Liebe zu den Güttern. Der

Verdruß rührt vom Andencken der verlohrnen Güter her, und man kan ſich um ſo viel ſchwerer determiniren, je mehr die gegenſeitige Gründe der Gleichheit beykommen, gleich wie man ſieht, daß ſich die Wage geſchwinde ſencket, wenn zwiſchen den Gewichten ein groſſer Unterſcheid iſt.

§. CCCXXIV.

Gleich wie aber inzwiſchen ſehr offt viele Partheyen zu ergreiffen ſind, ſo könte man die Seele an ſtatt der Wage mit einer Krafft vergleichen, die zugleich auf viele Seiten ausbrechen will, aber nur da agirt, wo es am leichteſten iſt, und wo ſie den geringſten Widerſtand findet. Wenn zum Exempel die Lufft zu ſehr in einem gläſern Recipienten zuſammen gedruckt iſt, ſo zerbricht ſie ihn, damit ſie heraus könne. Sie ſucht auf allen Seiten heraus zu dringen, allein ſie verfällt doch endlich auf die ſchwächſte Seite. So gehen die Neigungen der Seelen auf alle Güter, die ſich ihr vorſtellen, das ſind voluntates antecedentes vorlauffende Willen; allein der (voluntas conſequens) drauf folgende Wille, der aus jenen entſpringet, determinirt ſich gegen das was am meiſten in die Augen fällt.

§. CCCXXV.

Unterdeſſen hindert dieſe Uberwucht der Neigungen gar nicht, daß nicht der Menſch bey ſich zu Hauſe-Herr ſey, wenn er nur ſeine Gewalt zu gebrauchen weiß. Seine Herrſchafft iſt die Herrſchafft der Vernunfft, er muß ſich nur bey Zeiten dazu bereiten wenn er denen Affecten widerſtehen will, ſo wird er ſchon geſchickt ſeyn die Ungeſtümmigkeit der Affecten zu hemmen, die am meiſten wütten. Wir wollen ſetzen, es beobachtete Auguſtus, der im Begriff ſtehet Befehl zu geben, daß der Fabius Maximus ſolle hingerichtet werden, gewöhnlich den Rath, den ihm ein Philoſophe gegeben, nemlich, daß er ehe und bevor er in der Hitze ſeines Zornes was thäte, das Griechiſche Alphabet herſagen ſolte; Dieſer Entſchluß kan dem Fabio ſein Leben und den Auguſtum bey Ehren erhalten. Wenn uns aber keine glücklichere Gedancke beyfällt, die wir bißweilen einer gantz beſondern göttlichen Gütigkeit zuzuſchreiben haben, oder wenn wir uns nicht zum voraus eine ſolche Geſchicklichkeit erworben, wie des Auguſti war, die vermögend iſt uns zu einer Reflexion zu bringen, die ſich auf die Zeit und den Ort ſchickt; ſo nimmt der Affect die Vernunfft ein und überwältiget ſie. Wenn der Kutſcher die Pferde regiert, wie er ſoll und wie er kan, ſo iſt er Herr über ſie; allein es giebt Fälle, da er nicht auf ſich acht hat, und alsdenn muß er den Zügel auf eine Zeit lang fahren laſſen:

> Fertur equis Auriga, nec audit Currus habenas.

§. CCCXXVI.

Man muß bekennen, daß wir in uns allezeit Gewalt genug über unſern Willen haben, man vergißt ſie nur bißweilen zu gebrauchen. Aus dieſem erhellet, wie wir ſchon mehr als einmahl angemerckt haben, daß die Gewalt der Seelen über ihre Neigungen eine Macht ſey, die nur per indirectum kan ausgeübet werden. Es iſt bald wie Bellarminus ſagt, daß die Päbſte über die zeitlichen Sachen der Könige Macht hätten. Die Wahrheit zu ſagen, die äußerliche Actiones. die nicht über unſre Kräffte und Vermögen ſind, dependiren abſolute von unſerm Willen; allein unſre Volitiones dependiren vom Willen nur auf gewiſſe geſchickte Umwege, die uns ein Mittel geben unſere Reſolutiones entweder zu verändern oder aufzuſchieben. Wir ſind zwar Herren bey uns zu Hauſe, aber nicht wie GOtt in der Welt, der nur ein Wort ſprechen darff; ſondern wie ein kluger Printz in ſeinen Ländern, oder wie ein guter Hauß-Vater in ſeinem Hauſe. Der Herr Bayle nimmt es bißweilen anders, als wenn wir eine abſolute, von der Vernunfft und den Mitteln independente Gewalt in uns haben müſten, wenn wir uns eines freyen Willen wolten rühmen können. Allein GOtt ſelbſt hat keinen ſolchen freyen Willen, und darff auch in Anſehung ſeines Willens keinen in dieſem Verſtande haben;

er kan weder ſeine Natur ändern, noch anders als ordentlich agiren; und wie könte ſich denn der Menſch ſo gleich auf einmahl verändern, und in eine andere Forme bringen? Ich habe ſchon geſagt, daß die Herrſchafft GOttes, die Herrſchafft des Weiſen, eine Herrſchafft der Vernunfft ſey. Inzwiſchen wünſcht der göttliche Wille nur allein allemahl ſolche Sachen, die am meiſten zu wünſchen ſind; Folglich braucht er die Macht ſie zu ändern gar nicht.

§. CCCXXVII.

Iſt die Seele Herr bey ſich zu Hauße, (ſpricht der Herr Bayle p. 753.) ſo darff ſie nur wollen, und alſo bald wird dieſer Verdruß und dieſer Schmertz verſchwinden, der den Sieg über die Affecten begleitet. Hiezu wäre ſeiner Meynung nach ſchon genug, wenn man ſich gegen die Sachen, woraus die Affecten entſtehen, in eine Gleichgültigkeit ſetzte; (p. 758.) nun ſpricht er, ſind ſie nun Herren über ſich ſelbſt, warum geben ſie ſich denn nicht dieſe Gleichgültigkeit? Allein dieſer Einwurff iſt grade ſo, als wenn ich fragte, warum ſich ein Hauß-Vater nicht Geld gebe, wenn ers bedörffe? Er kan deſſen wohl bekommen, aber mit einer Geſchickligkeit und Fleiß, und nicht wie zur Zeit der Hexen, oder des Königs Midas, durch einen bloßen Befehl des Willens, oder durch ein Anrühren. Es wäre aber damit noch nicht ausgerichtet, wenn man gleich

Herr über ſich ſelbſt wäre, man müſte noch Herr über alle Sachen ſeyn, wenn man ſich alles wolte geben können was man will; denn man findet nicht alles bey ſich und in ſich. Wenn man an ſich arbeitet, ſo muß man es machen als wen man an andern Sachen arbeitet; man muß die Beſchaffenheit und die Eigenſchafften des Objecti erkennen, und ſeine Arbeit darnach einrichten. Es wird mehr als ein Augenblick, und mehr als ein bloßer Actus des Willens erfordert ſich zu beſſern, und einen beſſern Willen zu erlangen.

§. CCCXXVIII.

Unterdeſſen verdient hier angemerckt zu werden, daß je zu weilen der Verdruß und die Schmertzen, die auf den Sieg über die Affecten erfolgen, bey einigen wegen des groſſen Vergnügens, das ſie in der lebendigen Empfindung ihrer Stärcke und der Gnade GOttes empfinden, in eine Luſt und Freude ausſchlagen. Die Aſcetici und wahren Myſtici können hievon aus der Erfahrung reden, ja auch ein rechtſchaffener Philoſophe kan hievon etwas ſagen. Man kan dieſen glücklichen Zuſtand erreichen, und das iſt eines von den vornehmſten Mitteln, deren ſich die Seele zu Befeſtigung ihrer Herrſchafft bedienen kan.

§. CCCXXIX.

Scheinen gleich die Scotiſten und Moliniſten der ſchweiffenden Indifferentz geneigt zu ſeyn, (ich ſage ſie ſcheinens, denn ich zweiffele, ob ſie derſelben, wenn ſie ſie recht erkañt haben, im Ernſt geneigt ſind.) ſo halten es die Thomiſten und Auguſtinianer mit der Prædetermination, denn eines von beyden muß man annehmen. Thomas d'Aquino iſt ein Mann, der pflegt auf den Grund zu gehen, und der scharffſinnige Scotus, der ihm ſucht zu widerſprechen, macht die Sachen offt dunckel, da er ſie deutlich machen ſolte. Die Thomiſten gehen insgemein ihrem Lehrer nach, und leugnen, daß ſich die Seele ohne eine Prædetermination, die dazu contribuirt, determinire. Allein die Prædetermination der neuen Thomiſten iſt vielleicht auch eben nicht diejenige, die wir von nöthen haben. Durandus de St. Porcia, der ſich immer was beſonders machte, und wider den ſpecialen concurſum Dei geweſen, hat es doch mit einer gewiſſen Prædetermination gehalten, und er hat geglaubt, GOtt ſehe in dem Zuſtande der Seelen, und in demjenigen, was um ſie iſt, die Urſache ihrer Determinationum.

§. CCCXXX.

Die alten Stoicker ſind hierinnen bey nahe der Meynung der Thomiſten geweſen. Sie haben es zugleich mit der Determination gehalten, und ſind wider die Nothwendigkeit geweſen; ob man ſie wohl beſchuldiget, als machten ſie alles nothwendig. Cicero ſpricht in ſeinem Buche de fato, Democritus, Heraclitus, Empedocles und Ariſtoteles hätten geglaubt, das Verhängniß führe eine Nothwendigkeit ein; und andere hätten ſich dawider geſetzt, (er verſtehet vielleicht den Epicurum und die Academicos darunter,) Chryſippus aber wäre die Mittel-Straſſe gegangen. Ich glaube Cicero irret, was den Ariſtotelem betrifft, als der die Contingentz und die Freyheit gar wohl erkañt hat, ja allzu weit gegangen iſt, wenn er, wie ich glaube, aus Unvorſichtigkeit ſpricht, die Sätze über die futura contingentia hätten keine determinirte Warheiten; weßwegen auch die meiſten Scholaſtici hierinnen von ihm abgegangen ſind. Ob wohl der Cleanthes ſelbſt der Lehrmeiſter des Chryſippi die determinirte Warheit der künfftigen Ausgänge behauptete, ſo leugnete er doch die Nothwendigkeit derſelben. Wenn die Scholaſtici die von dieſer Determination derer futurorum contingentium ſo verſichert geweſen, (als wie z. E. die Patres von Coimbra, die einen berühmten Curſum Philoſophicum verfertiget,) die Verbindung von dem Zuſammenhang der Sachen eingeſehen hätten, ſo wie ſie das Syſtema der allgemeinen Ubereinſtimmung vorſtellet, ſo würden ſie gantz gewiß geſchloſſen haben, daß man die certitudinem præallabilem oder die Determination der Futurition nicht einräumen könne, man müſte denn zu gleich auch eine Prædetermination der Sache in ihren Urſachen und Gründen zugeben.

§. CCCXXXI.

Es hat ſich zwar Cicero bemüht die Mittel-Straße des Chryſippi uns zu erklären, allein Juſtus Lipſius hat in ſeiner Stoiſchen Philoſophie gar wohl angemercket, daß die Stelle des Ciceronis verſtümmelt, und daß Aulus Gellius uns den gantzen Schluß des Stoiſchen Philoſophen aufbehalten habe. (Noct. Att. lib. 6, c. 2.) Wir wollen ihn kürtzlich vortragen. Das Verhängniß iſt der unvermeidliche und ewige Zuſammenhang aller Eventuum; man wendet dagegen ein, daraus folge, daß alſo die Actus des Willens nothwendig ſeyn würden; und daß die Böſen nicht könten geſtrafft werden, weil ſie zum Böſen genöthiget worden. Chryſippus antwortet drauf, das Böſe komme von der erſten Einrichtung (Conſtitution) derer Seelen her, welche einen Theil des fatalen Nexus ausmache; die Seelen ſo von Natur gut ſind, widerſtunden dem Eindruck der äußerlichen Cauſarum beſſer; diejenigen aber, deren natürliche Fehler durch keine Zucht gebeſſert und emendirt worden, lieſſen ſich verführen. Hernach macht er (nach dem Cicerone) unter den Cauſis principalibus u. acceſſoriis einen Unterſcheid; und bedient ſich des Gleichniſſes von einem Cylinder, deſſen Flüchtigkeit, Geſchwindigkeit, und Leichtigkeit in der Bewegung vornemlich von ſeiner Figur herrühret, da er, wenn er im Gegentheil rauh und ungleich wäre, langſamer gehen würde. Inzwiſchen muß er doch getrieben werden, gleich wie die Seele von den objectis der Sinnen muß gereitzet werden, und bekommt nach der Einrichtnng oder Beſchaffenheit, in der ſie ſich befindet, dieſen Eindruck.

§. CCCXXXII.

Cicero hält davor Chryſippus confundire ſich dergeſtalt, daß er wider Willen (nolens volens) die Nothwendigkeit des Verhängnißes beſtätige. Der Herr Bayle hält es beynahe auch mit dieſer Meynung. Er ſpricht in dem Diction. (Artic. Chryſippus lit. H) Dieſer Philoſophe habe ſich nicht heraus gewunden, weil der Cylinder, wie ihn der Meiſter gemacht, entweder gleich oder ungleich iſt. Und alſo würde GOtt, die Vorſehung, das Verhängniß, auf eine Weiſe die Urſachen des Böſen ſeyn, die ſie nothwendig machen werde: Juſtus Lipſius antwortet: Das Böſe käme nach den Stoickern von der Materie her, das iſt, wie ich davor halte, ſo viel als wenn er geſagt, der Stein, an dem der Werckmeiſter gearbeitet, wäre bißweilen zu rauh und zu ungleich, daß er einen guten Cylinder abgeben könte. Der Herr Bayle führet wider den Chryſippum die Fragmenta des Oënomai und Diogeniani an, die uns Euſebius in der Præparatione Evangelica lib. 6. c. 7. 8. aufbehalten hat, und ſonderlich macht er viel Staat von der Widerlegung des Plutarchi in ſeinem Buche wider die Stoicker, die unter dem Articul Pauliciens lib. 6. angeführt wird. Allein dieſe Widerlegung bedeutet nicht viel: Plutarchus meynt es wäre beſſer man ſchneide GOtt die Macht ab, als daß man ihn lieſſe das Böſe zulaſſen; und er will keines weges das zulaſſen, daß etwas Böſes ein gröſſeres Gut zuwege bringen könte; hingegen haben wir ſchon gezeigt, daß GOtt deswegen doch allmächtig bleibe, wenn er gleich nichts beſſers thun könte, als daß er das Beſte hervorbringet; welches die Laſſung des Böſen in ſich hält; und wir haben ſchon mehr als einmahl gezeigt, daß das, was in einem Theile, das ins beſonder genommen worden, eine Inconvenientz iſt, doch zur Vollkommenheit des Gantzen dienen könne.

§. CCCXXXIII.

Chryſippus hatte nicht allein in ſeinem 4. Buche von der Provid. beym Aulo Gellio, lib. 6. c. 1. hievon ſchon etwas angemercket, da er davor hält, das Böſe diene dazu, daß es das Gute zu erkennen gebe; (welche Ration hier gewiß unzulänglich iſt,) ſondern er hat noch weit beſſer davon geſprochen, wenn er in ſeinem andern Buche von der Natur (wie es Plutarchus ſelbſt erzehlet) das Gleichniß von einer Theatraliſchen Sache gebraucht, ſagende es kämen bißweilen in einer Comödie ſolche Stellen vor, die an und vor ſich ſelbſt nichts taugten, nichts deſtoweniger aber doch dem Gedichte eine Anmuth gäben. Er nennet dieſe Stellen Epigrammata und Inſcriptiones. Uns iſt die Art der alten Comödie nicht genugſam bekant, daß wir dieſe Stelle des Chryſippi wohl verſtehen ſolten; Allein weil der Plutarchus das Factum nicht läugnet, ſo haben wir Urſach zu glauben, dieſes Gleichniß ſey eben nicht ſchlimm geweſen. Plutarchus antwortet erſtlich, die Welt wäre nicht wie eine Sache die nur zur Luſt gemacht worden; Allein das iſt eine ſchlimme Antwort; das Gleichniß kommt nur darauf an, ob ein böſer Theil das Gantze könne beſſer machen. Zum andern antwortet er, dieſe böſe Stelle wäre nur ein Theil der Comödie; hingegen krüble und wimmele alles im menſchlichen Leben von Ubeln. Allein dieſe Antwort heiſt ebenfalls nichts, denn er hätte ſollen bedencken, daß uns auch nur ein kleines Stücke vom Univerſo bekand iſt.

§. CCCXXXIV.

Allein wir wollen uns wieder zu dem Cylinder des Chryſippi wenden; er ſagt recht, daß die Sünde von der urſprünglichen Beſchaffenheit einiger Geiſter herkomme. Man hält ihm vor, GOtt habe ſie aber doch gemacht; er konte die Antwort nirgend anderswo als von der Unvollkommenheit der Materie herholen, die GOtt nicht erlaubte es beſſer zu machen. Allein dieſe Antwort heiſt nichts; denn die Materie iſt zu allen Formen (indifferent) gleichgültig, und GOtt hat ſie gemacht. Das Böſe kommt vielmehr ſelbſt von den Formis, oder von den Formis abſtractis, das iſt, von den Ideen her, die GOtt ſo wenig durch einen Actum ſeines Willens hervorgebracht, als die Zahlen und Figuren, und (mit einem Worte) als alle mögliche Eſſentzien, die man vor ewig und nothwendig halten muß; denn ſie befinden ſich in den Idealen Regionen der möglichen Dinge, das iſt, in dem göttlichen Verſtande. So weit alſo nur die Weſen Poſſibilitäten ſind, ſo iſt GOtt nicht Autor derſelben; allein was würcklich exiſtirt, dem hat er allein die Exiſtentz gegeben; er hat das Böſe zugelaſſen, weil es in dem beſten Entwurffe enthalten iſt, der ſich in den (Region) Schrancken der möglichen Dinge befindet, den die höchſte Weißheit nothwendig erwehlen muſte. Dieſer Begriff thut zugleich der Weißheit, der Macht und Gütigkeit GOttes ein Genügen, und läſt doch das Böſe in die Welt kommen. GOtt giebt den Creaturen ſo viel Vollkommenheiten, als das Univerſum fähig iſt und annehmen kan. Man treibt den Cylinder, allein das grobe und ungerade in ſeiner Figur ſchränckt die Geſchwindigkeit ſeiner

ner Bewegung etwas ein. Dieſes Gleichniß des Chryſippi iſt von dem unſrigen nicht ſehr unterſchieden, das von einem beladenen Schiffe hergenommen war, und das der Strom des Fluſſes deſto langſamer forttreibet, je ſchwerer die Laſt iſt. Dieſe Gleichniſſe gehen auf eines hinaus, und daraus erhellet, daß wenn wir von den Meynungen der alten Welt-Weiſen genugſame Erkäntniß hätten, wir in ihnen mehr Grund finden würden als man vermeynt.

§. CCCXXXV.

Der Herr Bayle rühmet ſelbſt die Stelle des Chryſippi (Art. Chryſippus lit. T.) die Aulus Gellius in eben dem Orte eingeführet, wo dieſer Philoſophe in den Gedancken ſtehet, als wäre das Böſe per concomitantiam in die Welt kommen. Dieſes wird durch unſer Syſtema deutlich gemacht, denn wir haben gezeigt, daß das Böſe, ſo GOtt zugelaſſen, nicht ein Objectum ſeines Willens, als ein Endzweck oder Mittel, ſondern bloß als eine Bedingung geweſen, weil es in dem Beſten mit ſolte begriffen und enthalten ſeyn. Unterdeſſen iſt nicht zu leugnen, daß der Cylinder des Chryſippi dem Einwurffe von der Nothwendigkeit kein Genügen thut. Man müſte erſtlich noch dieſes hinzu ſetzen, daß einige mögliche Dinge aus einer freyen Wahl GOttes exiſtiren; und zum andern, daß die vernünfftigen

Creaturen nach ihrer urſprünglichen Natur, die ſich ſchon in den ewigen Begriffen befand, auch frey agiren, und daß endlich der Bewegungs-Grund des Guten den Willen wohl neige, aber nicht nöthige, (neceſſitire.)

§. CCCXXXVI.

Der Vortheil der Freyheit, der zwar in den Creaturen iſt, befindet ſich (eminenter) im höchſten Grade in GOtt; allein das muß nur in ſo weit verſtanden werden, als ſie wahrhafftig einen Vortheil und keine Unvollkommenheit voraus ſetzt. Denn ein Vermögen ſich zu betriegen und zu verführen, iſt kein Vortheil, ſondern ein Schaden; und über die Affecten herrſchen, iſt ein warhafftiger Vortheil, der aber eine Unvollkommenheit, nemlich die Affecten ſelbſt, die GOtt nicht haben kan, voraus ſetzt. Scotus hat recht geſagt, wenn GOtt nicht frey und von der Nothwendigkeit ausgenommen wäre, ſo würde auch keine Creatur frey und ohne Nothwendigkeit ſeyn: allein GOtt kan in nichts indeterminirt bleiben, es kan ihm nichts unwiſſend ſeyn, er kan nicht zweiffeln. Er kan ſein Urtheil nicht aufſchieben; ſein Wille bleibt bloß und allein beym Beſten ſtehen. GOtt kan niemahls einen particularem primitivam, das iſt, einen von den Geſetzen oder von den generalen Willen independenten Willen haben, er würde unvernünfftig ſeyn. Er kan ſich über Adam, Petrum,

trum, Judam, und andere beſondere Geſchöpfe (individua) nicht determiniren, es muß eine Urſache dieſer Determination vorhanden ſeyn, und dieſe Urſache führet ihn nothwendig auf einen generalen Ausſpruch; der Weiſe agirt allezeit nach gewiſſen Principiis; er agirt allezeit nach den Reguln, und niemahls nach den exceptionibus, auſſer wenn die Reguln durch die widrige Tendentzen unter einander lauffen, wo alsdenn die Stärckſte den Sieg behält, ſonſt würden ſie entweder einander im Wege ſtehen, oder es würde eine dritte daraus entſpringen; und in dieſem Falle dient eine Regul der andern zur Exception, ohne daß jemahls urſprüngliche Ausnahmen bey dem verhanden wären, der allezeit (regulair) ordentlich agirt.

§. CCCXXXVII.

Wofern es ja ſolche Leute giebt, die in den Gedancken ſtehen, als wenn die Wahl (Electio) und Verſtoſſung (Reprobatio) von Seiten GOttes nicht allein ohne eine ſichtigliche Ration, ſondern auch gar ohne eine verborgene und unbekante Ration aus einer abſoluten deſpotiſchen Gewalt geſchehe; ſo behaupten ſie dadurch eine Meynung, die ſo wohl die Natur der Dinge, als die göttliche Vollkommenheiten über den Hauffen wirfft. Ein ſolcher ſo zu reden abſolute abſoluter Rathſchluß würde ohne Zweiffel unerträglich ſeyn. Allein

Luther und Calvinus ſind weit davon entfernt geweſen; der erſte hofft, es würde uns das künfftige Leben die gerechten Urſachen der göttlichen Wahl zu erkennen geben; und der andere bezeuget ausdrücklich, daß dieſe Rationes doch gerecht und heilig ſind, ob ſie uns gleich unbekant. Deßwegen haben wir auch bereits des Calvini Tractat von der Prædeſtination angeführet, deſſen eigne Worte alſo lauten: GOtt habe vor dem Falle Adæ gerathſchlaget, was zu thun wäre, und dieſes aus ſolchen Urſachen, die vor unſern Augen verborgen ſind . . . . . . Es müſſen demnach gerechte aber uns unbekandte Urſachen verhanden geweſen ſeyn, einige Menſchen zu verſtoſſen und zu verwerffen.

§. CCCXXXVIII.

Dieſe Warheit, daß alles, was GOtt gemacht, vernünfftig ſey, und nicht beſſer könne eingerichtet werden, fällt einem jeden vernünfftigen Menſchen bald in die Augen, und nöthiget ihm ſeinen Beyfall ab. Inzwiſchen begegnet dieſe Fatalität den ſpitzfündigſten Philoſophen, daß ſie in der Hitze und Fortgang der Streitigkeiten bißweilen, ohne dran zu gedencken, wider die erſten und vornehmſten Grund-Sätze der geſunden Vernunfft, die unter ſolchen Wörtern verborgen liegen, daß ſie ſie nicht kennen können, verſtoſſen. Wir haben geſehen, wie der vortreffliche Herr Bayle bey aller ſeiner Scharffſinnigkeit dennoch den angeführten Grund-Satz, der gewißlich aus der höchſten Vollkommenheit GOttes flieſſet, angefochten; er hat die göttliche Sache hiedurch zu vertheidigen, und ſie von einer eingebildeten Nothwendigkeit zu befreyen gemeynt, wenn man ihr die Freyheit läſt aus vielen Gütern das geringſte zu erwehlen. Wir haben ſchon von dem Herrn Diroys und andern geredet, die auch in dieſe wunderliche Meynung verfallen, die mehr als zu viel Anbeter hat: diejenigen, die ſie behaupten, ſehen gar nicht, daß ſie GOtt dadurch eine falſche Freyheit conſerviren, oder vielmehr geben wollen, nemlich die Freyheit unvernünfftig zu agiren. Sie unterwerffen dadurch ſeine Wercke einer Verbeſſerung, und ſetzen uns in die Unmögligkeit, von der Zulaſſung des Böſen niemahls was vernünfftig zu ſagen, oder zu hoffen, daß man jemahls was Vernünfftiges werde davon ſagen können.

§. CCCXXXIX.

Dieſes Unglück hat den Raiſonnements des Herrn Bayle gar viel geſchadet, und hat ihm die Mittel benommen, daß er ſich aus vielen Verwirrungen nicht hat helffen können. Dieſes erhellet ſonderlich aus den Geſetzen des Reichs der Natur; er hält ſie vor eigenwillig und indifferent, und wendet ein, GOtt hätte im Reich der Gnaden ſeinen Endzweck beſſer erreichen können, wenn er ſich nicht an dieſe Geſetze gehalten, wenn er ihnen offters nicht gefolget hätte, ja wenn er gar andere gemacht hätte. Dieſes glaubt er ſonderlich in Anſehung der Vereinigung der Seele mit dem Leibe. Denn er ſtehet mit den neuen Carteſianern in der Uberredung, die Begriffe der empfindlichen Qualitäten, die GOtt (nach ihnen) der Seelen bey Gelegenheit der Bewegungen des Leibes gebe, hätten nichts in ſich das dieſe Bewegungen vorſtelle, oder das ihnen ähnlich wäre; alſo könte uns GOTT eigenwillige und arbitraire Begriffe von der Wärme, der Kälte und dem Lichte und andern Eigenſchafften, die wir empfinden, geben, oder uns bey eben der Gelegenheit gantz andere geben. Ich habe mich ſehr öffters gewundert, wie doch ſolchen geſchickten Leuten ſo gar ſchlechte Philoſophiſche und den Grund-Sätzen der Vernunfft zuwider lauffende Meynungen haben anſtehen und ſchmecken können. Denn es iſt die Unvollkommenheit eines Philoſophen aus nichts beſſer zu erkennen, als aus der Nothwendigkeit, nach der er bißweilen zugeſtehen muß, daß nach ſeinem Syſtemate etwas geſchehe, davon keine Ration verhanden, und das iſt ſo viel als die Abweichung der Atomorum des Epicuri. Es mag entweder GOtt oder die Natur würcken, ſo wird die

Operation doch allezeit ihre Urſachen haben. In den Würckungen der Natur werden dieſe Rationes entweder von den nothwendigen Warheiten oder von den Geſetzen dependiren, die GOtt vor die vernünfftigſten gehalten, und in den Würckungen GOttes werden ſie von der Wahl der höchſten Vernunfft dependiren, die ihn zum agiren antreibt.

§. CCCXL.

Der Herr Regis ein berühmter Carteſianer hatte in ſeiner Metaphyſic (P. 2. lib. 2. c. 29.) behauptet, die Facultates, ſo GOtt dem Menſchen gegeben, wären die vortrefflichſten, die er nach der generalen Ordnung der Natur hätte haben und annehmen können. Er ſpricht: „ Wenn wir die Macht GOttes und„
die Natur des Menſchen nur an und vor ſich„
ſelbſt betrachten, ſo iſt ſehr leicht zu begreif-„
ſen, daß GOtt den Menſchen habe vollkom-„
mener machen können; wenn man aber den„
Menſchen nicht an und vor ſich ſelbſt, und von„
den übrigen Creaturen ins beſondere; ſon-„
dern als ein Glied des Univerſi, und als ein„
Stücke betrachten wolle, das denen gene-„
ralen Geſetzen der Bewegungen unterworf-„
ſen iſt, ſo wird man bekennen müſſen, der„
Menſch ſey ſo vollkommen, als er nur habe„
ſeyn können. Er ſpricht ferner: Man ſehe„
nicht, daß GOtt ein ander geſchickter Mittel„
unſern Leib zu erhalten, hätte brauchen kön-„
nen,

nen, als den Schmertz.„ Der Herr Regis hat überhaupt recht, wenn er ſpricht, GOtt hab es in Anſehung des Gantzen nicht beſſer machen können, als ers gemacht hat. Und ob zwar allem Anſehn nach in einigen Orten des Univerſi vollkommenere vernünfftige Thiere als der Menſch zu finden; ſo kan man doch ſagen, GOtt habe nicht ohne Ration allerhand Arten (Species) geſchaffen, unter denen immer einige vollkommener als die andern ſind; vielleicht kan es auch irgend wo dergleichen Thiere haben, die dem Menſchen ſehr ähnlich und vollkommener ſind als wir, (wenigſtens iſt es nicht unmöglich.) Das menſchliche Geſchlechte kan wohl gar mit der Zeit eine größere Vollkommenheit erlangen, als die wir uns gegenwärtig vorſtellen können. Alſo könte der Menſch ohne Hinderung der Geſetze der Bewegung wohl vollkommener ſeyn; allein die Welt, die GOtt dem Menſchen in der Zeit und in dem Raume zugeeignet, ſchräncket die Vollkom̄enheiten ein, die er hat bekommen können.

§. CCCXLI.

Ich zweiffle auch mit dem Herrn Bayle, ob der Schmertz nöthig die Menſchen vor der Gefahr zu warnen. Allein dieſer Autor treibt die Sache allzuweit (Rep. au Provinc. Ch. 77. t. 2. p. 104.) und ſcheint zu glauben, eine angenehme Empfindung könte eben die Würckung haben; und um zu verhindern, daß ein Kind nicht ſo nahe zum Feuer gienge, könte ihm wohl GOtt nach dem Maaße ſeiner Entfernung luſtige und vergnügliche Begriffe geben. Allein es ſcheinet als ließe ſich dieſes Mittel mit allem nicht thun, außer durch Wunder; und es bringts die Ordnung eher mit ſich, daß das, was ein Ubel verurſachen würde, wenn es allzu nahe wäre, einige Vorher-Empfindungen des Böſen verurſachet, wenn es nicht ſo nahe iſt. Unterdeſſen gebe ich zu, daß dieſe vorher Empfindung was geringers ſeyn könte als ein Schmertz, und insgemein iſt es auch ſo; alſo ſcheint in der That der Schmertz zu Vermeidung der gegenwärtigen Gefahr nicht nothwendig zu ſeyn. Er dient insgemein mehr zu einer Straffe, daß man ſich würcklich in das Böſe eingelaſſen, und zu einer Ermahnung, daß man ſich einander mahl davor hütte. So giebt es viel ſchmertzhaffte Ubel, die wir nicht vermögen zu vermeiden, und gleich wie die Löſung des continui in unſerm Leibe ein Erfolg vieler Zufälle iſt, die uns zuſtoßen können, alſo muſte dieſe Unvollkommenheit des Leibes natürlicher Weiſe durch einige Empfindung einer Unvollkommenheit in der Seele vorgeſtellet werden. Unterdeſſen getraute ich mir nicht zu ſagen, daß nicht im Univerſo dergleichen Thiere ſeyn ſolten, die ſo künſtlich gemacht wären, daß ſie bey dieſer

Solution eine gleichgültige Empfindung haben könten, als wenn man ein Glied abſchneidet das den kälten Brand hat, oder gar eine angenehme und luſtige, als wie wenn man ſich nur krimmern und krauen läſt, weil durch die Unvollkommenheit, die gewöhnlich bey der Solution des Cörpers iſt, die Empfindung einer größern Vollkommenheit, ſo durch die Continuität, die man aufhebet, aufgeſchoben oder ins ſtecken gebracht worden, könte zu wege gebracht werden; und in dieſem Anſehen würde der Leib wie im Gefängniß ſeyn.

§. CCCXLII.

Es könten auch wohl im Univerſo ſolche Thiere verhanden ſeyn, die dem ähnlich wären, dergleichen Cyrano de Bergerac in der Sonnen angetroffen. Denn weil der Leib dieſes Thieres eine Art eines Fluidi war, der aus unendlich viel kleinen Thierchen beſtund, die ſich nach dem Verlangen des groſſen Thieres richten konten, konte es ſich durch dieſes Mittel in einem Augenblicke verwandeln wie es ihm gut dünckte; und die Solution der Continuität ſchadete ihm ſo wenig als ein Schlag mit einem Ruder dem Meere. Allein dieſe Thiere ſind doch keine Menſchen, ſie ſind auch nicht auf unſrer Kugel, und auch nicht in dem Seculo in dem wir ſind. Der göttliche Entwurff ließ es nicht zu, daß auf Erden ein vernünfftiges Thier abgehen ſolte, das Fleiſch und Beine hätte, und alſo conſtruirt wäre, daß es Schmertzen empfinden könte.

§. CCCXLIII.

Allein der Herr Bayle opponirt ſich noch aus einem andern Principio dawider, aus dem nemlich, das ich ſchon berührt habe. Es ſcheint als glaube er die Ideen, welche die Seele in Anſehung der Empfindungen des Leibes concipirt, wären eigenwillig. Alſo könte GOtt machen, daß uns die Löſung des Continui ein Vergnügen gegeben hätte; Er hält auch ſo gar die Geſetze der Bewegung vor gantz was arbitraires. Er ſpricht: (Ch. 166. T.
3. p. 1080.) „Ich möchte gerne wiſſen ob„
GOtt die generalen Geſetze von der Mitthei-„
lung der Bewegung, und die beſondern Geſe-„
tze von der Vereinigung der menſchlichen„
Seele mit einem organiſchen Cörper, aus ei-„
nem actu einer indifferenten Freyheit ge-„
ſtifftet hat? In dieſem Falle hätte er auch an-„
dere Geſetze machen und ein ſolch Syſtema„
erwehlen können, in deſſen Verbindung und„
Zuſammenhang weder das moraliſche noch„
phyſiſche Böſe mit drinnen wäre begriffen„
geweſen. Antwortet man aber, GOtt ſey„
von der höchſten Weißheit genöthiget wor-„
den, die Geſetze einzuführen, die er geſtifftet„
hat, ſo verfallen wir gantz und gar auf das fa-„
tum der Stoicker. Die Weißheit hat GOtt„
alſo einen Weg gezeigt, von dem er ſo unmög-„

„lich hat abgehen können, als ſich GOtt ſelbſt „verderben und deſtruiren kan.„ Dieſem Einwurff iſt zur Gnüge begegnet worden, es iſt bloß eine moraliſche Nothwendigkeit, und das iſt allezeit eine glückliche Nothwendigkeit, wenn man verbunden iſt nach den Reguln der vollkommenen Weißheit zu agiren.

§. CCCXLIV.

Die Urſache, warum die meiſten im übrigen glauben, die Geſetze der Bewegung wären arbitrair, iſt dieſe, weil ſie wenig recht unterſucht haben. Heute zu Tage weiß man gar wohl, daß ſich Carteſius bey Aufrichtung ſehr betrogen. Ich habe auf eine demonſtrativiſche Art gezeigt, daß die Erhaltung eben der Quantität der Bewegung nicht ſtatt finden könne, wohl aber die Erhaltung eben der Quantität der ſo wohl abſoluten als directiven und reſpectiven, totalen und partialen Krafft. Meine Grund-Lehren, welche dieſe Materie dahin führen, wo ſie hingehen kan, ſind noch nicht gäntzlich bekand gemacht worden; allein ich habe ſie einigen guten Freunden gezeiget, die gar wohl davon urtheilen können, denen ſie ſehr trefflich gefallen, und haben einige andere Perſonen, deren Gelahrheit und Meriten bekand genug ſind, auf andere Gedancken gebracht. Ich habe auch zugleich entdeckt, daß die Geſetze der Bewegung, die würcklich in der Natur anzutreffen ſind, und durch die Erfahrung beſtätiget worden, ſich nicht gantz wie ein geometriſcher Satz darthun laſſen; allein es iſt auch nicht nöthig. Sie führen ihren Urſprung nicht gantz und gar von dem Grundſatze der Nothwendigkeit, ſondern von dem Principio der Vollkommenheit und der Ordnung her; ſie ſind eine Frucht der göttlichen Wahl und der göttlichen Weißheit. Ich kan dieſe Geſetze auf vielerley Art beweiſen; allein ich muß allezeit was voraus ſetzen, das eben keine gantz geometriſche Nothwendigkeit hat. Alſo ſind dieſe ſchönen Geſetze ein verwundrungswürdiger Beweiß von einem freyen und verſtändigen Weſen, wider das Syſtema der abſoluten und unvernünfftigen Nothwendigkeit des Stratonis und Spinozæ.

§. CCCXLV.

Ich habe befunden, daß man von dieſen Geſetzen Ration geben könne, wenn man ſetzt daß der effectus ad cauſam ſuam in der (force) Krafft allezeit gleich iſt, oder welches ein Ding iſt, daß immer einerley (force) Krafft bleibt; allein dieſer Lehrſatz eines höhern Philoſophen kan nicht allezeit demonſtrirt werden. Man kan noch andere Principia von gleicher Natur, nemlich das Principium brauchen, daß die actio allezeit ad reactionem gleich iſt; welches in den Dingen einen Widerſtand gegen die äuſſerliche Veränderung ſupponirt, und weder aus der Ausdehnung noch der Penetrabilität hergeleitet werden kan; und dieſer andre Lehr-Satz daß eine (motus ſimplex) einfache Bewegung eben die Eigenſchafften hat als eine zuſammen geſetzte (compoſitus) Bewegung haben könte, die eben das Phœnomenon der Translation hervor bringen würde. Dieſe vorausgeſetzten Sachen laſſen ſich wohl hören, und man kan die Geſetze der Bewegung durch ſelbige überaus wohl erklären, und es iſt auch nichts geſchickters und beqvemers, um ſo viel mehr weil ſie unter einander übereintreffen; allein man findet keine abſolute Nothwendigkeit in ihnen, die uns zwinge ſie zu admittiren, wie man etwan genöthiget wird die Logiſchen, Arithmetiſchen und Geometriſchen Reguln zu admittiren.

§. CCCXLVI.

Wenn wir die Indifferentz der Materie zu Bewegung und zu Ruhe betrachten, ſo ſcheint es, als könte der gröſte Cörper in der Ruhe durch den geringſten Cörper, der ſich bewegt, ohne einigen Widerſtand weggeführet werden, in welchem Fall eine Action ohne Reaction, und ein gröſſer Effect als ſeine Cauſa ſeyn würde. Es zwinget uns auch nichts von der Bewegung einer Kugel, die auf einem Plano horizontali unito, mit einem gewiſſen Grad der Geſchwindigkeit laufft, zu ſagen, dieſe Bewegung müſſe die Eigenſchafften derjenigen Bewegung haben, die ſie haben würde, wenn ſie in einem Schiffe, das ſelbſt auf eben der Seite beweget wird, mit dem Reſte der Geſchwindigkeit nicht ſo geſchwinde fortgienge, um zu machen, daß die Kugel die von dem Fluſſe geſehen wird, mit eben dem Grade A. fortrückte. Denn ob ſchon vermittelſt des Schiffes eben der Schein der Geſchwindigkeit und Direction heraus kommt, ſo iſt es doch nicht ein Ding. Inzwiſchen ſo befindet ſichs, daß die Würckungen des Concurſus der Kugeln in dem Schiffe, deren Bewegungen in einem jeden ins beſondere nebſt der Bewegung des Schiffes den Schein geben von dem, was auſſer dem Schiffe geſchicht, auch den Schein von den Würckungen geben, die eben dieſe concurrirende Kugeln auſſer dem Schiffe thun würden, welches gewiß ſchön aber nicht abſolut nothwendig iſt. Eine Bewegung in den beyden Seiten des recht wincklichten Triangels componirt eine Bewegung in der hypothenuſa, allein daraus folgt nicht, daß eine in der hypothenuſa bewegte Kugel eben die Würckung der zweyen in den beyden Seiten bewegten Kugeln, die ſo groß ſind wie ſie, haben müſſe; inzwiſchen iſt es doch wahr. Es iſt nichts ſchöners als dieſer Ausgang, und GOtt hat die Geſetze erwehlt die ihn hervorbringen, allein ſie haben keine geometriſche Nothwendigkeit. Inzwiſchen macht eben dieſer Mangel der Nothwendigkeit die Schönheit der von GOtt beliebten Geſetze, in denen viel ſchöne Lehr-Sätze ſtecken, ohne daß man ſagen könne welcher der erſte und der vornehmſte unter ihnen ſey, deſto angenehmer und herrlicher.

§. CCCXLVII.

Ich habe ferner gezeiget, daß dieſes ſchöne Geſetze der Continuität beobachtet wird, das ich vielleicht zuerſt vorgetragen, und gleichſam ein Probier-Stein iſt, an dem die Reguln des Carteſii, des P. Fabry, des P. Pardies, des P. Mallebranche und andere die Probe nicht halten können, wie ich theils ehemahls in den Nouvelles de la Republique des lettres des Herrn Bayle gezeigt. Krafft dieſes Geſetzes muß man die Ruhe als eine Bewegung anſehen, die wenn ſie beſtändig abgenommen, endlich verſchwindet und aufhöret, und die Gleichheit wie eine Ungleichheit die auch verſchwindet, wie es auch durch eine continuirliche Abnehmung des gröſten Cörpers unter den zwey ungleichen, wenn immittelſt der kleinſte ſeine Größe behält, geſchehen würde; und zu Folge dieſer Anmerckung muß ſich die General-Regul von den ungleichen Cörpern oder von denen die in Bewegung ſtehen, entweder auf die gleichen oder auf dieſe Cörper von denen einer in Bewegung iſt, als auf einen beſondern Fall der Regul appliciren laſſen, welches auch in den warhafftigen Geſetzen der Bewegungen angehet, und hergegen in gewiſſen von Carteſio und andern geſchickten Leuten erfundenen Geſetzen nicht reuſſirt, die allein um deswillen übel dran ſind: und alſo kan man vorher ſagen, die Erfahrung werde mit ihnen nicht überein ſtimmen.

§. CCCXLVIII.

Dieſe Anmerckungen zeigen gar ſchöne, daß die Geſetze der Natur, welche die Bewegungen einrichten, weder gantz nothwendig noch gantz eigenwillig ſind. Die Mittel-Straße iſt wenn man ſagt, daß ſie eine Wahl der höchſten Weißheit ſind, und dieſe wichtige Exempel von Geſetzen der Bewegung zeigen aufs klärſte was unter dieſen dreyen Fällen vor ein groſſer Unterſcheid ſey, nemlich erſtlich unter einer abſoluten metaphyſiſchen geometriſchen Nothwendigkeit, die man eine blinde nennen kan, und nur von den Cauſis efficientibus dependirt; zum andern unter einer moraliſchen, die von der freyen Wahl des Weiſen in Anſehung derer End-Urſachen herrührt; und endlich zum dritten unter etwas abſolut arbitrairen, das von einer Differentia æquilibrii dependirt, die man ſich einbildet, die aber nicht exiſtiren kan, und da weder in der Cauſa efficiente, noch in der Cauſa finali eine zulängliche Ration iſt. Und deswegen thut man unrecht, daß man dasjenige was abſolut nothwendig iſt mit dem, was von der Ration des Beſten determinirt worden, die Freyheit die ſich durch Vernunfft determinirt mit einer vagen Indifferentz, vermiſcht und confundirt.

§. CCCXLIX.

Und dieſes thut auch grade den Schwürigkeiten des Herrn Bayle ein Genügen, als der ſich befürchtet, die Natur würde GOtt entbehren, und aus der Nothwendigkeit der Ordnung der Sachen eben das ausrichten können, was ihm zugeſchrieben wird, wenn er allezeit determinirt werde. Das würde gelten, weñ z.E. die Geſetze der Bewegung und alles übrige ſeinen Grund und Urſprung in einer geometriſchen Nothwendigkeit derer Cauſarum efficientium hätte; allein wenn man recht genau die Sache unterſucht, ſo muß man zu etwas recurriren, das entweder von den Cauſis finalibus oder von der Convenientz dependiret. Und dieſes wirfft auch die alleranſehnlichſten Gründe der Naturaliſten über den Hauffen. Der Doctor Johann Joachim Becker, ein Deutſcher Medicus, der wegen ſeiner Chymiſchen Bücher bekant iſt, hatte ein Gebet gemacht das ihm bey nahe bald einige Unruh verurſachet hätte. Es fieng ſich an: O ſancta mater natura, æterne rerum ordo, und gieng dahin aus, dieſe Natur ſolte ihm ſeine Fehle verzeihen, weil ſie ſelbſt Urſache daran wäre. Allein die Natur der Dinge die ohne Verſtand und ohne Wahl ergrifſen worden, hatte nichts in ſich das genugſam determinirt geweſen. Der Herr Becker bedachte nicht gnugſam, daß der Urheber der Dinge (natura naturans) gut und weiſe ſeyn müſte, und wie wir auch böſe ſeyn können ohne daß er an unſer Boßheit Theil nehme. Wenn ein böſer Menſch verhanden, ſo muß GOtt die Idee eines ſolchen Menſchens in der Region der möglichen Dinge gefunden haben, wie ſie in dem Zuſammenhange der Dinge mit begriffen iſt, deſſen Erwehlung die gröſte Vollkommenheit des Univerſi erfordert hatte, und in dem die Fehler und die Sünden nicht allein geſtraffet, ſondern auch mit Nutzen verbeſſert werden, und zu einem größeren Gute was beytragen.

§. CCCL.

Inzwiſchen hat der Herr Bayle die freye Wahl GOttes ein wenig zu weit extendirt; und indem er (Rep. au Provinc. ch. 180. p. 1239. T. 3.) von dem Stratone einem Peripatetico redet, der behauptet, es wäre alles aus der Nothwendigkeit einer Natur hervor gebracht worden, die keinen Verſtand hätte; ſo giebt er vor, dieſer Philoſophe hätte, wenn man ihn gefraget, **warum ein Baum keine Beine und Weinſtöcke machen könte, wiederum fragen können, warum eben die Materie drey Abmeſſungen habe, warum ihr nicht zwey zulänglich geweſen**

ſen wären, warum ſie nicht vier hätte? hätte man geantwortet, ſie könte weder weniger noch mehr Abmeſſungen haben; ſo hätte er um die Urſache dieſer Unmöglichkeit gefraget. Aus dieſen Worten iſt zu ſchlüſſen, der Herr Bayle habe gemuthmaßet, die Zahl der Abmeſſungen in der Materie habe in der Wahl GOttes geſtanden, gleich wie es bey ihm geſtanden, ob er habe wollen machen oder nicht, daß die Bäume Thiere hervor brächten. Und wiſſen wir denn ob es nicht gewiſſe planetariſche Globos oder ſolche Erden giebt, die in einem von dem univerſo entferntem Orte geſetzt worden, wo die Fabel von den Schottländiſchen Bernaclen (es ſind gewiſſe Vögel, die aus den Bäumen wachſen ſollen) ſich wahr befindet, und ob es nicht gar ſolche Länder giebt, da man ſagen könte:

- - - populos umbroſa creavit
Fraxinus & poeta viridis puer excidit alno.

Allein mit den Dimenſionibus der Materie iſt es gantz anders beſchaffen. Die dreyfache Zahl iſt in ihr determinirt, nicht aus der Ration des Beſten, ſondern aus einer geometriſchen Nothwendigkeit. Und dieſes iſt deßwegen weil die Geometræ haben demonſtriren können, daß nur 3. gerade unter einander perpendiculaire Linien einander in eben dem Puncte ſchneiden können. Man könte den Unterſcheid zwiſchen der moraliſchen Nothwendigkeit, welche die Wahl des Weiſen ausmacht, und zwiſchen der unvernünfftigen Nothwendigkeit des Stratonis und der Spinoſiſchen, die GOtt Verſtand und Willen abſpricht, wohl aus nichts beſſer zeigen, als wenn man den Unterſcheid zu bedencken giebt, der zwiſchen der Ration der Geſetze der Bewegung und zwiſchen der Ration der dreyfachen Zahl der Abmeſſung zu finden, indem die erſte in der Wahl des Beſten, die andere in einer geometriſchen und blinden Nothwendigkeit beſtehet.

§. CCCLI.

Nach dem wir von den Geſetzen der Cörper, das iſt von den Reguln der Bewegung geredet haben, ſo wollen wir uns itzo zu den Geſetzen von der Vereinigung der Seelen und des Leibes wenden, in denen der Herr Bayle annoch einige vage Gleichgültigkeit, etwas gantz arbitraires zu finden vermeynt. Höret, wie er in ſeiner Reponce aux Queſtions d'un Prov. (ch. 84. p. 163. Tom. 2.) davon ſpricht: Das iſt„
eine ſchwere und verwirrte Frage, ob die Cör-„
per einige natürliche Krafft haben, der See-„
len des Menſchen entweder Böſes oder Gu-„
tes anzuthun? Antwortet man mit ja, ſo ge-„
räth man in ein entſetzliches Labyrinth; denn„
weil die Seele des Menſchen ein unmateria-„
liſches ſelbſtändiges Weſen iſt, ſo muß man„

„ſagen, daß die Bewegung gewiſſer Cörper
„von einem Orte zum andern Gedancken in ei-
„nem Geiſte würcket, das aber den deutlichſten
„Begriffen zu wider iſt, die uns die Welt-
„Weißheit giebet. Antwortet man mit nein,
„ſo muß man geſtehen, daß der Einfluß unſer
„Organorum in unſere Gedancken, weder
„von den innerlichen Eigenſchafften der Mate-
„rie, noch von den Geſetzen der Bewegung,
„ſondern von einer eigenwilligen Einrichtung
„des Schöpffers dependiret. Man wird
„alſo geſtehen müſſen, es habe gäntzlich in der
„Freyheit GOttes geſtanden, ſolche und ſolche
„Gedancken unſerer Seelen mit ſolchen und
„ſolchen modificationibus unſers Leibes zu
„verknüpffen, auch ſelbſt, nachdem er bereits
„alle Geſetze der Action der Cörper in einan-
„der feſt geſetzt gehabt; woraus denn flieſſet,
„daß in dem univerſo auch das geringſte
„Stücke der Materie, wenn ſie gleich nahe
„iſt, uns weiter nichts ſchaden könne, als in ſo
„weit es GOtt wolle, und daß folglich die Er-
„de ſo gut als ein andrer Ort die Wohnung
„der Seeligen ſeyn könne. Endlich iſt auch
„klar, daß zu Verhinderung, damit der Menſch
„die Freyheit nicht übel anlegen könne, gar
„nicht nöthig iſt den Menſchen von der Erde zu
„nehmen. GOtt könte auf der Erden in An-
„ſehung aller actuum des Willens das gar
„wohl thun, was er thut, wenn er in Anſehung

der guten Wercke der Prædeſtinirten den„
eventum derſelben entweder durch eine kräff-„
tige oder zulängliche Gnade feſt ſetzt, auf die„
ohne der Freyheit im geringſten zu præjudi-„
ciren allemahl die Einwilligung der Seelen er-„
folget. Es würde ihm auch ſo leicht ſeyn die„
Determination unſrer Seelen zu einer gu-„
ten Wahl ſo wohl auf der Erden, als in dem„
Himmel zu würcken.„

§. CCCLII.

Ich geſtehe mit dem Herrn Bayle, daß GOtt denen Cörpern und den Seelen auf dieſer Erd-Kugel entweder durch natürliche Wege oder durch eine auſſerordentliche Gnade eine ſolche Ordnung hätte geben können, die ein beſtändiges Paradieß und ein Vorſchmack des himmliſchen Zuſtandes der Seligen würde geweſen ſeyn. Und es iſt nicht unmöglich, daß nicht noch glückſeligere Erden ſeyn können als die unſrige; Allein GOtt hat gute Rationes gehabt, warum er gewollt, daß unſre ſeyn ſolte wie ſie iſt. Zum Beweiß aber, daß ein beſſerer Zuſtand hier möglich geweſen wäre, hätte der Herr Bayle nicht von nöthen gehabt das Syſtema cauſarum occaſionalium hervor zu ſuchen, das voller Wunder und Suppoſitionen iſt, deren Erfinder ſelbſt bekennen daß keine Ration verhanden. Und dieſe zwey Fehler eines Syſtematis entfernen es am meiſten von der rechten Art der wahren Philoſophie. Man muß ſich bald wundern wie es doch komme, daß der Herr Bayle nicht an das Syſtema der præſtabilirten Harmonie gedacht, das er vormahls unterſucht hat, und ſich ſo wohl hier ſchickte. Allein gleich wie in dieſem Syſtemate alles zuſammen hängt, mit einander verknüpfft und harmoniſch iſt, alſo geſchicht auch alles mit Rationibus, und iſt keine Lücke blieben, noch etwas dem wunderlichen Eigenſinne einer Huren und völligen Indifferentz überlaſſen worden; dieſes ſcheint dem Herrn Bayle nicht anſtändig zu ſeyn, der ſchon von dieſer Indifferentz hier ein wenig eingenommen iſt, und wieder die er doch in andern Fällen ſo wohl geſtritten hat. Er verfiel leichtlich von einem aufs andere, nicht zwar aus einer böſen Meynung oder wider ſein Gewiſſen, ſondern weil über die obhandene Frage, in ſeinem Gemüthe noch alles verwirrt und unausgemacht war. Er raffte alles zuſammen, was ſich ihm ſchickte dem Gegner zu widerſtehen, den er im Kopffe hatte, weil er nichts anders ſuchte als die Philoſophen in Verwirrung zu ſetzen, und die Schwäche unſrer Vernunfft zu zeigen. Und meines Erachtens hat weder Arceſilas, noch Carneades iemahls die Sache mit ſo groſſer Beredſamkeit und Verſtande pro und contra behauptet. Allein man muß nicht bloß zweiffeln damit man nur immer zweiffeln könne, der Zweiffel muß uns den Weg bahnen zu der Warheit zu gelangen. Und dieſes habe ich offt dem verſtorbenen Abt Foucher geſagt, deſſen wenige Arbeit, die wir von ihm haben, zeiget, daß er willens geweſen den Peripateticis zum beſten dasjenige vorzunehmen, was Lipſius und Scioppius zum beſten der Stoicker, und der Herr Gaſſendus vor den Epicurum gethan, und womit der Herr Dacier vor den Platonem einen ſo ſchönen Anfang gemacht. Man muß den rechten Welt-Weiſen nicht dasjenige vorwerffen können was der berühmte Caſaubonus denjenigen antwortete, die ihm den Saal der Sorbonne zeigten, und ſagten, man hätte hier ſo viel Jahr-Hunderte diſputiret; was hat man denn beſchloſſen und ausgemacht? ſagte er.

§. CCCLIII.

Der Herr Bayle fährt fort p. 166. „Es iſt wahr, daß, nachdem die Geſetze der Bewegung„ ſind eingeführet worden wie wir ſie in„ der Welt ſehen, ein Hammer, der eine Nuß„ ſchlägt, ſie nothwendig zerbrechen, und ein„ Stein, der einem auf den Fuß fällt, ihn nothwendig„ etwas zerſchmettern oder ausrencken„ muß. Allein das iſt alles was auf die Action„ dieſes Steines in dem menſchlichen Cörper„ erfolgen kan; ſoll ſie aber überdiß noch eine„ Empfindung eines Schmertzen verurſachen,„ ſo muß man noch die Aufrichtung eines andern„ Geſetz-Regiſters voraus ſetzen, das die„

„Action und Reaction eines Cörpers in den andern anordnet; man muß, ſag ich, zu dem beſondern Syſtemate von den Geſetzen der Vereinigung der Seele mit dem Leibe ſeine Zuflucht nehmen. Gleich wie nun dieſes Syſtema mit dem andern gar nicht nothwendig verknüpffet iſt; ſo hört die Indifferentz GOttes in Anſehung des einen nicht auf, nachdem er das andere erwehlet hat. Er hat alſo dieſe zwey Syſtemata mit einer völligen Freyheit mit einander verknüpfft, als zwey Sachen die eben nicht von Natur auf einander folgten. Er hat alſo aus eigenwilliger Einrichtung geſetzt, daß die Verletzung des Leibes in der Seele die mit dieſem Leibe vereiniget iſt, Schmertzen verurſachen ſolte. Er hat alſo ein ander Syſtema der Vereinigung der Seelen und des Leibes erwehlen können; er hat alſo eines erwehlen können, nach dem der Schaden nur den Begriff des Mittels, und ein hefftiges, aber angenehmes Verlangen erregen konte ſich daſſelbe zu appliciren. Er hat können machen daß alle Cörper, die einem Menſchen den Kopff zerſchlagen, oder ihm durchs Hertze gehen wolten, einen lebendigen Begriff von der Gefahr erregten, und dieſer Begriff verurſachte, daß ſich der Leib ſchleinig wegmachte, damit er auſſer der Gefahr wäre. Alles dieſes würde ohne Wunder geſchehen ſeyn, weil hierüber generale

Geſetze würden verhanden geweſen ſeyn. Das„ Syſtema, das aus der Erfahrung bekant iſt,„ lehret uns, daß die Determination der Be-„ wegung gewiſſer Cörper Krafft unſer Begier-„ den ſich verändert: Alſo iſts möglich gewe-„ ſen, daß zwiſchen unſern Begierden und der„ Bewegung gewiſſer Cörper hätte können ei-„ ne Verbindung gemacht werden, durch die„ ſich die Nahrung gebende Säffte alſo modi-„ ficiret hätten, daß die gute Beſchaffenheit„ unſrer organorum niemahls wäre alteriret„ worden.„

§. CCCLIV.

Man ſieht, daß der Herr Bayle glaubt, daß alles ohne Wunder geſchehe, was nach generalen Geſetzen geſchicht. Allein ich habe zur Genüge gezeigt, daß wenn das Geſetze nicht in rationibus gegründet iſt, und durch ſelbiges die eventus aus der Natur der Sachen nicht können erkläret werden, es nothwendig durch Wunder müſſe vollzogen und ausgeführet werden, als wie zum Exempel, wenn es GOtt ſo geordnet hätte, daß ſich die Cörper in einem Circkel bewegen ſolten, ſo würden zu Ausführung dieſer Ordnung unaufhörliche Wunder, oder der Dienſt der Engel erfordert worden ſeyn. Denn es iſt ja wider die Natur der Bewegung, in der ein Leib von Natur die Circkel-Linie verläſt, um in der recta tangente fortzugehen, wenn ihn nichts aufhält. Es iſt alſo nicht genug, wenn GOtt gleich ordnet, daß eine Verletzung eine angenehme Empfindung verurſachen ſolte, er muß auch natürliche Mittel hiezu ausfinden. Das warhafftige Mittel aber, wodurch GOtt macht, daß die Seele dasjenige empfindet, was ſich im Leibe zuträget, kommt von der Natur der Seele her, die ſich den Leib vorſtellet, und zum Voraus alſo gemacht worden, daß die Vorſtellungen, die nach einer natürlichen Folge der Gedancken aus einander in ihr entſtehen ſollen, mit der Veränderung der Leiber überein kommen.

§. CCCLV.

Die Vorſtellung hat eine natürliche Aehnlichkeit mit dem was ſoll vorgeſtellet werden. Wenn GOtt die rundte Figur eines Cörpers durch den Begriff eines viereckichten vorſtellen lieſſe, ſo würde dieſes eine ungeſchickte Vorſtellung ſeyn. Denn es würden in der Vorſtellung entweder Winckel oder hervorragende Sachen anzutreffen ſeyn, da inzwiſchen im Original alles gleich und eben wäre. Die Vorſtellung unterdrückt zwar bißweilen etwas in den Sachen, wenn ſie unvollkommen iſt; allein ſie kan nichts hinzu ſetzen, dadurch würde ſie eben ſo wenig als vollkommen, ſondern viel mehr falſch werden, über dem ſo iſt ja die Unterdruckung in unſern Empfindungen niemahls gantz, und es iſt in der Vorſtellung, ſo weit ſie verwirrt iſt, mehr als wir in ſelbiger ſehen,

hen. Alſo hat man Urſache zu ſchlüſſen, daß die Begriffe der Wärme, der Kälte, der Farben uns bloß die kleinen Bewegungen vorſtellen, die in unſern Organis ausgeübt werden, wenn man dieſe Eigenſchafften empfindet, ob ſchon dieſe vielen und kleinen Bewegungen verhindern, daß ſie uns nicht deutlich können vorgeſtellet werden; faſt eben auf ſolche Weiſe geſchicht es, daß wir das blaue und gelbe, das ſo wohl in der Vorſtellung als in der Zuſammenſetzung der grünen Farbe enthalten iſt, nicht unterſcheiden, da uns das Microſcopium zeiget, daß was uns grüne zu ſeyn ſcheinet, aus gelben und blauen Theilen beſtehet.

§. CCCLVI.

Es kan uns zwar einerley Sache auf unterſchiedliche Weiſe vorgeſtellet werden; allein es muß doch allezeit zwiſchen der Vorſtellung und der Sache eine Aehnligkeit ſeyn, folglich auch zwiſchen den unterſchiedenen Vorſtellungen einerley Sache. Aus den perſpectiviſchen Projectionibus die in einem Circkul ſectionis conicæ fallen, erhellet, daß ein Circkul durch eine Ellipſin, durch eine Parabel, durch eine Hyperbel, ja gar durch einen andern Circkul, und durch eine grade Linie, und durch einen Punct könne vorgeſtellet werden. Es ſcheinet nichts mehr von einander unterſchieden, noch einander unähnlich zu ſeyn, als dieſe Figuren, und inzwiſchen iſt doch eine genaue

Aehnligkeit eines Punctes gegen dem andern. Alſo muß man auch bekennen, daß ſich eine jede Seele das univerſum nach ſeinem Geſichts-Puncte vorſtelle, und durch eine Aehnligkeit die ihr eigen; inzwiſchen bleibt doch allezeit eine vollkommene Harmonie in ſelbigem. Und wenn GOtt die Löſung der Continuität des Leibes durch eine angenehme Empfindung in der Seele hätte vorſtellen wollen, ſo würde er auch gemacht haben, daß dieſe Solution ſelbſt zu einer Vollkommenheit im Leibe gedienet hätte, indem er ihm eine neue Auflöſung gegeben, gleich als wenn er einer Bürde entlediget, oder von einem Bande oder Feſſel befreyet wird. Allein dergleichen organiſirte, ob ſchon mögliche Cörper, ſind auf unſrer Erd-Kugel nicht zu finden, als der viel Erfindungen abgehen, die GOtt anderswo kan practicirt haben; inzwiſchen iſt es in Anſehung der Stelle, die unſre Erde im univerſo hat, ſchon gnug, daß man nichts beſſers vor ſie machen könne, als was GOtt in ihr gemacht. Er gebraucht ſich der von ihm eingeführten Geſetze der Natur ſo gut als nur möglich iſt, und (gleich wie es der Herr Regio auch in eben dem Orte erkañt hat) **die Geſetze, die GOtt in die Natur gelegt, ſind die vortrefflichſten, die nur möglichſt können** concipirt **werden.**

§. CCCLVII.

Wir wollen hiebey die Anmerckung aus

dem Journal des Savans vom 16. Mart. 1705. anführen, die der Herr Bayle in das 162. Ch. ſeiner Reponſe à un Provinc. T. 3. p. 1030. geſetzt hat. Es iſt daſelbſt die Rede von dem Auszuge eines neuen ſehr ſinnreichen Buches von dem Urſprunge des Böſen, von dem wir ſchon oben was gedacht haben, man ſagt: Die generale Auflöſung, die dieſes Buch in „ Anſehung des phyſiſchen Böſen giebet, beſtehet „ darinnen, daß man das Univerſum als „ ein Werck anſehen müſſe, ſo aus verſchiedenen „ Stücken beſtehe, die ein Gantzes ausmachen; „ daß nach den Geſetzen, die in die Natur gelegt „ worden, ein Theil nicht beſſer dran ſeyn könne, „ daß ſich der andere nicht ſchlimmer dabey „ befinden ſolle, und daß nicht ein gantzes nicht „ ſo vollkommenes Syſtema daraus fließen ſolte. „ Dieſer Grund-Satz (ſagt man) iſt gut, „ allein wenn man nicht noch was hinzuſetzt, ſo „ ſcheint er unzulänglich zu ſeyn. Es möchten „ aber ein wenig harte Philoſophi ſagen, warum „ hat denn GOtt ſolche Geſetze eingeführet, „ aus denen ſo viel Inconvenientzien entſpringen? „ hat er nicht andere aufrichten können, „ die keinen Fehlern wären unterworffen „ geweſt? und damit wir kein Blat vors Maul „ nehmen, woher kommt denn das, daß er ſich „ Geſetze vorgeſchrieben? Warum agirt er „ denn nicht ohne generale Geſetze nach aller „ ſeiner Macht und Gütigkeit? Der Autor hat „

„die Schwürigkeit nicht ſo weit getrieben, und „vielleicht könte ſie durch nichts anders aufgelöſet werden, als durch Zerlegung ſeiner „Ideen; allein es iſt hierüber nichts klares und „ausgemachtes bey ihm zu finden.

§. CCCLVIII.

Ich glaube der geſchickte Verfertiger dieſes Auszuges hat etwas in ſeinem Gemüthe gehabt, das hierinnen meinen Lehr-Sätzen beykommet, als er gemeynt man könte die Schwürigkeit auflöſen; und wenn er ſich in dieſem Orte hätte erklären wollen, ſo würde er dem Anſehn nach, wie der Herr Regis geantwortet haben, die Geſetze, die GOtt aufgerichtet, wären die vortrefflichſten die immermehr hätten können aufgerichtet werden, er würde zugleich erkannt haben, GOtt habe nothwendig gewiſſe Geſetze einführen, und gewiſſen Reguln folgen müſſen, weil die Geſetze und die Reguln eben dasjenige ſind, was die Ordnung und Schönheit ausmachet, und weil man ohne Ration agiren würde, wenn man ohne Reguln agirte; und die Ausübung ſeiner Allmacht ſey deswegen denen Geſetzen der Weißheit gemäß geweſen, ſo viel Gutes zu erhalten als immer möglich geweſen, weil GOtt alle ſeine Gütigkeit agiren laſſen; endlich ſey die Exiſtentz gewiſſer beſonderer Inconvenientzien, die uns in die Augen fallen, ein gewiſſes Kennzeichen daß der beſte Entwurff es ſo mit gebracht, daß ſie nicht konten vermieden werden, und daß ſie zu völliger Erlangung des Guten im Gantzen dienen. Mit dieſem Raiſonnement iſt der Herr Bayle ſelbſt in mehr als einem Orte zu frieden.

§. CCCLIX.

Da wir nun itzt zur Gnüge gezeigt haben, daß alles aus determinirten Rationibus geſchehe; ſo kan auch auf dieſen Grund von dem göttlichen Vorherwiſſen (præſcientz) keine Schwürigkeit mehr dabey übrig ſeyn; denn ob ſchon dieſe Determinationes nicht neceſſitiren, ſo ſind ſie doch gewiß und zeigen was geſchehen wird. Es iſt wahr, GOtt ſiehet den gantzen Zuſammenhang und Nexum dieſes Univerſi, wenn er es erwehlet, auf einmahl, und alſo hat er nicht nöthig die Effectus mit den Cauſis zu verknüpffen, wenn er die Effectus vorher ſehen will. Allein weil ihm ſeine Weißheit angetrieben einen vollkommenen zuſammenhangenden nexum zu erwehlen, ſo muß er ja einen Theil des Nexus in dem andern ſehen. Das iſt eine Regul aus meinem Syſtemate von der allgemeinen Ubereinſtimmung, daß das Gegenwärtige mit dem Zukünfftigen allezeit ſchwanger gehet, und daß derjenige, der alles ſiehet, auch in dem, was iſt, das ſiehet, was ſeyn wird. Und was noch mehr iſt, ſo habe ich auf demonſtrativiſche Art gezeigt und geſetzt, daß GOtt in jedem Theile des Univerſi, wegen der vollkommenen Verbindung der Sachen, das gantze Univerſum ſehe. Er iſt weit ſcharffſichtiger als Pythagoras, der aus dem Maaße der Fußſtapffen von Herculis Füſſen auf ſeine Leibes-Geſtalt ſchloß. Alſo iſt gar nicht zu zweiffeln, daß nicht die Würckungen aus ihren Cauſis auf eine determinirte Art fließen, der Contingentz und ſelbſt der Freyheit ungeacht, die iedennoch mit der Gewißheit oder der Determination beſtehen können.

§. CCCLX.

Es hat unter andern Durandus de S. Portia gar wohl angemercket, wenn er ſpricht, die Futura contingentia ſehen einander auf eine determinirte Art in ihren Cauſis, und GOtt, der alles wiſſe, indem er alles ſiehet was den Willen reitzen oder abwendig machen könne, der werde in demſelben die Parthey ſehen die er ergreiffen wird.“ Ich könte noch viel andere anführen, die eben das geſagt haben, und die Vernunfft erlaubt auch nicht, daß man anders ſchlüßen könne. Der Herr Jaqvelot ſagt, wie der Herr Bayle angemerckt in der Rep. au Prov. Ch. 142. T. 3. p. 796. in der Conformité p. 318. ſeqq. auch, daß die Beſchaffenheit des menſchlichen Hertzens und der Verſtände, GOtt untrüglich zu erkennen gebe was der Menſch erwehlen werde; Der Herr Bayle ſetzt hinzu, diß ſagten einige Moliniſten auch, und verweiſt auf diejenigen, die in der ſuavi concordia des Petri de St. Joſeph eines Bernhardiner Mönches p. 579. 580. erzehlet und angeführet werden.

§. CCCLXI.

Die aber dieſe Determination mit der Nothwendigkeit confundirt haben, haben ſich Ungeheuer erdacht, mit denen ſie ſie anfechten wollen; und zu Vermeidung einer vernünfftigen Sache, der ſie eine häßliche Geſtalt gegeben hatten, ſind ſie in groſſe Thorheiten verfallen; und aus Furcht ſie möchten genöthiget werden eine eingebildete Nothwendigkeit oder wenigſtens eine andere einzugehen, als von der die Rede iſt, ſo haben ſie etwas zugelaſſen, das ohne einige Cauſam und Raiſon geſchehen; welches eben ſo viel iſt als wie die lächerliche Abweichung der Atomorum, die Epicurus ohne einige Urſache geſchehen ließ. Cicero hat in ſeinem Buche von der Divinatione gar wohl geſehen, daß wenn die cauſa einen effect produciren könte, gegen den ſie ſich doch gantz gleichgültig verhielte, ſo würde ein rechter Hazard, ein reelles Glück, ein würcklicher ohngefehrer Zufall verhanden ſeyn, das iſt, es würde nicht allein in Anſehung unſrer, und unſrer Unwiſſenheit, nach der man ſagen kan, Sed Te

> Nos facimus, fortuna, Deam, cœloque
> locamus;

ſondern auch in Anſehung GOttes und der Natur der Dinge ſo ſeyn, folglich würde man die
Eventus unmöglich vorher ſehen können, wenn
man aus dem Vergangenen von dem Zukünfftigen ſchlöße. Er ſagt ferner gar wohl in eben
dem Orte: „Qui poteſt provideri, quic-„
quam futurum eſſe, quod neque cauſam„
habet ullam, neque notam cur futurum„
ſit? Und kurtz darauf: Nihil eſt tam con-„
trarium rationi & conſtantiæ, quam for-„
tuna; ut mihi ne in Deum quidem ca-„
dere videatur, ut ſciat quid caſu & for-„
tuito futurum ſit. Si enim ſcit, certe il-„
lud eveniet, ſin certe eveniet, nulla for-„
tuna eſt. Wenn das künfftige gewiß iſt, ſo
iſt kein Glücke. Allein weiter ſagt er übel: Eſt
autem fortuna, rerum igitur fortuitarum
nulla præſenſio eſt. Es iſt aber ein Glücke,
alſo können die künfftigen Ausfälle nicht vorher geſehen werden. Er ſolte vielmehr ſchlüſſen, weil die Ausfälle prædeterminirt und
vorher geſehen werden, alſo ſey kein Glücke.
Allein er redte damahls wider die Stoicker unter der Perſon eines Academici.

§. CCCLXII.

Die Stoicker leiteten ſchon aus den göttlichen Schlüßen die Vorherſehung der Ausfälle her. Denn gleich wie Cicero in eben dem Buche ſagt: „Sequitur porro, nihil Deos
„ignorare, quod omnia ab iis ſunt conſtituta.

ſtituta; und weil GOtt nach meinem Syſtemate die mögliche Welt geſehen, die er zu ſchaffen beſchloſſen, alſo hat er alles in ihr zuvorhergeſehen; ſo daß man ſagen kan, die göttliche Scientia viſionis ſey von der Scientia ſimplicis intelligentiæ nur darinnen unterſchieden, daß ſie zu der erſten die Erkäntniß des Decreti effectivi hinzuthut, dieſen Nexum der Dinge zu erwehlen, den die bloße Erkäntniß zwar zu erkennen gab, aber doch nur als möglich; und aus dieſem Schluße iſt itzo das würckliche Univerſum entſtanden.

§. CCCLXIII.

Alſo können die Socinianer nicht entſchuldiget werden, daß ſie GOtt die Wiſſenſchafft künfftiger Dinge, und ſonderlich künfftige Entſchlüßungen einer freyen Creatur abſprechen. Denn wenn ſie ſich auch ſchon eingebildet hätten, daß eine völlige indifferente Freyheit wäre, ſo daß der Wille ohne Urſache erwehlen könne, und alſo dieſer Effect in ſeiner Cauſa nicht könte geſehen werden, (welches höchſt ungereimt iſt) ſo hätten ſie doch allezeit bedencken ſollen, daß GOtt dieſen Ausgang in dem Begriffe der möglichen Welt, die er zu ſchaffen ſich entſchloßen, habe vorher ſehen können. Allein der Begriff, den ſie von GOtt haben, iſt dem Urheber der Dinge gantz unanſtändig, und ſtimmet ſchlecht mit der Geſchickligkeit und dem Verſtande überein, den die Scribenten dieſer Parthey offt in einigen beſondern Unterſuchungen von ſich blicken laſſen. Der Urheber der Abbildung des Socinianiſmi hat nicht gantz Unrecht, wenn er ſagt, der Gott der Socinianer würde ungelehrt, ohnmächtig ſeyn, wie der Gott des Epicuri, der alle Tage von den Ausfällen (eventus) irre gemacht wird, weil er in den Tag hinein lebet, wenn er nur bloß durch Muthmaſſungen erkennet, was die Menſchen wollen werden.

§. CCCLXIV.

Die gantze Schwürigkeit iſt hier bloß aus einer falſchen Idée von der Contingentz und der Freyheit herkommen, von der man glaubte, daß ſie eine indifferentiam plenam oder æquilibrium brauche, welches aber eine eingebildete Sache iſt, von der wir weder einen Begriff, noch ein Exempel haben, noch auch jemahls eines haben werden. Allem Anſehen nach, hatte ſie der Herr Carteſius in ſeiner Jugend in dem Collegio des de la Fleche eingeſogen, das ihn denn bewogen zu ſagen: (1. Part. de ſes Principes Art. 41.) „Unſre Gedancken „ſind endlich, und die Wiſſenſchafft und All„macht GOttes, durch die er nicht allein von „aller Ewigkeit alles erkannt, was iſt, oder was „ſeyn kan, ſondern es auch gewolt hat, iſt un„endlich, daher kommt es auch, daß wir wohl „genugſame Erkäntniß haben, klärlich und „deutlich zu erkennen, daß dieſe Macht und

Wiſſenſchafft in GOtt ſey; daß es uns aber „ an Erkäntniß fehle, ihre Gröſſe und Weitläufftigkeit „ dergeſtalt zu begreiffen, daß wir „ könten wiſſen, wie ſie die Thaten der Menſchen „ gäntzlich frey und indeterminirt laſſen. „ Die Folge iſt oben ſchon angeführet worden. Gantz frey, das iſt recht; allein das verderbt alles, wenn er hinzu ſetzt, gantz indeterminirt. Man braucht keine unendliche Wiſſenſchafft, wenn man erkennen will, daß das Vorherwiſſen und die Vorſehung GOttes unſere Thaten frey laſſen, weil ſie GOtt in ſeinen Begriffen, ſo wie ſie ſind, das iſt frey, vorher geſehen. Und ob zwar Laurentius Valla in ſeinem Geſpräche wider den Bedam (deſſen eigentlichen Inhalt wir bald anführen werden) der ſucht die Freyheit mit dem Vorherwiſſen zu conciliiren, ſich nicht getraut ſie mit der Vorherſehung zu conciliiren; ſo hats doch gar keine Schwürigkeit mehr, weil der Rathſchluß GOttes dieſe That zur Exiſtentz zu bringen, derſelben Natur ſo wenig ändert, als die bloße Erkäntniß die man davon hat. Allein die Wiſſenſchafft und die Vorherſehung GOttes kan von keiner Erkäntniß, ſo unendlich ſie auch ſey, mit den Thaten einer indeterminirten cauſa, das iſt, mit einem chymeriſchen und unmöglichen Weſen conciliiret werden. Die Thaten des Willens ſind auf zweyerley Weiſe determinirt, einmahl durch das Vorherwiſſen oder durch die Vorherſehung GOttes, und zum andern durch die Diſpoſitiones der beſondern nechſten cauſæ die in den Neigungen der Seele beſtehet. Der Herr Carteſius hielt es in dieſem Puncte mit den Thomiſten, aber er ſchrieb doch mit ſeiner gewöhnlichen Behutſamkeit, damit er nicht mit einigen andern Theologis in Zanck und Streit gerathen möchte.

§. CCCLXV.

Der Herr Bayle führt (Rep. au. Prov. ch. 142. p. 804. T. 2.) an, der Gibieuf des Oratorii habe An. 1630. von der Freyheit GOttes und der Creatur ein Lateiniſches Buch geſchrieben, allein man ſey übel auf ihn zu ſprechen geweſen, und habe ihm einen Auszug von 70. Contradictionibus gezeigt, die aus dem erſten Buche ſeines Werckes waren genommen worden, und der Pater Annat, der Beicht-Vater des Königes von Franckreich, habe 20. Jahr darnach in ſeinem Buche de incoacta libertate (ed. Rom. 1654. in 4.) ihm verwieſen, daß er dazu ſtille ſchwiege. Wer wolte nicht glauben, ſetzt der Herr Bayle hinzu, daß nach dem groſſen Gelerme und Geſchreye von congregationibus de auxiliis, die Thomiſten von der Natur des freyen Willens Sachen lehren, die der Meynung der Jeſuiten gantz und gar zuwider ſind? Und wenn man nichts deſto weniger doch die Stellen betrachtet, die der P. Annat

nat aus den Schrifften der Thomiſten (in einem Buche unter dem Titul: Janſenius a Thomiſtis gratiæ per ſe ipſam efficacis defenſionibus condemnatus, gedruckt zu Paris An. 1654.) gezogen; ſo ſieht man im Grunde der Sache nichts anders als Wort-Gezänck zwiſchen den zweyen Secten. Die von ſich ſelbſt kräfftige (efficax) Gnade der einen läſſet dem freyen Willen eben ſo viel Macht zu widerſtehen, als die gratia congrua der andern. Der Herr Bayle glaubt, man könne vom Janſenio ſelbſt faſt eben das ſagen. Er ſpricht, er war ein geſchickter Mann, ſehr arbeitſam, und deſſen Gemüthe auf ein Syſtema bedacht war. Er hat 22. Jahr an ſeinem Auguſtino gearbeitet, eine von ſeinen Abſichten iſt dieſe geweſen, die Jeſuiten in der Lehre vom freyen Willen zu widerlegen, inzwiſchen hat man noch nicht ausmachen können, ob er die libertatem indifferentiæ verwirfft, oder ob er ſie annimmt. Man nimmt aus ſeinem Buche viel Stellen vor und wider dieſe Meynung, wie es der Pater Annat ſelbſt in angeführtem Wercke de incoacta libertate gezeiget hat. So gar leichte kan dieſer Articful verdunckelt werden, wie der Herr Bayle bey dem Beſchluß dieſes Diſcours ſagt. Was den P. Gibieuf anlanget, ſo ändert er ſehr offt die Bedeutung der Wörter, und thut der Frage nicht in allem

ein

ein Genügen, ob er ſchon offt gute Sachen vorbringet.

§. CCCLXVI.

Und in der That kommt die Verwirrung offt nur bloß von der Zweydeutigkeit der Wörter, und von der geringen Sorgfalt her, ſich deutliche Begriffe davon zu machen. Daraus entſpringen dieſe ewige, und offt unrecht verſtandene Gezäncke über die Nothwendigkeit, Contingentz, über das Mögliche und Unmögliche. Wenn man ſich aber die Sache ſo concipirt, daß die Nothwendigkeit und Mögligkeit, wenn ſie genau und metaphyſiſch genommen werden, eintzig und allein von dieſer Frage dependiren, ob das Objectum in ihm ſelbſt, oder das was ihm opponirt iſt, eine Contradiction involvirt oder nicht; und bedencket, daß die Contingentz mit den Neigungen oder Raiſons gar wohl ſtehen könne, die mit contribuiren, daß ſich der Wille entſchlüſt; wenn man auch ferner zwiſchen der Nothwendigkeit und der Determination oder Gewißheit, zwiſchen der metaphyſiſchen Nothwendigkeit, die keine Wahl ſtatt finden läſſet, indem ſie nur ein einiges Objectum darſtellet, und zwiſchen der moraliſchen, die den Weiſeſten nöthiget das Beſte zu erwehlen, einen Unterſcheid zu machen weiß; wenn man auch endlich über diß noch die Chymere von der völligen Indifferentz fahren läſſet, als die bloß in philoſophiſchen Büchern und aufm Papier zu finden iſt, (denn ſie können ſich nicht einmahl einen Begriff von ihr in ihren Köpffen machen, noch in den Sachen aus einem eintzigen Exempel zeigen, daß ſie würcklich iſt) ſo wird man leichtlich aus einem Labyrinthe entkommen, deſſen unglücklicher Dædalus der menſchliche Verſtand geweſen, und der ſo wohl bey den Alten, als bey den Neuen, unendlich viel Unordnungen verurſachet hat, ſo gar daß die Menſchen auf den lächerlichen Irrthum von dem faulen Sophiſmate verfallen, der von dem Türckiſchen Verhängniſſe nicht viel unterſchieden iſt. Und ich wundere mich gar nicht, daß die Thomiſten und Jeſuiten im Grunde hierinne mehr unter einander eins ſind, als man glaubt. Ein Thomiſte und ſelbſt ein kluger Janſeniſte, werden ſchon mit der gewiſſen Determination zu frieden ſeyn, ohne auf die Nothwendigkeit zu verfallen, und wenn ja einer dahin geräth, ſo möchte der Irrthum vielleicht nur im Worte beſtehen. Ein kluger Moliniſte wird ſchon mit einer Indifferentz zu frieden ſeyn, die der Nothwendigkeit entgegen ſtehet, die aber die überwiegenden Meynungen nicht ausſchlüſt.

§. CCCLXVII.

Inzwiſchen ſind doch dieſe Schwürigkeiten dem Herrn Bayle ſehr nahe gegangen, der geneigter war ſie hoch anzuſtrengen als aufzuheben, ob er wohl hierinnen vielleicht ſo wohl hätte reuſſiren können als iemand, wenn er darauf nur hätte wollen bedacht ſeyn. Höret was er davon in ſeinem Dict. Art. Janſenius lit. G. p. 1626. ſaget: „Es hat einſt einer geſagt, die Materie von der Gnade wäre ein Ocean, der weder einen Grund noch Ufer hätte. Vielleicht hätte er noch beſſer geſagt, wenn er ſie mit dem Pharo zu Meſſina verglichen hätte, allwo man allezeit Gefahr laufft in eine Klippe zu verfallen, wenn man einer andern ſucht aus dem Wege zu gehen:

Dextrum Scylla latus, lævum implacata Charybdis
Obſidet.

„Alles kommt endlich darauf an: hat Adam frey geſündiget? Antworteſt du ja, ſo antwortet man, alſo iſt ſein Fall nicht vorher geſehen worden: Antworteſt du nein, ſo wird man ſagen, er könne nicht geſtraffet werden. Du magſt 100. Bücher wider eine oder die andere von dieſen beyden Folgen ſchreiben, ſo wirſt du doch bekennen müſſen, es ſey entweder das untrügliche Vorherſehen eines contingenten Ausganges ein unbegreiffliches Geheimniß; oder die Art nach der eine Creatur die ohne Freyheit agirt, doch ſündiget, ſey gantz unbegreifflich.

§. CCCLXVIII.

Entweder ich irre oder dieſe zwey vermeynten unbegreifflichen Dinge hören durch unſere

Auflöſung auf. Wolte GOtt es wäre ſo leicht auf die Frage zu antworten, wie man die Fieber wohl curiren ſolle, und wie man die Klippen der zwey Morborum chronicorum vermeiden ſolle, die entſtehen können wenn das Fieber gar nicht curirt wird, und zum andern, wenn es übel curirt wird. Wenn man vermeynt ein freyer Ausgang könne nicht vorher geſehen werden, ſo vermiſcht man die Freyheit mit der Indetermination oder mit der Indifferentia plena und Indifferentia æquilibrii; und wenn man glaubt der Mangel der Freyheit ſtünde im Wege, daß der Menſch nicht könne vor ſchuldig erkannt werden, ſo verſtehet man eine Freyheit, die nicht von der Determination oder von der Gewißheit, ſondern von der Nothwendigkeit und dem Zwange ausgenommen iſt. Hieraus erhellet, daß dieſes Dilemma nicht allzuwohl eingerichtet worden, und daß noch ein weitläufftiger Weg zwiſchen dieſen zweyen Klippen ſey. Man antworte alſo, Adam habe frey geſündiget, GOtt habe ihn geſehen, wie er geſündiget in dem Stande des möglichen Adams, der nach dem Schluße der göttlichen Zulaſſung endlich actuell worden iſt. Zwar hat ſich Adam freylich zu Folge gewiſſer überwiegender Meynungen zum ſündigen determinirt; allein dieſe Determination ſchadet weder der Contingentz noch der Freyheit; und die gewiſſe Determination, die in dem Menſchen zum ſündigen iſt, hindert ihn nicht, daß er nicht abſolut zu reden, nicht ſündigen könne; und dieweil er ſündiget, daß er nicht ſchuldig ſey, und verdiene geſtraffet zu werden, um ſo viel mehr weil er und andere durch dieſe Straffe können dahin gebracht werden, daß ſie ſich einander mahl ſo determiniren gar nicht zu ſündigen. Der (Juſtitia vindicativa) Recht übenden Gerechtigkeit nicht zu gedencken, die noch weiter als auf die Schadloß-Haltung und Beſſerung gehet, und in der auch nichts iſt dem von der gewiſſen Determination der contingenten Entſchlüſſung des Willens geſchadet werde; vielmehr kan man ſagen; daß die Straffen und Belohnungen theils unnütze ſeyn, und einen Endzweck den ſie ſonſt haben, nemlich die Beſſerung, verlieren würden, wenn ſie nichts beytragen könten den Willen zu determiniren, daß ers ein andermahl beſſer machte.

§. CCCLXIX.

Der Herr Bayle fährt weiter fort: „In „der Materie von der Freyheit ſind nur zwey „Partheyen zu ergreiffen, eine daß man ſage „daß alle von der Seelen unterſchiedene Cauſæ, die mit ihr concurriren, ihr die Macht laſſen zu agiren oder nicht zu agiren, determiniren, daß ſie es nicht unterlaſſen könne. Mit „der erſten Parthey halten es die Moliniſten,

und mit der andern die Thomiſten und Janſeniſten „
und Proteſtanten der Geneviſchen „
Kirche. Unterdeſſen haben die Thomiſten „
mit aller Macht geläugnet, daß ſie Janſeniſten „
wären, und dieſe haben eben ſo eyfrig behauptet „
ſie wären in der Materie von der Freyheit „
keine Calviniſten. Auf der andern Seiten „
haben die Moliniſten vermeynet, der heilige „
Auguſtinus habe nicht den Janſeniſmum gelehret. „
Indem alſo die einen nicht geſtehen „
wollen, daß ſie mit Leuten überein kämen die „
vor Ketzer gehalten werden, und die andern „
läugneten, daß ſie einem ſolchen heiligen Lehrer „
zuwider wären, deſſen Lehren doch beſtändig „
vor orthodox gehalten worden, ſo haben „
ſie hunderterley Räncke und Streiche gebraucht „
und geſpielet, ꝛc.

§. CCCLXX.

Bey dieſen zweyen Partheyen, die der Herr Bayle hier von einander unterſchieden, kan noch eine dritte ſtehen, die ſagen wird, die Determination der Seele komme nicht allein von Zuſammenkunfft (concurſu) aller Cauſarum her, die von der Seele unterſchieden ſind; ſondern auch vom Zuſtande der Seele ſelbſt und von ihren Neigungen, die ſich mit dem Eindruck der Sinnen vermiſchen, und ſie entweder verſtärcken oder ſchwächen. Nun machen alle innere und äußerliche Urſachen zuſammen, daß ſich die Seele gewiß aber nicht nothwendig determinirt; denn es würde keine Contradiction involviren, weñ ſie ſich anders determinirte, weil der Wille wohl geneigt aber nicht genöthiget werden kan. Ich begehre aber nicht auszumachen was in der Materie unter den Janſeniſten und den Reformirten vor ein Unterſcheid ſey; Sind ſie doch vielleicht ſelbſt ſo wohl in den Sachen als in den Redens-Arten mit ſich ſelbſt nicht gar zu eins, in einer Materie in der man ſich offt in den verwirrten Subtilitäten verliehret. Der P. Theophilus Raynaud hat in ſeinem Buche, Calviniſmus religio beſtiarum, die Dominicaner anſtechen wollen ohne ſie zu nennen. Auf der andern Seite verwieſen diejenigen, die ſich vor Nachfolger des heiligen Auguſtini ausgaben, den Moliniſten den Pelagianiſmum oder zum wenigſten den Semipelagianiſmum, und man trieb bißweilen zu beyden Seiten, wenn man entweder eine vague Indifferentz vertheidigte, und dem Menſchen zu viel einräumte, oder wenn man eine Determinationem ad unum ſecundum qualitatem actus, licet non quoad ejus ſubſtantiam, das iſt, eine Determination zum Böſen in den Unwiedergebohrnen, lehret, als wenn ſie nichts als Sünde thäten, die Sachen zu hoch. Im Grunde glaube ich, könne man nur den Anhängern des Hobbeſii und Spinozæ vorwerffen, daß ſie die Freyheit und die Contingentz übern Hauffen werffen; denn ſie halten davor, was geſchehen, das wäre eintzig und allein möglich und müſſe aus einer viehiſchen und geometriſchen Nothwendigkeit geſchehen. Hobbeſius machte alle Dinge materialiſch, und unterwarff ſie den bloſſen Mathematiſchen Geſetzen; auch Spinoza ſprach GOTT den Verſtand und die Wahl ab, indem er ihm nur lediglich eine blinde Macht überließ, aus der alles nothwendig fließet. Die Theologi der zweyen Proteſtantiſchen Partheyen ſuchen mit gleichem Eyfer eine unerträgliche Nothwendigkeit zu widerlegen; und ob zwar diejenigen, die es mit dem Dordrechtiſchen Synodo halten, bißweilen lehren, es wäre ſchon genug, wenn die Freyheit vom Zwange frey wäre, ſo ſcheinen ſie ihm doch nur eine hypothetiſche Nothwendigkeit, oder das was man eigentlicher Gewißheit und Infallibilität nennet, zu überlaſſen, daß alſo die Schwürigkeiten offters nur in Worten beſtehen: Eben das ſage ich von den Janſeniſten, wiewohl ich dieſe Leute nicht gäntzlich entſchuldigen will.

§. CCCLXXI.

Bey den Hebräiſchen Cabaliſten bedeutete Malcuth oder das Reich, die letzte von den Sephiroths, daß GOtt zuvor gantz ohne Widerſtand aber doch gelinde und ohne Zwang regiert, ſo daß der Menſch GOttes Willen thue, wenn er vermeynt er folge ſeinem Willen. Sie ſagten die Sünde Adams wäre die Truncatio Malcuth a cæteris plantis geweſen, das iſt, Adam hätte die letzte von den Sephiroth abgeſchnitten, indem er ſich in dem Reich GOttes ein Reich gemacht, und eine Freyheit angemaßet hätte, die nicht unter GOtt ſtünde; allein ſein Fall hätte ihn gelehret, daß er nicht von ſich ſelbſt beſtehen könte, und daß dem Menſchen von dem Meßia wieder müſte aufgeholffen werden. Man kan dieſer Lehre einen gar guten Verſtand geben. Spinoza aber, der in der Cabala ſeiner Nation wohl beſchlagen war, und in ſeinem Tract. Polit. c. 2. n. 6. ſagt, indem die Menſchen ſich die Freyheit concipirten wie ſie ſich concipiren, ſo führten ſie in dem Reiche GOttes ein Reich ein, hat die Sachen zu hoch getrieben. Die Herrſchafft GOttes iſt bey dem Spinoza nichts anders als das Reich der Nothwendigkeit und zwar (wie beym Straton) einer blinden Nothwendigkeit, nach der alles aus der göttlichen Natur fließet, ohne einige Wahl in GOtt, und ohne daß ihn die Wahl des Menſchen von der Nothwendigkeit befreye. Er ſagt ferner, damit die Menſchen das Imperium in Imperio einführen möchten, ſo bildeten ſie ſich ein, ihre Seele würde unmittelbar von GOtt hervor gebracht, ohne daß ſie aus natürlichen Urſachen könte gemacht werden;

ſie hätte eine ungebundene Macht ſich zu determiniren, welches aber wider die Erfahrung lauffe. Spinoza hat recht darin, daß er wider eine unumſchränckte Gewalt ſich zu determiniren, das iſt, ſich ohne Urſache zu determiniren, ſtreitet; eine ſolche Macht hat GOtt ſelbſt nicht. Allein er hat unrecht, wenn er glaubt, eine Seele, eine Subſtantia ſimplex könne auf natürliche Weiſe producirt werden. Die Seele ſcheint bey ihm nur eine vergängliche Modification geweſen zu ſeyn, und wenn er ſich ſtellt als gebe er ſie vor dauerhafft und ſelbſt vor immerwährend aus, ſo ſubſtituirt er den Begriff des Leibes, der ein bloßer Begriff und keine würckliche und actuele Sache iſt.

§. CCCLXXII.

Es iſt ſehr curieus was der Herr Bayle von dem **Joh. Brandenburg** einem Bürger von Rotterdam im Dict. Art. Spinoza lit. H. p. 2774. erzehlet. Er gab ein Buch wider den Spinoza heraus unter dem Titul: Enervatio Tractatus Theologico-politici una cum demonſtratione geometrico ordine diſpoſita, Naturam non eſſe Deum, cujus effati contrario prædictus Tractatus unice innititur. Man verwunderte ſich, daß ein Menſch der von Studiis kein Handwerck mache, und gar wenig ſtudirt hatte (indem er ſein Buch in Niederländiſcher Sprache geſchrieben und es ins Latein überſetzen laſſen) alle Grund-Lehren des Spinozæ nachdem er ſie durch eine aufrichtige Zergliederung in einen Stand geſetzt hatte in dem ſie mit aller ihrer Stärcke zu ſehen waren, ſo ſcharfſſinnig habe einſehen und glücklich über den Hauffen werfſen können. Man hat mir erzehlet (fährt der Herr Bayle weiter fort) daß als dieſer Mann vielmahl über ſeine Antwort und über die Grund-Lehre ſeines Gegners reflectirt gehabt, er endlich befunden, man könte dieſe Grund-Lehre in eine Demonſtration bringen. Er bemühete ſich alſo zu beweiſen, daß nur eine eintzige Natur die Urſache aller Dinge wäre, die nothwendig exiſtire, und aus einer unbeweglichen, unvermeidlichen und unwiederrufflichen Nothwendigkeit agire. Er nahm die gantze geometriſche Methode in acht, und als er ſeine Demonſtration gemacht hatte, ſo unterſuchte er ſie auf alle erſinnliche Weiſe und auf allen Seiten, er bemühete ſich deroſelben Schwäche zu finden, und konte endlich weder ein Mittel finden ſie umzuſtoßen, noch auch zu entkräfften. Dieſes verurſachte ihm einen warhafften Schmertz und Verdruß, er ſeuffzete darüber, er bath ſeine beſten und geſchickteſten Freunde ſie möchten ihm in Unterſuchung der Fehler dieſer Demonſtration beyſtehen, und wolte ſie auch nicht gerne abſchreiben laſſen. Als nun Franciſcus Cuper ein Socinianer, der die Arcana Atheiſmi revelata wider den Spinozam Roterodami 1676. in quarto geſchrieben, eine Abſchrifft davon bekommen hatte, ſo gab er ſie ſo heraus wie ſie war, nemlich in Niederländiſcher Sprache mit einigen Anmerckungen, und beſchuldigte den Autorem des Atheiſmi. Der beſchuldigte vertheidigte ſich in eben dieſer Sprache. Orobio ein ſehr geſchickter Jüdiſcher Medicus (der von dem Limburg iſt widerlegt worden, und der, wie ich ſagen hören, in einem Buche das nach ſeinem Tode iſt gefunden worden, und noch ungedruckt iſt, geantwortet,) gab ein Buch wider die Demonſtration des Herrn Brandenburgs heraus, unter dem Titul: Certamen philoſophicum propugnatæ veritatis divinæ ac naturalis adverſus J. B. principia, Amſterdam 1684. Und der Herr Aubert de Verſé ſchrieb auch in eben dem Jahre unter dem Nahmen Latinus Serbattus Sartenſis wider ihn. Der Herr Brandenburg bezeigte daß er von dem freyen Willen, und der Religion überführet wäre, und wünſchte, man möchte ihm ein Mittel an die Hand geben, auf ſeine Demonſtration zu antworten.

§. CCCLXXIII.

Ich wünſchte dieſe vermeynte Demonſtration zu ſehen und zu wiſſen, ob ſie beweiſen wolle, daß die Natura primitiva, die alles hervor bringet, ohne Wahl und ohne Erkäntniß agire. Und in dieſem Falle geſtehe ich wäre die Demonſtration Spinoſiſtiſch und gefährlich; verſtünde er es aber nur ſo, daß die göttliche Natur zu dem, was ſie producirt, aus ihrer Wahl und der Ratione des Beſten determinirt werde; ſo hatte er nicht Urſache über dieſe vermeynte, unbewegliche, unvermeidliche unwiederrufſliche Nothwendigkeit ſich zu betrüben. Sie iſt bloß moraliſch, es iſt eine glückſelige Nothwendigkeit, und an ſtatt daß ſie die Religion zernichten ſolte, ſo ſetzt ſie vielmehr die göttliche Vollkommenheit in ihren Glantz und Anſehen.

§. CCCLXXIV.

Ich will bey der Gelegenheit, die der Herr Bayle p.2773. anführet, von der Meynung derjenigen was gedencken, die das Buch Lucii Antiſtii Conſtantis de jure Eccleſiaſticorum liber ſingularis intitulirt und 1668. heraus gekommen, dem Spinoza beymeſſen; allein ich habe Urſache daran zu zweiffeln, ob ſchon der Herr Colerus der uns von dieſem berühmten Juden eine Lebens-Beſchreibung gegeben hat, eben dieſer Meynung iſt. Die Anfangs-Buchſtaben L. A. C. bewegen mich zu ſchlüßen, der Herr de la Court oder van den Hoof der ſich auch theils V. D. H. nennet, der durch das Intereſſe von Holland und die Balance politique, und viel andere wider die Macht des Stadthalters von Holland herausgegegegebene Bücher bekant iſt, als die man damahls der Republic vor gefährlich hielt, weil das Andencken der Unternehmung des Printzen Wilhelms des II. auf die Stadt Amſterdam annoch im friſchen Gedächtniß ſchwebete, ſey Autor von dieſem Buche geweſen. Und gleich wie die meiſten Holländiſchen Geiſtlichen es mit dem Sohne dieſes Printzens hielten, der damahls noch in der Minderjährigkeit war, und den Herrn de Witt, und das was man die Faction von Löwenſtein nennete, in Argwohn zogen als wenn ſie den Arminianern, den Carteſianern und andern Secten, vor denen man ſich damahls fürchtete, den Rücken hielten; und gleich wie ſie ſuchten das Volck wider ſie aufzuhetzen, das auch nicht ohne Würckung geweſen, wie es der Ausgang gezeiget: So war es gar natürlich, daß der Herr de la Court dieſes Buch publicirte; und es iſt wahr, daß man in denjenigen Schrifften, die vor das Intereſſe einer Parthey heraus gegeben werden, ſelten die Mittel-Straße in acht nimmt. Ich will nur beyläuffig erinnern, daß man das Intereſſe von Holland in Frantzöſiſch vertiret, unter dem Titul Trompeur de Memoires de M. le Grand Penſionaire de Wit heraus gegeben, gerade als wenn die Gedancken einer beſondern Perſon, die es in der That mit dem Witt hielt, und auch ſonſt gar geſchickt war, die aber von den offentlichen Geſchäfften nicht gnugſame Erkäntniß, noch genugſame Fähigkeit hatte, ſo zu ſchreiben, wie dieſer groſſe Miniſtre hätte ſchreiben können, vor eine Geburth eines der gröſten Leute ſeiner Zeit könten gehalten werden.

§. CCCLXXV.

Ich habe auf meiner Rück-Reiſe aus Franckreich durch Engelland und Holland den Herrn de la Court und auch den Spinoza geſprochen, und ich habe von ihnen einige gute Nachrichten von den Sachen der damahligen Zeit erfahren. Der Herr Bayle ſpricht p.2770. Spinoza habe unter einem Medico Franciſcus van den Ende genannt, die Lateiniſche Sprache gelernt, und meldet zugleich nebſt dem Herrn Sebaſtian Rorthold, (der hievon in der Vorrede über die andere Auflage des Buches ſeines verſtorbenen Vatern de tribus impoſtoribus, Herberto L.B. de Cherbury, Hobbeſio und Spinoza was gedencket) daß Spinoza von einer Jungfer Latein gelernet, die ſich hernach mit dem Herrn Kerkering vermählet, der zugleich mit dem Spinoza ihr Schüler geweſen. Hiebey habe ich angemercket, daß die Jungfer eine Tochter des Herrn van den Ende geweſen, und ihren Vater offt im Lehren überhoben. Van der Ende, der ſich auch ſonſt de Finibus nennte, gieng hernach nach Paris, und hielte in der Vorſtadt St. Antonii Tiſch-Gäſte. Er wurde vor einen nem vortrefflichen Mann in der Didactica gehalten, und als ich ihn beſuchte, ſo ſagte er, er wolte wetten, ſeine Zuhörer würden ihm allezeit aufmerckſam zuhören. Er hatte auch damahls ein junges Mägdchen bey ſich, die Latein redete, und geometriſche Demonſtrationes machte; Er hatte ſich beym Herrn Arnaud inſinuiret, und die Jeſuiten fiengen an ſeinen guten Nahmen zu beneiden; allein er verfieng ſich kurtz darauf, indem er ſich in die Conſpiration des Ritters de Rohan gemiſcht hatte.

§. CCCLXXVI.

Wir haben meines Erachtens zur Gnüge gezeiget, daß weder das Vorherwiſſen noch die Vorſehung GOttes, weder ſeiner Gerechtigkeit und ſeiner Gütigkeit, noch ſeiner Freyheit ſchaden könne. Es iſt nur noch die Schwürigkeit übrig, die von dem Concurſu GOttes mit den Thaten der Creaturen herrührt, in die ſeine Gütigkeit ſo wohl in Anſehung unſrer böſen Thaten, und unſrer Freyheit, als auch in Anſehung unſrer guten, als andrer Thaten ſich am meiſten zu miſchen ſcheinet. Der Herr Bayle hat ſie mit ſeinem gewöhnlichen Geiſte wiederum hoch aufgemutzet. Wir wollen die Schwürigkeiten, die er vorbringet zu erklären und deutlich zu machen ſuchen, und hernach werden wir dieſes Buch beſchlüſſen können. Ich habe ſchon gedacht, daß der Concurſus GOttes darinnen beſtehe, daß er uns beſtändig alle Realität giebt, die in uns und unſern Thaten iſt, ſo weit ſie eine Perfection involvirt; das Limitirte aber und Unvollkommene fließet aus den vorhergehenden Limitationibus, die urſprünglich in der Creatur ſind. Und gleich wie eine jede Action der Creatur eine Aenderung ihrer Modificationen iſt; ſo iſt klar, daß die Action von der Creatur herkommt in Anſehung der Limitationen oder Negationen, die ſie in ſich hat, und die durch dieſe Veränderung variirt werden.

§. CCCLXXVII.

Ich habe ſchon mehr als einmahl in dieſem Wercke angemercket, daß das Böſe eine Folge der Beraubung ſey, und glaube dieſes verſtändlich genug erklaret zu haben. Der heil. Auguſtinus hat dieſe Gedancke ſchon vorgetragen, und der heilige Baſilius hat in ſeinem Hexaëmeron, Homil. 2. auch etwas geſagt, das dieſem beykommt; „Die Sünde ſey keine lebendige und lebhaffte Subſtantz; ſondern eine Eigenſchafft der Seelen, die der „Tugend zu wider iſt, und von der Abweichung vom Guten herkommt, ſo daß man nicht „erſt ein malum primitivum zu ſuchen nöthig „habe.„ Der Herr Bayle, der die Stelle in ſeinem Dict. Art. Pauliciens. Lit. D. p. 2325. anführt, lobet die Anmerckung des Herrn Pfanners, (den er zwar einen Deutſchen Theologum nennet, der aber ein Juriſte von Profeſſion,

ſion, und Rath der Hertzoge von Sachſen iſt) der den heiligen Baſilium tadelt, daß er nicht geſtehen wolle, daß GOtt der Urheber des phyſiſchen Böſen ſey. Er iſt es ohne Zweiffel, wenn man das moraliſche Böſe ſchon als exiſtirend ſetzt; allein abſolut zu reden, könte man ſchon noch behaupten, GOtt habe das phyſiſche Böſe als einen Erfolg zugelaſſen, indem er das moraliſche zugelaſſen, welches der Urſprung deſſelbigen iſt. Die Stoicker ſcheinen auch erkañt zu haben, daß die entitas des Böſen nicht gar groß ſey. Dieſe Worte des Epicteti zeigen es an: Sicut aberrandi cauſa meta non ponitur, ſic nec natura mali in mundo exiſtit.

§. CCCLXXVIII.

Man hatte alſo nicht nöthig ein Principium des Böſen hervor zu ſuchen, wie der heilige Baſilius gar wohl angemercket hat. Eben ſo wenig hat man nöthig den Urſprung des Böſen in der Materie zu ſuchen. Diejenigen ſo ein Chaos geglaubt, ehe noch GOtt ſeine Hand dran geleget, haben den Urſprung dieſer Unordnung in ſelbigen geſucht. Dieſe Meynung hatte Plato in ſeinem Timæo vorgetragen. Ariſtoteles hat deßwegen auf ihn geſcholten (in ſeinem 3. Buche de cœlo cap. 2.) weil dieſer Lehre nach die Unordnung urſprünglich und natürlich wäre, und die Ordnung wider die Natur würde ſeyn eingeführet worden.

Dieſem iſt der Anaxagoras aus dem Wege gegangen, indem er die Materie in der Ruhe läſt, biß ſie GOtt in Bewegung geſetzt, und Ariſtoteles lobt ihn deßwegen, in eben dem Orte. Nach des Plutarchi Nachricht, (de Iſide & Oſiride, & Tr. de animæ procreatione ex Timæo) hatte Plato eine gewiſſe Seele, oder eine übelthuende, und GOtt aufſetzige Macht erkannt, es wäre eine würckliche Sünde des göttlichen Vorhabens. So haben auch die Stoicker die Materie vor die Quelle und den Urſprung der Sünde gehalten, wie es Juſtus Lipſius in dem 1. Buche von der Phyſiologie der Stoicker gezeigt hat.

§. CCCLXXIX.

Ariſtoteles hat dieſes Chaos mit Recht verworffen; allein man kan nicht allemahl hinter die Meynung des Platonis kommen, noch weniger hinter die Meynung einiger Alten, deren Schrifften verlohren gangen. Keppler, einer von den beſten Mathematicis unter den neuern, hat in der Materie eine Art einer Unvollkommenheit agnoſcirt, wenn gleich keine unordentliche und verwirrte Bewegung drinnen verhanden; Und das nennt er ſeine Inertiam naturalem, die ihr einen Widerſtand gegen die Bewegung giebt, durch die ein gröſſerer Klumpen Materie, von einerley Stärcke (force) weniger Geſchwindigkeit bekommt. Dieſe Anmerckung hat überaus guten Grund,

und ich habe mich derſelben oben zu einem Gleichniße bedienet, das zeigen ſolte wie die urſprüngliche Unvollkommenheit der Creaturen die Actiones des Schöpffers, die aufs Gute zielen, einſchräncke. Gleich wie aber die Materie ſelbſt eine Würckung GOttes iſt, ſo giebt ſie nur ein Gleichniß und ein Exempel ab, und kan nicht die Qvelle des Böſen ſelbſt und der Unvollkommenheit ſeyn. Wir haben ſchon gezeigt, daß dieſe Qvelle in den Formis oder Ideen der möglichen Dinge zu finden ſey. Denn ſie muß ewig ſeyn, und die Materie iſt nicht ewig. Da nun GOtt alle poſitive Realität, die nicht ewig, gemacht hat, ſo würde er alſo die Qvelle des Böſen geſchaffen haben, wenn ſie nicht in der Mögligkeit der Dinge oder der Formen beſtünde, die GOtt allein nicht gemacht hat, weil er nicht der Urheber ſeines eignen Verſtandes iſt.

§. CCCLXXX.

Ob nun zwar die Qvelle des Böſen in den möglichen Formen beſtehet, die noch vor den Actibus des göttlichen Willens geweſen; ſo bleibt doch wahr, daß GOtt in der würcklichen Ausführung, die dieſe Formen der Materie giebt, zu dem Böſen concurrirt; Und dieſes macht eben die Schwürigkeit aus von der hie die Rede iſt. Wenn Durandus de St. Portia, der Cardinal Aureolus, Nicolaus Taurellus, der P. Ludovicus de Dole, und der

Herr Bernier und einige andere von dieſem Concurſu geredet, ſo haben ſie nur einen generalen admittirt, aus Furcht ſie möchten der Freyheit des Menſchen und der Heiligkeit GOttes zu nahe treten. Sie ſcheinen zu behaupten, GOtt, der einmahl den Geſchöpffen die Krafft gegeben zu agiren, thue weiter nichts als daß er ſie erhalte. Anderſeits aber treibt der Herr Bayle nebſt einigen neuern Scribenten, den Concurſum GOttes allzuweit; es ſcheinet als befürchte er, die Creatur möchte nicht genugſam von GOtt dependiren. Er widerlegt ſo gar die Action der Creaturen, und läſt gar keinen würcklichen Unterſcheid unter den Accidentibus und der Subſtantz zu.

§. CCCLXXXI.

Er ſtützt ſich ſonderlich auf dieſe in den Schulen eingeführte Lehre, daß die Erhaltung eine beſtändige Schöpffung ſey. Zu Folge dieſer Lehre ſcheint es daß die Creatur niemahl exiſtire, und immer gebohren werde und auch immer ſterbe, wie die Zeit, die Bewegung und andere ſucceſſiviſche Sachen. Plato hat diß von materialiſchen und (ſenſiblen) empfindlichen Dingen geglaubt, wenn er ſpricht, ſie wären in einem beſtändigen Fluxu, ſemper fiunt, nunquam ſunt. Von den unmaterialiſchen Subſtantzen aber hat er gantz anders geurtheilet, als die er allein vor rechte

Subſtantzen gehalten, worinnen er auch nicht gäntzlich geirret. Allein die unaufhörliche Schöpffung gehet alle Geſchöpffe ohne Unterſcheid an. Es ſind viel gute Philoſophen wider dieſe Lehre geweſen, und der Herr Bayle führet an, es hätte ſie David de Rodon, ein berühmter Welt-Weiſe unter den Frantzoſen die es mit Geneve halten, ausdrücklich widerleget. So billigen ſie auch die Arminianer nicht ſehr, ſie ſind dieſen metaphyſiſchen Subtilitäten nicht allzu geneigt; Von den Socinianern nichts zu gedencken, als denen ſie noch weniger anſtehet.

§. CCCLXXXII.

Wenn man recht unterſuchen wolte, ob die Erhaltung eine beſtändige Schöpffung wäre, ſo müſte man die Gründe unterſuchen auf welche dieſe Lehre gegründet iſt. Die Carteſianer bedienen ſich, nach dem Exempel ihres Lehrers, zu ihrem Beweiß einer Grund-Lehre, die nicht genugſam ſchlüſt. Sie ſagen, daß weil „die Momenta der Zeit keine nothwendige Verbindung unter einander haben, ſo folgt gar nicht, daß weil ich dieſen Augenblick bin, ich auch in dem folgenden ſeyn werde, wenn die Cauſa, die mir das Seyn in dieſem Augenblicke giebt, mir es auch nicht vor den folgenden giebt.“ Der Autor des Berichts über die Abbildung des Socinianiſmi hat auch dieſes Raiſonnement, und der Herr Bayle der vielleicht dieſen Bericht gemacht, führt es Rep. au Provincial ch. 141. p. 771. T. 3. an. Man kan antworten, Daraus daß ich bin, folget in der That nicht nothwendig daß ich ſeyn werde; allein es folget doch natürlicher Weiſe, das iſt per ſe von ſich ſelbſt, wenn nichts im Wege ſtehet: das iſt der Unterſcheid, den man unter dem weſentlichen und natürlichen machen kan; es iſt eben ſo als wenn natürlicher Weiſe eine Bewegung anhält, wenn ſie nicht von einer neuen Cauſa verhindert oder verändert wird, weil die Urſache, die ſie in dieſem Nu ins Stecken bringet, auch ſchon vorher würde ins Stecken gebracht haben, wenn es keine neue iſt.

§ CCCLXXXIII.

Der verſtorbene Herr Erhard Weigel ein berühmter Mathematicus und Philoſophus zu Jena, der wegen ſeiner Analyſi Euclidæa, der Mathematiſchen Philoſophie, wegen einiger gar artigen Mathematiſchen Erfindungen, und endlich wegen der Mühe die er ſich gegeben die Proteſtantiſchen Fürſten zu der endlichen Verbeſſerung des Calenders zu bewegen, bekant iſt, deſſen Fortgang oder Succeſs er doch nicht erlebet hat, dieſer Herr Weigel, ſag ich, communicirte ſeinen Freunden eine gewiſſe Demonſtration von der Exiſtentz GOttes, die in der That auf dieſe beſtändige Schöpffung ankam. Und gleich wie er gewohnt

wohnt war unterm Rechnen und Raiſonniren Vergleichungen anzuſtellen, wie hievon ſeine rechenſchafftliche Sitten-Lehre zeiget, ſo ſagte er, der Grund ſeiner Demonſtration wäre der Anfang der Tabulæ Pythagoricæ, einmahl eins iſt eins. Dieſe wiederholte Einheiten wären die Augenblicke der Exiſtentz der Dinge, deren jeder von GOtt dependire, der alle Sachen auſſer ihm, ſo zu reden, alle Augenblicke wieder aufrichte und lebendig mache. Und gleich wie ſie alle Augenblicke wegfallen, ſo müſſe ſie allezeit jemand wieder aufwecken, der ſonſt niemand anders als GOtt ſeyn könne. Allein wenn man diß eine Demonſtration nennen wolte, ſo müſte man einen richtigen Beweiß haben. Man müſte beweiſen, daß die Creatur allezeit aus nichts komme, und bald wieder in ſelbiges verfalle; ſonderlich aber müſte gezeigt werden, daß die Freyheit ihrer Natur noch länger nicht als einen Augenblick zu dauern, einem eintzigen nothwendigen Weſen zukomme. Die Schwürigkeiten von der compoſitione continui lauffen auch mit in dieſe Materien. Denn dieſe Lehre ſcheint die Zeit in Augenblicke zu reſolviren, da hingegen andere die Augenblicke und Puncte vor bloſſe modalitates des continui, das iſt, vor extremitates partium anſehen, die man ihnen aſſigniren kan, aber nicht vor partes conſtitutivas.

tutivas. Allein hier iſt nicht der Ort ſich in dieſes Labyrinth einzulaſſen.

§. CCCLXXXIV.

Das ſicherſte was man von der gegenwärtigen Sache ſagen kan, iſt daß die Creatur unaufhörlich von der Würckung GOttes dependirt, und zwar nicht weniger von der Zeit an, da ſie angefangen hat, als im Anfange ſelbſt. Dieſe Dependentz macht, daß ſie nicht mehr exiſtiren würde, wenn GOtt nicht mehr agirte, ja daß endlich dieſe Action GOttes frey iſt. Denn wäre es ein nothwendiger Ausfluß, wie die Ausflüſſe der Eigenſchafften des Circkuls die aus ſeiner Eſſentz flüſſen; ſo müſte man entweder ſagen, GOtt habe die Creatur bald anfangs nothwendig geſchaffen, oder man müſte gar zeigen, wie er ſich, da er ſie einmahl geſchaffen, die Nothwendigkeit ſie zu erhalten auferlegt. Nun kan ja dieſe erhaltende Action gar wohl eine Production, oder auch gar eine Schöpffung genennet werden. Denn weil die Dependentz in den nachfolgenden ſo groß iſt, als im Anfange, ſo ändert die äuſſerliche Benennung, daß ſie neue oder nicht neue iſt, derſelben Natur nicht.

§. CCCLXXXV.

Wir wollen alſo in einem ſolchen Verſtande zulaſſen, daß die Erhaltung eine beſtändige Schöpffung ſey, und ſehen, was der Herr Bayle nach dem Autor des Berichts über die dem

Herrn Jurieu entgegen geſetzte Abbildung des Socinianiſmi p. 771. daraus zu ſchlüſſen ſcheinet. Mir ſcheint, (ſpricht er,) daß man daraus ſchlüſſen müſſe, als ſchaffte GOtt alles, und als wären in allen Creaturen weder cauſæ primæ, noch ſecundæ, noch auch occaſionales, wie leicht zu beweiſen. Denn in dem Augenblicke, da ich rede, bin ich der ich bin mit allen meinen Umſtänden, mit dieſer Gedancke, mit dieſer Action, ſitzend oder ſtehend; ſchafft mich nun GOtt in dem Augenblicke ſo wie ich bin, wie man denn in dieſem Syſtemate nothwendig ſagen muß, ſo ſchafft er mich mit einem ſolchen Gedancken, mit dieſer Action, mit dieſer Bewegung und Determination. Man kan nicht etwan ſagen, GOtt ſchaffe mich zu erſt, und wenn er mich geſchaffen, ſo bringe er auch mit mir meine Bewegungen und meine Determinationes hervor. Das läſt ſich um zweyer Urſachen willen nicht behaupten; einmahl daß wenn mich GOtt in dieſem Augenblicke ſchafft oder erhält, er mich nicht als ein Weſen ohne Form, als eine Speciem oder als ein ander Ding von den univerſalibus der Logicorum erhält. Ich bin ein Individuum, er ſchafft und erhält mich alſo, indem ich alles, was ich in dieſem Augenblicke bin, mit allen meinen Dependentzien bin. Zum andern, da mich GOtt in dieſem Nu ſchaffet, ſo muß

„man ſich nothwendig ein ander Nu zum agiren concipiren, wenn man ſagt, er bringe mit „mir hernach auch meine Actiones hervor. „Nun wären dieſes zwey Nu, da wir aber nur „eines ſetzen. Es iſt alſo in dieſer hypotheſi „gewiß, daß die Creaturen weiter mehr keine „Verbindung, noch Verhältniß mit ihren „actionibus haben, als die ſie im erſten Augenblicke ihrer erſten Schöpffung mit ihrer „Production gehabt. Der Autor dieſes Berichtes ziehet ſehr harte Folgen daraus, als man ſich nur einbilden kan, und bezeigt endlich, daß man demjenigen viel ſchuldig ſeyn würde, der den Anhängern dieſes Syſtematis zeigen möchte, wie ſie ſich aus dieſen entſetzlichen Abſurditäten helffen könten.

§. CCCLXXXVI.

Der Herr Bayle treibt es noch höher. „Ihr „wiſſet, ſpricht er p. 775. daß man in den Schulen zeiget (er führet den Arriaga Diſp. 9. Phyſ. Sect. 6. und ſonderlich die Subſect. III. „an) die Creatur könne weder die Cauſa to„talis, noch partialis ihrer Erhaltung ſeyn. „Denn wenn ſie es wäre, ſo würde ſie eher „exiſtiren, als ſie noch exiſtirt, welches aber „widerſprechend iſt. Ihr wiſſet daß man alſo raiſonnirt: Was ſich erhält, das agirt; „nun was agirt, das exiſtirt, und nichts kan „agiren ehe und bevor es ſeine völlige Exiſtentz habe; wenn ſich nun eine Creatur erhielte,

hielte, ſo würde ſie agiren ehe ſie wäre. Die-„
ſer Vernunfft-Schluß iſt nicht auf Muth-„
maßungen gegründet, ſondern auf die erſten„
Grund-Lehren der Metaphyſic, non entis„
nulla ſunt accidentia, operari ſequitur„
eſſe, die klärer als das Licht am Himmel ſind.„
Laſt uns weiter gehen. Wenn die Creatu-„
ren mit GOtt agirten (man verſtehet hier ei-„
nen thätigen und nicht einen leidenden in-„
ſtrumentalen Concurs) zu ihrer Erhaltung,„
ſo würden ſie eher agiren, als ſie wären; das„
iſt ſchon bewieſen worden. Wenn ſie nun„
mit GOtt zu Hervorbringung einer andern„
Sache concurritten, ſo würden ſie wieder-„
um eher agiren, eh ſie wären; alſo können ſie„
zu Hervorbringung einiger andern Sachen„
(als zur Bewegung aus einem Orte in den„
andern, zu einer Bejahung, zu einem Willen,„
das ſolche Entitäten ſind, die von ihrer Sub-„
ſtantz, wie man vermeynet, würcklich unter-„
ſchieden,) ſo unmöglich als zu ihrer eignen Er-„
haltung mit GOtt concurriren. Und weil„
ihre Erhaltung eine fortgeſetzte Schöpffung„
iſt, und alle Menſchen in der Welt bekennen„
müſſen, daß ſie weder zu dem erſten Augen-„
blicke ihrer Exiſtentz, noch zu ihrer Hervor-„
bringung, noch ſich einige Modalität zu ge-„
ben, concurriren können, denn auf ſolche„
Weiſe würden ſie agiren ehe ſie wären; (mer-„
cket daß Thomas Aquinas und viele ande-„

„re Scholaſtici lehren, wenn die Engel in dem „erſten Augenblicke ihrer Schöpffung geſündiget hätten, ſo würde GOtt der Urheber der „Sünde ſeyn. Schlaget den Bernhardi„ner Mönch den Petrum de St. Joſeph p. 318. „und ſeqq. in der Suavi Concordia huma„næ libertatis nach, das iſt ein Zeichen, daß „ſie zugeben die Creatur könne im erſten Nu „in nichts agiren) alſo folget deutlich daraus, „daß ſie in keinem folgenden Augenblicke we„der zu ihrer eignen, noch zu irgend einer an„dern Sache Hervorbringung mit GOtt con„curriren können. Könten ſie aber in dem „andern Augenblicke ihrer Daurung dazu con„curriren, ſo würden ſie auch ohne einige Hin„derniß zu dem erſten Augenblicke concurri„ren können.

§. CCCLXXXVII.

Nun höret wie auf dieſe Vernunfft-Schlüſſe zu antworten. Wir wöllen ſetzen die Creatur würde alle Augenblicke von neuen hervor gebracht, wir wollen auch zugeben, daß das Nu alle Priorität der Zeit ausſchlüße, weil es nicht kan zertheilet werden; Laſt uns aber auch anmercken, daß es nicht die Priorität der Natur ausſchlüſt, oder dasjenige, was man Anterioritatem in ſigno rationis nennet, und daß ſie ſchon zulänglich ſey. Die Hervorbringung oder die Action durch die GOtt hervorbringet, gehet von Natur vor der Exiſtentz der Creatur, die hervor gebracht wird, vorher; Die Creatur, wenn ſie an und vor ſich ſelbſt genommen wird, iſt mit ihrer Natur und ihren nothwendigen Eigenſchafften eher, als ihre accidentaliſche Eigenſchafften und ihre Actiones, und inzwiſchen befinden ſich alle dieſe Sachen in einem Augenblicke beyſammen. GOtt bringt die Creatur ſo hervor als wie es die vorhergehenden Augenblicke, nach den Geſetzen der Weißheit erfordern; und die Creatur würcket dieſer Natur gemäß die er ihr giebet, indem er ſie unaufhörlich ſchaffet. Die Limitationes und Unvollkommenheiten entſtehen in ihr aus der Natur des Subjecti, die der göttlichen Hervorbringung Ziel und Maaß ſetzt, und das iſt der Erfolg von der urſprünglichen Unvollkommenheit der Creaturen; die Sünde und Laſter entſtehen in ihr aus der innern freyen Würckung der Creatur, ſo viel als ſie von derſelben in dem Nu haben kan, und das durch die Wiederholung mercklich wird.

§. CCCLXXXVIII.

Dieſe Anteriorität der Natur iſt in der Philoſophie gar gewöhnlich, und ſo verſteht mans auch wenn man ſagt, die göttliche Rathſchlüße hätten keine Ordnung unter einander. Und wenn man GOTT einen Verſtand von den Vernunfft-Schlüßen und den Folgerungen der Creaturen zuſchreibt, ſo daß ihm alle ihre Demonſtrationes und alle ihre Syllogiſmi bekant, und eminenter in ihm ſind; ſo ſieht man daß in den Sätzen oder den Warheiten die man erkennet, eine Ordnung der Natur, ohne einige Ordnung und einiges Intervallum der Zeit, zu finden, wodurch er gröſſere Erkäntniß bekommt, und von den Præmiſſen auf die Concluſiones gehet.

§. CCCLXXXIX.

Ich finde in den angeführten Vernunfft-Schlüſſen nichts, dem nicht durch dieſe Betrachtung ein Genügen geſchehe. Wenn GOtt die Sache hervorbringt, ſo bringt er ſie als ein Individuum, und nicht als ein Univerſale logicum hervor; es iſt wahr; allein er bringt ihr Weſen vor ihren Accidentalibus, ihre Natur vor ihren Würckungen, nach der Priorität ihrer Natur und in Signo anteriore rationis hervor. Hieraus iſt zu erſehen, wie die Creatur die rechte wahre Urſache der Sünde ſeyn könne, ohne daß ſie die göttliche Erhaltung daran hindere, die ſich nach dem vorhergehenden Zuſtande eben der Creatur richtet, damit er den Geſetzen ſeiner Weißheit der Sünde ohngeacht folgen könne, die von der Creatur alſobald wird hervorgebracht werden. Allein es iſt auch wahr, daß GOtt im Anfange die Seele nicht würde in einem ſolchen Stande geſchaffen haben, in dem ſie von dem erſten Augenblicke an würde geſündiget haben, wie die Scholaſtici gar wohl angemercket haben;

denn in den Geſetzen der Weißheit iſt nichts, das ihn dazu hätte bewegen können.

§. CCCXC.

Dieſes Geſetze der Weißheit verurſachet auch daß GOtt eben die Subſtantz und eben die Seele wieder hervor bringt; und dieſes hätte der Herr Abt, den der Herr Bayle in ſeinem Dict. Art. Pyrrhon. lit. B. p. 2432. anführt, antworten können. Dieſe Weißheit macht die Verbindung oder den nexum der Dinge. Ich geſtehe alſo daß die Creatur zu ihrer Erhaltung mit GOtt ſo nicht concurrirt, wie wir die Erhaltung erkläret haben; allein ich ſehe nicht was hindere, daß ſie nicht mit GOtt zu Hervorbringung einer andern Sache, und ſonderlich zu ihrer innerlichen Würckung, als zum Exempel einer Gedancke, einer Volition, welches ſolche Sachen ſind die von der Subſtantz würcklich (realiter) unterſchieden, concurriren könne.

§. CCCXCI.

Allein nun ſind wir wieder aufs neue mit dem Herrn Bayle in einen Streit gerathen, er behauptet, es gäbe keine ſolche Accidentia, die von der Subſtantz unterſchieden wären. Die Urſache, ſpricht er, die unſre Philoſo-„ phen auf die Bahn gebracht, zu zeigen, daß„ die Accidentia keine Entia ſind, die von der„ Subſtantz realiter unterſchieden, ſind nicht„ bloße Schwürigkeiten, ſondern es ſind Argu-„

„menta, die einem viel zu ſchaffen machen, und die man nicht auflöſen kan. Gebt euch die Mühe, ſpricht er weiter, und ſucht ſie entweder in dem P. Maignan, oder in dem P. Mallebranche, oder in dem Herrn Calli, (der Prof. Philoſophiæ zu Caen iſt) oder in der accidentia profligata des P. Saguens, eines Schülers des P. Maignan, von denen man in den Nouvelles de la Republique des Lettres Juin 1702. einen Auszug findet; oder wenn ihr mit einem zu frieden ſeyn wollet, ſo nehmet den Herrn Franciſcum Lami, einen Benedictiner-Mönch, einen von den ſtärckſten Carteſianern, die in Franckreich ſind. Ihr werdet unter ſeinen philoſophiſchen Briefen, die Anno 1703. zu Trevoux gedruckt worden, auch den finden, in dem er nach geometriſcher Lehr-Art beweiſet, GOtt ſey die einige wahre Urſache aller Realität. Ich möchte gern alle dieſe Briefe ſehen, und was dieſen letzten Satz anlanget, ſo kan er in einem ſehr gutem Verſtande wohl wahr ſeyn. GOtt iſt die einige Haupt-Urſache der bloßen und abſoluten Realität, oder der Vollkommenheiten, Cauſæ ſecundæ agunt in virtute primæ. Wenn man aber unter den Realitäten die limitationes und privationes mit begreifft, ſo kan man ſagen, daß die cauſæ ſecundæ zu Hervorbringung desjenigen concurriren was limitirt iſt, ohne das würde GOtt die

Urſache, ja ſelbſt die einige Urſache der Sünde ſeyn.

§. CCCXCII.

Man hat im übrigen wohl Urſache ſich in acht zu nehmen, daß wenn man die Subſtanzen mit den accidentibus vermenget, und den geſchaffenen Subſtantzien alles Thun abſpricht, man nicht in den Spinoſiſmum verfalle, welches ein überſchnaſſender Carteſianiſmus iſt. Was nicht agirt, das verdient nicht den Nahmen einer Subſtantz; ſind die Accidentia nicht von der Subſtantz unterſchieden, iſt die geſchaffene Subſtántz ein ſucceſſiviſches Ens, wie die Bewegung, dauret ſie nicht länger als einen Augenblick, und bleibt ſie ſo wenig als ihre Accidentia einen mercklichen Theil der Zeit einerley und unverändert, würcket ſie eben ſo wenig als eine mathematiſche Figur oder Zahl, warum wolte man nicht ſagen was Spinoza, GOtt ſey die einige Subſtantz, und die Creaturen bloß Accidentia oder Modificationes? Man hat biß auf den heutigen Tag die Meynung, die Subſtantzien blieben, die Accidentia aber veränderten ſich; und ich glaube, man könne es noch mit dieſer alten Lehre halten, weil die Argumenta, die ich mich erinnere geleſen zu haben, das Gegentheil nicht beweiſen, und gar mehr beweiſen als ſie ſollen.

§. CCCXCIII.

„Der Herr Bayle ſpricht p. 779. das wäre „eine von den Abſurditäten, die aus der vermeynten Diſtinction unter der Subſtantz „und den Accidentibus flieſſen, daß wenn die „Creaturen Accidentia hervor brächten, ſie „auch eine ſchaffende und vernichtende Krafft „haben würden, daß man alſo nicht die geringſte Action thun könte, ohne eine unzehliche „Menge reelle Entia zu ſchaffen, und unendlich viel Dinge zu nichte zu machen. Wenn „man indem man bloß zum Eſſen oder zum „Schreyen die Zunge beweget, ſo viel Accidentia ſchafft, als in den Theilen der Zunge „Bewegungen ſind, und wiederum ſo viel Accidentia umbringet, als Theile von dem ſind „was man iſſet, die ihre Form verliehren, zum „Chylo und Geblüte werden, ꝛc. Dieſer Schluß iſt nur ein Hirſche-Popel, der den Vögeln ein Schrecken einjagt. Ey, iſt denn das was Böſes wenn unendlich viel Bewegungen und Figuren alle Augenblicke im Univerſo, ja in jedem Theile des Univerſi entſtehen und vergehen? Man kan von ſonſt zeigen daß dieſes ſo geſchehen müſſe.

§. CCCXCIV.

Was die vermeynte Schöpffung der Accidentium anlangt, wer ſiehet nicht, daß man eben ſo wenig eine ſchaffende Krafft von nöthen habe, die Figur oder den Platz zu verändern,

dern, um ein Viereck oder ein länglicht Viereck, oder eine andere Figur einer Bataillon durch die Bewegung der Soldaten die exerciren, zu machen, als eine Säule zu bilden wenn man einige Stücke von einem Marmor Klotze wegnimmt, oder ein Bild von erhabner Arbeit zu machen, wenn man entweder ein Stücke Wachs ändert, wegnimmt, oder hinzu ſetzt? Die Hervorbringung derer Modificationen iſt noch nie eine Schöpffung genennet worden, und man mißbraucht die Wörter, weñ man die Leute damit in Furcht ſetzt. GOtt bringt Subſtantzen aus nichts hervor, und die Subſtantzen bringen durch die Veränderung ihrer Gräntzen Accidentia hervor.

§. CCCXCV.

Was die Seelen oder die formas ſubſtantiales anlanget, ſo hat der Herr Bayle Recht, wenn er hinzu ſetzt, es wäre denjenigen, ſo die„ formas ſubſtantiales admittiren, nichts beſchwerlicher„ als der Einwurff, daß ſie bloß„ durch eine warhafftige Schöpffung könten„ hervor gebracht werden, und es ſey ein rechtes„ Elend, wenn die Scholaſtici drauf antworten„ wollen.„ Vor mich aber und mein Syſtema iſt nichts nützlichers als eben dieſer Einwurff, weil ich behaupte, daß alle Seelen Entelechiæ oder vires primitivæ, formæ ſubſtantiales, ſubſtantiæ ſimplices oder monades, wie man ſie auch benennen könne, natürlicher Weiſe weder entſtehen noch untergehen können. Und ich concipire mir die qualitates oder vires derivativas, oder das was man formas accidentales nennet, als modificationes entelechiæ primæ, als wie die Figuren modificationes der Materie ſind. Dieſe modificationes ſind alſo in einer beſtändigen Veränderung, da immittelſt die ſubſtantia ſimplex dauert.

§. CCCXCVI.

Ich habe oben (Part. I. §. 86. ſeqq.) gezeigt, daß die Seelen natürlicher Weiſe weder gebohren, noch eine aus der andern genommen werden könne, und daß unſere entweder geſchaffen worden, oder præexiſtirt haben müſſe. Ja ich habe ſelbſt ein gewiſſes Mittel zwiſchen einer Schöpffung und zwiſchen einer gäntzlichen Præexiſtentz gezeigt, indem ich befunden, daß man gar wohl ſagen könne, die von dem Anfange aller Dinge an in den Saamen præexiſtirt habe, die wäre nur eine anima ſenſitiva geweſen, aber zu dem höchſten Grade, nemlich zu der Vernunfft damahls erhoben worden, als der Menſch, dem dieſe Seele zugehören ſoll, concipirt, und der organiſirte Leib, der von Anfang an dieſe Seele allezeit aber unter groſſen Veränderungen begleiten ſoll, iſt determinirt worden den Leib zu bilden. Ich habe geſchloſſen man könte auch dieſe Erhöhung der animæ ſenſitivæ (die ſie zu einem

nem höhern weſentlichen Grade, nemlich zu der Vernunfft gebracht) der auſſerordentlichen Wirckung GOttes zuſchreiben. Inzwiſchen befinde ich vor gut noch dieſes zu erinnern, daß ich in der Generation des Menſchen, wie in der Generation anderer Thiere, lieber das Wunderwerck entbehren wolte; und dieſes könte ſo erkläret werden, wenn man ſich concipirte, daß unter der groſſen Zahl der Seelen und der Thiere oder wenigſtens der organiſirten lebendigen Cörper, die in den Saamen ſtecken, allein dieſe Seelen, die einſt zur menſchlichen Natur werden ſollen, die Vernunfft beſitzen die einſt an den Tag kommen ſoll, und daß allein die organiſchen Cörper præformirt und prædiſponirt werden, die menſchliche Geſtalt einſt anzunehmen, indem die andern kleinen Thiere oder lebendige Saamen, in denen dergleichen nichts præſtabilirtes, dem Weſen nach von einander unterſchieden, und weit geringer ſind als jene. Dieſe Hervorbringung iſt eine Art einer Traduction, die aber leidlicher iſt als die man gemeiniglich lehret; ſie leitet nicht eine Seele aus der andern, ſondern bloß ein animatum aus dem andern, und vermeidet die vielen Wunder-Wercke einer neuen Schöpffung, die eine neue und nette Seele in einen Cörper legen würde, der ſie corrumpiren ſolle.

§. CCCXCVII.

Unterdeſſen halte ich es mit der Meynung des Ehrwürdigen Herrn Mallebranche, der ſagt die Schöpffung wäre überhaupt, wenn man ſie verſtünde wie ſichs gehöre, auch nicht ſo leicht zu admittiren, als man vielleicht meynen möchte, und wäre auch einiger maßen mit in dem Begriffe von der Dependentz der Creaturen enthalten. „ Wie ſind doch die Philoſophen ſo dumm und lächerlich! rufft er Medit. Chriſt. „9. n. 3. aus: ſie bilden ſich die Schöpffung „als was unmögliches ein, weil ſie nicht begreiffen daß die göttliche Macht groß genug „iſt, etwas aus nichts zu ſchaffen. Allein begreiffen ſie denn beſſer wie die göttliche Macht „einen Strohhalmen bewegen könne? Num. 5. „ſetzt er noch ferner hinzu: Wenn die Materie noch ungeſchaffen wäre, ſo würde ſie GOtt „weder bewegen, noch was draus bilden können. Denn GOtt kan die Materie weder „bewegen, noch weißlich anordnen, wenn er ſie „nicht kennet. Nun kan ſie GOtt nicht kennen, wenn er ihr nicht das Weſen giebt; ſeine Wiſſenſchafft und Erkäntniß hat er bloß „von ſich ſelbſt. Es kan nichts in ihn agiren, „noch ihm ein Licht in etwas geben.

§. CCCXCVIII.

Der Herr Bayle ſagt nicht nur allein daß wir unaufhörlich geſchaffen werden, ſondern er dringt auch noch auf dieſe Lehre die er gerne

draus ziehen wolte, nemlich daß unſre Seele
nicht agiren könne. Denn ſo redet er Cap. 141.
p. 765. davon, „ihm iſt der Carteſianiſmus„
allzu wohl bekant (es redet ein geſchickter„
Gegner) daß er nicht wiſſen ſolte mit was vor„
Eyfer und Nachdruck man zu unſern Zeiten„
behauptet hat, es könne keine Creatur die Be-„
wegung hervor bringen, und unſre Seele„
wäre ſo wohl in Anſehung der Senſationum„
und der Begriffe, als in Anſehung der Em-„
pfindungen des Schmertzes, und des Ver-„
gnügens, ꝛc. ein bloß leidendes Subjectum.„
Hat man die Sache nicht auch auf die Vo-„
litiones ausgedehnet, ſo iſt es wegen der ge-„
offenbahrten Warheiten geſchehen; denn oh-„
ne das würden die Actus des Willens ſich ſo„
leidend befunden haben, als die Actus des„
Verſtandes. Eben die Rationes, die bewei-„
ſen, daß unſre Seele nicht unſre Begriffe„
machet, und nicht unſre Organa bewegt, die„
würden auch beweiſen, daß ſie nicht unſre„
Actus der Liebe und unſre Volitiones &c.„
machen könne.„ Er hätte noch unſre laſterhaffte Thaten, unſre Sünde hinzuſetzen können.

§. CCCXCIX.

Der Nachdruck von den Beweißthümern die er lobet, iſt noch lange nicht ſo groß als er vermeynt, weil ſie ſonſt zu viel beweiſen würden. Sie würden GOtt zum Urheber der

Sünde machen. Die Seele kan zwar freylich die Organa nicht durch einen phyſiſchen Einfluß bewegen; Denn ich glaube der Cörper müſſe zu voraus ſo eingerichtet worden ſeyn, daß er in Ort und Zeit das thäte, was mit den Volitionibus der Seelen überein kommet, ob ſchon im übrigen gewiß, daß die Seele der Grund der Würckung ſey. Sagen daß die Seele ihre Gedancken, ihre ſinnliche Empfindungen, ihre Empfindung des Schmertzens und der Luſt auch nicht hervor bringe, da ſehe ich keine Ration davon. Bey mir muß iede einfache (ſimplex) Subſtantz (das iſt, eine iede rechte Subſtantz) die rechte unmittelbare Urſache alles ihres Thuns, und aller innerlichen Affecten ſeyn, und nach der metaphyſiſchen Schärffe zu reden, hat ſie keine andere als die ſie ſelbſt hervor bringt. Die einer andern Meynung zugethan und GOtt allein zu einen thätigen Weſen machen, ſetzen ſich durch ſolche Redens-Arten ohne Urſache in Verwirrung, aus denen ſie ſich ſchwer ohne Verletzung der Religion helffen können, denn wider die Vernunfft ſind ſie gantz abſolut.

§. CCCC.

Allein ſehet doch, worauf ſich der Herr Bayle gründet. Er ſpricht: „Wir könten das „nicht machen was wir nicht wüſten wie es ge„macht werde. Allein dieſes Principium räume ich ihm nicht ein. Wir wollen hören was

er ſagt, (p. 767. & ſeqq.) Es iſt ſich recht„
höchlich zu verwundern, daß faſt alle Welt-„
Weiſen (die Ausleger des Ariſtotelis, die ei-„
nen allgemeinen von unſrer Seele und den„
Urſachen unſrer Intellectionum unterſchied-„
nen Verſtand admittirt haben, muß man„
ausnehmen. Schlaget in dem Dict. Hiſt.„
Crit. die Anmerckung E. des Artickels Aver-„
roes nach,) mit dem gemeinen Volcke ge-„
glaubt haben, wir machten würcklich unſre„
Begriffe. Wo iſt doch aber der Menſch der„
einer Seits nicht wiſſe, daß ihm gantz un-„
bekant wie die Ideen gemacht werden, und„
der ander Seits nicht würde einen Stich nä-„
hen können, wenn er nicht wüſte wie man nä-„
hen müſſe? Iſt denn einen Stich nähen an„
ſich eine ſchwerere Sache, als in ſeinem Gemü-„
the eine Roſe abmahlen, ſo bald man ſie nur„
geſehen, wenn man gleich dergleichen Mahle-„
rey ſein Lebetage nicht gelernet hat? Scheint„
nicht im Gegentheil dieſes geiſtliche Bildniß„
an ſich ſelbſt ein ſchwerer Werck zu ſeyn, als„
das Bild einer Blume auf der Leinwand ab-„
zuzeichnen, welches wir doch nicht thun kön-„
nen, wenn wirs nicht gelernet haben? Wir„
ſind alle überzeuget, daß uns ein Schlüſſel„
nichts nütze ſeyn würde einen Coffre zu eröff-„
nen, wenn wir nicht wüſten, wie er zu gebrau-„
chen wäre, und unterdeſſen bilden wir uns„
doch ein als wenn unſre Seele die würckende„
Urſache

„Urſache der Bewegung unſrer Armen wäre,
„da ſie doch weder weiß wo die Spann-Adern
„ſind, die zu dieſer Bewegung erfordert werden,
„noch bey was man die Spiritus animales er-
„greiffen müſſe, die in dieſe Spann-Adern flieſ-
„ſen müſſen. Wir erfahren alle Tage, daß die
„Begriffe, die wir gerne haben wolten, uns
„nicht einkommen, und daß ſie hergegen von
„ſich ſelbſt kommen wenn wir nicht an ſie ge-
„dencken. Wenn uns nun dieſes nicht bewe-
„gen kan zu glauben, daß wir nicht Cauſa effi-
„ciens derſelben ſind, was werden wir denn
„von dem Beweißthume von der Empfindung
„halten, der doch dem Herrn Jaquelot ſo de-
„monſtrativiſch vorkommt? Iſt dem die
„Macht- und das Anſehen über unſre Begriffe
„offters geringer als die Gewalt über unſre
„Volitiones? Wenn wir einen guten Uber-
„ſchlag machten, ſo würden wir in unſerm Le-
„ben mehr Velleitates als Volitiones, das
„iſt, mehr Zeugniſſe von der Knechtſchafft un-
„ſers Willens, als von ſeiner Herrſchafft an-
„treffen. Wie offte beweiſet nicht ein Menſch,
„daß er nicht einen gewiſſen Actum des Wil-
„lens, z. E. einen Actum der Liebe gegen ei-
„nen Menſchen der ihn beleidiget hatte; ei-
„nen Actum der Verachtung über ein ſchön
„Sonnet das er ſelbſt gemacht, einen Actum
„des Haſſes gegen eine Liebſte; einen A-
„ctum des Beyfalles über ein lächerliches
Epi-

Epigramma und dergleichen würde beweiſen„ können (es iſt zu wiſſen, daß ich durch ein„ ich will, wie durch ich will verachten, loben ꝛc.„ nur innerliche Actus verſtehe) wenn er gleich„ bald hundert Piſtolen gewinnen könte, und„ ſie auch gerne gewinnen wolte, und wenn er„ ſich auch gleich mit der Ehr-Begierde rüſtete,„ um ſich durch einen Beweiß aus der Erfahrung„ zu überführen, er ſey Herr bey ſich zu„ Hauſe.„

§. CCCCI.

Damit ich aber den gantzen Nachdruck„ meines Vortrages in wenig Worte bringen„ möge, ſo will ich nur bemercken, daß alle diejenigen„, welche die Sache recht einſehen, klärlich„ erkennen, die wahre Cauſa efficiens eines„ Effects müſſe ihn kennen und auch wiſſen„ wie man ihn produciren müſſe. Dieſes„ iſt zwar unnöthig, wenn er entweder nur bloß„ das Inſtrument dieſer Cauſæ oder das Subjectum„ paſſivum ſeiner That iſt; allein„ man kan nicht ſagen, daß dieſes nicht einem„ recht thätigen Subjecto höchſt nöthig ſey.„ Wenn wir uns nur wohl unterſuchen, ſo„ werden wir überzeugt werden, daß auch ohne„ die Erfahrung unſre Seele ſo wenig wiſſe„ was eine Volition, als was ein Begriff iſt.„ Und nach einer langen Erfahrung weiß ſie„ eben nicht beſſer wie die Volitiones gemacht„ werden, als ſie es gewuſt ehe ſie noch etwas„

„gewolt hat. Was iſt nun anders daraus zu ſchlüſſen als daß ſie ſo wenig die Cauſa efficiens ihrer Volitionum ſeyn könne, als ihrer Ideen, und als der Bewegung der Spirituum die unſre Armen bewegen? (Mercket daß man nicht geſonnen dieſes hier abſolut auszumachen; man betrachtet die Sache nur in Anſehung der Lehr-Sätze des Einwurffes.)

§. CCCCII.

Das iſt recht wunderlich geurtheilet! Was brauchts denn daß man allemahl wiſſen müſſe, wie das gemacht werde was man gemacht? Wiſſen denn die Salia, die Metalle, die Pflantzen, die Thiere, die Planeten und tauſend andere lebhaffte und unlebhaffte Cörper, wie das gemacht werde, was ſie machen, und iſts ihnen denn nöthig zu wiſſen? Müß denn ein Tropffen Oel oder fettes die Geometrie verſtehen, wenn es ſich auf der Fläche des Waſſers rund machen will? Iſt denn einen Stich nähen was anders? man hat einen Endzweck in ſeinem Thun, und muß auch die Mittel dazu wiſſen. Allein wir machen nicht unſre Begriffe weil wir es wollen, ſie bilden ſich in uns und durch uns, nicht zu Folge unſers Willens, ſondern nach unſrer Natur und nach der Natur der Sachen. Und gleich wie ſich der Fœtus in einem Thiere bildet, und gleich wie tauſend andere Wunder-Wercke der Natur aus einem von GOtt in ſie gelegten Inſtinctu, das iſt, Krafft der göttlichen Præformation hervor gebracht werden, die dieſe herrliche Automata gemacht hat, durch die ſo ſchöne Würckungen auf Mechaniſche Art können gebildet werden; alſo iſt ebenfalls leicht zu ſchlüßen, daß die Seele ein noch herrlichers geiſtliches Automa ſey, und durch die göttliche Præformation ſo ſchöne Begriffe mache an denen unſer Wille keinen Theil hat, und die unſre Kunſt nicht erreichen und machen kan. Die Würckung der geiſtlichen Automatum, nemlich der Seelen, iſt zwar nicht mechaniſch; allein ſie hat alle Schönheiten in ſich die in der Mechanica anzutreffen, indem die Bewegungen, die in dem Cörper vorkommen, in ihr durch die Vorſtellung, als wie in einer idealen Welt, die die Geſetze der würcklich exiſtirenden Welt und ihre Folgen mit dieſem Unterſcheid der idealen vollkommenen Welt die in GOtt iſt, vorſtellet, daß die meiſten Empfindungen in dem andern nur verwirrt ſind, concentrirt und zuſammen gebracht werden. Denn es iſt zu wiſſen, daß eine iede einfache (ſimplex) Subſtantz durch ihre verwirrte Empfindungen das Univerſum in ſich faſt, und daß der Erfolg dieſer Empfindungen zwar durch die beſondere Natur dieſer Subſtantz regulirt wird, aber auf ſo eine Art, die die gantze allgemeine Natur allezeit vorſtellet; und iede gegenwärtige Empfindung zielet auf eine andere Empfindung. Die Seele aber kan ihre gantze Natur unmöglich erkennen, und einſehen wie dieſe unzehlbare kleine zuſammengehäuffte und vielmehr concentritte Empfindungen in ihr gemacht werden; zu dem Ende müſte ſie das gantze Univerſum, das mit ihnen verknüpffet iſt, vollkommen erkennen, das iſt, ſie müſte GOtt ſeyn.

§. CCCCIII.

Was die Velleitates anlangt, ſo ſind es nur eine ſehr unvollkommene Art von bedinglichen Willen. Ich wolte wenn ich nur könte; liberet, ſi liceret; und in dem Falle einer Velleität, wollen wir nicht eigentlich wollen, ſondern nur können. Deßwegen iſt keine in GOtt, und man muß ſie nicht mit den vorläuffigen Willen vermengen. Ich habe zu andrer Zeit deutlich erkläret, wie unſre Herrſchafft über unſre Volitiones nur auf eine indirecte Art könne ausgeübet werden, und wie man ſo glücklich ſeyn würde wenn man ſo viel Gewalt über ſich hätte, daß man auch ohne Urſache, ohne Ration und Trieb wollen könte. Wolte man ſich beſchweren, weil man dergleichen Herrſchafft nicht hätte, ſo würde man wie Plinius urtheilen, der die Macht Gottes tadelt, weil er ſich nicht ſelbſt deſtruiren kan.

§. CCCCIV.

Ich bin zwar Willens geweſen hier zu ſchlüſſen,

ſen, nachdem, wie mich deucht, ich allen Einwendungen des Herrn Bayls über dieſe Materie, die in ſeinen Schrifften nur ſind zu finden geweſen, ein Genüge gethan; weil mir aber das Geſpräche des Laurentii Vallæ von dem freyen Willen wider den Boetium, von dem ich bereits was gedacht, beygefallen; als habe ich vor gut befunden deſſen eigentlichen Inhalt in ſeiner Form eines Geſpräches anzuführen, und hernach wo er aufhöret, mit Fortſetzung der angefangenen Fiction, weiter zu gehen, mehr in der Abſicht mich nochmahls zu Ende meines Diſcours auf die deutlichſte und gemeinſte Art, die mir möglich geweſen, zu erklären, als etwan die Materie luſtig vorzuſtellen. Dieſes Geſpräche des Vallæ und ſeine Bücher von der Wolluſt und dem höchſten Gute zeigen zur Genüge, daß er ein ſo guter Philoſophe, als Humaniſte geweſen. Dieſe vier Bücher ſind den vier Büchern des Boetii de Conſolatione, und das Geſpräche dem fünfften entgegen geſetzt worden. Es begehrte ein gewiſſer Spanier Antonius Glarea eine Erläuterung der Schwürigkeiten von dem freyen Willen, der ſo bekant iſt als er verdient, von dem die Gerechtigkeit und die Ungerechtigkeit, die Straffe und die Belohnung in dieſem und in dem zukünfftigen Leben dependirt. Laurentius Valla antwortete ihm, man müſte ſich hiermit der Unwiſſenheit tröſten, die wir mit dem gantzen menſchlichen Geſchlechte gemein haben, wie man ſich tröſtet, daß man nicht wie die Vögel Flügel hat.

§. CCCCV.

Antonius. Ich weiß ihr könnet mir wie ein ander Dædalus dieſe Flügel geben, damit ich mich aus der Gefangenſchafft der Unwiſſenheit erretten, und in das Land der Warheit ſchwingen möge, welche das Vaterland der Seelen iſt. Die Bücher, die ich geſehen, haben mir kein Genügen gethan, auch ſelbſt der berühmte Boetius nicht, der doch durchgehends von allen gelobet wird. Ich weiß nicht ob er dasjenige einmahl ſelbſt wohl begriffen hat, was er von dem göttlichen Verſtande und der Ewigkeit ſagt, die noch vor der Zeit geweſen. Ich begehre von dir zu wiſſen, was du von ſeiner Art hälteſt, nach der er das Vorherwiſſen mit der Freyheit zuſammen reimet. Laurentius. Ich fürchte, ich möchte vielen Leuten zu nahe treten, wenn ich dieſen groſſen Mann widerlegte. Doch will ich die Hochachtung, die ich vor die Bitte eines Freundes habe, dieſer Furcht vorziehen, nur muſt du mir verſprechen. Ant. Was denn? Laurent. Nemlich, wenn du mit mir wirſt zu Mittage gegeſſen haben, ſo muſt du nicht etwan begehren, daß ich dir ſolle ein Abend-Eſſen vorſetzen, das iſt, du muſt mit der Auflöſung der mir gemachten

Frage zu frieden ſeyn, und mir weiter keine andere daraus machen.

§. CCCCVI.

Ant. Ich verſpreche es dir. Die gantze Schwürigkeit kommt darauf an: Hat GOtt die Verrätherey des Judä vorher geſehen, ſo hat er nothwendig verrathen müſſen, es iſt unmöglich geweſen, daß er ihn nicht verrathen ſollen. Zu unmöglichen Dingen kan niemand gezwungen werden, er hat alſo nicht geſündiget, er hat auch keine Straffe verdienet. Dieſes wirfft die Gerechtigkeit und die Religion nebſt der Furcht GOttes übern Hauffen. Laur. GOtt hat die Sünde vorher geſehen, allein er hat den Menſchen nicht dazu gezwungen, die Sünde geſchicht aus freyem Willen. Ant. Dieſer Wille aber iſt nothwendig geweſen, weil er vorher geſehen worden. Laur. Macht mein Wiſſen vergangene und gegenwärtige Sachen nicht exiſtiren, ſo wird mein Vorherwiſſen die künfftigen eben ſo wenig zur Exiſtentz bringen.

§. CCCCVII.

Ant. Dieſes Gleichniß iſt betrüglich, es kan weder das Gegenwärtige noch das Vergangene geändert werden, ſie ſind ſchon nothwendig, das Zukünfftige aber, das an und vor ſich ſelbſt beweglich iſt, das wird durch das Vorherwiſſen feſt geſetzt, und nothwendig. Wir wollen ſetzen, es rühme ſich ein heydniſcher Gott er wiſſe das Zukünfftige, ich will ihn fragen, ob er wohl wiſſe welchen Fuß ich zu erſten ſetzen werde, hernach will ich das Gegentheil desjenigen thun was er vorher ſaget. Laur. Dieſer Gott weiß was du wirſt thun wollen. Ant. Wie will er das wiſſen, weil ich grade das Widerſpiel von dem thun werde, was er möchte geſagt haben, und ich ſetze, er werde ſagen was ich gedencke? Laur. Du erdichteſt was falſches: GOtt wird dir nicht antworten, und wenn er dir ja Antwort gäbe, ſo würdeſt du doch wegen der Ehrerbiethung, die du gegen Ihn hätteſt, thun, was er geſagt hätte: Seine Vorherverkündigung würde dir ein Befehl ſeyn. Allein wir haben die Frage geändert. Es iſt nicht die Rede von dem was GOtt vorher ſagen wird, ſondern von dem was er vorher ſieht. Wir wollen uns alſo wieder zum Vorherwiſſen wenden, und unter dem Nothwendigen und Gewiſſen einen Unterſcheid machen; es iſt nichts unmögliches, daß dasjenige was vorher geſehen worden, nicht geſchehen könne, allein es wird untrüglich geſchehen. Ich kan wohl ein Soldat oder ein Prieſter werden, allein ich werde doch keiner werden.

§. CCCCVIII.

Ant. Itzt habe ich dich gefangen, die Regul der Philoſophen beſagt, alles was möglich iſt, kan ſo betrachtet werden, als wenn es ſchon exiſtirte. Allein wenn das, was du möglich heiſt, das iſt ein Ausgang der von dem vorhergeſehenen unterſchieden iſt, würcklich geſchehe, ſo hätte ſich GOtt betrogen. Laur. Die Reguln der Philoſophen ſind vor meine Perſon keine Götter-Sprüche, und dieſe ſonderlich iſt nicht richtig. Die zwey Contradictoria ſind offt alle beyde möglich, können ſie auch alle beyde exiſtiren? Damit ich aber noch eine gröſſere Erleuterung gebe, ſo wollen wir erdichten, daß Sextus Tarquinius, der nach Delphos kommt, das Oraculum des Apollinis um Rath zu fragen, zur Antwort bekomme:

Exul inopsque cades irata pulſus ab urbe.
Pauvre & bani de ta patrie
On te verra perdre la vie.

Die erzürnte Stadt wird dich verjagen, und du wirſt in Elend und Dürfftigkeit als ein Vertriebener umkommen und ſterben. Der junge Menſch wird ſich darüber beſchweren, und ſagen: O Apollo, ich habe dir ein königlich Geſchencke gebracht, und du kündigeſt mir ein ſo unglückliches Verhängniß an. Apollo wird ihm antworten; dein Geſchencke iſt mir gar angenehm, und ich thue was du von mir verlangeſt, ich ſage dir was geſchehen wird, mir iſt das Zukünfftige bekand, allein ich mache es nicht. Geh, beſchwere dich bey dem Jupiter und bey den Parcen. Man würde den Sextum auslachen, wenn er ſich noch weiter über den Apollo beſchwerte, iſt es nicht wahr? Ant.

Er wird ſagen, ich bedancke mich, o heiliger Apollo, daß du mir die Warheit entdecket haſt. Aber woher kommt es denn, daß Jupiter ſo grauſam gegen mich iſt, und daß er einem unſchuldigen Menſchen, einem gottsfürchtigen Anbether der Götter, ein ſo hartes Schickſal beſtimmt? Laur. Du unſchuldig? würde Apollo ſagen: Du wirſt hochmüthig ſeyn, du wirſt viel Ehebrüche begehen, du wirſt dein Vaterland verrathen; konte wohl Sextus darauf antworten: du biſt Schuld daran Apollo, du zwingeſt mich dazu, in dem du es vorher ſieheſt? Ant. Ich geſtehe er müſte alle Sinne verlohren haben, wenn er dieſe Antwort gäbe. Laur. Eben ſo wenig kan ſich der Verräther Judas über das göttliche Vorherwiſſen GOttes beſchweren. Und da iſt nun deine Frage aufgelöſet.

§. CCCCIX.

Ant. Du haſt mir mehr Satisfaction gegeben als ich gehoffet, diß hat Boëtius nicht thun können. Ich werde dir Lebenslang davor verbunden ſeyn. Laur. Wir wollen inzwiſchen unſer Gedichte ein wenig weiter fortſetzen. Sextus möchte ſagen, ich will das nicht thun was du ſageſt. Ant. Wie? möchte der Gott ſagen, ich würde alſo ein Lügner ſeyn. Ich wiederhole es noch einmahl, du wirſt alle dasjenige thun, was ich geſagt habe. Laur. Sextus möchte vielleicht die Götter bitten, daß ſie dieſes

Verhängniß umdrehen, und ihm ein beſſers Hertze geben möchten. Ant. Man würde ihm antworten:

Deſine fata Deum flecti ſperare precando.

Er könne ja das Vorherwiſſen GOttes nicht lügen machen. Was würde aber Sextus ſagen, würde er nicht in bittre Klagen wider die Götter ausbrechen? Wie? würde er ſagen, ich bin alſo nicht frey; Es ſtehet nicht in meiner Gewalt der Tugend nachzujagen. Laur. Vielleicht würde ihm Apollo antworten: Mein armer Sextus, du ſolſt wiſſen, daß die Götter einen jeden ſo machen, wie er iſt. Jupiter hat den Wolff räuberiſch, den Haſen furchtſam, den Eſel albern, und den Löwen hertzhafft gemacht. Er hat dir eine böſe und incorrigible Seele gegeben, du wirſt dich nach deiner Gemüths-Art aufführen, und Jupiter wird dich tractiren wie es deine Thaten und Wercke verdienen, er hat es bey dem Fluſſe Styx geſchworen.

§. CCCCX.

Ant. Ich geſtehe es ſcheint mir als klage Apollo, indem er ſich entſchuldiget, mehr den Jupiter, als den Sextus an, und Sextus möchte ihm antworten; Jupiter verdammt alſo in mir ſeine eigne Schuld, er iſt allein Schuld daran. Er hätte mich ja anders machen können; da ich nun aber ſo bin, wie er mich geſchafſchaffen, ſo muß ich agiren wie er will. Warum ſtrafft er mich alſo? Habe ich denn ſeinem Willen widerſtehen können? Laur. Ich geſtehe ich weiß mir hier ſo wenig auszuhelffen, als du. Ich laſſe die Götter, den Apollo und Jupiter aufs Theatrum kom̃en, um dir zu weiſen, wie man das Vorherwiſſen un̄ die göttliche Vorſehung von einander unterſcheiden müſſe; ich habe gezeigt, daß weder Apollo, noch das Vorherwiſſen der Freyheit ſchade; wegen des Schluſſes des Jupiters aber, das iſt, wegen Anordnung der Vorſehung kan ich dir keine Satisfaction geben. Ant. Du haſt mich aus einem Abgrunde gezogen, und itzt ſtürtzeſt du mich in einen noch gröſſern. Laur. Gedencke an unſern Vergleich; Ich habe dir eine Mittags-Mahlzeit gegeben, und itzt begehreſt du auch eine Abend-Mahlzeit.

§. CCCCXI.

Ant. Itzt ſehe ich deine Argliſtigkeit; du haſt mich hintergangen, das iſt kein aufrichtiger Contract. Laur. Was ſoll ich denn thun? Ich habe dir von meinem Weine und von meinen Speiſen gegeben, die mein klein Gütchen darreichen; den Nectar und Ambroſia magſt du dir die Götter geben laſſen. Dieſe göttliche Nahrung iſt nicht unter den Menſchen zu finden. Wir wollen St. Paulum, dieſes Faß der Erwehlung anhören, der biß in den dritten Himmel entzucket worden, und unausſprechliche Worte gehöret hat, der wird dir mit dem Gleichniſſe eines Töpffers, und den unbegreifflichen Wegen GOttes, und mit der Verwunderung der Tieffe ſeiner Weißheit antworten. Inzwiſchen verdienet angemerckt zu werden, daß nicht die Frage iſt warum GOTT die Sachen vorher ſehe, denn das verſtehet ſich, daß es deßwegen ſey, weil es ſo ſeyn wird; ſondern nur warum er es alſo anordnet, warum er einen Menſchen verſtocket, und ſich des andern erbarmet. Uns ſind die Urſachen, die er haben mag, unbekant, allein es iſt genug, daß er ſehr gut und weiſe iſt, „daß er uns auch wird zu erkennen geben, daß „die Urſachen gerecht ſind.“ Und gleich wie er auch gerecht iſt, ſo folget daraus, daß ſeine Schlüſſe und ſeine Wercke unſre Freyheit nicht umſtoſſen. Es haben wohl einige einige Urſachen davon geſucht, und auch geſagt, wir wären aus einem verderbten und unreinen kothichten Klumpen gemacht worden; Adam aber, und die Engel wären von Gold und Silber, und hätten doch geſündiget. Bißweilen wird man auch noch verhärtet, wenn man gleich ſchon wiedergebohren geweſen; alſo muß man eine andere Urſache des Böſen ſuchen, und ich zweiffle ob ſie die Engel ſelbſt wiſſen; ſie ſind dem ohngeacht doch glücklich und loben GOtt. Boetius hat mehr die Antwort der Welt-Weißheit, als des heiligen Pauli bey ſich gelten

ten laſſen, daher iſt er auch ſo verfallen: Laß uns JEſu Chriſto glauben, er iſt die Krafft und die Weißheit GOttes, er lehret uns, GOtt wolle alle Menſchen ſelig haben; er wolle nicht den Tod des Sünders. Laß uns demnach auf die göttliche Barmhertzigkeit unſer Vertrauen ſetzen, und uns hüten, daß wir uns nicht derſelben durch unſre Eitelkeit und Boßheit verluſtig machen.

§. CCCCXII.

Dieſes Geſpräche des Vallæ iſt ſehr ſchön, wiewohl hie und da was dabey zu erinnern iſt; allein der Haupt-Fehler deſſelben iſt dieſer, daß er den Knoten abhauet und die Vorſehung unter dem Nahmen des Jupiters, den er faſt zum Urheber der Sünde macht, zu vrdammen ſcheinet. Wir wollen alſo die kleine Fabel noch weiter fortſetzen. Als nun Sextus den Apollinem und Delphos verlaſſen, ſo gehet er zum Jupiter nach Dodon. Er opffert erſt, und hernach trägt er ſeine Klagen vor: Warum haſt du mich, groſſer GOtt, dazu verdammet, daß ich böſe und unglücklich ſeyn ſoll? Aendere mein Verhängniß und kehre mein Hertze um, oder erkenne deinen Fehler. Jupiter antwortet ihm, wenn du Rom abſagen willſt, ſo werden dir die Parcen ein ander Verhängniß beſtimmen, du wirſt klug und glücklich werden. Sextus. Warum ſoll ich denn die Hoffnung zu einer Krone fahren laſſen, werde ich

ich denn kein guter König ſeyn können? Jupiter. Nein, Sextus, ich weiß beſſer was dir gut iſt. Wenn du nach Rom geheſt, ſo iſts um dich geſchehen. Weil ſich nun Sextus zu einem ſo groſſen Opffer nicht entſchlüſſen konte, ſo gieng er aus dem Tempel fort, und ergab ſich ſeinem Verhängniſſe. Theodorus der groſſe Prieſter, der bey dem Geſpräche des Sexti mit dem GOtte geweſen war, redete den Jupiter mit dieſen Worten an: Groſſer Herr der Götter, deine Weißheit iſt würdig angebetet zu werden. Du haſt dieſem Menſchen gezeiget, daß er unrecht habe; von nun an muß er ſein Unglück ſeinem böſen Willen zuſchreiben; er hat nicht ein Wort dawider einzuwenden. Allein deine getreue Anbeter ſtehen in groſſer Beſtürtzung; ſie wolten ſo gerne deine Güte, als deine Hoheit bewundern; es ſtund bey dir, daß du ihm hätteſt einen andern Willen geben können. Jupiter. Gehe zu meiner Tochter Pallas, dieſe wird dir melden, was ich hätte thun ſollen.

§. CCCCXIII.

Theodorus reiſete nach Italien, man befahl ihm, er ſolte in dem Tempel der Göttin ſeine Schlaffſtätte halten. Es traumte ihm als würde er in ein unbekantes Land verſetzet. Er traff daſelbſt einen Pallaſt an der unbegreifflich gläntzte, und unermeßlich groß war. Die Göttin die mit den Strahlen einer Majeſtät umgeben war, die ihn verblendete, ließ ſich an der Thüre ſehen:

Qualiſque videri
Cœlicolis & quanta ſolet.

Sie rührte das Angeſicht des Theodori mit einem Oliven-Zweige an, den ſie in der Hand hatte. Und alsdenn konte er den göttlichen Glantz der Tochter des Jupiters, und alles deſſen, was ſie ihm zeigen ſolte, vertragen: Jupiter, (ſagte ſie) der dich liebet, hat ein gut Wort vor dich bey mir eingeleget, daß du ſolſt unterrichtet werden. Du ſieheſt hier den Pallaſt der Verhängniß, den ich bewahre. In ihm wird nicht allein das vorgeſtellet, was geſchicht, ſondern auch was möglich iſt. Als Jupiter vor dem Anfange der exiſtirenden Welt die möglichen Dinge alle mit einander durchſehen, ſo hat er die möglichen Dinge in Welten verwandelt, und die beſte unter allen erwehlet. Bißweilen beſucht er dieſe Oerter, und giebt ſich die Luſt die Sachen zu wiederholen, und ſeine eigne Wahl zu erneuern, dabey er nothwendig ein Gefallen über ſich haben muß. Ich habe weiter nichts zu thun als zu reden, und wir werden eine gantze Welt ſehen, die mein Vater hätte ſchaffen können, in der ſich alles, was man von ihm verlangen kan, vorgeſtellt befindet, und hiedurch kan man erfahren was geſchehen würde, wenn dieſe und dieſe mögliche Sache exiſtiren ſolte. Und wenn die Bedingundingungen nicht gnug werden determinirt ſeyn, ſo werden dergleichen von einander unterſchiedne Welten ſo viel ſeyn als man möchte haben wollen, die auf einerley Frage auf ſo unterſchiedne Arten als nur möglich unterſchiedne Vorſtellungen geben werden. Du haſt in deiner Jugend, wie alle wohl erzogne Griechen, die Geometrie gelernet. Du weiſt alſo, daß wenn die Bedingungen eines begehrten Punctes ihn nicht genugſam determiniren und derſelben unendlich viel ſind, daß ſie alle in einen Ort fallen, und dieſer Ort wenigſtens, der offt eine Linie iſt, wird determinirt ſeyn. Alſo kanſt du dir eine eingerichtete Suite von Welten vorſtellen, die alle eintzig und allein den gegenwärtigen Fall in ſich halten und bloß die Umſtände und Folgerungen variren werden. Setzeſt du aber einen Fall, der von der würcklichen Welt nur in einer eintzigen definirten Sache, und ihren Folgerungen unterſchieden iſt, ſo wird dir eine gewiſſe determinirte Welt vorkommen. Alle dieſe Welten ſind hier, nemlich in Ideen. Ich will dir eine zeigen, in der ſich zwar nicht gantz eben der Sextus befindet den du geſehen haſt; (das kan nicht ſeyn denn er bringet allezeit das mit ſich was er ſeyn wird) ſondern Sextus die dem beykommen, und zwar alles das haben werden was dir ſchon von dem rechten Sextus bekannt iſt, aber nicht alles was bereits in ihm iſt, ohne daß man diß, noch alle das andere, was ihm noch begegnen wird, einſehen könne. Du wirſt in einer Welt einen ſehr glücklichen und erhabenen Sextus finden, in einer andern einen Sextus, der mit ſeinem mittelmäßigen Stand zufrieden, allerhand Sextus und auf unendliche Art.

§. CCCCXIV.

Hierauf führte die Göttin den Theodorum in ein Zimmer; als er nun drinnen war, ſo war es kein Zimmer mehr, es war eine Welt,

> Solemque ſuum, ſua ſidera norat.

Auf Befehl der Pallas wurde Dodon mit dem Tempel des Jupiters und dem Sexto, der heraus gehet, vorgeſtellet; man hörte ſagen, er würde GOtt gehorſam ſeyn. Da gehet er in eine zwiſchen zweyen Meeren gelegne Stadt, die Corintho gleich zu ſeyn ſchiene. Daſelbſt kaufft er einen kleinen Garten, und indem er den Garten anbauet, ſo findet er einen Schatz, er wird ein reicher, geliebter und anſehnlicher Mann, er ſtirbt in einem groſſen Alter, und war von der gantzen Stadt ſehr lieb und werth gehalten. Theodorus ſahe ſein Leben auf einen Blick, und gleichſam in einer theatraliſchen Vorſtellung. Es war in dieſem Zimmer ein groſſes Buch Schrifften, Theodorus konte ſich nicht entbrechen zu fragen, was das bedeute. Es iſt die Hiſtorie dieſer Welt, die wir beſuchen, ſagte ihm die Göttin; es iſt das

Buch ihrer Schickſale. Du haſt an der Stirne des Sextus eine Zahl geſehen, ſchlage den Ort in dieſem Buche nach, den ſie andeutet. Theodorus ſuchte ihn, und fand die Lebens-Beſchreibung des Sextus weitläufftiger als die er nur in einem kurtzen Begriffe geleſen hatte. Lege den Finger auf eine Linie die du wilſt, ſo wirſt du alles umſtändlich vorgeſtellet ſehen, was die Linie nur überhaupt andeutet. Er thuts, und es ſtellen ſich ihm alle beſondere Fälle eines Theils von dem Leben des Sextus vor. Von dar gieng man in ein ander Zimmer, und da ſahe man eine andere Welt, ein ander Buch, einen andern Sextus, der, wie er aus dem Tempel gehet in dem Entſchluſſe dem Jupiter zu gehorchen, ſich in Thracien begiebt. Daſelbſt heyrathete er die Tochter des Königes, der keine andere Kinder hatte, und folgte ihm in dem Reiche nach. Man begab ſich noch in ein ander Zimmer, man ſahe allezeit neue Vorſtellungen.

§. CCCCXV.

Die Zimmer waren wie Pyramiden gemacht, ſie wurden immer ſchöner, je weiter man gegen die Spitze kam, und ſie ſtellten die ſchönſten Welten vor. Endlich kam man zu der höchſten, wo die Pyramide ein Ende hatte, und die die ſchönſte unter allen war. Denn die Pyramide hatte wohl eine Spitze, aber keinen Grund, ſie gieng Creutzweiſe ohne Ende fort.

Dieſes iſt deßwegen ſo (wie es die Göttin erklärte) weil ſie unter unendlich viel möglichen Welten, die beſte unter allen iſt, ſonſt würde ſich GOtt gar nicht entſchloſſen haben eine davon zu ſchaffen; eine jede aber habe noch immer eine unter ſich und die nicht ſo vollkommen iſt. Deßwegen gehet die Pyramide ohne Ende fort. Als Theodorus in das höchſte Zimmer trat, ſo gerieth er in Entzückung, ſo daß ihm die Göttin beyſpringen muſte; ein Tropfſen von einem göttlichen Saffte, der ihm auf ſeine Zunge getreuffelt wurde, brachte ihn wieder zu rechte. Er konte ſich vor Freuden nicht begreiffen. Wir ſind in der actuellen Welt, ſagte die Göttin, und du biſt bey der Qvelle der Glückſeligkeit. Siehe, was dir Jupiter daſelbſt zubereitet, wenn du ihm noch ferner treulich dienen wirſt. Siehe, wie der Sextus iſt, und wie er würcklich ſeyn wird. Er gehet aus dem Tempel gantz erzürnt fort, er ſetzt den Rath der Götter aus den Augen. Du ſieheſt ihn wie er nach Rom gehet, wie er alles in Verwirrung ſetzt, und das Weib ſeines Freundes nothzüchtiget. Siehe, wie er mit ſeinem Vater verjaget, geſchlagen und unglücklich wird. Hätte Jupiter hier einen glücklichen Sextus zu Corinthus, oder einen König in Thracien genommen, ſo würde es nicht mehr dieſe Welt ſeyn. Und inzwiſchen muſte er doch dieſe Welt erwehlen, die alle andere an Vollkommenheit übertrifft, und die die Spitze der Pyramide ausmacht, ſonſt würde Jupiter ſeine Weißheit hindan geſetzt haben. Du ſieheſt, daß mein Vater den Sextus nicht boßhafftig geſchaffen, er war von Ewigkeit ſo, und zwar frey und ungezwungen, er hat ihm nur die Exiſtentz gegeben, die ſeine Weißheit der Welt nicht verſagen köñen, in der er mit begriffen iſt; er hat ihn aus der Region der möglichen Dinge zu den würcklichen gebracht. Die Laſter des Sextus ſind zu groſſen Dingen gut, er macht Rom frey, daraus wird ein groſſes Reich entſtehen, das groſſe und herrliche Exempel geben wird. Allein das iſt nichts gegen die Herrlichkeit der gantzen Welt, deren Schönheit du alsdenn bewundern wirſt, wenn dich die Götter, nach einer glücklichen Verſetzung aus dieſem ſterblichen in einen andern beſſern Zuſtand, werden geſchickt gemacht haben ſie zu erkennen.

§. CCCCXVI.

In dieſem Augenblicke erwachte Theodorus, er ſtattet gegen die Göttin ſeinen Danck ab, er ſpricht den Jupiter recht, und weil er von dem, was er geſehen und gehöret hatte, ſehr gerühret worden, ſo ſetzte er das Amt eines Ertz-Prieſters mit allem Eyfer eines rechtſchaffenen Dieners ſeines GOttes, und mit allen Freuden, die ein Sterblicher haben kan, fort. Dieſe Fortſetzung der Fabel ſcheint die Schwürigkeit zu erleutern, die Valla nicht hat berühren wollen. Hat Apollo die göttliche Scientiam viſionis, (welche die Exiſtentzen betrifft) wohl vorgeſtellet, ſo hoffe ich, Pallas werde die Perſon der ſcientiæ ſimplicis intelligentiæ (die alle mögliche Dinge betrifft) nicht übel geſpielet haben, und in denen endlich der Urſprung aller Dinge zu ſuchen iſt.

Kurtze Vorſtellung
Der
CONTROVERS
In formalen Vernunfft-Schlüſſen.

ES haben einige Verſtändige gewünſchet, daß man noch dieſen Zuſatz machen möchte, und man hat ihrem Rathe um ſo viel mehr geneigt Gehör gegeben, weil man dadurch Gelegenheit bekommen einigen Schwürigkeiten annoch ein Genüge zu thun, und einige Anmerckungen zu machen, die in dieſem Wercke nicht zur Genüge waren berühret worden.

I. Einwurff.

Derjenige, der nicht die beſte Parthey erwehlet, hat entweder nicht genugſame Macht oder Erkäntniß oder Gütigkeit.

GOtt hat die beſte Parthey nun nicht ergriffen, da er dieſe Welt geſchaffen, Alſo hats GOtt entweder an der Macht, oder an der Erkäntniß, oder an der Gütigkeit gemangelt.

Antwort.

Der Unter-Satz (minor) wird geläugnet, und der Gegner beweiſt ihn durch dieſen Proſyllogiſmum.

Derjenige, der ſolche Sachen ſchafft, in denen viel Böſes iſt, die entweder ohn einiges Ubel hätten können gemacht, oder gar weggelaſſen werden, der ergreifft nicht die beſte Parthey.

Nun hat GOtt eine Welt gemacht in der viel Böſes iſt, eine Welt ſag ich, die ohne einiges Ubel hätte können gemacht, oder gantz und gar weggelaſſen werden.

Alſo hat GOtt nicht die beſte Parthey erwehlet.

Antwort.

Der Unter-Satz (minor) dieſes Syllogiſmi wird zugegeben, denn es iſt nicht zu läugnen, daß viel Böſes in der Welt iſt die GOtt geſchaffen, und daß es wohl möglich geweſen, entweder eine Welt ohne Böſes zu ſchaffen oder gar keine zu ſchaffen, weil die Schöpffung in dem freyen Willen GOttes geſtanden; allein der (major) Ober-Satz wird geläugnet, das iſt, die erſte Præmiſſe des Proſyllogiſmi, und man dörffte nur bloß den Beweiß derſelben verlangen; damit wir aber die Materie noch mehr erläutern können, ſo haben wir dieſe Negation durch dieſe Anmerckung juſtificiren wollen, nemlich, daß dieſes nicht allemahl die beſte Parthey ſey, die das Böſe zu vermeiden ſucht, weil das Böſe ja mit einem gröſſern Gute vergeſellſchafftet ſeyn kan. Ein General z. E. wird einen groſſen Sieg mit einer geringen Wunde lieber ſehen, als einen Stand ohne Wunde und ohne Sieg, das iſt in dieſem Wercke weitläufftig ausgeführet worden, indem man ſelbſt durch allerhand Inſtantzien aus der Matheſi und anders woher gezeiget, daß eine Unvollkommenheit in den Theilen zu einer gröſſern Vollkommenheit im Gantzen erfordert werde. Man iſt hierinnen der Meynung des heiligen Auguſtini gefolget, der wohl hundert mahl geſagt hat, GOtt habe das Böſe in der Abſicht zugelaſſen, damit er was Gutes, das iſt, ein gröſſers Gut daraus ziehen möchte, wie auch der Meynung des Thomas d'Aquino (in Lib. 2. ſent. Diſt. 22. qu. I. art. I.) der ſagt, daß die Zulaſſung des Böſen auf das beſte des Univerſi ziele. Man hat gezeigt, daß der Fall Adams von den alten felix culpa, ein glückliches Verbrechen genennet worden, weil es durch einen unermeßlichen Vortheil, durch die Menſchwerdung des Sohnes GOttes iſt wieder erſetzt worden, als der dem Univerſo was edlers mitgetheilet, als alles ohne ihn unter den Geſchöpffen würde geweſen

weſen ſeyn. Und zu beſſerer Verſtändniß hat man nebſt vielen guten Scribenten noch diß hinzu geſetzt, es habe die Ordnung und das allgemeine Beſte erfordert, daß GOtt gewiſſen Geſchöpffen die Gelegenheit ihre Freyheit auszuüben laſſen ſolte, da er auch gleich vorher geſehen daß ſie würden aufs Böſe verfallen, dem er aber ſo wohl wieder abhelffen können, weil ſichs nicht ſchickte, daß zu Verhinderung der Sünde, GOtt allemahl auf außerordentliche Weiſe agiren ſolte. Dieſen Einwurff alſo zu nichte zu machen brauchts weiter nichts, als daß wir zeigen, daß eine Welt mit dem Böſen beſſer ſeyn könte, als eine Welt ohne Böſes; allein man iſt in dieſem Wercke noch weiter gegangen, und man hat ſo gar dargethan, daß dieſes Univerſum in der That beſſer ſeyn müſſe, als alle andere mögliche.

II. Einwurff.

Wenn in den vernünfftigen Creaturen mehr Böſes als Gutes zu finden iſt, ſo iſt auch mehr Böſes als Gutes in den Wercken GOttes,

Nun iſt mehr Böſes als Gutes in den vernünfftigen Creaturen,

Alſo iſt in den Wercken GOttes mehr Böſes als Gutes.

Antwort.

Der (major) Ober- und (minor) Unter-Satz dieſes Syllogiſmi conditionalis wird geläugnet. Der Ober-Satz wird deswegen nicht zugeſtanden, weil dieſe vermeynte Folgerung von dem Theile auf das Gantze, von den vernünfftigen Creaturen auf alle, vergebens und ohne Beweiß annimmt, daß die Geſchöpfſe, ſo keine Vernunfft haben, mit den vernünfftigen in keine Vergleichung und Rechnung kommen könten. Was ſolte aber wohl hindern daß nicht der Zuſatz des Guten in den unvernünfftigen Creaturen, mit denen die Welt angefüllet iſt, den Zuſatz des Böſen in den vernünfftigen Creaturen erſetzen, und wohl gar übertreffen könte? Zwar ſind die letztern freylich wohl von einer gröſſern Wichtigkeit, allein diß zu erſetzen ſind der andern ohne Vergleichung deſto mehr. Und die Proportion der Zahl und der Quantität kan wohl die Proportion des Werthes und der Qualität übertreffen.

Der Minor iſt eben ſo wenig zu admittiren, das iſt, es iſt nicht einzuraumen, daß in dem menſchlichen Geſchlechte mehr Böſes als Gutes ſey, weil ja die Herrlichkeit und Vollkommenheit der Seeligen wohl unvergleichlich gröſſer ſeyn kan, als das Elend und die Unvollkommenheit der Verdammten, und es iſt auch gar vernünfftig; und hier übertrifft die Vortreffligkeit des Guten im Gantzen in der geringſten Zahl das Böſe im Gantzen in der gröſten Zahl. Die Seeligen kommen vermittelſt des göttlichen Willens der Gottheit ſo nahe, als es den Creaturen zukommen kan, und nehmen in dem Guten ſo zu, als die Verdammten im Böſen unmöglich thun können, wenn ſie auch gleich der Natur der Teuffel ſo beykämen, als nur möglich iſt. GOtt iſt unendlich, und der Teufel iſt eingeſchrenckt. Das Gute kan unendlich fortgehen und zunehmen, und es gehet auch unendlich fort; das Böſe hergegen hat ſeine Gräntzen. Es kan alſo wohl geſchehen, und es iſt auch zu glauben, daß in der Vergleichung der Seeligen und Verdammten das Gegentheil desjenigen geſchehe, was wir geſagt, daß es in der Vergleichung der Vernünfftigen mit den Unvernünfftigen geſchehen könne, das iſt; es könte wohl in der Vergleichung der Glücklichen mit den Unglücklichen, die Proportion der Grade die Proportion der Zahlen übertreffen, und in Vergleichung der vernünfftigen mit den unvernünfftigen Creaturen die Proportion der Zahlen gröſſer ſeyn, als die Proportion der Preiſſe. Man kan eine Sache ſo lange mit Recht voraus ſetzen, ſo lange man nicht bewieſen, daß ſie unmöglich iſt, und was wir hier voraus ſetzen, das iſt nicht eine bloße Suppoſition, ſondern was mehrers. Zum andern wenn man aber auch gleich zugebe, daß in dem menſchlichen Geſchlechte mehr Böſes als Gutes zu finden; ſo hat man doch noch Urſache zu leugnen, daß auch in allen verſtändigen Creaturen mehr Böſes als Gutes zu finden.

Denn es giebt unbegreifflich viel Arten von (geniis) vernünfftigen Naturen, und vielleicht auch noch andere vernünfftige Creaturen. Und ein Gegner kan nicht beweiſen, daß in der gantzen Stadt GOttes, die ſo wohl aus geniis, als unzehlbaren vernünfftigen Creaturen, und unendlichen ſpeciebus beſtehet, das Böſe das Gute übertreffe. Und ob man zwar, wenn man auf einen Einwurff antworten will, nicht nöthig hat zu beweiſen daß eine Sache ſey; wenn die bloſſe Mögligkeit ſchon zulänglich iſt; ſo hat man doch in dieſem Wercke gezeiget, daß es ein Erfolg der höchſten Vollkommenheit des Beherrſchers des univerſi ſey, daß das Reich GOttes der vollkommenſte Staat unter allen Staaten und möglichen Regierungen ſey, und daß folglich das wenige Böſe zu dem höchſten Grade des unermeßlichen Guten, das ſich drinnen befindet, erfordert werde.

III. Einwurff.

Wenn es jederzeit unmöglich iſt daß man nicht ſündigen ſolte, ſo iſt es auch allemahl ungerecht zu ſtraffen.

Nun iſts jederzeit unmöglich, daß man nicht ſündigen ſolte, oder jede Sünde iſt nothwendig.

Alſo iſts jederzeit ungerecht zu ſtraffen.

Der Unter-Satz wird durch den

I. Proſyllogiſmum bewieſen.

Alles was prædeterminirt iſt, iſt nothwendig.

Ein jeder Ausgang iſt prædeterminirt.

Alſo iſt ein jeder Ausgang, folglich auch die Sünde nothwendig.

Dieſer Minor wird ferner mit dieſem 2. Proſyllogiſmo bewieſen:

Was zukünfftig iſt, was vorher geſehen worden, was ſeine Cauſas hat, das iſt prædeterminirt.

Mit jedem Ausgange iſts ſo beſchaffen.

Alſo iſt jeder Ausgang prædeterminirt.

Antwort.

Der Schluß des andern Proſyllogiſmi, ſo der Minor des erſten iſt, wird in gewiſſem Verſtande zugegeben; Der Major aber des erſten Proſyllogiſmi, nemlich daß alles, was prædeterminirt iſt, nothwendig ſey, wird geläugnet, wenn man z. E. durch die Nothwendigkeit zu ſündigen, oder durch die Unmögligkeit nicht zu ſündigen, oder eine gewiſſe That nicht zu begehen, die Nothwendigkeit verſtehet von der hier die Rede iſt, nemlich die weſentliche und abſolute, die die Moralität der Actionen und die Gerechtigkeit der Straffen übern Hauffen wirfft. Denn wenn jemand eine andere Nothwendigkeit oder Unmögligkeit verſtünde, das iſt eine Nothwendigkeit, die nicht moraliſch oder hypotheriſch wäre, die wir bald erklären werden; ſo würde man ihm offenbar den Majorem der Objection ſelbſt läugnen. Man könte es bey dieſer Antwort bewenden laſſen, und den Beweiß des geläugneten Satzes fodern; allein wir haben noch ferner von dem Verfahren unſres Werckes Ration geben wollen, dieſe Sache deſto beſſer zu erklären, und dieſer gantzen Materie ein gröſſeres Licht zu geben, wenn wir die Nothwendigkeit die verworffen werden muß, nebſt der Determination die Statt finden muß, erklären. Die Nothwendigkeit die wider die Moralität iſt, die vermieden werden ſoll, und die die Straffen ungerecht machen würde, iſt eine unvermeidliche Nothwendigkeit, die alle Gegen-Bemühung vergebens machen würde, wenn man gleich von gantzen Hertzen die nothwendige That vermeiden, und hiezu alle nöthige Kräffte anſpannen wolte. Nun iſt aber klar, daß ſich dieſes nicht auf die Thaten appliciren laſſe, die mit Willen geſchehen. Denn man würde ſie nicht thun wenn man ſie nicht wolte. Ihre Vorherſehung und ihre Prædetermination iſt auch nicht unbedungen, ſondern ſetzt den Willen voraus; wird man ſie gewiß thun, ſo wird man ſie auch eben ſo gewiß thun wollen. Dieſe Actiones Voluntariæ und ihre Folgen werden nicht geſchehen, man mag thun was man will, man mag ſie wollen oder nicht; allein ſie werden deswegen geſchehen, weil man das thun wird und auch wird thun wollen, was dazu führet. Und dieſes iſt in dem Vorherſehen und in der Prædetermination enthalten, und macht ſelbſt die Ration davon. Und die Nothwendigkeit von einem dergleichen Ausgange wird eine bedungene oder hypothetiſche, oder neceſſitas conſequentiæ genennet, weil ſie den Willen und andere dazu gehörige Stücke voraus ſetzt; die Nothwendigkeit aber, die die Moralität umſtöſſet, und macht daß die Straffen ungerecht, die Belohnungen aber vergebens ſind, die iſt in den Sachen die ſeyn werden, man mag thun und thun wollen was man will; Und mit einem Worte, ſie ſind in dem was weſentlich iſt, und das nennet man eine unumſchränckte Nothwendigkeit. Alſo mag man dasjenige, was abſolut nothwendig iſt, verbiethen oder befehlen, es mit Straffen oder Belohnungen belegen, es loben oder tadeln; es wird deswegen nicht mehr noch weniger ſeyn. In den Thaten aber ſo mit Willen geſchehen und in dem was von ihnen dependiret, ſind die Gebote, die mit der Gewalt zu ſtraffen oder zu belohnen verſehen ſind, offt ſehr nützlich, und ſind mit in der Ordnung der Cauſarum begriffen, die machen daß die That geſchicht. Und um dieſer Urſachen willen ſind nicht allein die Sorgen und die Arbeit, ſondern auch die Gebete ſehr nützlich, weil GOtt dieſe Gebete vor Augen gehabt, ehe er die Sachen eingerichtet, und weil er den gehörigen und convenablen Egard drauf gemacht. Derowegen bleibt das Gebot, bete und arbeite, noch in ſeiner

Gültigkeit, und es fallen nicht nur diejenigen in das Sophiſma pigrum, die unter dem nichtigen Vorwand, daß alle Ausfälle nothwendig, vorgeben, man könne alle Sorgen vor ſeine Sachen an den Nagel hängen, ſondern auch noch diejenigen, die ſich wider das Gebet auflehnen. Alſo iſt die Prædetermination der Dinge grade dasjenige, was zur Moralität der Thaten contribuirt, ſtatt daß ſie ſie umſtoſſen ſolte; und die Cauſæ neigen wohl den Willen, aber ſie nöthigen ihn nicht. Derowegen iſt die Determination, von der hier die Rede, keine Nöthigung, und der alles weiß, dem iſt auch gewiß, daß auf dieſe Neigung der Effect erfolgen werde; dieſer Effect aber flüſſet aus keiner nothwendigen Folge, das iſt, deren Gegentheil eine Contradiction involviren würde, daraus; und eben durch dergleichen innerliche Neigung determinirt ſich der Wille ohne einige Nothwendigkeit. Man ſetze den Fall, man ſtünde in dem gröſten Affecte von der Welt, (z. E. man wäre ſehr durſtig,) da wird man mir zugeſtehen, daß die Seele eine Urſache finden könne ihm zu widerſtehen, wenn es auch gleich die Urſache wäre ſeine Gewalt zu zeigen. Ob man zwar niemahls in einer vollkommenen indifferentia æquilibrii ſtehet, und allemahl eine überwiegende Neigung zu der Parthey verhanden, die man ergreifft, ſo macht ſie doch den Entſchluß, den man nimmt, niemahls nothwendig.

IV. Einwurff.

Derjenige, der die Sünde eines andern verhindern kan, und es nicht thut, ſondern noch vielmehr dazu contribuirt, wenn er gleich wohl davon unterrichtet iſt, der hat Theil an dieſer Sünde.

Nun kan GOtt die Sünde der vernünfftigen Creaturen hindern, allein er thuts nicht, ſondern ſtehet noch wohl gar mit ſeinem Concurſu und den Gelegenheiten, die er erregt, derſelben bey, ob er gleich eine vollkommene Erkäntniß davon hat.

Alſo ꝛc.

Antwort.

Der Major dieſes Syllogiſmi wird geläugnet. Denn es kan ſich wohl ein Fall ereignen da man die Sünde hindern könte; allein die Umſtände können auch ſo beſchaffen ſeyn, daß ſichs nicht thun läſt, weil man es entweder ſelbſt nicht thun könte ohne eine Sünde zu begehen, oder etwas unvernünfftiges zu thun, wenn von GOtt die Rede iſt. Wir haben einige Inſtantzen gegeben, und wir haben es auch auf GOtt ſelbſt applicirt. Bißweilen kan man auch dadurch, wenn man das thut wozu man verbunden iſt, ſelbſt zu dem Böſen was beytragen, und ihm ſelbſt den Weg bahnen. Und wenn man ſeine Pflicht thut, oder auch wenn man (da von GOtt die Rede iſt) nach dem alles wohl überleget worden, thut was die

Vernunfft erfordert; ſo iſt man nicht gehalten vor den Ausgang gut zu ſeyn, wenn man ihn gleich vorher geſehen. Man will dieſes Böſe nicht, allein man will es um eines gröſſern Guten willen zulaſſen, das man vernünfftiger Weiſe andern Abſichten unausbleiblich vorziehen muß. Man will das Gute aus einem nachfolgenden Willen, der aus den vorhergehenden entſtehet. Ich weiß wohl, daß einige wenn ſie von dem göttlichen vorhergehenden und nachfolgenden Willen reden, unter dem vorhergehenden denjenigen Willen verſtanden, der alle Menſchen will ſelig haben, und unter dem nachfolgenden denjenigen, der zu Folge einer beharrlichen Sünde will, daß einige ſollen verdammet werden. Allein dieſes ſind bloß Exempel von einem noch generalern Begriffe, und man kan aus eben der Urſache ſagen, GOtt wolle nach ſeinem vorhergehenden Willen daß gar niemand ſündige, und nach ſeinem folgenden oder endlichen und ſchlüßigen Willen (der allemahl ſeinen Effect hat) wolle er zulaſſen daß ſie ſündigen, weil dieſe Zulaſſung aus höhern Urſachen erfolget. Und man hat Urſache generaliter zu ſagen, der göttliche vorhergehende Wille gehe auf die Hervorbringung des Guten und die Hinderung des Böſen, wenn ein iedes an und vor ſich ſelbſt und gleichſam abgeſondert (particulariter & ſecundum quid) Thom. I. qu. 19. art. 6. nach dem

Maaße der Gnade iedes Guten und iedes Böſen genommen wird; der göttliche nachfolgende oder endliche und gäntzliche Wille aber, gehe auf die Hervorbringung ſo vieler Güter, als nur können zuſammen gebracht werden, deren Verbindung dadurch determinirt wird, und auch die Zulaſſung einiger Ubel, und die Ausſchlüßung einiger Güter, wie es der beſte Plan des Univerſi mit ſich bringet, in ſich begreifft. Arminius hatte in ſeinem Antiperkinſus gar wohl gezeigt, daß der göttliche Wille nicht allein in Anſehung der Action der in dem göttlichen Verſtande zuvor betrachteten Creatur, ſondern auch in Anſehung anderer (anteriorum) erſterer Willen, könne conſequens genennet werden. Allein wir dürffen nur die angeführte Stelle des Thomas de Aquino und des Scoti I. Diſt. 46. qu. II. vor die Hand nehmen, und betrachten, ſo werden wir ſehen, daß ſie dieſe Diſtinction ſo nehmen, wie wir ſie hier genommen haben. Wolte es aber inzwiſchen iemand übel nehmen, daß wir dieſe Wörter hier ſo brauchen, ſo ſetze er meinethalben voluntatem præallabilem an ſtatt des antecedenten, und voluntatem finalem, ſtatt des conſequenten. Denn wir wollen hier nicht um die Wörter zancken.

V. Einwurff.

Derjenige, der alles, was die Sachen reelles in ſich haben, hervorbringt, der iſt die Urſache deſſelben.

Nun hat GOtt alles, was in der Sünde reell iſt, hervor gebracht;

Alſo iſt GOtt die Urſache der Sünde.

Antwort.

Man könte zwar bloß den Majorem oder Minorem leugnen, weil man das Wort reel ſo erklären könte, daß dieſe Sätze dadurch falſch werden würden. Damit wir uns aber beſſer erklären, ſo wollen wir einen Unterſcheid machen. Reell bedeutet entweder das, was poſitiviſch iſt, oder es begreifft auch die Entia privativa unter ſich: Im erſten Falle leugnet man den Majorem, und giebt den Minorem zu; im andern Falle thut man das Gegentheil. Wir hätten es wohl hiebey können bewenden laſſen, allein wir haben lieber noch weiter gehen wollen, um von dieſer Diſtinction Ration zu geben. Wir haben alſo mit Freuden zu bedencken gegeben, daß alle bloß poſitive oder abſolute Realität eine Vollkommenheit iſt, die Unvollkommenheit aber von der Limitation, das iſt, von dem privativo herkommt. Denn limitiren, einſchrencken, iſt nichts anders, als den Wachsthum oder das plus ultra hemmen oder einſchrencken. Nun iſt aber GOtt die Urſache aller Vollkommenheiten, folglich aller Realität, wenn man ſie als bloß poſitiviſch anſiehet. Die Einſchränckungen oder Beraubungen aber entſpringen aus der urſprünglichen Unvollkommenheit der Creaturen, die ihre Receptivität einſchrencket. Es iſt wie mit einem beladenen Schiffe beſchaffen, das das Waſſer nach Beſchaffenheit der Laſt, die es führet, entweder langſamer oder nicht ſo langſam forttreibet. Alſo rühret ſeine Geſchwindigkeit von dem Fluſſe her, das Langſamgehen aber, das dieſe Geſchwindigkeit hemmet, kommt von der Laſt her. So iſt auch in dieſem Buche gezeigt worden, wie die Creatur, indem ſie die Sünde verurſachet, eine Cauſa deficiens ſey, als wie die Irrthümer und die böſen Neigungen aus der Beraubung entſtehen, und die Beraubung zufälliger Weiſe efficax iſt. Und wir haben auch die Meynung des heiligen Auguſtini lib. 1. ad Simpl. qu. 2. recht geſprochen, die z. E. erkläret, auf was Weiſe GOtt verſtocke, nicht zwar ſo, daß er was Böſes in die Seele lege, ſondern weil die Krafft und Würckung ſeines guten Eindruckes von dem Widerſtande der Seelen und von den Umſtänden, die zu dieſem Widerſtande beytragen, gehemmet wird, ſo, daß er ihm nicht alle das Gute giebt, welches das Böſe überwinden würde. Nec (inquit) ab illo erogatur aliquid quo homo fit deterior, ſed tantum quo fit melior non erogatur. Wenn aber GOtt mehrers hätte dabey thun wollen, ſo hätte er entweder den Creaturen andre Naturen geben, oder andre Wunderwercke machen müſſen, ihre Naturen zu ändern, die der beſte Plan nicht hat zulaſſen können. Gleichwie entweder der Lauff des Fluſſes ſchneller ſeyn müſte, als es ſein Hang mit ſich bringet, oder das Schiff weniger beladen ſeyn müſte, wenn er das Schiff geſchwinder forttreiben wolte. Und die Einſchrenckung und urſprüngliche Unvollkommenheit der Creaturen macht, daß ſelbſt der beſte Plan des Univerſi von gewiſſen Ubeln nicht kan befreyet ſeyn, ſondern daß ſie zu einem gröſſern Guten gedeyhen ſollen. Es ſind einige Unordnungen in den Theilen, die aber die Schönheit des Gantzen auf eine verwunderungs-würdige Weiſe erhöhen, als wie gewiſſe wohl angebrachte Diſſonantzien, die Harmonie deſto ſchöner machen. Allein das dependiret von dem, was wir ſchon auf den erſten Einwurff geantwortet haben.

VI. Einwurff.

Derjenige, der die ſtrafft, die ſo viel Gutes gethan als in ihren Kräfften geſtanden, iſt ungerecht.

GOtt thut es.

Alſo ꝛc.

Antwort.

Der Major dieſes Schlußes wird geläugnet. Wir glauben GOtt gebe allezeit ſo viel

Hülffe und Gnade, die vor diejenigen die einen guten Willen hätten, das iſt, die dieſe Gnade nicht durch eine neue Sünde von ſich ſtoßen würden, ſchon zulänglich ſeyn würde. Wir geben alſo weder die Verdammniß der ohne Tauffe oder außer der Kirche verſtorbenen Kinder, noch die Verdammung der Erwachſenen zu, die nach dem ihnen von GOtt mitgetheilten Lichte gehandelt haben. Und wir glauben, daß wenn einer nach ſeiner Erkäntniß gelebet, er ungezweiffelt auch noch grössere empfangen werde, die er bedarff, wie der verſtorbene Herr Hülſemann, ein berühmter und profunder Theologus zu Leipzig, in einem gewiſſen Orte angemercket hat; und wenn ein ſolcher Menſch in ſeinem Leben ſolches Licht nicht bekommen hätte, ſo würde er es wenigſtens noch in dem letzten Augenblicke ſeines Lebens bekommen.

VII. Einwurff.

Derjenige, der nur etlichen die Mittel giebet, wodurch ſie würcklich einen guten Willen bekommen, der iſt nicht gütig genug.

GOtt thut es.

Alſo ꝛc.

Antwort.

Der Major wird geläugnet. Es kan zwar GOtt den gröſten Widerſtand des menſchlichen Hertzens überwinden, er thut es bißweilen

len entweder durch eine innerliche Gnade, oder durch äuſerliche Umſtände, die viel an unſern Seelen ausrichten können; allein er thuts nicht allezeit. Woher kommt aber dieſer Unterſcheid, möchte man ſagen, und warum ſcheint ſeine Gütigkeit eingeſchränckt zu ſeyn? Daher, daß es die Ordnung nicht mitgebracht hätte allezeit außerordentlich zu agiren, und den Zuſammenhang der Sachen umzuſtoßen, wie wir bereits in der Antwort auf den erſten Einwurff angemercket haben. Die Urſachen dieſes Zuſammenhangs oder Verbindung, wodurch einer in beſſere Umſtände geſetzt wird, als der andere, die ſind in der Tieffe der göttlichen Weißheit verborgen, ſie dependiren von der allgemeinen Harmonie. Der beſte Entwurff des Univerſi, den GOtt erwehlen müſſen, hat es alſo mitgebracht. Und dieſes ſchlüſt man ſelbſt aus dem (Eventu) Ausgange, weil ihn GOtt gemacht hat, ſo konte es nicht beſſer gemacht werden. Man kan nicht ſagen, daß dieſes Verfahren wider die Güte GOttes lauffe; vielmehr hat ihn die höchſte Gütigkeit dazu angetrieben. Dieſer Einwurff hätte mit ſeiner Auflöſung aus der Antwort auf den erſten Einwurff genommen werden können, allein es ſchiene nicht ohne Nutzen zu ſeyn, wenn wir ſie ins beſondere berühreten.

VIII.

VIII. Einwurff.

Derjenige, der nicht unterlaſſen kan das Beſte zu erwehlen, der iſt nicht frey.

GOtt kan nicht anders als das Beſte erwehlen.

Alſo iſt GOtt nicht frey.

Antwort.

Der Major dieſes Schluſſes wird geläugnet. Das iſt vielmehr die rechte und vollkommenſte Freyheit, wenn man ſeinen freyen Willen aufs beſte gebrauchen, und dieſe Gewalt allezeit ausüben kan, ohne daß man weder von einem äuſſerlichen Zwange, noch von den innern Leydenſchafften, deren eines den Leib, das andere die Seele zum Sclaven macht, davon abwendig gemacht wird. Es iſt nichts weniger als eine Knechtſchafft, wenn man beſtändig und allezeit aus ſeiner eignen Neigung ohne einen Zwang, und ohne einiges Mißvergnügen zum Guten geführet wird. Das iſt ein falſcher Schluß, wenn man einwendet, GOtt hätte die äuſerlichen Dinge gebraucht. Er ſchafft ſie frey, weil er ſich aber einen Endzweck vorgeſetzt, nemlich ſeine Gütigkeit und Weißheit auszuüben, ſo hat ihn die Weißheit determinirt, die geſchickteſten Mittel zu ergreiffen, wodurch er dieſen Endzweck erhalten könte. Wolte man dieſes brauchen oder von nöthen haben nennen, ſo würde man die Wörter in einem ungewöhnlichen Verſtande nehmen, der ihn von aller

Unvollkommenheit loßſpricht; faſt ſo, wie man zu thun pfleget, wenn man vom Zorne GOttes redet. Seneca ſagt in einem gewiſſen Orte, GOtt habe nur einmahl einen Befehl gegeben; allein er gehorche beſtändig, weil er den Geſetzen nachlebet, die er ſich vorſchreiben wollen; Semel juſſit, ſemper paret. Allein er hätte beſſer geſprochen, wenn er geſagt hätte, GOtt befehle allezeit; es werde dieſem Befehle auch allezeit nachgelebet. Denn wenn er will ſo folget er allezeit der Neigung ſeiner Natur, und alle übrige Sachen ſeinem Willen. Und gleich wie dieſer immer einerley und unveränderlich iſt; ſo kan man nicht ſagen, daß er nur dem Willen folge, den er vormahls gehabt. Ob nun zwar ſein Wille niemahls fehl ſchlagen kan, und allezeit aufs Beſte gerichtet iſt; ſo bleibt doch das Böſe, oder das geringſte Gute, das er verſtößet, allezeit an und vor ſich ſelbſt möglich, ſonſt würde die Nothwendigkeit des Guten, ſo zu reden, geometriſch oder metaphyſiſch und gantz abſolut ſeyn, und die Contingentz der Sachen würde wegfallen, und keine Wahl ſtatt finden. Allein dieſe Art der Nothwendigkeit, die die Mögligkeit des Gegentheils nicht umſtöſſet, führet dieſen Nahmen bloß auf eine analogiſche oder gleichförmige Art; ſie wird zwar effectiviſch, aber nicht aus der bloßen Eſſentz der Dinge, ſondern aus dem was außer ihr und über ſie iſt, nemlich durch den Willen GOttes. Dieſes wird eine moraliſche Nothwendigkeit genennet, weil das was nothwendig iſt, und was ſich gehöret, bey dem Weiſen gleichgültige Sachen ſind; und wenn ſie allezeit ihren Effect hat, wie ſie ihn denn beſtändig in dem vollkom̃enen Weiſen, das iſt, in GOtt erreicht, ſo iſt es eine glückliche Nothwendigkeit. Je näher ihr die Creaturen beykommen, ie mehr nähern ſie ſich der vollkommenen Glückſeligkeit. Und das iſt nicht die Nothwendigkeit, die man zu vermeiden ſucht, und die die Moralität, die Straffen und die Belohnungen umſtößt. Denn was ſie mitbringet, das geſchicht nicht, man thue was man wolle, man wünſche was man wolle; ſondern es geſchicht, weil man es will. Und ein Wille, der ſeiner Natur nach gut erwehlet, der verdienet am meiſten gelobet zu werden; ſo führet er auch allezeit ſeine Belohnung mit ſich, nemlich die höchſte Glückſeligkeit. Und gleich wie dieſe Beſchaffenheit der göttlichen Natur, demjenigen eine völlige Zufriedenheit giebet, der ſie beſitzt, ſo iſt ſie auch die beſte, und die die Creaturen, ſo alle unter GOtt ſtehen, am meiſten zu wünſchen haben. Hätte der göttliche Wille nicht das Principium des Beſten zu ſeiner Regul, ſo würde er entweder auf das Böſe gehen, welches gewiß das ſchlim̃ſte wäre, oder das Gute und das Böſe würde ihm einiger maßen gleich viel gelten, und er würde von ohngefehr geführet werden; ein Wille aber, der ſich ſo blindlings hinreiſſen ließe, der würde zu Regierung des Univerſi nicht viel beſſer ſeyn, als der ohngefehre Concurſus der Cörperchen, ohne daß ein GOtt wäre. Und wenn ſich auch gleich GOtt nur in gewiſſen Fällen dem blinden Glücke überließe; (als wenn er nicht allezeit nach dem Beſten ſtrebte, und ein geringeres Gut einem gröſſern, das iſt, ein Ubel einem Guten vorziehen könte, weil das was böſes iſt, das einem gröſſern Guten im Wege ſtehet:) ſo würde er eben ſo unvollkommen ſeyn, als das Objectum ſeiner Wahl, er würde nicht verdienen daß man ein gäntzliches Vertrauen auf ihn ſetzte; er würde in einem ſolchen Falle ohne Ration agiren, und die Regierung des Univerſi würde wie gewiſſe zwiſchen der Vernunfft und dem Glücke halbgetheilte Spiele ſeyn. Aus dieſem allem erhellet, daß dieſer Einwurff wider die Erwehlung des Beſten, die Begriffe von der Freyheit und Nothwendigkeit verkehret, und uns ſelbſt das Beſte als was Böſes vorſtellet, welches aber boßhafftig und lächerlich iſt.

◆

Gedancken

Uber die Schrifft, die der Herr Hobbes von der Freyheit, der Nothwendigkeit und dem (Caſu) ohngefehren Zufalle in Engelland herausgegeben hat.

§. I.

Gleichwie die Frage von der Nothwendigkeit und der Freyheit nechſt denen, ſo davon dependiren, vormahls zwiſchen dem berühmten Herrn Hobbeſio, und dem Herrn Joh. Bramhall, Biſchoffen von Derry, durch von beyden Seiten herausgegebene Schrifften iſt ventiliret und getrieben worden, als habe ich vor gut befunden eine deutliche Erkäntniß davon zu geben, ob ich ſchon mehr als einmahl derſelben gedacht, um ſo viel mehr weil dieſe Schrifften des Hn. Hobbeſii bißher nur in Engliſcher Sprache zum Vorſchein kommen, und alles was von dieſem Autore herkommt, insgemein lauter gute und ſinnreiche Sachen in ſich hält. Als der Biſchoff von Derry und der Herr Hobbes ein ander An. 1626. bey dem Marquis, hernach Hertzoge von Newcaſtle antraffen, ſo geriethen ſie über dieſe Materie in Streit. Der Streit wurde mit gnugſamer Beſcheidenheit fortgeſetzet, allein der Biſchoff ſchickte einige Zeit darauf eine Schrifft an den Lord Newcaſtle, und begehrte, man ſolte den Herrn Hobbes bewegen darauf zu antworten. Er antwortete, er bezeigte aber zugleich, er ſehe ſehr gerne, wenn man ſeine Antwort nicht an Tag gebe, weil er glaubte, es könten übelgeſinnte und boßhafftige Leute dergleichen Lehren, als wie die ſeinige, mißbrauchen, ſo richtig als ſie auch ſonſt ſeyn könte. Unterdeſſen geſchahe es, daß ſie Hobbes ſelbſt einem Freunde, der ein Frantzoſe war, communicirte, und erlaubte, daß ſie ein junger Engelländer dieſem Freunde zu Gefallen ins Frantzöſiſche überſetzte. Dieſer junge Menſch hatte eine Abſchrifft von dem Engliſchen Original, und gab es hernachmahls unwiſſende des Autoris in Engelland heraus. Dieſes nöthigte den Biſchoff darauf zu repliciren, den Hobbeſium aber zu dupliciren, und alle dieſe kleine Schrifften zuſammen in einem Buche von 348. Seiten An. 1656. in 4. zu Londen heraus zu geben, unter dem Titul: Fragen über die Freyheit, die Nothwendigkeit und den (Caſum) Zufall, die zwiſchen dem Doctor Bramhall, Biſchoff von Derry, und Thomas Hobbes de Malmesbury, ſind unterſucht und abgehandelt worden. Es iſt noch eine andere Auflage darauf vom Jahr 1684. in einem Wercke unter dem Titul Hobbs's Triops heraus kommen, darinnen ſein Buch von der menſchlichen Natur, ſein Tract. de Corpore Politico, ſeine Schrifft von der Freyheit und der Nothwendigkeit zu finden iſt; in dem letztern aber iſt weder die Replic des Biſchoffes, noch die Duplic des Autoris zu finden. Hobbeſius raiſonniret über dieſe Materie mit ſeinem gewöhnlichen Verſtand und Scharffſinnigkeit; allein es iſt ſchade, daß man ſich auf beyden Seiten bey vielen geringen Cavillationen der Meynungen aufhält, wie es zu geſchehen pfleget, wenn man ſich im Spiele erhitzt und böſe wird; der Biſchoff redet mit groſſer Hefftigkeit, und führet ſich ein wenig hochmüthig auf. Hobbeſius ſeiner Seits pfleget ihm nichts zu ſchencken, und läſt ein wenig zu groſſe Verachtung gegen die Theologie und die Schul-Wörter blicken, an denen der Biſchoff zu hangen ſcheint.

§. II.

Man muß geſtehen, daß die Meynung des Herrn Hobbeſii was fremdes und wunderliches in ſich hat, und das ſich nicht vertheidigen läſt. Er behauptet, die Lehre von der Gottheit dependirte eintzig und allein von der Determination des Höchſten, und GOtt ſey ſo wenig die Urſache der guten, als der böſen

Thaten der Creaturen. Inzwiſchen redet er bißweilen ſo, als wenn dasjenige, was man von GOtt ſaget, nur Complimente, das iſt, Redens-Arten wären, durch die man ihn zwar ehren, aber nicht erkennen könte. Er bezeigt auch als ſchiene ihm, daß die Straffen der Böſen mit ihrem Untergange aufhören ſolten: das iſt bey nahe die Meynung der Socinianer; allein ſeine Meynung ſcheinet noch weiter zu gehen. Seine Philoſophie die behauptet, daß die Cörper allein Subſtantzen ſind, ſcheinet der Lehre von der Vorſehung GOttes und der Unſterbligkeit der Seelen nicht ſehr geneigt zu ſeyn. Sonſt trägt er über andere Materien ſehr vernünfftige Sachen vor. Er zeigt überaus wohl, daß nichts von ohngefehr (Caſu) geſchehe, oder vielmehr daß der Zufall (Caſus) nichts als die Unwiſſenheit der Urſachen andeute, die den Effect hervorbringen, und daß zu jedem Effecte alle zulängliche Bedingungen, die vor dem Ausgange vorher gehen, mit concurriren müſſen, woraus denn klar iſt, daß nicht eine eintzige fehlen müſſe, wenn der Ausgang erfolgen ſolle, weil es Bedingungen ſind; und daß der Ausgang eben ſo gewiß erfolge, wenn ſie alle beyſammen ſind, weil es zulängliche Bedingungen ſind. Welches auf dasjenige hinaus laufft, was ich ſchon ſo offt geſagt, daß nemlich alles durch rationes determinantes geſchicht, die, wenn wir ſie erkennten, zugleich zeigen würden, warum die Sache geſchehen, und warum ſie nicht anders gegangen iſt.

§. III.

Allein die Gemüths-Beſchaffenheit dieſes Autoris, die ihn zu wunderlichen Meynungen verleitet und antreibt, daß er andern zu widerſprechen ſucht, hat ihn auch angetrieben allerhand verhaßte und zu hoch getriebene Folgerungen und Redens-Arten daraus zu ziehen, als wenn alles aus einer abſoluten Nothwendigkeit geſchehe. Der Biſchoff von Derry hingegen hat in ſeiner Antwort auf den 35. Art. p. 327. ſehr wohl angemercket, daß weiter nichts als eine bedungene und ſolche Nothwendigkeit daraus folge, wie wir einem ieden Ausgange in Anſehung des göttlichen Vorherwiſſens zuſchreiben, Hobbeſius immittelſt behauptet, daß auch das göttliche Vorherwiſſen bloß und allein zulangte eine abſolute Nothwendigkeit zu iedem Ausgange einzuführen, welches die Meynung des Wiclefs, auch ſelbſt des Lutheri geweſen, als er de ſervo arbitrio geſchrieben, wenigſtens hat er ſo geredet. Allein man iſt heut zu Tage mehr als viel überzeuget, daß dieſe Art der Nothwendigkeit, die man (hypotheticam) bedungen nennet, und die von dem Vorherwiſſen oder von andern vorläuffigen Urſachen entſpringet, nichts in ſich habe, darüber man ſich entrüſten dörffe; hingegen aber würde es gantz anders ſeyn wenn die Sache an und vor ſich ſelbſt und dergeſtalt nothwendig wäre, daß das Gegentheil einen Widerſpruch mit ſich brächte. Eben ſo wenig will Hobbeſius was von einer moraliſchen Nothwendigkeit hören, weil in der That alles aus phyſiſchen Urſachen geſchehe. Unterdeſſen hat man doch Urſache unter der Nothwendigkeit, die den Weiſen verbindet wohl und gut zu agiren, die man moraliſch nennet, und auch ſelbſt in Anſehung GOttes ſtatt findet; und unter dieſer blinden Nothwendigkeit einen Unterſcheid zu machen, aus der, wie Epicurus, Straton, Spinoza und vielleicht auch Hobbeſius geglaubt, die Sachen ohne Verſtand und ohne Wahl, und folglich ohne GOtt exiſtiren, den man ihrer Meynung nach in der That nicht von nöthen habe, maßen nach dieſer Nothwendigkeit alles aus ſeinem eignen Weſen ſo nothwendig exiſtiren würde, als 2. und 3. 5. ſeyn müſſen. Und dieſe Nothwendigkeit iſt abſolut, weil alle dasjenige geſchehen muß was ſie mit ſich bringet, man thue was man wolle; dasjenige hingegen was aus einer bedungenen Nothwendigkeit geſchicht, geſchicht zu Folge der Suppoſition daß dieſes oder jenes vorher geſehen oder reſolviret, oder zum voraus gemacht worden iſt, und die moraliſche Nothwendigkeit ſchlüſſet eine Obligation ein, die in dem Weiſen allezeit ihren Effect hat. Dieſe Art der Nothwendigwendigkeit iſt glücklich und zu wünſchen, ſonderlich wenn man durch gute Gründe bewogen wird zu agiren wie man agirt; die blinde und abſolute Nothwendigkeit aber würde die Frömmigkeit und Sitten-Lehre übern Hauffen werffen.

§. IV.

Die Diſcourſe des Hobbeſii ſind weit gründlicher, wenn er zugeſtehet, daß unſere Actiones in unſerer Gewalt ſtehen, ſo daß wir dasjenige thun was wir wollen, wenns in unſrer Gewalt ſtehet und keine Hinderniſſe verhanden; jedoch behauptet er, daß unſre Volitiones ſelbſt, nicht dergeſtalt in unſrer Gewalt ſtehen, daß wir uns ohne Schwürigkeit und nach unſerm Gefallen Zuneigungen und Willen geben könten, die wir nur möchten wünſchen und verlangen können. Der Biſchoff ſcheint auf dieſe Anmerckung, die der Herr Hobbes nicht deutlich genug vorträget, auch nicht acht gegeben zu haben. Es iſt zwar wahr, daß wir noch einige Gewalt über unſre Volitiones haben, aber nur durch Umwege und nicht abſolute und indifferenter, welches in einigen Orten dieſes Werckes iſt erkläret worden. Endlich zeigt Hobbeſius nebſt andern, daß die Gewißheit eines ieden Ausganges und die Nothwendigkeit ſelbſt, wenn einige in der Art und Weiſe wäre nach der unſre Actiones von den Cauſis dependiren, ſie uns doch nicht hindern würden, daß wir nicht Rathſchläge faſſen, ermahnen, tadeln und loben, ſtraffen und belohnen könten, maßen die Menſchen durch ſie bewogen und angetrieben werden Actiones zu thun oder zu laſſen. Wenn alſo die menſchlichen Actiones nothwendig wären, ſo würden ſie es durch dieſes Mittel ſeyn. Allein weil dieſe Actiones nicht gantz abſolut nothwendig ſind, man thue auch was man wolle; ſo thun dieſe Mittel weiter nichts, als daß die Actiones durch ſie einiger maßen gewiß und determinirt gemacht werden, wie ſie es auch in der That ſind, indem ihre Natur zeiget, daß ſie einer abſoluten Nothwendigkeit nicht fähig ſind. Er giebt auch zugleich einen ziemlichen guten Begriff von der Freyheit, in ſo weit ſie in einem generalen Verſtande genommen wird, der ſo wohl den Subſtantiis intelligentibus, als non intelligentibus gemein iſt, wenn er ſpricht, eine Sache werde vor frey gehalten, wenn die Krafft, die ſie hat, von einer andern äuſerlichen Sache nicht verhindert wird. So hat das Waſſer, das von einem Damme eingeſchloſſen und zurück gehalten wird, zwar die Krafft ſich auszubreiten; aber nicht die Freyheit. Hingegen aber hat es nicht die Krafft ſich über den Damm zu erheben, ob es alsdenn ſchon nichts verhindern würde ſich auszubreiten, ja es verhinderts auch nichts äuſſerliches, daß es nicht ſo hoch ſteigen könne; allein zu dem Ende müſte es von einem Orte herkommen, der höher wäre als dieſer, oder es müſte durch das Anwachſen des Waſſers erhöhet werden. So hat ein Gefangener keine Freyheit; einen Krancken aber fehlt es an der Krafft fortzugehen.

§. V.

Es iſt in der Vorrede des Herrn Hobbeſii ein kurtzer Auszug von den ſtrittigen Puncten enthalten, die ich hieher ſetzen und ein kurtzes Urtheil beyfügen werde. Einer Seits (ſpricht„ er) behauptet man, es ſtehe nicht in des Men„ſchen gegenwärtiger Gewalt ſich den Willen„ zu erwehlen, den er haben ſoll.„ Das iſt wohl geſprochen, ſonderlich in Anſehung des gegenwärtigen Willens. Die Menſchen erwehlen die Objecta durch den Willen, allein ſie erwehlen nicht ihre gegenwärtige Willen; dieſe kommen von gewiſſen Rationibus und Diſpoſitionibus her. Inzwiſchen kan man ſich doch neue Rationes ſuchen, und mit der Zeit neue Diſpoſitiones machen; und hiedurch kan man ſich einen Willen anſchaffen, den man nicht gehabt, und den man ſich nicht bald geben gekont. Um mich des Gleichnüſſes des Herrn Hobbeſii zu bedienen, es iſt wie mit dem Hunger oder mit dem Durſte: Itzt ſtehet es nicht in meinem Willen zu hungern oder nicht zu hungern; allein es ſtehet in meinem Willen zu eſſen oder nicht zu eſſen. Unterdeſſen ſtehet es, was die künfftige Zeit anlanget, bey mir zu hungern, oder zu verhindern daß mich nicht zu einer ſolchen Stunde des Tages hungere, wenn ich nemlich zu voraus eſſe. Alſo giebt es Mittel offters böſe Willen zu vermeiden; und ob zwar Herr Hobbes in ſeiner Gegen-Antwort n. 14. p. 138. ſpricht: die Geſetze ſagten, du ſolſt, oder du ſolſt dieſes oder jenes nicht thun; aber nicht, du ſolſt oder ſolſt es nicht wollen; ſo iſt doch klar, daß er in Anſehung der göttlichen Geſetze irret, welches ſagt, du ſolſt nicht begehren. Doch betrifft dieſes Verboth nicht die erſten Bewegungen die involuntair ſind. Man behauptet zum andern, der Zufall (Chance im Engliſchen, Hazard im Frantzöſiſchen, Caſus im Lateiniſchen) bringe nichts hervor, das iſt, ohne Urſache oder Ration. Gantz gut, ich halte es damit, wenn man es von einem reellen Zufalle verſtehet. Denn das Glücke und der Zufall ſind nur Schein-Dinge, die von der Unwiſſenheit oder der Abſtraction herkommen, die man von ihnen macht. 3. „Ein „jeder Ausgang habe ſeine nothwendige Urſachen. Das iſt übel geredet; ſie haben ihre determinirte Urſachen, aus denen man Ration davon geben kan; allein es ſind nicht nothwendige Urſachen. Das Gegentheil konte geſchehen ohne einen Widerſpruch. 4. „Der „Wille GOttes mache die Nothwendigkeit aller Dinge.„ Das iſt böſe: Der Wille GOttes wircket nichts als contingente Dinge, die anders hätten gehen können; weil die Zeit, der Raum und die Materie allerhand Figuren und Bewegungen bekommen können, und ihnen keine nothwendig ſind.

§. VI.

Auf der andern Seite behauptet man ſeiner Meynung nach 1. der Menſch ſey nicht allein„ abſolut frey, daß er erwehlen köñe was er thun„ wolle, ſondern er ſey auch noch frey daß er er„wehlen könne, was er wolle wollen.„ Das iſt unrecht: Man iſt nicht abſoluter Herr über ſeinen Willen, daß man ihn augenblicklich ändern könne, ohne einiges Mittel oder ohne einige Geſchickligkeit. 2. Wenn der Menſch eine gu„te That wolle, ſo concurrire der göttliche„ Wille mit ſeinem Willen, ſonſt nicht.„ Das iſt wohl geſprochen, wenn man es ſo verſtehet, daß GOtt die böſen Thaten nicht wolle, ob er ſie gleich zulaſſen wolle, damit nicht etwas ärgers geſchehe als die Sünde. 3. Der Wille„ könne erwehlen wenn er wolle wollen oder„ nicht.„ Das iſt falſch, in Anſehung der gegenwärtigen Volition. 4. Die Sachen ge„ſchehen ohne Nothwendigkeit von ohngefehr.„ Das iſt unrecht: Was ohne Nothwendigkeit geſchicht, geſchicht deßwegen nicht von ohngefehr, das iſt, ohne Urſache und Rationes. 5. Ohngeacht GOtt vorher geſehen daß ein„

„Ausgang erfolgen werde, ſo ſey es doch eben „nicht nothwendig daß er geſchehe, indem GOtt „die Sachen nicht als zukünfftig und als in ih„ren Urſachen vorher ſehe, ſondern als gegen„wärtig. Hier wird gut angefangen, aber übel beſchloſſen. Man muß die Nothwendigkeit des Erfolgs zulaſſen; allein man hat hier nicht Urſache wieder auf die Frage zu kommen, wie das Zukünfftige GOtt gegenwärtig ſey; deñ die Nothwendigkeit des Erfolgs ſtehet nicht im Wege, daß der Ausgang oder der Erfolg nicht an und vor ſich ſelbſt contingent ſey.

§. VII.

Unſer Autor hält davor, weil die Lehre die vom Arminio wieder aufgebracht, in Engeland von dem Ertz-Biſchoffe Laud und dem Hofe unterſtützt worden, und weil die geiſtlichen Beförderungen auch nur denjenigen gegeben worden, die dieſer Parthey zugethan geweſen; ſo habe dieſes mit die Unruhen befördert, die Gelegenheit gegeben daß der Biſchoff und er in ihrer Flucht einander bey dem Mylord Newcaſtle angetroffen und in Streit gerathen. Ich meines Ortes begehre keinesweges das Verfahren des Ertz-Biſchoffes Laud zu billigen, der ſeine Verdienſte und vielleicht auch einen guten Willen gehabt, aber der geſchienen den Presbyterianiſmum zu weit getrieben zu haben; Inzwiſchen ſo kan man doch ſagen, daß die Verwirrung ſo wohl in den Niederlanden, als in Groß-Brittannien theils von dem allzugroſſen Widerwillen und unverträglichen Sinne der Strengen hergekommen; und die Verfechter des abſoluten und unbedungenen Rathſchluſſes ſind wenigſtens ſo ſtreng geweſen, als die andern, indem ſie in Holland durch die Gewalt und das Anſehn des Printzens Mauritii ihre Gegner untergedruckt, und die Unruhen in Engelland wider den König Carl den I unterhalten. Allein das ſind Fehler der Menſchen und nicht der Lehren: ihre Gegner ſchenckten ihnen auch nichts, wie hievon die Schärffe, die man in Sachſen wider den Nicolaum Crellium gebraucht, und das Verfahren der Jeſuiten wider den Biſchoff von Ypern zeigen kan.

§. VIII.

Der Herr Hobbes mercket nach dem Ariſtotele an, daß zwey Fontes der Schlüſſe ſind: Die Vernunfft und die Autorität. Was die Vernunfft anlange, ſo ſpricht er, er laſſe die aus den Eigenſchafften GOttes hergeholten Gründe, die er argumentativiſch nennet, und deren Notiones begreifflich ſind, zu; allein er giebt vor, es gebe noch andere von denen man nichts begrieffe, und nur Redens-Arten wären, mit denen wir ihn zu ehren vermeynten. Allein ich kan nicht begreiffen, wie man GOtt durch Redens-Arten ehren könne, die nichts bedeuten. Vielleicht ſind beym

Hobbeſio, wie beym Spinoza, Weißheit, Güttigkeit, Gerechtigkeit, in Anſehung GOttes und des Univerſi nur Gedichte, weil die Cauſa primitiva, ihrer Meynung nach, aus der Nothwendigkeit ihrer Macht, und nicht aus der Wahl ihrer Weißheit agirt; allein ich habe bereits zur Genüge gezeigt, daß dieſe Meynung falſch ſey. Es ſcheinet als habe Hobbeſius nicht genugſam heraus gewolt, weil er befürchtet, die Leute möchten ſich daran ärgern, worinnen er auch zu loben iſt. Deswegen hatte er auch, wie er ſelbſt geſtehet, gewünſchet, daß man das nicht publiciren möchte was zu Paris zwiſchen ihm und dem Biſchoffe vorgegangen. Er ſagt ferner, man thäte nicht wohl, wenn man ſagte, es geſchehe eine Action die GOtt nicht wolle; weil es in der That ſo viel wäre, als wenn man ſagte, GOtt habe nicht Macht und Gewalt genug. Wobey er noch weiter anführt, man thäte gleichfalls nicht wohl, wenn man das Widerſpiel ſagte, und ihm zuſchriebe, als wenn er das Böſe wolte, weil dieſes nicht rühmlich wäre, und das Anſehn hätte, als beſchuldigte man ihn daß er nicht gütig genug wäre. Er glaubt alſo es wäre nicht gut, wenn man in dieſem Stücke die Wahrheit ſagte; er hätte recht, wenn die Warheit in den wunderlichen Meynungen beſtünde die er behauptet. Denn nach der Meynung dieſes Autoris, ſcheint es in der

That, als wenn GOtt gar nicht gütig wäre, oder als wenn das, was er GOtt nennet, vielmehr nur die blinde Natur des Klumpens der materialiſchen Dinge wäre, die nach den mathematiſchen Geſetzen, zu Folge einer abſoluten Nothwendigkeit agire, wie die Atomi in dem Syſtemate des Epicuri. Wenn GOtt ſo beſchaffen wäre, wie bißweilen die Groſſen auf dieſer Erden, ſo würde es nicht allemahl gut ſeyn, alle die Warheiten zu ſagen die ihn betreffen; allein GOtt iſt nicht wie ein Menſch, deſſen Abſichten und Actiones man offt verhölen muß; vielmehr iſt es im Gegentheil allemahl erlaubt und vernünfftig die göttlichen Rathſchlüſſe und Actiones kund zu machen, weil ſie allezeit ſchön und löblich ſind. Alſo ſind auch die Warheiten, die die Gottheit angehen, allezeit gut zu ſagen wenigſtens in Anſehung des Aergerniſſes; und wir haben, nach meinem Erachten, dasjenige, wie man ſichs concipiren müſſe, daß der Wille GOttes ſeine Würckung habe und zur Sünde concurrire, ohne daß ſeine Weißheit und ſeine Gütigkeit darunter leide, ſo auf eine Art erklärt, die der Vernunfft ein Genügen thut und der Frömmigkeit nicht zu nahe tritt.

§. IX.

Was die Stellen (autoritates) anlangt, die er aus der heiligen Schrifft genommen, ſo theilt ſie Hobbeſius in dreyerley Arten ein.

Einige, ſagt er, ſind vor mich, die andern ſind neutral, und die dritten ſcheinen meinen Gegnern das Wort zu reden. Die Stellen von denen er glaubt, daß ſie ſeiner Meynung geneigt ſeyn, ſind die, die GOtt die Urſache unſers Willens zuſchreiben. Als wie z. E. Geneſ. XLV, 5. da Joſeph zu ſeinen Brüdern ſagt, bekümmert euch nicht, und dencket nicht daß ich darum zürne, daß ihr mich hieher verkauffet habet, denn um euers Lebens willen hat mich GOTT vor euch hergeſand; Und v. 8. ihr habt mich nicht hergeſand, ſondern GOtt. Und GOtt ſpricht, Exod. VII. 3. Ich will Pharao Hertz verhärten. Und Moſes ſagt Deuter. II, 30. Aber Sihon, der König zu Heßbon, wolte uns nicht durchziehen laſſen. Denn der HErr dein GOtt verhärtete ſeinen Muth, und verſtockte ihm ſein Hertz, auf daß er ihn in deine Hände gäbe, wie es itzt iſt am Tage. Und David ſagt vom Simei, 2. Sam. XVI, 10. Laſt ihn fluchen, denn der HErr hats ihm geheiſſen, fluche David. Wer kan nun ſagen: Warum thuſt du alſo? Und 1. B. der Könige XII, 15. Der König (Jerobeam) gehorchte dem Volcke nicht, denn es war alſo gewand von dem HErrn, Hiob XII, 16. ſein iſt der da irret, und der da verführet: v. 17. Er macht die Richter toll: v. 24. Er nimmt weg den Muth der Oberſten des Volckes im Lande, und macht ſie irre auf einem Umwege: v. 25. Er macht ſie irre wie die Trunckenen. GOtt ſagt von dem Könige der Aſſyrer Jeſ. X, 6. Ich will ihn ſenden wider ein Heuchel-Volck, und ihm Befehl thun wider das Volck meines Zornes, daß ers beraube und austheile, und zutrete es wie Koth auf der Gaſſen. Und Jeremias ſagt Jerem. X, 23. Ich weiß, HERR, daß des Menſchen Thun nicht ſtehet in ſeiner Gewalt, und ſtehet in niemandes Macht, wie er wandele oder ſeinen Gang richte. Und GOtt ſagt Ezech. III, 20. Wenn ſich ein Gerechter von ſeiner Gerechtigkeit wendet, und thut Böſes, ſo werde ich ihn laſſen anlauffen, daß er muß ſterben: Und der Heyland ſagt Joh. VI, 44. Es kan niemand zu mir kommen, es ſey denn, daß ihn ziehe der Vater. Und St. Petrus ſpricht Act. II, 23. JEſus, nachdem er aus bedachtem Rathe und Vorſehung GOttes ergeben ward, den habt ihr genommen. Und Act. IV, 27. Herodes und Pontius Pilatus habe ſich mit den Heyden und dem Jüdiſchen Volcke verſammlet, zu thun, was deine Hand und dein Rath zuvor bedacht hat, das geſchehen ſolte. Und St. Paul Rom. IX, 16. So liegt es nun nicht an jemandes Wollen oder Lauffen, ſondern an GOttes Erbarmen. Und v. 18. So erbarmet er ſich nun welches er will, und verſtocket welchen er will. v. 19. So ſagſt du zu mir: Was ſchuldiget er uns? Wer kan ſeinem Willen widerſtehen? v. 20. Ja, lieber

Menſch, wer biſt du denn, daß du mit GOtt rechten wilſt? Spricht auch ein Werck zu ſeinem Meiſter: Warum machſt du mich alſo? Und 1. Cor. IV, 7. Wer hat dich vorgezogen? Was haſt du aber, das du nicht empfangen haſt? Und 1. Cor. XII, 6. Es ſind mancherley Würckungen, aber es iſt ein GOtt, der da würcket alles in allen. Und Eph. II, 10. Wir ſind ſein Werck, geſchaffen in Chriſto JEſu zu guten Wercken, zu welchen uns GOtt zuvor bereitet hat, daß wir dariunen wandeln ſollen. Und Philipp. II, 13. GOtt iſts, der in euch würcket, beyde das Wollen und das Vollbringen. Dieſen Stellen kan man noch alle diejenigen beyfügen, die GOtt zu dem Urheber aller Gnade, und aller guten Neigungen machen, wie auch alle die, welche ſagen, daß wir gleichſam in Sünden todt ſind.

§. X.

Nun wollen wir die Stellen anführen, die nach Hobbeſii Meynung neutral ſind. Das ſind diejenigen, da die heilige Schrifft ſagt, der Menſch habe die Wahl zu thun wenn er wolle, oder nicht zu thun, wenn er nicht wolle. Zum Exempel, Deut. XXX, 9. Ich nehme Himmel und Erden über euch heute zu Zeugen, ich habe euch Leben und Tod, Segen und Fluch vorgelegt, daß du das Leben erwehleſt, und du und dein Saame leben mögeſt. Und Joſ. XXIV, 15. Erwehlet euch heute, welchem ihr dienen wollet. Und GOtt ſagt zu dem Propheten Gad, 2. Sam. XXIV, 12. Gehe hin, und rede mit David. So ſpricht der HErr: Dreyerley bring ich zu dir, erwehle dir eines, das ich dir thue; und Jeſ. VII, 15. biß der Knabe lerne Böſes verwerffen, und Gutes erwehlen. Und die Stellen endlich, von denen Hobbeſius glaubt, daß ſie wider ſeine Meynung zu ſeyn ſchienen, ſind die, wo geſagt wird, daß der menſchliche Wille nicht mit dem göttlichen überein komme, wie Jeſ. V, 4. Was ſolte man doch mehr thun an meinem Weinberge, das ich nicht gethan habe? Warum hat er denn Heerlinge gebracht, da ich wartete, daß er Trauben brächte? Und Jerem. XIX, 5. Sie haben dem Baal Höhen gebauet, ihre Kinder zu verbrennen, dem Baal zu Brand-Opffern, welches ich ihnen weder geboten noch davon geredet habe, dazu in mein Hertz nie kommen iſt. Und Hoſeas XIII, 9. Iſrael, du bringſt dich ſelbſt in Unglück, denn dein Heyl ſteht allein bey mir. Und 1. Tim. II, 4. GOtt will, daß allen Menſchen geholffen werde, und ſie zur Erkäntniß der Warheit kommen. Er geſtehet, er hätte noch viel andere Stellen anführen können, als z. E. diejenigen die ſagen, GOtt wolle nicht das Unrecht, ſondern die Seligkeit des Sünders, und durchgehends alle diejenigen, die zeigen, daß GOtt das Gute gebiethe, und das Böſe verbiethe.

§. XI.

Er antwortet auf dieſe Stellen, GOtt wolle nicht allezeit dasjenige, was er gebiethe, als wie z. E. da er dem Abraham befahl, daß er ſeinen Sohn aufopffern ſolte; und ſein geoffenbarter Wille ſey nicht allezeit ſein völliger Wille, oder ſein Schluß, wie z. E. als er dem Jonas offenbarte, daß Ninive in vier Tagen untergehen würde. Er führet an, daß wenn geſagt werde, GOtt wolle das Heyl aller Menſchen, ſo bedeute dieſes nur ſo viel, daß GOtt gebiethe, womit alle das thun möchten, was man thun müſſe, wenn man wolle ſelig werden; und wenn die heilige Schrifft ſage, GOtt wolle die Sünde nicht, ſo bedeute dieſes ſo viel, daß er ſie ſtraffen wolle. Und was das übrige anlanget, ſo beziehet es Hobbeſius auf menſchliche Redens-Arten. Allein man wird ihm antworten, es ſey GOtt unanſtändig, daß ſein geoffenbarter Wille, ſeinem warhafftigen Willen ſolle opponirt ſeyn. Das was er den Niniviten durch den Jonas ſagen ließ, war vielmehr eine Drauung, als eine Vorherverkündigung, und alſo war die Bedingung der Buſſe mit drunter verſtanden, und in dieſem Verſtande haben es auch die Niniviten genommen. Man wird auch ſagen, GOtt habe, als er dem Abraham befohlen, ſeinen Sohn aufzuopffern, nur den Gehorſam, nicht aber die That begehret, die er ohne das verbothen, nachdem er den Gehorſam erhalten. Denn das war nicht eine That, die an und vor ſich ſelbſt werth geweſen wäre, daß man ſie hätte wollen ſollen. Mit den Actionibus aber, die er anzeigt, daß er ſie ausdrücklich wolle, und die in der That würdig ſind, das Objectum ſeines Willens zu ſeyn, iſt es gantz anders. Dergleichen ſind die Frömmigkeit, die Liebe, und alle tugendhaffte Actiones, die GOtt gebeut; die Unterlaſſung der Sünde, die von den göttlichen Vollkommenheiten weit mehr entfernet iſt, als irgend eine andere Sache. Es iſt demnach weit beſſer, daß man den göttlichen Willen ſo erkläre, wie wir ihn in dieſem Wercke erkläret habe; alſo werden wir ſagen, GOtt habe Krafft ſeiner höchſten Gütigkeit, vorläuffig eine ernſte Meynung alles Gute und alle löbliche Thaten zu thun, oder zu verſchaffen, daß ſie gethan werden, und zu verhindern, oder zuzuſehen, und zu veranſtalten, daß alles Böſe und jede böſe That wegbleibe, und nicht geſchehe; er werde aber auch von eben dieſer höchſten Gütigkeit, die mit einer unendlichen Weißheit verknüpffet iſt, und ſelbſt durch die Zuſammenkunfft aller vorläuffigen und beſondern Gegen-Neigungen jedes Gute, und gegen die Verhinderung eines jeden Böſen, determinirt, den beſtmöglichſten Entwurff der Dinge hervor zu bringen, das ſeinen endlichen und decretoriſchen Willen ausmacht; und da nun dieſer

Entwurff des Beſten von ſolcher Natur geweſen, daß das Gute in ſelbigem, wie das Licht von dem Schatten, durch einiges Böſe, das aber weit geringer und kleiner iſt als dieſes Gute, erhöhet und herrlicher gemacht werden ſollen, ſo habe GOtt weder dieſe Ubel ausſchlüſſen, noch gewiſſe aus dem Plane ausgeſchloſſene Ubel einführen können, ohne ſeiner höchſten Vollkommenheit Gewalt zu thun; und deßwegen muß man eben ſagen, er habe die Sünde eines andern zugelaſſen, weil er ſonſt ſelbſt eine ſchlimmere That würde begangen haben, als alle Sünden der Creaturen ſind.

§. XII.

Ich befinde, daß der Biſchoff von Derry Urſach hat wenigſtens in XV. Art. ſeiner Gegen-Antwort p. 153. zu ſagen, die Meynung der Gegner ſey wider die Frömmigkeit und Gottſeligkeit, weil ſie alles auf die bloſſe Macht und Gewalt ankommen laſſe; und Hobbeſius hätte nicht ſagen ſollen, die Ehre oder der Dienſt wäre bloß eine Bezeigung der Macht desjenigen, den man verehret, weil man überdiß noch die Weißheit, die Gütigkeit und andere Vollkommenheiten kan und ſoll erkennen und verehren: Magnos facile laudamus, bonos libenter; Und dieſe Meynung, die GOtt alle Gütigkeit und warhaffte Gerechtigkeit abſpricht, und ihn als einen Tyrannen vorſtellet, der ſich einer unumſchränckten Gewalt gebraucht, die keinem Rechte und keiner Billigkeit unterworffen, und viel Millionen Creaturen ſchafft, daß ſie ewig unglücklich ſeyn ſollen, ohne einige andere Abſicht, als nur ſeine Macht und Gewalt zu zeigen; Dieſe Meynung, ſag ich, iſt geſchickt die Menſchen ſehr böſe und ſchlimm zu machen, und wenn ſie eingeführet wäre, ſo hätte man in der Welt keinen andern Teuffel von nöthen die Menſchen mit GOtt in Streit und Uneinigkeit zu ſetzen, wie die Schlange, als ſie die Evam überredete, GOtt habe durch das Verboth der Frucht des Baumes, nicht ihr Beſtes geſucht. Hobbeſius ſucht dieſen Streich in ſeiner Duplic. p. 160. abzulencken, wenn er ſagt, die Gütigkeit wäre ein Stücke der göttlichen Macht, das iſt, ſie wäre die Gewalt ſich liebenswürdig zu machen. Durch dieſen Schlupff-Winckel verdreht er die Wörter, und vermiſcht mit einander, was doch ſoll unterſchieden werden; und wenn GOtt alſo das Beſte der Creaturen nicht geſucht, und kein andres Principium der Gerechtigkeit hätte, als ſeine bloße Gewalt, durch die er entweder dasjenige, was ihm ein ungefehrer Zufall an die Hand giebt, nach eignem Willkühr, oder alles, was ſeyn kan, nothwendig hervor bringet, ohne einige gründliche Wahl über das Gute, wie kan er ſich den liebenswürdig machen? Das iſt alſo entweder die Lehre von der blinden oder eigenwilligen Gewalt die die Frömmigkeit über den Hauffen wirfft. Denn die eine ſtößet das Principium intelligens oder die Vorſehung GOttes übern Hauffen; und das andere ſchreibt ihm Actiones zu, die dem böſen Principio zukommen. Die Gerechtigkeit, ſpricht Hobbeſius p. 161. iſt in GOtt nichts anders, als die Gewalt die er hat, und die er ausübt indem er Glück und Unglück austheilt. Dieſe Erklärung kommt mir ſehr fremde vor, denn die Gewalt ſie auszutheilen macht nicht die Gerechtigkeit aus, ſondern der Wille ſie vernünfftig auszutheilen, das iſt, die von der Weißheit geführte Gütigkeit. Allein er ſpricht, die Gerechtigkeit iſt nicht in GOtt wie in einem Menſchen, der nur deswegen gerecht iſt, weil er die Geſetze beobachtet, die von ſeinem Ober-Herren ſind gegeben worden. Der Herr Hobbeſius irrt ſo wohl als Pufendorf, der ihm gefolget; die Gerechtigkeit dependirt gar nicht von den eigenwilligen Geſetzen des Höchſten; ſondern von ewigen Reguln der Weißheit und Gütigkeit in dem Menſchen ſo wohl, als in GOTT. Hobbeſius giebt in eben dem Orte vor, die Weißheit, die man GOtt zuſchreibt, beſtünde nicht in einer logicaliſchen Unterſuchung des Verhältnißes der Mittel zu dem Endzwecke; ſondern in einer unbegreifflichen Eigenſchafft, die einer unbegreifflichen Natur iſt zugeeignet worden um ſie zu ehren. Es ſcheint als wolle er ſagen, es ſey ein ich weiß nicht was, das einem

nem ich weiß nicht was, zugeeignet worden, ja ſelbſt eine chimæriſche Eigenſchafft, die einem chimæriſchen Weſen gegeben worden, den Leuten eine Furcht einzujagen, und ſie durch den Dienſt, den ſie ihm erzeigen, mit der Naſe herum zuführen. Denn im Grunde kan Hobbeſius von GOtt und ſeiner Weißheit wohl ſchwerlich eine andre Meynung haben, weil er nichts als materialiſche Subſtantzien zuläſt. Wenn Hobbeſius noch lebte, ſo wolte ich ihm nicht dergleichen Meynung zuſchreiben, die ihm ſchaden könte; man kan ihn aber auch ſchwer davon ausnehmen. Es kan ſeyn, daß er ſich nach der Zeit mag eines beſſern bedacht haben, denn er hat ein hohes Alter erreichet; alſo hoffe ich, daß ihm ſeine Irrthümer nicht werden ſchädlich geweſen ſeyn. Allein gleich wie ſie andern gar ſehr ſchaden könten; ſo iſt es gut daß man denjenigen, die einen ſolchen Autorem leſen werden, der im übrigen ſich ſehr verdient gemacht, und von dem man auch auf vielerley Art und Weiſe was lernen kan, warne. Eigentlich zu reden raiſonnirt zwar GOtt nicht ſo, daß er Zeit brauche wie wir, um von einer Warheit auf die andre zu kommen: gleich wie er aber alle Warheiten und alle Verbindungen und alles auf einmahl begreifft; ſo erkennet er auch alle Folgerungen, und hat eminenter alle Vernunfft-Schlüſſe, die wir nur machen können, in ſich, und eben deswegen iſt ſeine Weißheit vollkommen.

Anmerckungen

Uber das Buch von dem Urſprunge des Böſen, ſo kürtzlich in Engelland heraus gekommen.

§. I.

Es iſt Schade, daß der Herr Bayle dieſes ſchöne Werck nur in den Journalen recenſiret geſehen; denn wenn er es ſelbſt geleſen und gehöriger Maßen unterſucht hätte, ſo würde er uns eine ſchöne Gelegenheit gegeben haben viele Schwürigkeiten zu erläutern, die wie die Köpffe der Hydræ in einer Materie immer wieder von neuen wachſen und hervorkommen, in der man leicht in Verwirrung gerathen kan, wenn man nicht das gantze Syſtema vor den Augen hat, und ſich nicht die Mühe giebet nach der Schärffe zu raiſonniren. Denn es iſt zu wiſſen, daß in ſolchen Materien, die über die Imagination ſind, die Schärffe der Vernunfft-Schlüſſe eben das ausrichtet, was die Figuren in der Geometrie, weil man allezeit was haben muß das uns bey der Aufmerckſamkeit, und das Nachdencken in der Connexion erhalten kan. Derowegen als mir dieſes Lateiniſche Buch in die Hand kam, das durchgängig ſchön und gelehrt geſchrieben iſt, und erſtlich zu London, hernach aber zu Brehmen gedruckt worden; ſo hielte ich davor, die Materie ſey es wohl werth, und die Meriten des Herrn Autoris erforderten dergleichen Anmerckungen zu machen, die vielmehr ein Leſer ſelbſt von mir fordern könte, maßen wir nur in der Helffte der Sache eines ſind. Und in der That, da das gantze Werck aus 5. Capituln beſtehet, und das fünffte mit dem Anhange ſo groß iſt, als die andern; ſo habe ich angemercket, daß die erſten viere, in denen vom Böſen überhaupt, und von dem phyſiſchen ins beſondere gehandelt wird, mit meinen Lehr-Sätzen zur Gnüge überein kommen, (auſſer einige beſondere Stellen) und bißweilen ſelbſt etliche Puncte nachdrücklich mit groſſer Beredſamkeit ausmachen, die ich unberührt gelaſſen, weil der Herr Bayle nichts wider ſie eingewendet hatte. Das fünffte Capitul aber mit ſeinen Sectionen (deren einige ſo groß ſind als gantze Capitul) das von der Freyheit und dem moraliſchen Ubel handelt, ſo von ihr dependiret, iſt auf ſolche Lehr-Sätze gebauet, die wider meine und offt ſelbſt wider des Herrn Bayls Principia lauffen, wenn man ihm nur gewiſſe Meynungen zuſchreiben könte. Denn im fünfften Capitul will gezeigt werden, (wenn es möglich wäre) die rechte Freyheit dependire von einer vagen, gäntzlichen und abſoluten indifferentia æquilibrii, ſo daß weder in dem der erwehlet, noch in der Sache, eine Ration ſich zu determiniren, die vor der Determination vorher gehe, verhanden ſey, und man erwehle nicht das was gefalle, ſondern indem man ohne Urſache erwehle, ſo mache man daß uns dasjenige gefalle, was man erwehlet.

§. II.

Dieſer Lehr-Satz von einer Wahl ohne Urſache und ohne Ration, von einer Wahl, ſag ich, die ohne den Endzweck der Weißheit und Gütigkeit geſchicht, wird von den meiſten als ein groſſes Vorrecht GOttes und der verſtändigen Subſtantzen, und gleichſam als die Qvelle ihrer Freyheit, ihrer Zufriedenheit, ihrer Sitten-Lehre und ihres Guten und Böſen angeſehen. Und die Einbildung ſich nicht allein von der Gemüths-Neigung, ſondern auch innerlich ſelbſt von der Vernunfft, und äuſſerlich von dem Guten und Böſen frey und independent nennen zu können, iſt zuweilen mit ſo ſchönen Farben abgemahlet, daß man ſie vor die vortrefflichſte Sache auf der Welt halten könte, und inzwiſchen iſt es doch bloß eine leere Einbildung, eine Unterdruckung derer Rationen von dem Eigenſinne, mit dem man ſich viel weiß. Dieſer eingebildete Character könte einem Don Juan in einem Petrus-Feſte zugeſchrieben werden, und es könte wohl gar ein Kerl in einer Romaine ſuchen den Schein deſſelben anzunehmen; allein in der Natur wird man niemahls eine Wahl antreffen, in der man nicht von einer vorhergegangenen Vorſtellung des Guten und Böſen bewogen und angetrieben worden; und ich habe allezeit gezweiffelt, ob die Vertheidiger dieſer gäntzlichen Gleichgültigkeit davon ein Exempel ſolten anführen können. Wenn ich inzwiſchen dieſe Wahl, in der man von nichts determiniret wird, vor eine (imaginaire) eingebildete Wahl ausgebe; ſo halte ich die Vertheidiger dieſer Suppoſition, ſonderlich unſern geſchickten Autorem, keinesweges vor grillenfängeriſche Leute. Lehren doch die Peripatetici bißweilen auch dergleichen Lehren; allein das würde die gröſte Unbilligkeit von der Welt ſeyn, wenn man einen Occam, einen Suiſſet, einen Ceſalpinum, einen Conring verachten wolte, als die auch bißweilen noch einige Scholaſtiſche Meynungen behaupten, die man heute zu Tage abgeſchaffet hat.

§ III.

Eine dergleichen Meynung, die aber in den grillenfängeriſchen Zeiten von den niedrigen Schulen iſt aufgebracht und eingeführet worden, iſt auch die ſchweiffende Gleichgültigkeit in der Wahl, oder ein würcklich ohngefehrer Zufall, den man ſich in den Seelen eingebildet hat, als wenn uns nichts neigte, wenn man es nicht deutlich gewahr wird, und als wenn ein Effect ohne Cauſas ſeyn könte, wenn gleich dieſe Cauſæ nicht empfunden werden, als wie einige faſt auf dieſe Weiſe die unempfindlichen Cörperchen geleugnet haben, weil ſie ſie nicht ſehen. Allein gleich wie die neuern Weltweiſen die Schul-Meynungen abgeſchafft, indem ſie nach den Geſetzen der Cörperlichen Natur gezeiget, daß ein Leib nur durch die Bewegung eines andern Cörpers, der ihn ſtoſſet, könne in Bewegung geſetzet werden, alſo muß man auch ſchlüſſen, daß unſre Seelen (vermöge der Geſetze der Natur der Geiſter) nicht anders als durch einen Bewegungs-Grund des Guten oder des Böſen können beweget werden, wenn wir gleich wegen der vielen kleinen Empfindungen, die uns bißweilen luſtig, verdrießlich und unterſchiedlich diſponirt, und eine Sache angenehmer machen, als die andere, ohne daß man ſagen könne, warum, zu einer deutlichen Erkäntniß deſſelben nicht gelangen können. Plato, Ariſtoteles und Thomas d'Aquino ſelbſt, Durandus und andere von den gründlichſten Scholaſticis mehr, urtheilen von dieſer Sache wie das gemeine Volck, und wie jederzeit Leute zu thun pflegen, die nicht eingenommen ſind. Sie ſetzen die Freyheit in den Gebrauch der Vernunfft und der Neigungen, nach denen wir Sachen erwehlen oder verwerffen, und halten das vor eine ausgemachte Sache, daß unſer Wille vom wahren oder Schein-Guten und Böſen, das man ſich in den Sachen vorſtellet, zu ſeiner Wahl angetrieben werde. Allein endlich haben einige ein wenig allzu ſubtile Welt-Weiſen aus ihrem Diſtillir-Ofen einen Begriff einer von allen Sachen gantz independenten Wahl heraus gezogen, der ſich aber nicht erklären läſt, und doch auf eine recht wunderthätige Art alle Schwürigkeiten auflöſen ſoll. Allein ſie verfällt ſelbſt bald in eine der gröſten Schwürigkeiten, indem ſie wider die wichtige Grund-Lehre unſrer Vernunfft-Schlüſſe, daß nichts ohne eine Urſache oder eine zulängliche Ration geſchicht, verſtöſt. Gleichwie nun die Schulen die Application dieſer wichtigen Grund-Lehre offt vergeſſen, indem ſie gewiſſe qualitates occultas primitivas zugegeben; alſo darff man ſich nicht wundern, daß dieſes Gedichte von einer ſchweiffenden Indifferentz in denſelben Beyfall gefunden, ja daß ſelbſt die vortrefflichſten Leute damit eingenommen geweſen. Unſer Autor, der ſonſt viele gemeine ſcholaſtiſche Irrthümer erkannt und abgeleget hat, hält es doch noch mit dieſem Gedichte. Allein er iſt auſſer Streit einer von den Geſchickteſten, die es behauptet haben,

Si Pergama dextra
Defendi poſſent, etiam hac defenſa
fuiſſent.

Er trägt ſie auf die möglichſt beſte Art vor, und zeigt ſie nur auf ihrer ſchönen Seite. Er weiß der Spontaneität und der Vernunfft ihre Vortheile ſo artig aus den Händen zu winden, und legt ſie alle der ſchweiffenden Indifferentz bey. Mit dieſer Indifferentz allein iſt man (activ) thuend, mit dieſer Indifferentz widerſtehet man den Affecten, man hat an ſeiner Wahl einen Gefallen und man iſt glücklich, und es ſcheinet als würde man höchſt elend ſeyn, wenn uns eine glückliche Nothwendigkeit nöthigte eine gute Wahl zu treffen. Unſer Autor hatte von dem Urſprunge und den Urſachen der natürlichen Ubel ſchöne Sachen vorgebracht; nun durffte er dieſe Grund-Lehren um ſo viel mehr bloß auf das moraliſche appliciren, weil er ſelbſt davor hält, das moraliſche Ubel werde bloß durch die phyſiſche Ubel, die es verurſachet oder zu verurſachen trachtet, zu einem Ubel. Allein ich weiß nicht wie es gekommen, daß er ſich eingebildet, man würde GOtt und die Menſchen degradiren, wenn ſie ſolten der Vernunfft unterworffen werden, ſie würden dadurch zu gantz leidenden Sachen werden, und nicht mit ſich ſelbſt zufrieden ſeyn, ja die Menſchen würden endlich den ihnen von außen zuſtoßenden Unfällen nichts entgegen zu ſetzen haben, wenn ſie nicht dieſes ſchöne Vorrecht in ſich hätten, daß ſie die Sachen gut und erträglich machen könten indem ſie ſie erwehlen, daß ſie alles durch das

Anrühren dieſer erſtaunens-würdigen Krafft in Gold verwandeln könten.

§. IV.

Wir wollen ſie im folgenden deutlicher unterſuchen: Allein wir wollen uns zuvorher die vortrefflichen Gedancken unſers Autoris von der Natur der Dinge und den natürlichen Ubeln zu Nutze machen, weil einige Oerter vorkommen, in denen wir ein wenig werden weiter gehen können; und auf dieſe Weiſe werden wir auch die gantze Ordnung dieſes Syſtematis beſſer verſtehen lernen. In dem erſten Capitul ſind die Grund-Lehren enthalten. Der Autor nennet eine Subſtantz ein Ding, deſſen Begriff die Exiſtentz eines andern nicht einſchlüſt. Ich weiß nicht, ob, wegen des Zuſammenhangs der Dinge, unter den Creaturen dergleichen zu finden; und das Exempel von einer Wachs-Fackel, iſt ſo wenig ein Exemple von einer Subſtantz als ein Bienen-Schwarm. Allein man kan die Wörter in einem weitläufftigern Verſtande nehmen. Er mercket gar wohl an, daß wenn man die Materie ſo viel mahl verwandele als nur möglich, und von ihr alle Eigenſchafften wegnehme die man nur könne, ſo bliebe die Ausdehnung, die Beweglichkeit, die Diviſibilität und der Widerſtand übrig. Er erkläret auch die Natur der (Notionen) Begriffe, und ſagt die (Univerſalia) allgemeinen Begriffe zeigten bloß die

Aehnligkeit an, die zwiſchen den Individuis wäre, wir begriffen das nicht durch Ideen, was durch eine unmittelbare ſinnliche Empfindung erkant werde, das übrige erkennten wir bloß wenn wir dieſe Begriffe gegen einander hielten. Allein wenn er zugiebt, daß wir von GOtt, vom Geiſte und von der Subſtantz keinen Begriff hätten, ſo ſcheinet er nicht zur Genüge bemerckt zu haben, daß wir die Subſtantz und den Geiſt unmittelbar erkennen, wenn wir uns ſelbſt empfinden, und daß der Begriff von GOtt durch Aufhebung der Gräntzen unſrer Vollkommenheiten in unſrer Idee enthalten iſt, wie die abſolut genommene Ausdehnung in der Idee einer Kugel. Er ſaget auch gar recht, daß uns wenigſtens unſre (ſimplices) einfache Begriffe angebohren, und verwirfft auch mit recht die Tabulam raſam des Ariſtotelis und Lockii. Allein das kan ich ihm nicht einräumen, daß unſre Begriffe mit den Sachen nicht eben viel mehr Aehnligkeit haben ſollen, als die Worte ſo man in die Lufft redet, oder die Schrifft ſo man aufs Papier zeichnet, mit unſern Begriffen haben; und daß die Vorſtellungen der ſinnlichen Empfindungen eigenwillig und ex inſtituto ſind, wie die Bedeutungen der Wörter. Ich habe anderswo angemercket, warum ich es in dieſem Stücke nicht mit den Carteſianern halte.

§. V.

§. V.

Damit wir aber biß auf die erſte Sache gehen, ſo ſetzt der Autor ein Kennzeichen der Warheit; er ſetzt es in dieſen Zwang, durch den unſer Verſtand von den innerlichen Propoſitionen, wenn ſie deutlich ſind, genöthiget wird in ſie einzuwilligen, und hiedurch, ſpricht er, geben wir den Sinnen Glauben, und er zeigt, wie das Kennzeichen der Carteſianer ein neues Kennzeichen nöthig habe, damit man unterſcheiden könne was klar und deutlich ſey, und wie die Ubereinſtimmung oder nicht Ubereinſtimmung der Begriffe (oder vielmehr der Notionen, wie man vormahls zu reden pflegte) betrüglich ſeyn könne, weil es eine würckliche und Schein-Ubereinſtimmung gebe. Es ſcheint als erkenne er ſelbſt, daß der innerliche Zwang, der uns unſre Einwilligung abnöthiget, noch Behutſamkeit brauche, und wohl gar von eingewurtzelten Vorurtheilen herkommen könne. Derowegen geſteht er, daß derjenige eine dem menſchlichen Geſchlechte ſehr nützliche Sache erfinden würde, der ein ander Kennzeichen geben könte. Ich habe dieſes Kennzeichen in einem kleinen Diſcours von der Warheit und den Begriffen zu erklären geſucht, der An. 1684. heraus gekommen; und ob ich mir zwar nicht ſchmeichle als hätte ich etwas neues entdecket; ſo hoffe ich dergleichen Sachen vorgetragen und erkläret zu haben, die bißher nur noch verwirrt bekant geweſen. Ich mache unter den Warheiten einer That (veritas facti) und unter den Warheiten der Vernunfft einen Unterſcheid. Die Warheiten einer That können nicht anders dargethan werden, als wenn ſie gegen die Warheiten der Vernunfft gehalten, und auf die unmittelbaren Empfindungen reduciret werden, die in uns ſind, und an denen man, wie der heilige Auguſtinus und Carteſius gar wohl angemercket, nicht zweiffeln kan, das iſt, wir können nicht zweiffeln daß wir gedencken, ja daß wir diß und diß gedencken. Wenn wir aber erkennen wollen ob unſre inwendige Erſcheinungen in den Sachen eine Realität haben, und wenn wir von den Gedancken auf die Objecta gehen wollen, ſo müſſen wir, meiner Meynung nach, wohl bedencken, ob unſre Empfindungen unter einander, und mit andern die wir bereits gehabt haben, wohl verknüpfft ſind, ſo daß die Reguln der Mathematic und andre Warheiten der Vernunfft auch dabey ſtatt finden. Und in dieſem Falle muß man ſie vor reel halten, und ich halte diß vor das eintzige Mittel ſie von den Einbildungen, den Träumen, und den Geſichtern zu unterſcheiden. Alſo kan die Warheit derer Dinge, die außer uns ſind, nicht anders als aus der Verbindung und dem Zuſammenhange der Phœnomenorum erkant werden. Das Kennzeichen der Warheiten der Vernunfft,

nunfft, oder die von den Conceptionen herkommen, beſtehet in einem richtigen Gebrauche der Logicaliſchen Reguln. Was die Ideen oder Notiones anlanget, ſo heiß ich alle diejenigen reel, die gewiß möglich ſind, und diejenigen Erklärungen, die dieſe Möglichkeit nicht zeigen, Erklärungen (nominales) des Nahmens. Die Geometræ, die in einer guten Analyſi wohl beſchlagen ſind, wiſſen was hierinnen unter den Eigenſchafften, durch die man eine Linie oder Figur erklären kan, vor ein Unterſcheid iſt. Unſer geſchickter Autor hat vielleicht die Sache nicht ſo tieff eingeſehen; inzwiſchen ſieht man doch aus allem, was wir oben von ihm angeführet haben, und aus ſeinen Lehr-Sätzen, daß es ihm weder an tieffer Gelehrſamkeit noch am Nachdencken fehle.

§. VI.

Hernach unterſucht er, ob die Bewegung, die Materie und der (ſpatium) Raum von ſich ſelbſt herkommen, und zu dem Ende macht er den Uberſchlag, ob man ſich concipiren könne daß ſie nicht exiſtiren, und er mercket dieſes Vorrecht GOttes an, daß ſo bald man ſetze daß er exiſtire, ſo müſſe man auch diß zugeben, daß er nothwendig exiſtire. Dieſen Zuſatz zu einer Anmerckung, nemlich ſo bald man zugiebt, daß ein GOtt möglich, ſo bald müſſe man auch zugeben, daß er nothwendig exiſtire, habe ich in dem kleinen oben angeführten

Diſcours gemacht. So bald als man nun auch einräumet daß GOtt exiſtiret, ſo bald giebt man zu daß er möglich; und ſo bald alſo als man zugiebt daß GOtt exiſtirt, ſo bald muß man auch zugeben daß er nothwendig exiſtiret. Dieſes Vorrecht haben diejenigen drey Stücke nicht von denen wir geredet haben. Der Autor ſchlüſt ins beſondere von der Bewegung, es ſey nicht genug wenn man mit dem Hobbes ſagte, die gegenwärtige Bewegung komme von einer vorhergegangenen her, und dieſe von einer andern, und alſo (infinite) unendlich fort. Denn gehet ſo weit zurücke als ihr immer wollet, ſo werdet ihr deßwegen doch nicht weiter kommen ſeyn, daß ihr ſoltet die Ration finden können, warum in der Materie eine Bewegung iſt. Demnach muß dieſe Ration außer dieſer Suite ſeyn; und wenn eine ewige Bewegung wäre, ſo würde ſie einen ewigen Beweger erfordern, wie die Strahlen der Sonne ihre ewige Urſache in der Sonne haben würden, wenn ſie mit der Sonne ewig wären. Ich führe dieſe Vernunfft-Schlüſſe unſers geſchickten Autoris gar gerne an, damit man ſehen möge, wie der Grund-Satz von einer zulänglichen Ration ſelbſt ſeiner Meynung nach ſo gar wichtig iſt. Denn iſt es erlaubt etwas zuzulaſſen, das unſrer Erkäntniß nach keine Ration hat, ſo wird es einem Atheiſten leicht ſeyn, dieſen Vernunfft-Schluß über den Hauffen zu werffen, wenn er ſagte, es ſey nicht nöthig daß man von der Existentz der Bewegung eine zulängliche Ration habe. Ich verlange die Realität und Ewigkeit des Raumes gar nicht zu unterſuchen, ich möchte von unſrer Sache zu weit abkommen; genug iſt es, daß unſer Autor glaubt, daß er von der göttlichen Macht gantz und gar, aber nicht ſtückweiſe könne zernichtet werden; und daß wir mit GOtt allein existiren könten, wenn gleich kein Raum noch eine Materie wäre, weil unſer Begriff die Existentz der äuſſerlichen Dinge nicht includirt. Er giebt auch zu bedencken, daß in der ſinnlichen Empfindung des Schalles, des Geruches und Geſchmacks, der Begriff des Raumes nicht mit enthalten iſt. Allein man mag vom Raume urtheilen was man will, ſo iſts ſchon genug, daß ein GOtt als eine Urſache der Materie, und der Bewegung, und endlich aller Dinge iſt. Der Autor glaubt, wir urtheilten von GOtt wie ein Blindgebohrner vom Lichte. Allein meines Erachtens iſt was mehrers in uns, denn unſer Licht iſt ein Strahl des göttlichen Lichtes. Nachdem er von einigen göttlichen Eigenſchafften geredet, ſo hält er davor, GOtt habe in ſeinen Thaten einen gewiſſen Endzweck, nemlich die Mittheilung ſeiner Gütigkeit; und die Wercke GOttes wären wohl eingerichtet. Endlich beſchlüſt er dieſes Capitul recht wohl, wenn er ſpricht, GOtt ſey in Erſchaffung der Welt darauf bedacht geweſen ſie alſo zu ſchaffen, damit die Sachen die gröſte (Convenance) Ubereinſtimmung, die Dinge ſo Empfindungen haben, die gröſte Beqvemligkeit, und die Appetite die gröſte Compatibilität haben möchten, die eine unendliche und mit Weißheit und Gütigkeit verknüpffte Macht nur hervor bringen können; und weiter ſagt er, wenn ja inzwiſchen in der Welt noch was Böſes übrig blieben wäre; ſo müſte man ſchlüſſen dieſe unendliche göttliche Vollkommenheiten hätten es nicht von der Welt ausſchlüſſen können; ich wolte lieber ſagen, ſie hätten nicht geſolt.

§ VII.

In dem 2ten Capitul wird das Böſe unterſucht und vorgeſtellet. Er theilt es, wie wir, in ein Metaphyſiſches, Phyſiſches und Moraliſches. Das Metaphyſiſche ſind die Unvollkommenheiten; das Phyſiſche beſtehet in den Schmertzen und andern dergleichen Beſchwerlichen Dingen; und das Moraliſche in der Sünde. Alle dieſe Ubel ſind in den Wercken GOttes anzutreffen, und daraus hat Lucretius geſchloſſen, es ſey keine Vorſehung, und die Welt könne nicht eine Würckung der Gottheit ſeyn,

Naturam rerum divinitus eſſe creatam; weil in der Natur der Dinge ſo viel Fehler zu finden, quoniam tanta ſtat prædita culpa.

Andere haben zwey Principia, ein böſes und ein gutes geſetzt, und es hat Leute gegeben, die dieſes vor eine unüberwindliche Schwürigkeit gehalten, womit er den Herrn Bayle ſcheinet gemeynt zu haben. Er hoffet, er werde in ſeinem Wercke zeigen, daß es kein nodus Gordius ſey, der werde müſſen zerhauen werden, und er ſagt gar recht, die Macht, Weißheit und Gütigkeit GOttes würde ſich nicht unendlich und vollkommen erwieſen haben, wenn dieſe Ubel wären ausgeſchloſſen worden. In dem III. Cap. macht er mit dem Ubel der Unvollkommenheiten den Anfang, und mercket nach dem heiligen Auguſtino an, die Creaturen wären deßwegen unvollkommen, weil ſie aus nichts geſchaffen worden, wenn hingegen GOtt eine vollkommene Subſtantz aus ſich ſelbſt geſchaffen hätte, ſo würde er einen Gott draus gemacht haben, welches ihm Gelegenheit giebt eine kleine Digreſſion wider die Socinianer zu machen. Allein es möchte jemand ſagen, warum hat GOtt lieber gar nichts geſchaffen, als daß er unvollkommene Dinge gemacht? Der Autor antwortet ſehr wohl, die allzu groſſe Gütigkeit GOttes ſey Schuld daran. Er hat ſich wollen mittheilen, und zum Nachtheil einer Zärtligkeit zu erkennen geben, die wir uns in GOtt vorſtellen, wenn wir uns einbilden, die Unvollkommenheiten wären ihm zu wider. Er hat lieber was Unvollkommenes als gar nichts haben wollen. Allein man hätte noch dazu ſetzen können, GOtt habe in der That das Vollkommenſte, das nur möglich geweſen, hervor gebracht, und mit dem er Urſache gehabt vollkommen zu frieden zu ſeyn, weil die Unvollkommenheiten in den Theilen eine groſſe Vollkommenheit im Gantzen befördern. Alſo wird auch ein wenig hernach angemercket, daß zwar gewiſſe Sachen hätten können beſſer gemacht werden, aber nicht ohne andre neue, und vielleicht gröſſere Beſchwernüſſe. Dieſes Vielleicht hätte können weggelaſſen werden; und da der Autor zu Ende des Capituls das vor eine gewiſſe Sache ausgiebt, und zwar mit Recht, daß es die unendliche Gütigkeit erfordert, das Beſte zu erwehlen; ſo hätte er ein wenig zu vorher dieſe Folge draus ziehen können, daß die unvollkommenen Sachen mit den vollkommenen würden verknüpfft werden, wenn ohne ihre Hinderniß von den letztern ſo viel exiſtiren könten, als nur möglich. Alſo ſind die Leiber ſo wohl geſchaffen worden, als die Geiſter, weil eines das andere nicht hindert, und das Geſchöpffe der Materie iſt GOtt nichts unanſtändiges geweſen, wie ſich gewiſſe alte Ketzer eingebildet, die dieſes Werck einem gewiſſen Demogogon zugeſchrieben.

§. VIII.

Wir wollen uns nun zu dem phyſiſchen Ubel wenden, von dem im 4. Cap. geredet wird.

Nachdem unſer berühmter Autor angemerckt, wie das metaphyſiſche Böſe, das iſt, die Unvollkom̃enheit aus dem Nichts herrühret, ſo ſchlüſſet er, daß das Phyſiſche, das iſt, die Beſchwerligkeiten, von der Materie oder vielmehr von ihrer Bewegung herrühre. Denn ohne die Bewegung würde die Materie nichts ſeyn. Und in dieſen Bewegungen muß auch was Widriges (Contrarietät) ſeyn, ſonſt würde nichts verändert, und nichts gezeuget werden können, wenn alles zuſammen auf eine Seite gienge. Allein ſo macht die Bewegung, durch die was gezeuget wird, auch die Corruption, weil aus der Veränderung der Bewegung, auch das Anſtoſſen der Cörper entſtehet, wodurch ſie offters zerſcheitert und zerſtreuet werden. Inzwiſchen hat der Urheber der Natur die Cörper in Syſtemata eingetheilet, um ſie dauerhafft zu machen, von denen die, ſo uns bekand ſind, aus lichten und dunckeln Kugeln auf eine ſo ſchöne und geſchickte Art zuſammen geſetzt ſind, daß man daraus erkennen und bewundern kan was ſie in ſich halten, und wie wir uns nichts ſchöners concipiren können. Allein das wichtigſte unter allen ſeinen Wercken war die Verfertigung der Thiere, damit allenthalben Creaturen ſeyn möchten, die einer Erkäntniß fähig wären.

Ne Regio foret ulla ſuis animalibus orba.

Unſer ſcharffſinniger Autor glaubt, die Lufft und ſelbſt der dünnſte und pureſte Æther hätte ſo wohl ſeine Einwohner, als das Waſſer und die Erde. Wenn aber auch gleich in etlichen Orten keine Thiere wären, ſo könten doch dieſe Oerter vor andere Bewohner nöthig ſeyn, wie z. E. die Berge, welche die äuſſerſte Oberfläche unſrer Erden ungleich und bißweilen unfruchtbar machen, zu Hervorbringung der Flüſſe und der Winde dienen. Und wir haben keine Urſache uns über den Sand und die Moräſte zu beſchweren, weil über das noch viel Oerter zum Anbauen verhanden. Uber dem muß man ſich auch nicht einbilden, als wenn alles bloß und allein vor den Menſchen gemacht worden; und der Autor glaubt feſtiglich, es gebe nicht allein reine Geiſter, ſondern auch unſterbliche Thiere, ſo denen Geiſtern, das iſt denjenigen Thieren beykommen, deren Seelen mit einer ætheriſchen und unverderblichen Materie verknüpffet ſind. Mit den Thieren aber, die einen irrdiſchen Leib haben, der aus Röhren und flüßigen Materien zuſammen geſetzt iſt, die in ſelbigem herum lauffen, und die aufhören ſich zu bewegen, wenn die Gefäße abgeriſſen werden, iſt es gantz anders beſchaffen. Dieſes bewegt den Autorem zu glauben, die Unſterbligkeit, die GOtt dem Adam verſprochen, wenn er wäre gehorſam geweſen, ſey nicht ein Erfolg ſeiner Natur, ſondern eine Würckung der göttlichen Gnade geweſen.

IX.

§. LX.

Nun war zu Erhaltung der Thiere nöthig, daß ſie einige Kennzeichen hätten, die ihnen eine gegenwärtige Gefahr könten zu empfinden geben, und eine Neigung erregten, ihr zu entgehen. Was uns alſo eine groſſe Verletzung verurſachen will, das muß zu vorher Schmertzen machen, durch die das Thier könte bewogen werden, dergleichen Bemühung und Kräffte anzuwenden, wodurch es die Urſache dieſer Beſchwerligkeit entweder abtreiben oder vermeiden, und einem gröſſerm Ubel vorbeugen könne. Das Schrecken vorm Tode macht daß man ihm zu entgehen ſucht: denn wenn er nicht ſo häßlich wäre, und wenn die Löſung des Continui nicht ſo ſchmertzlich fiele, ſo würden die Thiere öffters gar nichts darnach fragen ob ſie umkämen, oder ob ſie die Theile ihres Leibes umkommen lieſſen oder nicht, und die ſtärckſten würden ſchwer einen gantzen Tag beſtehen können.

GOtt hat auch den Thieren Hunger und Durſt gegeben, um ſie zu nöthigen, daß ſie ſich ernähren und erhalten ſollen, indem er dadurch dasjenige erſetzt was ſich abnützt und unvermerckt abgehet. Von dem Appetite werden ſie zur Arbeit angetrieben, damit ſie ſich ſolche Nahrung erwerben, die ſich vor ihre Leibes-Beſchaffenheit ſchickt, und die ihnen Kräffte und Stärcke geben kan. So hat auch der Urheber

heber der Dinge vor nöthig befunden es ſo einzurichten, daß ein Thier offt dem andern zur Nahrung dienen ſolle, wodurch es aber nicht unglücklicher gemacht wird, weil ein Tod der von einer Kranckheit verurſachet worden, gewöhnlich ſo ſchmertzlich und wohl ſchmertzlicher iſt, als ein gewaltſamer Tod, weil dieſe Thiere, die eben dazu beſtimmt ſind daß ſie ein Raub der andern ſeyn ſollen, weder das künfftige vorher ſehen, noch davor ſorgen, eben ſo wenig in Ruhe leben wenn ſie außer Gefahr ſind.

§. X.

Der Urheber der Natur hat dieſe und andere Ubel, die ſich ſelten zutragen, durch tauſenderley andere gewöhnliche und beſtändige Bequemligkeiten erſetzt. Der Hunger und Durſt vermehret das Vergnügen, das man empfindet wenn man ſeine Nahrung zu ſich nimmt. Eine mäßige Arbeit iſt eine angenehme Ausübung der Kräffte des Thieres; Und der Schlaff iſt auf eine gantz (contraire) widrige Art angenehm, indem er durch die Ruhe unſre Kräffte wieder erneuert und erſetzt. Allein das empfindlichſte und ſüſſeſte Vergnügen iſt dasjenige, wodurch die Thiere zu Fortpflantzung ihrer Art angetrieben werden, indem GOtt verſchafft hat, daß wenigſtens die Species unſterblich bleiben ſolten, weil die Individua auf Erden nicht unſterblich ſeyn können; ſo hat er auch gewolt, daß die Thiere eine groſſe und zärtliche Liebe vor ihre Jungen haben ſolten, daß ſie ſich auch zu ihrer Erhaltung in Gefahr des Lebens ſtürtzen.

Aus den **Schmertzen** und der **Wolluſt** entſtehet die Furcht, die Begierde und andere gewöhnlich ſonſt nützliche Leidenſchafften, ob ſie gleich bißweilen zum Böſen ausſchlagen. Eben das iſt vom Giffte, von anſteckenden Kranckheiten und andern ſchädlichen Dingen zu ſagen, nemlich daß es Folgen eines wohlabgefaßten Syſtematis ſind. Was die **Irrthümer** und die **Unwiſſenheit** anlanget, ſo iſt zu bedencken, daß ohne Zweiffel auch die vollkommenſten Creaturen viel Sachen nicht wiſſen, und daß ein iedes ſo viel Erkäntniß bekommen als es nöthig hat. Inzwiſchen muß man gewiſſen Zufällen, die nicht vorher geſehen werden können, nothwendig unterworffen ſeyn, und dieſe Zufälle ſind unvermeidlich. Man muß ſich offt in ſeinem Urtheile betrügen, weil man es nicht allezeit biß zu genauer Unterſuchung der Sache auffſchieben kan. Dieſe Inconvenientzien können von dem Syſtemate derer Dinge nicht abgeſondert werden. Sie müſſen offt in gewiſſen Umſtänden einander ähnlich ſeyn, es muß eines vor das andere können genommen werden. Die unvermeidlichen Irrthümer aber ſind nicht die gewöhnlichſten und ſchädlichſten. Die uns das gröſte

Ubel verurſachen, kommen gewöhnlich von unſerm Verſehen her, und folglich würde man unrecht thun, wenn man von den natürlichen Ubeln eine Urſache hernehmen wolte ſich das Leben zu nehmen, weil diejenigen, die es gethan, insgemein von eigenwilligen Ubeln dazu ſind angetrieben worden.

§. XI.

Und über das alles ſo findet ſich, daß dieſe Ubel alle zufälliger Weiſe aus guten Cauſis herrühren; und wir haben Urſache aus alle dem was uns bekant iſt, von alle dem was uns unbekant iſt, zu ſchlüſſen, daß dieſe Ubel, ohne in gröſſere Inconvenientzien zu gerathen, vielleicht nicht hätten können weggelaſſen werden. Und damit man es deſto beſſer erkennen möge, ſo giebt uns der Herr Autor den Rath, man ſolle ſich die Welt als ein groſſes Hauß vorſtellen. In ſelbigem müſſen nicht allein Zimmer, Säle, Gänge, Gärten, Grotten, ſondern auch eine Küche, ein Keller, ein Hof, Ställe und Ausgüſſe ſeyn. Alſo würde ſichs nicht geſchickt haben, wenn in der Welt nur lauter Sonnen, oder eine Erde von Gold und Edelgeſteinen wären gemacht worden, die aber nicht hätte können bewohnet werden. Wenn der Menſch nur ein Auge oder ein Ohr geweſen wäre, ſo würde er ſich nicht haben ernähren können. Hätte ihn GOtt ohne Affecten gemacht, ſo würde er dumm und unempfindpfindlich geweſen ſeyn, hätte er ihn ohne Irrthümer ſchaffen wollen, ſo hätte er ihn entweder der Sinnen berauben, oder anders als durch Organa müſſen empfinden laſſen, das iſt, es würde kein Menſch geweſen ſeyn. Unſer gelehrter Autor führt hier eine Meynung an, welche die geiſtlichen und weltlichen Hiſtorien zu lehren ſcheinen, daß nemlich die wilden Thiere, die gifftigen Pflantzen und andere uns ſchädliche Naturen, durch die Sünde wieder uns ſind entrüſtet worden. Allein gleich wie er hier bloß nach den Grund-Lehren der Vernunfft urtheilet, ſo ſetzt er auch dasjenige bey Seite was etwan die Offenbahrung lehren kan. Inzwiſchen gläubt er, daß Adam von den natürlichen Ubeln nur aus göttlicher Gnade und einem mit GOtt gemachtem Vortrage würde befreyet geweſen ſeyn, wenn er wäre gehorſam geweſen; und daß Moſes nur ohngefehr 7. Stücke als Früchte der erſten Sünde anzeige. Nemlich

1) Die Zurückforderung des gnädigen Geſchenckes der Unſterbligkeit.

2) Die Unfruchtbarkeit der Erden, die von ſich ſelbſt weiter nichts mehr als böſe und andere unnütze Kräuter hervor bringen ſolte.

3) Die ſchwere Arbeit, die man um ſeines Unterhalts willen werde thun müſſen.

4) Die Unterwerffung des Weibes dem Willen des Mannes.

5) Die Schmertzen der Geburth.

6) Die Feindſchafft zwiſchen dem Menſchen und der Schlange.

7) Die Verjagung des Menſchen aus dem herrlichen Orte, in den ihn GOtt geſetzt hatte.

Allein er glaubt unſre meiſten Ubel kämen ſonderlich nach Entziehung der Gnade von der Nothwendigkeit der Materie her; über dem ſcheints unſerm Autori, als würde uns die Unſterbligkeit nach unſrer Flucht aus dem Paradieß eine Laſt geweſen ſeyn. Und dem Baume des Lebens ſey vielleicht mehr zu unſerm Beſten, als zu unſrer Straffe, nicht mehr beyzukommen. Es iſt zwar hie und da etwas zu erinnern; allein der Grund von des Autoris Diſcours über den Urſprung des Böſen iſt voller guter und gründlicher Gedancken, die ich mir zu Nutze zu machen vor gut befinde. Voritzo müſſen wir uns zu der Sache wenden in der wir ſtrittig ſind, nemlich zu der Erklärung der Natur der Freyheit.

§. XII.

Wenn der gelehrte Autor dieſes Werckes von dem Urſprunge des Böſen, den Urſprung des moraliſchen Böſen im 5. Capitul erkläret, welches die Helffte des Buches ausmacht; ſo glaubt er, der Urſprung des moraliſchen Ubels ſey von dem Urſprunge des phyſiſchen gantz unterſchieden, als das in der unvermeidlichen Unvollkommenheit der Creaturen beſtehe, denn wie wir bald ſehen werden, ſo deucht es ihm, als rührte das moraliſche Böſe mehr von dem her, was er eine Vollkommenheit nennet, und was die Creatur ſeiner Meynung nach mit dem Schöpffer gemein hat, das iſt, in der Macht ohne Bewegungs-Grund, und ohne eine (finale) End-oder oder antreibende Urſache zu erwehlen. Das iſt ein recht groſſes Paradoxon, wenn man behauptet die gröſte Unvollkommenheit, nemlich die Sünde, rührte ſelbſt von der Vollkommenheit her; Allein das iſt auch nicht ein geringers Paradoxon, wenn man eine Sache vor eine Vollkommenheit ausgeben will, die am wenigſten vernünfftig iſt, und deren Vortheil darinnen beſtehen würde, daß ſie wider die Vernunfft eine Freyheit und Ausnahme erlanget. Und ſtatt daß man dieſes eine Anzeigung des Urſprunges von dem moraliſchen Böſen heiſſen ſolte, ſo würde es im Grunde nichts anders ſeyn, als wenn man wolte daß ſie gar keinen hätte. Denn wenn ſich der Wille determinirt, ohne daß weder in der Perſon die erwehlt, noch in der Sache die erwehlet wird, etwas verhanden das zu der Wahl bewegen könne; ſo hat dieſe Wahl weder eine Urſache, noch eine Ration; Und gleichwie das moraliſche Ubel in einer böſen Wahl beſtehet, ſo geſtehet man, daß das moraliſche Ubel gar keinen Urſprung habe. Alſo müſte nach den Reguln der guten Metaphyſic, in der Natur kein moraliſches Ubel ſeyn; und aus eben der Urſache würde auch gleichfalls kein moraliſches Gute, und alle Moralität umgeſtoßen ſeyn. Allein wir müſſen unſern geſchickten Autorem anhören, den die Subtilität einer von den berühmteſten Schul-Philoſophen behaupteten Meynung, und die Zierathen, die er ihr ſelbſt durch ſeinen Verſtand und ſeine Beredſamkeit angeſtrichen, verhindert, daß er die groſſen Inconvenientzien, die in ihr ſtecken, nicht geſehen. Wenn er den Statum Controverſiæ erkläret, ſo theilt er die Scribenten in zwey Claſſen: die einen, ſpricht er, ſagen bloß, daß die Freyheit des Willens von dem äuſſerlichen Zwange frey ſey; und die andern behaupten, daß ſie auch über das noch von der innern Nothwendigkeit ausgenommen ſey. Allein dieſe Erklärung langt nicht zu, wofern man nicht die abſolute und der Moralität zu wider lauffende Nothwendigkeit von der hypothetiſchen und moraliſchen unterſcheidet, wie wirs bereits in vielen Orten erkläret haben.

§. XIII.

Die erſte Section dieſes Capituls ſoll die Natur der Wahl zeigen. Der Autor erklärt erſtlich die Meynung derjenigen, die in den Gedancken ſtehen, der Wille werde entweder von den Urtheilen des Verſtandes, oder von den

Neigungen die vor dem Appetite vorher gehen, angetrieben, ſich zu der Parthey zu determiniren, die er ergreifft. Allein er vermengt dieſe Leute mit denjenigen, die ſagen, der Wille werde von einer ungebundenen Nothwendigkeit zu ſeinen Entſchlüſſungen angetrieben, und die behaupten, diejenige Perſon die wolle, habe über die Volitiones keine Gewalt, das iſt, er vermengt einen Thomiſten mit einem Spinoſiſten. Er bedient ſich der verhaſten Redens-Arten und Erklärungen des Hobbeſii und ſeines gleichen, um ſie denjenigen aufzubürden, die doch weit davon entfernet ſind und jene zu widerlegen ſuchen, aus der Urſache, weil ſie wie Hobbeſius und alle Welt glauben, (einige Lehrer, die an ihren eignen Subtilitäten hangen, ausgenommen,) der Wille werde von der Vorſtellung des Guten und Böſen beweget, daher er ihnen beymiſſet, daß alſo keine Contingentz, und alles nach einer abſoluten Nothwendigkeit mit einander verknüpfft ſey. Das heiſt mit ſeiner Vernunfft ſehr weit gehen; inzwiſchen ſetzt er noch dieſes hinzu, daß eigentlich zu reden, kein böſer Wille ſeyn würde, weil alles, was man an ihm könte zu tadeln finden, bloß das Böſe ſeyn würde, was er verurſachen könte, welches aber, wie er ſpricht, von den gemeinen Begriffen entfernet iſt, weil von den Menſchen nicht deßwegen auf die Böſen geſcholten wird, weil ſie ſchaden, ſondern weil ſie ohne Noth ſchaden. Er hält auch davor, die Böſen würden bloß unglücklich ſeyn, keinesweges aber verdienen geſtrafft zu werden; es würde zwiſchen dem phyſiſchen und moraliſchen Ubel kein Unterſcheid ſeyn, weil der Menſch ſelbſt nicht die eigentliche Urſache einer That ſeyn würde, die er nicht vermeiden könte; die Ubelthäter würden nicht deßwegen geſcholten oder übel tractiret werden, weil ſie es verdienen, ſondern weil dieſes die Menſchen vom Böſen abwenden könne; bloß um dieſer Urſache willen würde man über einen Spitzbuben, und nicht über einen Krancken grunzen, weil das Drauen und das Tadeln den einen, aber nicht den andern beſſern kan; zu Folge dieſer Lehre würde der Endzweck der Straffen nur die Hinderung des künfftigen Böſen ſeyn, ohne das würde die Erwegung des bereits begangenen Ubels allein, zur Straffe nicht zulänglich ſeyn; eben ſo würde auch der Endzweck der Danckbarkeit eintzig und allein dieſer ſeyn, ſich eine neue Wohlthat zu erholen, ohne das würde die Betrachtung der vergangenen Wohlthat allein, keine zulängliche Urſache dazu an die Hand geben. Endlich meynt der Autor, wenn dieſe Lehre, ſo den Entſchluß des Willens von der Vorſtellung des Guten und des Böſen herleitet, wahr wäre, ſo müſte man an der menſchlichen Glückſeligkeit verzweiffeln, maßen ſie alsdenn nicht in unſrer Gewalt ſtehen, und von Sachen dependiren würde die auſſer uns ſind. Nun haben wir aber keine Urſache zu hoffen, daß ſich die äuſſerlichen Dinge nach unſerm Wunſche richten werden; es wird uns allezeit was fehlen, und wir werden allezeit etwas zu viel haben. Alle dieſe Folgerungen finden ſeiner Meynung nach, wider alle diejenigen ſtatt, die glauben der Wille determinire ſich nach dem End-Urtheile des Verſtandes, welches er vor eine Meynung hält, die den Willen ſein Recht nehme, und die Seele zu einer gantz leidenden Sache mache. Und dieſe Beſchuldigung trifft auch hier viel andere anſehnliche und eingeführte Autores, die hier mit Hobbeſio und Spinoza und einigen andern verworffenen Scribenten, deren Lehre vor verhaſt und unerträglich gehalten wird, in eine Claſſe geſetzt werden. Was mich anlanget, ſo nöthige ich den Willen nicht allezeit dem Urtheile des Verſtandes zu folgen, weil ich dieſes Urtheil von den Bewegungs-Gründen unterſcheide, die vom Empfinden und von unmercklichen Neigungen herrühren. Allein ich glaube, der Wille folge allezeit der vortheilhafftigſten deutlichen oder verwirrten Vorſtellung des Guten und des Böſen, das aus den Rationibus, den Affecten und Zuneigungen entſtehet, ob man gleich auch Gründe finden kan, die ihn bewegen können ſein Urtheil aufzuſchieben.

Inzwiſchen ſo agirt er doch allezeit aus Bewegungs-Gründen.

§. XIV.

Wir müſſen zuvor auf die Einwürffe wider unſre Meynung antworten, ehe wir dahin kommen, wo der Autor ſeine Meynung vorträgt. Die Urſache, warum man die Gegner verachtet, rührt daher, daß man eine nothwendige Folge, mit einer abſoluten Nothwendigkeit, deren Gegentheil einen Widerſpruch involvirt, mit einer Nothwendigkeit vermiſcht, die bloß auf veritates convenientiæ, das iſt, auf ſolche Warheiten gegründet iſt die ſich ſchicken, und ihren Endzweck erlanget, das iſt, daß man dasjenige was vom Grund-Satze der Contradiction dependiret, das die Warheiten nothwendig und indiſpenſable macht, mit dem confundirt, das von dem Grund-Satze einer zulänglichen Ration dependirt, die auch annoch in contingenten Warheiten ſtatt findet. Ich habe bereits in einem andern Orte dieſe Anmerckung gegeben, die eine von den wichtigſten Philoſophiſchen Anmerckungen iſt, indem ich vorgeſtellet, daß zwey wichtige Grund-Lehren ſind, nemlich die Grund-Lehre der Identitatum oder der Contradiction, die beſagt daß von zwey contradictoriſchen Sätzen einer wahr, der andere falſch iſt, und die Grund-Lehre von der zulänglichen Ration, die beſagt, es ſey kein wahrer

Satz deſſen Ration derjenige nicht ſolte einſehen können, der alle nöthige Erkäntniß beſitzt ihn vollkommen zu verſtehen. Beyde müſſen nicht allein in den nothwendigen Warheiten, ſondern auch in den Contingenten ſtatt finden, und das was keine zulängliche Ration hat, kan nothwendiger Weiſe auch nicht exiſtiren. Denn man kan einiger Maßen ſagen, daß dieſe zwey Grund-Lehren in der Erklärung des Wahren und des Falſchen mit enthalten ſind. Wenn man aber inzwiſchen, da man die vorgetragene Warheit zerlegt und analyſirt, ſieht, daß ſie von ſolchen Warheiten dependirt, deſſen Gegentheil eine Contradiction mit ſich führet; ſo muß man ſagen ſie ſey abſolut nothwendig. Wenn man aber, indem man die Analyſin ſo weit fortſetzt als es einem gefällt, niemahls auf dergleichen Elementa der gegebenen Warheiten gelangen kan; ſo muß man ſie vor contingent halten, und die ihren Urſprung von einer überwiegenden Urſache her hat, die inclinirt ohne zu neceſſitiren. Nachdem wir nun dieſes geſetzt, ſo ſieht man, wie wir mit vielen berühmten Theologis und Philoſophis ſagen können, die gedenckende Subſtantz werde zu ihrem Entſchluße von der überwiegenden Vorſtellung des Guten und Böſen, gewiß und infallible, keinesweges aber nothwendig gebracht, das iſt, ſie wird von neigenden aber nicht neceſſitirenden Rationibus bewogen. Derowegen bleiben die Futura contingentia, die an und vor ſich ſelbſt und aus ihren Rationibus vorher geſehen worden, contingent, und GOtt iſt von ſeiner Weißheit und Gütigkeit, die Welt aus ſeiner Macht zu ſchaffen, und ihr die möglichſt beſte Form zu geben, unausbleiblich, aber nicht nothwendig angetrieben worden, und alles iſt ohne einige Schmälerung ſeiner vollkommenen und höchſten Freyheit geſchehen. Und ich weiß nicht, ob ohne dieſe itzt gemachte Anmerckung der Nodus Gordius von der Contingentz und der Freyheit, ſo leicht würde aufzulöſen ſeyn.

§. XV.

Dieſe Erklärung hebt alle Schwürigkeiten unſers geſchickten Autoris auf. Erſtlich ſieht man, daß die Contingentz mit der Freyheit beſtehet; zum andern ſind die böſen Willen nicht deswegen böſe weil ſie ſchaden, ſondern weil ſie die Qvelle der ſchädlichen Dinge oder der phyſiſchen Ubel ſind, indem ein boßhafftiges Gemüthe in dem Begriffe ſeiner Activität eben das iſt, was das böſe Principium in dem Univerſo ſeyn würde. So hat auch der Autor Cap. 4. Sect. 4. §. 8. angemercket, daß die göttliche Weißheit gemeiniglich ſolche Actiones verbothen, die etwas beſchwerliches, das iſt, ein phyſiſches Ubel verurſachen würden. Man geſtehet zu, daß derjenige nicht verdiene geſtraffet zu werden, der aus Nothwendigkeit

Böſes thut. Allein unter dieſer Nothwendigkeit verſtehet kein Geſetz-Geber noch Rechts-Verſtändiger die Macht der Gründe des wahren und Schein-Guten, oder Böſen, die den Menſchen bewogen Böſes zu thun; ſonſt würde derjenige, der eine groſſe Summe Geld ſtähle, oder einen mächtigen und anſehnlichen Mann ums Leben brächte damit er zu einem groſſen Stande gelangen möge, nicht ſo ſtraffbar ſeyn als derjenige, der einige Pfennige ſtähle, damit er ein halb Nößel Wein trincken könne, oder ſeines Nachbars Hund aus Luſt hinrichtete, weil dieſer letztere nicht ſo groſſen Verſuchungen unterworffen geweſen. Aber in Ausübung der Gerechtigkeit, die in der Welt eingeführet iſt, iſt es gantz anders, und ie gröſſer die Verſuchung zur Sünde iſt, ie mehr muß ſie durch die Furcht einer groſſen Straffe zurücke gehalten werden. Im übrigen ie mehr Vernunfft-Schlüſſe man ſonſt in den Abſichten eines Ubelthäters findet, ie vorſetzlicher iſt ſeine Boßheit geweſen; und vor deſto gröſſer und ſtraffbarer wird ſie geachtet werden. Alſo wird ein allzuvorſetzlicher und ausgekünſtelter Betrug zu einem ſchweren Verbrechen, das Crimen ſtellionatus genennet wird, und ein Betrüger wird zu einem Falſario, wenn er nemlich ſo ſpitzfündig iſt und ſelbſt den Grund unſrer Sicherheit in den geſchriebenen Actis umſtöſſet und verdrehet. Mit einem ſtarcken

Affecte aber wird man allezeit mehr Mitleiden haben, weil er einer Unſinnigkeit und Raſerey ſehr gleich kommet. Und die Römer ſtrafften die Prieſter des Gottes Apis, die mit einer Dame, ſo einem Cavalier, der innigſt in ſie verliebt war, zugedacht ware, unter dem Vorwande daß ſie ihr GOtt wäre, Hurerey getrieben, mit der gröſten Leibes-Straffe, den Liebhaber aber jagte man bloß ins Elend. Wenn aber jemand ohne eine ſcheinbare Urſache, und ohne einiges Anſehn eines Affects was Böſes gethan hätte, ſo würde ihn der Richter bey nahe vor einen Narren halten, ſonderlich wenn man ſähe, daß er geneigt wäre dergleichen Unfug offt zu begehen, welches aber viel mehr zu Verminderung der Straffe dienen könte, an ſtatt daß es ihm die rechte Urſache der Boßheit und der Straffe an die Hand geben ſolte. So gar ſehr ſind die Grund-Lehren unſrer Gegner von der Praxi der Gerichte und der gemeinen Meynung entfernet.

§. XVI.

Zum dritten wird der Unterſcheid unter dem phyſiſchen und moraliſchen Böſen jederzeit verbleiben, ob ihnen gleich dieſes gemein iſt, daß ſie ihre Rationes und ihre Urſachen haben. Und warum ſolten wir uns über den Urſprung des moraliſchen Böſen neue Schwürigkeiten machen, weil wir annoch mit den Grund-Lehren, womit man diejenigen auflöſet, die aus den natürlichen Ubeln entſprungen, von den voluntariis malis ration geben können? Das iſt, es iſt ſchon genug, wenn wir nur zeigen, es ſey nicht zu verhindern geweſen, daß die Menſchen nicht Fehlern und Mängeln hätten ſollen unterworffen ſeyn, ohne die Einrichtung des beſten Syſtematis zu ändern, oder alle Augenblicke Wunderwercke zu Hülffe zu nehmen. Zwar macht freylich wohl die Sünde ein groſſes Stück des menſchlichen Elendes aus; allein man kan dem ohngeacht doch ſagen, daß die Menſchen boßhafftig und ſtraffwürdig ſind, ſonſt müſte man ſagen, die würcklichen Sünden der Unwiedergebohrnen wären zu entſchuldigen, weil ſie von dem Urſprunge unſers Elendes, nemlich von der Erb-Sünde herkommen. Zum vierdten: Sagen, die Seele würde zu einem gantz leidendem Weſen werden, und der Menſch würde nicht die eigentliche Urſache der Sünde ſeyn, wenn er von den Objectis zu ſeinen Thaten angetrieben würde, wie es auch der Autor in vielen Orten, ſonderlich im 5. Cap. Sect. I. Subſect. 3. §. 18. vermeynt, das heiſt ſich Begriffe von den Wörtern machen. Wenn die Alten von dem ἐφ ἡμῖν geredet, oder wenn wir von dem reden, was von uns, von der Spontaneität, von dem innerlichen Principio unſrer Actionen dependiret, ſo ſchlüſſen wir die Vorſtellung der äuſſerlichen Dinge nicht aus: denn dieſe Vorſtellungen ſind auch in unſrer

Seelen anzutreffen, ſie machen ein Stück von den modificationibus des in uns thätigen Principii aus. Es kan kein Actor agiren, wenn er nicht vorher zu dem prædiſponirt iſt, was die Action erfordert, und die Rationes oder Neigungen, die vom Böſen oder Guten hergenommen werden, ſind die Zubereitungen, die machen daß ſich die Seele zwiſchen vielen Partheyen determiniren kan. Der Wille ſoll allein thätig und eigenmächtig ſeyn; Man pflegt ihn insgemein als eine auf ihrem Throne ſitzende Königin vorzuſtellen, deren Staats-Rath der Verſtand, die Affecten aber die Höfflinge, oder das liebſte Frauenzim̃er iſt, die durch ihren Einfluß offt mehr gelten als der Rath des Miniſters. Man giebt vor, der Verſtand rede bloß auf Befehl dieſer Königin, und ſie könne die Gründe des Raths und die Eingebungen der Favoriten überlegen, ja gar beyde verwerffen, ſie heiſſe ſie endlich reden oder ſchweigen, und gebe ihnen Gehör oder nicht, nach ihrem Gutdüncken. Allein das iſt eine Proſopopœia, oder ein wenig übel ausgeſonnenes Gedichte. Soll der Wille urtheilen oder von den Gründen und Neigungen Erkäntniß einholen, die ihm der Verſtand oder die Sinnen vorſtellen; ſo muß er in ſich ſelbſt noch einen andern Verſtand haben, damit er verſtehen könne, was man ihm vorſtellet. Es iſt wahr, daß die Seele oder die gedenckende Subſtantz die

Rationes verſtehet, die Neigungen empfindet, und ſich nach den überwiegenden Vorſtellungen determinirt, die ihre thätliche Krafft modificiren, um die That eigentlich nahmhafft zu machen und anzuzeigen. Ich habe nicht nöthig mein Syſtema harmoniæ præſtabilitæ hier zu Hülffe zu nehmen, das unſre Independentz in ihren Glantz verſetzt, und uns von dem phyſiſchen Einfluſſe der Objectorum befreyet. Denn mit dem Angeführten kan man ſchon den Einwurff auflöſen. Und ob zwar unſer Autor dieſen phyſiſchen Einfluß der Objectorum in uns mit dem gemeinen Hauffen zuläſt, ſo führt er doch ſehr ſinnreich an, daß die Cörper und die Objecta der Sinnen uns weder die Begriffe, noch weniger die thätige Krafft der Seelen geben, ſondern bloß und allein zu Evolvirung desjenigen dienen, was in uns iſt, faſt eben als wie Carteſius geglaubt, daß weil die Seele dem Leibe keine Krafft geben könte, ſo gebe ſie ihm doch zum wenigſten eine Direction. Es iſt zwiſchen dem phyſiſchen Einfluſſe und der præſtabilirten Harmonie auf beyden Seiten ein Mittel.

§. XVII.

Zum fünfften wendet man ein, unſrer Meynung nach würde die Sünde nicht deswegen getadelt oder geſtraffet werden, weil ſie es verdiente, ſondern weil ſie durch die Straffe ein

F

ander mahl könte gehindert werden, da doch aber die Menſchen noch was mehrers erfordern, nemlich eine Gnugthuung vor das Verbrechen, wenn ſie gleich weder zur Beſſerung noch zum Exempel diente. Auf ſolche Weiſe fordern die Menſchen mit Recht, daß die rechtſchaffene Danckbarkeit von einer warhafftigen Erkäntniß der vergangenen Wohlthaten herkommen ſolle, und nicht von der Abſicht eine neue Wohlthat heraus zu locken. In dieſem Einwurffe ſind gar gute Anmerckungen enthalten, allein ſie ſchaden uns nichts. Man ſoll nicht nur aus Intereſſe, aus Hoffnung oder aus Furcht tugendhafft, danckbar und gerecht ſeyn, ſondern aus einem Vergnügen das man ſich aus löblichen Thaten machen ſoll, ſonſt hat man noch nicht den Grad der Tugend erreichet, den man doch ſuchen ſoll zu erlangen. Und das will man eben haben, wenn man ſagt, man ſoll die Gerechtigkeit und Tugend an und vor ſich ſelbſt lieben, und dieſes habe ich erkläret, als ich von der unintereſſirten Liebe kurtz zu vorher Ration gegeben, ehe der Streit entſtanden, der ſo viel Lermen gemacht. Gleichfalls ſchlüſſen wir, daß die Boßheit müſſe gröſſer worden ſeyn, wenn ſie zu einer Luſt gediehen, gleich als wenn ein Räuber, der vorher die Leute deswegen ums Leben gebracht, weil ſie ſich wiederſetzet, oder weil er gefürchtet ſie möchten ſich rächen, endlich ſo grauſam wird und ſich eine Luſt daraus macht ſie umzubringen, und ſie vorher zu martern und zu quälen. Und dieſer Grad der Boßheit wird vor eine teuffliſche Boßheit gehalten, obſchon der Menſch, der derſelbigen beſchuldiget wird, in dieſer vermaledeyten Luſt eine ſtärckere Ration ſeiner Todſchläge empfindet als er vorher hatte, da er die Leute bloß aus Hoffnung oder aus Furcht umbrachte. Ich habe in Beantwortung der Schwürigkeiten des Herrn Bayls angemercket, daß, nach der Meynung des berühmten Conrings, die Gerechtigkeit die entweder zur Beſſerung des Verbrechers, oder wenigſtens um andern ein Exempel zu geben, Straffe ausübet, in der Meynung derjenigen ſtatt finden könte, welche die Freyheit, die keinem Zwange unterworffen iſt, umſtoſſen; die rechte Rach-übende Gerechtigkeit aber (juſtitia vindicativa) die mehr als eine Beſſerung zum Endzwecke hat, etwas mehr, nemlich den Verſtand und die Freyheit des Verbrechers vorausſetze, weil die Harmonie der Dinge eine Genugthuung, ein Malum paſſionis erfordert, das dem Gemüthe nach dem Malo einer freywilligen That, in die es gewilliget, ſeinen Fehler zu erkennen gebe. Alſo hat Hobbeſius, der die Freyheit umſtöſſet, die Rach-übende Gerechtigkeit wie die Socinianer verworffen, die von unſern Lehrern ſind widerleget worden, obſchon die Autores dieſer Parthey den Begriff der Freyheit ſehr hoch zu ſpannen pflegen.

§. XVIII.

Endlich wendet man zum fünfften ein, die Menſchen könten ſich zur Glückſeligkeit keine Hoffnung machen, wenn der Wille bloß durch die Vorſtellung des Guten und des Böſen könte bewogen werden. Allein dieſer Einwurff ſcheinet mir gantz nichtig zu ſeyn, und ich glaube daß man ſchwer ſolte errathen können was man ihr immer mehr vor eine Farbe habe anſtreichen können. Deßwegen urtheilet man auch auf die entſetzlichſte Art von der Welt: nemlich, unſre Glückſeligkeit dependire von äuſſerlichen Dingen, wenn es wahr iſt, daß ſie von der Vorſtellung des Böſen und Guten dependiret. Man ſpricht, ſie ſtehe alſo nicht in unſern Kräfften, denn wir haben keine Urſache zu hoffen, daß ſich die äuſſerlichen Dinge nach unſerm Gefallen ſchicken werden. Dieſer Schluß hincket auf allen vier Füſſen: **Die Folge hat keinen Nachdruck.** Man könte wohl den Schluß einräumen; der Schluß könte dem Autori wieder in den Buſen geſchoben werden. Wir wollen mit dieſer Retorſion, die ſehr leichte iſt, den Anfang machen. Sind denn die Menſchen um deßwegen glücklicher, oder dependiren ſie nicht ſo ſehr von den Zufällen des Glückes, oder um deß willen, weil man ihnen den Vorzug zuſchreibet, daß ſie ohne Urſache erwehlen? Empfinden ſie die cörperlichen Schmertzen nicht ſo ſehr? Haben ſie weniger Neigung zu den wahren oder Schein-Gütern, oder weniger Furcht vor den wahren und eingebildeten Ubeln? Sind ſie nicht ſo groſſe Sclaven der Wolluſt, des Ehr-Geitzes und Geld-Geitzes? Ja freylich, wird unſer Autor ſagen. Ich will es mit einer Art einer Rechnung oder Hochachtung beweiſen. Ich hätte es lieber geſehen, wenn er es aus der Erfahrung bewieſen hätte. Allein laſt doch dieſe Rechnung hören. Wir wollen ſetzen, ich gebe durch meine Wahl, durch die ich der Sache, die ich erwehle, in Anſehung meiner eine Güte beylege, der erwehlten Sache ſechs Grade der Güte, und in meinem Zuſtande wären vorher zwey Grade vom Böſen geweſen, ſo würde ich gleich auf einmahl und nach meinem Wunſche glücklich werden. Denn ich werde noch vier Grade desjenigen Guten, das mir zu gute kom̃t, oder von einem gantz freyen Guten haben. Das iſt auſſer Streit gar ſchöne, aber unglücklicher Weiſe unmöglich. Denn wie kan ich nun dem Objecto ſechs Grade Güte geben? Wir müſten zu dem Ende entweder unſern Geſchmack, oder die Sache nach unſerm Gefallen ändern können. Das wäre bey nahe ſo, als wenn ich zu dem Bley mit Effect ſagen könte, du ſolſt Gold, oder Kieſelſtein, oder Diamant ſeyn, oder du ſolſt mir wenigſtens eben das ausrichten; oder das würde ſo ſeyn, als wie man die Stelle des Moſis erkläret, die ſcheinet zu ſagen, das Manna habe den Iſraeliten ſo geſchmeckt, wie ſie es hätten haben wollen. Sie dorfften nur zu ihrem Gomor ſagen, du ſolſt ein Kaphahn, du ſolſt ein Rebhuhn ſeyn. Stehts mir aber frey, der Sache ſechs Grade der Güte zu geben, warum iſt mirs nicht erlaubt, ihr mehr zu geben? Ich halte davor, es ſey erlaubt. Allein wenn das iſt, warum ſolten wir nicht dem Objecto alle erſinnliche Güte beylegen? Warum ſolten wir ihm nicht biß auf die vier und zwanzig Grade geben? Und durch dieſes Mittel ſind wir aller Zufälle des Glückes ohngeacht vollkommen glücklich, es mag windig ſeyn, es mag ſchloßen, es mag ſchneyen, ſo werden wir nichts darnach fragen, vermittelſt dieſes ſchönen Geheimnüſſes werden wir wieder alle unvermuthete Zufälle in Sicherheit ſeyn. Der Autor giebt in dieſer I. Sect. des 5. Cap. Subſect. 3. §. 12. zu, daß dieſe Krafft alle natürliche Appetite überwinde, ſie aber könne von keinen Appetite überwunden werden, und §. 20. 21. 22. ſieht er ſie vor den ſicherſten Grund der Glückſeligkeit an. Und gleich wie eine ſo indeterminirte Krafft als dieſe, da man ohne Urſache erwehlet, und durch die Wahl dem Objecto eine Güte beyleget, in der That durch nichts kan eingeſchrencket werden; ſo muß entweder dieſe Güte diejenige weit übertreffen, ſo die natürlichen Appetite in den Objectis ſuchen, maßen dieſe Appetite und dieſe Objecta immittelſt ſo lange limitirt ſind, als dieſe Krafft independent iſt, oder dieſe Güte, ſo das erwehlte Objectum vom Willen bekommt, muß wenigſtens gantz eigenwillig, und ſo ſeyn wie er ſie haben will. Denn woher wolte man die Ration von den Schrancken nehmen, wenn das Objectum möglich iſt, wenn es derjenige erlangen kan der es haben will, wenn ihm der Wille auf eine von der Realität und den Schein-Dingen independente Art, die Güte beylegen kan die er haben will? Hiemit kan man ſchon eine ſo bittweiſe angenommene Hypotheſin, die etwas in ſich hat das den Märgen von den Hexen beykommt, über den Hauffen werffen, optantis iſta ſunt, non invenientis. Es bleibet alſo mehr als zu wahr, daß uns dieſes ſchöne Gedichte von den Ubeln nicht mehr befreyen könne; und wir werden weiter unten ſehen, daß wenn die Menſchen entweder auf gewiſſe Appetite oder auf gewiſſe Averſiones verfallen, es durch andere geſchehe, die ihren Grund allezeit in der Vorſtellung des Böſen und des Guten haben. Ich habe auch geſagt, daß man den Schluß des Arguments einräumen könte, das ſagt, es ſtünde wenigſtens in dem gegenwärtigen Zuſtande des menſchlichen

Lebens nicht gantz abſolut bey uns, glücklich zu ſeyn, wie wir wollen. Denn wer zweiffelt, daß wir nicht tauſenderley Unfällen unterworffen, denen die menſchliche Klugheit nicht entgehen kan? Wie ſolte ich mich z. E. in acht nehmen und verwehren, daß ich nicht mit in der Stadt, in der ich wohne, durch ein Erdbeben verſchlungen würde, wenn es die Ordnung der Dinge ſo mit ſich brächte? Allein ich kan doch noch die Folge des Argumentes leugnen, das beſagt, wenn der Wille bloß von der Vorſtellung des Böſen und Guten beweget würde, ſo ſtünde es alsdenn nicht bey uns, glücklich zu ſeyn. Die Folge wäre gut, wenn kein GOtt wäre, wenn alles von unvernünfftigen Cauſis regieret würde; allein ſo macht GOtt, daß wenn man wolle glücklich werden, man nur tugendhafft ſeyn dörffe. Wenn alſo die Seele der Vernunfft und der Ordnung folget, die GOtt in ſie geleget, ſo kan ihr Wohlſtand nicht auſſen bleiben, ob er gleich in dieſem Leben nicht genugſam zu finden iſt.

§. XIX.

Nachdem er alſo die Inconvenientzien unſrer Hypotheſis zu zeigen geſucht, ſo ſtellet unſer Autor die Vortheile der Seinigen vor. Er glaubt alſo unſre Freyheit könte allein durch ſeine Meynung in Sicherheit geſetzt werden, ſie mache alle unſre Glückſeligkeit aus, ſie mehre unſre Güter, und mindere unſere Ubel, und ein agens, der dieſe Krafft beſitze, ſey durch ſie viel vollkommener. Faſt alle dieſe Vortheile ſind bereits auf die Seite geſchafft worden. Wir haben gezeigt, daß zu unſrer Freyheit ſchon genung ſey, wenn uns die Vorſtellungen des Guten und des Böſen und andere innerliche und äuſſerliche Gemüths-Beſchaffenheiten neigen, ohne uns zu nöthigen. Man kan auch nicht einſehen wie die bloße Indifferentz zu unſrer Glückſeligkeit was beytragen könne. Je indifferenter man vielmehr iſt, je unempfindlicher iſt man, und je weniger geſchickt das Gute zu ſchmecken. Uber dem ſo thut die Hypotheſis allzu groſſe Würckung. Denn wenn ſich eine indifferente Krafft die Empfindung des Guten geben könte, ſo könte ſie ſich auch das vollkommenſte Glück geben, wie wir bereits gezeiget haben. Und das iſt klar, daß ſie nichts einſchrencken würde, weil ſie die Einſchrenckung aus ihrer bloßen Indifferentz bringen würde, von der man doch ſagt, daß ſie ſie bloß von ſich ſelbſt verlaſſe, oder in der ſie vielmehr niemahls geweſen. Mit einem Worte, man ſiehet gar nicht, worinnen die Vollkommenheit dieſer bloßen Indifferentz beſtehe, vielmehr iſt nichts unvollkommeners als ſie, ſie würde machen daß die Wiſſenſchafft und die Gütigkeit nichts nütze ſeyn würde, und ſie würde alles auf einen Hazard reduciren, ohne daß einige Reguln oder Anſchläge zu faſſen wären.

Doch werden noch einige Vortheile von dem Autore angeführet, die noch nicht ſind ausgemacht worden. Es kommt ihm vor, als wenn wir bloß durch dieſe Krafft die warhafftige Urſache unſrer Thaten wären, als der ſie könten zugeſchrieben werden, ſonſt würden wir von den äuſſerlichen Dingen gezwungen werden; und man könne ſich auch bloß und allein wegen dieſer Krafft die Meriten ſeiner eignen Glückſeligkeit zuſchreiben, und an ſich ſelbſt ſeine Luſt und Vergnügen haben. Allein es iſt gantz das Gegentheil. Denn wenn man durch eine gantz abſolut indifferente Bewegung auf eine That verfällt, und nicht durch ſeine gute und böſe Eigenſchafften, iſt es nicht ſo viel als wenn man blindlings durch einen Zufall oder durchs Looß darauf verfiele? Weswegen ſolte man ſich aber mit einer guten That was einbilden, wenn man es entweder dem Glücke oder dem Looße zu dancken, oder die Schuld auf ſie werffen müſſe. Ich glaube, man verdiene weit mehr gelobet zu werden, wenn die That von ſeinen guten Gemüths-Gaben herrühret, und verdiene auch mehr getadelt zu werden, nachdem man etwan von ſeinen böſen Gemüths-Gaben dazu geneigt geweſen. Wenn man aber die That ohne die Gemüths-Gaben ſchätzen will, aus denen ſie entſpringen, ſo redet man in die Lufft, und ſetzt an die Stelle derer Cauſarum ein Eingebildetes

tes ich weiß nicht was. Wenn dieſer ohngefehre Zufall, oder diß ich weiß nicht was die Urſache unſrer Thaten mit Ausſchlieſſung unſerer natürlichen und erworbenen Qualitäten, unſrer Neigungen und Gewohnheiten wäre, ſo könte man ſich von der Reſolution eines andern auf keine Weiſe etwas verſprechen, weil kein Mittel verhanden ſeyn würde einen unentſchloſſenen Menſchen feſt zu halten, und ſchlüſſen in was vor eine Rhede das Schiff unſers Willens durch das ungewiſſe Ungewitter einer ausſchweiffenden Indifferentz würde geworffen werden.

§. XX.

Allein indem wir die Vorzüge und Beſchwerniſſe bey Seite ſetzen, ſo laſt uns doch ſehen, wie unſer gelehrter Autor dieſe Hypotheſin, von der er ſo groſſen Nutzen verſpricht, darthun wird. Er bildet ſich ein, GOtt und die freyen Creaturen wären bloß und allein (activ) thuend, und wenn man activ ſeyn wolle, ſo dörffe man bloß von ſich determiniret werden. Was nun aber von ſich ſelbſt determinirt wird, das darff nicht von den Objectis determiniret werden, folglich muß die freye, als freye Subſtantz gegen die Objecta indifferent ſeyn, und dieſe Indifferentz bloß durch ihre Wahl verlaſſen, die ihr das Objectum angenehm machet. Allein es ſtoſſen faſt alle Schritte dieſes Vernunfft-Schluſſes an. Es ſind nicht allein die freyen Creaturen, ſondern auch noch alle andere Subſtantzen und aus Subſtantzen zuſammen geſetzte Naturen thätig. Die Thiere ſind nicht frey, und inzwiſchen haben ſie doch thätige Seelen, man müſte ſich denn mit den Carteſianern einbilden ſie wären bloße Machinen. So iſt auch wenn man frey ſeyn will, gar nicht nöthig daß man bloß von ſich ſelbſt determiniret werde, weil eine Sache eine Direction bekommen kan, ohne eine Krafft zu erlangen. Auf ſolche Weiſe wird ein Pferd von einem Reuter regieret, ein Schiff von einem Steuer-Ruder, und Carteſius hat geglaubt unſer Leib der ſeine Stärcke behielte, bekäme bloß einige Direction von der Seelen. So kan auch eine thätige Sache von auſſen einige Determination oder Direction bekommen, die dieſe Determination oder Direction ändern kan die ſie von ſich ſelbſt haben würde. Wenn auch gleich endlich eine thätige Subſtantz nur von ſich ſelbſt determinirt wird, ſo folget doch noch gar nicht, daß ſie nicht von den Objectis beweget werde. Denn die Vorſtellung des Objecti, die in ihr ſelbſt iſt, contribuiret zur Determination, ſie kommt alſo nicht von außen, folglich iſt die Spontaneität in ihr gantz unverletzt. Die Objecta agiren nicht in die verſtändigen Subſtantzen als würckende und phyſiſche, ſondern nur als finale und moraliſche

liſche Urſachen. Wenn GOtt nach ſeiner Weißheit handelt, ſo richtet er ſich nach den Ideen der möglichen Dinge, die ſeine Objecta ſind, aber vor ihrer würcklichen Schöpffung keine Realität außer ihm haben. Demnach iſt dieſe Art einer ſpirituellen und moraliſchen Bewegung weder der Activität der Subſtantz, noch der Spontaneität ſeiner Action zuwider. Wenn auch gleich endlich die freye Macht nicht von den Objectis determinirt würde, ſo kan ſie doch niemahls gegen die Action indifferent ſeyn wenn ſie im Begriffe iſt zu agiren, weil die Action aus einer Diſpoſition zu agiren in ihr entſtehen muß, ſonſt wird man aus allem alles quidvis & quovis machen können, und nichts wird ungereimt genug ſeyn, das man nicht ſupponiren könne. Dieſe Diſpoſition aber wird bereits die Annehmligkeit dieſer bloßen Indifferentz abgebrochen haben, und wenn ſich die Seele dieſe Diſpoſition giebet, ſo wird zu dem Actu jene zu geben noch eine andere Prædiſpoſition erfordert, folglich wird man vor die Actiones, die ſie ausüben ſoll, niemahls auf eine bloße Indifferentz in der Seele kommen. Zwar incliniren ſie wohl dieſe Diſpoſitiones, ohne ſie zu nöthigen, ſie beziehen ſich insgemein auf die Objecta; doch giebt es aber auch dergleichen Diſpoſitiones die ſonſt vom Subjecto, oder von der Seelen ſelbſt herkommen, und machen, daß ein Objectum beſſer gefällt als das andere, oder daß ein Ding zu einer andern Zeit anders ſchmecket.

§. XXI.

Unſer Autor verſichert uns noch immer, daß ſeine Hypotheſis reel iſt, und bemüht ſich zu zeigen, dieſe indifferente Krafft befinde ſich würcklich in GOtt, ja man müſſe ſie ihm nothwendig zuſchreiben. Denn er ſpricht, in den Creaturen iſt ihm nichts gut noch böſe. Er hat keinen natürlichen Appetit der vom Genuß einer Sache außer ihm geſättiget werde; alſo iſt er gegen alle äuſerliche Dinge indifferent, weil ſie ihm weder helffen, noch beſchwerlich fallen können, und er muß ſich in der Wahl determiniren, und gleichſam einen Appetit machen. Und nachdem er erwehlet hat, ſo muß er ſeine Wahl behaupten, als wenn er von einer natürlichen Neigung wäre angetrieben worden. Alſo iſt der göttliche Wille die Urſache der Güte in dem Weſen, das iſt, es wird in den Objectis zwar was Gutes ſeyn, aber nicht ihrer Natur nach, ſondern ausm göttlichen Willen, wenn der vollends bey Seite geſetzt wird, ſo wird man in den Sachen weder Böſes noch Gutes finden können. Man kan ſich ſchwer einbilden, wie doch ſo geſchickte Leute in eine ſo wunderliche Meynung haben verfallen können; denn die Ration die man etwan hier anführen könte, hat nicht den geringſten Nachdruck. Es ſcheinet als wolle man dieſe Meynung daraus beweiſen, daß alle Creaturen ihr Weſen von GOtt haben, und ſie weder in ihn agiren, noch ihn determiniren können. Allein auf ſolche Weiſe kommt er augenſcheinlich von der Sache ab. Wenn wir ſagen, eine verſtändige Subſtantz werde von der Güte ſeines Objecti beweget, ſo ſagen wir nicht, als wenn dieſes Objectum nothwendig ein außer ihr exiſtirendes Weſen ſey, genug iſt es wenn es ſich nur begreiffen läſt. Denn ſeine Vorſtellung agirt in die Subſtantz, oder die Subſtantz agirt vielmehr in ſich ſelbſt, in ſo weit ſie von dieſer Vorſtellung diſponirt und afficirt wird. Es iſt klar, daß der Verſtand in GOtt die Begriffe aller möglichen Dinge in ſich hält, und hiedurch iſt alles eminenter in ihm. Dieſe Begriffe ſtellen ihm das Gute und das Böſe, die Vollkommenheit und Unvollkommenheit, die Ordnung und Unordnung, das Congruum und das Incongruum der Dinge vor, und ſeine überflüßige Gütigkeit macht, daß er das Vortheilhafftigſte erwehlet. GOtt determiniret ſich alſo durch ſich ſelbſt, ſein Wille iſt Krafft ſeiner Tugend thätig; allein er wird in der Action von dem Verſtande ſpecificirt und dirigirt der mit Weißheit angefüllet iſt. Und gleich wie ſein Verſtand vollkommen, ſeine Gedancken allezeit deutlich, und ſeine Neigungen allezeit gut ſind; ſo unterläſt er niemahls das Beſte zu thun; wir aber können im Gegentheil von dem falſchen Scheine des Wahren und des Guten betrogen werden. Wie kan man doch aber immer möglich ſagen, daß vor dem Willen GOttes in den Begriffen weder Böſes noch Gutes ſey? Macht denn der göttliche Wille die Begriffe die in dem Verſtande ſind? Ich getraue mir nicht unſerm Autori eine ſo wunderliche Meynung zuzuſchreiben, die den Verſtand und Willen confundiren, und allen Gebrauch der Begriffe umſtoſſen würde. Dependiren nun aber die Begriffe nicht von dem Willen, ſo dependiret die Vollkommenheit und Unvollkommenheit, die in ihnen vorgeſtellet wird, auch nicht von ihm. Kommt das z. E. von dem göttlichen Willen, oder nicht vielmehr von der Natur der Zahlen her, daß gewiſſe Zahlen mehr als andere viele richtige Eintheilungen haben bekommen können? daß man aus einigen eher als aus den andern Battaillons, Polygons und andere regulaire Figuren machen kan? daß die Zahl ſechſe den Vortheil hat, unter allen Zahlen, die man vollkommen heiſſet, die geringſte zu ſeyn? daß ſechs gleiche Zirckul in einem Plano einen ſiebenden berühren können, daß unter allen gleichen Cörpern die Sphæra die wenigſte Fläche hat, daß gewiſſe Zahlen ſich nicht meſſen laſſen, und folglich zur Harmonie nicht ſehr geſchickt ſind? Erhellet nicht, daß alle dieſe Vorzüge oder Beſchwerniſſe von dem Begriffe der Sachen herrühren, und daß das Gegentheil einen Widerſpruch involviren würde? Meynet man etwan der Schmertz und die Beſchwerniſſe der ſenſitiviſchen Creaturen, und ſonderlich die Glückſeligkeit und Unglückſeligkeit der verſtändigen Creaturen ſey GOtt gleichgültig? Und was wird man von ſeiner Gerechtigkeit ſagen? Iſt ſie nicht auch was eigenwilliges, und hätte er weißlich und gerecht gehandelt, wenn er beſchloſſen die Unſchuldigen zu verdammen? Ich weiß wohl, daß es unverſtändige Leute giebt, denen es was leichtes iſt eine ſo gefährliche Meynung, die alle Frömmigkeit übern Hauffen werffen kan, zu behaupten. Allein ich bin gewiß verſichert, daß unſer berühmter Autor weit davon entfernet iſt. Inzwiſchen ſcheinet einem doch dieſe Hypotheſis dahin zu führen, wenn nichts in den Objectis iſt, das dem göttlichen Willen vor ſeiner Wahl nicht indifferent ſey. Zwar hat GOtt nichts von nöthen, allein der Autor ſelbſt hat ſehr wohl angemercket, daß ihn vielmehr ſeine Gütigkeit und nicht ſeine Bedürffniſſe bewogen Creaturen hervorzubringen. Es war alſo noch vor dem Entſchluſſe eine Ration in ihm, und GOtt hat weder von ohngefehr oder ohne Urſache, noch auch aus Nothwendigkeit, ſondern aus Inclination die Welt geſchaffen, wie ichs ſchon ſo offt erinnert, und ſeine Inclination treibt ihn allezeit aufs Beſte: alſo iſts recht erſtaunens-würdig, daß unſer Autor hier Cap. 5 Sect. 1. Subſect. 4. §. 5. behauptet, es hätte GOtt, der gantz vollkommen und in ſich ſelbſt glücklich iſt, keine Ration bewegen können etwas außer ihm zu ſchaffen, da er doch vorher ſelbſt Cap. 1. Sect. 3. §. 8. 9. gelehrt, GOtt habe einen Endzweck in ſeinen Actionen, und ſein Vorhaben ſey daß er ſeine Gütigkeit mittheilen und zu erkennen geben wolle. Es galt ihm alſo nicht gleich viel ob er etwas ſchaffte oder nicht, und nichts deſto weniger iſt doch die Schöpffung eine freye That. Eben ſo wenig galte es ihm gleich viel ob er eine ſolche oder ſolche Welt, ein beſtändiges Chaos oder ein Syſtema voller Ordnung ſchaffte. Die Güte des Objecti alſo, die in ihren Begriffen mit enthalten war, die hat die Ration ſeiner Wahl ausgemacht.

§. XXII.

Unſer Autor, der ſonſt oben ſo viel gute Sachen von der Schönheit und Beqvemligkeit der göttlichen Wercke angebracht hatte, hat ſich ſo einen Weg geſucht, ſie mit ſeiner Hypotheſi zu conciliiren, die GOtt alle Abſicht auf das Gute und die Beqvemligkeit der Creaturen abzuſprechen ſcheinet. Die Gleichgültigkeit GOttes, ſpricht er, findet nur in ſeinen erſten Erwehlungen ſtatt; ſo bald aber als GOtt etwas erwehlet hat, ſo hat er auch zugleich virtualiter alles erwehlet was nothwendig mit ihr verknüpffet iſt. Es waren unendlich viele gleich vollkom̃ene mögliche Menſchen; die Erwehlung einiger unter ihnen iſt nach unſerm Autore gantz eigenwillig. Allein da ſie GOtt erwehlet hatte, ſo konte er nichts mehr wollen was der menſchlichen Natur zu wider geweſen. Bißher redet der Autor ſeiner Hypotheſi gemäß; allein das folgende gehet viel weiter. Denn er ſpricht, da GOtt ſich entſchloſſen gewiſſe Creaturen hervor zu bringen, ſo hat er ſich zugleich Krafft ſeiner unendlichen Gütigkeit entſchloſſen, ihnen alle mögliche Beqvemligkeit zu geben. In der That iſt nichts vernünfftigers; es iſt aber auch ſeiner Hypotheſi nichts mehr zu wider, und er hat vielmehr Raiſon ſie umzuwerffen, als ſie mit ſo vielen Inconvenientzien ſtehen zu laſſen, die der göttlichen Gütigkeit und Weißheit zu wider ſind. Itzt werden wir deutlich ſehen, daß ſie mit dem Angeführten nicht ſtehen kan. Die erſte Frage iſt: Wird GOtt etwas ſchaffen oder nicht, und warum? Der Autor hat geantwortet, er werde etwas ſchaffen ſeine Gütigkeit mitzutheilen und zu erkennen zu geben. Es gilt ihm alſo nicht gleich viel, ob er was ſchafft oder nicht. Hernach fragt man: Wird GOtt dieſe und dieſe Sache, oder eine andere ſchaffen, und warum? Wenn man recht bündig antworten wolte, ſo müſte man antworten, eben dieſe Gütigkeit mache daß er das Beſte erwehlt, und im folgenden verfällt der Autor in der That wieder darauf; aber nach ſeiner Hypotheſi antwortet er, er werde ſolche Sachen ſchaffen, es wäre aber kein Warum verhanden, weil GOtt gegen die Creaturen, die ihre Güte bloß von ſeiner Wahl haben, gantz indifferent ſey. Der Autor varirt ein wenig in dieſer Sache: denn hier Cap. 5. Sect. 5. Subſ. 4. v. 12. ſpricht er; es gelte GOtt gleich viel, ob er gleich vollkommene Menſchen, oder gleich vollkommene Arten von vernünfftigen Creaturen erwehle. Alſo würde er nach dieſer Redens-Art vielmehr die vollkommenſte (Speciem) Art erwehlen; und wie gleich vollkommene Arten ſich mehr oder wenig mit den andern vertragen, alſo wird er die Verträglichſten erwehlen; es iſt alſo keine gäntzliche und bloße Indifferentz, und der Autor geräth auf dieſe Weiſe auf unſre Principia. Allein wir wollen nach unſer Hypotheſi reden, wie er nach ſeiner, und mit ihm den Fall ſetzen, daß GOtt gewiſſe Creaturen erwehle, ob ſie ihm gleich gantz indifferent ſind. Er wird alſo ſo leicht irregulaire, garſtige, ſchädliche, unglückliche Creaturen, beſtändige Klumpen, allenthalben Monſtra, nur lauter boßhafftige Einwohner der Erden, Teuffel ſchaffen, die die gantze Erde anfüllen, als ſchöne Syſtemata, wohl gemachte Arten, wackere Menſchen und gute Engel. Der Autor wird ſagen, nein: da GOtt ſich entſchloſſen Menſchen zu ſchaffen, ſo hat er ſich auch zugleich entſchloſſen, ihnen alle Beqvemligkeit zu geben, deren die Welt fähig iſt, und ſo iſt es auch mit andern Arten. Ich antworte, wäre dieſe Beqvemligkeit mit ihrer Natur nothwendig verknüpffet, ſo redete der Autor nach ſeiner Hypotheſi; allein da diß nicht iſt, ſo muß er auch geſtehen, daß ſich GOtt durch eine neue Wahl, die nicht von der Wahl dependirt, ſo GOtt bewogen, Menſchen zu machen, entſchloſſen, den Menſchen alle mögliche Beqvemligkeit zu geben. Woher kommt dieſe neue Wahl? Kommt ſie auch von einer puren Indifferentz her? Wenn das iſt, ſo beweget GOtt nichts der Menſchen Beſtes zu ſuchen, und kommt er gleich bißweilen darauf, ſo geſchicht es gleichſam von ohngefehr. Allein der Autor behauptet, GOtt werde von ſeiner Gütigkeit dazu angetrieben werden; Gut, ſo iſt ihm alſo das Gute und Böſe der Creaturen nicht gleichgültig, und es ſind in ihm primitiviſche Erwehlungen, zu denen er von der Güte der Sachen bewogen wird. Er macht nicht allein die Wahl Menſchen zu ſchaffen, ſondern auch ſo glückliche Menſchen, als in dieſem Syſtemate ſeyn können. Hierauf wird keine bloße Indifferentz mehr übrig ſeyn. Denn wir können von der gantzen Welt ſo ein Urtheil fällen, wie wir von dem menſchlichen Geſchlechte gefället haben. GOtt hat ſich entſchloſſen eine Welt zu ſchaffen, ſeine Gütigkeit aber hat ihn zugleich bewegen ſollen eine ſolche zu erwehlen, in der die meiſte Ordnung, die meiſte Regularität, die meiſte Tugend, das meiſte Wohlergehen ſo nur möglich geweſen, anzutreffen ſey, denn ich ſehe nicht den geringſten Schein, warum ich ſagen ſolte, GOtt wäre von ſeiner Gütigkeit bewogen worden, die Menſchen, die er ſich entſchloſſen, zu ſchaffen, ſo vollkommen zu machen, als in dieſem Syſtemate ſeyn könne, und gegen das gantze Univerſum ſey er nicht ſo wohl geſinnt. Nun ſind wir bey der Güte des Objecti; und die pure Indifferentz, in der GOtt ohne Urſache agiren würde, wird ſelbſt durch das Verfahren unſers geſchickten Autoris gäntzlich umgeſtoſſen, bey dem die Macht der Warheit, wenn er aufs Factum hat kommen müſſen, eine ſpeculativiſche Hypotheſin überwogen, die auf die Realität der Dinge gar nicht appliciret werden kan.

§. XXIII.

Weil demnach GOtt nichts gleichgültig iſt, als der alle Grade, alle Würckungen, alle Verhältniſſe der Dinge erkennet, und alle ihre mögliche Verbindungen auf einmahl einſiehet; ſo laſt uns doch ſehen, ob ihn nicht wenigſtens die Unwiſſenheit und Unempfindligkeit des

des Menſchen in ſeiner Wahl gantz indifferent machen kan. Der Autor beehrt uns mit dieſer puren Indifferentz als mit einem ſchönen Geſchencke. Die Beweißthümer, die er davon giebt, ſind folgende: 1) Empfinden wir ſie in uns. 2) Erfahren wir die Kennzeichen und die Eigenſchafften derſelben in uns. 3) Können wir zeigen, daß andere Cauſæ, die unſern Willen determiniren können, unzulänglich ſind. Was den erſten Punct anlanget, ſo meynt er, indem wir die Freyheit in uns empfinden, ſo empfinden wir auch zugleich die pure Indifferentz. Ich läugne, daß wir eine dergleichen Indifferentz empfinden, auch daß dieſe vermeynte Empfindung aus der Empfindung der Freyheit folge. Wir empfinden insgemein etwas in uns, das uns zu unſrer Wahl incliniret, und wenn wir gleich bißweilen von allen unſern Diſpoſitionibus keine Ration geben können, ſo zeigt uns doch ein wenig Aufmerckſamkeit, daß die Beſchaffenheit unſers Leibes und der um uns ſeyenden Körper, der gegenwärtige und vorhergehende Zuſtand unſrer Seelen, und viele andere geringe Sachen die in dieſen groſſen Bewegungs-Gründen enthalten ſind, gar viel beytragen können, daß uns die Objecta mehr oder weniger anſtehen, und daß wir zu unterſchiedenen Zeiten unterſchiedne Urtheile davon fällen, ohne daß jemand einer puren Indifferentz, oder ich weiß nicht was vor einer Stärcke der Seelen zuſchreibe, die in den Objectis das ausrichte, was die Farben in der Ratten-Eyder thun ſollen. Alſo hat der Herr Autor hier nicht Urſache ſich auf das Urtheil des Volckes zu beruffen, wenn er ſpricht, das Volck urtheile in vielen Dingen beſſer als die Philoſophen. Es iſt wahr, daß viele Philoſophen in leere Einbildungen verfallen, und mir ſcheint die pure Indiffrentz aus der Zahl der Chymeriſchen Begriffe zu ſeyn. Wenn aber jemand ſagt daß eine Sache nicht exiſtire, weil ſie das gemeine Volck nicht wahrnimmt, ſo könte das Volck vor keinen guten Richter paſſiren, weil es ſich bloß nach den Sinnen richtet. Viel glauben die Lufft ſey nichts, wenn ſie nicht vom Winde getrieben wird. Denen meiſten ſind die unempfindlichen Körper, die flüßigen Sachen welche die Schwere ausmachen, oder der Niſus, die Materia Magnetica unbekand; der Seelen und anderer unzertheilbaren Subſtantzien nicht zu gedencken. Solte man aber deßwegen ſagen, ſie wären nicht, weil ſie dem gemeinen Volcke unbekant ſind? In dieſem Falle können wir auch ſagen, die Seele agire auch ohne einige Diſpoſition oder Neigung, die einiger Maßen mit zum agiren antreibt, weil viele Diſpoſitiones und Neigungen von dem Volcke aus Mangel der Aufmerckſamkeit und des Nachſinnens nicht gnugſam bemercket werden. Zum andern was die Kennzeichen der Krafft anlanget, von der hier geredet wird, ſo habe ich ſchon den Vortheil widerleget, den man ihr zuſchreibet, daß ſie nemlich mache, daß man thätig, und die wahre Urſache ſeiner Actionen, der Imputation und der Moralität unterworffen ſey; das ſind aber keine gute Kennzeichen von ſeiner Exiſtentz. Folgende, die der Autor anführet, ſind es eben ſo wenig; nemlich er ſagt, wir hätten eine Krafft in uns, uns den natürlichen Appetiten, das iſt, nicht allein den Sinnen, ſondern auch noch der Vernunfft zu wiederſetzen. Allein ich habe ſchon erinnert, daß man den natürlichen Appetiten durch andere natürliche Appetite widerſtehe. Man duldet zuweilen einige Beſchwerligkeit, und zwar mit Luſt; allein dieſes geſchicht wegen einer Hoffnung oder wegen eines Vergnügens, das mit dem Böſen verknüpffet iſt und es übertrifft; Man verſpricht ſich was Gutes davon, oder man empfindet es darinnen. Der Autor giebt vor, wir machten durch dieſe Verwandelungs-Krafft der Schein-Dinge, die er aufgebracht, angenehm was uns im Anfang mißfiele. Allein wer ſiehet nicht, daß dieſes vielmehr deßwegen geſchicht, weil die Application und die Aufmerckſamkeit auf das Objectum, und die Gewohnheit, unſre Diſpoſition, folglich unſre natürliche Appetite verändern? So macht auch die Gewohnheit, daß uns ein ziemlich wichtiger Grad der Kälte oder der Wärme nicht mehr beſchwerlich fällt wie zuvor, niemand aber ſchreibt dieſe Würckung unſrer Erwehlungs-Krafft zu. So wird auch Zeit erfordert, wenn man zu dieſer Abhärtung oder zu dieſer harten Haut gelangen will, wobey die Hände gewiſſer Handwercks-Leute einen Grad der Wärme vertragen können, der uns unſre Hände verbrennen würde. Das Volck, auf das ſich der Autor beziehet, urtheilet von der Urſache dieſer Würckung ſehr wohl, wiewohl es bißweilen lächerliche Applicationes macht. Es waren einſt zwey Mägde beym Feuer in der Küche, die eine, die ſich verbrannt hatte, ſagte zu der andern, o liebes Kind, wer wird doch das Fege-Feuer ausſtehen können? Die andere antwortete: du Närrin, man gewöhnt ſich an alles.

§. XXIV.

Allein der Autor ſpricht, dieſe wunderſame Krafft, die uns gegen alle Sachen indifferent oder nach unſerm eignem Gutdüncken geneigt macht, übertreffe annoch die Vernunfft ſelbſt. Und das iſt ſein dritter Beweiß, nemlich, man könne unſre Actiones nicht zulänglich erklären, wenn man nicht zu dieſer Krafft ſeine Zuflucht nehme. Es werden viel tauſend Leute gefunden, welche das Bitten ihrer Freunde, die Rathſchläge ihrer Anverwandten, die Beſtrafſungen ihres Gewiſſens, die Beſchwerligkeiten, die Leibes-Straffen, den Tod, den Zorn GOttes, die Hölle ſelbſt nichts achten, damit ſie nur allerhand Thorheiten treiben können, in denen weiter nichts Gutes noch Erträgliches iſt, als weil ſie ſie frey erwehlet haben. In dieſem Vernunfft-Schluſſe iſt alles gut biß auf die letzten Worte exclusive; denn wenn man ein Exempel vor die Hand nimmt, ſo befindet man, daß den Menſchen Rationes oder Urſachen angetrieben, und daß ihn ſtarcke Feſſel daran feſſeln. Eine thörichte Liebe, z. E. kan niemahls von einer puren Indifferentz herkommen seyn, die Neigung oder der Affect wird ſein Spiel mit drunter gehabt haben; allein die Gewohnheit und die Verhärtung können in gewiſſen Gemüths-Arten wohl verurſachen, daß man eher zu Grunde gehen wolle, als davon abzulaſſen. Der Herr Autor führet noch ein ander Exempel an. Ein Atheiſt, ein Lucilius Vaninus, (ſo nennen ihn die meiſten, da er doch ſelbſt in ſeinen Wercken den prächtigen Nahmen Julius Cæſar Vaninus führet) leidet viel eher die gröſte Marter wegen ſeiner Grillen, als daß er ſeine Gottloſigkeit ſolte fahren laſſen. Der Autor nennet nicht den Vaninum, und dieſer Menſch leugnete in der That ſeine böſe Meynungen, biß er überführet wurde, daß er den Atheiſmum gelehret, und einen Apoſtel deſſelben abgegeben.

Als man ihn fragte, ob ein GOtt ſey, ſo riß er Graß aus, und ſagte:

Et levis eſt ceſpes qui probet eſſe Deum.

Allein weil der General-Procurator des Parlamentes zu Thouloufe, dem erſten Præſidenten, wie man ſagt, wehe thun wolte, bey dem der Vanini gar viel galt, und ſeine Kinder in der Philoſophie unterrichtete, wo er nicht gar in ſeinem Hauſe geweſen, ſo wurde die Inquiſition nach der Schärffe fortgeſetzt, und als Vanini ſahe, daß keine Gnade zu hoffen, ſo ſagte er ſterbende, was er wäre, nemlich ein Atheiſt, das eben nichts auſſerordentliches iſt. Wenn ſich auch ein Atheiſt zur Todes-Straffe darböthe, ſo könte die Prahlerey ſo wohl eine ſtarcke Urſache deſſen bey ihm ſeyn, ſo wohl als bey dem Gymnoſophiſten Calano, und bey dem Sophiſten, deſſen freywilligen Tod durchs Feuer uns Lucianus erzehlet. Allein der Autor glaubt ſelbſt, dieſe Prahlerey, dieſe Halßſtarrigkeit, und andere thörichte und abgeſchmackte Abſichten dieſer Leute, könten nicht durch die Appetite erkläret werden, die von der Vorſtellung des Guten und des Böſen herkommen, und die uns nöthigen, zu der transcendentalen Macht, ſo das Gute in Böſes, und das Böſe in was Gutes verwandelt, unſre Zuflucht zu nehmen. Allein es treibt uns keine Noth ſo weit zu gehen, und die Urſachen unſrer Irrthümer ſind mehr als zu klar. Wir können

nen in der That dieſe Transformationes anſtellen, allein das geſchicht nicht wie bey den Hexen, durch einen bloßen Actum dieſer magiſchen Krafft, ſondern dadurch, weil man in ſeinem Gemüthe die Vorſtellungen der guten oder böſen Qualitäten, die natürlicher Weiſe mit gewiſſen Objectis verbunden ſind, verdunckelt und unterdrucket, und weil man nur diejenigen zu Geſichte bekommt, die mit unſerm Geſchmacke und mit unſern Vor-Urtheilen überein kommen, oder auch, weil man durch vieles Nachdencken über die Sache, ihr gewiſſe Qualitäten beyleget, die mit ihr bloß zufälliger Weiſe oder von unſerer Gewohnheit ſie gewöhnlich vor Augen zu haben, verknüpffet ſind. Ich habe z. E. Lebenslang vor einer guten Speiſe einen Abſcheu, weil ich in meiner Kindheit einen Eckel davor bekomen, der mir eine gewiſſe Impreſſion zurücke gelaſſen hat. Anderer Seits gefällt mir ein gewiſſer natürlicher Fehler, weil er mir von der Idee einer Perſon etwas erwecket, die ich hoch gehalten oder geliebet habe. Ein junger Menſch iſt etwan von groſſen Lob-Sprüchen gerühret worden, die man ihm nach einer öffentlichen glücklichen That gegeben; der Eindruck von dieſem groſſen Vergnügen hat ihm groſſe Liebe zur Ehre erwecket, er dencket Tag und Nacht auf Unterhaltung dieſes Affectes, und hiebey verachtet er ſelbſt den Tod, damit er ſeinen Endzweck erreichen möge. Denn ob er wohl weiß, daß er nichts davon empfinden werde, was man nach ſeinem Tode von ihm ſagen wird, ſo vermag doch die Vorſtellung, die er ſich davon macht, bey ihm ſehr viel. Und es ſind allezeit dergleichen Rationes in den Actionibus verhanden, die denen, ſo an dieſen Rationibus keinen Geſchmack haben, die häßlichſten und wunderlichſten zu ſeyn ſcheinen. Mit einem Worte, ein ſtarcker und offt wiederholter Eindruck, kan unſre Organa, unſre Einbildungs-Krafft, unſer Gedächtniß, und ſelbſt unſre Vernunfft-Schlüſſe um ein merckliches verwandeln. Offt geſchicht es, daß ein Menſch durch offtmahliges Erzehlen einer Lüge, die er vielleicht erdacht, ſie endlich ſelbſt vor wahr hält. Und gleichwie man ſich offt dasjenige vorſtellet, was angenehm iſt, ſo macht man, daß man ſichs als was leichtes vorſtellet, und glaubt, man werde es leicht zu Wercke richten können, daher kommt daß man ſich das leicht überredet, was man wünſchet:

Et qui amant ipſi ſibi ſomnia fingunt.

§. XXV.

Die Irrthümer ſind alſo, abſolut zu reden, niemahls voluntair, obſchon bißweilen der Wille, wegen der Luſt die man ſich daraus macht, ſich gewiſſen Gedancken zu ergeben, oder wegen des Abſcheues den man vor andern empfindet, gar offt dazu contribuiret. Der ſchöne Eindruck von einem Buche trägt mit zu der Beredung des Leſers bey. Die Geberden und die Arten des Redenden bringen ihm die Gunſt der Zuhörer zu wege. Man iſt geneigt die Lehren zu verachten, die von einem Menſchen herkommen, den man haſſet oder verachtet, oder der ihm in etlichen Dingen, die uns in die Augen fallen, ähnlich iſt. Ich habe bereits gemeldet, warum man ſich ſo leicht entſchlüſt das zu glauben was nützlich und angenehm iſt, und ich habe Leute gekannt, die im Anfange aus weltlichen Abſichten die Religion geändert hatten, die aber nach der Zeit überzeugt und wohl überzeugt geweſen, daß ſie die gute Parthey angenommen. So ſieht man auch, daß die Verhärtung nicht ſchlechterdings eine üble Wahl iſt die beſtändig anhält, ſondern auch eine Zuneigung drinnen anzuhalten und fortzufahren, die entweder von einem Guten herkommet das man ſich dabey einbildet, oder von einem Ubel das man ſich in der Veränderung vorſtellet. Die erſte Wahl iſt vielleicht aus Leichtſinnigkeit geſchehen, das Vorhaben aber ſie zu unterhalten, rührt von einigen ſtärckern Gründen und Impreſſionibus her. So giebt es auch einige Sitten-Lehrer die ſagen, man ſolle ſeine Wahl behaupten, damit man nicht unbeſtändig ſey, oder vor unbeſtändig angeſehen werde. Inzwiſchen iſt ein Beharren böſe, wenn man die Ermahnungen der Vernunfft verachtet, ſonderlich wenn die Materie wichtig genug iſt, daß ſie ſorgfältig ſolte unterſuchet werden. Wenn aber die Gedancke von der Veränderung unangenehm iſt, ſo wendet man leicht ſeine Aufmerckſamkeit davon ab, und dadurch verhärtet man ſich am meiſten. Der Autor, der die Verhärtung ſeiner vermeynten bloßen Indifferentz hat zuſchreiben wollen, hätte bedencken können, daß was anders erfordert werde eine Wahl vorzunehmen, als die Wahl gantz allein, oder eine bloße Indifferentz, ſonderlich wenn dieſe Wahl leichtſinnig geſchehen iſt, und um ſo viel deſto leichtſinniger, weil ſie mit mehrer Indifferentz geſchehen, in welchem Falle man ſich auch leicht von ihr loßreißen kan, es müſte denn die Gewohnheit, die Prahlerey, das Intereſſe, oder eine andere Urſache uns bewegen, darauf zu beſtehen. So muß man ſich auch nicht einbilden, als wenn man in der Rache ohne Urſache einen Gefallen hätte. Leute die ſehr empfindlich ſind, ſind Tag und Nacht drauf bedacht; und es fällt ihnen ſchwer die Vorſtellungen des empfangenen Böſen und Schimpffes zu unterdrucken. Sie bilden ſich ein, es wäre ein ſehr groſſes Vergnügen von dem Begriffe der Verachtung, der ihnen alle Augenblicke einkommt, befreyet zu ſeyn, und der macht, daß gewiſſen Leuten die Rache ſüſſer iſt als das Leben;

Quis vindicta bonum vita jucundius ipſa.

Der Autor wolte uns gerne überreden, als wenn man einer Sache, die man verlanget oder verabſcheuet, die es aber nicht gnugſam verdienet, durch die vermeynte electiviſche Krafft, die die Sachen, wie man es verlanget, gut oder böſe vorſtellet, den Uberſchuß der Güte und des Böſen gegeben hätte von dem man gerühret worden. Man hat zwey Grade vom natürlichen Ubel gehabt, man giebt ſich durch die Krafft, die ohne Urſache erwehlen kan, 6. Grade von dem gemachten Guten. Man hat alſo 6. Grade von dem freyen Gute. (Cap. 5. Sect. 2. §. 7.) Wenn das angienge, ſo würde man, wie ich ſchon angemercket, weit kommen. Er glaubt ſo gar, daß der Ehr-Geitz, der Geld-Geitz, die hefftige Begierde zum Spiel, und andere nichtige Affecten, alle ihre Macht von dieſer Krafft entlehnen. (Cap. 5. Sect. 5. Subſect. 6.) Allein es ſind ſonſt ohne das ſo viel falſche Erſcheinungen in den Dingen, ſo viel Einbildungen, die die Sache groß oder gering machen können, ſo viel übel gegründete Verbindungen in unſern Vernunfft-Schlüſſen, daß man dieſer Hexe, das iſt, dieſer innern Krafft nicht bedarff, die gleichſam auf eine bezaubernde Art würcket, und der der Autor alle dieſe Unordnungen zuſchreibet. Ich habe endlich ſchon ſo vielmahl erinnert, daß wenn wir uns zu einer der bekanten Ration widrigen Parthey entſchlüſſen, wir von einer andern dem Anſehn nach ſtärckern Ration dazu angetrieben werden, als wie z. E. die Begierde daß man wolle vor independent angeſehn ſeyn, und eine auſſerordentliche That thun. Es war einſt an dem Osnabrügiſchen Hofe ein Pagen-Præceptor, der, wie ein anderer Mutius Scævola, die Hand ins Feuer ſteckte, und bey nahe den Krebs bekommen hätte, zu zeigen daß die Stärcke ſeines Gemüthes gröſſer wäre, als ein empfindlicher Schmertz. Ich halte es werden es ihm wenig Leute nachthun, und ich weiß nicht, ob leicht ein Autor ſolte zu finden ſeyn, der nachdem er eine ſolche Krafft behauptet die ohne Urſache, oder wohl gar wider die Vernunfft etwas erwehlen kan, ſein Buch mit ſeinem eignen Exempel dadurch würde beweiſen wollen, wenn er ein gutes Beneficium oder ein ſchönes Amt fahren ließe, bloß in der Abſicht die Ober-Herrſchafft ſeines Willens über die Vernunfft zu zeigen. Wenigſtens bin ich gewiß verſichert, daß es kein geſchickter Menſch thun würde, ſondern bald gewahr werden würde, daß man ſein Opffer unfruchtbar machen würde, indem man ihm vorſtellen würde, daß er bald dem Heliodoro einem Biſchoffe von Lariſſa nachgeahmt hätte, dem ſein Buch vom Theagene und der Chariclea, wie man ſagt, lieber geweſen, als ſein Bißthum. Das kan leicht geſchehen, wenn ein Menſch ſein Amt entbehren kan, und ſehr

Ehr-geitzig iſt. Man findet auch täglich ſolche Leute, die ihre Vortheile ihrem Eigenſinne, das iſt, würckliche Güter Schein-Gütern aufopffern.

§. XXVI.

Wenn ich den Vernunfft-Schlüſſen unſers Autoris Schritt vor Schritt nachgehen wolte, die offt das widerholen, was wir bereits unterſucht haben, aber doch allezeit mit einem ſchönen und wohl ausgeſonnenen Zuſatze; ſo würde ich mich allzuſehr vertieffen müſſen: Allein ich hoffe ich werde deſſen überhoben ſeyn können, nachdem ich, wie mich deucht, allen ſeinen Gründen ein zulängliches Genügen gethan. Das beſte iſt, daß die Praxis bey ihm gemeiniglich durch die Theorie verbeſſert wird. Nachdem der Autor in der 2. Sect. dieſes 5. Cap. geſagt, wir kämen durch die Krafft ohne Urſache zu erwehlen, GOtt bey, und weil dieſes die edelſte Krafft wäre, ſo könte man durch Ausübung derſelben am beſten glücklich werden; welches aber die wunderlichſten Dinge von der Welt ſind, maßen wir GOtt viel mehr durch die Vernunfft nachahmen, und unſer Wohlſeyn darinnen beſtehet, wenn wir ihr folgen; nachdem ſage ich, bringt der Autor eine vortreffliche Verbeſſerung dagegen. Denn §. 5. ſpricht er ſehr wohl, wenn wir glücklich ſeyn wolten, ſo müſten wir unſre Wahl nach den Sachen einrichten, weil ſich die Sachen nicht leicht nach uns richten; und wenn man dieſes thäte, ſo richtete man ſich in der That nach dem göttlichen Willen. Das iſt auſſer Streit ſehr wohl geſprochen, allein er ſagt auch in der That zugleich, daß ſich unſer Wille nach der Realität der Dinge, und nach den warhafftigen Vorſtellungen des Guten und des Böſen ſo viel richten müſſe, als nur immer möglich, und daß folglich die Bewegungs-Gründe des Guten und des Böſen, der Freyheit nicht zuwider, und die Krafft ohne Urſache zu erwehlen, nichts nütze, ja ſelbſt ſehr ſchädlich ſeyn würde, ſtatt daß ſie zu unſrer Glückſeligkeit dienen ſolte. So findet ſichs auch zu allem Glücke, daß ſie nirgends iſt, und ein Ens der raiſonnirenden Vernunfft iſt, die einige Scholaſtici unmögliche Fictiones nennen. Was mich anlangt, ſo wolte ich ſie lieber entia (rationis non ratiocinantis) der nicht urtheilenden Vernunfft heiſſen. So finde ich auch, daß die III. Section von den unziemlichen und ungeſchickten Wahlen, noch mit gehen kan, weil ſie beſagt, man ſolle nicht unmögliche, unbeſtändige, ſchädliche, dem göttlichen Willen zu wider lauffende, von andern præoccupirte Sachen erwehlen. Und der Autor mercket ſehr wohl an, daß wenn man der Glückſeligkeit eines andern ohne Noth etwas benehme, man den göttlichen Willen übertrete, der will, daß jeder ſo glücklich ſeyn ſolle, als nur möglich.

Eben das will ich auch von der 4. Sect. ſagen, in der von dem Urſprunge der ungeziemenden und ungeſchickten Wahlen, nemlich von dem Irrthume oder der Unwiſſenheit, von der Nachläßigkeit der Leichtſinnigkeit leicht zu verändern, von der Verhartung, von den böſen Gewohnheiten, und endlich von den ungeſtümmen Appetiten, die uns offt auf eine ungereimte Art zu den äuſſerlichen Dingen antreiben, die Rede iſt. Die V. Sect. will die üblen Erwehlungen oder die Sünde mit der göttlichen Macht und Gütigkeit vereinigen, und gleich wie dieſe Section etwas weitläufftig iſt, ſo iſt ſie in Subſectiones eingetheilet. Der Autor hat ſich ohne Noth einen groſſen Einwurff auf den Halß geladen. Denn er behauptet, daß ohne die Krafft zu erwehlen die in der Wahl gantz indifferent iſt, keine Sünde ſeyn würde. Nun hätte GOtt aber leicht denen Creaturen eine ſo gar wenig vernünfftige Krafft verſagen können: Es wäre vor ſie ſchon genug, wenn ſie von den Vorſtellungen des Guten und des Böſen bewogen würden, GOtt könte alſo leicht nach der Hypotheſi des Autoris die Sünde verhindern. Er findet kein ander Mittel ſich aus dieſer Schwürigkeit zu helffen, als daß er ſaget, wenn dieſe Krafft von den Sachen wäre abgeſondert worden, ſo würde die Welt eine bloß leidende Machine geweſen ſeyn. Alles dieſes iſt zur Genüge widerleget worden. Wenn die Welt dieſe Krafft nicht hätte, wie ſie ſie denn auch nicht hat, ſo würde man ſich nicht eben ſehr drüber beſchweren. Die Seelen werden mit den Vorſtellungen des Guten und des Böſen, um ihre Wahlen anſtellen zu können, ſchon zu frieden ſeyn, und die Welt wird ſo ſchöne bleiben als ſie iſt. Der Autor kommt wieder auf das, was er oben vorgebracht, nemlich ohne dieſe Krafft würde keine Glückſeligkeit ſeyn. Allein es iſt ſchon genugſam darauf geantwortet worden, und dieſe Aſſertion und einige andere wunderliche Dinge, die er hier vorbringet, ſein Haupt-Paradoxon zu behaupten, haben nicht den geringſten Schein.

§. XXVII.

Er macht Subſect. IV. eine kleine Digreſſion über das Gebet, und ſpricht: Diejenigen die um etwas beten, hoffen eine Veränderung der natürlichen Ordnung; allein es ſcheinet daß ſie ſich ſeiner Meynung nach betrügen. Allein die Menſchen ſind in der That ſchon zu frieden, wenn ſie nur erhöret werden, ſie bekümmern ſich wenig darum ob der Lauff der Natur ihnen zum Beſten geändert wird oder nicht. Und ſtehen ihnen gleich die guten Engel bey, ſo geſchicht doch keine Aenderung in der generalen Ordnung der Dinge. Es iſt auch dieſe Meynung des Autoris, wenn er ſo wohl ein Syſtema von geiſtlichen Subſtantzen, als von körperlichen ſtatuirt, und daß die geiſtlichen Subſtantzen wie die Körper ein Commercium unter einander haben, ſehr vernünfftig. GOtt gebraucht ſich des Dienſtes der Engel die Menſchen zu regieren, ohne daß die Ordnung der Natur was drunter leide. Inzwiſchen iſts viel leichter dieſe Sachen ſo zu ſagen, als zu erklären, wofern man nicht zu meinem Syſtemate der Harmonie ſeine Zuflucht nimmt. Allein der Herr Autor gehet noch ein wenig weiter. Er glaubt die Sendung des heiligen Geiſtes wäre im Anfange ein groſſes Wunderwerck geweſen, itzt aber wären ſeine Würckungen natürlich. Ich laſſe ihn ſorgen, wie er ſeine Meynung erklären, und ſich mit den Theologis drüber vergleichen wird. Inzwiſchen bedencke ich, daß er den natürlichen Gebrauch des Gebets in die Krafft ſetzt, die es hat die Seelen zu beſſern, die Affecten zu überwinden, und ſich einen gewiſſen Grad einer neuen Gnade zu wege zu bringen. Wir können in unſrer Hypotheſi faſt eben das ſagen, das macht daß der Wille nur nach den Bewegungs-Gründen agirt, und wir ſind nicht den Schwürigkeiten unterworffen, in die ſich der Autor durch ſeine Krafft ohne Urſache zu erwehlen eingelaſſen; Er ſtehet auch noch wegen des göttlichen Vorherwiſſens in groſſer Verwirrung. Denn iſt die Seele in ihrer Wahl vollkommen indifferent, wie iſt es möglich dieſe Wahl vorher zu ſehen? Und was kan man vor eine zulängliche Ration von der Erkäntniß einer Sache finden, wenn keine in ihrem Seyn iſt? Der Autor verſchiebt die Auflöſung dieſer Schwürigkeit, die ſeiner Meynung nach ein gantz beſonder Buch erforderte, in einen andern Ort. Im übrigen bringt er zuweilen gar gute Sachen über das moraliſche Böſe vor, die mit unſern Grund-Lehren ziemlich übereinſtimmen. Wenn er z. E. (Subſect. VI.) ſagt, die Sünde und Laſter minderten die Schönheit des Univerſi gar nicht, ſondern vermehrten ſie vielmehr, wie gewiſſe Diſſonantzien durch ihre Härte den Ohren wehe thun würden, wenn man ſie alleine hören ſolte, und die inzwiſchen die Harmonie in der Vermiſchung angenehmer machen. Er mercket auch viel Gutes an, das in dem Böſen enthalten iſt; als z. E. den Nutzen der Verſchwendung bey den Reichen, und des Geitzes bey den Armen; in der That dient das zur Aufnahme der Künſte. Hernach giebt er auch zu bedencken, daß wir von dem Univerſo nicht aus unſrer kleinen Kugel, und aus alle dem ſchlüſſen ſollen, was uns bekand iſt, durch deren Mängel und Gebrechen die Schönheit des übrigen ſo wohl könne verherrliget werden, als durch die Muſchen, die vor ſich ſelbſt nichts ſchönes an ſich haben, doch aber von dem weiblichen Geſchlechte vor beqvem gehalten werden, das gantze Geſichte zu zieren, mit denen ſie doch denjenigen Theil häßlich machen, den ſie bedecken. Cotta hatte beym Cicerone die Vorſehung, als ſie dem Menſchen die Vernunfft mitgetheilet, mit einem Artzte verglichen, der einem Krancken den Wein erlaubet, ohngeacht er wohl ſiehet, wie er ihn zum Schaden ſeines Lebens mißbrauchen werde. Der Autor antwortet, die Vorſehung thue was die Weißheit und Gütigkeit erfordere, und das Gute, was daraus erfolge, ſey gröſſer als das Böſe. Hätte er dem Menſchen nicht die Vernunfft gegeben, ſo würde gar kein Menſch ſeyn, und GOtt würde wie ein Artzt ſeyn, der einen ums Leben brächte, um zu verhindern, daß er nicht kranck würde. Man kan hinzu ſetzen, die Vernunfft ſey nicht an und vor ſich ſchädlich, ſondern der Mangel der Ration; und wenn die Ration übel angewendet werde, ſo urtheile man wohl von den Mitteln, über den Endzweck aber, oder über den böſen Endzweck, den man ſich vorſetzt, urtheile man niemahls genugſam. Eine böſe That begehe man allezeit aus Mangel der Ration. Er trägt auch den Einwurff des Epicuri bey dem Lactantio, in ſeinem Buche de Ira Dei, vor, der bey nahe in dieſen Worten beſtehet: GOtt will entweder das Böſe wegnehmen, und kan es nicht zu Wercke richten, in dieſem Falle würde er ſchwach ſeyn, oder er kan es und will nicht, weil es eine Boßheit in ihm anzeigte, oder es fehlt ihm an Macht und Willen gleich, welches ihn zugleich ſchwach und neidiſch vorſtellen würde, oder er kan und will auch; in dieſem Falle aber wird man fragen, warum er es nicht thue, wenn er exiſtirt? Der Autor antwortet, GOtt wolle und könne das Böſe nicht heben; und er ſey inzwiſchen doch weder boßhafft, noch ohnmächtig. Ich wolte lieber geſagt haben, er könne es zwar heben, allein er wolle nicht, und zwar mit Ration, weil er zugleich mit das Gute, ja gar mehr Gutes als Böſes abſchaffen würde. Da nun alſo der Autor ſein Werck zu Ende gebracht, ſo thut er noch einen Anhang hinzu, in dem er von den göttlichen Geſetzen redet. Er theilet dieſe Geſetze gar recht in poſitive geſchriebene und natürliche ein; er mercket an die beſondern Geſetze von der Natur müſten den generalen Geſetzen der Cörper nachgeben; GOtt zürne eigentlich nicht, wenn die Geſetze übertreten werden, allein die Ordnung habe es ſo mit gebracht, daß derjenige, der ſündiget, ſich was Böſes auf den Halß ziehen ſolte, und daß dem, der andern Gewalt thue, auch wider Gewalt geſchehen ſolle. Allein er hält davor, daß die geſchriebenen Geſetze das Böſe vielmehr anzeigten und verkündigten, als daß ſie es ſelbſt anthäten. Und dieſes giebt ihm Gelegenheit von der ewigen Verdammniß derer Böſen zu reden, die weder mehr zur Beſſerung noch zu einem Exempel dienet, und die doch der Rach-übenden Gerechtigrechtigkeit GOttes ein Genügen thut, ob ſie ſich ſchon ihr Unglück ſelbſt auf den Halß ziehen. Doch ſtehet er in der Muthmaßung, als wenn die Straffe der Boßhafftigen denen Guten einen Nutzen brächte, und er zweiffelt, ob es nicht beſſer ſey, verdammt werden, als nichts ſeyn; denn es könten wohl die Verdammten unſinnige Leute ſeyn, die ſich aus einem verkehrten Sinne halsſtarriger Weiſe in ihrem Elende zu verbleiben entſchlüſſen könten, welches verurſachet, daß ſie, ſeiner Meynung nach, mitten in ihrem Elende ſich in ihren böſen Urtheilen ergötzten, und ſich eine Luſt daraus machten, den göttlichen Willen zu tadeln. Denn man findet allezeit verdrüßliche, boßhafftige, neidiſche Leute, die ſich eine Luſt daraus machen, an ihr Elend zu gedencken, und ſich ſelbſt zu betrüben. Dieſe Gedancken ſind nicht zu verachten, und ich habe auch bißweilen dergleichen gehabt, allein ich mag hier nichts gewiſſes davon ſagen. Ich habe in dem 271. §. des Verſuches, den ich dem Herrn Bayle entgegen geſetzt, die Fabel von dem Teuffel angeführet, der die Gnade ausgeſchlagen, die ihm ein Einſiedler von Seiten GOttes angebothen. Der Baron Andreas Teuffel, ein Oeſterreichiſcher Herr, und vornehmſter Bereiter Ferdinandi, Ertz-Hertzogs von Oeſterreich, der hernachmahls unter dem Nahmen Ferdinandi II. Käyſer wurde, hatte auf ſeinen

nen Nahmen zielend, zu ſeinem Wahl-Spruche einen Teuffel, oder Wald-Teuffel, mit dieſen Spaniſchen Worten, Mas perdido, y menos arrepentido, Mehr verlohren und weniger Reue, welches einen Affect ohne Hoffnung andeutet, von dem man nicht loß werden kan. Dieſe Beyſchrifft iſt hernach von dem Grafen de Villamedina einem Spanier wiederholet worden, als man geſagt, daß er in die Königin verliebt geweſen. Wenn man auf die Frage kommt, warum es offt den Guten böſe, und Böſen gut gehe, ſo glaubt unſer berühmter Autor, man habe derſelben bereits ein ſattſames Genüge gethan, und es ſey kein Zweiffel mehr darüber. Inzwiſchen bemerckt er doch, daß man offt zweiffeln könne, ob nicht die Guten die im Elend ſtecken, durch ihr eignes Verſehen unglücklich worden, die glücklichen Boßhafftigen von ihrem eignen Wohlſtande nicht verderbet worden. Er ſpricht, wir urtheilten übel, nicht allein wenn wir einen guten ſondern auch wenn wir einen glücklichen Menſchen erkennen ſolten. Man hält offt einen Heuchler in Ehren, und verachtet einen andern, deſſen gründliche Tugend nichts Verſtelltes an ſich hat. So verſtehen wir uns auch nicht wohl auf das Wohlergehen, und offt verkennet man die Glückſeligkeit unter den Lumpen eines Armen, der in Zufriedenheit lebt, und ſucht ſie inzwiſchen vergebens in den Palläſten einiger groſſer Leute. Endlich macht der Herr Autor dieſe Anmerckung: die gröſte Glückſeligkeit auf Erden beſtünde in dem zukünfftigen Wohlergehen, und alſo könne man ſagen, es ſtoſſe den Böſen nichts zu, das nicht zur Beſſerung und zur Züchtigung diene, und den Guten begegne ſelten was, das ihnen nicht zu was beſſern beförderlich wäre. Dieſe Schlüſſe ſind alle vollkommen nach meinem Sinne, und es könte zum Beſchluſſe des Werckes nichts beſſers und geſchickters geſagt werden.

Die göttliche Sache,

Wie ſie

Aus ſeiner Gerechtigkeit vertheidiget, und mit ſeinen übrigen Vollkommenheiten, und allen Actionibus conciliirt und vereiniget worden.

§. I.

DIe Abhandlung der göttlichen Sache zu ſeiner Vertheidigung gereicht nicht allein zur Ehre GOttes, ſondern auch zu unſerm Nutzen, damit wir ſo wohl ſeine Größe, das iſt, ſeine Macht und Weißheit ehren, als auch ſeine Güte, und die aus ihr flieſſende Gerechtigkeit und Heiligkeit lieben, und ſo viel an uns iſt, ihnen nachahmen mögen. Dieſe Abhandlung beſtehet aus zwey Theilen. Der erſte kan mehr vor eine Zubereitung, der andre aber vor das Haupt-Werck gehalten werden. Der erſte betrachtet die göttliche Größe und Güte ins beſondere; der andre gehöret vor alle beyde, in dem die Vorſehung über alle Creaturen, und die Regierung der vernünfftigen Creaturen, ſonderlich aber im Wercke der Frömmigkeit und Seligkeit vorkommen.

§. II.

§. II.

Die ſcharffen GOttes-Gelahrten haben mehr auf die Größe als auf die Güte geſehen; die gelindern aber haben das Gegentheil gethan: die wahren Orthodoxen laſſen ſich beyde Vollkommenheiten angelegen ſeyn. Der Irrthum derjenigen, die die Größe GOttes ſchmählern, kan *Anthropomorphiſmus*, derjenigen aber, ſo die Güte gar aufheben, *Deſpotiſmus* genennet werden.

§. III.

Die Größe GOttes iſt ſehr fleißig, ſonderlich wider die Socinianer, und einige Semiſocinianer unter denen Conradus Vorſtius hierinnen am meiſten verſtoßen, zu vertheidigen. Es kan aber dieſelbe füglich in zwey Haupt-Stücke, in die **Allmacht** und **Allwiſſenheit**, eingetheilet werden.

§. IV.

Die **Allmacht** begreifft ſo wohl die Independentz GOttes von andern, als die Dependentz aller Dinge von ihm, in ſich.

§. V.

Die *Independentz* leuchtet aus ſeiner Exiſtentz, und aus ſeinem Thun hervor. Sonlich aus der Exiſtentz, indem er nothwendig und ewig, und wie man insgemein zu reden pfleget, von ſich ſelbſt iſt: woraus denn auch die Immenſitas flüßet.

§. VI.

Im **Thun** iſt er auf eine natürliche und moraliſche Art independent: auf natürliche Weiſe, indem er der allerfreyeſte iſt, und bloß und allein von ſich ſelbſt zum Thun determinirt wird; auf die moraliſche Weiſe aber, indem er ἀνυπεύθυνος iſt, oder keinen Ober-Herrn oder Höhern über ſich hat.

§. VII.

Die *Dependentz* der Dinge von GOtt erſtreckt ſich ſo wohl auf alle mögliche Dinge, oder die ſo keine Contradiction involviren; als auch auf alle **würcklich** exiſtirende Dinge.

§. VIII.

Selbſt die **Möglichkeit der Dinge**, da ſie noch nicht würcklich exiſtiren, hat ihre Realität in der göttlichen Exiſtentz. Denn wenn GOtt nicht wäre, ſo wäre nichts möglich; und die möglichen Dinge ſind von Ewigkeit in den Begriffen des göttlichen Verſtandes.

§. IX.

Die **würcklichen** dependiren von GOtt ſo wohl nach ihrer Exiſtentz, als nach ihren Actibus, nicht allein von ſeinem Verſtande, ſondern auch von ſeinem Willen. Und zwar nach der Exiſtentz; indem alle Sachen von GOtt frey geſchaffen worden ſind, und auch von ihm erhalten werden. Daher wird nicht übel geſagt, daß die göttliche Erhaltung eine ſortgefortgeſetzte Schöpffung ſey, wie etwan beſtändig von der Sonne ein Strahl ausgehet, ob gleich die Creaturen weder aus dem göttlichen Weſen, noch nothwendig hervorkommen.

§. X.

In den *Actibus* dependiren die Sachen von GOtt, indem GOtt zu allen Actibus derer Dinge concurrirt, in ſo weit in den Actibus eine Vollkommenheit iſt, die freylich von GOtt herkommen muß.

§. XI.

Der Concurſus GOttes aber, auch der gewöhnliche, oder der ohne Wunder geſchicht, iſt ſo wohl unmittelbahr als ſpeciell oder beſonders. Und zwar unmittelbar, weil der Effect nicht allein deswegen von GOtt dependiret, weil die Urſache deſſelben von GOtt herkommt, ſondern auch weil GOtt in Hervorbringung des Effects ſelbſt nicht weniger noch (remotius) entfernter concurrirt, als in Hervorbringung deſſelben Urſachen.

§. XII.

Beſonders und ſpeciell iſt der Concurſus, weil er nicht allein auf die Exiſtentz der Sache und die Actus, ſondern auch auf die Art und die Eigenſchafften der Exiſtentz gerichtet iſt, in ſo weit als in ſelbigen etwas Vollkommenes iſt, das von GOtt, als dem Vater des Lichtes und dem Geber alles Guten beſtändig herkommt.

§. XIII.

§. XIII.

Bißher haben wir von der göttlichen Macht gehandelt, nun wollen wir von ſeiner Weißheit reden, die wegen der Unermeßligkeit Allwiſſenheit genennet wird. Dieſe, da ſie ſelbſt ſo wohl als die Allmacht die vollkommenſte iſt, begreifft alle Begriffe und alle Warheiten, das iſt, alle Complexa und Incomplexa, die ein Objectum des Verſtandes ſeyn können, in ſich, und gehet ſo wohl mit dem Möglichen als Würcklichen um.

§. XIV.

Die Allwiſſenheit der möglichen Dinge, die Scientia ſimplicis intelligentiæ, oder die Wiſſenſchafft genennet wird, nach der er die Dinge bloß einſiehet und erkennet, hat ſo wohl mit den Sachen, als mit ihren Verbindungen zu thun. Beyde aber ſind ſo wohl nothwendig, als contingent.

§. XV.

Die Poſſibilia Contingentia können als eintzeln und abgeſondert, als in gantze unendlich mögliche Welten zuſammen geordnet betrachtet werden, deren eine iede GOtt vollkommen bekant iſt, ob gleich nur eine von ihnen zur Exiſtentz gebracht worden. Denn es iſt nicht nöthig, daß wir uns mehr würckliche Welten fingiren, zumahl da eine eintzige alle Creaturen in allen Orten und zu allen Zeiten in ſich faſſet: Und in dieſem Verſtande wird hier das Wort Welt genommen.

§. XVI.

Die Wiſſenſchafft der würcklichen Dinge oder der zur Exiſtentz gebrachten Welt, und aller vergangenen, gegenwärtigen und zukünfftigen Dinge in ihr, wird Scientia viſionis genennet, vermöge der er alles weiß und gleichſam vor ſich ſiehet; ſie iſt von der Scientia ſimplicis intelligentiæ eben dieſer als möglich betrachteten Welt in weiter nichts unterſchieden, als daß noch die reflectiviſche Erkäntniß dazu kommt, vermöge der GOtt ſeinen Rathſchluß die Welt zur Exiſtentz zu bringen, erkennet. Die göttliche Præſcientz braucht kein ander Fundament als dieſes.

§. XVII.

Die Wiſſenſchafft insgemein media genannt, wird unter der Scientia ſimplicis intelligentiæ in dem Verſtande begriffen, wie wir ihn erkläret haben. Wenn ja aber jemand zwiſchen der Scientia ſimplicis intelligentiæ, und zwiſchen der Scientia viſionis noch eine mediam behaupten wolte, der könte ſich dieſelbe und die mediam anders concipiren, als insgemein geſchicht, nemlich ſo, daß die media nicht allein von dem zukünfftigen unter einer Bedingung, ſondern auch durchgehends von den möglichen contingenten Dingen genommen würde. So würde aber die Scientia ſimplicis intelligentiæ genauer genommen werden, nemlich ſo, daß ſie von möglichen und nothwendigen, die Scientia media von möglichen und contingenten, die Scientia viſionis von contingenten und würcklichen Warheiten handelte. Und die media würde mit der erſten diß gemein haben, daß ſie von möglichen, mit der letztern aber, daß ſie von contingenten Warheiten handelte.

§. XVIII.

Bißher haben wir von der göttlichen Größe gehandelt, nun wollen wir auch von der Güte Gottes was gedencken. Gleichwie aber die Weißheit oder die Erkäntniß des Wahren eine Vollkommenheit des Verſtandes iſt, alſo iſt die Güte oder das Verlangen nach dem Guten eine Vollkommenheit des Willens. Nun hat zwar ieder Wille das Gute zum Objecto, obſchon zuweilen ein Scheingut; der göttliche aber hat eintzig und allein das Gute und das Wahre zugleich.

§. XIX.

Wir wollen alſo den Willen und deſſen Objectum, nemlich das Gute und Böſe betrachten, welches die Ration zu wollen und nicht zu wollen giebet; im Willen aber ſeine Natur und Arten.

§. XX.

Zur Natur des Willens wird die Freyheit

erfordert, die darinnen beſtehet, daß iede voluntaire Action freywillig und mit Uberlegung geſchehe, ſo daß ſie die Nothwendigkeit ausſchließt, die alle Berathſchlagung und alles Uberlegen aufhebt.

§. XXI.

Die Metaphyſiſche **Nothwendigkeit** aber, als deren Oppoſitum unmöglich iſt, oder eine Contradiction involvirt, wird ausgeſchloſſen, aber nicht die moraliſche, deren Oppoſitum nur inconvenient iſt, oder einen Ubelſtand macht. Ob nun zwar GOtt in der Wahl nicht irren kan, ſondern allezeit dasjenige erwehlet, was ſich am beſten ſchickt, ſo ſtehet doch dieſes ſeiner Freyheit nicht im Wege, ſondern macht ſie noch vielmehr vollkommener. Seine Freyheit aber würde Schaden leiden, wenn nur ein eintziges mögliches Objectum des Willens, oder nur eine eintzige Ordnung möglicher Dinge geweſen wäre, in dieſem Falle würde die Wahl aufhören, und die Weißheit des Agentis nicht können gelobet werden.

§. XXII.

Derowegen irren diejenigen, oder reden zum wenigſten nicht gar zu wohl, die allein das möglich heiſſen, was würcklich geſchehen iſt, oder das GOtt erwehlet; welches eben der Irrthum des Diodori Stoici bey dem Cicerone, und unter den Chriſten des Abælardi, Wicleſii und Hobbeſii geweſen. Allein davon ſoll unten, wo wir die menſchliche Freyheit behaupten werden, ein mehrers gedacht werden.

§. XXIII.

Dieſes mag von der Natur des Willens genug ſeyn; nun folget die Eintheilung deſſelben, die zu unſerm gegenwärtigen Endzwecke ſonderlich zweyerley iſt, die eine, da er in (antecedentem) den vorhergehenden, und (conſequentem) den nachfolgenden, die andere da er in productivam und permiſſivam, oder ſchaffenden und zulaſſenden eingetheilet wird.

§. XXIV.

Die erſte Eintheilung iſt, da der Wille entweder vorhergehend oder vorläuffig, nachfolgend oder finalis iſt, oder welches eines iſt, da er entweder (inclinatoria) neigend, oder (decretoria) ſchlüßig iſt; dieſer (plena) völlig oder abſolut, jener aber (minus plena) nicht völlig iſt. Dieſe Eintheilung pfleget zwar dem erſten Anſehn nach von einigen anders erkläret zu werden, ſo daß der vorhergehende göttliche Wille z. E. alle ſelig zu machen, vor der Betrachtung der Action der Creatur vorhergehe; der nachfolgende aber z. E. einige zu verdammen, auf ſelbigen folge. Allein er gehet auch vor andern göttlichen Willen vorher, und dieſer folget nach, weil ſelbſt die Betrachtung

tung des Thuns und Laſſens der Creaturen nicht allein vor einigen göttlichen Willen vorausgeſetzt wird, ſondern auch einige göttliche Willen ſupponirt, ohne die die Action der Creatur nicht kan ſupponirt werden. In dieſem Verſtande nehmen Thomas und Scotus und andre dieſe Eintheilung, ſo daß der vorhergehende Wille auf ein Gutes an und vor ſich ſelbſt ins beſondere nach eines ieden Würde und Grade gehet, daher iſt dieſes nur ein Wille ſecundum quid; der nachfolgende aber das Gantze betrachte, und die endliche Entſchlüſſung in ſich halte, daher er auch abſolut und (decretoriſch) ſchlüßig iſt; und wenn von dem göttlichen Willen die Rede iſt, ſo bekommt er allemahl einen vollkommenen Effect. Wenn im übrigen jemand unſre Erklärung nicht annehmen wolte, mit dem wollen wir uns nicht in einen Wort-Streit einlaſſen. Er mag wenns ihm beliebt, vor den vorhergehenden und nachfolgenden, den (prævIam) vorläuffigen und finalem ſetzen.

§. XXV.

Der vorhergehende Wille iſt allerdings ernſtlich und pur, und iſt nicht mit der Velleitate (da jemand wolte wenn er könte oder wollen könte) die in GOtt nicht ſtatt findet, noch mit dem bedungenen Willen, von dem hier nicht die Rede iſt, zu vermengen. Der vorhergehende Wille aber in GOtt ſuchet alles und iedes Gute, und alles und iedes Böſe, in ſo weit es böſe und gut iſt, und nach Beſchaffenheit des Grades nach dem es böſe und gut iſt, zu verſchaffen und abzuwenden. Wie ernſtlich aber dieſer Wille ſey hat GOtt ſelbſt erkläret, da er ſo eyfrig und mit ſo groſſer Verſicherung geſagt, er wolle nicht den Tod des Sünders, er wolle alle Menſchen ſelig haben, er haſſe die Sünde.

§. XXVI.

Der nachfolgende Wille entſtehet aus allen vorhergehenden Willen zuſammen, ſo daß wenn die Effecten, die aus allen zuſammen entſpringen, nicht mit einander ſtehen können, doch der gröſte Effect erhalten werde, der von ſeiner Weißheit und Macht kan erlanget werden. Dieſer Wille pflegt auch ein (Decretum) Schluß genennet zu werden.

§. XXVII.

Daraus erhellet, daß die vorhergehende Willen nicht gantz vergebens ſind, ſondern daß ſie auch ihren Nachdruck haben, obſchon der Effect derſelben, der erhalten wird, nicht allemahl völlig, ſondern durch den Beytritt anderer nachfolgenden Willen eingeſchränckt iſt. Der decretoriſche aber, der aus allen neigenden Willen entſtehet, hat allemahl einen völligen Effect, ſo offt es dem wollenden nicht an der der Macht fehlet, wie ſie denn in GOtt niemahls fehlen kan. Es findet nemlich allein in dem decretoriſchen Willen der Grund-Satz ſtatt: der kan und will, der thut auch: denn wenn die erforderte Wiſſenſchafft zum Thun alsdenn unter der Gewalt mit begriffen wird, ſo hält man davor, daß der That weder von innen noch von auſſen was abgehe. Und es ergehet auch in der That der Glückſeligkeit und der Vollkommenheit des wollenden GOttes nichts ab, wenn gleich nicht jeder Wille einen völligen Effect erlanget. Denn weil er das Gute nur nach dem Grade der Güte, die in einem jeden iſt, verlanget; alſo geſchicht ſeinem Willen um ſo viel mehr ein Genügen, wenn das Beſte, ſo daraus entſpringet, erhalten wird.

§. XXVIII.

Die andere Eintheilung des Willens geſchicht in den **Hervorbringenden**, der mit den eignen, und in den **Zulaſſenden**, der mit fremden Actibus zu thun hat. Denn man kan bißweilen was zulaſſen, (das iſt nicht verhindern) was nicht erlaubt iſt zu thun, wie z. E. die Sünde, von der wir itzt gleich handeln wollen. Und das eigentliche Objectum des zulaſſenden Willens iſt nicht das, was erlaubt wird, ſondern die Erlaubung oder Zulaſſung ſelbſt.

§. XXIX.

Bißher haben wir vom Willen gehandelt nun wollen wir auch von der Art zu wollen oder von dem Guten und Böſen handeln. Beydes iſt dreyerley, das Metaphyſiſche, Phyſiſche und Moraliſche.

§. XXX.

Das *Metaphyſi*ſche beſtehet überhaupt in der Vollkommenheit und Unvollkommenheit, auch der nicht verſtändigen Dinge. Chriſtus hat geſagt, der himmliſche Vater ſorge auch vor die Lilien auf dem Felde, und vor die Sperlinge; GOtt bezeiget auch bey dem Jona, daß er über die unvernünfftige Thiere ſein Auge habe.

§. XXXI.

Das *Phyſi*ſche wird ins beſonder von dem Glück und Unglück der vernünfftigen Creaturen genommen, wohin das malum pœnæ gehöret.

§. XXXII.

Das *Morali*ſche aber von den tugend- und laſterhafften Thaten derſelben, wohin das malum culpæ gehöret. Und in dieſem Verſtande pflieget das phyſiſche Ubel aus dem moraliſchen zu entſtehen, ob ſchon nicht allemahl in einerley Subjectis. Dieſes aber, ſo hier möchte ſcheinen eine Abweichung ſeyn, wird doch mit Nutzen verbeſſert, ſo daß die Unſchuldigen niemahls wünſchen würden, daß ſie nicht gelitten hätten. Adde infra §. 55.

§. XXXIII.

GOtt will das Gute an und vor ſich ſelbſt wenigſtens antecedenter, nemlich ſo wohl die Vollkommenheiten der Dinge überhaupt, als ins beſondre die Glückſeligkeit und Tugend aller vernünfftigen Subſtantzen, und ein jedes Gute nach dem Grade ſeiner Güte, wie ſchon gedacht worden.

§. XXXIV.

Ob zwar der göttliche vorhergehende Wille mit dem Böſen weiter nichts zu thun hat, auſſer nur in ſo weit als er auf die Tilgung deſſelben zielt, ſo will es doch bißweilen der nachfolgende, aber nur indirectè, weil auch bißweilen durch Tilgung deſſelben Gröſſe Güter nicht können erlanget werden, in welchem Falle die Tilgung der Ubel nicht völlig zum Effecte gebracht wird, und weil ſie bey dem vorhergehenden Willen ſtehen bleibet, ſo bricht ſie nicht in den Nachfolgenden aus. Daher hat Thomas Aquinas nach dem Auguſtino nicht ungeſchickt geſagt, GOtt laſſe einige Ubel geſchehen, damit nicht viele Güter verhindert werden.

§. XXXV.

Bißweilen werden auch die metaphyſiſchen und phyſiſchen Ubel, nemlich die Unvollkommenheiten in den Dingen und die mala pœnæ in den Perſonen, zu bonis ſubſidiariis Hülffs-Gütern, gleichſam als Mittel gröſſere Güter zu erlangen.

§. XXXVI.

Das moraliſche Böſe, oder das malum

culpæ aber, kan niemahls als ein Mittel angeſehen werden, denn man ſoll nach der Ermahnung des Apoſtels niemahls was Böſes thun, daß was Gutes herkomme, bißweilen giebt es aber doch auch entweder durch damit verknüpffte und comitante Bedingungen, die man ſine qua non, das iſt, ſolche Bedingungen nennet, ohne die das gehörige Gute nicht kan erlanget werden, unter dem gehörigen Guten, wird auch die gehörige Tilgung des Böſen mit begriffen. Das Böſe aber wird nicht aus einem Principio einer unbedungenen Nothwendigkeit, ſondern aus einem Principio der Convenienz zugelaſſen. Denn es muß doch eine Urſache ſeyn, warum es GOtt vielmehr zuläſt, als nicht zuläſt. Die Urſache aber des göttlichen Willens kan von nichts anders als vom Guten hergenommen werden.

§. XXXVII.

Das malum culpæ aber iſt in GOtt niemahls das Objectum des hervorbringenden Willens, ſondern nur denn und wenn des Zulaſſenden; weil er niemahls Sünde thut, ſondern aufs höchſte nur bißweilen zuläſt.

§. XXXVIII.

Es iſt aber eine generale Regul bey Zulaſſung der Sünde, die GOtt und dem Menſchen gemein iſt, nemlich, daß niemand eine fremde Sünde zuläſt, wenn er durch Verhinderung derſelben ſelbſt etwas Böſes würde begangen haben. Und damit ich es mit einem Worte ſage, es iſt niemahls erlaubt die Sünde zuzulaſſen, auſſer wenn es ſeyn muß, wovon unten §. 66. deutlicher ſoll gehandelt werden.

§. XXXIX.

Alſo hat GOtt unter den Objectis des Willens das Beſte als den finem ultimum vor Augen, das Gute aber als mag leicht einen auch ſubalternen finem, die indifferenten Sachen, ingleichen auch die mala pœnæ als Mittel, das malum culpæ aber, als eine, der von ſonſt gehörigen Sache Bedingung, ohne die ſie nicht ſeyn würde, in dieſem Verſtande, wie JEſus Chriſtus geſagt, daß Aergerniſſe ſeyn müſten.

§. XL.

Bißher haben wir von der Gröſſe und der Gütigkeit dasjenige ins beſonders angemercket, was könte die Vorbereitung zu dieſer Sachen ſcheinen zu ſeyn; Nun wollen wir von dem handeln, was vor beyde zuſammen gehöret. Diejenigen Dinge alſo, die die Gröſſe und Güte GOttes hier mit einander gemein haben, und die nicht allein aus der Güte, ſondern auch aus der Gröſſe (das iſt aus der Weißheit und Macht) herflüſſen: denn die Gröſſe macht, daß die Gütigkeit ihren Effect erreichet. Und die Gütigkeit beziehet ſich entweder auf die Creaturen überhaupt, oder ins beſondere auf die Verſtändigen. Auf die erſte Weiſe macht ſie nebſt der Gröſſe die Vorſehung in Erſchaffung und Regierung des Universi aus; auf die andere die Gerechtigkeit, ſonderlich in Regierung der mit Vernunfft begabten Subſtantzen.

§. XLI.

Weil die Weißheit, die in den Creaturen ſich überhaupt äuſſernde Gütigkeit dirigirt, ſo folgt, daß ſich die göttliche Vorſehung in der gantzen Ordnung des Universi äuſſere; und man muß auch ſagen, daß GOtt aus unendlich vielen möglichen Ordnungen der Dinge die beſte erwehlet, und daß dieſes diejenige ſey, die würcklich exiſtiret. Denn es harmonirt alles mit einander in der Welt, und der Weiſeſte macht eher keinen Schluß als biß er alle erkannt; alſo geſchicht er über das Gantze. In eintzeln Stücken kan der Wille vorher gehen, im Gantzen muß er als decretoriſch angeſehen werden.

§. XLII.

Daher iſt accurat zu reden in den göttlichen Rathſchlüſſen keine Ordnung nöthig, ſondern man kan ſagen, es ſey nur ein eintziger göttlicher Rathſchluß geweſen, nemlich daß dieſe Ordnung der Dinge zur Exiſtentz kommen ſolle, nachdem vorher alles was in dieſe Ordnung gehöret, betrachtet, und mit den Dingen, die in andere Ordnung gehören, iſt verglichen worden.

§. XLIII.

Derowegen iſt auch der göttliche Rathſchluß unveränderlich, weil alle Rationes, die ihm vorgeworffen werden können, ſchon in Betrachtung gezogen worden; allein daraus entſtehet bloß eine neceſſitas conſequentiæ, oder die wegen des Vorherſehens und der Præordination, Hypothetica oder bedungen genennet wird, keines weges aber eine abſolute Nothwendigkeit oder Conſequentis, weil ſo wohl im Gantzen als in beſondern Stücken eine andre Ordnung der Dinge möglich geweſen, und GOtt in Erwehlung der Ordnung der Contingenten Dinge, ihre Contingentz nicht geändert.

§. XLIV.

Es iſt aber wegen der Gewißheit der Dinge das Gebet und die Arbeit zu Erlangung der künfftigen Dinge, die wir wünſchen, nicht eben vergebens und unnütze. Denn in der Vorſtellung dieſer als möglichen Ordnung der Dinge, ehe ſie noch beſchloſſen worden, ſind auch die Gebete, wenn ſie ſolte erwehlet werden, und andre Urſachen die dieſen Effect in ſich halten ſolten, ſchon in derſelben geweſen, und ſind zu Erwehlung dieſer Ordnung, als auch zu Erwehlung jedes Ausganges der in ihr enthalten geweſen, wie es billig war, zulänglich geweſen. Und was itzt GOtt zum Thun oder zum Zulaſſen bewegt, das hat ihn ſchon damahls bewogen zu ſchlüſſen, was er thun oder was er zulaſſen würde.

§. XLV.

Wir haben ſchon oben erwehnet, daß die Dinge aus dem göttlichen Vorherwiſſen, und aus der Vorſehung nicht abſolut, oder man thue und laſſe was man wolle; ſondern aus ihren Urſachen und Gründen determinirt worden. Wenn demnach jemand entweder das Gebet oder die Arbeit und den Fleiß vor unnöthig und vergebens halten wolte, der würde in ein Sophiſma verfallen, welches ſchon die Alten pigrum, das Faule, genennet haben. Adde infra §. 106. 107.

§. XLVI.

Die unendliche Weißheit aber des Allmächtigen hat nebſt einer unermeßlichen Gütigkeit gemacht, daß nach Uberlegung und Betrachtung aller Dinge nichts beſſers gemacht werden können, als was von GOtt gemacht worden, alſo daß alles vollkommen harmoniſch, und aufs herrlichſte mit einander übereinſtimme: die Cauſæ formales, oder die Seelen, mit den Cauſis materialibus, oder den Cörpern; die Cauſæ efficientes, oder die natürlichen, mit den finalen oder moraliſchen, das Reich der Gnade mit dem Reiche der Natur.

§. XLVII.

So offt als demnach in den Wercken GOttes was vorkommet, das ſcheinet tadelhafft zu ſeyn, ſo müſſen wir gedencken, es ſey uns nicht gnugſam bekand, und ein Weiſer, der es verſtünde, würde ſchlüſſen, daß man nicht einmahl was beſſers wünſchen könte.

§. XLVIII.

Daraus flieſſet ferner, daß keine gröſſere Glückſeligkeit ſey, als einem ſo guten Herrn dienen, und daß alſo GOtt über alles zu lieben, und ſich gäntzlich auf ihn zu verlaſſen ſey.

§. XLIX.

Die vornehmſte Urſache aber, warum die beſte Ordnung der Dinge (nemlich dieſe gegenwärtige) iſt erwehlet worden, iſt Chriſtus θεάνθρωπος geweſen, der aber, in ſo weit er eine Creatur iſt, die aufs höchſte erhoben worden, mit in dieſer edelſten Ordnung, als ein Stück des erſchaffenen Univerſi, ja als das Haupt, muſte begriffen werden, dem endlich alle Gewalt im Himmel und auf Erden iſt gegeben worden, und in dem alle Völcker ſollen geſegnet werden, und durch den alle Creaturen aus der Knechtſchafft der Verderbniß zu der Freyheit der Herrligkeit der Kinder GOttes ſollen frey gemacht werden.

§. L.

Bißher haben wir von der Vorſehung, nemlich der allgemeinen gehandelt; ferner entſtehet aus der Gütigkeit, wenn ſie ſonderlich auf die vernünfftigen Creaturen gezogen wird, nebſt der Weißheit, die Gerechtigkeit aus, deren höchſter Grad die Heiligkeit iſt. Derowegen begreifft die Gerechtigkeit in einem ſo weitläufftigem Verſtande nicht allein das Jus ſtrictum, ſondern auch die Billigkeit und lobenswürdige Barmhertzigkeit in ſich.

§. LI.

Die Gerechtigkeit aber überhaupt genommen, kan in die Gerechtigkeit (ſpeciatim) ins beſondere, und in die Heiligkeit getheilet werden. Die ſpecialiter genommene Gerechtigkeit gehet mit dem phyſiſchen Guten und Böſen anderer verſtändigen Creaturen um, die Heiligkeit mit dem moraliſchen Guten und Böſen.

§. LII.

Die bona und mala phyſica ereignen ſich ſo wohl in dieſem, als in dem künfftigen Leben. In dieſem Leben beſchweren ſich viele durchgängig, daß die menſchliche Natur ſo vielem Böſen unterworffen, und bedencken nicht, daß der meiſte Theil derſelben aus der Menſchen Schuld herflüſſen, und daß die göttlichen Wohlthaten gegen uns nicht danckbar genug erkant werden, wenn wir mehr auf das Böſe, als auf das Gute, unſer Augenmerck richten.

§. LIII.

Andern mißfällt ſonderlich dieſes, daß die phyſiſchen Ubel und Güter nicht nach den moraliſchen bonis und malis eingetheilet ſeyn, oder daß es den Guten offt böſe, und den Böſen wohl gehet.

§. LIV.

§. LIV.

Auf dieſe Klagen müſſen zwey Stücke geantwortet werden, erſtlich das, was der Apoſtel geſagt, nemlich daß die Leiden dieſer Zeit der künfftigen Herrligkeit nicht werth ſeyn, die an uns ſoll offenbahret werden: zum andern das, was Chriſtus ſelbſt unter dem ſchönen Gleichniße an die Hand gegeben; daß wenn das Saam-Körnlein, das in die Erde fällt, nicht ſterbe, ſo werde es auch keine Früchte bringen.

§. LV.

Derowegen wird das Leiden nicht allein reichlich belohnet werden, ſondern es wird zu Vermehrung der Glückſeligkeit vieles beytragen; und dieſe Mala nützen nicht allein, ſondern werden auch erfordert. Add. §. 32.

§. LVI.

Bey dem zukünfftigen Leben ſind noch gröſſere Schwürigkeiten. Denn da wendet man ein, es werde auch in ſelbigem das Gute von dem Böſen übertroffen, weil wenig erwehlet ſind. Origenes hat zwar wohl alle Verdammung aufgehoben; einige von den Alten haben geglaubt, es würden nur wenig ewig verdammt werden; einige haben davor gehalten, es würden nur die Chriſten ſelig werden, wohin der heilige Hieronymus einiger maßen zu incliniren geſchienen.

§. LVII.

Allein wir haben nicht nöthig zu dieſen Paradoxis und verwerfflichen Dingen unſre Zuflucht zu nehmen; die rechte Antwort iſt, die völlige Größe und Weitläufftigkeit des himmliſchen Reiches müſſe nicht nach unſrer Erkäntniß abgemeßen werden. Denn es kan ja wohl die Herrligkeit der Seligen durch das göttliche Anſchauen ſo groß ſeyn, daß das Böſe aller Verdammten mit dieſem Guten gar nicht könne verglichen werden, und die heilige Schrifft erkennet unzehlig viel ſelige Engel: und die Natur ſelbſt, die durch neue Entdeckungen iſt erläutert worden, zeiget uns die vielen und mancherley Arten der Geſchöpffe; daher wir denn viel beqvemer als Auguſtinus und andere Alten erkennen können, wie das Gute das Böſe überwieget.

§. LVIII.

Unſre Erde iſt nur ein Satelles einer Sonne, und es ſind ſo viel Sonnen, als Fix-Sterne; es iſt gar glaublich, daß noch über allen Fix-Sternen ein groſſes Spatium ſey. Derowegen kan es wohl ſeyn, daß entweder in der Sonne, oder ſonderlich in den Regionen über den Sonnen glückſelige Creaturen wohnen. Wie wohl auch die Planeten glücklich ſeyn, oder glücklich könten werden. Daß in unſers Vaters Hauſe viele Wohnungen ſind, hat Chriſtus eigentlich von dem Himmel der Seligen geſagt, den einige Theologi Empyreum nennen, und über die Sternen ſetzen, ob ſchon ſonſt von dem Sitze der Gläubigen nichts gewiſſes kan geſagt werden. Inzwiſchen kan gar wahrſcheinlich geſchloſſen werden, daß in der ſichtbaren Welt viele Wohnungen der vernünfftigen Creaturen ſind, da immer einige ſeliger ſind, als die andern.

§. LIX.

Der Schluß von der Menge der Verdammten iſt nur in unſrer Unwiſſenheit gegründet, und kan durch eine eintzige Antwort, die wir oben angezeiget haben, zu nichte gemacht werden. Wenn uns alles bekant wäre, ſo würde erſcheinen, daß wir ſo gar nichts beſſers wünſchen können, als das was GOtt gemacht. Denn die Straffen der Verdammten halten wegen ihrer anhaltenden Boßheit auch an. Derowegen widerlegt ein wackerer GOttes-Gelehrter Joh. Fecht in einem ſchönen Buche von dem Zuſtande der Verdammten diejenigen recht wohl, die nicht zugeben, daß die Sünde in dem zukünfftigen Leben eine Straffe verdiene, als wenn die GOtt weſentliche Gerechtigkeit iemahls aufhören könte.

§. LX.

Endlich fallen auch bey der Heiligkeit GOttes oder bey der gegen das moraliſche Gute und Böſe anderer gehaltenen Vollkommenheit, die macht daß er die Tugend liebet, und auch die Sünde in andern haſſet, und ihn von aller Sünde loßſpricht, groſſe Schwürigkeiten vor; und dennoch herrſchen mitten in dem Reiche des mächtigen GOttes allerhand Laſter. Alle dieſe Schwürigkeiten aber werden mit Hülffe des göttlichen Lichtes auch ſchon in dieſem Leben dergeſtalt überwunden, daß ſich die Frommen und Liebhaber GOttes, ſo viel als nöthig, ſchon eine Genüge thun können.

§. LXI.

Es wird der Einwurff gemacht, GOtt concurrire allzu viel zur Sünde, der Menſch aber zu wenig; GOtt *concurrire* zu dem *morali*ſchen Böſen, phyſice und moraliter, durch einen voluntatem productivam und permiſſivam der Sünde allzu ſehr.

§. LXII.

Sie mercken an, der Concurſus würde dennoch Platz finden, wenn ſchon GOtt active nichts zur Sünde beytrüge, ſondern wenn er es bloß zulieſſe, oder nicht verhinderte, wenn er könte.

§. LXIII.

Allein ſo concurrire GOtt phyſicè und moraliter zugleich, weil er nicht allein die Sünder nicht verhindert, ſondern ihnen auch einiger maßen hilfft, indem er ihnen die Kräffte und die Gelegenheit an die Hand gebe. Daher kämen auch die Redens-Arten der heiligen

Schrifft, daß GOtt die Böſen verhärte, und zum Böſen antreibe.

§. LXIV.

Daher unterſtehen ſich einige zu ſchlüſſen, daß GOtt entweder auf beyderley Weiſe, oder doch auf eine von dieſen beyden, ein Mitgehülffe der Sünde, ja wohl gar der Urheber ſey; und werffen alſo die Heiligkeit, Gerechtigkeit und Gükeit GOttes über den Hauffen.

§. LXV.

Andre wollen lieber die göttliche Allwiſſenheit und Allmacht, und mit einem Worte die Gröſſe ſchwächen und verringern, als wenn er entweder das Böſe nicht erkennte oder nicht achte, oder dem Strohme des Böſen nicht widerſtehen könte, welches der Epicuräer und Manichäer Meynung geweſen, dergleichen auch etwas, wie wohl ein wenig gelinder, die Socinianer lehren, die zwar wohl die Behutſamkeit brauchen, daß ſie die göttliche Heiligkeit nicht beflecken wollen, aber doch ſonſt andre göttliche Vollkommenheiten nicht gar zu löblich fahren laſſen, und aus den Augen ſetzen.

§. LXVI.

Damit wir zu erſt auf den moraliſchen Concurſum des Zulaſſenden antworten, ſo müſſen wir dasjenige, was wir droben angefangen, fortſetzen, nemlich die Zulaſſung der Sünde ſey erlaubt, (oder moraliter möglich;) wenn ſichs befindet, daß es ſo ſeyn muß: (oder moraliter nothwendig iſt;) wenn nemlich eine fremde Sünde ohne ſelbſt einen Fehler zu begehen, das iſt, ohne Verletzung desjenigen was einer andern oder ſich ſelbſt ſchuldig iſt, nicht kan verhindert werden. Ein Soldat z. E. der ſonderlich in gefährlichen Zeiten auf der Wache ſtehet, darff ſie nicht verlaſſen, zwey Freunde, die ſich ſchlagen wollen, davon abzuhalten. Adde ſupra §. 36. Daß aber in GOtt eine Art einer Pflicht oder Schuldigkeit ſtatt finde, das verſtehen wir nicht menſchlicher Weiſe, ſondern θεοπρεπῶς, weñ er ſonſt und ohne das ſeinen Vollkom̃enheiten einen Abbruch thun würde.

§. LXVII.

Ferner, wenn GOtt die beſte Ordnung des Univerſi (in der die Sünde mit begriffen iſt,) nicht erwählet hätte, ſo würde er noch was weit ärgers zugelaſſen haben, als die Sünde der Creaturen iſt, denn er würde ſeinen eignen und, was hieraus folget, auch eines andern Vollkommenheiten einen Abbruch gethan haben. Denn die göttliche Vollkommenheit kan unmöglich was anders als das Beſte erwehlen, zumahl da das geringere Gute was Böſes iſt. Und es würde kein GOtt, ja nichts mehr ſeyn, wenn es GOtt entweder an Kräfften fehlte, oder wenn er im Verſtande irrte, und im Willen ſtrauchelte.

§. LXVIII.

Der Concurſus phyſicus GOttes zur

Sünde hat einige bewogen ihn zur Urſache und zum Urheber der Sünde zu machen; allein ſo würde auch das malum culpæ ein objectum des voluntatis productivæ in GOtt ſeyn, wobey uns die Epicurer und Manichäer ſehr hart auf den Leib gehen. Allein auch hierinnen vertheidiget ſich GOtt, der die Gemüther erleuchtet, in einer frommen und der Warheit ergebenen Seele ſelbſt. Wir wollen demnach erklären was das heiſt, daß GOtt zu dem materiali der Sünde, oder zu dem was in dem Böſen gut iſt, und nicht zu dem formali concurrirt.

§. LXIX.

Man muß nemlich antworten, daß zwar in den Creaturen und ihren guten und böſen actionibus nichts vollkommenes und nichts positive reales zu finden, das nicht GOtt zuzuſchreiben ſey; die Unvollkommenheit aber des actus beſtehe in der Privation, und entſtehe aus der urſprünglichen Limitation der Creaturen, die ſie bereits im Stande der bloßen Mögligkeit, (das iſt, in der Region der ewigen Warheiten oder in denen dem götlichen Verſtande obſchwebenden Begriffen) aus ihrem Weſen haben: denn wenn was unumſchrenckt und ohne Limitation wäre, das würde keine Creatur, ſondern GOtt ſeyn. Die Creatur aber wird limitirt genennet, weil ihre Gröſſe, Macht, Wiſſenſchafft und jede Vollkommenheit Gräntzen und Schrancken hat. Daher iſt der Grund des Böſen nothwendig, der Urſprung aber contingent, das iſt, es iſt eine nothwendige Sache, daß das Böſe möglich; allein das iſt eine bloße Contingentz, daß würcklich Böſes verhanden: das non contingente kommt durch die Ubereinſtimmung der Dinge, wegen der Convenientz mit der beſten Ordnung der Dinge, deſſen Theile ſie ausmacht, von der potentia zum actu.

§. LXX.

Was wir aber nach dem Auguſtino, Thoma, Luthero und andern Alten und Neuen von der privativa conſtitutione des Böſen gedencken, das wollen wir, weil es vielen nichtig oder doch ſehr dunckel vorkommt, aus der Natur der Sachen ſelbſt alſo erklären, daß erhellen wird, daß nichts gründlichers ſey als diß, und zum Gleichniſſe etwas empfindliches und materialiſches nehmen, das auch in der Privation beſtehet, dem der Keppler ein berühmter Naturkündiger den Nahmen der Inertiæ corporum naturalis gegeben.

§. LXXI.

Damit wir uns nemlich eines leichten Exempels bedienen; wenn der Fluß die Schiffe mit ſich fortführet, ſo giebt er ihm eine Geſchwindigkeit, die aber wegen ihrer eignen (Inertia) Trägheit limitirt iſt, ſo daß diejenigen die ſchwerer und mehr beladen ſind, auch wenn im übrigen nichts im Wege ſtehet, langſamer fortgehen. Alſo geſchicht es, daß die Geſchwindigkeit vom Fluſſe, das Langſamgehen von der Laſt; das Poſitivum von der Krafft des Antreibenden, das Privativum von der Inertia des Angetriebenen herkommt.

§. LXXII.

Eben ſo kan man ſagen, daß GOtt den Creaturen die Vollkommenheit gebe, die aber von ihrer Receptivität limitirt und eingeſchrenckt wird; alſo wird das Gute von GOtt, das Böſe von der Trägheit der Creaturen ſeyn.

§. LXXIII.

Alſo irret bißweilen der Verſtand aus Mangel der Aufmerckſamkeit;. der Wille aber wird aus Mangel der Geſchwindigkeit zurück gehalten, ſo offt das Gemüthe, wenn es nach GOtt oder nach dem höchſten Gute ſtreben ſoll, aus Trägheit an den Creaturen hangt.

§. LXXIV.

Bißher haben wir denjenigen geantwortet, die meynen, GOtt trage allzu viel zu dem Böſen bey; itzt wollen wir diejenigen abfertigen, die ſagen, der Menſch concurrire nicht genugſam, oder er ſey nicht ſtraffbar genug im Sündigen, um die Schuld auf GOtt ſchieben zu können. Dieſes wollen alſo die Widerſacher ſo wohl aus der Schwachheit der menſchlichen Natur, als aus dem Mangel der benöthigten göttlichen Gnade unſrer Natur aufzuhelffen, beweiſen. Derowegen wollen wir in der Natur des Menſchen ſo wohl die Verderbniß, als auch den Uberreſt des göttlichen Ebenbildes aus dem Stande der Unſchuld betrachten.

§. LXXV.

Ferner wollen wir beydes den Urſprung, als auch die Beſchaffenheit der **menſchlichen Verderbniß** betrachten. Der **Urſprung** rührt ſo wohl von dem Falle unſrer erſten Eltern, als von der Fortpflantzung dieſer anſteckenden Seuche her. Ingleichen fällt auch die Urſache und die Natur des Falles zu betrachten vor.

§. LXXVI.

Die Urſache des Falles oder warum der Menſch mit Wiſſen und Zulaſſung und mit dem Concurſu GOttes gefallen, iſt nicht in einer ſclaviſchen Gewalt GOttes zu ſuchen, als wenn die Gerechtigkeit und Heiligkeit keine göttliche Eigenſchafften wären; welches auch in der That ſo ſeyn würde, wenn er weder nach Recht, noch nach Billigkeit fragte.

§. LXXVII.

Die Urſache des Falles iſt auch in keiner göttlichen Gleichgültigkeit gegen das Böſe und Gute, Gerechte und Ungerechte zu ſuchen, als wenn er diß nach ſeinem Gutdüncken gemacht hätte; wenn dieſes ſtatt finden ſolte, ſo würde folgen, daß er leicht was mit eben dem Rechte, das iſt, mit keinem ſetzen könte; welches wiederum alle Gerechtigkeit und allen Ruhm der Weißheit vernichtigen würde, maßen er in ſeinen Actionibus keine Wahl, und die Wahl keinen Grund haben würde.

§. LXXVIII.

Eben ſo wenig iſt die Urſache des Falles in einem GOtt angedichteten Willen, der gar nicht heilig und liebenswürdig iſt, zu ſuchen, als wenn er, der nur den Ruhm ſeiner Gröſſe ſuche, und ohne alle Gütigkeit ſey, aus einer grauſamen Barmhertzigkeit, elende Creaturen gemacht hätte, damit er jemanden haben möchte, deſſen er ſich erbarmen könte; und als wenn er aus einer verkehrten Gerechtigkeit wolte, daß die Menſchen ſündigen ſolten, damit er jemanden hätte, den er ſtraffen könte: welches alles aber tyranniſch und von der wahren Ehre und Vollkommenheit entfernet iſt, deſſen Zierde nicht allein in der Gröſſe, ſondern auch in der Gütigkeit geſucht werden muß.

§. LXXIX.

Sondern die wahre Urſache des Falls beſtehet in der Unvollkommenheit oder der urſprünglichen Schwäche der Creaturen, die verurſacht hat, daß die Sünde in der beſten Ordnung der möglichen Dinge mit begriffen geweſen, von dem oben gehandelt worden. Daher iſt denn geſchehen, daß der Fall, der göttlichen Tugend und Weißheit ungeacht, mit Recht zugelaſſen worden, ja daß er zugelaſſen werden müſſen, wenn dieſe nicht ſolten verletzet werden.

§. LXXX.

Die **Natur des Falles** muß man ſich mit dem Bayle nicht ſo concipiren, als wenn GOtt dem Adam zur Straffe über die Sünde, und mit ſeiner Nachkommenſchafft zum beharrlichen Sündigen verdamt, und ihm (ſeinen Entſchluß vollführen zu können) eine Peccaminoſität eingegoſſen hätte, da vielmehr dieſe Peccaminoſität vermöge der erſten Sünde, aus einem phyſiſchen Nexu erfolget iſt, wie etwan aus der Trunckenheit viele andre Sünden entſtehen.

§. LXXXI.

Nun folget die **Fortpflantzung** dieſer **Seuche**, die von dem Falle unſrer erſten Eltern entſtanden iſt, und auf die Seelen der Nachkommenden kommen iſt. Es ſcheint daß ſie nicht beſſer könne erkläret werden, als wenn man ſtatuirt, daß die Seelen der Nachkommen ſchon in Adam angeſteckt geweſen. * Damit dieſes deſto beſſer möge verſtanden werden, ſo iſt zu wiſſen, daß die Formirung der Thiere und der Pflantzen nicht aus einer confuſen Maſſe, ſondern aus einem einiger maſſen ſchon vorher zubereiteten im Saamen verborgen liegendem und ſchon lange belebtem

Cörper geſchehe. Woraus denn folget, daß Krafft des erſten göttlichen Segens, einige organiſche Rudimenta aller lebendigen Dinge (und zwar, vor die Thiere, die Forme der ob ſchon unvollkommenen Thiere) und einiger maßen die Seelen ſelbſt ſchon vorlängſt in den erſten Eltern beyderley Geſchlechtes exiſtiret haben, die mit der Zeit alle ſolten evolviret werden. Was aber die Seelen und die Thiere anlangt, die denen Saamen der menſchlichen Cörper zugeeignet ſind, ingleichen auch die übrigen Saam-Tierichen, die dem menſchlichen Cörper nicht ſind zugeeignet worden, da muß man ſagen, daß ſie bloß in einer natura ſenſitiva ſubſiſtiret, biß ſie durch die letzte Conception von den übrigen abgeſondert, und der organiſche Cörper zugleich, zu einer menſchlichen Form ſolte zubereitet, und deſſen Seele zum Grad der Rationalität erhaben werden, ob es aber durch eine ordentliche oder auſſerordentliche göttliche Würckung geſchehe, das will ich eben nicht ausmachen.

§. LXXXII.

Hieraus erhellet auch zugleich, daß man zwar keine Præexiſtentz der Rationalität ſtatuire, doch aber davor gehalten werden könne, daß in den præexiſtirenden Dingen auch die Dinge, die einſt hervorkommen ſollen, von GOtt præſtabilirt und vorher zubereitet

reitet worden, alſo nicht allein der Organiſmus humanus, ſondern auch die Rationalität ſelbſt, durch einen, daß ich ſo reden mag, actum ſignatum, der dem Exercitio zuvor kommt, und daß zugleich die Verderbniß der Seele, ob ſie gleich noch nicht durch den Fall Adams in die menſchliche Seele eingeführet worden, ſondern erſt hernach, durch den Grad der Rationalität in die Krafft der urſprünglichen Peccaminoſität eingetreten ſey. Im übrigen erſcheinet aus den neueſten Erfindungen, daß das Leben und die Seele allein vom Vater herkomme, von der Mutter aber in der Empfängniß gleichſam ein Indumentum (wie man davor hält, in der Forme eines Eyes) zu des neuen organiſchen Cörpers Vollkommenheit, nöthiges Wachsthum dazu komme.

§. LXXXIII.

Alſo fallen ſo wohl die philoſophiſchen Schwürigkeiten von dem Urſprunge der Formen und der Seelen, und ihrer Immaterialität und Impartialität weg, die machen, daß keine Seele von der andern kan gebohren werden;

§. LXXXIV.

Als auch die Theologiſchen von der Verderbniß der Seelen, damit nicht könne geſagt werden, daß die bloß vernünfftige, entweder præexiſtirende oder neu geſchaffene Seele in die verderbte Maſſe von GOTT geſtoſſen werde, daß ſie auch ſelbſt ſolle verderbt werden.

§. LXXXV.

Demnach iſt doch ein Tradux, aber ein tractablerer als derjenige, den der Auguſtinus und andere wackere Männer ſtatuiret haben, nicht einer Seele aus der andern (der, wie aus dem Prudentio erhellet, von den Alten verworffen worden) ſondern eines animati ex animato.

§. LXXXVI.

Bißher haben wir von der Urſache, nun wollen wir von der **Natur und Beſchaffenheit** unſrer Verderbniß handeln; ſie beſtehet in der Erb- und fortgepflantzten Sünde. Die **Erb-Sünde** hat ſolche Gewalt, daß ſie die Menſchen in natürlichen Dingen ſchwach, in geiſtlichen vor der Wiedergeburth tod macht, daß der Verſtand zu ſinnlichen, der Wille zu fleiſchlichen dergeſtalt geneigt iſt, daß wir von Natur Kinder des Zornes ſind.

§. LXXXVII.

Unterdeſſen muß man dem Herrn Bayle und andern, ſo die göttliche Gütigkeit anfechten, oder doch nur mit einigen Einwürffen verdunckeln, nicht einräumen, daß die, welche bloß unter der Erb-Sünde geweſen, und vor dem zulänglichen Gebrauch der geſunden Vernunfft ohne würckliche Sünde (wie die Kinder ohne Tauffe und auſſer der Kirche) ſterben,

ben, in das ewige Feuer verdammt werden, denn es iſt beſſer, daß man ſie der göttlichen Barmhertzigkeit überlaſſe.

§. LXXXVIII.

Worinnen ich auch die Gelindigkeit des Joh. Hülſemanni, Joh. Adami Oſiandri, und einiger andrer berühmten Theologorum der Augſpurgiſchen Confeſſion lobe, die zu dieſer Meynung inclinirt haben.

§. LXXXIX.

Denn es ſind doch nicht alle Funcken des göttlichen Ebenbildes verloſchen, von dem hernach; ſondern können noch durch die göttliche vorlauffende Gnade zu geiſtlichen Dingen wieder aufgewecket werden, doch ſo, daß allein die Gnade die Bekehrung würcke.

§. XC.

So ſondert auch die Erb-Sünde, die verdorbne Maſſe des menſchlichen Geſchlechtes nicht gantz von der allgemeinen göttlichen Gnade ab, denn dem ohngeacht hat doch GOtt die im Argen liegende Welt ſo geliebet, daß er ſeinen eingebohrnen Sohn vor die Menſchen gegeben.

§. XCI.

Das *Peccatum derivativum* iſt zweyerley, das würckliche und habituale, in denen die

Ausübung der Verderbniß beſtehet, ſo daß dieſe nach den Graden und Modificationen varirt, und auf unterſchiedne Art in die That ausbricht.

§. XCII.

Und die **würckliche** beſtehet ſo wohl in innerlichen Actibus allein, als in Actionibus aus innerlichen und äuſerlichen zuſammen; und iſt ſo wohl commiſſionis, als omiſſionis; ſo wohl culpoſum aus der Schwachheit der Natur, als malitioſum aus der Boßheit des Gemüthes.

§. XCIII.

Die (*habitualis*) **Gewohnheits-Sünde** entſtehet aus böſen oder öfftern oder doch aus ſtarcken Actionibus, wegen der Menge und Größe der Impreſſionen. Und es kommt durch die Gewohnheits-Sünde noch etwas böſes zu der urſprünglichen Verderbniß hinzu.

§. XCIV.

Ob ſich zwar die Knechtſchafft der Sünde auf das gantze Leben des Unwiedergebohrnen erſtrecket, ſo iſt ſie doch nicht ſo weit zu extendiren, als wenn gar keine Actiones der Unwiedergebohrnen wahrhafftig tugendhafft, ja gar keine unſchuldig, ſondern allezeit recht ſündlich wären.

§. XCV.

Denn es können ja bißweilen die Unwiedergebohrnen in bürgerlichen Dingen etwas aus Liebe zur Tugend und zu dem gemeinen Beſten thun, aus Antrieb der geſunden Vernunfft, ja auch in Anſehung GOttes ohne Vermiſchung einer böſen Abſicht des Ehr-Geitzes, des beſondern Nutzens oder eines fleiſchlichen Affects.

§. XCVI.

Unterdeſſen kommt doch alles, was ſie thun, aus einer verderbten Unart her, und es wird immer was Böſes mit eingemiſchet, ob gleich nur bißweilen aus Gewohnheit.

§. XCVII.

Im übrigen macht dieſe Verderbniß und menſchliche Depravation, ſie ſey ſo groß als ſie wolle, doch nicht, daß der Menſch könne entſchuldiget oder von aller Schuld loßgeſprochen werden, als wenn er nicht frey und freywillig genug agirte. Denn es ſind noch einige Uberbleibſel des göttlichen Ebenbildes verhanden, die machen, daß die göttliche Gerechtigkeit in Beſtraffung der Menſchen dennoch unverletzt bleibt.

§. XCVIII.

Dieſe Uberreſte des göttlichen Ebenbildes beſtehen theils in dem angebohrnen Lichte des Verſtandes, theils in der angebohrnen Freyheit des Willens. Beydes iſt zu einer tugend- und laſterhafften Action nöthig, damit wir wiſſen und wollen was wir thun, und auch von der Sünde, die wir begehen, abſtehen können, wenn wir nur Fleiß genug anwenden.

§. XCIX.

Das angebohrne Licht beſtehet ſo wohl in den Ideis incomplexis, als auch in den Notitiis complexis die daraus entſpringen. So ſind auch GOtt und das ewige göttliche Geſetze in unſre Seele und Hertz geſchrieben, ob ſie ſchon durch Nachläßigkeit der Menſchen und von den ſinnlichen Affecten öffters verdunckelt werden.

§. C.

Es wird aber dieſes Licht wieder einige neuere Scribenten ſo wohl aus der heiligen Schrifft bewieſen, die bezeigt, daß das göttliche Geſetze in unſer Hertze geſchrieben iſt; als auch aus der Vernunfft, weil die nothwendigen Warheiten bloß und allein aus denen in das Gemüthe gepflantzten Principiis, nicht aber aus der Inductione der Sinne bewieſen werden können. So macht auch die Inductio ſingulairer oder eintzler Dinge, niemahls eine allgemeine Nothwendigkeit.

§. CI.

Die Freyheit bleibt auch bey der gröſten menſchlichen Verderbniß unverletzt, ſo daß der Menſch, ob er ſchon auſſer allen Zweiffel ſündigen würde, doch dieſen Actum peccandi, den er begehet, niemahls nothwendig begehet.

§. CII.

Die Freyheit iſt ſo wohl von der Nothwendigkeit, als vom Zwange frey und ausgenommen. Es macht weder die Futuritio der Warheit, noch die göttliche Præſcientz und Præordination, noch die Prædiſpoſition der Dinge eine **Nothwendigkeit.**

§. CIII.

Die *Futuritio* macht ſie nicht, denn ob ſchon die Warheit der futurorum contingentium ausgemacht und determinirt iſt, ſo iſt doch die objectiviſche Gewißheit, oder die untrügliche Determination der Warheit die in ihnen iſt, keines weges mit der Nothwendigkeit zu confundiren.

§. CIV.

So macht auch das **Vorherwiſſen und Vorherordnen GOttes keine Nothwendigkeit**, ob es auch gleichfalls untrüglich: denn GOtt hat in der idealen Ordnung der möglichen Dinge, die Sachen, wie ſie zukünfftig geweſen, und in derſelben den Menſchen, wie er frey ſündiget, geſehen; eben ſo wenig hat er auch, da er beſchloſſen dieſe Ordnung zur Exiſtentz zu bringen, die Natur der Sachen geändert, oder das nothwendig gemacht, was contingent geweſen.

§. CV.

So ſchadet auch die *Prædiſpoſition* der Dinge, oder die Ordnung der Urſachen der Freyheit

heit nicht. Denn ob wohl nie was geſchicht, davon man nicht könne eine Ration geben, und es auch keine indifferentiam æquilibrii giebt, (als wenn in einer freyen Subſtantz und auſſer ihr ſich alles zu den beyden gegenſeitigen Dingen gleich verhielte) indem vielmehr allezeit in der agirenden und in den concurrirenden Cauſis einige Zubereitungen verhanden, die einige Prædeterminationes nennen; ſo muß man doch ſagen, daß dieſe Determinationes bloß neigen, aber nicht neceſſitiren, ſo daß allemahl einige Indifferentz oder Contingentz übrig bleibet. So haben wir auch niemahls einen ſo groſſen Appetit und Affect in uns, daß der Actus nothwendig daraus erfolge. Denn ſo lange der Menſch noch bey ſich ſelbſt iſt, ſo kan doch noch allezeit, wenn ihn auch gleich der Zorn, oder der Durſt, oder ſonſt eine dergleichen Urſache hefftig antreibet, eine Urſache gefunden werden, dieſen Trieb zu hemmen, und zu weilen langet die eintzige Gedancke ſeine Freyheit auszuüben, und die Affecten zu beherrſchen, ſchon zu.

§. CVI.

Derohalben führet die Prædetermination oder Prædiſpoſition der Urſachen, die wir angegeben, keines weges eine der Contingentz, oder der Freyheit, oder der Moralität zuwiderlauffende Nothwendigkeit ein, viel mehr wird das fatum Mahometanum von dem Chriſtlichen, das ungereimte von dem vernünfftigen unterſchieden, weil die Türcken ſich nicht um die Cauſas bekümmern, die Chriſten aber, und alle die klug ſind, den Effect aus der Cauſa herleiten.

§. CVII.

Wie man ſagt, ſo halten die Türcken davor (ob ich wohl nicht glaube daß alle ſo närriſch ſind) es ſey eine vergebne Sache, wenn man der Peſt und andern Unfällen zu entgehen ſuche, unter dem Vorwande, die zukünfftigen oder die beſchloſſenen Sachen geſchehen, man thue und laſſe was man wolle. Welches aber falſch iſt; weil die geſunde Vernunfft ſagt, daß derjenige, der gewiß in der Peſt ſterben werde, auch gewiß den Urſachen der Peſt nicht entgehen werde. Der Tod will, wie in dem Teutſchen Sprüchworte gar recht geſagt wird, eine Urſache haben. Und dieſes hat auch in allen andern Fällen ſtatt. Add. ſupra §. 45.

§. CVIII.

Es iſt kein Zwang in den Actionibus voluntariis. Denn ob wohl die Vorſtellung der äuſſerlichen Dinge in unſerm Gemüthe ſehr viel vermag; ſo iſt doch unſre Actio voluntaria allezeit ſpontanea, ſo daß das Principium derſelben in dem iſt, der agirt. Welches durch die von GOtt præſtabilirte Harmonie zwiſchen der Seele und dem Leibe deutlicher als bißher erkläret wird.

§. CIX.

§. CIX.

Bißher iſt von der Schwachheit der menſchlichen Natur gehandelt worden, nun wird etwas von der **Hülffe der göttlichen Gnade** zu ſagen ſeyn, deren Mangel uns die Widerſacher vorwerffen, um die Schuld von dem Menſchen ab, und auf GOtt zu weltzen. Man kan ſich aber eine zweyfache Gnade vorſtellen, die eine die dem wollenden zulänglich iſt, die andre aber die macht daß wir wollen.

§. CX.

Man muß bekennen, daß niemand, der nur will, die **zulängliche Gnade** abgeſchlagen werde. Es iſt ein alter Spruch, daß demjenigen, der thut was an ihm iſt, die Gnade nie verſaget werde, und GOtt verläſt niemanden, auſſer der ihn verläſt, wie es nach der alten Meynung Auguſtinus ſelbſt erkläret hat. Dieſe zulängliche Gnade iſt entweder ordentlich durchs Wort und die Sacramente; oder auſſerordentlich, die GOtt zu überlaſſen iſt, dergleichen er Paulo erwieſen hat.

§. CXI.

Ob nun zwar viele Völcker die heilſame Lehre Chriſti niemahls empfangen haben, und auch unglaublich, daß die Predigt deſſelben bey allen denjenigen, die ſie nicht gehabt, würde vergebens geweſen ſeyn, da zumahl Chriſtus ſelbſt von Sodom das Gegentheil ſaget; ſo iſt deswegen doch nicht nöthig, daß einer ohne

Chriſtum ſelig oder verdammet werde, wenn er gleich alles gethan hätte was er von Natur hätte thun können. Denn es ſind uns nicht alle göttliche Wege bekannt, auch wiſſen wir nicht, ob nicht denen Sterbenden etwas auf eine außerordentliche Weiſe erzeiget werde. Denn es iſt ſelbſt aus dem Exempel des Cornelii gewiß zu glauben, daß wenn einige, die das empfangene Licht wohl angewendet und gebraucht haben, ihnen auch werde dasjenige gegeben werden, das ſie benöthiget ſind und noch nicht bekommen haben, wenn es auch gleich allererſt in der Todes-Stunde geſchehen ſolte.

§. CXII.

Denn gleichwie die Theologi der Augſpurgiſchen Confeſſion in den Kindern der Gläubigen, ſo getaufft worden ſind, einen Glauben zulaſſen, ob ſchon keine Fußſtapffen davon anzutreffen ſind; als ſtünde auch nichts im Wege, daß nicht GOtt denjenigen, deren wir gedacht, ob ſie gleich noch keine Chriſten ſind, in der letzten Todes-Stunde außerordentlich ein nöthiges Licht gebe, daß ſie durch ihr gantzes Leben nicht gehabt haben.

§. CXIII.

Derowegen ſind auch οἱ ἔξω, denen die bloſſe äuſſerliche Predigt verſaget worden, der Barmhertzigkeit und Gerechtigkeit des Schöpffers zu überlaſſen, ob wir ſchon nicht wiſſen wie und auf was vor Art und Weiſe, und wenn er zu Hülffe komme.

§. CXIV.

Da aber auch gewiß iſt, daß nicht allen die **Gnade zum Wollen**, ſonderlich die ſo mit einem glücklichen Ende gecrönet wird, gegeben wird; ſo beſchuldigen die Feinde der Warheit hierinnen GOtt entweder einer Feindſchafft gegen die Menſchen, oder doch eines Anſehens der Perſonen, daß er das Elend der Menſchen befördere, daß er nicht alle ſelig mache da er doch könte, oder doch nicht diejenigen erwehle die es verdienten.

§. CXV.

Und gewiß wenn GOtt die meiſten Menſchen bloß zu dem Ende erſchaffen, daß er aus ihrer beharrlichen Boßheit und ewigem Elende ſeiner Gerechtigkeit einen Ruhm zu wege bringen möchte; ſo würde weder die Gerechtigkeit, noch die Weißheit, noch die wahre Gerechtigkeit können gelobet werden.

§. CXVI.

Und es wird vergebens geantwortet, daß wir bey ihm nichts und nicht mehr als bey uns ein Wurm ſeyn. Denn dieſe Entſchuldigung würde die Härte nicht mindern, ſondern vermehren; es würde alſo alle Liebe vor die Menſchen wegfallen, wenn GOtt vor die Menſchen nicht mehr ſorgte, als wie wir vor die Würme, vor die wir nicht ſorgen können, noch ſorgen wollen. Der Providentz GOttes aber iſt wegen ſeiner Geringſchätzigkeit nichts verborgen, es kan ſie auch nichts wegen ſeiner groſſen Menge und Anzahl verwirren oder confus machen; er ernährt die Sperlinge, und liebet die Menſchen; jenen verſchafft er Nahrung, dieſen aber bereitet er, ſo viel an ihm iſt, eine Glückſeligkeit.

§. CXVII.

Wenn aber jemand noch weiter gehen und behaupten wolte, die göttliche Macht wäre ſo unumſchränckt, und die Regierung keiner Regul unterworffen, daß er auch einen Unſchuldigen und zwar mit Recht verdammen könte; ſo würde man nicht ſehen, was bey GOtt vor eine Gerechtigkeit gelte, oder wie ein ſolcher Regierer des Univerſi von dem böſen Principio, das über alle Sachen herrſchet, unterſchieden wäre, dem man alſo auch billich die Miſanthropie oder Tyranney würde mit Recht zuſchreiben können.

§. CXVIII.

Denn dieſer GOtt würde wegen ſeiner Gröſſe wohl zu fürchten, aber nicht wegen ſeiner Güte zu lieben ſeyn. Es iſt bekannt, daß die tyranniſchen Actiones nicht Liebe, ſondern Haß erregen, wenn gleich die Macht in dem agirenden noch ſo groß iſt, ja ie gröſſer die Macht iſt, ie gröſſern Haß erregt ſie, ob ſchon die Bezeigung des Haſſes von der Furcht untergedruckt wird.

§. CXIX.

Und die Menſchen, die einen ſolchen Herrn ehren, würden durch Nachahmung deſſelben von der Liebe zur Härte und zur Grauſamkeit verleitet werden. Derowegen haben einige unter dem Vorwande eines abſoluten Rechtes in GOtt dergleichen Thaten ihm gar übel zugeſchrieben, daß ſie geſtehen müſſen, der Menſch würde übel thun wenn er es ſo machte, gleich wie ſich einige verleiten laſſen, und geſagt, was bey einem andern unrecht und böſe wäre, das wäre bey GOtt nicht, weil ihm kein Geſetze gegeben ſey.

§. CXX.

Allein die Vernunfft, die Frömmigkeit und GOtt heiſſen uns ein anders von ihm glauben. Die mit der gröſten Gütigkeit verknüpffte höchſte Weißheit in ihm macht, daß er die Geſetze der Gerechtigkeit, der Billigkeit und Tugend überflüßig in acht nimmt, daß er vor alles, ſonderlich aber vor die vernünfftige Creaturen ſorget, die er zu ſeinem Ebenbilde erſchaffen, ja daß er ſo viel Glück und Tugend hervorbringet, als das beſte Muſter des Univerſi in ſich faſſen kan, und daß er das Laſter, das Elend nicht anders zulaſſe, als es in der beſten Ordnung der Dinge zuzulaſſen erfordert worden.

§. CXXI.

Und ob wir ſchon gegen den unendlichen GOtt ſelbſt nichts zu ſeyn ſcheinen, ſo iſt doch eben dieſes das Vorrecht ſeiner unendlichen Weißheit, die unendlich geringen Dinge in obacht zu nehmen, die ob ſie ihn ſchon nicht in der geringſten Verhältniß, die nur anzuzeigen wäre, angehen, ſo halten ſie doch einige Proportionalität unter einander, und erfordern eine Ordnung, die GOtt in ſie ſelbſt geleget.

§. CXXII.

Und in dieſem Stücke ahmen die Geometræ durch die neue analyſin infiniteſimorum, aus der Vergleichung derer unendlich kleinen, die man nicht angeben kan, unter einander, GOtt nach, indem ſie in den Gröſſen, die man angeben kan, mehrere und nützlichere Dinge inferiren, als man glauben möchte.

§. CXXIII.

Wir alſo, nachdem wir die verhaſte Menſchen-Feindſchafft verworffen, behalten billig die höchſte Menſchen-Liebe in GOtt, der erſtlich gewolt, daß alle zu Erkäntniß der Warheit gelangen, alle von der Sünde zur Tugend bekehret, und alle ſelig werden möchten, und dieſen Willen durch vielfältige Hülffe der Gnade zu erkennen gegeben hat. Daß aber nicht allemahl geſchehen iſt, was er gewolt, das iſt freylich der widerſtrebenden Boßheit der Menſchen zuzuſchreiben.

§. CXXIV.

Allein man möchte ſagen, dieſe hat er ja durch ſeine höchſte Gewalt überwinden können;

nen; ich geſtehe es, allein dazu war er auf keinerley Weiſe verbunden, und dieſes brachte auch die Vernunfft nicht mit ſich.

§. CXXV.

Man möchte vielleicht ferner einwenden, eine ſo groſſe Gütigkeit, als die wir GOtt mit Recht zuſchreiben, würde ja weiter gegangen ſeyn, als wozu ſie verbunden geweſen, ja der beſte GOtt ſey auch gehalten, das Beſte zu thun, bloß aus der Gütigkeit ſeiner Natur.

§. CXXVI.

Demnach muß man ſich hier mit Paulo zu dem Reichthum der höchſten Weißheit wenden, die freylich nicht zugegeben, daß GOtt der Ordnung der Dinge und den Naturen ohne Ziel und Maß ſolte Gewalt anthun, daß die allgemeine Harmonie turbiret, und vor die beſte Ordnung eine andre erwehlet werden ſolte. In dieſer aber war enthalten, daß jeder ſeiner Freyheit, als auch ſeiner Boßheit ſolte überlaſſen werden, welches wir auch daraus ſchlüſſen, weil es geſchehen. Conf. §. 142.

§. CXXVII.

Unterdeſſen erhellet die allgemeine menſchliche Liebe GOttes, oder der Wille alle ſelig zu machen aus der Hülffe ſelbſt, die allen auch den Schlimmſten und Boßhafftigſten zulänglich, ja öffters überflüßig iſt ertheilet worden, ob ſchon die Gnade nicht in allen den Sieg davon trägt.

§. CXXVIII.

Im übrigen ſehe ich nicht warum die Gnade, wo ſie den völligen Effect erreichet, denſelben auch allemahl ihrer Natur nach erreichen müſſe, oder daß ſie an und vor ſich ſelbſt effectrix ſeyn müſſe, da doch geſchehen kan, daß einerley Maß der Gnade in einem wegen des Widerſtandes oder der Umſtände den Endzweck nicht erreichet, den ſie in einem andern erlangt; ſo ſehe ich auch nicht wie entweder aus der Vernunfft oder aus der Offenbahrung könne bewieſen werden, daß die überwindende Gnade ſo groß ſey, daß ſie auch jeden Widerſtand und alle und jede Umſtände überwinden würde. Ein Weiſer gebraucht nicht überflüſſige Krafft.

§. CXXIX.

Unterdeſſen läugne ich nicht, daß es nicht auch bißweilen zu geſchehen pflege, daß GOtt wieder die gröſten Hinderniſſe und den härteſten Wiederſtand die ſiegende Gnade brauche, damit man nicht meyne, als wenn iemahls an jemanden zu zweiffeln wäre, ob ſchon keine Regul kan draus gemacht werden.

§. CXXX.

Noch weit mehr irren diejenigen, die allein den Erwehlten die Gnade, den Glauben, die Rechtfertigung, die Wiedergeburth zueignen, als wenn πρόσκαιροι alle Heuchler wären, welches doch wider die Erfahrung iſt, und weder von der Tauffe, noch vom Abendmahl, und durchgehends weder von dem Worte, noch von dem Sacramente eine geiſtliche Hülffe empfangen würden; oder als wenn kein Erwehlter und zugleich wahrhafftig Gerechtfertigter in Schande oder in eine vorſetzliche Sünde verfallen könne; oder wie andere lieber ſagen wollen, als wenn einer, der bey den gröſten Laſtern dennoch erwehlet werde, die Gnade der Wiedergeburth nicht verliehren könne. Eben dieſe pflegen von einem Gläubigen die gewiſſe Uberzeigung von einem biß ans Ende beharrlichen Glauben zu erfordern, indem ſie entweder verneinen, daß den Verworffnen der Glaube anbefohlen werde, oder ſtatuiren, daß ſie geheiſſen würden etwas falſches zu glauben.

§. CXXXI.

Allein dieſe nach der Schärffe genommene Lehre, die bloß eigenwillig und ohne Grund, und von der Meynung der alten Kirche und ſelbſt von dem Auguſtino entfernet iſt, könte in die Praxin einflüſſen, und entweder in den Gottloſen eine von der künfftigen Seligkeit kühne und verwegene Beredung und Einbildung, oder auch in den Frommen eine von der gegenwärtigen Aufnehmung in die Gnade, bangen Zweiffel, beydes aber nicht ohne Sicherheit und Gefahr der Verzweifflung verurſachen. Derowegen wolte ich nach dem *Deſpotiſmo* dieſe Art des Particulariſmi ſehr widerrathen.

§. CXXXII.

§. CXXXII.

Es geſchicht aber zu allem Glücke, daß die meiſten die Schärffe einer ſo wunderlichen Neuigkeit mäßigen, und daß die noch übrigen Vertheidiger dieſer ſo ſchlüpffrichen Lehre in den Schrancken der bloßen Theorie verbleiben, und keine böſe Folgerungen draus ziehen, die in dem Leben ſchädlich ſind, indem die Frommen unter ihnen, wie es denn auch eine beſſere Lehre erfordert, mit kindlicher Furcht und liebes-vollem Vertrauen ihre Seligkeit ſchaffen.

§. CXXXIII.

Wir können von dem gegenwärtigen Glauben, der Gnade und Rechtfertigung gewiß ſeyn, in ſo weit als wir uns der Dinge bewuſt ſind, die ſich itzt in uns zutragen; von einer zukünfftigen aber mit Furcht und Zittern vermiſchten Beharrung, haben wir eine gute Hoffnung nach der Ermahnung Pauli, daß der ſtehe, zuſehen möge, daß er nicht falle, wir ſollen aber wegen der Gewißheit der Erwehlung von dem Wercke der Gottſeligkeit nicht ablaſſen, und uns keines weges auf die zukünfftige Buſſe verlaſſen.

§. CXXXIV.

Dieſes mag alſo wider die GOtt imputirte Miſanthropiam genug ſeyn. Nun müſſen wir zeigen, daß GOtt das Anſehn der Perſonen mit Recht auch nicht könne vorgeworffen werden,

den, als wenn nemlich ſeine Wahl keine Ration hätte. Der Grund der Wahl iſt Chriſtus, daß aber einige Chriſti weniger theilhafftig werden, daran iſt ihre biß ans Ende beharrliche Boßheit Schuld, die GOtt, der verſtöſſet, vorhergeſehen.

§. CXXXV.

Allein wird wieder gefraget, warum unterſchiedenen Gemüthern unterſchiedene innerliche oder äuſerliche Hülffe gegeben werde, die in einem die Boßheit überwindet, bey dem andern aber überwunden wird? hierüber ſind unterſchiedene Meynungen entſtanden; einige haben ſich eingebildet, als wenn GOtt denjenigen die nicht ſo böſe ſind, und die nicht ſo ſehr widerſtehen würden, mehr geholffen; andern gefällt mehr dieſes, daß eine gleiche Hülffe in dieſen mehr ausgerichtet habe; andere hergegen wollen nicht zugeben, daß ſich der Menſch bey GOtt einiger maßen, durch eine prærogativ einer beſſern oder doch nicht ſo ſchlimmen Natur unterſcheide.

§. CXXXVI.

Zwar iſt wohl außer Streit, daß bey dem Weiſen unter den Urſachen der Wahl die Betrachtung der Beſchaffenheit des Objecti mit begrieffen ſey. Allein dieſe abſolut genommene Würdigkeit des Objecti würcket nicht allemahl die Ration der Wahl, ſondern es wird öffters in einer gewiſſen Hypotheſi der

Dinge die Convenientz der Sache zu einem gewiſſen Endzwecke betrachtet.

§. CXXXVII.

Alſo kan geſchehen, daß in der Structur oder in der Zierath nicht allemahl der ſchönſte oder beſte Stein erwehlet werde; ſondern nur derjenige der den leeren Platz am beſten ausfüllet.

§. CXXXVIII.

Am ſicherſten iſt es, wenn man behauptet, daß zwar alle Menſchen, weil ſie geiſtlich tod ſind, gleich, aber nicht auf gleiche Art böſe ſind. Derowegen werben ſie in böſen Neigungen von einander unterſchieden ſeyn, und die werden vorgezogen werden, die nach der Ordnung der Dinge in beſſere Umſtände gerathen, indem ſie (wenigſtens doch im Ausgange) nicht ſo groſſe Gelegenheit bekommen ihre Boßheit auszuüben, und hergegen mehrere Gelegenheit gefunden die gehörige Gnade anzunehmen.

§. CXXXIX.

Derohalben haben auch unſre Theologi, die der Erfahrung gefolget, in den äuſerlichen Hülffs-Mitteln der Gnade, wenn auch ſchon die innerliche Gnade gleich wäre, einen ſehr groſſen Unterſcheid unter den Menſchen zugelaſſen, und nehmen in der Oeconomie der äuſerlichen uns afficirenden Umſtände zu dem βάθος des Pauli ihre Zuflucht, indem offt die Menſchen durch die Umſtände der Geburth, der Auferziehung, des Umganges, der Lebens-

Art, ohngefehrer Zufälle bekehret und gebeſſert werden.

§. CXL.

Alſo geſchicht es, daß uns außer Chriſto, und der vorhergeſehenen endlichen Beharrung in dem ſeligen Zuſtande, mit dem wir ihm anhangen, kein Grund der Wahl, oder des Glaubens der ſoll gegeben werden, bekant wird, und keine Regul kan gemacht werden, deren Application von uns könte erkant werden, und durch die ſich die Menſchen entweder ſchmeicheln oder andere verachten könten.

§. CXLI.

Denn bißweilen überwindet GOtt die eingepflantzte Boßheit und den höchſten und gröſten Vorſatz zu wiederſtehen, damit niemand an der Gnade verzweiffle, das Paulus von ſich ſelbſt ſaget; bißweilen verfallen auch die Guten auf eine lange Zeit mitten in dem Lauffe, damit niemand ein zu groſſes Vertrauen auf ſich ſetze; insgemein aber empfinden diejenigen, die im Widerſtehen nicht ſo boßhafftig ſind und gröſſere Liebe zum Wahren und zum Guten haben, eine gröſſere Frucht der göttlichen Gnade; damit niemand auf die Gedancken gerathe, als wenn die Aufführung der Menſchen zur Seligkeit nichts helffe. Add. §. 112.

§. CXLII.

Das βάθος aber iſt in den Schätzen der göttlichen Weißheit, oder in dem verborgenen GOtte, te, und das auf eines hinaus laufft, in der allgemeinen Harmonie der Dinge verborgen, die gemacht, daß dieſe Ordnung des Univerſi, die dieſe Fälle ſo wir bewundern, dieſe Urtheile ſo wir anbeten, in ſich hält, von GOtt vor die beſte gehalten worden, die verdiene allen andern vorgezogen zu werden. Add. §. 126.

§. CXLIII.

Das Theatrum der cörperlichen Welt zeiget uns durch das natürliche Licht mehr und mehr ſeine Schönheit in dieſem Leben, nachdem die Syſtemata des Macrocoſmi und Microcoſmi durch die Erfindungen der Neuern ſind entdecket worden.

§. CXLIV.

Allein der herrlichſte Theil der Dinge, nemlich der Stadt GOttes, iſt ein Spectacul, deſſen Schönheit wir näher werden betrachten können, wenn wir einſtens von dem Lichte der göttlichen Herrligkeit werden erleuchtet ſeyn. Itzt aber kan ſie nur mit den Augen des Glaubens, das iſt, mit dem gewiſſeſten Vertrauen auf die göttliche Vollkommenheiten erreichet werden, da wir denn ie mehr und mehr ſehen, daß nicht allein die Macht und Weißheit, ſondern auch die Gütigkeit des höchſten GOttes ausgeübet werde, vor Liebe zu GOtt ie mehr entbrennen, und zu einer Nachahmung der göttlichen Gütigkeit und Gerechtigkeit angetrieben und entzündet werden.

Verzeichniß der Autorum, ſo in dieſem Wercke theils allegiret, theils auf andere Weiſe angeführet und bemercket worden.

Nota: Die Zahlen, denen ein * vorgeſetzt iſt, beziehen ſich auf die nach dem III. Theil des Verſuchs von der Güte GOttes, ꝛc. befindlichen Piecen.

A

Petrus *Abælardus* 168. 420. ſq. 512. * 115
Thomas *Albius* 168
Ambroſius 239
Amyraldus 433
Jacobus Payva *Andradius* 291
P. *Annat* de incoacta libertate 674
Anonym. Philoſophia SS. interpres 77
  ἀποκατάϛασις πάντων 192. 394
  Chriſtianiſme not myſterious 133
  Evangelium æternum 192
  Fragen über die Freyheit, die Nothwendigkeit und den Zufall * 1. ſqq.
  Fur prædeſtinatus, *de gepredeſtineerde dief* 408
  Journal des Savans 665
  Nouvelles de la Republ. des lettres 556. ſq. 650
Thomas *Aquinas* 286. 290. 439. 444. 488. 628. 742. 752. 753. * 117
Ariaga 146
Ariſtoteles 67. 215. 227. 276. 335. 352. 439. 445. 504. 629. 693. * 34
Arminii Antiperkinſus 753
Arnaud 469 482. contra Mallet 118
  Reflexions ſur le nouveau ſyſteme de la nature & de la grace 498
Athanaſius 88
Averroës 66
Auguſtinus 63. 169. 197. 209. 221. 227. 269. 275. 284. 395. 315. 406. 540. 560. 574. ſqq. 692. 742. 755

Marcus *Aurelius* 490
Aureolus Cardinalis 206

B

Bacon 587
P. Valentii *Baron* Apologia Cyriacorum 168
Robert *Baronius* 80
Baſilius 692
Bayle 78. 119. 425. 470
  Continuation des penſées diverſes 438. 440. 446
  ejus Dictionarium hiſtorico-criticum 109. 117. 125. 126. 135. 136. 148. 166. 378. 393. 414. 415. 433. 478. 586. 598. 601. 678. 707
  Rep. aux queſtions d'un Provincial 104. 110. 117. 121. 129. 133. 142. 143. 158. 287. 305. 308. 354. 363. 396. 399. 403. 409. 434. 435. 459. 481. 493. 498. 513. 530. 535. 555. 590. 602. 622. 642. 655. 698
  Reſponſio poſthuma 60. 95. 131. 161. 164. 167. 526
Becker 393
D. Joh. Joach. *Becker* 652
Bellarminus 136
Claudius *Berigardus* 73
Bernhardus 522
Bernier 69. 696
  de libero & voluntario 207
Petrus *Bertius* 408
Joh. de *Beverwyk* de Termino vitæ 240
Theodorus *Beza* 515
Boetius 63
Thomas *Bonartes* Nordtanus Anglus 167
Bonaventura 560
P. des *Boſſes* 168
Bradwardinus 253. 290
Bramhall 256. *1. ſqq.
Joh. *Brandenburg* contra Spinozam 685
Brigitta 285
Buckingham 214
Thomas *Burnet* 523

C

Cardinal *Cajetanus* 119. 444
Martianus *Capella* [illegible]
Calixtus 136
Callimachus 375
Calovius 80
Calvinus 83. 395. 433. 438
de prædeſtinatione 120. 638
Cardanus 533
de utilitate ex adverſis capienda 542
Carneades 601. 619
M. Andr. *Caroli* Memorabilia eccleſiaſtica 408
Carteſius 135. 144. ſq. 209, 244. 401. 404. 447. 494. 532. 534. 646. 672
Caſaubonus 538. 659
Caſſiodorus 63
Andreas *Ceſalpinus* 73
Chardin 367
de la *Charmoye* Origines Celticæ 375
Martinus *Chemnitius* 143
Cicero 117. 414. 416. 541. 620, 629. *115
de fato 413. 416. 601. 629
de divinatione 669. 670
Claudianus 190. 223. 380
Clemens Alexandrinus 157
Clericus 172
Bibliotheque choiſi 555
Conringius 259
Lucii Antiſtii *Conſtantis* de jure eccleſiaſticorum liber ſingularis 688
de la *Court* 688. 690
Crellius 258
Cæſar *Cremonenſis* 73
Cœlius Secundus *Curio* 196
Franciſcus *Cuper* 686
Cutworth 449
Syſtema intellectuale 34
Cyrano de Bergerac. 644

D

Dacier 659
[illegible] 136
S. Johannes de *Damas* 63
Joh. *Davidii* Viridicus Chriſtianus 297
Diogenes Laertius 366
Dionyſius Halicarnaſſenſis 418
Diroys 639
  Preuves & prejuges pour la Religion Chretienne 459
Ludov. Peirerius de *Dole* 207. 230. 695
Dreyer 445
Drexelii Nicetas 553
  de æternitate 553
Durandus de S. Portia 206. 628. 668

E

Franciſcus van den *Ende* 690
Epictetus 418. 693
Epicurus 618. ſqq.
Eſprit von den falſchen Tugenden der Menſchen 189. 495
Euripides 538
Euſebii præparatio evangelica 632

F

Fecht 552. 553. 558. *131
Franciſcus de *Finibus* 690
de la *Fleche* 672
Fludd (de Fluctibus) de vita, morte & reſurrectione 308
Fonſeca 220
Foucher 659
Joh. *Freytag* 278
Libertus *Fromundus* 91
Fulgentius 169

G

Julius Cæſar della *Galla* 278
Gallilæus 140
Gaſſendus 659
Thomas *Gatakerus* 488
Aul. *Gellius* 480. 630. 632. 635

Joh.

Joh. *Gerhardi* Loci Theologici 552
Gerſon 70
P. *Gibieuf* 674. 675
Godeſchalcus 269. 559
Gregorius M. 553. 560
Gregorius de Nyſſa 192
H. *Grotius* 64. 97. 258. 439. 444. 519

H

Hartſœcker 282
Helmoldus 365
Helmontius 185. 275
Herodotus 365
Hieronymus 192. *129
Hobbeſius 253. 256. 257. 423. 683. *1. ſqq. *116
de cive 494
Daniel *Hoffmann* 75
Homerus 538
van den *Hoof* 688. 690
Horatius 190. 325
Joh. *Hülſemann* 757. *144
Hyde 366

I

Janſenius 675
Jaquelot 498. 525. 668
Ubereinſtimmung des Glaubens mit der Vernunfft 399. 248. 554
Innocentius III. 189
Petrus de S. *Joſeph* 669. 740
Jungius 486
Jurieu de unitate eccleſiæ 554
Juſtinus 365

K

Bartholomæus *Keckermann* 132
D. George *Kendal* Fur pro Tribunali 409
Keppler 694. *136
Keslerus 209
King vom Urſprung des Böſen 517. 556. 665. *26. ſqq.

Verzeichniß der Autorum.

L

Johann de *Labbadie*	77
Lactantii Inſt. div.	540
Launoy de varia fortuna Ariſtotelis	118
Laurentius Valla	673
Leeuwenhœk	282
Juſtus *Lipſius*	630. 631. 659. 694
Livius	490
Lockius	84. *34
Læſcheri diſſ. de Paroxiſmo abſoluti decreti	568
Lucanus	170. 373
Lucretius	*40
Raymundus *Lullius*	132
Martinus *Lutherus*	74. 638
de ſervo arbitrio	116, 120. 128. 143. 169. 568

M

Maimonides	545
P. *Mallebranche*	282. 446. 469. 475. 482. 714
Marchetti	618
Samuel des *Mareſts*	438
Petrus *Matheus*	355
Ludovicus *Meier*	77
Philippus *Melanchthon*	75
Menage	418
Mercure François	355
Molina	220. 285
Mornæus	97
Henricus *Morus*	274
Moſes Germanus	69
la *Mothe* le Vayer	532. ſq.
Muſæus	143

N

Gabriel *Naudæus*	73
Gregorius *Nazianzenus*	284
Newton	84
Nicole	110. 571
de unitate eccleſiæ	287. 554

Verzeichniß der Autorum.

Aloyſius *Novarinus* de occultis Dei beneficiis 223. 542

O

Ochinus 92
Origenes 192, 274. *129
contra Celſum 123. ſq.
Orobius contra Brandenburg 687
Joh. Adam. *Oſiander* *144
Ovidius 280, 391. 587. 367

P

Pelagius 207
Pelliſſon 290
Petavius 65
Petronius 229
Pfanner 692
Piſcator 363
Pitcarne 282
Plato 227. 366. 440, 621, 693. 696
Plinius junior 356. 538. 543
Plutarchus 365. 418. 632. 633. 694
Pomponatius 73. 259
Gilbertus de la *Porrée* 168
Durandus de St. *Portia* 206. 628. 668. 695
Prudentius 191, 386
Puſendorf *24
Feciale divinum 419
Pythagoras 280

Q

Quintilianus 99

R

Petrus *Ramus* 75
P. Theophyli *Raynaud* Calviniſmus religio beſtiarum 682
Regis 584. 641. 664. 665
Andreas *Reſler* 79
Samuel *Retorfort* 432. 505
Exercitatio Apologetica Gratiæ 429
Gregorius de *Rimini* 284
David de *Roden* 697

Sebaſtian

Sebaſtian *Rortbold* de tribus impoſtoribus &c. 690
Rusbroeck 70

S

Franciſcus de *Sale* 290
Salmeron 285
Santin 133
Joſephus *Scaliger* 119
Julius *Scaliger* 278
J. A. *Scherzer* 80
Scioppius 532. 659
Joh. Duns *Scotus* 280. 618. 636. 753. *117
Seneca 407. 539. 760
Daniel *Sennert* 278. 279
Sfondart nodus prædeſtinationis ſolutus 185. 285
Johannes Angelus *Sileſiacus* 70
Paul *Slevogt* 76
Soneri Demonſtration wider die Ewigkeit der Straffen 531
Fridericus *Spee* von den Chriſtlichen Tugenden 291
cautio criminalis circa proceſſus contra ſagas 292
Joh. *Sperling* 278. 279
Otto *Sperling* 373
Spinoza 69. 253. 424. 683. 684. ſq.
Chriſtoph *Stegmanni* Metaphyſica MS. 80
Joſua *Stegmann* 135
Stenon 298
Auguſtinus *Steuchus* 97
Stobeus 539
Straton 42. 449. 653
Strimeſius 439
Sturmii Euclides catholicus 485
Suetonius 544
Suidas 366
Swammerdam 282

T

Tacitus 769
Nicolaus *Taurellus* 73

Verzeichniß der Autorum.

Tertullianus de carne Christi 121
Jac. *Thomasius* 444. 495
Thomassinus 65
Turretin 135
Twisse 432

V

Laurentius *Valla* 673. 723
Franciscus *Veron* 136
Aubert de *Verse* contra Brandenburg 687
Virgilius 68. 170. 559. 588. 608
Vogelsang 77
Conradus *Vorstius* *109
Zach. *Ursinus* de fide 558

W

Wilhelmus *Wander* 275
Wedelius 143
Erhard *Weigel* 698
Valentinus *Weigel* 69
van de *Weye* 77
Joh. *Wiclef* 168. 253. 423. 512. *116
Wittichius de providentia Dei actuali 315. 588
de *Welzoge* 77

X

Franciscus St. *Xavier* 290

Z

Joh. *Zeisold* 279

Regiſter der vornehmſten Sachen.

A

Abendmahl Uneinigkeit der Reformirten und Lutheraner wegen dieſes Sacraments, worauf ſie ankomme 81. ſqq.
Accidentia, ob es keine gebe die von der Subſtanz unterſchieden 707
ob zu deren Hervorbringung eine ſchaffende Krafft von nöthen 710

Actio-

Actiones des menſchlichen Willens, ob ſie indeterminirt 146
Conf. Thaten.
Actor, ob GOtt der eintzige 213. 715. ſq.
Actus, was und wie vielerley 276
Æquilibrium, ob in deſſen indifferentia unſere Freyheit beſtehe 219
Conf. *Indifferentia æquilibrii.*
Affecten, was wir für Gewalt darüber haben 624. ſqq.
Agiren kan keine Cauſa, ohne eine Diſpoſition zur Action, und in dieſer Diſpoſition ſteckt eine Prædetermination 219
ob GOtt könne aus einem ſolchen Willen, der von vernünfftigen Bewegungs-Gründen gantz frey ſey 575
Allmacht GOttes, was ſie in ſich begreiffe *109
was Bayle der göttlichen vor unmöglich hält 37
ob der göttlichen dadurch Schrancken geſetzt werden, wenn man behauptet, GOtt habe unter allen Planen des Univerſi den beſten gewehlet 497. ſqq.
Allwiſſenheit GOttes *112
Alphonſus von Caſtilien, was ihn bewegt zu glauben, daß die Welt hätte können beſſer gemacht werden 454
Andacht ſetzt der gemeine Hauffe in die Formalitäten 1
Anima mundi univerſalis, eine alte und böſe Lehre 67. 68
wer ſolcher beygethan geweſen 68. 69
iſt von einigen neuen wieder auf- und angenommen worden 71
woher ſie zu widerlegen 71
Annihilation der Qvietiſten, was davon zu halten 70
Anthropomorphiſmi, durch welche mit GOtt Schimpff und Poſſen getrieben werden 336. 337. 323. 360
was dadurch zu verſtehen *109
Apparentiæ, durch deren falſchen Gebrauch betrügen wir uns offtmahls 141
Argument, unüberwindliches was es ſey 92
Arimanius und Orimaſdes was es vor Nahmen 51. 368
Arminius 371

Aſcetici 617
Aufgehobene, ob man es allemahl wieder zu geben gehalten 370
Averroës, wie er wider die Unſterblichkeit der Seele geſchloſſen 66
Averroiſten, in welchem Concilio ſie verdammet worden 72
  Ihre Secte iſt lange nach ihrer Verdammung erhalten worden 73
Auguſtinianer halten es mit der Prædetermination 219.
Auguſtini Schüler 623
Auguſtus, ob er in ſeinem Leben mehr Böſes oder Gutes genoſſen 568. 286
Ausgang einer Sache, ob er geſchehe, man thue was man wolle 543
  jeder individualer ein Erfolg derer generalen voluntatum GOttes ·18
  contingenter und nothwendiger, wie unterſchieden 475. 520
  jeder hat ſeine determinirte Urſachen 570
Ausnahmen, nach primitiviſchen agirt der Weiſe nicht, ſondern nach Reguln und Principiis '10
  Conf. *voluntates particulares primitivæ.* 637
de *Auxiliis gratiæ* läſt Rom nicht leicht Bücher publiciren 273

B

Bayle, der Meynung derer ein bißgen zugethan, ſo den Creaturen alle Actiones abgeſprochen 20
  bringet die Meynung von zwey Principiis wieder auf die Bahn 20. 364. 384
  was er bey Opponirung des Glaubens und der Vernunfft confundire 62. 131
  wie er bey Admittirung unaufflößlicher Einwürffe wider die Warheit, in ſeinen Redens-Arten varirest 95. 166
  was ihn vielleicht bewogen zu glauben, daß man denen

Schwürigkeiten der Vernunfft wider den Glauben nicht abhelffen könne 100
was er vor einen Nutzen will darunter geſucht haben, wenn er behauptet, daß die Glaubens-Warheiten den Anfall der Vernunfft nicht ausſtehen könten 110
erkläret ſich wider die Vernunfft, da er nur deren Mißbrauch hätte tadeln ſollen 117
verwirfft die Diſtinction zwiſchen dem was über und wider die Vernunfft iſt 136. ſq.
wie er den Satz: daß man den Einwürffen der Vernunfft wider den Glauben nicht könne Genüge thun, zu beweiſen ſuchet 91. 143. 148
Sätze die GOtt zur moraliſchen Urſache des mali moralis zu machen ſcheinen 305 -- 362
Begreiffen iſt ſchwerer als wider einen Einwurff vertheidigen 62. 131
man begreifft was man a priori beweiſet 62. 132
Begriff was zum vollſtändigen einer Sache erfordert wird 131
Begriffe, vollſtändige, einer Sache, werden nicht allemahl erfordert 116
vollkommene des göttlichen Verſtandes 453
Erklährung derer Natur 33. ſqq.
Bekehrung, wie der Menſch dabey concurrire 47
warum GOtt nicht allen gebe 294. ſqq. 357
Belohnungen und Straffen, ob ſie recht und vernünfftig könten geſprochen werden, wenn in denen Actionibus des Willens eine abſolute Nothwendigkeit wäre 251
Beſte der vernünfftigen Creaturen, ob es GOttes einziger Endzweck bey der Schöpffung geweſen 317
ob es nicht in ein anders, das dieſem nicht nachgiebt, und es nicht übertrifft, könne verwandelt werden 467. 468
Parthey, ob allemahl die ſey, ſo das Böſe zu vermeiden ſucht 742

Welt unter allen hat GOtt zu ſchaffen beſchloſſen 234. 264. 311. 325. 336. 338. 345. 418
im Gantzen hat in der Liebe GOttes den Vorzug 316. ſqq. 317
mit demſelben kan gar wohl ein gewiſſes beſonderes Böſe verknüpfft ſeyn 379
ob die Wahl deſſelben die Sachen nothwendig mache 415
ob es unmöglich hervorzubringen ſey 457. ſqq.
im Gantzen, ob auch das beſtmöglichſte in jedem Theil 484
etwas zu machen, daß ſolches an Güte übertrifft, iſt contradictoriſch 500
ob aus deſſen Erwehlung zu ſchlieſſen, GOtt ſey nicht frey 502. ſq.
treibt GOtt an zum agiren, aber es neceſſitirt ihn nicht 506
Beſtimmung, ſ. Vorſehung.
Bewegung, ob in deren Geſetzen eine abſolute geometriſche Nothwendigkeit ſey 43. 646. 651
wovon deren Geſetze dependiren 43. 647
ob ſie gantz eigenwillig 646. ſq. 651
wo deren Urſach zu ſuchen *38
Beweiß *a priori*, wer ihn richtig führen kan, iſt im Stande eine Sache zu begreiffen 132
Bibliomantz 297
Blityri, was die Alten ſo genennet 157
Böſe, ob aus deſſen Zulaſſung eben folge, daß man mit dran Schuld ſey 101. 102
ob man in Anſehung GOttes nöthig habe beſondere Urſachen zu entdecken, die ihn zu deſſen Zulaſſung bewegen können 103
ob es in Vergleichung mit dem Guten in groſſer Anzahl 187. ſqq. 323. 490. 493. ſqq. 530. ſq. 744. ſq. *128
in Vergleichung mit dem Guten faſt wie nichts zu achten, wenn man die Gröſſe der Stadt GOttes betrachtet 196. ſq.

deſſen formale hat keine cauſam efficientem 200
wo deſſen Urſprung zu ſuchen 199. ſqq. 478. 634. 695. *40. ſqq.
kan man metaphyſice, phyſice und moraliter nehmen 200. *40. *120
was GOtt bewogen das Phyſiſche und Moraliſche zuzulaſſen 200. 320. ſqq.
wie es GOtt wolle und nicht wolle 201 – 203. 205. 396. *121
das phyſiſche will GOtt keines weges auf eine abſolute oder unbedungene Art 201. 203
moraliſches warum es ſo ein groſſes Ubel iſt 205
deſſen formale beſtehet in der Privation 200. 209. ſq. 214. 215. 389
wie GOtt darzu concurrirt 171. 208 – 212
läſt GOtt aus höhern unüberwindlichen Urſachen und mit groſſer Verbeſſerung zu 312. 346. 478
kan aus einer Concomitantz und als ein Erfolg aus gröſſern bonis geſchehen 310. 321. 333. 478
zu demſelben ein Auge zuzudrücken, kan eine höchſte Nothwendigkeit nöthigen 332. 345
zulaſſen, wie es GOtt zuläſt, iſt die gröſte Gütigkeit 333
wie GOtt einen Ruhm draus ſchöpffet 338
was man der Erklärung von der moraliſchen Urſache des moraliſchen vor metaphyſiſche Gedancken opponirt 411. ſqq.
und Gute, ob es GOtt aus einem eigenwilligen Schluſſe eingeführet 428. ſq.
derer Theile iſt öffters das Gute des Gantzen 488
ob es zu der Glückſeligkeit, Vollkommenheit und Erhaltung GOttes nöthig, und deßwegen gedultig zu ertragen 490. 491
phyſiſche worinn es beſtehe 531
kommt von den möglichen Formen her, die in dem göttlichen Verſtande aber nicht in den Willen ſind 695
Conf. Gute, Sünde, Vorſehung.

Befehle

Boßheit beſtehet formaliter in einer gewiſſen Art einer Privation 214
Buridan, ſein Eſel 231
Conf. *Indifferentiæ æquilibrii.*

C

Caligula, verhaßte Vergleichung zwiſchen ihm und GOtt 407
Calvinus iſt nicht gantz und gar wider die Realität im Abendmahl 83. läſt in der Wahl Rationes zu, die der Gerechtigkeit gemäß ſind 638. 165
Cabaliſten verdächtig wegen der Lehre de anima mundi 69
Cauſa iſt bey allen Sachen die geſchehen 126. * 31
  non intelligens ob ſie nichts hervor bringen könne das künſtlich heraus komme 449
Catharina von Medices, zwiſchen ihrem und dem göttlichen Verfahren haben einige eine anſtößige Vergleichung gemacht 407
Chryſippus ſtreitet mit Epicuro ob jeder Satz wahr oder falſch 413. ſqq.
  mit Diodoro über die Möglichkeit ſolcher Dinge, die niemahls geweſen und niemahls ſeyn werden 415
  ſein Gleichniß vom Cylinder 630. 633. ſqq.
Cörper, ob darinnen alles paſſiviſch 46
  ob einer in viel entfernete auf einmahl unmittelbar würcken könne 84. ſq.
  darinnen iſt die Quantität der abſoluten Stärcke von der Quantität der Bewegung unterſchieden 245
  in allen zuſammen die unter einander agiren conſervirt ſich einerley Direction 245
  die Formation der organiſchen beſeelten durch die Præformation erkläret 281. 282
  organiſchen ob alle vernünfftige Creaturen haben 341. 342.
Concurſus GOttes iſt der Creatur Vollkommenheiten zu geben 211. 692. * 118
  moraliſcher zur Sünde 231. ſq. * 131. ſqq.

physiſcher 206. ſq. 696. * 111. * 132. ſq.
Contingentia futura ſind determinirt 217
ob die Urſache der Præſcienz ſie aufhebe 219
Wie ſie GOtt vorher wiſſe 223
ſcheint Epicurus keiner determinirten Warheit fähig zu halten 412
Contingentz worinnen ſie beſtehe 226
Continuum, Lehre von deſſen Compoſition ein Labyrinth der Philoſophorum 91
Geſetz der Continuität 630
Contra-Remonſtranten ob ſie GOtt zur Urſache des Böſen machen 409
Creatur muſte urſprünglich eine Limitation bekommen 199. 213
jede Vollkommenheit oder Unvollkommenheit in derſelben hat bey GOtt ihren Werth, keine aber einen unendlichen 317. 318
ſind niemahls bloſze Geiſter ohne Materie 281. 342
verſtändige wie GOtt ihr Wohlergehn wünſchet 317
Conf. Menſch.
Creaturen, denen haben einige alle Actiones abgeſprochen 20. 213. 715. ſqq.
Cylinder des Chryſippi 630. 633. ſq.

D

Demonſtrationen muſz man allemahl nachgeben, ſie mögen zu Befeſtigung eines Satzes oder als ein Einwurff vorgetragen werden 93
Dependenz der Dinge von GOtt worauf ſie ſich erſtreckt * 112
Deſpotiſmus * 109
Siehe eigenwillige Gewalt.
Deſtination und prædeſtination ſind in der Lehre von der Wahl und Verwerffung wohl zu unterſcheiden 267. 269
Determination ſtreitet nicht mit der Contingentz 217
iſt eine objectiviſche Gewiſzheit 219
kan der Freyheit gar nicht ſchaden 217

macht

macht gar nicht daß die determinirte Warheit nothwendig ſey 215

es iſt allenthalben eine determinirende Ration zu finden 216. 667

Conf. *Contingentz* Freyheit, Gewißheit, *Indifferenz*, *Ratio determinans*.

Dienſt ob wir GOtt erzeigen können 242

Diodorus, deſſen Streit mit Epicuro über die Möglichkeit ſolcher Dinge, die niemahls geweſen, und niemahls ſeyn werden 415. *115

Diſtinguiren, wie Reſpondens deſſen kan überhoben ſeyn 152

Dominica[illegible]er halten es mit der Prædetermination 219

Draco, was man von deſſen ſcharffen Geſetzen geſprochen 356

Dreyeinigkeit, warum die Theologi übel auf die zu ſprechen, welche dieſelbe aus der Philoſophie beweiſen wollen 132

Dreyfaltigkeit, worinnen einige deren geheime Vorſtellung verborgen zu ſeyn gegläubet 385

Dualiſten, wer ſo heiſſe 377

E

Ebenbild, Uberbleibſel des Göttlichen *146

Eigenwillig. GOtt hat nicht eigenwillig beſchloſſen, was gut oder böſe, gerecht oder ungerecht ſeyn ſolte 428. ſqq.

ob die Geſetze der Natur 639

Conf. eigenwillige Gewalt.

die Warheit 442. ſqq. 426. die Gerechtigkeit 429

Einwurff wider eine Warheit was es ſey 92

Einwürffe ſind wir nicht allemahl zu unterſuchen verbunden 93. 111

ſinreicher Unterſuchung was ſie vor Nutzen habe 94. 109

vermeynter unauflößlicher Auflöſung ſchon gefunden 95

unauflößliche ſind eine rechtmäßige Urſach einen Satz zu verwerffen 131. 165

darauf antworten iſt weniger als ſeinen Satz beweiſen 130
es iſt allezeit möglich darauf zu antworten, auch ſelbſt in Anſehung derjenigen, die wider den Glauben gemacht werden 91. ſq.
Elend, Bücher vom menſchlichen ſind nicht gar zu nützlich 189
ob es bloß durch die Empfindung verurſachet werde 530
Empfindungen derer Engel und Seligen 604
Entelechia was es ſey 276
Der Begriff derſelben iſt nicht gäntzlich zu verachten 277
Epigrammata in derer Alten Comödien 633
Erb-Sünde, wie die Seele damit habe können angeſteckt werden, ohne daß man GOtt deswegen eine Ungerechtigkeit beymeſſen könne 274. 281. 283. *140 ſqq.
ob ſie allein zur ewigen Verdammung eines Menſchen zulänglich 284. 286. *143
ob die darauf gefolgte erbliche Corruption durch einen Schluß und Würckung GOttes in die Seele des erſten Menſchen gelegt worden 307. 308. *140
deſſen böſe Sitten ſind ein natürlicher Erfolg derſelben 307. 345
von deren Natur und Beſchaffenheit *143. ſqq.
Erhaltung göttliche der Creatur worinnen ſie beſtehe 208
ob ihr Actus general und indeterminirt ſeyn könne 207
ob eine beſtändige Schöpffung 212. 208. 697. ſqq. *111
Erde, Fiction von ihrem Engel der præſidirt 193
Veränderung ihrer Kugel 522
Erkäntniß umſtändliche der Dinge ſonderlich eines jeden zukünfftigen Ausganges, wer GOtt abgeſprochen 21

ob de-

ob deren Unvollkommenheit in uns die Freyheit über den Hauffen werffe 580
ſehr deutliche des Beſten determinirt den Willen, neceſſitirt ihn aber nicht 604
des Guten ob in den Engeln u. Seligen vollkom̃en 604
ob ſie zu Hervorbringung einer Sache nöthig ſey 449. 720
Erwehlung hat allezeit ihre Rationes 637
werden von dem Objecto hergenommen 298. 299
ob ſie in Anſehung des Glaubens geſchicht 293
wenn man weiter hinaus gehet, ſo findet man keine Regul, die wir erkennen könten 294. ſqq.
Conf. *Prædeſtination*, Wahl.
Eſſentiæ rerum ſunt æternæ 442
Evangelium von Chriſto den Juden eine Aergerniß ꝛc. wie zu verſtehen 97
Eventus, jeder individualer iſt ein Erfolg derer generalen voluntatum GOttes 475. 520

F

Facultas, was es ſey 277
Fall des erſten Menſchen, was bey deſſen Betrachtung vor Schwürigkeiten ſich hervor thun 27. 175. 178
ob die Gütigkeit GOttes wegen deſſen Zulaſſung nicht könne entſchuldiget werden 101. ſqq.
hat ſeine böſe Suiten vermöge des natürlichen Erfolgs nach ſich gezogen 307
ob ihn GOtt haben wollen 396. 397
ob er nothwendig geweſen 509. ſqq.
iſt freywillig geſchehen 563. 679
deſſen wahre Urſache * 138. ſqq.
Fälle, ohngefähre, tragen viel zu dem bey, was dem Menſchen die Seligkeit giebt oder entziehet 297
Fatalia, was bey den Juriſten ſo genennet werde 241
Fatum Chriſtianum, was man ſo nennen könne 14
Fatum Mahometanum 13. 227. *150
davon miſchen die meiſten Menſchen, ja ſelbſt die Chriſten in ihr Leben was mit ein 14. ſq.

warum es das allerſchlimmſte 243

Fatum Stoicum, ob es ſo ſchlimm geweſen, als man insgemein vorgiebt 13
  Conf. Stoici.
  macht nur eine gezwungene Gedult 13

Faule Vernunfft, was es vor ein Schluß 12
  wenn die Menſchen gemeiniglich ſolche zur Hand nehmen 15. 16
  über den Hauffen geworffen 237. ſq.

Felſen, ſcheinen übriggeblibene Schlacken von einer groſſen Zerſchmelzung zu ſeyn 512

Foë, Urheber einer Secte in China, was er vor das Principium aller Dinge gehalten 71

*Formali*täten, darin ſetzt der gemeine Hauffe die Andacht 1
  wie vielerley ſie ſeyn 1
  auf was Weiſe ſie einiges Lob verdienen könten 2
  der Heyden bey ihrer Religion 2

Formen, philoſophiſcher Streit von deren Urſprunge 275. ſqq.
  des Averrois Meynung 281
  die möglichen Formen ſind die Quelle des Böſen 695

Franciſcaner, ſind vor die ſcientiam mediam 219

Frey und gleichgültig iſt nicht vor eins zu halten 353
  und determinirt einander nicht entgegen zu ſetzen 353

Freyheit, Schwürigkeiten die ihr auf dem Halſe liegen 171. ſqq.
  Beantwortung derſelben 179. ſqq.
  ihre Requiſita *115
  iſt von der Nothwendigkeit ausgenommen *115
  wie die libertas indifferentiæ wahr iſt 228. 597
  ob ſie in einer Indetermination oder indifferentiâ æquilibrii beſtehe 216. *27. ſqq.
  ob ihr die Determination ſchade 217. 676
  ob ihr die præſcientia futuror. conting. oder der Grund der Gewißheit dieſer Wiſſenſchafft nachtheilig ſey 218. 219. 224

ob es ihr was ſchade, daß der Wille allemahl vom Guten, welches die gegenſeitigen Vorſtellungen überwieget, zum Thun beweget wird 227
ob ſie aus einer lebendigen innerlichen Empfindung zu beweiſen 144. ſq. 232. 586. 590
ob ſie in dem Vermögen zu ſündigen beſtehe 329
von deren Natur hat ſich Carteſius nicht zur Gnüge erkläret 448
vollkommenſte GOttes belegt Bayle mit dem verhaßten Nahmen einer Sclaverey 503. 505
iſt die Urſache der Sünde 561. 579
was ſie in ſich begreiffe 215. 579
Conf. Gewißheit, Nothwendigkeit, Wille.
Frömmigkeit, rechte, worin ſie beſtehe 6. ſqq.
Futurition, ob ſie die Contingentz und Freyheit übern Hauffen werffe 218. 234. *148

G

Gantze muß man betrachten, wenn man von der Güte und Schönheit einer Sache urtheilen will 361. 379. 456
Beſte in demſelben hat in der Liebe GOttes den Vorzug 316. ſqq. 337
Beſte in demſelben, ob auch das beſtmöglichſte in jedem Theil 484
Gebeth bewegt GOtt nicht etwas zu geben, das mit dem Gantzen nicht übereinſtimmet 119
nützlich 749. *125
D. Bechers 652
Gedancken verwirrte und deutliche 604
ſurdæ heimliche 604
Gefallen, iſt eben ſo viel als gut befinden 306
Geheimniſſe der Religion bey den Heyden, worinnen ſie beſtanden 3
nach der Vernunfft betrachtet, ſind den Schein-Warheiten zu wider 60. 96
kan man wohl einiger maßen erklären, aber nicht begreiffen 62

können aus der Vernunfft nicht bewieſen, wohl aber wider die Einwürffe vertheidiget werden 62
was bey Behauptung derſelben vor Behutſamkeit zu brauchen 89
deren vollkommener Begriff oder Erklärung iſt nicht zu fordern 126. ſqq. 128
mit was vor autoritatibus Bayle die Inſolubilität der Einwürffe wider dieſelben zu behaupten ſuchet 143
ob es nöthig ſich dieſelben zu unterwerffen, damit man auf die Einwürffe dawider antworten könne 150
die das quomodo derſelben begreifflich zu machen geſucht, haben ſchlechten Danck verdienet 132. 167. ſq.
ob deren vollkommene Auflöſung und Erklärung einſt zu hoffen 95. 167. 169
Geiſt, ob es einen erſchaffenen gebe, der von der Materie gantz abgeſondert iſt 342. 281
Gemüths-Arten, ob in den guten und böſen der Menſchen die Urſachen der göttlichen Wahl lediglich zu ſuchen 298. 299. 577
Gemüths-Ruhe, wie ſie zu ſtärcken, daß ſie durch die Schmertzen des Leibes nicht unterbrochen werde 534–537
Gemüths-Vergnügungen, ſind die reinſten und nützlichſten, die Freude dauerhafft zu machen 533
Geometria empirica 416
Gerechtigkeit, falſcher Begriff von der göttlichen 22. 23. 107. 429
  GOttes worinnen ſie von unſrer unterſchieden 61
  ob ſie in Anſehung GOttes nichts oder was eigenwilliges ſey 107. 429. ſqq. 435. 440. *24
  wider die göttliche iſt kein unüberwindlicher Einwurff verhanden 121
  was man von der göttlichen für einen Begriff haben ſoll 173. *127. ſq.
  was falſche Begriffe von der göttlichen ſchaden 431
  GOttes ob ſie zu ſtrenge 357
  durch verhaßte Einwürffe angefochten 406. ſqq.
  iſt nicht ohne Reguln und Rationes 107

ſchlieſt den Deſpotiſmum aus 428
ob ſie ſündigen macht, damit ſie ſtrafen könne 607
Geſchencke, wenn man vorher ſiehet daß ſie ſchaden werden, ob ſie allemahl Geſchencke eines Feindes 324. 325
Geſetze, ob die Eventus, welche aus Vollziehung der generalen beſtehen, ein Objectum eines beſondern göttlichen Willens ſind 470. 475
ob GOtt denen generalen derogire, ſo offt es die Ordnung erfodere 475
des Reichs der Natur hält Bayle vor eigenwillig und indifferent 639. der Bewegung ob ſie arbitrair 645
der Vereinigung der Seelen und des Leibes, ob ſie arbitrair 655. ſq.
ob alles was nach generalen geſchicht, ohne Wunder geſchehe 661
Geſundheit, ein groſſes u. wunderbahres Gut 187. 188
Gewalt, eigenwillige. Die Ausübung derſelben läufft wider die göttliche Gerechtigkeit 428
Gewiſſe warum es mit dem determinirten offt vor eins genommen werde 217
confundirt Bayle mit dem nothwendigen 415
Gewißheit iſt von der Nothwendigkeit wohl zu unterſcheiden 362. 676
Glaube, was deſſen Objectum ſey 55
kan gar wohl mit der Erfahrung verglichen werden 56
darwider können wahrſcheinliche Vernunfft-Schlüſſe nichts ausrichten 60. 95. 113. 115
deſſen Ubereinſtimmung mit der Vernunfft iſt allzeit ein Punct geweſen darüber viel diſputirt worden 63. ſqq.
göttlicher iſt mehr als eine Meynung 98
ſtreitet nicht wider die Vernunfft 110. 261
was vor Eigenſchafften in ſeinen Objectis ihm den Sieg über die Vernunfft ertheilen können 112
wie deſſen Triumph oder Sieg über die Vernunfft müſſe verſtanden werden 111. 112. 113

eine vortreffliche Ubung der Tugenden einer Chriſtlichen Gottesgelahrheit 116
ob deſſen Warheiten unauflößlichen Einwürffen unterworffen 91. ſqq. 121
Glaubens-Artickul, davon hörte man beym Gottesdienſte der Heyden nichts 3
ſind den Warheiten, die von einer logiſchen und metaphyſiſchen Nothwendigkeit ſind, niemahls zu wider 16. 31
Behutſamkeit, ſo man bey Behauptung derſelben zu gebrauchen 19
ob ſie unauflößlichen Einwürffen unterworffen 91. ſqq.
verwirrteſte Einwürffe darwider, wie durch Hülffe der gemeinen Logic zu beantworten 95
Glück, ob man wegen des vorhergehenden aufs künfftige einen ſichern Schluß machen könne 16
und Wohlergehen der Böſen ſoll uns nicht zu murren bewegen 190. 191
ob man über das Gute der böſen Menſchen ſich zu beſchweren habe 471
ſo man von oben bekommt, macht einem ſo viel Freude, als wenn man es ſeiner Wahl zuzuſchreiben hat 613
Glückſeligkeit, wahre, worin ſie beſtehe 6
der vernünfftigen Creaturen iſt weder der einzige noch vornehmſte Endzweck, den GOtt bey der Schöpfung intendiret [illegible]
kan nicht beſtehen, weil keine Uberlegung dabey iſt 530
Gnade, Hülffe derſelben 273. ſqq. 293. *151. ſqq.
gratia congrua 675
verborgene zulängliche Gnade 573. *152
Gnaden-Mittel, ob ſie GOtt denen zu verſagen beſchloſſen, von welchen er zuvor geſehen, daß ſie ihren freyen Willen mißbrauchen würden 221
zulängliche, ob allen Menſchen gegeben werden, ſie aus dem Böſen zu reiſſen, wenn ſie ſich nicht ſelber hindern 289. ſqq. 293. 310

warum ſie GOtt denen anbieten läßt, von denen er weiß, daß ſie ſolche nicht annehmen werden 313. 359. 360
GOtt, von ſelbigem haben die Hebräer vor allen andern Völckern auf eine ihm anſtändige Weiſe gelehret 4
wenn man ihn lieben will, darff man ſich nur ſeine Vollkommenheiten vorſtellen 6
machen viele mit den Heyden zur Urſach ihrer Laſter 10
warum ihm viele die umſtändliche Erkäntniß der Dinge, ſonderlich aber eines jeden zukünfftigen Ausganges abſprechen 21
wie das Wort in der Lehre von der Heil. Dreyeinigkeit gebraucht werde 89
ob er auf ſolche Art zu vertheidigen, wie man insgemein einen Menſchen vor dem Richter vertheidiget 100
ob deſſen Gütigkeit wegen Zulaſſung des Böſen nicht könne entſchuldiget werden 101. ſqq.
ſcheinet zu viel Theil an der Exiſtenz des Böſen zu nehmen 172. ſqq.
kurtzer Beweiß von einem einigen mit ſeinen Vollkommenheiten, und durch ihn den Urſprung aller Dinge 180. 182
was ihm dienen heiſſe 242
ob ihm alles gleichgültig was auſſer ihm iſt 265
was er vor einen Haupt-Endzweck gehabt, da er ſeine Rathſchlüſſe in Anſehung des Menſchen gemacht 263
ob er eigentlich zu reden, durch die Sünde beleidiget werde, oder ſie verabſcheue 311. 312
ob die Liebe zur Tugend und der Haß gegen die Laſter in ihm unendlich ſey 316
betrachten einige als einen deſpotiſchen Herrn 22. 179. 407. 432
der Muguller aus dem Himmel gejagt, wer vorgegeben 431

ob

ob er frey in einer indifferentia æquilibrii 463
ob er ſeine Ehre und Ruhm nothwendig liebe 525
deſſen Wille folgt den Urtheilen des Verſtandes 604
in ihm befindet ſich der Vorthel der Freyheit eminenter 636
iſt nicht die Seele der Welt 457
ob er itzt den Menſchen ſündlich ſchaffe, den er doch anfänglich unſchuldig erſchaffen 208. ſqq.
ob er der eintzige Actor 213
deſſen Gröſſe *109. ſqq.
deſſen Güte *114. ſqq.
Götter werden von den Heyden getadelt 541
Gregorius M. ſoll durch ſein Gebet Trajanum aus der Hölle erlöſet haben 558
Gut jedes will GOtt antecedenter 201, 202. 321. *131.
daraus entſtehen offtmahls übele Dinge durch eine Concomitantz 320. 321
ob es das Böſe übertrifft 744. 745
Conf. Böſe.
Gute, Arten deſſelben *110
das GOtt thut kan man nicht genugſam æſtimiren, auſer wenn man deſſen Güte und Weitläufftigkeit in dem Univerſo betrachtet 324
moraliſche, und Böſe ob GOtt aus einem eigenwilligen Schluſſe eingeführet 418. ſq. 436.
phyſiſche, ob es eintzig und allein im Vergnügen beſtehe 531
Gütigkeit falſcher Begriff von der göttlichen 22. 430
worinnen ſie von unſrer unterſchieden 61
GOttes ob ſie nicht könne entſchuldiget werden wegen Zulaſſung der Sünde 101. ſqq.
was man von der göttlichen vor einen Begriff haben ſoll 173. 434
ob GOtt allein durch dieſelbe zu Erſchaffung dieſes Univerſi determiniret worden 314
ob ſie unendlich 315
ob die göttliche zu tadeln, daß ſie Güter gegeben, von denen

denen ſie gewuſt, daß ein böſer Wille ſie mißbrauchen werde 324

eines Wohlthäters ob ſie aus einer einzigen Wohlthat zu ermeſſen ſey 324

GOttes ſuchen einige mit Nachtheil ſeiner Gröſſe zu retten 363

GOttes durch ein Gleichniß von hundert Bothen angefochten 399

GOttes durch verhaßte Einwürffe angegriffen 406. ſq.

ob allein von eigenwilliger Wahl GOttes herrühre 435

wird nicht vor groß genug gehalten, wenn man ſagt, er hätte was beſſers machen können 455

H

Harmonia præſtabilita was Autor dadurch zu erklären geſucht 36. 71. 247. 259. 282. 526. 581. 667

Wie er auf dieſes Syſtema gekommen 245. 246

Heiligkeit GOttes iſt nichts anders als der höchſte Grad ſeiner Gütigkeit 387

Schwürigkeiten ſo dawider vorfallen *131. ſqq.

Hebräer haben unter allen Völckern allein öffentliche Lehren von ihrer Religion gehabt 4

Herman, Ariman oder Irmin 369

Herrlichkeit ſo GOtt von Ewigkeit beſitzet, wie zu verſtehen 305

Heſus Lucani 374

Hexen, wodurch deren öfftere Verbrennung in Franckenland abgeſchaffet worden 292. 293

Heyden hatten in ihrem Gottesdienſte Ceremonien, aber von Glaubens-Articuln hörte man nichts 3

ſo verdammet werden, ob kein einziger würde ſelig worden ſeyn, wenn er gleich unter den Chriſten geweſen 298

Himmel, wie ſie die Ehre GOttes verkündigen 379

Hiſtorien-Schreiber, deren Fehler 383

J

Jeſuiten, neuere ſind vor die ſcientiam mediam 219

JEſus Chriſtus lehret die Unſterbligkeit der Seelen recht deutlich 4
- hat die natürliche Religion endlich zu einem Geſetze gemacht, und ihr die Gültigkeit einer öffentlichen Lehre gegeben 5
- hat gewolt, daß wir nicht allein GOtt fürchten und ehren, ſondern auch hertzinnigſt lieben ſollen 5. 6.
- ob deſſen Erkäntniß nach dem Fleiſch zur Seligkeit nöthig 293
- ob dieſe Erkäntniß GOtt allen Menſchen geben will 293
- iſt die vornehmſte Urſache, warum dieſe gegenwärtige Ordnung der Dinge erwehlet worden 127

Independenz ob wir ſie innerlich empfinden 232
  Conf. Freyheit.
- unſere keine Schein-Independentz 588
- GOttes *109

Indifferentz in was vor Verſtande ſie zu admittiren 228.
- [illegible] 597
- hindert nicht, daß man nicht noch ſtärckere Neigung vor die Parthey haben könne die man erwehlet 596
- gäntzliche hat einigen Scholaſticis ſehr wohl gefallen 616. 596. ſq. *25.
- würde böſe und ungereimt ſeyn 606. 608. 610
- unmöglich 231

Indifferentia æquilibrii, was dadurch zu verſtehen 228
- ob es eine gebe 216. 228. 232. 353. 428. 597. *29. ſqq.
- durch dieſe falſche Idée ſind die Moliniſten ſehr verwirret gemacht worden 230
- ſuchen einige GOtt beyzulegen 428
- iſt ohne Exempel 572. 677. *29

Inertia naturalis corporum ein vollkommenes Muſter zu zeigen, daß die Privation das formale der Unvollkommenheit und Inconvenienzien in den Creaturen ſey 209

Infinitum,

Infinitum, davon hat der menſchliche Verſtand Demonſtrationes, deren Stärcke und Schwäche er begreiffet 146
actuale ob es unmöglich ſey 67
Infralapſarii ſind die meiſten unter den Reformirten 168
Inſcriptiones in derer Alten Comödien 633
Inſtantia ſimplicis poſſibilitatis wenn Vertheidiger der Geheimniſſe damit antworten kan 160
Intellectus purus mit was vor Warheiten er zu thun habe 58
Intellectus practicus, ob wir allemahl deſſen letzten Urtheile folgen, wenn wir uns zum wollen determiniren 133
Irrthum beſtehet formaliter in einer gewiſſen Art einer Privation 214
Irrthümer haben zuweilen auch ihren Nutzen 17.239
rühren gemeiniglich von der Verachtung oder dem Mangel der Kunſt zu gedencken 99
Kings Meynung davon 47
Iudicium, wer es nicht hat, hat auch keine Freyheit 216
Juſtitia punitiva von wem ſie verworffen wird 257
worauf ſie gegründet iſt 257. ſq.
ob ſie beſtehen könte, wenn eine abſolute Nothwendigkeit in unſern Actionibus wäre 259

K

Kälte hat das activum nur per concomitantiam bey ſich 390
Kinder, den Zuſtand derer, ſo vor der Tauffe ſterben, ſcheint Stondart dem Stande eines erlöſten Sünders ſelbſt vorzuziehen 185. 285
ſo vor der Tauffe ſterben, ob ſie allein wegen der Erb-Sünde ewig verdammt 284. ſq. 286. 354
wie die Evangeliſchen davon ſprechen 287
denen haben die Scholaſtici einen ausdrücklichen Limbum angezeichnet 285
Tortor infantum wer ſo genennet worden 284. 285

L

Laſter, deren Urſache ſchreiben einige GOtt zu 20
ziehen ſich ſelbſt ihre Beſtrafung zu 259
unſere ſind groſſer als unſere Tugenden 539
Laud Ertz-Biſchoff in Engelland *12
Leben, menſchliches, ob es ſo gar elend ſey wie viele vorgeben 541. 542
ob in dem andern weder gute Wercke noch Sünde ſey 592
Lehr-Sätze des Chriſtenthums ob ſie mit der Vernunfft übereinſtimmen, und ob die Vernunfft ſolches erkenne 213
Leib, in was vor Verſtand man ſagen könne, daß er in die Seele agirt 45
Libertas contingentiæ oder indifferentiæ, wie zu verſtehen 223
ob ſie ein æquilibrium erfordert 621
Liebe GOttes, hertzinnige erfodert Chriſtus 6
darinnen beſteht die rechte Frömmigkeit und wahre Glückſeligkeit 6
deren groſſe Krafft 290. 291
gehet vornehmlich auf das Beſte im Gantzen 316
gegen eine erſchaffene Sache richtet ſich nach dem Werth der Sache 340
Lob und Tadel ob ſie wegfallen würden, wenn der Menſch aus einer mathematiſchen Nothwendigkeit agirte 260
Logic, deren Unvollkommenheit in Beurtheilung wahrſcheinlicher Gründe 96. 99. ſq.
der Ariſtoteliſchen Nutzbarkeit bey Demonſtrationen 96
Loß hat allemal ſeine Rationes in der Natur, die an dem Urſache ſind, was dadurch geſchicht 601
Lutherus wie er zu verſtehen, wenn er die Philoſophie verworffen 74

M

Machiavellus, wie er von der Menſchen Boßheit und Frömmigkeit geſprochen 383

Malum pœnæ, wie davon ration zu geben 550. ſqq.
Mala non ſunt facienda ut eveniant bona, Urſprung und Verſtand dieſer Regel gezeiget 204
- phyſica ob mehr in der Welt ſeyn als bona phyſica 530. ſqq.

Malcuth bey den Cabbaliſten 683
Manichæer und Pyrrhonier, wie Bayle die deutliche Vorſtellung ihrer Einwürffe zu entſchuldigen ſuchet 109
- ihre Einwürffe würde man nicht loß werden, wenn man ihnen gleich viel einräumete 114
- und Pauliner haben des Zoroaſtri Lehre wieder aufgewärmet 363
- was Bayle von ihren Argumenten urtheilet 377

Marcion hat bereits vor dem Manes zwey Principia ſtatuirt 376
Materie ob ihr GOtt das Vermögen zu organiſiren geben könne ohne ihr den Begriff und Erkäntniß der Organiſation zu geben 36
- ob man auf die Schwürigkeiten von Zertheilung derſelben in infinitum nicht antworten könne 146
- iſt urſprünglich zur Trägheit oder zu Beraubung der Geſchwindigkeit geneigt 210

Mechaniſmus ſchon zulänglich die organiſchen Cörper der Thiere ohne andere plaſtiſche Naturen hervor zu bringen 35
Meer ſcheinet eine Art eines Olei per deliquium zu ſeyn 523
Menſch, was GOtt vor einen Haupt-Endzweck gehabt, da er ſeine Rathſchlüſſe in Anſehung deſſelben gemacht 263
- ob alles lediglich vor ihn geſchaffen worden 379. 545. ſqq.
- ob er groſſe Einwürffe wider die Einigkeit GOttes an die Hand gebe 380
- iſt wie ein kleiner Gott in ſeiner eignen Welt 381. ſq.

hat GOtt beſchloſſen zur Exiſtentz zu bringen, wie er in den Idéen geweſen 387
Conf. Creatur.
Menſchen, ob ſie GOtt alle will ſelig machen 266
ob in dem menſchlichen Geſchlecht mehr Böſes als Gutes ſey 744. 494
Metaphyſic wahre, ſo Ariſtoteles geſucht, was ſie ſey 445
Mithra 367
Mittel macht der Weiſeſte, ſo viel möglich, daß ſie auch einiger maßen fines abgeben 477
Möglichen und nothwendigen Erklärung 411. ſqq. 425. 426. 497
Möglichkeit der Dinge, die niemahls geweſen und niemahls ſeyn werden, läugnet Diodorus 415. ſq.
ob nur in denen Dingen ſey, die würcklich geſchehen 421. 423.
der Dinge hat ihre Realität in der göttlichen Exiſtentz 110
Moliniſten 611. 627
Monopſychiten, wen man ſo nennen könne 69.
durch was vor Meynungen ihnen viel eingeräumet werde 71. 72
Monſtra wie davon zu urtheilen 520. 522
Moſes Germanus 69
Myſtici verdächtig wegen der Lehre de anima mundi 69

N

Natur, deren Geſetze ſind der Diſpenſation ihres Geſetzgebers unterworffen 59
Naturæ plaſticæ Clerici von Bayle angefochten 34
Nichts, wer vor das erſte Principium aller Dinge angegeben 71
Nothwendige und gewiſſe iſt wohl zu unterſcheiden 567. 676
Nothwendigkeit, Erkäntniß derſelben iſt zu der Ausübung von groſſer Wichtigkeit 11

was

was der übel eingenommene Begriff von derſelben ausgehecket 13
falſcher Begriff von derſelben 12
des Verhängniſſes worzu ſie ſonderlich gemißbrauchet wird 17
der fatalen greuliche Folgerungen 18. 19
deren unterſchiedene Grade ſind wohl anzumercken 20
gantz geometriſche aller Dinge ſcheinet Spinoſa zu glauben 42
phyſiſche gründet ſich auf die moraliſche 58
phyſiſche worinne ſie beſtehe 58
was vor eine erfordert wird, wenn man ſie der Contingenz und Freyheit entgegen ſetzet 218. 571
abſolute zu agiren ob ſie die Strafen und Belohnungen unrecht und unvernünfftig machen würde 252. ſqq. 256. 260.
mathematiſche wer ſie lehre 253. 423. ſqq. 427
ob die juſtitia punitiva bey der abſoluten ſtatt finde 259
moraliſche iſt der Freyheit nicht zuwider 340. 353. 506. 761. *115
moraliſche in Anſehung der actionum ab extra GOtt rühmlich und anſtändig 428. 452. *115
metaphyſiſche und moraliſche wie von abſolut arbitrairen unterſchieden 651
und Möglichkeit metaphyſiſch genommen, von was vor einer Frage ſie dependiren 676
Notiones *33. *37
Conf. Begriffe.

O

Ordnung iſt bißweilen im Gantzen, was in Theilen eine Unordnung iſt 347. 361. 520. 521. ſqq.
dependirt von Reguln 476
Organiſationes neue ſind nur ein mechaniſcher Erfolg einer vorhergehenden organiſchen Conſtitution 38
Organiſmus, ob allenthalben in einer Materie 36. 44

Oromasdes und Arimanius, was es vor Nahmen 51.368
Pauliner, wer ſie geweſen 364
Perſepolis, Uberbleibſel davon 367
Pflichten (officia) wer davon gehandelt 330
Philoſophia corpuſcularis, ob ſie der Lehre von Ubereinſtimmung des Glaubens mit der Vernunfft zu wider 24
  ſetzt die Ramiſtiſche Philoſophie in Vergeſſenheit 75
Philoſophie, woher es komme, daß einige von ihren Grund-Säzen in der Theologie verworffen werden 61
  ob die Reformatores ſonderlich Lutherus ſie gantz verworffen und vor eine Feindin des Glaubens gehalten 74
  von wem ſie ſonderlich verachtet worden 75
  ob ſie von den Magiſtris verworffen worden, denen man zuerſt den Nahmen der Pietiſten beygelegt 79
  wie weit ſie in der Theologie zu brauchen iſt allezeit unter den Chriſten ſehr ſtreitig geweſen 79. ſqq.
  ſtimmet mit der Theologie überein 61
  in was vor einem Zuſtande ſie vormahls geweſen 65
  von einem Buche, das ſie zu einer Auslegerin der H. Schrifft machet 77
  der Socinianer ihre 81
Phænomenon wird ſchlecht erkläret, wenn man ihm ein ausdrückliches Principium zuſchreibet 188
Photinianer, neue, wer ihre philoſophiſche Lehr-Säze eigentlich beſchrieben 79
  wo man ihrer Metaphyſic wegen ſich Raths erholen ſoll 80
Pietiſten 78
Potentia obedientialis Scholaſticorum, was es ſey 99
Prædeſtination, Lehre davon ein Labyrinth der Theologorum 91
  ob eine abſolute zur Verdammniß 203
  Uneinigkeit der Tridentiniſchen Theologorum in dieſer Materie 265

was

was man vornehmlich dabey zu behaupten hat 263
und Deſtination ſind wohl zu unterſcheiden 267
worinnen ſie gegründet iſt 263. ſq.
geſchicht nicht ohne Urſachen 637
ob eine zum Böſen 267
Conf. *Determination*, Erwehlung, Wahl, *Fatum*, Verhängniß, Vorſehung.

Prædeſtinatus ſi non es, fac ut prædeſtineris, wie zu verſtehen 239

Prædetermination, wer es damit hält 219
von wem und warum ſie, nach Molinæ Meynung, eingeführet worden 220
trägt zur Determination des Willens etwas bey, neceſſitirt aber nicht 224. 750
wie ſie ein Alvarez gelehret, wohl zu entbehren, wenn man vom göttlichen Vorherwiſſen Ration geben will 230
ſteckt in der Diſpoſition zur Action, ohne welche Diſpoſition keine cauſa agiren kan 229
neue unmittelbahre, wodurch die freye Creatur aus ihrer Indifferentz heraus komme, nicht nöthig zu ſtatuiren 229
der Urſachen und göttlichen Rathſchlüſſe, ob ſie die Contingentz und Freyheit über den Hauffen werffe 234

Præformation der organiſchen beſeelten Cörper 281. 282. 449

Præſcientz GOttes ob ſie der Contingentz und Freyheit zu wider 212. 234 448
vermehrt die Futurition der contingenten Ausgänge nicht 218
macht die Warheit nicht mehr determinirt 219

Præſumption, was man bey den Juriſten ſo nenne 102

Primordialitates Campanellæ 385
was einige darinne verborgen zu ſeyn geglaubt 385

Principia, guter Nutzbarkeit 8

Lehre von zweyen, einem böſen und guten, was Bayle davon hält 20. 384
die darüber ſtreiten, ob eins oder zwey ſind, was ſie unter ſich auszumachen haben 127
zwey groſſe unſerer Vernunfft-Schlüſſe 226
zwey, in welchem Verſtande ſie zuzulaſſen 385
Zoroaſtri 364. ſqq.
ausdrückliche ſind nicht gar geſchickt die Phænomena zu erklären 388
Privation, iſt das formale der Unvollkommenheiten und Inconvenienzien, ſo wohl in der Subſtanz als in ihren Thaten 209. *116. ſq.
Pyrrhonier, wie Bayle die deutliche Vorſtellung ihrer Einwürffe zu entſchuldigen ſuchet 109. ſqq.

Q

Quantität, Schluß davon auf die Qualität, gehet nicht alle mahl wohl an 485
Qvietiſten, was von ihrer Annihilation zu halten 70

R

Ramiſten, wenn ſie aufs Bret kommen, und wieder in Vergeſſenheit geſetzt worden 75
Rathſchluß, einziger totaler GOttes, in Anſehung des Univerſi 272. *124
Rathſchlüſſe GOttes von der Menſchen Seligkeit und Verwerffung geſchehen zugleich 271
ſind in rationibus gegründet 637
Ratio determinans, iſt bey allen Sachen, die geſchehen 226. *32
Realität aller einige wahre Urſache iſt GOtt 708
Recht, ob etwas ſey, ehe es GOtt beſchloſſen 438. 440
Redens-Arten, was vor welche im Schreiben zu gebrauchen 70
warum man gewiſſe zu gewiſſen Zeiten verwerffen oder einführen kan 570
Reell, wie das Wort genommen werde 714
Reich der Gnaden, iſt auch einiger maßen nach dem Reich der Natur eingerichtet worden 327

der Natur und Gnade 639
GOttes, ſ. Stadt GOttes.
Remonſtranten und Contra-Remonſtranten, wie ſie in der Materie von der Prædeſtination differiren 262. 263
Reſpondens, wozu er gehalten und nicht gehalten 130
Richter, ob GOtt über ſich erkenne 332

S

Saamen halten die organiſchen Cörper in ſich 281. ſq.
und die Seelen 282. 712
Satyren Beantwortung iſt nicht ſo angenehm als die Satyren ſelber 409
Schein-Gründe wider den Glauben, deren Hebung hätte Bayle nicht verlangen ſollen 115. 116
Schiff, ob es durch bloße Geſetz der Mechanic in einen beſtimmten Hafen gehen könne 37
Schmertzen des Leibes, ob ſie ſo groß ſeyn können, daß ſie auch die Gemüths-Ruhe des Weiſen zu unterbrechen vermögen 534
wie man zu Erdultung groſſer ſich geſchickt machen könne 536
die auf den Sieg über die Affecten folgen, können in Freude ausſchlagen 627
ob nöthig die Menſchen vor der Gefahr zu warnen 642
Schöpffung, ob das Heyl und Wohlergehen der vernünfftigen Creaturen GOttes eintziger Endzweck dabey geweſen 317
beſtändige, ſ. Erhaltung.
Scholaſtici, warum ihre Bemühung den Glauben mit der Vernunfft zu conciliiren, ſchlecht von ſtatten gegangen 64
Wunſch des Autoris bey dem Guten, ſo noch darinnen zu finden 64
erfodern bey der Freyheit eine gäntzliche Indifferentz 596. ſq. 616
H. Schrifft rechtfertiget ſich einmahl vor der Vernunfft, daß ihr ſolche wieder nachgeben ſoll 97

Schule, nützliche vor die Miſſionarios nach Japan 517

Schwärigkeiten, was vor welche Autor zu heben verhoffet 27. 171. ſqq. 179

  welche die Sünde und die Mittel wider dieſelbe betreffen 274

Scientia media 220. 221. *113

  wer ſie eingeführet 220

  wie ſie von den Thomiſten und Janſeniſten angefochten wird 222

  Lehre der Moliniſten davon iſt wohl zu entbehren, wenn man vom göttlichen Vorherwiſſen Ration geben will 230

  ſimplicis intelligentiæ 220. *112

  viſionis 120

    wie ſie von der ſcientia ſimplicis intelligentiæ unterſchieden 671. *113

Scindapſus, was die Alten ſo genennet 157

Seele, wie man ſagen könne daß ſie in den Leib, und der Leib in die Seele agire 45. 250

  deren influxum phyſicum in den Leib, wenn Autor leugnet, wie zu verſtehen 45

  mit was vor einem Schluß Averroes deren Unſterbligkeit angefochten 66

  wer zwiſchen ihr und dem Leibe einen umwechſelnden phyſicaliſchen Einfluß ſtatuiret 243. ſq.

  wie man die umwechſelnde Dependenz zwiſchen ihr und dem Leibe concipiren ſoll 250

  ob es zu erklären, wenn man vorgiebt daß ſie die Quantität der Force oder die Directions-Linie ändere 245

  deren Ubereinſtimmung mit dem Leibe durch die Harmoniam præſtabilitam erklärt 247

  menſchliche wie ſie das Principium ihrer Actionum iſt, die von ſich ſelber dependirt, und von allen andern Creaturen independent iſt 247. 248. 250

  was ſie vor Gewalt ſo wohl über deutliche als undeutliche Empfindungen habe 249

  was das Anſehen macht als ob ſie und der Leib vermittelſt

mittelſt eines phyſiſchen Einfluſſes von einander dependirten 281
wie ſie von der Erb-Sünde habe können angeſtecket werden, ohne daß man GOtt deßwegen eine Ungerechtigkeit beymeſſen könne 274. ſqq.
drey Meynungen von ihrem Urſprunge 274
eine vis primitiva 277
des Autoris Meynung von ihrem Urſprunge 281. ſq. 712
wo die Urſachen ihrer Determination zu ſuchen 621
ob in den Geſetzen ihrer Vereinigung mit dem Leibe einige vague Gleichgültigkeit oder etwas gantz arbitraires zu finden 655. ſq.
kan nach Bayle Meynung nicht agiren 715
wie ſie ſich in den Saamen befindet 287. 712
Conf. *Anima mundi. Subſtantiæ ſimplices.* Formen.
Seelen, ob ſie alle beſtändig ſubſiſtiren 280. 276
ob es in der Ordnung der Natur von allen Cörpern gantz abgeſonderte gebe 281. 342
haben alle ihren Anfang von der Schöpffung 281. ſq.
Seeligkeit, worauf ſich deren ewige Dauer gründe 258
Sehen, dabey giebts falſche Erſcheinungen, die von deſſen Natur ſelbſt herkommen 139
*Simultaneit*ät der göttlichen Rathſchlüſſe bey der Wahl und Verwerfung 271
Sinne äuſerliche ob ſie uns betrügen 140
Sitten-Lehre. Unterſcheid zwiſchen der rechten und der Stoicker und Epicurer ihrer 534
Socinianer, warum ſie GOtt die umſtändliche Erkäntniß der Dinge abſprechen 21
wer ihre Philoſophiſche Lehr-Säze beſchrieben 80
was von ihrer Philoſophie zu halten 81
wie ihr GOtt beſchaffen ſeyn würde 672
ſind wider die rachübende Gerechtigkeit 257
läugnen das Vorherſehen 671
Socrates wie er Heracliti Werck beurtheilet 380
Spinoza treibet die Nothwendigkeit aller Dinge am weiteſten 42

läßt

  - läſt nur eine eintzige Subſtantz in der Welt zu 69
  - ſeine Meynung von der Seele 69
  - iſt nicht Autor des Buches von der Auslegung der H. Schrifft 77
- *Spontaneitas* 243. ſqq. 581. ſqq. 595
  - woraus ſie fließe 243
  - ob die Dependenz der actionum voluntariarum ſie verhindere 243
  - iſt nicht nur eine ſcheinbare 588
  - vollkommen gemacht durch die præſtabilirte Harmonie 243. 595
- Stadt GOttes, deren Größe 196-198
  - darinnen muß man nicht unter der Zahl der Mißvergnügten ſeyn 189. 362
  - iſt die vollkommenſte die nur zu erfinden iſt 358
  - deren Weitläufftigkeit und Regierung iſt uns unbekant 358. 362
  - deren Ordnung ſoll ein Objectum unſers Glaubens, Hoffnung und Vertrauens auf GOtt ſeyn 362
- Strafe, was ſie ſey 519
  - ein natürlicher Erfolg der Sünde 307. 345
  - deren gewöhnlichſter Endzweck iſt die Beſſerung 103. 345
  - hat die Beſſerung nicht zum eintzigen Endzweck 257. 345
- Strafen und Belohnungen ob ſie unrecht und unvernünfftig wären, wenn der Menſch aus einer mathematiſchen Nothwendigkeit agirte 252. ſqq.
- *Straton* Peripateticus kömmt in der Meynung von der Nothwendigkeit der Dinge mit Spinoſa überein 42. 449. 653
- Streitigkeiten, wie und in was vor welche Autor gemiſchet worden 38
  - zwiſchen Leuten von groſſen Meriten, was Autor dabey bemercket 48
- *Styx*, Schwur der Götter bey demſelben vor unverbrüchlich gehalten 311

Subſtanz, keine iſt vor GOtt weder abſolut verächtlich, noch hoch gehalten 318
  agiret 595. 716
  ob zwiſchen ihr und den Accidentibus ein realer Unterſchied 213
  iſt ſchwer zu erklären ſo wohl in Anſehung ihres Anfangs als Untergangs 279
Subſtantiæ ſimplices haben alle das Principium ihrer actionum und Leidenſchafften in ſich 250
  wie ſie in einander agiren 252
  ſind die einigen und wahren Atomi der Natur 280
  dauren beſtändig 280
  können nicht anders als von der Schöpffung ihren Anfang und von der Annihilation ihr Ende haben 281
  ſind durch die gantze Natur ausgebreitet 71
  können nie independent von GOtt exiſtiren 71
  ſind niemahls gäntzlich von allen organiſchen Cörpern ſeparirt 71
Sünde ob die Gütigkeit GOttes wegen Zulaſſung derſelben nicht könne entſchuldiget werden 101. ſqq. 319. 348. 497. *133. ſqq.
  aus deren Zulaſſung ziehet GOtt durch ſeine höchſte Macht weit gröſſere und mehrere Güter, als die ſo vor der Sünde geſchehen ſind 185
  ſo ferne ſie ein Mittel abgiebet was Gutes zu erhalten rc. ob ſie dadurch zu einem zulänglichen objecto des göttlichen oder rechtmäßigen Objecto eines erſchaffenen Willens werde 203
  in welchem Verſtande ſie GOtt zuläſſet 204. *133. ſq.
  wenn ſie GOtt zuläſſet, geſchiehet es aus Weißheit und Tugend 206. 333
  eines andern ſollen wir nicht hindern, wenn wir es ohne Sünde nicht thun können 203. 206. 331. ſq. 351. 397
  ob GOtt derſelben Urſache 208 - 212
  läſt GOtt aus einer moraliſchen Nothwendigkeit zu 340. 347

iſt

iſt in dem Böſen das allerübelſte und ſchlimmſte 387
wo deren Urſprung herzuholen 394. 410. 478. 481. 579. *135
als Sünde, ob ſie das einzige Mittel geweſen dadurch GOtt ſeine Ehre und Ruhm kund thun können 505. 507
wenn deren Zulaſſung gerechtfertiget, haben die daraus folgenden Ubel keine Schwürigkeit 550
deren Strafe iſt ein natürlicher Erfolg derſelben 307. 345
iſt nicht nothwendig 567
kommt von der Freyheit her 561
glückliche 185
läſt GOtt nicht deswegen zu, damit er vergeben und ſtrafen könne 407
Früchte der erſten oder des Falles *49
Conf. *Concurſus.* Böſe.
Supralapſarii, warum ſie den Nahmen führen 268
Syllogiſmi des Herrn Bayle beantwortet 513
die die gantze Controvers des Wercks vorſtellen *740. ſqq.
Syſtema ſimples und ſehr fruchtbares ob der Weißheit GOttes gemäßer, als ein componirtes und nicht ſo einträgliches 481. ſqq.
Bezæ was Autor davon hält 515. 516
ſo einen groſſen Theil der Schwürigkeiten abthut, iſt dem vorzuziehen, das alles unausgemacht läßt 549
Auguſtini 574. ſqq.
Autoris ſ. *Harmonia præſtabilita*
Syſtema cauſarum occaſionalium, warum man es ſo nenne 246
deſſen Schwäche 246
führet beſtändige Wunder ein 246. 476. 657
Syſtemata welche auf ſchwachen Füſſen ſtehen 226. 657

T

Tadel und Lob ob ſie wegfallen würden wenn eine abſolute

ſolute Nothwendigkeit in unſern Actionibus wäre 260
Termin, fataler des Lebens 238. ſqq.
  Conf. *fatum*. Verhängniß.
Terminus pœnitentiæ peremtorius, davon haben wir niemahls gewiſſe Kennzeichen 240
Teufel ob er der Urheber der Sünde 393
  ob er vor unüberwindlich zu halten, wenn er beſtändig ſeinen Raub behält 394
  wie er mit GOtt durch einen Anachoriten tractiret 558
  ſein Fall 563. wird in der Offenbahrung angedeutet 563
Teutates 373
Thaten rühren von uns ſelbſt her 587. ſqq.
Theologi Rationales & Non-rationales 78
Theologie, wer am meiſten darzu contribuiret, daß ſie in formam artis gebracht worden 63. erdichtete Aſtronomiſche 193. ſqq.
  ſtimmet mit der Welt Weißheit überein 55. ſqq.
Thier ſo Cyrano de Bergerac in der Sonnen angetroffen 614
Thiere ob deren Bildung ein natürliches Werck 39. 40
  ob ſie das haben, was eigentlich verdienet ein Vernunfft-Schluß genennet zu werden 240
  Kunſt-Stück ſo GOtt an ihnen bewieſen durch Ertheilung ſo gebrechlicher Machinen, die inzwiſchen ſich doch ſo wohl erhalten können 188
  bey denen braucht man Strafe und Belohnung mit gutem Fortgang 254
  die an gewiſſen Laſtern Theil haben, warum ſie umgebracht werden 260
  ob deren Seelen indeſtructibel 279
  haben ihren Anfang von der Schöpffung 281. 282
  ob ſie ohne Empfindung ſeyn 529. 530
Tiberius, anſtößige Vergleichungen zwiſchen ihm und GOtt 403

Tieſe

Tiefe der göttl. Weißheit bewundern, ob es der Vernunfft gute Nacht geben heiſſe 361
Tod will allemahl eine Urſache haben 238
der Thiere nur ein Enveloppement oder Einwickelung 181
Todes-Strafe mit langanhaltender Marter ob ſie allemahl unrecht 353
Traduction der Seelen 275
vernünfftige 713. *143
Tugend, wahre iſt auf die Erkäntniß gegründet 8. 9
Bücher von falſchen Tugenden der Menſchen ob ſie zu loben 189
ziehet ſich ſelbſt ihre Belohnung zu 219
iſt ihrer Natur nach gut 437
gehet auf die Vollkommenheit 437
menſchliche Tugenden 47. 495. 534. ſq. *145. 146
Tugenden der Heyden ob ſie nur ſplendida peccata 540
U
Ubel verurſachet offtmahls was gutes, das man ohne ſolches Ubel nicht würde erhalten haben 184
moraliſches ob es zu Erlangung eines phyſiſchen Guten zugelaſſen 204
Ubereinſtimmung des Glaubens mit der Vernunfft, darüber iſt allezeit viel diſputiret worden 63
warum der Scholaſticorum Bemühung darbey nicht nach Wunſch von ſtatten gangen 64
iſt von denen Averroiſten gewaltig angefochten worden 80
Lehre von ihrer Incompatibilität hat ſich lange nach dem letzten Lateiniſchen Concilio erhalten 71
ob die Philoſophia corpuſcularis darwider 74
wie die Reformatores ſonderlich Lutherus bey dieſem Punct zu verſtehen 74
Conf. *Philoſophie.*
Ubereinſtimmung der Seele mit dem Leibe, was ſie zu beſtätigen am geſchickteſten ſey 38

Velleita-

Velleitates, ob in GOtt 722* 117

Verdammniß, ob die Verworffenen darzu prædeſtinirt ſind 267. 269

- Mittel zwiſchen derſelben und der Seligkeit wer geglaubet 191
- ein Erfolg der Sünde 356
- ewige ob der Gerechtigkeit GOttes zuwider 356
- wie von deren ewiger Dauer Raiſon zu geben 551. ſqq.
- derjenigen, denen es an Unterricht gefehlt 573

Verdammte ſollen nach einiger Meynung wieder zu Gnaden angenommen werden 192. ſq.

- worauf ſich die Dauer ihrer Strafen gründet 258. 356
- ob deren Anzahl vor klein oder groß zu halten 191. 310. 311. 357
- ob ſie können erlöſet werden 558

Verderbniß, der menſchlichen Urſprung *138. ſq.

- Beſchaffenheit 143. ſq.

Vereinigung des göttlichen Wortes mit der menſchlichen Natur, was wir für eine Erkäntniß davon haben 127. ſq.

Vergangene ob es nothwendig wahrhafftig, wer von den Alten darüber geſtritten 419

- ob nothwendiger als das zukünfftige 420

Vergnügen, allzugroſſes ein groſſes Ubel 532

- des Gemüths ſind dauerhafft 533

Vergnügte ſind vorzuziehen 189

- ob man könne vergnügt ſeyn 534

Vergötterung der Myſticorum was man ihr vor einen böſen Verſtand beylegen könne 70

Verhängniß iſt in Rationen gegründet 238

- Türckiſches, ſ. *fatum Mahometanum*.

Veritates æternæ & poſitivæ 57

Vernunfft faule, ſ. faule Vernunfft.

- geſunde und aufrichtige, was ſie ſey 55. 90. 138
- kan bey ihren Schlüſſen diejenigen Warheiten mit zu Hülffe nehmen, ſo ſie aus der Erfahrung hat 56
- bloße ſo der Erfahrung entgegen geſetzt wird, mit was

vor Warheiten ſie zu thun habe 56
ob ſie wider den Glauben ſtreite 60
Diſtinction deſſen, was über und wider dieſelbe, iſt wohl gegründet 90. 132. 138
der rechten und erleuchteten Triumph kan zugleich der Triumph des Glaubens und der Liebe genennet werden 116
darwider erklärt ſich Bayle, da er nur den Mißbrauch hätte tadeln ſollen 117
ob die Kirchen-Lehrer deren Gebrauch in der Theologie ſchlechter Dings verworffen haben 117. 122
ob alle Lehrſätze des Chriſtenthums mit derſelben übereinſtimmen, und ob die menſchliche Vernunfft ſolches erkenne 133
über die verderbte ſchertzt Bayle 135
mit was vor einer Ration Bayle behaupten will, daß man ihren Einwürffen wider die Geheimniſſe nicht könne ein Genügen thun 148
ob ſie geſchickter zu widerlegen und über den Hauffen zu werffen, als zu beweiſen und zu bauen 161
wie die menſchlichen Seelen empfangen, wenn ſie alle in Adam geſchaffen 283
was GOtt bewogen, ſie denen zu geben, die ſie zu einem Inſtrument ihres Unglücks gemacht 285
Conf. Glaube, Ubereinſtimmung ꝛc.
Verſtockung GOttes, wie zu verſtehen 294. 755
Verworffene, ob ſie zur Verdammung prædeſtinirt worden 263. ſq.
wie ſie bey den Scholaſticis genennet worden 269
Vis, was es ſey 277
Umſtände, Exempel von geringen, dadurch ein Menſch bekehret oder verſtockt werden kan 295. 297
Unauflößligkeit der Einwürffe, eine rechtmäßige Urſache einen Satz zu verwerffen 138
Unbegreifflichkeit der Sache, eine rechtmäßige Urſache ſie zu verwerffen 112. 138
Univerſaliſten und Particulariſten, wie weit der Streit

wegen

wegen des göttlichen Willens alle Menſchen ſelig zu machen, zwiſchen ihnen auf Redens-Arten ankomme 266

Univerſum, ſ. Welt.

Unmögliche, ob es alles in ſich begreiffe was niemahls exiſtirt 411. ſqq.

Unordnung iſt zuweilen in den Theilen nöthig, damit die ſchönſte Ordnung im Gantzen könne hervor gebracht werden 378. 381. 522

Unſterbligkeit der Seelen hat Moſes nicht mit in ſein Geſetz gebracht 4
  wird von Chriſto gewaltig gelehret 4
  wie bey dem Menſchen zu verſtehen 279

Unvollkommenheit, urſprüngliche 205. 213. 41
  Conf. Creatur.

Unwiedergebohrne, ob ſie warhafftig moraliter tugendhafft ſeyn können 47

Unwiſſenheit iſt zuweilen von groſſem Nutzen 241

Volition, ob man ſie ein Objectum des freyen Willens nennen könne 47

Volitiones, was wir für Macht darüber haben 596

Vollkommenheit der Dinge, darinnen müſſen unterſchiedne Grade und allerhand Limitationes ſeyn 213

Vollkommenheiten, unendliche in GOtt, werden nur nach Beſchaffenheit des Objecti ausgeübet 316

Voluntas antecedens 201
  gehet nicht ad ſummum conatum 201
  ob er effectiviſch 201. 202
  in GOtt, deſſen Vollziehung kan im generalen Plane der Dinge nicht allemahl ſtatt finden 313

Voluntas conſequens, woraus er entſtehe 201. 321
  ihm iſt der völlige und untrügliche Erfolg zuzuſchreiben 202
  der die Sünde zum Objecto hat, iſt bloß permiſſiva 205

Voluntas media inter voluntatem antecedentem & conſequentem, wie zu concipiren 321

Voluntas præallabilis & finalis 753
  productiva & permiſſiva *119
Voluntas ſigni & beneplaciti 404
    Conf. Wille
Voluntates particulares primitivæ, ob GOtt habe 475. 636
Vorſehung GOttes *124. ſqq.
  ob es eine zum moraliſchen Böſen gebe 267
  zum ewigen Leben, ob ſie abſolut ſey, oder eine Abſicht auf etwas habe 267
  göttliche, bey der Seligkeit der Menſchen, was vor Schwürigkeit dabey 25
  durch was vor eine Suppoſition viele Schwürigkeiten wider die göttliche aufzuheben 471
Vorſorge GOttes gehet vornehmlich auf das Univerſum 316. 337
Vorſtius Conradus, was er vor eine Meynung von GOtt gehabt 21. 23

W

Wahl und Verwerffung, nebſt der Oeconomie GOttes in Anſehung dieſer Actuum der Gerechtigkeit und Barmhertzigkeit 262. ſq. 270. 271
  Urſachen derſelben ſind gerecht, bleiben uns aber verborgen 299. 300
  wenn GOtt eine andere getroffen, würde er übel gewehlet haben 350
  göttliche wird von der ſtärckſten Ration regulirt 616
  und Verſtoßung, ob ſie ohne Ration von GOtt aus einer abſoluten deſpotiſchen Gewalt geſchehe 637
  hat allezeit ihre Rationes *28
Wahr oder falſch ob jeder Satz, ſtreitet Chryſippus mit Epicuro 413. ſqq.
Wahrheit, deren Kennzeichen 35
  ſonderlich des Glaubens, ob ſie könne unauflößlichen Einwürffen unterworffen ſeyn 59. 91. ſqq. 93
  Bayle Meynung hiervon 91. 95
  verwirrteſte Einwürffe darwider können durch Hülffe der

der gemeinen Logic beantwortet werden 95
nothwendige, was ſie ſey 218
Wahrheiten der Vernunfft wie vielerley 57
ewige 57. 442. ſq.
können gar nicht aufgehoben werden, kan ihnen auch ſelbſt der Glaube nicht zuwider ſeyn 59. 85. 88
als das Objectum der göttlichen Weißheit, ſind weit unverbrüchlicher als der Styx 333
ob ſie beſtehen würden, wenn gleich kein Verſtand, ja wenn gleich nicht GOttes Verſtand wäre 444
ob ſie in GOtt was eigenwilliges 442. ſqq. 446
ob aus ihrer Realität folge, die Welt habe aus einer blinden Nothwendigkeit ſo ordentlich und wohl eingerichtet werden können 450
ob daraus folge, daß GOtt einem Fato unterworffen ſey 451
poſitive 57
werden entweder aus der Erfahrung oder aus der Vernunfft erkannt 57. 58
gröſten Grund-Satz der vernünfftigen läugnet Epicurus 413
Wahrſagungen, warum die Menſchen auf deren abergläubiſchen Gebrauch ſo leicht fallen 16
Wahrſcheinlichkeit, Lehre davon iſt in unſerer Logic ſchlecht tractiret 99. 100
geringe iſt nicht allemahl eine hinlängliche Urſache eine Sache ſtracks zu verwerffen 112
Wahrſcheinlichkeiten wider GOttes Gerechtigkeit und Güte, wie man beantworten ſoll 108
zu verwerffen, wenn ſie den Geheimniſſen zuwider, iſt nicht wider die Vernunfft 108
Weißheit GOttes bey den Menſchen eine Thorheit, wie zu verſtehen 197
Welt die beſte unter allen möglichen hat GOtt erwehlet 182. 338. 397. 411
ohne Sünde und Elend, ob ſie die beſte geweſen wäre 183

was Autor darunter verſtehe 182. 213
deren Gröſſe 196 – 198
davon hatten die Alten kleine Begriffe 196. 197
Grundſatz des Autoris, von unendlich vielen in der Region der ewigen Wahrheiten vorgeſtellten möglichen Welten 223
ob GOtt darinne was ändern könne 235
was GOtt bey dem Schluß von ihrer Schöpffung vor eine Haupt-Abſicht gehabt 264. 398
wodurch er zu Erſchaffung derſelben determiniret worden 314
ob ſie ſo gebildet worden, wie ſie der Natur nach, oder aus einer nothwendigen Urſach iſt, die keine Erkäntniß hat 449
ob ſie hätte können beſſer gemacht werden 454. ſqq. 458
die daraus einen Gott machen, oder ſich GOtt als die Seele der Welt vorſtellen, wie zu widerlegen 457
ob darinnen mehr Sünde und Elend, als Tugend und Glückſeligkeit zu finden 496
wie von deren Fehlern und Schein-Irregularitäten zu urtheilen 520. 522
ob mehr Gutes oder Böſes driñen verhanden 545. ſqq.
Wie, läſt ſich in den Geheimniſſen nicht erklären 128
Wille ein zweydeutiges Wort 571
worinne er ſenſu generali beſtehe 209
ob deſſen Freyheit aus einer innerlichen Empfindung von unſerer independenz zu beweiſen 146. 232
ob die Actiones des menſchlichen indeterminirt ſeyn 146. 216
böſer iſt in ſeiner Eintheilnng, was das böſe Principium der Manichæer im Univerſo ſeyn würde 205
böſer beſtehet formaliter in einer gewiſſen Art einer Privation 214
unſer iſt nicht allein vom Zwange, ſondern auch von der Nothwendigkeit frey 215. 218
iſt allemahl geneigter zu der Parthey, die er ergreifft, wird aber niemahls genöthiget ſie zu ergreiffen. Es

iſt gewiß, daß er ſie ergreiffen wird, aber nicht nothwendig 225
ob es ſeiner Freyheit ſchade, daß er allemahl durch einen überwiegenden Bewegungs-Grund zur Wahl bewegt wird 227
ob die Volition ein objectum des freyen ſey 233
ob GOtt zu tadeln, daß er den Menſchen einen freyen gegeben, da er deſſen Mißbrauch zuvor geſehen 325–330
ob GOtt Creaturen hätte machen können die beſtändig einen guten Willen gehabt 328. 393
freyer, ob er von zweyen Principiis herrühren müſſe 391
GOttes iſt den Regeln der Weißheit unterworffen 454
freyer und knechtiſcher ein Ding 566
was wir über unſere Willen vor Gewalt haben 595 625. *9
ob er allezeit nothwendig der letzte Actus practicus des Verſtandes ſey 604. ſq.
beſſern zu erlangen, wird mehr als ein bloßer Actus des Willens erfodert 627
gehet auf das Gute an und vor ſich ſelbſt 101. 214. *114
ohne von dem Guten genöthiget zu werden 225
ob er von dem Verſtande determiniret wird 227. 664. ſqq.
wird mit einer Wage verglichen 622
mit dem was auf vielen Seiten ausbrechen will 623
ob er will wollen 233
der Wille GOttes gehet auf das Wahre u. Gute *114
wird verſchiedentlich genommen *116
völlig oder nicht völlig 201. *116
vorhergehender und nachfolgender 623. 752 *117
ſigni & beneplaciti 404
allgemeiner und beſonderer göttlicher Wille 475
generale Willen heben die Wunderwercke nicht auf 475
beſondere primitiviſche Willen ſind nicht in dem Weiſen 475

von

von was vor cauſis deſſen Action dependirt 224. 233
wird nicht von den Cauſis, die zu deſſen Determination beytragen, neceſſitirt 214
Wiſſenſchafft, drey Objecta der göttlichen 220
und Gelahrheit haben eine unbegreifliche Anmuth 533
Conſ. Scientia.
Woden mit wem ihn die Sepentrionaliſchen Völcker verglichen 52
Wohlthaten GOttes ob ſie eintzig und allein auf das beſte derjenigen gerichtet ſind, die ſie empfangen 319
ſo den Menſchen zum Schaden ausſchlagen können, ob ſie GOtt ohne Nachtheil ſeiner Güte habe geben können 324
Wunder, ſo GOtt durch den Dienſt der Engel thut, ob dabey die Geſetze der Natur violiret werden 55-528
auf der Hochzeit zu Cana, erfordert mehr als Bayle meynet 527.-529
Wunder-Wercke, was GOtt dieſelben zu thun bewege 475
derſelben Kennzeichen 476
flieſſen mit aus dem generalen Willen GOttes 475
ſind nicht alle einerley Art 528
woriñen ſie den natürlichen Dingen entgegen ſind 476
hören durch ein generales Geſetze nicht auf 661

Z

Zahlen, wie man ſich mit den Reihen der ohn Ende fortlauffenden verwirre 148
Zeugung eine bloſſe Transformation und Augmentation 281
Zoroaſter, ob er zwey independente Principia geglaubt 51. 365. ſqq.
durch was vor Nahmen er dieſe zwey Principia unterſchieden 51. 368
mit wem ihn die Orientaler verglichen 52. 366
Zufall ein Scheinding 597. 669. *10. *29
Zweydeutigkeit in den Wörtern 569. ſqq. 676

TATS-BIBLIO
HALLE

Des

Freyherrn von Leibnitz Kleinere Philoſophiſche Schriften

als

I. Lehrſätze von den Monaden zur Erläut. der Theodicee
II. Vertheidigung ſeiner Harmonie wider Baylen
III. Geheimniß der Schöpfung nach ſeiner Dyadik
IV. Mit Herrn D. Clarken gewechſelte Schriften

nebſt

V. Herrn Thümmigs Antwort auf Herrn Clarkens letztes Schreiben

und

VI. Herrn Prof. Köhlers Diſcurs über das Licht der Natur

mit einer Vorrede
Herrn Chriſtian Wolffs
Dermahligen Königlichen Preuſiſchen Hofraths
R. P. O. und Prorectoris auf der
Univerſität Halle
ehedem
von dem Jenaiſchen Philoſophen
Herrn Heinrich Köhler
teutſch überſetzet
nun auf das neue überſehen
von
M. Caſpar Jacob Huth
der teutſchen Geſellſchaft in Jena Senior.

JENA,
Zu finden in der Mayeriſchen Buchhandlung.
1740.

[illegible]
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Dem
Hochwohlgebornen Herrn
HERRN
Friedrich Maximilian
von Lersner
Der
des Heil. Römiſchen Reichs
freyen Republik
Frankfurt am Mayn
Schöffen und des Raths
daſelbſt.

Dem
Groſen Kenner
Der Werke der Scharfſinnigkeit,
Der
Gelehrten Zierde
des Adels,
und
dem itzigen Ruhm
meines Vaterlandes!

Hochwohlgeborner Herr
Hochgebietender Herr Schöff
Gnädiger Herr!

ENdlich bricht die ſtille Bewunderung **Ew. Hochwohlgebornen** auch öffentlich aus: und ich bin nicht mehr in dem Stande, den Trieben der Ehrfurcht länger Einhalt zu thun. Das weis ich zwar wohl, daß **Ew. Hochwohlgeborne** von den groſen und edlen Seelen ſind, die nichts weniger als den Ruhm ihrer eigenen Vorzüge vertragen können: allein ich ſelbſt bin auch nicht ſo hochmütig, daß ich mich getraute Ihren Lobredner abzugeben; und wegen dem übrigen wird mich die Zukunft ſchon rechtfertigen, daß weder Eigennutz noch Schmeicheley mir die Feder geführet haben.

Ich geſtehe es aufrichtig, ich bin gegen das Glück und die gegenwärtigen Vorzüge meines Vaterlandes nicht gleichgültig. Ich ſehe da mit Vergnügen den Triumph, den die Liebe zu den Wiſſenſchaften über die Unwiſſenheit anſtellet. Ich ergetze mich voll innerer Zufriedenheit an dem Aufnehmen der Künſte, die nun auch in den Häuſern der Groſen einen Zutritt finden. Ich bin im Geiſte ein Zuſchauer der Patrioten, die an der Ausbeſſerung der Sitten,

ten, an der Reinigung des Geſchmackes, an der Ausbreitung der Tugend ſo grosmütig arbeiten. Ich verehre ſie alle; ich ſehe mit Entzücken in die Zukunft: Und ohnerachtet ich auch nur in der Ferne mich mit dieſen Vorſtellungen beluſtigen mag; ſo werde ich gleichwohl von ihnen auf das innigſte gerühret. Was iſt es denn Wunder, daß ich insbeſondere den Vortheil meiner lezten Anweſenheit in Frankfurt hochſchätze, da ich noch gar das Glück erhalten, den erhabenen Geiſt **Ew. Hochwohlgebornen**, um den die Verehrer der Werke der Muſen ſich mit Hochachtung und Vergnügen verſammlen, auch von Perſon kennen zu lernen. Unſerem angenehmen und gelehrten Herrn Doctor Ohlenſchlager bin ich deßfals vielfältig verbunden: u. ich wiederhole es hier nochmalen, daß mir dieſer Abend der vergnügteſte geweſen, deſſen ich mich in meinem Leben erinnern kan.

Nach meiner Liebe zu den Schriften der Alten habe ich öfters alle Kräfte meiner Einbildung aufgefodert, um mir einen Patrioten vorzuſtellen, von der Zeit, da Rom noch eine Republik war. Ich habe da alles, was Eigennutz und Niederträchtigkeit in den folgenden Jahrhunderten hinzugeſetzet, abgeſondert. Ich habe mir einen Geiſt gedacht, der über das gewöhnliche unſerer Zeiten erhaben iſt. Einen Gelehrten, dem weder Schmeicheley noch Betrug, ſondern ſeine wirkliche Verdienſte den Lorbeer aufſetzen; deſſen Einſichten ſich weiter erſtrecken, als blos auf die Theile der Studien, dadurch man den Aufruhr des Magens befriediget; der bey dem Ruhm ſeiner

Weisheit weder die guten Sitten verläugnet, noch in dem Schwulſt ſeiner Einbildung unleidlich wird; der ſelbſt gelehrt iſt, und auch die Gelehrſamkeit an andern hochſchätzet; der durch ſeinen Verſtand nicht ſo wohl ſpitzfindig, als der Welt brauchbar zu ſeyn trachtet; und der endlich alle Kräfte ſeiner Seele dahin anwendet, daß er die Wohlfahrt über den Staat ausbreite, die Tugend allgemein- und das Laſter flüchtig mache. Ich habe dieſem einen Edlen des Volkes an die Seite geſetzet. Ich habe mir in [illegible] einen Weiſen vorgeſtellet, dem der Ruhm ſeines Geiſtes noch mehr als die Schilder ſeiner Vorfahren adelt; deſſen Verſtand weiter gehet als die Gränzen des väterlichen Gebietes; der in der groſen Schule der Welt den Menſchen ſtudieret hat, und die ungezwungene Schönheit der Tugend kennet, die den Adel in der menſchlichen Geſellſchaft ſo ſehr ſchmücket; der unter dem Pöbel und den Edeln nicht ſo wohl nach dem Pracht ihrer Kleider und dem Unterſcheid des Glückes, als vielmehr nach der Hoheit der Vernunft einen Unterſcheid machet; der mit ſeiner Gröſe eine wahre Menſchenliebe, und mit ſeiner Menſchenliebe eine weiſe Freundlichkeit verbindet; und der auf die Art in dem Anſehen, das ihm die Natur und die Tugend giebt, dem Volk vor die Augen tritt und aller Herzen gewinnet. Ich habe mehr thun müſſen, um den groſen Begriff von einem Patrioten des alten Roms voll zu machen. Ich habe mir endlich in ihm noch einen Eiferer für die Wohlfahrt des Vaterlandes gedichtet, dem das Heil der Republik mehr anlieget als das Wohl ſeines eigenen Hauſes; der denjenigen für einen Verräther und für einen Feind des gemeinen Weſens erkläret, der ſeine Familie zu bereichern, die Gerechtigkeit feil bietet; der die Aemter nicht nach der Niederträchtigkeit derer, die ſeinen Speichel lecken, ſondern nach der Würdigkeit der Perſonen weislich beſetzet; der da glaubet, die Wohlfahrt des Staats beruhe auf der Erweiterung der Wiſſenſchaften und auf der Ausbreitung der Tugend; der die alten Geſetze durch ſeinen neuen Wandel beſtätiget, und mehr durch Exempel als durch Verordnungen ein Regent wird; der in ſeinen Rathſchlägen auf die Ehre des Volks ſieht; der der Gefahr mit ſeiner groſen Seele begegnet; der den Verdienſten der Vorfahren uneigennützig nacheifert; und der das allein für die höchſte Belohnung achtet, daß er den Flor der Republik erhalten, und das Wohlſeyn des Vaterlandes erweitert habe. Vor einem ſolchen Mann fing ich an, mich zu neigen: und meine Einbildungskraft war kaum vermögend mir ſeinen Abriß zu vollenden; als die Vernunft ſchon hinzutrat ihn zu bewundern.

Jn dem vorigen Jahre bin ich ſo glücklich geweſen, ihn in der Perſon **Ew. Hochwohlgebornen** ſelbſt kennen zu lernen. Jch verehre dieſes als einen Theil von den Vorzügen meines Vaterlandes, die keinen, der demſelben gutes gönnet, unempfindlich ſeyn laſſen: und indem ich dieſes öffentlich rühme, ſind **Ew. Hochwohlgeborne** zu gerecht und zu weiſe, als daß Sie mich tadelten. Doch ich will eben an dieſem Orte abbrechen, und lieber meinen Neigungen Gewalt thun, als daß ich Dero groſe Seele beleidigte. Das Urtheil eines der anſehnlichſten Königlichen Höfe, in deſſen Dienſten **Ew. Hochwohlgeborne** ſich ſo manchen Lorbeer gebrochen, dient ohnedem zu meiner Rechtfertigung: die Vernünftigen in meinem Vaterlande ſtimmen mit überein: und die Zukunft wird noch mehr mein Vertheidiger werden, wenn wir nun bald das Vergnügen haben, den ſcharfſinnigen Lehrer der Sitten und die Zierde der engliſchen Nation, den geiſtreichen **Pope**, durch den Eifer **Eurer Hochwohlgebornen** in einer teutſchen Uberſetzung, die ſeiner würdig iſt, zu bewundern.

Ich habe die erſte Gelegenheit ergriffen, die mir aufgeſtoſen, um **Ew. Hochwohlgebornen** zu bezeugen, daß auch ich unter Dero Verehrern einen Rang ſuche; und daß ich mich der Vorrechte meines Vaterlandes nicht gerne unwürdig mache. Gegenwärtige Schriften, denen ich **Dero vortreflichen Namen** vorzuſetzen mir die Freyheit genommen, ſind von einem ſolchen Verfaſſer, der den Teutſchen Ehre macht: und ihr Innhalt begreifet die wichtigſten Materien der natürlichen Religion, darüber **Ew. Hochwohlgebor-**

borne wohl öfters Dero Betrachtungen anſtellen. Habe ich gleich an ihrer Ausfertigung nur den geringſten Antheil; ſo hat mein Herz um ſo viel mehr an dieſer Zuſchrift gearbeitet: und **Ew. Hochwohlgeborne** nehmen dieſelbe einsweilen an, als ein Unterpfand eines Verehrers, der ſich künftig beſtreben wird, Dero Gewogenheit ſich würdiger zu machen. Der Höchſte gönne indeſſen Denſelben alle Arten des Vergnügens; und ſetze **Dero vornehmes Haus** zum Ziel ſeines Seegens. Die jüngſt übernommene hochanſehnliche Würde eines **Schöffen** müſſe durch das unverrückte Wohlbefinden **Dero theuerſten Per**ſon ſoll dem Vaterlande erſprieslich ſeyn; bis **Ew. Hochwohlgeborne**, zu dem Aufnehmen der Wiſſenſchaften, in den Dienſten der Republik grau geworden.

Ich meines Ortes nehme mit allen, denen die Ausbreitung der Wahrheit ein Ernſt iſt, an dieſen Vorrechten Theil: ich eifere aber auch noch mit ihnen allen darinnen um den Vorzug, daß ich mit beſonderer Ehrerbietung verharre

Ew. Hochwohlgebornen
Meines Gnädigen Herrn

Jena,
den 5. May 1740.

unterthäniger
Caſpar Jacob Huth.

Herrn
Chriſtian Wolffens
Dermaligen Königlichen Preuſſiſchen Hofraths, P. P. O. und Prorectoris auf der Univerſität zu Halle

Vorrede

Der erſtern Ausgabe der Leibnitziſchen und Clarkiſchen Streitſchriften vorgefügt.

WEr ſich in der Geſchichte der Gelehrten nur ein wenig umgeſehen hat, dem kan keineswegs unbekañt ſeyn, wie viel man für einiger Zeit aus der Metaphyſik gemachet, und was für herrliche Lobſprüche man ihr beygeleget. Und meines Erachtens hat man nicht Unrecht gehabt: indem darinnen die erſten Begriffe erläutert, und die Grundwahrheiten beſtetiget werden, von welchen alle Wiſſenſchaften ihr Licht und ihre Gewißheit bekommen. Ein jeder wird es zur Gnüge bey ſich ſelbſt befinden, der ſo viel Scharfſinnigkeit und Gründlichkeit beſitzet, daß er Sachen weit genug erklären und beweiſen kan. Denn ſo bald er ſich vornimmet die deutlichen Begriffe genug zu zergliedern, wird er endlich in die allgemeinen verfallen, welche in der Metaphyſik erkläret werden: und ſo offte er einen Beweiß weit genug hinaus zu führen ſich befleiſſet, wird er auf diejenigen Sätze kommen, die ſich nirgendswo anders, als in

---

in der Metaphyſik, aus den allgemeinen Begriffen erweiſen laſſen. Derowegen darff man auch nicht eher in den Wiſſenſchaften dergleichen Gewißheit ſuchen, als in der Mathematik anzutreffen; bis die Metaphyſik ihre Deutlichkeit erreichet. Es iſt leider! allzubekannt, und der Herr von Leibnitz hat es (a) auch längſt erinnert, daß in der Metaphyſik ſo viel Finſterniß iſt, als in der Mathematik Licht vorhanden: welches auch in der That die Urſache iſt, warum ſie heute zu Tage in ſo groſe Verachtung gerathen, und das ihr vor dieſem beygelegete Lob ein höhniſches Geſpötte worden. Unterdeſſen da der vorhin angeprieſene Nutzen ſich nicht mit Grunde der Wahrheit in Zweifel ziehen läſſet; ſo

(a) In Actis Erudit. A. 1694. p. 110.

begreifen Verſtändige gar wohl; daß man ſie nicht wegzuwerffen, ſondern zu verbeſſern hat. Es iſt aber dieſe Verbeſſerung nicht eben ſo leichte, als man vermeinen möchte: welches auch nur daraus abzunehmen, weil ſowohl in alten als neueren Zeiten ſo viel vortrefliche Köpfe ihre Kräfte hierinnen vergebens angewendet. Der Herr von Leibnitz hat ihm dieſe Verbeſſerung ſehr angelegen ſeyn laſſen, und wie aus ſeinen vielfältigen und herrlichen Proben, die er hin und wieder gegeben, ſattſam erhellet, in dieſer Bemühung nicht geringen Fortgang gehabt. Er hat zwar nirgends die metaphyſiſchen Wahrheiten in eine richtige Ordnung gebracht, ſondern nur hin und wieder bey ſich ereignender Gelegenheit auf gemeine Art davon geredet, wie er ſolches ſelbſt in gegenwärtigen mit dem Engelländer Clarken gewechſelten Briefen geſtehet: jedoch iſt nicht zu zweifeln, daß er ſie vor ſich gründlich unterſuchet. Ich beſinne mich noch gar wohl, daß, als er wenige Wochen für ſeinem Ende mich das letzte mahl beſuchte, er mich verſicherte, er wolte ſeine metaphyſiſche Wahrheiten auf eine geometriſche Art demonſtriren, daß man an ſeinen Demonſtrationen ſo wenig, als an *Euclides* ſeinen ausſetzen könte: und wer ſich bemühen will, und das Vermögen hat, ſie gründlich zu unterſuchen, wird gar bald inne werden, daß er ſie nicht oben hin, ſondern gar tief eingeſehen. Ich kan dieſes mit meinem eigenen Exempel beſtetigen: Denn da ich von vielen Jahren her auf die Verbeſſerung der Metaphyſik bedacht geweſen, und die dahin gehörigen Wahrheiten nach den Regeln der Erfindungskunſt geſuchet; ſo habe nach dieſem nicht allein gefunden, daß meine Gedancken mit ſeinen überein kommen, ſondern ich bin auch aus den von mir entdeckten Wahrheiten auf ſeine wichtigſten Erfindungen kommen, die mir zum Theil, als ich ſie bey ihm geleſen, nur wie ein Rätzel vorkommen ſind. Das vornehmſte von meinen Gedanken habe ich in dem Buche von GOtt, der Welt und der Seele des Menſchen in eine richtige Ordnung gebracht, und findet man daſelbſt in meiner Kette auch die Leibnitziſchen Wahrheiten als Glieder. Der Herr von Leibnitz hat ſonderlich in ſeiner Theodicee, und in dieſen gegenwärtigen Brieſen ſeine metaphyſiſchen Gedanken eröffnet: allein da er nur zufälliger Weiſe davon redet, und ſie nicht aus den erſten Gründen ausführet; ſo wundere ich mich nicht, wenn viele ſie nicht völlig verſtehen, noch ihre Gewißheit einſehen. Unterdeſſen da ich in meinen vernünfftigen Gedanken von GOTT, der Welt und der Seele des Menſchen, auch allen Dingen überhaupt, zugleich die metaphyſiſchen Wahrheiten des Herrn von Leibnitz aus ihren erſten Gründen hergeleitet; ſo wird man ſowohl die Theodicee als gegenwärtige Schreiben viel beſſer und gründlicher verſtehen, wenn man gehörigen Fleiß und Zeit auf meine Metaphyſik gewendet. Die in gegenwärtigen Schreiben angeführte Wahrheiten können zum Exempel dienen. Der Herr von

Leibnitz erinnert (Bl. 116. 117.) daß man insgemein im Urſprunge [illegible] Dinge bloß auf die Macht, nicht aber zugleich auf die Weißheit GOttes ſiehet. Aus meinem Wercke wird man lernen, wie weit die Weißheit GOttes bey ſeinen Werken intereſſiret, und warum die Welt ein Werk der Weisheit GOttes iſt; ja man wird zugleich daſelbſt finden, was für Irrthümer daher entſprungen, daß man die Macht und Weisheit GOttes in ſeinen Werken insgemein trennet, oder doch wenigſtens mehr auf jene, als auf dieſe ſiehet. So findet man auch von mir erwieſen, daß die Welt eine Machine ſey, und zwar eine ſolche Machine, die keiner Beſſerung brauchet: welches beydes von dem Herrn von Leibnitz (Bl. 118.) behauptet wird. Die Erklärungen der Zeit und des Ortes, die ich gegeben, ſind von denen Leibnitziſchen bloß darinnen unterſchieden, daß meine dergeſtalt eingerichtet, daß ſie auch ein bloſer Idealiſt einräumen muß; von welcher Einrichtung ich die Urſache an einem andern Orte angezeiget. Und da ich zugleich erkläret, was eine Ordnung iſt, ſo habe ich zugleich erweiſen köñen, daß ſo wohl Zeit, als Raum eine Ordnung ſey, indem beyden die Erklärung der Ordnung zukoñet; ja von daraus auch gezeiget, wie beyde eine Gröſe haben müſſen, eben deßwegen, weil ſie eine Ordnung ſind: da der Herr Clarke als einen Haupt-Einwurff vorbringet, daß Zeit und Raum keine Ordnung ſeyn könten, weil ſie eine Gröſe haben. Den Unterſcheid des natürlichen und der Wunderwerke, den der Herr von

Leibnitz angiebet, findet man bey mir, ſo wohl in Anſehung der Seelen und Geiſter, als der cörperlichen Dinge erwieſen; auch ſiehet man zugleich den rechten Gebrauch der Wunderwerke und die Kennzeichen, wodurch wahre von falſchen unterſchieden werden. Den Satz des nicht zu unterſcheidenden, welcher haben will, daß nicht zwey ähnliche Dinge in der Welt ſeyn können, hat der Herr von Leibnitz bloß aus dem Satze des zureichenden Grundes erwieſen: welcher Beweiß, da er aus einem ſehr allgemeinen Grunde gezogen wird, in einer Sache, welche die Einbildungskraft ſehr befremdet, und der gemeinen Einbildung zuwiderläuft, nicht jederman zu überzeugen kräftig genug iſt. Ich habe demnach noch einen andern hinzugeſetzt, der aus der Zufälligkeit der Welt und aus der innern Beſchaffenheit der zufälligen Dinge genommen, iſt, und mehr Uberzeugung mit ſich führet als der andere: auch habe ich ins beſondere gewieſen, daß weder zu einer Zeit, an verſchiedenen Orten, noch auch zu verſchiedenen Zeiten, weder an einem, noch an verſchiedenen Orten zwey ähnliche Dinge hervorkommen können, ſie mögen einfache, oder zuſammen geſetzte ſeyn. Und hat mein Beweiß noch dieſes beſondere vor ſich, daß man erkennet, wie ſelbſt die Natur der Welt es nicht leidet, daß ähnliche Dinge hervorkommen. Der Herr von Leibnitz braucht öffters in ſeinen Beweiſen als einen Grund, daß zwey Zuſtände einerley ſind: (Bl. 156.) Da ich nun in meinem Werke erkläret, woraus man erkenkennet, daß etwas einerley iſt mit dem andern, und worinnen der Zuſtand eines Dinges beſtehet; ſo wird man auch alles dadurch begreiffen können, was der Herr von Leibnitz von einerley Zuſtande vorbringet. Er eignet der Seele (Bl. 161.) eine Krafft zu, ſich die Dinge auſer ſich vorzuſtellen. Ich habe in meinem Werke nicht allein gezeiget, warum die Seele alles, was ſie ſich vorſtellet, auſer ſich ſiehet; ſondern auch ausführlich gewieſen, wie aus dieſer einigen vorſtellenden Kraft ſich alles auf eine begreifliche Weiſe erklären läſſet, was in der Seele vorkommet, dergeſtalt, daß man nun auf eine gleiche Weiſe von allem, was ſich in ihr ereignet, zureichenden Grund anzeigen kan, als wie man von den cörperlichen Dingen und denen in ihnen ſich ereignenden

Veränderungen zu geben vermögend iſt. Es erkläret der Herr von Leibnitz (Bl. 192.) den Unterſcheid der Freyheit, Zufälligkeit und Nothwendigkeit: womit auch ein groſer Theil von ſeiner Theodicee angefüllet iſt. Ich meine, wer meine Gedanken von GOTT, der Welt und der Seele des Menſchen lieſet, wird noch eines und das andere antreffen, wodurch ihm dieſer Unterſcheid begreiflicher wird. Abſonderlich habe ich auch gewieſen, wie die Handlungen der Seele mit den zufälligen Bewegungen in dem Leibe ſich in eine Harmonie bringen laſſen, und wie in der Freyheit und Zufälligkeit bloß eine Gewißheit, aber keine Nothwendigkeit ſey. Was der Herr von Leibnitz von dem irrigen Begriffe der Materie anmerket (Bl. 240.) wird durch dasjenige, was ich von der Beſchaffenheit der Materie vorgebracht, in völlige Klarheit und Deutlichkeit geſetzet. Der Herr von Leibnitz erinnert (Bl. 226.) daß die Ewigkeit keine Dauer ſey, und (Bl. 241. 242.) daß die Ewigkeit der Welt die Dependenz von GOtt nicht aufhebe. Beydes begreiffet man am allerdeutlichſten aus meiner Metaphyſik, darinnen ich zu erſt erkläret, was die Ewigkeit iſt, und wie ſie von einer Zeit ohne Anfange und Ende unterſchieden. Ja ich habe daſelbſt auch gewieſen, daß, wenn gleich die Welt niemahls einen Anfang genommen hätte, ſie deſſen ungeachtet auf eben die Art und Weiſe von GOtt dependiren würde als jetzund; und die Schöpffung in allen ſo verbleiben müſſe, als wie ſie ſich verhält, wenn man ſetzet, daß ſie in einer gewiſſen Zeit einen

Anfang genommen. Es gedenket der Herr von Leibnitz von ſeiner vorher beſtimmten Harmonie (Bl. 247. 248.) welches ſeine Haupterfindung in der Metaphyſik iſt. Ich habe dieſelbe, da ich gar nicht im Sinne hatte dergleichen zu thun, in meiner Metaphyſik aus den erſten Begriffen der Dinge heraus gebracht, und die gröſten Schwierigkeiten, welche man darwider gemacht, oder nur machen kan, durch eine begreifliche Erklärung gehoben, und abſonderlich auch ausgemacht, was er (Bl. 251. 253.) behauptet, daß ſie der Freyheit keinen Eintrag thut, und wie dieſes möglich ſey. Es gedenket der Herr von Leibnitz (Bl. 250. 251.) etwas von der Beſchaffenheit der einfachen Dinge. Wer meine Metaphyſik aufſchläget, derjenige wird befinden, wie umſtändlich

lich ich, auf eine begreifliche Weiſe, den Unterſcheid des Einfachen und Zuſammengeſetzten ausgeführet, und wie viele wichtige Wahrheiten ich daraus demonſtriret. Und durch dieſe Proben meine ich genugſam erwieſen zu haben, daß des Hrn. von Leibnitz metaphyſiſche Lehren durch meine Metaphyſik in gröſere Klarheit und Deutlichkeit geſetzet werden, und man dadurch ihre Gewißheit beſſer begreifen kan. Jedoch will ich mich deßwegen eben mit niemanden in einen Streit einlaſſen, ob ich die Rätzel, welche der Herr von Leibnitz hin und wieder von metaphyſiſchen Wahrheiten gegeben, richtig aufgelöſet oder nicht. Mir iſt genug, wenn ich die Wahrheit habe: es mögen nach dieſem meine Gedanken übereinkommen, mit weſſen Gedanken ſie wollen. Ich ſuche nichts, als Wahrheit, und bekümmere mich im übrigen nicht, ob ſie einer vor mir auch geſagt oder nicht. Unterdeſſen weil ich dieſelbe gefunden zu haben vermeine, hingegen mir des Herrn von Leibnitz Scharfſinnigkeit zur Gnüge bekannt iſt; ſo zweifele auch nicht, daß ich in denen Materien, die der Herr von Leibnitz zugleich berühret, mit ihm übereinkomme. Denn in den übrigen Materien, davon er ſeine Gedanken nirgends eröffnet, kan man ohne dem nicht fragen, ob ich mit ihm überein komme, oder nicht. Ich meine aber, wer meine Metaphyſik, das iſt, meine Gedanken von GOtt, der Welt und der Seele des Menſchen, durchzugehen beliebet, derſelbe wird dergleichen

Materien vor ſich wahrnehmen, ohne daß ich nöthig habe, einige davon ins beſondere zu nennen. Es iſt mir nicht unbekannt, daß viele in den Gedanken ſtehen, als wenn ich durch Briefe von dem Herrn von Leibnitz, vieles, in metaphyſiſchen und andern zur Weltweisheit gehörigen Dingen, communiciret bekommen; ja einige ſind gar der Meinung, als wenn ich mich einige gute Zeit bey ihm aufgehalten hätte. Allein wie das letztere an ſich unrichtig iſt; ſo hat mir, was das andere betrifft, der Herr Ubersetzer dieſer Streitſchrifften einen Auszug aus einem Briefe gezeiget, den der Herr von Leibnitz, in Frantzöſiſcher Sprache, an einen Gelehrten nach Franckreich geſchrieben, darinnen er geſtehet, er hätte mit mir in zur Welt-Weisheit gehörigen Sachen niemahls conferiret, und könte ich von ſeinen Meinungen nichts wiſſen, als was in öffentlichem Drucke vorhanden wäre. Dieſes ſchreib ich zu dem Ende, damit man weder alles, was ich geſchrieben, für des Herren von Leibnitz Meinungen annehme; noch auch von mir glaube, ich hätte den Vorſatz, dieſelben in meinen Schriften zu vertheidigen. Mein Vorſatz, wie ich ſchon erinnert, iſt die Wahrheit zu unterſuchen und in eine Verknüpffung zu bringen. Haben nun andere dieſelbe auch geſehen, (wie ich mir keinesweges einbilde, daß ich der einige ſey, der ſie geſehen; auch freywillig geſtehe, daß ich nicht würde geſehen haben, was ich jetzund ſehe, wenn ich nicht er-

erkannt hätte, was andere ſcharffſinnige Männer vor mir geſehen); ſo iſt mir es eine Freude, daß ich mit ihnen übereinkomme, und keine Neuerung anfangen darff: Habe ich aber etwas zu erſt entdecket, ſo iſt mir lieb, daß ich den Bau, den andere angefangen, habe fortführen können. Ich will aber bey dieſer Gelegenheit einen beſondern Vortheil zeigen, den diejenigen in Erlangung der Erkänntnis von metaphyſiſchen Wahrheiten haben, welche in der Mathematik eine gründliche Erkänntnis erreichet. Unerachtet die metaphyſiſchen Wahrheiten von einer ganz andern Beſchaffenheit ſind, als die mathematiſchen; ſo daß auch bloſe Mathematici dazu nicht aufgeleget ſind, ſondern wenn ſie darüber kommen, gemeiniglich nur leeren Einbildungen nachgehen: ſo kan man doch durch Exempel aus der Mathematik, ſonderlich der Algebra, die metaphyſiſchen Begriffe nicht wenig erläutern. Z. E. Ich ſage unmöglich ſey dasjenige, was etwas widerſprechendes in ſich enthält: Hingegen möglich, was nichts widerſprechendes in ſich enthält. An dieſen Begriffen iſt ſehr viel gelegen, ob ſie gleich dem erſten Anſehen nach nicht ſcheinen viel zu bedeuten. Man kan ohne dieſe Begriffe nicht den Unterſcheid des nothwendigen und zufälligen verſtehen, daran doch ſo viel gelegen iſt in den wichtigſten Puncten von GOtt und der Freyheit des Menſchen. Der Begriff aber von der Unmöglichkeit und Möglichkeit läſſet ſich gar deutlich aus der Mathematik erläutern. Wenn in der Algebra gefunden würde $x = (a-b) : c$ und b wäre gröſſer als a; ſo würde man die Aufgabe für unmöglich halten. Wenn man nun fraget / warum? So iſt die Antwort: Weil $(a-b) : c$ ein privativum iſt, wenn b gröſſer als a iſt, und x hingegen ein poſitivum. Derowegen da x und $(a-b) : c$ einerley Gröſſe andeuten, ſo würde einerley Gröſſe zugleich poſitiva und privativa, das iſt, nicht poſitiva ſeyn. Auf ſolche Weiſe, enthält dieſe Gleichung etwas widerſprechendes in ſich, u. um deßwillen wird ſie für unmöglich gehalten. Man wird auch finden, daß die angegebenen Begriffe von der Möglichkeit und Unmöglichkeit durch die beyden Arten zu demonſtriren, die man in der Mathematik hat, ein Licht erhalten. Denn die ſo genannte Demonſtrationes oſtenſivae zeigen, daß etwas möglich ſey, dadurch, weil es neben andern Wahrheiten beſtehen kan, und ihnen alſo nicht widerſpricht: Hingegen die demonſtrationes per indirectum erweiſen, daß etwas unmöglich ſey, dadurch, weil es anderen Wahrheiten widerſpricht. Ich ſage ferner in meiner Metaphyſik, die Ordnung ſey die Aehnlichkeit des mannigfaltigen in einem. Die Algebra erläutert ſolches auf das deutlichſte durch die ſeries infinitas, oder ſo genannte unendliche Reihen. Z. E. Wenn A das erſte, B das andere, C das dritte Glied bedeutet, u. ſo weiter, und es iſt $v = y + \frac{1.1\,y^2 A}{2.3\,r^2} + \frac{3.3\,y^2 B}{4.5\,r^2} + \frac{5.5\,y^2 C}{6.7\,r^2} + \frac{7.7\,y^2 D}{8.9\,r^2}$ &c. ſo ſaget man, dieſe Reihe ſey ordentlich. Worinnen beſtehet nun die Ordnung? Wir haben manigfaltige Glieder, deren eines von dem andern unterſchieden iſt: unterdeſſen aber iſt doch in dem Unterſcheide noch eine Aehnlichkeit, denn ein Glied entſtehet aus dem andern, nemlich jederzeit das folgende aus dem nächſt vorhergehenden nach einerley Regel. Man multipliciret das vorhergehende Glied durch das Quadrat des erſten, und das Quadrat der ungeraden Zahl, welche in ihrer Reihe um eine Stelle dem Anfange näher iſt, als das

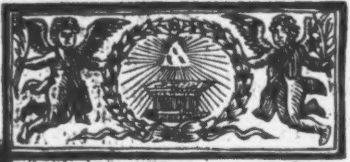
Glied in der unendlichen Reihe. Und dieſes Product dividiret man durch das Quadrat von r^2 durch die beyden Zahlen in der natürlichen Reihe der Zahlen, die auf diejenige folgen, durch deren Quadrat vorhin multipliciret worden. In den verſchiedenen Ausführungen der algebraiſchen Gleichungen durch die Geometrie zeiget ſich die Aehnlichkeit vieler Welten, daraus ein weiſes Weſen die beſte erwehlet: welches an dieſem Orte ſich nicht wohl ausführen läſſet. Gleichermaſſen könte ich den Begriff der Vollkommenheit, darauf ich nicht allein die ganze Moral und Politik gründe, ſondern auch ſelbſt in der Metaphyſik und andern Wiſſenſchafften gar viel erweiſe, ſowohl durch geometriſche Ausführung der algebraiſchen Aufgaben, als durch verſchiedene unendliche Reihen für eine Gröſſe erläutern: allein der gegenwärtige Ort leidet keine dergleichen Weitläufftigkeit. Ich laſſe mich begnügen, daß ich verſtändigen einen Weg gezeiget, dadurch ſie nicht allein meine und des Herrn von Leibnitz metaphyſiſche Lehren ſich können begreiflicher machen, ſondern auch noch viele darzu zu entdecken Gelegenheit finden. Und es iſt gewiß nöthig, daß man dieſe vortrefliche Wiſſenſchafft, die ſo lange Zeit in der Finſterniß verſteckt geweſen, immer je mehr und mehr perfectionnire, wo die übrigen zu einer völligen Gewißheit endlich einmahl ſollen gebracht werden. Selbſt die Theologie wird davon groſen Vortheil zu gewarten

ten haben; und wird man alsdenn die Richtigkeit der natürlichen Religion wider die Atheiſten, die Vortreflichkeit der Chriſtlichen wider die Naturaliſten, gründlich erweiſen, den Unterſcheid zwiſchen Natur und Gnade, und den Vorzug der Gnade für der Natur offenbahr zeigen, die Streitigkeiten unter den Chriſten richtig entſcheiden, ja noch viel anderes bewerckſtelligen können, damit man jetzund noch nicht zu ſtande kommen kan. Derowegen da ich in meiner Metaphyſik einen guten Anfang gemacht; ſo hoffe ich auch, ich werde mir ſonderlich die Herren Gottes-Gelehrten damit verbunden haben, weil ich ihnen ſo gute Gründe an die Hand gegeben, dadurch ſie denen ſo genannten eſprits forts ihre

Schwäche zeigen, und über ſie triumphiren können. Ich habe mich auch erfreuet, als ich vernommen, daß einige ſolches bereits erkannt, und wünſche, daß die übrigen auch dieſe Einſicht bekommen mögen. Weil nun der Streit, den der Herr von Leibnitz kurz vor ſeinem Ende mit dem berühmten Engelländer, dem Herrn Clarcke gehabt, und bis an ſein Ende fortgeſetzet, wichtige Lehren der Metaphyſik in ſich faſſet, dadurch inſonderheit auch die natürliche Religion befeſtiget wird; ſo hat der Herr Uberſetzer ſehr wohl gethan, daß er dieſe Schrifften in unſere Mutter-Sprache überſetzet, und dadurch vielen in die Hände bringet, vor die ſie ſonſt nicht kommen würden. In was für Anſehen der Herr Clarcke nicht allein in

Engelland, ſondern auch Franckreich und Holland iſt; weiß man ohne mein Erinnern. Wer Leibnitz bey uns geweſen, wird noch jedermann in friſchem Andenken ſchweben. Ich meine, wenn man ſiehet, daß ſo groſſe Leute über dergleichen Materien Schrifften zu wechſeln, ſich angelegen ſeyn laſſen, man werde dadurch zur Metaphyſik mehr Luſt bekommen, als man insgemein hat; abſonderlich wenn man erweget, daß ſelbſt Ihro Königliche Hoheit, die Princeßin von Wallis, in eigener hoher Perſon dieſen Streit befördert. Der Herr Uberſetzer hat nicht allein vor dieſem meine Lehren von mir ſelbſt angehöret, ſondern hat auch nach dieſem bey dem Herrn von Leibnitz, als er in Wien war, einen beſtändigen Zutritt gehabt. Daraus kan ein jeder ſelbſt urtheilen, was man ſich von ſeiner Überſetzung verſprechen kan. Der Herr Clarcke hänget noch ſehr an den Sinnen und der Einbildung, daraus die gemeinen Vorurtheile flieſen, wodurch die Wahrheit in der Metaphyſik aufgehalten wird. Daher iſt nicht zu leugnen, daß er bey denen, die nicht die Sache tief genug einzuſehen gewohnet ſind, eher Beyfall finden möchte als der Herr von Leibnitz, deſſen Sachen ein weiteres Ausſehen erfordern. Es iſt demnach höchſtnöthig geweſen, daß auf die letzte Clarkiſche Schrifft noch eine Antwort beygefüget würde.

de. Derowegen hat man meines Erachtens mit Danck zu erkennen, daß Herr Thümmig die Mühe über ſich genommen, und nach der Erkänntniß, die er nicht weniger in der Weltweisheit, abſonderlich in der Metaphyſik, als den geſamten mathematiſchen Wiſſenſchafften hat, eine Schutz-Schrifft für den Herrn von Leibnitz verfertiget. Nach meinem Urtheil würde der Herr von Leibnitz mit allem, was er vorbringt, zufrieden ſeyn, wenn er es ſehen ſolte: und laſſe ich mich bedünken, er habe in einigen Sachen, darinnen der Herr von Leibnitz ſeiner Gewohnheit nach ſehr kurz geweſen, ein Licht angezündet; dabey man klar ſehen kan, wie ungegründete Einwürffe Herr Clarcke wider die Leibnitziſchen Lehren machet. Halle den 16. Sept. 1720.



Neue Vorrede.

Das iſt auſer Streit, geehrteſter Leſer! ein groſer Beweis von dem gegenwärtigen Ruhm unſerer Nation, daß eine Schrift, die aus Leibnitzens Feder gefloſſen iſt, unter den Deutſchen keines Lobredners mehr bedarf. Da ich denn alſo die Ehre haben ſoll, dieſe neue Sammlung einiger kleinen Reſte des groſen Geiſtes, Demſelben mit einer Vorrede in die Hände zu geben; ſo werde ich eben um deßwegen um ſo viel kürzer ſeyn, und einige wenige hiſtoriſche Erinnerungen hinzuthun.

Uberhaupt ſind die Schriften, die uns von dem ganzen Leben des erhadenen Freyherrn eine umſtändliche Nachricht ertheilen, ſo unbekannt nicht. In dem Jahre 1717. ruckten die welſchen Vertheidiger der Ehre unſerer Teutſchen Elogium Leibnitii in die Acta Eruditorum Latina von dem Monat Julius:, Herr Joachim Friederich Feller vermehrte daſſelbe in ſeinem Otio Hanoverano mit einem Supplemento: und der beliebte Herr Profeſſor Hagen lieferte uns davon in dem nächſtvergangenen Jahre eine ganz artige Uberſetzung, in dem IVten Theile der geſammleten kleinen Philoſophiſchen Schriften Herrn Chriſtian Wolffs Bl. 449. Auch Frankreich nahm Theil an dem Ruhm eines Mannes, der zur Zierde und zur Erweiterung der Wiſſenſchaften geboren war: und der ſo ſcharfſinnige als gerechte Fontenelle verewigte ſein Gedächtniß in einer Lobſchrift auf dieſen groſen Ausländer, die er den 13. Nov. 1717. der Akademie der Wiſſenſchaften vorgeleſen, und nachgehends der Hiſtoire de l' Academie Royale des ſciences auf das Jahr 1716. beygefüget hat. Sie iſt von dar in unſere Mutterſprache übergetragen, und der teutſchen Uberſetzung der Theodicée des Herrn Rector Lentners von 1720. und bald darauf mit neuen Anmerkungen vermehret, der verbeſſerten Ausgabe derſelben vom Jahr 1726. ſo der berühmte Herr D. Richter beſorget, vorgedruckt worden. In dem Jahre 1734. lieferte uns der gelehrte und ſcharfſinnige Medicus zu Amſterdam, Herr D. Neufville, die ſchöne Franzöſiſche Auflage der Theodicée, mit einer angenehmen, lehrreichen und umſtändlichen Lebensbeſchreibung ihres groſen Verfaſſers. Drey Jahre darauf erhielten wir von der fleiſigen Feder des Herrn Profeſſor Ludovici den ausführlichen Entwurf einer vollſtändigen Hiſtorie der Leibnitzi[illegible]n Philoſophie in zweenen beſond[illegible]heilen, bis endlich der Herr Profeſſor Steinhöfer in Tübingen das ſchöne zuſammen, was man bey jenen einzeln zerſtreut findet, geſammlet, und ſeiner neuen lateiniſchen Uberſetzung der Theodicée vom Jahr 1739. in einer eigenen und wohlgeſchriebenen Abhandlung vorgefüget; dabey ich aber wünſchte, daß er in Aufführung der Scribenten die Druckfehler des Herrn Ludovici nicht noch durch neue vermehret hätte.

Bey einer so grosen Menge derer, die uns von dem Leben Leibnitzens eine umständliche Nachricht ertheilen, wird es uns der geneigte Leser denn nicht verdenken, daß wir ihn dorthin verweisen. Wir wolten nicht gerne, daß unser kleines Tractätgen durch eine allzugrose Vorrede einer Mißgeburt ähnlich sähe. Das, was wir hier erinnern sollen, betrifft vielmehr die Ausgabe unserer gegenwärtigen Sammlung; und diese ist nichts anders als eine neue Auflage einer Köhlerischen Übersetzung.

Hier werden sich die Freunde der Weltweisheit und eines aufgeklärten Geistes alsobald eines Mannes erinnern, der durch seine Einsichten in die Rechte der Natur, unter den Gelehrten Ehre eingelegt; und aus dessen Hörsaale die Vertheidiger einer gereinigten Philosophie, zu dem Nutzen des menschlichen Geschlechtes, mit ganzen Schaaren in die Welt ausgezogen sind. Nach Wolffen und Reuschen behauptete er unter den Verehrern Leibnitzens auſer Streit den erſten Rang: und es ſind eben zwanzig Jahre, daß er uns dieſe Schriften in einer teutſchen Uberſetzung an das Licht geſtellet. Er beſaß alle Vortheile, die zur glücklichen Ausführung ſolch eines wichtigen Unternehmens erfodert wurden. In Halle hatte er den groſen Lehrer Germaniens, deſſen Weltweisheit ein Schlüſſel zu dieſen Geheimniſſen iſt, ſelbſt gehöret. Bey ſeinem zweyjährigen Aufenthalt in Wien genoß er das ſeltene Glück, daß ihm der groſmütige Leibnitz einen öfteren und faſt täglichen Zutritt verſtattete. Seine eigene Schriften zeugten nämlich von ſeiner rühmlichen Stärke, von ſeiner Scharfſinnigkeit, und von ſeinem Geſchmack; und ſo war er für andern in dem Stande, ſich in die Tiefe der Leibnitziſchen Gedanken hineinzuwagen, und uns eine Uberſetzung zu liefern, die den Sinn dieſes Philoſophen ausdrückte. Er gab auch dieſelbe in dem Jahre 1720. den Teutſchen in zwoen beſondern Schriften in die Hände. Die erſtere kam um Oſtern zum Vorſchein, und führte den Titul: Herrn Gottfried Wilhelm von Leibnitz, ehemaligen Kayſerlichen Reichshof- und Churfürſtl. Braunſchweig Lüneburgiſchen Geheimden Juſtitz-Raths, wie auch der Königlich Preußiſchen Societät der Wiſſenſchaften Präſidentens ꝛc. Lehrſätze über die Monadologie, von GOtt, ſeiner Exiſtenz, ſeinen Eigenſchaften, und der Seele des Menſchen, wie auch deſſen lezte Vertheidigung ſeiner Harmonie wider Baylen ꝛc. nebſt einem Diſcurs des Ueberſetzers über das Licht der Natur, Jena 1720. Die andere ſahe man um Michaelis unter der Aufſchrift: Merkwürdige Schriften, welche auf gnädigſten Befehl Ihro Königlichen Hoheit, der Kronprinzeßin von Wallis, zwiſchen dem Herrn Baron von Leibnitz und dem Herrn D. Clarke über beſondere Materien der natürlichen Religion gewechſelt worden, Jena 1720. Unter dieſen Titeln ſind beyde aus den vortheilhaften Urtheilen der Kenner zur Gnüge bekannt; und von den Herrn Verfaſſern der gelehrten Hiſtorie, zu dem Ruhm unſers ſeligen Profeſſor Köhlers angehörigem Orte, häufig angeführt worden. (*)

Nachdem die Exemplarien ſich vergriffen, hat man es für gut befunden, bey einer neuen Auflage, beyde Schriften in eins zu vereinigen. Mir iſt es angenehm geweſen, daß ich die Aufſicht darüber führen ſollen: und ich habe mich auch gleich bey dem erſten Antrag bereit dazu finden laſſen. Der ſeelige Profeſſor Köhler hat um meine Studien wirkliche Verdienſte. Er war in die fünf Jahre mein treueſter Lehrer; und nachgehends bis in ſeinen Tod mein redlichſter Freund: und ich meines Ortes mußte zu der Zeit, da er die Augen ſchloß, auf dem Krankenbette liegen, daß ich auch nicht einmal die Pflichten eines Redners, die ich andern ſo vielfältig geleiſtet, vor ſeinem

---

(*) Beſiehe die Acta Erudit. Latina vom Jahr MDCCXX den Monat Decemb. Bl. 542. Hiſtorie der Gelehrſamkeit unſerer Zeiten. Theil. I. Artik. V. Leipz. 1721. Unſchuldige Nachrichten vom Jahr 1720. fünfter Beytrag Bl. 812. Stolle in der Hiſtorie der Gelahrheit, in den Zuſätzen Bl. 774. Ludovici in der Hiſtorie der Leibnitziſchen Philoſophie. Theil I. §. 496. Bl. 487. und §. 510. Bl. 501.

Sarge erfüllen konte. Indeſſen iſt mir ſein Andenken heilig: und ſo oft ich auf das Akademiſche Katheder trete; ſo oft ſehe ich nach dem Orte, der ſeinen Reſt bedecket, und wünſche ſeinen Gebeinen eine geruhige Verweſung.

Um ſo viel freudiger habe ich denn alſo dieſe Gelegenheit, um meinen alten Lehrer mich verdient zu machen, gegenwärtig ergriffen; und man wird es mir demnach itzo um ſo viel weniger als eine Eitelkeit anrechnen, wenn ich nun hinzuſetze, daß ich die Uberſetzung durchgängig geändert, und einen groſen Theil derſelben umgearbeitet habe. Ich habe aber dadurch nichts anderſt gethan, als was mein ſeeliger Lehrer ſich längſt vorgenommen hatte. Die Teutſchen Ausdrücke, darein der Philoſoph ſeine Gedanken kleidet, waren zu der Zeit, als der ſeelige Profeſſor die Uberſetzung unternommen, noch nicht ſo verſtändlich und allgemein. Der Miſchmaſch der Sprachen hies damals noch eine Zierde eines groſen Theiles derer, die von Hof aus den Pöbel überſehen wollen. Ein weitſchweifiger und verworrener Periode ſchien einigen kunſtreich: und die Pflichten des Überſetzers lagen noch bey den meiſten in Dunkelheit eingewickelt. Mein ſeeliger Lehrer war keinesweges ſo hölzern, daß er dieſe Dinge nicht eingeſehen hätte. Er hat wirklich an einer Ausbeſſerung ſeiner alten Überſetzung gearbeitet: aber der Tod hat ihn übereilet, und ſein Aufſatz iſt verlohren gegangen. Ich, der ich nun nach ſeinem Abſchied, mich der Sache unterzogen; ich erfülle dadurch nichts als ſeinen Willen: aber ich verlange auch nichts weiter, als den Ruhm der Erkänntlichkeit. Ich habe ihn verbeſſert als ſein Schüler, mit dem was ſein eigen war: und dies iſt eine Pflicht der Liebe, die ich mir ſelbſt einmal von einem [illegible] Zuhörer wünſchete, wenn auch mich der Tod übereilen ſolte.

Was nun die Schriften anbelange, die man dem geehrteſten Leſer in dieſer Sammlung vorlegt, ſo ſind die erſten davon, die Lehrſätze des ſeeligen Freyherrn von den Monaden. Sie ſind von ihm in dem Jahr 1714. in Wien franzöſiſch aufgeſetzt, und nachgehends unter dem Titul Principes de la Nature & de la grace, fondés en raiſon, par feu M. le Baron de Leibnitz der Europe Savante vom Jahr 1718. Bl. 101. einverleibt worden. Bald darauf folgte unſere teutſche Überſetzung im Jahr 1720. und nach ihr eine Lateiniſche 1721. in den Supplementis ad Acta Eruditorum. Theil VII. Bl. 500. u. d. f. Der Kayſerliche Rath Herr D. Hanſch, der lange Zeit mit dem ſeeligen Baron eine genaue Freundſchaft gepflogen, lies dieſe leztere im Jahr 1728. umdrucken; verfertigte aus ihnen das Lehrgebäude der Leibnitziſchen Weltweisheit; führte davon einen geometriſchen Beweis; erklärte die Meynung ſeines groſen Verfaſſers aus denen mit ihm gewechſelten Briefen; verglich ſie nach der ihm eigenthümlichen Känntniß der Alten mit den Lehrſätzen der Vorwelt; und lieferte uns auf die Weiſe die vortrefliche Einleitung in dieſelben, die unter dem Titul Godefridi Guilielmi Leibnitii Principia Philoſophiae more geometrico demonſtrata noch bis dieſe Stunde den Gelehrten ſchätzbar iſt.

Es iſt nämlich die ganze Schrift des ſeeligen Freyherrn nichts anders als ein Schattenriß von einem groſen Gebäude, das uns die metaphyſiſchen Lehrſätze unſeres Philoſophen in ſeiner Syſtematiſchen Verbindung eröffnen ſolte. Den erſten Anlaß dazu gab ihm der glorwürdige Eugenius, der erlauchte Kenner der Gelehrten: dem es nicht genug war, daß er einen ſtarken Arm beſaß, durch den er vielfältig Armeen zerſchmettert, und die Kräfte ganzer Königreiche zerbrochen hatte; ſondern der auch, durch ſeinen Eifer für die Ausbreitung der Wiſſenſchaften, ſich zu einem Mäcenaten des menſchlichen Geſchlechtes, und zu einem Wunder der Welt gemacht hat. Dieſer groſe Prinz hatte die Theodicée des ſeeligen Freyherrn mit eben der Aufmerkſamkeit geleſen, mit welcher dieſelbe bey den gröſten Gelehrten Europens Beyfall gefunden. Die Lehre von den Monaden war von ihrem ſcharfſinnigen Verfaſſer darinnen zuerſt vorgetragen worden: und es war natürlich, daß dieſelbe den Vernünftigen weit mehr einleuchten mußte, als die Philoſophie der Fabeln von den körperlichen Atomis. Eugenius wünſchete, daß der gelehrte

Urheber dieſer ſchönen Sätze die ganze Sache etwas umſtändlicher abhandelte, und ſeine Gedanken davon in ein völliges Licht ſetzete. Leibnitz, der damals mit der Aufrichtung einer Kayſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Wien umging; bemühete ſich um ſo viel mehr, durch Erfüllung dieſes Wunſches dem gelehrten Helden ſich gefälliger zu machen; und verfertigte zu dem Ende wirklich den Entwurf, den wir gegenwärtig mit Vergnügen durchblättern. Dieſe Schrift enthält eine genauere Darſtellung des Reiches der Natur, und deſſen Übereinſtimmung mit dem Reich der Gnade. Er erklärt uns zuförderſt ſeine Lehre von den Einheiten der Natur, in denen ſich das Gebäude der Welt ſchildert; von ihrem Urſprung, ihren Veränderungen, ihren Eigenſchaften. Er ſtellet die Monade, die Seele der Thiere, den denkenden Geiſt nebeneinander. Er verbindet damit ſeine beyden Grundſätze von dem Satze des Widerſpruchs und dem zureichenden Grunde, und leitet daraus den Beweis von der Exiſtenz GOttes. Der Begriff eines ſo vollkommenen Weſens führet ihn auf den Ausdruck ſeiner Vollkommenheit in ſeinen Werken, nach ſeiner Macht, nach ſeiner Weisheit, nach ſeiner Güte; und das in der Verbindung des Ganzen, das wir die Welt nennen. Daraus entdecket er uns, warum die Welt ſo und nicht anderſt iſt: er lehret uns die Harmonie unter allen Subſtanzen: er bemerket uns die Geſetze, nach welchen ſie wirken: er zeiget uns den Vorzug der menſchlichen Seele für allen andern Einheiten: er findet in ihr eine gewiſſe Aehnlichkeit mit dem Urheber der Natur; eine Abbildung der Welt, aber auch in gewiſſen Stücken einen Abdruck der Gottheit. Dieſe Seelen zuſammen genommen machen ihm die Stadt Gottes aus: und ſo erblicket er eine Moraliſche Welt in der Natürlichen, darinnen ſich fürnemlich die Güte des Schöpfers verherrlichet; wo er ſich ſelbſt als ein Regent durch Strafe und Belohnungen genug thut; wo die Natur zu der Gnade führet, und endlich alle Glückſeeligkeit eines denkenden Geiſtes darinnen zuſammenflieſt, daß man ihn liebe.

Die andere Schrift unſeres Philoſophen,

ſophen, die nun in der gegenwärtigen Sammlung folget, begreift deſſen lezte Verthaidigung ſeiner Harmonie wider die Einwürfe des Herrn Bayle. Der ſeelige Freyherr hatte in dem Jahre 1695. zum erſtenmal ſeine neue Erfindung des groſen Lehrbegriffs von der Vereinigung zwiſchen Seele und Leib, unter dem Titul Syſteme Nouveau de la Nature et de la Communication des Subſtances, auſſi bien que de l'union, qu'il y a entre l'Ame et le Corps in das Journal des Savans vom 27. Junius, Bl. 444. u. d. f. einrücken laſſen. Der Erſte, dem dieſe Hypotheſis bedenklich vorkam, war der gelehrte Abt le Foucher; der denn auch in eben dem Journal des Savans, und in eben dem Jahre vom 12. September Bl. 639. ſeine Zweifel eröffnete. Der Herr von Leibnitz antwortete ihm in dem folgenden Jahre, in ſeinem Eclairciſſement du nouveau Syſtéme de la Communication des Subſtances, pour ſervir de reponſe à ce, qui en a eté dit dans le Journal des Savans du XII. Sept. 1695. welches er dem nämlichen Journal des Savans vom Monat April 1696. Bl. 255. u. d. f.

d. f. beygefüget (*) wie er deñ auch in der Hiſto-

(*) Der Herr Prof. Steinhöfer iſt hier, ich weiß nicht durch was für ein Verſehen, faſt etwas verworren. Denn einmal läßt es nach ſeinen Erzehlungen, als wenn Mr. de Maizeaux zuerſt gegen die Leibnitziſche Harmonie geſchrieben hätte, der doch erſt auf le Foucher und Baylen gefolget. Sodenn, macht er N. XCV. und CCIX. aus einer Schrift zwo; die aber nicht weiter unterſchieden ſind als durch einen Druckfehler, daß an dem lezten Orte ſtatt T. II. ſolte T. XI. geleſen werden. Die Numer XCV. muß ausgeſtrichen werden; denn ſie zerreißt die Ordnung der Zeit: und was in der No. XCIV. von den Einwürfen des Mr. Maizeaux ſtehet, ſolte in die Anmerkung von CCIX. kommen. Man iſt dem Herrn Ludovici allzu leichtgläubig gefolget, und hat ſeine Fehler durch neue vermehrt. Dahin rechne ich z. e. wenn es N. CII. von der Antwort des Herrn von Leibnitz auf des Herrn le Foucher Einwürfe heiſſet: Adparet in Diario Erudit. d. d. 2. April. 1695. Reſpondit hic Foucherio, qui in cit. Diario d. d. 12. Sept. ejusdem anni primus Harmoniam laceſſivit. Auf ſolche Weiſe hätte Herr von Leibnitz vier ganze Monate eher geantwortet, ehe ſein Gegner die Feder ergriffen hätte: und das wäre künſtlich geweſen. N. CCXXIII. erzehlet man die Köhleriſche Überſetzung der Monadologie. Es iſt aber falſch, daß ſie in den Actis Erud. Lat. Menſ. Febr. 1720. beurtheilet worden, denn da wird ihrer mit keinem Worte gedacht: und eben ſo unrichtig iſt es, daß in den Deutſchen Actis Erud. Theil CXLII. Art II. ein Auszug aus ihr mitgetheilet worden. Denn daſelbſt werden nur des Herrn Rath Hanſchens Principia Philoſophiae Leibnitianae beurtheilet. Das ſind nun zwar Kleinigkeiten; allein ſie machen den Leſer gleichwohl unwillig: und thut es mir leid, daß die ſonſt ſo ſchöne Ausgabe der Theodiceae dadurch verunſtaltet worden.

Hiſtoire des Ouvrages des Savans vom Monat Februar 1696. Bl. 274. ſeine Gedanken deßfals weiter erkläret hat. Zu der Zeit war der gelehrte Bayle mit der Ausfertigung ſeines Dictionnaire Hiſtorique et Critique beſchäftiget; und da nahm er alsbald Gelegenheit, unter dem Artikel Rorarius in der Note H. die Einwürfe des Herrn le Foucher mit einigen neuen zu verſtärken. Der Herr von Leibnitz verthaidigte ſich in ſeinem Eclairciſſement des Difficultes, que Mr. Bayle à trouvées dans le Syſteme nouveau de l' ame et du corps, ſo in der Hiſtoire des Ouvrages des Savans vom Monat Julius 1698. Bl. 329. befindlich iſt. Mr. Bayle lies es dabey nicht bewenden: er ergriff vielmehr bey der wiederholten Auflage ſeines Dictionnaire auf das neue die Feder, und ſuchte unter dem nämlichen Artikel Rorarius in der Note L. ſeinen erſten Ausſpruch zu befeſtigen. Auch darauf blieben der Herr von Leibnitz nichts ſchuldig: man erhielt vielmehr von ihm ſeine Reponſe aux reflexions contenues dans la ſeconde edition du Dictionnaire de Mr. Bayle

Art. Rorarius ſur le Syſteme de l'Harmonie Préétablié, ſo dem XIten Theile der Hiſtoire Critique de la Republique des lettres Bl. 78. eingerucket worden. Und dieſes leztere ſind die beyden Schriften, deren Uberſetzung wir dem Fleiſe unſeres ſeeligen Köhlers zu danken haben.

Die vorherbeſtimmte Harmonie iſt allerdings ein Werk, darüber Gelehrte ſtreiten mögen. Sie erhebet, auf der einen Seite, die Weisheit und die Macht Gottes über alles. Sie ſcheinet aber auch, auf der andern Seite, die Fähigkeiten der Creatur zu überſteigen: und es iſt nicht anders, als ob die Erfahrung zuweilen ihr Gegner würde. Aus dem Reiche der Offenbarung finden ſich wichtige Einwürfe: und da man den Influxum härter beſchuldiget hat, als er es verdienet; ſo iſt es kein Wunder, wenn ein groſer Theil der

Verehrer Leibnitzens in dieſem Stücke unſern Philoſophen allein läßt. Uber Materien von der Art mögen Gelehrte ſtreiten: keine aber werden eher vor der Vernunft ſich rechtfertigen können, als bis ihnen Bayle und Leibnitz ein Muſter wird. Die gröſten Männer des gelehrten Europens, und die erſte Zierde des damaligen Jahrhunderts, traten gegeneinander: Bayle, der ſcharfſinnige Kenner der Werke der Muſen; und Leibnitz, der groſe Meiſter des menſchlichen Verſtandes! Beyde aber verthaidigten ihre Sache, nicht anderſt, als ob ſie blos allein um den Ruhm der Beſcheidenheit eiferten. Spricht Bayle von Leibnitzen, ſo heißt er ihm l'un de plus grans Eſprits de l'Europe: und iſt Leibnitz genöthiget gegen ihn die Feder zu führen; ſo verehrte er Baylen als den trefflichſten Mann ſeiner Zeit, dont l'eloquence etoit auſſi grande, que la penetration, et qui a donné des grandes preuves d'une erudition trés vaſte. Gewiß eine ſchöne Tugend eines Gelehrten, die eben hauptſächlich ſeine Wiſſenſchaft ausſchmücket; die man aber auch bey einem groſen Theil unſerer Schulgelehrten vergebens ſuchet.

Die dritte Schrift des ſeeligen Freyherrn iſt ſein Neujahrsſchreiben an Herzog Rudolph Auguſt, zu Braunſchweig Lüneburg; ſo er im Jahr 1697. von Wolfenbüttel an dieſelben abgelaſſen. Es enthält ſolches den Vorſchlag einer Münze, die, nach der von ihm erfundenen Dyadik, das Geheimniß der Schöpfung aller Dinge aus nichts abbilden ſolte. Herr Noltenius, der dieſes Schreiben im Jahr 1734. beſonders auflegen laſſen, hat uns auf dem Titulblat einen Abdruck derſelben beſorget: und Herr Profeſſor Ludovici hat es ebenfals für gut befunden, in ſeiner Einleitung zur Hiſtorie der

Leibnitziſchen Weltweisheit, uns ihre Abbildung in kupfer zu gönnen. Das übrige ſiehe unten bey dem Herrn Profeſſor Köhler, in ſeinem Discurs über das Licht der Natur. Bl. 440. u. d. f

Ich eile vielmehr zu der vierten Schrift; die denn auſer Streit auch in unſerer gegenwärtigen Sammlung, die meiſte Aufmerkſamkeit verdienet. Ihr Innhalt betrifft die wichtigſten Materien der natürlichen Religion; darüber die gelehrteſten Männer Leibnitz und Clarke, in dem Angeſichte der damaligen Kronprinceſſin von Wallis, der jüngſt verſtorbenen groſen Königin von Engelland, Briefe gewechſelt. Dieſe weiſe Fürſtin fand insbeſondere einen Geſchmack an der Theodicee unſeres ſcharfſinnigen Freyherrn: u. es gefielen ihr fürnemlich ſeine Gedanken von der ſchönen vorherbeſtimmten Ordnung, nach welcher die Göttlichen

Machinen keiner neuen Ausbeſſerung bedörfen. So wie unſer Philoſoph in einem Schreiben vom 23. Decemb. 1715. (beſiehe die Act. Erud. 1717. Menſ. Oct. p. 440.) an Herrn Hofrath **Wolfen** ſelbſt gedenket; ſo hatten Jhro Königliche Hoheit mit einem Engliſchen Geiſtlichen, der bey Hof einen Zutritt hatte, dem berühmten Rector zu Weſtmünſter dem Herrn D. Clarke, einige Unterredungen angeſtellt, und demſelben ihr billiges Mißfallen über Neutons Lehrſätze zu verſtehen gegeben. Jhro Königliche Hoheit waren ſo genädig geweſen, daß ſie, in einem eigenen Handſchreiben, dem Herrn Baron von Leibnitz davon Eröffnung thaten: und darauf erfolgte denn der Brief unſeres Philoſophen, der zu allen dieſen Streitigkeiten Gelegenheit gegeben; und davon, gleich bey dem Anfang dieſer unſrer Sammlung ein Auszug befindlich iſt. Das geſchah im Monat Nov. 1715.

Die Vorwürfe, die darinnen der Freymütige von Leibnitz den beyden groſen Philoſophen, darauf die Engliſche Nation ſich was einbildet, Locken und Neuton gemacht hatte, waren wichtig. Beſonders beſchuldigte er Neuton und ſeine Anhänger einer ſeltſamen Meynung von den Werken Gottes; als der, nach ihrer Lehre, ſeine Uhr von Zeit zu Zeit aufzuziehen und auszubeſſern, ſich genöthiget ſähe. Die weiſe Königin hielt die Sache für würdig, daß ſie genauer unterſucht würde: und Herr Clarke bemühte ſich alsbald, den Ritter Neuton zu erklären, und eine Schutzſchrift für ihn aufzuſetzen. Auf die Art ging der Streit an; der in den Augen der Kronprinceſſin geführet wurde, und darüber Ihro Königliche Hoheit ſelbſt, wie uns der Biſchoff Sarum in dem Leben des D. Clarkens berichtet, einen Zeugen und einen Richter eines jeglichen

Verfahrens abzugeben beliebten.

Die Hochachtung, in welcher beyde Scribenten in Europa geſtanden, machte die Gelehrten aller Orten aufmerkſam. Clarke' ſtritte auf der einen Seite für den Ruhm der Engliſchen Nation: Leibnitz eiferte für die Sache der Vernunſt. Clarke zeigte ſich als einen groſen Mathematiker: Leibnitz führte ihn in die Grundſätze der Hauptwiſſenſchaft, die hier allein das Recht hat zu entſcheiden. Clarke hing an den Sinnen, und war ein Meiſter von einer lebhaften Einbildungskraft: Leibnitz drang tiefer, und verlangte von der bloſen Vernunft einen Ausſpruch. Unter ſolchen Umſtänden war es kein Wunder, wenn beyde Gelehrten einander nicht verſtehen wolten, und ſo weit von einander entfernt blieben. Man ſtritt über den Ausdruck des Neutons, der den Raum zu einem ſenſorio Dei machte; deſſen Verthaidigung, oder vielmehr deſſen Erklärung Herr Clarke faſt umſonſt übernahm. Man unterſuchte die Machine der Welt, die, den Lehren des Herrn von Leibnitz zufolge, nach den Reglen eines vollkommenen Kunſtwerkes, ohne einen beſondern Beytritt des Schöpfers, ihre Bewegungen fortſetzet: die dagegen Herr Clarke beſchuldiget, als ob dadurch die Vorſicht von der Erhaltung der Welt ausgeſchloſſen, und ein blindes Verhängniß eingeführt würde. Leibnitz führte einen Erweis, daß GOtt allezeit nach Gründen, und der Weisheit gemäs handelte, wenn er eines für dem andern zur Wirklichkeit brächte: und darauf bauet er den Begriff der Moraliſchen Notwendigkeit; die aber Herr Clarke mit dem blinden Verhängniß verwirret. Unſer Philoſoph behauptet, daß allemal die Bewegungsgründe die Seele zu einem Schluß bringen, und bedienet ſich dabey des Gleichniſſes von den Gewichtern einer

Wage: das Herr Clarke ihm verkehrt ausleget. Man fing an die Meynung von dem leeren Raum auf die Probe zu ſetzen; der ein Abgott der damaligen Engelländer war. Man ſtritt über den Ausdruck, ob GOtt eſſentia ſupramundana möge genannt werden; über den Satz des Ununterſcheidlichen; über die Grundwahrheit des zureichenden Grundes; über die Frage, ob GOtt die Welt eher oder von Ewigkeit hätte erſchaffen können; über den Begriff der Seele, daß dieſelbe ein abſchilderendes Weſen ſey; über ihre Harmonie mit dem Körper; über die wirkende Kräfte; über die Materie; über die Wunderwerke; und über zwanzig andere Dinge, die ſich nach und nach in dieſe gelehrte Streitigkeit einſchlichen: als welche ſich wohl noch nicht ſo bald würde geendiget haben, wo nicht der Tod, nach dem Verlauf eines Jahres, den 14. Nov. 1716. den ſeeligen Freyherrn genöthiget hätte, zu dem grösten Leidweſen der Gelehrten die Feder niederzulegen. Indeſſen lies Herr D. Clarke das Jahr darauf die bisher gewechſelte Schriften durch den Druck gemein werden. Er gab dieſelben mit einer Zuſchrift an Ihro Königliche Hoheit die Kronprinzeſſin von Wallis, deren Befehl dieſen Schriftwechſel veranlaſſet, heraus, und fügte ihnen den Titul vor: A Collection of Papers, which paſſed between the late learned Mr. Leibnitz and Dr. Clarke, in the years 1715. and 1716. Relating tho te Principles of Natural Philoſophy and Religion. With an Appendix. By. Sam. Clarke D. D. Rector of St. James's Weſtminſter. London: Printed for James Knapton, at MDCCXVII. Die Ausgabe war in Franzöſiſcher und Engliſcher Sprache ausgefertiget: denn der Herr von Leibnitz hatte ſeine Briefe franzöſiſch; der Herr D. Clarke ſeine

Beantwortungen engliſch abgefaßt. Eben dieſelben ſind auch der andern Auflage ſeiner Predigten von dem Weſen und den Eigenſchaften Gottes beygefüget. Nach dem hat man ſie 1720. zu Amſterdam wieder aufgeleget, im dem Recueil des diverſes Pieces ſur la Philoſophie, la Religion Naturelle, l'Hiſtoire, les Mathematiques &c. par Mr. Leibnitz, Clarke, Newton et autres, in zweenen Bänden in 12: davon ſie den ganzen erſten Band ausmachen. Herr Profeſſor Engelhard in Gröningen hat nun auch noch eine Lateiniſche Ausgabe verſprochen: und vielleicht haben wir ſie ſchon dieſe Meſſe zu erwarten.

Da, wie bekannt iſt, der ſeelige Herr von Leibnitz durch ſeinen Tod verhindert worden, den lezten Zweifeln des Herrn D. Clarke eine Beantwortung entgegen zu ſetzen; ſo hat der gelehrte Herr Profeſſor Thümmig den Anforderungen der Gerechtigkeit genug gethan, und ſeine Stelle vertreten. Dies iſt in unſerer Sammlung die fünfte Schrift. Sie enthält alles was Gründlichkeit und Scharfſinnigkeit heiſet, um den Ruhm dieſes groſen Teutſchen zu retten: und ſolch eines Vertheidigers war von Leibnitz würdig. Wir haben ſie unverändert eingerückt: und ſie iſt keine geringe Zierde dieſer neuen Ausgabe.

Den Beſchluß unſerer Sammlung macht endlich der wohl überlegte Diſcurs unſeres ſeeligen Profeſſor Köhlers über das Licht der Natur. Derſelbe enthält den völligen Character dieſes tugendhaften Weltweiſen. Er war weit entfernet von denen, die nur dem Magen zu gefallen in der Philoſophie unterrichten. Er verabſcheute die verdammlichen Kunſtgriffe, durch die Erniedrigung der Religion ſich unter den Anfängern in der Weltweisheit ein Anſehen zu machen. Er hatte es nicht nöthig,

thig, hinter dergleichen zierliche Betrügereyen ſeine Unwiſſenheit zu verbergen. Er beſaß eine wirkliche Gründlichkeit, ein philoſophiſches Herz und ein chriſtliches Gewiſſen. Dieſes lies ihn denn gegen die Religion nicht gleichgültig ſeyn: und wie er gewohnt war, bis auf den Grund der Dinge durchzudringen; alſo lieferte er uns auch hier eine vortrefliche Abhandlung, darinnen er den Unterſchied unter dem, was wider und was über die Vernunft iſt, deutlich erklärte, den vorgegebenen Widerſpruch zwiſchen Vernunft und Offenbarung weislich entkräftete; und den Vorzug eines Chriſtlichen Weltweiſen für einem andern gründlich verthaidigte.

Ich bin verſichert, der geehrteſte Leſer werde dieſe mit den vorhergehenden Schriften, zu ſeiner groſen Zufriedenheit durchblättern; und unſer Unternehmen, ihm dieſelben etwas verbeſſert in die Hände zu geben, nicht ganz mißbilbillichen. Anmerkungen hinzuzuthun haben wir nicht für gut befunden. Denn den Unwiſſenden damit zu dienen, hätte ein jedes Wort einer Anmerkung bedurft: wir aber wolten ſo wenig des Herrn Regierungs Rath Wolfs Metaphyſiſche Schriften ausſchreiben; ſo wenig als unſer Tractätgen ein Foliant werden ſolte. Kenner, die ein Syſtema im Kopfe haben, brauchen ohne dem unſerer Anmerkungen nicht. Für dieſe iſt unſere Uberſetzung: und da dieſelben ſolche nicht als einen Roman zu leſen verlangen werden; ſo wird ihnen auch unſere Einkleidung nicht ganz mißfallen. Es iſt eine Uberſetzung einer ſchweren Philoſophiſchen Schrift, und eine Ausbeſſerung einer fremden Arbeit. Dies wird genug ſeyn uns zu entſchuldigen. Der Geehrteſte Leſer lebe dabey wohl, und gönne mir noch ferner ſeine Gewogenheit. Jena den 3ten May. 1740.

):(

I.

Des Herrn
Baron von Leibnitz
Lehrſätze
Von den Monaden,
Und
von der ſchönen Ubereinſtimmung
zwiſchen
dem Reiche der Natur
und
dem Reiche der Gnade.

§. 1.

Die Monaden, (*) wovon wir hier reden werden, ſind nichts anders als einfache Subſtanzen, woraus die zuſammengeſezten Dinge beſtehen. Unter dem Wort, einfach, begreifet man dasjenige, welches keine Theile hat.

§. 2. Dergleichen einfache Subſtanzen müſſen allerdings wirklich ſeyn: weil man compoſita hat. Denn das Zuſammengeſezte iſt nichts anders als eine Menge, oder ein Aggregat, von einfachen Subſtanzen.

(*) Das Wort Monade oder Monas, hat, bekannter maſſen, ſeinen Urſprung aus dem Griechiſchen, und bedeutet eigentlich eine Einheit. Man hat das Wort alſo gelaſſen, weil man vornehme Gelehrte zu Vorgängern hatte, die die Kunſtwörter der Kürze wegen beybehalten, und, durch eine teutſche Endigung, nach Gewohnheit der Engelländer und Franzoſen, ihnen gleichſam das Bürgerrecht geben. Wenn man die Worte, Serenaden, Cantaten, Elemente und dergleichen unzehlige mehr in der teutſchen Sprache nicht wegwirft, ohngeachtet es fremde Wörter ſind; ſo habe ich geglaubet, daß es nicht unſchicklich gehandelt ſey, wenn ich mich um der Kürze willen des Wortes, Monade, und anderer dergleichen Kunſtwörter bedienete. Viele Dinge ſcheinen anfangs ungereimt; weil ſie noch nicht gewöhnlich ſind: ich halte aber dafür, daß das ungewöhnliche, wenn es eine vernünftige Urſache zum Grunde hat, mit nichten für ungereimt dörfe erkläret werden.

§. 3. Wo nun keine Theile vorhanden ſind, daſelbſt kan auch weder eine Ausdehnung in die Länge, Breite und Tiefe; noch eine Figur; noch eine Zertheilung möglich ſeyn. Und dieſe Monaden ſind die wahrhaften Atomi der Natur; und mit einem Worte, die **Elemente** der Dinge.

§. 4. Gleichergeſtalt iſt auch bey denſelben keine Auflöſung zu befürchten: noch weniger kan man ſich eine Weiſe gedenken, nach welcher eine einfache Subſtanz, auf eine natürliche Art, könte untergehen.

§. 5. Um eben dieſer Urſache willen fällt es auch ſchlechterdings unmöglich zu begreifen, wie eine einfache Subſtanz, natürlicher Weiſe, einen Anfang nehmen könte: weil ſie durch eine Zuſammenſetzung der Theile nicht kan hervorgebracht werden.

§. 6. Man mag alſo ſagen, daß die Monaden nicht anders anfangen oder aufhören können zu ſeyn, was ſie ſind, als auf einmahl, oder in einem Augenblick. Das iſt, ſie können nicht entſtehen als durch die Schöpfung, und nicht untergehen als durch die völlige Zernichtung. Dasjenige hingegen, welches aus andern Dingen zuſammen geſetzet iſt, nimmt vermöge dieſer ſeiner Theile einen Anfang oder ein Ende: nachdem dieſelben entweder zuſammen geſetzet, oder von einander getrennet werden.

§. 7. So iſt auch kein Mittel vorhanden, wodurch man zu erklären vermögend wäre, wie eine Monade durch eine andere Creatur in ihrem innerlichen Weſen könte verändert werden: weil man in derſelben nichts verſetzen, noch irgend eine innerliche Bewegung begreifen mag, die in ihr erreget, gelenket, vermehret oder vermindert werden könte. Nur von dem Zuſammengeſezten läſſet ſich dieſes gedenken: allwo unter den Theilen eine Veränderung ſtatt findet. Die Monaden dagegen haben keine Oeffnungen, wodurch etwas in dieſelben hineintreten; oder aus ihnen herausgehen könte. Die Accidentien mögen ſich von den Subſtanzen nicht abſondern, noch aus denſelben herausweichen; wie etwa in den vorigen Zeiten die Species ſenſibiles, nach der Meynung der **Scholaſtiker**, thun konten. Demnach iſt weder eine Subſtanz, noch ein Accidens vermögend, von auſen in eine Monade hineinzutreten.

§. 8. Unterdeſſen müſſen die Monaden gewiſſe **Eigenſchaften** haben: immaſen ſie ſonſt keine *Entia* oder wirklichen Dinge mehr hieſen. Und geſezt, daß die einfachen Subſtanzen in Anſehung ihrer Eigenſchaften nicht von einander unterſchieden wären; ſo würde kein Mittel vorhanden ſeyn, wodurch man in den Dingen ſelbſt einige Veränderung wahrnehmen könte. Denn dasjenige, welches in dem Zuſammengeſezten iſt und vorgehet, kan nirgends anders als von den in ihm befindlichen Einheiten herkommen. Woſern alſo die

Monaden keine Eigenſchaften hätten; ſo würde eine von der andern nicht unterſchieden ſeyn: zumahl da man auch der Gröſe oder Quantität nach keinen Unterſcheid unter ihnen antrifft. Folglich, wenn man den mit andern Dingen angefülleten Raum ſich gedächte; würde ein jeder Ort, bey entſtehender Bewegung, allezeit nur ein æquivalent für dasjenige, was er bereits gehabt und in ſich gefaſſet hat, bekommen: und ſolchergeſtalt würde man keinen Zuſtand der Dinge von einem andern Zuſtande derſelben unterſcheiden können.

§. 9. Es muß aber auch ein Unterſcheid ſeyn, dadurch eine jedwede Monade von einer andern ſich abſondern ließ. Denn es giebt niemahls in der Natur zwey Dinge, deren eines vollkommen ſo beſchaffen wär, wie das andere; und wobey es nicht möglich ſeyn ſolte, einen innerlichen Unterſcheid, oder einen ſolchen, welcher ſich auf einen innerlichen Vorzug oder auf eine innerliche Herrſchaft gründete, ausfündig zu machen.

§. 10. Hierbey nehme ich, als etwas unſtreitiges an, daß ein iedwedes erſchaffenes Weſen, und folglich auch die erſchaffene Monade, der Veränderung unterwürfig ſey; ja daß ſothane Veränderung in einer ieden auf eine unverrückte und ununterbrochene Weiſe fortdaure.

§. 11. Aus dem, was wir itzo beygebracht haben, ziehen wir den Schluß: daß die natürlichen Veränderungen der Monaden von einem innerlichen Principio herrühren; denn eine wirkende Urſache von auſen kan in ihr innerliches nicht eindringen. Demnach möchte man überhaupt ſagen, daß die **Kraft** nichts anders ſey, als eben das Principium, eben der Grund der Veränderungen.

§. 12. Aber auch auſer dieſem Grunde, woraus die Veränderungen erfolgen, muß noch etwas mehreres, das die Veränderung ſich **vorbildet**, in einer Monade angetroffen werden: woraus, ſo zu reden, die verſchiedene und mannichfaltige Arten der einfachen Subſtanzen entſtehen.

§. 13. Dieſes Abbild des Mannichfaltigen, und der auf einander folgenden Veränderungen muß vieles in einem, oder in dem Einfachen in ſich faſſen. Denn da alle natürliche Veränderung nach gewiſſen Graden geſchiehet; ſo wird etwas verändert und etwas bleibet übrig. Folglich müſſen viele Eigenſchaften und Verhältniſſe in einer Monade vorhanden ſeyn; obgleich dieſelbe gar keine Theile an ſich hat.

§. 14. Der veränderliche Zuſtand, welcher eine Vielheit in dem Einen oder in dem Einfachen in ſich faſſet und vorſtellet, iſt nichts anders als dasjenige, welches man die **Empfindung** oder Perception nennet; die man von der Apperception oder von dem **Bewuſt-ſeyn** wohl unterſcheiden muß: wie ſolches aus dem folgenden erhellen wird. Und hierinnen haben die Carteſianer ſehr verfehlet, wann ſie die Empfindungen, deren man ſich nicht bewuſt iſt und welche man nicht wahrnimmt, für nichts gehalten haben. Dieſes hat ſie auch bewogen, zu glauben, daß die Geiſter allein unter die Zahl der Monaden gehöreten; und daß gar keine Seelen der unvernünftigen Thiere, oder andere Entelechiæ zu finden wären. Aus eben dieſer Urſache iſt es geſchehen, daß ſie einen Zuſtand, da man lange ſinnlos und ohne einzige Empfindung lieget, mit dem Tode, wenn er im genauen Verſtande genommen wird, nach der Meynung des gemeinen Hauſens verwirret haben. Eben dadurch ſind ſie in das Scholaſtiſche Vorurtheil von den völlig Körperloſen Seelen gerathen: wodurch ſie denn die verkehrten und ſchlecht geſezten Gemüther in der Meynung beſtärket haben, als wären die Seelen ſterblich.

§. 15. Die thätige Wirkſamkeit der von innen geſchäftigen Kraft, (actio principii interni) welche die Veränderung oder den Fortgang von einer Empfindung zur andern verurſachet, kan *Appetition* oder die **Begierde** genennet werden. Es mag zwar der Appetit zu einer jedweden Perception wornach er ſtrebet, nicht allezeit völlig gelangen: er erhält oder gewinnet aber doch jederzeit etwas davon, und gelanget zu gewiſſen neuen Empfindungen.

§. 16. Die Erfahrung lehret uns ſelbſt, daß vielerley Dinge in der einfachen Subſtanz an-

getroſgetroffen werden. Wir befinden, daß der geringſte Gedanke, deſſen wir uns bewußt ſind, eine Mannichfaltigkeit in der Sache, welche darinnen vorgeſtellet und gleichſam abgeſchildert wird, in ſich faſſe. Alle diejenigen, welche bekennen, daß die Seele eine einfache Subſtanz ſey, haben daher auch dieſe Vielheit oder Mannigfaltigkeit in den einfachen Subſtanzen zugeſtehen müſſen. Herr **Bayle** hatte alſo nicht Urſache, hierinnen eine Schwierigkeit zu finden; dergleichen er in ſeinem Dictionnaire, unter dem Artikel, *Rorarius*, gethan hat.

§. 17. Man verlangt auſer dem keinesweges zu läugnen, daß die Perception und was von ihr abhänget, auf mechaniſche Weiſe, das iſt, durch die Figuren und durch die Bewegungen, nicht könne erkläret werden. Setzet den Fall, es wär eine Machine zu finden, aus deren Struktur gewiſſe Gedanken, Empfindungen, Perceptionen erwüchſen; ſo wird man eben dieſe denkende Machine ſich gleichwolen vorſtellen können, als wäre ſie auf eben die Art und nach einerley darinnen beobachteter Gleichheit in das Groſe gebracht worden; dergeſtalt, daß man nun in dieſelbe, wie in eine Mühle, zu gehen vermögend wäre. Geſezt nun, daß dem alſo ſeyn möchte, ſo wird man bey ihrer innerlichen Beſichtigung nichts als gewiſſe Stücke, deren eines an das andere ſtöſet; niemahls aber etwas antreffen, woraus man eine Empfindung erklären könte. Dannenhero muß man die Perception in der einfachen Subſtanz, und keinesweges in dem Zuſammengeſezten oder in der Machine ſuchen. Man wird auch in den einfachen Subſtanzen nichts als dieſes, nemlich die Empfindungen und ihre Veränderungen antreffen. Und hierinnen alleine müſſen überhaupt die **innerlichen** *Actionen* der Monaden beſtehen.

§. 18. Allen dieſen einfachen Subſtanzen, dieſen erſchaffenen Monaden, könte man den Namen, *Entelechiæ*, beylegen. Sie beſitzen eine gewiſſe Vollkommenheit in ſich. (ἔχουσι τὸ ἐντελὲς) Sie haben eine hinlängliche Kraft, (αὐτάρκειαν) oder das alles, was ſie zur Vollziehung ihrer Wirkungen bedörfen, und das da verurſachet, daß ſie die Quelle ihrer innerlichen Actionen und, ſo zu reden, unkörperliche automata ſind.

§. 19. Wenn wir alles dasjenige, welches nach dem izt erklärten allgemeinen Verſtande, Empfindung und Begierde hat, eine Seele nennen wollen; ſo können alle einfache Subſtanzen, alle erſchaffene Monaden Seelen genannt werden. Gleichwie aber das Sentiment oder der Gedanke, etwas mehr als eine bloſe Perception iſt; ſo bin ich darinnen mit einſtimmig, daß der allgemeine Nahme, Monaden und Entelechiæ, für die einfachen Subſtanzen, welche nur allein die Empfindung haben, zureichend ſey: und daß man nur denenjenigen, deren Perception viel deutlicher und mit Gedächtniß verknüpfet iſt, den Nahmen, Seele, beylegen ſolle.

§. 20. Denn in uns ſelbſt werden wir durch die Erfahrung eines Zuſtandes gewahr, worinnen wir uns keiner Sache erinnern, und da wir ſchlechterdings keine deutliche Vorſtellung haben. Dieſes geſchiehet, z. e. wenn wir in eine Ohnmacht ſinken oder in einen ſehr tiefen Schlaf verfallen, darbey wir aber keinen Traum verſpühren. Bey dieſen Umſtänden findet man zwiſchen der Seele und einer bloſen Monade keinen merklichen Unterſcheid. Weil aber dieſer Zuſtand nicht fortdaurend iſt, und die Seele ſich aus demſelben wieder herausziehet; ſo iſt ſie etwas mehr als eine bloſe Monade.

§. 21. Gleichwolen folget hieraus keinesweges, daß die einfache Subſtanz alsdenn ohne die geringſte Perception ſey. Vermöge der angeführten Urſachen iſt es auch nicht anderſt möglich. Denn völlig untergehen kan ſie nicht: dagegen würde ſie ſich aus ihrem Weſen verliehren, woſern nicht auch zugleich eine gewiſſe Veränderung; welche nichts anders als ihre Perception iſt, in ihr fortwähren ſolte. Wann aber eine groſe Menge von kleinen Empfindungen, worunter man keine von der andern unterſcheiden kan, zuſammen kommt: ſo wird man Sinn- und Empfindungs-los. Alſo geſchiehet es, wenn man ſich, etliche mahl hinter einander, geſchwind ohne Abſetzen herumdrehet, daß uns ein Schwindel überfällt: der uns die Sinnen benimmt; und der da verurſachet, daß wir nichts von einander zu unterſcheiden im Stande ſind. In ſolch einen Zuſtand kan der Tod auf eine Zeitlang die Thiere verſetzen.

§. 22. Ein ieder gegenwärtiger Zuſtand einer einfachen Subſtanz iſt aber nun, natürlicher Weiſe, eine Folge aus ihrem vorhergehenden: dergeſtalt, daß das Gegenwärtige einen Inbegriff des Künftigen abgiebt. Weil man denn nach Uberwindung ſolch eines verwirrten und ſinnloſen Zuſtandes ſeine Empfindungen und Perceptionen wiederum wahrnimmt; ſo muß man folglich dergleichen ſchon unmittelbahr vorher gehabt haben: ob man ſich ihrer gleich nicht bewußt iſt. Denn eine Empfindung kan, natürlicher Weiſe, nur aus einer andern entſpringen: gleichwie eine Bewegung, natürlicher Weiſe, nur aus einer andern Bewegung erwachſen kan.

§. 23. Hieraus erſiehet man, daß, wenn wir in unſern Empfindungen nichts von einander unterſcheiden und nichts finden könten, welches für dem andern, ſo zu reden, von einem höhern und geiſtigern Geſchmack wäre; wir allezeit in dem Verwirrungsvollen Zuſtande ſeyn würden, worinnen ſich die ganz bloſen Monaden befinden.

§. 24. Wir nehmen auch wahr, daß die Natur den Thieren dergleichen Perceptionen gegeben, darunter eine für der andern erhaben, und känntlich iſt. Sie hat darinnen eine beſondere Sorgfalt erwieſen, daß ſie ihnen ſolche ſinnliche Gliedmaſen beygeleget hat, welche viele Strahlen des Lichts, oder viele Hin und Herbewegungen der Luft zuſammen faſſen; um ſie dadurch in den Stand zu ſetzen, daß ſie, durch die Vereinigung der Strahlen und der Hin und Herbewegungen, einen deſto ſtärkern und lebhaftern Eindruck von den äuſerlichen in der Welt ſich befindenden Dingen empfangen mögen. So iſt auch etwas gleichförmiges in dem Geruch, in dem Geſchmack, in dem Gefühle; und vielleicht in vielen andern Sinnen, ſo uns bis dieſe Stunde unbekannt ſind: und werde ich bald erklären, wie das, ſo in der Seele vorgehet, eben dasjenige vorſtelle, welches ſich in den Gliedmaſen der Sinnen eräuget.

§. 25. Das Gedächtniß giebt den Seelen eine *ſpeciem conſecutionis*, das iſt, einiges Vermögen, ſich den Erfolg der Dinge auf einander vorzubilden. Hierinnen ahmet das Gedächtniß der Vernunft nach: welche aber von demſelben muß unterſchieden werden. Wir erfahren, daß die Thiere, bey entſtehender Empfindung von einer Sache, die ihnen in die Sinne fällt, und wovon ſie vordem allbereits dergleichen Empfindung ſchon gehabt haben, kraft der Vorſtellung ihrer Memorie dasjenige erwarten, welches mit dieſer vorhergehenden Perception iſt verknüpfet geweſen; und zugleich auf ſolche Vorſtellungen gerathen, welche den zu anderer Zeit gehabten Gedanken ähnlich ſind. Wenn man z. E. einem Hunde den Stock zeiget; ſo erinnert er ſich des Schmerzens, den er hiervon vordem empfunden: er fängt an zu ſchreyen oder nimmt die Flucht.

§. 26. Und eben die heftige Einbildung, welche zu der Zeit ſo lebhaft in die Thiere wirket, und dieſelben in eine Bewegung bringet; erwächſet entweder aus der Stärke oder Gröſe, oder aus der Menge der vorhergehenden Empfindungen. Denn ein ſtarker Eindruck, den ein Object in uns gemacht hat, thut öfters auf einmahl eben ſo viel Wirckung; als eine lange Gewohnheit, oder viele mittelmäſige, anbey aber oftmahls wiederholte Empfindungen, zu thun vermögend ſind.

§. 27. Die Menſchen geſtalten ſich in ihren Handlungen wie die ohne Vernunft lebende Thiere: in ſo weit ihre Perceptionen, blos vermöge der Kraft des Gedächtniſſes, auf einander erfolgen; und ſie in ihren Handlungen ſich darnach richten. Hierinnen gleichen ſie den empiriſchen Aerzten, welche eine bloſe Praxin ohne Theorie haben: wie wir dann in dreyen viertheilen unſerer Verrichtungen uns auf empiriſche Art ausführen. Solchergeſtalt geſchiehet es, wenn man erwartet, es werde morgen Tag ſeyn, weil es bis daher allezeit ſo eingetroffen hat, daß man empiriſch handelt. Es verfähret dießfals keiner nach der Vernunft als ein Sternkundiger.

§. 28. Die Einſicht aber der ſchlechterdings nothwendigen und ewigen Wahrheiten iſt dasjenige, welches uns von den bloſen Thieren unterſcheidet; und das da verurſachet, daß wir **Vernunft** und **Wiſſenſchaften** haben: indem ſie uns zu der Erkänntniß GOttes und unſerer ſelbſt führet und erhebet. Und eben dieſes iſt es, welches man in uns **vernünftige Seele** oder **Geiſt** nennet.

§. 29. Eben durch die Erkänntniß der nothwendigen Wahrheiten, und durch ihre Auswickelung aus dem Einzelen, (abſtraction) werden wir zu den *actibus reflexis* oder zu dem **Nachdenken** erhöhet. Dieſes ſetzet uns in den Stand, an dasjenige, welches man das **Ich ſelbſt** nennet, zu gedenken; und zu betrachten, daß dieſes oder jenes in **uns** iſt. Dadurch geſchiehet es, daß, wenn wir an **uns** gedenken, wir auch von dem Ente, von der Subſtanz, von dem Einfachen und von dem Zuſammengeſezten, von dem unmateriellen und von GOTT ſelbſten Gedanken haben: indem wir begreifen, daß das, ſo in uns umſchränket iſt, in ihm ohne einzige Umſchränkung angetroffen werde. Und dieſe reflectiven Actus, oder dieſe Kräfte nachzuſinnen, geben uns die Hauptobjecte von unſeren Vernunftſchlüſſen an die Hand.

§. 30. Unſere Schlüſſe gründen ſich auf zwo groſe Haupwahrheiten: worunter die eine das Principium contradictionis oder der

Satz des Widerſpruchs iſt. Vermöge deſſen erklären wir das alles für **falſch**, welches einen Widerſpruch in ſich faſſet; hingegen halten wir dasjenige für **wahr**, welches dem falſchen gerade zuwider laufet oder entgegengeſetzet iſt.

§. 31. Die andere Hauptwahrheit iſt der **Satz des zureichenden Grundes** oder das Principium rationis ſufficientis. Durch Hülfe deſſen gerathen wir auf den Ausſpruch, daß keine Begebenheit wahrhaftig und wirklich vorhanden, kein Satz ächt oder der Wahrheit gemäß ſey; wo nicht ein zureichender Grund angetroffen werde, warum dieſe Begebenheit, oder der Satz, ſich vielmehr ſo und nicht anders verhalte: ob gleich ſolche Gründe uns ſehr öfters ganz und gar unbekannt ſeyn können.

§. 32. Wann eine Wahrheit nothwendig iſt, ſo kan man hiervon den Grund durch die Analyſin finden: indem man ſie in die allereinfachſten Ideen und Wahrheiten auflöſet; bis man auf die allererſten Grundwahrheiten gelanget.

§. 33. Dannenhero werden bey den Mathematikern die Lehrſätze, welche auf der bloſen Betrachtung des Verſtandes beruhen; und die practiſchen Reguln, nach der analytiſchen Lehrart, in Erklärungen, Grundſätze, und Heiſcheſätze zergliedert.

§. 34. Es giebt endlich **Einfache Ideen**, wovon man keine Erklärung geben kan; und gleichergeſtalt findet man Grundſätze und Heiſcheſätze, oder mit einem Worte, gewiſſe Principia primitiva, gewiſſe **Stammwahrheiten**, wovon man keinen Beweis geben kan, noch auch eines Beweiſes vonnöthen hat: und dieſes ſind die **Identiſchen Sätze**.

§. 35. Aber auch in denen Wahrheiten, welche auf zufälligen Umſtänden oder auf gewiſſen Begebenheiten beruhen; ich will ſagen, in der aufeinander folgenden Reihe, oder in dem Zuſammenhange derjenigen Dinge, welche ſich in dem allgemeinen Umfang der Geſchöpfe befinden, muß auch allerdings **dieſe Zulänglichkeit des Grundes** vorhanden ſeyn. Nun aber könte hier die Zergliederung der beſonderen Urſachen auſer Streit ſo weit zurück laufen, daß man in derſelben kein Ende und keine Schranken wahrnähme: weil die Mannichfaltigkeit der Dinge in der Natur unermeßlich, und die Zertheilung der Körper unendlich iſt. Es ſind unendliche Figuren und Bewegungen, wenn ich ſo wohl die gegenwärtigen als vergangenen zuſammen nehmen ſoll, welche ſich in die wirkende Urſache meiner vorhabenden Schrift vermiſchen und ihren Einfluß haben. Es giebt auch unendlich viele kleine Triebe und Neigungen meiner Seele, welche ſo wohl gegenwärtig als vergangen ſind, und die in der Endurſache dieſes meines Aufſatzes zuſammen laufen.

§. 36. Aber eben dieſe ganze Zergliederung faſſet nur andere zufällige Dinge in ſich, ſo da vorhergehen oder ſich noch mehr zergliedern laſſen; und wovon eine iede einer gleichmäſigen Analytik vonnöthen hat, wenn man von derſelben Grund geben will. Auf die Art iſt man in ſeiner Unterſuchung noch nicht viel weiter, vielweniger gar zu Ende gekommen. Die zulängliche oder allerlezte *Raiſon* müßte denn alſo auſer der Folge oder auſer dem Zuſammenhange dieſer unter ſich verſchiedenen zufälligen Dinge; ihre Zergliederung mag ſo unendlich fortgehen wie ſie immer wolle: geſuchet werden.

§. 37. Die allerlezte Urſache der Dinge muß demnach in einer ſchlechterdings nothwendigen Subſtanz verborgen ſeyn; in welcher der Inbegriff ſo vieler unendlichen Veränderungen, wiewohl nur auf eine ihrer Vollkommenheit gemäſen Art, gleich als in ſeiner Quelle liegen muß. Dieſe Subſtanz nennen wir **Gott.**

§. 38. Da nun dieſe Subſtanz ein zureichender Grund iſt von dieſem ganzen Umfange, worinnen die unendlich mannichfaltigen Dinge mit einander, ohne Ausnahme und auf das genaueſte, verknüpfet ſind; ſo iſt **nur ein einziger GOtt.** Und dieſes Göttliche Weſen iſt zu allen dieſen Dingen zureichend.

§. 39. Dieſe allerhöchſte Subſtanz, die da iſt einzig, allgemein und ewig, da dieſelbe nichts auſer ſich hat, welches von ihr nicht ſolte abhängen; da über dieſes die möglichen Dinge bis auf eine einfache Urſache beſtändig zurück laufen: ſo iſt leicht zu ermeſſen, daß dieſe Subſtanz auf alle Weiſe unumſchränket ſeyn und alle Realitäten, ſo nur immer möglich ſind, in ſich faſſen müſſe.

§. 40. Eben daraus ergiebt ſich der Schluß, daß GOtt ſchlechterdings vollkommen ſey. Denn die **Vollkommenheit** iſt nichts anders als die Gröſe der wirklichen Realität: wenn ſolche im genauen Verſtande genommen wird; in ſo weit man die Schranken, worinnen ſich die andern Dinge auſer GOtt befinden, bey Seite ſetzet. Wo nun gar keine Schranken ſind, wie wir ſolches in GOtt antreffen; daſelbſt muß die Vollkommenheit ſchlechterdings unendlich ſeyn.

§. 41. Es folget auch, daß die Geſchöpfe ihre Vollkommenheit von dem Einfluß GOttes haben; und daß hingegen ihre Unvollkommenheiten von ihrer eigenen Natur, welche nicht unumſchränket ſeyn kan, herſtammen. Denn eben hierinnen beſtehet der Unterſcheid, welcher zwiſchen GOtt und den Creaturen iſt.

§. 42. Auch das iſt wahr, daß in GOtt nicht allein die Quelle der Wirklichkeiten; ſondern auch der Urſprung der Weſen, in ſo weit ſie reell ſind, oder der Brunquell desjenigen, welches in den Möglichkeiten reell iſt, verborgen ſey. Der Verſtand Gottes iſt einmal der unumſchränkte Umfang der ewigen Wahrheiten, oder derjenigen Ideen, von denen ſie alle ihren Urſprung ableiten. Hernach aber ſo würde auch ohne ihn nichts reelles in den Möglichkeiten; und nicht allein nichts wirkliches, ſondern auch nichts mögliches ſeyn.

§. 43. Denn es iſt nothwendig, daß, wenn eine Realität in den Weſen oder Möglichkeiten, oder auch in den ewigen Wahrheiten angetroffen wird, dieſe Realität in etwas, welches wirklich vorhanden iſt; und folglich in der Exiſtenz des nothwendigen Weſens, gegründet ſey. In demſelben muß das Weſen die Wirklichkeit oder die Exiſtenz in ſich faſſen: das iſt, in ihm muß das allein genug ſeyn, daß eine Sache möglich iſt; wenn ſie wirklich ſoll hervor gebracht werden.

§. 44. Alſo hat allein GOtt oder das ſchlechterdings nothwendige Weſen dieſes Vorrecht, daß etwas, wenn es möglich iſt, wirklich an das Licht hervor treten müſſe. Und gleichwie nichts die Möglichkeit deſſen, ſo keine Schranken hat, keine Verneinung und folglich keinen Widerſpruch in ſich faſſet, verhindern kan; ſo iſt dieſes allein ſchon zureichend, die Exiſtenz und Wirklichkeit Gottes a priori zu erkennen: wie wir dann dieſelbe auch aus der Realität der ewigen Wahrheiten erwieſen haben.

§. 45. Aber eben dieſes leitet uns auf den Beweisthum, wodurch ſothane Exiſtenz a posteriori kan behauptet werden: weil wir wahrnehmen, daß gewiſſe zufällige Dinge vorhanden

den ſind, welche ihren Hauptgrund oder ihre zulängliche Raiſon nirgends anders als in dem nothwendigen und Selbſtändigen Weſen, ſo den Grund ſeiner Exiſtenz in ſich ſelbſt verborgen hat, haben können.

§. 46. Unterdeſſen muß man ſich mit einigen nicht einbilden, als ob die ewigen Wahrheiten, welche von GOtt abſtammen, von ſeinem Willkühr herkämen; oder ſeinem Willen unterwürfig wären: welche Meynung **Cartesius** und nach ihm Herr **Poiret** zu haben ſcheinet. Dieſes hat nur bey den zufälligen Wahrheiten ſtatt; da hingegen die ſchlechterdings nothwendigen Wahrheiten einzig und allein von ſeinem Verſtande herrühren.

§. 47. Alſo iſt allein GOtt die allererſte oder urſtändliche Monade, von welcher alle erſchaffene Monaden ſind hervorgebracht worden: und dieſe werden, daß ich ſo reden darf, durch die ununterbrochenen Strahlen oder fulgurationes der Gottheit, nach dem Verhältniß der eigentühmlichen Fähigkeit einer Creatur, welche ihrem Weſen nach umſchränket iſt, von einem Augenblick zum andern gebohren.

§. 48. Es iſt in GOtt die **Macht**, welche die Quelle von allem iſt; hernach die **Erkänntniß**, welche den völligen Zuſammenhang der Ideen in ſich faſſet; und endlich der **Wille**, welcher die Veränderungen oder die Schöpfungswerke, nach den Regeln der allerbeſten und ausbündigſten Ordnung, hervorbringet.

§. 49. Hierauf beruhet der Grund von dem allen, ſo bey den erſchaffenen Monaden ſich findet, und das Fundament deſſen, ſo in dem Vermögen ſich etwas vorzuſtellen, und in dem Vermögen nach etwas eine Neigung zu haben (in facultate perceptiva & appetitiva) beſtehet. In GOtt ſind dieſe Eigenſchaften ſchlechterdings unendlich und vollkommen: in den erſchaffenen Monaden hingegen oder in den Entelechiis, oder Perfectihabiis, wie **Hermolaus Barbarus** dieſes Wort überſezte, findet man nur eine Nachahmung, nach Proportion und nach dem Grad der Vollkommenheit, die ſie beſitzen.

§. 50. Von den Geſchöpfen ſagt man, daß ſie auſer ſich **wirken**, in ſo weit ſie eine gewiſſe Vollkommenheit haben; und daß ſie von einem andern Dinge etwas **leiden**, in ſo weit ſie unvollkommen ſind. Alſo leget man der Monade die Action oder ein **Wirken** bey, in ſo weit ſie deutliche Empfindungen hat; und die Paſſion oder ein **Leiden**, in ſo weit ihre Empfindungen verwirret oder undeutlich ſind.

§. 51. Eine Creatur iſt vollkommener als eine andere; in ſo weit man in ihr etwas wahrnimmt, woraus man von der Veränderung, die in einer andern vorgehet, a priori einen Grund anzugeben vermögend iſt: und hierdurch ſaget man, daß ſie in eine andere Creatur wirke.

§. 52. In den einfachen Subſtanzen aber iſt nur ein ideeller Einfluß einer Monade in die andere; welcher blos durch die darzwiſchen kommende Beytretung Gottes ſeine Wirkung äuſert: in ſo weit eine Monade in den Göttlichen Ideen mit Grund fordert, daß GOtt bey anfänglicher Einrichtung der Dinge ſie in Betrachtung ziehe. Denn weil eine erſchaffene Monade keinen phyſicaliſchen Einfluß in das Innere einer andern Monade haben mag; ſo iſt kein anders Mittel als dieſes vorhanden, warum eine von der andern in ihren Veränderungen abhängen könte.

§. 53. Auf die Weiſe geſchiehet es, daß unter den Geſchöpfen die Wirkungen und die Leidenſchaften mit einander abwechſeln. Denn GOtt findet bey Vergleichung zweyer Monaden in einer jeden gewiſſe Bewegungsgründe, welche ihn veranlaſſen, eine andere nach derſelben übereinſtimmend einzurichten. Folglich kan eben dasjenige, ſo bey einſeitiger Betrachtung wirkend iſt, leidend ſeyn, wenn es auf einer andern Seite angeſehen und erwogen wird. Es iſt **wirkend**, in ſo weit wir etwas an einer Sache deutlich erkennen, das uns dazu dienet, daß wir von dem, ſo in einem andern Dinge vorgehet, Grund geben können. Es iſt **leidend**, in ſo weit der Grund von einer Veränderung, ſo in einer Sache ſich eräuget, in demjenigen ſich befindet, welches man deutlich in einer andern erkennet.

§. 54. Gleichwie nun in den Ideen Gottes unendlich viele mögliche Weltgebäude ſich vorſtellen und abſchildern, und doch nur eines davon zur Wirklichkeit kommen kan; ſo muß von der getroffenen Wahl Gottes eine zulängliche Raiſon angetroffen werden, welche ihn mehr zu der Hervorbringung des einen, als zur ſichtbahren Darſtellung des andern ſchlüßig gemacht hat.

§. 55. Und eben dieſer Bewegungsgrund kan ſich nur allein in den verſchiedenen Graden der Vollkommenheit, welche ſothane Weltgebäude in ſich faſſen, befinden: allermaſen ein iedwedes mögliches Ding das Recht hat, nach dem Maas der Vollkommenheit, ſo es in ſich begreifet, die Exiſtenz zu fordern.

§. 56. Warum aber die allerbeſte und ausbündigſte Ordnung wirklich iſt, davon findet man den Grund in ſeiner **Weisheit**, welche ihn dieſelbe hat erkennen laſſen; in ſeiner Güte, welche ihn zur Erwehlung derſelben bewogen hat; und in ſeiner **Macht**, wodurch er vermögend geweſen, ſolche aus dem Unſichtbahren an das Licht zu ſtellen.

§. 57. Daß er nun alle erſchaffene Dinge nach einem jedweden, und ein iedwedes nach allen andern eingerichtet und verfaſſet hat; ſolches verurſachet, daß einer ieden einfachen Subſtanz gewiſſe Verhältniſſe zukommen, durch welche alle die anderen Subſtanzen ausgedrucket und abgebildet werden: und daß ſie folglich ein beſtändiger lebendiger Spiegel des ganzen groſen Weltgebäudes ſey.

§. 58. Eine einzige Stadt, wann ſie aus verſchiedenen Gegenden angeſehen wird, bildet ſich uns allemal anders, und wird uns ſo zu reden auf perſpectiviſche Art verändert und vervielfältiget. So geſchiehet es auch, daß durch die unendliche Menge der einfachen Subſtanzen gleichſam eben ſo viele verſchiedene Weltgebäude zu ſeyn ſcheinen; welche doch nur ſo viele perſpectiviſche Abriſſe einer einzigen Welt ſind: nachdem ſie von einer iedweden Monade aus verſchiedenen Ständen und Gegenden betrachtet und abgeſchildert wird.

§. 59. Und dieſes iſt das Mittel, mit einer Welt ſo viele Mannigfaltigkeit und Veränderungen, als nur immer möglich ſind, zu erhalten; welches aber mit der allerhöchſten Ordnung, ſo nur kan erdacht werden, geſchiehet. Das iſt, dieſes iſt das Mittel, eben ſo viel Vollkommenheit, als nur möglich iſt, bey der Erſchaffung einer einzigen Welt zu erreichen.

§. 60. Es iſt auch keine andere Hypotheſis als dieſe, und von der ich mich unterſtehe zu ſagen, daß ſie unſtreitig und auf unumſtößliche Gründe gebauet ſey, welche die Hoheit und Majeſtät Gottes mehr nach Würden erheben ſolte. Herr Bayle hat dieſes ſelbſt eingeſtanden, da er in ſeinem *Dictionnaire*, unter dem Artikel, **Rorarius**, wider dieſelbe gewiſſe Einwürfe machte; allwo er auch ſo gar zu glauden veranlaſſet wurde, daß ich GOtt allzuviel und mehr, als möglich wäre, beylegte. Er war aber nicht vermögend einen Beweisgrund anzuführen, warum dieſe Harmonie und Zuſammenſtimmung, die da verurſachet, daß eine iedwede Subſtanz alle die übrigen, vermöge der Verhältniſſe, ſo ſie mit ihnen hat, auf eine ganz genaue Art ausdrucket und abſchildert, ſolte unmöglich ſeyn.

§. 61. Uber dieſes erſiehet man aus demjenigen, ſo ich bereits a priori erwieſen habe, warum die Dinge nicht anders ſeyn können. Bey Verfaſſung des ganzen Weltbaues hat GOtt einen ieden Theil deſſelben, und inſonderheit eine iede Monade, deren Natur repräſentativiſch oder ſo beſchaffen iſt, daß ſie die Dinge in der Welt abzuſchildern fähig wäre, nach ihrer Natur in Betrachtung gezogen. Daher iſt nichts vermögend, die Monade dergeſtalt einzuſchränken, daß ſie nur einen Theil von den exiſtirenden Dingen abbilden ſolte. Wiewohl ſo viel iſt richtig, daß dieſe ihre Abſchilderung in der Zergliederung des ganzen Weltgebäudes nur allein undeutlich oder verwirret und keinesweges deutlich ſeyn kan, auſer in einem kleinen Theile der Dinge; ich will ſagen, in denenjenigen, welche in Abſicht auf eine iedwede von den Monaden entweder die nächſten, oder die allergröſten ſind: allermaſen ſonſt eine iede Monade eine Gottheit ſeyn müßte. Daß die Monaden ihre gewiſſe Schranken haben, ſolches kommet nicht von dem Object, ſondern von der ſo und ſo eingeſchränkten Erkänntniß des Objects her. Die Monaden ſtreben alle auf eine undeutliche Art nach dem unendlichen: ſie ſind aber nach den Graden der deutlichen Empfindungen oder Perceptionen eingeſchränket und von einander unterſchieden.

§. 62. Und hierinnen ſtimmen die zuſammengeſetzten Dinge mit den einfachen Subſtanzen überein: und eines wird des andern Bild. Denn einmal iſt der ganze Raum angefüllet, und folglich hänget alle Materie an einander. Hernach aber ſo treibet auch in dem angefülleten Raume eine iedwede Bewegung ihre Wirkung in die entlegenen Körper, nach Proportion der Weite, dergeſtalt fort, daß ein ieder Körper nicht allein von den nächſten, die ihn berühren, angegriffen wird, und dasjenige, was ihnen widerfähret, auf gewiſſe Art ſelbſt empfindet; ſondern daß er auch vermittelſt derſelben ſo gar auf gewiſſe Weiſe diejenigen fühlet, welche an die erſten Körper, wovon er unmittelbahr berühret wird, anſtoſſen. Alſo folget daraus, daß dieſe Communication auf eine jegliche Weite, ſie ſey beſchaffen wie ſie wolle, ſich erſtrecke. Folglich fühlen alle Körper das alles, was in dem ganzen Weltgebäude vorgehet: dergeſtalt, daß derjenige, welcher alles ſiehet, in einem iedweden alle Veränderungen und Begebenheiten der Welt; und nicht allein die gegenwärtigen, ſondern

dern auch die vergangenen und künftigen würde leſen können: indem er in dem Gegenwärtigen das alles zuſammen, was ſo wohl der Zeit als den Orten nach entfernet iſt, wahrnimmt. **Hipocrates** ſagte: σύμπνοια πάντα, alles ſtimmet mit einander überein. Allein eine Seele kan in ihr ſelbſt nur dasjenige leſen, was in ihr deutlich und erkänntlich vorgeſtellet und abgebildet wird. Sie kan nicht alles, was in ihr in einander gewickelt und zuſammen gezogen iſt, auf einmahl aus einander ſetzen: allermaſſen daſſelbe unendlich fortgehet.

§. 63. Obgleich alſo eine iedwede erſchaffene Monade das ganze Weltgebäude abſchildert; ſo bildet ſie doch viel deutlicher denjenigen Körper, von welchem ſie insbeſondere umgeben wird, und deſſen entelechia ſie iſt. Und gleich wie dieſer Körper das ganze Weltgebäude vermöge der Verknüpfung aller in dem angefülleten Raume befindlichen Materie ausdrucket; ſo bildet auch die Seele das ganze Weltgebäude ab, indem ſie dieſen Körper, welcher ihr auf eine ſo beſondere Weiſe zugehöret, abſchildert.

§. 64. Der Körper, welcher einer Monade beygeleget iſt, und deſſen Entelechie oder Seele ſie ausmachet; heiſet uns in Abſicht auf dieſe Entelechie ein **lebendiges Weſen**: in Abſicht auf ſeine Seele ein **Thier**.

§. 65. Nun iſt aber dieſer Körper eines lebendigen Weſens oder eines Thieres allezeit organiſch. Denn da eine iede Monade nach ihrer Art einen Spiegel des ganzen Weltgebäudes abgiebt; da über dieſes die Welt nach einer vollkommenen und ausbündigen Ordnung verfaſſet iſt: ſo muß allerdings eine Ordnung in demjenigen angetroffen werden, welches daſſelbe abſchildert; ich will ſagen, es muß eine Ordnung in den Empfindungen der Seele, und folglich in dem Körper ſeyn, nach welchem das Weltgebäude in derſelben vorgeſtellet und ausgedrucket iſt.

§. 66. Demnach iſt ein iedweder organiſcher Körper eines lebendigen Weſens eine Art von den Göttlichen Machinen oder natürlichen automatibus; welche alle künſtliche Automata unendlich überſteigen. Eine durch menſchliche Kunſt verfertigte Machine iſt in allen ihren Theilen mechaniſch. Die Zähne z. E. an einem eiſernen Rade, haben gewiſſe Theile oder Stücke, welche in Anſehung unſerer nicht weiter etwas künſtliches heiſen; und nichts mehr in ſich faſſen, welches in Abſicht auf den Gebrauch, worzu das Rad beſtimmet iſt, etwas mechaniſches anzeigte. Allein die Machinen der Natur, das iſt, die lebendigen Körper ſind auch unendlich fort gewiſſe Machinen in ihren geringſten Theilgen. Wodurch der Unterſcheid, welcher zwiſchen der Natur und der Kunſt, das iſt, zwiſchen den Göttlichen und Menſchlichen Kunſtwerken iſt, beſtimmet wird.

§. 67. Und freylich war der Urheber der Natur vermögend, dieſes beydes göttliche und unendliche Wunder in ſich faſſende Kunſtſtück darzuſtellen. Denn eine iedwede Portion der Materie iſt nicht allein unendlicher Weiſe theilbahr; wie ſolches die Alten erkannt haben: ſondern es iſt auch ein iedweder Theil wirklich ohne Ende in andere Theile; deren ieder eine eigene Bewegung hat, wieder auf das neue eingetheilet. Auſer dem würde es unmöglich ſeyn, daß ein iedes Stück von der Materie das ganze Weltgebäude ausdrucken könte.

§. 68. Aber eben daraus erſiehet man, daß in der geringſten Portion der Materie eine Welt von Geſchöpfen, von lebendigen Weſen, von Thieren und Seelen befindlich ſeyn müſſe.

§. 69. Ein iedwedes Stück von der Materie kan als ein Garten voller Pflanzen und Bäume, und als ein Teich voller Fiſche von uns angeſehen werden. Allein ein ieder Aſt von einem Baume, ein iedwedes Glied von einem Thiere, ein iedweder Tropfen von dem Flüſſigen iſt ebener maſen ein Garten von der Art, oder ein ſolcher Teich.

§. 70. Und ob gleich die zwiſchen die Pflanzen eines Garten tretende Erde und Luft; oder das zwiſchen den Fiſchen eines Teiches befindliche Waſſer, weder Pflanze noch Fiſch iſt: ſo faſſet doch ſothane Erde, Luft und Waſſer ebener maſen dergleichen Creaturen in ſich;

welche aber ſehr öfters von einer unkänntlichen und unvermerklichen Kleinigkeit ſind.

§. 71. Alſo iſt nichts unangebautes, nichts ödes, nichts unfruchtbares, nichts todes in dem ganzen Weltgebäude: Es iſt darinnen kein wüſter Klumpen; keine Verwirrung, als nur dem äuſerlichen Scheine nach. Es hat hiermit bey nahe eben die Bewandniß, als wie uns ein Teich vorkommen würde, wenn wir ihn nach einer gewiſſen Entfernung betrachteten; nach welcher man eine undeutliche und verwirrte Bewegung und, ſo zu reden, ein unordentliches Wimmeln der Teichfiſche erblicken würde: ohne daß man die Fiſche ſelbſt von einander zu unterſcheiden vermögend wär.

§. 72. Man erſiehet hieraus, daß ein iedweder lebendiger Körper mit einer gewiſſen und die Oberhand in demſelben behauptenden Entelechie begabt ſey; welche die Seele in dem Thiere iſt. Die Gliedmaſen aber von dieſem lebendigen Körper ſind voller anderer lebendigen Geſchöpfe, voller Pflanzen, voller Thiere; wovon ein iedwedes ebenermaſen ſeine Entelechie oder herrſchende Seele hat.

§. 73. Man muß ſich aber mit einigen, welche meine Gedanken übel gefaßt haben, nicht einbilden, als ob eine iedwede Seele eine gewiſſe Maſſa, oder ein gewiſſes Theil von der Materie, ſo ihr allezeit eigenthümlich und ſo zu reden anklebend wäre, an ſich habe; und daß ſie folglich andere geringere, und zu ihrem beſtändigen Dienſte gewidmete lebendige Dinge beſitze. Denn alle Körper ſind, wie Ströme, in einem ſtetigen Ab- und Zufluſſe: allwo, ohne Unterlaß, gewiſſe Theile hineinfließen; gewiſſe aber heraus treten.

§. 74. Alſo verändert die Seele ihren Körper nur nach und nach, und ſtufenweiſe, dergeſtalt, daß ſie nie auf einmahl aller ihrer ſinnlichen Gliedmaſen entblöſet und beraubet wird. In den Thieren gehet wohl öfters eine Metamorphoſis oder Veränderung der Form; niemahls aber eine Metempſychoſis, oder eine Fortwandelung der Seelen vor. Am allerwenigſten aber wird man Seelen antreffen, welche von aller Materie durchgängig abgeſondert wären.

§. 75. Eben dieſes iſt auch die Urſache, daß niemahls eine völlige Erzeugung noch ein vollkommener Tod, wann beydes genau genommen wird, in der Natur vorgehen könne. Denn was wir die Zeugung zu nennen pflegen, iſt nichts anders als eine Auswickelung (*) und ein Wachsthum: gleichwie hingegen dasjenige, welches uns der Tod heiſſet, eine gewiſſe Art der Einwickelung (**) und Abnahme oder Verminderung iſt.

§. 76. Die Weltweiſen ſind in der Unterſuchung der Form einer Entelechie oder Seele ſehr verwirret worden. Dagegen hat man heu-

---

(*) un developpement (**) un enveloppement.

heutiges Tages durch ſorgfältige und genaue Nachforſchung, ſo man über die Pflanzen, das Ungeziefer und die Thiere angeſtellet, wahrgenommen, daß dieſe organiſche Körper der Natur, niemahls aus einem wüſten und ungeformten Klumpen, oder aus einer Fäulniß; ſondern allezeit aus einem gewiſſen Saamen, in welchem ohne Zweifel die Formen der Pflanzen, der Thiere, der Inſecten vorhero bereits verborgen liegen, hervorgebracht und gezeuget würden. Daraus hat man geurtheilet, daß nicht allein der organiſche Körper ſchon vor der Einſchwängerung darinnen wäre; ſondern daß auch eine Seele in dieſem Körper, und mit einem Worte, das Animal ſelbſt angetroffen werde: und daß, vermittelſt der Conception, dieſes Thier zu einer groſen Uberkleidung nur ſey geſchickt gemacht worden; um dadurch ein Thier von einer andern Art zu werden. Man verſpühret auch auſer der Erzeugung etwas gleichförmiges: als wenn aus den Würmern gewiſſe Fliegen; und aus den Raupen Schmetterlinge hervorkommen.

§. 77. Die Thiere, worunter einige zu dem Grad der gröſten Thiere durch das Mittel der Einſchwängerung erhöhet werden, kan man *ſpermatiſche* nennen. Aus denjenigen aber, welche in ihrer Art oder Gattung verbleiben; ſind einige, die gebohren werden, ſich vervielfältigen, und wieder verfallen: dahin denn die groſen Thiere gehören. Dagegen giebt es nur eine kleine Anzahl von denen, die durch die Abſonderung einer gewiſſen Wahl dazu beſtimmet werden, daß ſie auf einen weit gröſern Schauplatz treten.

§. 78. Dieſes aber wär nur die Helfte von der Wahrheit, welche wir hier zu befeſtigen ſuchen. Daher habe ich geurtheilet, daß, wenn die Thiere niemahls, natürlicher Weiſe, ihren Anfang nehmen, ſie auch ebenermaſen niemahls, natürlicher Weiſe, untergehen: und daß nicht allein keine gänzliche Erzeugung; ſondern auch weder eine völlige Zernichtung, noch ein Tod ſeyn könne: wenn er im genauen Verſtande genommen wird. Und dieſe Vernunftſchlüſſe, welche a poſteriori gemacht und aus den Erfahrungen hergeleitet werden, ſtimmen mit meinen oben beygebrachten, und a priori erwieſenen Grundwahrheiten, vollkommen überein.

§. 79. Alſo kan man ſagen, daß nicht allein die Seele, welche ein Spiegel des unverderblichen und unzuzernichtenden Weltgebäudes iſt, ebenfals dem Untergang nicht unterwürfig ſey; ſondern daß auch das Thier ſelbſt dieſe Eigenſchaft habe: obgleich ſeine Machine ſich öfters zertheilet, verfället und untergehet; und ob es gleich gewiſſe organiſche Kleider entweder ableget, oder wieder an ſich nimmt.

§. 80. Dieſe Grundſätze haben mir das Mittel an die Hand gegeben, wodurch man die

Vereinigung oder Ubereinſtimmung der Seele mit dem Körper natürlicher Weiſe erklären könte. Die Seele folget ihren eigenen Geſetzen; und der Körper gleichergeſtalt den ſeinigen: beyde aber treffen zuſammen, kraft der Harmonie, welche unter allen Subſtanzen voraus feſt geſtellet iſt; allermaſen ſie durchgängig gewiſſe Abriſſe von einerley Weltgebäude ſind.

§. 81. Die Seelen wirken nach den Geſetzen der lezten Endurſachen, vermöge der Begierden, Abſichten, und der hierauf abzielenden Mittel. Die Körper verrichten ihre Wirkung nach den Geſetzen der cauſarum efficientium, oder der Bewegungen. Und die zwey Reiche, in deren einem die wirkenden Urſachen; in deren anderem die Endurſachen beobachtet werden, ſind unter ſich harmoniſch.

§. 82. **Carteſius** hat bereits erkannt, daß die Seelen den Körpern keine Kraft mittheilen konten: weil allezeit einerley Quantität der Kraft in der Materie vorhanden wäre. Unterdeſſen hat er geglaubet, daß die Seele die Direction oder Stellung der Körper verändern konte. Solches aber iſt um deswillen geſchehen, weil man zu ſeiner Zeit das Geſetz der Natur, welches mit ſich bringet, daß auch einerley Direction in der ganzen Materie erhalten werde, noch nicht eingeſehen hat. Wann er dieſes Geſetz wahrgenommen hätte; ſo würde er auf mein Lehrgebäude von der vorherbeſtimmten Harmonie gerathen ſeyn.

§. 83. Vermöge deſſen geſchiehet es, daß die Körper eben ſo wirken, als wenn, daß wir einen unmöglichen Fall ſetzen! gar keine Seelen wären; und daß die Seelen ihre Wirkungen verrichten, als wenn gar kein Körper vorhanden wäre: und daß beyde auf ſolche Art ihre Geſchäftigkeit äuſern, als wenn das eine einen Einfluß in das andere ausübete.

§. 84. Was die Geiſter oder die vernünftige Seelen anlangt; ſo iſt es freylich an dem, wie ich auch bereits angebracht habe, daß bey allen mit einem Leben begabten Dingen und animalibus, dem Grunde nach, einerley angetroffen werde; nemlich, daß die Animalia und die Seelen, weder einen Anfang als mit der Welt, noch ein Ende als mit derſelben, haben können. Gleichwohl iſt dieſes als etwas beſonders in den vernünftigen animalibus wahrzunehmen, daß ihre kleinen Saamenthierlein, in ſo weit ſie nichts anders als dieſes ſind, nur gemeine oder ſenſitive Seelen haben: und daß hingegen von ihnen diejenigen, welche, ſo zu reden, hierzu erwehlet ſind, durch eine wirkliche Einſchwängerung zu der menſchlichen Natur gelangen: indem ihre ſenſitive Seelen zu dem höheren Grad der Vernunft, und zu dem Vorzuge der Geiſter erhaben werden.

§. 85. Unter andern Arten des Unterſcheids, welche ſich zwiſchen den gemeinen Seelen und den Geiſtern befinden, und wovon ich bereits einen Theil angemerket habe, iſt auch noch dieſe merkwürdig, daß die Seelen überhaupt lebendige Spiegel oder Abbildungen des ganzen Umfangs der Creaturen, oder des Weltgebäudes ſeyn: Hingegen daß die Geiſter auch überdem in gewiſſen Stücken von der Gottheit ſelbſt; oder von dem Urheber der Natur ein Abdruck, und auf die Art fähig ſind, den Bau der groſſen Welt zu erkennen, und denſelben, vermöge des Lichts ihrer Einſicht in die Reglen der Baukunſt, einigermaſen nachzubilden: indem ein jedweder Geiſt in ſeinem Bezirk gleichſam eine kleine Gottheit iſt.

§. 86. Hierdurch geſchiehet es, daß die Geiſter geſchickt ſind, mit GOtt in eine gewiſſe Art der geſellſchaftlichen Gemeinſchaft zu treten; und daß er in Anſehung ihrer nicht allein dasjenige, wofür ein Erfinder in Abſicht auf ſeine Machine gehalten wird, dergleichen GOtt in Betrachtung aller Geſchöpfe iſt: ſondern daß er auch zugleich das, was ein Prinz in Abſicht auf ſeine Unterthanen, und was ein Vater in Betrachtung ſeiner Kinder iſt, ſeyn müſſe.

§. 87. Woraus man auch leichtlich ſchlieſſen kan, daß aus der völligen Zuſammennehmung aller Geiſter die **Stadt GOttes**; das iſt, der allervollkommenſte und allerausbündigſte Staat, welcher nur unter dem allervollkommenſten Monarchen möglich iſt, beſtehen und erwachſen müſſe.

§. 88. Dieſe Stadt GOttes, dieſe Monarchie, welche in der That allgemein iſt, iſt ein **moraliſche Welt** in der **natürlichen Welt**. Unter den Werken GOttes drucket ſie die Hoheit und die Gottheit am meiſten aus. In ihr beſtehet die wahre Ehre des Schöpfers: weil die Ehre nicht kan ſtatt finden, wenn ſeine Gröſe und ſeine Güte von den Geiſtern nicht erkannt und bewundert würden. Dieſe Stadt GOttes iſt dasjenige, woraus eigentlich ſeine Güte erhellet; da hingegen ſeine Weisheit und ſeine Macht ſich überall zu Tage legen.

§. 89. Gleichwie wir oben unter den natürlichen Reichen, deren eines auf die wirkenden, das andere auf die Endurſachen ſich ſtützet, eine Harmonie dargethan haben; ſo müſſen wir allhier auch eine andere Ubereinſtimmung, unter dem phyſicaliſchen Reiche der Natur, und unter dem moraliſchen Reiche der Gnade anmerken: das iſt, in ſo weit GOtt als ein Erbauer der ganzen Weltmachine betrachtet; und in ſo weit er als ein Monarch der Göttlichen Stadt der Geiſter angeſehen wird.

§. 90. Aus dieſer Harmonie erfolget, daß die Dinge durch die Wege der Natur ſelbſt zur Gnade führen; und daß dieſe Erdkugel, in dem Augenblick, da ſolches die über die Geiſter ſich erſtreckende Regierung erforderte, ſo wohl zu ihrer Beſtrafung als Belohnung müßte vernichtet und wieder hergeſtellet werden.

§. 91. Man kan auch ſagen, daß GOtt als ein Erbauer und Verfaſſer der Welt, ſich, als einem Geſetzgeber und Regenten, ein völliges Gnügen thue: Daß alſo die Laſter, nach der Ordnung der Natur, und vermöge der mechaniſchen Struktur der Dinge, ihre Strafen auf dem Rücken mit ſich führen: Daß auch die guten Handlungen ihre Belohnung, auf eine mechaniſche Weiſe in Abſicht auf den Körper ſich zuziehen; obgleich beydes nicht allezeit alſofort darauf weder geſchehen kan, noch muß.

§. 92. Es wird endlich unter dieſer vollkommenen Regierung keine gute That unvergolten, und keine böſe unbeſtraft bleiben. Alles muß zum Beſten der Frommen ausſchlagen; das iſt, derjenigen, welche in dieſem groſen Staat nicht unter die Anzahl der Mißvergnügten gehören, ſich nach ihrer beobachteten Schuldigkeit auf die Göttliche Vorſorge verlaſſen, und den Urheber alles Guten gebührender maſen lieben und ihm nachahmen. Dieſes legen ſie an den Tag, da ſie in der Betrachtung ſeiner Vollkommenheiten ihre Luſt haben; und zwar nach der Natur der wahrhaftig reinen Liebe, wodurch man bewogen wird, daß man aus der Glückſeligkeit deſſen, den man liebet, ſeine Vergnügung ſchöpfet. Dieſes treibet die weiſe und tugendhafte Perſonen an, daß ſie nach allem demjenigen ſtreben und arbeiten, welches dem vermutmaslichen und vorhergehenden Willen GOttes gemäs zu ſeyn ſcheinet; und daß ſie ſich unterdeſſen mit demjenigen begnügen, was ihnen GOtt vermöge ſeines nachfolgenden und geheimen Schlußwillens wirklich widerfahren läßt. Denn ſie erkennen es wohl, daß, wenn wir die Ordnung der Welt zur Gnüge verſtehen könten, wir befinden würden, daß dieſelbe alles Wünſchen, alles Verlangen der Weiſeſten überſtäge. Sie ſehen es ein, es ſey unmöglich daß dieſelbe beſſer ſeyn könne, ſo wohl in Anſehung des ganzen Weltgebäudes, als auch in Betrachtung auf uns inſonderheit: ſo ferne wir uns an den Urheber aller Dinge halten, nicht allein in ſo weit er der Erbauer der Welt und die wirkende Urſache unſers Weſens iſt, ſondern auch in ſo weit er unſer Ober HErr und die Endurſache iſt, worauf unſer Wille einzig und allein abzwecken ſolle, und auſer dem unſere Glückſeeligkeit nicht befördert werden kan.

* * *

II.

Des
Herrn von Leibnitz
Lezte Verthaidigung
ſeines Lehrgebäudes
Der
vorherbeſtimmten Harmonie
wider
den Herrn Bayle.

Auf die Antwort
Des
Herrn von Leibnitz
welche in die
Histoire des Ouvrages des Savans
im Monat Julio 1698.
iſt geſetzt worden,
erwiederte der Herr BAYLE
in ſeinem Dictionnaire p. 210.
folgendes.

Ich bezeuge gleich anfangs öffentlich, daß ich mich, der wenigen Einwürfe wegen, ſo ich wider das Lehrgebäude dieſes groſſen Philoſophen vorgetragen habe, recht ſehr glücklich ſchätze. Denn eben ſie haben zu ſeiner Beantwortung, wodurch mir dieſe Materie beſſer aus einander gewickelt, und ich zu einer deutlichern Einſicht in das darinnen verborgene Wunder bin gebracht worden, Gelegenheit gegeben. Ich betrachte anitzo dieſes neue Syſtema als eine ſehr anſehnliche und wichtige Beute: und das thue ich um ſo viel mehr; je

Bayle mehr es die Schranken der gewöhnlichen Weltweisheit überſchreitet. Wir haben nur zwo Hypotheſes, nämlich die **Scholaſtiſche** und **Carteſianiſche.** Jene beruhete auf einem **Wechſelsweiſen Einfluß des Körpers in die Seele und der Seele in den Körper:** dieſe kam auf einen gewiſſen **Beyſtand** oder cauſalitatem occaſionalem an. Sehet aber da, was wir auf das neue erlanget und gewonnen haben; und welches wir mit dem Herrn P. LAMI Tr. 2. de la connoiſſance de ſoimeme p. 226. edit. 1699. *Syſtema harmoniæ præſtabilitæ* (a) nennen können. Wir ſind dem **Herrn von Leibnitz** dafür verbunden: wie man ſich dann nichts einbilden kan, **welches den Verſtand und die Macht des Urhebers aller Dinge ſo ſehr erhöhet.** Wenn ich auſer dem den Vortheil bedenke, den es mit ſich führet, daß man nun auf eine ſolche Art die ganze Vorſtellung der Vereinigung des Körpers mit der Seele von aller Wunderthätigkeit befreyet und entfernet; ſo würde ich hierdurch bewogen, dieſes neue Lehrgebäude dem Carteſianiſchen vorzuziehen: wofern ich nur dabey einige Möglichkeit in der vorherbeſtimmten Harmonie

---

(a) Ich hatte dem Syſtema dieſen Nahmen ſchon in meiner Antwort an den Herrn Abt FOVCHER, welche in das Journal des Savans den 9. April. 1696. eingerücket worden, gegeben: und der Herr P. LAMI hat ihn für bequem befunden.

Bayle

nie einſehen könte. Ich enthalte mich aller Einwürfe, welche ſeiner Meynung nicht mehr, als den Lehrſätzen einiger anderer Weltweiſen zuwiderlaufen. Die Schwierigkeiten, die dem entgegen ſind, was man willkührig annimmt, als ob nämlich die Creatur die **Kraft**, ſich zu bewegen, **von GOtt** bekommen könte, will ich alſo nicht anführen. Sie ſind gros und faſt unüberwindlich. (b) Sehet den Herrn **Sturm** in ſeiner Phyſica Eclectica, wovon der Auszug in den **Leipziger** Act. Erud. vom Jahr 1697. Bl. 474. u. d. f. befindlich iſt: und in der **Abhandlung**, welche er beſagten Act. Erud. 1699. Bl. 208. u. d. f. einverleiben laſſen; und wodurch er einen **Aufſatz** des Herrn von **Leibnitz**, ſo in benannten Actis. 1698. Bl. 427. u. d. f. anzutreffen iſt, beantwortet hat. Das Syſtema des Herrn von **Leibnitz** iſt denſelben eben ſo wohl, als das *Peripatetiſche*, unterworfen. Ich glaube auch nicht weniger, daß es dem Herrn von **Leibnitz** eben ſo ſchwer, als den **Carteſianern** und andern Philoſophen fallen ſolte, ſeine Lehre vor denienigen Einwürfen zu verwahren, welche von dem fatalen Mechaniſmo, wodurch die menſch-

---

(b) Man wird ſehen, daß ſie ſo unüberwindlich nicht ſind, wie man ſolches hier vorgiebt; wenn man meine in die **Leipziger** Acta Erud. ebenfals eingerückte Antwort, welche ich auf dieſes letzte Schediaſma des Herrn **Sturms** gegeben, zu Rathe ziehet.

Bayle | menſchliche Freyheit umgeſtoſen wird, hergenommen werden. Wir wollen alſo dieſes vorbey gehen, und nur von dem allein reden, welches dem Lehrgebäude der vorherbeſtimmten Harmonie eigenthümlich iſt.

I.) Meine erſte Anmerkung wird dieſe ſeyn: **daß es die Macht und den Verſtand, ſo ſich in der Göttlichen Kunſt äuſert, über alles, was man ſich gedenken kan, erhebe.** (c) Bildet euch ein Schiff ein, welches ohne einigen Gedanken, ohne einige Erkänntniß, und ohne Regierung eines erſchaffenen oder unerſchaffenen Weſens, die Kraft hat, ſich ſelbſt auf eine ſo geſchickte Art zu bewegen, daß es allezeit ein vortheilhaftiger Wind begleitet; daß es den Strom und die Klippen vermeidet; daß es eben zu der Zeit, wenn es die Noth erfordert, ſich in einen Hafen begiebt. Setzet, daß ein ſolches Schiff viele Jahre nacheinander auf dieſe Art fortfahre; und allezeit, nach der Beſchaffenheit der Luftveränderungen und anderer verſchiedenen Meer und Erdgegenden, den Umſtänden gemäs, gekehret und gewendet werde. Ich bin gewiß, ihr werdet deßfalls mit mir einig ſeyn, daß auch die Unendlichkeit GOttes nicht hinreiche, einem

---

(c) Ich ſtimme hierinnen überein, daß das Syſtema beſagte Göttliche Eigenſchaften über alles, was man begreifen (comprendre,) nicht aber über alles, was man ſich gedenken (concevoir) kan, erhöhe.

Bayle

einem Schiffe dergleichen Vermögen mitzutheilen: und ihr werdet bekennen, daß die Natur des Schiffes nicht geſchickt ſey, eine ſolche Kraſt von GOtt anzunehmen. Unterdeſſen iſt alles dasjenige, welches der Herr von Leibnitz bey der Machine des menſchlichen Körpers zum vorausſetzet, weit verwunderns und erſtaunenswürdiger als dieſes alles. (d) Wir wollen das neue Lehrgebäu-

de

(d) Ich will erſtlich auf die Frage antworten: ob der Fall, den man annimmt, von der Darſtellung eines ſolchen Schiffes möglich ſey; und nachhero auf die hier mit der Machine des menſchlichen Körpers gemachte Vergleichung kommen. Gleich anfangs befremdet es mich, daß der Herr Bayle kein Bedenken träget, die Frage verneinend zu entſcheiden; und zu läugnen, daß dieſes der Gottheit möglich ſey: ohne daß er diesfals einigen Beweisgrund beybringet. Er ſelbſt iſt ja hierinnen öfters mit mir einſtimmig, daß alles dasjenige, ſo weder einen offenbahren Widerſpruch, noch eine Unvollkommenheit in ſich faſſet, von GOtt könne hervorgebracht und bewerkſtelliget werden. Ich bekenne, daß der Herr Bayle gegründete Urſachen haben würde; wenn man voraus ſezte, daß GOtt einem Schiffe ein gewiſſes Vermögen, Vollkommenheit oder verborgene Kraft gäbe, wodurch ſich ſolches von ſelbſt, ohne einige innerliche Erkänntniß, und ohne einige äuſerliche Leitung oder Wendung, wie das Schiff der Phäacier in der Odyſſee des Homers, auf ſeinem Wege allezeit regieren könte. Ein Schiff von der Art, als man auf die Weiſe vorausſezte, würde widerſinnig ſeyn; und

denn

Bayle | de von der Vereinigung der Seele und des Körpers, auf die Perſon des Juliy Cäſars einmal anwenden.

II.) Nach

dem allererſten Lehrſatze des zureichenden Grundes entgegen ſtreiten. Von einer ſolchen Vollkommenheit würde es unmöglich fallen, einigen Grund anzugeben: und würde es nothwendig ſeyn, daß GOtt allezeit, durch ein ununterbrochenes Wunderwerk, ſeine Hand mit anlegte. Nur ein Occaſionaliſte würde für gut befinden, ſeine Zuflucht zu den vermeintlichen allgemeinen Geſetzen zu nehmen; weil GOtt eines hiervon zum Behuf dieſes Schiffs würde kund thun können: und Herr **Bayle**, welcher die occaſionellen Begebenheiten von den Wunderwerken ausnehmen wolte, würde ſelbſt hierwider nichts mit Grunde einzuwenden vermögen. Was mich betrifft, ſo verwerfe ich dergleichen natürliche Geſetze, deren Bewerkſtelligung aus der Natur der Dinge ſchlechterdings nicht kan erkläret werden. Ob man aber gleich die qualitatem occultam oder die verborgene Kraft des Schiffes nicht annehmen kan; ſo ſtehet doch nichts im Wege, warum ein Schiff, ſo zu reden, nicht ſo glücklich könte hervorgebracht und gebohren werden, daß es allezeit, ohne Steuermann, durch Hülfe der Winde und der Seeflut, mitten durch die Sturmwetter und zwiſchen den Meerfelſen, blos allein durch die Ereignung gewiſſer vortheilhaftiger Zufälle, in den Hafen einliefe. Es iſt bekannt, daß iezuweilen Schiffe an dem Orte, wohin ſie beſtimmet geweſen, ohne Menſchen eingelaufen ſind. Findet man denn eine unbedungne und ſchlechterdings unwidertreibliche Unmöglichkeit, welche verhinderte, daß dieſes einem Schiffe

nicht

zu II,) Nach dieſem Lehrbegriffe muß man ſagen, daß der Körper des Cäſars ſeine Bewegungskraft dergeſtalt äuſerte, daß

Bayle.

D

daß

---

nicht öfters, und folglich ſo vielmahl, als es aufs Meer käme, widerfahren könte? ohngeachtet doch dieſes alles, ſo oft es auch geſchehen möchte, auf eine gewiſſe Anzahl würde können gebracht werden. Gleichwie die Anzahl der Zufälle nicht unendlich iſt, ſo würde nicht allein GOtt, ſondern auch ein endlicher, anbey aber ſehr vortrefflicher Geiſt, alle die Zufälle, denen das Schiff unterworfen ſeyn würde, vorher ſehen; und, durch die Auflöſung eines Problematis Geometrico-Mechanici, die Struktur dieſes Schiffs, die Orte, die Augenblicke, die Einrichtung, wie ſolches auf das Meer zu bringen; und alles, ſo da verurſachen könte, daß es ſich nach der endlichen Zahl dieſer Zufälle gehöriger maſen richtete und bequemete, ausfündig zu machen vermögend ſeyn. Weis man nicht, daß die Menſchen ſich wirklich fähig bewieſen, gewiſſe automata oder ſich ſelbſt bewegende Kunſtwerke zu verfertigen, die da geſchickt ſind, auf einen beſtimmten Punct, nach den bemerkten Ecken der Gaſſen, ſich zu wenden; und alſo nach einer gewiſſen Anzahl vorfallender Umſtände ſich zu bequemen? Ein gröſerer Verſtand würde die Machine, nach Proportion ſeiner Fähigkeit, noch auf mehrere zufällige Begebenheiten im voraus ſorgfältig einrichten können. Wie aber, wann dieſer ausbündige Verſtand nicht ſchon wirklich dieſe Zufälle anträfe; ſondern vielmehr die Freyheit hätte, dergeſtalt zu verfahren, daß jene nach ſeinem Willen entweder ſich eräugeten oder aufhöreten? So würde es ihm ohne Vergleichung viel leichter

Bayle daß er, von ſeiner Geburt an bis auf ſeinen Tod, einen ſtets aneinanderhangenden Fortgang in ſeinen Veränderungen beobachtete; die da mit den ſtetigen Veränderungen einer gewiſſen Seele, welche er nicht kennete, und die in ihn nicht die geringſte Wirkſamkeit ausübete, auf das allergenauſte übereinſtimmten: (e) Man müßte behaupten, daß

---

ter fallen, demjenigen, was man bewerkſtelliget wiſſen wolte, ein völliges Genüge zu thun; und in voraus, durch eine vorherbeſtimmte Harmonie, das Schiff nach den zufälligen Begebenheiten, und die zufälligen Begebenheiten nach dem Schiffe einzurichten. Solchergeſtalt würde man höchſt unrecht handlen, wenn man zweifeln wolte, ob die Unendlichkeit GOttes gros und vermögend genug ſey, dergleichen vorherbeſtimmte Harmonie wirklich auszuführen.

(e) Daß die Körper das, ſo in der Seele vorgehet, nicht erkennen; und daß die Seele keinen phyſicaliſchen Einfluß in den Körper habe: darinnen iſt der Herr Bayle mit mir einig. Nun aber hat GOtt dasjenige, welches beyden abgehet, ergänzet: nicht dergeſtalt, daß er ſelbſt von Zeit zu Zeit einen neuen Eindruck in den Körper wirkete, dadurch er der Seele zu gehorſamen geſchickt würde; ſondern in ſo weit er gleich anfangs dieſes ſich ſelbſt bewegende Kunſtwerk in einen ſolchen Stand geſetzet, daß es zu rechter Zeit und gehörigen Orts, das alles, was die Seele anordnen würde, wirklich und auf das genauſte auszuüben und zu bewerkſtelligen vermögend wäre.

Bayle.

daß die Regel, nach welcher die Kraft des Körpers eines Julius Cäſar dieſe Bewegungen und Handlungen hervorbringen mußte, dergeſtalt wäre beſchaffen geweſen, daß er, an einem gewiſſen Tage, und zu einer gewiſſen Stunde, in den Rath gegangen; daß von ihm dieſe und jene Worte wären ausgeſprochen worden: wenn es auch GOtt gefallen hätte, die Seele des Cäſars den folgenden Tag drauf, da ſie erſchaffen worden war, zu zernichten. (f) Man müßte ſagen, daß dieſe bewegende Kraft, nach der Geſchwindigkeit der Gedanken dieſes ehrſüchtigen Geiſtes, ſich auf einen Punkt veränderte; und daß ſie ſich eigentlich mehr in einen gewiſſen, als in einen iedweden andern Zuſtand ſezte: indem die Seele des Cäſars von einem gewiſſen Gedanken auf einen gewiſſen andern geriethe. (g) Aber kan auch

---

(f) Es iſt hierinnen nichts, welches einem ſeltſam vorkommen könte: wenn man ein für allemahl in reife Erwegung ziehet, daß ein ſo groſer Künſtler, wie GOtt iſt, ein automatum oder ſich ſelbſt bewegendes Kunſtwerk machen könne, das da einem Diener gleich, und geſchickt wäre, deſſen Stelle und Bedienung zu vertreten; und in einem beſtimmten Augenblick das alles, was man eine ſehr lange Zeit über anordnen würde, zu bewerkſtelligen. Der Körper iſt in Anſehung des Geiſtes dergleichen ſich ſelbſt bewegendes Kunſtwerk.

(g) Es hat das Anſehen, als wenn Herr Bayle meine Meynung in einem veränderten Verſtande ge-

Bayle | wohl eine blinde Kraft, zu Folge eines dreyßig oder vierzig Jahre vorher mitgetheilten, nachher niemahls erneuerten, endlich ihr allein völlig überlaſſenen Eindrucks, eine ſo geſchickte Veränderung annehmen: ohne daß ſie iemahls von dem, was ihr zu thun auferleget wird, einige Wiſſenſchaft hätte? Iſt dieſes nicht weit unbegreiflicher, als die Schiffahrt, wovon wir in dem vorhergehenden §pho geredet haben. (h)

III. Die

---

genommen habe. Er bildet ſich ein, man legte dem Schiffe oder dem menſchlichen Körper eine, ich weis nicht was für, geheime Kraft bey, ſo ihn geſchickt machte, daß er ſich nach den vorkommenden Zufällen, oder nach den Gedanken richtete: ohne daß er hiervon einige Erkänntniß hätte; und ohne daß man auch diesfals einen verſtändlichen Grund geben könte. Er hat groſe und wichtige Urſachen, eine Kraft von der Art als etwas ſchlechterdings unmögliches zu verwerfen: hieran aber hat man niemahls gedacht. Das automatum, welches den Diener vorſtellen ſoll, würde nur einer Struktur vonnöthen haben, welche verurſachte, daß es ſeine Dienſte, vermöge der mechaniſchen Regeln, thäte. Es würde ſich auf keine Art verändern, um ſich nach den Gedanken und Einfällen ſeines Herrn zu bequemen. Das automatum würde vielmehr ſeinen ordentlichen Gang beobachten, und eben hierdurch mit dem Willen desjenigen, zu deſſen Dienſte der Künſtler es hat machen wollen, auf das genaueſte übereintreffen.

(h) Man ſiehet immer mehr und mehr, daß der gelehrte Herr Bayle meine Gedanken nicht wol

gefaſſ

III.) Die Schwierigkeiten werden noch mehr vergröſert, wenn man bedenket; daß eine menſchliche Machine eine faſt unendliche Anzahl von Gliedmaſen in ſich begreifet; und daß ſie der Wirkung der Körper, wovon ſie umgeben wird, und welche durch unendlich verſchiedene Bewegungen in ihr tauſenderley Arten der Veränderungen erregen, unausgeſezt unterworfen iſt. Ich ſehe kein Mittel, wie man begreifen könne, daß in dieſer **vorherbeſtimmten Harmonie** ſich niemahls eine Verwirrung ereigne; und daß ſie in der Zeit des allerlängſten Lebens eines Menſchen

Bayle

---

gefaſſet habe. Sie gehen nicht dahin, als wenn der Körper des Menſchen ſich, ich weis nicht, durch was für eine bekommene Impreſſion oder Kraft gehöriger maſen veränderte. Meine Meynung beruhet vielmehr darauf, daß er alles vermöge ſeiner hierzu eingerichteten Struktur verrichte. Das ſich ſelbſt bewegende Kunſtwerk, welches den Bedienten vorſtellen ſoll, dienet zur Auflöſung der ganzen Schwierigkeit. Denn die Struktur, welche man demſelben gegeben hat, iſt auf alle Dienſte, ſo es thun ſoll, zulänglich: ob es gleich ſich ſelbſt völlig überlaſſen bleibet; die erſte Impreſſion auch nicht wieder erneuert wird; und über dieſes das erwehnte Kunſtwerk ſo beſchaffen iſt, daß es von dem allen, was es zu Folge der Anordnung ſeines Herrn bewerkſtelligen ſoll, nichts weis. Der Unterſcheid alſo, welcher zwiſchen dem Körper des Cäſars und dieſem Automato iſt, beruhet nur darauf, daß jener künſtlicher und vollkommener iſt; dieſes geringer.

Bayle

ſchen ihren ununterbrochenen Fortgang behalte. Dieſes wird um ſo viel ſtärker, wenn man überleget, die unendlich mannigfaltige Arten und Geſetze, wornach ſo viele Gliedmaſen in einander Wechſelsweiſe wirken; indem ſo unzehlig viele kleine Körpergen ſie umgeben, welche bald kalt, bald warm, bald trocken, bald feucht und allezeit ſo beſchaffen ſind, daß ſie ihre Kraft äuſern, und die Nerven auf dieſe, oder auf eine andere Art anreizen. Meine Meynung iſt, daß die Vielfältigkeit der Gliedmaſen und die Mannigfaltigkeit der Dinge von auſen, die in ſie hinein wirken, ein nothwendiges Inſtrument ſey, wodurch die unendliche Vielfältigkeit der Veränderungen des menſchlichen Körpers kan erhalten werden. Wie aber? vermag denn auch wohl dieſe Mannigfaltigkeit eine ſo genaue Richtigkeit, als bey dieſem Syſtema nöthig iſt, zu beobachten? Wird ſie wohl niemahls die Übereinſtimmung der Veränderungen, welche in dem Körper und der Seele vorgehen, verwirren? Dieſes ſcheinet ganz unmöglich zu ſeyn. (i) Es iſt zu merken, daß nach dem Herrn

---

(i) Warum iſt es ſo unmöglich? Es wäre nöthig dießfalls einen Beweis anzuführen. Alles, was man hier vorbringet, beruhet auf einer Vergröſſerung der Sache, wodurch man die Schwierigkeiten keinesweges vermehret; ſondern nur ſo viel ausweiſet, daß die Kunſtwerke GOttes in einem

Bayle

Herrn von Leibnitz das, was in einer ieden Subſtanz wirkend oder thätig iſt, etwas ſey, ſo auf eine wahrhafte Einheit in der Zergliederung muß zurück geführt werden. Weil dann der Körper eines ieden Menſchen aus vielen Subſtanzen zuſammengeſetzet iſt; ſo muß eine iedwede einen innern Grund ihrer Geſchäftigkeit haben, der da von dem innern Grund der Thätigkeit einer jeden

---

einem höheren Grade müſſen bewundert werden. Und würde mir es lieb ſeyn, wenn der Herr Bayle ſich die Mühe gegeben hätte, ſeine Einwürfe in ordentliche Vernunftſchlüſſe zu bringen. Die vorherbeſtimmte Harmonie faſſet das ganze Weltgebäude und alle ſeine Hauptveränderungen in ſich. Ein iedwedes Weſen iſt vermittelſt derſelben ein für allemahl dem Zuſammenhang mit allen andern Dingen gemäs eingerichtet worden. So iſt es alſo in der That offenbahr, daß die zufälligen Dinge eben ſo wenig vermögend ſind, die vorherbeſtimmte Harmonie zu verwirren; ſo wenig ſie die Vorſehung GOttes von der Welt ausſchlieſen können: denn GOtt hat dieſelben alle vorausgeſehen und in Betrachtung gezogen. Die Epikureer, welche ſonſt wider die Göttliche Vorſorge geſtritten; und einige andere Weltweiſen und Theologen, die der Gottheit die vollſtändigſte Einſicht und völlige Verfaſſung der Dinge nach ihren kleinſten und geringſten Theilen abgeſprochen haben, ſind auf eben dergleichen Schlüſſe gerathen. Sie haben ohne genugſamen Grund geglaubet, daß die Unendlichkeit GOttes nicht gros genug ſey, alle Dinge, nach ihren mindeſten Theilen und Umſtänden, einzuſehen und zu beſorgen.

Bayle andern Subſtanz, oder welches eben das iſt, von ihrer Kraft unterſchieden wäre. Eine jede Handlung, die von ſolcher Kraft ſich herſchreibet, ſoll alſo nach ſeinen Gedanken eine Willkührigkeit in ſich faſſen. Aber eben dieſes muß nun ihre Wirkungen und ihre Verwirrungen auf eine unendliche Art verändern: denn der Anſtos der nahen Körper muß einigen Zwang unter die natürliche Spontaneität mit untermiſchen. (k)

IV.) Man ſchützet ſich vergeblich mit der Macht GOttes, wenn man behaupten ſoll, daß die Beſtien nichts anders, als ſich ſelbſt bewegende Kunſtwerke ſeyen. Die Bemühung iſt umſonſt angewandt, wenn man vorſtellet, daß GOtt Machinen von der Art habe machen können, die da ſo künſtlich eingerichtet und verfaſſet wären, daß die Stimme eines Menſchen; das von den äuſerlichen Dingen zurückgeprallete Licht, und ſo weiter, eben wo es nöthig wär, in ſie wirkete: damit ſie ſich auf dieſe oder eine andere Weiſe regen und bewegen müßten. Alle Welt, auſer einigen **Carteſianern**, verwerfen dieſe eigenmächtig angenommene Meynung. (l) Ja es iſt kein **Carteſianer**, welcher ſie billichte, wenn man ſie bis auf den Menſchen ausdehnen, das iſt, wenn man behaupten wolte, daß GOtt dergleichen Körper, welche auf mechaniſche Art alles dasjenige verrichten würden, was wir andere Menſchen thun ſehen, habe machen können. (m) In-

---

(k) Ich räume es ein, daß dieſes die Wirkungen der Principiorum actionis oder der wahrhaften Einheiten unendlich verändern; keinesweges aber, daß es dieſe Einheiten oder Seelen ſelbſt verwirren, oder einigen Zwang in ihre freywillige Handlungen einmiſchen müſſe. Der Anſtos der Körper verurſachet eine Veränderung in den Maſſis; keinesweges aber in den Seelen oder den Monaden: ſintemalen dieſe ihren Lauf und Zuſtand, welcher nach allem dem, was in den Maſſis vorgehet, eingerichtet iſt, und worinnen ſothane Veränderungen abgeſchildert ſind, mit einer Spontaneität fortſetzen.

Bayle

(l) Man verwirft ſie nicht als unmöglich; ſondern nur als weniger wahrſcheinlich.

(m) Ein Carteſianer wird nicht läugnen, daß der Gottheit dergleichen Automatum möglich ſey: er wird aber nicht einräumen, daß die andern Menſchen in der That dergleichen unbeſeelte Automata ſeyn. Er wird mit Grunde urtheilen, daß ſie, wie er, beſchaffen ſind. Nach meinen Lehrſätzen ſind ſie alle Automata, ſo wohl die Körper der Menſchen als der Beſtien: iedoch aber ſind ſie alle auch zugleich beſeelte Automata. Demnach haben nicht allein die bloſen Materialiſten, als die Anhänger des Democritus; ſondern auch die Formaliſten, als die Platoniſchen und Peripatetiſchen Philoſophen, in einigen Dingen recht, in gewiſſen Stücken aber unrecht gehabt. Diejenigen, welche dem Democrito beypflichten, haben mit vieler Grundmäſſigkeit das vorgehalten, daß die Körper der Menſchen ſo wohl als der Beſtien gewiſſe Automata ſeyen, und alles auf mechaniſche Art verrichteten: ſie

Bayle dem man dieſes läugnet, ſo ſuchet man keinesweges der Macht und dem Verſtande GOttes gewiſſe Gränzen zu ſetzen. Man will nur anzeigen, es erfodere die Natur der Dinge, daß die ihnen bey der Schöpfung mitgetheilte Kräfte, unumgänglicher Weiſe, gewiſſe Schranken haben. Es iſt ſchlechterdings nothwendig, daß die Handlung der Creaturen ihrem weſentlichen Zuſtande gemäs ſey, und daß ſie nach der Eigenſchaft, welche einer ieden

---

haben aber verfehlet, wenn ſie geglaubt haben, daß dieſe Machinen mit keiner unmateriellen Subſtanz oder Form vereiniget und vergeſellſchaftet wären; und daß die Materie eine Kraft zu empfinden hätte. Die Platoniſchen und Peripatetiſchen Weltweiſen haben die Meynung gehabt, daß die Menſchen und die Beſtien beſeelte Körper hätten; ſie haben aber ohne Grund geglaubet, daß die Seelen die Bewegungsgeſetze der Körper änderten: und alſo haben ſie weder die Körper der Menſchen, noch der Beſtien für Automata gehalten. Die Carteſianer haben dieſen Einfluß mit Recht verworfen: ſie haben ſich aber darinn vergangen, daß ſie den Menſchen die Automata, und den Beſtien die Empfindungen, abgeſprochen haben. Meines Erachtens muß man beyden Partheyen das ihrige laſſen. Man muß dem Democritus beypflichten; und alle Actionen der Körper für mechaniſch und der Seele ununterwürfig halten: Man muß aber auch mehr als ein Platoniker ſeyn; und mit ihnen behaupten, daß alle Actionen der Seelen unmateriell, und der Machine des Körpers ununterwürfig ſind.

Bayle

jeden Machine zukommt, das ihrige thue und ausübe. Denn nach dem Philoſophiſchen Hauptſatze heiſet es, daß alles dasjenige, was einer Sache beygeleget oder mitgetheilet wird, der Fähigkeit der Sache proportioniret ſeyn müſſe. (n) Demnach kan man die Hypotheſin des Herrn von Leibnitz als eine unmögliche verwerfen: weil ſie gröſſere Schwierigkeiten in ſich faſſet, als die Hypotheſis von den Automatis. (o) Sie ſetzet zwi-

---

(n) Der Herr Bayle verfällt beſtändig auf eine, ich weis nicht was für geheime Kraft, welche dem Körper ſolte mitgetheilet ſeyn, damit er ſich nach der Seele richten könte. Solches fordert man aber nicht: man gehet weder von den Schranken der Creaturen, noch von dem Zuſtand der Körper oder Machinen ab. Das Kunſtſtück der Göttlichen Machine hat nichts in ſich, welches den Verſtand und die Macht GOttes überſtiege: weil er alles dasjenige weis, was nur kan erkannt werden; und dasjenige thut und ausübet, was zu bewerkſtelligen iſt. Er erkennet die genugſam eingeſchränkte Anzahl alles deſſen, was der Menſch will: und er hat das Vermögen, eine Machine zu machen, welche ſeinen Willen auszuüben geſchickt iſt.

(o) Dieſer Schluß würde ſeine Richtigkeit haben, wann man von der Hypotheſi ſolch eines ſich ſelbſt bewegenden Kunſtwerkes auf eine bündige Art erwieſen hätte, daß ſie ſchlechterdings unmöglich ſey. Das Gegentheil aber iſt offenbahr; und bereits von den Carteſianern zur Gnüge dargethan worden. So kommt es alſo blos auf einen erb-

Bayle zwiſchen zwoen Subſtanzen, deren keine in die andere wirket, eine beſtändige Harmonie. (p) Wenn aber die Bedienten gewiſſe Machinen wären und auf ein Haar dies oder jenes thäten, ſo oft ſolches von dem Herrn befohlen würde; ſo würde der Erfolg unmöglich ſeyn: wo nicht eine äuſerliche und reelle Thätigkeit ihres Herrn in ſie wirkete. Er würde gewiſſe Worte ſprechen, und gewiſſer Zeichen

ſich

---

gröſern oder geringern Grad an; wobey man keine Schwierigkeiten findet, wenn von einer unendlichen Macht und von einer unumſchränkten Weisheit die Rede iſt. Ob der Menſch gleich über abſtracte und die Einbildungskraft überſteigende Dinge urtheilet; ſo geſchiehet es doch, daß er in der Imagination gewiſſe Zeichen hat, welche ſich darauf beziehen: dergleichen die Buchſtaben und andere Characteren ſind. Niemahls iſt ein Verſtand ſo rein, daß er nicht mit einer Imagination vergeſellſchaftet und verknüpfet wäre. Demnach iſt allezeit in dem Körper etwas mechaniſches; welches mit den in dem Verſtande befindlichen Gedanken genau übereinſtimmet: in ſo weit das, ſo zur Einbildungskraft gehöret, ſich mit untermiſchet. Folglich hat das Automa ſeines Körpers eben ſo wenig des übernatürlichen Einfluſſes und Beyſtandes GOttes vonnöthen; als das Automa, des Körpers eines unvernünftigen Thieres.

(p) Warum nicht? Sie haben beyde einen Urheber, der es hat wollen und können dergeſtalt bewerkſtelligen, daß ſie mit einander überein kämen und zuſammen träfen; ohne daß eine in die andere wirkte.

ſich bedienen müſſen, welche die ſinnlichen Gliedmaſen der Diener in der That bewegten. (q)

Bayle

IV.) Wir wollen anietzo die Seele des Cäſars betrachten, bey welcher wir noch mehrere Schwierigkeiten finden werden. Dieſe Seele war in der Welt, ohne daß ſie dem Einfluß eines Körpers oder eines Geiſtes wär unterworfen geweſen. Die Kraft, welche ſie von GOtt bekommen hatte, war das einzige Principium der beſonderen Handlungen, darinnen ſie ſich von einem Augenblicke zu dem andern geſchäftig erwies. Waren dieſe Verrichtungen unter ſich verſchieden; ſo kam ſolches nicht daher, daß einige von ihnen durch Beyhülfe gewiſſer mechaniſcher Federn oder claterum, welche zur Hervorbringung der anderen keinen Beytrag thaten, wären wirklich geworden.

Denn

(q) Es giebt aber auch ſo wohl abgerichtete Diener, welche nicht nöthig haben, daß man ihnen ein Zeichen gäbe; ſintemahl ſie denſelben zuvorkommen können. Die Schlaguhren und die Wecker ſind dergleichen Bediente. Sie erwarten von uns eben ſo wenig gewiſſe Zeichen; daß ſie uns ſolche vielmehr ſelbſt geben. Der künſtliche Diener, welcher es, wie wir oben erinnert, einem wahrhaften Laquay nachthut, hat nicht nöthig, daß er von uns aufgezogen oder zubereitet werde: wie es eine Uhr oder ein an derſelben befindlicher Wecker bedarf. Der Künſtler würde dergleichen vor uns ſchon veranſtaltet haben. Ein ſolcher Diener iſt unſer Leib.

Bayle Denn die Seele des Menſchen iſt ein einfaches, untheilbahres, unmaterielles Weſen. Der Herr von **Leibnitz** iſt mit hierinnen beyſtimmig: und geſezt, er pflichtete mir nicht bey, ſondern behauptete mit den meiſten Philoſophen und zugleich mit einigen von den vortreflichſten Metaphyſikern unſerer Zeit, z. E. mit Mr. **Locke**, daß ein Körper, der aus vielen materiellen und auf eine gewiſſe Art in einander gefügten, und nach einander geordneten Theilen zuſammen geſezt wäre, zu denken vermögend ſey; ſo würde ich ſo dann ſeine Hypothesin für etwas ſchlechterdings unmögliches anſehen; (r) aber auch ſolchergeſtalt würden ſich viele andere Wege zeigen, deren ich hier nicht vonnöthen habe; weil er die Unſterblichkeit unſerer Seele einräumet, und ſich in ſeinen Lehrſätzen hierauf gründet. (s) Wir wollen

---

(r) Herr Bayle hält alſo meine Hypothesin noch nicht für eine dergleichen unmögliche Sache.

(s) Wenn man ſagen will, daß die Kraft, welche die Seele von GOtt bekommen hat, das einzige Principium ihrer beſonderen Handlungen ſey; ſo hat man den Grund ihrer Verrichtungen nicht ſattſam genug ausgedrucket. Es iſt beſſer, man ſage: GOtt habe in eine iedwede Seele eine Concentration der Welt, oder die Kraft geleget, wodurch ſie ſich das ganze Weltgebäude, nach dem ihr eigenthümlichen Stand oder dem Punkt, den ſie in der Welt einnimmt, und woraus ſie dieſelbe betrachten kan, vorzuſtellen vermögend ſey. Dieſe

Bayle

wollen wieder auf die Seele des Julius Cäſar kommen, und ſie, nach der Redensart des Herrn von **Leibnitz** ſelbſt, ein unmaterielles Automa nennen, und mit einem Atomo des **Epikurus** vergleichen. Ich verſtehe einen Atomum, welcher nach allen Seiten mit einem leeren Raum umgeben ſeyn, und niemahls an einen andern Atomum ſtoſſen würde. Die Vergleichung hat ihre völlige Richtigkeit. Denn dieſer Atomus hat eines theils eine natürliche Kraft ſich zu bewegen: er übt auch ſolches Vermögen aus, ohne daß ihm von einem andern Dinge, es ſey ſolches, was für eins es wolle, geholfen; und ohne daß derſelbe von etwas anders gehemmet, oder in ſeiner Bewegung unterbrochen werde. Andern theils iſt die Seele des Julius Cäſar ein Geiſt, welcher die Kraft hat, ſich auf gewiſſe Gedanken zu bringen; und welcher dasſelbe Vermögen, ohne den Einfluß eines andern Geiſtes, oder eines gewiſſen Körpers, ausübet. Nichts ſtehet der Seele bey: nichts unterbricht ſie in ihrer Wirkung. Wenn wir die

---

* Dieſe iſt das Principium ihrer Handlungen; welches dieſelben, unter ſich von einander, und von den Handlungen einer andern Seele, unterſcheidet. Denn es folget, daß ſie in einer aneinanderhangenden Ordnung gewiſſe Veränderungen müſſe haben, welche die Veränderungen der Welt vorſtellig machen werden; und daß die andern Seelen andere Vorſtellungen, jedoch mit einer Übereinſtimmung, haben müſſen.

Bayle die gemeinen Begriffe und die Ideen von der Ordnung zu Rathe ziehen; ſo werdet ihr befinden, daß dieſer Atomus niemahls dörfe ſtille ſtehen: und daß, wenn er ſich in dieſem gegenwärtigen und allen folgenden Augenblicken in die Bewegung gebracht hat, die Art und Weiſe ſeiner Bewegung allezeit einerley verbleiben müſſe. Es iſt dieſes eine Folgerung aus einem von dem Herrn von **Leibnitz** angenommenen Hauptſatz, welcher darauf beruhet: **daß eine Sache allezeit in dem Zuſtande, worinnen ſie einmahl iſt, verbleibe: in ſo fern nichts darzwiſchen kommt, welches ſie nöthigte, den Zuſtand zu verändern. . . . Hieraus ſchlieſſen wir nicht allein,** ſagt er, **daß ein Körper, welcher im Ruheſtand iſt, allezeit darinnen ſeyn werde; ſondern auch, daß ein Körper, welcher in Bewegung ſtehet, allezeit dieſe Bewegung oder Veränderung, das iſt, einerley Geſchwindigkeit und einerley Direction behalten werde: in ſo fern nichts darzwiſchen kommt, ſo ihn darinnen hindert und unterbricht.** Alle Welt erkennet klärlich, daß dieſer Atomus, es ſey nun, daß er ſich durch eine angebohrne Kraft bewege, wie **Democritus** und **Epikur** ſolches zu behaupten ſuchten; oder es ſey, daß er ſich durch eine von dem Schöpfer ihm ertheilte Kraft bewege: ſo erkennet alle Welt, daß derſelbe allezeit auf eine einſtimmige

Bayle

und gleichförmige Art nach einerley Linie fortrücken werde; ohne daß es ihm iezuweilen widerfähret, daß er nach der rechten oder linken Seite aus oder zurückweichen muß. Man spöttelte über den **Epikur**, da er die Bewegung der Abweichung oder der Declination erfand. Er nahm dieſelbe ohne Beweis an, und bemühte ſich dadurch, ſich aus dem Irrgarten der fatalen Nothwendigkeit aller Dinge herauszuwickeln. Keine bündige Urſache von dieſem neuen Theile ſeiner Hypotheſis konte er beybringen: ſie lief wider die augenſcheinlichſten Begriffe unſers Verſtandes. Denn ſo viel iſt ausgemacht, daß, damit ein Atomus, welcher eine gerade Linie in zween Tagen würde beſchritten haben, von ſeinem Wege bey dem Anfange des dritten Tages ausweiche; daß er entweder eine Hinderniß antreffen, oder eine Begierde von ſeinem Gange auszuſchweifen, oder einen elaterem in ſich haben müſſe, welcher in ſothanem Augenblick zu gehen und ſich zu bewegen anfinge. Der erſte von dieſen Beweisgründen hat in einem leeren Raume nicht ſtatt. Der andere iſt unmöglich, weil ein Atomus keine Kraft zu denken hat. Der dritte laufet gleichergeſtalt bey einem Körperchen, welches in ſich ſchlechterdings eines iſt, auf eine Unmöglichkeit hinaus. (r) Wir wollen von dieſem allen einige Anwendung machen.

(r) Es iſt dienlich, daß, ehe wir weiter gehen, wir einen groſen Unterſcheid zwiſchen der Materie und der Seele anmerken. Die Materie iſt ein incompletes Ding; ſie zeiget die Quelle der Handlung an: Und wann ihr ein Eindruck gegeben wird; ſo begreifet ſie nichts mehr als dieſes, und welches in demſelben Augenblicke geſchiehet, in ſich. Daher iſt die Materie auch nicht geſchickt, für ſich eine Circulmäſige Bewegung zu beobachten: weil dieſe Bewegung nicht einfach genug iſt, daß ſie ſich derſelben, ſo zu reden, entſinnen könte. Sie kan ſich nur desjenigen, ſo ihr in dem lezten Augenblick, oder vielmehr in ultimo ſigno rationis widerfähret, das iſt, der Wendung nach der Tangenti erinnern: ohne daß ſie ſich auf eine Regel, ſo man ihr zur Abweichung von dieſer Tangente geben würde, beſinnen mag, damit ſie allezeit in dem Umkreis verbleiben könne. Demnach beobachtet der Körper keine Circularbewegung, ob er gleich angefangen hat, dieſelbe zu vollführen; wo nicht ein beſonderer Grund ihn hierzu veranlaſſet. Solchergeſtalt kan ein Atomus nur ſchlechterdings nach der geraden Linie gehen lernen: ſo gar ſimpel, einfach und unvollkommen iſt er. Mit einer Seele oder mit einem Geiſte, hat es eine ganz andere Bewandniß. Gleichwie ſie eine wahrhafte Subſtanz oder ein completes Weſen iſt, welche den Grund und die Quelle ihrer Handlungen in ſich hat; ſo erinnert ſie ſich, wenn man ſo reden und von einem undeutlichen Erinnern es verſtehen will, aller ihrer vorhergehenden Umſtände, und wird von denſelbigen gleichſam von neuem rege gemacht. Sie nimmt nicht allein ihre Wendung, wie der Atomus, in acht; ſondern ſie beobachtet auch das

Geſetze

Bayle

kommt; wenn man das Wort im genauen Verſtande nimmt. Die Kraft, dadurch ſie in ſich gewiſſe Gedanken erregen kan, iſt, nach dem Syſtema des Herrn von Leibnitz, eine Eigenſchaft ihrer Natur. Sie

Geſetze der Wendungsveränderungen oder die Regel der Biegungen und Abweichungen (*): welches ein Atomus zu thun nicht vermögend iſt. An ſtatt auch daß in einem Atomo nur eine einzige Veränderung ſich findet; ſo ſind deren in der Seele unendliche anzutreffen, davon eine iede ihre Regel in acht nimmt. Denn der Atomus des Epicuri, ob er gleich gewiſſe Theile hat; ſo iſt er doch ſeiner innerlichen Beſchaffenheit nach, von einerley Theilen. Die Seele hingegen, ob ſie ſchon aus keinen Theilen beſtehet, faſſet ſie gleichwohl in ihrem Innern eine groſe oder vielmehr unendliche Zahl der Mannigfaltigkeiten in ſich: und zwar vermöge der Vorſtellungen der äuſerlichen Dinge; oder vielmehr wegen der Abſchilderung des ganzen Weltgebäudes, welche der Schöpfer in dieſelbe geleget hat. Wann der Herr Bayle dieſen Unterſcheid betrachtet hätte, welcher zwiſchen dem Conatu der Körper, und zwiſchen dem Conatu der Seele iſt; und wovon ich bereits in meiner erſten Jugend einen geringen Begriff in Gemeinmachung einer Phyſicaliſchen Hypotheſis gezeiget hatte: (wie dann der verſtorbne Herr Lantin zu Dijon in einem an mich diesfals abgelaſſenen Schreiben ſein beſonderes Wohlgefallen hierüber bezeiget) ſo würde er mir die Vergleichung eines Epikuriſchen Atomi mit der menſchlichen Seele, wie er hier gethan hat, nicht entgegen geſetzet haben.

(*) la loy des courbures.

Bayle hat ſolches Vermögen von GOtt bekommen, in ſo weit ſie daſſelbe beſitzet und ausübet. Wenn der erſte Gedanke, den ſie in ſich erreget, eine Empfindung des Vergnügens iſt; (u) ſo ſiehet man nicht, warum der andere nicht ebenfals eine Empfindung der Luſt ſeyn werde. Denn da die völlige Urſache einer Wirkung einerley bleibet; ſo kan die Wirkung ſelbſt ſich nicht ändern. (w) Nun aber bekommt dieſe Seele, bey dem andern Augenblick ihrer Exiſtenz, keine neue Kraft zu denken: ſie behält nur diejenige, welche ſie in dem erſteren hatte. Uber dieſes iſt ſie, ſo wohl in dem andern als in dem erſten Augenblicke, der Beyhülfe oder Concurrenz eines iedweden andern Dinges nicht unterwürfig. Alſo muß ſie in dem andern Augenblicke eben denjenigen Gedanken, ſo ſie bereits erzeuget hatte, wieder

---

(u) Ich begreiſe nicht, wie die Seele ihre erſte Gedanken in ſich errege. Sie hat dieſelbigen mit ihrem Weſen von GOtt, in dem Augenblicke der Schöpfung, erhalten: denn ſie hat ſie gleich anfangs gehabt; und in ihren erſten Gedanken hat ſie die andern alle, dem Vermögen nach, mit bekommen.

(w) Die völlige Urſache bleibet hier nicht einerley. Die gegenwärtigen Gedanken faſſen einen Conatum zu andern Gedanken in ſich. Denn die Seele hat nicht allein Empfindungen; ſondern auch einen gewiſſen Appetit oder Begierde. Indem ſie aber nach neuer Luſt ſtrebet; ſo geräth ſie iezuweilen in ſchmerzhafte Empfindungen.

Bayle

der hervorbringen. (x) Wann man mir den Einwurf machet, daß ſie immerfort in einem Zuſtande der Veränderung ſeyn müſſe, und daß ſie darinnen in dem von mir angenommenen Falle ſich nicht befinden würde; ſo dienet zur Antwort, daß ihre Veränderung der Veränderung des Atomi gleich ſeyn werde. Denn ein Atomus, welcher ſich hintereinander fort auf einerley Linie beweget, erlanget in einem ieden Augenblick eine neue Lage: ſie iſt aber der vorhergehenden Lage gleich. Damit nun alſo eine Seele in ihrem Stande der Veränderung verbleibe; ſo iſt es genug, daß ſie in ſich einen neuen Gedanken, welcher dem vorhergehenden gleich iſt, erregt. (y) Wir wollen ſie nicht ſo genau oder nach

---

(x) Keinesweges! Denn vermöge der Geſetze der Luſt oder des Appetits ſtrebet ſie nach der Veränderung; ſo wie der Körper, krafft der Geſetze der Bewegung.

(y) Ich habe den groſen Unterſcheid zwiſchen den Geſetzen der Veränderung eines Körpers, dergleichen der Atomus iſt; und zwiſchen den Geſetzen, ſo die Seele in ihren Veränderungen in acht nimmt, oben bereits erkläret. Auch der Unterſcheid ſelbſt, welcher zwiſchen dem Gedanken der Seele und der Bewegung des Atomi iſt, kan es zu Tage legen. Der motus ſpontaneus beſtehet in dem Beſtreben (nisu) nach einer geraden Linie: nichts ſtimmt in der Gleichförmigkeit ſeiner Bewegung ſo überein, als er. Allein der Gedanke faſſet ein materielles äuſerliches und wirklich exiſtirende

Bayle der Schärfe nehmen, und dem Herrn von Leibnitz die Veränderung und eine Metamorphoſin der Gedanken einräumen. Das aber wird doch zum wenigſten nöthig ſeyn, daß der Fortgang oder die Fortrückung eines Gedanken zu einem andern, eine gewiſſe ähnliche Verhältniß, eine rationem affinitatis in ſich faſſe. Laſſet uns ſetzen, daß die Seele des Julius Cäſar in einem gewiſſen Augenblick einen Baum ſiehet, welcher Blüthen und Blätter hat. Hier, in ſo fern ich annehme, daß ein erſchaffener Geiſt in ſich ſelbſt gewiſſe Gedanken erwecken könne; ungeachtet aller Urſachen, ſo uns ſolches unbegreiflich machen: hier, kan ich mir vorſtellen, daß ſie gleich von Stund an einen Baum, welcher nur Blätter hat, und hernach einen, worauf nur Blüthen ſind,

---

ſtirendes Object, welches der menſchliche Körper iſt, in ſich. Und dies Object iſt ein Zuſammengeſeztes, und begreifet eine ſehr groſe Anzahl von Veränderungen, durch welche dieſes mit den nächſt herumliegenden Körpern, und vermittelſt derſelben mit allen andern Körpern, ſtufenweiſe, in einen Zuſammenhang und in eine Vereinigung tritt. Die Beſtrebungen der Seele nach neuen Gedanken kommen mit dem Conatu überein, welchen der Körper nach neuen Figuren und nach neuen Bewegungen ausübet. Und gleichwie dieſe neuen Bewegungen verurſachen können, daß das Object aus der Ordnung in die Unordnung tritt; ſo können auch die Vorſtellungen in der Seele es dahin bringen, daß ſie aus dem Vergnügen in das Mißvergnügen verſetzet wird.

Bayle

zu ſehen verlanget; und daß ſie alſo ſich nach und nach viele Bilder, deren immer eines aus dem andern erwächſet, machen wird. Das aber kan man ſich nimmermehr gedenken, wie die ſeltſamen Veränderungen des ſchwarzen in das weiſſe, der Affirmation in die Negation möglich ſey; noch wie dieſe jählinge Sprünge von der Erde bis an den Himmel, welche man bey den menſchlichen Gedanken ordentlicher Weiſe wahrnimmt, geſchehen mögen. Es fällt unbegreiflich, daß GOtt in die Seele des Julius Cäſar das Principium von dem, ſo ich ietzo vorbringen werde, habe legen können. Es iſt ihm ohne Zweifel mehr als einmahl widerfahren, daß, da er an der Mutter Bruſt gelegen, er von der Nadel ſey geſtochen worden. Alſo hat ſich nach der Hypotheſi, ſo wir hier prüfen, ſeine Seele unmittelbar nach denen, zwo oder drey Minuten nach einander gehabten angenehmen Empfindungen, ſo ihm die Süſigkeit der Muttermilch erwecket, ſich ſelbſt durch eine ſchmerzliche Empfindung auf einmal verändern müſſen. Durch was für ein Getriebe wurde ſie wohl bewogen ihre Vergnügung zu unterbrechen, und in ſich ſo unvermutet eine ſo ſchmerzliche Empfindung zu erregen: ohne daß ſie von etwas wär erinnert worden, ſich auf die Veränderung gefaßt zu machen; und ohne daß etwas neues in ihrer Subſtanz wäre vorgegangen? Wenn man das Leben dieſes erſten Römiſchen

Bayle | Kayſers durchgehet, ſo wird man bey einer ieden ſeiner Unternehmungen zu einem Einwurfe, welcher viel ſtärker iſt als dieſer, Gelegenheit bekommen. (z)

VI.) Man

(z) Wir wollen das, was man hier beybringet, durchlaufen. Es muß allerdings der Fortgang eines Gedankens zu einem andern eine Verknüpfung oder ein Verhältniß (*) in ſich faſſen: wie man dann ſolches gezeiget hat. Wenn die Seele des Julius Cäſar nur allein deutliche Gedanken gehabt und dieſelben freywillig in ſich erreget hätte; ſo würde der Fortgang eines Gedankens zu einem andern ſo beſchaffen geweſen ſeyn, wie Herr Bayle ihn, z. E. von einem Baume zum andern vorſtellet. Allein auſer dem, daß die Empfindungen bey der Seele die Erinnerung verurſachen; ſo hat ſie eine unendliche Menge undeutlicher Empfindungen, welche ſie nicht aus einander ſetzet. Durch dieſe geſchiehet es, daß ſie die Körper, welche auſer ihr ſind, ſich bildet; und daß ſie zu deutlichen Gedanken gelanget, welche den vorhergehenden unähnlich ſind: weil die Körper, die von ihr abgeſchildert werden, vor einer Sache, die in ihren eigenen Körper einen ſtarken Eindruck verurſachet, alle auf einmahl zugleich vorbey ſtreichen. Daher geräth die Seele iezuweilen von dem weiſſen auf das ſchwarze, von der Bejahung auf die Verneinung; ohne daß ſie es weis, wie es zugehe. Wenigſtens geſchiehet ſolches wider ihren Willen: indem man dasjenige, welches von ihren undeutlichen Gedanken und Empfindungen in ihr hervorgebracht wird, den Körpern beyleget und zuſchreibet. Man muß ſich alſo nicht wundern, wenn ein

Menſch,

(*) Ratio.

Bayle

VI.) Man würde darinnen etwas begreifen, wenn man ſezte, daß die Seele des Menſchen nicht Ein Geiſt wäre, ſon-

---

Menſch, welcher einige Confituren iſſet, und zugleich einen Inſectenſtich fühlet, unmittelbar aus der Luſt in den Schmerzen oder in die Unluſt, auch wider ſeinen Willen geräth. Denn das Inſect wirkte ſchon in ſeinen Leib, da es ſich ihm näherte, eh es ihn ſtach: und die Vorſtellung hiervon ſezte ſchon, wiewohl unvermerkt, ſeine Seele in Bewegung. Unterdeſſen geſchiehet es, daß das unempfindliche eben ſo in der Seele, wie in dem Körper, empfindlich wird. Daher denn die Seele ſelbſt wider ihren Willen gewiſſe Veränderungen annimmt: denn ſie iſt eine Sklavin in Anſehung ihrer undeutlichen Empfindungen und Gedanken, welche, nach dem mannigfaltigen Zuſtand ihres Leibes und anderer Körper, in ſo weit dieſe eine Verhältniß auf ihren eigenen haben, ſich ereignen. Sehet dannenhero, durch was für Getriebe das Vergnügen unterbrochen und von den Schmerzen iezuweilen begleitet werde; ohne daß die Seele hiervon Nachricht bekommet oder hierzu zubereitet wird: eben ſo wie es zum Exempel geſchiehet, wenn das Thier, welches ſtechen will, ohne Geräuſche ſich zu uns nähert; oder wenn, im Fall es z. E. eine Weſpe wäre, wir bey zerſtreueten Gedanken auf ihr Summen, da ſie uns nahe kommet; nicht achtung geben. Dennoch muß man nicht ſagen, daß in der Subſtanz dieſer Seele nichts neues, welches ſie den Stich empfinden läßt, vorgehe. Es ſind verworrene Ahnungen, oder beſſer zu reden, unmerkliche Diſpoſitionen der Seele, welche in den Körpern die Diſpoſitionen zum Stich vorſtelleten.

Bayle

dern vielmehr aus seiner Legion Geiſter beſtünde; deren jeder ſeine gewiſſe Verrichtungen hätte, welche ihren Anfang und ihr Ende genau, nach Erforderung der in dem menſchlichen Körper ſich ereignenden Veränderungen, nähmen. Dem zu Folge würde man ſagen müſſen, daß etwas, ſo mit einem, nach den Abwechſelungen unſerer Leibesmachine eingerichteten groſen Vorrathe an Rädern und mechaniſchen Federn; oder an jährenden Materien eine Aehnlichkeit hat, die Verrichtung eines ieden von dieſen Geiſtern, auf ſo und ſo lange Zeit, erweckete oder einſchläferte. So dann aber würde die Seele des Menſchen nicht mehr eine Subſtanz; ſondern ein ens per aggregationem, ein Hauſen voller Subſtanzen ſeyn: eben wie alle materielle Dinge ſind. Wir ſuchen aber hier ein einziges Weſen; welches bald Freude, bald Schmerz u. ſ. ſ. erreget. Wir ſuchen nicht viele Weſen, deren eines die Hoffnung, das andere die Verzweiſelung u. ſ. ſ. erweckte. (aa) Und dieſe Anmer-

---

(aa) Der Herr Bayle hat gegründete Urſache dieſe Zuſammenſetzung der Seele zu verwerfen; weil ſie hierdurch des Untergangs und der Zerſtreuung fähig gemacht würde: indem ſie ſo dann nur ein zuſammengefügter Hauſe wäre. Wir haben aber auch keiner Zuſammenſetzung der Subſtanz der Seele vonnöthen: es iſt genug, daß ihre Gedanken zuſammen geſetzet ſind, und eine groſe Anzahl der Objecte und der entweder deutlich oder unmerkungen, welche man nur itzo geleſen, ſind blos eine weitere Erläuterung der erſteren, welche der Herr von Leibnitz zu unterſuchen mir die Ehre gethan hat. Voritzo will ich über ſeine Antwort noch in etwas meine Gedanken eröffnen. (bb)

Bayle

VII.) Er ſagt: daß **das Geſetz der Veränderung, welches von der Subſtanz eines** *animalis* **in acht genommen wird,**

ſo

---

undeutlich erkannten Veränderungen in ſich faſſen; wie die Erfahrung uns ſolches in der That zu erkennen giebt. Denn obgleich die Seele eine einfache und einzige Subſtanz iſt; ſo hat ſie doch niemahls einfache, und einerley Empfindungen. Sie hat allezeit hiervon auf einmahl viele deutliche, deren ſie ſich erinnern kan; und unendlich undeutliche, welche mit jenen verknüpfet ſind, und deren Innhalt ſie nicht von einander zu unterſcheiden vermag. Weil nun dieſe Zuſammenſetzung der Gedanken andere zuſammengeſetzte Gedanken hervorbringen kan; ſo hat ſie dergleichen Legion von Geiſtern nicht nöthig. Eine jede beſondere Veränderung des vorhergehenden Zuſtandes der Seele thut zur folgenden ganzen Veränderung der Seele ihren Beytrag; und theilet ihr eine neue Veränderung mit.

(bb) Alſo iſt alles dasjenige, was der Herr Bayle bishero geſagt hat, eine Verſtärkung ſeiner erſten Einwürfe; bey welchen er vorgiebt, als wenn ich darauf noch nicht geantwortet hätte. Anitzo macht er den Anfang auf meine Antwort zu verſetzen, welche in die Hiſtoire des ouvrages des Savans, im Julio 1698. eingerücket worden; und worauf ich mich allhier beziehe.

Bayle

ſo beſchaffen ſey, daß ſie hierdurch in dem Augenblick, da eine Trennung des Stetigen in ihrem Körper vorgehet, aus der Freude in den Schmerzen verſetzet werde: weil das Geſetz der untheilbaren Subſtanz dieſer beſeelten Creatur darinnen beſtehet, daß ſie ſo wohl dasjenige, welches in ihrem Körper nach der Art, wie wir es erfahren, ſich äuſert, vorbilden; als auch alle Veränderungen der Welt, auf gewiſſe Weiſe, und nach einem gewiſſen Verhältniſſe, ſo ſie gegen ſothane Begebenheiten hat, vorſtellen ſoll. Dieſe Worte ſind eine ſehr gute Erklärung von dem Grunde dieſes Lehrgebäudes: Sie ſind, ſo zu reden, hiervon die Auflöſung, und der Schlüſſel zur Einſicht in dasſelbe; zu gleicher Zeit aber auch das Ziel, wohin die Einwürfe dererjenigen, welche dieſe neue Hypothesin für unmöglich halten, abzwecken. Das Geſetz, welches man uns darinnen vorſtellet, ſetzet einen gewiſſen Rathſchluß GOttes voraus, und zeiget uns, worinnen dieſes Syſtema mit der **Occaſionaliſten** (cc) ihrem

---

(cc) Ich betrachte mir das Geſetz, nach welchem die Veränderungen einer Seele auf einander erfolgen, nicht als einen bloſen Rathſchluß GOttes; ſondern als eine Wirkung des Rathſchluſſes, der da in der Natur der Seele beſtehet: oder als ein Geſetz, welches in ihre Subſtanz eingeſchrieben und

Bayle

rem übereinkomme. Dieſe beyde Lehrgebäude ſtimmen in dieſem Punkte zuſammen, daß es nämlich gewiſſe Geſetze gebe, nach welchen die Seele des Menſchen **das alles, ſo in dem menſchlichen Körper vorgehet, auf die Art, wie wir es wahrnehmen, vorſtellen ſoll.** Was aber die Weiſe anbetrift, wornach dieſe Geſetze wirklich ausgeübt werden, darinnen gehen ſie von einander ab. Die **Carteſianer** geben vor, daß GOtt ſelbſt der Executor hiervon ſey: Die Meynung des Herrn von **Leibnitz** iſt, daß die Seele ſelbſt ſothane Geſetze zur Thätigkeit bringe. So unendlich nun die Erkänntniß

---

und eingepräget iſt. Wann GOtt in ein ſich ſelbſt bewegendes Kunſtwerk ein gewiſſes Geſetz oder eine Regel, wornach gewiſſe Actionen ſollen vollzogen werden, leget: ſo begnügt er ſich nicht, ihm ſchlechterdings, kraft ſeines Rathſchluſſes, eine Ordnung oder eine Vorſchrift zu geben; ſondern er ertheilt ihm auch zu gleicher Zeit das Mittel, dieſelbe zu bewerkſtelligen. Dies iſt ein Geſetz, welches in ſeine Natur eingeſchireben iſt; oder eine Conformation. Er giebt gedachtem Kunſtwerk eine Struktur, vermöge welcher die Handlungen zuſammen, ſo daſſelbe nach Göttlichem Willen vollziehen ſoll, in eben der Ordnung, natürlicher Weiſe, aus ihm ſelbſt erfolgen. Eben dieſen Begriff habe ich von der Seele. Ich betrachte ſie als ein unmaterielles Automa; deſſen innerliche Einrichtung und Verfaſſung eine Concentration oder Abbildung eines materiellen Automatis iſt; die ſodenn in dieſer Seele einerley Wirkung, abſchildernder Weiſe, hervorbringet.

Bayle niß und Macht GOttes iſt; ſo kan er gleichwohl durch eine Machine, welcher ein gewiſſes Stück abgehet, dasjenige, was den Beytrag dieſes Stückes erfoderte, nicht zu Werke richten. Es würde alſo nöthig ſeyn, daß er dieſen Mangel erſezte: und in demſelben Falle würde nicht die Machine, ſondern er ſelbſt dieſen Effect zuwege bringen. Daß aber die Seele die Mittel und Werkzeuge zur Vollziehung des Göttlichen Geſetzes, welches man uns vorträgt, nicht habe; ſolches wollen wir zeigen, und uns zum Behuf deſſen einer Vergleichung bedienen.

Wir wollen uns zur Gemüthsergetzung ein beſeeltes Geſchöpfe einbilden, welches von GOtt wär erſchaffen und ſo fort zum Singen beſtimmet worden. Hier iſt es kein Zweifel, daß es allezeit ſingen werde. Geſezt aber, daß GOtt für daſſelbe eine gewiſſe Tablatur widmete: ſo erfodert es die unumgängliche Nothwendigkeit, daß er entweder ihm ſolche vor Augen bildete; oder daß er ſie dem Geſchöpfe in das Gedächtniß prägte; oder daß er in daſſelbe eine ſolche Verknüpfung der Muskeln legte, welche nach den Geſetzen der Bewegungskunſt verurſachte, daß allezeit ein gewiſſer Thon auf einen andern, auf das genaueſte, nach der Ordnung der Tablatur, erfolgte. Ich begreife nicht, daß dieſe beſeelte Creatur in Ermangelung deſſen iemahls geſchickt ſey, ſich völlig nach der auf einander folgenden Reihe der von GOttbemerkten Noten zu richten. (dd) Wir wollen eben dergleichen Entwurf bey der Seele des Menſchen anbringen. Der Herr

Bayle

(dd) Es iſt genug, daß man ſich einen Kirchen oder Operiſtenſänger vorſtelle, der eine Beſoldung bekommt; damit er zu gewiſſen Stunden ſeinen Dienſt mit Singen abwarte. In der Kirchen oder in der Opera trifft er ein Muſikaliſches Buch an; worinnen die Stücke der Muſik oder der Tablatur, welche er abſingen ſoll, auf die Tage und Stunden bemerket ſind. Der Sänger ſingt aus dem aufgeſchlagenen Buche. Seine Augen bleiben auf daſſelbe geheftet; Seine Sprache und ſeine Kehle richten ſich nach den Augen: Allein ſeine Seele ſinget, ſo zu reden, aus dem Gedächtniſſe; oder durch etwas, welches dem Gedächtniſſe gleichgültig iſt. Denn weil das Muſikaliſche Buch, die Augen und die Ohren, keinen Einfluß in die Seele haben können: ſo muß ſie für ſich ſelbſt, ohne Verdruß, ohne Bemühung, und ohne beſonders Nachſuchen dasjenige finden, welches von ihrem Gehirne und ihren Gliedmaſen, durch Hülfe des Buches angetroffen wird. Dieſes geſchiehet, weil die ganze Tablatur dieſes Buches oder der Bücher, nach welchen man ſich bey dem Singen hinter einander richten ſoll, in ſeine Seele, gleich von dem Anfang ihrer Exiſtenz, der Kraft nach, eingepräget iſt: ſo wie dieſe Tablatur, auf gewiſſe Art, in die materiellen Dinge eingegraben worden, ehe noch einer gekommen iſt, ihre Stücke auf Noten zu ſetzen und aus denſelben ein Buch zu machen. Die Seele aber kan ſolches nicht merken: immaſen dieſes in den undeutlichen Perceptionen der Seele, welche den ganzen in ſich zergliederten Zuſammenhang des

Bayle

Herr von Leibnitz will: daß ſie nicht allein von GOtt das Vermögen, in ſich alſo fort gewiſſe Gedanken; ſondern auch die Kraft bekommen habe, einer gewiſſen Ordnung der Gedanken, welche mit den aneinanderhangenden Veränderungen der Machine des Körpers übereinſtimmte, allezeit zu folgen. Dieſe Ordnung der Gedanken iſt wie die Tablatur, welche dem *animali muſico*, wovon wir vorher redeten, vorgeſchrieben worden. Würde es nicht nothwendig ſeyn, daß die Seele, damit ſie bey einem ieden Augenblicke ihre Empfindungen oder Veränderungen nach dieſer Tablatur der Gedanken abwechſelte, die Ordnung der Noten erkennete, und wirklich darauf dächte? Nun zeiget uns aber die Erfahrung, daß ſie hiervon nichts weis! (ee) Würde es nicht zum wenigſten nöthig ſeyn, daß in Ermangelung dieſer Wiſſenſchaft in ihr eine Ordnung gewiſſer beſonderer Inſtrumente wä-

---

groſen Weltgebäudes ausdrucken und abbilden, verwickelt und in einander gezogen iſt. Und ſolches verſpühret ſie nicht deutlich, als zu der Zeit, da ihre Gliedmaſen durch die Noten dieſer Tablatur, auf eine merkliche Art, gerühret werden.

(ee) Ich habe ſchon mehr als einmahl gezeiget, daß die Seele viele Dinge thue, ohne daß ſie es weis, warum ſie es thut. Solches geſchieht nämlich, wann ſie vermittelſt undeutlicher Empfindungen und Neigungen oder vermöge unvermerklicher Bewäre, deren iedes eine nothwendige wirkende Urſache dieſes oder jenes Gedanken abgäbe? Müßten ſie nicht auf eine ſolche Bayle

---

Begierden wirket: von denen allezeit eine ſehr groſe Anzahl in ihr angetroffen wird; und welche folglich von ihr unmöglich wahrgenommen, oder deutlich aus einander geſetzet werden können. Unſere Perceptionen ſind niemahls vollkommen gleichförmig, wie etwa eine Linie ſeyn kan: ſie werden allezeit mit ſinnlichen Dingen bekleidet; die etwas undeutliches oder verworrenes, wenn ſolches auch klar iſt, in ſich faſſen. Alſo ſind die Begriffe von den Farben zwar klar, und laſſen ſich wohl erkennen und bemerken: ſie ſind aber noch verworren oder undeutlich. Denn der Grund ihrer Zuſammenſetzung entdecket ſich nicht durch die Empfindung, ſo man von ihnen hat. Es iſt bekannt, daß ſie in ihrem Innerlichen etwas lichtes von dem Object, welches dieſelben erreget, oder woher ſie kommen; und von dem medio viſionis, wodurch ſie fallen, in ſich faſſen. Und von allen dieſen Wegen, durch welche ſie ihren Gang ſetzen; und folglich von unendlichen Dingen, die das Medium, wodurch ſie ſich bewegen, verändern und, ſo zu reden anderſt geſtalten, müſſen ſie etwas an ſich nehmen: gleichwie man z. E. beobachtet, daß das Waſſer allezeit von dem Canale, wodurch es ſeinen Cirkelgang nimmt, etwas beybehält. Ich habe anderswo gezeiget, daß die undeutliche Empfindung von der Lieblichkeit oder Unannehmlichkeit, die ſich in dem Wohl oder Ubelklange befindet, in einer verborgenen Arithmetik beſtehe. Die Seele zehlet die Schläge der klingenden Körper, welche in Vibration ſind: und wann dieſe

Bayle

Art geordnet und geſtellet werden, daß eines genau und unfehlbar nach dem andern ſpielete; und zwar nach der vorherbeſtimmten Harmonie, welche zwiſchen den Veränderungen der Leibesmachine, und den Gedanken der Seele iſt? Nun iſt es aber höchſt gewiß, daß eine unmaterielle, einfache und untheilbare Subſtanz, aus dieſer unzehligen Menge beſonderer Inſtrumenten, deren eines vor das andere, nach der angenommenen Tablatur, geſtellet worden iſt, nicht könne zuſammen geſetzet werden. Daher iſt es nicht möglich, daß

Schläge ordentlich und nach kleinen Zwiſchenzeiten mit einander zuſammen treffen; ſo fühlet ſie ein Vergnügen. Alſo verrichtet ſie dieſe Rechnung, ohne daß ſie es weis. Daher geſchiehet es auch, daß die Seele unendlich andere kleine, anbey aber ſehr wohl zuſammenſtimmende Wirkungen ausübet: ob ſie gleich nicht von ihrem Willen herrühren, noch anders erkannt werden; als ſo ferne ſie einen ſehr merklichen Effect, worauf ſie endlich zuſammen abzielen und ſich vereinigen, gewinnen. Sie erregen ſo denn in uns eine klare Empfindung: wiewohl dieſe dem ungeachtet noch undeutlich verbleibet; weil ihr Urſprung darinnen nicht wahrgenommen wird. Es muß alſo der Verſtand ſich bemühen, durch gehörige Schlüſſe das zu erſetzen, was wir a poſteriori wahrzunehmen nicht vermögen: wie man denn dieſes bereits in der Muſik bewerkſtelliget findet; da man die Proportionen, woraus eine Anmut erwächſet, endecket hat.

Bayle

daß die menſchliche Seele dieſes Geſetze in die wirkliche Ausübung bringen ſolte. (ff)

Es nimmt der Herr von Leibnitz an, daß ſie ihre künftigen Empfindungen nicht deutlich erkenne; ſondern daß ſie dieſe nur verworren wahrnehme: und daß in einer ieden Subſtanz gewiſſe Spuren von allem demjenigen, was ihr widerfahren iſt, und von allem demjenigen, was ihr widerfahren wird, vorhanden wären: dieſe unendliche Menge aber der Empfindungen verhinderte uns, ſie aus einander zu ſetzen und zu unterſcheiden. Allein was hat man für ein Mittel, gewiſſe Spuren in einer untheilbaren, einfachen, unmateriel-

---

(ff) Bis hieher gehet der lezte Einwurf des Herrn Bayle, worauf er ſelbſt meine Antwort beyfüget. Es ſcheinet hierbey, als wenn er faſt geſtünde, daß ſie einen Beyfall verdiente, und zur Auflöſung der gemachten Schwierigkeit geſchickt ſey. Denn ich hatte hierauf in der That ſchon im voraus geantwortet, daß nämlich die Seele alle dieſe Inſtrumente, welche Herr Bayle in derſelben erfordert, ſchon wirklich beſitze; und daß ſie in ihr die gehörige Stellung und Ordnung haben: nur daß ſie nicht materiell ſind. Sie ſind eben die vorhergehenden Empfindungen ſelbſt, woraus die folgenden, nach den Geſetzen der Begierden, erwachſen. Wir wollen ſehen, was Herr Bayle darauf beybringen werde.

Bayle | teriellen Subſtanz ſich begreiflich zu machen? (gg) Der Herr von Leibnitz fähret alſo fort: **Der gegenwärtige Zuſtand einer iedweden Seele iſt eine natürliche Folge aus ſeinem vorhergehenden Zuſtande. . . . So einfach als nur die Seele iſt, ſo hat ſie doch allezeit einen Gedanken, der aus vielen Empfindungen auf einmahl zuſammen geſetzet iſt: welches zu unſeren Abſichten eben ſo viel beyträgt, als wenn ſie wie eine Machine, aus gewiſſen Stücken wäre**

(gg) Man verſtehet hier unmaterielle Spuren, dergleichen ſind die Verhältniſſe, die (*) Ausdrückungen, die Abſchilderungen, die Wirkungen, durch welche man eine Sache, ſo ſchon bereits gewirket hat, erkennen kan. Dergleichen ſind auch die wirkenden Sachen, woraus man eine künftige Wirkung einzuſehen vermag. Und weil man eine über die maſen groſe Menge der Mannigfaltigkeiten, in dem gegenwärtigen Zuſtand der Seele antrifft, welche viele Dinge auf einmahl erkennet, und deren noch unendlich mehrere empfindet: Weil auch dieſe gegenwärtigen vielfältigen Veränderungen eine Wirkung der mancherley Veränderungen des vorhergehenden Zuſtandes, zugleich aber auch eine wirkende Urſache der vielfältigen Dinge eines künftigen Zuſtandes ſind; ſo hat man geglaubet, daß man ſie Spuren (**) des vergangenen und des künftigen nennen könne; worinnen ein ſehr ſcharfſinniger Verſtand beydes erkennen möchte: unſere Einſicht aber iſt nicht vermögend ſo weit zu gehen.

(*) expreſſiones. (**) traces.

Bayle

wäre zuſammen geſetzet worden. Denn eine iedwede vorhergehende Empfindung hat ihren Einfluß in die folgenden; und zwar zu Folge eines Geſetzes der Ordnung, das da in den Empfindungen eben ſo, wie in den Bewegungen iſt . . . Weil die Empfindungen, welche ſich in einerley Seele zu einerley Zeit zuſammen befinden, eine in der That unendliche Menge kleiner ununterſcheidlicher Gedanken, welche die Folge oder die Ordnung aus einander ſetzen muß, in ſich faſſet: ſo muß man ſich über die unendliche Mannigfaltigkeit von demjenigen, was mit der Zeit aus ihr hervorquellen, und ſich aus einander ſetzen kan, nicht verwundern. Alles dieſes iſt nur eine Folge aus der *repræſentativen* oder abſchildernden Natur der Seele: die da nicht allein das, was in ihrem Körper vorgehet und künftig vorgehen wird; ſondern, vermöge der genauen Verbindung und Ubereinſtimmung aller Theile der Welt, auch auf gewiſſe Maſe dasjenige, was in allen andern Körpern ſich ereignet, ausdrucken und abbilden ſoll. Ich habe nicht vieles hierwider einzuwenden: ich füge nur hinzu, daß dieſe Hypotheſis des Herrn von Leibniz, wann ſie wohl aus einander wird geſetzet und erörtert worden ſeyn, das wahre

Bayle

Mittel ſey, alle Schwierigkeiten aufzulöſen und aus dem Wege zu räumen. Der Herr von Leibnitz hat, nach der Scharfſinnigkeit ſeines groſen Geiſtes, den ganzen Umfang und die völlige Stärke des Einwurfs gefaſſet; und er ſiehet es ein, wo die Quelle verborgen ſeyn müſſe, woraus eben das Mittel zur Wegräumung der Hauptſchwierigkeit könne ausfündig gemacht werden. Ich bin verſichert, daß er dasjenige, was in ſeinem Lehrgebäude am unförmligſten ſcheinet, in die völlige und ſchönſte Form bringen, und uns vortreffliche Dinge von der Natur der Geiſter eröffnen werde. Es kan niemand weder vortheilhaftiger, noch ſicherer, als Er, in dem Reiche der Wahrheiten weiter fortgehen. Ich mache mir die Hoffnung, daß alle Unmöglichkeiten, welche bis zur Zeit in meiner Einbildung ſchweben, durch ſeine ſchönen Erläuterungen verſchwinden, und ſo wohl meine, als des Herrn P. Dom François LAMI ihm eröffnete Zweifel, welche in deſſen 2. Tr. de la Connoiſſance de ſoi-même von Bl. 225. bis auf 343. nach der Pariſer Ausgabe 1699. befindlich ſind, von ihm gründlich werden aufgelöſet werden. In dieſer Hoffnung habe ich ohne Wortgepränge ſagen können, daß ſein Syſtema als eine gemachte Beute von groſer Wichtigkeit müſſe betrachtet werden.

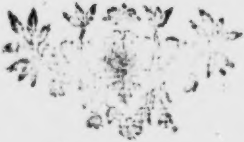
Man wird ſich keine Schwierigkeit daraus machen, wenn nun, an ſtatt, daß nach den Car-

Bayle

Carteſianiſchen Lehrſätzen nur ein einziges Geſetz zur Vereinigung aller Geiſter iſt; die Hypotheſis des Herrn von **Leibniz** hingegen dahin gehet, daß GOtt einem iedweden Geiſte ein beſonderes Geſetz gegeben habe: woraus zu folgen ſcheinet, daß die allererſte Einrichtung eines iedweden Geiſtes, von einer iedweden andern **der Art nach** unterſchieden ſey. Es giebt niemahls zwey Menſchen, welche, ich will nicht ſagen einen Monath; nein, nicht einmahl zween Augenblicke nacheinander, einerley Gedanken haben. Es muß alſo die Kraft zu gedenken in einem iedweden Geiſte eine beſondere Regel und Natur haben. Sagen die **Thomiſten** nicht, daß in der Engliſchen Natur eben ſo viele Arten, als verſchiedene individua ſind, angetroffen werden? (hh)

(hh) Nachdem ich auf die von dem Herrn **Bayle** gemachte Schwierigkeiten ſorgfältig und genau, von Satz zu Satz, und zwar allezeit unverändert aus einerley Hauptgrunde geantwortet habe; ſo hoffe ich, daß ich alles dasjenige, was ihm in meiner Hypotheſi unförmlich vorgekommen iſt, aus dem Wege geräumet und in das Gleiche gebracht habe: wie es dann ſcheinet, daß er endlich mehr als zu geneigt geweſen, ſeine Einwürfe fahren zu laſſen. Ich habe auch anderswo auf die Schwierigkeiten des Dom François LAMI, welche nur auf einen Mißverſtand ſich gründeten, geantwortet. Es kommt endlich die Summa meines ganzen Lehrbegriffes darauf an: daß eine jedwede Monade eine Concentration des geſammten Weltgebäudes; und ein jeder Geiſt eine Nachahmung der Gottheit ſey. Daß der völlige Umfang der Welt ſich nicht allein in GOTT concentriret; ſondern auch vollkommen ausgedrucket oder abgeſchildert befinde. Daß aber in einer jedweden erſchaffenen Monade ein groſer Theil hiervon, nach dem Grad ihrer Vortrefflichkeit, deutlich abgedrucket ſey: welcher (Theil) gröſer oder kleiner iſt, nach dem die Seele mehr oder weniger vortrefflich ſeyn ſoll; Und daß endlich alles das übrige, welches unendlich iſt, nur undeutlich darinnen abgeſchildert werde. Es iſt über dieſes in GOtt nicht allein die Concentration, ſondern auch die Quelle des ganzen Weltgebäudes. Er iſt das centrum primitivum, woraus das übrige alles herausflieſet und entſpringet: und wann etwas von uns herkommet; ſo geſchiehet ſolches nicht unmittelbar, ſondern weil er die Dinge gleich anfangs nach unſerm Wünſchen hat bequemen wollen. Wenn man ſchlieslich ſaget, daß eine jedwede Monade, Seele oder Geiſt ein beſonderes Geſetz bekommen habe; ſo muß man hinzufügen, daß daſſelbe nur eine Veränderung des allgemeinen Geſetzes ſey, welches das ganze Weltgebäude ordnet: womit es eben die Beſchaffenheit hat, wie mit einer Stadt, die da nach verſchiedenen Geſichtspunkten, woraus man ſie betrachtet, verſchieden zu ſeyn ſcheinet. Daher iſt es nicht nöthig, daß die menſchlichen Seelen der Art nach unter ſich verſchieden ſeyn müßten. Denn es iſt gewiß, daß niemahls zwey Blätter, zwey Eyer, zween Körper vollkommen einander ähnlich ſind: und daß die Mannigfaltigkeiten der unendlichen Mannigfaltigkeiten, (*) welche man unter einer Idee nicht begreifen kan, eben ſo viele andere individua, nicht aber eben ſo viele andere Arten abtheilen. Das Wunder, ſo in dieſem Syſtemate lieget, beſtehet darinnen: daß die allerhöchſte Weisheit durch die Subſtanzen, worinnen das Weltgebäude abgeſchildert wird, ein Mittel gefunden, einerley Welt unendlich zu verändern. Denn da ſie ſchon ſelbſt eine unendliche Mannigfaltigkeit(*) in ſich faſſet; ſie auch nach den unausſprechlichen Vorſtellungen der Seelen immer anders wird: ſo erhält ſie hierdurch eine unendliche Zahl der Unendlichkeiten; und kan folglich mit den Abſichten ihres Urhebers, welcher alles vermag, was wir hiervon gedenken können, nicht beſſer und ausbündiger übereinſtimmen.

(*) les varietés des varietés infinies.



III.

Des
Herrn von Leibnitz
Vorſchlag einer Münze

Die
das Geheimniß der Schöpfung
aus Nichts
nach ſeiner Dyadik vorbildete,

In
einem Neujahrs Schreiben
An
Herzog Rudolph Auguſt
zu Braunſchweig Lüneburg Wolfenbüttel
vom Jahr 1697.

Durchläuchtigſter Herzog,

Gnädigſter Fürſt und Herr,

Ich hoffe, es werden **Ew. Hochfürſtl. Durchl.** in Gnaden vernehmen, daß ich, ſo wohl dem Gebrauch als meinem Gemütstriebe zu folge, bey dem eingetretenen neuen Jahre, auf dieſes und viele folgende, **Deroſelben** beſtändige Geſundheit, und alle Selbſt verlangte hohe Fürſtliche Erſprieslichkeit, zu gemeinem und **Dero** Lande beſonderem Beſten, aus treuem Herzen anwünſche. Und damit ich diesmahl nicht ganz leer komme; ſo ſchicke ein Sinnbild auf dasjenige, davon leztens bey **Dero** zu reden die Gnade gehabt. Es iſt in Form eines Denkpfennigs oder Medaille. Und obſchon mein Entwurf gering und nach Gutbefinden zu verbeſſern; ſo iſt die Sache doch ſelbſt alſo bewandt, daß ſie wohl werth wäre, ſie bis auf die Nachwelt in Silber zu zeigen, wenn dergleichen auf **Ew. Hochfürſtl. Durchl.** gnädigſten Befehl gepräget würde. Denn eines der Hauptpunkte des Chriſtlichen Glaubens; und zwar unter denjenigen, die den Weltweiſen am wenigſten eingegangen, und noch den Heiden nicht wohl beyzubringen: iſt die Erſchaffung aller Dinge aus nichts, durch die Allmacht GOttes. Nun kan man wohl ſagen, daß nichts in der Welt ſie beſſer vorſtelle, ja gleichſam demonſtrire, als der Urſprung der Zahlen, wie es allhier vorgeſtellet wird; durch deren Ausdrückung blos und allein mit eins und Null oder nichts, alle Zahlen entſtehen: und wird wohl ſchwerlich ein beſſeres Vorbild dieſes Geheimniſſes in der Natur und Philoſophie zu finden ſeyn. Daher ich auch auf die entworfene Medaille geſezt: Imago Creationis. Es iſt aber auch dabey nicht weniger betrachtungswürdig, wie ſchön daraus erſcheine, nicht nur, daß GOtt alles aus nichts gemacht; ſondern auch, daß GOtt alles wohl gemacht, und daß alles, was er geſchaffen, gut geweſen: wie wirs hier denn in dieſem Vorbilde der Schöpfung auch mit Augen ſehen. Denn an ſtatt, daß, bey der gemeinen Vorſtellung der Zahlen, keine Ordnung, noch gewiſſe Folge in den Characteren oder Bezeichnungen derſelben ſich ſpüren läſſet; ſo erweiſet ſich hingegen anitzo, da man auf deren innerſten Grund und Urſtand ſiehet, eine wunderbare ſchöne Ordnung und Ubereinſtimmung, ſo nicht zu verbeſſern iſt: immaſen eine beſtändige Wechſelregel des Fortganges vorhanden, kraft deren man alles, auch ohne Rechnung und ohne Hülfe des Gedächtniſſes dahin ſchreiben kan, ſo weit man will; wenn man in der erſten Columne zur rechten Hand oder in der lezten Stelle, nur immer wechſelsweiſe unter einander ſetzet, 0, 1, 0, 1, 0, 1, 0, 1, in der nächſten aber oder andern Stelle, von der rechten Hand an zu rechnen, kommt unter einander zu ſtehen 0, 0, 1, 1, 0, 0, 1, 1, &c. in der dritten kommt, 0, 0, 0, 0; 1, 1, 1, 1; 0, 0, 0, 0; 1, 1, 1, 1; &c. in der vierten 0, 0, 0, 0, 0, 0, 0, 0; 1, 1, 1, 1, 1, 1, 1, 1; 0, 0, 0, 0, 0, 0, 0, 0; 1, 1, 1, 1, 1, 1, 1, 1; und alſo fort, daß der Periodus, oder Wechſelsumgang allezeit noch eins ſo gros wird: und ſolche einſtimmige Ordnung und Schönheit kan man auch auf der kleinen Tafel in der Medaille bis auf 16. oder 17. ſehen; denn einer gröſern Tafel etwa bis 32. der Plan nicht fähig iſt. Und kan man daraus abnehmen, daß die Unordnung, ſo man ſich in den Werken GOttes einbildet, nur alſo ſcheine: wann man aber, wie in einem Perſpectiv, die Sachen aus dem rechten Punkte anſiehet, ſo zeiget ſich deren Symmetrie. Welches uns denn die Weisheit, Güte und Schönheit des höchſten Gutes, von dem alle Güte und Schönheit hergefloſſen, zu loben und zu lieben mehr und mehr anreget. Daher weil ich itzo nach China ſchreibe an den Herrn P. **Grimaldi**, Jeſuiter Ordens und Präſidenten des Mathematiſchen Tribunals daſelbſt, mit dem ich zu Rom bekannt worden, und der mir auf ſeiner Rückreiſe nacher China, von Goa aus geſchrieben; ſo habe gut gefunden, ihm dieſe Vorſtellung der Zahlen mitzutheilen, der Hoffnung, weiln er mir ſelbſt erzehlet, daß der Monarch dieſes mächtigen Reichs, ein ſehr groſer Liebhaber der Rechenkunſt ſey, und die Europäiſche Weiſe zu rechnen von dem Pater Verbieſt, des Grimaldi Vorfahr, gelernet, es möchte vielleicht dieſes Vorbild des Geheimniſſes der Schöpfung dienen, ihm des Chriſtlichen Glaubens Fürtreflichkeit mehr und mehr vor Augen zu legen. Damit ich aber auch das übrige in der Medaille erkläre, ſo habe die Hauptſtellen, nemlich 10, oder 2; 100, oder 4; 1000, oder 8; 10000, oder 16, mit * oder Aſteriscis bezeichnet: denn wenn man nur dieſe beobachtet, ſo ſiehet man daraus die Urſache der andern Zahlen, als z. E. warum, 1101, ſtehe für 13, giebt dieſe Demonſtration

$$\begin{array}{r|l} 1 & 1 \\ 00 & 0 \\ 100 & 4 \\ 1000 & 8 \\ \hline 1101 & 13 \end{array}$$

und ſo mit allen andern. Ich habe auch ein Exempel der Addition und eines der Multiplication in der Medaille an die Seite der Tafel geſetzet, damit man auch den Grund der Operationen, und wie die gemeine Rechensregeln oder Species auch hier angehen, vermerken könne: ob es ſchon die Meynung ganz nicht hat, dieſe Rechensart anders, als zur Betrachtung und Erfindung der Geheimniſſe in den Zahlen; keinesweges aber im gemeinen Leben zu gebrauchen. Auf daß aber die Schöpfung beſſer abgebildet werde, und auch die Medaille ſelbſt nicht nur Zahlen, ſondern auch ſonſt etwas haben möchte, ſo den leiblichen Augen angenehm; ſo habe darauf entworfen, Licht und Finſterniß, oder nach menſchlicher Abbildung, den Geiſt GOttes über dem Waſſer: dann Finſterniß war auf der Tiefe und der Geiſt GOttes ſchwebete auf dem Waſſer; da ſprach GOtt, es werde Licht! Und es ward Licht. Und kommt ſolches um ſo mehr zu Paſſe, weiln die leere Tiefe und wüſte Finſterniß zur Null und Nichts; aber der Geiſt GOttes mit ſeinem Lichte zum Allmächtigen Eins gehöret. Wegen der Worte des Sinnbildes oder motto dell' impreſa habe mich eine Zeitlang bedacht, und endlich gut funden dieſen Vers zu ſetzen:

2. 3. 4. 5. 0
Omnibus. ex. nihilo. ducendis.
ſufficit. Unum,

weil ſolcher gar klar andeutet, was mit dem ganzen Sinnbilde gemeynet, und warum es Imago Creationis ſey. So kan man auch füglich dieſen Vers in zwey Theile theilen, ſo auch, vermittelſt des Unterſcheids unter den Buchſtaben ſo wohl, als auch des dazwiſchen laſſenden kleinen Platzes, ſichtbarlich geſchehen, damit das lezte Theil davon: ſufficit unum, für den rechten Hauptſpruch erkennet werde; welches, wie in dergleichen erfordert wird, einige Argutiam und Tiefſinnigkeit in ſich hat. Dann dies ſufficit unum, ob es ſchon hier von den Zahlen, und der von ihnen angedeuteten Schöpfung eigentlich geſagt iſt; ſo gehet es doch weiter, nämlich zu unſerer Lehre, und hält in ſich die Hauptregel unſers Lebens und Chriſtenthums, daß das einige Gut uns genug ſey, wann wir uns nur recht daran halten. Uber omnibus ſind die Ziffern 2. 3. 4. 5. und über nihil das 0. geſetzet, damit jedermann die Deutung des Verſes deſto eher auf die Zahltafel ziehen könne. Was auf die noch leer gelaſſene Seite der Medaille kommen könte, ſtünde, wie alles, in **Ew. Hochfürſtl. Durchl.** gnädigſtem Belieben, ob Bruſtbild, Nahmenszug, oder ſonſt etwas gefallen möchte. Das φ zwiſchen R. und A, als R φ A mit einer Krone über dem φ, da o mit 1 durchſtrichen, wäre vielleicht nicht unbequem, weiln φ das Griechiſche Phi oder ph. mit andeutet, ſo in **Ew. Durchl.** Nahmen ſich findet, nämlich zu Ende des erſten Worts von den zweyen, daraus Dero Nahmen beſtehet: das unum autem neceſſarium, ſo Chriſtus ſelbſt uns anbefohlen, wäre ein Symbolum, ſo hierzu vielleicht nicht übel käme, oder was ſonſt anſtändig ſeyn möchte. Leztlich weil viel Geheimniſſe der Zahlen in dieſer Vorſtellung ſtecken, ſo möchte wünſchen, daß ſie dergeſtalt bis 16000. oder vielmehr bis 16384. wirklich geſchrieben wären, das iſt, nach dieſer Art.

1	1
10	2
100	4
1000	8
10000	16
100000	32
1000.000	64
10000.000	128
100.000.000	256
1000.000.000	512
10.000.000.000	1024
100.000.000.000	2048
1000.000.000.000	4096
10.000.000.000.000	8192
100.000.000.000.000	16384

welches über ein Alphabet oder ein Buch Papier nicht füllen würde. Das Schreiben wäre leicht, weil man nur in gewiſſer Ordnung 0 und 1 aus dem Kopf hinſchreiben darf: eben ſo geſchwind, und noch geſchwinder, als, wenn man etwas abſchreibet. Eine Zahl nach dieſer Art geſchrieben, wird nicht über 3. bis 4. mahl länger, als nach der angenommenen Weiſe. Es ſtecken aber noch, wie gedacht, ſo viel wunderbare und auch nützliche Obſervationen zu der Wiſſenſchaftsvermehrung darinnen, daß die Hamburgiſche Rechnungsgeſellſchaft, deren Fleis und Abſehen Lobens werth; wenn einige derſelben die Gedanken mit zur Luſt darauf bisweilen wenden wolten, ſolche Dinge, wie ich verſichern kan, darinn finden würden, welche zu ihrem, ja der teutſchen Nation nicht geringem Ruhme gereichen würde: weil es in Teutſchland zu erſt hervor gebracht worden. Denn ich ſehe, daß ſich aus dieſer Schreibart der Zahlen wunderbare Vortheile ergeben, die hernach auch in der gemeinen Rechnung zu ſtatten kommen werden; davon einsmahls ein mehrers erwehnt werden könte. Die Medaille belangend, würde ſolche um ſo viel leichter in den Stempel vom Eiſenſchneider zu bringen ſeyn: weil ſie meiſt in Buchſtaben und Zahlen beſtehet, dazu die Arbeiter ihre Numern und Al-

Alphabete haben, damit ſie ſolche in das noch ungehärtete Eiſen ſchlagen. Ich aber ſtelle es alles zu gnädigſtem Gutbefinden, und verbleibe Lebenszeit

Ew. Hochfürſtl. Durchl.

Wolfenbüttel
am 2. Jan. 1697.

unterthänigſter treugehorſamſter
Gotfried Wilhelm Leibnitz.

IV.

von Leibnitz und Clarks
Merkwürdige Schriften

so Dieſelben
auf gnädigſten Befehl
Ihro Königlichen Hoheit
Der
Kronprinzeſſin von Wallis
über verſchiedene wichtige Lehren,
der Natürlichen Religion
mit einander gewechſelt haben.

Die erſte Schrift des Herrn von Leibnitz.

Auszug eines Briefes, welcher im Monat November 1715. geſchrieben worden.

1.

Es hat das Anſehen, daß nun auch ſo gar die natürliche **Religion** (a) in ein merkliches Abnehmen komme. Sehr viele halten die Seelen; und einige GOtt ſelbſt, für etwas körperliches.

2. **Locke** und ſeine Anhänger zweifeln zum wenigſten, ob die Seele nicht materiell, und natürlicher weiſe dem Untergang unterworfen ſey?

(a) Der Engliſche Überſetzer füget die Worte: in Engelland, mit bey.

3. Der Herr Neuton giebt vor, der Weltraum ſey ein Organum, vermittelſt deſſen GOtt von den Dingen eine Empfindung hätte. Geſezt aber, daß GOtt eines ſolchen Mittels bedürftig wäre, wodurch er von andern Dingen könte gerühret werden; ſo haben ſie keine vollkommene Dependenz von ihm, und ſind durch ſeine Kraft nicht hervorgebracht worden.

4. Der Herr Neuton und ſeine Anhänger haben eine ſehr ſeltſame Meynung von den Werken GOttes. Ihrer Lehre nach ſiehet ſich GOtt genöthiget, ſeine Uhr von Zeit zu Zeit aufzuziehen: (b) in Ermangelung deſſen würde ſie ihre Bewegung nicht fortſetzen können. Der Schöpfer hat nicht Vorſicht genug angewandt, um eine unverrückte und ſtets aneinander hangende Bewegung in ſie zu legen. Nach ihren

---

(b) Der Engliſche Überſetzer meynet, daß der Herr von Leibnitz auf folgende Worte ziele, welche in des Neutons Optica, quaeſt. ult. p. 346. befindlich ſind.

Dum Cometae moventur in Orbibus valde eccentricis, undique & quoquo verſum in omnes coeli partes; utique nullo modo fieri potuit, ut coeco fato tribuendum ſit, quod Planetae, in orbibus concentricis, motu conſimili ferantur eodem omnes: exceptis nimirum irregularitatibus quibusdam vix notatu dignis, quae ex mutuis Cometarum & Planetarum in ſe invicem actionibus oriri potuerint; quaeque veriſimile eſt, fore ut longinquitate temporis majores usque evadant, donec haec Naturae Compages manum emendatricem tandem ſit deſideratura.

Grundſätzen iſt dieſe Machine GOttes ſo unvollkommen, daß er ſolche von einer Zeit zur andern, durch einen auſerordentlichen Einfluß ſäubern, und in ihren richtigen Gang wieder bringen muß: und zwar nach Art eines Uhrmachers, der für einen deſto ſchlimmern Künſtler muß gehalten werden; ie mehr er genöthiget iſt, ſein Werk zu ändern, und in einen beſſern Stand zu bringen. Meines Erachtens verbleiben die Kräfte in den Werken GOttes beſtändig (c) einerley, und (d) treten nur von einem Theile der Materie zum andern; und zwar nach den Geſetzen der Natur, und nach der ſchönen vorherbeſtimmten Ordnung. Ja ich halte dafür, daß, wenn GOtt Wunder thut, ſolches nicht zur Ergänzung des Mangels der Natur; ſondern zur Erſetzung des Abgangs der Gnade geſchehe. Wer andere Gedanken hiervon heget, der muß einen ſehr ſchlechten Begriff von der Weisheit und Macht GOttes haben.

Erſte Antwort des Herrn Clarke.

I.

Es iſt allerdings wahr und höchſt zu bedauern, daß ſo wohl in Engelland als in andern

---

(c) Siehe die Anmerkung bey der fünften Antwort des Herrn Clarke §. 93. -- 95.

(d) Siehe den Anhang N. 2. ingleichen des Herrn von Leibnitz 5te Schrift, §. 87. und 91.

andern Ländern einige Perſonen ſich hervorthun, welche ſelbſt die natürliche Religion, entweder läugnen, oder doch ſehr merklich verderben. Dieſes kommt, ſo wohl von den unordentlichen und ſchlimmen Eigenſchaften des Menſchen überhaupt; als inſonderheit von der ungegründeten Weltweisheit der **Materialiſten** her: denen die Mathematiſchen Grundſätze der Philoſophie, gerade zuwiderlaufen. Es iſt auch an dem, daß es Leute giebt, welche die Seele für materiell, und GOtt ſelbſt für körperlich halten: aber eben dieſe erklären ſich offenbar wider die unläugbaren Grundſätze der Mathematik; deren wir uns in der Weltweisheit gebrauchen: und welche allein darthun, daß die Materie der kleinſte und geringſte Theil von dem groſen Weltgebäude ſey.

2. Es giebt in des **Lockes** Schriften einige Stellen, woraus man mit Grund argwohnen könte, daß er an der Unſterblichkeit der Seele gezweifelt habe: hierinnen ſind ihm aber nur einige **Materialiſten**, welche ſich den Mathematiſchen Lehrſätzen der Weltweisheit entgegen ſetzen, gefolget; und die aus dem **Locke** faſt nichts, als ſeine Irrthümer annehmen.

3. Der Ritter **Neuton** ſagt nicht, daß der Weltraum das Organum wäre, deſſen ſich GOtt bediente, um eine Empfindung von den Dingen zu überkommen. Deſſen Meynung gehet auch nicht dahin, als wenn GOtt eines Mittels vonnöthen hätte, wodurch er die

die auſer ihm vorhandenen Dinge wahrnehmen könte. Vielmehr giebt er zu verſtehen, daß GOtt, da er überall zugegen iſt, alle Dinge in dem ganzen Weltraume, worinnen ſie ſich befinden, ohne Beyhülfe eines gewiſſen Organi oder eines andern Mittels, blos durch ſeine unmittelbare Gegenwart, empfinde. Damit nun dieſes deſto beſſer könne verſtanden werden; ſo erläutert er ſolches durch eine Vergleichung. Gleichwie die Seele, da ſie denjenigen Bildern, welche vermittelſt der ſinnlichen Gliedmaſen in dem Gehirne entſtehen, unmittelbar zugegen iſt; dieſe Bilder ſiehet, als wenn ſie die Sachen, welche vorgeſtellet werden, ſelber wären: eben auf die Weiſe ſiehet GOtt durch ſeine unmittelbare Gegenwart alles; indem er den Dingen ſelbſt, ja allen Dingen in der Welt, wirklich, und auf die Art, wie die Seele allen im Gehirne geformeten Bildern, zugegen iſt. Der Herr Newton betrachtet das Gehirn und die Gliedmaſen der Sinnen als ein Mittel, wodurch dieſe Bilder entſtehen: nicht aber als ein Mittel, wodurch die Seele dieſe bereits ſo abgeſchilderten Bilder ſiehet und empfindet. Er betrachtet die Sachen in der Welt, nicht, als wenn ſie durch ein gewiſſes Mittel oder Organum formirte Bilder wären; ſondern als reelle Dinge, denen GOtt ſelbſt ihre Form gegeben hat; und welche er an allen Orten, wo ſie ſich befinden, ohne darzukommende Beyhülfe eines Mittels, ſiehet. Hierinnen beſtehet alles, was der Herr Neuton mit dieſer Vergleichung hat ſagen wollen; und der er ſich bedienet, wenn er annimmt, daß der unendliche (a) Weltraum, ſo zu reden, das ſenſorium des allgegenwärtigen Weſens ſey.

4. Die Urſache, warum ein Künſtler unter den Menſchen mit Recht für deſto geſchickter gehalten wird; je länger ſeine Machine ihre richtige Bewegung, ohne deſſen fernern Beytrag fortſetzet, iſt dieſe. Die Geſchicklichkeit eines jeden menſchlichen Künſtlers kommt nur darauf an. Er ſetzet gewiſſe Stücke, ſo bereits an ſich eine Bewegung haben, deren innere Kräfte von dem Mechaniker ganz independent ſind, zuſammen; und füget ſie nur geſchickt in einander. Dergleichen Stücke ſind die Gewichter, die Federn oder elateres, und ſo weiter:

(a) Die Worte, welche hiervon handeln und in des Herrn Neutons Optica, quaeſt. 20. p. 315. befindlich, ſind folgende:

Annon Senſorium Animalium eſt locus, cui ſubſtantia ſentiens adeſt, & in quem ſenſibiles rerum ſpecies per nervos & cerebrum deferuntur, ut ibi praeſentes a praeſente ſentiri poſſint? Atque annon ex Phaenomenis conſtat, eſſe Ens incorporeum, vivens, intelligens, omnipraeſens; qui in ſpatio infinito, tanquam ſenſorio ſuo, RES IPSAS intime cernat, penituſque perſpiciat, totasque intra ſe praeſens praeſentes complectatur; quarum quidem rerum, id quod in nobis ſentit & cogitat, imagines tantum ad ſe per organa ſenſuum delatas, in ſenſoriolo ſuo percipit & contuetur.

deren Kräfte von dem Menſchen nicht gewirket, ſondern nur zuſammengefüget, und mit einander gehörig verbunden werden. Es hat aber hiemit in Anſehung GOttes eine ganz andere Bewandniß. Er verknüpft nicht allein die Dinge und ordnet ſolche künſtlich zuſammen; ſondern er iſt auch der Urheber und ein beſtändiger Erhalter der anfänglichen und allererſten Bewegungskräfte. Wenn man dannenhero lehret, daß nichts ohne ſeine Regierung und beſondere Aufſicht geſchehe: ſo gereichet ſolches nicht zur Verkleinerung ſeiner Werke; ſondern vielmehr zur Verherrlichung ſeines erwieſenen Kunſtſtückes. Der Begriff derer, die da behaupten, daß die Welt eine groſe Machine ſey, die ſich, nach Art einer ohne Beyhülfe ihres Künſtlers fortgehenden Uhr; ohne beſondere Beytretung GOttes, in ihrer Bewegung erhalte: dieſer Begriff, ſage ich, führet den Materialismum, und das blinde Verhängniß ein. Unter dem Vorwand, daß man dadurch GOtt (b) zu einer über die Welt geſezten und erhabenen Intelligenz (intelligentia ſupra mundana) machen will; ſondert man die Vorſehung und Regierung GOttes von der Welt ab. Ja um eben der Urſache willen, welche ſich ein Weltweiſer einbilden kan, als wenn, nach der Schöpfung, alles in der Welt geſchähe; ohne daß eine beſondere Mitwirkung GOtes daran mit Theil nähme: um eben der Urſache willen, würde es einem Zweifler oder Sceptiker nicht ſchwer fallen, ſeine Schlüſſe ſo weit zu treiben, und dabey zum Grunde zu ſetzen, daß überhaupt die Dinge, ohne eine vorhergehende wahre Schöpfung oder Kraft eines allgemeinen Urhebers der Welt; blos vermöge der von einigen Klüglingen ſo genannten allweiſen und ewigen Natur, ſich von aller Ewigkeit her alſo zugetragen haben, wie ſie ſich noch jetzo ereignen. Wenn ein König ein Königreich hätte, darinnen alles ohne ſeine Veranſtaltung und Regierung geſchähe; ſo würde dieſes nur ein Königreich dem Nahmen nach, auf Seiten des Königes, ſeyn: und er würde in der That den Titul eines Königes oder Regenten, im geringſten nicht verdienen. Und gleich wie man von denen, die da vorgeben, daß alles in einem weltlichen Reiche, auch ohne kluge Anordnung eines Königes, vollkommen wohl beſtehen könte; mit gutem Grunde muthmaſet, daß es ihnen eben nicht allzuwider ſeyn möchte, wenn ſie des Königes gar überhoben ſeyn ſollten: eben ſo mag man auch urtheilen, daß diejenigen, ſo die Fortdaurung der ganzen Welt, ohne ſtete Unterſtützung und Beyhülfe GOttes behaupten wollen, eine ſolche Lehre vortragen, welche GOtt in der That gänzlich von der Welt ausſchlieſet.

(b) Beſiehe den Anhang N. 2.

Die

Die andere Schrift
Des
Herrn von Leibnitz.
Oder
Beantwortung des erſten Engliſchen Schreibens.

Man hat Urſache, in dem Ihro Hoheit der Prinzeſſin von Wallis überreichten Schreiben, welches von Deroſelben zu erhalten die hohe Gnade gehabt, zu melden, daß, nächſt den laſterhaften Gemütsneigungen der Menſchen, die Lehren der Materialiſten zur Unterhaltung der Gottloſigkeit einen groſen Beytrag thäten. Allein ich glaube nicht, daß man mit Recht beyfügen kan, als wenn die Mathematiſchen Grundſätze der Weltweisheit, den Materialiſten entgegen geſezt wären; da ſie vielmehr unter ſich einerley ſind: ausgenommen, daß die **Materialiſten**, nach dem Exempel des **Democritus**, des **Epikurs** und des **Hobbes**, bey den Lehren der Mathematik ſtehen bleiben, und nichts als Körper annehmen; dahingegen die Mathematiker unter den Chriſten, auſer den Körpern, noch unmaterielle Subſtanzen verthaidigen. Solchergeſtalt muß man nicht ſowohl die Mathematiſchen Grundſäze, wenn

wenn ſolche in dem gewöhnlichen Verſtande genommen werden, als vielmehr die Grundſätze der Metaphyſik, den Lehrpunkten der Materialiſten entgegen ſtellen. **Pythagoras**, **Plato** und zum Theil **Ariſtoteles** haben hiervon ſchon einige Erkänntniß gehabt: ich halte aber davor, daß ich dieſes zuſammen in meiner Theodicée, wiewohl auf eine gemeine und begreifliche Art, unumſtößlich befeſtiget habe. Der Hauptgrund der Mathematik iſt der Grundſatz des Widerſpruchs, oder der Identität: das iſt, daß ein Satz zu gleicher Zeit nicht kan wahr und falſch ſeyn; und daß, wenn A iſt A, es unmöglich iſt, daß A zu gleicher Zeit nicht A ſeyn ſolte. Dieſer einzige Satz iſt zum Beweis der Arithmetik und Geometrie; das iſt, der ganzen Mathematik zulänglich. Wenn man aber von dieſer zur Naturkündigung übergehet; ſo hat man noch eines andern Hauptſatzes vonnöthen: wie ich ſolches in meiner Theodicée angemerket. Derſelbe beruhet auf dem Grundſatze der Ubereinſtimmung, oder des zureichenden Grundes; und laufet dahinaus: daß ſich nirgends nichts zutrage, wovon man nicht einen gehörigen Grund geben könne, warum die Sache vielmehr ſo und nicht anders geſchehe. **Archimedes**, da er von der Mathematik zur Phyſik ſchreiten wolte, bringt daher in ſeinem Buche de Æquilibrio einen beſondern Fall aus dem Principio convenientiae bey. Er nimmt es als ausgemacht

gemacht an, daß, wenn man an einer Wage, (a) wo alles auf beyden Theilen einander gleich iſt, bey den beyden Armen gleiche Gewichter anhängt, alles im Ruheſtand verbleibe: weil nämlich kein zureichender Grund kan gefunden werden, warum der eine Balken weiter herunter weichen ſolte, als der andere. Durch dieſen einigen Satz, daß überall ein gewiſſer zureichender Grund ſeyn müſſe, warum die Sachen vielmehr ſo und nicht anders ſeyn können, wird die Gottheit, und das übrige alles von der natürlichen Religion oder Metaphyſik erwieſen: und auf gewiſſe Art beſtätiget man auch dadurch die erſten Grundſätze der Naturkündigung, in ſo weit ſie ſich auf die Mathematik nicht ſtützen; als wohin die (b) Dynamik, oder die Lehre von den Kräften der Bewegung gehöret.

2. Der Herr Autor fähret fort, und berühret, daß nach des Herrn **Neutons** Mathematiſchen Grundſätzen der Weltweisheit, oder vielmehr nur nach deſſen Philoſophie (denn die Sätze der Mathematik können in unſerer vorhabenden Strittigkeit keinen Ausſchlag geben,) die Materie der allergeringſte Theil des allgemeinen Weltgebäudes ſey: weil er nämlich auſer der Materie einen leeren Raum ſetzet; wovon jene nur einen ſehr geringen Theil einnehmen ſoll. **Democritus** aber und **Epikur**

(a) Siehe den Anhang N. 3.

(b) Sehet den Anhang N. 2.

haben eben dieſes zu behaupten geſucht: ausgenommen, daß ſie von dem Herrn **Newton** in Anſehung der Quantität der Materie hierinnen abgehen; und daß vielleicht nach ihrer Meynung mehr Materie in der Welt ſey, als nach des Herrn **Newtons** ſeinen Lehrſätzen. Ich meines Orts bin der Gedanken, daß ſie hierinnen für ihm noch einen Vorzug verdienen. Denn je mehr Materie in der Welt iſt; je mehr hat GOtt Gelegenheit ſeine Weisheit und Macht ſichtbar zu machen: und dieſes iſt unter andern die Urſache, warum ich nirgends keinen leeren Raum zugebe.

3. In dem Anhange zu des Herrn **Newtons** Optik findet man mit ausdrücklichen Worten, (c) daß der Weltraum das Senſorium von GOtt ſeyn ſoll. Nun aber hat man unter dem Worte *Senſorium* allezeit das Organum Senſationis, oder die Glieder der Empfindlichkeit verſtanden. Daß Herr **Newton** und ſeine guten Freunde ſich anitzo ganz anders hierüber erklären, iſt ihnen vergönnet; wie es mir dann nicht zuwider iſt.

4. Man ſetzet zum Grunde: zu der Empfindung deſſen, ſo in dem Gehirne vorgehet, ſey die Gegenwart der Seele hinlänglich genug. Dieſes aber iſt eben das, was der P. **Malebranche** und alle **Carteſianer** läug-

---

(c) Sehet die Anmerkung, welche Dr. Clarke dem §. 3. ſeiner erſten Antwort beygefüget.

nen: worzu ſie auch Urſache haben. Daß eine Sache diejenige Veränderung, ſo in der andern ſich ereignet, vorzuſtellen und abzuſchildern geſchickt ſey; darzu iſt alleine die Gegenwart nicht zureichend. Es iſt hierbey eine Communication, oder ein gewiſſer Einfluß vonnöthen: darbey man erklären muß, wie eines in das andere wirken könne. Der Weltraum iſt nach dem Herrn **Neuton** dem Körper, den er in ſich begreift, und nach welchem er kan abgemeſſen werden, innerlich zugegen: Folget es aber dieſerwegen, daß der Raum dasjenige, was in dem Körper ſich zuträgt, vermerke und empfinde; und daß er ſich deſſen erinnere, wenn der Körper aus ſeinem Raume heraus gewichen iſt? Zugeſchweigen daß die Seele untheilbar iſt: ſo würde ihre unmittelbare Gegenwart, welche man ſich in dem Körper einbilden kan, nur in einem Punkte ſeyn. Wie würde ſie nun dasjenige wahrnehmen können, was auſer dieſem Punkte vorginge? Ich glaube, ich habe hier (d) zuerſt gezeiget, auf was Art die Seele das, was in dem Körper vorgehet, empfinden könne.

5. Die Urſache, warum GOtt alles wahrnimmt, iſt nicht allein in ſeiner Gegenwart; ſondern auch in ſeiner Wirkung zu ſuchen. Er erhält nämlich die Dinge durch eine wirkliche Thätigkeit; welche allezeit dasjenige hervor-

---

(d) Sehet den Anhang N. 5.

bringet, was in ihnen gutes und vollkommenes angetroffen wird. Weil aber weder die Seelen (c) in die Körper; noch dieſe in jene einen unmittelbaren Einfluß haben: ſo kan ihre beyderſeitige Übereinſtimmung durch die Gegenwart nicht erkläret werden.

6. Die wahrhafte Urſache, warum eine Machine hauptſächlich lobenswürdig iſt, wird viel mehr von der Wirkung der Machine ſelbſt, als von ihrem Urheber hergenommen. Man bekümmert ſich nicht ſo ſehr um das Vermögen und um die Macht des Mechanikers; als um ſeine Kunſt. Alſo iſt die Urſache nicht zulänglich, welche man anführet: daß die Machine GOttes um deßwillen ruhmwürdig ſey, weil er ſelbige ganz allein gemacht hat; ohne daß er die Materie von auſen hierzu entlehnet hätte. Dieſes iſt eine kleine Ausflucht, zu deren Ergreifung man ſich genöthiget geſehen. Die Urſache, welche GOtt einen Vorzug für einem andern Mechaniker ertheilet, iſt nicht eben dieſe, weil Er alles macht; an ſtatt daß ein Künſtler ſeine Materie erſt ſuchen muß; denn ſolchergeſtalt käme ſein Vorrecht nur von ſeiner Macht und Gewalt her. Die Hoheit, wodurch GOtt von einem Mechaniker unterſchieden wird, hat vielmehr einen ganz anderen Grund, den man in der Weisheit ſuchen muß; vermöge welcher ſeine Machine viel länger dau-

---

(c) Siehe den Anhang No. 5.

ret und weit richtiger gehet; als diejenige, ſo von einem andern Künſtler, er ſey wer er wolle, verfertiget wird. Der eine Uhr kauft, bekümmert ſich darum nicht, ob der Künſtler ſie ganz gemacht, oder ob er die Stücke von andern ausarbeiten laſſen, und ſolche nur geſchickt zuſammen geſezt habe: genug, daß ſie ihm gehet, wie ſie gehen ſoll. Und geſezt, es hätte auch GOtt dem Menſchen die Gabe, die Materie zu den Rädern ſelbſt zu erſchaffen, mitgetheilet; ſo würde man wenig zufrieden ſeyn, wenn er nicht auch zugleich das Vermögen, ſolche geſchickt zuſammen zu fügen, bekommen hätte. Auf eben dieſe Art würde man über den Werken GOttes ein ſchlechtes Vergnügen empfinden; wenn man keinen andern als den bereits angeführten Grund beybringen könte.

7. Bey GOtt muß die Ausübung der Kunſt nicht geringer ſeyn, als die Geſchicklichkeit eines Künſtlers: vielmehr muß jene einen unendlichen Vorzug für dieſer haben. Blos alleine die Hervorbringung aller Dinge würde zwar ein Beweis ſeiner Macht, nicht aber auch ein Argument ſeiner Weisheit ſeyn. Die das Widerſpiel behaupten wollen, werden in eben den Fehler gerathen, worinnen die **Materialiſten** und **Spinoſiſten** ſtecken: ohngeachtet ſie vorgeben, daß ſie hiervon ſehr weit entfernet wären. Sie würden in dem Urſprung aller Dinge zwar die Macht, nicht aber die Weisheit zur Gnüge erkennen.

8. Ich behaupte nicht, als wenn die körperliche Welt einer Machine oder Uhr gleich ſey; welche ohne darzwiſchen kommende Mitwirkung GOttes fortlieſe. Ich dringe vielmehr in meinen Lehrſätzen darauf, daß die Creaturen ſeines ſtetigen Einfluſſes vonnöthen haben. Nur aber das ſoll man mir einräumen, daß ſie eine ſolche Machine ſey, die in ihrer Bewegung keiner Verbeſſerung bedürftig iſt: immaſen man ſonſten ſagen müßte, als wenn GOtt ſich in ſeinem Sinne und gefaßten Vorhaben änderte. GOtt hat alles vorher geſehen, und hat ſchon lange im voraus für alles geſorget. In ſeinen Werken iſt eine Ubereinſtimmung und eine ſolche Schönheit, welche vor ihrem Anfange gegründet und feſtgeſtellet worden.

9. Dieſe Gedanken ſchlieſen die Vorſehung und Regierung GOttes nicht aus: ſie ſtellen ſie vielmehr in ihrer vollkommenen Gröſe vor. Eine wahrhafte Vorſorge in GOtt erfordert eine vollkommene Vorſehung. Um ſo viel mehr iſt es denn alſo nothwendig, daß er alles nicht allein vorher erkannt; ſondern daß er auch alle Dinge durch gewiſſe ſchon vorher beſtimmte und bequeme Mittel beſorget habe. Widrigenfalls wird es GOtt entweder an Weisheit, ſolches vorherzuſehen; oder an Macht und Kraft, ſolches wirklich zu beſorgen, ermangeln. Er wird einem Socinianiſchen GOtt gleich ſeyn, der nur von einem Tag auf den an-

andern lebet, wie Mr. Jurieu ſagte. Nach der Socinianiſchen Meynung, mangelt es GOtt an zulänglicher Vorherſicht der üblen Folgerungen: hingegen nach dem Gutachten dieſer Herren, welche ihm die Verbeſſerung ſeiner Werke aufbürden, gehet ihm das Vermögen ab, den Unrichtigkeiten, die ſich künftig darinnen ereignen könten, mit Nachdruck vorzubeugen. Es ſcheinet aber, daß auch dieſes ein groſer Mangel ſey: es würde ihm entweder an genugſamer Macht, oder an gutem Willen gebrechen.

10. Ich glaube nicht, daß man mit Grund an mir tadeln könne, daß ich behauptet, GOtt ſey eine über die Welt erhabene Intelligenz. (Intelligentia ſupra mundana.) (f) Wollen ſie ihn dann eine Intelligenz der Welt (Intelligentiam Mundanam,) das iſt, die Seele der Welt nennen? Ich hoffe, daß dieſes ihre Meynung nicht ſey. Unterdeſſen wär es wohl rathſam, man nähme ſich in acht; damit man nicht irgend unvermutet darein verfalle.

11. Die Vergleichung mit einem Könige, welcher ſich ſeinen Reichsgeſchäften durchaus entzöge, läßt ſich hier nicht anbringen; weil die Dinge von der ſteten Erhaltung GOttes nicht abgeſondert werden, und ohne ihn nicht beſtehen können: daher dann ſein Königreich keines dem bloſen Nahmen nach ſeyn mag. Hiermit hat es eben die Bewandniß, als wenn man

---

(f) Sehet den Anhang No. 5.

den Fall ſetze, daß ein König ſeine Unterthanen von Anfange her ſo wohl erziehen lies, und ſie, durch eine für ihren Unterhalt genommene Sorgfalt, bey ihrer Fähigkeit und Geſchicklichkeit zu ihren Verrichtungen, und in ihrer Liebe gegen ihn dergeſtalt erhielte; daß er nicht nöthig würde haben, ſie zu ändern: Was wolte man von einem ſolchen urtheilen? Solte ein ſolcher denn nur ein König dem Nahmen nach ſeyn?

12. Zum Beſchluſſe will ich noch dieſes hinzu fügen: daß, wenn GOtt vonnöthen hat, eine Verbeſſerung unter den natürlichen Dingen von Zeit zu Zeit vorzunehmen; daß ſolches entweder übernatürlich oder natürlich zugehen müſſe. Geſchiehet es nun übernatürlicher Weiſe; ſo muß man die **wunderthuende** Kraft (g) GOttes, bey Erklärung der natürlichen Dinge zu Hülfe nehmen: welches aber in der That den angenommenen Satz auf einen unläugbaren Widerſpruch zurück treibet. Denn wenn man die Wunderwerke annimmt; ſo kan man ohne Mühe von allen Dingen Urſachen angeben. Geſchiehet es aber natürlicher Weiſe; ſo iſt GOtt nicht ferner eine von der Welt geſonderte Intelligenz: (h) (intelligentia ſupra mundana) Er würde unter der Natur der Dinge mit begriffen, das iſt, die Seele der Welt ſeyn.

Die

(g) Sehet den Anhang No. 6.

(h) Sehet den Anhang No. 1.

Die zweyte Antwort

Des

Herrn Clarke.

I.

Wann ich geſagt habe, daß die Mathematiſchen Grundſätze der Weltweisheit den Lehren der Materialiſten zuwider laufen; ſo habe ich ſo viel damit ſagen wollen. An ſtatt daß die Materialiſten zum Grunde ſetzen, daß der Weltbau allein durch die Principia der Mechanik; als der Materie, der Bewegung, der unumgänglichen Nothwendigkeit und des blinden Verhängniſſes hervor gebracht worden: ſo geben hingegen die Mathematiſchen Principia der Weltweisheit zu erkennen, daß die Beſtimmung des Ortes für die Dinge; als die Lage der Sonne und der Planeten, nur durch die Kraft eines mit Verſtande und Freyheit begabten Urhebers, habe entſtehen können. Was das Wort Mathematik oder Metaphyſik anbetrifft; ſo kan man nach Belieben die Mathematiſchen Grundſätze Metaphyſiſch nennen: nach dem die Metaphyſiſchen Folgerungen, auf eine unumſtößliche Weiſe, aus den Lehrſätzen der Mathematik können geleitet werden. Es iſt zwar nichts wirklich vorhanden, was nicht ſeinen zulänglichen

lichen Grund hat. Auch kan nichts, welches mehr auf eine gewiſſe Art, als auf eine andere wirklich zugegen iſt, entſtehen; wenn nicht eine hierzu hinreichende Urſache vorhanden wäre. Folglich kan auch keine Wirkung ſich hervor thun, wo nicht eine vorhergehende wirkende Urſache ſolche veranlaſſete. Allein dieſer zulängliche Grund darf öfters nirgends anders als in dem bloſen Willen GOttes geſucht werden. Man frage z. E. warum ein gewiſſer Theil oder ein Syſtema der Materie eben an dieſem, und ein anderes wieder an einem anderen verſchiedenen Orte ſey erſchaffen worden? Es verhält ſich ein jeder Ort gegen die Materie gleichgültig: und alſo würde es in der That auf der andern Seite vollkommen einerley geweſen ſeyn; in ſo weit ich voraus ſetze, daß zwey Theile der Materie einander gleich ſind. Wenn man nun dieſes auf die Art in Betrachtung ziehet; ſo kan man nicht die geringſte andere Urſache beybringen, als den Willen GOttes. Geſezt aber, dieſer Wille (a) könte ohne gewiſſe vorhergehende Bewegungsgründe eben ſo wenig wirken, als eine Wage ſich ohne Gewichte, welche den Ausſchlag verurſachen, zu bewegen vermag; ſo würde GOtt auf ſolche Art keine Freyheit in ſeiner Wahl gehabt haben: wodurch man in der That das blinde Verhängniß einführen würde.

(a) Sehet den Anhang No. 4.

2. Viele der alten Griechiſchen Weltweiſen; die ihre Philoſophie von den **Phönicern** erborget; deren Lehre durch den **Epikur** verderbt worden; nahmen überhaupt die Materie und den leeren Raum an. Sie wußten ſich aber dieſer ihrer Lehrſätze nicht recht zu bedienen; wenn ſie die vorfallende Begebenheiten in der Natur, vermittelſt der Mathematik, erklären ſolten. Es mag ſo wenig Materie ſeyn als nur immer wolle; ſo mangelt es GOtt nicht an Geſchöpfen, woran er ſeine Weisheit und Macht beſtätigen kan. Auſer der Materie giebt es wohl noch andere Dinge, welche eben ſo wohl Geſchöpfe ſind: an denen er ſeine kräftige und weiſe Regierung zu verherrlichen vermögend iſt. Man würde ſonſt aus eben dieſem Grunde beſtärken können, daß die Menſchen; oder eine andere Art von Creaturen, an der Zahl unendlich ſeyn müßten: damit es GOtt an Unterthanen nicht ermangelte, an welchen er von ſeinem allwirkenden Vermögen, und von ſeiner Weisheit einen Beweisthum geben könte.

3. Das Wort *Senſorium* bedeutet nicht eigentlich das Organum oder das Glied; ſondern den Ort der Empfindlichkeit. Das Auge, das Ohr ꝛc. ſind Glieder; aber ſie ſind nicht Senſoria. Uber dieſes ſagt wohl der Ritter **Newton** (b) nicht, daß der Welt-

---

(b) Sehet die Anmerkung bey dem §. 3. meiner erſten Antwort.

raum ein wirkliches Senſorium; ſondern daß er einem Senſorio ähnlich ſey.

4. Man hat niemahls zum Grunde geſezt; daß die bloſe Gegenwart der Seele zu der Empfindung hinreiche: man hat nur beygebracht, daß dieſe Gegenwart erfodert werde, damit die Seele die Empfindung haben könne. Wenn die Seele den Bildern derer Dinge, welche empfunden werden, nicht zugegen wäre; ſo würde ſie dieſelben nicht empfinden können: Ihre Gegenwart aber iſt nicht zureichend; wo ſie nicht auch eine mit Leben begabte Subſtanz wäre. Die unbeſeelten Subſtanzen, ob ſie ſchon zugegen ſind, haben dennoch von nichts keine Empfindung. Und eine belebte Subſtanz iſt nur an dem Orte, wo ſie zugegen iſt, zur Empfindung aufgelegt: es ſey nun, daß ſie den Sachen ſelbſt, wie der allgegenwärtige GOtt dem ganzen Weltgebäude; oder daß ſie nur den Bildern von den Dingen zugegen iſt: wie die menſchliche Seele in ihrem Senſorio ihnen gegenwärtig zu ſeyn pfleget. Es iſt unmöglich, daß eine Sache an einem Orte, wo ſie nicht zugegen iſt, wirke; oder daß etwas anders in ſie wirken könne: ſo wenig als es möglich iſt, daß ſie an einem Ort ſeyn könne, wo ſie nicht iſt. Ob ſchon die Seele untheilbar iſt; ſo folget hieraus noch nicht, daß ſie nur in einem einzigen Punkte zugegen ſey. So wohl der endliche als unendliche Raum iſt ſchlechterdings untheilbar; auch ſo gar in den

Gedanken ſelbſt. Denn man kan ſich nicht einbilden, wie ſeine Theile ſich von einander abſondern möchten; wo man ſich nicht auch zugleich einbilden müßte, daß ſie, ſo zu reden, (c) auseinander gingen: und nichts deſtoweniger iſt der Weltraum kein einzeler Punkt.

5. GOtt empfindet die Dinge nicht blos wegen ſeiner Gegenwart und weil er in alles wirket; ſondern weil er bey ſeiner Allgegenwart ein mit Leben und Verſtande begabtes Weſen iſt. Und eben dieſes muß man der Seele in ihrem kleinen Bezirk zueignen. Sie hat ebenfals dieſe Eigenſchaft, nicht ſo wohl allein wegen ihrer Gegenwart: ſondern weil ſie eine belebte Subſtanz iſt; die Bilder, denen ſie zugegen iſt, empfindet; und, ohne ihnen gegenwärtig zu ſeyn, keine Empfindung von denſelben haben kan.

6. und 7. Es iſt allerdings wahr, daß der Vorzug und die Vortrefflichkeit der Werke GOttes nicht allein in dem Beweisthum ſeiner Macht; ſondern auch in der Offenbarung ſeiner Weisheit beſtehe. GOtt giebt aber ſeine Weisheit durch eine der Natur mitgetheilte Kraft; vermöge welcher ſie ſich ohne ihn zu bewegen fähig wäre, nach der Art eines Uhrmachers,

---

(c) Wie die Ordnung der Theile der Zeit; alſo iſt die Ordnung der Theile des Weltraumes unveränderlich. Solten ſich dieſe von ihrer Stelle bewegen; ſo werden ſie ſich, ſo zu reden, von ſich ſelbſt weg bewegen. Newton. Princ. Schol. ad Def. 8.

chers, nicht zu erkennen. Dieſes iſt ohnmöglich: weil keine Kräfte in der Natur ſind, welche von aller Mitwirkung GOttes dergeſtalt frey wären; und die, wie die Kräfte der Gewichte und Federn, ohne Beytrag des Künſtlers, beſtehen könten. Daher beruhet die Weisheit GOttes darauf, daß er von Anfang her ſich einen vollkommenen und unmangelhaften Abriß von ſeinen Werken gemacht hat: welche hernach, auf eine dieſem Entwurf gemäſe Art, den Anfang genommen; und kraft der ununterbrochenen Ausübung ſeiner Macht und ſeiner Regierung, allezeit fortdauren.

8. Das Wort **Verbeſſerung** oder **Veränderung**, muß nicht von GOtt verſtanden und gebraucht werden: es beziehet ſich ſolches nur auf uns ſelbſt. Zum Exempel: Der gegenwärtige Zuſtand des Syſtematis Solaris wird, nach den voritzo feſtgeſtellten Bewegungsgeſetzen, zu ſeiner Zeit in Verwirrung (d) gerathen; und nachhero vielleicht, wieder aufgebauet und in eine neue Geſtalt verſetzet werden. Allein dieſe Veränderung iſt nur beziehungsweiſe, und in Abſicht auf den Begriff, nach welchem wir uns die Dinge vorſtellen, eine Veränderung. Der gegenwärtige Zuſtand der Welt; die Unordnung, worein ſie gerathen wird; und die hierauf erfolgende Erneuerung, ſind in dem Abriß, den GOtt ge-

---

(d) Sehet die Anmerkung bey der erſten Schrift des Herrn von Leibnitz.

gemacht hat, auf gleiche Weiſe begriffen geweſen. Es iſt mit der Erbauung der Welt eben ſo, als wie mit der Zuſammenfügung des menſchlichen Körpers beſchaffen. Darinnen äuſert ſich nicht die Weisheit GOttes, daß er ſie ewig; ſondern daß er ſie auf eine ſo lange Zeit daurend machet, als er es für gut befindet.

9. Die Weisheit und (e) Vorherſehung GOttes beſtehet nicht darinnen: daß er die Mittel in voraus zubereitet, welche, die Unordnung der Natur zu heben, vor ſich ſelbſt, geſchickt wären. Denn wenn man eigentlich reden ſoll; ſo geſchiehet in Betrachtung GOttes keine Unordnung in der Welt: und folglich giebt es keine Mittel, auch keine natürliche Kräfte, welche (f) vor ſich ſelbſt wirken konten: wie die Gewichter und Federn, in Betrachtung der Menſchen, vor ſich ſelbſt ihre Wirkung thun. Aber die Weisheit und Vorherſehung GOttes beſtehet, wie oben gemeldet worden, darinnen: daß er von Anfange her einen Entwurf abgefaſſet, welchen ſeine Allmacht auf allezeit ins Werk zu richten pfleget.

10. GOtt iſt weder eine Intelligenz von der Welt; noch eine Intelligenz über der Welt (ne-

---

(e) Sehet meinen Diſcurs über die Exiſtenz GOttes, die natürliche Religion ꝛc. Part. I. pag. 106. 4. Edit.

(f) Sehet den Anhang No. 2.

(neque mundana, neque ſupramundana); (g) ſondern eine ſolche, welche überall, in, und auſer der Welt iſt. Er iſt in allen, durch alles, und über alles.

11. Wenn man ſpricht, daß GOtt die Dinge erhält, und wofern man hierdurch ſo viel verſtehet: daß er allerdings in ſie wirke, und daß er ſie regiere; durch die Erhaltung und Verlängerung ihres Weſens, ihrer Kräfte, ihrer Ordnung, ihres Zuſammenhangs und ihrer Bewegung: ſo iſt es eben dieſes, was ich behaupte. Wenn man aber nur ſchlechterdings ſagen will: daß GOtt bey Erhaltung der Dinge einem Könige gleich ſey, welcher ſolche Unterthanen erſchaffte, die geſchickt wären, vor ſich gut genug zu wirken; ohne daß Er an dem, was unter ihnen vorginge, durch ſeine Beytretung und Veranſtaltung mit Theil nähme: wenn man dieſes, ſage ich, hierunter verſtehen will; ſo wird zwar GOtt in der That ein Schöpfer ſeyn, aber nur den Titul eines Regenten haben.

12. Der Schluß, den man hier findet, ſetzet zum Grunde, daß alles, was GOtt thut, entweder natürlich oder Wunderthätig ſey: und zielt folglich zur völligen Abſonderung und Ausſchlieſung GOttes von der wirklichen Regierung der Welt, ab. Es iſt aber gewiß, daß das **Natürliche** und das **Ubernatürliche**

(g) Sehet den Anhang N. 1.

in Betrachtung auf GOtt gar nicht von einander unterſchieden ſeyen: Dieſes ſind nur unterſchiedene Vorſtellungen, die wir, nach dem Maas unſeres Begriffes, uns zu machen pflegen. Wenn der Sonne oder der Erde eine ordentliche und zuſammenhängende Bewegung gegeben wird; ſo nennen wir ſolches Natürlich. Wann aber dieſe Bewegung auf einen Tag gehemmet wird; ſo iſt ſolches, nach unſerm Begriff und nach unſerer Vorſtellung, eine Ubernatürliche Sache. Jedoch das lezte von dieſen beyden iſt nicht etwan eine Wirkung von einer weit höhern Macht als das erſtere: und wenn man es in GOTT betrachtet, ſo iſt das Natürliche oder Ubernatürliche einerley. Ob GOtt ſchon in der ganzen Welt gegenwärtig iſt; ſo folget doch noch nicht, daß er die Seele der Welt (h) ſey. Die menſchliche

---

(h) GOtt regieret alles, nicht als eine Seele der Welt; ſondern als ein HErr der Welt. Das Wort GOtt iſt ein Ausdruck, der ein Verhältniß in ſich faſſet. Dem Verſtande nach beziehet er ſich auf gewiſſe Unterthanen, ſo ihm zu Gebothe ſtehen müſſen. Die Gottheit GOttes iſt ſeine Herrſchaft: welche aber nicht mit derjenigen, ſo die Seele über ihren eigenen Leib ausübet; wohl aber mit der Gewalt, ſo einem Herrn über ſeine Diener zukommt, eine Aehnlichkeit hat. Alles beſtehet und bewegt ſich in GOtt: aber ohne einige gemeinſame Leidenſchaft. GOtt wird von der Bewegung der Körper auf keinerley Weiſe gerühret: und die Bewegung der Körper wird auch von der

Seele iſt ein Theil eines Ganzen, davon der Leib der andere Theil iſt: und dieſe beyden Theile wirken wechſelsweiſe in einander; eben weil ſie Theile eines Ganzen ſind. GOtt aber iſt nicht in der Welt als ein Theil der Welt; ſondern als ein Beherrſcher derſelben. Er wirket in alles, und nichts wirket in ihn. Er iſt von keinem unter uns nicht entfernet; denn in ihm haben wir nebſt allen Dingen, ſo da wirklich ſind, unſer Leben, unſere Bewegung und unſer Weſen.

Die

Gegenwart GOttes nicht unterbrochen. GOtt hat weder einen Leib; noch eine körperliche Geſtalt: daher man ihn denn weder ſehen, noch hören noch berühren kan; und folglich unter keiner körperlichen Abbildung verehren und anbeten ſoll. Wir haben zwar einige Begriffe von ſeinen hohen Eigenſchaften: die Subſtanzen der Dinge aber ſind uns, ohne einige Ausnahme, gänzlich verborgen. Wir können die Subſtanzen der Körper weder durch einen von unſern Sinnen; noch durch das Nachdenken unſers Verſtandes, erreichen. Die Subſtanz GOttes iſt uns weit unbekannter. Wir erkennen ihn nur durch gewiſſe Eigenſchaften; durch die weiſeſten und beſten Strukturen der Dinge; und durch die lezten Endurſachen. Wir verehren ihn, und erweiſen ihm unſern Dienſt; nur wegen ſeiner Herrſchaft. Denn ein Gott ohne Herrſchaft; ohne Vorſehung; und ohne zu einer gewiſſen Abſicht zielende Urſachen, iſt nichts anders als das blinde Schickſal, und die Natur. **Newtons** Principia, *Schol.* generale, ſub finem.

Die dritte Schrift Des Herrn von Leibnitz. Oder Antwort auf das zweyte Engliſche Schreiben.

Nach der gewöhnlichen Art zu reden, ſind die Mathematiſchen Grundſätze diejenigen, welche in Matheſi pura, als in Zahlen, Figuren, Arithmetik, und Geometrie, beſtehen. Aber die Grundlehren der Metaphyſik gehen mit allgemeinen Begriffen von den Dingen: nämlich mit den wirkenden Urſachen, und den Wirkungen ſelbſt, um.

Man räumet mir dieſen wichtigen Hauptſatz ein: daß nichts entſtehe, ohne daß eine zulängliche Urſache ſey, warum die Dinge vielmehr ſo, und nicht anders ſind. Man giebt mir ihn zwar den Worten nach zu: dem Verſtande nach aber läugnet man ihn. Dieſes iſt ein Zeichen, daß man den völligen Nachdruck deſſelben nicht gefaßt habe. Zum Behuf deſſen bedienet man ſich einer Inſtanz, welche in einem von meinen Beweisthümern, wider den ſpatium abſolutum reale, gerade hinein lauſet: als das ein Abgott einiger von den heutigen Engelländern iſt. Ich nenne es nicht in theologiſchem, ſondern in philoſophiſchem Verſtande einen Abgott; und zwar nach der Art, wie der Kanzler BACO ſonſten zu ſagen pflegte: daß es Idola Tribus, Idola Specus gäbe.

3. Dieſe Herren behaupten darin, daß der Weltraum ein vor ſich beſtehendes reelles Ding ſey: hierdurch verfallen ſie aber in ſehr groſe Schwierigkeiten. Denn es ſcheinet, daß dieſes Weſen ewig und unendlich ſeyn müſſe. Daher giebt es einige, welche geglaubet haben, daß der Weltraum GOtt ſelbſten; oder eine von ſeinen Eigenſchaften, nämlich die Unermeßlichkeit wäre. Gleichwie er aber Theile hat; ſo iſt er etwas, welches GOtt nicht zukommen kan.

4. Was mich anbetrifft; ſo habe ich mehr als einmahl zu erkennen gegeben, daß ich den Raum, eben ſo wie die Zeit, für ein Ding, das ein bloſes Verhältniß ausdrucket, erklärte; und daß er nämlich ordo coexiſtentiarum ſey, gleichwie die Zeit ordo ſucceſſionum iſt. Dieſer Raum, wenn man ihn in ſeiner bloſen Möglichkeit betrachtet; ſo bedeutet er eine Ordnung der Dinge, welche zu gleicher Zeit wirklich exiſtiren, in ſo weit ſie ſämmtlich zugegen ſind; ohne daß man unterſucht, auf was Art und Weiſe ſie zugegen ſeyn können. Und wenn

man viele Dinge zuſammen auf einmahl ſiehet; ſo nimmt man dieſe Ordnung der Dinge unter ihnen wahr.

5. Ich habe verſchiedene unſtreitige Gründe, womit man die widerlegen kan, welche ſich einbilden, als wenn der Raum eine Subſtanz, oder zum wenigſten ein vor ſich beſtehendes Ding ſey. Ich will mich aber nur voritzo eines Beweisthums bedienen; worzu man mir hier ſelbſt Gelegenheit giebt. Demnach ſage ich, daß, wenn der Raum ein vor ſich beſtehendes Ding wäre; ſo würde ſich etwas zutragen, (a) wovon man unmöglich eine zulängliche Urſache geben könte: welches dann wider unſer Axioma ſtritte. Mein Beweis iſt dieſer: Der Raum iſt etwas, ſo da ſchlechterdings gleichförmig iſt: und, auſer den darinnen befindlichen Dingen, iſt ein Punkt des Raumes von einem andern Punkte deſſelben, ſchlechterdings in nichts unterſchieden. Wann wir nun noch zugleich zum voraus ſetzen, daß der Raum, auſer der unter den Körpern befindlichen Ordnung, etwas beſonders vor ſich wäre; ſo würde hieraus folgen, daß man ohnmöglich einen Grund finden könte, warum GOtt, der auch die Lage, ſo die Körper unter ſich haben, unterhält: warum, ſage ich, GOtt die Körper ſo und nicht anders in den Raum geſetzet habe; und warum nicht alles, z. E. durch eine Verwechſelung des

---

(b) Sehet den Anhang N. 4.

Anfangs der Sonnen mit ihrem Niedergange, verkehrt ſey geordnet worden. Wann aber der Raum nichts anders als dieſe Ordnung oder Relation iſt, und auſer den Körpern im geringſten nichts gefunden wird, als die Möglichkeit ſolche zu ordnen: ſo würden dieſe zween Status, nämlich der eine ſo wie er wirklich iſt, und der andere, welcher ganz verkehrt genommen wird, unter ſich nicht verſchieden ſeyn. Alſo findet ſich ihr Unterſchied nirgends als in unſerer Einbildung, die wir uns von der Wirklichkeit des Raumes in ſich ſelbſt, machen. Es würde aber der eine Zuſtand in Wahrheit eben dasjenige ſeyn, was der andere iſt; gleichwie ſie im geringſten von einander nicht können unterſchieden werden: und folglich hätte man keine Urſache zu fragen, warum ein Zuſtand dem andern vorgezogen worden.

6. Eben dieſe Bewandniß hat es mit der Zeit. Wir wollen ſetzen, daß einer fragte, warum GOtt nicht vielmehr alles in einem Jahr erſchaffen? und daß eben dieſe Perſon hieraus folgern wolte: daß GOtt etwas gemacht habe, wovon man unmöglich eine Urſache geben könte, warum er es vielmehr ſo und nicht anders gemacht habe. Man würde ihm antworten, daß ſeine Folgerung wahr ſeyn würde, wann die Zeit auſer den Dingen, ſo in ihr vorgehen, etwas wirkliches und beſonderes ſeyn ſolte. Denn ſo würde es unmöglich ſeyn, daß es eine Urſache gäbe, warum

die Dinge viel mehr mit dieſen Augenblicken als mit andern wären verknüpft worden: indem die Erfolgung der Augenblicke auf einander immer einerley verbliebe. Aber eben dieſes beweiſet, daß die Augenblicke auſer den Dingen nichts wirkliches ſeyen; und daß ſie in nichts als in einer auf einander folgenden Ordnung beſtehen. Und da dieſe einerley verbleibet, ſo würde der Zuſtand der Zeit, welcher unſerer Einbildung nach vorhergehet; von dem gegenwärtigen Zuſtande nicht unterſchieden ſeyn.

7. Aus dem, was bereits gemeldet worden, erſiehet man zur Gnüge, daß man meinen Grundſatz nicht ſattſam gefaſſet habe, und daß ſolcher, da man ihn anzunehmen vorgiebt in der That verworfen wird. Es iſt wahr, ſagt man, daß nichts ſey, wovon man nicht einen zulänglichen Grund geben könte, warum es vielmehr ſo und nicht anders iſt. Man ſetzet aber hinzu, daß dieſer zulängliche Grund öfters nichts anders, als der bloſſe Wille GOttes ſey: als, wenn man fraget, warum die Materie nicht ganz anders in den Raum ſey geſetzet worden, indem die Lage, welche die Körper unter ſich hätten, einerley verbliebe. Dieſes aber iſt eben ſo viel, als wenn man zu behaupten ſuchte: daß GOtt etwas wolte, ohne daß man einen zulänglichen Grund von ſeinem Willen geben könte; welches dann gerade wider unſer angenommenes axioma, oder wider die allgemeine Regel von allem demjenigen, was

ſich zuträget, ſtreitet. Hierdurch verfällt man auf den Satz der in der **Wahl völligen Gleichgültigkeit** (indifferentiam perfecti aequilibrii) ſo ich weitläuftig widerleget, und davon ich gezeiget habe, daß ſolches nichts weiter als ein Hirngedanke ſey; bey den Geſchöpfen nicht könte gebraucht werden; über dieſes der Weisheit GOTTes zuwider; laufe gleich als wenn er ohne hinreichenden Grund ſeine Wirkung verrichten könte.

8 Man macht mir den Einwurf, daß, wenn man dieſen bloſen und von allen vorhergehenden Bewegungsgründen abgeſonderten Willen, in GOtt nicht annähme: daß man ihm das Vermögen zu wehlen abſprechen; und auf ein blindes Schickſal verfallen würde. Man kan aber gerade das Widerſpiel darthun. Ich lege GOtt ein Vermögen bey, vermöge deſſen er aus verſchiedenen Dingen eines erwehlen kan: und dieſes ſetze ich auf den Grund der Wahl, welche mit ſeiner Weisheit übereinſtimmig iſt. Und weil man denn hier die allerweiſeſte Ordnung in ſeiner Vorſehung erkennet; ſo kan man es keine Fatalität nennen: als welche eine blinde Nothwendigkeit in ſich begreifft, und vermieden werden muß: maſen man weder eine Weisheit, noch eine freye Wahl darinnen antrifft.

9. Ich hatte angemerkt, daß, je weniger Materie in der Welt wäre; deſto weniger Geſchöpfe würde GOtt haben, an welchen er ſeine

ne Güte verherrlichen könte. Man hat mir hierauf geantwortet: daß, an ſtatt der Materie, viele andere Creaturen in dem leeren Theile des Weltraumes wären; denen er ſeine Gütigkeit zu offenbaren nicht unterlieſe. Geſezt nun; ob ich ſchon hierinnen nicht einerley Meynung habe: denn ich davor halte, daß alle erſchaffene Subſtanzen mit der Materie vereiniget ſeyen. Aber geſezt, ſage ich, daß ſolches an dem ſey; ſo dienet zur Antwort: daß, in dem Falle, um ſo viel mehr Materie mit eben dieſen Geſchöpfen könte verknüpft werden: wodurch folglich der gemeldete Einwurf geſchwächet wird. Die Inſtanz von einer gröſeren Anzahl Menſchen oder Thiere, kan hier nicht zu ſtatten kommen; denn ſie würden andern Dingen in der Welt den Platz benehmen.

10. Man wird uns ſchwerlich überreden, daß das Wort *Senſorium*, nach dem gewöhnlichen Gebrauch, nicht das Organum Senſationis bedeuten ſoll. **Rudolphus Goclenius** hat in ſeinem Dictionario Philoſophico bey dem Worte *Senſiterium* dieſe Anmerkung: Barbarum Scholaſticorum, qui interdum ſunt Simiae Graecorum. Hi dicunt Αἰσθητήριον. Ex quo illi fecerunt Senſiterium, pro Senſorio, i. e. Organo Senſationis.

11. Die bloſe Gegenwart einer Subſtanz, ob ſolche ſchon beſeelet iſt, iſt zur Empfindung nicht zureichend. Ein Blinder, und derjenige deſſen Gedanken zerſtreuet ſind, ſiehet nicht.

Man muß erklären, wie die Seele das, was auſer ihr iſt, vermerken könne.

12. GOtt iſt nicht der Stelle, ſondern dem Weſen nach den Dingen gegenwärtig: ſeine Gegenwart äuſert ſich durch ſeine unmittelbare Wirkung. Mit der Gegenwart der Seelen hat es eine ganz andere Beſchaffenheit. Will man ſagen, daß ſie durch den ganzen Leib zerſtreuet ſey; ſo bildet man ſich dieſelbe ausgedehnet und theilbar ein. Will man behaupten, daß ſie in einem jeden Theile des Leibes, ganz anzutreffen ſey; ſo macht man ſie vor ſich theilbar. Will man, daß ſie an einen Punkt ſoll gebunden; daß ſie über viele Punkte ſoll ausgeſpannet ſeyn: ſo läuft dieſes alles auf Redensarten hinaus, welche unnützlich, und dem Mißbrauch unterworfen ſind; und die auch ſonſt mit VERVLAMIO Idola Tribus können genennet werden.

13. Wenn die thätige Kraft in der Welt durch die natürlichen und von GOtt gegründeten Geſetze ſich verringerte und verlöhre; ſo gar, daß GOtt eines neuen Drucks zur Erſetzung dieſer Kraft, wie ein Künſtler, vonnöthen hätte, wenn er der Unvollkommenheit ſeiner Machine abzuhelfen ſuchet: ſo würde dieſe Unordnung nicht allein bey uns, ſondern auch bey GOtt ſelbſt ſtatt finden. GOtt könte derſelben zuvorkommen, und dargegen beſſere Vorſicht gebrauchen: wie er dann auch ſolches in der That gethan hat.

14. Wann ich geſagt habe, daß von GOtt

ſolchen Unrichtigkeiten ſchon vor der Zeit, durch hierzu dienſame Mittel, ſey vorgebauet worden; ſo ſage ich nicht, daß GOtt Unordnungen kommen lieſſe, und hernach denſelben gewiſſe Mittel entgegen ſezte: ſondern daß er im voraus einen Weg ausfündig gemacht habe, wodurch dergleichen künftigen Unrichtigkeiten könte vorgebogen werden.

15. Man bemühet ſich vergeblich über meiner Redensart, daß GOtt Intelligentia Supramundana ſey, zu grübeln. Wenn ich ſage, daß er über der Welt iſt; ſo läugne ich nicht, daß er in der Welt ſey.

16. Ich habe niemahls Gelegenheit gegeben, zu zweifeln, daß die Erhaltung GOttes eine Unterſtützung und ſtete Verlängerung der Weſen, der Kräfte, der Ordnung, der Verfaſſungen und der Bewegungen ſey: und ich glaube, daß ſolches vielleicht von mir beſſer, als von vielen andern, ſey erkläret worden. Wenn man aber vorgiebt: *This is All that I contended for* (Hierauf beruhe die ganze Strittigkeit); ſo antworte ich darauf: gehorſamer Diener. Unſere *diſputen* gehen noch auf viele andere Punkte. Es iſt vielmehr unter uns die Frage: ob GOtt nach der allerausbündigſten Ordnung und Vollkommenheit wirke? ob ſeine Machine wohl in Unordnung gerathen könne, daß er alsdenn genöthiget ſey, ſolcher durch auſerordentliche Wege vorzubiegen? obs möglich ſey, daß der Wille

GOttes ohne Abſicht wirken könne? ob der Raum ein vor ſich beſtehendes Ding ſey? worinnen die Natur des Wunderwerks beſtehe? In dieſen und vielen andern Fragen ſind wir noch ſehr weit von einander entfernet.

17. Die Gottesgelahrten werden mit dem wider mich gemachten Satze nicht übereinſtimmen, daß auf Seiten GOttes, zwiſchen dem natürlichen und übernatürlichen, kein Unterſcheid ſey. Der gröſte Theil von den Weltweiſen wird ihn noch viel weniger einräumen. Es iſt allerdings der Unterſcheid unendlich: es hat aber das Anſehen, als wenn man ſolchen nicht genug eingeſehen hätte. Das übernatürliche gehet über alle Kräfte der Geſchöpfe. Es iſt nöthig, die Sache mit einem Exempel zu erläutern: wie ich mich dann eines ſolchen bedienen will, welches ich öfters mit Vortheil angebracht habe. Wenn es GOtt beliebte zu veranſtalten, daß ein freyer Körper in dem æthere, nach der Runde, um einen gewiſſen unbeweglichen Mittelpunkt herum ginge; ohne daß eine andere Creatur in ihn wirkte: ſo ſage ich, daß dieſes nicht anders als vermittelſt eines Wunderwerks geſchehen könte; indem es durch die Natur der Körper nicht kan erkläret werden. Denn ein freyer Körper weichet natürlicher Weiſe von der krummen Linie nach der Tangenti ab. Daher behaupte ich, daß die (b) An-

---

(b) Sehet den Anhang No. 8. und die Note bey Dr. Clarkens fünften Antwort. No. 113.

Anziehungskraſt, welche eigentlich den Körpern beygeleget wird, etwas ſey, ſo auf ein Wunderwerk hinaus laufet: indem ſie aus ihrer Natur nicht kan erkläret werden.

Die dritte Antwort

Des

des Herrn Clarke.

1.

WAs man hier vorbringt, betrifft nur die Bedeutung gewiſſer Worte. Dieſe Worterklärungen kan man gelten laſſen: ſolches aber mag uns gleichwohl nicht hindern, daß wir nicht die Schlüſſe der Mathematik, bey den Phyſiſch und Metaphyſiſchen Materien ſollten gebrauchen können.

2. Es iſt auſer allem Zweifel, daß nichts wirklich ſeyn könne, ohne daß nicht ein zulänglicher Grund ſey, warum es wirklich iſt: und daß nichts auf eine gewiſſe Art mehr, als auf eine andere exiſtire; ohne daß nicht auch davon ein zureichender Grund vorhanden ſey. Allein auf Seiten der Dinge, die ihrer Natur nach gleichgültig oder indifferent ſind, iſt der bloſe Wille in GOtt eine genugſame Urſache, um ihnen die Exiſtenz zu geben; oder zu machen, daß

ſie auf eine gewiſſe Art wirklich entſtehen: und dieſer Wille hat nicht vonnöthen, daß er von einer auswärtigen Sache ſeine Bewegungsgründe entlehne. Ich will ein Exempel dem, was ich itzo angebracht habe, beyfügen. Wann GOtt ein Theilchen der Materie mehr an dieſem, als an einem andern Orte erſchaffen oder geſetzet hat; obgleich alle Orte einander gleich ſind: ſo iſt der Grund hiervon blos in ſeinem Willen zu ſuchen. Und geſezt, daß der Raum nichts wirkliches; ſondern nur eine bloſe Ordnung der Körper wäre: ſo würde deſſen ohngeachtet der Wille GOttes allein die mögliche Urſache ſeyn können, warum drey gleiche Theilchen mehr nach der Ordnung a, b, c, als nach einer andern, die dieſer zuwiderlauft, wären geſezt oder geſtellt worden. Aus dieſer Gleichgültigkeit der Orte kan man keinen Schluß machen, der da bewieſe, daß der Raum nichts wirkliches wäre. Denn die verſchiedenen Raume ſind in der That von einander unterſchieden: ob ſie gleich vollkommen unter ſich gleich ſind. Auſer dem, wenn man ſezet, daß der Raum nichts wirkliches; ſondern nur ſchlechterdings die Ordnung und Zuſammenſezung der Körper ſey: ſo wird eine offenbare Unförmlichkeit daraus erfolgen. Denn wenn die Erde, die Sonne und der Mond dorthin wären geſezt worden, wo ſich itzo die allerentferneſten Fixſterne befinden, (wofern ſie nur nach eben der Ordnung, und nach eben der

Welte, eines von dem andern geſtellet wären:) ſo würde es, nach dem angenommenen Begriff, nicht allein einerley geweſen ſeyn, wie der gelehrte Herr Verfaſſer ſolches gar wohl berühret; ſondern es würde auch hieraus folgen, daß die Erde, die Sonne und der Mond, in demſelben Falle, an eben dem Orte ſeyn würden, wo ſie anitzo ſind: welches dann auf einen offenbaren Widerſpruch hinausliefe. Die (a) Alten haben nicht geſagt, daß der ganze Raum, der ohne Körper iſt, blos in unſerer Einbildung beſtünde. Sie haben das Wort, Spatium imaginarium, nur von demjenigen Raum, der über der Welt iſt, gebrauchet. Hierdurch haben ſie nicht ſagen wollen, als wenn der Raum nichts wirkliches (b) wäre; ſondern nur, daß wir im geringſten nicht wüßten, was für eine Art der Dinge dieſen Raum einnähme. Ich füge hinzu, daß die Schriftſteller, von welchen iezuweilen das Wort imaginarium gebrauchet worden; um anzuzeigen, daß der Raum nichts wirkliches wäre: noch nicht bewieſen haben, was ſie durch den bloſen Gebrauch dieſes Wortes andeuten wollen.

(a) Eine gewiſſe Stelle in dem Brief des Herrn von Leibnitz, worein die dritte überſchickte Schrift eingeſchloſſen war, hat zu dieſer Anmerkung Anlaß gegeben.

(b) Das nichts hat keine Abmeſſung, keine Gröſſe noch Quantität: es hat ganz und gar keine Eigenſchaft.

3. Der Raum iſt keine Subſtanz, auch kein ewiges und unendliches Weſen; ſondern eine Eigenſchaft, oder eine Folge (c) aus der Wirklichkeit eines unendlichen und ewigen Weſens. Der unendliche Raum iſt die Unermeßlichkeit. Die Unermeßlichkeit aber iſt nicht GOtt ſelbſten. Daher auch der unendliche Raum nicht GOtt ſelbſt ſeyn kan. Was man hier von den Theilen des Raumes beybringet, hat keine Schwierigkeit. Der unendliche Raum iſt an und vor ſich und dem Weſen nach untheilbar: es liegt nur ein Widerſpruch in den Worten, wenn man ſetzet, daß er zertheilet ſey. Denn unter den Theilen, die man ſich als abgeſondert vorſtellet, muß ebenfals ein Raum ſeyn: welches nichts anders iſt, als wenn man ſagen wolte, daß der Raum (d) zu gleicher Zeit getheilt und nicht getheilt ſey. Ob gleich GOtt unermeßlich, oder überall zugegen iſt: ſo iſt doch ſeine Subſtanz deßwegen nicht mehr in Theile zergliedert; als ſeine Exiſtenz wegen der Daurung zertheilet iſt. Die Schwierigkeit, welche man hier machet, kommt einzig und allein von dem Mißbrauch des Wortes theilen her.

4. Iſt der Raum weiter nichts als nur die Ordnung der Dinge, welche zugleich und neben einander ſind, ſo ſolte daraus folgen, daß,

---

(c) Sehet unten die Anmerkung bey meiner 4ten Antwort §. 10.

(d) Sehet oben §. 4. meiner andern Antwort.

wann GOtt das ganze Weltgebäude nach einer geraden Linie in Bewegung brächte, der Grad der Geſchwindigkeit möchte ſo gros ſeyn als er wolte: daß ſolches allezeit in einem Orte würde ſeyn müſſen; und daß nichts einen Stos bekommen würde, ob gleich GOtt dieſe Bewegung augenblicklich hemmete. Und wenn die Zeit nur eine Ordnung von der Folge in den Creaturen wäre; ſo würde hieraus flieſſen, daß, wann GOtt die Welt etliche Millionen Jahre eher erſchaffen hätte, ſie doch nicht eher wär erſchaffen worden. Was noch mehr iſt, ſo ſind der Raum und die Zeit Gröſſen: welches man aber von der Lage und von der Ordnung nicht ſagen kan.

5. Indem der Raum einförmig oder vollkommen gleich, und keines von ſeinen Theilen von dem andern unterſchieden iſt; ſo ſuchet man daraus zu folgern, daß, wofern die an einem gewiſſen Orte erſchaffene Körper, an einem anderen Orte wären erſchaffen worden, (geſezt daß ſie einerley Lage unter ſich behielten,) ſie an eben dem Orte müßten ſeyn erſchaffen worden: welches aber einen offenbaren Widerſpruch anzeigte. Allein ſo viel beweiſet nur die Einförmigkeit des Raumes: daß GOtt durch keine bewegende Urſache von auſſen habe können ſchlüßig gemacht werden, die Sachen mehr an dieſem als an einem andern Orte zu erſchaffen. Wie aber hindert dieſes, daß ſein Wille kein zulänglicher Grund

geweſen ſey, warum er an einem Orte, es ſey auch was es für einer wolle, gewirket habe: weil alle Orte unter ſich gleichgültig ſind; und weil ein ſehr bündiger Bewegungsgrund vorhanden iſt, warum er an einem gewiſſen Orte gewirket hat?

6. Eben der Schluß, deſſen ich mich in dem vorhergehenden Abſatz bedienet, muß auch hier ſtatt finden.

7. und 8. Wenn ein Unterſchied in der Natur der Dinge iſt; ſo wird die Betrachtung dieſes Unterſchieds, ein Weſen, welches mit Verſtand und hoher Weisheit begabet iſt, allezeit zur Entſchlieſung bringen können. Aber wie? wann zwo Arten zu wirken gleich gut ſcheinen; wie ſich ſolches in dem oben angeführten Falle befindet? Wolte man da ſagen, daß (e) GOtt ſchlechterdings nicht wirken könte; und daß es keine Unvollkommenheit wäre, wenn er unter dergleichen Umſtänden zu wirken nicht vermöchte: weil nämlich GOtt keine auswärtige Urſache haben kan, warum er mehr auf eine, als auf die ande Art ſolte gewirket haben? Wenn man dergleichen behaupten wolte, ſo wär es nichts anders, als ſagte man, daß GOtt keine eigene Kraft in ſich ſelbſt hätte; und daß er allezeit, ſo zu reden, von den auswärtigen Dingen, auf eine mechaniſche Art, dazu veranlaſſet würde.

(e) Sehet den Anhang No. 4.

9. Ich erachte: daß die beſtimmte Menge der Materie, welche anitzo in der Welt befindlich iſt, mit dem gegenwärtigen Zuſtande der Sachen am allerbeſten überein komme; und daß ſo wohl eine weit gröſere als kleinere Menge der Materie ſich für die gegenwärtige Beſchaffenheit der Welt weniger würde geſchickt haben: und daß ſie folglich kein weit gröſeres Object der Güte GOttes geweſen wäre.

10. Man verlanget nicht zu wiſſen, was **Goclenius** durch das Wort Senſorium verſtanden, ſondern in welcher Bedeutung es der Ritter **Neuton** (f) in ſeinem Buche genommen habe. Wenn **Goclenius** glaubet, daß das Auge, das Ohr, oder ein anderes Glied der Empfindlichkeit, das Senſorium ſey; ſo betrügt er ſich. Wenn aber ein Schriftſteller ſich eines Kunſtwortes bedienet, und ſich erkläret, in welchem Verſtande er ſolches nehme: worzu ſoll es dienen, daß man nachſuchet, wie andere Scribenten dieſes Wort verſtanden haben? Bey dem **Scapula** bedeutet eben dies Wort, wovon man handelt, domicilium; das iſt, einen Ort, wo die Seele ihren Sitz hat.

11. Die Seele eines Blinden ſiehet nicht: weil gewiſſe Verſtopfungen im Wege ſtehen, daß die Bilder nicht können zu dem Senſorio, allwo ſie zugegen iſt, gebracht werden. Wir wiſſen

---

(f) Siehe die Anmerkung bey dem §. 3. meiner erſten Antwort.

wiſſen nicht, wie die Seele eines ſehenden Menſchen die Bilder, denen ſie gegenwärtig iſt, empfinde: wir wiſſen aber wohl, daß ſie von denjenigen Dingen keine Empfindung habe, denen ſie gar nicht zugegen iſt; weil ein Weſen weder eine Wirkung verrichten, noch einen Eindruck an dem Orte, wo es nicht gegenwärtig iſt, erhalten kan.

12. Weil GOtt überall iſt; ſo muß er auch allen Dingen, dem Weſen und der Subſtanz (g) nach, wirklich zugegen ſeyn. Es äuſert ſich zwar die Gegenwart GOttes durch ſeine Wirkung: allein eben dieſe würde, ohne ſeine wirkliche Gegenwart, ohnmöglich ſeyn. Die Seele iſt nicht einem jeden Theile des Leibes zugegen: und folglich wirket ſie nicht, und kan auch in alle Theile des Leibes nicht wirken: ſondern nur in das Gehirn, oder in gewiſſe Nerven und Lebensgeiſter, welche, vermöge der von GOtt beliebten Bewegungsgeſetze, in den ganzen Leib ihre Wirkung ausüben.

13. und 14. Ob ſchon die wirkenden (h) Kräfte, welche in der Welt ſind, ſich ſchwächen;

(g) GOtt iſt nicht allein der Kraft; ſondern auch ſeiner Subſtanz nach überall zugegen: denn die Kraft kan ohne Subſtanz nicht beſtehen. NEWTONI Princ. Schol. generale ſub finem.

(h) Das Wort wirkende Kraft (vis activa) bedeutet nur allhier die Bewegung und den Stos oder die anſtoſende Kraft der Körper, welche von ihrer Bewegung ob dieſe auch gleich eines neuen Drucks vonnöthen haben; ſo iſt dieſes doch keine Unordnung, noch eine Unvollkommenheit in den Werken GOttes: es iſt nur eine Folge aus der Natur der Geſchöpfe, welche in der Dependenz ſind. Die Natur aber iſt nicht ſo beſchaffen, daß ſie einer beſſern Einrichtung vonnöthen hätte. Das angeführte Exempel von einem Menſchen, der eine Machine verfertiget, hat keine Verwandſchaft mit der Materie, wovon hier die Rede iſt: weil die Kräfte, vermöge deren die Machine ſich zu bewegen fortfähret, von dem Künſtler ſchlechterdings nicht herrühren.

§. 15. Man kan die Worte Intelligentia ſupramundana nach der Art, wie ſolche von dem Herrn Autor erkläret werden, annehmen: auſer dem aber würde leicht ein falſcher Begriff entſtehen können; als wenn GOtt nicht wirklich und ſeiner Subſtanz nach, überall zugegen wäre.

---

gung herrühret. Denn die folgende Stelle hat zu allem demjenigen Anlaß gegeben, was man bey gegenwärtiger Streitigkeit von dieſer Materie beybringet. Apparet Motum & naſci poſſe & perire. Verum per tenacitatem corporum fluidorum, partiumque ſuarum Attritum, viſque elaſticae in corporibus ſolidis imbecillitatem; multo magis in eam ſemper partem vergit natura rerum, ut pereat. Motus, qui in Mundo conſpiciuntur, perpetuo decreſcunt univerſi; neceſſe eſt prorſus, quo ii conſervari & recreſcere poſſint, ut ad actuoſa aliqua Principia recurramus. NEWTONI Optica, Quæſt. ult. p. 341. 343.

16. Meine Antwort auf die hier vorgelegte Fragen iſt dieſe: daß nämlich GOtt nach der ausbündigſten Ordnung und Vollkommenheit wirke. Daß gar keine Unrichtigkeit in ſeinen Werken ſey. Daß die Veränderungen, ſo er in dem gegenwärtigen Zuſtande der Natur vornimmt, nicht auſerordentlicher ſind; als die Sorgfalt, welche er für die Erhaltung dieſes Zuſtandes träget. Daß, wenn die Sachen in ſich ſchlechterdings gleich und indifferent ſind; der Wille GOttes ſich in ſeiner Wahl frey entſchlieſen könne; ohne daß ihn eine auswärtige Urſache in Bewegung bringen dörfte. Daß die Macht, welche GOtt nach dieſer Art zu wirken hat, eine wahrhafte Vollkommenheit ſey. Endlich, daß der Raum weder von der Ordnung, noch von der Lage, noch von der Exiſtenz der Körper abhänge.

7. Was die Wunderwerke betrifft; ſo will man hier nicht wiſſen, was die Gottesgelahrten oder die Weltweiſen von dieſer Materie gemeiniglich vorbringen: ſondern was ſie für Gründe haben, worauf ſie ihre Meynung ſtützen. Wenn ein **Wunderwerk** allezeit eine Wirkung iſt, welche über die Kraft aller Geſchöpfe ſteiget: ſo wird daraus folgen, daß, wenn ein Menſch auf dem Waſſer gehet, und wenn die Bewegung der Sonne, oder der Erde, gehemmet wird; dieſes kein Wunderwerk ſeyn würde: weil dieſe zwey Dinge ohne Beyhülfe einer unendlichen Macht geſchehen

können. Wenn ein Körper ſich in dem leeren Raum um einen Mittelpunkt beweget, und dieſe Bewegung, nach Art derjenigen, als man von den Planeten um die Sonne angiebt, eine ordentliche Sache iſt; ſo wird dieſes kein Wunderwerk ſeyn: es ſey nun, daß GOtt ſelbſt dieſe Bewegung unmittelbar zuwege bringe; oder daß ſolche von einer andern Creatur gewirket werde. Wann aber dieſe Bewegung um einen Mittelpunkt ſelten und auſerordentlich geſchiehet, dergleichen die Bewegung eines in der Luft aufgehängten ſchweren Körpers ſeyn würde; ſo wird dieſes gleichergeſtalt ein Wunderwerk heiſen: es ſey nun, daß dieſe Bewegung von GOtt ſelbſt; oder von einem unſichtbaren Geſchöpfe ſey hervorgebracht worden. Wann endlich dasjenige, welches nicht eine Wirkung der natürlichen Kräfte der Körper iſt; und welches man durch dieſe Kräfte nicht erklären kan, ein Wunderwerk iſt: ſo wird folgen, daß alle Bewegungen der Thiere Wunderwerke ſind. Dieſes ſcheinet unumſtößlich zu beweiſen, daß der gelehrte Verfaſſer einen unrichtigen Begriff von dem Wunderwerke habe.

Die vierte Schrift
Des
Herrn von Leibnitz,
Oder
Antwort auf das dritte Engliſche Schreiben.

1.

Bey denjenigen Dingen, ſo ſchlechterdings gleichgültig ſind, iſt keine Wahl; und folglich kein Wille anzutreffen: weil die Erwehlung einen gewiſſen Grund oder ein Principium haben muß.

2. Ein bloſer Wille, welcher keine Bewegungsgründe hat, iſt ein erdichteter Gedanke: der nicht allein der Vollkommenheit GOttes zuwider lauft; ſondern auch in der bloſen Phantaſey beſtehet, ſich ſelbſten widerſpricht, und mit dem Begriff von dem Willen nicht kan gereimet werden: wie ich denn ſolchen in meiner Théodicée genugſam widerleget habe.

3. Es iſt gleich viel, in was für eine Ordnung man drey gleiche, und in allem übereinkommende Körper ſetzen will: ſie werden niemahls von einem Weſen, das nur nach der Weisheit handelt, in Ordnung gebracht werden. Indem aber GOtt zugleich der Urheber aller Dinge iſt; ſo wird er davon nichts hervor-

vorbringen: und folglich wird von ihnen in der Natur nichts vorhanden ſeyn.

4. Es ſind nicht zwey individua, welche nicht ſolten können von einander unterſchieden werden. Einer von Adel, der von einem ſchönen Verſtande und mein guter Freund war, unterredete ſich einsmahlen mit mir in Gegenwart **Ihro Königlichen Hoheit** der Prinzeſſin **Sophia**, in dem Garten zu Herrenhauſen, über dieſer Materie; und glaubte, daß er gar wohl zwey Blätter finden wolte, die einander durchgehends gleich wären. **Ihro Hoheit** die **Prinzeßin** veranlaſſete ihn dergleichen zu ſuchen: er ging aber lange Zeit dieſerwegen vergebens im Garten herum. Wenn man zween Tropfen Waſſer oder Milch durch das Vergröſetungsglas betrachtet; ſo wird man unter ihnen einen Unterſchied antreffen. Dieſes iſt ein Beweisthum wider die Atomas; welche nicht weniger, als der leere Raum durch die Hauptgründe der wahren Metaphyſik ſind beſtritten worden.

5. Dieſe wichtigen Sätze von dem **zureichenden Grunde**, und von dem Satze des **nicht zu unterſcheidenden**, verändern die Beſchaffenheit der Metaphyſik; als welche nun durch ihre Hülfe real, und ein Gebäude von unſtreitigen Gründen wird; an ſtatt, daß ſie ſonſten nur in leeren Wörtern beſtund.

6. Wenn man zwo Sachen, die von einander nicht können unterſchieden werden, ſich

gedenket; ſo iſt es eben ſo viel, als gedächte man eine Sache unter zween Nahmen. Demnach iſt es ein unmögliches Gedichte, wenn man den Satz annimmt: daß die Welt alſofort eine andere Beſtimmung der Zeit und des Orts, als dieſe, ſo in der That iſt ſichtbar gemacht worden, würde gehabt haben; und daß daher alle Theile der Welt von eben der Lage unter ſich, als diejenige iſt, welche ſie in der That empfangen haben, müßten geweſen ſeyn.

7. Eben die Urſache, warum der Raum auſer der Welt, blos in der Einbildung beſtehe; beweiſet auch zugleich, daß der ganze leere Raum etwas ſey, welches nur in der Einbildung ſeinen Grund hat: denn ſie ſind allein dem groſen und dem kleinen nach von einander unterſchieden.

8. Wenn der Raum eine Eigenſchaft iſt; ſo muß er die Eigenſchaft einer gewiſſen Subſtanz ſeyn. Von welcher Subſtanz aber wird wohl der leere Raum, der von ſeinen Vertheidigern zwiſchen zweenen Körpern eingeſchränkt wird, eine Eigenſchaft vorſtellen?

9. Wenn der unendliche Raum die Unermeßlichkeit iſt; ſo wird der endliche Raum der Unermeßlichkeit entgegen geſetzet ſeyn: das iſt, er wird die Ermeßlichkeit; oder eine extensio limitata müſſen genannt werden. Nun aber ſoll ja die Ausdehnung eine Eigenſchaft des extensi ſeyn. Wenn nun dieſer Raum leer iſt; ſo wird eine Eigenſchaft ohne eine gewiſſe Sache, worinnen ſie angetroffen wird, das attri-

but ohne ſein Subject; und eine extenſio ſine extenſo gefunden werden. Indem man alſo den Raum zu einer Eigenſchaft macht; ſo verfällt man auf meine Meynung, daß er eine Ordnung der Dinge: nicht aber eine vor ſich ſelbſt beſtehende Wirklichkeit ſey.

10. Wenn der Raum eine vor ſich beſtehende Wirklichkeit (abſoluta realitas) iſt; ſo iſt es weit gefehlet, daß er eine Eigenſchaft, oder eine der Subſtanz entgegengeſezte Zufälligkeit abgäbe. Vielmehr wird er eine Sache ſeyn, welche mehr vor ſich beſtehet; als die Subſtanz ſelber. GOtt kan ihn nicht vertilgen, noch in nichts verwandeln. Er iſt nicht allein unermeßlich im Ganzen; ſondern auch unveränderlich und ewig in einem jeden Theile. Es werden alſo unendlich viel ewige Dinge auſer GOtt ſeyn.

11. Wenn man ſagt, daß der unendliche Raum ohne Theile beſtehe; ſo iſt es eben ſo viel, als wenn man behauptete, daß er aus den endlichen Raumen nicht beſtehe: und daß der unendliche Raum vor ſich beſtehen könne; wann auch alle endliche Raume in nichts verwandelt würden. Dieſes würde eben ſo ſeyn, als wenn man, bey der Carteſianiſchen Meynung von einer körperlichen und ohne Schranken ausgedehnten Welt, vorgäbe: daß dieſe Welt vor ſich beſtehen und dauren könte; wenn ſchon alle Körper, woraus ſie zuſammen geſezet iſt, zu nichts gemacht würden.

12. In

11. In der dritten Auflage der **Verthaidigung des Beweisthumes** wider Mr. **Dodwell** Bl. 19. eignet man dem Raume Theile zu; mit dem Beyfügen, daß keines von dem andern könne getrennet werden. In der **andern Verthaldigungsſchrift** aber nimmt man Bl. 30. ſolche Theile in einem uneigentlichen Verſtande. Dieſes kan man in einer guten Bedeutung verſtehen.

13. Ebener maſen iſt es ein Werk der bloſen Einbildung (a) wenn man vorgiebt, daß GOtt die ganze Welt in die Bewegung, nach einer geraden oder einer andern Linie, bringen könte; ohne daß die geringſte Veränderung darinnen vorginge. Denn zween Zuſtände, welche von einander nicht verſchieden ſind, ſind einerley Zuſtand: und folglich iſt dieſes eine Veränderung ohne Veränderung. Uber dieſes nimmt man hier weder einen Zuſammenhang noch einen bündigen Grund wahr. Nun thut aber GOtt nichts ohne zureichenden Grund: und gleichwohl iſt es nicht möglich, hier einen zu finden. GOtt würde auſer dem, wie bereits gemeldet worden, bey aller ſeiner Wirkung, nichts thun und wirken: weil man bey dergleichen vorgegebenen Bewegung in zweenen Zuſtänden nichts verſchiedenes anmerken kan.

14. Dieſes ſind Idola Tribus, pur lautere Hirngeſpinſte, und ohne Grund gemachte Einbil-

---

(a) Sehet den Anhang N. 10.

bildungen. Und alles dieſes beruhet nur allein darauf, daß man den in der Phantaſey beſtehenden Raum für ein wirkliches und vor ſich beſtehendes Ding annimmt.

15. Auf einer gleichmäſigen, das iſt, unmöglichen Erdichtung beruhet auch das Vorgeben, daß GOtt etliche Millionen Jahre eher die Welt hätte erſchaffen können. Diejenigen, welche auf ſolche Arten der Erdichtungen gerathen, können denen, die die Ewigkeit der Welt behaupten, nicht antworten. Denn da GOtt nichts ohne erhebliche Urſache thut; und kein Grund kan gegeben werden, warum er die Welt nicht eher erſchaffen habe: ſo wird man hieraus folgern, daß GOtt entweder gar nichts erſchaffen; oder daß er die Welt vor einer jeden angeblichen Zeit hervorgebracht habe; das iſt, daß die Welt ewig ſey. Wenn man aber zeiget, daß der Anfang, man mag einen ſetzen, welchen man will, allezeit einerley verbleibe; ſo höret die Frage: warum ſolcher nicht anders geweſen ſey, von ſelbſten auf.

16. Wann der Raum und die Zeit gewiſſe wirkliche und vor ſich beſtehende Dinge; ich will ſagen, wenn ſie etwas anders als Ordnungen der Sachen wären: ſo würde in meinem Satze ein Widerſpruch liegen. Da dieſes aber nicht iſt, ſo iſt der gegenſeitige Satz, als wenn der Raum und die Zeit vor ſich, etwas abſolutes und wirkliches wären, widerſprechend: das iſt, die ganze Erdichtung begreift eine Unmöglichkeit in ſich.

17.

17. Eben dergleichen Fall kommt in der Geometrie vor: wo man je zuweilen annimmt, daß die Figur gröſer ſey; und daraus in der That beweiſet, daß ſie nicht gröſer ſey. Die ganze Sache lauft eigentlich auf einen Widerſpruch hinaus: man findet aber ſolchen im gegenſeitigen Satze; der um deßwillen falſch und ungegründet ſeyn muß.

18. Die Einförmigkeit des Raumes verurſachet: daß man weder einen äuſerlichen noch innerlichen Grund findet, die Theile daran zu unterſcheiden; und einige unter ihnen heraus zu wehlen. Denn der äuſerliche Grund, ſolche von einander zu unterſcheiden, kan ſich nur auf den innerlichen ſtützen: ſonſt wäre dieſes nichts anders, als etwas unterſcheiden wollen, da man keinen Unterſcheid antrifft; und eine Wahl anſtellen wollen, wo doch nichts zu wehlen iſt. Der Wille, welcher ohne vorhergehende Bewegungsurſache entſtünde, würde ein blindes und zufälliges Schickſal der Epikureer ſeyn. Ein GOtt, welcher nach dergleichen Willen wirken würde, wäre nur ein GOtt dem Nahmen nach. Dieſe Irrthümer entſtehen daher: daß man das, was den göttlichen Vollkommenheiten nachtheilig iſt, nicht ſorgfältig genug zu vermeiden ſuchet.

19. Wann zwey Dinge, ſo ſich nicht zuſammen ſchicken, von gleicher Güte ſind; und wenn iedes ſo wohl vor ſich, als in der Verknüpſung mit andern Dingen, keinen Vorzug

für dem andern hat: ſo kan GOtt keines davon hervor bringen.

20. Nicht die äuſerlichen Dinge; ſondern das allein, was in GOtt ſelber iſt: das iſt, ſeine Erkänntniß, ehe noch etwas auſer ihm geweſen iſt, hat ihn zum Entſchluß gebracht.

21. Man kan keinen möglichen Grund beybringen, die Quantität der Materie einzuſchränken: und daher kan auch dieſe Einſchränkung nicht ſtatt finden.

22. Und geſezt, man wolte der Quantität der Materie willkührliche Schranken ſetzen; ſo würde man allezeit noch etwas hinzuſetzen können: ohne daß der Vollkommenheit derer Dinge, welche wirklich vorhanden ſind, etwas abginge. Folglich wird man allezeit etwas hinzuſetzen müſſen; um dadurch dem Principio, welches man von der Vollkommenheit der göttlichen Wirkungen hat, ein Gnügen zu thun.

23. Und alſo kan man nicht ſagen, daß die gegenwärtige Menge der Materie, zu der gegenwärtigen Verfaſſung der Dinge, die geſchickteſte ſey. Und wenn auch dieſes wäre; ſo würde folgen, daß die gegenwärtige Einrichtung und Beſtimmung der Dinge nicht an und vor ſich die beſte und ausbündigſte ſey: wenn nicht mehr Materie in derſelben könte Platz finden. Alſo würde es beſſer ſeyn, eine andere Verfaſſung der Dinge zu treffen; die da etwas mehrers von der Materie in ſich begreifen könte.

24. Es würde mir lieb ſeyn, eine Stelle aus einem Weltweiſen zu ſehen, welcher das Wort *Senſorium* anders als **Goclenius** nähme.

25. Wenn **Scapula** ſagt, daß das *Senſorium* den Ort bezeichne, wo der Verſtand ſeinen Sitz hat; ſo wird er das Glied der innerlichen Empfindlichkeit verſtehen: und alſo von dem **Goclenio** nicht abgehen.

26. Das Wort *Senſorium* hat allezeit das Glied der Empfindlichkeit bedeutet. Nach dem **Des-Cartes** würde glandula pinealis das Senſorium, in dem Verſtande, welchen man aus dem **Scapula** anführet, abgeben.

27. Es ſchickt ſich keine Redensart weniger hieher, als dieſe; die der Gottheit ein Senſorium beyleget. Es hat das Anſehen, daß man dadurch GOtt zu einer Seele der Welt mache. Und es wird viele Mühe koſten, dieſem Worte; ſo wie es der Herr **Neuton** gebrauchet, einen Verſtand zu geben, den man rechtfertigen könte.

28. Ohngeachtet hier nicht die Rede iſt, in welchem Verſtande **Goclenius** das Wort nimmt; ſondern wie ſolches Herr **Neuton** zu nehmen beliebt habe: ſo hat man doch nicht Urſache an mir zu tadeln, daß ich das Philoſophiſche Wörterbuch dieſes Schriftverfaſſers angeführet; weil man bey ſolchen Büchern die Abſicht hat, daß man aus ihnen anmerke, wie die Worte gebraucht werden.

29. GOtt empfindet die Dinge in ihm ſelber. Nicht die Ideen GOttes, ſondern die Dinge haben in dem Raum ihren Platz: Es wäre denn, daß man den Raum als etwas, welches GOtt mit den Dingen vereinigte, betrachten wolte; und zwar nach der Art, wie man ſich die Vereinigung der Seele mit dem Körper vorſtellt. Aber auch dadurch würde man GOtt, in der That, zur Seele der Welt machen.

30. Auf eben dergleichen Ungrunde beruhet die Vergleichung, welche man zwiſchen der Erkänntniß und Wirkung GOttes, und zwiſchen der Seele anſtellet. Die Seelen erkennen die Dinge vermöge des Principii repraeſentativi, vermöge der bildenden Kraft (b), mit welcher ſie GOtt ausgerüſtet hat; und vermöge deren ſie ſich dasjenige, ſo auſer ihnen iſt, vorſtellen können. GOtt aber erkennet die Dinge, weil er ſie immerfort hervorbringet.

31. Nach meiner Meynung haben die Seelen keine andere Wirkung in die Körper; als in ſoweit ſich dieſe nach ihrem Willen und Verlangen richten: und zwar kraft der Ubereinſtimmung, welche GOtt zwiſchen den Wirkungen der Seele und des Körpers voraus feſtgeſtellet hat.

(b) Sehet den Anhang N. 11.

32. Aber diejenigen, die ſich einbilden, als wenn die Seelen dem Körper eine neue Kraft geben könten; und daß GOtt eben ſo viel in der Welt thäte, um den Fehlern ſeiner Machine vorzubiegen und ſolchen abzuhelfen: ſetzen der Gottheit die Seele gar zu nahe an die Seite; indem ſie der Seele zu viel, GOtt aber zu wenig beylegen.

33. Denn GOtt allein iſt derjenige, der der Natur neue Kräfte geben kan: Das aber geſchiehet nur übernatürlicher Weiſe. Wann er vonnöthen hätte, ſolches in dem ordentlichen natürlichen Laufe zu thun; ſo würde er ein ſehr unvollkommenes Werk gemacht haben. Er würde in der Welt demjenigen gleich kommen, welches der Seele in dem Körper von dem gemeinen Haufen zugeeignet wird.

34. Wenn man dieſe gemeine Lehre von dem Einfluß der Seele in den Körper nach dem Exempel GOttes, welcher in die äuſerlichen Dinge wirket, behaupten wolte; ſo würde man GOtt ebenfals der Seele der Welt allzugleichförmig machen. Und man verfällt nicht weniger dahin, wenn man tadeln will, daß ich GOtt Intelligentiam supramundanam genennt habe.

35. Die Bilder, wovon die Seele unmittelbar berühret wird, ſind in ihr ſelber: ſie ſtimmen aber mit den Bildern des Körpers überein. Die Gegenwart der Seele iſt unvollkommen; und kan durch nichts anders, als durch dieſe

Uber-

Uebereinſtimmung erkläret werden. Die Gegenwart GOttes aber iſt vollkommen, und offenbaret ſich durch ihre Wirkungen.

36. Man nimmt ohne Grund wider mich an, daß die Gegenwart der Seele mit ihrem Einfluß in den Körper verknüpft ſey: weil man weis, daß dieſer Einfluß von mir verworfen werde.

37. Man kan eben ſo wenig erklären, daß die Seele durch das Gehirne zerſtreuet ſey; als wenn man vorgiebt, daß ſie ſich durch den ganzen Körper zerſtreuen ſoll. Der Unterſchied lauft nur auf einen gröſern oder geringern Grad hinaus.

38. Diejenigen, welche ſich einbilden, als wann (c) die wirkende Kräfte ſich in der Welt durch ſich ſelbſten ſchwächten; ſehen die Hauptgeſetze der Natur, und die Schönheit der Werke GOttes, nicht zur Genüge ein.

39. Wie wollen Sie behaupten, daß dieſer Fehler aus der Dependenz der Dinge von GOtt, erfolge?

40. Dieſer Fehler, welcher an unſern Maſchinen angetroffen wird, und der da verurſachet, daß ſie einer Verbeſſerung nöthig haben; kommt eben daher, weil ſie der Künſtler nicht in ſeiner völligen Macht hat. Hingegen die Gewalt GOttes, worinnen die Natur ſtehet,

---

(c) Sehet oben die Anmerkung über den §. 13. der dritten Antwort des Herrn Clarken.

kan dergleichen Fehler nicht begehen: ſondern ſolche iſt vielmehr die Urſache, warum dieſer Mangel bey der Natur nicht ſtatt finden kan. Denn ſie hat ihren Urſprung und ihre Erhaltung von einem Künſtler, deſſen Vollkommenheiten ſo erhaben ſind, daß die von ihm hervorgebrachte Werke keiner Veränderung vonnöthen haben. Es iſt zwar eine jedwede beſondere Machine in der Natur, auf gewiſſe Art, der Verſchlimmerung unterworfen: dieſes aber kan bey dem ganzen Weltgebäude nicht Platz finden; welches an ſeiner Vollkommenheit keinen Abgang leiden mag.

41. Man giebt vor, daß der Raum von der Lage der Körper nicht herkomme. Hierauf dienet zur Antwort, daß, ob er gleich nicht von dieſer oder jener Lage der Körper herrühret; er dennoch die Ordnung ſey, die da verurſachet, daß die Körper eine Lage haben können; und weßwegen ſie unter ſich eine Lage haben, indem ſie zu gleicher Zeit gegenwärtig ſind: gleichwie die Zeit dieſe Ordnung iſt, wann ich die Körper nach ihrer auf einander folgenden Situation betrachte. Wann aber keine Creaturen wären; ſo würde der Raum und die Zeit nirgends anders, als in den Ideen GOttes vorhanden ſeyn.

42. Es hat das Anſehen, als wenn man geſtünde, daß der Begriff, den man hier von dem Wunderwerke annimmt, nicht derjenige ſey, welchen ſich die Gottesgelahrten und Weltwei-

weiſen gemeiniglich machen. Ich begnüge mich demnach, daß meine Gegner genöthiget ſind, zu dem ihre Zuflucht zu nehmen, was man nach der gewöhnlichen Bedeutung ein Wunderwerk nennet.

43. Ich beſorge, daß, indem man den üblichen Verſtand von den Wunderwerken verändern will, man in eine unförmliche Meynung verfalle. Die Eigenſchaft der Wunderwerke beſtehet nicht in dem, was gewöhnlich oder ungewöhnlich iſt: ſonſt würden die Mißgeburten auch Wunderwerke ſeyn.

44. Es giebt Wunderwerke von einer geringern Art, welche ein Engel hervorbringen kan: denn er kan z. E. machen, daß ein Menſch über das Waſſer gehet, ohne daß er ertrinkt. Aber es giebt auch Wunderwerke, die ſich GOtt alleine vorbehalten hat, und welche alle natürliche Kräfte überſteigen: als wohin die Schöpfung und die Verwandelung in nichts gehöret.

45. So iſt es auch übernatürlich, daß die Körper ſich in der Ferne, ohne ein darzwiſchen kommendes Mittel, einander anziehen können: und daß ein Körper ſich in die Runde bewegen ſoll, ohne daß er nach der tangenti ausſchweifete; ob ihn gleich hieran nichts hinderte. Denn dieſe Wirkungen können aus der Natur der Dinge nicht begriffen werden.

46. Ich ſehe es nicht ein, warum die Bewegungen der Thiere nicht ſolten durch die natürlichen

lichen Kräfte erklärt werden können: ob es gleich an dem iſt, daß der Anfang der Thiere eben ſo wenig; als der Urſprung der Welt, aus dem Begriff der natürlichen Kräfte könne verſtändlich erkannt und vorgetragen werden.

P. S.

Alle diejenigen, welche einen leeren Raum behaupten, folgen mehr der Einbildung als dem Lichte des Verſtandes. In meiner Jugend nahm ich ebenfalls den leeren Raum, und die untheilbaren Theilchen an: die Vernunft aber brachte mich wieder auf den rechten Weg. Die Einbildung, die ich damahls davon hatte, war ſeltſam. Bey beyden ſetzet man ſeinem Nachſinnen und ſeinen Betrachtungen ein Ziel. Man befeſtiget ſein Nachdenken gleichſam mit einem Nagel; in der Meynung, man habe hier die allererſten Elemente, oder ein non plus ultra gefunden. Wir wünſchen ſodenn, daß die Natur nicht weiter ginge; daß ſie ſich nicht weiter, als unſer Verſtand, erſtreckte. Dieſes aber iſt ein Zeichen, daß man die Hoheit und die Majeſtät des Urhebers aller Dinge nicht erkennet. Der kleinſte Körper iſt wirklich unendlich wiederum eingetheilet. Er begreift eine Welt voller neuen Creaturen in ſich; welche dem Weltgebäude abgehen würden, wann dieſer kleine Körper ein Atomus wäre, das iſt, ein ſolcher Körper, welcher nicht wieder könte eingetheilet werden. Auf gleiche Art, wenn man den leeren Raum in die Natur einführen will; eignet man GOtt eine ſehr unvollkommene Schöpfung zu: und man verletzet den wichtigen Hauptſatz, daß nämlich alles ſeinen zureichenden Grund haben müſſe. Wird zwar dieſer von vielen in dem Munde geführet; ſo ſehen doch die wenigſten ſeinen Nachdruck recht ein: wie ich ſolches in meinem letzten Schreiben gezeigt habe. Ich habe da aus dieſem Grundſatze dargethan, daß der Raum eben ſo wohl, als die Zeit, nichts anders als eine Ordnung der Dinge; keinesweges aber ein vor ſich ſelbſt beſtehendes Ding ſey. Ich mag anietzo viele andere Urſachen wider den leeren Raum und die Atomos nicht anführen: ich will nur diejenigen beybringen, welche ich aus der Vollkommenheit GOttes, und aus der in der Natur befindlichen Zulänglichkeit der Gründe heraus ziehe. Ich ſetze zum voraus: GOtt habe alle Vollkommenheit, welche er in die Dinge hat legen können; ohne daß die andern Vollkommenheiten, ſo darinnen liegen, einen Abbruch leiden, ihnen wirklich mitgetheilet. Nun wollen wir uns einen Raum, welcher vollkommen leer ſeyn ſoll, in Gedanken vorſtellen: So könte GOtt einige Materie darein ſetzen; ohne daß er den andern Dingen im geringſten einen Abbruch thäte.

Folglich muß er dieſelbe Vollkommenheit darein geleget haben. Dahero kan kein vollkommen leerer Raum ſeyn. Und ſolchergeſtalt kan man ſicher urtheilen, daß alles durchgängig angefüllet ſeyn müſſe. Eben dieſer Schluß beweiſet auch, daß nirgends kein kleines Körperchen ſeyn könne, ſo da nicht wieder eingetheilet wäre. Ich füge hier den andern Schluß mit bey; der daher genommen iſt, daß alle Dinge ihren zulänglichen Grund haben müſſen. Es iſt nicht möglich, einen Grund einer Proportion zu finden, welche von der Materie, oder dem angefüllten Raume zu dem leeren; und von dem leeren Raume zu dem angefüllten ſeyn ſolte. Man wird vielleicht einwenden, daß eines dem andern gleich ſeyn könne. Allein ſo wie die Materie weit vollkommener iſt als der leere (d) Raum; ſo bringt die Vernunft mit ſich, daß man die Geometriſche Proportion in acht nehme: und daß alles um ſo viel mehr müſſe angefüllet ſeyn; je mehr ſolches dem andern vorgezogen zu werden verdienet. Solchergeſtalt aber wird nirgends ein Vacuum ſtatt finden. Denn die Vollkommenheit der Materie verhält ſich zu der Vollkommenheit des leeren Raumes, wie ein Etwas zu nichts. Eben dieſe Bewandniß hat es auch mit den untheilbaren Theilchen. Was kan man wohl für eine Urſache

---

(d) Sehet Herrn Clarkens dritte Antwort §. 9. und deſſen vierte Schrift, §. 22.

ſache anführen, daß die Natur ein Ziel haben ſolle; woſelbſt ſie in der Eintheilung nicht weiter fortkommen könte? Dieſes ſind nur Erdichtungen, die blos auf unſerem Willkühr beruhen, und welche der wahren Weltweisheit unanſtändig ſind. Die Beweisgründe, ſo man zur Behauptung des leeren Raums anführet, laufen allein auf lauter verführeriſche Schlüſſe hinaus.

Die vierte Antwort
des
Herrn Clarke.

1. und 2.

Die Lehre, welche man hier findet, bahnet den Weg zu der **Unumgänglichen Nothwendigkeit und der Fatalität.** Man ſetzet nämlich darinnen voraus: daß die **Bewegungsgründe** eben die Verhältniß zu dem **Willen eines mit Verſtande wirkenden Weſens;** als (a) die **Gewichter** zu einer (b) **Wage** haben ſollen. Wären alſo zwo Sachen ſchlechterdings gleichgültig; könte ein mit Verſtande **wirkendes** Weſen, (c) keine von

---

(a) Sehet oben den andern Brief des Herrn von Leibnitz §. 1.

(b) Sehet den Anhang N. 3.

(c) Sehet den Anhang No. 4.

von beyden erwehlen: ſo wie eine Wage, wann die Gewichter auf beyden Seiten einander gleich ſind, ſich nicht bewegen kan. Sehet aber nun, worinnen der Unterſcheid beſtehe! **Eine Wage iſt kein wirkendes Weſen:** ſie verhält ſich vielmehr einzig und allein leidend; und die Gewichter **wirken** in ſie. Sind alſo die **Gewichter** auf beyden Seiten einander gleich; ſo iſt nichts vorhanden, welches ſie in die Bewegung bringen könte. Diejenigen Weſen im Gegentheil, welche mit Verſtande begabt ſind, haben ein Vermögen zu wirken. Sie verhalten ſich nicht lediglich paßiv. Die Bewegungsgründe wirken in ſie; nicht, wie die Gewichter in eine Wage. Sie ſind wirkende Kräfte (vires activæ,) und wirken iezuweilen durch ſtarke; iezuweilen durch ſchwache Bewegungsgründe; iezuweilen aber durch gar keine, wann die Sachen ſchlechterdings gleichgültig ſind. In dieſem lezten Falle können ſehr gute Gründe vorhanden ſeyn, eine That auszuführen: ob gleich zween oder mehr Wege, wornach man wirket, ſchlechterdings gleichgültig ſeyn können. Der gelehrte Verfaſſer ſetzet allezeit das Gegenſpiel als einen Hauptſatz zum Grunde: er giebt aber hiervon keinen Beweisthum, der aus der Natur der Sachen, oder aus den Vollkommenheiten GOttes heraus flöſſe.

---

3. und 4. Wann der Schluß, den man hier findet, wohl gegründet und bündig wäre; ſo würde er erweiſen, daß GOtt gar keine Materie erſchaffen habe: ja, daß es unmöglich (d) ſeyn, daß er überhaupt die Materie erſchaffen könne. Denn die Materie mag beſchaffen ſeyn, wie ſie wolle: ihre Theile, welche vollkommen dichte ſind, ſind auch einander vollkommen gleich; wenn ſie nur von gleicher Figur und Abmeſſung ſind: welches man denn allezeit als etwas mögliches zum Grunde ſetzen kan. Dieſe Theile der Materie würden alſo auf gleiche Weiſe gar wohl einen andern Ort, als den ſie einnehmen, erfüllen können. Folglich wär es nach dem Vernunftſchluß des gelehrten Herrn Verfaſſers unmöglich, daß GOtt ihnen da ihre Stelle angewieſen hätte; wo er ſie wirklich hingeſetzet hat: weil er ſie mit gleichmäßiger Leichtigkeit hätte verkehrt ſetzen können. Es iſt wahr, daß man weder zwey Blätter, noch vielleicht zween Waſſertropfen, ſo einander vollkommen gleich wären, finden kan. Allein dieſes ſind allzuſehr vermiſchte und aus verſchiedenen Dingen zuſammengeſetzte Körper. Eine ganz andere Beſchaffenheit aber hat es mit den Theilen der Materie, ſo einfach und dichte iſt. Wiewohl auch in Anſehung der aus andern zuſammengeſetzten Körper iſt es nicht unmöglich, daß

(d) Sehet den Anhang No. 3. und 4.

GOtt zween Waſſertropfen, welche einander in allen Stücken gleich wären, hervorbringen könte: und dieſer vollkommenen Aehnlichkeit ungeachtet, würden ſie ein einziger, und eben derſelbige Waſſertropfen, nicht werden können. Dieſem füge ich hinzu, daß der Ort des einen nicht der Ort des andern ſeyn würde: ob gleich ihre Lage eine ganz gleichgültige Sache wäre. Eben dieſer Schluß hat in Abſicht auf die erſte Beſtimmung der Bewegung von einer gewiſſen Seite; oder von einer andern, ſo jener entgegen geſetzet iſt, ebener maſen ſtatt.

5. und 6. Ob gleich zwey Dinge einander vollkommen gleich ſind; ſo bleiben ſie doch deſſen ohngeachtet zwo Sachen. Die Theile der Zeit haben eben eine ſo vollkommene Gleichheit unter ſich, wie die Theile des Raumes: und unterdeſſen ſind zween Augenblicke nicht ein einziger Augenblick; noch weniger ſind ſie nur zween Nahmen von einem einzigen Augenblicke. Wenn GOtt die Welt nur in dieſem Augenblick erſchaffen hätte; ſo würde ſie zu der Zeit, da er ſie erſchaffen, nicht ſeyn hervorgebracht worden. Und wann GOtt der Welt eine umſchränkte Weite gegeben hat, oder hat geben können; ſo folget daraus, daß die Welt natürlicher Weiſe der Bewegung fähig ſeyn müſſe: anerwogen dasjenige, welches ſeine Schranken hat, nicht unbeweglich ſeyn kan. Demnach iſt es offenbar: Die, ſo da behaupten, daß GOtt die Welt zu einer andern Zeit

oder an einem andern Orte nicht hätte erſchaffen können: dieſelben machen die Materie zu etwas, welches nothwendiger Weiſe unendlich und ewig iſt; und führen alle Dinge auf die unwidertreibliche Nothwendigkeit, und auf das blinde Verhängniß zurück.

7. Wann das Weltgebäude eine umſchränkte Weite hat: ſo iſt der Raum, welcher über der Welt iſt und ſie umſchlieſet, kein nichtiges Hirngeſpinſte; ſondern ein reeller Gedanke. Die leeren Räume in der Welt ſind ebenfals nicht in der bloſen Phantaſie erwachſen. Ob es gleich in einem Recipienten, noch (e) Strahlen des Lichtes und vielleicht auch eine andere Materie von einer ſehr geringen Quantität giebt: ſo kan man doch aus dem Mangel des Widerſtandes klärlich erkennen, daß der gröſte Theil dieſes Raumes aller Materie beraubet ſey. Dann die Subtilität der Materie kan an dem Mangel des Widerſtandes nicht Urſache ſeyn. Der Mercurius iſt aus gewiſſen Theilen zuſammen geſezt; welche nicht weniger ſubtil und flüßig ſind, als die Theile des Waſſers: und dennoch thut er mehr als zehenmahl ſo viel Widerſtand. Dieſer kommt alſo von der Quantität, und nicht von der Gröbe der Materie her.

(e) Eine Briefſtelle des Herrn von Leibniz, welche er bey ſeiner Schrift zum Umſchlage gebraucht hatte, hat zu demjenigen, was ich hier ſage, Anlaß gegeben.

8. Der Raum, welcher, von Körpern leer iſt, iſt eine Eigenſchaft einer unmateriellen Subſtanz. Der Raum wird von den Körpern nicht umſchloſſen: ſondern er iſt ſo wohl in, als auſer den Körpern. Der Raum iſt nicht in die Körpern eingeſchloſſen: ſondern die Körper, indem ſie in dem unermeßlichen Raume ſind, werden ſelbſten durch ihre eigene Abmeſſungen umſchränket.

9. Der leere Raum iſt kein Attribut ohne ſein Subject; oder keine Eigenſchaft, der nicht ein gewiſſes Weſen zuſtändig wäre. Denn wir verſtehen durch dieſen Raum nicht einen ſolchen, worinnen gar nichts ſolte vorhanden ſeyn; ſondern wir verſtehen nur einen Raum ohne Körper. GOtt iſt ganz gewiß in einem ieden leeren Raume zugegen: und vielleicht ſind auch in dieſem Raume viele andere Subſtanzen vorhanden, welche nicht materiell ſind; und folglich nicht können berühret, oder mit einem andern Sinne erreichet werden.

10. Der Raum iſt keine Subſtanz, ſondern eine Eigenſchaft: und wenn er eine Eigenſchaft von einem nothwendigen Weſen iſt; ſo muß er, wie alle andere Eigenſchaften eines nothwendigen Weſens, mehr nothwendiger Weiſe exiſtiren, als die Subſtanzen ſelber, ſo nicht nothwendig ſind. Der Raum iſt unermeßlich, unveränderlich und ewig: und eben dieſes muß man von der Dauer ſagen. Hier-

aus aber folget nicht, daß etwas (f) ewiges auſer GOtt ſey. Denn der Raum und die Dauer ſind nicht auſer GOtt. Sie ſind unmittelbare und nothwendige Folgerungen aus ſeiner Exiſtenz; ohne welche er nicht ewig und überall zugegen ſeyn würde.

11. und 12. Die unendlichen Dinge ſind aus den endlichen nicht anders zuſammen geſetzet; als wie die endlichen Gröſen aus unendlich kleinen (infiniteſimis) beſtehen. Ich habe oben (§. 3. in meiner dritten Antwort) zu erkennen gegeben, in welchem Verſtande man ſagen könne: daß der Raum Theile; oder daß er keine, habe. Nach der Bedeutung, welche man dieſem Worte bey der Anwendung auf die Körper giebt, ſind die Theile trennbar; zuſammengeſezt; nicht mit einander vereiniget; von einander independent; und zur Bewegung

---

(f) Deus Aeternus & Infinitus, Omnipotens & Omniſciens: i.e. durat ab aeterno in aeternum, & adeſt ab infinito in infinitum; omnia regit & omnia cognoſcit, quae fiunt aut ſciri poſſunt. Non eſt Aeternitas vel Infinitas, ſed aeternus & infinitus? non eſt duratio vel ſpatium, ſed durat & adeſt. Durat ſemper & adeſt ubique; & exiſtendo ſemper & ubique, durationem & ſpatium, aeternitatem & infinitatem conſtituit. Cum unaquaeque ſpatii particula ſit ſemper, & unumquodque durationis indiviſibile momentum ubique; certe rerum omnium fabricator & dominus, non erit nunquam nusquam. Omnipraeſens eſt, non per virtutem ſolam, ſed etiam per ſubſtantiam: nam virtus ſine ſubſtantia ſubſiſtere non poteſt. NEWTONI Princip. Schol. generale ſub finem.

geſchickt. Ob gleich die Einbildungskraft, auf gewiſſe Art, in dem unendlichen Raume Theile ſich gedenken kan: ſo ſind doch dieſe Theile, welche in uneigentlichem Verſtande ſo genennet werden, dem Weſen nach unbeweglich, und voneinander untrennbar; können auch unter ſich, ohne einen Widerſpruch, nicht verſetzet werden. (ſehet oben die andere Antwort, §. 4. und die dritte, §. 3.) Demnach folget daraus, daß dieſer Raum dem Weſen nach einfach, und ſchlechterdings untheilbar ſey.

13. Wenn die Welt eine umſchränkte Weite hat; ſo kan ſie durch die Allkraft GOttes in die Bewegung gebracht werden: und folglich iſt der Schluß, den ich auf dieſe Beweglichkeit gründe, ein bündiger Beweisthum. Ob gleich zween Orte einander vollkommen ähnlich ſind; ſo ſind ſie doch nicht ein einziger, oder eben derſelbe Ort. Die Bewegung oder der Ruheſtand der Welt iſt ebenfals nicht einerley (g) Zuſtand: gleichwie die Bewegung oder die Ruhe eines Schiffes nicht einerley Stand iſt. Ein Menſch, der ſich auf dem Schiffe in einem Zimmer verſchloſſen findet, nimmt es nicht wahr, ob das Schiff fortſeegelt, oder nicht: ſo ferne ſeine Bewegung auf einerley Art geſchiehet Wiewohl nun derſelbe von der Bewegung des Schiffes nichts verſpüret;

(g) Sehet den Anhang No. 10.

ſo bleibet deſſen ohngeachtet die Bewegung ein reeller und verſchiedener Zuſtand, und bringet reelle und verſchiedene Wirkungen hervor: Und wann das Schiff jählings auf einmahl in ſeinem Laufe gehemmet würde; ſo würde es andere reelle Wirkungen darſtellen. Mit der unvermerklichen Bewegung des Weltgebäudes würde es eine gleichmäſige Beſchaffenheit haben. Man hat auf dieſen Schluß noch nicht geantwortet; worauf doch der Ritter Neuton in ſeinen Principiis Mathematicis ſo gar ſehr dringet. Nachdem er in ſeiner 8. Erklärung die Eigenſchaften, die wirkenden Urſachen und die Wirkungen der Bewegungen erwogen hat: ſo dienet ihm dieſe Betrachtung zur Entdeckung des Unterſcheids, der da unter der reellen Bewegung, oder Fortrückung eines Körpers, ſo aus einem Theile des Raumes in einen andern tritt; und unter der relativen Bewegung, welche nur eine Veränderung der Ordnung oder der Lage der Körper unter ſich iſt, bemerket wird. Dieſes iſt ein Mathematiſcher Beweisgrund, der aus reellen Wirkungen darthut, daß eine reelle Bewegung alsdenn ſtatt haben könne; wo gar keine relative Bewegung vorhanden iſt: und daß eine relative Bewegung Platz haben könne; wo gar keine reelle angetroffen wird. Dieſes ſage ich, iſt ein Mathematiſches Argument; welches noch nicht beantwortet iſt: ſoferne man ſich nur begnüget, das Gegentheil zu ſagen.

14. Die Realität des Raumes wird nicht ſo ſchlechterdings ohne einigen Grund angenommen: immaſen wir oben bereits die Beweisthümer angebracht haben, die ſie beſtärken; und worauf man noch nicht geantwortet hat. Gleichergeſtalt ſind der Herr Verfaſſer auch auf einen andern Schluß noch die Antwort ſchuldig: nämlich, daß der Raum und die Zeit gewiſſe Gröſen oder Quantitäten wären; welches man aber von der Lage und von der Ordnung nicht ſagen kan.

15. Es war GOtt nicht unmöglich, daß Er die Welt eher oder ſpäter gemacht; als er ſolches wirklich bewerkſtelliget hat. So iſt es Ihm auch nicht unmöglich, daß er ſie eher oder ſpäter zernichte; als er ſolche wirklich wird untergehen laſſen. Was die Lehre von der Ewigkeit der Welt anbetrifft: ſo müſſen diejenigen, welche voraus ſetzen, daß die Materie und der Raum einerley ſind, auch zugleich annehmen, daß die Welt nicht allein unendlich und ewig ſey; ſondern daß auch ihre Unermeßlichkeit und Ewigkeit ſchlechterdings nothwendig, ja auch dergeſtalt nothwendig ſey, als der Raum und die Dauerung ſind: welche beyderſeits nicht von dem Willen GOttes; ſondern von ſeiner Exiſtenz, (h) herrühren. Hingegen befinden ſich die andern, die dafür

---

(h) Sehet oben die Anmerkung, welche über den §. 10. gemacht worden.

halten, daß GOtt die Materie nach eben der Gröſe, zu eben der Zeit, und an eben dem Orte und Raume; als es Ihm gefallen, erſchaffen habe, von keiner Schwierigkeit beunruhiget. Denn die Weisheit GOttes kan ſehr gute Bewegungsgründe gehabt haben, um dieſe Welt zu einer gewiſſen Zeit zu erſchaffen: dieſelbe kan auch, vor der Erſchaffung dieſer ſichtbaren Welt, andere Dinge hervorgebracht haben; und ſie kan auch nach der Zernichtung dieſer Machine andere Geſchöpfe an das Licht bringen.

16. und 17. Ich habe oben in dem §. 4. meines dritten Antwortſchreibens und in dem §. 13. dieſer gegenwärtigen Schrifft erwieſen, daß der Raum und die Zeit keine gewiſſe Ordnung der Dinge, ſondern reelle Quantitäten ſeyen: welches man aber von der Ordnung und der Lage der Sachen nicht ſagen kan. Der gelehrte Herr Verfaſſer hat auf dieſe Beweisthümer noch nicht geantwortet: und, wo ſolches nicht geſchiehet; ſo läufet dasjenige, was er vorgebracht, auf einen ungereimten Widerſpruch hinaus: wie er dann ſolches hier ſelbſt zu Tage legt.

18. Die Gleichförmigkeit aller Theile des Raumes, beweiſet nicht, daß GOtt nicht könne in einen jeden Theil des Raumes, nach einer Ihm gefälligen Art, wirken. GOtt kan bündige Gründe haben, endliche Weſen zu erſchaffen: dieſe aber können nur an beſon-

dern Orten wirklich ſeyn. Und gleichwie alle Oerter ihrem Urſprunge nach, einander ähnlich ſind: (wenn auch der Ort nur eine Lage der Körper wäre:) So iſt die Wahl, wenn GOtt auch einen materiellen Würfel, vielmehr hinter einen andern von gleicher Materie; als dieſen hinter jenen ſezte, den hohen Vollkommenheiten GOttes nicht unanſtändig. Ob gleich dieſe zwo Lagen einander vollkommen ähnlich ſind; ſo hat er doch wohl gegründete Urſachen zu der Hervorbringung dieſer zween Würfel: wie denn auch ſie ſelbſt nur in einer oder der andern von dieſen beyden Lagen, welche auf gleiche Weiſe vernünftig ſind, wirklich vorhanden ſeyn können. Das Schickſal des **Epikurus** gründet ſich auf keine Wahl; ſondern auf eine blinde und unwidertreibliche Nothwendigkeit.

19. Wenn irgend der Schluß, den man hier findet, etwas beweiſet; ſo thut er dar, (wie ich ſolches ſchon oben §. 3. bemerket) daß GOtt keine Materie (i) weder wirklich erſchaffen, noch auch hervorbringen können: weil die Lage der ähnlichen oder gleichen Theile der Materie, gleich von ihrem Anfange an, nothwendiger weiſe eben ſo gleichgültig wäre; als die erſte Beſtimmung ihrer Bewegung von einer gewiſſen Seite zu einer andern, die ihr entgegen geſezt iſt.

(i) Siehe den Anhang N. 4. und 9.

20. Was hier der Herr Verfaſſer in Anſehung unſerer vorhabenden Materie beweiſen will, begreife ich nicht.

21. Wenn man ſagt, daß GOtt der Gröſſe der Materie keine Schranken ſetzen könne; ſo bringt man eine Sache von einer allzugroſſen Wichtigkeit vor: die man ohne Beweisthum nicht annehmen wird. Wenn GOtt ebenfals der Dauer der Materie keine Gränzen beſtimmen kan; ſo wird daraus folgen, daß die Welt auf eine nothwendige, und der Gottheit ununterwürfige Art unendlich und ewig ſey.

22. und 23. Wenn der hier befindliche Schluß auf einem guten Grunde ſtünde; ſo würde er erweiſen, daß GOtt ſich nicht entbrechen könte, alles, was Er nur machen kan, zu erſchaffen: und folglich könte er nicht unterlaſſen, alle Geſchöpfe unendlich und ewig zu machen. Zu folge dieſer Lehre aber würde GOtt nicht der Regent von der Welt bleiben. Er würde ein ſolches Weſen ſeyn, welches durch den Trieb einer unüberwindlichen Nothwendigkeit wirken müßte: das iſt, Er würde kein wirkendes Weſen; ſondern das blinde Schickſal, die Natur, und die Nothwendigkeit ſeyn.

24. und 28. Man verfällt hier auf den Gebrauch des Wortes Senſorium; ob gleich der Herr Neuton ſich dieſes Wortes in einer umſchränkten und gelindern Bedeutung bedienet:

ſintemahlen es nur gleichſam ein Senſorium ſeyn ſoll. Es iſt nicht nothwendig, demjenigen, welches ich hierüber bereits geſagt habe, etwas beyzufügen. Sehet meine dritte Antwort §. 10. ingleichen die andere §. 3. und die erſte §. 3.

29. Der Raum iſt der Ort aller Dinge und aller Ideen: gleichwie die Dauer eine Fortwährung aller Dinge und aller Ideen iſt. Ich habe oben in der andern Antwort §. 12. dargethan, daß dieſe Lehre keinesweges dahin abziele, daß GOtt die Seele der Welt ſeyn ſolle. Zwiſchen GOtt und der Welt iſt keine Vereinigung. Man würde mit gröſſerem Rechte ſagen können: der Geiſt des Menſchen ſey die Seele der Bilder der Dinge, ſo er empfindet; als daß man zu ſagen vermöchte, daß GOtt die Seele der Welt ſey: worinnen er überall zugegen iſt, und in welche er, nach eigenem Gefallen, wirket; ohne daß dieſe in ihn wirken mag. Dieſer in meinem andern Schreiben §. 12. beygebrachten Antwort ungeachtet, unterläſſet der Herr Verfaſſer nicht, eben dieſen Einwurf mehr als einmahl zu wiederholen: gleich als wenn ſolches von mir unbeantwortet geblieben wäre.

30. Ich verſtehe nicht, was der Herr Autor mit einem (k) principio repræſentativo ſagen will. Die Seele empfindet die Dinge,

---

(k) Sehet den Anhang No. 11.

weil die Bilder der äuſerlichen Sachen, vermittelſt der ſinnlichen Glieder, in ſie gebracht werden. GOtt nimmt die Dinge wahr, weil Er ihren Subſtanzen gegenwärtig iſt. Er empfindet ſie, nicht um deßwillen, weil er ſie ſtetswährend hervorbringet (ſintemahlen Er von den Werken der Schöpfung ruhet;) ſondern er nimmt ſie wahr, weil Er den erſchaffenen Dingen unausgeſetzt zugegen iſt.

31. Wenn die Seele (l) nicht in den Körper wirkte: und wenn der Körper, dem ungeachtet, durch eine bloſe Mechaniſche Bewegung der Materie, ſich, nach dem Willen der Seele, bey einer ſo unendlichen Mannichfaltigkeit der freywilligen Bewegungen, bequemete; ſo würde dieſes ein ſtetswährendes Wunderwerk ſeyn. Die vorherbeſtimmte Harmonie iſt ein bloſer Schall, oder ein Kunſtwort; und hat in Erklärung der Urſache einer Wirkung, welche aus einem ſo groſen Wunderwerke erwächſet, keinen Nutzen.

32. Wenn man ſetzet, daß die Seele, bey der freywilligen Bewegung des Körpers, der Materie keine neue Bewegung oder neuen Eindruck gebe: und daß alle freywillige Bewegungen von einem Mechaniſchen Antrieb der Materie hervorgebracht werden: ſo ſchreibet man hierdurch alles dem blinden Verhängniſſe, und der unumſtößlichen Nothwendigkeit zu. Sagt

---

(l) Sehet den Anhang No. 5.

man aber, daß GOtt in der Welt nach eigenem Belieben, in die Creaturen, ohne die geringſte Vereinigung, und ohne daß einige Sache in Ihn wirkte, ſeine Wirkung ausübet: ſo giebt dieſes den Unterſcheid, welcher zwiſchen einem überall gegenwärtigen Regenten, und zwiſchen einer eingebildeten Weltſeele iſt, offenbar zu erkennen.

33. Alle Wirkung oder Thätigkeit beſtehet darinnen, daß denen Dingen, in welche gewirket wird, eine neue Kraft mitgetheilet werde. Auſer dieſer würde es keine reelle Wirkung; ſondern eine bloſe Leidenſchaft ſeyn; dergleichen in allen Mechaniſchen Geſetzen der Bewegung angetroffen wird. Woraus dann erfolget, daß, wenn die Mittheilung einer neuen Kraft übernatürlich iſt; ſo werden alle Thaten GOttes übernatürlich ſeyn: Und GOtt ſelbſten wird auf die Art von der Regierung der Welt abgeſondert. Es flieſet auch daraus, daß alles Thun der Menſchen entweder übernatürlich ſey; oder daß der Menſch eine bloſe Machine, wie eine Uhr, ſeyn müſſe.

34. und 35. Man hat oben den Unterſchied zu erkennen gegeben, welcher zwiſchen dem wahrhaftigen Begriffe von GOtt, und zwiſchen der Weltſeele ſey. Sehet den §. 12. meiner andern Antwort; und den §. 29. und §. 32. dieſer gegenwärtigen Schrift.

36. Ich habe auf das, was man hier findet, oben §. 31. bereits geantwortet.

37. Die Seele iſt in dem Gehirne nicht ausgeſpannet; ſie iſt aber in dem Orte, welcher das Senſorium iſt, gegenwärtig.

38. Mit dem allen, was man hier beybringet, wird nur allein was behauptet; ohne daß man es beweiſet. Zween unelaſtiſche Körper, welche mit gleichen, anbey aber entgegen geſezten Kräften an einander ſtoſen, verliehren ihre Bewegung. Und der Ritter **Newton** hat ein Mathematiſches Exempel p. 341. in der andern Lateiniſchen Auflage ſeiner **Optik** gegeben, woraus erhellet: daß die Bewegung ſich immerzu, der Gröſe oder Quantität nach, verringere und vermehre; ohne daß ſie andern Körpern mitgetheilet werde.

39. Die Sache, wovon man hier redet, iſt kein Fehler oder Mangel, wie der Herr Verfaſſer vorgiebt: es beſtehet vielmehr die eigentliche Natur der wirkungsloſen Materie (materiae inactivae) darinnen.

40. Wenn der hier befindliche Schluß grundmäſig wäre; ſo würde er beweiſen: daß das Weltgebäude müßte unendlich ſeyn; daß es von aller Ewigkeit her wirklich geweſen; daß es nicht aufhören könne zu exiſtiren; daß GOtt eben ſo viele Menſchen, und andere Menſchen erſchaffen habe, als er hervorzubringen vermögend geweſen; und endlich daß er ſie erſchaffen habe, damit er ſie in ihrer Dauer ſo lange Zeit erhielte, als es ihm möglich wäre.

41. Ich verſtehe nicht, was dieſe Worte bedeuten ſollen: eine Ordnung, oder eine *Situation*, welche macht, daß die Körper eine Lage bekommen. Es kommt mir vor, daß dieſes ſo viel geſagt ſeyn ſoll: daß die Situation die Urſache der Situation ſey. Ich habe oben in dem §. 2. und 4. meiner dritten Antwort erwieſen, daß der Raum keine Ordnung der Körper ſey. Anbey habe ich in dem §. 13. und 14. dieſer gegenwärtigen Schrift zu erkennen gegeben, daß der Herr Verfaſſer auf meine vorgelegten Vernunftſchlüſſe noch nicht geantwortet habe. Gleichergeſtalt iſt es offenbar, daß die Zeit keine Ordnung der Dinge ſey, die auf einander erfolgen; weil die Gröſe der Zeit gröſer oder kleiner ſeyn kan; und dieſe Ordnung nichts deſto weniger einerley bleibet. Die Ordnung der Dinge, da eines auf das andere in der Zeit erfolget, iſt die Zeit nicht ſelber: indem eines das andere, geſchwinder, oder langſamer, in einerley Ordnung der Abwechſelung; nicht aber in einerley Zeit, ablöſen kan. Geſetzt, daß keine Geſchöpfe wären; ſo würde die auf überall ſich erſtreckende Gegenwart GOttes, und die Fortſetzung ſeiner Exiſtenz verurſachen, (m) daß der Raum und die Dauer eigentlich eben ſo ſeyn würden, wie ſie jetzo ſind.

(m) Sehet oben die Anmerkung über den §. 10.

42. Man wendet ſich hier von dem Richterſtuhl der Vernunft zu dem Urtheil des gemeinen Haufens. Gleichwie aber dieſes zu keiner Richtſchnur der Wahrheit dienen kan; ſo ſollen die Weltweiſen auch dahin ihre Zuflucht nicht nehmen.

43. Der Begriff von einem Wunderwerke faſſet die Ungewöhnlichkeit und Seltenheit in ſich. Denn ſonſt findet man wohl keine gröſere Wunder, und keine vorzüglichere Beweiſe einer ausnehmenden Macht, als eben in einigen Dingen, ſo wir natürlich nennen: dergleichen z. E. die Bewegung der himmliſchen Weltkörper, die Erzeugung und die Bildungen der Pflanzen und der Thiere ſind. Unterdeſſen heiſen ſie keine Wunderwerke; weil es gemeine und gewöhnliche Dinge betrifft. Es flieſet aber dem ungeachtet daraus nicht, daß deßwegen alles, was ſelten und auſerordentlich iſt, ein Wunderwerk abgäbe. Denn ſehr viele Dinge von dieſer Art können unordentliche und weniger gemeine Wirkungen von ſolchen Sachen ſeyn, die auf einer Ordnung beruhen: dergleichen die Sonn und Mondfinſterniſſe, die Mißgeburten, die Raſerey in dem Menſchen, und unendlich viele andere Dinge ſind; welche der Pöbel Wunderzeichen nennet.

44. Allhier räumet man mir ein, was ich geſagt habe: und gleichwohl behauptet der Herr Verfaſſer eine Sache, welche wider die gemeinen Lehren der Gottesgelahrten lauft; in-

indem er ſetzet, daß ein Engel könne Wunderwerke thun.

45. Es iſt an dem, daß, wenn ein Körper einen andern ohne Beyhülfe eines darzwiſchen kommenden Mittels an ſich zöge; ſo würde es kein Wunderwerk, ſondern ein Widerſpruch ſeyn: denn man würde in ſolchem Falle voraus ſetzen, daß eine Sache wirken ſoll, wo ſie nicht iſt. Allein das Mittel, wodurch zween Körper einander an ſich ziehen, kan unſichtbar und unberührlich; auch von einer ſolchen Natur ſeyn, die da von dem Mechanismo ganz verſchieden iſt. Dem ohngeachtet aber mag eine ordentliche und beſtändige Wirkung oder That natürlich genannt werden: weil ſie weit weniger verwunderungswürdig iſt, als die Bewegungen der Thiere; welche gleichwohl für keine Wunderzeichen gehalten werden.

46. Wenn man hier unter dem Worte **Natürliche Kräfte**, die Mechaniſchen Kräfte verſtehet; ſo werden alle Thiere, auch ohne Ausnahme des Menſchen, bloſe Machinen, wie die Uhren, ſeyn. Wenn man aber unter ſolchem Worte keine Mechaniſche Kräfte verſtehet: ſo kan die Gravitation, wodurch die Körper ſich gegen einander bewegen, durch ordentliche und natürliche Kräfte; ob ſie gleich nicht mechaniſch ſind, hervorgebracht werden.

NB. Man hat ſchon oben auf die Gründe, die der Herr von Leibnitz in dem Beſchluſſe ſeines vierten Schreibens mit einflieſen laſſen, geantwortet. Das einzige, welches hier in acht zu nehmen nöthig iſt, beſtehet darinnen: daß der Herr von Leibnitz, da er die Unmöglichkeit und den Ungrund der phyſicaliſchen atomorum zu behaupten ſuchet, (von den Mathematiſchen Puncten iſt unter uns die Rede nicht) etwas behauptet, das offenbar ungereimt iſt. Denn es ſind in der Materie entweder vollkommen dichte Theile oder nicht. Im erſten Falle; und wenn man bey wiederholter Eintheilung wiederum neue Theilchen davon nimmt, welche alle einerley Geſtalt und einerley Abmeſſungen haben, (wie denn ſolches allezeit möglich iſt;) ſo werden dieſe neue Theilchen vollkommen gleiche phyſicaliſche Atomi ſeyn. Im andern Falle aber, wenn nämlich gar keine vollkommen dichte Theile in der Materie ſind; ſo wird gar keine Materie in der Welt ſeyn. Denn jemehr man einen Körper eintheilet und in ſolcher Eintheilung fortfähret, um endlich auf vollkommen dichte und imporöſe Theile zu kommen; jemehr nimmt die Proportion zu, welche die Pori zu der dichten Materie dieſes Körpers haben. Wann es dannenhero bey einer unendliche mahl wiederholten Eintheilung, unmöglich fället, auf ſolche Theile zu kommen, welche vollkommen dichte ſind, und gar keine Durchgänge haben; ſo wird darausfolgen, daß die Körper aus nichts, als aus poris zuſammen geſezt worden, indem die Proportion von dieſen gegen die dichten

Theile ohne aufhören zunimmt: und folglich wird überhaupt gar keine Materie ſeyn; welches auf einen offenbar ungereimten Widerſpruch hinaus laufet. Und von eben der Beſchaffenheit wird der Schluß ſeyn, der in Betrachtung der Materie, woraus die beſondere Arten der Körper zuſammen geſetzet werden; es ſey nun daß man ſetzet, daß ihre Durchgänge (pori) leer ſind, oder daß ſie mit einer fremden Materie angefüllet worden, gemacht wird.

* * *

Die fünfte Schrift Des Herrn von Leibnitz.

Oder

Antwort auf das vierte Engliſche Schreiben.

(Es hat der Herr von Leibnitz, kurz vor ſeinem Tode, eine andere Copey von dieſem Schreiben, an einen ſeiner guten Freunde nach Engelland überſchickt; in welcher er verſchiedene Stellen mit eigener Hand geändert und deutlicher gemacht. Ob man nun gleich deſſen Worte, ohne Veränderung des erſten Aufſatzes, in der Engliſchen Auflage auf dem Rande beygefüget; ſo hat man doch, ſo wie in der Engliſchen, alſo auch in dieſer Überſetzung, ſolche nach der Abſicht des Herrn Verfaſſers, in die Schrift ſelbſt mit hineinrücken wollen.)

Auf den 1. und 2. §. der vorhergehenden Schrift.

1.

Ich werde für dieſes mahl weitläuftiger antworten: um dadurch die Schwierigkeiten zu erläutern, und zu verſuchen, ob man geneigt ſey der Vernunſt Gehör zu geben, und aufrichtige Kennzeichen von der Liebe zur Wahrheit an den Tag zu legen; oder ob man ſich blos unanſtändiger Ausflüchte und krummer Sprünge, ohne Erläuterung der Materie, bedienen wolle.

2. Man bearbeitet ſich öfters, meinen Lehren die unwidertreibliche Nothwendigkeit und das blinde Verhängniß aufzubürden: ob gleich vielleicht niemand den wahrhaften Unterſcheid unter der Freyheit, Zufälligkeit, Freywilligkeit auf einer Seite; und unter der unumgänglichen Nothwendigkeit, dem blinden Schickſal und dem unvermeidlichen Zwange auf der andern Seite, beſſer und gegründeter, als ich in meiner Theodicée, erkläret und erwieſen hat. Ich weis auch nicht, ob der Herr Autor ſolches thut, weil es ihm ſo beliebt; man mag ihm dargegen vorſtellen, was man wolle: oder, weil er meine Sätze, wenn dieſe Andichtungen aus keiner verfälſchten Abſicht entſpringen, nicht in gnugſame Erwegung gezogen hat. Was ich hiervon urtheilen ſoll, werde ich bald erfahren; und mich ſo denn darnach zu richten wiſſen.

3. Es iſt an dem, daß die Gründe in dem Gemüthe eines Weiſen, und die bewegenden Urſachen in einem Geiſte; ſolcher mag ſeyn, was für einer es wolle: eben das zu wege richten, was mit der Wirkung, ſo die Gewichte in einer Wage hervorbringen, übereinkommt. Man macht mir den Einwurf, daß dieſer Begriff uns auf die Lehre von der unüber-

überwindlichen Nothwendigkeit, und auf ein blindes Verhängniß abführe: ſolches aber ſagt man, ohne beygefügte Beweiſe; und ohne daß man die Erklärungen, welche ich zur Auflöſung aller diesfals gemachten Schwierigkeiten zu anderer Zeit gegeben habe, einzuſehen ſich bemühete.

4. Es hat auch das Anſehen, als wenn man mit zweydeutigen Worten ſpielen wolte. Es giebt **Arten** der Nothwendigkeit, welche man zugeſtehen muß: maſen man unter einer unumgänglichen und unter einer bedingten Nothwendigkeit, ein Unterſcheid machet. Uber dieſes giebt es eine Nothwendigkeit, die da ſtatt findet, weil der Gegenſatz auf einen ungereimten Widerſpruch hinaus lauft; und welche man die **Logiſche, Metaphyſiſche und Mathematiſche** zu nennen pfleget. Von dieſer iſt die **Moraliſche** unterſchieden; als welche verurſachet, daß ein weiſes Weſen das allerbeſte wehlet; und daß ein ieder Geiſt ſeiner gröſten und ſtärkſten Neigung folget.

5. Die Hypothetiſche oder bedingte Nothwendigkeit findet bey den künftigen zufälligen Begebenheiten Platz: in ſo weit man in denſelben die Vorherſicht und vorhergefaßte Ordnung GOttes vorausſetzet. Dieſe Art der Nothwendigkeit muß man einräumen: wo man nicht mit den **Socinianern** die Vorherſicht der künftigen Zufälle; und die Vorſorge, welche die Dinge nach allen ihren beſondern Um-

ſtänden ordnet und regieret, der GOttheit abſprechen will.

6. Es leidet aber die Freyheit weder durch dieſe Vorherſicht, noch durch dieſe vorhergemachte Verfaſſung, einigen Abbruch. Denn GOtt, welcher durch die allerhöchſte und ausbündigſte Urſache iſt bewogen worden, unter unzehlich vielen Ordnungen der Dinge oder möglichen Weltgebäuden, das für andern zu erwehlen, wo die freyen Creaturen dieſe oder dergleichen Entſchlieſungen, wiewohl nicht ohne ſeine Beytretung ergreifen würden; hat hierdurch ihren Erfolg ein für allemahl gewiß und determinirt gemacht. Aber eben hierdurch wird die Freyheit dieſer Geſchöpfe mit nichten eingeſchränket: allermaſen dieſer bloſe göttliche Schluß, der auf die Wahl erfolget iſt, nicht das geringſte ändert; ſondern nur ihre freye Naturen, welche er aus dem in ſeinem Verſtande befindlichen Abriſſe aller Dinge vorher ſahe, ſichtbar an das Licht ſtellete.

7. Gleichergeſtalt wird der Freyheit durch die Moraliſche Nothwendigkeit nichts benommen. Denn wenn ein weiſes Weſen, und inſonderheit GOtt, der den höchſten Grad der Weisheit beſitzet, das Beſte wehlet; ſo ſchadet dieſes ebener maſen ſeiner Freyheit nichts: ja dies iſt vielmehr der vollkommenſte Grad der Freyheit; wenn man nicht gehindert wird, in ſeinem Thun nach der ausbündigſten Weiſe zu verfahren. Und wenn ein anderer nach der

Vorſtellung des allerſcheinbarſten und wollenswürdigſten Guten ſeine Wahl anſtellet; ſo ahmet er hierinnen der Freyheit eines weiſen Weſens, nach der Proportion ſeiner Natur, nach. In Ermangelung deſſen würde die Wahl ein blinder Zufall ſeyn.

8. Doch ſo wohl das wahre als das Scheingute; oder kurz zu reden, der Bewegungsgrund, neiget uns zwar: er zwinget uns aber nicht; das iſt, er leget uns keine unüberwindliche Nothwendigkeit auf. Denn wenn GOtt, Exempelsweiſe, das allerbeſte wehlet; ſo iſt doch nichts deſto weniger das möglich, welches er nicht erwehlet, und welches an Vollkommenheiten geringer iſt. Wenn aber dasjenige, das GOtt erwehlet, ſchlechterdings nothwendig wäre; ſo würden alle andere Unternehmungen unmöglich ſeyn. Dies aber iſt wider die Hypotheſin: anerwogen GOtt unter den Möglichkeiten, das iſt, aus unzehlich vielen Wegen, unter welchen keiner auf einen Widerſpruch hinaus laufet, dieſen erwehlet hat.

9. Wolte man nun aus dem, da man behauptet, daß GOtt nur das Beſte erwehlen könne, den Schluß ziehen, daß das im Gegentheil, welches er nicht erkieſet, unmöglich ſey: ſo würde man die Macht mit dem Willen; die Metaphyſiſche Nothwendigkeit mit der Moraliſchen; und das Weſen der Dinge mit ihrer Exiſtenz vermiſchen. Dann dasjenige, was da nothwendig iſt, iſt es vermöge ſeines

Weſens: weil der Gegenſatz auf einen Widerſpruch hinaus lauft. Das Zufällige aber, welches zum wirklichen Vorſchein kommt, muß dem Hauptgrunde, warum GOtt das allerbeſte erwehlet hat; und dem zureichenden Grunde der Dinge, nach welchem ſich GOtt zu einer Wahl geneiget hat, zugeſchrieben werden. Daher ſage ich, daß die Bewegungsgründe ein freyes Weſen ohne Zwang zu etwas veranlaſſen: und daß zwar eine Gewißheit und Unfehlbarkeit; keinesweges aber eine unwidertreibliche Nothwendigkeit in den zufälligen Begebenheiten angetroffen werde. Dieſem kan man dasjenige, was weiter unten §. 73. und 76. folgen wird, beyfügen.

10. Ich habe in meiner Theodicée zur Gnüge gezeiget: daß dieſe Moraliſche Nothwendigkeit mit unſerer Glückſeeligkeit verknüpft; mit den Vollkommenheiten GOttes übereinſtimmig; und dem groſen Hauptgrunde, warum die Dinge wirklich da ſind, als welches in der Zulänglichkeit der Raiſon zuſammen laufet, höchſt gemäs ſey. Die unveränderliche und metaphyſiſche Nothwendigkeit dagegen ſtützet ſich auf den andern Hauptgrund unſerer Vernunftſchlüſſe. Sie iſt das Principium der Möglichkeiten, das iſt, der Identität oder des Widerſpruchs. Denn dasjenige, welches ſchlechterdings nothwendig iſt, iſt nur nach einem einzigen möglichen Weg auszuführen: ſein Gegenſatz laufet auf einen ungereimten Widerſpruch hinaus.

11. Ich habe anbey zu erkennen gegeben, daß unſer Wille nicht allezeit dem antreibenden Verſtande genau folge: weil er gewiſſe Bewegungsurſachen haben oder finden kan; warum er ſeine Entſchlieſung aufſchiebt, und es auf eine weitere Unterſuchung ankommen läßt.

12. Will man nun deſſen ohngeachtet meinen Sätzen die Lehre von einer unwidertreiblichen Nothwendigkeit beymeſſen: ohne, daß man gegen die nur ietzo angeführte Betrachtungen, die vielleicht noch tiefer auf den inneren Grund der Dinge dringen, als man bey den anderswo befindlichen Lehrſätzen wahrnimmt, etwas gegründetes ſagen kan; ſo wird dieſes auf einen unverſtändigen Eigenſinn hinaus laufen.

13. Was den Begriff von dem blinden Verhängniſſe, den man mir gleichergeſtalt aufbürdet, anbetrifft; ſo liegt auch hierinnen eine Zweydeutigkeit. Es giebt ein Türkiſches Verhängniß; ein Stoiſches Verhängniß; ein Chriſtliches Verhängniß. Das Mahometaniſche Schickſal gehet dahin: daß auch die Wirkung oder der Ausſchlag einer Sache erfolgen würde; wenn man gleich die wirkenden Urſachen, woraus jene erwachſen, vermeiden ſolte. Das Stoiſche Verhängniß zielet dahin: daß man in denjenigen Zufällen, die uns aufſtoſen, ſich gelaſſen bezeigen müſſe; weil man gezwungener Weiſe Gedult zu haben Urſache

ſache hätte: anerwogen man dem Laufe der Dinge nicht widerſtreben könte. Man kommt aber hierinnen überein, daß auch ein Chriſtliches Schickſal oder ein gewiſſes Verhängniß aller Dinge ſey; welches von der Vorherſicht und Vorſorge GOttes regieret werde. Das Wort *Fatum* oder Schickſal ſtammet her von fari, das iſt, ausſprechen, einen Schluß machen: und in dieſem Verſtande bedeutet es einen Ausſpruch oder Rathſchluß GOttes. Die nun, ſo ſich in Betrachtung der göttlichen Vollkommenheiten, woraus die Liebe (a) gegen GOtt erwächſet, dieſem Ausſpruche unterwerfen, führen ſich nicht allein nach Art der heydniſchen Weltweiſen, geduldig und gelaſſen auf; ſondern ſie ſind auch mit dem, was GOtt ordnet und füget, vergnügt. Es iſt ihnen nicht unbewußt, daß er alles, was er thut, auf die allerbeſte Art entſtehen läſſet: und dieſes zwar nicht allein zum gemeinſchaftlichen allergrößten Beſten; ſondern auch insbeſondere zum allerſinnlichſten Wohl dererjenigen, die ihn lieben.

14. Ich bin genöthiget worden, mich weitläuftig zu erklären, um dadurch die übelgegründeten Ausbürdungen auf ein für allemahl aus dem Wege zu räumen: gleichwie, ich hoffe, daß es durch dieſe Erläuterungen bey Perſonen, ſo die Billigkeit lieben, geſchehen könne.

(a) Weil ſie in einem Vergnügen, welches dieſe Erkäntniß zuwege bringet, beſtehet.

Voritzo will ich auf den Einwurf kommen, den man hier wider die Vergleichung der Gewichte einer Wage, mit den Bewegungsgründen des Willens macht. Man giebt wider mich vor, daß die Wage ſich einzig und allein leidend verhalte, und ſo durch die Gewichte in die Bewegung gebracht werde: an ſtatt daß diejenigen Weſen, ſo mit Verſtand und Willen begabt ſind, wirkende Geſchöpfe ſeyen. Ich antworte: daß der Hauptſatz von der Nothwendigkeit eines zulänglichen Grundes ſo wohl denen Dingen, die da vor ſich wirken; als auch denen, die ſich allein leidend verhalten, gemein ſey. Sie haben einen zulänglichen Grund vonnöthen, ſo wohl, wenn ſie ſelbſt wirken; als auch wann ſie eine Wirkung in ſich hervorbringen laſſen. Die Wage agirt nicht allein nicht; wann ſie von beyden Seiten von gleichen Kräften gehalten wird: ſondern die gleichen Gewichte haben auch keine Wirkung in ſie, wann ſie in einer Gleichwucht ſind; dergeſtalt daß das eine nicht nieder ſteigen kan, ohne daß das andere nicht eben ſo hoch ſteigen ſolte.

15. Nebſt dieſem muß man in Betrachtung ziehen, daß, wenn man eigentlich reden will, die Bewegungsgründe nicht in die Seele wirken; wie die Gewichte in die Wage. Es iſt vielmehr die Seele ſelber, welche kraft der Bewegungsgründe wirket; als wodurch ſie zu demjenigen, was ſie wirklich thut, gelenket oder diſponiret wird. Motiva ſunt animae diſpo-

ſpoſitiones ad agendum. Wenn man daher ſagen will, wie man dann ſolches allhier vorgiebt, daß das Gemüte zu gewiſſer Zeit ſchwache Motiven den ſtärkern; und lezuweilen das gleichgültige den Bewegungsgründen ſelbſt vorziehet: ſo ſondert man die Seele von den Bewegniſſen ab. Man thut als wenn dieſe auſſer ihr wären, wie die Gewichter von der Wage verſchieden ſind; und als wenn der Geiſt nicht ſo wohl die Motiven, als andere Triebe etwas auszuüben hätte, vermöge welcher er die Motiven entweder verwerfen oder annehmen möchte: an ſtatt, daß die Bewegungsgründe, wenn man nach der Wahrheit reden ſoll, alle Gemüthstriebe (diſpoſitiones) überhaupt in ſich begreifen; die die Seele zu ihren freywilligen Handlungen haben kan. Denn ſie faſſen nicht allein die Bewegungsurſachen in ſich; ſondern auch die Neigungen, welche aus den Leidenſchaften und andern vorhergehenden Regungen erwachſen. Demnach würde die Seele, wann ſie eine ſchwächere Neigung der ſtärkern vorziehen ſolte, wider ſich ſelbſt handeln; oder etwas anders, als ſie zu thun geneigt wäre, ausüben. Das aber giebt zu erkennen: daß die Begriffe, ſo man den meinigen hier entgegen geſetzet hat, auf ſchwachem Grunde ſtehen; und im geringſten den Stich nicht halten, wenn ſie genau erwogen werden.

16. Will man auch ſagen, daß die Seele gute Bewegungsurſachen haben könne, etwas

zu thun; wenn ſie auch gleich keine Motiven hätte, und wenn die Sachen ſchlechterdings gleichgültig wären; gleichwie man, den Fall allhier zu ſetzen beliebt: ſo würde dieſes auf einen offenbaren Widerſpruch hinaus laufen. Denn findet ſie gute Bewegungsurſachen zur Ergreifung des einen Weges, den ſie erwehlet; ſo ſind ihr die Dinge nicht ferner gleichgültig.

17. Und will man auch ſagen, daß die Seele in dem Falle, wenn ſie zu einer That antreibende Gründe habe, ſolche ausüben werde; wenn auch gleich die Arten ſolche auszuüben gleichgültig wären: ſo redet man auch alsdenn mit einer ſehr geringen Grundmäſigkeit, und auf eine Art, welche man nicht vertheidigen kan. Denn man hat niemahls eine zureichende Urſache etwas zu thun; wenn man nicht auch zugleich einen zulänglichen Grund hat, ſolches auf eine gewiſſe Weiſe ins Werk zu richten. Eine iede That beſtehet aus ihren beſondern Umſtänden, und kan von denſelben nicht abgeſondert werden: über dieſes hat ſie auch ſchlechterdings einer gewiſſen Art und Weiſe, wornach ſie bewerkſtelliget wird, vonnöthen. Wann dannenhero ein zureichender Grund vorhanden iſt, warum man etwas unter beſondern Umſtänden vollziehet; ſo müſſen auch zulängliche Gründe da ſeyn, warum man ſolches auf dieſe und keine andere Weiſe ausübet. Folglich müſſen die Arten etwas zur Wirklichkeit zu bringen nicht gleichgültig ſeyn. So oft denn als man zureichende Urſachen hat,

eine That nach allen beſondern Umſtänden werkſtellig zu machen; ſo müſſen dergleichen auch bey denjenigen Dingen, ſo zur Bewerkſtelligung erfodert werden, vorhanden ſeyn. Hierher gehöret auch das, was weiter unten §. 66. wird geſagt werden.

18. Dieſe Schlüſſe ſind Sonnenklar: und iſt es ſehr ſeltſam, daß man mir beymiſſet, als wenn ich meinen Satz von der Nothwendigkeit einer zulänglichen Urſache vorbrächte; ohne daß ich ſolches aus der Natur der Dinge, oder aus den Vollkommenheiten GOttes erweiſen könte. Denn die Natur der Dinge bringet es mit ſich, daß vor einer ieden Begebenheit gewiſſe Bedingungen, erforderliche Umſtände, und gehörige diſpoſitiones vorhergehen; in deren Exiſtenz der zulängliche Grund einer Begebenheit verborgen lieget.

19. Eben die Vollkommenheit GOttes erfordert, daß alle ſeine Thaten mit ſeiner Weisheit übereinkommen: und daß man an ihm nicht tadeln könne, als wenn er etwas ohne zulängliche Urſache gethan hätte; oder als wenn er einen ſchwächeren Bewegungsgrund einem ſtärkern vorgezogen habe.

20. Ich werde aber zu Ende dieſes Aufſatzes von der Grundmäßigkeit und von der Wichtigkeit dieſer groſen Hauptwahrheit, daß nämlich ein zulänglicher Grund zu einem ieden Ausſchlag einer Sache vonnöthen ſey, weitläuftiger reden: wie dann der beſte Theil von der

ganzen Weltweisheit wegfallen würde; wann uns dieſer Grundſatz ſolte verlohren gehen. Alſo kommt es mir etwas fremde vor, daß man hier vorgiebt: ich beginge petitionem principii, und nähme den Schluß, den ich noch erweiſen ſolte, als einen Grundſatz des erfoderten Beweiſes an. Es hat daher faſt das Anſehen, als ſey man ſolche Lehren zu behaupten geſonnen, welche man auf keine Art erweiſen kan: weil man dahin verfallen iſt, daß man mir dieſen groſen Hauptſatz, der zu den weſentlichen Grundwahrheiten der Vernunft gehöret, in Zweifel ziehen will.

Auf den §. 3. und. 4.

21. Man muß aufrichtig bekennen, daß dieſer wichtige Hauptſatz, ob man ihn gleich angenommen; dennoch nicht zur Gnüge und gehöriger maſen angewendet worden. Dies iſt guten theils die Urſache, warum die Grundewiſſenſchaft bis dieſe Stunde ſo wenig fruchtbar geweſen, und auf einem ſo ſchlechten Grunde beſtanden iſt. Unter andern Folgerungen, ſo daraus flieſen, ſchlieſe ich auch dieſes. In der Natur ſind nicht zwey wirkliche Dinge vorhanden; unter welchen das eine von dem andern im geringſten nicht unterſchieden wäre. Denn in dieſem Falle würde GOtt und die Natur ohne Grund wirken; wenn man das eine zu einem ganz verſchiedenen Zweck gebrauchte, als das andere. Alſo folget daraus: daß

GOtt zwey Theile der Materie, ſo unter ſich vollkommen gleich und ähnlich wären, nicht hervorbringe. Auf dieſen Schlußſatz antwortet man; ohne daß der Grundſatz, woraus man ſolchen ziehet, widerleget wird, mit einem ſehr ſchwachen Einwurf. „Dieſer Schluß, ſagt man, wenn er gut wäre, würde darthun, daß es GOtt unmöglich fallen würde, einige Materie zu erſchaffen. Denn wenn die Theile der Materie, ſo vollkommen dichte ſind, nach einer völligen Gleichheit und von einerley Figur angenommen werden, (wie man dann ſolches als etwas mögliches ſetzen mag,) ſo würde der eine Theil in allen Stücken wie der andere beſchaffen ſeyn.“ Doch eben das iſt eine ſehr offenbare petitio principii; wenn man dieſe vollkommene Gleichförmigkeit, die nach meinen Gründen nicht ſtatt haben kan, nach Gefallen vorausſetzet. Dafern man zwey ununterſchiedliche Dinge, als zwey Theile der Materie, welche mit einander vollkommen überein kommen, nehmen will; ſo ſcheinet ſolches nur blos, in ſo fern ich die beſondern Umſtände in keine Betrachtung ziehe, möglich: es läßt ſich aber weder mit der Ordnung der Dinge, noch mit der Göttlichen Weisheit, allwo nichts ohne Grund angenommen wird, wirklich verknüpfen. Der gemeine Hauſe bildet ſich zwar dergleichen ein: allein blos deßwegen, weil er ſich mit unvollſtändigen Begriffen begnüget. Und dies iſt ein Fehler der Atomiſten.

22. Uber-dieſes ſo nehme ich in der Materie keine Theile an, die vollkommen dichte oder ganz aus einem Stücke wären; ohne daß eine beſondere Veränderung oder Bewegung in ihren Theilen vorginge: wie man die ſo genannten atomos ſich einbildet. Wenn man dergleichen Körper ſich in den Kopf ſetzet; ſo iſt es gleichergeſtalt eine gemeine Meynung, die keinen Grund hat. Nach meinen richtigen Beweisthümern iſt ein jedweder Theil der Materie wirklich wieder aufs neue in Theile zergliedert, welche auf verſchiedene Art beweget werden: und keiner kommt dem andern in allen Stücken gleich.

23. Ich habe angeführet, daß man in der ſichtbaren Natur niemahls zwey ununterſcheidliche Dinge antreffe: und daß man folglich weder zwey Blätter in einem Garten; noch zween Waſſertropfen, ſo einander vollkommen gleich ſeyen, vorfinden werde. Was die Blätter betrifft, ſo geſtehet man es ein: und vielleicht auch, wenn man das wegen der Waſſertropfen in genauere Betrachtung zieht. Man könte ſolches, ohne einen Zweifel zu haben, oder ohne ein (b) perhaps, (ein Italiäner würde ſenza forse ſagen) auch bey den Waſſertropfen einräumen.

24. Ich ſolte glauben, die Erfahrungen überhaupt, ſo wir von den ſichtbaren Dingen

---

(b) Der Autor füget dieſes Wort mit Fleis bey.

in der Natur haben", finden auch auf gehörige Maſe bey den unſichtbaren Dingen der Natur ſtatt: und in der Abſicht möchte man wohl ſagen; wie der Arlequin in dem ſo genannten (c) Kayſer des Mondes ſich vernehmen lies, daß dort alles ſo, wie hier, beſchaffen wäre. Ja wenn man auch nur um deßwillen die ununterſcheidlichen Dinge in der Natur läugnet, weil man hiervon kein Exempel antrifft; ſo iſt ſolches allerdings ſchon ein ſtarker Einwurf wider ſie! Daß man ſich aber dieſer Folgerung widerſetzet, und vorgiebt: die in unſere Sinne fallende Körper wären wiederum aus andern zuſammen geſezte Körper; an ſtatt daß man behaupten ſolte, es fänden ſich auſer dem noch unmerkliche und unſichtbare Dinge, die da einfach wären: ſo antworte ich auch hierauf, daß ich in dieſem Punkte nicht einig bin. Nach meiner Meynung giebt es gar keinen einfachen körperlichen Theil: wenn ich die wahrhaften Monaden ausnehme, welche weder theilbar noch ausgedehnet ſind. Die einfachen Körper, ja auch die corpora perfecte ſimilaria flieſen aus den falſchen Sätzen von dem leeren Raum und den untheilbaren Theilgen; oder aus der faulen Philoſophie: die in der Zergliederung der Dinge nicht ſo weit, als es ſich gebühret, zurück gehet; und bey welcher man ſich einbildet, als ſey man bis auf die allererſten körperlichen

---

(c) l' Empereur de la Lune.

lichen Elemente der Natur gekommen, weil dieſes unſerer Einbildung ein Gnüge thut.

25. Wann ich läugne, daß zween völlig gleichförmige Waſſertropfen oder zween andere ununterſcheidliche Körper gefunden werden; ſo gehet meine Meynung nicht dahin, als wenn es ſchlechterdings unmöglich wäre, dergleichen zu ſetzen: vielmehr behaupte ich, daß dieſes der Göttlichen Weisheit zuwiderlaufe, und folglich in der Natur nicht anzutreffen ſey.

Auf den §. 5. und 6.

26. Ich geſtehe es ein, daß, wann zwey vollkommen ununterſcheidliche Dinge in der Natur vorhanden wären; ſo würden ſie zwey Dinge ausmachen: Der Satz aber iſt falſch, und der groſen Hauptwahrheit des zureichenden Grundes zuwider. Die gemeinen Philoſophen haben ſich verirret, wenn ſie geglaubt haben, es fänden ſich Dinge, die da ſolo numero, oder blos weil ſie zwo Sachen ſind, von einander unterſchieden wären: Und aus dieſem Irrthum ſind ihre Verwirrungen über das ſo genannte principium individuationis, erwachſen. Die Metaphyſik iſt gemeiniglich wie eine Wörterlehre, oder wie ein Philoſophiſches Wörterbuch abgehandelt worden: ohne daß man die Dinge genau und gründlich unterſucht hätte. Solch eine Weltweisheit, welche die Sachen nur oben hin und nicht tief genug betrachtet; dergleichen der Atomiſten

und Vacuiſten ihre iſt; erdichtet ſich Dinge, die man, höherer Gründe wegen, ſchlechterdings verwerfen muß. Ich hoffe, daß durch die Kette meiner Beweiſe die Weltweisheit ein ganz anders Anſehen bekommen werde: ohngeachtet aller ſchwachen Einwürfe; dergleichen diejenigen ſind, ſo man mir hier entgegen ſetzet.

27. Die Theile der Zeit oder des Ortes, wenn ſie an ſich genommen und betrachtet werden, ſind ideelle Dinge: daher iſt eben eine ſo vollkommene Aehnlichkeit unter ihnen, als unter zween Unitatibus abſtractis, unter zwoen Einheiten, die nur blos in meinen Gedanken ihre Wirklichkeit haben. Dieſe Bewandniß aber hat es nicht mit zwoen Unitatibus concretis, mit zwoen wirklichen Zeiten, oder mit zweenen angefüllten Räumen, welche in der That in der Natur vorhanden ſind.

28. Ich ſage nicht, daß zween Punkte des Raumes ein einziger Punkt; noch daß zween Augenblicke nur ein Augenblick wären: wie man mir dem Anſehen nach beymiſſet. Man kan ſich aber aus Mangel der Erkänntniß einbilden, daß zween verſchiedene Augenblicke wären; da doch nur ein einziger iſt: gleichwie ich in dem 17den Abſatz der vorhergehenden Antwort angemerkt, daß man öfters in der Geometrie zwey Dinge nur ſetzet, um dadurch den Irrthum des Gegenparts vorzuſtellen; ob gleich in der That nur eines vorhanden iſt. Wenn einer annimmt, daß eine gerade Linie

die andere in zwey Punkten durchſchneide; ſo wird man endlich bey dem Schluſſe befinden, daß dieſe zwey ſo genannten Punkte auf einander fallen müſſen, und nur einen einzigen ausmachen können.

29. Ich habe erwieſen: der Raum ſey nichts anders als eine Ordnung der Exiſtenz der Dinge; welche (Ordnung) man wahrnimmt, wenn dieſe zugleich mit einander vorhanden ſind. Alſo kan der Entwurf von einer materiellen und umſchränkten Welt, die ſich, nach ihrem ganzen Zuſammenhange, in einem leeren und unumgränzten Raume fortbewegte, nicht gelten. (d) Ein Gedichte von der Art iſt gänzlich wider die Vernunft, und kan auf keine Weiſe bewerkſtelliget werden. Denn zu geſchweigen, daß gar kein wirklicher Raum auſer der materiellen Welt iſt; ſo würde dergleichen Bewerkſtelligung ohne Abſicht ſeyn: Man würde bey aller Arbeit nichts thun und zu werke richten; agendo nihil ageretur. Es würde in einem Weltgebäude dieſer Art keine Veränderung von einem, er ſey auch wer er wolle, können wahrgenommen werden. Dieſes ſind nur Einbildungen bey Weltweiſen, welche ſich mit unvollſtändigen Begriffen begnügen; und die aus dem Weltraume eine vor ſich beſtehende Realität ſich erdichten. Die bloſen Mathematiker, ſo nur mit den Einfällen ihrer Einbil-

---

(d) Sehet den Anhang N. 10.

bildungskraft zu thun haben, ſind geſchickt, ſich dergleichen Begriffe auszudenken; die aber von wichtigern und weit höheren Beweisgründen umgeſtoſen werden.

30. Wenn man abſolute, oder ohne Betrachtung der beſondern Umſtände reden will; ſo ſcheinet es, daß GOtt das materielle Weltgebäude, der Ausdehnung, nach umſchränket machen könne: das Widerſpiel aber ſtimmet mit ſeiner Weisheit mehr überein.

31. Ich räume nicht ein, daß ein jedes umſchränktes Weſen beweglich ſey. Nach den Sätzen meiner Gegener iſt ein Theil des Raumes, ob er gleich endlich und umzirket iſt, nicht beweglich. Es iſt nothwendig, daß dasjenige, ſo da beweglich iſt, in Anſehung einer andern Sache die Stelle verändern muß; und daß der neue Zuſtand, worein eine Sache kommt, von dem erſten Zuſtande könne unterſchieden werden: auſer dem iſt die Veränderung nur ein erdichteter Gedanke. Demnach muß ein bewegliches Ding, ſo ſeine Schranken hat, von einem andern umſchränkten Weſen einen Theil ausmachen: damit eine merkliche Veränderung erfolgen könne.

32. Es hat **Des-Cartes** behauptet, die Materie habe keine Gränzen: und ich glaube nicht, daß er zulänglich widerleget worden ſey. Geſezt denn, daß man ihm dieſes zugeſtände; ſo folget nicht, daß die Materie weder ſchlechterdings nothwendig ſeyn würde, noch

von aller Ewigkeit her geweſen wäre: weil dieſe unumſchränkte Zerſtreuung der Materie nur eine Wirkung der Göttlichen Wahl, die es alſo für beſſer und rathſamer gehalten hat, ſeyn würde.

Auf den §. 7.

33. Da der Raum, wenn er in ſich betrachtet wird, nur eine ideelle Sache iſt, wie die Zeit; ſo muß der Raum auſer dem Weltgebäude ein bloſer Hirngedanke ſeyn: wie es die **Scholaſtiker** ſelbſt erkannt haben. Gleiche Beſchaffenheit hat es auch mit dem leeren Raume in der Welt; von welchem ich glaube, daß er ebenfals ein in dem Gehirne aufgeſchoſſener Einfall ſey: und zwar vermöge der Beweisgründe, welche ich bereits vorgebracht habe.

34. Man wirft mir den von Materie entblößten Raum vor, den **Otto Guerike** zu Magdeburg erfunden; und der daraus entſtehet, wenn die Luft aus dem Behältniß eines Körpers herausgeplumpet wird. Man giebt vor, daß in der That ein Raum ganz ohne Materie; wenigſtens zum Theil, in dem Innern des Körpers, vollkommen vorhanden ſey. Die **Ariſtoteliker** und **Carteſianer**, welche das eigentliche Vacuum nicht zugeſtehen, haben ſowohl auf dieſe Erfahrung, ſo der Herr **Guerike** gemacht; als auch auf diejenige, ſo der Herr **Torricelli** zu Florenz angeſtellet, da er die Luft aus einer gläſernen Röhre, vermittelſt des

des Mercurii, heraus brachte, geantwortet: daß gar kein leerer Raum in der Rö[illegible] vorhanden ſey; weil nämlich das Glas ſehr kleine Durchaänge habe, durch welche die Strahlen des Lichts, des Magnets, und andere ſehr ſubtile Materien durchfallen können. Und ich bin diesfals ihrer Meynung: da ich befinde, daß man den Recipienten mit einem überall durchlöcherten Kaſten vergleichen könne, der in dem Waſſer hänget; und worinnen Fiſche, oder andere grobe Körper, aufbehalten werden. Wann man nun gleich die Fiſche heraus nehmen ſolte; ſo würde deſſen ohngeachtet der Raum mit Waſſer angefüllet werden: worbey nur dieſer Unterſcheid iſt, daß das Waſſer, ob es gleich flüßig iſt und mehr nachgiebt als andere gröbere Körper, dennoch eben ſo ſchwer und ſo dichte, ja wohl noch ſchwerer und dichter ſey; da hingegen die Materie, welche in dem Inneren des Körpers an die Stelle der Luft tritt, bey weitem leichter und dünner iſt. Die neuen Verthaidiger des leeren Raums verſetzen auf dieſe Inſtanz, daß der Widerſtand der Materie nicht von ihrer Dicke oder Gröbe; ſondern blos von ihrer Quantität herkomme: und daß folglich alsdenn, nothwendiger Weiſe, der Raum weit leerer ſeyn müßte; je weniger die Materie widerſtünde. Dieſem füget man hinzu, daß die Subtilität der Materie hier nichts beytrage; weil nämlich die Theile des Queckſilbers eben ſo ſubtil ſind, als [illegible] Theile des Waſſers: und nichts deſto weniger thut das Queckſilber über zehenmahl mehr Widerſtand, als das Waſſer. Hierauf aber antworte ich, daß der Widerſtand nicht ſo wohl von der Quantität der Materie, als davon herkomme, wenn ſie ſchwerlich nachgiebt und Platz machet. Zum Exempel, das ſchwimmende Holz hat weniger ſchwere Materie bey ſich, als das Waſſer von gleichem Cylinder: und nichts deſto weniger ſtämmet es ein Schiff mehr, als es das Waſſer thut.

35. Was das Queckſilber anbetrifft; ſo iſt es an dem, daß es vierzehenmahl ſchwerere Materie als das Waſſer ſo von einem gleichen Cylinder iſt, in ſich faſſet: hieraus folget aber nicht, daß es ſchlechterdings auch vierzehen mahl mehr Materie begreiſe. Es faſſet hingegen das Waſſer eben ſo viel Materie in ſich, als das Queckſilber: wenn wir ſo wohl ſeine eigene Materie, welche ſchwer iſt; als eine fremde Materie, welche nicht mit wieget; und ſich durch die Poros durchbeweget, in Betrachtung ziehen. Denn ſo wohl das Queckſilber als das Waſſer ſind Maſſae von einer ſchweren Materie, und ſehr porös; wodurch viele Materie, ſo nicht mit wieget, und nicht merklich widerſtehet, ſich beweget: dergleichen wahrſcheinlich die Strahlen des Lichtes, und andere flüßige Körper ſind, ſo nicht in die Sinne fallen. Inſonderheit gehöret dahin dasjenige Flüßige, welches ſelber die

Schweere der gröbern Körper verurſachet; und ſolche nach dem Mittelpunkt, wenn ſie hiervon abweichen, zurück treibet. Denn es iſt eine ſeltſame Einbildung, wenn man ſetzet, daß alle Materie eine Schweere habe, und daß ſie gegen eine iede andere Materie gravitire: als wenn ein iedweder Körper auf gleiche Weiſe alle andere Körper, nach Proportion ihrer Maſſarum und Entfernungen an ſich zöge; und zwar durch eine eigentlich ſo genannte Attraction, welche von einem verborgenen Anſtos der Körper nicht hergeleitet wird: an ſtatt, daß die Schweere derer in die Sinne fallenden Körper, ſo nach dem Mittelpunkt der Erde zudruckt; durch die Bewegung einer gewiſſen flüßigen Materie hervorgebracht werden muß. Und eine gleiche Beſchaffenheit hat es auch mit andern Arten der Schweere: gleichwie diejenige iſt, welche die Planeten nach der Sonnen zu, oder gegen einander ſelbſt haben (e).

Auf den §. 8. und 9.

36. Da ich den Einwurf gemacht hatte, daß der Raum, wenn er für etwas wirkliches

---

(e) Ein Körper wird niemahls natürlicher Weiſe durch einen andern Körper, der ihn durchs Berühren fortſtoſet, beweget; und nachhero fähret er fort, bis er von einem andern Körper, ſo ihn berühret, verhindert und unterbrochen wird. Alle andere Wirkung n die Körper iſt entweder ein Wunderwerk oder ein Hirngeſpinſte.

und von den Körpern abgeſondertes gehalten wird, eine ewige, von aller Leidenſchaft befreyte, und der GOttheit ununterwürfige Sache ſeyn würde: ſo hat man gedacht, ſich der Beantwortung auf die gemachte Schwierigkeit hierdurch zu entziehen, wenn man angenommen, daß der Raum eine Eigenſchaft GOttes ſey. Hierauf habe ich in meiner vorhergehenden Schrift wiederum eingewendet, daß die Eigenſchaft GOttes die Unermeßlichkeit wäre: der Raum aber, welcher öfters mit und nach dem Körper abgemeſſen würde; und die Unermeßlichkeit GOttes, ſeyen nicht einerley Sache.

37. Ich habe zugleich eingewendet, daß, wenn der Raum eine Eigenſchaft; und wenn der unendliche Raum die Unermeßlichkeit GOttes wäre: der endliche Raum die Ausdehnung oder die Meßbarkeit einer endlichen Sache ſeyn müßte. Solchergeſtalt wird der Raum, wenn ihn ein Körper einnimmt, die Ausdehnung des Körpers ſeyn; welches aber etwas ungereimtes iſt; weil ein Körper zwar den Ort verändern, ſeine Ausdehnung aber nicht verlaſſen kan.

38. Ich habe anbey die Frage vorgeleget: wann der Raum eine Eigenſchaft wäre; von welcher Sache dann ein umſchränkter leerer Raum, dergleichen man ſich in einem der Luft beraubten Recipienten einbildet, die Eigenſchaft ſeyn werde? Es ſcheint der Vernunft auf keine Weiſe gemäs, wenn man ſagt, daß

dieſer leere Raum, er ſey rund oder viereckicht, eine Eigenſchaft GOttes ſey. Wird der dann vielleicht die Eigenſchaft einiger Subſtanzen abgeben, ſo unmateriell, ausgedehnt, eingebildet ſind; welche man ſich, dem Anſehen nach, in denen aus der Einbildungskraft erwachſenen Raumen erdichtet?

39. Wenn der Raum die Eigenſchaft der Subſtanz iſt, ſo in dem Raume ſich aufhält: ſo wird der Raum bald die Eigenſchaft eines Körpers; bald eines andern Körpers; bald einer unmateriellen Subſtanz; bald vielleicht von GOtt ſelbſten ſeyn: wenn er von einer iedweden andern materiellen oder unmateriellen Subſtanz leer iſt. Sehet aber hier eine ſeltſame Eigenſchaft, die aus einer Sache in die andere; aus einem Subject in ein anders Subject über gehet. Die Subjecta werden ſo dann ihre Accidentia verlaſſen, wie einen Habit: damit andere Subjecta ſich damit bekleiden können. Wie will man dieſemnach die Accidentia und die Subſtanzen von einander unterſcheiden?

40. Und wenn die eingeſchränkten Raume Eigenſchaften von eingeſchränkten Subſtanzen, welche in denſelben ſich aufhalten, ſind; und wenn der unendliche Raum die Eigenſchaft GOttes iſt: ſo muß dieſe, welches eine ſehr ſeltſame Sache iſt, ein Inbegriff der Eigenſchaften der Creaturen ſeyn. Denn alle umzirkten Raume, wenn ſie zuſammen genommen werden, machen den unumzirkten Raum aus.

41. Wenn man aber läugnet, daß der eingeſchränkte Raum eine Eigenſchaft der eingeſchränkten Dinge ſey; ſo iſt es nicht weniger vernünftig, daß der unendliche Raum die Eigenſchaft einer unendlichen Sache ſey. Alle dieſe Schwierigkeiten habe ich in meiner vorhergehenden Schrift beygebracht: und es hat nicht das Anſehen, als wenn man ſich bemühet habe, denſelben ein Gnüge zu thun.

42. Ich habe auch andere Gründe wider dieſes wunderliche Gedichte: daß der Raum eine göttliche Eigenſchaft abgebe. Wenn wir dieſes ſetzen; ſo muß der Raum ſich in das Weſen GOttes ergieſen. Nun aber hat der Raum gewiſſe Theile: dahero würden in dem Weſen GOttes Theile vorhanden ſeyn. Spectatum admiſſi!

43. Uber dieſes ſind die Raume bald leer, bald erfüllet! daher werden in dem Weſen GOttes bald leere; bald mit andern Dingen angefüllte; und folglich einer ſteten Veränderung unterwürfige Theile ſeyn? Indem die Körper den Raum erfülleten; würden ſie auch einen Theil des Weſens GOttes erfüllen, und mit demſelben meßbar ſeyn? Zu dem würde auch der Recipiente, wenn wir das Vacuum annehmen wolten, einen Theil des Weſens GOttes in ſich faſſen. Dieſer theilbare GOtt wird dem Stoiſchen Gott ſehr nahe kommen: welcher das ganze groſe Weltgebäude, ihrer

Meynung nach, war, und als ein Animal divinum betrachtet wurde.

44. Wenn der unendliche Raum die Unermeßlichkeit GOttes iſt; ſo wird die Zeit die göttliche Ewigkeit ſeyn. Daher müſſen wir ſagen, daß das, ſo in dem Raume iſt, auch in der Unermeßlichkeit GOttes, und folglich in ſeinem Weſen ſey: und daß dasjenige, was in der Zeit iſt, in der Ewigkeit GOttes, und folglich auch in ſeinem Weſen ſey. Gewiß ungereimte Redensarten; und welche zu erkennen geben, daß man die Wörter mißbrauche.

45. Ich will noch einen andern Einwurf machen. Die Unermeßlichkeit GOttes verurſachet, daß GOtt in allen Raumen angetroffen werde. Wenn aber GOtt in dem Raume iſt; wie kan man denn ſagen, daß der Raum in GOtt oder daß er ſeine Eigenſchaft ſey? Man hat wohl hören ſagen: die Eigenſchaft ſey in dem Subject; niemahls aber, daß das Subject ſey in ſeiner Eigenſchaft. Gleichergeſtalt exiſtiret GOtt in einer jeden Zeit: und wie kan dieſe eine Eigenſchaft GOttes genennet werden? Dieſes ſind lauter fremde und wunderliche Redensarten!

46. Es ſcheinet, daß man die Unmeßbarkeit oder die Ausdehnung der Dinge mit dem Raume, nach welchem dieſe Extenſion genommen wird, vermiſche. Der unendliche Raum iſt nicht die Unermeßlichkeit GOttes: der endliche

liche Raum iſt nicht die Extenſion der Körper; gleichwie die Zeit nicht die Dauer iſt. Die Dinge behalten ihre Ausdehnung: ſie behalten aber nicht allezeit ihren Raum. Eine jedwede Sache hat ihre eigene Extenſion, ihre eigene Dauer: ſie hat aber nicht ihre eigene Zeit, und ſie behält nicht ihren eigenen Raum.

47. Hier will ich zeigen, wie die Menſchen auf die Formirung des Begriffs von dem Raum gerathen. Sie betrachten, daß viele Dinge auf einmahl da ſind, und finden bey denſelben eine gewiſſe Ordnung der Dinge neben einander; nach welcher das Verhältniß einer Sache zu der andern, mehr oder weniger einfach iſt. Dieſe Ordnung beſtehet in ihrer Lage, Stelle oder Weite. Wenn es ſich zuträgt, daß eines von dieſen Dingen, die neben einander zugegen ſind, dieſes Verhältniß zu vielen andern verändert, ohne daß ſie unter ſich ſelbſt geändert werden: und wenn ein Körper, ſo aufs neue angekommen, eben diejenige Relation erhält, welche der erſtere gegen die andern gehabt hatte; ſo ſagt man, daß er an ſeinen Platz gekommen ſey, und man nennet dieſe Veränderung eine Bewegung, welche in demjenigen Körper iſt, allwo die unmittelbare Urſache der Veränderung angetroffen wird. Und wenn viele oder auch alle Körper, nach gewiſſen bekannten Regeln der Wendung und der Geſchwindigkeit, ſich verändern würden: ſo kan man allezeit die Verhältniß der Lage, welche ein jeder

Körper gegen einen ieden erhält, ausmachen; ja auch diejenige Verhältniß beſtimmen, welche ein iedweder anderer Körper auf ihn, oder welche er zu einem iedweden andern haben würde: wenn er die Stelle nicht geändert hätte, oder wenn die Aenderung auf eine andere Art wäre verrichtet worden. Wir wollen ſetzen, daß unter dieſen neben einander ſeyenden Dingen eine zureichende Anzahl von einigen wäre, welche vor ſich gar keine Veränderung vorgenommen hätten: ſo wird man ſagen, daß diejenigen, welche zu dieſen unbeweglichen exiſtirenden Körpern eben dergleichen Verhältniß haben, als wie andere vorhero zu ihnen gehabt; eben den Platz gehabt haben, welchen dieſe letztern behauptet hatten. Und dasjenige, welches alle dieſe Stellen in ſich faſſet, nennet man den **Raum**. Dies giebt denn zu erkennen, daß, wenn man einen Begriff von der Stelle, und folglich von dem Raume haben will; es genug ſey, wenn man dieſe Verhältniſſe und die Regeln ihrer Veränderungen betrachtet: ohne daß man hier nöthig hat, ſich einige abſolute Realität auſer den Dingen, deren Lage man betrachtet, in der Einbildungskraft auszudichten. Damit wir nun eine gewiſſe Art von einer Erklärung an die Hand geben, ſo iſt die **Stelle** dasjenige, wovon man ſagt: daß es ſich auf einerley Art zu A und zu B verhalte; wie die Relation der Coexiſtenz von B, mit C, E, F, G, &c. vollkommen mit der Verhältniß der Coexiſtenz, welche A zu eben denſelben Dingen gehabt hat, überein kommt: geſezt nämlich, daß gar keine Urſache der Veränderung in C, E, F, G &c. geweſen iſt. Man würde auch ohne fernere Erläuterung ſagen können, daß der **Platz** dasjenige ſey, ſo da in verſchiedenen Augenblicken, zu gewiſſen, ob gleich verſchiedenen wirklichen Dingen einerley Verhältniß hat: wann ihre Verhältniſſe der Coexiſtenz mit gewiſſen exiſtirenden Sachen, die nach einem von dieſen Augenblicken zu dem andern als unbeweglich angenommen werden, völlig mit einander überein kommen. Und die **exiſtirenden unbeweglichen Dinge** ſind diejenigen, in welchen die wirkende Urſache, von der Veränderung der Ordnung der Coexiſtenz mit andern Dingen, nicht lieget; oder, welches auf eines hinaus lauft, worinnen gar keine Bewegung geweſen iſt. Endlich iſt der **Raum** dasjenige, ſo aus der Zuſammennehmung aller dieſer Plätze erfolget. Es iſt auch hier dienlich, daß man den Unterſcheid zwiſchen dem **Platze**, und zwiſchen der Verhältniß der **Lage**, welche in dem Körper iſt, ſo die Stelle einnimmt, in gehörige Betrachtung ziehet. Denn die Stelle des Körpers A und des Körpers B iſt einerley; an ſtatt daß die Verhältniß von A zu den unbeweglichen Körpern eigentlich und in Abſicht eben auf dies einzele, ſo man gegenwärtig vor ſich hat, nicht gerad dieſelbe iſt, welche der

Körper B, (wenn er den Platz von A einnimmt,) zu eben den nämlichen unbeweglichen Körpern haben wird: ſondern dieſe Verhältniſſe kommen nur unter ſich mit einander überein. Denn zwo verſchiedene Sachen oder zwey Subjecta, wie A und B hier ſind, können eigentlich nicht eben dieſelbe Eigenſchaft haben: ſintemahl einerley Accidens individuale ſich in zwoen Sachen nicht befindet; noch von einer Sache in die andere treten kan. Allein der Verſtand, welcher mit der Ubereinſtimmung ſich nicht begnüget, ſucht eine Identität, oder etwas, welches in der That eben dieſelbe Sache iſt; und gedenket ſich ſolche, als wenn ſie auſer den Subjectis angetroffen würde: welches man denn hier **die Stelle** oder **den Raum** nennet. Unterdeſſen kan dieſes nichts anders, als etwas ideelles ſeyn; indem es eine gewiſſe Ordnung in ſich begreifet, allwo der Verſtand die Darſtellung dieſer Verhältniſſe ſich gedenket: und zwar auf dergleichen Art, nach welcher er ſich eine Ordnung in denen Linien vorbildet, ſo in den Geſchlechtsregiſtern gebraucht werden; und deren Gröſe nur in der Anzahl der Geſchlechter beſtehet, wo eine iede Perſon ihren Platz haben würde. Wolte man ſich hier des Gedichtes von der Fortwandelung der Seelen zugleich bedienen und ſetzen: daß die Seelen wieder kämen; ſo könten die Perſonen in denſelbigen Linien die Stelle verändern: und derjenige, welcher

cher Vater oder Grosvater geweſen iſt, würde Sohn oder Enkel werden können, ꝛc. Und dennoch blieben dieſe Stellen, Linien und Genealogiſche Räume; ob ſie gleich reelle Wahrheiten ausdrucken würden, nur blos ideel; und würden nur allein in der Einbildung zu ſuchen ſeyn. Ich will noch ein Exempel geben, um die Art und Weiſe dadurch zu zeigen, nach welcher wir unſern Verſtand gebrauchen, wenn wir uns bey Gelegenheit gewiſſer in den Dingen befindlichen zufälligen Eigenſchaften etwas gedenken, welches mit ihnen auſer den wirklichen Dingen überein kommt. Die Verhältniß oder Proportion zwiſchen zwoen Linien L und M kan auf dreyerley Art gedacht werden: als, die Verhältniß der gröſern L zu der kleinern M; als die Verhältniß der kleinern M zu der gröſern L; und endlich als etwas, ſo von beyden Linien in Gedanken abgeſondert wird; d. i. als die Verhältniß zwiſchen L und M: ohne daß man in Betrachtung ziehet, welche vor oder nachgeſetzet wird; welche das Subjectum oder Objectum ſey: wie dann, nach dieſer Art, die Proportionen in der Singekunſt betrachtet werden. In dem erſtern Falle iſt die gröſeſte L das Subject; in dem andern iſt die kleineſte L das Subject von dieſer zufälligen Eigenſchaft, oder von dieſem Accidens, welches die Philoſophen die **Verhältniß oder Relation** nennen. Welche Linie von beyden wird in dem dritten Falle das Subject ſeyn?

Man kan nicht ſagen, daß alle beyde Linien zuſammen genommen das Subject von einer dergleichen zufälligen Eigenſchaft abgeben. Denn wir würden ſolchergeſtalt in zweyen Subjectis eine accidentelle Eigenſchaft haben, welche den einen Fus in dem einen Subject, den andern Fus in dem andern hätte: ſolches aber iſt wider den Begriff, ſo wir uns von den accidentellen Eigenſchaften gedenken. Demnach muß man ſagen, daß ſolche Verhältniß in dieſer dritten Bedeutung in der That auſer der Sache ſey. Weil es aber weder eine Subſtanz noch ein Accidens iſt; ſo muß es eine bloſe ideelle Sache ſeyn: deren Betrachtung aber nichts deſto weniger ſehr nützlich iſt. Im übrigen mache ich es hier bey nahe wie **Euclides**, welcher, da er nicht vermögend war zu erklären, was eigentlich die **Verhältniß** oder *Ratio* nach dem Geometriſchen Verſtande ſey; ſo ſagt er uns, was **einerley Verhältniſſe** ſeyen. Auf eine gleichmäſige Art beſchreibe ich, was das heiſe, **einerley Plätze** ſeyn; wann ich von dem Platze eine Erklärung geben ſoll. Zum Beſchluſſe merke ich an, daß die Spuren der beweglichen Körper, welche ſie jezuweilen auf unbeweglichen Körpern, worauf ſie ihre Bewegung verrichten, hinter ſich laſſen; der menſchlichen Einbildungskraft Anlaß gegeben, ſich dieſe Idee zu formiren: als wenn eine Spur ebenfals übrig bliebe, wenn keine unbewegliche Sache vorhanden iſt. Dieſes aber geſchiehet nur in Gedanken, und hat allein dieſen Verſtand: daß, wenn ein beweglicher Körper ſich auf einem unbeweglichen bewegen ſolte, man ſothane Spur darauf bezeichnen könte. Nach eben dieſer Analogie bilden wir uns Plätze, Spuren, Räume ein: obgleich dieſe Dinge nur in der Wahrheit der Verhältniſſe; nicht aber in einer abſoluten Realität beſtehen.

48. Wann endlich der von allen Körpern beraubte Raum, nicht gänzlich von allen Dingen leer ſeyn ſoll; ſo fragt es ſich, womit er dann angefüllet iſt? Iſt er vielleicht voller ausgedehnter Geiſter oder unmaterieller Subſtanzen: die das Vermögen haben ſich auszudehnen; ſich zuſammen zu ziehen; die ſich ſo darinnen herum bewegen; ſich untereinander ohne Verſpührung einiger Beſchwerlichkeit durchdringen: ſo wie etwa die Schatten zweener Körper auf der Fläche einer Mauer? Ich ſehe ſchon, wie die kurzweiligen Einbildungen des ſonſt gelehrten und wohlgeſinnten **Henricus Morus** und anderer, welche geglaubt haben, daß dieſe Geiſter nach eigenem Gefallen ſich undurchdringlich machen könten, ihr neues Leben wieder bekommen. Es ſind auſer dem ſchon einige geweſen, die ſich eingebildet haben, daß der Menſch in dem Stande der Unſchuld, auch die Gabe andere Dinge zu durchdringen, gehabt hätte: er wär aber durch den Fall dichte, undurchſichtig und undurchdringlich worden. Was thut man hierdurch anders, als daß man die

Begriffe von den Dingen über den Haufen wirſt; der Gottheit Theile beyleget; und den Geiſtern eine Ausdehnung giebt? Der einzige Hauptſatz von der Nothwendigkeit eines zulänglichen Grundes in allen Dingen, verurſachet, daß alle dergleichen in der Einbildung erwachſene Geſpenſter verſchwinden. Die Menſchen verfallen gar leichte auf Hirngeburten, wenn ſie ſich dieſes groſen Grundſatzes nicht gebührend zu gebrauchen wiſſen.

Auf den §. 10.

49. Man (f) kan nicht behaupten, daß die Dauer (duratio) ewig ſey: ſolches mag man vielmehr von denen Dingen ſagen, welche allezeit fortdauren. Alles dasjenige, ſo von der Zeit und von der Dauer exiſtiret, verſchwindet, und iſt einem ſteten Untergang unterworfen. Und wie könte eine Sache ewig ſeyn, welche, wenn man genau reden will, niemahls wirklich iſt? Denn wie könte wohl eine Sache wirklich ſeyn, davon niemahls ein Theil vorhanden iſt? Von der Zeit exiſtiret nie etwas, als die Augenblicke: und dieſe ſind auch keine Theile der Zeit. Wer nur dieſe Anmerkungen

---

(f) Oder auch: man kan gar nicht ſagen, daß eine gewiſſe Dauer ewig ſey; man kan aber ſagen, daß die Dinge, welche allezeit dauren, ewig ſeyn: indem ſie allezeit eine neue Dauer erhalten. Alles dasjenige, was von der Zeit und von der Dauer exiſtiret, vergehet: indem eines auf das andere erfolget.

in Erwegung ziehen will; wird ganz wohl begreifen, daß die Zeit nichts anders ſey als eine ideelle Sache: und aus der Gleichförmigkeit, ſo die Zeit mit dem Raume hat, wird man urtheilen, daß eines ſo wohl wie das andere ideell ſey.“ Wenn man indeſſen unter der Redensart, die Dauer ſey eine ewige Sache; nur allein ſo viel verſtehet, daß die Sache ewig fortdaure: ſo habe ich nichts dargegen zu erinnern.

50. Wenn die Realität des Raumes und der Zeit zur Unmeßbarkeit und Ewigkeit GOttes nöthig iſt; wann GOtt in den Spatiis ſeyn muß; wann der Aufenthalt in dem Raume zu den Eigenſchaften GOttes gehöret: ſo wird GOtt auf gewiſſe Art von der Zeit und von dem Raum abhängen, und ihrer vonnöthen haben. Denn der Ausflucht, als wenn der Raum und die Zeit in GOtt, und gleichſam GOttes Eigenſchaften wären; iſt ſchon völlig vorgebeuget worden. Wie aber könte man wohl die Meynung, die da behauptet, daß die Körper ſich in den Theilen des Göttlichen Weſens bewegen; vertragen?

Auf den §. 11. und 12.

51. Da ich eingewendet hatte, daß der Raum in GOtt nicht ſeyn könne; weil er gewiſſe Theile habe: ſo ſuchet man eine andere Ausflucht, da man von der gewöhnlichen Bedeutung der Wörter abgehet, und behauptet,

daß der Raum gar keine Theile habe, weil nämlich ſeine Theile nicht können getrennet und durch die Zerreiſung von einander abgeſondert werden. Es iſt aber genug, daß der Raum gewiſſe Theile habe; ſie mögen trennbar ſeyn oder nicht: und man kan ſie in dem Raume beſtimmen; es ſey nun durch die Körper, ſo darinnen befindlich ſind; oder durch die Linien oder Flächen, welche in demſelben könnnen gezogen und beſchrieben werden.

Auf den §. 13.

52. Damit man beweiſen möge, daß der Raum ohne Körper eine vor ſich beſtehende Realität ſey; ſo hat man mir den Einwurff gemacht, daß die materielle Welt, welche endlich wäre, in dem Raume ſich herum bewegen könte. Hierauf habe ich geantwortet, es ſcheine nicht vernünftig, daß die materielle Welt endlich und umſchränket wäre. Würde man es aber zum Grunde ſetzen; ſo iſt es wider die Vernunft, daß die Welt ſich auf eine andere Art bewegen ſolte, als in ſo weit ihre Theile unter ſich, der Lage nach, verändert werden: weil dergleichen Bewegung keine merkliche Veränderung hervorbringen, (g) und ohne Endzweck ſeyn würde. Eine andere Bewandniß hätte es, wenn ihre Theile die Stelle unter ſich veränderten. Denn alsdenn erkennet

---

(g) Sehet den Anhang No. 10.

net man eine Bewegung in dem Raume; welche aber in der Ordnung der Verhältniſſe, ſo verändert werden, beſtehet. Dargegen wendet man mir anitzo ein, daß die Realität der Bewegung nicht daher entſtünde, weil man ſie merkte: und daß ein Schiff ſich fortbewegen könte; ohne daß es derjenige, welcher darinnen ſitzet, verſpürete. Hierauf antworte ich, es ſey an dem, daß die Bewegung ſeyn könne, ohne daß man ſie wahrnimmt: doch ſey auch das gewiß, daß ſie allemal auf die Möglichkeit wahrgenommen zu werden ſich gründe. Es iſt gar keine Bewegung, wann gar keine merkliche Veränderung iſt: und wenn keine merkliche Veränderung iſt; ſo kan auch in allem keine Veränderung ſeyn. Das Gegenſpiel gründet ſich in der Einbildung eines Raumes, welcher ſchlechterdings reell iſt; und welchen ich, auf eine unumſtößliche Art, durch Beyhülfe des Satzes von dem zureichenden Grunde widerleget habe.

53. Ich finde weder in der achten Erklärung der Principiorum Mathematicorum Naturae; noch in dem Scholio, welches zu derſelben gehöret, etwas; ſo die Realität des Raumes in ſich, bewieſe oder beweiſen könte. Unterdeſſen geſtehe ich das zu, daß ein Unterſcheid ſey zwiſchen einer abſolut wahrhaftigen Bewegung eines Körpers; und zwiſchen einer bloſen relativen Veränderung ſeiner Stelle, in Abſicht auf einen andern Körper. Denn wann

die wirkende Urſache der Veränderung in dem Körper iſt; ſo iſt er wirklich in Bewegung: und alsdenn wird folglich die Lage der andern Körper in Anſehung ſeiner verändert werden; obgleich die wirkende Urſache von dieſer Veränderung nicht in ihnen iſt. Es iſt an dem, daß, wenn man genau reden will, kein Körper vorhanden ſey, welcher ſich in einem vollkommenen und völligen Ruheſtande befände: darauf aber hat man nicht nöthig zu achten, wenn man die Sache nach der Mathematik betrachtet. Daher habe ich nichts von allem demjenigen, ſo man zur Verthaidigung der vor ſich beſtehenden Realität des Raumes beygebracht hat, unbeantwortet gelaſſen. Ja ich habe den Ungrund dieſer Realität durch einen Fundamentalſatz, und durch ein ſolches Principium, welches eines von den vernünftigſten und bewährteſten iſt; und wider welches keine Ausnahme noch Inſtanz ſtatt finden kan, erwieſen. Zulezt kan man aus allem demjenigen, welches ich bereits geſagt habe, urtheilen: daß ich nicht müſſe ein bewegliches Weltgebäude; noch einen Platz auſſer der materiellen Welt annehmen.

Auf den §. 14.

54. Es iſt mir kein Einwurf bekannt, von welchem ich glaubte, daß er von mir zur Gnüge nicht ſey beantwortet worden. Was aber dieſen insbeſondere betrifft, daß der Raum und die Zeit gewiſſe Quantitäten; oder vielmehr ge-

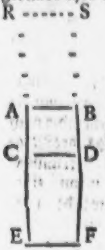
gewiſſe mit Quantität begabte Dinge ſind; und daß die Lage und die Ordnung keine Quantitäten wären: ſo antworte ich, daß auch die Ordnung ihre Quantität habe. In ihr wird allerdings etwas angetroffen, ſo da vorhergehet und welches darauf folget: man findet darinnen gewiſſe Weiten und Zwiſchenräume. Die Dinge, unter welchen eine Verhältniß iſt, haben eben ſowohl eine Quantität; als diejenigen, ſo ohne Relation auf andere Sachen betrachtet werden. Es haben zum Exempel die Verhältniſſe und Proportionen in der Mathematik ihre Quantität; und können durch die Logarithmos ausgemeſſen werden: und dennoch ſind es gewiſſe Relationen. Ob gleich alſo die Zeit und der Raum in gewiſſen Verhältniſſen beſtehen; ſo haben ſie nichts deſto weniger ihre Quantität.

Auf den §. 15.

55. Was die Frage anbelangt, ob GOtt die Welt habe eher erſchaffen können; ſo iſt es vor allen Dingen nothwendig, daß man einander wohl verſtehe. Gleichwie ich grundmäßig erwieſen habe, daß die Zeit, wenn man ſie ohne die wirklich vorhanden geweſene oder noch vorhandenen Dinge betrachtet; blos ihre Möglichkeit in der Vorſtellung unſeres Verſtandes habe: ſo iſt es offenbar, daß, wenn einer ſagte, es habe eben dieſe Welt, welche in der That iſt erſchaffen worden, ohne einzige Veränderung eher hervorgebracht werden können;

er nichts verſtändliches ſagen werde. Denn es iſt kein Kennzeichen oder Unterſcheid vorhanden, wodurch es zu erkennen möglich ſeyn würde: daß dieſe Welt eher wär erſchaffen worden. Wenn man alſo angeführter maſen ſetzen will, daß GOtt eben dieſe Welt eher erſchaffen habe; ſo ſetzet man einen in dem bloſen Gehirne entſproſſenen Gedanken zum Grunde. Dieſes iſt nichts anders, als daß man aus der Zeit eine ohne GOtt und ſchlechterdings vor ſich beſtehende Sache machet: an ſtatt daß die Zeit mit den Geſchöpfen zugleich exiſtiren muß; und nur durch die Ordnung und durch die Gröſe ihrer Veränderungen erkannt wird.

56. Wenn man aber abſolute, oder, ohne die geringſte Abſicht auf etwas anders, reden will: ſo kan man begreifen, daß ein Weltgebäude eher angefangen habe, als es in der That den Anfang genommen. Geſezt daß unſere, oder eine andere Welt durch die Figur A F vorgeſtellet werde: daß die Ordinate A B ihren erſten Zuſtand, und die Ordinaten C D, E F die folgenden Zuſtände vorſtellte; ſo ſage ich, daß man ſich gedenken könne, wie ſie eher zu ſeyn angefangen habe: wenn ich nämlich die Figur, welche rückwärts ver-



verlängert, und mit dem Stücke SRABS vermehret worden, mir in Gedanken vorbilde. Denn ſolchergeſtalt wird die Zeit bey Vermehrung der Dinge auch vermehret werden. Ob aber dergleichen Zuſatz oder Vermehrung vernünftig und der Weisheit GOttes anſtändig ſey; das iſt eine andere Frage, welche man mit Nein beantworten muß: denn GOtt würde ſolches wohl ſonſten gethan und bewerkſtelliget haben. Dieſes würde eben ſo viel ſeyn, als:

Humano capiti cervicem Pictor equinam
Jungere ſi velit.

Mit der Zernichtung hat es eben dieſe Bewandniß. Gleichwie man ſich einbilden kan, daß bey dem Anfang etwas ſey hinzugeſezt worden; eben ſo läßt es ſich gedenken, daß bey dem Ende etwas ſey davon genommen worden. Aber auch dieſe Abnehmung oder Abkürzung würde wider die Vernunft ſtreiten.

57. Daraus erhellet denn, wie man es verſtehen müſſe, daß GOtt die Dinge zu der Zeit, da es ihm gefallen hat, erſchaffen habe: indem dieſes in denen Dingen, ſo er an das Licht zu ſtellen beſchloſſen, ſeinen Grund hat. Nachdem aber der Schluß ſo wohl über die Dinge, als über die Verhältniſſe, ſo ſie unter ſich gehabt haben, abgefaßt worden; ſo bleibet weiter keine beſondere Wahl übrig, die da wegen der Zeit und wegen des Raumes der Dinge

zu treffen geweſen wäre. Sie haben beyderſeits keine beſondere Realität, noch ſonſt etwas in ſich; welches zu der Entſchlieſung des Schöpfers etwas beytragen, oder woran man etwas verſchiedenes hätte wahrnehmen können.

58. Um ſo viel weniger hat man alſo zu behaupten, wie man hier zu thun ſich nicht entblödet: daß die Weisheit GOttes gute Bewegurſachen haben könne, dieſe Welt in einer ſolchen oder andern beſondern Zeit zu erſchaffen. Dieſe beſondere Zeit, wann ſie ohne die Dinge genommen wird, iſt ein unmögliches und ſich ſelbſt widerſprechendes Gedichte. Ja auch bey ſolchen Sachen, wo alles einerley iſt und woran nichts verſchiedenes wahrgenommen wird, wird man keine guten Bewegungsgründe zu einer Wahl finden können.

59. Wenn ich von dieſer Welt rede: ſo verſtehe ich das ganze groſe Gebäude der materiellen und unmateriellen Geſchöpfe zuſammen genommen; wie es von Anfang an geſtanden hat. Wenn man aber nur den Anfang der materiellen Welt verſtünde, und ſetzen wolte, daß vor dieſer noch unmaterielle Creaturen geweſen wären; ſo würde man hierinnen der Vernunft ein wenig näher treten. Denn es würde alsdenn die Zeit, welche durch die ſchon wirklichen Dinge, bemerket und beſtimmet würde; nicht mehr gleichgültig ſeyn: und es würde eine Wahl dabey ſtatt finden. Es iſt an dem, daß man hierdurch nichts als einen Aufſchub

der Schwierigkeiten, ſo hier aufzulöſen ſind, gewinnen würde. Denn wenn man ſetzet, daß das ganze Weltgebäude der ſämmtlichen materiellen und unmateriellen Geſchöpfe angefangen habe; ſo iſt wegen der Zeit, in welche GOtt ihren Anfang würde haben ſetzen wollen, keine Wahl mehr übrig.

60. Demnach muß man nicht ſagen, wie man ſolches hier zu thun kein Bedenken trägt: daß GOtt die Dinge in einen beſondern Raum, oder in eine beſondere Zeit, welche ihm gefällig geweſen, geſetzet habe. Denn da alle Zeiten und alle beſondere Raume, wenn ſie in ſich betrachtet und von andern Dingen abgeſondert werden, vollkommen einförmig ſind; und nichts an ſich haben, woran man etwas verſchiedenes wahrnehmen könte: ſo kan das eine GOtt, nicht mehr als das andere, gefallen.

61. Ich halte mich hier nicht länger bey meiner Meynung auf; welche ich anderswo erkläret habe; und die da mit ſich bringet, daß gar keine erſchaffene Subſtanz, welche aller Materie gänzlich beraubet iſt, angetroffen werde. Denn ich behaupte mit den Alten, und zwar grundmäſig: daß die Engel oder die Intelligenzen; und die von der groben Materie abgeſonderten Seelen, allezeit ſubtile Körper an ſich haben: ob ſie gleich ſelbſt unkörperlich ſind. Die gemeine Philoſophie ergreiſt leichtlich allerhand Arten der Einbildung: die mei-

nige aber iſt bündiger, und dringet auf ſchärfere Beweisthümer.

62. Ich ſage nicht, daß die Materie und der Raum einerley ſey: ich ſage nur, daß kein Raum ſey, wo gar keine Materie vorhanden iſt; und daß der Raum in ſich keinesweges eine vor ſich beſtehende Wirklichkeit dörfe genannt werden. Der Raum und die Materie ſind von einander unterſchieden, wie die Zeit und die Bewegung. Unterdeſſen können doch dieſe, ob gleich unter ſich verſchiedenen Dinge, nicht von einander getrennet werden.

63. Es folget aber keinesweges, daß die Materie ewig und nothwendig ſey; wo wir nicht zum voraus ſetzen wollen, daß der Raum ewig und nothwendig ſey: welches denn ſchlechterdings eine ungegründete Meynung iſt.

Auf den §. 16. und 17.

64. Ich glaube, daß ich auf alles geantwortet habe: inſonderheit aber iſt von mir dieſem Einwurfe begegnet worden, darinnen man vorgiebt, daß der Raum und die Zeit eine Quantität habe; die Ordnung aber nicht. Sehet oben §. 54.

65. Ich habe klärlich zu erkennen gegeben; der Widerſpruch liege in dem, was die gegenſeitige Meynung zum Grunde ſetzet; weil ſie einen Unterſcheid ſuchet, wo gar keiner gefunden wird. Es würde demnach eine offenbare Unbilligkeit ſeyn, wenn man mir aufbürdete, daß

ich in meinen eigenen Lehrſätzen einen Widerſpruch eingeräumet hätte. =

Auf den §. 18.

66. Allhier wird ein Vernunftſchluß, den ich oben §. 17. bereits umgeſtoſen, aufs neue beygebracht. Man ſagt: es könne GOtt allerdings gute und bündige Bewegurſachen haben, um zwey vollkommen gleiche und ähnliche Würfel zu machen. Alsdenn, ſagt man, müßte GOtt ihnen ihre Plätze anweiſen; ob gleich an ihnen alles vollkommen einander gleich ſey. Ich antworte, daß man die Sache von ihren beſondern Umſtänden mit nichten trennen müſſe. Der ganze Vernunftſchluß beruhet auf unvollſtändigen Begriffen. Die Entſchlieſungen GOttes ſind niemahls abſtract, oder von den beſondern Umſtänden abgeſondert und unvollkommen: gleich als wenn GOtt zuerſt den Entſchluß faſſete, die zwey Würfel oder Cubos zu erſchaffen; und hernach beſonders beſchlöſſe, wohin er ſie ſetzen wolte. Die Menſchen haben wohl, nach denen Schranken, welche ſich bey ihren Kräften befinden, die Eigenſchaft auf dieſe Art zu verfahren: ſie werden ſich etwas vornehmen; und hernach befinden ſie ſich wegen der zur Bewerkſtelligung der Sache dienlichen Mittel, wegen der Wege, wegen der Plätze, und anderer Umſtände in der gröſten Verwirrung. GOtt aber faßt nie einen Schluß wegen der Abſicht, ſo er hat:

daß er nicht auch zu gleicher Zeit wegen der Mittel, und aller hierzu erforderlichen Umſtände, ſich entſchlieſen ſolte. Ich habe anbey nicht weniger in meiner Theodicee gewieſen, daß, wenn man eigentlich und genau reden will, nur ein einziger Rathſchluß des allgemeinen und völligen Weltgebäudes wegen gefaſſet worden; kraft deſſen er feſt geſetzet, daſſelbe aus der bloſen Möglichkeit und Unſichtbarkeit an das Licht zu ſtellen. Demnach wird GOtt keinen Würfel erwehlen; daß er nicht auch zu gleicher Zeit einen gehörigen Platz für ihn erkieſen und beſtimmen ſolte: er wird aber niemahls eine Wahl unter ſolchen anſtellen, wo man nichts verſchiedenes wahrnehmen könte.

67. Die Theile des Raumes ſind nur durch die Dinge, ſo ſich in denſelben finden, bezeichnet und von einander unterſchieden. Und dieſe Unterſchiedenheit der Dinge in dem Raume veranlaſſet und beweget GOtt, daß er, auf eine verſchiedene Art, wegen der verſchiedenen Theile des Raumes, wirket. Allein der Raum, wenn er von den Dingen abgeſondert wird; hat nichts an ſich, welches GOtt zu einer Entſchlieſung lenken ſolte: wie er dann vor ſich in der That nichts wirkliches iſt.

68. Wenn GOtt beſchloſſen hat, einem gewiſſen materiellen Würfel einen Platz zu geben; ſo hat er auch die Entſchlieſung wegen dieſes Platzes gefaſſet. Dieſes geſchiehet aber

in Betrachtung auf andere Theile der Materie, und nicht in Abſicht auf den von allen Dingen abgeſonderten Raum: in welchem nichts gefunden wird, welches verſchieden wäre, und ihn zu einem Entſchluſſe veranlaſſen könte.

69. Die Weisheit dagegen verſtattet nicht, daß er, zu gleicher Zeit, zwey vollkommen gleiche und ähnliche Würfel, an gewiſſe Plätze ſetzen ſolte: weil kein Mittel vorhanden iſt, einen Bewegungsgrund auszumachen, kraft deſſen er ihnen verſchiedene Plätze anweiſen ſolte. Dieſes würde ein Wille (h) ohne Motiven ſeyn.

70. Ich hatte einen Willen ohne Bewegungsgründe, dergleichen diejenigen, ſo ſich an ſeichten und unbündigen Vernunftſchlüſſen begnügen, GOtt beylegen; mit einem Ungefähr oder mit der Zufälligkeit des **Epikurs** verglichen. Man wendet dargegen ein: die Zufälligkeit des **Epikurs** beruhe auf einer blinden Nothwendigkeit; und ſey keine Wahl des freyen Willens. Ich antworte, daß das Ungefähr des **Epikurs** keine Nothwendigkeit; ſondern etwas gleichgültiges und indifferentes ſey. **Epikur** führete es nicht zur Vermeidung der Nothwendigkeit ein. Das aber iſt wahr, daß die bloſe Zufälligkeit blind ſey: allein ein Wille ohne Bewegungsgründe iſt nicht weniger blind, und muß der bloſen Zufälligkeit zugeſchrieben werden.

---

h) Sehet den Anhang N. 4.

Auf den §. 19.

71. Man wiederholet hier, was ich ſchon oben §. 21. widerleget habe: daß die Materie nicht könne erſchaffen werden, wenn GOtt unter denen Dingen, ſo ununterſcheidlich ſind, oder nichts verſchiedenes an ſich haben, keine Wahl treffen könte. Man würde hierzu gegründete Urſachen haben, wenn die Materie aus atomis, aus corporibus ſimilaribus, oder aus anderm dergleichen erdichteten Zeuge, einer auf ſchwachem Grunde beruhenden Weltweisheit, beſtünde. Dieſes groſe Principium aber, welches wider die Wahl, unter den Dingen, woran man keine verſchiedene Eigenſchaften wahrnehmen kan, ſtreitet; wirft auch dieſe übelgegründete Einbildung über den Hauſen.

Auf den §. 20.

72. Man hatte mir in dem dritten Schreiben §. 7. und 8. den Einwurf gemacht, als würde GOtt keine eigene Kraft zu wirken haben; wenn er durch die äuſerlichen Dinge zu einer Entſchlieſung ſolte veranlaſſet werden. Ich habe hierauf geantwortet, daß die Abſchilderung der äuſerlichen Dinge in Ihm ſey: und daß Er alſo durch den Trieb der innerlichen Bewegungsgründe, das iſt, durch ſeine Weisheit zu etwas bewogen würde. Der Herr Autor will nicht verſtehen, zu was Ende ich ſolches geſagt habe!

Auf

Auf den §. 21.

73. Bey denen mir gemachten Einwürfen verwirret man öfters das, was GOTT nicht will; mit dem, was Er nicht kan. Sehet oben §. 9. und weiter unten §. 76. Zum Exempel; GOtt kan alles thun, was möglich iſt: er will aber nur das allerbeſte und ausbündigſte thun, und bewerkſtelligen. Demnach ſage ich nicht, wie man mir hier aufbürdet, als ob GOtt der Ausdehnung der Materie keine gewiſſe Schranken geben könne: es hat aber das Anſehen, daß er ſolches nicht wolle; und daß er es für beſſer gehalten habe, wann er ihr keine Gränzen gäbe.

74. Man kan von der Ausdehnung auf die Dauer nicht ſchlieſen. Wenn die Extenſion der Materie keine Schranken haben würde: ſo folget daraus nicht, daß ihre Dauer ebenfals unumſchränket ſey; auch nicht a parte ante, das iſt, daß ſie keinen Anfang gehabt hätte. Wenn die Natur der Dinge in der ganzen Machine ſo beſchaffen iſt, daß ſie an Vollkommenheiten eines wie das andere wachſen; ſo muß das groſe Weltgebäude, welches die Creaturen in ſich faſſet, einen Anfang gehabt haben. Alſo wird man gegründete Urſachen vorfinden, die Dauer der Dinge einzuſchränken; ob man gleich keinen Grund angeben kan, der Ausdehnung gewiſſe Gränzen zu ſetzen. Uber dieſes benimmt der Anfang der Welt der Un-

endlichkeit ihrer Fortdauerung à parte poſt im geringſten nichts: die Gränzen aber der ganzen Welt würden der Unendlichkeit ihrer Ausdehnung Abbruch thun. Es iſt alſo weit vernünſtiger, zu behaupten, ſie habe einen Anfang genommen; als eine Umſchränkung von ihr einzuräumen. Denn ſo wird man auf beyden Seiten die Haupteigenſchaft eines unendlichen Urhebers erhalten können.

75. Unterdeſſen haben diejenigen, welche die Ewigkeit der Welt, oder zum wenigſten, wie die berühmteſten Theologen gethan, die Möglichkeit ihrer Ewigkeit angenommen; nicht deßwegen geläugnet, daß ſie ihren Urſprung und Dependenz von GOtt habe: wie man ihnen ſolches fälſchlich aufbürdet.

Auf den §. 22. und 23.

76. Man machet mir auch, wiewohl ohne Grund, den Einwurf: daß nach meiner Meynung alles, was GOtt thun kan, nach einer unumgänglichen Nothwendigkeit müſſe gethan werden. Gleich als wenn man nicht wüßte, daß ich dieſes in meiner Theodicée gründlich widerleget; und die Lehren derejenigen umgeſtoſen habe, die da behaupten, daß nichts möglich ſey, als welches ſich wirklich zutrage: wie denn auch ſchon einige von den alten Weltweiſen, und unter andern **Diodor** bey dem **Cicero**, dergleichen vertheidiget. Man verwirret die moraliſche Nothwendigkeit, welche aus

der Wahl des Allerbeſten erwächſet, mit der abſoluten und unwidertreiblichen Nothwendigkeit: Man vermiſchet den Willen mit der Macht GOttes. Er kan alles hervorbringen, was nur möglich iſt, oder welches auf keinen Widerſpruch hinauslaufet: er will aber unter den möglichen Dingen nur das allerbeſte und ausbündigſte zu werke richten, und an das Licht ſtellen. Sehet was davon oben §. 9. und 74. iſt geſagt worden.

77. Demnach iſt GOtt bey der Hervorbringung der Geſchöpfe kein ſolches Weſen, welches durch den Trieb einer unumgänglichen Nothwendigkeit wirkte: weil ſeine Wirkungen nach einer freyen und ungebundenen Wahl geſchehen. Das aber iſt falſch, das man dem beyfüget: daß ein nach der Nothwendigkeit wirkendes Weſen gar kein wirkendes Weſen ſey. Man redet öfters allzufrey und ohne Grund: indem man Luſt hat wider mich ſolche Sätze vorzubringen, die man nicht beweiſſen kan.

Auf den 24. bis 28. §.

78. Man entſchuldiget ſich, daß man nicht geſagt habe, als wenn der Weltraum das Senſorium GOttes; ſondern nur gleichſam ſein *Senſorium* ſey. Es ſcheinet, daß die eine Redensart eben ſo wenig geſchickt, und eben ſo wenig verſtändlich ſey, als die andere.

Auf den §. 29.

79. Der Raum iſt der Platz aller Dinge. Denn der Platz GOttes iſt er nicht: ſonſt würde der Raum eine Sache ſeyn, die mit GOtt gleich ewig, ihm nicht unterwürfig und anbey ſo beſchaffen wäre, daß GOtt von ihm abhängen würde, wenn er eines Platzes vonnöthen hätte.

80. Ich ſehe auch nicht, wie man ſagen könne: daß der Raum der Aufenthalt der göttlichen Ideen wäre; denn dieſe befinden ſich in ſeinem Verſtande.

81. Es iſt ebenfals ſehr ſeltſam, wenn man vorgiebt: die Seele des Menſchen ſey die Seele der Bilder; welche ſie durch die Empfindung, ſo ſie von andern Dingen hat, bekäme. Die Bilder, welche in dem Verſtande ſich finden, ſind in der Seele: wenn aber dieſe eine Seele der Bilder wäre; ſo würden ſie auſer ihr ſeyn. Und wenn man körperliche Bilder meynet: wie will man denn, daß unſer Geiſt eine Seele von ihnen ſey? indem die Bilder nur ein flüchtiger und vorbeygehender Eindruck in dem Körper ſind; von welchem der Geiſt die Seele iſt.

82. Wenn GOtt dasjenige, was in der Welt vorgehet, durch Hülfe eines Senſorii empfindet; ſo ſcheinet es, daß die Dinge in ihn wirken, und daß er alſo das ſey, was man die Seele der Welt nennet. Man miſſet mir bey, als ob ich meine Einwürfe nur wiederholte; ohne daß ich die hierauf geſchehene Antwort

wort in Betrachtung zöge. Ich ſehe aber auch hier nicht, wie man dieſer Schwierigkeit bereits ein Gnüge gethan hätte: es wäre rathſamer, man lieſe dieſes vermeintliche Senſorium ganz und gar fahren.

Auf den §. 30.

83. Man redet, als wenn man nicht verſtünde, wie die Seele nach meiner Meynung ein principium repraeſentativum, oder ein abſchilderendes Weſen ſey: gleich als hätte man nie von meiner (i) Harmonia praeſtabilita etwas gehöret.

84. Den Begriffen der gemeinen Weltweisheit gebe ich keinen Beyfall; nach welchen man ſich vergebens einbildet, daß die Bilder der Sachen, durch Hülfe der Sinnen, in die Seele gebracht, oder übergeſetzet würden. Denn es iſt nicht begreiflich, durch welche Oeffnung; oder durch was für ein Fuhrwerk, die Überfahrt der Bilder von den ſinnlichen Gliedmaſſen bis in die Seele geſchehen könte. Dieſer Begriff des gemeinen Hauſens iſt nicht verſtändlich: wie ſolches die neuern Carteſianer ſatſam gezeiget haben. Man kan nicht erklären, wie die unmaterielle Subſtanz durch die Materie könne gerühret, oder in Bewegung geſezt werden. Und will man dieſerwegen einen unverſtändlichen Begriff annehmen und be-

---

(i) Sehet den Anhang No. 5.

behaupten: ſo nimmt man in der That ſeine Zuflucht zu denen in dem Gehirne entſproſſenen Scholaſtiſchen Begriffen; ſo man ſich [illegible] den, ich weis nicht, was für ſpecibus intentionalibus, die man gar nicht erklären kan, und welche von den Organis in die Seele gehen, gemacht hat. Die **Carteſianer** haben wohl die Schwierigkeit erkannt: ſie haben ſie aber nicht aufgelöſet und gehoben. Sie haben ihre Zuflucht zu einer ganz beſondern Beywirkung GOttes genommen; die aber in der That mit lauter Wunderwerken angefüllet iſt. Allein ich glaube, daß ich die wahre Auflöſung dieſes Räzels an die Hand gegeben.

85. Will man ſagen, daß GOtt die Dinge, welche in der Welt vorgehen, um deßwillen unterſcheide, weil er den Subſtanzen gegenwärtig iſt; und nicht vermöge der Unterwürfigkeit und Dependenz, ſo die Fortſetzung ihrer Dauer von ihm hat, und von welcher man ſagen kan, daß ſie eine aneinander hangende Schöpfung in ſich faſſe: ſo würde man nichts als unverſtändliche Thöne vorbringen. Daß GOtt blos allein den Dingen zugegen iſt, oder daß er ihrer Coexiſtenz ſehr nahe ſey; ſolches langet nicht zu, um zu verſtehen, auf was Art das, ſo in einem gewiſſen Weſen vorgehet, könne mit dem, was in einem andern Weſen ſich ereignet, übereinſtimmen.

86. Uber dieſes verfällt man hierdurch ohnfehlbar auf die Lehre, welche GOtt zu der

Seele der Welt macht. Man ſetzet, daß er die Dinge empfinde, nicht weil ſie eine beſtändige Dependenz von ihm haben; indem er nämlich das alles, was ſie gutes und vollkommenes an ſich haben, ohne Unterlaß hervorbringet: ſondern weil er ſich einer gewiſſen Art der Empfindung bediente; auf die Weiſe, wie man ſich einbildet, daß unſere Seele dasjenige, was in dem Körper vorgehet, wahrnehme. Dieſes iſt eine groſe Erniedrigung der göttlichen Erkänntniß!

87. Wenn man die Sachen nach ihrem wahren Grunde betrachtet; ſo iſt dieſe Art, nach welcher die Empfindung geſchehen ſoll, ein nichtiges Hirngeſpinſte, und findet bey den Seelen nicht ſtatt. Das, was auſer ihnen ſich ereignet, empfinden die Seelen vermittelſt deſſen, ſo in ihnen vorgehet: indem in ihnen eine Ubereinſtimmung (k) mit den äuſerlichen Dingen iſt. Dies iſt die Harmonie, welche GOtt vorher feſt geſtellet hat; und welche eine von ſeinen ausbündigſten und Verwunderungswürdigſten Schöpfungswerken iſt. Nach ihr wird eine iedwede einfache (l) Subſtanz, kraft ihrer Natur, ſo zu reden, eine Concentration und ein lebendiger Spiegel des ganzen groſen Weltgebäudes (m); und zwar nach

---

(k) Sehet den Anhang N. 5.

(l) Sehet den Anhang No. 2.

(m) Sehet den Anhang No. 11.

nach dem Stande, den ſie in der Welt erhalten hat. Dies iſt auch einer von den auserleſenſten und unſtreitigſten Beweisgründen der Exiſtenz GOttes: dieweil nichts als GOtt; als das allgemeine wirkende Weſen, vorhanden iſt; welches dieſe Harmonie der Dinge zu werke richten könte. Aber eben durch das Mittel, wodurch GOtt gemacht hat, daß andere Weſen etwas empfinden; kan er ſelbſt keine Empfindung haben. Er empfindet die Dinge, weil er vermögend iſt, dieſes Mittel hervorzubringen: und er würde andere nicht geſchickt machen, ſie zu empfinden, wenn er ſie nicht alle ſelbſt nach der gröſten Harmonie hervorbrächte; und wenn er nicht alſo in ſich einen lebendigen Abriß von ihnen hätte: nicht als wenn er von ihnen herkäme, ſondern weil ſie von ihm herrühren und er ihre wirkende Urſache, und das Bild iſt, nach welchem er ſie hat hervorgebracht. Er hat eine Empfindung von ihnen, weil ſie von ihm herſtammen; wenn es erlaubet iſt zu ſagen, daß er ſie empfinde: welches man aber nicht eher thun muß, als bis man die Unvollkommenheit von dem Worte abgeſondert hat; das ſonſten die Bedeutung zu haben ſcheinet, daß die Dinge in ihn wirken. Sie ſind in der That vorhanden, und ihm bewußt: weil er ſie verſtehet und will; und weil das, was er will, eben ſo viel iſt, als dasjenige, welches exiſtiret. Dieſes ſcheinet um ſo viel grundmäſiger zu ſeyn: weil er die Dinge ſo hervorgebracht hat, daß eines von dem andern Empfindungen haben kan. Die Empfindungen geſchehen ſodann wechſelsweiſe; vermöge des Zuſammenhangs und der Verknüpfung der Naturen, die er ihnen auf ein für alle mahl gegeben hat. Er ſelbſt erhält dabey die Dinge nur nach den Geſetzen, welche eine iede Creatur vor ſich ins beſondere hat; und die, ob ſie gleich von einander verſchieden ſind, dennoch auf eine genaue Zuſammenſtimmung der hieraus erfolgten Wirkungen (reſultate) abzielen, und darinnen zuſammen lauſen. Dies geht über alle Begriffe, ſo man ſich von der Vollkommenheit GOttes und ſeinen Werken gemeiniglich gemacht hat, und erhebet ihn bis auf den höchſten Grad: wie dann ſolches Herr Bayle gar wohl erkannt hat; ob er gleich ohne Grund dafür gehalten, daß es die Schranken der Möglichkeit überſchreite.

88. Die Stelle der heiligen Schrift, worinnen der Ruhe GOttes von ſeinen Werken gedacht wird; würde man gar ſehr mißbrauchen, wenn man daraus ſchlieſen wolte, als fände bey GOtt keine fernerweitige Schöpfung (productio continuata) ſtatt. Es iſt an dem, daß GOtt keine einfache Subſtanzen aufs neue hervorbringe: man würde aber zu weit gehen, wenn man daraus den Schluß ziehe, als ob GOtt voritzo nicht anders in der Welt anzutreffen ſey, als wie man etwa begreiſet, daß die Seele in dem Körper iſt; in-

dem er ſie durch ſeine bloſe Gegenwart, ohne einen beſondern und zur Fortſetzung ihrer Exiſtenz nöthigen Beyſtand, regierete.

Auf den §. 31.

89. Die Harmonie oder Ubereinſtimmung der Seele mit dem Körper beſtehet nicht in einem ſteten Wunderwerke; ſondern ſie iſt eine Wirkung oder Folge aus einem von den allererſten Wunderwerken, ſo GOtt bey der Erſchaffung aller natürlichen Dinge erwieſen hat: ob es gleich wahr iſt, daß es ein ſtetes Wunder iſt und bleibet; dergleichen viele natürliche Dinge ſind.

90. Das Wort Harmonia praeſtabilita iſt meinem eigenen Geſtändniſſe nach ein Kunſtwort; aber kein ſolches, welches gar nichts erklärte: allermaſen es die Sache ſehr deutlich und verſtändlich macht; man auch nichts dargegen beybringet, das etwa eine darinnen liegende Schwierigkeit anzeigte.

91. Gleichwie die natürliche Eigenſchaft einer iedweden einfachen Subſtanz, (n) einer Seele, einer eigentlichen Monade ſo beſchaffen iſt, daß ihr nachkommender Zuſtand eine Folge aus ihrem vorhergehenden Zuſtande ſeyn muß; ſo iſt eben hieraus der völlige Grund von der **Harmonie** ausfündig gemacht worden. Denn GOtt darf hierbey nichts mehr

---

(n) Sehet den Anhang N. 2.

thun, als daß eine iede einfache Subſtanz ein für alle mahl, und gleich von Anfang an, eine Abſchilderung des groſen Weltgebäudes, nach dem Stand ihres Körpers in der Welt (o) ſey. Aus dieſem alleine folget denn, daß ſie iederzeit eine ſolche Abbildung ſey; auch alle einfache Subſtanzen eine unverrückte und ſtete Harmonie unter ſich haben: anerwogen ſie allezeit einerley Weltgebäude vorſtellig machen.

Auf den §. 31.

92. Es iſt an dem, daß die Seele, (p) nach meiner Meynung, die Geſetze des Körpers nicht unterbricht; noch daß der Körper die Geſetze der Seele verwirret oder verrücket: ſondern daß die beyderſeitigen Geſetze mit einander genau zuſammenſtimmen. Die Seele wirket auf eine freye Art nach den Regeln der Endurſachen: der Körper hingegen iſt in ſeinen Wirkungen mechaniſch; (q) und verrichtet ſie nach den Geſetzen der wirkenden Urſachen. Dieſes aber thut der Freyheit unſerer Seelen keinen Eintrag: wie etwa der Herr Autor ſolches hier zu nehmen ſcheinet. Ein iedwedes wirkendes Weſen, welches nach ſeinen Endurſachen, oder durch den Antrieb gewiſſer Abſichten wirket; iſt frey: ob es ſich gleich zuträgt, daß es mit einem andern Weſen, wel-

---

(o) Sehet den Anhang N. 11.

(p) Sehet den Anhang No. 5.

(q) Sehet den Anhang No. 13.

ches nur per cauſas efficientes ohne Erkänntniß; oder auf eine Mechaniſche Art in Bewegung gebracht wird, zuſammenſtimmet. Denn GOtt, nachdem er vorher geſehen, was ein nach der Freyheit wirkendes Weſen thun würde, hat ſeine Machine gleich anfangs ſo eingerichtet und verfaſſet, daß ſie mit den Wirkungen des freyen Weſens ohnfehlbar zuſammenſtimmen muß. Der Herr **Jaquelot** hat dieſe Schwierigkeit in einem von ſeinen Büchern wider den Herrn **Bayle** ſehr gründlich aufgelöſet: und ich führe deſſen Stelle in dem §. 63. des erſten Theils meiner Theodicée an; wie ich dann weiter unten §. 124. hiervon reden werde.

Auf den §. 33.

93. Ich räume hier nicht ein, daß eine jede Wirkung (Action) demjenigen, welches in ſich wirken läßt, eine neue Kraft mittheile. Bey dem Zuſammenſtos der Körper geſchiehet es ordentlich, daß ein jeder ſeine Kraft behält. Alſo, wenn zween harte, anbey aber gleiche Körper gerad zuſammen ſtoſen; wird in ſolchem Falle blos die Wendung verändert: ohne daß in der Kraft eine Aenderung vorginge. Denn ein jedweder Körper bekömmt die Direction von einem andern; und ſpringet mit eben der Geſchwindigkeit, welche er bereits gehabt hat, zurück.

94. Unterdeſſen trage ich Bedenken zu ſagen, daß es übernatürlich ſey, einem Körper überhaupt eine neue Kraft mitzutheilen. Ich geſtehe es ein, daß ein Körper öfters eine neue Kraft von einem andern bekomme: allein er muß alsdenn eben ſo viel von der ſeinigen verliehren. Dargegen heiſet mir übernatürlich: daß der ganze Inbegriff der Körper eine neue Kraft bekomme; und daß folglich einem Körper ein gewiſſer Grad der Kraft mitgetheilet würde, ohne daß er von der ſeinigen eben ſo viel verlöre. Dahero bin ich der Meynung, es laſſe ſich nicht behaupten, daß die Seele dem Körper eine Kraft mittheile: denn in dieſem Falle würde der völlige Inbegriff aller Körper eine neue Kraft bekommen müſſen.

95. Das Dilemma, welches der Herr Autor hier machet, beruhet auf einem ſchlechten Grunde: daß der Menſch nämlich, nach meiner Meynung entweder übernatürlich wirken; oder daß er eine bloſe Machine, dergleichen eine Uhr iſt, ſeyn müſſe. Denn der Menſch wirket nicht auf eine übernatürliche Art. Sein Körper iſt in der That eine Machine, und verrichtet ſeine Wirkungen blos auf Mechaniſche Weiſe: ſeine Seele aber bleibet, deſſen ohngeachtet, ein nach der Freyheit wirkendes Weſen.

Auf den §. 34. und 35.

96. Ich beziehe mich hier auf das, ſo in gegenwärtiger Schrift §. 82. und 86. bereits

geſagt worden, und welches noch wird beygebracht werden: was nämlich die Vergleichung zwiſchen GOtt, und der Seele der Welt betrifft; und auf welche Art der Lehrſatz, den man dem meinigen entgegen ſetzet, uns auf die Gedanken bringen kan, als wenn GOtt einer Seele der Welt ſehr nahe komme.

Auf den §. 36.

97. Die Ubereinſtimmung, ſo zwiſchen dem Körper und der Seele iſt; habe ich ebenfals ſchon §. 89. u. d. f. auseinander geſetzet.

Auf den §. 37.

98. Man ſagt mir: daß die Seele nicht in dem Gehirne; ſondern in dem Senſorio ſich finde, ohne daß man mir erklärte, was eigentlich dies Senſorium ſey. Geſezt aber, daß dieſes Senſorium ausgeſpannet wäre; gleichwie ich dafür halte, daß man es alſo verſtehe: ſo bleibet doch allezeit eben dieſelbe Schwierigkeit übrig und unaufgelöſet. Man verfällt ſodenn wieder auf die Frage: ob die Seele durch dieſen ganzen Raum zerſtreuet ſey? es mag ſolcher ſo gros oder ſo klein ſeyn, als er wolle: denn der Grad der Gröſe trägt zu unſerem Vorhaben nichts bey.

Auf den §. 38.

99. Mein Unternehmen gehet gegenwärtig nicht ſo weit, daß ich meine Dynamik, oder

meine Lehre von den Kräften mit gehörigen Gründen beſtärken wolte: wie es dann hier nicht der eigentliche Ort iſt, davon zu reden. Nichts deſtoweniger kan ich dem Einwurf, den man mir machet, gar wohl begegnen. Ich hatte behauptet: daß die wirkenden Kräfte(r) (vires activae) in der Welt erhalten werden. Man wendet mir darwider ein, daß zween weiche oder unelaſtiſche Körper, wenn ſie zuſammenſtoſen, ihre Kraft verliehren. Ich antworte aber hierauf mit nein. Die ganzen Maſſae verliehren zwar ihre Kraft in Anſehung ihrer Totalbewegung: die Theile aber bekommen dieſelbe, indem ſie durch die Kraft, ſo aus dem Zuſammenſtos erwächſet, innerlich getrieben und beweget werden. Alſo träget ſich dieſer Abgang oder Mangel, nur nach dem äuſerlichen Schein zu. Die Kräfte werden nicht aufgehoben oder zernichtet; ſondern nur durch die kleinen Theile zertheilet und zerſtreuet. Die Körper verliehren ihre Kräfte nicht; ſondern es hat hiermit eben die Bewandniß, als wenn man das groſe Geld in kleines umſetzet. Unterdeſſen bin ich darinnen einig: daß die Gröſe der Bewegung nicht einerley bleibe; und in dieſem Punkte gebe ich dem Beyfall, welches man aus des **Neutons** Optik pag. 341. hier beygebracht hat. Ich habe aber anderswo gezeiget, daß man unter der Gröſe der Be-

---

(r) Sehet oben die Anmerkung, welche in dem dritten Clarkiſchen Schreiben §. 13. befindlich iſt.

Bewegung, und unter der Gröſe der Kraft, einen Unterſcheid machen müſſe.

Auf den §. 39.

100. Man hatte wider mich darzuthun geſucht: daß die Kraft, natürlicher Weiſe, in dem materiellen Weltgebäude abnähme, und daß dieſes von der Dependenz der Dinge [illegible] käme; wie ſolches aus dem §. 13. und 14. [illegible] dritten Schreibens zu erſehen. Ich hatte in meiner (s) dritten Antwort verlanget: man möchte beweiſen, daß dieſer Abgang aus der Unterwürfigkeit der Dinge erfolgte. Man entziehet ſich aber dieſem meinem Verlangen ein Gnügen zu thun: indem man auf einen Nebenpunkt verfällt; und läugnet, daß dieſes ein Fehler und eine Unvollkommenheit ſey. Es mag nun aber das eine Unvollkommenheit ſeyn oder nicht; ſo wäre man zu erweiſen ſchuldig, daß dieſer Abgang der Kraft aus der Dependenz der Dinge erfolgte.

101. Unterdeſſen muß wohl dasjenige, welches die Machine der Welt eben ſo unvollkommen, als die Machine eines ſchlimmen und ungeſchickten Uhrmachers machen würde; eine Unvollkommenheit ſeyn.

102. Nunmehro ſagt der Herr Autor, daß dies aus der natürlichen Kraftloſigkeit (inertia) der Materie erfolgte: er wird es aber eben ſo wenig beweiſen. Dieſe Kraftloſigkeit, welche

---

(s) Dieſes iſt das vierte Schreiben des Herrn von Leibnitz in dieſer Sammlung.

hier vorausgeſezt; von Keplern benennet; von Carteſio in ſeinen Briefen wieder aufgebracht; und von mir als ein Bild, und zugleich als ein Muſter der natürlichen Unvollkommenheit der Geſchöpfe gebrauchet worden: verurſachet nur, daß die Geſchwindigkeiten verringert werden; wenn die Materie vermehret wird. Dieſes aber geſchicht ohne Verringerung der Kräfte.

Auf den §. 40.

103. Ich hatte behauptet: daß die Dependenz der Weltmachine von einem göttlichen Urheber, vielmehr eine gegründete Urſache ſey, warum dieſer Fehler in derſelben nicht angetroffen werde; warum die Werke GOttes keiner Aenderung oder Verbeſſerung nöthig haben; warum dieſelben keiner Verſchlimmerung oder Verrückung fähig wären; und aus was für einem Grunde ſie endlich an ihrer Vollkommenheit nicht abnehmen könten. Anizo laſſe ich andere urtheilen, mit was für einem Rechte man wider mich hieraus folgern könne, wie man es hier zu thun beliebt: daß in dieſem Falle die materielle Welt, ohne einzigen Anfang unendlich und ewig ſey; und daß GOtt allezeit eben ſo viele Menſchen, und andere Arten der Geſchöpfe habe erſchaffen müſſen, als es nur möglich iſt.

Auf den §. 41.

104. Ich ſage nicht, daß der Raum eine

Ordnung oder Lage ſey; welche verurſachte, daß die Dinge einer Lage fähig würden. Solches würde freylich auf ein unnützes und verwirrtes Wortgeſchwätze hinauslaufen. Man darf nur meine eigene Worte in Betrachtung ziehen, und dasjenige ihnen beyfügen, was ich bereits oben in dieſer Schrift §. 47. geſagt habe. Daſelbſt habe ich gezeiget, wie die Seele auf die Beſtimmung des Begriffs von dem Raume gerathe; ohne daß man ein wirkliches und abſolutes Weſen, welches mit demſelben auſer der Seele, und auſer den Relationen übereinſtimmte, darinnen vonnöthen hätte. Alſo ſage ich nicht: daß der Raum eine Ordnung oder Lage ſey; ſondern daß er in einer Ordnung der Lagen, oder nach welcher die Lagen der Dinge geſetzet ſind, beſtehe: und daß der Raum, wenn er von andern Dingen abgeſondert wird; dieſe Ordnung der Lagen ſey, wenn wir uns ſolche blos als möglich gedenken. Demnach iſt der Raum eine Sache, die allein auf unſern Gedanken beruhet. Es hat aber das Anſehen, als wenn man mich nicht verſtehen wolte. Sonſten habe ich auf den Gegenſatz, als ob eine Ordnung keiner Quantität oder Gröſe fähig ſey, albereits §. 54. dieſes Schreibens geantwortet.

105. Man macht mir hier den Einwurf: Die Zeit ſey keines weges eine Ordnung derer Dinge, welche abwechſelender Weiſe auf einander folgen, (ordo ſucceſſionum): Weil

die Gröſe der Zeit gröſer oder kleiner werden könte; da doch die Ordnung der hinter einander erfolgten Abwechſelungen immer einerley verbliebe. Hierauf antworte ich, daß dieſes auf keine Art ſtatt haben könne. Denn wenn die Zeit gröſer iſt; ſo werden mehr Zuſtände, ſo auf einander wechſelsweiſe hinter einander folgen und einander gleich ſind, in derſelbigen begriffen und darzwiſchen geſezt ſeyn. Iſt ſie aber kleiner; ſo werden dergleichen Zuſtände weniger ſeyn: weil in der Zeit eben ſo wenig, weder ein leerer Raum, noch eine Zuſammendrückung oder Durchdringung iſt, wenn ich ſo reden darf, als in dem Raume.

106. Ich behaupte, daß, wenn gleich keine Geſchöpfe wären; deſſen ohngeachtet die Unmeßbarkeit und Ewigkeit GOttes beſtehen würde: und zwar alſo, daß dieſe göttliche Eigenſchaften weder von der Zeit, noch von dem Raume abhängen müſſen. Wenn gar keine Geſchöpfe vorhanden wären; ſo würde weder eine Zeit noch ein Ort, und folglich kein wirklicher Raum angetroffen werden. Die Unermeßlichkeit GOttes iſt dem Raume nicht unterwürfig; gleichwie die Ewigkeit GOttes von der Zeit nicht dependiret. Sie bringen nur allein in Anſehung dieſer zweyen Ordnungen der Dinge ſo viel mit ſich: daß GOtt allen Geſchöpfen, wenn ſie wirklich ſichtbar gemacht würden, gegenwärtig und coexiſtirend wäre. Demnach gebe ich dem, ſo man hier beybringet,

keinen Beyfall: daß, wenn GOtt allein exiſtirte, die Zeit und der Raum eben ſo wohl, wie itzo, vorhanden ſeyn würden; ob ich gleich der Meynung bin, daß ſie beyderſeits in ſolchem Falle, eben wie die bloſen Möglichkeiten, in der Abſchilderung aller Dinge, ſo in dem Verſtande GOttes verborgen iſt, würden anzutreffen ſeyn. Die Unermeßlichkeit und Ewigkeit GOttes ſind etwas weit erhabeners als die Dauerung und die Extenſion der Geſchöpfe: nicht allein in Betrachtung der Gröſe; ſondern auch in Abſicht auf die Natur der Dinge. Solche göttliche Eigenſchaften haben keiner Dinge vonnöthen, welche auſer der Gottheit angetroffen werden; dergleichen der wirkliche Raum, und die wirkliche Zeit ſind. So wohl bey den Theologen als bey den Weltweiſen haben dieſe Wahrheiten bereits hinlänglichen Beyfall gefunden.

Auf den §. 42.

107. Ich hatte behauptet, daß die Wirkung GOttes, kraft welcher er die materielle (1) Weltmachine, ſo nach dem Vorgeben des Herrn Verfaſſers, vermöge ihrer Natur, in den Bewegungsloſen Ruheſtand zu verfallen bereit iſt; verbeſſern und in gehörigen Gang und Bewegung bringen ſolte: ein Wunderwerk ſeyn würde. Man hat mir geantwortet:

---

(1) Sehet oben die Anmerkung bey dem §. 13. des dritten Schreibens des Herrn Clarks.

tet: daß dieſes keine Wirkung eines Wunderwerks wäre; weil ſolche gewöhnlich ſeyn würde, und ſich gar öfters zutragen müßte. Worauf ich denn verſetzet habe: Daß die Ueberſteigung der Kräfte der Geſchöpfe; nicht aber die Gewöhnlichkeit oder Ungewöhnlichkeit einer Begebenheit das Weſen eines Wunderwerks) welches entweder ein eigentlich ſo genanntes, oder eines von dem höchſten Grade iſt, ausmache: Daß dieſes mit den Schriften der meiſten Gottesgelahrten und Weltweiſen übereinkomme: Daß man mir ſolchergeſtalt zum wenigſten einräume, daß dasjenige, ſo der Herr Autor hier aufbringet, von mir aber mißbilliget wird; nach der gemeiniglich angenommenen Bedeutung, ein Wunderwerk von der höchſten Claſſe, das iſt, ein ſolches ſey, welches über den Bezirk der erſchaffenen Kräfte ſteiget: Daß endlich dieſes eben das ſey, welches alle Gelehrten in der Weltweisheit zu vermeiden ſuchen. Auf dies alles antwortet man mir itzo: daß ich meine Zuflucht von der Vernunft zu der Lehre des gemeinen Haufens nähme! Ich verſetze aber auch dargegen: daß dieſe gemeine Meynung, nach deren Anleitung man in der Weltweisheit nach aller Möglichkeit das zu vermeiden hat, welches über die natürlichen Kräfte der Creaturen ſteiget, der Vernunft höchſt gemäs ſey. Widrigenfals würde nichts leichters ſeyn, um von allen Dingen gegründete Urſachen zu geben, als daß man nur die Gottheit oder Deum ex machina zu Hülfe nähme; ohne daß man ſich um die Natur der Dinge zu bekümmern vonnöthen hätte.

108. Uber dieſes muß man die gemeine Lehre der Gottesgelahrten nicht alſo fort, als eine bloſe Meynung des gemeinen Hauſens verachten. Es werden ſehr wichtige Gründe erfordert, ehe man ſich unterſtehen mag, derſelben zu widerſprechen: dergleichen ich aber hier nicht antreffe.

109. Wie es ſcheinet, ſo hat ſich der Herr Auctor in ſeinem eigenen Begriffe von dem Wunderwerke verwirret. Er erfordert, daß ein Wunderwerk eine ſeltene und ungewöhnliche Begebenheit ſeyn müſſe: gleichwolen wirſt er mir, wiewohl ohne Grund, bey dem §. 31. vor, daß die vorherbeſtimmte Harmonie ein ſtetswährendes Wunderwerk ſeyn würde. Dieſes hänget nicht zuſammen: es ſey denn, daß man nur wäre geſonnen geweſen, wider mich aus meinen angenommenen Begriffen zu ſtreiten.

Auf den §. 43.

110. Wenn das Wunderwerk nur dem äuſerlichen Schein nach, und in Abſicht auf uns, von einer natürlichen Begebenheit unterſchieden iſt; dergeſtalt daß wir nur dasjenige, welches wir ſelten wahrnehmen, ein Wunderwerk nennen ſollen: ſo wird unter einer natürlichen

Begebenheit und unter einem Wunderwerke kein innerlicher, weſentlicher und reeller Unterſcheid ſeyn. Betrachtet man ſodenn die Sache bey dem Lichte: ſo wird entweder alles aus den natürlichen Kräften der Geſchöpfe; oder aus der Macht Wunderwerke zu thun, erfolgen. Werden alſo die Gottesgelahrten wohl gegründete Urſachen haben dem erſten; die Weltweiſen aber dem andern, beyzupflichten?

111. Wird man endlich nicht auch durch dieſe Lehre dahin gerathen, daß man GOtt für die Seele der Welt hält: wenn alle Wirkungen natürlich zugehen; dergleichen diejenigen ſind, welche die Seele in dem Körper ausübet? GOtt wird alſo ein Theil der Natur ſeyn!

112. In der ächten Weltweisheit, und in der geſunden Gottesgelahrheit muß man unter dem, was durch die Naturen und Kräfte der Geſchöpfe kan erörtert werden; und unter demjenigen, ſo man nur durch die Allkraft der unendlichen Subſtanz zu erklären vermögend iſt, einen Unterſcheid machen. Man muß eine unendliche Differenz ſetzen, zwiſchen der Wirkung GOttes, die den Grad der Kräfte der Naturen bey weitem überwieget und überſteiget; und unter den Wirkungen der erſchaffenen Dinge, welche denen Geſetzen folgen, ſo GOtt in ſie geleget: wie er dann den Geſchöpfen das Vermögen gegeben hat, ſolche nach der Beſchaffenheit ihrer Naturen; wie-

wohl nicht ohne ſeinen Beyſtand, zu beobachten.

113. Hierdurch verſchwinden die eigentliche ſo genannte Anziehungskräfte (u) und andere Wirkungen, welche vermöge der Naturen der Geſchöpfe nicht zu erklären ſind; und die man entweder der göttlichen Macht Wunderwerke zu thun, zuſchreiben, oder aus andern zu Hülfe genommenen ungereimten Lehrſätzen; das iſt, aus den **Scholaſtiſchen** qualitatibus occultis herleiten muß: als welche man uns, unter dem ſcheinbaren Namen der Kräfte, beyzubringen anfängt; wodurch wir aber in der That in das Reich der Finſterniß zurücke geführet werden. Dieſes heiſt:

Inventa fruge, glandibus veſci.

114. Zur Zeit des Herrn **Boyle** und anderer vortreflichen Männer, welche in Engelland, bey angehender Regierung **Carls des zweyten**, berühmt waren; würde man ſich nicht unterfangen haben, uns dergleichen leere und in dem bloſen Gehirne erwachſene Begriffe vorzuſchwatzen. Ich hoffe, daß dieſe ſchöne Zeit unter einem ſo guten Regiment, als das jetzige iſt, wieder kommen: und daß die Gemüther, welche durch das Unglück der bisherigen Zeiten ein wenig allzuſehr hierinnen unterbrochen worden; ſich auf eine genauere Unter-

---

(u) Sehet den Anhang, N. 8.

terſuchung und beſſere Aufnahme gründlicher Wiſſenſchaften legen werden. Die Hauptabſicht des Herrn Boyle ging dahin, daß er den Gelehrten einſchärfte: wie in der Naturkündigung alles auf mechaniſche Weiſe zuginge. Es iſt aber ein unglücklicher Zufall für die Menſchen, daß ſie endlich ſelbſt an der Vernunft einen Eckel bekommen, und des Lichtes der Wahrheiten überdrüßig werden. Die Grillen eines ungeſunden Witzes fangen nun wieder an hervor zu treten; und finden bey vielen einen Eingang: weil ſie etwas Erſtaunenswürdiges an ſich zu haben ſcheinen. Was ſich in dem Reiche der Weltweisheit zuträget, das kommt auch in dem Lande der Poeten auf. Man hat den Geſchmack an den Vernunftmäſigen und wohl zuſammenhangenden Romanen verlohren; dergleichen die Franzöſiſche Clelia und die teutſche Aramena iſt: und an deren ſtatt iſt man ſeit einiger Zeit auf die Contes des Fees verfallen.

115. Was die Bewegung der himmliſchen Körper; und noch mehr, was die Bildung und die Zeugung der Pflanzen und Thiere anbetrifft: ſo iſt in ihnen nichts zu finden, welches einem Wunderwerke gleich wäre; wann wir den Anfang dieſer Geſchöpfe ausnehmen. Der Organismus der Thiere iſt ein Mechanismus, welcher eine vorgehende Bildung voraus ſetzet. Alles, was daraus folget, iſt ſchleterdings natürlich; und gehet blos mechaniſch zu.

116. Was in dem Körper eines Menſchen und eines ieden Thieres vorgehet; das alles iſt eben ſo mechaniſch, (x) als dasjenige, ſo man bey einer Uhr anzutreffen pfleget. Der Unterſcheid iſt nur von der Art, als der, welcher unter einer Machine, wovon GOtt der Erfinder ſelbſt iſt; und unter dem Werke eines Künſtlers ſich findet, deſſen Verſtand und Geſchicklichkeit eben ſo wohl ihre Schranken hat, als der Menſch.

Auf den §. 44.

117. In Anſehung der Wunderwerke der Engel eräuget ſich bey den Gottesgelahrten keine Schwierigkeit. Es iſt hier blos die Rede von dem Gebrauch des Wortes. Man wird ſagen können, daß die Engel Wunderwerke thun: aber keine ſolche, welche eigentlich ſo genennet werden; ſondern welche von einem geringern Grade ſind. Wolte man hierüber ſtreiten: ſo würde es blos auf eine Frage über die Bedeutung des Worts hinaus laufen. Man wird ſagen können: daß dieſer Engel, welcher den Habacuc durch die Luft führte; welcher den Teich von Betheſda in die Bewegung brachte, ein Wunderwerk ausgeübt. Dieſes war aber kein Wunderwerk von dem erſten Range: allermaſen es durch die natürlichen Kräfte der Engel, welche die unſerigen weit überwiegen, kan erkläret werden.

Auf

(x) Sehet den Anhang No. 13.

Auf den §. 45.

118. Ich hatte den Einwurf gemacht, daß eine Anziehungskraft, wenn ſie eigentlich oder in Scholaſtiſchem Verſtande genommen wird; eine Wirkung in die Ferne, ohne einiges darzukommendes Mittel, ſeyn würde. Man antwortet hier: daß eine Anziehungskraft, ohne Mitwirkung eines Mittels, eine ſich ſelbſten widerſprechende Sache wäre. Dieſes iſt ſehr wohl geantwortet: allein wie verſtehet man es denn, wenn der Herr Autor will darthun, daß die Sonne die Erdkugel, querfeld, durch einen leeren Raum an ſich ziehe? Iſt es etwa GOtt, welcher das wirkende Mittel ſeyn ſoll? Dieſes würde ein Wunderwerk ſeyn, ſo gros als ie eines geweſen iſt. Dieſes würde die Kräfte der Geſchöpfe überſteigen!

119. Oder ſind es vielleicht einige unmaterielle Subſtanzen? oder gewiſſe Strahlen von einem Geiſte? oder ein gewiſſes zufälliges Ding ohne Subſtanz? oder eine Art von einem nach gewiſſen Abſichten wirkenden Weſen? oder etwas anders, ich weis nicht was, welches zu dieſem vermeyntlichen Mittel dienen ſoll? Dieſes ſind Sachen, wovon der Herr Autor noch einen guten Vorrath in ſeinem Kopfe zu haben ſcheinet: ohne daß er ſich darüber zur Gnüge erklären kan.

120. Dieſes Mittel der Communication iſt, ſeinem Vorgeben nach, unſichtbar; der Berührung und Empfindung unfähig; und

nicht mechaniſch. Man könte mit gleichem Rechte hinzuſetzen: daß es ein unerklärliches, unverſtändliches, ohne Beweis angenommenes, ungegründetes, und mit keinem Exempel zu beſtärkendes Mittel ſey.

121. Es beobachtet aber, ſagt der Herr Autor, eine gewiſſe Ordnung: und iſt beſtändig; und folglich natürlich? Ich antworte: daß es nicht könne Regelmäſig ſeyn, wo es nicht zugleich vernünftig iſt: und daß es nicht natürlich ſeyn könne, wo es nicht durch die Naturen der Geſchöpfe kan erkläret werden.

122. Wann dieſes Mittel, welches eine wahrhafte Anziehungskraft zu wege bringet, beſtändig iſt; und zu gleicher Zeit durch die Kräfte der Geſchöpfe nicht kan erkläret werden; mithin aber doch ein wahrhaftes Mittel iſt: ſo iſt es ein ſtetswährendes Wunderwerk. Und wenn es dieſes nicht iſt; ſo iſt es falſch und ungegründet. Es iſt ein in dem bloſen Gehirne entſponnener Gedanke; eine verborgene Eigenſchaft der Scholaſtiker.

123. Eben dergleichen Fall würde es ſeyn, welchen man ſich von einem Körper machte, der ſich in die Runde bewegte; ohne daß er nach der Tangenti auszuweichen trachtete: ob gleich keine begreifliche Urſache vorhanden iſt, welche ihn verhinderte, ſolches zu thun. Dieſes iſt ein Exempel, ſo ich bereits angeführet habe; und man hat nicht für rathſam befunden, es zu beantworten: weil es den Unterſcheid auf

der einen Seite unter dem, ſo in der That natürlich iſt; und auf der andern Seite unter einer geheimen und eingebildeten Kraft der Scholaſtiker, allzuklärlich zeiget.

Auf den §. 46.

124. Die natürlichen Kräfte der Körper ſind alle den Bewegungsgeſetzen unterworfen: und die natürlichen Kräfte der Seelen richten ſich nach den Moraliſchen Geſetzen. Die erſtern folgen der Ordnung der wirkenden; die andern beobachten die Ordnung der Endurſachen. Die erſten wirken ohne Freyheit, nach Art einer Uhr: die andern üben ihre Wirkung nach der Freyheit aus; ob ſie gleich mit einer gewiſſen Machine, die von einem höheren und freyen Weſen, ſchon in voraus, nach ihnen auf das geſchickteſte eingerichtet worden, genau übereinſtimmet: wovon oben §. 92. bereits von mir geredet worden.

125. Ich beſchlieſe mit einem Punkte, welchen man mir bey dem Eingange der vierten Schrift entgegen geſezt hat: worauf ich auch ſchon oben §. 18. 19. 20. geantwortet. Ich habe mir aber hiervon bey dem Beſchluß noch mehr zu reden vorbehalten. Man hat vorgegeben, daß ich petitionem principii beginge. Ich wolte aber den Herrn Verfaſſer gebeten haben, daß er mir meldete, was für ein Principium er verſtehe? Es wäre zu wünſchen: man hätte niemahls ſolche Grundſätze angenommen, die da weniger Deutlichkeit haben,

als die meinigen. Der Hauptſatz, wovon die Frage iſt, beruhet darauf: daß nichts ohne zulänglichen Grund ſeyn könne, in ſo weit eine Sache wirklich vorhanden iſt; eine Begebenheit in der Natur ſich zuträgt; und eine Wahrheit statt findet. Iſt dieſes wohl ein Hauptſatz, der eines Beweiſes vonnöthen hat? Man hat mir denſelben auch bereits zugeſtanden: oder ſich zum wenigſten geſtellt, als ob man ihn einräume, wie ſolches aus dem §. 2. der dritten Schrift zu erſehen: vielleicht aber um deßwillen, weil der Herr Autor dafür gehalten, daß es allzuſehr wider die Vernunft ſtritte, wenn man ihn läugnete. Dies aber hat man entweder nur mit Worten gethan; oder man widerſpricht ſich ſelber; oder man nimmt dasjenige, was man bereits zugeſtanden hat, wieder zurücke.

126. Ich trage kein Bedenken zu ſagen, daß man, in Ermangelung dieſes Hauptſatzes, weder den Beweis von der Wirklichkeit GOttes führen; noch von vielen andern hochwichtigen Wahrheiten gehörige Gründe beybringen kan.

127. Hat nicht alle Welt ſich deſſelben, in unzehlichen Gelegenheiten, bedienet? Es iſt an dem, daß man in vielen andern Fällen ihn aus Unachtſamkeit aus den Augen geſetzet. Dieſes iſt aber eben der Urſprung der Hirngeſpinſte: dergleichen z. E. die Begriffe von einer reellen, und von den Creaturen abgeſonderten Zeit oder Raum; von dem Vacuo; von den Atomis; von einer nach dem Scholaſtiſchen Verſtande

genommenen Anziehungskraft; von dem Phyſicaliſchen Einfluß der Seele und des Körpers in einander; und von tauſend andern erdichteten Dingen ſind: die uns theils von der falſchen Einbildung der Alten übrig geblieben; die wir andern theils auch ſelbſt vor weniger Zeit annoch ausgeheckt haben.

128. Daß die Alten bereits über die auf einem ſo elenden Grunde beſtehende Abweichung, oder Declination der untheilbaren Körper geſpöttelt: was hat ſolches für eine andere Urſache, als daß **Epikur** dieſes groſe Pincipium bey ſolcher ſeiner Lehre aus den Augen geſetzet, und wider daſſelbe verſtoſen hat? Und ich ſcheue mich nicht zu ſagen, daß die nach dem **Scholaſtiſchen** Sinne genommene Anziehungskraft, welche man heutiges Tages wieder zum Vorſchein bringet; und worüber man nicht weniger, ohugeſehr vor dreyſig Jahren ein Geſpötte triebe, der Vernunft nicht näher trete.

129. Ich habe öfters andere, ſo zu reden, aufgefordert, daß ſie mir wider dieſen wichtigen Hauptſatz eine Inſtanz; ein unſtrittiges Exempel, wo es einen Abfall litte, geben möchten. Man hat ſolches aber niemahls gethan; und wird es auch niemahls thun. Unterdeſſen giebt es eine unzehliche Menge von Exempeln, wo er brauchbar und bündig iſt: ja er dringet vielmehr in allen bekannten Fällen durch, wo er angebracht wird. Woraus man vernünftiger Weiſe urtheilen ſoll, daß er auch in

denen Fällen, ſo noch unbekannt ſind; oder welche ohne ſeine Hülfe nicht können ausfündig gemacht und erörtert werden, ſtatt haben müſſe: und zwar nach Anleitung des in der Experimentalphiloſophie üblichen Weges, nach welchem wir a poſteriori verfahren; wenn auch ſolches Principium durch Hülfe des reinen Verſtandes, oder à priori, ſonſt nicht ſolte gerechtfertiget werden.

130. Will mir jemand dieſer wichtigen Hauptlehre widerſprechen; ſo wird es ihm ergehen, wie es vor dem dem **Epikur** ergangen: der dahin gebracht wurde, daß er den andern Hauptſatz, nämlich den Grund des Widerſpruchs läugnete; als welcher darauf ankommt, daß ein ieder verſtändlicher Satz entweder wahr oder falſch ſeyn müſſe. **Chryſippus** bemühete ſich ſolchen wider den **Epikur** zu beweiſen: ich glaube aber nicht, daß es nöthig ſey, ihm hierinnen zu folgen; ob ich gleich bereits oben dasjenige beygebracht habe, was zur Rechtfertigung und Beſtärkung des meinigen dienen kan; auch noch etwas hierüber vortragen könnte, wenn ſolches vielleicht, bey gegenwärtiger Streitigkeit, nicht noch allzu verborgen ſcheinen möchte Unterdeſſen halte ich dafür, daß verſtändige und unpartheyiſche Perſonen mir Beyfall geben werden: daß, wenn man ſeinen Gegenpart ſo weit getrieben hat, daß er dieſe Hauptwahrheiten läugnet, er ad abſurdum ſey gebracht worden.

Die fünfte Antwort
Des
Herrn Clarke.

Gleichwie ein weitläuftiger Diſcurs weder ein Beweis eines aufgeklärten Verſtandes eines Autors; noch ein geſchicktes Mittel iſt, dadurch ein Leſer zu einem klaren und deutlichen Begriff von einer Materie könne gebracht werden: ſo will ich mich bemühen, dieſe fünfte Schrift des Herrn von Leibnitz, auf eine deutliche Art, und mit möglichſter Kürze, zu beantworten.

1. --- 20.

Es iſt gar keine (a) Aehnlichkeit zwiſchen einer Wage, welche durch die Gewichte, oder durch einen Anſtos in die Bewegung gebracht wird; und zwiſchen einem Geiſte, der ſich in Betrachtung gewiſſer Motiven beweget und wirket. Sehet worinnen der Unterſcheid beſtehe! Die Wage verhält ſich ſchlechterdings leidend; und folglich iſt ſie einer unumgänglichen Nothwendigkeit unterworfen. Die Seele hingegen bekömmt nicht allein einen Eindruck; ſondern ſie wirket auch vor ſich: Und darinnen beſtehet das Weſen der ter Freyheit. Will man annehmen, (b) daß verſchiedene Arten zu wirken, die auf gleiche Weiſe gut zu ſeyn ſchienen, der Seele das Vermögen zu wirken gänzlich (c) benähmen; gleichwie die gleichen Gewichte eine Wage in ihrer Bewegung hindern; ſo wird man dadurch läugnen, daß ein Geiſt in ſich eine eigene Kraſt habe: man wird das Vermögen zu wirken mit dem Eindruck, welchen die Motiven in die Seele thun, und worinnen ſie ſich allein leidend bezeiget, vermiſchen. Der Bewegungsgrund, oder die Sache, welche der Geiſt betrachtet und vor Augen hat; iſt etwas äuſerliches. Der Eindruck, den dieſe Motive in den Geiſt macht, iſt die empfindende Eigenſchaft (qualitas perceptiva): worinnen ſich der Geiſt paſſive verhält. Wenn nun ein Weſen, nach dieſer, oder durch dieſe Empfindung etwas thut; ſo iſt dies das Vermögen ſich ſelbſt zu bewegen, oder von ſelbſten zu wirken. Dieſes iſt bey allen wirkenden Weſen, welche beſeelet ſind, die Spontaneität; bey denen aber, ſo auf moraliſche Art und mit Verſtande wirken, iſt es eigentlich dasjenige, was wir die Freyheit nennen. Der Irrthum, worein man bey dieſer Materie verfällt, erwächſet daher: weil man dieſe beyden Dinge nicht ſorgfältig genug von einander unterſcheidet.

(a) §. 3.

(b) §. 14.

(c) Sehet den Anhang No. 5.

det. Man vermiſchet (d) die Motive mit der wirkenden Kraft: Man giebt für, als habe der Geiſt kein anderes Principium actionis, denn die Bewegungsgründe; ob ſich gleich der Geiſt vollkommen leidend verhält, wenn er von der Motive einen Eindruck bekommt. Dieſes iſt der Urſprung des Irrthums: und er iſt im Stande Anlaß zu geben, daß man glaubt, als habe der Geiſt kein gröſeres Vermögen zu wirken, denn eine Wage haben würde; wenn ſie ſonſten noch ein Vermögen hätte die Dinge auſer ihr wahrzunehmen und zu empfinden: welches man aber nicht behaupten kan; wo man nicht den Begriff von der Freyheit völlig umſtoſen will. Eine Wage, die von beyden Seiten, durch gleiche Kräfte, oder durch gleiche Gewichte bewegет wird; kan gar keine Bewegung haben. Und geſezt, daß dieſe Wage das Vermögen Empfindungen zu haben dergeſtalt empfinge, daß ſie wüßte, daß es ihr unmöglich wäre, ſich zu bewegen; oder daß ſie ſich (e) betröge und ſich einbildete, als wenn ſie ſich bewegte, ob ihr gleich die Bewegung nur anders woher wäre mitgetheilet worden: ſo würde ſie ſich ganz genau in eben dem Zuſtande befinden, in welchem ſich, nach der angenommenen Meynung des gelehrten Verfaſſers, ein mit Freyheit wirkendes Weſen, nach allen

S 2

(d) §. 15.

(e) Sehet den Anhang No, 12.

Fällen einer völligen Gleichgültigkeit (indifferentiae abſolutae) erblicket. Betrachtet aber, worinnen der Ungrund des Schluſſes, von welchem hier die Rede iſt, beſtehe. Die Wage, weil ſie kein Principium actionis in ſich ſelbſt hat, kan ſich bey gleichen Gewichten nicht bewegen. Ein Weſen aber, welches nach der Freyheit wirket; wenn es ſich zwo oder mehr Arten zu wirken, ſo auf gleiche Weiſe vernünftig und einander vollkommen ähnlich ſind, vorſtellig machet: erhält auch in ſich ſelbſt das Vermögen zu wirken, weil es die Kraſt ſich zu bewegen hat. Uber dieſes kan dies wirkende und freye Weſen ſehr gute und bündige Bewegurſachen haben, nicht gänzlich von den Wirkungen abzuſtehen: ob gleich vielleicht kein Grund vorhanden iſt, welcher den Ausſchlag geben könte, daß eine gewiſſe Art zu wirken beſſer ſey als eine andere (f). Setzet demnach: zwo verſchiedene Arten, wornach gewiſſe Theilchen der Materie können gelegt werden, wären auf gleiche Weiſe gut und vernünftig; ſo kan man nicht ſagen, daß GOtt, weder ſchlechterdings, noch auf eine ſeiner Weisheit anſtändige Weiſe, dieſelben nach einer von dieſen beyden Arten würde ſetzen können, und zwar in Ermangelung eines zulänglichen Grundes, der ihn bewegen könte, daß er einer in der Wahl den Vorzug gäbe: Dergleichen Satz, ſage ich, kan man nicht behaupten, wo man nicht GOtt zu einem ſchlechterdings leidenden Weſen machen will; dabey er denn folglich nicht würde GOtt, oder der Beherrſcher der Welt ſeyn. Und wenn man die Möglichkeit dieſes Falles läugnet, daß es nämlich keinesweges zwey gleiche Theile der Materie gebe, deren Lage auf gleiche Weiſe füglich könte verſetzet werden; ſo weis man hiervon keinen anderen Grund beyzubringen, als dieſe (g) Petitionem Principii: daß nämlich in demſelben Falle, das, ſo der gelehrte Verfaſſer von der nothwendigen Zulänglichkeit des Grundes vorgibt, nicht wohl gegründet ſeyn würde. Denn wie mag man auſer dem ſagen, es ſey (h) ohnmöglich, daß GOtt gute Bewegungsgründe haben könte, viele Theilchen der Materie, die einander vollkommen gleich wären, an verſchiedenen Orten der Welt zu erſchaffen? Indem die Theile des Raumes einander gleich ſind; ſo iſt es in demſelben Fall offenbar, daß, wann GOtt dieſen Theilen der Materie, gleich von Anfang an, keine verſchiedene Lagen gegeben hat; er dieſerwegen keinen anderen Antrieb, als alleine ſeinen Willen kan gehabt haben. Unterdeſſen mag man nicht mit gehörigem Grunde behaupten, daß dergleichen Wille (i) ein Wille ohne die geringſte Motive ſey: denn die guten Be-

---

(f) §. 16. 17. 18. 19. und 69.

(g) §. 20.
(h) §. 16. 17. 69. und 66.
(i) §. 16. und 69.

wegungsgründe, welche GOtt bey Erſchaffung vieler Theilchen der Materie, ſo einander vollkommen gleich ſeynd, haben kan, müſſen ihm folglich zur Motive dienen; vermöge welcher er, eine von zwoen ſchlechterdings gleichgültigen Sachen, das bey einer Wage nicht Platz findet, erwehlet: ich will ſagen, vermöge welcher er dieſe Theilchen in eine gewiſſe Lage verſetzet; ob gleich eine ganz widrige Lage gleich gut geweſen wäre.

Die Nothwendigkeit bedeutet in den Philoſophiſchen Fragen allezeit eine unbedungne Nothwendigkeit. Die (k) **Hypothetiſche**, oder die auf gewiſſen Umſtänden beruhet; (l) und die **Moraliſche** Nothwendigkeit ſind nur verblümte Redensarten: und wenn man ſie nach der Philoſophiſchen Schärfe unterſucht; ſo ſind ſie gar keine Arten der Nothwendigkeit. Es iſt nicht die Frage, ob eine Sache ſeyn ſoll: wenn man voraus ſetzet, daß ſie ſchon wirklich vorhanden iſt; oder daß ſie ſeyn werde: welches man eine Hypothetiſche Nothwendigkeit nennet. Auf gleiche Weiſe wird nicht gefraget: ob es wahr ſey, daß ein gütiges Weſen, und das in der Ausübung der Gütigkeit fortfähret, das Böſe nicht thun könne; ob ein weiſes und in der Weisheit beſtändiges Weſen nicht auf eine ſeiner Weisheit zuwiderlaufende Art wirken könne; ob eine Perſon, welche die Wahrheit liebt, und in der Liebe gegen dieſelbe verbleibet, eine Lügen ſagen könne; welches man eine **Moraliſche Nothwendigkeit** nennet. Wenn aber in der Weltweisheit die Rede iſt von der Freyheit; ſo gehet eigentlich und allein die Frage dahin: ob die unmittelbare und phyſicaliſche Urſache der Wirkung, in der That in demjenigen ſey, ſo wir das wirkende Weſen nennen; oder ob es ein anderer zulänglicher Grund ſey, welcher die ächte Urſache von der Wirkung iſt: indem ſie in das wirkende Weſen wirket; und indem ſie verurſachet, daß daſſelbe Weſen kein wahrhaftig wirkendes, ſondern nur ein leidendes Weſen iſt.

(k) Sehet meinen Diſcurs über die Exiſtenz Gottes, die Wahrheit der natürlichen Religion, ꝛc. ꝛc. Part. I. pag. 106. 4. Auflage.

(l) §. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13.

Man kan hier beyläufig anmerken, daß der gelehrte Verfaſſer ſeinem eigenen Satze widerſpreche, wenn er ſagt: daß (m) der Wille nicht allezeit dem practiſchen Verſtande genau folge; weil er iezuweilen gewiſſe Bewegurſachen zum Aufſchub ſeiner Entſchlieſungen, finden kan. Sind denn dieſelben Bewegungsgründe nicht das endliche Schlußurtheil des practiſchen Verſtandes?

21 --- 25. Wenn es möglich iſt, daß GOtt zwey vollkommen ähnliche Theile der Materie hervorbringe, oder an das Licht geſtellet habe; der-

---

(m) §. 11.

dergeſtalt, daß die Veränderung der Lage eine gleichgültige Sache ſeyn würde: ſo beweiſet das alles nichts, was der gelehrte Herr Autor von dem Hauptſatze des zureichenden Grundes beybringet. Indem er dieſes beantwortet; ſo ſagt er nicht, wie er hätte ſagen ſollen: es (n) ſey unmöglich, daß GOtt zwey Theile der Materie mache, die eine völlige Gleichheit unter ſich hätten; er ſpricht nur, daß es ſeine Weisheit nicht zulaſſe, ſolches zu thun. Wie weis er dieſes? Wird Er wohl beweiſen können, daß GOtt könne gute Bewegungsgründe haben, um viele unter ſich vollkommen gleiche Theile an verſchiedenen Orten der Welt zu erſchaffen? Der einzige Beweis, den er anführet, laufet dahinaus, daß in dergleichen Falle kein zulänglicher Grund ſeyn würde, welcher den Willen GOttes könte zum Entſchluß bringen, einen von dieſen Theilen der Materie mehr in eine gewiſſe Gegend oder Lage, als in eine andere zu ſetzen. Wann aber GOtt; wie man denn das Gegenſpiel nicht behaupten kan: viele gute Bewegungsgründe haben mag, um viele Theile der Materie, ſo einander völlig gleich ſind, zu erſchaffen; wird dann wohl die Gleichgültigkeit der Lage machen, daß die Schöpfung unmöglich ſey, oder der Göttlichen Weisheit zuwider laufe? Es ſcheinet mir, daß man hier (o) eigentlich das nämliche, worinnen man ſtrittig iſt, zum Grunde ſetze. Man hat auf einen andern Schluß, der von eben dieſer Beſchaffenheit iſt, und welchen ich auf die abſolute Gleichgültigkeit der allererſten beſondern Beſtimmung der Bewegung, ſo gleich bey dem Anfange der Welt geſchehen iſt, gegründet habe; nicht geantwortet.

(n) Sehet das vierte Schreiben des Herrn von Leibnitz §. 2. 3. 6. 13. 15.

26. --- 32. Es ſcheinen hier viele Dinge zuſammen zu laufen, die ſich einander widerſprechen. Man geſtehet es zu, (p) daß zwo Sachen, ſo einander vollkommen gleich ſind, in der That zwey beſondere Dinge ſeyn würden: und ungeachtet dieſes Geſtändniſſes, fähret man fort vorzugeben, ſie würden dem Grundſatz des ununterſcheidlichen zuwider ſtreiten: und in der vierten Schrift §. 6. ſagt man gerade heraus; ſie wären nur eine Sache unter zweyerley Namen. Ob man gleich einräumet, (q) daß meine Hypotheſis möglich ſey; ſo will man mir doch nicht zugeben, daß ich dieſelbe machen ſoll. Man geſtehet, (r) daß die Theile der Zeit und des Raumes unter ſich einander vollkommen gleich ſeyn: man läugnet mir aber ſolche Gleichheit, wenn gewiſſe Körper in dieſen Theilen ſind. Man vergleichet (s) die verſchiedenen Theile des Raums, welche

---

(o) §. 20.
(p) §. 26.
(q) §. 26.
(r) §. 27.
(s) §. 28.

welche wirklich vorhanden ſind; und die verſchiedenen hinter einander folgenden Theile der Zeit, mit einer geraden Linie: welche eine andere Linie in zwey auf einander fallenden Punkten, ſo nur ein einziger Punkt ſind, durchſchneidet. Man behauptet, (t) der Raum ſey nur eine Ordnung der Dinge, ſo neben einander ſind; und dennoch geſtehet man, (u) daß die materielle Welt könne umſchränket ſeyn; woraus dann folget, daß noch ein leerer Raum über dem Weltgebäude nothwendig ſeyn müſſe. Man geſtehet, (x) daß GOtt der Welt könne gewiſſe Schranken geben: aber dieſem Geſtändniß ungeachtet ſagt man, daß dieſe Hypotheſis nicht allein unvernünftig ſey und keine Abſicht zum Grunde habe; ſondern daß auch ſie eine unmögliche (y) Erdichtung enthalte; ja man behauptet, (z) daß gar kein möglicher Grund anzutreffen ſey, der die Gröſe der Materie in gewiſſe Grenzen ſetzen könne. Man giebt für (a), daß die Bewegung des ganzen Weltgebäudes zuſammen genommen, keine Veränderung hervorbringen würde; und dennoch antwortet man auf das, ſo ich beygebracht hatte, daß eine geſchwinde Verſtärkung oder Hemmung der Bewegung der ganzen Machine, einen merklichen Zuſammenſtoß bey den Theilen verurſachen würde: und iſt es nicht weniger offenbar, daß eine (b) circulmäſige Bewegung des Ganzen, eine vim centrifugam, oder eine von dem Mittelpunkt abweichende Kraft in allen Theilen hervorbringen würde. Ich habe geſagt, daß die materielle Welt müſſe beweglich ſeyn, wenn das Ganze gewiſſe Schranken hat: ſolches läugnet man, (c) weil die Theile des Raumes unbeweglich ſind; deren Ganzes unendlich iſt, und nothwendiger Weiſe exiſtiret. Man behauptet, daß die Bewegung nothwendiger Weiſe eine relative (d) Veränderung der Lage in einem Körper in ſich faſſe; und zwar in Abſicht auf andere Körper. Gleichwol giebt man kein Mittel an die Hand, dieſe ungereimte Folgerung zu vermeiden: daß nämlich die Beweglichkeit eines Körpers von der Exiſtenz anderer Körper herrühre; daß, wenn ein Körper alleine vorhanden wäre, er der Bewegung unfähig ſeyn würde; daß die Theile eines Körpers, welcher z. E. um die Sonne ſich drehet, die von dem Mittelpunkt abweichende Kraft verlieren würde, als welche aus ihrer circulmäſigen Bewegung entſpringet, wenn die ganze äuſere Materie, wovon ſie umgeben werden, in nichts verwandelt würde. Endlich behauptet

---

(t) §. 29.
(u) §. 30.
(x) §. 30. §. 73.
(y) §. 29.
(z) IV. Schrift, §. 21.
(a) §. 29.

(b) Sehet den Anhang No. 10.
(c) §. 31.
(d) §. 31.

tet man, daß (e) die Unendlichkeit der Materie eine Wirkung des Willens GOttes ſey: und deſſen ohngeachtet (*) giebt man der Lehre des Carteſius Beyfall, als wenn ſolche unſtrittig wäre. Alle Welt weis, daß der einzige Grund, worauf dieſer Philoſoph dieſelbe gebauet hat, der Satz ſey: daß die Materie nothwendiger Weiſe unendlich wäre; weil man ſolche ohne Widerſpruch als etwas endliches nicht annehmen konte. Ich will hier ſeine eigene und in dem 69. Schreiben, des erſten Theils ſeiner Werke befindlichen Worte beyfügen, welche alſo lauten: Puto implicare contradictionem, ut Mundus ſit finitus. Wenn dieſes Grund hat; ſo hat GOtt niemahls die Gröſe der Materie einſchränken können: und folglich iſt er ihr Schöpfer nicht, und kan ſolche auch nicht wieder zernichten. Es ſcheinet, daß der gelehrte Herr Autor mit ſich ſelbſten bey allem dem, ſo er in Betrachtung der Materie und des Raumes vorbringet, niemahls einig ſey. Denn bald ſtreitet er wider das Vacuum oder den von der Materie abgeſonderten Raum; als wenn ſolcher (f) ſchlechterdings unmöglich ſey, allermaſen der Raum und die Materie von einander (g) untrennbar wären: und dennoch bekennet er öfters, daß die Quantität der Materie in dem Weltgebäude, von dem (h) Willen GOttes herrühre.

(e) §. 32.
(*) ibid.
(f) §. 29, 33, 34, 35, 62, 63.
(g) §. 92.

33. und 35. Damit ich erweiſen möchte: ein von aller Materie abgeſonderter Raum ſey allerdings wirklich; ſo hatte ich geſagt, daß gewiſſe Räume keinen Widerſtand thun. Der gelehrte Herr Verfaſſer antwortet hierauf: es ſeyen dieſe Räume mit gewiſſer Materie angefüllet; die keine (i) Schwere habe. Allein der Beweis war nicht auf die Schwere; ſondern vielmehr auf den Widerſtand gegründet: als welcher der (k) Gröſe der Materie gemäs ſeyn muß; es ſey nun, daß die Materie eine Schwere habe, oder nicht.

Um dieſem Einwurf vorzukommen, ſagt der Herr Autor, daß der (l) Widerſtand nicht ſo wol von der Gröſe der Materie; als von der Schwierigkeit, die ſich bey ihr äuſert, wenn ſie nachgeben und Platz machen ſoll, herkomme. Dieſer Schluß aber hat mit unſerem Vorhaben gar keine Verbindung. Die Frage, wovon man hier handelt, betrifft blos die flüßigen Körper; welche entweder nur ein wenig oder gar nicht zähe ſind: dergleichen das Waſſer und Queckſilber iſt; deren Theile, allein nach Proportion der Gröſe der Materie, welche ſie bey ſich führen, ſich widerſetzen, wenn ſie nachgeben und Platz machen ſollen. Das Exempel, ſo man von dem flieſenden Holze hernimmt, als welches weniger ſchwere Materie, denn ein gleicher Cylinder von Waſſer in ſich faſſet; und das da nicht unterläßt einen gröſern Widerſtand zu thun: dieſes Exempel ſage ich, iſt nichts weniger als philoſophiſch. Denn ein gleicher Cylinder von Waſſer, welches in ein Gefäſſe gegoſſen worden; oder welches als eine Eisſcholle fortſchwimmet, thut einen weit ſtärkeren Widerſtand, denn (*) das Flosholz: weil alsdenn der Widerſtand von dem ganzen Cylinder des Waſſers verurſachet wird. Wann aber das Waſſer ſich in ſeiner Freyheit, und in dem Zuſtande ſeiner Flüßigkeit befindet; ſo entſtehet der Widerſtand nicht von der ganzen Maſſa eines gleichen Cylinders von Waſſer, ſondern blos von einem Theil dieſer Maſſa: dergeſtalt, daß es nichts verwundernswürdiges iſt, daß das Waſſer in dieſem Falle weniger Widerſtand zu thun ſcheinet, als das Flosholz.

(h) §. 30. 32. und 73.

(i) §. 35.

(k) Wie würde es ſonſt ſchwerer ſeyn, die Erde, auch auf der Seite, wohin ihre Schwere zudrückt; in die Bewegung zu bringen: als eine ſehr kleine Kugel?

(l) §. 34.

36. -- 48. Es hat das Anſehen, als wenn der Herr Autor in dieſem Theile ſeiner Schrift nicht ernſthaft genug verfahre. Er begnügt ſich, dem Begriff von der Unermeßlichkeit GOttes einen falſchen Anſtrich zu machen; als welche

---

(*) ibid.

welche keine intelligentia ſupramundana (ſemota a noſtris rebus, ſejunctaque longe) ſeyn kan: und die von einem jedweden unter uns nicht weit (m) entfernet iſt; dann wir in ihm das Leben, die Bewegung und das Weſen haben.

Der Raum, den ein Körper einnimmt, iſt nicht die (n) Ausdehnung dieſes Körpers; ſondern der extendirte Körper ſelbſt iſt in dieſem Raume zugegen.

Es iſt kein eingeſchränkter (o) Raum vorhanden: ſondern unſere Einbildungskraft betrachtet nur in dem Raume, der keine Schranken hat, auch deren keine haben kan; einen gewiſſen beliebigen Theil oder Quantität, welche ſie zu betrachten für gut befindet.

Der Raum iſt keine (p) Eigenſchaft eines oder mehrerer Körper, oder eines umzirkten und endlichen Weſens: er weichet nicht aus einer Sache in die andere (ex ſubjecto in ſubjectum); ſondern er iſt allezeit, und ohne einzige Veränderung, die Unermeßlichkeit eines unmeßbaren Weſens, welches niemahls aufhört daſſelbe zu verbleiben.

Die eingeſchränkten Räume ſind keine (q) Eigenſchaften endlicher Subſtanzen. Sie ſind nur Theile von dem unendlichen Raume; in welchem die eingeſchränkten Subſtanzen wirklich zugegen ſind.

(m) Actorum XVII. 27. 28.
(n) §. 36. 37.
(o) §. 38.
(p) §. 39.
(q) §. 40.

Wenn die Materie unendlich wäre; ſo würde dennoch der unendliche Raum nicht mehr eine (r) Eigenſchaft dieſes unendlichen Körpers ſeyn, als die endlichen Räume Eigenſchaften von den endlichen Körpern ſind: in dieſem Fall aber würde die unendliche Materie in dem unendlichen Raume ſeyn; gleichwie anitzo die endlichen Körper darinnen ſind.

Die Unermeßlichkeit iſt der Gottheit eben ſo wohl, als ihre Ewigkeit (s) weſentlich. Da die (t) Theile der Unmeßbarkeit von den materiellen, trennbaren, theilbaren und beweglichen Theilen, woraus die Verderblichkeit entſpringet, ganz verſchieden ſind; ſo verhindern ſie nicht, daß die Unermeßlichkeit ihrem Weſen nach einfach und ſimpel iſt: gleichwie die Theile der Dauer nicht im Wege ſtehen, daß die Ewigkeit dem Weſen nach etwas einfaches ſey.

GOtt ſelbſt iſt wegen der Verſchiedenheit, und wegen der Veränderung der Dinge, welche das Leben, die Bewegung und das Weſen in ihm haben, keiner (u) Veränderung unterworfen.

(r) §. 41.

(s) §. 42.

(t) Sehet oben §. 3. meiner dritten Antwort, und §. 11. der vierten Schrift.

(u) §. 43.

Dieſe (x) Lehre, welche dem Herrn Autor ſo ſeltſam vorkommt, iſt die eigentliche (y) Lehre des heil. Paulus; und die Stimme der Natur und der Vernunft.

GOtt befindet ſich nicht in dem (z) Raume, noch in der Zeit: ſondern in ſeiner Exiſtenz iſt (a) der Raum und die Zeit gegründet. Und wenn wir mit dem Volke und nach Art des gemeinen Haufens ſprechen: daß GOtt in einem jeden Raume, und zu einer jeden Zeit exiſtire; ſo wollen wir nur ſo viel andeuten, daß er überall und ewig ſey. Der unendliche Raum und die Zeit ſind uns alsdenn nothwendige Folgerungen aus ſeiner Exiſtenz; nicht aber ſolche Weſen, die von ihm ganz verſchieden wären, und in welchen er exiſtirte.

Ich habe oben bey dem §. 40. zu erkennen gegeben, (b) daß der eingeſchränkte Raum (c) keine Extenſion der Körper ſey. Alſo darf man nur die zween folgende Abſätze (47. und 48.) mit

---

(x) §. 44.

(y) Actor. XVII. 27. 28.

(z) §. 45.

(a) Sehet oben die Anmerkung über meine vierte Antwort §. 10.

(b) §. 46.

(c) Anmerkung. Die Haupturſache der Verwirrung und des häufigen Widerſpruchs, ſo man in dem findet, welches die meiſten Weltweiſen von der Natur des Raumes vorgebracht haben, ſcheinet mir dieſe zu ſeyn: daß die Menſchen, wo ſie nicht eine ſorgfältige Aufmerkſamkeit gebrauchen, die natürliche Eigenſchaft an ſich haben, daß ſie verabſäumen einen ſehr nöthigen und zum Hauptgrund eines deutlichen

---

Ausſpruchs dienenden Unterſcheid unter den terminis abſtractis und concretis, dergleichen die Unermeßlichkeit und das unermeßliche ſind, zu machen; ingleichen, daß ſie die Begriffe von den Sachen, ſo in jenen a geſchildert werden, nicht bedachtſam genug von einander abſondern: wohin dann der Gedanke von der Unermeßlichkeit, den wir in unſerer Seele haben; und die wirkliche und reelle Unermeßlichkeit, als welche auſer uns wirklich exiſtiret, müſſen gerechnet werden.

Ich glaube, daß alle Begriffe, ſo man von der Natur des Raumes gehabt und ſich davon machen kan, auf dieſe folgende ſich bringen laſſen. Der Raum iſt entweder ein bloſes Nichts; oder ein leerer Gedanke; oder eine pure Verhältniß einer Sache zur andern; oder auch die Materie ſelbſt; oder eine andere Subſtanz; oder die Eigenſchaft von einer Subſtanz.

Es iſt offenbar, daß der Raum kein Nichts ſey. Denn das Nichts hat weder eine Gröſe oder Quantität; noch eine Abmeſſung; noch eine Eigenſchaft. Dieſes Principium iſt der Grund von allen Arten der Wiſſenſchaften; und giebt zu erkennen, worinnen der einzige Unterſcheid zwiſchen demjenigen, welches wirklich, und dem, ſo da nicht wirklich iſt, beſtehe.

Es iſt auch klar, daß der Raum kein bloſer Concept ſey. Denn es nicht möglich iſt, ſich von dem Raume einen Begrif zu machen, welcher weiter als das Endliche gehet: und dennoch zeiget uns die Vernunft, das ſey ein Widerſpruch, daß der Raum ſelbſt nicht wirklich ſey.

Es iſt nicht weniger gewiß, daß der Raum keine bloſe Verhältniß einer Sache zur andern ſey; als welche aus ihrer Lage oder Ordnung, ſo ſie unter ſich haben, erwächſet: maſen der Raum eine Gröſe iſt; welches man aber von den Verhältniſſen, dergleichen die mit dem, was ich bereits (d) geſagt habe, vergleichen.

49. -- 51. Das zuſammen, ſo ich hier finde, ſcheinet mir nicht anderſt, als auf eine bloſe Verdrehung der Worte hinauszulaufen. Was

T 2 die

Situation und Ordnung ſind, nicht ſagen kan: wie ich dann dieſes oben §. 54. ausführlich gezeiget habe. Ich füge hinzu, daß, wenn die Welt materiell oder vielleicht umſchränket iſt; ſo muß über der Welt nothwendig ein wirklicher, oder möglicher Raum ſeyn. Sehet den §. 31. 52. und 73.

Es iſt auch ſehr augenſcheinlich, daß der Raum nicht die Materie ſelbſt ſey. Denn in dieſem Falle würde die Materie nothwendiger Weiſe unendlich ſeyn; und es würde kein Raum ſeyn, ſo der Bewegung nicht widerſtünde: welches aber der Erfahrung widerſpricht. Sehet meine vierte Schrift §. 7. und die fünfte Antwort §. 33.

Es iſt auch nicht weniger richtig, daß der Raum keine Art der Subſtanz ſey: weil der unendliche Raum die Unermeßlichkeit, keinesweges aber das Unermeßliche iſt; da hingegen eine unendliche Subſtanz das Unermeßliche iſt, nicht aber die Unermeßlichkeit. Wie denn auch die Dauer nicht eine Subſtanz iſt; weil die unendliche Dauer die Ewigkeit iſt, nicht aber ein ewiges Weſen: eine unendliche Subſtanz dagegen iſt ein ewiges Weſen, und nicht die Ewigkeit ſelbſt.

Es folget dannenhero aus demjenigen, ſo bereits vorgebracht worden, nothwendig, daß der Raum auf eben die Art wie die Dauer eine Eigenſchaft ſey: die Unermeßlichkeit iſt eine Eigenſchaft von dem unermeßlichen Weſen; gleichwie die Ewigkeit eine Eigenſchaft des ewigen Weſens iſt.

(d) Sehet auch unten, was bey dem §. 53. und 54. wird beygebracht werden.

die Frage von den Theilen des Raumes anbetrifft; ſo kan dasjenige, was oben in der dritten Antwort §. 3. und in der vierten §. 11. beygebracht worden, nachgeſchlagen werden.

52. und 53. Der Schluß, deſſen ich mich hier bedienet, um darzuthun, daß der Raum von den Körpern wirklich nicht abhänge, gründet ſich darauf: es ſey möglich, daß die materielle Welt umſchränket und beweglich ſey. Der gelehrte Herr Verfaſſer ſolte ſich nicht blos mit der Antwort begnügen, daß er es der Weisheit GOttes unanſtändig erachte, dem groſen Weltgebäude Grenzen zu ſetzen, und ſolches der Bewegung fähig zu machen. Er muß alſo behaupten: daß es GOtt unmöglich fiele, eine umſchränkte und bewegliche Welt zu machen! Gleichergeſtalt ſolte es dem Herrn Autor nicht genug ſeyn, das allein, was er bereits vorgebracht hatte, zu wiederholen: daß nämlich die Bewegung einer in gewiſſe Grenzen eingeſchloſſenen Welt nichts ſeyn würde; und daß in Ermangelung anderer Körper, mit welchen man ſie könte vergleichen, ſie keine merkliche Bewegung (e) hervorbringen würde. Ich ſage, daß der Herr Autor bey der Wiederholung dieſer Dinge es nicht ſolle bewenden laſſen; wo er ſich nicht im Stande findet, dasjenige, zu widerlegen, ſo ich von einer allzugroſen Veränderung, die ſich in dem vorgelegten Falle zutragen

---

(e) §. 52.

gen würde, vorgebracht habe, zu widerlegen: nämlich daß die Theile durch eine plötzliche Verſtärkung oder geſchwinde Hemmung der Bewegung, der ganzen Machine einen merklichen Zuſammenſtos bekommen würden. Man hat ſich aber nicht vorgenommen, hierauf zu antworten.

53. Gleichwie der Herr Verfaſſer verbunden iſt, hier zu bekennen, daß unter der abſoluten und reſpectiven Bewegung ein Unterſcheid ſey: ſo folget meines Erachtens nothwendig hieraus, daß der Raum etwas ſey, das von der Lage, oder von der Ordnung der Dinge ganz verſchieden iſt. Der Leſer wird hievon urtheilen können, wenn er dasjenige, welches gegenwärtig von dem Herrn Verfaſſer beygebracht wird, mit dem, ſo man in den Principiis des Ritters **Newton** Lib. I. def. 8. findet, zuſammen hält.

54. Ich hatte geſagt, daß die Zeit und der Raum gewiſſe Quantitäten wären: welches man von der Lage und der Ordnung nicht ſagen kan. Man antwortet hierauf, daß die Ordnung ihre Quantität habe; daß in der Ordnung etwas vorhergehe und etwas drauf folge; daß zwiſchen den Dingen eine gewiſſe Weite, oder ein Zwiſchenraum angetroffen werde. Hierauf verſetze ich, daß das vorhergehende und das darauf folgende die Lage oder die Ordnung mache: allein die Weite, der Zwiſchenraum, oder die Quantität der

Zeit oder des Raumes, worinnen eine Sache auf die andere folget; iſt eine von der Lage oder der Ordnung gänzlich verſchiedene Sache, und machet keine Quantität der Situation oder der Ordnung. Die Lage und die Ordnung können einerley ſeyn; wann die Gröſe der Zeit oder des Raumes, ſo darzwiſchen tritt, ſich ſehr verſchieden befindet. Der gelehrte Herr Autor fähret fort: daß die Verhältniſſe, und die Proportionen ihre (f) Gröſe oder Quantität haben; und daß folglich die Zeit und der Raum auch ihre Gröſe haben können, ob ſie gleich nur gewiſſe Verhältniſſe oder Relationen ſind. Hierauf antworte ich:

I. Daß, wenn es wahr wäre, daß einige Arten der Verhältniſſe, dergleichen z. E. die Rationes und die Proportionen ſind, Quantitäten wären; ſo würde dennoch nicht daraus folgen, daß die Situation und die Ordnung, welche Verhältniſſe von einer ganz verſchiedenen Natur ſind, auch Quantitäten ſeyn würden.

II. Sind die Proportionen keine Quantitäten; ſondern ſie ſind vielmehr Proportionen von Quantitäten. Wenn ſie aber Gröſen wären; ſo würden ſie Gröſen von den Gröſen ſeyn: welches ungereimt iſt. Ich füge hinzu, daß wann ſie gewiſſe Quantitäten wären; ſie, wie alle Gröſen oder Quantitäten, durch die Addition würden vermehret werden. Allein die Addition der Proportion von 1. zu 1. zu der Proportion von 1. zu 1. trägt nicht mehr aus, als die Proportion von 1. zu 1: und die Addition der Proportion von ½ zu 1. zu der Proportion von 1. zu 1. machet nicht die Proportion von 1½. zu 1. ſondern nur die Proportion von ½ zu 1. aus. Dasjenige, was die Mathematiker iezuweilen, mit geringer Bündigkeit, die Quantität der Proportion nennen; iſt eigentlich zu reden nur die Quantität der relativen oder comparativen Gröſe einer Sache in Vergleichung auf eine andere: Und die Proportion iſt nicht die verglichene Gröſe ſelbſt; ſondern vielmehr die Vergleichung, oder die Verhältniß einer Gröſe zu einer andern. Die Proportion von 6. zu 1. in Vergleichung zu der Verhältniß von 3. zu 1. iſt nicht eine doppelte Gröſe der Proportion; ſondern die Proportion einer doppelten Gröſe. Und überhaupt zu reden, wenn man ſagt, daß etwas eine gröſere oder kleinere Proportion habe; ſo iſt es nicht der Verſtand, als wenn es eine gröſere oder kleinere Gröſe der Proportion oder Verhältniß habe: ſondern daß es die Proportion einer gröſern oder kleinern Quantität zu einer andern habe. Es iſt nicht eine gröſere oder kleinere Quantität der Vergleichung; ſondern vielmehr die Vergleichung einer gröſern oder kleinern Quantität. Die Logarithmiſche (g) Ausdruckung einer Proportion iſt nicht,

---

(f) §. 54.

(g) s. 54.

wie der Herr Autor meynet, das Maas; ſondern nur der Index oder das Kunſtzeichen der Proportion. Dieſer Index oder Zeiger bemerket nicht eine Gröſe der Proportion; ſondern zeiget nur an, wie vielmahl eine Proportion wiederholet, und vervielfältiget oder compliciret werde. Der Logarithmus von der Proportion der Gleichheit (Proportionis aequalitatis) iſt 0; und dennoch iſt es eben ſo wohl eine reelle Proportion als eine andere: und wenn der Logarithmus negativiſch iſt, als −1; ſo verbleibet dennoch die Proportion, wovon er das Zeichen oder der Index iſt, eine affirmative Proportion. Die doppelte oder dreyfache Proportion bemerket nicht eine doppelte oder dreyſache Gröſe der Proportion; ſondern giebt nur zu erkennen, wie vielmahl die Proportion wiederhohlet werde. Wenn man eine gewiſſe Gröſe einmahl tripliret; ſo kommet im Product eine Gröſe heraus, die in Vergleichung auf die erſtere die Proportion von 3. zu 1. hat. Wenn man ſolche noch einmahl tripliret; ſo bringet das Product keine doppelte Quantität der Proportion; ſondern eine Gröſe, die in Vergleichung mit der erſtern die Proportion von 9. zu 1. hat: welche man Rationem oder Proportionem duplicatam nennet. Wenn man ſolche zum dritten mahl tripliret; ſo erwächſet daraus keine dreyſache Gröſe der Proportion; ſondern eine ſolche Gröſe, welche in Vergleichung mit der erſtern die Proportion von 27. zu

1. hat,

er. hat, ſo man die triplicirte Verhältniß nennet: und ſo gehet es mit den übrigen Proportionen fort.

III. Haben die Zeit und der Raum die Natur der Proportionen im geringſten nicht; ſondern ſind nur abſolute Gröſen, denen die Proportionen zukommen. Zum Exempel: die Proportion von 12. zu 1. iſt eine weit gröſere (h) Proportion als die Verhältniß von 2. zu 1; und dennoch kan eine einzige und einerley Quantität, die Proportion von 12. zu 1. in Vergleichung mit einer Sache; und zu gleicher Zeit die Proportion von 2. zu 1. in Abſicht auf eine andere haben. Daher denn die Länge eines Tages eine weit gröſere Proportion zu einer Stunde, als zu der Helfte des Tages hat: dennoch aber verbleibet die Länge des ganzen Tages, dieſer beyden Proportionen ungeachtet, einerley Quantität von der Zeit, ohne die geringſte Veränderung. Daraus iſt es gewiß, daß die Zeit, und, um gleichmäſiger Urſachen willen, der Raum, nicht von der Natur der Proportionen; ſondern von der Natur der abſoluten und unveränderlichen Gröſen, ſo verſchiedene Proportionen haben, ſey. Solcher geſtalt wird ſich die Meynung des Herrn Verfaſſers, ſeinem eigenen Geſtändniß nach,

---

(h) Das iſt, wie ich bereits angemerket: ſie iſt nicht eine gröſere Quantität der Proportion; ſondern die Proportion einer gröſern comparativen Quantität.

(i) nach, widerſprechen; wo er nicht den Ungrund dieſer Vorſtellung zu erkennen giebt.

55. -- 63. Es ſcheinet mir, daß alles, was man hier vorbringet, auf eine augenſcheinliche Ungereimtheit hinaus laufe; wovon die Gelehrten urtheilen können. Man ſetzet in einer Stelle (k) deutlich, daß GOtt die Welt eher oder ſpäter würde haben erſchaffen können, wornach es GOtt gefallen hätte. Und an andern Orten (l) ſagt man, daß dieſe Redensarten: **eher** oder **ſpäter**, unverſtändliche Wörter und unmögliche Einbildungen (m) wären. Dergleichen ſich ſelbſt widerſprechende Dinge, findet man in dem, ſo der Herr Autor in Anſehung des Raumes, worinnen die Materie ſich aufhält, vorbringet! Sehet oben, was über den §. 26. -- 31. bereits iſt geſagt worden.

64. und 65. Sehet oben §. 54.

66. -- 70. Schlaget oben den §. 1. -- 20. und §. 21. -- 25. nach. Ich füge nur hier hinzu, daß der Herr Verfaſſer bey der Vergleichung (n) des Willens GOttes mit dem Ungefähr oder dem blinden Schickſal des **Epikurs**, wenn nämlich GOtt aus vielen und gleichguten Manieren zu wirken eine erwehlet;

(i) Siehe deſſen vierte Schrift. §. 16.
(k) §. 56.
(l) §. 55. 57. 58. -- 63.
(m) IV. Schrift. §. 15.
(n) §. 70.

zwey Dinge mit einander vergleiche, die unter ſich ſo verſchieden ſind, als nur immer zwey Dinge ſeyn können: anerwogen Epikur weder einen Willen; noch einen Verſtand; noch ein wirkendes Weſen, oder ein Principium activum bey der Formirung der Welt annimmt.

71. Sehet oben den §. 21. -- 25.

72. Sehet oben den §. 1. -- 20.

73. -- 75. Bey der Betrachtung, ob der Raum von der Materie nicht abhänge; und ob die Welt könne umſchränket und beweglich ſeyn: (ſehet oben den §. 1. -- 20, und den §. 26. -- 32.) iſt nicht die Frage von der Weisheit und dem (o) Willen GOttes; ſondern von der unveränderlichen und nothwendigen Natur der Dinge. Wenn das groſe Weltgebäude, vermöge des Willens GOttes, umzirket und beweglich ſeyn kan; (welches der Herr Autor hier zugeſtehen muß, ob er gleich immerfort vorgiebt, daß dieſes auf eine Unmöglichkeit hinauslaufe): ſo folget hieraus offenbar, daß der Raum, worinnen die Bewegung vorgehet, von der Materie independent ſey. Wenn aber hingegen die Welt (p) keine Schranken haben noch beweglich ſeyn kan; und wenn der Raum von der Materie nicht kan abgeſondert oder independent ſeyn: ſo folget

---

(o) §. 73.

(p) Sehet die vierte Schrift §. 20. und die fünfte §. 29.

get augenſcheinlich, daß GOtt weder der Materie habe können Schranken ſetzen; noch daß ſolches ie in ſeinem Vermögen ſtünde. Und folglich muß die Welt nicht allein ohne Grenzen, ſondern auch ſowohl in Abſicht auf ihren Anfang als auf ihr Ende, ewig (q) ſeyn; und zwar auf eine nothwendige Art und ohne die geringſte Verknüpfung mit dem göttlichen willen. Denn die Meynung derer, die da behaupten, daß die Welt von Ewigkeit her, vermöge des Willens GOttes, da er ſeine ewige Allkraft ausgeübt hätte, (r) könte wirklich vorhanden geweſen ſeyn: dieſe Meynung, ſage ich, hat mit unſerer vorhabenden Materie gar keine Gemeinſchaft.

76. und 77. Sehet oben §. 73.--75. und §. 1.--20; und unten §. 103.

78. Man findet hier keinen neuen Einwurf. Ich habe in den vorhergehenden Schriften ausführlich dargethan, daß die Vergleichung, deren der Herr Neuton ſich bedienet, und welche man hier angreift, bündig und verſtändlich ſey.

79.--82. Was man in dem 79. und den folgenden Abſätzen beybringet, iſt zuſammen eine unbillige Auslegung und Verdrehung der Worte. In der Exiſtenz GOttes iſt, wie ich ſchon vielmahls gemeldet, der Weltraum gegrüngründet: und alle andere Dinge ſind in demſelben zugegen. Daher dann folget, daß der Weltraum auch (s) der Aufenthalt der Idéen ſey: weil er der Platz der Subſtanzen ſelbſten iſt; als welche gewiſſe Idéen in ihrem Verſtande haben.

(q) §. 74.
(r) §. 75.

Ich hatte durch Hülfe einer Vergleichung geſagt, daß die Meynung des Herrn Autors eben ſo ungegründet ſey; als wenn einer wolte behaupten, daß die (t) menſchliche Seele eine Seele der Bilder von denen Dingen ſey, ſo ſie wahrnimmt und empfindet. Der gelehrte Herr Verfaſſer urtheilet hierüber ſcherzweiſe, als wenn ich geſagt hätte, daß es meine eigene Lehre ſey. GOtt empfindet alles: nicht (u) durch Hülfe eines Organi; ſondern weil er an allen Orten ſelbſt wirklich zugegen iſt. Der allgemeine Weltraum iſt der Ort, worinnen er alle Dinge wahrnimmt. Ich habe oben weitläuftig zu erkennen gegeben, was man unter dem Worte *Senſorium* verſtehen müſſe; und was die allgemeine Weltſeele ſey. Es iſt ein allzuhartes Zumuthen, daß man die Folge eines Schluſſes ſoll fahren laſſen; ohne daß der Gegentheil einen neuen Einwurf wider die Beweisſätze zu machen, vermögend geweſen.

83.--88. und 89.--91. Ich bekenne es gerne, daß ich dasjenige, was der Herr Autor vorbringet, nicht verſtehe, wenn er ſagt: daß die Seele (x) ein Principium repraeſentativum ſey; daß eine iede (y) einfache Subſtanz ihrer eigenen Natur nach eine Concentration, oder ein Zuſammenzug und ein lebendiger Spiegel des ganzen Weltgebäudes ſey; daß ſie eine Abbildung oder Repräſentation (z) der Welt ſey, und zwar (a) nach dem Stand ihres Körpers in der Welt; daß alle einfache Subſtanzen eine Harmonie unter ſich haben, weil ſie ſich allezeit einerley Weltmaſchine vorſtellig machen!

(s) §. 80.
(t) §. 81.
(u) §. 82.

Was die (b) vorherbeſtimmte Harmonie anbetrifft, kraft deren man vorgiebt: daß die Eigenſchaften der Seele und die Mechaniſchen Bewegungen des Körpers, ohne den geringſten beyderſeitigen (c) Einfluß, mit einander zuſammen ſtimmen; ſo ſehet davon unten, was bey dem §. 110. -- 116. wird beygebracht werden.

Ich hatte den Satz gehabt, daß die Bilder durch die Werkzeuge der Sinnen in das Senſorium, worinnen die Seele ſolche empfindet, gebracht werden. Nun iſt der Herr Verfaſſer zwar der Meynung, daß dieſer Satz un-

---

(x) §. 83.

(y) Sehet den Anhang No. 2.

(z) §. 91.

(a) Sehet den Anhang N. 11.

(b) §. 83. 87. 89. 90.

(c) Sehet den Anhang N. 5.

(d) unverſtändlich ſey: er hat aber dieſerwegen noch keinen Beweis geführet.

Was die Frage anbelangt: ob auch eine unmaterielle (e) Subſtanz in eine andere materielle wirke; und ob dieſe wieder in jene ihre Wirkung fortſetze: davon ſehet unten den §. 110. -- 116.

Will man ſagen, daß GOtt (f) alle Dinge wahrnimmt und erkennet, nicht ſo wohl wegen ſeiner wirklichen Allgegenwart; ſondern weil er ſie ſtetswährend aufs neue hervorbringe: ſo iſt meines Erachtens dieſe Meynung ein bloſer Hirngedanke der Scholaſtiker, der auf keinem richtigen Grunde beſtehet.

Was den Einwurf anbetrifft, welcher darauf ankommt, daß GOtt die allgemeine (g) Weltſeele ſeyn würde; ſo habe ich ihm allbereits oben in meiner zweyten Antwort §. 12. und in meinem vierten Schreiben §. 32. weitläuftig begegnet.

92. Der Herr Verfaſſer glaubet: alle Bewegungen unſerer Körper ſeyen nothwendig, und würden durch einen bloſen Mechaniſchen (h) Trieb der Materie, der da gar nicht von der Seele dependirte, hervorgebracht. (i) Ich

---

(d) §. 84.
(e) §. 84.
(f) §. 85.
(g) §. 86. 87. 88. 82.
(h) Sehet den Anhang No. 13.
(i) §. 92. 95. 116.

kan mich aber nicht entbrechen, dagegen zu behaupten: daß dieſe Lehre uns auf eine unhintertreibliche Nothwendigkeit, und auf ein blindes Verhängniß verleite. Sie bringet uns auf die Gedanken; als wären die Menſchen bloſe Machinen: auf die Art, wie Carteſius ſich eingebildet hatte, daß die Beſtien keine Seele hätten. Man ſtöſet alle (k) Beweisthümer um, ſo ſich auf die in die Sinnen fallende Begebenheiten; ich will ſagen, ſo ſich auf die menſchlichen Handlungen gründen: und deren man ſich bedienet, wenn man darthun will, daß die Menſchen Seelen haben, und daß ſie nicht bloſe materielle Weſen ſeyen. Schlaget nach, was unten über den §. 110.-- 116. wird beygebracht werden.

93.-- 95. Ich hatte geſagt: eine iede Wirkung komme darauf an: daß denen Dingen, welche in ſich wirken laſſen, eine neue Kraſt mitgetheilet werde. Hierauf antwortet man: daß zween harte und gleiche Körper, da einer wider den andern geworſen würde, mit gleicher Kraſt zurück pralleten; und daß folglich ihre beyderſeitige Wirkung keine neue Kraſt mittheilete. Es würde genug ſeyn, dargegen zu verſetzen: daß keiner von dieſen beyden Körpern, vermöge ſeiner eigenen Kraſt, zurück ſpringe; daß einer von ihnen ſeine eigene Kraſt (l) verliehre;

(k) Sehet den Anhang No. 12.

(l) Sehet den §. 99. allwo dieſe Materie weitläufſtig abgehandelt worden.

liehre; und daß er mit einer neuen Kraſt, ſo ihm von dem elatere des andern mitgetheilet worden, zurück geſtoſen werde: Denn wenn dieſe beyde Körper keinen elaterem haben, ſo werden ſie nicht zurück prallen. Es iſt aber gewiß, daß eine iede Mittheilung der Bewegung, ſo blos mechaniſch zugehet, eigentlich zu reden, keine Action oder Wirkung ſey. Sie iſt nichts als ein Leiden: ſo wohl in denen Körpern, welche an andere ſtoſen; als auch in denjenigen, ſo geſtoſen werden. Die Wirkung iſt der Anfang einer Bewegung, welche vorher nicht wirklich vorhanden war; und die von einem principio vitali oder activitatis hervorgebracht wird. Wenn auf die Art GOtt; oder der Menſch; oder ein anderes lebendes oder wirkendes Weſen, in einen Theil der materiellen Welt wirket: und wenn nicht alles auf einem bloſen Mechanismo beruhet; ſo muß eine ſtetswährende Vermehrung und Verminderung der ganzen Gröſe der Bewegung, ſo ſich in der Welt befindet, ſeyn. Dies aber iſt es, was der Herr (m) Autor an ſo vielen Orten läugnet.

96.

(m) Alles, was der Herr von Leibniz von dieſer Materie ſagt, ſcheinet voller Verwirrung und Contradictionen zu ſeyn. Denn das Wort **Kraft** oder **wirkende Kraft**, (vis activa) bedeutet in der hier vorhabenden Frage den impetum, oder die anſtoſende Kraſt; vim impulſivam & relativam, welche die Körper bey der Bewegung haben: ſehet oben den §. 13.

96. 97. Man begnüget ſich hier, auf das, was man ſonſten geſagt hat, ſich zu beziehen.

Ich

---

meiner dritten Antwort. Der Herr von Leibnitz bedienet ſich dieſes Worts allezeit in dieſem Verſtande: als wenn er §. 93. 94. 99. und 107. in dieſer lezten Antwort ſagt: daß die Körper, nach der Zurückprallung, ihre Kraft nicht verändern; weil ſie mit gleicher Geſchwindigkeit wieder zurück kommen: Daß, wenn ein Körper eine neue Kraft von einem andern Körper bekommen, dieſer eben ſo viel von der ſeinigen verlöhre: Daß es unmöglich ſey, daß ein Körper eine neue Kraft erhalte; ohne daß er nicht eben ſo viel verliehren ſolte: Daß alle Körper überhaupt eine neue Kraft bekommen würden; wann die Seele dem Körper die Kraft mittheilete: Daß die wirkenden Kräfte in der Welt allezeit einerley verblieben; weil die Kraft; welche die unelaſtiſchen Körper in ihrem Ganzen verliehren, ihren kleinſten Theilen, welche unter ſich zerſtreuet ſind, mitgetheilet wird. Nun aber iſt ſo wohl aus den Gründen der Vernunft; als aus der Erfahrung offenbar: daß dieſer impetus, oder dieſe vis activa impulſiva & relativa, dieſe anſtoſende Kraft der Körper, ſo in der Bewegung ſind, allezeit der Gröſe der Bewegung gemäſſey. Daher dann die Gröſe der Bewegung; weil dieſe wirkende und antreibende Kraft an der Quantität immer einerley iſt: auch nach den Lehrſätzen des Herrn von Leibnitz in der Welt nothwendig einerley ſeyn und bleiben muß. Dennoch widerſpricht er ſich ſelber; wann er an andern Orten (§. 99.) zugeſtehet, daß die Gröſe der Bewegung nicht allezeit einerley ſey. In den Actis Erudit. vom Jahr 1686. Bl. 161. bemühet er ſich ebenfals zu beweiſen; daß die Gröſe der Bewegung in dem Weltgebäude nicht allezeit einerley ſey: ich ſage, daß er ſich bemühe ſolches aus dieſer einzigen Urſache darzuthun; weil die Gröſe der antreibenden Kraft (vis impulſivae) immer einerley iſt.

Ich werde demnach eben dergleichen thun.

98. Wenn die Seele eine Subſtanz iſt,

Wenn aber dieſes wahr wäre; ſo würde hingegen theils daraus folgen, daß die Gröſſe der Bewegung allezeit, und nothwendiger Weiſe, einerley ſeyn würde Dasjenige, ſo den Herrn von Leibnitz ſich in dieſer Materie zu widerſprechen veranlaſſet hat, kommt daher: daß er, durch ein einem Weltweiſen ganz unanſtändiges Verſehen, die Quantität der antreibenden Kraft in einem aufſteigenden Körper, nach der Quantität ſeiner Materie und des Raumes, den er im Aufſteigen beſchreibet; rechnet oder ſchäzet: ohne daß er hierbey die Zeit, welche dieſer Körper bey dem Aufſteigen von Nöthen hat, in Betrachtung ziehet. Er ſagt in den Actis Erud. auf das Jahr 1686. Bl. 162. alſo: „Ich ſetze: daß eben die Kraft erfordert werde, wenn man einen Körper A von einem Pfunde, in die Höhe von 4. Ellen erheben will; die da nöthig iſt, wenn der Körper B von 4. Pfund, einer Ellen hoch ſoll erhoben werden. Hierinnen kommen die Carteſianer, und andere Weltweiſen und Mathematiker unſerer Zeit mit mir überein. Nun folget hieraus, daß der Körper A, indem er von der Höhe von 4. Ellen herabfällt; eigentlich eben dieſelbe Kraft erhalte, welche der Körper B. bekommt, wenn er von der Höhe von einer Ellen fällt.„ Allein der Herr von Leibnitz irret ſich ſehr, wenn er dieſes zum Grunde zu ſetzen vermeynet. Weder die Carteſianer; noch andere Philoſophen oder Mathematiker werden ihm dasjenige, deſſen er ſich hier beredet, jemalen einräumen: ausgenommen in dem einzigen Falle, wo die Zeiten, welche die Körper beym Auf- oder Niederſteigen anwenden, einander gleich ſind. Wenn ein Pendulum eine Cycloidem beſchreibet; ſo wird der cycloidiſche Bogen, der beym Aufſteigen beſchrieben wird, eben wie die Kraft ſeyn, mit welcher der aufgehangene Körper von dem niedrigſten die das Senſorium oder den Ort, in welchem ſie, die in ſie hinein getragenen Bilder von den Din-

---

Punkt in die Höhe zu ſteigen anfängt: weil die Zeiten, welche er bey dem Aufſteigen anwendet, einander gleich ſind. Und wenn gleiche Körper auf dem Balken einer Wage, iedoch nach ungleicher Weite von der Axe der Wage, geleget werden; ſo haben die Kräfte der Körper eben die Verhältniß, wie die Bogen, welche von ihnen bey ihrer Abwägung beſchrieben werden: weil ſie ſolche in gleicher Zeit beſchreiben. Und wenn zwo gleiche auf eine Horizontalfläche gelegte Kugeln, nach ungleichen Kräften geſtoſen werden; ſo beſchreiben ſie, in gleicher Zeit, ſolche Räume, welche denen Kräften, wodurch ſie in die Bewegung gebracht werden, preportionell ſind. Oder wenn zwo ungleiche Kugeln von gleichen Kräften geſtoſen werden; ſo beſchreiben ſie in gleicher Zeit ſolche Räume, welche ihren Maſſis, ſo wie ſie einander, proportional ſind. Und wenn in allen dieſen Fällen gleiche Körper von ungleichen Kräften gegeneinander geſtoſen werden; ſo ſind die mitgetheilten Kräfte, die hervorgebrachte Geſchwindigkeiten, und die in gleicher Zeit beſchriebene Räume einander proportional. Und wenn die Körper ungleich ſind; ſo wird die Geſchwindigkeit der gröſern Körper um ſo viel kleiner ſeyn, als die Körper gröſer ſind: daher denn die Bewegung, welche aus der Maſſa und aus der Geſchwindigkeit zuſammen genommen erwächſet, in allen dieſen, und folglich in allen andern Fällen, der eingedruckten Kraft proportional ſeyn muß. Daraus folget denn offenbar, um ſolches beyläufig zu ſagen: daß, wenn einerley anſtoſende Kraft (vis impulſiva) in der Welt unterhalten wird; wie der Herr von Leibniz vergiebt: ſo muß in der Welt allezeit einerley Bewegung ſeyn; welches aber demjenigen, ſo Er bekräftiget, gerade zuwider laufet.

Dingen empfindet, erfüllet; ſo folget daraus
U 3 nicht,

Der Herr von Leibnitz aber verwirret die Fälle, worinnen die Zeiten einander gleich ſind; mit denenjenigen, wo ſolche ungleich ſind. Er vermiſchet inſonderheit den Fall, wo die Körper an den beyden Enden der ungleichen Arme einer Wage auf und abſteigen, Acta Erud. auf das Jahr 1686. Bl. 162. auf das Jahr 1690. Bl. 234. auf das Jahr 1691. Bl. 439. und auf das Jahr 1695. Bl. 155. Er vermiſchet, ſage ich, dieſen Fall mit demjenigen, wo man Körper ſezt, die da nieder fallen, und welche man in die Höhe wirft; ohne daß man auf die Ungleichheit der Zeit Achtung giebt. Denn ein Körper mit gleicher Kraft, und gleicher Geſchwindigkeit, wird einen weit gröſſern Raum, in einer längern Zeit, beſchreiben. Man muß alſo die Zeit in Betrachtung ziehen; und keinesweges ſagen, daß die Kräfte den Räumen proportional ſeyen: wo die Zeiten nicht gleich ſind. Sind die Zeiten ungleich; ſo ſind die Kräfte gleicher Körper wie die Räume: wenn ſie in Abſicht auf die Zeiten betrachtet werden. Hierinnen ſtimmen die Carteſianer, und andere Weltweiſe und Mathematiker überhaupt zuſammen. Sie ſagen alle, daß die antreibende Kräfte der Körper ihren Bewegungen proportional ſind: Sie meſſen ihre Bewegungen nach ihren Maſſis und Geſchwindigkeiten ab, wenn dieſe beyden Dinge zuſammen genommen werden; ihre Geſchwindigkeiten aber nach denen von ihnen beſchriebenen Räumen, wenn ſie gegen die Zeiten, in welchen ſie ſolche beſchreiben, gehalten werden. Wenn ein in die Höhe geworfener Körper, bey Verdoppelung ſeiner Geſchwindigkeit, viermahl höher in doppelter Zeit ſteiget; ſo wird ſeine antreibende Kraft nicht nach Proportion des Raumes, den er im Aufſteigen beſchreibet; ſondern nach Proportion dieſes Raumes, den man nach der Zeit abgemeſſen, verſtärket werden: das iſt, nach Proportion wie $\frac{4}{2}$ zu $\frac{1}{1}$ oder wie 2. zu 1.

nicht, daß ſie müſſe aus Theilen, die den Theilen

Denn wenn in dieſem Fall die Kraft nach Proportion wie 4. zu 1. vermehret würde; und wenn einerley Körper, (ſo er einen motum oſcillatorium in einer Cycloide hat) mit einerley verdoppelter Geſchwindigkeit nur einen doppelten Bogen beſchreibet; und folglich wenn die Kraft nur gedoppelt iſt: ſo würde dieſer Körper, mit gleichem Grad der Geſchwindigkeit, zweymahl ſo viel Kraft haben, wenn er in die Höhe geworfen wird, als wenn man ihn horizontal ſchmeiſt; welches aber auf eine offenbare Ungereimtheit hinaus läuft. Eben dergleichen Widerſpruch äuſert ſich auch, wenn man ſagt: daß, obgleich ein Körper, an dem Ende ungleicher Balken einer Wage, bey Verdoppelung ſeiner Geſchwindigkeit, nur eine doppelte druckende Kraft erlanget; er dennoch, wenn er mit gleichmäſiger doppelter Geſchwindigkeit in die Höhe geworfen wird, eine vierfache druckende Kraft erhalte. Ich ſage, daß dieſer Lehrſatz einerley Widerſpruch in ſich faſſe: denn gleiche Körper können mit gleicher Geſchwindigkeit nicht ungleiche drückende Kräfte (vires impulſivas) haben.

Galiläus, wenn er willkührlich annimmt, daß die Schweere einförmig ſeyn ſoll, hat die Bewegung der Körper, welche in ſolche media, worinnen ſie keinen Widerſtand finden, geworfen werden, bewieſen: und alle Mathematiker fallen ſeinen Sätzen bey; ohne daß man den Herrn von Leibniz ſelbſt hiervon ausnehmen kan. Wenn man nun ſetzet, daß die Zeit, welche ein Körper bey ſeinem Herabfallen braucht, in gleiche Theile zergliedert ſey; weil die Schweere uniform iſt; und weil ſie folglich, auf gleiche Art, in gleichen Theilen der Zeit wirket: ſo muß ihre Wirkung dem fallenden Körper gleiche Kräfte, gleiche Geſchwindigkeiten, und gleiche Bewegungen, zu gleicher Zeit, eindrucken und mittheilen. Und folglich wird len der Materie gleich ſind, beſtehen. Die Theile der Materie ſind verſchiedene und von einan-

---

die druckende Kraft, die Geſchwindigkeit und die Bewegung des fallenden Körpers ſich, nach Proportion der Zeit ſeines Falles, vermehren. Der Raum aber, welcher von dem fallenden Körper beſchrieben wird, entſtehet eines Theils von der Geſchwindigkeit des Körpers, andern Theils von der Zeit, welche er bey ſeinem Falle zubringet; dergeſtalt daß der Raum in ratione compoſita der Geſchwindigkeit und der Zeit, oder wie das Quadrat eines ieden von beyden, und folglich wie das Quadrat der druckenden Kraft iſt. Und vermöge eben dieſes Schluſſes kan man beweiſen, daß, wenn ein Körper mit einer druckenden Kraft in die Höhe getrieben wird; die Höhe nach welcher er ſteiget, wie das Quadrat dieſer Kraft ſeyn werde: und daß die Kraft, welche erfordert wird, wenn der Körper B von 4. Pfunden eine Elle hoch ſoll erhaben werden; den Körper A von 1. Pfunde in vierfacher Zeit 16. Ellen hoch, und nicht wie der Herr von Leibnitz meynet, 4. Ellen hoch, treiben werde. Denn die Schweere eines vierpfündigen Gewichts wirket, in einem Theil der Zeit, eben ſo viel als die Schweere eines einpfündigen Gewichts, in vier Theilen der Zeit.

Der Herr Hermann aber, welcher in ſeiner Phoronomia p. 113. die Parthey des Herrn von Leibnitz wider diejenigen annimmt, welche ſagen, daß die Kräfte, ſo die fallenden Körper bekommen, denen Zeiten, ſo ſie bey ihrem Falle zubringen; oder denen Geſchwindigkeiten, ſo ſie erlangen, proportional ſind: der Herr Hermann, ſage ich, ſuchet darzuthun, daß dieſes auf einer falſchen hypotheſi beruhe; als ob nämlich die in die Höhe geworfenen Körper von der Schweere, welche ihnen widerſtehet, eine gleiche Anzahl der Drucke, (impulſionum,) in gleichen Zeiten bekomme. Das aber iſt eben ſo viel, als wenn der Herr Hermann einander independente Subſtanzen: Die ganze Seele hingegen ſiehet, verſtehet und denket,

als

ſagte, daß die Schweere nicht uniform wäre: und folglich würfe er die Theorie des Galileus in Anſehung erwähnter Körper; worinnen doch alle Geometrae übereinſtimmen, über den Haufen. Ich glaube, der Herr Hermann bilde ſich ein: daß, iemehr Geſchwindigkeit die Bewegung der Körper im Aufſteigen habe; deſto mehr Drucke bekämen die Körper: weil ſie an die eingebildeten und die Bewegung verurſachenden Theilchen, anſtieſſen. Daher wird das Gewichte der Körper beym Aufſteigen gröſer; beym Abſteigen aber kleiner ſeyn! Gleichwohl aber geſtehen der Herr von Leibnitz und der Herr Hermann; ſelbſt zu: daß die Schweere, in gleichen Zeiten, bey denen herabſteigenden Körpern, gleiche Geſchwindigkeiten hervorbringe; und daß ſie denen aufſteigenden Körpern gleiche Geſchwindigkeiten benehmen: und folglich iſt die Schweere uniform. Sie bekennen alſo, daß ſie uniform ſey, wenn ſie in die Körper wirke, um die Geſchwindigkeit hervorzubringen: und doch läugnen ſie, daß ſie in dem Falle uniform ſey, wenn ſie in die Körper wirket, um eine druckende Kraft zu verurſachen! Solchergeſtalt ſind ſie mit ſich ſelbſt nicht einig!

Wenn die Kraft, welche ein Körper im Fallen erlanget, wie der von ihm beſchriebene Raum iſt; wenn man über dieſes die Zeit in gleiche Theile zertheilet: ſo wird er, wenn er im erſten Theile der Zeit einen Theil der Kraft erlanget; in vier Theilen der Zeit, vier Theile der Kraft; in drey Theilen der Zeit, neun Theile der Kraft; und ſo weiter fort, erlangen. Folglich wird er in dem andern Theile der Zeit, drey Theile der Kraft; in dem dritten Theile der Zeit, fünf Theile der Kraft; in dem vierten Theile der Zeit, ſieben Theile der Kraft; und ſo fort, erlangen. Wenn man daher annimmt, daß die Wirkung der Schweere, als wenn ſie dem Weſen nach ein Individuale wäre.

---

zur Hervorbringung dieſer Kräfte, einen Grad mitten in dem erſten Theile der Zeit habe; ſo wird ſie mitten in dem andern, dritten, und vierten Theile der Zeit, 3. 5. 7. Grade und ſo fort haben. Sie wird alſo der Zeit und der erlangten Geſchwindigkeit proportional ſeyn: und folglich wird ſie beym Anfange der Zeit gar keine Schweere haben: und ſolchergeſtalt wird der Körper in Ermangelung der Schweere gar nicht fallen. Und nach eben dieſem Schluſſe wird ſeine Schweere, wenn man einen Körper in die Höhe wirft, ſich vermindern; nachdem ſeine Geſchwindigkeit abnimmt: und wird ganz aufhören, wenn der Körper in die Höhe zu ſteigen aufhöret: und endlich wird alsdenn der Körper, aus Mangel der Schweere, in der Luft verbleiben, und nicht herabfallen. Mit einem ſo aneinander hangenden Widerſpruch iſt der Lehrſatz des Herrn Verfaſſers von dieſer Materie angefüllet!

Um dieſe Frage auf eine unſtreitige Art zu erörtern; ſo hänge man zwo Stahlkugeln an gleiche radios oder an gleich lange Faden auf: dergeſtalt, daß, wenn ſie aufgehangen werden, und einander berühren, die radii oder die Faden parallel ſind. Man laſſe die eine von dieſen Kugeln einerley verbleiben; und ziehe ſie, nach einerley Weite, in allen folgenden Unterſuchungen von der andern ab. Man nehme die andere von einer beliebigen Dicke an; und ziehe ſie auf die entgegen geſetzte Seite nach einer Diſtanz ab, welche ihrem Gewichte reciproce proportional iſt. Man laſſe dieſe Kugeln in einem Augenblick fahren; dergeſtalt, daß ſie auf dem niedrigſten Orte ihres Herabfalls, wo ſie aufgehangen waren, ehe ſie noch auf die Seite gezogen wurden, aneinander ſtoſen können. Die erſte Kugel wird allezeit auf einerley Weiſe zurückprallen; das iſt, nach einerley Höhe. Dahero die Kraft der

99. Um darzuthun, daß die (n) wirkenden Kräfte, die in der Welt ſind; ich meyne die Quantität der Bewegung, oder die druckende Kraft, welche den Körpern mitgetheilet wird: Um zu erkennen zu geben, ſage ich, daß dieſe wirkende Kräfte ſich, natürlicher Weiſe nicht vermindern; ſo behauptet der Herr Autor, daß, wann zween weiche und unelaſtiſche Körper mit gleichen und entgegengeſezten Kräften an einander ſtoſen, ein iedweder ſeine ganze Bewegung verliehre: weil dieſe Bewegung den kleinſten Theilen, woraus er beſtehet, mitgetheilet werde. Wann aber zween ganz harte und unelaſtiſche Körper alle ihre Bewegung bey ihrer Zuſammenſtoſung verliehren; ſo iſt die Frage, was dann aus dieſer Bewegung, oder aus dieſer wirkenden und druckenden Kraft werde? Sie kan nicht unter die Theile dieſer Körper zerſtreuet werden: weil dieſe Theile in Ermangelung des elateris keiner zitternden Bewegung fähig ſind. Und wenn man läugnet, daß dieſe Körper ihre gänzliche Bewegung verliehren ſollen: ſo antworte ich, daß man auf die Art behaupten müßte, daß die harten

---

andern allezeit einerley iſt; wenn ihre Geſchwindigkeit ihrem Gewichte reciproce proportional iſt. Und folglich, wenn ihr Gewichte immer einerley verbleibet; ſo wird ihre Kraft ihrer Geſchwindigkeit proportional ſey. Q. E. D.

(n) Sehet oben die Anmerkung über den §. 13. meiner dritten Antwort.

harten und elaſtiſchen Körper mit einer doppelten Kraft, nämlich mit der Kraft, welche aus dem elatere erfolget; und überdem mit der ganzen vi directa & primitiva, oder zum wenigſten mit einem Theil hiervon, zurückprallen werden: welches wider die Erfahrung ſtreitet.

Endlich ſiehet ſich der Herr Autor, nach der Betrachtung der Neutoniſchen Beweisſätze, die ich oben angeführet, zu bekennen (o) genöthiget: daß die Gröſe der Bewegung in der Welt nicht allezeit einerley ſey. Er behilft ſich aber nun mit einer andern Ausflucht, da er ſagt, daß die Bewegung und die Kraft nicht allezeit an Gröſe oder Quantität einerley verblieben. Allein auch dieſes iſt der Erfahrung zuwider. Denn die Kraft, wovon hier die Rede iſt; iſt nicht dieſe Kraft der Materie, welche man vim inertiae nennet: (p) die in der That allezeit einerley verbleibet; ſo lange als die Gröſe der Materie einerley iſt. Die Kraft aber, wovon wir hier reden, iſt die wirkende, druckende und auf ein Verhältniß ſich beziehende Kraft (vis activa impulſiva & relativa,) welche der Quantität der relativen Be-

---

(o) §. 99.

(p) Die Kraft der Materie, welche man vim inertiae nennet, iſt eben diejenige leidende Kraft: vermöge welcher die Materie in dem Zuſtande, worinnen ſie ſtehet, immer einerley verbleibet; auch niemahls aus dieſem Zuſtande tritt, als nach Proportion der entgegen geſetzten Gewalt, welche in ſie wirket. Dieſes iſt eine leidende Kraft, nicht durch welche, (wie der Herr von Leibnitz ſolche nach dem Kepler laut des Anhangs No. 7. verſtehet), die Materie der Bewegung widerſtehet; ſondern wodurch die Materie, auf gleiche Weiſe, allem demjenigen, ſo dem Zuſtande worinnen ſie iſt, ſie mag ſich nun in Ruhe oder in

---

Bewegung befinden, Widerſtand thut: dergeſtalt, daß einerley Kraft, welche erfordert wird, um einer gewiſſen Quantität der Materie, ſo in Ruhe iſt, einen gewiſſen Grad der Geſchwindigkeit zu geben; auch allezeit erfordert werde, um eben ſolcher Quantität der Materie, eben denſelben Grad der Geſchwindigkeit zu benehmen; und um dieſelbe in den Ruheſtand, worinnen ſie vorher war, wieder zu ſetzen. Dieſe vis inertiae iſt allezeit der Gröſe der Materie proportional: Sie iſt folglich einerley ohne die geringſte Veränderung; es ſey nun daß die Materie ſich in Ruhe oder in Bewegung befinde: und ſie gehet niemahls aus einem Körper in einen andern. Ohne dieſe Kraft, welche vis inertiae genennet wird, würde von der geringſten Kraft, die in der Ruhe ſich befindende Materie; ſo gros als ihre Materie auch ſeyn möchte, in die Bewegung gebracht werden: Und eben dieſe Quantität der Materie, da ſie in der Bewegung iſt, ihre Geſchwindigkeit mag auch ſo gros ſeyn wie ſie wolle; würde durch den geringſten Grad der Kraft, ohne einigen Druck oder Anſtos aufgehalten und gehemmet werden. Dergeſtalt iſt alle Kraft der Materie, wenn man eigentlich reden will, es mag ſich ſolche im Ruheſtande oder in Bewegung befinden; alle ihre Wirkung und Gegenwirkung; (actio & reactio,) alle ihre Druckung und ihr Widerſtand; nichts anders, als dieſe vis inertiae in verſchiedenen Umſtänden.

Bewegung allezeit (q) proportioniret iſt. Dieſes nimmt man beſtändig aus der Erfahrung wahr; wo man ſich nicht ſelbſt in einen Irrthum begiebt: welches ſodenn geſchiehet, wenn man in richtiger Schätzung und gehörigem Abzuge der verhinderenden Kraft (vis contrariae) verfehlet: als welche aus dem Widerſtande, den das Flüßige den Körpern, es mögen ſich dieſe bewegen können, wie ſie wollen, thut; und aus der verhinderenden und ſteten Wirkung der Gravitation in die Körper, ſo in die Höhe geworfen werden, erwächſet.

100. -- 102. Ich habe in dem letzten Abſatz zu erkennen gegeben, daß die wirkende (r) Kraft, nach meiner hiervon gegebenen Erklärung, ſich ſtetig und natürlicher Weiſe, in der materiellen Welt vermindere. Es iſt offenbar, daß es kein Mangel ſey: weil es nur eine Folge aus der inactivität der Materie iſt. Denn dieſe Wirkungsloſigkeit iſt, wie der Herr Autor ſolches anmerket, einmal die Urſache der Verminderung der Geſchwindigkeit; wornach die Quantität der Materie zunimmt: welches in Wahrheit keine Schwächung der Quantität

---

(q) Das iſt, welche der Gröſe der Materie und der Geſchwindigkeit, und nicht (wie der Herr von Leibnitz ſagt, Act. Erud. auf das Jahr 1695. p. 156.) der Quantität der Materie und dem Quadrat der Geſchwindigkeit proportioniret iſt. Sehet oben die Anmerkung über den ſ. 93. -- 95.

(r) Sehet oben die Anmerkung über den §. 93. -95. und die dritte Antwort ſ. 13.

tät der Bewegung iſt. Hernach, ſo iſt ſie auch der Grund, warum die dichten, vollkommen harte und unelaſtiſchen Körper, wenn ſie mit gleichen und contrairen Kräften zuſammen ſtoſen; alle ihre Bewegung, und alle ihre wirkende Kraft verliehren: wie ich ſolches oben gezeiget habe. Folglich haben ſie denn eine andere wirkende Urſache vonnöthen, um eine neue Bewegung anzunehmen.

103. Ich habe in meinen vorhergehenden Schriften weitläuftig dargethan: daß kein Fehler in denen Dingen ſey, wovon man hier redet. Denn warum würde GOtt nicht die Freyheit gehabt haben, eine Welt zu machen, die in dem Zuſtande, worinnen ſie ſich anitzo befindet, eben ſo lange oder eben ſo wenige Zeit, als es ihm gefällig wäre, verbleiben; die nachhero verändert werden; und durch eine weiſe und geſchickte Veränderung eine ſolche Form bekommen würde, als er ihr zu geben für gut befände; die vielleicht aber auch ganz und gar die Geſetze des Mechanismi überſchritte? Der Herr Autor (s) behauptet, daß das groſe Weltgebäude ſich nicht könne an ſeiner Vollkommenheit (t) vergeringern; daß kein möglicher Grund zu finden ſey, der Quantität der Materie Schranken zu ſetzen; daß

(s) Die vierte Schrift §. 40. 20. 22. die fünfte Schrift §. 29.

(t) Sehet oben das Poſtſcriptum des Herrn von Leibnitz, zu Ende des vierten Schreibens.

eine umſchränkte Weltmachine ein Gedichte ſey, ſo nicht könte bewerkſtelliget werden. Ich habe aus dieſer Lehre den Schluß gezogen, daß auf die Art die Welt nothwendiger Weiſe müßte unendlich und ewig ſeyn. Ich überlaſſe es dem Urtheil der Gelehrten, ob dieſe Folgerung ihren Grund habe.

104. -- 106. Der Herr Autor ſagt itzo, daß der Raum (u) keine Ordnung oder Situation; ſondern eine Ordnung der Situationen ſey. Das aber wirft meinen gemachten Einwurf nicht über den Haufen: daß nämlich eine Ordnung der Lagen keine Quantität ſey, dergleichen der Raum iſt. Der Herr Verfaſſer beziehet ſich auf den §. 54. allwo er erwieſen zu haben vermeynet, daß die Ordnung eine Quantität ſey. Und ich beziehe mich dagegen auf das, ſo ich über eben den Ort in dieſer letzten Schrift angemerkt habe: allwo ich dargethan zu haben glaube, daß die Ordnung keine Quantität ſey. Was der Herr Autor auch in Betrachtung der Zeit (x) beybringet; laufet offenbar auf dieſen Widerſpruch hinaus. Die Zeit ſoll nämlich nur eine Ordnung der Dinge ſeyn, ſo einander abwechſeln und ablöſen: und dennoch iſt ſie eine wahrhafte Quantität. Denn ſie iſt nicht allein eine Ordnung der Dinge, ſo abwechſelnder Weiſe auf einander folgen; ſondern auch die Quantität der Dauer: als

---

(u) §. 104.

(x) §. 105.

welche zwiſchen eine iedwede von den beſondern Sachen tritt, ſo auf einander in dieſer Ordnung folgen. Das iſt aber offenbar ungereimt.

Will man ſagen, daß (y) die Unermeßlichkeit keinen Raum ohne Schranken und ohne Ende bedeute; und daß durch die Ewigkeit keine Dauer, oder Zeit ohne Ende, verſtanden werde: ſo behauptet man meines Erachtens, daß die Worte keine Bedeutung haben. An ſtatt daß der Herr Verfaſſer über dieſen Punkt gründlich urtheilen ſolte; ſo beziehet er ſich auf das, was gewiſſe Theologen und Philoſophen, welche ſeiner Meynung ſind, über dieſe Materien eröffnet haben. Hierauf kommt aber die Erörterung der unter uns ſtrittigen Fragen nicht an.

107. -- 109. Ich habe geſagt, daß unter den möglichen Dingen keines in Abſicht auf GOtt mehr ein Wunder ſey, als das andere; und daß folglich das Wunderwerk nicht in einer Schwierigkeit, ſo in der Natur einer Sache, die zu Werke gerichtet werden ſoll, ſich offenbaret; ſondern daß es blos darinnen beſtehe, daß es GOtt ſelten thut. Die Worte **Natur, Kräfte der Natur, Lauf der Natur**, und dergleichen; ſind ſolche Redensarten, welche blos bedeuten, daß ein Sache ordentlicher Weiſe und ſehr öfters geſchehe. Wenn ein menſchlicher Körper, der zu Staub worden iſt, wieder erwecket wird; ſo ſagen wir,

---

(y) §. 108.

daß das ein Wunderwerk ſey. Wenn ein menſchlicher Körper auf die gewöhnliche Weiſe erzeuget wird; ſo halten wir ſolches für eine natürliche Sache. Und dieſer Unterſcheid gründet ſich lediglich darauf, daß die Macht GOttes eines von dieſen beyden Dingen, auf eine ordentliche Art; das andere aber etwas ſeltner und ungewöhnlicher hervorbringet. Wann die Sonne, oder die Erde, in ihrem Laufe plötzlich gehemmet wird; ſo ſagen wir, daß ſolches ein Wunderzeichen ſey: Und die ſtete und aneinanderhangende Bewegung der Sonnen oder der Erde ſcheinet uns etwas natürliches. Dieſes aber geſchiehet einzig und allein um deßwillen, weil eine von dieſen beyden Sachen gewöhnlich; die andere aber ungewöhnlich iſt. Wenn die Menſchen ordentlicher Weiſe aus dem Grabe wieder hervorkämen; gleichwie das Korn aus dem Saamen hervorwächſet: ſo würden wir gewiß behaupten, daß dieſes auch eine natürliche Begebenheit wäre. Wenn die Sonne oder die Erde allezeit unbeweglich ſeyn ſollten; ſo würde uns dieſes natürlich vorkommen. Und in dieſem Falle würden wir die Bewegung der Sonnen oder der Erde als eine Wirkung der Wunderthätigkeit GOttes betrachten. Der gelehrte Herr Autor bringet nichts wider dieſe ſo offenbare Gründe vor: die er gleichwohl (z) groſe Gründe nennet. Er begnüget ſich uns ebenfals auf die gewöhnlichen Redensarten gewiſſer Weltweiſen und GOttesgelahrten zu verweiſen. Hierauf aber kommt es, wie von mir oben bereits gemeldet worden, mit der unter uns ſtrittigen Materie nicht an.

(z) §. 108.

110. -- 116. Es iſt zu bewundern, daß man uns bey einer Sache, die durch Vernunftſchlüſſe und nicht durch das menſchliche Anſehen ſoll entſchieden werden; gleichergeſtalt auf die Meynung gewiſſer Philoſophen und Theologen (a) verweiſet. Wir wollen uns aber hierbey nicht aufhalten. Nur das einzige wollen wir fragen: was doch der Herr Autor mit dem reellen und innerlichen (b) Unterſcheide ſagen wolle, der zwiſchen einer Sache, ſo keines iſt, ſeyn ſoll; oder welcher zwiſchen den natürlichen und unnatürlichen (c) Wirkungen, ſo wohl ohne, als in Abſicht auf GOtt, angetroffen wird? Glaubet denn der Herr Autor, daß in GOtt zwey principia actionis vorhanden ſind, die unter ſich verſchieden und wirklich von einander abgeſondert wären? Oder daß eine Sache, bey GOtt, mehr Schwierigkeit mache; als die andere? Wann er ſolches nicht glaubet; ſo folget auf der einen Seite gewiß, daß die Redensarten von der natürlichen und übernatürlichen Wirkung GOttes einmal Worte ſind, deren Bedeutung lediglich auf die Menſchen muß gezogen

---

(a) §. 110.
(b) §. 110.
(c) §. 111.

zogen werden. Wir Menſchen pflegen uns die Sache alſo vorzuſtellen, daß eine gewöhnliche Wirkung von der Macht GOttes eine natürliche Sache ſey: hingegen eine auſerordentliche Wirkung von eben ſolcher Göttlichen Kraft heiſſet uns eine übernatürliche Begebenheit. Denn das zuſammen, ſo man die (d) Kräfte der Natur nennet, iſt in der That nur ein klingender Thon und ein Wort ohne einigen Verſtand. Will der Herr Autor dieſes nicht einräumen, ſo muß er eben daraus auf der andern Seite eingeſtehen: daß man unter einer übernatürlichen Wirkung GOttes dasjenige, ſo Gott unmittelbar thut, verſtehen müſſe; und daß uns eine natürliche Wirkung GOttes dasjenige heiſen ſolle, welches er durch Beyhülfe und Mitwirkung anderer untergeordneten Dinge (cauſarum ſecundarum) bewerkſtelliget. Der Herr Autor erkläret ſich in dieſem Theile ſeiner Schrift ausdrücklich wider die erſte von dieſen beyden Diſtinctionen: Im §. 117. aber verwirft er die andere ohne Umſchränkung; allwo er bekennet, daß die Engel wahrhafte Wunderwerke thun könten. Unterdeſſen glaube ich nicht, daß man eine dritte Diſtinction über die vorhabende Materie ausfündig machen könne.

Man handelt gänzlich wider die Vernunft und Billigkeit, wenn man die (e) Attraction ein Wunderwerk nennet; und dabey vorgiebt,

---

(d) §. 112.
(e) §. 113.

daß es ein unphiloſophiſcher Terminus ſey. Wir haben uns ja hier ſo öfters auf eine (f) ganz deutliche Art erkläret, daß unſere Meynung

---

(f) Qua cauſa efficiente hae Attractiones peragantur; in id vero non inquiro. Quam ego *Attractionem* appello, fieri ſane poteſt, ut ea efficiatur impulſu; vel alio aliquo modo nobis ignoto. Hanc vocem Attractionis ita hic accipi velim, ut in univerſum ſolummodo vim aliquam ſignificare intelligatur, qua corpora ad ſe mutuo tendant; cuicunque demum cauſae attribuenda ſit illa vis. Nam ex phaenomenis Naturae illud nos prius edoctos oportet, quaenam corpora ſe invicem attrahant, quaenam ſint Leges & Proprietates iſtius Attractionis; quam in id inquirere par ſit, quanam efficiente cauſa peragatur attractio. NEWTONI Optice, Qu. 23. p. 322. Atque haec quidem principia conſidero, non ut occultas qualitates, quae ex ſpecificis rerum formis oriri fingantur; ſed ut univerſales Naturae Leges, quibus res ipſae ſunt formatae. Nam principia quidem talia revera exiſtere, oſtendunt Phaenomena Naturae; licet ipſorum cauſae quae ſint, nondum fuerit explicatum. Affirmare ſingulas rerum ſpecies, ſpecificis praeditas eſſe qualitatibus occultis, per quas eae vim certam in agendo habeant; hoc utique eſt nihil dicere. At ex phaenomenis Naturae, duo vel tria derivare generalia Motus principia; & deinde explicare quemadmodum proprietates & actiones rerum corporearum omnium ex principiis iſtis conſequantur; id vero magnus eſſet factus in Philoſophia progreſſus, etiamſi principiorum iſtorum cauſae nondum eſſent cognitae: id. ibid. pag. 344. Phaenomena coelorum & maris noſtri per Vim gravitatis expoſui, ſed cauſam gravitatis nondum aſſignavi. Oritur utique haec vis a cauſa aliqua, quae penetrat ad uſque centra Solis & Planetarum, ſine virtutis diminutione: quaeque agit non pro quantitate Superficierum particularum in quas agit, (ut ſolent cauſae mechanicae,) ſed pro nung nicht ſey, durch dieſes Wort die wirkende Urſache auszudrucken, die da machet, daß die Körper ſich gegen einander bewegen. Wir ſuchen damit weiter nichts, als blos die Wirkung, oder den Ausbruch der wirkenden Urſache, oder ſelbſt die natürliche Begebenheit, und die Geſetze oder die Proportionen anzudeuten; nach welchen die Körper ſich gegen einander bewegen: ſo, wie man ſolche durch die Erfahrung entdecket; die wirkende Urſache hiervon mag ſeyn, welche es wolle. Es iſt noch weit mehr wider die Vernunft, daß man die Gravitation oder die Attraction in dem Verſtande, den wir ihr geben; und nach welchem ſie ganz gewiß eine Begebenheit der Natur iſt, verwerfen will: und daß man hingegen zu gleicher Zeit von uns verlanget, daß wir eine ſo ſeltſame Meynung, dergleichen die (g) vorherbeſtimmte Harmonie iſt, ſollen annehmen; als wornach die (h) Seele und der Körper eines Menſchen nicht mehr Einfluß in einander haben, als zwo Uhren, welche ſich auf gleiche Art bewegen: ſie mögen von einander ſo weit entfernet ſeyn als ſie wollen;

---

quantitate materiae ſolidae; & cujus actio in immenſas diſtantias undique extenditur, decreſcendo ſemper in duplicata ratione diſtantiarum. —— Rationem vero harum gravitatis proprietatum ex phaenomenis nondum potui deducere, & Hypotheſes non fingo. Princ. Philoſ. *Schol. generale* ſub finem.

(g) §. 109. und 92. und 87. 89. 90.

(h) Sehet den Anhang N. 5.

len; und ohne daß ſie wechſelsweiſe in einander wirken. Der Herr Autor meynet, es zwar dadurch begreiflich zu machen, daß er vorgiebt, als habe GOtt, nachdem er die Neigungen einer iedweden Seele voraus (i) geſehen, von dem Anfange an die groſe Weltmachine auf eine ſolche Art hervorgebracht und geformet; daß, kraft der bloſen Geſetze des Mechanismi, die menſchlichen Körper ihre übereinſtimmende Bewegungen bekommen; als wenn ſie Theile von dieſer groſen Machine wären. Allein iſt es möglich, daß (k) dergleichen Bewegungen, und welche ſo mannichfaltig wie diejenigen ſind, ſo man bey den menſchlichen Körpern antrifft; durch einen bloſen Mechanismum hervorgebracht werden: ohne daß der Wille oder der Verſtand in dieſe Körper wirkten? Iſt es glaublich, daß, wenn ein Menſch einen Entſchluß faſſet, und einen Monath vorher weis, was er an einem gewiſſen Tage oder an einer gewiſſen Stunde thun werde: iſt es glaublich, ſage ich, daß ſein Körper, kraft eines bloſſen Mechanismi, welcher von Anfange der Schöpfung in der materiellen Welt hervorgebracht worden; ſich, nach allen Entſchlieſungen des Verſtandes dieſes Menſchen, zur beſtimmten Zeit, ganz genau richten werde? Nach dieſer Hypotheſi hören alle Philoſophiſche Vernunftſchlüſſe, die ſich auf die Begebenheiten der Natur und auf Erfahrungen gründen, völlig auf. Denn wenn es mit der Harmonia praeſtabilita ſeine Richtigkeit hat: ſo ſiehet ein Menſch nicht; er höret nicht; er empfindet nichts; und beweget ſeinen Leib nicht: er (1) bildet ſich nur ein als wenn er ſähe, hörete, empfände und ſich bewegte. Und wenn die Menſchen ſich überführen könten, daß der menſchliche Körper nur eine bloſe Machine wäre; und daß alle ſeine Bewegungen, welche willkührlich zu ſeyn ſcheinen, kraft der nothwendigen Geſetze eines materiellen Mechanismi, ohne den geringſten Einfluß oder Wirkung der Seele in den Körper, hervorgebracht würden: ſo ſolten ſie bald daraus ſchlieſen, dieſe Machine ſey der ganze Menſch; und die Harmoniſche Seele, ſey nach der Hypotheſi einer vorher aufgerichteten Harmonie, nur eine bloſe Erdichtung und eine leere Einbildung. Zu dem was vermeidet man durch dieſe ungewöhnliche Hypotheſin für Schwierigkeiten? Es hebt ſich dadurch nur dieſe einzige: daß es zubegreifen unmöglich fällt, wie eine unmaterielle Subſtanz in die Materie wirken könne. Iſt aber GOtt keine unmaterielle Subſtanz? Und wirket er nicht in die Materie? Iſt es über dieſes wohl ſchwerer zu begreifen, daß eine unmaterielle Subſtanz in die Materie wirke; als deutlich zu gedenken, daß die Materie in die Materie ihre

---

(i) §. 92.

(k) Sehet den Anhang N. 13.

---

(1) Sehet den Anhang No. 12.

---

ihre Wirkung thue? Iſt es nicht eben ſo leicht zu begreifen, daß gewiſſe Theile der Materie können veranlaſſet werden, den Bewegungen und Neigungen der Seele, ohne den geringſten körperlichen Eindruck, zu folgen: als ſich zu gedenken, daß gewiſſe Theile der Materie genöthiget werden, ihren abwechſelnden Bewegungen, vermöge der Vereinigung ihrer Theile, als deren Adhaeſion man durch keinen Mechanismum erklären kan, zu folgen? Oder daß die Strahlen des Lichtes, ordentlicher Weiſe, von einer Fläche, ſo ſie niemahls (m) berühren, zurück geprallet werden? wovon der Ritter **Neuton** uns verſchiedene augenſcheinliche Erfahrungen, in ſeiner **Optik** gegeben hat.

Nicht weniger iſt zu bewundern, daß der Herr Autor auch mit ſo viel ausdrücklichen Worten noch wiederholet: daß (n) ſeit der Erſchaffung der Welt, die Fortſetzung der Bewegung der himmliſchen Körper, die Zeugung der Pflanzen und der Thiere, und alle Bewegungen der menſchlichen Körper und aller anderen Thiere; eben ſo mechaniſch wären, als die Bewegung einer Uhr. Ich ſolte dafür halten, daß diejenigen, ſo dieſe Meynung behaupten, ausführlich und nach beſondern Umſtänden erklären ſolten: Nach welchen Geſetzen des Mechanismi die Planeten und die Cometen in ihren

---

(m) Sehet die Optic des Herrn **Newtons**, Edit. Lat. p. 224. Edit. Anglic. Lib. 2. p. 65.

(n) §. 115. 116.

Kreiſen, worinnen ſie ſich bewegen; ihre Bewegung quer, durch einen Raum, der ihnen keinen Widerſtand thut fortſetzen? Nach welchen mechaniſchen Geſetzen die Pflanzen und die Thiere erzeuget werden? Und welches die Urſache der freywilligen Bewegungen der Thiere und der Menſchen ſey; deren Mannichfaltigkeit faſt unendlich iſt? Ich bin aber völlig überzeuget, daß es eben ſo ſchwer ſey davon eine Erklärung zu geben; als es unmöglich fallen würde darzuthun, daß ein Haus oder eine Stadt, durch einen bloſen Mechanismum ſey aufgerichtet worden: oder daß die Welt ſelbſt, von ihrem Anfange an, ohne einige wirkende und mit Verſtand begabte Urſache ſey erbauet worden. Der Herr Autor giebt deutlich zuerkennen, daß die Dinge, bey ihrem Anfange, durch keinen bloſen Mechanismum könten ſeyn hervorgebracht worden. Nach dieſem gethanenen Geſtändniß kan ich nicht begreifen, warum er einen ſo groſen Eifer zu bezeugen ſcheinet, GOtt von der wirklichen Regierung der Welt auszuſchlieſen, und zu behaupten: daß ſeine Vorſehung nur in einer bloſen Concurrenz beſtehe; wodurch alle Creaturen nur dasjenige thun, was ſie von ſelbſten, kraft eines bloſen Mechanismi thun würden. Endlich kan ich auch nicht einſehen, warum der Herr Autor ſich einbildet: daß GOtt, vermöge ſeiner Natur, und kraft ſeiner Weisheit verbunden ſey, in der Welt nichts, als das allein hervorzubringen, das eine körperliche

Machine, durch die bloſen mechaniſchen Geſetze zuwege richten kan; nachdem ſie einmahl in die Bewegung gebracht worden iſt.

117. Was der Herr Autor hier eingeſtehet, daß ein höherer und geringerer Grad in den wahrhaften Wunderwerken angetroffen werde, und daß die Engel fähig wären, gewiſſe wahrhafte Wunder zu thun: Das, ſage ich, iſt dem zuſammen, was er bisdaher in allen ſeinen Schriften von der Natur der Wunderwerke beygebracht hat, (o) gerade zuwider.

118.--123. Wenn wir ſagen, daß die Sonne die Erde, quer durch einen leeren Raum, an ſich ziehe: das iſt, daß die Erde und die Sonne, es mag nun hiervon eine Urſache ſeyn welche es wolle, ſich gegeneinander bewegen; und zwar durch eine Kraft, welche in proportione directa ihrer Maſſarum, oder ihrer mit der Denſität genommenen Gröſſen, und in proportione duplicata inverſa ihrer Entfernungen iſt: Wenn wir behaupten, daß der Raum, welcher zwiſchen dieſen beyden Körpern iſt, leer ſey; das iſt, daß nichts vorhanden ſey, welches der Bewegung der Körper, die durch den Raum laufen, merklich widerſtehe: So iſt dieſes alles nur eine Begebenheit der Natur, welche durch die Erfahrung entdecket wird. Es iſt auſer allem Zweifel geſetzet, daß dies phaenomenon nicht ohne (p) Mittel; das iſt, ohne eine gewiſſe wirkende Urſache, welche eine Begebenheit von der Art hervorzubringen fähig iſt, ſey zu Werke gerichtet worden. Die Weltweiſen können daher dieſe wirkende Urſache unterſuchen, und ſich bemühen, ſie zu entdecken; wenn es ihnen möglich iſt: es ſey nun, daß ſolche mechaniſch oder unmechaniſch ſey. Wenn ſie aber dieſe Urſache nicht ergründen können: folget denn daraus, daß die Wirkung oder das Phaenomenon ſelbſt, welches durch die Erfahrung entdecket worden; denn dieſes iſt alles, (q) was man mit den Worten Attraction und Gravitation ſagen will: folget denn daraus, ſage ich, daß dieſes phaenomenon weniger gewiß und weniger unſtrittig ſey? Soll eine offenbare Eigenſchaft verborgen (r) genennet werden; weil die unmittelbare Wirkungsurſache vielleicht verborgen iſt: oder weil ſie noch nicht entdecket iſt? Wenn ein Körper (s) ſich in einem Circul herum beweget, ohne daß er ſich von der Tangenti entfernet; ſo iſt ganz ohnfehlbar eine gewiſſe Sache vorhanden, die ihn davon abhält. Wenn es aber in einigen Fällen unmöglich (t) iſt, die Urſache von dieſer Wirkung mechaniſch zu erklären; oder wenn ſie noch nicht iſt ausfündig gemacht worden: folget dann daraus, daß das

---

(o) Sehet oben die dritte Schrift des Herrn von Leibnitz, §. 17.

(p) §. 118.

(q) Sehet oben die Anmerkung über den §. 113.

(r) §. 122.

(s) §. 123.

(t) §. 123.

Phaenomenon falſch ſey? Das würde eine ganz beſondere Art zu urtheilen ſeyn!

124. – 130. Selbſt das, wodurch die Körper ſich gegeneinander bewegen, das Phaenomenon, die Attraction, die Gravitation oder Tendentia; man gebe der Sache einen Nahmen, welchen man wolle: und denn die Geſetze oder die Proportionen von dieſer Kraft, ſind durch die angeſtellte Unterſuchungen, und aus der Erfahrung zur Gnüge bekannt. Wenn der Herr von **Leibnitz**, oder ein anderer Weltweiſe dieſe Begebenheiten der Natur durch die Geſetze des Mechanismi zu erklären vermögend iſt; ſo wird Er keinen Widerſpruch finden: alle Gelehrte werden ihm vielmehr dafür danken. Unterdeſſen kan ich mich nicht entbrechen zu ſagen: daß der Herr Autor auf eine ganz auſerordentliche Weiſe philoſophire, wenn er die Gravitation, welche ein Phaenomenon oder eine wirkliche natürliche Begebenheit iſt; mit der Abweichung oder Declination der Atomorum, nach der Lehre des **Epicurus**, vergleichet. Denn auſer dem, daß dieſer leztere dadurch nichts anders, als eine ältere und vielleicht geſündere Philoſophie, auf eine boshafte und atheiſtiſche Art nur zu verſchlimmern geſucht: ſo iſt dieſelbe auch in der that nichts weiter, denn eine bloſe Hypotheſis, ein erdichteter Gedanke; und kan in einer Welt, von welcher man ſich beredet, daß kein verſtändiges Weſen ihr zugegen ſey, ohnmöglich ſtatt finden.

Was das groſe Principium von einem (u) zulänglichen Grunde anbetrifft; ſo beſtehet alles zuſammen, was der gelehrte Herr Verfaſſer in Anſehung dieſer Materie beyfüget, darinnen: daß er nichts, als blos einen Schluß anbringt, deſſen Förderſätze er gleichwohl mit gehörigen Beweisgründen noch nicht beſtärket hat: und folglich iſt es nicht nöthig, darauf zu antworten. Nur das allein werde ich anmerken, daß dieſe Redensart zweydeutig ſey: und daß man ſie einmal ſo deuten könne, als wenn ſie auf eine bloſe Nothwendigkeit ſich gründete; oder als wenn ſie auch einen Willen und eine Wahl zulieſe. Das iſt gewiß, und wird auch von allen eingeſtanden: daß eine jedwede Sache überhaupt einen (x) zulänglichen Grund habe. Es iſt aber die Frage, ob in gewiſſen Fällen, wenn man aus vernünftigen Gründen etwas thut; nicht verſchiedene Wege etwas auszuführen gleichmöglich ſeyen, die da auf gleiche Weiſe ſich auf die Vernunft gründeten? Ob in dieſen Fällen der (y) bloſe Wille GOttes nicht eine zulängliche Urſache ſey, mehr auf eine gewiſſe Art als auf eine andere zu wirken? Und ob, wenn die allerſtärkſten Bewegungsgründe ſich auf der einen Seite befinden, diejenigen Weſen, welche nach

---

(u) §. 125. ꝛc.

(x) §. 125.

(y) Siehet oben was über den §. 1.-20. und §. 21-25. beygebracht worden.

Verſtand und Freyheit wirken; kein Principium actionis haben: als worinnen meines Erachtens das Weſen der Freyheit beſtehet; und welches von den Motiven oder Bewegungsgründen, ſo ein wirkendes Weſen vor Augen hat, gänzlich unterſchieden iſt. Der gelehrte Herr Autor läugnet dieſes alles! Gleich wie er aber ſein groſes Principium von einem zulänglichen Grunde in einem Verſtande, der alles, was ich bereits geſagt habe, ausſchlieſet, zu (z) beſtätigen ſuchet: gleich wie er begehret, daß man ihm ſolchen Hauptſatz in eben dem Verſtande, den er animmt eingeſtehen ſolle, ob er gleich den Beweis deſſelben noch nicht geführt hat; alſo nenne ich dieſes eine Petitionem principii, dergleichen einem Weltweiſen ganz und gar unanſtändig iſt.

NB. **Der Herr von Leibnitz iſt durch ſein Abſterben unterbrochen worden, auf dieſe lezte Schrift zu antworten.**

(z) §. 20. und 125. ꝛc.

Anhang einiger Stellen
aus den
Schriften des Herrn von Leibnitz
zur
Erläuterung
verſchiedener in den vorhergehenden Briefen
befindlicher Punkten ausgezogen.

No. 1.

GOtt iſt unſerer Meynung nach Intelligentia Extramundana; wie **Martianus Capella** ihn nennet: oder vielmehr Supramundana. Theodicée Bl. 396.

No. 2.

Man muß wiſſen, daß wir eine vollkommene Spontaneität mit allen einfachen Subſtanzen gemein haben; und daß ſie in einer, mit Verſtand und Freyheit begabten Subſtanz, zu einer Herrſchaft über ihre Handlungen werde. —— Eine iede einfache Subſtanz hat Empfindungen. Theodicée Bl. 479.

Aber die wirkende Kraft begreift einen Actum oder Ἐντελέχειαν in ſich; und iſt das Mittel zwiſchen dem Vermögen zu wirken, und der Wirkung ſelbſt. Sie faſſet einen Conatum in ſich; und wird alſo durch ſich ſelbſt in die Bewegung und Wirkung gebracht. Sie hat keiner Hülfe, ſondern blos einer Benehmung des Hinderniſſes vonnöthen. Dieſes kan mit

Er-

Exempeln, von einem aufgehangenen ſchweren Körper, der den Strick, ſo ihn erhält, ausdehnet; oder von einem geſpannten Bogen, erläutert werden. Denn ob gleich die Schwere oder die elaſtiſche Kraft, auf mechaniſche Art, aus der Bewegung des Ætheris kan und ſoll erkläret werden; ſo iſt doch der Hauptgrund von der Bewegung in der Materie, diejenige Kraft, ſo bey der Schöpfung in ſie geleget worden: welche in einem ieden Körper vorhanden iſt; bey dem Zuſammenſtos der Körper aber in der Natur, auf verſchiedene Art eingeſchränket und gehemmet wird. Und ich bin der Meynung: daß dieſe Wirkungskraft in allen Subſtanzen befindlich ſey; daß aus ihr allezeit eine Wirkung erwachſe; daß ſolcher geſtalt eine körperliche Subſtanz eben ſo wenig, als die mit einem Geiſte begabte Subſtanzen, in der Wirkung, iemahls aufhören. Dieſes iſt dem Anſehen nach von denen nicht zur Gnüge eingeſehen worden, welche das Weſen des Körpers lediglich in der Ausdehnung, oder auch in der Undurchdringlichkeit geſetzet; und ſich den Körper in einer vollkommenen Ruhe, und einem wirkungsloſen Zuſtande eingebildet haben. Es wird auch aus unſern Betrachtungen erhellen: daß die erſchaffene Subſtanz von einer andern erſchaffenen Subſtanz nicht die Kraft zu wirken bekomme; ſondern daß der Nisus oder die Wirkungskraft, ſo vorher ſchon in ihr lieget, von den andern

Subſtanzen nur eingeſchränket und determiniret werde. Acta Erud. **auf das Jahr** 1694. Bl. 112.

Das Wirken iſt die Haupteigenſchaft der Subſtanzen. **Die nämlichen** auf das Jahr 1695. Bl. 145.

Welche bewegende Stammkraft an und vor ſich, in allen körperlichen Subſtänzen lieget: weil ein Körper, welcher völlig ruhet, mit der Natur der Dinge nicht beſtehen kan. **Eben daſelbſt** Bl. 146.

Daß ein ieder Körper vermöge der in ihm liegenden Forme wirke. **Die nämlichen**, Bl. 147.

Die wirkende Kraft iſt in der Form; die Kraftloſigkeit (inertia) iſt in der Materie: in ſo weit ſie der Bewegung widerſtrebet. **Eben** daſelbſt Bl. 151.

Ob ich gleich überall, in allen Körpern, ein wirkendes Principium, welches noch über den gemeinen Begriff, den man von der Materie hat, gehet; und ſo zu reden, ein Principium vitale annehme. **Eben daſelbſt** Bl. 153.

Es iſt anderswo von mir erkläret worden; ob es gleich vielleicht von allen noch nicht zur Gnüge eingeſehen wird: daß die Subſtanz der Dinge, ſelbſt in einer Kraft zu wirken und zu leiden beſtehe. Erwähnte Acta Erud. **auf das Jahr** 1698. Bl. 432.

Dergeſtalt, daß nicht allein ein iedwedes wirkendes Weſen eine beſondere Subſtanz ſey; ſondern auch, daß alle beſondere Subſtanzen ohne Unterlaß wirken: und zwar ohne Ausnahme des Körpers ſelbſten, in welchem niemahls eine Ruhe angetroffen wird; wenn ich ihn von allen beſondern Umſtänden abſondere. **Eben daſelbſt.**

Wenn wir unſern Seelen eine innerliche und eingeprägte Kraft zuſchreiben, actiones immanentes, das iſt, ſolche Wirkungen, die in ihr bleiben, hervorzubringen, oder, welches auf eines hinauslaufet, immanenter zu wirken; ſo iſt es nicht unvernünftig, ja vielmehr der Vernunft gemäs, wenn wir ſagen, daß eben dieſelbe Kraft, auch in andern Seelen und Formen, oder, wenn man lieber alſo reden wolte, in andern Naturen der Subſtanzen anzutreffen ſey. Den Fall nehme ich aus, da einer dafür hielte: daß allein unſere Seelen in der Natur der Dinge, welche wir mit unſerer Erkänntniß erreichen können, wirkende Weſen wären; und daß alle Kraft immanenter, und folglich ſo zu reden, vitaliter zu wirken mit dem Verſtande verknüpft wäre: Dergleichen Lehrſätze aber gewißlich weder durch einen bündigen Beweisthum beſtärket, noch behauptet werden können; wo man der Wahrheit nicht Gewalt anthun will. **Die nämlichen, Bl. 433.**

Daraus man urtheilen kan, daß in der körperlichen Subſtanz eine bewegende Stammkraft,

kraft, welche man ſonſt entelechiam primam, als πρῶτον δεκτικὸν activitatis, zu nennen pfleget; und welche auſer der Extenſion, ſo lediglich etwas geometriſches iſt; und auſer der Laſt, ſo blos etwas materielles iſt, noch muß in Betrachtung gezogen werden. Dieſe wirket allezeit, und wird auf verſchiedene Art, nach dem die Körper zuſammen gebracht werden, vermöge des Conatus oder des Anſtoſes, eingeſchränket und verändert. Dieſes iſt eben das Principium ſubſtantiale, welches bey den lebenden Geſchöpfen die Seele; in andern aber forma ſubſtantialis genennet wird. **Eben daſelbſt Bl. 434.**

Daß die erſte Materie blos leidend, aber noch keine vollkommene Subſtanz ſey; und daß daher eine Seele oder eine Form, ſo mit der Seele einige Aehnlichkeit hat; oder eine prima entelechia, das iſt, ein gewiſſer Niſus oder wirkende Stammkraft, welche das eingepflanzte und durch den göttlichen Schluß eingeprägte Geſetz iſt; hinzu gefüget werden müſſe. Dieſer Meynung, ſo viel ich abnehmen kan, iſt auch ein berühmter und gelehrter Mann nicht zuwider, welcher neulich behauptet hat: daß der Körper aus der Materie und dem Geiſte beſtehe: wenn nur das Wort **Geiſt**, nicht für ein verſtändiges Weſen, wie es ſonſt gewöhnlich iſt; ſondern für eine Seele, oder etwas, ſo einige Gleichförmigkeit mit der Seele hat, genommen wird: wenn auch über dieſes, durch ſothanes Wort, nicht eine bloſe Veränderung oder modification, ſondern ein Conſtitutivum ſubſtantiale perſeverans, welches von mir Monas genennet wird, und in welchem gleichſam eine Perception oder Appetit lieget, verſtanden wird. **Eben daſelbſt** Bl. 435.

Hingegen halte ich vielmehr dafür, daß es weder der Ordnung, noch der Schönheit oder dem Grund, den die Dinge haben, gemäs ſey, daß ein vitale principium, oder ein Weſen, welches immanenter wirket, nur in einem ſehr kleinen Theile der Materie ſey: weil es ein Beweisthum einer weit gröſern Vollkommenheit iſt, daß dergleichen Kraft in aller Materie vorhanden iſt; über dieſes auch nichts entgegen ſtehet, daß nicht überall Seelen oder ſolche Weſen, ſo eine Aehnlichkeit mit den Seelen haben, ſolten angetroffen werden: ob gleich ſolche Seelen, ſo mit einer gewiſſen Herrſchaft und mit Verſtande begabt, dergleichen die menſchlichen Seelen ſind, nicht überall ſeyn können. **Erwähnte** Act. Erud. Bl. 436.

Weil dasjenige, welches nicht wirket; dem es an einer wirkenden Kraft mangelt; woran man nichts findet, ſo von einander könte unterſchieden werden; worinnen man endlich keinen Grund antrifft, warum es ſolte wirklich ſeyn: auf keine Weiſe eine Subſtanz kan genennet werden. **Eben daſelbſt** Bl. 439.

Sehet auch unten No. 11.

No. 3.

Der Herr Bayle hat ſehr weitläuftig dargethan, (Rep. au Provincial. Cap. 139. Bl. 748. u. d. f.) daß man die Seele mit einer Wage vergleichen könne; allwo die Bewegungsgründe und die Neigungen die Stelle der Gewichte vertreten. Man kan auch nach ſeiner Meynung dasjenige, ſo in unſern Entſchlieſſungen vorgehet, vermittelſt dieſer Hypotheſeos, erklären: daß nämlich der Wille des Menſchen einer Wage gleich ſey, welche im Ruheſtand verbleibet, wenn die Gewichte in ihren beyden Schalen einander gleich ſind; und welche entweder auf die eine Seite, oder auf die andere ausſchläget, wornach eine von den Wagſchalen mehr beladen iſt. Eine neue Raiſon iſt einem überwichtigen Gewichte gleich. Eine neue Vorſtellung in Gedanken ſtrahlet ſtärker, und hat einen lebendigern Eindruck in die Seele als eine alte idée. Die Furcht für einer groſen Verdrieslichkeit behält die Oberhand über einen gewiſſen Grad des Vergnügens. Wann zwo heftige Gemüthsregungen einander die Herrſchaft ſtrittig machen; ſo behält die allerſtärkſte das Feld: wo die andere nicht durch die Vernunft, oder durch eine andere Gemüthsbewegung, ſo ſich mit ihr vereiniget, unterſtützet und geſtärket wird. Theodicee Bl. 514.

Man hat deſto mehr Mühe ſich zu entſchlieſſen; iemehr die widrigen Bewegungsgründe einander nahe und gleich kommen: gleich wie man ſiehet, daß die Wage viel eher einen Ausſchlag thut, wenn ein groſer Unterſcheid unter den Gewichten iſt. Unterdeſſen, gleich wie ſehr öfters mehr als zween Wege vorhanden ſind, welche ein Menſch bey ſeinen Entſchlieſſungen ergreifen kan; ſo könte man, an ſtatt der Wage, die Seele mit einer Kraft vergleichen, ſo ihre Stärke zu gleicher Zeit an vielen Orten anſetzet: welche aber gleichwohl nur auf derjenigen Seite wirket und durchbricht, wo ſie am meiſten erleichtert und unterſtützet wird; und wo ſie am wenigſten Widerſtand findet. Wir wollen ein Exempel von der Luft hernehmen, welche, wenn ſie in einem gläſernen Recipienten ſehr ſtark zuſammen gepreſſet worden; das Glas zerbricht, um einen Ausgang zu gewinnen. Sie thut ihren Anſatz auf alle Theile des Glaſes: ihre Stärke aber kommt an dem ſchwächſten Orte zum wirklichen Durchbruch. Alſo zielen die Neigungen der Seele auf alle Arten des Guten, welche ſich ihr vorſtellen: ſie ſind die vorhergehenden Wirkungen des Willens (voluntates antecedentes;) Der Schlußwille aber, welcher daraus erwächſet, entſchlieſet ſich zu demjenigen, ſo ihm am meiſten gefället und anſtändig iſt. Theodicee, Bl. 515.

Sehet unten No. 4. und 9.

No. 4.

Niemahls beſtehet die Freyheit in indifferentia perfecti aequilibrii: allwo alle Bewegungsgründe auf beyden Seiten in vollkommener Gleichwucht ſtehen; ohne daß eine gröſere und ſtärkere Neigung auf der einen Seite den Ausſchlag thäte. Theodicee Bl. 158.

Es iſt an dem, daß, wenn der geſezte Fall (von dem Eſel, welcher zwiſchen zwoen Wieſen ſtehet, und zu beyden einen gleichmäſigen Appetit hätte) möglich wäre; man würde ſagen müſſen, daß er bey dieſen Umſtänden Hungers ſtürbe. Wenn man aber den angegebenen Fall dem Grunde nach betrachtet, ſo iſt er unmöglich; wo GOtt die Umſtände nicht mit Fleis alſo ordnen wolte. Eben daſelbſt Bl. 161.

Sehet oben No. 3. und unten No. 9.

No. 5

Dieſes iſt eine Folge aus dem Lehrgebäude der vorherbeſtimmten Harmonie; wovon ich hier einige Erklärung geben muß. Die Scholaſtiſchen Philoſophen glaubten, daß ein beyderſeitiger phyſicaliſcher Einfluß zwiſchen dem Körper und der Seele wäre. Nachdem man aber in gehörige Betrachtung gezogen: daß die (a) Gedanken und die ausgedehnte Maſſa der

---

(a) Hn. Clarks Anmerkung. Der Hr. Autor hätte **die denkende** Subſtanz ſagen ſollen. Denn der

Materie keine Gemeinſchaft haben, und daß es Geſchöpfe ſind, welche ſchlechterdings der Art nach von einander unterſchieden ſeyn; ſo haben viele von den neuern Weltweiſen erkannt, daß keine phyſicaliſche Gemeinſchaft oder Communication zwiſchen der Seele und dem Körper könne ſtatt finden: ob gleich eine metaphyſiſche Gemeinſchaft unter ihnen allezeit iſt, welche verurſachet, daß die Seele und der Körper ein Suppoſitum ausmachen; welches man eine Perſon zu nennen pfleget. Dieſe phyſicaliſche Gemeinſchaft, wenn ſolche bey ihnen Platz fände, würde verurſachen: daß die Seele den Grad der Geſchwindigkeit und die Directionslinie einiger in dem Körper befindlichen Bewegungen würde verändern; und daß, auf der andern Seite, der Körper die Ordnung der Gedanken, welche in der Seele ſind, verrücken würde. Man kan aber dieſe Wirkung aus keinem Begriff, den wir uns bey dem Körper und bey der Seele machen können, heraus ziehen: ob uns gleich nichts mehr als die Seele (b) bewuſt iſt; weil ſie uns, das iſt, ſich ſelbſt

---

Gedanke oder die Wirkung der denkenden Kraft iſt keine Subſtanz.

(b) Herrn Clarkens Anmerkung. Gleichwie das Auge ſich nicht ſelber ſiehet; und wie ein Menſch, wenn er eines andern Auge, oder das Bild von ſeinem eigenen Auge, in einem Glaſe niemahls geſehen hätte, ſich niemahls würde einen Begriff gemacht haben, was ein Auge ſey: alſo unterſcheidet auch die Seele ihre eigene Subſtanz nicht.

ſelbſt innerlich zugegen iſt. Theod. Bl. 172.

Es konte nicht fehlen, daß ich nicht auf dieſes Syſtema geriethe, welches darauf ankömmt: daß GOtt die Seele, gleich von Anfange, auf eine ſolche Weiſe erſchaffen habe, daß ſie ſich das alles, was in dem Körper vorgehet, in ihr ſelbſt, der Ordnung nach, hervorbringen und vorſtellig machen ſolte; und daß der Körper ebenfals auf ſo eine Art eingerichtet worden, daß er das alles, was die Seele ordnet, ſolte thun und ausüben. Auf die Art müſſen die Geſetze, welche die Gedanken der Seele in der Ordnung derer nach gewiſſen Abſichten wirkenden Urſachen, und derer in ihr ſelbſt erwachſenen Empfindungen verknüpfen; die Bilder, die mit dem Einfall der Körper in unſere Sinne, zugleich entſtehen und übereinſtimmen, hervorbringen: Und die in den Körpern befindliche Bewegungsgeſetze, welche nach der Ordnung der cauſarum efficientium auf einander erfolgen; müſſen ebener maſen mit den Gedanken der Seele alſo zugleich entſtehen und übereinkommen, daß der Körper zu der Zeit, da ſolches die Seele will, zu wirken veranlaſſet wird. **Eben daſelbſt.** Bl. 176.

Der Herr **Jaquelot** hat in ſeinem Buche **von der Ubereinſtimmung der Vernunft mit dem Glauben** ſehr wohl angemerket, daß es hiermit eben die Bewandniß habe: als wenn derjenige, welcher alles wüßte, was ich einem Diener den ganzen folgenden Tag über anbefehlen würde; eine Machine machte, ſo dieſem Diener vollkommen ähnlich wäre: und welche den Morgen drauf alles zuſammen, was ich anordnen würde, zu beſtimmter Zeit genau bewerkſtelligte. Dies würde mich denn nicht verhindern, alles nach meinen Gefallen frey anzuordnen; obgleich die Bewegung der Machine, welche mir dienen würde, nicht die geringſte Freyheit in ihrer Wirkung an ſich hätte. Theodicée Bl. 176.

Das wahre Mittel, wodurch GOtt macht, daß die Seele gewiſſe Empfindungen von demjenigen, ſo in dem Körper vorgehet, habe; erfolget aus der Natur der Seele: als in welcher ein lebendiger Abriß der Körper iſt; und die ſchon, im voraus, auf eine ſolche Weiſe gemacht worden, daß die Abſchilderungen (repraeſentationes,) ſo durch eine natürliche Ordnung und Folge der Gedanken in ihr auf einander erwachſen, mit den Veränderungen der Körper übereinſtimmen. Eben daſelbſt Bl. 550.

Sehet oben No. 2. und unten No. 11.

No. 6.

Auf gleiche Art, wenn GOtt wolte: daß die Glieder des menſchlichen Leibes ſich, zu Folge des Syſtematis cauſarum occaſionalium, nach den Entſchlieſungen des Willens richten ſolten; ſo würde dieſes Geſetze ebenfals nur durch ſtetswährende Wunderwerke vollzogen werden. Theodicée. Bl. 383.

Sehet unten No. 8.

No. 7.

Imo potius materiam reſiſtere motui, per quandam ſuam inertiam, a KEPLERO pulchre ſic denominatam: ita ut non ſit indifferens ad motum & quietem, uti vulgo rem aeſtimare ſolent; ſed ad motum, pro magnitudine ſua, vi tanto majore activa indigeat. Acta Erudit. *ad Ann.* 1698. p. 434.

Inertiam naturalem, oppoſitam motui. ibid.

Ignavia quadam, ut ſic dicam; id eſt, ad motum repugnatione. Acta *ad Ann.* 1695. p. 147.

Ignaviae, ſeu ad motum reſiſtentiae, in materia. ib. p. 151.

Die Erfahrungen, ſo man von dem Zuſammenſtos der Körper gemacht und auf gehörige Vernunftſchlüſſe gebracht hat; geben zu erkennen, daß man zweymahl mehr Kraft vonnöthen habe, wenn man einerley Geſchwindigkeit einem Körper, der von einerley Materie, aber zweymahl gröſer iſt, geben will: als welches man nicht Urſache haben würde, wenn ſich die Materie zur Ruhe und zur Bewegung ſchlechterdings gleichgültig verhielte; und wenn ſie dieſe natürliche Trägheit zur Bewegung nicht hätte, wovon wir ietzo geredet haben, und welche ihr eine Art des Widerſtandes giebt, wenn ſie ſoll beweget werden. Theod. p. 142.

Wann ich die Gleichgültigkeit, ſo die Materie zur Bewegung und zur Ruhe hat, betrachte; ſo ſcheinet es mir, daß der allergröſte und in ſeinem Ruheſtand liegende Körper, von dem kleinſten Körper, ſo ſich in der Bewegung befindet, ohne einzigen Widerſtand würde können gehoben und aus ſeiner Stelle beweget werden: in welchem Falle eine Wirkung ohne Gegenwirkung (actio ſine reactione) ſeyn, und eine Wirkung die wirkende Kraft bey weitem überſteigen würde. **Eben daſelbſt Bl. 538.**

No. 8.

Wann dannenhero GOtt ein allgemeines Geſetz machen wolte, daß nämlich die Körper einander an ſich zögen; ſo würde ſolches auf keine andere Weiſe, als durch ſtetswährende Wunderwerke können ausgeübet werden. Theodicée Bl. 382.

Sehet oben No. 6.

No. 9.

Man kan ebener maſen in Anſehung der vollkommenſten Weisheit, welche nicht weniger als die Mathematik nach der Ordnung verfähret, ſagen: daß, wenn unter allen möglichen Weltgebäuden keines wäre gefunden worden, welches das allerbeſte geweſen wäre; ſo würde GOtt aus denſelben keinen Ausſchuß gemacht, und gar keines hervorgebracht haben. Theod. p. 116.

Sehet oben No. 4. und 3.

No. 10.

Si fingeremus duas ſphaeras concentricas perfectas & perfecte tam inter ſe quam in partibus ſuis ſimilares; alteram alteri ita incluſam eſſe, ut nec minus ſit hiatus: tunc ſive volvi incluſam, ſive quieſcere ponamus; ne Angelus quidem, ne quid amplius dicam, ullum poterit notare diſcrimen inter diverſi temporis Status, aut indicium habere diſcernendi, utrum quieſcat an volvatur incluſa ſphaera, & qua motus lege. Acta Erud. *ad Ann.* 1698. p. 437.

No. 11.

In meiner Lehre von der vorherbeſtimmten Harmonie gebe ich zu erkennen, daß eine iedwede einfache Subſtanz, natürlicher Weiſe, gewiſſe Empfindungen habe. Ihre Individualität, oder ihr nach allen beſondern Umſtänden genau beſtimmter Zuſtand beruhe in demjenigen ſteten Geſetze, welches die ordentliche Erfolgung derer in ihr liegenden Empfindungen, als die da natürlicher Weiſe aus einander entſpringen, verurſachet. Dieſes gehe dahin, daß ſie den ihr zugetheilten Körper ſich vorbilden, und vermittelſt deſſen das geſammte Weltgebäude nach dem Stande, welchen ihr Körper in der Welt einnimmt, und welcher dieſer ſimplen Subſtanz eigenthümlich iſt, abſchildern ſoll; ohne daß ſie den geringſten phyſicaliſchen Einfluß von dem Körper zu erhalten vonnöthen hat. Auf gleiche Weiſe richte ſich der Körper auf ſeiner Seite nach den freyen Entſchlieſungen der Seele, vermöge ſeiner eigenen Geſetze; und folglich gehorſamet er ihr nur, in ſo weit es dieſe Geſetze verſtatten. Theod. Bl. 479.

Man muß auch bekennen, daß eine iedwede Seele das ganze groſe Weltgebäude nach dem Stand ihres Körpers in der Welt und vermöge der ihr eigenthümlichen Relation ſich abſchildert: worbey aber allezeit eine vollkommene Harmonie beobachtet wird. **Eben daſelbſt** Bl. 552.

Die Wirkung der Avtomatorum ſpiritualium, das iſt, der Seelen iſt nicht mechaniſch; ſondern ſie faſſet das ausbündigſte aus der Mechanik in ſich. Die Bewegungen, ſo ſich in den Körpern entſpinnen, flieſen durch die Abſchilderung oder Repraeſentation gleichſam in ihr als in einem Mittelpunkte zuſammen; und zwar wie in einer abgebildeten oder ideellen Welt, welche die Geſetze der wirklich ſichtbaren Welt und ihre Folgerungen ausdrucket; iedoch mit dieſem Unterſcheid, welcher zwiſchen ihr und der allervollkommenſten und in GOtt befindlichen ideellen Welt iſt, daß die meiſten in der menſchlichen Seele vorgehende Empfindungen

dungen nur verwirret ſind. Denn man muß wiſſen, daß eine jede einfache Subſtanz das ganze Weltgebäude durch ihre verwirrte Empfindungen in ſich ſchlieſet; und daß die Ordnung dieſer Perceptionen nach der beſondern Natur dieſer Subſtanz eingerichtet wird: aber auf eine Art, wodurch die ganze allgemeine Natur allezeit wird ausgedrucket; und dabey eine jede gegenwärtige Perception nach einer neuen Perception, ſo wie eine jede Bewegung nach einer andern, ſtrebet. Es iſt aber unmöglich, daß die Seele ihre ganze Natur deutlich erkennen und wahrnehmen kan; wie dieſe unzehlbare Anzahl dieſer ſehr kleinen zuſammengehäuften oder vielmehr in ihr ſämmtlich concentrirten Empfindungen in ihr erwachſen und gebildet werden: ſintemahl eine vollkommene Einſicht in das ganze groſe Weltgebäude, welches in ihr gleichſam zuſammengezogen und eingeſchloſſen iſt, hierzu erfordert würde; das iſt, ſie müſte ein GOTT ſeyn. Theodicée Bl. 603.

Sehet oben, No. 2. und 5.

No. 12.

Der kettenförmige Zuſammenhang der wirkenden Urſachen, welche mit einander verknüpft ſind; erſtrecket ſich weit. Daher denn der Grund, den **Carteſius** angeführet hat, um die Ununterwürfigkeit unſerer freyen Handlungen durch eine vermeyntliche lebendige und innerliche

liche Empfindung zu erweiſen; von keinem Nachdruck und von keiner Bündigkeit iſt. Wir können eigentlich unſere Ununterwürfigkeit oder Independenz nicht empfinden; und wir nehmen nicht allezeit die öfters unvermerklichen Bewegungsurſachen wahr, woraus unſere Entſchlieſung erwächſet. Hiermit hat es eben die Bewandniß, als wenn eine Magnetnadel vermerkte, daß ſie geneigt ſey, ſich nach Mitternacht zu drehen: denn ſie würde glauben, als wenn dieſe ihre Bewegung nach Norden zu, von keiner andern Sache herrührte; indem ſie die unvermerklichen Wirkungen von der Magnetiſchen Kraft nicht verſpührte. Theodicée Bl. 162.

Sehet unten No. 13.

No. 13.

Eine unzehlige Menge groſer und kleiner Bewegungen, welche ſowohl innerlich als äuſerlich ſeyn können; vereinigen ſich mit und in uns, wie wir das ſehr öfters wahrnehmen: und ich habe allbereits angemerkt, daß, da man aus einem Zimmer heraus gehet, dergleichen Urſachen vorhanden ſind, die uns veranlaſſen, einen gewiſſen Fus voran zu ſetzen; ohne daß wir hierauf acht haben. Theodicée Bl. 158.

Sehet oben No. 12.

V.

Herrn
Ludwig Philipp Thümmigs
Antwort
für den
Herrn Baron von Leibnitz
auf die fünfte
Engliſche Schrift
Des
Herrn D. Clarke.

1.

Das Gleichniß von der Wage wird ſehr unrichtig ausgeleget. Man ſuchet keine Aehnlichkeit zwiſchen der Wage und dem Geiſte; ſondern zwiſchen den Gewichten und den Motiven. Wie es ohnmöglich iſt, daß, in einer Wage, durch die Gewichte eine Bewegung erfolgen kan, wenn ſie beyderſeits von gleicher Schwere ſind; und dannenhero keine raiſon vorhanden, warum vielmehr das eine, als das andere niederſteigen ſolte: Alſo iſt es gleichergeſtalt nicht möglich, daß in der Seele durch Motiven ein Appetit oder Wille erreget wird; wenn ſie beyderſeits gleichwichtig ſind: und ſolcher geſtalt keine raiſon vorhanden iſt, warum vielmehr der eine Bewegungsgrund praevaliren ſolte, als der andere. Es dienet demnach nichts zur Sache, ob die Wage ſich paſſive und die Seele hingegen ſich active verhält; indem darinnen keine Vergleichung geſuchet wird. Was aber den Satz von der zureichenden raiſon betrifft; ſo gilt derſelbe ſo wohl bey paſſionibus als actionibus: wie auch ſchon von dem Herrn von Leibnitz erinnert worden. Man hat demnach keine Urſache, warum man dieſes Gleichniß verwerfen will, welches die Sache zu erläutern allerdings geſchickt iſt. Und alſo fället alles hin, was weitläuftig von der Seele vorgebracht wird. Es erhellet aber daraus, daß man noch ſehr grob von der Seele philoſophire; und ſich, der imagination gemäs, alles auf körperliche Weiſe vorſtellet: ſonſt würde man nimmermehr ſagen, daß die Bewegungsgründe etwas äuſerliches wären, die einen Eindruck in die Seele machten; und daß die Motiven von dem Principio actionis unterſchieden wären. Wenn man ein dergleichen von ihnen unterſchiedenes Principium gewüſt; ſo hätte man es nennen ſollen, was es denn eigentlich wäre. Da man aber nichts davon als den bloſen Nahmen ſagen kan; ſo ſiehet man auch leicht, daß es eine bloſe chimaera iſt. Es würde zu weitläuftig fallen den Unterſcheid der Actionum und Paſſionum in der Seele weitläuftig zu erklären: unterdeſſen will ich nur dieſes mit wenigen erinnert haben, daß man die undeutlichen Vorſtellungen der Sinnen und Imagination die Paſſiones; die deutlichen hingegen im Verſtande die Actiones zu nennen pfleget. Wer aber die Sachen genauer einſiehet, der begreifet daß in beyden Fällen die Seele ſich wirkſam erzeiget. Und deßwegen darf man nicht ſagen, daß, wenn verſchiedene Manieren zu wirken auf gleiche Weiſe gut zu ſeyn ſchienen; ſie der Seele das

Vermögen zu wirken gänzlich benehmen: gleich wie die gleichen Gewichte eine Wage in ihrer Bewegung hindern. Sondern die Seele unterläſſet alsdenn beyde Manieren zu wirken, weil ſie keine raiſon hat, warum ſie vielmehr auf die eine Manier, als auf die andere wirken ſolte. Es iſt aber nicht wohl ein Fall zu hoffen, wenn man von den Dingen reden will, wie ſie in der Welt angetroffen werden; nicht aber, wie man ſie von ihren Umſtänden in Gedanken abſtrahiret: da gar keine raiſon vorhanden wäre, welche den Ausſchlag geben könte, daß eine gewiſſe Manier zu wirken beſſer ſey, als eine andere. Wenn man demnach gute und bündige Gründe hat, von den Wirkungen nicht gänzlich abzuſtehen; ſo wird ſich auch immer eine raiſon finden, welche den Ausſchlag für die eine Manier zu wirken giebet. Die Erfahrung ſtimmet damit überein: und man kan es nicht weniger demonſtriren. Allein da die demonſtration in die innere Erkänntniß der zufälligen Dinge zu tief eindringet; ſo muß man beſorgen, es möchte noch zur Zeit dieſelbe nicht wohl verſtanden werden: da man ohnedem ſiehet, daß noch leichtere Dinge nicht genug eingeſehen worden. Und eben aus dieſen Gründen wird erwieſen: daß es ſchlechterdings ohnmöglich ſey, daß zwey ähnliche Theile der Materie in einer Welt ſeyn können. Folgends iſt der ganze Streit ohnnöthig, da man fraget: ob GOtt dergleichen machen könne.

Die ſich dergleichen einbilden, haben noch eine gar ſehr eingeſchränkte Einſicht in die Beſchaffenheit der Welt. Sie ſehen nicht, wie alles dem Raume und der Zeit nach in einer Welt mit einander verknüpft iſt; und was doch dieſe Verknüpfung eigentlich nach ſich ziehet. Was man wegen der hypothetiſchen und moraliſchen Nothwendigkeit erinnert; gehet nur die Wörter und nicht die Sachen an. Wenn aber Wörter einmahl eingeführet ſind; ſo hat man keine Urſache, warum man dieſelben ändern will: ſie mögen nach grammaticaliſchen Betrachtungen geſchickt oder ungeſchickt heraus kommen. Wenn ſie hinlänglich erkläret werden; ſo iſt keine Gefahr, daß dadurch der Wahrheit ein Eintrag geſchiehet. Es widerſpricht ſich auch der Herr von Leibnitz nicht; wenn er ſagt, daß der Wille nicht allezeit dem practiſchen Verſtande genau folget: weilen er jezuweilen gewiſſe raiſons zum Aufſchub ſeiner Entſchlieſungen finden kan. Denn in dieſem Falle, ſind die Bewegungsgründe noch nicht vollſtändig: und ſolcher geſtalt iſt das endliche Schlußurtheil des practiſchen Verſtandes noch nicht vorhanden.

2. Wenn geſaget wird, es hätte ſollen erwieſen werden, daß es ohnmöglich ſey, daß GOtt 2. Theile der Materie mache, die eine völlige Aehnlichkeit unter ſich haben; ſo iſt zu merken, daß ſolches gar wohl geſchehen könne: Ja in der That iſt es auch von Herrn Hofrath

Wolfen in den Gedanken von GOtt, der Welt und der Seele des Menſchen Cap. IV. §. 587. aus der Natur der Welt, ohne Abſicht auf die Weisheit GOttes; eben ſo, wie es verlanget wird, erwieſen worden. Derowegen ſiehet man nun nicht, was man weiter dagegen einwenden wollen: und wird man dannenhero geſtehen müſſen, daß nunmehro ein völliges Genügen geſchehen. Weil das übrige, was vorgebracht worden, blos in der Abſicht vorgebracht wird, in ſo weit man vermeynet, daß die Ohnmöglichkeit zweyer ähnlicher Dinge nicht könne aus der Natur der Welt erwieſen werden; ſo fället es nunmehro von ſich ſelbſt hin, und iſt nicht nöthig, etwas darauf zu antworten.

3. Man bildet ſich ein, als wenn dieſes einander widerſprechen ſolte: daß man zugeſtehet, zwey Sachen, ſo einander vollkommen ähnlich ſind, würden in der That zwey beſondere Dinge ſeyn; und doch vorgiebet, ſie würden das Principium individuationis nicht haben; ja gar ſaget: es würde nur eine Sache, unter zweyerley Nahmen ſeyn. Allein, eben aus dem vorhin recommendirten Beweiſe von der Ohnmöglichkeit zweyer ähnlicher Dinge in einer Welt, erhellet, daß dieſes alles gar wohl neben einander ſtehen könne. Nämlich, wenn man ſich zwey ähnliche Dinge in abſtracto vorſtellet; ſo ſind ſie freylich nicht ein Ding, ſondern zwey. Allein ſo bald man ſie als wirkliche Dinge betrachten will; ſo wird man

finden, vermöge der Natur des zufälligen, daß man in der That nur ein Ding unter 2. Nahmen hat; und daß man dieſes einige Ding bloß als zwey ſich vorſtellen könne: weil man das Principium individuationis davon in Gedanken abgeſondert. Nämlich das Principium individuationis beſtehet in dem, wodurch ein Ding, ſo wohl in als auſer ſich; das iſt, ſo wohl in ſeinem Weſen als nach ſeiner Wirklichkeit, determiniret wird. Die zufälligen Dinge aber, werden durch eine unendliche Verknüpfung mit den übrigen in der Welt, ſo wohl dem Raume als der Zeit nach determiniret: und muß dannenhero das Principium individuationis einerley ſeyn; wenn die Dinge in einer Welt einander ähnlich ſind. Ich ſage mit Fleis in einer Welt; denn ich will nicht läugnen, daß zwey ähnliche Dinge in verſchiedenen Welten ſeyn können: Alsdenn aber haben ſie nicht einerley Principium individuationis. Eben ſo verhält ſichs mit dem, was von den Theilen der Zeit und des Raumes geſaget wird. Wenn man geſtehet, daß die Theile der Zeit und des Raumes einander vollkommen ähnlich ſind; ſo betrachtet man Zeit und Raum in abſtracto. Wenn man aber läugnet, daß Zeit und Raum einander ähnlich ſind, wenn gewiſſe Körper darinnen ſind; ſo betrachtet man beyde in concreto, in ſo weit ſie nämlich etwas wirkliches ſind. Und demnach iſt es keine wahre contradiction: Denn wer weis nicht, daß hierzu erforfordert wird, daß eine Sache beyderſeits auf einerley Art muß genommen werden. Man muß ſich aber um ſo vielmehr wundern, daß man hieraus einen Widerſpruch erzwingen will: weil der Herr von Leibnitz ſich ſchon ſelbſt deutlich genug in dieſer Sache erkläret. Man könte gar leicht auch von den übrigen vermeynten contradictionen zeigen, daß ſie in einem bloſen Scheine beſtehen; der aus Mißverſtändniß der Sachen herrühret. Allein es würde wohl zu weitläuftig fallen, und ſcheinet auch nicht nöthig zu ſeyn: indem man mit gegenwärtiger Schrift keine weitere Abſicht hat, als daß man zeigen will, was Herr Clarke einwendet, laſſe ſich gar wohl beantworten; ob es gleich bey denen, welche Metaphyſiſche Wahrheiten nicht tief genug einſehen, nicht einen geringen Schein haben mag.

4. Wenn man was tüchtiges dawider hätte vorbringen wollen, daß der Widerſtand nicht ſo wohl von der Gröſe der Materie; als vielmehr von der Schwierigkeit, die ſich dabey eräuſert, wenn ſie nachgeben und Platz machen ſolle, herkomme: ſo hätte man entweder die gemeine Meynung, daß die Gröſe der Materie den Widerſtand verurſachen, erweiſen; oder den entgegen geſezten Satz, daß er von der Schwierigkeit nachzugeben herrühre, widerlegen ſollen. Es geſchiehet aber keines von beyden: alſo ſiehet man, daß die Sachen nur obenhin erwogen werden.

5. Wenn man fortfähret zu behaupten, daß der Raum eine Eigenſchaft GOttes ſey: ſo

verlanget man jezt eben nicht weitläuftig zu verthaidigen die von dem Herrn von Leibniz dawider gemachte Folgerungen, welche insgesammt geläugnet werden; ſondern man nimmet die hiervon gegebene Erklärung an, giebt aber dabey zu bedenken: wie es möglich ſey, daß, da der Raum Theile hat, derſelbe GOtt als einem einfachen Weſen zur Eigenſchaft kan beygeleget werden. Denn ohnerachtet man vorgiebt, dieſe Theile wären untrennbar und unbeweglich; ſo folget doch daraus nicht, daß der Raum ein einfaches Weſen iſt. Nicht die Trennbarkeit und Beweglichkeit; ſondern die Gegenwart der Theile machet, daß etwas ein zuſammen geſeztes, und nicht einfaches Ding iſt. Maſen eben dadurch das einfache von dem zuſammen geſezten unterſchieden iſt; daß es gar keine Theile hat. Ein Weſen, das untrennbare und unbewegliche Theile hat, deren keiner von den andern als nur der Zahl nach unterſchieden iſt; als wie man ſich insgemein den Raum einbildet: iſt kein ens ſimplex, ſondern compoſitum ſimilare. Dergleichen compoſita ſimilaria aber ſind, vermöge des principii indiſcernibilium, von deſſen Richtigkeit vorhin geredet worden; nichts als Abentheure der Einbildung: nirgends aber in der Natur anzutreffen, auch dem Verſtande unbegreiflich. Uber dieſes iſt es nicht genug, das man ſagt, der Raum ſey eine Eigenſchaft GOttes; ſondern da es in Zweifel gezogen worden, hätte es ſollen erwieſen werden. Man bemühet ſich zwar in der ſub c. beygefügten Anmerkung einen Beweis vorzubringen: allein man nimmt gar viel an, welches man keines weges zugeben kan. Wovon uns nur eines und das andere anzuführen begnüget. Z. E. wenn man behauptet, daß der Raum kein bloſer concept ſey, ſo will man es dadurch beweiſen: daß die Vernunft zeige, daß er in der That unendlich ſey; unſer concept aber nicht anders als endlich ſeyn kan. Denn es wird hier das infinitum imaginarium und reale mit einander confundirt. Es iſt freylich an dem, daß kein concept, das iſt, kein Ding, welches in der leeren Einbildung beſtehet; eine reelle Unendlichkeit haben kan: Allein es kan wohl eine eingebildete haben. Nämlich dieſes leztere Unendliche iſt eine bloſe Redensart; wie der Herr von Leibnitz an einem Orte in den Actis Erudit. angemerket hat: und wird es von den Mathematicis gebraucht, als die blos mit einem objecto imaginario zu thun haben. Hingegen ganz anders verhält ſichs mit der wahren Unendlichkeit, welche in die Metaphyſik gehöret; und davon der Herr Hofrath Wolf in den Gedanken von GOtt, der Welt und der Seele, zuerſt einen deutlichen Begriff gegeben. Da nun Herr Clarke keine andere Unendlichkeit verſtehet, als diejenige, von welcher die Mathematici reden; ſo wird ihm billig geläugnet, daß einem bloſen concept die Unendlichkeit nicht könne beygeleget werden. Weil der Raum nur ein eingebildetes Ding iſt; ſo ſchickt ſich auch für ihn die eingebildete Unendlichkeit. Damit man aber deſto deutlicher begreiſe, woher es komme, daß man dem Raume keine Schranken ſetzen kan; ſo iſt zu merken, daß es eben deßwegen geſchehe, weil man ihn blos in abſtracto conſideriret, und er alſo kein principium individuationis hat, wodurch er limitiret werden könnte: gleich als wie die Materie in abſtracto keine limites hat. Eben ſo iſt dadurch nicht erwieſen, daß der Raum keine Ordnung ſeyn könne; weil man vorgiebt, daß keine Ordnung eine Gröſe haben könne: denn das Widerſpiel läſſet ſich gar wohl erweiſen; wie mit mehrern geſchehn ſolle. Ohnerachtet man ferner zugiebt, daß der Raum nicht die Materie ſelbſt ſey: ſo giebt man doch nicht zu, daß es aus den angeführten Gründen ſolge; welches aber hier zu zeigen nicht nöthig erachtet wird. Ohnerachtet man endlich zugiebet, daß GOtt nicht im Raume exiſtire; gleichwie längſt von allen Theologis behauptet worden, daß GOtt nicht in der Zeit ſey, wiewohl auf eine ganz andere Weiſe, als es von Herrn **Clarke** verſtanden wird; ſo kan man doch nicht läugnen, wenn man anders verthaidigen will, daß der Raum eine Eigenſchaft GOttes ſey, daß eben dieſer Raum in GOtt exiſtire; und ſo verfället man in das abſurdum, welches vorhin angemerket worden, daß in einem einfachen Dinge, ſo keine Theile hat, etwas exiſtire, ſo Theile hat, die würklich auſer einander exiſtiren, und von einander unterſchieden ſind: ob ſie gleich an ſich eine vollkommene Aehnlichkeit haben. Es erhellet überhaupt, daß man noch gar zu ſehr an der Einbildung hänget, und anſtatt der deutlichen Begriffe, welche aus klaren Gründen der Vernunft; dergleichen die beyden Principia contradictionis und rationis ſufficientis ſind, dadurch in der Metaphyſic das Licht angezündet wird, durch richtige Folgerungen hergeleitet werden; ſich mit bloſen Bildern vergnüget: welches auch Locke in ſeinem Buche de intellectu gethan, und ſich gleichergeſtalt abhalten laſſen, daß ſeine Gedanken keine Tiefe erreichet. Und daher iſt es kein Wunder, daß Herr Clarke den Herrn von Leibnitz niemals recht verſtehet; und an ſtatt, daß er ihm antworten ſoll, nur beſtandig vorſaget, was aus ſeinen Begriffen flieſet. Unterdeſſen da ausführlich gezeiget worden, wie man ſich den Begriff des Raumes formiret; ſo hätte man dieſes nicht mit Stillſchweigen übergehen ſollen, wenn man was taugliches darwider zu ſagen gewußt hätte.

6. Wenn man annimmt, daß die ganze Welt ſich aus ihrer Stelle bewegen könne; ſo nimmt man es für die lange weile an: und hätte man es erweiſen ſollen. Man fordert aber mit Unrecht, daß das Widerſpiel erwieſen werden ſoll. Wer etwas behauptet, daß

es iſt; derſelbe muß auch den Beweis führen. Unterdeſſen hat doch der Herr von Leibnitz zum Uberfluß gezeiget, daß die ganze Welt nicht könne aus ihrer Stelle beweget werden: weil nämlich dadurch keine Veränderung in ihr vorgehen würde; und alſo dieſe Bewegung keine raiſon hätte. Man will zwar dieſes nicht zugeben: unterdeſſen iſt es doch leicht zu begreiſſen. Denn ſo wenig etwas in einer Kugel dadurch geändert wird, wenn ſie aus einem Orte in den andern getragen wird; ſo wenig würde auch etwas in einer eingeſchränkten Welt dadurch verändert: wenn ſie aus einer Stelle in die andere verrückt würde. Nämlich alle Theile behielten gegen einander ihre Situation, die ſie vorhero hatten: und auf eine ſolche Weiſe wäre nichts anders in ihr zu obſerviren, als was man obſerviret haben würde; wenn ſie immer in einer Stelle verblieben wären. Das Exempel von einer Uhr kan die Sache erläutern. Dadurch, daß die Uhr aus einem Ort in den andern getragen wird, wird nichts in der Uhr geändert: ſondern, daß man etwas veränderliches an der Lage des Zeigers und der Stellung der Räder gegeneinander obſerviret, kommet von der innern Bewegung der Theile her. Es läſſet aber ſeltſam, wenn man ſagt, daß die Theile durch dieſe Bewegung einen gröſern impetum bekämen; denn davon iſt nicht die Frage: ſondern man beruft ſich blos darauf, daß durch die Bewegung

gung des ganzen nichts veränderliches in ihm zuwege gebracht wird, welches nach geſchehener Bewegung zu obſerviren wäre; wie ich erſt mit dem Exempel von der Uhr erwieſen. Man muß aber das Exempel von der Uhr nicht mißbrauchen, und weiter deuten als ſichs gebühret. Eine Uhr wird in einem mit andern Körpern erfüllten Raume beweget; und bringet dahero durch ihre Bewegung etwas veränderliches hervor: welches zu obſerviren iſt, wenn die Bewegung aufhört. Hingegen wenn man die Welt in einem leeren Raume ſich bewegen läſſet; ſo wird nach vollbrachter Bewegung nichts zu obſerviren ſeyn: ſondern es iſt eben ſo viel als wenn ſie in ihrer vorigen Stelle geblieben wäre. Nämlich es wird nicht geläugnet, daß die Welt, indem ſie beweget wird, durch dieſe Bewegung von der unbewegten differirete: ſondern man behauptet blos, daß nach geſchehener Bewegung nichts würde zu obſerviren ſeyn; welches nicht auch vorher geweſen wäre, wenn keine Bewegung geſchehen wäre. Und deßwegen nennet man es eine Bewegung für die lange weil: welche dem Satze von der hinlänglichen raiſon zuwider lauft. Man verlanget alſo ohne raiſon, daß auf die angegebene Veränderung, die in der Bewegung beſtehet, geantwortet werden ſoll: weil ſie gar nicht hieher gehöret.

7. Wie aus dem Unterſcheide der abſoluten und reſpectiven Bewegung nothwendig folget,

daß der Raum etwas von der Situation oder der Ordnung der Dinge ganz verſchiedenes ſey; hätte man deutlich zeigen ſollen: denn es wird nicht ein jeder dieſe Folge zugeben.

8. Daß der Raum, ohnerachtet er für die Ordnung der Dinge genommen wird, die neben einander zugleich ſind, dennoch eine Gröſe haben könne; hätte man gar leicht begreifen können: wenn man die Worte des Herrn von **Leibnitz** betrachtet, daß in der Ordnung etwas vorhanden ſey, was vorhergehe; und etwas, welches auf das andere folget. Denn ſo bald man verſchiedene Dinge hat, deren eines auſer dem andern iſt, und die doch zuſammen ein ganzes ausmachen; ſo hat man eine Menge der Theile: wer wolte aber zweifeln, daß die Menge der Theile eine Gröſe ſey? Und demnach iſt es nicht nöthig, daß wir weitläuftig unterſuchen, wie weit in der Mathematik den Verhältniſſen oder Proportionen, die eben wie die Ordnung nur eine Relation ſind; eine Gröſe kan beygeleget werden: und wie weit man die Logarithmos das Maas derſelben Gröſe nennen mag. Und dieſes iſt um ſo viel weniger nöthig, weil es von dem Herrn von **Leibnitz** auch nur als ein argumentum ad hominem hat können gebraucht werden. Denn es iſt nicht unbekannt, daß auch groſe Mathematici den proportionen eine Gröſe zu geeignet; davon ich jetzt nur Gregorium a. S. **Vincentio** und von den Engelländern **Wallisium** anführen will;

welcher vol. 1. oper. Math. fol. 154. ausdrücklich ſchreibet: ſunt rationes non minus quam numeri, verae quantitates. Wem die Art zu diſputiren des Herrn von Leibnitz bekannt iſt; der wird wiſſen, daß er argumenta ad hominem vielfältig gebrauchet. Wer dieſes nicht merket: ſondern auch dasjenige, worinnen er ſich andern accommodiret, für ſeine wahre Herzensmeynung annimmt; der dörffte gar leicht Contradictiones ihm aufbürden wollen. Und darunter ſind ſonder Zweifel als Exempel zu rechnen, was der Herr Clarke unterweilen als Contradictiones anführet; wiewohl auch ſchon oben gezeiget worden, daß er viele aus Mißverſtändniß dafür ausgiebt; ohnerachtet alles gar wohl neben einander beſtehen kan. Unter dieſe leztere Sorte rechnet man auch, was von der Frage vorgebracht wird: Ob GOtt die Welt habe eher oder ſpäter erſchaffen können? Wer die angeführten Stellen des Herrn von Leibnitz ſelber lieſet; wird nicht finden, daß er zugegeben, es könne die Welt eher ſeyn erſchaffen worden, als es geſchehen: ſondern nur, daß man in der Einbildung dergleichen erdichten könne. Daher er auch diejenige Welt, die eher angefangen hätte, mit einem Kopf vergleichet; dem der Mahler einen Pferdehals angeſetzet. Was aber einem ſolchen Gemählde gleichet, davon muß man allerdings ſagen, daß es an ſich nichts verſtändliches; ſondern vielmehr eine ohnmögliche Suppoſition iſt.

9. Wenn gleich zugegeben wird, daß GOtt der Materie könne Schranken ſetzen, und ſie alſo endlich machen; ſo wird deswegen nicht zugegeben, daß ſie beweglich ſeyn kan: als welches in der **fünften** Schrift §. 29. ausdrücklich ein gänzlich wider die Vernunft laufendes Gedichte genennet wird; das man nicht bewerkſtelligen kan. Da nun die independenz des Raumes von der Materie nicht aus der Endlichkeit; ſondern aus der Beweglichkeit der Welt geſchloſſen wird: ſo thut der Schluß dem Herrn von **Leibnitz** keinen Schaden. Wenn übrigens die Welt auch gleich nothwendig ewig wäre, das iſt, nothwendig keinen Anfang hätte; ſondern in einer immerwährenden Zeit exiſtirte: ſo wäre ſie zwar von GOtt dem Anfange nach nicht dependent, denn dergleichen Anfang wäre alsdenn ein pur lauteres Nichts; Sie bliebe aber doch in ihrer Exiſtenz von ſeinem freyen Willen dependent: indem ſie blos deßwegen für unzehlig vielen andern, die eben ſo wohl als ſie möglich ſind, ihre Wirklichkeit erreichet hätte; weil ſie GOtt nach ſeiner Weisheit erwählet.

10. Daß der Weltraum in der Exiſtenz GOttes gegründet ſey, hätte man nicht vielmahl melden; ſondern nur einmahl erweiſen ſollen. Man ſiehet aber gar wohl, warum man den Beweis ſchuldig geblieben; nämlich weil keine Verknüpfung zwiſchen dem eingebildeten Raume, und dem Begriff von dem Weſen und

der Exiſtenz GOttes wirklich vorhanden. Man möchte wohl hören, wie man aus einem Begriffe von GOtt oder ſeinen Eigenſchaften heraus bringen ſolte: daß in ihm ein unendlich leerer Raum ſey, das iſt, ein unendlich ausgedehntes Ding, deſſen Theile alle einander vollkommen ähnlich ſind; weil man nämlich in ihnen nichts findet, ſo was reelles iſt.

11. Daß Herr **Clarke** und viele andere ſeiner Herren Landsleute nicht verſtehen, was es zu ſagen habe, wenn der Herr von **Leibnitz** der Seele ein Principium repraeſentativum zueignet; hat man zur Gnüge erkannt; auch ehe Er es ſelbſt offenherzig geſtanden. Unterdeſſen iſt es doch allerdings was verſtändliches: weil daraus alles, was man nur nach den ſchärfſten Beobachtungen in der Seele wahrnimmt, ſich auf eine verſtändliche Art erklären läſſet; wie auch bereits in Herrn Hofrath **Wolfens** Metaphyſic geſchehen. So würde man auch nichts wider die Harmoniam praeſtabilitam einzuwenden haben; wenn man ſie recht verſtünde, und nicht aus Mangel der Einſicht für ein leeres Wort hielte: wie aus jetzt erſt angeführten Buche abermahl zu erſehen.

12. Man muß ſich billig wundern, warum man einen Beweis davon erfordert, daß man einen Satz für unverſtändlich ausgiebet. Wer ihn für verſtändlich hält, der muß es zeigen, daß er verſtändlich ſey. Nämlich wenn Herr **Clarke** glaubet, es ſey verſtändlich, daß die

Bilder durch die Organa Senſuum in das Senſorium gebracht würden worinn die Seele ſolche empfindet; ſo zeige er, auf was für Art und Weiſe ſolches geſchehe. Ehe er dieſes thut, kan er nicht ſagen, daß der Satz verſtändlich ſey. Was verſtändlich iſt, muß ſich erklären laſſen: auf was für Art und Weiſe es möglich iſt. Man ſiehet hier abermahls eine Probe wie wenig man noch in dem Studio des Platonis avancirt; in den Begriffen der Dinge das Gemüthe von den Sinnen und der Einbildung abzuführen: welches doch eine von den vornehmſten Geſchicklichkeiten iſt, die ein Metaphyſicus haben muß. Daß GOTT alle Dinge deßwegen wahrnimmt, weil er ſie ſtetswährend aufs neue hervorbringet, nennet man einen bloſen erdichteten Gedanken der Scholaſtiker: ohnerachtet es auf eine ſolche Weiſe begreiflich iſt, wie GOtt das gegenwärtige erkennen muß. Hingegen ſagt man, GOtt empfinde alle Dinge durch ſeine wirkliche Gegenwart; und will doch nicht zugeben, daß die erſchaffene Dinge in den Schöpfer wirken: weil freylich daraus folget, daß er von der Creatur müſte dependent ſeyn; und alſo in der That die Seele der Welt: ſo ungerne man auch dieſes höret. Und ſo redet man abermahl auf vielerley Weiſe unverſtändliche Dinge.

13. Dadurch, daß die Bewegungen in den Körper ohne den Einfluß der Seele geſchehen, folget keinesweges eine unwidertreibliche Noth-

wendig

wendigkeit; am allerwenigſten aber ein blindes Verhängniß. Auch werden dadurch die Beweisthümer für die Seele, daß ſie ein immaterielles Weſen ſey, keinesweges benommen. Man muß nur verſtehen lernen, was Nothwendigkeit; was Zufälligkeit; was Freyheit; was Denken, und dergleichen mehr iſt: ſo wird der Nebel, der ſich jetzo für die Augen gezogen, bald verſchwinden.

14. Was man wider die Lehren von der wirkenden Kraft beybringet; rühret blos daher, daß man die Principia dynamica noch nicht verſtehet: theils weil der Herr von Leibnitz damit zurücke gehalten, und die eigentliche Beweiſe, dadurch ſolches auf eine allgemeine Art ausgemachet wird, nicht kund gemacht; theils weil einige, die ſie erweiſen wollen, in Contradictiones verfallen. Da nun hier nicht der Ort iſt, wo man dieſe Dinge ausmachen kan; ſo läſſet man ſie ſo lange ausgeſezt, bis durch einen geſchickten Kopf die Principia dynamica in ein gröſeres Licht geſetzet werden, als bishero geſchehen. Unterdeſſen hat ſich der Herr Profeſſor **Hermann** für ſeine Perſon in den Exercit. Francofurtenſibus, und in einer beſondern Diſſertatione academica wider die Auflagen des **Herrn Clarkens** defendiret.

15. Wider den Begriff von Wunderwerken, den man mit **Locken** von Spinoſa entlehnet; iſt nicht ohne Grund eingewendet worden, daß man nach demſelben auch die Miß-

geburten für Wunderwerke halten müßte: weil ſie im Betrachtung der übrigen Dinge auch ſelten geſchehen. Allein man hat auf dieſe Inſtanz nicht geantwortet: ſonder Zweifel, weil man nicht darauf hat antworten können. Denn die Folge iſt allzudeutlich, als daß man ſie in Zweifel ziehen könnte. Es wird aber jederman für ungereimt halten, daß Mißgeburten Wunderwerke ſind. Man kan noch andere Inſtantien geben, welche klärlich zeigen, daß das Wort **Wunderwerk** in einem ungewöhnlichen Verſtande genommen wird; wenn man es durch dasjenige erkläret, was ſelten geſchiehet. Z. E. Es geſchiehet ſelten, daß eine Frau 3. Kinder gebiehret: es wird wohl aber niemand ſagen, daß ein Wunderwerk geſchehe, wenn ſich dieſes ereignet. Es geſchiehet ſelten, daß der Froſchleich im Frühlinge erfrieret; und, wenn er nach dieſem faul wird, das Waſſer roth färbet: alsdenn aber ſagt niemand, a[illegible] der gemeine Pöbel, daß es ein Wanderwe[illegible] ſey. Jedoch das nicht deßwegen, weil man es für was ſeltſames hält; ſondern weil man vermeynet, es ſey, wie ein Aegypten, übernatürlicher Weiſe das Waſſer zu Blute worden. Die Exempel, welche man anführet, beweiſen nichts weniger, als daß das Wunderwerk in der Seltenheit beſtehen ſoll. Man kan ſie alle, eben ſo wohl für den gewöhnlichen Begriff von den Wunderwerken anführen. Wenn ein menſchlicher Körper, der zu Staub worden iſt, wieder erwecket wird; ſo nennet man es ein Wunderwerk: nicht, weil es ſelten geſchiehet; ſondern, weil man es für etwas hält, welches die Kräfte der Natur überſchreitet. Aus welchem Abſehen man auch die Hemmung der Sonne, oder der Erde, ein Wunderzeichen nennet. Ehe man wuſte, daß die Sonne aus natürlichen Urſachen verfinſtert wird; hielt man es auch für ein Wunderwerk: allein ſo bald man erkannt, wie es natürlicher Weiſe geſchehen kan; hat man es nicht länger für ein Wunderwerk angeſehen. Die Venus kommet ſehr ſelten in die Sonne: aber deßwegen hält man es für kein Wunderwerk. Spinoſa, nach deſſen Meynung alles natürlicher Weiſe geſchiehet; hat raiſon gehabt, daß er die Wunderwerke für ſeltene Begebenheiten ausgegeben. Denn wofern alles, was in der Welt geſchiehet, Wirkungen der Natur ſind; ſo können Wunderwerke nichts anders, als ſeltene Begebenheiten ſeyn. Woferne Locke nicht Spinoſae Meynung geweſen; ſo hat er den Begriff aus Unbedacht von ihm angenommen: weil er die Praemiſſam läugnet, und die Concluſion annimmt. Und Herr Clarken gehet es nicht beſſer; als welcher unmittelbare Wirkungen GOttes in der Welt admittiret. Wenn man von dem Verſtande der Wörter redet, den ſie nach dem gemeinen Gebrauch zu reden haben; von welchem man nicht ohne dringende Noth abgehen ſoll: ſo muß man einen auf die gewöhnliche Redensarten verweiſen;

und wird dieſes ohne Grund an dem Herrn von Leibnitz getadelt. Meynet aber Herr **Clarke**, es komme jetzo die ſtrittige Frage nicht darauf an, in was für einem Verſtande das Wort **Wunderwerk** genommen werde; ſondern ob in der Welt etwas geſchehe, welches ſich nicht natürlicher Weiſe erklären läſſet: ſo hätte er zeigen ſollen, daß dasjenige, was als Wunderwerke angegeben wird, die Kräfte der körperlichen Dinge nicht überſchreite. Hieraus, meyne ich, erhellet, daß er ſich mit ſeinen offenbaren Gründen, die er zu Behauptung der Spinoſiſchen Meynung von den Wunderwerken vorgebracht; eben nicht ſo breit zu machen habe. Man muß ſich wundern, daß er die Kräfte der Natur ein **Wort ohne einigen Verſtand** nennet; und nicht begreifen kan, was eine natürliche Wirkung iſt.* Denn eine natürliche Wirkung nennet man diejenige: welche ſich aus der Structur der Körper, nach den gewöhnlichen Regeln der Bewegung, erklären läſſet. Was aber der Structur der Dinge und den Regeln der Bewegung zuwider iſt; daſſelbe iſt etwas übernatürliches, oder ein Wunderwerk: indem es nicht anders als durch GOttes unmittelbare Kraft geſchehen kan. Man fraget hier nicht, ob dasjenige, was GOtt zu einer natürlichen Begebenheit beyträget; ihm leichter ankomme, als was er bey einem Wunder thut. Uber dieſes möchte man wohl gerne ſehen, wie man es erweiſen wolte: daß es gänzlich wider die Vernunft und

Billigkeit gehandelt ſey, wenn man die Attraction ein Wunderwerk nennet; und für einen unphiloſophiſchen Terminum ausgiebet. Denn der Herr von **Leibnitz** nennet ſie alſo: in ſo weit ſie einige nicht für ein Phoenomenon; ſondern für eine Eigenſchaft ausgeben, die GOtt willkührlich in die Materie geleget; und die alſo keine andere Raiſon als die Macht oder den Willen GOttes hat. Daß die Harmonia praeſtabilita keine ſo ſeltſame Hypotheſis ſey, die wider die Vernunft laufe; iſt nicht werth zu beantworten: indem aus des Herrn Hofrath **Wolfens** Metaphyſik mehr als zu viel erhellet, daß ſolches blos geſaget wird, weil man nicht verſtehet, was ſie ſey. Was man wider den Mechanismum vorbringet, zeiget weiter nichts; als daß man in der Erkänntniß der Natur noch nicht ſo weit kommen, daß man alles erkennen könnte: nicht aber, daß es an ſich, und ſeiner Natur nach ſich nicht erklären lieſe.

16. Wenn man die Attraction, Schweere und andere dergleichen Dinge als Phoenomena annimmt; ſo gibt man ſie zu, ſo bald man durch richtige Obſervation ausgemacht, daß ſie in der Natur anzutreffen ſind: aber auch nicht weiter, als man dieſes erwieſen. Man tadelt auch nicht, daß ſie hernach zu Erklärung anderer Begebenheiten gebraucht werden. Allein wenn man dergleichen Dinge für ſolche ausgiebet, die ſich nicht aus der Structur der Körper

und den Regeln der Bewegung erklären lieſen; ſo nennet man ſie Qualitates occultas und Aſyla ignorantiae: und verwirft billig, daß man ſie als Urſachen der natürlichen Wirkungen annimmet; wo man nicht erwieſen, daß ſie zugegen ſind.

17. Was endlich zum Beſchluß, wider das Principium von einer zulänglichen Raiſon vorgebracht wird; welches man nicht weiter admittiren will, als in ſo weit es den Einbildungen keinen Eintrag thut: iſt nicht nöthig zu beantworten; nachdem ſolches auf zweyerley Weiſe von Herrn Hofrath Wolfen in der Metaphyſik erwieſen werden.

VI.

Herrn

Heinrich Köhlers

der Weltweisheit auf der Jenaiſchen
hohen Schule Profeſſors, und der Teutſchen Geſellſchaft Mitgliedes.

Abhandlung

von dem

Lichte der Natur

als eine

Einleitung

zu ſeiner Uberſetzung
der Leibnitziſchen Schriften.

Summarien
Über den Diſcurs von dem Lichte der Natur.

§. 1. Gelegenheit zum Diſcurs.
§. 2. Was die Erkänntniß ſey.
§. 3. Was ein deutlicher oder undeutlicher Begriff ſey.
§. 4. Was das Licht der Natur ſey; und deſſen Unterſcheid von dem Licht der Offenbarung.
§. 5. Was das Licht ſey. Daß eine deutliche Erkänntniß alſo zum Lichte der Natur gehöre.
§. 6. Was der Verſtand ſey. Wie alſo die Erklärung vom Licht der Natur abzufaſſen.
§. 7. Wo das Licht der Natur eine Deutlichkeit erfordere.
§. 8. Zum Lichte der Natur gehöret die Scharfſinnigkeit und Gründlichkeit.
§. 9. Worauf alſo die völlige Deutlichkeit in dieſem Lichte ankomme.
§. 10. Die Wahrheiten des Lichtes der Natur müſſen demonſtriret ſeyn.
§. 11. Ein Satz kan bey dem einen zum Lichte der Natur gehören; bey dem andern nicht.
§. 12. Die Lehren des Lichts der Natur müſſen überführend ſeyn.

§. 13.

§. 13. Welche Diſciplinen zum Lichte der Natur gehören.

§. 14. Was uns zum Lichte der Natur anführet.

§. 15. Die Mathematiſche Methode iſt ein Mittel zu dieſem Lichte. Welche Mathematiker ſich nicht darinnen befinden.

§. 16. In welcher Bedeutung die Vernunft zum Lichte der Natur gehöre.

§. 17. Wann die Wahrheiten des Lichtes der Natur der Vernunft gemäs; und wenn ſie derſelben zuwider ſind.

§. 18. Von den Graden des Lichts der Natur.

§. 19. Undeutliche, unbündige, unerwieſene, nicht überzeugende und der Vernunft zuwiderlaufende Lehren gehören nicht zum Lichte der Natur.

§. 20. Wann einer ſeine Sentimens dieſem Lichte zuſchreiben könne.

§. 21. Was vor der Aufnahme einer Diſciplin in das Licht der Natur, zu bedenken.

§. 22. Was bey undeutlicher Erkänntniß zu bedenken.

§. 23. Was bey den Unternehmungen der Gelehrten, Entrepreneurs und Künſtler zu betrachten.

§. 24. Falſche, ungereimte und lächerliche Lehren gehören nicht zum Lichte der Natur.

§. 25. Was bey der Rabbinen, Kabbaliſten, Griechiſchen und anderer Philoſophen ihren Lehren zu bedenken.

§. 26. - 28. Was bey den Irrthümern zu bedenken.

§. 29. Daß ein überbliebenes Ebenbild GOttes ſey wird aus der Schrift erwieſen.

§. 30. Ingleichen aus einer merkwürdigen Stelle des David Chyträus.

§. 31. Das Licht der Natur gehöret zu dem Uberreſt des Ebenbildes GOttes.

§. 32. Das Licht der Natur iſt von GOtt.

§. 33. Das Licht der Natur wird zum Schaden der Chriſtl. Religion verachtet und unterdrücket.

§. 34. Verachtung des Lichtes der Natur führet von dem vernünftigen Gottesdienſte ab.

§. 35.

§. 35. Das überbliebene Ebenbild hat mit dem verlohrnen keine Vergleichung.

§. 36. 37. Um deßwillen iſt es nicht hintanzuſetzen oder zu unterdrücken; und warum?

§. 38. Von der Anführung zum Lichte der Natur kan man auf die Anführung zum überbliebenen Ebenbilde; und von der Erneuerung des leztern auf die reſtauration des erſtern ſchlieſen.

§. 39. Die Geheimniſſe der Chriſtlichen Religion ſind nicht wider; ſondern über die Vernunft. Was mit der Vernunft übereinſtimmig; was ihr zuwider ſey; und was über dieſelbe laufe.

§. 40. Was mit dem Lichte der Natur übereinſtimmet; was wider, und über daſſelbe laufet.

§. 41. Die Geheimniſſe der Chriſtlichen Religion ſind der Vernunft und dem Lichte der Natur nicht offenbar zuwider.

§. 42. Was über die Vernunft ſteiget, oder von ihr, nicht begriffen wird, iſt nicht wider dieſelbe.

§. 43. 44. Erläuterung deſſen

§. 45. Convenienz der Chriſtlichen Religion mit dem Lichte der Natur:

§. 46. Ob man gleich dieſe Ubereinſtimmung nicht begreifen kan. Erläuterung deſſen.

§. 47. Die geoffenbarten Wahrheiten ſtehen nicht unter dem Horizont der Vernunft.

§. 48. Ob ſie vernunftmäſſig.

§. 49. Ob ein Theologe die geoffenbarten Wahrheiten begreiflich zu machen verbunden ſey. Theologiſche Maxime wider die Feinde der Religion.

§. 50. 51. Zwey Hauptwahrheiten des Lichtes der Natur.

§. 52. Was derjenige, welcher das Licht der Natur umſchmeiſen will, thun müſſe.

§. 53. Warum Matheſis pura zum Licht der Natur und zum überbliebenen Ebenbilde GOttes gehöret.

§. 54. Warum Matheſis pura nicht wider die Offenbarung laufe. Warum ſie von GOtt ſey.

§. 55.

§. 55. Das Principium contradictionis iſt nicht wider die Chriſtliche Religion.

§. 56. Warum die ungereimten, lächerlichen und abentheuerlichen Lehren wider die Chriſtliche Religion ſtreiten.

§. 58. Wie man das Licht der Natur; am ſicherſten, und ohne Nachtheil des Lichtes der Offenbarung ſtudieren könne.

§. 59. 60. Die Abſicht eines Eclectici iſt dem Lichte der Natur und der Offenbarung gemäß.

§. 61. Was bey dem Methodo ſectaria zu bedenken.

§. 62. Ein Chriſt kan in dem Lichte der Natur weiter als ein Heyde kommen; und warum?

§. 63. Der Chriſten ihre Progreſſen werden gegen der Chineſer ihre gehalten. Dieſe haben jenen viele Mathematiſche Wiſſenſchaften; inſonderheit auch die Dyadiſche Rechnungskunſt des Herrn von Leibniz zu danken.

§. 64. 65. 66. Einwurf wider die Europäiſche Erfindung der Dyadik, und deſſen Beantwortung.

§. 67. Es wird der Verkleinerung dieſes inventi begegnet.

§. 68. Der Vorzug der Chriſten in dem Lichte der Natur für den Chineſern wird weiter erläutert.

§. 69. Die Theſis von der Praerogativ der Chriſten wird ferner behauptet. Was bey der hypotheſi zu bedenken, wenn ſie einer läugnen will.

§. 70. Neuer Einwurf wider den vorzüglichen Vortheil der Chriſten in der Cultur des Lichtes der Natur; und deſſen Beantwortung, inſonderheit aus der Eigenſchaft der Chriſtlichen Moral.

§. 71. Ein anderer Beweis des Vorzugs eines Chriſten für einem Heyden; wann beyde ihre Offenbarung mit der Cultur des Lichtes der Natur verknüpfen wollen: nebſt einer Erläuterung.

§. 72. 73. Das Licht der Natur iſt nicht eines Menſchen Werk. Nutzen der Societäten der Wiſſenſchaften; der gelehrten Controverſien.

§. 74. Unterſcheid zwiſchen dem Verſtande GOttes und dem Verſtande einer Creatur.

§. 75. Schranken des menſchlichen Verſtandes.

§. 76. Der Verſtand des Menſchen kan auf dreyerley Weiſe wachſen.

§. 77. Vor der deutlichen Erkänntniß muß die Undeutlichkeit vorhergehen.

§. 78. Nutzen von dieſem Satze.

§. 79. Wer zum Lichte der Natur fähig ſey.

§. 80. 81. Die Fähigkeit erfodert gewiſſe Umſtände, wann ſie ſich äuſern ſoll.

§. 82. Merkwürdiger Caſus von einem Menſchen, welcher von der erſten Jugend auf unter den Bären erzogen worden.

§. 83. Remarque darüber.

§. 84. 85. Unter den Diſciplinen des Lichtes der Natur iſt die Mathematik bis dato die glücklichſte geweſen. Die natürliche Theologie aber iſt die wichtigſte.

§. 86. Ihre Beſchaffenheit wird remiſſive bemerket. Beſchluß des Diſcurſes.

§. 1.

Nachdem ich ſowohl die auf gnädigſte Veranlaſſung der Kronprinceßin von Wallis, zwiſchen dem Herrn Baron von Leibnitz und dem Herrn D. Clarke gewechſelte Schriften; als auch des erſteren ſeine Lehrſätze von den Monaden, und lezte Beantwortung derer von dem Herrn Bayle wider ſein Lehrgebäude der vorherbeſtimmten Harmonie gemachten Einwürfe heraus zu geben geſonnen war: wurde ich theils von vornehmer Hand, theils von guten Freunden veranlaſſet, meine wenige Gedanken über das Licht der Natur aufzuſetzen, und beſagten Abhandlungen mit beydrucken zu laſſen. Ich trug zwar anfangs vieler Urſachen wegen Bedenken, mich ſothaner reſpective hochgeneigten und gütigen Veranlaſſung zu unterziehen: nach genauer Uberlegung aber entſchloſſe ich mich deſto eher hierzu, jemehr ich dadurch Gelegenheit bekommen würde, verſchiedenen bishero wahrgenommenen Vorurtheilen, welche nicht alleine dem Lichte der Natur, ſondern auch dem Lichte der Offenbarung höchſt nachtheilich ſind, und wodurch mancher ſich in viele Unruhe und Verwirrung ſtürzet, wiewohl mit geziemender Beſcheidenheit zu begegnen; und zugleich dasjenige, welches ich in den Vorreden bey Herausgebung der obbenannten Schriften hätte bemerken müſſen, in dieſen Diſcurs mit einflieſen zu laſſen. Einige rechnen alle Erkänntniß, ſie mag wahr oder falſch; wahrſcheinlich oder unwahrſcheinlich; gewiß oder ungewiß ſeyn, ohne Unterſcheid zum Lichte der Natur: in welchem Falle denn ohnfehlbar viele Contradictionen, ſo wohl in dem Lichte der Natur ſelbſt; als in deſſen Vergleichung mit der Offenbarung entſtehen müſſen. Daher es dann geſchiehet, daß einige eines von dieſen beyden Lichtern erwehlen; das andere aber hintanſetzen und verwerfen, oder zum wenigſten ihr Urtheil davon zurückhalten. Denn hat einer einen aufgeweckten Geiſt, der keine widerſprechende Lehrſätze leiden kan noch will; und welcher ſich in natürlichen Wiſſenſchaften umgeſehen hat: der fängt gegen die ſo koſtbare Offenbarung an kaltſinnig zu werden; ſo bald als er auf die Gedanken gebracht wird, daß zwiſchen beyden Lichtern eine Contradiction ſey. Iſt einer hingegen in den geoffenbarten Wahrheiten ſorgfältig erzogen; dabey aber nicht zugleich in dem ächten Lichte der Natur grundmäſig unterrichtet; ſondern vielmehr in der Meynung beſtärket worden, daß die natürliche Erkänntniß der geoffenbarten ſchnurgerade zuwider lieſe: ſo hält er alle Wiſſenſchaften, womit er nicht eigentlich Brod verdienen kan, verächtlich; oder iſt zum wenigſten gegen ſie doch ſehr kaltſinnig, und dabey in tauſend Aengſten, wann er mit einem andern in einen Diſcurs geräth, der die Schranken, ſo er ſich etwa mag geſetzet haben, überſchreitet. Nun wär es endlich noch gut, wann dergleichen Perſon allezeit in ſolchen Umſtänden verbleiben könte; da ſie nicht nöthig hätte, ſich in viele Converſation zu miſchen. Sie kan oder will doch aber nicht alle Geſellſchaft ausſchlagen; zumahl wann ſie auf Univerſitäten, oder in fremden Ländern ſich aufhält, oder in eine ſolche Bedienung geſetzet wird, woſelbſt ſie mit allerhand Religionsverwandten, mit ſo genannten ſtarken Geiſtern, mit Atheiſten, und mancherley Menſchen zu thun bekommt. Bey dergleichen Gelegenheit iſt ein ſolcher Menſch, in Ermangelung des Lichtes der Natur, nicht alleine unfähig, in ſeiner Unterredung etwas gutes zum Vortheil der Offenbarung zu ſtiften: ſondern er ſelbſt, wenn er Verſtand hat, und auf die verſchiedenen Meynungen, die ſich hier und dar als wahrſcheinlich einſchmeicheln, aufmerkſam gemachet wird; befindet ſich in der gröſten Gefahr, zum wenigſten in einer Verwirrung, da er nicht die Sache zu entſcheiden geſchickt iſt: wie ſolches leider zur Gnüge die tägliche Erfahrung zu Tage leget. Man findet viele, ſo in ihrer erſten Jugend, und auf Schulen, in den Lehren des Chriſtenthums ſo ſorgfältig gegründet worden, daß ſie alle dahin gehörige Fragen ſehr wohl zu beantworten wiſſen: ein guter Begriff aber von dem Lichte der Natur wird entweder völlig, oder doch meiſtentheils auf die Seite geſetzet. Ich habe Hofmeiſter gekannt, ſo, vermöge ihres Gewiſſens, ihre Untergebene zur Mathematik, die ein ächter Theil des Lichts der Natur iſt, haben anführen; ihren guten Verſtand dadurch weiter aufwecken; und ihnen auf die Art Luſt und Geduld zu andern Studien, woran ſie ſonſt keinen ſonderlichen Geſchmack gefunden, machen wollen. Ohngeachtet die Untergebenen ſich zu dieſem lehrreichen und zugleich angenehmen Studio, ohne Zwang dergeſtalt bequemet, daß ſie wohl manches mahl ihre Freyſtunden auf die darinnen vorkommende Übungen gewendet; und ohngeachtet ſie wegen des guten Begriffs mehr und mehr Begierde bekommen, weiter fortzugehen; ſo haben ſich dennoch gewiſſe

wiſſe Perſonen, ſo bey der Information mit zu thun gehabt; gefunden, welche dieſe Wiſſenſchaft en bagatelle tractiret; gegen den Untergebenen nicht zum beſten davon geſprochen; und alle Mittel hervor geſuchet, die redliche Abſicht des Lehrenden zu hintertreiben, und zu verkleinern. Wann ſolche Gemüther nachhero auf Univerſitäten an einige ungebundene Raiſonneurs gerathen, und an den vorkommenden ſcheinbaren Urtheilen einen Geſchmack finden; ſo haben ſie in weniger Zeit ihre vorhero gehabten Gründe des Chriſtenthums dem Libertinismo auf einmahl aufgeopfert: weil ſie zwiſchen beyden principiis einen nicht geringen Widerſpruch angemerket zu haben vermeynet. Durch den Umgang mit allerhand Perſonen, welche in Religionsſachen ebenfals die libertinage lieben; durch die Leſung allerhand Bücher, ſo nicht weniger dahin zielen; durch die Beſuchung fremder Länder; und durch ihr eigenes Nachdenken, werden ſie deſtomehr in ſothanen Gedanken verſtärket. Wenn man hingegen das beſondere Glück gehabt hat, in die ſicheren Spuren, welche der wegen ſeiner reellen Verdienſte ſo hochberühmte **Herr Kirchenrath Cyprian** in der den Analectis über des Grotii Tr. de V. R. C. vorgefügten Zueignungsſchrift gründlich angewieſen haben, bey rechter Zeit zu treten; Gelegenheit und anbey den Vortheil hat, auf Univerſitäten ſolche Philoſophen zu hören, die zwiſchen dem Chriſtenthum und der geſunden Vernunft keinen Widerſpruch, ſondern vielmehr eine gehörige Übereinſtimmung annehmen: ſo dann gilt es einem gleich viel, in was für einem Diſcurs man ſich befinde; man hat einmahl decidiret: und, weil die Principia unumſtöslich ſind; ſo iſt man unbeweglich, und weis dasjenige, was man in Geſellſchaften oder Büchern von andern angemerkt findet, als ein ſorgfältiger Eclecticus, welcher keinen verderbten Geſchmack hat, gehöriger maſen zu unterſcheiden, und davon das beſte heraus zu ſuchen. Weil nun alles dieſes und noch ein mehrers, welches in gegenwärtigem Diſcurs berühret wird, und noch auſer dem angeführet werden kan, von nicht geringer Wichtigkeit iſt; ſo will ich einige Hauptpunkte, ſo bey dem Lichte der Natur in Betrachtung zu ziehen, und von mir ſo wohl auf Univerſitäten, als nachhero an andern Orten ſorgfältig angemerket worden ſind, in dieſem wenigen Diſcurs abhandeln, und dem Hochgeneigten Leſer zur unpartheyiſchen Erwegung überlaſſen: wie ich mir dann zugleich geziemend ausbitte, mein Vorhaben ſo ich bey der Herausgabe ſo wohl der **Leibnitziſchen** und **Clarkiſchen** Briefe; als auch dieſer kleinen piecen habe, nach denen hier folgenden Sätzen zu beurtheilen: welche ich in gewiſſen §. §. vortragen will, damit ich mich, wo es nöthig, der Kürze wegen, auf das vorhergehende beziehen kan. Gleichwie ich aber öffentlich bekenne, daß ich überhaupt gegen meine Lehrer, ſo ich vor dem ſo wohl auf Gymnaſien als Akademien zu hören das Glück gehabt; eine wahre Verehrung und Dankbarkeit hege, welche Eigenſchaft ich auch niemahlen aus den Augen ſetzen und aus dem Gemüte verliehren werde: alſo verehre ich auch bey dem Entwurf dieſer Materie inſonderheit die weiſen Spuren der Göttlichen Vorſicht, welche mich ſo geführet hat, daß ich vor deme den Hochberühmten Herrn Hofrath **Wolfen** in Halle zu hören; und nachher an andern Orten von Dero Lehrſätzen ferner zu profitiren, den beſondern Vortheil genoſſen. Dahero wird man ſich nicht verwundern, daß ich mich in dieſem Aufſätze gewiſſer Lehrſätze aus deſſen Schriften bedienet, und mich der Kürze wegen hier überhaupt auf deſſen vernünftige Gedanken, ſo wohl von den **Kräften des menſchlichen Verſtandes**, als auch von **GOTT**, **der Welt und der Seele des Menſchen** beziehe; ſo oft ich das Wort, **Logik** oder **Metaphyſik** in der Allegation gebrauche. Weil ich aber alles beobachten will, was eine wahre Hochachtung gegen hochverdiente Perſonen von uns erfordert; und ich alſo Demſelben, eben ſo wenig als andern berühmten Männern, auf einige Art und Weiſe in der Anführung ihrer Schriften beſchwerlich fallen mag: ſo wird der Hochgeneigte Leſer die Folgerungen, ſo ich aus den angeführten § §phis und Schriftſtellen ziehen möchte; mir zurechnen, und verſichert ſeyn, daß woferne mir die Unzulänglichkeit meiner Anwendung ſolte gezeiget werden, ich nicht ungern einer Verbeſſerung mich unterwerfe. Ich hoffe aber, daß mir GOtt, da ich zu deſſen Ehren und zur Bemerkung des Vorzugs der Chriſtlichen Religion dieſe Schrift entworfen habe; meine Abſicht unterſtützen, und mir noch fernere Einſicht in dieſe wichtigen Punkte geben werde.

§. 2. Unſere Seele hat ein Vermögen ſich gewiſſe Dinge vorzuſtellen. Dergleichen Vorſtellung nennet man **Erkänntniß**. Wornach nun die Begriffe, welche ſich in den Vorſtellungen befinden, deutlich oder undeutlich ſind; ſo iſt auch die Erkänntniß deutlich oder undeutlich. (§. 278. Metaph.)

3. Ein Begriff iſt **deutlich**, wenn ich mir eine Sache dergeſtalt vorſtelle, daß ich ſie von andern Dingen nicht allein unterſcheiden; ſondern auch ihren Unterſcheid beſtimmen, und auf Erfordern wieder herſagen kan. Hingegen wenn ich durch den Begriff die Sache blos von andern zu unterſcheiden, keinesweges aber gewiſſe Kennzeichen anzuführen vermögend bin, wodurch der Unterſcheid beſtimmet wird; ſo iſt der Begriff zwar **klar**, jedoch aber noch gegenwärtig **undeutlich**. (§. 9. 13. cap. I. Logic & §. 198. 206. Metaph.)

§. 4. Die Erkänntniß, in ſoweit man durch den Gebrauch des natürlichen Verſtandes darzu gelangen, wird zu dem **Lichte der Natur** gerechnet: Welches von dem **Lichte der Offenbarung** unterſchieden iſt; weil in dieſem der Verſtand einer höhern Kraft und Mitwirkung bedürftig iſt.

§. 5. Dasjenige, welches verurſachet, daß man die Dinge, ſo auſer uns befindlich und unter ſich unterſchieden ſind, erkennen und von einander unterſcheiden kan; nennet man das **Licht**. Dahero muß vermöge der Redensart, die Erkänntniß, ſo man dem Lichte der Natur beylegen will, klar und deutlich ſeyn. (§. 2. dieſes Diſcurſes)

§. 6. Wenn man mit dem Herrn Hofrath Wolffen unter dem **Verſtande** dasjenige Vermögen der Seele verſtehet, welches ſich das **mögliche deutlich vorſtellet** (§. 277. Metaph) ſo kan die (§. 3. Diſc.) angegebene Erklärung des Lichtes der Natur nunmehro dergeſtalt formiret werden: daß es alle Erkänntniß, welche der natürliche Verſtand des Menſchen erreichen kan, in ſich begreifet. Will man aber das Wort, **Verſtand**, in einer weitläuftigern Bedeutung nehmen, und ihm ſo wohl die deutliche als undeutliche Erkänntniß zuſchreiben: ſo entzündet ſich doch das Licht der Natur nicht eher in ihm, als bis ſeine Vorſtellung oder Erkänntniß deutlich iſt (§. 4 Diſc.). Ob nun gleich der hochgeneigte Leſer die Freyheit hat, die Erklärung von dem **Verſtande** zu machen, wie es ihm beliebet; ſo bleibet doch mein 5ter §. richtig:

tig, woraus ich alſo ohne Bedenken werde fortſchlieſen können: wiewohl ich vermöge des § 284. Metaph. nicht ſehe, warum man des Herrn Hofrath Wolfens Definition nicht annehmen wolte, weil die daſelbſt befindlichen Gründe vollkommen zulänglich ſind.

§. 7. Der Verſtand äuſert ſich durch die Formirung der Begriffe; der Sätze oder Urtheile; und der Schlüſſe: welches entweder a priori, oder a poſteriori geſchiehet. Dahero erfordert das Licht der Natur bey allen dieſen dreyen Wirkungen, und in beyden Fällen, eine Deutlichkeit. (§. 5. Diſc.)

§. 8. Die Deutlichkeit in den Begriffen und in den Urtheilen kan die **Scharfſinnigkeit**; in den Schlüſſen aber die **Gründlichkeit** oder **Bündigkeit** genennet werden. (§. 850. 854. Metaph.) Solchergeſtalt muß die Seele, wenn ſie in dem Lichte der Natur ſich befinden ſoll, dieſe beyde Eigenſchaften von ſich blicken laſſen. Und alſo begreifet das Licht der Natur die Scharfſinnigkeit in den Begriffen und Sätzen; und die Bündigkeit in dem Urtheilen der Schlüſſe in ſich.

§. 9. Es kommt alſo die Deutlichkeit des Lichtes der Natur, vermöge des vorhergehenden §. darauf an: daß man in demſelben keine Sache, wovon man reden will, ohne Erklärung annimmt; und folglich die Definitionen in andere ſo lange zerfället und zergliedert, als man ſolches bey einer vorhabenden Materie nöthig hat: Daß bey ganzen Sätzen die Verknüpfung des Subjects mit ſeinem Prädicat, oder deren Trennung von einander; vermöge des principii contradictionis, begreiflich ſey: Daß man endlich in dem Ausſpruch ſeiner Schlüſſe keinen Satz ohnbewieſen annimmet, und die praemiſſas ſo lange wieder aufs neue beweiſen kan; bis man auf unſtreitige Erklärungen, Erfahrungen und Sätze kommet, welche keiner fernern Zergliederung und keines weitern Beweiſes nöthig haben: welches aus der gehörigen Art durch völlige Schlüſſe, oder formaliter zu diſputiren erhellet.

§. 10. Wenn man in der Führung eines Beweiſes ſo verfähret; ſo hangen die praemiſſae, wie die Glieder in einer Kette, aneinander: da kein Glied weder mangeln, noch überflüßig ſeyn darf. Dergleichen Beweisthümer nennet man Demonſtrationen. (§. 21. Log. §. 347. Metaph.) Solchergeſtalt müſſen die Wahrheiten, welche zum Lichte der Natur gehören ſollen, demonſtriret, das iſt, auf unumſtösliche Gründe geſetzet ſeyn. So lange man alſo einen Satz noch nicht unſtreitig erweiſen kan; ſo lange kan man ihn nicht mit Recht zum Lichte der Natur zehlen: obgleich ſothaner Satz in ſich eines unſtreitigen Beweiſes fähig ſeyn mag; in ſo weit er nämlich in der ganzen Reihe der Wahrheiten zu Hauſe iſt, oder mit denen bereits erkannten Wahrheiten einen Zuſammenhang hat: ſo aber von uns noch nicht eingeſehen wird.

§. 11.

§. 11. Hieraus folget, daß ein Satz bey dem einen zum Lichte der Natur gehören kan; bey dem andern aber nicht: wornach er entweder nach der Demonſtration eingeſehen wird; oder nicht.

§. 12. Durch die demonſtrationen entſtehet in uns eine **Uberführung** oder **völlige Gewißheit.** Dahero müſſen die Lehren des Lichtes der Natur überführend ſeyn. So lange alſo eine Lehre in Ermangelung gehöriger Gründe uns noch nicht völlig überzeugen kan; ſo lange kan man ſie zum natürlichen Lichte nicht rechnen. Und ſo lange als eine Wahrheit den andern nicht überführet; ſo lange kan er auch nicht ſagen, daß dieſelbe, in Anſehung ſeiner, zum Lichte der Natur gehöret: ob ſie gleich in ſich ſo beſchaffen ſeyn kan, daß man durch ſie, wenn ſie mit ihren gehörigen principiis verknüpfet wird, überführet zu werden vermögend iſt.

§. 13. Aus dem dritten Theil des 8. §. Diſc. erhellet, daß die Wahrheiten des Lichtes der Natur aus unwiderſprechlichen Gründen, durch bündige Schlüſſe, müſſen heraus gebracht werden. Dahero müſſen die Diſciplinen des Lichtes der Natur, Wiſſenſchaften ſeyn. (§. 2. Log.) Dahero kan keine Lehre, wenn ſie den Namen einer Wiſſenſchaft noch nicht verdienet; zum Lichte der Natur gehören.

§. 14. Was uns zur deutlichen Erkänntniß überhaupt; und inſonderheit zur Scharſſinnigkeit,

keit, zur Gründlichkeit, zu dem Begriff der Wiſſenſchaften, und zur Ubung des Verſtandes anführet: daſſelbe muß uns zum Lichte der Natur anführen. (§. 5. 6. 7. 13. Diſc.) Und was beſagte Ubungen hindert oder unterdrücket; daſſelbe hindert und unterdrücket das natürliche Licht.

§. 15. Hieraus folget, daß die Mathematiſche Methode unter die Mittel gehöre, welche das Licht der Natur in uns anzünden: welches aus der Beſchaffenheit dieſer Methode, wie ſie von dem Herrn Hofrath **Wolfen** in ſeinen Mathematiſchen Werken abgehandelt worden, erhellen wird. Wer alſo ſothane Lehrart hindert oder wohl gar unterdrücket; der ſuchet uns ein ſo ſchönes Mittel zu benehmen, oder ſolches zu unterdrücken. Gleichwie es aber auch bekannt iſt, daß man die Mathematik entweder nach der Methode, oder blos auf empiriſche Art erlernen kan; und daß man bey der andern Manier viele Dinge unerkläret, unerwieſen und ohne Einſicht in den Zuſammenhang der Mathematiſchen Wahrheiten annimmet: ſo erſiehet man leichtlich, daß ein Mathematicus, in ſo weit er ein empiricus iſt, nicht in dem Lichte der Natur einhergehe.

§. 16. Wenn man eine demonſtration anſiehet; ſo findet man einen unverrückten Zuſammenhang der Wahrheiten. (§. 10. Diſc.) Weil nun die Lehrſätze des Lichtes der Natur auf demonſtrationen beruhen müſſen (per eundem §.); ſo müſſen wir, wenn wir uns in ſothanem Lichte befinden, nothwendig eine Einſicht in den Zuſammenhang der Wahrheiten haben: und folglich iſt dieſe Einſicht wenigſtens eine untrennbare Eigenſchaft des Lichtes der Natur. Man nenne dieſe Einſicht, wie man wolle: es iſt genug, daß ſie zum Lichte der Natur nothwendig gehöre. Unterdeſſen iſt es mir erlaubt, daß ich ſie, vermöge der §. 368. Metaph. befindlichen Urſachen, die **Vernunft** nenne. Nach dieſer Bedeütung gehöret alſo die Vernunft nothwendig zum Lichte der Natur; und iſt mithin eine untrennbare Eigenſchaft deſſelben. Will man aber das Wort, **Vernunft**, in einem andern, und zwar in einem ſolchen Verſtande nehmen, welcher der erſtern Bedeutung zuwider iſt; und da man in dem ſtatu obbruteſcentiae d. i. blos nach den Sinnen, der Einbildungskraft und dem Affecte in ſeinen Urtheilen verfähret: ſo iſt ſie mit dem Lichte der Natur ſchlechterdings nicht zu vereinigen. Denn das iſt bekannt, daß, ſo lange ein Menſch unter der Herrſchaft der Sinnen, der Einbildungskraft und der unordentlichen Gemüthsregungen iſt: ſo iſt er, zu der Zeit, der in dem Lichte der Natur benöthigten Deutlichkeit der Erkänntniß unfähig; folglich weder zur Scharfſinnigkeit in den Begriffen, und ſeinen Urtheilen; noch zur Gründlichkeit in den Schlüſſen;

noch auch auf die Art zur Einſicht in den Zuſammenhang der Wahrheiten geſchickt.

§. 17. Hieraus folget, daß die Wahrheiten des Lichtes der Natur, nach der erſtern Bedeutung, vernunftmäſig; nach der andern aber der Vernunft zuwider ſind. (§. 369. Metaph.) Man erwehle alſo eine Erklärung welche man wolle; ſo bleibet das Licht der Natur in Sicherheit. Denn nach der erſtern kommet dem Lichte der Natur das definitum zu; weil demſelben die definition zukommet: nach der andern aber hat es mit dem definito nichts zu thun; weil die definition mit deſſelben Eigenſchaften ſtreitet. Es wird ſich aber unten §. 38. noch mehr äuſern, daß wir als Chriſten die Vernunft in dem Verſtande; worinnen ſie der Herr **Hofrath** genommen hat, zu nehmen Urſache haben.

§. 18. Je mehr man Deutlichkeit, Scharfſinnigkeit, Bündigkeit, Demonſtration, Uberführung, Wiſſenſchaft, Vernunft in der Erkänntniß antrifft; deſto gröſer muß der Grad des Lichtes der Natur ſeyn. (§. 5. 8. 10. 12. 13. 16. diſc.) Und wenn man demjenigen nachdenket, was der Herr Hofrath **Wolf** ſo wohl in der Logik als Metaphyſik von der Deutlichkeit der Begriffe und Erkänntniß angezeiget haben; ſo läßt ſich ganz leichte begreifen, daß man vermöge der Grade, ſo man in der Erkänntniß erlangen kan; auch in den Graden des Lichtes der Natur, von Zeit zu Zeit, wachſen könne.

§. 19.

§. 19. Da man die Erkänntniß zu dem Lichte der Natur rechnet; in ſo weit ſie klar, deutlich, gründlich, demonſtrativ, überführend, vernunftmäſig iſt: (§. 5. 8. 10. 12. 17.) ſo kan man diejenigen Lehrſätze, welche noch undeutlich, unbündig, unerwieſen, nicht überzeugend und der Vernunft zuwider ſind; zu ſothanem Lichte, nicht mit Fug und Rechte zehlen. Solchergeſtalt giebt derjenige, welcher dafür hält, daß man noch gar keine gewiſſe und unſtreitige Wahrheiten habe; ſondern daß nur alles Wiſſen der Menſchen auf zweifelhaftige Meynungen ankomme, offenbar zu verſtehen: daß er bis auf dieſe Stunde das Licht der Natur ganz und gar läugne, oder zum wenigſten in Zweifel ziehe.

§. 20. Es iſt aber auch hieraus leicht zu begreifen, daß, wenn einer ſeine Erkänntniß dem Lichte der Natur zuſchreiben will; er vorhero ſeine Lehren unterſuchen müſſe, ob ſie jezt bemeldte Eigenſchaften haben. In Ermangelung deſſen kan er gar leicht etwas auf die Bahn bringen, welches dem Lichte der Natur mehr nachtheilig und hinderlich; als beförderlich iſt. Ja durch diejenigen, ſo unter ſeiner Aufſicht ſtehen, kan er vielen Schaden der Republik zuziehen, wann er ſeinen unrichtigen Begriff von dem Lichte der Natur zur Richtſchnur, und zum Ziel anderer ihrer Erkänntniß ſetzen will: dadurch er denn öfters auf einen ungerechten Gewiſſenszwang verfallen kan.

§. 21. Dahero wäre es auch rathſam, daß man diesfals der Mathematiker ihre Gewohnheit in acht nähme; welche einer Diſciplin nicht eher das Bürgerrecht ertheilen, als bis man ſie entweder a priori, oder a poſteriori, auf unumſtößliche principia ſetzen kan. So dann würde es geſchehen, daß die Sätze, ſo ein Atheiſte oder ein ſo genanter ſtarker Geiſt auf das Tapet brächte; eben ſo wenig zu dem Lichte der Natur gezogen würden: ſo wenig als die Mathematiker die Kunſt der Calendermacher, die Witterungen zu verkündigen, für eine ächte mathematiſche Wiſſenſchaft, in Ermangelung bündiger Beweisthümer, bis dato gelten laſſen. Solchergeſtalt würden die eſprits forts die Beweisgründe ihrer Sätze genauer unterſuchen; und endlich dahin gerathen müſſen, daß ſie den Ungrund, oder wenigſtens die Unzulänglichkeit ihrer principiorum, einzuſehen anfingen. Das aber wäre hier um ſo viel nöthiger: je mehr man hierdurch die Hoheit des Lichts der Natur, welches ſeinen Urſprung von GOtt hat, und, wie in dem folgenden wird angezeiget werden, als ein Uberreſt des Ebenbildes Gottes muß betrachtet werden; behaupten, erhalten, und verehrungswürdiger machen würde.

§. 22. Unterdeſſen muß man nicht alle Erkänntniß, ſo ihren gehörigen Grad der Deutlichkeit, Gründlichkeit, Gewißheit und Vernunftmäſigkeit noch nicht erreichet hat, wegſchmeiſſen; vielweniger an dem ferneren Fortgang der

Wahr

Wahrheiten verzweifeln; oder den Wiſſenſchaften ein NON PLUS ULTRA, ein unüberſchreitliches Ziel, ſetzen. Denn aus dem §. 18. Diſc. und aus der Hiſtorie der Gelehrten iſt es bekannt, daß die Wiſſenſchaften wachſen können; und daß dasjenige, was in den vorigen Zeiten dunkel und undeutlich geweſen, nunmehro, durch unermüdeten Fleis und Geſchicklichkeit, ein viel helleres Licht erhalten habe. Demnach, ſo lange man nicht unſtreitig erweiſen kan, daß es unmöglich ſey, daß etwas, welches bis dato undeutlich, und noch nicht auf einen ſichern und vernunftmäſigen Grund geſetzet iſt, könne klar, deutlich und gründlich gemacht werden: ſo lange kan man noch Hoffnung haben, daß die Erkänntniß von ihrer Dunkelheit, Verwirrung und Ungewißheit könne befreyet werden. Es wird ſich aber nicht leichtlich einer verführen laſſen, in dieſen oder jenen Fällen die Unmöglichkeit vorzugeben, der da weis, was demonſtratio ad abſurdum ſey. Denn dieſe gehet wohl in offenbar falſchen Dingen an, welche weder klar, noch deutlich können gemacht werden; als in ſo weit ſie falſch und contradictoriſch ſind. Was offenbar ungegründet und ungereimt iſt; davon kan man nicht die geringſte Hoffnung haben, daß es iemahls werde conceptibel oder begreiflich gemacht werden.

§. 23. Es erhellet aber aus dem vorhergehenden §pho, daß die Verſuche der Gelehrten, der Entreprenneurs und Künſtler, in Entdeckung neuer Wahrheiten oder neuer Künſte; oder in mehrerer Erweiterung und Perfectionirung der alten, nicht müſſen gemißbilliget und verkleinert, ſondern vielmehr beybehalten und unterſtützet werden: zumahl wann ſie hierzu geſchickt ſind, und aufrichtig bey der Sache handeln. Denn aus dem bisherigen Wachsthume der Wiſſenſchaften wiſſen wir, daß alle Erkänntniß, alle Erfindung, alle Künſte, bey ihrer erſten Geburt, noch vielen Mängeln und Unförmlichkeiten unterworfen ſeyn; jedoch aber immer mehr und mehr erörtert, und an das Licht geſtellet werden. Geſezt auch, daß ein Erfinder ſeinen Zweck nicht nach Wunſch erreichet; ſo kan er doch, bey Gelegenheit ſeines Nachdenkens und Verſuchens, welches auf die Ausführung ſeiner Hauptunternehmung zielet, auf viele gute und nützliche Dinge gerathen, welche hernachmals die Bahn zu weiterer Erkänntniß brechen, und alſo das Licht der Natur, und die in demſelben begriffene Wiſſenſchaften, erweitern und befördern. Dieſes giebt uns die Maxime an die Hand, welche uns zu behutſamer Beurtheilung derjenigen Perſonen, ſo in Entdeckung der Quadraturae Circuli, des Perpetui mobilis und anderer dergleichen wichtigen Mathematiſchen und Philoſophiſchen Unternehmungen beſchäfftiget ſind, dienen kan.

§. 24. Da die dunkle, undeutliche und nicht ſattſam gegründete Erkänntniß, zu dem wahren Lichte der Natur nicht kan gezogen werden; ſo erſiehet man abermahls, daß man diejenigen Lehren, welche ganz und gar falſch, ungegründet, ungereimt, lächerlich, und contradictoriſch ſind, am allerwenigſten zu dem Lichte der Natur rechnen könne.

§. 25. Nach dieſen §. §. wird man urtheilen, ob und wie weit man der Rabbiniſchen, der Kabbaliſtiſchen, und anderer Jüdiſchen Secten, ingleichen der Griechiſchen und anderer Heydniſchen Philoſophen ihre Lehrſätze, zum Lichte der Natur hinziehen könne; und wie man die Schriftſtelle **Coloſſ.** II, 8. und andere dergleichen Bibliſche Sprüche, zu betrachten habe.

§. 26. Ob nun gleich die Irrthümer zum Lichte der Natur nicht können noch müſſen gezehlet werden; (per §. praec.) ſo ſind ſie doch auf gewiſſe Art nicht völlig aus der acht zu laſſen, ſondern vielmehr ſorgfältig anzumerken: zumahl wann ſie von groſen gelehrten Leuten ſind begangen worden. Denn es iſt ſehr gut und nützlich, den Grund und den Urſprung des Irrthums zu unterſuchen; wodurch man zu einer Maxime gelangen kan, die uns zur Vermeidung dergleichen Unrichtigkeiten dienlich iſt. Wir können als Menſchen alle fehlen: und wann wir dahero unſere und anderer ihre Fehler und Mängel ſorgfältig anmerken, und anbey unterſuchen, warum andere und wir geirret haben; ſo können wir uns vortheilhaftige Cautelen ſen daraus ableiten, die uns in der Meditation zur Vermeidung des Steines des Anſtoſes gute Dienſte thun können. Dahero hat man die Entdeckung eines wichtigen Irrthums eben ſo hoch zu ſchätzen; als wenn man eine neue Wahrheit bemerket hätte: zumahl da man keine neue Entdeckungen wird ſicher machen können; wo man durch ſothane Cautelen ſich nicht den Weg bahnet. Denn das iſt überhaupt richtig, daß man bey Unternehmung einer Sache vorhero die Hinderniſſe bey Seite ſchaffen müſſe; und daß man nach deſſen Vollziehung ſchon vieles gewonnen habe.

§. 27. Aus dieſem §pho iſt gleichergeſtalt klar, daß die Verſuche der Gelehrten und anderer Entrepreneurs, wenn ſie falſch und irrig ſind, nicht ſo ſchlechterdings zu verachten; noch weniger auf eine allzuunglimpfliche Art durch die Hechel zu ziehen ſeyn. Denn da es möglich, daß ein ieder in ſeinem Stande und Vorhaben fehlen kan; ſo iſt es für uns ein groſſer Vortheil, wenn andere, vor oder neben uns fehlen, und wir alſo, ſo zu reden, mit ihrem Schaden klug werden können. Ein kluger General nimmt ſich das Verſehen eines andern Generals zur Maxime, und erzeiget ſich gegen den andern grosmüthig; wenn er die begangenen Fehler anderer nicht ſo ſehr vergröſert. Ein Gelehrter kan in dergleichen Fällen ſeine Beſcheidenheit und Honneretät merklich ſehen laſſen.

§. 28.

§. 28. Wenn das Licht der Natur angemerkter maſen nur ein Inbegriff der deutlichen, gründlichen, ſattſam erwieſenen, und überzeugenden Erkänntniß iſt; ſo muß es von denenjenigen, welche das beſondere Licht der Offenbarung erkennen, zu dem überbliebenen Ebenbilde Gottes gerechnet werden. Es wird nicht mißfällig ſeyn, daß ich mich allhier ein wenig aufhalte, weil auf dieſem Satze vieles beruhet.

§. 29. Daß ein **überbliebenes Ebenbild** Gottes noch bey dem Menſchen, nach ſeinem Abfall von GOTT, vorhanden ſey; ſolches iſt von vielen wichtigen Gottesgelahrten angewieſen, und hierdurch einigen begegnet worden, welche auf die Gedanken gerathen ſind: als wenn man keinen Uberreſt von dem anerſchaffenen Lichte bey dem verderbten menſchlichen Geſchlechte mehr fände. Dasjenige, was **Paulus** den Römern, in dem 1. Cap. ſeiner Epiſtel v. 19. 20. 21. &c. vorhält, überführet die Chriſten von den annoch übrigen Spuren der verlohrnen Vollkommenheit; welche von ihm v. 15. ausdrücklich **Gottes Wahrheit** genennet werden: und woraus die Römer, als damahlige Heyden, wann ſie die Erſtaunenswürdigen Werke der Schöpfung wahrnehmen, und mit gebührender Aufmerkſamkeit betrachten würden; zu dem Anfange der Erkänntniß des wahren Gottes, und der ihm ſchuldigen Verehrung gelangen; mithin die Anbethung der Bilder und der ſichtbaren Creaturen vermeiden konten, daß ſie alſo um deßwillen nicht die geringſte erhebliche Urſache haben würden, ſich vor GOtt, wegen des Mangels der Mittel zu der ſeeligmachenden Religion, mit Grunde zu entſchuldigen. Es iſt auch ebenermaſen merkwürdig, daß dieſer, hocherleuchtete Apoſtel, da er in ſothanem erſten Capitel zu der Begründung der Römer in ihrem Glauben den Anfang machet, in dem 18. v. zuerkennen giebt; daß Gottes Zorn offenbaret werde über **alles gottloſe Weſen und Ungerechtigkeit der Menſchen**; und alſo, weil ſein Satz allgemein iſt, behauptet: daß auch die Heyden als Heyden den Strafen Gottes, (wiewohl in einem geringern Grade, als die Chriſten) unterworfen ſind. Wo nun eine Strafe von Seiten eines weiſen und gerechten Oberherrn ſoll ſtatt finden; da muß die Erkänntniß des Geſetzes und des Geſetzgebers, nach Proportion der Strafe, voraus geſetzet werden: allermaſen nur ein Tyrann, ohne vorhergehende deutliche Verkündigung ſeines Willens, diejenigen, welche unter ſeiner Bothmäſigkeit ſtehen, zu ſtrafen pfleget. Dieſe Erkänntniß aber, welche der Apoſtel bey den Römern und allen Heyden überhaupt voraus ſetzet; iſt etwas gutes, und muß um deßwillen denen annoch überbliebenen Spuren des angeſchaffenen Ebenbildes GOttes beygeleget werden.

§. 30. Ob es nun gleich an vielen andern

Schriftſtellen nicht ermangelt, welche klar zu Tage legen, daß in dem verfallenen Menſchen noch etwas übrig ſey, welches man nirgends anders hin rechnen kan, als zu dem verlohrnen Ebenbilde GOttes; ſo will ich mich doch, wegen der Kürze, mit dieſem einzigen beygebrachten Loco begnügen, und nur noch eine Paſſage aus dem **David Chyträo**, welcher der Verfertigung der Formulae Concordiae und andern Colloquiis Theologicis mit beygewohnet hat, wegen ihrer Wichtigkeit und anderer hieraus flieſenden nützlichen Folgerungen, mit beyfügen. In ſeiner Reg. Studior. p. 130. bedienet er ſich folgender Worte:

Nullum illuſtrius de Deo teſtimonium in mente hominis, ad *imaginem Dei condita, supereſt*, quam numerorum, ordinis & proportionum notitia, quam vere πηγὴν καλῶν, fontem omnis ſapientiae & doctrinae & plurimorum in vita bonorum nominare poſſumus.

Es iſt kein ausbündigerer Beweisthum von GOtt in der zu dem Ebenbilde GOttes erſchaffenen Seele des Menſchen übrig, als die Erkänntniß der Zahlen, der Ordnung und Proportionen: welche man in Wahrheit den Brunquell des Guten, aller Weisheit, Gelehrſamkeit, und ſehr vieler in dem menſchlichen Leben dienlichen Güter nennen kan.

In dieſen Worten giebt dieſer groſe und um die Chriſtliche Kirche hochverdiente Theologus nachdrücklich zu erkennen: daß noch ein Überreſt von dem Ebenbilde GOttes bey dem gefallenen Menſchen übrig ſey; und daß ſolcher aus der menſchlichen Einſicht in die Wahrheiten der Zahlen, der Ordnung und der Proportionen hervorleuchte. Keinen ſtärkern Beweisgrund von der Exiſtenz des überbliebenen Ebenbildes kan man von mir fodern: weil es hier auf die Anzeige der geoffenbarten Schrift, und auf die Ausſprüche ächter Gottesgelahrten ankommet; über dieſes auch diejenigen, mit welchen man dieſes Punktes wegen zu thun hat, die heilige Schrift annehmen. Denn räumet einer dieſe nicht ein; ſo giebt er auch den Fall des Menſchen, ſo wie er daſelbſt beſchrieben wird, nicht zu: und folglich kan man ſich mit ihm über dieſen Satz nicht eher einlaſſen; als bis er von dem göttlichen Anſehen der Offenbarung, vorhero aus andern Gründen, überführet worden. Weil aber doch ein Atheiſte, oder auch bloſer Naturaliſte, das Licht der Natur eingeſtehen muß; ſo kan dieſer Satz, den wir hier behaupten, darzu dienen: daß, wenn er von der Exiſtenz Gottes und ſeinen hohen Eigenſchaften aus natürlichen Beweisgründen vorhero überzeuget worden; er hernachmahls in der Annehmung des Urſprungs der Chriſtlichen Religion, deſtoweniger Schwierigkeiten findet.

§. 31. Diejenige Erkänntniß, worauf **Paulus** die Römer in der §. 29. Diſc. angeführführten Stelle, gleich anfangs verweiſet; iſt nichts anders als das Licht der Natur: (§. 4. Diſc.) Sie gehöret aber auch zu dem überbliebenen Ebenbilde GOttes; (§. 29. Diſc.) folglich gehöret das Licht der Natur zu den Überbleibſaln des verlohrnen Ebenbildes.

§. 32. Da nun in dem angezogenen 18. verſ. des erſten Cap. an die Römer, das Licht der Natur **GOttes Wahrheit** genennet wird; und über dieſes zum überbliebenen Ebenbilde GOttes gehöret; (§. praec.) auch auſerdem aus der Vernunft richtig iſt, daß alle Wahrheiten von GOtt ſind; (§. 976. Metaph.) ſo begreiſet man mehr als auf eine Art, daß die Wahrheiten des Lichtes der Natur auch von GOtt ſeyn müſſen. Wer alſo das Licht der Natur verachtet, hindert, ſchmählert und niederdrücket; der verachtet, hindert, ſchmählert und drucket etwas nieder, welches von GOtt iſt. Auf wie vielerley Weiſe ſolches geſchehen könne, ſolches kan man aus den oben angezogenen Eigenſchaften des Lichtes der Natur erkennen.

§. 33. Wer die Methode des heiligen Paulus, welcher den Römern das Licht der Natur bey ſeiner erſten Anrede vorhält; und ſo wohl aus den Erzählungen der Miſſionarien die Bekehrung der Heyden; als auch die völlige Überführung der Atheiſten, ſo in dem Schooſe der Chriſtlichen Kirche gebohren und erzogen ſind;

über dieſes auch die Beſchaffenheit der wahren Religion in den barbariſchen Zeiten anſiehet; auch die Maxime gewiſſer Heydniſcher Kayſer in der Abhaltung der Chriſten von den Studien; und noch viele andere Umſtände in genaue Erwegung ziehet: der wird leichtlich und vielfältig urtheilen, mit was für Schaden des höheren Lichtes der Offenbarung, dieſer zwar kleine aber doch edle Strahl des überbliebenen Ebenbildes GOttes, verachtet und hintangeſetzet, ich will nicht ſagen, gar unterdrücket wird. Wer ſo wohl die Nachrichten von dem Mallabariſchen und andern Miſſionswerken, als auch inſonderheit des **Pſalmanazaars** Beſchreibung der Inſul **Formoſa** und ſeiner Bekehrung zum Chriſtlichen Glauben, mit Aufmerkſamkeit durchlieſet: der wird ohne Zweifel bekennen müſſen, daß GOtt durch dieſe überbliebene Funken, wann ſie gehöriger maſen entzündet werden, in der Seele eines Menſchen den erſten, und einen nicht geringen Durchbruch zu einem höheren Lichte, zu gewinnen pflege. Und geſezt, daß die Hiſtorie des angeführten **Formoſaners** eine Erfindung eines ſinnreichen Engelländers wäre; ſo ſind doch die dabey erzählten Hauptumſtände nicht allein möglich; ſondern auch ſo beſchaffen, daß ſie noch täglich bey Perſonen, ſo unter uns geboren ſind, vorkommen. Ein Atheiſte, ein ſo genannter ſtarker Geiſt, ein Sceptiker treibet den Beweis eben ſo hoch; ja wohl noch höher, als dieſer **Formoſaner**. Wenn es recht iſt, daß man in der Bekehrung der in dem Heydenthum gebohrnen Leute, alle erſinnliche Beweisthümer aus dem Lichte der Natur hervorſuchet, und ſolche auf eine unſtreitige Art, wie es bey dieſem Formoſaner vorgegeben wird, einrichtet: ſo iſt es ja eben ſo wohl recht und nöthig, daß man dergleichen Methode, auch bey den unter uns Chriſten befindlichen Atheiſten und Esprits forts, nach der geſunden Vernunft vorzunehmen ſich äuſerſt bemühet. Man erſiehet hieraus, wie wichtig die Unternehmungen groſer Theologen ſey, welche bey ihren Moraltheologien das Licht der Natur beſtändig beyher zu führen, und die Natur von der Gnade ſorgfältig zu unterſcheiden ſuchen. Dieſes iſt eine von denen Urſachen, warum man des Hochgelahrten Herrn Kirchenraths **Buddei** Inſtitutiones Theologiae Moralis in einem ſo hohen Werthe hält. Unter vielen andern Spuren findet man ſolches bey der Unterſuchung und Anwendung der aſſociationis idearum; welche unter die vornehmſten Phaenomena unſerer Seele gehöret, und bey der Unterſcheidung der Natur und der Gnade in vielen Fällen ein groſes Licht giebt.

§. 34. Es iſt auch von vielen erleuchteten Gottesgelahrten eifrig angemerket worden, auf was für ungereimte, und ſo wohl einem vernünftigen Menſchen, als einem Chriſten unanſtändige Einfälle und Phantaſien, die Verächter dieſes Lichts verfallen können. Ob ich nun gleich von dem Nahmen, ſo man ihnen giebt, aus Beſcheidenheit abſtrahire; ſo iſt doch dieſes gewiß, daß dergleichen Leute entweder ſich ſelbſt alleine, oder auch andere, von dem vernünftigen Gottesdienſte, worauf in der heiligen Schrift ſo ernſtlich gedrungen wird, entfernen. Und befindet man aus der Erfahrung, was für traurige Folgen entſtehen, wenn dergleichen Perſonen, welche dieſes Θεῖον über die Billigkeit einſchränken und herunter machen, in gewiſſen Bedienungen das Ruder führen.

§. 35. Wenn wir demjenigen nachdenken, welches uns in dem Lichte der Offenbarung von dem anerſchaffenen Ebenbilde GOttes vorgeſtellet wird; und wenn wir zugleich überlegen, wie unendlich die Wahrheiten, welche den unendlichen GOTT zum Gegenſtand haben, fortgehen; ſo ſehen wir leichtlich, daß das übergebliebene Ebenbild GOttes, und folglich dieſes gegenwärtige Licht der Natur, gegen das verlorne; oder gegen dasjenige, was noch zu erkennen übrig iſt, noch eine weit geringere Verhältniß habe, als einige Strahlen gegen das groſe Sonnenlicht.

§. 36. Um deßwillen hat man nicht Urſache, dieſen edlen Uberreſt zu verachten und zu unterdrücken. Wir wollen den Fall ſetzen, es hätte einer unzehlige Millionen verthan, und nur etliche 100. oder 1000. Rthl. übrig behalten. Wenn er nun dieſen Uberreſt von ſeinem ſo groſen durchgebrachten Vermögen verachten, und völlig wegſchmeiſen wolte; weil er die Millionen nicht wiederhaben könte: ſo würde man ihn für unſinnig halten, und ſolches ſeiner Deſperation zuſchreiben. Hingegen würde man ihn bey ſeinem ſo groſen Unglücke, ſo er ſich ſelbſt über den Hals gezogen, noch für verſtändig und klug anſehen, wann er die wenigen überbliebenen 1000. Rthl. beybehielte; ſolche auf eine vernünftige Art wieder anlegte; und ſich der Vorſchrift eines klugen Anführers bediente: wodurch er zu dem Gewinſt eines zureichenden Vermögens wieder gelangen könte; ob er ſich gleich auf Millionen keine Hoffnung machen dürfte. Könte ſich nun alſo ein ſolcher, nicht als ein vornehmer und reicher Herr aufführen, der einen ganzen Staat in der äuſerſten Noth, durch ſeinen Credit zu unterſtützen vermögend iſt; ſo würde er doch im mittelmäſigen Anſehen leben können, als der ebenfals in verſchiedenen Angelegenheiten viel gutes zu ſtiften geſchickt wäre. Es wird der hochgeneigte Leſer zu mehrerer Erläuterung unſers vorhabenden Satzes mir erlauben, noch ein hieher ſich ſchickendes Exempel beyzubringen. Es iſt bekannt, wie hochſchätzbar die Hiſtorie ſey, welche uns auf die vergangenen Jahrhundert zurücke führet, und uns vor Augen ſtellet, was in der Natur; in der Kunſt; in den Reichen der Welt; in der Kirche GOttes; unter den Gelehrten und ſo fort, für Veränderungen und Merkwürdigkeiten ſich zugetragen: wodurch man zur Erkänntniß der Allmacht, der Weisheit, der Güte, der Regierung, und anderer hohen Eigenſchaften GOttes gelangen kan. Ein jeder, welcher in einer überzeugenden Erkänntniß ſeine Vergnügung und Nahrung ſuchet, wird auch hierinnen mit einſtimmig ſeyn, wie ſehr es zu wünſchen wäre: daß man den völligen Zuſammenhang von allen denjenigen Veränderungen, ſo ſich von Anfange der Welt bis auf gegenwärtige Zeiten in der Natur und unter den Menſchen ereignet, nach den gröſten und kleinſten Umſtänden hätte. Gleichwohl aber ſind uns nicht allein unzählige Schriften und Denkmähle, ſo uns den Zuſtand der ehemahligen Zeiten entworfen, durch die vielfältigen Kriege und durch die hieraus entſtandene groſe Veränderungen, und andere Zufälle verlohren gegangen: ſondern wir müſſen auch geſtehen, daß, wenn wir auch alle die Schriften, ſo jemahls aufgeſetzet, und alle Ehrenmäler, ſo von dem Alterthum der Nachwelt zur Belehrung aufgerichtet worden, unverlezt und unmangelhaft beſäſen; wir dennoch keinen vollkommenen und ununterbrochenen Zuſammenhang von allen den Begebenheiten, ſo ſich nach der Schöpfung auf unſerem Erdboden zugetragen haben, nach allen mindeſten Umſtänden erhalten, und noch allezeit erkennen würden: daß noch gar unzählige Umſtände, zur völligen Ergänzung der Geſchichte, unbekannt und verborgen wären. Dem allen ungeachtet werden die Bibliotheken, Münzcabinette, Schatz- Kunſt- Raritäten- Naturalien- und Antiquitätenkammern, und andere dergleichen Sammlungen von den überbliebenen Nachrichten der vorigen Zeiten, billig in einem ſo hohen Werthe gehalten: daß ſich groſe Fürſten und Herren nicht mehr um die Menſchen verdient machen können, als wenn ſie durch dergleichen glorwürdige Anſtalten und koſtbare Stiftungen, den Wachsthum der Künſte und Wiſſenſchaften befördern; und dadurch denenjenigen, welche die Erkänntniß von dergleichen Dingen auf die Hoheit und Majeſtät des Urhebers der Welt zurück zu führen pflegen, die Verherrlichung dieſes groſen Schöpfers, und die mit derſelben verknüpfte Glückſeeligkeit des menſchlichen Geſchlechts, immer mehr und mehr, auch ſo viel an ihnen iſt, zu erweitern.

§. 37. Es bleibet alſo das Licht der Natur, ob gleich ein weit höheres Licht für demſelben den Vorzug hat, billig in ſeinem Werthe: allermaſen es überhaupt richtig iſt, daß etwas, wenn es ſchon in Vergleichung mit andern höheren Dingen einen geringern Rang hat; dennoch von groſer Wichtigkeit ſeyn kan, wann es in ſich betrachtet wird: wie denn ſolches durch die Erfahrung beſtätiget wird. Ein kleiner Staat, ob er gleich gegen eine groſe und weitläuftige Monarchie nicht in Vergleichung kan gezogen werden; iſt doch in ſich nicht deßwegen ein nichts: ſondern manchesmahl ſo beſchaffen, daß deſſen innerliche Verfaſſung einem Staatsmanne viele herrliche Maasreglen an die Hand geben; auch öfters mächtigen Monarchen in Ausführung ihrer Unternehmungen nicht geringe Dienſte thun kan. Unſere Erdkugel iſt gegen das groſe Weltgebäude ein Punkt: und nichts deſtoweniger finden wir in dieſem kleinen Weltkörper ſo viele Wunder, ausbündige Schönheiten und Veränderungen, daß, wenn auch alle Menſchen, alle ihre Bemühungen und Kräfte, auf die Einſicht derſelben wendeten; ſie in unzähligen Jahrhunderten an keine völlige Ergründung und unmangelhafte Durchforſchung denken dürfen. Ein Würmchen iſt Vergleichungsweiſe ein Nichts gegen den Erdboden: und dennoch erblicket ein Weltweiſer, durch Hülfe der Vergröſerungsgläſer, ein völliges Syſtema vieler Dinge, welche von einander unterſchieden ſind, in demſelben; und eine erſtaunenswürdige Kunſt in dergleichen kleinen göttlichen Machinen. Was von GOtt den Urſprung hat; es mag uns in Vergleichung ſo klein, ſo ſchlecht und ſo geringe vorkommen, als es nur immer wolle; das muß vermöge Seiner hohen Göttlichen Eigenſchaften eben ſo wohl ein Inbegriff vieler Wunder, und ein heller Spiegel ſeiner Weisheit und Macht ſeyn, als dasjenige, ſo daſſelbe an Hoheit und Gröſe bey weitem überſteiget.

§. 38. Da das Licht der Natur ein Theil des überbliebenen Ebenbildes GOttes iſt; (§. 31. Diſc.) ſo folget, daß, wer uns zum Lichte der Natur anführet; uns auch einen Theil des überbliebenen Ebenbildes eröffnet: ingleichem, daß derjenige, welcher in uns das verlohrne Ebenbild erneuern, und folglich den Überreſt hiervon vermehren und ergänzen will; auch das Licht der Natur in uns zu erhöhen, und in ein gröſeres Wachsthum zu ſetzen geneigt ſey. Was ein Chriſt bey dieſer Betrachtung für einen Vortheil für einem andern habe; iſt leichtlich zu erachten.

§. 39. Viele von den wichtigſten GOttesgelahrten haben den canonem: daß die Geheimniſſe der geoffenbarten Religion, **nicht wider, ſondern über die Vernunft** ſeyn. Das iſt, es könten die Artikel, ſo κατ' ἐξοχὴν oder eigentlich **geoffenbaret** genennet werden, zwar mit der Vernunft nicht begriffen werden; um deßwillen aber folge es nicht, daß ſie der Vernunft zuwider lieſen: allermaſen man keinen wahren und offenbaren Widerſpruch, der ſowohl unter den **Glaubensartikeln** ſelbſt, als auch zwiſchen dieſen und der Vernunft wäre, darthun und erweiſen kan. Es gründet ſich dieſes axioma theologicum auf folgenden allgemeinen, und unlaugbaren Satz: daß alles dasjenige, was ein Menſch mit ſeiner Vernunft, ſie mag in einem ſo hohen Grade genomnommen werden, wie ſie wolle, nicht begreiffen oder einſehen kan; eben deßwegen ſoll falſch, unrichtig, und folglich wider die Vernunft ſey. Von was für groſer Wichtigkeit dieſer Theologiſche Canon ſey; ſolches erſiehet man aus Jhro Magnificenz des Herrn Kirchenraths **Buddei** Tr. de Atheismo & ſuperſtitione cap. 7. §. 6. p. 632. ſeqq. allwo man folgende Worte findet: Primo ſupponendum, ea quae ſunt ſupra rationem, non ſtatim eſſe contra eam; adeoque, licet chriſtiana religio quaedam contineat, quae rationis captum tranſcendunt, nihil tamen continet, quod *revera* cum ratione pugnet. Hierauf allegiren der Herr Kirchenrath des Herrn Baron von **Leibnitz** Diſcurs **von der Ubereinſtimmung der Vernunft und des Glaubens**, welcher deſſen Theodicée vorgefüget iſt; und machen die Anwendung des obgeſezten Grundſatzes auf die Geheimniſſe der Chriſtlichen Religion. Eben die Anmerkung dieſes groſen Theologen hat meine Aufmerkſamkeit geſchärſet, und mich veranlaſſet, daß ich erwähnten Canonem mit den oben geſezten principiis verknüfte. Weil es hier auf die Erklärung der Vernunft ankommt; ſo werden wir uns derjenigen, welche §. 15. Diſc. angeführet worden, allhier mit Nutzen bedienen: und daraus die Redensarten begreiffen können, was **mit der Vernunft übereinſtimmig**; was **wider die Vernunft** iſt;

und was über ihren Bezirk laufet. Wenn wir alſo die Einſicht, ſo wir in den Zuſammenhang der Wahrheiten haben, die **Vernunft** nennen wollen; ſo erſehen wir, daß (1) dasjenige **mit der Vernunft übereinſtimmet**, welches mit den bereits erkannten Wahrheiten einen Zuſammenhang hat: Daß (2) **dasjenige der Vernunft zuwiderläufet**; wovon wir vermöge des principii contradictionis begreifen, daß es wider die erkannten Wahrheiten ſtreitet: Und daß (3) dasjenige **über den Bezirk der Vernunft ſey**, wovon wir zwar, nach unſerer ietzigen Einſicht nicht vollkommen behaupten können, daß es mit den bereits erkannten Wahrheiten einen Zuſammenhang habe; gleichwohl aber auch nicht unſtreitig zu erweiſen vermögend ſind, daß es, vermöge des principii contradictionis, wider dieſelben ſtreite: ſondern wo wir vielmehr aus vielen überwichtigen Bewegungsgründen glauben müſſen, daß es mit dem unendlichen Zuſammenhange der Wahrheiten, welcher in dem göttlichen Verſtande exiſtiret, verknüpft ſey; und folglich wider die Wahrheiten der Vernunft, welche ebenfals (§. 30. Diſc.) von GOtt ſind, vermöge der in denſelbigen befindlichen ausbündigſten Harmonie, nicht ſtreiten könne.

§. 40. Weil nun die Vernunft zum Lichte der Natur nothwendig gehöret; und eine untrennbare Eigenſchaft von demſelben iſt: (§.

15. Diſc.) ſo muß dasjenige, was der Vernunft übereinſtimmig; oder derſelben zuwider iſt; oder auch über dieſelbe ſteiget; entweder mit dem Lichte der Natur übereinſtimmen, oder ſtreiten, oder über deſſen Bezirk ſteigen.

§. 41. Die Herren Gottesgelahrten haben allezeit mit der gröſten Befugniß proteſtiret, daß die Geheimniſſe der Chriſtlichen Religion, der Vernunft; und folglich dem Lichte der Natur ſollen offenbar zuwider laufen: allermaſſen es ſchlechterdings unmöglich iſt, daß GOtt, vermöge ſeiner hohen Eigenſchaften, und inſonderheit wegen der ausbündigſten Harmonie der Wahrheiten, welche ſich in deſſen Verſtande befindet, ſolche Dinge ſolte geoffenbaret haben; welche entweder in ſich widerſprechend und ungereimt wären, oder andern Wahrheiten, die einerley Urſprung haben, widerſprechen ſolten. Dahero dieſes ohne Zweifel eine von den bündigen Urſachen iſt, warum der Hochgelahrte Theologus, Herr D. Löſcher folgende theſes unter die praenotiones Theologicas p. 216. -- 218. rechnet, nämlich

1) Scriptura S. caret contradictionibus.

2) Scriptura S. non continet abſurda, ridicula & monſtroſa. Und wolte man dieſe und dergleichen praenotiones von unſerer Chriſtlichen Religion wegnehmen: ſo würden die Miſſionaires in Bekehrung der Heyden

und überhaupt die Herren Theologen, in der Überführung eines Esprit fort, wenig ausrichten können.

§. 42. Weil es nun vermöge des principii identitatis darauf ankommet, daß einer, welcher dergleichen Contradictiones und offenbare Unförmlichkeiten in der geoffenbarten Religion gefunden zu haben vorgiebt, apodictice erweiſen muß, daß dieſer oder jener Offenbarungspunkt wider den von den ſcharfſinnigſten Menſchen bereits eingeſehenen Zuſammenhang der Wahrheiten, und folglich wider die Vernunft und das Licht der Natur laufe; ſolches aber nach den Eigenſchaften einer demonſtrationis ad abſurdum von keinem iſt geleiſtet worden: ſo ſind die Gegner der Religion endlich dahin gerathen, daß, weil die Geheimniſſe aus der Vernunft nicht könten begriffen werden, ſondern über ihren Bezirk ſtiegen, ſie um deßwillen mit derſelben ſtreiten müßten. Daß dieſer Schluß ungegründet ſey, ſolches iſt ſowohl von wichtigen Gottesgelahrten, als auch unter den Weltweiſen von dem ſcharfſinnigen Herrn von Leibnitz in obangezogenem Diſcours erwieſen worden.

§. 43. Dahero will ich mich nur mit einigen Erläuterungen begnügen, welche zu meiner eigenen Beruhigung vieles beytragen, mir auch in der Beantwortung anderer ihrer Einwürfe nicht

nicht geringe Dienſte gethan. Wir wiſſen aus der Hiſtorie der Gelehrten, daß heutiges Tages viele Dinge ſind entdecket worden, deren Erfindung unſere Vorfahren für unmöglich hielten; oder zum wenigſten aus ihren damahls erkannten Wahrheiten nicht begreifen konten. Wann ſie nun die neueren Entdeckungen, welche damahls blos aufgeworfene Problemata ſeyn mochten, für unmöglich, für contradictoriſch, und für ſolche, welche ihren bereits eingeſehenen Wahrheiten zuwiderlaufen müßten, blos um deßwillen hätten halten wollen, weil ſie ſolche aus ihren entdeckten Lehrſätzen nicht begreifen und demonſtriren konnten: ſo würden wir heutiges Tages alle bekennen müſſen, daß ſie ſich entſetzlich geirret und in ihrem Urtheile übereilet hätten. Wenn wir alſo gleich die Wahrheiten der Offenbarung aus dem Lichte der Natur nicht zu begreifen vermögend ſind; ſo ſind ſie doch, vermöge ihres Urſprungs ſo beſchaffen: daß, wenn uns GOtt auf einen höheren Schauplatz ſtellen wird, wir ſie erkennen und einſehen werden. Die Kluft oder das interſtitium zwiſchen zween Wahrheiten mag ſo gros ſeyn wie ſie wolle; ſo können ſich ihre Folgen oder Ketten, worinnen ſich ſolche Wahrheiten befinden, nicht wie zwey parallel-Linien, die bey ihrem Fortzuge in Ewigkeit nicht zuſammenlaufen, verhalten; ſondern müſſen vielmehr ſo beſchaffen ſeyn, daß ſie ſich endlich in der Gottheit, als dem ewigen und al-

allgemeinen Mittelpunkte aller Wahrheiten dergeſtalt zuſammen ziehen: daß, wenn wir in eine genauere Vereinigung mit GOtt, oder in einen vollkommenern Zuſtand treten, und alſo eine nähere Einſicht in das Cabinet GOttes, worinnen ſich dies unumſchränkte Feld der Wahrheiten abſchildert, erlangen werden; wir auch den ausbündigſten Zuſammenhang, den eine Wahrheit mit der andern hat, einzuſehen werden fähig ſeyn.

§. 44. Weil die Materie wichtig iſt; ſo wird es dem hochgeneigten Leſer nicht zuwider fallen, daß ich noch ein Gleichniß beyfüge, ſalvo tamen ſimilitudinis tertio. Geſezt, wir hätten nur das erſte Buch des **Euclides** mit allen Demonſtrationen, wodurch die darinnen befindlichen propoſitiones wären begreiflich gemacht worden. Wir ſetzen ferner, es wären die übrigen **Euclidäiſchen** Bücher verlohren gegangen: man hätte aber noch verſchiedene propoſitiones des **Archimedes**; aber ohne demonſtration. In dieſem Falle könten wir zwar in Ermangelung der propoſitionum intermediarum, welche in den verlohrnen **Euclidäiſchen** Büchern enthalten, und zum Begriff der **Archimedäiſchen** propoſitionen gehören; dieſe leztern nicht völlig begreifen: wir könten doch aber auch nicht ſagen, daß ſie in Ermangelung der Begreiflichkeit contradictoriſch wären. Eben dieſe Beſchaffenheit hat es (ſalvo tamen ſimilitudinis tertio) wie den geoffenbarten Wahrheiten. Es iſt längſt der Politik bekannt, daß ein weiſer und gerechter Prinz ſolche Geſetze geben; auch überhaupt alle ſeine Unternehmungen zur Erhaltung und ferneren Aufnahme aller ſeiner Unterthanen einrichten müſſe. Hieraus folgeret man: daß alle ſeine Particular-Geſetze ſich in dem allgemeinen Geſetze; nämlich in dem Wohlſeyn ſeiner Staaten gründen und concentriren müſſen; und daß er in ſeinen Verfaſſungen und Unternehmungen nicht ſo wohl blos auf einen Theil ſeiner Unterthanen, als vielmehr auf den gänzen Körper ſeines Reiches acht haben müſſe. Wir ſetzen nun: man wäre von eines Prinzen hoher Einſicht, Weisheit, Klugheit, Gerechtigkeit, und andern ruhmwürdigen Eigenſchaften, aus unzehligen Gelegenheiten überführet worden: er gäbe uns aber einmahl ein Geſetz, wovon die Unterthanen nicht begreifen könten, was es mit den hohen Eigenſchaften ihres Regenten, und mit der ietzigen und künftigen Glückſeeligkeit aller ſeiner Länder für einen Zuſammenhang habe. Könten ſie wohl, in Ermangelung der Staatsklugheit, mit Rechte urtheilen: daß ſothanes Geſetze oder Unternehmen ihres Oberherrn, ſeiner bereits ſo vielfältig erwieſenen Weisheit, Klugheit und Vorſichtigkeit zuwiderlaufe? Hätten ſie nicht mehr Urſache ſich zu beſcheiden, daß die Einſicht in den Zuſammenhang, den die Regierungs-Maximen mit der Wohlfahrt der ganzen Republik haben; iſt das geheime Cabinet, und folglich für ihren Prinzen u. ſeine Miniſtres eigentlich gehöre? Wie vielmehr können wir alſo dieſes ehrerbietige Urtheil von den Wahrheiten und Geſetzen fällen; von welchen wir überführet worden ſind, daß ſie von GOtt geoffenbaret und kund gethan worden? Ich glaube alſo, daß man mit den Herren Theologen genugſamen Grund habe, zu ſagen: daß das Licht der Natur den geoffenbarten göttlichen Wahrheiten, eben um deßwillen, weil dieſe über jener ihren Horizont laufen; nicht widerſprechen könne.

§. 45. Die Wahrheiten der ächten Offenbarung und des Lichtes der Natur, ſind beyderſeits von GOtt. (§. 32. Diſc.) Weil nun dasjenige, was von GOtt iſt, vermöge ſeiner hohen Eigenſchaften, die gröſte Harmonie unter ſich haben muß; ſo muß auch eine Harmonie zwiſchen den geoffenbarten und natürlichen Wahrheiten angetroffen werden. Dieſe Ubereinſtimmung giebt den erleuchteten Gottesgelahrten, und den Weltweiſen die gröſte Gemüthsberuhigung: wie dann der Hochgelahrte Herr Prof. Syrbius in der Zueignungsſchrift, ſo er ſeinen Inſtitutionibus philoſophiae primae novae & Eclecticae vorgefüget hat, bekennet, daß er unter gewiſſen vorhergeſetzten Umſtänden, die gröſte Ubereinſtimmung zwiſchen der Göttlichen Offenbarung, und der Chriſtlichen Religion; und zwiſchen der geſunden Vernunft, nicht ohne beſonderes Vergnügen, wahrgenommen habe.

§. 46. Ob nun zwar dieſe Harmonie ihre Richtigkeit hat, ſo muß man ſich doch nicht wundern, warum man den Zuſammenhang, den ſothane Wahrheiten mit einander haben, nicht begreifen kan. Denn wir finden auch in dem natürlichen Lichte ſolche Sätze, welche eine Connexion oder Convenienz mit einander haben; ob ſie gleich nicht begriffen wird. Zum Exempel: wie viele Wahrheiten finden wir, welche durch den bloſen calculum Algebraicum herausgebracht werden, und mit denen demonſtrirten Euclidäiſchen Propoſitionen eine Connexion haben müſſen: ungeachtet wir aus Mangel einer Geometriſchen Demonſtration ſothane Connexion nicht begreifen können. Auf eine nicht unähnliche Art können wir aus verſchiedenen Umſtänden wohl ſehen, daß zwey Weltſtaaten mit einander in einem beſondern guten Verſtändniß ſtehen: ob wir gleich nicht einſehen können, auf was für geheime und beſondere Staatsurſachen die genaue Correſpondenz ſothaner beyder Reiche ſich gründe; und woraus man vollkommen begreifen konte, warum ſie in einem ſo ungemeinen Vernehmen mit einander ſtehen: da hingegen die Miniſtres, ſo in das geheime Cabinet der Prinzen gelaſſen werden, eine vollkommene Einſicht in die ſo ungemeine Conſonanz dieſer beyden Staaten haben können. Solchergeſtalt iſt der Schluß unzehligen Abfällen unterworfen, den man zu machen pfleget: daß zwiſchen zwoen Dingen keine Convenienz ſeyn könne, weil man dieſelbige nicht begreiſet: denn es überhaupt richtig iſt, daß wegen der Ermangelung vieler, ja unzehliger propoſitionum intermediarum eine groſe Kluft zwiſchen zwoen Wahrheiten ſeyn kan; welche wir nach der Beſchaffenheit der Umſtände, worinnen wir uns befinden, zu ergänzen nicht vermögend ſind. Dieſe und dergleichen Vorſtellungen finden bey einem Eſprit fort einen nicht geringen Eingang.

§. 47. Da die geſunde Vernunft in der Einſicht, die wir in den Zuſammenhang der Wahrheiten haben, beſtehet; (§. 368. Met.) die geoffenbarten Wahrheiten aber mit den Wahrheiten des Lichts der Natur nicht dergeſtalt zuſammen gehänget werden können, daß man ihre Verknüpfung, wie die Glieder in einer Kette einzuſehen vermögend wäre: (§. 46. Diſc.) ſo erſiehet man leichtlich, daß die geoffenbarten Wahrheiten unter dem Horizonte der Vernunft nicht ſtehen.

§. 48. Hieraus wird man erkennen, was bey der Frage zu bedenken ſey, ob die geoffenbarten Wahrheiten vernunftmäſig ſind: Wenn man das Wort, vernunftmäſig, von denenjenigen Sachen, worinnen man nichts contradictoriſches, nichts ungereimtes, und folglich nichts, ſo wider die Wahrheiten des Lichts der Natur ſtritte, antrifft; ſo findet man vermöge des §. 41. Diſc. keine Schwürigkeit. Will man aber ſothanes Wort ſo verſtehen, daß man die geoffenbarten Wahrheiten völlig begreiflich vorſtellen könte; ſo hält man billig dafür, daß man alsdann zu weit gehet. Denn eine Göttliche geoffenbarte Wahrheit iſt an und für ſich ſo beſchaffen, daß ſie nach der Bewandniß unſerer Umſtände nicht wirklich begreiflich ſeyn kan: allermaſen ſothane Wahrheiten, wann ſie könten aus dem Lichte der Natur in dieſer Zeitlichkeit begriffen werden, von GOtt, auf eine ſo beſondere und auſerordentliche Weiſe nicht würden ſeyn geoffenbaret worden. Da nun die wirkliche Begreiflichkeit einer Wahrheit zum Grunde ſetzet, daß man eine Einſicht in den unzertrennten und unmangelhaften Zuſammenhang ſothaner Wahrheit mit andern habe; die Vernunſt aber in ſothaner Einſicht beſtehet (§. 368. Met.): ſo iſt es wohl mehr als zu gewiß, daß man die geoffenbarte Wahrheiten, in dieſem Verſtande, nicht vernunftmäſig nennen könne: und daß man in dem Falle vielmehr bey der Redensart der Herren Theologen zu bleiben gegründete Urſache habe: daß ſie zwar nicht wider, aber doch über den Bezirk der Vernunſt lauſen.

§. 49. Demnach ſcheinet es unbillig zu ſeyn, daß man von einem Theologen, oder überhaupt von einem Verthaidiger der geoffenbarten Wahrheiten verlanget, daß er ſie begreiflich vorſtellen und demonſtriren ſolle; und daß man, in Ermangelung deſſen, bey ſeiner Erklärung nicht könte zufrieden ſeyn. Hieraus wird man auch ohnſchwer abnehmen können, warum die wichtigſten Gottesgelahrten, bey Verthaidigung der Punkte, ſo für andern zur Offenbarung gehören, ſich mit der grösten Berechtigung dieſer Maxime bedienen; vermöge welcher man von demjenigen, der einen Glaubensartikel angreifen will, fordern kan: daß er vi demonſtrationis ad impoſſibile beweiſe, daß darinnen ein Widerſpruch liege. Wann zum Exempel einer die Teufel läugnet, ſo iſt ſein Satz dieſer: Es giebt keine Teufel. Hier führet er ſich als einen Opponenten auf, und muß ſolcher geſtalt ſeinen Satz beweiſen; welcher eben ſo viel heiſet, als wenn er ſpräche: es ſey nicht möglich, daß unter den Geſchöpfen ſolche anzutreffen wären, die man Teufel nennet. Alſo ſiehet man offenbar, daß er die Unmöglichkeit beweiſſen müſſe. Dieſer Maxime hat der Herr Kirchenrath **Buddeus** in dem Tr. de Atheiſmo & ſuperſtitione §. 3. c. 7. p. 576. ſich wider diejenigen, ſo die Geiſter überhaupt, und folglich auch die Teufel läugnen, mit der gröſten Befugniß bedienet. Dieſer Hochgelahrte Theologe, welcher ſich durch ſeine Beſcheidenheit ſo ſehr unterſcheidet, gebrauchet ſich in der angeführten Schriftſtelle dieſer Worte:

„Damit wir in Behauptung des Weſens der „Geiſter die Ordnung beobachten; ſo ſetzen wir „anfangs als etwas ungezweifeltes voraus: es „ſey nicht unmöglich, daß gewiſſe unmaterielle „Subſtanzen ſind. Wollen dieſes die Athei„ſten oder die Geiſterſtürmer nicht einräumen; „ſo müſſen ſie eine deutliche raiſon anfüh„ren, warum dergleichen unmaterielle „Subſtanzen nicht ſeyn können. Dieſe Maxime,' welche in den ächten Geſetzen der Diſputirenden gegründet iſt; und hierüberhaupt wider diejenigen, ſo alle Geiſter läugnen, gebrauchet worden; muß noch mehr bey ſolchen Perſonen, welche nur eine gewiſſe Art der Geiſter, oder einen andern zur Offenbarung gehörigen Punkt läugnen, und darwider Einwendungen machen, zu gebrauchen ſeyn. Wem nun bekannt iſt, was eine demonſtratio ad abſurdum ſey; der wird ſich lange bedenken, ehe er dergleichen Beweis über ſich nimmt. Ich rede hier blos von dem Fall, da man mit einem Pneumatomacho, oder mit einem, der die Geiſter läugnet, zu thun hat. Ein ſolcher giebt für: er habe zulängliche Gründe, woraus er die Lehre von den Geiſtern umzuſtoſſen vermögend wäre. Demnach muß er als ein opponens die Beweisgründe beybringen; und ſolche in die Form einer demonſtration faſſen: ehe kan man mit ihm nicht vergnüget ſeyn; noch vielweniger ſehen, wie er, in Ermangelung deſſen, der geoffenbarten Wahrheit einen Abbruch thun könne. Ich beſcheide mich, daß man dieſen ſcharfen Beweis von einem, der nur an einer Sache zweifelt, nicht fordern könne. Denn da dieſer ſein Urtheil zurück hält; weder pro noch contra iſt; ſondern vielmehr auf Beweisgründe wartet, die ihn entweder auf die affirmativam oder negativam lenken: ſo darf er ſolche demonſtration nicht über ſich nehmen. So bald er aber aus dem bloſen Zweifel heraus tritt, und zum Exempel einen Pnevmatomachum vorſtellen will; ſo kan er den ſchärfſten Beweis ſchlechterdings nicht ablehnen, ſondern muß ſichs gefallen laſſen, daß man alle ſeine praemiſſas auf das genaueſte unterſuchet, und ihn ſo weit zurück treibet, bis er in das principium contradictionis kommt.

§. 50. Das Licht der Natur beruhet auf deutlicher Erkänntniß (§. 5. 6. Diſc.) Weil nun die deutliche Erkänntniß derjenigen Dinge, ſo ſchlechterdings nothwendig ſind, ſich auf das Principium contradictionis; die deutliche Erkänntniß aber der zufälligen Dinge auf das Principium convenientiae zurück führen laſſen: ſo erkennet man leichtlich, daß dieſe beyden Sätze die Hauptwahrheiten des Lichtes der Natur ſeyn. Von der erſten hat der Herr Hofrath **Wolf** §. 10.; von dem andern §. 15. Metaph. gehandelt. Hier lieget ein non plus ultra; welches man in dem Beweis nicht überſchreiten darf. Wer alſo nach Erforderung des §. 20. Diſc. ſeine Lehren rechtfertigen will, daß ſie zum Lichte der Natur gehören: der muß ſie entweder blos auf daß Principium identitatis alleine; oder, in gewiſſen Fällen, auf beyde Principia zergliedern können. So lange dieſes nicht geſchiehet; ſo lange kan man ſeine Lehren noch nicht mit Sicherheit zum Lichte der Natur ziehen. Hieraus wird man auch urtheilen, was nach der Anzeige des 21. §. Diſc. bey der Aufnahme einer Diſciplin in das Licht der Natur, zu beobachten iſt.

§. 51. Man wird aus des Herrn von **Leibnitz** und des Herrn D. **Clarkens** Streitſchriften erſehen: wie ſehr ſie ihre Lehrſätze auf dieſe beyden Grundſätze zu ſtützen ſuchen; ob gleich der Herr D. **Clarke** das Principium convenientiae noch nicht in ſeinem völligen Umfang angenommen, und um deßwillen hiervon den Beweis von dem Herrn von **Leibnitz**, welcher ſolches hauptſächlich wider ihn gebrauchet, gefordert hat. Und weil der Herr Hofrath **Wolf**, nach dem ſo koſtbaren Verluſt des Herrn von **Leibnitz**, ſothanes Principium §. 30. 31. Met. auf doppelte Manier dergeſtalt erwieſen hat; daß beyderſeitiger Beweis auf dem Principio contradictionis, welches von allen ohne Ausnahme eingeräumet wird, ſich gründet: ſo iſt kein Zweifel, daß dieſe beyde Hauptwahrheiten von gleicher Gewißheit und Bündigkeit, künftig von allen Liebhabern und Kennern der Wiſſenſchaften, ohne Ausnahme werden angenommen werden.

§. 52. Weil nun das Principium eſſentiarum, und das Principium rationis ſufficientis die zwo Hauptwahrheiten von dem Lichte der Natur ſind; (§. 50. Diſc.) ſo folget: daß derjenige, welcher das Licht der Natur über den Haufen ſchmeiſen will; dieſe beyde Grundpfeiler der natürlichen Erkänntniß bewegen und umwerfen müſſe.

§. 53. Weil Matheſis pura, nämlich die Arithmetik, die Geometrie und die Algebra, auf das Principium contradictionis, bekanter maſen gebauet iſt; ſo muß ſie zum Lichte der Natur ohnſtreitig gehören. Und folglich ſind dieſe Diſciplinen, und andere, ſo darauf können gegründet werden; unſtreitige Theile des überbliebenen Ebenbildes GOttes. Denn was unſtreitig zum Lichte der Natur gehöret; das muß auch unwiderſprechlich zum überbliebenen Ebenbilde GOttes gezogen werden. (§. 31. Diſc.) Hier lieget ein unwidertreiblicher Grund, warum der groſe Theologe, David Chyträus, in der oben §. 30. Diſc. beygebrachten paſſage, habe ſagen können: daß kein herrlichers Zeugniß von GOtt, in der zum Ebenbilde GOttes erſchaffenen Seele übrig ſey, als die Wiſſenſchaften der Zahlen, Proportionen, und der Ordnung.

§. 54. Wenn Matheſis pura, und alle darauf gehöriger maſen gebauete Diſciplinen, unſtreitige Theile des Lichtes der Natur; und folglich des überbliebenen Ebenbildes GOttes ſind; (§. 53. Diſc.) ſo können ſie der Offenbarung nicht zuwiderlaufen. (§. 41. Diſc.) Sie müſſen aber auch von GOtt ſeyn. (§. 32. Diſc.)

§. 55. Weil die Chriſtliche Religion dem Lichte der Natur nicht widerſpricht; (§. 44. Diſc.) ja vielmehr mit demſelben einſtimmig iſt: (§. 45. Diſc.) ſo kan die Chriſtliche Religion den beyden Hauptwahrheiten des Lichtes der Natur, nämlich dem principio contradictionis, und rationis ſufficientis nicht zuwider, ſondern ſie muß vielmehr convenient ſeyn. Denn was einer ganzen Diſciplin nicht zuwider iſt, daſſelbe muß auch ihren principiis nicht zuwider ſeyn. Nun iſt die Chriſtliche Religion den ächten Diſciplinen des Lichts der Natur nicht zuwider; folglich kan ſie auch den principiis ſothaner Diſciplinen nicht zuwiderlaufen.

§. 56. Wenn zwo Diſciplinen einen Zuſammenhang mit einander haben; und es iſt ein Lehrſatz einer von beyden Diſciplinen zuwider: ſo muß er auch der andern Diſciplin zum wenigſten in ſo weit entgegen ſeyn; ſo weit die Diſciplinen mit einander übereinſtimmen. Nun ſind diejenigen Lehren, welche ungereimt, lächerlich, abentheuerlich ſind; dem Lichte der Natur zuwider: folglich müſſen dergleichen Lehren der Chriſtlichen Religion zuwiderlaufen. Hier ſehen wir einen neuen Grund, warum die Sätze ihre völlige Richtigkeit haben, nämlich, daß:

1. Die Heil. Schrift keine Contradictionen in ſich begreife,

2. Keine ungereimten, lächerlichen und abentheuerlichen Dinge in ſich faſſe: und warum man mit dem Hochberühmten Herrn D. Löſcher, ſothane Wahrheiten, unter die Praenotiones der Chriſtlichen Religion hinrechnen könne. (§. 41. Diſc.)

§. 57. Wenn einer die Praenotiones einer Diſciplin umſtößet; ſo wirft er die Diſciplin über den Haufen, in ſo weit ſie ſich darauf gründet. Nun gehöret das Principium contradictionis unter die Praenotiones theologicas, (§. 41. Diſc.): folglich wirft einer die Chriſtliche Religion um, wenn er (poſito per impoſſibile) das Principium contradictionis umſtößet; in ſo weit ſie ſich auf dieſes gründet.

§. 58. Weil das Principium identitatis und rationis ſufficientis die Hauptwahrheiten von dem Lichte der Natur ſind; ſo erkennet man, daß wir das Licht der Natur mit der größten Sicherheit ſtudiren können: wenn man keine Lehren annimmt, als welche ſich auf dieſe Haupt- und Grundſätze zergliedern laſſen. Solchergeſtalt kan man das Licht der Natur [illegible] Vortheil des Lichts der Offenbarung tractiren. Dann weil dieſe beyde Principia dem Lichte der Offenbarung nicht widerſprechen: ſo können alle die Lehren, ſo darauf gehörig reduciret werden, demſelben nicht zuwiderlaufen; und folglich muß dieſe Methode die ſicherſte ſeyn. Wann man alſo die mancherley Meynungen und Streitigkeiten gelehrter Leute lieſet oder höret; ſo hält man ſein Urtheil ſo lange zurück, bis man die Einſicht in den Zuſammenhang, den die Lehren ſothaner gelehrter Männer mit beſagten Principiis haben, gehöriger maſen bekommet. Auf die Art können uns die Diſcurſe eines Esprit fort. eines Atheiſten, eines Spinoſiſten, eines Enthuſiaſten, eines Muhammedaners, und eines jedweden, er ſey wer er wolle; im geringſten nicht ſchaden: wann wir uns in dem Lichte der Natur, und in der Prüfung ſo vieler unter ſich verſchiedenen Religionen, an dieſe zwey Principia halten. Denn dieſe ſind in dem Reiche des Lichts der Natur, ſo zu reden, die Orakel, die Judices competentes, welche den Ausſpruch thun müſſen. Ein iedes vom beyden iſt ein αὐτὸς ἔφα, welches in ſeinem Umkreis, in ſtrittigen Materien, zum Vergnügen beyder Theile, wann ſie die Wahrheit lieben, den völligen Ausſchlag giebt.

§. 59. Die Abſicht eines Eclectici gehet dahin, daß er gewiſſe unſtreitige Principia aufſuchet, und nichts annimmet, als was er in die Kette ſothaner unwiderſprechlicher Hauptwahrheiten bringen kan. Weil nun das Principium Contradictionis, und das von dem Herrn von Leibniz wiederhergeſtellete und §§. 30. 31. Metaph. unſtreitig erwieſene Principium Convenientiae, die unumſtößlichen Hauptwahrheiten ſind; ſo erſiehet man daraus, daß ſie einem Eclectico groſe Dienſte thun, und ihn in die völlige Sicherheit ſetzen. Denn bey Unterſuchung der thetiſchen und polemiſchen Bücher, wird er einem Lehrſatze nicht eher einen völligen Beyfall geben; als bis er ihn aus denſelben, durch eine gehörige und ſichere Folge, ziehen kan. Man erkennet alſo den Nutzen, den man unter einer Philoſophia Eclectica zu leiſten ſuchet. Es iſt daher die Abſicht, welche ein Eclecticus vor ſich hat, dem Lichte der Natur gemäs (§. 50. Diſc.) und dem Lichte der Offenbarung nicht zuwider; ſondern vielmehr convenient. (§. 55. Diſc.)

§. 60. Wer die Abſicht eines Eclectici gegen den §. 58. Diſc. hält, der findet, daß ſie in denſelben gegründet ſey. Und folglich muß Methodus Eclectica die ſicherſte Art ſeyn, nach welcher man das Licht der Natur ſtudieren kan.

§. 61. Methodus ſectaria iſt, wann einer die Ausſprüche eines gewiſſen Philoſophen blindlings; und ohne Auflöſung auf die Grundwahrheiten; und folglich ohne Einſicht in den Zuſammenhang der Lehrſätze ſothanen Weltweiſens, annimmt. Dieſe Methode iſt dem Lichte der Natur nicht gemäs, und kan zum Schaden des Lichtes der Offenbarung ausſchlagen. (§. 50. Diſc.) Denn da man, bey einer ſolchen Methode, die Lehrſätze ohne gehörige Prüfung, und ohne überführende Vergleichung mit dieſen beyden Hauptwahrheiten annimmt; ſo kan es kommen, daß man über ſolche Lehren geräth, die offenbar falſch und irrig, und folglich dem Lichte der Natur ſo wohl, als der Chriſtlichen Religion zuwider ſind. (§§. 24. 56. Diſc.) Anderer Inconvenienzen voritzo zu geſchweigen.

§. 62. Wenn man erweget, daß das Licht der Natur zum überbliebenen Ebenbilde Gottes gehöret; (§. 31. Diſc.) und daß der Heyland der Welt um deßwillen gekommen ſey, dieſes ſo ſehr geſchwächte Ebenbild wieder zu erneuern; und alſo den Uberreſt hiervon zu erhöhen und zu erweitern; ſo hat man als ein Chriſt für andern Nationen dieſen Vortheil, daß man ſich in der Ausbeſſerung des Lichtes der Natur einen gröſern Fortgang verſprechen kan; als wenn man von einer andern Religion iſt. Denn wann die geoffenbarte Religion eines Landes keine Contradictionen, wodurch das Licht der Natur beleidiget wird (§. 24. Diſc.) in ſich faſſet: ſo muß nothwendig die wahre natürliche Erkänntniß einen freyern Lauf; und eine gröſſere Aufnahme; und folglich einen höheren Grad gewinnen: da ſie hingegen merklich gehemmet wird, wann in ſothaner Offenbarung, deren ſich ſo viele verſchiedene Völker rühmen, ſolche Sätze vorkommen; die ſo wohl ſich ſelbſt widerſprechen, als auch den Principiis der geſunden Vernunft zuwiderlaufen.

§. 63. Wir wollen aus ſo vielen Völkern die Chineſer erwehlen. Ob zwar dieſe dafür gehalden haben, daß ſie mit zweyen Augen; die Europäer nur mit einem Auge ſähen; die übrigen Völcker aber ganz und gar blind wären: da man auſer dem nicht läugnen kan, daß ſie viele Einſicht in die natürliche Moral und andere Wiſſenſchaften haben; ſo hat es ſich doch in den neueren Zeiten ausgewieſen, daß die Chriſtlichen Völker, in denen in das Licht der Natur laufenden Wiſſenſchaften, ſich eines groſen Vorſprungs für ihnen, rühmen können. Es iſt aus den Nachrichten; zum Exempel aus des berühmten Herren P. **Louis le Comte**

Nouveaux Memoires ſur l' état préſent de la Chine bekannt, daß ſie es in den Mathematiſchen Wiſſenſchaften bey weitem ſo hoch nicht gebracht als die Chriſten: allermaſen nicht allein ihre ſonſt koſtbare Aſtronomiſche und andere Mathematiſche Inſtrumente um ein groſes rectificiret, und zu der Wahrnehmung der Begebenheiten des Himmels nach der Europäiſchen Manier bequemer und richtiger gemacht; ſondern auch ihnen viele andere in unſeren Landen entdeckte Erfindungen mitgetheilet worden, Ich will anitzo nur eine einzige decouverte, ſo ſie mit vieler Hochachtung angenommen, beybringen. Man weis, daß, da der Herr Baron von **Leibnitz** ſeine erfundene höchſtſinnreiche Dyadik dem berühmten Jeſuiten und Miſſionario Herren P. **Bouvet**, mitgetheilet; dieſer, ihnen ein gewiſſes Rätzel, worinnen ſie viele Geheimniſſe ſuchten, und deſſen Erfinder einer von ihren älteſten Königen und Philoſophen, Nahmens FOHY, ſoll geweſen ſeyn, durch ſothane Dyadiſche Arithmetik als durch einen Schlüſſel wieder aufgelöſet und erkläret habe: von welcher Particularität der berühmte Herr Profeſſor **Wiedeburg**, in ſeiner, de praeſtantia Arithmeticae binariae prae decimali gehaltenen ſehr gelehrten Diſſertation, unter andern mit, umſtändlichere Nachricht thut. Und weil mir ein Schreiben in die Hand geräth, welches der Herr Geheimde Rath von **Leibnitz** an Herzog **Rudolph Auguſt** zu

Braun

Braunſchweig-Lüneburg-Wolffenbüttel überſchicket, und darinnen einen Entwurf zu einer Madaille präſentiret; worauf das Fundament dieſer ſinnreichen Erfindung nebſt einer Application derſelben auf die Schöpfung aus Nichts vorgeſtellet wird: ſo habe ich daſſelbe denen von mir überſezten kleinen Schriften des Herren von **Leibnitz** mit vollen beydrucken laſſen; weil es vielleicht nicht in vielen Händen iſt, oder an einem Orte ſtehen kan, wo man es nicht ſuchet.

§. 64. Man könte mir einwenden, daß, weil beſagter König, FOHY über 4000. Jahre vor uns gelebet hätte, und alſo dieſe Erfindung in Betrachtung ihrer ſo genauen Convenienz, ſo ſie mit denen in der angeführten Diſſertation befindlichen Chineſiſchen Characteren hat, eben ſo alt ſeyn müſſe; der Herr von **Leibnitz** für den Erfinder hiervon nicht könte gehalten werden; ja daß hieraus vielmehr der Vorzug, den die Chineſer für den Chriſten hätten, zu ſchlieſen wäre. Allein es kommet bey dem Erfinden nicht eigentlich auf die Zeit; ſondern vielmehr darauf an: wie einer durch den Gebrauch ſeiner Verſtandskräfte, ohne Vorgänger, aus bekannten Wahrheiten andere heraus ziehet, die ihm vorhero unbekannt waren. Wer dieſes zu tage legt, der erweiſet, daß er die Eigenſchaften eines Erfinders habe; es mag ſolches zu einer Zeit geſchehen ſeyn, zu welcher es wolle. So lange man alſo nicht darthun kan, daß der andere ein Plagium begangen; oder die Erfindung von einem andern entlehnet oder erwiſchet habe: ſo lange kan man ihm die Qvalität eines Erfinders nicht ſtreitig machen. Wenn alſo zween; oder mehrere zu gleichen, oder ungleichen Zeiten, einerley heraus bringen, ſo einem jeden von ihnen vorhero unbekannt geweſen: ſo muß einer eben ſo wohl die Erfindungskunſt beſitzen, wie der andere. Wir wiſſen, daß **Marcellus Malpighius** in Italien, und **Nehemias Grew** in Engelland, die Anatomie der Pflanzen **zu gleicher Zeit** entdecket; und in ihren Beſchreibungen mit einander ungemein zuſammengeſtimmt haben: ohne daß einer dem andern ſein Vorhaben eröffnet, oder ſeine Obſervationen mit ihm überleget hätte. Beyde hält man für die Erfinder der Anatomie der Pflanzen: weil ein jeder vor ſich, durch eigene Meditation und Geſchicklichkeit, dieſe verwunderenswürdige Zergliederung der Gewächſe heraus gebracht. Wolte man nun die Zeit bey dem Erfinden als ein weſentliches, und untrennbares Stück betrachten; und denjenigen, welcher unter allen Menſchen am allererſten eine Sache entdecket hätte, blos für einen Erfinder halten: ſo würde weder Malpighius noch Grew für einen Erfinder können erkläret werden: und folglich wäre die Anatomie der Pflanzen noch gar nicht erfunden; welches aber ungereimt iſt. Denn in einer **gleichen Zeit**, zu welcher dieſe beyde zugleich dieſe Anatomie erfunden, läßt ſich keine Priorität der Zeit concipiren. Dahero iſt es entweder ungereimt, daß man insgemein den **Malpighi** ſo wohl als den **Grew** für einen Erfinder in dem Stücke erkennet: oder es iſt ungegründet, daß man die Erfinder blos nach der Zeit abmeſſen will. Jenes aber kan vermöge der Erklärung, ſo man von der Erfindungskunſt hat, nicht ungereimt heiſen: ſo muß es alſo ungegründet ſeyn, wenn man die Erfindungen blos an das Alterthum binden will. Und eben dieſe Beſchaffenheit hat es auch, wenn gewiſſe Erfindungen, von verſchiedenen Perſonen, zu ungleichen Zeiten, ſind entdecket worden. Wir haben zum Exempel Grund, die Buchdruckerkunſt für eine Europäiſche Erfindung zu halten; ob ſie gleich der Zeit nach, ebenfals bey den Chineſern weit eher ſoll bekannt geweſen ſeyn: und zwar um keiner andern Urſache willen, als weil die Europäiſchen Erfinder von dieſer vortreflichen Kunſt, mit den Chineſern diesfals keine Communication gehabt; ſondern durch eigenes Nachſinnen und Geſchicklichkeit dieſe Wiſſenſchaft, zum gleichmäſigen Ruhme ihrer Nation, an das Licht geſtellet. Man ſetze den Fall, daß eine Nation gewiſſe Erfindungen und Geheimniſſe lange Zeit für ſich behalten; und andern dieſelbigen, ungeachtet aller angewandten Bemühungen, nicht offenbaret hätte. Es machte ſich alſo einer von der andern Nation drüber, und brächte es ebener maſen heraus: ſo würde man kein Bedenken tragen, dieſen gleichergeſtalt für einen Erfinder zu halten. Eben dieſe Bewandtniß hat es, wann eine Erfindung oder ein Geheimniß in einem Lande, wo es erfunden worden, ganz und gar verlohren gegangen; und man von der Beſchaffenheit deſſelben in einem andern Lande gar keine Spuren hätte, die als gewiſſe Data einem Erfinder zum fernern Nachdenken dienen könten, (dergleichen Caſum wir hier bey der dyadiſchen Rechnungskunſt haben;) In welchem Falle ich gleichergeſtalt nicht ſehe, warum man denjenigen, der das Arcanum in einem Lande, wo es bis gegenwärtig ganz unbekannt geweſen, aus der Finſterniß hervorzöge; nicht ebenfals für einen Erfinder wolte gelten laſſen. Wir wollen ſetzen, es entſtände auf dem Erdboden unter den Völkern eine ſo groſe Zerrüttung; und folglich ein ſo entſetzlicher Verfall der Wiſſenſchaften, daß alle Nachrichten von America, welches **Columbus** entdecket hat, dergeſtalt verlohren gingen: daß man gar keine Spuren in unſern Ländern mehr fände, woraus man wüßte, daß America in der Welt wäre; oder daß die Welt könte umſchiffet werden. Die Europäiſchen Völker erholeten ſich nach und nach wieder; und einige begäben ſich in die Gefahr neue Länder zu entdecken, und macheten America wieder ausfündig: Wer wolte dieſe Entrepreneurs nicht dafür halten, daß ſie ein neues Land ausgekundſchaftet hätten; ohngeachtet man über lange Zeit gewiſſe Denkmahle

mahle des Alterthums fände, woraus man erſehen könte, daß America ſchon zu einer andern Zeit, in unſern Ländern, wäre bekannt geweſen? Dieſes alles, vermeyne ich ſey zulänglich, zu behaupten, daß der Herr Baron von Leibnitz ein Erfinder von der Arithmetica dyadica verbleibe: ob gleich der älteſte Chineſiſche König und Philoſophe ſolche vor 4000. Jahren mag gewußt haben.

§. 65. Wenn man über dieſes nach Anleitung der oben §. 63. angezogenen Diſſertation bedenket, daß die Chineſer vor dieſem gegen ihren weiſen König Fohy, als den Stifter ihres Reichs und ihrer Wiſſenſchaften, eine ungemeine Ehrerbietung getragen; und um deßwillen ſo viele Jahrhunderte hindurch eine groſe Begierde gehabt haben, dasjenige, was er ihnen von ſeiner Einſicht und Klugheit hinterlaſſen, einzuſehen; und folglich auch dieſes aenigma aufzulöſen, welches ſie in einer aus gewiſſen Linien beſtehenden Figur gefunden, und Cova nennen; gleichwohl aber ihres Wunſches nicht eher haben theilhaftig werden können, als bis ihnen die Dyadik des Herrn von Leibnitz iſt bekannt gemacht worden: ſo kan ich nicht abſehen, warum die Chineſer in Anſehung dieſer Erfindung für den Europäern einen Vorzug haben können; denn man ja gegen diejenigen, welche uns etwas, ſo wir völlig verlohren und von groſer Koſtbarkeit gehalten wird, wieder herſtellen, eben ſo viele Verbindlichkeit zu haben pfleget, als wenn ſie uns etwas verehret hätten, ſo wir noch niemahls gehabt haben.

§. 66. Da auch die Chineſer vor ſo vielen 100. Jahren ſchon einen ſo ſcharfſichtigen Philoſophen gehabt, welcher ihnen zur Cultur der Wiſſenſchaften ſo groſen Vorſchub und ſo viele Hülfsmittel, welche andern Völkern gemangelt, an die Hand gegeben; ſie auch aus dieſer hinterlaſſenen Figur, Cova, doch verſchiedene Merkmale, ſo die Erfindung zu erleichtern pflegen, und dem Herrn von **Leibnitz** abgegangen ſind, hätten nehmen können; dennoch aber das darinnen verborgene Geheimniß nicht eher haben auflöſen können, als bis die **Leibnitziſche** Erfindung darauf angewendet worden: ſo halte ich dafür, daß man in Anſehung dieſer Erfindung den Chineſern keinen Vorzug in dem Lichte der Natur geben könne; zumahl da eine Sache, welche in einem Lande für koſtbar gehalten wird, und den Erfindern groſe Belohnung und Ehre verſpricht, zur beſonderen Aufmunterung der geſchickteſten Köpfe dienen, und gleichſam ihr Nachſinnen ſchärfen und verdoppeln kan: da hingegen dieſer und andere Vortheile bey den Europäern nicht zu hoffen geweſen.

§. 67. Es kan kommen, daß einer, weil doch dieſer calculus dyadicus ſo leichte zu lernen iſt;

iſt, ja andere Rechnungen an der ſimplicität übertrifft; mir einwenden möchte, daß man eben ſo gar was ſonderliches und verwunderenswürdiges aus dieſer Erfindung nicht machen könte. Es würde aber einem ſolchen nicht mißfallen, wenn man ihm begegnete, wie **Columbus** ſich gegen diejenigen, welche von ſeiner Entdeckung der neuen Welt verächtlich urtheilten, aufführete.

§. 68. Geſezt auch, daß die Chineſer einige Erfindung hätten, ſo den Chriſten ermangelten; und man dadurch jenen einen Vorzug geben wolte: ſo iſt doch wohl kein Zweifel, daß, wenn man alle die Erweiterungen, welche die Chineſer in dem Lichte der Natur gemacht haben, gegen diejenigen, deren ſich die Chriſtlichen Völker rühmen können, halten wolte; man ſo wohl in Anſehung der Zahl der Wiſſenſchaften, als in Betrachtung der Zeit, den Chriſten einen groſen Vorzug geben müſte: indem dieſe nicht 2000. Jahre geblühet; da hingegen das Chineſiſche Reich über 4000. Jahr ſoll geſtanden haben.

§. 69. Ich hoffe diejenigen, ſo keine allzugroſe Kaltſinnigkeit gegen das Chriſtenthum hegen, werden an dieſer Ausſchweifung kein Mißfallen haben: womit ich die für daſſelbe ſo vortheilhafte Concluſion habe erläutern wollen; als welche doch an und vor ſich in theſi richtig bleibet: ob man gleich wider die Hypotheſin verſchiedenes, und unter andern dieſes einwendet, daß der Vorzug, ſo die Chriſtlichen Völker für andern Nationen in den natürlichen Wiſſenſchaften haben; nicht ſo wohl aus der Beſchaffenheit des Chriſtenthums, als vielleicht aus andern Umſtänden erwachſen wäre. Denn da wir Chriſten noch gewiſſe Spuren von dem Ebenbilde GOttes in uns finden; (§. 29. 30. Diſc.) und der Weltheiland das verfallene Ebenbild wieder herzuſtellen, ſich unter uns niedergelaſſen hat: ſo muß der Seegen, welcher in dem Chriſtenthum lieget, auch in dieſen Uberreſt der verlohrnen Vollkommenheit; und folglich in die Ausbeſſerung des Lichtes der Natur einen Einfluß haben: in ſo fern ſothane Cultur unter gehörigen, und in dem Chriſtenthum gegründeten Umſtänden geſchiehet. Dieſe theſin wird kein Chriſt läugnen: wolte er aber die hypotheſin verneinen; ſo müſte er bündige Gründe anführen, warum unter allen Chriſtlichen Völkern, und inſonderheit unter denjenigen, welche ſich auf das Licht der Natur für andern geleget, der Seegen des Chriſtenthums ſich im geringſten nicht geäuſert habe. Wie ſchwer der Beweis ſo denn fallen würde; überlaſſe ich eines jeden ſeinem Urtheile.

§. 70. Ich habe einsmahls wider den Vortheil, den die Chriſten in Cultivirung des Lichtes der Natur für andern Völkern haben könten, auch dieſen Einwurf gehöret: Daß doch gleichwohl unter den Heyden ſo viele geweſen wären, die es in dem Lichte der Natur, ohne Beytrag einer Offenbarung, ſehr hoch gebracht hätten; und daß, zum Exempel ein **Archimedes**, keinem Chriſtlichen Mathematiker an Tiefſinnigkeit und Schärfe des Verſtandes weichen würde: ob er gleich viele Wahrheiten, welche man auf ſeine, und andere Erfindungen des Alterthums, in den neueren Zeiten gebauet, nicht gewußt hätte; indem es leichter wäre den Grund, den die Alten geleget haben, weiter auf und fortzuführen, als ſolchen zuerſt ausfündig zu machen. Demnach könte man keinen Vortheil erſehen, den ein Chriſt in den Wiſſenſchaften des Lichtes der Natur für einem Heyden haben würde. Alleine es iſt die Frage, ob **Archimedes**, welchen man billig als ein Wunder des Alterthums betrachten muß, nicht noch viel weiter würde gegangen ſeyn, als es ihm nach ſeinen damahligen Umſtänden möglich war; wenn er ein höheres Licht der Offenbarung gehabt hätte: und ob ein Chriſtlicher Mathematiker, wenn er eben die Naturallen hat, und eine gleichmäſige Application auf tiefe Wiſſenſchaften erweiſet; nicht weit gröſere Progreſſen machen kan, als iemahls ein heydniſcher Mathematiker? Wer die Hiſtorie der Gelehrten durchzulaufen beliebet, dem wird es an Exempeln von Chriſtlichen Mathethematikern und Philoſophen nicht ermangeln, welche man dem **Archimedes**, in Anſehung der Scharfſinnigkeit und Gründlichkeit, nicht alleine gleich zuſchätzen; ſondern auch vorzuziehen Urſache hat. Weil aber dergleichen Beweis, den man aus der Hiſtorie führen wolte, allzuweitläuftig und allzuwichtig fallen würde; indem es hier auf eine genaue Erforſchung und Schätzung der Verſtandskräfte, welche ſich ſo wohl unter heydniſchen als Chriſtlichen Völkern geäuſert hat, und auf eine richtige Vergleichung der Fähigkeiten und ihrer Wirkungen in den Wiſſenſchaften ankommet: So wollen wir uns begnügen, daß wir den Einwurf aus dem Zuſtande, worinnen ein Chriſt ſtehen mag, beantworten können. Es iſt bekannt, daß die Chriſtliche Moral ſich, unter andern Eigenſchaften, hierinnen hauptſächlich von den heydniſchen Moralen unterſcheidet: daß ſie uns nicht allein zeiget, wie die Sinnen, die Einbildungskraft und die Affecten, die gröſte Hinderniß in der Erlangung eines glückſeeligen Lebens in Weg legen; welches auch aus der geſunden Weltweisheit richtig iſt: ſondern daß ſie auch nachdrückliche Mittel an die Hand giebt, wie man die Herrſchaft über die Sinnen, die Einbildungskraft und unordentliche Gemüthsbewegungen erhalten könne; und wie uns, in dergleichen Umſtänden, eine höhere Kraft beyſtehen und unterſtützen wolle. Da wir nun ebenfalls aus der Logik, und aus der Erfahrung ſo wir von unſerer Seele und ihren Wirkungen haben, wiſſen: wie ſehr die Sinnen, die Einbildung, und die heftigen, anbey auch irregulären Gemüthsregungen, die Aufmerkſamkeit der Gedanken in der Meditation verhinderen und unterbrechen; und wie ſehr uns alſo die Herrſchaft über ſothane drey Hinderniſſe, in der Uberlegung wichtiger Materien, zu ſtatten komme; und uns folglich den Fortgang in den Wiſſenſchaften um ein groſes erleichtere und befördere: ſo iſt es offenbar, daß ein Philoſoph, wenn er in die Ordnung, ſo in der wahren Chriſtlichen Religion gegründet iſt, und von einer höheren Macht unterſtützet wird, zu treten nicht verabſäumet; unfehlbar einen groſen Vorſprung für einem Heyden haben müſſe: welcher in ſo vortheilhaftigen Umſtänden nicht ſtehet. Es iſt alſo vermöge der Eigenſchaft der Chriſtlichen Religion kein Zweifel, daß, wenn ein Chriſt, als Chriſt, auch zugleich auf die Einſicht in das Licht der Natur, mit gleichmäſigem Eifer ſich zu legen nicht unterläſſet; er es einem Heyden nicht allein gleich, ſondern auch unendlich weit zuvor thun werde. Wenn alſo gewiſſe Chriſten dieſen Vorzug für gewiſſen Heyden nicht haben: ſo muß man dieſen Abgang nicht in der Chriſtlichen Religion; ſondern vielmehr in der Unterlaſſung gehöriger Application und Mitwirkung, welche von der Offenbarung vorausgeſetzet, und in der Verachtung, ſo von ihr gemißbilliget wird, ſuchen.

Es hat hiermit, ceteris paribus, eben die Beſchaffenheit, als wie mit andern Studien, da eines das andere unterſtützen und befördern ſoll. Es iſt bekannt, daß das Studium der Mathematik und der Philoſophie, uns den Begriff der Studien, welche in andere Facultäten hineinlaufen, um ein groſes erleichtere. Wann ſich aber ein Mathematiker und Philoſophe auf die Theologie, Rechtsgelahrheit und Medicin, weder ernſtlich appliciren will noch kan; und alſo in dieſen Diſciplinen entweder gar nichts, oder nicht ſo viel, vielweniger noch mehr als andere, ſo ſich auf dieſelben mit Eifer geleget haben, verſtehen und ausüben lernet; ſo lieget der Fehler in dem Mangel ſeines Fleiſes; oder in dem Abgang der nothwendigen Subſidien und Gelegenheit; und nicht in der Beſchaffenheit der Mathematik und Weltweisheit. Wenn man alſo alle Umſtände in genaue Betrachtung ziehet, ſo bleibet der vorzügliche Vortheil, den ein Chriſt für einem bloſen Heyden haben kan; wann er will, und hierzu in Anſehung der äuſerlichen Umſtände vermögend iſt; allerdings feſtgeſtellet und unumſtöslich.

§. 71. Es läßt ſich dieſer Vorzug, den die Chriſtliche Nation für andern Völkern haben kan, auch hieraus inſonderheit bemerken, wenn man jener ihre Offenbarung mit den heydniſchen vergleichet. Wir wollen zween Menſchen, einen Chriſten und einen Heyden ſetzen; welche beyde, zu gleicher Zeit, GOtt auch nach dem

Lichte der Natur erkennen; darbey aber ihre Offenbarungen mit zu Rathe ziehen wollen. Ein Chriſt findet in der ſeinigen die Gottheit ſchon ſo abgeſchildert, daß ſie dem Lichte der Natur nicht widerſpricht; nichts ungereimtes; und nichts lächerliches in ſich faſſet. (§. 41. Diſc.) Ein Heyde findet in ſeiner ſo genannten Offenbarung, wo nicht völlig, doch gröſtentheils offenbare Contradictionen, Ungereimtheiten, lächerliche Hiſtorien, und andere die geſunde Vernunft beleidigende Dinge. Ein Chriſt findet in ſeiner Bibel einen GOtt abgeſchildert; welcher die Vollkommenheiten in ſo einem hohen Grad beſitzet, daß man keinen höheren gedenken kan. Ein Heyde findet, z. E. in ſeinem Alcoran, oder anderen dergleichen von ſeinen Pfaffen erdichteten Büchern; einen Abgott; ein Weſen, deſſen Eigenſchaften wider einander laufen; und aus deſſen Verfahren lauter Unvollkommenheiten hervorleuchten. Ein Chriſt findet ein ewiges, unveränderliches, mit dem höchſten Grad des Verſtandes, und der Freyheit begabtes, allweiſes, allmächtiges, allgütiges, allwiſſendes, und alle Dinge regierendes Weſen. Ein Heyde findet ſolche Axiomata in ſeiner vorgegebenen Offenbarung nicht; er trifft einen unächten Gott an, welcher ohnmächtig, in ſeiner Freyheit und Erkänntniß umſchränket, tyranniſch und grauſam, und anderen unruhigen Affecten unterworfen iſt. Ein Chriſt findet in ſeiner geoffenbarten Schrift ein ſolches Schickſal; oder eine ſolche Regierung ſeines Schöpfers: daß er bey allen Zufällen und Begebenheiten nicht allein gelaſſen; ſondern auch vergnügt ſeyn kan. Ein Heyde trifft ein Fatum brutum an, dergleichen das Türkiſche iſt; woraus man nicht die geringſte Güte, Weisheit und Vorſorge erblicken kan: und zu Folge deſſen ein Muhammedaner glaubet, daß wenn er in dem Waſſer umkommen ſoll, er in einer Feldſchlacht ſein Leben nicht verlieren könne. Je mehr man dieſen Parallelismum der Chriſtlichen und unächten heydniſchen Offenbarungen betrachtet; deſto tiefer wird man den Vorzug, den ein Chriſtlicher Philoſophe in der Betrachtung GOttes und ſeiner Werke für einem Heyden hat, einſehen: man wird endlich befinden, daß ein Chriſtlicher Weltweiſer ſchon ſehr viele natürliche Wahrheiten in ſeiner Offenbarung bereits antrifft; und hernach als ein Weltweiſer nur andere in dem Lichte der Natur liegende, und von der Offenbarung vorausgeſetzte Wahrheiten aufſuchen darf, woraus er dieſelben gehöriger maſen demonſtriren kan: Dahingegen ein Heyde in tauſenderley Verwirrungen und Contradictionen geräth, wann er bey ſeiner Offenbarung philoſophiren will; und daß es alſo beſſer iſt, er abſtrahiret als ein Philoſoph ganz und gar von derſelben, als daß er ſie bey ſeiner Meditation beybehalten will. Zur Erläuterung deſſen wollen wir uns eines Gleichniſſes bedienen. Wir ſetzen, es würden zwey Mathematiſche Bücher in zweyen Ländern,

dern, da die Wiſſenſchaften ganz unbekannt wären, gefunden. In dem einen wären die Propoſitiones der erſten Bücher **Euclidis**; aber ohne definitionen; ohne axiomatibus und ohne demonſtration: es wären aber noch ſehr viele andere Propoſitiones darinnen, welche weit über die **Archimedäiſchen** gingen; gleichfals ohne Demonſtration. In dem andern Buche würden auch viele Mathematica vorgetragen; welche aber völlig falſch und contradictoriſch wären: obgleich dann und wann einige Wahrheiten mit unterlieſen; welche aber gegen die unrichtigen und ungereimten Sätze keine Vergleichung hätten. Wenn nun gewiſſe von beyden Nationen anfingen Matheſin zu ſtudiren; iedoch ſo, daß ſie die gefundenen Bücher beybehalten wolten: ſo ſiehet man offenbar, daß diejenigen, welche das erſtere Mathematiſche Buch bey ihren Meditationen herführten, unfehlbar unendlich weiter kommen müßten; als diejenigen, welche das andere mit ihrem Nachſinnen verknüpften: indem jene nur die erſten Begriffe und Hauptwahrheiten ſuchen müßten, woraus ſie die darinnen befindlichen Propoſitiones demonſtriren könten.

§. 72. Das Licht der Natur iſt nicht eines Menſchen Werk. Denn wenn wir bedenken, daß es zur Erkänntniß Gottes und ſeiner Werke abzielet: ſo ſiehet ein jeder leichtlich, daß, wenn auch die auserleſenſten Köpfe von dem menſchlichen Geſchlechte, mit allen zuſammen geſezten

Kräften daſſelbe zu durchdenken ſich bemühet hätten und künftig bemüheten; man dennoch die Tiefe des Objects, worauf dieſes Θεῖον zielet, nicht ergründen werde. Hieraus erſiehet man aufs neue, von was für groſer Wichtigkeit die Societäten und Akademien der Wiſſenſchaften ſind; und wie ſehr es zu wünſchen wäre, daß man noch weit mehr dergleichen Collegia aufrichtete: damit man in dem Wachsthum der natürlichen Erkänntniß immer weiter forginge.

§. 73. Man erkennet auch hieraus, wie nützlich die Unterredungen, und die Streitigkeiten gelehrter Leute ſeyn; und wie ſehr hierdurch das Wachsthum und die Aufnahme der Wiſſenſchaften könne befördert werden: wenn dergleichen Unterredungen und gemeinſchaftliche Unterſuchungen; ohne Bitterkeit; nach den Regeln der wahren Logik; ohne Vorurtheile; und unter andern hierzu erforderlichen Umſtänden, angeſtellet und vorgenommen werden.

§. 74. Es iſt aus der Metaphyſik bekannt, daß der Verſtand Gottes (1) alle Möglichkeiten ohne Ausnahme, (2) auf einen Augenblick, und (3) auf das allervollſtändigſte erkennet. Und weil dieſes der allervollkommenſte Verſtand iſt, welcher nur kan gedacht werden; und folglich der Gottheit eigenthümlich; auch ſolchergeſtalt einem andern Weſen auſer GOtt nicht kan mitgetheilet werden: ſo kan ein Weſen auſer GOtt keinen höhern Grad des Verſtandes

des haben, als daß es (1) nur eine gewiſſe Anzahl der Wahrheiten oder Möglichkeiten, (2) nach und nach oder ſucceſſive, (3) niemahls in einem ſolchen Grade der Deutlichkeit und Vollſtändigkeit, daß nicht noch einige Undeutlichkeit übrig bleiben ſolte, erkenne. Dieſe Materie iſt von dem Herrn Hofrath Wolfen in der Metaphyſik, nach deſſen gewöhnlicher Gründlichkeit, ausgeführet worden.

§. 75. Hieraus ſchlieſe ich, daß dieſes die wahren Schranken des Verſtandes einer Creatur ſeyn; welche ſie, ſo lange ſie eine Creatur, das iſt, ein umſchränktes Weſen bleibet, nicht überſchreiten kan.

§. 76. Wenn man a poſteriori oder aus der Erfahrung wahrnimmt, wie die Wiſſenſchaften von Zeit zu Zeit zunehmen und ſteigen: Wenn man die Unzehlichkeit der Wahrheiten und den unzertrennten Zuſammenhang, den ſie unter ſich haben, betrachtet: Wenn man die Abſicht, welche GOtt bey der Erſchaffung ſeiner Werke gehabt, und die Natur der Seele in Erwegung ziehet; ſo wird man ganz leichtlich begreifen können, daß der Verſtand des Menſchen, und folglich das Licht der Natur, (1) in Anſehung der Zahl der Wahrheiten, (2) in Betrachtung der Art und Weiſe oder der Geſchwindigkeit ſie zu überdenken, (3) nach den Graden der Deutlichkeit wachſen könne: ob der Menſch gleich vermöge ſeiner Schranken, den höchſten Grad, den der Verſtand GOttes hat, niemahls erreichen kan.

§. 77. Wer nach dem §. 74. den Unterſcheid zwiſchen dem göttlichen und menſchlichen Verſtande; nach dem §. 75. die Schranken der Erkänntniß einer Creatur; und nach dem §. 76. das Wachsthum der Erkänntniß ſorgfältig überleget; überdieſes auch die in der Weltweisheit beſtätigte Hauptwahrheit erweget, welche darauf ankommet, daß die Natur ordentlicher Weiſe, oder nach ihrem gewöhnlichen Laufe keinen Sprung thue: Wer alles dieſes ſich vorzuſtellen beliebt, der wird mehr als auf eine Art einſehen, daß, ehe eine Materie ſo zu reden an den Horizont des Lichtes der Natur gebracht und erhöhet wird; die Dunkelheit und Undeutlichkeit vorhergehen müſſe. Vor dem völligen Aufgange der Sonnen gehet die Dunkelheit, Demmerung, und Morgenröthe her. Und es iſt ein allgemeines Geſetze der Natur, daß ehe eine Sache zu ihrer Reife und Vollkommenheit gelanget; ſie viele Grade der Veränderung nach und nach durchgehen müſſe. Auch aus den Graden der deutlichen Erkänntniß ſelbſt, welche §. 18. remiſſive angezeiget worden; iſt eben dieſer Satz klar. Denn da man in der Deutlichkeit von einem Grade zu dem andern fortſchreiten kan; ſo muß derjenige Grad der Deutlichkeit, der vor einem andern hergehet, nicht ſo deutlich ſeyn, als der drauf folget: wie wir ſolches, Erläuläuterungsweiſe, bey dem Lichte, ſo wir von der Sonnen genieſen, wahrnehmen. Denn wenn es nur anfängt an dem Himmel demmerig zu werden: ſo ſind wir nicht vermögend, ſo viele Dinge auf dem Erdboden zu erkennen, und zu unterſcheiden; als wenn die Demmerung abnimmet. Und bey dem Anbruch der Morgenröthe iſt der Grad der Deutlichkeit ſchon wieder gröſer, als bey der Demmerung: Daß alſo die Augenblicke, welche nach und nach, bey der Demmerung auf einander erfolgen; ſo wohl unter ſich, als in Betrachtung der Augenblicke bey der Morgenröthe: und dieſe wieder von dem völlig anbrechenden Lichte, in Betrachtung der Deutlichkeit unterſchieden ſind.

§. 78. Wenn wir dieſen Satz bedenken, ſo werden wir bewogen, daß wir über das blos nach und nach erfolgende Wachsthum der Wiſſenſchaften nicht ungeduldig werden; und nicht verlangen, daß die Weltweiſen die Wahrheiten alſo fort in dem gröſten Grade der Deutlichkeit vorſtellen ſollen. Auch diejenigen, welche das Licht der Natur zu ſtudieren anfangen; müſſen um eben der Urſachen willen, in der Erforſchung wichtiger Wahrheiten nicht ſo gleich verdrieslich werden, und die Aufmerkſamkeit ſinken laſſen: wenn ihre Begriff von denſelben nicht ſo fort zur Deutlichkeit gelanget. Es iſt genug, daß uns das Licht der Sonnen angenehm iſt; wenn wir die Dunkelheit, Demmerung und Morgenröthe überſtanden

den haben. Wir genieſen die Früchte eines Baumes mit Vergnügen; ob wir gleich eine ziemliche Zeit auf ihre Reiſe haben warten müſſen. Und das plaiſir iſt nicht weniger, nach dem erfolgten Begriff einer Wahrheit lebhaftig: die Wege, wodurch ſich der Verſtand hat wickeln müſſen, mögen auch noch ſo krumm; noch ſo dunkel; noch ſo undeutlich anfangs geweſen ſeyn, als es nur immer möglich iſt.

§. 79. Aus dem §. 5. Diſc. flieſet, daß derjenige, ſo zu deutlicher Erkänntniß fähig iſt; auch zu dem Lichte der Natur eine Fähigkeit haben müſſe.

§. 80. Wann ſich dieſe Fähigkeit äuſern und ihre Wirkung ausüben ſoll; ſo muß ſich das fähige Subject, in gewiſſen hierzu erforderlichen Umſtänden, befinden, worinnen ſich ſothane Fähigkeit äuſern kan. Denn alles, was da wirken ſoll; muß unter gewiſſen Umſtänden wirken. Die Beſchaffenheit dieſer Umſtände muß aus der Art und Weiſe, wodurch man zu deutlicher Erkänntniß gelangen kan; und welche von dem Herrn Hofrath **Wolfen** ſo wohl in der Logik als Metaphyſik ſind gezeiget worden, beurtheilet werden.

§. 81. Wenn alſo dieſe gehörigen Umſtände einem Subject ermangeln; ſo iſt es kein Wunder, daß dieſe natürliche Fähigkeit nicht wirken kan. Und wenn man ein Subject antrifft, bey welchem man keine Spuren findet, wo raus man die Wirkung der Fähigkeit zu ſchlieſen vermag; ſo muß daſſelbe Subject, entweder aus Mangel oder aus Verabſäumung der Gelegenheit, ſeine natürlichen Kräfte nicht gebraucht haben.

§. 52. Wie nöthig aber die Gelegenheit und die Umſtände ſind, wenn dieſe Kraft und Fähigkeit wirklich ausbrechen ſoll; ſolches kan man aus einem merkwürdigen Caſu erſehen, welchen der berühmte **Connor** in ſeinem Tr. de Evang. Medici p. 133. erzehlet, und der zur Zeit des vorigen Königs von Pohlen, **Johannis Sobiesky**, ſich mit einem Knaben von ungefehr 10. Jahren zugetragen hat. Von dieſem berichtet er, daß er, in denen an den Litthauiſchen und Rußiſchen Gränzen gelegenen Wäldern, unter den Bären wäre gefangen worden; überdem gräßlich anzuſehen und mit Haaren überwachſen geweſen ſey: Daß man an ihm weder den Gebrauch der Vernunft; noch eine Rede; ja nicht einmahl eine menſchliche Stimme wahrgenommen hätte. Er wäre auf Händen und Füſſen, wie ein vierfüßiges Thier gegangen, und hätte mit einem Menſchen weiter nichts als die äuſerliche Leibesgeſtalt gemein gehabt. Da man ihn um dieſer Aehnlichkeit willen getaufet, und vom Hauſen der Beſtien abgeſondert hätte; habe er ſich anfangs angeſtellet, als wenn ihm die menſchliche Geſellſchaft verdrieslich und beſchwerlich fiele: allermaſen er ſich unruhig, ängſtlich und zur

Flucht geneigt bezeuget hätte; nicht anders, als wenn er ſich eingebildet, daß er in einem Gefängniß verwahret und aufbehalten würde. Man habe ſeine Hände wider die Mauer geſtämmet, und ihn endlich wie den kleinen Kindern und Hunden auf den Füſen ſtehen gelernet; zu den menſchlichen Speiſen nach und nach angewöhnet; und alſo nach langer Zeit gezähmet: worauf er einige Worte, iedoch mit rauher und dem Menſchen ungewöhnlicher Stimme, vorzubringen angefangen; und auf Befragen ſich ſeines vorigen geführten Waldlebens eben ſo wenig erinnert hätte, als wir uns deſſen, was wir in der Wiege gethan, zu erinnern vermögend ſind. Der Herr **Connor** bekräftiget l.c. dieſen Caſum mit genugſamen Umſtänden; und beziehet ſich endlich auf eine andere dergleichen Begebenheit, die er in ſeiner Beſchreibung von dem Königreich Pohlen angeführet.

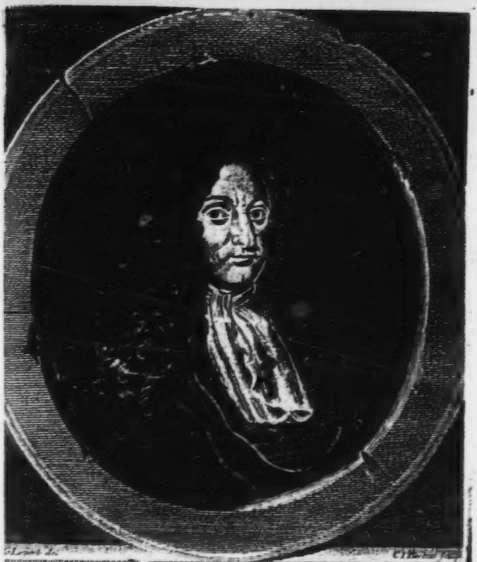
§. 83. Aus dieſer Begebenheit iſt wohl offenbar, daß, wenn ein Menſch von ſeiner zarteſten Jugend an, unter den wilden Beſtien, und von aller menſchlichen Geſellſchaft ſich ausgeſchloſſen befindet; er auſer denen Umſtänden lebet, welche zu dem wirklichen Gebrauch dieſer Fähigkeit nöthig ſind. Man würde aber aus dieſem Caſu zu weit ſchlieſen, wenn man hieraus folgern wolte: daß die zum Begriff des Lichts der Natur fähige Kraft in einem ſolchen Menſchen, ſo lange er ſich in dergleichen verwilderten Zuſtande befände, nicht verborgen läge; ſo wenig als man ſagen kan, daß in einem Saamenkorne keine Diſpoſition zu einer Pflanze ſey, ſo lange es in kein ihm zuträgliches Erdreich gebracht wird.

§. 85. Die Objecta, worauf ſich die natürliche Erkänntniß gerichtet hat, haben zu verſchiedenen Diſciplinen Anlaß gegeben; worunter die Mathematik ſchon viele Jahrhunderte her das gröſte Glück gehabt: weil man ſie auf deutliche, unumſtösliche, und folglich fruchtbare Grundwahrheiten geſetzet; und man ſie um deßwillen als einen ächten Strahl des überbliebenen Ebenbildes GOttes, und des Lichtes der Natur anzuſehen und hochzuachten hat: wie ſolches auch Chyträus in der §. 30. Diſc. angeführten Stelle lebhaft bemerket hat.

§. 86. Die natürliche Theologie aber iſt die vornehmſte und wichtigſte Diſciplin in dem Lichte der Natur: weil ſie uns die natürliche Erkänntniß von GOtt, der Welt, der Seele, und den Geſchöpfen überhaupt vorträget; und dahero der Hauptgrund aller natürlichen Wiſſenſchaften iſt.

§. 87. Wie aber dieſe Diſciplin müſſe beſchaffen ſeyn, wenn ſie zum Lichte der Natur ſoll gezogen werden; ſolches wird man aus den oben berührten Eigenſchaften des Lichtes der Natur, ohne meine weitere Bemerkung, urtheilen. Und weil der Herr von Leibnitz ſo wohl in ſeiner Controvers mit dem berühmten Engelländer Herrn D. Clarken; als auch in ſeiner Monadologie; und lezteren Beantwortung der Einwürfe, welche Herr Bayle wider ſein Syſtems harmoniae praeſtabilitae gemacht hat, hierüber ſeine Gedanken inſonderheit eröffnet hat: Da er anbey, nach dem Geſtändniß der Gelehrteſten unſerer Zeit, für denjenigen gehalten wird, der in die natürliche Wiſſenſchaften eine ungemeine und ſehr tiefe Einſicht gehabt; und alſo durch ſeine meditationes ein groſes Licht in dieſen Materien anzuzünden vermögend geweſen: ſo zweifele ich nicht, daß man die Bewerkſtelligung meines Vorhabens, in der Uberſetzung ſothaner Schriften, von ſelbſten hochgeneigt recht ſprechen werde. Eben dieſes verſpreche ich mir auch von dieſem wenigen Diſcurs; welchen ich gleichergeſtalt aus einer der Liebe zur Wahrheit gemäſen Abſicht, mit habe beyfügen wollen.

ENDE.



Si neſcis, docti ciuis qui diceris orbis,
Iſta tabella refert praeſidis ora tui.
Nomina ſi quaeras; norunt ea Gallus, Iberus,
Anglus et Auſonius, nec minus Antipodes.
Nouit, doctrinis niſi quis ſit in omnibus hoſpes
Hoſpitis in nulla, nomina LEIBNITII.

Sebaſtianus Kortholtus,
Eloqu. et Poet. in Acad. Holſat.
Prof. ordin.

Herrn Gottfried Wilhelms
Freyherrn von Leibnitz

Theodicee,

Ungültig

das iſt,
Verſuch von der Güte Gottes,
Freyheit des Menſchen,
und vom Urſprunge des Böſen,
bey
dieſer vierten Ausgabe durchgehends verbeſſert,
auch mit verſchiedenen Zuſätzen und Anmerkungen
vermehrt von
Johann Chriſtoph Gottſcheden,
Ordentl. Lehrer der Weltweish. zu Leipzig.

Statt einer Einleitung iſt die Fontenelliſche Lobſchrift
auf den Herrn von Leibnitz von neuem überſetzt.

Hannover und Leipzig,
In Verlag ſel. Nicol. Förſters und Sohns Erben.
1744.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK BERLIN

a D1950.37/2

Sr. Königl. Hoheit,
dem
Durchlauchtigſten Fürſten
und Herrn,
HERRN
Friedrich Chriſtian,
Königlichen Prinzen in Pohlen,
Chur- und Erbprinzen zu Sachſen,
Zu Jülich, Cleve, Berg, auch Engern
und Weſtphalen Herzoge, Landgrafen zu Thüringen,
Marggrafen zu Meißen, auch Ober- und Niederlaußitz,
gefürſteten Grafen zu Henneberg
ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Meinem gnädigſten Churprinzen
und Herrn.

Durchlauchtigſter

Königlicher und Churprinz,

Gnädigſter Herr,

Der Freyherr von Leibnitz, der als ein ſächſiſches Landeskind, durch ſeltene Verdienſte um das ganze Reich der Gelehrſamkeit, ſein Vaterland, und ſonderlich ſeine Geburtsſtadt Leipzig, in aller Welt berühmt

rühmt gemacht, und von ſo vielen Kaiſern, Königen, Churfürſten und Herzogen mit Gnadenbezeigungen, Ehrenſtellen und Beſoldungen faſt um die Wette überhäufet worden; kehrt nunmehro faſt dreyßig Jahre nach ſeinem Tode, wieder in ſein Vaterland zurück, um zu **Eurer Königlichen Hoheit** ſeine Zuflucht zu nehmen, und ſein größtes und wichtigſtes Werk einem ſo **erleuchteten Prinzen** zu Füßen zu legen.

So allgemein die Gnade **Eur Königl. Hoheit** gegen alle Wiſſenſchaften und freye Künſte iſt, wie ſolches nicht nur die größten Gelehrten in Welſchland, die ſolches gegenwärtig zu bewundern das Glück gehabt, ſondern auch unſer treugehorſamſtes Leipzig bezeugen, und nicht ſattſam preiſen kann: eben ſo allgemein iſt auch die Einſicht in alle Theile der Gelehrſamkeit bey dem berühmten Verfaſſer dieſes Buches geweſen, deren Spuren ſelbiges faſt auf allen Blåttern darbeuth.

Hierzu kömmt noch die beſondre Wichtigkeit des Inhalts von dieſem Werke. Es iſt derſelbe nichts geringers, als die Vertheidigung der göttlichen Güte und Gerechtigkeit, gegen die blendenden Einwürfe, eines der ſcharfſinnigſten Franzoſen, der ſeine groſze Beleſenheit, und alle Lebhaftigkeit ſeines natürlichen Witzes, auf eine ſehr unbedachtſame Art dazu angewandt hat, daß er ſcheinbare Zweifel wider die Religion auf die Bahn bringen, unzähliche unvorſichtige Leſer damit verwirren; allen redlichgeſinnten Verehrern der Gottheit aber, lauter Ekel und Abſcheu erwecken möchte.

Eine damalige ſo ſchöne als gelehrte Königinn, der in den Wiſſenſchaften nichts zu ſchwer, und in den gelehrteſten Unterſuchungen nichts zu tiefſinnig war, hatte ſich oft mit den gründlichſten Männern von den bayliſchen Schriften beſprochen, und die Auflöſung ſolcher Einwürfe wider die wichtigſten Wahrheiten von ihnen verlanget; als auch der gelehrte Baron von Leibnitz die Gnade genoß, deswegen von ihr zu Rathe gezogen zu werden. Kaum hatte derſelbe dieſer großen Prinzeſſinn einen Theil ſeiner Gedanken eröffnet, als ſelbige, nach ihrer unvergleichlichen Einſicht, etwas gründlichers und beſſers darinnen antraf, als ſie in andern Widerlegungen gefunden hatte. Ihr hoher Befehl machte es alſo, daß unſer gelehrter Freyherr die Feder ergriff, und dasjenige zu Papier brachte, was die natürliche und geoffenbarte Religion in Sicherheit ſetzen, und gegen alle Anfälle der Zweifler unüberwindlich machen konnte.

Hat es nun gleich der ewigen Vorſehung gefallen, dieſer vortrefflichen Königinn nicht durch einen irrdiſchen, ſondern durch einen himmliſchen Unterricht, diejenige Erkenntniß zu ertheilen, darnach ſie ſo begierig geweſen; indem ſie kurz zuvor; ehe dieſes Buch fertig werden konnte, aus dieſer Welt in ein höheres Reich verſetzet worden: ſo hat doch ein ſo nützliches Werk nachmals in ſo vielen franzöſiſchen, lateiniſchen und deutſchen Ausgaben einen ſehr vielfältigen Nutzen geſchaffet. Vernunft und Religion, die jener ſceptiſche Scribent ſo gern in einen Streit verwickelt hätte, um entweder der einen, oder der andern Abbruch zu thun, ſind dadurch wiederum vereiniget, und in die ſchönſte Harmonie und Freundſchaft geſetzet worden. Und ſo ſelten es iſt, daß Schriften von dieſer Art bey allerley Religionsverwandten Beyfall finden; ſo hat doch dieſe Theodicee das Glück gehabt, allen dreyen in Deutſchland herrſchenden Parteyen zu gefallen, und ſie gleichſam in einer gemeinſchaftlichen guten Sache, zum Vortheile der natürlichen und geoffenbarten Religion, zu vereinigen.

Sind dieſes noch nicht Urſachen genug, **Eurer Königlichen Hoheit**, als einem ſo weiſen und gottſeligen Prinzen, dieſes Buch unterthänigſt zu widmen und zuzueignen: ſo kann ich noch eins hinzuſetzen, den Urheber deſſelben in **Dero höchſterleuchteten Augen** merkwürdig zu machen. Der Freyherr von Leibnitz hatte zwar ſein Glück auſſer Sachſen gefunden; ſeine Liebe aber gegen dieſes ſein Vaterland hatte ihn doch bewogen, einen Theil ſeines gelehrten Fleißes zu der Wohlfahrt deſſelben zu beſtimmen. Er hatte daher einen Entwurf gemacht, wie zu mehrerer Aufnahme der Gelehrſamkeit, eine Societät der Wiſſenſchaften in hieſigen Landen aufgerichtet werden könnte. Er begab ſich auch in ſeinen letzten Jahren perſönlich nach Dresden, um dieſe ſeine Vorſchläge, zu den

Zeiten des **Allerdurchlauchtigſten Herrn Großvaters Eurer Königl. Hoheit**, dem hohen Königl. Miniſterio unterthänigſt vorzutragen. Allein die damaligen noch nicht ganz geſtillten pohlniſchen Unruhen ließen ein ſo heilſames Werk nicht zu ſeiner Reife kommen: und vielleicht hat die Vorſehung eine Anſtalt, die zur Ehre der ſächſiſchen Lande ſo viel beytragen würde, den glückſeligen Zeiten **Eurer Königlichen Hoheit** vorbehalten, und ſich die Weisheit **eines ſo erleuchteten Prinzen** zur Stifterinn eines ſo löblichen Werkes erſehen; dadurch ſich ſo viele auswärtige Monarchen, und noch letzlich **Peter der Große**, Kaiſer von Rußland, unſterblich gemacht haben. Diejenige Gnade, die **Eure Königliche Hoheit** den Lehrern unſrer hohen Schule auf dem öffentlichen Bücherſaale ſchon ſo oft erwieſen, überzeuget ja alle Welt zur Gnüge, daß **Dieſelben** auf den preiswürdigen Fußtapfen **Dero** Durchlauchtigſten Anherrn, **Friedrichs des Streitbaren**, einherzugehen geneigt ſind: der ſeiner übrigen Heldenthaten ungeachtet, dennoch geglaubet, daß ſeinem Ruhme etwas gefehlet haben würde, wenn er nicht auch ein Stifter dieſer hohen Schule geworden, und den Muſen in ſeinen Landen einen feſten Sitz erbauet hätte.

GOTT erhalte **Eure Königliche Hoheit** zur Stütze und Zierde des ſämmtlichen **Durchlauchtigſten ſächſiſchen Stammes**, zur Freude und Glückſeligkeit ſo vieler treugehorſamſten Erblande und Provinzen, und zum Schutze der freyen Künſte und Wiſſenſchaften. Ich ſelbſt kann, nebſt andern hieſigen Lehrern derſelben, die Großmuth und Mildigkeit eines ſo **Durchlauchtigſten Beſchirmers** nicht ſattſam rühmen, und werde mirs lebenslang für ein Glück ſchätzen, in der vollkommenſten Treue und Unterthänigkeit zu ſeyn

Durchlauchtigſter
Churprinz,

Gnädigſter Herr,

Eurer Königlichen Hoheit

Leipzig,
in der Oſtermeſſe
1744.

unterthänigſter und gehorſamſter
Diener
Joh. Chriſtoph Gottſched.

Neue

Neue Vorrede
des Herausgebers.

Wenn andre Herausgeber fremder Schriften ſich oft viel Mühe geben müſſen, die Verfaſſer derſelben dem Leſer erſt bekannt zu machen, und ihre Werke anzupreiſen: ſo habe ich ſolches voritzo gar nicht nöthig. Die Namen des Hrn. von Leibnitz ſowohl, als dieſes ſeines vornehmſten Werkes, ſind bereits in aller Welt ſo berühmt, daß ich einen ſtrafbaren Hochmuth beſitzen müßte, wenn ich glaubte: Mein Zeugniß, oder Lob könnte den Ruhm dieſes Buchs auch nur einiger maſſen vergrößern. Es iſt bekannt, daß die erſte Auflage deſſelben 1710, und alſo wenige Jahre nach dem Tode des Herrn Bayle herausgekommen, wider den es hauptſächlich, auf Verlangen und Befehl einer großen Königinn geſchrieben worden. Viele neuere franzöſiſche Ausgaben haben gezeiget, daß die Ausländer dieſes grundgelehrte Werk eines Deutſchen

noch

nach ſeinen wahren Verdienſten, nicht aber, nach ihren gewöhnlichen Vorurtheilen, gegen ſeine Landsleute angeſehen. Ins Lateiniſche iſt ſelbiges ſchon zu zweyen verſchiedenen malen, nämlich 1720 zu Frankfurt am Mayn, und vor wenigen Jahren zu Tübingen, von neuem überſetzt, herausgekommen. Deutſch endlich hat man es nicht mit geringerer Begierde aufgenommen und geleſen; indem von dieſer Ueberſetzung bereits drey Auflagen gemacht und verkaufet worden. Dieſes hat nun die sämmtl. Förſteriſchen Erben veranlaſſet, auf eine neue, und ſoviel möglich verbeſſerte Auflage zu denken: davon ich itzo, weil ſelbige mir aufgetragen worden, einige Nachricht geben muß.

So wenig ich geneigt und gewohnt bin, die Arbeiten andrer gelehrten und wackern Männer öffentlich zu tadeln: ſo muß ich doch geſtehen, daß die erſte Ueberſetzung dieſes Buches, die 1720 ans Licht trat, etliche Jahre darauf einer Verbeſſerung nöthig gehabt. Es giebt Leute, die ſich einbilden, wenn ſie halbigt ein franzöſiſches Hiſtorienbuch, oder einen Roman verſtehen, ſo könnten ſie auch die wichtigſten Werke von gründlichen Wiſſenſchaften daraus überſetzen. Nun will ich dieſes zwar dem erſten Dollmetſcher der Theodicee keines Weges zur Laſt legen: allein ſoviel iſt doch gewiß, daß derjenige, der dieſes Buch überſetzen will, in der Philoſophie, Mathematik, und Gottesgelahrheit, mehr als mittelmäßig geübt ſeyn muß. Daher hätte denn dazumal die Försteriſche Handlung zur Ausbeſſerung dieſes Buches keinen geſchicktern Mann wählen können, als meinen ſeligen Freund und Collegen, Herrn Profeſſor Richtern allhier, der gewiß in allen dieſen Stücken der Gelehrſamkeit, eine mehr als gemeine Einſicht beſaß. Dieſer bezeugte nun in der Vorrede der andern Ausgabe, wieviel er zu thun gefunden, und wieviel Mühe er ſich dabey gegeben hätte. Es wird auch ein jeder billiger Leſer ein richtiges Urtheil ſowohl von ſeinem angewandten Fleiße, als von ſeiner Gelehrſamkeit fällen können, wenn er nur die Anmerkungen deſſelben durchlaufen will; die ich aus den beyden letzten Ausgaben beybehalten, und am Ende allemal mit dem Buchſtaben R. bezeichnet habe.

Es war alſo kein Wunder, daß dieſe ſo merklich verbeſſerte Theodicee nunmehro noch mehr Liebhaber fand, als vorhin, und in wenigen

nigen Jahren von neuem aufgelegt werden mußte. Ich kann nicht für gewiß ſagen, ob auch bey dieſer Auflage der ſel. Prof. Richter einige Aufſicht gehabt: wenigſtens muß ſelbige nicht hier in Leipzig, und ſo zu reden vor ſeinen Augen gedruckt worden ſeyn; weil ſich ſonſt unmöglich eine ſo große Menge recht grober und unverantwortlicher Fehler hätten einſchleichen können. Und ungeachtet viele davon am Ende, zwiſchen den Anmerkungen, angezeiget und verbeſſert worden: ſo hat man doch nur die gröbſten bemerket; unzähliche andre aber gar nicht angegeben. Hierzu kam noch eine ſtumpfe Schrift, ſchlechtes Papier und eine nachläßige Ausbeſſerung des erſten Abdruckes: welches alles nun, ohne den beſondern innern Werth des Buches, gar leicht fähig geweſen wäre, daſſelbe zu einem Ladenhüter zu machen, und der Welt aus den Händen zu bringen.

Doch wie verſtändige und rechtſchaffene Leute, deren Verdienſte man ſchon kennet, auch in einem ſchlechten Kleide willkommen ſeyn; ſo iſt es auch allezeit mit Büchern guter Art, und ſonderlich mit dieſer Theodicee beſchaffen geweſen. Die dritte Ausgabe war ſchon vor ein paar Jahren verkauft und die Zahl der Liebhaber derſelben hatte ſich doch nicht vermindert, ſondern vermehret: daher ſich denn die Handlung genöthiget geſehen, von neuem auf die Stillung ihres Verlangens zu denken. Sobald ich dieſes erfuhr, gab ich zu verſtehen, daß es mir ſehr lieb ſeyn würde, wenn man mir die Beſorgung der neuen Auflage von einem Buche anvertrauen wollte, welches nunmehr ſeit vier und zwanzig Jahren mein Liebling geweſen wäre. Man ergriff dieſes mein Anerbiethen ohne alles Bedenken: und ich eröffnete die Art und Weiſe, wie dieſes Buch bey dem neuen Drucke eingerichtet werden müßte, wenn man ihm zu itzigen Zeiten noch mehr Liebhaber und Leſer verſchaffen wollte, als es bisher ſchon gefunden hatte. Meine Vorſchläge wurden durchgehends angenommen, und ſo ward wirklich die Hand ans Werk gelegt: daher will ich hier dem geneigten Leſer kürzlich eröffnen, was bey dieſer verbeſſerten Auflage hauptſächlich geleiſtet worden.

Das erſte betrifft die Verbeſſerung der ganzen Ueberſetzung. Ich habe nämlich dieſelbe durchgehends mit der zweyten franz. Ausgabe, die noch bey des Hrn. v. Leibnitz Leben in Holland herausgekommen, aufs genaueſte, verglichen. So richtig ich nun dieſelbe, (einige ſtarke

Auslaſſungen ausgenommen) was den Sinn betrifft, vom Anfange bis zum Ende befunden habe: ſo unangenehm, verſteckt und rauh klang an unzählichen Stellen der deutſche Ausdruck. Es iſt bekannt, daß ſich ſeit funfzehn bis zwanzig Jahren die deutſche Sprache ſehr gebeſſert hat: und das zwar, nicht nur in Werken des bloßen Witzes, darinn vor andern die Schönheit und Anmuth der Schreibart herrſchen muß; ſondern auch in Werken des Verſtandes, wo Gründlichkeit, Wahrheit und Ordnung die Oberhand haben ſollen. Man hat hier angefangen die Richtigkeit, Reinlichkeit und Deutlichkeit der Ausdrückungen für etwas mehr, als bloße Zierrathe tiefſinniger Schriften; ja faſt für nothwendige Eigenſchaften zu halten: indem es wirklich gewiß iſt, daß ein gründliches Buch viel beſſer verſtanden, und lieber geleſen wird, ja viel beſſern Eingang in die Gemüther findet, wenn es mit ſolchen Eigenſchaften der Schreibart verſehen iſt. Daran fehlte es aber unſrer Theodicee. Die Vermiſchung vieler ausländiſcher Redensarten, die Verwirrung vieler Perioden, die daraus entſtehende Dunkelheit ſo vieler Stellen, und endlich der Mangel des Wohlklanges herrſchten faſt überall darinnen: und alles dieſes konnte den Wahrheiten ſelbſt, die darinn vorkommen, bey ekeln Leſern, daran es uns itzo nicht mehr fehlet, zu großem Nachtheile gereichen.

Zweytens hat Deutſchland ſeit einiger Zeit in ſeiner eigenen Sprache philoſophiren gelernt: ſo daß wir die allermeiſten Kunſtwörter aus der griechiſchen und lateiniſchen Sprache nicht mehr brauchen; und uns doch von den tiefſinnigſten Wahrheiten ganz deutlich, und vielleicht nur deſto verſtändlicher zu erklären wiſſen, je weniger fremde Sprachen man wiſſen darf, um den Sinn unſrer Worte zu faſſen. Man ſieht daher in heutigen philoſophiſchen Büchern faſt kein fremdes Wort. Selbſt die theologiſchen Schriftſteller ſind dieſem Beyſpiele ſchon gefolget; die freyen Künſte werden auch ohne das vormalige Miſchmaſch aller Sprachen und Zungen vorgetragen: und es kömmt nur noch auf die Rechtsgelehrten und Arzneykundigen an, um die ganze Barbarey vollends vom deutſchen Boden zu verjagen. Nach dieſer Anmerkung nun mußte die Theodicee auch durch und durch umgeſchmolzen werden: und zwar um deſtomehr, jemehr der Wuſt ausländiſcher Kunſtwörter in dieſen metaphyſiſchen Unterſuchungen ſonſt geherrſchet hatte. Dieſes war nun ein wichtiges Stück meiner Arbeit, und hat nicht ein geringes dazu beygetragen, daß dieſe Ausgabe ſich beynahe wie eine ganz neue Ueberſetzung leſen wird.

Drittens hatte der ſel. Prof. Richter bey ſeiner Ausgabe einige Anmerkungen angehängt: die an ſich ſelbſt ſo gut und gründlich waren, daß es nur ſchade war, daß ſie dem Leſer nicht ins Auge fielen; weil er im Leſen des Textes nirgends darauf verwieſen ward. Dieſem Mangel abzuhelfen, mußten dieſelben gleich an gehörigen Stellen unter den Text geſetzt werden: ja da ſich nach dieſem Muſter noch verſchiedene andre beyfügen ließen, die zur Erläuterung oder Beſtätigung der Leibnitziſchen Lehren etwas beytragen konnten: ſo habe ich keine Stelle, die nach meiner wenigen Einſicht, deren benöthiget war, vorbeygelaſſen. Doch habe ich mich derjenigen Anmerkungen gar nicht bedienen mögen, die bey der Tübingiſchen Ausgabe gemacht worden: weil ich mir ein Gewiſſen gemacht, in fremder Verleger Eigenthum einen Eingriff zu thun. Will einmal jemand eine Theodicee cum Notis variorum herausgeben; ſo wird er ſich auch um das Recht, alle bisherige zuſammen zu nehmen bewerben müſſen.

Viertens habe ich dieſe neue Ausgabe mit einigen neuen Zuſätzen zu bereichern geſucht; und zwar mit ſolchen, die das ganze Lehrgebäude des Hrn. v. Leibnitz deſto mehr ins Licht ſetzen, und alſo auch die Theodicee deſto verſtändlicher machen können. Es ſtehen dieſelben in dem Recueil de diverſes pieces de Mr. Leibniz, Newton, Clarke &c. welches in Holland etliche mal herausgekommen iſt: und die Ueberſetzung derſelben hat der geneigte Leſer der geſchickten Ueberſetzerinn zu danken, die uns die Briefe von dem Maaße der lebendigen Kräfte, welche die Fr. v. Chatelet mit dem Hrn. Mairan gewechſelt; und die Leibnitziſchen Antworten auf den Bayliſchen Artikel Rorarius, im IV. Bande des hiſt. crit. Wörterbuches, deutſch geliefert hat. Meine vielen Arbeiten nämlich, womit ich dieſen Winter überhäufet war, erlaubten mirs nicht, hieran ſelbſt zu arbeiten: ich konnte mich auch um ſoviel eher der geübten Feder meiner Gehülfinn bedienen, da ich aus ſovielen Proben wußte, daß dieſe kleine Schriften unter ihrer Hand mehr gewinnen, als verlieren würden.

Eben dieſem Beyſtande habe ich die ganz neue Ueberſetzung der fontenelliſchen Lobſchrift auf den Freyherrn v. Leibnitz zu danken. Es iſt wahr, dieſelbe war ſchon bey den vorigen Ausgaben, nach der Ueberſetzung des Hrn. v. Eccard zu finden. Allein es ſey nun, daß dieſer ſonſt gelehrte Mann die deutſche Feder nicht recht in ſeiner Gewalt gehabt; oder daß dazumal, die deutſche Schreibart den anmuthigen Schwung der fontenelliſchen Gedanken noch nicht erreichen können: ſo iſt es doch gewiß, daß dieſes Stück im Deutſchen, keiner fontenelliſchen Arbeit ähnlich ſah; und alſo weder ſeinem Urheber, noch dem Hrn. v. Leibnitz die gebührende Ehre machte. Außer dem ſtund dieſe Schrift am Ende der ganzen Theodicee, wo ſie wenigen Leſern in die Augen fiel. Alles dieſes iſt hier anders eingerichtet worden. Die nunmehrige Schreibart wird ſich viel beſſer leſen laſſen, als die vorige: und der Platz, wo ſie ſteht, wird dieß Buch deſto beſſer zieren. Was die vorigen Anmerkungen anlanget, ſo erkannte ich ihren Werth gar wohl, in ſoweit ſie Ergänzungen des Leibnitziſchen Lebens ſeyn ſollten. Da wir aber nunmehro ſchon weit ausführlichere Lebensbeſchreibungen von dem Hrn. v. Leibnitz erhalten haben; auch die fontenelliſche Schrift mehr eine Lobſchrift (Eloge) als ein Leben deſſelben iſt: ſo überlaſſe ich es dem künftigen Verfaſſer eines ganz vollſtändigen Lebens, dergleichen uns Desmaizeaux von Baylen eins geliefert hat; ſich dieſer Umſtände und alles übrigen, was noch aus ſeinen Briefen erhellen kann, zu bedienen. Hier würden die Noten den Text verſchlungen haben, wenn man alles, was noch fehlte, hätte beybringen wollen. Indeſſen war das Anſehen des Hrn. Fontenelle, theils weil er ein ſehr gelehrter Mann, theils weil er ein Franzoſe iſt, theils auch, weil er den Hrn. v. Leibnitz ſehr wohl gekannt, und die meiſten Arten ſeiner Verdienſte, als ein Kenner beurtheilen konnte, von ſo großem Gewichte; daß es bey aller ſeiner Unvollſtändigkeit, unſerm Freyherrn mehr Ehre machen konnte, als das ausführlichſte Leben von einer deutſchen Feder immermehr thun würde.

Die Beylagen von dieſer Lobſchrift ſind geblieben wie ſie waren: das Regiſter aller Leibnitziſchen Schriften aber, habe ich weggelaſſen; weil es bey der tübingiſchen Theodicee ſchon weit vollſtändiger ſteht.

Ehe ich dieſe Vorrede ſchließe, will ich mein Vorhaben noch kund machen, die ſämmtlichen Werke des Hrn. v. Leibnitz zu ſammlen, und in einem guten Folianten drucken zu laſſen. Ich habe dieſen Vorſatz ſchon vor zehn und mehr Jahren gehabt: allein es iſt nicht eher möglich geweſen, denſelben ins Werk zu richten; als bis verſchiedene kleine Stücke, ſonderlich die Briefe deſſelben, aus der Finſterniß, darinn ſie hin und wieder verſtecket lagen, ans Licht gezogen ſeyn würden. Voritzo iſt nun das meiſte davon im Drucke erſchienen, und wir werden in kurzem noch ein paar Sammlungen ſolcher Schriften zu leſen bekommen. Innerhalb zwey Jahren wird ein volles Jahrhundert, ſeit des Hrn. v. Leibnitz Geburt verfloſſen ſeyn: und wie ſchön wäre es nicht, wenn ein wackerer Verleger die Hand dazu böthe, daß man dieſes hundertjährige Andenken auf eine unſerm Vaterlande ſo rühmliche Art feyren könnte!

Was endlich das Format, Papier, und die Schrift dieſer neuen Ausgabe betrifft, ſo habe ich die Herren Verleger höchſt zu rühmen, daß ſie in allen Stücken meinem Rathe gefolget ſind, und nichts geſparet haben, dieſe Ausgabe nicht nur gut, ſondern auch ſchön zu machen. Ich bin feſt verſichert, daß unſre deutſchen Bücher auch in die Hände der Großen dringen, und als Zierden ihrer Bücherſäle, die oft ſo ſchlechten Werke der Ausländer abſtechen und vertreiben würden, wenn mehrere Handlungen dieſem löblichen Exempel folgen wollten; wie denn allerdings bisher ſchon verſchiedene gethan haben. Leipzig in der Oſtermeſſe 1744.

Gottſched.

Des Herrn von Fontenelle Lobſchrift auf den Freyherrn von Leibnitz.

Gottfried Wilhelm von Leibnitz, ward den 23. Junii im 1646. Jahre zu Leipzig in Sachſen gebohren. Sein Vater war Friederich Leibnitz, öffentlicher Lehrer der Morale, und Actuarius der hohen Schule zu Leipzig; ſeine Mutter aber Catharina Schmuckinn. Die dritte Ehegattinn dieſes Friederich Leibnitz war eines Profeſſors und Doctors der Rechte, Tochter. Seines Großvaters Bruder, Paul Leibnitz, war in Ungarn Hauptmann geweſen, und im 1600. Jahre von Kaiſer Rudolphen dem II geadelt worden, von welchem Großvetter unſer Herr von Leibnitz ſein Wapen überkommen.

Er verlor ſeinen Vater im ſechſten Jahre ſeines Alters; und ſeine Mutter, die eine verdienſtvolle Frau war, trug Sorge für ſeine Erziehung. Er ließ eben keine beſondere Neigung zu einer gewiſſen Wiſſenſchaft vor allen andern an ſich blicken; er ergab ſich allen mit beſonderer Lebhaftigkeit: und da ihm ſein Vater einen ziemlich groſſen Vorrath von auserleſenen Büchern gelaſſen hatte, ſo fieng er, ſo bald er lateiniſch und griechiſch genug konnte, an, ſie alle nach der Ordnung zu leſen; es mochten Poeten oder Redner, Hiſtorienſchreiber oder Rechtsgelehrte, Philoſophen, Meßkünſtler, oder Gottesgelahrte, ſeyn. Er merkte aber gar

bald,

(*) Es kann hiervon auch diejenige Geſellſchaft zeigen, die in dem 1663. Jahre hier in Leipzig, unter einigen jungen Gelehrten, unter dem Namen, der Societatis Conferentium entſtanden. Ich beſitze ſelbſt das Buch, darinn die Geſetze, und die Namen der ſämmtlichen Mitglieder enthalten ſind, ſo wie ſelbiges aus der cyprianiſchen Bibliothek, durch verſchiedene Hände an mich gekommen. Es iſt recht zur Dauer gemacht, indem es aus lauter Pergamentblättern, in ſehr groß Octav beſteht, und in ſtarken und mit goldenen Stämpeln verzierten Corduan gebunden iſt. Ob dieſes daſſelbe Buch ſey, deſſen der Verfaſſer der Anmerkung (b) in den vorigen Ausgaben gedacht hat, laſſe ich dahin geſtellet ſeyn. Weil ich dieſes ſchätzbare Ueberbleibſel ſelbſt in Händen habe: ſo will ich doch etwas daraus anführen. Auf der vorderſten Decke ſteht in einem goldenen Kreiſe: SOCIETAS CONFERENTIVM, und auf der hinterſten ANNO MDCLXIII. Inwendig hebt es ſich ſo an: α. χ. ω. LEGES. I. Collegium noſtrum, ad Dei Gloriam, Chriſtianae Reipublicae incrementa, & ſtudiorum vtiliorum culturam bald, daß er noch einigen Beyſtand nöthig hatte; daher ſuchte er ſelbigen bey allen geſchickten Leuten ſeiner Zeit, (*) und wenn es nöthig war, auch ziemlich fern von Leipzig.

Da nun dieſes allgemeine und ſehr ämſige Bücherleſen, bey dem Herrn von Leibnitz mit einer vortrefflichen natürlichen Fähigkeit zuſammen traf, ſo ward er ſelbſt faſt alles, wovon er die Bücher geleſen hatte. Da er einigermaßen denen Alten glich, die ſo geſchickt waren, daß ſie acht neben einander geſpannte Pferde regieren konnten: ſo trieb auch er alle Wiſſenſchaften zugleich. Wir werden ihn alſo allhier zerlegen, oder, um philoſophiſch zu reden, aus einander nehmen müſſen. Von verſchiedenen Herkules hat das Alterthum nur einen einzigen gemacht; wir aber werden von dem einzigen Herrn von Leibnitz verſchiedene Gelehrte machen. Mich hält auch dieſesmal noch ein anderer Grund von der

---

inſtitutum, SOCIETATEM CONFERENTIUM, repraeſentato. II. Numerus Societatis minor denario non ſit, Nulli tamen ſine vnanimi Societatis conſenſu & applauſu ſeſe immiſcento &c. Solche Geſetze ſind 18. und darauf folgt dieſes: Legibus iſtis poſtquam ſpectatae Societati 1) moribus & vita, 2) Symbolo debito, 3) Oratiuncula inaugurali ſatisfeci, candide ſancte & ſine exceptiore tacita ſubſcribo; hierauf folgen die Namen, die ſich in allem auf 38. belaufen. Der 17te in der Ordnung iſt: M. Gottfridus Guilielmus Leibnutzius Lipſienſis; außer ihm aber ſind, Johann Cyprian, Georg Neumann, Gottfried Schilter, Sam. Benedict. Carpzov, Joh. Heinrich Horbius, Conrad Samuel Schurzfleiſch, Friedrich von Derſchau ein preußiſcher Edelmann, und Johann Chriſtian Jttig, u. a. m. berühmte Leute geworden. Im 1731. Jahre habe ich dieſe Geſellſchaft mit einigen guten Freunden wieder zu erneuern geſuchet, auch wirklich bis ins 1736. Jahr mit ihnen fortgeſetzet; da ſich denn dieſelbe, verſchiedener Urſachen halber geendiget. G.

gewöhnlichen chronologiſchen Ordnung ab; weil nämlich oftmals in einem Jahre, Schriften von ganz verſchiedenen Materien von ihm herausgekommen, und dieſe faſt beſtändige Vermiſchung, die in ſeinen Begriffen gar keine Verwirrung machte, dieſer plötzliche und oftmalige Uebergang von einem Gegenſtande zu einem ganz widrigen, der dem Herrn von Leibnitz gar nicht ſchwer fiel, würde meine Erzählung nur verwirren und in Unordnung bringen.

Herr von Leibnitz hatte viel Luſt und Fähigkeit zur Dichtkunſt. Er konnte die guten Dichter auswendig, und würde auch noch in ſeinem hohen Alter, den Virgil faſt von Wort zu Wort haben herſagen können. Er hatte einsmals in einem einzigen Tage ein Gedicht von drey hundert lateiniſchen Verſen gemacht, und ſich keine einzige Eliſion darinnen zu gute gehalten; welches zwar nur ein Spiel des Witzes, aber doch ein ſchweres Spiel iſt. Als er 1679. ſeinen Beſchützer, den Herzog Johann Friedrich von Braunſchweig verlohr, ſo verfertigte er auf deſſen Tod ein lateiniſches Gedicht, welches ſein Meiſterſtück war, und unter die ſchönſten Stücke der Neuern von dieſer Art gezählet zu werden verdient. Er glaubte nicht, wie die meiſten thun, die ſich auf dieſe Kunſt befleißen, daß weil man lateiniſche Verſe macht, man auch nichts anders denken noch ſagen dörfe, als was die Alten bereits geſaget haben. Nein, ſeine Gedichte ſind voller Sachen; was er ſaget, das gehöret ihm eigen zu: er beſitzt Lucans Stärke, allein desjenigen Lucans der ſich nicht zu ſehr erhebt. Ein ſehr merkwürdiges Stück dieſes Gedichtes iſt die Stelle, wo er von dem Phoſphorus redet, welchen Brandt erfunden hatte. Der Herzog von Braunſchweig hatte auf

Leibnizens Antrieb dieſen Brandt nach ſeinem Hofe kommen laſſen, um den Phoſphorus zu ſehen, und der Dichter beſingt dieſes bis dahin unerhörte Wunderwerk ſo: Dieſes der Natur ſelbſt unbekannte Feuer, welches ein neuer Vulcan in einer gelehrten Höle angezündet, welches vom Waſſer erhalten und verhindert ward, ſich wieder mit ſeinem Vaterlande, dem Feuerkreiſe zu vereinigen; welches unter dem Waſſer vergraben war, ſein Daſeyn verheelte, und aus dieſem Grabe, als ein Bild der unſterblichen und glückſeligen Seele, hell und ſtralend hervorſtieg ꝛc. ꝛc. Alles was die Fabel, alles was die heilige und weltliche Geſchichte mit dem Phoſphorus ähnliches darbiethen, alles das hat er hier angewendet. Der Raub des Prometheus, das Kleid der Medea, das glänzende Geſicht des Moſes, das Feuer, welches Jeremias verſcharrete, als die Juden in die Gefangenſchaft geführet wurden, die Veſtalinnen, die Begräbnißlampen, der Streit der ägyptiſchen und perſiſchen Prieſter, alles iſt hier. Ungeachtet nun dieſes viel zu ſeyn ſcheint, ſo iſt es doch nicht gehäufet; eine kluge und geſchickte Ordnung räumet jeder Sache diejenige Stelle ein, die man ihr nicht nehmen könnte, und die verſchiedenen Begriffe die ſo plötzlich auf einander folgen, folgen ſich ganz geſchickt.

> Vidimus haud vnquam viſum mortalibus ignem:
> Frigidus hic mediis ſeruari gaudet in vndis,
> Paulatim exhalans, patrios ne reppetat orbes.
> Fragmina perſpicui ſimulari putes electri;
> Nam lapis eſt, lapidem placet appellare *Pyropum*,
> Ignotum natura tibi, ni doctior illum

Nuperus artifici coqueret Vulcanus in antro.
Et fors, ni tanti ſpectaclum Principis eſſe
Debuerat, veluti latuit, per ſecla lateret.
Hunc ſi Perſa ſacrum coluiſſes credulus ignem,
Non te pertuſa luſiſſet Nilus in olla.
Noſter inexſtinctus imitatur viribus aſtra,
Et quaeſita Sophis, veterumque afflicta ſepulchris,
Vnus perpetuae nutrit vitalia flammae,
Nec Veſtalis eget. Ieremias conderet illo,
Quod ſua poſteritas patriis accenderet aris.
Ardentem in tenebris timeas tractare lapillum
Inſcius, ille tamen nil tactu laedit, & vltro
Corpoream rebus lucem (mirabile dictu)
Affricat & Moſis faciem mirantibus offert,
Parte vel a minima tingentibus omnia flammis.
Innocuus ni ſors hoſtili durius auſu
Tractetur, nimio motu dum concipit iras
Horribili fremitu, veriſque ardoribus vrit,

(*) Ohne Zweifel will hier Hr. von Fontenelle die Schuld auf die deutſche Sprache ſchieben, die durch ihre Rauhigkeit oder Ungeſchicklichkeit den Hrn. von L. gehindert haben ſoll, deutſche Gedichte zu machen. Allein er irret ſich hier ohne Zweifel, indem ihm, wie ſeinen übrigen Landesleuten, das Deutſche ganz unbekannt iſt; ſo daß ſie unmöglich davon urtheilen können. Hätten wir übrigens vor des Hrn. von L. Zeiten, keine guten Dichter in Deutſchland gehabt, ſo würde die fontenelliſche Muthmaßung einige Wahrſcheinlichkeit bekommen. Was können wir aber dafür, daß die Franzoſen ſich um unſre Sachen gar nicht bekümmern, und alſo weder unſre Poeten noch Redner kennen? Zu dem iſt es falſch, daß Hr. von Leibnitz nicht deutſche Verſe machen können. Denn außer den Beweiſen, die Hr. Prof. Ludovici allhier, in ſeiner Hiſtorie der leibnitziſchen Philoſophie davon gegeben, habe ich ein gedrucktes Gedichte des Hrn. von Leibnitz geſehen, das zwiſchen dem ſechzigſten und ſiebzigſten Jahre des vorigen Jahrhunderts, als er noch Magiſter geweſen, in 4. gedruckt worden. Es war ſelbiges in opitziſchem Ge-

Omnia corripiens & longa incendia miſcet.
Promtius Aſſyriam poſſis exſtinguere naphtam,
Phaſidis aut pulſae tunicam, lethalia dona.
Cum tumulatus aquis nimio decedit ab aeſtu,
Diſſimulat vires, tantum cum forte mouebis,
Admotaque manu facies ſentire calorem,
Impiger emiſſo teſtatur fulgure vitam
Immortale animae referens emblema beatae, &c.

Herr von Leibnitz machte auch ſo gar franzöſiſche Verſe; allein im Deutſchen wollten ihm die Gedichte nicht glücken. Das Vorurtheil der Franzoſen für ihre Sprache, und die Hochachtung die man unſerm Dichter ſchuldig iſt, könnten uns faſt auf die Muthmaßung bringen, daß der Fehler nicht lediglich an ihm gelegen. (*)

In der Geſchichtkunde und in den Vortheilen der Regenten, welche daraus entſpringen, war er ſehr gründlich.

ſchmacke, mit einer recht männlichen Art zu denken geſchrieben: wie denn auch ſein unvorgreifliches Bedenken von Verbeſſerung der deutſchen Sprache, zur Gnüge zeiget, daß er den Opitz für unſern beſten Dichter gehalten, und die Abweichungen der Neuern von ſeinem Geſchmacke gar nicht gebilliget. Weil mir dieſes ſeltne Stück von einem gelehrten Freunde, der wo mir recht iſt, der ſel. Aſſeſſor unſrer Philoſ. Facult. M. Stübner geweſen, in einem Bande alter Diſſertationen nur gewieſen worden; ich aber damals eine Abſchrift davon zu nehmen, vergeſſen: ſo wollte ich die Erben ſeines Büchervorraths hiermit wohl erſuchet haben, mir und unſerm großen Leibnitz den Gefallen zu thun, und mir eine Abſchrift, oder das gedruckte Exemplar ſelbſt davon zukommen zu laſſen. Dadurch würde man im Stande ſeyn, die Welt zu überführen, daß H. von L. auch in ſeiner Mutterſprache dichten können: wiewohl ich nicht leugnen will, daß ſelbiger, weil er ſich ſo viele Jahre in Frankreich und Engeland, oder doch bey Höfen aufgehalten, eine größere Stärke in fremden Sprachen, als in ſeiner Mutterſprache

Nachdem Johann Caſimir, König von Pohlen, 1668. die Krone abgelegt hatte, ſo war Philipp Wilhelm, Pfalzgraf von Neuburg, ein Mitwerber um dieſelbe, und der Herr von Leibnitz verfertigte unter dem falſchen Namen, George Ulicovius, einen Tractat, um zu beweiſen, daß die Republik keine beſſere Wahl treffen könnte. Dieſes Werk machte viel Aufſehen, und ſein Verfaſſer war nur 22. Jahre alt.

Als man wegen des Niemwegiſchen Friedens zu handeln anfing, ſo fanden ſich Schwierigkeiten wegen des Ceremoniels, in Anſehung derer freyen Reichsfürſten, die nicht Churfürſten waren. Man wollte ihren Geſandten nicht eben dieſelben Titel geben, und ihnen nicht eben ſo begegnen, als den Abgeordneten der italieniſchen Prinzen, dergleichen die Herzoge von Modena und Mantua ſind. Der Herr von Leibnitz gab ihnen zum Behuſe 1667. ein Buch unter dem Titel: Caeſarini Furſtenerii De Iure Suprematus ac Legationis Principum Germaniae, heraus. Der falſche Namen den er darinnen angenommen, zeigte, daß er ſowohl auf das Beſte des Kaiſers, als der Prinzen gieng; und daß er, indem er ihre Würde behauptete, der Ehre des Hauptes des Reiches nicht ſchaden wollte. Er hatte auch in der That von der kaiſerlichen Würde einen Begriff, der nur auswärtigen Potentaten misfallen könnte. Er meynte, alle chriſtliche Staaten, zum wenigſten die occidentaliſchen, machten nur einen Körper aus, deſſen geiſtliches Haupt der Pabſt, sein weltliches aber der

Kaiſer

bekommen. Uebrigens braucht itzo die deutſche Sprache keiner Vertheidigung mehr, nachdem ſich ſeit zwanzig Jahren dieſelbe nicht nur merklich ausgeputzet, ſondern auch in

Kaiſer wäre; es gehörte einem jeden von ihnen eine gewiſſe allgemeine Gerichtsbarkeit; der Kaiſer ſey ein gebohrner Feldherr, Beſchützer und Sachwalter der Kirche, insonderheit wider die Ungläubigen, und daher führe er den Titel, der geheiligten Majeſtät, und das Reich heiße, das heilige römiſche Reich. Und obgleich alles dieſes nicht aus dem göttlichen Rechte entſprünge, ſo wäre es doch ein von allen Völkern einhällig verfaßtes politiſches Lehrgebäude, davon man zu wünſchen hätte, daß es unverletzet ſtehen bliebe. Er zieht hieraus ſehr vortheilhafte Folgerungen für die freyen deutſchen Reichsfürſten, als welche vom Kaiſer nicht vielmehr abhängen, als die Könige ſelbſt von ihm abhängen ſollten. Zum wenigſten beweiſt er ſehr ſtark, daß ihre Oberherrſchaft durch die Art von Unterwürfigkeit darinnen ſie ſtehen; nicht vergringert werde; und dieß iſt eigentlich der Zweck des ganzen Buches. Dieſe chriſtliche Republik, deren Häupter der Kaiſer und der Pabſt ſind, würde gar nicht befremdlich ſeyn, wenn ſie von einem römiſchkatholiſchen Deutſchen wäre erfunden worden: allein ſie kam von einem Lutheraner her. Die Neigung zu den Lehrgebäuden die bey dem Herren von Leibnitz ſo ſtark war, hatte auch im Abſehen auf die Religion, über alle Parteylichkeit die Oberhand behalten.

Dieſes Buch des verſtellten Cäſarinus Fürſtenerius enthält nicht nur unzählich viel merkwürdige Geſchichte, ſondern auch noch viele Kleinigkeiten, die bloß die Titel und Ceremonien angehen, und ziemlich oft von den gelehrteſten

Schriften von allen Arten, eine ſolche Anzahl guter Muſter bekommen hat, daß ſie keiner ausländiſchen etwas nachgeben darf. G.

Kennern der Hiſtorie überſehen werden. Man ſieht wohl, daß Herr von Leibnitz bey ſeiner weitläuftigen Beleſenheit nichts verachtet hat; und es iſt erſtaunlich, daß er ſo vielen mittelmäßigen und faſt durchgängig unbekannten Büchern die Ehre gethan, ſie zu leſen. Allein es iſt noch erſtaunlicher, daß er eine ſo unphiloſophiſche Materie ſo philoſophiſch abhandeln können. Er ſetzt richtige Erklärungen voraus, die ihm die angenehme Freyheit rauben, zuweilen die Ausdrücke zu misbrauchen: er ſuchet etwas gewiſſes, und findet ſolches auch in den unbeſtändigſten Dingen von der Welt, die am meiſten dem Eigenſinne der Menſchen unterworfen ſind. Er ſetzt Verhältniſſe und Erbenmaaße voraus, die eben ſo ſehr gefallen, als rhetoriſche Figuren, und viel beſſer überzeugen. Man merket, daß er ſich gleichſam nur ungern bey der Beſchreibung aufhält, die ſeine Materie erfordert: ſein Geiſt ſchwinget ſich, ſo bald er nur kann, davon, und erhebet ſich zu den allgemeinſten Abſichten. Dieſes Buch ward in Holland gemacht und gedruckt, und iſt in Deutſchland bis vier male wieder nachgedruckt worden.

Die Herzoge von Braunſchweig hatten ihn auserſehen, die Geſchichte ihres Hauſes zu ſchreiben. Um nun dieſes große Vorhaben auszuführen, und die dazu nöthigen Sachen zuſammen zu bringen, ſo durchreiſete er ganz Deutſchland, beſuchte alle alten Klöſter, durchwühlte die Archive der Städte, unterſuchte die Grabmäler und andere Alterthümer, und gieng ſodann nach Italien, wo die Herzoge von Toscana, Ligurien und Eſte, die mit den braunſchweigiſchen Herzogen einerley Urſprung haben, ihre Herrſchaften und Erbgüter gehabt hatten. Als er nun in einem kleinen

Schiffchen ganz allein und ohne Begleitung, von Venedig nach Mesola im Ferrariſchen, über Meer fuhr, ſo entſtand ein heftiges Ungeſtüm; und da der Steuermann nicht glaubte, daß ein Deutſcher ihn verſtehen würde, ihn aber für die Urſache dieſes Ungeſtüms hielt, weil er glaubte, er wäre ein Ketzer, ſo ſchlug er den andern vor: man ſollte ihn ins Meer werfen, ſeine Kleider und ſein Geld aber behalten. Hierauf zog Herr von Leibnitz, ohne ſich etwas merken zu laſſen, einen Roſenkranz, den er vermuthlich aus Vorſichtigkeit zu ſich genommen hatte, aus der Taſche, und drehte denſelben mit einer ganz andächtigen Stellung herum. Dieſe Liſt gelung ihm auch; ein Schiffer ſagte zum Steuermanne: weil dieſer Menſch kein Ketzer wäre, ſo würde es unbillig ſeyn, ihn in die See zu werfen.

Im 1690. Jahre kam er von ſeinen Reiſen nach Hannover zurück. Er hatte eine reichliche Erndte gehabt, die größer war als die braunſchweigiſche Hiſtorie es erforderte: allein eine gelehrte Gierigkeit reizte ihn, alles zu ſammlen. Er machte von ſeinem Ueberfluſſe eine weitläuftige Sammlung, davon er 1693. den erſten Band unter dem Titel heraus gab: Codex Iuris Gentium Diplomaticus. Er nennte ihn Codex Iuris Gentium, weil er nur ſolche Thaten enthielt, welche die Völker entweder ſelbſt gethan hatten, oder die doch in ihrem Namen geſchehen waren. Z. E. Kriegserklärungen, Manifeſte, Friedenstractate und Stillſtandsvergleiche, Heirathsverſprechungen großer Herren u. ſ. w. und weil die Völker keine andere Geſetze unter ſich haben, als die ſie ſich freywillig machen; ſo muß man ſie aus dergleichen Stücken erlernen. Vor dieſes Buch ſetzte er eine weitläuftige Vorrede, die ſehr wohl geſchrieben und noch beſſer gedacht war. Er zeiget darinnen, daß dergleichen Schriften als ſein Werk enthielt, die wahrhaften Quellen der Hiſtorie ſind, in ſo weit man ſie wiſſen kann: denn er weis wohl, daß das Beſte von der Geſchichtkunde uns entwiſchet, daß alles, was dieſe öffentlichen Thaten verurſachet, und die Menſchen in Bewegung geſetzet hat, unendlich viel kleine und verſteckte, aber ſehr mächtige Triebfedern ſind, welche oftmals ſogar von denen nicht erkannt werden, die ſie bewegen; und die faſt allezeit mit ihren Wirkungen eine ſo geringe Verhältniß haben, daß auch die größten Begebenheiten dadurch verunehret werden könnten. Er ſammlet die merkwürdigſten Stücke der Geſchichtkunde, die ihm ſeine Schriften entdeckt haben, und zieht daraus neue und ſinnreiche Muthmaſſungen von dem Urſprunge der Churfürſten im Reiche, die auf eine gewiſſe Zahl eingeſchränket worden. Er geſteht, daß die häufigen Friedensſchlüſſe die die Völker unter einander ſo oft erneuert haben, ihnen eine Schande ſind; und er billiget mit Verdruß, den Schild eines holländiſchen Kaufmannes, welcher ſich einen Kirchhof darauf malen und darüber ſchreiben laſſen: Zum ewigen Frieden.

Wer da weis, was es für eine Mühe ſey, dergleichen alte Schriften zu errathen, ſie zu leſen und ihre barbariſche Schreibart zu verſtehen, die werden nicht ſagen, daß in des Herrn von Leibnitz Codice diplomatico nur ſeine ſchöne Vorrede allein von ihm ſey. Es iſt wahr, daß nur ſie allein ein eigenes ſelbſt ausgedachtes Stück, und das andere alles nur Arbeit und Beleſenheit iſt; allein man muß einem

nem ſolchen Manne, als er war, ſchon ſehr verbunden ſeyn, wenn er zum gemeinen Beſten, ſich die Mühe nehmen will, etwas zu thun, das nicht bloß aus ſeinem eigenen Kopfe kömmt.

Im 1700. Jahre trat ein Zuſatz zu dieſem Werke unter dem Titel: Mantiſſa Codicis Iuris Gentium Diplomatici, ans Licht. Auch hievor hat Herr von Leibnitz eine Vorrede geſetzt, wo er alle Gelehrten, die ihm einige ſeltene Stücke verſchaffet hatten, dergeſtalt lobet, daß man ſeine Redlichkeit daraus merken kann. Er danket ſo gar dem Herrn Toinard, daß er ihm in dem erſten Bande einen Fehler angezeiget hatte: indem er daſelbſt den berühmten Chriſtoph Columbus, mit einen gewiſſen Wilhelm von Caſaneuve, vermenget hatte, der Coulomp zugenannt; und Viceadmiral unter Ludwig dem XI. geweſen war. Wahrlich ein ſo geringer und kleiner Fehler, daß es eben keine Ehre ſeyn würde ihn zu bekennen, wenn man nicht eine unendliche Zahl gegenſeitiger Beyſpiele hätte!

Endlich fing er 1707. an, dasjenige ans Licht zu geben, was mit der braunſchweigiſchen Geſchichte einige Verwandſchaft hatte; und dieß war der erſte Foliant Scriptorum Brunſuicenſia illuſtrantium. Dieſer iſt eine Sammlung von Urkunden, die er faſt alle dem Staube und den Würmern entriſſen hatte, die aber zum Grunde ſeiner Geſchichte dienen ſollten. Er giebt in der Vorrede von allen Schriftſtellern die er mittheilet, und von denen Stücken Nachricht, deren Verfaſſer ſich nicht genennet hatten; und fället ein Urtheil davon, womit man allem Anſehen nach zufrieden ſeyn wird.

Er hatte von der Geſchichte der damaligen Zeit zwo Hauptentdeckungen gemacht, die zwoen ſehr feſtgeſetzten Meynungen entgegen laufen. Man glaubt, daß aus den bloßen Statthaltern vieler großen Provinzen des weitläuftigen Reiches, welches Carl der Große beſeſſen, in nachfolgenden Zeiten die erblichen Prinzen entſtanden ſind: Herr von Leibnitz aber behauptet, daß ſie allezeit erbliche Fürſten geweſen, und verherrlicht dadurch den Urſprung der größten Häuſer. Er ſtürzet ſie noch tiefer in den großen Abgrund des Vergangenen, deſſen Dunkelheit ihnen ſo theuer iſt.

Das zehnte und eilfte Jahrhundert werden von der Chriſtenheit für die allerbarbariſchten gehalten; Herr von Leibnitz hergegen behauptet dieß von dem dreyzehnten und vierzehnten, und ſaget: daß, in Gegenhaltung mit dieſen, das zehnte Jahrhundert, zum mindeſten für Deutſchland, gülden geweſen. In der Mitte des zwölften, unterſchied man noch das Wahre vom Falſchen: nach dieſem aber ergoſſen ſich die Fabeln, welche bis dahin in den Klöſtern und Legenden verſchloſſen geweſen, mit voller Wuth, und überſchwemmten alles. Dieß ſind ungefähr ſeine eigenen Worte. Die größte Schuld dieſes Unheils ſchiebt er auf Leute, welche den Stiftungen gemäß arm waren, und aus Nothdurft allerley erſannen. Was aber das erſtaunlichſte iſt, ſo waren die guten Bücher damals noch nicht gänzlich unbekannt. Gervaſius von Tillbury, welchen Herr von Leibnitz als eine Probe des dreyzehnten Jahrhunderts angiebt, war in den weltlichen und geiſtlichen Alterthümern ziemlich erfahren, und ſchreibt deswegen doch die dümmſten und verwägenſten Hirngeſpinnſte

ſpinnſte. Nach denen Geſchichten, deren Augenzeuge er geweſen ſeyn will, zu urtheilen, ſo könnte auch der Verfaſſer des Amadis wohl ſein Buch für hiſtoriſch ausgeben. Ein ſolcher Mann als Herr von Leibnitz war, kann, wenn er ſich der Geſchichtkunde ergiebt, gewiſſe allgemeine Betrachtungen daraus ziehen, die ſelbſt über die Geſchichtkunde erhaben ſind; und in dieſem verwirrten und unendlichen Hauſen der Begebenheiten, entdeckt er eine Ordnung, und gewiſſe zarte Verbindungen, die nur er darinnen hätte finden können. Was ihn aber am meiſten rühret, das ſind die Urſprünge der Völker, ihrer Sprachen, ihrer Sitten und ihrer Meynungen; inſonderheit aber die Hiſtorie des menſchlichen Verſtandes, und die Folge derer Gedanken, welche bey den Völkern, einer nach dem andern, oder vielmehr einer aus dem andern entſtehen; und derer Verbindung; wenn man ſie genau unterſuchte, zu einer Art von Weiſſagungen Anlaß geben könnte.

Im 1710. und 1711. Jahre kamen abermal zween Bände von den Scriptoribus Brunſuicenſia illuſtrantibus heraus; und hierauf ſollte endlich die Hiſtorie ſelbſt folgen: welche aber nicht erſchienen, und deren Entwurf folgender iſt.

Er wollte eine Abhandlung von dem Zuſtande Deutſchlandes, voranſetzen, ſo wie er vor allen Hiſtorien geweſen, und wie man ihn aus den natürlichen Denkmälern ſchließen kann, die davon übrig geblieben. Dergleichen ſind die verſteinerten Muſcheln in der Erde; Steine darinnen man den Abdruck von Fiſchen oder Pflanzen, ja ſelbſt Fiſche und Pflanzen ſieht, die doch ausländiſch ſind: unleugbare Gedächtnißmünzen von der Sündfluth.

Hierauf gieng er auf die älteſten Einwohner, deren man erwähnet, auf die verſchiedenen Völker die einander in dieſem Lande gefolget ſind, und handelte von ihren Sprachen, wie auch von deren Vermiſchung, ſo viel man aus den Wortableitungen, als den einzigen Denkmälern dieſer Sache, ſchließen kann. Hernach fing der Urſprung des braunſchweigiſchen Hauſes bey Carln dem Großen im 769. Jahre an, und währte die Kaiſer, ſeine Nachfolger durch, und noch fünf Kaiſer aus dem braunſchweigiſchen Hauſe, nämlich Henrich den I. den Vogler, die drey Ottonen, und Henrich den II. wo ſie mit dem 1025. Jahre ein Ende nahm. Dieſer Zeitraum enthielt die ſächſiſchen Alterthümer wegen des witekindiſchen Hauſes; die oberdeutſchen Alterthümer, wegen des welfiſchen Geſchlechts; die lombardiſchen, wegen des Hauſes der Herzoge und Marggrafen von Toſcana und Ligurien: denn von allen dieſen alten Fürſten ſind die braunſchweigiſchen entſproſſen. Nach dieſem allen kam das Geſchlechtsregiſter des welfiſchen, oder braunſchweig-lüneburgiſchen Hauſes, nebſt einer kurzen aber richtigen Hiſtorie, bis auf die jetzige Zeit. Dieſes Geſchlechtsregiſter enthielt zugleich die Genealogie anderer großen Häuſer, als des gibelliniſchen, des alten und neuen öſterreichiſchen, des bayriſchen, u. ſ. w.

(*) Wer dieſe beyde Schriften deutſch leſen will, der ſchlage die Beyträge zur critiſchen Hiſtorie der deutſchen Sprache, Poeſie und Beredſamkeit im VIII. Bande nach. Herr von Leibnitz behauptet darinn, daß die Franken aus den Gegenden von Niederſachſen gekommen, dann durch Thüringen über die Weſer, und endlich an und über den Rhein gezogen. Dieſe Muthmaßung, oder vielmehr gründlich ausgeführte Wahrheit, könnte noch durch viele Etymologien franzöſiſcher

Herr von Leibnitz ſetzte voraus; und er war viel zu gelehrt, um ſtolz zu ſeyn: daß man noch zur Zeit von der Hiſtorie des mittlern Alters nichts ähnliches geſehen hätte; daß er ein ganz neues Licht in dieſe mit einer ſchrecklichen Finſterniß bedeckten Jahrhunderte gebracht, und eine Menge Irrthümer verbeſſert, oder viel Ungewißheiten gehoben hätte. Zum Beyſpiele dienet die Päbſtinn Johanna, welche von einigen feſtgeſetzet, und von andern vernichtet worden. Herr von Leibnitz verjagte ſie auf ewig, und fand daß dieſe Fabel nur durch Beyhülſe der chronologiſchen Finſterniß, die er aber vertrieb, behauptet werden könnte.

In währenden ſeinen Unterſuchungen vermeynte er zugleich den wahren Urſprung der Franzoſen gefunden zu haben, und gab 1716. eine Abhandlung davon heraus. Der berühmte Jeſuit Tournemine griff ſeine Meynung an, und behauptete eine andere, mit aller der Gelehrſamkeit die man einen ſo gelehrten Gegner zu beſtreiten, haben muß; und mit derjenigen Kühnheit, die ein großer Gegner gebilliget. Wir wollen uns auf dieſe Frage nicht einlaſſen, welche, ſelbſt nach der höflichen Betrachtung des P. Tournemine, ziemlich gleichgültig iſt: indem die Franzoſen, die Sache gehe wie ſie wolle, allezeit Landsleute des Herrn von Leibnitz ſeyn würden. (*)

Wörter, die aus dem Deutſchen abſtammen, beſtärket werden; als welche ſattſam zeigen, daß ihr Urſprung ein plattdeutſches, nicht aber ein hochdeutſches Wort geweſen. Z. E. ſouper, von ſupen, nicht von Saufen, croupir, von krupen, nicht von kriechen, eſcarpe, von ſcharp, nicht von ſcharf; Jardin, von Gaarden, nicht Garten; canif, von Knif, nicht von Meſſer; crier, von ſchrien, nicht von ſchreyen; cauſer, von koſen, nicht von ſchwatzen, Valiſe, Herr von Leibnitz war auch ein großer Rechtsgelehrter. Er war in dem Schooße der Rechtsgelehrſamkeit gebohren, und dieſe Wiſſenſchaft wird überhaupt in Deutſchland mehr getrieben, als irgend anderswo. Sein erſtes Studieren war hauptſächlich auf dieſelbe gerichtet, und alſo ward die heranwachſende Stärke ſeines Verſtandes darauf gewandt. In ſeinem 20ſten Jahre wollte er in Leipzig Doctor werden; allein der Decanus der Juriſtenfacultät, verſagte ihm, auf Antrieb ſeiner Frauen, dieſe Würde; unter dem Vorwande, daß er zu jung wäre. Vielleicht hatte ihm eben dieſe Jugend den Haß dieſer Frauen zugezogen. Dem ſey indeſſen wie ihm wolle, ſo rächte er ſich an ſeiner Vaterſtadt, durch den allgemeinen Beyfall, womit er in eben demſelben Jahre zu Altdorf, im nürnbergiſchen Gebiethe, dieſe Würde erhielt. Seine Diſputation handelte de caſibus perplexis in Iure. Sie ward nach dieſem mit zweyen andern kleinen Tratätchen von ihm, Specimen Encyclopaediae in Iure, ſeu Quaeſtiones Philoſophicae amoeniores ex Iurae collectae, und Specimen certitudinis ſeu demonſtrationum in Iure, exhibitum in doctrina conditionum, gedruckt. Er wußte ſchon damals die verſchiedenen Wiſſenſchaften einander zu nähern, und von einer zur andern Communicationslinien zu ziehen.

In

---

von Felliſen, nicht von Felleiſen. Ueberdem iſt der gelehrte Pet. Scriverius, in der poetiſchen Vorrede zu den niederdeutſchen Gedichten des Daniel Heinſius, ſchon vor hundert Jahren eben der Meynung geweſen; indem er ſagt, daß die Stammväter der Franzoſen ſonſt Niederländiſch geſprochen hätten:

En om dat wy de trots van Vrancryk hier aenraecken,
Soo ſegt haer, dat wel eer haer volkeren dus ſpraecken;

In ſeinem 22ſten Jahre, welches der Zeitpunkt iſt, den wir bereits zu dem Buche des George Ulicovius bemerket haben, widmete er dem Churfürſten von Maynz, Johann Philippen von Schönborn, eine neue Lehrart die Rechtsgelehrſamkeit zu lehren, und zu lernen. Er fügte einen Aufſatz desjenigen bey, was in dem Rechte noch mangelt, Catalogus deſideratorum in Iure, und verſprach dieſem Mangel abzuhelfen. Er gab auch in eben demſelben Jahre ſeinen Entwurf die römiſchen Rechte auszubeſſern, Corporis Iuris reconcinnandi rationem, heraus. In der That ſind die verſchiedenen Materien des Rechtes in einer großen Verwirrung: allein in des Herrn von Leibniz Kopfe waren ſie geordnet worden, und hatten ſich in dieſer vortrefflichen Form von neuem umgegoſſen; ſo daß ſie viel gewonnen haben würden, wenn ſie in derjenigen Geſtalt erſchienen wären, die ſie daſelbſt angenommen hatten.

Als er die zween Bände ſeines Codicis Diplomatici heraus gab, ſo gieng er bis auf die erſten Quellen des Natur- und Völkerrechts zurück. Sein Augenmerk, dabey er ſtehen blieb, war allezeit ſehr erhaben, und von da erblickte er beſtändig ein weites Land, deſſen ganze Beſchaffenheit er in einem Augenblicke einſah. Dieſe obgleich ſehr

---

das iſt:

Und um allhier dem Trotz von Frankreich einſt zu pochen:
So ſagt ihm, daß ſein Volk einmal wie wir geſprochen;

und bald darauf:

Van onze duytſche Tael de Fransman is geweken;
Von unſrer deutſchen Sprach der Franzmann iſt gewichen.

wo er ohne Zweifel, durch duytſch, das eigentliche plattdeutſche, als die Mundart der Niederländer verſteht. G.

kurze allgemeine Theorie von der Rechtsgelehrſamkeit, erſtreckte ſich gleichwohl ſo weit, daß die Frage vom Quietismus, die damals in Frankreich ſo ſehr in Bewegung war, auf eine ganz ungezwungene Art gleich zu Anfange darinnen ſtand: und des Herrn von Leibnitz Ausſpruch, kam mit des Pabſtes ſeinem überein.

Anjetzt kommen wir endlich auf denjenigen Theil ſeiner Verdienſte, der dieſe Verſammlung (*) am meiſten angeht. Er war nämlich ein vortrefflicher Weltweiſer und Meßkünſtler; und alles was dieſe zwey Worte nur in ſich begreifen, das war er.

So bald er zu Altdorf Doctor der Rechte geworden war, gieng er nach Nürnberg, um die daſigen Gelehrten zu ſprechen. Er erfuhr, daß es in dieſer Stadt eine gewiſſe ſehr verborgene Geſellſchaft gab, die ſich in der Chymie übte, und den Stein der Weiſen ſuchte. Gleich ward unſer Herr von Leibnitz von der Begierde eingenommen, ſich dieſe Gelegenheit zu Nutze zu machen und ein Chymiſt zu werden; allein die ganze Schwierigkeit war, wie er zu dieſem Geheimniſſe aufgenommen werden möchte. Er nahm alſo chymiſche Bücher vor, ſammlete daraus die dunkelſten Ausdrücke, die er am wenigen verſtand, ſetzte aus ſelbigen ein Schreiben auf, daraus er ſelbſt nicht klug werden konnte, und richtete es an den Vorſteher dieſer geheimen Geſellſchaft, bey dem er anſuchte, auf dieſe Proben ſeiner großen Wiſſenſchaft, darinnen aufgenommen zu werden. Man zweifelte gar nicht, daß nicht der Verfaſſer des Briefes ein Adeptus ſey, oder daß doch wenig daran fehle: er ward alſo mit allen Ehrenbezei-

---

(*) Nämlich die pariſiſche Societät der Wiſſenſchaften.

bezeigungen, in ihrer Werkſtatt aufgenommen, und gebethen, er möchte die Verrichtungen eines Secretärs der Geſellſchaft annehmen; ja man both ihm auch ſo gar eine Beſoldung an. Er lernte ſehr vieles bey ihnen, indem ſie alle glaubten, daß ſie von ihm lernten; und allem Anſehen nach, gab er die Einſicht, welche ſeine natürliche Fähigkeit ihm an die Hand gab, bey ihnen für ein ſchwererworbenes Erkenntnis aus. Und kurz, es iſt kein Zweifel, daß wenn ſie ihn gleich recht gekannt hätten, ſie ihn dennoch nicht ausgeſchloſſen haben würden.

Im 1670. Jahre, als Herr von Leibnitz vier und zwanzig Jahre alt war, erklärte er ſich in einem Buche, deſſen Hiſtorie ich erzählen will, öffentlich für einen Philoſophen.

Marius Nizolius, von Berſello in dem Modeneſiſchen, hatte 1553. einen Tractat de veris principiis, & vera ratione philoſophandi, contra Pſeudophiloſophos, herausgegeben. Dieſe falſchen Philoſophen waren alle alte und neuere Scholaſtiker, wider deren ungeheure Begriffe und barbariſche Ausdrücke, Nizolius ſich mit ſolcher Kühnheit auflehnte, daß er auch den heiligen Thomas von Aquin ſelbſt, einen Einäugigten unter den Blinden ſchalt. Die lange und beſtändige Hochachtung, ſagte er, die man gegen den Ariſtoteles gehabt, beweiſet nichts mehr, als die Menge der Narren, und die lange Dauer der Narrheit. Dabey ward die Galle des Nizolius noch durch einige Privatſtreitigkeiten mit den Ariſtotelikern, erhitzt.

Dieſes Buch nun, welches damals, als es erſchien, nicht gleichgültig hätte aufgenommen werden ſollen, war ganz ins

Vergeſſen gerathen; entweder weil den Italiänern an deſſen Unterdrückung was gelegen war, und weil im Abſehen auf andre Länder, die darinnen enthaltenen Wahrheiten, nur gar zu klar und bewieſen waren; oder weil in der That die Ausdrücke darinn, in Gegenhaltung mit den Sachen, zu ſtark ſind.

Herr von Leibnitz hielt es für dienlich, dieſes Buch mit einer Vorrede und mit Noten ans Licht zu geben. Dieſe Vorrede giebt einen Herausgeber und Ausleger zu erkennen, der von ganz beſondrer Art iſt. Keine blinde Verehrung gegen ſeinen Schriftſteller, keine weithergeholten Gründe, um deſſen Vortrefflichkeit zu erheben, oder ſeine Fehler zu bedecken, leuchten aus derſelben heraus. Er lobet ihn zwar, aber nur nach den Umſtänden derjenigen Zeit, darinnen er gelebet und geſchrieben hat; er lobet ihn wegen ſeines kühnen Unterfangens, wegen etlicher Wahrheiten, die er eingeſehen: allein er entdecket in ihm auch falſche Schlüſſe, und eine unvollkommne Einſicht. Er tadelt ihn auch ſo gar, wegen ſeines ausgelaſſenen Zorns, auf den Ariſtoteles, der an den Träumereyen ſeiner ſogenannten Schüler, keine Schuld hat; ja er tadelt ihn auch, im Abſehen auf den heil. Thomas von Aquin, deſſen Ehre einem Lutheraner endlich wohl gleichgültiger hätte ſeyn können. Kurz, man erſieht aus allem, daß der Verfaſſer einige Verdienſte beſitzen muß, die von des Schriftſtellers ſeinen, den er herausgiebt, ſehr unabhänglich ſeyn müſſen.

Es ſcheint auch, daß er die Schriften unzählich vieler Weltweiſen geleſen haben müſſe. Auch die Geſchichte der menſchlichen Gedanken, die wegen ihrer unendlichen Mannichfaltigfaltigkeit merkwürdig iſt, kann zuweilen erbaulich ſeyn. Sie kann zuweilen Begriffe erwecken, die von der gewöhnlichen Art abweichen, und die der größte Geiſt nicht von ſelbſt hervorgebracht haben würde. Sie biethet Gelegenheit zu Gedanken dar; ſie lehret die Hauptklippen kennen, woran die menſchliche Vernunft ſcheitern kann; ſie bemerket die ſicherſten Wege: und was am merkwürdigſten iſt, ſie zeigt den beſten Köpfen, daß ſie ſchon ihres gleichen gehabt, und daß ſchon ihres gleichen ſich betrogen haben. Ein Einſiedler kann ſich viel höher ſchätzen, als ein andrer thun wird, der mit Menſchen umgeht und ſich mit ihnen vergleicht.

Herr von Leibnitz hatte aus ſeinem fleißigen Leſen dieſen Nutzen gezogen, daß ſein Verſtand geſchickter war, alle Arten von Begriffen anzunehmen, daß er alle Bilder leichter faſſen konnte, allem was ihm neu, oder auch zuwider war, mehr Gehör gab; daß er der menſchlichen Schwachheit mehr zu gut hielt; daß er, gegen die günſtigen Erklärungen bereitwilliger, und ſie zu erfinden ſinnreicher war. Er gab einen Beweis dieſer Gemüthsneigung, in dem Briefe de Ariſtotele Recentioribus reconciliabili, an den Tag, den er mit dem Nizolius drucken ließ. In dieſem Schreiben erkühnet er ſich von dem Ariſtoteles vortheilhaft zu ſprechen, ungeachtet es damals ein ziemlich gemeiner Gebrauch, und faſt ein Zeichen des Witzes war, daß man ihn herunter machte. Er geht ſo gar ſo weit, daß er ſagt, er billige in ſeinen Werken mehrere Sachen, als in des Carteſius ſeinen. Nicht, als ob er nicht die corpuſculare und mechaniſche Philoſophie für die einzige wahre angeſehen hätte; allein deswegen iſt man noch kein Carteſianer: und er behauptete, daß nicht der ſcholaſtiſche, ſondern der wahrhafte Ariſtoteles, keine andere Philoſophie gekannt hätte. Hierdurch vereiniget er beyde Parteyen. Er rechtfertiget ihn nur wegen ſeiner allgemeiner Grundſätze, wegen des Weſens der Materie, wegen der Bewegung, u. ſ. w. allein er berühret nicht den unermeßlichen Innbegriff der Phyſik, worinn die Neuern, allem Anſehen nach, ſehr großmüthig ſeyn würden, wenn ſie ſich mit dem Ariſtoteles in eine Gemeinſchaft der Güter einlaſſen ſollten.

In dem Jahre, welches gleich auf die Ausgaben des Nizolius folgte, nämlich 1671. gab der Herr von Leibnitz in ſeinem fünf und zwanzigſten Jahre, zween kleine phyſikaliſche Tractate heraus: Theoria Motus abſtracti, welcher der Societät der Wiſſenſchaften; und Theoria Motus concreti, betitelt, welcher der königl. Societät zu London zugeeignet war. Vielleicht hat er hiedurch einer Eiferſucht dieſer zwo Geſellſchaften zuvorkommen wollen.

Der erſte von dieſen Tractaten iſt eine ſehr feine und faſt ganz neue Theorie von der Bewegung überhaupt. Der andre iſt eine Anwendung des erſtern auf alle Begebenheiten; beyde zuſammen aber ſind eine vollſtändige allgemeine Phyſik. Er ſagt ſelbſt, er glaube, ſein Lehrgebäude vergleiche und vereinige alle andere; es komme ihren Mängeln zu Hülfe, dehne ihre Grenzen weiter aus, erhelle ihre Dunkelheit: und die Weltweiſen dörften nur mit einander nach dieſen Grundſätzen weiter weg arbeiten und ſich in beſondere Erklärungen einlaſſen, die ſie nachmals in die Schatzkammer einer gründlichen Weltweisheit eintragen könnten. Es iſt wahr, ſeine Begriffe ſind einfach, weitläuftig und allgemein. Sie entſtehen aus einer großen allgemeinen Wiſſenſchaft, die gleichſam der Stamm iſt, und ſich hernach ausbreitet und zertheilet, ja, ſo zu reden, in unendliche Zweige ausbricht: und dieß alles mit einer unendlichen Anmuth des Witzes, die viel zur Ueberzeugung beyträgt. Die Natur könnte vielleicht ſelbſt auf dieſe Art gedacht haben.

In dieſen zweyen Werken ließ er den leeren Raum zu, und ſah die Materie als eine bloße Ausdehnung an, die gegen die Ruhe oder Bewegung durchaus gleichgültig wäre; nach der Zeit aber iſt er hierinnen anderer Meynung geworden. Was das letzte betrifft, ſo glaubte er nachmals, daß um das Weſen der Materie zu entdecken, man über die Ausdehnung hinaus gehen, und ſich darinnen eine gewiſſe Kraft
ſtellen müſſe, die keine bloß geometriſche Größe mehr

Dieſes iſt die bekannte und dunkele Entelechie des
riſtoteles, woraus die Scholaſtiker die weſentlichen
rmen gemacht haben; und jede Subſtanz hat eine Kraft
h ihrer Natur. Die Kraft der Materie iſt doppelt: ein-
l ein natürlicher Trieb zur Bewegung; und ſo dann ein
iderſtand gegen die Bewegung, die ihr wo anders her-
nmt. Ein Körper kann in Ruhe zu ſeyn ſcheinen, weil
n Trieb zur Bewegung durch die umliegenden Körper ent-
der zurückgehalten, oder weil ihm das Gegengewicht ge-
lten wird; allein er iſt niemals wirklich oder durchaus in
uhe, denn er iſt niemals ohne dieſen Trieb zur Bewegung.

Carteſius hatte ſehr ſcharfſinnig eingeſehen, daß, unge-
tet der unzählichen Anſtoßungen der Körper, und der un-

gleichen Austheilung der Bewegung die unabläßig geſchieht, gleichwohl im Grunde von allem dieſem etwas gleiches, beſtändiges, und fortdaurendes ſeyn müßte: und er hatte geglaubt, dieß ſey die Größe der Bewegung, deren Maaß das Product der Maſſe durch die Geſchwindigkeit iſt. Anſtatt dieſer Größe der Bewegung, ſetzte Herr von Leibnitz die Kraft, deren Maaß das Product der Maſſe durch die Höhen iſt, zu welchen die Kraft einen ſchweren Körper erheben kann. Nun verhalten ſich aber die Höhen wie die Quadrate der Geſchwindigkeit. Auf dieſen Grundſatz wollte er eine Dynamik, oder Lehre von den Kräften, bauen; wobey er behauptete, daß aus des Carteſius Satze, die Möglichkeit der unaufhörlichen Bewegung, durch die Kunſt, oder einer größern Wirkung als deren Urſache iſt, folgte: eine Folgerung, die weder in der Mechanik, noch in der Metaphyſik geduldet werden kann.

Er ward hierüber von den Carteſianern, ſonderlich aber von dem Abte Catelan und Papin heftig angegriffen. Er antwortete ihnen beherzt: allein es ſcheint doch nicht, daß ſeine Meynung die Oberhand behalten. Die Materie iſt ohne Kraft, zum mindeſten ohne wirkende Kraft, und die Entelechie ungebrauchet geblieben. Da aber der Herr von

---

(*) Es iſt dieſes Maaß der lebendigen Kräfte, welches Hr. von Leibnitz erfunden, nicht nur von dem Hrn. Herrmann, ſondern auch von dem hieſigen ſel. Prof. Richter in den lat. Act. Erud. und nachmals von M. Stübnern in verſchiedenen Diſſertationen behauptet worden: ſondern es hat ſich auch die berühmte Fr. Marquiſin von Chatelet in ihrer Phyſik, und nachmals in etlichen Briefen, die ſie mit dem von Leibnitz ihr nicht ganz aufhelfen können, ſo ſieht man nicht, wie ſie ſich jemals erholen werde. (*)

Er hat auch in ſeiner allgemeinen Phyſik eine beſondere Meynung, die den Carteſianern ſehr entgegen war. Er glaubte, daß die Endurſachen zuweilen angebracht werden könnten. Z. E. daß ſich der Sinus incidentiae und refractionis beſtändig auf einander bezögen: weil Gott wolle, daß ein Lichtſtral, der von der geraden Linie abweichen ſoll, durch zween Wege von einem Punkte zum andern gehen ſolle, welche Wege zuſammen genommen, ihm mehr Zeit erſpareten, als alle andere mögliche Wege; welches auch der höchſten Weisheit viel gemäßer iſt.

Gottes Macht hat das Allergrößte gemacht, und ſeine Weisheit alles was beſſer, oder das Beſte iſt. Das Weltgebäude iſt nur die Hauptſumme, die beſtändige Verbindung, die innerſte Vermiſchung dieſes Größten mit dieſem Beſten: und man kann es nicht anders erkennen, als wenn man dieſe zwey zuſammen kennet. Dieſer Begriff, der gewiß groß, edel, und dem Gegenſtande gemäß iſt, würde zur Anwendung eine ungemeine Redlichkeit und unendliche Behutſamkeit erfordern. Denn was der *Weisheit* des Schöpfers zukömmt, das ſcheint noch viel weiter, über unſre geringe Fähigkeit zu gehen, als was ſeiner *Macht* zukömmt.

Es

Hrn. von Mairan darüber gewechſelt, zu einer glücklichen Vertheidigerinn deſſelben aufgeworfen. Wir haben auch im Deutſchen eine Ueberſetzung davon zu leſen bekommen, die von eben der Feder iſt, die uns dieſe Fontenelliſche Lobſchrift, und die ſämmtlichen Stücke der neuen Zuſätze dieſer Auflage der Theodicee, geliefert hat. G.

Es wäre unnützlich zu ſagen, daß Herr von Leibnitz auch einer der größten Mathematikkundigen geweſen, denn eben auf dieſer Seite iſt er den meiſten bekannt. Sein Name ſteht vor den tiefſinnigſten Aufgaben, die in unſern Zeiten aufgelöſet worden, und er hat Theil an allem, was die neuere Geometrie großes, ſchweres und wichtiges, hervorgebracht hat. Die Leipziger Acta Eruditorum, die Tagebücher der Gelehrten, ja unſere Hiſtorie (*) ſelbſt, ſind voll von ihm, in ſo weit er ein Meßkünſtler geweſen. Er hat freylich kein ganzes mathematiſches Werk, aber wohl eine Menge einzelner Schriften herausgegeben, daraus er ganze Bücher hätte machen können, wenn er gewollt hätte; und deren Verſtand und Einſicht vielen Büchern nützlich geweſen iſt. Er ſagte, er ſähe gern in fremden Gärten Pflanzen wachſen, dazu er die Saamen geſchafft hätte. Und gewiß ſind dieſe Saamen etwas höher zu ſchätzen, als die Pflanzen ſelbſt; indem die Erfindungskunſt in der Mathematik viel koſtbarer iſt, als die meiſten Sachen die man erfindet.

Die einzige Geſchichte des Calculi differentialis, oder der unendlich kleinen Dinge, wird ſeine große Fähigkeit hinlänglich zeigen. Man weis, daß dieſe Entdeckung unſere Erkenntniß, bis auf das Unendliche, ja faſt über die dem menſchlichen Verſtande geſetzten Schranken hinaus führet: zum mindſten führet ſie uns unendlich weit über diejenigen Grenzen hinaus, darinnen ſich die alte Geometrie halten mußte. Dieſes iſt eine ganz neue Wiſſenſchaft, die in unſern Tagen geboh-

---

(*) Herr von Fontenelle verſteht hier die Hiſtorie der pariſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften, daran Herr von L. als ein Mitglied derſelben, viel Theil gehabt. G.

gebohren worden, die ſich ſehr weit erſtrecket, ſehr fein, und ſehr gewiß iſt. Im 1684. Jahre, gab Herr von Leibnitz in den Leipziger Actis Eruditorum einige Regeln von der Differentialrechnung: allein die Beweiſe darvon hielt er zurück. Die berühmten Gebrüder Bernoulli erfanden dieſe Beweiſe, ſo ſchwer ſie auch zu finden waren, und übten ſich mit erſtaunlichem Glücke in dieſer Rechnung. Die erhabenſten, kühnſten und unerwartetſten Auflöſungen entſtanden unter ihren Händen. Im 1687. Jahre kam Herrn Newtons vortreffliches Buch, von den mathematiſchen Gründen der natürlichen Philoſophie, ans Licht, welches faſt auf eben dieſe Rechnung gegründet war: ſo daß man durchgängig glaubte, Herr von Leibnitz und Newton hätten dieſelbe, wegen der gleichen Stärke ihrer großen Einſicht, ein jeder für ſich erfunden.

Dieſe Muthmaßung verſtärkte ſich, weil ſie nur im Grunde der Sache mit einander überein kamen: ſie gaben den Dingen nur verſchiedene Namen, und bedienten ſich im Rechnen verſchiedener Zeichen. Was Newton Fluxiones nennte, das nennte Herr von Leibnitz Differentias; und das Zeichen, womit Herr von Leibnitz das unendlich kleine andeutete, war viel bequemer und brauchbarer als Newtons ſeines. Die Namen und Zeichen des Herrn von Leibnitz haben auch in der That, da ſie von allen gelehrten Nationen begierig angenommen worden, überall die Oberhand behalten; nur in Engeland nicht. Dieſes that nun einige gute Wirkung, in Abſicht auf den Hrn. von Leibnitz, und hat die Meßkünſtler unvermerkt angewöhnt, ihn für den einzigen oder hauptſächlichſten Erfinder zu halten.

Indeſſen genoſſen dieſe zween großen Männer, ohne ſich etwas ſtreitig zu machen, des herrlichen Anblicks derer Erfindungen, die man ihnen zu danken hatte. Doch dieſer Friede ward endlich geſtöret. Herr Fatio hatte 1699. in einem Werke, de Linea breuiſſimae deſcenſionis geſagt: er müßte den Herrn Newton für den erſten Erfinder der Differentialrechnung halten, als der ſie viele Jahre zuvor entdecket hätte: und er gäbe es zu bedenken, ob nicht Herr von Leibnitz, als der zweyte Erfinder, etwas von ihm genommen hätte? Dieſe ſo deutliche Unterſcheidung eines erſten und zweyten Erfinders, und der hinzugefügte Verdacht, erweckten einen Streit unter dem Herrn von Leibnitz, dem die leipziger Journaliſten beyſtunden, und den engländiſchen Meßkünſtlern, die ſich für den Newton erklärten; welcher ſich gar nicht meldete. Seine Ehre war bereits die Ehre ſeines Volks geworden, und ſeine Anhänger waren nur gute Mitbürger, die er nicht erſt anfeuern dorfte. Es folgten allmählich Schriften auf Schriften von beyden Theilen: und vielleicht hat an dieſer Langſamkeit die Entfernung der Oerter Schuld gehabt. Allein der Streit erhitzte ſich immer mehr und mehr, und kam endlich ſo weit, daß im 1711. Jahre Herr von Leibnitz ſich bey der königlichen Societät beklagte: es hätte ihn Herr Keil beſchuldiget, er habe den Calculum Fluxionum welchen Newton erfunden hatte, unter andern Namen und Zeichen heraus gegeben. Er behauptete, es wiſſe niemand beſſer als Newton ſelbſt, daß er ihm nichts entwendet hätte; und er begehrte, daß Herr Keil den böſen Sinn, den ſeine Worte mit ſich führen könnten, öffentlich wiederruffen ſollte.

Als nun die Societät ſolchergeſtalt zum Schiedsrichter des Streites geſetzt war, ſo ernennte ſie gewiſſe Gevollmächtigte, welche alle alten Briefe der gelehrten Mathematikkundigen, die man von dieſer Materie, nur würde finden können, durchſuchen ſollten. Nach dieſer Unterſuchung, fanden die Bevollmächtigten keinen Schein, daß Herr von Leibnitz von der Differentialrechnung, oder den unendlich kleinen Dingen eher etwas gewußt hätte, als bis Herr Newton 1672. einen Brief davon geſchrieben; den man dem Herrn von Leibnitz zu Paris zugeſchickt hatte: worinnen die Methode der Fluxionum deutlich genug erkläret war, um einem ſo ſcharfſichtigen Manne einen hinlänglichen Begriff davon zu machen; ja daß ſo gar Herr Newton ſeine Methode 1669. und folglich 15. Jahre eher erfunden, als Herr von Leibnitz in den leipziger Schriften etwas davon gemeldet hatte. Aus dieſem allen nun ſchloſſen ſie, daß Herr Keil den Herrn von Leibnitz gar nicht geläſtert hätte.

Dieſes Urtheil ließ die Societät mit allen dazu gehörigen Stücken unter dem Titel: Commercium Epiſtolicum de Analyſi promota, 1712. drucken. Man verſchickte es durch ganz Europa, und nichts thut dem Lehrgebäude der unendlich kleinen Dinge mehr Ehre, als dieſe Eiferſucht, wer dieſelbe gewiß erfunden; davon eine ſo gelehrte Nation ſo ſehr eingenommen iſt. Denn ich ſage es noch einmal, Herr Newton ſagte gar nichts dazu: es ſey nun, daß er ſich wegen ſeines Ruhms auf ſeine ziemlich lebhaften Landsleute verlaſſen; oder daß er ſelbſt über dieſen Ruhm weg geweſen, welches man von einem ſo vortrefflichen Manne gar wohl glauben kann.

Herr von Leibnitz, oder ſeine Freunde, konnten ſo gleichgültig nicht ſeyn. Er war eines Diebſtahls beſchuldiget worden, und das ganze Commercium Epiſtolicum ſagt es entweder gerade heraus, oder giebt es doch zu verſtehen. Es iſt wahr, dieſer Diebſtahl kann nur ſehr fein geweſen ſeyn, und man braucht keine weitere Probe eines erhabenen Geiſtes, als dieſe, daß man ihn begehen können. Allein es iſt doch ſo wohl für die Gemüthsfähigkeit, als für die Sitten beſſer, ihn gar nicht begangen zu haben.

Nachdem der engländiſche Ausſpruch heraus war, kam ein fliegendes Blatt von einem einzigen Bogen, den 29. Julius 1713. ans Licht, welches für den Herrn von Leibnitz war, der ſich damals in Wien aufhielt, und nicht wußte was vorgieng. Es iſt ſehr lebhaft geſchrieben und behauptet kühnlich: daß der Calculus Fluxionum nicht älter ſey, als die Differentialrechnung; ja man giebt gar zu verſtehen, jener Calculus könnte wohl von dieſer Rechnung entſprungen ſeyn. (*)

(*) Siehe die Beylage N. I. zu dieſer Lobſchrift, welcher man noch N. II. aus den lat. Act. Erud. einen fernern Beweis eben dieſes Satzes beygefüget hat. G.

(**) Er iſt aber darüber geſtorben. Doch ſind in dem Recueil de diverſes pieces verſchiedene Stücke davon zu finden. G.

(†) Herr von Fontenelle ſchreibt hier mit Fleiß zweydeutig, um den Newton, welcher damals noch lebte, nicht zu beleidigen: Mr. Newton eſt certainement inventeur, heißt es; welches aber doch nicht zu verſtehen giebt, daß er der Erfinder des Calculi Differentialis ſey. Er hat andre Sachen erfunden; und daher iſt er gewiß ein Erfinder. Gleichwohl iſt es gewiß, daß die meiſten Dinge, die ihm insge-

Die Beſchreibung aller Beweiſe von beyden Theilen würde zu weitläuftig ſeyn, und könnte auch ohne eine noch viel weitläuftigere Auslegung, die in die tiefſinnigſte Geometrie einſchlagen würde, nicht verſtanden werden.

Herr von Leibnitz hatte angefangen, an einem Commercio mathematico zu arbeiten, welches er dem engländiſchen entgegen ſetzen wollte. (**) Wenn alſo die königliche Societät, gleich von denen Stücken die ſie gehabt, richtig geurtheilet; ſo hat ſie doch nicht alles gehabt, und die Billigkeit fordert, daß man ſein Urtheil ſo lange verſchiebe, bis des Herrn von Leibnitz Schrift bekannt iſt.

Ueberhaupt muß man ungemein deutliche Beweiſe haben, wenn man einen ſolchen Mann beſchuldigen will, daß er nur im geringſten ein gelehrter Dieb geweſen; denn dieß iſt die ganze Frage. Herr Newton iſt gewiß ein Erfinder, und ſein Ruhm bleibt geſichert. (†)

Reiche Leute ſtehlen nicht: und wie reich war nicht Herr von Leibnitz? Er hat ja ſelbſt den Carteſius getadelt,

---

mein zugeſchrieben werden, von unſern Deutſchen entlehnet hat. Dahin gehört die elliptiſche Bahn der Planeten, und die Theorie des Lichts, die er vom Kepler; die Laufbahn der Cometen, die er vom Dörfel, und das Maaß der Virium centralium, die er durch den Hookius aus dem Hugen gelernet hat. So machen ſich insgemein die Ausländer mit deutſchen Erfindungen breit; wie es mit Erfindung der neuen Welt, der Trabanten Jupiters, und der Sehröhre gegangen, die uns von den Welſchen ſtreitig gemacht worden; mit der electriſchen Kraft aber noch neulich ſo ausgeſehen, als ob Engelländer und Franzoſen ſich dieſelbe anmaßen wollten: da doch bereits vor hundert Jahren Otto von Guerike, die erſten Verſuche davon mit einer Schwefelkugel gemacht. G.

daß er dem Kepler wegen der aus den Viribus centrifugis hergeleiteten Schwere, und der Entdeckung der angulorum incidentiae und reflexionis, die gehörige Ehre entzogen; ja daß er den Snellius wegen der beſtändigen Verhältniß der angulorum incidentiae und refractionis nicht angeführet. Dieß ſind, ſagt er, kleine Kunſtgriffe die ihm bey den Kennern viel wahre Ehre entzogen haben. Würde er nun wohl dieſe Ehre, die ihm ſo gut bekannt war, ſelbſt hindangeſetzt haben? Er hätte ja nur gleich ſagen dörfen, was er dem Herrn Newton ſchuldig war: es wäre ihm doch, wegen des Grundes der Sache noch allemal Ehre genug übrig geblieben; und er hätte den Ruhm des freywilligen Bekenntniſſes noch oben ein gehabt.

Was wir hier muthmaßen, daß er es bey dieſer Gelegenheit würde gethan haben, das hat er bey einer andern wirklich gethan. Als einer von den Herrn Bernoulli muthmaßen wollen, welches die Geſchichte ſeiner mathematiſchen Meditationen wäre, ſo rücket Herr von Leibnitz ſelbige aufrichtig in den September des 1691. Jahres der leipziger Actor. Eruditorum ein. Er ſagt, daß er zu Paris 1672. in der tiefen Geometrie noch ganz unwiſſend geweſen; daß er daſelbſt den berühmten Huygen gekannt habe, dem er nach dem Galiläus und Carteſius in dieſen Sachen das meiſte zu danken hätte; daß ſein Buch de Horologio oſcillatorio, Paſcals Werke und des Gregorius von St. Vincent ſeine Schriften, ihm zuerſt den Verſtand geöffnet, und ihm eine Einſicht verſchafft haben, darüber er ſelbſt und alle die erſchrocken ſind, welche gewußt haben, wie neu er noch darinn wäre; daß ihm ſogleich eine große Anzahl von Aufgaben eingefallen wären, die lauter Folgerungen aus ſeiner neuen Methode geweſen, und wovon er ſeitdem einen Theil in des Gregory, Barrows und etlicher andern Schriften gefunden. Endlich ſey er auf entlegenere und fruchtbarere Quellen gekommen, und habe der Analyſis Sachen unterworfen, die ihr niemals vorher unterwürfig geweſen. Dieß iſt ſein Calculus, von dem er redet. Warum hätte er doch in dieſer Erzählung, die ſo aufrichtig, und von aller Eitelkeit ſo frey zu ſeyn ſcheint, dem Herrn Newton keinen Platz einräumen ſollen? Es iſt ja viel natürlicher zu glauben, daß er dasjenige, was er 1672. von ihm geſehen, nicht ſo genau verſtanden, als man ihm Schuld giebt, weil er noch kein großer Meßkünſtler geweſen.

In ſeiner Theoria motus abſtracti, die er 1671. der Akademie zugeſchrieben, und ehe er noch etwas vom Newton geſehen hatte, ſetzt er ſchon unendlich kleine Dinge voraus, deren eines immer größer iſt, als das andere. Dieſes aber iſt einer von den Schlüſſeln des Lehrgebäudes; und dieſer Grundſatz konnte unter ſeinen Händen nicht fruchtlos liegen bleiben.

Als der Calculus des Herrn von Leibnitz 1684. ans Licht kam, ſo entzog ihm kein Menſch denſelben: Hr. Newton ſelbſt bemächtigte ſich in ſeinem ſchönen Buche, welches 1687. erſchien, deſſelben nicht wieder. Es iſt wahr, daß er auch nachdem ſich denſelben nicht angemaßet hat: allein es hätten doch ſeine Freunde, die vielleicht eifriger für ſein Beſtes geſorget, als er ſelbſt, an ſeiner Stelle ſich widerſetzen können, wie ſie auch nachmals gethan. In allen leipziger

Actis ſteht Herr von Leibnitz in ruhigem und ununterbrochenem Beſitze der Erfindung der Differentialrechnung. Er ſagt darinnen ſo gar, daß die Herrn Bernoulli ſelbige ſo glücklich gebraucht hätten, daß ſie ihnen ſowohl zukäme, als ihm. Hierinnen handelt er ja als ein Eigenthumsherr und gewiſſermaßen, als ein oberſter Beſitzer.

Man merket auch außerdem bey dem Hrn. von Leibnitz nicht die geringſte Eiferſucht. Er muntert alle Menſchen zur Arbeit auf; er macht ſich Mitwerber, wo er nur kann. Er theilet keine Lobſprüche mit einer niedrigen Behutſamkeit aus, die ſich fürchtet, ſie möchte zu viel ſagen: nein, er hat eine Luſt an fremden Verdienſten; alles dieſes nun ſieht keinem gelehrten Diebe ähnlich. Man hat ihn auch bey keiner einzigen andern Gelegenheit in ſolchem Verdachte gehabt; ſollte er alſo nur dieſes einzige mal ſich ſelbſt nicht ähnlich geweſen ſeyn; und dem Helden im Machiavell nachgeahmet haben, der vollkommen tugendhaft iſt, bis es auf eine Krone ankömmt? Die Schönheit des Lehrgebäudes von den unendlich kleinen Dingen, wird dieſe Vergleichung rechtfertigen.

Endlich hat ſich Herr von Leibnitz mit großer Zuverſicht auf Newtons eignes Zeugniß, und auf das Urtheil der königl. Societät verlaſſen. Würde er ſich dieſes wohl unterſtanden haben? Jedoch, dieſes alles ſind nur bloße Muthmaßungen, welche allemal vor wirklichen Beweiſen weichen müſſen. Einem Hiſtorienſchreiber kömmt es nicht zu, daß er etwas entſcheide, viel minder mir. Atticus würde ſich ſehr gehütet haben, ſich für den Cäſar oder Pompejus zu erklären.

Doch muß ich hier eine ziemlich ſeltſame Sache nicht verſchweigen. Iſt ja Herr von Leibnitz nicht ſo gut von ſeiner Seite, als Herr Newton von ſeiner, der Erfinder des Lehrgebäudes von den unendlich kleinen Dingen, ſo fehlet doch ungemein wenig daran. Er hat die Unendlichkeit der Ordnung der unendlich kleinen Dinge, da immer eins unendlich kleiner iſt als das andere, und zwar nach aller geometriſchen Schärfe gekannt; und die ſcharfſichtigſten Meßkünſtler, haben dieſe Meynung nach aller dieſer Schärfe genommen. Gleichwohl ſcheint es, daß er ſelbſt hernach davor erſchrocken iſt, und geglaubt hat, daß dieſe verſchiedenen Ordnungen der unendlich kleinen Dinge, wegen ihrer außerordentlichen Ungleichheit, nur unvergleichliche (incommenſurable) Größen wären, wie z. E. ein Sandkörnchen und der Erdball; die Erde und der Raum der die Planeten enthält u. ſ. w. ſeyn würden. Nun würde dieſes bloß eine große Ungleichheit, aber nicht eine unendliche ſeyn, ſo wie ſie in dieſem Lehrgebäude feſtgeſtellet wird. Auch diejenigen ſelbſt, welche es von ihm genommen, haben dieſe Milderung nicht hinzugefüget, als welche nur alles verderbet haben würde. Ein Baumeiſter hat z. E. ein ſo kühnes Gebäude aufgeführet, daß er ſelbſt nicht einmal das Herz hat, darinnen zu wohnen: und gleichwohl giebt es Leute, die ſich auf deſſen Feſtigkeit mehr verlaſſen, als er ſelbſt; die ohne Furcht, und was noch mehr iſt, auch ohne Unglücksfälle, darinnen wohnen. Vielleicht aber war dieſe Milderung nur eine Gefälligkeit für diejenigen, deren Einbildungskraft ſich dawider empöret haben möchte. Allein kann Herr von Leibnitz die Wahrheit ſo gar in der Geometrie mildern; was wird er nicht in andern Fällen thun?

Er hatte ein großes Werk, von der Wiſſenſchaft des Unendlichen unternommen. Dieſes war die erhabenſte Geometrie, der Calculus integralis mit dem differentiall verbunden. Vermuthlich ſetzte er hierinn ſeine Gedanken von der Natur der Unendlichen und von deſſen verſchledenen Ordnungen, feſt. Geſetzt aber, daß es auch nicht möglich geweſen, daß er die beſte Partey ausdrücklich erwählen müſſen, ſo würde man doch die Einſicht die man ihm zu verdanken gehabt, ſeinem Anſehen vorgezogen haben. Es iſt ein wichtiger Verluſt für die Mathematik, daß dieſes Werk nicht fertig geworden. Es ſcheint zwar das ſchwereſte daran fertig zu ſeyn, er hat eine große Laufbahn eröffnet, allein er hätte darauf entweder der Wegweiſer ſeyn, oder noch andere Wege anzeigen können.

Von dieſer hohen Theorie ließ er ſich oft auf die Erfahrung hernieder, wozu ihn ſeine Liebe zum gemeinen Beſten bewog. Er hatte darauf gedacht, wie man die Fuhrwerke und Kutſchen leichter und bequemer machen möchte: ein gewiſſer Doctor der an dem Hofe des Churfürſten von Hannover kein Gnadengehalt bekommen hatte, und die Schuld davon dem Herrn von Leibnitz beymaß, nahm daher Gelegenheit, ihm in einer gedruckten Schrift aufzubürden: er habe einen Wagen wollen bauen laſſen, der in 24. Stunden die Reiſe von Hannover nach Amſterdam thun ſollte. Dieſer Spott war ſehr übel ausgeſonnen, weil er demjenigen

dem

(*) Man ſehe die Beſchreibung davon in den Beylagen N. III.

(**) Siehe die neue Zugabe am Ende der Theodicee, wo das erſte Stück einen kurzen Begriff ſeiner metaphyſiſchen Geden er anfocht, vielmehr zur Ehre dienen mußte, wenn er nicht ganz und gar närriſch war.

Er hatte eine Windmühle angegeben, um das Waſſer aus den tiefſten Gräben zu ſchöpfen, und an dieſer Maſchine viel gearbeitet: allein die Arbeiter hatten ihre Urſachen, warum ſie deren Fortgang durch alle mögliche Kunſtgriffe verhinderten. Sie waren liſtiger als er, und trugen alſo den Sieg davon.

Unter diejenigen Erfindungen, die mehr merkwürdig als nützlich ſind, muß man eine Rechenmaſchine ſetzen, die von Paſcals ſeiner unterſchieden iſt, und woran Herr von Leibnitz zu wiederholten malen, ſein ganzes Leben hindurch gearbeitet hat. Er bekam ſie nur kurz vor ſeinem Tode ganz fertig, und hat ſehr viele Koſten darauf gewendet. (*)

Er war auch ein Metaphyſicus; und es war faſt unmöglich, daß er es nicht hätte ſeyn ſollen, denn ſein Verſtand war gar zu allgemein. Ich nenne ihn allgemein, nicht nur weil er auf alles gieng, ſondern auch, weil er in allem die erhabenſten und allgemeinſten Grundſätze erwählte; welches das wahre Kennzeichen der Metaphyſik iſt. Er hatte ſich vorgenommen dieſe Wiſſenſchaft ganz von neuem zu entwerfen, und hat nach ſeiner Gewohnheit, hier und da verſchiedene Stücke davon mitgetheilet. (**).

Sein großer Hauptſatz war dieſer, daß nichts ohne zureichenden Grund geſchehe. Die Veränderungen entſtünden nicht plötzlich und gleichſam durch einen Sprung,

danken, zu deſto beſſerm Verſtande dieſer Theodicee, an die Hand giebt. Imgleichen kann man ſeine Monadologie, ſonderlich in Hrn. D. Hanſchens Ausgabe nachleſen. G.

ſondern ſtufenweiſe und allmählig, wie in der Folge der Zahlen, und in den krummen Linien. Im ganzen Weltgebäude ſey, wie wir ſchon geſaget haben, allezeit das Beſte mit dem Größten; oder welches einerley iſt, die Geſetze der Geſchicklichkeit, mit den nothwendigen oder geometriſchen Geſetzen, vermiſchet. Dieſe ſo edlen und ſcheinbaren Grundſätze ſind jedoch nicht ſo leicht zu gebrauchen; denn ſo bald man von der ſtrengen und unbedingten Nothwendigkeit abweicht, die in der Metaphyſik nicht ſehr gemein iſt, ſo möchte wohl das Zureichende, das Geſchickliche, eine Stuffe, oder ein Sprung, etwas ziemlich willkührliches werden! und man gebe ja acht, daß nicht etwa die Nothdurft des Lehrgebäudes ſolches entſcheiden dörfe.

Des Herrn von Leibnitz Art, die Vereinigung der Seele mit dem Körper durch eine vorherbeſtimmte Harmonie zu erklären, ſchien in einer Sache, darinnen die Philoſophie bereits alle ihr mögliches gethan hatte, etwas ganz unerwartetes und unverhofftes zu ſeyn. Die Weltweiſen ſo wohl, als der gemeine Mann, hätten ſonſt geglaubt, daß die Seele und der Körper wirklich und phyſikaliſch auf einander wirkten. Hierauf kam Carteſius, welcher bewies, daß ihre Natur dieſe Art einer wahrhaften Gemeinſchaft nicht zuließ, und daß ſelbige nur ſcheinbar ſeyn könnte; Gott ſelbſt aber der Mittler dabey wäre. Man glaubte alſo, es gäbe nur dieſe zwey mögliche Lehrgebäude; allein Herr von Leibnitz erdachte noch ein drittes. (*)

Eine Seele muß an und für ſich ſelbſt eine gewiſſe Folge von Gedanken, Begierden und Willen haben. Ein Körper,

---

(*) Siehe das andre, dritte und die folgenden Stücke der neuen Zugabe, am Ende dieſer Theodicee. G.

per, der nur eine Maſchine iſt, muß an und für ſich ſelbſt, eine Folge von Bewegungen haben, die durch die Verbindung ſeiner machinaliſchen Einrichtung, mit den Eindrücken der äußerlichen Körper, beſtimmet werden. Findet ſich nun eine Seele, oder ein Körper, von ſolcher Einrichtung, daß die ganze Folge des Willens der Seele, an einer Seite, und an der andern die ganze Folge der Bewegungen des Körpers, mit einander richtig eintreffen, und daß, in dem Augenblicke z. E. da die Seele an dieſen oder jenen Ort gehen will, die zween Füße des Leibes, ſich machinaliſch nach derſelben Seite bewegen: ſo werden dieſe Seele und dieſer Körper eine Verhältniß mit einander haben; nicht zwar durch eine eigentliche Wirkung des einen in das andere, ſondern durch die beſtändige Uebereinſtimmung, der beyderſeitigen abſonderlichen Wirkungen. Gott wird alſo diejenige Seele und denjenigen Körper, die bereits vor ihrer Vereinigung, dieſe **vorherbeſtimmte Harmonie**, dieſe Verhältniß unter einander gehabt, zuſammen geſetzet haben: und dieſes muß man von allen Seelen und Körpern ſagen, die jemals mit einander vereiniget geweſen, oder noch vereiniget werden ſollen.

Dieſes Lehrgebäude erweckt einen wunderſamen Begriff von dem unendlichen Verſtande des Schöpfers: allein vielleicht wird es eben dadurch gar zu erhaben für uns. Es hat ſeinem Urheber ſtets eine völlige Gnüge gethan, gleichwohl hat es bis anitzt ſo viel Glück noch nicht gehabt, als des Carteſius ſeines, und es ſcheint auch nicht, daß es daſſelbe noch künftig erlangen möchte. (*) Wenn beyde Lehrgebäude vor den

---

(*) Das Lehrgebäude des Herrn von Leibnitz, zu Vereinigung der Seele und des Leibes, iſt zwar freylich noch nicht allgeden Einwürfen unterliegen müßten, ſo müßte man, welches aber den Philoſophen ſehr ſchwer ankommen würde, ſich ferner mit der Vereinigung des Leibes und der Seelen nicht plagen. Herr von Leibnitz und Carteſius würden ſie entſchuldigen, wenn ſie dieſem Geheimniſſe nicht weiter nachforſchten.

Herr von Leibnitz hatte auch ſonſt in der **Metaphyſik** noch ganz beſondere Gedanken. Er glaubte z. E. daß es überall einfache Subſtanzen gebe, welche er **Monaden**, oder **Einheiten** nennte; die das Leben, die Seelen, die Geiſter ſind, welche **Ich** ſagen können, und nach Beſchaffenheit des Ortes wo ſie ſind, aus dem ganzen Weltgebäude Eindrücke erhalten, die aber wegen ihrer Menge verwirrt ſind; oder welche, damit ich mich faſt ſeiner eignen Worte bediene, Spiegel ſind, worauf das ganze Weltgebäude ſtralet, nachdem ſie ihm dargeſtellet ſind. Hierdurch nun erklärte er die Empfindungen. Eine **Monas** iſt um ſo viel vollkom-

---

mein geworden; es ſcheint auch in der That nicht, daß es jemals ſo ſehr überhand nehmen werde: allein dem ungeachtet ſcheint Herr von Fontenelle ein wenig gar zu vortheilhaft von dem carteſianiſchen Lehrgebäude zu urtheilen. Wie groß iſt denn das Glück deſſelben geworden? Hat man nicht ſein Syſtema der Wirbel; ſeine Lehre von den bloß mechaniſchen Thieren, ohne Empfindung und ohne Seelen; ſeine Erklärung der Ebbe und Fluth; ſeine Theorie des Lichts und der Farben; ſeine Lehre von den Cometen; ſeine Erklärung der Schwere; ſeine Gedanken vom Urſprunge der Brunnen; ſeine Lehre von den Schraubengängen in dem Magneten; ſeine Meynung vom Sitze der Seele in der Zirbeldrüſe; und ſeine Erklärung des Körpers ſogar, gänzlich umgeſtoßen: ſo daß man ſelbſt in Frankreich, aller ſeiner Liebe gegen dieſen Landsmann ungeachtet, keinen Carteſianer mehr antrifft, und genöthiget iſt, auch bey mittelmäßiger Einſicht, in allen dieſen Punkten von ihm abzugehen?

mener, je deutlicher ihre Empfindungen ſind. Die **Monaden**, welche menſchliche Seelen ſind, ſind nicht nur Spiegel des erſchaffenen Weltgebäudes, ſondern auch Spiegel oder **Ebenbilder Gottes** ſelbſt: und wie ſie kraft der Vernunft und der ewigen Wahrheiten, in eine Art von Gemeinſchaft mit ihm treten, ſo werden ſie **Mitglieder der Stadt Gottes**. Jedoch man thut dieſer Art von Begriffen unrecht, wenn man einige einzelne von dem ganzen Lehrgebäude abſondert, und die vortreffliche Verbindung zerreißt, die dieſelben erhellet und beſtärket. Wir wollen daher nichts mehrers davon ſagen; und vielleicht iſt ſchon das wenige, was wir geſagt haben, zu viel, weil es nicht alles iſt. (*)

In einem Buche welches 1717. zu **London** gedruckt iſt, wird man eine ziemlich ausführliche leibnitziſche **Metaphyſik** finden. Es iſt ein Streit der ſich im 1715. Jahre zwiſchen dem Herrn von **Leibnitz**, und dem berühmten Herrn **Clarke** angefangen hat, und erſtlich mit dem Tode

des

Und was die Lehre von dem göttlichen Beyſtande, bey der Vereinigung der Seele und des Leibes betrifft; ſo iſt auch dieſe in allen neuern Schriften der Franzoſen, die nach dem Mallebranſche geſchrieben, nirgends mehr zu finden: in den Schriften der Ausländer aber, wird ſie nur als eine Hypotheſis erzählet, die man gar nicht annimmt. Kurz, das ganze carteſianiſche Syſtema iſt heute zu Tage unbrauchbar und verlaſſen, ſeit dem man die Natur beſſer kennen gelernet hat: das leibnitziſche hergegen kömmt, die einzige vorherbeſtimmte Harmonie ausgenommen, täglich mehr in Schwang; nachdem ſelbiges in den welfiſchen Schriften mehr und mehr aus einander geſetzet, und im Zuſammenhange ausgeführet worden. G.

(*) Die beſte Erklärung davon giebt das I. Stück der neuen Zugabe dieſer Theodicee, nebſt der Monadologie, die wir auch in deutſcher Sprache haben. G.

des Herrn von Leibnitz ein Ende genommen. Es kömmt unter ihnen die Frage von dem Raume und der Zeit, von dem leeren Raume und den Stäubchen, vom Natürlichen und Uebernatürlichen, von der Freyheit, u. ſ. w. vor: denn zum Glücke für das gemeine Beſte, griffen dieſe Herren immer weiter um ſich, je mehr der Streit ſich erhitzte. Dieſe zween gelehrten Gegner wurden immer ſtärker gegen einander, und diejenigen Zuſchauer welche man für grauſam ſchilt, ſind ſehr zu entſchuldigen, daß ſie das ſo zeitige Ende dieſes Streits bedauern: denn man würde entweder in dieſen Materien zum Ende gekommen ſeyn; oder ſie müßten gar kein Ende gehabt haben. (*)

Um endlich die Erzählung derer Eigenſchaften zu beſchließen, die Herr von Leibnitz ſich erworben, ſo war er auch ein Gottesgelehrter; nicht nur in ſo weit er ein Philoſoph oder Metaphyſicus war, ſondern ein Gottesgelehrter in recht genauem Verſtande. Er verſtund die verſchiedenen Theile der chriſtlichen Theologie, die die gemeinen Weltweiſen gemeiniglich ganz und gar nicht wiſſen. Er hatte auch die Kirchenväter und Scholaſtiker ſehr geleſen.

Im 1671. Jahre gab er nicht nur die beyden Theorias motus abſtracti & concreti ans Licht, ſondern er antwortete auch einem gelehrten Socinianer, Socius Neſſen,

---

(*) Dieſe Streitſchriften ſind auch franzöſiſch verſchiedene mal, unter dem Titel: Recueil de diverſes pieces, de Mr. Leibnitz, Newton, Clarke &c. in zweyen Bänden in 12. gedruckt worden. Auch im Deutſchen hat uns Thümmig dieſelbe, mit einer Antwort, auf D. Clarkes letzte Schrift geliefert: und noch neulich hat ſie Herr M. Hut, nunmehriger Doct. und Prof. der Theologie zu Erlangen, wieder auflegen laſſen. G.

Neffen, Namens Wiſſowatius, der die feinſte Dialectik, worauf dieſe Secte pochet, und die er faſt mit der Sprache zugleich von der Amme gelernet hatte, wider die Dreyfaltigkeit brauchte. Herr von Leibnitz zeigte in einer Schrift unter dem Titel: Sacro-ſancta Trinitas, per noua inuenta Logica defenſa, daß die gemeine Vernunftlehre ſehr große Mängel habe; daß, wenn es nach ihr gienge, ſein Gegner zwar einige Vortheile haben könnte, allein wenn man ſie verbeſſerte, ſo verlöhre er ſie alle, und es wäre die wahre Logik der Meynung der Rechtgläubigen vortheilhaft.

Man war von des Herrn von Leibnitz Fähigkeit in der Theologie ſo überzeugt, daß, da man zu Anfange dieſes Jahrhunderts eine Heirath zwiſchen einem hohen katholiſchen Regenten, und einer lutheriſchen Prinzeßinn (*) vorgeſchlagen, Herr von Leibnitz mit zu den Berathſchlagungen gezogen ward, die man in Abſicht auf die Vereinigung wegen der Religion hielt. (**) Es entſtand aber nichts anders hieraus, als daß Herr von Leibnitz die Standhaftigkeit dieſer Prinzeßinn bewunderte.

Als der gelehrte Biſchof von Salisbury, Herr Burnet, von der Wiedervereinigung der engliſchen Kirche mit der lutheriſchen, gewiſſe Anſchläge gehabt hatte, die von

---

(*) Dieſes war die unlängſt verſtorbene Königinn, Carolina von England, die als eine anſpachiſche Prinzeßinn zur Gemahlin Kaiſers Carls des VI. als damaligen Königes von Spanien erſehen war. G.

(**) Von dieſer Sache wird man mehrere Nachricht bekommen, wenn die Sammlung der Briefe von theologiſchen Materien, ans Licht treten wird, die ein gelehrter Mann allhier herauszugeben im Begriffe ſteht. G.

von den lutheriſchen Geiſtlichen ſehr wohl aufgenommen wurden: ſo zeigte Herr von Leibnitz, daß dieſer Biſchof, ſo geſchickt er auch war, gleichwohl den Streit nicht am rechten Ende angegriffen hätte, und man giebt vor, daß der Biſchof ſolches ſelbſt geſtanden. Man ſieht zur Gnüge, daß es hier auf die äußerſte Kunſt angekommen, und daß man ſchon ein gründlicher Gottesgelehrter ſeyn muß, wenn man ſich darinnen auch nur betriegen ſoll.

Hier in Paris kam im 1692. Jahre ein Buch unter dem Titel: **Von der Duldung der Religionen**, heraus. Herr von Leibnitz behauptete dieſelbe, wider den verſtorbenen Herrn Peliſſon, der mit gutem Erfolge ein Gottesgelahrter und Religionsſtreiter geworden war. Sie diſputirten in Briefen, und mit einer recht erbaulichen Höflichkeit. Die natürliche Gemüthsneigung des Herrn von Leibnitz machte ihn zu dieſer Religionsduldung geneigt: welche die ſanftmüthigen Gemüther gern eingeführet ſähen; allein deren Grenzen ſie hernach ſchwerlich würden angeben, und den böſen Folgen vorbeugen können. So viel Hochachtung man auch gegen ihn hatte, ſo druckte man doch alle ſeine Gedanken mit königlicher Befreyung: ſo viel trauete man Herrn Peliſſons Antworten zu! (*)

Das größte Werk des Herrn von Leibnitz, welches in die Gottesgelahrtheit läuft, iſt ſeine **Theodicee**, die im 1710. Jahre gedruckt worden. Man kennet die Schwierigkeiten zur Gnüge, die Herr **Bayle** vom Urſprunge

des

(*) Dieſe Briefe hat man auch hier zu Leipzig in dem Otio Hanouerano, oder Miſcellaneis Leibnitianis nachgedruckt; und es wäre zu wünſchen, daß man dieſelben auch zu der itzterwähnten Sammlung des theologiſchen Briefwechſels, des Böſen, es ſey moraliſch, oder phyſikaliſch, vorgebracht hatte. Herr von Leibnitz alſo, der die Eindrücke befürchtete, die dieſelben in vielen Gemüthern machen möchten, entſchloß ſich darauf zu antworten.

Er fängt dabey an, daß er den bereits verſtorbenen Hrn. **Bayle** in den Himmel ſetzt, den **Bayle**, deſſen gefährliche Vernunftſchlüſſe er umſtoßen wollte. Er deutet **Virgils** Verſe auf ihn:

Candidus inſueti miratur limen Olympi
Sub pedibusque videt nubes & ſidera Daphnis.

Er ſagt, Herr **Bayle** ſähe nunmehr die Wahrheit in ihrer Quelle. Gewiß! eine unter den Gottesgelehrten ſehr ſeltene Barmherzigkeit, bey denen nichts gemeiners iſt, als daß ſie ihre Gegner verdammen.

Dieß iſt der Innhalt ſeines Lehrgebäudes: Gott ſieht eine unendliche Menge Welten oder mögliche Weltgebäude, die alle auf das wirkliche Daſeyn einen Anſpruch machen. Diejenige Welt darinnen die Verbindung des Guten, es ſey metaphyſiſch, phyſikaliſch oder moraliſch, mit den entgegengeſetzten Uebeln, ein **Beſtes** macht, welches dem geometriſchen Allergrößten ähnlich iſt, wird den andern vorgezogen: daher kömmt ein jedes Uebel, welches zugelaſſen, aber nicht beliebt worden. In dieſem Weltgebäude, welches den Vorzug verdienet hat, ſind auch die Schmerzen und böſen Handlungen der Menſchen begriffen; aber in geringerer Zahl, und mit den vortheilhafteſten Folgen, die nur möglich geweſen. (*)

Dieſes

---

deutſch überſetzt beyfügen, und alſo zum allgemeinen Gebrauche bekannter machen möchte G.

(*) Dieſes Buch iſt beynahe von allen chriſtlichen Gemeinen mit gleichem Beyfalle aufgenommen worden. Was die

Dieſes erhellet noch beſſer aus einer Idee, die zugleich philoſophiſch, theologiſch und poetiſch iſt. Es ſteht bey der Theodicee ein Geſpräch vom Laurentius Valla, darinnen derſelbe dichtet, es gehe Sextus, Tarquins des Hochmüthigen Sohn, den Apollo zu Delphis, wegen ſeines Schickſals um Rath zu fragen; Apollo aber ſage ihm vorher, er werde die Lucretia ſchänden. Hierauf beklaget ſich Sextus über dieſe Prophezeihung. Apollo antwortet ihm, es ſey ſeine Schuld nicht, er könne nur weiſſagen; Jupiter habe alles ſo eingerichtet, und bey dieſem müſſe er ſich beklagen.

Allhier höret das Geſpräch auf, daraus man wohl ſieht, daß Valla das **Vorherwiſſen** Gottes zum Nachtheile ſeiner Güte, retten will: allein, das iſt des Hrn. von Leibnitz Meynung nicht, er ſetzt des Valla Erdichtung nach dem Sinne ſeines Lehrgebäudes fort. Sextus geht alſo nach Dodon, um ſich bey dem Jupiter über die Schandthat zu bekla-

---

Katholiſchen betrifft, ſo hat es ein gelehrter Mann unter ihnen lateiniſch überſetzt, und ſchon 1719. zu Frankfurt in 8. ans Licht geſtellt. Der Titel heißt: Leibnitii Tentamina de Bonitate Dei, libertate Hominis & origine mali, latine verſa & notationibus illuſtrata a M. D. L. In Holland iſt der franzöſiſche Text ſehr oft, und noch vor wenigen Jahren von Hrn. Neufville, mit einem ausführlichen Leben des Verfaſſers herausgegeben worden; welches von dem Beyfalle unter den Reformirten ſattſam zeiget. In Deutſchland aber hat man unter den Evangeliſchen, nicht nur in einer deutſchen Ueberſetzung ſchon drey Ausgaben verkauft; ſondern auch in Tübingen vor etlichen Jahren noch eine Lateiniſche herausgegeben, und mit verſchiedenen Anmerkungen bereichert. Ich ſchweige was in England ohne den Hrn. von Leibnitz zu nennen, wie es die Gewohnheit bey vielen daſelbſt mit ſich bringt, mit ſeinem Kalbe gepflüget worden. Denn nicht des Hrn. Chubs zu gedenken beklagen, dazu er erſehen war. Jupiter antwortet ihm, er dörfe nur nicht nach Rom gehen: Sextus aber erkläret ſich rund heraus, daß er der Hoffnung ein König zu werden, nicht entſagen könne, und geht davon. Sobald er fort iſt, fragt Theodor, Jupiters Oberprieſter, dieſen Gott, warum er doch dem Sextus keinen andern Willen gegeben? Jupiter ſchicket den Theodor nach Athen, die Minerva darum zu fragen. Dieſe zeiget ihm den Pallaſt der Verhängniſſe, darinnen die Gemälde aller möglichen Weltgebäude, vom ſchlimmſten bis zum beſten ſind. Theodor ſieht in dem beſten des Sextus Verbrechen, woraus Roms Freyheit, eine an Tugenden fruchtbare Regierung, ein dem größten Theile des menſchlichen Geſchlechtes nützliches Reich, u. ſ. w. entſteht. So daß Theodor weiter nichts ſagen kann.

Dieſe einzige Theodicee wäre hinlänglich den Hrn. von Leibnitz abzuſchildern. Man ſieht darinnen eine unbeſchreibliche Beleſenheit, merkwürdige Nachrichten von Büchern und

der in etlichen kleinen Schriften, die auch unter demſelben Titel, den die Theodicee führt, franzöſiſch heraus gekommen, ſich der Lehrſätze des H. v. L. bedienet; ſo hat ja der berühmte Dichter Pope, in ſeinen Letters on Man, die auch von dem Abte Resnel franzöſiſch überſetzt worden, ſich des leibnitziſchen Lehrgebäudes ſo deutlich bedienet, daß auch Hr. von Crouſaz, der ſelbiges verfolget, wo er es nur antrifft, ſich nicht enthalten können, wider ihn zu ſchreiben; bloß um den Fortgang der leibnitziſchen Philoſophie, ſo viel als ihm möglich iſt, zu hemmen. Er iſt aber bald darauf von einem Gelehrten aus Neuſchatel, in einem eigenen Buche widerleget worden; welcher neue Vertheidiger unter den Reformirten noch neulich einen gelehrten Geiſtlichen in Bern zum Gehülfen bekommen, der in einem theologiſchen Lehrbuche, ſich alle die Lehrſätze zu Nutze gemacht, die H. v. L. in ſeiner Theodicee vorgetragen hat. G.

Leuten, eine große Billigkeit und ſo gar Gewogenheit gegen alle angeführte Schriftſteller, auch dann, wenn er ſie beſtreitet; erleuchtete und erhabene Abſichten; Vernunftſchlüſſe, aus denen allezeit ein geometriſcher Kopf erſcheint; eine Schreibart, darinnen die Stärke herrſchet, und wo gleichwohl alle Annehmlichkeiten einer glücklichen Einbildungskraft ſtatt haben.

Nunmehro ſollten wir den Hrn. von Leibnitz ſchon erſchöpft haben; allein er iſt es noch nicht. (*) Nicht darum, weil wir eine große Zahl beſonderer Sachen verſchwiegen haben, die vielleicht zur Lobſchrift eines andern, allein hinlänglich geweſen wären; ſondern weil noch eine Sache von ganz verſchiedener Art übrig iſt. Und dieſes iſt ſein **Entwurf von einer philoſophiſchen und allgemeinen Sprache.**

Wilkins, ein Biſchof von Cheſter und Dalgarne, hatte bereits daran gearbeitet: allein ſo bald Hr. von Leibnitz in Engeland geweſen, hatte er zum Hrn. Bayle und Hr. Oldenburg geſagt; er glaube nicht, daß dieſe große Leute noch auf den rechten Punkt getroffen hätten. Sie könnten wohl machen, daß ganze Völker, die einander nicht verſtünden, leichtlich miteinander umgehen könnten; allein ſie hätten die wahrhaften wirklichen Charactere noch nicht ertappet,

---

(*) Es iſt zu verwundern, daß Herr von Fontenelle nichts von der arithmetiſchen Erfindung, des Hrn. von Leibnitz erwähnet, dadurch er die chineſiſchen Charactere des Fobi erkläret hat; ein Geheimniß, welches die Chineſer ſelbſt nicht mehr gewußt. Es iſt hierinn zugleich ſeine Dyadik, oder die Rechenkunſt, durch 0. und 1. enthalten, außer welchen beyden Ziffern man weiter keine brauchet, und doch alle Zahlen datappet, die das feinſte Werkzeug wären, deſſen der menſchliche Verſtand ſich bedienen könnte, und welche ſo wohl die Urtheilskraft, als das Gedächtniß und die Erfindung der Sachen, ungemein erleichtern müßten. Dieſe Zeichen müßten ſo viel als möglich, den algebraiſchen gleichen, die in der That ſehr ungekünſtelt und dennoch bedeutend ſind; die niemals was überflüßiges, noch zweydeutiges haben, und deren Verſchiedenheiten alle überleget ſind. Er hat an einem Orte von einem Alphabete der menſchlichen Gedanken geredet, welches er im Sinne hätte; und unfehlbar hat ſich dieſes Alphabet auf ſeine allgemeine Sprache bezogen. Wäre nun ſelbige erfunden worden, ſo hätte man, ſie hätte ſo bequem oder nützlich ſeyn mögen, als ſie wollte, auch noch die Kunſt erfinden müſſen, verſchiedene Völker zu überreden, daß ſie ſich ihrer bedienen ſollten: und dieß wäre eben nicht das leichteſte geweſen. Denn die Menſchen ſind nur darinnen eins, daß ſie ihren gemeinſchaftlichen Nutzen nicht erkennen.

Bisher haben wir nur das gelehrte Leben des Hrn. von Leibnitz betrachtet, ſeine Gaben, ſeine Schriften, ſeine Erfindungen: nun bleibt uns noch die Beſchreibung der Begebenheiten ſeines eigenen Lebens übrig.

Er war in der geheimen Geſellſchaft der Goldmacher zu Nürnberg, als er von ungefähr an dem Tiſche des

mit ſchreiben kann, ſo groß ſie auch immermehr ſind. Dieſen ſonderbaren Mangel zu erſetzen, hat man in den Beylagen auch hiervon eine Erklärung beygefüget. Imgleichen hat Hr. Fontenelle auch die Nouiſſima Sinica des Hrn. v. L. ganz mit Stillſchweigen übergangen; die doch allerdings auch merkwürdig ſind. G.

des Gaſthauſes, wo er ſpeiſete, den Herrn Baron von Boineburg, des damaligen Churfürſten von Maynz Johann Philips, Staatsminiſter, antraf. Dieſer Herr bemerkte gar bald die Verdienſte eines jungen, noch ganz unbekannten Menſchen; und bewog ihn, die wichtigen Anerbiethungen, die ihm der Pfalzgraf als eine Belohnung für das Buch des George Ulicovius, thun ließ, auszuſchlagen, und ſuchte ihn durchaus an ſich und ſeinen Herrn zu ziehen. Im 1668. Jahre machte ihn auch der Churfürſt von Maynz zu einem Rathe der Reviſionskammer in Maynz.

Der Herr von Boineburg hatte einige Angelegenheiten am franzöſiſchen Hofe, und überdieß ſeinen Sohn nach Paris geſchickt, um daſelbſt zu ſtudiren und die Ritterübungen zu lernen. Er beredete alſo den Hrn. von Leibnitz 1672. ſowohl wegen der Geſchäffte des Freyherrn, als wegen der Erziehung ſeines Sohnes, auch dahin zu gehen. Als aber Herr von Boineburg 1673. ſtarb, ſo gieng Herr von Leibnitz nach Engeland, wo er bald darauf den Tod des Churfürſten von Maynz ſelbſt, erfuhr, welches den Anfang ſeines Glücks völlig umſtürzte. Allein der Herzog von Braunſchweig-Lüneburg, eilete, ſich ſeiner zu bemächtigen, weil er noch zu haben war; und ſchrieb ihm einen ſehr gnädigen Brief, der ihm leicht zeigen konnte, daß man ihn gar wohl kannte: welches für verdienſtvolle Leute das ſüſſeſte und ſeltenſte Vergnügen iſt. Er nahm die Stelle eines Rathes und das angebothene Gnadengehalt, mit aller Freude und gehöriger Erkenntlichkeit an.

Gleich-

(*) Dieſe Beſtändigkeit in der evangeliſchen Religion wird niemanden Wunder nehmen, der die große Einſicht des Hrn.

Gleichwohl reiſete er noch nicht ſo bald nach Deutſchland; ſondern erhielt die Erlaubniß noch einmal nach Paris zu gehen, welches er bey ſeiner erſten Reiſe noch nicht recht erſchöpft hatte. Von da gieng er noch einmal nach Engeland, wo er aber nicht lange blieb, und ſich endlich im 1676. Jahre bey dem Herzoge Johann Friedrich einfand. Er ſtand bey demſelben in einem ſolchen Anſehen, daß ſelbiges vielleicht mehr dieſem Fürſten, als dem Hrn. von Leibnitz zum Ruhme gereichet.

Drey Jahre darauf verlor er dieſen großen Beſchützer, deſſen Nachfolger Herzog Ernſt Auguſt, damaliger Biſchof von Osnabrück war. Herr von Leibnitz ward dieſem neuen Herrn zu Theil, der ihn eben ſo wohl kannte, als der vorige. Auf den Anſchlag und Befehl dieſes Fürſten unternahm er die braunſchweigiſche Hiſtorie und trat 1687. die dazu erforderlichen Reiſen an. Der Churfürſt Ernſt Auguſt machte ihn 1696. zu ſeinem geheimen Juſtizrathe: denn man glaubet in Deutſchland nicht, daß die Gelehrten zu ſolchen Aemtern unfähig ſind.

Jm 1669. Jahre ward er an der Spitze derer zu dieſer pariſiſchen Societät erwählten auswärtigen Mitglieder, ernennet. Es hatte nur an ihm gelegen, daß er nicht viel eher, und zwar als ein beſoldetes Mitglied darein gekommen war: denn als er ſich zu Paris aufhielt, wollte man ihn mit ſehr vortheilhaften Bedingungen hinein ziehen, wenn er nur Katholiſch werden wollte: allein ſo viel er auch auf die Religionsduldung hielt, ſo verwarf er doch durchaus dieſen Vorſchlag. (*)

von Leibnitz in theologiſchen Sachen kennet, und den Eifer bemerket hat, womit er ſich theils in der Theodicee, theils

Weil er eine außerordentliche Begierde zu den Wiſſenſchaften hatte, ſo wollte er ihnen nicht nur durch ſeine Entdeckungen, ſondern auch durch ſein großes Anſehen nützlich ſeyn. Er gab dem Churfürſten von Brandenburg den Anſchlag, eine Societät der Wiſſenſchaften in Berlin aufzurichten, welches auch im 1700. Jahre, nach dem Grundriſſe den er dazu gemacht hatte, völlig zu Stande kam. (*) Das Jahr darauf, ward dieſer Churfürſt König von Preußen; ſo daß das neue Königreich und die neue Societät faſt zu gleicher Zeit entſtunden. Dieſe Societät enthielt nach dem Sinne ihres Stifters, außer der Phyſik, und Mathematik, noch die geiſtliche und weltliche Hiſtorie; und alle Alterthümer. Herr von Leibnitz aber war beſtändiger Vorſteher derſelben, und kein Menſch war neidiſch darüber.

Im

ſonſt in ſeinen Briefen und andern Streitſchriften, für die Lehrſätze des augſpurgiſchen Bekenntniſſes erkläret hat. Vielleicht iſt auch ſeine Art, dieſelben wider die Einwürfe der Gegner zu vertheidigen, die beſte, die wider gewiſſe Arten der Widerſacher gebrauchet werden kann. G.

(*) Wer mehrere Nachricht davon haben will, der leſe die Schrift, die 1711. unter folgendem Titel zu Berlin in 4. herausgekommen: kurze Erzählung, welchergeſtalt von Sr. kön. Maj. in Preußen, Friederich dem I. in dero Hauptſitze Berlin, die Societät der Wiſſenſchaften, oder zu mehrer Aufnahme des gelehrten Weſens abzielende Geſellſchaft geſtiftet worden, und wie dieſelbe zu ihrer völligen Niederſetzung gediehen, mit Beyfügung des Stiftungsbriefes, der Einrichtungsgeſetze, derer bey der Niederſetzung gehaltenen Reden, und des Catalogi membrorum Societatis. Hierinn wird nun auf der 5. Seite des Herrn von Leibnitz mit folgenden Worten gedacht: „Dieſem zufolge, wurde nach einem Haupte, wel„ches einem ſo weitläuftigen Werke gewachſen, und dem „aus ſo mancherley Gliedern beſtehenden Leibe, das Leben

Im 1710. Jahre kam ein Band von dieſer Societät, unter dem Titel: Miſcellanea Berolinenſia, heraus. Herr von Leibnitz zeigt ſich darinnen an verſchiedenen Stellen, unter faſt allen ſeinen verſchiedenen Geſtalten; als ein Hiſtorienſchreiber; als ein Alterthumskundiger; als ein Wortforſcher; als ein Naturforſcher; als ein Mathematikkundiger, ja man kann noch hinzuſetzen, als ein Redner, indem er eine ſehr ſchöne Zuſchrift an den König von Preuſſen davor geſetzet hat. Es fehlet nur der Rechtsverſtändige und Gottesgelehrte darinnen: allein die Einrichtung der Societät erlaubte ihm nicht, ſich auch auf dieſer Seite zu zeigen.

Er hatte eben denſelben Anſchlag auf die Staaten des Königs von Pohlen und Churfürſten zu Sachſen,

---

„und die Bewegung zu geben, geſchickt wäre, umgeſehen, und „ſolches in der Perſon, des Herrn Gottfried Wilhelms „von Leibnitz, königl. Preuß. und Churfürſtl. Braunſchw. „Lüneburgiſchen geheimen Raths angetroffen. Dieſer wegen ſeiner unbeſchränkten Erkenntniß, bewährten Erfahrung, reifen Verſtandes, tiefen Nachſinnens und durchdringenden Scharfſinnigkeit weit berühmte, in dem gelehrten Reiche billig hochanſehnliche, und mit Recht vor vielen andern bewunderte Mann, hat wie ſonſt zu mehrmalen, alſo auch hier um das gemeine Beſte ſich verdienen „wollen, und die ihm ſo würdig angetragene Stelle, eben ſo „willig angenommen; wie denn faſt alles mit ihm gleich anfangs überleget, verſchiedenes auch von ihm an die Hand „gegeben worden ꝛc. Es iſt zu bedauren, daß es nach dem Tode des erſten Präſidenten keine Leibnitze mehr in Deutſchland und Europa gegeben, und daß nach dem Tode des allerdurchl. Stifters, Friedrichs des Weiſen, die Wiſſenſchaften in Berlin mit ganz andern Augen angeſehen werden. G.

und wollte zu Dresden eine Societät aufrichten, die mit der berliniſchen eine Gemeinſchaft hätte: allein die polniſchen Unruhen benahmen ihm alle Hoffnung, damit fortzukommen.

Hergegen eröffnete ſich ihm 1711. ein viel weiteres Feld, daran bisher noch niemand gedacht hatte. Der Czaar Peter, welcher auf die erhabenſten und edelſten Gedanken gekommen war, die einem Monarchen nur einfallen können, nämlich ſein Volk aus der Barbarey zu ziehen, und bey demſelben die Künſte und Wiſſenſchaften einzuführen, gieng wegen der Vermählung ſeines älteſten Sohnes, mit der Prinzeßinn Chriſtine Charlotte, nach Torgau, und ſprach den Herrn von Leibnitz oftmals wegen ſeines Anſchlages, und zog ihn zu rathe. Dieſer Weiſe war recht ſo beſchaffen, als dieſer Prinz ihn zu finden verdiente.

Der Czaar beſchenkte den Herrn von Leibnitz ſehr herrlich, und gab ihm den Titel ſeines geheimen Juſtizraths, nebſt einem großen Gnadengehalte. Allein was noch löblicher für ihn iſt, ſo wird die Geſchichte der Einführung der Wiſſenſchaften in Moſcau, den Herrn von Leibnitz niemals vergeſſen können, und ſein Name wird allezeit auf des großen Peters ſeinen folgen. Es iſt eine ſeltene Gelegenheit für einen neuern Weiſen, daß er ein Geſetzgeber von Barbarn werde. Diejenigen die es in den alten Zeiten geweſen, waren die wunderwürdigen Sänger, welche die Felſen nach ſich gezogen, und mit der Leyer Städte erbauet haben: und Herr von Leibnitz würde damals gewiß durch die Fabel, in einen Orpheus oder Amphion verwandelt worden ſeyn.

Keine Glückſeligkeit iſt recht beſtändig. Der König von Preußen ſtarb im 1713. Jahre, und da ſich der Geſchmack des Königes ſeines Nachfolgers, gänzlich für die Waffen erklärte, ſo drohte er der berliniſchen Societät mit einem ſchleunigen Falle. Herr von Leibnitz war daher bedacht, den Wiſſenſchaften einen ſicherern Sitz zu verſchaffen, und wendete ſich an den kaiſerlichen Hof. Er fand allda den Prinzen Eugen, der, ob er gleich ein ſo großer Feldherr, und durch ſo viele Siege berühmt war, dennoch die Wiſſenſchaften liebte, und durch ſein ganzes Anſehen den Anſchlag des Herrn von Leibnitz unterſtützte. Allein die Peſt, welche Wien überfiel, machte alle Anſtalten zu nichte, die er daſelbſt zu Aufrichtung einer Akademie gemacht hatte. Er erhielt nichts, als ein ziemlich großes Gnadengehalt vom Kaiſer, mit ſehr vortheilhaften Anerbiethungen, wofern er an ſeinem Hofe bleiben wollte: denn er hatte ſchon ſeit der Krönung dieſes Prinzen, den Titel eines kaiſerlichen Hofraths gehabt.

Er war noch 1714. nämlich zu der Zeit in Wien, als die Königinn Anna ſtarb, auf deren Thron der Churfürſt von Hannover folgte, der unter ſeiner Herrſchaft ein Churfürſtenthum, die drey Königreiche von Großbrittanien, den Herrn von Leibnitz und den Herrn Newton vereinigte. Herr von Leibnitz gieng nach Hannover, allein er fand den König nicht mehr da, und ſein Alter erlaubte ihm auch nicht, demſelben nach England zu folgen. Er bezeigte ihm ſeinen Eifer auch viel nützlicher durch einige Antworten, die er auf gewiſſe Schmähſchriften machte, welche wieder Sr. Majeſtät heraus gekommen waren.

Der König von England kam wieder nach Deutſchland zurück, allwo Herr von Leibnitz endlich die Freude hatte, ihn als König zu ſehen. Seit dieſer Zeit nahm ſeine Geſundheit täglich ab. Er war mit der Gicht behaftet, die ihn viel öfter anfiel. Sie trat ihm in die Achſeln, und man glaubt, daß ein gewiſſer beſonderer Kräutertrank, den er in einem heftigen Anfalle eingenommen, und der nicht wieder von ihm gieng, ihm die heftigen Verzuckungen und Schmerzen verurſachet, daran er in einer einzigen Stunde den 14. November 1716. ſtarb. In den letzten Augenblicken da er noch reden konnte, ſprach er von der Art, wie der beruffene Furtenbach einen eiſernen Nagel in Gold verwandelt hätte. (*)

Der gelehrte Herr Eckard, welcher neunzehn Jahre bey dem Herrn von Leibnitz gelebt, ihm in allen ſeinen hiſtoriſchen Arbeiten geholfen hatte, und den der König von England zuletzt zum Hiſtorienſchreiber ſeines Hauſes und Aufſeher der Bibliothek zu Hannover erwählet hat, beſorgte ein ſehr anſtändiges Begräbniß, oder vielmehr ein Leichengepränge für ihn. Der ganze Hof ward dazu eingeladen: es erſchien aber niemand. Herr Eckard ſagt, daß er ſehr darüber erſtaunet ſey: allein die Hofleute haben hierinnen nichts gethan, als was ihrer Pflicht gemäß geweſen.

Der

(*) Hier ſieht man die Verſchiedenheit ſolcher Nachrichten, von großer und berühmter Leute letzten Beſchäfftigungen, wenn man dieſe fontenelliſche Erzählung mit der Felleriſchen, die vor dem Otio Hanouerano ſteht, gegen einander hält. Hier wird gemeldet, daß Herr von Leibnitz die Argenis des Barclajus geleſen habe, als er geſtorben ſey. Wer will nun entſcheiden, welches von beyden die beſte

Der Todte hinterließ niemanden, den ſie zu ehren hatten: ſie würden alſo dieſe letzte Pflicht bloß den Verdienſten haben leiſten müſſen.

Herr von Leibnitz hatte ſich niemals verheirathet; er hatte es zwar im funfzigſten Jahre im Sinne gehabt: allein das Frauenzimmer, welches er im Sinne hatte, wollte Bedenkzeit haben. Dieſes nun gab dem Herrn von Leibnitz Gelegenheit, ſich auch zu bedenken; und alſo ward aus der Heirath nichts.

Er war von ſtarker Leibesbeſchaffenheit und faſt niemals krank geweſen, ausgenommen, daß ihn der Schwindel und die Gicht zuweilen überfielen. Er aß viel und trank wenig, wenn man ihn nicht dazu zwang; niemals aber trank er den Wein ohne Waſſer. Zu Hauſe war er völlig ſein eigner Herr, denn er ſpeiſete ganz allein. Er hatte ſeine Mahlzeiten auf keine gewiſſe Stunde geſetzt, ſondern er richtete ſie nach ſeinen Studien ein; er ließ auch nichts bey ſich kochen, ſondern ſchickte zu einem Gaſtwirthe, und ließ das erſte das beſte holen, was da war. Seitdem er die Gicht hatte, ſpeiſete er zu Mittage nur ein wenig Milch: allein des Abends aß er ſtark, und legte ſich alsdann um eins oder zwey Uhr des Nachts zur Ruhe. Zuweilen ſchlief er auch nur auf dem Stuhle im Sitzen, und erwachte des Morgens um ſieben

oder

Nachricht ſey, ja ob ſie vielleicht beyde zugleich wahr, oder zugleich falſch geweſen? So viel kann ich bey dieſer Gelegenheit melden, daß vor etlichen zwanzig Jahren der vortreffliche Staatsminiſter und Oberpräſident in Preußen, Graf Carl Heinrich von Waldburg, über dem Leſen der leibnitziſchen Theodicee geſtorben; welche ich, als er kaum den Geiſt aufgegeben, neben ſeinem Sterbebette liegen gefunden. G.

oder acht Uhr, dennoch ganz friſch. Er ſtudirte in einem fort, und iſt oft ganze Monate lang nicht vom Stuhle gekommen; eine Sache, die zwar die Arbeit ſehr befördern kann, die aber auch ſehr ungeſund iſt. Man glaubt auch, daß dieſes ihm einen Fluß am rechten Fuße zugezogen, der mit einem offenen Schaden vergeſellſchaftet geweſen. Er wollte ſich bey dieſem Zufalle nach ſeinem Sinne helfen: denn er zog die Aerzte ſehr ſelten zu rathe, und er brachte es ſo weit, daß er faſt gar nicht mehr gehen, noch außer dem Bette ſeyn konnte.

Aus allem was er las, machte er Auszüge, und ſetzte ſeine Gedanken hinzu, worauf er alles mit einander bey Seite legte, und es nicht mehr anſah. Sein Gedächtniß aber, welches vortrefflich war, vergaß nicht, wie es gemeiniglich geht, dasjenige, was er aufgeſchrieben hatte; ſondern es brauchte nur dieſe Schrift, daſſelbe deſto beſſer hinein zu graben. Er war auch allezeit fertig, auf alle Arten von Materien zu antworten: und der König von **England** nennte ihn ſein lebendiges **Wörterbuch.**

Er redete gern mit allerley Gattungen von Leuten, Hofleuten, Handwerksleuten, Bauern, und Soldaten. Denn es giebt ſo leicht keinen Unwiſſenden, der nicht auch den Gelehrteſten etwas lehren könnte; und allenfalls unterrichtet ſich der Gelehrte noch ſelbſt, wenn er den Unwiſſenden recht betrachten kann. Er unterredete ſich auch oft mit dem Frauenzimmer, und hielt die Zeit nicht für verloren, die er der Geſellſchaft deſſelben widmete. Er legte bey ihnen die Charactere eines **Gelehrten** und **Philoſophen** gänzlich ab, welche ſich doch faſt gar nicht verleugnen laſſen, und davon das ſchöne Geſchlecht auch die mindeſte Spur ſehr ſchlau, und mit vielem Ekel entdecken würde. Dieſe ſeine Geſchicklichkeit, allen alles zu werden, machte ihn bey jedermann beliebt. Ein berühmter Gelehrter, der gefällig und geſellig iſt, das iſt gleichſam ein geſelliger und leutſeliger Prinz; wiewohl allerdings der Prinz noch immer viele Vortheile voraus hat.

Herr von Leibnitz hatte einen erſtaunenden Briefwechſel. Er nahm gern an allen Arbeiten oder Erfindungen aller Gelehrten in Europa, Theil; er gab ihnen Abſichten an, er munterte ſie auf, und er gieng ihnen gewiß mit ſeinem Beyſpiele vor. Man konnte ſicher auf eine Antwort hoffen, wenn man an ihn geſchrieben hatte; geſetzt, daß man auch nur die Ehre haben wollen, an ihn zu ſchreiben. Gleichwohl iſt es unmöglich, daß ihm ſeine Briefe nicht einen großen Theil der Zeit ſollten geraubet haben. Allein es war ihm eben ſo lieb, wenn er ſeine Stunden zur Ehre und zum Nutzen andrer Leute anwenden konnte; als wenn er ſie zu ſeinem eignen Ruhme, und zu ſeinem eignen Beſten anwendete.

Er war allezeit wohl aufgeräumet: und wozu nützet es auch ſonſt, ein Philoſoph zu ſeyn? Bey dem Tode des verſtorbenen Königes von Preußen, und der Churfürſtinn Sophie aber, iſt er ungemein betrübet geweſen. Gewiß war der Schmerz eines ſolchen Mannes die allerſchönſte Leichenrede!

Er ward bald zornig, aber auch bald wieder gut. Seine erſten Bewegungen litten kein Widerſprechen, es ſey in welcher Sache es wollte; aber wohl die andern: und in der That werden ihm dieſe andern Bewegungen, welches die einzigen ſind, davon man Merkmaale hat, eine unvergängliche Ehre erwerben.

Man beſchuldiget ihm, er ſey bloß ein großer und ſtrenger Beobachter des Geſetzes der Natur geweſen. Selbſt ſeine Geiſtlichen haben ihm dieſes öffentlich, aber vergebens, vorgeworfen.

Man beſchuldiget ihn auch, daß er das Geld geliebt: und er hatte allerdings ſtarke Einkünfte an Gnadengeldern vom Herzoge von Wolfenbüttel, vom Könige von England, vom Kaiſer, und vom Czaar, und lebte allezeit ziemlich ſchlecht. Allein ein Philoſoph kann, und wenn er gleich reich wird, ſich nicht den unnützen und koſtbaren Ausgaben ergeben, die er verachtet. Ueberdieß ließ Herr von Leibnitz ſein Hausweſen nach dem Sinne ſeiner Bedienten gehen, und ſeine

---

(*) Wir haben nunmehro ſchon theils in Holland, theils in Tübingen, theils hier in Leipzig ausführlichere Nachrichten von dem Hrn. von Leibnitz erhalten: allein nunmehro iſt noch übrig, daß uns jemand ein ſo ausführliches Leben aus dem allen abfaſſe, als Hr. Desmaizeau von Baylen gemacht hat. Vielleicht mache ich mich ſelbſt darüber, wenn ich die vollſtändige Sammlung der Operum omnium Leibnitii bewerkſtelligen kann, die ich gern mit Hülfe eines wackern Buchhändlers zu Stande bringen möchte. Hr. von Eckard iſt zu ſeiner Zeit noch nicht vermögend geweſen, dieſes Vorſeine Nachläßigkeit koſtete ihm viel Geld. Gleichwohl war die Einnahme immer das ſtärkſte, und man fand nach ſeinem Tode eine groſze Summe baares Geld, welches er verſteckt hatte. Dieſes war das Einkommen zweyer Jahre. Dieſer Schatz hatte ihm, wie er einem ſeiner Freunde geſtanden, in ſeinem Leben viel Unruhe gemacht, allein der Frauen ſeines Schweſterſohnes und einzigen Erben, der ein Dorfprediger nahe bey Leipzig war, kam er noch höher zu ſtehen; denn ſie war ſo erfreuet, als ſie ſo viel Geld beyſammen ſah, welches ihr eigenthümlich gehörte, daß ſie plötzlich den Geiſt aufgab.

Herr **Eckard** verſpricht ein vollſtändiger Leben des Hrn. von Leibnitz; und auch dieſen Entwurf hat man denen Nachrichten zu danken, die er die Güte gehabt, mir zuzuſenden. Er wird alle gedruckte Stücke dieſes groſzen Mannes, die an unzählichen Orten zerſtreuet ſind, ſie mögen ſeyn von was für einer Art ſie wollen, in einen Band ſammlen. (*) Dieſes wird ſo zu reden die Auferſtehung eines Körpers ſeyn, deſſen Glieder ungemein zerſtreuet geweſen, und alles zuſammen,

---

hoben auszuführen: denn es fehlte ihm noch viel, was erſt nach ſeinem Tode ans Licht geſtellet worden; ja auch itzo ſind noch Sachen im Drucke, deren Bekanntmachung man erwarten muß, ehe man das groſze Werk veranſtalten kann. Es wäre aber unverantwortlich, daß Deutſchland ſeinem gröſzten Manne diejenige Ehre nicht anthun ſollte, die England ſeinem Baco, Boyle, Hobbes und Locke; Frankreich ſeinem Montagne, le Vayer, Gaſſendi, Carteſius und Malebranſche erwieſen hat; welche doch unſer Leibnitz in den meiſten Stücken weit übertroffen hat. G.

men, wird durch dieſe neue Auferſtehung ein neues Leben antreten. Ueberdieß wird Herr Eckard auch alle hinterlaſſene Werke herausgeben, die fertig ſind, und dann noch Leibnitiana, die gewiß einer der merkwürdigſten Theile dieſer Sammlung ſeyn werden. Endlich wird er auch die braunſchweigiſche Hiſtorie fortſetzen, davon Herr von Leibnitz nur dasjenige gemacht hat, was ſeit der Regierung Carls des Großen bis ins 1005. Jahr vorgefallen iſt. Man verlängert gewiſſer maßen das Leben großer Männer, wenn man ihre Unternehmungen gehörig fortſetzet.

Herrn

Gottfried Wilhelms

Freyherrn v. Leibnitz

Theodicee.

Vorrede des Verfaſſers.

Man hat zu allen Zeiten angemerket, daß der gemeine Haufen die Andacht in äußerlichen Formalitäten geſucht. Die gründliche Gottesfurcht hergegen, das iſt, Erkenntniß und Tugend, iſt niemals unter dem größeſten Haufen zu finden geweſen. Und darüber darf man ſich nicht verwundern. Nichts ſtimmet mit der menſchlichen Schwachheit mehr überein, als dieſes. Die äußerlichen Dinge fallen uns in die Augen; das innerliche hingegen erfordert eine Unterſuchung, zu der ſich wenige Leute geſchickt machen. Gleichwie aber die wahre Gottesfurcht theils in den Meynungen, theils in der Ausübung beſteht: alſo thun es die Formalitäten der Andacht hierinnen nach. Dieſe ſind ebenfalls von zweyerley Art. Einige kommen auf die Ceremonien des Gottesdienſtes, und die andern auf die Glaubensformeln an. Die Ceremonien ſind den tugendhaften Thaten ähnlich, und die Glaubensformeln ſind gleichſam ein Schatten der Wahrheit, und kommen der reinen Einſicht, nach Gelegenheit, mehr oder weniger bey. Alle dieſe Formalitäten würden auch ihr gehöriges Lob verdienen, wenn ihre Urheber ſie alſo eingerichtet hätten, daß ſie geſchickt wären, diejenigen Dinge, denen ſie nachahmen, auszudrücken und zu befeſtigen: das iſt, wenn die Ceremonien der Religion, die Kirchendiſciplin, die Ordensregeln und die menſchlichen Geſetze, allezeit gleichſam ein Zaun um die göttlichen Geſetze wären; um uns von den Laſtern abzuhalten, zum Guten anzugewöhnen, und uns die Tugend geläufig zu machen. Dieſes war der Endzweck Moſis, und anderer guten Geſetzgeber, imgleichen der weiſen Stifter der geiſtlichen Orden; und ſonderlich Jeſu Chriſti, des göttlichen Stifters der allerreinſten und aufgeklärteſten Religion. Eben ſo iſt es auch mit den Glaubensformeln beſchaffen. Sie würden ſchon zu dulden ſeyn, wenn in denenſelben nur nichts wider die ſeligmachende Wahrheit enthalten wäre; wenn ſie gleich nicht alle nöthige Wahrheiten in ſich hielten. Allein es geſchieht nur gar zu oft, daß die Andacht von den Ceremonien erſticket, und daß das göttliche Licht von den Meynungen der Menſchen verdunkelt wird.

Die Heyden, mit welchen die Erde vor Aufrichtung des Chriſtenthums angefüllet war, hatten nur eine einzige Art der Formalitäten. Sie hatten wohl Ceremonien in

ihrem

(*) Hiervon kann man den Voſſius de idololatria gentilium, imgleichen Thomas Hyde, Hiſt. religionis veterum Perſarum nachleſen. Viele andere Gelehrte haben die groſſe Ungewißheit der Heyden in ihrer Gottesgelahrheit zur Gnüge bewieſen; ja ſelbſt die klügſten unter dieſen haben geſtanden: daß ſie nichts rechts aus ihren Göttern zu machen gewußt; z. E. Cicero in ſeinem Buche von der Natur der Götter; Plutarch im B. de Iside et Osiride; Lucian de Dea Syria. u. a. m. Man kann auch des ſel. Buddeus Tractat de atheiſihrem Gottesdienſte, aber von Glaubensartikeln wußten ſie nichts: es war ihnen auch niemals in den Sinn gekommen, ihre dogmatiſche Theologie in gewiſſe Lehrbegriffe zu bringen. Sie wußten nicht, ob ihre Götter wirkliche Perſonen, oder bloße Zeichen und Sinnbilder natürlicher Kräfte, als z. E. der Sonne, der Planeten, der Elemente u. ſ. w. wären. (*) Ihre Geheimniſſe beſtunden nicht in ſchweren Lehrſätzen, ſondern in gewiſſen geheimen Verrichtungen, zu welchen weltliche Leute, das iſt, die darzu nicht eingeweihet waren, niemals gelaſſen wurden. Dieſe Verrichtungen waren öfters lächerlich und abgeſchmackt, und man mußte ſie geheim halten, damit ſie nicht in Verachtung kämen. Die Heyden hatten ihre Aberglauben; ſie rühmten ihre Wunderwerke; es war alles voll von Götterſprüchen, von Vorbedeutungen, von Wahrſagungen, von Prophezeihungen: und die Pfaffen erfanden allerhand Kennzeichen von dem Zorne, oder der Güte der Götter, deren Ausleger ſie ſeyn wollten. Die Abſicht dabey war, die Gemüther durch Furcht und Hoffnung menſchlicher Zufälle zu regieren: allein auf den wichtigen Augenmerk eines zukünftigen Lebens wurde gar nicht geſehen, und niemand bemühte ſich, den Menſchen wahrhaftige Meynungen von Gott und der Seele beyzubringen.

Unter

---

mo et ſuperſtitione, ingleichen von neuern, des Abts Pluche ſeine Hiſtoire du Ciel nachleſen; der mit ganz beſonderer Wahrſcheinlichkeit behauptet hat, daß die ganze phöniciſche, griechiſche und römiſche Götterhiſtorie, oder Mythologie aus der alten ägyptiſchen Bilderſchrift ihren Urſprung gehabt. S. den Herodot in ſeiner Euterpe, oder II. B. Wo bleiben noch diejenigen, die den Vätern der alten Kirche, welche das lächerliche Weſen der heydniſchen Religion zeigeten, nicht beſſer zu antworten wußten, als daß ſie zur Allegorie ihre Zuflucht nahmen? (S

Unter allen alten Völkern die uns bekannt ſind, haben die Hebräer allein öffentliche Lehrſätze von der Religion gehabt. Abraham und Moſes haben den Glauben an einen einigen Gott, als den Urſprung alles Guten und Urheber aller Dinge, feſt geſetzt. Die Hebräer reden von ſelbigem auf eine Art, die dem höchſten Weſen anſtändig iſt: und man muß ſich verwundern, wenn man ſieht, daß die Einwohner eines ſo kleinen Winkels der Erden verſtändiger und erleuchteter geweſen ſind, als das übrige ganze menſchliche Geſchlecht. Vielleicht haben auch wohl kluge und weiſe Leute untern andern Völkern bisweilen auf eben dergleichen Art von Gott geredet: allein ſie haben das Glück nicht gehabt, daß man ihnen gefolget wäre, und ihre Lehren als ein Geſetz angenommen hätte. Inzwiſchen hatte Moſes die Lehre von der Unſterblichkeit der Seele nicht mit in ſein Geſetz gebracht: ſie ſtimmte wohl mit ſeinen Meynungen überein, ſie wurde auch unter der Hand fortgepflanzet; allein ſie war noch nicht dergeſtalt eingeführet, daß ſie öffentlich und insgemein gegolten hätte: (*) bis Jeſus Chriſtus die Decke hinweg nahm, und ohne eine äußerliche Macht zu beſitzen, mit dem vollkommenen Nachdrucke eines Geſetzgebers lehrte; daß die unſterblichen Seelen in ein ander Leben gingen, woſelbſt ſie den Lohn für ihre Thaten empfan-

gen

(*) Ob die Unſterblichkeit der Seelen in den Schriften Moſis ſtehe, iſt eine Frage, die von vielen bejahet, von andern aber verneinet wird. Die Sadducäer leugneten ſie, und wurden von Chriſto aus dem Spruche: Ich bin der Gott Abrahams, Iſaacs und Jacobs ꝛc. widerleget. Wer noch mehr Stellen davon wiſſen will, der leſe die gelehrte Vorrede des ungenannten Verfaſſers, die vor des ſel. Reinbecks Tractate, von der Unſterblichkeit der vernünftigen Seele des Menſchen, ſteht. Die meiſte Abgötterey der alten Völker gegen die gen ſollten. Moſes hatte zwar ſchon die ſchönen Begriffe von der Größe und Güte Gottes vorgetragen, welche die meiſten geſitteten Völker heute zu Tage annehmen: allein Chriſtus hat alles, was aus denſelben fließt, feſt geſetzt, und gezeigt; daß die göttliche Gütigkeit und Gerechtigkeit aus dem, was Gott den Seelen zubereitet, vollkommen zu erſehen ſey. Ich will mich hier in die andern Punkte der chriſtlichen Religion nicht einlaßen, ſondern nur anzeigen: wie Chriſtus die natürliche Religion vollends zu einem Geſetze gemacht, und ihr das Anſehen und die Gültigkeit einer öffentlich eingeführten Lehre gegeben. Was ſich ſo viele Weltweiſe auszurichten vergebens bemühet hatten, das brachte er allein zu Stande: und als endlich die Chriſten im römiſchen Reiche die Oberhand bekamen, welches den beſten und ſchönſten Theil der uns bekannten Erde beherrſchte; ſo iſt die Religion der Weiſen die Religion des gemeinen Volkes geworden. Selbſt Mahomet iſt nach der Zeit von dieſen wichtigen Lehren der natürlichen Theologie nicht abgegangen: ſondern ſeine Anhänger haben ſie vielmehr unter den entlegenſten Völkern in Aſien und Africa, wohin das Chriſtenthum nicht gedrungen war, noch weiter ausgebreitet; und in vielen Ländern den heydniſchen Aberglauben ab-

---

verſtorbenen Vorfahren iſt unſtreitig aus der Lehre von der Unſterblichkeit der Seelen hergekommen. Indeſſen iſt es wahr, daß Moſes den Iſraeliten niemals ewige Belohnungen verſpricht, auch niemals ewige Strafen androhet; ſondern ſie ſchlechterdings auf den Genuß und Verluſt des gelobten Landes, und andere zeitliche Dinge verweiſet. Die Aegyptier haben die Unſterblichkeit der Seelen geglaubet. Siehe Cudworthi Syſt. intellect.. p. 365. n. 30. der Mosheimiſchen lateiniſchen Ausgabe.

geſchafft, welcher der wahren Lehre von der Einheit Gottes, und der Unſterblichkeit der Seelen zuwider war.

Man ſieht alſo, daß Chriſtus, der dasjenige zur Vollkommenheit gebracht, was Moſes angefangen, gewollt hat: daß Gott nicht allein der Gegenſtand unſrer Furcht und Ehrerbiethung, ſondern auch unſrer Liebe und herzlichen Zuneigung ſeyn ſollte. Dieſes hieß die Menſchen zum voraus ſelig machen, und ihnen allbereit auf Erden einen Vorſchmack von der zukünftigen Glückſeligkeit geben. Denn es iſt nichts angenehmer, als dasjenige zu lieben, was liebenswürdig iſt. Die Liebe iſt eine Gemüthsbeſchaffenheit welche machet, daß wir in den Vollkommenheiten des Geliebten ein Vergnügen finden. Nun iſt nichts vollkommener, und nichts liebenswürdiger, als Gott. Wenn man ihn lieben will, ſo darf man ſich nur ſeine Vollkommenheiten vorſtellen; welches gar nicht ſchwer iſt, indem wir die Bilder ſolcher Vollkommenheiten in uns ſelbſt finden. Die Vollkommenheiten Gottes ſind die Vollkommenheiten unſrer Seelen: allein er beſitzt ſie unumſchränkt; er iſt ein Ocean, daraus wir nur einige Tropfen bekommen haben. Wir beſitzen einiges Vermögen, einige Erkenntniß, einige Güte: allein dieſes alles iſt in Gott vollkommen. Die Ordnung, die Proportion, die Harmonie bezaubern uns: wie die Malerey und die Muſik hievon zur Probe dienen können. Gott iſt lauter Ordnung: er beobachtet allezeit eine genaue Verhältniß; er iſt der Urheber der allgemeinen Harmonie. Kurz, alle Schönheit iſt ein Ausfluß ſeiner Stralen.

Daraus folgt nun offenbar, daß die rechte Frömmigkeit, und ſelbſt die wahre Glückſeligkeit, in der Liebe Gottes beſtehe; allein in einer erleuchteten Liebe, deren Eifer mit Erkenntniß verbunden ſeyn muß. Aus dieſer Art der Liebe entſteht das Vergnügen über unſre gute Thaten, welches der Tugend Glanz und Anſehen giebt; und indem es alles auf Gott, als den Mittelpunkt richtet, die menſchlichen Dinge gleichſam zu etwas göttlichem machet. Denn wenn man ſeine Pflicht in acht nimmt, und der Vernunft gehorchet, ſo erfüllet man die Befehle der höchſten Vernunft; man richtet alle ſeine Abſichten auf das gemeine Beſte, welches von der Ehre Gottes nicht unterſchieden iſt. Man befindet, daß kein größerer Privatvortheil ſeyn kann, als wenn man das allgemeine Beſte genau beobachtet; und man thut ſich ſelbſt ein Gnügen, wenn man ſich eine Luſt daraus machet, andern Leuten wahrhaftige Vortheile zu verſchaffen. Man mag nun ſeinen Endzweck erreichen, oder nicht, ſo iſt man mit dem, was geſchieht, vergnügt; wenn man ſich dem Willen Gottes ergeben hat, und wenn man weis, daß das, was er will, das beſte iſt. Ehe er aber ſeinen Willen durch den Ausgang zu erkennen giebt, ſo ſucht man denſelben zu treffen und zu errathen; indem man das thut, was ſeinem Willen am gemäßeſten zu ſeyn ſcheint. Wenn unſer Gemüth alſo beſchaffen iſt, ſo laſſen wir uns keinen unglücklichen Erfolg verdrüßlich machen. Es reuet und kränket uns nichts, als unſre Fehler; und die Undankbarkeit der Menſchen kann uns von der Ausübung unſrer gutthätigen Gemüthsart nicht abwendig machen. Unſre Menſchenliebe iſt demüthig, voller Sittſamkeit und Beſcheidenheit, und ſucht nicht über andere zu herrſchen. Indem wir ſo wohl auf unſre Fehler, als auf die guten Gaben anderer ein wachſames Auge haben: ſo ſind wir geneigt, über unſere Thaten eine ſcharfe Unterſuchung anzuſtellen, und das Thun und Laſſen anderer zu entſchuldigen, und zum Beſten zu kehren; um uns je mehr und mehr vollkommen zu machen, und niemanden Unrecht zu thun. Wo keine Menſchenliebe iſt, da iſt auch keine Gottesfurcht: ohne Dienſtfertigkeit und Gutthätigkeit iſt es unmöglich, eine rechtſchaffene Andacht oder Gottesfurcht zu bezeugen.

Die gute Gemüthsart, eine gute Auferziehung, der Umgang mit frommen und tugendhaften Leuten, können ein vieles beytragen, die Seele in dieſen guten Zuſtand zu verſetzen: allein, das meiſte kömmt auf gute Grundſätze an. Ich habe es bereits errinnert; man muß die Erkenntniß mit dem Eifer verknüpfen: die Vollkommenheiten des Verſtandes müſſen die Vollkommenheiten des Willens allererſt recht vollkommen machen. Die Ausübung der Tugend kann ſo wohl von der Gewohnheit herrühren, als die Ausübung der Laſter. Man kann einen Geſchmack darinnen finden: wenn aber die Tugend vernünftig iſt, wenn ſie ſich auf Gott beziehet, der die höchſte Vernunft und der Grund aller Dinge iſt; ſo iſt ſie auf Erkenntniß gegründet. Man kann Gott nicht lieben, wenn man nicht ſeine Vollkommenheiten erkennet: und dieſe Erkenntniß begreift die Grundſätze der wahren Frömmigkeit in ſich. Der Endzweck der wahren Religion muß dahin gehen, dieſe Grundſätze den Seelen einzuprägen: allein ich weis nicht, wie es öfters geſchehen iſt, daß die Menſchen, und ſo gar die Lehrer der Religion, ſich von dieſem Endzwecke entfernet haben. Die Gottſeligkeit iſt, ganz wider die Meynung unſers göttlichen Lehrmeiſters, in Ceremonien verwandelt, und die Lehre mit Glaubensformeln beſchweret worden. Dieſe Ceremonien ſind öfters ſehr unbequem geweſen, die Tugend im Schwange zu erhalten: und die Formeln ſind nicht allemal gar zu deutlich gerathen. Sollte man wohl glauben, daß auch Chriſten ſich eingebildet haben, ſie könnten wahrhaftig fromm ſeyn, ohne ihren Nächſten zu lieben? Oder man hat wenigſtens geglaubt, man könne ſeinen Nächſten lieben, ohne ihm zu dienen; und Gott lieben, ohne ihn zu kennen. Es ſind viele Jahrhunderte verfloſſen, ohne daß man dieſen Fehler recht gewahr worden, und es iſt von dem Reiche der Finſterniß noch itzo ein vieles übrig. Man findet Leute, die von der Frömmigkeit, von der Andacht, und von der Religion viel Redens machen, ja die ſelbſt beſchäfftiget ſind, andere darinnen zu unterrichten; gleichwohl aber von den göttlichen Vollkommenheiten gar ſchlecht unterrichtet ſind. Sie ſtellen ſich die Gütigkeit und Gerechtigkeit des allgewaltigen Beherrſchers der Welt ganz unrecht vor; ſie bilden ſich einen Gott ein, der weder verdienet, daß man ihm nachahme, noch daß man ihn liebe. Dieſes hat mir von gefährlichen Folgen zu ſeyn geſchienen, weil viel daran gelegen iſt, daß ſelbſt die Quelle der Frömmigkeit rein und unbefleckt ſey. Die alten Irrthümer dererjenigen, welche die Gottheit angeklaget, oder ein böſes Weſen daraus gemacht haben, ſind zu unſern Zeiten, dann und wann wieder auf die Bahn gebracht worden: man iſt wieder auf die Allmacht Gottes, welcher nichts widerſtehen kann, verfallen, wenn man vielmehr ſeine höchſte Gütigkeit hätte zeigen ſollen; und man hat eine unumſchränkte Gewalt gebraucht, wenn man ſich eine Macht hat vorſtellen ſollen, die von der vollkommenſten Weisheit regiert wird. Ich habe bemerket, daß dieſe Meynungen, daraus viel unbilliges folgen kann, vornehmlich auf die verwirrten Begriffe gegründet worden, die man ſich von der Freyheit, der Nothwendigkeit, und dem Verhängniße gemacht; und ich habe bey Gelegenheit mehr als einmal die Feder ergriffen, um dieſe wichtigen Materien in etwas zu erläutern. Endlich aber bin ich genöthiget worden, meine Gedanken über alle dieſe Sachen zu ſammlen, und öffentlich an den Tag zu legen. Solches iſt in gegenwärtigem **Verſuche** geſchehen, worinnen **von der Güte Gottes, der Freyheit des Menſchen, und dem Urſprunge des Böſen** gehandelt wird.

Es giebt zween beruffene Labyrinthe, in denen ſich unſre Vernunft ſehr oft verirret. Der eine betrifft die Frage von der Freyheit, und der Nothwendigkeit, ſonderlich bey dem Urſprunge des Böſen: der andere beſteht in der Unterſuchung des Zuſammenhanges der Materie und der untheilbaren Theilchen, die ihre Elemente zu ſeyn ſcheinen; wobey auch die Betrachtung des Unendlichen vorkommen muß.

(*) Der Herr Autor hält dafür, das Weſen der Subſtanz beſtehe in der Action, und in einer wahrhaftigen innerlichen Kraft, die er formam ſubſtantialem, entelechiam, animam, und monadem, ſive unitatem nennet: denn er pfleget überhaupt allen einfachen Subſtanzen, und folgends nicht nur den Geiſtern und vernünftigen Seelen, ſondern auch den gedachten weſentlichen Kräften der Körper den Namen der Monaden beyzulegen. Die Materie aber an und für ſich ſelbſt ſcheint er bisweilen unter die bloßen phænomena zu rechnen. Er hat in den leipziger Actis erud. 1694. p. 110. eine kleine Schrift de primæ philoſophiæ emendatione, & de notione ſubſtantiæ, und eben daſelbſt im Jahre 1695 a. d. 145. S. den erſten Theil ſeines Speciminis dynamici eindrucken laſſen, mit dem Verſprechen, daß der andere Theil ſo fort in dem nächſten Monathe nachfolgen ſollte. Allein er iſt uns dieſen Theil, und überhaupt das vornehmſte von ſeinen Grundſätzen ſchuldig geblieben. Was er in den angeführten Actis

Der erſte macht beynahe dem ganzen menſchlichen Geſchlechte, der andere aber bloß den Weltweiſen zu ſchaffen. Ich werde vielleicht ein andermal Gelegenheit haben, mich über den letztern zu erklären, und zu zeigen: daß aus Mangel eines richtigen Begriffs von dem Weſen der Subſtanz und der Materie, (*) allerhand falſche Grundſätze gemacht werden, wodurch man auf ganz unüberwindliche Schwierigkeiten gerathen; die von rechtswegen zu nichts anderm dienen ſollten, als die gedachten Sätze ſelbſt über den Hauſen zu werfen. Iſt aber die Erkennntniß der Continuität in der Betrachtung ſehr wichtig: ſo iſt die Erkenntniß der Nothwendigkeit in der Ausübung nicht weniger wichtig. Und eben hievon, wie auch von den andern damit verbundenen Materien, nämlich von der Freyheit des Menſchen, und der göttlichen Gerechtigkeit, wird in gegenwärtigem Tractate gehandelt werden.

Die

vom Jahre 1698. a. d. 427. S. wider den ſel. Hn. Joh. Chriſtoph Sturm, de ipſa natura, ſiue de vi inſita actionibus creaturarum, (bey Gelegenheit des Streits, den Herr Sturm mit Herrn Schelhamern über dieſe Materie gehabt) geſchrieben, und was er ſonſten hin und wieder in ſeinen kleinen Schriften und Briefen einflieſſen laſſen, iſt zwar allerdings leſenswürdig; allein es fehlt immer noch das vornehmſte. Und was ſeine Monadologie anlangt, die wir nach ſeinem Tode in unterſchiedenen Sprachen zu leſen bekommen, (Supplem. Act. Erud. Tom. VII. Sect. XI.) ſo zweifle ich gar ſehr, ob er bey ſeinem Lebzeiten ſie dergeſtalt ans Licht zu geben jemals würde verſtattet haben. Ich weis auch nicht, wofern man das Syſtema Leibnitianum und Wolffianum in allen Stücken für eins halten wollte, ob ſowohl Herr Leibniß, (Siehe des Herrn de Maizeaux *Recueil de diverſes pieces*, Tom. II. p. 162.) als vielleicht auch Herr Wolf ſelbſt, allerdings damit zufrieden ſeyn möchte?

Die Menſchen ſind faſt zu allen Zeiten durch einen gewiſſen Trugſchluß beunruhiget worden, welchen die Alten die **faule Vernunft** genennet haben: weil es darauf hinaus lief, daß man nichts thun, oder ſich wenigſtens um nichts bekümmern, und bloß dem Triebe ſeines gegenwärtigen Vergnügens folgen ſollte. Denn ſagte man, iſt das Zukünftige nothwendig, ſo wird das, was geſchehen ſoll, geſchehen; ich mag thun was ich will. Nun iſt aber, ſagte man ferner, das Zukünftige allerdings nothwendig: es ſey nun, weil Gott alles vorher ſieht, und es ſelbſt zuvor einrichtet, indem er alle Dinge in der Welt regieret; oder weil durch die Verknüpfung der Urſachen, alles nothwendig geſchieht; oder aber, weil eine jede Wahrheit, wie in allen andern Sätzen, alſo auch in denenjenigen, welche die zukünftigen Begebenheiten betreffen, ſelbſt ihrer Natur nach, gewiß und beſtimmt iſt: maßen ein jeder Satz an und für ſich ſelbſt entweder wahr oder falſch ſeyn muß, ob wir gleich nicht allemal die Wahrheit oder Unwahrheit deſſelben erkennen. Und alle dieſe Urſachen der Beſtimmung, die von einander unterſchieden zu ſeyn ſcheinen, kommen doch endlich, wie die Linien in einem Mittelpunkte zuſammen. Denn die zukünftigen Begebenheiten halten eine Wahrheit in ſich, die vermöge ihrer Urſachen, vorherbeſtimmet iſt, und von Gott, als dem Urheber dieſer Urſachen, vorher beſtimmet worden.

Der falſche und in der Ausübung übel gebrauchte Begriff von der Nothwendigkeit, hat dasjenige Schickſal ausgehecket, welches ich das **mahometaniſche** nenne: weil man die Türken beſchuldiget, daß ſie keiner Gefahr entfliehen, und ſelbſt die von der Peſt angeſteckten Oerter nicht verlaſſen ſollen;

weil ſie auf gleiche Art ſchließen, wie wir nur itzt angeführt haben. Denn das **ſtoiſche** Schickſal war nicht ſo ſchlimm, als man vorgiebt; es wendete die Menſchen nicht von der Sorge für ihre Geſchäffte ab, ſondern ſuchte ſie nur, durch Betrachtung der Nothwendigkeit der künftigen Zufälle, die unſer Grämen und Sorgen vergeblich machet, in Ruhe zu ſetzen: worinn auch dieſe Weltweiſen von der Lehre unſers Heilandes nicht gänzlich abgingen; als welcher eben dieſe Sorge für den andern Morgen widerräth, indem er ſie mit der unnützen Bemühung vergleicht, die ſich ein Menſch geben würde, der ſeiner Länge und Größe etwas zuſetzen wollte.

Jedoch iſt nicht zu läugnen, daß die Lehren der Stoiker (und vielleicht auch einiger berühmten Philoſophen unſrer Zeit) die bey dieſer vermeynten Nothwendigkeit ſtehen bleiben, nur eine bloße gezwungene Geduld zuwege bringen können; da hingegen unſer Heiland uns weit höhere Gedanken beybringet, und ſelbſt die Mittel lehret, recht vergnügt zu ſeyn: indem er uns verſichert, daß wir Urſache haben, unſer ganzes Vertrauen auf Gott zu ſetzen, als der vollkommen gütig und weiſe iſt, und für alle Dinge, ja ſo gar auch für die Haare auf unſerm Haupte Sorge trägt; dergeſtalt, daß wir deutlich ſehen würden, wofern wir anders das Vermögen hätten, ſolches zu begreifen, daß es unmöglich ſey, etwas beſſers zu wünſchen, (nicht nur überhaupt, ſondern auch für uns insbeſondere) als was er thut. Es iſt eben ſo, als wenn man zu den Leuten ſagte: Thut nur eure Pflicht, und ſeyd mit dem zufrieden, was geſchehen wird; nicht allein deßwegen, weil ihr der göttlichen Vorſehung, oder der Natur der Dinge nicht widerſtehen könnet, (als welches zwar zur Beruhigung, aber nicht zur Zuſriedenheit zulänglich iſt,) ſondern auch, weil ihr mit einem gütigen Herrn zu thun habt. Und dieſes kann man Fatum Chriſtianum, das chriſtliche Verhängniß nennen.

Unterdeſſen befindet ſichs, daß die meiſten Menſchen, ja ſelbſt die Chriſten, in ihr Leben etwas von dem türkiſchen Verhängniße mit einmiſchen, ob ſie es wohl nicht genugſam erkennen. Sie legen zwar ihre Hände nicht ganz in den Schpoß, wenn eine augenſcheinliche Gefahr, oder eine große und offenbare Hoffnung vorhanden iſt: deñ ſie ſind nicht ſo wunderlich, daß ſie nicht aus einem Hauſe gehen ſollten, welches augenblicklich einfallen will; oder ſich von einem tiefen Abgrunde nicht abwendeten, den ſie auf ihrem Wege antreffen. Ebenfalls werden ſie auch in die Erde graben, um einen Schatz heraus zu holen, der ſchon halb entdecket iſt; ohne zu erwarten, das ihn das Verhängniß vollends heraus bringe. Wenn aber das Gute oder das Böſe entfernet oder zweifelhaft, das Mittel dagegen ſchwer und unangenehm iſt: alsdann ſcheint die faule Vernunſt ſehr gut zu ſeyn. Wenn man z. E. die Geſundheit, ja ſelbſt das Leben, durch eine gute Diät erhalten ſoll; ſo antworten oft die Leute, denen man hieriñ einen guten Rath giebt: unſere Tage wären gezählet, und es wäre eine vergebene Sache, wenn man ſich wider dasjenige auflehnen wollte, was uns Gott zugedacht hat. Wenn aber das Uebel, das ſie zuvor vernachläßigt haben, heran nahet, ſo rennen eben dieſe Leute oft ſelbſt nach den lächerlichſten Hülfsmitteln. Faſt eben ſo vernünſtelt man, wenn man etwas ſchweres zu überlegen hat, als z. E. wenn man ſich ſelbſt fragt: Quod vitae ſectabor iter? was werde ich für eine Lebensart erwähwählen? wenn von einer unter Händen habenden Heirath, von einem Kriege, den man anfangen ſoll, von einer Schlacht, die man liefern ſoll, die Rede iſt. Denn in dergleichen Fällen pflegen gar viele eine mühſame Unterſuchung abzulehnen, und ſich entweder dem Glücke, oder ihren Neigungen zu ergeben: gleichſam als wenn man die Vernunft nur in leichten Fällen zu rathe ziehen dürfte. Alsdann wird man öfters auf türkiſche Manier ſchließen; wiewohl man dieſes ſehr unbillig nennet, ſich der Vorſehung unterwerfen; als welches alsdann erſt ſtatt findet, wenn man das ſeinige gethan hat: und man wird ſich der faulen Vernunft, die man von dem unwiderſtreblichen Verhängniſſe hernimmt, bedienen, um der Mühe eines richtigen Vernunftſchluſſes überhoben zu ſeyn; ohne zu bedenken, daß wenn dergleichen Schluß wider den Gebrauch der Vernunft richtig wäre, er allzeit gelten müßte, die Berathſchlagung möchte nun leicht oder ſchwer ſeyn. Dieſe Faulheit iſt einestheils die Urſache der abergläubiſchen Wahrſagereyen, worauf die Menſchen eben ſo leicht, als auf den Stein der Weiſen zu verfallen pflegen: weil ſie gern durch einen kurzen Weg und ohne Mühe glücklich werden möchten.

Ich will von denjenigen nichts gedenken, die ſich auf das Glück verlaſſen, weil ſie vorher glücklich geweſen: gleich als wenn in ſelbigem etwas gewiſſes und ſicheres wäre. Ihr Schluß von dem vergangenen auf das künftige hat ſo wenig Grund, als die Sätze der Wahrſager und Sterndeuter: ſie bedenken nicht, daß das Glück gleichſam ſeine Ebbe und Fluth hat; una marea, wie es die Italiäner zu nennen pflegen, wenn ſie Baſſet ſpielen: und ſie machen beſondere Anmerkungen darüber, worauf ich gleichwohl niemanden rathen wollte, ſich allzugewiß zu verlaſſen. Inzwiſchen iſt ein ſolches Vertrauen auf ſein Glück, gar öfters dazu dienlich, daß die Leute, und abſonderlich die Soldaten, Muth kriegen, und das Glück in der That erlangen, welches ſie ſich bereits zuſchreiben: gleichwie die Prophezeyungen vielmals die Urſache ſind, daß dasjenige, was prophezeyet worden, eintrifft; und wie man zu ſagen pflegt, daß die Meynung der Mahometaner vom Verhängniſſe ſie kühn und unerſchrocken machet. Auf ſolche Weiſe haben ſelbſt die Irrthümer zum öftern ihren Nutzen; jedoch gemeiniglich nur da, wo andern Irrthümern abzuhelfen iſt: und die Wahrheit ſelbſt iſt ſchlechterdings weit beſſer.

Man misbrauchet aber vornehmlich dieſe vorgegebene Nothwendigkeit des Schickſals, wenn man ſeine Laſter und ſeine Ruchloſigkeit damit entſchuldigen will. Ich habe vielmals junge aufgeweckte Leute, bey denen es ein wenig freygeiſteriſch heraus kommen ſollte, ſagen hören: „Es ſey vergebens, viel von der Tugend zu predigen, und „die Laſter zu tadeln, imgleichen Strafen und Belohnungen „zu verſprechen; indem man von dem Buche des Verhängniſſes billig ſagen könne: Was geſchrieben ſey, das „ſey geſchrieben, und es werde durch unſre Aufführung nicht „verändert werden; und folglich ſey es am beſten, ſeinen „Neigungen zu folgen, und ſich bey nichts aufzuhalten, „als was gegenwärtig ein Vergnügen machet“. Sie betrachten aber nicht, was für wunderliche Folgen aus dieſem Schluſſe, der gar zu viel beweiſt, heraus kommen. Denn er beweiſt zum Exempel, daß man ein wohlſchmeckendes Tränkchen trinken ſollte, wenn man gleich wüßte, daß es vergiftet wäre. Ich könnte nämlich auf eben die Art, wenn er richtig wäre, auch ſo ſchließen: Woſerne in dem Archive der Parcen geſchrieben ſteht, daß ich itzo vom Gifte krank werden, oder gar umkommen ſoll; ſo wird es geſchehen, wenn ich gleich dieſes Tränkchen nicht zu mir nehme: und wenn es nicht darinn geſchrieben ſteht, ſo wird es nicht geſchehen, wenn ich es gleich genieße. Und folglich kann ich ohne Gefahr meinem Appetite nachhängen, und genießen was mir gut ſchmecket, es mag ſo ſchädlich ſeyn als es will; welches gewißlich offenbar widerſinniſch iſt. Dieſer Einwurf machte ſie zwar ein wenig ſtutzig, allein ſie verfielen doch immer widerum von neuem auf ihren Schluß, den ſie auf vielerley Weiſe dreheten und veränderten; bis man ihnen zeigte, worinnen der Fehler ihres Trugſchluſſes beſtünde. Nämlich, es iſt falſch, daß das zukünftige geſchieht, man thue was man wolle; ſondern es geſchieht, weil man etwas thut, dadurch es zuwege gebracht wird. Wenn alſo das zukünftige in dem Buche des Verhängniſſes geſchrieben ſteht, ſo iſt auch zugleich die Urſache davon hinzu geſchrieben. Und folgends wird die Lehre von einer unumgänglichen und der Freyheit nachtheiligen Nothwendigkeit, durch den Zuſammenhang der Wirkungen und wirkenden Urſachen, nicht allein gar nicht beſtätiget, ſondern vielmehr gänzlich über den Haufen geworfen.

Mann kann ſich aber auch, ohne eine böſe und auf die Freygeiſterey zielende Abſicht, die wunderlichen Folgen einer unumgänglichen Nothwendigkeit noch anders vorſtellen; wenn man betrachtet, daß ſie die Freyheit des Willens, die zur Sittlichkeit der menſchlichen Handlungen ſo gar nöthig und weſentlich iſt, allerdings umſtoßen würde: indem weder Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, weder Lob noch Schande, weder Strafe noch Belohnung, bey den nothwendigen Handlungen ſtatt finden könnten; auch niemand verbunden ſeyn könnte, etwas unmögliches zu thun, oder etwas ſchlechterdings nothwendiges zu unterlaſſen. Man wird zwar wohl dieſe Anmerkung nicht zu misbrauchen verlangen, um der Unordnung das Wort zu reden: allein man wird ſich dennoch bisweilen verwirrt befinden, wenn man von den Handlungen eines andern urtheilen; oder vielmehr, wenn man auf die Einwürfe antworten ſoll, deren einige ſelbſt die göttlichen Handlungen betreffen, wovon ich gleich itzo reden werde. Und wie eine unvermeidliche Nothwendigkeit dem gottloſen Leben Thüre und Thor aufthun würde; ſo wohl, weil man daraus ſchließen könnte, daß keine Sünde einige Strafe verdiente, als auch weil es vergebens wäre, wenn man wider einen(*) Strom ſchwimmen wollte, der alles mit ſich hinweg reißt: alſo iſt gar viel daran gelegen, daß man die unterſchiedenen Grade der Nothwendigkeit anmerke, und zeige; daß einige davon ganz unſchädlich, andere hingegen alſo beſchaffen ſind, daß man ſie, ohne die ſchlimmſten Folgen, unmöglich zugeben kann.

Manche

(*) Hier zielt der Herr von Leibnitz wohl hauptſächlich auf den berühmten Pater Mallebranche, der nicht nur in ſeinem Werke de la Recherche de la verité, ſondern auch in ſeinen Entretiens ſur la Metaphyſique & la Religion, den ſeltſamen Satz: daß ſich die Creaturen bloß leidend verhielten, und faſt gar keine Kraft zu wirken hätten, behaupten wollen. So wenig aber dieſe Lehre Beyfall gefunden, und eine Secte geſtiftet hat, ſo wenig wird auch ein neuerer deutſcher Scribent ſich einen Anhang erwerben, der noch neulich ein Werk ans Licht geſtellet hat, das den Titel

Manche gehen noch weiter. Sie haben daran nicht genug, daß ſie die Nothwendigkeit zum Deckmantel gebrauchen, um zu behaupten, daß Tugend und Laſter weder was Gutes, noch was Böſes verurſachen; ſondern ſie ſind ſo verwegen, daß ſie Gott ſelbſt an ihren Unordnungen mitſchuldig machen wollen. Sie ahmen den alten Heiden nach, welche die Urſache ihrer Verbrechen den Göttern zuſchreiben; als wenn ſie nämlich von einer Gottheit angetrieben würden, böſes zu thun. Die Philoſophie der Chriſten, welche die Unterwürſigkeit aller Dinge von dem erſten Urheber, und ſeine Mitwirkungen bey allen Handlungen der Geſchöpſe, beſſer als die Philoſophie der Alten erkannte, hat dieſe Schwierigkeit noch zu vermehren geſchienen. Einige gelehrte Leute unſrer Zeit ſind ſo weit gegangen, daß ſie den Geſchöpſen alle Wirkſamkeit abgeſprochen haben: (*) und Herr Bayle der zu dieſer ungewöhnlichen Meynung nicht ungeneigt war, hat ſich derſelben bedient, dem bereits über den Hauſen gefallenen Lehrſatze von zweyen Urweſen, oder von zweyen Göttern, einem guten und einem böſen, wiederum aufzuhelſen; als wenn nämlich dieſer Satz geſchickter wäre, denen Schwierigkeiten,

---

führet: Vernünftige Gedanken von der Natur; was ſie ſey? daß ſie ohne Gott und ſeine allweiſe Beſchränkung unmächtig ſey, und wie die einige untheilbare göttliche Kraft in und durch ihre Mittelurſachen, nach dem Maaße ihrer verliehenen Wirkbarkeit, oder Tüchtigkeit, hier in der Welt alles wirke ꝛc. 1743. ohne Benennung des Orts und Verlegers in groß Octav. Dieſe und dergleichen Lehrſätze ſchlagen gar zu ſehr in das myſtiſche und enthuſiaſtiſche Weſen ein, als daß ſie bey Weltweiſen, die nach deutlichen Begriffen zu gehen gewohnt ſind, großen Eingang finden könnten. G.

welche den Urſprung des Böſen betreffen, genug zu thun: wiewohl er im übrigen ſelbſt bekennet, daß ſich dieſe Meynung nicht behaupten läßt; und daß die Einigkeit des erſten Urweſens ganz unwiderſprechlich in der Vernunft gegründet ſey. Allein er will eben daraus ſchließen, daß ſich unſre Vernunft verwirre, und die Einwürfe nicht auflöſen könne; und daß man dem ungeachtet nicht unterlaſſen müſſe, den geoffenbarten Lehren feſt anzuhängen, als welche von dem Daſeyn eines einigen, allmächtigen und allweiſen Gottes genugſamen Unterricht geben. Allein es dürften viele Leſer, wofern ſie ſich überzeugt hielten, daß ſeine Einwürfe entweder in der That unauflöslich, oder zum wenigſten eben ſo ſtark und nachdrücklich, als die Beweisthümer von der Wahrheit der Chriſtlichen Religion wären, ſehr gefährliche Folgen daraus ziehen.

Wenn auch gleich die Mitwirkung Gottes bey den ſündlichen Handlungen nicht wäre, ſo würde man dennoch Schwierigkeit genug darinnen finden, daß er ſolche Handlungen vorher ſieht und zuläßt, da er ſie durch ſeine Allmacht gar leicht verhindern könnte. Aus dieſer Urſache haben einige Weltweiſe, ja ſelbſt einige Schriftgelehrten, ihm lieber die Erkenntniß aller und jeder Dinge, und vornehmlich der zukünftigen Begebenheiten abſprechen; als etwas zugeben wollen, daß ihrer Meynung nach, ſeiner Güte zu nahe treten würde. Die Socinianer und Conrad Vorſtius ſind zu dieſer Meynung geneigt; und der ſich ſo nennende Thomas Bonartes, ein engliſcher Jeſuit, aber ein ſehr gelehrter Mann, welcher ein Buch de concordia ſcientiae cum fide, von der Uebereinſtimmung der Wiſſenſchaft und des Glaubens, geſchrieben, hen hat, davon ich weiter unten reden werde, ſcheint ebenfalls dahin geneigt zu ſeyn.

Sie haben unſtreitig unrecht: allein diejenigen machen es nicht beſſer, die zwar überzeugt ſind, daß nichts ohne Gottes Macht und Willen geſchieht, dabey aber ihm ſolche Abſichten und ſolche Thaten zuſchreiben, die dem allergrößten und allergütigſten Weſen ſo unanſtändig ſind; daß man ſagen ſollte, daß dieſe Leute den Lehrſatz von der Gerechtigkeit und Gütigkeit Gottes in der That gänzlich verläugnet hätten. Sie glauben, daß Gott, als der unumſchränkte Herr der ganzen Welt, ohne einigen Nachtheil ſeiner Heiligkeit, bloß weil es ihm alſo gefällig wäre, oder weil er ſeine Luſt am ſtrafen hätte, könne Sünden begehen laſſen; ja daß er ſich ein Vergnügen daraus machen könne, unſchuldige Geſchöpfe ewig zu martern, ohne die geringſte Ungerechtigkeit zu begehen; indem niemand Recht und Macht habe, ſeine Handlungen zu tadeln. Einige ſind ſo weit gegangen, daß ſie vorgeben, Gott mache es wirklich alſo; und da wir gegen ihn wie gar nichts zu rechnen ſind: ſo vergleichen ſie uns mit den geringſten Würmern, die wir im gehen ohne Bedenken zertreten; oder überhaupt mit den Thieren, die nicht unſrer Art ſind, denen übel zu begegnen wir uns gar kein Gewiſſen machen.

Ich glaube, daß viele ſonſt wohlgeſinnte Leute zu dieſer Lehre geneigt ſind; weil ſie die übeln Folgen davon nicht genugſam einſehen. Sie erkennen nicht, daß die Gerechtigkeit Gottes hierdurch wirklich über einen Haufen geworfen wird. Denn was für einen Begriff kann man von einer ſolchen Art der Gerechtigkeit geben, die den bloßen Willen zu ihrer Regel hat; das iſt, da der Wille durch keine Regeln des Guten gelenket wird, und ſich ſelbſt gerade zum Böſen wendet? es müßte denn derjenige Begriff ſeyn, der in der tyranniſchen Definition des Traſimachus beym Plato, enthalten iſt; als welcher vorgab: gerecht wäre das, was dem Mächtigſten gefiele. Und hierauf verfallen diejenigen, ohne daran zu gedenken, die alle Verbindlichkeit auf den Zwang gründen, und folglich die Gerechtigkeit nach der Gewalt abmeſſen. Allein man wird dergleichen ſeltſame Lehrſätze, die ſo gar unbequem ſind, die Menſchen, durch die Nachahmung Gottes, gut und liebreich zu machen, gar bald fahren laſſen, wenn man wohl erwegen wird: daß ein ſolcher Gott, der ſich an dem Uebel eines andern ergetzte, von dem böſen Urweſen der Manichäer, woferne ſelbiges über die ganze Welt allein Herr wäre, nicht unterſchieden werden könnte; und daß man folglich dem wahren Gotte keine andere Grundſätze zuſchreiben müſſe, als ſolche, die ihn würdig machen, das gute Urweſen genennet zu werden.

Zu allem Glücke, ſind dieſe ausſchweifenden Lehrſätze faſt nirgends mehr unter den Gottesgelehrten zu finden: unterdeſſen giebt es doch ſinnreiche Köpfe, die ein beſonderes Vergnügen haben, wenn ſie allerhand Schwierigkeiten machen können; und von welchen gedachte Sätze wieder hervorgeſucht werden. Sie ſuchen uns in noch größere Verwirrung zu ſetzen, indem ſie die philoſophiſchen Streitigkeiten mit denjenigen, die aus der chriſtlichen Theologie entſtehen, verknüpfen. Die Weltweiſen haben die Fragen, von der Nothwendigkeit, von der Freyheit, und von dem Urſprunge des Böſen, betrachtet; die Schriftgelehrten haben noch andere Fragen, von der Erbſünde, von der Gnade, de, und von der Gnadenwahl, dazu gethan. Die urſprüngliche Verderbniß des menſchlichen Geſchlechtes, die von der erſten Sünde entſtanden iſt, ſcheint uns, ohne den Beyſtand der göttlichen Gnade, eine natürliche Nothwendigkeit zu ſündigen auferlegt zu haben. Da aber die Beſtrafung bey der Nothwendigkeit nicht ſtatt finden kann; ſo wird man daraus ſchließen: es habe allen Menſchen eine zulängliche Gnade gegeben werden müſſen; welches gleichwohl mit der Erfahrung nicht recht überein zu kommen ſcheint.

Es iſt aber dieſe Schwierigkeit, ſonderlich in Anſehung desjenigen, was Gott wegen der Seligkeit der Menſchen beſtimmet hat, ſehr groß. Es werden nur wenige ſelig und auserwählt: alſo iſt es Gottes endlicher und ſchlüßiger Wille nicht, viele zu erwählen. Und weil man zugeſteht, daß diejenigen, die er erwählet hat, es nicht mehr verdienen als die andern, und im Grunde ſelbſt eben ſo verderbt ſind; indem alles, was ſie gutes haben, bloß und allein von dem Gnadengeſchenke Gottes herkömmt: ſo wird die Schwierigkeit noch größer. Wo iſt alſo Gottes Gerechtigkeit? wird man fragen, oder zum wenigſten ſeine Güte? Die Parteylichkeit, oder das Anſehen der Perſon, iſt der Gerechtigkeit zuwider: und derjenige, der ſeine Güte ohne Urſache einſchränket, muß nicht eine ſattſame Güte haben. Diejenigen, die nicht erwählet worden, gehen zwar aus eigner Schuld verlohren, indem ſie keinen guten Willen, keinen lebendigen Glauben haben: allein es hat bloß an Gott gelegen, ihnen denſelben zu geben. Man weis, daß nächſt der innern Gnade, es gemeiniglich äußerliche Gelegenheiten ſind, die die Menſchen unterſcheiden; und daß die Auferziehung, der Umgang und die Exempel, zum öftern ein Naturell verſchlimmern oder verbeſſern. Da es aber niemand als Gott ſelbſt iſt, der dem einen vortheilhafte Umſtände verſchaffet; die andern aber in ſolchen Umſtänden läßt, die ihr Unglücke befördern helfen: ſollte man nicht Urſache haben, ſich darüber zu entſetzen? Es ſcheint auch noch gar nicht genug zu ſeyn, wenn einige ſagen, daß die innere Gnade allgemein und durchgehends gleich ſey; indem ſie ſich gleichwohl ſelbſt genöthiget befinden, mit dem heiligen Paulus auszuruffen: O welch eine Tiefe! wenn ſie bedenken, wie ſehr die Menſchen, in Anſehung der äußerlichen Gnade (daß ich es alſo nennen mag) unterſchieden ſind; ich meyne in Anſehung der Umſtände, die Gott ihnen verſchaffet, darüber die Menſchen gar nicht Herr ſind, und die gleichwohl einen ſo großen Einfluß in dasjenige haben, was ihre Seligkeit angeht.

Man wird nichts weiter kommen, wenn man mit dem heiligen Auguſtin ſagt: daß alle Menſchen durch den Fall Adams, unter der Verdammniß beſchloſſen geweſen; und daß alſo Gott, aus bloßer Güte, da er alle hätte können im Elende ſtecken laſſen, dennoch etliche heraus gezogen habe. Denn außer dem, daß es fremde ſcheint, daß einen die Sünde eines andern verdammen ſolle; ſo bleibt die Frage noch allzeit übrig: warum Gott nicht alle heraus ziehe? warum er bloß den wenigſten Theil heraus ziehe? warum er hier einen dem andern vorziehe? Es iſt nicht zu leugnen, er iſt ihr Herr; allein er iſt ein gütiger und gerechter Herr. Seine Macht iſt unumſchränkt; allein ſeine Weisheit läßt nicht zu, daß er ſolche auf eine ſchlechterdings willkührliche, eigenmächtige und in der That tyranniſche Art, ausüben ſollte.

Ja was noch mehr iſt, da der Sündenfall des erſten Menſchen nicht anders, als mit Bewilligung und Zulaſſung Gottes geſchehen, und da ſich Gott denſelben zuzulaſſen nicht eher entſchloſſen, als bis er alle Folgen deſſelben, nämlich die Verderbniß des ganzen menſchlichen Geſchlechts, die Erwählung eines kleinen Häufleins, und die Verwerfung aller andern, genugſam überſehen: ſo iſt es ganz vergebens, die Schwierigkeit zu verhelen, und bey der allbereit verderbten Maſſe ſtehen zu bleiben. Denn man muß einmal weiter gehen, man thue es gleich ſo ungern als man wolle. Man muß bedenken, daß die Wiſſenſchaft von den Folgen der Sünde, vor demjenigen göttlichen Rathſchluße vorhergegangen, durch welchen er die Sünde zugelaſſen, und zu gleicher Zeit geſtattet hat, daß die Verworfenen in der verderbten Maſſe eingeſchloßen bleiben, und nimmermehr daraus gezogen werden ſollten: denn Gott und ein Weiſer beſchließen nichts, davon ſie nicht zuvor die Folgen genugſam überlegt haben.

Man verhoffet hier alle dieſe Schwierigkeiten zu heben. Man wird zeigen, daß die unumgängliche Nothwendigkeit, welche man auch die logiſche und metaphyſiſche, und bisweilen die geometriſche zu nennen pflegt, und vor welcher man ſich einzig und allein zu fürchten hat, in den freyen Handlungen nicht befindlich ſey; und daß folgends die Freyheit nicht allein vom Zwange, ſondern auch von der wahren und eigentlichen Nothwendigkeit befreyet ſey. Man wird darthun, daß Gott ſelbſt, ob er gleich allezeit das Beſte erwählt, dennoch nicht nach einer unumgängumgänglichen und unbedingten Nothwendigkeit handele; und daß die Geſetze, die Gott der Natur vorgeſchrieben, auf die Convenienz oder Wohlanſtändigkeit gegründet ſind, und gleichſam zwiſchen den geometriſchen unumgänglich nothwendigen Wahrheiten, und zwiſchen den willkührlichen Rathſchlüſſen, die Mittelſtraße halten; welches Hr. Bayle und andere neuere Weltweiſe nicht genugſam begriffen haben. Man wird auch erweiſen, daß in der Freyheit eine gewiſſe Gleichgültigkeit ſey, weil nämlich keine unumgängliche Nothwendigkeit, weder für die eine noch für die andere Partey darinnen iſt; keinesweges aber eine Gleichgültigkeit des Gleichgewichtes, oder eine Indifferentia perfecti æquilibrii. Weiter wird man zeigen, daß in den freyen Handlungen eine vollkommene Willkühr ſey: welches weit über alles dasjenige geht, was man ſich bishero davon eingebildet hat. Endlich wird man zu erkennen geben, daß in der bedingten und moraliſchen Nothwendigkeit, welche in den freyen Handlungen übrig bleibt, gar nichts ungereimtes; die faule Vernunft aber ein wahrhaftiger Trugſchluß ſey.

Was den Urſprung des Böſen in Anſehung Gottes anlanget, ſo werden ſeine Vollkommenheiten auf eine ſolche Art und Weiſe vertheidiget, wodurch nicht weniger ſeine Heiligkeit, Gerechtigkeit und Güte, als ſeine Größe, Macht und Independenz, erhöhet wird. Es wird gezeiget, wie es möglich ſey, daß alles von Ihm abhänge, daß er bey allen Handlungen der Geſchöpfe mitwirke, ja daß er die Geſchöpfe alle Augenblicke erſchaffe, und daß er dennoch nicht der Urheber der Sünde ſey: wobey auch erkläret wird, wie man ſich die privativiſche Natur des Böſen vorſtellen müſſe. Man geht noch weiter; man zeiget, wie das Böſe einen andern Urſprung als den Willen Gottes habe, und daß man daher von dem moraliſchen Böſen, oder von der Sünde, billig ſagen könne: Gott wolle es nicht, ſondern laſſe es nur zu. Das wichtigſte aber iſt dieſes, daß man erweiſt, Gott habe die Sünde, und das Elend zulaſſen, ja ſelbſt dazu mitwirken und helfen können, ohne den geringſten Nachtheil ſeiner allerhöchſten Heiligkeit und Gütigkeit; ob er es gleich, überhaupt zu reden, gar leicht hätte verhüten können.

Was die Lehre von der Gnade und Prädeſtination anbelanget, ſo vertheidiget man die Redensarten, die uns am vortheilhaftigſten ſind; zum Exempel: daß wir bloß durch die uns zuvorkommende Gnade Gottes bekehret werden, und daß wir ohne ſeinen Beyſtand nichts Gutes zu thun vermögen; daß Gott wolle, daß alle Menſchen ſelig werden ſollen, und daß er allein diejenigen verdamme, die einen boshaftigen Willen haben; daß er allen eine zulängliche Gnade gebe, wenn ſie nur dieſelbe gebrauchen wollen; daß Chriſtus der Grund und Mittelpunct der Erwählung iſt, und daher die Seligkeit den Erwählten darum von Gott beſtimmet wird, weil er vorhergeſehen, daß ſie der Lehre Chriſti mit einem lebendigen Glauben anhängen würden: ob es gleich nicht zu leugnen iſt, daß dieſe Urſache der Erwählung keineswegs die erſte Urſache, und daß dieſe Vorherſehung ſelbſt, eine Folge ſeines vorhergehenden Rathſchluſſes ſey. Denn der Glaube iſt eine Gabe Gottes, und die Gläubigen ſind durch die Gründe eines höhern Rathſchluſſes, der die Gnadengaben und Umſtände nach der Tiefe der allerhöchſten

Weisheit austheilet, zum Glauben vorherbeſtimmet worden.

Gleichwie aber einer von den geſchickteſten Männern unſrer Zeit, deſſen Beredſamkeit eben ſo groß, als ſein durchdringender Verſtand geweſen, und der ſehr viele Proben einer weitläuftigen Gelehrſamkeit gegeben hat, ich weis nicht aus was für einer beſondern Neigung, ſich äußerſt angelegen ſeyn laſſen, alle Schwierigkeiten bey dieſer Materie, die wir nur überhaupt berühret haben, auf das höchſte zu treiben: alſo hat man eine ſchöne Gelegenheit gefunden, ſich zu üben, indem man ſich mit ihm insbeſondere eingelaſſen hat. Man weis, daß Herr Bayle (denn es iſt leicht zu begreifen, daß ich von ihm rede) alle Vortheile auf ſeiner Seite hat, ausgenommen den Grund der Sache ſelbſt: allein man hoffet, daß die Wahrheit, von der er ſelbſt erkennet, daß ſie auf unſerer Seite ſey, ob ſie ſchon ganz entblößet iſt, dennoch über alle Zierathe der Beredſamkeit und Gelahrtheit triumphiren werde; wenn ſie nur gehöriger maßen ins Licht geſetzt wird. Und man hat ſich deſto mehr einen guten Fortgang zu verſprechen, weil man die Sache Gottes führet; und weil dieſes einer von den vornehmſten Grundſätzen iſt, die man allhier behauptet: daß es denenjenigen niemals am göttlichen Beyſtande fehlet, denen es nicht am guten Willen mangelt. Der Verfaſſer dieſer Abhandlung vermeynet, durch den Fleiß, den er auf gegenwärtige Materie gewendet, einige Beweisthümer hievon gegeben zu haben. Er hat von Jugend auf der Sache nachgedacht; er hat ſich mit einigen von den größten Leuten ſeiner Zeit darüber beſprochen, auch die beſten Schriftſteller fleißig nachgeſchlagen. Und der glückliche Fortgang, den ihm Gott (nach dem Urtheile dererjenigen, die am beſten davon urtheilen können) in verſchiedenen andern tiefſinnigen Unterſuchungen verliehen, deren etliche in gegenwärtige Materie nicht geringen Einfluß haben, giebt ihm vielleicht einiges Recht, ſich die Aufmerkſamkeit dererjenigen Leſer, die die Wahrheit lieben, und geſchickt ſind ſie zu unterſuchen, gewiß zu verſprechen.

Er hat auch noch andere beſondere und wichtige Urſachen gehabt, die ihn bewogen haben, über dieſe Materie, die Feder zu ergreifen. Gewiſſe Unterredungen, die er mit verſchiedenen Gelehrten und Hofleuten, in Deutſchland und Frankreich, vornehmlich aber mit einer der größten und vollkommenſten Prinzeſſinnen, (*) von dieſer Sache gehabt, haben ihn mehr als einmal hierzu ſchlüßig gemacht. Er hat die Ehre gehabt, dieſer Prinzeſſinn über viele Stellen des vortrefflichen Wörterbuchs des Herrn Bayle, ſeine Meynung zu erklären. Die Religion und Vernunft werden darinnen, als zwey wider einander zu Felde liegende Parteyen vorgeſtellt: und Hr. Bayle befiehlt der Vernunft zu ſchweigen, nachdem er ſie nur allzuviel reden laſſen; welches er den Triumph des Glaubens nennt. Der Verfaſſer gab bald anfangs zu erkennen, daß er zwar ganz einer andern Meynung wäre; ſich aber dabey nicht wenig erfreute, daß ein ſo vortrefflicher Kopf Gelegenheit gegeben, dieſe ſo wichtigen als ſchweren Materien gründlich zu unterſuchen. Er geſtund, daß er ſelbſt auf dieſe Unterſuchung ſchon viele Zeit gewendet, und daß er bisweilen den Entſchluß gefaßet, einige Gedanken darüber herauszugeben; deren Hauptzweck die wahrhaftige, und ſowohl zu Aufmunterung der Gottesfurcht, als zu Unterhaltung der Tugend, höchſtnöthige Erkenntniß Gottes ſeyn würde. Dieſe Prinzeſſinn ermahnte ihn gar ſehr, ſein ehemaliges Vorhaben auszuführen: unterſchiedene gute Freunde thaten ein gleiches; und er war um ſo viel mehr geneigt, ihrem Willen nachzuleben, weil er Urſache hatte, zu hoffen, daß die Einſicht des Herrn Bayle, ihm, bey fernerer Unterſuchung, gar ſehr zu ſtatten kommen würde, dieſer Materie ſo viel Licht zu geben, als ihnen nur möglich wäre. Es kamen aber viele Verhinderungen darzwiſchen; worunter der Tod der unvergleichlichen Königinn nicht die geringſte war. Herr Bayle ward indeſſen von verſchiedenen vortrefflichen Männern angegriffen, die ſich eben dieſe Materie zu unterſuchen vornahmen. Er antwortete ihnen weitläuftig und allemal ſehr ſinnreich. Man war auf ihren Streit aufmerkſam, und es war eben an dem, daß ich ſelbſt mit eingemiſcht werden ſollte. Und dieſes geſchah auf folgende Weiſe.

---

*) Dieſe große Prinzeßinn iſt die erſte Königin in Preußen, Sophia Charlotte, höchſtſel. Andenkens, die Großmutter Sr. itztregierenden königl. Maj. Friedrichs des II. geweſen.

Ich hatte ein neues Syſtema bekannt gemacht, welches die Vereinigung des Leibes und der Seelen zu erklären, bequem ſchien. (*) Dieſes Syſtema wurde ſo gar auch von denenjenigen hochgehalten, die ihm nicht beypflich-

---

(*) Journ. des Scav. 1696.

(**) S. die deutſche Ueberſetzung des Bayliſchen Wörterbuches, im III. und IV. Bande, in den Artikeln Manicheer, Marcioniten, Origenes, Paulicianer, Prudentius, Rorarius, u. a. m. wo ich die Leibnitziſchen Antworten auf Baylens Schwierigkeiten eingerücket habe. G.

pflichteten; und es bezeugten mir einige ſehr geſchickte Männer, daß ſie bereits zuvor meiner Meynung geweſen, aber nicht auf eine ſo deutliche Erklärung gekommen wären, ehe ſie dasjenige geleſen, was ich davon geſchrieben hatte. Herr Bayle unterſuchte meine Sätze in ſeinem hiſtoriſchen und critiſchen Wörterbuche, unter dem Titel Rorarius. (**) Er glaubte, daß meine Entdeckungen weiter ausgeführt zu werden verdienten; er erhob den Nutzen in gewiſſen Abſichten, und zeigte, was etwan noch einige Schwierigkeit machen möchte. Ich konnte nicht unterlaſſen zu antworten, wie es ſo höfliche und verbindliche Worte, und ſo lehrreiche Betrachtungen erforderten: und damit ich deſto mehr Nutzen daraus ziehen möchte, ließ ich einige Erläuterungen in die Hiſt. des Ouvrages des Savans, Juillet 1698. einrücken. Herr Bayle antwortete hierauf in der andern Ausgabe ſeines Wörterbuches. Ich überſchickte ihm eine bisher noch nicht gedruckte Duplik; (†) und ich weis nicht, ob er eine dritte Antwort verfertiget hat.

Unterdeſſen geſchah es, daß Herr le Clerc einen Auszug von dem Syſtemate Intellectuali des verſtorbenen Hrn. Cudworths, (††) in ſeine Bibliotheque choiſie ſetzte, und darinnen gewiſſe plaſtiſche Naturen erklärte, deren ſich dieſer berühmte Autor zur Bildung der Thiere bediente. Herr Bayle hielt dafür, (Siehe die Contin.

des

(†) Dieſe Duplik hat der Herr de Maizeaux zu Ende des andern Bandes ſeiner Sammlung mit eindrucken laſſen. Auch dieſe ſteht am Ende des deutſchen Bayle, ins Deutſche überſetzt. G.

(††) Wir haben itzo dieſes vortreffliche Werck von dem berühmdes Penſées diverſes, chap. 21. art. 11.) daß weil dieſe Naturen ohne Verſtand und Erkenntniß ſeyn ſollen: ſo ſchwächte man, woferne man ſie annähme, denjenigen Beweisgrund, da man aus der wunderbaren Bildung der Dinge ſchließt; die Welt müſſe eine weiſe und verſtändige Urſache haben. Der Herr le Clerc antwortete hierauf (Bibl. choiſ. T. V. Art. 4.) daß dieſe Naturen durch die göttliche Weisheit regiert werden müßten. Allein Herr Bayle behauptete dargegen, (in der Hiſt. des Ouvr. des Sav. Août, 1704) daß eine bloße Direction für eine Verſtand- und ſinnloſe Urſache nicht zulänglich ſey; man müßte ſie denn ſchlechterdings als ein Werkzeug Gottes anſehen: in welchem Falle ſie aber ganz unnütze und vergebens ſeyn würde. Mein Syſtema wurde beyläufig mit berühret; und dieſes gab mir Gelegenheit, dem berühmten Verfaſſer der Hiſt. des Ouvr. des Sav. eine kleine Schrift zuzuſchicken, die er in den neunten Artikel des Monaths May 1705 eindrucken ließ. Ich ſuchte darinnen zu erweiſen: daß der Mechaniſmus in der That ſchon zulänglich ſey, die organiſchen Körper der Thiere hervor zu bringen, ohne daß man anderer plaſtiſchen Naturen dabey vonnöthen hätte; wofern man nur hinzuſetzt, daß die Körper, die erzeugt werden, in dem Samen dererjenigen Körper, von welchen ſie erzeugt werden, und ſo fort in den allererſten Samen, ſchon allerdings eine organiſche Vorbildung oder Präformation em-

---

rühmten Hrn. Abt Mosheim lateiniſch zu leſen bekommen, ſo daß es durch ſeine gelehrte Anmerkungen doppelt ſchätzbar geworden. G.

empfangen haben: als welches bloß und allein von dem allmächtigen und allerweiſeſten Urheber aller Dinge herkommen kann; der alles bald anfangs nach der vollkommenſten Ordnung eingerichtet, und alſo auch alle zukünftige Ordnung und Kunſt in den Samen gelegt hat. Es giebt kein Chaos in dem innern Weſen der Dinge, und die Materie, deren Einrichtung von Gott herkömmt, muß überall organiſch ſeyn. Man würde dieſes deſto mehr befinden, je weiter man in der Anatomie der Körper ginge; und man würde es beſtändig wahrnehmen, wenn wir auch, wie die Natur ſelbſten, (in infinitum) ohne Ende fortgehen, und mit unſerer Erkenntniß, in Anſehung der Eintheilung, und wiederholten Eintheilung der Materie, ſo weit kommen könnten, als die Natur wirklich gegangen iſt.

Gleichwie ich mich aber, dieſe wunderbare Bildung der Thiere zu erklären (*), einer vorherbeſtimmten Harmonie, das iſt, eben desjenigen Mittels bediene, wodurch ich ein ander Wunderwerk, ich meyne die Uebereinſtimmung des Leibes und der Seelen, erkläret hatte: (aus welchem die Gleichförmigkeit und Fruchtbarkeit meiner Grundſätze erhellet) alſo ſchien dieſes den Herrn Bayle meines Lehrgebäudes zu erinnern, darinnen von dieſer Uebereinſtimmung Grund gegeben wird, und welches von ihm zu anderer Zeit unterſucht worden. Er erklärt ſich, (im 180ſten Cap. ſeiner Antwort auf die Fragen eines Provin-

---

(*) Wie die bloße Bildung der Thiere einen gründlichen Beweis von der Exiſtenz Gottes abgeben könne, ſiehe in des Hrn. Fontenelle Werken den I. Band der größern Ausgabe gegen das Ende. G.

cials T. 3. p. 1253.) daß, nach ſeinem Begriffe, Gott unmöglich der Materie, oder einer andern wirkenden Urſache, die Kraft zu organiſiren geben könnte, ohne ihr zugleich die Idee und Erkenntniß der Organiſation mitzutheilen; und daß er noch zur Zeit nicht glauben könnte, daß Gott mit aller ſeiner Macht über die Natur, und mit allem Vorherſehen der zufälligen möglichen Begebenheiten, die Sachen dergeſtalt hätte einrichten können, daß z. E. ein Schiff, durch die bloßen mechaniſchen Geſetze nach einem beſtimmten Hafen gienge, ohne unterwegs von einem verſtändigen Weſen regiert zu werden. Ich verwunderte mich nicht wenig, daß man der Allmacht Gottes Grenzen ſetzte, ohne einige Urſache davon anzuführen, und ohne zu zeigen, daß entweder ein Widerſpruch auf Seiten des Gegenſtandes, oder auf Seiten Gottes eine Unvollkommenheit erfolgen würde: da ich doch vorher in meiner Duplik erwieſen, daß öfters die Menſchen ſelbſt, durch gewiſſe Kunſtwerke etwas zuwege bringen, welches den vernünftigen Bewegungen gleich kömmt, und daß ein endlicher Geiſt, der jedoch weit vollkommener als der unſrige ſeyn müßte, dasjenige ins Werk richten könne, was Herr Bayle Gott ſelbſt unmöglich zu ſeyn glaubt. Und da Gott alles auf einmal zum Voraus eingerichtet hat, ſo ſehe ich nicht, warum man ſich über den genau in acht genommenen Weg eines ſolchen Schiffes mehr zu verwundern hätte, als über die ordentliche und vorher beſtimmte Bewegung einer Rackete in einem Feuerwerke: denn alle Dinge ſind nach einer vollkommenen Harmonie zuſammen geordnet, und werden wechſelsweiſe von einander beſtimmet.

Dieſe Erklärung des Herrn Bayle veranlaßte mich zu einer Antwort, darinnen ich die Abſicht hatte, ihm vorzuſtellen: daß, wofern man nicht ſagen wollen, Gott ſchaffe ſelbſten die organiſchen Körper, durch ein unaufhörliches Wunderwerk; oder er habe dieſe Sorge gewiſſen Engeln aufgetragen, deren Macht und Wiſſenſchaft beynahe göttlich ſey: ſo müßte man nothwendig urtheilen, Gott habe alle Dinge dergeſtalt vorhergebildet, daß die neuen Bildungen nichts anders, als eine mechaniſche Folge der vorhergehenden Bildungen wären; wie aus den Seidenwürmern Molkendiebe werden, wovon Herr Schwammerdam bewieſen hat, daß es durch eine bloße Auswickelung geſchehe. Ich würde dabey gezeigt haben, daß nichts bequemer ſey, mein Lehrgebäude von der vorherbeſtimmten Harmonie zwiſchen Leib und Seele zu beſtätigen, als die Präformation der Pflanzen und Thiere; da der Leib, vermöge ſeiner urſprünglichen Beſchaffenheit, (*) mit Hülfe der äußerlichen Dinge geneigt iſt, alles dasjenige auszuführen, was er dem Willen der Seele gemäß verrichtet; gleichwie die Saamen, vermöge ihrer urſprünglichen Einrichtung, den göttlichen Willen, natürlicher weiſe, durch ein ſolches Kunſtſtück ausführen; welches noch weit größer iſt, als dasjenige, durch welches alles in unſerm Leibe den Entſchließungen unſers Willens gemäß zu geſchehen pfleget. Und da Herr Bayle ſelbſt mit Recht urtheilet, daß in der Bildung der Thiere weit mehr Kunſt enthalten ſey, als in dem allerſchönſten Gedichte von der Welt, oder in der allerſchönſten Erfindung,

---

(*) Siehe hievon die Anmerkung zum 59. §.

deren der menſchliche Verſtand fähig iſt: ſo folget, daß mein Syſtema von der Verbindung des Leibes und der Seelen eben ſo leicht ſey, als die gemeine Meynung von der Bildung der Thiere. Denn dieſe Meynung, die ich für wahr halte, bringt es in der That mit ſich, daß die göttliche Weisheit die Natur dergeſtalt eingerichtet habe, daß ſie, kraft ſeiner Geſetze, vermögend ſey, die Thiere zu bilden; welches ich noch mehr erläutere, und durch die Präformation die Möglichkeit davon zeige. Nach dieſem darf man ſich gar nicht befremden laſſen, daß Gott den Leibe dergeſtalt zubereitet hat, daß er, kraft ſeiner eigenen Geſetze, den Willen der vernünftigen Seele auszuführen vermögend iſt; maßen alles dasjenige, was die Seele dem Leib anbefehlen kann, nicht ſo ſchwer iſt, als die Bildung, die Gott den Saamen anbefohlen hat. Herr Bayle ſagt (Rep. aux Queſt. d'un Provincial. ch. 182. p. 1294. daß ſich erſt ſeit weniger Zeit Leute gefunden, welche erkannt, daß die Formirung lebendiger Körper kein natürliches Werk ſey: welches er auch nach ſeinen Grundſätzen, von der Uebereinſtimmung des Leibes und der Seele ſagen könne; als wobey alles, nach dem Syſtemate der veranlaſſenden Urſachen, (cauſarum occaſionalium) welches dieſer Autor angenommen, bloß auf Gott ankömmt. Allein ich erkenne hier nichts übernatürliches, außer im Anfange der Dinge, in Anſehung der erſten Bildung der Thiere; oder in Anſehung der erſten Einrichtung der vorherbeſtimmten Harmonie zwiſchen Seele und Leib. Nach dieſem halte ich dafür, daß die Bildung der Thiere, und die Uebereinſtimmung zwiſchen Leib und Seele, anitzo eine eben ſo natürliche Sache ſey, als die allergewöhnlichſten Wirkungen der Natur. Man urtheilet insgemein faſt auf eben dergleichen Weiſe von dem Triebe, und von den wunderbaren Verrichtungen der Thiere. Man erkennet darinnen eine Vernunft; nicht zwar in den Thieren, ſondern in dem, der die Thiere gebildet hat. Ich halte es in dieſem Stücke mit der gemeinen Meynung; allein ich hoffe, daß ſie durch meine Erklärung nicht nur mehr Anſehen und Deutlichkeit bekommen, ſondern auch mehr erweitert worden.

Weil ich nun mein Syſtema wider die neuen Schwierigkeiten des Herrn Bayle vertheidigen ſollte: ſo hatte ich mir vorgeſetzt, ihm zu gleicher Zeit meine Gedanken zu eröffnen, die ich ſchon eine geraume Zeit her wider diejenigen gehabt, welche bey ſeinen Einwürfen die Vernunft mit dem Glauben, in Anſehung der Exiſtenz des Böſen, zu vergleichen ſuchen. In der That dürfte es vielleicht wenige geben, die in dieſer Sache mehr gearbeitet hätten, als ich. Ich hatte kaum angefangen die lateiniſchen Bücher zu verſtehen, als ich die Bequemlichkeit hatte, in einer Bibliothek nachzublättern. Ich gerieth von einem Buche auf das andere, und wie die Materien, die ein Nachſinnen erfordern, mir nicht weniger gefielen, als die Hiſtorien und Fabeln: alſo ward ich inſonderheit von dem Werke des Lorenz Valla wider den Boethius, und Luthers wider den Erasmus, eingenommen; ob ich gleich gar wohl erkannte, daß beyde einer etwas gelinden Erklärung nöthig hatten. Ich enthielt mich nicht von den Streitſchriften; und die Acten der Unterredung zu Mümpelgard, darinnen dieſer Streit von neuem hervor geſucht worden, ſchienen mir vor andern dergleichen Schriften, ſehr lehrreich zu ſeyn. Ich ließ auch die Sätze unſrer Schriftgelehrten nicht aus der

Acht: und wenn ich die Schriften ihrer Gegner las, ſo machte mich ſolches nicht allein gar nicht irre; ſondern diente noch dazu, mich in den beſcheidenen Meynungen unſrer Kirchen, die der Augſpurgiſchen Confeßion zugethan ſind, zu beſtärken. Ich habe auf meinen Reiſen Gelegenheit gehabt, mich mit einigen vortrefflichen Leuten von unterſchiedenen Parteyen zu unterreden; als mit dem Herrn Peter von Walenburg, Suffraganeo zu Maynz, mit dem Herrn Jo. Lud. Fabricius, oberſten Lehrer der heil. Schrift zu Heydelberg, und letzlich mit dem berühmten Herrn Arnauld, dem ich auch ein lateiniſches Geſpräch von meiner Arbeit über dieſe Materie, ungefehr im Jahr 1673. mittheilte; darinnen ich ſchon den Satz angenommen hatte: daß, indem Gott die vollkommenſte Welt unter allen möglichen erwählet, ſeine Weisheit ihn bewogen habe, das Böſe zuzulaſſen, das zwar damit verbunden geweſen; jedennoch aber nicht verhindert habe, daß alles ab- und zuſammen gerechnet, ſolche Welt nicht unter allen, die er hätte erwählen können, die beſte geweſen wäre. Ich habe auch nachgehends die beſten Schriften von allerhand Arten geleſen, die dieſe Materien abgehandelt, und habe mir angelegen ſeyn laſſen, es in der Erkenntniß weiter zu bringen, welche mir bequem ſchien, alles auf die Seite zu ſchaffen, was die Idee von der unendlichen Vollkommenheit Gottes verdunkeln möchte. Ich habe nicht unterlaſſen, die Schriften der allerhärteſten Schriftſteller, die die Nothwendigkeit der Dinge am weiteſten getrieben haben, zu unterſuchen; z. E. des Hobbeſius und Spinoza: davon der erſtere dieſe unumgängliche Nothwendigkeit, nicht nur in ſeinen Anfangsgründen der Naturwiſſenſchaft und anderweit,

weit, ſondern auch in einem beſondern Buche wider den Biſchoff Bramhall behauptet hat. Spinoza aber hält dafür, (wie Strato, ein alter Peripatetiker) daß alles von der erſten Urſache, oder von der urſprünglichen Natur, aus einer blinden und ganz geometriſchen Nothwendigkeit hergekommen; ohne daß dieſes erſte Grundweſen einiger Wahl, Güte, oder Erkenntniß fähig ſey.

Ich vermeyne ein Mittel gefunden zu haben, das Gegentheil auf eine deutliche Art zu erweiſen, welche macht, daß man zugleich in das innere der Sache eindringt. Denn da ich in der Materie von der wirkenden Kraft (force active) und von den Geſetzen der Bewegung, unterſchiedene neue Entdeckungen gemacht: ſo habe ich gezeigt, daß ſolche Geſetze weder von unumgänglicher geometriſcher Nothwendigkeit ſind, wie Spinoza ſcheint geglaubt zu haben; noch auch ſchlechterdings willkührlich ſind, ob dieſes gleich Herr Bayle und einige neue Weltweiſe dafür halten; ſondern daß ſie vielmehr von der Wohlanſtändigkeit (convenance) wie ich bereits oben erwähnt, oder von demjenigen, was ich den Grundſatz des Beſten nenne, abhängen; und daß man darinnen, wie in allen andern Dingen, die Merkmaale der erſten Subſtanz erkennet, deren Werke eine unendliche Weisheit anzeigen, und die allervollkommenſte Harmonie ausmachen. Ich habe auch gewieſen, daß durch eben dieſe Harmonie, ſowohl das Vergangene mit dem Zukünftigen, als das Gegenwärtige mit dem Abweſenden verbunden wird. Die erſtere Art ſolcher Verbindung vereinigt die Zeiten, und die andere die Oerter. Dieſe letztere Verbindung zeigt ſich ſowohl in der Vereinigung der Seelen mit dem Leibe, als auch überhaupt in der Gemeinſchaft und Uebereinſtimmung, der wahrhaftigen Subſtanzen untereinander, und der materialiſchen Begebenheiten. Die erſtere aber findet bey der Präformation der organiſchen Körper,(*) oder vielmehr bey allen Körpern ſtatt; immaßen man überall eine künſtliche Bildung antrifft, obgleich nicht ein jedes Stück Materie einen organiſchen Körper ausmachet: gleichwie z. E. ein Teich gar wohl voll Fiſche, oder andrer organiſcher Körper ſeyn kann; ob er ſchon nicht ſelbſt ein organiſcher Körper iſt, ſondern dieſelben bloß in ſich faſſet. Und weil ich auf dergleichen Gründe, die ich auf eine demonſtrative Art feſt geſetzt, ein ganz vollkommenes Gebäude der vornehmſten Lehren, die uns die bloße Vernunft geben kann, aufzuführen geſucht; welches aus lauter wohl an einander hangenden Theilen beſtünde, und den alleranſehnlichſten Einwürfen, ſo wohl der Alten als Neuen, genug thäte: ſo hatte ich mir auch ein gewiſſes Syſtema von der Freyheit des Menſchen und der Mitwirkung Gottes gemacht. Dieſes Syſtema ſchien mir von allem demjenigen weit entfernt zu ſeyn, was der Vernunft und dem Glauben zuwider ſeyn kann; und ich wollte ſolches ſowohl dem Herrn Bayle, als ſeinen Gegnern vor Augen legen. Allein er hat uns verlaſſen: und der Verluſt eines Schriftſtellers von ſolcher ungemeinen Gelehrſamkeit und Einſicht, iſt in Wahrheit nicht gering. Weil indeſſen dieſe Materie einmal rege iſt, auch geſchickte Leute noch itzo daran arbeiten, und jedermann mit Fleiß darauf Achtung giebt: ſo habe ich

für

(*) Der Beweis iſt kürzlich dieſer: Wofern die körperlichen Dinge (wie die Carteſianer dafür halten) bloß leidend, ausgedehnt, und vollkommen einträchtig wären, auch allen

Raum

für billig gehalten, mich der Gelegenheit zu bedienen, und eine Probe von meinen Gedanken an den Tag zu legen.

Es wird vielleicht nicht undienlich ſeyn, wenn ich vor Endigung gegenwärtiger Vorrede mich erkläre: daß, indem ich den natürlichen Einfluß des Leibes in die Seele und der Seelen in den Leib, das iſt, einen ſolchen Einfluß, da das eine die Geſetze des andern in Unordnung bringt, verwerfe; ich keinesweges die wahrhaftige Vereinigung dieſer beyden Subſtanzen, da eine einzige Perſon (ein Suppoſitum) daraus wird, leugne. Allein dieſe Vereinigung iſt etwas metaphyſiſches, welches nicht das geringſte in den Begebenheiten verändert. Und eben dieſes habe ich allbereit dem ehrwürdigen Pater Tournemine, deſſen Einſicht und Gelehrſamkeit gewißlich nicht gemein ſind, auf ſeine in den Memoiren von Trevoux befindlichen Einwürfe geantwortet. Aus dieſer Urſache kann man in einem metaphyſiſchen Verſtande gar wohl ſagen, daß die Seele in den Leib, und der Leib in die Seele wirke. So kann man auch mit Wahrheit ſagen, die Seele ſey die Entelechia oder das wirkende Principium; dasjenige aber, was bloß materialiſch iſt, begreiſe nichts anders, als etwas leidendes in ſich, und folglich ſey die Quelle der Wirkſamkeit in den Seelen zu ſuchen: wie ich mehr als einmal in den Leipziger Actis Erud. und abſonderlich in der Antwort wider den ſel. Herrn Sturm einen berühmten Weltweiſen und Mathematicum zu Altorf, erkläret habe; wo ich zugleich erwieſen, (*) daß,

Raum, ohne die geringſten leeren Zwiſchenräumchen anfüllten: ſo würde aller Unterſcheid, den man darinnen bemerken könnte, ja ſelbſt der Unterſcheid, oder die Größe wenn in den Körpern alles bloß und allein leidend wäre, ihr verſchiedener Zuſtand nicht zu unterſcheiden ſeyn würde. Ich will auch bey dieſer Gelegenheit erinnern, daß ich auf die Einwürfe die der gelehrte Verfaſſer (*) des Buchs von der Erkenntniß Seiner ſelbſt, (de la connoiſſance de ſoy même,) in dieſem ſeinem Tractate, wider mein Syſtema von der vorherbeſtimmten Harmonie gemacht, eine Antwort nach Paris geſchickt habe; worinnen ich gezeigt: daß er mir ſolche Meynungen zugeſchrieben, davon ich weit entfernt bin; welches auch kürzlich ein ungenannter Doctor aus der Sorbonne in einer andern Materie gethan hat. Dieſe Misverſtändniſſe würden dem Leſer gleich in die Augen gefallen ſeyn, wenn man meine eigne Worte, worauf man ſich zu gründen vermeynt, angeführt hätte.

Und weil man ſich in Vorſtellung von anderer Leute Meynungen ſo gar leichtlich zu irren pflegt, ſo kann ich nicht umhin, zu erinnern: daß wenn ich an einem Orte geſagt, der Menſch bediene ſich bey ſeiner Bekehrung des Beyſtandes der Gnade; ich nichts anders verſtehe, als daß ſolcher Beyſtand zu ſeinem Nutzen gereichet, indem der überwundene Widerſtand aufhöret, jedoch ohne alle Mitwirkung auf Seiten des Menſchen: eben als wie z. E. dem Eiſe, wenn es gebrochen wird, nicht die geringſte

Mit-

---

und Figur, der Theile, bloß und allein von der unterſchiedenen Bewegung herkommen müſſen. Da aber aus der Bewegung keine andere Veränderung erfolgen könnte, als daß beſtändig einerley Dinge an die Stelle eben ſolcher Dinge verſetzt würden: ſo würde dieſe Veränderung eben ſo unmöglich zu bemerken ſeyn, ſo unmöglich es ſeyn würde, zu

Be-

Mitwirkung zuzuſchreiben iſt. Denn die Bekehrung iſt einzig und allein ein Werk der Gnade Gottes, wobey der Menſch nichts anders thut, als daß er widerſteht: allein ſein Widerſtand pflegt, nach Beſchaffenheit der Perſonen und der Gelegenheiten, größer oder kleiner zu ſeyn. Die Umſtände tragen auch mehr oder weniger zu unſrer Aufmerkſamkeit, und zu den Bewegungen in unſrer Seele bey: und alle dieſe Dinge zuſammen genommen, wozu noch das Maaß des Eindrucks, und der Zuſtand des Willens kömmt, beſtimmen die Wirkung der Gnade, jedoch ohne ſie nothwendig zu machen. Ich habe mich anderweit genugſam erklärt, daß man den unwiedergebohrnen Menſchen, in Anſehung der Dinge, die die Seligkeit betreffen, als todt betrachten müſſe; und ich billige allerdings die Art und Weiſe, wie ſich die Schriftgelehrten der augſpurgiſchen Confeßion hierinnen zu erklären pflegen. Unterdeſſen verhindert dieſe Verderbniß eines unwiedergebohrnen Menſchen ihn gar nicht, daß er nicht im übrigen wahrhaftige moraliſche Tugenden haben, und im bürgerlichen Leben dann und wann etwas Gutes, das aus einer guten Quelle herkömmt, ohne die geringſte böſe Abſicht, und ohne Einmiſchung einer wirklichen Sünde, thun könne: worinnen man mirs verhoffentlich nicht übel auslegen wird, daß ich mich unterſtanden von der Meynung des heil. Auguſtins abzu-

---

bemerken, ob von zweyen in einander eingeſchloſſenen concentriſchen Kugeln, deren Theile ganz vollkommen einförmig wären, und deren Flächen einander auf das allergenaueſte berührten, die innere bewegt würde, oder ſtille ſtünde. G.

(*) Franciſc. Lamy.

abzugehen; der zwar unſtreitig ein großer Mann und von ungemeinem Verſtande geweſen, aber gleichwohl bisweilen die Sachen, abſonderlich wo er ſich ſehr eifrig eingelaſſen, etwas zu hoch zu treiben ſcheint. Ich ſchätze gewiſſe Perſonen, die in dem Verfolge ihrer Streitigkeiten mit einem ſehr berühmten Orden, für Schüler des heil. Auguſtins angeſehen ſeyn wollen, und unter andern den ehrwürdigen Pater Quenel, einen würdigen Nachfolger des großen Arnaulds, ſehr hoch. Allein ich habe befunden, daß, wenn Leute von beſondern Verdienſten (wie hier ohne Zweifel auf beyden Seiten anzutreffen ſind) mit einander ſtreiten, gemeiniglich beyde Theile, jedoch in verſchiedenen Puncten, recht haben; und daß ſich das Recht faſt mehr auf Seiten derjenigen, die ſich vertheidigen, als die den Angriff thun, zu befinden pflegt; obgleich die natürliche Bosheit des menſchlichen Herzens insgemein die Angriffe dem Leſer angenehmer machet, als die Vertheidigungen. Ich verhoffe, der ehrw. P. Ptolomäi, eine beſondere Zierde ſeines Ordens, der dasjenige, was in dem berühmten Bellarmin fehlet, zu erſetzen beſchäfftiget iſt, werde uns von dieſem allen ſolche Erläuterungen geben, die ſeiner Einſicht, ſeiner Gelehrſamkeit, und ich getraue mir auch zu ſagen, ſeiner Beſcheidenheit anſtändig ſind. Und man hat Urſache zu glauben, daß unter den Gottesgelehrten der augſpurgiſchen Confeßion ein neuer Chemnitius oder Calixtus; gleichwie unter den Reformirten ein Uſſerius oder Dalläus, aufſtehen, und ſich bemühen werden, alle Misverſtändniſſe, die in dieſer Materie vorkommen, je mehr und mehr aus dem Wege zu räumen. Im übrigen ſähe ich gern, wenn diejenigen, die die Sache genau zu unterſuchen gedächten, die in gehörige Form gebrachten Einwürfe und Antworten leſen wollten, die ich in der kleinen Schrift, zu Ende des gegenwärtigen Werks, als einen kurzen Begriff deſſelben, beygefügt. Ich habe darinnen einigen neuen Einwürfen vorzubauen geſucht; indem ich z. E. erkläre, warum ich nach dem Exempel des Thomas, Scotus und anderer, den vorhergehenden und nachfolgenden Willen, für den erſten und endlichen, genommen; wie es möglich ſey, daß in der Herrlichkeit aller Auserwählten unvergleichlich vielmehr Gutes, als in dem Elende der Verdammten Böſes, anzutreffen ſey; ungeachtet der letzten weit mehr ſind: wie ich, wenn ich ſage, daß das Böſe als eine Bedingung, ohne welche das Gute nicht erfolgt (conditio ſine qua non) zugelaſſen werde, ſolches keineswegs nach dem Grundſatze der Nothwendigkeit, ſondern nach den Grundregeln der Wohlanſtändigkeit und Billigkeit, verſtehe; wie die Vorherbeſtimmung, welche ich zulaſſe, allezeit neige, aber niemals zwinge; wie Gott eine nöthige neue Erleuchtung und Erkenntniß denenjenigen niemals verſagen werde, welche die Erkenntniß, die ſie zuvor gehabt, wohl angewendet haben: anderer Erläuterungen nicht zu gedenken, welche ich mich bemühet habe über einige Schwierigkeiten zu geben, die mir erſt kürzlich gemacht werden. Ich bin auch dem Rathe einiger guten Freunde gefolgt, welche es für gut angeſehen, daß ich einen doppelten Anhang beyfügen möchte; den einen über die Streitigkeit, die Hobbes und der Biſchoff Bramhall, wegen der Freyheit und Nothwendigkeit, mit einander gehabt haben; den andern über das gelehrte

lehrte Werk von dem Urſprunge des Böſen, welches vor kurzem in Engelland herausgekommen iſt.

Endlich habe ich überall auf die Erbauung geſehen; und wenn ich hier und da etwas ſonderliches eingemiſcht, ſo iſt es bloß darum geſchehen, weil ich es für rathſam befunden, eine Materie angenehm zu machen, die wegen ihrer Ernſthaftigkeit vielen verdrießlich vorkommen möchte. In dieſer Abſicht habe ich die luſtige Chimäre einer gewiſſen aſtronomiſchen Theologie beygebracht; weil ich nicht zu befürchten gehabt, daß einiger Menſch dadurch werde verführt werden, und weil ich ihre Erzählung und Widerlegung für eins gehalten. Ein Gedichte mit einem andern Gedichte zu bezahlen, ſo könnte man, an ſtatt zu glauben, daß die Planeten vormals Sonnen geweſen, ſich eben ſo leicht einbilden, ſie wären nichts anders, als gewiſſe in der Sonne geſchmolzene und von da heraus geworfene Klumpen; welches den Grund dieſer Theologie gänzlich übern Haufen werfen würde. Der alte Irrthum von den zweyen Göttern, welche die morgenländiſchen Völker durch die Namen Oromaſdes und Arimanius zu unterſcheiden pflegten, hat mich veranlaſſet, eine Muthmaßung, zu erklären, welche die Hiſtorie der älteſten Völker betrifft; inmaßen es das Anſehen hat, daß dieſes Namen zweyer großer Fürſten geweſen, die zu einer Zeit gelebt, und davon der eine über einen Theil Oberaſiens zu gebiethen gehabt, wo nachgehends noch mehrere dieſes Namens regieret; der andere aber ein König der Celtoſcythen geweſen, der in die Länder der erſtern eingefallen, und ſonſt unter den Göttern der alten Deutſchen nicht unbekannt iſt. Es ſcheint in der That, als wenn Zoroaſter die Namen dieſer Fürſten, als Sinnbilder der unſichtbaren Kräfte, welchen ſie, nach der Meynung der aſiatiſchen Völker, durch ihre Thaten gleich kamen, gebraucht habe. Wiewohl es im übrigen, nach der Erzählung der arabiſchen Scribenten, die von gewiſſen beſondern Dingen in der alten orientaliſchen Hiſtorie beſſer als die Griechen unterrichtet ſeyn können, das Anſehen hat: als wenn dieſer Zerduſt oder Zoroaſter, welchen ſie mit dem groſſen Darius in eine Zeit ſetzen, dieſe zwey Götter keinesweges als ſchlechterdings urſprünglich und unabhänglich, ſondern vielmehr als von einem einzigen allerhöchſten Weſen abhängend, angeſehen habe; und daß ſeine Meynung die mit der moſaiſchen Hiſtorie vom Urſprunge der Welt gar wohl übereinkömmt, dieſe geweſen: daß Gott, der niemand ſeines gleichen hat, alles erſchaffen, und das Licht von der Finſterniß abgeſondert habe; daß das Licht mit ſeinem urſprünglichen Vorhaben übereingeſtimmet, die Finſterniß aber nur durch eine Folge (eben als wie der Schatten dem Körper nachzufolgen pflegt) darzu gekommen ſey, und bloß in einer Beraubung oder Privation beſtehe; welches dieſen alten Scribenten von den Irrthümern, die ihm die Griechen zuſchreiben, allerdings befreyen würde. Seine große Wiſſenſchaft iſt Urſache geweſen, daß die orientaliſchen Völker ihn mit dem Mercur, oder Hermes der Griechen und Aegyptier verglichen; eben als wie die mitternächtigen Völker ihren Wodan oder Odin, mit eben dieſem Mercur in Vergleichung gezogen haben. Denn daher iſt es gekommen, daß die Mittewoche, oder der Tag des Mercur, von den mitternächtigen Völkern den Namen Wodanstag, von den aſiatiſchen aber den Namen Zerduſttag, erhalten; immaßen er von den Türken und Perſern Zarſchamba oder Dſearſchambe, von den Ungarn, die aus dem mitternächtigen Orient gekommen, Zerda, und von den Sclavoniern, die es ebenfalls aus Orient erlernet, von den innerſten Theilen Großrußlandes bis zu den Lüneburgiſchen Wenden, Sreda genennet wird. Dieſe Anmerkungen werden vielleicht neugierigen Leſern nicht misfallen; und ich ſchmeichle mir, das kleine Geſpräche, welches ich zu Ende meiner Verſuche wider den Herrn Bayle angehängt habe, werde denenjenigen einiges Vergnügen geben, die es gern ſehen, wenn man ſchwere und wichtige Wahrheiten auf eine leichte und gemeine Art verträgt. Ich habe in einer fremden Sprache, nicht ohne Gefahr viele Fehler zu begehen, geſchrieben; weil dieſe Materie zeither in ſolcher Sprache abgehandelt, auch anfänglich darinnen von denenjenigen aufgebracht worden, welchen man mit dieſer kleinen Arbeit abſonderlich zu dienen geſucht. Man hoffet, man werde die Fehler der Sprache, die nicht allein von dem Schreiber und Buchdrucker, ſondern auch von der Eilfertigkeit des Verfaſſers, der gar ſehr zerſtreuet geweſen, herkommen, ihm leichtlich zu gut halten. Sollte ſich aber ein Irrthum in die Lehrſätze mit eingeſchlichen haben, ſo wird der Urheber der erſte ſeyn, denſelben, wenn man ihn beſſer unterrichten wird, zu verbeſſern; als der bereits anderweit ſolche Proben von ſeiner Liebe zur Wahrheit gegeben, daß er verhoffet, man werde dieſe Erklärung für kein bloßes Compliment anſehen.

Abhandlung

Abhandlung

von der

Uebereinſtimmung des Glaubens mit der Vernunft.

1 §.

Ich mache mit der vorläufigen Frage, von der Uebereinſtimmung des Glaubens mit der Vernunft, und dem Gebrauche der Weltweisheit in der Gottesgelahrtheit, den Anfang: weil ſolche in die abzuhandelnde Hauptſache einen groſſen Einfluß hat, und Herr Bayle ſie auch allenthalben dabey mit einmiſchet. Ich ſetze voraus, daß zwo Wahrheiten einander nicht widerſprechen können; daß der Gegenſtand des Glaubens eine ſolche Wahrheit ſey, welche Gott auf eine außerordentliche Weiſe geoffenbaret hat; und daß die Vernunft ein Zuſammenhang der Wahrheiten ſey,*) ſon-

---

(*) Vernunft heißt bisweilen nichts anders, als Verſtand; z. E. wenn man ſagt, unſre Vernunft, oder unſer Verſtand ſey verfinſtert, die Logik ſey eine Vernunftlehre, das iſt, eine Lehre von den Kräften des Verſtandes und ihrem rechten Gebrauche ꝛc. Bisweilen bedeutet Vernunft ſo viel, als Verſtand und Willen zuſammen genommen; als wenn man z. E. ſagt: das Weſen der menſchlichen Seele beſtehe in der Vernunft, das iſt, im Verſtande und Willen. Meiderlich aber (wenn ſie mit dem Glauben verglichen wird) derjenigen Wahrheiten, die der menſchliche Verſtand natürlicher Weiſe, ohne das Licht des Glaubens, erreichen kann. Ueber dieſe Erklärung der Vernunft, das iſt, der geſunden und wahren Vernunft,) haben ſich einige Leute, die gewohnt ſind, auf die in ungewiſſem Verſtande genommene Vernunft zu ſchmählen, ſehr verwundert. Sie haben mir geantwortet, ſie hätten niemals gehört, daß man der Vernunft eine ſolche Bedeutung gegeben. Es kann auch gar wohl ſeyn: die Urſache iſt, weil ſie vielleicht niemals mit Leuten zu thun gehabt, die ſich über dergleichen Mate-

---

ſtentheils aber wird das Wort Vernunft bloß auf die dritte Wirkung des Verſtandes gezogen, nämlich auf die Kraft zu ſchließen, auf die Kraft die Wahrheiten an einander zu hängen und zu verknüpfen; oder vielmehr auf die Ausübung dieſer Kraft, und auf die Einſicht in den Zuſammenhang der Wahrheiten. Wenn man erkennet, daß etwas mit andern zuvor erkannten Wahrheiten übereinkömmt und zuſammen hängt, ſo ſagt man: es ſey unſerer Vernunft gemäß. Wenn man erkennet, daß es mit dergleichen Wahrheiten ſtreitet, ſo ſagt man, es ſey unſrer Vernunft zuwider. Wenn man keines von beyden erkennet; ſo ſagt man, es ſey (zum wenigſten bis dahin) über unſre Vernunft, oder, wie man bisweilen zu reden pflegt, über unſern Horizont: wiewohl man lieber ſprechen ſollte, es wäre unter unſerm Horizonte. Alſo ſind die geometriſchen Lehrſätze über die Vernunft dererjenigen, die keine Geometrie verſtehen; und die meiſten philoſophiſchen Sätze ſind über die Vernunft der gemeinen Leute: die Geheimniſſe der Theologie aber ſind über die Vernunft aller ſterblichen Menſchen; ja einige ſind auch ſchlechterdings über alle erſchaffene Vernunft. Faſt auf eben dergleichen Weiſe kann ich ſagen, dasjenige ſey wider meine Vernunft, was mit den Sätzen ſtreitet, die mein Verſtand gegenwärtig für ganz gewiß und wahr hält; und dasjenige ſey wider die Vernunft aller Menſchen, was mit den Sätzen ſtreitet, die alle Menſchen, zu allen Zeiten für wahr halten; oder die auch nach dem ordentlichen, und beſtändig bemerkten Laufe der Natur, unſtrei-

Materien deutlich erkläret haben. Sie haben mir indeſſen ſo viel zugegeben, daß die Vernunft in ſolchem Verſtande, wie ich ſie nehme, gar nicht zu tadeln ſey. In eben dieſem Verſtande ſetzt man bisweilen die Vernunft der Erfahrung entgegen. Zwar in ſo fern die Vernunft in Verbindung der Wahrheiten beſteht, kann ſie auch mit Rechte diejenigen Wahrheiten, die ihr die Erfahrung zuwege gebracht, an einander hängen, um allerhand vermiſchte Schlüſſe daraus zu ziehen: ſoferne ſie aber rein und lauter iſt, und der Erfahrung entgegen geſetzet wird, hat ſie bloß mit ſolchen Wahrheiten zu thun, die nicht von den Sinnen abhängen.

---

tig wahr zu ſeyn pflegen. Eigentlich aber iſt nur dasjenige ſchlechterdings wider alle Vernunft, was den ewigen und unumgänglich nothwendigen Wahrheiten widerſpricht. Denn wenn etwas nicht nothwendig wahr iſt: ſo iſt auch das Gegentheil nicht nothwendig falſch und unmöglich, das iſt, aller Vernunft zuwider. Alſo kann man zwar auf gewiſſe Maße zugeben, daß die Geheimniſſe und Wunderwerke wider unſere Vernunft ſind: eigentlich aber muß man bloß ſagen, daß ſie die Vernunft überſteigen. Der Herr von Leibnitz nimmt das Wort Vernunft noch in etwas genauerm Verſtande als wir bisher erklärt haben, nämlich, nicht ſo wohl für die Kraft die Wahrheiten an einander zu hängen, und für die gewöhnliche Ausübung ſolcher Kraft; als vielmehr für die rechtmäßige Ausübung derſelben, oder auch für den wircklichen Zuſammenhang der Wahrheiten, ſo fern nämlich ſolcher von dem Verſtande begriffen wird. Und folgends iſt dasjenige keinesweges Vernunft zu nennen, wenn der Verſtand einen falſchen Schein der Wahrheit für eine Wahrheit annimmt, und mit andern Wahrheiten verbindet; ſondern nur, wenn er wirkliche Wahrheiten auf gehörige Weiſe verknüpfet, oder ihre wahrhaftige Verbindung erkennet. Denn ſo wenig ein falſcher Schein der Wahrheit eine Wahrheit iſt, ſo wenig iſt auch ein falſcher Schein der Vernunft für Vernunft zu halten. R.

Siehe hierbey des ſel. Prof. Köhlers aus Jena Diſcurs von dem Lichte der Natur, den er Leibnitzens kleinen Schriften beygefüget hat. G.

Man kann den Glauben gar wohl mit der Erfahrung vergleichen, immaßen derſelbe (in Anſehung der Gründe, die ihn gewiß machen) theils auf der Erfahrung derjenigen beruhet, welche die Wunder ſelbſt geſehen, worauf die Offenbarung gegründet iſt; theils auf einer glaubwürdigen Tradition oder mündlichen Nachricht, wodurch ſolche Wunder entweder ſchriftlich, oder durch mündliche Erzählung derer jenigen, die ſie aufbehalten, bis auf uns gebracht worden. Es iſt faſt eben ſo, als wenn wir uns auf die Erfahrung derer, die China geſehen haben, und auf die Glaubwürdigkeit ihrer Erzählung gründen; wenn wir die wunderwürdigen Sachen, die man uns von dieſem entfernten Lande berichtet, für wahr halten und glauben. Doch rede ich hier nicht von der innerlichen Bewegung des heiligen Geiſtes, der die Gemüther, auch ohne dergleichen äußerliche Gründe, einnehmen, überzeugen, und ſie zum Guten, das iſt zum Glauben und zur Liebe, führen kann; wovon ich mir bey anderer Gelegenheit zu handeln vorbehalte.

2 §. Es ſind aber die Wahrheiten der Vernunft zweyerley: einige nennet man ewige Wahrheiten, die ſo nothwendig ſind, daß das Gegentheil ſchlechterdings unmöglich, und allezeit widerſprechend iſt: dergleichen ſind diejenigen Wahrheiten, die eine logiſche, metaphyſiſche, oder geometriſche Nothwendigkeit haben, und die man, ohne in die größten Ungereimtheiten zu verfallen, nicht läugnen kann. Die andern möchte man willkührliche Wahrheiten (veritates poſitiuas) nennen: weil ſie entweder ſelbſt die Geſetze ausmachen, die Gott der Natur vorzuſchreiben beliebet hat, oder weil ſie von ſolchen Geſetzen abhängen. Wir erkennen ſie entweder aus der Erfahrung, das iſt a poſteriori, oder aus der Vernunft, und a priori, das iſt, aus Betrachtung ihrer Bequemlichkeit, welche gemacht, daß ſie vor andern ſind erwählet worden. Dieſe Bequemlichkeit hat zwar ebenfalls ihre Regeln und Urſachen; indeſſen

iſt es keiner geometriſchen Nothwendigkeit, ſondern der freyen Wahl Gottes, zuzuſchreiben, daß er das bequemſte vorgezogen, und zur Wirklichkeit gebracht hat. Man kann daher ſagen, daß die phyſikaliſche Nothwendigkeit auf die moraliſche, das iſt, auf die Wahl des weiſen Schöpfers, die ſeiner Weisheit anſtändig iſt, gegründet ſey, und daß beyde von der geometriſchen Nothwendigkeit gar wohl unterſchieden werden müſſen. Dieſe phyſikaliſche Nothwendigkeit macht die Ordnung der Natur aus, und beſteht in den Regeln der Bewegung, und einigen andern allgemeinen Geſetzen, welche Gott den Dingen gegeben, indem er ihnen das Weſen gegeben. Es iſt demnach wahr, daß Gott die Geſetze nicht ohne Grund gegeben hat; denn er erwählet nichts aus Eigenſinn, und gleichſam blindlings, noch aus einer lautern Gleichgültigkeit. Allein die allgemeinen Gründe der Ordnung und des Guten, die ihn dazu bewogen, können in einigen Fällen von noch wichtigern Gründen einer höhern Art überwogen werden.

3 §. Hieraus erhellet, daß Gott die Geſetze, welche er den Creaturen vorgeſchrieben, auch gar wohl wiederum aufheben, und in denſelben etwas hervorbringen könne, was ihre Natur nicht mit ſich bringt; indem er ein Wunderwerk thut: da die Creaturen zu größerer Vollkommenheit und Kraft erhoben werden, als die, wozu ſie natürlicher weiſe gelangen können. Die Scholaſtiker nennen dieſe Kraft ein Vermögen zu gehorſamen, (potentiam obedientialem) das iſt, eine ſolche Kraft, welche die Sache erlanget, indem ſie den Befehlen desjenigen gehorchet, der ihr geben kann, was ſie nicht hat: wiewohl eben dieſe Scholaſtiker gemeiniglich ſolche Exempel von dieſer potentia obedientiali geben, die ich für unmöglich halte: als zum Exempel, wenn ſie behaupten, Gott könne der Creatur eine Kraft zu erſchaffen geben. Es kann Gott wohl durch den Dienſt der Engel Wunder thun, in welchem Falle aber die

Geſetze der Natur ſo wenig verletzet werden, als wenn der Menſch der Natur durch die Kunſt zu Hülfe kömmt; angeſehen die Kunſt der Engel von der unſrigen nur dem Grade der Vollkommenheit nach unterſchieden iſt. Inzwiſchen bleibt es doch allezeit wahr, daß die Geſetze der Natur der Diſpenſation des Geſetzgebers unterworfen; hingegen die ewigen Wahrheiten, als zum Exempel die geometriſchen, allerdings unveränderlich ſind: und alſo kann ihnen auch der Glaube nicht zuwider ſeyn. Und hieraus folget, daß ein unüberwindlicher Einwurf wider die Wahrheit unmöglich ſey. Denn iſt der Einwurf eine auf unſtreitige Grundſätze und Geſchichte gegründete Demonſtration, die aus einem Zuſammenhange der ewigen Wahrheiten beſteht: ſo muß der Schluß allerdings gewiß und unveränderlich, das Gegentheil aber falſch ſeyn; denn ſonſt müßten zween ſich widerſprechende Sätze zugleich wahr ſeyn können. Iſt aber der Einwurf nicht demonſtrativ; ſo kann er nur einen wahrſcheinlichen Vernunftſchluß ausmachen, der aber wider den Glauben nichts vermag: immaßen man gar gern zugiebt, daß die Geheimniſſe der Religion den Wahrſcheinlichkeiten zuwider ſind. Nun erkläret ſich aber Herr Bayle, in der nach ſeinem Tode herausgekommenen Antwort, gegen Herrn le Clerk, er wolle keinesweges behaupten, daß es wider die Wahrheiten des Glaubens Demonſtrationen gebe: folglich

und

(*) Es giebt auch unter uns noch Leute, die unter dem Vorwande, daß ſie Gott über alle Geſchöpfe erheben wollen, von ſeinen Eigenſchaften ſo reden, als ob ſie nicht dem Grade, ſondern dem Weſen nach von den unſrigen unterſchieden wären. Da heißt es immer, wir wiſſen nicht was Gottes Weisheit, Güte, Gerechtigkeit ꝛc. ſind. Wir verſtehen ihre Regeln, ihre Abſichten, ihre Art zu wirken nicht, u. d. gl. Dadurch aber ſucht man uns nur in eine gänzliche Sorgloſigkeit und Sicherheit zu ſtürzen. Denn wenn wir gar nicht wiſſen oder wiſſen können, was alle dieſe Vollkommenheiten in Gott ſind, ſo müſſen wir ſie auch verſchwinden alle vermeynte unüberwindliche Schwierigkeiten, und der vermeynte Streit der Vernunft mit dem Glauben, fällt von ſich ſelbſten weg.

> Hi motus animorum atque haec diſcrimina tanta,
> Pulveris exigui iactu compreſſa quieſcunt.
>
> *Virg. Georg. IV. v. 86.*
>
> Dieſe Hitze der Gemüther, dieſe drohende Gefahr
> Dämpfet eine Hand voll Erde, die man drein wirft, ganz und gar.

4 §. Mit jetztangeführten Grundlehren ſtimmen ſo wohl die proteſtirenden Theologi, als auch die von der römiſchen Partey überein, wenn ſie dieſe Sache mit Fleiß abhandeln: und alles was man wider die Vernunft vorbringet, das hält nur wider eine vermeynte, verderbte, und durch falſche Anſcheinungen verführte Vernunft den Stich. Eben ſo iſt es auch mit den Begriffen von der Gerechtigkeit und Gütigkeit Gottes beſchaffen. Bisweilen redet man alſo davon, als wenn man weder Begriff noch Erklärung davon hätte. Allein wenn dieſes wäre, ſo würden wir ihm nicht mit Grunde die gedachten Eigenſchaften zuſchreiben, noch ihn um ſelbiger willen loben können. *) Seine Weisheit ſo wohl, als ſeine Gütigkeit und Gerechtigkeit, ſind von den unſern bloß darinnen unterſchieden, daß ſie unendlich voll-

---

nicht mehr Gott beylegen, oder davon reden. Können wir aber nicht mehr davon reden, ſo können wir auch von Gott nichts mehr ſagen, das einigen Begriff von ihm erweckte. Folglich wird Gott bey ſolchen Weltweiſen ein Je ne ſai quoi ſeyn, wie bey den Sevaramben; die ihn auch nur ein unerforſchliches, unergründliches, unbegreifliches Weſen nennen Herr Bayle iſt auch einer von dieſer Zahl. S. ſeinen Artikel Simonides, wo ich auch eine Anmerkung darüber gemacht habe. Von dieſer gänzlichen muthwilligen Unwiſſenheit aber iſt nur noch ein Schritt bis zur Gottesleugnung. G.

vollkommener ſind. Demnach können weder die einfachen Begriffe, noch die nothwendigen Wahrheiten und demonſtrativiſchen Folgerungen der Weltweisheit, der Offenbarung zuwider ſeyn. Und wenn einige philoſophiſche Sätze in der Gottesgelahrtheit verworfen werden, ſo kömmt es daher: weil man ihnen eine bloße phyſikaliſche oder moraliſche Nothwendigkeit zugeſteht: welche nur auf dasjenige geht, was gewöhnlicher Weiſe geſchieht, folglich auf Scheindinge *) gegründet iſt; aber wenn es Gott gefällig iſt, gar wohl aufhören kann.

5 §. Aus dem angeführten erhellet, daß gemeiniglich diejenigen in ihren Redensarten ein wenig verwirret ſind, welche die Philoſophie und Theologie, oder den Glauben und die Vernunft, einander als ſtreitende Dinge entgegen ſetzen. Sie machen keinen Unterſcheid unter **erklären**, **begreifen**, **beweiſen**, und **vertheidigen**. Und ich befinde, daß auch der ſcharfſichtige Herr Bayle nicht allezeit von dieſer Verwirrung frey iſt. Man kann wohl die Geheimniſſe ſo weit **erklären**, als es nöthig iſt, ſie zu glauben; allein man kann ſie weder **begreifen**, noch zeigen, wie ſie ſich zutragen. So erklären wir ſelbſt in der Phyſik viele empfindliche Eigenſchaften ſo weit es möglich iſt; jedennoch auf eine unvollkommene Art, denn wir begreifen ſie nicht. Wir können aber die Geheimniſſe aus der Vernunft eben ſo wenig **beweiſen**: denn alles was a priori, oder aus der bloßen Vernunft erweislich iſt, das kann auch begriffen werden. Alles was uns daher noch übrig iſt, nachdem wir den Geheimniſſen, wegen der Beweisgründe von der Wahrheit der Religion, (welche man **Bewegungsgründe der Glaubwürdigkeit** nennet) Beyfall gegeben, iſt dieſes, daß man dieſelben wider die Einwürfe **vertheidigen** könne: ſonſt würden wir nicht Grund genug haben,

---

(*) Scheindinge, oder vielmehr Erſcheinungen, Apparenzien, werden hier und im folgenden nicht überhaupt den wahren haben, dieſelben zu glauben; weil alles, was auf eine gründliche und demonſtrativiſche Art widerleget werden kann, nothwendig falſch ſeyn muß. Und wenn die Einwürfe überzeugend und ganz demonſtrativiſch wären, ſo würden ſie als etwas ſchlechterdings gewiſſes, den Beweisthümern von der Wahrheit der Religion, die bloß moraliſch gewiß ſind, nicht allein die Wage halten, ſondern ſie noch darzu übertreffen. Durch dieſes wenige könnten ſchon die Schwierigkeiten von dem Gebrauche der Vernunft und der Philoſophie in Anſehung der Religion gehoben werden; wenn man nicht ſehr oft mit Leuten zu thun hätte, die vorgefaßte Meynungen haben. Allein weil dieſe Materie nicht weniger verwirrt als wichtig iſt, ſo wird es nicht undienlich ſeyn, hievon etwas weitläuftiger zu handeln.

6 §. Die Frage, von der **Uebereinſtimmung des Glaubens mit der Vernunft**, iſt allezeit eine wichtige Aufgabe geweſen. Die geſchickteſten Chriſtlichen Scribenten in der erſten Kirche bequemten ſich den platoniſchen Begriffen, die ihnen am meiſten gefielen, und damals auch am meiſten im Schwange waren. Allmählich trat Ariſtoteles an Platons Stelle, als die ſyſtematiſchen Lehrbücher anfingen aufzukommen, und die Theologie ſelbſt, durch die Entſcheidungen der allgemeinen Concilien, welche allerhand genau abgefaßte Glaubensbekenntniſſe vorſchrieben, ſyſtematiſcher ward. In der abendländiſchen Kirche haben der heilige Auguſtin, Boetius und Caſſiodor, in der morgenländiſchen aber Johannes Damaſcenus das meiſte beygetragen, daß die Theologie endlich in die Form einer Wiſſenſchaft gebracht worden: des Beda, Alcuins, Anſhelms, und einiger anderer in der Philoſophie erfahrner Schriftgelehrten, zu geſchweigen: bis endlich die Scholaſtiker dazu kamen, und das müßige Kloſterleben dem tiefen Nachgrü-

beln

Dingen, ſondern bloß den ewigen und nothwendigen Wahrheiten entgegen geſetzt. R.

beln freyen Lauf ließ, worinnen ſie ſonderlich durch die aus dem Arabiſchen überſetzte Philoſophie des Ariſtoteles geſtärket wurden. Damals brachte man endlich vollends ein aus Theologie und Philoſophie zuſammen geſetztes Werk zu Stande, worinnen die meiſten Fragen der Sorgfalt zuzuſchreiben ſind, mit welcher man die Vernunft und den Glauben zu vereinigen bemühet war. Allein die Sache gieng doch ſo nicht von ſtatten, wie es wohl wäre zu wünſchen geweſen: weil die Theologie, wegen der damaligen ſchlimmen Zeiten, durch die Unwiſſenheit und den Eigenſinn ſehr verderbet worden war; und weil auch die Philoſophie, außer ihren eigenen Fehlern, die ſchon ſehr groß waren, noch überdas von den Fehlern der Theologie beſchweret ward: die hinwiederum auch ihres Orts nicht wohl zu vertragen ſchien, daß man eine höchſtdunkele und unvollkommene Philoſphie mit ihr verbunden hatte. (*) Inzwiſchen muß man doch mit dem unvergleichlichen Grotius bekennen, daß noch bisweilen unter dem Unflathe des barbariſchen Lateins der Mönche, etwas Gold zu finden iſt: welches mich mehr als einmal bewogen zu wünſchen, daß etwan ein geſchickter Mann, der Amts wegen die Schulſprache lernen müſſen, das Beſte aus ſelbigem heraus ziehen; und daß ein anderer Petavius oder Thomaſſinus dasjenige mit den Scholaſtikern vornehmen möchte, was dieſe zween gelehrte Män-

ner

(*) Wer hieran zweifelt, der darf nur die berühmteſten Werke der Scholaſtiker nachſchlagen; z. E. den Suarez, d. i. Metaphyſicarum Diſputationum, in quibus vniuerſa Theol. naturalis ordinate traditur &c. Tom. II. und die Commentarios Collegii Conimbricenſis, Societatis Ieſu, in octo libros Phyſicorum Ariſtotelis Stagiritae, davon ich die Cölniſche Ausgabe in 4 von 1602 beſitze: ſo wird man in unzählichen ſubtilen Fragen Proben genug davon antreffen. Will man von den unſrigen Proben davon haben, ſo leſe man Georgii Meieri Reginam Miniſtram S. Metaphyſicam vſualem diuinam Theorematico-polemicam rener mit den Kirchenvätern gethan. Dieſes würde ein artiges, und abſonderlich zu der Kirchenhiſtorie ſehr nützliches Werk ſeyn; als wodurch die Hiſtorie der damaligen Lehrſätze, bis auf die Zeit der Wiederherſtellung der ſchönen Wiſſenſchaften, da die Sachen ein ander Anſehn bekommen, und noch weiter hinaus, fortgeſetzet werden könnte. Denn die meiſten Lehren, als zum Exempel die von der natürlichen Vorherbeſtimmung, von der mittlern Erkenntniß, von den philoſophiſchen Sünden, von den praeciſionibus obiectiuis, und viele andere aus der ſpeculativiſchen Gottesgelahrtheit; wie auch aus der praktiſchen, die von Gewiſſensſcrupeln, ſind allererſt nach der tridentiniſchen Kirchenverſammlung recht aufgekommen.

7 §. Kurz vor dieſer großen Veränderung, und vor der noch bis jetzo daurenden großen Trennung der abendländiſchen Kirche, war in Italien eine philoſophiſche Secte, welche dieſe Uebereinſtimmung des Glaubens mit der Vernunft, die wir behaupten, gewaltig anfocht. Man nennete ſie Averroiſten, weil ſie es mit einem berühmten arabiſchen Schriftſteller hielten, den man κατ᾽ ἐξοχὴν, den Ausleger (Commentatorem) nennete, und der den Verſtand des Ariſtoteles unter allen ſeinen Landsleuten am beſten getroffen zu haben ſchien. Da nun dieſer Ausleger dasjenige, was bereits die griechiſchen Ausleger gelehret hatten,

---

bus Theologicis applicatam, die 1682 zu Lüneb in 4. gedruckt worden: und die Inſtitutiones metaphyſicas, continuis exemplis inprimis theologicis &c. illuſtratas &c. autore Valentino Velthem, Prof. Log. & Phil. primae Ien. 1680 in 8 gedruckt. Und was von dieſen beyden Werken noch am meiſten zu bewundern iſt, iſt dieſes, daß ſie ſo neu ſind; denn der alten Lehrbücher unſrer berühmteſten Kirchenlehrer habe ich nicht gedenken mögen, weil ſie ohnedem ein jeder kennet. Ueberall aber findet man dieſe Vermiſchung der ariſtoteliſchen Philoſophie mit der Theologie. G.

ten, noch weiter trieb, ſo meynte er, daß nach dem Ariſtoteles, ja ſelbſt nach der Vernunft, (welche zwey Dinge man damals faſt für eins hielt) die Unſterblichkeit der Seelen unmöglich ſtatt finden könnte. Er ſchloß nämlich folgendermaßen: das menſchliche Geſchlecht iſt nach der Lehre des Ariſtoteles ewig. Wenn nun eine jede Seele insbeſondere nicht ſtirbt, ſo muß man endlich auf die von dieſem Weltweiſen verworfene Seelenwanderung kommen: oder wenn man behauptet, daß immer täglich neue Seelen hervor kommen, ſo muß man eine unendliche Menge dieſer von aller Ewigkeit her aufbehaltenen Seelen zugeben. Allein die wirkliche Unendlichkeit iſt nach der Lehre eben dieſes Ariſtoteles unmöglich: daher muß man ſchließen, daß die Seelen, das iſt, die Formen der organiſchen Körper; oder zum wenigſten der leidende Verſtand (intellectus paſſiuus) der einem jeden inſonderheit zugehöret, mit dem Leibe untergehen. Alſo wird nichts, als der allen Menſchen gemeinſchaftliche wirkende Verſtand (intellectus actiuus) übrig bleiben, der nach des Ariſtoteles Meynung von außen kömmt, und allenthalben wirket, wo die Werkzeuge dazu geſchickt ſind: als wie der Wind, wenn er in wohl dazu bereitete Orgelpfeifen getrieben wird, eine gewiſſe Art der Muſik hervor bringet.

8 §. Es war zwar nichts elenders, als dieſe vermeynte Demonſtration. Ariſtoteles hat weder die Seelenwanderung der Seelen recht widerleget, noch die Ewigkeit des menſchlichen Geſchlechts richtig bewieſen: und über dieß alles iſt es auch höchſt falſch, daß eine wirkliche Unendlichkeit unmöglich ſey. Unterdeſſen aber wurde dieſe Demonſtration bey den Ariſtotelikern für unüberwindlich gehalten, und ſie kamen daher auf die Gedanken, es müßte eine gewiſſe Intelligentia Sublunaris, d. i. ein gewiſſer allgemeiner Geiſt ſeyn, der alles was unter dem Kreiſe des Mondes iſt, belebe, deſſen wir theilhaftig würden, und dadurch wir un-

ſern wirkſamen Verſtand bekämen. Andere aber, die nicht ſo ſehr an dem Ariſtoteles hiengen, verfielen gar auf eine allgemeine Seele, welche gleichſam ein Meer aller beſondern Seelen wäre; und glaubten, dieſe allgemeine Seele wäre einzig und allein vermögend zu beſtehen, da inzwiſchen die beſondern Seelen entſtünden und wieder vergiengen. Dieſer Meynung zufolge, entſtünden die Seelen der Thiere, indem ſie ſich wie Tropfen von ihrem Meere losriſſen, wenn ſie etwan einen Leib anträfen, den ſie beleben könnten; und ſie kämen auch wieder um, wenn ſie ſich nach dem Untergange des Leibes mit dem allgemeinen Seelenmeere vereinigten; wie die Flüſſe ſich in der See verlieren. Ja viele hielten Gott ſelbſt für die allgemeine Seele; wiewohl andere glaubten, daß ſie geſchaffen wäre, und unter Gott ſtünde. Dieſe böſe Lehre iſt ſehr alt, und zugleich ſehr geſchickt, gemeine Leute zu verblenden. Sie iſt gar deutlich in den ſchönen Verſen Virgils (*Æn. VI. v. 724*) enthalten:

Principio Coelum ac terram, camposque liquentes,
Lucentemque globum Lunae, Titaniaque aſtra,
Spiritus intus alit; totamque infuſa per artus
Mens agitat molem, & magno ſe corpore miſcet:
Inde hominum pecudumque genus, vitaeque volantum.

Die Erde, Luft und Meer, die hohen Himmelszinnen,
Und Mond und Sonn und Stern, belebt ein Geiſt von innen;
Die Seele, deren Kraft durch alle Glieder geht,
Bewegt die ganze Laſt, daß ſie nie ſtille ſteht;
Sie iſt durchaus vermiſcht mit dieſem großen Leibe,
Damit ein reger Geiſt, Menſch, Thier, und alles treibe.

Und noch an einem andern Orte (*Georg. IV. v. 221.*)

. . . Deum namque ire per omnes
Terraſque tractusque maris, coelumque profundum:
Hinc pecudes, armenta, viros, genus omne ferarum,

Quemque ſibi tenues naſcentem arceſſere vitas.
Scilicet huc reddi deinde ac reſoluta referri.
Omnia: . . .
Es iſt in aller Welt, durch Himmel, Erd und Meer,
So weit und tief ſie ſind, nichts von der Gottheit leer;
Von Menſchen und von Vieh, von zahm und wilden Thieren,
Wird nichts zur Welt gebracht; es zieht von Gott allein,
Dem allgemeinen Geiſt, den ſchwachen Athem ein,
Und muß ſich wiederum zuletzt in ihm verlieren.

9 §. Des Plato Seele der Welt (anima mundi) iſt von einigen in dieſem Verſtande genommen worden: allein die Stoiker ſcheinen es noch mehr mit der Meynung von dieſer allgemeinen Seele, ſo die andern alle verſchluckt, zu halten. Diejenigen die dieſe Meynung hegten, konnten gar billig Monopſychiten genennet werden: weil ihrer Lehre nach in der That nur eine einzige Seele iſt, die für ſich ſelbſt beſteht. Herr Bernier merket an, es wäre dieſes faſt durchgehends bey allen Gelehrten in Perſien und in den Ländern des großen Moguls eine gemeine Meynung; ja ſie ſcheint auch bey den Cabbaliſten und Myſtikern ihren Zutritt gefunden zu haben. Ein gewiſſer Deutſcher, aus Schwaben gebürtig, der vor einigen Jahren ein Jude geworden, und unter dem Nahmen Moſes Germanus allerhand neue Lehren vorbringt, hält dafür: Spinoza, deſſen Sätzen er anhänget, erneu-

---

(*) Dieſes iſt Hr. Johann George Wachter, von Memmingen gebürtig. Er hat, als er ſich in Holland aufgehalten, mit Johann Peter Speethen, einem gebohrnen Augſpurger, der aus einem Chriſten ein Jude geworden, und ſich Moſem Germanum genennt, controvertirt, und zu Amſterdam, Anno 1699 ein Buch in deutſcher Sprache wider ihn heraus gegeben, unter dem Titel: Der Spinoziſmus im Judenthume, oder die von dem heutigen Judenthume, und deſſen geheimen Kabbala vergötterte Welt. Nach dieſem hat er zu Berlin ſeinen Elucidarium Cabaliſticum geſchrieben, (welcher, wie fälſchlich auf dem Titel ſteht, zu Rom, erneuere die alte Cabbala der Hebräer: und ein gewiſſer Gelehrter, (*) der dieſen jüdiſchen Proſeliten widerleget, ſcheint eben dieſer Meynung zu ſeyn. Man weis, daß Spinoza nur eine einzige Subſtanz in der Welt zuläßt, von welcher alle beſondere Seelen nur vergängliche Modificationen ſeyn ſollen. Valentin Weigel, Prediger zu Tſchopa in Meißen, ein Mann von großem, ja faſt allzugroßem Witze, ob man ihn wohl für einen Enthuſiaſten halten wollen, hatte vielleicht auch etwas von dieſer Meynung: imgleichen auch der Schriftſteller, der ſich Iohannem Angelum Sileſiacum nennet, und der verſchiedene kleine geiſtliche Verſe, die artig genug ſind, nach Art der Sinngedichte in deutſcher Sprache geſchrieben, die erſt kürzlich wieder aufgelegt worden. Und überhaupt könnte man auch der Vergötterung der Myſtiker dieſen böſen Verſtand beylegen. Gerſon hat ſchon wider den Rusbrock einen myſtiſchen Scribenten geſchrieben, deſſen Meynung, allem Anſehen nach, gut war, und deſſen Redensarten auch noch zu entſchuldigen ſind: allein es iſt am beſten, wenn man auf ſolche Art ſchreibt, die nicht allererſt entſchuldiget zu werden vonnöthen hat. Wiewohl es auch nicht zu leugnen iſt, daß oft etwas hochgetriebene und ſo zu ſagen poetiſche Redensarten, einen kräftiger rühren und bereden können, als das was ordentlicher weiſe vorgetragen wird.

1706 gedruckt ſeyn ſoll,) worinnen er ſo wohl die Cabbalam als den Spinoziſmum nicht undeutlich vertheidiget, und theils ſich ſelbſt, theils den berühmten Herrn D. Buddeus widerlegt. R

Siehe hiervon, was ich in der deutſchen Ueberſetzung des bayliſchen Wörterbuches, in dem Artikel Spinoza, von gedachtem Hrn. Wachter für eine Erklärung ſeiner Meynung eingerückt habe. Denn allem Anſehen nach hat man dieſem gelehrten Manne, in vielen Stücken unrecht gethan, da man ihn für einen Vertheidiger der ſpinoziſtiſchen Thorheiten ausgegeben. G.

10 §. Die Vernichtung desjenigen was uns eigentlich zugehöret, die von den Quietiſten ſehr weit getrieben worden, möchte vielleicht auch bey einigen eine verdeckte Gottloſigkeit ſeyn: wie das was man von dem Quietiſmo des Foe, des Urhebers einer großen Secte in China, erzählet. Nachdem dieſer vierzig Jahre lang ſeine Religion gelehret hatte, und numehr merkte, daß er ſterben würde, bekannte er ſeinen Jüngern und Anhängern, daß er ihnen bisher die Wahrheit unter der Decke der Metaphoren vorgetragen hätte; und daß alles wieder zu nichts würde; als welches Nichts, wie er ſagte, das erſte Urweſen aller Dinge wäre: und dieſes war, wie mich deucht, noch ärger, als die Meynung der Averroiſten. Beyde Meynungen ſind nicht nur unmöglich zu behaupten, ſondern auch ganz ungereimt und ausſchweifend. Inzwiſchen haben doch einige Neuere kein Bedenken getragen, dieſe **allgemeine und einzige** Seele, welche die andern alle verſchluckt, anzunehmen. Sie hat auch unter den ſogenannten ſtarken Geiſtern nur allzugroßen Beyfall gefunden: und der Herr von Breiſſac, ein Soldat und guter Kopf, der ſich in die Philoſophie gemiſchet, hat vormals dieſe Lehre öffentlich in ſeinen Abhandlungen vorgetragen. Allein dieſem Uebel kan das Syſtema der **vorherbeſtimmten Harmonie** unter allen am beſten abhelfen. Denn es zeiget, daß es nothwendig gewiſſe einfache und unausgedehnte Subſtanzen gebe, die durch die ganze Natur ausgebreitet ſind; daß dieſe Subſtanzen allezeit für ſich beſtehen, und von keiner andern Sache, als allein von Gott, abhängen; und daß ſie niemals gänzlich ohne einen organiſchen Leib ſind. Diejenigen die in den Gedanken ſtehen,

---

(*) Dieſes hat Pomponaz hauptſächlich in dem berufenen Buche von der Unſterblichkeit der Seelen gethan, davon ich die erſte Auflage beſitze, die ohne Benennung des Verlegers und Ortes M·D XXXIV. unter dem Titel: Petri Pomponatii Mantuani, tractatus de immortalitate animae, in 12 ſtehen, daß die Seelen, die zwar eine Empfindung, aber keine Vernunft haben, ſterblich ſind; oder die da behaupten, daß bloß die vernünftigen Seelen Empfindungen haben können, räumen den Monopſychiten ſehr viel ein. Denn es wird doch allezeit ſchwer fallen, die Leute zu bereden, daß die Thiere nichts empfinden: und wenn man einmal zugiebt, daß dasjenige untergehen könne, was einer Empfindung fähig iſt, ſo wird es hernach ſchwer ſeyn, die Unſterblichkeit unſrer Seele aus der Vernunft zu behaupten.

11 §. Ich habe mit Fleiß dieſe kleine Ausſchweifung gemacht, weil es mir geſchienen, daß ſie ſich gar wohl auf unſere Zeiten ſchicket, in denen man nur allzuſehr geneigt iſt, die Grundlehren der natürlichen Religion über einen Haufen zu werfen. Jetzt komme ich aber wieder auf die Averroiſten, die ſich einbildeten, ihre Lehre wäre unwiderſprechlich aus der Vernunft bewieſen; daher ſie öffentlich vorgaben: die Seele des Menſchen wäre zwar nach der Philoſophie ſterblich; jedoch unterwürfen ſie ſich der Theologie, welche dieſelbe für unſterblich erklärete. Allein man hielt dieſe Diſtinction für verdächtig, und die vorgenommene Trennung des Glaubens und der Vernunft wurde von den Prälaten und Doctoren ſelbiger Zeit verworfen, und in der letzten lateranenſiſchen Kirchenverſammlung, unter Pabſt Leo dem X verdammt; allwo man zugleich die Gelehrten ermahnete, daß ſie ſich bemühen ſollten den Schwierigkeiten abzuhelfen, welche zwiſchen der Philoſophie und Theologie einen Streit zu erregen ſchienen. Die Lehre von der Unverträglichkeit dieſer beyder Wiſſenſchaften erhielt ſich jedennoch ingeheim: Pompenaz kam deswegen in Verdacht, (*)

---

herausgekommen. Hierinnen will der Verfaſſer aus philoſophiſchen Gründen beweiſen, daß die Seele ſterblich ſey: ob er gleich vorgiebt, daß er dennoch nach der Religion ihre Unſterblichkeit glaube. Die Freygeiſter unſrer Zeiten, die ſo gern von der Materialität der Seele reden, und ob er ſich ſchon anders erklärte: und ſelbſt die Secte der Averroiſten wurde durch die Tradition fortgepflanzt. Man glaubt, Cäſar von Cremona, ein berühmter Philoſoph ſeiner Zeit, ſey eine Stütze derſelben geweſen. Andreas Cäſalpin (ein Arzt und Mann von großen Verdienſten, der nach dem Michael Servet am nächſten auf den Kreislauf des Geblüts gekommen) iſt vom Nicolaus Taurellus, in einem Buche, das den Titel Alpes caeſae führet, angeklaget worden, daß er ebenfalls einer von den Peripatetikern ſey, die der Religion zuwider ſind. Man findet auch einige Fußtapfen von dieſer Lehre in dem Circulo Piſano des Claudius Berigard, der ein Franzoſe von Geburt geweſen, in Italien aber ſich niedergelaſſen, und zu Piſa die Philoſophie gelehret hat. Sonderlich aber zeugen die Schriften und Briefe des Gabriel Naudäus, wie auch die Naudäanen, daß der Averroismus noch vorhanden geweſen, da dieſer gelehrte Arzt ſich in Italien befunden. Die Corpuſcular-Philoſophie, welche kurz darnach aufgekommen, ſcheint dieſe allzu peripatetiſche Secte vertilget zu haben, oder iſt vielleicht damit vermiſcht worden: und es kann wohl ſeyn, daß es Atomiſten giebt, die wohl Luſt hätten, eben ſo zu lehren als die Averroiſten, wenn es nur die Umſtände zuließen. Allein dieſer Misbrauch kann den übrigen guten Sachen der Corpuſcular-Philoſophie nicht nachtheilig ſeyn, als welche man gar wohl mit dem, was im Plato und Ariſtoteles gründliches zu finden iſt, verknüpfen, und beyde mit der wahren Theologie vereinigen kann.

12 §.

---

behaupten wollen, die Materie könne denken; dörfen ſich indeſſen keine Freude auf dieß Buch machen. Es iſt ganz aus den trüben Pfützen der ſcholaſtiſchen Philoſophie geſchöpfet, und in einem ſo barbariſchen Lateine geſchrieben, daß es ihnen wenig Troſt geben, ja von den meiſten gar nicht wird verſtanden werden. Herr Bayle hat in ſeinem Wörterbuche dieſem Pomponaz ſehr das Wort geredet, und den

12 §. Die Reformatores, ſonderlich aber Lutherus, wie ich ſchon erinnert, haben bisweilen ſo geredet, als wenn ſie die Philoſophie verwürfen, und ſie für eine Feindinn des Glaubens hielten. Allein wenn man wohl Achtung giebt, ſo hat Luther durch die Philoſophie nichts anders verſtanden, als das was dem ordentlichen Laufe der Natur gemäß iſt; oder vielleicht auch dasjenige was damals in den Schulen gelehret ward: als wenn er zum Exempel ſagt, es ſey philoſophiſcher Weiſe, das iſt, nach der Ordnung der Natur unmöglich, daß das Wort könne Fleiſch werden; und wenn er ſo gar behauptet, was in der Phyſik wahr iſt, das könne in der Moral falſch ſeyn. Er war auf den Ariſtoteles überaus übel zu ſprechen, und ſchon vom 1516 Jahre an bedacht, die Philoſophie von den Fehlern zu ſaubern; da ihm vielleicht die Reformation der Kirchen noch nicht in den Sinn gekommen. Doch ließ er ſich nachgehends beſänftigen, und geſtattete, daß man in der Vertheidigung des augſpurgiſchen Bekenntniſſes, des Ariſtoteles und ſeiner Sittenlehre zum beſten gedachte. Melanchthon, ein ſehr gründlicher und beſcheidener Mann, machte allerhand kleine Lehrbücher von gewiſſen Theilen der Philoſophie, welche er nach den geoffenbarten und im gemeinen Leben nützlichen Wahrheiten einrichtete, die auch noch jetzo verdienen geleſen zu werden. Nach ihm kam Petrus Ramus ans Bret: ſeine Philoſophie war ſehr im Schwange, die Secte der Ramiſten war in Deutſchland überaus mächtig, und unter den Proteſtanten ſehr gemein, ja ſie ward ſelbſt in der Theologie gebraucht,

---

Widerſpruch des natürlichen und geoffenbarten Lichts behaupten wollen: man ſehe aber was ich in der deutſchen Ausgabe dagegen erinnert habe. Wenigſtens iſt dieſes Welſchen ſeine Art, die Unſterblichkeit der Seele zu beſtreiten, ſo ſchlecht, daß keinem Verfechter derſelben vor ſeinen Waffen bange ſeyn darf. G.

bis endlich die Corpuscular-Philoſophie wieder aufkam, welche die Ramiſtiſche in Vergeſſenheit ſetzte, und das Anſehn der Peripatetiker um ein großes verminderte.

13 §. Inzwiſchen da viele proteſtantiſche Schriftgelehrte, wo es nur immer möglich war, von der ſcholaſtiſchen Philoſophie abgiengen, die bey der gegenſeitigen Partey herrſchete: ſo fingen ſie zuletzt gar an, die Philoſophie überhaupt für verdächtig zu halten und gänzlich zu verachten. Der Streit brach endlich zu Helmſtädt, durch die große Hitze Daniel Hofmanns, eines Theologen und ſonſt geſchickten Mannes, aus, der vormals bey der Unterredung zu Quedlinburg ein großes Anſehen erlanget hatte; bey welcher er und Tilemann Heshuſius von Seiten des Herzogs Julius zu Braunſchweig geweſen, als er die Formel der Eintracht nicht annehmen wollte. Ich weis nicht, wie ſich D. Hofmann ſo ſehr wider die Philoſophie entrüſten können; da er doch nur bloß den Misbrauch hätte tadeln ſollen, den die Weltweiſen mit ihr begehen. Allein es ſteckte ihm Johann Caſelius, ein ſehr berühmter und bey vielen großen Herren und gelehrten Leuten ſeiner Zeit ſehr angeſehener Mann, im Kopſe: und als ſich Herzog Heinrich Julius von Braunſchweig, ein Sohn Julius des Stifters der Univerſität, ſelbſt die Mühe gegeben, die Sache zu unterſuchen, ſo verdammte er dieſen Gottesgelehrten. Nach der Zeit hat es auch wohl einige dergleichen kleine Streitigkeiten gegeben: allein man hat immer geſehen, daß es bloß Misverſtändniſſe geweſen. Der berühmte Profeſſor zu Jena in Thüringen, Paul Slevogt, deſſen Diſſertationen, die wir von ihm haben, ſattſam zeigen, wie erfahren er in der ſcholaſtiſchen Philoſophie und in der hebräiſchen Literatur geweſen, hat in ſeiner Jugend ein kleines Buch, unter dem Titul: Peruigilium, de diſſidio Theologi et Philoſophi in vtriusque Principiis ſundato, (von der Uneinigkeit des Gottesgelehrten und Weltweiſen, welche in bey-

derſeitigen Grundlehren gegründet iſt) bey Gelegenheit der Frage, ob Gott eine zufällige Urſache der Sünde ſey, herausgegeben. Allein man ſah wohl, daß er bloß hatte zeigen wollen, wie die Schriftgelehrten bisweilen die philoſophiſchen Redensarten misbrauchen.

14 §. Damit ich aber auf dasjenige komme, was ſich zu meiner Zeit zugetragen hat: ſo erinnere ich mich, daß An. 1666 Ludewig Meier, ein Arzt zu Amſterdam, ohne ſich zu nennen, ein Buch unter dem Titel: Philoſophia Scripturae Interpres, herausgegeben, welches viele mit Unrecht ſeinem guten Freunde dem Spinoza zugeſchrieben. Die holländiſchen Gottesgelehrten geriethen darüber in nicht geringe Bewegung, und ihre Schriften wider dieſes Buch verurſachten großen Streit unter ihnen; indem einige dafür hielten, die Carteſianer, ſo dieſen ungenannten Weltweiſen widerleget, hätten der Philoſophie gar zu viel eingeräumet. Johann von Labbadie griff ehe er ſich von der reformirten Kirche abgeſondert, unter dem Vorwande einiger Misbräuche, die ſich, wie er ſagte, in die öffentlichen Gewohnheiten eingeſchlichen, und die er für unerträglich hielt, das Buch des Herrn von Wolzogen an, und gab es für gefährlich aus. Auf einer andern Seite fochten der Herr Vogelſang und der Herr von der Weve, nebſt andern Anticocceianern eben dieſes Buch mit großer Bitterkeit an. Allein der Beklagte gewann ſeine Sache in einer Verſammlung der Geiſtlichen. Nach dieſem redete man vieles in Holland von den rationalibus und non-rationalibus, d. i. den Freunden und Feinden der Vernunft; welches ein Unterſcheid zwoer Parteyen iſt, deren Herr Bayle gar oft gedenket, der ſich endlich wider die erſten erkläret hat. Allein es ſcheint, man habe noch nicht die eigentlichen Regeln gezeigt, in welchen beyde Parteyen in Anſehung des Gebrauchs der Vernunft bey Erklärung der heiligen Schrift, eins ſind oder nicht.

15 §. Ein dergleichen Streit hätte vor kurzem die Kirche der augſpurgiſchen Confeßionsverwandten bald beunruhigen ſollen. Denn als einige junge Lehrer der freyen Künſte zu Leipzig, denen Studenten, die zu ihnen gingen, die heiligen Sprachen zu erlernen (nach Gewohnheit dieſer und einiger andern Univerſitäten, allwo dergleichen Sachen nicht zur theologiſchen Facultät gerechnet werden,) Privatlectionen bey ſich hielten; (*) ſo drungen dieſe Lehrer auf das leſen der heiligen Schrift und auf die Ausübung der Gottſeligkeit mehr, als andere ihres gleichen zu thun gewohnet waren. Man hält dafür, ſie hätten einige Sachen zu hoch getrieben, und einen Argwohn gegeben, als fingen ſie einige Neuerungen in der Lehre an: welches verurſachte, daß man ihnen den Namen der **Pietiſten**, als einer neuen Secte gab; ein Name, welcher nach der Zeit ſo groſſen Lärmen in Deutſchland verurſachet, und wohl oder übel auf diejenigen gezogen worden, die man wegen der Schwärmerey, oder auch wegen einer unter dem Scheine nöthiger Kirchenbeſſerung verborgenen Häucheley, in Verdacht hatte, oder zu haben ſich anſtellte. Da ſich nun einige Zuhörer dieſer jungen Lehrer, durch ihre beſondere und anſtößige Aufführung, wie auch unter andern durch Verachtung der Philoſophie; davon ſie ſo gar die geſchriebenen Collegia ſollen verbrannt haben, nicht wenig hervor thaten: ſo glaubte man, ihre Lehrer verwürfen die Philoſophie. Allein ſie haben ſich überaus wohl deswegen verantwortet, und man hat ſie weder dieſes Irrthums, noch anderer beygemeſſenen Ketzereyen, überzeugen können.

16 §. Die Frage, von dem Gebrauche der Philoſophie in der Theologie, iſt allezeit unter den Chriſten ſehr ſtreitig geweſen, und man hat viel Mühe gehabt, wegen der

---

(*) Dieſes iſt das noch itzo allhier beſtehende Collegium Philobiblicum einiger junger Magiſtrorum, Catecheten und Candidaten des heiligen Predigtamts, welches ſeit Aug.

der Grenzen dieſes Gebrauchs eins zu werden, wenn man ſie genau beſtimmen wollen. Das Geheimniß der heiligen Dreyfaltigkeit, der Menſchwerdung Chriſti, und des heiligen Abendmahls, hat die meiſte Gelegenheit zum Streite gegeben. Die neuen Photinianer, die die beyden erſten Geheimniſſe anfechten, haben ſich gewiſſer philoſophiſcher Lehrſätze bedient, die Andreas Keßler, ein der augſpurgiſchen Confeßion zugethaner Schriftgelehrter, in verſchiedenen Tractaten, welche er über die Theile der ſocinianiſchen Philoſophie herausgegeben, kürzlich angeführet. Allein was ihre Metaphyſik anlanget, ſo könnte man ſich dießfalls aus der Metaphyſik Chriſtoph Stegmanns, eines Socinianers, mehr Raths erholen, die aber noch nicht gedruckt iſt. Ich habe ſie in meiner Jugend geſehen, und nur erſt kürzlich wiederum geliehen bekommen.

17 §. Calov und Scherzer, die beyde in der ſcholaſtiſchen Philoſophie ſehr wohl erfahren waren, nebſt vielen andern geſchickten Männern, haben den Socinianern weitläuftig, und öfters überaus wohl geantwortet; indem ſie es nicht bey den allgemeinen und etwas unachtſamen Antworten bewenden laſſen, deren man ſich ſonſt gewöhnlichermaßen gegen ſie bediente, und die meiſtentheils darauf ankamen: ihre Sätze wären zwar in der Philoſophie, aber nicht in der Theologie richtig; man begienge dadurch eine μετάβασιν εἰς ἄλλο γένος, wenn man dieſe Sätze in Sachen gebrauchte, die über die Vernunft wären; die Philoſophie müßte nur als eine Magd, nicht aber als eine Gebietherinn in der Theologie angeſehen werden, zufolge des Titels eines Buches, welches Robert Baronius, ein Schottländer, heraus gegeben, und Philoſophiam Theologiae ancillantem genennet. Mit einem Worte, ſie wäre eine

---

Herm. Frankens Zeiten entſtanden, und itzo allezeit unter der Aufſicht eines hieſigen Gottesgelehrten ſteht. G.

Hagar bey der Sara, welche man mit ihrem Sohne Iſmael aus dem Hauſe ſtoßen ſollte, wenn ſie widerſpänſtig wäre. Es iſt zwar in dieſen Antworten etwas Gutes enthalten: allein gleichwie man dieſelben leicht misbrauchen, und dadurch die natürlichen und geoffenbarten Wahrheiten ungereimt wider einander in Streit ſetzen könnte: alſo haben ſich die Gelehrten bemühet, zwiſchen dem, was in den natürlichen oder philoſophiſchen Wahrheiten nothwendig und unveränderlich iſt, und dem was dergleichen nicht iſt, einen Unterſcheid zu machen.

18 §. Die zwo proteſtantiſchen Parteyen ſind unter einander einig genug, wenn es auf einen Krieg wider die Socinianer ankömmt. Und gleichwie die Philoſophie dieſer Sectirer die accurateſte nicht iſt, alſo hat man auch dieſelbe oftermals glücklich über den Haufen geworfen. Allein die Proteſtanten ſelbſt ſind wegen des Sacraments des heiligen Abendmahls mit einander in Uneinigkeit gerathen: indem der eine Theil derſelben, die ſich Reformirte nennen (ich meyne die hierinnen mehr dem Zwingel als Calvin nachfolgen) die Genießung und Theilhaftigwerdung des Leibes Chriſti im heiligen Abendmahle auf eine bloße figürliche Vorſtellung ankommen zu laſſen geſchienen: maßen ſie ſich des philoſophiſchen Satzes dabey bedienet, daß ein Leib nicht mehr als an einem Orte auf einmal ſeyn könne; da hingegen die Evangeliſchen (welche ſich zum Unterſcheide der Reformirten, in einem beſonderm Verſtande alſo nennen) mehr bey dem buchſtäblichen Wortverſtande geblieben, und mit Luthern dafür halten, dieſe Genießung geſchehe wirklich, jedoch durch ein übernatürliches Geheimniß. Sie verwerfen in der That die Lehre von der Transſubſtantiation, und halten dafür, ſie ſey in der Schrift wenig gegründet. Eben ſo wenig billigen ſie die Lehre von der Conſubſtantiation oder Impanation; als die man ihnen nur darum beymißt, weil man von ihren Meynungen ſchlecht un-

terrichverrichtet iſt: maßen ſie gar keine Einſchließung des Leibes Chriſti in das Brod zugeben, ja nicht einmal eine Vereinigung dieſer beyden Subſtanzen erfordern; ſondern nur (concomitantiam) ein Beyſammenſeyn, ſo daß beyde zu gleicher Zeit empfangen werden. Sie halten dafür, der gewöhnliche Verſtand der Worte Chriſti, müſſe in einer ſo wichtigen Sache als dieſe iſt, da es auf die Erklärung ſeines letzten Willens ankomme, allerdings behalten werden: und um zu erweiſen, daß dieſer Verſtand von aller Ungereimtheit frey ſey, die uns von ſelbigem abwendig machen könnte; ſo behaupten ſie, der philoſophiſche Satz, der die Exiſtenz und Gegenwart der Körper nur auf einen einigen Ort einſchließt, ſey bloß und allein ein Erfolg des gewöhnlichen Laufes der Natur. Sie werfen die ordentliche Gegenwart des Leibes unſers Heilandes, wie ſolche nämlich dem allerverklärteſten Leibe zukömmt, deswegen gar nicht übern Haufen. Sie behelfen ſich nicht, mit ich weis nicht was für einer ubiquitiſtiſchen Diffuſion, die den Leib Chriſti zerſtreuen, und verurſachen würde, daß man ihn endlich gar nirgends finden könnte. Sie nehmen auch die Replicationem multiplicatam einiger Scholaſtiker nicht an: als wenn zum Exempel ein Körper zu gleicher Zeit hier ſitzen und an einem andern Orte ſtehen könnte. Mit einem Worte, ſie erklären ſich alſo, daß es vielen ſcheint, als wenn Calvins Meynung (die durch verſchiedene Glaubensbekenntniſſe derjenigen Kirchen, die ſeine Lehre angenommen, beſtätiget worden) da er eine Theilhaftigwerdung der Subſtanz ſetzet, nicht eben ſo ſehr als man wohl meynen möchte, von der augſpurgiſchen Confeſſion entfernet ſey; und der Unterſchied vielleicht nur hierinnen beſtehe, daß Calvin zu dieſer Theilhaftigwerdung, noch außer der mündlichen Genießung des Brods und Weins, den wahren Glauben erfordert, und folglich die Unwürdigen ausſchließt.

19 §.

19 §. Hieraus ſiehet man, daß die Lehre von der wahrhaftigen und weſentlichen Genießung im Abendmale, durch eine wohl verſtandene Analogie unter der unmittelbaren Wirkung und der Gegenwart, (ohne auf die wunderlichen Meynungen einiger Scholaſtiker zu verfallen) gar wohl beſtehen könne. Und gleich wie viele Weltweiſe dafür gehalten, daß auch ſelbſt nach dem ordentlichen Laufe der Natur, ein Leib in viele entfernte Körper unmittelbar auf einmal wirken könne: alſo glauben ſie deſto mehr, es ſtehe der göttlichen Allmacht nichts im Wege, zu verſchaffen, daß ein Körper vielen Körpern auf einmal gegenwärtig ſeyn könne; (*) weil doch eben von der unmittelbaren Wirkung zu der Gegenwart kein groſſer Sprung iſt, und vielleicht eine von der andern abhänget. Es iſt zwar wahr, daß ſeit einiger Zeit die neuern Weltweiſen die unmittelbare natürliche Wirkung eines Körpers in einen andern entfernten Körper verwerfen, und ich geſtehe, daß ich ihrer Meynung bin. Unterdeſſen iſt dieſe Wirkung in die Ferne, allererſt kürzlich, in Engelland, von dem berühmten Herrn Newton (**) wieder aufgebracht worden, als welcher behauptet: die Körper müßten, vermöge ihrer Natur, einander anziehen, und nach Verhältniß der Gröſſe eines jedweden, und der radiorum attractionis die er empfängt, auf einander drücken. Und der berühmte Lock hat ſich in ſeiner Antwort gegen den Biſchof Stillingfleet erkläret, daß, nachdem er das Buch des Herrn Newtons geſehen, er dasjenige widerruffe, was er in ſeinem Verſuche vom menſchlichen Verſtande, nach der Mey-

---

(*) Ich habe im 1723 Jahre zu Königsberg eine Diſſertation von der göttl. Allgegenwart gehalten, Genuina omnipraeſentiae divinae notio betitelt, darinnen der deutliche Begriff von der Gegenwart überhaupt enthalten iſt. G.

(**) Dieſe Lehre iſt nicht ſo wohl dem Herrn Newton ſelbſt, als einigen ſeiner Anhänger, beyzumeſſen. Er giebt ausdrücklich zu, daß das Anziehen der Körper von einem gewiſſen äuſſerlichen Drucke, oder von einer andern unbekann-

Meynung der neuern geſagt, nämlich, daß kein Körper unmittelbar in einen andern wirken könne, außer wenn er mit ſeiner Fläche an ihn rühre, und durch ſeine Bewegung an ihn anſtoße. Er geſtund, Gott könne der Materie gar wohl ſolche Eigenſchaften geben, durch welche ſie in die Ferne zu wirken vermögend würde. Und auf ſolche Weiſe behaupten auch die der augſpurgiſchen Confeßion zugethanen Theologen: es dependire nicht nur von Gott, daß ein Körper unmittelbar in viele andere von einander entfernte wirken, ſondern auch ſelbſt bey ihnen ſeyn, und von ihnen auf eine ſolche Art könne angenommen werden, woran die Entfernung der Oerter und Abmeſſung des Raums gar keinen Theil habe. Ob nun ſchon dieſe Wirkung über die Kräfte der Natur iſt; ſo glauben ſie doch, man könne ni[illegible]gen, daß es über die Macht des Stifters der Natur ſey[illegible] als welcher leicht die Geſetze, die er der Natur gegeben, ab[illegible]affen, oder dieſelbe nach ſeinem Gutdünken auf eine Zeit aufheben könne: eben ſo wie er gemacht, daß das Eiſen auf dem Waſſer geſchwommen, und das Feuer gegen den menſchlichen Leib nichts auszurichten vermocht.

20 §. Als ich Nikolas Wedels Rationale Theologicum und des Joh. Muſeus Widerlegung gegen einander gehalten, ſo habe ich befunden, daß dieſe zween Schriftſteller, (davon der eine, nachdem er erſtlich zu Genf gelehrt, als Profeſſor zu Franecker geſtorben; der andere aber oberſter theologiſcher Lehrer zu Jena worden) in den vornehmſten Regeln von dem Gebrauche der Vernunft ziemlich eins ſind;

allein

---

den Urſache, herkommen könne. Allein ſein Zweck iſt nicht, dieſe Urſache zu unterſuchen; und er glaubt, man müſſe aus den Begebenheiten der Natur zuvor lernen, welche Körper einander anziehen, und was dieſes Anziehen für Geſetze und Verhältniſſe habe, ehe man die wirkende Urſache davon zu erforſchen, ſich angelegen ſeyn laſſe. Newt. Opt. p. 322. & 344. & Princip. Philoſ. Nat. Math. ſub finem. Siehe hiebey unten die Note zum 207 §. M.

allein in der Anwendung dieſer Regeln, ſtimmen ſie nicht überein. Sie halten beyde dafür, die Offenbarung könne den Wahrheiten nicht zuwider ſeyn, deren Nothwendigkeit von den Weltweiſen logiſch oder metaphyſiſch genennet wird, das iſt, deren Gegenſatz ſich ſelbſt widerſpricht. Sie geben auch alle beyde zu, daß die Offenbarung mit den Lehrſätzen ſtreiten könne, deren Nothwendigkeit phyſiſch, und nur auf die Geſetze gegründet iſt, die der Wille Gottes der Natur vorgeſchrieben hat. Die Frage alſo, ob ein Körper an vielen Orten zugleich, nach einer übernatürlichen Ordnung, gegenwärtig ſeyn könne, betrifft bloß die Anwendung der Regeln: und wenn man dieſe Frage recht unwiderſprechlich aus der Vernunft ausmachen wollte; ſo müßte man vorher genau erklären, worinnen das Weſen eines Körpers beſtehe. Die Reformirten ſelbſt ſind hierinnen nicht mit einander eins. Nach den Carteſianern beſteht es in der Ausdehnung, ihre Widerſacher aber wollen es nicht zugeben: und wo mir recht iſt, ſo habe ich angemerket, daß ſelbſt der berühmte Schriftgelehrte zu Utrecht, Gisbert Voetius, an der vorgegebenen Unmöglichkeit der Gegenwart eines Körpers an mehrern Orten, gezweifelt.

21 §. Ob nun wohl ſonſt die beyden proteſtantiſchen Parteyen hierinnen überein kommen, daß man die zwo angeführten Nothwendigkeiten; nämlich die metaphyſiſche und phyſiſche, von einander wohl unterſcheiden müſſe, und daß die erſte auch nicht einmal in Geheimniſſen könne verändert werden: ſo ſind ſie doch in den Regeln der Auslegung mit einander noch nicht einig, dadurch man ausmachen könnte, in was für Fällen es erlaubt ſey, den Buchſtaben zu verlaſſen; wenn man gleich nicht gewiß verſichert iſt, daß er den unveränderlichen Wahrheiten zuwider läuft. Denn man geſteht beyderſeits, daß es Fälle giebt, in denen die buchſtäbliche Erklärung, die eben nicht ganz unmöglich iſt, müſſe verworfen werden, wenn ſie ſonſt nicht gar zu geſchickt iſt.

Es kommen zum Exempel alle Ausleger überein, daß es der Herr Chriſtus metaphoriſch verſtanden, wenn er den Herodes einen Fuchs genennet: und dieſes muß man nothwendig ſo erklären; man wollte ſich denn mit einigen Schwärmern einbilden, daß Herodes, ſo lange als die Worte Chriſti gedauret, wirklich in einen Fuchs wäre verwandelt worden. Allein mit den Hauptſtellen der Geheimniſſe hat es eine andere Beſchaffenheit: denn da muß man, nach dem Urtheile der Lehrer der augſpurgiſchen Confeßion, allerdings bey dem Wortverſtande bleiben. Und weil die Entſcheidung dieſer Sache zur Auslegungskunſt, und nicht eigentlich zur Vernunftlehre gehöret: ſo wollen wir uns allhier in dieſelbe nicht einlaſſen; zumal da ſie mit denjenigen Streitigkeiten nichts gemein hat, welche vor kurzem wegen der Uebereinſtimmung des Glaubens mit der Vernunft erreget worden.

22 §. Es kommen, wie ich vermeyne, die Glaubenslehrer von allen Parteyen, (die einzigen Schwärmer ausgenommen) zum wenigſten hierinnen überein, daß kein Glaubensartikel einen Widerſpruch in ſich faſſen, noch ſo richtigen und genauen Beweisthümern entgegen ſeyn könne, als die mathematiſchen ſind, da man das Gegentheil des Schluſſes allemal ad abſurdum, das iſt, zum Widerſpruche bringen kann. Und der heilige Athanaſius hat nicht ohne Urſache mit dem Geſchwätze einiger Scribenten ſeiner Zeit ſeinen Spott getrieben, die da behauptet hatten, Gott hätte ohne Schmerzen gelitten. Paſſus eſt impaſſibiliter: O ludicram doctrinam! aedificantem ſimul & demolientem! (Er hat ohne Leiden gelitten: O lächerliche Lehre! die zugleich baut und einreißt.) Hieraus folget, daß einige Schriftſteller gar zu bald eingeräumet haben, es widerſpräche die Lehre von der heiligen Dreyeinigkeit dieſem allgemeinen Grundſatze: daß zwo Sachen die mit einer dritten eins ſind, auch untereinander eins ſeyn müſſen; das iſt, wenn A und B einerley wäre, und wenn C und B einerley

wäre, ſo müſſe auch A und C einerley ſeyn. Denn dieſer Satz folgt unmittelbar aus dem Grundſatze des Widerſpruches, und iſt der Grund der ganzen Logik: und wenn der wegfällt, ſo iſt kein Mittel mehr vorhanden etwas gewiſſes zu ſchließen. Alſo wenn man ſagt, der Vater iſt Gott, der Sohn iſt Gott, und der heilige Geiſt iſt Gott; und iſt doch nur ein Gott, ob ſchon dieſe drey Perſonen von einander unterſchieden ſind: ſo muß man ſchließen, daß das Wort Gott; im Anfange und im Ende dieſes Satzes nicht einerley Bedeutung habe. Und in der That bedeutet es bald die göttliche Subſtanz, bald nur eine Perſon der Gottheit. Ueberhaupt hat man ſich hier gar ſehr in acht zu nehmen, daß man zu Vertheidigung der Geheimniſſe, die nothwendigen und ewigen Wahrheiten ja niemals verlaſſe: damit ſich nicht daher die Feinde der Religion das Recht nehmen, von der Religion und deren Geheimniſſen übel zu ſprechen.

23 § Es ſtimmet ferner die gewöhnliche Diſtinction, unter dem was über und was wider die Vernunft iſt, mit den beyden gedachten Arten der Nothwendigkeit gar wohl überein. Denn was wider die Vernunft iſt, das iſt wider die ganz unſtreitig gewiſſen und unveränderlichen Wahrheiten: und was über die Vernunft iſt, das iſt nur bloß wider dasjenige, was man gewöhnlich zu erfahren und zu begreifen pfleget. Derohalben wundere ich mich, daß verſtändige Leute, und unter denſelben Herr Bayle, dieſen Unterſchied anfechten. Sie hat wahrhaftig guten Grund. Eine Wahrheit iſt über die Vernunft, wenn ſie kein menſchlicher, und überhaupt kein erſchaffener Verſtand begreifen kann. Dergleichen iſt meiner Meynung nach die heilige Dreyfaltigkeit; dergleichen ſind die Wunder, die ſich Gott allein vorbehalten, als zum Exempel die Schöpfung; dergleichen iſt die Erwählung der Ordnung des ganzen Weltgebäudes, welche von der allgemeinen Harmonie, und von deutlicher Erkenntniß unendlich vieler Dinge auf einmal abhänget. Allein keine

Wahrheit kann der Vernunft jemals zuwider ſeyn; und an ſtatt daß ein von der Vernunft beſtrittner und verworfner Satz unbegreiflich ſeyn ſollte, ſo kann man vielmehr ſagen, daß nichts leichter zu begreifen, und nichts deutlicher ſey, als die Ungereimtheit deſſelben. Denn ich habe bald anfangs angemerket, daß man hier durch die Vernunft nicht etwan die Reden und Meynungen der Menſchen, noch auch ihre erworbene Geſchicklichkeit, von Dingen nach dem ordentlichen Laufe der Natur zu urtheilen, ſondern eine unverletzliche Verbindung der Wahrheiten verſtehe.

24 §. Wir müſſen nunmehr auf die groſſe und wichtige Hauptfrage kommen, die Herr Bayle vor kurzem aufs Tapet gebracht; nämlich ob eine Wahrheit, ſonderlich aber eine Glaubenswahrheit unauflöslichen Einwürfen unterworfen ſeyn könne? Dieſer vortreffliche Mann ſcheint die Frage öffentlich zu bejahen. Er führet anſehnliche Glaubenslehrer, ſo wohl von ſeiner, als auch von der römiſchen Partey an, die eben das zu ſagen ſcheinen, was er meynet: ja er führet Weltweiſe an, welche geglaubt haben, daß es ſo gar philoſophiſche Wahrheiten gebe, deren Vertheidiger auf die Einwürfe nicht antworten können, die man ihnen macht. Er meynt, daß die Lehre von der Gnadenwahl in der Gottesgelahrtheit, und die von der Zuſammenſetzung der Körper in der Weltweisheit von ſolcher Art ſeyn. Und das ſind in der That die zween Labyrinthe, welche den Schriftgelehrten und Weltweiſen zu allen Zeiten viel zu ſchaffen gemacht. Libert Fromond, ein Gottesgelehrter von Löven, (ein groſſer Freund des Janſenius, deſſen Auguſtin er auch, nach ſeinem, des Janſenius Tode, heraus gegeben,) der ſo wohl an der Lehre von der Gnade ſtark gearbeitet, als auch ein ausdrückliches Buch geſchrieben, unter dem Titel: Labyrinthus de compoſitione continui, hat die Schwierigkeit beyder Materien genugſam erfahren. Und der

berühmte Ochinus hat dasjenige ſehr wohl vorgeſtellet, was er den Labyrinth der Prädeſtination nennet.

25 §. Allein dieſe Schriftſteller haben nirgends geſagt, daß es unmöglich ſey, in dieſem Labyrinthe einen Faden zu finden. Sie werden zwar wohl die Schwierigkeiten erkannt haben; jedoch vermuthlich von dem, was ſchwer iſt, nicht bis auf das unmögliche gegangen ſeyn. Was mich anbelanget, ſo geſtehe ich gern, daß ich es nicht mit denen halten kann, welche behaupten: daß man wider eine Wahrheit unüberwindliche Einwürfe machen könne. Denn was iſt ein Einwurf anders, als ein Beweis, deſſen Schlußſatz unſerm Satze widerſpricht? Und was iſt ein unüberwindlicher Beweis anders, als eine Demonſtration? Und wie kann man endlich die Richtigkeit der Demonſtration anders erkennen, als wenn man die Schlußrede, ſo wohl nach der Forme als nach der Materie, genau unterſuchet; um zu ſehen, ob die Forme richtig, und ſodann ob beyde Förderſätze entweder ſchon bekannt, oder durch ſtarke Schlußreden bewieſen worden; bis man endlich weiter nichts braucht, als lauter bekannte und unſtreitige Förderſätze? Wenn nun ein ſolcher Einwurf wider unſern Satz vorhanden iſt: ſo muß man zugeſtehen, daß die Unrichtigkeit dieſes Satzes bewieſen ſey, und daß wir unmöglich Grund haben können, denſelben zu behaupten; ſonſt würden zwey ſich widerſprechende Dinge zugleich wahr ſeyn. Man muß den Demonſtrationen allemal nachgeben, ſie mögen nun entweder zu Befeſtigung eines Satzes, oder als Einwürfe vorgetragen werden. Und es iſt vergebens und unrecht, wenn man die Beweisthümer ſeines Gegners, unter dem Vorwande, es wären bloße Einwürfe, ſchwächen will.

(*) Nur einen Fall möchte es geben, da der eine etwas zum Voraus hätte: nämlich wenn der eine ſeinen bejahenden Satz gar nicht zu beweiſen wüßte, ſondern nur immer die Gründe der Gegenmeynung mit ſeinen Einwürfen angriffe. So pflegen z. E. gewiſſe Freygeiſter das mögliche Denken der Materie, oder will. Denn der Gegner hat eben das Recht; er kann die Benennung gerade umkehren, und ſeine Beweiſe mit dem Titel der Beweisgründe beehren, unſere aber mit dem ſchimpflichen Namen der Einwürfe verächtlich machen. (*)

26 §. Das iſt aber eine andere Frage, ob wir allemal verbunden ſeyn, die Einwürfe zu unterſuchen, die man uns machen kann, und bey unſrer Meynung ſo lange einigen Zweifel; oder wie man es zu nennen pflegt, formidinem oppoſiti zu behalten, bis man dieſe Unterſuchung angeſtellet. Ich wollte nein dazu ſagen, weil wir ſonſt niemals zur Gewißheit kommen, und alle unſere Schlüſſe nur auf eine kurze Zeit gelten würden. Und ich glaube daß ſich geſchickte Meßkünſtler um die Einwürfe Joſeph Scaligers wider den Archimedes, oder um des Hobbes ſeine wider den Euklides, wenig bekümmern werden: weil ſie von den Demonſtrationen die ſie einmal begriffen haben, gewiß verſichert ſind. Inzwiſchen iſt es doch bisweilen gar gut, daß man ſo höflich iſt und gewiſſe Einwürfe unterſuchet. Denn über dem, daß man dadurch die Leute aus ihrem Irrthume heraus reißen kann: ſo kann es auch kommen, daß wir ſelbſt einen Vortheil davon ziehen; denn die falſchen Vernunftſchlüſſe, die gleichwohl großen Schein haben, halten oft nützliche Entdeckungen in ſich, und geben Gelegenheit, allerhand wichtige Schwierigkeiten aufzulöſen. Derohalben habe ich ſinnreiche Einwürfe wider meine eigene Meynungen jederzeit ſehr gerne geſehen, auch ſolche niemals ohne Nutzen unterſucht: wie hievon diejenigen zeugen können, ſo Herr Bayle vormals wider meinen Satz, von der vorherbeſtimmten Har-

---

auch die Sterblichkeit der Seele zu bejahen, ohne den geringſten Grund davon geben zu können. Wenn ihnen nun andre die beſten Gründe dagegen vorbringen: ſo haben ſie eher kein Recht dieſelben zu verwerfen, bis ſie ſelbſt, wenigſtens eben ſo gute Beweiſe ihrer Meynungen gegeben haben. G.

monie, ausgeſonnen. Ich will von denen nichts ſagen, die Herr Arnauld, der Abt Feuſcher, und der Pater Lami, ein Benedictiner, wider eben dieſen Lehrſatz gemacht. Um aber wiederum auf die Hauptfrage zu kommen, ſo ſchließe ich aus jetzt angeführten Gründen: daß wenn man einen Einwurf wider eine Wahrheit vorbringt, es allzeit möglich ſey, auf ſelbigen gehöriger maßen zu antworten.

27 §. Vielleicht nimmt auch Herr Bayle die unauflöslichen Einwürfe nicht in dem angeführten Verſtande: und ich habe wahrgenommen, daß er, wenigſtens in ſeinen Redensarten, veränderlich iſt. * Denn in der Antwort gegen den Herrn le Clerc, die erſt nach ſeinem Tode heraus gekommen, giebt er nicht zu, daß man den Wahrheiten des Glaubens Demonſtrationen entgegen ſetzen könne. Daher ſcheint es, als halte er die Einwürfe, nur in Anſehung unſrer gegenwärtigen Erkenntniß, für unüberwindlich und unauflöslich: ja er hat in eben dieſer Antwort a. d. 35. S. nicht alle Hoffnung verlohren, daß nicht noch einſt jemand eine bisher unbekannt geweſene Auflöſung werde finden können. Hievon wollen wir weiter unten reden. Inzwiſchen bin ich einer Meynung, die vielleicht manchem ſehr fremde vorkommen wird: nämlich ich halte dafür, dieſe Auflöſung ſey ſchon völlig gefunden, ſey auch nicht eben die ſchwerſte; und ein Menſch von mittelmäßigem Verſtande, der nur genugſame Aufmerkſamkeit haben kann, und ſich im übrigen bloß an die Regeln der gemeinen Logik hält, ſey im Stande, auf die verwirrteſten Einwürfe wider die Wahrheit zu antworten: wofern ſolche einzig und allein aus der Vernunft genommen ſind, und für Demonſtrationen ausgegeben werden. So ſehr auch heut zu Tage der gemeine Haufen der Neuern, die Logik des Ariſtoteles verachtet: ſo muß man doch bekennen, daß ſie untrügliche Mittel und Wege zeigt, den Irrthümern in dergleichen Fällen zu widerſtehen. Denn man darf nur den Vernunftſchluß nach den gewöhnlichen

Regeln unterſuchen: ſo wird man allezeit ein Mittel finden, zu entdecken, ob entweder in der Forme gefehlt, oder ob die Förderſätze noch nicht gehörig erwieſen worden.

28 §. Eine andre Bewandniß hat es mit den bloßen Wahrſcheinlichkeiten. Denn die Kunſt von wahrſcheinlichen Schlüſſen zu urtheilen, iſt noch gar ſchlecht ausgearbeitet. Unſre Vernunftlehre iſt in Anſehung deſſen annoch ſehr unvollkommen, und wir finden bis dato in ſelbiger faſt nichts, als nur die Kunſt von Demonſtrationen zu urtheilen. Jedoch dieſe Kunſt iſt hier ſchon zulänglich. Denn wenn die Vernunft einem Glaubensartikel entgegen geſetzet wird, ſo bekümmert man ſich wenig um ſolche Einwürfe, die bloß auf eine Wahrſcheinlichkeit hinaus laufen: weil alle Welt zugeſteht, daß die Geheimniſſe, nach der Vernunft betrachtet, wider allen Schein ſind, und gar nichts wahrſcheinliches in ſich haben: allein es iſt ſchon genug, wenn nichts ungereimtes in ihnen iſt. Und folgends können ſie nicht anders, als durch vollkommene Demonſtrationen, widerlegt werden.

29 §. Und ſo muß man es ohne Zweifel verſtehen, wenn die Schrift ſagt, die Weisheit Gottes ſey den Menſchen eine Thorheit, und wenn Paulus anmerket, daß das Evangelium von Chriſto den Griechen eine Thorheit, und den Juden ein Aergerniß ſey. Denn im Grunde kann eine Wahrheit der andern unmöglich widerſprechen, und das Licht der Vernunft iſt ſo wohl eine Gabe Gottes als die Offenbarung. So iſt es auch bey den Schriftgelehrten, die ihr Handwerk recht verſtehen, eine ausgemachte Sache, daß die Bewegungsgründe der Glaubwürdigkeit, das Anſehen der heiligen Schrift, einmal für allemal vor dem Richterſtuhle der Vernunft rechtfertigen; damit ihr hernach die Vernunft, als einem neuen Lichte nachgeben, und ihr alle ihre Wahrſcheinlichkeiten aufopfern möge. Es iſt bald

eben ſo, als wenn ein neuer von einem Fürſten verordneter Präſident, das fürſtliche Patent in der Verſammlung aufzeigen muß, darinnen er hinführo den Vorſitz haben ſoll. Und das iſt die Abſicht verſchiedener guter Bücher, die von der Wahrheit der Chriſtlichen Religion geſchrieben ſind, als zum Exempel des Auguſtin Steuchus, Mornäus, Grotius. Denn die wahre Religion muß nothwendig ihre gewiſſen Kennzeichen haben, die ſich bey dem falſchen Religionen nicht befinden: ſonſt würden Zoroaſter, Brama, Somonakodom und Mahomet eben ſo viel Glauben verdienen, als Jeſus Chriſtus und Moſes. Unterdeſſen iſt der göttliche Glaube ſelbſt, wenn er in unſrer Seelen angezündet wird, mehr als eine bloße Meynung, und hängt keinesweges von der Gelegenheit und den Bewegungsgründen die ihn gewirket ab. Er bleibt nicht im Verſtande allein, ſondern bemächtiget ſich des Herzens und Willens, damit er uns antreiben möge, mit Luſt und Eifer nach den Gebothen Gottes zu handeln: ohne daß man ſodann weiter nöthig hat, auf die Gründe zu gedenken, noch ſich bey den Schwierigkeiten der Vernunftſchlüſſe aufzuhalten, die etwan der Verſtand gewahr wird.

30 §. Man kann aus dem was itzo von der menſchlichen Vernunft geſagt worden, die man einmal ums andere, und oft ohne Maaß und Ziel, erhebt und niederſchlägt, deutlich genug erſehen, wie wenig Behutſamkeit wir gebrauchen, und wie ſehr wir an unſern Irrthümern Schuld haben. Es ſollte nichts leichters ſeyn, als dieſe Streitigkeiten über die Rechte des Glaubens und der Vernunft beyzulegen, wenn nur die Menſchen die gemeinſten logiſchen Regeln vor die Hand nähmen, und nur ein wenig Aufmerkſamkeit

---

(*) Ich weis nicht, warum dem Herrn von Leibnitz nicht die ariſtoteliſche Dialektik eingefallen iſt, als welche ja nichts anders, als eine Kunſt war, aus wahrſcheinlichen Gründen von einer Sache zu reden und zu ſchreiben: Ars ex probaſamkeit in ihren Vernunftſchlüſſen gebrauchen wollten. Allein ſie verwirren ſich lieber mit dunkeln und zweydeutigen Redensarten, die ihnen vortreffliche Gelegenheit geben, ihre Beredſamkeit, ihren Verſtand, und ihre Gelahrtheit zu zeigen: ſo daß es ſcheint, als hätten ſie gar keine Begierde, die nackende Wahrheit zu ſehen; vielleicht weil ſie fürchten, ſie möchte unangenehmer ſeyn, als der Irrthum. Das macht, daß ſie die Schönheit des Urhebers aller Dinge, als welcher die Quelle der Wahrheit iſt, nicht erkennen.

31 §. Dieſe Nachläßigkeit iſt ein allgemeiner Fehler der Menſchen, den man nicht einem allein vorzuwerfen hat. Abundamus dulcibus vitiis, (wir ſind mit angenehmen Fehlern überhäuft) wie Quintilianus von der Schreibart des Seneca ſagte: und es iſt unſere Luſt, wenn wir uns vergehen. Eine genaue Richtigkeit kömmt uns gezwungen vor, und die Regeln halten wir für ein Kinderſpiel. Deswegen wird die gemeine Logik, (welche doch meiſtentheils zulänglich iſt, die Vernunftſchlüſſe, die auf die Gewißheit gehen, zu unterſuchen) den Schülern überlaſſen, und an diejenige, die die Regeln der Wahrſcheinlichkeit in ſich faſſen ſollte, und die bey den wichtigſten Ueberlegungen ſo nöthig wäre, hat man noch nicht einmal gedacht. (*) So wahr iſt es, daß unſere Fehler meiſtentheils von der Verachtung oder dem Mangel der Kunſt richtig zu denken herrühren. Denn es iſt nichts unvollkommeners als unſere Logik, wenn man über die nothwendigen Schlüſſe weiter hinaus geht. Und die vortrefflichſten Philoſophen unſrer Zeit, als z. E. die Verfaſſer der Kunſt zu denken, (de arte cogitandi) von der Unterſuchung der Wahrheit, (de inquirenda veritate) und vom menſchlichen Verſtande (de intel-

bilibus in vtramque partem diſſerendi. Zudem haben ja diejenigen, die von der arte hiſtorica, arte critica, und arte grammatica geſchrieben, hundert Proben von den Graden der Wahrſcheinlichkeit gegeben. G.

intellectu humano) geſchrieben, (*) haben uns noch lange nicht die wahrhaftigen Mittel gezeigt, die derjenigen Gemüthskraft aufzuhelfen geſchickt wären, durch welche wir den Schein des Wahren und Falſchen gleichſam abwiegen ſollten: der Erfindungskunſt, die noch weit ſchwerer zu erlangen iſt, und von der wir nur einige unvollkommene Proben in der Mathematik haben, nicht zu gedenken.

32 §. Was den Herrn Bayle vielleicht am meiſten mag bewogen haben, zu glauben, daß man den Schwierigkeiten der Vernunft wider den Glauben nicht abhelfen könne, iſt dieſes, daß er zu erfordern ſcheint: Gott müſſe auf eben dergleichen Art vertheidiget werden, wie man insgemein eines vor dem Richter verklagten Menſchen Sache zu vertheidigen pfleget. Allein er hat vergeſſen, daß man vor dem Richterſtuhle der Menſchen, die nicht allemal bis zur völligen Wahrheit hindurch dringen können, öfters genöthiget iſt, ſich nach gewiſſen Anzeigungen und Wahrſcheinlichkeiten, nach allerhand Muthmaßungen und Vorurtheilen zu richten; da hingegen die Geheimniſſe, wie wir bereits angemerket haben und wie jederman geſtehe, ganz und gar nicht wahrſcheinlich ſind. Herr Bayle hält zum Exempel dafür, man könne die Gütigkeit Gottes bey Zulaſſung der Sünde nicht rechtfertigen; weil die Wahrſcheinlichkeit wider einen Menſchen ſeyn würde, der ſich in einem ſolchen Falle befände, der dieſer Zulaſſung vielleicht nicht unähnlich ſcheinen möchte. Gott ſah vorher, daß Eva von der Schlange würde betrogen werden, wenn er ſie in die Umſtände ſetzte, in denen ſie ſich hernachmals befunden; und inzwiſchen hat er ſie doch in dieſelben geſetzt. Nun aber, wenn es ein Vater oder Vormund mit ſeinem Kinde oder Mündel, ein Freund mit einem jungen Menſchen, über den

---

(*) Dieſe beyde letztern ſind der P. Mallebranche, und der Engländer Locke. Allein Herr von Leibnitz würde beſſer von unſern Vernunftlehren urtheilen, wenn er des Herrn den ihm die Aufſicht anvertraut worden, eben ſo machte: ſo würde der Richter mit der Entſchuldigung eines Fürſprechers, welcher verwendete: man habe das Böſe nur zugelaſſen, ohne es zu thun oder zu wollen, keinesweges zufrieden ſeyn. Ja er würde dieſe Zulaſſung für ein Zeichen eines böſen Willens auslegen, und für eine Unterlaſſungsſünde halten, welches den, der dießfalls überzeugt wäre, der Vollbringungsſünde eines andern theilhaftig mache.

33 §. Allein man muß bedenken, daß wenn man gleich das Böſe vorher geſehen und nicht gehindert hat, ob man es ſchon allem Anſehen nach, leichtlich hätte hindern können; ja wenn man gleich gar etwas gethan, dadurch es befördert oder leichter gemacht worden, dennoch hieraus noch nicht nothwendiger weiſe folge, daß man mit daran Theil habe. Es iſt weiter nichts, als eine ſtarke Vermuthung, die zwar in menſchlichen Sachen gemeiniglich die Stelle der Wahrheit vertritt; nach einer genauen Unterſuchung der Sache aber gänzlich wegfallen würde, wenn wir Anſehung Gottes dieſe Unterſuchung anſtellen könnten. Denn man nennet das bey den Juriſten eine Vermuthung, was noch zur Zeit für eine Wahrheit gelten muß, im Falle das Gegentheil nicht bewieſen wird: und alſo iſt es mehr als eine bloße Muthmaßung, (Conjectur) ob ſchon dieſer Unterſcheid (zwiſchen preſumtion und conjecture) im Wörterbuche der franzöſiſchen Academie nicht bemerket worden. Nun hat man aber Urſache, ganz ungezweifelt zu ſchließen, daß wenn man zu der gedachten Unterſuchung gelangen könnte, man daraus erſehen würde: daß ſehr rechtmäßige und weit ſtärkere Bewegungsgründe, als diejenigen ſo dawider zu ſeyn ſcheinen, den Allerweiſeſten bewogen, das Böſe zuzulaſſen; und ſelbſt dergleichen Dinge zu thun, die

---

Wolfs lat. Logik, und des Herrn D. Hanſch ſein neulich ans Licht geſtelltes Werk erlebet hätte. G.

es befördert haben. Wir wollen unten einige Beyſpiele davon geben.

34 §. Es kann freylich ein Vater, ein Vormund, ein Freund, nicht leicht in angeführtem Falle dergleichen Urſachen haben; ich geſtehe es gerne: inzwiſchen iſt doch die Sache nicht ganz und gar unmöglich, und ein geſchickter Romanſchreiber könnte vielleicht einen ſolchen außerordentlichen Fall erfinden, der ſelbſt einen Menſchen bey erwähnten Umſtänden rechtfertigen würde. (*) Allein in Anſehung Gottes hat man gar nicht nöthg, beſondere Urſachen, die ihn zur Zulaſſung des Böſen bewegen können, auszuſinnen oder zu erweiſen. Die allgemeinen Gründe ſind ſchon zulänglich genug. Man weis, daß er für das ganze Weltgebäude Sorge trägt, deſſen Theile insgeſammt mit einander verknüpfet ſind; und man muß daraus ſchließen, daß er unendlich viele Abſichten gehabt, deren Zuſammenhaltung ihn bewogen zu urtheilen, daß es nicht wohlgethan ſeyn würde, wenn er gewiſſe Uebel verhinderte.

35 §. Ja man muß ſagen, daß eben deswegen nothwendig einige von dieſen großen oder vielmehr unüberwindlichen Urſachen müſſen vorhanden geweſen ſeyn, welche die göttliche Weisheit zur Zulaſſung des Böſen, das uns in ſolche Verwunderung ſetzt, bewogen, weil dieſe Zulaſſung wirklich geſchehen iſt. Denn es kann nichts von Gott herkommen,

---

(*) Ich habe in den Anmerkungen zu dem bayliſchen Wörterbuche einen Verſuch davon gethan. Ich dichte einen Vater, der ſeinen Sohn auf hohe Schulen ſchicket, und gar wohl vorher ſieht, daß ſelbiger viele Ausſchweifungen begehen wird; ob er ihm gleich einen Hofmeiſter mitgiebt, der ihm aber nicht recht gewachſen iſt. Er könnte dieſelben gleichwohl alle verhindern, wenn er mit auf die Univerſität zöge, und ſeinen Sohn nicht aus den Augen ließe. Allein er thut dieß nicht, ſondern giebt vielmehr dem Sohne, nebſt einer gewiſſen Freyheit zu ſündigen, auch noch die Mittel ſeiner Begierden zu erfüllen; indem ers ihm an men, das nicht mit der Gütigkeit, Gerechtigkeit und Heiligkeit vollkommen übereinſtimmet. Alſo können wir aus dem Ausgange (oder a poſteriori) ſchließen, dieſe Zulaſſung ſey unumgänglich nöthig geweſen; ob wir gleich nicht durch genaue Anführung der Gründe, die Gott dabey kann gehabt haben, dieſe Nothwendigkeit (a priori) zeigen können: wie es denn auch gar nicht nöthig iſt, daß wir ſolches zeigen, um ihn zu rechtfertigen. Herr Bayle ſelbſt (Rep. au Prov. Ch. 165. T. 3. p. 1067.) ſagt hievon überaus wohl: „Die Sünde iſt in die Welt kommen; alſo hat „Gott ſie, ohne Verletzung ſeiner Vollkommenheit, zulaſſen „können; ab actu ad potentiam valet conſequentia.„ In Anſehung Gottes iſt dieſer Schluß richtig: Er hat es gethan; alſo hat er wohl daran gethan. Doch dieſes muß man nicht ſo verſtehen, als wenn wir von der Gerechtigkeit überhaupt, gar keinen Begriff hätten, der ſich auch auf die Gerechtigkeit Gottes ſchicken könnte; oder als wenn die Gerechtigkeit Gottes andere Regeln hätte, als die, ſo unter den Menſchen bekannt iſt: ſondern es kömmt darauf an, daß der gegenwärtige Fall von denjenigen ganz unterſchieden iſt, die unter den Menſchen gemeiniglich vorkommen. Das allgemeine Recht iſt bey Gott und bey Menſchen einerley: allein die Umſtände ſind in angeregtem Falle ganz unterſchieden.

36 §. Wir

Gelde und reichen Wechſeln nicht fehlen läßt. Indeſſen iſt dieſer Vater ohne alle Schuld an den Fehlern ſeines Sohnes: wenn er in wichtigen Aemtern ſteht, auf deren Verwaltung die Wohlfahrt des gemeinen Weſens ankömmt; und die niemand ſo gut, als er verwalten kann. Denn ſoll um ſeines Sohnes Fehler willen, der ganze Staat, ein großes Volk untergehen? Muß man nicht das größere Gute dem kleinern vorziehen? Und darf man wohl ſeine eigene Pflichten verſäumen, um einen andern zu den ſeinigen anzuhalten? Siehe den Artikel Paulicianer, Anmerk. E. auf der 638 S. G.

36 §. Wir können auch ſo gar, wie ich ſchon angemerket habe, unter den Menſchen etwas antreffen, oder uns zum wenigſten einbilden, das dieſem Falle, der bey Gott ſtatt findet, einiger maßen ähnlich iſt. Es könnte wohl ein Menſch ſo große und ſtarke Proben von ſeiner Tugend und Heiligkeit geben, daß auch die allerſcheinbarſten Beweisthümer, die man gegen ihn vorbrächte, ein vermeyntes Laſter, zum Exempel einen Diebſtahl oder Meuchelmord, auf ihn zu bringen; als Verläumdungen falſcher Zeugen, oder als ein außerordentliches Spiel eines ohngefähren Zufalles verworfen zu werden verdienten, dadurch zuweilen auch die Unſchuldigſten in Verdacht gerathen: ſo daß in einem Falle, da jeder anderer in Gefahr wäre, nach den Rechten des Ortes, entweder verdammet oder gefoltert zu werden; dieſer Menſch mit einhälliger Stimme von ſeinen Richtern würde losgeſprochen werden. (*) In dieſem Falle nun, der zwar ohne Zweifel ſeltſam, aber doch nicht unmöglich iſt, könnte man gewiſſer maßen (ſano ſenſu) ſagen: die Vernunft ſtritte mit dem Glauben, und die Regeln des Rechts wären in Anſehung dieſer Perſon anders, als in Anſehung der übrigen Menſchen. Allein wenn es recht erkläret wird, ſo bedeutet es weiter nichts, als daß hier einige Wahrſcheinlichkeiten der Vernunft, dem Glauben weichen, den man den Worten und der Redlichkeit dieſes großen und heiligen

Man-

(*) Herr Bayle hat ſich unter andern des Gleichniſſes, von einer Mutter bedienet, die, ob ſie gleich wüßte, daß ihre Tochter auf einem Balle verführet werden würde, ſie dennoch dahin gehen ließe. Auch hier habe ich mögliche Umſtände angegeben, darinn dieſelbe bey dem allen zu entſchuldigen ſeyn würde. Ich will aber hier die Sache noch etwas anders einkleiden. Man ſetze, daß Lucretia, nach der tödtlichen Wunde, die ſie ſich ſelbſt verſetzet hätte, dennoch dem Tode entrunnen wäre; und bey der Hochzeit einer nahen Blutsfreundinn ihrer Tochter es nicht abſchlagen können, derſelben beyzuwohnen. Sie könnte ſelbſt verhindert

Mannes zu geben ſchuldig iſt, und daß er ein beſonderes Vorrecht vor andern Menſchen habe: nicht, als wenn eine andre Gerechtigkeit für ihn vorhanden wäre; oder als wenn man nicht verſtünde was in Anſehung ſeiner die Gerechtigkeit ſey: ſondern weil die Regeln der allgemeinen Gerechtigkeit hier nicht ſo angewendet werden können, wie anderswo; oder vielmehr, weil dieſe Regeln nicht allein nicht wider ihn, ſondern allerdings für ihn ſind: maßen die Perſon ſo ungemeine Gaben beſitzt, daß man, nach einer guten Logik des Wahrſcheinlichen, ihren Worten mehr Glauben beyzumeſſen hat, als vieler andern.

37 §. Und weil es hier einmal nach Möglichkeiten zu dichten erlaubt iſt: ſo wollen wir uns einbilden, dieſer ganz unvergleichliche Menſch ſey der wahrhaftige Adeptus, oder der Beſitzer

- - - de la benite Pierre
Qui peut ſeule enrichir tous les Rois de la Terre,
- - - Des wahren Steins der Weiſen,
Durch welchen jeder Fürſt ſich glücklich könnte preiſen.

und es gehe kein Tag vorbey, da er nicht mit unſäglichen Unkoſten eine große Menge armer und elender Leute ernähre, und aus ihrem Elende heraus reiße. Wenn nun gleich noch ſo viel Wahrſcheinlichkeiten vorhanden wären, daß dieſer große Wohlthäter des menſchlichen Geſchlechts einen Dieb-

---

werden ſeyn, dieſelbe zu begleiten, indem ſie entweder ein kleines krankes Kind nicht verlaſſen dörfen, oder ſelbſt krank geweſen, oder ihre Hausgeſchäffte, in Abweſenheit des Mannes und der Tochter, nicht dem Geſinde anheimſtellen können. Es könnte indeſſen geſchehen, daß ein andrer Sextus, auch ihrer Tochter Keuſchheit nachſtellete, ja über dieſelbe gar triumphirete: wer wollte alsdann einer ſolchen Mutter den Argwohn aufbürden, ſie hätte ſelbſt den Fall ihrer eigenen Tochter, den ſie doch gar wohl hätte verhindern können, befördert, und veranſtaltet? S. d. 643 S. am angezogenen Orte. G.

Diebſtahl begangen hätte: würde nicht alle Welt über dergleichen Anklage, ſo wahrſcheinlich ſie auch immer ſeyn möchte, lachen? Nun iſt aber die Gütigkeit und Macht Gottes unendlich größer als dieſes Menſchen: folglich kann kein Beweisgrund, er mag ſo ſcheinbar ſeyn, als er nur wolle, wider den Glauben, das iſt, wider die Zuverſicht oder wider das Vertrauen auf Gott, beſtehen; mit welchem Vertrauen wir ſagen können und ſollen: Gott habe alles wohl gemacht. Die Einwürfe ſind alſo nicht unauflöslich; ſie beſtehen bloß aus Vorurtheilen und Wahrſcheinlichkeiten, die aber von weit ſtärkern Gründen über einen Haufen geworfen werden. Man kann auch nicht ſagen, daß dasjenige, was wir Gerechtigkeit nennen, in Anſehung Gottes, entweder gar nichts, oder etwas willkührliches ſey; als der eine unumſchränkte Macht über alles habe, ſo gar daß er auch die Unſchuldigen ohne Verletzung ſeiner Gerechtigkeit verdammen könne: welches gewiß verwegne und gefährliche Redensarten ſind, zu denen ſich einige, zum Nachtheile der göttlichen Eigenſchaften, verleiten laſſen. Denn in dieſem Falle hätte man gar keine Urſache, ſeine Gerechtigkeit und Gütigkeit zu loben, und es würde, wie wir ſchon angemerket haben, eben ſo viel ſeyn, als wenn der boshaftigſte Geiſt, der Fürſt der böſen Engel, das böſe Urweſen der Manichäer, der einige Herr über die ganze Welt wäre. Denn durch was für ein Mittel würde man wohl den wahrhaftigen Gott von dem falſchen Gotte des Zoroaſters unterſcheiden können, wenn alles von dem Eigenſinne einer willkührlichen Macht abhienge; ohne daß weder einige Regeln, noch einige Abſichten auf irgend etwas vorhanden wären.

38 §. Es iſt demnach mehr als zu klar, daß uns gar nichts nöthige, eine ſo wunderliche Lehre anzunehmen; maßen wir nur ſagen dürfen: es ſey uns die Beſchaffenheit der Sache nicht genug bekannt; wenn wir auf die Wahrſcheinlichkeiten antworten ſollen, die Gottes Gerechtigkeit und Gütigkeit

tigkeit zweifelhaft zu machen ſcheinen, und die, wenn uns der ganze Handel recht bekannt wäre, ſo gleich verſchwinden würden. Eben ſo wenig haben wir nöthig, der Vernunft abzuſagen, und dem Glauben Gehör zu geben, noch uns die Augen auszuſtechen, um deſto klärer zu ſehen, wie die Königinn Chriſtina ſagte: ſondern wir thun genug, wenn wir die gewöhnlichen Wahrſcheinlichkeiten verwerfen, woſern ſie den Geheimniſſen zuwider ſind. Und das iſt gar nicht wider die Vernunft, indem wir oft ſelbſt in natürlichen Dingen, entweder aus der Erfahrung, oder aus höhern Gründen, von dem Irrthume gewiſſer Wahrſcheinlichkeiten abgebracht werden. Dieſes alles aber iſt hier bloß deswegen zum voraus angeführet worden, damit wir um ſo viel beſſer zu erkennen geben könnten, worinnen die Fehler der Einwürfe, und der Misbrauch der Vernunft, in gegenwärtigem Falle beſtehe; da man haben will, daß die Vernunft aufs allerheftigſte wider den Glauben ſtreite. Wir werden nachgehends ſchon auf eine genauere Unterſuchung desjenigen kommen, was den Urſprung des Böſen und die Zulaſſung der Sünde mit allen Folgerungen betrifft.

39 §. Vorjetzo wird es nicht undienlich ſeyn, die wichtige Frage, von dem Gebrauche der Vernunft in der Theologie, noch ferner zu unterſuchen, und über dasjenige einige Anmerkungen zu machen, was Hr. Bayle an verſchiednen Orten ſeiner Werke hievon angeführet hat. Da er ſich, in ſeinem hiſtoriſchen und critiſchen Wörterbuche bemühet hatte, die Einwürfe der Manichäer und Pyrrhonier aufs das deutlichſte vorzuſtellen, und dieſes Unternehmen von einigen für die Religion eifrigen Perſonen ſehr übel war ausgelegt worden: ſo ſetzte er zu Ende der andern Auflage dieſes Wörterbuchs eine Abhandlung hinzu, in welcher er durch allerhand Exempel, Zeugniſſe und Gründe, die Unſchuld und den Nutzen ſeines Verfahrens zeigen wollte. Ich bin gänzlich der Meynung, wie ich bereits oben angemerket, daß

ſcheinbare Einwürfe wider die Wahrheit von großem Nutzen, und ſelbſt zur Erläuterung und Befeſtigung der Wahrheit dienlich ſind; indem ſie verſtändigen Leuten Gelegenheit geben, entweder neue Entdeckungen zu machen, oder die alten in ein deſto beſſeres Anſehen zu bringen. Allein Herr Bayle ſuchte einen ganz entgegen geſetzten Nutzen darunter, welcher hierinnen beſtehen ſollte; daß man eben dadurch die beſondere Macht des Glaubens an Tag legte, indem man zeigte: daß der Glaube ſich in den Herzen der Gläubigen feſt erhielte, ungeachtet die Wahrheiten deſſelbigen den Anfällen der Vernunft nicht zu widerſtehen vermöchten. Herr Nicole ſcheint dieſes, (in den Worten, die Herr Bayle im 3ten Theile ſeiner Antwort aux queſtions d'un Provincial, ch. 177. p. 120. anführet,) den Triumph des göttlichen Anſehens über die menſchliche Vernunft zu nennen. Allein wie die Vernunft ſo wohl als der Glaube eine Gabe Gottes iſt; ſo würde Gott wider Gott ſtreiten, wenn die Vernunft wider den Glauben ſtritte: und wenn die Einwürfe der Vernunft wider einen Glaubensartikel unauflöslich ſind, ſo muß man ſagen, dieſer vermeynte Artikel ſey falſch und nicht geoffenbaret; es wird ein Hirngeſpinſte des menſchlichen Verſtandes ſeyn, und der Triumph dieſes Glaubens wird ſich gar wohl mit denjenigen Freudenfeuern vergleichen laſſen, die man anzündet, wenn man geſchlagen worden. Dergleichen iſt die Lehre von der Verdammung der ungetauften Kinder, welche Herr Nicole für eine Frucht der Erbſünde ausgeben will; dergleichen würde auch die ewige Verdammniß der Erwachſenen ſeyn, denen

es

(*) Dieß iſt aber insgemein der Fehler des Hrn. Bayle, daß er alle Schwierigkeiten bis aufs höchſte treibt, hernach aber ſeinen Leſer verlaßt, und ihm nicht die geringſte Spur zeiget, wie er ſich aus dieſem Labyrinthe zurecht finden ſoll. Er iſt daher einem Vater ähnlich. (denn da er ſelbſt ſo gern mit Gleichniſſen ſpielet, ſo wird es wohl erlaubt ſeyn, ihn es an nöthiger Erkenntniß zu Erlangung der Seligkeit gefehlet hätte.

40 §. Unterdeſſen braucht es nicht ein jeder, ſich in theologiſche Erörterungen zu vertiefen; und Leute, deren Zuſtand es nicht leidet, alles ſo genau zu unterſuchen, die müſſen ſich mit den Lehren des Glaubens begnügen, ohne ſich um die Einwürfe zu bekümmern: und wenn ihnen ohngefähr eine große Schwierigkeit vorkömmt, ſo können ſie gar wohl ihr Gemüthe davon abwenden, indem ſie Gott ihre Neugierigkeit aufopfern. Denn wenn man von einer Wahrheit verſichert iſt, ſo hat man nicht einmal nöthig, die Einwürfe anzuhören. Und gleichwie viel Leute einen ſehr ſchwachen und nicht tief eingewurzelten Glauben haben, daß ſie dergleichen gefährliche Proben ſchwerlich würden ausſtehen können: ſo halte ich dafür, man müſſe ihnen entweder dasjenige nicht vortragen, was ihnen ein Gift ſeyn könnte; oder wenn man ihnen ja etwas, das allzu bekannt iſt, nicht verbergen kann, ſo müſſe man gleich ein Gegengift anbringen; das iſt, man müſſe den Einwürfen eine Auflöſung beyſetzen, keinesweges aber dieſelbe als unmöglich fliehen. (*)

41 §. Die Stellen derer vortrefflichſten Gottesgelehrten, die von dieſem Triumphe des Glaubens reden, können und müſſen in ſolchem Verſtande genommen werden, daß ſie mit den Grundlehren, die ich geſetzt habe, überein kommen. Man findet in einigen Glaubensſachen zwo Eigenſchaften, dadurch der Glaube über die Vernunft den Sieg erhält: die eine iſt die **Unbegreiflichkeit**, die andere die geringe **Wahrſcheinlichkeit**. Allein man muß ſich wohl

auch damit abzuſchildern,) der ſein Kind auf einen gefährlichen Steg über ein tiefes ſtrudelndes Waſſer führte, daſſelbe noch recht ſtark in die Runde drehete, damit es den Schwindel bekommen müßte; alsdann aber die Hand davon abzöge, und es unbarmherziger Weiſe ſeinem Schickſale überließe. G.

in acht nehmen, daß man nicht zu dieſen zweyen die dritte, von der Herr Bayle redet, hinzu ſetze, und ſage: dasjenige, was man glaubt, laſſe ſich nicht behaupten; denn ſo würde die Vernunft den Meiſter ſpielen, und den Glauben gänzlich übern Haufen werfen. Die Unbegreiflichkeit hindert uns gar nicht, daß wir nicht ſelbſt natürliche Wahrheiten glauben ſollten. Wir begreifen z. E. wie ich ſchon angemerket habe, die Natur des Geruches und des Geſchmackes nicht: und unterdeſſen laſſen wir uns durch eine gewiſſe Art des Glaubens, den wir den Zeugniſſen der Sinnen ſchuldig ſind, überreden; daß dieſe empfindlichen Beſchaffenheiten in der Natur der Dinge gegründet, und keine Blendwerke ſind.

42 §. So giebt es auch Sachen, die wir, ob ſie gleich den Wahrſcheinlichkeiten zuwider ſind, dennoch annehmen, wenn ſie genugſam bewieſen worden. Es iſt ein gewiſſer kleiner Roman aus dem Spaniſchen überſetzt worden, deſſen Titel haben will: man ſolle nicht allemal glauben, was man ſieht. Was konnte wohl größern Schein haben, als die Lüge des falſchen Martin Guerra, der von Weib und Anverwandten für den rechten erkannt wurde; und ſelbſt nach der Ankunft des rechten, die Richter und Anverwandten lange Zeit im Zweifel und in Ungewißheit erhielt? Inzwiſchen kam man doch endlich hinter die Wahrheit. Eben ſo iſt es auch mit dem Glauben beſchaffen. Ich habe ſchon angemerket, daß es nur Wahrſcheinlichkeiten ſind, die wir der Gütigkeit und Gerechtigkeit Gottes entgegen ſetzen können: die zwar gegen einen Menſchen ſtark genug ſeyn würden, aber, wenn man ſie auf Gott deutet, und mit den Beweisgründen, die uns von der unendlichen Vollkommenheit ſeiner Eigenſchaften überzeugen, auf die Wage leget, ganz und gar verſchwinden und zu nichte werden. Alſo triumphiret der Glaube durch wichtige und höhere Gründe über die Scheingründe, um derentwillen wir ihn angenommen;

allein er würde nicht triumphiren, wenn die Gegenmeynung eben ſo ſtarke oder noch ſtärkere Gründe für ſich hätte, als diejenigen ſind, die den Grund des Glaubens ausmachen; das iſt, wenn man unüberwindliche und demonſtrative Einwürfe wider den Glauben hätte.

43 §. Es verdient auch dieſes hier angemerkt zu werden, daß zum theil dasjenige, was Herr Bayle den Triumph des Glaubens nennet, der Triumph eines demonſtrativen Beweisgrundes über betrügliche Scheingründe iſt, die man den Demonſtrationen ungereimt entgegen ſetzt. Denn man muß bedenken, daß die Einwürfe der Manichäer, der natürlichen Erkenntniß von Gott, eben ſo ſehr zuwider ſind, als der geoffenbarten. Und wenn man ihnen zu gefallen die heilige Schrift, die Erbſünde, die Gnade Gottes in Chriſto Jeſu, die ewige Höllenpein, und die andern Artikel unſerer Religion fahren ließe: ſo würde man dadurch ihre Einwürfe dennoch nicht los werden. Denn es giebt doch in dieſer Welt unläugbar, ſo wohl ein phyſiſches Uebel, das iſt, allerhand Ungemach und Elend; als auch ein moraliſches, das iſt, Sünde und Laſter: und das phyſiſche iſt nicht allemal nach dem Verhältniſſe des moraliſchen eingetheilet, wie es doch die Gerechtigkeit zu erfordern ſcheint. Demnach bleibt allezeit in der natürlichen Theologie die Frage übrig, wie doch ein einiges, allgütiges, allweiſes, und allmächtiges Weſen, das Böſe, ſonderlich die Sünde, habe zulaſſen, und ſich entſchließen können, die Gottloſen oft glücklich, die Frommen aber unglücklich zu machen?

44 §. Nun aber wiſſen wir auch ohne den geoffenbarten Glauben, daß ein ſolches einiges, vollkommen gutes und weiſes Weſen und ein Urheber aller Dinge vorhanden iſt. Die Vernunft lehret es uns durch untrügliche Demonſtrationen: und folglich ſind alle Einwürfe, die von den Unvollkommenheiten vieler Dinge im gemeinen Leben hergenommen ſind, bloß auf einen falſchen Schein gegründet. Denn

wenn wir die allgemeine Harmonie einſehen könnten, ſo würden wir befinden, daß das, was wir gern tadeln möchten, mit dem Zuſammenhange der Dinge verknüpfet iſt, der am würdigſten war erwählt zu werden; mit einem Worte, wir würden ſehen und nicht nur glauben, daß das, was Gott gemacht hat, das beſte ſey. Ich nenne hier ſehen, was man a priori, aus richtigen Urſachen erkennet; glauben aber, was man nur aus der Wirkung ſchließt: wenn gleich eines ſo gewiß erkannt wird, als das andere. Und hier kann man auch dasjenige anbringen, was St. Paulus 2 Cor V, 7. ſaget: daß wir im Glauben wandeln, und nicht im Schauen. Denn weil uns die Weisheit Gottes bekannt iſt, ſo ſchließen wir: das Böſe, das wir empfinden, habe müſſen zugelaſſen werden; und dieſes ſelbſt aus dem Erfolge, oder a poſteriori, das iſt, weil es vorhanden iſt. Dieſes geſteht Herr Bayle: er hätte es nur dabey bewenden laſſen, und nicht erſt begehren ſollen, daß man auch die Scheingründe heben ſollte, die darwider ſind. Es iſt eben ſo, als wenn man verlangte: daß kein Traum, oder kein optiſcher Betrug mehr ſeyn möchte.

45 §. Und es iſt nicht zu zweifeln, daß dieſer Glaube, dieſes Vertrauen auf Gott, wodurch wir ſeine unendliche Güte erkennen, und ungeachtet des Scheines einer anſtößigen Härtigkeit, zur Liebe gegen ihn bereitet werden, uns eine vortreffliche Uebung der Chriſtlichtheologiſchen Tugenden ſey; wenn die Gnade Gottes in Jeſu Chriſto dieſe Bewegungen in uns erreget. Dieſes hat Luther wider den Erasmus ſehr wohl angemerket, wenn er ſpricht: das ſey der höchſte Grad der Liebe, wenn man denjenigen liebet, der unſerm Fleiſche und Blute ſo gar wenig liebenswürdig vorkömmt; der gegen die Elenden ſo hart, und zum verdammen ſo fertig ſcheint; und dieſes zwar um ſolcher Sünden willen, für deren Urheber oder Mitſchuldigen ihn diejenigen zu halten kein Bedenken tragen, die ſich durch falſche Gründe verblenden laſſen.

Man kann alſo ſagen, der Triumph der rechten und durch die göttliche Gnade erleuchteten Vernunft, ſey zu gleicher Zeit ein Triumph des Glaubens und der Liebe.

46 §. Herr Bayle ſcheint dieſes ganz anders verſtanden zu haben; er erkläret ſich wider die Vernunft, da er hätte zufrieden ſeyn können, den Misbrauch derſelben zu tadeln. Er führet die Worte des Cotta beym Cicero an, der ſo gar ſagt: wenn die Vernunft ein Geſchenk der Götter wäre, ſo würde die Vorſehung zu tadeln ſeyn, daß ſie uns dieſelbe gegeben; weil ſie zu unſerm Schaden gereiche. So glaubt auch Herr Bayle, die menſchliche Vernunft ſey zwar geſchickt niederzureißen, aber nicht aufzubauen; (Siehe ſein crit. und hiſtor. Wörterbuch im Artikel Manichäer, im III. Theil a. d. 308. u. d. f. S. der deutſchen Ausgabe) ſie ſey eine Landläuferinn, die nirgends zu verbleiben wiſſe; und gleichſam eine andere Penelope, die ſelbſt ihr eignes Werk einreiße:

> Deſtruit, aedificat, mutat quadrata rotundis.
> Itzt baut ſie auf, itzt reißt ſie ein;
> Itzt ſoll es rund, itzt eckigt ſeyn.

(Rep. au Prouinc. T. 3. p. 725.) Sonderlich aber bemühet er ſich eine große Menge Zeugniſſe zuſammen zu häufen, um zu zeigen: daß die Glaubenslehrer aller Parteyen den Gebrauch der Vernunft, ſo wohl als er, verwerfen; und die ihren Schein, der ſich wider die Religion hervor thut, nur deswegen heraus ſtreichen, damit ſie ihn auf einmal dem Glauben aufopfern mögen; indem ſie ſich mit bloßem Verneinen behelfen, und einzig und allein auf den Schlußſatz des Vernunftſchluſſes antworten, den man ihnen entgegen ſetzet. Er macht den Anfang mit dem Neuen Teſtamente. Chriſtus ſagte bloß: (Luc. V, 27. IX, 59.) Folge mir nach; und die Apoſtel ſagten: Glaube, ſo wirſt du ſelig werden, (Apoſtelg. XVI, 3.) St. Paulus geſteht, ſeine Lehre ſey dunkel, (1 Cor. XIII, 12.) man könne ſie nicht begreifen, wenn uns nicht Gott eine geiſtliche Einſicht gebe, und ohne dieſe ſey ſie nur eine Thorheit. (1 Cor. II, 14.) Er vermahnet auch die Gläubigen, ſie ſollten ſich vor der Philoſophie in acht nehmen, (1 Cor. II, 8.) und die Zänkereyen dieſer Wiſſenſchaft, die viele um den Glauben gebracht, fliehen und meiden.

47 §. Was die Kirchenlehrer anlangt, ſo verweiſet uns Herr Bayle auf die Sammlung ihrer Stellen wider den Gebrauch der Vernunft und der Philoſophie, die der Herr von Launoy in ſeinem Tractate de varia fortuna Ariſtotelis, cap. 2. zuſammen getragen; ſonderlich aber auf die Stellen des heiligen Auguſtins, die Herr Arnauld wider den Mallet geſammlet; darinnen geſagt wird: die Gerichte Gottes wären unerforſchlich; ſie wären deswegen nicht weniger gerecht, ob ſie uns gleich unbekannt verblieben; es wäre ein tiefer Abgrund, den man, ohne Gefahr hinein zu ſtürzen, nicht ergründen könnte; es ſey eine Verwegenheit, wenn man dasjenige zu erklären ſich unterwinde, was Gott habe wollen verborgen halten; ſein Wille könne nicht anders als gerecht ſeyn; und viele, die von dieſer unbegreiflichen Tiefe hätten Grund geben wollen, wären in leere Einbildungen und in Meynungen verfallen, die voller Verwirrung und Irrthümer geweſen.

48 §. Die Scholaſtiker haben eben alſo geredet. Herr Bayle führt eine ſchöne Stelle des Cardinals Cajetans an, (1 Part. Summ. qu. 22. Art. 4.) dieſes Inhalts: „Unſer Verſtand, ſpricht er, beruhet nicht bey der Deutlichkeit „der bekannten Wahrheit, ſondern bey der unbegreiflichen „Tiefe der verborgenen. Und derjenige, wie der heilige „Gregorius ſagt, der in göttlichen Dingen nichts glaubt, „als was er mit ſeinem Verſtande ausmeſſen kann, der

„ver-

(*) Wer Seb. Schmidts Ausgabe von dieſem Buche beſitzt, der ſchlage nur die 157 und 163 Seite nach. Hier heißt

„verkleinert die Idee von Gott. Ich ſtehe nicht in dem Wahne, als wenn man irgend eines von denjenigen Dingen läugnen müſſe, von denen wir wiſſen oder ſehen, daß ſie der Unveränderlichkeit, der Wirklichkeit, der Gewißheit, der Allgemeinheit ꝛc. Gottes zukommen; ſondern ich glaube nur, daß hier, entweder in Anſehung der Relation, die zwiſchen Gott und einer Sache iſt; oder in Anſehung deſſen, was die Sache ſelbſt mit ſeinem Vorherſehen verbindet, ein Geheimniß vorhanden ſey. Wenn ich alſo bedenke, daß der Verſtand unſrer Seelen dem Auge einer Nachteule gleich iſt: ſo finde ich ſeine Beruhigung bloß und allein in der Unwiſſenheit. Denn es iſt, ſo wohl in Betrachtung des katholiſchen als philoſophiſchen Glaubens, beſſer, wenn wir unſre Blindheit bekennen; als wenn wir dasjenige für deutlich und klar ausgeben, was unſer Gemüthe nicht beruhiget: weil bloß die Deutlichkeit ihn allerdings beruhiget. Deswegen beſchuldige ich nicht eben alle Lehrer eines Hochmuths, die aus der Gewißheit der Erwählung, und der Verhältniß Gottes gegen alle und jede Begebenheiten, gleichſam lallend, und ſo gut als ſie gekonnt, die Unbeweglichkeit, wie auch die höchſte und ewige Kraft des Verſtandes, des Willens, und der Allmacht Gottes zu zeigen geſucht. Alles dieſes ſchadet meiner Muthmäßung keinesweges, daß hier eine uns verborgene Tiefe vorhanden ſey.„ Dieſe Stelle Cajetans iſt um ſo viel wichtiger, weil er ein Mann war, der die Sache aus dem Grunde einſehen konnte.

49 §. Luthers Buch wider den Eraſmus iſt auch voll von ſehr lebhaften Anmerkungen, wider die, welche die geoffenbarte Wahrheit dem Richterſtuhle unſrer Vernunft unterwerfen wollen. (*) Und Calvin läßt ſich oft wider die vorwitzige Kühnheit derjenigen, welche die Rathſchläge Got-

---

es z. E. Si rationem ſequi volumus, aeque iniquum eſt, indignos coronari atque indignos puniri, und auf der 164 tes ergründen wollen, aus eben dem Tone vernehmen. Er ſpricht in ſeiner Schrift von der Prädeſtination: Gott habe rechtmäßige, aber uns unbekannte Urſachen gehabt, warum er einige Menſchen verworfen. Endlich führt auch Herr Bayle viele von den neuern an, (Rep. aux queſtions d'un Provinc. cap. 161. u. f.) die eben auf dieſen Schlag geredet haben.

50 §. Allein alle dieſe, und unzählich viele andere dergleichen Redensarten, beweiſen gar nicht die Unauflöslichkeit derer dem Glauben entgegen ſtehenden Einwürfe, auf die Herr Bayle ſeine Abſicht gerichtet. Die Rathſchläge Gottes ſind in Wahrheit unerforſchlich: allein es iſt kein unüberwindlicher Einwurf vorhanden, aus dem man ſchließen könnte, daß ſie ungerecht wären. Was auf Seiten Gottes ungerecht, und auf Seiten des Glaubens thöricht zu ſeyn ſcheint, das ſcheint es auch nyr zu ſeyn. Die bekannte Stelle Tertullians: (de Carne Chriſti,) Gottes Sohn iſt geſtorben, dieß iſt glaublich, weil es ungereimt iſt; er iſt begraben und wieder lebendig worden, dieß iſt gewiß, weil es unmöglich iſt, (Mortuus eſt Dei filius: *credibile eſt, quia ineptum eſt*; et ſepultus reuixit, *certum eſt, quia impoſſibile*.) kann nicht anders als vom Scheine einer Ungereimtheit verſtanden werden. Man findet auch dergleichen Redensarten in Luthers Buche de ſeruo arbitrio; als wenn er Cap. 174 ſpricht: Si placet tibi Deus indignos coronans, non debet diſplicere immeritos damnans; welches, wenn es ein wenig gelinder gegeben wird, nur ſo viel heißt: läßt man ſichs gefallen, wenn Gott denjenigen die ewige Seligkeit giebt, die nicht beſſer ſind als andere; ſo muß man es auch nicht misbilligen,

---

Seite. Quum igitur ratio Deum laudet indignos ſaluantem, arguat vero immeritos damnantem, conuincitur, non laudare Deum vt Deum, ſed vt ſuo commodo ſeruientem. Und p. 224 heißt es: Ecce, ſic Deus admibilligen, wenn er diejenigen verläßt, die nicht ſchlimmer ſind als andere. Damit man aber erkennen möge, daß er bloß von dem Scheine einer Ungerechtigkeit rede, ſo darf man nur die Worte erwegen, die aus eben dieſem Buche genommen ſind: „In allen übrigen Dingen, ſpricht er, erkennen „wir eine allerhöchſte Majeſtät in Gott; nur in Anſehung „der Gerechtigkeit unterſtehen wir uns zu widerſtreiten. „Und wir wollen auch nicht einmal ſo lange (tantiſper,) „bis zu völliger Erkenntniß, glauben, daß er gerecht ſey; „ohngeachtet er uns verſprochen hat: es werde die Zeit kommen, da alle Menſchen, bey Offenbarung ſeiner Herrlichkeit, klärlich ſehen würden, daß er gerecht ſey, und gerecht „geweſen ſey.

51 §. Man wird auch befinden, daß wo die Kirchenlehrer die Sache genauer erörtert, ſie nicht ſchlechterdings die Vernunft verworfen haben. Und wenn ſie wider die Heyden ſtreiten, ſo ſuchen ſie insgemein zu zeigen, wie ſehr das Heydenthum wider die Vernunft ſey, und was hergegen die Chriſtliche Religion für einen großen Vorzug auch in dieſem Stücke habe. Origenes hat dem Celſus gezeigt, wie vernünftig die Chriſtliche Religion ſey, und warum doch inzwiſchen die meiſten Chriſten ohne alle Unterſuchung glauben müſſen. Celſus hatte über die Aufführung der Chriſten geſpottet: „als die weder der Heyden Beweisgründe (ſagte er) anhören, noch auch von dem, was ſie „glauben, einigen Beweis geben wollten, ſondern bloß ſagten: grübelt nicht, gläubet nur, euer Glaube wird „euch ſelig machen. Sie halten das für eine Grundregel, daß die Weisheit der Welt was Böſes ſey.„

---

niſtrat mundum iſtum corporalem, in rebus externis, vt ſi rationis humanae iudicium ſpectes, et ſequaris, cogaris dicere: aut nullum eſſe Deum, aut iniquum eſſe Deum &c. Von ſolchen Stellen redet hier Hr. von Leibnitz. G.

52 §. Origenes antwortet recht als ein geſchickter Mann darauf, (lib. 1. c. 2.) und ſo wie es den oben feſt geſetzten Grundlehren gemäß iſt: die Vernunft nämlich ſey nicht nur der Chriſtlichen Religion gar nicht zuwider; ſondern diene ihr auch ſo gar zu einer Grundſäule, und werde alle diejenigen zu Chriſten machen, die zur Unterſuchung derſelben gelangen können. Allein gleich wie wenig Leute hiezu geſchickt wären, alſo ſey die himmliſche Gabe eines ganz einfältigen Glaubens, der einen zum Guten führet, überhaupt ſchon zulänglich genug. „Wenn es möglich wäre, „ſpricht er, daß alle Menſchen die weltlichen Geſchäffte fahren laſſen, und ſich auf das Studiren und Nachdenken „legen könnten: ſo dürfte man keinen andern Weg ſuchen, „ſie zu Annehmung der Chriſtlichen Religion zu bringen. „Denn damit ich niemanden zu nahe treten möge, (er giebt hiemit zu verſtehen, daß die heydniſche Religion abgeſchmackt ſey, allein er will es hier nicht gern ausdrücklich ſagen,) ſo verſichere ich indeſſen nur „dieſes: daß man eben ſo viel Richtigkeit in unſerer Religion antreffen wird, als anderswo; man mag nun auf „die eigentliche Unterſuchung ihrer Lehren gehen, oder auf „die Erläuterung der räthſelhaften Redensarten ihrer Propheten, oder auf die Erklärung der Gleichniſſe in ihren „Evangelien, und unzählich vieler andern Dinge, die Vorbildungsweiſe geſchehen, oder angeordnet worden. Allein „da ſo wohl wegen der Bedürfniſſe des Lebens, als auch „wegen der menſchlichen Schwachheiten, ſich nur eine kleine Anzahl Menſchen aufs Studiren legen kann: was „könnte man wohl, zum Beſten aller übrigen Menſchen in „der Welt, für ein beſſer Mittel finden, als dasjenige, was „Chriſtus ſelbſt zu Bekehrung der Völker zu gebrauchen „befohlen? Man betrachte nur die große Zahl der Gläubigen, die ſich hiedurch aus dem Kothe der Laſter, darinnen ſie zuvor geſteckt, heraus geholfen; und ſage mir,

„welches von beyden beſſer ſey, daß ſie auf ſolche Weiſe „ihre Sitten geändert und ihr Leben gebeſſert, indem ſie ohne „genaue Unterſuchung geglaubt, daß die Sünden eine Strafe, und die guten Thaten eine Belohnung zu gewarten „haben? oder daß ſie mit ihrer Bekehrung ſo lange verzogen, bis ſie ſolches nicht nur geglaubet, ſondern auch den „Grund davon ſorgfältig unterſucht hätten? Wenn man „dieſen letztern Weg erwählen wollte, ſo würden gewiß wenige dahin kommen, wohin ſie ihr ganz einfältiger und nackender Glauben führet; ſondern die meiſten würden in ihrem Verderben ſtecken bleiben.“

53 §. Herr Bayle (in ſeiner zu Ende der andern Auflage des Wörterbuches befindlichen Erläuterung, die Einwürfe der Manichäer betreffend) nimmt die Worte des Origenes, wo er zeigt, daß die Religion bey Unterſuchung ihrer Lehren die Probe halte, in dem Verſtande; als wenn dieſes nicht von der Philoſophie, ſondern nur von derjenigen Richtigkeit zu verſtehen wäre, mit der man das Anſehen und den wahrhaften Sinn der heiligen Schrift feſt ſetzt. Allein dieſe Einſchränkung iſt aus nichts zu erſehen. Origenes ſchrieb wider einen Philoſophen, den ſie gar ſchlecht würde vergnügt haben. Und es iſt wahrſcheinlich, daß dieſer Kirchenlehrer zeigen wollen, man verfahre unter den Chriſten ſo genau als bey den Stoikern, und bey einigen andern Weltweiſen, die ihre Lehre ſo wohl aus der Vernunft, als mit Zeugniſſen bewieſen: wie Chryſippus that, der ſeine Philoſophie ſchon in den Bildern des heydniſchen Alterthums antraf.

54 §. Celſus macht den Chriſten an eben dem Orte noch einen andern Einwurf. Er ſpricht: „Wenn ſie auch gleich „bey ihrem gewöhnlichen, Grübelt nicht, glaubet nur, „beharren; ſo müſſen ſie mir doch wenigſtens ſagen, was „das für Dinge ſind, die ich glauben ſoll?„ Hierinnen hat er ohne Zweifel recht; und dieſes geht wider diejenigen, die z. E. Gott für gut und gerecht ausgeben, und dabey doch behaupten,

haupten, wir hätten gar nicht den geringſten Begriff von der Gütigkeit und Gerechtigkeit, wenn wir ihm dieſe Vollkommenheiten zuſchreiben. Allein man muß nicht einmal vollſtändige Begriffe (notiones adaequatas) fordern, die nichts in ſich faſſen, das nicht deutlich erkläret worden; maßen uns ſelbſt die empfindlichen Beſchaffenheiten, als die Wärme, das Licht, das Süße, dergleichen Begriffe nicht geben können. Alſo ſind wir hierinnen eins, daß die Geheimniſſe können erkläret werden: allein dieſe Erklärung iſt unvollkommen. Es iſt ſchon genug, wenn wir von einem Geheimniſſe, als von der Dreyeinigkeit und der Menſchwerdung, einige analogiſche Erkenntniß haben; damit wir nicht leere Worte ſagen, die ſchlechterdings keinen Verſtand haben, wenn wir ſie annehmen: allein die Erklärung muß eben nicht ſo weit gehen, als es wohl zu wünſchen wäre, nämlich, daß wir die Sache begreifen und eigentlich wiſſen können, wie es damit zugehe.

55 §. Es ſcheint alſo was wunderliches zu ſeyn, daß Herr Bayle den Richterſtuhl der gemeinen Meynungen (Rep. au. Provinc. Tom. 3. p. 1062. 1140.) verwirſt; gleich als wenn man den Begriff von der Gütigkeit gar nicht,

---

(*) Dieſes Syſtema der vorherbeſtimmten Harmonie hat zwar an dem Hrn. Wolf einen getreuen Verfechter bekommen: allein dem ungeachtet nicht die Oberhand erhalten können. Es iſt ihm gegangen wie der carteſianiſchen Meynung, dadurch er die Thiere für bloße Maſchinen erklärte. Es war eine ſinnreiche Erfindung; man ergetzte ſich daran, ſtritt und ſchrieb davon: allein endlich blieb es doch dabey, daß die Thiere auch Seelen hätten. Zwar rede ich hier von denen nicht, die ſolche Harmonie für gottlos, und verdammlich ausgegeben, und behaupten wollen, daß es der Freyheit und Moralität zuwiderliefe; ja die ganze Religion über den Haufen ſtieße. Ich rede nur von Unparteyiſchen, die alles ohne Vorurtheil und Haß unterſuchet haben. Ich will hier nicht meiner eigenen Diſſertationen, Vindiciae Syſtematis zu rathe ziehen dörfte, wenn man den Manichäern antwortet: da er ſich doch ſelbſt in ſeinem Wörterbuche ganz anders erkläret hatte. Und es müſſen nothwendig diejenigen, ſo mit einander ſtreiten, ob nur ein einziges gutes Urweſen ſey, oder ob es zwey gebe, nämlich ein gutes und böſes, zuvor unter ſich ausmachen, was gut oder böſe heiße? Wir verſtehen etwas durch die Vereinigung, wenn man uns von der Vereinigung eines Leibes mit einem andern, einer Subſtanz mit ihrer Zufälligkeit, eines Subjects mit ſeinem Adjuncte, des Orts mit dem beweglichen Körper, der Wirkung mit der Kraft, vorſaget. So verſtehen wir auch etwas darunter, wenn wir von der Vereinigung der Seele mit dem Leibe reden, daraus eine einzige Perſon entſtehen ſoll. Denn ob ich wohl nicht der Meynung bin, daß die Seele die Geſetze des Leibes, oder der Leib die Geſetze der Seelen verändere; wie ich denn eben zu Vermeidung dieſer Unordnung die vorher beſtimmte Harmonie eingeführet habe: (*) ſo laſſe ich doch eine wahrhaftige Vereinigung der Seele mit dem Leibe, daraus eine einzige Perſon entſteht, ſehr gern zu. Dieſe Vereinigung gehöret zur Methaphyſik, dahingegen die Vereinigung durch einen wirklichen Einfluß in die Phyſik laufen würde. Allein wenn wir von der Vereini-

gung

---

influxus phyſici betitelt gedenken, in deren dritten ich 1730 die Schwierigkeiten gegen die Harmoniam praeſtabilitam, und eine gewiſſe Art des natürlichen Einfluſſes, die ſich mit dem übrigen leibnitzianiſchen Syſtemate zuſammen reimet, vorgetragen habe. Ich will nur des Hrn. Probſts Reinbeck gedencken, der gleichfalls ſeine Zweifel gegen dieß Syſtema öffentlich bekannt gemacht, ob er gleich ſonſt dieſer neuern Weltweisheit ſehr zugethan war. Und endlich hat auch der gel. Hr. Prof. Hollmann, ſonderlich aber Hr. Prof. Knutzen in Königsberg, in beſondern Diſſertationen, dem alten natürlichen Einfluſſe eine ſolche Geſtalt gegeben; daß das Leibnitziſche Syſtema demſelben ſchwerlich gewachſen ſeyn wird. Siehe die neue Auflage der letztern, die hier in Leipzig 1744 bey Langenheimen herausgekommen. G.

gung des göttlichen Wortes mit der menſchlichen Natur reden, ſo müſſen wir mit einer ähnlichen oder analogiſchen Erkenntniß, wie uns ſolche die Vereinigung des Leibes mit der Seele geben kann, vorlieb nehmen, und damit zufrieden ſeyn, daß wir ſagen: die Menſchwerdung ſey die allergenaueſte Vereinigung, die zwiſchen dem Schöpfer und einer Creatur ſeyn könne, ohne daß wir nöthig haben weiter zu gehen.

56 §. Eben ſo verhält ſichs auch mit den andern Geheimniſſen, als in welchen beſcheidne Gemüther allemal eine ſolche Erklärung finden werden, die zwar zum Glauben, niemals aber zum Begreifen zureichend iſt. Wir haben an einem gewiſſen τί ἐςι, was eine Sache ſey? genug; allein das πῶς, wie es damit zugehe? iſt uns zu hoch, und auch nicht nöthig. Man kann von den Erklärungen der Geheimniſſe, die hier und da vorgebracht werden, eben das ſagen, was die Königinn von Schweden, auf einer Schaumünze, von der Krone ſagte, die ſie niedergelegt: *Non mi biſogna. e non mi baſta*, ſie iſt mir nichts nütze, ſie iſt mir auch viel zu gering. So haben wir auch nicht nöthig, wie ich ſchon angemerket, die Geheimniſſe *a priori* zu beweiſen, oder Grund davon zu geben: es iſt uns ſchon das ὅτι, daß die Sache alſo iſt, genug; wenn wir gleich das διότι, warum ſie alſo iſt, nicht wiſſen, als welches ſich Gott ſelbſt vorbehalten hat. Die Verſe, ſo Joſeph Scaliger darauf gemacht hat, ſind ſehr ſchön und berühmt:

Ne curioſus quaere cauſas omnium,
Quaecunque libris vis Prophetarum indidit,
Afflata coelo, plena veraci Deo:
Nec operta ſacri ſupparo ſilentii
Irrumpere aude, ſed pudenter praeteri.
Neſcire velle, quae Magiſter optimus
Docere non vult, erudita inſcitia eſt.

Suche nicht mit ſtolzem Vorwitz Grund von allem insgeſammt,
Was Propheten und Apoſtel, von des Himmels Trieb entflammt,
Voll von Wahrheit, voll von Gott, in den heilgen Büchern ſprechen;
Such auch nicht mit Frevelmuth in die Sachen einzubrechen,
Die ein heilig Schweigen decket. Gehe nur mit blöder Scheu,
Und mit ehrerbiethgen Schritten jeden ſolchen Ort vorbey.
Das iſt weiſer Unverſtand, etwas nicht verſtehen wollen,
Was der beſte Lehrer will, daß wir es nicht wiſſen ſollen.

Herr Bayle, der dieſe Verſe (Rep. au Prov. T. 3 p. 1055.) anführet, urtheilet gar wahrſcheinlich: Scaliger habe ſie bey Gelegenheit der Streitigkeiten des Arminius und Gomarus gemacht. Ich halte dafür, Herr Bayle habe ſie aus dem Gedächtniſſe hingeſchrieben; denn er ſetzt ſacrata an ſtatt afflata. Allein das iſt allem Anſehen nach, ein Verſehen des Druckers, daß prudenter an ſtatt pudenter (das iſt, mit **Beſcheidenheit**) ſteht; als welches letztere der Vers erfordert.

57 §. Es könnte uns keine beſſere Erinnerung gegeben werden, als die in dieſen Verſen enthalten iſt, und Herr Bayle ſagt a. d. 729 S. mit Recht: **Diejenigen, welche ſich einbilden, es ſey nichts in dem Verfahren Gottes, in Anſehung der Sünde und ihrer Folgerungen, wovon ſie nicht genugſamen Grund anzuführen vermöchten, ergeben ſich ihren Widerſachern auf Gnade und Ungnade.** Allein er hat nicht Urſache, daß er zwey ganz unterſchiedene Dinge, nämlich von einer Sache **Grund geben, und ſie wider die Einwürfe behaupten,** hier mit einander verknüpfet; wie er thut, wenn er alſobald hinzu ſetzt: **Sie müſſen ihm (ihrem Widerſacher) überall hinfolgen, wohin er ſie führen will; und ſie würden mit Schimpf und Spott zurücke ziehen, und um Gnade bitten, wenn ſie geſtünden, daß unſer Verſtand**

ſtand allzuſchwach wäre, alle Einwürfe eines Philoſophen völlig aufzulöſen.

58 §. Nach dem Herrn Bayle ſcheint hier, Grund geben, weniger zu ſeyn, als auf die Einwürfe antworten; weil er denjenigen, der ſich des erſten unterfangen wollte, damit zu ſchrecken ſucht: daß er ſich hierdurch auch zu dem letztern verbindlich machen würde. Es iſt aber gerade umgekehrt; denn wer etwas behauptet, der iſt nicht gehalten ſeinen Satz zu beweiſen; allein den Einwürfen des Gegners muß er ein Genügen thun. Ein Beklagter darf gemeiniglich in Rechtsſachen ſein Recht nicht beweiſen, oder das Recht ſeines Beſitzers zuvor anführen; allein er muß auf die Gründe des Klägers antworten. Daher habe ich mich hundertmal gewundert, daß ein ſo genauer und ſcharfſinniger Scribent, als Herr Bayle iſt, hier ſo gar öfters ſolche Dinge mit einander vermiſcht; unter welchen eben ein ſo großer Unterſcheid iſt, als unter dieſen dreyen Wirkungen der Vernunft, nämlich begreifen, beweiſen, und auf die Einwürfe antworten: gerade als wenn eines ſo viel als das andere wäre, wenn es auf den Gebrauch der Vernunft in der Theologie ankömmt. Alſo ſpricht er in ſeinen Unterredungen, die nach ſeinem Tode heraus gekommen ſind, a. d. 73. S. Der Herr Bayle hat auf keinen Grundſatz öfter gedrungen, als auf dieſen: daß die Unbegreiflichkeit einer Lehre, und die Unauflöslichkeit der Einwürfe, die wider dieſelbe ſtreiten, keine rechtmäßige Urſache abgebe, ſie zu verwerfen. Es mag ſeyn, was die Unbegreiflichkeit anlanget; allein mit der Unauflüslichkeit der Einwürfe iſt es ganz anders beſchaffen. Und es iſt in der That eben ſo viel, als wenn man ſagte, ein unüberwindlicher Beweis wider einen Satz wäre keine zulängliche und rechtmäßige Urſache ihn zu verwerfen. Denn was kann man wohl für eine andere rechtmäßige Urſache

finden, eine Meynung zu verwerfen, wenn es nicht ein entgegen geſetzter unüberwindlicher Vernunftſchluß iſt? Und was wird man denn weiter für ein Mittel haben, die Unrichtigkeit, ja ſelbſt die Ungereimtheit einer Meynung zu zeigen?

59 §. Es iſt auch billig hier anzumerken, daß derjenige, der eine Sache a priori beweiſt, aus der wirkenden Urſache davon Grund giebt; und wer dergleichen Gründe auf eine zulängliche und richtige Art anführen kann, der iſt auch im Stande, die Sache zu begreifen. Und deswegen ſind auch die ſcholaſtiſchen Gottesgelehrten auf den Raymund Lullus übel zu ſprechen geweſen, daß er ſich unterfangen, die Dreyeinigkeit aus der Philoſophie zu beweiſen. Dieſe vermeynte Demonſtration iſt in ſeinen Schriften zu finden: und Bartholomäus Keckermann, ein berühmter Scribent unter den Reformirten, der ebenfalls mit dieſem Geheimniſſe einen ſolchen Verſuch gethan, iſt deswegen nicht weniger von einigen neuern Schriftgelehrten getadelt worden. Man wird es alſo denenjenigen jederzeit übel auslegen, die von dieſem Geheimniſſe werden Grund geben, und es begreiflich machen wollen: diejenigen aber wird man loben, die es wider die Einwürfe der Widerſacher werden zu vertheidigen ſuchen.

60 §. Ich habe bereits angemerket, daß die Theologen gewöhnlicher maßen einen Unterſcheid machen, unter dem, was **über die Vernunft**, und was **wider die Vernunft** iſt. Sie ſagen, das wäre **über die Vernunft**, was man nicht begreifen, und wovon man keinen Grund geben könnte: allein **wider die Vernunft** wäre eine jede Meynung, die von unüberwindlichen Gründen beſtritten würde; oder da der widerſprechende Satz, auf eine genaue und gründliche Art könnte bewieſen werden. Sie geſtehen alſo, daß die Geheimniſſe über die Vernunft ſind; allein das geben ſie nicht zu, daß ſie wider die Vernunft wären.

Der engliſche Autor eines zwar ſinnreichen, aber nicht gebilligten Buches, deſſen Titel iſt: Chriſtianity not myſterious, das Chriſtenthum ohne Geheimniſſe, hat dieſe Diſtinction anfechten wollen: allein mich dünkt nicht, daß er ihr einigen Schaden gethan habe. (*) Herr Bayle iſt mit dieſer eingeführten Diſtinction auch nicht gänzlich zufrieden. Wir wollen ſehen, was er hievon Tom. 3. de la Rep. aux Queſt. d'un Prov. ch. 158. ſonderlich p. 598. gedenket: er macht mit dem Herrn Saurin unter dieſem Satze: Alle Lehren des Chriſtenthums ſtimmen mit der Vernunft überein; und unter dieſem: Die menſchliche Vernunft erkennt es, daß ſie mit einander übereinſtimmen, einen Unterſcheid: den erſten läßt er gelten, aber nicht den andern. Ich bin eben der Meynung, wenn man das Uebereinſtimmen einer Lehre mit der Vernunft alſo verſteht, daß es möglich ſey, Grund davon zu geben, oder aus der Vernunft zu erklären, wie es damit zugehe; denn Gott würde dieß ohne Zweifel thun können, aber wir können es nicht. Allein ich halte dafür, man müſſe beyde Sätze bejahen, wenn man das, erkennen, daß eine Lehre mit der Vernunft übereinſtimme, ſo verſteht; daß man, wenn es nöthig iſt, zeigen kann: es ſey zwiſchen einer Lehre und der Vernunft nichts widerſprechendes; indem wir die Einwürfe dererjenigen widerlegen, die ſolche Lehre für ungereimt ausgeben.

61 §. Herr Bayle erkläret ſich hier ſo, daß man nicht wohl damit zufrieden ſeyn kann. Er erkennet zwar ganz recht,

---

(*) Dieſes iſt der berufene Toland, der noch mehr ſolche anſtößige Bücher, z. E. den Adeiſidämon, den Nazarenus u. d. m. geſchrieben hat. Auch ſeine übrigen Schriften, als Letters to Serena, d. i. an die gelehrte Königinn von Preußen, der zu gefallen Leibnitz dieſe Theodicee geſchrieben hat, und was nach ſeinem Tode unter dem Titel: A Collection of ſeveral pieces of Mr. John Toland etc. Vol. II.

recht, daß unſre Geheimniſſe mit der höchſten, oder allgemeinen Vernunft, die in dem göttlichen Verſtande iſt, oder mit der Vernunft überhaupt, übereinkommen; inzwiſchen aber will er nicht zugeben, daß ſie mit demjenigen Theile der Vernunft, deſſen ſich der Menſch bey ſeinen Urtheilen bedienet, übereinzukommen ſchienen. Allein gleich wie dieſer Theil der Vernunft, den wir beſitzen, eine Gabe Gottes iſt, und in dem bey unſerm ganz verderbten Zuſtande noch überbliebenen natürlichen Lichte beſteht: alſo ſtimmet derſelbe ohne Zweifel mit dem Ganzen überein, und iſt von derjenigen Vernunft, die in Gott iſt, nur wie ein Tropfen Waſſer vom Ocean; oder vielmehr wie das Endliche von dem Unendlichen unterſchieden. Alſo können die Geheimniſſe wohl darüber, aber nicht darwider ſeyn. Wenn man einem Theile zuwider iſt, ſo iſt man auch dem ganzen zuwider. Was wider einen einzigen Satz des Euklides iſt, das iſt auch wider die Anfangsgründe des Euklides. Dasjenige was den Geheimniſſen in uns zuwider iſt, das iſt weder die Vernunft, noch das natürliche Licht, noch der Zuſammenhang der Wahrheiten: Nur Verderbniß, Irrthum, Vorurtheil, und Finſterniß iſt es.

62 §. Herr Bayle iſt a. d. 1002 S. mit Joſuä Stegmanns und des Herrn Turretins, zweyer proteſtantiſchen Glaubenslehrer Meynung, gar nicht zufrieden, welche lehren, die Geheimniſſe wären nur der verderbten Vernunft zuwider. Er fraget ſcherzweiſe, ob man etwan durch die geſunde Vernunft, die Vernunft eines rechtgläubigen Theo-

1726 zu London herausgekommen, halten verſchiedene dahin einſchlagende Dinge in ſich. Doch ſcheint es, als wenn A. Collins, der außer ſeinem Eſſay of Freethinking, auch den Diſcourſe of the Grounds and Reaſons of the Chriſtian Religion 1724 zu London ans Licht geſtellt, ſeinen Lehrmeiſter Toland an Verwegenheit noch übertroffen hätte. G.

logen, und durch die verderbte, eines Ketzers ſeine verſtehe? und wendet ferner ein, das Geheimniß der Dreyeinigkeit ſey in Luthers Seele nicht klärer und deutlicher geweſen, als in Socins Seele. Allein, wie Carteſius ſehr wohl angemerket hat, daß alle Menſchen von Natur eine geſunde Vernunft bekommen haben: alſo muß man auch glauben, daß ſo wohl die Rechtgläubigen, als die Ketzer damit begabet worden. Die geſunde Vernunft iſt eine Verknüpfung der Wahrheiten: die verderbte Vernunft iſt mit Vorurtheilen und Affecten vermiſcht. Wenn man eine von der andern unterſcheiden will, ſo darf man nur ordentlich verfahren; keinen Satz ohne Beweis, keinen Beweis ohne richtige Form, nach den gemeinſten Regeln der Vernunftlehre, annehmen. Wir gebrauchen kein ander Kennzeichen, noch einen andern Richter über die Streitigkeiten, in Sachen der Vernunft. Und hätte man dieſes wohl in acht genommen, ſo würden ſich die Sceptiker keines Vortheils zu rühmen haben; und es hätten auch ſelbſt in der Theologie, Franciſcus Veron, und einige andere, welche die Streitigkeiten wider die Proteſtirenden ſo weit getrieben, daß es zuletzt auf ein bloßes Gezänke angekommen, nicht Urſache gehabt, ſich mit aller Gewalt in den Scepticiſmus zu ſtürzen: bloß damit ſie nur beweiſen könnten, wie nöthig es ſey, daß man einen äußerlichen untrüglichen Richter annähme. Allein dieſes haben ihnen die geſchickteſten Leute von ihrer Partey ſelbſt nicht gut geſprochen. Calixtus und Dalläus haben, wie billig, darüber gelacht: und Bellarmin hat ganz anders geſchloſſen.

63 §. Itzo wollen wir auf dasjenige kommen, was Herr Bayle a. d. 999 S. von ofterwähnter Diſtinction ſaget. „Es ſcheint, ſpricht er, als habe ſich in die bekannte Diſtinction, unter Sachen die über die Vernunft, und „wider die Vernunft ſind, eine Zweydeutigkeit eingeſchlichen. Insgemein ſagt man, die Geheimniſſe des Evan-

„gelii wären über die Vernunft, aber nicht wider die Vernunft. Ich glaube, man nimmt das Wort Vernunft in dem erſten Theile dieſes Grundſatzes in anderm Verſtande, als in dem letztern, und verſteht in jenem die Vernunft des Menſchen, oder die Vernunft in concreto; in dieſem aber die Vernunft überhaupt, oder die Vernunft in abſtracto. Denn geſetzt, man verſtünde allemal die Vernunft überhaupt, oder die höchſte allgemeine Vernunft, die in Gott iſt: ſo iſt es eben ſo wahr, daß die evangeliſchen Geheimniſſe nicht wider, als daß ſie nicht über die Vernunft ſind. Verſteht man aber in beyden Theilen die menſchliche Vernunft, ſo ſehe ich eben nicht, daß dieſe Eintheilung allzu guten Grund habe. Denn die Rechtgläubigſten geſtehen, daß wir die Uebereinſtimmung unſrer Geheimniſſe mit den philoſophiſchen Lehrſätzen nicht erkennen. Demnach ſcheinen ſie uns mit der Vernunft nicht übereinzuſtimmen. Was uns aber mit der Vernunft nicht übereinzuſtimmen ſcheint, das ſcheint uns wider die Vernunft zu ſeyn; eben als wie uns dasjenige wider die Wahrheit zu ſeyn ſcheint, was uns mit der Wahrheit nicht übereinzuſtimmen ſcheint. Warum ſollte man alſo nicht ſagen können, daß die Geheimniſſe ſo wohl wider unſre ſchwache Vernunft, als über unſre ſchwache Vernunft ſind?„ Allein ich antworte, wie ich bereits gethan habe: die Vernunft ſey hier ein Zuſammenhang der Wahrheiten, die wir aus dem Lichte der Natur erkennen; und in dieſem Verſtande iſt der angenommene Grundſatz ohne einige Zweydeutigkeit wahr. Die Geheimniſſe ſind über unſre Vernunft, denn ſie halten dergleichen Wahrheiten in ſich, die in dieſem Zuſammenhange nicht mit begriffen ſind: ſie ſind aber nicht wider die Vernunft, und widerſprechen keiner von denen Wahrheiten, auf die uns dieſer Zuſammenhang bringen kann. Es iſt alſo hier nicht von der allgemeinen Vernunft, die in Gott iſt, die Rede, ſondern von unſrer Vernunft. Was aber die Frage anlangt, ob wir die Uebereinſtimmung der Geheimniſſe mit unſrer Vernunft erkennen? ſo antworte ich, daß wir wenigſtens keine Uneinigkeit noch einen Widerſpruch zwiſchen den Geheimniſſen und der Vernunft finden. Und gleich wie wir den vermeynten Widerſpruch allezeit heben können; wofern dieſes den Glauben mit der Vernunft vereinigen, oder deſſen Uebereinſtimmung erkennen heißt: ſo müſſen wir ſagen, daß wir dieſe Uebereinſtimmung und dieſe Einhälligkeit allerdings erkennen mögen. Beſteht aber die Uebereinſtimmung in einer vernünftigen Erklärung der Art und Weiſe, wie alles zugeht, ſo ſind wir unvermögend dieſelbe zu erkennen.

64 §. Herr Bayle macht noch einen andern ſinnreichen Einwurf, der von dem Exempel des Sehens hergenommen iſt. Er ſpricht: „Wenn uns ein viereckigter „Thurm von weitem rund vorkömmt, ſo bezeugen unſre „Augen klar und deutlich, daß ſie nicht nur nichts viereckigtes an dieſem Thurme wahrnehmen; ſondern daß ſie „auch ſo gar eine runde Figur, entdecken, die mit der viereckigten nimmermehr beſtehen kann. Alſo kann man ſa„gen, die Wahrheit, welche die viereckigte Figur iſt, ſey „nicht allein über, ſondern auch wider das Zeugniß un„ſers ſchwachen Geſichtes.„ Dieſe Anmerkung hat ihre Richtigkeit: und ob es gleich gewiß iſt, daß der Schein der Rundung bloß daher kömmt, weil man die Winkel in der Ferne nicht erkennen kann; ſo bleibt es dabey dennoch wahr, daß rund und viereckigt einander entgegen geſetzt ſind. Ich antworte alſo auf dieſen Einwurf, daß die Vorſtellung der Sinnen, wenn ſie gleich alles das ihrige thun, dennoch öfters der Wahrheit zuwider iſt: allein mit dem Vermögen zu ſchließen, wenn es das ſeinige thut, hat es eine ganz andere Bewandniß; ſintemal ein richtiger Vernunftſchluß nichts anders, als eine Verknüpfung der Wahrheiten iſt.

Was aber das Sehen insbeſondere anlanget, ſo iſt zu merken, daß es noch andere falſche Erſcheinungen giebt, die weder von der Schwäche unſrer Augen, noch von dem, was in der Ferne unſichtbar wird; ſondern von der Natur des Sehens ſelbſt herkommen, es mag ſolches ſo vollkommen ſeyn, als es immer wolle. So wird z. E. ein Zirkel, wenn er ſeitwärts geſehen wird, in eine Art eines Ovales verwandelt, die von den Meßkünſtlern eine Ellipſis genennet wird; und bisweilen in eine Parabel oder Hyperbel, oder auch wohl gar in eine gerade Linie verkehrt, wie ſolches Saturns Ring bezeuget.

65 §. Eigentlich zu reden, betrügen uns die äuſſerlichen Sinne gar nicht: ſondern unſer innerlicher Sinn macht, daß wir öfters zu ſehr eilen. Dergleichen findet ſich auch bey den Thieren, als wenn ein Hund ſein Bildniß im Spiegel anbillt. Denn die Thiere haben ebenfalls gewiſſe Folgerungen der Begriffe, die einem Vernunftſchluſſe nachahmen, und die ſich auch in dem innerlichen Sinne der Menſchen befinden, wenn ſie etwas bloß empiriſch thun. Im übrigen thun die Thiere nichts, dadurch wir zu glauben genöhtiget würden, daß ſie eigentlich dasjenige hätten, was ein Vernunftſchluß genennet zu werden verdient; wie ich ſchon anders wo gezeigt habe. Wenn nun der Verſtand die falſche Determination des innerlichen Sinnes anwendet, und ihr folget, als da der berühmte Galiläus geglaubt, daß Saturnus zwey Handhaben hätte: ſo betrügt er ſich durch das Urtheil das er von der Wirkung des Scheins fället, und ſchließt mehr daraus, als er ſoll. Der Schein der Sinnen verſpricht uns eben nicht ſchlechterdings die Wahrheit der Dinge, ſo wenig als es die Träume thun. Wir betrügen uns ſelbſt, durch den Gebrauch, dazu wir ſolche Scheindinge anwenden, nämlich durch unſre Folgerungen. Die Urſache iſt, daß wir uns von wahrſcheinlichen Vernunftſchlüſſen verführen laſſen, und ſo geneigt ſind zu glauben: die Erſcheinungen,

nungen, die wir oftmals mit einander verknüpft befunden haben, müſſen ſtets verknüpft ſeyn. Gleichwie alſo dasjenige gemeiniglich in der That keinen Winkel hat, was ohne Winkel erſcheint: alſo glauben wir leichtlich, es könne ſich die Sache nie anders verhalten. Dergleichen Irrthum iſt wohl zu verzeihen, und kann auch öfters nicht vermieden werden, wenn man geſchwind verfahren und das wahrſcheinlichſte erwählen muß. Allein wenn wir Zeit und Weile haben uns zu faſſen, ſo begehen wir einen Fehler, wenn wir etwas für gewiß halten, das doch nicht gewiß iſt. Es iſt daher zwar gewiß, daß Schein und Wahrheit einander vielmals zuwider ſind: allein unſere Vernunftſchlüſſe können der Wahrheit niemals zuwider ſeyn, wenn ſie anders richtig und den Regeln der Vernunftlehre gemäß ſind. Wollte man durch die Vernunft nur überhaupt das Vermögen gut oder übel zu ſchließen verſtehen: ſo gebe ich es zu, daß ſie uns betrügen könne, und wirklich betrüge, und daß dasjenige was unſerm Verſtande wahr zu ſeyn ſcheint, öfters ſo betrüglich als der Schein der Sinnen ſey. Allein hier iſt die Rede von der Verbindung der Wahrheiten, und von Einwürfen in richtiger Forme: und in dieſem Verſtande kann uns die Vernunft unmöglich betrügen.

66 §. Es erhellet auch aus allem, was bisher angeführt worden, daß Herr Bayle das über die Vernunft ſeyn, gar zu weit ausdehnet; als wenn es auch die Unauflöslichkeit der Einwürfe in ſich faſſete. Denn ſeiner Meynung nach, (Cap. 130. Rep. au Prov. T. 3. p. 651.) kann die Philoſophie eine Lehre, die über die Vernunft iſt, weder erklären, noch begreifen, noch auf die Schwierigkeiten antworten, die darwider laufen. Was das Begreifen anlangt, ſo gebe ichs gern zu: allein ich habe ſchon gezeiget, daß bey den Geheimniſſen nothwendig eine Erklärung der Worte ſtatt finde; damit ſie nicht ſine mente ſoni, das iſt, ſolche Worte

ſeyn mögen, die nichts bedeuten. Ebenfalls habe ich auch gezeiget, man müſſe auf die Einwürfe antworten können; denn ſonſt würde man den Satz verwerfen müſſen.

67 §. Er führet das Zeugniß derjenigen Glaubenslehrer an, welche die Unauflöslichkeit der Einwürfe wider die Geheimniſſe zu behaupten ſcheinen. Lutherus iſt einer von den vornehmſten: allein ich habe bereits im 12 §. auf den Ort geantwortet, da es ſcheint, als ſagte er; die Philoſophie widerſpräche der Theologie. Es iſt noch eine andere Stelle (Cap. 246. de Seruo Arbitrio) wo er ſpricht: die ſcheinbare Ungerechtigkeit Gottes werde durch diejenigen Beweisgründe beſtätiget, die von dem Unglücke der Frommen, und von dem Glücke der Gottloſen hergenommen ſind, denen keine Vernunft noch natürliches Licht widerſtehen könne. (Argumentis talibus traducta, quibus nulla ratio aut lumen naturae poteſt reſiſtere.) Allein kurz darauf zeigt er, daß er es nur von denen verſtehe, die von einem andern Leben nichts wiſſen, indem er ferner hinzu ſetzt: daß dieſe Schwierigkeit durch ein einziges Wort des Evangelii verſchwinde, da es uns ein ander Leben zeiget, wo dasjenige geſtraft und belohnet werden ſoll, was hier nicht beſtraft und belohnet worden. Der Einwurf iſt alſo nichts weniger als unüberwindlich, ja man könnte auch ohne Hülfe des Evangelii auf dieſe Antwort kommen. Es wird ferner (Rep. au Prov. T. 3. p. 652. (eine Stelle aus Martin Chemnitzen angeführet, die von Wedeln getadelt, vom Johann Muſeus aber vertheidiget worden; da es das Anſehn hat, als ſagte dieſer berühmte Schriftgelehrte klar: daß es im Worte Gottes Wahrheiten gäbe, die nicht allein über, ſondern auch wider die Vernunft wären. Allein dieſe Stelle muß bloß von ſolchen Grundſätzen der Vernunft verſtanden werden, die dem ordentlichen Laufe der Natur gemäß ſind: wie es auch Muſeus alſo erkläret.

68 §. Inzwiſchen findet doch auch Herr Bayle einige Zeugniſſe, die ihm mehr zu ſtatten kommen. Das Zeugniß des Carteſius iſt eins von den vornehmſten. Dieſer große Mann ſagt (Part. I. Princ. Art. 41.) ausdrücklich: *Wir werden uns ohne einzige Mühe aus dieſen Schwierigkeiten helfen können (die nämlich die Vergleichung der Freyheit unſers Willens mit der Ordnung der ewigen Vorſehung Gottes verurſachet,) wenn wir nur bedenken, daß unſre Gedanken endlich ſind; und daß die Wiſſenſchaft und Allmacht Gottes, durch die er nicht allein alles dasjenige was iſt, oder was ſeyn kann, von aller Ewigkeit her erkannt, ſondern auch gewollt hat, unendlich ſeyn. Daher haben wir zwar Verſtand genug, klärlich und deutlich zu erkennen, daß dieſe Wiſſenſchaft und Allmacht in Gott iſt: allein dazu haben wir nicht Verſtand genug, ihre Größe und Weitläuftigkeit dergeſtalt zu begreifen, daß wir verſtehen könnten, wie ſie die Thaten der Menſchen ganz frey und unbeſtimmt laſſen. Indeſſen dürfen wir, wegen der Allmacht und Wiſſenſchaft Gottes, an unſerm freyen Willen keinesweges zweifeln. Denn wir würden unrecht handeln, wenn wir darum an demjenigen zweifelten, was wir in uns empfinden, und von dem wir aus der Erfahrung wiſſen, daß es in uns ſey, weil wir etwas anders nicht begreifen; davon wir wiſſen, daß es ſeiner Natur nach unbegreiflich iſt.*

69 §. Dieſe Stelle des Carteſius, welcher ſeine Anhänger ebenfalls beypflichten, (als die ſichs gar ſelten in den Sinn kommen laſſen, an ſeinen Sätzen zu zweifeln,) iſt mir jederzeit ſehr fremde vorgekommen. Er ſagt nicht allein, daß er für ſeine Perſon kein Mittel finde, die zwo Lehren zuſammen zu reimen; ſondern er trauet auch dem ganzen menſchlichen

lichen Geſchlechte, ja allen vernünftigen Creaturen, nichts mehrers zu. Konnte es ihm aber wohl unbekannt ſeyn, daß wider die Wahrheit unmöglich ein unüberwindlicher Einwurf ſtatt habe? maßen ein ſolcher Einwurf nichts anders, als eine nothwendige Verknüpfung anderer Wahrheiten ſeyn würde; deren Schluß derjenigen Wahrheit zuwider wäre, die man behauptet: und folgends würden die Wahrheiten einander widerſprechen, welches die größte Ungereimtheit von der Welt iſt. Im übrigen, obgleich unſer Verſtand endlich iſt, und das Unendliche nicht begreifen kann: ſo hat er doch auch Demonſtrationen von dem Unendlichen, deren Stärke und Schwäche er begreift: warum ſollte er denn die Stärke und Schwäche der Einwürfe nicht begreifen können? Und weil die göttliche Weisheit und Macht unendlich iſt, und alles in ſich faſſet, ſo hat man nicht mehr Urſache an ihrer Größe zu zweifeln. Wenn ferner Carteſius will, daß die Handlungen des menſchlichen Willens gänzlich unbeſtimmet ſeyn ſollen, welches doch niemals geſchieht: ſo fordert er eine Freyheit, die wir nicht brauchen. Endlich behauptet Herr Bayle ſelbſt, daß dieſe Erfahrung von unſerer Unabhänglichkeit, worauf Carteſius den Beweis unſrer Freyheit gründet, ſie gar nicht beweiſt: weil aus dem, daß wir die Urſachen, von welchen wir abhängen, nicht gewahr werden, gar nicht folget, daß wir wirklich von nichts abhängen. Allein hievon wollen wir an ſeinem Orte reden,

70 §. Carteſius ſcheint auch an einem andern Orte ſeiner Principiorum zu geſtehen, daß wir auf die Schwierigkeiten bey der unendlichen Zertheilung der Materie, die er doch für wahr hält, unmöglich antworten können. Arriaga und andere Scholaſtiker thun faſt eben dieſes: wenn ſie ſich aber nur die Mühe geben, und die Einwürfe in gehörige Form bringen wollten, ſo würden ſie ſehen; daß entweder Fehler in der Folgerung, oder auch bisweilen ganz falſche Sätze vorhanden

den ſind, die eine Verwirrung verurſachen. Ich will hievon ein Exempel geben. Es machte mir einſt ein geſchickter Kopf dieſen Einwurf: man ſchneide die gerade Linie AB in zwey gleiche Theile in C, und wiederum den Theil AC in D, den Theil AD in E, und alſo unendlich fort; ſo machen die Hälften BC, CD, DE &c. zuſammen das ganze BA aus: davon endlich eine letzte Hälfte heraus kommen muß, weil ſich die gerade Linie BA in dem Puncte A endiget. Allein dieſe letzte Hälfte iſt ungereimt; denn weil ſie eine Linie iſt, ſo kann man ſie noch allemal in zween Theile theilen. Folgends kann die unendliche Theilung unmöglich ſtatt finden. Ich zeigte ihm, man könne nicht ſchließen, daß eine letzte Hälfte vorhanden ſeyn müſſe, ob gleich ein letzter Punkt A vorhanden iſt: denn dieſer letzte Punkt iſt allen Hälften auf ſeiner Seite gemein. Dieſes erkannte der Freund ſelbſt, als er die Folgerung durch ein richtiges Argument beweiſen wollte. Eben deswegen kann keine letztere Hälfte ſtatt finden, weil die Theilung ohne Ende fortgeht: und ob ſchon die gerade Linie AB endlich iſt, ſo folgt doch gar nicht daraus, daß die Eintheilung, die man mit ihr vornimmt, ihr gewiſſes und letztes Ziel habe. Eben ſo verwirrt man ſich mit den **Reihen der ohne Ende fortgehenden Zahlen.** Man bildet ſich zwar ein letztes Ziel, eine unendlich große, oder unendlich kleine Zahl ein; allein das ſind alles nur Erdichtungen. Eine jede Zahl iſt endlich, und kann angegeben werden, wie auch eine jede Linie: und unendlich große oder kleine Größen bedeuten nichts anders, als ſolche, die man ſo groß und ſo klein annehmen kann, als man nur will; um zu zeigen, daß der Fehler geringer ſey, als derjenige den man angegeben, das iſt, daß gar kein Fehler vorhanden ſey. Oder man verſteht durch das unendlich Kleine den Stand der Verſchwindung, oder des Anfangs einer Größe, die nach dem Muſter ſchon formirter Größen vorgeſtellet wird.

71 §. Inzwiſchen werden wir wohl thun, wenn wir die eigentliche Urſache betrachten, womit Herr Bayle zeigen will, man könne den Einwürfen, welche die Vernunft den Geheimniſſen in den Weg leget, kein Genügen thun. Sie iſt in der Erläuterung des Artikels der Manichäer a. d. 308. S. der deutſchen Ausgabe des Wörterbuchs zu finden, wo er ſpricht: *Ich habe ſchon genug, daß man mir einhällig zugeſtehe, die Geheimniſſe des Evangelii ſeyn über die Vernunft: denn hieraus folget nothwendig, daß man die Schwierigkeiten der Philoſophie unmöglich auflöſen könne; und daß daher ein Streit, in welchem man bloß nach dem natürlichen Lichte geht, ſich allemal mit dem Verluſte der Glaubenslehrer endigen, und ſie nöthigen werde, zu fliehen, und ſich unter die Stücke des übernatürlichen Lichtes zurücke zu ziehen.* Ich wundere mich, daß Herr Bayle ſo gar insgemein redet: maßen er ja ſelbſt geſtanden, daß das natürliche Licht wider die Manichäer ein einiges Urweſen behaupte; und daß die Gütigkeit Gottes auf eine unüberwindliche Art aus der Vernunft bewieſen werde. Unterdeſſen fährt er folgender maßen weiter fort:

72 §. *Es iſt klar: die Vernunft kann das niemals erreichen, was über ſie iſt. Wenn ſie aber auf die Einwürfe wider die Lehre von der Dreyeinigkeit, ingleichen von der perſönlichen Vereinigung antworten könnte: ſo würde ſie dieſe zwey Geheimniſſe allerdings erreichen, ſie würde ſich dieſelben unterwürfig machen, ſie würde die ſchärfſte Vergleichung zwiſchen ihnen und ihren Lehrſätzen, die aus den allgemeinen Grundwahrheiten entſtehen, anſtellen; bis ſie endlich geſchloſſen, ſie kämen mit dem natürlichen Lichte überein. Dadurch thäte ſie alſo etwas, das über ihre Kräfte wäre, ſie überſchritte ihre Grenzen; welches ein Widerſpruch iſt. Derohalben muß man ſagen,*

ſie könne auf ihre eigne Einwürfe nicht antworten, und behalte ſo lange den Sieg, ſo lange man nicht zum göttlichen Anſehen, und zur Nothwendigkeit, den Verſtand unter den Gehorſam des Glaubens gefangen zu nehmen, ſeine Zuflucht nimmt. Ich finde keinen Nachdruck in dieſem Vernunftſchluſſe. Wir können dasjenige erreichen, was über uns iſt, nicht indem wir es völlig ergründen; ſondern indem wir es bloß vertheidigen: gleich wie wir den Himmel mit unſerm Geſichte erreichen, aber nicht mit unſern Händen anrühren können. Eben ſo wenig iſt es nöthig, ſich die Geheimniſſe, damit man auf die Einwürfe wider ſie antworten könne, zu unterwerfen, und ſie mit den erſten Lehrſätzen zu vergleichen, die aus den gemeinen Grundwahrheiten entſtehen. Denn wenn derjenige, der auf die Einwürfe antwortet, ſo weit gehen ſollte, ſo müßte der, der die Einwürfe vorträgt, zuerſt den Anfang machen. Denn der Einwurf muß die Sache zuvor abhandeln; der aber, ſo darauf antwortet, darf nur ja oder nein ſagen: und wenn es nach der Schärfe gehen ſoll, an ſtatt zu diſtinguiren, bloß die Univerſalität eines Satzes leugnen, oder an der Forme etwas ausſetzen. Beydes aber kann gar wohl geſchehen, ohne die Sache tiefer einzuſehen als der Einwurf geht. Wenn mir einer einen vermeynten unüberwindlichen Schluß vorträgt, ſo kann ich mich ganz ſtille verhalten; indem ich ihn bloß nöthige, alle die vorgebrachten Sätze in richtiger Forme zu beweiſen, die mir nur im geringſten zweifelhaft vorkommen: und wenn ich bloß zweifeln will, ſo darf ich gar nicht das Innerſte der Sache einſehen; ſondern je unwiſſender ich bin, je mehr Recht habe ich zu zweifeln. , Herr Bayle fährt alſo fort:

73 §. Wir wollen dieſes noch deutlicher zu machen ſuchen. Wenn einige Lehren über die Vernunft ſind, ſo überſchreiten ſie ihre Fähigkeit, und

ſie kann ſie nicht erreichen. Kann ſie ſie nicht erreichen, ſo kann ſie ſie auch nicht begreifen. Er hätte hier von dem Begreifen anfangen können, wenn er geſagt hätte, die Vernunft vermöchte das nicht zu begreifen, was über ſie iſt. Kann ſie ſie nicht begreifen, ſo kann ſie nicht die geringſte Idee davon bekommen. Non valet conſequentia, es folgt nicht: denn eine Sache zu begreifen, iſt es nicht genug, daß man einige Idee davon hat; ſondern man muß von allem und jedem, woraus ſie beſteht, klare, deutliche, und vollſtändige Begriffe haben. Es ſind tauſenderley Dinge in der Natur, von denen wir zwar etwas verſtehen, aber die wir doch nicht begreifen. So haben wir einige Erkenntniß von den Stralen des Lichtes; wir machen Demonſtrationen davon, bis auf einen gewiſſen Punkt: allein es bleibt doch noch immer etwas übrig, das uns nöthiget zu geſtehen; wir könnten die Natur und Beſchaffenheit des Lichtes noch nicht gänzlich begreifen. Sie kann auch nicht den geringſten Grundſatz finden, worauf die Auflöſung herfließen könnte: Warum ſollte man doch keine deutliche Grundſätze finden können, die mit dunkler und undeutlicher Erkenntniß vermiſcht ſind? Folglich werden die gemachten Einwürfe der Vernunft unbeantwortet bleiben. Nichts weniger als dieſes, vielmehr iſt die größte Schwierigkeit auf Seiten des Gegners. Ihm kömmt es zu, einen deutlichen Grundſatz zu ſuchen, woraus er einen Einwurf nehmen könne; und je dunkler die Materie iſt, deſto ſchwerer wird er einen ſolchen Grundſatz finden. Und wenn er ihn gefunden, ſo wird es noch weit größere Mühe koſten, den Widerſpruch zwiſchen ihm und den Geheimniſſen zu zeigen. Denn wenn das Geheimniß einer klaren und deutlichen Grundwahrheit augenſcheinlich widerſtritte: ſo wäre es alsdann kein dunkles Geheimniß, ſondern eine offenbare Ungereimtheit. Oder welches einerley iſt: man wird vielleicht mit einer eben ſo dunkeln Diſtinction darauf antworten, als die angefochtene Lehre ſelbſt geweſen. Nach der Schärfe zu verfahren, ſo kann man alles Diſtinguirens überhoben ſeyn, wenn man entweder einige Förderſätze oder Folgerungen leugnet: und wenn man über den Verſtand eines Wortes zweifelt, das der Opponent gebraucht; ſo kann man ihn um die Erklärung deſſelben erſuchen. Auf ſolche Weiſe darf ſich der Verfechter gar keine Unkoſten machen, wenn er einem Gegner antworten ſoll, der ſeinen Gegenſatz für unüberwindlich hält. Wenn aber auch gleich der Verfechter, entweder aus Höflichkeit, oder der Kürze wegen, oder weil er ſich ſtark genug befindet, die Mühe ſelbſt auf ſich nehmen wollte, die verborgene Zweydeutigkeit in dem Einwurfe zu zeigen, und ſie durch eine Diſtinction zu heben: ſo iſt es doch gar nicht nöthig, daß dieſe Diſtinction auf was deutlichers führe, als der erſte Satz iſt; maßen der Verfechter gar nicht gehalten iſt, das Geheimniß zu erklären.

74 §. Nun iſt es gewiß, (alſo fährt Herr Bayle fort,) daß ein Einwurf, der auf ganz deutliche Begriffe gegründet iſt, eben den Sieg behält: man mag entweder gar nichts darauf antworten; oder ſo eine Antwort geben, von der niemand was begreifen kann. Denn ſollte wohl zwiſchen dem, der ſolche Dinge einwendet, die ſo wohl er, als der Gegner deutlich begreift; und zwiſchen dem, der ſich mit einer Antwort behelfen muß, davon weder der andre, noch er ſelbſt das geringſte begreift, der Streit und Sieg ungewiß ſeyn? Es iſt nicht genug, daß der Einwurf auf deutliche Begriffe gegründet ſey, man muß ſie auch wider den vorhabenden Satz anwenden. Und wenn ich einem ſo antworte, daß ich entweder einige Förderſätze verwerfe, um ihn zu nöthigen, ſie zu beweiſen; oder einige Folgerungen, damit er ſie in eine gute Form bringen möge;

möge: ſo kann man nicht ſagen: ich antwortete gar nichts, oder doch nichts verſtändliches. Denn da ich einen zweifelhaften Förderſatz des Gegners leugne, ſo muß mein Verneinen ſo verſtändlich als ſein Bejahen ſeyn. Und wenn ich endlich ſo höflich bin, daß ich mich mit einer Diſtinction erkläre, ſo iſts ſchon genug, wenn die Worte, deren ich mich bediene, wie in dem Geheimniſſe ſelbſt, einigen Verſtand haben. Alſo wird man denn auch etwas von meiner Antwort verſtehen. Doch iſts nicht nöthig, daß man alles begreiſe, was ſie in ſich hält: ſonſt würde man das Geheimniß ſelbſt begreifen.

75 §. Herr Bayle fähret fort: Alle philoſophiſche Streitigkeiten ſetzen voraus, daß die ſtreitenden Parteyen in gewiſſen Erklärungen mit einander übereinkommen. Dieſes wäre wohl zu wünſchen: allein man kömmt gemeiniglich erſt in dem Streite ſelbſt, wenn es die Noth erfordert, darauf: und die ſyllogiſtiſchen Regeln nebſt den Kennzeichen, annehmen, daran man unrichtige Schlüſſe erkennet. Nachmals kömmt alles darauf an, daß man unterſuche, ob ein Satz mit denen Grundlehren, darinnen man eins iſt, mittelbar oder unmittelbar überein komme. Dieſes geſchieht durch die Vernunftſchlüſſe desjenigen, der die Einwürfe macht. Ob die Förderſätze eines Beweiſes; nämlich eines Beweiſes, der von dem Gegner angebracht worden, richtig ſind, und ob recht gefolgert worden; ob man eine Schlußrede von 4 Hauptwörtern vorgebracht, und ob etwan einige von den Sätzen des Capitels *de oppoſitis*, oder *de ſophiſticis elenchis*, überſchritten worden u. ſ. w. Kurz: man darf nur einige Förderſätze oder Folgerungen leugnen, oder endlich einige zweydeutige Wörter, entweder ſelbſt erklären, oder erklären laſſen. Man trägt den Sieg davon, wenn man entweder zeiget, daß die Sache, worüber man ſtreitet,

keine Verkindniß mit den vorher ausgemachten Grundlehren hat: wenn man nämlich zeiget, daß der Einwurf nichts beweiſt; und alsdann gewinnet der Vertheidiger die Sache: oder wenn man den Vertheidiger *ad abſurdum* bringet; wenn nämlich alle Förderſätze und Folgerungen richtig bewieſen worden. Man kann ihn aber alsdann *ad abſurdum* bringen, wenn man ihm entweder zeiget, daß aus ſeinem Satze das ja und nein zugleich folget; oder wenn man ihn nöthiget, lauter unverſtändliche Sachen zu antworten. Dieſe letztere Beſchwerniß kann er allezeit vermeiden, weil er nicht nöthig hat, neue Sätze vorzubringen. Der Endzweck in dergleichen Streitigkeiten iſt, das Dunkle zu erklären, und zur Deutlichkeit zu gelangen. Das iſt der Zweck des Gegners; denn er will es klar machen, daß das Geheimniß falſch ſey. Des Vertheidigers Zweck aber kann dieſes gar nicht ſeyn: denn indem er das Geheimniß zuläßt, ſo giebt er auch zu, daß man es nicht deutlich machen könne. Deswegen urtheilet man, ſo lange der Streit währet, daß ſich der Sieg mehr oder weniger auf des Gegners oder auf des Vertheidigers Seite lenke, nachdem des einen Sätze klärer ſind, als des andern ſeine. Das iſt ſo viel geſagt, als wenn der Verfechter und Gegner, einer ſo wenig als der andre, ſich verbergen dürfte. Allein der Vertheidiger iſt wie ein belagerter Kriegsoberſter, der von ſeinen Werken bedecket wird; der Feind aber muß ſie übern Hauſen werfen. Der Verfechter hat hier keiner Deutlichkeit nöthig, er ſucht ſie auch nicht. Dem Gegner aber kömmt es zu, eine Deutlichkeit wider ihn zu ſuchen, und ſich durch ſeine Bollwerke durchzubrechen; damit der Verfechter nicht länger bedeckt bleiben möge.

76 §. Endlich ſchließt man, derjenige verliere den Sieg, von deſſen Antworten man nichts begreift;

dieſes iſt ein ſehr zweydeutiges Kennzeichen des Sieges: man müßte allemal die Zuhörer fragen, ob ſie von dem vorgebrachten etwas begriffen? und ihre Meynungen würden alsdann oft getheilet ſeyn. Die Ordnung des richtigen Diſputirens erfordert, daß man mit lauter Schlüſſen in richtiger Forme verfahre, und darauf entweder mit Bejahen oder mit Verneinen antworte; und der ſelbſt geſtehen muß, daß ſie unbegreiflich ſind. Es kann einer der die Wahrheit eines Geheimniſſes behauptet, gar wohl geſtehen, daß es unbegreiflich iſt; und wenn dieſes Geſtändniß zulangte, ihn für überwunden zu halten, ſo brauchte man keines Einwurfs. Es kann eine Wahrheit wohl unbegreiflich ſeyn, aber doch niemals ſo ſehr, daß man ſagen könne, man begreiſe gar nichts von ihr. Denn in dieſem Falle würde ſie dasjenige ſeyn, was die Alten Scindapſus oder Blitri (Clem. Alex. Strom. 8.) das iſt, leere Worte ohne Verſtand, genennet. Alsdann verdammt man ihn, nach den Regeln, nach denen man einen Sieg beurtheilet, wenn er gleich bey dem Nebel, mit dem er ſich bedecket, und der gleichſam zwiſchen ihm und ſeinen Widerſachern einen Abgrund machet, nicht weiter verfolget werden kann. Man hält ihn für ganz zu Boden geſchlagen, und vergleicht ihn mit einem geſchlagenen Kriegsheere, das dem nachjagenden Ueberwinder durch Hülfe der Nacht entkömmt. Allegorie mit Allegorie zu bezahlen, ſo ſage ich: der Verfechter ſey noch nicht überwunden, ſo lange er hinter ſeinen Werken und Schanzen bedeckt iſt: und wenn er auch gleich ohne Noth einen Ausfall waget, ſo iſt es ihm doch allemal erlaubt, ſich in ſeine Feſtung zurück zu ziehen, ohne daß man es ihm verübeln kann.

77 §. Ich habe mich die Mühe nicht verdrießen laſſen, dieſe lange Stelle des Herrn Bayle zu zergliedern, darinnen er das nachdrücklichſte und vernünftigſte angebracht,

was er für ſeine Meynung nur hat ſagen können. Ich hoffe deutlich genug gezeigt zu haben, wie die Reden dieſes vortrefflichen Mannes etwas unbeſtändig ſind. Dieſes pflegt gar leichtlich den witzigſten und tiefſinnigſten Köpfen zu begegnen, wenn man ſeinem Verſtande freyen Lauf läßt, und ſich nicht die Geduld nimmt, die man doch billig haben muß, wofern man recht auf den Grund ſeines Endzwecks kommen will. (*) Es wird uns dieſe umſtändliche Unterſuchung der Sache, auf etliche andere Vernunftſchlüſſe über dieſe Materie, die hin und wieder in den Schriften des Herrn Bayle zerſtreuet anzutreffen ſind, zu einer Antwort dienen; als wenn er in ſeiner Rep. aux Queſt. d'un Prov. c. 133. T. 3. p. 685. alſo ſaget: *Wenn man beweiſen will, man habe die Vernunft und die Religion vereiniget, ſo muß man nicht allein zeigen, daß man dergleichen philoſophiſche Sätze habe, die unſerm Glauben geneigt ſind; ſondern daß auch die beſondern Sätze, die man uns einwendet, als wenn ſie mit dem Catechiſmo nicht übereinkämen, wirklich und auf eine ſolche Art damit übereinkommen, die man deutlich begreifen kann.* Allein ich ſehe nicht, warum dieſes alles nöthig ſeyn ſollte, wenn man anders mit den Vernunftſchlüſſen nicht bis auf die Art und Weiſe der Geheimniſſe gehen will. Denn wenn man bloß die Wahrheit eines Geheimniſſes behauptet, ohne daß man ſich vornimmt es begreiflich zu machen: ſo darf man, des Beweiſes wegen, weder zu den allgemeinen noch beſondern philoſophiſchen Lehrſätzen ſeine Zuflucht nehmen. Und wenn

---

(*) Hier ſieht man offenbar, daß Herr von Leibnitz dem Herrn Bayle in dem richtigen Gebrauche der Vernunft überlegen iſt. Herr Bayle ſetzt die ſcharfen Regeln der Logik aus den Augen Er vermenget und vertauſchet nämlich die Begriffe von erklären und von beweiſen. Wenn vom verſtehen die Rede iſt, ſo nimmt er das begreifen; wenn man nur verwenn uns ein anderer einige philoſophiſche Lehren entgegen ſetzet, ſo kömmt es uns nicht zu, deutlich und klärlich zu zeigen, daß ſothane Lehren mit unſern Lehrſätzen übereinſtimmen: ſondern unſer Gegner muß beweiſen, daß ſie denſelben zuwider ſind.

78 §. An eben dem Orte fährt Herr Bayle alſo fort: *Hiezu wird eine Antwort erfodert, die eben ſo deutlich iſt, als der Einwurf.* Ich habe ſchon gezeigt, daß dieſes geſchehe, wenn man die Förderſätze verwirft; und daß im übrigen derjenige, der die Wahrheit der Geheimniſſe behauptet, nicht allemal deutliche Sätze vorbringen dürfe; maßen der Hauptſatz, der das Geheimniß betrifft, ſelbſt nicht deutlich iſt. Er ſagt ferner: *Wenn es zur andern und dritten Antwort kömmt: ſo müſſen wir niemals was ſchuldig bleiben, auch nicht vorgeben, als hätten wir den Zweck unſers Vorhabens erreichet; ſo lange uns unſer Widerſacher noch ſo deutliche Sachen antwortet, als immer unſre Gründe ſeyn können.* Allein Gründe anführen, gehöret nicht für den Verfechter; er darf weiter nichts thun, als auf ſeines Gegners Gründe antworten.

79 §. Der Verfaſſer beſchließt endlich: *Wollte man aber verlangen, daß derjenige, der einen deutlichen Einwurf machet, mit einer Antwort zufrieden ſeyn ſolle, die wir bloß für was mögliches ausgeben können, und die wir ſelbſt nicht begreifen: ſo würde man ungerecht ſeyn.* Er wiederholet eben dieſes in den Dialogis poſthumis wider den Herrn Jaquelot a. d. 69. S.

---

theidigen ſoll, ſo will er die Möglichkeit der Sachen deutlich ins Licht geſetzt haben. Herr von Leibnitz zeigt ihm alſo leicht, wo der Fehler ſeiner Verwirrungen ſtecke; indem er ihn an die Logik verweiſet. So muß man es mit allen Freygeiſtern machen, die gemeiniglich nicht viel von den Regeln der Vernunftlehre vergeſſen haben. G.

Ich bin aber einer andern Meynung. Denn wäre der Einwurf vollkommen deutlich, ſo würde er den Sieg davon tragen, und der Satz würde übern Haufen liegen. Allein wenn ſich der Einwurf nur bloß auf Wahrſcheinlichkeiten, oder auf ſolche Fälle gründet, die meiſtentheils geſchehen; und wenn derjenige, der ihn vorbringet, einen allgemeinen und gewiſſen Schluß daraus ziehen will: ſo kann der Vertheidiger des Geheimniſſes mit der Inſtanz der bloßen Möglichkeit antworten; maßen man mit einer ſolchen Inſtanz ſchon zeigen kann, daß dasjenige, was man aus den Förderſätzen ſchließen wollen, weder gewiß noch allgemein ſey. Und es iſt für denjenigen, der das Geheimniß vertheidiget, ſchon genug, wenn er die Möglichkeit behaupten kann, ohne ſich über die Wahrſcheinlichkeit einzulaſſen. Denn hierinnen iſt man ja, wie ich ſchon öfters erinnert habe, eins, daß die Geheimniſſe wider die Wahrſcheinlichkeit ſind. Derjenige, der das Geheimniß behauptet, dürfte auch nicht einmal eine ſolche Inſtanz anführen: thut er es aber, ſo kann man ſagen, es ſey ein überflüßig gutes Werk, (opus ſupererogationis) oder ein Mittel, ſeinen Gegner deſto beſſer zu beſchämen.

80 §. Es giebt auch noch einige Stellen des Herrn Bayle in der Reſponſ. poſthuma an den Herrn Jaquelot, die gar wohl unterſucht zu werden verdienen. Der Herr Bayle (heißt es a. d. 36. u. 37. S.) behauptet in ſeinem Wörterbuche ſo oft es nur Gelegenheit giebt, beſtändig, unſre Vernunſt ſey weit geſchickter zu widerlegen und übern Haufen zu werfen, als zu beweiſen und zu bauen: es ſey faſt keine philoſophiſche oder theologiſche Materie, darüber ſie nicht ſehr groſſe Schwierigkeiten mache; alſo daß man öfters, wenn man mit einem Diſputirgeiſte ſo weit folgen wollte, als ſie gehen kann, in verdrüßliche Verwirrung geſetzt werden würde. Endlich ſo wären auch verſchiedene unſtreitig

richtige Lehren, wider welche ſie doch unauflösliche Einwürfe mache. Das was man hier zu Beſchimpfung der Vernunft anführet, gereicht, meiner Meynung nach, zu ihrem Vortheile. Denn ſtößt ſie einen Satz um, ſo richtet ſie den gegenſeitigen auf; und wenn es ſcheint, als würfe ſie zugleich beyde einander entgegen ſtehende Sätze übern Haufen, ſo verſpricht ſie uns alsdann etwas tiefes und gründliches: wenn wir ihr nur ſo weit nachfolgen, als ſie gehen kann, nicht zwar mit einer Diſputirſucht; ſondern mit brünſtiger Begierde die Wahrheit zu ſuchen und zu entdecken, welche Begierde allemal einen glücklichen Fortgang haben wird.

81 §. Herr Bayle fährt fort, **man müſſe alsdann, indem man die engen Schranken des menſchlichen Verſtandes erkennet, dieſer Einwürfe lachen.** Ich aber glaube vielmehr, man müſſe die Stärke der menſchlichen Vernunft daher erkennen, welche ſo gar tief in das innerſte der Sachen hineindringen kann. Denn dieß ſind neue Entdeckungen, und ſo zu reden Stralen des anbrechenden Tages, der uns ein weit größeres Licht verheißt; ich meyne in philoſophiſchen Materien, und in der natürlichen Gottesgelahrheit. Allein wenn dieſe Einwürfe wider den geoffenbarten Glauben gemacht werden; ſo iſt es ſchon genug, wenn man ſie zurücke weiſen kann: doch muß es mit demüthigem und eifrigem Gemüthe, und in der Abſicht geſchehen, Gottes Ehre dadurch zu verfechten und zu verherrlichen. Wenn man dieſen Zweck in Anſehung ſeiner Gerechtigkeit erreicht, ſo wird man von ſeiner Größe gerühret, und von ſeiner Güte ganz eingenommen werden: als welche gleichſam durch die Wolken einer Scheinvernunft, die von dem Anſehen betrogen worden, in ſo weit hervor leuchten werden; als ſie das Gemüth durch die wahre Vernunft zu demjenigen erheben wird, was uns unſichtbar, und nichts deſto weniger gewiß iſt.

82 §. Alſo, mit dem Herrn Bayle fortzufahren, wird man die Vernunft zwingen, ihr Gewehr nieder zu legen, und ſich unter den Gehorſam des Glaubens gefangen zu geben: welches ſie auch, vermöge einiger von ihren unſtreitigſten Grundſätzen, thun kann, und thun muß. Und auf ſolche Weiſe, wenn ſie gleich einige von ihren andern Grundlehren verleugnet; ſo handeln ſie deswegen dennoch nach dem was ſie ſelbſt iſt, nämlich nach der Vernunft. Allein es iſt zu wiſſen, daß die Grundſätze der Vernunft, die man in dieſem Falle, verleugnen muß, nur allein diejenigen ſind, vermittelſt welcher wir nach der Wahrſcheinlichkeit, oder nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge, urtheilen: und dieſes befiehlt uns auch die Vernunft ſelbſt in philoſophiſchen Materien, wenn unüberwindliche Beweisthümer vom Gegentheile vorhanden ſind. Wenn wir alſo durch gründliche Beweisthümer von der Güte und Gerechtigkeit Gottes verſichert worden: ſo verachten wir allen Schein einer Härte und Ungerechtigkeit, die wir in dieſem kleinen Stücke ſeines Reiches, das vor unſern Augen liegt, gewahr werden. Allhier auf Erden werden wir wohl von dem Lichte der Natur und dem Lichte der Gnaden; aber noch nicht von dem Lichte der Herrlichkeit erleuchtet. Hier ſehen wir die Scheinungerechtigkeit, und glauben nicht allein die Wahrheit der verborgenen Gerechtigkeit Gottes; ſondern ſind auch gewiß davon verſichert. Wenn ſich aber die Sonne der Gerechtigkeit ſo zeigen und darſtellen wird, wie ſie iſt; alsdann werden wir dieſe Gerechtigkeit ſehen.

83 §. Herr Bayle kann in der That nicht anders verſtanden werden, als von dieſen Grundregeln der Wahrſcheinlichkeit, die den ewigen Wahrheiten weichen müſſen. Denn er geſteht ſelbſt, daß die Vernunft dem Glauben nicht wahrhaftig zuwider ſey; und in ſeinen Dialogis poſthumis, p. 73. beſchweret er ſich über den Herrn Jaquelot,

daß er ihn beſchuldiget, als wenn er glaubte, unſre Geheimniſſe lieſen wahrhaftig wider die Vernunft, und p. 9. über den Herrn le Clerc, daß er behauptet: derjenige der zugeſtünde, daß eine Lehre unauflöslichen Einwürfen unterworfen ſey, der geſtünde auch durch eine nothwendige Folge, daß ſolche Lehre falſch ſey. Man hätte aber allerdings Urſache dieſes zu behaupten, wenn die Unauflöslichkeit mehr als eine ſcheinbare Unauflöslichkeit wäre.

84 §. Vielleicht werden wir alſo am Ende der Rechnung, nachdem wir ſo lange über den Gebrauch der Vernunft wider den Herrn Bayle geſtritten haben, befinden: daß ſeine Meynungen von den unſrigen im Grunde nicht ſo ſehr entfernet ſind, als ſeine Redensarten, die uns zu unſern Anmerkungen Gelegenheit gegeben. Zwar hat es öfters das Anſehen, als leugnete er gänzlich, daß man auf die Einwürfe der Vernunft wider den Glauben antworten könne, und als behauptete er: man müſſe begreifen wie das Geheimniß geſchehe oder exiſtire, wenn man geſchickt ſeyn wolle, gehöriger maßen zu antworten. Unterdeſſen findet man doch auch einige Stellen, da er etwas gelinder iſt, und bloß ſaget: die Auflöſung dieſer Knoten wäre ihm unbekannt. In folgender Stelle aus eben der Erläuterung des Artikels von Manichäern, welche am Ende der andern Auflage ſeines Wörterbuches zu finden iſt, ſteht dieſes ganz deutlich: Um auch den allerſchwierigſten Leſern ein Gnügen zu thun, ſo will ich mich hier erklären: daß überall, wo man in meinem Wörterbuche findet, dieſe oder jene Einwürfe wären unauflöslich; ich ſolches nicht alſo wolle verſtanden haben, als wenn ſie es in der That wären. Nein! Ich will weiter nichts ſagen, als daß ſie mir unauflöslich vorkommen. Daraus iſt weiter keine Folgerung zu ziehen; ein jeder kann ſich nach ſeinem Belieben einbilden, ich urtheilete nur wegen meiner geringen

Einſicht alſo. Dieſes iſt es nicht, was ich mir einbilde; ſeine große Einſicht iſt mir allzu wohl bekannt. Sondern ich bin der Meynung, weil er alle ſeine Kräfte angeſpannet, die Einwürfe ſtärker zu machen; ſo habe er nicht genugſame Aufmerkſamkeit für dasjenige behalten, womit man ſie auflöſen kann.

85 §. Uebrigens geſteht Herr Bayle in ſeinem nachgelaſſenen Werke wider den Herrn le Clerc, daß die Einwürfe wider den Glauben keine demonſtrativiſche Kraft haben. Er ſchließt alſo nur ad hominem oder ad homines, nämlich in Anſehung des Zuſtandes, in dem ſich das menſchliche Geſchlecht befindet; daß ſich dieſe Materie nicht erklären, und die Einwürfe nicht auflöſen laſſen. An einem andern Orte giebt er gar zu verſtehen: er hoffe, man werde die Erklärung oder Auflöſung, und vielleicht wohl noch zu unſern Zeiten, finden können. Denn in ſeiner nachgelaſſenen Antwort wider den Herrn le Clerc, a. d. 35. S. ſagt er alſo: **Herr Bayle hat Urſache gehabt zu hoffen, ſeine Arbeit würde vielleicht einige große Leute, die neue *Syſtemata* formiren, ehrbegierig machen, daß ſie wohl eine uns bishero noch unbekannte Auflöſung erfinden könnten.** Es ſcheint als verſtehe er durch dieſe Auflöſung eine ſolche Erklärung des Geheimniſſes, die ſich auch ſo gar bis auf die Art und Weiſe deſſelben erſtrecken würde: allein das haben wir gar nicht nöthig, um auf die Einwürfe antworten zu können.

86 §. Es haben ſich viele bemühet, dieſe Art und Weiſe begreiflich zu machen, und die Möglichkeit der Geheimniſſe zu beweiſen. Ein gewiſſer Scribent, der ſich **Thomas Bonartes**, Nordtanus Anglus, nennet, hat dieſes in ſeiner Concordia ſcientiae cum fide thun wollen. Dieſes Werk iſt mir gar gelehrt und ſinnreich, jedoch ziemlich hart und verwirrt vorgekommen, und es hält

auch ſolche Meynungen in ſich, die ſich gar nicht behaupten laſſen. Ich habe aus der Apologia Cyriacorum des P. Vincentius Baron, eines Dominicaners, erſehen, daß dieſes Buch zu Rom verworfen worden, und daß der Verfaſſer ein Jeſuit geweſen, und wegen Herausgebung dieſes Buches übel angeſehen worden. Der ehrwürdige P. Des Boſſes, der itzt in der Jeſuiterſchule zu Hildesheim die Theologie lehret, und der bey ſeiner großen Einſicht, die er in der Theologie und Philoſophie von ſich blicken läſſt, eine gar beſondere Beleſenheit beſitzet, hat mir zu wiſſen gethan: der rechte Name des Bonartes ſey Thomas Barton geweſen; er habe ſich nach Irrland begeben, nachdem er ſeinen Orden verlaſſen, und ſey endlich ſo daſelbſt geſtorben, daß man von ſeinen letzten Meynungen ein gutes Urtheil zu fällen Urſache gehabt. Ich bedaure die Gelehrten, die ſich für ihre Arbeit und für ihren Eifer allerhand Verdrieſslichkeiten auf den Hals laden. Dergleichen iſt vormals dem Peter Abälard, dem Gilbert de la Porree, dem Joh. Wiclef, und zu unſerer Zeit dem Thomas Albius, einem Engelländer, und einigen andern wiederfahren, die ſich in der Erklärung der Geheimniſſe zu ſehr vertiefet haben.

87 §. Unterdeſſen hat auch der heilige Auguſtinus, ſo wohl als Herr Bayle, noch Hoffnung, man werde einſt auf Erden eine gewünſchte Auflöſung finden können. Allein dieſer Kirchenlehrer glaubt, ſie ſey einem heiligen und mit ganz beſonderer Gnade erleuchteten Manne aufbehalten: (*) (in Geneſ. ad literam, lib. 11. c. 4.) Es iſt vielleicht, ſpricht er: eine verborgenere Urſache, welche frömmern und heiligern Leuten vorbehalten wird; nicht aus ihrem Verdienſte, ſondern aus ſeiner Gnade. Luthe-

---

(*) Eſt aliqua cauſa fortaſſis occultior, quae melioribus ſanctioribusque reſeruatur, illius gratia potius, quam meritis illorum.

Lutherus verſchiebt die Erkenntniß dieſes Geheimniſſes der göttlichen Wahl bis in die himmliſche hohe Schule. (*) (lib. de ſeruo Arbitrio. c. 174.) Dort braucht Gott, heißt es, Gnade und Erbarmen, gegen Unwürdige; hier Zorn und Schärfe gegen die, ſo es nicht verdient haben. Auf beyden Seiten ſcheint er vor uns Menſchen unrecht und zu viel zu thun; aber vor ſich ſelbſt iſt er gerecht und wahrhaftig. Denn wie dieſes gerecht ſey, daß er Unwürdige krönet, das iſt anitzo unbegreiflich: wir werden es aber ſehen, wenn wir dahin kommen, wo man nicht mehr glaubt, ſondern mit aufgedecktem Angeſichte ſchauet. Eben ſo unbegreiflich iſt es anitzo: wie das gerecht ſey, daß er diejenigen verdammet, die es nicht verdient haben? Wir müſſen es aber ſo lange glauben, bis des Menſchen Sohn wird offenbaret werden. Es iſt zu hoffen, Herr Bayle ſey nunmehr mit dieſem Lichte umgeben, das uns hier auf Erden mangelt:

maßen

(*) Illic (*Deus*) gratiam & miſericordiam ſpargit in indignos, hic iram & ſeueritatem ſpargit in immeritos; vtrobique nimius & iniquus apud homines, ſed iuſtus & verax apud ſe ipſum. Nam quomodo hoc iuſtum ſit, vt indignos coronet, incomprehenſibile eſt modo, videbimus autem, cum illuc venerimus, vbi iam non creditur, ſed reuelata facie videbitur. Ita quomodo hoc iuſtum ſit, vt immeritos damnet, incomprehenſibile eſt modo; creditur tamen, donec reuelabitur filius hominis.

(**) Man merke doch hier, wie auch überhaupt in der Schreibart des ganzen Buches, welches doch eigentlich zu reden, eine Streitſchrift iſt, die beſondre liebreiche Gemüthsart des Herrn von Leibnitz an. Er begegnet ſeinem Gegner nicht ſtolz, nicht feindſelig, nicht argwöhniſch; vielweniger hitzig, trotzig und ketzermacheriſch: nein er leget ihm faſt ſeine Meynungen gar nicht zur Laſt; er entſchuldiget ihn, indem er ihn tadeln muß; er lobet ihn, wenn er ihn widermaßen man Urſache hat zu glauben, daß es ihm an guter Meynung nicht gefehlt habe: (**)

Candidus inſueti miratur limen (*lumen*) Olympi,
Sub pedibusque videt nubes & ſidera Daphnis.

Virgilius.

Nunmehr kann Daphnis ſchon des Himmels Licht genießen,
Und ſieht ſo Wolk als Stern tief unter ſeinen Füßen.

. . . Illic poſtquam ſe lumine vero
Implevit, ſtellasque vagas miratus & aſtra
Fixa polis; vidit, quanta ſub nocte jaceret
Noſtra dies . . .

Lucanus.

Daſelbſt, nachdem er ſich mit wahrem Licht erfüllt,
Die Sterne, ſo theils ſtehn, theils hier und dorthin rücken,
Verwundernd angeſchaut; kann er nunmehr erblicken,
Was unſern ſchönſten Tag für finſtre Nacht umhüllt.

Des

---

legt; ja er erklärt ihn endlich auch nach ſeinem Tode für ſelig; indem er als ein Chriſt das Beſte von ihm hoffet. Wie ſchön wäre es, wenn ſich alle Gelehrte, die Streitſchriften herausgeben, nach einem ſo unvergleichlichen Beyſpiele eines groſſen Weltweiſen richten wollten! Die Gelehrſamkeit würde ſowohl, als ſie ſelbſt, mehr Ehre davon haben. G.

Des Verſuchs
Von der Güte Gottes,
von der
Freyheit des Menſchen,
und vom Urſprunge des Böſen,
Erſter Theil.

1 §.

Nachdem wir alſo die Rechte des Glaubens und der Vernunft in eine ſolche Ordnung gebracht, wodurch die Vernunft, anſtatt daß ſie dem Glauben zuwider ſeyn ſollte, zu einer Dienerinn deſſelben gemacht wird: ſo wollen wir nunmehr ſehen, wie ſie beyderſeits in Behauptung und Vergleichung desjenigen, was uns das natürliche und geoffenbarte Licht, von Gott und dem Menſchen, in Anſehung des Böſen, lehren, dieſe Rechte ausüben. Man kann die Schwierigkeiten[*] in zwey Claſſen eintheilen. Einige entſtehen aus der Freyheit des Menſchen, die ſich mit der göttlichen Natur nicht zu vertra-

---

(*) Leute die in den Lehren der alten Weltweiſen fremde und unerfahren ſind, pflegen auf die neuere leibnizianiſche, oder wie ſie ſelbige zu nennen pflegen, mechaniſche Philoſophie zu ſchmählen, als ob ſie durch ihre harmoniam praeſtabilitam, alles Künftige nothwendig machte. Allein ſie verrathen dadurch nur ihre Unwiſſenheit. Schon vor langer Zeit haben nicht nur die Stoiker, (S. den Aulus Gellius vertragen, und dennoch allerdings nöthig zu ſeyn ſcheint; damit der Menſch für ſchuldig und ſtrafbar könne gehalten werden. Die andern betreffen das Verfahren Gottes: wobey es das Anſehen hat, als wenn er allzuviel Theil an der Exiſtenz des Böſen nehmen müßte; wenn ſchon der Menſch frey wäre, und auch ſeinen Theil dran hätte. Und dieſes Verfahren ſcheint wider die Gütigkeit, Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes zu ſtreiten; weil Gott ſo wohl zu dem moraliſchen, als phyſiſchen Böſen, und zwar zu beydem auf eine ſo wohl moraliſche als phyſiſche Art, mitwirket; und weil es ſcheint, daß dieſes Böſe, ſo wohl in der Ordnung der Natur, als in der Ordnung der Gnade, und nicht weniger, ja noch mehr in dem künftigen und ewigen, als in dieſem vergänglichen Leben, ſich äußere.

2 §. Dieſe Schwierigkeiten in einem kurzen Begriffe deutlich vorzuſtellen, ſo iſt zu merken, daß es ſcheint: die Freyheit könne mit der Vorherbeſtimmung, oder auch mit einer jeden Gewißheit, ſie ſey von was für Art ſie wolle, durchaus nicht beſtehen. Unterdeſſen bringt doch die gemeine Lehre unſrer Philoſophen dieſes mit ſich, daß die Wahrheit der künftigen zufälligen Dinge beſtimmet ſey. (*) Das bloße Vorherwiſſen Gottes macht ſchon alles Zukünftige gewiß und beſtimmet: allein ſeine Vorſehung und Vorherverordnung, auf die das Vorherwiſſen ſelbſt gegründet zu ſeyn ſcheint, thut noch weit mehr. Denn Gott iſt nicht wie ein Menſch, der den Ausgang der Dinge gleichgültig anſehen, und ſein Urtheil ausſetzen kann: maßen alles ein-

---

Noct. Att. L. VI. Cap. 1. 2.) ſondern auch die neuern ariſtoteliſchen oder ſcholaſtiſchen Weltweiſen die natürliche Vorherbeſtimmung (Praedeterminationem phyſicam) aller Begebenheiten in der Welt gelehret, dadurch freylich alle Dinge gewiß beſtimmt und ſo feſtgeſetzt werden, daß ſie nicht ausbleiben können. Wer überdieß erweget, daß ſelbſt unſer großer Lutherus davon ſchreibt, in ſ. Tr. de Seruo zig und allein zufolge des Rathſchluſſes ſeines Willens, und der Wirkung ſeiner Macht, beſteht. Und wenn man auch gleich die Mitwirkung Gottes bey Seite ſetzte, ſo iſt doch alles in der Ordnung der Dinge vollkommen mit einander verknüpfet: weil unmöglich etwas geſchehen kann, ohne eine Urſache, die zu Hervorbringung der Wirkung gehörigermaßen eingerichtet iſt; welches eben ſo wohl bey den Wirkungen des Willens, als bey allen andern Wirkungen ſtatt findet. Es ſcheint demnach, als wenn der Menſch gezwungen werde, ſo wohl das Böſe als das Gute zu thun, welches er thut; und daß er folglich weder Strafe noch Belohnung deswegen verdiene: welches aber die Moralität der Handlungen über den Haufen wirft, und aller göttlichen und menſchlichen Gerechtigkeit zuwider läuft.

3 §. Allein wenn man auch dem Menſchen dieſe Freyheit einräumete, mit der er ſich zu ſeinem Schaden ſchmücket: ſo würde dennoch das Verfahren Gottes nicht ohne Tadel ſeyn; indem die ſtolze Unwiſſenheit der Menſchen ſich entweder in allen, oder doch in vielen Stücken, zum Nachtheile Gottes, würde weiß brennen wollen. Man wendet ein: es werde alle Realität, und das was man das Weſen und die Subſtanz der That zu nennen pfleget, auch bey der Sünde ſelbſt, von Gott hervor gebracht; weil alles dasjenige, was die Creaturen und ihre Thaten wirkliches an ſich haben, von ihm iſt. Daraus will man ſchließen, er ſey nicht allein die phyſikaliſche, ſondern auch die moraliſche Urſache der Sünde, maßen er ganz frey handelt, und nichts thut, ohne vollkommene Erkenntniß ſo wohl der Sache ſelbſt,

arbitrio Ed. Schmid. 1707 Arg. in 4 p. 21. Ex quo ſequitur irrefragabiliter, omnia, quae facimus, omnia, quae fiunt, etſi nobis videntur mutabiliter et contingenter fieri, reuera tamen, fieri neceſſario, et immutabiliter, ſi Dei voluntatem ſpectes. Voluntas enim Dei efficax eſt, quae impediri non poteſt, cum ſit naturalis ipſa poſelbſt, als auch desjenigen was aus der Sache folgen kann. Es iſt nicht genug, daß man ſagt, Gott habe ſich ein Geſetz gemacht, zu dem Willen und zu den Entſchließungen der Menſchen mitzuwirken; es ſey nun entweder nach der gemeinen Meynung, oder nach dem Lehrgebäude der veranlaſſenden Urſachen: denn überdem daß man ſich wundern möchte, warum er ſich ſo ein Geſetz gemacht, da ihm die Folgerungen davon nicht unbekannt geweſen: ſo iſt die vornehmſte Schwierigkeit dieſe, daß es ſcheint, als wenn der böſe Wille ſelbſt nicht ohne ſeine Mitwirkung ſeyn könne; ja ſo gar auch eine Vorherbeſtimmung von ihm erfordere, welcher es guten theils zuzuſchreiben iſt, daß dieſer Wille in dem Menſchen, oder in einer andern vernünftigen Creatur, entſteht. Denn wenn gleich eine That böſe iſt, ſo hänget ſie nichts deſto weniger von Gott ab; woraus man denn endlich ſchließt: Gott ſey ohne Unterſcheid der Urheber ſo wohl des Guten als Böſen; man müßte denn mit den Manichäern ſagen, es wären zwey Urweſen, ein gutes und ein böſes. Da auch ferner, nach der gemeinen Meynung der Theologen und Philoſophen, die Erhaltung eine fortdaurende Schöpfung iſt: ſo möchte man ſagen, der Menſch werde immerfort ſündlich und verderbt geſchaffen. Ich geſchweige, daß viele unter den heutigen Carteſianern behaupten, Gott wirke ganz allein, und ſeine Geſchöpfe wären bloße leidende Werkzeuge; worauf auch Herr Bayle nicht wenig fußet.

4 §. Allein wenn auch gleich Gott zu den Handlungen, und abſonderlich zu den böſen, nur mit einer allgemeinen

---

tentia Dei. Deinde ſapiens, vt falli non poſſit. Non autem impedita voluntate, opus ipſum impediri non poteſt, quin fiat, loco tempore, modo, menſura, quibus ipſe et praeuidet et vult. Nun ſchelte man auf D. Luthern auch, und ſage er ſey ein Leibnitzianer geweſen. G.

Mitwirkung, oder auch gar nichts beytrüge: ſo würde man doch ſagen, auch dieſes ſey ſchon zureichend, ihm dieſelben zurechnen, und ihn zur ſittlichen Urſache zu machen. Von dem Falle der Engel nichts zu gedenken, ſo weis er ja alles was geſchehen wird; wenn er den Menſchen, nach ſeiner Schöpfung, in dieſe oder jene Umſtände ſetzet: und gleichwohl ſetzt er ihn in ſolche Umſtände. Er unterwirft ihn einer Verſuchung, davon er ganz gewiß vorher weis, er werde unterliegen, und dadurch unendlich viel Böſes anrichten; dieſer Fall werde das ganze menſchliche Geſchlecht anſtecken, und eine gewiſſe Nothwendigkeit zu ſündigen, die man die Erbſünde nennet, verurſachen; die ganze Welt werde dadurch in gräuliche Verwirrung gerathen; Tod und Krankheiten, nebſt tauſend anderm Unglücke und Elende, welches ſo wohl die Guten als Böſen drucket, werde in den Schwang kommen; die Bosheit werde auf Erden herrſchen, die Tugend aber unterliegen; und folglich werde es das gänzliche Anſehen haben, als wenn keine Vorſehung die Welt regiere. Ja dieſes alles iſt noch nicht genug: wenn man das künftige Leben betrachtet, ſo iſt es noch weit ſchlimmer. Es wird nur eine kleine Anzahl Menſchen ſelig werden, die andern alle aber werden ewiglich verderben. Ueberdem ſind dieſe wenige zur Seligkeit erwählte Menſchen von dem verderbten Haufen durch eine ganz ungegründete Wahl heraus gezogen worden: man mag nun gleich ſagen, Gott habe bey ihrer Erwählung auf ihre zukünftigen guten Handlungen, nämlich auf ihren Glauben, oder auf ihre gute Werke geſehen; oder man mag behaupten, er habe ihnen dieſe gute Gaben und Thaten eben deswegen gegeben, weil er ſie zur Seligkeit beſtimmet hatte. Denn ob man gleich nach dem gelindeſten Lehrgebäude ſagt, Gott habe alle Menſchen wollen ſelig machen; auch in den andern insgemein angenommenen Lehrbücher einhällig bekennet; er habe ſeinen Sohn die menſchliche Natur annehmen laſſen, um die Sünde der Menſchen zu büßen, alſo daß alle, die ſich mit einem lebendigen und bis ans Ende beharrlichen Glauben an ihn halten, ſollen ſelig werden: ſo bleibt es doch beſtändig wahr, daß dieſer lebendige Glaube eine Gabe Gottes ſey; daß wir zu allen guten Werken erſtorben ſind; daß eine zuvorkommende Gnade auch ſo gar unſern Willen erregen müſſe, und daß uns Gott ſowohl das Wollen, als das Vollbringen gebe. Es mag nun dieſes entweder durch eine von ſich ſelbſt kräftige Gnade, das iſt, durch eine göttliche innerliche Bewegung, geſchehen, die unſern Willen gänzlich zu demjenigen Guten antreibt, welches er thut; oder bloß durch eine zulängliche Gnade, die aber niemals fehl ſchlägt, und durch die innerlichen und äußerlichen Umſtände, worinnen ſich der Menſch befindet, und worein ihn Gott geſetzt hat, immer wirkſam wird: ſo läuft es doch endlich wieder da hinaus, daß man ſagen muß, Gott ſey die erſte Haupturſache des Heils, der Gnade, des Glaubens, und der Erwählung in Chriſto Jeſu. Es ſey auch gleich die Erwählung eine Urſache oder ein Erfolg des göttlichen Vorſatzes den Glauben zu geben: ſo bleibt es dennoch allezeit dabey, daß er den Glauben und die Seligkeit giebt, wem er will; ohne daß eine Urſache ſeiner Wahl zu erſehen iſt, welche nur auf eine geringe Zahl Menſchen fällt.

5 §. Es iſt demnach ein ganz erſchreckliches Urtheil, daß Gott, der ſeinen einigen Sohn für das geſammte menſchliche Geſchlecht dahin gegeben, und der einige Urheber und Herr über das Heil der Menſchen iſt, ihrer dennoch ſo wenige ſelig machet; und die andern alle ſeinem Feinde, dem Teufel übergiebt, der ſie ewig martert, und antreibt, ihren Schöpfer zu verfluchen: ohngeachtet ſie alle zu Ausbreitung und Offenbarung ſeiner Gerechtigkeit und ſeiner andern Vollkommenheiten geſchaffen worden. Und dieſer Ausgang jagt uns ein um ſo viel größers Entſetzen und Schrecken ein, wenn

wir betrachten, daß alle dieſe Menſchen bloß deswegen in Ewigkeit unglücklich ſind: weil Gott ihre erſten Aeltern einer Verſuchung unterworfen, von der er wohl gewußt, ſie würden ihr nicht widerſtehen; ferner, daß ſolche Sünde anklebend iſt, und den Menſchen zugerechnet wird, ehe ihr Wille dran Theil hat; daß eben dieſe Erbſünde ihren Willen zu wirklichen Sünden unvermeidlich antreibt; daß unendlich viele, ſowohl junge als erwachſene Menſchen, die von Jeſu Chriſto, dem Erlöſer des menſchlichen Geſchlechtes, entweder niemals, oder nicht zulänglich reden gehöret, eher ſterben, als ſie die nöthige Hülfe empfangen, ſich aus dieſem Abgrunde der Sünden zu reißen; daß ſie dazu verdammet ſind, gegen Gott in alle Ewigkeit aufrühriſch zu ſeyn; und daß ſie endlich in das erſchrecklichſte Elend mit den allerboshaftigſten Creaturen geſtürzet werden; ungeachtet ſie im Grunde eben nicht ſchlimmer ſind als andere, und viele unter ihnen vielleicht nicht einmal ſo ſtrafbar geweſen, als einige von der kleinen Zahl der Erwählten, die durch eine ungegründete Gnade erwählet worden, und daher einer ewigen Glückſeligkeit genießen, die ſie gar nicht verdienet haben. Dieſes ſind kürzlich die Schwierigkeiten, die viele berühret, Herr Bayle aber ohne Zweifel, unter andern, aufs höchſte getrieben hat; wie aus folgenden wird zu erſehen ſeyn, wenn wir ſeine Stellen unterſuchen werden. Voritzo hoffe ich alles dasjenige angeführt zu haben, was das weſentliche bey dieſen Schwierigkeiten iſt: allein ich habe es für gut befunden, mich einiger harten und ausſchweifenden Redensarten zu enthalten,

die

(*) Hier hat nun zwar Herr von Leibnitz auch die Schwierigkeiten gegen die chriſtliche Religion in aller ihrer Stärke vorgetragen; aber ſich bey weitem der ärgerlichen und ſpöttiſchen Ausdrückungen und Vergrößerungen nicht bedient, deren ſich Bayle unter andern in dem Artikel Xenophanes ſeines Wörterbuches bedienet hat. Das macht Leibnitz hat die Abſicht, die Offenbarung von allen dieſen Zweifeln zu bedie vielleicht ein Aergerniß gegeben, und gleichwohl den Nachdruck der Einwürfe nicht vermehret hätten. (*)

6 §. Nunmehro wollen wir das Blatt umwenden, und dasjenige vorſtellen, was man auf dieſe Einwürfe antworten kann. Da es denn nöthig ſeyn wird, die Sache etwas ausführlicher abzuhandeln: denn man kann viele Schwierigkeiten in wenig Worte einſchlieſſen; allein wenn man ſie unterſuchen will, ſo muß man weitläuftiger ſeyn. Unſer Zweck geht dahin, den Menſchen die falſchen Begriffe aus dem Kopfe zu bringen, die ihnen Gott als einen unumſchränkten Fürſten vorſtellen, der ſich einer tyranniſchen Gewalt gebrauchet, und weder genugſam verdienet, daß man ihn liebe, noch daß man ihm nachahme. Dieſe Begriffe ſind in Anſehung Gottes um ſo viel ſchlimmer, weil das Weſen der wahren Gottesfurcht nicht allein darinnen beſteht, daß man Gott fürchte, ſondern auch, daß man ihn über alle Dinge liebe: welches unmöglich geſchehen kann, wenn man nicht die Vollkommenheiten in ihm erkennet, die diejenige Liebe zu erregen geſchickt ſind, welche er verdienet, und welche die Glückſeligkeit derer, die ihn lieben, ausmachet. Und da wir von einem ſolchen Eifer angetrieben werden, der ihm keineswegs misfallen kann, ſo haben wir Urſache zu hoffen, er werde uns erleuchten, und uns ſelbſt, zu Ausführung eines Vorhabens beyſtehen, das wir zu ſeiner Ehre und der Menſchen Beſten unternommen. Eine ſo gute Sache macht ein Vertrauen. Sind gleich anſehnliche Scheindinge wider uns:

---

freyen; Bayle aber hat ſich die Sucht hinreiſſen laſſen, allenthalben Schwierigkeiten zu finden, und den Freygeiſtern Waffen wider die Religion in die Hände zu geben. Da kann es alſo nach dem bekannten Sprüchworte heiſſen: Duo cum faciunt idem, ſaepe non eſt idem. Man wird im Folgendenſehen, wie gründlich Herr von Leibnitz allen dieſen Einwärfen begegnen wird. G.

ſo ſind hingegen unumſtößliche Demonſtrationen für uns; und ich getraue mir wohl einem Widerſacher zuzurufen:

> Aſpice, num mage ſit noſtrum penetrabile telum!
> Sieh ſelbſt, ob unſer Pfeil nicht tiefer dringen müſſe!
>
> *Virg. Aeneid. Lib. X. v. 481.*

7 §. Gott iſt die erſte Urſache aller Dinge. Denn diejenigen Dinge, die ihre gewiſſe Grenzen und Schranken haben, das iſt, alles was wir ſehen und erfahren, ſind zufällige Dinge, die nichts in ſich enthalten, was ihr Daſeyn nothwendig machet: indem es klar und offenbar iſt, daß die Zeit, der Raum und die Materie, die mit einander vereinigt, die an und für ſich ſelbſt gleichförmig, und zu allem gleichgültig ſind, ganz andere Bewegungen und Figuren, und in einer andern Ordnung, hätten bekommen können. Man muß demnach die Urſache von dem Daſeyn der Welt, welche nichts anders iſt, als ein vollſtändiger Begriff aller zufälligen Dinge, ſuchen; und zwar in derjenigen Subſtanz, welche den Grund ihrer Exiſtenz in ſich ſelbſt hat, und folglich nothwendig und ewig iſt. Dieſe Urſache muß auch verſtändig ſeyn. Denn weil dieſe wirklich vorhandene Welt nur zufällig iſt, und unendlich viel andere Welten ebenfalls möglich ſind, und ſo zu reden, ſo wohl als dieſe, auf die Wirklichkeit einen Anſpruch

---

(*) Dieſes hat unter den Griechen ſchon Thales eingeſehen, welcher die Welt deswegen für das allerſchönſte gehalten, weil ſie Gottes Werk wäre. Καλλιστον ὁ κοσμος· ποιημα γαρ θεου. Unter den Römern aber hat es ſchon Cicero, wiewohl in einem aus dem Plato gezogenen Werkchen, Timaeus, ſ. de Vniuerſo cap. 2. erkannt, wenn er ſchreibt: Neque mundo quicquam pulcrius, neque eius aedificatore praeſtantius eſſe: und im 3ten Cap. Fas autem nec eſt, nec vmquam fuit, quidquam niſi pulcerrimum facere eum, qui eſſet optimus. Wollen wir dieſen Weltweiſen auch ein paar Gottesgelehrte beyfügen, ſo ſchreibt Dorſpruch machen: ſo muß die wirkende Urſache der Welt gegen alle dieſe mögliche Welten eine gewiſſe Verhältniß und Abſicht gehabt haben, um eine davon zu erwählen. Und dieſe Verhältniß einer vorhandenen Subſtanz, gegen Dinge die bloß möglich ſind, kann nichts anders als der Verſtand ſeyn, der die Begriffe davon hat: und eine davon erwählen, das kann nichts anders, als eine Wirkung des Willens ſeyn, welcher erwählet. Die Macht dieſer Subſtanz macht den Willen kräftig. Die Macht geht auf das Seyn; die Weisheit, oder der Verſtand auf das Wahre, der Wille auf das Gute. Dieſe verſtändige Urſache muß ferner auf alle Weiſe und Wege unendlich, und an Gewalt, Weisheit und Güte, ganz vollkommen ſeyn: weil ſie ſich auf alles mögliche erſtreckt. Und gleichwie alle Dinge eine Verbindung mit einander haben, ſo darf man nicht mehr als eine einzige zulaſſen. Ihr Verſtand iſt die Quelle des Weſens, (der *Eſſentiarum*,) ihr Wille der Urſprung des Daſeyns, (oder der *Exiſtentiarum*.) Hier haben wir in wenig Worten den Beweis von einem einigen Gott, mit ſeinen Vollkommenheiten, und durch ihn den Urſprung aller Dinge.

8 §. Dieſe höchſte Weisheit, die mit einer gleichfalls unendlichen Gütigkeit verbunden iſt, hat nichts anders, als das Beſte erwählen können. (*) Denn gleichwie ein klei-

ſchäus de voluntate Dei Sect. I. cap. 2. p. 73. Poteſt enim vocari propoſitum de vniuerſa gubernatione Dei, quo ab omni aeternitate *praeuiſis omnibus poſſibilibus*, determinauit *certam rerum ſeriem*, in qua decurreret et totius mundi duratio; in quo propoſito diuina inprimis bonitas et inexhauſtae plane diuitiae, cum potentia aeterna, et infinita ſapientia ſuauiter omnia diſponente pateſierent. Und der ſel. Buddeus in Inſtit. Theol. L. II. c. 1. §. 25. ſchreibt ſo: Vt autem ſapientiae eſt, bonum a malo diſcernere, illudque eligere et amplecti; ita et eminentiſſima quadam ratione Deo tribuitur, quoniam is ner Uebel eine Art eines Guten iſt : ſo iſt auch ein geringeres Gutes was Böſes, wenn es einem gröſſern Gute im Wege ſteht. Es würde in den Werken Gottes etwas zu tadeln ſeyn, wenn ein Mittel vorhanden geweſen wäre, ſie beſſer zu machen. Und gleichwie in mathematiſchen Dingen, wenn kein Größtes und kein Kleinſtes, und endlich gar nichts Unterſchiedenes vorhanden iſt, entweder alles auf einerley Weiſe, oder, wo ſich das nicht thun läßt, gar nichts geſchieht : eben ſo kann man auch von der vollkommenſten Weisheit ſagen, bey welcher nicht weniger Richtigkeit, als in der Mathematik ſtatt findet; daß wenn unter allen möglichen Welten nicht eine die beſte wäre, Gott gar keine würde geſchaffen haben. Ich verſtehe durch die *Welt* (*) den ganzen Zuſammenhang und Begriff aller vorhandenen und

auf

ſemper, quod optimum eſt eligit, idque approbat, et vt eueniat, modo quodam hominibus non quidem ſemper perſcrutabili, *ſummae tamen eius perfectioni dirigit*. G.

(*) Man verſteht durch die *Welt* bisweilen bloß unſre Erdkugel, bisweilen das Syſtema unſrer Sonnen und der nebſt unſrer Erde um ſelbige herumlaufenden Planeten ; bisweilen das Syſtema aller erſchaffenen körperlichen Dinge, bisweilen überhaupt alle Creaturen. Der Herr Verfaſſer begreift unter der *Welt*, oder dem Weltgebäude, nicht nur alle Creaturen; ſondern auch alle ihre Veränderungen, und alle beſondern Urſachen ſolcher Veränderungen, von der erſten Schöpfung an, bis in alle Ewigkeit. Er nimmt die *Welt* ſo, wie ſie Gott, nebſt den allergeringſten Umſtänden, die ſich darinnen eräugen werden, von Ewigkeit vorhergeſehen, und theils mittelbarer, theils unmittelbarer Weiſe zur Exiſtenz kommen zu laſſen beſchloſſen hat. Dieſes iſt ſehr wohl zu merken, um die Meynung des Herrn Verfaſſers recht zu verſtehen, wenn er ſagt : die gegenwärtige Welt ſey unter allen möglichen die beſte ; imgleichen, es würde nicht mehr dieſe Welt ſeyn, wenn das allergeringſte darinnen geändert würde. Ich habe itzo meine Hand aufgehoben. Dieſe freywillige Bewegung, nebſt allen ihren auf einander folgenden Dinge; damit man nicht ſage, daß viele Welten zu unterſchiedenen Zeiten, und an unterſchiedenen Orten da ſeyn könnten. Denn man müßte ſie doch alle zuſammen für eine Welt, oder wenn man will, für ein einziges Weltgebäude halten. Und wenn man gleich alle Zeiten und alle Oerter anfüllete, ſo bleibt es doch allezeit wahr: daß man ſie auf unendlich vielerley Art hätte erfüllen können; und daß es dahero unendlich viele mögliche Welten gebe, unter denen Gott nothwendig die beſte erwählet haben muß, weil er alles nach der höchſten Vernunft thut.

9 §. Es möchte vielleicht ein Gegner, der auf dieſen Vernunftſchluß nicht antworten kann, durch einen Gegenſchluß auf den Schlußſatz antworten, und ſagen: die Welt

---

vorhergehenden Urſachen, und allem was daraus erfolgen wird, gehöret zu der gegenwärtigen Welt; und Gott hat es unter den Begebenheiten dieſer Welt bereits von Ewigkeit vorher geſehen. Dem ungeachtet wäre es möglich und leicht geweſen, daß ich die Hand hätte liegen laſſen: allein eben darum, weil es bloß möglich geweſen, nicht aber wirklich geſchehen iſt; ſo gehört es zu einer möglichen, nicht aber zur wirklichen Welt. Daraus folget nun keinesweges, (wie ein gewiſſer Gelehrter befürchtet) daß wenn ich meine Hand hätte liegen laſſen, ſo müßte in den vorigen Zeiten weder Rom erbauet, noch Carthago zerſtöret worden ſeyn, und in den künftigen Zeiten müßte alles anders gehen, als es itzo gehen wird. Es ſind unter den unendliche mal unendlichen möglichen Welten unendlich viele, die von einander, und von der unſrigen gar ſehr wenig unterſchieden ſind, und in welchen allen, Rom würde erbauet und Carthago zerſtöret worden ſeyn. Und es kömmt dießfalls in der That auf eines hinaus, ob ich ſage, es wäre möglich geweſen, daß ich meine Hand hätte liegen laſſen, daß ich ſie aber aufgehoben, ſey wirklich geſchehen; oder ob ich mit dem Herrn von Leibnitz ſage: jenes gehöre zu einer möglichen, und dieſes zur wirklichen Welt. Der Unterſchied beſtehet bloß darinnen, daß es nach der erſten Redenshätte können ohne Sünde und Elend ſeyn: allein ich leugne, daß ſie alsdann die beſte geweſen wäre. Denn man muß wiſſen, das in einer jeden möglichen Welt alles verknüpfet iſt. Das Weltgebäude, es ſey welches es wolle, geht in einem fort, wie das Weltmeer: die geringſte Bewegung erſtrecket ihre Wirkung auf eine jedwede Weite; ungeachtet dieſe Wirkung nach dem Maße der Weite immer unempfindlicher wird. Dergeſtalt hat Gott in der Welt einmal für allemal alles ſchon voraus eingerichtet; indem er das Gebeth, die guten und böſen Werke, und alles übrige vorhergeſehen: ja jede Sache hat in der Idee, noch vor ihrem Daſeyn, zu dem göttlichen Entſchluſſe, der über die Erſchaffung aller Dinge gefaſſet worden, etwas beygetragen. Alſo kann in dem Weltgebäude, eben ſo wenig als in einer Zahl, etwas geändert werden; ohne daß zugleich das Weſen, oder die Einzelnheit, (individualitas numerica,) verändert würde. Daher wenn das geringſte Uebel, das in dieſer Welt geſchieht, davon abgienge: ſo würde es nicht mehr dieſe Welt ſeyn, die, nach der aller-

voll-

---

art ſcheint, als wenn ich meine Hand hätte können liegen laſſen, ohne daß deswegen das allergeringſte, weder zuvor, noch darnach, in der Welt anders ergangen wäre. Die andre Redensart aber druckt den Zuſammenhang der Dinge beſſer aus, indem die Veränderung, die in der Welt hätte geſchehen müſſen, wenn ich meine Hand nicht aufgehoben hätte; ob ſie gleich, in Anſehung unſeres geringen Verſtandes, ganz unmerklich geweſn wäre, ſich dennoch ohne Zweifel auf die vorigen und folgenden Zeiten ſehr weit würde erſtreckt haben. Diejenigen welche nicht glauben können, daß ſo geringe Veränderungen in der Welt etwas bedeuten, urtheilen eben ſo, wie diejenigen, welche nicht glauben können, daß alle Kleinigkeiten in der Welt werth ſind, Gegenſtände des göttlichen Verſtandes und ſeiner Vorſehung zu ſeyn, und daß alles, was geſchieht, ſeinen zureichenden Grund haben müſſe. R.

vollkommenſten Ausrechnung, von dem Schöpfer, der ſie erwählet hat, für die beſte befunden worden. (*)

10 §. Zwar kann man ſich wohl mögliche Welten ohne Sünde und Unglück einbilden, und davon gleichſam Romanen ſchreiben, wie von Utopia und von den Severamben: allein eben dieſe Welten würden der unſrigen, am Guten, gar weit nachzuſetzen ſeyn. Ich kann dieſes zwar unmöglich, nach allen Stücken und Umſtänden, vorſtellen; denn ich müßte unendliche Dinge begreifen und unter einander vergleichen können. Allein man muß es mit mir aus dem Erfolge (ex effectu) ſchlieſſen: weil Gott dieſe Welt, ſo wie ſie iſt, erwählet hat. Wir wiſſen aus andern Dingen, daß öfters ein Uebel etwas Gutes verurſache, welches man ohne dieſes Uebel nicht würde erhalten haben. Ja vielmals haben zwey Uebel ein großes Gut gewirket:

Et ſi fata volunt, bina venena iuuant.
Dafern das Schickſal will, ſo hilft ein doppelt Gift.

Gleich-

(*) Der heil. Auguſtin hat dieſes auch gar wohl eingeſehen. In ſ. Enchirid. de fide, ſpe et carit. c. 3. ſchreibt er ſo: Ab hac ſumme et aequaliter et immutabiliter bona Trinitate creata ſunt omnia, et nec ſumme, nec aequaliter, nec immutabiliter bona, tamen bona etiam ſingula. Simul vero vniuerſa valde bona, quia ex omnibus conſiſtit vniuerſitatis admirabilis pulcritudo; in qua etiam illud, quod malum dicitur, bene ordinatum et loco ſuo poſitum, eminentius commendat bona, vt magis placeant, et laudabiliora ſint, dum comparantur malis. Neque enim Deus omnipotens, quod etiam infideles fatentur, rerum, cui ſumma poteſtas, quum ſumme bona ſit, vllo modo ſineret, mali aliquid eſſe in operibus ſuis; niſi vsque adeo eſſet omnipotens et bonus, vt bene faceret, et de malo. Nun ſage man, daß Herr von Leibniß mit ſeiner vollkommenſten, oder beſten Welt, gefährliche Neuerungen gelehret habe. G.

Gleichwie bisweilen zwo flüßige Materien einen harten und trockenen Körper hervor bringen, wovon der Weingeiſt und der Geiſt Urin zeugen, die vom Helmont mit einander vermiſcht worden; oder wie etwa zween kalte und finſtere Körper ein großes Feuer verurſachen, wie ſolches ein gewiſſes ſaures Naß, und ein aromatiſches Oel bezeugen, die Herr Hofmann zuſammen gegoſſen hat. Ein Feldherr eines Kriegsheeres begeht zuweilen einen glücklichen Fehler, der den Gewinnſt einer ganzen Schlacht zuwege bringet. Und ſingt man nicht in der römiſchen Kirche am heiligen Oſterabende?

O certe neceſſarium Adae peccatum,
Quod Chriſti morte delectum eſt!
O felix culpa, quae talem ac tantum
Meruit habere Redemptorem!

O nöthige Sünde die Adam gethan!
Da Chriſtus ſelbſt dafür geſtorben.
O Fehler der nimmer beglückter ſeyn kann!
Der dieſen Heyland ſich erworben. (*)

11 §. Die berühmten Prälaten der franzöſiſchen Kirche, und Nachfolger des heiligen Auguſtins, die an den Pabſt Innocentius den XII. wider das Buch des Cardinals Sfondrat, von der Prädeſtination, geſchrieben haben, haben viele Dinge

---

(*) Dieſe wunderliche Meynung, daß eine Welt ohne Sünde beſſer ſeyn würde, als die gegenwärtige, hat noch neulich, Herr Crouſaz, Prof. zu Lauſanne, in ſeiner Widerlegung der belle Wolfienne, des Herrn Prof. Formay zu Berlin, aufgewärmet. Allein er hat fürs erſte nicht bedacht, ob eine Welt ohne Sünde auch möglich ſey? Wohl zu verſtehen, daß ſie auch vernünftige Geſchöpfe von allerley Claſſen und Graden der Vollkommenheit in ſich hielte: z. E. ſolche, die Einwohner planetiſcher Kugeln abgäben, und mit ſolchen Körpern als die unſrigen ſind, vereiniget wären. Wäre ſie aber nur ohne dieſe Art von Geſchöpfen möglich: ſo hat er II.) nicht bedacht, daß ſie alsdann gewiß ſchlechter ſeyn würde, als die gegenwärtige Welt iſt:

Dinge vorgebracht, die zu Erläuterung dieſes wichtigen Punctes überaus dienlich ſind. Der Cardinal ſcheint den Zuſtand der ohne Taufe verſtorbenen Kinder ſelbſt dem Himmelreiche vorzuziehen: weil die Sünde das größte Uebel iſt, ſie aber von allen wirklichen Sünden frey und unſchuldig geſtorben ſind. Hievon wird weiter unten ein mehrers gedacht werden. Die Herren Prälaten haben gar wohl angemerket, daß dieſe Meynung übel gegründet ſey. Sie ſagen: der Apoſtel tadele, Röm. 3, v. 8. mit Recht, wenn man Uebels thun will, auf daß Gutes herauskomme: allein das könne man nicht tadeln, daß Gott, durch ſeine höchſte Gewalt, aus Zulaſſung der Sünde, weit größeres und mehreres Gutes ziehe, als dasjenige, was vor der Sünde geſchehen. Wir machen uns deswegen aus der Sünde keine Luſt; behüte Gott! ſondern wir glauben eben dem Apoſtel, der Röm. 5, v. 20. ſagt: wo die Sünde mächtig worden, da iſt die Gnade viel mächtiger geworden; und wir erinnern uns, daß wir durch die Sünde Jeſum Chriſtum ſelbſt bekommen haben. Alſo ſieht man, daß die Meynung dieſer Prälaten dahin geht, daß ein Zuſammenhang der Dinge, darinn die Sünde mit begriffen iſt, habe beſſer ſeyn können, und auch wirklich beſſer geweſen ſey, als ein anderer ohne Sünde. (*)

---

wo man nicht ſagen will, daß eine Erdkugel, die nur voller Beſtien, oder gar leer iſt; oder die gar nicht da iſt, beſſer ſey, als die gegenwärtige Verfaſſung unſers Erdbodens, die gewiß eine Schaubühne der göttlichen Weisheit, Macht und Güte zu nennen iſt. Dieſe Ungereimtheit aber müßte man zugeben, wenn man den Vorzug dieſer Welt, vor einer andern, darinnen keine Sünde wäre, leugnen wollte; welches ich aber weder dem Herrn Crouſaz, noch einem andern vernünftigen und gelehrten Manne zutrauen will. G.

(*) Einige haben dieſes folgendergeſtalt erweiſen wollen. Die Abſicht Gottes bey Erſchaffung der Welt, iſt ſonder Zweifel die Offenbarung der göttlichen Eigenſchaften gewe-

12 §. Man hat ſich zu allen Zeiten der Gleichniſſe von den Ergetzlichkeiten der Sinnen, die mit etwas, das dem Schmerze beykömmt, vermiſcht ſind, bedienet, um zu zeigen, daß faſt eben dergleichen in den Ergetzlichkeiten des Verſtandes anzutreffen ſey. Ein wenig Saures, Scharfes oder Bitteres, gefällt einem ofters mehr als Zucker; der Schatten erhöhet die Farben; ja ſelbſt eine wohl angebrachte Diſſonanz macht die Harmonie noch vollkommener. Wir habens gerne, wenn wir von den Seiltänzern in Schrecken geſetzt werden, als wenn ſie augenblicklich fallen würden; und ſind übel zufrieden, wenn uns die Trauerſpiele nicht faſt zum Weinen bewegen. Schmeckt und erkennt man wohl genugſam die Vortrefflichkeit der Geſundheit, und dankt man Gott wohl ſattſam dafür, wenn man niemals krank geweſen iſt? Und muß uns nicht öfters ein wenig Böſes das Gute empfindlicher, das iſt größer, machen? (*)

13 §. Allein man wird ſprechen, das Uebel in der Welt iſt groß, und in Vergleichung mit dem Guten gar zu häufig. Man

---

ſen. Wäre nun ein ganzes Weltgebäude mit lauter vollkommenen Creaturen angefüllt geweſen: ſo hätte Gott zwar ſeine Weisheit und Güte; aber nicht ſeine Barmherzigkeit und ſtrafende Gerechtigkeit erweiſen können. Dieſe beyde Eigenſchaften nun zu offenbaren, war eine Welt, darinn es auch ſündige Geſchöpfe giebt, weit bequemer; zumal, da Gott vermöge ſeiner Weisheit, auch das Böſe zu einem guten Zwecke zu lenken weis. So wie eine gute Obrigkeit, auch die Verbrecher im gemeinen Weſen zum Veſtungsbaue, oder zu andern ſchweren Arbeiten, zum Nutzen des Staats zu brauchen pflegt, und alſo aus dem Böſen ſelbſt, etwas Gutes zieht. G.

(*) Es ſind noch mehr ſolche Bilder vorhanden, die eben das beſtärken. Ein Garten iſt nicht eben der ſchönſte, der mit lauter fruchtbaren Bäumen dicht verwachſen iſt, wie ein Bauergarten. Nein, auch breite Gänge voller Sand, darauf kein Grashalm wächſt; auch ſchattigte Linden, die keine Frucht bringen; auch grüne Wände von wildem Laube;

Man betrügt ſich aber. Der Mangel der Aufmerkſamkeit mindert nur unſer Gutes, und dieſe Aufmerkſamkeit muß uns durch einige Vermiſchung des Böſen gegeben werden. Wenn wir gewöhnlich krank, und ſelten geſund wären, ſo würden wir dieſes große Gut der Geſundheit, über alle maßen, und unſer Uebel nicht ſo ſehr empfinden. Iſt es aber deswegen doch nicht beſſer, daß wir gewöhnlich geſund, und ſelten krank ſind? Laßt uns demnach dasjenige durch unſer Nachſinnen erſetzen, was unſern Sinnen abgeht: damit wir deſto beſſer empfinden mögen, was die Geſundheit für ein Gut ſey. Wenn wir von dem zukünftigen Leben nichts wüßten, ſo glaube ich ganz gewiß: es würden wenig Leute ſeyn, die in der Todesſtunde nicht gern ihr Leben von neuen antreten würden, unter der Bedingung, eben wieder dergleichen Gutes und Böſes zu erfahren, ſonderlich wenn es nur von einer etwas andern Art wäre. Man würde ſchon mit der Veränderung zufrieden ſeyn, ohne einen beſſern Zuſtand zu fordern, als in dem man vorher geſtanden hätte. (*)

14 §.

---

auch Taxus und Tannenbäume; auch breite Plätze mit unnützen Raſen belegt, auch Canäle voller Waſſer, darinnen nur die Fröſche ſchreyen, ſind Zierrathe eines großen Luſtgartens. Es iſt wahr, Orangerien ſind ſchön, denn ſie tragen Früchte: aber Lorberbäume ſind, ihrer Unfruchtbarkeit ungeachtet, auch ſchön. Blumen ſind angenehm; aber dem unbeſchadet ſind auch Dornhecken nicht ohne Nutzen, wenn ſie ein kluger Gärtner zur Ringmauer ſeines Gartens macht. G.

(*) Wenn ich mich über irgend etwas entſetzet, oder geärgert habe, ſo iſt es die ſeltſame Meynung des Herrn Bayle im Artikel Xenophanes geweſen; da er die Geſundheit eines Menſchen mehr für ein Uebel als für ein Gut hält: weil ſie nämlich, einem den Mangel andrer Güter nur deſto empfindlicher macht. Ja er ſagt, auf eine recht undankbare Art gegen ſeinen Schöpfer, daß ein viertelſtündiger Schmerz mehr Uebels bey ſich führe, als eine zehnjährige Geſundheit Gutes an ſich habe. Was kann man ſich unvernünftigers und unbilligers auf der Welt vorſtellen? Ich glaube aber

14 §. Wenn man auch die Gebrechlichkeit des menſchlichen Leibes betrachtet, ſo wundert man ſich billig über die Weisheit und Gütigkeit des Urhebers der Natur, der ihn dabey dennoch ſo dauerhaft, und ſeinen Zuſtand ſo leidlich gemacht hat. Und dieſes hat mich oft bewogen zu ſagen: es wundre mich nicht, daß die Menſchen bisweilen krank ſeyn; ſondern das wundre mich, daß ſie ſo wenig und nicht immer krank ſind. Und eben dieſes ſoll uns auch bewegen, das göttl. Kunſtſtück in der Baukunſt der Körper der Thiere und Menſchen um ſo viel höher zu halten; als deren Urheber ſo wunderbare Maſchinen gemacht, die ſo leicht, und auf ſo vielerley weiſe können verderbet werden, und dennoch vermögend ſind, ſich ſo wohl zu erhalten. (*) Denn die Natur heilet uns vielmehr als die Arzney; und die angeführte Gebrechlichkeit ſelbſt fließet aus der Natur der Dinge: ſonſt müßte dieſe Art der Geſchöpfe, die denken kann, und mit Fleiſch und Bein bekleidet iſt, gar nicht in der Welt ſeyn. Allein dieſes wäre allem Anſehen nach ein Fehler, den vormals einige Weltweiſen ein Vacuum formarum,

eine

---

zur Ehre des menſchlichen Geſchlechts, daß es nur überaus ſelten, ſolche Ungeheuer gebe, die das Herz haben, einen ſo raſenden Satz zu behaupten. Ganz anders denken die meiſten Menſchen. Ihr Leben, ob es gleich nicht das beſte iſt, ſcheint ihnen insgemein noch werth, daß ſie deſſen Verlängerung wünſchen; wenn ſie gleich alt, ſchwach, und krank dabey ſeyn und bleiben ſollten. Der vernünftige Zinkgräf erzählt in ſeinem III. Theile der Apophthegmaten der Deutſchen von einem alten Bauer, der da ſagte: wenn ihn Gott ſo lange wollte leben laſſen, als er wünſchte: ſo wollte er die zween Berge, die gegen dem Schloſſe über lägen, mit Körben einen auf den andern tragen, und dazu anders nichts eſſen, als Erbſen ohne Salz und Schmalz gekocht, und Waſſer aus der Röhre trinken. So redet die Natur, die ſich ihre Empfindungen durch keine unzeitige ſceptiſche Grillen verderbet hat. S. den Artickel Bayer in des Hrn. Bayle Wörterbuche, am Ende der Note F. der deutſchen Ausg. G.

eine Lücke in der Ordnung der Arten der Dinge würden genennet haben.

15 §. Diejenigen, welche mit der Natur und dem Glücke zufrieden ſind, und ſich nicht drüber beſchweren, wenn ſie gleich nicht eben zum beſten verſehen worden, ſind meines Erachtens den andern weit vorzuziehen. Denn über dem, daß dieſe Klagen übel gegründet ſind: ſo heißt das auch in der That wider die Ordnung der Vorſehung murren. Man muß in derjenigen weltlichen Republik, in der man lebet, nicht leichtlich unter der Zahl der Misvergnügten ſeyn; und in der Stadt Gottes ſchlechterdings nicht: denn dieſes kann niemals ohne das größte Unrecht geſchehen. Die Bücher von dem menſchlichen Elende, dergleichen dasjenige iſt, welches Pabſt Innocentius III. geſchrieben, ſcheinen mir nicht eben die nützlichſten zu ſeyn. (**) Man verdoppelt das Uebel, indem man ſeine Gedanken darauf richtet; die man doch davon abziehen ſollte, um ſie gegen das Gute zu kehren, welches das Böſe weit übertrifft. Noch weniger lobe ich dergleichen Bücher, wie des Abts Eſprit ſeines, von der Falſch-

---

(*) Ich habe es oft Leuten die auch über die Schwäche ihres Körpers geklagt, gezeiget, daß derſelbe gleichwohl weit dauerhafter iſt, als wenn er aus Eiſen und Stahl beſtünde, oder aus Marmor und Diamanten gemacht wäre. Denn die erſten würde bald der Roſt freſſen, oder der lange Gebrauch in wenigen Jahren abnutzen: die letzten aber, würde ein einziger Fall oder Schlag zerſchmettern: dahingegen unſer ſchwacher Körper achtzig bis hundert Jahre lang dauret, und ſo manchen harten Stoß erträgt. Ja die ungleich ſtärkern Körper der Rinder und Pferde, Camehle und Elephanten ſterben weit eher als die unſrigen. G.

(**) Weit nützlicher ſind diejenigen, die die Glückſeligkeit des Menſchen erheben, deren er fähig iſt, wenn er ſich nur recht darein ſchicken will. Man ſehe hier ein neueres Werk das den Titel führt: Der Menſch die glückſeligſte Creatur, wenn er nur will ꝛc. welches Herr Cortum nur in dieſem 1743 Jahre herausgegeben. G.

Falſchheit menſchlicher Tugenden, von dem man uns neulich einen Auszug gegeben; indem ein ſolches Buch zu nichts anders dienet, als alles auf die ſchlimmſte Seite zu kehren, und die Menſchen ſo zu machen, wie es ſie vorſtellet. (*)

16 §. Unterdeſſen iſt doch nicht zu leugnen, daß es in dieſem Leben einige Unordnungen giebt: die ſich ſonderlich in dem guten Glücke und Wohlergehen der Böſen, und in den Unfällen vieler guten und wackern Leute, zeigen. Man hat ein deutſches Sprüchwort, welches den Böſen ſogar dieſen Vortheil zuſchreibt, als wenn ſie recht ordentlicher Weiſe die Glücklichſten wären:

Je krümmer Holz, je beſſre Krücke,
Je ärger Schalk, je größer Glücke.

Und es wäre zu wünſchen, daß dieſe Worte des Horaz in unſern Augen wahr währen:

Raro antecedentem ſceleſtum
Deſeruit pede poena claudo.
Sehr ſelten hat der Strafe Schritt.
Die Bahn der Frevler noch verlaſſen.

Unterdeſſen geſchieht es doch oft, obſchon vielleicht nicht zum alleröfteſten:

Qu'aux yeux de l'Univers le Ciel ſe juſtifie,

Und daß man mit dem Claudian ſagen kann:

Abſtulit hunc tandem Rufini poena tumultum,
Abſoluitque Deos.
Die Strafe des Rufins hob endlich dieſen Streit,
Und ſprach die Götter los.

17 §. Allein wenn auch gleich dieſes nicht allemal in dieſem Leben geſchieht, ſo iſt doch das Mittel dagegen in jenem

Leben

(*) Ganz widrige Grundſätze flößet ſeinen Leſern der große Graf Schaftsbury ein, der die Vortrefflichkeit des menſchlichen Geſchlechts, und die Vorzüge ſeiner Natur, faſt auf allen Blättern ſeiner Schriften zeiget, als wodurch er ſie leben bereit. Die Religion, ja ſelbſt die Vernunft, lehret es uns, und wir müſſen nicht wider einen ſo kleinen Aufſchub murren, den Gott dem Menſchen zur Buße zu geben für gut befunden. Unterdeſſen werden die Einwürfe auf einer andern Seite eben hiedurch verdoppelt, wenn man die Seligkeit und Verdammniß betrachtet; indem es allerdings fremde zu ſeyn ſcheint, daß das Böſe, auch ſo gar in der zukünftigen Ewigkeit, unter der höchſten Gewalt desjenigen, der ſelbſt das höchſte Gut iſt, das Gute übertreffen ſoll: maßen zwar viele Beruffene, aber wenig Auserwählte und Selige, ſeyn werden. Es iſt wahr, daß zu des Prudentius Zeiten, wie man aus einigen Verſen von ihm erſehen kann, (Hymn. ante Somnum)

Idem tamen benignus
Ultor retundit iram,
Paucosque non piorum
Patitur perire in aeuum!

Doch eben dieſer gütge Richter
Hält noch mit Rach und Eifer ein,
Und läßt nur wenig Böſewichter
In Ewigkeit verlohren ſeyn.

ihrer viele geglaubt haben: die Zahl dererjenigen, die gottlos und böſe genug zur Verdammniß wären, würde ſehr klein ſeyn. Und es wollen einige, daß man damals ein Mittel zwiſchen der Hölle und dem Paradieſe geglaubet; daß Prudentius ſelbſt ſo rede, als wäre er mit dieſem Mittel gar wohl zufrieden; daß der heilige Gregorius von Nyſſa ebenfalls dahin geneigt ſey; und daß der heilige Hieronymus derjenigen Meynung ſey, die da behauptet, es würden end-

---

anflammet, ſolche edle Geſchöpfe wirklich zu ſeyn, als ſie von rechtswegen ſeyn ſollten und könnten. S. ſeine Characteriſtics of Men, Manners and Times. Lond. III. Vol. in groß 8. G.

lich alle Chriſten wieder zu Gnaden angenommen werden. Ein Wort des heiligen Pauli, welches er ſelbſt für Geheimnißvoll ausgiebt: daß endlich ganz Jſrael werde ſelig werden; hat zu vielem Nachdenken Gelegenheit gegeben. Viele fromme und darneben auch gelehrte, jedoch etwas kühne Männer, haben die Meynung des Origenes wider hervorgeſucht, die da hinaus geht: daß das Gute zu ſeiner Zeit in allem, und allenthalben die Oberhand bekommen werde; und daß endlich alle vernünſtige Creaturen, auch ſo gar die böſen Engel, würden heilig und ſelig werden. Das Buch von dem ewigen Evangelio, das vor kurzer Zeit in Deutſchland heraus gekommen, und von einem andern groſſen und gelehrten Werke, unter dem Titel, Αποκατάστασις πάντων, die **Wiederbringung aller Dinge**, unterſtützet worden, hat wegen dieſes ſeltnen Lehrſatzes viel Lärmens verurſachet. So hat auch Herr le Clerk der Origeniſten Sache ſehr ſinnreich vertheidiget, jedoch ohne ſich für dieſelbe zu erklären. (*)

18 §. Ein gewiſſer geſchickter Kopf, der meinen Satz von der Harmonie ſo weit getrieben, daß er auch einige Dinge willkührlich vorausſetzt, die ich keinesweges gut ſpreche, hat ſich eine faſt aſtronomiſche Theologie gemacht. Er hält dafür, die gegenwärtige Unordnung in dieſer Welt habe damals ihren Anfang genommen, als der Engel, welcher der Erdkugel vorſteht, die zu derſelbigen Zeit noch eine Sonne, das iſt, ein für ſich ſelbſt leuchtender Fixſtern geweſen, mit einigen geringern Engeln ſeines Sprengels, eine Sünde be-

gan-

(*) Noch ein ſolch Werk hat Peterſen 1716 in 8. unter dem Titel: **Der bekräftigte Origenes in der Lehre von der Wiederbringung aller Dinge, gegen den ſo genannten entkräfteten Origenes** ꝛc. heraus gegeben. Jmgleichen hat ein gewiſſer M. Gerhard dieſe Meynung in einem neuern Quartanten zu behaupten geſucht, den ich nicht bey der Hand habe. Als auch der hochverdiente Herr Abt Mosheim bey dem I. Th. ſeiner vortrefflichen heil. Reden einige Gedanken gangen; indem er ſich vielleicht wider einen Engel einer größern Sonne zur Unzeit aufgelehnet: und zu gleicher Zeit ſey unſre Kugel, durch die vorherbeſtimmte Harmonie des Reichs der Natur und der Gnade, folglich durch natürliche Urſachen, die ſich zu beſtimmter Zeit eräuget, mit Flecken überzogen, finſter gemacht, und aus ihrem Orte verſetzt worden; wodurch ſie zu einem Irrſterne, oder Planeten, das iſt, zu einem Trabanten einer andern Sonne, und vielleicht eben derjenigen Sonne geworden, deren Vorzug ihr Engel nicht erkennen wollen: und hierinnen beſtünde der Fall Lucifers. Anitzo da das Haupt der böſen Engel, welches in der Schrift der Fürſt, ja ſelbſt der Gott dieſer Welt genennet wird, mit den übrigen Engeln ſeines Anhangs, das vernünftige Geſchöpf, das auf der Fläche dieſer Kugel herumgeht, und das Gott vielleicht zu dem Ende daſelbſt erſchaffen, um ſich, wegen des geſchehenen Falls, ſeines Schadens zu erholen, nicht wenig beneidet: ſo bemühe er ſich, daſſelbe mit in ſein Verbrechen zu ziehen, und ſeines Elendes theilhaftig zu machen. Deßwegen ſey Jeſus Chriſtus kommen, die Menſchen zu erlöſen. Dieſer ſey der ewige Sohn Gottes, in ſo weit er der einige iſt: er habe ſich aber, (nach der Meynung einiger alten Chriſten und des Urhebers dieſer Meynung) bald vom Anfange aller Dinge an, in die vortrefflichſte Natur unter allen Creaturen verkleidet, und mitten unter ſie begeben; um ſie alle zur Vollkommenheit zu bringen, und dieſes ſey die andere Kindſchaft nach welcher er der Erſtgebohrne unter allen Creaturen iſt. Die

---

von der Ewigkeit der Höllenſtrafen beyfügte: ſo hat ſich der durch andre Schriften ſchon bekannte Georg Paul Siegvolk, in den ſo betitelten gründlichen und beſcheidenen Gedanken ꝛc. wider ihn aufgemacht, die 1729 zu Freyſtadt, wie der Titel ſagt, in 8. heraus gekommen. Zu geſchweigen, daß auch ein berühmter Theologus zu Halle in ſeinen Schriften dieſer Meynung, ganz offenbar beypflichtet. G.

Cabbaliſten nennen ihn Adam Cadmon. Er habe vielleicht ſeine Hütte in dieſer großen Sonne aufgeſchlagen gehabt, die uns erleuchtet. Allein er ſey endlich in unſre Kugel ſelbſt gekommen; er ſey von einer Jungfer gebohren worden, und habe die menſchliche Natur an ſich genommen, die Menſchen von der Hand ihrer und ſeiner Feinde zu erretten. Und wenn die Zeit des Gerichts herannahen, und es an dem ſeyn wird, daß die gegenwärtige Geſtalt unſrer Kugel wider vergehen ſoll: alsdann werde er ſichtbarlich wiederkommen, die Guten wegzuhohlen, und vielleicht in die Sonne zu verſetzen; die Böſen aber mit den böſen Engeln, die ſie verführet haben, allhier zu ſtrafen. Hierauf werde die Erdkugel anfangen zu brennen, und vielleicht zu einem Cometen werden. Dieſes Feuer werde, ich weis nicht wie viel aeones dauern; der Schwanz des Cometen werde durch den Rauch angedeutet, der nach der Offenbarung ohne Unterlaß aufſteigen ſoll, und dieſer Brand werde die Hölle oder der andere Tod ſeyn, von dem die heilige Schrift redet. Zuletzt aber werde auch die Hölle ihre Todten wieder hergeben, und der Tod ſelbſt werde vertilget werden. Die Vernunft und der Friede werden in den verkehrt geweſenen Gemüthern wieder anfangen zu herrſchen. Sie werden ihr Unrecht erkennen, ihren Schöpfer anbethen, und anfangen denſelben um ſo viel mehr zu lieben, weil ſie die Größe des Abgrundes, aus dem ſie entkommen, vor Augen ſehen werden. Zu eben der Zeit werde, vermöge der Harmonie zwiſchen dem Reiche der Natur und der Gnade, dieſer lange und große Brand die Erdkugel von ihren Flecken gereiniget haben. Sie werde wieder zu einer Sonne werden. Jhr vorſitzender Engel werde mit ſeinem Gefolge ſeine Stelle wieder einnehmen; und die verdamm-

---

(*) Von dieſem beſondern Lehrgebäude einer aſtronomiſchen Theologie hat der gelehrte Prof. der Mathematik, und Hofprediger zu Königsberg, Herr D. Langhanſen 1718. eine ſchöne Diſſertation geſchrieben, die den Titel führet: Nodammten Menſchen werden mit ihnen unter der Zahl der guten Engel ſeyn. Dieſes Haupt unſrer Erdkugel werde dem Meſſias, als dem Haupte aller Creaturen, den Eid der Treue leiſten. Und die Ehre und Herrlichkeit dieſes ausgeſöhnten Engels werde noch größer ſeyn, als ſie vor dem Falle geweſen:

> Inque Deos iterum fatorum lege receptus
> Aureus aeternum noſter regnabit Apollo.
> Apollons güldnes Haupt wird dem Verhängniß nach
> Von neuem in die Zahl der Götter aufgenommen,
> In Ewigkeit Gewalt und Herrſchaft überkommen.

Dieſer Traum kömmt mir ſehr luſtig vor, und ſcheint ſich für einen Origeniſten gar wohl zu ſchicken: (*) allein wir brauchen dergleichen Begriffe und Gedichte, an denen die ſinnreiche Einbildungskraft mehr Theil hat, als die Offenbarung, ja wobey die Vernunft ſelbſt nicht gänzlich ihre Rechnung findet, gar nicht. Denn es ſcheint nicht, daß in dem Weltgebäude, ſo weit es bekannt iſt, ein Hauptort ſey, der vor andern verdiene, der Sitz des Erſtgebohrnen unter den Creaturen zu ſeyn. Wenigſtens iſt es die Sonne unſers Weltgebäudes nicht.

19 §. Wenn wir demnach bey der eingeführten gemeinen Lehre bleiben, daß die Zahl der ewig verdammten Menſchen unbeſchreiblich größer ſeyn werde, als die Zahl der Seligen iſt; ſo muß man ſagen, das Böſe werde dem ungeachtet, in Vergleichung mit dem Guten, faſt für nichts zu rechnen ſeyn, wenn man die wahrhaftige Größe der Stadt Gottes betrachtet. Cölius Secundus Curio hat ein kleines Buch, de Amplitudine Regni coeleſtis, ge-

---

tae et Animaduerſiones in Anonymi cuiusdem Theologiae aſtronomicae Syſtema; und die wohl werth wäre, daß ſie durch eine neue Auflage bekannter würde. G.

ſchrieben, welches vor kurzem wieder aufgelegt worden iſt; allein er hat die Größe des himmliſchen Reiches bey weitem nicht begriffen. Die Alten machten ſich von den Werken Gottes gar geringe Vorſtellungen, und Auguſtin gerieth, aus Mangel der neuern Entdeckungen, gar ſehr in die Enge, als er die Ueberwicht des Böſen vor dem Guten, entſchuldigen ſollte. Es glaubten die Alten, unſre Erde allein wäre bewohnt, wobey ſie ſich noch darzu vor den Gegenfüßlern fürchteten. Der übrige Theil der Welt, beſtand, ihrer Meynung nach, aus einigen leuchtenden Kugeln und cryſtallenen Sphären. So weit oder enge auch die Grenzen ſeyn mögen, welche man heute zu Tage dem Weltgebäude beyleget: ſo muß man doch bekennen, daß es unzählich viele Weltkugeln giebt, die ſo groß und noch größer ſind, als die unſrige, und die eben ſo viel Recht haben, vernünftige Einwohner zu beherbergen; ob es ſchon nicht folget, daß es eben Menſchen ſeyn müſſen. Die Erde iſt nichts anders, als ein Planet, nämlich einer von den ſechs Haupttrabanten unſerer Sonne. Und gleichwie alle Fixſterne Sonnen ſind: ſo ſieht man leicht, wie unſre Erdkugel in Anſehung der ſichtbaren Dinge ſo gar etwas geringes ſey; da ſie nur ein bloßer Anhang einer ſolchen Sonne iſt. Es kann ja wohl ſeyn, daß alle Sonnen bloß von ſeligen Creaturen bewohnet werden; und nichts zwinget uns zu glau-

---

(*) Um hiervon nur einen kleinen Ueberſchlag zu machen, ſo iſt es iʒ gewiß, daß unſre Sonne, nicht nur ihre ſechs Hauptplaneten, ſondern auch noch bey dreyen von dieſen, zehn Nebenplaneten hat, darunter die meiſten eben ſo groß, etliche aber noch größer als unſre Erde ſind. Das ſind nun ſchon ſechzehn Weltkugeln, die von einem Fixſterne erleuchtet und erwärmet; das iſt zur Bewohnung von vernünftigen und unvernünftigen Geſchöpfen tüchtig gemacht werden. Nun iſt aber die Zahl der Fixſterne, die von den Sternſehern abgemeſſen, und in ihre Sternbilder auf Kugeln und Charten verzeichnet worden, 2604. Dieſes ſind glauben, daß viele davon verdammt ſind. Denn zu dem Nutzen, den das Gute aus dem Böſen zieht, ſind ſchon einige wenige Exempel genug. Da alſo keine Urſache vorhanden iſt, die uns nöthiget zu glauben, daß eben allenthalben Sterne ſind : warum kann denn nicht ein großer Raum über den Sternen ſeyn? Es ſey nun dieſes der ſogenannte empyräiſche Himmel, oder nicht; ſo kann gleichwohl ein ſo unermeßlicher Raum, der alle ſichtbare Gegenden umgiebt, mit Glück und Herrlichkeit erfüllet ſeyn. Man kann ſich gleichſam einen Ocean vorſtellen, darein die Flüſſe aller ſeligen Creaturen ſich ergießen; wenn ſie in dem ſichtbaren Weltgebäude, oder in der Sternenwelt zu ihrer Vollkommenheit gelanget ſind. Was wird alſo aus der Betrachtung unſerer Kugel und ihrer Einwohner werden? Wird ſie nicht etwas unausſprechlich geringeres und kleiners ausmachen, als ein phyſikaliſcher Punkt? indem ſie ja ſchon in Anſehung der Weite einiger Fixſterne, nur für einen bloßen Punkt zu rechnen iſt. Da nun alſo der uns bekannte Theil des Weltbaues, in Anſehung des unbekannten, den wir gleichwohl nicht Urſache haben zu verwerfen, faſt zu einem Nichts wird; und alles Böſe das man uns vorwirft, ſich faſt in einem Nichts befindet : ſo kann es ja gar wohl ſeyn, daß auch alles Böſe, in Vergleichung mit dem Guten, das in dem Weltgebäude iſt, faſt wie ein Nichts zu achten ſey. (*)

nun bloß die allergrößten und merklichſten Sterne, die man auch mit bloßen Augen deutlich unterſcheiden kann. Die Zahl der übrigen, die man entweder neblichte Sterne nennt, wie in der Milchſtraße, oder die man mit Ferngläſern, auch an den ſchwärzeſten Gegenden des Himmels in großer Menge ſieht, iſt unermeßlich, ja beynahe unendlich groß. Doch geſetzt, nur jene größere Sterne hätten mit unſrer Sonne ein gleiches Recht, nämlich bewohnte Weltkugeln zu erleuchten; geſetzt, ſie hätten alle nicht mehr Planeten um ſich, als die Erde; oder etliche mehr, etliche weniger, ſo daß es überhaupt, auf eins hinaus liefe, als ob jeder Fixſtern

20 §. Allein, wir müſſen nunmehr auch den obengedachten Schwierigkeiten, die mehr ſpeculativiſch und metaphyſiſch ſind, und die Urſachen des Böſen betreffen, eine Genüge thun. Man fragt gleich: woher kömmt das Böſe? **Wenn ein Gott iſt, woher kömmt das Böſe? Wenn keiner iſt, woher kömmt das Gute?** Si Deus eſt, vnde malum? ſi non eſt, vnde bonum? Die Alten ſchrieben die Urſachen des Böſen der **Materie** zu, von der ſie glaubten, ſie wäre unerſchaffen und hienge nicht von Gott ab. Allein wo werden wir, die wir alle Weſen von Gott herholen, die Quelle des Böſen finden? Hierauf dienet zur Antwort: ſie müſſen in der idealiſchen Natur der Creaturen geſucht werden; ſo fern nämlich dieſe Natur in den ewigen Wahrheiten, die in dem Verſtande Gottes ſind, und von ſeinem Willen gar nicht abhängen, enthalten geweſen. Denn man muß bedenken, daß in der Creatur noch vor der Sünde, eine **urſprüngliche Unvollkommenheit** ſey, weil ihr Weſen gewiſſe Schranken hat. Da-
her

---

funfzehn oder ſechzehn Welten beſeelete: ſo werden wir eine Zahl von 41664 bewohnten Weltkugeln bekommen, darunter ſehr viele weit ſtärker bevölkert ſeyn werden, als unſre Erde, die ſo viel Seeen auf ihrer Oberfläche hat; da es auch überdem gewiß iſt, daß Venus, Jupiter und Saturn in unſerm Sonnenwirbel die Erde ſchon weit an Größe übertreffen. Wie groß kann nun nicht die Zahl glückſeliger Einwohner in der Welt ſeyn? angeſehen kein Grund, ja keine Wahrſcheinlichkeit iſt, daß alle dieſe Welten ſündige Einwohner haben ſollten. Sind aber nach des Herrn von Leibnitz Muthmaßung alle Fixſterne ſelbſt Wohnungen lauter ſeliger Geiſter; und ſind die Fixſterne nicht nur an Zahl, ſondern auch an Größe der obigen Zahl der Planeten weit überlegen; wie denn unſre Sonne wohl eine Million mal größer iſt, als die Erdkugel: wie groß wird denn nicht die Menge glückſeliger Geſchöpfe ſeyn? Und wie ſehr wird die Zahl der Unglückſeligen und alles Uebel in der Welt verſchwinden? Man ſehe hievon außer des Biſchofs her kömmt es, daß ſie nicht alles wiſſen, und alſo irren, und andre Fehler begehen kann. (*) Plato ſagt in ſeinem Timäus, die Welt habe ihren Urſprung von dem Verſtande, der mit der Nothwendigkeit verbunden iſt. Andere haben Gott und die Natur zuſammen geſetzt. Man kann auch der Sache einen gar guten Verſtand geben. Gott iſt der Verſtand; und die Nothwendigkeit, das iſt, die weſentliche Natur der Dinge, iſt der Gegenſtand des Verſtandes, in ſo weit er in den ewigen Wahrheiten beſteht. Allein dieſer Gegenſtand iſt innerlich und befindet ſich in dem göttlichen Verſtande ſelbſt. Und hierinnen iſt nicht allein die allererſte Form des Guten, ſondern auch der Urſprung des Böſen, anzutreffen. Man muß die Gegend der ewigen Wahrheiten, an die Stelle der Materie ſetzen, wenn man die Quelle und den Urſprung der Dinge unterſuchet. Und dieſe Gegend iſt, ſo zu ſagen, die idealiſche Urſache des Böſen und des Guten. Allein das Weſen des Böſen, hat, eigentlich zu reden, gar keine wirkende Urſache; denn es beſteht,

---

Wilkins vertheidigtem Copernicus, des berühmten Hugens Cosmotheoros; oder in Ermangelung beyder, die Fontenelliſchen Geſpräche von mehr als einer Welt, die ich deutſch überſetzt und erläutert herausgegeben habe. G.

(*) Dieß iſt insgemein bey den Gegnern der leibnitziſchen Philoſophie ein Knoten, den ſie nicht begreifen können. Mögliche Weſen, die noch nicht vorhanden ſind zu gedenken, und zwar mit einer Unvollkommenheit verſehen, die dereinſt, wenn ſie wirklich ſeyn werden, erſt erſcheinen wird; das können ſie ſich nicht vorſtellen. Allein man bilde ſich doch einen Baumeiſter ein, der eine ganze Stadt anlegen und eine Menge Häuſer in derſelben angeben ſoll. Er wird ſie nicht alle gleich groß, prächtig, und ſchön machen können: weil Leute von verſchiedener Art darinn wohnen ſollen. Alle ſeine Riſſe werden alſo unterſchieden ſeyn, und dieſe idealiſchen Häuſer werden einander ſchon an Vollkommenheit übertreffen, ehe ſie noch da ſind. Das ſind nun die Weſen der Dinge im göttlichen Verſtande. G.

ſteht, wie wir ſehen werden, in dem Mangel, das iſt, in dem was die wirkende Urſache nicht thut. Deswegen pflegen die Scholaſtiker die Urſache des Böſen eine ermangelnde (deficientem) zu nennen.

21 §. Man kann das Böſe in metaphyſiſchem, phyſikaliſchem und in moraliſchem Verſtande nehmen. Das metaphyſiche Böſe beſteht bloß in der Unvollkommenheit; das phyſikaliſche im Leiden, und das moraliſche in der Sünde. Ob nun zwar das phyſikaliſche und moraliſche Böſe gar nicht nothwendig ſind: ſo iſts doch ſchon genug, daß ſie vermöge der ewigen Wahrheiten möglich ſind. Und gleich wie dieſe unermeßliche Gegend der Wahrheiten alle mögliche Dinge in

(*) Auch dieſen Satz können unzähliche Leute nicht begreifen. Sie fragen mit dem Hrn. Crauſaz; warum hat denn Gott keine Welt ohne Sünde ſchaffen können? Und wenn er nun dieſelbe geſchaffen hätte: ſo wäre ſie ja beſſer geweſen, als die itzige. Man kann hier auf zweyerley Art antworten: fürs erſte ad hominem, und wie man in Schulen ſpricht, per deductionem ad abſurdum; indem man ihnen zugiebt, was ſie wollen, und daraus einen ungereimten Satz folgert. Geſetzt alſo, Gott könnte eine ſogenannte beſſere Welt, ohne Sünde ſchaffen: ſo fraget man die Vertheidiger dieſes Satzes, warum er es denn nicht gethan? Hier werden ſie insgemein böſe, und meynen die Gegner damit abzufertigen, daß ſie ſagen: es habe ihm nicht beliebt; und wir Menſchen hätten kein Recht nach den Urſachen ſeines Thuns zu fragen. Er ſey allmächtig, und thue was er wolle, u. d. gl. Allein man darf hier nur fragen, ob denn der Allmächtige nicht auch der allergütigſte und allerheiligſte ſey! Ohne Zweifel werden ſie dieſes einräumen. Wie ſtimmet aber der Begriff des allergütigſten und allerheiligſten Weſens, mit demjenigen Weſen überein, das nach ihrer Meynung eine Welt ohne Sünde hätte ſchaffen können, und es gleichwohl nicht gethan hat? Könnte man ſich wohl das böſe Urweſen der Manichäer anders vorſtellen, als unter dem Bilde: daß es zwar viel gutes thun könnte; aber mit Fleiß nicht thun wollte? Iſt es alſo nicht weit vernünftiger, mit Leibnitzen in ſich faſſet, ſo muß es unendlich viel mögliche Welten geben; und das Böſe muß in vielen derſelben, ja ſelbſt mit in der beſten (*) derſelben enthalten ſeyn; und dieſes hat Gott bewogen, das Böſe zuzulaſſen.

22 §. Es möchte mir aber vielleicht jemand einwenden und ſagen, warum ſchwatzet man doch vom Zulaſſen? Schafft nicht Gott das Böſe? und will ers nicht? Man wird alſo hier erklären müſſen, was die Zulaſſung ſey: damit man ſehen möge, daß dieſes Wort allhier nicht ohne Urſache gebraucht worden. Vor allen Dingen aber muß die Natur des Willens, der ſeine gewiſſen Grade hat, erkläret werden. Ueberhaupt kann man ſagen, der Wille beſtehe in

---

zu ſagen: Gott habe das allervollkommenſte Werk hervorgebracht; und auch dieſes habe ohne Sünde nicht ſeyn können?

Um aber auch a priori zu zeigen, daß eine Welt nicht ohne alles Böſe ſeyn könne: ſo erwäge man nur, daß ſie nothwendig aus lauter endlichen, das iſt, unvollkommenen Geſchöpfen beſtehen müſſe. Wer will nun da einen reinen finden, da keiner rein iſt? Ich will ſagen, wie ſoll auch das beſte einzelne Geſchöpf, in den Augen Gottes ohne allen Tadel ſeyn? Aus dieſer Unvollkommenheit nun, als aus einem metaphyſiſchen Uebel, fließt bey vernünftigen Weſen, von mittelmäßiger Fähigkeit, ſehr leicht, ja faſt unfehlbar das moraliſche. Ein unvollkommener Verſtand kann irren, und zwar am leichteſten in ſittlichen Wahrheiten. Irret er aber hier, ſo hält er das Böſe für gut, und umgekehrt. Thut er dieſes, ſo ſtrebt er nach dem Böſen, und übet es aus, wo er kann: und daher entſteht die Sünde. So wird denn eine jede Welt, darinn es viele Ordnungen und Claſſen vernünftiger Geſchöpfe geben muß, wenn ſie anders den göttlichen Eigenſchaften gemäß ſeyn ſoll, auch ſolche geben müſſen, die ſündigen können. Und genug, daß wir Urſache haben zu glauben, dieſe itzt vorhandene Welt halte deren weniger in ſich, als alle übrige, die nicht von Gott erwählet worden. Was ich hier kurz faſſe, das wird Hr. von Leibnitz ausführlicher erklären. G.

in einer Neigung etwas zu thun, nach Beſchaffenheit des Guten, das in der Sache iſt. Dieſer Wille wird antecedens, der vorhergehende Wille, genennet, wenn er abgeſondert iſt, und jedes Gute, in ſo weit es gut iſt, betrachtet. In dieſem Verſtande kann man ſagen: Gott ſey zu allem was gut iſt, in ſo weit es gut iſt, oder ſcholaſtiſch zu reden, ad perfectionem ſimpliciter ſimplicem, durch einen vorhergehenden Willen geneigt. Er will in rechtem Ernſte alle Menſchen heilig und ſelig machen, die Sünde ausſchließen und die Verdamniß verhindern. Ja, man kann auch ſagen, dieſer Wille ſey an und für ſich ſelbſt, das iſt dergeſtalt kräftig, daß die Wirkung gewiß erfolgen würde, wenn keine ſtärkere Urſachen vorhanden wären, die dieſelbe verhinderten. Denn dieſer Wille geht nicht bis auf die äußerſte Bemühung (ad ſummum conatum): ſonſt würde er allemal ſeine völlige Wirkung erreichen; indem Gott ein Herr aller Dinge iſt. Der völlige und ungezweifelte Erfolg iſt bloß dem nachfolgenden Willen (Voluntati conſequenti) zuzuſchreiben. Dieſer nun iſt vollkommen, und in Anſehung ſeiner, hat die Regel ſtatt: daß man allemal thut, was man will, wenn man nur kann. Dieſer nachfolgende, endliche und ſchließliche Wille aber, entſteht aus dem Streite aller vorhergehenden Willen; ſowohl derer die auf das Gute zielen, als auch derer, die das Böſe zurücktreiben. Alle dieſe beſondern Willen tragen das ihrige zu dem gänzlichen Willen bey: wie z. E. in der Mechanik, wenn in einem beweglichen Körper vielerley Bewegungen und Beſtrebungen zuſammen kommen, eine zuſammengeſetzte Bewegung daraus entſteht; wodurch einer jeden ins beſondere ein Genügen geſchieht, inſoweit alles

auf

(*) Ein Beyſpiel giebt hier ein Bauherr, der voluntate antecedente gern ſchön, dauerhaft und bequem bauen will; aber theils durch den Mangel der Materiallen und guter Bauleute, theils durch den engen Platz zwiſchen ſeinen Nachbarn gehindert wird, alles zu thun was er wohl wollte. Er thut auf einmal geſchehen kann: es iſt gleichſam, als wenn ſich das Bewegliche unter ſeine Beſtrebungen vertheilte, wie ich vormals in einem pariſiſchen Tagebuche (7 Sept. 1693) gezeiget; da ich das allgemeine Geſetz, von der zuſammengeſetzten Bewegung gegeben habe. Und in dieſem Verſtande kann man wohl ſagen, der vorhergehende Wille ſey gewiſſermaßen kräftig, ja er habe in der That ſeine Wirkung. (*)

23 §. Daraus nun folget, daß Gott, nach ſeinem vorhergehenden Willen, das Gute, und nach ſeinem nachfolgenden Willen, das Beſte, wolle. Was das Böſe anlanget, ſo will Gott das moraliſche Böſe durchaus nicht; und das phyſikaliſche, oder das Leiden, will er nicht ohne Bedingung. Deswegen iſt auch keine unbedingte Prädeſtination zur Verdammniß; und man kann von dem phyſikaliſchen Böſen wohl ſagen: Gott wolle es öfters als eine gehörige Strafe für ein Verbrechen, und öfters auch als ein bequemes Mittel zu einem gewiſſen Endzwecke; das iſt, ein größer Uebel zu verhindern, oder ein größer Gut zu erlangen. Die Strafe dient zur Beſſerung und zum Exempel: und durch das Böſe wird oft das Gute deſto angenehmer und ſüſſer gemacht. Bisweilen hilft auch das Böſe zu einer größern Vollkommenheit desjenigen, der es leidet: wie etwa das Saamkörnchen einer Verweſung unterworfen iſt, damit es aufgehen und wachſen könne; welches ſchöne Gleichniß Jeſus Chriſtus ſelbſt gebraucht.

24 §. Ob nun zwar auch die Sünde oder das moraliſche Uebel, ſehr oft ein Mittel abgiebt, was Gutes zu erhalten, oder ein ander Uebel zu verhindern: ſo machet ſie doch dieß

alſo voluntate conſequente, ſo viel er kann, und bringt ein Haus zu Stande, das nach dem Vermögen ſeines Beutels, der Natur der Materialien und Werkleute, und dem Raume des Bodens, ſo gut als möglich war, eingerichtet iſt. G.

dieß keinesweges zu einem zulänglichen Gegenſtande des göttlichen Willens, noch zu einem zulänglichen Gegenſtande eines erſchaffenen Willens. Sie muß nicht anders zugelaſſen werden, als in ſo fern ſie für einen gewiſſen Erfolg einer unvermeidlichen Pflicht gehalten wird; dergeſtalt, daß der, welcher die Sünde eines andern nicht zulaſſen wollte, ſeine Pflicht ſelbſt nicht beobachten würde. Z. E. wenn ein Officier, der einen wichtigen Poſten zu bewahren hätte, denſelben in der größten Gefahr verließe; um einen Streit zwiſchen zweenen Soldaten in der Stadt, zu verhindern, die einander umbringen wollten.

25 §. Die Regel, man ſolle nichts Böſes thun, damit etwas Gutes draus erfolge, non facienda eſſe mala, vt eueniant bona, und welche ſo gar verbeuth, zu Erlangung eines phyſikaliſchen Gutes, ein moraliſches Uebel zu erlauben, wird hier keinesweges verletzet, ſondern vielmehr beſtätiget, und deren wahrhafter Urſprung und Verſtand gezeiget. Es würde es niemand gut heißen, wenn eine Königinn dem Staate zum beſten, entweder ſelbſt ein Laſter begehen, oder auch nur eines gut heißen wollte. Das Laſter iſt gewiß; und das Uebel des Staats iſt zweifelhaft: überdem, ſo würde dieſe Art die Laſter zu beſchützen, wenn ſie eingeführet wäre, ſchlimmer ſeyn, als die Umkehrung eines Staats ſelbſt; die vielmals ohnedas geſchieht, und vielleicht durch ein ſolches Mittel, das man zu deſſen Abwendung erwählete, noch weit eher geſchehen würde. In Gottes Anſehung aber, iſt nichts zweifelhaft: und nichts kann der Regel des Beſten zuwider ſeyn, bey der weder einige Ausnahme, noch einiger Erlaß ſtatt findet. Und in dieſem Verſtande

---

(*) An dieſer Nothwendigkeit ſtoßen ſich einige, als ob ſich ein ſtoiſches Schickſal, dem Gott ſelbſt unterworfen wäre, darinn befände. Allein ſie will nichts mehr ſagen, als daß z. E. ein Glas, welches auf einen Stein fällt, zerbrechen; ein Holz, welches ins Feuer kömmt, verbrennen; ein Stein, ſtande läßt Gott die Sünde zu. Denn er würde alles das vergeſſen was er ſich ſelbſt, was er ſeiner Weisheit, ſeiner Gütigkeit und Vollkommenheit ſchuldig iſt: wenn er demjenigen nicht folgte, was aus allen ſeinen Neigungen zum Guten fließt, und wenn er nicht dasjenige erwählte, was unſtreitig und ſonder Ausnahme das Beſte iſt; ungeachtet der Sünde, die aus der höchſten Nothwendigkeit der ewigen Wahrheiten damit verbunden iſt. (*) Hieraus folget, Gott wolle alles Gute an und für ſich ſelbſt, antecedenter; das Beſte aber, als einen Endzweck, conſequenter; dasjenige, was weder böſe noch gut iſt, ingleichen das phyſikaliſche Böſe, wolle er bisweilen als ein Mittel; das moraliſche Böſe aber, wolle er nicht anders zulaſſen, als unter der Bedingung ſine qua non, oder der bedingten Nothwendigkeit, die es mit dem Beſten verknüpft. Deswegen iſt der göttliche nachfolgende Wille, (Voluntas conſequens) der die Sünde zum Gegenſtande hat, bloß und allein zulaſſend, permiſſiua.

26 §. Ferner muß man auch wohl bedenken, daß das moraliſche Böſe in der That nur deswegen ein ſo großes Uebel ſey, weil es eine Quelle vieles phyſikaliſchen Uebels, und zwar in einer ſolchen Creatur iſt, die das größte Vermögen hat, dergleichen Uebel anzuſtiften. Denn ein böſer Wille iſt in ſeinem Bezirke dasjenige, was das böſe Urweſen der Manichäer im Weltgebäude ſeyn würde: und die Vernunft die ein Ebenbild der Gottheit iſt, giebt den böſen Gemüthern große Mittel an die Hand, viel Böſes zu verurſachen. Ein einziger Caligula oder Nero hat viel mehr Schaden gethan, als ein Erdbeben. Ein böſer Menſch hat ſeine Luſt

---

der ins Waſſer fällt, unterſinken, oder auch ein endlicher Geiſt, der nicht allwiſſend ſeyn kann, irren, und einer der irren kann, auch im Guten und Böſen irren, das iſt, ſündigen kann. G.

daran, daß er Jammer und Verderben anrichtet, und dazu findet er mehr als zu viel Gelegenheit. Allein da Gott geneigt iſt, ſo viel Gutes hervorzubringen, als nur möglich iſt, und hierzu alle mögliche Wiſſenſchaft und Macht hat; ſo kann unmöglich ein Fehler, eine Schuld oder Sünde in ihm ſeyn: wenn er aber die Sünde zuläßt, ſo iſt es bey ihm lauter Weisheit und Tugend.

27 §. Es iſt eine ausgemachte Sache, daß wir eines andern Sünde nicht hindern ſollen, wenn wir ſolches nicht thun können, ohne ſelbſt zu ſündigen. Allein, es möchte vielleicht jemand einwenden: Gott wirke ſelbſt, und thue alles, was in der Sünde der Creatur wirkliches iſt. Dieſer Einwurf führet uns auf die Betrachtung der natürlichen Mitwirkung Gottes (Concurſus phyſici) mit der Creatur, nachdem wir den Concurſum moralem betrachtet haben, der uns am meiſten zu ſchaffen gemacht hat. Es haben einige mit dem berühmten Durandus von St. Portiano und mit dem Cardinale Aureolus einem großen Scholaſtiker, dafür gehalten: die Mitwirkung Gottes mit der Creatur (ich verſtehe den Concurſum phyſicum) ſey nur allgemein und mittelbar; Gott ſchaffe die Subſtanzen, und gebe ihnen die nöthigen Kräfte, hernach aber laſſe er ſie wirken und erhalte ſie nur bloß, ohne ihnen in ihrem Thun weiter zu helfen. Dieſe Meynung iſt von den meiſten ſcholaſtiſchen Schriftgelehrten widerleget worden, und es ſcheint als ob man ſie auch zu andrer Zeit, an dem Pelagius verworfen habe. Inzwiſchen hat ungefähr um das 1630. Jahr ein Capuciner, der ſich Ludovic. Pereirius von Dole nennet, ein beſonderes Buch geſchrieben; darinnen er dieſe Meynung, wenigſtens in Abſicht auf die freyen Handlungen, wieder aufzubringen geſucht. Es ſind auch einige Neueren zu derſelben geneigt, und Herr Bernier behauptet dieſelbe in ſeinem Werkchen de libero & voluntario. Allein man kann unmöglich, in Anſehung Gottes ſagen, was erhalten ſey, ohne wieder

auf die gemeine Meynung zu verfallen. Man muß auch erwägen, daß zwiſchen der erhaltenden Wirkung Gottes, und derjenigen Sache, die, ſo wie ſie iſt, und in dem Zuſtande darinnen ſie ſich befindet, erhalten wird, allezeit eine gewiſſe Verhältniß ſeyn müſſe; folglich kann ſolche Wirkung nicht allgemein und unbeſtimmet ſeyn. So was allgemeines iſt eine bloße Abſtraction, die in der Wahrheit einzelner Dinge nicht zu finden iſt: und die Erhaltung eines ſtehenden Menſchen, bleibt allezeit von der Erhaltung eines ſitzenden unterſchieden. Es wäre ein anders, wenn ſolche Erhaltung bloß in der Bemühung beſtünde, etwas fremdes zu verhindern und wegzuſchaffen, welches etwa dasjenige verderben könnte, was man erhalten will: gleichwie es oft zu geſchehen pflegt, wenn die Menſchen etwas erhalten. Allein überdem daß wir ſelbſt oftmals dasjenige ernähren müſſen, was wir erhalten: ſo iſt zu wiſſen, daß die Erhaltung Gottes, in dem immerwährenden unmittelbaren Einfluſſe beſtehe, welchen die Abhänglichkeit der Creaturen nothwendig erfordert. Und dieſe Abhänglichkeit findet nicht allein in Anſehung der Subſtanz, ſondern auch in Anſehung der Handlungen ſtatt; und man wird ſie vielleicht nicht beſſer erklären können, als wenn man mit dem gemeinen Haufen der Schriftgelehrten und Weltweiſen ſagt: ſie ſey eine immerwährende Schöpfung (continua creatio)

28 §. Man wird einwenden, Gott ſchaffe alſo den Menſchen anjetzo ſündlich, den er doch anfangs unſchuldig erſchaffen. Allein, es iſt hier zu erinnern, daß Gott, da er vollkommen weiſe iſt, nothwendig gewiſſe Geſetze beobachten, und ſowohl nach den phyſikaliſchen als moraliſchen Regeln handeln müſſe, die er aus Antrieb ſeiner Weisheit ſelbſt erwählet hat. Und eben die Urſache die ihn bewogen, den Menſchen zwar unſchuldig, doch aber zum Falle bereit, zu erſchaffen, eben dieſelbe bewegt ihn auch den Menſchen wie-

der zu ſchaffen, indem er fällt. (*) Denn ſeine Wiſſenſchaft machet, daß das Künftige ihm wie das Gegenwärtige iſt, und daß er den einmal gefaßten Entſchluß nicht wieder zurück ziehen kann.

29 §. Allhier iſt in Anſehung des Concurſus phyſici dieſe Wahrheit zu betrachten, die bereits in den Schulen, ſeitdem ſie der heil. Auguſtin aufgebracht, ſo viel Aufſehens verurſachet hat, nämlich daß das Böſe nichts anders ſey, als ein Mangel des Seyns, (priuatio τοῦ eſſe) da hingegen die Wirkung Gottes, allezeit auf etwas wirkliches geht. Dieſe Antwort pflegen ihrer viele für eine bloße Ausflucht, ja wohl gar für ein Hirngeſpinſt zu halten. Allein wir wollen ein Beyſpiel anführen, das der Sache ähnlich genug iſt, und das ſie vielleicht aus ihrem Irrthume helfen wird.

30 §. Der berühmte Keppler, und nach ihm Carteſius, in ſeinen Epiſteln, haben von der natürlichen Trägheit der Körper (inertia naturali corporum) geredet. Man kann dieſe Sache für ein vollkommenes Bild, ja für ein rechtes Muſter der urſprünglichen Einſchränkung der Creaturen anſehen, um zu zeigen: daß die Privation, oder der Mangel eines Guten, das Weſentliche der Unvollkommenheiten und des Böſen ſey, die ſich ſowohl in der Subſtanz als in ihren Handlungen befinden. Wir wollen ſetzen, es würden zu gleicher Zeit viele Schiffe, die bloß der Ladung nach unterſchieden ſind; indem einige mit Holz, andere mit Steinen, einige mehr, andere weniger beladen; von dem Strome

---

(*) Man nehme ſich hier wohl in acht, daß man Gott nicht eine wiederholte Schöpfung zuſchreibe; ſondern nur eine fortdaurende. Die erſte würde Gott mehr Schuld aufbürden, als die letzte. Zudem iſt dieſe gar nicht gegründet, wenn man nicht ſagen will, der Menſch falle wirklich alle Augenblicke in das Nichts; werde aber wechſelsweiſe in den nächſtfolgenden Augenblicken wieder heraus gezogen. Dieſer Begriff von der Erhaltung wäre ungereimt. In Gotme eines Fluſſes, ohne die geringſte Hülfe von Rudern, Winden, oder andern Dingen, fortgeführet. Bey ſolchen Umſtänden werden diejenigen Schiffe, die am ſchwerſten beladen ſind, langſamer gehen, als die andern. Die Urſache deſſen iſt nicht eigentlich die Schwere, indem die Schiffe herabwärts und nicht hinauf gehen; ſondern es iſt eben diejenige Urſache, welche auch ſelbſt die Schwere in den dichten Körpern, das iſt, in denen, die nicht ſo ſchwammicht ſind, und mehr eigenthümliche Materie haben, vermehret; denn die fremde Materie, die frey durch die kleinſten Löchlein (poros) durchgehet, und folglich nicht einerley Bewegung mit den Körpern annimmt, iſt nicht zu rechnen. Es iſt nämlich die Materie, urſprünglich zur Trägheit, oder zum Mangel der Geſchwindigkeit, geneigt: nicht daß ſie die Geſchwindigkeit für ſich ſelbſt verringern ſollte, wenn ſie dieſelbe bereits empfangen, denn da würde ſie thätig ſeyn; ſondern weil ſie durch ihre Fähigkeit die Wirkung des Eindrucks mäßiget, indem ſie ſolche Geſchwindigkeit bekommen ſoll. Und folglich muß das Schiff langſamer gehen, wenn es ſchwerer beladen iſt, weil mehr Materie vorhanden iſt, die von eben der Gewalt des Stromes beweget wird. So zeiget auch die Erfahrung nebſt der Vernunft, von dem Zuſammenſtoße der Körper, daß man zweymal mehr Kraft brauchet, wenn man einem Körper von einerley Materie, der aber zweymal größer iſt als der andre, gleiche Geſchwindigkeit geben will; welches gar nicht nöthig wäre, wenn ſich die Materie gegen die Ruhe und gegen die Bewegung voll-

tes Willen und Macht iſt der Grund von dem Daſeyn der Dinge. Dieſer Wille aber läßt niemals ab, das zu wollen und zu wirken, was er einmal gewollt. Es iſt nicht anders als wenn meine Hand einen Stein, den ſie aufgehoben, zu halten fortfährt. Hier wirket ſie zwar mit eben der Kraft, womit ſie ihn erhoben hat; aber ſie hebt ihn nicht alle Augenblicke von neuem, weil ſie ihn gar nicht wiederum hat fallen laſſen. G.

kommen gleichgültig verhielte, und wenn ſie nicht dieſe natürliche Trägheit hätte, von der wir geredet haben, die eine gewiſſe Art des Widerſtandes gegen die Bewegung verurſachet. Nun wollen wir die Kraft, welche der Strom gegen die Schiffe anwendet, und die er ihnen ſelbſt mittheilet, mit Gottes Wirkung vergleichen, die alles Wirkliche in den Creaturen hervorbringet und erhält, und ihnen Vollkommenheit, Seyn und Kraft giebt. Wir wollen ferner die Trägheit der Materie, mit der natürlichen Unvollkommenheit der Creaturen, und die Langſamkeit des beladenen Schiffes mit dem Mangel, der ſich in den Eigenſchaften und in dem Thun der Creatur befindet, vergleichen, ſo werden wir ſehen, daß nichts richtiger ſey, als dieſes Gleichniß. Der Strom iſt die Urſache der Bewegung des Schiffes, aber nicht des Langſamgehens. Gott iſt die Urſache der Vollkommenheit in der Natur und in den Handlungen der Geſchöpfe: aber die eingeſchränkte Fähigkeit der Creaturen iſt die Urſache der Fehler, die in ihren Thaten ſind. Alſo haben die Platoniker, Auguſtin, und die Scholaſtiker ganz recht geſagt: Gott verurſache zwar das Materialiſche des Böſen, das in etwas Wirklichem, aber nicht das Formaliſche, das in dem Mangel beſteht: (*) gleichwie man ſagen kann, der Strom ſey die Urſache von dem materiali des Langſamgehens, nicht aber von dem formali; das iſt, er ſey die Urſache der Geſchwindigkeit des Schiffes, nicht aber der Einſchränkung dieſer Geſchwindigkeit. Gott iſt ſo wenig die Urſache der Sünde, als der Strom die Urſache des Langſamgehens bey dem Schiffe iſt. Die Kraft iſt auch in Anſehung der Materie, was der Geiſt in Anſehung des Flei-

---

(*) Ein deutlich Exempel giebt hier ein Lehrling der zeichnen lernt. Das Gute, was er ſchon angenommen, hat er ſeinem Meiſter zu danken: die Unähnlichkeit ſeiner Riſſe aber kömmt von ſeiner natürlichen Unvollkommenheit her. Ein Schüler, der eine fremde Sprache, oder die Jägerey lernet, Fleiſches iſt: der Geiſt iſt willig, das Fleiſch iſt ſchwach; und die Seelen ſind thätig,

> - - quantum non noxia corpora tardant,
>
> So weit der Körper Schuld ſie nicht zurücke hält.
>
> (*Virg. Æneid. VI. v. 731.*)

31 §. Es iſt alſo eine ganz gleichmäßige Verhältniß zwiſchen dieſer oder jener Handlung Gottes, und zwiſchen dieſer oder jener Leidenſchaft und Fähigkeit der Creatur, als die in dem ordentlichen Laufe der Dinge, nur nach Beſchaffenheit der Fähigkeit, wie man ſie zu nennen pflegt, durch die Handlung Gottes vollkommen wird. Und wenn man ſaget, die Creatur hänge von Gott ab, in ſo weit ſie iſt, und in ſo weit ſie thätig iſt; und die Erhaltung ſelbſt ſey eine beſtändige Schöpfung, ſo hat es den Verſtand: daß Gott dasjenige der Creatur unaufhörlich giebt, und in ihr hervor bringt, was ſie Wirkliches, Gutes, und Vollkommenes beſitzet; weil alle gute und vollkommene Gaben vom Vater des Lichtes, die Unvollkommenheit aber und die Mängel der Wirkungen, von den urſprünglichen Schranken herrühren, die die Creatur gleich mit dem erſten Anfange ihres Seyns, vermöge der idealiſchen Urſachen, die ſie nothwendiger Weiſe einſchränken, bekommen müſſen. Denn Gott konnte ihr nicht alles geben, ohne ſelbſt einen Gott aus ihr zu machen. Daher haben ſo wohl unterſchiedene Arten der Vollkommenheit der Dinge, als auch unterſchiedene Arten der Einſchränkung ſeyn müſſen.

32 §. Dieſe Anmerkung wird uns auch dazu dienen, daß wir einigen neuern Weltweiſen eine Genüge thun, die

hat gleichfalls das Gute, ſo er ſchon ſpricht, oder einen Schuß da er trifft, ſeinem Anführer zu danken. Die Fehler wider die Sprachkunſt aber, oder den Fehlſchuß den er noch zuweilen thut, hat er von ſich ſelbſt. Dieſes ſind nur Mängel einer größern Geſchicklichkeit. G.

ſo weit gehen, daß ſie Gott für den einzigen Beweger, oder für die einzige wirkende Urſache halten. (*) Es iſt zwar nicht zu läugnen, daß Gott einzig und allein derjenige ſey, deſſen Thätigkeit ganz lauter und mit keinem Leiden vermiſchet iſt: allein deswegen kann die Creatur doch auch wohl etwas thun. Denn die Thätigkeit der Creatur iſt eine ſolche Modification ihrer Subſtanz, die aus der Subſtanz ſelbſt natürlicher Weiſe fließt, und nicht allein in den Vollkommenheiten, die Gott der Creatur mitgetheilet, ſondern auch in den Einſchränkungen, die die Creatur ſelbſt mit ſich bringet, (um dasjenige zu ſeyn was ſie iſt,) eine gewiſſe Veränderung begreift. Hieraus erhellet zugleich, daß zwiſchen der Subſtanz, und ihren Modificationen oder Zufälligkeiten, ein wahrhafter Unterſchied ſey, wider die Meynung einiger Neuern, ſonderlich des verſtorbenen Herzogs von Bukingham; der hievon etwas, in einem kleinen und nur erſt kürzlich wieder aufgelegten Diſcurſe von der Religion, gedacht hat. Das Böſe iſt demnach wie die Finſterniß, und es beſteht nicht nur die Unwiſſenheit, ſondern auch der Irrthum und die Bosheit, formaliter, in einer gewiſſen Art der Beraubung, oder eines Mangels. Ich will von dem Irrthume ein Exempel anführen, deſſen wir uns bereits bedienet haben. Ich ſehe einen Thurm, der mir von weitem rund vorkömmt, ungeachtet er viereckicht iſt. Der Gedanken, der Thurm ſey in der That ſo beſchaffen wie er mir vorkömmt, fließt natürlicher Weiſe aus dem was ich ſehe. Wenn ich bey dieſem Gedanken ſtehen

---

(*) Z. E. wie Malebranſche und viele andre Carteſianer, die der Seele des Menſchen, und überhaupt keinem Geiſte, eine Wirkung in den Körper erlauben; ja auch der Seele nur ein Vermögen, ihre Ideen in Gott zu ſehen, einräumen. In dem leibnitziſchen Lehrgebäude der vorherbeſtimmten Harmonie, wird zwar auch den Geiſtern und Seelen alle Wirkung in die Körper abgeſprochen: aber ſie behalten deſweſtehen bleibe, ſo iſt es eine Bejahung und ein falſches Urtheil; unterſuche ich aber die Sache weiter, und werde durch einiges Nachdenken und vormals gemachte Anmerkungen gewahr, daß mich der Schein betrügt, ſo bin ich von meinem Irrthume befreyet. Irgendwo ſtehen bleiben, oder nicht weiter gehen, und ſich auf keine Anmerkung beſinnen, ſind ohne Zweifel lauter Mängel, Fehler von etlichen guten Dingen, oder Privationen.

33 §. So iſt es auch mit der Bosheit, oder mit dem böſen Willen beſchaffen. Der Wille geht auf das Gute überhaupt; er ſoll nach der Vollkommenheit ſtreben, die ſich für uns ſchickt: die höchſte Vollkommenheit aber iſt in Gott. Alles Vergnügen hat in ſich ſelbſt einige Empfindung der Vollkommenheit: wenn man aber bey den ſinnlichen oder andern Ergetzungen, zum Nachtheile größerer Güter, als zum Exempel der Geſundheit, der Tugend, der Vereinigung mit Gott, der Glückſeligkeit, ſtehen bleibt: ſo beſteht der Fehler eben in dieſem Mangel eines fernern Beſtrebens. Ueberhaupt iſt die Vollkommenheit etwas wirkliches, und ſchlechterdings eine Realität: Fehler und Mängel aber ſind etwas **Mangelndes** (Priuatiuum quid); ſie kommen von der Einſchränkung her, und zielen auf neue Mängel. Es iſt ein ſo alter als wahrer Spruch: **Das Gute kömmt von einer vollſtändigen Urſache, das Böſe aber von jedem Mangel her.** Bonum ex cauſa integra, malum ex quolibet defectu; imgleichen: **Das Böſe hat keine wirkende, ſondern fehlende Ur-**

gen doch die ihnen eigene Kraft, ihre Gedanken und Empfindungen in ſich ſelbſt hervor zu bringen, welche ſie zu Subſtanzen macht; die Körper aber wirken als Maſchinen, vermittelſt der Antriebe die ſie von außen bekommen, nachdem es der Bau der Welt mit ſich bringt: ſo daß abermal nicht Gott die einzige und unmittelbare wirkende Urſache davon iſt. G.

ſache. Malum cauſam habet non efficientem, ſed deficientem. (*) Ich hoffe man werde nach demjenigen, was ich bishero geſagt habe, den Verſtand dieſer Grundſätze deſto beſſer begreifen.

34 §. Die natürliche Mitwirkung Gottes und der Creaturen mit dem Willen, trägt zu den Schwierigkeiten, die bey der Freyheit vorfallen, auch viel bey. Meine Meynung iſt, unſer Wille ſey nicht allein vom Zwange, ſondern auch von der Nothwendigkeit frey. Ariſtoteles hat ſchon zu ſeiner Zeit angemerket, daß in der Freyheit zwey Dinge ſind, nämlich die Willkühr und die Wahl: und hierinnen beſteht unſre Herrſchaft über unſer Thun. Wenn wir frey handeln, ſo zwingt uns niemand; wie es wohl geſchähe, wenn man uns in einen Abgrund ſtürzte, oder von einer Höhe herab würfe: und wenn wir über etwas rathſchlagen und wählen, ſo verhindert nichts die Freyheit unſres Gemüthes; wie es wohl geſchähe, wenn man uns ein Tränkchen beybrächte, das uns unſern Verſtand benähme. Es iſt in tauſend Handlungen der Natur was zufälliges: allein wenn derjenige, der da wirket, keine Kraft zu urtheilen hat, ſo hat er auch keine Freyheit. Und wenn wir eine urtheilende Kraft, aber dabey

gar

(*) Dieſes noch deutlicher zu machen, nehme man ein paar Wettläufer. Der eine kömmt dem andern zuvor, der andre bleibt hinten und verliert die Wette. Dieſes Uebel nun iſt ein bloßer Mangel an Kräften in Beinen; daraus eine mindre Lebendigkeit und der Verluſt der Wette entſteht. Etliche Schüler ſchreiben nach einer Vorſchrift, oder etliche Maler ſchildern eine Perſon. Alle Schriften und Bilder gerathen ungleich. Sie haben zwar alle etwas Gutes; aber das Böſe, das die ſchlechteſten an ſich haben, iſt nur ein Mangel der Aehnlichkeit, eine Privation. G.

(**) Es iſt alſo wunderlich, wenn Hr. Crouſaz und andre vor ihm, behaupten wollen, Hr. von Leibnitz benehme der menſchlichen Seele die Freyheit. Zur Freyheit gehört, daß man gar keine Neigung zu wirken hätten, ſo würde unſre Seele ein Verſtand ohne Willen ſeyn. (**)

35 §. Inzwiſchen muß man ſich doch nicht einbilden, als wenn unſre Freyheit in einer gänzlichen Gleichgültigkeit (indifferentia aequilibrii) beſtünde: als wenn man zu Ja und Nein, und wo verſchiedene Parteyen zu ergreifen ſind, zu allem gleich geneigt ſeyn müßte. Man mag dieſe Gleichgültigkeit nehmen wie man will, ſo iſt ſie doch nicht möglich. Denn wenn wir zu A, B und C auf gleiche Weiſe geneigt wären, ſo könnten wir zu A und nicht A unmöglich gleich geneigt ſeyn. Dieſe Gleichgültigkeit iſt auch ſchlechterdings wider die Erfahrung: und wenn man ſich prüfet, ſo wird man befinden, daß uns allemal eine gewiſſe Urſache zu der Partey bewogen, die wir ergreifen, ob wir gleich zum öftern dasjenige nicht gewahr werden, was uns bewegt: als wie man zum Exempel gar nicht merket, warum man, wenn man zu einer Thüre hinaus geht, den rechten Fuß vor den linken, oder den linken vor den rechten geſetzt. (†)

36 §. Nunmehro wollen wir auf die Schwierigkeiten kommen. Die Philoſophen ſind heut zu Tage darinnen eins,

---

etwas, aus eigener Bewegung, und mit Wiſſen und Willen thue. Das erſte macht die Willkühr, das andre die Freyheit. Beydes läßt Hr. v. L. der menſchlichen Seele. Sie neiget ſich ſelbſt zu, oder von ihren Gegenſtänden, nachdem es ihr gefällt; das iſt, nachdem ſie dieſelben für gut, oder für böſe hält. G.

(†) Herr Crouſaz giebt das Exempel von einem Menſchen, der gerade oder ungerade ſpielet. Dieſer hat, wie er meynt, keine Urſache vielmehr eins, als das andre zu ſagen: gleichwohl ſagt er eins von beyden; und das iſt ſeine Freyheit. Allein Hr. Crouſaz betrügt ſich, wenn er ſo ſchlechterdings alle Urſachen ausſchließt. Denn wenn der Spielende gleich ſelbſt nicht wüßte, warum er eins von beyden ſagte; ſo könnten doch in ſeinem Gedächtniſſe, in ſeiner Einbildungskraft, eins, daß die Wahrheit der zukünftigen zufälligen Dinge ausgemacht ſey: das iſt, daß ſie zukünftig ſind; oder daß ſie geſchehen und ſich zutragen werden. Denn ſo gewiß als das Vergangene geweſen iſt, ſo gewiß wird auch das Zukünftige geſchehen. Es iſt vor hundert Jahren eben ſo wahr geweſen, daß ich heute ſchreiben würde; als es nach hundert Jahren wahr ſeyn wird, daß ich geſchrieben habe. Alſo iſt das Zufällige, deswegen weil es zukünftig iſt, nicht weniger zufällig: und die Vorherbeſtimmung, die man, woſern ſie bekannt wäre, eine Gewißheit nennen würde, ſtreitet gar nicht mit der Zufälligkeit. Man nimmt oft das Gewiſſe und Beſtimmte für eins, weil eine beſtimmte Wahrheit ſo beſchaffen iſt, daß es möglich iſt, ſie zu erkennen. Man kann alſo ſagen, die Beſtimmung einer Sache ſey eine objectiviſche Gewißheit. (*)

37 §. Dieſe Beſtimmung kömmt ſelbſt von der Natur der Wahrheit her, und kann der Freyheit gar nicht ſchaden. Allein es giebt noch mehr Arten der Beſtimmung, die man anders woher nimmt, und zwar erſtlich von dem Vorherwiſſen Gottes; von welchem viele geglaubt, daß es der Freyheit zuwider wäre. Denn ſie ſagen, was vorher geſehen

---

oder in der Zunge ſelbſt kleine Urſachen dazu verhanden ſeyn. Zu geſchweigen, daß es zuweilen der Natur oder Gewohnheit gemäßer ſcheint, von dem einen, oder von dem andern anzufangen. Hat man nun das erſte mal nicht getroffen: ſo hat man ſchon einen Grund, das nächſte mal ſein Glück mit dem andern zu verſuchen; oder vielmehr bey dem vorigen zu bleiben, weil man etwa glaubt, unſer Camerade, werde uns mit eben demſelben zu berücken trachten. G.

(*) Z. E. Es wird der Tag angeſetzt, daran ein gewiſſer Uebelthäter zum Tode gebracht werden ſoll. Dieſes geſchieht verſchiedenen Urſachen zu Folge, die hierinn zuſammen treffen. Durch alle dieſelben nun erlanget dieſer Tag ſeine Gewißheit; obgleich dieſe Beſtimmungen die Obrigkeit nicht um ihre Freyheit bringen. G.

hen worden, daß muß unfehlbar geſchehen: und ſie haben recht, aber es folgt nicht, daß es nothwendig ſey. Denn die **nothwendige Wahrheit** iſt diejenige, deren Gegentheil unmöglich iſt, oder die ſich ſelbſt widerſpricht. Nun iſt aber dieſe Wahrheit, daß ich morgen ſchreiben werde, nicht von ſolcher Art; alſo iſt ſie auch nicht nothwendig. Geſetzt aber, daß Gott ſie vorher ſieht, ſo muß ſie nothwendig geſchehen; das iſt, die Folge iſt nothwendig, nämlich daß ſie entſteht, weil ſie iſt vorher geſehen worden: denn Gott kann nicht irren, und das nennet man eine **bedingte Nothwendigkeit**. Allein von dieſer Nothwendigkeit iſt hier die Rede nicht. Denn es wird eine **unbedingte Nothwendigkeit** erfordert, um zu ſagen: daß eine That nothwendig ſey, daß ſie nicht zufällig ſey, daß ſie keine Wirkung einer freyen Wahl ſey. Und überdieß iſt leicht zu erachten, daß das Vorherwiſſen an und für ſich ſelbſt, zu der Beſtimmung der Wahrheit der zukünftigen zufälligen Dinge weiter nichts beyträgt, als nur daß dieſe Beſtimmung bekannt ſey. Dieſes aber vermehrt die Beſtimmung, oder (wie man es nennet) die **Futurition**, das **Zukünftigſeyn** dieſer Begebenheiten gar nicht; wie wir im vorhergehenden bereits ausgemacht haben. (*)

(*) D. Luther ſpottet in ſeinem Buche de ſeruo arbitrio billig des Erasmus, über der Frage: an Deus contingenter praeſciat aliquid? Und nachdem er es ſattſam ausgeführet, ſchließt er ſo: Eſt itaque & hoc in primis neceſſarium & ſalutare Chriſtiano, noſſe, quod Deus nihil praeſciat contingenter, ſed quod omnia incommutabili & aeterna infallibilique voluntate & praevidet, & proponit, & facit. Er erkennt aber auch bald darauf, daß das Wort nothwendig, bey den menſchlichen Handlungen zu hart klinge, und daß es zu wünſchen wäre, daß man ein beſſers und bequemers hätte. Optarim, heißt es p. m. 21. ſane, aliud melius vocabulum dari in hac diſputatione, quam hoc vſitatum *Neceſſitas:* quod non recte dicitur, neque de diuina, neque humana voluntate. Eſt enim nimis ingratae & incongruae ſignificationis pro hoc loco, quandam velut

38 §. Dieſe Antwort iſt unfehlbar ganz richtig; man giebt zu, daß das Vorherwiſſen an und für ſich ſelbſt die Wahrheit nicht beſtimmter mache, als ſie an ſich ſelbſt ſchon iſt: ſie wird nur deswegen vorhergeſehen, weil ſie beſtimmt und weil ſie wahr iſt; allein ſie iſt nicht deswegen wahr, weil ſie vorher geſehen worden. Und hierinnen hat die Erkenntniß des Zukünftigen nichts, was nicht auch in der Erkenntniß des Vergangenen oder Gegenwärtigen befindlich wäre. (*) Ich weis wohl, was ein Gegner darwider ſagen wird: ich gebe zu, wird er ſprechen, daß das Vorherwiſſen an und für ſich ſelbſt die Wahrheit nicht beſtimmter macht: allein die Urſache des Vorherwiſſens macht es. Denn das Vorherwiſſen Gottes muß doch ſeinen Grund in der Natur der Sachen haben: und weil dieſer Grund die Wahrheit vorherbeſtimmt macht; ſo kann dieſelbe nicht mehr zufällig und frey ſeyn.

39 §. Aus dieſer Schwierigkeit ſind zwey Parteyen entſtanden; die Partey der Vorherbeſtimmenden (Praedeterminatorum) und die Partey derer, welche die mittlere Erkenntniß (Scientiam mediam) vertheidigen. Die Dominicaner und Auguſtiner halten es mit der Vorherbeſtimmung: (**) die Franciſcaner aber und die neuern Jeſuiten ſind mehr für die mittlere Erkenntniß. Dieſe zwo Parteyen ſind um die Mitte des 16ten Jahrhunderts, und kurz hernach, aufgekommen. Selbſt Molina, der vielleicht nebſt dem Fonſeca einer von den erſten iſt, die dieſen Punkt in ein Lehrgebäude gebracht, und nach dem die andern Moliniſten

coactionem, & omnino id, quod contrarium eſt voluntari, ingerens intellectui; cum tamen hoc non velit cauſſa iſta quae agitur &c. Hr. von Leibnitz thut alſo ſehr wohl; daß er hier recht nach Luthers Sinne, für das Wort Nothwendigkeit, nur Gewißheit, Beſtimmung, oder auch die bedingte Nothwendigkeit zu brauchen pflegt. G.

(*) So wie mein Vorherwiſſen von der Ausführung eines Miſſethäters, nur darum eintrifft, weil die Vollſtreckung niſten genennet werden, ſagt in dem Buche, das er von der Uebereinſtimmung des freyen Willens mit der Gnade, ungefähr 1570. verfertiget hat. Weil die ſpaniſchen Lehrer, (er verſteht vornämlich die Thomiſten) die vor zwanzig Jahren geſchrieben, kein ander Mittel gefunden haben, zu erklären, wie Gott von den künftigen zufälligen Dingen eine gewiſſe Wiſſenſchaft haben könne: ſo hätten ſie die Vorherbeſtimmung eingeführet, als würde ſie zu den freyen Handlungen nothwendig erfordert.

40 §. Er für ſeine Perſon glaubt ein ander Mittel gefunden zu haben. Er betrachtet, daß dreyerley Gegenſtände der göttlichen Wiſſenſchaft ſind: was möglich iſt, was wirklich geſchieht, und was zufolge einer gewiſſen Bedingung geſchehen würde, wofern ſolche Bedingung erfüllet werden ſollte. Die Wiſſenſchaft der möglichen Dinge, nennet man Scientiam ſimplicis intelligentiae. Die Wiſſenſchaft desjenigen, was in dem Zuſammenhange des Weltgebäudes wirklich geſchieht, wird Scientia viſionis genennet. Und gleichwie zwiſchen der bloßen Möglichkeit, und dem unausbleiblichen Erfolge, ein Mittel iſt, nämlich der bedingte Erfolg; ſo könnte man mit dem Molina ſagen: es ſey auch zwiſchen der Scientia viſionis, und der Scientia intelligentiae, eine Scientia media. Hievon führt man das berühmte Exempel Davids an, der das göttliche Bruſtſchild befragte: ob ihn die Einwohner der Stadt Kegila, worinn er ſich verſchließen wollte, dem Saul übergeben würden, wenn dieſer die Stadt belagern ſollte? Gott ant-

wor-

---

des Bluturtheils durch ihre Urſachen beſtimmt und feſt geſetzt iſt. In ſo fern ich nun dieſe Urſachen deutlich erkenne, ſo kann ich auch in dem Vorherſehen des Erfolgs nicht irren. G.

(**) Eben daher iſt auch D. Luther, als ein Auguſtiner, derſelben ſo zugethan geweſen: ja er beruft ſich auch auf den Lorenz Valla, der gleichfalls Auguſtinerordens geweſen. G.

wortete Ja; und hierauf faßte David einen andern Entſchluß. Einige Vertheidiger dieſer Scientiae mediae ſetzen hinzu: daß weil Gott dasjenige vorher ſähe, was die Menſchen frey thun würden, wenn ſie in dieſe oder jene Umſtände ſollten geſetzt werden; und weil er wüßte, daß ſie ihren freyen Willen misbrauchen würden, ſo beſchlöße er auch, ihnen dieſe vortheilhaften und bequemen Umſtände zu verſagen. Und das kann er auch mit Rechte thun, weil doch dieſe Umſtände und Vortheile ihnen nichts würden genutzt haben. Allein Molina iſt zufrieden, daß er von den göttlichen Rathſchlüſſen überhaupt eine Urſache findet, die auf dasjenige gegründet iſt, was die freye Creatur in dieſen oder jenen Umſtänden thun würde.

41 §. Ich will dieſen Streit nicht umſtändlich vorſtellen, ſondern nur etwas weniges davon anführen. Einige Alte, mit denen der heilige Auguſtin und ſeine erſten Schüler nicht zufrieden ſind, ſcheinen dergleichen Gedanken gehabt zu haben, die des Molina ſeinen ziemlich beykommen. Die Thomiſten, und die ſich Schüler des heiligen Auguſtins nennen, von ihren Widerſachern aber Janſeniſten genennet werden, fechten dieſe Lehre mit philoſophiſchen und theologiſchen Gründen an. Einige behaupten, die Scientia media müſſe mit unter der Scientia ſimplicis intelligentiae begriffen werden. Allein der vornehmſte Einwurf geht auf den Grund dieſer Scientiae mediae. Denn was kann wohl Gott für einen Grund gehabt haben, daß er dasjenige geſehen, was die Einwohner zu Kegila thun würden? Eine bloße zufällige und freye That hat nichts in ſich, was einen Grund der Gewißheit abgeben kann; es ſey denn, daß man ſie als eine Sache anſieht, die von den göttlichen Rathſchlüſſen und den davon abhängenden Urſachen vorherbeſtimmt iſt. Die Schwierigkeit alſo, die ſich in den wirklichen

---

(*) Nicht anders wie eine Obrigkeit es vorher weis, welchen Tag das Bluturtheil an einem Uebelthäter vollſtrecket chen freyen Handlungen befindet, iſt auch in den bedingten anzutreffen; das iſt, Gott erkennet ſie nicht anders, als unter der Bedingung ihrer Urſachen und ſeiner Schlüſſe, als welche der Hauptgrund aller Dinge ſind; und man kann ſie nicht davon abſondern, noch etwas zufälliges auf eine ſolche Art erkennen, die von der Erkenntniß der Urſachen nicht abhienge. Es läuft demnach alles auf die Vorherbeſtimmung der göttlichen Rathſchlüſſe hinaus, (*) und folgends wird man ſagen, hilft die Scientia media zu nichts. So behaupten auch die Glaubenslehrer, die ſich für Auguſtins Nachfolger bekennen, daß nach den Sätzen der Moliniſten, die Quelle und der Grund der Gnade Gottes in den guten Eigenſchaften des Menſchen zu ſuchen ſeyn würde; welches ſie der Ehre Gottes und der Lehre Pauli zuwider zu ſeyn glauben.

42 §. Es würde zu lang und zu verdrießlich fallen, wenn wir uns in die wiederholten Antworten und Gegenantworten beyder Parteyen einlaſſen wollten. Es wird genug ſeyn, wenn ich erkläre, wie, nach meinem Begriffe, auf beyden Seiten etwas Wahres iſt. Zu dem Ende komme ich wiederum auf meinen Grundſatz, von den unendlich vielen möglichen Welten, die in der Gegend der ewigen Wahrheiten, das iſt, in dem Gegenſtande des göttlichen Verſtandes, in dem alle bedingte zukünftige Dinge mit begriffen ſeyn müſſen, vorgeſtellt werden. Denn der Fall von der Belagerung der Stadt Kegila iſt ein Stück einer möglichen Welt, die von unſerer bloß in dem Stücke unterſchieden iſt, was mit dieſer Vorausſetzung eine Verbindung hat; und die Idee von dieſer möglichen Welt ſtellet vor, was in dieſem Falle geſchehen würde. Wir haben alſo einen Grundſatz von dem gewiſſen Vorherſehen der künftigen zufälligen Dinge, ſie mögen nun entwe-

---

werden wird: weil ſie denſelben ſelbſt angeſetzet und beſtimmet hat. G.

der wirklich geſchehen, oder nur in einem gewiſſen Falle geſchehen ſollen. Denn in der Gegend der möglichen Dinge ſind ſie ſo vorgeſtellet, wie ſie ſind, das iſt frey und zufällig. Es iſt demnach weder das Vorherwiſſen künftiger zufälliger Dinge, noch auch der Grund von der Gewißheit dieſes Vorherſehens, ſo beſchaffen, daß wir uns deswegen Sorge zu machen, und zum Nachtheile unſrer Freyheit etwas zu befürchten Urſache hätten. Und wenn es gleich wahr und möglich wäre, daß die künftigen zufälligen Dinge, die in den freyen Handlungen der vernünftigen Creaturen beſtehen, von den göttlichen Rathſchlüſſen und äußerlichen Urſachen ganz und gar nicht abhiengen, ſo würde dennoch ein Mittel ſeyn, ſie vorher zu ſehen. Denn Gott würde ſie ſehen, wie ſie in der Gegend der möglichen Dinge ſind, ehe er noch beſchlöſſe, ſie zur Wirklichkeit kommen zu laſſen. (*)

43 §. Hat aber gleich das Vorherwiſſen Gottes mit der Abhänglichkeit und Unabhänglichkeit unſrer freyen Handlungen keine Verbindung; ſo iſt es doch mit der Verordnung Gottes, mit ſeinen Rathſchlüſſen, und mit dem Zuſammenhange der Urſachen, eine ganz andere Sache: als die, meiner Meynung nach, allezeit zu der Lenkung des Willens etwas beytragen. Und wenn ich es in dem erſten Punkte mit den Moliniſten halte: ſo bin ich hergegen in dem andern, für die Freunde der Vorherbeſtimmung; jedoch alle-

---

(*) Er würde ſie zwar ſehen, allein er würde ſie bloß als mögliche Dinge ſehen: er würde ſie aber nicht als zukünftige Dinge vorher ſehen. Das Vorherſehen ihrer künftigen wirklichen Exiſtenz ſetzt nothwendig einen göttlichen, obgleich nicht einen beſondern und unmittelbaren Rathſchluß, voraus. Gott ſieht die freyen Handlungen der vernünftigen Creaturen vorher, weil er ſie von Ewigkeit unter den möglichen Dingen geſehen; und weil er beſchloſſen, die vernünftigen Creaturen, deren freye und eigenthümliche Handlungen es ſind, durch ſeine Schöpfung zur wirklichen Exiſtenz zu bringen. R.

allezeit mit dieſer Anmerkung, daß die Vorherbeſtimmung keinesweges zwingend ſey. Und mit einem Worte, ich halte dafür, der Wille ſey zwar allemal zu der Partey geneigter, die er ergreift; er werde aber niemals genöthiget ſie zu ergreifen. Es iſt gewiß, daß er ſie ergreifen wird: allein es iſt nicht nothwendig. Man kann wie in dem berufenen Sprüchworte ſagen: Die Sterne verurſachen eine Neigung, aber keinen Zwang; Aſtra inclinant, non neceſſitant: ob ſchon hier der Fall nicht ganz gleich iſt. Denn dasjenige, worzu die Geſtirne bewegen, mit dem gemeinen Haufen zu reden, als wenn nämlich in der Sterndeuterey einiger Grund wäre, das geſchieht nicht allezeit: da hingegen die Partey, zu welcher der Wille am meiſten geneigt iſt, allemal unfehlbar ergriffen wird. So würden auch die Geſtirne nur einen Theil der Neigungen ausmachen, die zu einer gewiſſen Begebenheit mitwirken: allein wenn man von der größten Neigung des Willens redet; ſo redet man von demjenigen, was aus allen Neigungen zuſammen genommen entſteht. Es iſt bey nahe eben ſo, als wie wir oben von dem nachfolgenden Willen Gottes gedacht, der aus allem vorhergehenden entſpringt. (*)

44 §. Unterdeſſen macht doch die objectiviſche Gewißheit, oder die Beſtimmung, gar nicht, daß die beſtimmte Wahrheit nothwendig ſey. Alle Philoſophen erkennen es,

---

(*) Z. E. Man ſetze es werden einem Menſchen, der im Stande iſt zu heirathen, drey oder mehr Parteyen vorgeſchlagen: ſo wird ein guter Freund deſſelben, der theils die vorgeſchlagenen Perſonen, theils ſeinen Freund genau kennet, unfehlbar vorherſehen können, welche Partey er ganz verwerfen, welche er in Berathſchlagung ziehen, und welche er, nach reifer Betrachtung aller Umſtände wählen wird. Sollte er aber ja fehlen, ſo wird es nur daran liegen, daß er nicht eine genaue Kenntniß von den Vortheilen und Vorzügen aller Parteyen, oder von den Abſichten und Neigungen ſeines Freundes gehabt. G.

indem ſie geſtehen, die Wahrheit der künftigen zufälligen Dinge ſey beſtimmet, und dennoch bleiben dieſe Dinge zufällig. Das macht, die Sache würde an ſich ſelbſt keinen Widerſpruch einſchließen, wenn auch gleich die Wirkung nicht erfolgte. Und hierinnen beſteht die **Zufälligkeit**. Dieſen Punkt beſſer zu verſtehen, muß man bedenken, daß zween Hauptgründe unſerer Vernunftſchlüſſe ſind: der **Grund des Widerſpruchs**, welcher mit ſich bringt, daß unter zween ſich widerſprechenden Sätzen der eine wahr, der andere falſch iſt; und der **Grund der beſtimmenden Urſache**, nach welchem niemals etwas ohne eine Urſache, oder ohne beſtimmenden Grund geſchieht; das iſt, ohne etwas, dadurch man a priori Grund geben kann, warum dieſe Sache vielmehr da iſt, als nicht da iſt? warum ſie ſo, und nicht vielmehr ganz anders iſt? Dieſer große Grundſatz findet in allen Dingen ſtatt, und man wird niemals ein Exempel dagegen anführen können. (*) Und ob uns zwar dieſe beſtimmenden Urſachen zum öftern nicht genugſam bekannt ſind: ſo ſehen wir doch zum wenigſten ſo viel, daß einige vorhanden ſind. Ohne dieſen wichtigen Grundſatz würden wir niemals das Daſeyn Gottes beweiſen können, und es würden unendlich viele richtige und nützliche Vernunftſchlüſſe verloren gehen, die ſich auf ſelbigen gründen. Er leidet ganz und gar keine Ausnahme: ſonſt würde ſeine Stärke geſchwächt werden: denn es ſteht nichts auf ſchwächern Füßen, als diejenigen Lehrgebäude, in denen alles wanket und voller Ausnahmen iſt. Das Meinige iſt mit dieſem Fehler nicht behaftet, als worinnen alles nach allgemeinen Regeln geht, die ſich aufs höchſte nur unter einander ſelbſt einſchränken.

45 §. Dem-

(*) Dieſen zweyten Grundſatz der neuern Grundlehre hat alſo Herr von Leibnitz auch in der Theodicee ſchon gebraucht, und nicht erſt gegen den D. Clark zu brauchen angefangen. Und ſo viel auch darwider geſchrieben worden, und noch da-

45 §. Demnach muß man ſich nicht mit einigen Scholaſtikern, die ein wenig phantaſtiſch ſind, einbilden, als wenn die künftigen zufälligen Dinge von dieſer allgemeinen Regel der Natur der Sachen ausgenommen wären. Es iſt allemal ein überwiegender Bewegungsgrund vorhanden, der den Willen zu ſeiner Wahl bewegt, und zu Erhaltung der Freyheit iſt es ſchon genug, daß dieſer Bewegungsgrund ohne Zwang und Nothwendigkeit bewegt; (inclinat, non neceſſitat.) Dieſes iſt auch die Meynung aller Alten, des Plato, Ariſtoteles, und des heiligen Auguſtins. Der Wille wird niemals anders, etwas zu thun und zu wollen, bewogen, als durch die Vorſtellung des Guten, welche die gegenſeitigen Vorſtellungen überwiegt. Man giebt dieſes auch ſo gar in Anſehung Gottes, der guten Engel, und der ſeligen Seelen, zu; und man erkennet, daß ihrer Freyheit deswegen nichts abgehe. Gott unterläßt niemals das Beſte zu erwählen; allein es zwingt ihn nichts dazu: ja es iſt auch in dem Gegenſtande der göttlichen Wahl keine Nothwendigkeit; denn ein ganz anderer Zuſammenhang der Dinge iſt eben ſo möglich. Und eben deswegen iſt die Wahl frey, und von aller Nothwendigkeit befreyet: weil ſie unter vielen möglichen Dingen wählt, und weil der Wille nur von der überwiegenden Güte des Gegenſtandes beſtimmet wird. Es iſt dieſes alſo in Anſehung Gottes und der Heiligen kein Mangel: im Gegentheile würde es auch ſelbſt in Anſehung der ſterblichen Menſchen ein großer Fehler, oder vielmehr eine offenbare Ungereimtheit ſeyn; wenn es anders wäre, und wenn ſie ohne einige bewegende Urſache etwas thun könnten. Hievon wird man niemals ein Exempel finden: und wenn man aus Ei-

wider geſchrieben wird: ſo wird er doch wohl feſt und unbewegt ſtehen bleiben, wo nicht die Vernunft und der Glaube ſelbſt umfallen ſoll. G.

genſinn etwas thut, ſeine Freyheit zu zeigen; ſo iſt ſchon das Vergnügen, oder der Nutzen, den man in dieſem verſtellten Weſen zu finden vermeynt, eine von den bewegenden Urſachen.

46 §. Es giebt demnach eine Freyheit der Zufälligkeit, oder einiger maßen auch der Gleichgültigkeit: wenn man nur die Gleichgültigkeit ſo verſteht, daß uns zu einer oder der andern Partey nichts nöthige. Allein es giebt durchaus keine *Indifferentiam aequilibrii*, das iſt, eine ſolche Gleichgültigkeit, da auf beyden Seiten alles vollkommen gleich iſt; ohne daß man zu einem im geringſten geneigter als zum andern wäre. Es wirken unendlich viel große und kleine, innerliche und äußerliche Bewegungen mit uns, die wir meiſtentheils nicht gewahr werden; und ich habe allbereit erinnert, daß gewiſſe Urſachen vorhanden ſind, die uns bewegen, den rechten oder linken Fuß vorzuſetzen, wenn wir aus einem Zimmer gehen, ohne daß wir darauf zurücke denken. (*) Denn es iſt nicht überall ein Sclave, wie in Trimalcions Hauſe beym Petron, der uns zuruft: Den rechten Fuß voran! Alles, was wir bishero geſagt haben, ſtimmet auch vollkommen mit den Grundſätzen derjenigen Philoſophen überein, welche lehren: daß eine Urſache, ohne zur Wirkung zubereitet zu ſeyn, unmöglich wirken könne. In dieſer Vorbereitung iſt eine Beſtimmung enthalten. Die wirkende Urſache mag nun ſolche gleich von außen bekommen, oder vermöge ihrer eigenen vorhergehenden Beſchaffenheit gehabt haben.

47 §. Alſo

(*) Dieſes iſt wohl zu merken, damit man aller der Einwürfe von Wirkungen los werde, daran der Wille keinen Theil hat. So iſt z. E. das vom Vorausſetzen des linken Fußes vor dem rechten, wenn man zur Thüre hinaus geht, gar nichts werth. Denn wer denkt daran, wenn er den Fuß fortrückt, ob es der linke oder rechte ſey? Denkt man alſo nicht daran, ja weis man es nicht einmal, in dem man es thut: ſo will man es auch nicht; ſondern es iſt eine

47 §. Alſo hat man nicht Urſache, mit einigen neuen Thomiſten, zu einer neuen unmittelbaren Vorherbeſtimmung Gottes ſeine Zuflucht zu nehmen; welche die freye Creatur aus ihrer Gleichgültigkeit ſetzen ſoll; oder zu einem göttlichen Rathſchluſſe, ſie vorherzubeſtimmen, welcher Rathſchluß Gott in den Stand ſetzen ſoll, zu erkennen, was die Creatur thun werde. Denn es iſt ſchon diejenige Vorherbeſtimmung genug, da die Creatur, vermöge ihres vorhergehenden Zuſtandes, zu einer Partey mehr als zu der andern geneigt iſt. Und dieſer ganze Zuſammenhang der Wirkung aller Creaturen, iſt in dem Verſtande Gottes vorgeſtellet, und durch die Scientiam ſimplicis intelligentiae Gott bekannt geweſen, ehe und bevor er beſchloſſen, ihnen die Exiſtenz zu geben. Hieraus erhellet denn, daß man ſowohl die Scientiam mediam der Moliniſten, als die Vorherbeſtimmung, dergleichen ein ſonſt tiefſſinniger Vannes oder Alvarez gelehrt, gar wohl entbehren könne; wenn man von dem göttlichen Vorherwiſſen den Grund zeigen will.

48 §. Die Moliniſten ſind durch dieſen falſchen Begriff von einer Gleichgültigkeit des Gleichgewichts (indifferentia aequilibrii) ſehr verwirret gemacht worden. Man fragte ſie nicht allein, wie es doch möglich wäre zu erkennen, wozu ſich eine ſchlechterdings unbeſtimmte Urſache beſtimmen würde? ſondern auch, wie es möglich wäre, daß endlich eine Beſtimmung heraus kommen ſollte, zu der ganz und gar keine Urſache vorhanden war? Denn das heißt nichts geſagt, wenn man mit Molina vorgeben wollte, das wäre eben das

---

mechaniſche Wirkung des Leibes, der verſchiedenes aus Gewohnheit, oder nach Veranlaßung der Umſtände thut. Z. E. wenn man einen Tritt auf einen glatten Stein thut, und ausglitſchet: ſo iſt der andre Fuß augenblicklich da, wo er nöthig iſt, den wankenden Leib zu unterſtützen. Dieß thut aber die Maſchine, ohne die Seele. Hier iſt alſo keine Wahl und folglich keine Freyheit. G.

Vorrecht der freyen Weſen. Man gäbe ihr dadurch nichts anders, als das Vorrecht, Chimäriſch zu ſeyn. Es iſt mit Luſt anzuſehen, wie ſie ſich drehen und martern, um aus einem Labyrinthe zu kommen, wo gar kein Ausgang iſt. Einige lehren, es müſſe ſich der Wille, ehe er ſich formaliter entſchließe, vorhero virtualiter beſtimmen, wenn er aus ſeiner Gleichgültigkeit (ex ſtatu aequilibrii) heraus kommen wolle; und der Pater Lud. von Dole führet in ſeinem Buche, de concurſu Dei, einige Moliniſten an, die ſich damit heraus zu helfen ſuchen. Denn ſie müſſen bekennen, das die Urſache zum Wollen diſponirt ſeyn müſſe. Allein ſie gewinnen nichts dabey; ſondern ſie ſchieben nur die Schwierigkeit ein wenig weiter hinaus. Denn man wird ſie ebenfalls wieder fragen, wie ſich die freye Urſache virtualiter entſchloſſen habe. Sie werden alſo nimmermehr aus der Sache kommen, woferne ſie nicht zugeben: daß in dem vorhergehenden Zuſtande der freyen Creatur eine Vorherbeſtim̃ung enthalten ſey, dadurch ſie geneigt werde, ſich zu entſchließen.

49 §. Und eben um deswillen iſt auch der Fall von Buridans Eſel,, der mitten zwiſchen zwoen Wieſen ſtehen, und zu einer eben ſo geneigt ſeyn ſoll, als zur andern, eine Erdichtung, die in dem Weltgebäude, in der Ordnung der Natur, nicht ſtatt haben kann; obſchon Herr Bayle einer andern Meynung iſt. (*) Es iſt gewiß, wenn dieſer

Fall

(*) Eben ſo iſt es mit allen andern Exempeln beſchaffen, die man von einer vollkommenen Gleichheit zwoer Fälle angiebt, daraus der Menſch wählen ſoll. Denn entweder iſt die Sache nicht ſo gar gleich, als es dem erſten Anſehen nach ſcheint: oder wenn ſie es ja iſt, ſo trifft nicht die Seele die Wahl, ſondern der Körper folgt irgend ſeiner mechaniſchen Beſtimmung, die ihn ſo, anders lenket. Dieſes letztere hat bey dem Voranſetzen der Füße ſtatt, wenn ich aufſtehe, oder zur Thüre hinaustrete. Hier denke ich gar nicht daran, was ich thun will; ſondern die in dem Körper vorhandene Kraft, richtet ſich nach mechaniſchen Geſetzen, und ſetzet den

Fall möglich wäre, ſo müßte man ſagen: der arme Eſel würde vor Hunger ſterben; allein die Sache iſt im Grunde mehr als unmöglich, es müßte denn Gott es ausdrücklich alſo ſchaffen. Denn das Weltgebäude kann nimmermehr durch eine gerade, längſt durch den Eſel gehende Fläche, ſenkrecht in zwey Theile getheilet werden, daß auf beyden Seiten alles vollkommen gleich wäre: wie etwan eine Ellipſis, und jede flache Figur, aus der Zahl dererjenigen, die ich Amphidextras nenne, von einer jeden geraden Linie, die durch ihren Mittelpunct gehen, alſo getheilet werden kann. Denn weder die Theile des Weltgebäudes, noch die Eingeweide des Thieres, ſind auf beyden Seiten der gedachten ſenkrechten Fläche einander ganz ähnlich, und von gleicher Stellung. Es werden alſo noch immer Dinge genug in und außer dem Eſel ſeyn, ob ſie uns gleich nicht in die Augen fallen, die ihn mehr auf eine, als auf die andere Seite lenken werden. Und obſchon der Menſch frey iſt, der Eſel aber nicht: ſo bleibt es dennoch aus eben dieſer Urſache wahr, daß der Fall eines vollkommenen Gleichgewichts zwiſchen zwoen Parteyen, in dem Menſchen unmöglich iſt; und daß ein Engel, oder zum wenigſten Gott, von der Partey die der Menſch ergriffen, allzeit Grund geben, und eine Urſache, oder einen lenkenden Grund, der ihn dazu bewogen, anführen könnte: obſchon dieſer Grund zum öftern aus ſehr vielen Theilen zuſammen ge-

Fuß voran, der zur ſichern Unterſtützung des Körpers am nöthigſten iſt. Dieſe Handlung iſt alſo gar nicht frey zu nennen, und gehört alſo nicht hieher. Das erſte aber äußert ſich in dem Falle, wo ich von einem paar Aepfeln, oder Ducaten die mir vorgelegt werden, einen wähle. Es kann leicht kommen, daß hier doch ein kleiner Unterſcheid iſt, der einen antreibt zu wählen. Oder man läßt hernach die Wahl auf die Hand ankommen, die den erſten den beſten ergreift; da denn abermal der Körper und nicht die Seele den Ausſchlag giebt. G.

ſetzt, und uns ſelbſt unbegreiflich ſeyn würde; weil die auf einander folgende Reihe der zuſammen verbundenen Urſachen ſich ſehr weit erſtrecket.

50 §. Deswegen hat auch der Grund, den Carteſius, zum Beweiſe der Unabhänglichkeit unſerer freyen Handlungen, aus einer vermeynten lebendigen innerlichen Empfindung hergenommen, keinen Nachdruck. Wir können, eigentlich zu reden, unſere Unabhänglichkeit gar nicht empfinden, und wir beobachten nicht allezeit die vielmals unmerklichen Urſachen, von denen unſer Entſchluß herkömmt. Es iſt eben ſo, als wenn eine Magnetnadel ſich ein Vergnügen draus machte, gegen Norden zu ſehen: denn weil ſie die unempfindliche Bewegung der magnetiſchen Materie nicht merken könnte; ſo würde ſie glauben, ſie drehte ſich, ohne von einer andern Sache abzuhängen. (*) Inzwiſchen werden wir weiter unten ſehen, in was für einem Verſtande die menſch-

---

(*) Ich halte es in dieſem Stücke allerdings mit dem Carteſius, ob ich gleich dem Hrn. von Leibnitz gern zugeſtehe, daß wir die öfters unmerklichen Urſachen, von denen unſer Entſchluß herkömmt, nicht allezeit beobachten, und daß wir uns niemals ohne alle Urſache zu etwas entſchließen. Genug, daß ich z. E. auf eine überzeugende Art empfinde, daß ich anjetzo die Macht und Freyheit habe, ſitzen zu bleiben oder aufzuſtehen, die Hand aufzuheben oder liegen zu laſſen, dieſer Materie noch länger nachzudenken oder etwas anders vorzunehmen; indem ich mich im Stande befinde, einem jedweden, der ſolches leugnen wollte, die Probe zu zeigen. Es iſt wahr, ich möchte thun was ich wollte, ſo würde man ſagen können: ich ſey von einer zulänglichen Bewegungsurſache darzu veranlaſſet worden, nämlich ſelbſt von der Neigung meine Freyheit zu bezeugen. Allein eben dieſes iſt der vollkommenſte Beweis der Freyheit; wenn die bloße Neigung ſolche Freyheit zu behaupten, die zulängliche und überwiegende Urſache einer That iſt. Wenn eine Magnetnadel, oder ein durch die Luft fliegender Stein, oder andere gewaltſamer Weiſe bewegte Körper, Empfindung und Vermenſchliche Seele allerdings ihre ſelbſt eigene natürliche Quelle, in Anſehung ihrer Handlungen iſt; und bloß von ſich ſelbſt, von allen andern Creaturen aber gar nicht, abhängt.

51 §. Was das Wollen ſelbſt anbelangt, ſo iſt es etwas uneigentlich geredet, wenn man ſaget: es ſey ein Gegenſtand des freyen Willens. Eigentlich zu reden, wollen wir wirken; wir wollen aber nicht wollen: ſonſt würden wir noch weiter ſagen können, wir wollten den Willen haben, zu wollen; und dieſes würde ohne Ende immer ſo fortgehen. So folgen wir auch nicht allemal dem letzten Urtheile des rathenden Verſtandes, wenn wir uns zum Wollen entſchließen: aber indem wir wollen, ſo folgen wir allemal demjenigen, was aus allen Neigungen zuſammen genommen, die ſo wohl von Seiten der vernünftigen Gründe, als von Seiten der Leidenſchaften herkommen, entſteht; welches vielmals ohne ein ausdrückliches Urtheil des Verſtandes geſchieht. (*)

52 §.

ſtand bekämen, und ihre Bewegung, aus Unwiſſenheit der wahren Urſache, für freywillig hielten: ſo würden ſie gar leichtlich können überzeugt werden, wenn man, zum Beweiſe ihrer Freyheit und Independenz, eine andere Bewegung von ihnen erforderte. Ich glaube aber, ſie würden ihre Bewegung eben ſo wenig für freywillig halten, ſo wenig ein Menſch, der von einer Höhe herunter fällt, und die unempfindliche Materie, die die Schwere und den Fall der ſchweren Körper verurſachet, oder auch die anziehende Kraft der Erde, nicht merket, ſeinen Flug deßwegen für freywillig zu halten pfleget. R.

(*) Wir wollen ſetzen, es würde von mir verlangt, ich ſollte zum Beweiſe meiner Freyheit gleich jetzo aufſtehen; ich thäte es auch: und alſo wäre die Sache in ſo weit richtig. Dem ungeachtet könnte man alsdann mit Rechte ſagen: es ſey von aller Ewigkeit her gewiß geweſen, daß ich jetzo aufſtehen würde, daß ich freywillig aufſtehen würde, und daß dieſes zum Beweiſe meiner Freyheit geſchehen würde. Hätte ich aber auch nicht ſitzen bleiben können, wenn ich gewollt hätte?

52 §. Es iſt demnach ſowohl in dem Menſchen, als ſonſt allenthalben, alles zum Voraus gewiß und ausgemacht; und die menſchliche Seele iſt gewiſſer maßen ein geiſtliches **Uhrwerk**: ob wohl die zufälligen Handlungen überhaupt, und die freyen ins beſondere, deswegen nicht ſchlechterdings nothwendig ſind; als welches mit der Zufälligkeit nimmermehr würde beſtehen können. Alſo wirft weder das Zukünftigſeyn an ſich ſelbſt, ſo gewiß es auch iſt, noch das untrügliche Vorherſehen Gottes, noch die Vorherbeſtimmung der Urſachen, noch die Vorherbeſtimmung der göttlichen Rathſchlüſſe, dieſe Zufälligkeit und dieſe Freyheit übern Haufen. Was das Zukünftigſeyn und Vorherſehen betrifft, ſo iſt es, wie ſchon erkläret worden, eine ausgemachte Sache: und dieweil der Rahtſchluß Gottes lediglich in dem Entſchluſſe beſteht, den er, nach dem er alle mögliche Welten mit einander verglichen, ergreift, diejenige zu erwählen,

---

Allerdings; und ich bin auch in der That ſitzen geblieben. Allein hieraus folget nichts anders, als daß dieſe zween Fälle bey einerley Verbindung der Dinge, oder in einer Welt, wie der Herr von Leibnitz zu reden pflegt, nicht beyſammen ſtehen können. Alſo habe ich wenigſtens bey gegenwärtiger Verbindung der Dinge, das iſt, in gegenwärtiger Welt, die einzig und allein wirklich exiſtiret, nothwendig ſitzen bleiben müſſen? Keinesweges; ſondern ich bin mit der größten Freyheit, die ich nur wünſchen könnte, ſitzen blieben: indem ich deutlich empfunden, daß es in meinem Willen geſtanden, ſitzen zu bleiben oder aufzuſtehen; ob ich gleich von einer zulänglichen Urſache zum ſitzen bleiben bewogen worden, und ob es gleich von Ewigkeit her in dem göttlichen Verſtande gewiß geweſen, daß ich ſitzen bleiben würde. Diejenigen die dergleichen Einwürfe wider die Freyheit machen, bedenken nicht genugſam, was aus ihren Sätzen folget. Es würde folgen, daß wir nicht allein keine Freyheit hätten, ſondern daß auch die Freyheit ſchlechterdings etwas unmögliches und ſich ſelbſt widerſprechendes wäre. Denn wenn wir auch das göttliche Vorherwiſſen und die ewige Vorherbeſtimmung auf die Seite ſetzen: ſo iſt es doch einmal len, welche die beſte iſt, und ſie durch das allmächtige Wort: Es werde! mit allem was in ihr iſt, zur Wirklichkeit kommen zu laſſen; ſo iſt auch klar, daß dieſer Rathſchluß nichts in der Beſchaffenheit der Sachen ändert, ſondern ſie läßt, wie ſie in dem Stande der bloßen Möglichkeit geweſen. Das iſt, er ändert nichts, weder an ihrem Weſen, noch an ihrer Natur, noch auch an ihren Zufälligkeiten, die ſchon in der Idee dieſer möglichen Welt vollkommen vorgeſtellet geweſen. Was alſo zufällig und frey iſt, das bleibt eben ſo wohl bey den göttlichen Rathſchlüſſen, als bey dem Vorherſehen, zufällig und frey.

53 §. Allein man möchte einwenden, auf dieſe Weiſe könnte ja Gott ſelbſt nichts in der Welt ändern. Und gewißlich er würde ſie jetzt, ohne Verletzung ſeiner Weisheit, nicht ändern können: weil er die Wirklichkeit dieſer Welt, und alles deſſen, was darinnen iſt, vorher geſehen; ja weil

er

---

gewiß, daß alles, was geſchieht, entweder aus gewiſſen Urſachen oder von ungefähr geſchehen muß. Geſchieht eine That einer vermeynten freyen Subſtanz von ungefähr, ſo geſchieht ſie nicht aus freyem Willen. Geſchieht ſie aber aus gewiſſen Urſachen, ſo iſt ſie ſchon Vorherbeſtimmt; und ein Weiſer, der dieſe Urſachen einſieht, wird auch die That vorher ſehen. Kann dieſes mit der Freyheit nicht beſtehen, ſo iſt der Begriff der Freyheit etwas Chimäriſches und Unmögliches. Wenn im übrigen der Herr Autor ſagt, die menſchliche Seele ſey gewiſſer maßen ein geiſtliches Uhrwerk: ſo muß dieſes Gleichniß recht verſtanden und nicht zu weit extendiret werden. In einem Uhrwerke dependirt eine jede Bewegung von der vorhergehenden Bewegung, und von dem vorhergehenden Zuſtande der Uhr: alſo dependiret in der Seele eine jede Bewegung und Veränderung derſelben von ihrem vorigen Zuſtande. Allein dieſe Dependenz iſt gar ſehr unterſchieden; in der Seele iſt ſie moraliſch und kann mit der Freyheit gar wohl beyſammen ſtehen, oder ſchließt ſie vielmehr ſelbſt mit ein: in dem Uhrwerke hingegen iſt ſie mechaniſch, und der Freyheit allerdings zuwider. R.

er ſelbſt dieſen Entſchluß, ſie zur Wirklichkeit zu bringen, einmal gefaßt hat. Denn er kann weder irren, noch etwas bereuen: und es würde ſich nicht für ihn ſchicken, daß er einen unvollkommenen Schluß ergriffe, der nur einen Theil, und nicht das Ganze beträfe. Da nun alſo alles bald anfangs ſeine Einrichtung bekommen: ſo iſt dieſe bedungene Nothwendigkeit, die jedermann zugiebt, bloß und allein Urſache, daß nach dem göttlichen Vorherſehen, oder nach ſeinem Schluſſe, nichts verändert werden kann; und unterdeſſen bleiben dennoch die Dinge, die geſchehen, an und für ſich ſelbſt zufällig. Denn wenn wir dieſe Vorausſetzung von dem Zukünftigſeyn der Dinge, und von dem Vorherſehen, oder von dem Entſchluſſe Gottes, bey Seite ſetzen; als welches eine Vorausſetzung iſt, die ſchon wirklich annimmt, daß die Sache geſchehen wird, und nach welcher man ſagen muß: alles muß ſeyn, wenn es iſt; und wofern es ſeyn wird, ſo muß es zukünftig ſeyn: (vnumquodque, quando eſt, oportet eſſe; aut vnumquodque, ſiquidem erit, oportet futurum eſſe,) ſo hat dasjenige was geſchieht, gar nichts in ſich, das es nothwendig machte, oder das einem verwehrte ſich einzubilden, daß ſtatt deſſen etwas ganz anders hätte geſchehen können. Und was die Verbindung der wirkenden Urſachen mit den Wirkungen ſelbſt betrifft, ſo neiget ſolche bloß die freye Creatur, ohne ſie mit Gewalt zu nöthigen, wie wirs bereits erkläret haben. Alſo macht ſie auch nicht einmal eine bedingte Nothwendigkeit: ohne wenn noch etwas von außen, nämlich dieſe Regel hinzu kömmt; daß die überwiegende Neigung allezeit die Oberhand behält.

54 §. So möchte auch jemand einwenden, wenn alles ſeine gewiſſe Einrichtung bekommen hätte; ſo könnte Gott keine Wunder thun. Allein es iſt zu wiſſen, daß die Wunderwerke, die in dieſer Welt geſchehen, auch mit in ihr, in dem Stande der bloßen Möglichkeit, begriffen, und als

möglich vorgeſtellt geweſen: und Gott, der ſie hernachmals gethan, hat auch ſchon damals, als er dieſe Welt erwählet hat, ſie zu thun beſchloſſen. Man wird ferner einwenden. Auf ſolche Weiſe wären auch die Gelübde und Gebethe, die Verdienſte und Verbrechen, die guten und böſen Thaten nichts nütze: weil nichts mehr geändert werden könne. Dieſer Einwurf ſetzt das gemeine Volk am allermeiſten in Verwirrung, und iſt doch nur ein bloßer Trugſchluß. Dieſe Gebethe, dieſe Gelübde, dieſe guten und böſen Thaten, die heut zu Tage geſchehen, waren ſchon vor Gottes Augen, als er den Schluß faßte, die Sachen einzurichten. Wie ſie anjetzo in der wirklichen Welt geſchehen, eben ſo ſind ſie auch ſchon damals in der Idee der noch möglichen Welt, mit allen ihren Wirkungen und Folgen, vorgeſtellt geweſen. Sie ſind als Dinge daſelbſt vorgeſtellt geweſen, welche die Gnade Gottes, es ſey nun die natürliche oder übernatürliche, nach ſich ziehen; als Dinge, welche Strafen erfordern, oder Belohnungen verlangen: eben auf ſolche Weiſe, wie es ſich anjetzo in dieſer Welt, nachdem ſie Gott erwählet, wirklich zuträgt. Das Gebeth und die guten Werke waren damals eine ideale **Bedingung**, oder bewegende **Urſache**, die zur Gnade Gottes, oder zur Belohnung, etwas beytragen konnte, wie ſie vorjetzo wirklich etwas beyträgt. Und gleichwie in der Welt alles weislich verknüpfet iſt, ſo iſt es klar: daß Gott, da er vorhergeſehen, was frey geſchehen würde, hierauf auch noch die übrigen Dinge zum Voraus darnach eingerichtet; oder welches eins iſt, er hat dieſe mögliche Welt, in der alles auf ſolche Weiſe eingerichtet war, erwählet.

55 §. Dieſe Betrachtung wirft zu gleicher Zeit dasjenige übern Haufen, was von den Alten der faule Vernunftſchluß, Sophiſma pigrum (λόγος ἄργος) genennet ward und dahinaus lief, daß man gar nichts thun ſollte. Denn man ſagte: woſern das, was ich begehre, geſchehen ſoll,

ſo wird es auch geſchehen, wenn ich gleich nichts thue: ſoll es aber nicht geſchehen, ſo wird es auch nicht geſchehen, wenn ich mir gleich noch ſo viel Mühe darum gebe. Man könnte dieſe Nothwendigkeit die man ſich in dem Erfolge, wenn er von ſeinen Urſachen abgeſondert wird, einbildet, wie ich ſchon oben angemerket habe, ein mahometaniſches Schickſal nennen: weil man ſagt, daß eben dergleichen Schluß die Türken veranlaſſe, diejenigen Oerter nicht zu fliehen, worinnen die Peſt wütet. Allein die Antwort iſt gleich darauf fertig: weil der Erfolg gewiß iſt, ſo iſt auch die Urſache, die ihn hervorbringen wird, gewiß; und wenn die Wirkung erfolgt, ſo geſchiehts, weil eine hiezu hinreichende Urſache vorhanden iſt. Alſo wird vielleicht eure Faulheit Schuld ſeyn, daß ihr dasjenige nicht bekommet, was ihr wünſchet; und daß ihr in das Uebel verfallet, dem ihr würdet entgangen ſeyn, wenn ihr ſorgfältig verfahren wäret. Man ſieht demnach, daß die **Verbindung der Urſachen mit ihrem Erfolge**, vielmehr ein Mittel an die Hand giebt, eine unerträgliche Fatalität zu heben, als daß ſie eine verurſachen ſollte. Es iſt ein deutſches Sprüchwort: der Tod wolle allemal eine Urſache haben. Und es iſt nichts gewiſſers als das. Ihr werdet dieſen Tag ſterben; (wir wollen ſetzen, daß es geſchähe, und daß es Gott vorher ſähe,) dieß iſt außer allem Zweifel: allein ihr werdet deswegen ſterben, weil ihr das thut, was euch den Tod bringen wird. So iſt es auch mit den Strafen Gottes beſchaffen, als die ebenfalls von ihren Urſachen abhängen: und hier wird es nicht undienlich ſeyn, die berühmte Stelle des heil: Ambroſius über das erſte Cap. Lucä anzuführen: **Gott weis ſeinen Schluß zu ändern, wenn du dein Verbrechen zu ändern weiſt.** Nouit Dominus mutare ſententiam, ſi tu noueris mutare delictum; welches nicht von der göttlichen Verſtoßung, (de reprobatione) ſondern von der Dräuung muß verſtanden werden,

den, wie diejenige war, die Gott durch den Jonas an die Niniviten thun ließ Und der bekannte Spruch: *Wenn du nicht zur Seligkeit erwählt biſt, ſo mache daß du es werdeſt,* (Si non es praedeſtinatus, fac vt praedeſtineris,) muß nicht nach dem Buchſtaben genommen werden; denn der rechte Verſtand iſt dieſer: wer da zweifelt, ob er auserwählt ſey, der dürfe nur dasjenige thun, was die Auserwählten, durch die Gnade Gottes thun müſſen. Der Trugſchluß, welcher ſchließt, daß man ſich um nichts zu bekümmern habe, könnte vielleicht bisweilen nicht unnützlich ſeyn; wenn man gewiſſe Leute bewegen wollte, in alle Gefahr blindlings hinein zu laufen. Und dieſes hat man ſonderlich von den türkiſchen Soldaten geſagt. Allein der Maslach ſcheinet mehr Theil daran zu haben, als der angeführte Trugſchluß. Ueber dem ſo hat man auch dieſe Verwegenheit der Türken zu unſerer Zeit ganz anders befunden.

56 §. Ein gelehrter holländiſcher Arzt, Johann von Beverwyck, hat den Einfall gehabt, daß er von dem Lebensziele (de Termino Vitae) geſchrieben, und davon viele Antworten, Briefe und Abhandlungen, von einigen gelehrten Leuten ſeiner Zeit, zuſammen getragen. Dieſe Sammlung iſt gedruckt, und man ſieht mit beſonderer Verwunderung, wie oft man ſeine Meynung darinnen geändert; und wie ſehr man eine Aufgabe verwirrt hat, die, wenn ſie recht verſtanden wird, die allerleichteſte von der Welt iſt. Hernachmals wundre man ſich, daß ſo eine Menge Zweifel dabey vorhanden ſind, daraus ſich das menſchliche Geſchlecht nicht helfen kann. Die ganze Sache kömmt daher, daß man ſo gerne ausſchweifet: und dieſes iſt gleichſam ein Spaziergang unſers Gemüthes, das ſich der Aufmerkſamkeit, der Ordnung, und den Regeln gar nicht unterwerfen will. Wir ſcheinen des Spielens und Scherzens ſo gewohnt zu ſeyn, daß wir auch ſo gar in den ernſthafteſten Fällen, und wenn wirs

uns am wenigſten verſehen, lauter Scherz und Spielwerk treiben.

57 §. Ich befürchte, es ſey in dem letztern Streite unter den Gottesgelehrten der augſpurgiſchen Bekenntniß, von dem feſtgeſetzten Ziele der Buße, (de Termino poenitentiae peremtorio,) davon ſo viel Schriften in Deutſchland heraus gekommen, ebenfalls einiger Misverſtand, jedoch von einer andern Art, mit untergelaufen. Die von den Geſetzen vorgeſchriebenen Termine werden bey den Juriſten Fatalia genennet. Man kann auf gewiſſe maße ſagen, das letzte Ziel, das dem Menſchen zu ſeiner Reue und Beſſerung vorgeſchrieben worden, ſey bey Gott, bey dem alles gewiß iſt, gleichfalls gewiß. Gott weis, wenn ein Sünder ſo verhärtet ſeyn wird, daß hierauf nichts mehr für ihn zu thun iſt; nicht zwar, als wenn er unmöglich mehr Buße thun könnte, oder als wenn ihm, nach einer gewiſſen Zeit, die zulängliche Gnade, die doch niemals außen bleibt, müßte abgeſchlagen werden: ſondern weil eine Zeit kommen wird, nach welcher er, auf dem Wege des Heils, nicht weiter fortgehen wird. Allein wir haben niemals gewiſſe Kennzeichen dieſes Ziel zu erkennen, auch niemals das Recht, einen Menſchen für vollkommen verlaſſen zu halten; wir würden dabey allzu verwegen urtheilen. Es iſt beſſer, daß wir noch allezeit hoffen können, und in dieſer, und tauſend andern Gelegenheiten iſt unſre Unwiſſenheit von großem Nutzen.

Prudens futuri temporis exitum
Caliginoſa nocte premit Deus,
Gott pflegt mit Fleiß das Künfftge zu verſtecken,
Und es für uns mit ſchwarzer Nacht zu decken.
Horaz.

58 §. Alles Zukünftige iſt außer Zweifel beſtimmt. Allein gleich wie wir nicht wiſſen, wie es beſtimmt iſt, noch was vorher geſehen oder beſchloſſen worden: ſo ſollen wir,

nach der uns von Gott gegebenen Vernunft, und nach denen uns vorgeſchriebenen Regeln, unſere Pflicht beobachten, und hierauf unſer Gemüthe beruhigen, und Gott ſelbſt die Sorge für den Fortgang überlaſſen. Denn er wird niemals dasjenige zu thun unterlaſſen, was das beſte iſt, nicht nur insgemein, ſondern auch ins beſondere für diejenigen, die ein wahrhaftiges, das iſt, ein ſolches Vertrauen auf ihn haben, das von einer wahren Frömmigkeit, von einem lebendigen Glauben, und von einer brennenden Liebe gar nicht unterſchieden iſt, und uns antreibt, alles dasjenige zu thun, was in Anſehung unſerer Pflicht, zu ſeinem Dienſte von uns geſchehen kann. Zwar können wir ihm in der That keinen Dienſt erzeigen, denn er hat gar nichts vonnöthen: aber, nach unſerer Art zu reden, heißt das ihm dienen, wenn wir ſeinen vermuthlichen **Willen**, durch Beförderung desjenigen Guten, das wir erkennen, und zu dem wir etwas beyzutragen vermögend ſind, zu vollbringen ſuchen. Denn wir ſollen ſo lange von ihm vermuthen, daß er dahin geneigt ſey, bis uns der Ausgang lehret: er habe ſtärkere, obgleich uns unbekannte Gründe gehabt, die ihn bewogen, das Gute was wir ſuchten, einem größern nachzuſetzen, welches er ſich ſelbſt vorgenommen, und entweder ſchon zuwege gebracht hat, oder doch unfehlbar zuwege bringen wird.

59 §. Ich habe gezeigt, wie die Wirkung des Willens von ihren Urſachen abhänge, und daß nichts mehr mit der menſchlichen Natur überein komme, als dieſe Dependenz unſerer Handlungen: ohne die man ſonſt in eine ungereimte und unerträgliche Fatalität, das iſt, in das mahometaniſche Schickſal verfallen würde, welches das allerſchlimmſte iſt; weil es alle Vorſichtigkeit und guten Rath übern Haufen wirft. Unterdeſſen wird es ſehr dienlich ſeyn, wenn wir zeigen, wie dieſe Abhängung der menſchlichen Handlungen nicht verhindere, daß nicht im Grunde der Sachen eine verwundernswürdige Willkühr (Spontaneitas) in uns ſey, die, in

gewiſſem Verſtande, die Seele in ihren Entſchließungen, von dem natürlichen Einfluſſe aller andern Creaturen frey und unabhänglich mache. Dieſe bisher wenig bekannt geweſene Willkühr, die unſere Herrſchaft über unſere Handlungen auf das allermöglichſte erhöht, fließt aus der Lehre von der vorherbeſtimmten Harmonie, davon wir hier nothwendig einige Erklärung geben müſſen. Die Scholaſtiker glaubten, es müßte wechſelsweiſe zwiſchen Seele und Leib ein wahrhaſtiger phyſikaliſcher Einfluß ſtatt haben. Allein nach der Zeit, als man wohl überlegte, daß zwiſchen den Gedanken und der ausgedehnten Materie, gar keine Verbindung ſey, und daß dieſe Dinge toto genere von einander unterſchieden wären: ſo haben viele neuere erkannt, es ſey zwiſchen

der

(*) Die drey berufenen Lehrgebäude oder Meynungen von der Gemeinſchaft des Leibes und der Seelen, ſind kürzlich alſo unterſchieden: Es fragt ſich, was die wahrhaftige, natürliche, und nächſte Urſache ſey, ſo wohl der Bewegung z. E. meiner Hand, wenn ſolche Bewegung nach meinem Willen geſchieht, als auch der Empfindung z. E. der rothen Farbe, wenn ich einen rothen Gegenſtand vor meinen Augen habe? Nach dem Lehrgebäude des natürlichen Einfluſſes (influxus phyſici) kann man die Seele und ihren Willen die wahrhaftige und natürliche Urſache von den freywilligen Bewegungen des Leibes; und hinwiederum gewiſſe Bewegungen des Leibes und der innern Theile unſerer ſinnlichen Gliedmaßen, die von äußerlichen Dingen herkommen, die wahrhaftige und natürliche Urſache von gewiſſen Empfindungen der Seele, nennen: ob gleich die Wirkung des Leibes in die Seele, und der Seele in den Leib, nicht auf eben die Art und Weiſe, und nach eben den Naturgeſetzen, nach welchen ein Körper in den andern zu wirken pflegt; ſondern nach beſonderen Geſetzen, die doch, nachdem die Dinge einmal ihre Einrichtung von Gott erhalten, eben ſo natürlich als jene ſind, geſchehen. Nach der Meynung der veranlaſſenden Urſachen (cauſarum occaſionalium) iſt bloß und allein Gott ſelbſt die wahrhaftige Urſache aller Bewegungen, die ſo wohl von dem Zuſammenſtoße der Körper unter einander, als auch der Seele und dem Leibe keine phyſikaliſche oder natürliche Vereinigung; ob ſchon die metaphyſiſche verbleiben muß, die aus Seele und Leib ein Suppoſitum, oder eine Perſon machet. Wenn ein ſolcher phyſikaliſcher Einfluß wäre, ſo würde die Seele den Grad der Geſchwindigkeit und die Directionslinie einiger Bewegungen in dem Leibe; und hinwiederum der Leib die Ordnung und Folge der Gedanken in der Seele, verändern. Allein dieſe Wirkung kann aus keinem einzigen Begriffe hergeleitet werden, den wir von dem Leibe und der Seele haben: da uns doch nichts beſſer bekannt iſt, als die Seele; maßen ſie uns, das iſt, ihr ſelbſt, am allernächſten iſt. (*)

---

von dem Willen der Seelen herzukommen ſcheinen: und der Anſtoß der Körper, oder der Wille der Seelen, iſt nur als eine Gelegenheit anzuſehen, deren ſich Gott vermöge ſeines eigenen Rathſchluſſes bedient, ſolche Bewegungen unmittelbar hervorzubringen. Auf gleiche Weiſe ſind die Bewegungen unſers Leibes und der innerſten Theile unſrer ſinnlichen Gliedmaßen, nicht als warhaftige Urſachen; ſondern bloß als Gelegenheiten der darauf folgenden Empfindungen unſerer Seelen, die ebenfalls Gott ſelbſt hervorbringt, zu betrachten. Endlich nach dem Sätze von der vorherbeſtimmten Harmonie, iſt die wahrhaftige, natürliche, und unmittelbare Urſache einer körperlichen Bewegung nirgends anders, als in den vorhergehenden körperlichen Bewegungen; und die Urſache einer Empfindung nirgends anders, als in den vorhergehenden Empfindungen, und in der vorhergehenden Diſpoſition der Seele, zu ſuchen. Inzwiſchen folgen gewiſſe Bewegungen unſres Leibes auf das freywillige Verlangen unſrer Seelen eben ſo, als wenn ſie von der Seele ſelbſt hervorgebracht würden: weil der allerweiſeſte Schöpfer alles Wollen und Verlangen der Seelen von Ewigkeit vorhergeſehen, und den Mechaniſmum der körperlichen Welt zum theil darnach eingerichtet hat; daß folgends die verlangten Bewegungen in eben dem Augenblicke, ob gleich ſchlechterdings nach den mechaniſchen Geſetzen der Körper, 60 §. Carteſius hat einen Vergleich treffen, und etliche Handlungen des Leibes von der Seele abhänglich machen wollen. Er glaubte, er wüßte eine Regel der Natur, die ſeinen Gedanken nach beſagt: daß in den Körpern allezeit einerley Größe der Bewegung erhalten werde. Er hielt es für unmöglich, daß der Einfluß der Seelen dieſes Geſetz der Körper verletzen ſollte; doch glaubte er, die Seele könnte wohl die Macht haben, die Richtung der Bewegungen, die in dem Leibe geſchehen, zu verändern: wie etwan ein Reiter, ob er wohl dem Pferde, darauf er reitet, keine Kräfte giebt, dennoch daſſelbe regieret, indem er die Kräfte des Pferdes dahin richtet, wohin es ihm gefällt. Allein gleichwie dieſes vermittelſt des Zaumes und Gebiſſes, der Spornen, und andrer materialiſchen Hülfsmittel geſchieht: ſo begreift man wie es zugeht. Die Seele aber kann ſich hiezu keines Werkzeuges bedienen; ja es iſt gar nichts, weder in der Seele noch in dem Leibe, das iſt, weder in den Gedanken, noch in der Materie, wodurch man dieſe Veränderung des einen durch das andere erklären könnte. Mit einem Worte, daß die Seele die Größe der Kraft verändern könne, und daß ſie die Richtungslinie zu ändern vermögend ſey, das ſind zwey Dinge, davon ſich eines ſo wenig als das andere erklären läßt.

61 §. Ueber dem ſo hat man nach des Carteſius Zeiten zwo wichtige Wahrheiten entdecket, als erſtlich: daß die

Größe

geſchehen müſſen, da es die Seele haben will. Auf gleiche Weiſe folgen gewiſſe Empfindungen unſrer Seelen auf gewiſſe Bewegungen unſers Leibes, eben ſo, als wenn ſie wirklich von derſelben hervorgebracht würden: weil Gott die Natur der Seelen zum Theil nach dem Baue der körperlichen Welt, als deren Veränderungen die Seelen in ſich ſelbſt vorſtellen müſſen, eingerichtet hat; dergeſtalt daß ſolche Empfindungen in eben dem Augenblicke, obgleich ſchlechterdings nach den logiſchen und moraliſchen Geſetzen der Geiſter, entſtehen müſſen, da die körperlichen Bewegungen geſchehen.

Gröſze der Kraft überhaupt, die wirklich allezeit erhalten wird, von der Gröſze der Bewegung unterſchieden ſey, wie ich anderweit bewieſen; und dann, daß auch einerley Richtung, in allen denjenigen Körpern zuſammen, von welchen man ſetzet, daß ſie gegen einander wirken, ſie mögen an einander ſtoſzen wie ſie wollen, erhalten werde. Wäre dieſe Regel dem Carteſius bekannt geweſen, ſo würde er eben ſo wenig geglaubt haben, daß die Richtung der Körper, als daß die Kraft derſelben von der Seele abhänge: und ich halte dafür, dieſes würde ihn gerades Wegs auf die Meynung von der vorherbeſtimmten Harmonie geführet haben; wohin ich durch eben dieſe Regeln bin geleitet worden. Denn über dem daß ſich der natürliche Einfluß dieſer Subſtanzen in einander nicht erklären läßt: ſo habe ich in Betrachtung gezogen, daß die Seele, ohne eine gänzliche Verwirrung der Geſetze der Natur, unmöglich phyſikaliſch in den Leib wirken könne. Und ich habe geglaubt, man müßte hier einigen ſonſt ſehr geſchickten Philoſophen kein Gehör geben, die gleichſam einen Gott in der Maſchine, wie auf der Schaubühne herzu kommen laſſen, um die verwickelte Fabel aufzulöſen; indem ſie behaupten, Gott lege ſelbſt Hand an, den Leib ſo zu bewegen, wie es die Seele verlanget, und der Seele ſolche Empfindungen zu geben, als der Leib erfordert: zumal da dieſes Lehrgebäude, welches man das Lehrgebäude der veranlaßenden Urſachen nennet, weil nämlich darinnen gelehret wird, die

---

Ich geſtehe hiebey gerne, daß die Urſachen, die man wider das erſte, älteſte, und gewöhnlichſte Syſtema, anführet, mich noch nicht genugſam von der Nothwendigkeit eines neuen Syſtematis überzeugen; und ich halte dafür, daß der influxus phyſicus zwar etwas mehr erkläret, aber keinesweges verworfen zu werden verdiene. Siehe das zehnte Stück der Hiſtorie der Gelehrſamkeit, N. V. p. 888. da ich Herrn Bülfingers Tractat de Harmonia praeſtabilita recenſirt habe. R.

die Seele gebe nur bloß Anlaß und Gelegenheit, daß Gott in die Körper, und umgekehrt, wirke; über die beſtändigen Wunderwerke, die es bey der Gemeinſchaft dieſer zwoen Subſtanzen einführet, auch die Unordnung und Verwirrung, die der gegenſeitige Einfluß in den natürlichen Geſetzen, ſo wohl des Leibes als der Seele, verurſachen würde, ganz und gar nicht aufhebt. (*)

62 §. Da ich nun alſo von der Harmonie überhaupt, und folglich] von der Vorausbildung, und vorher beſtimmten Harmonie zwiſchen allen Dingen; zwiſchen der Gnade und der Natur; zwiſchen den Rathſchlüſſen Gottes, und unſern vorhergeſehenen Thaten, zwiſchen allen Theilen der Materie; ja ſelbſt zwiſchen dem Zukünftigen und dem Vergangenen, wie es der höchſten Weisheit Gottes gemäß iſt, deren Werke die allervollkommenſte Harmonie haben, die man ſich nur immer vorſtellen kann: da ich hievon, ſage ich, ſchon zuvorher überredet war, ſo mußte ich nothwendig auf das Lehr-

---

(*) Aus dieſem Abſatze wird es meines Erachtens deutlich erhellen, ob Hr. von L. dieſes ſein Lehrgebäude der vorherbeſtimmten Harmonie, nur als ein Gedankenſpiel, oder als eine ernſthafte philoſophiſche Meynung vortragen wollen; als worüber der berühmte und gelehrte Tübingiſche Canzler Hr. D. Pfaff, einen Zweifel erreget hat. Indeſſen habe es Hr. v. L. ſo ernſtlich mit ſeiner Harmonie gemeynet, als er wolle: ſo ſcheint es doch nicht, daß dieſe an ſich ſinnreiche, und unſchädliche Meynung den Charakter der Wahrheit, das iſt die Ueberzeugung bey ſich führe. Denn zugeſchweigen, daß ich ſelbſt ſchon vor 15 Jahren meine Vindicias Influxus phyſici, auch gegen den Hrn. v. Leibnitz bekannt gemacht, ſo hat auch mein ſel. Collega Hr. Prof. Richter, wie aus ſeiner kurzvorhergehenden Anmerkung erhellet; ſeine Meynung eben dahin erkläret, ob er gleich ſonſt ein groſſer Freund der Leibnitziſchen Lehren war. Daß der Hr. Probſt Reinbeck und Hr. Prof. Knutzen, die gleichfalls Freunde der Leibnitziſchen Philoſophie geweſen und noch ſind, dennoch in dieſer Harmonie von ihm abgegangen, habe ich ſchon oben

Lehrgebäude gerathen, nach welchem man ſetzet: Gott habe die Seele bald anfangs alſo geſchaffen, daß ſie ſich dasjenige von ſich ſelbſt nach der Ordnung vorſtellen ſolle, was im Leibe geſchieht; und den Leib alſo, daß er das von ſich ſelbſt thun ſolle, was ihm die Seele befiehlt. Dahero müſſen die Geſetze, welche die Gedanken der Seele, in der Ordnung der Endurſachen, und ſo wie es die Entwickelung der Ideen erfordert, mit einander verknüpfen, ſolche Bilder hervor bringen, die mit dem Eindrucke der Körper in unſere ſinnlichen Gliedmaßen zuſammen treffen und übereinſtimmen: und die Geſetze der Bewegungen in den Körpern, die in der Ordnung der wirkenden Urſachen auf einander folgen, müſſen ebenfalls mit den Gedanken der Seele zuſammen treffen, und dergeſtallt übereinſtimmen, daß der Leib eben alsdann zu wirken fertig und bereit ſey, wenn die Seele will.

63 §. Und dieſes iſt der Freyheit nicht nur keinesweges nachtheilig, ſondern noch dazu höchſt vortheilhaft für dieſelbe.

---

in der Anmerkung a. d. 180. S. erinnert. Hier will ich nur hinzuſetzen, daß auch Herr Crouſaz, in allen ſeinen Einwürfen wider die Leibnitziſchen Meynungen nirgends ſo ſtark iſt, als wenn er die vorherbeſtimmte Harmonie angreift. S. u. a. ſ. Reflexions ſur la belle Wolfienne. Ich bedaure es alſo, daß Hr. v. L. dieſes ſonſt mit ſo wichtigen Wahrheiten angefüllte Buch, auch unter andern durch dieſes, ſo vielem Widerſpruche ausgeſetzte Syſtema, zu verſtärken geſucht; da es doch gar wohl, auch bey dem natürlichen Einfluſſe hätte beſtehen können. Denn die Freyheit der Seelen leidet durch den Eindruck des Körpers, ſonderlich der ſinnlichen Werkzeuge, eben ſo wenig, ja noch weniger, als durch die innerliche Reihe aller ſich auswickelnden Perceptionen, daran doch gleichfalls der Wille keinen oder ſehr geringen Antheil hat. Die Einwürfe, oder Beweiſe des Hr. v. L. aus den Geſetzen der Natur, die nach dem Carteſius allererſt erfunden worden, hat der obengedachte Hr. Prof. Knutzen in ſeinem Tractate bereits beantwortet. G.

Herr Jaquelot hat in ſeinem Buche, von der Uebereinſtimmung des Glaubens mit der Vernunft, überaus wohl gezeiget: es wäre eben ſo, als wenn einer, der alles wüßte, was ich einem Diener, morgen den ganzen Tag über, nach einander befehlen würde, ein Kunſtwerk machte, das dieſem Diener vollkommen ähnlich wäre, und morgen zur beſtimmten Zeit alles verrichtete, was ich anordnen würde. Denn um deßwillen würde ich dennoch alles, was mir gefiele, frey anordnen können; obgleich die Wirkung des Kunſtwerkes, das mir diente, nichts freyes in ſich hätte.

64 §. Da nun im übrigen, nach dieſem Lehrgebäude alles bloß von der Seele ſelbſt abhänget, was ſich in ihr zuträgt; und ihr folgender Zuſtand von nichts anders, als von ihr ſelbſt, und von ihrem gegenwärtigen Zuſtande, herkömmt: wie könnte man ihr denn eine größere Independenz zuſchreiben? Es iſt wahr, daß in der Natur der Seele noch einige Unvollkommenheit übrig bleibt. Alles was ihr begegnet, das hängt zwar von ihr, aber nicht allemal von ihrem Willen ab: denn dieſes würde zu viel ſeyn. Es wird auch ſelbſt von ihrem Verſtande nicht allemal erkannt, oder deutlich bemerket. Denn es iſt nicht nur eine Reihe von deutlichen Begriffen und Empfindungen in ihr, darinnen ihre Herrſchaft beſteht; ſondern auch noch eine andre große Reihe von undeutlichen verwirrten Empfindungen, oder von Leidenſchaften, daher ihre Sclaverey entſteht. Und man darf ſich hierüber nicht wundern: die Seele würde eine Gottheit ſeyn, wenn ſie lauter deutliche Begriffe hätte. Unterdeſſen hat ſie gleichwohl auch über die verwirrten Empfindungen noch einige Gewalt, wiewohl mittelbar; denn ob ſie ſchon ihre Leidenſchaften nicht alſobald verändern kann; ſo kann ſie doch mit genugſamen Fortgange von weitem daran arbeiten, und neue Leidenſchaften, ja ſo gar neue Fertigkeiten, in ſich zuwege bringen. Sie hat auch über die deutlichern

Empfindungen eine gleiche Gewalt, indem ſie ſich ſelbſt mittelbar dieſe oder jene Meynungen und Willen beybringen; und hinwiederum vor dieſen oder jenen verwahren, auch ihr Urtheil entweder aufſchieben oder damit fortfahren kann. Denn wir können zum voraus Mittel ſuchen, um uns dadurch bey Gelegenheit, auf dem ſchlüpferigen Wege eines unbedachtſamen Urtheils, zu erhalten. Wir können einige Urſachen und Ausflüchte finden, unſern Schluß aufzuſchieben, wenns gleich ſcheint, daß die Sache ſchon wirklich auf dem Puncte ſteht, entſchieden zu werden. Und obgleich unſer Meynen und Wollen nicht eigentlich Gegenſtände unſers Willens ſeyn, wie ich bereits angemerket habe: ſo macht man doch bisweilen Anſtalten, etwas mit der Zeit zu wollen, und ſo gar zu glauben, was man gegenwärtig nicht will und nicht glaubet. So gar groß iſt die Tiefe des menſchlichen Gemüths!

65 §. Um nun endlich dieſen Punct von der Willkühr zu beſchließen, ſo muß man bekennen: daß, wenn man die Sache nach der Schärfe nimmt, die Seele den Grund alles ihres Thuns, ja auch alles ihres Leidens, in ſich ſelbſt habe; und daß eben dieſes bey allen einfachen Subſtanzen, die durch die ganze Natur ausgebreitet ſind, ſtatt finde: wiewohl die Freyheit nur bey den Vernünftigen anzutreffen iſt. Unterdeſſen müſſen wir doch, wenn wir nach dem Scheine urtheilen, in gemeinem Verſtande ſagen; die Seele hänge auch einigermaßen vom Leibe und von dem Eindrucke der Sinnen ab: eben ſo, wie wir gewöhnlich mit dem Ptolemäus und Tycho reden, und es gleichwohl mit dem Copernicus halten, wenn von dem Auf- und Untergehen der Sonne die Rede iſt.

66 §. Jedoch kann man auch dieſer gegenſeitigen Abhängung der Seelen und des Leibes einen wahrhaftigen und philoſophiſchen Verſtand geben. Es hängen nämlich dieſe beyden Subſtanzen idealiſch von einander ab; in ſo weit als

die Urſache desjenigen, was in der einen geſchieht, aus demjenigen kann gegeben werden, was in der andern befindlich iſt: welches in den Rathſchlüſſen Gottes ſchon damals ſtatt gehabt, als er zum voraus die Harmonie angeordnet, die zwiſchen ihnen ſeyn ſollte. Gleichwie die vorhin gedachte Dienerpuppe von mir idealiſch abhängen würde, vermöge der Wiſſenſchaft desjenigen, der, indem er meine zukünftigen Befehle vorhergeſehen, dieſe Maſchine in den Stand geſetzt hätte, mich zur beſtimmten Zeit, den ganzen morgenden Tag zu bedienen. Die Erkenntniß meines morgen zukünftigen Wollens würde dieſen großen Künſtler, der das Kunſtwerk darnach gebildet hätte, bewogen haben: mein Einfluß würde objectiviſch, und der ſeinige phyſiſch ſeyn. Denn in ſo weit die Seele vollkommen iſt, und deutliche Gedanken hat; ſo hat Gott den Leib nach der Seele gerichtet, und zum voraus gemacht, daß der Leib genöthiget wird ihre Befehle auszurichten: und in ſo weit als die Seele unvollkommen iſt, und ihre Begriffe verwirrt ſind; ſo hat Gott die Seele dergeſtalt nach dem Leibe gerichtet, daß ſich die Seele durch die Leidenſchaften, die von den körperlichen Vorſtellungen herkommen, neigen und lenken läßt. Und dieſes thut eben die Wirkung, und macht eben das Anſehn, als wenn eines von dem andern unmittelbar, und vermittelſt eines phyſiſchen Einfluſſes, abhienge. Es ſind aber eigentlich die verwirrten Be-

---

(*) Es iſt in der That ſchade, daß Hr. von L. die Auflöſung ſo wichtiger Schwierigkeiten, wider die natürliche und geoffenbarte Religion, als Bayle u. a. m. gemacht haben, mit dem Lehrgebäude der vorherbeſtimmten Harmonie vermenget hat. Denn zugeſchweigen daß daſſelbe, wenn man es ihm gleich zugäbe, die Schwierigkeit auf keine Weiſe mindern würde; ja dieſelben noch wohl gar zu vergrößern ſcheinen könnte, wie der Erfolg gewieſen hat: ſo iſt es auch gar nicht rathſam ein dubium per aeque dubium, wie man in Schulen redet, aufzulöſen; oder zu Hebung gewiſſer Einwürfe, etwas auf die Bahn zu bringen, das noch viel größern Ein-

Begriffe der Seelen diejenigen, dadurch ſie ſich die um ſie herum ſtehenden Körper vorſtellet. Und eben dieſes muß von allem demjenigen verſtanden werden, was man von den Wirkungen der einfachen Subſtanzen in einander begreift. Es wird nämlich dafür gehalten, daß eine jede, nach dem Maße ihrer Vollkommenheit, in die andere, ob zwar nur idealiſch und in den Urſachen der Dinge, wirke; indem Gott bald anfangs eine Subſtanz über die andre geordnet, nach der Vollkommenheit oder Unvollkommenheit, die ſich in jeder befindet: obſchon das Thun und Leiden in den Creaturen immer gegenſeitig iſt; weil nämlich der eine Theil der Urſachen, welche dasjenige, was geſchieht, deutlich zu erklären dienen, und ſelbſt dazu geholfen haben, in der einen, und der andere Theil in der andern Subſtanz enthalten iſt: indem die Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten beſtändig vermiſcht und getheilet ſind. Und dieſes macht, daß wir der einen das Thun, und der andern das Leiden zuſchreiben. (*)

67 §. Endlich ſo mag man ſich auch in den Wirkungen des Wollens, eine ſolche Dependenz einbilden als man will; ſo wird doch, wenn auch gleich eine unbedingte und mathematiſche Nothwendigkeit in ihnen wäre, welches doch nicht iſt, keineswegs folgen: daß ſie nicht ſo frey ſeyn ſollten, als es nöthig iſt, damit die Strafen und Belohnungen für

---

würfen ausgeſetzt iſt. Im Grunde kann auch die ganze Leibnitziſche Beantwortung der bayliſchen Zweifel alle ihre Gründlichkeit behalten, wenn gleich der gewöhnliche Einfluß der Seele in den Leib, und des Leibes in die Seele geglaubet wird. Denn dieſe Lehre hat man niemals, als der Freyheit des Menſchen nachtheilig, erkannt; indem ſich niemand über eine Sclaverey oder einen Zwang beklagt, wenn er dasjenige empfindet, was ihm in die Augen oder Ohren fällt; ungeachtet er die Sache ſo und nicht anders empfinden muß, als er ſie ſieht, oder höret: Genug daß der Körper den Befehlen der Seele gehorchet. G.

für recht und billig können gehalten werden. Man redet zwar gemeiniglich ſo, als wenn die Nothwendigkeit der That, alle guten und böſen Verdienſte, alles Recht zu loben und zu tadeln, zu belohnen und zu ſtrafen, aufhübe: allein dieſe Folgerung iſt nicht ohne alle Ausnahme richtig. Ich bin von des Spinoza, Bradwardins, Wiclefs und Hobbes Meynungen, ſehr weit entfernet, die wie es ſcheint, dieſe ganz mathematiſche Nothwendigkeit lehren: welche ich zur Gnüge, und vielleicht viel deutlicher widerlegt zu haben vermeyne, als man insgemein zu thun gewohnt iſt. Unterdeſſen muß man doch niemals der Wahrheit das Zeugniß verſagen, und niemals einer Lehre etwas anheften, das nicht daraus folget. Ueberdem ſo beweiſen dieſe Schlüſſe allzuviel; denn ſie würden wider die bedingte Nothwendigkeit eben ſo viel beweiſen, und den faulen Trugſchluß rechtfertigen. Denn die unbedingte Nothwendigkeit der an einander hängenden Urſachen würde zu der untrüglichen Gewißheit einer bedingten Nothwendigkeit in dieſem Stücke nichts hinzuthun.

68 §. Man kann alſo fürs erſte nicht läugnen, daß es erlaubt ſey, einen raſenden Menſchen zu tödten: wenn man ſich nicht anders gegen ihn beſchützen kann. Man wird auch zugeſtehen, daß es erlaubt, ja öfters nöthig ſey, giftige oder ſonſt ſehr ſchädliche Thiere umzubringen; wenn ſie gleich nicht aus eigner Schuld alſo beſchaffen ſind.

(*) Eben dieſe Lehre iſt noch nach des Hrn. v. L. Tode mehr ins Licht geſetzet worden. In dem Recueil de div. pieces de Mr. Leibnitz, Newton &c. ſtehen gewiſſe Recherches philoſophiques ſur la Liberté, darinn der Verfaſſer ſich angelegen ſeyn läßt, zu behaupten: daß die menſchliche Freyheit nichts anders ſey, als das Vermögen zu thun, was man will. Daß man aber etwas wolle, das komme von andern Urſachen her, die nicht in unſrer Gewalt ſtünden, und dabey wir folglich nicht frey wären. Denn ſo wohl in dem Urtheile des Verſtandes, der oft den Willen lenket, als in den Empfindungen der Sinne wäre gar keine Freyheit, ſon-

69 §. Zum andern, ſo ſtraft man ein Thier, ob es gleich keine Vernunft und keine Freyheit hat; wenn man es nur dadurch zu beſſern vermeynt. Auf ſolche Weiſe ſtraft man die Hunde und Pferde, und zwar mit gutem Erfolge. Nicht weniger regieren wir auch die Thiere durch Belohnungen, und wenn ein Thier hungert, ſo bewegt die Nahrung, die man ihm giebt, daſſelbige, etwas zu thun, was man ſonſt von ihm nicht erlangen würde.

70 §. Zum dritten würde man auch wohl den Thieren Lebensſtrafen anthun, wobey nicht mehr an die Beſſerung des Thieres, das man ſtraft, gedacht wird: wenn dieſe Strafe andern Thieren zum Exempel dienen, oder ihnen ein Schrecken einjagen könnte, damit ſie nicht mehr Böſes thäten. Rorarius ſagt in ſeinem Buche, von der Vernunft der Thiere: man ſchlage in Africa die Löwen ans Kreuz, um die andern von den Städten, und ſolchen Oertern wo man öfters hinkömmt, abzuhalten; und er habe ſelbſt auf ſeiner Reiſe durch der Jülicher Land angemerket, daß man daſelbſt die Wölfe aufhienge, die Schäfereyen in deſto beſſere Sicherheit zu ſetzen. Es giebt Leute auf dem Lande, welche an die Thüren der Häuſer Raubvögel annageln; in der Meynung, es würden andere dergleichen Vögel nicht ſo leichtlich dahin kommen. Und dieſes Verfahren würde allezeit guten Grund haben, wenn es nur etwas hülfe. (*)

71 §.

---

dern lauter Nothwendigkeit ꝛc. ꝛc. Dieſes alles nun treibt der Verfaſſer auf einen ſehr hohen Grad der Deutlichkeit und Ueberzeugung. Nun hat ſich zwar D. Clarke, dem dieſe Schrift zugeſandt worden, die Mühe gegeben, darauf zu antworten, und eine Freyheit, die ohne Urſache will und nicht will, zu behaupten; ſo wie er ſchon in den Streitſchriften gegen den Hrn. von L. gethan. Allein ich beſorge ſehr, daß er dem andern keine Gnüge gethan; ob er ſich gleich am Ende mit vieler Höflichkeit für die gegebene Antwort bedanket. Eine eben ſolche Liberté de Caprice behauptet auch Hr. Crouſaz in ſeinen Schriften hin und wieder. G.

71 §. Weil es demnach, viertens, gewiß und aus der Erfahrung klar iſt, daß die Menſchen durch die Furcht vor der Strafe, und durch die Hoffnung der Belohnung, vom Böſen abgehalten und zum Guten genöthiget werden: ſo würde man ſich dieſer Mittel billig und mit Rechte bedienen; wenn gleich die Menſchen nothwendig handelten, es möchte auch aus einer Nothwendigkeit geſchehen, aus was für einer es nur wollte. Man wird einwenden: wenn das Böſe oder Gute nothwendig wäre; ſo wäre es unnütze, ſich gewiſſer Mittel zu bedienen, daſſelbe zu erhalten oder zu verhindern: allein die Antwort hierauf iſt bereits oben, wider den faulen Trugſchluß gegeben worden. Wenn das Böſe oder Gute ohne ſolche Mittel nothwendig wäre, ſo wären ſie unnütze: allein ſo iſt es ganz anders; dieſes Gute und Böſe geſchieht bloß durch Hülfe dieſer Mittel. Und wenn es nothwendig wäre: ſo würden die Mittel einen Theil von den Urſachen dieſer Nothwendigkeit ausmachen; denn wir wiſſen aus der Erfahrung, daß die Furcht und Hoffnung das Böſe oft verhindert, und das Gute befördert. Es iſt alſo dieſer Einwurf, von dem faulen Trugſchluſſe, den man eben ſo wohl der Gewißheit, als der Nothwendigkeit der zukünftigen Begebenheiten entgegen ſetzt, faſt nicht im geringſten unterſchieden. Und man kann ſagen, daß dieſe Einwürfe ſowohl die bedingte, als unbedingte Nothwendigkeit angehen, und gegen eine ſo viel, als gegen die andere, das iſt gar nichts beweiſen. (*)

(*) Diejenigen, welche dem freyen Willen eine gänzliche Unabhänglichkeit von allen Bewegungsgründen beylegen wollen, möchten doch nur bedenken, daß ſie eben dadurch alle Belohnungen und Strafen unnütze machen. Denn wirken die Drohungen und Verheißungen nichts in dem Gemüthe: warum braucht ſie denn Gott, in der Schrift, und die Obrigkeit im gemeinen Weſen? Warum baut man Galgen und Rad? Wozu dienen Henkerſchwerter und Gefängniſſe;

72 §. Es iſt ein groſſer Streit zwiſchen dem Biſchofe Bramhall und Hobbeſius entſtanden, der ſeinen Anfang genommen, als ſie beyde zu Paris geweſen, und nach ihrer Zurückkehr in Engelland fortgeſetzt worden. Man hat alle ihre kleinen Streitſchriften in einen Band in 4. zuſammen getragen, welcher A. 1656. zu London heraus gekommen. Sie ſind insgeſammt in engliſcher Sprache geſchrieben, und meines Wiſſens noch weder überſetzt, noch in die Sammlung der lateiniſchen Werke des Hobbeſius gebracht worden. Ich habe dieſe kleine Schriften vormals geleſen, und habe ſie auch nach der Zeit wieder bekommen. Ich habe gleich angemerkt, daß Hobbes die unumgängliche Nothwendigkeit aller Dinge gar nicht erwieſen; wohl aber dieſes, daß die Nothwendigkeit keinesweges alle Regeln der göttlichen oder menſchlichen Gerechtigkeit aufheben, noch die Ausübung dieſer Tugend gänzlich verhindern würde.

73 §. Es iſt aber doch gleichwohl eine gewiſſe Art der Gerechtigkeit, und eine gewiſſe Art der Strafe und der Belohnung, die ſich nicht ſo leichtlich auf diejenigen dürfte deuten laſſen, die alles aus einer unumgänglichen Nothwendigkeit thäten, wenn es eine gäbe. Dieſe Art der Gerechtigkeit hat weder die Beſſerung, noch das Exempel, noch die Erſetzung des Böſen zum Endzwecke. Sie iſt bloß und allein in der Billigkeit gegründet, die eine gewiſſe Genugthuung zur Verſöhnung einer böſen That erfordert. Die Socinianer, Hobbes, und einige andere, geben dieſe Strafgerechtigkeit (Iuſtitiam punitiuam) nicht zu, welches ei-

---

wenn ſolche Dinge keinen Eindruck machen? Machen ſie aber viel Eindruck, wie die Erfahrung ſattſam lehret: ſo muß ja wohl die Freyheit im Willen, mit den ſtärkſten Bewegungsgründen und Antrieben zum Thun und Laſſen, beſtehen können. Denn könnte ſie nicht damit beſtehen, warum ſtrafte, und belohnte man denn diejenigen, die darnach, d. i. wider, oder doch ohne alle Freyheit gehandelt hätten? G.

gentlich zu reden eine Rachgerechtigkeit (Iuſtitia vindicativa) iſt, die Gott in vielen Fällen ſich ſelbſt vorbehalten hat; aber doch auch denjenigen mittheilet und durch ſie ausübet, die das Recht haben andre zu regieren, woſern ſie nur nach der Vernunft, und nicht nach Leidenſchaften handeln. Die Socinianer halten dafür, ſie habe keinen Grund: allein ſie iſt ohne Zweifel in einer gewiſſen Beobachtung der Billigkeit gegründet, die nicht nur den Beleidigten, ſondern auch alle Verſtändige, die ſolche Gerechtigkeit ſehen, vergnügt: wie etwan eine ſchöne Muſik, oder auch eine gute Baukunſt, wohlgeartete Gemüther zu vergnügen pflegen. Und da der weiſe Geſetzgeber gedräuet, und ſo zu reden eine Strafe verſprochen: ſo erforderts ſeine Beſtändigkeit, daß er die That nicht ſo gänzlich ungeſtraft hingehen laſſe; wenn gleich ſchon durch ſolche Strafe niemand mehr gebeſſert würde. Allein wenn er auch nichts verſprochen hätte, ſo iſts ſchon genug, daß eine gewiſſe Billigkeit vorhanden iſt, die ihn zu dieſem Verſprechen hätte bewegen können: maßen ein Weiſer nichts verſpricht, als was billig iſt. Ja man kann gar ſagen, es werde hierdurch der Verſtand gleichſam ſchadlos gehalten: als welchen die Unordnung beleidigen würde, woſern nicht die Strafe zu Wiederherſtellung der Ordnung verhülfe. Man kann ferner noch dasjenige zu rathe ziehen, was Grotius von der Genugthuung Chriſti wider die Socinianer geſchrieben, und was Crellius drauf geantwortet hat.

71 §. Auf ſolche Weiſe dauren die Strafen der Verdammten ſort, wenn ſie gleich nicht mehr zu Abwendung des

Böſen

(*) Es haben auch außer Conringen, verſchiedene unter den Alten, z. E. Sokrates, dieſen Satz gelehret, daß nämlich die Strafen eines gerechten Richters, nicht ſo wohl auf die Vergeltung einer böſen That, als auf die Beſſerung des Verbrechers abzielen müßte, wie Xenophon und Plato berichten. Betrachtet man auch, daß alle Sünden der Menſchen, nicht

Böſen dienen; imgleichen auch die Belohnungen der Seligen, wenn dieſe gleich dadurch im Guten nicht mehr können befeſtiget werden. Unterdeſſen kann man doch ſagen, daß ſich die Verdammten durch neue Sünden täglich neue Schmerzen, und die Seligen durch neuen Fortgang im Guten, täglich neue Freude zuziehen; indem beydes auf den Grundſatz der **Billigkeit** gegründet iſt, um deſſentwillen die Sachen alſo eingerichtet worden, daß eine böſe That eine Strafe nach ſich ziehen muß. Denn zufolge der Uebereinſtimmung des Reichs derer Endurſachen und des Reichs der wirkenden Urſachen, kann man billig ſchließen: Gott habe die Strafen oder die Belohnungen mit den böſen oder guten Thaten dergeſtalt in der Welt verknüpfet, daß die letztern allezeit die erſten nach ſich ziehen müſſen; und daß Tugend und Laſter, vermöge des natürlichen Erfolgs der Dinge, darinnen noch eine andere Art der vorbeſtimmten Harmonie, als zwiſchen Seele und Leib, enthalten iſt, ſich ſelbſt ihre Belohnungen und Strafen zuwege bringen. Denn es hat doch endlich alles was Gott ſchaffet, eine vollkommene Harmonie, wie ich bereits angemerket habe. Vielleicht würde alſo die oft erwähnte Billigkeit, in Anſehung dererjenigen wegfallen, die ohne eine wahrhaftige, und von aller unumgänglichen Nothwendigkeit gänzlich ausgenommenen Freyheit, wirken würden; und in dieſem Falle würde bloß die beſſernde Gerechtigkeit, (Iuſtitia correctiua) nicht aber die rächende, (vindicatiua) ſtatt finden. Dieſe Meynung hat der berühmte Conring in einer Abhandlung, von demjenigen was recht iſt, behauptet. (*) Und in der That betreffen die

---

ſo wohl in dem Vorſatze etwas böſes zu thun, als in der Abſicht ſein Beſtes zu ſuchen geſchehen, worinn ſie es aber aus Unwiſſenheit und Irrthum verſehen; wie ſich die Motten aus Dummheit die Flügel an dem Lichte verbrennen, welches ihren Augen ſo angenehm war: ſo wird man leicht einſehen, daß ſie mehr Mitleiden als Zorn verdienen. Eine jede

Gründe, deren ſich ſchon Pomponaz in ſeinem Buche von dem Verhängniſſe bedienet hat, den Nutzen der Strafen und Belohnungen zu beweiſen, wenn gleich in unſern Handlungen alles aus einer unumgänglichen Nothwendigkeit geſchähe, nur die Beſſerung, aber nicht die Genugthuung, κόλασιν, οὐ τιμωρίαν. So bringet man auch die Thiere, die mit an gewiſſen Verbrechen Theil haben, ums Leben, bloß ein Auf- und Anſehn zu machen: wie etwan die Häuſer der Rebellen ganz von Grund aus ausgerottet werden, um ein Schrecken zu verurſachen. Alſo iſt es eine Wirkung der beſſernden Gerechtigkeit, daran die rächende keinen Theil hat.

75 §. Allein wir wollen uns ietzo bey einer mehr vergnügenden als nothwendigen Frage nicht aufhalten: weil wir allbereit zur Gnüge dargethan haben, daß in den Handlungen des Willens keine dergleichen Nothwendigkeit befindlich ſey. Inzwiſchen iſt es doch nicht undienlich geweſen, daß wir gezeiget, wie auch die bloße unvollkommene Freyheit, das iſt, diejenige, die nur allein vom Zwange frey iſt, ſchon zulänglich ſeyn würde, dieſe Art der Strafen und Belohnungen, auf guten Grund zu ſetzen, die auf die Vermeidung des Böſen und auf die Beſſerung abzielen. Hieraus ſieht man auch, daß einige verſtändige Leute, die alles für nothwendig halten, ganz unrecht vorgeben:

Sünde ſtrafet ſich auch über kurz oder über lange ſelbſt: und thäte ſie das nicht, und brächte nichts böſes hervor; ſo wäre ſie auch keine Sünde. Hier kann nun ein weiſes und gütiges Weſen, welches die gemeine Glückſeligkeit zum Zwecke hat, unmöglich an dem Leiden eines Geſchöpfes ein Belieben haben. welches nur aus Einfalt und Verſehen gefehlet hat. Vielmehr muß es durch die Strafe, daſſelbe klüger zu machen, und vor mehr ſolchen Vergehungen zu verwahren ſuchen. Nur ein Tyrann kann an Plagen und Martern ſeine Luſt haben. G.

(*) Hier zielt Hr. v. L. auf das Lob, welches Cicero, ein ſo ſcharfſinniger Weltweiſer als großer Redner, dem Cato in ben: es dürfe niemand weder gelobet noch getadelt, weder belohnet noch geſtraft werden. Vermuthlich behaupten ſie dieſes, bloß um ihren geſchickten Kopf zu üben; und ihr Vorwand beſteht darinnen: weil alles nothwendig wäre, ſo ſtünde nichts in unſerer Gewalt. Allein dieſer Vorwand iſt übel gegründet: denn auch die nothwendigen Handlungen würden doch noch wenigſtens in ſoweit in unſerer Gewalt ſeyn, als wir ſie thun oder laſſen könnten; nachdem entweder die Hoffnung oder die Furcht, Lob oder Schande, Vergnügen oder Schmerzen davon zu tragen, unſern Willen dazu bewöge: ſie möchten ihn nun entweder nothwendig dazu bewegen; oder ſo, daß Willkühr, Zufälligkeit, und Freyheit, in ihrem Stande blieben. Und ſolchergeſtalt würde das Loben und Schelten, die Belohnung und Strafe, noch jederzeit einen groſſen Theil ihres Nutzens behalten; wenn gleich ſchon eine wahrhafte Nothwendigkeit in unſern Handlungen wäre. Man kann ja auch die guten und böſen natürlichen Gaben, woran der Wille keinen Theil hat, an einem Pferde, an einem Diamant, und an einem Menſchen loben: und derjenige der vom jüngern Cato geſagt: er lebte wegen ſeines guten Naturells tugendhaft, und könne unmöglich anders leben; der hat ihn damit noch mehr zu erheben vermeynt. (*)

---

einer öffentlichen Rede gegeben, worinnen er ſeinen Nachfolger im Bürgermeiſteramte vertheidigte. Finxit enim (heißt es im 10 Cap. der Rede pro Mur.) te ipſa natura ad honeſtatem, grauitatem, temperantiam, magnitudinem animi, iuſtitiam, ad omnes denique virtutes magnum hominem & excelſum. Er ſetzt hinzu, daß die ſtoiſche Philoſophie, dieſes vortreffliche Naturell des Cato mehr verderbet, als verbeſſert habe. In M. Catone, ſpricht er, Iudices, haec bona, quae videmus diuina & egregia, ipſius ſcitote eſſe propria: quae nonnunquam requirimus, ea ſunt omnia, non a natura, ſed a Magiſtro (Zenone.) Eben ſo verdienen ja auch die natürlichen Gaben eines guten Gedächtniſſes, eines trefflichen Witzes, ja auch am Leibe, 76 §. Die Schwierigkeiten, die wir bishero zu heben geſucht, ſind faſt alle der natürlichen und der geoffenbarten Gottesgelahrheit gemein geweſen. Voritzo erfordert die Nothwendigkeit, einen Satz aus der geoffenbarten Theologie, von der ewigen Gnadenwahl und Verſtoßung; wie auch von der Oeconomie der göttlichen Gnade, in Anſehung dieſer Wirkungen der Barmherzigkeit oder der Gerechtigkeit Gottes, vor die Hand zu nehmen. Indem wir aber auf die vorhergehenden Schwierigkeiten geantwortet: ſo haben wir uns zugleich auch einen Weg gebahnet, denen noch übrigen ein Genügen zu leiſten. Und dieſes beſtätiget die Anmerkung, die wir oben in der vorläufigen Abhandlung im 43 §. gemacht; nämlich daß vielmehr zwiſchen den wahren Gründen der natürlichen Theologie und zwiſchen den falſchen Gründen der menſchlichen Scheindinge, als zwiſchen dem geoffenbarten Glauben und der Vernunft, ein Streit ſey. Denn es kömmt faſt keine einzige Schwierigkeit wider die Offenbarung in dieſer Materie vor, die in der That neu wäre, und nicht von denjenigen herſtammete, die man denen aus der Vernunft bekannten Wahrheiten vorwerfen kann.

77 §. Gleichwie aber die Theologie faſt aller Parteyen, in der Materie von der Gnadenwahl und göttlichen Gnadenwirkungen unter einander uneins ſind, und auf einerley Einwürfe, nach ihren unterſchiedenen Grundſätzen, zum öftern unterſchiedlich antworten: alſo kann ich nicht umhin, dieſe Uneinigkeit zu berühren, die unter ihnen im Schwange geht. Ueberhaupt kann man ſagen, daß einige Gott mehr auf eine metaphyſiſche, andere hingegen mehr auf eine moraliſche Art betrachten: und man hat ſchon vormals angemerket, daß die Contraremonſtranten die erſte, und die Re-

mon-

Gabe der Schönheit, der Stärke, der anſehnlichen Perſon, der Geſchicklichkeit, der anmuthigen Sprache oder Stimme u. a. m. tag täglich Lobſprüche. Das Gute nämlich iſt gut, monſtranten die andere Partey ergreifen. Allein wenn man recht verfahren will, ſo muß man ſo wohl auf der einen Seite die Independenz Gottes, und die Dependenz der Creaturen Gottes behaupten; als auf der andern Seite die Gerechtigkeit und Gütigkeit, welche macht, daß er von ſich ſelbſt, ſein Wille aber von ſeinem Verſtande und von ſeiner Weisheit abhängt.

78 §. Wenn einige geſchickte und wohlgeſinnete Leute ſich bemühen, die Stärke der Gründe der zwo vornehmſten Parteyen vorzuſtellen; um ſie zu bereden, daß ſie einander dulden ſollen: ſo ſagen ſie, der ganze Streit komme auf dieſen Hauptpunct an, nämlich; welches der vornehmſte Endzweck Gottes geweſen, da er ſeine Rathſchlüſſe in Anſehung des Menſchen gemacht? Ob er ſolches bloß zu dem Ende gethan, damit er durch Offenbarung ſeiner Eigenſchaften, und hierzu zu gelangen, durch Abfaſſung des groſſen Entwurfs der Schöpfung und der Fürſehung, ſeine Ehre befeſtigen möchte; oder ob er vielmehr auf die freywilligen Bewegungen der vernünftigen Subſtanzen, die er ſchaffen wollen, geſehen; indem er nämlich betrachtet, was dieſe vernünftigen Geſchöpfe, in den unterſchiedenen Umſtänden und Zufällen, worein er ſie ſetzen könnte, wollen oder thun würden, um einen bequemen Entſchluß darüber zu faſſen? Ich halte dafür, daß dieſe zwo Antworten, die man ſolchergeſtalt auf die vorhergehende groſſe Frage giebt, in der Meynung, als wären ſie einander ganz zuwider, ſich ſehr leicht vergleichen laſſen: und folglich wären die Parteyen untereinander im Grunde eins, ohne daß man einer Duldung vonnöthen hätte, wenn alles auf dieſen Punct ankäme. Gott hat in der That, als er den Schluß gefaſſet, die Welt zu ſchaffen, bloß und allein den Vorſatz gehabt, ſeine Vollkom-

und die Vollkommenheit hat ihren Werth und verdient Hochachtung und Lob, ſie komme her, woher ſie wolle. G.

menheiten auf die allernachdrücklichſte, und ſeiner Allmacht, Gütigkeit, und Weisheit anſtändigſte Art, zu offenbaren und mitzutheilen: allein eben dieſes hat ihn bewogen, alles Thun der Geſchöpfe, annoch in dem Stande der bloßen Möglichkeit zu betrachten; damit er nämlich den allerbeſten und bequemſten Entwurf machen könnte. Er iſt wie ein großer Baumeiſter, der das Vergnügen und den Ruhm, einen ſchönen Pallaſt gebauet zu haben, zum Endzwecke hat; und der, ehe er einen völligen Schluß faſſet, die Form, die Materialien, den Platz, die Lage, die Mittel, die Arbeiter, die Unkoſten, und alles dasjenige betrachtet, was zu dieſem Gebäude kommen ſoll. Denn wenn ein Weiſer einen Entwurf machet, ſo wird er niemals den Endzweck von den Mitteln abſondern. Er ſetzet ſich keinen Zweck vor, wenn er nicht weis, ob auch Mittel vorhanden ſind, dieſen Endzweck zu erlangen.

79 §. Ich weis nicht, ob es vielleicht Leute geben möchte, die daraus, daß Gott der unumſchränkte Herr aller Dinge iſt, mit genugſamem Grunde zu ſchließen vermeynen: es ſey ihm alles gleichgültig, was außer ihm iſt. Er ſehe bloß auf ſich ſelbſt, ohne ſich um andere zu bekümmern; und alſo habe er ohne die geringſte Urſache, ohne Wahl, und ohne Grund, einige glücklich und die andern unglücklich gemacht. Allein wenn man das von Gott lehren wollte, ſo würde man ihm alle Weisheit und Gütigkeit abſprechen. Wenn wir anmerken, daß er auf ſich ſelbſt ſieht, und nichts verabſäumet, was er ſich ſelbſt ſchuldig iſt: ſo können

wir

(*) Dieſes hat unter andern auch noch vor wenigen Jahren der berühmte Steph. Vitus gethan: der in ſeiner Apologia Synodi Dordracenae, den Herrn von Leibnitz gar ſelbſt zu einem Supralapſario machen wollen. Er ſagt nämlich: alle reformirten Schriftgelehrten, die den unbedingten Rathſchluß lehreten, ſagten nicht, daß Gott ohne Urſache die Menſchen zum ewigen Leben, oder zur Verdammniß beſtimmet habe, ſondern dieſe göttlichen Urſachen wären uns nur wir eben hieraus mit gutem Fuge urtheilen, daß er auch auf ſeine Creaturen acht hat, und ſie ſo anbringet, wie es der Ordnung am gemäßeſten iſt. Denn je mehr ein groſſer und gütiger Fürſt auf ſeinen Ruhm bedacht iſt, deſto mehr wird er ſuchen, ſeine Unterthanen glücklich zu machen: wenn er auch gleich der unumſchränkteſte Monarch, und ſeine Unterthanen gebohrne Sclaven; oder wie die Juriſten reden, Leibeigne, und ſeiner freyen Macht ſchlechterdings unterworfene Leute wären. Calvin ſelbſt, und einige andere von den größten Vertheidigern des unbedingten Rathſchluſſes Gottes, (*) haben ſehr wohl geſagt: Gott habe groſſe und gerechte Urſachen ſeiner Wahl, und der Austheilung ſeiner Gnade gehabt; ob ſie uns ſchon nicht insbeſondere bekannt ſind: und man muß nach der Liebe urtheilen, daß auch die härteſten von dieſer Partey allzuviel Verſtand und Frömmigkeit haben, als daß ſie von ſolcher Meynung abgehen ſollten.

80 §. Es wird demnach, wie ich hoffe, mit Leuten die nur ein wenig vernünftig ſind, hierüber keinen Streit ſetzen. Allein unter denjenigen, die man, in Anſehung ihrer Lehren von der Gnade und von dem Willen Gottes, Univerſaliſten und Particulariſten nennet, wird es noch immer gar viele Händel geben. Inzwiſchen bin ich nicht ungeneigt zu glauben, es beſtehe wenigſtens der ſo hitzige Streit unter ihnen, wegen des göttlichen Willens, alle Menſchen ſelig zu machen, und wegen desjenigen was von ſelbigem abhängt, wenn man den Streit de Auxiliis, oder von dem Bey-

---

unbekannt, und unergründlich. Herr von Leibnitz nun, wäre nur darinnen von ihnen unterſchieden, daß er dieſe Urſachen erfunden zu haben glaubte; nämlich weil die allerbeſte Ordnung der Dinge, in dem vollkommenſten Weltgebäude es alſo erfordert habe. In wie weit dieſes Stich halte, mögen vernünftige Leſer ſelbſt urtheilen. S. Apol. Synodi Dordrac. pag. 365 ſeq. §. 61. G.

ſtande der Gnade, davon abſondert, mehr in den Redensarten, als in der Sache. Denn man darf nur bedenken, daß Gott, und jeder weiſe Gutthäter, zu allem Guten, das ſich nur thun läßt, nach Beſchaffenheit der Größe deſſelben, geneigt iſt; und zwar, wenn man jedes Gute beſonders und an ſich ſelbſt betrachtet, aus einem **vorhergehenden Willen**, wie man ihn zu nennen pflegt, der aber nicht allemal ſeine Wirkung erreicht: weil nämlich dieſer Weiſe noch viele andere Neigungen haben muß; aus welchen allen zuſammen genommen ſein völliger, endlicher, und ſchlüßiger Wille entſteht, wie wir oben bereits erkläret haben. Man kann alſo mit den Alten gar wohl ſagen: Gott wolle nach ſeinem vorhergehenden Willen, alle Menſchen ſelig machen; nicht aber nach ſeinem nachfolgenden Willen, der allemal ſeine Wirkung hat. Und wenn diejenigen, die dieſen allgemeinen Willen läugnen, nicht zugeben wollen, daß man die vorhergehende Neigung einen Willen nenne: ſo halten ſie ſich nur bey einem Wortſtreite auf.

81 §. Allein es entſteht, in Anſehung der Gnadenwahl oder Vorherbeſtimmung zum ewigen Leben, und aller übrigen Beſtimmungen Gottes, noch eine weit wichtigere Frage: ob nämlich dieſe Beſtimmungen uneingeſchränkt ſind; oder eine gewiſſe Abſicht auf etwas haben? Die Beſtimmung iſt entweder zum Böſen oder zum Guten: und gleich wie das Böſe entweder moraliſch oder phyſiſch iſt; alſo ſind die Schriftgelehrten von allen Parteyen eins, daß es keine Beſtim-

---

(*) Weil man ein Recht hat, Gott in Anſehung der Menſchen, mehr mit einem Vater, als mit einem Richter zu vergleichen: ſo wird dieſes Gleichniß die Sache ins Licht ſetzen. Ein reicher Mann, hat ſeinen Kindern, die er liebt, ſein Vermögen ſchon vorherbeſtimmt, und zugedacht; noch ehe er es gewußt hat, daß ſie ihm beſondre Freude und Ehre machen würden. Sie werden auch ohne Teſtament ſeine Erben werden, wenn ſie gleich nur mittelmäßig gerathen ſollten, ja wohl gar manchen Fehler begangen hätten. Al-

Beſtimmung oder Verſehung zum moraliſchen Böſen gebe, das iſt, daß niemand zur Sünde verſehen ſey. Was das allergröſte phyſikaliſche Uebel, nämlich die Verdammniß, anlangt: ſo kann man unter der Beſtimmung und Vorherbeſtimmung einen Unterſcheid machen. Denn es ſcheint, daß die Vorherbeſtimmung, eine unbedingte, und vor der Betrachtung der guten und böſen Thaten derjenigen, die ſie betrifft, vorhergehende Beſtimmung ſey. Alſo kann man wohl ſagen, daß die Verworfenen zur Verdammniß beſtimmt ſind, weil ſie als Unbußfertige erkannt worden. Allein man kann nicht ſo wohl ſagen, daß die Verworfenen zur Verdammniß **vorher** beſtimmt ſind: denn die Verwerfung iſt niemals unbedingt; indem ſie ſich ſtets auf die vorhergeſehene beharrliche Unbußfertigkeit gründet. (*)

82 §. Es behaupten zwar einige, daß Gott, nachdem er, vermöge ſolcher Gründe, die ihm anſtändig, uns aber unbekannt ſind, ſeine Barmherzigkeit und Gerechtigkeit kund und offenbar machen wollen, die Erwählten auserleſen; und folglich die Verworfenen, noch vor aller Betrachtung der Sünde, auch ſo gar des Adams, verſtoßen habe: daß er es nach dieſem Entſchluſſe für gut befunden, zu Ausübung dieſer zweyen Tugenden, die Sünde zuzulaſſen; und daß er dahero einigen in Chriſto Jeſu Gnade zugedacht, damit ſie ſelig würden, andern aber ſolche Gnade verſagt habe, damit er ſie ſtrafen könnte. Und deswegen nennt man

dieſe

---

lein zur Enterbung hat er keins von ſeinen Kindern vorherbeſtimmt, ehe er die böſe Aufführung eines ungerathenen Sohnes gewußt. Wäre dieſes, ſo müßte er eins ſeiner Kinder von Kindheit an, ohne alle ſeine Schuld haſſen können; welches aber der Natur eines Vaters zuwider iſt. Wenn alſo ein Vater einem Sohne die Enterbung, um ſeiner Boßheit wegen zugedacht hat: ſo hat er ihm den Verluſt der Güter zwar beſtimmt; aber nicht vorherbeſtimmt. So viel will Herr von Leibnitz ſagen. G.

dieſe Leute Supralapſarios, weil, ihrer Meynung nach, der Schluß zu ſtrafen, noch vor der Erkenntniß der künftigen Sünde vorhergeht. Allein die allergemeinſte Meynung heute zu Tage, unter denen, die ſich Reformirte nennen, die auch in der dordrechtiſchen Kirchenverſammlung gut geſprochen worden, iſt die Meynung der Infralapſariorum; die mit der Lehre des heiligen Auguſtins ſattſam übereinſtimmet. Zufolge derſelben iſt Gott, nachdem er Adams Sünde und die Verderbniß des ganzen menſchlichen Geſchlechts, aus gerechten aber geheimen Urſachen zuzulaſſen beſchloſſen, von ſeiner Barmherzigkeit veranlaſſet, einige aus dem verderbten Haufen, durch das Verdienſt Chriſti, zur ewigen Seligkeit aus Gnaden zu erwählen; von ſeiner Gerechtigkeit aber bewogen worden, die andern mit der verdienten Verdammniß zu beſtrafen. Deswegen wurden bey den Scholaſtikern die Seligen allein praedeſtinati, die Verſtoßenen aber praeſciti genennet. Es iſt zwar nicht zu läugnen, daß bisweilen einige Infralapſarii, und andere, von der Prädeſtination zur Verdammniß, nach dem Exempel des Fulgentius und des heiligen Auguſtins ſelbſt, reden. Allein die Prädeſtination heißt bey ihnen nichts anders, als die bloße Deſtination oder Beſtimmung; und es nützt zu nichts, daß man viel um Worte ſtreitet: ob man wohl einesmals Urſache daher genommen, dem Godeſchalk gar übel zu begegnen; der ſich um die Mitte des 9ten Jahrhunderts bekannt machte, und den Namen des Fulgentius deswe-

---

(*) Z. E. Ein Vater hat zweene Söhne, deren einen er zu politiſchen Aemtern, den andern aber zum Soldatenweſen brauchen will. Er läßt ſie alſo dieſen beſondern Abſichten gemäß auferziehen und anführen. Den erſten läßt er ſtudiren, damit ihn die Künſte und Wiſſenſchaften zu Juſtiz und Regierungsgeſchäfften geſchickt machen ſollen. Den andern läßt er nur Leibesübungen, neuere Sprachen und ein wenig Hiſtorie und Mathematik lernen, um ihn zu Kriegsbedienungen vorzubereiten. Wenn nun hernach diedeswegen annahm, um zu zeigen, daß er dieſem Scribenten nachgienge.

83 §. Was die Beſtimmung der Erwählten zum ewigen Leben anlanget, ſo ſtreiten ſo wohl die Proteſtanten, als die von der römiſchen Kirche, gar ſehr unter einander: ob die Wahl unbedinget ſey, oder ob ſie auf den vorhergeſehenen und bis ans Ende beharrlichen lebendigen Glauben gegründet ſey? Diejenigen welche Evangeliſche heißen, das iſt, die der augſpurgiſchen Confeßion zugethan ſind, halten es mit dem letzten. Sie glauben, man müſſe nicht auf verborgene Urſachen der Wahl gehen, ſo lange man noch eine in der heiligen Schrift aufgezeichnete offenbare Urſache, welche der Glaube an Chriſtum iſt, davon finden könne: die Vorherſehung der Urſache, ſey auch die Urſache von der Vorherſehung des Erfolgs. Diejenigen welche man Reformirte nennet, ſind einer andern Meynung. Sie geben zu, daß die Seligkeit von dem Glauben an Jeſum Chriſtum herkomme: allein ſie merken dabey an, daß öfters die Urſache, die in der Ausführung vor der Wirkung vorher geht, in der Abſicht auf dieſelbe folgt: als zum Exempel, wenn die Urſache das Mittel, und die Wirkung der Endzweck iſt. (*) Alſo iſt die Frage, ob in dem Vorſatze Gottes, der Glaube; oder ob die Seligmachung vorher gehe: das iſt, ob Gott den Menſchen eher ſelig, als gläubig machen wolle?

84 §. Hier-

ſer Vater ſeine alſo vorbereiteten Söhne zu etwas macht: ſo kann man wohl ſagen, er befördre ſie nach ihrer Fähigkeit; weil er nicht blindlings den Studirten zum Soldaten macht u. ſ. w. Allein ein jeder ſieht wohl, daß ihre erlangte Geſchicklichkeit, in den Gedanken des Vaters, nur zu einem Mittel gebraucht worden, eine bereits vorher gefaßte Abſicht zu erreichen. Ein anders wäre es, wenn der Vater beyde Söhne hätte ſtudiren laſſen: den einen aber der nichts rechts gelernt, nachmals zum Soldaten gemacht hätte. G.

84 §. Hieraus ſieht man, daß die Frage, theils zwiſchen den Supralapſariis und Infralapſariis; theils zwiſchen dieſen letztern und den Evangeliſchen, darauf ankömmt, daß man die Ordnung in den Rathſchlüſſen Gottes wohl begreiſe. Vielleicht könnte man dieſem Streite auf einmal ein Ende machen, wenn man ſagte: alle Rathſchlüſſe Gottes, von denen die Rede iſt, geſchehen, eigentlich zu reden, nicht allein in Anſehung der Zeit, welches alle Welt zugeſteht; ſondern auch in ſigno rationis. oder in der Ordnung der Natur, zugleich. Und die Formel der Eintracht hat, nach einigen Stellen des heiligen Auguſtins, unter eben dem Rathſchluſſe der göttlichen Wahl, ſo wohl die Seligkeit, als die Mittel, die zur Seligkeit führen, wirklich begriffen. Um dieſe Simultaneität der Beſtimmungen oder der Rathſchlüſſe Gottes, von denen die Rede iſt, zu zeigen: ſo muß man das Hülfsmittel ergreifen, deſſen ich mich ſchon mehr als einmal bedient habe. Man muß ſagen, Gott habe, noch ehe er etwas beſchloſſen, unter andern möglichen Verbindungen der Dinge, auch diejenige betrachtet, welche er nachmals (*) gebilliget; in deren Idee ſchon vorgeſtellt geweſen, wie die erſten Aeltern ſündigen und ihre ganze Nachkommenſchaft verderben; wie Jeſus Chriſtus das menſchliche Geſchlecht wieder erlöſet; wie einige, durch dieſe oder jene Gnadenmittel, zu einem beharrlichen und endlichen Glauben und zur Seligkeit gelangen; und wie andere, mit oder ohne dergleichen, oder andere Gnadenmittel, nicht dazu gelangen, unter der Sünde bleiben, und verdammt werden.

Dieſer

(*) Nachmals, iſt hier menſchlicher weiſe geredet. Denn bey Gott und in ſeiner Art von Dauer, die man die Ewigkeit nennet, hat keine Folge von Stunden oder Augenblicken ſtatt; folglich auch keine Zeit. Zu dem iſt ſein unendlicher Verſtand fähig, alles auf einmal zu überſehen, und alſo braucht er eigentlich zu reden, keiner langen oder kurzen Ueberlegung. Aber die göttlichen Rathſchlüſſe, nach dem ſchwachen Be-

Dieſer Verbindung der Dinge habe Gott nicht eher Beyfall gegeben, als nachdem er ſie auf das genaueſte und umſtändlichſte betrachtet: und alſo habe er über diejenigen, die entweder ſelig oder verdammt werden ſollen, kein Endurtheil ausgeſprochen, ehe er vorher alles wohl erwogen, und mit andern möglichen Verbindungen der Dinge verglichen hat. Was er demnach ausſpricht, das betrifft dieſe ganze Ordnung und Verbindung auf einmal: an der er weiter nichts thut, als daß er bloß ihr Daſeyn beſchließt. Wenn er andere Menſchen, oder auf eine andere Art, hätte erlöſen wollen: ſo hätte er eine ganz andere allgemeine Ordnung der Dinge erwählen müſſen: denn in jeder Ordnung iſt alles mit einander verknüpſt. Und wenn man die Sache ſolchergeſtalt annimmt, wie es auch dem weiſeſten, deſſen Handlungen alle aufs möglichſte verknüpſt ſind, am alleranſtändigſten iſt: ſo giebt es nur einen einzigen vollſtändigen Rathſchluß Gottes, nämlich den Schluß eine ſolche Welt zu ſchaffen. Und dieſer vollſtändige Rathſchluß begreiſt auf gleiche weiſe alle beſondere und unvollſtändige Rathſchlüſſe, ohne eine gewiſſe Ordnung in ſich: ob man wohl im übrigen ſagen kann, daß jede beſondere Wirkung des vorhergehenden Willens, die zu dem vollſtändigen Schluſſe etwas beyträgt, nach Beſchaffenheit des Guten, welches dieſer Schluß betrifft, ihren gewiſſen Werth, und ihren Einfluß habe. Allein dieſe Wirkungen des vorhergehenden Willens werden keine Rathſchüſſe genennet; weil ſie noch nicht unfehlbar ſind, und weil der Erfolg von dem vollſtändigen Ent-

---

griffe der Menſchen zu rechtfertigen, brauchet Herr von L. Redensarten die man von großen Herrn und bey den wichtigen Dingen zu brauchen pflegt; da man alles wohl überlegt, ehe man zu einem Schluſſe ſchreitet. Er will damit nur lehren, daß bey Gott keine Uebereilung ſtatt habe, und daß ein unendlich weiſes Weſen nichts blindlings thue. G.

Entſchluſſe abhängt. Und wenn man die Sache alſo verſteht, ſo laufen alle Schwierigkeiten, die man hierbey machen kann, wiederum auf diejenigen hinaus, die wir bereits angeführt und gehoben haben, als wir den Urſprung des Böſen unterſuchten.

85 §. Es iſt aber hier noch eine wchitige Sache auszumachen, die ihre beſondere Schwierigkeiten hat: ſie betrifft die Austheilung der Mittel und der Umſtände, welche zur Seligkeit und zyr Verdammniß etwas beytragen; und begreift unter andern auch die Materie, von dem Beyſtande der Gnade, wovon Rom, ſeit der Congregation de auxiliis unter Clemens dem VIII. da zwiſchen den Jeſuiten und Dominicanern geſtritten wurde, nicht leichtlich Bücher heraus zu geben erlaubt. Alle Welt muß bekennen, daß Gott vollkommen gerecht iſt; daß ſeine Güte, zu demjenigen, was die Menſchen ſtrafbar machet, ſo wenig als nur möglich iſt; und hernach zu dem, wodurch ihre Seligkeit erhalten wird, ſo viel als möglich iſt, (*) der allgemeinen Ordnung der Dinge unbeſchadet, beyträgt: daß ferner ſeine Gerechtigkeit ihn abhält, die Unſchuldigen zu verdammen, und gute Thaten unbelohnt zu laſſen; ja daß er bey den Strafen und Belohnungen ſelbſt eine richtige Verhältniß in acht nimmt. Unterdeſſen will dieſer Begriff, den man von der Gütigkeit und Gerechtigkeit Gottes billig haben ſoll, aus demjenigen, was wir von ſeinen Handlungen, in Anſehung der Seligkeit und der Verdammniß wiſſen, nicht genugſam erſcheinen: und

---

(*) Auch hierbey kann das Gleichniß eines Vaters dienen, den Einwurf zu heben: daß Gott zum Böſen gar nichts beytragen ſollte. Es ſchickt nämlich ein Vater zween Söhne auf hohe Schulen, und giebt beyden ihren nöthigen Unterhalt. Der eine iſt fleißig, und lebt ordentlich; der andre geht müßig, und wird lüderlich. Der Vater erfährts; und kann zwar auch dem lüderlichen Sohne nicht allen Unter-

und dieſes verurſacht eben die Schwierigkeiten, welche die Sünde, und die Mittel wider dieſelbe betreffen.

86 §. Die erſte Schwierigkeit iſt dieſe: wie die Seele von der Erbſünde, welche die Wurzel der wirklichen Sünden iſt, habe können angeſteckt werden; ohne daß man Gott deswegen eine Ungerechtigkeit beymeſſen könne, weil er ſie derſelben unterworfen? Aus dieſer Schwierigkeit ſind drey Meynungen von dem Urſprunge der Seele ſelbſt entſtanden: als erſtlich die Meynung von dem **vorläufigen Daſeyn der menſchlichen Seelen** in einer andern Welt, oder in einem andern Leben, wo ſie geſündiget, und deswegen in dieſen Kerker des menſchlichen Leibes verdammet worden: welches eine Meynung der Platoniker iſt, die dem Origenes zugeſchrieben wird, und noch heut zu Tage ihre Anhänger findet. Henrich Morus, ein Engeländer, hat in einem ausdrücklichen Buche etwas von dieſer Lehre behauptet. (*) Einige ſo dieſes Vorherſeyn lehren, ſind ſo gar bis auf die Seelenwanderung gegangen. Von Helmont, der Sohn, war dieſer Meynung, und der ſinnreiche Urheber einiger metaphyſiſchen Gedanken, die 1678. unter dem Nahmen Wilhelm Wanders heraus gekommen, ſcheint ebenfalls dahin geneigt zu ſeyn. Die andere iſt die Meynung von der **Mittheilung**, als wenn nämlich die Seelen der Kinder, von der Seele oder den Seelen derer jenigen (per Traducem) gezeuget würden, von welchen ihre Leiber gezeuget werden. Der heilige Auguſtin war dieſer Lehre zugethan, um die Erbſünde deſto beſſer zu entſchuldigen. Sie

---

halt verſagen: allein er entzieht ihm doch einen Theil des bisherigen Zuſchubes, und legt ſelbigen dem fleißigen Sohne zu, der ihn beſſer anwenden wird. Hier thut der Vater alles was man von ihm, ſeiner väterlichen Pflicht unbeſchadet fordern kann. Denn wollte er dem böſen Sohne alles miteinander entziehen: ſo könnte er noch viel mehr Schande an ihm erleben. G.

(*) Es ſteht in der Collection of philoſophical Writings Lond.

wird auch von den meiſten Schriftgelehrten des augſpurgiſchen Bekenntniſſes gelehret: doch iſt ſie nicht durchgehends unter ihnen eingeführt, indem ſchon von langer Zeit her, die Univerſität Jena, Helmſtädt, und andere, (*) dawider geweſen. Die dritte, welche heut zu Tage die gemeinſte Meynung iſt, gehet auf die Schöpfung. Sie wird in den meiſten Chriſtlichen Schulen gelehrt: allein ſie hat in Anſehung der Erbſünde viel Schwierigkeiten.

87 §. Zu dieſem Streite der Glaubenslehrer, über den Urſprung der menſchlichen Seelen, iſt der philoſophiſche Streit, vom **Urſprunge der Formen**, gekommen. Ariſtoteles und die Scholaſtiker nach ihm haben das eine **Forme** genennet, was eine Quelle (Principium) der Wirkſamkeit iſt, und ſich in demjenigen befindet der da wirket. Dieſe innerliche Quelle iſt entweder für ſich beſtehend, (ſubſtantialis) und wird in einem organiſchen Körper die Seele genennet; oder ſie iſt zufällig, und bekömmt den Namen einer **Beſchaffenheit** (qualitatis.) Eben dieſer Philoſoph hat der Seele den allgemeinen Namen der **Entelechia**, oder des **Actus**, das iſt einer Thätigkeit oder Wirkſamkeit gegeben. Dieß Wort **Entelechia** hat allem Anſehn nach ſeinen Urſprung von dem griechiſchen Worte, welches **vollkommen** bedeutet: und deswegen gab es der berühmte **Hermolaus Barbarus** lateiniſch, von Wort zu Wort, Perfectihabia; denn durch die That wird die Macht vollkommen. Er hatte es aber gar nicht nöthig, den Teufel um Rath zu fragen, wie er gethan haben ſoll, wenn er nichts mehr als dieſes von ihm hat lernen wollen. Nun machte Ariſtoteles zweyerley Arten des **Actus**: den beſtändigen, und den vorübergehenden. Die beſtändige Wirkſamkeit (actus permanens) iſt nichts anders, als die für ſich beſtehende, oder die zufällige **Forme**. Die für ſich beſtehende **Forme**, als zum

---

1662. in fol. wo der Tractat The Immortality of the Soul der 5te in der Ordnung iſt. G.

(*) Z. E. Königsberg in Preußen.

zum Exempel die Seele, iſt, wenigſtens meiner Meynung nach, ſchlechterdings beſtändig oder fortdaurend; die zufällige aber iſt es nur auf eine Zeit. Der vorübergehende Actus (actus tranſiens) beſteht in der Wirkung ſelbſt. Ich habe zu anderer Zeit gezeiget, daß der Begriff der **Entelechia** nicht gänzlich zu verachten ſey; und daß er, wegen der Beſtändigkeit der Wirkſamkeit, nicht allein ein bloßes **Vermögen zu wirken**, (facultatem actiuam) ſondern auch das was man eine **Kraft**, **Bemühung**, (conatum) nennen kann, mit ſich bringe, worauf die Wirkung ſelbſt allemal erfolgen muß, wenn nichts ſie verhindert. Das Vermögen iſt nichts anders, als eine **Eigenſchaft**, (attributum) oder bisweilen eine gewiſſe **Art und Weiſe**, d. i. eine **Zufälligkeit**, (modus.) Allein die Kraft, wenn ſie nicht zur Subſtanz ſelbſt gehöret, (das iſt diejenige Kraft, die nicht **urſprünglich** ſondern **abgeleitet** iſt,) iſt eine **Beſchaffenheit**, die von der Subſtanz unterſchieden iſt, und ſich von ihr abſondern läßt. Ich habe auch gezeiget, wie man ſich vorſtellen könne, daß die Seele eine urſprüngliche Kraft (vis primitiua) ſey, die von den abgeleiteten Kräften, (viribus deriuatiuis) oder Beſchaffenheiten, verändert und modificirt, und durch die Wirkungen ausgeübet wird.

88 §. Nun haben ſich die Weltweiſen über den Urſprung der für ſich beſtehenden Formen über alle maßen gemartert. Denn wenn man ſagen wollte, es werde eigentlich nur dasjenige hervorgebracht, was aus der Materie und Forme zuſammen geſetzt iſt; die Forme aber werde **mit hervor gebracht**, das wäre eben ſo viel als nichts geſagt. Die gemeine Meynung iſt geweſen, die Formen würden aus dem Vermögen der Materie heraus gezogen, welches man eine Eduction nennet. Dieſes hieß in der That auch nichts: allein man erläuterte es einigermaßen durch das Gleichniß von den Figuren. Denn die Figur einer Bildſäule wird

nicht anders hervor gebracht, als wenn man den überflüßigen Marmor wegſchafft. Dieſes Gleichniß möchte wohl ſtatt finden, wenn die Form in einer bloßen Einſchränkung beſtünde, wie die Figur. Einige haben geglaubt, die Formen würden vom Himmel geſchickt, und ſelbſt ausdrücklich geſchaffen, wenn die Leiber hervorgebracht werden. Julius Scaliger hat zu verſtehen gegeben, es könnten wohl die Formen vielmehr aus dem thätigen Vermögen der wirkenden Urſache, das iſt, entweder ſelbſt aus der Kraft Gottes, bey der Schöpfung, oder aus dem Vermögen anderer Formen, bey der Zeugung; als aus dem leidenden Vermögen der Materie, hervorgebracht werden: und hiemit käme man, bey der Zeugung, wiederum auf die Mittheilung (Traducem.) (*) Daniel Sennert, ein berühmter wittenbergiſcher Arzt und Naturkündiger, hat dieſe Meynung, ſonderlich in Anſehung der beſeelten Körper, die durch den Saamen vermehret werden, zu behaupten geſucht. Ein gewiſſer Julius Cäſar della Galla; ein in den Niederlanden wohnender Italiener, und ein gröningiſcher Arzt, Johann Freytag, haben ſehr heftig wider ihn geſchrieben. Johann Sperling aber, ein wittenbergiſcher Profeſſor, hat ſeinen Lehrmeiſter vertheidiget; und iſt zuletzt mit Johann Zeiſolden, einem jeniſchen Profeſſor, der die Schöpfung der menſchlichen Seele vertheidigte, in Händel gerathen.

89 §.

(*) Dieſe Art der Hervorbringung der Seelen, kann überaus deutlich widerlegt werden, wenn es erſt dargethan iſt, daß ſelbige von einfacher Natur ſind. Denn weil ein einfaches Ding keine Theile hat, ſo kann auch weder des Vaters noch der Mutter Seele etwas von ihrem Weſen entbehren oder abgeben; und folglich kann die Seele des jungen Thieres nicht von den Seelen der Aeltern herkommen. Aus dem Leibe aber, als aus einem zuſammen geſetzten Dinge, kann ſie auch nicht entſtehen. Denn es müßte ſolches entweder durch die Eintheilung entſtehen; welche aber nichts neues

89 §. Allein es läßt ſich die Traduction ſo wenig als die Eduction, erklären, wenn man den Urſprung der Seelen finden ſoll. Mit den zufälligen Formen hat es eine andere Bewandniß, weil es bloße Modificationen der Subſtanz ſind; derer Urſprung durch die Eduction, das iſt durch die Veränderung der Einſchränkungen, eben ſo wie der Urſprung der Figuren, erkläret werden kann. Allein das iſt was ganz anders, wenn von dem Urſprunge einer Subſtanz die Rede iſt, deren Anfang und Untergang ſich gleich ſchwer erklären läßt. Sennert und Sperling haben ſich nicht unterſtanden, die Seelen der Thiere, oder andere urſprüngliche Formen, für beſtändig und unvergänglich zu halten; ob ſie ſie ſchon für unmaterialiſch und untheilbar gehalten haben. Das macht, daß ſie die Unvergänglichkeit mit der Unſterblichkeit vermiſchen. Allein man verſteht durch die Unſterblichkeit des Menſchen, daß nicht allein die Seele, ſondern auch die Perſönlichkeit beſtändig verbleibt: das iſt, indem man ſaget, die Seele des Menſchen ſey unſterblich, ſo will man; daß dasjenige beſtehen bleibe, was eigentlich macht, daß dieſes eben die Perſon iſt, die ihre moraliſche Beſchaffenheit behält, indem ſie das Gewiſſen, oder die innerliche Empfindung deſſen was ſie iſt, behält; welches eben verurſachet, daß ſie geſtrafet und belohnet werden kann. Allein dieſe Erhaltung der Perſönlichkeit findet in den Seelen der Thiere nicht ſtatt; derowegen heiße ich ſie lieber unverderb-

---

hervorbringt, ſondern nur einen vorher ſchon vorhandenen Theil abſondert: oder durch die Verſetzung der Theile; wodurch aber gar nichts einfaches entſtehen kann, dergleichen eine Seele ſeyn muß: oder endlich durch eine neue Zuſammenſetzung; welche aber gleichfalls nichts einfaches zuwege bringen kann. Soll alſo der Tradux noch behauptet werden: ſo wird man auch die Materialität der Seelen überhaupt, und insbeſondre der menſchlichen, behaupten müſſen; welches aber unmöglich mit andern deutlichen Wahrheiten zuſammen zu reimen iſt. G.

lich, als unſterblich. (*) Inzwiſchen ſcheint es, als wäre durch dieſes Misverſtändniß, ein großer Widerſpruch, in der Lehre der Thomiſten und anderer wackern Philoſophen, eingeführet worden: als welche die Immaterialität oder Untheilbarkeit aller Seelen annehmen; ohne daß ſie ihnen die Unvergänglichkeit, zum großen Nachtheile der Unſterblichkeit der menſchlichen Seele, haben zugeſtehen wollen. Johannes Scotus, das iſt, der Schottländer, welches Wort vormals ſo viel als einen Irrländer, oder Erigenes, bedeutete, ein berühmter Scribent zu Zeiten Ludewigs des Frommen und ſeiner Söhne, vertheidigte die Erhaltung aller Seelen. Und ich ſehe nicht, warum es ein geringerer Uebelſtand ſey, wenn man die Atomen des Epikurs oder Gaſſendus beſtändig dauren läßt; als wenn man alle wahrhaftig einfache und untheilbare Subſtanzen, welche die einigen und wahren Atomen der Natur ſind, für unvergänglich hält. Und Pythagoras hatte recht, wenn er beym Ovidius überhaupt alſo ſprach: Morte carent animae. Die Seelen ſind vom Sterben frey. (**)

90 §. Gleichwie ich nun ſolche Lehrſätze liebe, die Beſtand haben, und ſo viel möglich die wenigſte Ausnahme leiden:

(*) S. hiervon des ſel. Reinbecks Tractat von der Unſterblichkeit der Seele nach, ſonderlich wo er von den Seelen der Thiere handelt. G.

(**) Man ſehe hiervon die kleinen Schriften nach, die am Ende dieſer Theodicee, aus dem Recueil de diverſes pieces &c. überſetzt und angehängt ſind. G.

(†) Nach des Hrn von L. Grundſätzen, die man aus ſeiner Monadologie, ſonderlich wie ſie Hr. Hanſch in lateiniſcher Sprache zu Nürnberg in 4. heraus gegeben hat, am beſten erſehen kann, hat Gott lauter einfache Subſtanzen, oder Monaden erſchaffen, die aber von dreyerley Claſſen ſind. Die oberſte und vollkommenſte hält alle Geiſter in ſich, die Vernunft und Freyheit beſitzen, und deren es verſchiedene den: alſo will ich hier dasjenige vortragen, was mir bey dieſer wichtigen Frage auf alle Weiſe am vernünftigſten geſchienen hat. Ich halte dafür, daß die Seelen, und durchgehends die einfachen Subſtanzen, nicht anders als durch die Schöpfung ihren Anfang, und durch die gänzliche Zernichtung ihr Ende haben können. Und gleichwie es ſcheint, als ließe ſich die Bildung der organiſchen beſeelten Körper in der Ordnung der Natur nicht anders erklären, als wenn man ſchon eine organiſche Vorbildung voraus ſetzt: alſo habe ich daraus beſchloſſen, daß dasjenige, was wir die Zeugung eines Thieres nennen, nur bloß eine Verwandlung und Vergrößerung ſey; und daß alſo, weil eben der Leib ſchon gebildet geweſen, zu glauben ſey, daß er auch ſchon beſeelt geweſen, und eben die Seele gehabt. Ja ich ſchließe auch aus der Erhaltung der Seele, wenn ſie einmal geſchaffen worden, umgekehrt; daß das Thier gleichfalls erhalten werde, und daß der ſcheinbare Tod nichts anders als eine Einwickelung ſey: indem gar nicht das geringſte Anſehn vorhanden iſt, daß es in der Ordnung der Natur von allen Körpern ganz abgeſonderte Seelen gebe; noch auch, daß dasjenige durch die Kraft der Natur aufhören könne, was gar nicht natürlicher Weiſe anfängt. (†)

Arten giebt, ſo daß die menſchliche Seele eine der unterſten iſt. Die andre und mittlere Claſſe hält die Seelen der Thiere in ſich, die nur Empfindung, Einbildungskraft, und eine Willkühr beſitzen, und abermal viele Arten von verſchiedener Vollkommenheit unter ſich begreift. Die dritte endlich beſteht aus den Elementen der Körper, die nur eine ſehr dunkle Art der Empfindung haben ſollen, und ſich eben ſo wenig ihrer bewußt ſind, als die Seelen eines im tiefen Schlafe liegenden Thieres, daher er ſie auch ſchlafende Monaden nennet. Alle dieſe einfache Subſtanzen nun, ſind nach dieſem Lehrgebäude unvergänglich und unverweslich, eben weil ſie ganz einfacher Natur ſind. Sie ſind nur durch die Schöpfung entſtanden, und können nur durch eine unmittelbare Wirkung Gottes vernichtet werden. G.

91 §. Nach einer ſo ſchön eingerichteten Ordnung, und ſo allgemeinen Regeln in Anſehung der Thiere, ſcheint es gar nicht vernünftig zu ſeyn, daß der Menſch hiervon gänzlich ſollte ausgeſchloſſen ſeyn; und daß in ihm, in Anſehung ſeiner Seelen, alles durch Wunderwerke geſchehen ſollte. So habe ich auch mehr als einmal angemerkt, wie die Weisheit Gottes erfordere, daß in ſeinen Werken alles harmoniſch ſey, und daß es in der Natur wie in der Gnade zugehe. Alſo ſollte ich glauben, daß diejenigen Seelen, die mit der Zeit menſchliche Seelen ſeyn werden, ſo wohl als die Seelen von andern Arten, in dem Saamen, und in den Vorältern bis auf den Adam, enthalten geweſen; und folglich vom Anfange der Dinge, in einer gewiſſen Art eines organiſchen Körpers, beſtändig vorhanden geweſen: worinnen der Herr Schwammerdam, Malebranche, Bayle, Pitcarne, Hartſöker, und viel andere gelehrte Männer, meiner Meynung zu ſeyn ſcheinen. Und dieſe Lehre wird durch dasjenige, was Herr Leeuwenhök und andere geſchickte Beobachter der Natur, vermittelſt der Vergrößerungsgläſer, wahrgenommen haben, zur Gnüge beſtätiget. Doch kömmt mir aus vielen Urſachen wahrſcheinlich vor, daß die Seelen der Menſchen zu vorher, bloß als empfindende oder thieriſche Seelen, zwar mit Empfindungen und Sinnen, jedoch ohne Vernunft

da

(*) Es iſt zu verwundern, daß Hr. von L. hier mit den Wunderwerken ſo freygebig iſt; da er doch ſonſt ſo viel als möglich iſt, in natürlichen Dingen, dieſelben zu vermeiden ſuchet; und bloß deswegen das carteſianiſche Lehrgebäude von Vereinigung der Seelen verworfen hat, weil es lauter unmittelbare Wirkungen Gottes, oder Wunderwerke erfordert. Mich dünkt aber, er hätte es nicht Urſache gehabt; indem die Vereinigung mit einem ſo geſchickt organiſirten Leibe, als der menſchliche iſt, wenn er zu ſeiner itzigen Geſtalt gelanget, allein ſchon fähig wäre, die bloß thieriſche Seele eines kleinen Samenthierchens; zu einem höhern Grade der Vollkommenheit zu erheben: es ſey nun, daß ſolches entweder da geweſen; und daß ſie in dieſem Stande, bis auf die Zeit der Geburt dererjenigen Menſchen, welchen ſie zugehören ſollten, geblieben, alsdann aber die Vernunft empfangen haben: es mag nun entweder ein natürliches Mittel vorhanden ſeyn, eine bloß empfindende Seele in den Stand einer vernünftigen zu erheben, welches ich doch ſchwer begreifen kann; oder es mag Gott dieſer Seele durch eine beſondere Wirkung, oder wenn man will, durch eine Art einer Verwandlung, die Vernunft einpflanzen; welches um ſo viel leichter anzunehmen iſt, da die Offenbarung noch viel andere unmittelbare Wirkungen (*) Gottes in unſere Seele lehret. Dieſe Erklärung ſcheint die Schwierigkeiten zu heben, die ſich hier in der Philoſophie und Theologie äußern: immaßen die Schwierigkeiten von dem Urſprunge der Formen gänzlich wegfällt; und es der Gerechtigkeit Gottes weit anſtändiger iſt, der durch die Sünde Adams bereits natürlich oder thieriſch verderbten Seele, eine neue Vollkommenheit, nämlich die Vernunft, zu geben; als durch die Schöpfung, oder auf andere Weiſe, eine vernünftige Seele in einen Leib zu ſetzen, wo ſie ſittlich ſoll verderbet werden.

92. §. Da nun die Seele einmal ſchon unter der Herrſchaft der Sünden ſteht, und bereit iſt, dieſelbe wirklich zu begehen, ſo bald als nur der Menſch im Stande ſeyn wird,

---

durch eine vorherbeſtimmte Harmonie, und durch die innere Kraft der Seele alſo erfolge; oder durch einen natürlichen Einfluß, durch die Eindrückungen wohl eingerichteter ſinnlicher Gliedmaßen, ſonderlich bey einer guten Auferziehung alſo erfolge; welche allerdings auch ſo gar bey Thieren von großer Wirkung iſt. Mit einem Worte, bey jedes Kindes Geburt, eine thieriſche Seele, durch eine Transcreation wie Hr. von L. redet, oder unmittelbare Wirkung ſeiner Allmacht, in eine vernünftige menſchliche zu verwandeln, das ſcheint dem übrigen leibnitziſchen Lehrgebäude, auch der göttlichen Weisheit ſelbſt, nicht allerdings gemäß zu ſeyn. G die Vernunft zu gebrauchen: ſo iſt das wiederum eine neue Frage, ob dieſe Beſchaffenheit eines Menſchen, der durch die Taufe nicht wiedergebohren worden, zu ſeiner Verdammung zulänglich ſey, wenn er auch ſchon niemals würkliche Sünde begienge? wie es denn geſchehen kann, und auch öfters wirklich geſchieht; er mag nun entweder vor dem Alter ſterben, da man ſeine Vernunft gebrauchen kann, oder es mag ſelbige geſchwächet und blöde werden, ehe er ſie anwenden können. Man hält dafür, der heilige Gregorius Nazianzenus leugne dieſes, (in der Oration de Baptiſmo,) allein der heilige Auguſtinus bejahet es, und vermeynet: die Erbſünde allein ſey ſchon zulänglich, die hölliſchen Flammen zu verdienen; welche Meynung gewiß ſehr hart iſt, ich will nicht was mehrers ſagen. Wenn ich hier von der Verdammung und der Hölle rede, ſo verſtehe ich eine wirkliche Quaal, und nicht eine bloße Beraubung der höchſten Glückſeligkeit; ich verſtehe poenam ſenſus, non damni. Gregorius von Rimini, General der Auguſtiner, iſt mit wenigen andern, wider die von den Schulen ſeiner Zeit angenommene Meynung, dem heiligen Auguſtin gefolget, und deswegen der Henker der Kinder (Tortor infantum) genennet worden. Die Scholaſtiker aber haben den ungetauften Kindern, an ſtatt ſie in die hölliſchen Flammen zu verweiſen, einen ausdrücklichen Aufenthalt ausgemacht; wo ſie nichts leiden, und nur durch die Beraubung des ſeligen Anſchauens geſtrafet werden. Die Offenbarungen der heiligen Brigitta, wie man ſie nennet, die zu Rom ſehr hoch gehalten werden, ſind ebenfalls dieſer Meynung geneigt. Salmeron und Molina räumen ihnen, nach dem Ambroſius Catharinus, und andern, eine gewiſſe natürliche Seligkeit ein: und der Cardinal Sfondrat, ein gelehrter und frommer Mann, der dieſer Meynung beyſtimmet, iſt letzlich ſo weit gegangen, daß er ihren Stand, als einen Stand glückſeliger Unſchuld, ſo gar dem Stande eines erlöſten Sünders vorgezogen hat;

wie ſolches aus ſeinem Nodo praedeſtinationis ſoluto zu erſehen iſt. Allein das ſcheint ein wenig zu viel zu ſeyn. Es iſt wohl wahr, daß eine gehörigermaßen erleuchtete Seele nicht würde ſündigen wollen; wenn ſie gleich durch dieſes Mittel alle erſinnliche Vergnügung erhalten könnte. Allein der Fall, unter dieſen zweyen Dingen, nämlich der Sünde und der wahrhaftigen Seligkeit, zu wählen, iſt ein widerſinniſcher Fall: und es iſt beſſer, daß man die Seligkeit wiewohl nach vorhergegangener Buße, erlange, als daß man derſelben auf ewig beraubt bleibe.

93 §. Viele franzöſiſche Prälaten und Theologen, die gerne vom Molina abzugehen, und ſich an den heiligen Auguſtin zu halten pflegen, ſcheinen zu der Meynung dieſes großen Lehrers geneigt zu ſeyn: der die in dem Alter der Unſchuld und vor Empfangung der Taufe verſtorbenen Kinder zum ewigen Feuer verdammet. Dieſes iſt aus dem oben angeführten Briefe zu erſehn, welchen fünf berühmte franzöſiſche Prälaten, an den Pabſt Innocentius XII. wider das Buch des Cardinals Sfondrat geſchrieben, welches nach deſſen Tode heraus gekommen; worinnen ſie ſich gleichwohl nicht unterſtanden haben, die Lehre von der bloß privativiſchen Strafe der ohne Taufe verſtorbenen Kinder zu verdammen, weil ſie geſehen, daß ſolche von dem Thomas von Aquino, und andern großen Leuten, gebilliget worden. Ich will nichts von denen ſagen, die man einer ſeits Janſeniſten, und anderer ſeits Schüler des heiligen Auguſtins nennet: denn ſie bekennen ſich gänzlich und unerſchrocken zu der Meynung dieſes Kirchenlehrers. Allein man muß es geſtehen, dieſe Meynung iſt weder in der Vernunft, noch in der heiligen Schrift, zulänglich gegründet, und dabey über alle maßen hart und anſtößig. Der Herr Nicole entſchuldiget ſie in ſeinem Buche von der Einigkeit der Kirche, welches er dem Herrn Jurieu entgegen geſetzt, ſchlecht genug: ob ſchon Herr Bayle (Tom. 3. c. 178. de la Reponſe aux que-

ſtions d'un Provincial) ſeine Partey nimmt. Nicole bedient ſich dieſes Vorwandes, daß in der chriſtlichen Religion noch andere Lehren mehr wären, die ſehr hart zu ſeyn ſchienen. Allein über dem, daß es gar nicht folget, daß man dergleichen harte Sachen deswegen ohne Beweis vermehren ſolle: ſo muß man bedenken, daß die andern Lehren, die Herr Nicole anführet, als nämlich die Erbſünde und die Ewigkeit der Strafen, nur dem Scheine nach hart und ungerecht ſind; da hingegen die Verdammung der ohne wirkliche Sünde und ohne Wiedergeburt verſtorbenen Kinder, wahrhaftig hart, und in der That nichts anders ſeyn würde, als eine Verdammung der Unſchuldigen. Und dieſes bewegt mich zu glauben, daß die Partey, die dieſe Meynung behauptet, in der römiſchen Kirche ſelbſt niemals gänzlich die Oberhand bekommen werde. Die evangeliſchen Glaubenslehrer pflegen von dieſer Materie mit genugſamer Beſcheidenheit zu ſprechen, und die Seelen dem Urtheile und der Erbarmung ihres Schöpfers zu überlaſſen. Wir wiſſen auch nicht alle außerordentliche Wege, deren ſich Gott zur Erleuchtung der Seelen bedienen kann.

94 §. Man kann ſagen, daß diejenigen, welche wegen der bloßen Erbſünde, und folglich die ohne Taufe und außer dem Bunde verſtorbenen Kinder, verdammen, wider ihr eigenes Vermuthen dahin verfallen: daß ſie einen gewiſſen Gebrauch der Gemüthsart des Menſchen, und des göttlichen Vorherwiſſens, zuzugeben genöthiget ſind; den ſie doch bey andern gar ſehr misbilligen. Sie wollen weder zugeben, daß Gott denjenigen ſeine Gnade verſage, von denen er vorherſieht, daß ſie derſelben widerſtehen werden; noch daß dieſes Vorherſehen, und dieſe Gemüthsbeſchaffenheit, an der Verdammung ſolcher Perſonen Urſache ſey. Und unterdeſſen behaupten ſie doch, daß diejenige Beſchaffenheit, welche die Erbſünde ausmacht, und in welcher Gott vorher ſieht, daß das Kind ſündigen werde, ſo bald es nur im Stande

ſeyn wird die Vernunft zu brauchen, ſchon zulänglich ſey, dieſes Kind zum Voraus zu verdammen. Wer das eine behauptet, und das andere verwirft, deſſen Lehren ſtimmen nicht mit einander überein, und hängen ſehr übel zuſammen.

95 §. Nicht weniger Schwierigkeiten fallen auch bey Erwachſenen vor, die aus Antrieb der verderbten Natur in Sünden verfallen: wofern es ihnen am Beyſtande der benöthigten Gnade ermangelt, dadurch ſie ſich entweder vom Falle erhalten, oder aus dem Abgrunde wiederum heraus helfen könnten. Denn es ſcheint hart zu ſeyn, ſie darum ewig zu verdammen, weil ſie dasjenige gethan haben, welches zu unterlaſſen doch nicht in ihrem Vermögen geſtanden. Diejenigen, welche ſo gar auch die Kinder verdammen, die noch nicht fähig ſind, Gutes und Böſes zu unterſcheiden, bekümmern ſich noch weniger um die Erwachſenen: und man ſollte faſt ſagen, ſie hätten ſich durch vieles Vorſtellen ganz verhärtet, die Menſchen ohne Barmherzigkeit leiden zu ſehen. Allein mit den andern iſt es nicht ſo beſchaffen; und ich wollte es allerdings mit denen halten, die allen Menſchen eine zulängliche Gnade zugeſtehen, ſie aus dem Uebel heraus zu reißen: wenn ſie nur genugſam bereitet ſind, ſich dieſe Hülfe zu Nutz zu machen, und ſie nicht vorſetzlich von ſich ſtoßen. Man macht den Einwurf, es wären ſo wohl unter den geſitteten, als unter den barbariſchen Völkern, entſetzlich viele Menſchen geweſen, und es gäbe deren auch noch itzo, welche die Erkenntniß Gottes und Jeſu Chriſti, die man nöthig hat, auf ordentliche Weiſe ſelig zu werden, niemals gehabt hätten. Allein, ohne ſie durch das Vorgeben einer bloßen philoſophiſchen Sünde zu entſchuldigen, und ohne ſich bey einer bloßen Strafe der Beraubung aufzuhalten; als welches Dinge ſind, die dieſes Orts nicht auszumachen ſind: ſo kann man noch an der Sache ſelbſt zweifeln. Denn woher wiſſen wir, ob ſie nicht eine ordentliche oder außeror-

dent

deutliche Hülfe empfangen, die uns unbekannt iſt? Dieſe Regel, daß demjenigen, welcher thut ſo viel er kann, die nothwendige Gnade nicht verſagt wird, (quod facienti quod in ſe eſt, non denegatur gratia neceſſaria.) ſcheint mir eine ewige Wahrheit zu ſeyn. Thomas Aquinas, der Erzbiſchof Bradwardin, und andere, haben geſagt: es trüge ſich hierinnen etwas zu, das wir nicht wüßten, (Thom. quaeſt. 14. de veritate. Art. 11. ad 1. & alibi. und Bradwardin de Cauſa Dei, bald im Anfange.) Und viele anſehnliche Gottesgelehrten in der römiſchen Kirche ſelbſt, haben gelehret, es wäre ein ernſtlicher Trieb der Liebe, damit man Gott über alle Dinge liebet, zur Seligkeit zulänglich; wenn nur die Gnade Jeſu Chriſti verurſachte, daß ſolcher Trieb hervor gebracht würde. Der Pater Franciſcus Xaverius antwortete den Japoneſern: **wenn nur ihre Vorältern ihr natürliches Licht wohl gebraucht hätten, ſo würde ihnen Gott ſchon die nöthige Gnade zur Seligkeit gegeben haben**: und der Biſchof von Genf, Franciſcus von Sales, billiget dieſe Antwort über alle maßen. (Lib. 4. de Amore Dei, cap. 5.)

96 §. Ich habe dieſes zu andrer Zeit dem vortrefflichen Herrn Peliſſon vorgehalten, um ihm zu zeigen: daß die römiſche Kirche, die weiter geht als die Proteſtanten, diejenigen dennoch nicht ſchlechterdings verdammet, die außer ihrer Gemeinſchaft, ja ſelbſt außer dem Chriſtenthume, wenn es bloß nach dem deutlichen Erkenntniſſe, (fide explicita) abgemeſſen wird, ſich befinden: und er hat es in ſeiner ſehr höflichen Antwort, die er mir gegeben, und die

er

(*) Dieſe Schriften des Herrn von Leibnitz und des Herrn Peliſſon ſind nach des erſtern Tode auch in Deutſchland nachgedruckt worden. Sie ſtehen in dem Otio Hanoverano. das Herr Feller heraus gegeben hat; und können gleichfalls zum Muſter dienen, wie eine gelehrte Streitigkeit unter wohlgeſitteten Männern mit aller Höflichkeit geer in den vierten Theil ſeiner Reflexions geſetzt, wo er mir die Ehre gethan, meine Schrift mit beyzufügen, eigentlich zu reden, nicht widerlegt. Ich gab ihm damals zu bedenken, was ein berühmter portugieſiſcher Schriftgelehrter, Jacob Payva Andradius, der zu der tridentiniſchen Kirchenverſammlung abgeſchickt war, in währender dieſer Verſammlung, wider den Chemnitius hievon geſchrieben. (*) Und itzt will ich, ohne viel andere Schriftſteller anzuführen, bloß den Jeſuiten, Pater Friedrich Spee, einen der allervortrefflichſten Leute ſeines Ordens, nennen, der gleichfalls dieſe gemeine Meynung von der Kraft der Liebe Gottes gehabt hat; wie ſolches aus der Vorrede des ſchönen Buches erhellet, das er in deutſcher Sprache von den chriſtlichen Tugenden geſchrieben. Er redet von dieſer Anmerkung, als von einem ſehr wichtigen Geheimniſſe der Frömmigkeit, und handelt gar weitläuftig und deutlich von der Kraft der Liebe Gottes, die Sünde zu vertilgen, auch ohne Darzwiſchenkunft der Sacramente der katholiſchen Kirche; wenn man ſolche Sacramente nur nicht verachte, als welches mit dieſer Liebe keinesweges beſtehen könne. Und hiervon hat mir eine ſehr hohe Perſon, welche einen von den höchſten Titeln führte, die man in der römiſchen Kirche haben kann, die erſte Nachricht gegeben. Der Pater Spee war (beyläufig zu gedenken) von einem adelichen Geſchlechte, aus Weſtphalen gebürtig; und iſt, vermöge des Zeugniſſes desjenigen, der ſein Buch mit Bewilligung der Obern zu Cöln herausgegeben, in großem Ruhme der Heiligkeit und Frömmigkeit geſtorben.

97 §. Das

führet werden könne. Es kommen ſehr viele wichtige Materien darinn vor, die den Herrn Gottesgelehrten angenehm ſeyn können: weswegen es zu wünſchen wäre, daß ſie aus der franzöſiſchen Sprache auch deutſch überſetzt werden möchten. G.

97 §. Das Andenken dieſes vortrefflichen Mannes muß auch deswegen gelehrten und verſtändigen Leuten lieb und werth ſeyn, weil er der Urheber des Buches iſt, das den Titel führet: Cautio criminalis circa proceſſus contra ſagas, welches nicht wenig Aufſehen gemacht, und in viele Sprachen überſetzt worden. Ich habe von dem großen Churfürſten von Maynz, Johann Philipp von Schönborn, einem Vetter itziger Churfürſtlichen Durchlauchtigkeit, der den Fußſtapfen dieſes würdigſten Vorfahren ruhmwürdigſt nachgefolget, vernommen: dieſer Pater habe ſich damals im Frankenlande befunden, als man daſelbſt auf die Verbrennung der vermeynten Hexen ganz unſinnig war; und als er viele zum Scheiterhaufen begleitet, ſie insgeſammt, aus der Beichte und andern Fragen, die er deswegen an ſie gethan, für unſchuldig erkannt. Dadurch ſey er dergeſtalt gerühret worden, daß ohngeachtet der damaligen Gefahr die Wahrheit zu ſagen, er ſich entſchloſſen, die angezogene Schrift zu verfertigen, jedoch ohne ſich zu nennen: die einen großen Nutzen geſchafft. Selbſt dieſer Churfürſt, der damals nur noch ein bloßer Domherr war, hernach Biſchof von Würzburg, und endlich auch Erzbiſchof von Maynz geworden, ward in dieſem Stücke auf andere Gedanken gebracht; hat auch, ſo bald er zur Regierung gekommen, dieſes Verbrennen abgeſchafft: worinnen ihm hernach die Herzoge von Braunſchweig, und endlich die meiſten andern Fürſten und Stände von Deutſchland nachgefolget ſind.

98 §. Dieſe

(*) Wen das Wunder nimmt, daß Herr von Leibnitz hier zu ſo außerordentlichen Wegen einen Menſchen zu bekehren ſeine Zuflucht nimmt; der muß erwegen, daß Bayle, aus der großen Anzahl der Verdammten, nicht nur bey den Ungläubigen und Irrgläubigen, ſondern auch unter den Rechtgläubigen ſelbſt, einen ſtarken Einwurf wider die göttliche Güte und Gerechtigkeit hergenommen. Dieſe alſo zu ſchützen, 98 §. Dieſe Ausſchweifung hat mir nicht unzeitig geſchienen, weil dieſer Schriftſteller verdienet bekannter zu ſeyn. Itzo komme ich wieder zur Sache, da ich denn noch dieſes hinzu ſetzen will, daß wenn man annimmt: es ſey heut zu Tage eine Erkenntniß Jeſu Chriſti nach dem Fleiſche, zur Seligkeit allerdings nöthig; wie es denn in der That am ſicherſten iſt, alſo zu lehren: ſo könne man auch ſagen, daß Gott dieſe Erkenntniß allen denjenigen geben werde, die das thun, was menſchlicher Weiſe in ihren Kräften ſteht; und wenn es auch gleich durch ein Wunderwerk geſchehen ſollte. Hernach können wir auch nicht wiſſen, was in der letzten Todesſtunde in den Seelen vorgeht. Und wenn viele gelehrte und anſehnliche Theologen behaupten, daß die Kinder in der Taufe eine gewiſſe Art des Glaubens bekommen, ob ſie ſich ſchon nachmals nicht darauf beſinnen können, wenn man ſie darüber befraget: warum wollte man nicht zugeben, daß dergleichen etwas, oder noch etwas ausdrücklichers, in den Sterbenden ſich eräugen könne, die man nach ihrem Tode nicht befragen kann? Dergeſtalt giebt es unendlich viele Wege, die Gott unverſchloſſen ſind, und die ihm Mittel an die Hand geben, ſeiner Gerechtigkeit und Gütigkeit ein Genügen zu thun: und alles was man einwenden kann iſt dieſes, daß wir die Wege, derer er ſich bedienet, nicht wiſſen; welches aber nichts weniger als ein gültiger Einwurf iſt. (*)

99 §. Nun wollen wir auf diejenigen kommen, denen es zwar nicht an Kräften, aber an gutem Vorſatze, ſich zu

---

ergreift er freylich alle mögliche Mittel, die Zahl der Seligen zu vergrößern, und die Zahl der Verlohrengehenden zu vermindern. Wer ihm dieſen Eifer in einer ſo löblichen Abſicht misbilligen will, der mag ſelber auf Mittel denken, die Schwierigkeiten, die in dem hiſtoriſch critiſchen Wörterbuche hin und wieder, ſonderlich aber, in dem Artikel Xenophanes vorkommen, beſſer zu beantworten. G.

beſſern fehlet. Dieſe ſind ohne Zweifel nicht zu entſchuldigen: allein es bleibt doch allezeit in Anſehung Gottes eine groſſe Schwierigkeit übrig; weil es ja bey ihm geſtanden, ihnen dieſen guten Willen ſelbſt zu geben. Er iſt Herr über die Willen: die Herzen der Könige und anderer Menſchen ſtehen in ſeinen Händen. Die heilige Schriſt ſagt ſogar, er verſtocke bisweilen die Boshaftigen, um ſeine Macht zu zeigen, indem er ſie ſtrafet. Dieſe Verſtockung muß nicht ſo verſtanden werden, als wenn Gott etwas der Gnade entgegen geſetztes; das iſt ein Widerſtreben gegen das Gute, oder auch wohl eine Neigung zum Böſen, gleichwie die Gnade eine Neigung zum Guten iſt, außerordentlich in die Herzen eindruckte: ſondern ſo, daß Gott, da er den Zuſammenhang der von ihm angeordneten Dinge betrachtet, aus höhern Bewegungsgründen für gut befunden, zu geſtatten; daß zum Exempel Pharao in ſolche Umſtände gerathen möchte, die ſeine Bosheit vermehrten, und daß die göttliche Weisheit aus dieſem Uebel was Gutes ziehen wollen.

100 §. Alſo kömmt öfters alles auf die Umſtände an, die einen Theil des Zuſammenhangs der Dinge ausmachen. Es giebt unendlich viele Exempel von geringen Umſtänden, durch die ein Menſch bekehret oder verkehret werden kann. Es iſt nichts bekannters als das: Tolle, lege, nimm und lies, welches der heilige Auguſtin in einem benachbarten Hauſe ausrufen hörte; als er eben bey ſich überlegte, welche Partey er unter denen in ſo viele Secten zertheilten Chriſten nehmen ſollte, indem er bey ſich ſelbſt ſagte:

Quod vitae ſectabor iter?

(*) Man ſiehe hieraus wie ſehr der Aberglaube auch bis in dieſes Jahrhundert noch geherrſchet hat; und was für ſchädliche Folgen er nach ſich ziehen kann. Auguſtin kam durch einen blinden Zufall von den Manichäern zu einer guten Partey: dieſer Däne aber, wird durch ſeine Einfalt

Dadurch ward er denn bewogen, die Bibel, die er vor ſich hatte, ungefähr aufzuſchlagen, und dasjenige zu leſen, was ihm vor die Augen kam; und das waren ſolche Worte, die ihn vollends dahin brachten, von den Manichäern abzutreten. Der gute Herr Stenonis, ein Däne, Titularbiſchof von Titianopel, und wie man zu reden pfleget, Vicarius Apoſtolicus zu Hannover und dieſer Gegenden, wo damals ein regierender Herzog ſeiner Religion war, verſicherte uns, daß auch ihm dergleichen etwas begegnet wäre. Er war ein großer Zergliederer, und in der Erkenntniß der Natur ſehr geübt: allein er ließ die Unterſuchung derſelbigen unglücklicher weiſe fahren, und ward aus einem großen Naturkündiger ein mittelmäßiger Glaubenslehrer. Er wollte faſt gar nicht mehr von den Wunderdingen der Natur reden hören: und es wäre ein ausdrücklicher päbſtlicher Befehl, in Kraft des heiligen Gehorſams, nöthig geweſen, um die Anmerkungen von ihm heraus zu bringen, die Herr Thevenot von ihm verlangte. Er erzählete uns alſo, daß die Stimme eines Frauenzimmers zu Florenz, die ihm aus ihrem Fenſter zugerufen: **Mein Herr gehet nicht auf dieſe Seite, wo ihr hingehen wollet, gehet auf die andere Seite;** ſehr viel beygetragen, daß er ſich entſchloſſen, die Partey der römiſchen Kirche anzunehmen. Dieſe Stimme, ſagte er, gieng mir zu Herzen, weil ich eben damals Religionsgedanken hatte. Es wußte dieſes Frauenzimmer, daß er in dem Hauſe, wo ſie war, einen Menſchen ſuchte: und weil ſie ſah, daß er unrecht gieng, ſo wollte ſie ihm das Zimmer ſeines Freundes anzeigen. (*)

---

in ſolchen Dingen, bewogen, von einer beſſern Partey zu einer ſchlimmern zu treten. Unſelige Gemüther, die ſich in den wichtigſten Dingen gleichſam durch ein Würfelſpiel, oder durch das Abzählen ihrer Knöpfe lenken laſſen wollen! G.

101. §. Der Pater Johann Davidius, ein Jeſuit, hat ein Buch geſchrieben unter dem Titel: Veridicus Chriſtianus; welches gleichſam eine Art einer Bibliomantie iſt, darinnen man die Stellen, zur Nachahmung des Tolle Lege des heiligen Auguſtin, von ungefehr erwählt, und es iſt gleichſam ein andächtiges Spiel. (*) Allein die ohngefähren Fälle, in denen wir uns wider unſern Willen befinden, tragen nur allzuviel zu demjenigen bey, was den Menſchen die Seligkeit giebt oder entzieht. Wir wollen uns zwey pohlniſche Kinder, die Zwillinge ſind, vorſtellen: das eine wird von den Tartarn gefangen, den Türken verkauft, zum Abfalle von der chriſtlichen Religon gebracht, und in alle Gottloſigkeit geſtürzt, bis es endlich in Verzweiflung ſtirbt. Das andere wird durch einen Zufall errettet, hernachmals geräth es in gute Hände, bekömmt gehörigen Unterricht, begreift die wichtigſten Wahrheiten der chriſtlichen Religion gründlich, wird in den Tugenden, die uns die Religion anpreiſet, geübet, und ſtirbt mit allen Zeichen eines guten Chriſten. Man wird das Unglück des erſtern bedauren, den vielleicht ein geringer Umſtand verhindert, daß er nicht ſo wohl als ſein Bruder ſelig worden: und man wird erſtaunen, daß ſo ein geringer Zufall den Ausſchlag über ſein Glück und Unglück, in Anſehung der Ewigkeit, hat geben müſſen.

102 §. Es möchte vielleicht jemand ſagen, Gott habe durch die mittlere Erkenntniß vorhergeſehen, das der erſtere eben ſo wohl würde gottlos geweſen und verdammt worden ſeyn, wenn er gleich in Pohlen geblieben wäre. Es mag wohl

---

(*) Auch der berühmte Herrmann von der Hardt in Helmſtädt, und einige hälliſche Gottesgelehrten haben dergleichen bibliſche Spruchlotterien angeſtellet, und andern angeprieſen; daraus ein jeder der ſie beſuchet, oder in einer Geſellſchaft beyſammen iſt, ſich einen Zettel herausziehen, und ihn als einen göttlichen Zuruf anſehen muß. Es kann ſeyn, daß dieſes bey gewiſſen Leuten eine gute Wirkung hat: weil wohl vielleicht einige Fälle geben, in denen dergleichen etwas ſtatt findet. Allein wollte man wohl ſagen, daß dieſes eine allgemeine Regel ſey, und daß kein einziger von allen denen, die unter den Heyden verdammt worden, würde ſelig worden ſeyn, wenn er unter den Chriſten geweſen wäre? Hieße dieß nicht unſerm Heilande ſelbſt widerſprechen, der ausdrücklich ſagt, daß ſich Tyro und Sidon ſeine Predigten würden beſſer zu Nutze gemacht haben, als Capernaum, wenn ſie das Glück gehabt hätten ihn zu hören?

103 §. Allein wenn man auch gleich dieſe Anwendung der mittleren Erkenntniß Gottes, wider allen Schein, hier zulaſſen wollte, ſo ſetzt ſie doch beſtändig voraus: daß Gott dasjenige betrachtet, was der Menſch in dieſen und dieſen Umſtänden thun würde: und es bleibt allezeit wahr, daß ihn Gott in andere heilſamere Umſtände hätte ſetzen, und ſolchen innerlichen oder äußerlichen Beyſtand leiſten können, welcher vermögend geweſen wäre, auch die größte Bosheit, deren immermehr eine Seele fähig iſt, zu überwinden. Man wird wohl einwenden, Gott ſey dazu nicht verbunden: allein das iſt nicht genug, man muß noch dieſes hinzuſetzen; daß ihn die allerwichtigſten Urſachen verhindern, alle ſeine Gütigkeit allen zu genießen zu geben. Alſo muß eine Wahl ſtatt haben: allein ich bin nicht der Meynung, daß man die Urſache derſelben ſchlechterdings in der böſen oder guten Gemüthsart der Menſchen ſuchen müſſe. Denn wenn man mit einigen annimmt, daß Gott, indem er diejenige Einrichtung der Dinge erwählet hat, die zwar am meiſten Gu-

---

es aber bey vielen auch zum Geſpötte gemisbrauchet wird, andern aber gar zu einem ſchädlichen Aberglauben Anlaß geben kann; ſo wäre es meines Erachtens eben nicht rathſam, ſolchen Beyſpielen zu folgen; zumal da dergleichen Spiele ſchon bey Geſundheitsverſen, Neujahrswünſchen, und andern weltlichen und wohl gar ärgerlichen Dingen, lächerlich und anſtößig geworden. G.

tes, jedennoch auch die Sünde und die Verdammniß in ſich faſſet, durch ſeine Weisheit ſey bewogen worden, die beſten Gemüthsarten auszuleſen, um hieraus Gefäße ſeiner Gnade zu machen: ſo ſcheint es, als würde die Gnade Gottes nicht genugſam umſonſt und unverdienter weiſe gegeben; und der Menſch würde ſich gleichſam durch ein angebohrnes Verdienſt ſelbſt von andern unterſcheiden; welches aber von den Lehrſätzen, nicht allein des heiligen Pauli, ſondern auch der allerhöchſten Weisheit ſelbſt, ſehr weit entfernet iſt. (*)

104 §. Zwar giebt es freylich wohl Urſachen der göttlichen Wahl, und die Betrachtung des Gegenſtandes, das iſt der Gemüthsart des Menſchen, muß ohne Zweifel mit unter ſolchen Urſachen begriffen ſeyn. Allein es ſcheint nicht, daß dieſe Wahl einer gewiſſen Regel unterworfen ſey, die wir zu begreifen vermögend wären, und die dem Hochmuthe der Menſchen ſchmeicheln könnte. Einige berühmte Theologen glauben: Gott biethe denenjenigen, von denen er zuvor ſieht, daß ſie weniger widerſtehen werden, mehr Gnade, oder auf eine vortheilhaftere Weiſe an; und überlaſſe die andern ihrer Halsſtarrigkeit. Wir haben Urſache zu glauben, daß es öfters alſo ſey: und dieſe Art die Sache zu erklären geht unter denen, welche machen, daß ſich der Menſch, durch das in ſeiner Gemüthsbeſchaffenheit befindliche Gute, ſelbſt unterſcheidet, am allermeiſten von der pelagianiſchen Meynung ab. Unterdeſſen getraute ich mir doch eben ſo

wenig,

(*) Wenn bey dieſer Austheilung nach einiger Betrachtung eines natürlichen Vorzuges, die Gnade Gottes zu leiden ſcheint; die gleichwohl ohne alles vorhergehende Verdienſt der Menſchen ihre Güter austheilet: ſo ſieht man im Gegenfalle nicht, wie die göttliche Gerechtigkeit beſtehen könne; die gleichwohl auch nicht ohne Urſache, einen zu mehrern Graden der Heiligkeit und Herrlichkeit fähigen Geiſt, mit ihrem Beyſtande verlaſſen kann; um einen weit unfähigern zu einer kaum mittelmäßigen Tugend und Seligkeit zu verwenig, eine allgemeine Regel daraus zu machen. Es müſſen uns die Urſachen der göttlichen Wahl verborgen bleiben, damit wir keine Urſache haben, uns zu rühmen. Sie ſind auch ſo vielfältig und mancherley, daß wir gar nicht vermögend ſind, ſie zu erkennen: und es kann geſchehen, daß Gott bisweilen die Macht ſeiner Gnade zeiget, indem er auch den allerhartnäckichſten Widerſtand überwindet; damit niemand Urſache habe zu verzweifeln, gleichwie niemand Urſache hat ſich damit zu ſchmäucheln. Dieſe Gedanken ſcheint auch der heilige Apoſtel Paulus gehabt zu haben, indem er ſich in Anſehung deſſen zum Exempel vorſtellet, wenn er ſpricht: Gott hat mir Barmherzigkeit erzeigt, um ein Exempel ſeiner großen Geduld und Langmuth darzulegen.

105 §. Vielleicht ſind im Grunde alle Menſchen gleich böſe, und folglich nicht im Stande, durch ihre guten, oder nicht ſo böſen natürlichen Eigenſchaften ſich ſelbſt zu unterſcheiden: allein ſie ſind dennoch nicht alle auf einerley Art böſe. Denn es iſt ein urſprünglicher individualiſcher Unterſcheid unter den Seelen, wie ſolches die vorherbeſtimmte Harmonie zeiget. Einige ſind nach ihrer natürlichen Beſchaffenheit mehr oder weniger zu einem ſolchen Guten oder Böſen, oder zu deſſen Gegentheile, geneigt. Allein da nach der allgemeinen Einrichtung der Welt, die Gott um höherer Urſachen willen erwählet hat, die Menſchen ſich in unterſchiedenen Umſtänden befinden: ſo werden diejenigen,

---

helfen. Man kann aber beydes, wie mich dünkt vereinigen, wenn man behauptet, daß eine natürliche Fähigkeit eigentlich zu reden, kein Verdienſt eines Menſchen iſt. Das was eine Gabe des Schöpfers iſt, das kann ſich der Menſch nicht ſelber zurechnen: alſo krönet doch Gott ſein eigen Werk, wenn er auch in Anſehung natürlicher Geſchicklichkeiten, oder guter Gemüthsarten, den einen vor dem andern zeitlich oder ewig begnadiget. G.

ſo für ihre Gemüthsart die vortheilhafteſten Umſtände antreffen, leichter die Frömmſten, die Tugendhafteſten, die Glücklichſten werden; jedoch allezeit durch Beyſtand des Eindrucks der inneren Gnade, die Gott damit verknüpfet. Bisweilen geſchieht es auch in dem Fortgange des menſchlichen Lebens, daß ein herrlicher Naturell, aus Mangel der Wartung und Gelegenheit, nicht ſo gut fortkömmt. Man kann ſagen, daß die Menſchen nicht ſo wohl nach ihrer Vortrefflichkeit, als nachdem ſie ſich zum göttlichen Vorhaben am beſten ſchicken, ſind erwählet und geordnet worden: wie man etwan bisweilen in einem Gebäude, oder in einer gewiſſen Verbindung, einen eben nicht ſo guten Stein erwählet; aus der Urſache, weil er eben der iſt, der einen gewiſſen leeren Platz ausfüllt.

106 §.

(*) Einen ſo erhabenen Zweck hat ſich der Verfaſſer in dieſem ganzen Werke vorgeſetzet! Wäre es nicht zu wünſchen, daß Männer, die es ſonſt mit der natürlichen und geoffenbarten Religion gut meynen, und ſolches ſelbſt durch gelehrte Schriften erwieſen haben; wenigſtens in Betrachtung dieſer Abſicht, liebreicher mit demſelben verfahren wären, als ſie wirklich gethan haben? Sie kämpfen ja, mit dem H. von L. für eine und dieſelbe Partey. Sie ſtreiten für die gemeine, und was das beſte iſt, für die gute Sache der Vernunft und des Glaubens: denn beyde ſind in dieſen Stücken, darinn ſie von den Freygeiſtern angegriffen werden, eins. Iſt es alſo nicht billig, daß diejenigen, die wider einerley Feinde zu Felde ziehen, einander nicht ſelbſt durch innerliche Uneinigkeiten aufreiben? Was ſchadets, daß der eine mit dieſen, und der andere, mit andern Waffen zu Felde zieht. Genung daß ſie alle dem gemeinſchaftlichen Gegner, nach dem Maße ihrer Gaben und Kräfte Abbruch zu thun ſuchen. Hr. von L. aber hätte dieſe Nachſicht deſto mehr verdient, da er ſelbſt der gelindeſte Richter fremder Arbeiten und Bemühungen zu ſeyn pflegt; wie dieſe Theodicee auf allen Blättern zeiget. G.

106 §. Allein alle dieſe Bemühungen der Vernunft, dabey man eben nicht nöthig hat, ſich an gewiſſe Meynungen ſchlechterdings zu binden, dienen zu weiter nichts, als zu erweiſen:. daß man tauſenderley Mittel und Wege hat, das Verfahren Gottes zu rechtfertigen; und daß alles Anſtößige, das wir ſehen, alle Einwürfe, alle Schwierigkeiten, die man ſich machen kann, gar nicht im Wege ſtehen, daß man nicht vernünftiger Weiſe glauben ſollte, wenn man es gleich ſonſt nicht auf unwiderſprechliche Art wüßte; wie wir doch ſchon gezeigt haben, und wie im folgenden noch mehr erhellen wird: daß nichts ſo erhaben, als die Weisheit Gottes, nichts ſo gerecht, als ſeine Urtheile, nichts ſo rein als ſeine Heiligkeit, und nichts unermeßlicher, als ſeine Güte ſey. (*)

Des Verſuchs
Von der Güte Gottes,
von der
Freyheit des Menſchen,
# und vom Urſprunge des Böſen,
Zweyter Theil.

---

107 §.

Bisher haben wir uns bemühet, eine ausführliche und deutliche Erklärung von dieſer ganzen Materie zu geben: und ob wir zwar der Einwürfe des Herrn Bayle ins beſondere noch nicht gedacht; ſo haben wir doch geſucht, denſelben vorzubauen, und die Mittel, darauf zu antworten, an die Hand zu geben. Gleichwie wir uns aber vorgenommen haben, dieſelben abſonderlich zu widerlegen; nicht allein weil vielleicht noch einige Stellen ſeyn möchten, die erläutert zu werden verdienten, ſondern auch weil ſeine Einwürfe gemeiniglich ſehr ſinnreich und gelehrt ſind, und zu mehrerer Erläuterung dieſes Streits nicht wenig dienen: alſo wird es nicht übel gethan ſeyn, wenn wir die vornehmſten derſelben, die in ſeinen Werken hin und wieder zerſtreuet ſind, anführen, und unſere Auflöſung alsbald

---

(*) Hr. Bayle iſt ein groſſer Liebhaber von ſolchen metaphoriſchen Redensarten und langen allegoriſchen Beſchreibungen. Sein groſſer Witz, der ihn zu einem Redner und Dichbald beyfügen werden. Wir haben bald anfangs gemerket, daß Gott ſo wohl zu dem moraliſchen als phyſikaliſchen Böſen, und zwar zu beyden, auf eine ſo wohl moraliſche als phyſikaliſche Art beyträgt; und daß der Menſch ebenfalls ſo wohl phyſikaliſch als moraliſch mitwirket, und zwar auf eine freye und thätige Art und Weiſe, wodurch er eben tadelhaft und ſtrafbar wird. Wir haben auch angezeigt, daß jeder Punct ſeine Schwierigkeit habe: die vornehmſte aber iſt dieſe, wenn man behaupten ſoll, daß Gott zu dem moraliſchen Böſen, das iſt, zur Sünde, moraliſch etwas beytrage; und doch weder der Urheber der Sünde, noch ein Mitgehülfe derſelben ſey.

108 §. Er thut dieſes, theils indem er ſie mit Recht zuläßt, theils indem er ſie weislich zum Guten wendet: wie wir allbereit auf eine ſolche Art gezeigt haben, die verſtändlich genug zu ſeyn ſcheint. Allein gleich wie ſich Herr Bayle hierinnen abſonderlich viel Mühe giebt, diejenigen über den Haufen zu werfen, welche behaupten; daß in Glaubensſachen nichts ſey, was man nicht mit der Vernunft vereinigen könne: alſo müſſen wir auch hier vornehmlich zeigen, daß unſere Lehren mit einem ſtarken Walle, um uns ſeiner Allegorie zu bedienen, und mit ſolchen Gründen befeſtiget ſind, die dem Feuer von ſeinen allerſtärkſten Schanzen zu widerſtehen vermögen. Er hat dieſe Schanzen in dem 144ten Cap. ſeiner Antwort auf die Fragen eines Provincials, Tom. III. pag. 812. gegen uns aufgeworfen, allwo er die theologiſche Lehre in ſieben Sätzen abgefaßt; und denſelben neunzehen philoſophiſche Sätze, als ſo viel große Carthaunen, (*) die unſern Wall ſollen durchlöchern können, entgegen geſetzt. Wir wollen mit den theologiſchen Sätzen den Anfang machen.

109 §.

ter weit geſchickter, als zu einem Weltweiſen gemacht hatte, kömmt ihm immer in die Quere, wenn er die aller tiefſinnigſten Dinge abhandeln will. Es iſt wahr, daß er dadurch

109 §. I. Gott, ſagt er, das ewige und nothwendige, unendlich gute, heilige, weiſe, und mächtige Weſen, beſitzt von aller Ewigkeit her, eine ſolche Herrlichkeit (Gloriam) und Seligkeit, die niemals zu- noch abnehmen kann.

Dieſer Satz iſt eben ſowohl philoſophiſch als theologiſch. Ob man ſagen kann, daß Gott Ehre und Herrlichkeit beſitze, wenn er allein iſt, das kömmt auf die Bedeutung des Worts an. Man kann mit einigen ſagen: die Herrlichkeit beſtehe in dem Vergnügen, das man im Erkenntniſſe ſeiner eigenen Vollkommenheiten empfindet; und in dieſem Verſtande beſitzt ſie Gott allezeit. Allein wenn die Ehre und Herrlichkeit ſo viel bedeutet, daß andere ein Erkenntniß davon haben, ſo kann man ſagen: Gott erlange dieſe Herrlichkeit nur alsdann, wenn er ſich vernünftigen Creaturen zu erkennen giebt; ob es ſchon im übrigen wahr iſt, daß er hiedurch kein neues Gut bekömmt, und daß vielmehr die vernünftigen Geſchöpfe ein beſonderes Gut erlangen, wenn ſie die Herrlichkeit Gottes gehöriger maßen betrachten.

110 §.

oftmals die trockenſten Sachen mit einer gewiſſen Anmuth begabet, und manchem Leſer eine an ſich ſchwere Sache erleichtert. Allein es iſt auch hingegen gewiß, daß er durch ſolche Bilder in den Ausdrückungen, ſeinen unvorſichtigen und nicht ſattſam geübten Leſern vielfältig nur Blendwerke vor die Augen mache. Wenn nur das Gleichniß hübſch bekannt und wohl gar luſtig iſt; ſo glauben leichtſinnige Gemüther ſogleich, ſie verſtünden die ganze Sache aus dem Grunde. Ja wenn ſie, wie es oft kömmt, nur über die aufgeweckte Art ſeines Vortrages ein Wohlgefallen gehabt, oder gar gelachet haben: ſo hat Bayle recht; ſo iſt er ein unvergleichlicher Mann; ſo iſt ihm kein Menſch gewachſen, ſo tiefſinnig er auch den ganzen Zweifel aufzulöſen vermöchte. Herr von Leibnitz iſt ein Geiſt von ganz anderer Art. Er ſcherzet nicht gern in wichtigen Dingen. Er brauchet gegen erhabene Wahrheiten die gebührende Ehr-

110 §. II. **Er entſchloß ſich freywillig, Creaturen zu ſchaffen, und erwählete aus unendlich vielen möglichen Dingen, diejenigen die ihm gefielen, um ihnen die Wirklichkeit zu geben, und daraus die Welt zu machen, und ließ die andern alle im Nichts.**

Dieſer Satz ſtimmet ebenfalls mit demjenigen Theile der Philoſophie, welcher die natürliche Theologie heißt, ſo wohl als der vorhergehende überein. (*) Wir müſſen aber vornämlich darauf fußen, wenn geſagt wird, Gott erwähle die mögliche Dinge, die ihm gefielen. Denn es iſt zu bedenken, daß es eben ſo viel iſt, wenn ich ſpreche: das gefällt mir; als wenn ich ſagte: ich befinde das für gut. Die ideale Güte des Gegenſtandes gefällt mir alſo, und macht, daß ich es aus vielen andern, die mir nicht gefallen, oder die mir nicht ſo ſehr gefallen; das iſt, die weniger von derjenigen Güte in ſich halten, die mich rührt, erwähle. Nun kann Gott nichts anders, als das wahrhaftige Gute gefallen: folglich iſt das, was Gott am meiſten gefällt, und von ihm erwählt zu werden verdient, das allerbeſte. (**)

111 §.

---

furcht: daher rücket er hier dem Herrn Bayle ſeinen Fehler, auf eine feine und beſcheidene Art vor. G.

(*) Man merke hier nur wie ſich Herr Bayle, den man doch ſonſt für ſo ſcharfſinnig hält, dennoch ſchon zum andern male verſieht, und einen Satz für theologiſch ausgiebt; der doch eben ſowohl philoſophiſch iſt. Hat ers ohne Vorſatz und aus Verſehen gethan, ſo iſt es ſeiner Scharfſinnigkeit eben nicht rühmlich: hat ers aber mit Fleiß gethan, ſo ſieht man daraus, wie gern er die Vernunft mit dem Glauben, und die Weltweisheit mit der Offenbarung in einen Streit verwickeln will; um dadurch Leute, die ihrer Vernunft was zutrauen, wider die Religion aufzubringen und davon abwendig zu machen. G.

(**) Ich weis gewiß Herr Bayle würde erſchrecken ſeyn, wenn er dieſen Zuſatz des Herrn von Leibnitz bey ſeinen Worten, 111 §. III. Da nun die menſchliche Natur unter der Zahl der Dinge war, die er hervor bringen wollte, ſo ſchuff er Mann und Weib, und gab ihnen unter andern Gnadenbezeugungen den freyen Willen, ſo daß ſie ihm gehorchen konnten: allein er dräuete ihnen den Tod, wenn ſie ſeinen Befehlen, die er ihnen gab, ſich einer gewiſſen Frucht zu enthalten, nicht gehorchen würden.

Dieſer Satz iſt zum Theil geoffenbaret, und muß ohne einige Schwierigkeit zugelaſſen werden: wenn nur der freye Wille gehöriger maßen, nach der von uns gegebenen Erklärung, verſtanden wird. (*)

112 §. IV. Sie aßen aber dennoch davon, und von ſtund an wurden ſie und ihre Nachkommenſchaft zu denen Beſchwerniſſen dieſes Lebens, zu dem zeitlichen Tode, und zur ewigen Verdammniß, verdammet; und einer ſolchen Neigung zur Sünde unterworfen, daß ſie ſich nunmehr derſelben, faſt ohne Ende und Aufhören ergeben.

Man

---

die ihm gefielen; geleſen hätte. Denn das hat er ſich wohl nimmer vermuthet, daß dasjenige, was dem Allerweiſeſten gefällt, nothwendig das Allerbeſte ſeyn müßte. Er hat das gefallen, ſo in gemeinem Verſtande, wie man von Menſchen redet, genommen; die oft aus einem halben Eigenſinne, etwas thun, und nicht allemal das Beſte treffen, weil ſie es nicht genug einſehen. G.

(*) Ich wundre mich, daß Herr von Leibnitz nicht hierbey angemerket, daß Bayle von dem Geben des freyen Willens ſo redet, als ob es ein ganz beſondres Geſchenk Gottes geweſen, welches gleichſam nicht zum Weſen eines Menſchen gehöret hätte; welches aber Gott ihm, als zum Ueberfluſſe, noch beygelegt. In dieſer falſchen Vorausſetzung aber, die Bayle unvermerkt mit einfließen läßt, ſteckt die Quelle vieler folgenden Irrthümer; zu geſchweigen, daß die Offenbarung dieſen Satz gar nicht lehret. Denn Moſes erzählet nur, Gott habe dem Adam einen lebendigen Odhem, das

Man hat Urſache zu glauben, die verbothene That habe an und für ſich ſelbſt die böſen Folgen, vermöge eines natürlichen Zuſammenhanges, nach ſich gezogen; und Gott habe ſolche That eben deswegen, und nicht bloß aus einem willkührlichen Schluſſe, verbothen: faſt eben ſo, als wie man den Kindern die Meſſer verbiethet. Der berühmte Fludd oder de Fluctibus, ein Engeländer, hat vormals ein Buch de vita, morte & reſurrectione, unter dem Namen R. Otreb, geſchrieben, darinnen er behauptet, die Frucht des verbothenen Baumes wäre ein Gift geweſen. Allein wir können uns hier nicht einlaſſen, dieſe Sache umſtändlich abzuhandeln: genug iſt es, daß Gott eine ſchädliche Sache verbothen habe. Man muß ſich alſo nicht einbilden, als wenn er es wie ein bloſſer Geſetzgeber gemacht, der ein ſchlechterdings willkührliches Geſetz giebt; oder wie ein Richter, der nach einer gewiſſen Ordnung ſeines Willens eine Strafe ſetzt und zuerkennt, ohne daß zwiſchen der Schuld und Strafe eine Verbindung wäre. (*) Wir haben auch gar nicht nöthig zu glauben, daß der mit Recht erzürnete Gott,

---

iſt, wie es die Glaubenslehrer erklären, eine vernünftige Seele eingeblaſen: von der beſonders geſchenkten Freyheit ſteht da nichts. Die vernünftige Seele aber kann freylich nicht ohne Freyheit, das iſt ohne das Vermögen, zu thun was ihr beliebt, geſchaffen werden: es wäre denn, daß ſie ohn alle Wirkſamkeit oder thätige Kraft wäre; dabey aber auch das Denken ſelbſt wegfallen würde. Die Freyheit iſt alſo kein beſondres Geſchenk Gottes, welches auch hätte wegbleiben können. Wer Menſchen ſchaffen wollte, der mußte ſie nothwendig frey ſchaffen. G.

(*) Dieſer falſche Begriff von Sünden und Strafen iſt deſto ſchädlicher, je gemeiner er iſt, und je mehr er durch die juriſtiſchen Gelehrten gebilliget und feſtgeſtellet wird. Ganz anders geht es im Rechte der Natur. Nichts wird da verbothen, als was ſchon an ſich ſelbſt entweder unmittelbar, oder doch mittelbar ſchädlich ſeyn würde. Und dieſer daraus erfolgende Schade eben, iſt die natürliche Strafe der

Gott, in die Seele und in den Leib des Menſchen, durch eine außerordentliche That, eine ausdrückliche Verderbniß zur Strafe gelegt habe: etwa auf ſolche Weiſe, wie die Athenienſer ihren Uebelthätern den Schierlingſaft eingegeben haben. Herr Bayle aber nimmt es in der That nicht anders. Er redet hier ſo, als wenn die erbliche Verderbniß durch göttlichen Befehl und durch eine Wirkung Gottes in die Seele des erſten Menſchen wäre geleget worden. Und das hat ihn bewogen, daß er (Rep. au Provinc. ch 178. p. 1218 Tom. III.) eingewendet: *die Vernunft würde das Verfahren eines ſolchen Monarchen gar nicht billigen, der einen Aufrühriſchen zu ſtrafen, ihn und ſeine Nachfolger zu einer beſtändigen Neigung zum Aufruhre verdammte.* Allein dieſe Strafe wiederfährt den Böſen natürlicher Weiſe, ohne einige Anordnung eines Geſetzgebers, und ſie haben von ſich ſelbſt einen Gefallen am Böſen. Wenn die Säufer Kinder zeugten, die aus einem natürlichen Erfolge desjenigen, was in dem Körper vorgeht, zu eben dem Laſter geneigt wären: ſo würde ſolches eine Beſtrafung ihrer Vorältern, nicht aber eine Strafe des Geſetzes ſeyn. In demjenigen, was auf die Sünde des erſten Menſchen erfolgt, iſt etwas das dieſem beykömmt. Denn die Betrachtung der göttlichen Weisheit bewegt uns zu glauben, daß das Reich der Natur dem Reiche der Gnaden be-

förder-

böſen That: ſo wie z. E. die Armuth eine Strafe der Verſchwendung, die Krankheit eine Strafe der Unmäßigkeit iſt. Hätte der verbothene Baum nicht ſchädliche Eigenſchaften und Wirkungen gehabt: ſo würde ihn Gott nicht verbothen haben. Sein Verboth war alſo mehr eine väterliche Warnung; als ein willkührliches Geſetz. Und hätte Gott dieſen Baum nicht verbothen, Adam aber hätte doch von ohngefähr davon gegeſſen: ſo würde ſeine Frucht dennoch denſelben Schaden gethan haben. Was hätten aber nicht alsdann die Freygeiſter an dem göttlichen Stillſchweigen auszuſetzen gehabt? G.

förderlich ſey; und daß Gott, als ein Baumeiſter, alles gemacht habe, wie es ihm zukömmt, wenn er als ein Monarch betrachtet wird. Es iſt uns weder die Natur der verbothenen Frucht, noch der That ſelbſt, noch ihre Wirkung genugſam bekannt; daß wir von allen Umſtänden der Sache ſollten urtheilen können. Unterdeſſen muß man billig Gott die Ehre geben, und glauben, daß die Sache ganz was anders in ſich gehalten, als was uns die Gemählde vorſtellen. (*)

113 §. V. **Es hat ihm nach ſeiner unendlichen Barmherzigkeit gefallen, eine ſehr kleine Anzahl Menſchen aus dieſer Verdammung zu erretten: und indem er ſie in dieſem Leben der Verderbniß der Sünde und dem Elende unterworfen ſeyn läßt; ſo hat er ihnen ſolche Hülfe gegeben, wodurch ſie in den Stand geſetzt werden, die Seligkeit des Paradieſes, welche ewig währet, zu erlangen.**

Es haben viele Alten gezweifelt, ob die Zahl der Verdammten ſo groß ſey, als man ſich gemeiniglich einbildet; wie ich ſchon oben angemerkt habe. Und es ſcheint, als hätten ſie zwiſchen der ewigen Verdammung und der vollkommenen Seligkeit einiges Mittel geglaubt. Allein wir haben dieſe Meynungen gar nicht nöthig, und es iſt genug, wenn wir bey der, in der Kirchen eingeführten Lehre bleiben.

(*) Man darf eben nicht auf Beverlands und andrer thörichte Grillen verfallen, die durch die verbothene Frucht, den Beyſchlaf verſtehen: denn das würde die Sache weder begreiflicher, noch ſonſt wahrſcheinlicher machen; geſetzt daß es ſo geweſen wäre. Wir dörfen nur auf eine philoſophiſche Art, das allgemeine, was in beyden Fällen in dem Vergehen der erſten Menſchen ſtecket, heraus ſuchen und abſondern: ſo werden wir deutlicher ſehen, worinn der Fall beſtanden habe. Es war dabey ein ſinnlicher Gegenſtand welcher die Eva und den Adam reizete; es war ein Irrthum des Verſtandes, darein ſie dadurch verfielen, als ob ſie nämlich Gott

Dabey iſt denn wohl anzumerken, daß dieſer Satz des Herrn Bayle nach den Grundlehren von der zulänglichen Gnade eingerichtet iſt, die allen Menſchen gegeben wird, und die ihnen ſchon hinlänglich iſt, wenn es ihnen nur am guten Willen nicht ermangelt. Und ob es zwar Herr Bayle ſelbſt mit dem Gegentheile hält: ſo hat er doch wie er am Rande ſagt, die Redensarten vermeiden wollen, die ſich nicht für die Lehrverfaſſung ſchicken würden, nach welcher die göttlichen Rathſchlüſſe auf die Vorherſehung der zufälligen Begebenheiten folgen.

114 §. VI. **Er hat von Ewigkeit her alles dasjenige vorher geſehen, was geſchehen würde; er hat alle Sachen geordnet, und jede an ihren Ort geſetzt; er lenket ſie auch unaufhörlich nach ſeinem Willen: dergeſtalt daß nichts ohne ſeine Zulaſſung oder wider ſeinen Willen geſchieht; und daß er alles, was ihm nicht gefällt, folglich auch die Sünde, die ihn am allermeiſten beleidiget, und vor der er den größten Abſcheu hat, wie ers für gut befindet, ſo oft und ſo weit es ihm gut dünket, verhindern, und in jeder menſchlichen Seele alle Gedanken hervor bringen kann, die er billiget.**

Auch

gleich werden könnten; es war endlich ein aus verwirrten Begriffen von dem Guten, entſtehender böſer Entſchluß] und eine darauf folgende Ausführung deſſelben in der That. Ein Menſch aber, der ſich einmal den Sinnen überläßt, den betrüglichen Vorſtellungen der Einbildungskraft, und falſchen Schlüſſen die daraus folgen, trauet, der kann leicht weiter darinn gehen: obgleich dieſes noch nicht die ganze Natur und Fortpflanzung der Erbſünde erklärt. S. meine Diſſert. Hamartigenia, ſiue de fonte Vitiorum quæſtio philoſophice ſoluta betitelt, die ich 1724 hier in Leipzig vertheidiget habe. G.

(*) Herr Bayle redet immer, als wenn die Ordnung der Welt auf keine gewiſſe Regeln gegründet, das iſt von keiner Weis-

Auch dieſer Satz iſt ganz philoſophiſch, das iſt, er kann aus dem Lichte der natürlichen Vernunft erkannt werden. Es wird aber nicht undienlich ſeyn, hier auf das was ihn gut dünket, das iſt auf das, was Gott zu thun für gut befindet, zu merken: wie wir in dem andern Satze auf das was ihm gefällt, gemerket haben. Er kann freylich alles was ihm gefällt, wie es ihm gut deucht, vermeiden und verwerfen: inzwiſchen muß man bedenken, daß einige Gegenſtände ſeines Misfallens, wie etwan gewiſſe Uebel, ſonderlich aber die Sünde, die ſein vorhergehender Wille verworfen hat, von ſeinem nachfolgenden oder ſchlüßlichen Willen, nur in ſo weit haben können verworfen werden, als ihn die Regel des Beſten dazu bewogen; als welches der Allerweiſeſte ohne Zweifel erwählen muſte, nachdem er alles vollkommen überlegt und überſchlagen hatte. (*) Wenn man ſagt, daß ihn die Sünde am meiſten beleidige, und daß er den gröſten Abſcheu davor habe: ſo iſt dieſes auf menſchliche Weiſe geredet. Denn eigentlich zu reden kann Gott nicht beleidiget, das iſt verletzt, beſchwert, beunruhiget, oder in Zorn geſetzt werden: und er hat auch vor nichts in der Welt keinen Abſcheu; wenn nämlich vor etwas einen Abſcheu haben, ſo viel iſt, als es auf eine ſolche

---

heit, ſo, und nicht anders eingerichtet wäre. Daher meynt er, Gott könne alles darinn, nach den wunderlichen Einfällen einer jeden endlichen Creatur ändern, umſchmelzen und verkehren. Allein er irret ſich ſehr. Ein Orgelbauer kann ohne Zweifel eine wohlgeſtimmte Orgel, oder ein Seytenſpiel, umſtimmen, ändern und damit machen was er will: aber ſein Verſtand hindert ihn, etwas zu verderben, das bereits aufs beſte harmonirt. Ein Gärtner könnte wohl ſeine Blumen und Bäume, ausreißen, verſetzen, oder andre an die Stelle der vorigen bringen. Allein die Klugheit und Einſicht in die Gärtnerkunſt, halten ihn ab, daß er einen wohleingerichteten und bereits ſehr ſchönen Garten nicht zerſtört und verwüſtet. Denn ich ſetze voraus, daß er ihn ſchon vorher auf ſein Beſtes eingerichtet gehabt. G.

Art anſehen, die uns Ekel und Verdruß macht, und unſerm Herzen wehe thut. Denn Gott kann weder Verdruß, noch Beunruhigung haben; er iſt allezeit vollkommen vergnügt und zufrieden. Unterdeſſen haben dieſe Redensarten in ihrem rechten Verſtande guten Grund. Die höchſte Gütigkeit Gottes macht, daß ſein vorhergehender Wille alles Böſe; das moraliſche aber mehr, als alles andere, zurücke hält. Sie läßt es auch nur aus höhern unüberwindlichen Urſachen zu, und mit großer Verbeſſerung, dadurch deſſen böſe Wirkungen mit Vortheile erſetzet werden. Es iſt zwar auch nicht zu läugnen, daß Gott in jeder menſchlichen Seele alle die Gedanken hervorbringen könnte, die er billiget und gut heißt: auf ſolche Weiſe aber würde er weit mehr Wunderwerke thun müſſen, als ſein aufs allerbeſte abgefaßter Entwurf mit ſich bringet.

115 §. VII. Er biethet Leuten Gnade an, von denen er weis, daß ſie ſolche nicht annehmen, und ſich durch dieſes von ſich ſtoßen, noch ſtrafbarer machen werden, als ſie geweſen ſeyn würden, wenn er ſie ihnen nicht angebothen hätte. Er erklärt ſich gegen ſie, wie er inbrünſtig wünſche, daß ſie ſelbige doch annehmen möchten; und er giebt ihnen doch nicht diejenige Gnade, von der er weis, daß ſie ſie annehmen würden. (*)

(*) Herr Bayle treibt hier den Widerſpruch, zwiſchen den göttlichen Worten und Thaten mit Fleiß ſehr hoch; gerade als ob es nicht möglich wäre, eben dergleichen Exempel unter Menſchen zu finden; da er ſelbſt an der Gerechtigkeit des ganzen Verfahrens nichts würde auszuſetzen haben. Ein großer und gütiger König führt ſein Kriegsheer ins Feld, weil er einem ungerechten Feinde, der ihn anfällt, entgegen ziehen muß. Er liebt alle ſeine Soldaten, und erklärt es ihnen ernſtlich, daß er nicht gern einen einzigen von ihnen verlieren möchte. Er könnte auch ihnen allen eine Sicherheit vor dem Tode verſchaffen, wenn er ſie einzeln von der Schlacht

Es iſt wahr, dieſe Leute werden, durch ihr von ſich ſtoßen, noch ſtrafbarer, als wenn ihnen nichts wäre angebothen worden; und Gott weis es freylich: allein es iſt beſſer, ihre Laſter zuzulaſſen, als ſo zu verfahren, daß er ſelbſt tadelhaft werden, und verurſachen würde, daß ſich die Miſſethäter mit einigem Rechte beſchweren könnten; indem ſie vorwendeten, es wäre ihnen unmöglich geweſen, beſſer zu leben, ob ſie gleich gewollt hätten. Gott will, daß ſie ſeine Gnade, deren ſie fähig ſind, empfangen und annehmen ſollen; er will ihnen auch ſonderlich diejenige geben, die er vorher ſieht, daß ſie ſie annehmen werden: allein das geſchieht allemal aus einem vorhergehenden, abgetheilten, oder beſondern Willen; deſſen Vollziehung im allgemeinen Entwurfe der Dinge nicht allemal ſtatt finden kann. Dieſer Satz gehöret wiederum unter diejenigen, welche die Philoſophie nicht weniger als die Offenbarung lehret; ſo wohl als drey andere von den ſieben, die wir hier angeführet haben: indem nur der dritte, vierdte, und fünfte, einer Offenbarung vonnöthen hat.

116 §. Nun folgen die neunzehen philoſophiſchen Grundſätze, die Herr Bayle den ſieben theologiſchen entgegen ſetzt.

I. Gleich wie das unendlich vollkommene Weſen in ſich ſelbſt eine Herrlichkeit und Seligkeit findet, die zu keiner Zeit wachſen noch abnehmen kann:

---

verſchickte; oder es zu keinem Treffen kommen lieſſe. Allein das thut er gerade nicht. Er führt ſie wirklich auf die Wahlſtatt, und unzähliche kommen um. Wer wollte hier ſagen, die vorigen Verſicherungen des Königes wären nicht ernſtlich geweſen? Er hätte es, voluntate antecedente gern gethan: allein conſequenter konnte, und dorfte ers nicht thun. Die Wohlfahrt des ganzen Staats erforderte eine Schlacht. Es würde ein unzeitiges Mittleiden ſeyn, wenn er ſein Volk zu ſchonen, dem Feinde alles andre Preis gäbe. Er muß das größere Gut dem kleinern vorziehen. G.

alſo hat es bloß und allein ſeine Gütigkeit zu Erſchaffung der Welt veranlaſſet. Es hat weder die Ehrbegierde, gelobet zu werden, noch einiger Bewegungsgrund des Eigennutzes, ſeine Herrlichkeit und Seligkeit zu erhalten oder zu vermehren, einen Theil dran gehabt.

Dieſer Satz iſt ſehr gut. Die Lobſprüche die man Gott giebt, nutzen ihm nichts: allein ſie nutzen denen Menſchen die ihn loben, und er hat bloß ihr Beſtes geſucht. Wenn inzwiſchen geſagt wird, Gott ſey bloß und allein von der Gütigkeit zu Erſchaffung dieſer Welt veranlaſſet worden; ſo kann man dieſes noch gar wohl hinzuſetzen: ſeine Güte habe ihn antecedenter bewogen, alles möglich Gute zu ſchaffen und hervor zu bringen; ſeine Weisheit aber habe einen Ausſchuß gemacht, und ſey die Urſache, daß er conſequenter das Beſte erwählet; und ſeine Macht habe ihm endlich das Mittel an die Hand gegeben, den großen Entwurf den er ſich gemacht hatte, wirklich zu vollziehen.

117 §. II. Die Gütigkeit dieſes unendlich vollkommenen Weſens iſt unendlich, und würde nicht unendlich ſeyn, wenn man ſich eine größere Gütigkeit, als die ſeinige iſt, vorſtellen könnte. Dieſes Merkmaal der Unendlichkeit kömmt allen ſeinen andern Vollkommenheiten, der Liebe zur Tugend, dem Haſſe gegen die Laſter ꝛc. zu. Sie müſſen die allergrößten ſeyn, die man ſich nur vorſtellen kann. (Man ſchlage den Herrn *Jurieu* nach, in den dreyen erſtern Sectionen *du Jugement ſur les Methodes*, allwo er beſtändig nach dieſem Grundſatze, als nach einer ſonnenklaren Wahrheit urtheilet: ingleichen den Herrn Wittig *de Prouidentia Dei n. 12.* wo er dieſe Worte des heiligen Auguſtins, *lib. I. de Doctrina Chriſti, cap. 7.* anführet: *Cum cogitatur Deus, ita cogi-*

cogitatur, vt aliquid, quo nihil melius ſit atque ſublimius; d. i. wenn man Gott gedenkt, ſo gedenkt man etwas, über welches nichts beſſer noch höher iſt. Und ein wenig darnach: *Nec quisquam inueniri poteſt, qui hoc Deum credat eſſe, quo melius aliquid eſt;* Niemand wird dasjenige für Gott halten, über welches noch etwas beſſers iſt.

Dieſe Regel iſt vollkommen nach meinem Sinne, und ich ziehe dieſen Schluß heraus: daß Gott auch das allerbeſte thut, was nur möglich iſt, ſonſt würde man der Ausübung ſeiner Güte Grenzen ſetzen; daß iſt, man würde ſeine Gütigkeit ſelbſt einſchränken, wenn ſie ihn nicht dazu bewöge, und wenn es ihm an gutem Willen fehlte. Oder man würde ſeiner Weisheit und ſeiner Macht Schranken ſetzen, wenn es ihm an der nöthigen Erkenntniß fehlte, das beſte zu unterſcheiden, und Mittel zu finden, daſſelbige zu erlangen; oder wenn er nicht die nöthigen Kräfte hätte, dieſe Mittel zu gebrauchen. Unterdeſſen iſt es etwas zweydeutig, wenn man ſagt: die Liebe zur Tugend, und der Haß gegen die Laſter wären in Gott unendlich. Wenn dieſes ſchlechterdings und ohne alle Einſchränkung, ſelbſt in der Ausübung, wahr wäre: ſo würde gar kein Laſter in der Welt ſeyn. Allein ob gleich jede Vollkommenheit in Gott, an und für ſich ſelbſt unendlich iſt; ſo wird ſie doch nur nach Proportion des Gegenſtandes ausgeübet, und wie es die Natur der Sachen mit ſich bringet. Alſo geht die Liebe zu dem Beſten im Ganzen, allen andern beſondern Neigungen oder Abneigungen vor. Dieſe allein wird auf eine ſchlechterdings unendliche Art ausgeübet, indem nichts Gott hindern kann, ſich für das Beſte zu erklären: und da ſich einige Mängel mit dem beſten möglichen Entwurfe verknüpft, befinden, ſo läßt Gott dieſelben zu.

118 §. III. Da nun der Schöpfer bey Hervorbringung der Welt von einer unendlichen Güte ge-

leitet und geführet worden: ſo ſind alle Kennzeichen der Wiſſenſchaft, der Geſchicklichkeit, der Macht und der Gröſſe, die in ſeinen Werken hervor leuchten, zum Beſten der verſtändigen Creaturen gewidmet. Er hat ſeine Vollkommenheiten zu keinem andern Ende zu erkennen geben wollen, als damit dieſe Art der Geſchöpfe, in der Erkänntniß, in der Bewunderung, und in der Liebe des höchſten Weſens, ſeine Glückſeligkeit finden möchte:

Dieſer Lehrſatz ſcheint mir nicht richtig genug zu ſeyn. Das vornehmſte Stück der göttlichen Abſichten iſt zwar die Glückſeligkeit der vernünftigen Creaturen; denn dieſe ſind ihm am alleraͤhnlichſten: inzwiſchen aber ſehe ich doch nicht, wie man beweiſen könne, daß dieſes ſein einziger Endzweck ſey. (*) Es iſt wahr, daß das Reich der Natur dem Reiche der Gnaden beförderlich ſeyn muß: (**) allein gleichwie in dem groſſen Vorhaben Gottes alles verknüpft iſt, ſo muß man glauben; daß das Reich der Gnaden auch einiger maſſen nach dem Reiche der Natur eingerichtet worden: alſo daß dieſes die meiſte Ordnung und Schönheit in acht nimmt, damit endlich aus allen beyden das allervollkommenſte Ganze heraus kommen möge, das nur ſeyn kann. Und es bewegt uns gar nichts zu glauben, daß Gott, um das geringſte moraliſche Böſe zu erſparen, die ganze Ordnung der Natur umkehren und übern hauſen werfen werde. Jede

Voll-

(*) Wenigſtens kann man nicht ſagen, daß Gott das ganze Weltgebäude bloß um des menſchlichen Geſchlechts, dieſes kleinen verächtlichen Häufchens wegen, welches einen von den ſechszehn Trabanten eines einzigen Fixſterns bewohnt, geſchaffen habe. Wir haben oben einiger maſſen gewieſen, wie groß allem Anſehen nach, die Anzahl vernünftiger Geſchöpfe in der Welt ſeyn muß. Hier will ich nur hinzuſetzen, daß auſſer allen Fixſternen und Planeten, auch ſelbſt die reine Himmelluft, eben ſowohl ein Aufenthalt der erhabenſten und reinſten Geiſter ſeyn kann; als die gröbere Luft, Vollkommenheit oder Unvollkommenheit in der Creatur hat ihren Werth: allein keine davon hat einen unendlichen Werth. Das moraliſche oder phyſikaliſche Gute und Böſe der vernünftigen Creaturen übertriſt das bloße methaphyſiſche Gute und Böſe, das iſt dasjenige das in der Vollkommenheit anderer Creaturen beſteht, gar nicht auf eine unendliche Weiſe: welches man gleichwohl ſagen müßte, wenn der gegenwärtige Lehrſatz nach der Schärfe wahr wäre. Als Gott dem Propheten Jonas wegen der, den Einwohnern zu Ninive vergönnten Gnade, Red und Antwort gab: ſo berührete er auch zugleich den Verluſt der Thiere, die in dem Untergange dieſer großen Stadt mit wären begriffen geweſen. Vor Gott iſt keine Subſtanz weder ſchlechterdings verächtlich, noch koſtbar; und der Misbrauch, oder der allzuhoch getriebene Begriff des gegenwärtigen Lehrſatzes, ſcheint eines theils der Urſprung aller vom Herrn Bayle vorgebrachten Schwierigkeiten zu ſeyn. Gott hält zwar freylich auf einen Menſchen mehr, als auf einen Löwen: unterdeſſen weis ich nicht, ob man ſicher ſagen könne; daß Gott einen einzigen Menſchen dem ganzen Geſchlechte der Löwen, auf alle Art und Weiſe vorziehe. Allein wenn dieſes auch wäre, ſo würde es doch nicht folgen, daß der Nutzen einer gewiſſen Zahl Menſchen, die Betrachtung einer allgemeinen, in einer unendlichen Zahl der Creaturen ausgebreiteten Unordnung, überwiegen würde. Dieſe Meynung

---

die unſre Erde umgiebt, ein Aufenthalt unzählicher ſchlechtern Thiere iſt, die darinn herumfliegen. G.

(**) Der Herr Verfaſſer verſteht unter dem Reiche der Gnaden das Reich der Geiſter, oder der vernünftigen Geſchöpfe, und unter dem Reiche der Natur, das Reich der vernunftloſen und körperlichen Creaturen. In dieſem erzeigt ſich Gott als den allervollkommenſten Baumeiſter, in jenem als den allerweiſeſten Monarchen. In dem einen ſind die Geſetze mechaniſch, in dem andern moraliſch. R.

würde noch ein Ueberreſt von der alten und zur Gnüge beſchrienen Lehre ſeyn, als wenn alles lediglich um des Menſchen willen geſchaffen worden.

119 § IV. Die Wohlthaten, die er denen Creaturen mittheilet, die der Glückſeligkeit fähig ſind, zielen lediglich auf ihr Beſtes. Demnach giebt er nicht zu, daß ſie zu ihrem Unglücke ausſchlagen: und wofern der Misbrauch, den ſie mit ſelbigen anſtellen möchten, fähig wäre ſie zu verderben; ſo würde er ihnen ſichere Mittel an die Hand geben, ſich derſelben allezeit wohl zu gebrauchen. Denn ohne das würden es keine wahrhaftige Wolthaten ſeyn, und ſeine Güte würde geringer ſeyn, als die wir uns bey einem andern Wolthäter einbilden können: ich will ſagen bey einer ſolchen Urſache, die nebſt ihren Geſchenken, auch eine genugſame Geſchicklichkeit, ſich derſelben wohl zu gebrauchen, mittheilen würde.

Da ſehen wir allbereit den Misbrauch oder die übeln Wirkungen der vorhergehenden Regel. Nach der Schärfe iſt es falſch, ob es gleich einigen Schein hat; daß die Wohlthaten, die Gott denenjenigen Creaturen mittheilet, die einer Glückſeligkeit fähig ſind, einzig und allein auf ihr Beſtes gerichtet ſind. Es hängt alles in der Natur zuſammen: und wenn ein geſchickter Handwerksmann, ein Feldmeſſer, ein Baumeiſter, ein kluger Staatsmann öfters einerley Sache zu vielen Endzwecken anwenden, und mit einem Dinge zweyerley verrichten, wo es bequem geſchehen kann: ſo kann man ſagen, daß Gott, deſſen Weisheit und Macht vollkommen iſt, ſolches allezeit thue. Dadurch erſpart er den Platz, die Zeit, den Ort, die Materie: als worinnen, ſo zu ſagen, ſeine Ausgaben beſtehen. Alſo hat Gott in ſeinem Vorhaben mehr als eine Abſicht. Die Glückſeligkeit aller vernünftigen Creaturen iſt mit eine, von den Abſichten die er ſuchet:

allein ſie iſt weder die einzige, auf die alles gerichtet iſt; noch auch der letzte und vornehmſte Endzweck. Derowegen kann das Unglück einiger dieſer Creaturen beyläufig, und als ein Erfolg von andern und größern Gütern, gar wohl ſtatt finden; welches ich ſchon oben erklärt, und Herr Bayle ſelbſt einiger maßen erkannt hat. Das Gute, als etwas Gutes, an ſich ſelbſt betrachtet, iſt der Gegenſtand des göttlichen vorhergehenden Willens. Gott wird ſo viel Vernunft und Erkenntniß in der Welt hervorbringen, als ſein Entwurf zulaſſen kann. Man kann zwiſchen einem bloßen vorhergehenden und urſprünglichen Willen, und zwiſchen einem nachfolgenden und endlichen Willen, ſich noch ein Mittel einbilden. **Der vorhergehende urſprüngliche Wille** hat jedes Gute und jedes Böſe, an und für ſich ſelbſt, ohne alle Verbindung mit andern, zum Augenmerke, und ſuchet das Gute zu befördern, und das Böſe zu verhindern. **Der mittlere Wille** geht auf die Verbindungen, als wenn man etwas Gutes mit etwas Böſem verknüpfet; und alsdann wird der Wille zu dieſer Verknüpfung einiger maßen geneigt ſeyn, wenn in ſelbiger das Gute das Böſe übertrifft. Allein **der endliche und ſchlüßige Wille** entſteht aus der Betrachtung alles Guten und alles Böſen, das in unſere Berathſchlagung kömmt: er entſpringt aus einer gänzlichen und vollkommenen Verbindung. Hieraus nun erhellet, daß ein mittlerer Wille, ob er ſchon in Anſehung eines bloßen vorhergehenden und anfänglichen Willens einiger maßen als ein nachfolgender kann betrachtet werden, dennoch in Anſehung des endlichen und ſchlüßigen Willens, für einen vorhergehenden zu halten ſey. Gott giebt dem menſchlichen Geſchlechte die Vernunft: hieraus entſtehen übele Dinge durch eine beyläufige Folge. Sein bloßer vorhergehender Wille ſucht die Vernunft zu geben, als ein großes Gut, und das Böſe, von dem die Rede iſt, zu verhindern: allein wenn es auf die Uebel ankömmt, welche mit dieſem Geſchenke verknüpſet ſind, das uns Gott durch die Vernunft gegeben; ſo wird das zuſammengeſetzte Ganze, das aus der Verknüpfung der Vernunft und dieſer Uebel entſteht, das Augenmerk eines göttlichen mittlern Willens ſeyn, welcher ſuchen wird, dasſelbige entweder zu verhindern, oder hervor zu bringen, nachdem das Böſe oder Gute darinnen die Oberhand hat. Allein wenn es ſich auch ſchon fände, daß die Vernunft den Menſchen mehr Böſes als Gutes verurſachte, welches ich doch nicht zugebe; in welchem Falle der göttliche mittlere Wille dieſelbe mit dieſen Umſtänden verwerfen würde: ſo könnte es doch ſeyn, daß es der Vollkommenheit der ganzen Welt gemäßer wäre, alles des Böſen, was in Anſehung der Menſchen daraus erfolgen könnte, ungeachtet, ihnen die Vernunft zu geben; und folglich würde der endliche Wille oder der Schluß Gottes, der aus allen Betrachtungen, die er haben kann, entſpringt, dieſer ſeyn, ihnen dieſelbe allerdings zukommen zu laſſen. Er kann deswegen gar nicht getadelt werden, wohl aber, wenn er es nicht thäte. Das Böſe alſo, oder die Vermiſchung des Guten und Böſen, darinnen das Böſe die Oberhand hat, entſteht aus einer bloßen beyläufigen Folge, weil es außerhalb dieſer Vermiſchung mit größern Gütern verknüpfet iſt. Und folglich darf zwar ſolche Vermiſchung nicht als eine Gnade, oder als ein Geſchenk Gottes

---

(*) Z. E. ein großer Herr erweiſet jemanden von ſeinen treuen Dienern die Gnade, ihn zu einem wichtigen Amte zu befördern. Er ertheilt ihm alſo nicht nur einen gewiſſen Rang und Vorzug, ſondern auch eine jährliche Beſoldung. Allein es iſt freylich auch Arbeit und Mühe dabey, und gemeiniglich deſto mehr, je größer die Würde und das Gehalt zu ſeyn pflegt. Wer wollte ſich hier über die Gnade eines ſolchen Herrn beſchweren, unter dem Vorwande, daß ſie viel Beſchwerlichkeit bey ſich führte, und mit großer Verantwortung verbunden wäre? Es würde die undankbarſte Creatur ſeyn, die ohne etwas als eine Schuldigkeit von ihrem Landesherrn fordern zu können, hier eine ganz reine, tes betrachtet werden; wohl aber das Gute, das ſich dabey befindet. (*) Dergleichen Geſchenk iſt dasjenige, das Gott denen durch die Vernunft giebt, die ſie übel gebrauchen und anlegen. Sie iſt an und für ſich ſelbſt allemal ein Gut: allein die Verknüpfung dieſes Guten mit den Uebeln, die aus dem Misbrauche entſtehen, iſt in Anſehung dererjenigen, die dadurch unglücklich werden, kein Gut. Unterdeſſen erfolgt es durch eine Begleitung: weil durch ſelbiges, in Anſehung der ganzen Welt, ein größeres Gut befördert wird. Und dieſes hat Gott ohne Zweifel bewogen, denenjenigen die Vernunft zu geben, die ſie zu einem Werkzeuge ihres Unglückes gemacht haben; oder nach unſerer Lehrverfaſſung genauer zu reden: Gott, der unter den möglichen Dingen einige vernünftige Creaturen gefunden, die ihre Vernunft misbrauchen, hat denenjenigen die Exiſtenz gegeben, die in dem allerbeſten möglichen Entwurfe der Welt begriffen geweſen. Alſo können wir gar wohl ſagen, Gott bringe etwas Gutes hervor, das durch der Menſchen Schuld zum Böſen wird, welches ihnen öfters, aus einer gerechten Strafe, wegen des Misbrauchs ſeiner Gnade, widerfähret. Aloyſius Novarinus hat ein Buch von den verborgenen Wolthaten Gottes, (de occultis Dei beneficiis geſchrieben;) Man könnte auch eines, von den verborgenen

---

und von allen Verrichtungen befreyte Begnadigung, mit Ungeſtüm fordern wollte. Eine ſolche Creatur ſtellt mehrentheils Bayle vor, wenn er mit Gott rechtet, warum er den Menſchen nicht in allen Stücken von Unvollkommenheit, Fehlern und Leiden, frey gemacht? S. d. Art: Xenophanes le Bayer u. a m. in ſeinem Wörterb. Man urtheile daraus von der Billigkeit ſeiner Forderungen. Nun weis ich zwar, daß hier noch eigentlich nicht vom phyſikaliſchen, ſondern nur vom moraliſchen und metaphyſiſchen Böſen die Rede iſt: aber es iſt eben ſo viel; wenn nur ein gewiſſer Grad des Guten bey einem Dinge möglich iſt, der auch etwas unvollkommenes nach ſich zieht. G.

nen Strafen Gottes, (de occultis Dei poenis) verfertigen, worinnen in Anſehung einiger Claudians Worte ſtatt finden würden:

. . . Tolluntur in altum
Vt lapſu grauiore ruant. . . .

. . . Sie werden hoch erhoben,
Damit ihr Fall dereinſt ſie deſto tiefer ſtürze.

Wenn man aber ſagen wollte: Gott hätte entweder gar kein ſolches Gut geben ſollen, von dem er gewußt, daß ein böſer Wille es misbrauchen würde, wenn es gleich der allgemeine Entwurf der Dinge erforderte; oder er hätte, ſolchen Misbrauch zu verhindern, ſichere Mittel geben ſollen, wenn dieſelben gleich dieſer allgemeinen Ordnung zuwider wären: ſo wäre das, wie ich ſchon angemerket habe, eben ſo viel, als wenn man verlangte; daß Gott ſelbſt ſtrafbar ſeyn ſollte, nur damit der Menſch aus der Schuld kommen möchte. Wollte man einwenden, wie hier geſchieht: die Güte Gottes wäre alſo geringer, als eines andern Wohlthäters, der einem ein nützlicher Geſchenk gäbe; ſo würde man nicht bedenken, daß die Güte eines Wohlthäters, nicht aus einer einzigen Wohlthat zu ermeſſen ſey. Es kann leicht geſchehen, daß ein Geſchenk einer Privatperſon gröſſer iſt, als ein Geſchenk eines Fürſten: allein alle Geſchenke dieſer Privatperſon werden dennoch zuſammen genommen, weit geringer ſeyn, als alle Geſchenke des Fürſten. Alſo kann man das Gute, das Gott thut, nicht eher genugſam ſchätzen, als wenn man deſſen Gröſſe und Weitläuftigkeit betrachtet, indem man es in Abſicht auf die ganze Welt betrachtet. Uebrigens kann man freylich wohl ſagen, daß die Geſchenke, die man giebt, wenn man vorherſieht, daß ſie ſchaden werden, Geſchenke eines Feindes ſind: der Feinde Geſchenke ſind ſchädliche Geſchenke (ἐχθρῶν δῶρα ἄδωρα,) (Soph.)

Hoſtibus eueniant talia dona meis!
Mein allerärgſter Feind mag ſolch Geſchenk empfangen!

Allein dieſes iſt zu verſtehen, wenn bey dem, der ſolche Geſchenke giebt, eine Bosheit oder Schuld iſt, wie bey dem Eutrapelus, von dem Horaz redet: der den Leuten deswegen Gutes that, um ihnen ein Mittel an die Hand zu geben, ſich zu verderben. Seine Abſicht war böſe: allein Gottes Abſicht kann nicht beſſer ſeyn, als ſie iſt. Sollte er wohl deswegen ſein Gebäude verderben? ſollte deswegen nicht ſo viel Schönheit, Vollkommenheit, und Vernunft in der Welt ſeyn; weil es Leute giebt, die die Vernunft misbrauchen? Die gemeinen Sprüchwörter gelten hier: Abuſus non tollit vſum; der Misbrauch hebt den Gebrauch nicht auf. Es giebt ſo wohl, ein gegebenes, als ein genommenes Aergerniß.

120 §. V. Ein boshaftes Weſen iſt ſehr geſchickt, ſeine Feinde mit anſehnlichen Geſchenken zu überſchütten, wenn es weis, daß ſie ſolche zu ihrem Verderben brauchen werden. Es kann alſo dem unendlich guten Weſen keineswegs zukommen, den Creaturen einen freyen Willen zu geben, wo es gewiß verſichert iſt, daß ſie denſelben zu ihrem Unglücke misbrauchen werden. Wenn es ihnen demnach den freyen Willen giebt, ſo giebt es zugleich auch die Kunſt und das Vermögen, ſich deſſen wohl zu gebrauchen, und läßt nicht zu, daß ſie die Ausübung ſolcher Kunſt in einer einigen Begebenheit verſäumen. Und wenn kein ſicheres Mittel vorhanden wäre, den guten Gebrauch dieſes freyen Willens feſt zu ſetzen: ſo würde es ihnen vielmehr denſelben entziehen, als zugeben, daß er die Urſache ihres Unglücks ſeyn ſollte. Dieſes iſt um ſo viel klärer, weil der freye Wille eine Gnade iſt, die es ihnen aus eignem Triebe gegeben, ohne daß ſie ſolche verlanget haben.

ben. Daher würde es weit mehr gehalten ſeyn, für das Unheil, das ihnen ſolche Gnade verurſachen könnte, Rechenſchaft zu geben; als wenn es ihnen dieſelbe bloß auf ihr unabläßliches Bitten gegeben hätte.

Das was zu Ende der Anmerkung über den vorhergehenden Satz geſagt worden, muß hier wiederholet werden: dieſes iſt ſchon zureichend, dem gegenwärtigen Satze ein Genügen zu thun. Uebrigens wird die falſche Regel, die man im dritten Satze beygebracht, daß nämlich das Glück und Heil der vernünftigen Creaturen der einzige Endzweck Gottes ſey, beſtändig zum Grunde geſetzt. Wenn aber das wäre, ſo würde vielleicht weder Sünde noch Unglück, ja nicht einmal durch eine Folge, geſchehen. Gott würde eine ſolche Ordnung möglicher Dinge erwählt haben, aus welcher alle dieſe Uebel würden ausgeſchloſſen geweſen ſeyn: allein er würde auf ſolche Weiſe dasjenige, was dem allgemeinen Weltgebäude zukömmt, das iſt, was er ſich ſelbſt ſchuldig iſt, nicht beobachtet haben. Wenn nur lauter Geiſter wären, ſo würden ſie ohne die nöthige Verbindung, ohne die Ordnung der Zeiten und der Oerter ſeyn. Eine ſolche Ordnung aber erfordert die Materie, die Bewegung, und ihre Geſetze: und wenn man ſolche mit den Geiſtern aufs beſte zuſammen ſetzt und ordnet; ſo wird man wieder auf unſere Welt kommen. Wenn man die Sache nur ſo im

Ganzen

(*) Hier ſieht man offenbar, daß Hr. Bayle, die Freyheit für ein Gut hält, das dem Menſchen, als einem vernünftigen Geſchöpfe, auch hätte verſaget werden können; wie ich ſchon oben bey dem einen theologiſchen Satze erinnert habe. Er beweiſt aber die Möglichkeit eines verſtändigen Weſens ohne Freyheit, durch nichts; und hier ſieht man deutlich, daß Hr. von L. ihm dieſe Vorausſetzung nicht ſchenket. Was wäre doch das für ein Verſtand, oder für eine Vernunft, die bey ihrem Erkenntniſſe weder das Böſe noch das Gute erkennen könnte; oder wenn ſie es könnte, doch gegen bey-

Ganzen betrachtet, ſo ſtellet man ſich tauſend Dinge als möglich und thulich vor, die doch nicht ſtatt finden können, wie ſichs gehöret. Wer da verlanget, daß Gott den vernünftigen Creaturen keinen freyen Willen geben ſollte, der begehret, daß gar keine vernünftige Creaturen ſeyn möchten (*): und wollen, daß Gott ſie verhindern ſollte, den freyen Willen zu misbrauchen; das iſt ſo viel, als wenn man verlangte, daß dieſe Creaturen ganz allein, mit dem was nur bloß für ſie gemacht worden, vorhanden ſeyn möchten. Wenn Gott nichts anders, als dieſe Creaturen vor Augen hätte, ſo würde er ohne Zweifel verhindern, daß ſie ſich nicht ſelbſt verderbten. Unterdeſſen kann man doch in gewiſſem Verſtande ſagen: Gott habe dieſen Creaturen die Kunſt und Wiſſenſchaft gegeben, ihren freyen Willen allezeit wohl zu gebrauchen; denn das natürliche Licht der Vernunft iſt dieſe Kunſt. Man dürfte nur allemal den Willen haben, Gutes zu thun. Allein es fehlt den Creaturen öfters das Mittel, ſich den Willen zu geben, den ſie haben ſollten: ja öfters fehlt es ihnen auch am Willen, ſich derjenigen Mittel zu bedienen, welche mittelbar einen guten Willen zuwege bringen; wovon ich ſchon mehr als einmal geredet habe. Dieſer Mangel iſt nicht zu läugnen; ja man muß geſtehen, daß Gott vielleicht die Creaturen hievon hätte befreyen können: weil es ſcheint, daß gar wohl dergleichen Creaturen ſeyn könnten, deren Natur alſo beſchaffen wäre, daß ſie allezeit einen guten

---

des gleichgültig bliebe, und weder etwas begehrte noch verabſcheuete; oder wenn ſie auch dieſes thäte, doch ihrem Triebe nicht gemäß wirken könnte; ſondern von einer gewiſſen Nothwendigkeit zu dieſem getrieben, und von jenem zurückgehalten würde: wie einer, den man mit gebundenen Händen und Füßen von einer Treppe herab wirft? Einen ſolchen Menſchen nun, hat nach Baylens Meynung Gott ſchaffen ſollen; weil er ihm die Freyheit für ſchädlich anſieht. G.

Willen hätten. Allein ich antworte, es ſey gar nicht nöthig, auch nicht thulich geweſen, allen vernünftigen Creaturen eine ſo große Vollkommenheit zu geben, wodurch ſie der göttlichen Natur ſo gar nahe gekommen wären. Vielleicht könnte dieſes auch nicht anders, als durch eine beſondere göttliche Gnade geſchehen: würde ſichs denn aber in dieſem Falle ſchicken, daß Gott ſolche Gnade allen gegeben hätte; das iſt, daß er in Anſehung aller vernünftigen Creaturen, beſtändig auf eine wunderthätige Art gehandelt hätte? Es würde nichts weniger vernünftig ſeyn, als dieſe unaufhörliche Wunder. Es giebt Grade unter den Creaturen, wie es die allgemeine Ordnung erfordert; und es ſcheint der Ordnung der göttlichen Regierung gar gemäß zu ſeyn, daß das große Vorrecht der Befeſtigung im Guten, denenjenigen vor andern gegeben werde, die einen guten Willen gehabt; als ſie in einem unvollkommenern Stande, im Stande des Streits und der Pilgrimſchaft, in der ſtreitenden Kirche, in ſtatu viatorum geweſen. Selbſt die guten Engel ſind ſo geſchaffen worden, daß ſie ſündigen und fallen könnten: ob ich mir gleich nicht zu behaupten getraue, daß gar keine Creatur bald vom Anfange ſelig geſchaffen worden, nämlich ſo, daß ſie von Natur heilig wären, und gar nicht ſündigen können. Vielleicht giebt es Leute, die dieſen Vorzug der heiligen Jungfrau

Maria

(*) Man muß aus dieſen Worten nicht ſchließen, Hr. von L. hebe die ganze Kraft des Gebeths auf; welche er doch in ſo viel andern Stellen bekräftiget hat. Nein, er lehrt nichts anders, als was die rechtgläubigſten Glaubenslehrer ſagen: man müſſe nämlich um alle zeitliche Güter mit Bedinge bethen, dafern ſie uns nämlich nützlich und ſelig ſind; ja ſelbſt um ein größeres Maaß der geiſtlichen Güter müſſe man nicht ſo bitten, als wenn man Gott etwas vorſchreiben wollte; ſondern ſich allezeit ſeinem heiligen Willen unterwerfen, wenn es ihm nämlich wohlgefällig ſeyn würde. Nun iſt aber dem Willen Gottes nichts gemäß, als was zum Beſten des Ganzen gereichet, welches das Meiſterſtück aller ſeiner

Maria geben, als welche die römiſche Kirche auch heut zu Tage den Engeln vorzieht. Uns iſt genug, daß die Welt ſehr groß, und vielfältig unterſchieden iſt. Wer ſie einſchränken wollte, der würde zeigen, daß er ſie ſehr wenig kennte. Allein (fährt Herr Bayle fort) Gott hat den Creaturen, die ſündigen können, den freyen Willen gegeben, ohne daß ſie dieſe Gnade von ihm verlanget haben: und derjenige, der ein ſolch Geſchenk austheilet, muß vielmehr für das Unglück ſtehen, das denen zuſtößt, die ſich deſſen bedienen; als wenn er es ihnen nur auf ihr ungeſtümes Bitten verwilligt hätte. Allein ein ungeſtümes Anhalten im Gebethe thut bey Gott nichts: er weis beſſer als wir, was wir bedürfen, und er giebt nichts, als was mit dem Ganzen übereinſtimmet. (*) Es ſcheint, als ſuchte hier Herr Bayle den freyen Willen in dem Vermögen zu ſündigen: gleichwohl geſteht er anderswo, daß Gott und die Heiligen frey ſind, ungeachtet ſie dieſes Vermögen nicht haben. Doch dem ſey wie ihm wolle, ſo habe ich ſchon zur Gnüge gezeigt: daß Gott, indem er thut, was ſeine Weisheit und Gütigkeit zuſammen anordnen, nicht gehalten ſey, für das Böſe, das er zuläßt, Red und Antwort zu geben. Sind doch die Menſchen ſelbſt, wenn ſie nur ihre Pflicht thun, nicht ge-

---

Vollkommenheiten iſt. Hr. von L. verwirft alſo nur ein ſolches Gebeth, als dort die zween Jünger an Chriſtum thaten; und darauf ſie zur Antwort bekommen: Ihr wiſſet nicht, was ihr bittet. Wie wenn das ganze menſchliche Geſchlecht Gott um die Gabe zu fliegen, aufs eifrigſte bitten wollte: ſollte ihnen Gott deswegen Flügel wachſen laſſen? Wenn ein dummes Kind ſeinen Vater noch ſo brünſtig um ein Scheermeſſer bittet, ſo erhört dieſer es doch nicht: und es würde ihm zu keiner Entſchuldigung dienen, wenn ſich das Kind damit den Hals abſchnitte; daß er ſehr darum gebethen werden. G.

halten für den Ausgang zu ſtehen, ſie mögen ihn nun vorherſehen oder nicht.

121 §. VI. Es iſt ein eben ſo ſichres Mittel, einen Menſchen ums Leben zu bringen, wenn man ihm einen ſeidnen Strick giebt, da man gewiß weis, daß er denſelben freywillig gebrauchen wird, ſich zu erwürgen; als wenn man ihm durch einen dritten Mann mit dem Dolch erſtechen läßt. Man ſucht eben ſo wohl ſeinen Tod, wenn man es auf die erſte Weiſe anfängt, als wenn man die letztere erwählt; ja es ſcheint als ſuchte man ſolchen Tod noch auf eine boshaftere Art, indem man alle Strafe und alle Schuld wegen ſeines Untergangs, ihm allein auf dem Halſe zu laſſen trachtet.

Diejenigen die von den Pflichten handeln, wie Cicero, Ambroſius, Grotius, Opalenius, Scharrock, Rachelius, Puſendorf, imgleichen auch die Caſuiſten, lehren: man ſey in gewiſſen Fällen nicht gehalten, eine Beylage demjenigen wieder zu geben, dem ſie zugehöret. Alſo wird man zum Exempel einen Dolch nicht wieder geben, wenn man weis, daß der, der ihn aufzuheben gegeben, einen damit erſtechen will. Wir wollen ſetzen, ich hätte den ſchädlichen Feuerbrand, mit dem Meleagers Mutter dieſen ihren Sohn ums Leben bringen wird; den bezauberten Wurfſpieß, den Cephalus ohne ſein Wiſſen gebrauchen wird, ſeine Prokris zu tödten; die Pferde des Theſeus, die den Hippolytus ſeinen Sohn zerreißen werden, in meinen Händen. Man fordert dieſe Sachen von mir ab: ich kann ſie mit Recht abſchlagen, weil ich weis was man damit machen wird. Allein wie würde es werden, wenn ein rechtmäßiger Richter mir beföhle, ſie wieder zu geben, und ich nicht beweiſen könnte, was mir von dem übeln Erfolge bewußt iſt: weil mir vielleicht Apollo die Gabe zu prophezeihen, wie der Caſſandra, nur mit der Bedingung gegeben, daß man mir nichts glauben werde? Ich würde es alſo wieder geben müſſen, weil ich mich deſſen nicht entſchlagen könnte, ohne mich ins Verderben zu ſtürzen: und auf ſolche Weiſe könnte ich nicht umhin, zu dem folgenden Böſen etwas beyzutragen. Noch ein ander Gleichniß: Jupiter verheißt der Semele, die Sonne dem Phaeton, Cupido der Pſyche, alle die Gnade wiederfahren zu laſſen, um die man ſie bitten werde. Sie ſchweren beym Styx.

Di cuius iurare timent & fallere Numen, *Virg.*
. . . . Der Gottheit, deren Majeſtät
Zu täuſchen, ſelbſt kein Gott ſich jemals unterſteht.

Man will das Begehren, nachdem man kaum die Hälfte davon gehört, zurücke halten; aber zu ſpät:

. . . Voluit Deus ora loquentis
Opprimere, exierat iam vox properata, ſub auras.
Gott hätte gleich den Mund des Redenden verſchloſſen,
Allein ſein eilend Wort war ſchon heraus gefloſſen.

Man thut nach der geſchehenen Bitte allerhand unnütze Vorſtellungen; allein man dringt anderſeits darauf, man hält an und ſagt:

Faites-vous des ſermens, pour n'y point ſatisfaire?
das iſt:
Schwert ihr die Eide nur, um nichts davon zu halten?

Das Geſetz des Styx iſt unverbrüchlich, und man muß ſich ihm unterwerfen. Hat man durchs Schweren einen Fehler begangen, ſo würde man einen noch größern begehen, wenn man es nicht hielte. Man muß ſein Verſprechen erfüllen; es mag demjenigen, der es fordert, ſo ſchädlich ſeyn, als es immer will: ja es würde euch ſelbſt ſchädlich ſeyn, wenn ihr es nicht erfüllen wolltet. Es ſcheint, als wollte man durch dieſe Fabeln lehren: daß man durch eine höchſte Nothwendigkeit gedrungen werden könne, dem Böſen nachzuſehen. Gott erkennet zwar freylich keinen andern Richter, der ihn zwingen könnte, dasjenige zu geben, was übel ausſchlagen wird: er iſt nicht wie Jupiter, der ſich vor dem Styx fürchtet. Allein ſeine eigne Weisheit iſt der größte Richter, den er immer finden könnte. Die Urtheile derſelben leiden keine Berufung auf einen höhern Richter: ſie ſind die wahrhaftigen Ausſprüche des Verhängniſſes. Die ewigen Wahrheiten, als das Augenmerk ſeiner Weisheit, ſind weit heiliger als der Styx. Dieſe Geſetze, dieſe Richter, zwingen zwar nicht; ſie ſind aber noch ſtärker: denn ſie überreden. Die göttliche Weisheit thut nichts anders, als daß ſie anzeigt, auf was Art er ſeine Gütigkeit aufs allerbeſte ausüben könne. Nach dieſem iſt das Böſe, das ſich etwa zuträgt, ein unumgänglicher Erfolg deſſen, was das Beſte iſt. Ich will noch etwas nachdrücklicheres hinzuſetzen: Das Böſe zulaſſen, wie es Gott zuläßt, das iſt die größte Gütigkeit.

Si mala ſuſtulerat, non erat ille bonus.
Ließ er nichts Böſes zu, würd er nicht gütig ſeyn.

Man müßte ein ſehr verkehrtes Gemüthe haben, wofern man nach dieſem noch ſagen wollte: es wäre boshaftiger gehandelt, wenn man einem alle Strafe und alle Schuld ſeines Verluſts und Schadens überließe. Wenn aber Gott einem ſolche Schuld und Strafe überläßt, ſo gehöret ſie ihm allbereit vor ſeinem Daſeyn zu. Sie war ſchon damals, in ſeiner noch bloß möglichen Idee, vor dem Schluſſe Gottes, der

---

(*) Herr Crouſaz hat zwar dieſes noch nicht eingeſehen. Er kann es, in ſeinen Reflexions ſur la belle Wolfienne, nicht begreifen, wie ein Rien, ein Nichts, boshaft ſeyn könne: denn er will nichts für ein Etre, Ens oder Ding halten, als was ſchon wirklich da iſt. Ja er meynt, man rede gottesläſterlich, wenn man Gott Schuld gäbe: er habe ſchon in ſeinem Verſtande das Weſen ſolcher boshaften Geſchöpfe gekannt und ſie doch hernach erſchaffen. Allein er ſieht nicht, daß er ſich einen weit unvollkommenern Gott vorſtellt, wenn er Gott dieſe Erkenntniß der möglichen Weſen, ehe ſie noch vorhanden ſind, abſpricht. Denn wie? ſoll Gott nicht der ihn zur Wirklichkeit brachte. Kann man ſie demnach wohl einem andern überlaſſen oder zueignen? Dieſes iſt genug geſagt. (*)

122 §. VII. Ein wahrhaftiger Wohlthäter giebt bald, und wartet nicht erſt, bis diejenigen, die er liebet, viel und langes Elend ausgeſtanden; wegen Mangel desjenigen, das er ihnen bald anfangs, gar leicht, und ohne ſich eine Beſchwerniß zu verurſachen, mittheilen kann. Wenn ſeine umſchränkte Macht ihm nicht zuläßt Gutes zu thun, ohne zugleich einigen Schmerz oder Beſchwerniß zu empfinden zu geben: ſo geht er es zwar ein, (ſiehe das Hiſt. Crit. Wörterb. im Art. Origenes, die Anmerk. E. der andern Ausgabe) aber doch mit Widerwillen; und braucht niemals dieſe Art, ſich gutthätig zu erweiſen, wenn es anders, und ohne ſeine Gunſt mit dem geringſten Böſen oder Unheile zu vermiſchen, geſchehen kann. Wenn der Nutzen, den man aus den Uebeln ziehen kann, die er auflegt, eben ſo leicht aus einem ganz reinen Gute, als aus dieſen Uebeln entſtehen könnte: ſo würde er ohne Zweifel den geraden Weg des ganz reinen Guten, und nicht den krummen Weg, der erſt vom Böſen zum Guten führet, erwählen. Ueberſchüttet er mit Reichthum und Ehren, ſo geſchieht es

---

eher wiſſen, was er ſchaffen will, als bis er die Geſchöpfe fertig hat, und ſie ſo zu reden, vor Augen ſieht? Soll er blindlings wirken? So wirkt ja aber kein menſchlicher Werkmeiſter; ſondern er macht ſich erſt einen Entwurf, Riß, oder Begriff, von dem vorhabenden Werke. Soll aber Gott ſich einen ſolchen Entwurf von der Welt gemacht, und doch nicht geſehen haben, ob die Theile derſelben gut oder böſe, vollkommen oder unvollkommen ſeyn würden: ſo muß man einen ſocinianiſchen Gott glauben, der das Künftige nicht weis, ſondern alle Tage erſt was lernet, und alſo immer klüger wird. G.

nicht deswegen; damit diejenigen die ſolche Güter genoſſen, durch den darauf folgenden Verluſt, nur deſto empfindlicher gemartert werden, jemehr ſie des Vergnügens gewohnt geweſen; und damit ſie hierdurch weit unglücklicher als diejenigen werden mögen, die dieſe Vortheile niemals genoſſen. Ein boshaftiges Weſen würde auf dieſe Weiſe diejenigen Leute mit Gütern überſchütten, die es am meiſten haſſete. Man kann die Stelle aus Ariſt. Rhetorik l. 2. c. 2. 3. a. b. 446. S. hieher ziehen: οἷον εἰ δοίη ἄν τίς τινι, ἵνα ἀφελόμενος λυπήσῃ. ὅθεν καὶ τοῦτ' εἴρηται.

Πολλοῖς ὁ δαίμων οὐ κατ' εὔνοιαν φέρων
Μέγαλα δίδωσιν εὐτυχήματ', ἀλλ', ἵνα
Τὰς συμφορὰς λάβωσιν ἐπιφανεστέρας.

Das iſt: Es wäre eben ſo, als wenn man einem etwas gäbe, damit man ihm hernachmals durch Entziehung deſſelben deſto größern Schmerzen verurſachen möchte. Daher heißt es auch:

Bona magna multis non amicus dat Deus,
Inſigniqre vt rurſus his priuet malo.
Gott giebt aus lauter Zorn oft vielen groſſes Glücke;
Daß der Verluſt davon ſie deſto härter drücke.

Alle dieſe Einwürfe laufen faſt auf einerley Trugſchluß hinaus: ſie verändern und verſtümmeln die Sache, und tragen dieſelbe nur halb vor. Gott ſorget für die Menſchen, er liebet das menſchliche Geſchlecht, er will ihm wohl: das

iſt

(*) Das iſt: ſeine eigenthümliche und ihm (als einem gewiſſen Individuo) von Ewigkeit zukommende Natur; zu welcher auch ſein freyer Wille vor allen Dingen mit zu rechnen iſt, brachte es bey den Umſtänden, in die er gerathen ſollte, nicht anders mit ſich. Hätte ihm Gott eine andere Natur geben wollen, ſo hätte er einen andern Menſchen erſchaffen. Hätte er ihn in andere Umſtände kommen laſſen, oder durch eine zwingende Gnade zum Guten getrieben; ſo wäre ebenfalls iſt eine ausgemachte Sache. Inzwiſchen läßt er die Menſchen fallen, er läßt ſie oft verderben; er giebt ihnen Güter, die zu ihrem Schaden ausſchlagen: und wenn er einen glücklich macht, ſo geſchieht es erſt nach vielem ausgeſtandenen Unglücke. Wo iſt nun ſeine Gewogenheit? Wo iſt ſeine Gütigkeit? oder wo iſt vielmehr ſeine Macht? Nichtige Einwürfe! welche das vornehmſte auslaſſen, und uns verheelen, daß man von Gott rede. Es ſcheint, als beträfe es eine Mutter, einen Vormund, einen Hofmeiſter: deren einzige Sorge auf die Erziehung, Erhaltung, und auf das Wohlergehen einer gewiſſen Perſon gerichtet ſeyn ſoll; und die ihre Pflicht nicht in Acht nehmen. Gott aber ſorget für die ganze Welt; er vernachläßiget nichts, und erwählt überhaupt das beſte. Iſt jemand hiebey boshaft und unglücklich, ſo gehörte ſich dieſes für ihn. (*) Ja ſpricht man: Gott könnte doch alles glücklich machen, und dieß könnte er geſchwind und leicht thun, ohne ſich die geringſte Beſchwerniß zu verurſachen; denn er kann ja alles. Er könnte es ohne Zweifel: aber ſollte er es wohl thun? Eben weil er es nicht thut, ſo iſt zu ſchließen, daß er es nicht habe thun ſollen. Wollte man daraus erzwingen: es geſchähe entweder aus Unwillen, oder aus Mangel der Kräfte, daß er die Menſchen nicht glücklich machet, und das Gute nicht bald und ohne Vermiſchung mit dem Böſen giebt; oder es fehle ihm etwan an gutem Willen, daſſelbe unvermiſcht, rein und aufrichtig zu geben: das wäre ſo viel, als wenn man unſern wahren Gott, mit dem neidiſchen Gotte des Herodotus vergleichen

---

in der Einrichtung der Welt eine Aenderung geſchehen; von welcher wir aus dem Ausgange ſchließen können, daß Gott ſie nicht für gut befunden. R.

Oder

Das iſt, er hatte es durch ſein eigenes Verhalten ſich zugezogen, er hatte es ſo verdient. Denn es iſt eine Regel oder ein Geſetz in der Stadt Gottes, als in der vollkommenſten Republik, Nemo malus felix; kein Boshafter müſſe glücklich ſeyn. G.

wollte, oder mit dem böſen Geiſte des alten griechiſchen Poeten, aus welchem Ariſtoteles die jambiſchen Verſe anführet, die wir lateiniſch überſetzt haben; der nur darum Güter austheilete, damit er durch Entziehung derſelben deſto mehr Uebels zufügen könnte. Auf ſolche Weiſe ſpottet man nur Gottes, durch unaufhörliche Anthropomorphiſmos. Man ſtellet ihn als einen Menſchen vor, der ganz und gar zu einer gewiſſen Sache gewidmet iſt; der die vornehmſte Erweiſung ſeiner Gütigkeit bloß denen Gegenſtänden, die uns bekannt ſind, ſchuldig iſt; und dem es entweder an Vermögen oder an gutem Willen fehlet. (*) Gott fehlt es daran keinesweges; Er könnte das Gute thun, das wir wünſchen; ja er will es auch, ſo ferne er es von andern Dingen abgeſondert, und allein anſieht. Allein es geht nicht an, daß er es andern größern Gütern, die ſich gleichſam widerſetzen, vorziehen ſollte. Im übrigen hat man gar keine Urſache, ſich zu beklagen, daß man ordentlicher Weiſe nur durch vieles Leiden, und durch Tragung des Kreuzes Chriſti, zur Seligkeit gelanget. Durch dieſes Uebel werden die Erwählten zu Nachfolgern ihres Herrn, und ihr Glück und ihre Seligkeit wird deſto größer.

123 §. **VIII. Der größte und gründlichſte Ruhm,** den derjenige erlangen kann, der über andere herrſchet,

---

(*) Dieß iſt der durchgängige Fehler den Hr. Bayle begeht. Alle ſeine Gleichniſſe laufen nur dahinaus, daß er aus den Pflichten, einer Mutter, eines Vaters, eines Hofmeiſters, oder eines Fürſten, auf Gott ſchließen will: Gerade als ob Gott mit allen dieſen Perſonen eine völlige Gleichheit hätte. Aber hat denn Gott nur für einen Sohn, nur für eine Tochter, nur für einen jungen Menſchen, nur für ein kleines Land zu ſorgen? Er ſorget auch für das ganze menſchliche Geſchlecht; ja für dieſes nicht einmal allein. Ein ganzes Weltgebäude, unendlich viele vernünftige und unvernünftige, ja auch lebloſe Geſchöpfe erfordern ſeine Sorgfalt. Ein jedes ſchet, iſt, daß er die Tugend, die Ordnung, den Frieden, und die Gemüthsruhe unter ihnen erhalte. Der Ruhm aber, den er aus ihrem Unglücke zu ziehen vermeynte, würde nur ein falſcher Ruhm ſeyn.

Wenn uns die Stadt Gottes bekannt wäre, ſo wie ſie iſt, ſo würden wir den allervollkommenſten Zuſtand darinnen antreffen, der nur zu erfinden iſt. Wir würden ſehen, daß Tugend und Wohlergehen, ſo viel als nach dem Geſetze des Beſten möglich iſt, daſelbſt regieren; daß Sünde und Unglück, (welches gewiſſe Urſachen der höchſten Ordnung nicht gänzlich von der Natur der Dinge ausſchlieſſen lieſſen) in Betrachtung des Guten, faſt wie nichts zu rechnen, ja ſelbſt noch zu gröſſern Gütern beförderlich ſeyn. Weil nun einmal dieſe Uebel ſeyn mußten, ſo mußten auch einige denſelben unterworfen ſeyn; und dieſe einigen ſind wir. Würde nicht eben der Schein des Böſen bleiben, wenn es andere wären? oder würden nicht vielmehr dieſe andern, eben das ſeyn, was man Uns nennet? Wenn Gott aus dem Böſen einen Ruhm erhält, weil er gemacht hat, daß es zu einem gröſſern Guten beförderlich geweſen: ſo gehört ihm ſolcher Ruhm von rechts wegen. Es iſt daher kein falſcher Ruhm: wie etwan der Ruhm eines Fürſten ſeyn würde, der ſeinen Staat umkehren und über einen Hauſen werfen wollte; damit er

die

---

von dieſen allen hat ſeine eigene Art der Vollkommenheit. Und wie will man es fordern, daß die Regeln derſelben ſich nicht zuweilen einander hindern, oder einſchränken ſollten? ſo wie in Anlegung eines Gartens, oder eines Hauſes, oft die Regeln der Schönheit oder der Symmetrie den Regeln des Nutzens weichen müſſen: oder wie in einer groſſen Muſik oft die ſanftern Inſtrumente den ſtärkern, und umgekehrt, weichen müſſen. Da alſo keine Creatur ſich ſchmäucheln kann, daß Gott bloß ihr zu gut die Welt erſchaffen habe: ſo muß Gott nur auf die gröſte Schönheit des ganzen Weltgebäudes ſehen. G.

die Ehre haben möchte, ihn wieder zu rechte zu bringen und zu verbeſſern. (*)

124 §. IX. Die gröſſte Liebe, die dieſer Herr gegen die Tugend bezeigen kann, beſteht darinnen, daß er alles ſo einrichte, woferne er anders dazu vermögend iſt, damit ſie ohne einige Vermiſchung mit Laſtern beſtändig ausgeübet werde. Iſt es ihm was leichtes, ſeinen Unterthanen dieſen Vortheil zu verſchaffen, und läſt er nichts deſto weniger die Laſter aufkommen; ob er ſie gleich endlich beſtrafet, nachdem er ſie lange genug geduldet: ſo iſt ſeine Liebe gegen die Tugend nicht die größte, die man ſich vorſtellen kann; ſie iſt alſo auch nicht unendlich.

Wir ſind noch nicht bis zur Hälfte der neunzehn Lehrſätze, und ich bin ſchon müde, immer einerley zu widerlegen und zu antworten. Herr Bayle häuft ſeine vermeynten Lehrſätze, die unſern Lehren entgegen geſetzt ſind, ohne Noth. (**) Wenn man Sachen, die mit einander verknüpft ſind, von einander abſondert, die Theile von ihrem Ganzen, das menſch-

---

(*) Hr Bayle redet von dem falſchen Ruhme eines Regenten, der das Böſe mit Fleiß veranſtaltete, um ſich Ehre dadurch zu erwerben. Aber wie ſchickt ſich das auf Gott? Kann er auch wohl das Herz faſſen, dieſe Anwendung, die er im Sinne behalten hat, mit Worten auszuſprechen? Hat er aber das Herz nicht, warum giebt er ſie ſo hinterliſtig ſeinen Leſern ein? Will er ſie für wahr ausgeben, ſo mag er ſie deutlich herausſagen, und hernach beweiſen. Aber das kann er nicht, darum braucht er ſolche Kunſtgriffe, ſeine Leſer nur etwas errathen zu laſſen; damit er es nicht nöthig habe, einen Beweis zu führen. Daß Böſes in der Welt iſt, das lehrt die Erfahrung; aber daß Gott es mit Fleiß geſchaffen, und zu dem Ende bloß geſchaffen habe, damit er ſeinen Ruhm dadurch befördere, das ſteht nicht zu erweiſen. Denn das Böſe braucht eigentlich keinen Schöpfer. Es iſt etwas privativiſches, ein bloßer Mangel größemenſchliche Geſchlecht von der Welt, die Eigenſchaften Gottes von einander, die Macht von der Weisheit trennet: ſo kann man wohl ſagen Gott könne machen, daß die Tugend ohne einige Vermiſchung mit Laſtern in der Welt ſey, ja er könne dieſes ſehr leicht zuwege bringen. Dieweil er aber die Laſter zugelaſſen hat, ſo muß wohl die Ordnung der ganzen Welt, die würdig befunden worden, allen andern vorgezogen zu werden, es alſo erfordert haben. Man muß ſchließen, daß es nicht erlaubt geweſen ſey, es anders zu machen: weil es nicht möglich geweſen, es beſſer zu machen. Das iſt eine bedingte, eine moraliſche Nothwendigkeit, welche der Freyheit ganz und gar nicht zuwider, ſondern vielmehr die Wirkung ihrer Wahl iſt. **Was der Vernunft zuwider iſt, davon muß man auch nicht glauben, daß es ein Weiſer thun könne.** (Quae rationi contraria ſunt, ea nec fieri a ſapiente poſſe credendum eſt.) Man wendet ein: die Liebe Gottes gegen die Tugend ſey alſo nicht die gröſte, die man ſich vorſtellen könne, auch nicht unendlich. Es iſt ſchon bey dem andern Lehrſatze drauf geantwortet worden, da man geſagt: die Liebe Gottes gegen eine jedwe-

---

rer Vollkommenheit. Wo Licht iſt, und undurchſichtige Körper dazu, da kömmt der Schatten von ſich ſelbſt. G.

(**) Wenn es nicht etwas hart lautete, ſo wollte ich ſagen: Hr. Bayle, wäre hier wider die Religion, als ein ſchwatzhafter Sophiſt, und nicht als ein wahrer Weltweiſer verfahren. Er zerrt und dehnt denſelben Einwurf ſo weit auseinander, und verkleidet ihn mit verſchiedenen Umſchweifen und Gleichniſſen in ſo viele Geſtalten, daß man es einem akademiſchen Diſputirenden, ſehr übel nehmen würde, wenn er ſeinem Gegner immer einerley vortrüge, und den zehnmal aufgewärmten Kohl nur immer in einer andern Schüſſel aufſetzte. Diejenigen alſo, die ſeine große Scharfſinnigkeit ſo ſehr bewundern, müſſen wenigſtens aus dieſem Exempel erkennen, daß es ihm zuweilen an genugſamer Urtheilskraft, oder doch an Aufmerkſamkeit gefehlt habe, die Schwäche ſeiner Wiederholungen einzuſehen. G.

jedwede erſchaffene Seele richte ſich nach dem Werthe derſelben. Die Tugend iſt zwar die alleredelſte Eigenſchaft der erſchaffenen Dinge; aber ſie iſt ni[illegible] die einzige gute Eigenſchaft der Creaturen. Es giebt noch unendlich viele andere, welche ſich die Neigung Gottes zuziehen. Aus allen dieſen Neigungen entſpringt das meiſte Gute, das nur möglich iſt: und wenn nichts als lauter Tugend, lauter vernünftige Creaturen wären, ſo würde in der That weniger Gutes ſeyn. Midas war nicht ſo reich, als vorhin, da er lauter Gold hatte. Und über dem muß die Weisheit abzuwechſeln wiſſen. Es würde ein Ueberfluß und eine Armuth ſeyn, wofern man bloß einerley Sachen häuſen wollte, wenn ſie auch noch ſo edel und herrlich wären. Könnte man wohl das vernünftig nennen, wenn man tauſend ſchöne eingebundene Virgils in ſeiner Bibliothek hätte; wenn man nur immer die Arien aus der Opera vom Cadmus und der Hermione ſänge; wenn man alle Porcelanſchälchen zerbräche, damit man lauter goldene haben möchte; wenn man nur lauter Demantene Knöpfe tragen, bloß und allein Rebhüner eſſen, nur ungariſchen oder ſiräſer Wein trinken wollte? (*) Die Natur hat auch Thiere, Pflanzen, ja unbeſeelte Körper, vonnöthen gehabt: und es giebt in dieſen vernunftloſen Geſchöpfen ſolche Wunder, welche geſchickt ſind, die Vernunft zu üben. Was würde denn eine verſtändige Creatur angeben, wenn keine unvernünftige Geſchöpfe wären?

Woran

(*) Nichts iſt geſchickter diejenigen zu widerlegen, die von Gott begehren, er ſolle lauter vollkommene Geſchöpfe von einer Art, wie die Engel, oder gar die Erzengel ſind, geſchaffen haben. Ich frage ſie aber, welche Art von Blumen oder Früchten ſie für die beſte halten? Ich ſetze, es wären die Nelken, und die Pfirſchen. Gut, wir wollen alſo einen Blumengarten mit lauter Nelken, und einen Obſtgarten mit lauter Pfirſchenbäumen anfüllen: ſonſt ſoll nichts darinnen zu finden ſeyn, weil alles andre ſchlechter ſeyn würde. Allein was für ein ekelhafter und armſeliger Garten würde das

Woran würde ſie gedenken, wenn weder Bewegung, noch Materie, noch Sinne wären? Wenn ſie lauter deutliche Begriffe hätte, ſo wäre ſie ein Gott, und ihre Weisheit würde unumſchränkt ſeyn. Dieſes folgt aus meinen Betrachtungen. So bald als eine Vermiſchung von undeutlichen Begriffen vorhanden iſt, ſo ſind auch die Sinne, ſo iſt die Materie da. Denn dieſe undeutlichen oder verwirrten Begriffe kommen von der Verhältniß der Dinge unter einander, nach der Dauer und Ausdehnung her: und dieſes iſt die Urſache, daß in meiner Philoſophie keine vernünftige Creatur ohne einen organiſchen Körper iſt; und daß kein erſchaffner Geiſt von der Materie ganz abgeſondert iſt. Allein dieſe organiſchen Körper ſind eben ſo ſehr an Vollkommenheit von einander unterſchieden, als die Geiſter ſelbſt, denen ſie zugehören. Weil demnach die göttliche Weisheit eine Welt von empfindenden und vernunftloſen Subſtanzen erfordert; weil endlich aus allen Dingen diejenigen erwählt werden mußten, welche die beſte Wirkung zuſammen hatten, und weil alſo das Laſter durch dieſe Thüre mit in die Welt gekommen iſt: ſo würde Gott nicht vollkommen gut, nicht vollkommen weiſe geweſen ſeyn, wenn er es ausgeſchloſſen hätte.

125 §. X. Der gröſte Haß den man gegen die Laſter bezeigen kann, iſt nicht dieſer, daß man ſie lange Zeit herrſchen laſſe, und hernach ſtrafe; ſondern daß

---

nicht werden, der nur zu einer einzigen Jahreszeit Blumen, oder Früchte trüge; zu allen übrigen Zeiten aber ohne Anmuth und Nutzen wäre? Und was für ein Münzcabinet würde das ſeyn, darinn von einem ſehr koſtbaren und ſchönen Schaupfennige etliche hundert Abdrücke, ſonſt aber gar nichts mehr zu finden wäre? Eine eben ſolche Sache, würde eine Welt voller Erzengel ſeyn: ja ſie würde nicht einmal eine Welt heißen können. Denn wenn dieſen Tadlern ſchon die Menſchen zu ſchlecht ſind, ſo würden ihnen alle andre Thiere, Metalle, Steine und Elemente vollends zu ſchlecht ſeyn. G.

daß man ſie vor ihrer Geburt erſticke, das iſt, verhindere, daß ſie nirgends aufkommen. Ein König z. E. der ſeine Einkünſte in ſo gute Ordnung brächte, daß in ſelbigen niemals einiger Unterſchleif vorgienge, würde gegen die Ungerechtigkeit der Einnehmer gröſſern Haß bezeigen; als wenn er ſie erſt lange Zeit, von dem ausgeſogenen Blute des Volkes, fett werden, und hernachmals henken lieſſe.

Es iſt immer einerley Leyer! ein bloſſer Antropomorphiſmus! Ein König ſoll ſich ordentlicher Weiſe nichts mehr angelegen ſeyn laſſen, als zu verhüten, damit ſeine Unterthanen nicht unterdruckt werden. Es iſt einer von ſeinen gröſten Vortheilen, ſeine Einkünfte in gute Ordnung zu bringen. Inzwiſchen kommen bisweilen doch Zeiten, da er Fehler und Unordnungen dulden muß. Man hat einen groſſen Krieg auf dem Halſe, man iſt erſchöpft, man hat keine Kriegsbediente auszuleſen: man muß denenjenigen die man hat, und die bey den Soldaten in groſſem Anſehn ſtehen, z. E. einem Braccio, einem Sforza, einem Wallenſtein, ein wenig durch die Finger ſehen. Es iſt zu den allernöthigſten Dingen kein Geld vorhanden: man muß alſo zu groſſen Geldwechslern, die einen feſtgeſetzten Credit haben, ſeine Zuflucht nehmen, und dabey zu ihren Unterſchleiſen ſtill ſchweigen. Dieſe unglückliche Nothwendigkeit entſteht meiſtentheils aus vorhergegangenen Fehlern: bey Gott aber iſt es ganz anders. Er hat keines Menſchen vonnöthen, er begeht keinen Fehler, er thut allezeit das Beſte. Ja man kann nicht einmal wünſchen, daß die Sachen beſſer gehen möchten, als ſie gehen, wenn man ſie nur verſtehe: und es

würde

(*) Dieſes verſteht ſich nur von der einmal vorausgeſetzten Lehre: daß Gott, unter allen möglichen Weltgebäuden das allerbeſte und vollkommenſte erwählet hat; denn ſelbſt die Fehler in den Theilen zu deſto gröſſerer Schönheit gereichen: weswegen Gott dieſelben weder ausſchlieſſen wollen, noch würde an dem Urheber der Dinge ſelbſt ein Fehler ſeyn, wenn er die Fehler, die ſich darinnen befinden, ausſchließen wollte. (*) Iſt wohl dieſer Zuſtand einer ganz vollkommenen Regierung, in der man das Gute ſo viel möglich ſucht und thut, und in der das Böſe ſelbſt zu einem größern Guten dienet, mit dem Zuſtande eines ſolchen Prinzen zu vergleichen, deſſen Sachen ganz zerrüttet ſind, und der ſich rettet, ſo gut als er kann? oder mit dem Zuſtande eines Fürſten, der die Unterdrückung befördert, um ſie zu ſtrafen; und der ſich eine Freude draus macht, wenn er das geringe Volk am Bettelſtabe, und die Großen auf dem Richtplatze ſieht?

126 §. XI. Ein Herr der auf das Wachsthum der Tugend und das Beſte ſeiner Unterthanen bedacht iſt, wendet allen Fleiß an, damit er es dahin bringen möge, daß ſie ſeinen Geſetzen niemals ungehorſam werden: und wenn er ſie ihres Ungehorſams wegen ſtrafen muß, ſo ſtraft er alſo, daß ihnen durch ſolche Strafe die Neigung zum Böſen benommen, und in ihrer Seele eine feſte und beſtändige Neigung zum Guten wieder aufgerichtet werde; keinesweges aber, daß die Strafe ihres Verbrechens ſie je mehr und mehr zum Böſen geneigt mache.

Gott thut alles, was zu thun iſt, ja was er nur ſeiner ſeits thun kann, um die Menſchen zu beſſern; doch demjenigen, was er ſich ſelbſt ſchuldig iſt, unbeſchadet. Der gewöhnlichſte Endzweck der Strafe iſt die Beſſerung: allein das iſt weder der einzige, noch derjenige, den er ſich beſtändig vorſetzet. Ich habe oben etwas davon gedacht. (**) Die

---

dörfen: doch ſo, daß er ſie ſelbſt nicht thut, ſondern nur zuläßt. G.

(**) Bisweilen iſt es nämlich auch die Beſſerung der andern, die eine ſolche Strafe gewahr werden; ſo wie man die Diebe

Erbſünde, welche die Menſchen zum Böſen geneigt machte, iſt nicht eine bloße Strafe der erſten Sünde: es iſt zugleich ein natürlicher Erfolg derſelben. Es iſt auch hievon bey der Anmerkung über den vierten theologiſchen Satz etwas erwähnt worden. Es iſt faſt wie mit der Trunkenheit, die eines theils eine Strafe wegen des übermäßigen Trinkens, und auch zugleich ein natürlicher Erfolg deſſelben iſt, dadurch man leichtlich zu neuen Sünden verleitet wird.

127 §. XII. **Wenn man das Böſe, das man verhindern könnte, zuläßt, ſo iſts ſo viel, als wenn man gar nichts darnach fragte, ob es begangen oder nicht begangen würde; oder als wenn man wohl gar wünſchte, daß es geſchähe.**

Ganz und gar nicht. Wie oft laſſen nicht die Menſchen etwas Böſes zu, das ſie verhindern könnten, wenn ſie alle ihre Sinnen und Kräfte einzig und allein dahin richten wollten? Allein es verhindern andere wichtigere Sorgen ſie daran. Man wird nicht leicht, zu der Zeit, da man einen großen Krieg auf dem Halſe hat, den Unordnungen des Münzweſens abzuhelfen ſuchen: und was dießfalls ein engliſches Parlament kurz vor dem Ryswickiſchen Frieden gethan, das wird man mehr loben, als nachthun. Kann man aber daraus ſchließen, daß der Staat nach dieſen Unordnungen nichts frage, oder daß er ſie wohl gar wünſche? Gott hat noch weit ſtärkere und ihm anſtändigere Urſachen, das Böſe zu dulden. Er zieht nicht allein ein größer Gutes daraus, ſondern er befindet auch, daß es mit dem größten unter allen möglichen Gütern, verknüpfet iſt; daß es alſo ein Fehler ſeyn würde, wenn er es nicht zuließe.

128 §.

---

an den Landſtraßen in den Galgen henket, damit ſie vielen andern, die zu dergleichen Laſter Luſt haben möchten, zum Schrecken dienen mögen. Aber auch dergeſtalt dienen die Strafen zur Beſſerung, und zu Beförderung der gemeinen Glückſe-

128 §. XIII. Es iſt ein groſſer Fehler von Regenten, wenn ſie nichts darnach fragen, ob in ihren Ländern Unordnungen ſind oder nicht. Und dieſer Fehler iſt noch gröſſer, wenn ſie ſelbſt allerhand Unordnungen ſuchen und wünſchen. „Wenn ſie durch gewiſſe, ob ſchon verborgene Umwege, einen höchſt gefährlichen Aufſtand erregten; damit es ihnen zu ſonderbarem Ruhme gereichen möchte, wenn ſie erwieſen: daß es ihnen weder an Herz, noch an benöthigter Klugheit ermangele, ein groſſes und dem gänzlichen Untergange nahes Reich zu retten; ſo würden ſie höchſt ſtrafbar ſeyn. Wenn ſie aber dieſe Unruhe deßwegen litten; weil durch kein ander Mittel dem gänzlichen Untergange ihrer Unterthanen könnte vorgebauet, und die Glückſeligkeit ihres Volks, auf lange Zeiten, auf neuen und feſten Grund geſetzet werden: ſo würde man die unglückliche Nothwendigkeit darein ſie geſetzt worden, beklagen, und ſie loben müſſen, daß ſie ſich dieſelbe ſo gut zu Nutze gemacht. (Siehe was wir oben a. d. 131. 134. 195. u. f. S. von der Macht der Nothwendigkeit geſagt.)

Dieſe Dinge, die man nebſt vielen andern hierbey vorbringet, laſſen ſich auf die Regierung Gottes keinesweges anwenden. Und über dem, daß die Unordnung, die man uns vorwirft, nur einen kleinen Theil ſeines Reichs betrifft: ſo iſt es ganz falſch, daß er ſich um das Böſe nichts bekümmere, daß er es wünſche, und es nur darum hervorbringe, damit er die Ehre haben möge, es wieder zu dämpfen und zu ſtillen. Gott will freylich das Gute und die Ordnung: allein es geſchieht bisweilen, daß eine Unordnung in Theilen,

---

ligkeit, wenn die Strafe von wenigen, vielen andern Sicherheit und Ruhe verſchaffet, oder einen Abſcheu vor dem Laſter erwecket. Hiervon gilt der Lehrſpruch: Es iſt beſſer daß einer umkomme, als daß das ganze Volk verlohren gehe. G.

im Ganzen eine Ordnung iſt. Wir haben allbereit dieſen Grundſatz des Rechts angeführet: Es ſey unrecht, wenn man urtheilet, ehe man das ganze Geſetz eingeſehen: (Inciuile eſt, niſi tota lege inſpecta, iudicare.) Die Zulaſſung des Böſen kömmt von einer gewiſſen moraliſchen Nothwendigkeit her. Gott wird von ſeiner Weisheit und Gütigkeit dazu genöthiget: Dieſes iſt eine glückſelige Nothwendigkeit; da hergegen die Nothwendigkeit des Fürſten, davon der Satz handelt, höchſt unglückſelig iſt. Sein Staat iſt einer von den allerverderbteſten: das Reich Gottes aber iſt der allerbeſte Staat, der nur möglich iſt.

129 **§. XIV. Die Zulaſſung eines gewiſſen Uebels iſt alsdann nur zu entſchuldigen, wenn man demſelben nicht abhelfen kann, ohne ein gröſſers Uebel einzuführen. Allein ſie kann bey denenjenigen nicht entſchuldiget werden, die ſo wohl wider dieſes Uebel, als wider alle andere, die aus deſſen Unterdrückung entſtehen könnten, ein kräftiges Mittel in Händen haben.** (*)

Der Satz iſt wahr, allein wider die Regierung Gottes kann er nicht angeführet werden. Die höchſte Vernunft nöthiget ihn das Böſe zuzulaſſen. Erwählte Gott dasjenige nicht, was im Ganzen und ſchlechterdings das beſte wäre: ſo

---

(*) Hr. Bayle redet immer von der Macht Gottes, wemit er alles zu ſtande bringen kann; ohne zu bedenken, ob es ſich auch für Gott ſchicke, ſo willkührlich zu handeln. Wie oft müſſen nicht auch unter den Menſchen, die mächtigſten Prinzen ſagen: ich habe es wohl alles Macht; aber es frommet nicht alles. Es lieſſe ſich manches in der Welt, auch von mäßigen Kräften ausführen: allein man würde wider den Wohlſtand, wider die Billigkeit, oder wider den Charakter handeln müſſen, darinn man einmal bey der Welt ſteht, und ſtehen will. Man unterläßt es alſo mit gutem Rechte. Z. E. ein paar beſoffene Leute ſchlagen ſich auf der Gaſſe, vor der ſo würde dieſes ein größeres Uebel ſeyn, als alle beſondere Uebel, die er durch dieſes Mittel verhindern könnte. Dieſe ſchlimme Wahl würde ſeine Gütigkeit oder ſeine Weisheit übern Haufen werfen.

130 §. XV. Das unendlich mächtige Weſen, der Schöpfer der Materie und der Geiſter, macht aus dieſer Materie und aus dieſen Geiſtern alles was er will. Es iſt keine Beſchaffenheit und keine Figur, die er ihnen nicht geben könnte. Wenn er demnach ein moraliſches oder phyſikaliſches Uebel zuließe: ſo würde es gar nicht deswegen geſchehen, weil ſonſten ein ander noch größeres moraliſches, oder phyſikaliſches Uebel ſchlechterdings unvermeidlich geweſen wäre. Bey ihm kann keine von den Urſachen der Vermiſchung des Guten und des Böſen, die auf die eingeſchränkte Macht anderer Wohlthäter gegründet ſind, ſtatt finden.

Es iſt wahr, Gott machet aus der Materie und den Geiſtern alles was er will: allein er iſt wie ein geſchickter Bildhauer, der aus ſeinen Marmorſtücken nur dasjenige machen will, was er für das beſte hält, und der allemal richtig davon urtheilet. Gott macht aus der Materie die ſchönſte Maſchine die nur möglich iſt; und regieret die Geiſter nach der allerſchönſten Regierungsart, die ſich be-

---

Thüre eines Stadtrichters. Der Stadtrichter, der es hört und ſieht, aber eben ſeine Gerichtsknechte nicht bey der Hand hat, könnte die Schlägerey wohl hemmen, wenn er ſelbſt mit dem Degen in der Fauſt, ſich unter die Schläger machte, und ſie aus einander jagte. Aber er thut es nicht; und er thut wohl daran: denn er würde dadurch was ärgers thun, als die beyden Schläger ſelbſt. Er würde eine obrigkeitl. Perſon in Gefahr ſetzen; er würde ſein Amt verächtlich machen, ja vielleicht ſein Leben einbüßen. So muß auch Gott manches Böſe dulden; weil er ſonſt wider ſeine eigene Weisheit handeln würde. G.

greiſen läßt; und über dieſes alles ſtiftet er durch ihre Vereinigung die allervollkommenſte Harmonie, nach dem Lehrgebäude das ich vorgetragen habe. Weil ſich nun ſo wohl das phyſikaliſche als moraliſche Uebel in dieſem vollkommenen Werke befindet, ſo muß man wider dasjenige, was Herr Bayle allhier anführet, daraus ſchließen: *es würde ohne daſſelbige ein noch gröſſers Uebel ſchlechterdings unvermeidlich geweſen ſeyn.* Und dieſes ſo große Uebel würde darinnen beſtanden haben, daß Gott übel gewählet hätte; wenn er anders gewählt hätte, als er gethan hat. Gott iſt zwar unendlich mächtig: allein ſeine Macht wird von der mit Weisheit verknüpften Gütigkeit gelenket, das beſte hervor zu bringen. Herr Bayle macht an einem andern Orte einen ihm ganz beſondern Einwurf, der auf die Meynung einiger neueren Carteſianer hinaus läuft, als welche ſagen: Gott hätte denen Seelen die Gedanken geben können, die er nur gewollt, ohne daß ſie erſt von der Uebereinſtimmung mit gewiſſen Leibern abhängen dörften. Durch dieſes Mittel würde man den Seelen viele Uebel erſparen, die bloß von der Unordnung der Körper herkommen. Hievon ſoll unten ein mehrers gedacht werden. Jetzt iſt es ſchon genug, wenn wir bedenken, daß Gott kein übel zuſammenſtimmendes und ſchlecht an einander hangendes Weltgebäude hervorbringen könne. Die Natur der Seelen aber beſtehe eines Theils darinnen, daß ſie die Körper vorſtellen.

131 §. XVI. *Man iſt Urſache an einem Erfolge, ſo wohl wenn man ihn auf moraliſche, als wenn man ihn auf phyſikaliſche Weiſe befördert. Ein Staatsbedienter, der ohne aus ſeinem Zimmer zu gehen, indem er ſich bloß der Affecten der vornehmſten Verſchwornen bediente, ihre ganze Verbindung übern Haufen würfe, würde eben ſo wohl der Urheber von dem Untergange dieſer Rotte ſeyn, als wenn er ſie mit eigener Hand zerſchlüge.*

Ich habe wider dieſen Lehrſatz nichts einzuwenden. Man mißt das Böſe allezeit den moraliſchen Urſachen bey, aber nicht allezeit den phyſikaliſchen. Ich merke nur dieſes dabey an, daß wenn ich die Sünde eines andern nicht anders verhindern könnte, als wenn ich ſelbſt eine Sünde begienge: ſo könnte ich ſie billig zulaſſen, und würde deßwegen weder an ſelbiger Theil nehmen, noch die moraliſche Urſache davon ſeyn. In Gott würde jedes Verſehen ſo viel, als eine Sünde ſeyn; ja es würde noch mehr als eine Sünde ſeyn: denn es würde die göttliche Natur ſelbſt übern Haufen werfen. Und das würde bey ihm ein großes Verſehen ſeyn, wenn er nicht das Beſte erwählte. Ich habe es ſchon mehr als einmal erinnert: er würde die Sünde, durch noch was ſchlimmers, als alle Sünden ſind, verhindern.

132 § XVII. Es iſt einerley, ob man eine nothwendige oder eine freye Urſache braucht; wenn man die Zeit und Umſtände erwählt, da man weis, daß ſich die freye Urſache ſchon in Bereitſchaft befindet. Wenn ich den Fall ſetze, daß das Schießpulver die Kraft und Freyheit hätte, ſich zu entzünden, oder nicht zu entzünden, wenn es das Feuer berühret; ich wüßte aber gewiß, daß es ſich des Morgens um 8. Uhr entzünden würde: ſo würde ich eben ſo wohl die Urſache ſeiner Wirkung ſeyn, wenn ich zur ſelbigen Zeit Feuer dran legte, als wenn wir ſetzen, wie es ſich in Wahrheit verhält, daß es eine nothwendige Urſache iſt. Denn in Anſehung meiner, würde es keine freye Urſache mehr ſeyn; ich würde mich ihrer zu der Zeit bedienen, da ich wüßte, daß ſie vermöge ihrer eignen Wahl dazu genöthiget wäre. Ein Ding kann in Anſehung deſſen, worzu es bereits determinirt iſt, und in Anſehung der Zeit in der es dazu determinirt iſt, unmöglich frey und gleichgül-

tig ſeyn. Alles was vorhanden iſt, iſt nothwendig da, indem es da iſt. (τὸ εἶναι τὸ ὂν, ὅταν ᾖ, καὶ τὸ μὴ ὂν μὴ εἶναι, ὅταν μὴ ᾖ, ἀνάγκη. Neceſſe eſt, id quod eſt, quando eſt, eſſe; & id quod non eſt, quando non eſt, non eſſe. Ariſt. de Interpr. Cap 9.) Die Nominaliſten haben dieſen Lehrſatz des Ariſtoteles angenommen. Scotus aber und viele andere Scholaſtiker ſcheinen ihn zu verwerfen: allein im Grunde laufen ihre Unterſcheidungen auf einerley hinaus. Man ſchlage die Jeſuiten von Conimbra über dieſe Stelle des Ariſtoteles a. d. 380. u. f. S. nach.

Dieſer Lehrſatz kann auch mitgehen: doch wollte ich nur etwas in den Redensarten ändern. Ich wollte nicht frey und gleichgültig für eins halten; auch nicht frey und beſtimmt einander entgegen ſetzen. Man iſt niemals vollkommen gleichgültig, in einer indifferentia aequilibrii. Man iſt allezeit auf eine Seite geneigter, und folglich dazu beſtimmter, als auf die andere: allein man wird zu der Wahl, die man thut, niemals gezwungen. Ich verſtehe hier eine unumſchränkte und metaphyſiſche Nothwendigkeit. Denn Gott und ein Weiſer werden durch eine moraliſche Nothwendigkeit zum Beſten bewogen. So muß man auch bekennen, daß man durch eine bedingte Nothwendigkeit zur Wahl genöthiget wird, wenn man dieſelbe wirklich anſtellet: ja man wird auch vorher, ſelbſt durch die Wahrheit des Zukünftigen, dazu genöthiget; weil man es gewiß thun wird. Allein dieſe bedingten Nothwendigkeiten ſchaden der Freyheit gar nicht: und ich habe oben zur Gnüge davon geredet.

133 §. XVIII. Wenn ein ganzes großes Volk ſich des Aufruhrs ſchuldig gemacht hat: ſo iſt das noch nicht gnädig genug gehandelt; wenn man nur dem hundert tauſendſten Theile Gnade wiederfahren läßt,

und die übrigen alle, ohne die Kinder an der Mütter Brüſten zu verſchonen, ums Leben bringet.

Es ſcheint als ſetzte man hier voraus, daß es hundert tauſendmal mehr Verdammte als Selige gebe, und daß die ohne Taufe verſtorbenen Kinder ſich unter der Zahl der erſtern befinden. Allein beydem wird widerſprochen, ſonderlich der Verdammung dieſer Kinder. Ich habe ſchon oben davon geredet. Herr Bayle dringt auf dieſen Einwurf auch noch an einem andern Orte, (Rep. au Prov. ch. 178. p. 1223. Tom. 3.) „Wir ſehen offenbar, ſpricht er, daß“ ein Fürſt, der Güte und Gerechtigkeit ausüben will, wenn“ eine Stadt ſich wider ihn aufgelehnet, ſich an der Strafe“ einiger wenigen Aufrührer begnügen laſſen, und allen an-“ dern Gnade erzeigen ſoll. Denn wenn die Zahl derjeni-“ gen, die geſtrafet werden, in Vergleichung derer, denen er“ Gnade erzeigt, ſich wie tauſend gegen eins verhält: ſo iſt“ er nicht gnädig, ſondern grauſam zu nennen. Man würde“ ihn ganz unfehlbar für einen abſcheulichen Tyrannen hal-“ ten, wenn er gar langwierige Strafen erwählte; und nur“ um deswillen noch etwas Blut ſchonete, weil er glaubte, daß“ ihnen der Tod angenehmer, als ein elendes Leben ſeyn“ würde: und wenn endlich die Rachgier an ſeiner Stren-“ gigkeit mehr Theil hätte, als die Begierde, durch die Strafe,“ die er faſt allen Rebellen anthäte, dem gemeinen Beſten“ einen Nutzen zu ſchaffen. Es wird dafür gehalten, daß“ die Uebelthäter die man hinrichtet, durch den Verluſt ihres“ Lebens ihre Schandthaten ſo vollkommen auslöſchen und“ verſöhnen: daß die Welt nichts weiter verlanget, und ſich“ entrüſtet, wenn die Henker ihr Amt nicht recht verrichten.“ Man würde ſie ſteinigen, wenn man wüßte, daß ſie mit Fleiß“ viel Hiebe thäten; und ſelbſt die Richter die bey der Hin-“ richtung ſind, würden nicht außer Gefahr ſeyn: wenn man“ glaubte, daß ſie an dieſem übeln Spiele der Henker einen“ Gefallen trügen, und ſie unter der Hand ermahnet hätten,“

„daß ſie es ſo machen ſollten. (Es iſt zu merken, daß man dieſes nicht überhaupt nach der Schärfe verſtehen müſſe; denn es giebt Fälle, in denen es dem Volke gar recht iſt, wenn man gewiſſe Uebelthäter bey einem kleinen Feuer verbrennet; wie z. E. als Franciſcus der I. einige der Ketzerey wegen angeklagte Perſonen, nach dem berühmten Edict vom Jahr 1534. ſo hinrichten ließ. Man hatte auch gar kein Mitleiden mit dem Ravaillac, der auf vielerley grauſame Arten gemartert und gefoltert ward. Siehe den Mercure François Tom. I fol. m. 455. & ſeqq. ingleichen den Pet. Mathieu in ſeiner Hiſtorie von dem Tode Henrichs des IV. wo inſonderheit dasjenige nicht zu übergehen iſt, was er a. d. 99. S. von dem meldet, was die Richter in Anſehung der Todesſtrafe dieſes Königsmörders ausgemacht.) Endlich iſt nichts ſo gewiß, als daß die Fürſten, die ſich nach dem heiligen Paulus richten wollten; ich will ſagen, die alle diejenigen zum zeitlichen Tode verdammten, welche er zu dem ewigen Tode verdammet, für Feinde des menſchlichen Geſchlechts und Zerſtörer der Geſellſchaften würden gehalten werden. Ihre Geſetze würden das gemeine Weſen ganz und gar übern Haufen werfen; an ſtatt daß ſie nach der Abſicht der Geſetzgeber daſſelbe befeſtigen und erhalten ſollten. Man kann hierauf die Worte des jüngern Plinius deuten, Epiſt. 22. lib. 8.

„Man-

(*) Man weis wohl, daß die Glaubenslehrer insgemein behaupten, eine jede Sünde verdiene eine unaufhörliche, das iſt, eine unendliche Strafe, weil ſie einen unendlichen Gott beleidiget. Es iſt freylich viel ſcheinbares in dieſem Schluſſe: dennoch aber iſt er nicht ohne alle Schwierigkeit, wenn man die deutlichen Begriffe der Beleidigung und des unendlichen gegen einander hält. Denn zu geſchweigen, daß Gott, eigentlich zu reden, nicht beleidiget werden kann: ſo beleidigen auch die meiſten Sünder mehr ſich ſelbſt und andre Menſchen, als Gott. Oder wenigſtens haben ſie die Abſicht bey ihren Sünden nicht, Gott zu beleidigen; ſondern ſie

Mandemus memoriae, quod vir mitiſſimus, & ob hoc quoque maximus, Thraſea, crebro dicere ſolebat: Qui vitia odit, homines odit. d. i. Es iſt ſehr wohl zu merken, was der gütige, und auch deswegen ſehr große Mann, Thraſea, oftmals zu ſagen pflegte: Wer die Laſter haſſet, der haſſet die Menſchen.“ Er ſetzet hinzu, man habe von Drakons, eines atheniensiſchen Geſetzgebers, Geſetzen zu ſagen pflegen: ſie wären nicht mit Dinte, ſondern mit Blut geſchrieben worden, weil ſie alle Verbrecher mit dem Tode beſtrafen: die ewige Verdammniß aber ſey eine unendlich größere Strafe als der Tod.

Allein es iſt hier wohl zu erwegen, daß die Verdammniß ein Erfolg der Sünde iſt: und ich habe ſchon zu andrer Zeit einem gewiſſen Freunde, der mir die Ungleichheit zwiſchen einer ewigen Strafe und einem umſchränkten Laſter vorwarf, zur Antwort gegeben, daß hierbey gar keine Ungerechtigkeit vorgienge, wofern die Dauer der Strafe nichts anders, als ein Erfolg der immerdaurenden Sünde ſey; wovon ich weiter unten ein mehrers gedenken werde. (*) Was die Zahl der Verdammten betrifft, wenn ſie auch unter den Menſchen unausſprechlich größer wäre, als die Zahl der Seligen: ſo würde dennoch daraus nicht folgen: daß die ſeligen Creaturen in der ganzen Welt, nicht die Unſeligen

und

ſuchen bloß ihre Luſt, Ehre und ihren Vortheil, auf eine unvernünftige Weiſe. Daher iſt es denn weit richtiger geſchloſſen, wenn man die Ewigkeit der Höllenſtrafen, auf die ewige Dauer der Sünden, bey den Verdammten gründet. Jede Sünde würde zwar an ſich, nur eine endliche Pein verdienen: weil aber der Verdammte immer wieder aufs neue ſündiget; ſo dauret auch ſeine Pein unaufhörlich. Ja man hat Urſache zu glauben, daß die göttliche Gerechtigkeit auch die Verdammten aus der Hölle befreyen würde: wenn ſie nur endlich einmal aufhören könnten, zu ſündigen. G.

und Verdammten an der Zahl weit übertreffen ſollten. Was das Exempel eines Fürſten anlangt, der nur die Häupter der Rebellen; oder eines Feldherrn, der bey einem Regimente immer den zehnten Mann ſtrafet: ſo machen dieſe Exempel hier keine Folge. Der eigne Vortheil nöthiget den Fürſten und den Feldherrn, den Verbrechern Gnade zu erzeigen, wenn ſie auch gleich in ihrer Bosheit verharren ſollten: allein Gott begnadiget nur die, welche ſich beſſern; er kann ſie gar wohl unterſcheiden, und dieſe Strenge iſt der vollkommenen Gerechtigkeit weit gemäßer. Wenn aber jemand fraget, warum Gott nicht allen die Gnade der Bekehrung giebt? ſo verfällt er auf eine andere Frage, die mit dem gegenwärtigen Lehrſatze keine Verwandſchaft hat. Wir haben ſchon einigermaßen darauf geantwortet; nicht als wenn wir die Urſachen Gottes erfinden wollten, ſondern nur zu zeigen: daß es ihm an Urſachen nicht fehlen, und daß keine von den gegenſeitigen gültig ſeyn könne. Im übrigen weis man, daß man bisweilen ganze Städte verheeret, und die Einwohner niederſäbelt, um den andern ein Schrecken einzujagen. Hiedurch kann man bisweilen mit einem großen Kriege, oder mit einem gefährlichen Aufruhre, bald zum Ende kommen: und das heißt das Blut ſchonen, indem man es vergießt. Man läßt ſich hier keineswegs an dem zehnten Manne begnügen. Wir können zwar nicht mit Beſtande der Wahr-

heit

(*) Hr. Bayle ſetzt in ſeinen Gleichniſſen immer voraus, es wäre Gott möglich, den Menſchen ohne alle Mühe, ja recht mit Luſt in den Himmel zu bringen: er aber mache es ihm mit Fleiß recht ſauer; ja ſchreibe ihm ſolche beſchwerliche Mittel vor, die der Menſch unfehlbar ausſchlüge, ſo wie er ſolches längſt vorher geſehen habe. Allein woher weis Hr. B. die Möglichkeit ſolcher Mittel? Ohne Zweifel daher, weil Gott allmächtig iſt. Dieß geben wir zu, leugnen aber die Folge: denn auch ein allmächtiger darf nicht alles machen, was er kann; ſonderlich wenn er weiſe iſt. Er muß hauptſächlich auf das ſehen, was ſich ſchicket, und zu ſeinen heit verſichern, daß die Gottloſen auf unſerer Erde nur deswegen ſo hart geſtrafet werden, damit die Einwohner auf den andern Erdkreiſen dadurch in Furcht geſetzt und gebeſſert werden mögen: allein es können noch viel andere Urſachen der allgemeinen Harmonie, eben dieſelbe Wirkung thun: die uns aber unbekannt ſind, weil wir von der Weitläuftigkeit der Stadt Gottes, und der Form der allgemeinen Republik der Geiſter, ſo wenig eine genugſame Erkenntniß haben, als von der Baukunſt der Körper.

134 §. XIX. Die Aerzte, die unter vielen Mitteln, die einen Kranken zu recht bringen könnten, und worunter ſie wüßten, daß nicht wenige wären, die er mit Luſt annehmen würde; eben dasjenige erwählten, davon ſie gewiß verſichert wären, daß er es nicht einnehmen würde, möchten ihn bitten und ermahnen, ſo ſehr ſie immer wollten; daß ers doch einnehmen ſolle: man würde nichts deſto weniger mit Grunde glauben, daß ſie ihm nicht zu helfen begehrten. Denn wenn ſie das thun wollten, ſo würden ſie eines von den guten Mitteln erwählen, von dem ſie wüßten, daß ers gerne brauchen würde. (*) Wenn ſie im übrigen überzeugt wären, daß ſeine Krankheit dadurch tödtlich werden würde; wenn

er

Hauptabſichten dienlich iſt. Nun hat freylich ein Arzt, keine andre Abſicht, als den Kranken zu heilen: und darnach muß er handeln. Gott aber hat noch andre Abſichten in der Welt, außer der Seligkeit der Menſchen, die unſern kleinen Erdball bewohnen. Er muß für alles ſorgen, und würde ungerecht, ja unweiſe handeln, wenn er das gemeine Beſte des Ganzen, der beſondern Wohlfahrt eines Theiles nachſetzen wollte. Wie? wenn ein Arzt, ein ganzes Lazareth, um eines einzigen Kranken halber, den er wartete, verſäumen wollte? Würde er nicht mehr zu tadeln, als zu loben ſeyn? G.

er das von ihnen angebothene Mittel nicht annähme: ſo würde man unfehlbar ſagen müſſen, daß ſie bey allen ihren Vermahnungen den Tod des Kranken wünſcheten.

Gott will alle Menſchen ſelig haben: das heißt, er würde ſie alle ſelig machen, wenn ihn die Menſchen nicht ſelbſt verhinderten, und die Gnade nicht von ſich ſtießen: die Vernunft aber verbindet und beweget ihn nicht, ihren böſen Willen allemal zu überwältigen. Jedoch thut ers bisweilen, wenn höhere Urſachen es zulaſſen; und wenn ſein nachfolgender und ſchlüßiger Wille, der aus allen ſeinen Bewegungsgründen entſpringt, ihn zu der Erwählung einer gewiſſen Anzahl Menſchen gelenket hat. Er läßt es niemanden an Hülfe und Beyſtand, zu ſeiner Bekehrung und Beharrung, ermangeln: und dieſe Hülfe iſt zwar bey denen, die einen guten Willen haben, zulänglich; aber ſie iſt nicht allezeit zulänglich, einen guten Willen zu geben. Die Menſchen erhalten dieſen guten Willen, entweder durch beſondere Hülfsmittel, oder durch Umſtände, welche verurſachen, daß die allgemeinen Mittel anſchlagen. Er kann hiernächſt nicht umhin, auch ſolche Mittel anzubiethen, von denen er weis, daß man ſie von ſich ſtoßen, und ſich dadurch noch ſtrafbarer machen werde: allein ſollte denn Gott deswegen ungerecht ſeyn, damit der Menſch weniger ſtrafbar ſeyn möchte? Ueberdem kann ja die Gnade, die einem nichts hilft, dem andern helfen: ja ſie hilft jederzeit das beſtmöglichſte Werk Gottes aufrecht und unverletzt zu erhalten. Sollte Gott deswegen keinen Regen geben, weil er einigen niedrig gelegenen Oertern unbequem und beſchwerlich fallen möchte? Sollte deswegen die Sonne nicht ſo ſehr ſcheinen, als es überhaupt nöthig iſt, weil einige Oerter dadurch allzuſehr würden ausgetrocknet werden? Mit einem Worte, alle Gleichniſſe, die Herr Bayle in dieſen ſeinen Sätzen, von einem Arzte, von einem Wohlthäter, von einem Staatsbedienbedienten, von einem Fürſten, anführet, hinken gar ſehr; weil man die Pflichten ſolcher Perſonen, und das, wofür ſie Sorge tragen können und ſollen, erkennet. Sie haben faſt nur eine einzige Verrichtung, und verſehen es dabey öfters, entweder aus Nachläßigkeit oder aus Bosheit. Allein der Gegenſtand Gottes hat etwas Unendliches in ſich: ſeine Sorgfalt erſtreckt ſich über alles. Das was wir davon erkennen iſt faſt nichts; und wir wollen gleichwohl ſeine Weisheit und ſeine Gütigkeit nach unſrer Erkenntniß abmeſſen: was für eine Verwegenheit, oder vielmehr was für eine Thorheit iſt das! Die Einwürfe ſetzen falſche Dinge zum Voraus, und es iſt lächerlich, vom Rechte urtheilen zu wollen, wenn einem der ganzen Sache Verlauf nicht bekannt iſt. Mit Paulo ſagen: **O welch eine Tiefe, beyde des Reichthums und der Weisheit!** das heißt nicht der Vernunft gute Nacht geben; ſondern vielmehr die Vernunftgründe brauchen, die uns bekannt ſind: denn ſie lehren uns dieſe göttliche Unermeßlichkeit, davon der Apoſtel redet. Wir geſtehen dadurch unſre Unwiſſenheit in den meiſten Dingen, die da vorgehen; und erkennen inzwiſchen, ehe wirs noch ſehen: daß Gott, zufolge der unendlichen Weisheit die ſeine Handlungen regiert, allezeit das beſte von allem was möglich iſt, thue. Ja wir haben bereits Beweisthümer und Proben davon vor unſern Augen, wenn wir etwas Ganzes, etwas an ſich ſelbſt vollkommenes, und von andern Werken Gottes gleichſam abgeſondertes vor Augen ſehen. Ein dergleichen Ganzes, das ſo zu reden, von den Händen Gottes gemacht iſt, iſt ein Erdgewächſe, ein Thier, ein Menſch. Wir können ſeine ſchöne und künſtliche Bauart nicht genug bewundern. Wenn wir aber ein zerbrochnes Bein, ein Stück Fleiſch von einem Thiere, ein Fäſerchen von einer Pflanze ſehen: ſo ſcheint nichts als Unordnung hervor; wenn es nicht etwan ein vortrefflicher Zergliederer betrachtet. Und dieſer ſelbſt würde nichts daran erkennen, wenn er nicht vorher dergleichen mit ihrem Ganzen verknüpfte Stücke geſehen hätte. (*) Eben ſo iſt es auch mit dem Reiche Gottes beſchaffen. Was wir von ſelbigem itzo ſehen können, iſt kein ſo großes Stück, daß wir die Schönheit und Ordnung des Ganzen daraus erkennen könnten. Alſo bringt es die Natur der Sachen ſelbſt mit ſich, daß dieſe Ordnung der Stadt Gottes, die wir hier noch nicht ſehen, ein Gegenſtand unſers Glaubens, unſrer Hoffnung, und unſres Vertrauens auf Gott ſeyn müſſe. Giebt es gleich einige, die anders davon urtheilen; deſto ſchlimmer iſt es für ſie: das ſind Misvergnügte in dem Staate des größten und beſten Monarchen; und ſie thun unrecht, daß ſie ſich nicht das Wenige zu nutze machen, das er ſie von ſeiner unendlichen Gütigkeit und Weisheit ſehen läßt, um zu zeigen: daß er nicht allein bewundernswürdig, ſondern auch über alle Dinge liebenswürdig ſey.

135 §. Ich hoffe es werde in den XIX. Lehrſätzen des Herrn Bayle, die wir betrachtet haben, nichts zu finden ſeyn, darauf nicht zureichend wäre geantwortet worden: und es ſcheint, daß, weil er vorher dieſer Materie oft nachgedacht, er dasjenige allhier werde vorgetragen haben, was ihm bey der moraliſchen Urſache des moraliſchen Böſen das allernachdrücklichſte zu ſeyn geſchienen hat. Doch ſind hiervon noch hier und da viele Stellen in ſeinen Werken zu finden;

(*) Ein einzelner Vers, oder nur ein paar Worte aus dem Virgil, oder Homer, ſcheinen oft keinen rechten Verſtand, oder doch einen ſehr unvollkommenen Sinn zu haben. Man ſollte denken, ihr Urheber hätte nicht gewußt, was er hätte ſagen wollen: allein man ſehe ſie nur im Zuſammenhange an; ſo wird ſichs finden, daß ſie ein Stück von einem vortrefflichen Werke ſind, darinn lauter Ordnung und Schönheit herrſchet. So geht es uns mit der Welt. Wir ſehen ein gar zu kleines Stück davon: könnten wir den ganzen Umfang der Stadt Gottes überſehen; ſo würde ſie uns entzücken. G.

finden, die wir nicht wohl mit Stillſchweigen übergehen können. Er vergrößert öfters die Schwierigkeit, die er dabey zu finden glaubt, wenn man Gott die Sünde nicht zurechnen wolle. Er merket an, (Rep. au Prov. ch. 161. p. 1024.) daß wenn gleich Molina den freyen Willen mit dem Vorherwiſſen verglichen: ſo habe er doch nicht die Gütigkeit und Heiligkeit Gottes mit der Sünde vereinigt. Er lobet die Aufrichtigkeit derjenigen, die (wie ſeiner Meynung nach Piſcator gethan) rund heraus bekennen, daß endlich alles auf den Willen Gottes hinaus laufe, und dabey glauben: Gott würde dennoch gerecht bleiben, wenn er gleich der Urheber der Sünde wäre, und die Unſchuldigen verdammte. (*) Anderſeits aber, und an andern Orten, ſcheint er mehr derjenigen Meynung beyzufallen, welche die Gütigkeit Gottes zum Nachtheile ſeiner Größe rettet: wie Plutarch in ſeinem Buche wider die Stoiker thut, wenn er alſo ſpricht: „Es wäre viel vernünftiger, daß man mit den „Epikurern ſagte; es verurſachten unzählige Theilchen, „(oder durch einen unendlichen Raum blindlings herum „fliegende Atomen) welche Jupiters Schwäche durch ihre „Stärke überwögen, wider ſeinen Willen und wider ſeine „Natur, viel böſe und ungereimte Dinge; als daß man zugeben wollte, es wäre keine Unordnung und Bosheit auf „der Welt, deren Urheber er nicht ſey.„ Dasjenige was für

---

(*) Von einer ſolchen Gerechtigkeit, die auch die Unſchuldigen verdammen könnte, haben wir keinen Begriff; und würden nicht wiſſen, was wir dabey eine Ungerechtigkeit nennen ſollten. Wer alſo dergleichen Meynungen von Gott hat; der redet anders, als er denket: er heißt ihn mit dem Munde gerecht; denkt aber doch im Herzen anders von ihm. Und wie wäre es möglich einen ſolchen Gott zu lieben, der eine ſolche wunderliche Gerechtigkeit ausübete, dabey auch der Unſchuldigſte und Tugendhafteſte nicht vor der Verdammniß ſicher wäre? Fürchten könnte man ein ſolches Weſen wohl, aber lieben unmöglich. G.

für beyde Parteyen, die Stoiker und die Epikurer, geſagt werden kann, das ſcheint den Herrn Bayle zu dem ἐπέχειν der Pyrrhonier, oder zu dem Aufſchube ſeines Urtheils, in Anſehung der Vernunſt, gebracht zu haben; ſo lange nämlich der Glaube beyſeite geſetzt wird, dem er ſich, ſeinem Bekenntniſſe nach, aufrichtig unterwirſt.

136 §. Indeſſen da er ſeine Vernunftſchlüſſe immer fortgeführet, ſo iſt er ſo weit gegangen, daß er beynahe die Lehren des Manes, der ein perſiſcher Ketzer im dritten Chriſtlichen Jahrhunderte geweſen; oder eines gewiſſen Paulus, wiederum aufwärmen und verſtärken wollen, der das Haupt der Manichäer im 7ten Jahrhunderte in Armenien war, und von dem ſie den Namen der Paulicianer bekommen haben. Alle dieſe Ketzer haben dasjenige von neuem vorgebracht, was ein alter Philoſoph aus Oberaſien, der unter dem Namen Zoroaſters bekannt iſt, von zweyen verſtändigen Urweſen aller Dinge, einem Guten und einem Böſen, gelehret hat. Dieſe Lehre iſt vielleicht aus Indien gekommen, allwo noch itzo viele Leute an dieſem Irrthume kleben; welcher ſehr geſchickt iſt, die menſchliche Unwiſſenheit und Aberglauben zu überrumpeln und einzunehmen: immaßen viele barbariſche Völker ſelbſt in America drein verfallen ſind, ohne daß ſie einen Weltweiſen dazu gebraucht haben. Die Scla-

ven

(*) Czarne heißt in der pohlniſchen Sprache noch itzo ſchwarz, und Bog, heißt Gott.

(**) Die Verehrung der Sonne, iſt wohl unter den älteſten Einwohnern der Erden, die erſte und natürlichſte Art der Abgötterey geweſen. Man ſtelle ſich einen wilden Menſchen vor, der nackend in Hölen, Gebüſchen und holen Bäumen ſeinen Aufenthalt ſucht: ſo wie wirklich die erſten Völker des Erdbodens gelebet haben. Man ſetze ſie in ein kaltes Land, dergleichen die meiſten europäiſchen und die Hälfte der aſiatiſchen Länder ſind. Die Sonne entfernet ſich im Herbſte; die Tage werden kurz, die Nächte lang. Reif und Schnee bedecken das Land, und die Luſt wird von ſchneidenven hatten, wie aus Helmolden zu erſehen iſt, ihren Zernebog, (*) das iſt ihren ſchwarzen Gott. Die Griechen und Römer, ſo klug als ſie auch zu ſeyn ſchienen, hatten einen **Vejovis** oder **Antijupiter**, ſonſt Pluto genannt, und viele andere böſe und ſchadhafte Götter mehr. Die Göttinn **Nemeſis** hatte ihre Luſt, diejenigen zu ſtürzen und zu erniedrigen, die allzuglücklich waren: und Herodot giebt an etlichen Orten zu verſtehen: er glaube, die göttliche Natur ſey überhaupt neidiſch und misgünſtig; welches ſich doch mit der Lehre von zweyen Urweſen nicht zuſammen reimet.

137 §. Plutarch hält, in ſeinem Tractate von der Iſis und dem Oſiris, den magiſchen Zoroaſter, wie er ihn nennet, für den allerälteſten, der dieſe zwey Urweſen gelehret. Trogus oder Juſtinus macht einen König der Bactrianer daraus, welchen Ninus oder Semiramis überwunden; und er ſchreibt ihm die Erkenntniß der Aſtronomie und die Erfindung der Magie zu. Es war aber dieſe Magie allem Anſehn nach, die Religion der Anbether des Feuers; und es ſcheint, als habe er das Licht, oder die Wärme, für das gute Urweſen gehalten: allein er ſetzte zu dieſem noch das Böſe, nämlich die Dunkelheit, die Finſterniß und die Kälte. (**) Plinius führet das Zeugniß des Hermippus, eines gewiſſen Auslegers von Zoroaſters Büchern an, der ihn

den Winden, noch kälter als ſie zuvor war. Der nackte Menſch verſteckt ſich in ſeine Kluft, und bedeckt ſich mit dürren Blättern oder Mooß, ſo gut als er kann. Allein unverhofft kömmt die Sonne hervor. Ihr angenehmer Stral trifft die Höle unſers Einſiedlers; und erquickt ihn mit ihrer Wärme. Kömmt der Frühling wieder, ſo ſieht man auch Gras und Laub, als die Wirkung ihres gütigen Einfluſſes an. Wie kann dabey ein ſolches Geſchöpfe, dieſen herrlichen Weltkörper anders, als ein wohlthätiges Weſen anſehen, das Ehre und Dank verdienet? Wie kann es aber auch die Nacht, Finſterniß und Kälte, anders als mit Abſcheu betrachten? G.

für einen Schüler eines gewiſſen Azonaces in der Magie ausgab: wenn nur nicht etwan dieſer Namen aus dem Namen des Oromazes, deſſen wir bald gedenken werden, und welchen Plato in ſeinem Alcibiades zum Vater des Zoroaſters macht, verfälſchet worden. Die heutigen orientaliſchen Völker nennen eben denjenigen Zerduſt, welchen die Griechen Zoroaſter nennten. Es ſoll derſelbe mit dem Mercur übereinkommen; weil bey einigen Völkern die Mittwoche den Namen von ihm hat. Es iſt ſchwer, ſeine Hiſtorie, und die Zeit in der er gelebet, auszumachen. Suidas ſetzt ihn 500 Jahre vor Trojens Eroberung. Einige Alten, bey dem Plinius und Plutarch, ſetzen noch zehnmal ſo viel. Allein Xanthus, der Lydier, ſagt in der Vorrede beym Diogenes Laertius, er habe nur 600 Jahre vor dem Zuge des Xerxes gelebet. Plato zeigt, wie Herr Bayle anmerket, an eben dem Orte an, daß Zoroaſters Magie nichts anders, als die Lehre der Religion geweſen. Herr Hyde ſucht ſie, in ſeinem Buche von der Religion der alten Perſier, zu rechtfertigen, und nicht allein von dem Laſter der Gottloſigkeit; ſondern auch von der Abgötterey weiß zu brennen und zu entſchuldigen. Die Verehrung des Feuers war bey den Perſiern und Chaldäern eingeführet. Man hält dafür, Abraham habe dieſe Verehrung fahren laſſen, als er von Ur aus Chaldäa gereiſet. Mithra war die Sonne, ſie war auch der Gott der Perſer, und nach des Ovidius Meldung opferte man ihr Pferde:

Placat equo Perſis radiis Hyperiona cinctum,
Ne detur celeri victima tarda Deo;
Der Perſer bringt der Sonn ein Pferd zur Opfergabe,
Damit der ſchnelle Gott kein langſam Opfer habe.

Allein Herr Hyde glaubt, ſie hätten ſich der Sonne und des Feuers in ihrem Gottesdienſte, nur als Zeichen der Gottheit bedienet. Vielleicht muß man hier, wie ſonſt, unter dem klugen und dem gemeinen Volke einen Unterſcheid machen. Man findet in den vortrefflichen Ruinen von Perſepolis oder Tſchelminaar (welches 40 Säulen bedeutet) allerhand Vorſtellungen von ihren Ceremonien in Bildhauerarbeit. Ein gewiſſer holländiſcher Geſandter hatte ſie mit vielen Unkoſten, von einem Maler, der viel Zeit darauf gewendet, abzeichnen laſſen: allein ich weis nicht, durch was für einen Zufall dieſe Abriſſe in die Hände des Herrn Chardin gerathen, der wegen ſeiner Reiſen, zufolge deſſen, was er ſelbſt hiervon erzählet hat, bekannt iſt: und es wäre Schade wenn ſie ſollten verlohren gehen. Dieſe Ruinen ſind eines der allerälteſten und ſchönſten Denkmäler von der Welt: und dahero wundere ich mich dießfalls gar ſehr, über die ſchlechte Sorgfalt eines ſonſt ſo neugierigen Jahrhunderts, als das unſrige iſt.

138 §. Die alten Griechen und die neuern orientaliſchen Völker ſagen einhällig: Zoroaſter habe den guten Gott Oromazes, oder vielmehr Oromasdes, und den böſen Gott Arimanius genennet. Als ich bedachte, daß verſchiedene große Prinzen in Oberaſien den Namen Hormisdas geführet, und daß Irmin oder Hermin der Namen eines Gottes, oder alten Helden der Celtoſcythen, das iſt, der Deutſchen geweſen: ſo fiel mirs ein, ob nicht vielleicht dieſer Arimanius oder Irmin ein großer und ſehr alter Kriegsheld geweſen ſeyn könnte, der aus dem Occidente gekommen; wie Chingis-Chan und Tamerlan, nach der Zeit aus dem Oriente gekommen Alſo wäre Ariman aus dem nordlichen Theile des Occidents, das iſt aus Deutſchland und Sarmanen, durch das Land der Alanen und Maſſageten gegangen, um in die Reiche des Ormisdas, eines großen Königs in Oberaſien, einen Einfall zu thun; wie nachgehends, nach Herodots Meldung, auch andere Scythen, zur Zeit des mediſchen Königs Cyaxares, gethan. Und es iſt ganz natürlich, daß der Monarch der wohlgeſit-

teten Völker, der ſein Land wider die Barbaren zu vertheidigen geſucht, unter eben den Völkern, bey der Nachkommenſchaft für den guten Gott; das Haupt dieſer Räuber aber, für das böſe Urweſen angenommen worden. Es erhellet auch ſelbſt aus dieſer Mythologie, daß dieſe zween Prinzen zwar lange Zeit mit einander geſtritten, aber ſo, daß keiner von beyden Ueberwinder worden. Alſo haben ſie ſich denn alle beyde erhalten, gleich wie die zween Urweſen, nach der Lehre, die dem Zoroaſter zugeſchrieben wird, die Regierung der Welt unter ſich getheilet haben.

139 §. Es iſt noch übrig zu beweiſen, daß ein alter Gott oder Held der Deutſchen, Herman, Ariman oder Irmin, genennet worden. Tacitus führet die drey Völker an aus denen Deutſchland beſtünde: nämlich die Ingevoner, die Iſtevoner, und die Herminoner oder Hermioner, und dieſe wären von den drey Söhnen des Mannus alſo genennet worden. Das mag nun wahr ſeyn, oder nicht: ſo hat er doch ohnfehlbar dadurch andeuten wollen, daß vermals ein Held geweſen, der Hermin geheiſſen, von dem man ihm geſagt, daß die Herminoner wären benennet werden. Herminoner, Hermenner, Hermunduri, ſind ein Ding, und bedeuten Soldaten. *Arimanni* hieſſen noch in der neuern Hiſtorie *viri militares*, und im lombardiſchen Rechte findet man ein *feudum Arimandiæ*.

140 §. Ich habe anderwärts gezeigt, daß der Name von einem Theile Deutſchlandes, allem Anſehen nach, dem ganzen Deutſchlande gegeben worden, und daß man alle deutſche Völker, von dieſen Herminonen oder Hermundurern, *Hermannos* oder *Germanos* genennet hat. Denn der Unterſcheid dieſer zweyen Wörter beſteht bloß in einem

ſtärkern

(*) Ich finde noch in Zinkgräfs Apophth. der Deutſchen, daß er, auf der 8. Seite des I. Th. der Amſterd. Ausg. von Kaiſer Carls des V. Wehrknopfe redet, wenn dieſer ſtärkern Hauche: wie etwan der Anfang des lateiniſchen Wortes Germani. und des Spaniſchen Hermanos; oder des Lateiniſchen Gammarus, und des plattdeutſchen Hummers, das einen Meerkrebs bedeutet, unterſchieden iſt. Und es geſchieht gar gewöhnlich, daß ein Theil eines Volkes dem ganzen Volke den Namen giebt: wie z. E. die Deutſchen von den Franzoſen Allemannier ſind genennet worden; da doch dieſer Namen, dem alten Gebrauche nach, nur den Schwaben und Schweizern gehöret hat. Und ob zwar Tacitus den Urſprung des Namens der Deutſchen nicht recht gewußt, ſo ſagt er doch etwas, das meiner Meynung beykömmt, wenn er anmerket: daß es ein ſolcher Namen geweſen, der ein Schrecken verurſachet, der aus Furcht angenommen, oder gegeben worden; nämlich weil er einen Kriegsmann bedeutet hat. *Heer, Hari* heißt ein Kriegsheer, davon *Hariban*, oder die Zuſammenrufung des Heeres, das iſt, ein allgemeiner Ausboth, ſich bey der Armee einzufinden, herkömmt; woraus man endlich *Arriere-ban* gemacht. Alſo heißt Hariman oder Ariman, German oder Guerreman, ein Soldat. Denn gleichwie Hari, Heer, eine Armee bedeutet, alſo bedeutet *Wehr*, die Waffen, (*) und *wehren*, ſich ſchlagen, bekriegen: woven das Wort *Guerre, Guerra*, ohne Zweifel ſeinen Urſprung hat. Ich habe ſchon oben von dem *Feudo Arimandiæ* gedacht: und es hat nicht allein der Namen der Herminonier oder Germanier dieſe Bedeutung, ſondern auch der alte Herman, der vermeynte Sohn des Mannus, hat allem Anſehen nach dieſen Namen gehabt; als wenn man ihn einen Krieger κατ᾽ ἐξοχὴν hätte nennen wollen.

141 §. Es iſt aber nicht die Stelle des Tacitus allein, die uns dieſen Gott oder Helden andeutet; ſondern wir

---

Herr ſeine Briefe geſiegelt; welches unſtreitig den Degenknopf bedeuten ſoll. G.

haben gar nicht Urſache zu zweifeln, daß einer dieſes Namens unter dieſen Völkern geweſen ſey: maßen Carl der Große nahe bey Weſel die ſo genannte Irminſul, die dieſem Gotte zu Ehren aufgerichtet worden, gefunden und zerſtöret hat. Dieſes nun, nebſt der Stelle des Tacitus, bewegt uns zu ſchließen, dieſe Verehrung habe nicht den berühmten Arminius, den großen Feind der Römer, ſondern einen größern und ältern Helden gegolten. Arminius hatte zwar eben den Namen, wie annoch heut zu Tage diejenigen, die den Namen Hermann führen: allein Arminius iſt eben nicht ſo groß und ſo glücklich, und durch ganz Deutſchland ſo bekannt geweſen, daß er öffentlich ſollte verehret worden ſeyn; und zwar ſogar von den entfernteſten Völkern, wie die Sachſen waren, die erſt lange Zeit nach ihm in der Cherusker Land gekommen ſind. Und unſer Arminius, der von den Aſiatern für den böſen Gott iſt gehalten worden, beſtätiget meine Meynung noch zum Ueberfluſſe. Denn in dieſen Materien beſtätiget eine Muthmaßung die andere, ohne einigen Fehler im Schließen zu begehen, wenn ihre Gründe einerley Endzweck haben.

142 § Es iſt auch gar glaublich, daß Hermes, das iſt, der Mercur der Griechen, eben dieſer Hermin oder Ariman ſey. Es kann ſeyn, daß er ein Erfinder oder Beförderer der Künſte, und eines etwas geſittetern Lebens unter ſeinem Volke, und in dem Lande, darüber er geherrſcht, geweſen; da er inzwiſchen bey ſeinen Feinden für den Urheber der Unordnung gehalten worden. Wer weis, ob er nicht bis in Aegyptens gekommen, wie die Scythen, die den Seſoſtris verfolgten, und nicht weit davon geweſen ſind? Theut, Menes und Hermes ſind in Aegypten bekannt geweſen und verehret worden. Sie können vielleicht Thuiſcon, ſein Sohn Mannus, und des Mannus Sohn Herrmann, nach der Genealogie des Tacitus, geweſen ſeyn. . Menes wird für den älteſten König der Aegyptier gehalten; Theut

war bey ihnen ein Namen des Mercurius. Wenigſtens iſt Theut oder Thuiſcon, von welchem Tacitus die Germanier herleitet, und von welchem die Teutones, Teuſchen, das iſt die Germanier, noch heut zu Tage ihren Namen haben, mit dem Teutates eins, der, wie Lucanus berichtet, von den Galliern angebethet worden, und welchen Cäſar, wegen der Aehnlichkeit ſeines lateiniſchen Namens mit dem Namen Teut oder Thiet, (*) Titan, Theodon, das vor Alters Menſchen, Volk, ingleichen (wie das Wort Baron) einen vortrefflichen Mann, und endlich einen Prinzen bedeutet, pro Dite patre, d. i. für den Pluto, gehalten. Alle dieſe Bedeutungen haben ihr Anſehen; allein wir haben uns dabey nicht aufzuhalten. Der Herr Otto Sperling, der wegen vieler gelehrten Schriften bekannt iſt, und noch viele andere zum Drucke fertig hat, hat in einer abſonderlichen Diſſertation von dem Teutates, dem Gotte der Celten, gehandelt; und es ſind ſo wohl einige Anmerkungen, die ich ihm hiervon zugeſchickt habe, als auch ſeine Antwort, den Nouis literariis Maris Baltici einverleibet worden. Er nimmt dieſe Stelle des Lucanus ein wenig anders, als ich:

Teutates pollensque feris altaribus Heſus,
Et Taramis Scythicae non mitior ara Dianae.

Heſus war vermuthlich der Gott des Krieges, der von den Griechen Ares, und von den alten deutſchen Erich genennet worden, von dem wir noch den Erichstag, Dienſtag, haben. Die Buchſtaben R. und S. die einerley Werkzeug der Ausſprache haben, verändern ſich leicht, wie z. E. Moor und Moos, Jären und Jäſcht, er war, und er was, Fer, Hierro, Eiron, und Eiſen. Imgleichen wie bey den alten Römern, Papiſius, Valeſius, Fuſius, an ſtatt Papiri-

---

(*) Dieſes beweiſen noch die Wörter Dietrich, Theuderich, Theoderich, die alleſammt volkreich, reich an Menſchen, oder Leuten, bedeuten. G.

us, Valerius, Furius geſagt worden. Was den Taramis oder vielleicht Taranis anlangt, ſo weis man, daß bey den alten Celten, Taran, der Donner, oder der Gott des Donners geweſen, der von den mitternächtigen Deutſchen Tor genennet worden, davon die Engeländer das Wort Thursday, Donnerſtag, *diem Iouis*, behalten haben. Und Lucans Stelle will ſo viel ſagen: der Altar des Taran, des Gottes der Celten, wäre eben ſo grauſam, als der Altar der tauriſchen Diana: (*) Taranis aram non mitiorem, ara Dianae Scythicae fuiſſe.

134 §. So iſt es auch gar nicht unmöglich, daß ſich einſtens die occidentaliſchen oder celtiſchen Fürſten, Griechenlandes, Aegyptens, und eines guten Theils Aſiens bemächtiget haben: da denn hernach ihr Gottesdienſt in dieſen Landen zurück geblieben iſt. Wenn man bedenket, mit was für Behendigkeit die Hunnen, die Saracenen, und die Tartarn ſich eines guten Theils unſers feſten Landes bemächtiget, ſo wird man ſich nicht ſo ſehr drüber wundern; und die große Anzahl der Deutſchen und griechiſchen Wörter,

die

(*) Den Liebhabern der Alterthümer iſt nämlich bekannt, daß dieſer Diana, die in der tauriſchen Halbinſel, oder heutigen Crimmiſchen Tartarey verehret werden, Menſchen, anſtatt der Opfer geſchlachtet werden; daher es denn die Poeten von dem Pylades und Oreſtes melden, daß einer von ihnen daſelbſt geopfert werden ſollen, als ſie durch Sturm dahin verſchlagen werden. S. Eurip. Iphigenia in Tauris. G.

(**) Am beſten hat dieſes von neuern der berühmte Hr. Pelloutier, in ſeiner vortrefflichen Hiſtoire des Celtes erwieſen, da er gar behauptet: daß die älteſten Einwohner in Griechenland und Welſchland, eben ſo wohl Celten geweſen, als die übrigen, die in dem mittlern und nordiſchen Europa gewohnet haben. Denn die Pelasger ſind augenſcheinlich celtiſches Urſprunges geweſen, wie theils die Ueberbleibſel ihrer Sprache, theils ihre Religion ohne Bilder und Tempel, theils andre Stücke erweiſen. Dieſe aber ſind erſt von den phödie ſo wohl mit einander überein kommen, bekräftigen es. (**) Kallimachus ſcheint in einem zu Ehren des Apollo gemachten Liede anzudeuten, daß die Celten, die unter ihrem Brennus oder Haupte, den delphiſchen Tempel angegriffen, Nachkommen derer alten Titanen und Rieſen geweſen, die wider den Jupiter und andere Götter, das iſt, wider die aſiatiſchen und griechiſchen Fürſten, Krieg geführet. Es kann ſeyn, daß Jupiter ſelbſt von den Titanen oder Theodoniern, das iſt, von den vorhergehenden Celtoſcythiſchen Fürſten, abgeſtammet iſt: und was der verſtorbene Abt de la Charmoye in ſeinen Orginibus Celticis hievon zuſammen getragen, ſtimmet damit überein: ob ſchon im übrigen, in dieſem Werke dieſes gelehrten Mannes, Meynungen zu finden ſind, die mir gar nicht wahrſcheinlich vorkommen, ſonderlich wenn er die Deutſchen aus der Zahl der Celten ausſchließt; wobey er ſich nicht genugſam auf die Zeugniſſe der Alten beſonnen, noch die Verwandſchaft der alten galliſchen Sprache mit der Deutſchen genugſam verſtanden. Nun waren die vermeynten Rieſen, die den Himmel erſteigen wollten,

---

nizischen und ägyptiſchen Colonien, theils bezwungen, theils vertrieben, theils verſchlungen worden, die unter Anführung des Cadmus, Cekrops und Danaus, nach Griechenland gekommen. Auch das, was Hr. von L. von dem Kriege der Titanen, oder Teutonen, wider die Götter, oder die in Griechenland gebrachten Colonien, erwähnet, beſtärket Herr Pelloutier ſehr deutlich; indem er zeiget, daß die Deutſchen, oder celtiſchen Völker die neuerbauten Tempel der aus Aegypten und Aſien gebrachten heidniſchen Abgötter verwüſtet hätten, als vor welchen ſie keine Ehrfurcht gehabt: daher man denn geſagt, die Rieſen hätten wider die Götter ſelbſt Krieg geführt. Von der Aehnlichkeit der griechiſchen und deutſchen Wörter ſiehe auch Meric. Caſaub. Tr. de quatuor linguis. Part. I. wo er auch auf der 127 u. f. S. de lingua anglica vetere ſ. Saxonica, eiusque cum Graeca cognatione, gehandelt hat. Siehe auch meiner critiſchen Beyträge XXVII. St. im V. Art. G.

ten, neue Celten, welche den Fußtapſen ihrer Vorfahren nachfolgten: und Jupiter, ob er zwar, ſo zu reden, ihr Anverwandter war, ſo mußte er ihnen doch Widerſtand thun; wie ſich z. E. die Wiſigothen, die ſich in Gallien niedergelaſſen, nebſt den Römern, andern Völkern aus Deutſchland und Scythien widerſetzten, die nach ihnen, unter Anführung des Attila, der damals Herr über die ſcythiſchen, ſarmatiſchen und deutſchen Völker, von den perſiſchen Grenzen bis an den Rhein war, daſelbſt ankamen. Allein vielleicht hat mich das Vergnügen, das man empfindet, wenn man in der Mythologie der Götter einige Fußtapſen von der alten Hiſtorie der fabelhaften Zeiten zu finden vermeynt, allzu weit geführet; und ich weis nicht, ob ich es werde beſſer getroffen haben als Goropius Beccanus, als Schrieckius, als Herr Rudbeck, und der Abt de la Charmoye.

144 §. Wir wenden uns nun wieder zu dem Zoroaſter, der uns auf den Oromasdes und den Arimanius, als die Urheber des Guten und des Böſen, gebracht hat; und wollen ſetzen, er habe ſie für zwey ewige einander entgegen geſetzte Urweſen gehalten, wiewohl noch dran zu zweifeln iſt. (*) Man glaubt, Marcion, ein Schüler Cerdons, ſey noch vor dem Manes dieſer Meynung zugethan geweſen. Herr Bayle

---

(*) Wer hiervon ein mehrers leſen will, der ſchlage das Syſtema intellectuale des gelehrten Cudworths, nach des berühmten Hrn. Abts Mosheim Ausgabe, auf der 248 u. f. S. N. 38. imgl. 336. u. f. S. Man ſehe auch des vortrefflichen Hrn. Bruckers Hiſtor. Philoſophiae criticam T. I. p. 144. ſeq. hinzu. G.

(**) Hr. v. L. ſagt mit vieler Beſcheidenheit, daß dieſe Bemühung, die Hr. Bayle über ſich genommen, nach vieler Leute Urtheile, ſehr unnöthig geweſen. Er hätte aber noch mehr ſagen können, daß dieſelbe nämlich auch ſchädlich, oder wenigſtens nicht nützlich geweſen. Denn geſetzt, daß Bayle es mit allen Spitzfindigkeiten, die er dieſen alten Ketzern in den Mund gelegt, es dennoch nicht ſo weit gebracht, daß hie-

Bayle erkennt, daß die Leute ſehr elend geſchloſſen haben: allein er ſteht in den Gedanken, ſie hätten ihre Vortheile weder genugſam verſtanden, noch ihre vornehmſte Maſchine, welches die Schwierigkeit über den Urſprung des Böſen iſt, recht anzubringen gewußt. Er bildet ſich ein, es hätte ein geſchickter Menſch von ihrer Partey die Rechtgläubigen gar ſehr in die Enge bringen können: und es ſcheint, als habe er ſelbſt, aus Mangel eines andern, eine nach dem Urtheile vieler Leute, ſo unnöthige Bemühung, auf ſich nehmen wollen. (**) Er ſpricht in dem Artikel Marcion ſ. Hiſt. crit. Wörterbuchs: Alle unter den Chriſten eingeführte Meynungen lehnen die Streiche gar übel ab, die man ihnen beyzubringen ſucht; ſie erhalten einen Sieg, wenn ſie angreifen: allein wenn ſie ſich wider den Anfall vertheidigen müſſen; ſo verlieren ſie alle ihre Vortheile. Er giebt zu, daß die Dualiſten (wie er ſie mit dem Herrn Hyde nennet) das iſt, die Vertheidiger der zwey Urweſen, durch Gründe, die von der Natur Gottes hergenommen werden, gar bald könnten in die Flucht geſchlagen werden; allein er bildet ſich ein, daß ſie ihres Orts hinwiederum triumphirten, wenn man auf die von der Exiſtenz des Böſen hergenommenen Gründe aus der Erfahrung kömmt."

145 §.

tiges Tages ein einziger Menſch ein Manichäer ſeyn, und zween Götter glauben wollte; welches denn freylich am Tage liegt: ſo ſieht man doch gar nicht, was aus allen dieſen Bemühungen, für die Welt, Religion und Gelehrſamkeit gutes gefloſſen. Ein vernünftiger Mann thut nichts ohne eine löbliche Abſicht: und nur unbedachtſame und unerfahrne Leute, bringen aus einem bloſſen Kützel, Schwierigkeiten auf die Bahn, um ihre Spitzfindigkeit zu zeigen; ob ſie gleich ſehen, daß ſich unzähliche daran ärgern werden. Der einzige Nutzen, den Baylens Einwürfe und Zweifel noch gewirket haben, iſt dieſer, daß ſie uns eine Widerlegung von der Art, wie dieſe Theodicee iſt, veranlaſſet haben; die ſo viel wichtige Wahrheiten in ein beſſeres Licht geſetzet hat. G.

145 §. Er führet dieſes in ſeinem Wörterbuche, unter dem Artikel, Manichäer, weitläuftig aus, wobey wir uns ein wenig aufhalten müſſen, damit wir dieſe ganze Sache deſto beſſer erklären können. Er ſpricht: „Die allerſicherſten und „deutlichſten Begriffe der Vernunft lehren uns, daß ein „Weſen welches von ſich ſelbſt da iſt, das nothwendig und „ewig iſt, auch einig, unendlich, allmächtig, und mit allen „Arten der Vollkommenheiten begabet ſeyn müſſe.„ Dieſer Schluß wäre werth geweſen, daß er ein wenig wäre ausgeführt und betrachtet worden. Weiter ſagt er: „Nun „müſſen wir ſehen, ob die Begebenheiten der Natur durch „die Lehre von einem einzigen Urweſen bequem können er„kläret werden. Wir haben es zur Gnüge erkläret, indem wir gezeigt haben, daß in etlichen Fällen eine Unordnung in den Theilen nöthig iſt, damit die gröſte und ſchönſte Ordnung im Ganzen könne hervor gebracht werden. Allein es ſcheint, als fordere der Herr Bayle ein wenig zu viel: er wollte gern daß ihm jemand ausführlich zeigte, wie und auf was Weiſe das Böſe mit dem beſtmöglichſten Entwurfe des Weltgebäudes verknüpfet ſey; welches denn eine vollkommene Erklärung der Begebenheiten ſeyn würde. Allein wir unterfangen uns nicht, dieſelbe zu geben, und wir ſind auch nicht dazu verbunden: denn was uns in dem Stande, darinnen wir ſind, unmöglich iſt, dazu ſind wir keinesweges verbunden. Es iſt ſchon genug, wenn wir zeigen, daß ein gewiſſes beſonderes Böſes mit dem Beſten überhaupt, gar wohl verknüpfet ſeyn könne. Dieſe unvollkommene Erklärung, die noch was übrig läßt, das erſt im andern Leben entdecket werden muß, iſt zwar zulänglich die Einwürfe aufzulöſen, aber nicht die Sache zu begreifen.

146 §. „Da die Himmel und die ganze übrige Welt „(ſetzt Herr Bayle hinzu) die Ehre, die Macht und die „Einigkeit Gottes predigen und verkündigen, (er hätte ſchlie-

ſten ſollen, daß dieſes daher komme, weil man, wie ich eben angemerket habe, in dieſen Gegenſtänden etwas Ganzes und ſo zu reden, allein ſtehendes ſieht. Wir befinden allemal, wenn wir ein ſolches Werk ſehen, daß es ſo vollkommen iſt, daß man ſich über deſſelben künſtliche Verfertigung und Schönheit verwundern muß. Wenn man aber kein ganzes Werk ſieht; wenn einem nichts, als kleine und gleichſam abgebrochene Stückchen vor die Augen kommen: ſo iſt es kein Wunder, wenn die gute Ordnung nicht hervorleuchtet. Unſere Planetenwelt macht ein ſolches allein ſtehendes und vollkommenes Werk aus, wenn man ſie für ſich betrachtet. Eine jede Pflanze, ein jedes Thier, ein jeder Menſch, ſtellet ebenfalls, bis zu einem gewiſſen Grade der Vollkommenheit, ein ſolches Werk vor. Man erkennet in ſelbigem die erſtaunenswürdige Kunſt des Urhebers. Das menſchliche Geſchlecht aber iſt, in ſo weit als es uns bekannt iſt, nur ein Stück, ein kleiner Theil der Stadt Gottes, oder der Republik der Geiſter. Dieſe Republik iſt viel zu groß für uns, und wir erkennen von ſelbiger viel zu wenig, als daß wir die wunderbare Ordnung daraus erſehen könnten.) „So giebt“ der einzige Menſch, (fähret Herr Bayle fort) das Mei-“ſterſtück ſeines Schöpfers unter den ſichtbaren Geſchöpfen,“ der einzige Menſch, ſage ich, giebt ſehr groſſe Einwürfe wi-“der die Einigkeit Gottes an die Hand.“ Claudian hat eben dieſe Anmerkung gemacht, da er durch die bekannten Verſe ſein Herz ausgeſchüttet:

Saepe mihi dubiam traxit ſententiam mentem,
Curarent ſuperi terras, an nullus ineſſet
Rector, & incerto, fluerent mortalia caſu.

Allein die Harmonie die ſich in der übrigen Welt befindet, macht ein großes Vorurtheil: daß ſie ſich eben ſo wohl in der Regierung der Menſchen, und durchgehends in der Regierung der Geiſter, befinden würde, wenn uns das Ganze hievon bekannt wäre. Man ſollte von dem Werke Gottes eben ſo weislich und behutſam urtheilen, als Sokrates von den Werken des Heraklitus, da er ſagte: **Was ich davon verſtanden habe, das gefällt mir; und ich glaube, das übrige würde mir nicht weniger gefallen, wenn ich es nur verſtünde.**

147 §. Ich will noch eine beſondere Urſache, von der Scheinunordnung in demjenigen, was den Menſchen betrifft, anführen. Solche beſteht darinnen, daß ihm Gott das Bild der Gottheit geſchenket, indem er ihm den Verſtand gegeben hat: er läßt ihn in ſeinem kleinen Sprengel einiger maßen handthieren, damit er ſeiner erhaltenen Verwaltung nach Vermögen vorſtehe. Er trägt bloß auf eine verborgene Art etwas dazu bey: denn er giebt Seyn, Stärke, Leben und Vernunft, ohne ſich ſehen zu laſſen. Hier hat nun der freye Wille ſein Spiel: und Gott ſpielt, ſo zu reden, mit dieſen kleinen Göttern, die er hervor zu bringen für gut befunden hat, wie wir mit den Kindern ſpielen; die ſich allerhand Sachen zu thun machen, und die wir unter der Hand befördern, oder verhindern, wie es uns beliebt. Der Menſch iſt alſo wie ein kleiner Gott in ſeiner eignen Welt, die er nach ſeinem Sinne regieret. Er thut in ſelbiger bisweilen Wunder, und ſeine Künſte ahmen oft der Natur nach.

Iupiter in paruo cum cerneret aethera vitro,
  Riſit, & ad Superos talia dicta dedit:
Huccine mortalis progreſſa potentia, Diui?
  Iam meus in fragili luditur orbe labor.
Iura poli rerumque fidem legesque Deorum,
  Cuncta Siracuſius tranſtulit arte Senex.
Quid falſo inſontem tonitru Salmonea miror?
  Aemula naturae eſt parua reperta manus.

Claudian. in Sphaer. Archim.

daß

das iſt:

Es lachte Jupiter, als er in Acht genommen,
Daß ein ſehr enges Glas die Welt verſchloſſen hielt:
So muß es mit der Macht des Menſchen dahin kommen,
Sprach er: daß man alſo mit meiner Arbeit ſpielt!
Des Himmels Rechte ſelbſt, die Aehnlichkeit der Dinge,
Der Götter Satzungen, iſt alles nicht zu viel,
Daß Archimedes es in ſeine Kugel bringe,
Des Alten Witz und Kunſt hat weder Maaß noch Ziel.
Salmonens falſches Werk verdient nur Spott und Schande,
Da er, als wär er Gott, zu donnern ſich getraut,
Seht eine ſchwache Hand im Syracuſer Lande,
Die mit Natur und Gott faſt um die Wette baut!

Allein er begeht auch große Fehler, weil er ſich den Affecten ergiebt, und weil ihn Gott ſeinem eignen Sinne überläßt. Gott ſtraft ihn auch darum, bald wie ein Vater oder Lehrmeiſter, der die Kinder übt und züchtiget; bald wie ein gerechter Richter, der diejenigen ſtraft die ihn verlaſſen: und das Böſe geſchieht meiſtentheils, wenn dieſe Intelligenzien, oder ihre kleine Welten, an einander ſtoßen. Nachdem nun der Menſch unrecht hat, darnach befindet er ſich übel dabey: allein Gott wendet und kehret alle Fehler dieſer kleinen Welten, durch eine erſtaunenswürdige Kunſt, daß ſie zur größten Zierde ſeiner großen Welt ausſchlagen. Es iſt faſt, wie in denjenigen perſpectiviſchen Erfindungen, allwo ein gewiſſer ſchöner Entwurf nichts als Verwirrung zu ſeyn ſcheint; bis man ihn nach ſeinem rechten Geſichtspunkte, oder durch ein gewiſſes Glas, oder durch eine Art von Spiegel betrachtet. Wenn man ſolche Bilder gehöriger maßen aufſtellet, und recht gebraucht, ſo werden ſie zu einer Zierde eines Zimmers. Eben alſo werden die Scheinunförmlichkeiten unſrer kleinen Welten im Großen zu Schönheiten, und haben nichts in ſich, das mit der Einigkeit eines allgemeinen unendlich vollkommenen Urweſens ſtritte; vielmehr machen ſie, daß ſeine Weisheit noch mehr bewundert wird, die alles ſo wohl einrichtet, daß auch das Böſe zu dem größten Guten dienet.

148 §. Herr Bayle ſetzt ferner: „Der Menſch ſey boshaft und unglücklich; es wären allenthalben Gefängniſſe und Hoſpitäler: die Hiſtorie ſey nichts als eine Sammlung der Laſter und Unfälle des menſchlichen Geſchlechtes.“ Ich halte dafür, die Sache werde hier weit ärger gemacht als ſie iſt. Es iſt nämlich weit mehr Gutes, als Böſes in dem menſchlichen Leben; gleichwie es weit mehr Häuſer, als Gefängniſſe giebt. In Anſehung der Tugend und der Laſter, regieret eine gewiſſe Mittelmäßigkeit. Machiavell hat ſchon angemerket, daß es wenig Menſchen giebt, die ſehr boshaft und ſehr fromm ſind; und daß deswegen viel groſſe Unternehmungen nicht von ſtatten gehen. Ich rechne dieß für einen Fehler der Hiſtorienſchreiber, daß ſie ſich mehr bey dem Böſen als Guten aufhalten. (*) Der Hauptendzweck der Hiſtorie und der Poeſie ſoll ſeyn, daß ſie die Klugheit und die Tugend durch Exempel lehren; und hiernächſt, daß ſie die Laſter auf eine ſolche Art vorſtellen, wodurch man einen Abſcheu davor bekomme, und bewogen werde, ſie zu vermeiden.

149 §.

(*) Da ich der Urſache dieſes Bezeigens nachgedacht, ſo dünkt mich, daß ich dieſelbe gefunden habe; und daß ſelbige mehr wider Baylen ſtreitet, als er ſichs einbilden können. Dasjenige, was am gewöhnlichſten iſt, pflegt die menſchliche Aufmerkſamkeit nicht zu rühren. Tauſend und noch tauſend wohlgebildete Kinder werden in der Welt gebohren, und kein Hiſtorienſchreiber ſagt ein Wort davon. Warum? Dieſes geſchieht täglich. Wird aber nur eine Mißgeburt gebohren, ſo gleich reden alle Chroniken davon. Hundert tauſendmal geht die Sonne, der Mond, und alle

149 §. Herr Bayle bekennet: „Man finde allenthalben ſo wohl moraliſches als phyſikaliſches Gutes; einige Exempel der Tugend, einige Exempel des Wohlergehens: und das verurſachte eben die Schwierigkeit. Denn, ſpricht er, wenn nur lauter boshafte und unglückliche Menſchen wären: ſo dürfte man nicht zum Lehrſatze von zweyen Urweſen ſeine Zuflucht nehmen.„ Ich wundere mich, wie doch dieſer vortreffliche Mann zu der Meynung von zweyen Urweſen ſo viel Neigung hat blicken laſſen können; und warum er nicht erwogen, daß dieſer Roman des menſchlichen Lebens, welcher die allgemeine Hiſtorie des menſchlichen Geſchlechtes ausmacht, in dem göttlichen Verſtande, nebſt unendlich vielen andern, ſchon ganz erfunden geweſen; und daß der göttliche Wille bloß die Wirklichkeit davon beſchloſſen: weil nämlich dieſe Folge der Begebenheiten mit den übrigen Dingen aufs beſte übereinſtimmen ſollte, damit überhaupt das Beſte daraus entſtehen möchte. Und dieſe Scheinfehler der ganzen Welt, dieſe Flecken einer Sonne, von der die unſrige nur ein Stral iſt, erheben vielmehr ihre Schönheit, als daß ſie dieſelbe verringern ſollten, und tragen nicht wenig zu Verſchaffung eines größern Guten bey. Es ſind in der That zwey Urweſen: allein ſie ſind beyde in Gott, nämlich ſein **Verſtand** und ſein **Wille**. Der Verſtand giebt die Quelle des Böſen ab,

Sterne auf: kein Menſch aber bemerkt es. Es erſcheine hingegen nur ein kleiner Comet: ſo gleich reden alle Zeitungen, alle Geſellſchaften davon. Wenn alſo die Geſchichte mehr Böſes als Gutes erzählen; ſo giebt dieß einen Beweis, daß des Böſen unendlich weniger, als des Guten in der Welt ſey. Wahrhaftig! in einem Lande, wo lauter Mißgeburten, und nur alle Hundertjahre ein ordentlich geſtaltetes Kind gebohren würde; da würden alle Geſchichte von dieſem reden, und von den Ungeheuren kein Wort gedenken. G.

ohne daß es ihm zum Nachtheile gereichen, und er deswegen ſelbſt für böſe könnte gehalten werden. (*) Er ſtellet die Natur der Dinge vor, wie ſie in den ewigen Wahrheiten vorhanden ſind; in ihm iſt die Urſache enthalten, warum das Böſe zugelaſſen wird: allein der Wille geht nur auf das Gute. Wir können noch das dritte Urweſen, nämlich die Macht hinzuſetzen: denn dieſe geht ſelbſt vor dem Verſtande und Willen vorher; allein ſie thut nichts, als was der Verſtand zeiget, und was der Wille erfordert.

150 §. Einige, wie Campanella, haben dieſe drey Vollkommenheiten Gottes, die drey Primordialitäten genennet. Ja viele haben gar geglaubt, es ſey hierinnen eine geheime Vorſtellung der heiligen Dreyfaltigkeit verborgen. Die Macht beziehe ſich auf den Vater, das iſt, auf die Quelle und den Urſprung der Gottheit; die Weisheit auf das ewige Wort, welches von dem allererhabenſten Evangeliſten λόγος (die Vernunft) genennet wird; der Wille aber, oder die Liebe, auf den heiligen Geiſt. Und darauf gehen faſt alle von der Natur einer verſtändigen Subſtanz hergenommene Ausdrückungen und Vergleichungen.

151 §. Ich glaube, wenn Herr Bayle dasjenige bedacht hätte, was wir von den Urweſen der Dinge angeführet haben, ſo würde er ſelbſt ſeine eigene Fragen beantwortet,

---

(*) Hier muß man ſich wohl in acht nehmen, daß man nicht ſage: Herr von Leibnitz mache Gott zum Urheber des Böſen. Denn wenn er gleich den göttl. Verſtand für die Quelle deſſelben angiebt; ſo thut er es doch nur in ſo weit, als derſelbe die Quelle aller Möglichkeiten, aller Wahrheiten, oder aller Weſen überhaupt iſt. Er ſieht zuerſt die Vollkommenheiten, oder Unvollkommenheiten aller einzelnen möglichen Dinge; er ordnet auch dieſelben in verſchiedene Reihen, die mehr oder weniger Ordnung und Zuſammenhang haben: und darunter iſt auch eine vorhanden, welche tet, oder zum wenigſten nicht folgender Weiſe noch weiter gefragt haben: „Wenn der Menſch ein Werk eines einzigen, allgütigen, allerheiligſten, allmächtigſten Weſens „wäre; könnte er wohl den Krankheiten, der Kälte, der „Hitze, dem Durſte, dem Schmerze und dem Verdruſſe „unterworfen ſeyn? Könnte er ſo viel böſe Neigungen ha„ben? Könnte er ſo viel Laſter begehen? Könnte die höch„ſte Heiligkeit eine unglückliche Creatur hervor bringen? „Sollte nicht die höchſte Macht, die mit einer unendlichen „Gütigkeit verknüpft iſt, ihr Werk mit Gütern überſchüt„ten, und alles bey ſeite ſchaffen, was daſſelbige verletzen „und beſchweren kann?“ Prudentius hat in ſeiner Hamartigenia (v. 640.) eben dieſe Schwierigkeiten vorgeſtellet.

> Si non vult Deus eſſe malum, cur non vetat? inquit:
> Non refert autor fuerit factorve malorum.
> Anne opera in vitium ſceleris pulcherrima verti,
> Cum poſſit prohibere, ſinat; quod ſi velit omnes
> Innocuos agere omnipotens, ne ſancta voluntas
> Degeneret, facto nec ſe manus inquinet vllo?
> Condidit ergo malum Dominus, quod ſpectat ab alto,
> Et patitur, fierique probat, tanquam ipſe crearit.
> Ipſe creauit enim, quod, cum diſcludere poſſit,
> Non abolet, longoque ſinit graſſarier vſu.

die allervollkommenſte und beſte iſt. Unter allen dieſen möglichen Welten nun iſt auch viel unvollkommenes, und böſes, ja ſelbſt in der beſten giebt es einzelne Theile, die an ſich betrachtet nicht ohne Fehler und Gebrechen ſind. In ſo weit nun der göttliche Verſtand ſich dieſelben vorgeſtellet, ehe ſie noch waren: in ſo weit iſt er der Urſprung, oder die Quelle des Böſen; als welches ohne ihn nicht einmal möglich geweſen wäre. Dieſes aber kann einem unendlichen Verſtande, der alles erkennen muß, zu keinem Vorwurfe gereichen. G.

Wenn Gott das Böſe haßt, warum verwehrt ers nicht?
Es iſt ja einerley, ob er das Böſe thut,
Und ob ers kräftig wirkt. Warum läßt ers geſchehen,
Daß Laſter in der Welt das herrlichſte verderben?
Denn will er, daß der Menſch in Unſchuld leben ſoll,
Und niemals arges thun: warum erlaubt ers denn
Da ers ja hindern kann? So ſchaffet denn der Höchſte
Das Uebel in der Welt, und ſieht es aus der Höhe,
Und billigt es ſo gar, als hätt ers ſelbſt gemacht:
Denn was er ſtören könnt, und gleichwohl nicht verbannt
Und immer herrſchen läßt, das hat er ſelbſt geſchaffen.

Allein wir haben hierauf ſchon zur Gnüge geantwortet. Der Menſch iſt ſelbſt die Quelle ſeines Uebels: er war ſchon ſo, wie er iſt, in den Jdeen. Gott, der durch unveränderliche Gründe der Weisheit dazu bewegen worden, hat beſchloſſen, daß er entſtehen ſollte, ſo wie er iſt. Herr Bayle würde vielleicht ſelbſt auf den von mir geſetzten Urſprung des Böſen gekommen ſeyn, wenn er hier die Weisheit Gottes mit ſeiner Macht, mit ſeiner Gütigkeit, und mit ſeiner Heiligkeit verknüpft hätte. Jch will nur beyläufig anführen, daß ſeine Heiligkeit nichts anders iſt, als der höchſte Grad des Guten: gleichwie das entgegengeſetzte Laſter dasjenige iſt, was in dem Böſen das allerübelſte und ſchlimmſte iſt.

152 §. Herr Bayle läßt den Meliſſus, einen griechiſchen Weltweiſen und Vertheidiger eines einigen Urweſens (und

---

(*) Dieſer Kepler iſt einer von den größten Männern geweſen, die Deutſchland und Europa hervor gebracht hat. Seine Erfindungen haben den nachfolgenden Naturkündigern, Sternſehern und Mathematikkundigen überhaupt, in ſehr vielen Stücken zu Wegweiſern gedient, ohne welche ſie ſo weit nicht gekommen wären. Denn zu geſchweigen, daß er zu der Erfindung der logarithmiſchen Tafeln den erſten Schritt gethan, ſo hat er auch zu der neutoniſchen Theorie des Lichts und der Farben, durch ſeine Erklärung des (und vielleicht auch einer einzigen Subſtanz) mit dem Zoroaſter, als mit dem erſten Urheber der Dualität, diſputiren. Zoroaſter geſteht, daß die Meynung des Meliſſus mit der Ordnung und den Gründen der Vernunft mehr übereinkomme: allein er leugnet, daß ſie der Erfahrung gemäß ſey. **In Erklärung der Begebenheiten, ſpricht er, welches das vornehmſte Kennzeichen eines guten Lehrbaues iſt, bin ich euch überlegen.** Allein das iſt meines Erachtens nicht eben eine gar ſchöne Erklärung einer Begebenheit, wenn man ihr ein **ausdrückliches Urweſen** zuſchreibt: als z. E. dem Böſen **ein übelthätiges Urweſen**; dem Kalten ein **kaltmachendes Urweſen**, u. ſ. w. es iſt nichts leichter und nichts einfältiger, als das. Es iſt faſt eben ſo, als wenn einer ſagen wollte: die Peripatetiker überträfen in Erklärung der Bewegungen des Geſtirns die neuen Sternſeher, indem ſie jedem eine beſondere Intelligenz zuſchrieben, die es regierte; denn hernach iſt es gar leicht zu begreifen, warum die Planeten ihren Weg ſo genau in acht nehmen: da im Gegentheile viel Ausmeſſens und Nachdenkens erfordert wird, wofern man begreifen will, wie aus der Schwere der Planeten gegen die Sonne; wenn entweder ein gewiſſer Wirbel, von dem ſie fortgeriſſen werden, oder ihr eigner Trieb dazu kömmt, Keplers elliptiſche Bewegung entſtehen kann (*), die mit den Erſcheinungen ſo wohl übereinkömmt. Ein Menſch, der zu tiefſinnigen Betrachtungen nicht geſchickt iſt, wird

---

Regenbogens den Grund gelegt, und die elliptiſchen Kreiſe der Planeten, die von allen heutigen Sternſehern wahrbefunden werden, anſtatt der eccentriſchen Zirkel erfunden. Anderer Stücke mehr zu geſchweigen. Auf ſolche, und andre dergleichen große Männer, die Deutſchland hervorgebracht, als Copernicus, Simon Marius, Scheiner, Gerike, Hevelius, Tſchirnhaus, Sturm, Leibnitz, Hugen, Hermann, Bernulli u. a. m. kann man mit Rechte, gegen alle Ausländer ſtolz ſeyn. G.

denen Peripatetikern bald Beyfall geben, und unſre Mathematiker für Grillenfänger halten. Ein alter Galeniſt wird in Anſehung der ſcholaſtiſchen Vermögenheiten ein gleiches thun; er wird eine Facultatem chylificam und ſanguificam annehmen, und einer jeden natürlichen Wirkung eine ſolche Vermögenheit oder Facultät ausdrücklich zuſchreiben. Er wird glauben, er habe Wunderdinge dadurch gethan: ja er wird noch dazu über die vermeynten Chimären der Neuern, die alles, was in den Körpern der Thiere vorgeht, mechaniſch erklären wollen, ſeinen Spott treiben.

153 §. Eben von der Art iſt die Erklärung von den Urſachen des Böſen durch ein boshaftes Urweſen, (*per principium maleficum*). Das Böſe hat einer ſolchen Urſache ſo wenig vonnöthen, als die Kälte und die Finſterniß. Es giebt kein kaltes Urweſen, keine Quelle der Finſterniß. Das Böſe ſelbſt kömmt lediglich von der Privation oder dem Mangel her, und das Wirkliche iſt nur beyläufig dabey: wie das Thätige in der Kälte. Wir ſehen daß das Waſſer, wenn es zu Eis gefriert, die Gewalt hat, ein Flintenrohr zu zerſprengen, darinnen es eingeſchloſſen iſt. Unterdeſſen iſt die Kälte nur eine gewiſſe Beraubung der Kraft, und rührt bloß von dem Abnehmen der Bewegung her, welche die Theilchen der flüßigen Materie von einander zu treiben pflegt. Wenn dieſe von einander treibende Bewegung im Waſſer, wegen der Kälte, je mehr und mehr abnimmt, ſo treten die Theilchen der zuſammengedruckten Luft, die in dem Waſſer verborgen waren, zuſammen, und indem ſie immerzu größer werden; ſo werden ſie auch vermögender, durch ihre elaſtiſche Kraft heraus zu brechen. Denn der Widerſtand, welchen die äuſſerſte Fläche der Luft-

theil-

(*) Ueber dieſen Vers hat Bayle in einer gewiſſen Stelle ſeines Wörterbuchs ſo viel Aufhebens gemacht, als ob es ein bibliſcher Spruch wäre, deſſen Anſehen untrüglich und theilchen im Waſſer findet, und welcher der Bemühung dieſer Theile, ſich auszudehnen, entgegen geſetzt iſt, iſt weit geringer, und die Wirkung der Luft iſt folglich weit größer, wenn die Luftbläsgen größer, als wenn ſie kleiner ſind: wenn gleich die Kleinen zuſammen genommen, eben eine ſo große Maſſe ausmachen, als die Großen; weil der Widerſtand, das iſt, die äußere Fläche, wie die Quadrate, und die Bemühung, das iſt, der Inhalt oder die Solidität derer zuſammengedruckten Luftkügelchen, wie die Cubi der Durchmeſſer zunimmt. Alſo ſchließt die Privation *zufälliger Weiſe* eine Wirkung und Kraft mit ein. Ich habe ſchon oben gezeigt, wie bloß und allein aus der Privation Irrthum und Bosheit entſtehen kann, und auf was Weiſe Gott bewogen wird, ſolche zu dulden, ohne daß etwas Boshaftiges in ihm ſey. Das Böſe rührt von der Privation her; das Wirkliche und die Wirkung entſteht zufälliger Weiſe daraus, wie die Gewalt aus der Kälte.

154 §. Das was Herr Bayle die Paulicianer in ſ. Wörterb. vorbringen läßt, nämlich daß der freye Wille von zweyen Urweſen herrühren müſſe; damit er ſich zu dem Böſen und Guten neigen könne, ſchließt gar nicht. Denn weil er an und für ſich ſelbſt ganz einfach iſt, ſo müßte er vielmehr von einem unparteyiſchen Weſen herrühren, wenn dieſer Schluß gelten ſollte. Allein der freye Wille geht auf das Gute, und wenn er das Böſe antrifft, ſo geſchieht es nur zufälliger Weiſe: weil das Böſe unter dem Guten verborgen und gleichſam vermummt iſt. Die Worte, die Ovidius die Medea ſagen läßt,

. . . Video meliora proboque
Deteriora ſequor; (*)

---

unverletzlich wäre. Ich habe ihm aber in einer Anmerkung dabey zu begegnen geſucht, darauf ich mich hier beziehe. Es gehen aber noch dieſe Worte vorher:

Ich ſeh' was beſſer iſt, und heiß es ſelber gut;
Doch thu ich was nicht taugt.

bedeuten ſo viel, daß das Gut, was Ehre bringt, von demjenigen was Wolluſt ſchaffet, überwogen werde; weil das letztere in die Seele mehr Eindruck macht, wenn ſie von Leidenſchaften getrieben worden.

155 §. Im übrigen giebt Herr Bayle ſelbſt dem Meliſſus eine gute Antwort an die Hand, die er aber kurz darauf wiederum anficht. Seine Worte a. d. 2025. S. ſind folgende: „Wenn Meliſſus die Begriffe von der Ordnung zu „Rathe zöge, ſo würde er antworten: der Menſch ſey nicht „böſe geweſen, als ihn Gott gemacht. Er würde ſagen, „der Menſch ſey von Gott in einen glückſeligen Zuſtand „geſetzt worden; aber weil er dem Lichte des Gewiſſens, das „nach der Abſicht ſeines Urhebers, ihn auf den Wegen der „Tugend führen ſollen, nicht gefolget ſey: ſo ſey er gottlos „und böſe geworden, und habe verdient, daß der höchſtgütige Gott ſeinen Zorn über ihn ergehen laſſen. Demnach „ſey Gott nicht die Urſache des moraliſchen Böſen, wohl „aber des phyſikaliſchen, das iſt, der Strafe des moraliſchen; „welche Strafe ganz und gar nicht mit dem höchſtguten „Urweſen ſtreitet, ſondern vielmehr nothwendig aus einer „von ſeinen Eigenſchaften, nämlich aus der Gerechtigkeit, „fließt, die ihm ſo wohl weſentlich iſt, als ſeine Gütigkeit. „Dieſe Antwort, welche gewiß die allervernünftigſte iſt, „die Meliſſus geben könnte, iſt in der That gut und wohl „gegründet: allein ſie kann dennoch durch etwas ſehr ſchein-

„bares

. . . . aliudque Cupido
Mens aliud ſuadet; video &c.

welche den Sinn des Poeten ſattſam zeigen. Er will nämlich nichts mehr ſagen, als daß die Vernunft, (Mens) mit der ſinnlichen Begierde (Cupido) in einem Streite liegt; doch ſo, daß die letztere die Oberhand behalte. Was iſt

„bares und in die Augen fallendes angefochten werden. „Nämlich durch dasjenige, was Zoroaſter einwendet: Das „unendliche gute Urweſen hätte den Menſchen nicht „allein ohne alles wirkliche Böſe, ſondern auch ohne „Neigung zum Böſen ſchaffen ſollen. Gott, der „die Sünde, mit allem dem was drauf folget, vorher „geſehen, hätte ſie verhindern ſollen; er hätte „den Menſchen zum moraliſchen Guten antreiben, „und ihm keine Kraft und Macht laſſen ſollen, ſich „in Sünde zu ſtürzen:“ bis hieher Herr Bayle. Dieſes iſt zwar geſchwind geſagt, allein es läßt ſich nicht thun, wenn man den Grundſätzen der Ordnung folget: es hätte ohne unaufhörliche Wunderwerke nicht geſchehen können. In ſolchen Geſchöpfen wie wir ſind, folgen natürlicher Weiſe, Unwiſſenheit, Irrthum, und Bosheit auf einander. Hätten denn deswegen dieſe Geſchöpfe in der Welt fehlen ſollen? Ich bin der gänzlichen Meynung, daß ohngeachtet aller ihrer Schwachheiten, noch allzuviel an ihnen in der Welt gelegen geweſen, als daß Gott in die gänzliche Vertilgung derſelben hätte willigen können.

156 §. Herr Bayle führt in ſeinem Wörterbuche, unter dem Artikel der Paulicianer, dasjenige weiter aus, was er bey dem Artikel der Manichäer vorgebracht. Er meynet in dem Buchſtaben H. die Orthodoxen ſchienen ſelbſt zwey Urweſen anzunehmen, indem ſie den Teufel zum Urheber der Sünde machten. Herr Becker, vormaliger Prediger zu Amſterdam, der die bezauberte Welt geſchrie-

ben

nun hier leichter zu begreifen, als dieſes? Bey Leuten, wo die Vernunft nicht ſtark iſt, da ſind die Begierden deſto lebhafter. Nun wirken dieſe nach den verwirrten Begriffen der Sinne, die aber ſehr tiefe Eindrücke in die Seele machen. Was iſt es alſo Wunder, daß die wenigen deutlichen Begriffe des Verſtandes von dem wahren Guten, dadurch überwältiget werden? G.

ben hat, hat ſich dieſen Begriff zu Nutzen gemacht, um zu zeigen, daß man dem Teufel nicht eine ſo große Gewalt und Anſehn geben ſolle, wodurch er Gott ſelbſt gleich ſeyn würde; und hierinnen hat er auch Recht: allein er geht mit ſeinen Folgerungen, die er daraus zieht, allzuweit. Und der Verfaſſer des Buches, welches den Titel ἀποκατάστασις πάντων führet, hält dafür: wenn der Teufel niemals überwunden und ausgezogen würde, wenn er beſtändig ſeinen Raub behielte, und für unüberwindlich geachtet werden könnte; ſo würde dadurch der Ehre Gottes ein großer Abbruch geſchehen. Allein das iſt ein elender Vortheil, wenn man diejenigen, die man verführt hat, behält und bewahret, damit man in Ewigkeit mit ihnen geſtrafet werde. (*) Und was die Urſache des Böſen anlangt, ſo iſts wahr, daß der Teufel der Urheber der Sünde iſt: allein der Urſprung der Sünde iſt weiter herzuholen, ihre Quelle iſt in der urſprünglichen Unvollkommenheit der Creaturen zu ſuchen. Dieſe macht, daß ſie ſündigen können, und in dem Zuſammenhange der Dinge ſind Umſtände vorhanden, welche verurſachet, daß dieſes Können wirklich zu Stande gebracht worden.

157 §. Die Teufel waren vor ihrem Falle Engel, wie die andern, und man hält dafür, ihr Haupt ſey einer von den Vornehmſten geweſen. Allein die heilige Schrift erkläret ſich nicht deutlich genug in dieſer Sache. Die Stelle aus der

---

(*) Hr. v. L. ziel hier ohne Zweifel auf den Artikel Xenophanes, im bayliſchen Wörterbuche, wo Herr Bayle nicht anders von dem Satan redet, als ob es ein großer Triumph für ihn wäre: daß er in den Kriegen, die er mit Gott führet, ganze Millionen Seelen erobert, und ſein Reich dadurch vergrößert; dagegen Gott der Herr kaum etliche wenige in den Himmel, oder in ſein Reich auf Erden zu ziehen vermöchte. Er ſieht hier den Satan nicht anders, als einen manichäiſchen böſen Gott an, der auf weiter nichts ſinnet, als dem guten Gotte Abbruch zu thun, und der ſein Handwerk viel der Offenbarung, die von dem Streite mit dem Drachen, als von einem Geſichte handelt, läßt noch vielen Zweifel zurücke; und erkläret nicht zulänglich genug eine ſolche Sache, von der die andern heiligen Scribenten faſt nichts gedenken. Es iſt hier nicht der Ort, die Sache völlig zu unterſuchen, und man muß hierbey allezeit aufrichtig bekennen: daß die gemeine Meynung am beſten mit dem Texte überein kömmt. Herr Bayle unterſucht einige Antworten des heiligen Baſilius, Lactantius, und anderer, von dem Urſprunge des Böſen: allein weil ſie das phyſikaliſche Böſe betreffen, ſo will ich jetzo noch nichts davon gedenken, ſondern fortſahren die Schwierigkeiten bey der moraliſchen Urſache des moraliſchen Böſen zu unterſuchen, die hin und wieder in den Werken unſers gelehrten Gegners anzutreffen ſind.

158 §. Er ſtreitet wider die Zulaſſung des Böſen, und er ſähe gerne, wenn man ihm zugeſtünde: daß Gott das Böſe wolle. Er führet dieſe Worte Calvins, über das 3 Cap. des erſten Buchs Moſis an: **Einige können es nicht hören, wenn man ſagt, Gott habe das Böſe gewollt. Allein ich bitte euch, was iſt denn die Zulaſſung desjenigen, der das Recht hat, es zu verwehren, oder vielmehr, der die ganze Sache in ſeinen Händen hat, anders, als ein Wollen?** Herr Bayle erkläret dieſe Worte Calvins, nebſt den vorhergehenden ſo, als

---

beſſer verſteht, als dieſer. Klingt das nun nicht ärgerlich? Und weis Hr. B. denn nicht, daß eben dieſer Satan, den er als einen ſo ſtreitbaren und glücklichen Helden beſchreibt, ſelbſt ein gefangener Verbrecher iſt, der mit den Ketten der Finſterniß gebunden liegt, und ſo wenig Freude bey ſeinen vermeynten Siegen hat; daß er vielmehr ſelbſt die härteſten Martern ertragen muß? Fürwahr ein ſchlechter Triumph! Wenigſtens verdient ers nicht, daß er ſo ausposaunet werde. G.

als wenn er geſtünde: Gott habe den Fall Adams haben wollen; nicht in ſo weit als ſolcher Fall ein Verbrechen geweſen, ſondern unter einem andern, uns unbekannten Namen. Er führet einige etwas gelinde Caſuiſten an, welche ſagen: ein Sohn könne den Tod ſeines Vaters wünſchen, in ſo weit dieſer ſeinen Erben gut iſt, nicht aber in ſo weit er dem Vater was Böſes iſt (*). (Rep. aux queſt. ch. 147. p. 850.) Ich meines Theils befinde, daß Calvin nur ſo viel ſagt: Gott habe gewollt, daß der Menſch aus uns unbekannten Urſachen fallen ſollte. Wenn von einem endlichen und ſchlüßigen Willen, d. i. von einem Rathſchluſſe, die Rede iſt, ſo ſind dieſe Unterſcheidungen in der That nichts nütze: wenn man eine Action wahrhaftig will, ſo will man ſie mit allen ihren Eigenſchaften. Wofern es aber ein Verbrechen iſt, ſo kann es Gott nicht anders, als nur bloß zulaſſen. Die Sünde iſt weder ein Endzweck, noch ein Mittel; ſie iſt nur eine Bedingung ohne welche etwas nicht geſchieht; (conditio *ſine qua non*) demnach iſt ſie nicht das Augenmerk eines ausdrücklichen Willens, wie ich ſchon oben gezeiget habe. Gott kann ſie nicht verhindern, er müßte denn wider dasjenige handeln, was er ſich ſelbſt ſchuldig iſt; er müßte etwas thun, das weit ärger wäre, als die Sünde des Menſchen; er müßte die Regeln des Beſten übertreten: welches, wie ich ſchon angemerket habe, eben ſo viel ſeyn würde, als die göttliche Natur ſelbſt zu Grunde richten. Gott wird alſo von einer moraliſchen Nothwendigkeit, die in ihm ſelbſt zu finden iſt, bewogen, das moraliſche Böſe der Creaturen zuzulaſſen. Und das iſt eben der Fall, in welchem der Wille eines Weſens nur bloß zulaſſend iſt. Ich habe es ſchon angemerkt: man muß die Sünde eines andern geſtatten, wenn man ſie

nicht

(*) Dieſes ſind die Früchte, des ſo berühmten Probabilismi moralis, einer gewiſſen Kirche, die uns viel ſolche ſchöne Unterſchiede zu Beſchönigung aller Arten von Laſtern an die nicht verhindern kann, ohne ſeine Pflicht und Schuldigkeit ſelbſt zu vernachläßigen.

159 §. Allein, ſpricht Herr Bayle, es hat gleichwohl Gott gefallen, aus allen unendlichen Verbindungen der Dinge, eine ſolche zu erwählen, in welcher Adam ſündigen ſollte, und dieſe hat er, durch ſeinen Schluß, allen andern vorgezogen und zukünftig gemacht. Gar recht, das heißt eben meine Sprache reden; wenn man nur ſolche Verbindungen verſteht, woraus die ganze Welt zuſammen geſetzt iſt. Demnach, fährt er fort, werdet ihr niemals begreiflich machen, daß Gott es nicht gewollt habe, daß Adam und Eva ſündigen ſollen, da er alle Verbindungen der Dinge verworfen, in denen ſie nicht geſündigt hätten. Allein die Sache iſt aus dem allen, was wir bishero geſagt haben, überhaupt gar leicht zu begreifen. Dieſe Verbindung, woraus die ganze Welt beſteht, iſt die beſte von allen; Gott mußte ſie alſo erwählen, wenn er nicht einen Fehler begehen wollte: und ehe er einen Fehler begehen ſollte, welches er ganz und gar nicht thun kann: ſo läßt er viel lieber den Fehler oder die Sünde des Menſchen zu, welche mit in dieſen Verbindungen begriffen iſt.

160 §. Herr Jaquelot iſt, nebſt andern geſchickten Männern, ebenfalls von meiner Meynung nicht entfernet. Als wenn er z. E. in ſeinem Buche von der Uebereinſtimmung des Glaubens mit der Vernunft, a. d. 186. S. alſo ſpricht: „Diejenigen ſo ſich von dieſen Schwierigkeiten verwirren laſſen, ſcheinen, als ſähen ſie nicht gar zu „weit, und als wollten ſie alle Abſichten Gottes auf ihren „eige-

---

Hand gegeben hat. Man leſe davon des berühmten Herrn D. Cotta zu Tübingen, gelehrte Diſſertationen, die er vor etlichen Jahren zu Jena von dieſer Materie gehalten hat. G.

„eigenen Vortheil ziehen. Da Gott die Welt geſchaffen, „hat er auf nichts anders, als auf ſich ſelbſt und auf ſeine „eigene Ehre geſehen. Wenn wir alſo von allen Creatu„ren, von ihren verſchiedenen Verknüpfungen, und von ihren „vielfältigen Verhältniſſen eine genugſame Erkenntniß hät„ten: ſo würden wir ohne Mühe begreifen, daß die Welt „mit der unendlichen Weisheit des allmächtigen Weſens voll„kommen übereinſtimmet. Und an einem andern Orte, „a. d. 232. S. ſagt er: Wir wollen den unmöglichen Fall „ſetzen, daß Gott den Misbrauch des freyen Willens nicht „anders hätte verhindern können, als wenn er ihn gar ver„nichtet hätte: ſo wird man mir doch zugeſtehen, daß da ihn „ſeine Weisheit und Ehre bewogen, freye Creaturen zu „ſchaffen; dieſer mächtige Grund weit ſtärker habe ſeyn „müſſen, als alle die übeln Folgerungen, die dieſe Freyheit „haben möchte.„ Ich habe dieſes aus dem Grunde des Beſten, und aus der moraliſchen Nothwendigkeit in Gott, dieſe Wahl zu treffen, ungeachtet der Sünde einiger Creaturen, die damit verknüpft iſt, noch mehr zu erläutern geſucht. Ich vermeyne auch die ganze Schwierigkeit mit ihrer ganzen Wurzel ausgeriſſen zu haben: unterdeſſen will ich, um dieſer Materie ein größeres Licht zu geben, meinen Grundſatz und meine Art die Sache aufzulöſen, gar gerne auf die beſondern Schwierigkeiten des Hrn. Bayle anwenden.

161 §. Eine davon trägt er in dieſen Worten ch. 148. p. 856. vor: „Würde das wohl der Gültigkeit eines Prin„zen gemäß ſeyn: 1) wenn er hundert Bothſchaftern ſo „viel Geld gäbe, als ſie zu einer Reiſe von zwey hundert

Mei-

(*) Dieſes Gleichniß des Hrn. B. hat den Fehler aller vorigen, daß es nämlich den Fürſten, der ſolche Geſandten ausſchicket, außer allen andern Verbindungen, die ihn zu einer ſolchen Geſandſchaft nöthigten, und zwar dergeſtalt vorſtellet, als ob er aus bloßem Muthwillen dieſe Bothſchafter

„Meilen brauchten? 2) Wenn er allen denenjenigen, die „ihre Reiſe, ohne etwas geliehen zu haben, zu Ende brächten, eine Belohnung verſpräche; und allen denenjenigen, „die mit ihrem Gelde nicht zugelanget, mit dem Gefängniſſe dräuete? 3) Wenn er hundert Perſonen erwählte, „von denen er gewiß wüßte, daß nur zwo die Belohnung „verdienen würden; weil den übrigen 98. auf dem Wege entweder eine Buhlſchweſter oder ein Spieler, oder andere „Dinge begegnen würde, um derentwillen ihnen viel darauf „gienge, und die er ſelbſt an gewiſſe Oerter ihrer Straße zu „verlegen geſorget hätte? 4) Wenn er 98. von dieſen Bothſchaftern nach ihrer Wiederkunft wirklich ins Gefängniß „legete? Wäre es nicht ſonnenklar, daß er nicht ein Fünkchen Gütigkeit gegen ſie hegte, und daß er ihnen nicht die „verſprochene Belohnung, ſondern vielmehr das Gefängniß, zugedacht hätte? Sie würden es freylich verdienen; „es mag ſeyn! Allein würde wohl derjenige, der da gewollt, „daß ſie es verdienen ſollten, und der ſie auf den unfehlbaren „Weg, ſolches zu verdienen, geſchickt, werth ſeyn, unter dem „Vorwande, daß er gleichwohl die übrigen zwey belohnet, „gütig genennt zu werden?„ (*) Ohne Zweifel würde er deswegen nicht den Titel eines Gütigen verdienen; allein es könnten wohl andere Umſtände dazu kommen, die ihn lobenswürdig machten, z. E. daß er ſich dieſes Kunſtſtückchens bedienet, dieſe Leute kennen zu lernen, und einige davon zu erwählen: wie ſich Gideon, einiger außerordentlichen Mittel bediente, die tapferſten und abgehärteten unter ſeinen Soldaten auszuleſen. Und wenn auch gleich ſchon dem Prinzen die Gemüthsart aller dieſer Bothſchafter bekannt

---

auf eine ſolche Probe geſtellet. Wer kann aber eine ſolche Vergleichung auf Gott deuten? Geſetzt alſo, daß ein ſolcher König tadelhaft ſeyn würde: ſo ſchickt ſich doch die Anwendung auf den vorhabenden Fall nicht. G.

wäre, könnte er ſie nicht deswegen auf dieſe Probe ſetzen, damit auch andere ſie möchten kennen lernen? Und ob ſich gleich dieſe Urſachen auf Gott nicht deuten laſſen, ſo zeigen ſie doch, daß eine That, wie z. E. dieſes Prinzen ſeine, einem ungereimt vorkommen könne, wenn man die Umſtände wegnimmt, welche die Urſache derſelben anzeigen. Mit noch weit beſſerm Grunde kann man ſchließen, daß Gott alles wohl gemacht habe, und daß wir es ſelbſt einſehen und begreifen würden, wenn uns nur alle ſeine Werke bekannt wären.

162 §. Es hat ſich Carteſius, in einem Briefe an die Prinzeßin Eliſabeth (Vol. I. Epiſt. 10.) noch eines andern Gleichniſſes bedienet, die menſchliche Freyheit mit der Allmacht Gottes zuſammen zu reimen. „Er ſetzt einen Monarchen, der den Zweykampf verbothen, und der, weil er gewiß weis, daß ſich zwey Edelleute mit einander ſchlagen werden, wenn ſie einander antreffen, alles dazu veranſtaltet, damit ſie einander begegnen mögen. Sie begegnen einander auch wirklich, und ſchlagen ſich; ihr Ungehorſam gegen die Geſetze, kömmt von ihrem freyen Willen her: und ſie ſind alſo ſtraffällig. Was nun ein König (fährt er fort) hierinnen in Anſehung einiger freyen Handlungen ſeiner Unterthanen thun kann, das thut Gott, der eine unendliche Macht und Vorherwiſſenſchaft hat, in Anſehung aller menſchlichen Verrichtungen ganz unfehlbar. Und ehe er uns noch in dieſe Welt geſendet hat, ſo ſind ihm ſchon ganz genau alle Neigungen unſers Willens bekannt geweſen; ja er ſelbſt hat ſie in uns geleget, er ſelbſt hat auch alles was außer uns iſt, ſo eingerichtet und angeordnet, damit ſich die und die Gegenſtände, zu der und der Zeit unſern Sinnen vorſtellen möchten: [illegible] er wohl gewußt, daß ſich bey Gelegenheit dieſer Vorſtellungen unſer freyer Wille zu dieſer oder jener Sache ent-

„ſchließen würde; und alſo hat er es gewollt, allein er hat
„deswegen dennoch den Willen nicht dazu zwingen wollen.
„Und gleichwie man an dem gedachten Könige zwey unter-
„ſchiedene Grade des Willens unterſcheiden kann: einen,
„nachdem er gewollt, daß ſich die beyden Edelleute mit ein-
„ander ſchlagen ſollten, weil er gemacht daß ſie einander be-
„gegnet; den andern aber, nachdem er nicht gewollt, daß ſie
„ſich ſchlagen ſollten, weil er den Zweykampf verbothen:
„alſo machen auch die Theologen zwiſchen dem unbedingten
„und unabhänglichen Willen Gottes, nach welchem er will,
„daß alle Sachen ſo geſchehen ſollen wie ſie wirklich geſche-
„hen; und zwiſchen einem andern relativiſchen Willen einen
„Unterſcheid, der ſich auf die Verdienſte und die Schuld
„der Menſchen bezieht, und nach welchem er will, daß man
„ſeinen Geſetzen gehorchen ſoll. (Carteſius Ep. 10. Vol. I. p. 51. 52. Siehe zugleich, was Herr Arnaud, in ſeinen Gedanken über das Syſtema des Mallebranche, Tom. 2. p. 288 u. f. aus dem Thomas von Aquino, vom vorhergehenden und nachfolgenden Willen Gottes anführet.)

163 §. Herr Bayle antwortet hierauf folgender maßen: (Rep. au Prov. ch. 154. p. 943.) „Dieſer große Philoſoph
„irret, wie mich deucht, gar ſehr. Es würde in dem ange-
„führten Monarchen weder ein kleiner, noch ein großer Grad
„des Willens ſeyn, daß die Edelleute den Geſetzen nachle-
„ben, und ſich nicht ſchlagen ſollten. Er würde völlig, ja
„einzig und allein wollen, daß ſie ſich ſchlagen ſollten. Das
„würde ſie zwar nicht entſchuldigen, ſie würden bloß ihrem
„Triebe folgen; es würde ihnen unbekannt ſeyn, daß ſie dem
„Willen ihres Fürſten gemäß thäten: inzwiſchen würde
„derſelbe dennoch die wahrhaftige moraliſche Urſache ihres
„Zweykampfes ſeyn, und denſelben eben ſo vollkommen
„wünſchen; als wenn er ſelbſt ihnen das Verlangen dazu

„eingäbe, oder gar Befehl dazu ertheilte. (*) Man ſtelle
„ſich zween Fürſten vor, die alle beyde wünſchen, daß ſich
„ihr älteſter Sohn mit Gift vergeben möchte. Der eine
„braucht Gewalt; der andere begnüget ſich, ſeinem Sohne
„heimlich einen ſolchen Verdruß und Aergerniß zu verurſachen,
„von dem er weis daß er zulänglich ſeyn wird, ihn
„zum Gifttrunke zu bewegen. Wollte man wohl zweifeln,
„daß der Wille des letztern ſo vollkommen geweſen, als des
„erſtern? Alſo ſetzt Carteſius eine falſche Sache voraus,
„und hebt die Schwierigkeit nicht auf.„

164 §. Es iſt nicht zu leugnen, daß Carteſius ein wenig zu hart von dem göttlichen Willen in Anſehung des Böſen redet, wenn er ſpricht: Gott habe nicht allein gewußt, daß ſich unſer freyer Wille zu dieſer oder jener Sache entſchließen würde; ſondern er **habe es auch alſo gewollt**, ob er ihn gleich deswegen nicht dazu zwingen wollen. In dem achten Briefe eben dieſes Bandes redet er nichts behutſamer, wenn er ſpricht: es komme den Menſchen nicht der geringſte Gedanken in den Sinn, den Gott nicht **wolle**, und nicht ſchon von aller Ewigkeit her gewollt hätte, daß er ihm einkommen ſollte. Calvinus hat niemals ſo hart geſprochen, und alles dieſes kann anders nicht entſchuldiget werden, als wenn man einen **zulaſſenden Willen** darunter verſteht. Sonſt kömmt die Auflöſung des Carteſius auf den Unterſcheid, *inter voluntatem ſigni & beneplaciti* an, welche die neuern, was die Worte anlangt, von

---

(*) Es fehlt in dieſem Beyſpiele wiederum eben das, was in allen bayliſchen Gleichniſſen fehlt: daß nämlich der König, der dieſe beyde feindſelige Edelleute ſo ausſchickt, daß ſie einander antreffen müſſen, durch gewiſſe unvermeidliche Urſachen dazu getrieben wird: denn wenn das nicht iſt, ſo ſchickt ſich ſolch ein Fall gar nicht auf Gott. Man kann aber einen ſolchen Fall erſinnen, wenn man voraus ſetzet, der König ſey im Kriege begriffen, und müſſe einen von den feindſeligen Leuten, auf einen gewiſſen Poſten ſtellen, den von den Scholaſtikern genommen. Doch haben ſie ihr einen, bey den alten nicht allerdings gewöhnlichen Verſtand gegeben. Gott kann zwar etwas befehlen, ohne zu wollen daß es geſchehe, als wie er dem Abraham befahl, ſeinen Sohn zu opfern. Er verlangte Gehorſam, aber die That wollte er nicht. Allein wenn Gott etwas tugendhaftes befiehlt, und die Sünde verbeut: ſo will er zwar wahrhaftig dasjenige was er befiehlt, doch aber nur nach ſeinem vorhergehenden Willen; wie ich es ſchon mehr als einmal erkläret habe.

165 §. Demnach thut zwar das Gleichniß des Carteſius der Sache kein ſattſames Gnügen: allein es könnte noch wohl ſo eingerichtet werden, daß es ihr ein Genügen thäte. Man müßte die Sache ein wenig verändern, durch Erfindung einer Urſache, die den Monarchen nöthigte, zu verſchaffen, oder doch zuzulaſſen, daß die zween Feinde einander antreffen könnten. Sie müſſen z. E mit einander im Felde, oder in andern unvermeidlichen Verrichtungen ſtehen, welches der Fürſt ſelbſt nicht verhindern kann, ohne ſeinen Staat in Gefahr zu ſetzen: als wenn z. E. wegen Abweſenheit eines oder des andern, viele von ſeiner Partey davon gehen, oder die Soldaten unwillig werden, und große Unordnungen entſtehen möchten. In dieſem Falle alſo kann man wohl ſagen, daß der Fürſt den Zweykampf nicht wolle: er weis es, inzwiſchen läßt ers doch zu; denn er will lieber das Verbrechen eines andern zulaſſen, als ſelbſt eines

niemand ſonſt vor dem feindlichen Anfalle ſo gut ſchützen kann. Der andre aber müſſe in Ermangelung mehrerer geſchickten Befehlshaber, dieſem zu Hülfe eilen, als er von dem Feinde gewaltig angegriffen worden, und in Gefahr ſteht überwunden zu werden. Wenn hier der Fürſt, die Begegnung dieſer Feinde zu vermeiden, lieber den Poſten übergeben ließe: ſo würde er ſelbſt einen weit ärgern Fehler begehen. G.

begehen. Alſo kann dieſes Gleichniß, nachdem es verbeſſert worden, ſchon noch dienlich ſeyn, wenn man nur überdieß den Unterſcheid anmerket, der zwiſchen Gott und einem ſolchen Fürſten iſt. Der Fürſt muß dieſes wegen ſeiner Ohnmacht zulaſſen. Ein mächtigerer Monarch würde aller dieſer Abſichten nicht vonnöthen haben. Allein Gott, der alles thun kann, was nur immer möglich iſt, läßt die Sünde nur deswegen zu, weil es ſchlechterdings unmöglich iſt, daß es jemand beſſer machen könnte. Vielleicht thuts auch der Fürſt nicht ohne Verdruß und Widerwillen. Dieſer Widerwillen kömmt von ſeiner Unvollkommenheit her, die er empfindet; und hierinnen beſteht das Misvergnügen: Gott aber kann dergleichen Misvergnügen nicht haben, er findet auch keine Urſache dazu. Er empfindet auf eine unendliche Art ſeine Vollkommenheit, ja man kann gar ſagen, daß die Unvollkommenheit der insbeſondere betrachteten Creaturen, ihm, in Anſehung des Ganzen, zur Vollkommenheit gereichet, und daß die Ehre des Schöpfers dadurch vermehret wird. Was kann man wohl mehr wollen, wenn man eine unermeßliche Weisheit beſitzt, und wenn man eben ſo mächtig als weiſe iſt; wenn man alles vermag, und wenn man das Beſte hat?

166 §. Nachdem wir dieſe Dinge wohl begriffen haben, ſo ſcheinen wir wider die ſtärkſten und gewaltigſten Einwürfe genugſam bewaffnet und ſicher zu ſeyn. Wir haben ſie nicht verheelet; allein es ſind noch einige die wir nur bloß berühren wollen, weil ſie allzu verhaßt ſind. Die Remonſtranten und Herr Bayle (Rep. au Provinc. ch. 152. fin. p. 919. Tom. 3.) führen den heiligen Auguſtin an, wenn er ſagt: crudelem eſſe miſericordiam, velle aliquem miſerum eſſe, vt eius miſerearis. Es ſey eine grauſame Barmherzigkeit, wenn man wolle, daß einer elend ſey, damit man ſich ſeiner erbarmen könne. In eben dem Verſtande führet man den Seneca de Beneficiis, lib. 6.

cap. 36. 37. an. Ich geſtehe, man würde dieſes mit einigem Rechte denenjenigen entgegen ſetzen können, welche glauben: Gott habe keine andere Urſache gehabt, die Sünde zuzulaſſen; als damit er etwas haben möchte, wobey er ſeine Strafgerechtigkeit gegen die meiſten Menſchen, und ſeine Barmherzigkeit gegen eine kleine Anzahl Auserwählte, ausüben könnte. Allein ſo muß man ſchließen, daß Gott weit anſtändigere, und in Anſehung unſer, viel höhere und unerforſchlichere Urſachen gehabt habe, die Sünde zuzulaſſen. Man hat ſich ferner noch unterſtanden, das Verfahren Gottes mit dem Verfahren des Caligula zu vergleichen, der ſeine Befehle mit ſo kleinen Buchſtaben ſchreiben und an einem ſo hohen Orte anſchlagen ließ, daß man ſie nicht leſen konnte; imgleichen mit dem Verfahren einer Mutter, welche die Ehre ihrer Tochter aus den Augen ſetzt, um ihre eigennützige Abſichten zu erreichen; ferner mit dem Verfahren der Catharina von Medices, von der man ſagt, daß ſie mit an den Liebeshändeln ihres Frauenzimmers Theil gehabt, damit ſie hinter die heimlichen Anſchläge der Großen kommen möchte; ja auch mit dem Verfahren des Tiberius, der es durch den außerordentlichen Dienſt des Henkers dahin brachte, daß das Geſetz, welches eine reine Jungfer der gewöhnlichen Leibesſtrafe zu unterwerfen verboth, bey Sejans Tochter nicht ſtatt fand. Dieſe letztere Vergleichung hat Petrus Bertius vorgebracht, ein damaliger Arminianer, der aber nachgehends zu den Katholiſchen übergegangen. Man hat auch zwiſchen Gott und dem Tiberius eine ſehr anſtößige Vergleichung angeſtellt, die von dem Herrn Andreas Caroli, in ſeinen Memorabilibus Eccleſiaſticis des verwichenen Jahrhunderts, nach der Länge angeführet wird, wie Herr Bayle erinnert. Bertius hat ſich derſelben wider die Gomariſten bedienet. Ich halte dafür, daß dergleichen Gründe wider niemanden als diejenigen ſtatt haben, welche die Gerechtigkeit in Anſehung Gottes für eine eigenwillige Sache halten, oder glauben, daß er eine deſpotiſche Gewalt habe: ſo gar daß er auch die Unſchuldigen verdammen könne, oder endlich daß das Gute kein Bewegungsgrund ſeiner Handlungen ſey.

167 §. Es kam zu eben der Zeit eine ſinnreiche Satire wider die Gomariſten heraus, unter dem Titel: Fur praedeſtinatus, der prädeſtinirte Dieb: in der man einen zum Galgen verdammten Dieb einführet, der alle ſeine Gottloſigkeiten Gott zuſchreibt, und ſeiner böſen Thaten ungeachtet, dennoch glaubt, daß er zur Seligkeit auserwählt ſey; der ſich einbildet, er habe an dieſem Glauben ſchon genug, und einen Contraremonſtrantiſchen Prediger, der ihn zum Tode bereiten ſoll, mit argumentis *ad hominem* widerlegt. Allein dieſer Dieb wird endlich durch einen alten, wegen der arminianiſchen Lehre abgeſetzten Prediger bekehret; welchen der Stockmeiſter, aus Mitleiden mit dem armen Sünder und mit der Schwachheit des Predigers, heimlich zu ihm geführet hatte. Man hat zwar auf dieſe Schrift geantwortet: allein die Antworten auf dergleichen ſatiriſche Schriften ſind nie ſo angenehm, als die Satiren ſelbſt. Herr Bayle ſetzt (Rep. au Provinc. ch. 154. Tom. 3. p. 938.) dieſes Buch ſey zu Cromwels Zeit in Engeland gedruckt worden: allein es ſcheint, als habe er nicht gewußt, daß es nur eine Ueberſetzung des weit ältern niederländiſchen Originals geweſen. Er verſichert ferner, D. George Kendal habe daſſelbe An. 1657. zu Oxford unter dem Titel, *Fur pro Tribunali*, widerleget, und das Geſpräch ſey dabey. Dieſes Geſpräch ſetzet wider die Wahrheit voraus, daß die Contraremonſtranten Gott zur Urſache des Böſen machen, und eine Art eines mahometaniſchen Schickſals lehren, da es gleich viel gilt, ob man Böſes oder Gutes thut, und dabey es ſchon genug iſt, wenn man zur Seligkeit beſtimmt ſeyn will, daß man ſich nur einbilde, man ſey es. Allein ſo weit gehen ſie nicht. Unterdeſſen iſt es nicht zu leugnen, daß es einige

Supralapſarier, und andere unter ihnen, giebt; denen es ſchwer genug wird, ſich über die Gerechtigkeit Gottes und die Grundſätze der Gottſeligkeit und der Sittenlehren des Menſchen wohl zu erklären: weil ſie ſich in Gott eine unumſchränkte Herrſchſucht einbilden, und begehren, daß ſich der Menſch ohne Grund von der unbedingten Gewißheit ſeiner Erwählung überreden ſolle; welches aber gefährlichen Folgerungen unterworfen iſt. Diejenigen aber, welche erkennen, Gott bringe den beſten Entwurf hervor, den er aus allen möglichen Ideen der Welt erwählet hat; er finde den Menſchen darinnen, wie er, wegen der urſprünglichen Unvollkommenheit der Creaturen, geneigt iſt, ſeinen freyen Willen zu misbrauchen, und ſich ins Elend zu ſtürzen; daß Gott die Sünde und das Elend ſo viel verhindere, als es die Vollkommenheit der Welt, die aus ſeiner eignen Vollkommenheit fließt, zulaſſen kann: dieſe, ſage ich, zeigen viel deutlicher, daß die Abſicht Gottes die gerechteſte und heiligſte von der Welt ſey; daß die Creatur allein ſtrafbar, ihre urſprüngliche Einſchränkung oder Unvollkommenheit die Quelle ihrer Bosheit, ihr böſer Wille die Urſache des Elendes ſey; daß man zur Seligkeit nicht verſehen ſeyn könne, ohne zugleich zur Heiligkeit der Kinder Gottes verſehen zu ſeyn; und daß alle Hoffnung die man von ſeiner Erwählung haben kann, auf nichts anders, als auf den guten Willen gegründet ſeyn könne, den man durch die Gnade Gottes bey ſich empfindet.

168 §. Man ſetzet auch unſerer **Erklärung von der moraliſchen Urſache des moraliſchen Böſen** noch einige **metaphyſiſche Betrachtungen**, entgegen: allein dieſelben werden uns weniger Mühe machen, nachdem wir bereits die aus **moraliſchen** Gründen hergeholten **Einwürfe**, die mehr in die Augen fielen, abgethan und auf die Seite geſchaffet haben. Es betreffen aber dieſe metaphyſiſchen Betrachtungen die Natur des **Möglichen** und des **Nothwendigen**. Sie ſtreiten wider den Grund den wir geſetzt,

daß Gott aus allen möglichen Weltgebäuden das Beſte erwählet habe. Es haben einige Weltweiſen behauptet, es ſey nichts möglich, außer was wirklich geſchieht. Dieſes ſind eben diejenigen, welche geglaubt, oder doch glauben können, daß alles ſchlechterdings nothwendig ſey. Einige ſind deswegen auf dieſe Meynung verfallen, weil ſie in der Urſache der Exiſtenz der Dinge, eine blinde und unvernünftige Nothwendigkeit gelehret; und dieſe haben wir am meiſten Urſache zu widerlegen. Andere aber irren nur deswegen, weil ſie die Wörter misbrauchen. Sie vermengen die moraliſche Nothwendigkeit mit der metaphyſiſchen; ſie bilden ſich ein, das benehme Gott die Freyheit, wenn er nichts anders als das Beſte thun könne: ja eben dieſes belege auch die andern Dinge mit derjenigen Nothwendigkeit, welche die Weltweiſen und Glaubenslehrer zu vermeiden ſuchen. Wenn dieſe Schriftſteller nur zugeben, daß Gott wirklich das Beſte erwählt und thut, ſo iſts im übrigen nur ein Wortſtreit mit ihnen. Einige aber gehen noch weiter; ſie glauben, Gott hätte es können beſſer machen, und dieſe Meynung muß verworfen werden: denn ob ſie gleich Gott die Weisheit und Gütigkeit nicht gänzlich abſpricht, wie die, welche die blinde Nothwendigkeit lehret; ſo ſetzet ſie doch ſolcher Weisheit und Gütigkeit Maaß und Ziel, wodurch aber die höchſte Vollkommenheit beleidiget wird.

169 §. Die Frage von der Möglichkeit der Dinge die nicht geſchehen, iſt von den Alten ſchon unterſucht worden. Es ſcheint, Epikur habe, zu Erhaltung der Freyheit und Vermeidung einer unbedingten Nothwendigkeit, nach dem Ariſtote-

---

(*) Contendit omnes neruos Chryſippus vt perſuadeat, omne Axioma aut verum eſſe, aut falſum. Vt enim Epicurus veretur, ne, ſi hoc conceſſerit, concedendum ſit, fato fieri quaecunque fiant: ſi enim alterum ex aeternitate verum ſit, eſſe id etiam certum; ſi certum, etiam neceſſarium:

ſtoteles, behauptet: die künftigen zufälligen Dinge wären keiner feſtgeſetzten und beſtimmten Wahrheit fähig. Denn war es geſtern wahr, daß ich heute ſchreiben würde; ſo konnte es auch nicht fehlen, ich mußte ſchreiben: es war ſchon geſtern wahr, und eben deswegen von aller Ewigkeit her, nothwendig. Alſo iſt alles was geſchieht, nothwendig, und es kann unmöglich anders gehen. Da dieſes ſich aber nicht alſo verhält, ſo folget ſeiner Meynung nach: daß die künftigen zufälligen Dinge keine feſtgeſetzte Wahrheit haben. Dieſes zu behaupten, trug Epikur kein Bedenken, den erſten und größten Grundſatz der vernünftigen Wahrheiten zu leugnen; nämlich daß alle Sätze entweder wahr, oder falſch wären. Denn man trieb ihn folgenderweiſe hierzu: wenn es geſtern nicht wahr geweſen, daß ich heute ſchreiben würde; ſo muß es falſch geweſen ſeyn. Weil nun der gute Mann dieſen Schluß nicht einräumen konnte, ſo wurde er genöthiget zu ſagen: es wäre weder wahr noch falſch geweſen. Dieſes dorfte nicht erſt widerlegt werden, und Chriſippus hätte die Mühe erſparen können, die er ſich nach Cicerons Berichte, in ſeinem Buche, vom Verhängniſſe gegeben, die große Grundwahrheit des Widerſpruchs feſt zu ſetzen. (*) Chryſippus, ſchreibt er, wendet allen Fleiß an zu behaupten, daß ein jeder Satz entweder wahr oder falſch ſey. Denn wie Epikur befürchtet, wenn er dieſes zugäbe, ſo müßte er auch zugeben, daß alles nach einem ewigen Verhängniſſe geſchähe: wenn nämlich eines von beyden von Ewigkeit wahr wäre, ſo wäre es auch gewiß; wäre es gewiß, ſo wäre es auch nothwendig; und folgends würde ſo wohl die Nothwendigkeit als das Verhängniß befeſtiget werden: alſo fürchtet hin-

wieder-

---

ita & neceſſitatem & fatum confirmari putat: ſi Chryſippus metuit, ne non, ſi non obtinuerit, omne quod enuncietur aut verum eſſe aut falſum, omnia fato fieri poſſint, ex cauſis aeternis rerum futurarum.

wiederum Chryſippus, wenn er nicht erhielte, daß ein jeder Satz entweder wahr oder falſch ſey; ſo möchte nicht alles aus einem gewiſſen Verhängniſſe, aus ewigen Urſachen der zukünftigen Dinge, geſchehen. Herr Bayle macht (Diction. Artic. *Epicurus*, lit. T. p. 1141.) die Anmerkung darüber: „Es habe keiner von dieſen zweyen großen Philoſophen Epikurus und Chryſippus begriffen, daß die Wahrheit dieſes Lehrſatzes, **ein jeder Satz iſt wahr oder falſch**, demjenigen was man Schickſal nennet, gar nicht unterworfen ſey: er könne alſo nicht zum Beweiſe des Schickſals dienen, wie es wohl Chryſippus vorgab, und Epikurus befürchtete. Chryſippus konnte ohne ſeinen Schaden nicht einräumen, daß es Sätze gäbe, die weder wahr noch falſch wären: allein er gewann auch nichts durch Behauptung des Gegentheils. Denn es mag freye Urſachen geben, oder nicht, ſo iſt es doch allezeit wahr, daß dieſer Satz: der **große Mogol wird morgen auf die Jagd gehen**, entweder wahr oder falſch iſt. Man hat nicht ohne Grund dieſe Rede des Tireſias für auslachens würdig gehalten: **Alles was ich ſagen werde, das wird entweder geſchehen, oder nicht; denn der große Apollo giebt mir die Kraft zu prophezeihen.** Wenns möglich wäre, daß kein Gott wäre, ſo würde es doch gewiß ſeyn: daß das, was der größte Narr von der Welt vorher ſagen möchte, entweder geſchehen, oder nicht geſchehen würde; welches

---

(*) Der Unterſcheid beruht kürzlich darinn, daß das Widerſpiel des Nothwendigen gar nicht möglich iſt; des Gewiſſen Gegentheil aber ganz wohl geſchehen kann; ob es ſich gleich in dieſen vorhandenen Umſtänden nicht wirklich begiebt. Z. E. Es iſt nothwendig, daß ein Berg ein Thal neben ſich habe; weil er ſonſt unmöglich ein Berg ſeyn könnte: aber es iſt nicht nothwendig daß ein Verbrecher nächſten Freytag zur Richtſtatt geführet werde; ob gleich dieſer Tag ſchon von der Obrigkeit zu der Vollſtreckung des Bluturtheils angeſetzt worden. Gewiß iſt indeſſen dieſer Tag, und die Aus-

„aber weder Chryſippus noch Epikurus bedacht hat.“ Cicero, *lib.* 1. *de Nat. Deorum*, hat von den Ausflüchten der Epikurer (wie Herr Bayle zu Ende der Seite anmerket) gar wohl geurtheilet: daß es lange nicht eine ſo groſze Schande ſey, wenn man geſtehe, daß man ſeinem Gegner nicht antworten könne, als wenn man zu dergleichen Antwort Zuflucht nehme. Inzwiſchen werden wir ſehen, daß Herr Bayle ſelbſt das Gewiſſe mit dem Nothwendigen vermenget hat, wenn er gemeynet, die Wahl des Beſten mache die Sachen nothwendig. (*)

170 §. Wir kommen nunmehro auf die Möglichkeit der Dinge, die nicht geſchehen, und wollen die eignen, ob ſchon etwas weitläuftigen Worte des Herrn Bayle anführen. Er redet hievon in ſeinem Wörterbuche (Art. Chryſippus, lit. S.) folgendergeſtalt: „Der ſehr berühmte Streit „über die möglichen und unmöglichen Dinge, hat ſeinen Urſprung aus der Lehre der Stoiker vom Schickſale. Es „war die Frage, ob unter denen Dingen, die niemals geweſen ſind, und auch nie ſeyn werden, mögliche Dinge vorhanden ſind; oder ob alles das, was nicht iſt, was niemals „geweſen iſt, auch niemals ſeyn wird, unmöglich ſey? Ein „berühmter Dialectiker von der megariſchen Secte, Diodor „genannt, leugnete das erſte, und bejahete das andere: allein „Chryſippus hat ſcharf wider ihn geſtritten. Ich will hievon zwey Stellen des Cicero anführen. (**) Du mußt „wiſſen,

---

wärtigen, die etwa dieſe Vollziehung mit anſehen wollen, werden ſich nicht irren, wenn ſie an beſtimmtem Tage ſich daſelbſt einfinden: obgleich es gar wohl kommen könnte, daß auch ein ſchon angeſetzter Tag, aus gewiſſen Urſachen verſchoben würde. Da ſich aber hier dergleichen Umſtände nicht äußern, ſo bleibt der Tag des Blutgerichtes beſtimmt, und feſt, das iſt, gewiß: doch ſo, daß ihn niemand nothwendig nennen kann, weil das Gegentheil auch möglich wäre. G.

(**) Περὶ δυνατῶν me ſcito κατὰ Διόδωρον κρίνειν. Quapropter ſi venturus es, ſcito neceſſe eſſe, te venire: ſi

„wiſſen, daß ich in der Lehre von möglichen Dingen es mit „dem Diodor halte. Wirſt du kommen, ſo mußt du nothwendig kommen; wo nicht, ſo iſt es unmöglich das du kömmſt. „Nun magſt du ſehen, ob dir das chryſippiſche Urtheil, oder „dieſes, welches unſer Diodor (ein Stoiker der ſich lange Zeit beym Cicero aufgehalten) nicht verdauen konnte, „beſſer gefällt. Dieſes iſt aus einem Briefe genommen, „den Cicero an den Varro geſchrieben hat. Er erkläret in „dem kleinen Buche *de Fato* den ganzen Streit, viel weitläuftiger.“ Ich will einige Stücke davon anführen. (*) Du magſt wachen, Chryſippus, damit du deine Sache, worüber du mit dem Diodor, einem gewißlich ſehr mächtigen Dialectiker, im Kampfe liegſt, nicht verſäumeſt. (**) Und ferner, alles was inskünftige falſch heißt, iſt unmöglich. Du willſt dieſes nicht zugeben, Chryſippus, und liegſt dahero mit dem Diodor in hartem Streite. Denn derſelbe hält nur das für möglich, was entweder wahr iſt, oder wahr ſeyn wird. Alles was geſchehen wird, das muß, nach ſeiner Meynung, nothwendig geſchehen; und was nicht geſchehen wird, das hält er für unmöglich. Du hingegen glaubeſt,

daß

---

autem non es, τῶν ἀδυνάτων eſt, te venire. Nunc vide, vtra te κρίσις magis delectet, χρυσιππειάνε, an haec, quam noſter Diodorus non concoquebat. Epiſt. 4. Lib. 9. ad Famil.

(*) Vigila Chryſippe, ne tuam cauſam, in qua tibi cum Diodoro, valente Dialectico magna luctatio eſt, deſeras.

(**) Omne ergo quod falſum dicitur in futuro, id fieri non poteſt. At hoc, Chryſippe, minime vis, maximeque tibi de hoc ipſo cum Diodoro certamen eſt. Ille enim id ſolum fieri poſſe dicit, quod aut ſit verum, aut futurum ſit verum: & quidquid futurum ſit, id dicit fieri neceſſe eſſe: & quicquid non ſit futurum, id negat fieri poſſe. Tu etiam quae non ſint futura, poſſe fieri dicis; vt frangi hanc gemmam, etiamſi id nunquam futurum ſit: neque neceſſe fuiſſe Cypſelum regnare Corinthi, quandaß Dinge möglich ſind, die nie geſchehen werden; z. E. daß dieſer Edelgeſtein zerbrechen werde, wenn er gleich niemals zerbrochen wird; und daß es nicht nothwendig geweſen, daß Cypſelus zu Corinth regieren müſſen, ob es gleich Apollo tauſend Jahre vorher alſo ausgeſprochen hatte. (*) Diodorus hält dafür, daß nur dasjenige möglich ſey, was entweder wahr iſt, oder wahr ſeyn wird. Welches darauf hinaus läuft, es könne nichts geſchehen, was nicht ſchon zuvor nothwendig geweſen, und was geſchehen könne, das geſchähe entweder wirklich, oder werde geſchehen: die zukünftigen Dinge könnten eben ſo wenig, als die vergangenen, aus wahren falſch werden; in dem vergangenen läge die Unveränderlichkeit vor Augen; in dem zukünftigen aber läge ſie nicht allemal vor Augen, und dahero glaubte man gar nicht, daß ſie daſelbſt ſtatt fände. Bey demjenigen der tödtlich darnieder liegt, ſey der Satz wahr, dieſer wird an dieſer Krankheit ſterben; bey einem andern könne er eben ſo gewiß ſeyn, wenn gleich die tödtliche Gewalt der Krankheit nicht ſo klar iſt: und folglich könnten auch die künftigen Dinge niemals aus wahren falſch werden. „Cicero giebt genugſam zu verſte-

„hen,

---

quam id milleſimo ante anno Apollinis oraculo editum eſſet.

(*) Placet Diodoro, id ſolum fieri poſſe, quod aut verum ſit, aut verum futurum ſit: qui locus attingit hanc quaeſtionem, nihil fieri, quod non neceſſe fuerit: & quicquid fieri poſſit, id aut eſſe iam, aut futurum eſſe: nec magis commutari ex veris in falſa ea poſſe quae futura ſunt, quam ea quae facta ſunt: ſed in factis immutabilitatem apparere; in futuris quibusdam, quia non apparent, ne ineſſe quidem videri: Vt in eo qui mortifero morbo vrgetur, verum ſit, hic morietur hoc morbo: at hoc idem, ſi vere dicatur in eo, in quo tanta vis morbi non appareat, nihilominus futurum ſit. Ita fit vt commutatio ex vero in falſum, ne in futuro quidem vlla fieri poſſit.

„hen, daß Chryſippus in dieſem Streite ſich zum öftern „nicht genugſam zu helfen gewußt, worüber man ſich nicht „verwundern darf; denn die Partey, die er ergriffen, hieng „mit ſeiner Lehre von dem Verhängniſſe gar nicht zuſammen: und wenn er recht bündig zu ſchließen gewußt, oder „ſich unterſtanden hätte; ſo würde er den ganzen Lehrſatz des „Diodorus gutwillig angenommen haben. Oben hat man „ſehen können, daß die Freyheit, welche er der Seelen gegeben, und das Gleichniß vom Cylinder, nicht verhindern, „daß nicht alle Handlungen des menſchlichen Willens, im „Grunde, unvermeidliche Folgerungen des Verhängniſſes „ſeyn ſollten: daraus fließt denn, daß alles, was nicht geſchieht, unmöglich, und nichts, als was wirklich geſchieht, „möglich ſey. Plutarchus (*de Stoicorum Repugn. p. 1053. „1054.*) widerlegt ihn ſo wohl hierinnen, als in dem Streite mit dem Diodor, und behauptet, daß ſeine Meynung „von der Möglichkeit ganz und gar wider die Lehre vom „Schickſale ſey. Es iſt wohl zu merken, daß die berühmteſten Stoiker von dieſer Materie geſchrieben haben, und „doch nicht einerley Weg gegangen ſind. Arrianus hat „(beym *Epict. lib. 2. cap. 29. n. 166.*) ihrer viere genennet, „den Chryſippus, Kleanthes, Archidemus, und den „Antipater. Er bezeiget eine große Verachtung gegen „dieſen Streit, und Herr Menage hätte ihn nicht als einen „Scribenten anführen ſollen, der von dem Werke des Chryſippus περὶ δυνατῶν rühmlich geſprochen: *Citatur honorifice apud Arrianum*; (Menag. in Laert. l. 7. „p. 341). Denn die Worte: Chryſippus hat hiervon wunderliche Dinge geſchrieben, (γέγραφε δὲ καὶ Χρύσιππος „θαυμαστῶς &c. de his rebus mira ſcripſit Chryſippus &c.) ſind hier gewißlich keine Lobſprüche, wie ſo „wohl

---

(*) Ὀυ πᾶν δὲ παρεληλυθὸς ἀληθὲς ἀναγκαῖόν ἐςι καθάπερ οἱ περὶ Κλεάνθην φέρεσθαι δοκοῦσι. Non

„wohl aus dem vorhergehenden als nachfolgenden erhellet. „Dionyſius von Halicarnaß (*de colloc. verb. c. 17. p. m. 11.*) gedenket zweyer Schriften des Chryſippus, in denen „er unter einem Titel, der ganz andere Sachen verſprochen, „ſehr in die Vernunftlehre ausgeſchweifet hatte. Das „Werk führte den Titel: Περὶ τῆς συντάξεως τῶν τȣ̃ „λόγȣ μερῶν, *de partium orationis collocatione*, und „handelte bloß von wahren und falſchen, möglichen und „unmöglichen, zufälligen, zweydeutigen ꝛc. Sätzen, welche „Materie unſere Schulgelehrten ſehr oft wiederholet und „das Beſte daraus gezogen haben. Es iſt dabey zu merken, daß Chryſippus erkannt, die vergangenen Sachen wären nothwendig wahrhaftig; welches Cleanthes nicht einräumen wollen (*). (*Arrian. ubi ſupra p. m. 165*) Es „iſt nicht alles, was vergangen iſt, nothwendiger Weiſe „wahr, wie diejenigen davor halten, die dem Cleanthes folgen. Wir haben oben (p. 562 col 2.) geſehen, daß man „den Abälard beſchuldiget, als lehrte er etwas, das der Lehre des Diodorus beykäme. Ich glaube die Stoiker haben darum die möglichen Dinge weiter auszudehnen geſucht als die zukünftigen; damit ſie die verhaßten und erſchrecklichen Folgerungen, ſo man aus ihrer Lehre vom „Verhängniſſe gezogen, ein wenig lindern möchten.“

Es erhellet zur Gnüge, daß Cicero, da er das was allhier angeführet worden, an den Varro geſchrieben, (lib 9. Ep. 4. ad fam) nicht gnugſam begriffen, was aus der Meynung des Diodorus folge, weil er dafür gehalten, ſie wäre den andern vorzuziehen. Er ſtellet die Meynungen der verſchiedenen Schriftſteller, in ſeinem Buche *de Fato* ſehr wohl vor: allein es iſt Schade, daß er nicht allemal die

Grün-

---

omne praeteritum ex neceſſitate verum eſt, vt illi qui Cleanthem ſequuntur ſentiunt.

Gründe mit angeführet, die ſie gehabt haben. Plutarchus in ſeinem Tractate vom Widerſpruche der Stoiker, und Herr Bayle, wundern ſich, warum Chryſippus der Meynung des Diodorus, die doch der Fatalität das Wort geredet, nicht beygefallen. Allein Chryſippus, und ſelbſt ſein Lehrmeiſter Kleanthes, waren hierinnen weit vernünftiger als man meynen möchte. Wir werden es unten ſehen. Es iſt die Frage: Ob das Vergangene nothwendiger ſey als das Zukünftige? Kleanthes iſt dieſer Meynung geweſen. Man wendet ein, es ſey nothwendig *ex hypotheſi*, daß das Zukünftige geſchähe: gleichwie es *ex hypotheſi* nothwendig iſt, daß das Vergangene geſchehen ſey. Allein es iſt noch dieſer Unterſcheid dabey, daß man in den vergangenen Zuſtand unmöglich mehr wirken kann; dieß iſt ein Widerſpruch: wohl aber in das Zukünftige. Inzwiſchen hat das Vergangene und Zukünftige einerley hypothetiſche Nothwendigkeit. Das eine kann nicht mehr geändert werden; das andere wird nicht verändert werden: und folgends wird es eben ſo wenig, als das erſte geändert werden können.

171 §. Der berufene Peter Abälard hat eine Meynung gehabt, die der Meynung des Diodorus ziemlich beykömmt, indem er vorgegeben: Gott könne nichts thun, als was er thut. Das war der dritte Satz von denen 14. die aus seinen Schriften gezogen und in der Sieniſchen Kirchenverſammlung verworfen worden. Man hatte ihn aus ſeinem dritten Buche der Einleitung zur Theologie genommen, allwo er insbeſondre von der Macht Gottes handelt. Die Urſache, die er davon gab, war dieſe: Gott könne nur dasjenige thun, was er wolle. Nun könne er unmöglich etwas anders thun wollen, als was er thut: weil er alles das nothwendig wollen muß, was ſich gebühret; woraus denn fließt, daß alles dasjenige was er nicht thut, ſich nicht gebühret; daß er es alſo unmöglich könne thun wollen, und daß er es folglich

lich auch nicht thun könne. Abälard geſteht ſelbſt, daß er allein dieſe beſondere Meynung habe, daß ſonſt faſt niemand derſelben zugethan ſey; und daß ſie ſo wohl der Lehre der Heiligen und der Vernunft zuwider zu ſeyn, als auch die Größe und Hoheit Gottes zu vermindern ſcheine. Es ſcheint, als wäre dieſer Scribent ein wenig zu ſehr geneigt geweſen, anders zu reden und anders zu denken, als andere Leute; denn in der That war es nur ein Wortſtreit, weil er die Wörter anders nahm, und den gewöhnlichen Gebrauch derſelben veränderte. Die Macht und der Wille ſind unterſchiedene Kräfte, und haben auch unterſchiedene Gegenſtände: man vermenget dieſelben, wenn man ſagt, Gott könne nur das thun was er wolle. Mit nichten, es iſt vielmehr das Gegentheil: denn unter vielem möglichen will er nur das, was er fürs Beſte befindet. Man betrachtet alle mögliche Dinge, als Gegenſtände ſeiner Macht; die wirklichen oder exiſtirenden Dinge aber als Gegenſtände ſeines ſchlüßigen Willens. Abälard hat ſolches ſelbſt erkannt; er macht ſich dieſen Einwurf: Ein Verworfener kann ſelig werden, allein nicht anders, als wenn ihn Gott ſelig macht; Gott kann ihn demnach ſelig machen, und folglich etwas thun, das er nicht thut. Er antwortet darauf, man könne wohl ſagen, dieſer Menſch könne, in Anſehung der Möglichkeit der menſchlichen Natur, als welche der Seligkeit fähig iſt, ſelig werden: allein man könne nicht ſagen, daß ihn Gott, in Anſehung ſeiner ſelbſt, ſelig machen könne; weil Gott unmöglich das thun kann, was er nicht thun ſoll. Allein weil er zugiebt, daß man in gewiſſem Verſtande, wenn man unbedingt redet und die Verſtoßung bey ſeite ſetzt, gar wohl ſagen könne, daß ein gewiſſer Verſtoßener ſelig werden könne; und daß daher öfters dasjenige geſchehen könne, was Gott nicht thut; ſo hätte er alſo wie andere reden ſollen, die es auch nicht anders verſtehen, wenn ſie ſagen: Gott könne dieſen oder jenen ſelig machen, und könne thun was er nicht thut.

172 §. Es ſcheint, als wenn Wiclefs vermeynte Nothwendigkeit, die in der Kirchenverſammlung zu Coſtnitz verworfen worden, von eben dieſem Misverſtändniſſe bloß und allein herrühre. Ich halte dafür, gelehrte Leute ſchaden ſich ſelbſt und der Wahrheit, wenn ſie ohne Urſache neue und anſtößige Redensarten gebrauchen wollen. Zu unſrer Zeit hat der bekannte Hobbes eben dieſe Meynung behauptet; nämlich daß das, was nicht geſchieht, unmöglich ſey. Er beweiſt es daher: weil es niemals geſchieht, daß ſich alle Bedingungen beyſammen befinden, die zu einer Sache, die niemals geſchehen wird, erfordert werden; (omnia rei *non futurae* requiſita) und weil die Sache ohne dieſes nicht geſchehen kann. Allein wer ſieht nicht, daß dieſes weiter nichts, als eine hypothetiſche Unmöglichkeit beweiſt? Es kann zwar freylich eine Sache nicht geſchehen, wenn eine dazu gehörige Bedingung fehlet: allein gleichwie wir behaupten, man möge gar wohl ſagen, daß die Sache geſchehen könne, wenn ſie gleich nicht geſchieht: ſo behaupten wir auch zugleich dieſes; man möge eben ſo wohl ſagen, daß die gehörigen Bedingungen vorhanden ſeyn können, wenn ſie gleich nicht da ſind. Alſo läßt der Schluß des Hobbes die Sache unausgemacht und im alten Stande. Dieſe Meynung die man vom Hobbes gehabt, daß er eine unbedingte Nothwendigkeit aller Dinge lehrte, hat ihn ſehr verhaßt gemacht, und würde ihm ſchon genug geſchadet haben,

---

(*) Der Graf Boulainvillier hat unter dem betrieglichen Titel einer Refutation de Spinoza, alle Irrthümer deſſelben in franzöſiſcher Sprache ausgekramet, und ſie auch dadurch, daß er ſie von dem äußerlichen Anſehen der mathematiſchen Methode befreyet, vielen Leſern angenehmer zu machen geſucht. Allein dem ungeachtet hat er es ſo weit nicht bringen können, daß ein an ſich ſelbſt unbegreifliches und widerſinniſches Lehrgebäude, deutlich und verſtändlich geworden wäre. Wer indeſſen die Ungereimtheit der ſpinoſiſtiſchen Lehren einſehen will, der ſchlage ſeinen Artikel im bayliſchen,

hen, wenn es auch gleich ſein einziger Irrthum geweſen wäre.

173 §. Spinoza iſt noch weiter gegangen, und ſcheint ausdrücklich eine blinde Nothwendigkeit gelehret zu haben: weil er dem Urheber aller Dinge Verſtand und Willen abgeſprochen, und ſich eingebildet; die Vollkommenheit und das Gute beziehe ſich nur auf uns, aber nicht auf ihn. Es iſt wahr, daß die Meynung des Spinoza in dieſer Sache ziemlich dunkel iſt; denn er ſchreibt Gott ein Denken zu, nachdem er ihm den Verſtand abgeſprochen hat. (Cogitationem, non intellectum concedit Deo) Ja es ſind ſelbſt einige Stellen bey ihm anzutreffen, da er von der Nothwendigkeit etwas gelinder ſpricht. So viel man inzwiſchen verſtehen kann, ſo läßt er in Gott, eigentlich zu reden, keine Gütigkeit zu, und lehret: daß alle Dinge aus der Nothwendigkeit der göttlichen Natur entſtehen, ohne daß Gott einige Wahl anſtelle. Wir wollen uns hier nicht aufhalten, eine ſo böſe Meynung, und die ſich gar nicht erklären läßt, zu widerlegen. (*) Die unſere iſt auf die Natur der möglichen Dinge, das iſt, auf die Dinge, die keinen Widerſpruch in ſich begreifen, gegründet. Ich glaube nicht, daß ein Spinoſiſt ſagen werde, daß alle nur erſinnliche Romanen wirklich geſchehen, oder ſich begeben haben, oder ſich doch noch an einem Orte der Welt zutragen werden. Inzwiſchen kann man doch nicht leugnen, daß der-

---

Wörterbuche nach, allwo man ſie gründlich widerlegt finden wird. Es heißt in der That vom Bayle: Vbi bene, nemo melius, und man kann mit Grunde ſagen: ſein Artikel Spinoza ſey einer von den beſten im ganzen Wörterbuche. Die Schnitzer wider die Vernunftlehre und mathematiſche Lehrart, womit ſich Spinoza breit gemacht, habe ich in verſchiedenen Einladungsſchriften ſo entblößet, daß ihm niemand den Ruhm der Gründlichkeit beylegen wird, der ſie geleſen hat. G.

gleichen Romanen, wie der Fräul. von Scudery, oder wie die Octavia, möglich ſeyn. Wir wollen ihm alſo die Worte des Herrn Bayle entgegen ſetzen, die ziemlich nach meinem Sinne ſind, a. d. 390. S. „Das machet, ſagt er, die Spinoſiſten heute zu Tage ſehr verwirrt, daß ſie ſehen, wie es „z. E. nach ihrer Meynung, von aller Ewigkeit her eben ſo „unmöglich geweſen, daß Spinoza nicht im Haag ſterben „ſollte, als zweymahl zwey unmöglich ſechs ſeyn können. „Sie ſehen wohl, daß dieſes aus ihrer Lehre nothwendig folget, und daß dergleichen Folgerung, nur die Gemüther ärgert, beleidiget, und wegen der darinnen enthaltenen und „der allgemeinen menſchlichen Vernunft ſchnurſtracks zuwider laufenden Ungereimtheit, ganz aufrühriſch machet. Sie „ſehen es nicht gern, daß man weis, wie ſie eine ſo allgemeine und ſo deutliche Regel übern haufen werfen, als dieſe „iſt: **Alles was ſich ſelbſt widerſpricht, das iſt unmöglich; und was ſich nicht widerſpricht, das iſt „möglich.**“

174 §. Man kann wohl von dem Herrn Bayle ſagen: vbi bene nemo melius, wo er es gut macht, da macht es niemand beſſer; ob man ſchon das nicht von ihm ſagen kann, was man vom Origenes ſagte: vbi male, nemo peius, wo er es ſchlimm macht, da macht es niemand ſchlimmer. Ich will nur dieſes hinzuſetzen, daß dasjenige, was man als eine Regel angemerket, ſelbſt die Erklärung des **Möglichen** und **Unmöglichen** iſt. Unterdeſſen ſetzt allhier Herr Bayle zu Ende noch etwas hinzu, welches dasjenige, was er mit ſo gutem Grunde geſagt hatte, wieder ein wenig verderbt. „Was würde wohl (ſpricht er) für ein Widerſpruch darinnen ſeyn, wenn Spinoza zu Leyden geſtorben wäre? Würde „denn die Natur nicht ſo vollkommen, nicht ſo weiſe, nicht „ſo mächtig geweſen ſeyn?“ Er vermenget hier dasjenige was unmöglich iſt, weil es einen Widerſpruch in ſich begreift; mit dem was nicht geſchehen kann, weil es nicht geſchickt iſt,

erwählet zu werden. Es würde zwar in dem Satze, daß Spinoza zu Leyden und nicht im Haag geſtorben wäre, kein Widerſpruch geweſen ſeyn: denn es war ſehr möglich, und die Sache war daher in Anſehung der Macht Gottes gleichgültig. Allein das muß man ſich nicht einbilden, als wenn eine einzige Begebenheit, ſo gering ſie auch iſt, in Anſehung ſeiner Weisheit und Gütigkeit, für gleichgültig gehalten werden könne. Chriſtus hat höchſtweislich geſagt: es wäre alles, ja ſo gar die Haare unſers Hauptes gezählet. Alſo litte es die Weisheit Gottes nicht, daß dieſe Begebenheit, davon Herr Bayle redet, ſich anders hätte zutragen ſollen, als ſie ſich wirklich zugetragen hat: nicht zwar, als wenn ſie an und für ſich ſelbſt vor andern würdig geweſen wäre, erwählt zu werden; ſondern wegen der Verbindung mit dem ganzen Zuſammenhange desjenigen Weltgebäudes, welches vorgezogen zu werden verdient hat. Wollte man ſagen, das, was geſchehen iſt, gehe die Weisheit Gottes nicht an, und daraus ſchließen, es ſey alſo nicht nothwendig: ſo würde man etwas falſches voraus ſetzen, und daraus übel einen wahren Schluß ziehen. Dadurch vermenget man das, was aus einer moraliſchen Nothwendigkeit, das iſt aus dem Grunde der Weisheit und Gütigkeit nothwendig iſt; mit dem was aus einer metaphyſiſchen und unvernünftigen Nothwendigkeit nothwendig iſt; die alsdann ſtatt findet, wann das Gegentheil einen Widerſpruch in ſich hält. Spinoza ſuchte in allen Dingen eine metaphyſiſche Nothwendigkeit; er glaubte, daß Gott nicht von ſeiner Gütigkeit und Vollkommenheit (welche dieſer Autor in Anſehung der Welt für Chimären hielt) ſondern von der Nothwendigkeit ſeiner Natur getrieben würde: wie etwan ein halber Cirkel lauter rechte Winkel in ſich faſſen muß, ohne es zu erkennen oder zu wollen. Denn Euklides hat gezeiget, daß alle Winkel, die in zwo geraden und von beyden Enden des Durchmeſſers gegen einen Punct des Zirkels gezogene Linien eingeſchloſſen ſind, nothwendig rechte Winkel ſeyn müſſen; und daß das Gegentheil einen Widerſpruch in ſich halte.

175 §. Einige ſind auf das andere Widerſpiel verfallen, und haben unter dem Vorwande, die göttliche Natur von dem Joche der Nothwendigkeit zu befreyen, ſie nach einer Gleichgültigkeit des Gleichgewichts, ganz und gar gleichgültig machen wollen; ohne zu bedenken, daß ſo ſehr als die metaphyſiſche Nothwendigkeit in Anſehung der äußerlichen Wirkungen Gottes (Actionum ad extra) ungereimt iſt; ſo ſehr ſey ihm die moraliſche Nothwendigkeit rühmlich und anſtändig. Das iſt eine glückliche Nothwendigkeit, die den Weiſen verbindet, gut und löblich zu handeln: da hingegen die Gleichgültigkeit gegen das Böſe und Gute, ein Zeichen ſeyn würde, daß es ihm entweder an Güte oder Weisheit fehle. (*) Und über dem, daß die Gleichgültigkeit an und für ſich ſelbſt, die den Willen in einem vollkommenen Gleichgewichte hielte, eine Chimäre ſeyn würde, wie oben gezeiget worden: ſo würde ſie auch dem wichtigen Grundſatze von der beſtimmenden Urſache (rationis determinantis) zu nahe treten.

176 §. Diejenigen, welche glauben, daß Gott das Gute und Böſe aus einem freywilligen Schluſſe eingeführet habe, ver-

---

(*) Sagen wirs nicht einem gnädigen Landesherrn, als ein beſonderes Lob nach: er könne nicht anders als gnädig, und liebreich ſeyn; ſeine Natur bringe es nicht anders mit ſich. Würden wir nicht einen Ariſtides zu loben glauben, wenn wir ſprächen: Ariſtides könne nicht anders, als gerecht ſeyn, und ohne Anſehen der Perſon, einem jeden das Seine widerfahren laſſen: wie etwa Zaleukus dort gethan. Eben eine ſolche moraliſche Nothwendigkeit iſt in Gott, allezeit das Beſte zu thun, allezeit nach der höchſten Weisheit zu handeln, die ſowohl ſeine Macht, als ſeine Güte einſchränket, daß ſie nicht alles thun, was ſie wohl könnten. G.

(**) Zu dieſen Begriffen geben die meiſten Juriſten, die ohne ein Recht der Natur zu verſtehen, gleich zum bürgerlichen verfallen in dieſe ſeltſame Meynung von einer bloßen Gleichgültigkeit, und in noch weit ungereimtere Thorheiten; ſie rauben ihm nämlich den Titel eines Gütig. Denn aus was für einem Grunde könnte man ihn wohl wegen ſeiner Werke loben: wofern es es eben ſo gut und löblich geweſen wäre, wenn er ganz was anders gemacht hätte? Und ich habe mich öfters gewundert, daß viele ſupralapſariſche Schriftgelehrte, als wie z. E. Samuel Retorſort, ein ſchottländiſcher Profeſſor der Glaubenslehre, welcher zu der Zeit ſchrieb, als der Streit mit den Remonſtranten am meiſten im Schwange gieng, auf dieſe wunderliche Gedanken verfallen können. Retorſort ſagt (in ſeiner Exercitatione Apologetica pro gratia) ausdrücklich: in Anſehung Gottes und vor ſeinem Verbothe, wäre nichts unrecht, noch moraliſch böſe; alſo würde es ohne dieſes Verboth eine gleichgültige Sache ſeyn, einen Menſchen ums Leben zu bringen oder zu erretten, Gott zu lieben oder zu haſſen, ihn zu loben oder zu läſtern. (**)

Es kann nichts unvernünftigers ſeyn; und man mag entweder lehren, Gott habe das Böſe und Gute durch ein willkührliches Geſetz eingeführet; oder man mag behaupten, es ſey zwar etwas recht und gut, noch vor ſeinem Schluſſe, er ſey aber nicht geneigt demſelben beyzufallen, und es hin-

---

Rechte geſchritten ſind, Anlaß. Denn ſie wollen von keiner andern Quelle des Rechtes, als von dem Willen ihres Fürſten, wiſſen; der auch keine andre vim obligandi hat, als weil er potentior, oder mächtiger iſt, als die Unterthanen. Daher wird nun alles recht, was der ſtärkſte haben will, und alles unrecht, was er nicht will. Dieſes könnte man aber mit Recht eine Iustitiam und Iurisprudentiam Leoninam nennen, die nämlich jener Löwe in der Fabel brauchte, als er die Beute mit ſeinen Gehülfen theilen ſollte. Der Deſpotismus, den Hobbes, Machiavell, u. a. m bey vielen großen Herren eingeführet, iſt gleichfalls dieſen verkehrten Begriffen zuzuſchreiben, die das menſchliche Geſchlecht elend machen, und Fürſten in Tyrannen verwandeln. G.

dere ihm nichts, daß er nicht unrecht handeln, und vielleicht die Unſchuldigen verdammen könne: ſo ſagt man beynahe einerley, und beſchimpft ihn faſt auf gleiche Weiſe. Denn iſt die Gerechtigkeit nach bloßem Gutdünken und ohne Grund eingeführet worden; iſt Gott von ungefähr, wie wenn man loſet, darauf gefallen: ſo iſt ſeine Weisheit und Gütigkeit daraus nicht zu erſehen, und es verbindet ihn auch nichts dazu. Und wenn er aus einem ganz eigenwilligen Schluſſe, ohne die geringſte Urſache, das was wir Gerechtigkeit und Gütigkeit nennen, eingeführet und gemacht hat; ſo kann er ſie auch wieder aufheben, oder ihre Natur verändern: und man hat ſich nicht zu verſprechen, daß er ſie allezeit beobachten werde; wie man wohl ſagen kann, wenn man ſetzt daß ſie gegründet ſind. Es würde beynahe eben ſo ſeyn, wenn ſeine Gerechtigkeit von der unſrigen unterſchieden wäre; das iſt, wenn z. E. in ſeinem Geſetzbuche geſchrieben ſtünde: es wäre recht und erlaubt, Unſchuldige in alle Ewigkeit unglücklich zu machen. Dieſem Grundſatze zu folge, würde auch Gott nicht verbunden ſeyn, ſein Wort zu halten: und es würde uns nichts verſichern können, daß das was er verſprochen, auch wirklich erfolgen werde. Denn warum ſollte das Geſetze der Gerechtigkeit, welches haben will: daß man vernünftige Verſprechungen halten ſolle, in Anſehung ſeiner, unverbrüchlicher ſeyn, als alle andere?

177 §. Alle dieſe drey, ob ſchon ein wenig von einander unterſchiedene Lehren, nämlich 1) daß die Natur der Gerechtigkeit willkührlich ſey; 2) daß ſie zwar gewiß und ausgemacht, jedennoch aber noch ungewiß ſey, ob ſie Gott beobachten werde; und endlich 3) daß die Gerechtigkeit, die er beobachtet, nicht die uns bekannte Gerechtigkeit ſey; machen beydes das Vertrauen auf Gott, worinnen unſre Ruhe, als auch die Liebe Gottes, worinnen unſre Glückſeligkeit beſteht, zunichte. Ein ſolcher Gott könnte ſich gar wohl, als einen Tyrannen und Feind redlicher und tugendhafter Leute aufführen,

führen, und an dem, was wir Böſe nennen, ſeine Luſt und Gefallen haben. Und warum ſollte er nicht ſo leicht das böſe Urweſen der Manichäer, als das einige gute der Rechtgläubigen ſeyn? Wenigſtens würde er neutral, und gleichſam zwiſchen beyden unſchlüßig; oder bald das eine, bald das andere ſeyn: welches eben ſo viel wäre, als wenn einer ſagte, Oromasdes und Arimanius regierten wechſelsweiſe; nachdem einer entweder ſtärker, oder geſchickter wäre als der andere. Wie jene mugaliſche Frau, die, weil ſie vermuthlich ſagen hören, daß ehmals unter dem Chingis Chan und ſeinen Nachfolgern, ihre Nation über den größten Theil der mitternächtigen und Morgenländer geherrſchet, unlängſt als der Herr Isbrand vom Czaar durch dieſer Tartaren Länder in China gieng, gegen die Moſcowiter geſagt hat: der Gott der Mugaler wäre aus dem Himmel gejagt worden; alleine er würde einſt wieder ſeine Stelle einnehmen. Der wahre Gott iſt unverähderlich: ſelbſt die natürliche Religion erfordert, daß er eben ſo weſentlich gut und weiſe, als mächtig ſey. Es läuft eben nicht mehr wider die Vernunft und Gottſeligkeit, wenn man ſaget, Gott handle ohne Erkenntniß; als wenn man vorgiebt, er habe eine ſolche Erkenntniß, welche die ewigen Regeln der Gütigkeit und Gerechtigkeit unter ihren Gegenſtänden nicht findet; oder endlich einen Willen, der dieſe Regeln nicht in acht nimmt.

178 §. Einige Schriftgelehrten die von dem Rechte Gottes über die Creaturen geſchrieben, haben ihm ein unumſchänktes Recht, eine ganz freye und deſpotiſche Gewalt zuzueignen geſchienen. Sie haben geglaubt, man ſetze dadurch die Gottheit auf den höchſten Gipfel der Größe und Hoheit, den man ſich nur einbilden kann; und vernichte die Creatur dergeſtalt vor dem Schöpfer, daß er, in Anſehung der Creatur, nicht das geringſte Geſetz habe. Es ſind bey dem Twiſſe, Retorfort, und einigen andern Supralapſariern, unterſchiedene Stellen zu finden, da man vorgiebt; Gott könne nicht

ſündigen, er möge auch thun was er welle, weil er keinem Geſetze unterworfen ſey. Herr Bayle hält dieſes ſelbſt für eine ungeheure und der Heiligkeit Gottes zuwider lauſende Lehre; (S. den Anfang des Art. **Paulicianer** in ſ. Wörterbuche.) Allein ich glaube die Meynung einiger von dieſen Leuten mag eben nicht ſo böſe geweſen ſeyn, als es ſcheint. Sie haben vermuhtlich unter dem Namen des Rechtes, ἀνυπευθυνίαν; einen ſolchen Zuſtand verſtanden, da man niemanden von ſeinem Thun und Laſſen Red und Antwort geben darf: ſie mögen aber wohl nicht geleugnet haben, daß ſich Gott ſelbſt dasjenige ſchuldig ſey, was die Gütigkeit und Gerechtigkeit von ihm fordert. Hievon kann man die Vertheidigung des Calvins nachleſen, welche Herr Amyrald gemacht hat: Calvin ſcheint in dieſer Sache allerdings rechtgläubig zu ſeyn, und iſt keinesweges unter der Zahl der ſcharfen Supralapſarier.

179 §. Wenn alſo Herr Bayle an einem gewiſſen Orte ſaget: der heilige Paulus helfe ſich aus der Lehre von der Prädeſtination, nur mit dem uneingeſchränkten Rechte Gottes, und mit ſeinen unbegreiflichen Wegen heraus: ſo muß man dieſes drunter verſtehen; daß wenn man ſie begreifen könnte, man auch befinden würde, daß ſie mit der Gerechtigkeit übereinſtimmen: weil ſich Gott ſeiner Gewalt auf keine andere Weiſe gebrauchen kann. Paulus ſagt ſelbſt, es ſey eine Tiefe, aber der **Weisheit**, (Altitudo Sapientiae) und die Gerechtigkeit iſt mit in der **Gütigkeit** des **Weiſen** begriffen.

(*) Wem dieſes nicht deutlich genug iſt, der ſtelle ſich einen König vor, der nach ſeiner Güte gern allen ſeinen Unterthanen, lauter Gutes thäte. Weil es aber auch Böſewichter darunter giebt, die den andern Schaden thun: ſo lehrt die Weisheit dieſen Fürſten, es würde zur Erhaltung der gemeinen Wohlfahrt und Glückſeligkeit ſeines Volkes nicht gut gethan ſeyn, wenn er dieſe Frevler und Uebelthäter eben ſo wohl begnadigte, als die guten Bürger und Einwohner des Staats. Sie gebeut ihm alſo, dieſen Boshaften ſeine Wohlſen. (*) Ich befinde, daß Herr Bayle von der Anwendung unſerer Begriffe von der Gütigkeit auf die göttlichen Handlungen, ſehr wohl redet, (Rep. au Prov. ch 81. p. 139) „Man „muß hier nicht meynen, ſagt er, als wenn die Güte „des unendlichen Weſens nicht eben den Regeln unterworfen wäre, als die Güte der Creaturen. Denn iſt in Gott „eine Eigenſchaft die man Güte nennen kann, ſo müſſen „ihr auch die Kennzeichen der Güte überhaupt zukommen. „Wenn wir aber die Güte ganz überhaupt betrachten, ſo „finden wir in ſelbiger den Willen Gutes zu thun. Man „theile dieſe allgemeine Güte in ſo viel Arten als man wolle, „in eine unendliche, in eine endliche, in eine königliche, in „eine väterliche, in eine eheliche, in eine herriſche: ſo wird „man in jeder den Willen Gutes zu thun, als eine Eigenſchaft antreffen, die ſich nicht davon abſondern läßt.“

180 §. Ich finde auch, daß Herr Bayle die Meynung derjenigen ſehr wohl widerlegt, welche vorgeben, die Güte und Gerechtigkeit hänge einzig und allein von der freywilligen Wahl Gottes ab; und ſich dabey einbilden, wenn Gott von der Güte der Sachen ſelbſt zum wirken wäre beſtimmet worden: ſo würde er ein unbedingt nothwendig wirkendes Weſen ſeyn, welches aber mit der Freyheit nicht beſtehen kann. Man vermengt die metaphyſiſche Nothwendigkeit mit der moraliſchen. Wir wollen hören was Herr Bayle dieſem Irrthume entgegen ſetzet: (Rep. au Prov. ch. 89. p. 203).

---

thaten zu entziehen, andern hergegen, die ſich beſonders der Tugend befleißen, mehrere zu ertheilen, als viele andre bekommen. Dergeſtalt mäßiget nun die Weisheit eines Regenten ſeine Güte, und ſchränket ſie nach den Verdienſten der Unterthanen ein. Indem er das nun thut, ſo wird er gerecht genennet, und die Gerechtigkeit iſt alſo nichts anders, als eine durch die Weisheit eingeſchränkte Güte. Dieſe ſchöne Erklärung haben wir, nebſt vielen andern, dem Hrn von Leibnitz zu danken. G.

p. 203). „Aus dieſer Lehre wird fließen, Gott habe, ehe
„er ſich entſchloſſen die Welt zu ſchaffen, in der Tugend
„nichts beſſers angetroffen, als in dem Laſter; und ſeine
„Begriffe hätten ihm nicht gezeiget, daß die Tugend mehr
„von ihm geliebet zu werden verdiente, als das Laſter. Auf
„ſolche Weiſe wird zwiſchen dem natürlichen und willkühr-
„lichen Geſetze kein Unterſcheid weiter ſtatt finden, und in
„der Sittenlehre wird nichts mehr unbeweglich und unver-
„änderlich ſeyn. Gott hätte ſo wohl befehlen können, laſter-
„haft als tugendhaft zu leben; und man wird nicht verſichert
„ſeyn können, ob nicht eben ſo wohl die moraliſchen Geſetze
„einſt möchten abgeſchafft werden; wie die Ceremonialge-
„ſetze der Juden abgeſchafft ſind. Mit einem Worte, hie-
„durch werden wir bewogen zu glauben, Gott ſey nicht al-
„lein ein freywilliger Urheber der Güte und Tugend, ſon-
„dern auch der Wahrheit und des Weſens der Dinge. Die-
„ſes geben einige Carteſianer vor, und ich bekenne, (ſiehe
„die *Contin. des penſées ſur les Cometes p. 554.*) ihre
„Meynung möchte in gewiſſen Fällen von einigem Nutzen
„ſeyn: allein es ſind ſo viel Beweisgründe wider ſie, und
„ſie iſt auch ſo ſchlimmen Folgerungen unterworfen, (ſiehe
„das 152 Cap. der angeführten *Continuation*) daß man
„eher auf alle Meynungen, als auf dieſe verfallen ſollte.
„Sie machet der äußerſten Zweifelſucht (Pyrrhoniſmus)
„Thür und Thor auf; denn ſie giebt Anlaß zu behaupten,
„dieſer Satz, drey und drey ſind ſechſe, ſey nur zu der
„Zeit und an den Orten wahr, wo es Gott gefällig iſt: in
„einem andern Theile der Welt könne er vielleicht falſch
„ſeyn. Und wer weis, ob er künftiges Jahr noch hier zu
„Lande wahr ſeyn werde: weil alles was in dem freyen
„Willen Gottes ſteht, wie die jüdiſchen Ceremonien, auf
„gewiſſe Zeiten und Oerter hat können eingeſchränket wer-
„den. Dieſer Schluß wird auch auf alle zehen Gebothe
„gezogen werden, wofern dasjenige was ſie gebiethen, ſei-

„ner Natur nach, eben ſo wenig gut iſt, als was ſie verbiethen.“

181 §. Wollte man aber ſagen: Gott, da er beſchloſſen, den Menſchen zu ſchaffen ſo wie er iſt, habe von ihm nothwendig die Frömmigkeit, Nüchternheit, Gerechtigkeit und Keuſchheit erfordern müſſen; weil ihm die Unordnungen, welche ſeine Werke ſtören oder zernichten können, unmöglich gefallen mögen: ſo verfällt man in der That wieder auf die gemeine Meynung. Die Tugenden ſind nur deswegen Tugenden, weil ſie zur Vollkommenheit dienen; oder weil ſie die Unvollkommenheit derjenigen verhindern, die tugendhaft ſind, ja auch derer die mit ihnen zu thun haben. Und dieſes haben ſie vermöge ihrer Natur, und vermöge der Natur der vernünftigen Creaturen, ehe noch Gott den Schluß gemacht, ſie zu ſchaffen. Wollte man anders davon urtheilen, ſo wäre es eben ſo, als wenn einer ſagte: die Regeln von der Proportion und Harmonie, wären in Anſehung der Muſikverſtändigen, willkührlich; weil ſie alsdann erſt ſtatt finden, wenn man ſingen, oder auf einem Inſtrumente ſpielen will. Allein das nennet man eben das weſentliche Stück einer Muſik; denn die Regeln der Harmonie kommen ihr ſchon im idealiſchen Stande zu, wenn gleich noch niemand ſingen will: maßen man weis, daß ſie ihr nothwendig zukommen müſſen, ſo bald man ſingen werde. Eben ſo kömmt auch die Tugend den vernünftigen Creaturen ſchon im idealiſchen Stande zu, ehe Gott ſie noch zu ſchaffen beſchließt: und eben deswegen ſagen wir, daß die Tugenden ihrer Natur nach gut ſind.

182 §. Herr Bayle hat in ſeiner Continuation des penſées diverſes ein ausdrückliches Capitel, (nämlich das 152.) in welchem er zeigt: daß die Chriſtlichen Lehrer behaupten, es wäre etwas recht, ehe Gott es beſchloſſen hätte. Unterſchiedene Schriftgelehrten der augſpurgiſchen Confeßion, haben einige Reformirten ſehr her-

unter gemacht, die eine andere Meynung zu haben geſchienen: und man hat dieſen Irrthum für eine Sache angeſehen, die aus dem bedingten Rathſchluſſe fließt; welche Lehre dem göttlichen Willen alle Gründe und Urſachen abzuſprechen ſcheint, als wo das bloſſe Wollen Urſache genug ſeyn muß; (vbi ſtat pro ratione voluntas). Allein, wie ich es oben ſchon mehr als einmal angemerket, ſo hat Calvin ſelbſt erkannt, daß die Rathſchlüſſe Gottes mit der Gerechtigkeit und Weisheit übereinkommen; ob uns ſchon die Gründe, welche dieſe Uebereinſtimmung umſtändlich vor Augen legen könnten, unbekannt ſind. Alſo gehen ſeiner Meynung nach, die Regeln der Gütigkeit und Gerechtigkeit vor den Schlüſſen Gottes noch vorher. Herr Bayle führt an eben dem Orte eine Stelle des berühmten Turretins an, der zwiſchen den natürlichen und geoffenbarten Geſetzen Gottes einen Unterſcheid macht. Die moraliſchen Geſetze gehören zu der erſtern, und die ceremonialiſchen zu der andern Art. Herr Samuel Mareſius, ein vormaliger berühmter Theologe zu Gröningen, und der Herr Strimeſius, jetziger Profeſſor der Glaubenslehre zu Frankfurt an der Oder, haben eben das gelehret: (*) und ich halte dieſes für die gemeinſte Meynung ſelbſt unter den Reformirten. Thomas von Aquino und alle Thomiſten ſind mit dem gemeinen Haufen der Scholaſtiker und der römiſchen Kirche eben der Meynung. Die Caſuiſten haltens auch damit. Unter dieſen halte ich den Grotius für den Vornehmſten, dem ſeine Ausleger hierinnen nachgefolget ſind. Herr Pufendorf ſchien einer andern Meynung zu ſeyn, die er wider die Cenſuren einiger Schriftgelehrten hat behaupten wollen: allein man darf eben nicht viel Rechnung auf ihn machen; er hätte dergleichen Materien nicht tief genug unterſucht und eingeſehen. Er macht ein entſetzliches

---

(*) S. ſein Buch welches Charitologia ſacra, ſeu Syſtema gratiae diuinae, i. e. conciliationis gratiae Dei ſalutiferae liches Geſchrey wider den unbedingten Rathſchluß in ſeinem Feciali divino; und inzwiſchen billiget er das allerſchlimmſte in den Meynungen der Vertheidiger dieſes Rathſchluſſes, ohne welches (wie es andere Reformirten erklären) dieſer Rathſchluß noch eher zu dulden iſt. Ariſtoteles iſt in der Sache von der Gerechtigkeit ſehr orthodox geweſen, und hierinnen ſind ihm die Scholaſtiker nachgefolget: ſie machen zwiſchen dem beſtändigen und immerwährenden Rechte, welches alle Menſchen und zu allen Zeiten verbindet; und zwiſchen dem willkührlichen Geſetze, das nur auf gewiſſe Zeiten und gewiſſen Völkern gegeben iſt, wie Cicero und die Juriſten thun, einen Unterſcheid. Ich habe vormals mit großem Vergnügen den Eutyphron des Plato geleſen, der den Sokrates hierinnen die Wahrheit behaupten läßt, und Herr Bayle hat eben dieſe Stelle angemerket.

183 §. Er ſelbſt vertheidiget an einem Orte dieſe Wahrheit ſehr nachdrücklich, und es wird nicht undienlich ſeyn, wenn wir ſeine Stelle, ſo lang ſie auch iſt, ganz hieher ſetzen. (*Tom. II. de la Continuation des penſées diverſes ch. 152. p. 771 ſeqq.*) „Nach der Lehre unzählich vieler „anſehnlicher Leute, ſpricht er, iſt in der Natur und in „dem Weſen gewiſſer Dinge etwas moraliſches Gutes und „Böſes anzutreffen, welches noch vor dem göttlichen Schluſſe „vorher geht. Sie beweiſen dieſe Lehre vornämlich aus „den entſetzlichen Folgerungen der gegenſeitigen Lehre. Denn „wofern niemanden zu beleidigen; nicht an und für ſich „ſelbſt, ſondern nur aus einer willkührlichen Einrichtung des „göttlichen Willens eine gute That wäre: ſo würde folgen, „daß Gott den Menſchen ein Geſetz geben können, welches „den zehn Gebothen in allen Stücken ſchnurſtracks zuwider „geweſen wäre. Das iſt aber entſetzlich! Allein wir wollen

---

Vniuerſalis & Particularis Tentamen betitelt, und 1712 zu Frf. in 4 ans Licht getreten iſt. G.

„noch einen andern und nähern Beweis aus der Metaphyſik
„geben. Es iſt eine ausgemachte Sache, daß das Daſeyn
„Gottes keineswegs eine Wirkung ſeines Willens iſt.
„Er iſt nicht vorhanden, weil er da ſeyn will, ſondern
„aus der Nothwendigkeit ſeiner unendlichen Natur. Eben
„ſo nothwendig iſt auch ſeine Macht und Wiſſenſchaft. Er
„iſt nicht deswegen allmächtig, er erkennet nicht deswegen
„alle Dinge, weil er es alſo will; ſondern weil dieſe Eigenſchaften
„nothwendig mit ihm ſelbſt einerley ſind. Die
„Herrſchaft ſeines Willens betrifft nur die Ausübung ſeiner
„Macht; er ſchaffet außer ihm wirklich nichts anders, als
„was er will, und das übrige läßt er in der bloßen Möglichkeit.
„Daher kömmt es, daß ſich dieſe Herrſchaft nur
„auf die Wirklichkeit der Creaturen erſtrecket, keineswegs
„aber auf ihr Weſen. Gott hat die Materie, einen Menſchen,
„einen Zirkel ſchaffen, oder auch im Nichts laſſen
„können: allein er hat ſie nicht ſchaffen können, ohne ihnen
„ihre Eigenſchaften zu geben. Er hat den Menſchen nothwendig
„zu einer vernünftigen Creatur machen, und dem
„Zirkel eine runde Figur geben müſſen: weil, vermöge ſeiner
„ewigen, und von den freyen Schlüßen ſeines Willens gar
„nicht abhängenden Ideen, das Weſen des Menſchen im
„beſeelt und vernünftig ſeyn; und das Weſen des Zirkels in
„einem Umkreiſe beſtanden, der in allen ſeinen Theilen von
„dem Mittelpunkte gleich weit entfernet iſt. Und dieſes
„hat die Chriſtlichen Philoſophen bewogen, daß ſie bekannt,
„das Weſen der Dinge ſey ewig, und es gäbe Sätze von
„ewiger Wahrheit: folglich wäre das Weſen der Dinge,
„und die Wahrheit der erſten Grundſätze unbeweglich und
„unveränderlich. Dieſes muß man nicht allein von den
„erſten theoretiſchen Grundſätzen, ſondern auch von den praktiſchen,
„ja von allen denjenigen Sätzen verſtehen, welche
„die rechte Erklärung der Creaturen in ſich halten. Dieſe
„Weſen, dieſe Wahrheiten, fließen aus eben der Nothwendigkeit

„wendigkeit der Natur, als die Wiſſenſchaft Gottes. Wie es demnach aus der Natur der Dinge folgt, daß Gott vorhanden iſt, daß er allmächtig iſt, und daß er alles vollkommen erkennet: eben alſo fließt es auch aus der Natur der Dinge, daß die Materie, der Triangel, der Menſch, gewiſſe Wirkungen, gewiſſe Eigenſchaften weſentlich haben. Gott hat von aller Ewigkeit her, und ganz nothwendig, die weſentliche Verhältniß der Zahlen, und die Identität des Subjects und Prädicats derjenigen Sätze geſehen, in denen das Weſen jeder Sache enthalten iſt. Eben ſo hat er geſehen, daß das Wort, gerecht, in nachfolgenden Sätzen enthalten ſey: daß man hochachte, was hoch geachtet zu werden verdient; daß man gegen ſeinen Wohlthäter dankbar ſey; daß man erfülle was man in einem Vertrage verſprochen hat, und ſo weiter, in vielen andern Sätzen der Sittenlehre. Man kann alſo mit Rechte ſagen, daß die Gebothe des natürlichen Geſetzes die Gerechtigkeit und Ehrbarkeit desjenigen was ſie gebiethen, voraus ſetzen; und daß ſie der Menſch dennoch zu beobachten verbunden ſeyn würde, wenn gleich Gott hierinnen nichts gebothen hätte. Ich bitte, man gebe wohl Achtung, daß, da wir mit unſern Abſonderungen bis auf den idealiſchen Augenblick, in welchem Gott noch nichts beſchloſſen hat, zurücke gehen, wir in den Ideen Gottes die Grundſätze der Sittenlehre unter ſolchen Ausdrücken antreffen, die eine Verbindung mit ſich bringen. Wir ſtellen uns dieſe Grundſätze daſelbſt, als gewiſſe aus der ewigen und unveränderlichen Ordnung hergeleitete Regeln vor: es ſteht der vernünftigen Creatur wohl an, ſich der Vernunft gemäß aufzuführen; eine Creatur die ſich nach der Vernunft aufführet, iſt lobenswürdig, und hergegen ſtrafbar, wenn ſie es nicht thut. Es wird ſich niemand unterſtehen zu ſagen, daß dieſe Wahrheiten in Anſehung aller, der geſunden Vernunft gemäßen Handlungen, als dieſe ſind, den Men-

„ſchen nicht verbinden: daß man alles hoch achte, was hoch „zu achten iſt; daß man Gutes mit Gutem vergelte; daß „man niemanden beleidige, ſeinen Vater ehre, einem jeden „das Seine gebe ꝛc. Weil demnach die moraliſchen Wahrheiten, ſelbſt aus der Natur der Sachen, noch vor den göttlichen Geſetzen, dem Menſchen gewiſſe Pflichten auferlegen: „ſo iſt es klar, daß Thomas von Aquino und Grotius gar „wohl haben ſagen können: wenn auch kein Gott wäre, ſo „würden wir doch gehalten ſeyn, nach dem Rechte der Natur „zu leben. Andere haben geſagt, wenn gleich alles was „Verſtand hat, untergienge: ſo würden doch die wahren „Sätze wahr bleiben. Cajetan hat behauptet: wenn er „gleich allein in der Welt übrig bliebe, und alle andere Dinge „ohne einige Ausnahme zernichtet würden; ſo würde doch „die Erkenntniß, die er von der Natur einer Roſe hätte, „bleiben und nicht vergehen.

184 §. Der ſelige Jacob Thomaſius, ein berühmter Profeſſor zu Leipzig, hat in ſeinen Erläuterungen der philoſophiſchen Regeln Daniel Stahls, Profeſſors zu Jena, gar wohl angemerket, daß es ſich nicht ſchicke, über Gott hinaus zu gehen, und mit einigen Scotiſten zu ſagen: daß die ewigen Wahrheiten beſtehen würden, wenn gleich kein Verſtand, ja nicht einmal der göttliche Verſtand vorhanden wäre. Denn der göttliche Verſtand macht meiner Meynung nach, die Realität der ewigen Wahrheiten, ob ſchon ſein Wille keinen Theil daran hat. Alle Realitäten müſſen in etwas vor-

---

(*) Dieſer D. Chriſtian Dreyer iſt aus Pommern gebürtig, und nicht nur Prof. der Theologie, ſondern auch Hofprediger in Königsberg in Preußen geweſen, und 1688. als Senior der Univerſität geſtorben. Er war ein ſtarker Peripatetiker, iſt aber des Syncretiſmi wegen, im Verdachte geweſen. D. Scherzer, der berühmte Leipziger Profeſſor, ſchreibt in einem Briefe 1678. an M. Barthol. Goldbachen, einem Geiſtlichen in Königsberg, von ihm: Dreieriani operis - - Syllabum penes me habeo, totusque ad abſurda & impietates hovorhandenem gegründet ſeyn. Ein Atheiſt kann zwar ein Meßkünſtler ſeyn: allein wenn kein Gott wäre, ſo würde kein Gegenſtand der Meßkunſt vorhanden ſeyn. Und ohne Gott würde nicht allein nichts vorhandenes, ſondern auch ſelbſt nichts mögliches ſeyn. Doch dieſes hindert nicht, daß nicht diejenigen, denen die Verbindung aller Dinge unter einander und mit Gott unbekannt iſt, gewiſſe Wiſſenſchaften ſollten verſtehen können, wenn ſie gleich den erſten Urſprung derſelben, der in Gott iſt, nicht erkennen. Ob ihn gleich Ariſtoteles eben ſo wenig erkannt hat, ſo hat er doch etwas Gutes und der Wahrheit beykommendes geſagt, wenn er gelehrt: daß die Grundſätze der beſondern Wiſſenſchaft von einer höhern Wiſſenſchaft abhiengen, und darinnen ihren Grund fänden; dieſe höhere Wiſſenſchaft muß das Weſen, folglich Gott, als der die Quelle alles Weſens iſt, zum Gegenſtande haben. Herr Dreyer (*) von Königsberg, hat gar wohl angemerket: die wahre Metaphyſik, die Ariſtoteles geſucht, und τὴν ζητουμένην, ſein Deſideratum, genennet, wäre die Theologie.

185 § Unterdeſſen hat eben Herr Bayle, der ſo ſchöne Sachen anführt, um zu zeigen, daß die Regeln der Güte und Gerechtigkeit, und die ewigen Wahrheiten überhaupt, vermöge ihrer Natur, und nicht aus einer willkührlichen Wahl Gottes beſtehen, an einem andern Orte (*Contin. des penſées div. T. 2. ch* 114. zu Ende,) auf eine ſehr zweifelhafte Art davon geſprochen. Nachdem er daſelbſt die

---

minis (qui Calixto infinities peior eſt) cohorreſco. Deus bone! quid dicturus eſſet Lutherus, ſi rediuiuus iſta molimina hominum - - audiret & legeret. Si enim Dreiero credas, nulli amplius ſunt Cacodoxi in mundo, quibus haereſin iure impingas. Ipſosmet Neſtorianos ab hoc Crimine audacter abſoluit. Dicant mihi iſti naſutuli Syncretiſtae &c. S. des berühmten Hrn Lilienthals Acta Boruſſ. T. II. VI. St. VII. Art. a. d. 936. S. G.

Meynung des Carteſius und einiger ſeiner Nachfolger angeführet, welche behaupten, Gott ſey die freye Urſache der Wahrheiten und der Weſen, ſo ſetzt er (*pag.* 554.) hinzu: „Ich habe allen möglichen Fleiß angewendet, dieſe Lehre „wohl zu faſſen, und die Auflöſung der Schwierigkeiten, mit „welchen ſie umgeben iſt, zu finden. Ich geſtehe aber aufrichtig, daß ich damit noch nicht ganz und gar zum Ende „gekommen bin. Doch dieſes benimmt mir nicht den Muth: „ich bilde mir ein, wie andere Weltweiſen in andern Fällen „gethan haben, die Zeit werde noch dieſes ſchöne Paradoxon auflöſen. Ich wollte nur wünſchen, daß der Pater „Malebranche es zu behaupten für gut befunden hätte: „allein er hat andere Abſichten gehabt.“ Iſts wohl möglich, daß das Vergnügen an allen Dingen zu zweifeln, bey einem geſchickten Manne ſo viel ausrichten könne, daß er wünſchen und hoffen ſollte, zu glauben: es befänden ſich zwey widerſprechende Dinge bloß deſwegen niemals beyſammen, weil

---

(*) Was Hr. Bayle gewünſcht hat, das läuft da hinaus, daß man behaupten könne, ein Ding könne zugleich weis und ſchwarz, warm und kalt, naß und trocken, wahr und falſch ſeyn. Es könne die Sonne am hellen Mittage ſcheinen, und doch ſtock dick finſter ſeyn. Das Feuer könne zugleich brennen und erkälten; drey mal drey könne zugleich neun, und eilf, ja funfzehn und ſiebzehn, und alles was man will, ausmachen. Man könne zugleich gegenwärtig und abweſend ſeyn. u. d. g. Was kann man ſich nun von einem gelehrten Manne, der einen ſo ſeltſamen Wunſch thut, und ſich im Ernſte Mühe giebt, die Vertheidigung dieſes ungereimten Weſens zu erfinden, für einen vortheilhaften Begriff machen? Und ſollte man nicht auf den Argwohn gerathen, daß ihm aus Begierde zum Zweifeln, bisweilen der Kopf in die Runde gegangen? G.

(**) Er ſetzt nämlich, die Bewegung eines Körpers beſtehe eigentlich und wahrhaftig in nichtes anderm, als in der Entfernung von denenjenigen Körpern, die ihn zuvor unmittelbar berührt haben, und als ruhend angeſehen worden; folgends weil es ihnen Gott verbothen hat; der aber ſonſt eben ſo leicht hätte befehlen können, daß ſie immer beyſammen geweſen wären? Sehet, das iſt das ſchöne Paradoxon! Der Pater Malebranche hat gar weislich gehandelt, daß er andere Abſichten gehdbt. (*)

186 §. Ja ich kann mir auch nicht einbilden, daß Carteſius es mit dieſer Meynung recht im Ernſte halten können; ob er wohl einige Anhänger gehabt, die es ohnſchwer geglaubt, und ihm getroſt dahin gefolget ſind, wohin er zu gehen ſich nur geſtellt hat. Vermuthlich war es nur ſo ein Streich von ihm, und eine philoſophiſche Liſt; er ſuchte ſich einen Schlupfwinkel: gleich wie er ſich ein Mittel ausfand, die Bewegung der Erde zu leugnen, (**) da er doch einer der eifrigſten Copernicaner war. Ich muthmaße, er habe hier eine andere außerordentliche Redensart, von ſeiner Erfindung, vor Augen gehabt, die darinnen beſtanden: daß die Bejahungen und Verneinungen, und durchgehends alle innerliche Urtheile,

---

könne die Erde gar wohl in dem Mittelpunkte ihres Wirbels unbeweglich ruhen, ohngeachtet dieſer Wirbel ſelbſt beweget würde und die Erde mit ſich nähme. Denn ſie werde hierdurch keineswegs von denjenigen innerſten Theilen des Wirbels, die ſie berührt, entfernet: und wenn dieſe Theile, ihrer Flüßigkeit wegen, nach und nach von der Erden entfernet würden, ſo wäre dieſe Bewegung nicht der Erde, ſondern bloß den angeführten Theilen ſelbſt zuzuſchreiben. Carteſ. Princip. Philoſ. Part. III. n. XIX. XXVI. XXVIII. R.

Dieſe künſtliche Erklärung aber erfand Carteſius nur aus Furcht vor der römiſchen Inquiſition, welche kurz zuvor den Galiläus, wegen des copernicaniſchen Weltbaues, ins Gefängniß geworfen, und ihn durch eine Congregation von Cardinälen zu einem harten Widerrufe und Eide gezwungen hatte. S. in des Galiläi Syſtemate Coſmico, bey der Epiſtola Foſcarini de mobilitate terrae, die angehängte Sententiam Cardinalium in Galilaeum & Abiurationem eiusdem &c. 488. ſequ. Ed. Lugd. Bat. 1699. in 4. G.

Wirkungen des Willens wären. Durch dieſen Kunſtgriff ſind die ewigen Wahrheiten, welche bis auf dieſen Weltweiſen Gegenſtände des göttlichen Verſtandes geweſen, auf einmal zu Gegenſtänden des Willens geworden. Nun ſind die Handlungen des Willens frey: alſo iſt Gott die freye Urſache der Wahrheiten; und alſo iſt das Räthſel aufgelöſet; *Spectatum admiſſi &c.* Eine kleine Veränderung in der Bedeutung der Wörter hat dieſes ganze Lärmen verurſachet. Wenn aber die Bejahungen der nothwendigen Wahrheiten Wirkungen des Willens des allervollkommenſten Geiſtes wären, ſo würden dieſe Wirkungen nichts weniger als frey ſeyn: denn es iſt da nichts zu wählen und auszuleſen. Es ſcheint, Carteſius habe ſich in der Materie von der Natur der Freyheit nicht zur Gnüge erkläret, und von derſelben einen gar außerordentlichen Begriff gehabt; indem er dieſelbige ſo gar weit ausgedehnet: daß er auch behauptet, die Bejahungen der nothwendigen Wahrheiten wären frey in Gott. Alſo behielt er in der That weiter nichts, als nur den bloßen Namen der Freyheit.

187 §. Herr Bayle, der es nebſt andern von einer ganz gleichgültigen Freyheit verſteht, die Gott z. E. gehabt hätte, die Wahrheiten der Zahlen feſt zu ſetzen und zu befehlen: 3. mahl 3. ſollten 9. ſeyn, da er ihnen eben ſo leichte auflegen können, daß ſie 10. ausgemacht hätten; bildet ſich in einer ſo wunderlichen Meynung, ich weis nicht was für ſonderlichen Vortheil wider die Stratoniker ein, wenn es möglich wäre dieſelbe zu vertheidigen. Strato iſt einer von den Häuptern der Schule des Ariſtoteles, und ein Nachfolger des Theophraſtus geweſen; und hat, wie Cicero meldet, behauptet: die Welt wäre von der Natur, oder von einer nothwendigen und ganz vernunft- und ſinnloſen Urſache, ſo wie ſie iſt, gebildet worden. Dieſes könnte zwar wohl ſeyn, wenn nämlich Gott die Materie zuvor bereitet hätte, ſo wie

es dazu nöthig wäre; damit hernach, bloß durch die Geſetze der Bewegung, eine gewiſſe Wirkung daher entſtehen könnte. Ohne Gott aber würde nicht der geringſte Grund von der Wirklichkeit und noch weniger von dieſer oder jener Art der Wirklichkeit der Dinge, vorhanden ſeyn: und alſo hat man ſich vor dem Lehrgebäude des Strato nicht zu fürchten.

188 §. Unterdeſſen macht ſich Herr Bayle viel Mühe dabey; er will die plaſtiſchen Naturen, die keinen Verſtand und Erkenntniß haben, und von dem Herrn Cudworth und andern ſind eingeführet worden, nicht zulaſſen: aus Furcht, es möchten die heutigen Stratoniker, das iſt, die Spinoſiſten, ſich dieſes zu Nutze machen. Deswegen geräth er mit dem Herrn le Clerc in Streit. Und da er von dieſem Irrthume eingenommen iſt, daß eine unverſtändige Urſache nichts hervor bringen könne, woraus Verſtand und Kunſt hervor leuchtet: ſo kann er mir auch weder die Präformation einräumen, welche natürlicher Weiſe die Gliedmaßen der Thiere hervorbringt; noch das Lehrgebäude der Harmonie, die Gott in den Körpern dergeſtalt vorher beſtimmet, daß ſie nach ihren eignen Geſetzen, mit den Gedanken und Willen der Seelen überein kommen müſſen. Allein es iſt zu bedenken, daß die unverſtändige Urſache, die in den Körnern und Saamen der Pflanzen und Thiere ſolche ſchöne Dinge hervorbringt, und die Bewegungen der Körper, nach der Anordnung des Willens verurſachet, von den Händen Gottes gebildet worden; der unendlich geſchickter iſt, als etwan ein Uhrmacher: welcher gleichwohl ſolche Maſchinen und Uhrwerke machet, die ſolche ſchöne Wirkungen haben, als wenn ſie ſelbſt mit Verſtande verſehen wären.

189 §. Um nun auf dasjenige zu kommen, was Herr Bayle von Seiten der Stratoniker befürchtet, wenn man dergleichen Wahrheiten behauptet, die von Gottes Willen nicht abhängen: ſo ſcheint es, als fürchte er, ſie möchten ſich die vollkommene Regularität der ewigen Wahrheiten wider

uns zu Nutze machen. Denn weil dieſe Regularität bloß von der Natur und Nothwendigkeit der Dinge herkömmt, ohne von einiger Erkenntniß geordnet zu werden: ſo ſteht Herr Bayle in Furchten, man möchte daraus mit dem Strato ſchließen; die Welt habe aus einer blinden Nothwendigkeit, eben ſo ordentlich und wohl eingerichtet werden können. Allein darauf iſt leicht zu antworten. In dem Bezirke der ewigen Wahrheiten ſind alle mögliche Dinge befindlich; folglich ſo wohl das ordentliche als unordentliche: alſo muß doch eine Urſache ſeyn, welche gemacht hat, daß die Ordnung und das Regelmäßige vorgezogen worden; und dieſe Urſache kann nirgends anders, als in dem Verſtande gefunden werden. Ferner ſind dieſe Wahrheiten ſelbſt nicht ohne einen Verſtand, der ſie erkennet; denn ſie würden nicht beſtehen, wenn kein göttlicher Verſtand wäre, in welchem ſie ſich, ſo zu reden, realiſirt befinden. Derowegen erhält Strato ſeinen Endzweck ganz und gar nicht, da er die Erkenntniß desjenigen auszuſchließen trachtet, ohne welchen der Urſprung der Dinge nicht beſtehen kann.

190 §. Die Schwierigkeit alſo, die ſich Herr Bayle von Stratons Seiten eingebildet, ſcheint ein wenig zu ſubtil und zu weit hergeholet zu ſeyn. Das heißt ſich fürchten, wo nichts zu fürchten iſt. Er macht ſich aus dieſer Schwierigkeit noch eine andere, die eben ſo wenig Grund hat: Gott würde nämlich, einem Schickſale unterworfen ſeyn. Seine Worte ſind dieſe: (p. 555.) „Wofern es Sätze giebt, die „ihrer Natur nach, und nicht aus göttlicher Einrichtung, „von ewiger Wahrheit ſind; die nicht aus einem freyen „Schluſſe ſeines Willens wahr ſind, ſondern die er vielmehr „nothwendig als wahr erkannt hat, weil ihre Natur es alſo „erfordert: ſo haben wir ein Schickſal, dem er unterworfen „iſt; eine natürliche Nothwendigkeit, die unmöglich kann

„ver-

(*) Dieß iſt allerdings auch unter unſern Gelehrten noch vielen im Kopfe, welche ſich einbilden: frey ſeyn, das müßte ſich

„vermieden werden. Ferner fließt hieraus, daß der göttliche Verſtand die vollkommene Uebereinſtimmung ſeiner unendlichen Ideen mit ihren Gegenſtänden, allezeit, und gleich aufs erſte mal, angetroffen, ohne daß ihn die geringſte Erkenntniß geleitet hätte: denn es würde ein Widerſpruch ſeyn, wenn man ſagen wollte, daß ein gewiſſes Muſter den Wirkungen des göttlichen Verſtandes zum Vorbilde und zur Richtſchnur gedienet hätte. Hiedurch würde man niemals weder ewige Begriffe, noch eine oberſte Intelligenz finden. Demnach muß man ſagen, daß eine nothwendig vorhandene Natur allemal ihren Weg finde, ohne daß man ihr denſelben erſtlich zeige; und wie ſoll man hernach der Halsſtarrigkeit eines Stratonikers begegnen?“

191 §. Allein es iſt auch hierauf noch gar leicht zu antworten: dieſes vermeynte Schickſal, welches die Gottheit ſelbſt verbindet, iſt nichts anders, als Gottes eigne Natur; ſein eigner Verſtand, der ſeiner Weisheit und Gütigkeit Regeln an die Hand giebt: das iſt aber eine glückſelige Nothwendigkeit, ohne die er weder gütig noch weiſe ſeyn würde. Wollte man wohl, daß Gott nicht verbunden wäre, vollkommen und glücklich zu ſeyn? Iſt wohl unſer Zuſtand, vermöge deſſen wir fehlen können, werth, daß er uns beneidet werde? Würden wir ihn nicht gerne mit dem Stande, darinnen wir nicht ſündigen könnten, vertauſchen, wenn es bey uns ſtünde? Man müßte ſehr misvergnügt und wunderlich ſeyn, wenn man die Freyheit wünſchte, ſich ins Verderben ſtürzen zu können; oder wenn man beklagen wollte, daß man ſolche Freyheit nicht habe. Auf dieſe Weiſe urtheilet Herr Bayle ſelbſt an einem andern Orte wider diejenigen, welche eine allzuweit ausgedehnte Freyheit, die ſie ſich im Willen einbilden, bis in den Himmel erheben, wenn ſie es gerne ſähen, daß ſolche von der Vernunft gar nicht abhängen möchte. (*)

192 §.

---

gar nach keiner Vernunft richten: denn vernünftig handeln, das wäre ſchon eine Art der Sclaverey. Sie wollen

192 §. „Im übrigen wundert ſich Herr Bayle, daß „der göttliche Verſtand in ſeinen unendlichen Ideen, allezeit „und gleich aufs erſte mal, ihre vollkommene Uebereinſtimmung mit ihren Gegenſtänden antrifft, ohne daß ihn einige Erkenntniß leitet.“ Dieſer Einwurf gilt ganz und gar nichts: ein jeder deutlicher Begriff ſtimmt eben deswegen weil er deutlich iſt, mit ſeinem Gegenſtande überein: und in Gott ſind nur lauter deutliche Begriffe. Das Ding iſt auch anfangs noch gar nicht; wenn es aber da ſeyn wird, ſo wird es nach dieſem Begriffe gebildet werden. Im übrigen weis Herr Bayle gar wohl, daß der göttliche Verſtand keine Zeit braucht, die Verbindung der Sachen einzuſehen. Alle Vernunftſchlüſſe ſind eminenter in Gott; und es iſt unter ihnen im göttlichen Verſtande eben ſo wohl eine Ordnung, als in unſerm Verſtande: bey ihm aber iſt nur eine Ordnung und eine Priorität der Natur; da hingegen bey uns eine Priorität der Zeit ſtatt findet. Man muß ſich alſo nicht wundern, daß derjenige, der alle Dinge auf einmal einſieht, auch alles aufs erſte mal treffen muß: und man muß nicht ſagen, er führe ſeine Sachen aus, ohne daß er von einiger Erkenntniß regieret werde; vielmehr ſind die Wirkungen ſeines Willens eben deswegen vollkommen, weil ſeine Erkenntniß vollkommen iſt.

193 §. Bisher haben wir dargethan, daß der Wille Gottes von den Regeln der Weisheit keineswegs unabhänglich ſey; wiewohl es zu verwundern iſt, daß man hierüber erſt hat ſtreiten, und für eine ſo wichtige und bekannte Wahr-

---

alſo die Freyheit haben, ſich Hand und Fuß, Naſe und Ohren abzuſchneiden, ſich zu erſaufen, oder zum Fenſter hinaus zu ſtürzen u. d. m. welches doch kein vernünftiger Menſch jemals thut. Eine ſolche Freyheit verlangen auch die Arminianer, wie man aus Limborchs Theologia Chriſtiana, und aus den Entretiens ſur diverſes Matieres de Theologie ſehen kann, die dieſer berühmte Mann, nebſt

Wahrheit ſtreiten und fechten müſſen. Allein es iſt nicht weniger zu verwundern, daß Leute zu finden ſind, die in den Gedanken ſtehen: Gott beobachte dieſe Regeln nur ſo halb und halb, und erwähle nicht das Beſte, ob es ihm gleich ſeine Weisheit zeige; mit einem Worte, daß es Leute giebt, die dafür halten, Gott hätte es können beſſer machen. Dieſes läuft bey nahe auf den Irrthum des bekannten Königs Alphonſus von Caſtilien hinaus, der von einigen Churfürſten zum römiſchen Könige erwählet worden, und die aſtronomiſchen Tabellen, die von ihm den Namen haben, befördert hat. Man giebt vor, dieſer König habe geſagt: wenn ihn Gott, als er die Welt geſchaffen, zu rathe gezogen, ſo wollte er ihm einen guten Rath ertheilet haben. Allem Anſehen nach misfiel ihm der ptolomäiſche Weltbau, welcher zur ſelbigen Zeit im Schwange gieng. Er hielt dafür, man hätte ihn beſſer einrichten können, und er hatte auch recht. Wäre ihm aber das copernikaniſche Weltgebäude, nebſt Keplers Entdeckungen, welche itzo durch die Erkenntniß der Schwere der Planeten, noch weiter vermehret worden, bekannt geweſen: ſo würde er wohl geſehen haben, wie die Erfindung des wahren Weltbaues höchſtwunderwürdig ſey. Man ſieht alſo, daß nur von mehr und weniger die Rede geweſen; daß Alphonſus bloß gemeynt, man hätte es können noch beſſer machen; und daß dennoch ſeine Meynung von aller Welt getadelt worden.

194 §. Unterdeſſen giebt es gleichwohl Philoſophen und Theologen, die kein Bedenken tragen, faſt eben dergleichen Mey-

---

dem le Clerc 1685 in 12 ans Licht geſtellet hat. Ja auch Herr Crouſaz verlangt in ſeinen Schriften, damit er die leibnitianiſche Philoſophie ohn Unterlaß verfolget, allemal eine ſolche Freyheit ohne Grund und Urſache, das iſt, ein Vermögen unvernünftig zu handeln; welchen Vorzug man zwar einem jeden gönnen, aber ſich ſelbſt nicht wünſchen wird. G.

Meynung zu behaupten : und es hat mich wohl tauſendmal gewundert, daß gelehrte und fromme Leute der Güte und Vollkommenheit Gottes haben Grenzen ſetzen können. Denn wenn man ſagt, er wiſſe was beſſer ſey, er könne es thun, und er thue es dennoch nicht, das iſt eben ſo viel, als wenn man geſtünde : es habe bloß an ſeinem Willen gelegen, die Welt beſſer zu machen als ſie iſt ; allein das heißt nicht Güte genug haben. Man handelt wider die ſchon oben angeführte Regel : ein geringeres Gutes iſt ſchon als etwas Böſes anzuſehen ; (*Minus bonum habet rationem mali*). Wenn einige die Erfahrung anführen, zu beweiſen, daß es Gott hätte können beſſer machen : ſo werfen ſie ſich zu auslachenswürdigen Richtern ſeiner Werke auf : und man kann ihnen eben das vorhalten, was man allen denjenigen antwortet, welche das Verfahren Gottes tadeln, und aus eben dem Vorwande, das iſt, aus den vermeynten Mängeln der Welt, einen böſen, oder zum wenigſten einen zwiſchen dem guten und böſen neutralen Gott behaupten wollen. Und wenn wir, wie der König Alphonſus urtheilen, ſo wird man uns antworten : Ihr kennet die Welt nicht länger als drey Tage her, ihr ſeht in ihr nicht viel mehr, als was euch vor der Naſe iſt, und findet gleichwohl wider dieſelbige viel einzuwenden : wartet nur bis ihr ſie mehr kennen werdet, und betrachtet in ihr ſonderlich diejenigen Theile, die etwas Ganzes vorſtellen, als z. E. die organiſchen Körper ; ſo werdet ihr was künſtlichers und ſchöners drinnen finden, als ihr euch einzubilden vermögend ſeyd. Laßt uns hieraus von der Weisheit und Gütigkeit des Schöpfers auch in denjenigen Dingen, die wir nicht erkennen, gebührend ſchließen. Wir finden Sachen in der Welt, die uns nicht gefallen ; aber wiſſet, daß ſie nicht für uns allein gemacht iſt. Doch iſt ſie allerdings für uns gemacht : wenn wir weiſe ſind, ſo wird ſie uns ſchon bequem fallen ; wofern wir uns nur nach ihr bequemen : wir werden glücklich in ihr ſeyn, wenn wir nur glücklich ſeyn wollen.

195 §. Es möchte jemand einwenden, es wäre unmöglich, das Beſte hervor zu bringen, weil es keine vollkommene Creatur giebt, und weil noch immer eine vollkommenere hervorgebracht werden kann. Ich antworte, was man von einer Creatur, oder von einer beſondern Subſtanz, ſagen kann, die allemal von einer andern übertroffen werden kann, das muß man nicht auf die ganze Welt deuten, welche, weil ſie in alle künftige Ewigkeit dauren ſoll (*), etwas unendliches iſt. Ueber dieſes iſt eine unendliche Anzahl Creaturen in dem geringſten Stückchen der Materie enthalten, wegen der wirklich unendlichen Eintheilung der Körper: und das Unendliche, das iſt, der Haufen einer unzähligen Menge von Subſtanzen iſt, eigentlich zu reden, ſo wenig ein Ganzes, als die unendliche Zahl ſelbſt; von der man nicht ſagen kann, ob ſie gerade oder ungerade iſt. Und eben hiemit können diejenigen widerlegt werden, welche aus der Welt einen Gott machen, oder ſich Gott als die Seele der Welt vorſtellen, indem die Welt oder das Weltgebäude keinesweges als ein Thier, oder als eine Subſtanz betrachtet werden kann.

196 §. Es iſt alſo nicht von einer einzeln Creatur, ſondern von der ganzen Welt die Rede, und der Gegner muß beweiſen: daß immer eine mögliche Welt beſſer als die andere, und keine die beſte ſeyn könne. Allein darinnen würde er ſich betriegen, und er würde es nimmermehr beweiſen können. Wenn dieſe Meynung wahr wäre, ſo würde folgen, daß Gott gar keine Welt geſchaffen hätte. Denn er kann ohnmöglich etwas ohne Grund thun, und das würde ganz und gar wider die Vernunft gehandelt ſeyn. Es iſt eben ſo, als wenn man ſich einbildete, Gott hätte beſchloſſen, eine

---

(*) Die Welt wird in alle Ewigkeit dauren, ſofern allezeit Creaturen vorhanden ſeyn werden, die zur Welt gehören. R.

eine materialiſche Kugel zu ſchaffen, ohne daß er die geringſte Urſache gehabt, ſie ſo oder ſo groß zu machen. Dieſer Schluß würde vergebens geweſen ſeyn; er würde etwas mit ſich führen, das die Wirkung verhindern würde. Das wäre was anders, wenn Gott beſchloſſen hätte, von einem gegebenen Punkte bis zu einer gegebenen geraden Linie, eine andere gerade Linie zu ziehen; ohne daß weder in dem Rathſchluſſe, noch in ſeinen Umſtänden, eine Beſtimmung der Winkel geweſen wäre. Denn in dieſem Falle würde die Beſtimmung von der Natur der Sachen herrühren: die Linie würde winkelrecht, und die Winkel gerade ſeyn; weil nur dieſes beſtimmt iſt und ſich unterſcheidet. Auf ſolche Weiſe muß man ſich die Schöpfung des Beſten unter allen möglichen Weltgebäuden vorſtellen, um ſo viel mehr, weil Gott nicht allein beſchließt, eine Welt, ſondern auch die Beſte unter allen zu ſchaffen: denn er beſchließt nichts ohne Erkenntniß; er macht keine abgeſonderte Rathſchlüſſe, die bloß zum vorhergehenden Willen gehören würden. Wir haben ſolche oben zur Gnüge erkläret, und von den wirklichen Rathſchlüſſen unterſchieden.

197 §. Der Herr Diroys, den ich zu Rom gekannt, ein Theologe des Herrn Cardinals von Eſtrees, hat ein Buch geſchrieben, unter dem Titel: **Beweisgründe und vortheilhafte Urtheile für die Chriſtliche Religion,** (*Preuves & prejuges pour la Religion Chretienne,*) das A. 1683 zu Paris heraus gekommen. Herr Bayle führet (Rep. au Prov. ch. 165. p. 1058. T. III.) den Einwurf, den er ſich macht, daraus an: „Es iſt auch noch eine „ne Schwierigkeit übrig, ſpricht er, die eben ſo wohl abge„than zu werden verdienet, als die vorhergehenden: weil ſie „denjenigen nicht wenig zu thun macht, welche von dem „Guten und Böſen aus ſolchen Betrachtungen urtheilen, „die auf die allerreinſten und wichtigſten Grundregeln ge„gründet ſind. Nämlich weil Gott die höchſte Gütigkeit

„und Weisheit iſt, ſo dünket es ihnen, er hätte alle Dinge ſo machen ſollen, wie weiſe und tugendhafte Leute, nach den Regeln der Weisheit und Güte, die Gott in ihren Verſtand geleget hat, ſie wünſchten; und wie ſie ſolche ſelbſt zu machen verbunden ſeyn würden, wenn ſie von ihnen abhiengen. Da ſie nun ſehen, daß die Sachen in der Welt nicht ſo gut laufen, als ſie, ihrer Meynung nach, gehen könnten, und auch gehen würden, wenn ſie dieſelben anzuordnen hätten: ſo ſchließen ſie: Gott, der unendlich beſſer und weiſer iſt als ſie, oder vielmehr die Weisheit und Güte ſelbſt iſt, habe nichts damit zu ſchaffen.“

198 §. Der Herr Dyrois bringet gar ſchöne Sachen hiebey vor, die ich nicht erſt wiederholen will; maßen wir dieſem Einwurfe ſchon an mehr als einem Orte begegnet haben: und dieſes iſt der vornehmſte Endzweck unſers ganzen Werkes geweſen. Allein er ſetzet dabey etwas, das ich ihm nicht zugeben kann: er vermeynet, der Einwurf beweiſe gar zuviel. Wir müſſen ſeine eigne Worte mit dem Herrn Bayle a. d. 1059. S. anführen: „Iſt es der höchſten Weisheit und Gütigkeit unanſtändig, wenn ſie nicht dasjenige hervor bringt, was das beſte und vollkommenſte iſt, ſo folget daraus: daß alle Weſen ewiglich, unveränderlich, und weſentlich ſo vollkommen und ſo gut ſind, als ſie nur ſeyn können; weil nichts geändert wird, außer wenn es aus einem nicht ſo gutem Stande in einen beſſern, oder aus einem beſſern in einen nicht ſo guten Stand kömmt. Nun kann dieſes aber nicht geſchehen, wofern es Gott unanſtändig iſt, das Beſte und Vollkommenſte nicht hervor zu bringen, wenns in ſeiner Macht ſteht: demnach müßten alle Weſen ewig und weſentlich mit einer ſo vollkommenen Erkenntniß und Tugend erfüllet ſeyn, als ihnen Gott geben kann. Alles aber was ewig und weſentlich ſo vollkommen iſt, als es Gott machen kann, das kömmt weſent-

„lich aus ihm: mit einem Worte, es iſt ewig und weſentlich „ſo gut als er, folglich iſt es Gott ſo wohl als er. Sehet wo „dieſe Regel hinführet, daß es wider die höchſte Gerechtig„keit und Gütigkeit ſey, die Sachen nicht ſo gut und voll„kommen zu machen, als ſie ſeyn können. Denn das iſt „der weſentlichen Weisheit und Gütigkeit weſentlich, alles „dasjenige zu verwerfen, was ihnen ſchlechterdings wider„ſtreitet. Man muß demnach dieſes als eine Grundwahr„heit, über das göttliche Verfahren in Anſehung der Crea„turen, feſt ſetzen: daß es nichts gebe, was dieſe Weisheit „und Gütigkeit hindere, die Dinge nicht ſo vollkommen „zu machen, als ſie ſeyn könnten, und zu erlauben, daß die „guten Dinge, welche ſie hervorgebracht, entweder gänzlich „aufhören, oder ſich verändern und verwandeln mögen; „weil es gar nicht wider Gott ſtreitet, daß noch andere Din„ge mehr vorhanden ſeyn als er, das iſt, ſolche Dinge, die „was ſie ſind, auch nicht ſeyn könnten, und was ſie thun, „auch nicht thun, oder, was ſie nicht thun, auch thun „könnten.“

199 §. Herr Bayle heißt dieſes eine armſelige Antwort: allein ich befinde, daß das, was er derſelben entgegen ſetzt, ziemlicher maßen verwirrt iſt. Er hält dafür, diejenigen, welche den zweyen Urweſen das Wort reden, gründeten ſich vornehmlich auf den Satz von der höchſten Freyheit Gottes. Denn wenn er genöthiget wäre, alles dasjenige hervor zu bringen, was er kann, ſo würde er auch die Sünde und die Schmerzen hervor bringen. Alſo würden die Dualiſten aus dem Daſeyn des Böſen wider ein einiges Urweſen nichts ſchließen können, wenn dieſes Urweſen ſo ſehr zum Böſen als zum Guten geneigt wäre. Allein hierinnen dehnet Herr Bayle den Begriff der Freyheit allzuweit; denn obgleich Gott im höchſten Grade frey iſt, ſo folgt doch keinesweges daraus, daß er in einer Gleichgültigkeit (da man auf die eine Seite nicht im geringſten mehr, als auf die andere geneigt iſt)

iſt) ſich befinde: und ob er ſchon zum wirken geneigt iſt, ſo folgt doch nicht, daß er von dieſer Neigung genöthiget werde, alles was er kann und mag hervor zu bringen. Er bringt weiter nichts hervor, als was er will, denn ſeine Neigung treibt ihn zum Guten. Wir räumen die höchſte Freyheit Gottes gern ein; allein wir vermiſchen ſie nicht mit der Gleichgültigkeit, als wenn er ohne allen Grund handeln könnte. Der Herr Diroys bildet ſich alſo ein, die Dualiſten forderten zu viel, wenn ſie verlangen, daß das gute Urweſen gar nichts Böſes hervor bringen ſolle: denn ſeiner Meynung nach, müßten ſie aus eben der Urſache verlangen, daß er das allerhöchſte Gute hervor brächte; weil das geringere Gute ſchon eine Art von etwas Böſem iſt. Ich glaube die Dualiſten haben, was das erſte anlangt, unrecht, und würden im andern, da ſie Herr Diroys ohne Urſache tadelt, vollkommen recht haben; oder vielmehr, man könne das Böſe, oder nicht ſo Gute in einigen Theilen, mit dem Beſten im Ganzen, gar wohl vergleichen. Wenn die Dualiſten verlangten, daß Gott das Beſte machen ſollte, ſo würden ſie nicht zu viel begehren. Vielmehr betrügen ſie ſich, wenn ſie glauben, daß das Beſte im Ganzen, auch in den Theilen gar nichts Böſes in ſich haben müſſe, und daß alſo Gott nicht das Beſte geſchaffen habe.

200 §. Allein Herr Diroys meynt, wenn Gott allezeit das Beſte hervor brächte, ſo würde er andere Götter ſchaffen: ſonſt würde eine jede Subſtanz, die er hervor brächte, weder die Beſte, noch die Vollkommenſte ſeyn. Er irret ſich, weil er die Ordnung und die Verknüpfung der Sachen nicht betrachtet. Wenn jede Subſtanz insbeſondere vollkommen wäre, ſo würden ſie alle einander ähnlich ſeyn, welches ſo wohl unmöglich als unförmlich und ungeſchickt iſt. Wären es Götter, ſo wäre es unmöglich geweſen, dieſelben zu ſchaffen. Demnach wird der beſte Zuſammenhang der Dinge keine Götter in ſich faſſen; es wird immer ein Bau

von Körpern (das iſt von ſolchen Sachen, die nach den Oertern und Zeiten geordnet ſind) und von Seelen, welche die Körper vorſtellen und empfinden, und nach denen die Körper guten Theils regieret werden, verbleiben. Gleichwie der Entwurf eines Gebäudes unter allen der beſte ſeyn kann, wenn man den Endzweck, die Unkoſten und die Umſtände betrachtet; gleichwie eine Zuſammenſetzung gewiſſer abgebildeter Körper, die man uns giebt, unter allen die beſte ſeyn kann, die nur zu finden iſt: ſo iſt gleichfalls leicht zu begreifen, daß eine gewiſſe Einrichtung der ganzen Welt die beſte ſeyn könne, ohne daß ſie zu einem Gotte werde. Die Verbindung und Ordnung der Dinge macht, daß der Körper einer jeden Pflanze, und eines jeden Thieres, wiederum aus andern Thieren und Pflanzen, oder aus andern lebenden und organiſchen Dingen zuſammen geſetzt iſt: folglich entſteht eine Subordination. Ein Körper, eine Subſtanz dient der andern; daß ſie alſo nicht gleich vollkommen ſeyn können.

201 §. Herr Bayle hält (p. 1073.) dafür, es habe Herr Dirons zwey unterſchiedene Sätze mit einander vermiſcht: einen, daß Gott alles ſo machen ſolle, wie es weiſe und tugendhafte Leute wünſchen, nach den Regeln der Weisheit und Güte, die Gott in ſie gelegt, und wie ſie es ſelber würden machen müſſen, wenn es von ihnen abhienge; die andere, daß es der höchſten Weisheit und Gütigkeit unanſtändig ſey, etwas hervor zu bringen, welches nicht das Beſte und Vollkommenſte wäre. Herr Dirons wendet ſich, nach dem Urtheile des Herrn Bayle, den erſten Satz ein, und antwortet auf den andern. Allein hierinnen hat er meines Bedünkens recht; denn dieſe zween Sätze ſind mit einander verknüpft, und der ande-

---

(*) Dieſen Streit der noch nicht vorhandenen Dinge, die gleichſam um die Wette nach dem Daſeyn ſtreben, hat Hr. Crouſaz noch neulich, in ſeinen Reflexions ſur la belle Wolfienne lächerlich zu machen geſucht. Allein er ſtellet ſich andere fließt aus dem erſten. Wenn man nicht ſo viel Gutes thut als man könnte, ſo handelt man entweder wider die Weisheit, oder wider die Güte. Das Beſte ſeyn, und von dem Weiſeſten und Tugendhafteſten verlanget werden, iſt einerley. Und man kann ſagen, daß wenn wir die Einrichtung und Oeconomie der Welt verſtünden: ſo würden wir ſehen, daß ſie ſo gemacht ſey, und ſo regieret werde, wie es die Weiſeſten und Tugendhafteſten wünſchen könnten; weil es Gott unmöglich anders machen kann. Unterdeſſen iſt dieſes nur eine moraliſche Nothwendigkeit, und ich geſtehe, daß wenn Gott durch eine metaphyſiſche Nothwendigkeit genöthiget würde, dasjenige zu machen, was er macht; er entweder alle mögliche Dinge, oder gar nichts hervor bringen würde: und in dieſem Verſtande würde die Folge des Herrn Bayle vollkommen richtig ſeyn. Allein gleichwie alle mögliche Dinge, in einem einzigen Weltgebäude, unmöglich mit einander beſtehen können: alſo können auch, um dieſer Urſache willen, nicht alle mögliche Dinge hervorgebracht werden; und man muß daher ſchließen, Gott ſey (metaphyſiſch zu reden) zu Schaffung der Welt keinesweges genöthiget worden. Man kann ſagen, daß ſo bald als Gott beſchloſſen, etwas zu ſchaffen, ſo ſey unter allen möglichen Dingen, die alle entſtehen wollen, gleichſam ein Streit; und die, welche zuſammen genommen die meiſte Realität, die meiſte **Vollkommenheit**, und die meiſte **Intelligibilität** hervor bringen, behalten den Platz. Zwar kann dieſer Streit nicht anders als ideal, das iſt, ein Streit der Gründe in dem vollkommenſten Verſtande ſeyn; welcher Verſtand unmöglich anders, als auf die allervollkommenſte Art und Weiſe wirken, und folglich das Beſte erwählen kann. (*)

---

nur muthwillig an, als ob er nicht wüßte, was Hr. von L. dadurch verſtünde, und als ob dieſes ein wirklicher Streit bloß möglicher Dinge unter einander ſeyn ſollte. Er läßt es alſo bey einem bloßen Spotte und Scherze bewenden, Inzwiſchen iſt doch Gott durch eine moraliſche Nothwendigkeit beſtimmt, die Sachen alſo zu machen, daß nichts beſſers könne hervorgebracht werden: ſonſt würden nicht allein andere mit Recht das tadeln können, was er macht; ſondern er würde auch, was noch mehr iſt, mit ſeinen Werken ſelbſt nicht zufrieden ſeyn, und ſich die Unvollkommenheit derſelben vorwerfen; welches wider die höchſte Glückſeligkeit der göttlichen Natur läuft. Dieſe immerwährende Empfindung ſeines eignen Fehlers, oder ſeiner Unvollkommenheit würde ihm einen unvermeidlichen Verdruß erregen: wie Herr Bayle ſelbſt bey andrer Gelegenheit (p. 953.) bekennet.

202 §. Herr Dirons ſetzt in ſeinem Schluſſe etwas falſches voraus, wenn er ſpricht: es könne nichts geändert werden, als wenn es aus einem ſchlimmen in einen beſſern, oder aus einem beſſern in einen ſchlimmern Stand komme; und folglich, wofern Gott das Beſte hervor bringe, ſo könne es unmöglich geändert werden; ſondern würde eine ewige Subſtanz, ein Gott ſeyn. Allein ich ſehe nicht, warum nicht in einer Sache die Art des Guten und Böſen verändert werden könnte, ohne deſſelben Grad zu verändern. Wenn man ſich erſtlich an der Muſik, und hernach an einem Gemählde erluſtiget; oder umgekehrt, wenn man erſtlich die Augen und hernach die Ohren ergetzet: ſo kann der Grad des Vergnügens einerley bleiben, ohne daß das letztere einen andern Vorzug habe, als die Neuigkeit. Wenn die Quadratur des Zirkels (oder auf gleiche Weiſe zu reden) die Rundirung des Viereckes, erfunden würde; das iſt, wenn der Zirkel in ein Viereck gleicher Größe, oder das Viereck in einen Zirkel

---

und antwortet auf die hier befindliche Erklärung, daß nämlich dieſer Streit nur idealiſch, in dem göttl. Verſtande, als dem Sitze und der Quelle aller Möglichkeiten vorgehe, ganz und gar nichts. Dieß iſt nun die leichteſte Art mit jemanden zu ſtreiten; aber auch eine ſolche, die dem Gegner keinen wirklichen Abbruch thut. Wenn jemand eins von vieverwandelt würde: ſo würde es, überhaupt davon zu reden, ohne auf irgend einen abſonderlichen Nutzen zu ſehen, ſchwer ſeyn zu ſagen, ob man gewonnen oder verlohren hätte. Demnach kann das Beſte in ein anders, das ihm weder nach, noch vorgeht, verwandelt werden. Allein es wird doch allemal eine Ordnung, und zwar die beſte Ordnung, die nur möglich iſt, unter ihnen ſtatt finden. Wenn man den ganzen Zuſammenhang der Dinge zuſammen nimmt; ſo hat das Beſte nicht ſeines gleichen: allein einem Stücke aus dieſem Zuſammenhange kann wohl ein ander Stück aus eben dieſem Zuſammenhange gleich kommen. Ueberdem kann man auch ſagen, daß die ganze unendliche Verbindung der Dinge die beſte ſeyn könne, die nur möglich iſt: obſchon dasjenige, was in einem jeden Theile der Zeit, durch das ganze Weltgebäude geſchieht, das Beſte nicht iſt. Dieſemnach würde das Weltgebäude von Tage zu Tage ſich verbeſſern können: wenn die Natur der Dinge ſo beſchaffen wäre, daß es nicht anginge, auf einmal zum allerbeſten zu gelangen. Allein das ſind ſolche Aufgaben, von denen es ſchwer fällt zu urtheilen.

203 §. Herr Bayle vermeynt, (p. 1064.) die Frage, ob Gott vollkommenere Sachen hätte ſchaffen können, als er gemacht hat, ſey ebenfalls höchſt ſchwer, und die beyderſeitigen Gründe ſehr ſtark. Allein das iſt, meiner Meynung nach, eben ſo viel, als wenn man fragen wollte: ob die göttlichen Handlungen mit der vollkommenſten Weisheit und größten Güte überein kommen? Es iſt wohl wunderlich, daß man durch eine kleine Veränderung der Worte eine Sache zweifelhaft macht, die, wenn ſie recht verſtanden wird,

len Büchern, die ihm feil ſtehen, kaufen will, ſo ſtreiten gleichſam alle Bücher in ſeinen Gedanken um den Vorzug, und wollen gern gekaufet ſeyn. Wenn jemand der ein Haus bauen will, viel Riſſe davon vor ſich hat, ſo ſtreiten auch die ungebauten Häuſer ſchon in ihm um den Vorzug, und das Beſte gewinnt. G.

die kläreſte von der Welt iſt. Die gegenſeitigen Gründe haben nicht den geringſten Nachdruck, indem ſie nur auf die Fehler gegründet ſind, die in der Welt zu ſeyn ſcheinen. Und der Einwurf des Herrn Bayle, womit er beweiſen will, daß das Geſetz, das Beſte zu erwählen, Gott eine wahrhaftige metaphyſiſche Nothwendigkeit auflegen würde, iſt nur ein Betrug, der von dem Misbrauche der Worte herkömmt. Herr Bayle hat damals, da er der Meynung des Pater Malebranche beypflichtete, welche in dieſer Materie der meinigen gar ſehr beykömmt, ganz anders geurtheilet. Nachdem aber Herr Arnauld wider dieſen Pater geſchrieben; ſo hat Herr Bayle ſeine Meynung geändert: und ich ſtehe in der Einbildung, ſeine Neigung an allem zu zweifeln, die mit dem Alter noch mehr zugenommen, habe hiezu etwas beygetragen. Der Herr Arnauld iſt außer allem Zweifel ein großer Mann geweſen, und ſein Anſehn gilt ſehr viel; er hat in ſeinen Schriften viel ſchöne Anmerkungen wider den P. Malebranche gemacht: allein darinnen hat er nicht recht gethan, daß er dasjenige angegriffen, was dieſer Pater unſerer Lehre von der Regel des Beſten nahe kommendes geſagt.

204 §. Als ſich dieſer vortreffliche Verfaſſer des Tractats von der Unterſuchung der Wahrheit (Recherche de la Verité,) von der Philoſophie auf die Theologie gewendet: ſo hat er endlich einen ſehr ſchönen Tractat von der Natur und Gnade heraus gegeben, darinnen er nach ſeiner Art (wie es Herr Bayle in ſeinen Gedanken über die Cometen im 234. §. erkläret hat) zeiget: daß die Begebenheiten, welche aus Vollziehung der allgemeinen Geſetze entſtehen, kein Gegenſtand eines beſondern göttlichen Willens ſind. Es iſt wahr, wenn man eine Sache will, ſo will man auch eini-

---

(*) Z. E. Ein König will eine Schlacht liefern. Hiermit iſt der Tod, die Verwundung und Verſtümmelung vieler tauſende aus ſeinem Heere nothwendig verbunden. Allein der einiger maßen alles das, was nothwendig mit ſelbiger verknüpfet iſt: folglich kann Gott die allgemeinen Geſetze nicht wollen, ohne auf gewiſſe Maße alle die beſondern Wirkungen zu wollen, die nothwendig daraus entſpringen müſſen. Allein es bleibt dabey auch beſtändig wahr, daß man dieſe beſondere Wirkungen und Begebenheiten nicht ſelbſt um ihrent wegen wolle (*): und das verſteht man auch darunter, wenn man ſagt, man wolle ſie nicht durch einen beſondern und ausdrücklichen Willen. Es iſt kein Zweifel, daß Gott, als er außer ſich zu wirken beſchloſſen, eine ſolche Art zu wirken erwählet habe, die dem allervollkommenſten Weſen anſtändig, das iſt, zwar höchſt einfach und gleichförmig; dabey aber nichts deſto weniger von unendlicher Fruchtbarkeit geweſen. Man kann ſich auch ſelbſt einbilden, daß er dieſe Art durch einen allgemeinen Willen zu wirken, für die allerbeſte gehalten: obſchon einige Dinge daraus entſtänden, die bey einer andern regelmäßigen und nicht ſo einfachen Art, nach dieſes Paters Meynung überflüßig, ja (wie ich noch für mich darzu ſetze, wenn man ſie insbeſondere nimmt) böſe ſind. Man kann durch nichts beſſer, tauſenderley Schwierigkeiten aufheben, die man wider die Vorſehung Gottes macht, als wenn man dieſes voraus ſetzt: wie Herr Bayle damals ſelbſt geglaubt, als er ſeine Gedanken über die Cometen geſchrieben. „Wollte man Gott fragen, ſagt er, warum er dergleichen Sachen gemacht, wodurch die Menſchen „boshaftiger werden? das wäre ſo viel, als wenn man ihn „fragte, warum er ſeinen Entwurf (der nothwendig unendlich „ſchön ſeyn muß:) auf die allereinfacheſte und einförmigſte „Weiſe gemacht? und warum er nicht durch Zuſammenhäuſung ſolcher Rathſchlüſſe, die einander ſelbſt beſtändig „unterbrechen, den Misbrauch des freyen Willens im Men-

---

König will dieſes alles ins beſondre nicht, ob er wohl überhaupt ſiegen will; womit aber ſolche Zufälle unvermeidlich verknüpfet ſind. G.

„ſchen verhindert hat. Ferner ſaget er, daß weil die „Wunderwerke von einem beſondern Willen herkämen: „ſo müßten ſie auch einen ſolchen Endzweck haben, der Gott „rühmlich und anſtändig ſey.

205 §. Auf dieſen Grund macht er allerhand ſchöne Anmerkungen, (ch. 231.) über die Ungerechtigkeit derjenigen, die ſich über das Glück der Böſen beſchweren. Er ſpricht: „Ich trage gar kein Bedenken zu ſagen, daß alle „diejenigen, denen das Glück der Böſen fremde vorkömmt, „die Natur Gottes gar wenig betrachtet; und die Pflichten „einer allgemeinen Urſache, die alle Dinge regieret, nach „dem Maaße einer ganz unterwürfigen Vorſehung ausgemeſſen haben, welches nur niedrige Gemüther thun. Wie? „ſollte wohl Gott, nachdem er durch eine ſolche Vermiſchung, „die höchſt geſchickt iſt, die Wunder ſeiner unendlichen „Weisheit auszubreiten, theils freye und theils nothwendig „wirkende Urſachen geſchaffen, ſolche Geſetze eingeführet haben, die zwar der Natur der frey wirkenden Urſachen gemäß; aber dabey ſo wandelbar geweſen wären, daß der „geringſte Verdruß der einem Menſchen zuſtoßen möchte, „ſie, zum Untergange der menſchlichen Freyheit, ganz und „gar übern Haufen werfen würde? Ein bloßer Befehlshaber in einer Stadt würde ſich zum Gelächter machen, „wenn er ſeine Verfaſſungen und Befehle ſo oft veränderte, „ſo oft es jemanden beliebte, wider ihn zu murren: und „Gott, deſſen Geſetze auf ein ſo allgemeines Gut abzielen, „daß vielleicht alles dasjenige was wir ſehen, nur als ein „kleiner Anhang daran Theil hat, ſollte von ſolchen Geſetzen abgehen, weil ſie heute dieſem, morgen einem andern „misfallen möchten; weil bald ein abergläubiſcher Menſch, „der in dem falſchen Wahne ſtehet, als wenn eine Misgeburt etwas Böſes bedeute, von ſeinem Irrthume auf ein „ſchädliches Opfer verfallen; bald wieder etwan eine fromme Seele, die jedennoch die Tugend nicht hoch genug

„ſchätzt, daß ſie glauben könnte, man ſey ſchon genug ge-
„ſtraft, wenn man keine beſitze, ſich darüber ärgern würde,
„daß ein boshaftiger Menſch Reichthum und Geſundheit
„hat? Kann man ſich wohl ſo irrige Begriffe von einer all-
„gemeinen Vorſehung machen! Und da alle Welt geſteht,
„daß dieſes Geſetz der Natur, das Starke überwindet
„das Schwache, ſehr weislich eingeführet worden; und
„es lächerlich wäre, wenn man begehren wollte, daß Gott,
„wenn ein Stein auf ein zerbrechliches Gefäße fällt, woran
„der Beſitzer ſeine Luſt und Vergnügen hat, ſolches Geſetz
„abſchaffen möchte, um dieſem Herrn keinen Verdruß zu
„verurſachen: muß man nicht bekennen, daß es nicht weni-
„ger lächerlich ſeyn würde, wenn man verlangte, daß Gott
„eben dieſes Geſetz abſchaffen ſollte, um zu verhindern, daß
„ſich ein böſer Menſch nicht von demjenigen bereichern kön-
„ne, was er einem Frommen entzogen? Je mehr ein bos-
„haftiger Menſch die Triebe des Gewiſſens und der Ehre
„mit Füßen tritt, deſto mehr übertrifft er den Frommen an
„Stärke. Wenn er ſich alſo an den Frommen macht, ſo
„muß er ihn nach dem ordentlichen Laufe der Natur verder-
„ben. Haben ſie alle beyde mit der Einnahme fürſtlicher
„Gelder zu thun; ſo muß der Böſe, nach eben dieſem Laufe
„der Natur reicher werden, als der Gute: eben als wie ein
„heftiges Feuer mehr Holz verzehret, als ein Strohfeuer.
„Diejenigen, die es gerne ſähen, daß ein böſer Menſch krank
„würde, ſind öfters eben ſo ungerecht, als die, welche wünſch-
„ten, daß ein Stein, der auf ein Glas fällt, es nicht zer-
„bräche. Denn bey ſeiner Leibesbeſchaffenheit vermag we-
„der die Speiſe und der Trank, die er zu ſich nimmt, noch
„die Luſt die er ſchöpfet, natürlicher Weiſe ſeiner Geſund-
„heit zu ſchaden. Alſo beſchweren ſich diejenigen, die ſich
„über ſeine Geſundheit beſchweren, bloß darüber, daß Gott
„die Geſetze der Natur, die er eingeführt, nicht verletzet:
„worinnen ſie aber um ſo viel ungerechter handeln, je öfter

„es zu geſchehen pfleget, daß durch die Verbindung der „Dinge, die bloß und allein Gott alſo einzurichten vermö„gend geweſen, der Lauf der Natur die Straſe der Sünde „mit ſich führet.“

206 §. Es iſt Schade, daß Herr Bayle ſo bald den Weg verlaſſen, auf den er glücklicher Weiſe gekommen war, von der Vorſehung Gottes ſo wohl zu ſprechen: er hätte gewiß großen Nutzen ſchaffen können, und indem er ſchöne Sachen geſagt hätte, ſo würde er auch zugleich nützliche Dinge geſagt haben. Ich ſtimme dem P. Malebranche bey, daß Gott die Sachen auf eine ſolche Art ſchafft, die ihm am allerrühmlichſten und anſtändigſten iſt. Allein ich gehe, in Anſehung des **beſondern** und **allgemeinen Willens**, noch ein wenig weiter als er. Gleichwie Gott nichts ohne Grund und Urſache thun kann, auch ſelbſt wenn er Wunder thut: ſo iſt daraus zu ſchließen, daß er in Anſehung der einzelnen Begebenheiten keinen Willen habe, der nicht aus einer allgemeinen Wahrheit, oder aus einem allgemeinen Willen folge. Demnach wollte ich ſagen: daß Gott
niemals

(*) Ehe man, nach dieſem Kennzeichen, etwas für ein Wunderwerk halten kann, muß man zuvorher genau wiſſen und ausmachen, werinnen die Natur der erſchaffenen Dinge beſtehe. Nach den Carteſianern beſteht das Weſen und die eigentliche Natur der körperlichen Dinge in der bloßen Ausdehnung; folglich werden die mechaniſchen Geſetze der Bewegung, und die urſprünglichen innerlichen Kräfte, die der Herr von Leibnitz auch den körperlichen Subſtanzen zuſchreibet, lauter Wunderwerke ſeyn, weil man ſie aus der bloßen Ausdehnung nicht erklären kann. Will man dieſe allgemeinen Geſetze, oder dieſe weſentlichen Kräfte, unter der Natur der Körper mit begreifen: ſo ſehe ich nicht, wie man es den Neutonianern für übel halten könne, wenn ſie die eben ſo allgemeinen Geſetze der Anziehung, gleichfalls nicht für einen Erfolg der Natur der Dinge, ſondern für etwas, das zur Natur der Dinge, und zu ihren von Gott erhaltenen Kräften, ſelbſt mit gehöret, ausgeben. Auf gleiniemals dergleichen beſondern Willen, wie es dieſer Pater verſteht, das iſt, keine *Voluntates particulares primitivas* habe.

207 §. Ja ich glaube gar, daß hierinnen die Wunderwerke nichts beſonders haben, dadurch ſie von andern Begebenheiten unterſchieden würden: denn die Gründe einer Ordnung, die höher als die Ordnung der Natur iſt, bewegen Gott, dieſelbe zu thun. Demnach möchte ich mit dem Pater nicht ſagen: daß Gott den allgemeinen Geſetzen ſo oft Abbruch thue, ſo oft es die Ordnung erfordert; er thut niemals einem Geſetze Abbruch, außer durch ein ander Geſetz, das ſich leichter anwenden läßt: und was die Ordnung erfordert, das kann nicht anders, als der Regel der Ordnung gemäß ſeyn, die mit unter der Zahl der allgemeinen Geſetze begriffen iſt. Das Kennzeichen der Wunderwerke (wenn ſie in dem genaueſten Verſtande genommen werden) iſt, daß man ſie nicht aus der Natur der erſchaffenen Dinge erklären kann. (*) Wenn Gott alſo ein allgemeines Geſetz machte, vermöge deſſen die Körper einander anziehen ſollten,

---

che Weiſe können die allgemeinen Geſetze, nach welchen Leib und Seele in einander wirken, zur Natur der erſchaffenen Dinge mit gerechnet werden. Es iſt wahr, man ſoll die Grundurſachen der Natur nicht ohne Noth vervielfältigen: allein es iſt die Frage, ob es in den angeführten Fällen ohne Noth geſchieht? Herr Leibnitz giebt weiter unten (P. III. §. 355.) ein ander Exempel eines allgemeinen Geſetzes, welches nicht ohne beſtändige Wunderwerke könnte ausgeführet werden; nämlich wenn Gott haben wollte, daß ſich die Körper nach runden Linien bewegen, das iſt, alle Augenblicke umlenken und eine neue Richtung annehmen ſollten. Es ſcheint aber ein ziemlicher Unterſchied unter dieſem und den vorigen Exempeln zu ſeyn. Denn wenn gleich die Geſetze der Anziehung nicht aus der übrigen Natur der Körper, und aus andern allgemeinen Geſetzen können erklärt werden: ſo können ſie doch gar wohl mit ihnen beyſammen ſtehen; welches aber mit dem Geſetze der Kreisbewegung, wie Herr ten, ſo könnte er es unmöglich anders, als durch immerwährende Wunderwerke ausführen. Eben alſo, wenn Gott wollte, daß nach dem Lehrgebäude der veranlaßenden Urſachen ſich die Gliedmaßen des menſchlichen Körpers nach dem Willen der Seele richten ſollten: ſo würde dieſes Geſetz gleichfalls nicht ohne beſtändige Wunderwerke können ausgeführet werden.

208 §. Daher iſt zu ſchließen, daß Gott unter den allgemeinen Regeln, die eben nicht ſchlechterdings nothwendig ſind, die natürlichſten erwählet, von denen man am leichteſten Grund geben kann, und welche auch am bequemſten ſind von andern Dingen Grund zu geben. Dieſes iſt ohne Zweifel am allerſchönſten und einträglichſten; und wenn gleich ſonſten das Lehrgebäude von der vorherbeſtimmten Harmonie nicht nothwendig wäre; indem man die überflüßigen Wunderwerke dadurch abſchafft: ſo würde dennoch Gott es erwählet haben, weil es am meiſten harmoniſch iſt. Die Wege Gottes ſind die allereinfacheſten und gleichförmigſten, und zwar deswegen, weil er ſolche Regeln erwählet, die einander am allerwenigſten einſchränken. Sie ſind auch in Anſehung ihrer Einfältigkeit die fruchtbarſten und einträglichſten: welches ſo viel iſt, als wenn man zu ſagen pflegt; dieſes oder jenes Haus ſey das Beſte, das man mit eben den Unkoſten habe bauen können. Ja man kann

Leibnitz ſelbſt erkennet, keinesweges angeht. Alſo müßte man, nach dieſem letztern Exempel, ſagen: das Kennzeichen der Wunderwerke beſtünde darinnen, daß ſie denen von Gott zwar höchſt weislich, jedoch nicht nothwendig eingeführten allgemeinen Geſetzen, und folglich (wofern man dieſe Geſetze zur Natur der Dinge gerechnet) ſelbſt der Natur zuwider wären. Und in Wahrheit, wenn man gleich zugiebt, daß alles dasjenige für ein Wunderwerk zu halten ſey, was aus den Kräften und Geſetzen der Natur nicht kann erkläret werden, ob es ſchon ſolchen Geſetzen nicht ſchlechterdings zuwider iſt: ſo kann man doch unmöglich gewiß kann dieſe zwo Bedingungen, die Einfältigkeit und die Fruchtbarkeit, unter einem einzigen Vortheile begreifen, welcher darinnen beſteht, daß er die meiſte Vollkommenheit die nur möglich iſt, hervor bringet: und durch dieſes Mittel läßt ſich das Lehrgebäude des P. Mallebranche hierinnen mit meinem vereinigen. Denn wenn man die Wirkung zwar größer, die Mittel und Wege aber nicht ſo einfach annähme: ſo bin ich der Meynung, man könnte nach einem genauen Ueberſchlage ſagen: die Wirkung ſelbſt wäre nicht ſo groß; wofern man nämlich nicht allein die letzte, ſondern auch die mittlere Wirkung betrachtete. Denn der Weiſeſte macht, ſo viel möglich iſt, daß die Mittel auch einiger maßen zum **Endzwecke** werden; das iſt, daß man ſie nicht allein wegen ihrer Wirkung, ſondern auch wegen ihrer eigenen Natur wünſchet und verlanget. Die allzuſehr zuſammengeſetzten Mittel nehmen gar zu viel Platz, zu viel Ort und Zeit ein, welche man beſſer hätte anwenden können.

209 §. Wenn nun alles auf die höchſte Vollkommenheit ankömmt, ſo kömmt man auf unſer Geſetze des Beſten. Denn die Vollkommenheit begreift nicht allein das **moraliſche**, und **phyſikaliſche Gute** der verſtändigen Creaturen, ſondern auch das **metaphyſiſche**, welches zugleich die vernunftloſen Creaturen angeht. Daraus folgt, daß das Böſe, welches in den vernünftigen Creaturen befindlich iſt, nur

---

verſichert ſeyn, daß eine Begebenheit unter die wahrhaftigen und eigentlich alſo genannten Wunderwerke gehöre, wenn ſie nicht entweder in der heiligen Schrift für ein ſolches Wunderwerk ausgegeben wird; oder den bekannten und unfehlbaren Geſetzen der Natur augenſcheinlich zuwider iſt. Denn wir wiſſen nicht, wie viel und mancherley dieſe Geſetze ſind; und es iſt keine richtige Folge: daß dasjenige, was wir aus den uns bekannten Geſetzen oder Kräften zu erklären nicht vermögen, ſchlechterdings in der Natur keinen Grund habe. R.

nur beyläufig geſchieht: nicht durch vorhergehende, ſondern durch einen nachfolgenden Willen, weil es in dem beſtmöglichſten Entwurfe mit enthalten iſt; und das metaphyſiſche Gute, das ſich auf alle Dinge erſtrecket, iſt die Urſache, daß bisweilen das moraliſche und phyſikaliſche Böſe Platz finden muß, wie ich es ſchon mehr als einmal erkläret habe. Ich befinde, daß die alten Stoiker von dieſem Lehrgebäude nicht weit entfernet geweſen. Selbſt Herr Bayle hat dieſes in ſeinem Wörterbuche, unter dem Artikel, Chryſippus, im Buchſt. T. angemerket. Es iſt der Mühe wohl werth, daß wir ſeine eigene Worte hievon anführen, damit wir ihn bisweilen ſich ſelbſten entgegen ſetzen, und ihn wieder auf die guten Gedanken bringen können, die er vormals gehegt hat. Er ſpricht p. 930. „Chryſippus unterſuchte, in „ſeinem Werke von der Vorſehung, unter andern Fragen „auch dieſe: ob die Natur der Dinge, oder die Vorſehung, „welche die Welt und das menſchliche Geſchlecht geſchaffen, „auch die Krankheiten geſchaffen habe, denen die Menſchen „unterworfen ſind? Er antwortet, der vornehmſte End„zweck der Natur ſey nicht geweſen, die Menſchen kränklich „zu machen; denn dieſes würde der Urſache alles Guten „ſchlecht anſtehen: ſondern indem ſie viele wichtige, wohl „geord-

---

(*) Dieſe Anmerkung iſt zwar nicht übel ausgedacht: allein gleichwohl kann man noch dieſes hinzu ſetzen. Das menſchliche Haupt, und überhaupt, die Köpfe der meiſten Thiere, mögen aus ſo ſchwachen Gebeinen zuſammengeſetzt ſeyn, als ſie wollen: ſo ſind ſie doch ſo dauerhaft, daß ſie unſägliche Zufälle von Schlägen und Stößen ertragen und überſtehen können. Wie unzählichemal fallen nicht Kinder, bey denen gleichwohl die Hirnſchalen, wie alle Knochen, noch nicht ihre völlige Härte erlanget haben. Und gleichwohl erhält ſich dieſe ſo ſchwache Kugel nicht nur ganz, ſondern bekömmt auch nicht einmal eine beſtändige Beule. Ich weis daß einem zwölfjährigen Knaben ein Kutſchenrad über den Kopf gegangen; ohne daß ihm das geringſte gefehlet. Wie viele Erwachſene nun, fallen nicht zuweilen auf dem harten Eiſe,

„geordnete, nützliche und bequeme Sachen zubereitet und „hervorgebracht hätte, ſo habe ſichs befunden, daß einige „Unbequemlichkeiten daraus entſtanden; und dieſe wären „daher ihrem erſten Abſehen und Endzwecke nicht gemäß „geweſen: ſie hätten ſich aber in dem Fortgange des Werks „befunden, ſie wären nur als Folgerungen entſtanden. Was „die Bildung des menſchlichen Körpers anlanget, ſo ſagt er: „der allerfeinſte Begriff, ja ſelbſt der Nutzen des Werkes „habe erfordert, daß das Haupt aus zarten und dünnen Ge„beinen zuſammen geſetzt würde: allein daraus ſey dieſe „Beſchwerlichkeit entſtanden, daß es den Schlägen und „Stößen ſehr wenig widerſtehen könne (*) Die Natur „bereitete die Geſundheit zu, und die Quelle der Krankhei„ten müßte zu gleicher Zeit durch eine gewiſſe Art der Con„comitanz eröffnet werden. Eben ſo verhielte ſichs auch „mit der Tugend; indem die Natur mit Fleiß die Tugend „hervorgebracht, ſo wären auch die Laſter, gleichſam durch „einen Gegenſtoß (Contrecoup) entſtanden. Ich habe „dieſe Stelle nicht von Wort zu Wort überſetzet, derowe„gen will ich das Lateiniſche des Aulus Gellius ſelbſt, denen„jenigen zum Beſten, die dieſe Sprache verſtehen, hieher „ſetzen. (**) (Aul. Gell. lib. 6. C. 1.) Ich glaube nicht,

oder ſchlagen hohe Treppen herunter, ohne den geringſten Schaden zu haben! Hätte nun wohl ein Kopf aus Glas, Porcellan, Marmor, oder Metall dauerhafter ſeyn können? G.

(**) Idem Chryſippus in eod. lib. (quarto, περὶ προνοίας) tractat, conſideratque, dignumque eſſe id quaeri putat, εἰ αἱ τῶν ἀνθρώπων νόσοι κατὰ φύσιν γίνονται; id eſt, naturane ipſa rerum, vel prouidentia, quae compagem hanc mundi & genus hominum fecit, morbos quoque & debilitates & aegritudines, corporum, quas patiuntur homines, fecerit? Exiſtimat autem, non fuiſſe hoc principale naturae conſilium, vt faceret homines morbis obnoxios. Nunquam enim hoc conueniſſe na-

„daß ein Heyde, bey der Unwiſſenheit von dem Falle des „erſten Menſchen; welcher Fall uns bloß aus der Offenba„rung bekannt und die wahre Urſache unſers Elendes iſt, „was vernünſtigers hätte ſagen können. Wenn wir noch „mehr dergleichen Auszüge aus den Werken des Chryſip„pus oder vielmehr ſeine Werke ſelbſt hätten: ſo würden wir „von ſeinem vortrefflichen Verſtande eine viel beſſere Mey„nung als jetzo haben.“

210 §. Nun wollen wir auch ſehen, wie ſich Herr Bayle geändert hat. Nachdem er in ſeiner Antwort aux queſtions d'un Provincial ch. 155. p. 962. T. 3. dieſe Worte des Herrn Jaquelots angeführet, die mir überaus wohl anſtehen: „Die Ordnung der ganzen Welt verändern, iſt eine Sache „von unendlich größerer Wichtigkeit, als das Wohlergehen „eines frommen Menſchen; ſo ſetzt er hinzu: In dieſem „Gedanken ſteckt etwas, das gar ſehr verblendet. Der „Pater Malebranche hat ihn über alle maßen ſchön ausge„führt, und einige Leſer wirklich überredet, daß ein einfa„ches und dabey ſehr fruchtbares Weltgebäude der Weisheit „Gottes viel gemäßer ſey, als ein zuſammengeſetzteres „und nach Proportion nicht ſo fruchtbares; das aber ſonſt „den Unordnungen vorzubeugen geſchickter iſt. Herr Bayle „iſt mit unter denenjenigen geweſen, die in den Gedanken „geſtanden, Malebranche habe dadurch eine unvergleichliche „Auflöſung gegeben, (Herr Bayle redet allhier ſelbſt.) „Allein man kann faſt unmöglich damit zufrieden ſeyn, wenn „man

turae auctori parentique rerum omnium bonarum. Sed quum multa, inquit, atque magna gigneret pareretque aptiſſima & vtiliſſima, alia quoque ſimul agnata ſunt incommoda, iis ipſis, quae faciebat, cohaerentia: eaque non per naturam, ſed per ſequelas quaſdam neceſſarias facta dicit, quod ipſe appellat κατὰ παρακολούθησιν. Sicut, inquit, quum corpora hominum natura fingeret, ratio ſubtilior & vtilitas ipſa operis poſtulauit, vt tenuiſſimis

„man die Bücher des Herrn Arnauld wider dieſes Lehrgebäu-
„de geleſen, und wenn man den weitläuftigen und unermeßli-
„chen Begriff des allervollkommenſten Weſens betrachtet.
„Dieſer Begriff lehret uns, daß Gott nichts leichters ſey,
„als einem einfachen, fruchtbaren, ordentlichen, und zu glei-
„cher Zeit allen Creaturen bequemen Entwurfe zu folgen.“

211 §. Als ich in Frankreich war, zeigte ich dem Herrn Arnauld ein Geſpräche, das ich in lateiniſcher Sprache, von der Urſache des Böſen und der Gerechtigkeit Gottes, verfertiget hatte: und das war nicht allein vor ſeinen Streitigkeiten, die er mit dem Pater Malebranche gehabt; ſondern auch noch vorher, ehe das Buch von der **Unterſuchung der Wahrheit** zum Vorſcheine gekommen war. Ich hatte mich ſchon damals des Grundſatzes, den ich hier behaupte, nämlich, daß die Sünde deswegen ſey zugelaſſen worden, weil ſie mit in dem beſten Entwurfe der Welt begriffen geweſen, bedienet; und Herr Arnauld ſchien darüber gar nicht entrüſtet zu ſeyn. Allein die kleinen Händel, die er nach der Zeit mit dieſem Pater gehabt, haben ihn bewogen, dieſe Sache mit mehrerer Aufmerkſamkeit zu unterſuchen, und härter davon zu urtheilen. Inzwiſchen bin ich nicht gänzlich mit der Art zufrieden, womit die Sache hier von dem Herr Bayle ausgedrücket worden: denn ich glaube keinesweges, **daß ein zuſammengeſetzterer und nicht ſo fruchtbarer Entwurf geſchickter ſeyn könne, den Unordnungen vorzubeugen.** Die Regeln ſind allgemeine Willen:

---

minutiſſimisque oſſiculis caput compingeret. Sed hanc vtilitatem rei maioris alia quaedam incommoditas extrinſecus conſecuta eſt; vt fieret caput tenuiter minutum & ictibus offenſionibusque paruis fragile. Proinde morbi quoque & aegritudines partae ſunt, dum ſalus paritur. Sic hercle, inquit, dum virtus hominibus per conſilium naturae gignitur, vitia itidem per affinitatem nata ſunt.

je mehr man die Regeln beobachtet, (*) je mehr Regularität entſteht daraus; und die Einförmigkeit und Fruchtbarkeit ſind der Endzweck, worauf die Regeln zielen. Man wird mir einwerfen: ein durch und durch ſehr einförmiges Weltgebäude würde ohne alle Unordnungen ſeyn: allein ich antworte, eine allzugroße Aehnlichkeit und Gleichförmigkeit würde für eine Irregularität zu halten ſeyn, und die Regeln der Harmonie verletzen. Ein Harfeniſt wird ausgelacht, wenn er immer auf einer Saite leyert.

- - - *Et Citharaedus*
Ridetur, chorda qui ſemper oberrat eadem.

Ich glaube demnach, daß Gott einem einförmigen, fruchtbaren, und regelmäßigen Entwurfe folgen könne: allein ich glaube nicht, daß der beſte und regulärſte zu gleicher Zeit allen Creaturen bequem ſey; und dieſes ſchließe ich *a poſteriori:* denn derjenige, den Gott erwählet hat, der iſt es nicht. Doch habe ich es auch durch mathematiſche Exempel *a priori* gezeiget, und es wird alſobald noch ein dergleichen Exempel folgen. Einem Origeniſten, nach deſſen Meynung endlich die vernünftigen Creaturen alle werden ſelig werden, kann noch leichter ein Genügen geſchehen. Er wird nach dem Exempel deſſen, was der heilige Apoſtel von dem Leiden dieſer Zeit redet, ſagen: alles dasjenige Leiden, ſo ein Ende nehme, könne mit einer ewigen Glückſeligkeit nicht verglichen werden. (**)

212 §. Das was einen in dieſer Sache, wie ich ſchon ange-

(*) Das Wort mehr beziehet ſich nicht auf die Regeln, ſondern auf das Beobachten. M.

(**) So hat le Clerc in ſeinen Parrhaſianen auf d. 313. S. des 1. B. der Amſt. Ausg. von 1701. geantwortet Er giebt das Gleichniß von einer künſtlichen engliſchen Uhr, die in dem Augenblicke, darinn ſie von ihrem Meiſter aufgezogen wird, einige kleine Ungleichheiten in den Schlägen der Secunden zeiget: die aber gar nicht machen, daß deswegen die angemerket habe, betriegen kann, iſt dieſes, daß man glaubt: das Beſte im Ganzen ſey auch das Beſte, welches in allen Theilen möglich ſey. So urtheilet man in der Geometrie, wenn von dem Gröſten und Kleinſten gehandelt wird. Wenn der Weg von A nach B, den man ſich vorſetzet, der allerkürzeſte iſt, und wenn der Weg durch C geht: ſo muß auch der Weg von A nach C, als ein Stück des erſtern, der allerkürzeſte ſeyn, der nur möglich iſt. Allein der Schluß von der Quantität auf die Qualität geht ſo wenig allemal wohl an, als der Schluß von gleichen, auf ähnliche Sachen. Denn gleiche Sachen ſind, die einerley Größe haben, und ähnliche kommen in Beſchaffenheiten überein. Als der ſelige Herr Sturm, ein berühmter Mathematicus zu Altdorf, in ſeiner Jugend in Holland war, ſo gab er daſelbſt ein kleines Buch unter dem Titel: *Euclides catholicus*, in den Druck, darinnen er ſich bemühte, in Sachen, die nicht mathematiſch ſind, richtige und allgemeine Regeln zu geben, wozu er von ſeinem ehemaligen Lehrer, dem ſeligen Erhard Weigel, war angefriſchet worden. In dieſem Buche deutet er dasjenige auf die ähnlichen Sachen, was Euklides von den gleichen geſagt hat, und macht dieſen Grundſatz: Wenn man ähnliche Dinge zu ähnlichen ſetzet, ſo ſind auch die Summen ähnlich; *Si ſimilibus addas ſimilia, tota ſunt ſimilia:* allein es waren ſo viel Einſchränkungen nöthig, dieſe neue Regel zu entſchuldigen, daß es beſſer geweſen wäre, wenn man ſie bald anfangs mit dieſem Zuſatze

---

ganze Uhr einen Abgang an der vollkommenſten Richtigkeit leiden ſollte, wenn ſie nur in dem ganzen übrigen Laufe, aufs genaueſte mit dem Sonnenlaufe übereinſtimmet. Eben ſo wäre die Dauer dieſer Welt in Anſehung einer ganzen ſeligen Ewigkeit, nur für einen Augenblick zu halten. Da käme es nun auf die Unordnungen der erſten ſechs tauſend Jahre ſo wenig an, daß ſie in Anſehung alles übrigen überſchwenglichen Guten, ganz und gar verſchwände. G.

vorgetragen hätte: Wenn man ähnliche Dinge zu ähnlichen, auf ähnliche Weiſe, hinzuſetzt, ſo ſind auch die Summen ähnlich. (*Si ſimilibus ſimilia addas* ſimiliter, *tota ſunt ſimilia.*) So pflegen auch die Meßkünſtler oft nicht allein ähnliche, (ſimilia) ſondern auch ſolche Dinge, die eine ähnliche Stellung haben, (ſimiliter poſita) zu erfordern.

213 §. Dieſer Unterſcheid zwiſchen der Größe und Beſchaffenheit zeigt ſich auch in unſerm Falle. Ein Theil von dem kürzeſten Wege zwiſchen zweyen äußerſten Enden, iſt auch der kürzeſte Weg zwiſchen den Enden dieſes Theils: allein ein Theil vom ganzen Beſten, iſt eben nicht nothwendig das Beſte, das man aus dieſem Theile machen könnte. Ein Theil von einer ſchönen Sache iſt nicht allemal ſchön, indem er auf eine irreguläre Art und Weiſe aus dem Ganzen, oder auch in demſelben, kann genommen werden.(*) Wenn die Güte und Schönheit allezeit in einerley und durch und durch gleichförmigen Dingen beſtünde, wie die Ausdehnung, die Materie, das Gold, das Waſſer, und andere Körper, die man für durchweg gleichförmig hält: ſo müßte man allerdings ſagen, daß ein Theil vom Guten und Schönen ſo ſchön und gut wäre, als das Ganze; weil es allezeit dem Ganzen ähnlich ſeyn würde. Allein in den relativiſchen Dingen iſt es ganz anders: ein mathematiſches Exempel wird meine Meynung am beſten erklären.

214 §. Es giebt eine gewiſſe Art der Geometrie, die der Herr Jungius von Hamburg, einer der vortrefflichſten Leute ſeiner Zeit, empiriſch nennete. Sie bedient ſich demon-

---

(*) Aus einem ſehr ſchönen Garten, kann man z. E. ein Miſtbeet heraus nehmen, das an ſich ſelbſt eben nicht ſchön iſt; und doch den Garten deſto ſchöner machen hilft. Aus einem ſchönen Bilde, kann man einen ſehr dunkeln ſchattigten Fleck herausſchneiden, dem man nichts als Dunkelheit und Schwärze anſieht, wenn er nicht auf der Stelle ſteht, wo er durch demonſtrativiſcher Erfahrungen, und beweiſt viele Sätze des Euklides, ſonderlich aber diejenigen, welche die Gleichheit zwoer Figuren betreffen, wenn man eine in Stücke zerſchneidet, und dieſe Stücke wieder zuſammen ſetzt um die andere daraus zu machen. Wenn man auf dieſe Weiſe, die Quadrate derer beyden Seiten eines rechtwinklichten Dreyecks, gehöriger maßen in Stücke zerſchneidet, und dieſe Stücke, wie ſichs gehöret, wieder zuſammen ſetzet: ſo macht man das Quadrat der Hypotenuſe daraus; und hiedurch beweiſt man den 47 Satz des erſten Buchs des Euklides auf eine empiriſche Art. Geſetzt nun, daß einige von den zwey kleinen Quadraten genommene Stücke ſich verlöhren; ſo wird zu dem großen Vierecke, welches man daraus machen ſoll, etwas fehlen: und dieſes mangelhafte Zuſammengeſetzte wird ſehr unförmlich und übel ausſehen. Und wenn man die übergebliebenen Theile ohne einige Abſicht auf das große Viereck, das ſie machen helfen, abſonderlich genommen hätte: ſo würde man ſie ganz anders zuſammen ſetzen, um etwas noch ziemlich leidliches daraus zu machen. Allein, ſo bald die verlohrnen Theile ſich wiederum finden, und man das mangelhafte Zuſammengeſetzte damit ergänzet; ſo wird eine ſchöne und reguläre Sache, nämlich das ganze große Viereck, daraus werden: und dieſes vollkommene Zuſammengeſetzte wird weit ſchöner ſeyn, als das leidliche, welches bloß aus den Stücken gemacht worden, die nicht waren verlohren gegangen. Das vollkommene Zuſammengeſetzte iſt mit der ganzen Welt zu vergleichen: und das mangelhafte, welches ein Theil des Vollkommenen iſt, mit einem Theile der Welt;

ſeinen Schatten dient, etwas Lichtes deſto mehr zu erheben. Und in der ſchönſten Muſik können ſolche Diſſonanzen oder Pauſen vorkommen, die allein betrachtet, nichts als Uebelklang oder Unvollkommenheit ſind, wenn ſie nicht im Zuſammenhange zu der mehrern Schönheit des Ganzen beytragen. G.

darinnen wir unterſchiedene Mängel antreffen, welche der Urheber der Dinge zugelaſſen hat, weil ſonſt das Ganze, wenn er dieſe mangelhaften Stücke verändert hätte, und ein mittelmäßiges Werk daraus machen wollen, nicht ſo ſchön geweſen ſeyn würde. Denn die Theile des mangelhaften Zuſammengeſetzten, wofern ſie anders wären zuſammengeſetzt worden, um ein leidliches Werk daraus zu machen, würden gehöriger maßen nicht haben können angewendet werden, das ganze und vollkommene Viereck zu bilden. Thomas von Aquino hat etwas von dieſen Dingen eingeſehen, wenn er geſagt: **Einem klugen Regenten kömmt es zu, einigen Mangel des Guten in einem Theile nicht zu achten, damit das Gute im Ganzen deſtomehr vermehret werde.** (*Ad prudentem gubernatorem pertinet, negligere aliquem defectum bonitatis in parte, vt faciat augmentum bonitatis in toto;* Thom. contra gent. lib 3. cap. 71.) Thomas Gataker führet in ſeinen Anmerkungen über das Buch des Marcus Aurelius lib. 5. c. 8. bey dem Herrn Bayle, auch Stellen der Schriftſteller an, welche ſagen, daß das Böſe der Theile öfters das Gute des Ganzen ſey.

215 §. Doch wir müſſen wieder auf die Einwürfe des Herrn Bayle kommen. Er ſtellt ſich (p. 963.) einen Fürſten vor, der eine Stadt bauen läßt, und aus einem falſchen Geſchmacke lieber haben will, daß ſie prächtig ausſehen, und in der Baukunſt was ſonderliches und freyes hervor leuchten ſoll; als daß die Einwohner in derſelben alle Bequemlichkeit antreffen mögen. Allein wenn dieſer Fürſt wahrhaſtig

---

(*) Wie aber? wenn die Lage einer Stadt zur Handlung bequem wäre; aber ſonſt auf einem unfruchtbaren und ſumpfigten Boden läge, ja wohl gar die meiſte Zeit mit einer ungeſunden Luft bedecket wäre. Sollte da ein weiſes Weſen wohl eine Stadt bauen? So hat gleichwohl Peter der Große ſein Petersburg angeleget, da er in ſeinem großen haftig großmüthig wäre, ſo würde er die bequeme Baukunſt der prächtigen vorziehen. So urtheilet Herr Bayle. Ich wollte aber dennoch glauben, daß Fälle vorhanden ſind, da man mit Recht die Schönheit der Bauart eines Pallaſts, der Bequemlichkeit einiger Hausgenoſſen vorziehen könnte. Doch geſtehe ich, daß die Bauart zu tadeln ſeyn würde, wenn ſie gleich noch ſo ſchön wäre, wofern ſie den Einwohnern allerhand Krankheiten verurſachte; zumal wenn man in Anſehung der Schönheit, der Bequemlichkeit, und der Geſundheit zuſammen genommen, eine beſſere machen könnte. Denn man kann alſo dieſe Vortheile nicht allezeit auf einmal haben; und wofern die Bauart des Schloſſes ganz unerträglich werden ſollte, wenn man es auf die mitternächtige Seite des Berges, welches die allergeſundeſte iſt, bauete: ſo würde man es freylich gegen Mittag anlegen. (*)

216 §. Herr Bayle wendet ferner ein, es könnten zwar unſere Geſetzgeber unmöglich dergleichen Verfaſſungen machen, die allen insbeſondere bequem wären: Kein Geſetze iſt allen und jeden bequem genug: es fragt ſich nur, ob es den meiſten und überhaupt nützlich iſt; (*Nulla lex ſatis commoda omnibus eſt, id modo quaeritur, ſi maiori parti & in ſummam prodeſt;* Cato apud Liuium lib. 34. circa init.) Allein die Urſache warum ſie ſolche Geſetze ergreifen müßten, die nach genugſamer Ueberlegung, zum wenigſten mehr nützlich als ſchädlich befunden würden, ſey dieſe, weil ihre Erkenntniß und Einſicht eingeſchrenkt ſey. Dieſes aber laſſe ſich nicht auf Gott deuten, der eben ſo unendlich mächtig und verſtändig, als gut und wahrhaftig

---

Reiche viel bequemere Plätze zu einer Stadt hätte finden können. Ja ſo ſind die meiſten holländiſchen Städte, ſonderlich aber Amſterdam erbauet; und dennoch tadelt dieſelben niemand: weil das Böſe, durch viel Gutes reichlich erſetzet wird. G.

groß ſey. Ich antworte, man kann Gott, indem er das Beſtmöglichſte erwählet, keine Einſchränkung ſeiner Vollkommenheiten vorwerfen: und in der Welt übertrifft nicht allein das Gute das Böſe, ſondern das Böſe dient auch zur Vermehrung des Guten.

217 §. Er merket dabey an, daß die Stoiker aus dieſem Grundſatze was Gottloſes gezogen haben, indem ſie ſagen: man müſſe das Böſe geduldig ertragen, weil es nicht allein zur Vollſtändigkeit der Welt, ſondern auch zur Glückſeligkeit, Vollkommenheit, und Erhaltung Gottes, der die Welt regieret, nöthig ſey. Und dieſes will Kaiſer Marcus Aurelius im 8 Cap. des 5 Buches ſeiner Betrachtungen haben, wenn er ſpricht: **Man muß aus zweyerley Urſachen alles dasjenige lieb haben, was einem begegnet: erſtlich, weil es gleichſam mit und für uns gebohren, und nach uns eingerichtet iſt; und zum andern, weil es zur Glückſeligkeit, Vollkommenheit und Erhaltung desjenigen, der die ganze Welt regieret, etwas beyträgt.** (τῆς ἐυοδίας, καὶ τῆς συντελίας, καὶ τῆς συμμονῆς ἀυτῆς) Dieſe Lehre iſt eben nicht die allervernünftigſte dieſes Kaiſers. Sein *Diligas oportet* (ςέργειν χρὴ. **man muß es lieb haben**) heißt und gilt nichts: eine Sache wird deswegen nicht liebenswürdig, weil ſie nothwendig iſt, oder weil ſie über einen verhängt iſt; und was böſe für mich iſt, das bleibt böſe, ungeachtet es meinem Herrn gut iſt, wenn ich von dieſem Guten nichts genieße. (*) Was in der Welt gut iſt, iſt unter andern dieſes, daß das allge-

---

(*) Daß eben dieſes die Meynung des weiſen Kaiſers geweſen ſey, erhellet aus vielen andern Stellen ſeiner Betrachtungen. Z. E. in ſeinem IV. Buche im 44 Cap. ſchreibt er: „Haben die Götter einen Rathſchluß gemacht, was mir wiederfahren ſoll: ſo bin ich verſichert, ſie haben mein Beſtes „beſchloſſen. Einen Gott aber, ohne Rathſchluß, kann man „ſich nicht vorſtellen. Warum ſollten mir aber die Götter allgemeine Gute wirklich zu einem beſondern Guten derjenigen wird, welche den Urheber alles Guten lieb haben. Allein der Hauptirrthum dieſes Kaiſers und der Steiker beſtund darinnen, daß ſie ſich einbildeten: das Gute in der Welt müſste Gott ſelbſt ein Vergnügen geben; weil ſie ſich Gott als die Seele der Welt vorſtellten. Unſere Lehre hat mit dieſem Irrthume nichts gemein: Gott iſt, nach unſerer Meynung, eine *Intelligentia extramundana*, wie ihn Martianus Capella nennet, oder vielmehr *ſupramundana*, (ein Geiſt der außer der **Welt**, oder vielmehr über die **Welt** iſt.) Hiernächſt wirket er, um Gutes zu thun, und nicht zu empfangen; **Es iſt beſſer geben, als nehmen;** (*Melius eſt dare quam accipere;*) Seine Seligkeit iſt unaufhörlich vollkommen, und kann weder von außen noch von innen wachſen oder zunehmen.

218 §. Wir wollen nunmehr den vornehmſten Einwurf, den uns Herr Bayle nach dem Herrn Arnauld gemacht, vor die Hand nehmen. Er beſteht aus vielen Stücken: denn ſie geben vor, Gott würde gezwungen ſeyn, er würde nothwendiger Weiſe wirken, wenn er verbunden wäre, das Beſte zu ſchaffen; wenigſtens, ſagen ſie, würde er ohnmächtig geweſen ſeyn, wenn er nicht ein beſſers Mittel hätte erfinden können, die Sünde und andere Uebel auszuſchließen. Man leugnet dadurch in der That, daß dieſe Welt die beſte ſey, und daß Gott nichts anders, als das beſte thun könne. Wir haben von dieſer Sache ſchon mehr als an einem Orte gehandelt; wir haben bewieſen, daß Gott unmög-

„Böſes thun? und was würde es ihnen oder der ganzen Welt „helfen, für welche ſie ſorgen? Haben ſie aber nichts über „mich inſonderheit beſchloſſen; ſo haben ſie doch das gemeine Beſte beſorget. Mit dieſem hängt das meine zuſammen, „ſo daß ich alles mit Freuden annehmen muß, was mir begegnet.“ anderer Stellen zu geſchweigen. G.

unmöglich unterlaſſen könne das Beſte hervor zu bringen; und wenn dieß voraus geſetzt iſt, ſo folget nothwendig: daß die Uebel, die uns zuſtoßen, vernünftiger Weiſe aus der Welt nicht haben können ausgeſchloſſen werden, weil ſie wirklich da ſind. Wir wollen doch aber ſehen, was dieſe zween berühmte Leute, oder was vielmehr Herr Bayle einwendet; denn er geſteht, daß er ſich die Vernunftſchlüſſe des Herrn Arnauld zu Nutze gemacht.

219 §. „Sollte es wohl möglich ſeyn, (ſpricht er „ch. 151. de la Rep. au Provinc. T. 3. p. 890.) daß ein „Weſen, das unendlich gütig, unendlich heilig, unendlich „weiſe, allwiſſend und allmächtig iſt, das der Tugend vollkommen gewogen, und den Laſtern vollkommen feind iſt; „wie uns dieſes der klare und deutliche Begriff von Gott „lehret, und faſt alle Seiten der heiligen Schrift bejahen, „in der Tugend kein geſchicktes und ſeinen Abſichten gemäßes Mittel habe finden können? Sollte ihm wohl das Laſter einzig und allein dieſes Mittel an die Hand gegeben „haben? Vielmehr ſollte man glauben, daß dieſem Weſen „nichts beſſer angeſtanden, als in ſeinen Werken die Tugend, mit Ausſchließung aller Laſter, einzuführen.“ Der Herr Bayle geht hier zu weit. Man giebt zu, daß einige Sünde und Laſter mit dem beſten Entwurfe der Welt verknüpft geweſen: allein das geſteht man ihm nicht zu, daß Gott in der Tugend kein Mittel habe finden können, das ſeinen Abſichten gemäß wäre. Dieſer Einwurf würde alsdann ſtatt finden, wenn gar keine Tugend vorhanden, und Sünde und Laſter allenthalben anzutreffen wären. Er wird zwar antworten: es ſey ſchon genug, daß die Sünde herrſche, und daß die Tugend gegen das Laſter was geringes ſey. Allein das räume ich ihm nicht ein, und ich glaube, daß, wenn man es recht nimmt, in der That weit mehr moraliſches Gutes als Böſes in den vernünftigen Creaturen anzutreffen iſt, von denen uns nur eine ſehr kleine Anzahl bekannt iſt.

220 §. Dieſes Böſe iſt auch nicht einmal bey den Menſchen ſo groß, als man vorgiebt: nur Leute von böſem Gemüthe, oder die durch Unglück zu Menſchenfeinden geworden, wie Lucians Timon, finden allenthalben Bosheit, und vergiften auch die beſten Verrichtungen mit den übeln Auslegungen, die ſie ihnen geben. Ich rede von denen, die es im rechten Ernſte thun, damit ſie allerhand ſchlimme Folgen daraus ziehen mögen, mit denen ihr Leben und Wandel behaftet iſt: denn einige Leute thun es nur in dem Abſehen, ihre Einſicht zu zeigen. Man hat dieſes an dem Tacitus getadelt, und eben daſſelbe findet auch Carteſius (in einem ſeiner Briefe) an dem Buche des Hobbes *de Cive* auszuſetzen; von welchem Buche man damals nur wenig Abdrücke gemacht, um ſolche unter gute Freunde auszutheilen: nachgehends aber iſt es von dem Verfaſſer in der andern Auflage, die wir haben, mit Anmerkungen vermehret worden. Denn ob wohl Carteſius den Verfaſſer dieſes Buches für einen geſchickten und gelehrten Mann hält: ſo bemerket er doch ſehr gefährliche Regeln und Grundſätze darinnen, indem alle Menſchen für boshaft gehalten werden, oder auch wohl Urſache und Gelegenheit bekommen, boshaft zu werden. Der ſelige Jacob Thomaſius ſagt in ſeinen ſchönen Tabellen über die praktiſche Philoſophie, das *πρῶτον ψεῦδος*, der Hauptgrund der Irrthümer des Hobbes ſey dieſer: daß er den *Statum legalem pro naturali* nähme; das iſt, daß der verderbte Stand ihm zur Regel und Richtſchnur diene: da hingegen Ariſtoteles denjenigen Zuſtand vor Augen gehabt, der der menſchlichen Natur am anſtändigſten iſt. Denn nach dem Ariſtoteles nennet man das natürlich, was mit der Vollkommenheit der Natur der Dinge am allermeiſten überein kömmt: Hobbes aber nennet den natürlichen Zuſtand denjenigen, der die wenigſte Kunſt hat; weil er vielleicht nicht bedacht, daß die menſchliche Natur in ihrer Vollkommenheit die Kunſt mit ſich führet.

Allein der Wortſtreit, das iſt, der Streit um das was man natürlich nennen kann, würde eben von keiner ſonderlichen Wichtigkeit ſeyn, wenn nicht Ariſtoteles und Hobbes den Begriff des natürlichen Rechts damit verknüpften, wobey ein jeder ſeiner Bedeutung folget. (*) Ich habe ſchon oben erinnert, daß ich in dem Buche, von den Scheintugenden der Menſchen, eben den Fehler bemerket habe, den der Herr Deſcartes in des Hobbes ſeinem Buche *de Cive* angetroffen.

221 §. Allein geſetzt, es wäre bey dem menſchlichen Geſchlechte mehr Laſter als Tugend anzutreffen; wie man ſetzet, daß die Zahl der Verſtoßenen größer ſey, als die Zahl der Auserwählten: ſo folget doch noch lange nicht daraus, daß in der ganzen Welt mehr Sünde und Elend, als Tugend und Glückſeligkeit zu finden ſey. Vielmehr muß man gerade das Gegentheil ſchließen, weil die Stadt Gottes unter allen möglichen Staaten der Vollkommenſte ſeyn muß: maßen er von dem größten und beſten Monarchen aufgerichtet worden, und annoch beſtändig von ihm regieret wird. Dieſe Antwort bekräftiget das, was ich oben angemerket, da ich von der Uebereinſtimmung des Glaubens mit der Vernunft geredet; nämlich daß dieſes eine von den vornehmſten Urſachen der ungegründeten Einwürfe ſey, daß man den Schein mit der Wahrheit vermenget. Ich verſtehe nicht ſchlechterdings einen ſolchen Schein, wie er aus genauer Unterſuchung

---

(*) Eine ſinnreiche und gründliche Widerlegung der hobbeſianiſchen Irrthumer, hat der berühmte D. Eachard, Vicekanzler der Univerſität zu Oxford, unter dem Titel: Mr. Hobb's ſtate of Nature conſiderd, in a Dialogue, between Philautus and Timothy, herausgegeben. Es iſt dieſelbe wenig unter uns bekannt geworden, ob ſie gleich eben ſo wohl, als viel andre engliſche Werke, die man uns ins Deutſche gebracht hat, überſetzt zu werden verdiente. Es iſt dieſes eben der D. Eachard, deſſen Grounds and Occaſions of the Contempt of the Clergy and Religion, oder chung der Geſchichte entſtehen würde; ſondern wie er aus den engen Schranken unſerer Erfahrung genommen werden: denn das würde höchſt unverſtändig ſeyn, wenn man den Beweisthümern der Vernunft und den Offenbarungen des Glaubens, ſo unvollkommenen und wenig gegründeten Schein entgegen ſetzen wollte.

222 §. Im übrigen haben wir ſchon angemerket, daß die Liebe zur Tugend und der Haß gegen die Sünde, welche überhaupt die Tugend zu befördern, und die Sünde zu verhindern ſuchen; eben als wie der Wille alle Menſchen glücklich zu machen, und das Elend von ihnen abzuwenden, nur vorhergehende Willen ſind. Und dieſe vorhergehende Willen ſind bloß ein Theil von allen vorhergehenden Willen Gottes zuſammen genommen, aus denen endlich der nachfolgende Wille, oder der Schluß das Beſte zu ſchaffen entſpringt. Und eben durch dieſen Schluß bekömmt die Liebe zur Tugend und zur Glückſeligkeit der vernünftigen Creaturen, die an ſich ſelbſt unumſchränkt iſt, und ſo weit geht als immer möglich iſt, einige kleine Einſchränkungen; wegen der nothwendigen Abſicht auf das allgemeine Gute. Auf dieſe Weiſe muß es verſtanden werden, wenn man ſagt, Gott liebe ſchlechterdings die Tugend, und haſſe ſchlechterdings die Sünde; und nichts deſtoweniger müſſe doch einige Sünde zugelaſſen werden.

Unterſuchung der Urſachen und Gelegenheiten, welche zur Verachtung der Geiſtlichen und der Religion Anlaß gegeben, der ſl. Hr. Conſiſt. R. D. Reinbeck, mit ſeiner Vorrede herausgegeben; und die bey der neuen Auflage der Lehrart im Predigen, die der ſelige Mann veranſtaltet, und zum Drucke befördert hat, befindlich iſt. Auch dieſes, ob wohl kleine Werk, des gelehrten Engländers, verdient von denen, die ſich der Theologie befleißen oder im Predigtamte ſtehen, geleſen zu werden. G.

223 §. Herr Arnauld und Bayle ſcheinen in den Gedanken zu ſtehen, als wenn dieſe Art die Sache zu erklären, und einen beſten Entwurf der Welt unter allen möglichen feſt zu ſetzen, der von keinem andern könne übertroffen werden, die Allmacht Gottes einſchränke. „Habet ihr wohl bedacht (ſagt Herr Arnauld zu dem P. Malebranche, „in ſeinen Gedanken über das neue Syſtema von der „Natur und Gnade, T. 2. p. 385.) daß ihr dadurch, indem ihr dergleichen Dinge vortraget, den erſten Artikel „des apoſtoliſchen Glaubensbekänntniſſes übern Haufen zu „werfen ſucht, darinnen wir bekennen: daß wir an einen „allmächtigen Schöpfer glauben? Er hatte ſchon „vorher p. 362. geſagt: kann man wohl behaupten, ohne „ſich ſelbſt zu verblenden, daß ein Verfahren, welches ohne „dieſen traurigen Erfolg, daß ſich nämlich der meiſte Theil „der Menſchen ins Verderben ſtürzet, nicht hat ſeyn können, „mehr Kennzeichen der göttlichen Gütigkeit in ſich faſſe, als „ein anders; welches, wenn ihm Gott gefolget wäre, eine „Urſache geweſen ſeyn würde, daß alle Menſchen wären ſelig „geworden?“ Und gleichwie Herr Jaquelot von denjenigen Grundlehren nicht abgeht, die wir geſetzt haben: ſo macht ihm Herr Bayle (Rep. au Prov. ch. 151. p. 900. T. 3.) eben dergleichen Einwürfe. „Wenn man ſolche Erklärungen annimmt, ſpricht er, ſo befindet man ſich genöthiget, „die allerdeutlichſten Begriffe, die wir von der Natur des „vollkommenſten Weſens haben, zu verleugnen. Dieſe „lehren uns, daß ihm alle Dinge, die keinen Widerſpruch in „ſich faſſen, möglich ſind, und daß es ihm folglich möglich „ſey, Leute ſelig zu machen, die er nicht ſelig machet. Denn

„was

(*) Obwohl dieß Gleichniß ſehr deutlich iſt, diejenigen zu überzeugen, die auch unter uns oft auf dieſen Einwurf gekommen ſind: ſo will ich doch zum Ueberfluſſe noch ein paar andre herſetzen. Glaubet man wohl, daß auch ein allmächtiges Weſen, noch etwas runders, als einen Zirkel, oder noch eine

„was würde wohl für ein Widerſpruch daraus folgen, wenn „die Zahl der Erwählten größer wäre, als ſie iſt? Sie „lehren uns ferner, daß er keinen Willen habe, den er nicht „ausführen könne, weil er vollkommen glückſelig iſt. Wie „iſt es demnach möglich zu begreifen, daß er alle Menſchen „zwar ſelig machen wolle, aber nicht könne? Wir ſuchten „einiges Licht, das uns aus der Verwirrung helfen ſollte, „darinnen wir uns befinden, wenn wir den Begriff Gottes „mit dem menſchlichen Zuſtande vergleichen: und man giebt „uns ſolche Erläuterungen, die uns in noch weit dickere Finſterniß ſtürzen.“

224 §. Alle dieſe Einwürfe fallen nach der von uns gegebenen Erklärung weg. Ich halte es mit dem Grundſatze des Herrn Bayle, der auch der meinige iſt, daß alles, was keinen Widerſpruch in ſich ſchließt, möglich iſt. Allein unſerer Lehre nach, da wir behaupten, daß Gott das Beſte gemacht hat, welches er nur machen können; oder daß er nichts beſſers hätte hervorbringen können, als er wirklich hervorgebracht hat; und da wir dafür halten, daß man ſeine Weisheit und Güte verletzen würde, wenn man von ſeinem völligen Werke eine andere Meynung haben wollte: ſo muß man ſagen, daß es widerſprechend ſey, etwas zu machen, welches ſelbſt das Beſte an Güte überträfe. Das wäre eben ſo viel, als wenn einer ſagte, Gott könnte von einem Punkte zu dem andern noch eine kürzere Linie als die gerade iſt, ziehen; und dabey diejenigen die es leugnen, beſchuldigte, als würfen ſie den Artikel übern Haufen, nach welchem wir an Gott den allmächtigen Schöpfer glauben. (*)

---

richtigere Summe von 10 mal 10, als 100 ſind, habe hervorbringen können? Ich kann mirs nicht einbilden, daß man mit dem geringſten Grunde oder Vorwande ſolches werde vorgeben können. Die göttliche Allmacht und Weisheit leidet alſo nichts dabey, wenn ſie in gewiſſen Stücken

225 §. Die Unendlichkeit der möglichen Dinge, ſo groß ſie auch iſt, iſt nicht größer als die Unendlichkeit der Weisheit Gottes, die alle mögliche Dinge erkennet. Ja man kann ſagen, daß wenn gleich dieſe Weisheit die möglichen Dinge nicht im Umfange übertrifft; weil die Gegenſtände des Verſtandes nicht weiter gehen können, als ſich die Möglichkeit erſtrecket, die in gewiſſem Verſtande einzig und allein erkannt zu werden fähig iſt: ſo übertreffe ſie dieſelbe dennoch dem Grade nach, wegen der unendliche mal unendlichen Verknüpfungen, die ſie damit anſtellet, und wegen der unendlichen Betrachtungen, die ſie darüber macht. Die Weisheit Gottes umfaſſet nicht nur alle mögliche Dinge; ſondern ſie durchdringet auch dieſelben, und vergleicht ſie gegen einander, um daraus den Grad der Vollkommenheit und Unvollkommenheit, die Stärke und die Schwäche, das Gute und das Böſe eines jeden auf das genaueſte zu ſchätzen. Sie macht nicht nur unendliche, ſondern unendliche mal unendliche Verbindungen; das iſt unendlich veil mögliche Weltgebäude, deren jedes unendlich viele Creaturen in ſich begreift: und auf ſolche Weiſe theilet ſie alle mögliche Dinge, die ſie ſchon ins beſondere betrachtet hat, in unendlich viele allgemeine Verbindungen ein, die ſie noch erſt unter einander vergleicht. Dasjenige nun, was aus allen dieſen Vergleichungen und Betrachtungen entſteht, das iſt die Erwählung des Beſten unter allen dieſen möglichen Weltgebäuden: welches die göttliche Weisheit thut, um der Güte ein vollkommnes Genügen zu leiſten; und dieſes iſt eben der Plan der wirklich vorhandenen Welt. Und ob gleich alle dieſe Wirkungen des göttlichen Verſtandes eine Ordnung und Priorität der Natur

unter

---

nicht weiter gehen können, als die Natur der Sachen es zuläßt Warum ſollten ſie alſo etwas dabey leiden, wenn ſie ſich ſelbſt nicht übertreffen, oder nichts beſſers machen können, als was ſie ſelbſt für das Beſte erkannt, und als daſſelbe unter einander haben: ſo geſchehen ſie doch zugleich, ohne daß unter ihnen einige Priorität der Zeit ſtatt findet.

226 §. Wenn man alle dieſe Dinge aufmerkſam betrachtet, ſo wird man hoffentlich einen ganz andern Begriff von der Größe der göttlichen Vollkommenheit, ſonderlich aber von der Weisheit und Güte Gottes haben; als diejenigen, die Gott ohne Grund und Urſache, nur gleichſam als von ohngefähr, wirken laſſen. Und ich ſehe nicht, wie ſie eine ſo wunderliche Meynung vermeiden können: wofern ſie nicht zugeſtehen, daß die göttliche Wahl ihre gewiſſen Gründe habe, und daß dieſe Gründe von ſeiner Güte hergenommen ſind. Woraus denn nothwendig flieſſt, daß dasjenige was erwählet worden, vor dem, was nicht erwählet worden, einen Vorzug an der Güte gehabt, folglich das Beſte unter allen möglichen Dingen geweſen. Das Beſte kann an Güte unmöglich übertroffen werden, und man ſchränket deswegen die Macht Gottes nicht ein, wenn man ſagt, daß er nichts unmögliches thun könne. Iſts wohl möglich, fragt Herr Bayle, daß kein beſſerer Entwurf geweſen ſeyn ſollte, als derjenige den Gott ausgeführet hat? Man antwortet, daß es ganz unmöglich, ja ſelbſt nothwendig iſt: nämlich daß kein beſſerer geweſen: ſonſt würde ihn Gott dem gegenwärtigen vorgezogen haben.

227 §. Wir haben, wie mich dünket, zur Gnüge dargethan, daß unter allen möglichen Entwürfen einer vor allen andern der Beſte ſey, und daß Gott denſelben erwählet habe. Allein hieraus will Herr Bayle ſchlieſſen, er ſey nicht frey. Wir wollen hören, was er davon ſpricht: (vbi ſupra, cap.

hervorgebracht haben? Es bleibt alſo wohl dabey, wenn nicht eine von allen möglichen Welten, die beſte geweſen wäre, ſo würde Gott gar keine haben ſchaffen können. G.

151. p. 899.) Man glaubte, man ſtreite mit einem Menſchen, der ſo wohl die Güte und Macht Gottes, als ſeine Weisheit, mit uns für unendlich hielte: allein es befindet ſich, daß er eigentlich zu reden, die göttliche Macht und Güte in gar ſehr enge Schranken einſchließt. Auf dieſen Punkt haben wir ſchon genugſam geantwortet. Man ſetzt der Macht Gottes keinesweges Grenzen: maßen man zugeſteht, daß ſie ſich auf daß Größte, ja auf alles, was keinen Widerſpruch mit ſich führet, erſtrecke. Man ſetzt auch der Güte Gottes keine Grenzen: maßen ſie aufs Allerbeſte geht. Allein Herr Bayle fähret weiter fort: „demnach iſt keine „Freyheit in Gott, und er wird durch ſeine Weisheit genöthiget, erſtlich zu ſchaffen; hernach etwas gewiſſes zu ſchaffen, und endlich es auf gewiſſe Weiſe und Wege zu ſchaffen. „Das ſind drey Knechtſchaften, die ein mehr als ſtoiſches „Schickſal aushecken, und alles unmöglich machen, was in „ihrem Bezirke nicht begriffen iſt. Es ſcheint, als hätte „Gott nach dieſem Weltbaue, noch ehe er ſeine Rathſchlüſſe „gemacht, ſagen können: ich kann dieſen Menſchen weder „ſelig machen, noch jenen verdammen; quippe vetor „fatis, denn meine Weisheit läßt es nicht zu.

228 §. Ich antworte hierauf, daß die Güte Gott zum ſchaffen bewogen, damit er ſich mittheilen möchte; und eben dieſe Güte nebſt ſeiner Weisheit, beweget ihn auch das Beſte

zu

(*) Die Alten haben mehrentheils den oberſten Gott, den ſie Jupiter nannten, ſelbſt das Fatum genennet. Diog. Laertius ſchreibt auf der 135 S. des VII. B. Ἑν τε, ειναι Θεον και νȣν, και ἑιμαρμενην και Δια; πολλαις τε ἑτεραις ονομασιαις πρὸσονομαζεσθαι. d. i. Vnum quoque Deum eſſe & mentem, & fatum & Iouem, multisque aliis appellari nominibus. Tertullian aber ſchreibt in der Apologet. XXI. Cap. p. 19. Apud veſtros quoque ſapientes λογον id eſt, ſermonem atque rationem, conſtat zu ſchaffen. Dieſes begreift den ganzen Zuſammenhang, die Wirkung und die Mittel in ſich. Sie bewegt ihn zwar, aber ſie zwinget ihn nicht: denn ſie macht dasjenige nicht unmöglich, was ſie nicht erwählen läßt. Wollte man dieſes ein Schickſal nennen: ſo würde man es in einem ſolchen guten Verſtande nehmen müſſen, welcher der Freyheit nicht zuwider iſt. *Fatum* kommt von *fari*, reden, ausſprechen, her, und bedeutet ein Urtheil, einen göttlichen Rathſchluß, einen Ausſpruch der Weisheit. (*) Sagen, daß man bloß deswegen eine Sache nicht thun könne, weil man nicht will: das heißt die Wörter misbrauchen. Ein Weiſer will nur das Gute; iſt denn das aber eine Sclaverey, wenn der Wille der Weisheit folget? Kann man wohl weniger ein Sclave ſeyn, als wenn man aus ſeiner eignen Wahl, nach der vollkommenſten Vernunft handelt? Ariſtoteles ſagte: der ſey von Natur ein Knecht (*natura ſeruus*) der ſich nicht aufzuführen wiſſe, und einer Regierung bedürfe. Die Sclaverey kömmt von außen, und zwingt zu dem, was einem misfällt, ſonderlich zu dem, was mit Rechte misfällt: der Zwang eines andern, und unſere eigenen Leidenſchaften, machen uns zu Sclaven. Gott aber wird niemals durch etwas ſo außer ihm iſt, bewogen; eben ſo wenig iſt er auch innerlichen Leidenſchaften unterworfen, und wird zu nichts genöthiget, das ihm misfallen könnte. Es erhellet alſo, daß Herr Bayle den beſten Sachen von der Welt verhaßte

artificem videri vniuerſitatis; hunc enim Zeno determinat factitorem, qui cuncta in diſpoſitione formauerit: Eundem & *Fatum* vocari & *Deum*, & animum Iouis, & Neceſſitatem omnium rerum. Apulejus gleichfalls ſagt: Vnde ſi quid prouidentia geritur id agitur etiam fato, & quod fato terminatur, prouidentia debet ſuſceptum videri. de Hab. Doctr. Plat. Phil. p. 584. Endlich ſchreibt Seneca an einem Orte: Ille ipſe omnium Conditor ac Rector, *ſcripſit* quidem *fata*, ſed ſequitur: ſemper paret, ſemel iuſſit. G.

Namen giebt, und die Begriffe verdrehet: indem er den Stand der größten und vollkommenſten Freyheit eine Sclaverey nennet.

229 §. Ein wenig vorher (ch. 151. p. 891.) hat er auch dieſes geſagt: „Wenn die Tugend, oder ſonſt einiges anders „Gut, mit den Abſichten des Schöpfers eben ſo wohl übereingekommen wär', als die Sünde; ſo würde er die Sünde „nicht vorgezogen haben: allein ſo, muß ſie wohl das einzige Mittel geweſen ſeyn, deſſen ſich der Schöpfer hat bedienen können; und alſo iſt ſie aus bloßer Nothwendigkeit „gebraucht worden. Gleich wie ihm alſo ſeine Ehre lieb „iſt, nicht aus einer gleichgültigen Freyheit, ſondern nothwendig: alſo muß er auch nothwendig alle die Mittel lieben, ohne welche er ſeine Ehre nicht würde kund thun und „ausbreiten können. Wenn nun die Sünde, als Sünde, „das einzige Mittel geweſen, dieſen Zweck zu erlangen, ſo „wird folgen: daß Gott die Sünde als Sünde nothwendig liebe, woran man aber nicht ohne Entſetzen gedenken „kann; und wovon er uns ganz das Gegentheil geoffenbaret „hat.“ Er merket zugleich an, daß gewiſſe ſupralapſariſche Lehrer (als z. E. Retorfort,) geleugnet haben, daß Gott die Sünde als Sünde wolle; da ſie inzwiſchen doch zugeſtanden, daß er die Sünde, in ſo weit als ſie Strafe und Vergebung verdient, Zulaſſungs-weiſe wolle. Allein er wendet dagegen ein, daß keine That Strafe oder Vergebung verdiene, als in ſo weit ſie laſterhaft iſt.

230 §. Herr Bayle ſetzt in den jetzt angeführten Worten etwas falſches voraus, und zieht auch falſche Schlüſſe draus. Es iſt falſch, daß Gott ſeine Ehre und ſeinen Ruhm nothwendig liebe: wenn man es ſo verſteht, daß er genöthiget ſey, ſich ſeine Ehre durch die Creaturen zuwege zu bringen. Denn wenn das wäre, ſo würde er ſich zu aller Zeit und allenthalben dieſe Ehre verſchaffen. Der Rathſchluß

ſchluß zu ſchaffen, iſt frey. Gott iſt zu jedem Guten geneigt. Das Gute, und ſelbſt das Beſte bewegt ihn zum wirken; allein es nöthiget ihn nicht: denn ſeine Wahl macht das nicht unmöglich, was von dem Beſten unterſchieden iſt; ſie verurſacht keinesweges, daß das, was Gott unterläßt, einen Widerſpruch einſchließt. Es iſt demnach in Gott eine Freyheit, die nicht allein vom Zwange, ſondern auch von aller Nothwendigkeit ausgenommen iſt. Ich verſtehe es von der metaphyſiſchen Nothwendigkeit: denn das iſt eine moraliſche Nothwendigkeit; daß der Weiſeſte gehalten iſt, das Beſte zu erwählen. Eben ſo iſt es auch mit den Mitteln beſchaffen, die Gott zu Erlangung ſeiner Ehre erwählt. Was die Sünde anlangt, ſo hat man ſchon eben gezeigt, daß ſie nicht als ein Mittel, ſondern nur als eine *Conditio ſine qua non*, ein Gegenſtand des göttlichen Schluſſes ſey; und daß ſie daher bloß und allein zugelaſſen wird. Noch weniger kann man ſagen, daß die Sünde das einzige Mittel ſey: ſie würde aufs höchſte eines von den Mitteln, aber unter unendlich vielen andern, nur eines von den geringſten ſeyn.

231 §. „Noch eine andere entſetzliche Folge iſt dieſe: „fähret Herr Bayle weiter fort, die Fatalität aller Dinge kömmt wieder auf die Bahn: es hat Gott nicht frey „geſtanden die Begebenheiten auf eine andere Art anzuordnen; weil dasjenige Mittel, wodurch er ſeine Ehre hat offenbaren wollen, das einzige geweſen, das ſeiner Weisheit „angeſtanden.“ Dieſe vermeynte Fatalität oder Nothwendigkeit, iſt nur moraliſch, wie wir gezeigt haben, ſie iſt der Freyheit gar nicht zuwider; vielmehr ſetzt ſie den beſten Gebrauch derſelben voraus, und verurſacht keineswegs, daß die Gegenſtände, die Gott nicht erwählt, unmöglich ſeyn. „Was wird denn endlich, ſpricht er ferner, aus dem freyen „Willen des Menſchen werden? Hat nicht alſo Adam nothwendig und aus Fatalität geſündiget? Denn hätte er nicht

„geſündiget, ſo hätte er den einzigen Entwurf, den Gott „nothwendig erwählt hat, übern Hauſen geworfen.“ Das iſt ebenfalls noch ein Misbrauch der Worte. Adam iſt mit unter den Ideen der möglichen Dinge, ſo wie er frey ſündiget, von Gott geſehen worden; und Gott hat beſchloſſen ihn ſo zur Wirklichkeit kommen zu laſſen, wie er ihn geſehen. (*) Dieſer Rathſchluß ändert die Natur der Dinge nicht, er macht weder das nothwendig, was an und für ſich ſelbſt zufällig war, noch das unmöglich, was möglich war.

232 §. „Ferner ſpricht Herr Bayle p. 892. Der „ſcharfſinnige Scotus bejahet mit großer Einſicht, daß „wenn Gott keine Freyheit der Gleichgültigkeit hätte: ſo „könnte auch keine Creatur dergleichen Freyheit haben.“ Ich gebe es zu, wenn man nur keine ſolche Gleichgültigkeit verſteht, da keine Urſache vorhanden iſt, welche einen mehr auf eine Seite, als auf die andere geneigt macht. Herr Bayle giebt (weiter unten im 168. Cap. p. 1111.) zu, daß dasjenige was man Gleichgültigkeit nennet, die vorhergehenden Neigungen und Vergnügen nicht ausſchließe. Es iſt daher genug, daß in den Handlungen, die man frey nennet,

---

(*) Dieſes wollen freylich ihrer viele noch itzo eben ſo wenig begreifen, als Herr Bayle; indem ſie ſich kein idealiſches Weſen eines freyen Geiſtes vorſtellen können, welcher nach eigenem Belieben, das iſt, nach ſeiner Erkenntniß des Guten ungezwungen wählt, wie es die Veranlaßung gewiſſer Umſtände, darinn es ſich befindet, mit ſich bringt. Z. E. ein Sextus Tarquinius, der eine gewiſſe Auferziehung, gewiſſe Neigungen, und gewiſſe Gewohnheiten hat, und in ſolchen Umſtänden iſt, da ihn die Schönheit einer Lucretia reizen kann, kann ſich zu der ſtrafbarſten Gewaltthat wider ihre und ſeines Freundes Ehre entſchließen. Dieſen freyen Entſchluß kann ein allwiſſendes Weſen an ihm vorherſehen, noch ehe er vorhanden iſt; eben weil es ihn in und auswendig und in allen beſtimmten Umſtänden kennet. Wenn nun eben dieſe Verbindung der Dinge, darinn er ſteht, zur Wirknet, keine metaphyſiſche Nothwendigkeit zu finden iſt, das iſt, es iſt genug, daß man unter vielen möglichen Parteyen wählet.

233 §. Weiter ſpricht er: (im gedachtem 157. Cap. p. 893.) „Wird Gott nicht durch einen freyen Trieb ſeiner „Güte gelenkt, die Welt zu ſchaffen, ſondern durch ſeine „Ehre, die er nothwendig und einzig und allein liebet, in„dem ſie von ſeiner Subſtanz nicht unterſchieden iſt; und „hat ihn die Liebe gegen ſich ſelbſt genöthiget, durch das al„lerbequemſte Mittel ſeine Ehre kund zu machen, und iſt „der Fall des Menſchen dieſes Mittel geweſen: ſo iſt klar, „daß dieſer Fall vollkommen nothwendig geſchehen, und „daß der Gehorſam Adams und der Eva gegen die Gebo„the Gottes unmöglich geweſen.“ Immer einerley Misbrauch. Die Liebe, die Gott gegen ſich ſelbſt trägt, iſt ihm weſentlich; allein die Liebe zu ſeiner Ehre, oder der Wille dieſelbe zuwege zu bringen, iſt ihm nicht weſentlich: die Liebe, die er gegen ſich ſelbſt hat, hat ihn nicht zu den äußerlichen Handlungen genöthiget; ſie ſind frey geweſen: und weil es ſolche mögliche Entwürfe gegeben, in denen die erſten Aeltern nicht ſündigten; ſo war alſo ihre Sünde nicht nothwen-

---

lichkeit kömmt, ſo entſteht Sextus auch: aber dieſer Uebergang von der Möglichkeit zu ſeiner Wirklichkeit, oder dieſe Schöpfung, ändert in ſeinem Weſen nichts. Er bleibet eben der freye Sextus, der nach ſeiner Erkenntniß, Neigung und Gewohnheit, ohne allen Zwang das thut, was man von ihm vorhergeſehen. Er könnte auch, überhaupt davon zu reden, wohl das Böſe unterlaſſen, wenn er nur wollte. Aber er wird dießmal und in ſolchen Umſtänden, dieſen Willen nicht haben: er wird unfehlbar das Böſe thun. So wie ein Gelehrter, der eine Diſputation ans ſchwarze Bret ſchlagen laſſen, ſie gewiß an dem beſtimmten Tage halten wird; ob er ſie gleich, nach Erwegung der Umſtände und Gewohnheiten, ganz freywillig, dieſen oder jenen Tag zu halten beſchloſſen hat. G.

dig. Endlich ſagen wir das in der That, was hier Herr Bayle für eine Wahrheit erkennet: daß ſich Gott aus einem freyen Triebe ſeiner Gütigkeit entſchloßen, die Welt zu ſchaffen; und ſetzen noch hinzu, daß ihn dieſer Trieb zum Beſten geführet habe.

234 §. Und eben dieſe Antwort findet auch wider dasjenige ſtatt, was Herr Bayle (cap. 165. p. 1071.) ſaget: Das allerbeſte Mittel zu einem Zwecke zu gelangen, iſt nothwendig nur ein einziges; (Das iſt recht geredet, wenigſtens in dem Falle da Gott gewählet hat.) Wenn nun Gott unvermeidlich veranlaſſet worden, ſich dieſes Mittels zu bedienen, ſo hat er ſich deſſen nothwendig bedienet. (Er iſt gewißlich dazu veranlaſſet und gelenket worden; oder er hat ſich vielmehr ſelbſt dazu geneiget: allein das iſt nicht eben allezeit nothwendig oder ſchlechterdings unvermeidlich, was gewiß iſt; die Sache könnte auch anders laufen, allein es iſt nicht geſchehen, und das hat ſeine Urſachen. Gott hat unter verſchiedenen Parteyen, die alle möglich ſind, gewählet: alſo konnte er metaphyſiſch zu reden, dasjenige erwählen oder ſchaffen, was eben nicht das Beſte war; allein moraliſch gieng es nicht an. Wir wollen uns eines geometriſchen Gleichniſſes bedienen. Von einem Punkte zu dem andern, iſt nur ein Weg der beſte, (wenn man von den Hinderniſſen und andern zufälligen Betrachtungen des Zwiſchenraumes abgeht,) und das iſt der, der nach der kürzeſten Linie gehet, nämlich nach der geraden. Unterdeſſen giebt es unendlich viel Wege von einem Punkte zu dem andern. Es nöthiget mich alſo nichts, nach der geraden Linie zu gehen: allein ſo bald ich das Beſte erwähle, ſo werde ich bewogen, den geraden Weg zu nehmen, wiewohl dieſes nur eine moraliſche Nothwendigkeit bey einem Weiſen iſt: alſo fallen die folgenden Schlüſſe weg:) Demnach hat er nichts machen können, als was er gemacht hat: was demnach nicht geſchehen

iſt, das iſt ſchlechterdings unmöglich. (Dieſe Schlüſſe, ſage ich, fallen weg; denn da viele Dinge ſind, die niemals geſchehen ſind, auch niemals geſchehen werden, die man aber dennoch deutlich begreifen kann, und keinen Widerſpruch in ſich faſſen: wie kann man ſagen, daß ſie ſchlechterdings unmöglich ſind? Herr Bayle hat dieß ſelbſt an einem Orte widerleget, den er den Spinoſiſten entgegen geſetzt, und den wir oben angeführet haben: ja er hat vielmal erkannt, daß nichts unmöglich ſey, außer was einen Widerſpruch in ſich hält; jetzt aber ändert er die Sprache und die Worte.) Demnach iſt Adams Verharrung in der Unſchuld allezeit unmöglich, und ſein Fall ganz unvermeidlich geweſen; und zwar noch vor dem göttlichen Rathſchluſſe: denn das würde ſich widerſprechen, daß Gott etwas ſollte wollen können, das ſeiner Weisheit zuwider wäre. Im Grunde iſt es eins, ob ich ſage, das iſt Gott unmöglich, oder ob ich ſage, Gott könnte es wohl thun, wenn er wollte: allein er kann es nicht wollen. (Das iſt in einem gewiſſen Verſtande ein Misbrauch der Wörter, wenn man hier ſagt, man kann wollen, man will wollen. Die Macht bezieht ſich hier auf die Handlungen, die man will. Unterdeſſen iſt kein Widerſpruch darinnen enthalten, daß Gott (directe oder permiſſiue) eine Sache wolle, die ſich ſelbſt nicht widerſpricht: und in dieſem Verſtande iſt es erlaubt zu ſagen, daß ſie Gott wollen können.)

235 §. Mit einem Worte, wenn man von der Möglichkeit einer Sache redet, ſo redet man nicht von denen Urſachen, die entweder verhindern oder machen können, daß ſie wirklich geſchieht: ſonſt würde man die Natur der Wörter verändern, und machen, daß der Unterſcheid zwiſchen dem möglichen und wirklichen nichts mehr nutze ſeyn würde; wie Abalard gethan, und wie nach ihm Wiclef zu thun geſchienen, wodurch ſie ohne Noth auf unbequeme und anſtößige

Redensarten verfallen ſind. Wenn man alſo fraget, ob eine Sache möglich oder nothwendig iſt, und die Betrachtung desjenigen mit einmiſchet, was Gott will oder erwählet, ſo verändert man die Frage. Denn Gott wählet unter den möglichen Dingen, und eben deswegen erwählet er frey, und wird keinesweges genöthiget: denn es würde weder eine Wahl, noch eine Freyheit ſeyn, wenn nur eine mögliche Partey zu erwählen wäre.

236 §. Ich muß annoch auf die förmlichen Vernunftſchlüſſe des Herrn Bayle antworten, damit nichts unberühret bleibe, was ein ſo geſchickter Mann eingewendet hat. Sie befinden ſich im 151. Cap. ſeiner Rép. aux Queſt. d'un Provinc. p. 900. 901. Tom. 3.

Der erſte Schluß:

Gott kann nichts wollen, was der nothwendigen Liebe, die er gegen ſeine Weisheit hat, zuwider iſt.

Nun iſt aber die Seligkeit aller Menſchen der nothwendigen Liebe, die Gott gegen ſeine Weisheit hat, zuwider;

Alſo kann Gott nicht wollen, daß alle Menſchen ſollen ſelig werden.

Der erſte Satz iſt für ſich ſelbſt klar; denn man kann dasjenige unmöglich thun, deſſen Gegentheil nothwendig iſt. Allein den andern Satz darf man nicht gelten laſſen. Denn ob gleich Gott ſeine Weisheit nothwendig liebet, ſo ſind doch ſeine Verrichtungen, zu denen ihn ſeine Weisheit antreibt, frey, und die Gegenſtände, zu denen ihn ſeine Weisheit nicht antreibet, hören deswegen nicht auf möglich zu ſeyn. Ueberdem ſo hat ihn ſeine Weisheit veranlaſſet, daß er alle Menſchen hat wollen ſelig haben; aber nicht nach einem nachfolgenden und ſchlüßigen Willen. Und da dieſer nachfolgende Wille bloß aus den vorhergehenden freyen

Willen entſpringet, ſo kann er auch ſelbſt nicht anders als frey ſeyn.

Der andere Schluß:

Dasjenige Werk, welches der göttlichen Weisheit am alleranſtändigſten iſt, begreift unter andern Dingen, die Sünde aller Menſchen, und die ewige Verdammung der meiſten Menſchen in ſich;

Nun will aber Gott nothwendig dasjenige Werk, das ſeiner Weisheit am alleranſtändigſten iſt.

Demnach will er dasjenige Werk nothwendig, das unter andern die Sünde aller Menſchen, und die ewige Verdammniß der meiſten Menſchen in ſich begreift.

Der erſte Satz mag hingehen, aber der andere wird geleugnet. Die göttlichen Rathſchlüſſe ſind jederzeit frey, ob gleich Gott zu denſelben allezeit von dergleichen Gründen veranlaſſet wird, die in der Abſicht auf das Gute beſtehen; denn von der Weisheit ſittlich genöthiget, und durch die Betrachtung des Guten verbunden werden, das heißt frey ſeyn, das heißt nicht metaphyſiſch genöthiget werden. Und die metaphyſiſche Nothwendigkeit einzig und allein iſt, wie wir ſchon ſo oft angemerket haben, der Freyheit zuwider.

237 §. Ich mag nicht erſt die Vernunftſchlüſſe unterſuchen, die Herr Bayle in dem folgenden Cap. dem Lehrgebäude der Supralapſarier, ſonderlich aber der vom Theodor Beza, in der Unterredung zu Mümpelgard 1586. gehaltenen Rede, entgegen ſetzt. Dieſe Schlüſſe ſind faſt mit eben dem Fehler behaftet, als die, welche wir jetzt unterſucht haben; jedoch geſtehe ich, daß auch die Lehrverfaſſung des Beza kein Genüge thut. Dieſe Unterredung hat weiter zu nichts genutzet, als daß nur die Parteyen mehr gegen einander verbittert worden. „Gott hat die Welt zu ſeinem

„Ruhme geſchaffen; ſein Ruhm iſt, nach des Beza Meynungen unbekannt, wenn ſeine Barmherzigkeit und Gerechtigkeit nicht ausgebreitet und kund gemacht wird. Dieſer Urſache wegen hat er einige Menſchen aus bloßer Gnade zum ewigen Leben, und einige aus gerechtem Gerichte zur ewigen Verdammniß beſtimmt. Die Barmherzigkeit ſetzet das Elend, die Gerechtigkeit aber die Schuld voraus, (er hätte ebenfalls ſagen können, daß auch das Elend die Schuld vorausſetze.) Unterdeſſen aber da Gott gut, ja die Gütigkeit ſelbſt iſt: ſo hat er den Menſchen gut und gerecht, aber veränderlich geſchaffen, und ſo, daß er aus freyem Willen fallen konnte. Der Menſch iſt nicht etwan auf eine leichtſinnige unbedachtſame Weiſe, noch, nach den Manichäern, aus Urſachen, die von einem andern Gotte geordnet worden; ſondern aus göttlicher Vorſehung, gefallen: doch allemal ſo, daß Gott eben ſo wenig Schuld daran geweſen, ſo wenig der Menſch gezwungen worden zu ſündigen.“

238 §. Dieſes Lehrgebäude iſt eines von denjenigen, die eben nicht zum beſten ausgeſonnen worden; man kann die Weisheit, die Gütigkeit und Gerechtigkeit Gottes, nicht gar wohl daraus vorſtellen; das beſte iſt, daß es heut zu Tage faſt durchgehends abgeſchafft worden. Wenn keine andere kräftigere und geheimere Gründe vorhanden wären, die Gott zur Zulaſſung der Sünde, als dem Brunquelle des Elends, bewegen können, ſo würde weder Sünde noch Elend in der Welt ſeyn; denn die Gründe, die man hier anführet, ſind bey weitem noch nicht zulänglich genug. Er würde ſeine Barmherzigkeit weit beſſer zu erkennen geben, wenn er das Elend verhinderte; er würde ſeine Gerechtigkeit beſſer an

---

(*) Dieſes iſt der Biſchof zu Derry, D. King, deſſen Buch de Origine mali, auch in Deutſchland zu Bremen 1704. wieder aufgelegt worden. Herr von Leibnitz hat am Ende dieſer Theodicee darüber einige Anmerkungen gemacht, die an den Tag legen, wenn er die Schuld verhinderte, die Tugend beförderte und belohnte. So iſt auch nicht zu erſehen, wie derjenige, der nicht allein macht, daß ein Menſch fallen könne, ſondern auch alle Umſtände ſo einrichtet, daß ſie zu ſeinem Falle etwas beytragen müſſen, dennoch außer aller Schuld ſey; wofern nicht andere Urſachen vorhanden ſind, die ihn dazu nöthigen. Allein wenn man betrachtet, daß Gott, der vollkommen gut und weiſe iſt, die Tugend, Güte und Glückſeligkeit, deren der beſte Entwurf der Welt fähig iſt, hervor gebracht habe; und daß oftmals ein Uebel in einigen Stücken zu einem größern Guten im Ganzen dienen könne: ſo ſieht man leichtlich, Gott habe der Unglückſeligkeit Platz geben, ja ſelbſt die Sünde, wie er es auch gethan, zulaſſen können, ohne daß er deswegen zu tadeln ſey. Und das iſt das einzige Mittel, welches dasjenige erſetzet, was allen Lehrgebäuden mangelt: man mag auch die Rathſchlüſſe Gottes einrichten und anordnen, wie man immer wolle. Der heilige Auguſtin hat ſchon dergleichen Gedanken geheget, und man kann das gar wohl von der Eva ſagen, was der Poet von der Hand des Mutius Scävola geſagt:

Si non erraſſet, fecerat illa minus.

Sie hätt, ohn ihr Vergehn, viel minder ausgerichtet.

239 §. Ich befinde, daß der berühmte engliſche Prälat, (*) der ein ſehr ſinnreiches Buch vom Urſprunge des Böſen geſchrieben, aus welchem einige Stellen von dem Herrn Bayle, in dem andern Bande ſeiner Antwort auf die Fragen eines Provincials, angegriffen worden: ob er gleich von einigen Meynungen, die ich hier behauptet habe, entfernet zu ſeyn, und bisweilen zu einer deſpo-

---

ſchon werth ſind in Betrachtung gezogen zu werden: obgleich das Werk an ſich ſelbſt, ſo klein es iſt, dennoch von großer Wichtigkeit iſt. G.

deſpotiſchen Gewalt ſeine Zuflucht zu nehmen ſcheint; als wenn der Wille Gottes keinesweges den Regeln der Weisheit, in Anſehung des Guten und Böſen folgte, ſondern freywillig und ohne Grund beſchlöſſe, daß dieſe oder jene Sache gut oder böſe ſeyn ſolle; und als wenn der Wille der Creatur ſelbſt, in ſo weit er frey iſt, nicht deßwegen etwas erwählte, weil es ihm gut zu ſeyn ſcheint; ſondern aus einer ganz willkührlichen Entſchließung, die von der Vorſtellung des Gegenſtandes nicht im geringſten abhängt. Ich befinde, ſage ich, daß dieſer Biſchof nichts deſtoweniger an andern Orten dergleichen Sachen vorbringet, die mit meinen Sätzen weit mehr als mit ſeinen eigenen, ſofern mir dieſelben widerſprechen, überein zu kommen ſcheinen. Er ſpricht: „Dasjenige, was eine unendlich weiſe und freye Urſache er„wählet, ſey beſſer als das, was ſie nicht erwählet.“ Heißt das nicht erkennen, daß die Güte, der Gegenſtand und die Urſache der göttlichen Wahl iſt? Und in dieſem Verſtande kann man hier gar wohl ſagen:

Si placuit ſuperis; quaerere plura, nefas.
Gefällt es Gott alſo, ſo darf man mehr nicht fragen.

Des Verſuchs
Von der Güte Gottes,
Von der
Freyheit des Menſchen,
und vom Urſprunge des Böſen,
Dritter Theil.

241 §.

Nun ſind wir endlich von der moraliſchen Urſache des moraliſchen Böſen los. Das phyſikaliſche Böſe, nämlich das Leiden und Elend, wird uns nicht ſo viel zu thun machen: weil es auf das moraliſche Böſe folget. Die Strafe iſt, nach dem Grotius, ein Uebel, das man leiden muß, wegen eines Uebels das man gethan hat. (*Malum paſſionis, quod infligitur ob malum actionis.*) Man leidet, weil man etwas begangen hat; und man muß Böſes ausſtehen, weil man Böſes gethan hat:

> \- - *Noſtrorum cauſſa malorum*
> *Nos ſumus.*

Wir ſind ſelbſt Urſache an unſerm Unglücke. Es iſt wahr, daß man oft wegen fremder Verbrechen leidet: allein wenn man an dem Laſter keinen Theil hat, ſo mag man gewiß glauben, daß uns dieſes Leiden ein größeres Glück zubereite. Die Frage von dem phyſikaliſchen Böſen, das iſt von dem

Urſprunge unſers Leidens, hat viele Schwierigkeiten mit der Frage von dem Urſprunge des metaphyſiſchen Böſen gemein, davon uns die Misgeburten und andere Scheinunordnungen der Welt, Exempel geben. Allein man muß ſchließen, daß ſowohl das Leiden, als die Misgeburten mit in der Ordnung begriffen ſind: und es iſt billig zu bedenken, daß es nicht allein beſſer geweſen, dieſe Fehler und Misgeburten zuzulaſſen, als die allgemeinen Geſetze zu übertreten, wie bisweilen der P. Malebranche urtheilet; ſondern daß auch dieſe Misgeburten ſelbſt, den Regeln und dem allgemeinen göttlichen Willen gemäß ſind, ob wir gleich dieſe Uebereinſtimmung nicht zu entdecken vermögen. Es iſt wie in der Mathematik, da es bisweilen ſcheint, als wären einige Unordnungen vorhanden, die aber endlich die ſchönſte Ordnung zeigen, wenn man ſie völlig eingeſehen hat. Deswegen habe ich ſchon oben angemerket, daß nach meinen Grundlehren eine jede einzele Begebenheit, ohne Ausnahme, ein Erfolg des allgemeinen Willens ſey.

242 §. Man darf ſich gar nicht befremden laſſen, daß ich dieſe Sachen mit ſolchen Gleichniſſen zu erklären ſuche, die aus der reinen Mathematik genommen ſind, darinnen alles in der ſchönſten Ordnung geht; und wo man Mittel und Wege hat, ſolche Ordnung durch ein genaues Nachſinnen, wodurch wir gleichſam einen Blick in die göttlichen Ideen thun können, zu entdecken. Man kann eine dem Scheine nach, ganz unordentliche Reihe Zahlen ſetzen, da die Zahlen auf ſehr unterſchiedene Art zu- und abnehmen, ohne daß die geringſte Ordnung unter ihnen zu ſeyn ſcheint. Inzwiſchen aber, wer den Schlüſſel dazu weis, und den Urſprung und die Zuſammenſetzung dieſer Reihe Zahlen verſteht, der kann eine Regel geben, die, wenn ſie wohl verſtanden wird, genugſam zeiget, daß die Reihe ganz ordentlich iſt, und ſehr ſchöne Eigenſchaften hat. Man kann es in Linien noch deutlicher machen: eine Linie kann hin und her, hinauf

und herunter gehen; ſie kann in gewiſſen Punkten ſich umkehren, oder eingebogen, auch wohl gar unterbrochen werden, und andere Veränderungen bekommen, ſo daß man weder Geſchick noch Gelenk darinnen findet; ſonderlich wenn man nur einen Theil der Linie betrachtet: und dennoch geht es an, daß man die Gleichung und Einrichtung davon angeben kann, darinnen ein Meßkünſtler die Urſache und die Uebereinſtimmung aller dieſer vermeynten Irregularitäten zu finden weis. Und eben ſo muß man auch von den Irregularitäten der Misgeburten, und von andern vermeynten Fehlern in der Welt urtheilen.

243 §. In dieſem Verſtande kann man die ſchönen Worte des heil. Bernhards (Epiſt. 276. ad Eugen. III.) gebrauchen: die gröſte Ordnung erfordere, daß eine kleine Unordnung mit unterlaufe. *Ordinatiſſimum eſt, minus interdum ordinate fieri aliquid.* Ja man kann ſagen dieſe kleine Unordnung ſcheine nur im Ganzen eine Unordnung zu ſeyn: und ſie ſcheint auch nicht einmal in Anſehung der Glückſeligkeit derjenigen eine Unordnung zu ſeyn, die ſich in den Weg der Ordnung zu finden wiſſen.

244 §. Wenn ich von Misgeburten rede, ſo verſtehe ich noch viel andere Scheinfehler. Es iſt uns faſt nur die äußere Fläche unſerer Erdkugel bekannt: wir kommen auch nicht viel über ein paar hundert Klaftern tief in ihr Innerſtes. Das was wir in dieſer Rinde antreffen, ſcheint eine Wirkung großer Zerſtörungen zu ſeyn; es ſcheint, dieſe Kugel habe einſt gebrannt, und die Felſen, welche der Grund dieſer Erdenſchaale ſind, ſcheinen übrig gebliebenen Schlacken von einer großen Zerſchmelzung, nicht unähnlich zu ſeyn. Man findet in ihrem Eingeweide allerhand Metalle und Mineralien, die denjenigen ſehr gleich ſind, die aus unſern Oefen kommen: und das ganze Meer könnte wohl eine Art eines olei per deliquium ſeyn, wie z. E. das Oleum Tar-

tari in einem feuchten Orte gemacht wird. Denn als ſich die Fläche der Erden nach dem großen Brande wieder abgekühlt: ſo iſt die Feuchtigkeit, welche das Feuer in die Luft getrieben hatte, zurücke auf die Erde gefallen, hat deren obern Theil überſchwemmt, und das feſte Salz, das in der Aſche übrig geblieben war, aufgelöſet und in ſich gezogen; und endlich dieſe große Höhle in der obern Fläche unſrer Kugel angefüllet, den Ocean auszumachen, der voll ſalziges Waſſers iſt. (*)

245 §. Es iſt auch zu ſchließen, daß nach dem Feuer die Erde und das Waſſer nicht weniger Verwüſtung angerichtet haben. Vielleicht iſt die durch die Abkühlung entſtandene Rinde, die große Höhlen unter ſich hatte, eingebrochen, ſo daß wir nur bloß auf Erdfällen wohnen: wie unter andern der Herr Thomas Burnet, Caplan des verſtorbenen Königs von Engeland, gar wohl angemerket hat. (**) Und es haben viele Fluthen und Ueberſchwemmungen allerhand Dinge auf dem Grunde zurücke gelaſſen, von denen wir noch einige Merkmaale und Ueberbleibſel finden: welche zeigen, daß das Meer vorher an Oertern geweſen, von denen es heut zu Tage weit entfernet iſt. (†) Allein dieſe Zerſtörungen ha-

ben

(*) Hr. v. L. zielet hier ausdrücklich auf eine ſolche Veränderung der Erdkugel, die kurz vor der moſaiſchen Schöpfung vorhergegangen ſeyn kann, und dadurch die Erde in den Zuſtand eines Chaos geſetzt worden, davon Moſes ſchreibt: die Erde war wüſte und leer; und es war finſter auf der Tiefe. Wer dieſen Zuſtand beſſer erklärt und ausgeführt leſen will, der ſchlage Whiſtons Buch A new Theory of the Earth, oder neue Erdbetrachtung nach, welches 1725. in gr. 8 herausgekommen, und davon ich in meinen erſten Gründen der Weltweisheit, in dem III. Abſchnitte, von der Erdkugel und ihren Veränderungen, einen Auszug gegeben habe. Die ganze Meynung läuft dahinaus, daß die Erdkugel vor ihrer letzten Einrichtung, ein Comet geweſen, der ſich an der Sonne entzündet gehabt, und nachdem er ausgebrannt, zu einem planetiſchen Weltkörper gemacht, und ben endlich ein Ende genommen, und der Erdkreis iſt endlich zu der Geſtalt gekommen, die wir ietzo ſehen. Moſes zeiget dieſe große Veränderung mit wenigen Worten an: die Abſonderung des Lichtes und der Finſterniß deutet die Zerſchmelzung an, die von dem Feuer verurſachet worden; und die Abſonderung der feuchten Materie von der trockenen, die Wirkung der Ueberſchwemmungen. Allein wer ſieht nicht, daß durch dieſe Unordnungen die Sachen in den Stand geſetzt worden, in dem ſie ſich jetzo befinden; daß wir ihnen unſere Reichthümer und unſere Bequemlichkeit zuzuſchreiben haben, und daß hiedurch dieſer Erdkreis geſchickt geworden, daß er durch unſern Fleiß kann gebauet werden? Dieſe Unordnungen ſind zu einer Ordnung ausgeſchlagen. Die wahren, oder nur alſo ſcheinenden Unordnungen, die wir von weitem ſehen, ſind die Flecken der Sonnen und die Cometen: allein wir wiſſen weder was ſie nutzen, noch was für Ordnung darinnen iſt. Man hat vormals die Planeten für irrende Sterne gehalten; jetzt aber befindet ſich ihre Bewegung ganz ordentlich. Vielleicht iſt es mit den Cometen auch alſo: die Nachkommen werden es erfahren. (††)

---

mit lebendigen Geſchöpfen beſetzet worden. In der Kürze läßt ſich davon nichts mehrers ſagen. Wer mehr davon wiſſen will, muß die angezogenen Stellen nachſehen. G.

(**) Auch dieſer hat eine Theoriam Telluris Sacram geſchrieben, ein an ſich vortreffliches Buch, welches aber Whiſton in einigen Stücken verbeſſert hat. G.

(†) Dieſes ſind hauptſächlich die verſteinerten Seepflanzen und Fiſche, die wir an ſo vielen Orten auf den höchſten Bergen, auch bey uns mitten in Deutſchland, ſonderlich bey Eisleben finden. G.

(††) Hr. v. L. hat ganz recht geurtheilet. Denn ſeit dem der Comet von 1680. den Sternſehern ſtatt eines Lehrmeiſters

246 §. Unter die Unordnungen müſſen die Ungleichheiten der Stände keinesweges mit gerechnet werden: und Herr Jaquelot fragt diejenigen, die alles gerne gleich vollkommen haben wollten, gar recht, warum die Felſen nicht mit Blättern und Blumen gezieret ſind? warum die Ameiſen nicht Pfauen ſind? Und wenn alles durchgehends gleich ſeyn müßte, ſo würde der Arme wider den Reichen, der Knecht wider den Herrn eine Bittſchrift eingeben. Die Orgelpfeifen dürfen nicht alle gleich ſeyn. Der Hr. Bayle wird ſagen, es ſey ein Unterſcheid zwiſchen einer Privation des Guten, und zwiſchen einer Unordnung; zwiſchen einer Unordnung in lebloſen Creaturen, die bloß metaphyſiſch iſt; und zwiſchen einer Unordnung bey vernünſtigen Geſchöpfen, die in der Sünde und in dem Leiden beſteht. Er hat Urſache dieſe Dinge von einander zu unterſcheiden, und wir haben Urſache ſie zuſammen zu ſetzen. Gott vernachläßiget keinesweges die lebloſen Dinge; ſie haben freylich keine Empfindung, allein Gott hat eine Empfindung für ſie. Gott läßt die unvernünſtigen Thiere nicht aus der Acht; ſie haben zwar keine Erkenntniß, allein Gott hat Erkenntniß für ſie. Den geringſten wahrhaftigen Fehler, der in der Welt ſeyn möchte, würde er ſich ſelbſt verweiſen; wenn ihn gleich niemand gewahr würde.

247 §. Herr Bayle ſcheint es nicht zu billigen, daß man die Unordnungen, die etwan in den lebloſen Dingen ſeyn können, mit denen Unordnungen in Vergleichung ziehe, welche die

---

gedienet, ſo hat der berühmte Halley eine Theorie der vornehmſten 24 Cometen in ſeiner Cometographie ausgerechnet, und Whiſton in eine Charte gebracht; die auch Deſagulier in ſeinem Cours of Experimental Philoſophy gebracht; Hr. Doppelmayer aber in Nürnberg, zu ſeinen aſtronomiſchen Charten ſtechen laſſen. Nach dieſen Lehren nun fängt der Lauf der Cometen an den Weltweiſen bekannter zu werden, als er vorbin geweſen: indem er ſich nach eben den Regeln richtet, die Kepler den Planeten vorgeſchriedie Ruhe und Glückſeligkeit der vernünftigen Geſchöpfe ſtören; noch daß man die Zulaſſung der Fehler, eines theils auf die Sorgfalt gründe, die Verwirrung in den Geſetzen der Bewegung zu vermeiden. Man könnte nach ſeiner Meynung daraus ſchließen (Rep. Poſth. à Mr. Jaquelot p. 183.) „Gott habe die Welt nur zu dem Ende geſchaffen, damit er ſeine unendliche Wiſſenſchaft und Erkenntniß von der Bau- und Bewegungskunſt an den Tag legen möchte: ohne daß ſeine Eigenſchaften, nach welchen man ihn gut, und einen Freund der Tugend heiſſen kann, an Verfertigung dieſes großen Werkes einen Theil gehabt hätten. Dieſer Gott würde ſich nur mit ſeiner Wiſſenſchaft groß machen; er würde lieber das ganze menſchliche Geſchlecht umkommen und verderben laſſen; als zugeben, daß einige Atomen geſchwinder oder langſamer giengen, als es die allgemeinen Geſetze erfordern.“ Herr Bayle würde dieſes nicht eingewendet haben, wenn ihm mein Lehrgebäude von der allgemeinen Harmonie bekannt geweſen wäre; nach welchem das Reich der wirkenden Urſachen, und das Reich der Endurſachen einander gleichſam parallel ſind; Gott nicht weniger der beſte Monarch, als der gröſte Baumeiſter iſt; die Materie eine ſolche Einrichtung bekommen hat, daß die Geſetze der Bewegung zu der beſten Regierung derer Geiſter dienen; und folglich ſo viel Gutes erhalten worden, als nur möglich geweſen, wenn man das metaphyſiſche, phyſikaliſche und moraliſche Gute zuſammen rechnet.

ben. Und da der itzt (1744 im Januar und Februar) ſcheinende groſſe Comet, der zwiſchen uns und der Sonne durchzugehen ſcheint, dieſelbe zu beſtätigen erſchienen iſt: ſo wird man künftig noch um ſo viel mehr überzeuget werden, daß nichts in der Welt ohne eine ihm anſtändige Ordnung ſey, die die Weisheit des Schöpfers verherrlichen kann. S. das Hauptſtück von Cometen in meiner Philoſophie, imgl. des Herrn Paſt. Heyns Tract. davon. G.

248 §. Allein, möchte Herr Bayle ſagen, da Gott durch ein kleines Wunderwerk unendlich viel Böſes hat abſchaffen können, warum hat er es nicht gethan? Er giebt den gefallenen Menſchen ſo viel außerordentliche Hülfsmittel; allein eine kleine Hülfe von dieſer Art, die der Eva wäre gegeben worden, hätte ihren Fall hindern und die Verſuchung der Schlangen unkräftig machen können. Wir haben dergleichen Einwendung durch dieſe allgemeine Antwort, daß Gott keine andere Welt erwählen könne, weil er die beſte erwählet, und nur die Wunder angewendet, die dazu nöthig geweſen, ſchon ein ſattſames Genügen gethan. Man hatte ihm entgegen geſetzt, die Wunderwerke änderten die natürliche Ordnung der ganzen Welt; er antwortet, das ſey ein Geſpött, und das Wunder, z. E. auf der Hochzeit zu Cana, habe in der Luft des Zimmers keine andere Veränderung gemacht, als daß ſie ſtatt einiger Waſſertheilchen einige Weintheilchen in ihre Zwiſchenräumlein bekommen. Allein es iſt zu bedenken, daß in der beſten Einrichtung der Dinge nichts könne geändert werden, nachdem ſolche einmal erwählet worden.

249 §. Die **Wunderwerke** anlangend, von denen wir ſchon oben etwas gedacht haben, ſo ſind ſie vielleicht nicht alle von einerley Art. Allem Anſehn nach, mag es viele geben, die Gott durch den Dienſt einiger unſichtbarer Subſtanzen, als die Engel ſind, verrichtet: wie der P. Malebranſche gleichfalls dafür hält. Und dieſe Engel, oder dieſe Subſtanzen, wirken nach den ordentlichen Geſetzen ihrer Natur,

---

(*) Ein wahrhaftiges Wunderwerk zieht allerdings mehr Veränderung in der Welt nach ſich, als man dem erſten Anſehen nach meynen ſollte, und die Dinge könnten ohne ein neues Wunderwerk, unmöglich für ſich ſelbſt wieder in vorigen Stand und Ordnung kommen. Allein deswegen geht die Meynung des Herrn Verfaſſers keineswegs dahin, als wenn es allezeit unumgänglich nöthig wäre, daß, nach geſchehenem Wunderwerke, die Dinge durch ein neues Wunderwerk tur, indem ſie viel ſubtilere und hurtigere Körper haben als die, welche wir bewegen können. Und dergleichen Wunderwerke ſind nur vergleichungsweiſe Wunderwerke, und in Anſehung unſerer: gleich wie unſere Werke bey den Thieren für Wunderwerke gelten würden, wenn ſie ihre Anmerkungen drüber zu machen, fähig wären. Die Verwandlung des Waſſers in Wein könnte vielleicht dergleichen Wunderwerk ſeyn. Allein die Schöpfung, die Menſchwerdung, und einige andere Wirkungen Gottes, überſteigen alle Kräfte der Creaturen, und ſind wahrhaftige Wunder und Geheimniſſe. Wenn inzwiſchen die Verwandlung des Waſſers in Wein zu Cana, ein Wunder von der vornehmſten Art geweſen wäre: ſo würde Gott hierdurch, wegen der Verbindung der Körper, den ganzen Lauf der Welt geändert haben, oder genöthiget worden ſeyn, dieſe Verbindung ebenfalls auf wunderbare Weiſe zu hindern; und die Körper, die bey dem Wunder nichts zu thun hatten, wirken zu laſſen, als wenn keines geſchehen wäre. Und nach dieſem geſchehenen Wunder, würde er alle Dinge in den Körpern, die ſelbſt mit dabey geweſen, wieder in den Stand haben ſetzen müſſen, in welchen ſie ohne das Wunderwerk würden gekommen ſeyn: hierauf wäre endlich alles wieder in ſeinen erſten Gang gerathen. Alſo erforderte dieſes Wunderwerk mehr als es ſcheint. (*)

250 §. Was das phyſikaliſche Böſe der Geſchöpfe, nämlich ihr Leiden anlanget, ſo ſtreitet Herr Bayle gar ſehr wider diejenigen, welche das Verfahren Gottes hierbey durch

---

wieder in ihren vorigen Stand gebracht würden; ſondern es iſt ſchon genug, daß das Wunderwerk, mit allen daraus entſtehenden Veränderungen, in dem Entwurfe der gegenwärtigen, das iſt, der beſten Welt, von Ewigkeit mit begriffen geweſen. Denn Gott hat ohne Zweifel vorher geſehen, und vorher beſchloſſen, daß das Wunderwerk geſchehen ſolle. R.

beſondere Gründe zu rechtfertigen ſuchen. Ich ſetze hier das Leiden der Thiere bey Seite, und ſehe, daß Herr Bayle vornehmlich auf das Leiden der Menſchen dringet; vielleicht weil er glaubt, die Thiere hätten keine Empfindung. Und viele Carteſianer haben eben aus der Ungerechtigkeit, die darunter vorgehen würde, wenn die Thiere ſo viel litten, beweiſen wollen, daß ſie nur Maſchinen wären; weil unter einem Herrn, wie Gott iſt, ein Unſchuldiger unmöglich elend ſeyn kann, *quoniam ſub Deo iuſto, nemo innocens miſer eſt.* Der Grundſatz iſt gut: allein daraus, glaube ich, kann man nicht ſchlieſſen, daß die Thiere keine Empfindung haben; weil ich eigentlich zu reden, nicht glaube, daß die Empfindung zulange, das Elend zu verurſachen, wenn keine Ueberlegung (Reflexio) dabey iſt. Eben ſo iſt es auch mit der Glückſeligkeit beſchaffen; ohne Erkenntniß und Ueberlegung iſt keine Glückſeligkeit:

O fortunatos nimium, ſua qui bona norint,
O mehr als glücklich ſind, die nur ihr Glück recht kennen!

Vernünftiger Weiſe kann man kaum zweifeln, daß nicht die Thiere Schmerzen haben ſollten; allein ihr Vergnügen und ihre Schmerzen ſcheinen nicht ſo lebhaft zu ſeyn, als ſie bey den Menſchen ſind. Denn weil ſie nichts überdenken, ſo können ſie weder einen Verdruß empfinden, der mit dem Schmerzen; noch eine Freude, die mit dem Vergnügen vergeſellſchaftet iſt. Die Menſchen ſind zuweilen in einem Stande, indem ſie nicht viel von den Thieren unterſchieden ſind, und darinn ſie faſt aus einem bloßen natürlichen Triebe, und nach den bloßen Vorſtellungen der ſinnlichen Erfahrung, handeln: und in dieſem Stande iſt ihr Vergnügen und Schmerz ſehr gering.

251 §. Allein wir wollen die unvernünftigen Thiere fahren laſſen, und uns wiederum zu den vernünftigen Geſchöpfen wenden. In Anſehung dieſer wirſt Herr Bayle die

Frage auf, ob in der Welt mehr phyſikaliſches Böſes, als Gutes ſey? (Rep. aux. queſt. d'un Prov. ch. 75. T. 2) Wenn man dieſe Frage wohl entſcheiden will: ſo muß man erklären, worinnen dieſes Gute und Böſe beſtehe? Wir ſind eins, daß das phyſikaliſche Böſe nichts anders, als ein Misvergnügen ſey: und ich begreiſe darunter den Schmerz, den Harm, und alle andere Arten der Beſchwerlichkeiten. Beſteht aber auch das phyſikaliſche Gute einzig und allein im Vergnügen? Der Herr Bayle ſcheint der Meynung zu ſeyn; allein ich halte dafür, es beſtehe annoch in einem mittleren Zuſtande, als wie z. E. die Geſundheit iſt. Man befindet ſich ſchon ganz wohl, wenn man nichts Böſes empfindet. Es iſt ein Grad der Weisheit, wenn man nichts närriſches an ſich hat.

> - - Sapientia prima eſt,
> Stultia caruiſſe. - -
>
> Der Weisheit Anfang iſt, von Thorheit frey zu ſeyn.

Gleichwie man ſchon ſehr lobenswürdig iſt, wenn man mit Recht nicht getadelt werden kann.

> Si non culpabor, ſat mihi laudis erit.
>
> Bin ich nicht ſcheltens werth, ſo iſt mirs Ruhms genug.

Und auf dieſen Fuß ſind alle Empfindungen, die uns kein Misvergnügen verurſachen, alle Ausübungen unſerer Kräfte, die uns nicht beſchwerlich ſind, und deren Hinderungen uns beſchwerlich fallen würde, phyſikaliſche Güter, wenn ſie uns gleich ein empfindliches Vergnügen geben: denn ihre Beraubung iſt ein phyſikaliſches Uebel. Wir empfinden das Gute der Geſundheit, und andere dergleichen Güter, nicht eher, als wenn ſie uns entzogen werden. Und auf dieſe Weiſe wollte ich mir getrauen zu behaupten, daß das Gute ſelbſt in dieſem Leben das Böſe übertreffe; daß unſere Bequemlichkeiten gröſſer ſind, als unſere Beſchwerlichkeiten, und daß Carteſius mit Rechte geſagt: (T. I. Epiſt. 9.) „Die

„natürliche Vernunft lehre uns, daß wir in dieſem Leben mehr „Gutes als Böſes genießen.“ (*)

252 §. Es iſt noch dieß hinzuzuſetzen, daß das allzuhäufige und allzugroße ſinnliche Vergnügen ein großes Uebel ſeyn würde. Es giebt einige dergleichen Vergnügen, die Hippokrates mit der fallenden Sucht verglichen: und Scioppius hat ſich ohne Zweifel nur ſo angeſtellet, als wenn er die Sperlinge beneidete, damit er in einem gelehrten, aber faſt gar zu ſcherzhaften Werke, auf eine angenehme Art ſcherzen könnte. Die allzuſchmackhaften Speiſen ſind der Geſundheit ſchädlich, und vergringern die Zärtlichkeit eines empfindlichen Geſchmacks: und die körperlichen Vergnügungen ſind überhaupt gewiſſe Verſchwendungen der Geiſter; ob ſie ſchon in einigen beſſer, als in den andern erſetzt werden.

253 §. Inzwiſchen führt man zum Beweiſe, daß das Böſe das Gute übertreffe, den Herrn La Mothe le Vayer (lit. 134.) an, der nicht begehrte, wieder in die Welt zu kommen, wenn er eben die Perſon wieder ſpielen ſollte, die ihm von der Vorſehung bereits einmal auferlegt worden. Allein ich habe ſchon geſagt, ich glaubte, man würde den Vorſchlag desjenigen annehmen, der den Lebensfaden der Parcen wieder erneuern könnte: wenn man uns nur neue Umſtände

---

(*) So vernünftig und billig dieſe Urtheile zweener ſo großen Weltweiſen, als Carteſius und Leibnitz geweſen; ſo unbillig und undankbar iſt in dieſem Falle Hrn. Baylens Meynung, der die bloße Geſundheit für nichts Gutes rechnen will; weil ſie nicht ſehr empfindlich iſt, ja ſie wohl gar unter die Uebel zählet, wenn ſie etwa mit einem Mangel andrer Ergetzlichkeiten vergeſellſchaftet iſt, den man in geſunden Tagen mehr empfindet, als zur Zeit der Kränkheit. Ja er geht hier ſo weit, daß er auch die eingebildeten Krankheiten, die unnöthigen Grillen und Sorgen der Menſchen, ja die eingebildeten Uebel, für einen gerechten Grund, ſich über die Verſehung zu beklagen, ausgiebt: weil derjenige, der ſich auch ohne Urverſpräche, ob ſie gleich nicht beſſer wären, als die erſten. (*) Und aus dem, was Herr la Mothe le Vayer geſagt, folgt gar nicht, daß er nicht ſelbſt eine neue Perſon hätte ſpielen wollen, wie es Herr Bayle zu verſtehen ſcheint.

254 §. Die Gemüthsvergnügungen ſind die reinſten und nützlichſten, die Freude dauerhaft zu machen. Cardan war bereits in ſeinem hohen Alter mit ſeinem Zuſtande dermaßen zufrieden, daß er mit einem Eide bezeugte: er möchte ihn nicht mit dem Zuſtande eines von den reichſten jungen Menſchen, der aber dabey ungelehrt und unwiſſend wäre, vertauſchen. Herr la Mothe le Vayer führet dieſes ſelbſt an, ohne es zu tadeln. Die Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit ſcheint dergleichen Anmuth zu haben, die von Leuten, die ſie niemals geſchmeckt, nicht kann begriffen werden. Ich verſtehe nicht ein bloßes hiſtoriſches Wiſſen, ohne die Erkenntniß der Gründe; ſondern ein ſolches Wiſſen, wie Cardans ſeines, der bey allen ſeinen Fehlern in der That ein großer Mann war: und ohne dieſe Fehler unvergleichlich würde geweſen ſeyn. (Virg. Georg. II. v. 490.)

Felix, qui potuit rerum cognoſcere cauſas:
Ille (*Atque*) metus omnes, & inexorabile fatum
Subiecit pedibus, ſtrepitumque Acherontis auari,

Wohl

ſache betrübt, doch wirklich betrübt, und alſo nicht glücklich ſey. Kann man die Unerkenntlichkeit gegen Gott wohl höher treiben? Und wer wird es wohl glauben, daß ein Kind, dem ein Vater ein neues Kleid, und alles was ihm gut und nöthig iſt, ſchenkt, ihm aber eine unnütze Puppe wegnimmt, darum wahrhaftig unglücklich ſey, weil es über dieſen Verluſt weinet, und jenes Gute nicht erkennt? G.

(*) S. was ich in der Anmerkung zum 13 §. a. d. 159. und 160ſten S. für ein Beyſpiel aus Zinkgräfen von einem Bauer angeführt habe: imgleichen den Art. le Vayer im bayliſchen Wörterbuche. G.

Wohl dem, der guten Grund von allen Dingen weiß!
Den ſchreckt das Schickſal nicht mit ſeinen harten Schlüſſen,
Dem macht kein Höllenhund kein Rhadamantus heiß:
Der tritt Geſchick und Höll, und alle Furcht mit Füſſen. (*)

Das iſt keine geringe Sache, wenn man mit Gott und der Welt zufrieden iſt; wenn man ſich weder vor dem fürchtet, was uns beſtimmt iſt, noch ſich über dasjenige beſchwert, was uns begegnet. Die Erkenntniß der rechten Grundlehren giebt uns dieſen Vortheil, der ganz anders beſchaffen iſt, als derjenige, den die Stoiker und Epikurer aus ihrer Weisheit ziehen konnten. Es iſt zwiſchen der rechten, und zwiſchen ihrer Sittenlehre, ein ſo großer Unterſcheid, als zwiſchen der Freude und der Geduld iſt: denn ihre Gemüthsruhe gründete ſich bloß auf die Nothwendigkeit; unſere aber muß auf die Vollkommenheit und Schönheit der Dinge, und auf unſere eigene Glückſeligkeit gegründet ſeyn.

255 §. Allein was wollen wir von den Schmerzen des Leibes ſagen? können ſie nicht ſcharf und bitter genug ſeyn, die Gemüthsruhe des Weiſen zu unterbrechen? Ariſtoteles hält es dafür, die Stoiker aber, nebſt den Epikurern waren anderer Meynung. Carteſius hat die Meynung dieſer letzten von neuem aufgebracht. Er ſagt im angeführten Briefe: „Man könne ſelbſt in den betrübteſten Zufällen, und den „empfindlichſten und nachdrücklichſten Schmerzen, zufrieden „ſeyn, wenn man nur die Vernunſt zu gebrauchen wiſſe.“ Herr Bayle antwortet hierauf: (Rép. au Prov. T. 3. ch. 157. p. 991.) „Das heiße nichts geſagt: man zeige uns „dadurch eine Arzney, die faſt niemand zu bereiten wiſſe.“ Ich halte die Sache nicht für unmöglich, und glaube; die Menſchen können durch vieles Nachdenken, und durch viele Uebung,

---

(*) In Anſehung einer ſolchen Gelehrſamkeit glaube ich, daß ſelbſt Herr Bayle mit dem reichſten und jüngſten Petit-Maitre in Paris, in ſeinem 50ſten Jahre nicht getauſcht haben

Uebung, dazu gelangen. Denn der wahrhaftigen Märtyrer, und derjenigen, die einen auſſerordentlichen Beyſtand von oben gehabt, nicht zu gedenken: ſo hat es auch falſche Märtyrer gegeben, die jenen nachgeahmet haben. Und der ſpaniſche Sclave, der den carthaginenſiſchen Stadthalter ums Leben brachte, um ſeinen Herrn zu rächen; und der bey der größten Marter eine groſſe Freude darüber bezeigte, kann die Weltweiſen beſchämen. Warum ſollte man nun nicht ſo weit kommen können, als er? Man kann von vortheilhaftigen Dingen ſo wohl, als von nachtheiligen ſagen:

> Cuiuis poteſt accidere, quod cuiquam poteſt.
>
> Was einem wiederfährt, kan allen wiederfahren.

256 §. Allein es geben uns noch heut zu Tage ganze Völker, als wie die Huronen, die Irokeſen, die Galibis, und andere amerikaniſche Völker, hierüber einen gewaltigen Beweis. Man kann nicht ohne Verwunderung leſen, mit was für unerſchrockenem Muthe, und mit was für Unempfindlichkeit ſie ihre Feinde trotzen, die ſie bey einem gelinden Feuer braten, und ſtückweiſe verzehren. Wenn dergleichen Leute die Vortheile des Leibes und des Gemüthes behalten, und unſere Erkenntniß dabey haben könnten: ſo würden ſie uns auf alle Weiſe übertreffen.

> Exſtat vt in mediis turris aprica caſis.
>
> Wie zwiſchen Hütten ſich ein ſteiler Thurm erhebt.

Sie würden gegen uns, wie ein Rieſe gegen einen Zwerg, wie ein Berg gegen einen Hügel ſeyn. Virg. Aen. XII, v. 701.

> Quantus Erix, & quantus Athos, gaudetque niuali
> Vertice ſe attollens pater Appenninus ad auras.

---

würde, wenn er dagegen alle ſeine Wiſſenſchaft, alle ſeine Schriften und allen Ruhm den er ſich dadurch erwerben, hätte abtreten ſollen. G.

Wie Athos, und Eryx, und ſelbſt der Apennin,
Der ſein beſchneytes Haupt hoch in die Luft erhebet.

257 §. Alles was in dieſen wilden Menſchen, die von einer ganz beſondern Ehrſucht eingenommen ſind, eine wundernswürdige Stärke des Leibes und Gemüthes vermag; das könnte unter uns durch gute Auferziehung, durch wohleingerichtete Züchtigung, durch eine auf rechtmäßige Urſachen gegründete Freude, und durch eine ſtarke Uebung, eine Munterkeit und Gegenwart des Gemüthes, mitten unter ſolchen Umſtänden beyzubehalten, die das Gemüth am allermeiſten zu beunruhigen vermögend ſind, gar wohl erlanget werden. Man erzählet von den alten Meuchelmördern, welche Unterthanen und Diſcipel des ältern, oder vielmehr des Herrn (*Senior*) de la Montagne geweſen, etwas das dieſem ziemlich beykömmt. Dergleichen Schule, die aber einen beſſern Endzweck hätte, würde für die Glaubensbothen gut ſeyn, die wieder nach Japan gehen wollten. Die Gymnoſophiſten der alten Indianer hatten vielleicht auch etwas das dieſem gleich kam: und der Calanus, der dem großen Alexander das Spectakel ſehen ließ, ſich lebendig verbrennen zu laſſen, war ohne Zweifel von den großen Exempeln ſeiner Lehrmeiſter angefriſchet, und durch vieles und großes Leiden dermaßen geübet worden, daß er vor allen Schmerzen nicht die geringſte Furcht hatte. Die Weiber dieſer Indianer, die noch heut zu Tage mit den Leibern ihrer Männer verbrennet zu werden verlangen, ſcheinen noch etwas von der

Herz-

(*) Ich weis nicht, ob der gemeine Mann durchgehends von ſo übelm Geſchmacke iſt: vielmehr habe ich gemerket, daß gemeine Leute, z. E. Bauren, und Handwerksleute, noch eher mit einer Erndte, mit einer guten Meſſe, oder mit einem Jahre überhaupt zufrieden ſind; als die eingebildeten Klüglinge, unter Kaufleuten, Gelehrten oder Edelleuten; die aus einer gewiſſen Unerſättlichkeit ihrer Lüſte, ſich immer mehr wünſchen, als ſie haben können; und hernach allemal über die Natur, und über das Glück klagen, wenn ihre un-

Herzhaftigkeit der alten Weltweiſen ihres Landes an ſich zu haben. Ich vermuthe nicht, daß man ſo bald einen geiſtlichen Orden aufrichten möchte, deſſen Endzweck wäre, den Menſchen zu dieſem Grade der Vollkommenheit zu bringen: dergleichen Leute würden vor den andern, allzugroßen Vorzug haben; und Fürſten und Herrn würden ſich allzu ſehr vor ihnen fürchten müſſen. Gleichwie es ſelten mit einem ſo weit kömmt, daß er einer ſo großen Stärke des Gemüths vonnöthen hätte: ſo wird ſich auch niemand leichtlich entſchlieſſen, mit Hindanſetzung ſeiner gewöhnlichen Bequemlichkeiten, ſich dergleichen Stärke anzuſchaffen; ob man gleich weit mehr dabey gewinnen, als verlieren würde.

258 §. Inzwiſchen iſt dieſes ſelbſt ein Beweis, daß das Gute bereits das Böſe übertrifft, weil man dieſes gewaltſamen Hülfsmittels nicht vonnöthen hat. Euripides hat es ebenfalls geſagt, πλείω τὰ χρηστὰ τῶν κακῶν εἶναι βροτοῖς, mala noſtra longe iudico vinci a bonis. Homer, und die meiſten übrigen Poeten, waren einer andern Meynung, und der gemeine Mann hälts mit ihnen. (*) Dieſes kömmt daher, weil das Böſe unſere Aufmerkſamkeit mehr erregt, als das Gute: allein eben dieſe Urſache bekräftiget es, daß das Böſe ſeltner iſt. Man darf alſo den verdrüßlichen Redensarten des Plinius keinen Glauben beymeſſen, der die Natur für eine Stiefmutter ausgiebt, und dafür hält: der Menſch ſey das elendeſte und eitelſte unter allen Geſchöpfen.

---

gehegten Erwartungen nicht eintreffen. Z. E. ich habe in einem der nächſtverfloſſenen Jahre, welches ſehr fruchtbar war, Gelegenheit gehabt, mit einem vornehmen Gottesgelehrten auf dem Lande zu ſeyn. Ich fragte einen Ackersmann, ob dieß Jahr eine reichliche Erndte geweſen wäre? Ja, antwortete der ehrliche Bauer: wir können Gott nicht genug dafür danken: alle Arten des Getreydes ſind vortrefflich gerathen. Ja ja, ſetzte mein Theologe hinzu: Es iſt noch ſo ein etwas erträgliches Jahr! G.

Dieſe zwey Beywörter ſchicken ſich nicht zuſammen: man iſt noch nicht elend genug, wenn man von eitler Selbſtliebe eingenommen iſt. Die Menſchen verachten zwar die menſchliche Natur überhaupt mehr als zu ſehr; vermuthlich weil ſie keine andere Geſchöpfe ſehen, die ihren Nacheifer erregen könnten: allein ſie machen mehr als zu viel von ſich, und ſind mehr als zu leicht mit ſich ins beſondere zufrieden. Ich halte es alſo mit dem Caſaubon, der in ſeinen Anmerkungen über den Xenophanes des Diogenes Laertius, die ſchönen Gedanken des Euripides ſo ſehr lobet, daß er ſo gar von ihm ſagt: er habe Sachen geſchrieben, die einer göttlichen Eingebung ähnlich ſähen. (quae ſpirant Θεόπνευστον pectus.) Seneca redet (lib. 4. c. 5. de Benef.) von den Gütern, womit uns die Natur überſchüttet, mit großer Beredſamkeit. Herr Bayle führt in ſeinem Wörterbuche, im Artik. Xenophanes, viel andere Scribenten dagegen an, und unter andern eine Stelle des Poeten Diphilus, in den Sammlungen des Stobeus, welche lateiniſch alſo könnte ausgedruckt werden:

Fortuna Cyathis bibere nos datis iubens,
Infundit vno terna pro bono mala.

Schenkt uns das Glück was ein, davon man trinken ſoll,
Wird für ein gutes Glas, das ſchlimme dreymal voll.

259 §. Herr Bayle ſteht in den Gedanken, wenn bloß von der Schuld, oder dem moraliſchen Böſen der Menſchen die Rede wäre: ſo würde der Proceß bald für den Plinius

gut

(*) Wie falſch dieſer Einfall des Herrn Bayle ſey, das zeigen verſchiedene gelinde Arten des Schmerzens, die einen ſo wenig beſchweren, daß man dabey noch alle ſeine Geſchäffte verrichten kann. Z. E. ein kleines Kopf-oder Zahnweh, ein Schnupfen, Huſten, Frieſel, oder ein kleines Fieber, imgleichen die Schwindſucht u. d. m. hier fühlt man die Dichtigkeit des Uebels, wie Hr. Bayle redet, faſt gar nicht; und gut ausſchlagen, und Euripides würde ſeine Sache verlieren. Ich habe nichts darwider einzuwenden: unſere Laſter ſind ohne allen Zweifel gröſſer, als unſere Tugenden, und das kömmt von der Erbſünde her; wiewohl man auch gemeiniglich in dieſem Stücke die Sache gar zu arg macht. Und ſo gar auch einige Theologen machen den Menſchen ſo ſehr gering, daß ſie der Vorſehung des Urhebers der Menſchen zu nahe treten. Deswegen halte ich es eben nicht mit denenjenigen, welche glauben, ſie erzeigten unſerer Religion eine beſondere Ehre, wenn ſie die Tugenden der Heiden nur für *ſplendida peccata*, für anſehnliche Laſter ausgeben. Dieſes iſt ein Einfall des heiligen Auguſtins, der in der heiligen Schrift keinen Grund hat, und der Vernunft allerdings zuwider iſt. Allein hier iſt nur vom phyſikaliſchen Guten und Böſen die Rede; und man muß die Widerwärtigkeiten und die Glückſeligkeiten des Lebens insbeſondere mit einander vergleichen. Herr Bayle wollte die Betrachtung der Geſundheit gern gar ausgeſchloſſen wiſſen; er vergleicht ſie mit den verdünnten Körpern, die, wie die Luſt, faſt gar nicht empfunden werden; die Schmerzen aber vergleicht er mit den Körpern, die ſehr dicht ſind, und im wenigen viel wiegen. (*) Allein der Schmerz ſelbſt giebt die Wichtigkeit der Geſundheit zu erkennen, wenn wir derſelben beraubt ſind. Ich habe ſchon angemerkt, daß allzuviel ſinnliches und leibliches Vergnügen ein wahrhaftiges Uebel ſeyn würde: die Sache kann nicht anders ſeyn, es iſt gar zu viel daran gelegen, daß das Gemüth frey ſey.

---

es ſind nur wenige Krankheiten, z. E. Colik, Stein, Podagra ſehr empfindlich; wiewohl auch dieſe auf einen ſehr hohen Grad kommen müſſen, wenn ſie dem Menſchen ein Geſchrey abnöthigen ſollen. Denn ſo lange dieſes nicht geſchieht, ſind ſie noch für kleine, oder mittelmäßige Schmerzen zu halten. Wie ſelten aber ſieht man doch Kranke, die zum lauten Schreyen gezwungen werden? G.

Lactantius hat in ſeinen Inſtit. Diu. lib. 3. cap. 18. geſetzt: die Menſchen wären ſo zärtlich, daß ſie ſich über das geringſte Uebel beſchwerten; nicht anders als wenn es alle Güter, die ſie genöſſen, verſchlünge. Hierauf antwortet Herr Bayle: es ſey ſchon genug, zu beweiſen, daß die Menſchen elend und übel daran ſind, weil ſie ſolches empfinden; maßen das Gute und Böſe nach der Empfindung abzumeſſen ſey. Allein ich antworte, die gegenwärtige Empfindung iſt nichts weniger, als das rechte Maaß des vergangenen und zukünftigen Guten und Böſen. Ich gebe zu, daß man zu der Zeit, da man dieſe verdrießliche Gedanken und Empfindungen hat, übel dran ſey: allein das hindert nicht, daß man ſich nicht vorher habe wohl befinden können; und daß nach genauem Ueberſchlage, das Gute nicht das Böſe übertreffe. (*)

260 §. Ich wundere mich gar nicht, daß ſich die Helden, die mit ihren Göttern ſchlecht zufrieden waren, über den Prometheus und Epimetheus deswegen beſchwert haben: daß ſie ein ſo ſchwächlich und gebrechlich Thier geſchmiedet, als der Menſch iſt, und daß ſie über der Fabel von dem alten Silenus, dem Pflegevater des Bacchus, einen beſondern Gefallen bezeiget, der von dem Könige Midas gefangen genommen worden, und ihn, ſtatt ſeiner Ranzion, dieſen vermeynten ſchönen Spruch gelehret: **das erſte und gröſſte Gut ſey, nicht gebohren werden, und das nächſte, dieſes Lebens geſchwinde los werden.** (*Cic. Tuſcul. lib. 1.*) Plato glaubte, die Seelen wären einſt in einem

---

(*) Mich dünkt man kann auch dieſe Betrachtung noch machen, daß die Menſchen durchgehends viel öfter lachen, als weinen. Nun gehört gewiß zum lauten Lachen ein eben ſo großer Grad der Luſt, als zum Weinen der Grad der Traurigkeit ſeyn muß. Und wer kann alſo leugnen, daß er nicht tauſendmal mehr Luſt als Unluſt in der Welt empfinde? G.

(**) Auch im Deutſchen haben wir ein ſchönes Buch von dieſer Art. Es heißt Chriſtian Gerbers unerkannte Wohlthaeinem glückſeligern Zuſtande geweſen: und viele von den Alten, unter andern Cicero, in ſeiner Conſolatione, (wie Lactantius meldet,) haben dafür gehalten, ſie wären um ihrer Sünden willen in die Leiber als in Gefängniſſe eingeſchloſſen worden. Hiedurch gaben ſie eine Urſache von unſerm Elende, und ſetzten ihre Vorurtheile wider das menſchliche Leben deſto feſter. Kein Gefängniß iſt ſchön. Allein über dem, daß auch ſelbſt nach dieſen Heiden, die Uebel dieſes Lebens von den Gütern des vergangenen und zukünftigen Lebens würden überwogen werden: ſo unterſtehe ich mich zu ſagen, daß wenn wir die Sachen ohne Vorurtheil unterſuchen, wir befinden werden, daß eines in das andere gerechnet, das menſchliche Leben insgemein noch leidlich ſey; und wenn wir die Bewegungsgründe der Religion dazu nehmen, ſo werden wir mit der Ordnung Gottes allerdings zufrieden ſeyn. Und damit wir von unſern Uebeln und Gütern deſto beſſer mögen urtheilen können, ſo werden wir wohl thun, wenn wir den Cardanus, von den Vortheilen die man aus den Widerwärtigkeiten ziehen kann, (*de vtilitate ex aduerſis capienda.*) und den Novarini, von den verborgenen Wohlthaten Gottes (*de occultis Dei beneficiis,*) nachleſen. (**)

261 §. Der Herr Bayle handelt ſehr weitläuftig von den Unfällen großer Leute, die für die Glückſeligſten gehalten werden. Der beſtändige Genuß ihres herrlichen Zuſtandes macht ſie gegen das Gute ganz unempfindlich, und gegen

---

ten Gottes, welches ich ſchon in meiner erſten Jugend mit großem Nutzen geleſen habe; und wohl werth wäre, bekannter zu werden, als es iſt. Ja es könnten ſcharfſinnige Redner, Dichter und Moraliſten noch ferner auf dieſer Spur fortgehen, und an Vergrößerung der menſchlichen Glückſeligkeit mit Nutzen arbeiten: wenn ſie ihnen nur die Güter, die ſie täglich genießen, durch lebhafte Beſchreibungen empfindlicher machen wollten. G.

das Böſe ſehr empfindlich. Man wird ſprechen: ſchlimm genug, daß ſie die Vortheile der Natur und des Glückes nicht zu gebrauchen wiſſen: welches iſt aber von dieſen beyden ſchuld daran? Unterdeſſen giebt es auch große Leute, die klüger ſind; die die Vortheile, ſo ihnen Gott mitgetheilet, ſich zu Nutzen zu machen wiſſen, die ſich in ihre Unglücksfälle gleich finden, und ſo gar aus ihren eigenen Fehlern einen Vortheil ziehen. Herr Bayle giebt darauf nicht Achtung, und will lieber den Plinius anhören, welcher glaubt: daß Auguſtus, als ein Prinz dem das Glücke ſonderlich günſtig geweſen, wenigſtens ſo viel Böſes als Gutes ausgeſtanden. Ich geſtehe, ſeine Familie hat ihm viele Verdrüßlichkeiten verurſachet, und vielleicht hat ihm auch das im Kopfe geſteckt, daß er die Republik unterdrückt: allein ich glaube, er iſt viel zu klug geweſen, als daß er ſich das erſtere gar zu ſehr zu Gemüthe gezogen; und Mäcenas wird ihm vermuthlich beygebracht haben: Rom habe einen Herrn vonnöthen gehabt. Wenn Auguſtus in dieſem Punkte noch einigen Gewiſſensſcrupel gehabt hätte, ſo würde Virgilius ſein Lebetage nicht von einem Verdammten geſagt haben:

Vendidit hic auro patriam, Dominumque potentem
Impoſuit, fixit leges pretio atque refixit.
Der hat ſein Vaterland an einen Herrn verhandelt,
Geſetze bald ums Geld gegeben, bald verwandelt.

Auguſtus würde geglaubt haben, er und Cäſar würden in dieſen Verſen angeſtochen, weil ſie von einem Herrn reden, der einer freyen Republik aufgebürdet worden. Allein es ſcheint, als habe er dieſes ſo wenig auf ſein Reich gezogen, als welches er für eine Sache hielt, die mit der Freyheit wohl beyſammen ſtehen könnte, und für ein nothwendiges Mittel wider die öffentlichen Uebel; ſo wenig als die heutigen Fürſten dasjenige auf ſich ziehen, was in dem Telemach des Herrn von Cambray an den Königen getadelt wird.

Jeder glaubt, er habe groſſes Recht. Tacitus ein unparteyiſcher Scribent, entſchuldiget den Auguſtus im Anfange ſeiner Jahrbücher mit zweyen Worten. Allein Auguſtus ſelbſt hat von ſeinem Glücke beſſer als jemand urtheilen können: er ſcheint vergnügt geſtorben zu ſeyn, aus einer Urſache, welche beweiſt, daß er mit ſeinem Leben zufrieden geweſen. Denn als er ſterben wollte, ſo ſagte er ſeinen guten Freunden einen griechiſchen Vers, der ſo viel bedeutet, als das *Plaudite*. welches man beym Beſchluſſe einer wohlgeſpielten Comödie zu ſagen pflegte. Suetonius führet ihn an:

Δότε κρότον καὶ πάντες ὑμεῖς μετὰ χαρᾶς κτυπήσατε.

262 §. Und wenn auch ſchon dem menſchlichen Geſchlechte mehr Böſes als Gutes zu Theil werden wäre: ſo iſt es doch in Anſehung Gottes genug, daß in der ganzen Welt weit mehr Gutes als Böſes vorhanden iſt. Der Rabbi Maimonides (deſſen Verdienſte noch nicht genugſam erkannt werden, wenn man gleich ſpricht: er ſey der erſte Rabbi, der nicht mehr närriſche Dinge vorbringe,) hat über die Frage, ob mehr Gutes als Böſes in der Welt ſey, ebenfalls ſehr wohl geurtheilet. So redet er in ſeinem Doctore perplexorum (p. 3. cap. 12.) „Es entſtehen „zuweilen in den Seelen nicht allzuwohl unterrichteter Perſonen, ſolche Gedanken, die ſie bereden, es wäre mehr Böſes als Gutes in der Welt; und man findet öfters in den „Gedichten und Geſängen der Heyden: es ſey gleichſam ein „Wunder, wenn etwas Gutes geſchehe; da hergegen das „Böſe gewöhnlich ſey, und beſtändig anhalte. Dieſer Irrthum hat nicht allein den gemeinen Pöbel eingenommen, „ſondern es ſind auch ſelbſt diejenigen darein verfallen, die „ſich für ſehr klug halten. Ein berühmter Schriftſteller, „Alraſi genannt, hat in ſeinem Sepher Elohuth, oder „Theoſophie, unter vielen andern ungereimten Dingen,

„auch dieſes: daß mehr Böſes als Gutes in der Welt ſey, „und daß, wenn man die Ergetzlichkeiten, die der Menſch „bey guten Tagen genießt, mit den Schmerzen, Mar„tern, Unruhen, Gebrechen, Bekümmerniſſen, Verdrieß„lichkeiten, und Unfällen vergleiche, von denen er angefoch„ten wird, unſer Leben ein großes Uebel und eine rechte „Pein ſey, die uns zu unſerer Strafe auferlegt worden.“ Maimonides ſetzt hinzu, die Urſache ihres thörichten Irrthums ſey dieſe, daß ſie ſich einbilden, die Natur wäre nur für ſie gemacht worden; und daß ſie daher dasjenige für nichts achten, was von ihrer Perſon unterſchieden iſt: woraus ſie denn ſchließen, es gehe in der Welt alles ſchlimm und böſe zu, wenn etwas wider ihren Willen und wider ihr Verlangen geſchieht.

263 §. Herr Bayle meynt, die Anmerkung des Maimonides gehe nicht auf den rechten Zweck, indem die Frage ſey: ob unter den Menſchen, mehr Böſes als Gutes vorhanden iſt? Allein wenn ich die Worte des Rabbinen betrachte, ſo finde ich, daß die Frage, die er formirt, allgemein iſt; und daß er diejenigen hat widerlegen wollen, die dieſe Frage mit Anführung einer beſondern, und von dem Uebel des menſchlichen Geſchlechts hergenommenen Urſache, auszumachen ſuchen: gerade als wenn alles für den Menſchen gemacht wäre; und es ſcheint auch, daß der Schriftſteller, den er widerleget, von dem Guten und Böſen überhaupt geredet. Maimonides ſagt gar recht, wenn man die Kleinigkeit des Menſchen in Anſehung der ganzen Welt betrachtete, ſo würde man deutlich begreifen: daß, wenn auch gleich das Böſe unter den Menſchen die Oberhand hätte, es derowegen nicht eben unter den Engeln, noch unter den himmliſchen Körpern, noch unter den Elementen, und den daraus formirten lebloſen Dingen, noch unter vielerley Arten der Thiere, ſtatt finden müſſe. Ich habe anderswo gezeigt, daß wenn man voraus ſetze, die Zahl der Verdammten ſey

größer, als die Zahl der Seligen, (welcher Satz doch eben nicht ganz gewiß iſt,) ſo könne man zugeben, es ſey in Anſehung des uns bekannten menſchlichen Geſchlechts mehr Böſes als Gutes in der Welt. Allein ich habe zu bedenken gegeben, daß dieſes gar nicht hindere, daß nicht in den vernünftigen Creaturen überhaupt weit mehr moraliſches und phyſikaliſches Gutes als Böſes befindlich wäre, und die Stadt Gottes, die alle dieſe Geſchöpfe in ſich begreiſt, der vollkommenſte Staat ſeyn könne: gleichwie, wenn man das metaphyſiſche Böſe und Gute betrachtet, das ſich in allen Subſtanzen befindet, ſie mögen eine Vernunft haben oder nicht, und welches in dieſem weitläuftigen Verſtande das phyſikaliſche und moraliſche Gute in ſich begreiſt; ſo muß man bekennen, die Welt, ſo wie ſie wirklich iſt, müſſe unter allen möglichen Weltgebäuden die beſte ſeyn.

264 §. Im übrigen will Herr Bayle nicht zugeben, daß man unſre Fehler mit rechne, wenn von unſerm Leiden geredet wird. Er hat recht, wenn bloß dieſes Leiden ſoll geſchätzt werden: allein ein anders iſt es, wenn man fragt, ob es Gott zuzuſchreiben ſey, welches doch vornehmlich die Urſache der Schwierigkeiten des Herrn Bayle iſt; wenn er die Vernunft oder die Erfahrung der Religion entgegen ſetzt. Ich weis wohl, daß er zu ſagen pflegt: es helfe nichts, wenn man zu unſerm freyen Willen ſeine Zuflucht nehme; weil ſeine Einwürfe beweiſen, daß der Misbrauch des freyen Willens ebenfalls Gott müſſe zugeſchrieben werden, der ihn zugelaſſen, und dazu geholfen hat; und er giebt das für eine Regel aus: **Um eine Schwierigkeit mehr oder weniger, müſſe man nicht eben ein Lehrgebäude fahren laſſen.** Dieſes ſagt er ſonderlich der Methode der Strengen, und der Lehre der Supralapſarier zum Beſten. Denn er bildet ſich ein, man könne es ſchon mit ihrer Meynung halten, ob ſie gleich alle Schwierigkeiten unausgemacht läßt: weil die andern Lehrgebäude auch nicht alles auflöſen

können, ob ſie gleich einige heben. Denn das rechte Lehrgebäude das ich erkläret habe, thut, wie ich dafür halte, allen ein Gnügen; und wenn gleich dieſes nicht wäre, ſo ſteht mir doch die Regel des Herrn Bayle nicht an: und ich wollte noch wohl lieber ein ſolch Lehrgebäude, das einen großen Theil der Schwierigkeiten auflöſet, demjenigen vorziehen, das alles unausgemacht läßt. Und die Erwegung der menſchlichen Bosheit, die ihnen faſt alle ihr Unglück auf den Hals zieht, zeiget zum wenigſten, daß ſie ſich gar nicht mit Recht beſchweren können. Es hat keine Gerechtigkeit nöthig, ſich um den Urſprung der Bosheit eines böſen Menſchen zu bekümmern, wenn bloß von ſeiner Beſtrafung die Rede iſt: ein anders iſt, wenn die Bosheit ſoll verhindert werden. Man weis wohl, daß die Gemüthsart, die Auferziehung, der Umgang, ja öfters ein ungefährer Zufall, viel Theil daran haben: iſt er aber um deſſentwillen nicht ſo ſtrafbar?

265 §. Ich geſtehe, es iſt noch eine andere Schwierigkeit übrig: denn wenn Gott nicht verbunden iſt, den Boshaftigen von dem Urſprunge ihrer Bosheit Rechenſchaft zu geben; ſo ſcheint es doch als wenn er gleichwohl ſein Verfahren, wegen Zulaſſung der Sünde und der Laſter, bey ſich ſelbſt, und bey denenjenigen, die ihn ehren und lieben, rechtfertigen müſſe. Allein Gott hat dieſes, ſo viel als hier auf Erden nöthig iſt, ſchon genugſam gethan: und indem er

uns

(*) Auguſtin lehrte: der Menſch habe an ſich ſelbſt gar keine Kräfte, etwas Gutes zu thun; alles was er natürlicher weiſe dächte und thäte, wäre nothwendig lauter Sünde; ja auch die beſten und tugendhafteſten Thaten der Heyden wären nur gleißende Laſter geweſen. Pelagius hergegen ſoll nach Auguſtins Bericht, gelehrt haben, der Menſch könne auch aus eigenen Kräften ſeiner Natur etwas Gutes ausüben; wenn ihm gleich keine beſondre Gnade Gottes beyſtünde, und das Gute in ihm wirkte. S. Io. Forbeſii a Corſe Inſtruct. Hiſt. Theolog. Lib. VIII. c. 11. §. 9. 12. Wer nun dieſe Lehre annimmt, der kann ſeine Gemeine in Predigten getroſt eruns das Licht der Vernunft gegeben, ſo hat er uns ſchon etwas mitgetheilet, wodurch wir allen Schwierigkeiten abhelfen können. Ich hoffe, daß ich es in dieſer Abhandlung gezeigt, und die Sache in dem vorhergehenden Theile dieſes Verſuchs, in ſo weit als es ſich mit allgemeinen Gründen thun läßt, erläutert habe. Wenn nun die Zulaſſung der Sünde gerechtfertiget worden, ſo haben hierauf die andern Uebel, die daraus folgen, keine Schwierigkeiten mehr, und wir können uns hier mit Recht an das **Uebel der Schuld** halten, wenn wir von dem **Uebel der Strafe** Grund geben wollen: wie es die heilige Schrift, und faſt alle Kirchenväter und Prediger machen. Und damit man nicht ſagen möge, dieſes gelte nur *per la predica*, auf der Kanzel; ſo iſt es genug, wenn wir bedenken: daß nach der von uns gegebenen Auflöſung der Schwierigkeit, nichts richtiger ſey, als dieſe Methode. Denn da Gott ſchon vor allen ſeinen wirklichen Rathſchlüſſen, den Menſchen unter den möglichen Dingen ſo gefunden, wie er ſeine Freyheit misbrauchet und ſeines eignen Unglücks Schmied iſt: ſo hat er nicht umhin gekonnt, ihn zur Wirklichkeit kommen zu laſſen, weil es der beſte allgemeine Entwurf erforderte; und alſo hat man es nicht mehr nöthig, mit dem Herrn Jurieu zu ſagen, man müſſe wie **Auguſtinus** lehren, und wie **Pelagius** predigen. (*)

266 §.

---

mahnen das Gute zu thun, und das Böſe zu fliehen; denn er ſetzt voraus, daß ſolches in ihrem Vermögen ſtehe. Wer aber Auguſtins Lehre vorträgt, der kann es von ſeinen Zuhörern nicht fordern, fromm zu ſeyn, weil ſie ihm einwenden können: dieſes ſtünde ja nicht in ihrer Macht; ſie könnten ja unmöglich auch nur einen guten Vorſatz faſſen, wenn ihn Gott nicht wirkte. Thäte er nun ſolches nicht, ſo könnten ſie nicht dafür. S. die franz. Comödie La Femme Docteur, oder auch die deutſche Nachahmung derſelben, wo die Janſeniſten, als Schüler Auguſtins damit verſpottet werden. G.

266 §. Durch dieſe Methode, die gar nicht zu tadeln iſt, da man das Uebel der Strafe vom Uebel der Schuld herleitet, kann man ſonderlich von dem größten phyſikaliſchen Uebel, nämlich der Verdammniß, Grund geben. Erneſtus Soner, ehemaliger Prof. der Phil. zu Altorf, der ein vortrefflicher Ariſtotelicus war, zuletzt aber für einen heimlichen Socinianer erkannt wurde, hat eine kleine Schrift verfertiget, unter dem Titel, **Demonſtration wider die Ewigkeit der Strafen.** Dieſe Demonſtration war auf den vielfaltig abgedroſchenen Grundſatz gegründet, daß zwiſchen einer unendlichen Strafe und einem endlichen Verbrechen keine Gleichheit wäre. Sie wurde mir gezeigt, als ſie vermuthlich in Holland, war gedruckt werden, und ich antwortete: es wäre nur eines zu bedenken, welches Sonern nicht beygefallen; nämlich daß das Anhalten der Strafe von dem Anhalten des Verbrechens herkäme. Weil alſo die Verdammten böſe und gottlos blieben, ſo könnten ſie aus ihrem Elende nicht errettet werden: und alſo hätte man zur Rechtfertigung der Dauer ihres Elendes und ihres Leidens nicht vonnöthen, voraus zu ſetzen: daß die Sünde durch die Beleidigung des unendlichen Weſens, nämlich Gottes, unendlich beſtraft werden müſſe; welchen Satz ich damals noch nicht genugſam unterſucht hatte, um darüber ein Urtheil zu fällen. Ich weis wohl, daß die Scholaſtiker, nebſt ihrem Magiſtro Sententiarum, in der gemeinen Meynung ſtehen: in dem andern Leben hätte weder Schuld noch Verdienſt ſtatt. Allein ich glaube nicht, daß dieſe Meynung für einen Glaubensartikel gehalten werden könne, wenn man ſie nach der Schärfe nehmen ſollte. Der Herr **Fecht**, ein berühmter Glaubenslehrer zu Roſtock, hat ſie in ſeinem Buche, **von dem Zuſtande der Verdammten**, ſehr wohl widerlegt. Er ſpricht im 59 §. ſie ſey ganz falſch, Gott könne ſeine Natur nicht ändern, und die Gerechtigkeit ſey ihm weſentlich: der Tod habe wohl die Thüre der Gnaden, aber nicht die Thüre der Gerechtigkeit, verſchloſſen.

267 §. Ich habe angemerkt, daß viele vortreffliche Schriftgelehrte, von der Dauer der Strafe derer Verdammten, einerley Urſache mit mir angeführt haben. Johann Gerhard, ein berühmter Lehrer der Augſpurgiſchen Confeßion, führet (in Locis Theologicis de Inferno §. 60.) unter andern Beweisgründen auch dieſes an: daß die Verdammten immerfort einen böſen Willen haben, und der Gnade beraubt ſind, die dieſen böſen Willen gut machen könnte. Zacharias Urſinus, ein Schriftgelehrter von Heydelberg, nachdem er in ſeinem Tractate *de Fide* auf die Frage, warum die Sünde eine ewige Strafe verdiene, erſtlich nach der gemeinen Meynung geantwortet: daß der Beleidigte unendlich ſey; ſo führet er auch dieſe andere Urſache an; daß wegen nicht aufhörender Sünde auch die Strafe nicht aufhören könne. (*Quod non ceſſante peccato non poteſt ceſſare poena.*) Und der Pater Drexelius, ein Jeſuit, ſpricht in ſeinem Buche, Nicetas, oder die beſiegte Unmäßigkeit genannt, lib. 2. cap. 11. §. 9. **Es iſt kein Wunder, daß die Verdammten ewig gemartert werden: ſie läſtern ohne Aufhören, alſo ſündigen ſie ſtets, und leiden alſo auch ſtets.** (*Nec mirum damnatos ſemper torqueri: continue blaſphemant, & ſic quaſi ſemper peccant; ſemper ergo plectuntur*) Und in ſeinem Buche von der Ewigkeit (lib. 2 cap. 15.) führet er eben dieſen Grund an, und billiget ihn, wenn er ſagt: **Es ſagen einige, und dieſe Antwort misfällt mir nicht: Die Gottloſen ſündigen in der Hölle ewig, und dahero werden ſie ewig geſtraft.** (*Sunt qui dicant, nec diſplicet reſponſum: Seclerati in locis infernis ſemper peccant, ideo ſemper puniuntur.*) Und dadurch giebt er zu erkennen, daß dieſe Meynung unter den Lehrern der römiſchen Kirche gemein genug ſey. Zwar führt er noch eine ſubtilere Urſache an, die von dem Pabſte Gregorius Magnus entlehnet iſt, (lib. 4. Dial. cap. 44.) nämlich

lich die Verdammten würden deswegen ewig geſtrafet, weil Gott, vermittelſt einer mittlern Wiſſenſchaft vorher geſehen, daß ſie unaufhörlich würden geſündiget haben, wenn ſie immer auf der Welt gelebet hätten. Allein bey dieſem Satze wäre noch viel zu erinnern. Herr Fecht führt noch mehr berühmte proteſtirende Theologen für die Meynung des Hrn. Gerhards an; wiewohl er auch einige beybringet, die eine andere Meynung haben.

268 §. Herr Bayle hat mir ſelbſt an unterſchiedenen Orten einige Stellen von zwey geſchickten Glaubenslehrern ſeiner Partey an die Hand gegeben, die meiſtentheils auf eben das hinaus laufen, was ich geſagt habe. Herr Jurieu hält in ſeinem Buche de Vnitate Eccleſiae, welches er des Herrn Nicolle ſeinem Tractate von eben dieſer Materie entgegen geſetzt, dafür: (pag. 379.) „die Vernunft lehre uns, „eine Creatur die niemals aufhöre zu ſündigen, könne auch „nicht aufhören elend und unglücklich zu ſeyn. Herr Jaquelot ſteht in ſeinem Buche von der Uebereinſtimmung „des Glaubens und der Vernunft a. d. 220. S. in den Gedanken: die Verdammten müßten in alle Ewigkeit der „Herrlichkeit der Seligen beraubt bleiben, und dieſe Beraubung könnte vielleicht wohl der Urſprung und die Urſache „aller ihrer Strafen ſeyn; indem dieſe unglückſeligen Creaturen an ihre Laſter zurücke dächten, die ſie der ewigen Glückſeligkeit verluſtig gemacht. Man weis ja wohl, was das „Verlangen für ſchmerzliche Reue und Verdruß bey denen „verurſachet, die ſich eines ſonderbaren Gutes, einer hohen „Ehre, beraubet ſehen; die man ihnen zwar angebothen, „die ſie aber von ſich geſtoßen haben, ſonderlich wenn ſie „andere damit prangen ſehen.“ Herr Jaquelot redet zwar hierinnen etwas anders, als Herr Jurieu; allein ſie kommen doch beyde in der Meynung überein: daß die Verdammten an ihren unaufhörlichen Martern und Plagen ſelbſt ſchuld ſind. Der Origeniſt des Herrn le Clerc gehet auch nicht

gänzlich von dieſer Meynung ab, wenn er in der Bibliotheque choiſie T. 7. p. 431. ſpricht: „Gott, der vorher geſehen, daß der Menſch fallen würde, verdammt ihn nicht deswegen, ſondern bloß darum, weil er ſich nicht aufhilft, da er doch könnte; das iſt, weil er ſeine böſe Art, frey und ungezwungen, bis ans Ende ſeines Lebens behält.“ Wenn er mit dieſem Vernunftſchluſſe bis in das andere Leben geht, ſo wird er die Fortſetzung der Strafen der Böſen, ebenfalls ihrem anhaltenden Verbrechen zuſchreiben.

269 §. Herr Bayle meynet (Rep. au Provinc. cap. 175. p. 1188.) „Dieſe Lehre des Origeniſten ſey ketzeriſch, weil ſie lehre, die Verdammniß gründe ſich nicht allein auf die Sünde, ſondern auch auf die freywillige Unbußfertigkeit.“ Allein iſt dieſe freywillige Unbußfertigkeit nicht ein Beharren in der Sünde? Doch wollte ich nicht ſchlechterdings ſagen, daß es deswegen geſchehe, weil der Menſch ſich nicht aufhilft, da er doch könnte: ſondern ich wollte noch dieß hinzuſetzen, daß es deswegen geſchehe, weil er den Beyſtand der Gnade nicht zu Hülfe nimmt, ſich damit aufzuhelfen. Allein nach dieſem Leben, wenn man gleich ſetzet, daß dieſer Beyſtand der Gnade aufhöret; ſo iſt doch noch allezeit in einem gottloſen Menſchen, wenn er gleich ſchon verdammt iſt, einige Freyheit, die ihn ſtrafbar macht; und eine, jedoch entfernte Kraft ſich wieder aufzurichten, wiewohl ſie niemals zur That kömmt. Und es hindert nichts, daß man nicht ſagen könne, dieſer Grad der Freyheit, der zwar von der Nothwendigkeit, aber nicht von der Gewißheit ausgenommen iſt, bleibe in den Verdammten eben ſo wohl als in den Seligen noch übrig. Ueber dieß haben die Verdammten keine dergleichen Hülfe vonnöthen, die wir in dieſem Leben bedürfen; denn ſie wiſſen mehr als zu wohl, was man hier glauben muß.

270 §. Der vortreffliche Prälat der engliſchen Kirche, der vom Urſprunge des Böſen vor kurzem ein Buch heraus

gegeben, worüber Herr Bayle in dem andern Theile ſeiner Antwort auf die Fragen eines Provincials, einige Anmerkungen gemacht, redet ſehr ſinnreich von den Strafen der Verdammten. Man ſtellet die Meynung dieſes Prälaten (nach dem Verfaſſer der Nouvelles de la Republ. des lettres Juin. 1703.) alſo vor, „als wenn er aus den Verdammten lauter Narren machte, die zwar ihr Elend nachdrücklich empfänden, aber dabey dennoch über ihre Aufführung unter einander frohlockten; die lieber etwas, und zwar das was ſie ſind, als gar nichts ſeyn wollten. Ihr Zuſtand, ſo unglücklich er auch ſey, würde ihnen gleichwohl lieb ſeyn: gleichwie die Zornigen, Verliebten, Hochmüthigen, Neidiſchen, ſelbſt an denjenigen Dingen einen Gefallen hätten, die doch ihr Elend nur immer mehr und mehr häufen. Man ſetzt hinzu: Die Gottloſen würden ihre Vernunft zu falſchen Urtheilen dergeſtalt angewöhnt haben, daß ſie forthin keine andere, als falſche machen würden: und weil ſie immer aus einem Irrthume in den andern fielen, ſo würden ſie beſtändig nach ſolchen Sachen ein Verlangen haben, die ſie nicht würden bekommen können, und deren Entziehung ſie in eine unausſprechliche Verzweiflung ſtürzen würde; ohne daß ſie auf die künftige Zeit durch die Erfahrung könnten klüger gemacht werden, weil ſie, aus ihrer eigenen Schuld, ihren Verſtand ganz und gar würden verderbt und unfähig gemacht haben, von den geringſten Sachen ein geſundes Urtheil zu fällen.“

271 §. Die Alten haben ſchon die Gedanken gehabt, daß der Teufel mitten in ſeiner Marter, doch freywillig von Gott abgeſondert und entfernet bliebe, und nicht einmal begehrte ſich durch eine Unterwerfung zu erlöſen. Sie haben gedichtet, als hätte einſt ein gewiſſer Anachoret, in einem Geſichte, von Gott das Verſprechen bekommen: er wollte den Fürſten der böſen Engel zu Gnaden annehmen, wenn

er ſeine Fehler erkennen wollte: der Teufel habe aber dieſe Mittelsperſon auf eine ungewöhnliche Art abgewieſen. Wenigſtens ſind die Glaubenslehrer hierinnen eins, daß die Teufel und die Verdammten Gott haſſen und ihn läſtern. Und auf einen ſolchen Zuſtand kann unmöglich was anders, als ein beharrliches Elend erfolgen. Hierüber kann man die gelehrte Schrift des Herrn Fechts, von dem Zuſtande der Verdammten leſen.

272 §. Man hat ehemals geglaubt, es ſey nicht ganz unmöglich, daß ein Verdammter könne erlöſet werden. Es iſt bekannt, was man vom Pabſte Gregdrius Magnus erzählet, als wenn er durch ſein Gebeth die Seele des Kaiſers Trajan aus der Hölle erlöſet hätte; welches Kaiſers Gütigkeit ſo berühmt geweſen, daß man den neuen Kaiſern wünſchte, ſie möchten noch glücklicher als Auguſtus, und gütiger als Trajanus ſeyn. Und dieſes bewog den heiligen Pabſt zum Mitleiden gegen den letztern. Man ſagt, Gott habe ſein Gebeth erhöret; aber ihm verbothen, er ſollte hinführo dergleichen nicht mehr von ihm bitten. Dieſer Fabel nach, hatte das Gebeth des heiligen Gregorius ſo große Kraft als die Arzneyen des Aeſculapius, der den Hippolytus wieder aus der Höllen errettete; und wenn er noch mehr dergleichen Bitten gethan hätte, ſo würde Gott eben ſo böſe darüber worden ſeyn, als Jupiter beym Virgil: (Æneid. VII. v. 770.)

At Pater omnipotens aliquem indignatus ab vmbris
Mortalem infernis ad lumina ſurgere vitae,
Ipſe repertorem medicinae talis & artis,
Fulmine Phoebigenam Stygias detruſit ad vndas.

Es ſah hier Jupiter aus finſtrer Todesnacht,
Durch nie erhörte Kunſt, und durch der Kräuter Macht,
Den Hippolyt aufs neu ans Licht des Lebens ſtellen:
Er ward daher ergrimmt, auf den, der dieß vollbracht,
Und ſchlug mit ſeinem Blitz den großen Arzt zur Höllen.

Nach Godeſchalks Rath, eines Mönches im IX. Jahrhunderte, der die Schriftgelehrten ſeiner und auch unſrer Zeit in groſſe Uneinigkeit geſetzt hat, ſollen die Verſtoßenen Gott bitten, daß er ihre Strafen möchte erträglicher machen: allein ſo lange man lebt, kann man ſich niemals mit Recht für verſtoßen halten. Die Stelle aus der Meſſe für die Todten iſt viel vernünftiger; ſie bitten um Linderung der Strafe derer Verdammten: und nach der Vorausſetzung, die wir erklärt haben, ſollte man ihnen *meliorem mentem*, einen beſſeren Verſtand wünſchen. Weil ſich Origenes der Stelle aus dem 77. Pſalm v. 10. bedienet: Hat denn Gott vergeſſen gnädig zu ſeyn, und ſeine Barmherzigkeit vor Zorn verſchloſſen? ſo antwortet der heilige Auguſtinus: (Enchir. c. 112) es könne wohl ſeyn, daß die Strafen der Verdammten zwar ewig dauerten, jedoch vermindert würden. Wofern der Text hierauf zielte, ſo würde die Verminderung, der Zeit nach, unendlich fortgehen, allein der Größe nach, würde ſie gewiſſe Gränzen haben; wie in der Geometrie die ordinatae ad aſymptotas zum Exempel dienen können. Wenn das Gleichniß von dem gottloſen reichen Manne, den Zuſtand eines wahrhaftig Verdammten vorſtellte, ſo würden die Meynungen, die ſie ſo gar närriſch und boshaftig machen, nicht ſtatt finden. Es ſcheint, daß die Liebe, die ihm gegen ſeine Brüder zugeſchrieben wird, ſich für einen ſolchen Grad der Bosheit und Gottloſigkeit nicht ſchicke, den man den Verdammten beyleget. Der heilige Gregorius Magnus XI. mor. 39. glaubt, er habe ſich gefürchtet, ihre Verdammniß möchte ſeine Verdammniß größer machen. Allein dieſe Furcht ſtimmet mit der Gemüthsart eines Erzböſewichts nicht wohl überein. Bonaventura über den Magiſtrum Sententiarum ſagt, der gottloſe Reiche würde gerne geſehen haben, wenn alle Welt wäre verdammt worden: allein weil dieſes nicht geſchehen können, ſo hätte er lieber gewünſchet, daß ſeine Brüder,

der, als daß andre möchten ſelig werden. Dieſe Antwort iſt eben nicht allzugründlich. Vielmehr würden durch die Abſchickung des Lazarus, die er begehrte, viele Leute ſelig geworden ſeyn. Und derjenige, der an der Verdammniß anderer einen ſo großen Gefallen hat, daß er wünſchet, alle Welt möchte verdammt werden; der wird vielleicht die Verdammniß des einen mehr, als des andern wünſchen. Allein überhaupt zu reden, kann er keine Neigung haben, daß jemand möge ſelig gemacht werden. Dem ſey wie ihm wolle, ſo muß man bekennen, daß die Sache zweifelhaft iſt: weil uns Gott zwar alles dasjenige geoffenbaret, was wir brauchen, vor dem allergrößten Unglücke eine Furcht zu haben; nicht aber was zu einem genauen und eigentlichen Begriffe davon gehöret.

273 §. Weil es demnach forthin erlaubt iſt, den Misbrauch des freyen Willens und den böſen Willen anzuführen, wenn man von den andern Uebeln Grund geben ſoll: ſo iſt, nachdem die göttliche Zulaſſung des Misbrauchs, wie auch zu gleicher Zeit das gewöhnliche Lehrgebäude der Schriftgelehrten, auf eine genugſam deutliche Art gerechtfertiget worden. Und nunmehro können wir ſicher den Urſprung des Böſen in der Freyheit der Creaturen ſuchen. Die erſte Bosheit iſt uns bekannt, das iſt die Bosheit des Teufels und ſeiner Engel: der Teufel ſündiget von Anfang, und dazu iſt erſchienen der Sohn Gottes, daß er die Werke des Teufels zerſtöre, 1 Joh. III, 8. Der Teufel iſt ein Mörder vom Anfange, und iſt nicht beſtanden in der Wahrheit, Joh. VIII. 44. Und um deßwillen hat Gott der Engel, die geſündiget, nicht verſchonet, ſondern hat ſie mit Ketten der Finſterniß zur Hölle verſtoßen, und übergeben, daß ſie zum Gerichte behalten werden, 2 Petr. II, 4. Er hat auch die Engel, die ihr Fürſtenthum (das iſt, ihre Würde) nicht behielten, ſondern ihre Behauſung ver-

lieſſen, behalten zum Gerichte des groſſen Tages, mit ewigen (das iſt mit ſo lange daurenden) Banden, in Finſterniß, Judä v. 6. woraus leicht zu ſchließen iſt, daß eine von dieſen zwoen Epiſteln dem Urheber der andern muß zu Geſichte gekommen ſeyn.

274 §. Es ſcheint, als habe der Urheber der Offenbarung dasjenige erläutern und erklären wollen, was die andern canoniſchen Scribenten in Dunkelheit gelaſſen haben. Er erzählet uns eine Schlacht, die ſich im Himmel zugetragen: Michael und ſeine Engel ſtritten mit dem Drachen, und der Drache ſtritt, und ſeine Engel, und ſiegeten nicht, auch ward ihre Stäte nicht mehr funden im Himmel. Und es ward ausgeworfen der groſſe Drache, die alte Schlange, die da heißt der Teufel, und Satanas, der die ganze Welt verführet, und ward geworfen auf die Erde, und ſeine Engel wurden auch dahin geworfen, Offenb. XII, 7. 8. 9. Denn ob wohl dieſe Erzählung nach der Flucht des Weibes in die Wüſten ſteht, und hiedurch vermuthlich eine der Kirchen zuträgliche Veränderung angezeiget wird: ſo ſcheint es doch, als habe der Urheber ſo wohl den alten Fall des erſten Feindes, als auch einen neuen Fall eines neuen Feindes, zugleich andeuten wollen. Die Lüge oder die Bosheit kommt von dem, was dem Teufel eigen iſt, ἐκ τῶν ἰδίων, von ſeinem Willen; weil in dem Buche der ewigen Wahrheiten, welches noch vor allen Rathſchlüſſen Gottes die möglichen Dinge in ſich enthielt, geſchrieben ſtund: dieſe Creatur würde ſich frey zum Böſen lenken, wenn ſie würde geſchaffen ſeyn. Eben ſo iſt es auch mit Eva und Adam; denn ob ſie zwar der Teufel verführt hat, ſo haben ſie doch freywillig geſündiget. Gott giebt die Böſen in verkehrten Sinn, Röm. I, 28. wenn er dieſelben ihrem eigenen Willen überläßt, und wenn er ihnen eine Gnade verſagt, die er ihnen nicht ſchuldig iſt, ja die er ihnen abſchlagen muß.

275 §. In der heiligen Schrift wird geſagt, daß Gott verhärte, Exod. IV, 21. & VII, 3. Eſ. LXIII, 17. Gott ſchicke einen Geiſt der Lügen, 1. Reg. XXII, 23. Er ſchicke kräftige Irrthümer, daß man den Lügen glaube, 2 Theſſ. XI, 11. Er habe den Propheten betrogen, Ezech. XIV, 9. Er habe den Simei heißen fluchen, 2 Sam. XVI, 10. Die Kinder Eli haben der Stimme ihres Vaters nicht gehorchet, denn der Herr ſey willens geweſen ſie zu tödten, 1 Sam. XI, 25. Der Herr; habe dem Hiob ſeine Güter genommen, ob es gleich durch die Bosheit der Räuber geſchehen, Hiob. I, 21. Er hat den Pharao erwecket, daß ſeine Kraft an ihm erſchiene, Exod. IX, 16. Rom. IX, 17. Er ſey wie ein Töpfer, der ein Faß zu Unehren mache, Rom. IX, 21. Er verberge die Wahrheit vor den Weiſen und Klugen, Matth. XI, 25. Er rede durch Gleichniſſe, auf daß die, ſo draußen ſind, es mit ſehenden Augen ſehen, und doch nicht erkennen; und mit hörenden Ohren hören, und doch nicht verſtehen: auf daß ſie ſich nicht dermaleins bekehren, und ihre Sünden ihnen vergeben werden, Marc IV, 12. Luc. VIII, 10. Jeſus Chriſtus ſey aus bedachtem Rathe und Vorſehung Gottes überliefert worden, Act. II, 23. Pontius Pilatus, und Herodes, haben mit den Heyden und dem jüdiſchen Volke, gethan, was die Hand und der Rath Gottes zuvor bedacht, Act. IV, 27. 28. Es ſey alſo von dem Herrn geſchehen, daß das Herz der Feinde verſtockt würde, den Kindern Iſrael, mit Streit zu begegnen: auf daß ſie verbannet würden, und ihnen keine Gnade wiederführe, Joſ. XI. 20. Der Herr habe einen Schwindelgeiſt ausgegoſſen, daß ſie Aegypten verführen in alle ihr Thun, wie ein Trunkenbold taumelt, wenn er ſpeyet, Eſ. XIX, 14. Rehabeam habe dem Volke nicht gehorcht, weil es von dem Herrn alſo gewandt geweſen, 1 Reg. XII, 15. Gott habe der Aegypter Herz verkehret, daß ſie ſeinem Volke gram geworden; Pſal CV. 25. Allein alle dieſe Redensarten, und andere dergleichen, ſagen weiter nichts, als

daß die Sachen, die Gott gethan, der Unwiſſenheit, dem Irrthume, der Bosheit, und den böſen Thaten zur Gelegenheit gedienet, und etwas dazu beygetragen; indem ſie Gott vorher geſehen, und ſich derſelben zu ſeinen Abſichten bedienen wollen: weil ihn höhere Gründe der vollkommenſten Weisheit bewogen haben, dieſe Uebel zuzulaſſen, und gar dazu mitzuwirken; der Allgütige würde kein Böſes zulaſſen, wenn der Allmächtige nicht das Böſe ins Gute verwandeln könnte. (*Sed non fineret bonus fieri male, niſi omnipotens etiam de malo poſſet facere bene,*) mit dem heiligen Auguſtin zu reden. Allein dieſes haben wir bereits in dem andern Theile weitläuftiger erkläret und ausgeführet.

276 §. Gott hat den Menſchen nach ſeinem Bilde gemacht, Gen. I, 20. Er hat ihn aufrichtig gemacht, Eccleſ. VII, 30. Er hat ihn aber auch frey geſchaffen. Der Menſch hat die Freyheit übel angewendet, er iſt gefallen; allein es bleibet doch nach dem Falle noch immer eine gewiſſe Freyheit übrig. Moſes ſagt: Ich nehme heute über euch Himmel und Erden zu Zeugen; ich habe euch Leben und Tod, Segen und Fluch vorgelegt: daß du das Leben erwähleſt, und du und dein Saamen leben mögeſt, Deut. XXX. 19. So ſpricht der Herr: Siehe, ich lege euch vor, den Weg zum Leben und den Weg zum Tode, Jer. XXI, 8. Er hat den Menſchen von Anfang geſchaffen, und ihm die Wahl gegeben. Willſt du, ſo halte die Gebothe, und thue, was ihm gefällt, in rechtem Vertrauen. Er hat dir Feuer und Waſſer vorgeſtellet, greif, zu welchem du willſt, Sirach. XV, 14. 15. 16. Der gefallene und unwiedergebohrne Menſch iſt unter der Herrſchaft der Sünde und des Satans, weil er ſeine Luſt daran hat: er iſt wegen ſeiner böſen Begierden ein freywilliger Sclave. Auf ſolche Weiſe iſt das

liberum und ſeruum arbitrium, der freye und knechtiſche Wille, ein Ding.

277 §. Alſo ſage ja niemand, wenn er verſucht wird, daß er von Gott verſucht werde; denn Gott iſt nicht ein Verſucher zum Böſen, er verſuchet niemand: ſondern ein jeglicher wird verſucht, wenn er von ſeiner eignen Luſt gereizet und gelocket wird, Jac. I, 13. 14. Der Satan träget ein vieles darzu bey, er verblendet der Ungläubigen Sinne, 2 Cor. IV, 4. Allein der Menſch hat ſich aus eigner Luſt dem Teufel übergeben; das Vergnügen, das er am Böſen findet, iſt der Angel, mit dem er ſich fangen läßt. Dieſes hat ſchon Plato geſagt, und Cicero wiederholet es: *Plato voluptatem dicebat eſcam malorum.* Die Gnade, wie der heilige Auguſtin angemerket hat, ſetzt ein weit größeres Vergnügen dagegen. Ein jedes Vergnügen iſt eine Empfindung einiger Vollkommenheit. Nachdem man die Vollkommenheit einer Sache empfindet, darnach liebet man ſie auch. Nichts übertrifft aber die göttlichen Vollkommenheiten: woraus denn folgt, daß die Liebe Gottes das größte Vergnügen giebt, das nur kann begriffen werden; nachdem man von dieſen Empfindungen eingenommen iſt, die unter den Menſchen nicht eben gemein ſind, weil ſie von andern Sachen erfüllet ſind, die ſich für ihre Affecten ſchicken.

278 §. Gleichwie nun unſer Verderbniß nicht ganz unvermeidlich iſt, und wir eben nicht nothwendig ſündigen, wenn wir gleich auch Sclaven der Sünde ſind: ſo muß man ebenfalls auch ſagen, daß der Beyſtand, den wir bekommen, nicht unüberwindlich ſey; und daß man der göttlichen Gnade, ſo kräftig ſie immer ſeyn mag, dennoch wiederſtehen könne. Allein wenn ſie wirklich ſiegen wird, ſo iſt zum voraus gewiß und unbetrüglich daß man ihren Reizungen folgen werde, ſie mag nun ihre Kraft gleich von ſich ſelbſt haben, oder

durch bequeme und fügliche Umſtände ein Mittel finden, zu ſiegen. Demnach muß man allezeit unter dem Nothwendigen und Untrüglichen einen Unterſcheid machen.

279 §. Hievon gehet auch nicht gänzlich die Lehrverfaſſung derjenigen ab, die ſich Schüler des heil Auguſtins nennen, wenn man nur gewiſſe verhaßte Dinge, entweder in den Redensarten, oder in den Lehren ſelbſt, wegläßt. In den Redensarten finde ich, daß ſonderlich der Gebrauch der Wörter nothwendig oder zufällig, möglich oder unmöglich, bisweilen ſchädlich iſt, und viel Lärmens verurſachet. Deswegen hat auch Lutherus in ſeinem Buche de ſeruo arbitrio gewünſcht, wie es der junge Herr Löſcher (*). in ſeiner gelehrten Diſſert. de Paroxyſmis Abſoluti decreti, ſehr wohl angemerkt hat: daß er ein ander Wort finden möchte, welches ſich beſſer ſchickte, dasjenige auszudrucken, was er haben wollte, als das Wort Nothwendigkeit. (**) Ueberhaupt zu reden ſcheint es vernünftiger und bequemer zu ſeyn, wenn man ſagt: der Gehorſam gegen die Gebothe Gottes ſey allezeit, ſelbſt bey den Unwiedergebohrnen, möglich; der Gnade könne allezeit, ſelbſt bey den Heiligſten, widerſtanden werden; die Freyheit ſey nicht allein vom Zwange, ſondern auch von der Nothwendigkeit ausgenommen, ob ſie ſchon niemals weder ohne untrügliche Gewißheit, noch ohne neigende Lenkungen iſt.

280 §. Inzwiſchen kann man auch auf der andern Seite in gewiſſem Verſtande nicht unbillig ſagen: das Vermögen Gutes zu thun, fehle oft den Gerechten ſelbſt; die Sünde ſey oft ſelbſt bey den Wiedergebohrnen nothwendig; bisweilen ſey es unmöglich, daß man nicht ſündigen ſollte;

der

(*) Dieſes iſt der nunmehr ſeit vielen Jahren hochverdiente Generalſuperintendent und Kirchenrath in Dresden. Wer von deſſen Leben und Schriften eine ausführliche Nachricht verlanget, der ſchlage, des berühmten Superintendenten in der Gnade könne nicht widerſtanden werden; die Freyheit ſey nicht von der Nothwendigkeit ausgenommen. Allein dieſe Redensarten ſind bey den Umſtänden, in denen wir uns heut zu Tage befinden, nicht ſo richtig und gefällig; und überhaupt zu reden, mehr dem Misbrauche unterworfen, haben auch im übrigen etwas pöbelhaftes, da die Wörter in ſehr weitläuftigem Verſtande genommen werden. Doch giebt es Umſtände, in denen man ſie noch annehmen kann, ja wo ſie gar nützlich ſind: und man findet, daß die heiligen und rechtgläubigen Lehrer, ja ſelbſt die heilige Schrift, beyderſeitige Redensarten gebraucht, ohne einen wahrhaftigen Widerſpruch; ſo wenig als dergleichen zwiſchen Jacobo und Paulo iſt, und ohne daß auf einer von beyden Seiten ein Irrthum wäre, wegen Zweydeutigkeit der Wörter. Und man iſt dieſer unterſchiedenen Redensarten ſchon ſo gewohnt, daß man oft ſehr ſchwer ſagen kann, welches eigentlich der natürlichſte, ja ſelbſt der gebräuchlichſte Verſtand ſey, (*quis ſenſus magis naturalis, obuius, intentus*) weil ein Schriftſteller an unterſchiedenen Orten unterſchiedene Dinge vor Augen hat, und einerley Redensarten, vor, oder nach dem Ausſpruche eines großen Mannes, oder einiges Anſehens das man hoch achtet, und dem man nachfolget, weniger oder mehr gebraucht werden, oder gebraucht werden können. Und das iſt die Urſache, daß man bey Gelegenheit, und zu gewiſſen Zeiten, gewiſſe Redensarten gar wohl verwerfen oder einführen kann: allein dieſes thut weder zum Verſtande, noch zum Glauben etwas, wenn man keine zulängliche Erklärung der Worte beyfüget.

281 §. Man muß demnach nur wohl zu unterſcheiden wiſſen, wie wir öfters gethan haben, unter dem Nothwen-

---

Zelle, Hrn. Göttens, meines werthen Freundes, itztlebendes gelehrtes Europa nach. G.

(**) Ich habe dieſe Worte oben in der Anmerkung zum 37 §. p. 189. bereits angeführet, wo man ſie nachſehen kann. G.

digen und Gewiſſen, unter der phyſikaliſchen und moraliſchen Nothwendigkeit. Mit der Möglichkeit und Unmöglichkeit verhält ſichs eben ſo; dasjenige iſt zufällig, deſſen Gegentheil möglich iſt, und dasjenige iſt nothwendig, deſſen Gegentheil unmöglich iſt. Man macht auch unter einem nahen und entfernten Vermögen nicht unbillig einen Unterſchied; und in dieſem unterſchiedenen Verſtande ſagt man bald, daß eine Sache möglich ſey, bald daß ſie nicht möglich ſey. In gewiſſem Verſtande kann man ſagen, es ſey nothwendig, daß die Seligen nicht ſündigen, und daß die Teufel und die Verdammten ſündigen; daß Gott ſelbſt das Beſte erwähle; daß der Menſch allezeit demjenigen folge, was ihn vor allem am meiſten rühret. Allein dieſe Nothwendigkeit iſt der Zufälligkeit nicht entgegen; es iſt nicht die logiſche, geometriſche oder metaphyſiſche Nothwendigkeit, deren Gegentheil einen Widerſpruch in ſich hält. Der Herr Nicole hat ſich an einem Orte eines Gleichniſſes bedienet, das eben nicht gar zu unrecht iſt. Man hält es für unmöglich, daß eine kluge und anſehnliche obrigkeitliche Perſon, die nicht ihre Sinnen verlohren, öffentlich eine große Thorheit begehen könne; daß ſie z. E. zum Spaße ganz nackend auf den Gaſſen herum laufen ſollte. Eben ſo iſt es gewiſſermaßen mit den Seligen beſchaffen: ſie konnen noch weniger ſündigen, und die Nothwendigkeit, die es ihnen verbeut, iſt von eben der Art. Endlich befinde ich auch, daß der Wille ein eben ſo zweydeutiges Wort ſey, als das Vermögen und die Nothwendigkeit. Denn ich habe ſchon angemerket, daß diejenigen, die ſich des Grundſatzes bedienen: man thue allemal das, was man wolle, wenn man es thun könne; und daraus ſchließen: Gott wolle alſo nicht, daß alle Menſchen ſelig würden, einen ſchlüßigen Willen verſtehen. Und in dieſem Verſtande läßt ſich nur der Satz behaupten, daß ein Weiſer niemals etwas wolle; wenn er weis, daß es unter die Dinge gehöret, die niemals geſchehen werden. Wenn man hergegen den

Willen in einem allgemeinen und dem Gebrauche gemäßern Verſtande nimmt, ſo kann man ſagen: der Wille des Weiſen ſey vorläufig (antecedenter) zu allem Guten geneigt, ob er gleich zuletzt beſchließt, nur das Bequemſte und Geſchickteſte zu thun. Alſo würde man ſehr unrecht handeln, wenn man Gott dieſe tröſtliche und feſte Neigung, alle Menſchen ſelig zu machen, die ihm auch die heilige Schrift zueignet, abſprechen, ja ihm gar einen urſprünglichen Haß zuſchreiben wollte, der ihn bald Anfangs von der Seligkeit vieler Menſchen abwendig gemacht, *odium antecedaneum*. Vielmehr muß man behaupten, daß ein Weiſer nach dem Maaße ſeiner Erkenntniß und ſeiner Kräfte, alles Gute, in ſo weit es gut iſt, zu erhalten ſuche: doch aber nur das Beſte, das ſich thun läßt, zuwege bringe. Die dieſes einräumen, und dem ungeachtet Gott den vorhergehenden Willen, alle Menſchen ſelig zu machen, abſprechen, die fehlen bloß wegen des Misbrauchs des Worts: wofern ſie im übrigen nur zugeſtehen, daß Gott einem jeden zulänglichen Beyſtand giebt, ſelig zu werden, wenn er ſich deſſen bedienen will.

282 §. Selbſt in den Lehren der Schüler des heiligen Auguſtins ſteht mir weder die Verdammniß der unwiedergebohrnen Kinder, noch auch überhaupt diejenige Verdammung an, die bloß und allein von der Erbſünde herrühret. Eben ſo wenig kann ich mir einbilden, daß Gott diejenigen verdamme, denen es an nothwendiger Erkenntniß gefehlet. Man kann mit vielen Glaubenslehrern glauben, daß die Menſchen mehr Beyſtand bekommen als wir wiſſen; wenn es auch nur in der letzten Todesſtunde geſchehen ſollte. So ſcheint es auch gar nicht nöthig zu ſeyn, daß die Seligen allemal durch eine für ſich ſelbſt kräftige, und von allen Umſtänden unabhängliche Gnade, ſelig werden. Ich halte es für unnöthig, daß man ſage: alle Tugenden der Heyden wären falſche Tugenden, und alle ihre Thaten wären Sünden

geweſen; ob es ſchon nicht zu leugnen iſt, daß, was nicht aus dem Glauben, oder aus einem rechtſchaffenen Herzen vor Gott kömmt, von der Sünde, wenigſtens dem Vermögen nach, (virtualiter) angeſteckt ſey. (*) Endlich halte ich dafür, Gott könne nicht aus einem unbedingten Rathſchluſſe gleichſam von ungefähr, oder aus einem ſolchen Willen handeln, der von allen vernünftigen Bewegungsgründen ganz unabhänglich ſey. Und ich ſtehe in der Meynung, daß er in Austheilung ſeiner Gnade allezeit von ſolchen Gründen bewogen werde, welche ſich zugleich auf die Natur der Gegenſtände beziehen; ſonſt würde er nicht nach ſeiner Weisheit handeln. Inzwiſchen aber gebe ich gern zu, daß dieſe Gründe nicht allezeit nothwendig mit den guten, oder nicht ſo ſchlimmen natürlichen Eigenſchaften der Menſchen verknüpfet ſind; als wenn Gott ſeine Gnade einzig und allein nach dieſen guten Eigenſchaften austheilte: ob ich zwar ſonſt, wie ich mich auch ſchon oben erkläret habe, dafür halte, daß ſie ſo wohl als alle andere Umſtände, mit in Betrachtung gezogen werden; maßen die höchſte Weisheit nichts aus den Augen laſſen und vernachläßigen kann.

283 §. Wenn man dieſe und einige wenige andere Puncte ausnimmt, in denen der heilige Auguſtin etwas dunkel zu ſeyn, oder gar anzuſtoßen ſcheint, ſo könnte man ſein Lehr-

gebäu-

(*) H. v. L. zielt hier ohne Zweifel auf den bekannten Spruch aus dem 23. V. im 14. Cap. des Briefes an die Römer: Was nicht aus dem Glauben kömmt, das iſt Sünde: als welcher insgemein angeführt wird darzuthun, daß die Tugenden der Heyden nichts als Laſter geweſen. Allein wenn man den Text in ſeinem Zuſammenhange betrachtet: ſo wird man gewahr, daß man ihn nicht ohne handgreifliche Verdrehung, hieher ziehen kann. Paulus redet daſelbſt von denen, die ſich entweder ein Gewiſſen machten oder nicht, allerley Speiſe zu eſſen, die bey den Jüden verbothen war. „Es
„iſt dir viel beſſer, heißt es, du eſſeſt kein Fleiſch, und trin-
„keſt keinen Wein, oder das, daran ſich dein Bruder ſtößt,

gebäude gar wohl annehmen. Nach demſelben kann aus der Subſtanz Gottes nichts anders, als ein Gott kommen, und alſo iſt der Urſprung der Creatur aus nichts. (*Auguſt. de liber. arbit. lib. 1. c. 2.*) Dieſes macht, daß ſie unvollkommen, mangelhaſt und der Verderbniß unterworfen iſt; (*de Geneſ. ad lit. c. 15. contra Epiſt. Manichaei c. 36.*) Das Böſe kömmt nicht von der Natur, ſondern vom böſen Willen her, ſchreibt Auguſtin in dem ganzen Buche von der Natur des Guten. Gott kann nichts unmögliches gebiethen: wir glauben feſt, daß der gerechte und gütige Gott nichts unmögliches befehle. (Firmiſſime creditur, Deum iuſtum & bonum impoſſibilia non poſſe praecipere;) *Lib. de Nat. & Grat. cap. 43 c. 69.* Niemand ſündiget, wenn er thut, was er unmöglich vermeiden können. (Nemo peccat in eo, quod caueri non poteſt;) *Libr. 3. de lib. arb. c. 16. 17. Lib. 1. Retract. c. 11. 13. 15.* Unter einem gerechten Gotte kann niemand unglücklich seyn, wenn er es nicht verdienet, neque ſub Deo iuſto miſer eſſe quisquam, niſi mereatur poteſt. *Lib. 1. c. 39.* Der freye Wille kann die Gebothe Gottes nicht erfüllen ohne den Beyſtand der Gnade. *Ep. ad Hilar. Caeſarauguſtanum.* Wir wiſſen, daß die Gnade nicht nach Verdienſte gegeben wird. *Ep. 106. 107. 120.* Der Menſch hatte im Stande der Un-

ſchuld

„oder ärgert, oder ſchwach wird. Haſt du den Glauben
„(nämlich daß dirs erlaubt ſey alles zu eſſen) ſo habe ihn bey
„dir ſelbſt vor Gott. Selig iſt, wer ihm kein Gewiſſen ma-
„chet, in dem, das er annimmt! Wer aber darüber zweifelt,
„und iſſet doch: der iſt verdammt: denn es geht nicht aus
„dem Glauben (oder aus einer feſten Ueberredung, daß das
„erlaubt ſey, was er thut.) “Was aber nicht aus dem
„Glauben (d. i. aus einer Conſcientia certa, aus einem völ-
„lig verſicherten Gewiſſen) gehet, das iſt Sünde.“ Wo
ſteht nun da der ſeligmachende Chriſtenglaube? oder wo
iſt von den guten Werken der Heyden nur die geringſte
Spur zu ſehen? G.

ſchuld die nöthigen Kräfte Gutes zu thun, wenn er nur gewollt; allein das Wollen kam auf den freyen Willen an, habebat adiutorium per quod poſſet, & ſine quo non vellet, ſed non adiutorium quo vellet. *Lib. de corrupt. c. 11. & c. 10. 12.* Gott hat die Engel und die Menſchen laſſen einen Verſuch thun, was ſie mit ihrem freyen Willen ausrichten könnten, und hernach was ſeine Gnade und ſeine Gerechtigkeit vermöchte, *d. c. 10. 11. 12.* Die Sünde hat den Menſchen von Gott abgewendet, um ihn zu den Geſchöpfen zu wenden *Lib. 1. qu. 2. ad Simpl.* Gerne ſündigen iſt die Freyheit eines Sclaven. *Enchir. c. 103.* Der Sünder hat den freyen Willen keinesweges verlohren; ja alle diejenigen, die mit Vergnügen ſündigen, die ſündigen vornehmlich durch den freyen Willen. (Liberum arbitrium vsque adeo in peccatore non periit, vt per illud peccent maxime omnes, qui cum delectatione peccant.) *Lib. 1. ad Bonifac. c. 2. 3.*

284 §. Gott ſagt zu Moſe: Welchem ich gnädig bin, dem bin ich gnädig, und weſſen ich mich erbarme, deſſen erbarme ich mich, Exod. XXXIII, 19. So liegt es nun nicht an jemandes Wollen oder Lauſen; ſondern an Gottes Erbarmen, Rom. IX, 15. 16. Welches aber gar nicht hindert, daß nicht alle diejenigen ſollten ſelig werden, die einen guten Willen haben, und darinnen beharren. Allein Gott giebt ihm das Wollen und das Vollbringen. So erbarmet er ſich nun weſſen er will, und verſtocket welchen er will, Rom. IX, 29. Und inzwiſchen ſagt eben der Apoſtel, Gott wolle, daß alle Menſchen ſollen ſelig werden, und zur Erkenntniß der Wahrheit kommen; welches ich nicht nach einigen Stellen des heiligen Auguſtins erklären wollte, als wenn es ſo viel hieße, es würden nur die ſelig, die Gott ſelig haben wollte; oder als wenn er ſelig machen wollte, non ſingulos generum, ſed genera ſingulorum. Ich ſage lieber,

daß kein Menſch ſey, den er nicht wolle ſelig haben, in ſo weit es höhere Urſachen zulaſſen: als um welcher willen Gott nur diejenigen ſelig macht, die den Glauben annehmen, den er ihnen angebothen, und ſich durch die ihnen verliehene Gnade demſelben unterwerfen; zu folge dem, was mit der Vollkommenheit des allgemeinen Entwurfes ſeiner Werke, der nicht beſſer abgefaßt werden könnte, überein kömmt.

285 §. Was die Prädeſtination zur Seligkeit anlangt, ſo begreift ſie auch, nach dem Auguſtin, die Anordnung der Mittel in ſich, die zur Seligkeit führen. Die Prädeſtination der Heiligen iſt nichts anders, als die Vorherſehung und Vorherbereitung der göttlichen Wohlthaten, durch welche diejenigen, die erlöſet werden, ganz gewiß erlöſet werden. (Praedeſtinatio ſanctorum, nihil aliud eſt, quam praeſcientia & praeparatio beneficiorum Dei, quibus certiſſime liberantur quicunque liberantur, *Lib. de Perſeuer. c. 14.*) Er ſtellt ſich alſo dieſelbige keinesweges als einen unbedingten Rathſchluß vor: er will, es ſey eine Gnade dabey, die von keinem verſtockten Herzen verworfen werde, weil ſie eben deswegen vornehmlich gegeben werde, die Härtigkeit des Herzens wegzunehmen, *lib. de Praedeſt. c. 8. Lib. de Grat. c. 13. 14.* Doch befinde ich nicht, daß der heilige Auguſtin deutlich ſetzet, dieſe Gnade, die das Herz unterwirft, ſey allezeit für ſich ſelbſt kräftig. Und ich weis nicht, ob man nicht hätte behaupten können, ohne ihn zu beleidigen, daß einerley Grad innerlicher Gnade in einem Herzen ſiege, wo ihm die Umſtände behülflich ſind; in dem andern aber nicht ſiege.

286 §. Der Wille richtet ſich nach der Meynung, die wir vom Guten haben, und folget demjenigen was die andern übertrifft. Si vtrumque tantum diligimus, nihil bonum dabimus. *Item:* Quod amplius nos delectat, ſecundum id operemur neceſſe eſt, *in c. 5. ad Gal.*

Gal. Ich habe bereits erkläret, wie wir bey allem dieſen dennoch wahrhaftig eine große Gewalt über unſern Willen haben. Der heil. Auguſtin nimmt es ein wenig anders, und auf eine Art die eben nicht gar zu weit abgeht: als wenn er ſagt, es ſtehe nichts ſo ſehr in unſrer Gewalt, als die Wirkung unſers Willens. Davon giebt er einen Beweisgrund, der ein wenig identiſch heraus kömmt. Denn er ſpricht, dieſe Wirkung iſt in dem Augenblicke, da wir wollen, fertig und bereit: Nihil tam in noſtra poteſtate eſt, quam ipſa voluntas, ea enim mox vt volumus, praeſto eſt. *Lib. 3. de lib. Arbit. c. 3. Lib. 5. de civit. Dei, c. 10.* Allein dieſes bedeutet nur ſo viel, daß wir wollen, wenn wir wollen; und nicht, daß wir das wollen, was wir zu wollen wünſchen. Man hat mehr Urſache mit ihm zu ſagen: **Entweder es muß gar kein Wille ſeyn, oder er muß frey ſeyn,** (aut voluntas non eſt, aut libera dicenda eſt, *d. l. 3. c. 3.*) Und das, was den Willen gewiß oder unfehlbar zum Guten antreibt, das hindere ihn nicht, daß er nicht frey ſey. Es iſt ſehr ungereimt, wenn man ſagt, es gehöre deswegen nicht zum freyen Willen, daß wir glückſelig ſeyn wollen, weil wir, ich weis nicht aus was für einem guten Zwange der Natur nicht anders wollen können. Niemand wird ſich unterſtehen zu ſagen, Gott ſey aus Nothwendigkeit und nicht aus freyem Willen gerecht: weil er Sünde und Unrecht unmöglich wollen kann. Sollte Gott ſelbſt deswegen, weil er nicht ſündigen kann, der freye Wille abgeſprochen werden? (Perquam abſurdum eſt, vt ideo dicamus non pertinere ad voluntatem (*libertatem*) noſtram, quod beati eſſe volumus, quia id omnino nolle non poſſumus, neſcio qua bona conſtrictione naturae. Nec dicere audemus, ideo Deum non voluntatem (*libertatem*) ſed neceſſitatem habere iuſtitiae, quia non poteſt velle peccare. Certe Deus ipſe numquid, quia peccare non poteſt, ideo liberum arbitrium habere negangandus eſt? *De Nat. & Grat. c. 46 47. 48. 49*) Er ſagt auch gar wohl, Gott gebe die erſte gute Bewegung, aber hernach wirke der Menſch gleichfalls: Aguntur vt agant, non vt ipſi nihil agant. *De corrept. c. 2.*

287 §. Wir haben geſetzt, daß der freye Wille die nächſte Urſache des Schuldübels, und dann auch des Strafübels ſey, obgleich die urſprüngliche Unvollkommenheit der Creaturen, die ſich in den ewigen Ideen vorgeſtellt befindet, die erſte und entfernteſte Urſache iſt. Unterdeſſen ſetzt ſich Herr Bayle beſtändig wider dieſen Gebrauch des freyen Willens, und will durchaus nicht zugeben, daß man ihm die Urſache des Böſen zuſchreibe. Wir müſſen ſeine Einwendung anhören: es wird aber nicht undienlich ſeyn, wenn wir vorher die Natur der Freyheit noch mehr erklären. Wir haben gezeigt, daß die Freyheit, dergleichen man in den theologiſchen Schulen erfordert, anfangs in dem **Wiſſen** beſtehe, das eine deutliche Erkenntniß der Sachen einſchließt, darüber man rahtſchlaget; hernachmals in der **Willkühr**, mit der wir uns entſchließen; und endlich in der **Zufälligkeit**, das iſt, in der Ausſchließung der logiſchen oder metaphyſiſchen Nothwendigkeit. Die Erkenntniß iſt gleichſam die Seele der Freyheit, und das übrige iſt gleichſam der Körper und der Grund. Die freye Subſtanz lenket ſich von ſich ſelbſt, nach den Bewegungsgründen des Guten, das von dem Verſtande begriffen worden; welches ſie neiget, ohne ſie zu nöthigen. Alle Bedingungen der Freyheit ſind in dieſen wenigen Worten enthalten. Inzwiſchen wird es nicht überflüßig ſeyn, zu zeigen, wie die Unvollkommenheit, die ſich in unſrer Erkenntniß und in unſrer Willkühr befindet, und die unfehlbare Beſtimmung, die in unſrer Zufälligkeit begriffen iſt, weder die Freyheit noch die Zufälligkeit über den Haufen werfe.

288 §. Unſre Erkenntniß iſt zweyerley, eine deutliche oder eine verwirrte. Die deutliche Erkenntniß oder die

Einſicht, (l'intelligence) findet in dem rechten Gebrauche der Vernunft ſtatt: allein die Sinnen geben uns nur verwirrte Begriffe. Wir können ſagen, daß wir von aller Sclaverey frey ſind, in ſo weit wir mit einer deutlichen Erkenntniß handeln; und daß wir hingegen in der Dienſtbarkeit der Affecten ſtehen, in ſo weit unſere Empfindungen verwirrt ſind. In dieſem Verſtande haben wir nicht alle die Freyheit des Gemüths, die wohl zu wünſchen wäre, und können mit dem heiligen Auguſtin ſagen: daß wir nur eine ſclaviſche Freyheit haben, indem wir der Sünde unterworfen ſind. Unterdeſſen hat doch ein Sclave, ſo ein elender Sclave er auch immer iſt, die Freyheit, ſeinem Stande gemäß zu wählen: wiewohl er ſich öfters in der harten Nothwendigkeit befindet, aus zweyen Uebeln eines zu erwählen; weil ihn eine größere Macht nicht zu dem Guten gelangen läßt, nach dem er ſtrebet. Und das, was die Bande und der Zwang bey einem Sclaven thun, das geſchieht in uns durch die Leidenſchaften, deren Zwang zwar gelind und ſüß, aber deswegen doch eben ſo ſchädlich iſt. Wir wollen in der That nichts anders, als was uns gefällt; aber zu allem Unglücke iſt das, was uns gegenwärtig gefällt, oft ein wahrhaftiges

---

(*) Der aufmerkſame Leſer, wird ohne Zweifel in ſehr vielen Stellen dieſer Theodicee bereits die völligen Grundſätze, und fruchtbaren Keimen der neuern Weltweisheit angemerket haben, die von vielen einem heutigen großen Manne zugeſchrieben wird, der ihr die ſyſtematiſche Geſtalt gegeben, und ſie mit vielen ſchönen Zuſätzen bereichert hat. Und hier wird man die ganze ſogenannte Pſychologie, gleichſam in einem kurzen Begriffe finden, die in allen praktiſchen Wahrheiten und Wiſſenſchaften, ein ſo großes Licht angezündet hat. Man muß ſich alſo billig wundern, warum Herr Deſchamps, in ſeinem Abregè de la Philoſophie de Mr. Wolf. mit der Frau von Chatelet, und dem Hrn. Creuſaz darüber einen ſolchen Krieg angefangen, daß ſie dieſe neuere Philoſophie eine Leibnitianiſche genennet haben. Hat man nämlich in Frankreich die vom Descartes erfundenen haſtiges Uebel, das uns misfallen würde, wenn wir die Augen des Verſtandes offen hätten. Inzwiſchen hindert doch der unglückliche Stand eines Sclaven, und derjenige, darinnen wir ſind, gar nicht, daß wir nicht ſo wohl als er, in dem Stande, in dem wir uns befinden, nach unſerm Vermögen und gegenwärtigen Erkenntniſſe, dasjenige erwählen ſollten, was uns am meiſten gefällt. (*)

289 §. Was die Willkühr (la Spontaneité) betrifft, ſo iſt ſie uns zuzuſchreiben, in ſo weit wir den Grund unſeres Thuns in uns haben: wie es Ariſtoteles gar wohl begriffen hat. Der Eindruck der äußerlichen Sachen lenket uns zwar oft von unſerm Wege ab; und man hat wenigſtens in Anſehung deſſen insgemein geglaubt, daß ein Theil von den Gründen und Urſachen unſers Thuns außer uns wäre: und ich geſtehe, daß wenn man ſich nach der gemeinen Sprache richtet, man alſo zu reden verbunden ſey; welches man auch in gewiſſem Verſtande ohne einiges Nachtheil der Wahrheit thun kann. Allein wenn man ſich deutlich erklären ſoll, ſo behaupte ich: daß unſere Willkühr keine Ausnahme leide, und daß die äußerlichen Dinge, nach der philoſophiſchen Schärfe zu reden, keinen phyſikaliſchen Einfluß in uns haben. (**)

---

oder aufgebrachten Lehren deswegen eine Malebranchiſche, oder Claubergiſche Philoſophie genennet, weil ſie von dieſen beyden Weltweiſen mehr ins Licht geſetzet, erweitert, und ſyſtematiſcher vorgetragen worden? G.

(**) Dieſes zielt auf das gänzliche Aufheben aller eigentlich ſogenannten Wirkungen aller erſchaffenen Subſtanzen in einander; die Hr. v. L. durch ſeine vorherbeſtimmte Harmonie einzuführen geſucht. Er erklärt ſie zwar, im folgenden Abſatze ſehr deutlich: allein ich zweifele, ob ſie bey tiefſinnigen Leſern ſich etwas mehr, als den Ruhm der Scharfſinnigkeit erwerben wird. Er hat ſie ſchon oben, in dem erſten Theile ziemlich ausführlich vorgetragen, ergreift aber hier nochmals die Gelegenheit davon zu handeln: um ſie dem Leſer deſto geläufiger zu machen, und ſie auf ihrer vortheil-

290 §. Dieſen Punct beſſer zu verſtehen, muß man wiſſen, daß wir eine genaue Willkühr mit allen einfachen Subſtanzen gemein haben, und daß dieſelbe bey freyen und verſtändigen Subſtanzen zu einer Herrſchaft über ihr Thun wird. Dieſes kann nicht beſſer, als durch das Lehrgebäude der vorherbeſtimmten Harmonie erkläret werden, welches ich bereits ſeit vielen Jahren vorgetragen habe. Daſelbſt habe ich gezeigt, daß jede einfache Subſtanz von Natur Empfindungen habe, und daß ihre Individualität in dem immerwährenden Geſetze beſteht, nach welchem die ihr zugehörigen Begriffe und Empfindungen zuſammen hängen, und natürlicher Weiſe aus einander entſpringen; den Leib der ihr zugetheilet iſt, und durch denſelben die ganze Welt, nach ihrem Stande und Geſichtspuncte vorzuſtellen; ohne daß ſie des geringſten phyſikaliſchen Einfluſſes des Leibes benöthiget iſt: gleich wie ſich der Leib ſeinerſeits hinwiederum nach dem Willen der Seelen, vermöge ſeiner eigenen Geſetze, richtet; und ihr folglich nur in ſo weit gehorchet, als es dieſe Geſetze mit ſich bringen. Woraus denn erhellet, daß die Seele in ihr ſelbſt eine vollkommene Spontaneität oder Willkühr hat, ſo daß ſie in ihrem Thun nur von Gott und von ſich ſelbſt abhänget.

291 §. Gleichwie dieſes Lehrgebäude vorher nicht bekannt geweſen, alſo hat man andere Mittel hervorgeſucht, ſich aus dieſem Labyrinthe zu helfen: und den Carteſianern

ſelbſt

---

haftesten Seite zu zeigen. Allein umſonſt. Denn hebt ſie ſchon in der Seele eine gewiſſe Unterwürfigkeit gegen äußerliche Dinge auf: ſo hat ſich auch 1) noch kein Philoſoph darüber, als über eine ſeiner Willkühr nachtheilige Sache beſchweret, daß er die Sachen empfinden muß, wie ſie in die Sinne fallen; z. E. daß Zucker ſüß ſchmecke, die Trompete laut klinge, die Lilge weis ausſehe, u. d. m. 2) Führt ſie anſtatt einer äußerlichen unanſtößigen Abhänglichkeit eine innere Nothwendigkeit ein, die vielen noch ärger vorkommen kann, als jene. Man muß alſo dieſe Liebe des Hrn.

ſelbſt hat dieſer Punct vom freyen Willen ſehr viel zu ſchaffen gemacht. Sie ließen ſich nicht mehr mit den Kräften, oder Facultäten der Scholaſtiker abſpeiſen; ſie bedachten, daß alle Handlungen der Seelen von demjenigen ſchienen gelenket zu werden, was zufolge des Eindruckes der Sinne von außen kömmt; und daß endlich alles in der Welt von der Vorſehung Gottes regiert werde. Allein daraus floß dieſer Einwurf gar natürlich, daß alſo keine Freyheit wäre. Hierauf antwortet Carteſius: wir wären von dieſer Vorſehung aus der Vernunft verſichert; aber wir wären auch unſrer Freyheit, aus der innerlichen Erfahrung, die wir davon haben, gewiß: und man müßte ſo wohl die Vorſehung als die Freyheit glauben, ob wir gleich kein Mittel ſähen, ſie mit einander zu vereinigen.

292 §. Das hieß nun recht den gordiſchen Knoten von einander hauen, und auf die Schlußrede eines Beweiſes nicht durch gehörige Auflöſung, ſondern durch Entgegenſetzung eines andern Beweiſes, antworten: welches aber mit den Geſetzen philoſophiſcher Streitigkeiten gar nicht übereinkömmt. Inzwiſchen haben ſich die meiſten Carteſianer damit beholfen; obgleich die innere Erfahrung, die ſie anführen, dasjenige keinesweges beweiſt, was ſie damit zu beweiſen vermeynen: wie ſolches Herr Bayle gar wohl angemerket hat. Herr Regis erkläret dieſe Lehre des Carteſius (*Philoſ. T. I. Metaph. lib. 2. part. 2. c. 22.*) alſo: „Er ſpricht: Die

---

von L. zu ſeinem Lehrgebäude der natürlichen Zärtlichkeit eines Vaters gegen ſeine Kinder zuſchreiben; und ihm dieſe kleine Schwachheit, in Anſehung ſo vieler andern ſchönen Sachen, zu gut halten, die er uns mitgetheilet hat. Uebrigens kann man den bereits angezogenen Tractat des Hrn. Prof. Knuzen, von dem Syſtemate influxus phyſici, ingleichen des ſel. Reinbecks Abhandlung von der Harmonia praeſtabilita, und meine Vindicias Syſtematis infl. phyſ. davon nachleſen. G.

„meiſten Philoſophen ſind deswegen in Irrthum gefallen, „weil einige, indem ſie nicht begreifen können, wie ſich die „freyen Handlungen und die Vorſehung Gottes gegen einander verhalten, gar geleugnet haben: daß Gott die erſte „wirkende Urſache der Wirkungen des freyen Willens ſey, „wodurch ſie einen Raub begangen, und Gott das Seine „entwandt haben. Andere, da ſie nicht begreifen können, „wie ſich die kräftige Wirkung Gottes und die freyen Handlungen mit einander vergleichen, haben die menſchliche Freyheit geläugnet; wodurch ſie in eine Ungerechtigkeit verfallen, „und dem Menſchen das Seine geraubt haben. Die Mittelſtraße zwiſchen dieſen zweyen Abwegen, iſt dieſe, daß man „ſage (id. ibid. pag. 485.) wenn wir gleich nicht alle Verhältniſſe zwiſchen der Freyheit und der Vorſehung Gottes „begreifen können: ſo müſſe man dennoch geſtehen, daß „wir ſo wohl frey ſind, als von Gott abhängen, weil von dieſen zwo Wahrheiten eine ſo bekannt als die andere iſt, die „eine aus der Erfahrung, die andere aus der Vernunft; und „die Klugheit nicht zuläßt, dergleichen Wahrheiten, von denen man verſichert iſt, deswegen fahren zu laſſen, weil man „nicht alle Verhältniſſe erkennen kann, die ſie mit andern bekannten Wahrheiten haben.“

293 § Herr Bayle merket am Rande gar wohl dabey an: dieſe Worte des Herrn Regis zeigten nicht, „daß wir „zwiſchen den Handlungen des Menſchen und der Vorſehung „Gottes, einige Verhältniſſe begreifen, die ſich mit unſrer „Freyheit ſchlechterdings nicht zu vertragen ſcheinen. Er „ſetzt dazu, es wären nur behutſame Redensarten, die den „Sinn der Frage ſchwächten. Man ſchreibt (ſpricht er) „die Schwierigkeiten einzig und allein dem Mangel unſerer „Erkenntniß zu, da man vielmehr ſagen ſollte, ſie rührte vornehmlich von der Erkenntniß her, die wir haben, und die „wir (nach des Herrn Bayle Meynung) mit unſern

„Geheimniſſen nicht vergleichen können.“ Das iſt eben das, was ich zu Anfange dieſes Werkes geſagt habe, wenn ſich ein Geheimniß mit unſerer Vernunft ganz und gar nicht vergleichen ließe, wenn es unauflösliche Einwürfe dawider gäbe: ſo würden wir nicht befinden, daß es unbegreiflich wäre, ſondern wir würden vielmehr die Nichtigkeit und Falſchheit deſſelben deutlich begreifen; wiewohl hier eigentlich von keinem Geheimniſſe, ſondern bloß von der natürlichen Religion die Rede iſt.

294 §. Wir wollen ſehen, wie Herr Bayle die innern Erfahrungen, auf welche die Carteſianer die Freyheit gründen, beſtreitet. Er macht mit ſolchen Gedanken den Anfang, die ich eben nicht billigen kann. „Diejenigen, die nicht „gründlich unterſuchen (ſpricht er *Dict. Art.* Helen. *lit.* „T Δ) was in ihnen vorgeht, überreden ſich leicht, ſie wären „frey: und wenn ihr Wille aufs Böſe verfiele, ſo wäre es „ihr Fehler; es geſchähe aus einer Wahl, über die ſie Herren „wären. Die hier anders urtheilen, das ſind Leute, die die „Umſtände ihrer Thaten, und alles was ſie dazu antreibt, „ſorgfältig unterſucht, und dem Fortgange der Bewegungen „der Seelen wohl nachgedacht haben. Dieſe Leute zweifeln „insgemein an ihrem freyen Willen, und halten ſo gar ihre „Vernunft und ihren Verſtand für Sclaven, welche der „Macht, die ſie hinreißt, wohin ſie nicht gehen wollen, unmöglich widerſtehen können. Hieher gehören vornehmlich „diejenigen, welche die Urſache ihrer Thaten Gott zugeſchrieben haben.“

295 §. Ich erinnere mich hierbey der Worte des Kanzlers Bacon, welcher ſagte: eine mittelmäßig erlernte Philoſophie führe uns von Gott ab: allein wenn man ſie recht gründlich ſtudire, ſo führe ſie uns hinwiederum zu Gott. So iſt es auch mit denen beſchaffen, die ihren eigenen Handlungen nachdenken. Es kömmt ihnen anfangs vor, als

wenn alles, was wir thun, nur ein Antrieb eines andern wäre; und als wenn alles, was wir begreiſen, von außen durch die Sinnen komme, und ſich in dem leeren Raume unſres Gemüthes, wie auf einer reinen Tafel abdrucke, (*tanquam in tabula raſa.*) Allein ein tieferes Nachſinnen lehret uns, daß alles, ja ſelbſt unſere Empfindungen und Leidenſchaften, mit einer völligen Willkühr von uns ſelbſt herkommen.

296 §. Inzwiſchen führt Herr Bayle einige Poeten an, die den Menſchen weiß brennen wollen, indem ſie die Schuld auf die Götter werfen. Medea redet beym Ovidius alſo:

. . . . . Fruſtra Medea repugnas,
Neſcio, quis Deus obſtat, ait.
. . . . . Du widerſtehſt umſonſt,
Medea! welcher Gott mag dir im Wege ſtehn?

Und ein wenig hernach läßt ſie Ovidius folgendes hinzu ſetzen:

Sed trahit inuitam noua vis, aliudque cupido,
Mens aliud ſuadet: video meliora proboque,
Deteriora ſequor. . . . . .
Doch eine neue Macht die zieht mich wider Willen,
Der Lüſte Trieb iſt nicht ſo wie des Geiſtes Rath:
Ich ſeh was beſſer iſt; ich preis es in der That:
Allein ich muß nur das, was ſchlimmer iſt, erfüllen.

Allein

(*) Hr. v. L. thut recht, daß er hier den Ausſpruch eines alten Dichters, darauf Hr. Bayle ſo trotzig thut, mit einem gleichen Ausſpruche eines andern Poeten abfertiget. Virgils Anſehen wird doch ſoviel gelten als Ovids ſeines: und ſo wäre er mit gleicher Münze bezahlt. Uebrigens war bey den alten Griechen und Römern das Wort Deus ein rechtes Aſylum ignorantiae, eine Zuflucht der Unwiſſenheit. Wenn ſie ein Ding nicht begriffen, wie es zugieng, ſo mußte es ein Gott gethan haben. Ein Strom floß immer, und man ſah nicht wo er alles Waſſer herbekam: ſogleich mußte

Allein man könnte den Virgil dagegen anführen, bey dem Niſus mit weit mehrerem Grunde ſagt: (Aeneid. IX. v. 184.)

> Dine hunc ardorem mentibus addunt,
> Euryale, an ſua cuique Deus ſit dira cupido?
> Nimmt ein ſolcher Trieb die Seelen durch die Macht der Götter ein;
> Oder ſollte die Begierde jedem ſeine Gottheit ſeyn? (*)

297 §. Es ſcheint, als wenn der Herr **Wittich** geglaubt hätte, unſere Independenz wäre in der That nur eine Scheinindependenz. Denn er ſetzt in ſeiner Diſſert. *de prouidentia Dei actuali* (n. 61.): der freye Wille beſtehe darinnen, daß wir zu denen Sachen, die ſich unſrer Seelen vorſtellen; damit wir ſie entweder bejahen, oder verneinen, lieben oder haſſen ſollen, dergeſtalt angetrieben werden, daß wir gar keine äußerliche uns lenkende Gewalt empfinden. Er ſagt ferner, wenn Gott ſelbſt unſer Wollen wirke, ſo wirken wir am allerfreyeſten, und je kräftiger und mächtiger die Wirkung Gottes in uns ſey, je mehr wären wir Herren über unſre Thaten. *Quia enim Deus operatur ipſum velle, quo efficacius operatur, eo magis volumus, quod autem, cum volumus, facimus, id maxime habemus in noſtra poteſtate.* Es iſt wahr, wenn Gott einen Willen in uns wirket, ſo wirket er eine freye Handlung: allein mir

---

ihn ein Flußgott aus ſeinem Kruge gießen. Der Wind wehete, und man ſah nicht wie das zugieng: ſogleich dichtete man einen Aeolus, mit ſo vielen Unterthanen, als man brauchte. u. ſ. w. Eben ſo gieng es bey den Leidenſchaften. Man war verliebt, zornig, neidiſch, u. d. gl. Nur getroſt aus der Liebe, dem Zorne, dem Neide, Götter gemacht: ſo iſt die Sache aus dem Grunde gehoben. S. des Hrn. von Fontenelle Diſcours ſur l'Origine des Fables, den ich in den Schr. der Deutſch. Geſellſchaft überſetzt habe. G.

ſcheint hier nicht von der allgemeinen Urſache, oder von derjenigen Hervorbringung des Willens die Rede zu ſeyn, deren der Wille nöthig hat, in ſo weit er eine Creatur iſt; in welcher alles, was ſie wirkliches und weſentliches begreift, in der That von der Mitwirkung Gottes, wie alle andere unbedingte Realität der Dinge, unaufhörlich geſchaffen wird. Die Rede iſt hier von den Urſachen des Wollens, und von den Mitteln deren ſich Gott bedienet, wenn er uns einen guten Willen giebt; oder zuläßt, daß wir einen böſen Willen haben. Wir ſelbſt bringen ſo wohl den guten als böſen Willen hervor, denn es iſt unſere Wirkung: allein es ſind allemal Urſachen vorhanden, die uns zur Handlung antreiben, ohne daß ſie unſerer Spontaneität oder Willkühr ſchaden. Die Gnade giebt uns nur einen gewiſſen Eindruck, der weiter nichts thut, als daß er durch bequeme Bewegungsgründe, dergleichen eine Aufmerkſamkeit, ein Dic cur hic, ein vorlaufendes Vergnügen ſeyn würde, zum Wollen etwas beyträgt. Und man ſieht klar und deutlich, daß dieſes der Freyheit ſo wenig etwas ſchadet, als ein Freund, der uns einen Rath und Bewegungsgrund an die Hand giebt. Alſo hat Herr **Wittich** eben ſo übel auf die Frage geantwortet, als Herr Bayle: und die Zuflucht, die man zu Gott nimmt, iſt hier zu nichts nütze.

298 §. Allein wir wollen noch eine andere weit vernünftigere Stelle aus dem Herrn Bayle anführen, da er der vermeynten lebendigen Empfindung der Freyheit, worauf ſich die Carteſianer berufen, beſſer begegnet. Seine Worte ſind in der That voll Geiſt und Verſtand, und würdig, daß man ſie erwägt; ſie befinden ſich in der Antwort auf die Frage eines Provinc. (c 140. T. 3 p. 761. ſqq.) und ſind folgende: „Durch die klare und deutliche Empfindung, die wir „von unſerm Daſeyn haben, unterſcheiden wir noch gar nicht, „ob wir von uns ſelbſt ſind, oder ob wir unſer Seyn von „einem andern haben. Wir unterſcheiden dieſes nur durch

„das Nachdenken, das iſt, wenn wir unſer Unvermögen, uns ſo lange zu erhalten als wir gerne wollten, und uns von der Abhänglichkeit der Dinge los zu machen, ꝛc. in Betrachtung ziehen. Es iſt auch gewiß, daß die Heyden (eben dieſes kann man von den Socinianern ſagen, weil ſie die Schöpfung läugnen) zur Erkenntniß dieſes wahrhaftigen Lehrſatzes, daß wir aus nichts gemacht werden, und daß wir alle Augenblicke unſrer Dauer wieder aus dieſem Nichts heraus gezogen werden, niemals gelanget ſind. Sie haben fälſchlich geglaubt, es wären alle Subſtanzen in der ganzen Welt von ſich ſelbſt, und könnten niemals zunicht gemacht werden. Sie hiengen alſo von keiner andern Sache ab, außer nur in Anſehung ihrer Veränderungen, die durch die Wirkung einer äußerlichen Urſache vernichtet werden könnten. Rührt dieſer Irrthum nicht daher, daß wir die ſchaffende Wirkung, die uns erhält, nicht empfinden, und nur ſo viel empfinden, daß wir daſind? und daß wir dieſes auf eine ſolche Weiſe empfinden, die uns in alle Ewigkeit in der Unwiſſenheit von der Urſache unſers Seyns erhalten würde, wenn uns nicht ein ander Licht zu Hülfe käme? So können wir auch durch die klare und deutliche Empfindung, die wir von den Wirkungen unſers Willens haben, gar nicht unterſcheiden, ob wir dieſe Wirkungen uns ſelbſt geben; oder ob wir ſie von eben der Urſache empfangen, die uns unſere Exiſtenz giebt. Wir müſſen nachdenken, damit wir dieſe Unterſcheidung machen können. Nun ſetze ich für gewiß, man könne durch bloßes philoſophiſches Nachſinnen niemals zu einer gründlichen Gewißheit gelangen, daß wir die wahrhaftige wirkende Urſache unſers Wollens ſeyn: denn ein jeder, der die Sache wohl unterſuchet, wird deutlich erkennen, daß wenn wir in Anſehung des Willens bloß ein leidendes Ding wären, wir eben die Empfindungen aus der Erfahrung haben würden, die wir haben, wenn wir uns für frey halten. Wir

„wollen zur Luſt ſetzen, Gott habe die Geſetze der Vereinigung der Seelen und des Leibes dergeſtalt eingerichtet: daß alle Veränderungen der Seelen, keine ausgenommen, unter einander, mit Darzwiſchenkunſt gewiſſer Veränderungen des Gehirnes, nothwendig verknüpfet ſeyn; ſo werden wir begreifen, daß uns nichts anders begegnen werde, als was wir wirklich erfahren; es wird in unſerer Seele, von der Empfindung der ſinnlichen Dinge an gerechnet, welches gleichſam ihr erſter Schritt iſt, bis zu dem feſteſten Wollen, welches man ihren letzten Schritt nennen kann, eben der Zuſammenhang der Gedanken ſeyn. Es wird in dieſem Zuſammenhange die Empfindung der Ideen, der Bejahung, der Neigungen, und des Wollens (*des velleités & des volitions*) zu finden ſeyn. Denn es mag uns das wirkliche Wollen gleich von einer äußerlichen Urſache eingedruckt werden, oder wir mögen es ſelbſt hervorbringen, ſo wird doch beydes wahr ſeyn, daß wir wollen, und daß wir empfinden, daß wir wollen. Und gleichwie die äußerliche Urſache mit dem Wollen, das ſie uns eindrucket, ſo viel Vergnügen vermiſchen kann, als ſie nur will; ſo können wir bisweilen empfinden, daß uns die Wirkungen unſers Willens unendlich gefallen, und unſeren ſtärkſten Neigungen gemäß ſind. Wir werden keinen Zwang empfinden; die Regel iſt bekannt: **der Wille kann nicht gezwungen werden,** (voluntas non poteſt cogi.) Iſt es nicht wahr, daß ein Wetterhahn, wenn ihm allemal, zugleich mit der Bewegung gegen einen gewiſſen Punct des Horizonts, auch eine Begierde, ſich alſo zu bewegen eingegeben würde, jedoch ſo, daß die Begierde, der Natur nach, oder auch einem wahrhaftigen Augenblicke der Zeit nach, vorher gienge, ganz gewiß überredet ſeyn würde, daß er ſich von ſich ſelbſt bewegte, um ſeine freywilligen Begierden zu erfüllen? Ich ſetze, er wüßte nicht, daß es Winde gäbe, noch daß eine äußerliche Urſache ſowohl ſeine Stellung als

„Begierde auf einmal veränderte. Wir ſind natürlich wie
„ein ſolcher Wetterhahn. Uns iſt gar nicht bekannt, ob
„eine unſichtbare Urſache macht, daß wir nach und nach von
„einem Gedanken auf einen andern fallen. Derowegen iſt
„es gar natürlich, daß ſich die Leute überreden, als lenkten
„ſie ſich ſelbſt. Allein es iſt noch zu unterſuchen, ob ſie ſich
„nicht in dieſer Sache ſowohl betriegen, als in vielen andern,
„die ſie aus einem gewiſſen natürlichen Triebe, ohne philo-
„ſophiſches Nachdenken, bejahen. Weil nun alſo von dem,
„was in dem Menſchen vorgeht, zweyerley Meynungen ſind;
„die eine, als ſey der Menſch ein bloßes leidendes Weſen,
„die andere, als habe er auch wirkende Kräfte: ſo kann man,
„ſo lange man keine weitere Beweisthümer, als aus der Em-
„pfindung, anführen kann, die andere der erſtern vernünfti-
„ger Weiſe nicht vorziehen: denn wir würden eben ſo kräf-
„tig empfinden, daß wir dieſes oder jenes wollten, wenn un-
„ſer Wollen von einer äußerlichen und unſichtbaren Urſache
„in unſre Seele eingedruckt würde; als wenn wir es ſelbſt
„hervorbrächten.“

299 §. Es ſind gar ſchöne Gedanken und Schlüſſe in dieſen Worten enthalten, die wider die gewöhnlichen Lehrgebäude viel ausrichten: jedoch bey dem Lehrgebäude der vorherbeſtimmten Harmonie, das uns viel weiter führet, als man vorhin gehen können, gänzlich wegfallen. „Herr Bayle „ſetzet z. E. man könnte durch ein bloßes philoſophiſches Nach„denken niemals zu einer gründlichen Gewißheit gelangen, „daß wir die wahrhaftige wirkende Urſache unſres Wollens „wären.“ Allein dieſes gebe ich ihm nicht zu: denn die Einrichtung dieſes Lehrgebäudes zeiget auf eine unſtreitige Art, daß in dem Laufe der Natur, jede Subſtanz die einzige Urſache aller ihrer Verrichtungen, und von allem phyſikaliſchen Einfluſſe aller andern Subſtanzen frey ſey, die ordentliche Mitwirkung Gottes ausgenommen. Dieſes Lehrgebäude zeigt, daß wir eine wahre, und nicht nur eine Schein-

willkühr oder Freywilligkeit haben, wie Herr **Wittich** geglaubt. Aus eben den Gründen behauptet auch Herr Bayle (c. 170. pag. 1132.): wenn gleich ein *fatum aſtrologicum* wäre, ſo würde es doch die Freyheit nicht übern Haufen werfen; und ich würde es ihm einräumen, wenn ſie bloß in einer Scheinwillkühr beſtünde.

300 §. Alſo kann unſere Spontaneität nicht mehr in Zweifel gezogen werden, wie ſie Ariſtoteles gar wohl beſchrieben, wenn er ſpricht: eine Verrichtung ſey freywillig, wofern der Grund davon in demjenigen ſelbſt ſey, der etwas verrichtet; *Spontaneum eſt, cuius principium eſt in agente.* Und alſo ſteht unſer Thun und Wollen ganz und gar bey uns. Wir ſind zwar nicht gerade zu, und unmittelbar über unſer Wollen Herr, wiewohl wir die Urſache davon ſind: denn wir erwählen nicht das Wollen, wie wir das Thun durch unſer Wollen erwählen. Unterdeſſen haben wir dennoch auch über unſern Willen eine gewiſſe Macht, weil wir mittelbar etwas beytragen können, dasjenige ein ander mal zu wollen, was wir gern gegenwärtig wollen möchten; wie ich ſchon oben gezeigt habe: welches doch eigentlich zu reden, keine *velleitas* iſt. Und auch hierinnen haben wir noch eine beſondere und merkliche Herrſchaft über unſer Thun und über unſern Willen; die aber aus der mit Erkenntniß verknüpften Willkühr entſpringt.

301 §. Bisher haben wir die zwo Bedingungen der Freyheit erkläret, von denen Ariſtoteles geredet hat; nämlich die **Willkühr** und **Erkenntniß**, die bey unſerm Berathſchlagen mit einander verknüpfet ſind, da den Thieren hingegen die letztere mangelt. Allein die Scholaſtiker erfordern noch die dritte dazu, die ſie die Indifferenz oder Gleichgültigkeit nennen. Und man muß ſie in der That annehmen, wofern ſie ſoviel als Zufälligkeit bedeutet: denn ich habe ſchon oben angemerket, daß die Freyheit eine unbedingte

und metaphyſiſche oder logiſche Nothwendigkeit ausſchließen müſſe. Allein, wie ich mich ſchon mehr als einmal erkläret habe, ſo hindert die Indifferenz, dieſe Zufälligkeit, dieſe Unnothwendigkeit, wenn ich ſo reden dörfte, die das eigentliche Kennzeichen der Freyheit iſt, gar nicht: daß man nicht ſtärkere Neigungen zu der Partey haben könne, die man erwählet; und ſie erfordert gar nicht, daß man gegen die zwo einander entgegen geſetzten Parteyen ſchlechterdings gleichgültig ſey.

302 §. Ich nehme alſo die Indifferenz in keinem andern Verſtande an, als wenn ſie ſo viel als Zufälligkeit oder Unnothwendigkeit bedeutet. Allein, gleichwie ich mich ſchon mehr als einmal erkläret habe, ſo nehme ich keine Gleichgültigkeit des Gleichgewichts an; und ich glaube nicht, daß man jemals etwas erwählen könne, wenn man ganz gleichgültig iſt. Eine dergleichen Wahl würde ein bloßer ungefährer Zufall ſeyn, ohne die geringſte weder verbergene noch am Tage liegende beſtimmende Urſache. Allein ein dergleichen ungefährer Zufall, ein dergleichen unbedingtes und wahrhaftiges Glückſpiel, iſt eine Chimäre, die in der Natur nirgends anzutreffen iſt. Alle Verſtändige ſind eins, daß ein ungefährer Zufall, wie das Glück ſeyn ſoll, nur ein Scheinding iſt, ſo von der Unwiſſenheit der Urſache herkömmt. Wenn aber eine ſolche ungewiſſe Gleichgültigkeit wäre; oder wenn man erwählte, ohne daß im geringſten etwas vorhanden wäre, das uns zu wählen bewegte: ſo würde der ungefähre Zufall etwas wirkliches ſeyn, und demjenigen Zufalle gleich kommen, da die Stäubchen, nach Epikurs Lehre, zu Vermeidung der Nothwendigkeit, ohne alle Urſache, etwas ausſchweifen, und von ihrem geraden Wege abweichen ſollten; worüber Cicero mit Recht ſeinen Spott getrieben hat.

303 §. Dieſe Abweichung hatte in Epikurs Verſtande eine Endurſache, indem er uns dadurch von dem Verhängniſſe

niſſe befreyen wollte: allein ſie kann in der Natur der Dinge keine wirkende Urſache haben. Es iſt eine von den allerunmöglichſten Chimären. Herr Bayle ſelbſt widerlegt ſie ſehr wohl, wie wir bald zeigen werden: und es iſt daher zu verwundern, daß er anderswo etwas anzunehmen ſcheint, das dieſer vermeynten Abweichung nicht unähnlich iſt. Denn man höre nur, was er ſagt, da er von Buridans Eſel (Diction. art. *Buridan.*) redet: „Diejenigen, welche einen eigentlich ſogenannten freyen Willen behaupten, ſchreiben dem Menſchen eine Macht zu, ſich zu dieſem oder jenem zu lenken, wenn gleich die Bewegungsgründe auf Seiten der einander entgegenſtehenden Dinge vollkommen gleich ſind. Denn ſie behaupten, unſere Seele könne ſagen, ohne eine andere Urſache zu haben, als bloß ihre Freyheit zu gebrauchen: ich will lieber dieß als jenes; ob ich ſchon in dieſem nichts ſehe, das vor jenem erwählt zu werden verdiente."

304 §. Alle diejenigen, die einen eigentlich ſo genannten freyen Willen behaupten, werden deswegen dem Herrn Bayle dieſe Beſtimmung nicht einräumen, die von einer unbeſtimmten Urſache herkömmt. Der heilige Auguſtin und die Thomiſten glauben, es ſey alles beſtimmet: und man ſieht, daß auch ihre Widerſacher zu den Umſtänden ihre Zuflucht nehmen, die zu unſerer Wahl etwas beytragen. Die Erfahrung ſtimmet keinesweges mit der Chimäre von einer Gleich-

---

(*) Dieſes heißt ſo viel: wenn ich z. E. zum aufſtehen und ſitzen bleiben, vollkommen gleichgültig wäre, ſo würde die bloße und unbeſtimmte Begierde, meine Freyheit zu beweiſen, ſo wenig auf die eine, als auf die andre Seite einen Ausſchlag geben. Denn ich würde ungewiß ſeyn, ob ich meine Freyheit mehr bewieſe, wenn ich ſitzen bliebe, oder wenn ich aufſtünde. Ein anders wäre es, wenn jemand von mir forderte, daß ich, zum Beweiſe meiner Freyheit, das eine oder das andere thun ſollte; oder wenn er gar zweifelte, ob ich dieſes oder jenes thun könnte. R.

Gleichgültigkeit des Gleichgewichtes überein. Und man kann hier dasjenige anführen, was Herr Bayle ſelbſt wider der Carteſianer Art, die Freyheit aus der lebendigen Empfindung unſrer Unabhänglichkeit zu beweiſen, angeführet hat. Denn ob ich gleich nicht allemal die Urſache einer Neigung ſehe, die mich bewegt, aus zwey gleichſcheinenden Parteyen eine zu erwählen: ſo wird doch allemal ein gewiſſer, obſchon unempfindlicher Eindruck vorhanden ſeyn, der mich lenket und antreibt. Bloß ſeine Freyheit brauchen wollen, (*) das hat nichts eigentliches und ausdrückliches in ſich, das uns zu der Wahl einer oder andern Partey bewegen könnte.

305 §. Herr Bayle fähret weiter fort: „Es ſind zum „wenigſten zween Wege vorhanden, vermittelſt deren ſich „der Menſch von dem Gleichgewichte losmachen kann. Einen „habe ich ſchon angeführet, nämlich damit er ſich mit der „angenehmen Einbildung ſchmeicheln könne, als ſey er Herr „über ſich ſelbſt, und hänge nicht von den Gegenſtänden ab. Dieſer Weg iſt verhauen; man mag immer bey ſich ſelbſt einen Herrn ſpielen wollen: daraus entſteht keine Beſtimmung, und es hilft einer Partey ſo viel, als der andern. Ferner ſpricht Herr Bayle: „Er würde dieſen Ausſpruch thun, „ich will dieſes jenem vorziehen, weil es mir alſo gefällt.“ Allein dieſe Worte, weil es mir alſo gefällt, weil es mein Wille iſt, zielen ſchon auf eine Neigung gegen den gefälligen Gegenſtand. (**)

(**) Es iſt eine ſehr gemeine Unachtſamkeit, daß man nicht wahrnimmt, das Gefallen, das Belieben, u. d. m. ſetze allezeit eine Art des Gefälligen, des Beliebten in dem Gegenſtande voraus. Denn wäre dieſer gänzlich davon entblößet: ſo würde es einem gar nicht gefallen oder belieben, ſolchen zu wählen. Ein Ding muß alſo wenigſtens dem Scheine nach gut, und noch ein wenig beſſer als die andern ſeyn, wenn man es ihnen vorziehen ſoll: ſo klein auch der Vorzug immermehr ſeyn möchte. G.

306 §. Man hat alſo nicht Urſache folgendermaßen fortzufahren: „Auf ſolche weiſe würde das was ihn beſtimmet, nicht vom Gegenſtande hergenommen ſeyn; der Bewegungsgrund würde nur aus den Begriffen entſtehen, welche die Menſchen von ihren eignen Vollkommenheiten, oder von ihren natürlichen Kräften haben. Der andere Weg beſtehe im Looſe, welches gar leichtlich einen Ausſchlag geben würde.“ Dieſer Weg hat wohl einen Ausgang, aber er führet nicht zum Zwecke. Die Frage wird geändert, denn es iſt alsdann nicht der Menſch, der den Ausſchlag giebt; oder, wenn man ſetzt, der Menſch entſcheide doch allezeit durchs Loos: ſo iſt der Menſch ſelbſt nicht mehr im Gleichgewichte, weil das Loos, daran er ſich hält, nicht darinn iſt. Es ſind allemal in der Natur gewiſſe Urſachen von demjenigen verhanden, was von ungefähr, oder durchs Loos geſchieht. Es wundert mich einigermaßen, daß ein ſo ſcharfſinniger Kopf, als Herr Bayle, hier von ſich ſelbſt ſo ſehr abgehen können. Ich habe an einem andern Orte die rechte Antwort angezeigt, die dem falſchen Schluſſe des Buridans ein Genügen thut: nämlich der Fall von einem vollkommenen Gleichgewichte ſey unmöglich; weil die Welt niemals ſo getheilet werden kann, daß alle Eindrücke von beyden Seiten vollkommen gleich ſeyn ſollten.

307 §. Wir wollen hören, was Herr Bayle ſelbſt anderswo wider die eingebildete oder ſchlechterdings unbeſtimmte Gleichgültigkeit einwendet. Cicero hatte in ſeinem Buche de fato geſagt: Carneades hätte noch etwas feiners erfunden als die Abweichung der Stäubchen, indem er die Urſache einer vermeynten ſchlechterdings unbeſtimmten Gleichgültigkeit den freywilligen Bewegungen der Seelen zugeſchrieben; weil dieſe Bewegungen keiner äußerlichen Urſache vonnöthen hätten, als die von unſrer Natur herkäme. Allein Herr Bayle antwortet (in ſeinem Wörterb. im Art. Epikur,) gar wohl darauf: alles was von der Natur einer

Sache herkomme, ſey beſtimmt; alſo bleibt denn die Beſtimmung allzeit übrig, und der Schlupfwinkel des Carneades iſt zu nichts nütze.

308 §. Er zeigt an einem andern Orte (Rép. au Provinc. c. 90. T. 2. p. 229) „daß eine Freyheit, die von dieſem vermeynten Gleichgewichte weit entfernet iſt, ungemein „vortheilhaftiger ſey. Ich verſtehe (ſpricht er,) eine Frey„heit, die allezeit dem Urtheile des Verſtandes folget, und „ſolchen Gegenſtänden, die klärlich als gut erkannt worden, „nicht widerſtehen kann. Ich wüßte niemanden, der nicht „geſtehen ſollte, daß eine klärlich erkannte Wahrheit den „Beyfall der Seelen nöthige (oder vielmehr lenke, „wenn man nur von keiner moraliſchen Nothwen„digkeit redet.) Die Erfahrung lehret es uns. Es „wird beſtändig in Schulen gelehrt, daß, gleichwie das „Wahre der Gegenſtand des Verſtandes iſt, alſo das Gute „der Gegenſtand des Willens ſey; und daß, gleichwie der „Verſtand unmöglich was anders bejahen kann, als was ſich „ihm unter dem Scheine der Wahrheit zeiget, alſo auch der „Wille nichts anders lieben könne, als das, was ihm gut zu „ſeyn ſcheint. Das Falſche in ſo weit es falſch iſt, glaubt „man niemals; und das Böſe liebt man nie, in ſo weit es „böſe iſt. In dem Verſtande iſt eine natürliche Beſtim„mung zum Wahren überhaupt, und zu jeder beſondern klar „erkannten Wahrheit. In dem Willen aber iſt eine natür„liche Neigung zum Guten überhaupt; woraus viele Welt„weiſe ſchließen: daß ſo bald wir ein beſonderes Gutes klär„lich erkenneten, ſo wären wir genöthiget, es zu lieben. Der „Verſtand ſchiebt ſeine Wirkung nur alsdann auf, wenn „ſich die Gegenſtände dunkel darſtellen, ſo daß man Urſache „zu zweifeln hat, ob ſie falſch oder wahr ſind. Daraus „ſchließen viele, der Wille bleibe alsdann nur im Gleichge„wichte, wenn die Seele ungewiß ſey, ob der Gegenſtand, „den man ihr vorſtellet, in Anſehung ihrer ein Gut ſey: allein

„ſobald ſie es bejahet, ſo halte ſie ſich nothwendig an dieſen „Gegenſtand, bis ſie von andern Urtheilen des Verſtandes „auf andere Art gelenket werde. Diejenigen ſo die Freyheit auf ſolche Weiſe erklären, vermeynen dabey genugſame „Materie zu guten und böſen Verdienſten zu finden; weil ſie „voraus ſetzen: dieſe Urtheile des Verſtandes kämen von einer „freyen Bemühung der Seelen her, die Gegenſtände zu unterſuchen, ſie unter einander zu vergleichen, und eines von dem „andern zu unterſcheiden. Es iſt auch nicht zu vergeſſen, daß es „ſehr gelehrte Leute giebt, (wie Bellarminus lib. 3 de gratia & libero arbitrio c. 8. 9. & Cameron, in reſponſione ad Epiſtolam viri docti, id eſt Epiſcopii) „die aus wichtigen Urſachen behaupten: der Wille folge allezeit nothwendig „dem letzten praktiſchen Urtheile des Verſtandes.“ (*)

309 §. Wir müſſen über dieſe Worte einige Anmerkungen machen. Eine deutliche Erkenntniß des Beſten lenket den Willen; aber ſie nöthiget und zwingt ihn, eigentlich zu reden, keineswegs. Man muß allemal, unter dem nothwendigen und dem gewiſſen oder unfehlbaren, einen Unterſcheid machen, wie wir ſchon mehr als einmal angemerkt haben; ingleichen unter der metaphyſiſchen und moraliſchen Nothwendigkeit. Ich glaube auch gänzlich, daß einzig und allein der Wille Gottes jederzeit den Urtheilen des Verſtandes folge. Alle vernünftige Creaturen ſind einigen Leidenſchaften, oder wenigſtens ſolchen Empfindungen unterworfen, die nicht gänzlich in dem beſtehen, was ich *Ideas adaequatas* (vollſtändige Begriffe) (**) nenne.

Und

(*) Dieſes hat unter den neuern Proteſtanten, auch der gründlich gelehrte Placette behauptet. Siehe ſeinen vortrefflichen Tractat vom göttlichen Glauben (de la Foi divine.) Man halte auch die Diſſertation dagegen, de Voluntatis humanae ab intellectu dependentia, die vor etlichen Jahren unter meiner Aufſicht allhier gehalten worden. G.

(**) Dieſe vollſtändige Begriffe, ſind ſolche Vorſtellungen eines

Und obſchon dieſe Leidenſchaften und Gemüthsbewegungen in den Seligen; kraft der Geſetze der Natur und des in Anſehung ihrer, vorherbeſtimmten Zuſammenhanges, allezeit auf das wahre Gute gehen: ſo haben ſie doch nicht allezeit eine vollkommene Erkenntniß davon. Es iſt mit ihnen wie mit uns, die wir nicht allemal die Urſachen unſeres Triebes erkennen. Die Engel und die Seligen ſind ſo wohl Creaturen als wir; bey denen jederzeit einige undeutliche, mit deutlicherm Erkenntniſſe vermiſchte Begriffe ſtatt finden. Suarez ſagt etwas, das dieſem beykömmt. Er glaubt (in dem Tract. de oratione, lib. 1 c. 11.) Gott habe die Sachen zum Voraus alſo eingerichtet, daß das mit einem ernſtlichen und gänzlichen Willen verrichtete Gebeth der Seligen allemal erhört werde; das iſt etwas von einer vorherbeſtimmten Harmonie. Was uns anlanget, ſo miſchen ſich über das Urtheil des Verſtandes, von dem wir eine ausdrückliche Erkenntniß haben, allerhand verwirrte ſinnliche Begriffe mit ein, welche allerhand Affecten, ja ſelbſt unempfindliche Neigungen, die wir nicht allemal merken, in uns erregen. Dieſe Bewegungen ſtoßen öfters das Urtheil des praktiſchen Verſtandes um.

310 §. Was die Gleichheit zwiſchen der Verhältniß des Verſtandes zum Wahren, und des Willens zum Guten anlangt: ſo iſt zu wiſſen, daß ein klarer und deutlicher Begriff einer Wahrheit, die Bejahung dieſer Wahrheit ſchon wirklich in ſich hält; alſo wird der Verſtand dadurch genöthiget. Allein man mag einen Begriff vom Guten haben

---

Geiſtes von Dingen, darinnen nichts undeutliches mehr enthalten iſt: weil man von allen Merkmaalen der Hauptſache wiederum neue deutliche Begriffe hat, und auch von denen Merkmaalen die in dieſen vorkommen, wiederum Erklärungen geben kann. Außer der neuern Weltweisheit und reinen Mathematik findet man wenig ſolche vollſtändige Begriffe unter den Menſchen. G.

was für einen man will: ſo iſt doch die Bemühung zu wirken, die auf das Urtheil folget, und meiner Meynung nach, das **Weſen des Willens** ausmacht, davon unterſchieden. Gleichwie es alſo Zeit erfordert, dieſe Bemühung auszuführen, alſo kann ſie gar wohl aufgeſchoben, ja ſelbſt durch eine neue Empfindung oder Neigung, die dazwiſchen kömmt, die das Gemüthe davon abwendet, und wohl gar verurſachet, daß es bisweilen ein ganz widriges Urtheil fällt, verändert werden. Und eben daher kömmt es, daß unſere Seele ſo viele Mittel hat, der erkannten Wahrheit zu widerſtehen; und daß vom Verſtande zum Herzen ein ſo weiter Weg iſt: ſonderlich wenn der Verſtand guten theils nur durch verwirrte **Gedanken** (par des *penſées ſourdes*) verfährt, die, wie ich es anderswo erkläret, einen nicht ſehr rühren können. Demnach iſt die Verbindung des Urtheils mit dem Willen nicht ſo nothwendig, als man vielleicht meynen möchte.

311 §. Herr Bayle ſagt weiter gar wohl: (p. 221.) „Es kann für keinen Fehler in der Seele des Menſchen gehalten werden, daß man, was das Gute überhaupt anlangt, keine ganz gleichgültige Freyheit hat; es würde vielmehr eine Unordnung, und eine überaus große Unvollkommenheit ſeyn, wenn man wahrhaftig ſagen könnte: es liegt mir wenig daran, ob ich glücklich oder unglücklich bin; ich bin nicht mehr geneigt, das Gute zu lieben als zu haſſen; ich kann das eine eben ſo wohl thun, als das andere. Wofern nun dieſes eine löbliche und vortheilhaftige Eigenſchaft iſt, wenn man zu allem des Guten überhaupt geneigt iſt: ſo kann auch dieſes kein Fehler ſeyn, wenn man ſich auch zu einem jeden beſondern Guten, das ganz offenbar als ein Gut für uns erkannt worden, genöthiget befindet. Es ſcheint ſo gar eine nothwendige Folge zu ſeyn, daß wenn die Seele keine gleichgültige Freyheit in Anſehung des Guten überhaupt hat: ſo habe ſie auch keine in Anſehung der beſondern

„Güter, ſo lange ſie ſchlecht weg urtheilet, daß dieſe Dinge „was gutes für ſie ſind. Was würden wir aber von einer „Seele gedenken, die, wenn ſie dieſes Urtheil gefället hat, „ſich gleichwohl rühmte: ſie hätte die Macht, dieſe Güter „nicht zu lieben, ja ſie wohl gar zu haſſen? und welche ſagte: „ich ſehe klärlich, daß mir dieſes gut iſt, und ich habe alle „nöthige Erkenntniß davon; unterdeſſen will ich es nicht „lieben, ich will es haſſen. Die Wahl iſt geſchehen, nun „führe ich ſie aus; es beweget mich keine Urſache dazu, (das „iſt, keine andere Urſache als dieſe: es iſt mein Wille „und Belieben,) ſondern es gefällt mir bloß, alſo zu verfahren. Was, ſage ich, würden wir von einer ſolchen Seele „gedenken? würden wir ſie nicht für weit unvollkommener „und unglücklicher halten, als wenn ſie dieſe gleichgültige „Freyheit nicht hätte?“

312 § „Die Lehre, welche den Willen dem letzten Urtheile des Verſtandes unterwirft, giebt nicht allein einen „vortheilhaftigern Begriff von dem Zuſtande der Seele; „ſondern ſie zeigt auch, daß es leichter ſey, den Menſchen auf „dieſem Wege zur Glückſeligkeit zu bringen, als auf dem „Wege der Gleichgültigkeit. Denn man darf ihm nur von „ſeinem wahrhaftigen Vortheile ein Licht geben, ſo wird ſich „ſein Wille alſobald nach den Urtheilen der Vernunft richten. Hat er aber eine Freyheit, die von der Vernunft und „den Eigenſchaften derer deutlich erkannten Dinge ganz frey „iſt: ſo iſt er für das allerunbändigſte Thier von der Welt „zu achten, und man wird niemals verſichert ſeyn, ob man „ihn werde bewegen können, die gute Partey zu erwählen. „Es könnten alle Rathſchläge und alle Vernunftſchlüſſe auf „der Welt ganz unnütze ſeyn: man mag ſeinem Verſtande „ein Licht geben, man mag ihn gar überführen; ſo wird ſich „ſein Wille nichts deſtoweniger doch trotzig anſtellen, und „als ein Fels unbeweglich bleiben. Virgil. Aen. lib. 6. v. 470.

„Nec magis incepto vultus ſermone mouetur,
„Quam ſi dura ſilex aut ſtet marpeſia cautes.
„Die Worte ſind umſonſt, es geht ihr gleich ſo nah,
„Als ſtünd ein harter Stein und Marmorbildniß da.

„Eine Grille, ein eitler Eigenſinn, wird ihn wider alle Bewegungsgründe
„ſtarr und hartnäckig machen: es wird ihm
„nicht gefallen, ſein deutlich erkanntes Gutes zu lieben; es
„wird ihm gefallen, daſſelbe zu haſſen. Kann man wohl ein
„ſolches Vermögen für das köſtlichſte Geſchenk, das Gott
„den Menſchen geben können, und für das einzige Inſtrument
„ſeines Glückes halten? Iſt es nicht vielmehr eine
„Hinderniß unſerer Glückſeligkeit? Hat man wohl Urſache
„ſich zu rühmen, wenn man ſagen kann: ich habe alle
„Urtheile meiner Vernunft verachtet, und ich habe
„bloß deswegen einen ganz andern Weg erwählet,
„weil es mir ſo gefällig war? Wie ſchmerzlich würde
„es uns in dieſem Falle nicht reuen, wenn die genommene
„Entſchließung ſchädlich wäre? Eine ſolche Freyheit würde
„daher dem Menſchen mehr ſchädlich als nützlich ſeyn;
„weil der Verſtand alle Güte der Dinge nicht genug würde
„vorſtellen können, um dem Willen die Kraft zu benehmen,
„ſie dennoch zu verwerfen. Demnach wäre es für den Menſchen
„unendlich beſſer, wenn er allezeit von dem Urtheile
„des Verſtandes nothwendig gelenket würde; als daß es
„dem Willen ſollte zugelaſſen ſeyn, ſeine Handlung aufzuſchieben:
„denn hiedurch würde er ſeinen Zweck deſto leichter
„und gewiſſer erreichen.“

313 §. Ich merke noch bey dieſen Worten an, daß eine ſolche ganz gleichgültige Freyheit, die nicht den geringſten beſtimmenden Grund hätte, unſtreitig eben ſo ſchädlich und ſchimpflich ſeyn würde, als ſie ungereimt und unmöglich iſt. Ein Menſch, der es alſo machen, oder ſich wenigſtens anſtellen wollte, als wenn er ohne Urſache wirke, würde gewiß

für einen Narren gehalten werden. Es iſt aber auch gewiß, daß die Sache unmöglich iſt, wenn man ſie genau und eigentlich nimmt, wie ſie geſetzt worden: ſo bald man ein Exempel geben will, ſo gehet man davon ab, und verfällt auf einen Menſchen, der ſich keinesweges ohne Urſache, jedoch vielmehr aus einer Neigung oder Gemüthsbewegung, als aus einem Urtheile des Verſtandes entſchließt. Denn ſo bald man ſagt: Ich verachte die Urtheile meiner Vernunft, bloß weil es mir alſo gefällt, weil mich meine Luſt, mein Belieben dazu antreibt: ſo iſt es ſoviel, als wenn man ſagte, ich ziehe meine Neigung meinem Vortheile; mein Vergnügen meinem Nutzen vor.

314 §. Es iſt eben ſo, als wenn ein eigenſinniger Menſch, der ſich einbildete: es wäre ihm eine Schande, wenn er dem Rathe ſeiner Freunde oder Diener folgen ſollte, das Vergnügen ihnen zu widerſprechen, dem Nutzen vorzöge, den er von ihren Anſchlägen haben könnte. Jedoch kann wohl ein kluger Menſch, in einer Sache von geringer Wichtigkeit, auf etwas unordentliche Weiſe, und wider ſeinen Vortheil handeln, um einem andern, der ihn zwingen oder regieren will, zu widerſtehen; oder diejenigen zu beſchämen, die auf ſeine Tritte und Schritte Achtung geben. Es iſt auch bisweilen nicht unrecht, wenn man dem Brutus nachahmet, und ſeinen Verſtand verbirgt; oder ſich wohl gar als einen tollen Menſchen anſtellet, wie David vor dem Könige der Philiſter gethan.

315 §. Herr Bayle bringt noch viele andere ſchöne Sachen bey, um zu zeigen, daß es eine große Unvollkommenheit ſeyn würde, wenn man wider das Urtheil des Verſtandes handelt. Er merkt (p. 225.) an, daß ſelbſt nach den Moliniſten, derjenige Verſtand, der das Seinige recht wohl thue, allezeit andeute, was das Beſte ſey. Er führet Gott ein; (Cap 91. p. 227.) wie er in dem Garten Eden zu unſern erſten Aeltern ſagt: „Ich habe euch die

„Erkenntniß und das Vermögen gegeben, von Sachen zu „urtheilen, und euren Willen nach Gefallen einzurichten; „ich will euch ſagen, wie ihr euch aufführen ſollet: allein der „freye Wille, den ich euch mitgetheilet habe, iſt von ſolcher „Art, daß ihr mir (nachdem ſich die Gelegenheiten „eräugen) ſo wohl gehorchen als ungehorſam ſeyn könnet. „Man wird euch in Verſuchung führen: werdet ihr eure „Freyheit wohl gebrauchen, ſo werdet ihr glücklich ſeyn; werdet ihr ſie aber übel gebrauchen, ſo werdet ihr unglücklich „ſeyn. Ihr möget bey euch ſelbſt zu rathe gehen, ob ihr von „mir als eine neue Gnade bitten wollet, daß ich euch entweder erlauben ſolle, eure Freyheit zu misbrauchen, wenn ihr „euch dazu entſchließen werdet, oder daß ich euch daran hindern ſolle. Bedenket es wohl, ich gebe euch 24 Stunden „Bedenkzeit. .. Begreift ihr nicht klar und deutlich, (ſetzt „Herr Bayle hinzu,) daß ihre Vernunft, die von der „Sünde noch nicht war verfinſtert worden, ſie würde auf den „Schluß gebracht haben: man müſſe Gott, als um den letzten und höchſten Zuſatz ſeiner Gnadengeſchenke, mit denen „er ſie beehret hatte, bitten: er möchte doch nicht zulaſſen, „daß ſie ſich durch den Misbrauch ihrer Kräfte ins Verderben ſtürzten? Und muß man nicht bekennen, daß wenn „Adam, aus einer falſchen Ehrſucht ſich ſelbſt zu regieren, „die göttliche Führung verworfen hätte, durch welche ſein „Glück in völlige Sicherheit wäre geſetzt worden; er das „wahrhaftige Original des Phaetons und des Icarus geweſen würde ſeyn? Er würde faſt eben ſo gottlos geweſen ſeyn, „als der Ajax des Sophokles, der ohne den Beyſtand der „Götter überwinden wollte, und ſagte: mit einer ſolchen „Hülfe würden auch die feigſten Memmen ihre Feinde in „die Flucht jagen.“

316 §. Herr Bayle zeigt auch (Cap. 81.) daß man ſich eben ſo glücklich, oder noch wohl glücklicher zu achten hat: wenn man einen Beyſtand von oben bekommen, als wenn

man ſein Glück ſeiner eigenen Wahl zuzuſchreiben hat. Wenn man ſich wohl dabey befindet, daß man einen plötzlichen Trieb, der ſich auf einmal erhoben, reiflich überlegten Gründen vorgezogen, ſo empfindet man eine außerordentliche Freude darüber: denn man bildet ſich ein, es habe uns entweder Gott, oder unſer Schutzengel, oder ich weis nicht was, das man ſich unter dem ungewiſſen Namen des Glückes vorſtellet, dazu angetrieben. In der That bildeten ſich Sylla und Cäſar mehr mit ihrem Glücke ein, als mit ihrer Aufführung. Die Heyden, und ſonderlich die Poeten, Homerus vornehmlich, regierten ihre Helden durch einen göttlichen Trieb. Der Held in der Aeneis geht allezeit unter der Begleitung einer Gottheit. Das war ein auserleſner Lobſpruch, wenn man zu den Kaiſern ſagte, ſie überwänden ſo wohl durch ihre Soldaten, als durch die Götter, die ſie ihren Feldherren mitgäben: *Te copias, te conſilium & tuos praebente Deos*, ſagt Horaz. Die Kriegsoberſten fochten unter dem göttlichen Schutze der Kaiſer, als wenn ſie ſich auf ihr Glück verließen: denn die Vorbedeutungen gehörten nicht für Bediente. Man rühmet ſich, wenn einem der Himmel günſtig iſt: man macht ſich mehr daraus, wenn man glücklich, als wenn man geſchickt iſt. Es hält ſich wohl niemand für glücklicher, als die Myſtiker, die ſich einbilden, ſie ruheten, und Gott wirkte in ihnen.

317 §. Andrerſeits, wie Herr Bayle im 83 C. hinzuſetzt, „iſt ein ſtoiſcher Philoſoph, der allen Dingen eine fatale Nothwendigkeit zuſchreibt, über das Vergnügen, daß er eine „gute Wahl getroffen, ſo empfindlich als ein andrer Menſch. „Ein jeder kluger und vernünftiger Menſch wird befinden, „daß man gar keinen Gefallen darüber habe, wenn man lange Zeit gerathſchlaget, und endlich die rühmlichſte Partey „erwählet hat; man empfindet eine unglaubliche Zufriedenheit darüber, wenn man ſich überredet, man ſey in der Liebe

„zur Tugend ſo befeſtigt, daß man ohne den geringſten Widerſtand eine Verſuchung von ſich ſtoßen würde. Ein Menſch, dem man verſchlägt, etwas wider ſeine Pflicht, wider ſein Gewiſſen zu begehen, und der ſogleich antwortet, er ſey zu einem ſolchen Laſter unfähig, und der auch in der That dazu unfähig iſt, iſt weit mehr mit ſeiner Perſon zufrieden, als wenn er erſt Bedenkzeit forderte, und etliche Stunden lang nicht wüßte, was er thun ſollte. Es verdreußt uns in vielen Fällen, wenn wir nicht wiſſen, was für eine Partey wir aus zweyen ergreifen ſollen: und es würde uns lieb ſeyn, wenn entweder der Rath eines guten Freundes, oder einige Hülfe von oben, uns antriebe, eine gute Wahl zu treffen.“ Alles dieſes zeiget uns, was ein beſtimmtes Urtheil vor einer herumſchweifenden Gleichgültigkeit, die uns in der Ungewißheit läßt, für einen Vorzug habe. Allein wir haben endlich zur Gnüge bewieſen, daß uns bloß die Unwiſſenheit gleichgültig halten könne, und daß Gott niemals zweifelhaft oder unſchlüßig iſt. Je näher man ihm kömmt, deſto vollkommener iſt die Freyheit, und deſtó mehr wird ſie durch das Gute und durch die Vernunft gelenket. Und man wird die Gemüthsart des Cato, von welchem Vellejus ſagte: daß er unmöglich was Böſes begehen könne, allezeit der Gemüthsart eines unentſchloßnen und desfalls annoch im Zweifel ſtehenden Menſchen vorziehen.

318 §. Ich habe dieſe Vernunftſchlüſſe des Herrn Bayle wider die unbeſtimmte Gleichgültigkeit, ſehr gern vorgeſtellt und bekräftiget, ſo wohl zu Erklärung der Materie, als ihm ſolche ſelbſt entgegen zu ſetzen, und zu zeigen: daß er nicht Urſache gehabt, ſich über die vermeynte Nothwendigkeit zu beſchweren, die Gott auferleget wird, das beſtmöglichſte zu erwählen. Denn Gott handelt entweder aus einer ſolchen ganz ungewiſſen Gleichgültigkeit, und von ungefähr; oder er handelt aus Eigenſinn, oder aus einem an-

dern Affecte; oder er muß endlich aus einer überwiegenden Neigung der Vernunft und Weisheit wirken, die ihn zum Beſten antreibt. Allein die Leidenſchaften und Gemüthsbewegungen, die aus einem verwirrten Begriffe eines Scheingutes entſtehen, finden in Gott nicht ſtatt; und die unbeſtimmte Gleichgültigkeit iſt eine Chimäre. Die göttliche Wahl kann alſo von nichts anders, als von den ſtärkſten Vernunftgründen, gelenket werden. Die Unvollkommenheit unſers freyen Willens iſt Schuld dran, daß wir das Böſe an ſtatt des Guten, ein größeres Uebel an ſtatt eines geringern, das geringſte Gut an ſtatt des größeſten, erwählen können. Das macht der Schein des Guten und Böſen, der uns betriegt: Gott hergegen iſt allezeit zu dem wahren und größten Guten; das iſt, ſchlechterdings zum wahren Guten, geneigt, das er nothwendig erkennen muß.

319 §. Dieſer falſche Begriff von der Freyheit, der von denjenigen herrühret, die ſich nicht begnügen, ſie vom Zwange, ja ſelbſt von der Nothwendigkeit frey zu machen; ſondern ſie auch noch gar von der Gewißheit und Beſtimmung, das iſt, von der Vernunft und Vollkommenheit los haben wollten, hat einigen Scholaſtikern, als welches Leute ſind, die ſich oftmals in ihre Spitzfindigkeiten verwickeln, und die Schaale der Wörter für den Kern der Sache annehmen, ſehr wohl gefallen. Sie machen ſich allerhand widerſinniſche Vorſtellungen, aus denen ſie einen Nutzen zu ziehen vermeynen, und die ſie durch Verdrehung der Wörter zu behaupten ſuchen. Die gänzliche Gleichgültigkeit iſt von dieſer Art: wenn man ſie dem Willen einräumet, ſo giebt man ihm ein Vorrecht, das demjenigen nicht ungleich iſt, das einige Carteſianer, und einige Myſtiker in der göttlichen Natur finden; nämlich unmögliche Dinge thun zu können, abgeſchmackte Sachen hervor bringen zu können, und machen zu können, daß zwey ſich widerſprechende Sätze zugleich wahr ſeyn. Wenn man verlangt, daß eine Beſtimmung

von einer völligen und ſchlechterdings unbeſtimmten Gleichgültigkeit herkommen ſolle: das iſt eben ſo viel, als wenn man verlangte, daß ſie natürlicher Weiſe von nichts herrühren ſolle. Man ſetzt, Gott gebe dieſe Beſtimmung nicht, alſo hat ſie weder einen Urſprung in der Seele, noch in dem Leibe, noch in den Umſtänden, weil man alles als unbeſtimmet annimmt; und doch iſt ſie da, und zwar ohne Zubereitungen, ohne daß ſich etwas dazu anſchickte, ohne daß ein Engel, ohne daß Gott ſelbſt ſehen oder zeigen könnte, wie ſie entſtanden. Das heißt nicht allein von nichts, ſondern auch aus eigener Kraft von nichts herkommen. Dieſe Lehre führt eben ſo was lächerliches ein, als die ſchon erwähnten Abweichungen der untheilbaren Stäubchen (Atomorum) Epikurs, welcher behauptet; indem eines von dieſen kleinen Stäubchen in gerader Linie fortgienge, ſo wendete es ſich plötzlich und ohne Urſache von ſeinem Wege ab, bloß weil es der Wille befähle. (*) Wobey zu merken iſt, daß er bloß zu dem Ende hierauf verfallen, damit er dieſe vermeynte ganz gleichgültige Freyheit retten möchte, deren Chimäre ſehr alt zu ſeyn ſcheint: und ſo mag man wohl mit Recht ſagen:

eine

(*) Dieſes trifft auch diejenigen heutigen Gegner, die ſich ſchon einbilden, eine freye Handlung habe ihren zureichenden Grund, wenn nur die Seele eine Kraft habe, ſie hervorzubringen, oder überhaupt ein Vermögen etwas zu wollen. Sie ſehen aber nicht, daß in dieſer allgemeinen und unbeſtimmten Kraft, zwar ein Grund zu hundert tauſend Handlungen, aber nicht insbeſondre zu dieſer, oder jener Handlung liege. Ich habe z. E. Geld hundert Bücher zu kaufen: darum aber folgt noch nicht, daß ich dieſes oder jenes Buch kaufen muß, oder kaufen werde: es muß noch etwas dazu kommen, das mich lenke, vielmehr dieſes, als ein andres Buch zu kaufen. Oder ich habe das Vermögen und die Luſt ſpazieren zu gehen; daraus aber fließt noch nicht, in welchen Garten ich gehen will. Es muß mich noch etwas anders bewegen, den einen Garten allen andern vorzuziehen. G.

(**) Dieſe Ueberſetzung iſt nunmehro heraus, unter dem Titel:

eine Chimäre hecke die andere aus, (Chimaera Chimaeram parit)

320 §. Herr Marchetti hat dieſe epikuriſche Lehre, in ſeiner artigen Ueberſetzung des Lucrez in italiäniſchen Verſen überaus wohl ausgedruckt; man hat aber ſolche Ueberſetzung bishero noch nicht ans Licht kommen laſſen. (**) Lucr. Lib. II. v. 250.

„Mà ch'i principii poi non corran punto
„Della lor dritta via, chi veder puote?
„Si finalmente ogni lor moto ſempre
„Inſieme s' aggruppa, e dall'antico
„Sempre con ordin certo il nuovo naſce:
„Ne tracciando i primi ſemi, ſanno
„Di moto un tal principio, il qual poi rompa
„I decreti del ſato, acciò non ſegua
„L'una cauſſa dell' altra in infinito:
„Onde han queſta, dich'io, *del ſato ſciolta*
„*Libera volontà*, per cui ciaſcuno
„Va dove più l'agrada? I moti ancora

„Si

Di Tito Lucrezio Caro della Natura delle Coſe &c. überſetzt durch Alexander Marchetti, D. Phil. und Mathem. zu Piſa und Acad. della Cruſca 1. Edit. London 8. 400. S. Der Grundtext dieſer Stelle heißt ſo:
Denique ſi motus ſemper connectitur omnis,
Ex vetere exoritur ſemper nouus, ordine certo;
Nec declinando faciunt primordia motus
Principium quoddam, quod fati foedera rumpat,
Ex infinito ne cauſam cauſa ſequatur:
Libera per terras vnde haec animantibus exſtat,
Vnde eſt haec (inquam) fatis auolſa voluntas,
Per quam progredimur, quo ducit quemque voluptas?
Declinamus item motus, nec tempore certo
Nec regione loci certa, ſed vbi ipſa tulit mens:
Nam dubio procul his rebus ſua cuique voluntas
Principium dat, & hinc motus per membra reguntur.

„Si declinan ſovente, e non in tempo
„Certo, ne certa region, mà ſolo
„Quando e dove comanda il noſtro arbitrio,
„Poiche ſenz' alcun dubbio à queſte coſe
„Dà ſol principio il voler proprio, e quindi
„Van poi ſcorrendo per le membre i moti.

Wenn die Bewegung nun ſtets an Bewegung hängt,
Und wenn auch immerzu die neue von der alten
Nach feſter Ordnung Lauf, ſo Kraft als Seyn empfängt,
Und wenn die Atomen als Saamen aller Dinge
Durch ihren Abweg ſelbſt nichts kräftiges erhalten,
Wodurch des Schickſals Band und Kettenſchluß zerſpringe;
Damit der wirkenden Urſachen lange Reih
Nicht ewiglich ſo ſtark und feſt verknüpfet ſey;
Wie kömmt die Freyheit denn des Willens in die Welt?
Des Willens, welcher ſich vom Schickſal los geriſſen,
Nach dem wir alle gehn, wohin es uns gefällt?
Wir ändern unſere Bewegung fort und fort,
Nicht zu gewiſſer Zeit, noch an gewiſſen Ort,
Nein, ſondern wenn und wie und wo wir uns entſchließen;
Warum? der Urſprung wird im Willen ſtecken müſſen;
Denn die Bewegung wird durch deſſen bloße Macht
In unſern ganzen Leib von Glied zu Glied gebracht.

Es iſt artig, daß ein Menſch, wie Epikur, nachdem er die Götter und alle unkörperliche Subſtanzen abgeſchafft, ſich einbilden können: der Wille, der nach ſeiner Meynung ſelbſt

---

(*) Daher ſieht man, wie ſchön ein Lehrgebäude zuſammen hange, darinnen man ſich einmal entſchließen kann, von dem Satze des zureichenden Grundes abzuweichen. Man muß auf willkührliche Lehren verfallen; man muß Dinge zum voraus ſetzen, die man vorher ſelbſt geleugnet, und andre leugnen, die man ſonſt zugegeben. Daß nun das epikuriſche dieſen Fehlern ſehr unterworfen ſey, hat auch in vielen andern Puncten Bayle, in ſeinem Wörterbuche, im Artikel aus Stäubchen beſtund, habe über die Stäubchen eine Macht, und könne ſie von ihrem Wege abwenden, ohne daß es möglich ſey zu ſagen, wie es zugehe. (*)

321 §. Carneades hat ohne die Stäubchen, in der Seele des Menſchen ſelbſt, den Grund der vermeynten unbeſtimmten Gleichgültigkeit zu finden geglaubt; indem er dasjenige für die Urſache angenommen, davon Epikur die Urſache geſucht. Carneades gewann weiter nichts dabey, als daß er unaufmerkſame Leute deſto leichter betrog, indem er die Ungereimtheit von einer Sache, wo ſie ein bißchen zu handgreifflich iſt, auf eine andere verlegte, dabey es leichter iſt die Sachen zu verwirren, nämlich vom Leibe auf die Seele: weil die meiſten Weltweiſen von der Natur der Seelen gar undeutliche Begriffe hatten. Epikur, der ſie aus Stäubchen zuſammen ſetzte, hatte zum wenigſten Urſache, den Urſprung ihrer Lenkung in demjenigen zu ſuchen, was er für den Urſprung der Seelen hielt. Derowegen haben Cicero und Herr Bayle nicht allzuwohl gethan, daß ſie ihn ſo ſehr herunter gemacht, und hergegen den Carneades verſchont, oder wohl gar gelobet haben, welcher doch eben ſo abgeſchmackt iſt. Ich kann nicht begreifen, wie ſich Herr Bayle, der doch ſo ſcharfſinnig iſt, mit einer verdeckten Ungereimtheit hat abſpeiſen laſſen; ſo gar, daß er kein Bedenken getragen, ſie für die äußerſte Bemühung des menſchlichen Verſtandes in dieſer Sache zu halten: gerade als wenn die Seele, in der die Vernunft ihren Sitz hat, geſchickter wäre, als der

---

Epikur, ſehr deutlich gewieſen. Gleichwohl finden die heutigen Epikurer in der Naturlehre, ich meyne die Gaſſendiſten und Neutonianer, ob ſie gleich ſonſt auf Baylen große Stücke halten, dieſe Schwierigkeiten in ihren Lehrſätzen nicht; ohne Zweifel, weil ſie ihn nur in denen Stellen leſen, wo er gewiſſe Religionspuncte angreift, die ihnen beſchwerlich fallen; diejenigen aber überhüpfen, wo er ſie auf den rechten Weg führen könnte. G.

Leib, zu wirken, wenn ſie gleich von keiner innerlichen oder äußerlichen Urſache gelenket würde; oder als wenn dieſer allgemeine Grundſatz, daß nichts ohne Urſache geſchieht, nur die Körper angienge. (*)

322 §. Zwar hat wohl freylich die Forme, oder die Seele, dieſen Vorzug vor der Materie, daß ſie der Urſprung der Wirkung iſt; indem ſie den Grund der Bewegung oder der Veränderung in ſich hat: ſie iſt mit einem Worte, wie ſie Plato nennet, *τὸ αὐτοκίνητον*. Die Materie iſt hergegen nur leidend, und wenn ſie wirken ſoll, muß ſie einen Stoß bekommen, *agitur vt agat*. Iſt aber die Seele an und für ſich ſelbſt wirkſam, wie es denn nicht anders iſt: ſo iſt ſie eben deswegen für ſich zur Wirkung nicht ſchlechterdings gleichgültig, wie die Materie, ſondern ſie muß den Grund ihrer Beſtimmung in ſich finden. Und nach dem Lehrgebäude der vorherbeſtimmten Harmonie findet die Seele in ihr

---

(*) Die Urſache von dieſer Nachſicht des Hrn. Bayle gegen den Carneades, iſt wohl nirgend anders zu ſuchen, als 1) weil Herr Bayle ſelbſt von den innerſten Wirkungen und Kräften der Seelen noch keine viel deutlichere Einſicht hatte, als die Alten; daher er ſich alſo mit einem je ne quoi, konnte abſpeiſen laſſen, wie auch Carteſius mit der Lenkung der Seele in der Zirbeldrüſe, zufrieden geweſen war; ohne zu ſehen, daß er ihr vorher alle Kraft in den Körper benommen hatte. 2) Aber kam die Erhebung und Bewunderung des Carneades daher, weil er ein guter Zweifler war. Denn das bemerkt man durchgehends an Baylen, daß er niemanden für einen großen Geiſt hält, der nicht ein Sceptiker, Pyrrhonier, oder Akademiker geweſen; und die Unmöglichkeit der gewiſſen und richtigen Erkenntniß gelehret hat. G.

(**) Wenn die moraliſchen Bewegungsgründe mit den Gewichten in einer Wage verglichen werden, ſo wird nichts anders damit angedeutet, als daß: gleichwie bey entgegengeſetzten gleichſchweren Gewichten die Wage ſich auf keine Seite bewegt, weil keine zulängliche Urſache zu dergleichen Bewegung vorhanden iſt; alſo auch die Seele, bey entgegengeſetzten ihr ſelbſt und in ihrer idealen Natur, die noch vor ihrem Daſeyn geweſen, die Urſache ihrer Beſtimmungen, welche nach allen denjenigen Dingen eingerichtet ſind, die um ſie herum ſeyn werden. Hiedurch war ſie von aller Ewigkeit her in ihrem bloß möglichen Zuſtande ſchon beſtimmt, frey zu wirken, wie ſie wirklich in der Zeit nach erlangter Wirklichkeit handeln würde.

323 §. Herr Bayle merket ſelbſt gar wohl an, daß eine gleichgültige Freyheit, dergleichen man zulaſſen muß, die Neigungen nicht ausſchließt, und kein Gleichgewichte erfordert. Er zeiget (Reponſ. au Provincial. c. 13. p. 748. ſeqq) weitläuftig genug, daß man die Seele mit einer Wage vergleichen könne, darinnen die Gründe und Neigungen gleichſam die Gewichte wären. (**) Und ſeiner Meynung nach, kann man dasjenige, was in unſern Entſchließungen vorgeht, alſo erklären: daß der Wille des Menſchen wie eine

gleichſtarken Gründen, weder die eine noch die andre Partey erwählen könne. Im übrigen iſt dieſes, nach der Meynung des Herrn von Leibnitz, ſehr wohl zu merken, daß die Gründe keinesweges als etwas äußerliches, welches von der Seelen könnte unterſchieden und getrennet werden, wie die Gewichte von der Wage, in die Seele wirken. Die Seele ſelbſt wirket kraft der Gründe, und die Gründe ſind nichts anders, als gewiſſe Beſchaffenheiten der Seelen; obgleich öfters der Grund, zum wenigſten der idealiſche Grund, ſolcher Gründe und Beſchaffenheiten in den äußerlichen Dingen ſeyn kann. Woferne daher die Seele einige Bewegungsgründe andern gleichſtarken, oder auch noch ſtärkern vorziehen könnte, ſo könnte ſie wider ſich ſelbſt handeln, und anders thun, als ſie zu thun in der That geneigt wäre; (Siehe die fünfte Schrift des Herrn von Leibnitz wider den Herrn Clark, in der Sammlung dieſer Schriften, §. 15.) Wenn ein Menſch etwas aus keinem andern Bewegungsgrunde thäte, als bloß ſeine Freyheit zu vertheidigen, ſo wäre eben dieſer Bewegungsgrund, dieſer Vorſatz, dieſe Neigung, als eine Beſchaffenheit ſeiner Seelen anzuſehen, aus welcher die That erfolgte. Geſetzt, er wäre zwar Willens, dieſes

Wage ſey, welche ſtille ſteht, wenn die Gewichte auf beyden Wageſchalen gleich ſind, und ſich allezeit entweder auf die eine, oder auf die andere Seite neiget, nachdem in einer Schale mehr Gewichte, als in der andern iſt. Eine neue Urſache macht ein größeres Gewicht; ein neuer Begriff leuchtet heller als der alte; die Furcht vor einer großen Beſchwerniß überwiegt ein mittelmäßiges Vergnügen; wenn zween Affecten mit einander ſtreiten, ſo behält der ſtärkſte allemal die Oberhand: es müßte denn dem andern entweder die Vernunft, oder ein anderer mit ihm verbundener Affect an der Seite ſtehen. Wenn man die Waaren zu ſeiner Rettung ins Meer wirft, ſo iſt die That, die die Schullehrer vermiſchte (mixtam) nennen, willkührlich und frey: und inzwiſchen überwiegt die Liebe zum Leben unſtreitig die Liebe zu den Gütern. Der Verdruß rührt vom Andenken des verlohrnen Guten her; und man kann ſich um ſo viel ſchwerer entſchließen, je mehr die gegenſeitigen Gründe der Gleichheit beykommen: gleichwie man ſieht, daß eine Wage viel geſchwinder ausſchlägt, wenn zwiſchen den Gewichten ein großer Unterſcheid iſt.

324 §. Gleichwie es aber ſehr oft geſchieht, daß viele Parteyen zu ergreifen ſind: ſo könnte man die Seele, anſtatt der Wage, mit einer Kraft vergleichen, die zu gleicher Zeit auf verſchiedene Seiten ausbrechen will; aber nur da wirket,

wo

---

oder jenes zu thun, um einen Beweis ſeiner Freyheit abzulegen; er thäte aber dennoch das Gegentheil, weil ihm ein großer und unerſetzlicher Schaden vorgeſtellet würde, wofern er auf ſeinem erſten Vorſatze beharrete: ſo müßte man ſagen, dieſer neue Grund habe den erſtern überwogen, das iſt; ſeine Seele habe eine ſolche Verfaſſung bekommen, aus welcher nichts anders, als die Erwählung der letztern Partey erfolgen können. Wäre es möglich, daß die Neigung ſeine Freyheit zu beweiſen, und die Neigung den vorgeſtellten Schaden zu vermeiden, vollkommen gleich wären; und daß nicht die geringſte andere Urſache dazu käme, welche einigen Ausſchlag wo es am leichteſten iſt, und wo ſie den geringſten Widerſtand findet. Wenn zum Exempel die Luft in einem gläſernen Gefäße allzuſehr zuſammen gedruckt iſt, ſo zerbricht ſie es, damit ſie heraus könne. Sie ſucht auf allen Seiten durchzudringen, allein ſie bricht doch endlich durch die ſchwächſte. Eben ſo gehen die Neigungen der Seelen auf alles Gute, welches ſich ihr vorſtellet; das ſind vorhergehende Willen: allein der nachfolgende Wille, der aus jenen entſpringet, lenket ſich gegen das, was den größten Eindruck machet.

325. §. Unterdeſſen hindert dieſe Uebermicht der Neigungen gar nicht, daß nicht der Menſch über ſich ſelbſt Herr ſey, wenn er nur ſeine Gewalt zu gebrauchen weis. Seine Herrſchaft iſt die Herrſchaft der Vernunft; er muß ſich nur bey Zeiten dazu bereit machen: wenn er den Leidenſchaften widerſtehen will; ſo wird er geſchickt ſeyn, die Ungeſtümigkeit der allerheftigſten Leidenſchaften zu hemmen. Wir wollen ſetzen, es beobachte Auguſtus, der im Begriffe ſteht, Befehl zu geben, daß Fabius Maximus ſolle hingerichtet werden, gewöhnlicher maſſen den Rath, den ihm ein Philoſoph gegeben: nämlich, daß er, ehe und bevor er in der Hitze ſeines Zornes etwas thäte, das griechiſche Alphabeth herſagen ſollte. Dieſes kann den Fabius beym Leben, und den Auguſt bey Ehren erhalten. Wenn uns aber kein glücklicher Gedan-

geben könnte: ſo würde er ſich nimmermehr, weder zu der einen noch zu der andern Partey entſchlieſſen; ſo wenig als eine Wage ſich auf die eine, oder die andere Seite bewegen kann, wenn das Gewicht auf beyden Seiten vollkommen gleich iſt, und dieſes Gleichgewicht von keiner andern Urſache aufgehoben wird. Hieraus erhellet, wie die wahre Freyheit mit der Nothwendigkeit der Bewegungsgründe gar wohl beſtehen könne, und wie die Ausübung der Freyheit, oder die Neigung zu ſolcher Ausübung, ſelbſt mit unter die Bewegungsgründe zu rechnen ſey. R.

ken beyfällt, den wir bisweilen einer ganz beſondern göttlichen Gütigkeit zuzuſchreiben haben; oder wenn wir uns nicht, wie Auguſt, zum voraus eine ſolche Geſchicklichkeit erworben, die uns zu einer Betrachtung bringen kann, welche ſich auf Zeit und Ort ſchicket: ſo wird die Leidenſchaft die Vernunft überwältigen. Wenn der Kutſcher die Pferde regiert, wie er ſoll und kann, ſo iſt er Herr über ſie: allein es giebt Fälle, da er ſich verſieht, und alsdann muß er den Zügel auf eine Zeitlang fahren laſſen:

Fertur equis Auriga, nec audit Currus habenas.
Der ſchwache Fuhrmann wird von Pferden fortgeriſſen;
Der ſchnelle Wagen will von keinem Halten wiſſen.

326 §. Es iſt gewiß, daß wir in uns allezeit Gewalt genug über unſern Willen haben, man vergißt es nur bisweilen ſie zu gebrauchen. Aus dieſem erhellet, wie wir ſchon mehr als einmal angemerket haben, daß die Gewalt der Seelen über ihre Neigungen eine Macht ſey, die nur per indirectum kann ausgeübet werden: faſt wie Bellarminus meynte, daß die Päbſte über die zeitlichen Sachen der Könige Recht und Macht hätten. Die äußerlichen Verrichtungen, die nicht über unſre Kräfte und Vermögen ſind, hangen in Wahrheit ſchlechterdings von unſerm Willen ab: allein unſer Wollen hänget nicht anders vom Willen ab, als durch gewiſſe geſchickte Umwege, die uns ein Mittel geben, unſern Entſchluß entweder zu verändern oder aufzuſchieben. Wir ſind zwar Herren bey und über uns ſelbſt, aber nicht wie Gott in der Welt, der nur ein Wort ſprechen darf; ſondern wie ein kluger Fürſt in ſeinen Ländern, oder wie ein guter Hausvater in ſeinem Hauſe. Herr Bayle nimmt es bisweilen anders, als wenn wir eine unumſchränkte, und von Urſachen und Mitteln gar nicht abhängende Gewalt in uns haben müßten, wenn wir uns eines freyen Willens rühmen wollten. Allein Gott ſelbſt hat keinen

keinen ſolchen freyen Willen, und darf auch in dieſem Verſtande keinen haben. Er kann weder ſeine Natur ändern, noch anders als ordentlich wirken; und wie könnte ſich denn der Menſch ſo gleich auf einmal verändern, und gleichſam in eine andere Forme bringen? Ich habe ſchon geſagt, daß die Herrſchaft Gottes, und die Herrſchaft des Weiſen, eine Herrſchaft der Vernunft ſey. Inzwiſchen iſt es Gott allein, der allemal ſolche Sachen will, die am meiſten zu wünſchen ſind: folglich braucht er die Macht, ſeinen Willen zu ändern, ganz und gar nicht.

327 §. „Iſt die Seele Herr über ſich ſelbſt, (ſpricht „Herr Bayle p. 753.) ſo darf ſie nur wollen, und alſobald „wird der Verdruß und Schmerz verſchwinden, der den „Sieg über die Leidenſchaften begleitet.“ Hiezu wäre, ſeiner Meynung nach, ſchon genug, wenn man gegen die Sachen, woraus die Leidenſchaften entſtehen, eine Gleichgültigkeit annähme, (p. 758.) „Sind nun, ſpricht er, die „Menſchen Herren bey und über ſich ſelbſt: warum geben „ſie ſich denn nicht dieſe Gleichgültigkeit?“ Allein dieſer Einwurf iſt eben ſo, als wenn ich fragte; warum ſich ein Hausvater nicht Geld gebe, wenn ers bedarf? Er kann es wohl bekommen, aber mit einer Geſchicklichkeit; und nicht wie zur Zeit der Hexen, oder des Königs Midas, durch einen bloßen Befehl des Willens, oder durch ein Anrühren. Es wäre damit noch nicht ausgerichtet, wenn man gleich Herr bey ſich ſelbſt wäre: man müßte zugleich auch Herr über alle Sachen ſeyn, wenn man ſich alles wollte geben können, was man will; denn man findet nicht alles bey und in ſich ſelbſt. Wenn man an ſich arbeitet, ſo muß man es eben ſo machen, als wenn man an andern Sachen arbeitet: man muß die Beſchaffenheit und die Eigenſchaften des Gegenſtandes erkennen, und ſeine Arbeit darnach einrichten. Es wird dahero mehr als ein Augenblick, und mehr als ein

bloßes Wollen erfodert, ſich zu beſſern, und einen beſſern Willen zu erlangen.

328 §. Unterdeſſen iſt hierbey wohl zu merken, daß der Verdruß und die Schmerzen, die den Sieg über die Gemüthsbewegungen begleiten, bey einigen, wegen des großen Vergnügens, das ſie in der lebendigen Empfindung ihrer Gemüthskräfte und der Gnade Gottes finden, in beſondere Luſt und Freude ausſchlagen. Die Aſcetiker und wahren Myſtiker können hievon aus der Erfahrung reden, ja auch ein rechtſchaffener Philoſoph kann hievon etwas ſagen. Man kann dieſen glücklichen Zuſtand erreichen, und das iſt eines von den vornehmſten Mitteln, deſſen ſich die Seele zu Befeſtigung ihrer Herrſchaft bedienen kann.

329 §. Scheinen gleich die Scotiſten und Molliniſten der unbeſtimmten Gleichgültigkeit das Wort zu reden, (ich ſage ſie ſcheinen es, denn ich zweifele, ob ſie derſelben, wenn ſie ſie recht erkannt haben, im Ernſte geneigt ſind,) : ſo halten es hingegen die Thomiſten und Auguſtinianer mit der Vorherbeſtimmung; denn eines von beyden muß man nothwendig annehmen. Thomas von Aquino iſt ein Scribent, der auf den Grund zu gehen pflegt: und der ſubtile Scotus, der ihm zu widerſprechen ſich bemühet, macht die Sachen oft dunkel, da er ſie deutlich machen ſollte. Die Thomiſten gehen insgemein ihrem Lehrer nach, und leugnen, daß ſich die Seele ohne eine Vorherbeſtimmung, entſchließe. Allein die Vorherbeſtimmung der neuen Thomiſten iſt vielleicht auch eben nicht diejenige, die wir vonnöthen haben. Durandus von S. Porciano, der in vielen Stücken was beſonders haben wollte, und die beſondre Mitwirkung Gottes beſtritt, hielt es dennoch mit einer gewiſſen Vorherbeſtimmung, und glaubte: Gott ſehe in dem Zuſtande der Seelen, und desjenigen, was um ſie iſt, die Urſache ihrer Entſchließungen.

330 §.

330 §. Die alten Stoiker ſind hierinnen bey nahe der Meynung der Thomiſten beygekommen. Sie ſind zu gleicher Zeit für die Beſtimmung, und wider die Nothwendigkeit geweſen; ob man ſie wohl beſchuldiget, als machten ſie alles nothwendig. Cicero ſpricht in ſeinem Buche *de fato:* Demokritus, Heraklitus, Empedokles und Ariſtoteles hätten geglaubt, das Verhängniß führe eine Nothwendigkeit ein; und andere hätten ſich dawider geſetzt, (er verſteht vielleicht den Epikur und die Academiker darunter,) Chryſippus aber hätte eine Mittelſtraße geſucht. Ich glaube, Cicero irret, was den Ariſtoteles betrifft, als der die Zufälligkeit und Freyheit gar wohl erkannt hat; ja vielmehr allzuweit gegangen iſt, wenn er, wie ich glaube, aus Unvorſichtigkeit ſpricht: die Sätze von den zufälligen Dingen hätten keine beſtimmte Wahrheit; worinnen auch die meiſten Scholaſtiker gar billig von ihm abgegangen ſind. Kleanthes ſelbſt, der Lehrmeiſter des Chryſippus, ob er wohl die beſtimmte Wahrheit künftiger Zufälle behauptete, ſo leugnete er doch die Nothwendigkeit derſelben. Wenn die Scholaſtiker, die von dieſer Beſtimmung künftiger Zufälle, ſo wohl verſichert waren, (als wie z. E. die Jeſuiten von Coimbra, die einen berühmten philoſopiſchen Lehrbegriff verfertiget haben,) die Verbindung der Dinge eingeſehen hätten, ſo wie das Lehrgebäude der allgemeinen Uebereinſtimmung ſie vorſtellet: ſo würden ſie ganz gewiß geſchloſſen haben, daß man die vorhergehende Gewißheit, oder die Beſtimmung der Zukunft nicht einräumen könne, ohne zugleich eine Vorherbeſtimmung der Sache, in ihren Urſachen und Gründen, zuzugeben.

331 §. Es hat ſich zwar Cicero bemüht, uns die Mittelſtraſe des Chryſippus zu erklären: allein Juſtus Lipſius hat in ſeiner ſtoiſchen Philoſophie gar wohl angemerket, daß die Stelle des Cicero verſtümmelt ſey, und daß Aulus Gellius uns die ganze Schlußrede des ſtoiſchen Philoſophen aufbe-

halten habe. (Noct. Att. lib. 6. c. 2.) Wir wollen ſie kürzlich vortragen. Das Verhängniß iſt der unvermeidliche und ewige Zuſammenhang aller Begebenheiten. Man wendet dagegen ein, daß auf ſolche Weiſe die Wirkungen des Willens nothwendig ſeyn würden; und daß die Böſen nicht könnten geſtraft werden, weil ſie zum Böſen genöthiget worden. Chryſippus antwortet darauf: das Böſe komme von der erſten Einrichtung und Beſchaffenheit derer Seelen her, welche einen Theil des nothwendigen Zuſammenhangs ausmachen. Die Seelen, welche von guter Art ſind, widerſtehen weit beſſer dem Eindrucke der äußerlichen wirkenden Urſachen; diejenigen aber, deren natürliche Fehler durch keine Zucht verbeſſert worden, laſſen ſich verführen. Hernach macht er, nach dem Cicero, unter den Haupt- und Nebenurſachen einen Unterſcheid; und bedient ſich des Gleichniſſes von einem Cylinder, deſſen Beweglichkeit und Geſchwindigkeit, oder leichte Bewegung, vornehmlich von ſeiner Figur herrühret: da er im Gegentheile weit mehr würde aufgehalten werden, wenn er rauh und ungleich wäre. Inzwiſchen hat er dennoch eines Stoßes und Antriebes vonnöthen: gleich wie die Seele von dem Gegenſtande der Sinnen gereizet werden muß, und dieſen Eindruck nach der Beſchaffenheit, in der ſie ſich befindet, annimmt.

332 §. Cicero hält dafür, Chryſippus verwirre ſich dergeſtalt, daß er die Nothwendigkeit des Verhängniſſes, er möge wollen oder nicht wollen, beſtätige. Herr Bayle iſt faſt eben dieſer Meynung. Er ſpricht in ſeinem Wörterb. Artik. Chryſippus Buchſt. H: dieſer Philoſoph habe ſich nicht heraus winden können, weil der Cylinder glatt oder rauh iſt, nachdem ihn der Meiſter gemacht hat; und alſo würde Gott, die Verſehung, und das Verhängniß, die Urſache des Böſen auf eine ſolche Weiſe ſeyn, die es allerdings nothwendig machen würde. Juſtus Lipſius antwortet:

das Böſe komme, nach der Stoiker Meynung, von der Materie her; das iſt ſo viel, wie ich dafür halte, als wenn er geſagt hätte: der Stein, an dem der Werkmeiſter gearbeitet, wäre bisweilen zu grob und zu ungleich, daß er keinen guten Cylinder abgeben könnte. Herr Bayle führet wider den Chryſippus die Ueberbleibſel des Onomaus und Diogenianus an, die uns Euſebius in der Praeparatione Euangelica lib 6. c. 7. 8. aufbehalten hat; und ſonderlich bauet er auf Plutarchs Widerlegung, in ſeinem Buche wider die Stoiker, die unter dem Artikel Paulicianer, im Buchſt. G. angeführet wird. Allein dieſe Widerlegung bedeutet eben nicht viel. Plutarch meynt, es wäre beſſer, man bräche Gott etwas von ſeiner Macht ab, als daß man ihn das Böſe zugeben ließe; und er will keinesweges geſtehen, daß etwas Böſes ein größeres Gute zuwege bringen könne. Dagegen haben wir ſchon gezeigt, daß Gott deswegen doch allmächtig bleibe, wenn er gleich nichts beſſers thun kann, als daß er das Beſte hervor bringet, welches die Zulaſſung des Böſen in ſich hält: und wir haben ſchon mehr als einmal erwieſen, daß dasjenige, was in einem beſonders genommenen Theile eine Unvollkommenheit und Ungeſchicklichkeit iſt, dennoch zur Vollkommenheit des Ganzen dienen könne.

333 §. Chryſippus hat nicht allein in ſeinem 4ten Buche von der Vorſehung, beym Aulus Gellius im 6. Buche C. 1. hievon ſchon etwas angemerket; da er vorgiebt, das Böſe diene dazu, daß das Gute deſto beſſer erkannt werde, welche Urſache allhier keineswegs zulänglich iſt: ſondern er hat noch weit beſſer davon geſprochen, wenn er in ſeinem andern Buche von der Natur, wie es Plutarchus ſelbſt erzählet, das Gleichniß von einer Comödie gebraucht hat; darinnen bisweilen ſolche Stellen vorkommen, die an und für ſich ſelbſt nichts taugen, nichts deſtoweniger aber dem ganzen Gedichte eine Anmuth geben. Er nennet dergleichen

chen Stellen Sinngedichte und Aufſchriften. Uns iſt die Art der alten Comödie nicht genugſam bekannt, daß wir dieſe Stelle des Chryſippus eigentlich verſtehen ſollten. Allein weil Plutarchus die Sache ſelbſt nicht läugnet: ſo haben wir Urſache zu glauben, dieſes Gleichniß ſey nicht unrecht geweſen. (*) Plutarchus antwortet erſtlich: die Welt wäre mit einem zur bloßen Ergetzung gemachten Stücke nicht zu vergleichen. Allein das iſt eine falſche Antwort; das Gleichniß kömmt nur darauf an, daß ein ſchlimmer Theil das Ganze beſſer machen könne. Zum andern antwortet er: die ſchlimme Stelle wäre nur ein kleiner Theil der Comödie; hingegen wimmele alles im menſchlichen Leben von Uebeln. Allein dieſe Antwort heißt ebenfalls nichts: denn er hätte bedenken ſollen, daß uns ebenfalls nur ein kleiner Theil von der ganzen Welt bekannt iſt.

334 §. Allein wieder auf den Cylinder des Chryſippus zu kommen, ſo hat er nicht unrecht, wenn er die Sünde von der

---

(*) Wenn ich meine Muthmaßung davon ſagen darf, ſo könnten durch dieſe Epigrammata und Inſcriptiones die ſcharfſinnigen und ſpitzfindigen Stellen mancher Schauſpiele verſtanden werden, die an ſich ſelbſt etwas tadelhaftes ſind, oder gar bloße Wortſpiele in ſich halten, und alſo nichts taugen; aber doch in dem Munde dieſer oder jener aufgeführten Perſon ihre gute Wahrſcheinlichkeit haben, und alſo in der Nachahmung, darinn das Weſen der Dichtkunſt, ſonderlich der theatraliſchen beſteht, eine gute Wirkung thut. Mir fällt das Exempel aus des Ariſtophanes Rednerinnen ein; da das eine Frauenzimmer vor Haltung ihrer Rede zu huſten, ſich zu räuſpern, und auszuwerfen anfängt. Dieſes iſt nun eben an ſich ſelbſt keine Schönheit; aber weil es abzielete, gewiſſe athenienſiſche Redner zu verſpotten, die ſolches zu thun pflegten: ſo ward es eine Schönheit der Comödie. Im Plautus wird man auch eine Menge von Wörtſpielen und andern niedrigen Poſſen finden, die an ſich ſelbſt nicht ſchön ſind; aber in dem Munde der Knechte und anderer lüderlichen Leute, die damals ſo zu reden pflegten, die Natur ganz gut abbilden. G.

der urſprünglichen Beſchaffenheit einiger Geiſter herleitet. Man hielt ihm vor, Gott habe gleichwohl dieſe Geiſter gemacht: hierauf wußte er die Antwort nirgend anders, als von der Unvollkommenheit der Materie herzunehmen, die es Gott nicht erlaubt hätte, es beſſer zu machen. Allein dieſe Antwort gilt nichts: denn die Materie iſt an und für ſich ſelbſt zu allen Formen gleichgültig; und Gott hat ſie gemacht. Das Böſe kömmt vielmehr ſelbſt von den Formen, allein von den abſtracten Formen, das iſt, von den Ideen her: die Gott ſo wenig durch eine Wirkung ſeines Willens hervorgebracht, als die Zahlen und Figuren, und mit einem Worte, als alle mögliche Weſen, die man für ewig und nothwendig halten muß; denn ſie befinden ſich in den idealen Regionen der möglichen Dinge, das iſt, in dem göttlichen Verſtande. Gott iſt daher nicht der Urheber von den Weſen, ſofern dieſelben bloß in der Möglichkeit beſtehen (*): allein es iſt nichts wirkliches, dem er nicht das

Da-

(*) Hier ſcheint Herr von Leibnitz das zu leugnen, was er ſonſt gelehret hat; daß nämlich der göttliche Verſtand der Urheber aller Möglichkeiten, und alſo auch der Weſen aller Dinge ſey: weil nämlich nichts möglich ſeyn würde, wenn dieſer ewige Verſtand nicht wäre. Allein in der That leugnet er ſolches nur in ſo weit, als es nicht auf Gottes Willkühr oder Belieben angekommen, ob die Dinge auf dieſe oder jene Art möglich ſeyn ſollten. Z. E. Es kam nicht auf den göttlichen Verſtand an, ob zweymal drey, fünf, ſechs, oder ſieben ausmachen ſollten: ſondern das Weſen dieſer Zahlen brachte es ſo mit ſich, daß es nur ſechs, und weder mehr noch weniger ausmachen konnte. Ein Dreyeck ward gleichfalls vom göttlichen Verſtande hervorgebracht: allein es beruhte nicht bey ihm, ob es vier, fünf, oder ſechs Seiten haben, ob ſeine Winkel mehr oder weniger als 180. Grade ausmachten ſollten. Sondern das Weſen der Sache litt nicht mehr, als drey Seiten, und 180. Grade in allen drey Winkeln zuſammen genommen. G.

Daſeyn gegeben; und er hat das Böſe zugelaſſen, weil es in dem beſten Entwurfe enthalten iſt, der ſich in dem Bezirke der möglichen Dinge befindet, welchen die höchſte Weisheit zu erwählen nicht umhin gekonnt. Dieſer Begriff thut zugleich der Weisheit, der Macht, und Güte Gottes, ein Gnügen, und läßt darneben dennoch das Böſe in die Welt kommen. Gott giebt den Creaturen ſo viel Vollkommenheiten, als die Welt anzunehmen fähig iſt. Man ſtößt den Cylinder an: allein das grobe und rauhe in ſeiner Figur, ſchränkt die Geſchwindigkeit ſeiner Bewegung etwas ein. Dieſes Gleichniß des Chryſippus iſt von dem unſrigen nicht ſehr unterſchieden, das von einem beladenen Schiffe hergenommen war, welches der Strom des Fluſſes deſto langſamer forttreibt, je ſchwerer die Laſt iſt. Dieſe Gleichniſſe haben einerley Zweck; woraus denn erhellet, daß wenn wir von den Meynungen der alten Weltweiſen genugſame Erkenntniß hätten, wir in ihnen mehr Grund finden würden, als man vermeynt.

335 §. Herr Bayle rühmet ſelbſt die Stelle des Chryſippus, im Artik. **Chryſippus** Buchſt. T. die Aulus Gellius an eben dem Orte angeführet, wo dieſer Philoſoph lehret, daß das Böſe bloß durch eine Folge, oder begleitungsweiſe in die Welt gekommen. Dieſes wird gleichfalls durch unſer Lehrgebäude erläutert: denn wir haben gezeigt, daß das Böſe, welches Gott zugelaſſen, kein Gegenſtand ſeines Willens, als ein Endzweck oder Mittel, ſondern bloß als eine Bedingung geweſen; weil es in dem Beſten mit enthalten ſeyn mußte. Unterdeſſen iſt nicht zu leugnen, daß der Cylinder des Chryſippus dem Einwurfe von der Nothwendigkeit kein Genügen thut. Man muß noch dieſes hinzu ſetzen, erſtlich, daß einige mögliche Dinge aus einer freyen Wahl Gottes entſtehen; zum andern, daß auch die vernünftigen Creaturen, nach ihrer urſprünglichen Natur, die ſich ſchon in den ewigen Ideen befand, frey wirken; und endlich

lich daß der Bewegungsgrund des Guten den Willen wohl neige, aber nicht nöthige.

336 §. Der Vorzug der Freyheit, der in den Creaturen iſt, befindet ſich ohne Zweifel im höchſten Grade (eminenter) in Gott; allein das muß nur in ſo weit verſtanden werden, als es wahrhaftig ein Vorzug iſt, und keine Unvollkommenheit vorausſetzt. Denn ein Vermögen betrogen und verführt zu werden, iſt kein Vorzug, ſondern ein Verluſt: und über die Leidenſchaften herrſchen, iſt zwar ein wahrhaftiger Vorzug, der aber eine Unvollkommenheit, nämlich die Leidenſchaften ſelbſt, die Gott nicht haben kann, voraus ſetzt. Scotus hat mit Recht geſagt, wenn Gott nicht frey und von der Nothwendigkeit ausgenommen wäre; ſo würde auch keine Creatur frey und ohne Nothwendigkeit ſeyn: allein Gott kann in keiner Sache unbeſtimmt ſeyn; es kann ihm nichts unwiſſend ſeyn, er kann nicht zweifeln; er kann ſein Urtheil nicht aufſchieben; ſein Wille bleibt bloß und allein beym Beſten ſtehen. Gott kann niemals ein beſonderes urſprüngliches Wollen, das iſt, ein von den allgemeinen Geſetzen oder Willen unabhängliches Wollen haben: denn es würde wider die Vernunft ſeyn. Er kann ſich über den Adam, Petrus, Judas, und andere beſondere Geſchöpfe, nicht entſchließen, es muß denn eine Urſache dieſer Entſchließung vorhanden ſeyn: und dieſe Urſache führet nothwendig auf einen allgemeinen Ausſpruch. Der Weiſe handelt allezeit nach gewiſſen Grundſätzen; er handelt allezeit nach Regeln, und niemals nach Ausnahmen, außer wenn die Regeln gegen einander laufen, da denn die ſtärkſte den Sieg behält: ſonſt würden ſie entweder einander im Wege ſtehen, oder es würde eine dritte daraus entſpringen. Und in allen dieſen Fällen dient eine Regel der andern zur Ausnahme, ohne daß jemals urſprüngliche Ausnahmen bey dem vorhanden wären, der allezeit ordentlich verfährt.

337 §. Wofern es Leute giebt, die in den Gedanken ſtehen, als wenn die ewige Gnadenwahl und Verſtoßung, von Seiten Gottes nicht allein ohne eine augenſcheinliche, ſondern auch wahrhaftig ohne die geringſte verborgene Urſache, aus einer unbedingten herriſchen Gewalt geſchehe: ſo behaupten ſie dadurch eine Meynung, die ſo wohl die Natur der Dinge, als die göttlichen Vollkommenheiten, über den Haufen wirſt. Ein ſolcher, ſo zu reden, unumſchränkt unbedingter Rathſchluß würde ohne Zweifel unerträglich ſeyn. Allein Luther und Calvin ſind weit davon entfernt geweſen: der erſte hofft, es werde uns das künftige Leben die gerechten Urſachen der göttlichen Wahl zu erkennen geben; und der andere bezeuget ausdrücklich, daß dieſe Urſachen, ob ſie uns gleich unbekannt, nichts deſtoweniger gerecht und heilig ſind. Wir haben bereits deswegen Calvins Tractat von der Prädeſtination angeführet, deſſen eigne Worte alſo lauten: Gott hatte vor dem Falle Adams berathſchlaget, was zu thun wäre, und dieſes aus ſolchen Urſachen, die vor unſern Augen verborgen ſind. Es müſſen demnach gerechte, aber uns unbekannte Urſachen, vorhanden geweſen ſeyn, warum er einen Theil der Menſchen verſtoßen hat.

338 §. Dieſe Wahrheit, daß alles, was Gott gemacht, vernünftig ſey, und nicht beſſer könnte eingerichtet werden,

fällt

(*) Unter denen gelehrten und anſehnlichen Männern, die in Deutſchland nur vor wenigen Jahren noch dieſes Lehrgebäude, von der Wahl des Beſten angefochten haben, hat man bemerket, daß einige, und zwar die verſtändigſten, zwar eine ſolche Freyheit, auch das ſchlechtere zu wählen, Gott nicht beygelegt; aber doch behauptet, Gott habe unter vielen gleich guten Weltgebäuden eine Wahl getroffen. Nun ſuchen ſie zwar dadurch die vermeynte Nothwendigkeit aller Dinge, zu vermeiden, die aus der Wahl des Beſten ihrer Meynung nach fließen ſoll. Allein ſonſt ſieht man nicht, was ihre Vorausſetzung wider Baylens Einwürfe, gegen die fällt einem jeden vernünftigen Menſchen bald in die Augen, und nöthiget ihm ſeinen Beyfall ab. Inzwiſchen iſt es ein Verhängniß der ſpitzfindigſten Weltweiſen, daß ſie in der Hitze und im Fortgange der Streitigkeiten bisweilen, ohne dran zu gedenken, wider die erſten und vornehmſten Grundſätze der geſunden Vernunft verſtoßen, die unter ſolchen Worten verborgen liegen, daß ſie nicht eben gar zu kennbar ſind. Wir haben vorher geſehen, wie der vortreffliche Herr Bayle, bey aller ſeiner Scharfſichtigkeit, dennoch den angeführten Grundſatz, der gewißlich aus der höchſten Vollkommenheit Gottes fließt, angefochten: er hat die göttliche Sache hiedurch zu vertheidigen, und Gott von einer eingebildeten Nothwendigkeit zu befreyen gemeynt; wenn ihm die Freyheit gelaſſen würde, aus vielem Guten das geringſte zu erwählen. Wir haben ſchon von dem Herrn Diroys und andern geredet, die gleichfalls auf dieſe wunderliche und nur allzu ſehr beliebte Meynung verfallen ſind. Diejenigen, die ſie behaupten, ſehen gar nicht, daß ſie Gott dadurch eine falſche Freyheit erhalten, oder vielmehr geben wollen, nämlich die Freyheit wider die Vernunft zu handeln. Sie unterwerfen dadurch ſeine Werke einer Verbeſſerung, und ſetzen uns in die Unmöglichkeit, von der Zulaſſung des Böſen jemals etwas Vernünftiges zu ſagen, oder nur zu hoffen, daß man was Vernünftiges werde davon ſagen können. (*)

die Güte und Gerechtigkeit Gottes hilft. Man wird noch immer fragen können, warum hat denn Gott eine Welt, die ſo voller Sünde iſt, erwählet? Sagt man, die andern möglichen Welten wären nichts beſſer geweſen: ſo kömmt doch eben der Vorwurf wieder vor, den man Leibnitzen macht; daß er nämlich der Allmacht Gottes Grenzen ſetze! als welche gar wohl auch eine Welt ohne Sünde machen könne. Man gewinnt alſo hier nichts; und gleichwohl iſt es noch nicht erwieſen, daß zwey gleich gute Weltgebäude möglich geweſen. G.

339 §. Dieſer Irrthum hat dem Herrn Bayle in ſeinen Vernunftſchlüſſen ſehr geſchadet, und hat ihm die Mittel benommen, daß er ſich aus vielen Verwirrungen nicht hat helfen können. Dieſes erhellet auch noch in Anſehung der Geſetze des Reichs der Natur; er hält ſie für willkührlich und gleichgültig, und giebt vor, Gott hätte im Reiche der Gnaden ſeinen Endzweck beſſer erreichen können, wenn er ſich nicht an dieſe Geſetze gebunden hätte, wenn er ihnen mehrmals nicht gefolget wäre, ja wenn er gar andere gemacht hätte. Dieſes glaubt er ſonderlich in Anſehung der Vereinigung der Seele mit dem Leibe. Denn er ſteht mit den neuen Carteſianern in der Meynung, die Ideen der empfindlichen Beſchaffenheiten, die Gott der Seelen, bey Gelegenheit der Bewegungen des Leibes, gebe, hätten nichts in ſich, das dieſe Bewegungen vorſtellete, oder das ihnen ähnlich wäre; alſo daß es ſchlechterdings Gott frey ſtünde, uns die Ideen der Wärme, der Kälte, des Lichtes, und andere dergleichen mehr, die wir wirklich empfinden, oder bey eben der Gelegenheit ganz andere zu geben. Ich habe mich ſehr oft gewundert, wie doch ſolchen geſchickten Leuten, ſo gar wenig philoſophiſche, und den Grundſätzen der Vernunft zuwider laufende Meynungen haben anſtehen können. Denn es iſt die Unvollkommenheit einer Philoſophie aus nichts beſſer zu erkennen, als aus der Nothwendigkeit, nach welcher ein Weltweiſer bisweilen zugeſtehen muß, daß nach ſeinem Lehrbegriffe etwas geſchehe, davon keine Urſache vorhanden iſt; und das iſt ſoviel, als die Abweichung der epikuriſchen Stäubchen. Es mag Gott oder die Natur wirken, ſo wird die Wirkung dennoch allezeit ihre Urſachen haben. In den Wirkungen der Natur werden dieſe Urſachen entweder von den nothwendigen Wahrheiten, oder von den Geſetzen abhängen, die Gott für die vernünftigſten gehalten: und in den Wirkungen Gottes werden ſie von der Wahl der höchſten Vernunft abhängen, die ihn zum wirken antreibt.

340 §. Herr Regis, ein berühmter Carteſianer, hat in ſeiner Metaphyſik (P. 2. lib. 2. c. 29.) behauptet: die Kräfte, die Gott dem Menſchen gegeben, wären die vortrefflichſten, deren er nach der allgemeinen Ordnung der Natur fähig geweſen. Er ſpricht: „Wenn man bloß die Macht Gottes „und die Natur des Menſchen an und für ſich ſelbſt betrachtet; ſo iſt ſehr leicht zu begreifen, daß Gott den Menſchen „habe vollkommener machen können. Wenn man aber den „Menſchen nicht an und für ſich ſelbſt, und von den übrigen „Creaturen abgeſondert, ſondern als ein Glied der ganzen „Welt, und als ein Stück betrachtet, das den allgemeinen „Geſetzen der Bewegungen unterworfen iſt: ſo wird man „bekennen müſſen, der Menſch ſey ſo vollkommen, als er nur „habe ſeyn können. Er ſpricht ferner: Man ſehe nicht, „daß Gott ein ander geſchickter Mittel, unſern Leib zu erhalten, hätte brauchen können, als den Schmerz.“ Herr Regis hat überhaupt recht, wenn er ſpricht, Gott habe es in Anſehung des Ganzen nicht beſſer machen können, als ers gemacht hat. Und ob zwar, allem Anſehn nach, an einigen Orten der Welt vollkommenere vernünftige Geſchöpfe als der Menſch zu finden ſind: ſo kann man doch ſagen, Gott habe nicht ohne Urſache allerhand Arten geſchaffen, unter denen immer einige vollkommener als die andern ſind; vielleicht kann es auch irgendwo dergleichen Creaturen geben, die dem Menſchen ſehr ähnlich, und dabey viel vollkommener ſind, wenigſtens iſt es nicht unmöglich. Das menſchliche Geſchlecht ſelbſt kann vielleicht mit der Zeit eine größere Vollkommenheit erlangen, als die wir uns gegenwärtig vorſtellen können. Alſo könnte der Menſch, unbeſchadet der Geſetze der Bewegung, wohl vollkommener ſeyn: allein die Stelle, die Gott dem Menſchen in der Zeit und in dem Raume der Welt zugeeignet, ſchränket die Vollkommenheiten ein, die er hat bekommen können.

341 §. Ich zweifle auch mit dem Herrn Bayle, ob der Schmerz eben nöthig ſey, die Menſchen vor der Gefahr zu warnen. Allein dieſer Verfaſſer treibt die Sache allzuweit, (Rép. au Provinc. Ch. 77. T. 2. p. 104.) und ſcheint zu glauben, eine angenehme Empfindung könnte eben die Wirkung haben; und um zu verhindern, daß ein Kind nicht allzunahe zum Feuer käme, ſo könnte wohl Gott verſchaffen, daß es, nach dem Maße ſeiner Entfernung, gewiſſe angenehme Empfindungen hätte. Allein es ſcheint, als ließe ſich dieſes Mittel nicht wider alle Uebel, außer durch Wunderwerke, anbringen; und es iſt der Ordnung gemäßer, daß das, was ein Uebel verurſachen würde, wenn es allzunahe wäre, einige Vorherempfindungen des Uebels verurſachete, wenn es nicht ſo nahe iſt. Unterdeſſen gebe ich zu, daß dieſe Vorherempfindung etwas geringers ſeyn könnte, als ein Schmerz, und insgemein iſt es auch ſo: alſo ſcheint in der That der Schmerz zu Vermeidung der gegenwärtigen Gefahr nicht nothwendig zu ſeyn. Er dient insgemein mehr zu einer Züchtigung, daß man ſich wirklich in das Böſe eingelaſſen, und zu einer Ermahnung, daß man ſich ein andermal davor hüte. So giebt es auch viel ſchmerzhafte Uebel, die wir nicht vermögen zu vermeiden, und gleichwie die Auflöſung des Zuſammenhangs (ſolutio continui) in unſerm Leibe ein Erfolg vieler Zufälle iſt, die uns zuſtoßen können: alſo mußte dieſe Unvollkommenheit des Leibes natürlicher Weiſe durch einige

Em-

(*) Dieſes iſt ein poßirlicher franzöſiſcher Schriftſteller, bey nahe wie Scarron, der allerley kurzweilige Sachen geſchrieben. Ich beſitze die Ausgabe ſeiner Oeuvres diverſes von Amſterd. 1710 in 8. Im II. Th. derſelben auf der 90ſten S. ſteht ein Fragment d' Hiſtoire comique, contenant les Etats & Empires du Soleil; darinn er uns ſeine erdichtete Reiſe nach der Sonnen erzählt, ſo wie er uns im I. Th. auf d. 270. S. ſeine Reiſe nach dem Monden und was er daſelbſt geſehen, wie irgend Klimm ſeine unterirrdiſche Reiſe, oder Gulliver die ſeinigen, erzählet hat. Hr. v. L. hatte auch ſolche

Empfindung einer Unvollkommenheit in der Seele vorgeſtellet werden. Unterdeſſen getraue ich mir nicht zu ſagen, daß nicht in der Welt dergleichen empfindende Creaturen ſeyn ſollten, die ſo künſtlich gemacht wären, daß ſie bey dieſer Auflöſung eine gleichgültige Empfindung haben könnten; als wenn man ein Glied ablöſet, das den kalten Brand hat, oder gar eine angenehme, als wenn man ſich nur kratzen läßt: weil die Unvollkommenheit, die bey der Auflöſung des Körpers iſt, die Empfindung einer größern Vollkommenheit, zuwege bringen könnte; die durch den Zuſammenhang, den man aufhebet, wäre verſchoben oder verhindert worden, und in dieſem Anſehen würde der Leib wie ein Gefängniß ſeyn.

342 §. Es könnten auch in der Welt ſolche Thiere vorhanden ſeyn, die demjenigen ähnlich wären, welches Cyrano von Bergerac in der Sonnen angetroffen. (*) Denn weil der Leib dieſes Thieres gewiſſer maßen flüßig war, und aus unendlich vielen kleinen Thierchen beſtund, die ſich nach dem Verlangen des großen Thieres richten und in Ordnung ſtellen konnten: ſo konnte es ſich durch dieſes Mittel in einem Augenblicke verwandeln, wie es ihm gut dünkte; und die Auflöſung des Zuſammenhangs ſchadete ihm ſo wenig, als ein Schlag mit einem Ruder dem Meere zu ſchaden pfleget. Allein dieſe Thiere ſind doch keine Menſchen, ſie ſind auch nicht zu unſern Zeiten auf unſrer Kugel. (**) Der göttliche Ent-

---

Bücher geleſen, die mancher für verächtlich gehalten haben würde, und wußte auch daraus ſeinen Vortheil in den ernſthafteſten Betrachtungen zu ziehen. G.

(**) Gleichwohl hat man unlängſt in Holland eine Art von Waſſerthieren oder Gewürmen entdecket, die man Polypus nennet; und die von der Art ſind, daß, wenn man ſie durchſchneidet, aus einem einzigen zwey, drey, oder mehrere werden, ſo viel Stücke man gemacht hat. Denn der Kopf bekömmt in kurzem Rumpf und Schwanz, dem Schwanze wächſt an

Entwurf hat es auf der Erden an einem vernünftigen Geſchöpfe nicht ermangeln laſſen, das Fleiſch und Beine hat, und ſo zuſammengeſetzt iſt, daß es Schmerzen empfinden kann.

343 §. Allein Herr Bayle widerſetzt ſich noch aus einem andern Grunde, den ich ſchon berührt habe. Es ſcheint als glaubte er, die Ideen, welche die Seele in Anſehung der Empfindungen des Leibes hat, wären willkührlich. Alſo hätte Gott verſchaffen können, daß uns die Auflöſung des Zuſammenhanges ein Vergnügen gegeben hätte. Er hält auch ſo gar die Geſetze der Bewegung für ganz willkührlich. Er ſpricht: (Ch. 166. T. 3. p. 1080.) „Ich möchte gern „wiſſen, ob Gott die allgemeinen Geſetze von der Mittheilung der Bewegung, und die beſondern Geſetze von der Vereinigung der menſchlichen Seele mit einem organiſchen Körper, aus einer Wirkung ſeiner gleichgültigen Freyheit angeordnet hat? In dieſem Falle hätte er ganz andere Geſetze machen, und ein ſolch Weltgebäude erwählen können, „in deſſen Zuſammenhange weder das moraliſche noch phyſikaliſche Böſe wäre begriffen geweſen. Antwortet man „aber,

---

der abgeſchnittenen Seite ein neuer Kopf, und das Mittelſtück bekömmt allmählich beydes wieder. Da ſieht man alſo ein wahres Muſter von der lernäiſchen Schlange, der auch nach der Fabel die Köpfe wieder wuchſen. Hr. v. L. hätte nicht ermangelt auch dieſes Thier zu ſeinem Vortheile zu brauchen, wenn er die Entdeckung deſſelben erlebet hätte. G.

(*) Man pflegt gemeiniglich die Größe der Kraft nach der Größe der Bewegung, das iſt, nach dem Product aus der Maße in die Geſchwindigkeit, zu ſchätzen. Wenn von zween gleichen Körpern der eine noch einmal ſo geſchwind als der andere bewegt wird, ſo glaubt man auch, daß ſeine Kraft noch einmal ſo groß ſey, als die Kraft des andern. Der Herr Verfaſſer hat dieſes widerlegt, und behauptet, daß die Kraft eines bewegten Körpers nicht der Geſchwindigkeit ſelbſt, ſondern dem Quadrate der Geſchwindigkeit, oder der Höhe, von welcher der Körper hätte fallen

„aber, Gott ſey von der höchſten Weisheit genöthiget worden, die Geſetze einzuführen, die er wirklich eingeführet hat: ſo verfallen wir vollkommen auf das Schickſal der Stoiker. Die Weisheit hat auf ſolche weiſe Gott einen Weg gezeigt, von dem er eben ſo unmöglich abgehen können, als er ſich ſelbſt vernichten kann.“ Dieſer Einwurf iſt genugſam entkräftet worden: es iſt bloß eine moraliſche Nothwendigkeit, und das iſt allezeit eine glückliche Nothwendigkeit, wenn man verbunden iſt, nach den Regeln der vollkommenen Weisheit zu handeln.

344 §. Die Urſache im übrigen, warum die meiſten glauben, die Geſetze der Bewegung wären willkührlich, iſt dieſe; weil wenig Leute ſie recht unterſucht haben. Heute zu Tage weis man gar wohl, daß ſich Carteſius bey Erklärung derſelben ſehr betrogen hat. Ich habe auf eine unwiderſprechliche Art gezeigt, daß die Erhaltung einerley Größe der Bewegung nicht ſtatt finden könne; wohl aber die Erhaltung einerley Größe, ſo wohl der abſoluten als directiven und reſpectiven, totalen und partialen Kraft. (*) Meine Grundlehren, wodurch man es in dieſer Materie ſo weit brin-

---

müſſen, um den Grad ſeiner Geſchwindigkeit bloß durch ſolchen natürlichen und ungehinderten Fall zu erlangen, proportionirt ſey; und daß vor und nach dem Zuſammenſtoße zweener oder mehrer Körper, allezeit die Größe der Kräfte, nicht aber die Größe der Bewegung einerley verbleibe. Die berühmteſten Meßkünſtler unſrer Zeit ſind dießfalls in zwo Secten getheilet: die einen halten es mit dem Hrn. von Leibnitz; die andern bleiben bey der gemeinen Meynung. Der gelehrte Herr Jacob Herrmann hat ſich dießfalls des Herrn von Leibnitz am meiſten angenommen: (Exerc. ſubſeciu. Francof. Tom. III. Sect. 1.) Der Herr von Louville aber hat in den Memoires de Trevoux eine vermeynte unwiderſprechliche Demonſtration wider den Hrn. von Leibnitz eindrucken laſſen. Ich habe auf dieſe Demonſtration in den Leipziger Nouis litterariis, 1723. geantwortet. R.

Noch unlängſt hat Hr. von Mairan mit der berühmten Marbringet as nur möglich iſt, ſind noch nicht gänzlich bekannt gemacht worden: allein ich habe ſie einigen guten Freunden mitgetheilet, die ſehr wohl davon urtheilen können; ſie haben ihnen ein ſattſames Genügen gethan, auch einige andere Perſonen, deren Gelehrſamkeit und Verdienſte bekannt ſind, auf andere Gedanken gebracht. Ich habe zugleich entdeckt, daß die Geſetze der Bewegung, die wirklich in der Natur anzutreffen ſind, und durch die Erfahrung beſtätiget werden, ſich freylich nicht ſchlechterdings wie ein geometriſcher Satz erweiſen laſſen; allein es iſt auch nicht nöthig. Sie haben nicht gänzlich ihren Urſprung in der Nothwendigkeit, ſondern ſie entſtehen aus der Vollkommenheit und Ordnung; ſie ſind eine Wirkung der göttlichen Wahl und Weisheit. Ich kann dieſe Geſetze auf vielerley Art beweiſen: allein man muß allezeit was voraus ſetzen, das eben keine ganz geometriſche Nothwendigkeit hat. Alſo ſind dieſe ſchönen Geſetze ein verwundernswürdiger Beweis von einem freyen und verſtändigen Weſen, wider den Lehrbegriff der unbedingten und unvernünftigen Nothwendigkeit des Strato und Spinoza.

345 §. Ich habe befunden, daß man von dieſen Geſetzen Grund

---

quiſin von Chatelet, die ſich zu einer Fortpflanzerinn der Leibnitziſchen Philoſophie in Frankreich aufgeworfen, einen Streit über das Maaß der lebendigen Kräfte angefangen; und die Leibnitziſche Meynung angegriffen: iſt aber von ihr ziemlich ſieghaft widerleget worden. Dieſer Streit iſt erſtlich beſonders, hernach bey ihrer Phyſik II. Ausgabe herausgekommen. Auch im Deutſchen hat uns die Fr. Prof. Gottſchedinn eine geſchickte Ueberſetzung davon, unter dem Titel: Zwo Schriften welche von der Fr. Marqu. von Chatelet, und dem Hrn. von Mairan, das Maaß der lebendigen Kräfte betreffend, gewechſelt worden; bey Breitkopfen 1741. in 8. ans Licht geſtellet. G.

(*) So gut Hr. von L. die Falſchheit des Carteſianiſchen Geſetzes der Natur, in den lat. Act. Erud. des 1686. Jahres a. d. 161. S. und in den Nouv. de la Republ. des Lettr. 1689.

Grund geben könne, wenn man ſetzt, daß die Wirkung, der Kraft nach, der wirkenden Urſache allezeit gleich iſt; oder welches einerley, daß immer einerley Kraft erhalten wird: allein dieſer Lehrſatz einer höhern Philoſophie kann nicht geometriſch erwieſen werden. (*) Man kann noch andere Grundſätze von gleicher Natur anwenden, als z. E. dieſen, daß die Wirkung allezeit der Gegenwirkung gleich iſt; welches in den Dingen einen Widerſtand gegen die äußerliche Veränderung voraus ſetzet, und weder aus der Ausdehnung noch Undurchdringlichkeit hergeleitet werden kann: ingleichen dieſen, daß eine einfache Bewegung eben die Eigenſchaften hat, als eine zuſammengeſetzte, wenn die daher entſtehende Veränderung einerley iſt. Dieſe Sätze verdienen allerſeits Beyfall, und man kann die Geſetze der Bewegung durch ſelbige überaus glücklich erklären; es iſt auch nichts geſchickters und bequemers, um ſo viel mehr, weil ſie alle ſehr wohl zuſammen treffen: allein man findet keine unumgängliche Nothwendigkeit in ihnen, die uns zwänge, ſie anzunehmen; wie man die logiſchen, arithmetiſchen und geometriſchen Regeln anzunehmen gezwungen iſt.

p. 996. erwieſen hat: ſo ſehr wäre es zu wünſchen, daß er auch die Wahrheit ſeines Geſetzes, welches er an die Stelle deſſelben geſetzt hat, recht augenſcheinlich und ungezweifelt erwieſen hätte; daß nämlich einerley bewegende Kräfte in der Welt erhalten würden. Von den elaſtiſchen oder harten Körpern zwar, kann ſolches gelten; wie aus der hugenianiſchen Erfindung, die in dem Journal des Sav. 1669. N. 6 leicht zu ſchließen war. Allein daß dieſe Regel auch von den weichen Körpern gelte, hat Hr. v. L. ſo viel mir wiſſend iſt, nirgends erwieſen; ob er gleich das Geſetz hin und wieder ganz allgemein ausgeſprochen und vorgetragen hat. Ich merke dieſes in der Abſicht an, damit man nicht glauben möge, als ob das Lehrgebäude des natürlichen, oder phyſikaliſchen Einfluſſes ſo ganz unwiderſprechlich widerlegt worden wäre. daß man nothwendig die vorherbeſtimmte Harmonie anzunehmen genöthiget wäre. G.

346 §. Wenn man die Gleichgültigkeit der Materie zur Bewegung und zur Ruhe betrachtet: ſo ſcheint es, als könnte der größte ruhende Körper durch den geringſten Körper, der ſich bewegt, ohne einigen Widerſtand weggeführet werden; in welchem Falle eine Wirkung ohne Gegenwirkung, und eine größere Wirkung als ihre wirkende Urſache ſeyn würde. Es zwinget uns auch nichts, von der Bewegung einer Kugel, die auf einer ebenen Horizontalfläche, mit einem gewiſſen Grade der Geſchwindigkeit A. fortläuft, zu ſagen: dieſer Bewegung müßten die Eigenſchaften derjenigen Bewegung zukommen, die die Kugel haben würde, wenn ſie etwas langſamer fortlieſe; jedoch in einem Schiffe, welches ſelbſt auf eben die Seite mit dem Reſte der Geſchwindigkeit bewegt würde, um zu machen, daß die Kugel, vom Ufer angeſehen, mit eben dem Grade der Geſchwindigkeit A fortrückte. Denn ob ſchon vermittelſt des Schiffes eben der Schein der Geſchwindigkeit und Richtung heraus kömmt, ſo iſt es doch deswegen nicht eben die Sache. Inzwiſchen befindet ſichs, daß die Wirkungen des Zuſammenſtoßes zwoer oder mehrerer in einem Schiffe befindlichen Kugeln, deren Bewegung ins beſondere genommen, nebſt der Bewegung des Schiffes, den Schein von dem geben, was außer dem Schiffe geſchieht, auch den Schein von den Wirkungen geben, die eben dieſe zuſammenſtoßenden Kugeln außer dem Schiffe haben würden; welches gewißlich ſchön, aber nicht ſchlechterdings nothwendig iſt. Eine Bewegung nach den beyden Seiten eines rechtwinklichten Triangels verurſachet eine Bewegung nach der hypotenuſe: allein daraus folgt nicht, daß eine nach der hypotenuſe bewegte Kugel, eben die Wirkung, als zwo nach den beyden Seiten bewegte Kugeln, die ſo groß ſind wie ſie, haben müſſe; inzwiſchen verhält ſich es gleichwohl wahrhaftig alſo. Es iſt nichts geſchickter, als dieſe Wirkung, und Gott hat ſolche Geſetze erwählt, die ſie hervorbringen; allein man findet keine geometriſche Nothwendig-

keit darinnen. Inzwiſchen macht eben dieſer Mangel der Nothwendigkeit die Schönheit, der von Gott beliebten Geſetze nur deſto vortrefflicher, indem man allhier ſo viel ſchöne Grundſätze vereiniget findet, ohne daß man ſagen könne, welcher der erſte und vornehmſte unter ihnen ſey.

347 §. Ich habe ferner gezeiget, daß das ſchöne Geſetze der Continuität beobachtet wird, das ich vielleicht zuerſt vorgetragen, und gleichſam ein Probierſtein iſt, an dem die Regeln des Carteſius, des P. Fabry, des P. Pardies, des P. Malebranſche, und anderer, die Probe nicht halten können: wie ich einigermaßen in den Nouvelles de la Republique des lettres des Herrn Bayle gezeigt habe. Kraft dieſes Geſetzes muß man die Ruhe als eine Bewegung anſehen können, die, nachdem ſie beſtändig abgenommen, endlich verſchwindet; und die Gleichheit als eine Ungleichheit, die ebenfalls verſchwindet, wie es durch ein beſtändiges Abnehmen des größern Körpers unter den zween ungleichen, wenn immittelſt der kleinere ſeine Größe behielte, geſchehen würde. Zu Folge dieſer Anmerkung muß ſich die allgemeine Regel von den ungleichen Körpern, oder von denen die in Bewegung ſtehen, auf die gleichen Körper, oder auf diejenigen von denen einer in Ruhe iſt, als auf einen beſondern Fall der Regel, deuten laſſen: welches in den wahrhaftigen Geſetzen der Bewegungen angeht, und hergegen in gewiſſen vom Carteſius und andern geſchickten Leuten erfundenen Geſetzen nicht angeht, die man daher allein um deswillen übel eingerichtet zu ſeyn befindet; alſo daß man vorher ſagen kann, die Erfahrung werde mit ihnen nicht übereinſtimmen.

348 §. Dieſe Anmerkungen zeigen zur Genüge, daß die Geſetze der Natur, welche die Bewegung betreffen, weder ganz nothwendig, noch ganz willkührlich ſind. Die Mittelſtraße iſt, wenn man ſagt, daß ſie eine Wahl der höchſten Weisheit ſind. Und dieſes wichtige Exempel von den Geſe-

tzen der Bewegung zeiget auf das allerklärſte, was unter dieſen dreyen Fällen für ein großer Unterſcheid ſey, nämlich erſtlich unter einer metaphyſiſchen oder geometriſchen unbedingten **Nothwendigkeit**, die man eine blinde **Nothwendigkeit** nennen kann, und die bloß von den wirkenden Urſachen abhängt; zum andern unter einer **moraliſchen Nothwendigkeit**, die von der freyen Wahl der Weisheit in Anſehung der Endurſachen herrührt; und endlich zum dritten, unter einer **ſchlechterdings willkührlichen Sache**, die von einer Gleichgültigkeit des Gleichgewichts abhängt, die man ſich einbildet, die aber gar nicht entſtehen kann, da weder in der wirkenden, noch in der Endurſache der geringſte Grund zu finden iſt. Und daher thut man unrecht, wenn man entweder dasjenige **was ſchlechterdings nothwendig iſt, mit dem was der Grund des Beſten beſtimmet; oder die Freyheit, die ſich durch die Vernunft entſchließt, mit einer ungewiſſen und ganz und gar unbeſtimmten Gleichgültigkeit vermiſcht.**

349 §. Und dieſes thut auch der Schwierigkeit des Herrn Bayle ein vollkommenes Genügen, als welcher befürchtet: die Natur würde Gott, woferne er allezeit entſchloſſen und beſtimmt wäre, entbehren, und durch die nothwendige Ordnung der Dinge, eben dasjenige ausrichten können, was ihm zugeſchrieben wird. Dieſes würde gelten, wenn z. E. die Geſetze der Bewegung, und alle übrigen Dinge ihren Grund und Urſprung in einer geometriſchen Nothwendigkeit der wirkenden Urſachen hätten: allein wenn man die Sache recht genau unterſucht, ſo muß man ſeine Zuflucht zu etwas nehmen, das entweder von den Endurſachen, oder von der Wohlanſtändigkeit abhängt. Und dieſes wirft auch den vornehmſten und ſcheinbarſten Grund der Naturaliſten übern Haufen. D. Johann Joachim **Becher**, ein deutſcher Arzt, der wegen ſeiner chymiſchen

Bücher bekannt iſt, hatte ein Gebeth gemacht, das ihm bey nahe einige Ungelegenheit verurſachet hätte. Es fieng ſich an: Du heilige Mutter Natur! ewige Ordnung der Dinge! ꝛc. (*O ſancta mater natura, aeterne rerum ordo*) und gieng dahinaus, dieſe Natur ſollte ihm ſeine Fehler verzeihen, weil ſie ſelbſt Urſache daran wäre. Allein die Natur der Dinge, wenn ſie ohne Verſtand und ohne Wahl genommen wird, hat nichts genugſam beſtimmendes in ſich. Herr Becher bedachte nicht genug, daß der Urheber der Dinge (*natura naturans*) gut und weiſe ſeyn müßte; und daß wir böſe ſeyn können, ohne daß er an unſrer Bosheit Theil nehme. Wenn ein böſer Menſch vorhanden iſt, ſo muß Gott die Idee eines ſolchen Menſchen in der Gegend der möglichen Dinge gefunden haben; wie ſie in demjenigen Zuſammenhange der Dinge mit begriffen iſt, deſſen Erwählung die größte Vollkommenheit der Welt erfordert, und in dem die Fehler und Sünden nicht allein geſtrafet, ſondern auch mit Nutzen verbeſſert werden, und zu einem größern Gute was beytragen.

350 §. Inzwiſchen hat Herr Bayle die freye Wahl Gottes ein wenig zu weit ausgedehnt; und indem er (Rép. au Provinc. ch. 180. p. 1239. T. 3.) von dem Peripatetiker, Strato, redet, welcher behauptete: es wäre alles aus der Nothwendigkeit einer ſolchen Natur hervor gebracht worden, die keinen Verſtand hätte; ſo meynt er, dieſer Philoſoph hätte, wenn man ihn gefraget, warum ein Baum keine Beine und Adern hervorbringen könnte, wiederum fragen können: warum eben die Materie drey Abmeſſungen habe? warum nicht zweye zulänglich geweſen, und warum ſie nicht viere hätte? Hätte man geantwortet, ſie könnte weder weniger noch mehr Abmeſſungen haben: ſo hätte er um die Urſache dieſer Unmöglichkeit fragen mögen. Aus dieſen Worten iſt zu ſchließen, Herr Bayle habe gemuthmaßet, die Zahl

der Abmeſſungen in der Materie habe in der Wahl Gottes geſtanden: gleichwie es bey ihm geſtanden, ob er die Bäume habe wollen Thiere hervor bringen laſſen, oder nicht. Und in der That, wer weis ob es nicht in weit entlegenen Orten der Welt, planetiſche Kugeln oder ſolche Erden giebt, wo die Fabel von den ſchottlandiſchen Bernacles (es ſind gewiſſe Vögel, die auf den Bäumen wachſen ſollen) ſich wahr befindet, und ob es nicht gar ſolche Länder giebt, da man ſagen könnte:

. . populos vmbroſa creauit
Fraxinus, & foeta viridis puer excidit alno.

Seht, ein ſchattenreicher Eſchbaum bringt hier vieles Volk zur Welt;
Schaut, wie aus der trächtigen Erle dort ein friſcher Knabe fällt! (*)

Allein mit den Abmeſſungen der Materie iſt es ganz anders beſchaffen. Die dreyfache Zahl iſt allhier beſtimmt, nicht aus dem Grunde des Beſten, ſondern aus einer geometriſchen Nothwendigkeit: und dieſes deswegen, weil die Meßkünſtler zu demonſtriren wiſſen, daß nur drey gerade Linien einander in einem Punkte winkelrecht durchſchneiden können. Man könnte den Unterſcheid zwiſchen der moraliſchen Nothwendigkeit, welche die Wahl des Weiſen ausmacht, und zwiſchen der unvernünftigen Nothwendigkeit des Strato und der Spinoſiſten, die Gott Verſtand und Willen abſprechen, wohl aus nichts beſſer zeigen: als wenn man den Unterſcheid zu bedenken giebt, der zwiſchen dem Grunde der Geſetze der Bewegung, und zwiſchen dem Grunde der dreyfachen Zahl der Abmeſſungen zu finden iſt; indem

---

(*) Wer dieſe Möglichkeit mehr ins Licht geſetzt ſehen will, der leſe des ſo genannten Klimms Iter ſubterraneum, welches vor wenig Jahren lateiniſch, deuſch und franzöſiſch heraus gekommen iſt. Darinn wird man nicht nur Bäume antreffen, die Menſchen hervorbringen, ſondern ſelbſt verindem der erſte in der Wahl des Beſten, und der andere in einer geometriſchen und blinden Nothwendigkeit beſteht.

351 §. Nachdem wir von den Geſetzen der Körper, das iſt, von den Regeln der Bewegung geredet haben: ſo wollen wir nunmehro auch die Geſetze von der Vereinigung der Seelen und des Leibes betrachten, in denen Herr Bayle gleichfalls einige unbeſtimmte Gleichgültigkeit, und etwas ganz willkührliches zu finden vermeynt. Er redet in ſeiner Rép. aux Queſt. d'un Prov. (ch. 84. p. 163. Tom. 2.) davon alſo: „Es iſt eine ſchwere und verwirrte Frage, ob
„die Körper einige natürliche Kraft haben, der Seele des
„Menſchen Böſes oder Gutes zu thun? Antwortet man
„mit Ja, ſo geräth man in einen entſetzlichen Labyrinth: denn
„weil die Seele des Menſchen ein unmaterialiſches
„ſelbſtändiges Weſen iſt, ſo muß man ſagen, daß die
„räumliche Bewegung gewiſſer Körper, eine wirkende Urſache
„der Gedanken eines Geiſtes ſey; welches den
„allerdeutlichſten Begriffen, die uns die Weltweisheit giebt, ganz
„zuwider iſt. Antwortet man mit Nein, ſo muß man
„geſtehen, daß der Einfluß unſerer ſinnlichen Gliedmaßen in
„unſere Gedanken, weder von den innerlichen Eigenſchaften
„der Materie, noch von den Geſetzen der Bewegung,
„ſondern von einer willkührlichen Einrichtung des
„Schöpfers abhänget. Man wird alſo bekennen müſſen, es
„habe gänzlich in der Freyheit Gottes geſtanden, dieſe oder
„jene Gedanken unſerer Seelen mit dieſen oder jenen
„Veränderungen unſers Leibes zu verknüpfen, nachdem er
„bereits alle Geſetze der Wirkungen der Körper in einander
feſt

---

nünftige Geſchöpfe ſind: vieler andern Arten vernünftiger Thiere zu geſchweigen. Es iſt aber dieſer Klimm niemand anders, als der königl. däniſche Conſiſtorialrath und Profeſſor zu Copenhagen, Herr Holberg, dem wir verſchiedene andre nützliche und artige Schriften zu danken haben. G.

„feſt geſetzt: woraus denn fließt, daß kein Theil der Materie „in der Welt ſey, deren Nähe uns ſchaden könne, als in ſo „weit es Gott wolle; und daß folglich die Erde ſo wohl als „ein andrer Ort, die Wohnung der Seligen ſeyn könne. . . . „Endlich iſt es auch klar, daß zu verhindern, damit der „Menſch die Freyheit nicht übel anlegen könne, es gar nicht „nöthig iſt, denſelben von der Erde zu nehmen. Gott könnte „auf der Erden, in Anſehung aller Wirkungen des Willens, „dasjenige gar wohl thun, was er, in Anſehung der guten „Werke der Erwählten thut, indem er den Erfolg derſelben, „entweder durch eine kräftige oder zulängliche Gnade, „worauf die Einwilligung der Seelen ihrer Freyheit unbeſchadet, allemal erfolget, feſt ſetzte. Es würde ihm „auch eben ſo leicht ſeyn, die Beſtimmung unſrer Seelen zu „einer guten Wahl, auf der Erden, als in dem Himmel, „zuwege zu bringen."

352 §. Ich geſtehe mit dem Herrn Bayle, daß Gott den Körpern und den Seelen auf dieſer Erdkugel, entweder durch natürliche Wege, oder durch eine außerordentliche Gnade, eine ſolche Ordnung hätte geben können, die ein beſtändiges Paradies, und ein Vorſchmack des himmliſchen Zuſtandes der Seligen würde geweſen ſeyn. Und es iſt nicht unmöglich, daß nicht noch glückſeligere Erden ſeyn könnten als die unſrige: allein Gott hat gerechte Urſachen gehabt, warum er gewollt, daß unſre ſo ſeyn ſollte, wie ſie iſt. Zum Beweiſe aber, daß ein beſſerer Zuſtand hier möglich geweſen wäre, hätte Herr Bayle nicht vonnöthen gehabt, das Lehrgebäude der veranlaſſenden Urſachen hervorzuſuchen, das voller Wunder und voll ungegründeter Sätze iſt, und deſſen Erfinder ſelbſt bekennen, daß keine Urſache davon vorhanden iſt; welches zween Fehler eines Lehrgebäudes ſind,

die

(*) Hr. v. L. giebt hier zu verſtehen, Dacier habe die platoniſche Weltweisheit wieder auferwecken oder einführen wollen: aber es muß ſolches entweder Daciers Abſicht nicht gewedie es am meiſten von der rechten Art der wahren Philoſophie entfernen. Man ſollte ſich bald wundern, wie es doch komme, daß Herr Bayle nicht an das Lehrgebäude der vorherbeſtimmten Harmonie gedacht, das er doch vormals ſelbſt unterſucht hat, und das ſich ſo wohl hieher ſchickt. Allein gleichwie in dieſem Lehrgebäude alles zuſammen hängt, und harmoniſch iſt, auch alles aus gewiſſen Urſachen geſchieht, und keine Lücke geblieben, noch etwas dem wunderlichen Eigenſinne einer bloßen und völligen Gleichgültigkeit überlaſſen iſt: alſo ſcheint dieſes dem Herrn Bayle nicht anſtändig geweſen zu ſeyn, der von dieſer Gleichgültigkeit hier ein wenig eingenommen war, wider die er doch in andern Fällen ſo wohl geſtritten hat. Er verfiel leichtlich von einem Gegentheile aufs andere: nicht zwar aus einer böſen Meynung, oder wider ſein Gewiſſen; ſondern weil über die obhandene Frage, in ſeinem Gemüthe noch alles ungewiß und unausgemacht war. Er raffte alles zuſammen, was ſich am beſten ſchickte, dem Gegner zu widerſtehen, den er im Kopfe hatte: weil er nichts anders ſuchte, als den Weltweiſen viel zu thun zu machen, und die Schwäche unſrer Vernunft zu zeigen. Und meines Erachtens hat weder Arceſilas noch Carneades jemals die Sache mit ſo großer Beredſamkeit und Verſtande rechts und links behauptet. Allein man muß nicht bloß zweifeln, damit man nur immer zweifeln könne: der Zweifel muß uns den Weg bahnen, zu der Wahrheit zu gelangen. Und dieſes habe ich oft dem verſtorbenen Abt Fouſcher geſagt, deſſen wenige Verſuche, die wir von ihm haben, zeigen, daß er willens geweſen, den Akademikern zum beſten dasjenige vorzunehmen, was Lipſius und Scioppius zum beſten der Stoiker, und Gaſſendus für den Epikur gethan, und womit Hr. Dacier für den Plato einen ſo ſchönen Anfang gemacht. (*)

ſen, oder er muß daran durch andre Dinge verhindert worden ſeyn. Alles was er nämlich zum Beſten der platoniſchen Philoſophie gethan hat, iſt, daß er etliche Geſpräche Platons

Man muß den rechten Weltweiſen nicht dasjenige vorwerfen können, was der berühmte Caſaubonus antwortete, als man ihm den Saal der Sorbonne zeigte, und ſagte: man hätte hier ſo viel Jahrhunderte diſputirt. Was hat man denn ausgemacht? verſetzte er darauf.

353 §. Herr Bayle fährt fort a. d. 166. S. „Es iſt wahr, „daß, nachdem die Geſetze der Bewegung eingeführet worden, wie wir ſie in der Welt ſehen, ein Hammer, der eine „Nuß ſchlägt, ſie nothwendig zerbrechen, und ein Stein, der „einem auf den Fuß fällt, ihn nothwendig beſchädigen muß. „Allein das iſts alles, was auf die Wirkung dieſes Steines „auf den menſchlichen Körper, erfolgen kann: ſoll ſie aber „überdieß eine Empfindung eines Schmerzes verurſachen, „ſo muß man noch die Aufrichtung eines andern Geſetzbuchs „voraus ſetzen, als dasjenige, welches die Wirkung und Gegenwirkung eines Körpers in den andern anordnet; man „muß, ſage ich, zu dem beſondern Lehrbaue, von den Geſetzen „der Vereinigung der Seele mit dem Leibe, ſeine Zuflucht „nehmen. Gleichwie aber dieſer Lehrbau mit dem andern „gar nicht nothwendig verknüpfet iſt; ſo hört die Gleichgültigkeit Gottes in Anſehung des einen nicht auf, nachdem er „das andere erwählet hat. Er hat alſo dieſe zween Ordnungen mit einer völligen Freyheit mit einander verknüpft, „als zwo Sachen, die gar nicht von Natur auf einander „folgten. Er hat nach einer freywilligen Einrichtung geſetzt, „daß die Verletzung des Leibes, in der Seele, die mit dieſem „Leibe vereiniget iſt, Schmerzen verurſachen ſollte. Es hat „bloß bey ihm geſtanden, eine andere Art der Vereinigung

franzöſiſch ans Licht geſtellt, die unter dem Titul Les Oeuvres de Platon, erſchienen ſind. Da dieſe zween kleine Bändchen aber nicht den vierten Theil der platoniſchen Schriften ausmachen, Dacier aber außer dem auch keinen platoniſchen Lehrbegriff, oder Auszug davon gemacht: ſo könnte man mit beſſerm Rechte den Marſilius Ficinus hier genennet

„der Seelen und des Leibes zu erwählen; er hätte eines erwählen können, nach welchem der Schaden nichts anders „als die Idee des Mittels, und ein heftiges, aber angenehmes Verlangen daſſelbe zu gebrauchen, zuwege gebracht „hätte. Er hätte machen können, daß alle Körper, die einem Menſchen den Kopf zerſchlagen, oder das Herze durchſtechen wollten, einen lebendigen Begriff von der Gefahr „erregt, und dadurch verurſacht hätten, daß ſich der Leib ſchleunig weg gemacht hätte, damit er außer der Gefahr wäre. „Alles dieſes würde ohne Wunderwerke zugegangen ſeyn, „weil hierüber gewiſſe allgemeine Geſetze wären vorhanden „geweſen. Die Einrichtung, die uns aus der Erfahrung „bekannt iſt, lehret uns, daß die Beſtimmung der Bewegung „gewiſſer Körper, nach unſern Begierden ſich verändert: „alſo iſt es möglich geweſen, daß zwiſchen unſern Begierden „und der Bewegung gewiſſer Körper hätte können eine Verbindung gemacht werden, durch die ſich die Nahrungsſäfte „alſo verändert hätten, daß die gute Beſchaffenheit unſrer „Gliedmaßen niemals verderbt worden wäre.“

354 §. Man ſieht, daß Herr Bayle glaubt, es geſchehe alles ohne Wunder, was nach gewiſſen allgemeinen Geſetzen geſchieht. Allein ich habe zur Genüge gezeigt, daß wenn das Geſetze nicht in vernünftigen Urſachen gegründet iſt, und durch ſelbiges die Begebenheiten aus der Natur der Sachen nicht können erkläret werden, es nothwendig durch Wunder müſſe vollzogen werden. Als wie zum Exempel, wenn es Gott ſo geordnet hätte, daß ſich die Körper in einem Zirkel bewegen ſollten; ſo würden zu Ausführung dieſer Ordnung

---

haben, als welcher wenigſtens den ganzen Plato lateiniſch überſetzt hat; davon ich mich der Frobeniſchen Ausgabe von 1532. in Fol bediene. Wenigſtens ſcheint dieſer, aus ſeinen Vorreden und andern Zuſätzen, ſehr von dieſer platoniſchen Lehre eingenommen geweſen zu ſeyn. G.

unaufhörlichen Wunder, oder der Dienſt gewiſſer Engel erfordert worden ſeyn. Denn es iſt ja wider die Natur der Bewegung, nach welcher ein Körper natürlicher weiſe die Zirkellinie verläßt, um in der geraden Berührungslinie fortzugehen, wenn ihn nichts aufhält. Es iſt alſo nicht genug, daß Gott ordnet, eine Verletzung ſolle eine angenehme Empfindung verurſachen; es müſſen auch natürliche Mittel hiezu ausgefunden werden. Das wahrhaftige Mittel wodurch Gott macht, daß die Seele dasjenige empfindet, was ſich im Leibe zuträgt, kömmt von der Natur der Seele her, die ſich die Körper vorſtellet, und zum Voraus alſo gemacht worden, daß die Vorſtellungen, die nach einer natürlichen Folge der Gedanken aus einander, in ihr entſtehen ſollen, mit der Veränderung der Körper überein kommen.

355 § Die Vorſtellung hat eine natürliche Aehnlichkeit mit dem, was vorgeſtellet werden ſoll. Wenn Gott die runde Figur eines Körpers durch den Begriff eines Vierecks vorſtellen ließe: ſo würde dieſes eine unbequeme Vorſtellung ſeyn. Denn es würden in der Vorſtellung Winkel oder hervor-

---

(*) Jch bekenne hier aufrichtig mein Unvermögen, den Satz des Herrn Verfaſſers zu begreifen, und ihm beyzupflichten. Jch glaube, daß zwiſchen den Empfindungen der Farbe, des Schalls, des Geruchs ꝛc. und zwiſchen den ſubtilen und vielfaltigen Bewegungen, die dabey in den innerſten Theilen unſrer ſinnlichen Gliedmaßen vorzugehen pflegen, bey nahe eben eine ſolche Gleichheit und Verwandniß ſey, als z. E. zwiſchen dem Begriffe, den ich von einem Geiſte habe, und zwiſchen den 5. Buchſtaben, woraus dieſes Wort beſteht. Jch ſehe nicht, warum die erſten Urheber der deutſchen Worte nicht eben ſo wohl den Leib einen Geiſt, und den Geiſt einen Leib nennen können; indeſſen glaube ich, daß ſie zu dieſer Benennung nicht aus bloßem Eigenſinne, oder durchs Loos, ſondern aus einigen mir unbekannten Urſachen, veranlaſſet worden. Eben alſo ſehe ich nicht, warum z. E. gewiſſe Bewegungen, die in den innerſten Theilen des Auges, und des dazu gehörigen Nervens vorgehen, nicht eben ſo wohl mit hervorragende Theile anzutreffen ſeyn, da inzwiſchen im Originale alles gleich und eben wäre. Die Vorſtellung unterdrückt zwar bisweilen etwas in den Sachen, wenn ſie unvollkommen iſt: allein ſie kann nichts hinzu ſetzen; dadurch würde ſie keinesweges mehr als vollkommen, ſondern falſch werden. Ueber dem ſo iſt die Unterdrückung in unſern Empfindungen niemals eine gänzliche und völlige Unterdrückung, und es iſt in der Vorſtellung, ſo weit ſie verwirrt iſt, mehr enthalten, als wir in ſelbiger ſehen. Alſo hat man Urſache zu ſchließen, daß die Begriffe der Wärme, der Kälte, der Farben, ꝛc. uns alle die kleinen Bewegungen vorſtellen, die in unſern Werkzeugen geſchehen, wenn man dieſe Beſchaffenheit empfindet: ob ſchon die Vielheit und Kleinigkeit dieſer Bewegungen die deutliche Vorſtellung verhindert. Faſt eben auf ſolche Weiſe geſchieht es, daß wir das blaue und gelbe, das ſowohl in der Vorſtellung als in der Zuſammenſetzung der grünen Farbe enthalten iſt, nicht unterſcheiden: da uns das Vergrößerungsglas zeiget, daß was uns grün zu ſeyn ſcheint, aus gelben und blauen Theilen beſteht. (*)

---

der Empfindung eines Schalls, als einer Farbe, verbunden ſeyn können. Indeſſen bin ich verſichert, daß Gott die allerweiſeſten Urſachen gehabt, warum er die Dinge alſo angeordnet, wie ſie wirklich ſind. Ich gebe überdieß gar gern zu, daß wir von allen den innerlichen kleinen und vielfältigen Bewegungen, die in den Theilen unſres Leibes, und beſonders in den ſinnlichen Gliedmaßen geſchehen, einige, ob gleich ſehr undeutliche und verwirrte Empfindungen haben. Daß aber dieſe verwirrte Empfindungen eben dasjenige ſeyn ſollen, was wir Farben, Schall, Geruch, Wärme, und ſo weiter, nennen, oder (wie Herr Leibnitz redet) daß die Ideen der Wärme, der Kälte, der Farbe ꝛc. bloß und allein die kleinen Bewegungen vorſtellen ſollen, die in den ſinnlichen Gliedmaßen geſchehen, wenn wir dieſe Dinge empfinden; dieſes bin ich nicht vermögend zu begreifen. Ich weis auch nicht, ob das angeführte Exempel die Sache zu erläutern geſchickt iſt. Denn wer wollte wohl alſo ſchließen: weil

356 §. Es kann uns zwar einerley Sache auf unterſchiedliche Weiſe vorgeſtellet werden: allein es muß doch allezeit zwiſchen der Vorſtellung und der Sache eine Aehnlichkeit ſeyn; folglich auch zwiſchen den unterſchiedenen Vorſtellungen von einerley Sachen. Aus den perſpectiviſchen Entwürfen erhellet, daß ein Zirkel durch eine Ellipſis, durch eine Parabel, durch eine Hyperbel, ja gar durch einen andern Zirkel, durch eine gerade Linie, und durch einen Punct, könne vorgeſtellet werden. Es ſcheint nichts mehr von einander unterſchieden, und einander unähnlicher zu ſeyn, als dieſe Figuren: und inzwiſchen befindet man doch eine genaue Uebereinſtimmung von Punct zu Punct unterähnen. Alſo muß man auch bekennen, daß ſich eine jede Seele die ganze Welt, nach ihrem Geſichtspuncte, und durch eine Uebereinſtimmung die ihr eigen iſt, vorſtelle; inzwiſchen bleibt doch allezeit eine vollkommene Harmonie darinnen. Und wenn Gott die Auflöſung des Zuſammenhangs des Leibes durch eine angenehme Empfindung in der Seele hätte vorſtellen wollen: ſo würde er auch gemacht haben, daß dieſe Auflöſung ſelbſt zu einer Vollkommenheit, und zu einer neuen Entledigung im Leibe gedienet hätte; gleich als wenn man einer Bürde entlediget, oder von einem Bande oder Feſſel befreyet wird. Allein dergleichen, ob ſchon mögliche organiſche Körper, ſind auf unſrer Erdkugel nicht zu finden; als welcher ohne Zweifel unendlich viel Erfindungen abgehen, die Gott anderswo kann angebracht haben. Inzwiſchen iſt es in Anſehung der Stelle, die unſre Erde in der Welt hat, ſchon genug, daß

man

---

z. E. eine grüne Farbe aus gelben und blauen Theilchen beſteht, die man mit bloßen Augen nicht unterſcheiden kann, ſo kann ſie auch wohl aus nichts anders, als aus verſchiedenen Bewegungen der Gehirn- und Nervenzäſerchen, die man ebenfalls nicht unterſcheiden kann, beſtehen? Ein vollkommen deutlicher und gründlicher Begriff von einer Farbe, Schall oder Geruch, würde meines Erachtens nicht darinnen beſtehen, wenn wir an ſtatt der Farbe, des Schalls, oder man nichts beſſers für ſie machen kann, als was Gott in ihr gemacht hat. Er gebraucht ſich der von ihm eingeführten Geſetze der Natur auf das Beſte als nur möglich iſt, und (gleichwie es auch Herr Regis an eben dem Orte erkannt hat) die Geſetze, die Gott in die Natur gelegt hat, ſind die vortreflichſten, die man nur begreifen kann.

357 §. Wir wollen hiebey die Anmerkung, aus dem Journal des Savans vom 16. Mart. 1705. anführen, die Herr Bayle in das 162. Cap. ſeiner Rép. à un Provinc. T. 3. p. 1030. geſetzt hat. Es iſt daſelbſt die Rede von dem Auszuge eines neuen ſehr ſinnreichen Buches, von dem Urſprunge des Böſen, von dem wir ſchon oben was gedacht haben. Man ſagt: „Die allgemeine Auflöſung, die dieſes Buch in „Anſehung des phyſikaliſchen Böſen giebt, beſtehe darinnen, „daß man die Welt als ein Werk anſehen müſſe, das aus verſchiedenen Stücken zuſammengeſetzt iſt, die ein Ganzes ausmachen; daß nach den Geſetzen, die in die Natur gelegt „worden, ein Theil nicht verbeſſert werden könne; daß ſich „der andere nicht ſchlimmer dabey befinden, und ein ganzes „nicht ſo vollkommenes Gebäude daraus fließen ſollte. Dieſer Grundſatz (ſagt man) iſt gut, allein wenn man nicht „noch was hinzuſetzt, ſo ſcheint er unzulänglich zu ſeyn. Es „möchte ein etwas hartnäckigter Weltweiſer ſagen: warum „hat denn Gott ſolche Geſetze eingeführet, aus denen ſo viel „Unbequemlichkeiten entſpringen? hat er nicht andere machen können, die keinen Fehlern wären unterworfen gewe-

---

Geruchs, die vielfältigen kleinen Bewegungen, die dabey in uns vorgehen; ſondern ſo wohl die Farbe, den Schall, oder Geruch ſelbſt, als auch die damit verbundenen Bewegungen, und den Grund dieſer Verbindung, klar und zulänglich begreifen könnten. Inzwiſchen halte ich den Begriff der Farbe oder des Schalles an und für ſich ſelbſt keinesweges für undeutlich und verwirrt; ſondern für klar, deutlich, einfach, und eben darum keiner weitern Erklärung fähig. R.

„ſen? und damit wir kein Blatt vors Maul nehmen, wo-
„her kömmts denn, daß er ſich Geſetze vorgeſchrieben? War-
„um wirket er nicht ohne dergleichen allgemeine Geſetze, nach
„aller ſeiner Macht und Güte? Der Verfaſſer hat aber
„die Schwierigkeit nicht ſo weit getrieben: ſie könnten zwar
„vielleicht durch genaue Zerlegung und Auseinanderwickelung
„ſeiner Ideen aufgelöſet werden; allein es iſt gleichwohl
„hierüber nichts klares und ausgemachtes bey ihm zu finden.“

358 §. Ich glaube, der geſchickte Verfertiger dieſes Auszuges hat etwas in Gedanken gehabt, das hierinnen meinen Lehrſätzen beykömmt, als er gemeynt, man könnte die Schwierigkeit auflöſen; und wenn er ſich an dieſem Orte hätte erklären wollen, ſo würde er dem Anſehen nach, wie Herr Regis geantwortet haben: die Geſetze, die Gott eingeführet, wären die vortrefflichſten, die immermehr hätten eingeführet werden können. Er würde zugleich erkannt haben, Gott habe nothwendig gewiſſe Geſetze einführen, und gewiſſen Regeln folgen müſſen; weil die Geſetze und Regeln eben dasjenige ſind, was die Ordnung und Schönheit ausmachet, und weil man unvernünftig handeln würde, wenn man ohne Regeln wirkete: und weil Gott alle ſeine Güte wirken laſſen, ſo ſey die Ausübung ſeiner Allmacht eben deswegen den Geſetzen der Weisheit gemäß geweſen, um ſo viel Gutes zu erhalten als nur immer möglich geweſen. Endlich ſey das Daſeyn gewiſſer beſonderer Unbequemlichkeiten, die uns in die Augen fallen, ein gewiſſes Anzeichen, daß der beſte Entwurf es ſo mit gebracht, daß ſie nicht vermieden werden können, und daß ſie zur Vollkommenheit des Guten im Ganzen dienen. Mit dieſen Schlüſſen iſt Herr Bayle ſelbſt, mehr als an einem Orte, zufrieden.

359 §. Nachdem wir nun zur Gnüge gezeiget haben, daß alles aus gewiſſen Urſachen geſchehe: ſo kann auch bey dieſem Grunde des göttlichen Vorherwiſſens keine Schwierigkeit

tigkeit mehr übrig ſeyn; denn ob ſchon dieſe Beſtimmungen nicht nöthigen, ſo ſind ſie doch gewiß, und zeigen was geſchehen wird. Es iſt wahr, Gott ſieht den ganzen Zuſammenhang dieſer Welt, nachdem er ſie erwählet hat, auf einmal: und alſo hat er die Verbindung der Wirkung mit den wirkenden Urſachen gar nicht nöthig, wenn er dieſe Wirkungen vorhersehen will. Allein weil ihn ſeine Weisheit veranlaſſet, eine vollkommene wohl zuſammenhangende Reihe der Dinge zu erwählen: ſo muß er nothwendig einen Theil dieſer Reihe in der andern ſehen. Das iſt eine Regel aus meinem Lehrgebäude von der allgemeinen Uebereinſtimmung: daß das Gegenwärtige mit dem Zukünftigen allezeit ſchwanger geht; und daß derjenige, der alles ſieht, auch in dem, was ſchon da iſt, dasjenige ſieht, was künftig ſeyn wird. Und was noch mehr iſt, ſo habe ich auf unwiderſprechliche Art gezeigt, daß Gott in jedem Theile der Welt, wegen der vollkommenen Verbindung der Sachen, die ganze Welt ſieht. Er iſt unendlich weit ſcharfſichtiger als Pythagoras, der aus dem Maaße der Fußtapfen von Herkuls Füſſen, auf ſeine Leibeslänge ſchloß. Alſo iſt gar nicht zu zweifeln, daß nicht die Wirkungen aus ihren Urſachen auf eine beſtimmte Art fließen, der Zufälligkeit und ſelbſt der Freyheit unbeſchadet, die mit der Gewißheit oder Beſtimmung gar wohl beſtehen können.

360 §. Es hat dieſes unter andern Durandus von S. Portiano gar wohl angemerket, wenn er ſpricht: die zukünftigen zufälligen Dinge werden auf eine beſtimmte Art in ihren Urſachen geſehen; und Gott, der alles wiſſe, indem er alles ſieht, was den Willen reizen oder abwendig machen könne, der werde auch in dem Willen die Parten ſehen, die er ergreifen wird. Ich könnte noch viel andere anführen, die eben das geſagt haben, und die Vernunſt erlaubt auch nicht, daß man anders ſchließen könne. Herr Jaquelot (Con

form. pag. 318. ſeqq) giebt ebenfalls zu verſtehen, wie Herr Bayle anmerkt, (Rép. au Prov. Ch. 142. T. 3. p. 796.) daß die Beſchaffenheit des menſchlichen Herzens und der Umſtände, Gott untrüglich zu erkennen gebe, was der Menſch erwählen werde. Herr Bayle ſetzt hinzu, dieſes ſagten auch einige Moliniſten, und verweiſt auf diejenigen, die in der *Suaui Concordia* des Peters von S. Joſeph, eines Bernhardinermönches p. 579. 580. angeführet werden.

861 §. Diejenigen, welche dieſe Beſtimmung mit der Nothwendigkeit vermiſcht, haben ſich ſelbſt Ungeheuer erdacht, mit denen ſie kämpfen möchten; und um eine vernünftige Sache zu vermeiden, der ſie eine häßliche Geſtalt gegeben, ſind ſie in die größten Ungereimtheiten verfallen. Aus Furcht, ſie möchten genöthiget werden, eine eingebildete, oder doch ganz andere Nothwendigkeit, als ſie in der That iſt, einzuräumen, ſo haben ſie etwas zugelaſſen, das ohne einigen Grund und Urſache geſchehen ſoll; welches eben ſo viel iſt, als wie die lächerliche Abweichung der Stäubchen, die Epikur ohne die geringſte Urſache geſchehen ließ. Cicero hat in ſeinem Buche *de Diuinatione* gar wohl geſehen, daß, wenn eine Urſache eine Wirkung hervor bringen könnte, gegen die ſie ſich ganz gleichgültig verhielte: ſo würde ein wahrhaftiger Zufall, ein wirkliches Glück, ein blindes Ohngefähr vorhanden ſeyn: das iſt, es würde nicht
allein

(*) Derjenige gute Kopf, der ſich den Begriff des Schlaraffenlandes ausgedacht hat, ſcheint die Abſicht gehabt zu haben, zu zeigen, wie ſeltſam und widerſinniſch es in einer Welt ausſehen würde, wo alles ohne einen zureichenden Grund geſchähe. Z. E. Wenn man vermuthete, ein Baum würde Aepfel tragen, ſo trüge er Birne; wenn man dächte ein Roſenſteck würde Roſen bringen, ſo brächte er Lilgen hervor; eine Tulpenzwiebel aber triebe Narciſſen oder Hiacynthen. Aus einem Taubeney kämen Wachteln oder Amſeln hervor: ja zuweilen wüchſen alle Blumen aus einem allein in Anſehung unſeer, und unſrer Unwiſſenheit, nach der man ſagen kann,

. . . . . Sed Te
Nos facimus, fortuna, Deam, coeloque locamus;
. . . . . Doch wir,
Wir machen dich, o Glück, zum Gott, und opfern dir.

ſondern auch in Anſehung Gottes und der Natur der Dinge ſo ſeyn; folglich würde man die künftigen Begebenheiten unmöglich vorherſehen, und aus dem Vergangenen nichts Zukünftiges ſchließen können. (*) Er ſagt ferner gar wohl an eben dem Orte: „Wie kann etwas vorher geſehen werden, davon weder Urſache noch Kennzeichen vorhanden iſt, daß es zukünftig ſey? (Qui poteſt prouideri, quicquam futurum eſſe, quod neque cauſam habet vllam, neque notam, cur futurum ſit?) Und kurz darauf: Nichts iſt der Vernunft und Beſtändigkeit ſo ſehr zuwider als das Glück; ſo gar daß es mir nicht einmal Gott zuzukommen ſcheint, daß er wiſſe, was durch Glücksfälle geſchehen werde. Denn wenn er es weis, ſo wird es gewiß geſchehen; und wenn es gewiß geſchehen wird, ſo iſt es kein Glück. (Nihil eſt tam contrarium rationi & conſtantiae, quam fortuna; vt mihi ne in Deum quidem cadere videatur, vt ſciat, quid caſu & for-
„tuito

Kraute, und alle Früchte auf einem Baume; doch ſo, daß dieſes keine Folge aufs künftige Jahr wäre, indem aus geſäetem Weizen auch Mücken, und aus Dornenſträuchen vielleicht Tauben wüchſen. Endlich könnte ein Storch aus ſeinen Eyern vielleicht Kinder ausbrüten, und eine Frau mit einer Gans niederkommen. Ja was noch ärger wäre: unter hundert tauſend Kindern oder Thieren würde kaum ein recht ordentlich gebildetes ſeyn; alle übrigen aber würden die ſeltſamſten Misgeburten werden. G.

„tuito futurum ſit. Si enim ſcit, certe illud eueniet, „ſin certe veniet, nulla fortuna eſt.) Allein was er weiter dazu ſetzet, iſt ſehr falſch: Es giebt aber ein Glück: alſo können die künftigen Zufälle nicht vorher geſehen werden. (Eſt autem fortuna, rerum igitur fortuitarum nulla praeſenſio eſt) Er hätte vielmehr ſchließen ſollen, weil die Zufälle vorherbeſtimmt und vorher geſehen werden, ſo ſey kein Glück vorhanden. Allein er redte damals wider die Stoiker, unter der Perſon eines Akademikers.

362 §. Die Stoiker leiteten ſchon aus den göttlichen Schlüſſen die Vorherſehung der künftigen Zufälle her. Denn wie Cicero in eben dem Buche ſagt: „Den Göt„tern kann nichts verborgen ſeyn, weil alles von ih„nen ſelbſt gemacht und eingerichtet iſt. (Sequitur „porro, nihil Deos ignorare, quod omnia ab iis ſunt „conſtituta.)“ Und da Gott nach meinem Lehrgebäude die mögliche Welt geſehen, die er zu ſchaffen beſchloſſen, ſo hat er alles in ihr vorhergeſehen: ſo daß man ſagen kann, die göttliche Scientia viſionis ſey von der Scientia ſimplicis intelligentiae nur darinnen unterſchieden, daß die Erkenntniß des wirklichen Schluſſes zu jener noch dazu kömmt, dadurch der Zuſammenhang der Dinge erwählet wird; den die bloße Einſicht des möglichen zwar ſchon zu erkennen gegeben, aber doch nur als möglich: und aus dieſem Schluſſe iſt nunmehro wirklich die Welt entſtanden.

363 §. Alſo können die Socinianer nicht entſchuldiget werden, daß ſie Gott die Wiſſenſchaft künftiger Dinge, und ſonderlich der künftigen Entſchließungen einer freyen Creatur, abſprechen. Denn wenn ſie ſich auch ſchon eingebildet hätten, daß es eine völlige gleichgültige Freyheit gäbe, ſo daß der Wille ohne Urſache erwählen könnte, und daß alſo dieſe Wirkung in ihrer Urſache nicht könnte geſehen wer-

den, welches höchſt ungereimt iſt: ſo hätten ſie doch allezeit bedenken ſollen, daß Gott dieſe Begebenheit in der Idee der möglichen Welt, die er zu ſchaffen ſich entſchloſſen, habe vorher ſehen können. Allein der Begriff, den ſie von Gott haben, iſt dem Urheber der Dinge ganz unanſtändig, und ſtimmet ſchlecht mit der Geſchicklichkeit und dem Verſtande überein, den die Scribenten dieſer Partey oft in einigen beſondern Unterſuchungen von ſich blicken laſſen. Der Urheber der Abbildung des Socinianiſmus (*Tableau du Socinianiſme*) hat nicht ganz unrecht, wenn er ſagt: der Gott der Socinianer würde unwiſſend und ohnmächtig ſeyn, wie Epikurs Gott; er würde alle Tage von den Begebenheiten irre gemacht werden, und in den Tag hinein leben, wenn er nur bloß durch Muthmaßungen erkennete, was die Menſchen wollen würden.

364 §. Die ganze Schwierigkeit iſt hier bloß aus einer falſchen Idee von der Zufälligkeit und der Freyheit hergekommen, von der man glaubte, daß ſie eine vollkommene Gleichgültigkeit brauche: welches aber eine eingebildete Sache iſt, von der wir weder einen Begriff, noch ein Exempel haben, noch auch jemals eines haben werden. Allem Anſehen nach, iſt ſie dem Carteſius in ſeiner Jugend in der Schule de la Fleche beygebracht worden; das ihn denn bewogen zu ſagen: (Princip. Part. 1. Art. 41.) „Unſre Gedanken ſind endlich, und die Wiſſenſchaft und Allmacht Gottes, durch die er nicht allein von aller Ewigkeit alles erkannt, was iſt, oder was ſeyn kann, ſondern es auch gewollt hat, iſt unendlich: daher kömmt es, daß wir wohl genugſamen Verſtand haben, klärlich und deutlich zu erkennen, daß dieſe Macht und Wiſſenſchaft in Gott ſey; aber nicht genug, ihre Größe und Weitläuftigkeit dergeſtalt zu begreifen, daß wir wiſſen könnten, wie ſie die Thaten der Menſchen ganz frey und unbeſtimmt laſſen.“ Was folget, iſt oben ſchon angeführet worden. Ganz frey,

das iſt recht; allein das verderbt alles, wenn er hinzuſetzt, ganz unbeſtimmt. Man braucht keine unendliche Wiſſenſchaft, wenn man erkennen will, daß das Vorherwiſſen und die Vorſehung Gottes unſere Thaten frey laſſen; indem ſie Gott in ſeinen Ideen, ſo wie ſie ſind, das iſt frey, vorhergeſehen. Und ob zwar Laurentius Valla, der in ſeinem Geſpräche wider den Boethius, davon wir den eigentlichen Inhalt bald anführen werden, die Freyheit mit dem Vorherwiſſen zu vereinigen ſich rühmlich bemühet, ſie gleichwohl mit der Vorſehung zu vergleichen ſich nicht getrauet: ſo iſt dennoch allhier die Schwierigkeit nichts größer; maßen der Rathſchluß Gottes, eine gewiſſe That zur Wirklichkeit zu bringen, derſelben Natur ſo wenig ändert, als die bloſſe Erkenntniß die man davon hat. Allein keine Wiſſenſchaft, ſo unendlich ſie auch ſey, kann das Vorherwiſſen und die Vorſehung Gottes mit den Thaten einer unbeſtimmten Urſache, das iſt, mit einem chimäriſchen und unmöglichen Dinge vergleichen. Die Thaten oder Wirkungen des Willens ſind auf zweyerley Weiſe beſtimmt, durch das Vorherwiſſen oder durch die Vorſehung Gottes; und durch die Einrichtung und Beſchaffenheit der beſondern nächſten Urſache, die in den Neigungen der Seele beſteht. Carteſius hielt es in dieſem Puncte mit den Thomiſten: allein er ſchrieb mit ſeiner gewöhnlichen Behutſamkeit, damit er nicht mit einigen andern Schriftgelehrten in Streit gerathen möchte.

365 §. Herr Bayle führt an (Rép. au Prov. ch. 142. p. 804. T. 3.) der Pater des Oratorii, Gibieuf, habe An. 1630.

(*) Dieſes iſt eine gewiſſe Anzahl von Cardinälen geweſen, die im vorigen Jahrhunderte von dem Pabſte niedergeſetzt worden, die Streitigkeiten von der göttlichen Gnade zu entſcheiden, die zwiſchen gewiſſen Orden in der römiſchen Kirche entſtanden war. Weil ſie nun hauptſächlich von dem Beyſtande, den die göttliche Gnade dem Sünder in ſeiner Bekehrung, und nachmals bey Führung eines heiligen Wan-

1630. von der Freyheit Gottes und der Creatur ein lateiniſches Buch geſchrieben: allein man ſey übel auf ihn zu ſprechen geweſen, und habe ihm 70. Widerſprüche gezeigt, die aus dem erſten Buche ſeines Werkes genommen worden; und der Pater Annat, der Beichtvater des Königs von Frankreich, habe 20. Jahre darnach, in ſeinem Buche *de incoacta libertate* (ed. Rom. 1654. in 4.) ihm verwieſen, daß er noch immer dazu ſtill ſchwiege. Wer wollte, ſetzt Herr Bayle hinzu, nach dem großen Lärmen, der Congregation *de auxiliis* (*) nicht glauben, daß die Thomiſten von der Natur des freyen Willens ſolche Dinge lehren, die der Meynung der Jeſuiten ganz und gar zuwider ſind? Und nichts deſto weniger, wenn man die Stellen betrachtet, die der P. Annat in einem Buche, unter dem Titel: Janſenius a Thomiſtis gratiae per ſe ipſam efficacis defenſoribus condemnatus, gedruckt zu Paris An. 1654. in 4. aus den Schriften der Thomiſten, gezogen; ſo findet man im Grunde nichts anders, als Wortgezänk zwiſchen den zwoen Secten. Die von ſich ſelbſt kräftige Gnade der einen Partey, läßt dem freyen Willen eben ſo viel Macht zu widerſtehen, als die genugſame Gnade (gratia congrua) der andern. Herr Bayle glaubt, man könne vom Janſenius ſelbſt faſt eben dieſes ſagen. Er war, ſpricht er, ein geſchickter Mann, ſehr arbeitſam, und von einem ſyſtematiſchen Kopfe. Er hat 22. Jahr an ſeinem Auguſtin gearbeitet; eine von ſeinen Abſichten iſt dieſe geweſen, die Jeſuiten in der Lehre vom freyen Willen zu widerlegen: inzwiſchen hat man noch bisher nicht ausmachen können, ob er die Freyheit der Gleich-

gültig-

---

dels leiſten ſollte, ſtreitig waren, (de Auxiliis gratiae diuinae) ſo hat auch die Congregation der Cardinäle, den Namen der Congregation de Auxiliis bekommen. Man hat eine ganze Hiſtorie davon im Drucke, andrer unzähliger Schriften, die von dieſer Materie herausgekommen, zu geſchweigen. In den Act. Erud. des vorigen Jahrhunderts wird man die meiſten davon recenſirt finden. G.

gültigkeit verwirft, oder ob er ſie annimmt. Man führt aus ſeinem Buche viel Stellen für und wider dieſe Meynung an, wie es der P. Annat ſelbſt in gedachtem Werke *de incoacta libertate* gezeigt hat. So gar leicht kann dieſer Artikel verdunkelt werden, wie Herr Bayle beym Beſchluſſe dieſer Abhandlung ſagt. Was den P. Gibieuf anlanget, ſo muß man geſtehen, daß er ſehr oft die Bedeutung der Wörter ändert, und folglich der Frage nicht in allem eine Genüge thut, ob er ſchon hier und da gute Sachen vorbringet.

366 §. Und in der That kömmt vielmals die Verwirrung von der Zweydeutigkeit der Wörter, und von der geringen Sorgfalt her, ſich deutliche Begriffe davon zu machen. Daraus entſpringt das ewige, und meiſtentheils unrecht verſtandene Gezänk über die Nothwendigkeit und Zufälligkeit, über das Mögliche und Unmögliche. Wenn man ſich aber nur die Sache alſo vorſtellet, daß die Nothwendigkeit und Möglichkeit, nach der Schärfe und metaphyſiſch genommen, einzig und allein von dieſer Frage abhängen: ob der Gegenſtand ſelbſt, oder deſſen Gegentheil einen Widerſpruch in ſich ſchließt, oder nicht; und dabey bedenket, daß die Zufälligkeit mit den Neigungen oder Gründen, die zu den Entſchließungen des Willens das ihrige beytragen, gar wohl beſtehen könne; wenn man auch ferner zwiſchen der Nothwendigkeit und der Beſtimmung oder Gewißheit, zwiſchen der metaphyſiſchen Nothwendigkeit, die keine Wahl ſtatt finden läßt, indem ſie nur einen einigen Gegenſtand darſtellet, und zwiſchen der moraliſchen, die den Weiſeſten nöthiget das Beſte zu erwählen, einen Unterſcheid zu machen weis; wenn man endlich die Chimäre von der völligen Gleichgültigkeit fahren läßt, als die bloß in philoſophiſchen Büchern und auf dem Papiere zu finden iſt, denn ihre Vertheidiger können ſich nicht einmal einen Begriff von ihr in ihren Köpfen machen, noch in den Sachen aus einem einzigen Exempel zeigen, daß ſie wirk-

lich iſt): ſo wird man leichtlich aus einem Labyrinthe entkommen, deſſen unglücklicher Dädalus der menſchliche Verſtand geweſen, und welcher ſo wohl bey den Alten, als bey den Neuen, unendlich viel Unordnungen verurſachet hat; ſo gar daß die Menſchen auf den lächerlichen Irrthum des faulen Trugſchluſſes verfallen, der von dem türkiſchen Verhängniſſe nicht viel unterſchieden iſt. Und ich wundere mich gar nicht, wenn die Thomiſten und Jeſuiten, ja ſelbſt die Moliniſten und Janſeniſten, im Grunde hierinnen mehr unter einander eins ſind, als man glaubt. Ein Thomiſt, und ſelbſt ein kluger Janſeniſt, wird mit der gewiſſen Beſtimmung zufrieden ſeyn, ohne auf die Nothwendigkeit zu verfallen: und wenn ja einer dahin geräth, ſo möchte der Irrthum vielleicht nur im Worte beſtehen. Ein kluger Moliniſt wird ſchon mit einer Gleichgültigkeit zufrieden ſeyn, die der Nothwendigkeit entgegen ſteht; die aber die überwiegenden Neigungen nicht ausſchließt.

367 §. Inzwiſchen ſind doch dieſe Schwierigkeiten dem Herrn Bayle ſehr wichtig vorgekommen; als der geneigter war ſie zu erheben als aufzulöſen: ob er wohl hierinnen, vielleicht ſo gut als jemand, hätte zurechte kommen können, wenn er nur darauf hätte wollen bedacht ſeyn. Man höre, was er davon in dem Artikel Janſenius, im Buchſt. G. ſeines Wörterbuchs ſpricht: „Es ſagte einer, die Materie von der „Gnade wäre ein Ocean, der weder Grund noch Ufer hätte. „Vielleicht hätte er noch beſſer gethan, wenn er ſie mit dem „Pharus zu Meßina verglichen hätte, allwo man allezeit „Gefahr läuft, an eine Klippe zu gerathen, wenn man eine „andere zu vermeiden ſucht:

Dextrum Scylla latus, laeuum implacata Charybdis
Obſidet . . . .

Die Scylla lieget rechts, Charybdis droht zur Linken.

„Alles kömmt endlich darauf an: ob Adam freywillig geſündiget habe? Antwortet man ja, ſo folget, daß ſein Fall „nicht vorhergeſehen worden: Antwortet man nein, ſo folget, daß er nicht geſtrafet werden könne. Man mag hundert Bücher wider eine oder die andere von dieſen beyden „Folgen ſchreiben, ſo wird man doch bekennen müſſen: es ſey „entweder das untrügliche Vorherſehen einer zufälligen Begebenheit ein unbegreifliches Geheimniß; oder die Art wie „eine Creatur, die ohne Freyheit wirket, dennoch ſündiget, „könne unmöglich begriffen werden.“

368 §. Ich muß mich entweder gar ſehr betrügen, oder dieſe zwey vermeynten unbegreiflichen Dinge fallen durch unſere Auflöſung gänzlich weg. Wollte Gott, es wäre ſo leicht auf die Frage zu antworten, wie man die Fieber wohl vertreiben ſolle, und wie die Klippen zweyer langwierigen Krankheiten zu vermeiden ſind; davon die eine entſtehen kann, wenn das Fieber gar nicht, und die andere, wenn es übel vertrieben wird. Wenn man vermeynt, eine freye That könne nicht vorhergeſehen werden; ſo vermiſcht man die Freyheit mit dem Mangel der Beſtimmung, und gänzlichen Gleichgültigkeit des Gleichgewichts: und wenn man glaubt, der Mangel der Freyheit würde verhindern, daß der Menſch könne für ſchuldig erkannt werden; ſo verſteht man eine Freyheit, die nicht von der Beſtimmung, oder von der Gewißheit, ſondern von der Nothwendigkeit und dem Zwange ausgenommen iſt. Hieraus erhellet, daß dieſer Vernunftſchluß nicht allzuwohl eingerichtet worden, und daß noch ein geran-

(*) Dieſes iſt hauptſächlich einer von den Gründen, womit der Ungenannte ſeine Meynung von der Freyheit des Willens, gegen den D. Clarke behauptet, deſſen ich ſchon oben bey Gelegenheit gedacht habe. Sie ſteht in dem Recueil de diverſes pieces de Mr. Leibnitz, Newton &c. unter dem Titel: Recherches philoſophiques ſur la Liberté de l'Homme. Und in der That kann man nicht einſehen, was geraumer Weg, zwiſchen den zweyen Klippen ſey. Man kann daher antworten: Adam habe frey geſündiget; und Gott habe ihn geſehen, wie er geſündiget, in dem Stande des möglichen Adams, der nach dem Schluſſe der göttlichen Zulaſſung wirklich geworden. Zwar hat ſich Adam freylich zufolge gewiſſer überwiegender Neigungen, zum ſündigen entſchloſſen: allein dieſe Beſtimmung ſchadet weder der Zufälligkeit noch der Freyheit; und der gewiſſen Beſtimmung, die in dem Menſchen zum ſündigen iſt, ungeachtet, könnte er dennoch überhaupt zu reden, auch nicht ſündigen: und folglich, weil er ſündiget, ſo iſt er ſchuldig, und verdienet Strafe; um ſo viel mehr, da dieſe Strafe, ſo wohl ihn als andere wird beſtimmen können, ein andermal nicht zu ſündigen. Der Iuſtitiae vindicatiuae oder rächenden Gerechtigkeit nicht zu gedenken, die noch weiter als auf die Schadloshaltung und Beſſerung geht, und in welcher ebenfalls nichts iſt, was der gewiſſen Beſtimmung der zufälligen Entſchließungen des Willens zuwider wäre. Man kann vielmehr ſagen, daß die Strafen und Belohnungen zum Theile unnütze ſeyn, und einen von ihren Endzwecken, nämlich die Beſſerung, verlieren würden, wenn ſie nichts beytragen könnten, den Willen zu beſtimmen, daß ers ein andermal beſſer machte. (*)

369 §. Herr Bayle fährt weiter fort: „In der Materie von der Freyheit ſind nur zwo Parteyen zu ergreifen; „die eine, daß man ſage, alle von der Seelen unterſchiedene „wirkende Urſachen, die mit ihr zuſammen kommen, laſſen

---

die Strafen nütze wären, wenn ſie keinen Einfluß in die Neigungen und Entſchließungen des Willens hätten; und die Seele ganz gleichgültig bliebe, aller Strafen ungeachtet, die ſie gewiß vorherſähe, dennoch das Laſter zu begehen, als ob gar keine Strafe dabey zu beſorgen wäre. Eine ſolche Gleichgültigkeit iſt ein Hirngeſpinſte, und wird in der Welt nirgends angetroffen. G.

„ihr die freye Macht etwas zu thun, oder nicht zu thun; die „andere, daß man ſage, dieſe Urſachen beſtimmen ſie dergeſtalt, etwas zu thun, daß ſie es unmöglich unterlaſſen können. Mit der erſten Partey halten es die Moliniſten, und „mit der andern die Thomiſten, Janſeniſten, und Proteſtanten der Genferkirche. Unterdeſſen haben die Thomiſten mit aller Macht geläugnet, daß ſie Janſeniſten wären, und dieſe haben eben ſo eifrig behauptet, ſie wären in „der Materie von der Freyheit keine Calviniſten. Auf „der andern Seite haben die Moliniſten nicht zugeben wollen, daß der heilige Auguſtin den Janſenismus gelehret. „Indem alſo jene nicht geſtehen wollen, daß ſie mit Leuten „übereinkämen, die für Ketzer gehalten werden; und die „andern läugnen, daß ſie einem ſolchen heiligen Lehrer zuwider wären, deſſen Lehren allezeit für orthodox gehalten „worden: ſo haben ſie hunderterley Ränke und liſtige Griffe „gebraucht, ꝛc.

370 §. Bey dieſen zwoen Parteyen, die Herr Bayle hier von einander unterſchieden, kann noch wohl eine dritte ſtehen, welche ſagen wird: die Beſtimmung der Seele komme nicht allein von der Zuſammenkunft aller wirkenden Urſachen her, die von der Seele unterſchieden ſind; ſondern auch vom Zuſtande der Seele ſelbſt, und von ihren Neigungen, die ſich mit dem Eindrucke der Sinnen vermiſchen, und ſie entweder verſtärken oder ſchwächen. Nun machen alle innere und äußerliche Urſachen zuſammen, daß ſich die Seele gewiß beſtimmet, aber keineswegs daß ſie ſich nothwendig beſtimmet: denn es würde keinen Widerſpruch mit ſich bringen, wenn ſie ſich anders beſtimmete; weil der Wille wohl gelenket, aber nicht genöthiget werden kann. Ich begehre nicht auszumachen, was in dieſer Materie unter den Janſeniſten und Reformirten für ein Unterſcheid ſey: vielleicht ſind ſie, ſo wohl was die Sachen als Redensarten betrifft, in einer Materie, in der man ſich oft in

den verwirrten Subtilitäten verliert, mit ſich ſelbſt nicht gar zu eins. Der P. Theophilus Räynaud hat in ſeinem Buche, *Calviniſmus, religio beſtiarum*, genannt, die Dominicaner anſtechen wollen, ohne ſie zu nennen. Auf der andern Seite warfen diejenigen, die ſich für Nachfolger des heiligen Auguſtins ausgaben, den Moliniſten den Pelagianiſmus, oder zum wenigſten den Semipelagianiſmus vor: und man trieb bisweilen zu beyden Seiten die Sache zu hoch, wenn man entweder eine ungewiſſe Gleichgültigkeit vertheidigte, und dem Menſchen zu viel einräumte; oder wenn man eine *Determinationem ad vnum, ſecundum qualitatem actus, licet non quoad eius ſubſtantiam*, das iſt, eine ſolche Beſtimmung zum Böſen in den Unwiedergebohrnen lehrete, als wenn ſie nichts als Sünde thäten. Im Grunde glaube ich, könne man es nur den Anhängern des Hobbeſius und Spinoza vorwerfen, daß ſie die Freyheit und die Zufälligkeit übern Hauſen werfen: denn ſie halten dafür, was geſchehe, das ſey einzig und allein möglich, und müſſe aus einer unvernünftigen und geometriſchen Nothwendigkeit geſchehen. Hobbes machte alle Dinge materialiſch, und unterwarf ſie den bloßen mathematiſchen Geſetzen: auch Spinoza ſprach Gott den Verſtand und die Wahl ab, indem er ihm bloß eine blinde Macht überließ, aus der alles nothwendig fließt. Die Glaubenslehrer beyder proteſtantiſchen Parteyen ſuchen mit gleichem Eifer eine unerträgliche Nothwendigkeit zu widerlegen; und ob zwar diejenigen, die es mit der dordrechtiſchen Verſammlung halten, bisweilen lehren: es ſey ſchon genug, wenn die Freyheit vom Zwange frey ſey, ſo ſcheint doch die Nothwendigkeit die ſie zurücke laſſen, nichts anders, als eine bedingte Nothwendigkeit, oder dasjenige zu ſeyn, was man eigentlicher Gewißheit und Unfehlbarkeit nennet; daß alſo die Schwierigkeiten öfters nur in Worten beſtehen. Eben das ſage ich von den Janſeniſten; wiewohl ich alle dieſe

Secten

Secten nicht überhaupt und in allen Stücken entſchuldigen will.

371 §. Bey den hebräiſchen Cabbaliſten bedeutete Malkuth oder das Reich, die letzte von den Sephiroth: daß Gott zwar alles ohne Widerſtand, aber doch gelinde und ohne Gewaltthätigkeit regiere; ſo daß der Menſch Gottes Willen thue, indem er vermeynt, er folge bloß ſeinem eigenen Willen. Sie ſagten, die Sünde Adams wäre die *Truncatio Malcuth a caeteris plantis* geweſen; das iſt, Adam hätte die letzte von den Sephiroth abgeſchnitten, indem er ſich in dem Reiche Gottes ein eigenes Reich gemacht, und eine Freyheit angemaßet hätte, die nicht unter Gott ſtünde: allein ſein Fall hätte ihn gelehret, daß er nicht von ſich ſelbſt beſtehen könne, und daß dem Menſchen von dem Meßia wieder müßte aufgeholfen werden. Man kann dieſer Lehre einen gar guten Verſtand geben. Spinoza aber, der in der Cabbala ſeiner Nation wohl beſchlagen war, und in ſeinem Tract. Polit. c. 2. n. 6. ſagt: indem die Menſchen ſich die Freyheit, ſo wie ſie pflegen, vorſtelleten, ſo führten ſie in dem Reiche Gottes ein Reich ein; hat die

Sachen

(*) Spinoza ſetzet nicht mehr als eine einige Subſtanz, die er Gott oder Naturam naturantem nennet, und ihr unendlich viele Eigenſchaften zuſchreibt. Die Ausdehnung und das Denken (Extenſio & cogitatio) ſind zwo Eigenſchaften dieſer einzigen Subſtanz, die andern ſind uns unbekannt. Alle Körper und Seelen, alle einzelne Dinge, ſind Beſchaffenheiten und Modificationen dieſer zwo Eigenſchaften, und machen zuſammen dasjenige aus, was Natura naturata genennet wird, in welcher alles auf eine ſchlechterdings nothwendige Art und Weiſe an einander hängt und auf einander folgt. Eine Subſtanz heißt bey ihm, was in und für ſich ſelbſt beſteht, und deſſen Begriff gar keines Begriffs einer andern Sache vonnöthen hat, das iſt, was ganz und gar von nichts anderm abhänget. Eine Eigenſchaft iſt, was der Verſtand von der Subſtanz, als etwas das ihr Weſen ausmachet, begreift. Und folglich iſt die

Sachen zu hoch getrieben. Das Reich und die Herrſchaft Gottes iſt bey dem Spinoza nichts anders, als das Reich der Nothwendigkeit, und zwar, wie beym Strato, einer blinden Nothwendigkeit; nach der alles aus der göttlichen Natur fließt, ohne daß die geringſte Wahl in Gott ſtatt habe, und ohne daß die Wahl des Menſchen ihn von der Nothwendigkeit befreye. Er ſagt ferner, damit die Menſchen das *Imperium in Imperio* einführen möchten: ſo bildeten ſie ſich ein, ihre Seele würde unmittelbar von Gott hervorgebracht, ohne daß ſie aus natürlichen Urſachen könnte hervorgebracht werden; und ſie hätte eine ganz unbedingte Macht ſich zu entſchließen, welches aber wider die Erfahrung laufe. Spinoza hat hierinnen recht, daß er wider eine unumſchränkte Gewalt ſich zu beſtimmen, das iſt, ſich ohne Urſache zu entſchließen, ſtreitet: eine ſolche Macht hat Gott ſelbſt nicht. Allein er hat unrecht, wenn er glaubt, eine Seele, eine einfache Subſtanz, könne auf natürliche Weiſe hervorgebracht werden. Die Seele ſcheint bey ihm nur eine vergängliche Modification zu ſeyn (*), und wenn er ſich ſtellt, als gebe er ſie für dauerhaft und ſelbſt

---

Subſtanz von ihren Eigenſchaften nicht anders unterſchieden, als daß die Eigenſchaften eine Relation auf den Verſtand haben, welcher der Subſtanz eine gewiſſe Natur zueignet (Epiſt. 27.) Ein Modus, eine Zufälligkeit, eine Modification oder Beſchaffenheit, iſt dasjenige, was in etwas anderm beſteht, und durch daſſelbige begriffen wird, oder, wodurch eine Eigenſchaft der einigen Subſtanz auf eine gewiſſe und beſtimmte Weiſe ausgedrückt wird. Folgends iſt ein Körper nichts anders, als eine Modification der göttlichen Ausdehnung, oder ein ſolcher Modus, wodurch das göttliche Weſen, ſo ferne man es als ausgedehnt betrachtet, auf eine gewiſſe und beſtimmte Weiſe ausgedrückt wird. Eine Seele iſt eine Modification des göttlichen Denkens. Und weil das Denken und die Ausdehnung zwo Eigenſchaften einer einigen Subſtanz ſind, und folgends einerley Weſen auf unterſchiedene Weiſe vorſtellen: ſo muß unter den für immerwährend aus: ſo ſetzet er an ihre Stelle die Idee des Leibes, die ein bloßer Begriff, und keine wirkliche und weſentliche Sache iſt.

372 §. Es iſt merkwürdig, was Herr Bayle von dem **Joh. Bredenburg**, einem Bürger von Rotterdam, im Wörterb. im Art. Spinoza, Buchſt. M der D. Ausg. erzählet. Er gab ein Buch wider den Spinoza heraus, unter dem Titel: Eneruatio Tractatus Theologico politici, vna cum demonſtratione, geometrico ordine diſpoſita, Naturam non eſſe Deum, cuius eſſati contrario praedictus Tractatus vnice innititur. Man verwunderte ſich daß ein Menſch, der von der Gelehrſamkeit keine Profeſſion machte, und gar wenig ſtudirt hatte; wie er denn ſein Buch in niederländiſcher Sprache geſchrieben und ins Latein überſetzen laſſen; alle Grundlehren des Spinoza, nachdem er ſie durch eine aufrichtige Zergliederung in einen

ſolchen

Modifiationen beyder Eigenſchaften einerley Ordnung und Connexion, und eine nothwendige Harmonie ſeyn; das iſt, einer jeden Modification der Ausdehnung, einer jeden Bewegung oder Veränderung eines Körpers, muß ein gewiſſer Gedanken oder eine Idee zukommen. Die Idee von einem Körper iſt die Seele dieſes Körpers; das iſt, Gott ſelbſt iſt die Seele eines Körpers, nicht zwar ſoferne er unendlich iſt, ſondern ſoferne die Eigenſchaft ſeines Denkens durch die Idee dieſes Körpers modificirt iſt. Und wenn man z. E. ſagt, die menſchliche Seele begreife dieſes oder jenes, ſo erklärt es Spinoza alſo: Gott ſelbſt habe eine Idee davon, nicht ſoferne er unendlich ſey, ſondern ſoferne er das Weſen der menſchlichen Seele ausmacht. Wenn man hingegen ſagt, die menſchliche Seele begreife etwas unvollkommen und unvollſtändig, ſo erklärt er es alſo: Gott habe eine Idee davon, ſoferne er nicht allein das Weſen dieſer Seele ausmache, ſondern zugleich auch die Idee von einer andern Sache habe. Je vollkommener alſo ein Leib iſt, je mit mehrern andern Dingen er eine Gemeinſchaft, Aehnlichkeit und Gleichheit hat, je mehrere Ideen in Gott ſind, ſoferne er bloß die Seele dieſes Leibes ausmacht; deſto vollſolchen Stand geſetzt hatte, darinnen ſie mit aller ihrer Stärke zu ſehen waren, ſo ſcharfſinnig habe einſehen und glücklich über den Haufen werfen können. Man hat mir erzählet, fährt Herr Bayle fort, daß als dieſer Mann ſeine Antwort und die Grundlehre ſeines Gegners zum öftern überlegt, habe er endlich befunden: man könnte dieſe Grundlehre in eine Demonſtration bringen. Er bemühete ſich alſo zu beweiſen, daß keine andere Urſache aller Dinge wäre, als eine Natur, die nothwendig vorhanden ſey, und aus einer unbeweglichen, unvermeidlichen und unwiederruflichen Nothwendigkeit handle. Er nahm die geometriſche Methode vollkommen in Acht, und als er ſeine Demonſtration gemacht hatte: ſo unterſuchte er ſie auf alle erſinnliche Weiſe und auf allen Seiten, und bemühete ſich deroſelben Schwäche zu entdecken; konnte aber weder ein Mittel finden, ſie umzuſtoßen, noch auch zu entkräften. Dieſes verurſachte

---

kommener iſt ſolche Seele. Eine Seele verhält ſich, ſeiner Meynung nach, wirkſam, ſoferne ihre Ideen vollſtändig; und leidend, ſoferne ſie unvollſtändig ſind. Sie iſt vergänglich, ſofern ſie ſich die gegenwärtige wirkliche Exiſtenz ihres Leibes und anderer Dinge, mit Beziehung auf gewiſſen Ort und Zeit, einbildet; aber unvergänglich, ſofern ſie das Weſen ihres Leibes, und das Weſen aller Dinge, in Gott, ſub ſpecie aeternitatis (nach der Philoſophie des Spinoza) verfaſſet. Hieraus ſchließt zuletzt Spinoza, das Leben eines Unweiſen und Unverſtändigen, der von ſich ſelbſt, von Gott, und von der Nothwendigkeit aller Dinge nichts wiſſe, ſey ein beſtändiges Leiden, und ſo bald er aufhöre zu leiden, höre er auch auf zu ſeyn. Ein Weiſer aber höre niemals auf zu ſeyn, und lebe ſtets in wahrhaftiger Gemüthsruhe. Dieſes wenige iſt ſchon zulänglich genug, das ganze verwirrte, ausſchweifende, und theils auf bloßen Misbrauch der Worte, theils auf kabbaliſtiſche Träume, gegründete Lehrgebäude des unglücklichen Spinoza zu verſtehen; wofern man anders ſagen kann, daß dergleichen Chimären und difficiles impiaeque nugae einigen Verſtand haben. R.

ihm einen wahrhaften Schmerz und Verdruß: er ſeufzete darüber, er bath ſeine beſten und geſchickteſten Freunde, ſie möchten ihm in Unterſuchung der Fehler dieſer Demonſtration beyſtehen; doch wollte er ſie auch nicht gerne abſchreiben laſſen. Als aber Franciſcus Cuper, ein Socinianer, der die *Arcana Atheiſmi reuelata*, wider den Spinoza, zu Roterdam 1676. in Quart geſchrieben, eine Abſchrift davon bekommen hatte: ſo gab er ſie ſo heraus wie ſie war, nämlich in Niederländiſcher Sprache, mit einigen Anmerkungen, und beſchuldigte den Verfaſſer der Gottesleugnung. Der Beſchuldigte vertheidigte ſich in eben dieſer Sprache. Orobio ein ſehr geſchickter jüdiſcher Arzt, der von dem Herrn Limborch iſt widerlegt worden, und der, wie man mich berichtet, in einem Buche, das nach ſeinem Tode gefunden worden, und noch ungedruckt iſt, geantwortet; gab ein Buch wider die Demonſtration des Herrn Bredenburgs heraus, unter dem Titel: *Certamen philoſophicum propugnatae veritatis diuinae ac naturalis, aduerſus J. B. principia*, Amſterdam 1684. Und Herr Aubert von Verſe ſchrieb auch in eben dem Jahre, unter dem Namen Latinus Serbattus Sartenſis wider ihn. Herr Bredenburg verſicherte, daß er von dem freyen Willen, und der Religion allerdings überzeugt wäre, und wünſchte nur, man möchte ihm ein

Mittel

(*) Es iſt zwar ſchwer wider eine Schrift etwas zu ſagen, die man nicht geſehen hat. Allein wenn doch eine Muthmaßung etwas gelten kann, die auf wahrſcheinliche Urſachen gegründet iſt, ſo wird man auch die meinige vielleicht dulden. Die mathematiſche Methode demonſtrirt, nach Beſchaffenheit, der Erklärungen, Grundſätze und Erfahrungen, die man zum Grunde legt, und daraus man alles herleitet. Sind nun dieſelben unrichtig und falſch, ſo kann eine gewiſſe Lehre daraus zwar richtig folgen, und mit geometriſcher Gewißheit demonſtriret ſeyn; aber dennoch höchſt falſch bleiben. So hat ja Spinoza ſelbſt die carteſianiſche Philoſophie in geometriſcher Methode vorgetragen: aber ſie dadurch nichts

Mittel an die Hand geben, auf ſeine Demonſtration zu antworten. (*)

373 §. Ich wünſchte dieſe Demonſtration zu ſehen, und zu wiſſen, ob ſie darauf gienge, daß die urſprüngliche Natur (Natura primitiua.) die alles hervorbringet, ohne Wahl und ohne Erkenntniß wirke. In dieſem Falle, geſtehe ich, wäre die Demonſtration ſpinoſiſtiſch und gefährlich: verſtünde er es aber nur ſo, daß die göttliche Natur zu dem, was ſie hervorbringt, durch ihre eigene Wahl und durch den Grund des Beſten bewogen würde; ſo hätte er nicht Urſache gehabt, über dieſe vermeynte unbewegliche, unvermeidliche, unwiderrufliche Nothwendigkeit ſich zu betrüben. Sie iſt bloß moraliſch, es iſt eine glückſelige Nothwendigkeit; und an ſtatt daß ſie die Religion zernichten ſollte, ſo ſetzt ſie vielmehr die göttliche Vollkommenheit in ihren größten Glanz und in ihr völliges Anſehen.

374 §. Ich will bey dieſer Gelegenheit erinnern, daß Herr Bayle im Buchſt. L. Art. Spinoſa der deutſch. Ausg. die Meynung dererjenigen anführet, die das Buch, welches unter dem Titel: Lucii Antiſtii Conſtantis *de iure Eccleſiaſticorum* liber ſingularis, im 1665. Jahr heraus gekommen, dem Spinoza beymeſſen: allein ich habe Urſache daran

---

gewiſſer und wahrer gemacht, als ſie geweſen. Eben ſo hat er auch ſeine Ethicam geometriſch erweiſen wollen: wie ſchlecht er aber ſein Wort gehalten, habe ich in meinen Programmatibus dawider gewieſen; indem er faſt lauter falſche Erklärungen, und unrichtige Grundſätze vorausgeſetzet. Eben ſo mag Bredenborg wohl die Regeln der geometriſchen Lehrart ziemlich beobachtet haben; wiewohl man doch nicht recht weis, ob ſeine Freunde derſelben recht mächtig geweſen: aber weil er, wie zu vermuthen iſt, die falſchen Spinoziſtiſchen Erklärungen und Grundſätze zum voraus angenommen; ſo haben auch bey den beſten Demonſtrationen, lauter falſche Lehren herauskommen müſſen. G.

daran zu zweifeln: ob ſchon Herr Coler, der uns von dieſem berühmten Juden eine Lebensbeſchreibung gegeben hat, eben dieſer Meynung iſt. Die Anfangsbuchſtaben L. A C. bewegen mich zu ſchließen, der Urheber dieſes Buchs ſey der Herr de la Court, oder van den Hoof geweſen, der ſich auch bisweilen V. D. H. genennet, und durch das Intereſſe von Holland, die *Balance politique*, und viel andere wider die Macht des Stadthalters von Holland, die man damals der Republik für gefährlich hielt, indem das Andenken der Unternehmung des Prinzen Wilhelms des II. auf die Stadt Amſterdam, annoch in friſchem Gedächtniſſe war, herausgegebene Bücher bekannt iſt. Und gleichwie die meiſten holländiſchen Geiſtlichen es mit dem Sohne dieſes Prinzen hielten, der damals noch in der Minderjährigkeit war, und den Herrn von Wit, und die ſo genannte Faction von Löwenſtein, in Argwohn zogen, als wenn ſie den Arminianern, den Carteſianern, und andern Secten, vor denen man ſich noch weit mehr fürchtete, den Rücken hielten; und daher das Volk wider ſie aufzuhetzen ſuchten, welches auch nicht ohne Wirkungen geweſen, wie es der Ausgang gezeiget: ſo war es gar natürlich, daß der Herr de la Court dieſes Buch heraus gab. Es iſt wahr, daß man in denjenigen Schriften, die für eine Partey geſchrieben werden, ſelten die Mittelſtraße in acht nimmt. Ich will nur beyläufig erinnern, daß man das Intereſſe von Holland ins Franzöſiſche überſetzt, und unter dem betrüglichen Titel: *Memoires de M. le Grand Penſionaire de Wit*, heraus gegeben: gerade als wenn die Gedanken einer Privatperſon, die es in der That mit dem Wit hielt, und auch ſonſt gar geſchickt war; die aber von den öffentlichen Staatsgeſchäfften nicht gnugſame Erkenntniß, noch auch genugſame Fähigkeit hatte, ſo zu ſchreiben, wie dieſer große Staatsminiſter hätte ſchreiben können; für eine Geburth eines der größten Leute ſeiner Zeit könnten gehalten werden.

375 §.

375 §. Ich habe auf meiner Rückreiſe aus Frankreich durch Engelland und Holland, ſowohl den Herrn de la Court, als auch den Spinoza geſprochen, und von ihnen einige gute Nachrichten von den Sachen der damaligen Zeit erfahren. Herr Bayle ſagt ebendaſ. auf der 260. und 262. S. in (a) der deutſch Ausg. Spinoza habe unter einem Arzte, Franciſcus van den Ende genannt, die lateiniſche Sprache gelernt; und meldet zugleich nebſt dem Hrn. Sebaſtian Kortholt, der hievon in der Vorrede über die andere Auflage des Buches ſeines verſtorbenen Vaters *de tribus impoſtoribus*, Herbert Bar. von Cherbury, Hobbes und Spinoza, was gedenket; daß Spinoza von einer Jungfer Latein gelernet, die hernach den Herrn Kerkering geheirathet, der zugleich mit dem Spinoza ihr Schüler geweſen. Hiebey habe ich zu erinnern, daß dieſe Jungfer eine Tochter des Herrn van den Ende geweſen, und ihren Vater oft im Lehren beygeſtanden. Van den Ende, der ſich auch ſonſt de Finibus nennte, gieng hernach nach Paris, und hielt in der Vorſtadt St. Anton Tiſchgäſte. Er wurde für einen vortrefflichen Mann in der Lehrart gehalten, und als ich ihn beſuchte, ſo ſagte er: er wollte wetten, ſeine Zuhörer würden ihm allezeit aufmerkſam zuhören. Er hatte auch damals ein junges Mädchen bey ſich, die Latein redete, und geometriſche Demonſtrationen machte. Er hatte ſich beym Herrn Arnauld beliebt gemacht, und die Jeſuiten fingen an ſeinen guten Namen zu beneiden; allein er ſtürzte ſich kurz darauf ins Verderben, indem er ſich in die Verſchwörung des Ritters von Rohan gemiſcht hatte.

376 §. Wir haben meines Erachtens zur Gnüge gezeiget, daß weder das Vorherwiſſen noch die Vorſehung Gottes, ſo wenig ſeiner Gerechtigkeit und Güte, als unſerer Freyheit ſchaden könne. Es iſt nur noch die Schwierigkeit übrig, die von der Mitwirkung Gottes mit den Creaturen herrühret; als welche Mitwirkung ſo wohl ſeiner Gütigkeit, in Anſe-

hung unſrer böſen Thaten, als auch unſerer Freyheit, in Anſehung der guten und böſen Thaten, ſehr nachtheilig zu ſeyn ſcheint. Herr Bayle hat dieſe Schwierigkeit mit ſeinem gewöhnlichen Witze ſehr hoch getrieben. Wir wollen die Einwürfe, die er vorbringt, zu erklären ſuchen, und hernach werden wir dieſes Buch beſchließen können. Ich habe ſchon erwieſen, daß die Mitwirkung Gottes darinnen beſtehe, daß er uns beſtändig alles dasjenige giebt, was in uns und unſern Thaten wirklich und weſentlich iſt, ſo weit es eine Vollkommenheit einſchließt; was aber eingeſchränkt und unvollkommen darinnen iſt, daſſelbe fließt aus den vorhergehenden Einſchränkungen, die urſprünglich in der Creatur ſind. Und gleichwie eine jede Wirkung der Creatur eine Aenderung ihrer Modificationen iſt; ſo iſt es klar, daß die Wirkung von der Creatur herkömmt, in Anſehung der Einſchränkungen oder der Verneinungen, die ſie in ſich hat, und die durch dieſe Veränderung geändert werden.

377 §. Ich habe ſchon mehr als einmal in dieſem Werke angemerket, daß das Böſe eine Folge der Privation ſey, und glaube dieſes verſtändlich genug erkläret zu haben. Der heilige Auguſtin hat dieſen Gedanken ſchon vorgetragen, und der heilige Baſilius hat in ſeinem Hexaemeron, Homil. 2. auch etwas geſagt, das dieſem beykömmt: „Die Sünde ſey „keine lebendige und beſeelte Subſtanz; ſondern eine Eigenſchaft der Seelen, die der Tugend zuwider ſey, und von der „Verlaſſung des Guten herkomme: ſo daß man nicht erſt ein „urſprüngliches Uebel, malum priuatiuum, zu ſuchen nöthig habe.“ Herr Bayle, der dieſe Stelle im Art. Paulicianer, ſeines Wörterb. im Buchſt. D. anführt, lobet die Anmer-

---

(*) Anaxagoras iſt unter den griechiſchen Weltweiſen der erſte geweſen, der außer der ewigen Materie, auch einen Geiſt, oder Verſtand (Νοῦς) gelehret, welcher dieſelbe in Ordnung gebracht, und eine wohleingerichtete Welt daraus gebauet.

Anmerkung des Herrn Pfanners, den er einen deutſchen Schriftgelehrten nennet; er iſt aber ein Juriſt von Profeſſion, und Rath der Herzoge von Sachſen; der den heiligen Baſilius tadelt, weil er nicht geſtehen wollen, daß Gott der Urheber des phyſikaliſchen Böſen ſey. Er iſt es ohne Zweifel, wenn man das moraliſche Böſe ſchon als wirklich vorhanden ſetzt. Allein überhaupt zu reden, könnte man gar wohl behaupten, Gott habe das phyſikaliſche Böſe als einen Erfolg zugelaſſen, indem er das moraliſche zugelaſſen, welches der Urſprung deſſelbigen iſt. Die Stoiker ſcheinen ebenfalls erkannt zu haben, daß die Wirklichkeit des Böſen ſehr gering ſey. Dieſe Worte Epiktets zeigen es an: Gleichwie man des Fehlens wegen kein Ziel ſetzt, alſo kann man auch ſagen, daß die Natur des Böſen in der Welt nicht wirklich da ſey. (*Si ut aberrandi cauſa meta non ponitur, ſic nec natura mali in mundo exiſtit.*)

378 §. Man hatte alſo nicht nöthig, eine Quelle des Böſen hervorzuſuchen, wie der heilige Baſilius gar wohl angemerket hat. Eben ſo wenig hat man nöthig, den Urſprung des Böſen in der Materie zu ſuchen. Diejenigen, welche ein Chaos geglaubt, ehe Gott ſeine Hand dran geleget, haben den Urſprung der Unordnung in ſelbigem geſucht. Dieſe Meynung hat Plato in ſeinem Timäus vorgetragen. Ariſtoteles hat ihn deswegen in ſeinem 3ten Buche *de coelo* cap. 2. widerlegt, weil dieſer Lehre nach, die Unordnung urſprünglich und natürlich, und die Ordnung wider die Natur wäre eingeführet worden. Dieſe ungereimte Folge hat Anaxagoras vermieden, indem er die Materie in Ruhe läßt, bis ſie Got in Bewegung geſetzt, und Ariſtoteles lobt ihn deswegen an angeführtem Orte. (*) Nach Plutarchs Nachricht,

---

Er hat alſo erkannt und eingeſehen, daß weder eine blinde Nothwendigkeit noch ein ungefährer Zufall, ein ſo ſchönes Gebäude mit allen ſeinen Einwohnern zuwege bringen können: und dieſe iſt hernach vom Pythagoras, Sokrates, Plato, richt, (*de Iside & Osiride*, & Tr. *de animae procreatione ex Timaeo*) erkannte Plato in der Materie eine gewiſſe Seele, oder eine übelthätige, und Gott aufſätzige Macht, nämlich ein wirkliches und weſentliches Laſter, als eine Hinderniß des göttlichen Vorhabens. So haben auch die Stoiker die Materie für die Quelle und den Urſprung der Sünde gehalten, wie es Juſtus Lipſius in dem 1. Buche von der Phyſiologie der Stoiker gezeigt hat.

379 §. Ariſtoteles hat das Chaos mit Recht verworfen; allein man kann nicht allemal hinter die eigentliche Meynung des Plato kommen, noch weniger hinter die Meynung einiger Alten, deren Schriften verlohren gegangen. Keppler, einer von den vortrefflichſten Mathematikkundigen unter den Neuern, hat in der Materie eine Art einer Unvollkommenheit erkannt, wenn gleich keine unordentliche und verwirrte Bewegung drinnen vorhanden wäre; und das nennt er ihre natürliche Trägheit, *inertiam naturalem*, die ihr einen Widerſtand gegen die Bewegung giebt: daher ein größerer Klump Materie, von einerley Kraft, weniger Geſchwindigkeit bekömmt. Dieſe Anmerkung hat überaus guten Grund, und ich habe mich derſelben oben zu einem Gleichniſſe bedienet, um zu zeigen: wie die urſprüngliche Unvollkommenheit der Creaturen die Wirkung des Schöpfers, die aufs Gute zielet, einſchränke. Gleichwie aber die Materie ſelbſt ein Werk Gottes iſt, ſo giebt ſie nur ein Gleichniß und ein Exempel ab, und kann nicht ſelbſt die Quelle des Böſen und der Unvollkommenheit ſeyn. Wir haben

ſchon

---

und vielen andern großen Weltweiſen gebilliget und beybehalten worden. Und iſt gleich einige Schwierigkeit dabey, was Anaxagoras, durch ſeine Homöomerien, oder gleichartige Theile verſtanden habe, die Bayle im Art. Anaxagoras ſehr weitläuftig unterſuchet: ſo entgeht doch dadurch ſeiner Ehre, in Anſehung des hauptſächlichen Lehrſatzes, nichts; daß nämlich die Ordnung in der Welt das Werk eines verſchon gezeigt, daß dieſe Quelle in den Formen oder Ideen der möglichen Dinge zu finden ſey; denn ſie muß ewig ſeyn, und die Materie iſt nicht ewig. Da nun Gott alle wirkliche Realität, die nicht ewig iſt, gemacht hat, ſo würde er auch die Quelle des Böſen geſchaffen haben; wenn ſie nicht in der Möglichkeit der Dinge oder der Formen beſtünde, die Gott allein nicht gemacht hat, weil er nicht der Urheber ſeines eignen Verſtandes iſt.

380 §. Ob nun zwar die Quelle des Böſen in den möglichen Formen beſtehet, die noch vor den Wirkungen des göttlichen Willens geweſen: ſo bleibt es doch wahr, daß Gott in der wirklichen Ausführung, da dieſe Formen der Materie gegeben worden, zu dem Böſen mitgewirket; und dieſes macht eben die Schwierigkeit, von der hier die Rede iſt. Wenn Durandus von St. Portian, der Cardinal Aureolus, Nicolaus Taurellus, der P. Ludovicus von Dole, Herr Bernier, und einige andere von dieſer göttlichen Mitwirkung geredet, ſo haben ſie nur eine allgemeine zugelaſſen, aus Furcht, ſie möchten ſonſt der Freyheit des Menſchen und der Heiligkeit Gottes zu nahe treten. Sie ſcheinen zu behaupten, Gott, der einmal den Geſchöpfen die Kraft zu wirken gegeben, thue weiter nichts, als daß er ſolche Kraft erhalte. Anderſeits aber treibt Herr Bayle, nebſt einigen neuern Scribenten, die Mitwirkung Gottes allzuweit: es ſcheint als befürchte er, die Creatur möchte ſonſt nicht genugſam von Gott abhängen. Er geht ſo weit, daß er die Wirkung der Creatur ganz und gar abſpricht, ja er

---

ſtändigen Weſens ſey. Der berühmte Engländer Cudworth hat ihn daher mit Recht unter die Gegner der Atheiſten gezählet. S. ſein True Intellect. Syſtem of the Univerſe p. 26. Chap. I. §. XX. der Lond. Ausgabe von 1678. in fol. S. auch Hrn. Abt Mosheims lat. Ausgabe, und ſeine gelehrte Anmerkungen zu dieſer Stelle. G.

erkennet nicht einmal einen wirklichen Unterſcheid unter einem ſelbſtändigen und zufälligen Weſen, (inter *ſubſtantiam & accidens.*)

381 §. Er ſtützt ſich ſonderlich auf dieſe in den Schulen eingeführte Lehre, daß die Erhaltung eine beſtändige Schöpfung ſey. Zufolge dieſer Lehre ſcheint es, daß die Creatur niemals vorhanden ſey, ſondern immer gebohren werde, und auch immer ſterbe: wie die Zeit, die Bewegung, und andere Dinge, die in einer immerwährenden Folge beſtehen. Plato hat dieß von materialiſchen und empfindlichen Dingen geglaubt, wenn er ſpricht, ſie wären in einem beſtändigen Fluſſe. **Sie werden ſtets, und ſind niemals**; (*ſemper fiunt, nunquam ſunt*). Von den unmaterialiſchen Subſtanzen aber hat er ganz anders geurtheilet, als die er allein für rechte Subſtanzen gehalten, worinnen er auch nicht gänzlich geirret. Allein die unaufhörliche Schöpfung geht alle Geſchöpfe ohne Unterſcheid an. Es ſind viel geſchickte Philoſophen dieſer Lehre zuwider geweſen, und Herr Bayle führet an, es hätte ſie David von Rodon, ein berühmter Weltweiſer unter den Franzoſen, die es mit Genf gehalten, ausdrücklich widerleget. So billigen ſie auch die Arminianer ganz und gar nicht: dieſe ſind dieſen metaphyſiſchen Subtilitäten nicht ſehr geneigt; von den Socinianern nichts zu gedenken, als denen ſie noch weniger anſtehen.

382 §. Wenn man recht unterſuchen wollte, ob die Erhaltung eine beſtändige Schöpfung wäre, ſo müßte man die Gründe unterſuchen, auf welchen dieſe Lehre beruhet. Die Carteſianer bedienen ſich, nach dem Exempel ihres Lehrers, zu ihrem Beweiſe, eines Grundſatzes, der nicht genugſam ſchließt. Sie ſagen, „daß weil die Theile und Augenblicke „der Zeit keine nothwendige Verbindung unter einander „haben: ſo folge es gar nicht, daß weil ich dieſen Augenblick „bin, ich auch den folgenden ſeyn werde; woferne eben die

„Urſache, die mir das Seyn in dieſem Augenblicke giebt, „mir es nicht auch auf den folgenden gebe. Der Urheber „der Nachricht von der Abbildung des Socinianiſmus hat „ſich dieſes Schluſſes bedienet, und Herr Bayle der vielleicht dieſe Nachricht gemacht, führt ihn in ſeiner Antwort au Provincial ch. 141 p. 771. T. 3. an. Man kann antworten: daraus daß ich bin, folget freylich nicht nothwendig, daß ich ſeyn werde; allein es folget doch natürlicher Weiſe, das iſt, von ſich ſelbſt, wenn nur nichts im Wege ſteht. Das iſt der Unterſcheid, den man unter dem weſentlichen und natürlichen machen kann. Es iſt eben ſo, als wenn natürlicher Weiſe eine Bewegung anhält, wenn ſie nicht von einer neuen Urſache verhindert oder verändert wird; maßen die Urſache, die ſie anjetzo aufhebt, ſie ſchon vorher würde aufgehoben haben, wenn es keine neue Urſache wäre.

383 §. Der ſel. Herr **Erhard Weigel**, ein berühmter Mathematicus und Philoſoph zu Jena, der wegen ſeiner *Analyſi Euclidaea*, wegen ſeiner mathematiſchen Philoſophie, wegen einiger gar artigen mathematiſchen Erfindungen, und endlich wegen der Mühe die er ſich gegeben, die proteſtantiſchen Fürſten zu der endlichen Verbeſſerung des Calenders zu bewegen, deſſen Fortgang er doch nicht erlebet hat, genugſam bekannt iſt; dieſer **Herr Weigel**, ſage ich, theilte ſeinen Freunden eine gewiſſe Demonſtration von dem Daſeyn Gottes mit, dabey es in der That auf dieſe beſtändige Schöpfung ankam. Und gleich wie er gewohnt war, das Rechnen mit dem vernünftigen Urtheilen zu vergleichen, wie hievon ſeine rechenſchaftliche Sittenlehre zeiget: ſo ſagte er, der Grund ſeiner Demonſtration wäre dieſer Anfang der pythagoriſchen Tafel ein mahl eins iſt eins. Dieſe wiederholte Einheiten wären die Augenblicke des Daſeyns der Dinge, deren jeder von Gott abhienge; als welcher alle Sachen, außer ihm, ſo zu reden, alle Augenblicke wieder aufrichte und lebendig mache. Denn gleichwie ſie alle Augen-

blicke wegfallen, ſo müſſe ſie allezeit jemand wieder aufrichten; der ſonſt niemand anders als Gott ſeyn könne. Allein wenn man dieß eine Demonſtration nennen wollte, ſo müßte man einen richtigern Beweis haben. Man müßte beweiſen, daß die Creatur immerzu aus nichts hervorkomme, und bald wieder in ſelbiges verfalle; ſonderlich aber müßte gezeigt werden, daß das Vorrecht länger als einen Augenblick von Natur zu dauern, dem einzigen nothwendigen Weſen zukomme. (*) Die Schwierigkeiten von der Zuſammenſetzung der Körper laufen auch mit in dieſe Materie. Denn dieſe Lehre ſcheint die Zeit in Augenblicke aufzulöſen, da hingegen andere die Augenblicke und Punkte für bloße Modalitäten des Stetigen; das iſt, für äußerſte Ende der Theile, die man darinnen anzeigen kann, aber nicht für ausmachende wirkliche Theile, anſehen. Allein hier iſt nicht der Ort, ſich in dieſes Labyrinth einzulaſſen.

384 §. Das ſicherſte was man von der gegenwärtigen Sache ſagen kann, iſt, daß die Creatur unaufhörlich von der Wirkung Gottes abhängt, und zwar nicht weniger, nachdem ſie angefangen hat, als im Anfange ſelbſt. Dieſe Abhängung macht, daß ſie nicht mehr daſeyn würde, wenn Gott nicht mehe wirkte; ja daß endlich dieſe Wirkung Got-

tes

(*) Es kömmt hierzu auch dieſe Schwierigkeit, daß ein Geſchöpf, welches alle Augenblicke erſchaffen würde, und doch alle Augenblick wieder in ſein Nichts verfiele, zu gleicher Zeit ſeyn, und nicht ſeyn müßte, welches doch widerſprechend iſt. Oder wenn man einen bloßen Wechſel des Seyns und Nichtſeyns behaupten wollte: ſo würde daraus folgen, daß der göttliche Wille, und die göttliche Macht, die allen Geſchöpfen das Seyn zuerſt gegeben, gleich in dem erſten Augenblicke müde würden, und gleichſam die Hand abzögen, damit die Creatur in ihr Nichts zurückfallen könnte; ſich aber auch ſogleich wieder erholten, und ſie aus dem Nichts hervor zögen. Wozu nun dieſe Vorausſetzung dienen ſolle, tes frey iſt. Denn wäre es ein nothwendiger Ausfluß, wie die Eigenſchaften des Zirkels, die aus ſeinem Weſen fließen; ſo müßte man entweder ſagen: Gott habe die Creatur bald anfangs nothwendig geſchaffen; oder man müßte zeigen, daß er ſich, da er ſie einmal geſchaffen, die Nothwendigkeit auferlegt hätte ſie zu erhalten. Nun kann dieſe erhaltende Wirkung gar wohl eine *Hervorbringung* oder auch gar, wofern es alſo gefällig iſt, eine *Schöpfung* genennet werden. Denn weil die Dependenz in dem nachfolgenden eben ſo groß iſt, als im Anfange: ſo ändert die äußerliche Benennung, daß ſie neu oder nicht neu iſt, derſelben Natur keinesweges.

385 §. Wir wollen alſo in einem ſolchen Verſtande zulaſſen, daß die Erhaltung eine beſtändige Schöpfung ſey, und ſehen, was Herr Bayle, nach dem Verfaſſer der dem Herrn Jurieu entgegen geſetzten Nachricht von der Abbildung des Socinianiſmus p. 771. daraus zu ſchließen ſcheint. „Mir ſcheint es, ſpricht dieſer Scribent, daß man daraus „ſchließen müſſe, Gott thue alles, und es ſeyn in allen Creaturen weder cauſae primae, noch ſecundae, noch auch „occaſionales, wie leicht zu erweiſen iſt. Denn in dem „Augenblicke, da ich rede, bin ich ſo wie ich bin, mit allen „meinen Umſtänden, mit dieſem Gedanken, mit dieſer

---

das iſt ſchwer zu ſagen. Was Gott einmal will und wirket, das will er aufs kräftigſte; folglich läßt er nicht nach, ſolches zu wollen, und zu wirken. Läßt er aber nicht nach: ſo muß auch die Wirkung ſeiner Macht fortdauren, und ihr Daſeyn kann alſo keinen Augenblick nachlaſſen oder unterbrochen werden. Eine Hand, die einen Stein aufhebet, und ihn in der Höhe halten will, läßt ihn nicht alle Augenblicke ſinken, um ihn alle Augenblicke wieder aufzuheben: ſondern ihre beſtändig anhaltende Kraft, hindert ihn am fallen, und erſparet ſich alſo eine vergebliche Mühe des Aufhebens: wiewohl es immer dieſelbe Kraft iſt, die den Stein erhoben hat, und die ihn beſtändig unterſtützet. G.

„Handlung, ſitzend oder ſtehend. Schafft mich nun Gott
„in dem Augenblicke ſo wie ich bin, wie man denn in dieſem
„Lehrgebäude nothwendig ſagen muß: ſo ſchafft er mich
„mit dieſem Gedanken, mit dieſer Handlung, mit dieſer
„Bewegung, und mit dieſer Beſtimmung. Man kann
„nicht ſagen: Gott ſchaffe mich zuerſt, und wenn er mich
„geſchaffen, ſo bringe er mit mir meine Bewegungen und
„meine Beſtimmungen hervor. Das läßt ſich um zweyer
„Urſachen willen nicht behaupten; erſtlich dieweil, wenn mich
„Gott in dieſem Augenblicke ſchafft oder erhält, er mich
„nicht als ein Weſen ohne Form, als eine Art von Dingen,
„oder als ein ander Ding, von den allgemeinen Begriffen
„der Vernunftlehrer, erhält. Ich bin ein einzelnes Ding,
„er ſchafft und erhält mich auch als ein ſolches; indem ich
„alles in dieſem Augenblicke, mit allen meinen Dependenzen
„bin, was ich bin. Zum andern, da mich Gott in dieſem
„Augenblicke ſchaffet, ſo muß man, wenn man ſagt, er
„bringe nachgehends mit mir meine Wirkungen hervor, ſich
„nothwendig einen andern Augenblick zu ſolchen Wirkungen
„einbilden. Allein ſo wären zwey Augenblicke, da wir
„nur einen ſetzen. Es iſt alſo in dieſer Vorausſetzung gewiß,
„daß die Creaturen keine mehrere Verbindung, und
„keine mehrere Relation mit ihren Wirkungen haben,
„als ſie im erſten Augenblicke ihres Urſprungs mit ihrer
„eigenen Hervorbringung gehabt.“ Der Urheber dieſer
Nachricht zieht ſolche harte Folgen hieraus, als man ſich nur
einbilden kann, und bezeigt endlich, daß man demjenigen
viel ſchuldig ſeyn würde, der den Anhängern dieſes Lehrbegriffs
zeigen möchte, wie ſie ſich aus dieſen entſetzlichen Ungereimtheiten
helfen könnten.

386 §. Herr Bayle treibt die Sache noch höher. „Ihr
„wiſſet, ſpricht er p. 775. daß man in den Schulen zeiget,
„(er führt den Arriaga Diſp. 9. Phyſ. Sect. 6. und
„ſonderlich Subſect. III. an,) die Creatur könne weder

„ganz noch zum Theile die Urſache ihrer Erhaltung ſeyn.
„Denn wenn ſie es wäre, ſo würde ſie eher da ſeyn, als ſie
„da iſt, welches ſich ſelbſt widerſpricht. Ihr wiſſet, daß
„man alſo zu ſchließen pflegt: Was ſich erhält, das wirket;
„was wirket, das iſt vorhanden, und nichts kann wirken,
„ehe und bevor es ſein völliges Daſeyn hat. Wenn ſich
„alſo eine Creatur erhielte, ſo würde ſie wirken ehe ſie wäre.
„Dieſer Vernunftſchluß iſt nicht auf Wahrſcheinlichkeiten
„gegründet, ſondern auf die erſten Grundlehren der Metaphyſik,
„z. E. was nicht iſt, hat auch keine Zufälligkeiten,
„(*non entis nulla ſunt accidentia.*) das Wirken folgt auf
„das Seyn, (*operari ſequitur eſſe,*) die ſonnenklar ſind.
„Laßt uns weiter gehen. Wenn die Creaturen zugleich
„mit Gott wirkten (man verſteht hier eine thätige, und
„nicht eine leidende Mitwirkung eines bloßen Werkzeuges)
„bey ihrer Erhaltung: ſo würden ſie eher wirken als ſie
„wären; das iſt ſchon bewieſen worden. Wenn ſie aber
„zugleich mit Gott in Hervorbringung einer andern Sache
„wirkten, ſo würden ſie ebenfalls eher wirken, als ſie wären.
„Alſo können ſie zu Hervorbringung einiger andern Sachen,
„(als zur Bewegung aus einem Orte in den andern,
„zu einer Bejahung, zu einem Willen, als welches ſolche
„Dinge ſind, die von ihrer Subſtanz, wie man vermeynet,
„wirklich unterſchieden ſeyn,) ſo unmöglich als zu ihrer eignen
„Erhaltung, mit Gott mitwirken. Und weil ihre Erhaltung
„eine fortgeſetzte Schöpfung iſt, und alle Menſchen
„in der Welt bekennen müſſen, daß ſie in dem erſten Augenblicke
„ihres Daſeyns weder ſich ſelbſt hervorzubringen,
„noch ſich einige Modalität zu geben, mit Gott mitwirken
„können: denn auf ſolche Weiſe würden ſie wirken, ehe ſie
„noch wären; (man merke, daß Thomas von Aquino und
„viele andere Scholaſtiker lehren: wenn die Engel in dem
„erſten Augenblicke ihrer Schöpfung geſündiget hätten, ſo
„würde Gott der Urheber der Sünde ſeyn. Man ſchlage den

„Bernhardinermönch Peter von S. Joſoph a. d. 318. u. f. S.
„in der *Suaui Concordia humanae libertatis* nach. Die-
„ſes iſt ein Zeichen, daß ſie zugeben, die Creatur könne im
„erſten Augenblicke in keiner Sache nichts thun und wir-
„ken;) ſo folget deutlich daraus, daß ſie in keinem folgenden
„Augenblicke weder zu ihrer eignen, noch zu irgend einer
„andern Sache Hervorbringung mit Gott mitwirken kön-
„nen. Könnten ſie in dem andern Augenblicke ihrer Dauer
„dazu mitwirken, ſo würden ſie auch ohne einige Hinterniß
„im erſten Augenblicke mitwirken können.“

387 §. Auf dieſe Vernunftſchlüſſe iſt alſo zu antworten. Wir wollen ſetzen, die Creatur würde alle Augenblicke von neuem hervorgebracht: wir wollen auch zugeben, daß ein Augenblick als untheilbar betrachtet, alle Priorität der Zeit ausſchließe: allein wir müſſen dabey merken, daß er gleichwohl nicht die Priorität der Natur ausſchließe, oder dasjenige, was man Anterioritatem in ſigno rationis nennet; und daß dieſe ſchon zulänglich ſey. Die Hervorbringung oder die Wirkung dadurch Gott was hervorbringet, geht von Natur vor dem Daſeyn der Creatur, die hervorgebracht wird, vorher. Die Creatur, wenn ſie an und für ſich ſelbſt genommen wird, iſt mit ihrer Natur und ihren nothwendigen Eigenſchaften eher, als ihre zufälligen Eigenſchaften und ihre Wirkungen; und inzwiſchen befinden ſich

alle

(*) Mich dünkt man könne dieß durch das Gleichniß einer Orgel oder eines andern Seytenſpiels, erläutern. Daß eine Pfeife in der Orgel, oder eine Seyte klinget, kömmt auf die Wirkung des Spielenden an, der den Tangenten berührt. Von ſich ſelbſt würde nichts klingen, und ſobald die Berührung aufhört, läßt auch der Klang nach. Allein, daß die eine Pfeiſe oder Seyte grob, die andre zart, eine ſtark, die andre ſchwach klinget, das kömmt auf ihre eigne Beſchaffenheit an. Sie folgen darinn ihrem eigenem Weſen; und der Organiſt läßt daſſelbe wie ers findet. Will man hier alle dieſe Sachen in einem Augenblicke beyſammen. Gott bringt die Creatur ſo hervor, als wie es dem Daſeyn der vorhergehenden Augenblicke, nach den Geſetzen der Weisheit, gemäß iſt; und die Creatur wirket dieſer Natur gemäß, die er ihr giebt, indem er ſie unaufhörlich ſchaffet. (*) Die Einſchränkungen und Unvollkommenheiten entſtehen aus der Natur des Subjects, die der göttlichen Hervorbringung gewiſſe Schranken ſetzt, und das iſt der Erfolg von der urſprünglichen Unvollkommenheit der Creaturen. Allein die Sünde und Laſter entſtehen aus der innern freyen Wirkung der Creatur; ſo viel nämlich als ſolche Wirkung in einem Augenblicke ſtatt haben kann, welches durch die Wiederholung merklich wird.

388 §. Dieſe Priorität der Natur iſt in der Philoſophie gar gewöhnlich, und ſo verſteht mans auch wenn man ſagt, daß die göttlichen Rathſchlüſſe eine Ordnung unter einander haben. Und wenn man Gott eine Erkenntniß von den Vernunftſchlüſſen und den Folgerungen der Creaturen zuſchreibt, ſo daß ihm alle ihre Demonſtrationen und alle ihre Schlußreden bekannt, und der Kraft nach in ihm ſind: ſo ſieht man, daß in den Sätzen oder den Wahrheiten die er erkennet, eine Ordnung der Natur zu finden ſey, ohne einige Ordnung, und ohne einigen Zwiſchenraum der Zeit, wodurch er eine größere Erkennt-

---

ſagen, daß er doch vorher die Orgel oder das Seytenſpiel geſtimmet habe: ſo iſt dieſes eben nicht nöthig; denn es kann es wohl ſonſt jemand gethan haben, der darinn ſeiner Pflicht, und ſehr guten Urſachen gemäß, gehandelt hat. Allein, geſetzt er hätte es ſelbſt gethan: ſo hat auch er, einer jeden Seyte oder Pfeife den Ton gegeben, den die Einrichtung eines ſolchen Werkes erfordert hat; und man kann ihn deßwegen nicht tadeln, daß er die groben Seyten wenig, die feinen aber ſchärfer geſpannet. Denn ſo mußte es ſeyn. G.

niß erlangete, und von den Forderſätzen auf den Schluß käme. (*)

389 §. Ich finde in den angeführten Vernunftſchlüſſen nichts, dem nicht durch dieſe Betrachtung ein Genügen geſchähe. Wenn Gott die Sache hervorbringt, ſo bringt er ſie als ein einzelnes Ding, und nicht als einen allgemeinen Begriff hervor; es iſt wahr: allein er bringt ihr Weſen vor ihren zufälligen Eigenſchaften, ihre Natur vor ihren Wirkungen, nach der Priorität ihrer Natur und *in Signo anteriore rationis*, hervor. Hieraus iſt zu erſehen, wie die Creatur die rechte wahre Urſache der Sünde ſeyn könne; ohne daß ſie die göttliche Erhaltung daran hindere, die ſich nach dem vorhergehenden Zuſtande eben dieſer Creatur richtet: damit den Geſetzen ſeiner Weisheit, der Sünde ohngeachtet, die von der Creatur alſobald wird hervorgebracht werden, ein Genügen geſchehe. Allein es iſt wahr, daß Gott im Anfange die Seele nicht würde in einem ſolchen Stande geſchaffen haben, darin ſie vom erſten Augenblicke an

---

(*) Ich pflege dieſe Art der Erkenntniß mit einer Stammtafel zu vergleichen, die jemand vor Augen hat. Dieſer ſieht zwar alle Ahnen eines Menſchen auf einmal, aber doch ſo, daß er auch die Grade der Entfernung erkennet, ohne vorher viel Kopfbrechens darüber zu haben. Ein Genealogiſt, der erſt mühſam alles unterſuchen muß, geht ſehr langſam von einem Gliede der Sippſchaft aufs andre. So ſind unſre Vernunftſchlüſſe beſchaffen. G.

(**) Man muß alſo auch billig ſagen, daß Gott, im Anfange, die ganze Welt nicht würde in einem ſolchen Stande geſchaffen haben, in welchem ſie, vom erſten Augenblicke an, einiges phyſikaliſches, metaphyſiſches, oder moraliſches Böſe, in ſich gehabt hätte. Und wenn man Gott die Erſchaffung der Welt zuſchreibt, ſo muß man das Wort Welt nicht in dem weitläuftigen Verſtande nehmen, in welchem es der Herr Verfaſſer meiſtentheils zu nehmen pflegt; nämlich daß alle Subſtanzen, alle Zufälligkeiten und Modificationen, die jean geſündiget hätte, (**) wie die Scholaſtiker gar wohl angemerket haben; denn in den Geſetzen der Weisheit iſt nichts, das ihn dazu hätte bewegen können.

390 §. Dieſes Geſetze der Weisheit verurſachet auch, daß Gott eben die Subſtanz und eben die Seele, wieder hervorbringt; und dieſes hätte der Abt, den Herr Bayle im Art. Pyrrho Buchſt. B. ſeines Wörterb. anführt, antworten können. Dieſe Weisheit verurſachet die Verbindung oder den Zuſammenhang der Dinge. Ich geſtehe alſo, daß die Creatur zu ihrer Erhaltung, mit Gott ſo nicht mitwirket, wie wir die Erhaltung erkläret haben: allein ich ſehe nicht was ſie hindere, daß ſie nicht mit Gott zu Hervorbringung einer andern Sache, und ſonderlich zu ihrer innerlichen Wirkung, als zum Exempel zu einem Gedanken, zu einem Wollen, welches ſolche Sachen ſind die von der Subſtanz wirklich unterſchieden ſind, mitwirken könne.

391 §. Al-

---

mals geweſen ſind, oder noch ſeyn werden, darunter zu begreifen ſeyn. Denn auf ſolche Weiſe würde man auch die geringſte Bewegung eines Körpers, oder den mindſten Gedanken einer Seele, die jemals da ſeyn wird, einzig und allein der ſchaffenden Macht Gottes vollkommen zuſchreiben müſſen; welches doch der Herr Verfaſſer ſelbſt misbilliget, und es etwas weiter unten (§. 395.) einen Misbrauch der Worte nennet, wenn man die Hervorbringung ſolcher Modificationen eine Schöpfung heißen wollte. In der That mag man zwar gar wohl die göttliche Erhaltung eine fortgeſetzte Schöpfung nennen: allein es bleibt doch dieſer Unterſcheid, daß Gott bey der erſten Schöpfung nicht nur alle Subſtanzen, ſondern auch alle ihre Modificationen, die ſie im erſten Augenblicke gehabt haben, unmittelbar hervorgebracht hat; dahingegen anjetzo die Modificationen der Subſtanzen, vermittelſt der von Gott ſelbſt eingeführten Geſetze der Natur, und zum Theil nach dem freyen Willen der vernünftigen Creaturen, hervorgebracht werden. K.

391 §. Allein wir gerathen hier wieder aufs neue mit dem Herrn Bayle in einen Streit: er behauptet, es gäbe keine ſolche zufällige Beſchaffenheiten, die von der Subſtanz unterſchieden wären. „Die Urſachen, ſpricht er, die unſre „neuen Philoſophen auf die Bahn gebracht haben, um zu „zeigen, daß die Zufälligkeiten keine Dinge ſind, die von der „Subſtanz wirklich unterſchieden ſeyn, ſind nicht bloße „Schwierigkeiten, ſondern es ſind Beweisthümer, die einem „viel zu ſchaffen machen, und die man nicht auflöſen kann. „Gebt euch die Mühe, ſpricht er weiter, und ſucht ſie entweder in dem P. Maignan, oder in dem P. Malebranſche, „oder in dem Herrn Calli, dem Prof. der Philoſophie „zu Caen, oder in den Accidentibus profligatis des P. „Saguens, eines Schülers des P. Maignan, von denen man „in den *Nouvelles de la Republique des Letters* vom „Junius 1702. einen Auszug findet; oder wenn ein einiger „Schriftſteller zulänglich ſeyn ſoll, ſo nehmet den Hrn. Franz „Lami, einen Benedictinermönch, und einen von den ſtärkſten Carteſianern die in Frankreich ſind. Man wird unter „ſeinen philoſophiſchen Briefen, die Anno 1703. zu Trevoux „gedruckt worden, auch denjenigen finden, in dem er nach „geometriſcher Lehrart beweiſet: Gott ſey die einige wahre „Urſache aller Realität.“ Ich möchte gern alle dieſe Bücher ſehen; und was den letzten Satz anlanget, ſo kann er in einem ſehr guten Verſtande wohl wahr ſeyn. Gott iſt die einzige Haupturſache aller bloßen und ſchlechterdings ſo genannten Realitäten, oder der Vollkommenheiten: *Cauſae ſecundae*

agunt

(*) Aus dieſem §. können und mögen alle Verſtändige urtheilen, wie entfernt Hr. v. L. von den Irrthümern des Spinoza geweſen. Seine bloße Erklärung einer Subſtanz, die auch Herr Wolf beybehalten hat, ſtößt das ganze Spinoziſtiſche Lehrgebäude über einen Haufen. Wenn nämlich das, was nichts wirken kann, den Namen einer Subſtanz nicht verdienet; ſo iſt alles was da wirket, eine Subſtanz zu nennen.

agunt in virtute primae. Wenn man aber unter den Realitäten die Einſchränkungen und Privationen mit begreift, ſo kann man ſagen, daß die cauſae ſecundae, zu Hervorbringung desjenigen mitwirken, was eingeſchränkt iſt. Wo das nicht wäre, würde Gott die Urſache, ja ſelbſt die einzige Urſache der Sünde ſeyn.

392 §. Man hat im übrigen wohl Urſache ſich in acht zu nehmen, daß wenn man die Subſtanzen mit den Zufälligkeiten vermenget, und den geſchaffenen Subſtanzen alles Thun abſpricht, man nicht in den Spinoſismus verfalle: welches nichts anders als ein ausſchweifender Carteſianismus iſt. Was nicht wirket, das verdient auch den Namen einer Subſtanz nicht. Sind die Zufälligkeiten nicht von der Subſtanz unterſchieden; iſt die geſchaffene Subſtanz ein Weſen, wie die Bewegung; dauret ſie nicht länger, als einen Augenblick, und bleibt ſie ſo wenig als ihre Zufälligkeiten einen merklichen Theil der Zeit einerley und unverändert; und wirket ſie eben ſo wenig als eine mathematiſche Figur oder Zahl: warum wollte man nicht mit dem Spinoza ſagen, Gott ſey die einzige Subſtanz, und die Creaturen bloße Zufälligkeiten oder Modificationen? Man hat bisher geglaubt, die Subſtanzen blieben, die Zufälligkeiten aber veränderten ſich: und ich halte dafür, man ſoll es noch mit dieſer alten Lehre halten; weil die Gründe, die ich mich erinnere geleſen zu haben, das Gegentheil nicht beweiſen, oder gar mehr beweiſen, als ſie ſollen. (*)

393 §.

Iſt aber dieß, ſo giebt es ja unendlich viele Subſtanzen in der Welt, nämlich ſo viele, als Geiſter, Seelen, und Körper ſind; als welche insgeſammt mit wirkenden Kräften verſehen ſind. Wo bleibt denn hernach, die einzige Subſtanz des Spinoza? oder, die einzige Wirkungskraft Gottes beym Malebranſche, und dem neuern deutſchen Schriftſteller, deſſen ich oben a. d. 20. 21. S. gedacht habe? G.

393 §. „Eine von den Ungereimtheiten, ſpricht Herr „Bayle p. 779. die aus dem vermeynten Unterſchiede zwi„ſchen der Subſtanz und den Zufälligkeiten fließen, iſt dieſe, „daß wenn die Creaturen Zufälligkeiten hervorbrächten, ſie „eine ſchaffende und vernichtende Kraft haben würden; daß „man alſo nicht die geringſte Wirkung thun könnte, ohne „eine unzählige Menge wirklicher Dinge zu ſchaffen, und „unendlich viele andere zunichte zu machen. Wenn man „bloß zum Eſſen oder zum Schreyen die Zunge beweget: ſo „ſchaffet man ſo viel Zufälligkeiten, als in den Theilen der „Zunge Bewegungen ſind, und vernichtet ſo viel Zufällig„keiten, als Theile in demjenigen ſind, was man iſſet, die „ihre Form verlieren, zum Nahrungsſafte und Geblüte wer„den, ꝛc.“ Dieſer Schluß iſt ein bloßer Strohmann, der den Vögeln ein Schrecken einjagt. Iſt denn das was Böſes, wenn unendlich viel Bewegungen und Figuren alle Augenblicke in der Welt, ja in jedem Theile der Welt entſtehen und vergehen? Man kann auf andere Weiſe zeigen, daß dieſes ſo geſchehen müſſe.

394 §. Was die vermeynte Schöpfung der Zufälligkeiten anlangt, wer ſieht nicht, daß man gar keine ſchaffende Kraft vonnöthen habe, die Figur oder den Platz zu verändern, ein Viereck oder ein länglicht Viereck, oder eine andere Figur eines Schwadrons durch die Bewegung geübter Soldaten zu machen; eben ſo wenig als eine Säule zu bilden, wenn man einige Theile von einem Stücke Marmor wegnimmt;

(*) Es iſt mir ſehr lieb, daß Hr. Leibnitz dieſe Blendwerke entdecket, womit Bayle ſich am meiſten breit zu machen gewohnt iſt, wenn er den Sceptikern zu gut, die er allein für ſtarke Geiſter hält, alles verwirret, um ſchwache Köpfe irre zu machen, und ſich in den Ruf eines ſehr tiefſinnigen Kopfes zu ſetzen. Es koſtet ihm nichts mehr, als die Bedeutung einiger bekannten Wörter zu ändern; ſo kann er die ſchrecklichſten Schlüſſe, wider die natürliche und geoffenbarte Theologie machen. Denn wer hat jemals das eine Schöpfung genennimmt; oder ein Bild von erhabner Arbeit zu machen, wenn man ein Stück Wachs ändert, vermindert, oder vermehrt? Die Hervorbringung der Modificationen iſt noch nie eine Schöpfung genennet worden, und man misbraucht die Wörter, wenn man die Leute damit in Furcht ſetzt. Gott bringt Subſtanzen aus nichts hervor, und die Subſtanzen bringen durch die Veränderung ihrer Schranken Zufälligkeiten hervor. (*)

395 §. Was die Seelen oder die ſubſtantialiſchen Formen anlanget, ſo hat Herr Bayle Recht, wenn er hinzu ſetzt, „es „ſey denjenigen, welche dieſelbigen annehmen, nichts beſchwerlicher als der Einwurf: daß ſie bloß durch eine wahrhaftige Schöpfung können hervorgebracht werden; und es „ſey ein rechtes Elend, wenn die Scholaſtiker darauf antworten wollen.“ Für mich aber und meinen Lehrbau iſt nichts vortheilhafters, als eben dieſer Einwurf: weil ich behaupte, daß alle Seelen, Entelechiae oder urſprüngliche Kräfte, ſubſtantialiſche Formen, einfache Subſtanzen, oder Monaden, wie man ſie auch benennen will, natürlicher Weiſe weder entſtehen noch untergehen können. Und ich ſtelle mir die Beſchaffenheiten der hergeleiteten Kräfte, oder das was man zufällige Formen nennet, als Modificationen der entelechiae primae vor, ſo wie die Figuren Modificationen der Materie ſind. Dieſe Modificationen ſind alſo in einer beſtändigen Veränderung, da immittelſt die einfache Subſtanz fortdauert.

396 §.

---

net, was auch der Wind thun kann, wenn er über den Sand, oder über das Waſſer weht? Ja, ein Sandkorn, oder ein Waſſertröpſchen machen, welches vorher nicht da geweſen, das heißt ſchaffen: aber ein ſolches Stäubchen auf eine andre Stelle blaſen, hat noch kein Menſch eine Schöpfung geheißen. Doch das wären unvermerkte Früchte der Carteſianiſchen Philoſophie, die allen Creaturen die bewegende Kraft abſprach, und es für einen Vorzug des Schöpfers ausgab, die geringſte Bewegung eines Stäubchens hervorzubringen. G

396 §. Ich habe oben (Part. I. §. 86. ſqq.) gezeigt, daß die Seelen natürlicher Weiſe weder gebohren, noch eine aus der andern genommen werden können; und daß die unſere entweder geſchaffen worden, oder ſchon vorhanden geweſen ſeyn müſſe. Ja ich habe ein gewiſſes Mittel zwiſchen einer Schöpfung und zwiſchen einem gänzlichen Vorherſeyn gezeigt, indem ich befunden, daß man gar wohl ſagen könne: die Seele die vom Anfange aller Dinge in dem Saamen vorhanden geweſen, die ſey nur eine empfindende Seele geweſen; aber zu dem höchſten Grade, nämlich zu der Vernunft damals gelanget, als der Menſch, dem dieſe Seele zugehören ſollen, empfangen worden; und als der organiſirte Leib, der dieſe Seele vom Anfange an, unter vielen Veränderungen begleiten ſollen, beſtimmet worden, den menſchlichen Körper zu beleben. Ich habe geurtheilet, man könnte auch dieſe Erhöhung der empfindenden Seele, die ſie zu einem höhern weſentlichen Grade, nämlich zu der Vernunft gebracht, der außerordentlichen Wirkung Gottes zuſchreiben. Inzwiſchen befinde ich für gut, noch dieſes zu erinnern, daß ich in der Zeugung des Menſchen, wie in der Zeugung anderer beſeelten Creaturen, lieber das Wunderwerk weglaſſen wollte: (*) und dieſes könnte ſo erkläret werden, wenn man ſich vorſtellte, daß unter der großen Zahl der Seelen und der beſeelten Geſchöpfe, oder wenigſtens der organiſirten lebendigen Körper, die in den Saamen ſtecken, allein diejenigen

Seelen,

(*) Dieſes iſt es, was ich oben ſchon an einem Orte erinnert habe, da es mich ſehr wunder nahm, daß Hr. von Leibnitz, der ſonſt kein Freund von unnöthigen und überflüßigen Wunderwerken in der Natur iſt, nicht lieber, auch bey der Erhebung der Seelenkräfte, die unmittelbare Wirkung Gottes erſparet, und ſie durch die natürlichen Mittel, eines beſſer gebildeten organiſchen Körpers bewerkſtelligen laſſen. Und ſiehe! hier beſinnet ſich dieſer tiefſinnige Mann ſelbſt darauf, und verbeſſert alſo dasjenige worinn er ſich oben übereilet hatte. Und in der That müßten ja auch bey der

Seelen, die einſt zur menſchlichen Natur werden ſollen, die Vernunft in ſich verborgen haben, die einſt an den Tag kommen ſoll; und daß allein die organiſchen Körper vorhergebildet und eingerichtet ſind, die menſchliche Geſtalt einſt anzunehmen, indem die andern kleinen Thiere oder lebendige Saamen, in denen dergleichen nichts vorherbeſtimmt iſt, dem Weſen nach von jenen unterſchieden, und weit geringer ſind. Dieſe Hervorbringung iſt eine Art einer Traduction; die aber weit bequemer iſt, als die man gemeiniglich lehret; ſie leitet nicht eine Seele aus der andern, ſondern bloß ein beſeeltes aus dem andern, und vermeidet die vielen Wunderwerke einer neuen Schöpfung, die eine ganz neue und reine Seele in einen Körper, der ſie verderben ſoll, hinein bringen würde.

397 §. Unterdeſſen halte ich es mit der Meynung des P. Malebranſche, daß die Schöpfung überhaupt, wenn man ſie ſo verſteht wie ſichs gehört, eben nicht ſo ſchwer anzunehmen ſey, als man vielleicht meynen möchte; und daß ſie einiger maßen mit in dem Begriffe von der Abhänglichkeit der Creaturen enthalten ſey. „Wie ſind doch die Philoſophen „ſo dumm und lächerlich! (ruft er Medit. Chriſt 9. n. 3. „aus:) ſie bilden ſich die Schöpfung als was unmögliches „ein: weil ſie nicht begreifen, daß die göttliche Macht groß „genug iſt, etwas aus nichts zu ſchaffen. Allein begreifen „ſie denn beſſer, wie die göttliche Macht einen Strohhalm

---

Erhöhung der Thierſeelen, die aus einem Samenthierchen, zu vollkommenern Thieren worden, oder aus Maden und Raupen ſich in Fliegen und Schmetterlinge verwandeln, eine ſolche übernatürliche Kraft wirken, wenn ſie bey den Menſchen nöthig wäre. Kann aber dort die bloße Aenderung der körperlichen Maſchine ſoviel wirken: warum nicht auch die ungleich ſchönere Einrichtung des menſchlichen Körpers, in einer menſchlichen Seele? Ja warum können nicht urſprünglich in den Samenthierchen künftiger Menſchen, gleich urſprünglich edlere Kräfte verborgen liegen? G.

„bewegen könne? Num. 5. ſetzt er noch ferner ſehr wohl „hinzu: Wenn die Materie noch ungeſchaffen wäre, ſo „würde ſie Gott weder bewegen, noch was draus bilden kön„nen. Denn Gott kann die Materie weder bewegen, noch „weislich anordnen, wenn er ſie nicht kennet. Nun kann „ſie Gott nicht kennen, wenn er ihr nicht das Weſen giebt; „ſeine Wiſſenſchaft und Erkenntniß hat er bloß von und aus „ſich ſelbſt. Es kann nichts in ihn wirken, noch ihm ein „Licht in etwas geben.“

398 §. Herr Bayle ſagt nicht allein, daß wir unaufhörlich geſchaffen werden, ſondern er dringt auch noch auf dieſe andre Lehre, die er gerne draus ziehen wollte, nämlich daß unſre Seele nicht wirken könne. Denn ſo redet er Cap 141. p. 765. davon: „Ihm iſt der Carteſianismus allzu „wohl bekannt (er redet von einem geſchickten Gegner) „daß er nicht wiſſen ſollte, mit was für Eifer und Nachdruck „man zu unſern Zeiten behauptet hat: es könne keine Crea„tur die Bewegung hervorbringen, und unſre Seele ſey in „Anſehung der Begriffe, der Ideen, der Empfindungen, des „Schmerzens, und des Vergnügens, ꝛc. ein bloß leidendes „Weſen. Hat man dieſen Satz nicht auch auf die Wirkun„gen des Willens erſtrecket: ſo iſt es wegen der geoffenbar„ten Warheiten geſchehen; denn ohne das würde man die „Wirkungen des Willens eben ſo leidend befunden haben, „als die Wirkungen des Verſtandes. Eben die Gründe, „welche beweiſen, daß unſre Seele unſre Begriffe nicht bil„det, und unſre Gliedmaßen nicht bewegt, die würden auch „bewei-

---

(*) Hier ſieht mans ganz deutlich, daß ich vorhin, in der Anmerkung zum 394ſten §. nicht zu viel geſagt habe. Den Körpern ſpricht ein guter Carteſianer alle wirkende Kraft ab: den Seelen eignet er in Anſehung des Verſtandes auch nur ein Leiden zu, weil er ihm nur das Empfinden läßt; das Urtheilen aber, als was thätiges, und alſo auch das Schließen, zum Willen rechnet. Dem Willen aber legt er aus

„beweiſen, daß ſie unſre Wirkungen der Liebe und des Wol„lens ꝛc. zu bilden nicht vermögend ſey.“ (*) Er hätte gar noch unſre laſterhafte Thaten, unſre Sünden, hinzuſetzen können.

399 §. Der Nachdruck von dieſen Beweisthümern muß wohl nicht ſo groß ſeyn, als er vermeynt, weil ſie ſonſt zuviel beweiſen würden. Sie würden Gott zum Urheber der Sünde machen. Die Seele kann zwar freylich die Gliedmaßen nicht durch einen phyſikaliſchen Einfluß bewegen; denn ich glaube der Körper müſſe zum voraus ſo eingerichtet worden ſeyn, daß er in Ort und Zeit dasjenige thue, was mit dem Willen der Seelen überein kömmt, ob ſchon es im übrigen gewiß iſt, daß die Seele die Quelle der Wirkung ſey. Allein zu ſagen, daß die Seele ihre Gedanken, ihre ſinnliche Empfindungen, ihre Empfindung des Schmerzens und der Luſt, nicht hervorbringe, davon ſehe ich keinen Grund. Nach meinen Lehrſätzen muß jede einfache Subſtanz, dasiſt, eine jede wahrhafte Subſtanz, die rechte unmittelbare Urſache alles ihres innerlichen Thuns und Leidens ſeyn: und nach der metaphyſiſchen Schärfe zu reden, kömmt ihr kein ander Thun und Leiden zu, als welches ſie ſelbſt hervorbringt. Die einer andern Meynung zugethan ſind, und Gott allein zu einem thätigen Weſen machen, verwickeln ſich ohne Urſache in ſolche Redensarten, aus denen ſie ſich ſchwerlich ohne Verletzung der Religion, helfen können; denn der Vernunft ſind ſie ſchlechterdings zuwider.

---

bloßer Gefälligkeit gegen den Glauben, noch eine Wirkſamkeit bey: und man kann denken, wie aufrichtig ſolches geſchieht! Was iſt es nun Wunder, daß Spinoza, aus einer ſolchen Schule, nur noch einen Schritt bis zu der einzigen Subſtanz zu thun gehabt, darinn er alle Geſchöpfe verwandelt; nachdem er ihnen alle Wirkſamkeit abgeſprochen, um ſie alle in Modalitäten zu verwandeln. G.

400 §. Allein wir wollen doch ſehen, worauf ſich Herr Bayle gründet. Er ſpricht, wir thäten dasjenige nicht, was wir nicht wüßten, wie es verrichtet würde. Allein dieſen Grundſatz räume ich ihm nicht ein. Wir wollen hören was er ſagt, (p. 767. & ſeqq.) „Es iſt recht ſehr zu verwundern, daß faſt alle Weltweiſen, Ariſtotels Ausleger ausgenommen, die einen allgemeinen, von unſrer Seele unterſchiednen Verſtand, für die Urſache unſerer Begriffe, angenommen haben; (man ſchlage in dem hiſt. crit. Wörterb. die Anmerkung E. des Artikels Averroes nach) mit dem gemeinen Volke geglaubt haben, wir bildeten wirklich unſre Begriffe ſelbſt. Wo iſt doch aber ein Menſch, der einerſeits nicht wüßte, daß es ihm ganz unbekannt iſt, wie die Ideen gebildet werden, und der anderſeits einen Stich würde nähen können, wenn er nicht wüßte wie man nähen müſſe? Iſt denn einen Stich nähen, an ſich ſelbſt eine ſchwerere Sache, als in ſeinem Gemüthe eine Roſe abmalen, ſobald man ſie nur geſehen; wenn man gleich dergleichen Malerey ſein Lebetage nicht gelernet hat? Scheint nicht im Gegentheile dieſes geiſtliche Bildniß an ſich ſelbſt ein ſchwerer Werk zu ſeyn, als das Bild einer Blume auf der Leinwand abzuzeichnen, welches wir doch nicht thun können, wenn wir es nicht gelernet haben? Wir ſind alle überzeuget, daß uns ein Schlüſſel nichts nütze ſeyn würde eine Kiſte zu eröfnen, wenn wir nicht wüßten, wie er zu gebrauchen wäre: und unterdeſſen bilden wir uns doch ein, als wenn unſre Seele die wirkende Urſache der Bewegung unſrer Arme wäre; da ſie doch weder weis, wo die Spannadern ſind, die zu dieſer Bewegung erfordert werden, noch

„wie

(*) Was H. B. hier verlangt, iſt theils ungereimt, theils auch gar wohl möglich. Was das Wohlgefallen und Misfallen, Lieben und Haſſen anlanget, ſo iſt es kein Wunder, daß ſolches nicht ſchlechterdings in unſrer Willkühr ſtehe. Es kömmt nämlich dabey auf die Beſchaffenheit des Gegenſtandes an; den zu haſſen wenn er ſchön iſt, und zu lieben, wenn

„wie oder wo man die Lebensgeiſter angreifen müſſe, die in dieſe Spannadern fließen ſollen. Wir erfahren alle Tage, daß die Begriffe, deren wir uns gern erinnern wollten, uns nicht einkommen; und daß daß ſie hergegen von ſich ſelbſt kommen, wenn wir nicht an ſie gedenken. Wenn uns dieſes nicht bewegen kann zu glauben, daß wir die wirkenden Urſachen ſolcher Begriffe nicht ſind: was werden wir wohl auf den von der Empfindung hergenommen Beweis für Staat zu machen haben, der dem Herrn Jaquelot ſo demonſtrativ vorkömmt? Iſt die Macht über unſre Begriffe öſters geringer, als die Macht über die Wirkungen unſers Willens? Wenn wir einen genauen Ueberſchlag machten, ſo würden wir in unſerm Leben mehr Velleitates als Volitiones, das iſt, mehr Zeugniſſe von der Knechtſchaft unſers Willens, als von ſeiner Herrſchaft antreffen. Wie oft erfährt nicht ein Menſch, daß er eine gewiſſe Wirkung des Willens, z. E. eine Liebe gegen einen Menſchen, der ihn beleidiget hätte; eine Verachtung eines ſchönen Sonnets, das er ſelbſt gemacht; einen Haß gegen eine Liebſte; einen Beyfall über ein lächerliches Sinngedicht, und dergleichen nicht hervorbringen kann, (es iſt zu wiſſen, daß ich bloß von innerlichen Wirkungen rede, die man durch ein *ich will*, auszudrucken pflegt; z. E. *ich will* verachten, *ich will* loben ꝛc.) wenn er gleich auf der Stelle hundert Thaler damit gewinnen könnte, und wenn er auch ſolche zu gewinnen eifrigſt wünſchte, und ſich dabey noch mit der Ehrbegierde rüſtete, um ſich durch einen Beweis aus der Erfahrung zu überführen, er ſey Herr über ſich ſelbſt.“ (*)

er garſtig iſt, es etwas Ungereimtes ſeyn würde. Meine Neigungen kommen auf das vorhergehende deutliche, oder undeutliche Erkenntniß, von der Beſchaffenheit des Dinges an, das mir gefallen, oder misfallen ſoll. In ſoweit ich aber über dieſes Gewalt habe, ſo habe ich auch über jene Macht. Ich kann nämlich eine Sache die mir beym erſten

401 §. „Damit ich aber den ganzen Nachdruck meines Vortrages in wenig Worte bringen möge, ſo bemerke ich, daß alle diejenigen, welche die Sache recht einſehen, klärlich erkennen, die wahrhaftige wirkende Urſache einer Wirkung müſſe ſolche Wirkung verſtehen und wiſſen, wie man ſie hervorbringen könne. Dieſes iſt zwar unnöthig, wenn man nur bloß das Inſtrument dieſer wirkenden Urſache, oder das leidende Subject ihrer That iſt: allein man kann nicht begreifen, daß dieſes einem wahrhaftig thätigen und wirkenden Weſen nicht höchſt nöthig ſeyn ſollte. Wenn wir uns aber ſelbſt genau unterſuchen, ſo werden wir vollkommen überzeugt werden, daß, ohne die Erfahrung, unſre Seele ſo wenig wiſſe, was ein Wollen, als was ein Begriff ſey; und daß, nach einer langen Erfahrung, ſie eben nicht beſſer wiſſe, wie das Wollen entſtehe, als ſie es gewußt, ehe ſie noch etwas gewollt hat. Was iſt nun anders daraus zu ſchließen, als daß ſie ſo wenig die wirkende Urſache ihres Wollens, als ihrer Ideen, und der Bewegung der Lebensgeiſter, die unſre Arme bewegen, ſeyn könne? Es iſt zu merken, daß man nicht geſonnen iſt, dieſes hier überhaupt auszumachen; ſondern man betrachtet es nur in Anſehung der Grundſätze des Einwurfes.

402 §. Das iſt recht wunderlich geurtheilet! Was brauchts denn, daß man eben allemal wiſſen müſſe, wie das-

jenige

Anblicke gefällt, etwas genauer betrachten und prüfen, um ihre Fehler zu entdecken; und alſo ein Mißfallen in mir erwecken: z. E. wenn ich ein ſchlechtes Gedicht leſe, das gleichwohl etwas blendendes an ſich hat; oder umgekehrt, bey einem rauhen Gedichte eines Alten, auf die Schönheit der Gedanken acht geben, und alſo ein Wohlgefallen bey mir erwecken, wo vorher keins war. Ich habe alſo über meinen Willen eine Macht, durch die Macht, womit ich meinen Verſtand lenke. Ich kann ihm aber auch Begriffe verſchaffen, wenn ich will. Z. E. ich ſah geſtern Abends jenige geſchieht, was man thut? Wiſſen denn die Salze, die Metalle, die Pflanzen, die Thiere, die Planeten, und tauſend andere belebte und unbelebte Körper, wie dasjenige geſchieht, was ſie thun? und iſts ihnen wohl nöthig zu wiſſen? Muß denn ein Tropfen Oel, oder Fett die Geometrie verſtehen, um ſich auf der Fläche des Waſſers rund zuſammen zu ziehen? Mit dem Nähen hat es eine andere Bewandniß; man hat einen Endzweck in ſeinem Thun, und muß auch die Mittel dazu wiſſen. Allein wir bilden unſre Begriffe nicht, weil wir wollen; ſie werden in uns, ſie werden von uns hervorgebracht, nicht zufolge unſers Willens, ſondern nach unſrer Natur, und nach der Natur der Sachen. Und gleichwie die Frucht in einem Thiere, wie tauſend andere Wunderwerke der Natur, aus einem gewiſſen von Gott in ſie gelegten Triebe, hervorgebracht werden, das iſt, kraft der göttlichen Vorherbildung, die dieſe vortrefflichen Kunſtwerke gemacht hat, durch welche ſo ſchöne Wirkungen auf mechaniſche Art entſtehen können: alſo iſt ebenfalls leicht zu ſchließen, daß die Seele ein noch herrlichers geiſtiges Kunſtwerk ſey, und durch die göttliche Vorherbildung ſo ſchöne Begriffe hervorbringe, an denen unſer Wille keinen Theil hat, und die unſre Kunſt nicht erreichen kann. Die Wirkung der geiſtigen Kunſtwerke, nämlich der Seelen, iſt zwar nicht mechaniſch: allein ſie hat in höherm Verſtande alle Schönheiten in ſich, die in der

---

halb 7. Uhr den itzigen Cometen untergehen: ich ſchloß alſo, daß er auch heute um halb ſechs, vor der Sonnen Aufgange aufgehen müßte; weil er im Geſtirne des Pegaſus ſtehe, welches hier in Leipzig keine zwölf Stunden unter dem Horizonte bleibt. Ich habe alſo durch meinen Entſchluß, meinem Verſtande itzo den 24. Febr. 1744. früh halb ſechs Uhr, das Bild des Cometen verſchaffet, welches ohne meinen Willen nimmermehr geſchehen wäre. Iſt nun das nicht eine Macht über meine Seele? G.

Mechanik anzutreffen ſind; indem die Bewegungen, die in den Körpern entſtehen, in ihr durch die Vorſtellung, als in einer idealiſchen Welt, die die Geſetze der wirklich vorhandenen Welt und ihre Folgen ausdrucket, gleichſam vereiniget werden; jedoch mit dieſem Unterſcheide von der idealiſchen vollkommenen Welt die in Gott iſt, daß die meiſten Empfindungen in den andern idealiſchen Welten nur verwirret ſind. Denn es iſt zu wiſſen, daß eine jede einfache Subſtanz durch ihre verwirrte Empfindungen die ganze Welt in ſich faſſet, und daß die Reihe dieſer Empfindungen durch die beſondere Natur dieſer Subſtanz geordnet wird; jedoch auf ſo eine Art, welche allezeit die ganze allgemeine Natur vorſtellet; und jede gegenwärtige Empfindung zielet auf eine neue Empfindung, gleichwie jede Bewegung, die ſie vorſtellet, auf eine andere Bewegung zielt. Die Seele aber kann ihre ganze Natur unmöglich erkennen, und einſehen, wie die unzählbaren kleinen zuſammengehäuften, oder vielmehr concentrirten Empfindungen in ihr hervorgebracht werden; ſonſt müßte ſie die ganze Welt, die hierbey eingeſchloſſen iſt, vollkommen erkennen, das iſt, ſie müßte Gott ſeyn. (*)

403 §. Was die Velleitäten anlangt, ſo ſind es nur eine ſehr unvollkommene Art von bedungenen Willen. Ich

wollte

(*) Dieſes etwas klärer zu machen, ſo gebe man auf einen Spiegel acht, der die Bilder aller ſichtbaren Dinge, die vor ihm ſtehen, vorſtellet, ob er gleich nicht weis, wie ers machet. Nun ſtelle man ſich eine gläſerne Kugel vor, die inwendig nach Spiegelart zubereitet iſt. Man hänge ſie mitten in einem groſſen Saale auf, darinn tauſend ſichtbare Dinge vorhanden ſind. Alle dieſe Dinge nun werden ſich in der Spiegelkugel abbilden: doch eins gröſſer, eins kleiner, nach dem ſie nahe oder weit von der Kugel ſtehen. Sie concentrirt alſo gleichſam das ganze Zimmer in ſich, und ſtellet auch alle Veränderungen in ſich vor, die darinn vorgehen; alles im Kleinen: da denn oft aus den kleinſten wollte, wenn ich nur könnte; *liberet, ſi liceret*; bey einer Velleität, wollen wir nicht eigentlich wollen, ſondern wir wollen nur können. Deswegen iſt keine dergleichen in Gott, und man muß ſie nicht mit dem vorhergehenden Willen vermengen. Ich habe anderweit deutlich erkläret, wie unſre Herrſchaft über unſer Wollen nur auf eine mittelbare Art könne ausgeübet werden; und wie man unglücklich ſeyn würde, wenn man ſo viel Gewalt über ſich hätte, daß man auch ohne Urſache, ohne Grund und Trieb, wollen könnte. Wollte man ſich beſchweren, daß man dergleichen Herrſchaft nicht hätte, ſo würde man wie Plinius urtheilen; der wider die Macht Gottes etwas einzuwenden findet, weil er ſich nicht ſelbſt vernichten kann.

404 §. Ich bin zwar Willens geweſen hier zu ſchließen, nachdem, wie mich deucht, allen Einwendungen des Herrn Bayle über dieſe Materie, die in ſeinen Schriften zu finden geweſen, ein Genügen geſchehen. Weil mir aber das Geſpräch des Laurentius Valla von dem freyen Willen, wider den Boethius, von dem ich bereits etwas gedacht habe, beygefallen iſt: alſo habe ich für gut befunden, deſſen eigentlichen Inhalt in Form eines Geſpräches anzuführen, und hernach wo er aufhöret, mit Fortſetzung der angefangenen Erfindung, weiter zu gehen; mehr in der Abſicht, mich

---

Bildern die größten und deutlichſten entſtehen. Das Zimmer iſt hier die Welt, die Kugel aber iſt jede einfache Subſtanz, ſonderlich aber die Seelen und Geiſter, die mit einer klärern und deutlichern Vorſtellungskraft begabt ſind: weswegen ſie auch Herr von Leibnitz Spiegel der Welt zu nennen pflegt: Nur mit dem Unterſchiede, daß das, was der Spiegel durch die einfallenden Lichtſtralen bekömmt, in der Seele durch ihre eigene Kraft hervorgebracht wird. S. ſeine Monadologie, wie Herr Hanſch ſelbige unter dem Titel: *Principia Philoſophiae Leibnitianae, more geometrico demonſtrata*, in 4. herausgegeben. G.

mich zu Ende meiner Abhandlung auf die deutlichſte und gemeinſte Art, die mir möglich iſt, zu erklären, als etwan die Materie luſtig vorzuſtellen. Dieſes Geſpräch des Valla, und ſeine Bücher von der Wolluſt und dem wahren Gute, zeigen zur Genüge, daß er ein ſo guter Philoſoph, als Humaniſt geweſen. Dieſe vier Bücher ſind den vier Büchern des Boethius *de Conſolatione*, und das Geſpräch dem fünften, entgegen geſetzt. Es begehrt ein gewiſſer Spanier, Antonius Glarea, eine Erläuterung der Schwierigkeiten von dem freyen Willen, der ſo wenig bekannt iſt, als ſehr er bekannt zu ſeyn verdient; indem die Gerechtigkeit und die Ungerechtigkeit, die Strafe und die Belohnung in dieſem und in dem zukünftigen Leben, davon abhängen. Laurentius Valla antwortet ihm hierauf: Man müßte ſich hier mit der Unwiſſenheit tröſten, die wir mit dem ganzen menſchlichen Geſchlechte gemein haben: gleichwie man ſich tröſtet, daß man keine Flügel hat, wie die Vögel.

405 §. **Antonius.** Ich weis, ihr könnet mir, wie ein anderer Dädalus, dieſe Flügel geben, damit ich mich aus dem Gefängniſſe der Unwiſſenheit heraus reißen, und in das Land der Wahrheit ſchwingen möge, welches das Vaterland der Seelen iſt. Die Bücher, die ich geſehen habe, haben mir kein Genügen gethan, auch ſelbſt der berühmte Boethius nicht, der doch durchgehends von allen gelobet wird. Ich weis nicht, ob er dasjenige einmal ſelbſt wohl begriffen hat, was er von dem göttlichen Verſtande, und von der Ewigkeit ſagt, die noch vor der Zeit geweſen. Ich begehre von euch zu wiſſen, was ihr von der Art, das Vorherwiſſen mit der Freyheit zuſammen zu reimen, haltet.

Laurentius. Ich fürchte nur, ich möchte bey vielen Leuten anſtoßen, wenn ich dieſen großen Mann widerlegte. Doch will ich die Hochachtung, die ich gegen die Bitte eines Freundes habe, dieſer Furcht vorziehen, nur müßt ihr mir etwas verſprechen . . .

Ant. Und was denn?

Laur. Wenn ihr mit mir zu Mittage gegeſſen habt, ſo müßt ihr nicht etwan begehren, daß ich euch auch ein Abendeſſen vorſetzen ſoll; das iſt, ihr müſſet mit der Auflöſung der mir aufgegebenen Frage zufrieden ſeyn, und mir weiter keine andere vorlegen.

406 §. Ant. Ich verſpreche euch ſolches. Die ganze Schwierigkeit kömmt alſo darauf an: Hat Gott die Verrätherey des Judas vorhergeſehen, ſo hat dieſer Chriſtum nothwendig verrathen müſſen; es iſt unmöglich geweſen, daß er ihn nicht hätte verrathen ſollen. Zu unmöglichen Dingen aber iſt niemand verbunden: Judas hat alſo nicht geſündiget, und hat folglich auch keine Strafe verdienet. Dieſes wirft nun alle Gerechtigkeit und die Religion, nebſt der Furcht Gottes, übern Haufen.

Laur. Gott hat freylich zwar die Sünde vorhergeſehen: allein er hat den Menſchen nicht dazu gezwungen; denn die Sünde geſchieht aus freyem Willen.

Ant. Dieſer Wille aber iſt nothwendig geweſen, weil er vorhergeſehen worden.

Laur. Das folgt nicht: denn macht mein Wiſſen nicht, daß vergangene und gegenwärtige Sachen vorhanden ſeyn; ſo wird auch mein Vorherwiſſen die künftigen eben ſo wenig zur Wirklichkeit bringen.

407 §. Ant. Dieſes Gleichniß iſt betrüglich; denn es kann weder das Gegenwärtige noch das Vergangene geändert werden, ſie ſind beyde ſchon nothwendig: das Zukünftige aber, das an und für ſich ſelbſt ungewiß iſt, das wird durch das Vorherwiſſen feſt geſetzt, und nothwendig gemacht. Wir wollen ſetzen, es rühme ſich ein heydniſcher Gott, er wiſſe das Zukünftige: ſo will ich ihn fragen, ob er wohl wiſſe, welchen Fuß ich zuerſt fortſetzen werde; hernach aber

will ich das Gegentheil desjenigen thun, was er mir vorhergeſaget hat.

Laur. Dieſer Gott weis aber, was ihr werdet thun wollen.

Ant. Wie will er das wiſſen, da ich gerade das Widerſpiel von dem thun werde, was er ſagen wird: und ich ſetze voraus, er werde ſo ſagen, wie ers meynt?

Laur. Euer Satz iſt falſch. Dieſer Gott wird euch gar nicht antworten; und geſetzt, daß er euch antwortete, ſo würdet ihr aus Ehrerbiethung dasjenige eilends thun, was er geſagt hätte: ſeine Vorherverkündigung würde euch ein Befehl ſeyn (*). Allein wir haben die Frage geändert. Es iſt gar nicht die Rede von dem, was Gott vorherſagen wird; ſondern von dem was er vorherſieht. (**) Wir wollen uns alſo wieder zum Vorherwiſſen wenden, und unter der Noth-

---

(*) Ich weis nicht, ob dieſe Antwort des Laurentius der Sache allerdings genug thut. Er hätte vielleicht auf nachfolgende Weiſe etwas ausführlicher und zulänglicher antworten können: Laurent. Ihr bedencket nicht genugſam was ihr voraus ſetzet. Es ſcheint, als wolltet ihr Gott gleichſam unverſehens, und ohne daß er zuvor etwas von eurem Anſchlage wüßte, befragen; und ihr werdet ohne Zweifel noch dabey ſtillſchweigend voraus ſetzen, erſtlich, daß er euch nicht ſagen ſolle, was ihr würdet gethan haben, wenn ihr nicht gefragt hättet, ſondern was ihr wirklich thun werdet; und zum andern, daß nichts verfallen dürfe, was euch nöthigen oder bewegen könnte, eurem Entſchluſſe zuwider, dieſes oder jenes zu thun. Allein eben darum weis Gott, was ihr thun werdet, weil er alle Umſtände, und dasjenige, was euch nöthigen oder bewegen wird, ganz gewiß vorherſieht. Er weis alſo, ob ihr ihn fragen werdet: Er weis auch, ob die Neigung die ihr habt, dasjenige nicht zu thun, was er ſagen wird, von einer andern Urſache werde überwunden werden. Wenn wir alſo eines Theils ſetzten, Gott ſagte, was ihr wirklich thun werdet, weil er nämlich den zulänglichen Bewegungsgrund davon wüßte; und andern Theils, ihr thätet das Widerſpiel, weil kein anderer Bewegungsgrund vorhanden wäre, als bloß eure Neigung, eure Freyheit zu

Nothwendigkeit und Gewißheit einen Unterſchied machen. Es iſt nichts unmögliches, daß dasjenige, was vorhergeſehen worden, nicht geſchehen könne; allein es wird unfehlbar geſchehen. Ich könnte wohl ein Soldat oder ein Prieſter werden: allein ich werde darum keiner werden.

408 §. Ant. Hier will ich euch feſt halten. Nach der Regel der Philoſophen kann alles, was möglich iſt, ſo betrachtet werden, als wenn es ſchon wirklich da wäre. Allein wenn das, was ihr möglich nennet, das iſt eine Begebenheit, die von der vorhergeſehenen unterſchieden iſt, wirklich geſchähe: ſo hätte ſich Gott betrogen.

Laur. Die Regeln der Philoſophen ſind für meine Perſon keine Orakel, und ſonderlich iſt dieſe nicht richtig. Zwey Dinge, die ſich ſelbſt widerſprechen, ſind oft alle beyde möglich:

---

beweiſen; ſo würden wir zwey Dinge ſetzen, die unmöglich beyſammen ſtehen könnten. Alſo wird euch Gott entweder gar nicht antworten, damit eure Wahl frey, und ſeine Worte wahr bleiben möchten; oder er wird euch ſagen, was ihr würdet gethan haben, wenn dieſer neue Bewegungsgrund eurer Frage und ſeiner Antwort nicht darzwiſchen gekommen wäre; oder ihr werdet ganz gewiß thun, was er ſagen wird, und dieſes zwar aus einem ſolchen Bewegungsgrunde, der eure Neigung, das Widerſpiel zu thun, ohnfehlbar überwinden wird. Ob ihr aber gleich einen heidniſchen Gott auf das Tapet gebracht, damit es nicht das Anſehen haben möchte, als wolltet ihr den wahren Gott verſuchen: ſo wiſſet ihr doch wohl, daß das unfehlbare Vorherſehen der zukünftigen Begebenheiten niemanden, als dem einigen und wahren Gott zukommen könne. R.

(**) Dieſer Unterſchied hat allerdings guten Grund. Das göttliche Vorherwiſſen, weil es in Gott ſelbſt, und in ſeinem Verſtande verbleibt, kann in unſern Willen keine Wirkung haben: das Vorherſagen aber kann in den freyen Creaturen gar wohl neue Bewegungsgründe verurſachen. Jenes iſt allezeit gewiß; dieſes aber kann eine Bedingung und Ausnahme leiden: z. E. damals als Gott dem Propheten Jonas vorherſagte, daß Ninive untergehen würde. R.

lich: können ſie aber deßwegen auch alle beyde wirklich zugleich vorhanden ſeyn? Damit ich aber noch eine größere Erläuterung gebe, ſo wollen wir erdichten, daß Sextus Tarquinius, der nach Delphos kömmt, das Orakel des Apollo um Rath zu fragen, dieſe Antwort erhält:

Exul inopsque cades irata pulſus ab vrbe.
Du wirſt verbannt und arm in fremden Grenzen ſterben.

(*) Der junge Menſch wird ſich darüber beſchweren, und ſagen: O Apollo, ich habe dir ein königlich Geſchenk gebracht, und du kündigeſt mir ein ſo unglückliches Verhängniß an? Apollo wird ihm antworten: dein Geſchenk iſt mir gar angenehm, und ich thue, was du von mir verlangeſt; ich ſage dir, was geſchehen wird: das Zukünftige iſt mir zwar bekannt, allein ich mache es nicht. Geh, beſchwere dich bey dem Jupiter, und bey den Parcen darüber. Man würde hier den Sextus auslachen, wenn er ſich noch weiter über den Apollo beſchwerte: iſt es nicht wahr?

Ant. Er wird meines Erachtens ſagen: Ich bedanke mich, o heiliger Apollo, daß du mir die Wahrheit entdecket haſt. Aber woher kömmt es denn, daß Jupiter ſo grauſam gegen mich iſt, und daß er einem unſchuldigen Menſchen, einem gottesfürchtigen Anbether der Götter, ein ſo hartes Schickſal beſtimmt?

Laur. Du, unſchuldig? würde Apollo ſagen: Du wirſt hochmüthig ſeyn, du wirſt viel Ehebrüche begehen, du wirſt dein Vaterland verrathen. Könnte wohl Sextus darauf antworten: du biſt Schuld daran, Apollo, du zwingeſt mich dazu, indem du es vorherſiehſt?

Ant.

(*) Laurentius verfällt hier abermals, ſeiner eignen Anmerkung zuwider, von dem Vorherwiſſen auf das Vorherſagen. Er hätte wenigſtens nicht den Sextus ſelbſt, ſondern bald Anfangs einen Theodorus, wie Herr von Leibnitz gethan, oder jemanden anders, der nach dem Verhängniſſe des Sextus fraget, einführen ſollen: ſo würden viele Schwierigkei-

Ant. Ich geſtehe es; er müßte alle Sinne verlohren haben, wenn er dieſe Antwort gäbe.

Laur. Eben ſo wenig nun kann ſich der Verräther Judas über das Vorherwiſſen Gottes beſchweren. Und da iſt nun eure Frage aufgelöſet.

409 §. **Ant.** Ihr habt mir mehr Genügen gethan, als ich gehoffet: denn dieß hat Boethius nicht thun können; und ich werde euch lebenslang dafür verbunden ſeyn.

Laur. Wir wollen inzwiſchen unſer Gedicht ein wenig weiter fortſetzen. Sextus möchte ſagen: Mein Apollo, ich will das gar nicht thun, was du ſprichſt.

Ant. Wie? wird Apollo antworten: ich würde alſo ein Lügner ſeyn? Ich wiederhole es dir noch einmal: du wirſt alles dasjenige gewiß thun, was ich dir geſagt habe.

Laur. Sextus würde vielleicht die Götter bitten, daß ſie dieſes Verhängniß abwenden, und ihm ein beſſers Herze geben möchten.

Ant. Man würde ihm hierauf antworten:

Desine fata Deûm flecti ſperare precando.

Umſonſt! das Schickſal wird durch kein Gebeth verrücket.

Es kann ja das Vorherwiſſen Gottes nicht zur Lüge machen. Was würde aber Sextus ſagen? würde er nicht in bittre Klagen wider die Götter ausbrechen? Wie? würde er ſagen, ich bin alſo nicht frey? Es ſtehe gar nicht in meiner Gewalt der Tugend nachzufolgen?

Laur. Vielleicht würde ihm Apollo antworten: Mein armer Sextus, du ſollſt wiſſen, daß die Götter einen jeden ſo machen, wie er iſt. Jupiter hat den Wolf räuberiſch,

den

ten weggefallen ſeyn. Denn wenn dem Sextus dieſes alles, was Laurentius vorbringt, wäre geſagt worden, ſo würde er ſich vermuthlich anders aufgeführet haben: es wäre, nach des Herrn von Leibnitz Redensart, ſchon nicht mehr unſre Welt, ſondern eine andere, vielleicht mit einem glücklichen Sextus, geweſen. R.

den Haſen furchtſam, den Eſel dumm, und den Löwen herzhaft gemacht. Er hat dir eine böſe Seele gegeben, die keine Beſſerung annimmt: (*) du wirſt dich nach deiner Gemüthsart aufführen, und Jupiter wird mit dir verfahren, wie es deine Thaten und Werke verdienen. Er hat es beym Styx beſchworen.

410 §. Ant. Ich geſtehe, es ſcheint mir, als klage Apollo, indem er ſich entſchuldigt, mehr den Jupiter, als den Sextus an; und Sextus möchte ihm antworten: Jupiter verdammt alſo in mir ſeine eigne Schuld; er iſt allein ſtrafbar. Er hätte mich ja ganz anders machen können: da ich nun aber ſo bin, wie er mich geſchaffen hat, ſo muß ich auch handeln wie er gewollt hat. Warum ſtraft er mich alſo? Habe ich denn ſeinem Willen widerſtehen können?

Laur. Ich geſtehe, ich weis mir hier ſo wenig zu helfen, als ihr. Ich habe die Götter, den Apollo und den Jupiter auftreten laſſen, um zu zeigen, wie man das Vorherwiſſen und die Vorſehung Gottes von einander unterſcheiden müſſe. Ich habe gezeigt, daß Apollo, und das Vorherwiſſen, der Freyheit keinesweges ſchade: wegen des Schluſſes des Jupiters aber, das iſt, wegen Anordnung der Vorſehung kann ich euch kein Genüge thun.

Ant.

(*) Dieſes muß nach dem vorhergehenden und nachfolgenden, alſo erkläret werden: er hat deine Seele ſo geſchaffen, wie ſie iſt; er hat ſie, mit der Natur, die ihr eigenthümlich zukömmt, und die ſie bereits von Ewigkeit her, in der Gegend der möglichen Dinge gehabt, wie der Hr. von Leibnitz zu reden pflegt, zur Wirklichkeit gebracht. Hätte er dir eine andere Seele gegeben, ſo hätte er einen andern Menſchen, eine andere Perſon geſchaffen, deren Tugend und Wohlergehen dich gar nichts angegangen wäre. Deine Seele iſt zwar nicht von Natur und nothwendiger weiſe boshaft; aber ſie iſt gleichwohl ſo geartet, daß Gott voraus geſehen: du werdeſt bey den Umſtänden, in die du kommen wirſt, ganz ge-

Ant. Jhr habt mich kaum aus einem Abgrunde gezogen, und itzt ſtürzet ihr mich in einen noch größern.

Laur. Gedenket an unſern Vergleich: ich habe euch eine Mittagsmahlzeit gegeben, und itzt begehret ihr auch ein Abendeſſen.

411 § Ant. Jtzt ſehe ich eure Argliſt; ihr habt mich hintergangen, und das iſt kein aufrichtiger Vertrag geweſen.

Laur. Was ſoll ich denn thun? Jch habe euch von meinem Weine und von meinen Speiſen gegeben, die mein kleines Gütchen darreicht: Nectar und Ambroſia mögen euch die Götter geben. Dieſe göttliche Nahrung iſt nicht unter den Menſchen zu finden. Wir wollen den heiligen Paulus, dieſes auserwählte Rüſtzeug anhören, der bis in den dritten Himmel entzücket worden, und unausſprechliche Worte gehöret hat: der wird euch mit dem Gleichniſſe eines Töpfers, mit den unbegreiflichen Wegen Gottes, und mit der Bewunderung der Tiefe ſeiner Weisheit, antworten. Jnzwiſchen iſt zu merken, daß hier nicht die Frage iſt, warum Gott die Sachen vorherſehe: denn das verſteht ſich, daß ers deßwegen ſieht, weil es ſo und nicht anders ſeyn wird; ſondern nur, warum er es alſo anordnet, warum er einen Menſchen verſtocket, und ſich des andern erbarmet. Die Urſachen, die er dazu haben mag, ſind uns unbekannt: allein es iſt genug, daß er

wiß, jedoch auch ganz freywillig, boshaftig werden, und keine Beſſerung annehmen. Und eben in ſo fern er dieſes von Ewigkeit vorhergeſehen, ſo biſt du allbereit, vor deiner wirklichen Exiſtenz, mit allen deinen Thaten und ſo wohl weſentlichen als zufälligen Eigenſchaften, in der Gegend der möglichen Dinge, oder in dem göttlichen Verſtande, vorhanden geweſen. Warum dich aber die göttliche Vorſehung nicht unter den bloßen möglichen Dingen gelaſſen, ſondern zur wirklichen Exiſtenz gebracht, davon iſt kein ſterblicher Menſch vermögend, die beſondere und zulängliche Urſache zu ergründen oder zu begreifen. Genug daß alles was Gott thut, in Anſehung des Ganzen, das Beſte iſt. R.

höchſt gut und weiſe iſt, um uns zu zeigen, daß ſolche Urſachen gut ſind. Und gleichwie er auch gerecht iſt, ſo folget daraus, daß ſeine Schlüſſe und ſeine Werke unſre Freyheit nicht umſtoßen. Es haben wohl einige Urſachen davon geſucht: ſie haben geſagt, wir wären aus einem verderbten und unreinen kothichten Klumpen gemacht worden. Allein Adam und die Engel waren von Gold und Silber: und gleichwohl haben ſie geſündiget. Bisweilen wird man auch noch verhärtet, wenn man gleich ſchon wiedergebohren geweſen; alſo muß man eine andere Urſache des Uebels ſuchen: und ich zweifle, ob ſie die Engel ſelbſt wiſſen; ſie ſind dem ungeachtet doch glücklich und loben Gott. Boethius hat mehr die Antwort der Weltweisheit, als des heiligen Paulus bey ſich gelten laſſen, daher iſt er auch ſo verfallen. Laßt uns Jeſu Chriſto glauben, er iſt die Kraft und die Weisheit Gottes: er lehret uns, Gott wolle alle Menſchen ſelig haben; er wolle nicht den Tod des Sünders. Laßt uns demnach auf die göttliche Barmherzigkeit unſer Vertrauen ſetzen, und uns hüten, daß wir uns nicht derſelben, durch unſre Eitelkeit und Bosheit, verluſtig machen. (*)

412 §.

(*) In ſeinen Reflexions ſur la belle Wolfienne, hat Herr Crouſaz unter andern auf der 24. S. auch dieſes Geſpräche des Valla angetaſtet, und ſchlechterdings verworfen. Es wäre viel darauf zu ſagen, wenn es hier der Raum und das Vorhaben zuließe. Allein nur überhaupt etwas zu erinnern, ſo ſcheint Hr. Crouſaz nicht in Betrachtung zu ziehen, daß er mit Baylen und mit ſolchen Leuten zu thun hat, denen man mit keiner homiletiſchen Auflöſung ihrer Schwierigkeiten eine Gnüge thun kann. Wenn Hr. Crouſaz mit gläubigen Chriſten zu thun hat, die von keinem pyrrhoniſchen Gifte angeſteckt, mit keinen manichäiſchen und marcionitiſchen Waffen gerüſtet, und von dem Spöttergeiſte nicht ſo eingenommen ſind: ſo ſind ſeine Arten das göttliche Verfahren zu vertheidigen, ganz gut. Allein ſeine wunderliche unbeſtimmte Freyheit, dadurch er den Menſchen ſündigen läßt, ohne zu wiſſen warum, wird gewiß Baylen nicht niederſchla-

412 §. Dieſes Geſpräche des Valla iſt ſehr ſchön, wiewohl hie und da etwas dabey zu erinnern iſt. Der Hauptfehler deſſelben aber iſt dieſer, daß er den Knoten abhauet, und die Vorſehung unter dem Namen Jupiters, den er faſt zum Urheber der Sünde macht, zu verdammen ſcheint. Wir wollen alſo die kleine Fabel noch weiter fortſetzen. Als Sextus den Apollo und Delphos verlaſſen hatte, ſo geht er zum Jupiter nach Dodon. Er opfert erſt, und hernach trägt er ſeine Klagen vor: Warum haſt du mich, großer Gott, dazu verdammet, daß ich böſe und unglücklich ſeyn ſoll? Aendere mein Verhängniß und kehre mein Herz um, oder erkenne deinen Fehler. Jupiter antwortet ihm, wenn du Rom abſagen willſt: ſo werden dir die Parcen ein ander Verhängniß beſtimmen, du wirſt klug und glücklich werden.

Sextus. Warum ſoll ich denn die Hoffnung zu einer Krone fahren laſſen? ſollte ich denn kein guter König ſeyn können?

Jupiter. Nein, Sextus, ich weis beſſer, was dir gut iſt. Wenn du nach Rom gehſt, ſo iſts um dich geſchehen. Weil

---

gen. Er wird nämlich fragen: Warum gab denn Gott dem Menſchen, dieſes ſo ſchädliche Geſchenk, dieſes ſchneidende Meſſer, dieſes tödtliche Gift? Wußte er denn nicht vorher, daß ihm dieſe Freyheit verderblich ſeyn würde? Und war dieſelbe ja von dem Weſen des Menſchen untertrennlich, warum ſchuff er nicht andre Creaturen an ihrer Stelle, die ſich ihrer Freyheit nicht ſo mißbraucheten? Herr Crouſaz mag ſagen was er will: ſo muß er hier entweder einen unwiſſenden, oder ohnmächtigen, oder böſen manichäiſchen Gott zugeben; und Bayle wird alſo triumphiren. In Schulen heißt dieſes Fallacia ignorationis elenchi, was Herr Crouſaz begeht: wiewohl ich glaube, er ſtelle ſich nur, als wiſſe er Baylens Schwierigkeiten nicht: um die leibnitziſchen Antworten deſto ſicherer zu verwerfen. Tadeln iſt darum noch kein beſſer machen. G.

ſich nun Sextus zu einem ſo großen Opfer nicht entſchließen konnte, ſo gieng er aus dem Tempel fort, und ergab ſich ſeinem Verhängniſſe. Theodorus der Oberprieſter, der bey dem Geſpräche des Sextus mit dem Jupiter geweſen war, redete den Jupiter mit dieſen Worten an:

Großer Herr der Götter, deine Weisheit iſt würdig angebethet zu werden. Du haſt dieſem Menſchen ſattſam gezeiget, daß er unrecht habe; und von nun an muß er ſein Unglück ſeinem böſen Willen zuſchreiben: ja er hat nicht ein Wort dawider einzuwenden. Allein deine getreue Anbether ſtehen in großer Beſtürzung; ſie wollten ſo gern deine Güte, als deine Hoheit bewundern: es ſtund ja bloß bey dir, daß du ihm hätteſt einen andern Willen geben können.

Jupiter. Geh nur zu meiner Tochter Pallas, dieſe wird dir melden, was ich habe thun ſollen.

413 §. Theodorus reiſete nach Athen; und man befahl ihm, er ſollte in dem Tempel der Göttinn ſeine Schlafſtätte nehmen. Es träumete ihm hier, als würde er in ein unbekanntes Land verſetzet. Er traf daſelbſt einen Pallaſt an, der unbegreiflich glänzte, und unermeßlich groß war. Die Göttinn Pallas, die mit den Stralen einer blendenden Majeſtät umgeben war, ließ ſich an der Thüre deſſelben ſehen:

- - - Qualisque videri
Coelicolis & quanta ſolet.
- - - ſo groß und ſo geſtalt,
Wie ſie die Götter ſehn.

Sie berührte Theodors Angeſicht mit einem Olivenzweige, den ſie in der Hand hatte: und hierauf konnte er den göttlichen Glanz der Tochter Jupiters, und alles deſſen, was ſie ihm zeigen ſollte, vertragen: Jupiter, ſagte ſie, der dich liebet, hat dich an mich gewieſen, daß du von mir unterrichtet werden ſollſt. Du ſiehſt hier den Pallaſt der Verhängniſſe, den ich bewahre. In ihm wird nicht allein das vorgeſtellet, was geſchieht, ſondern auch was möglich iſt. Als Jupiter vor dem Anfange der vorhandenen Welt, die möglichen Dinge alle mit einander durchgeſehen, ſo hat er ſie in unendliche Welten vertheilet, und die beſte unter allen erwählet. Bisweilen beſucht er dieſe Oerter, und macht ſich das Vergnügen, die Sachen zu wiederholen, und ſeine eigne Wahl zu erneuern, daran er nothwendig einen Gefallen haben muß. Ich darf nur ein Wort ſprechen, ſo werden wir eine ganze Welt ſehen, die mein Vater hätte ſchaffen können, in der ſich alles, was man davon verlangen kann, vorgeſtellt befindet: und hiedurch kann man auch erfahren, was geſchehen würde, wenn dieſe oder jene mögliche Sache da ſeyn ſollte. Und wenn die Bedingungen nicht gnugſam beſtimmt ſind, ſo werden dergleichen von einander unterſchiedene Welten ſo viele ſeyn, als man verlangen wird; welche auf einerley Frage, auf ſo unterſchiedene Arten als nur möglich iſt, antworten werden. Du haſt in deiner Jugend, wie alle wohlerzogne Griechen, die Geometrie gelernet. Du weiſt alſo, wenn die Bedingungen eines begehrten Punktes ihn nicht genugſam beſtimmen, und derſelben unendlich viele ſind, daß ſie alle in einen Ort fallen, wie die Meßkünſtler reden; und daß dieſer Ort wenigſtens, der oft eine ganze Linie iſt, beſtimmt ſeyn wird. Alſo kannſt du dir eine ordentliche Reihe Welten vorſtellen, die alle den gegenwärtigen Fall in ſich halten, und bloß die Umſtände und Folgerungen verändern werden. Setzeſt du aber einen Fall, der von der wirklichen Welt nur in einer einzigen beſtimmten Sache, und in deren Folgerungen unterſchieden iſt: ſo wird dir eine einzige beſtimmte Welt darauf antworten. Alle dieſe Welten ſind hier, nämlich in Bildern oder Ideen. Ich will dir einige zeigen, darinnen ſich zwar nicht gänzlich eben der Sextus befindet, den du geſehen haſt; (das kann auch nicht ſeyn; denn derſelbe hat allezeit dasjenige ſchon in ſich, was er nach und nach ſeyn wird) jedoch ſehr ähnliche Sextos, die alles das haben werden, was dir ſchon von dem rechten Sextus bekannt iſt; aber nicht alles was bereits in ihm iſt, ohne daß man es vermerkt, und folglich auch nicht alles, was ihm noch begegnen wird. Du wirſt in einer Welt einen ſehr glücklichen und erhabenen Sextus finden, in einer andern einen Sextus, der mit ſeinem mittelmäßigen Stande zufrieden iſt; mit einem Worte, allerhand Sextos und auf unendliche Arten.

414 §. Hierauf führte die Göttinn den Theodor in ein Zimmer: als er aber darinnen war, ſo war es kein Zimmer mehr; es war eine Welt.

Solemque ſuum, ſua ſidera norat.
Die ihre Sonne ſah und ihre Sterne hatte.
(*Virg. Æn. VI. v. 641.*)

Auf Befehl der Pallas wurde Dodon mit Jupiters Tempel und dem Sextus, der herausgeht, vorgeſtellet; und man hörte ihn ſagen: er wolle Gott gehorſam ſeyn. Hierauf geht er in eine zwiſchen zweyen Meeren gelegne Stadt, die Corinth gleich zu ſeyn ſcheint. Daſelbſt kauft er einen kleinen Garten, und indem er den Garten anbauet, ſo findet er einen Schatz: er wird ein reicher, geliebter und anſehnlicher Mann; er ſtirbt in einem großen Alter, und wird von der ganzen Stadt ſehr lieb und werth gehalten. Theodor ſah ſein ganzes Leben auf einen Blick, und gleichſam in einer theatraliſchen Vorſtellung. Es war in dieſem Zimmer ein großes Bund Schriften: Theodor konnte ſich nicht entbrechen zu fragen, was das bedeute. ‚Es iſt die Hiſtorie dieſer Welt, die wir itzo beſuchen, ſagte ihm die Göttinn; es iſt das Buch ihrer Schickſale. Du haſt an der Stirne des Sextus eine Zahl geſehen, ſchlage den Ort in dieſem Buche nach, den ſie andeutet. Theodor ſuchte ihn, und fand die Hiſtorie des Sextus viel weitläuftiger als diejenige, die er in einem kurzen Begriffe geſehen hatte. Lege den

Finger auf eine Zeile die du willſt, ſagte hierauf Pallas: ſo wirſt du alles umſtändlich vorgeſtellet ſehen, was die Zeile nur überhaupt andeutet. Er thats, und es ſtellten ſich ihm alle beſondere Fälle eines Theils von dem Leben des Sextus vor. Von dar gieng man in ein ander Zimmer, und da ſah man auch eine andere Welt, ein ander Buch, einen andern Sextus: der, wie er aus dem Tempel geht, in dem Entſchluſſe dem Jupiter zu gehorchen, ſich nach Thracien begiebt. Daſelbſt heirathet er die Tochter des Königes, der keine andere Kinder hat, und folgt ihm in dem Reiche nach. Er wird auch von ſeinen Unterhanen faſt angebethet. Man begab ſich noch in andere Zimmer, und ſah daſelbſt allezeit neue Vorſtellungen.

415 §. Die Zimmer waren alle in Form einer Pyramide gemacht: ſie wurden auch immer ſchöner, je weiter man gegen die Spitze kam, und ſtellten immer ſchönere Welten vor. Endlich kam man zu der höchſten, wo die Pyramide ein Ende hatte, und dieſes war die ſchönſte unter allen. Denn die Pyramide hatte wohl einen Anfang, aber man ſah kein Ende. Sie hatte zwar eine Spitze, aber keinen Grund; ſie nahm vielmehr (herunterwärts) ohne Ende zu. Dieſes iſt deswegen ſo, wie es die Göttinn erklärte, weil unter unendlich vielen möglichen Welten, eine die beſte unter allen iſt: ſonſt würde ſich Gott gar nicht entſchloſſen haben, eine davon zu erſchaffen; eine jede aber hat noch immer eine unter ſich, die nicht ſo vollkommen iſt. Deswegen geht die Pyramide herunterwärts ohne Ende fort. Als Theodor in das höchſte Zimmer trat, ſo gerieth er in Entzückung, ſo daß ihm die Göttinn beyſpringen mußte: ein Tropfen von einem göttlichen Safte, der ihm auf ſeine Zunge geträufelt ward, brachte ihn wieder zurecht. Er konnte ſich vor Freuden nicht begreifen. Wir ſind in der wirklich vorhandenen Welt, ſagte die Göttinn, und du biſt bey der Quelle der Glückſeligkeit. Siehe, was dir Ju-

piter daſelbſt zubereitet, wenn du ihm noch ferner treulich dienen wirſt! Siehe aber den Sextus, wie er iſt, und wie er wirklich ſeyn wird. Er geht ganz erzürnt aus dem Tempel fort, er ſetzt den Rath der Götter aus den Augen. Du ſiehſt ihn, wie er nach Rom geht, wie er alles in Verwirrung ſetzt, und das Weib ſeines Freundes nothzüchtiget. Siehe, wie er mit ſeinem Vater verjaget, geſchlagen und unglücklich wird. Hätte Jupiter hier einen glücklichen Sextus zu Corinth, oder einen König in Thracien genommen; ſo würde es nicht mehr dieſe Welt ſeyn: und inzwiſchen konnte er doch nicht umhin, dieſe Welt zu erwählen, die alle andere an Vollkommenheiten übertrifft, und die Spitze der Pyramide ausmacht; ſonſt würde Jupiter ſeine Weisheit hindan geſetzt, und mich, mich, die ich ſeine Tochter bin, verbannet haben. Du ſiehſt, daß mein Vater den Sextus nicht boshaftig geſchaffen hat. (*) Er war von Ewigkeit ſo wie er iſt, und zwar frey und ungezwungen; er

hat

(*) Es iſt allerdings ein Unterſcheid unter erſchaffen und zur Wirklichkeit bringen; Gott bringet auch das Böſe zur Wirklichkeit, allein er ſchafft es nicht. Das Schaffen iſt eine unmittelbare Wirkung der Allmacht Gottes: wenn man aber ſaget, daß er etwas zur Wirklichkeit bringet, ſo muß ſolches nicht allezeit unmittelbar geſchehen. Alles was in der Welt ſubſtanzial iſt, hänget von der unmittelbaren Schöpfung Gottes ab: allein die Zufälligkeiten, Modificationen, Zuſammenſetzungen, und Veränderungen der einfachen Subſtanzen, die wir täglich wahrnehmen, werden vermittelſt der Geſetze der Natur zur Wirklichkeit gebracht. Zur Wirklichkeit bringen wird alſo in weitläuftigerm Verſtande genommen, als erſchaffen: und wenn man Gott die Erſchaffung der ganzen Welt zuſchreibt, ſo muß die Welt alſo genommen werden, wie ſie im erſten Anfange ihrer Wirklichkeit gleichſam aus der Hand Gottes gekommen. Wenn man aber unter dem Worte Welt alle ihre vergangene, gegenwärtige und zukünftige Veränderungen mit begreift, ſo muß man bloß ſagen: Gott habe ſie zur Wirklichkeit gehat ihm nur die Wirklichkeit gegeben, die ſeine Weisheit der Welt nicht verſagen können, in der er mit begriffen iſt; er hat ihn nur aus dem Lande der möglichen Dinge in das Land der wirklichen verſetzt. Das Verbrechen des Sextus iſt auch zu großen Dingen gut: es macht Rom frey, und daraus wird ein großes Reich entſtehen, das große und herrliche Exempel geben wird. Allein das iſt alles noch nichts gegen die Herrlichkeit der ganzen Welt, deren Schönheit du alsdann erſt recht bewundern wirſt; wenn dich die Götter, nach einer glücklichen Verſetzung aus dieſem ſterblichen Leben, in einen andern beſſern Zuſtand, werden geſchickt gemacht haben, ſie völliger zu erkennen.

416 §. In dieſem Augenblicke erwacht Theodor; er ſtattet der Göttinn ſeinen Dank ab, und giebt dem Jupiter recht: und weil er von dem, was er geſehen und gehöret hat, ſehr gerühret worden, ſo ſetzt er das Amt eines Oberprieſters mit allem Eifer eines rechtſchaffenen Dieners ſeines Gottes, und

bracht. Hiernächſt iſt auch ein Unterſcheid, wenn ich ſage: Gott ſchaffet dieſen oder jenen Menſchen boshaftig; und wenn ich ſage: Gott ſchaffet dieſen oder jenen boshaftigen Menſchen. Das letztere kann noch einigermaßen vertheidiget, und alſo erklärt werden: Gott ſchaffet dieſen Menſchen, deſſen freywillige Bosheit er von Ewigkeit her zuvor geſehen; oder nach der Redensart des Herrn von Leibnitz: Gott bringet dieſen Menſchen, der ſchon von Ewigkeit her, in der Gegend der möglichen Dinge, oder in dem göttlichen Verſtande, boshaftig geweſen, nach ſeinem allerweiſeſten Rathe und Willen, zur wirklichen Exiſtenz. Nach dem erſtern aber ſcheint es, als wenn Gott dieſen Menſchen, der gar wohl eine beſſere, vollkommenere, und zur Tugend geneigtere Natur haben, und dabey dennoch eben dieſer Menſch, und eben dieſe Perſon hätte verbleiben können, ohne ſeine Schuld durch eine unmittelbare Wirkung, boshaftig und aller Beſſerung unfähig gemacht hätte; welches ſchlechterdings falſch iſt. R.

mit allen Freuden, die ein Sterblicher haben kann, fort. Dieſe Fortſetzung der Fabel ſcheint die Schwierigkeit zu erläutern, die Valla nicht hat berühren wollen. Hat Apollo die göttliche Erkenntniß wirklich erſchaffener Dinge (Scientiam viſionis,) wohl vorgeſtellet: ſo hoffe ich, Pallas

werde

(*) Von dieſer Fortſetzung der erdichteten Valliſchen Begebenheit urtheilet Hr. Crouſaz nicht gelinder, als von dem Anfange. Denn nachdem er eine Weile nach ſeinem Lehrbegriffe geprediget hat, wiewohl es auch ein Bißchen ins pelagianiſche mit einſchlägt: ſo ſchreibt er a. d. 30. S. ſo: „Le reſte „de ce qu'on ajoute pour ſuppléer à Boece, eſt une fiction „poetique des plus ornées, & des plus hardies: & on ne „peut rien trouver, ni dans Homere, ni dans les contes „des Fées de plus fabuleux. D. i. das übrige, was zur Er„gänzung des Boethius hinzukömmt, iſt eine von den aller„geputzteſten und verwegenſten poetiſchen Erdichtungen: und „man kann weder im Homer noch in den Hexenmährchen was „Fabelhafters finden.“ Es ſcheint mir in Wahrheit, Hr. Crouſaz ſehr wenig Ehrerbiethung gegen die wichtige Materie, davon hier die Rede iſt, zu zeigen: wie es einem Weltweiſen doch wohl billig angeſtanden hätte. Denn wie? lehrt die Schrift nicht ſelbſt durch Fabeln, oder Apologos? Bedient ſich Chriſtus ſelbſt nicht ſolcher Allegorien, um die größten Geheimniſſe des Glaubens, ja Himmel und Hölle zu erklären? Will er etwa die Hiſtorie vom reichen Manne und armen Lazarus, und ſo viele prophetiſche Geſichter des A. und N. Teſtaments auch zu Hexenmährchen machen? Warum ſoll es denn nur Leibnitzen nicht frey ſtehen, ſich ſolcher Bilder zu bedienen; zumal, da er auch ſolche groſſe Männer, als Boethius und Laurentius Valla ſind, zu Vorgängern gehabt. Und iſt damit der ganze Grund einer Allegorie ſchon umgeſtoßen, wenn man ſie ſchlechtweg ein Hexenmährchen ſchilt? Oder ſind alle Fabeln mit ihnen in gleicher Verdammniß, ohne daß man einen Widerſpruch in ihnen gewieſen hat? Die von ihm bemerkten Fehler ſind wenigſtens recht bey den Haaren herzugezogen. Ein Exempel ſoll es zeigen. Er tadelt den Hrn. v. L. daß er den Pallaſt der möglichen Dinge außer Gott geſetzet, da er doch im werde dasjenige nicht übel vorgeſtellt haben, was man die Erkenntniß aller möglichen Dinge (ſcientiam ſimplicis intelligentiae) zu nennen pflegt; worinnen endlich der Urſprung aller Dinge zu ſuchen iſt. (*)

Kurze

göttl. Verſtande ſeyn müßte. Allein was iſt das für ein Fehler? Will etwa L. lehren, die Möglichkeiten wären außer Gott? Hat er es nicht oft genug behauptet, ohne den göttl. Verſtand würde nichts möglich ſeyn? Und ſteht es nicht frey, docendi cauſſa Dinge von einander abzuſondern, damit die Sache deſto deutlicher werde? Warum läßt er denn die göttl. Weisheit hier als eine Minerva gelten? Iſt dieſe nicht auch in Gott ſelbſt? Und was ſchadet endlich dieſer Pallaſt der Möglichkeit? Nichts auf der Welt, wenigſtens hat Herr Crouſaz nichts gezeiget. Von eben dieſem Schlage ſind ſeine übrige Erinnerungen, und verdienen alſo nicht die geringſte Aufmerkſamkeit. G.

Kurze Vorſtellung
Der ganzen Streitigkeit
in
förmlichen Vernunftſchlüſſen.

Es haben einige verſtändige Leute gewünſchet, daß ich noch dieſen Zuſatz machen möchte, und ich habe ihrem Rathe um ſo viel eher ſtatt gegeben, weil ich dadurch Gelegenheit bekommen, einigen Schwierigkeiten annoch eine Genüge zu thun, und einige Anmerkungen zu machen, die in dem Werke ſelbſt nicht genugſam berühret worden.

I. Einwurf.

Derjenige, der nicht die beſte Partey erwählet, hat entweder nicht genugſame Macht, oder Erkenntniß, oder Güte; Nun hat Gott die beſte Partey nicht erwählt, da er dieſe Welt geſchaffen hat:

Alſo hat es Gott entweder an Macht, oder an Erkenntniß, oder an Güte gemangelt.

Antwort.

Der Unterſatz (minor) wird geläugnet; und der Gegner beweiſt ihn durch dieſe

Vorläufige Schlußrede:

Derjenige, der ſolche Sachen ſchafft, in denen viel Böſes iſt, die entweder ohne alles Böſes hätten können gemacht, oder gar weggelaſſen werden, der ergreift nicht die beſte Partey.

Nun hat Gott eine Welt gemacht, in der viel Böſes iſt; eine Welt ſage ich, die ohne alles Böſe hätte gemacht, oder ganz und gar weggelaſſen werden können:

Alſo hat Gott nicht die beſte Partey erwählet.

Antwort.

Der Unterſatz dieſes vorläufigen Schluſſes wird zugegeben: denn es iſt nicht zu läugnen, daß viel Böſes in der Welt iſt, die Gott geſchaffen hat, und daß es wohl möglich geweſen wäre, entweder eine Welt ohne Böſes zu ſchaffen, oder gar keine zu ſchaffen; weil die Schöpfung in dem freyen Willen Gottes geſtanden hat. Allein der Oberſatz wird geläugnet, und man dürfte nur bloß den Beweis deſſelben verlangen. Damit ich aber die Materie noch mehr erläutern möchte, ſo habe ich, um darzuthun, daß mein Läugnen Grund habe, hierbey angemerkt; daß dieſes nicht allemal die beſte Partey ſey, die das Böſe zu vermeiden ſucht: weil das Böſe bisweilen mit einem größern Gute vergeſellſchaftet ſeyn kann. Ein Feldherr z. E. wird einen großen Sieg mit einer geringen Wunde lieber ſehen, als einen Stand ohne Wunde und ohne Sieg. Das iſt in dieſem Werke weitläuftig ausgeführt worden, indem man ſelbſt durch allerhand Exempel aus der Mathematik, und andern Wiſſenſchaften, gezeiget: daß eine Unvollkommenheit in den Theilen zu einer größern Vollkommenheit im Ganzen erfordert werden könne. Man iſt hierinnen der Meynung des heiligen Auguſtins gefolget, der wohl hundertmal geſagt hat: Gott habe das Böſe in der Abſicht zugelaſſen, damit er was Gutes, das iſt, ein größers Gut daraus ziehen möchte; wie auch der Meynung des Thomas von Aquino (*in Lib. 2. ſent. Diſt. 32. qu. I. art. I.*) daß die Zulaſſung des Böſen auf das Beſte der ganzen Welt ziele. Man hat gezeigt, daß die Alten den Fall Adams *felicem culpam*, ein glückliches Verbrechen, genennet haben, weil es durch einen unermeßlichen Vortheil, durch die Menſchwerdung des Sohnes Gottes, iſt erſetzt worden; dadurch der Welt etwas weit edlers mitgetheilet worden, als alles andre ohne dieſes, unter den Geſchöpfen geweſen ſeyn würde. Und zu beſſerm Verſtändniſſe hat man nebſt vielen guten Scribenten noch dieß hinzugeſetzt: es habe die Ordnung und das allgemeine Beſte erfordert, daß Gott gewiſſen Geſchöpfen die Gelegenheit gelaſſen, ihre Freyheit auszuüben; da er vorhergeſehen, daß ſie aufs Böſe verfallen würden, und daß er ſolches ſo gut würde verbeſſern können; indem ſichs gar nicht ſchickte, daß zu Verhinderung der Sünde, Gott allemal auf außerordentliche Weiſe wirken ſollte. Dieſen Einwurf alſo zunichte zu machen, brauchte es weiter nichts, als daß wir zeigten: daß eine Welt mit dem Böſen beſſer ſeyn könnte, als eine Welt ohne Böſes; allein man iſt in dieſem Werke noch weiter gegangen, und man hat ſo gar dargethan: daß dieſe Welt in der That beſſer ſeyn müſſe, als alle andre mögliche Welten.

II. Einwurf.

Wenn in den vernünftigen Creaturen mehr Böſes als Gutes zu finden iſt, ſo iſt mehr Böſes als Gutes in den Werken Gottes;

Nun iſt mehr Böſes als Gutes unter den vernünftigen Creaturen:

Alſo iſt in den Werken Gottes mehr Böſes als Gutes.

Antwort.

Der Oberſatz und Unterſatz dieſer Schlußrede wird geläugnet. Der erſte wird deswegen nicht zugeſtanden, weil dieſe vermeynte Folgerung, von dem Theile auf das Ganze, von den vernünftigen Creaturen auf alle, ſtillſchweigend und ohne Beweis voraus ſetzet: daß die Geſchöpfe, die keine Vernunft haben, mit den vernünftigen in keine Vergleichung und Rechnung kommen könnten. Was ſollte aber wohl hindern, daß nicht der Zuſatz und Ueberfluß des Guten in den

andern.

unvernünſtigen Creaturen, mit denen die Welt angefüllet iſt, den Zuſatz des Böſen in den vernünftigen Creaturen erſetzen, und wohl gar übertreffen könnte? Zwar ſind die letztern freylich wohl von einer größern Wichtigkeit, allein dieß zu erſetzen ſind der andern ohne Vergleichung deſto mehr. Und die Verhältniß der Zahl und der Größe, kann wohl die Verhältniß des Werthes und der Beſchaffenheit übertreffen.

Der andere Satz iſt eben ſo wenig zuzugeben; das iſt, es iſt nicht einzuräumen, daß in den vernünftigen Creaturen mehr Böſes als Gutes ſey. Ja man hat nicht einmal nöthig zu geſtehen, daß dieſes bey dem menſchlichen Geſchechte ſich alſo verhalte: weil ja die Herrlichkeit und Vollkommenheit der Seligen wohl unvergleichlich größer ſeyn kann, als das Elend und die Unvollkommenheit der Verdammten; und weil folglich in dieſem Falle, die Vortrefflichkeit alles Guten in geringer Zahl, alles Böſe in größerer Zahl gar wohl überſteigen kann. Die Seligen kommen, durch Hülfe eines göttlichen Mittlers, der Gottheit ſo nahe, als es ihnen zukommen kann, und nehmen im Guten ſo ſehr zu, als die Verdammten im Böſen unmöglich zunehmen können; wenn ſie auch gleich der Natur der Teufel ſo nahe kämen, als nur möglich iſt. Gott iſt unendlich, und der Teufel iſt eingeſchränkt. Das Gute kann unendlich fortgehen und zunehmen, und es geht auch unendlich fort; das Böſe hergegen hat ſeine Grenzen. Es kann alſo wohl ſeyn, und es iſt auch allerdings zu glauben, daß in Vergleichung der Seligen und Verdammten das Gegentheil desjenigen geſchehe, was wir geſagt haben, daß es in Vergleichung der vernünftigen Creaturen mit den unvernünftigen geſchehen könnte: das iſt, es könnten wohl in Vergleichung der Glückſeligen mit den Unglückſeligen, die Verhältniß der Zahl, von der Verhältniß der Grade; und in Vergleichung der vernünftigen Creaturen mit den unvernünftigen, die Verhältniß des Werths von der Verhältniß der Zahl übertroffen werden. Man kann eine Sache ſo lange mit Recht als möglich vorausſetzen, ſo lange man nicht bewieſen hat, daß ſie unmöglich iſt: und was wir hier vorausſetzen, das iſt mehr als ein bloßer willkührlich angenommener Satz.

Zum andern, wenn man auch gleich zugäbe, daß in dem menſchlichen Geſchlechte mehr Böſes als Gutes zu finden wäre: ſo hat man doch Urſache zu läugnen, daß auch in allen andern vernünftigen Creaturen mehr Böſes als Gutes anzutreffen ſey. Denn es giebt unbegreiflich viele Geiſter, und vielleicht auch noch andere vernünftige Creaturen. Und ein Gegner wird nimmermehr beweiſen können, daß in der ganzen Stadt Gottes, die ſo wohl aus Geiſtern, als unendlich vielen andern vernünftigen Geſchöpfen, von unendlichen Arten, beſteht, das Böſe das Gute übertreffe. Und ob man zwar, wenn man auf einen Einwurf antworten will, nicht nöthig hat zu beweiſen, daß eine Sache ſey, wenn die bloße Möglichkeit ſchon zulänglich iſt: ſo hat man doch in dieſem Werke gezeiget, daß es ein Erfolg der höchſten Vollkommenheit des Beherrſchers der Welt ſey; daß das Reich Gottes der vollkommenſte Staat unter allen Staaten, und möglichen Regierungen ſey; und daß folglich das wenige Böſe, das ſich darinnen befindet, zu dem höchſten Grade des unermeßlichen Guten, das daſelbſt anzutreffen iſt, erfordert werde.

III. Einwurf.

Wenn es jederzeit unmöglich iſt, daß man nicht ſündigen ſollte, ſo iſt es auch allemal ungerecht zu ſtrafen;

Nun iſt es jederzeit unmöglich, daß man nicht ſündigen ſollte, oder jede Sünde iſt nothwendig:

Alſo iſt es jederzeit ungerecht zu ſtrafen.

Der Unterſatz wird erwieſen, durch den

I. Vorläufigen Schluß.

Alles was vorher beſtimmt iſt, das iſt nothwendig;

Eine jede Begebenheit iſt vorher beſtimmt;

Alſo iſt, eine jede Begebenheit, folglich auch die Sünde, nothwendig.

Dieſer Unterſatz wird ferner erwieſen, durch dieſen

II. Vorläufigen Schluß.

Was zukünftig iſt, was vorhergeſehen worden, was in ſeinen Urſachen verborgen liegt, das iſt vorherbeſtimmt:

Jede Begebenheit aber iſt alſo beſchaffen;

Alſo iſt jede Begebenheit vorherbeſtimmt.

Antwort.

Der Schlußſatz des andern vorl. Schluſſes, der der Unterſatz des erſten iſt, wird in gewiſſem Verſtande zugegeben: der Oberſatz aber des erſten vorl. Schluſſes, nämlich daß alles, was vorherbeſtimmt iſt, nothwendig ſey, wird geläugnet; wenn man durch die Nothwendigkeit zu ſündigen, oder durch die Unmöglichkeit nicht zu ſündigen, oder eine gewiſſe That nicht zu begehen, diejenige Nothwendigkeit verſteht, von der hier die Rede iſt; nämlich die weſentliche und unbedingte, die die Moralität der Handlungen, und die Gerechtigkeit der Strafen, übern Haufen wirft. Denn wenn jemand eine andere Nothwendigkeit oder Unmöglichkeit verſtünde, das iſt eine Nothwendigkeit, die bloß moraliſch oder hypothetiſch wäre, die wir bald erklären werden: ſo würde man ihm offenbar den Oberſatz des Einwurfs ſelbſt läugnen. Man könnte es bey dieſer Antwort bewenden laſſen, und den Beweis des geläugneten Satzes fordern: allein ich habe noch ferner von unſerm Verfahren in gegenwärtigem Werke Rechenſchaft geben wollen, um die Sache deſto beſſer zu erklären, und dieſer ganzen Materie ein größeres Licht zu geben; indem ich ſo wohl die Nothwendigkeit die verworfen werden muß, als die Beſtimmung die ſtatt finden muß, erkläret habe. Die Nothwendigkeit die wider die Moralität iſt, die vermieden werden ſoll, und welche die Strafen ungerecht machen würde, iſt eine unvermeidliche Nothwendigkeit, die alle Gegenbemühung vergebens machen würde; wenn man gleich von ganzem Herzen die nothwendige That vermeiden, und hierzu alle nöthige Kräfte anſpannen wollte. Nun iſt aber klar, daß ſich dieſes auf die freywilligen Handlungen keinesweges Deuten läßt: denn man würde ſie nicht thun, wenn man nicht wollte. Ihre Vorherſehung und ihre Vorherbeſtimmung iſt auch nicht unbedingt, ſondern ſetzt den Willen voraus: wird man ſie gewiß thun, ſo wird man ſie auch eben ſo gewiß thun wollen. Dieſe freywilligen Handlungen und ihre Folgen werden auch nicht ſchlechterdings geſchehen, man mag thun was man will, man mag ſie wollen oder nicht: ſondern ſie werden eben deswegen geſchehen, weil man dasjenige thun wird, und auch wird thun wollen, was dazu führet. Und dieſes iſt in dem Vorherſehen und in der Vorherbeſtimmung enthalten, und iſt ſelbſt der Grund davon. Ja die Nothwendigkeit von dergleichen Begebenheiten wird eine bedingte oder hypothetiſche Nothwendigkeit, oder neceſſitas conſequentiae, genennet; weil ſie den Willen und andere dazu gehörige Umſtände vorausſetzt: die Nothwendigkeit aber, die die Moralität umſtößt, und macht, daß die Strafen ungerecht, die Belohnungen aber vergebens ſind, die befindet ſich in denjenigen Dingen, die geſchehen werden, man mag thun oder thun wollen was man will; mit einem Worte, ſie befindet ſich in dem was weſentlich iſt, und das nennet man eine unbedingte Nothwendigkeit. Alſo mag man dasjenige, was ſchlechterdings nothwendig iſt, verbiethen oder befehlen, es mit Strafen oder Belohnungen belegen, es loben oder tadeln; es wird deswegen weder mehr noch weniger geſchehen. In den freywilligen Handlungen aber, und in dem was von ihnen abhänget, ſind die Gebothe, die mit der Gewalt zu ſtrafen oder zu belohnen verſehen ſind, oft ſehr nützlich, und ſind mit in der Ordnung der Urſachen begriffen: welche machen, daß die

That geſchicht. Und um dieſer Urſache willen ſind nicht allein die Sorgen und die Arbeit, ſondern auch die Gebethe ſehr nützlich: weil Gott dieſe Gebethe vor Augen gehabt, und darauf geſehen, ehe er noch alle Dinge eingerichtet hat. Derowegen bleibt das Geboth, bete und arbeite, noch in ſeiner Gültigkeit: und es fallen nicht nur diejenigen, die unter dem nichtigen Vorwande, daß alle Begebenheiten, nothwendig ſind, vorgeben; man könne alle Sorgen für ſeine Sachen an den Nagel hängen, ſondern auch diejenigen, die das Gebeth verwerfen, in den von den Alten alſo genannten faulen Trugſchluß. Alſo iſt die Vorherbeſtimmung der Begebenheiten durch die Urſachen gerade dasjenige, was zur Moralität hilft, an ſtatt daß ſie ſie umſtoßen ſollte; und die Urſachen neigen wohl den Willen, aber ſie nöthigen ihn nicht. Derowegen iſt die Beſtimmung, von der hier die Rede iſt, keine Nöthigung: und der alles weis, dem iſt es auch gewiß bekannt, daß auf dieſe Neigung die Wirkung erfolgen werde. Dieſe Wirkung abėr fließt durch keine nothwendige Folge, das iſt, deren Gegentheil einen Widerſpruch in ſich faſſen würde, daraus; und eben durch dergleichen innerliche Neigung lenket ſich der Wille, ohne einige Nothwendigkeit. Man ſetze den Fall, man befinde ſich in der größeſten Leidenſchaft von der Welt, (z. E. man wäre ſehr durſtig): ſo wird man dennoch bekennen, daß die Seele vermögend ſey, eine Urſache zu finden, dieſer Leidenſchaft zu widerſtehen; wenn es auch gleich die einzige Urſache wäre, ihre Gewalt zu zeigen. Ob man alſo gleich niemals in einer vollkommenen Gleichgültigkeit des Gleichgewichts ſteht, und allemal eine überwiegende Neigung zu der Partey vorhanden iſt, die man ergreift: ſo macht doch dieſe Neigung den Entſchluß, den man faſſet, niemals nothwendig.

IV. Einwurf.

Derjenige, der die Sünde eines andern verhindern kann, und es nicht thut, ſondern noch vielmehr dazu hilft, wenn er gleichwohl davon unterrichtet iſt, der hat Theil an dieſer Sünde;

Nun kann Gott die Sünde der vernünftigen Creaturen hindern: allein er thuts nicht, ſondern ſteht noch wohl gar mit ſeiner Mitwirkung, und mit den Gelegenheiten, die er verſchaffet, derſelben bey, ob er gleich eine vollkommene Erkenntniß davon hat:

Alſo ꝛc.

Antwort.

Der Oberſatz dieſer Schlußrede wird geläugnet. Denn es kann ſich wohl ein Fall eräugen, da man die Sünde hindern könnte: allein die Umſtände können auch ſo beſchaffen ſeyn, daß man es nicht thun darf, weil man es nicht thun könnte; ohne entweder ſelbſt eine Sünde zu begehen, oder (wenn von Gott die Rede iſt,) etwas unweiſes zu thun. Wir haben einige Exempel davon gegeben, und ſie auch auf Gott ſelbſt gedeutet. Bisweilen kann man auch dadurch, wenn man dasjenige thut, wozu man verbunden iſt, zu dem Böſen etwas beytragen, und ihm den Weg bahnen. Und wenn man ſeine Pflicht thut, oder auch wenn man (da von Gott die Rede iſt) nachdem alles wohl überleget worden, dasjenige thut, was die höchſte Weisheit erfordert: ſo iſt man nicht gehalten, von dem Ausgange Rechenſchaft zu geben, wenn man ihn gleich vorherſieht. Man will dieſes Böſe nicht: allein man will es um eines größern Guten willen zulaſſen, das man vernünftiger Weiſe andern Abſichten unausbleiblich vorziehen muß. Und dieſes iſt ein **nachfolgender** Wille, der aus allen **vorhergehenden**, nach welchen man das Gute will, entſteht. Ich weis wohl, daß einige, wenn ſie von dem göttlichen vorhergehenden und nachfolgenden Willen reden, unter dem **vorhergehenden** denjenigen Willen verſtanden haben, der alle Menſchen ſelig haben will; und unter dem **nachfolgenden** denjenigen, der zufolge einer beharrlichen Sünde will, daß einige ſollen verdammet werden. Allein dieſes ſind bloß Exempel von einem weit allgemeinern Begriffe; und man kann aus eben der Urſache ſagen: Gott wolle nach ſeinem vorhergehenden Willen, daß gar niemand ſündige, und nach ſeinem folgenden oder endlichen und ſchlüßigen Willen, der allemal ſeine Wirkung hat, wolle er zulaſſen, daß ſie ſündigen, weil dieſe Zulaſſung aus höhern Urſachen erfolget. Und man hat Urſache überhaupt zu ſagen, der göttliche vorhergehende Wille gehe auf die Hervorbringung des Guten, und auf die Hinderung des Böſen: wenn ein jedes an und für ſich ſelbſt und gleichſam abgeſondert (*particulariter & ſecundum quid* Thom. I. qu. 19. art. 6.) nach dem Maaße und Grade jedes Guten und jedes Böſen genommen wird: der göttliche nachfolgende oder endliche und gänzliche Wille aber, gehe auf die Hervorbringung ſo vieler Güter, als nur beyſammen ſtehen können; deren Verbindung dadurch beſtimmet wird, und auch die Zulaſſung einiger Uebel, und die Ausſchließung einiger Güter in ſich begreift, wie es der beſte Plan der Welt erfordert. Arminius hat in ſeinem *Antiperkinſus* gar wohl erklärt: daß der göttliche Wille, nicht allein in Anſehung der Wirkung, der in dem göttlichen Verſtande zuvor betrachteten Creatur; ſondern auch in Anſehung anderer vorhergehender göttlicher Willen, ein nachfolgender Wille genennet werden könne. Allein wir dürfen nur die angeführte Stelle des Thomas von Aquino und des Scotus I. Diſt. 46. qu. XI. betrachten, ſo werden wir ſehen, daß ſie dieſe Unterſcheidung eben ſo verſtehen, wie wir ſie hier genommen haben. Wollte aber indeſſen jemand nicht zugeben, daß wir dieſe Wörter hier alſo brauchen ſollten: ſo ſetze er einen vorläufigen Willen, (*volonté preallable*) an ſtatt des vorhergehenden, und einen ſchließlichen an ſtatt des nachfolgenden Willens. Denn wir wollen hier nicht um die Wörter ſtreiten.

V. Einwurf.

Derjenige, der alles, was die Sachen wirkliches und thätliches in ſich haben, hervorbringt, der iſt die Urſache deſſelben;

Nun bringet Gott alles, was in der Sünde wirklich iſt, hervor;

Alſo iſt Gott die Urſache der Sünde.

Antwort.

Man könnte zwar bloß den Oberſatz oder Unterſatz läugnen, weil man das Wort wirklich ſo erklären könnte, daß dieſe Sätze dadurch falſch werden würden. Damit wir uns aber beſſer erklären, ſo wollen wir einen Unterſcheid machen. **Wirklich** bedeutet entweder nur dasjenige, was poſitiuum quid iſt, oder es begreift auch die Entia priuatiua unter ſich: im erſten Falle leugnet man den Oberſatz, und giebt den Unterſatz zu; im andern Falle thut man das Gegentheil. Wir hätten es wohl hiebey können bewenden laſſen: allein wir haben lieber noch weiter gehen wollen, um von dieſem Unterſchiede Grund zu geben. Wir haben uns alſo ein Vergnügen gemacht zu erinnern, daß alle ſchlechterdings ausdrückliche oder unbedingte Realität eine Vollkommenheit iſt; die Unvollkommenheit aber von der Einſchränkung, das iſt, von dem Mangel herkömmt. Denn einſchränken, iſt nichts anders, als das Wachsthum oder die Zunahme hemmen oder aufhalten. Nun iſt aber Gott die Urſache aller Vollkommenheiten, folglich aller Realität, wenn man ſie als ſchlechterdings poſitiv anſieht. Die Einſchränkungen oder Beraubungen aber, entſpringen aus der urſprünglichen Unvollkommenheit der Creaturen, die ihre Fähigkeit einſchränket. Es iſt wie mit einem beladenen Schiffe beſchaffen, das auf dem Waſſer nach Beſchaffenheit der Laſt, die es führet, entweder langſamer oder geſchwinder fortkömmt. Alſo rühret die Geſchwindigkeit des Schiffs von dem Fluſſe, das Langſamgehen aber, das dieſe Geſchwindigkeit hemmet, von der Laſt her. So iſt auch in dieſem Buche gezeigt worden, wie die Creatur, indem ſie ſündiget, eine Cauſa deficiens ſey; wie die Irrthümer und böſen Neigungen aus der Beraubung oder Privation entſtehen, und wie die Beraubung zufälliger Weiſe kräftig und wirkend iſt. Und wir haben auch die Meynung des heiligen Auguſtins lib. 1. ad Simpl. qu. 2. gerechtfertiget, als welcher erkläret, auf was Weiſe Gott z. E. verſtocke: nicht ſo, daß er was Böſes in die Seele lege, ſondern weil die Kraft und Wirkung ſeines guten Eindruckes von dem Widerſtande der Seelen und von den Umſtänden, die zu dieſem Widerſtande beytragen, gehemmet wird: ſo, daß er ihm nicht alles das Gute giebt, welches das Böſe überwinden würde. Gott legt nicht etwas in den Menſchen, dadurch er böſer wird; ſondern er legt nur dasjenige nicht in ihn, dadurch er beſſer werden kann. (*Nec, inquit, ab illo erogatur aliquid, quo homo fit deterior; ſed tantum quo fit melior non erogatur.*) Wenn aber Gott ein mehrers hätte dabey thun wollen, ſo hätte er entweder den Creaturen andre Naturen geben, oder andre Wunderwerke thun müſſen, ihre Naturen zu ändern; welches aber der beſte Plan nicht hat zulaſſen können. Gleichwie entweder der Lauf eines Fluſſes ſchneller, als es ſeine Abſchüſſigkeit mit ſich bringet; oder das Schiff weniger beladen ſeyn müſte, wenn es geſchwinder fortgetrieben werden ſollte. Und die Einſchränkung und urſprüngliche Unvollkommenheit der Creaturen macht, daß ſelbſt der beſte Plan der Welt von gewiſſen Uebeln nicht befreyet ſeyn kann, jedoch daß ſie zu einem größern Guten gedeihen ſollen. Es ſind einige Unordnungen in den Theilen, die aber die Schönheit des Ganzen auf eine verwunderungswürdige Weiſe erhöhen, als wie gewiſſe wohl angebrachte Diſſonanzen, die Harmonie deſto ſchöner machen. Allein das hängt von dem ab, was wir ſchon auf den erſten Einwurf geantwortet haben.

VI. Einwurf.

Wer diejenigen ſtraft, die ſo viel Gutes gethan haben, als in ihren Kräften geſtanden, der iſt ungerecht;
Nun thut Gott ſolches;
Alſo ꝛc.

Antwort.

Der Unterſatz dieſes Schluſſes wird geläugnet. Wir glauben Gott gebe allezeit ſo viel Hülfe und Gnade, die für diejenigen, die einen guten Willen hätten, das iſt, die dieſe Gnade nicht durch eine neue Sünde von ſich ſtießen, ſchon zulänglich ſeyn würde. Wir geben alſo weder die Verdammniß der ohne Taufe oder außer der Kirche verſtorbenen Kinder, noch die Verdammung der Erwachſenen zu, die nach dem ihnen von Gott mitgetheilten Lichte gehandelt haben. Und wir glauben, daß wenn einer demjenigen Lichte gefolgt wäre, das er gehabt hat, er ungezweifelt auch noch ein größeres empfangen werde, das er bedarf: wie der ſel. Herr Hülſemann, ein berühmter und ſehr gelehrter Glaubenslehrer zu Leipzig, an einem gewiſſen Orte angemerket hat. Und wenn ein ſolcher Menſch in ſeinem Leben ſolches Licht nicht bekommen hätte, ſo würde er es wenigſtens noch in dem letzten Augenblicke ſeines Lebens bekommen.

VII. Einwurf.

Derjenige, der nur etlichen und nicht allen, die Mittel giebt, wodurch ſie wirklich einen guten Willen und den beharrlichen ſeligmachenden Glauben bekommen, der iſt nicht gütig genug;
Gott thut aber ſolches;
Alſo ꝛc.

Antwort.

Der Oberſatz wird geläugnet. Es kann zwar freylich Gott den größten Widerſtand des menſchlichen Herzens überwinden; er thut es auch bisweilen, entweder durch eine innerliche Gnade, oder durch äußerliche Umſtände, die viel an unſern Seelen ausrichten können: allein er thuts nicht allezeit. Woher kömmt aber dieſer Unterſchied, möchte man ſagen, und warum ſcheint ſeine Gütigkeit eingeſchränkt zu ſeyn? Daher, daß es die Ordnung nicht zugelaſſen, allezeit außerordentlich zu wirken, und den Zuſammenhang der Sachen umzuſtoßen; wie wir bereits in der Antwort auf den erſten Einwurf angemerket haben. Die Urſachen dieſes Zuſammenhangs oder der Verbindung, wodurch einer in beſſere Umſtände geſetzt wird, als der andere, die ſind in der Tiefe der göttlichen Weisheit verborgen: ſie hängen von der allgemeinen Harmonie ab. Der beſte Entwurf der Welt, den Gott nicht unterlaſſen konnte zu wählen, hat es alſo mit ſich gebracht. Und dieſes ſchließt man ſelbſt aus dem Ausgange: weil es Gott gethan hat, ſo konnte es nicht beſſer gemacht werden. Man kann auch nicht ſagen, daß dieſes Verfahren wider die Güte Gottes laufe; vielmehr hat ihn die höchſte Gütigkeit dazu angetrieben. Dieſer Einwurf hätte mit ſeiner Auflöſung aus der Antwort auf den erſten Einwurf genommen werden können: allein es ſchien nicht ohne Nutzen zu ſeyn, wenn wir ihn ins beſondere berührten.

VIII. Einwurf.

Derjenige, der nicht unterlaſſen kann, das Beſte zu erwählen, der iſt nicht frey.
Nun kann Gott nicht anders, als das Beſte erwählen:
Alſo iſt Gott nicht frey.

Antwort.

Der Oberſatz dieſes Schluſſes wird geläugnet. Das iſt vielmehr die rechte und vollkommenſte Freyheit, wenn man ſeinen freyen Willen aufs allerbeſte gebrauchen, und dieſe Gewalt allezeit ausüben kann; ohne daß man weder von einem äußerlichen Zwange, noch von den innern Leidenſchaften davon abgehalten wird, deren eines den Leib, das andere die Seele zum Sclaven macht. Es iſt nichts weniger als eine Knechtſchaft, wenn man beſtändig, und allezeit aus ſeiner eignen Neigung, ohne allen Zwang, und ohne einiges Misvergnügen, zum Guten geführet wird. Und es iſt ein ganz falſcher Schluß, wenn man einwendet: Gott hätte alſo der äußerlichen Dinge nöthig gehabt. Er ſchafft ſie frey; weil er ſich aber einen Endzweck vorgeſetzt, nämlich ſeine Gütigkeit und Weisheit auszuüben: ſo hat ihn die Weisheit bewogen, die geſchickteſten Mittel zu ergreifen, wodurch er dieſen Endzweck erhalten konnte. Wollte man dieſes vonnöthen haben nennen: ſo würde man ſolche Redensart in einem ungewöhnlichen Verſtande nehmen, wodurch ſie von aller Unvollkommenheit befreyet wird; faſt ſo, wie man zu thun pfleget, wenn man vom Zorne Gottes redet.

Seneca ſagt an einem gewiſſen Orte: Gott habe nur einmal befohlen, allein er gehorche beſtändig; weil er den Geſetzen nachlebet, die er ſich vorſchreiben wollen: *Semel iuſſit, ſemper paret.* Allein er hätte beſſer geſprochen, wenn er geſagt hätte, Gott befehle allezeit; und es würde dieſem Befehle auch allezeit nachgelebet. Denn wenn er will, ſo folget er allezeit der Neigung ſeiner Natur, und alle übrige Sachen folgen ſeinem Willen. Und gleich wie dieſer immer einerley und unveränderlich iſt; ſo kann man nicht ſagen, daß er nur demjenigen Willen folge, den er vormals gehabt. Ob nun zwar ſein Wille niemals fehl ſchlagen kann, und allezeit aufs Beſte gerichtet iſt: ſo bleibt doch das Böſe, oder das geringere Gute, das er verſtößt, allezeit an und für ſich ſelbſt möglich; ſonſt würde die Nothwendigkeit des Guten, ſo zu reden, geometriſch oder metaphyſiſch, und ganz unbedingt ſeyn, und die Zufälligkeit der Sachen würde wegfallen, und keine Wahl ſtatt finden. Allein dieſe Art der Nothwendigkeit, die die Möglichkeit des Gegentheils nicht umſtößt, führet dieſen Namen bloß auf eine analogiſche Art; ſie gereicht zu ihrer Wirkung, nicht durch das bloße Weſen der Dinge, ſondern durch das, was außer ihr und über ſie iſt, nämlich durch den Willen Gottes. Dieſes wird eine moraliſche Nothwendigkeit genennet, weil das was nothwendig iſt, und was ſich gehöret, bey einem Weiſen gleichgültige Sachen ſind: und wenn ſie allezeit ihre Wirkung hat, wie ſie denn ſolche beſtändig in dem vollkommenen Weiſen, das iſt, in Gott erreicht; ſo kann man es eine glückſelige Nothwendigkeit nennen. Je näher ihr die Creaturen beykommen, deſto mehr nähern ſie ſich der vollkommenen Glückſeligkeit. Und das iſt gar nicht die Nothwendigkeit, die man zu vermeiden ſucht, und welche die Moralität, die Strafen und die Belohnungen, umſtößt. Denn was ſie mitbringet, das geſchieht nicht ſchlechterdings, man thue, was man wolle; man wünſche, was man wolle: ſondern es geſchieht, weil man es will. Und ein Wille, dem es natürlich iſt, recht und wohl zu wählen, der verdienet am meiſten gelobet zu werden: ſo führet er auch ſeine Belohnung mit ſich, nämlich die höchſte Glückſeligkeit. Und gleichwie dieſe Beſchaffenheit der göttlichen Natur, demjenigen eine völlige Zufriedenheit giebt, der ſie beſitzt: ſo iſt ſie auch die Beſte, und welche die Creaturen, die alle von Gott abhängen, am meiſten zu wünſchen haben. Hätte der göttliche Wille nicht den Grund des Beſten zu ſeiner Regel: ſo würde er entweder ſelbſt auf das Böſe, welches das ärgſte wäre, gehen; oder das Gute und das Böſe würde ihm einigermaßen gleich viel gelten, und er würde von ungefähr geführet werden: ein Wille aber, der ſich allezeit blindlings hinreißen ließe, der würde zu Regierung der Welt nicht viel beſſer ſeyn, als die ungefähre Zuſammenſtoßung der epikuriſchen Körperchen, ohne daß ein Gott wäre. Und wenn ſich auch gleich Gott nur in gewiſſen Fällen, und auf gewiſſe Weiſe dem blinden Glücke überließe; (wie er thun würde, wenn er nicht allezeit nach dem Beſten ſtrebte, und ein geringeres Gut einem größern, das iſt, ein Uebel einem Guten vorziehen könnte, weil das was Böſes iſt, das einem größern Guten im Wege ſteht:) ſo würde er eben ſo unvollkommen ſeyn, als der Gegenſtand ſeiner Wahl, er würde nicht verdienen, daß man ein gänzliches Vertrauen auf ihn ſetzte; er würde in einem ſolchen Falle ohne Weisheit handeln, und die Regierung der Welt würde gewiſſen, zwiſchen der Vernunft und dem Glücke halbgetheilten Spielen gleich ſeyn. Aus dieſem allen erhellet, daß dieſer Einwurf wider die Erwählung des Beſten, die Begriffe von der Freyheit und Nothwendigkeit verkehret, und uns ſelbſt das Beſte als was Böſes vorſtellet, welches entweder boshaftig oder lächerlich iſt.

Ende der Theodicee.

Vertheidigung
Der guten Sache Gottes
aus ſeiner Gerechtigkeit,
Die
mit allen übrigen Vollkommenheiten und Handlungen deſſelben vereiniget wird.

---

1 §.

Die Vertheidigung der guten Sache Gottes gereicht nicht allein zu ſeiner Ehre, ſondern auch zu unſerm Nutzen: damit wir ſo wohl ſeine Größe, das iſt, ſeine Macht und Weisheit ehren; als auch ſeine Güte, und die daraus fließende Gerechtigkeit und Heiligkeit lieben, auch ſolchen Vollkommenheiten, ſo viel an uns iſt, nachahmen mögen. Dieſe Abhandlung beſteht aus zween Theilen. Der erſte kann mehr für eine Zubereitung, der andre aber für das Hauptwerk gehalten werden. Der erſte betrachtet die göttliche Größe und Güte insbeſondere; der andre handelt von ſolchen Dingen, die beyde erwähnte Eigenſchaften zugleich angehen. Hieher gehöret die allgemeine Vorſehung über alle Dinge, und die Regierung der vernünftigen Creaturen; ſonderlich im Abſehen, auf ihre Frömmigkeit und Seligkeit.

2 §. Die ſtrenge Partey der Gottesgelehrten hat mehr auf die Größe als auf die Güte Gottes geſehen; die gelindern aber haben das Gegentheil gethan: die wahren Recht-

gläubigen laſſen ſich beyde Vollkommenheiten angelegen ſeyn. Der Irrthum dererjenigen, die die Größe Gottes ſchmählern, kann *Anthropomorphiſmus*; derjenigen aber, ſo die Güte aufheben, *Deſpotiſmus* genennet werden.

3 §. Die Größe Gottes muß ſehr fleißig, ſonderlich wider die Socinianer, und einige Semiſocinianer, unter welchen Conrad Vorſtius hierinnen am meiſten verſtoßen, vertheidiget werden. Es kann aber dieſelbe füglich in zwey Hauptſtücke, in die Allmacht und Allwiſſenheit, eingetheilet werden.

4 §. Die Allmacht begreift ſowohl die Unabhänglichkeit Gottes von andern, als die Abhängung aller andern Dinge von ihm.

5 §. Die Unabhänglichkeit Gottes leuchtet ſo wohl in ſeinem Daſeyn, als in ſeinem Thun hervor. In dem Daſeyn iſt er unabhänglich, indem er nothwendig und ewig, und wie man insgemein zu reden pfleget, von ſich ſelbſt iſt; woraus denn auch die Unendlichkeit fließt.

6 §. In ſeinem Thun iſt er ſowohl auf eine natürliche als moraliſche Art unabhänglich: auf natürliche Art, indem er der allerfreyeſte iſt, und bloß und allein von ſich ſelbſt zum Thun beſtimmet wird; auf moraliſche Weiſe aber, indem er (ἀνυπεύθυνος) ununterwürfig iſt, und keinen Höhern über ſich hat.

7 §. Die Abhänglichkeit der Dinge von Gott erſtreckt ſich ſowohl auf alle mögliche Dinge, das iſt, die keinen Widerſpruch in ſich faſſen; als auch auf alle wirklich vorhandene Dinge.

8 §. Selbſt die Möglichkeit der Dinge, wann ſie noch nicht wirklich da ſind, hat ihre Wirklichkeit, die in dem göttlichen Daſeyn gegründet iſt. Denn wenn Gott nicht wäre, ſo wäre nichts möglich; und die möglichen Dinge ſind von Ewigkeit in den Ideen des göttlichen Verſtandes.

9 §. Die wirklichen Dinge hängen von Gott ſo wohl in ihrem Daſeyn, als in ihrem Thun, und zwar nicht allein von ſeinem Verſtande, ſondern auch von ſeinem Willen ab. Sie hängen von Gott in ihrem Daſeyn ab, indem ſie alle von ihm freywillig erſchaffen ſind und erhalten werden: und es wird gar recht gelehrt, daß die göttliche Erhaltung eine fortgeſetzte Schöpfung ſey; wie etwan die Stralen beſtändig von der Sonne ausgehen: ob gleich die Geſchöpfe weder aus dem göttlichen Weſen, noch auch nothwendiger Weiſe hervorkommen.

10 §. Im Wirken hängen alle Dinge von Gott ab, indem Gott zu allen ihren Wirkungen mitwirket; in ſoweit einige Vollkommenheit darinnen iſt, die allerdings von Gott herkommen muß.

11 §. Die Mitwirkung Gottes aber, auch die gewöhnliche, oder die ohne Wunder geſchieht, iſt zugleich eine unmittelbare und beſondere. Sie iſt unmittelbar, indem die Wirkung nicht allein deswegen von Gott abhänget, weil die Urſache deſſelben von ihm herkömmt; ſondern auch weil Gott, in Hervorbringung der Wirkung ſelbſt, weder weniger noch entfernter mitwirket, als in Hervorbringung der Urſache.

12 §. Die Mitwirkung Gottes iſt aber eine beſondere Mitwirkung: weil ſie nicht allein auf das Daſeyn der Sache und auf ihr Thun, ſondern auch auf die Art und Eigenſchaften des Daſeyns gerichtet iſt; in ſoweit als in ſelbigem etwas vollkommen iſt, als welches allezeit von Gott, als dem Vater des Lichtes und dem Geber alles Guten, herkömmt.

13 §. Bisher haben wir von der göttlichen Macht gehandelt; nun wollen wir von ſeiner Weisheit reden, die wegen ihrer Unermeßlichkeit, die Allwiſſenheit genennet wird. Dieſe, da ſie eben ſowohl als die Allmacht, die Allervollkommenſte iſt, ſo begreift ſie alle Ideen und alle Wahrheiten: das iſt, alle Complexa und Incomplexa, die ein Gegen-

ſtand des Verſtandes ſeyn können, in ſich, und hat ebenfalls ſo wohl mit dem Möglichen als Wirklichen zu thun.

14 §. Die Allwiſſenheit der möglichen Dinge, wird die bloße Einſicht Gottes (Scientia ſimplicis intelligentiae) genennet, und hat ſo wohl mit den Sachen ſelbſt, als mit ihren Verbindungen zu thun. Beyde ſind ſo wohl nothwendig, als zufällig.

15 §. Die zufälligen möglichen Dinge, können ſo wohl beſonders, als in ſo fern ſie in unendlich viele mögliche Welten zuſammen geordnet ſind, betrachtet werden. Von dieſen Welten iſt eine jede Gott vollkommen bekannt, ob gleich nur eine unter ihnen zur Wirklichkeit kömmt. Denn es iſt nicht nöthig, daß wir uns mehr als eine wirkliche Welt erdichten; indem eine einzige alle Creaturen, an allen Orten und zu allen Zeiten, in ſich faſſet. Und in dieſem Verſtande wird hier das Wort *Welt* genommen.

16 §. Die Wiſſenſchaft der wirklichen Dinge, oder der zur Wirklichkeit gebrachten Welt, und aller vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Sachen in ihr, wird die anſchauende Erkenntniß (Scientia viſionis) genennet. Sie iſt von der bloßen Einſicht Gottes eben dieſer als möglich betrachteten Welt, weiter nicht unterſchieden, als daß noch die cognitio reflexiua dazu kömmt; vermöge welcher Gott ſeinen Rathſchluß, die Welt zur Wirklichkeit zu bringen, erkennet. Das göttliche Vorherwiſſen braucht auch keinen andern Grund als dieſen.

17 §. Die Erkenntniß, welche man insgemein die mittlere (mediam) zu nennen pflegt, wird unter der bloßen Einſicht Gottes, in dem Verſtande, wie wir ſie erkläret haben, mit begriffen. Wenn aber jemand zwiſchen der bloßen Einſicht Gottes, und zwiſchen der anſchauenden Erkenntniß noch eine mittlere Erkenntniß behaupten wollte,

der könnte ſich dieſe Arten der Erkenntniß etwas anders verſtellen, als insgemein geſchieht, nämlich ſo, daß die mittlere nicht allein von dem bedingten Zukünftigen, ſondern auch durchgehends von den möglichen zufälligen Dingen verſtanden würde. So würde aber die bloße Einſicht Gottes etwas mehr eingeſchränkt werden: nämlich ſo, daß ſie bloß auf die möglichen und nothwendigen, die mittlere Erkenntniß auf die möglichen und zufälligen, die anſchauende Erkenntniß auf die zufälligen und wirklichen Wahrheiten gienge. Und die mittlere würde mit der erſten dieß gemein haben, daß ſie von zufälligen Wahrheiten handelte.

18 §. Bisher haben wir von der göttlichen Größe gehandelt, nun wollen wir auch von der Güte Gottes etwas gedenken. Gleichwie aber die Weisheit oder die Erkenntniß des Wahren eine Vollkommenheit des Verſtandes iſt: alſo iſt die Güte, oder das Verlangen nach dem Guten eine Vollkommenheit des Willens. Nun hat zwar jeder Wille das Gute zum Gegenſtande, zum wenigſten ein Scheingut; der göttliche aber geht einzig und allein aufs wahre Gute.

19 §. Wir wollen alſo ſo wohl den Willen als auch deſſen Gegenſtand, nämlich das Gute und Böſe, welches den Grund zum wollen und nicht wollen giebt; im Willen aber, ſo wohl ſeine Natur, als auch ſeine Arten, betrachten.

20 §. Zur Natur des Willens wird die Freyheit erfordert, die darinnen beſteht, daß alle Handlungen des Willens, ungezwungen und mit Ueberlegung geſchehen; als wodurch die Nothwendigkeit, die alle Berathſchlagung und alles Ueberlegen aufhebt, gänzlich ausgeſchloſſen wird.

21 §. Nämlich die metaphyſiſche Nothwendigkeit wird ausgeſchloſſen, deren Gegentheil unmöglich iſt, oder einen Widerſpruch in ſich faſſet; nicht aber die moraliſche,

deren Gegentheil nur ungeſchicklich iſt. Denn obgleich Gott in ſeiner Wahl nicht irren kann, ſondern allezeit dasjenige erwählet, was ſich am beſten ſchickt: ſo ſteht doch dieſes ſeiner Freyheit nicht im Wege, ſondern es macht ſie vielmehr noch vollkommener. Es würde aber ſeine Freyheit allerdings im Wege ſtehen, wenn nur ein einziger möglicher Gegenſtand des Willens, oder nur eine einzige Ordnung der möglichen Dinge da geweſen wäre. In dieſem Falle würde die Wahl aufhören, und die Weisheit und Güte des wirkenden Weſens nicht gelobet werden können.

22 §. Deswegen irren diejenigen, oder reden zum wenigſten nicht gar zu wohl, die allein dasjenige möglich heiſſen, was wirklich geſchieht, oder, was Gott erwählet hat; welches eben der Irrthum des ſtoiſchen Diodors bey dem Cicero, und unter den Chriſten des Abälards, Wiclefs und Hobbeſius geweſen. Wir werden unten ein mehrers von der Freyheit gedenken, wenn wir die Freyheit des Menſchen behaupten werden.

23 §. Dieſes mag von der Natur des Willens genug ſeyn; nun folget die Eintheilung deſſelben, die zu unſerm gegenwärtigen Endzwecke ſonderlich zweyerley iſt: die eine, da er in den vorhergehenden, (antecedentem) und den nachfolgenden (conſequentem); die andere, da er in den wirkenden (productiuam) und den zulaſſenden, (permiſſiuam) eingetheilet wird.

24 §. Nach der erſten Eintheilung iſt der Wille entweder vorhergehend, oder nachfolgend und endlich; oder welches auf eines hinaus kömmt, entweder neigend, (inclinatoria) oder ſchlüſſig (decretoria); dieſer iſt völlig (plena) oder unbedingt, jener aber nicht völlig (minus plena). Dieſe Eintheilung pfleget zwar von einigen, dem erſten Anſehn nach, anders erkläret zu werden, nämlich al-

ſo: daß der vorhergehende göttliche Wille, z. E. alle ſelig zu machen, vor der Betrachtung des Thuns der Creatur vorhergehe; der nachfolgende aber, z. E. einige zu verdammen, darauf folge. Allein jener geht auch vor andern göttlichen Willen vorher, und dieſer folget nach; allermaßen ſelbſt die Betrachtung des Thuns und Laſſens der Creaturen, nicht allein von einigen göttlichen Willen vorausgeſetzt wird; ſondern auch einige göttliche Willen vorausſetzet, ohne welche die Handlung der Creatur nicht vorausgeſetzt werden kann. Es nehmen daher Thomas, Scotus, und andre, dieſe Eintheilung in eben dem Verſtande, wie wir: nämlich, daß der vorhergehende Wille auf ein Gutes an und für ſich ſelbſt, ins beſondere, nach eines jeden Würde und Grade geht; daher iſt dieſes nur ein Wille secundum quid: der nachfolgende aber das Ganze betrachte, und die endliche Entſchließung in ſich halte; daher er auch unbedingt und ſchlüßig iſt, und wenn man von dem göttlichen Willen redet, allemal ſeine vollkommene Wirkung erreichet. Wenn im übrigen jemand unſre Erklärung nicht annehmen will, mit dem mögen wir uns in keinen Wortſtreit einlaſſen. Er mag, wenns ihm beliebt, für den vorhergehenden und nachfolgenden, den vorläufigen und endlichen Willen ſetzen.

25 §. **Der vorhergehende Wille** iſt allerdings ernſtlich und lauter, und iſt weder mit der Velleität (da jemand gern wollte, wenn er könnte, oder da er wünſchte zu können) die in Gott keinesweges ſtatt findet; noch mit dem bedingten Willen, von dem hier nicht die Rede iſt, zu vermengen. Es geht aber der vorhergehende Wille Gottes dahin, daß er alles und jedes Gute, und alles und jedes Böſe, in ſo weit es böſe oder gut iſt, und nach Beſchaffenheit des Grades, nachdem es böſe oder gut iſt, verſchaffen oder abwenden möge. Wie ernſtlich aber dieſer Wille ſey, hat Gott ſelbſt erkläret, da er ſo eifrig und mit ſo großer Verſicherung ge-

ſagt: er wolle nicht den Tod des Sünders; er wolle alle Menſchen ſelig haben; er haſſe die Sünde.

26 §. Der **nachfolgende Wille** entſteht aus allen vorhergehenden Willen zuſammen genommen: ſo, daß wenn die Wirkungen von allen dieſen Willen nicht beyſammen ſtehen können, dennoch die gröſte Wirkung erhalten werde, die man durch ſeine Macht und Weisheit erhalten kann. Dieſer Wille pflegt auch der **Rathſchluß** oder die **Entſchlieſſung** (Decretum) genennet zu werden.

27 §. Hieraus erhellet, daß auch die vorhergehenden Willen nicht ganz vergebens ſind, ſondern daß ſie ihre Wirkung haben, ob ſchon die Wirkung die erhalten wird, nicht allemal völlig, ſondern durch den Beytritt anderer vorhergehenden Willen eingeſchränkt iſt. Der ſchließliche Wille aber, der aus allen neigenden Willen entſteht, hat allemal eine völlige Wirkung, ſo oft es dem wollenden nicht an Macht fehlet, woran es Gott niemals fehlen kann. Es findet nämlich allein in dem ſchließlichen Willen der Grundſatz ſtatt: **Wer kann und will, der thut es auch**; denn weil die erforderte Wiſſenſchaft unter der Gewalt mit begriffen wird: ſo kann weder von innen noch von außen etwas fehlen, das zum Thun nöthig wäre. Es geht aber der Glückſeligkeit und der Vollkommenheit Gottes deswegen gar nichts ab, wenn gleich nicht jeder Wille eine völlige Wirkung erlanget. Denn weil er das Gute, nur nach dem Grade der Güte, die darinnen iſt, verlanget: ſo geſchieht ſeinem Willen das allervollkommenſte Genügen, wenn das Beſte, ſo daraus entſpringet, erhalten wird.

28 §. Nach der andern Eintheilung iſt der Wille entweder **wirkend** oder **zulaſſend**: jener hat mit ſeinen eigenen, dieſer mit fremden Handlungen zu thun. Denn man kann bisweilen etwas zulaſſen, das iſt, nicht verhindern, was nicht erlaubt iſt zu thun; wie z. E. die Sünde, von

der wir itzt gleich handeln wollen. Und der eigentliche Gegenſtand des zulaſſenden Willens iſt nicht dasjenige, was erlaubt wird; ſondern die Erlaubung oder Zulaſſung ſelbſt.

29 §. Bisher haben wir vom Willen gehandelt; nun wollen wir auch von der **Urſache des Wollens**, oder von dem Guten und Böſen handeln. Beydes iſt dreyerley, das metaphyſiſche, phyſikaliſche und moraliſche.

30 §. Das metaphyſiſche beſteht überhaupt in der Vollkommenheit und Unvollkommenheit, ſo wohl der vernünftigen als vernunftloſen Dinge. Chriſtus ſagt: ſein himmliſcher Vater ſorge auch für die Liljen auf dem Felde, und für die Sperlinge; und Gott bezeuget beym Jonas, daß er ſich auch über die unvernünftigen Thiere erbarme.

31 §. Das phyſikaliſche Böſe wird insbeſondre von dem Glücke und Unglücke der vernünftigen Creaturen genommen, wohin das Strafübel (malum poenae) gehöret.

32 §. Das moraliſche aber verſteht man von den tugendhaften und laſterhaften Thaten derſelben, wohin das Schuldübel (malum culpae) zu rechnen iſt. Und in dieſem Verſtande pfleget das phyſikaliſche Uebel aus dem moraliſchen (Strafe und Leiden aus der Sünde) zu entſtehen; ob ſchon nicht allemal in einerley Perſonen. Dieſes aber, was hier eine Irrung (aberratio) zu ſeyn ſcheinen möchte, wird mit groſſem Vortheile verbeſſert: ſo, daß die Unſchuldigen niemals wünſchen würden, daß ſie nichts gelitten hätten. Siehe unten im 55 §.

33 §. Gott will das Gute an und für ſich ſelbſt, wenigſtens vorläufig (antecedenter): nämlich ſo wohl die Vollkommenheiten der Dinge überhaupt, als insbeſondre die Glückſeligkeit und Tugend aller vernünftigen Geſchöpfe; und ein jedes Gute, nach dem Grade ſeiner Güte, wie ſchon gedacht worden.

34 §. Ob zwar der göttliche vorhergehende Wille mit dem Böſen nichts zu thun hat, außer nur in ſo weit er auf die Tilgung deſſelben zielt: ſo will es doch bisweilen der nachfolgende, aber nur mittelbar, wenn die Tilgung des Böſen größere Güter verhindert; in welchem Falle dieſe Tilgung nicht völlig zu Stande gebracht wird: und weil ſie in dem vorhergehenden Willen verbleibt, ſo bricht ſie nicht in den nachfolgenden aus. Daher hat Thomas von Aquino, nach dem Auguſtin, nicht unrecht geſagt: Gott laſſe etwas Böſes geſchehen, damit nicht viel Gutes verhindert werde.

35 §. Bisweilen werden auch die metaphyſiſchen und phyſikaliſchen Uebel, als die Unvollkommenheiten in den Dingen, und die Strafübel in den Perſonen, zu Hülfsgütern, (bonis ſubſidiariis) gleichſam als Mittel größere Güter zu erlangen.

36 §. Das moraliſche Böſe, oder das Schuldübel aber, kann niemals als ein Mittel angeſehen werden: denn man ſoll, nach der Ermahnung des Apoſtels, niemals was Böſes thun, daß etwas Gutes daraus komme. Doch kann es bisweilen als eine Bedingung (ſine qua non) angeſehen werden, oder als etwas mit dem Guten Verbundenes; das iſt, ohne welches das nöthige Gute nicht erlanget werden kann. Unter dem nöthigen Guten aber, wird auch die nöthige Tilgung des Böſen mit begriffen. Es wird aber das Böſe nicht aus dem Grunde einer unbedingten Nothwendigkeit, ſondern aus dem Grunde der Geſchicklichkeit zugelaſſen. Denn es muß doch eine Urſache ſeyn, warum es Gott vielmehr zuläßt, als nicht zuläßt. Die Urſache aber des göttlichen Willens kann von nichts anders, als vom Guten hergenommen werden.

37 §. Es iſt auch das Schuldübel niemals der Gegenſtand des wirkenden Willens in Gott, ſondern nur dann

und wann des Zulaſſenden; weil er ſelbſt niemals die Sünde thut, ſondern aufs Höchſte nur bisweilen zuläßt.

38 §. Es iſt aber die allgemeine Regel bey Zulaſſung der Sünde, die Gott und dem Menſchen gemein iſt, daß niemand eine fremde Sünde zulaſſen ſoll, wenn er nicht durch Verhinderung derſelben ſelbſt etwas Böſes begehen würde. Und damit ich es mit einem Worte ſage: es iſt niemals erlaubt die Sünde zuzulaſſen, außer wenn es ſeyn muß; wovon unten im 66 §. deutlicher ſoll gehandelt werden.

39 §. Alſo hat Gott, unter den Gegenſtänden des Willens, das Beſte, als den letzten Zweck, vor Augen; das Gute aber als eine Abſicht, die auch wohl ein Mittel ſeyn kann; die gleichgültigen Sachen, ingleichen auch die Strafübel, zum öftern als Mittel; das Schuldübel aber nicht anders als eine nothwendige Bedingung einer billigen und nöthigen Sache; nämlich in dem Verſtande, wie Chriſtus ſagt, daß Aergerniſſe ſeyn müßten.

40 §. Bisher haben wir von der Größe und Gütigkeit dasjenige insbeſondere angemerket, was man als eine Vorbereitung zu der Hauptſache anſehen möchte. Nunmehr wollen wir von ſolchen Dingen handeln, die beyde Vollkommenheiten zugleich angehen, und nicht allein aus der Güte, ſondern auch aus der Größe, das iſt, aus der Weisheit und Macht, herfließen: denn die Größe macht, daß die Gütigkeit ihre Wirkung erreichet. Und die Gütigkeit beziehet ſich entweder auf die Creaturen überhaupt, oder insbeſondere auf die vernünftigen Geſchöpfe. Auf die erſte Art macht ſie, nebſt der Größe, die Verſehung in Erſchaffung und Regierung der Welt aus; ſonderlich aber in Regierung der mit Vernunft begabten Subſtanzen.

41 §. Weil die Weisheit, die in den Creaturen überhaupt ſich äußernde Gütigkeit lenket; ſo folgt, daß ſich die

göttliche Vorſehung in der ganzen Ordnung und Verbindung des Weltgebäudes äußert; und man muß ſagen: daß Gott aus unendlich vielen möglichen Verbindungen der Dinge die beſte erwählet, und daß dieſes diejenige ſey, die wirklich vorhanden iſt. Denn es ſtimmet in der Welt alles mit einander überein, und der Weiſeſte macht eher keinen Schluß, als bis er alles überſehen hat: und folglich gehe dieſer Schluß auf das Ganze. In einzeln Stücken kann der Wille vorläufig ſeyn, im Ganzen muß er als ſchließlich angeſehen werden.

42 §. Daher iſt, ſo zu reden, in den göttlichen Rathſchlüſſen keine Ordnung nöthig, ſondern man kann ſagen: es ſey nur ein einziger göttlicher Rathſchluß geweſen, nämlich; daß dieſe gegenwärtige Verbindung der Dinge zur Wirklichkeit kommen ſolle: nachdem vorher alles was in dieſe Verbindung gehöret, iſt betrachtet, und mit den Dingen, die in andere Verbindungen gehören, verglichen worden.

43 §. Derowegen iſt auch der göttliche Rathſchluß unveränderlich, weil alle Gründe, die ihm vorkommen können, ſchon in Betrachtung gezogen worden. Allein daraus entſteht bloß eine folgliche Nothwendigkeit, die wegen des Vorherſehens und der Vorherverordnung, hypothetica oder bedingt genennet wird; keinesweges aber eine unbedingte Nothwendigkeit, oder neceſſitatis conſequentis: weil ſo wohl im Ganzen, als in beſondern Stücken, eine andre Ordnung der Dinge möglich geweſen, und Gott in Erwählung der Ordnung der zufälligen Dinge, ihre Zufälligkeit nicht geändert hat.

44 §. Es iſt aber, wegen der Gewißheit der Dinge, das Gebeth und die Arbeit, zu Erlangung desjenigen, was wir wünſchen, keinesweges vergebens und unnütze. Denn in der Vorſtellung dieſer annoch bloß als möglich angeſehenen Ordnung der Dinge, ehe ſie noch beſchloſſen worden,

ſind auch die Gebethe, und überhaupt die Urſache von allem was geſchehen würde, wofern dieſe Ordnung ſollte erwählt werden, allbereit mit begriffen geweſen; und haben zu wirklicher Erwählung derſelben, und folglich zu allen Begebenheiten darinnen, das ihrige, wie billig war, beygetragen. Und dasjenige, was anitzo Gott zum Thun oder zum Zulaſſen bewegt, das hat ihn ſchon damals bewogen, zu beſchließen, was er thun oder was er zulaſſen wollte.

45 §. Und dieſes haben wir ſchon oben erwähnet, daß die Dinge aus dem göttlichen Vorherwiſſen, und aus der Vorſehung zwar beſtimmet ſind; aber nicht ſchlechterdings, man thue und laſſe was man wolle, ſondern wegen ihrer Urſachen und Gründe. Wenn demnach jemand das Gebeth, oder die Arbeit und den Fleiß, für unnöthig und vergebens halten wollte, der würde in den Trugſchluß verfallen, welchen ſchon die Alten den Faulen, genennet haben. Siehe unten im 106. 107 §.

46 §. Die unendliche Weisheit aber des Allmächtigen, nebſt deſſen unermeßlicher Gütigkeit, hat gemacht; daß nach Ueberlegung und Betrachtung aller Dinge zuſammen, nichts beſſers hervorgebracht werden können, als was von Gott hervorgebracht worden: alſo daß alles vollkommen harmoniſch iſt, und aufs herrlichſte mit einander übereinſtimmet; die Cauſae formales, oder die Seelen, mit den Cauſis materialibus, oder den Körpern; die Cauſae efficientes, oder die wirkenden und natürlichen Urſachen, mit den Cauſis finalibus, oder mit den moraliſchen und Endurſachen; das Reich der Gnade, mit dem Reiche der Natur.

47 §. So oft demnach in den Werken Gottes etwas vorkömmt, das tadelhaft zu ſeyn ſcheint, ſo müſſen wir gedenken: es ſey uns nicht genugſam bekannt, und ein Weiſer, der es recht verſtünde, würde urtheilen; daß man nicht einmal etwas beſſers wünſchen könnte.

48 §. Daraus fließt ferner, daß keine größere Glückſeligkeit ſey, als einem ſo guten Herrn zu dienen, und daß alſo Gott über alles zu lieben, und ihm gänzlich zu vertrauen ſey.

49 §. Die vornehmſte Urſache aber, warum die beſte Ordnung der Dinge, nämlich dieſe gegenwärtige, erwählet worden, iſt Chriſtus θεάνθρωπος der Gottmenſch, geweſen: der aber, in ſo weit er eine Creatur iſt, die aufs höchſte erhoben worden, mit in dieſer edelſten Ordnung mußte begriffen werden, nämlich als ein Stück der erſchaffenen Welt; ja als das Haupt, dem endlich alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben worden, in dem alle Völker mußten geſegnet werden, und durch den alle Creaturen, aus der Knechtſchaft der Verderbniß, in die herrliche Freyheit der Kinder Gottes, verſetzt werden.

50 §. Bisher haben wir von der Vorſehung, nämlich von der allgemeinen Vorſehung gehandelt. Ferner entſteht aus der Gütigkeit, wenn ſie ſonderlich auf die vernünftigen Creaturen gezogen wird, nebſt der Weisheit, die Gerechtigkeit, deren höchſter Grad die Heiligkeit iſt. Derowegen begreift die Gerechtigkeit, in einem ſo weitläuftigen Verſtande, nicht allein das ſtrenge, oder eigentlich alſo genannte Recht; ſondern auch die Billigkeit und lobenswürdige Barmherzigkeit in ſich.

51 §. Man kann aber die Gerechtigkeit überhaupt, in die eigentliche oder insbeſondere genommene Gerechtigkeit, und in die Heiligkeit, eintheilen. Die insbeſondere genommene Gerechtigkeit geht mit dem phyſikaliſchen Guten und Böſen anderer, und zwar verſtändiger Creaturen; die Heiligkeit aber, mit dem moraliſchen Guten und Böſen, um.

52 §. Das natürliche oder phyſikaliſche Gute und Böſe eräuget ſich ſo wohl in dieſem, als in dem künftigen

Leben. In dieſem Leben beſchweren ſich viele überhaupt, daß die menſchliche Natur ſo vielem Böſen unterworfen ſey: und bedenken nicht, daß ein großer Theil deſſelben aus der Menſchen Schuld herfließt; und daß gewißlich die göttlichen Wohlthaten gegen uns nicht dankbar genug erkannt werden, wenn wir mehr auf das Böſe, als auf das Gute, unſere Aufmerkſamkeit richten.

53 §. Andern misfällt ſonderlich dieſes, daß das phyſikaliſche Gute und Böſe nicht nach dem moraliſchen eingetheilet iſt; oder daß es den Guten oft übel, und den Böſen wohl ergehe.

54 §. Auf dieſe Klagen muß zweyerley geantwortet werden: erſtlich, was der Apoſtel geſagt, daß dieſer Zeit Leiden der künftigen Herrlichkeit nicht werth ſey, die an uns offenbaret werden ſoll; zum andern, was Chriſtus ſelbſt unter einem ſchönen Gleichniſſe an die Hand gegeben, daß wenn das Saamkörnlein, das in die Erde fällt, nicht erſterbe, ſo könne es auch keine Frucht bringen.

55 §. Derowegen wird das Leiden nicht allein reichlich belohnet werden, ſondern es wird auch ſelbſt zu Vermehrung der Glückſeligkeit vieles beytragen: und dieſes Böſe hat nicht nur ſeinen Nutzen, ſondern es wird auch allerdings erfordert. Siehe oben im 32 §.

56 §. Bey dem zukünftigen Leben ſind noch größere Schwierigkeiten. Denn da wendet man ein, es werde auch in ſelbigem das Gute von dem Böſen übertroffen, weil nur wenige erwählet ſind. Origenes hat zwar die ewigwährende Verdammung gänzlich geläugnet. Einige von den Alten, unter welchen auch Prudentius war, haben geglaubt: es würden ſehr wenige ewig verdammt werden. Andere haben dafür gehalten, es würden zuletzt alle Chriſten ſelig werden; wohin der heilige Hieronymus ſich einigermaßen zu lenken geſchienen.

57 §. Allein wir haben nicht nöthig zu dieſen paradoxen und verwerflichen Meynungen unſre Zuflucht zu nehmen. Die rechte Antwort iſt: die völlige Größe und Weitläuftigkeit des himmliſchen Reiches müſſe nicht nach unſrer Erkenntniß abgemeſſen werden. Denn es kann ja wohl die Herrlichkeit der Seligen durch das göttliche Anſchauen, ſo groß ſeyn, daß das Böſe aller Verdammten mit dieſem Guten gar nicht zu vergleichen iſt. Die heilige Schrift erkennet unzählich viele ſelige Engel: und die Natur ſelbſt, die durch neue Entdeckungen erläutert werden, zeiget uns überaus viele und mancherley Arten der Geſchöpfe; daher wir weit bequemer als Auguſtinus und andere Alten erkennen können, wie weit das Gute das Böſe überwieget.

58 §. Unſre Erde iſt nur ein Trabant oder Beyläufer einer Sonne, und es giebt ſo viel Sonnen als Fixſterne; es iſt auch glaublich, daß noch über allen Fixſternen ein ſehr großer Raum ſey. Derowegen kann es wohl ſeyn, daß entweder in den Sonnen, oder ſonderlich in den Gegenden über den Sonnen, glückſelige Creaturen wohnen. Wiewohl auch die Planeten glückſelige Paradieſe ſeyn, oder werden können. Daß in unſers Vaters Hauſe viele Wohnungen ſind, hat Chriſtus eigentlich von dem Himmel der Seligen geſprochen, welchen einige Glaubenslehrer Empyreum nennen, und über die Sternen oder Sonnen ſetzen; ob ſchon von dem Orte der Seligen nichts gewiſſes geſagt werden kann. Inzwiſchen iſt es gar wahrſcheinlich, daß es auch in der ſichtbaren Welt viele Wohnungen vernünftiger Creaturen giebt, da immer einige glückſeliger ſind, als die andern.

59 §. Der Schluß von der Menge der Verdammten iſt alſo nur in unſrer Unwiſſenheit gegründet, und kann durch eine einzige Antwort, die wir bereits oben angezeiget haben, zunichte gemacht werden. Wenn alles bekannt wäre, ſo würde es erhellen, daß wir ſo gar nichts beſſers wünſchen

ſchen könnten, als das was Gott gemacht hat. Die Strafen der Verdammten halten, wegen ihrer anhaltenden Bosheit, auch an. Derowegen widerlegt der berühmte Theologe, Johann Fecht, in einem ſchönen Buche von dem Zuſtande der Verdammten, diejenigen gar wohl, die nicht zugeben wollen, daß die Sünde in dem zukünftigen Leben eine Strafe verdiene: als wenn die Gott weſentliche Gerechtigkeit jemals aufhören könnte.

60 §. Endlich fallen auch die größten Schwierigkeiten bey der Heiligkeit Gottes, oder bey derjenigen Vollkommenheit vor, die auf das moraliſche Gute und Böſe anderer vernünftiger Subſtanzen geht. Dieſe macht, daß er die Tugend auch an andern lieben, und die Laſter haſſen muß, und ihn nicht das geringſte mit der Sünde zu ſchaffen haben läßt: und dennoch herrſchen mitten in dem Reiche des mächtigen Gottes allerhand Sünden und Laſter. Alle dieſe Schwierigkeiten aber werden, mit Hülfe des göttlichen Lichtes, auch ſchon in dieſem Leben, dergeſtalt überwunden, daß ſich die Frommen, und die Gott lieben, ſo viel als nöthig iſt, ein Genügen thun können.

61 §. Es wird nämlich der Einwurf gemacht, Gott trage allzuviel zur Sünde bey, der Menſch aber zu wenig: Gott wirke mit zu dem moraliſchen Böſen, ſo wohl auf phyſikaliſche als moraliſche Art und Weiſe, und ſein Wille ſey dießfalls nicht allein ein zulaſſender, ſondern auch ein wirkender Wille, (voluntas permiſſiua & productiua.)

62 §. Man merket dabey an, daß die moraliſche Mitwirkung ſtatt finden würde, wenn gleich Gott wirklich und thätig nichts zur Sünde beytrüge, ſondern ſie bloß zuließe, oder nicht verhinderte, wenn er könnte.

63 §. Er wirkte aber in der That nicht nur auf moraliſche, ſondern zugleich auch auf phyſikaliſche Art und Weiſe mit: weil er nicht allein die Sünder nicht verhindere, ſondern

dern ihnen auch einiger maßen behülflich wäre, indem er ihnen Kräfte und Gelegenheit an die Hand gäbe. Daher kämen auch die Redensarten der heiligen Schrift, daß Gott die Böſen verhärte, und zum Böſen antreibe.

64 §. Hieraus unterſtehen ſich einige zu ſchließen, daß Gott entweder auf beyderley Weiſe, oder doch auf eine von dieſen beyden, ein Mitgehülfe der Sünde, ja wohl gar der Urheber davon ſey; und werfen alſo die Heiligkeit, Gerechtigkeit und Güte Gottes übern Hauſen.

65 §. Andere wollen lieber die göttliche Allwiſſenheit und Allmacht, mit einem Worte, ſeine Größe, etwas ſchmälern, als wenn er entweder das Böſe nicht erkennete, oder nicht achtete, oder dem Strome des Böſen nicht widerſtehen könnte; welches der Epikuräer und Manichäer Meynung geweſen. Dergleichen lehren auch, wiewohl auf etwas andere und gelindere Art, die Socinianer, die zwar wohl die Behutſamkeit brauchen, daß ſie die göttliche Heiligkeit nicht beflecken wollen; aber doch ſonſt andre göttliche Vollkommenheit fahren laſſen, und aus den Augen ſetzen.

66 §. Damit wir zuerſt auf die moraliſche Wirkung, und auf die Zulaſſung antworten; ſo müſſen wir dasjenige, was wir oben angefangen, fortſetzen, und ſagen: die Zulaſſung der Sünde ſey erlaubt, oder ſittlicher weiſe möglich, wenn ſichs befindet, daß ſie rechtmäßig, oder ſittlicher weiſe nothwendig iſt; wenn man nämlich eine fremde Sünde, ohne ſelbſt einen Fehler zu begehen, das iſt, ohne Verletzung desjenigen, was man andern, oder ſich ſelbſt ſchuldig iſt, nicht verhindern kann. Ein Soldat z. E. der ſonderlich in gefährlichen Zeiten auf der Wache ſteht, darf die Wache nicht verlaſſen, zween Freunde, die ſich ſchlagen wollen, davon abzuhalten. Siehe oben den 36 §. Daß aber in Gott eine gewiſſe Art einer Pflicht oder Schuldigkeit ſtatt finde, das verſtehen wir nicht menſchlicher Weiſe, ſondern θεοπρεπῶς:

weil er ſonſten ſeinen Vollkommenheiten einen Abbruch thun würde.

67 §. Nun aber, woſern Gott die beſte Ordnung und Verbindung der Welt, darinnen auch die Sünde mit begriffen iſt, nicht erwählet hätte, ſo würde dieſes ein weit größerer Fehler ſeyn, als alle Sünde der Creaturen: denn er würde ſeiner eignen, und, welches hieraus folget, auch eines andern Vollkommenheit, einen Abbruch gethan haben. Denn die göttliche Vollkommenheit kann unmöglich was anders, als das beſte erwählen, allermaßen das geringere Gute ſchon als etwas Böſes anzuſehen iſt. Und es würde kein Gott, ja nichts mehr ſeyn, wenn es Gott entweder an Kräften fehlte, oder wenn er im Verſtande irrte, oder im Willen ſtrauchelte.

68 §. Die göttliche phyſikaliſche Mitwirkung zur Sünde hat einige bewogen, ihn zur Urſache und zum Urheber der Sünde zu machen. Auf ſolche Weiſe würde auch das Schuldübel, ein Gegenſtand des wirkenden Willens (voluntatis productiuae) in Gott ſeyn, wobey uns ſonderlich die Epikurer und Manichäer ſehr hart auf den Leib gehen. Allein auch hierinnen vertheidiget ſich Gott, der die Gemüther erleuchtet, in einer frommen und der Wahrheit ergebenen Seele, gar leichtlich. Wir wollen demnach erklären, was das heißt, daß Gott bey dem materialiſchen der Sünde, oder bey dem was in dem Böſen gut iſt, und nicht zu dem Weſentlichen mitwirket.

69 §. Man muß nämlich antworten, daß in den Creaturen und ihren guten und böſen Thaten nichts vollkommenes, und nichts wirkliches zu finden iſt, das nicht Gott zuzuſchreiben ſey: die Unvollkommenheit aber der That beſtehe in der Privation, und entſtehe aus der urſpringlichen Einſchränkung der Creaturen, die ſie bereits im Stande der bloßen Möglichkeit, das iſt, in der Region der ewigen Wahrheiten, oder in den Ideen des göttlichen Verſtandes, aus

ihrem Weſen haben; denn wenn etwas unumſchränkt wäre, das würde keine Creatur, ſondern Gott ſeyn. Die Creatur aber iſt eingeſchränkt, weil ihre Größe, Macht, Wiſſenſchaft, und alle anderen Vollkommenheiten, Grenzen und Schranken haben. Daher iſt der Grund des Böſen nothwendig, der Urſprung aber zufällig: das iſt, es iſt eine nothwendige Sache, daß das Böſe möglich ſey; allein man muß es bloß für was Zufälliges halten, daß wirklich Böſes vorhanden iſt. Das Zufällige aber kömmt durch die Harmonie der Dinge, wegen der Uebereinſtimmung mit der beſten Ordnung der Welt, deſſen Theil es ausmacht, von der Möglichkeit zur Wirklichkeit.

70 §. Was wir aber, nach dem Auguſtin, Thomas, Lubinus, und andern Alten und Neuen, von der Natur und eigentlichen Beſchaffenheit des Böſen anführen, daß es nämlich bloß in der Privation beſtehe; das wollen wir, weil es vielen entweder falſch oder doch ſehr dunkel vorkömmt, aus der Natur der Sachen ſelbſt alſo erklären, daß verhoffentlich erhellen wird, wie nichts gründlichers könne geſagt werden. Und zwar wollen wir zu einem Gleichniſſe etwas empfindliches und materialiſches nehmen, welches ebenfalls in der Privation beſteht, und von Keplern, einem berühmten Naturkündiger, den Namen der natürlichen Trägheit der Körper (Inertiae corporum naturalis) bekommen hat.

71 §. Wenn ein Fluß, damit wir uns eines leichten Exempels bedienen, die Schiffe mit ſich fortführet, ſo giebt er ihnen eine Geſchwindigkeit, die aber von ihrer eignen natürlichen Trägheit (Inertia) eingeſchränkt wird: ſo daß diejenigen, die ſchwerer und mehr beladen ſind, wenn im übrigen alles gleich iſt, langſamer fortgehen. Alſo geſchieht es, daß die Geſchwindigkeit vom Fluſſe, das Langſamgehen von der Laſt; das Poſitiviſche von der Kraft des Antreibenden, das Privativiſche von der Trägheit des Angetriebenen, herkömmt.

72 §. Eben ſo kann man ſagen, daß Gott den Creaturen die Vollkommenheit giebt, die aber von ihrer Fähigkeit, (Receptivität) eingeſchränkt wird. Folglich wird das Gute von der Kraft Gottes, das Böſe aber von der Trägheit der Creaturen, herkommen.

73 §. Alſo wird der Verſtand aus Mangel der Aufmerkſamkeit irren, der Wille aber wird aus Mangel der Munterkeit zurück gehalten werden; ſo oft das Gemüthe, wenn es nach Gott, oder nach dem höchſten Gute ſtreben ſoll, aus Trägheit an den Creaturen hänget.

74 §. Bisher haben wir denenjenigen geantwortet, welche vermeynen, Gott trage allzuviel zu dem Böſen bey. Anitzo wollen wir diejenigen abfertigen, welche ſagen: der **Menſch wirke nicht genugſam**, oder er ſey nicht ſtrafbar genug im Sündigen, damit ſie nämlich die Schuld wiederum auf Gott ſchieben mögen. Sie wollen dieſes zum Theile aus der Schwachheit der menſchlichen Natur, und zum Theile aus dem Mangel der benöthigten göttlichen Gnade, um unſrer Natur aufzuhelfen, beweiſen. Derowegen wollen wir in der Natur des Menſchen ſo wohl die Verderbniß, als auch den Ueberreſt des göttlichen Ebenbildes, vom Stande der Unſchuld her, betrachten.

75 §. Bey dem **menſchlichen Verderbniſſe** haben wir ſo wohl auf den Urſprung, als auch auf die Beſchaffenheit deſſelben zu ſehen. Der **Urſprung** rührt theils von dem Falle unſrer erſten Aeltern, theils von der Fortpflanzung dieſer anſteckenden Seuche her. Bey dem Falle haben wir anfangs die Urſache, und dann auch die Natur deſſelben zu erwegen.

76 §. **Die Urſache des Falles**, oder warum der Menſch, mit Wiſſen, mit Zulaſſung, und mit Beyhülfe Gottes gefallen, iſt nicht in einer deſpotiſchen Gewalt Gottes zu ſuchen; als wenn die Gerechtigkeit und Heiligkeit

keine göttliche Eigenſchaften wären: welches in der That alſo ſeyn würde, wenn weder Recht noch Billigkeit bey ihm in Betrachtung käme.

77 §. Die Urſache des Falles iſt auch in keiner göttlichen Gleichgültigkeit gegen das Böſe und Gute, gegen das Gerechte und Ungerechte, zu ſuchen, als wenn er ſolches bloß nach ſeinem Gefallen gemacht hätte. Wenn dieſes ſtatt finden ſollte, ſo würde folgen, daß er alles mit gleichem, das iſt, mit keinem Rechte, ſetzen könnte; welches wiederum alle Gerechtigkeit und allen Ruhm der Weisheit vernichten würde: maßen entweder in ſeinem Thun keine Wahl, oder in der Wahl kein Grund ſeyn würde.

78 §. Eben ſo wenig iſt die Urſache des Falles in einem Gott angedichteten Willen, der gar nicht heilig noch liebenswürdig iſt, zu ſuchen: als wenn er nämlich, weil er nur den Ruhm ſeiner Größe ſuche, und ohne alle Gütigkeit ſey, aus einer grauſamen Barmherzigkeit, elende Creaturen gemacht hätte, damit er jemanden haben möchte, deſſen er ſich erbarmen könnte; und als wenn er aus einer verkehrten Gerechtigkeit wollte, daß die Menſchen ſündigen ſollten, damit er jemanden hätte, den er ſtrafen könnte. Welches alles tyranniſch, und von der wahren Ehre und Vollkommenheit, deren Zierde nicht allein in der Größe, ſondern auch in der Gütigkeit geſucht werden muß, aufs allerweiteſte entfernet iſt.

79 §. Sondern die wahre Urſache des Falles beſteht in der urſprünglichen Unvollkommenheit oder Schwäche der Creaturen: welche verurſacht hat, daß die Sünde in der beſten Ordnung der möglichen Dinge mit begriffen geweſen; wovon oben gehandelt worden. Daher iſt es denn geſchehen, daß der Fall, der göttlichen Güte und Weisheit ungeachtet, mit Recht zugelaſſen werden müſſen, wenn dieſe Vollkommenheiten nicht ſollten verletzet werden.

80 §.

80 §. Die Natur des Falles muß man ſich mit dem Herrn Bayle nicht ſo vorſtellen, als wenn Gott den Adam, zur Strafe ſeiner Sünde mit ſeiner ganzen Nachkommenſchaft, zum beharrlichen Sündigen verdammt, und ihm, ſeinen Entſchluß vollführen zu können, ein gewiſſes ſündliches Weſen oder eine Sündhaftigkeit gleichſam eingegoſſen hätte: indem vielmehr die Sündhaftigkeit aus der erſten Sünde natürlicher Weiſe erfolget iſt, wie etwan aus der Trunkenheit viele andre Sünden zu entſtehen pflegen.

81 §. Nun folget die Fortpflanzung dieſer von dem Falle unſrer erſten Aeltern entſtandenen Seuche auf die Seelen aller Nachkommen. Es ſcheint, daß ſie nicht beſſer könne erkläret werden, als wenn man ſetzet: daß die Seelen der Nachkommen allbereit im Adam angeſteckt geweſen. Damit man dieſes deſto beſſer verſtehen möge, ſo iſt aus den Anmerkungen und Gründen der neuern Naturkündiger zu wiſſen, daß die Bildung der Thiere und Pflanzen nicht aus einer verwirrten Materie; ſondern aus einem einiger maßen ſchon vorher zubereiteten, im Saamen verborgen liegenden, und ſchon lange belebten Körper, geſchehe. Woraus denn folget, daß, kraft des erſten göttlichen Segens, ſo wohl einige organiſche Grundriſſe oder Anfänge aller lebendigen Dinge, und zwar, bey den Thieren, unter der ob ſchon unvollkommenen Geſtalt und Form der Thiere ſelbſt; als auch gewiſſer maßen die Seelen, ſchon vorlängſt in den erſten Thieren ihrer Art vorhanden geweſen, um mit der Zeit hervor zu kommen und gleichſam ausgewickelt zu werden. Was aber die Seelen und die Saamenthierchen anlanget, daraus Menſchen werden ſollen, davon muß man ſagen, daß ihre Natur, ſo wohl als der Saamenthierchen von anderer Art, ſich über die bloße Empfindungskraft nicht erſtrecke: bis ſie durch die letzte Empfängniß von den übrigen abgeſondert, die organiſchen Körper zu einer menſchlichen

Geſtalt zubereitet, und die Seelen zu der höhern Stufe der Vernunft erhoben werden. Ob aber dieſes durch eine ordentliche oder außerordentliche göttliche Wirkung geſchehe, das will ich eben nicht ausmachen.

82 §. Hieraus erhellet auch zugleich, daß man zwar kein vorläufiges Daſeyn der Vernunft lehre; doch aber gar billig dafür halten könne: daß in den voraus ſchon vorhandenen Dingen, auch die Dinge, die mit der Zeit darinnen hervorkommen ſollen; und folglich nicht allein der körperliche Bau, ſondern auch die Vernunft des Menſchen, von Gott vorher verordnet und zubereitet worden; und daß die Fähigkeit (actus ſignatus) vor der wirklichen Ausübung (actu exercito) vorher gehe: imgleichen, daß die durch den Fall Adams eingeführte Verderbniß der noch nicht menſchlichen Seele, nachgehends, wenn der Grad der Vernunft dazu kömmt, zur urſprünglichen Sündhaftigkeit, oder Erbſünde, werde. Im übrigen erhellet aus den neueſten Erfindungen, daß ſo wohl der beſeelte Leib, als die Seele, allein vom Vater herkomme; von der Mutter aber in der Empfängniß gleichſam einen Ueberzug, in der Forme eines Eyes, wie man dafür hält, und die benöthigte Nahrung, zum Wachsthume und zur Vollkommenheit des organiſchen Körpers, hergegeben werde.

83 §. Alſo fallen ſo wohl die philoſophiſchen Schwierigkeiten von dem Urſprunge der Formen und der Seelen, als die von ihrer Immaterialität und Untheilbarkeit hinweg; welche letztere machet, daß keine Seele von der andern kann gebohren werden.

84 §. Imgleichen verſchwinden auch die theologiſchen, von der Verderbniß der Seelen: damit nicht geſagt werden könne, daß die vernünftige, entweder präexiſtirende oder neu geſchaffene, ganz reine Seele, in die verderbte Maſſe von Gott geſtoßen werde, damit ſie auch ſelbſt verderbt werden möge.

85 §.

85 §. Demnach bleibt zwar allerdings ein Tradux, aber ein bequemerer als derjenige, den Auguſtin, und andere wackere Männer geglaubet haben: nicht ein Tradux einer Seele aus der andern, der, wie aus dem Prudentius erhellet, von den Alten verworfen worden, und der Natur der Dinge zuwider iſt; ſondern ein Tradux einer beſeelten Subſtanz aus einer anderen beſeelten Subſtanz.

86 §. Bisher haben wir von der Urſache unſrer Verderbniß geredet; nun wollen wir auch von der Natur und Beſchaffenheit derſelben handeln. Sie beſteht in der urſprünglichen oder Erbſünde, und in der daraus herkommenden Sünde. Die Erbſünde hat ſolche Gewalt, daß ſie die Menſchen in natürlichen Dingen ſchwach, in geiſtlichen aber vor der Wiedergeburt todt macht; daß der Verſtand nur zu ſinnlichen, der Wille zu fleiſchlichen Sachen geneigt iſt, und daß wir von Natur Kinder des Zornes ſind.

87 §. Unterdeſſen muß man dem Herrn Bayle und andern, welche die göttliche Gütigkeit anfechten, oder doch mit ihren Einwürfen verdunkeln, nicht einräumen: daß die, welche bloß der Erbſünde unterworfen geweſen, und vor dem zulänglichen Gebrauche der Vernunft, ohne wirkliche Sünde, wie die Kinder ohne Taufe und außer der Kirche, ſterben, nothwendig zum ewigen Feuer verdammt werden; denn es iſt viel beſſer, daß man ſie der göttlichen Barmherzigkeit überläßt.

88 §. Hierinnen lobe ich auch die Gelindigkeit Joh. Hülſemanns, Joh. Adam Oſianders, und einiger andrer berühmten Lehrer der augſpurgiſchen Bekenntniß, die ebenfalls zu dieſer Meynung geneigt geweſen ſind.

89 §. Es ſind auch nicht alle Funken des göttlichen Ebenbildes, davon wir hernach reden werden, verloſchen; ſondern können durch die göttliche zuvorkommende Gnade

(per gratiam peruenientem) auch zu geiſtlichen Dingen, wieder aufgewecket werden; doch ſo, daß allein die Gnade die Bekehrung wirket.

90 §. So ſondert auch die Erbſünde, die verdorbne Maſſe des menſchlichen Geſchlechtes nicht ganz und gar von der allgemeinen göttlichen Gnade ab. Denn dem ohngeachtet hat doch Gott die im Argen liegende Welt alſo geliebet, daß er ſeinen eingebohrnen Sohn für die Menſchen gegeben.

91 §. Die von der Erbſünde herkommende Sünde iſt wiederum zweyerley: die wirkliche und die angewöhnte, (peccatum actuale & habituale.) Hierinnen beſteht die Ausübung der Verderbniß, als welche nach gewiſſen Graden und Abänderungen wechſelt, und auf unterſchiedliche Art in die That ausbricht.

92 §. Die wirkliche Sünde beſteht ſo wohl in innerlichen Wirkungen allein, als auch in ſolchen, die aus innerlichen und äußerlichen zuſammengeſetzt ſind; und iſt ſo wohl begehend (commiſſionis.) als unterlaſſend (omiſſionis,) kömmt auch ſo wohl aus der Schwachheit der Natur (culpoſum,) als aus der Bosheit des Gemüthes (malitioſum.)

93 §. Die angewöhnte Sünde entſteht aus böſen, entweder ſtarken oder öfters wiederholten Handlungen, wegen der Menge oder Größe der Eindrückungen. Und alſo kömmt durch die Gewohnheitſünde noch etwas Böſes zu der urſprünglichen Verderbniß hinzu.

94 §. Ob ſich aber gleich dieſe Knechtſchaft der Sünde auf das ganze Leben eines Unwiedergebohrnen erſtrecket, ſo iſt ſie doch nicht ſo weit auszudehnen: als wenn gar keine Werke der Unwiedergebohrnen wahrhaftig tugendhaft, ja gar keine unſchuldig, ſondern allezeit dem Weſen nach ſündlich wären.

95 §. Denn es können ja bisweilen die Unwiedergebohrnen, in bürgerlichen Dingen, etwas aus Liebe zur Tugend und zu dem gemeinen Beſten thun, aus Antriebe der geſunden Vernunft, ja auch in Anſehung Gottes, ohne Vermiſchung einer böſen Abſicht des Ehrgeizes, des Privatnutzens oder einer fleiſchlichen Begierde.

96 §. Unterdeſſen kömmt doch alles, was ſie thun, aus einer verderbten Quelle her, und es wird immer was Böſes mit eingemiſchet, obgleich nur bisweilen aus Gewohnheit.

97 §. Im übrigen macht dieſe Verderbniß der menſchlichen Natur, ſo groß ſie auch iſt, dennoch nicht, daß der Menſch entſchuldiget, oder von aller Schuld losgeſprochen werden könnte, als wenn ſein Thun nicht frey und willkührlich genug wäre. Denn es ſind noch einige Ueberbleibſel des göttlichen Ebenbildes vorhanden, welche machen, daß die göttliche Gerechtigkeit in Beſtrafung der Menſchen unverletzt bleibt.

98 §. Dieſe Ueberreſte des göttlichen Ebenbildes beſtehen theils in dem angebohrnen Lichte des Verſtandes, theils in der angebohrnen Freyheit des Willens. Beydes iſt ſo wohl zu einer tugendhaften als laſterhaften That nöthig: damit wir wiſſen und wollen was wir thun, auch von der Sünde, die wir begehen, abſtehen können, wenn wir nur Fleiß genug anwenden.

99 §. Das angebohrne Licht beſteht ſo wohl in einfachen Begriffen (Ideis incomplexis,) als auch in zuſammengeſetzten Erkenntniſſen (Notitiis complexis,) die daraus erwachſen. Alſo iſt Gott und das ewige göttliche Geſetz in unſer Herz geſchrieben, ob ſie ſchon durch Nachläßigkeit der Menſchen, und von den ſinnlichen Affecten, öfters verdunckelt werden.

100 §. Es wird aber dieſes Licht wider einige neuere Scribenten ſo wohl aus der heiligen Schrift bewieſen, welche

bezeugt, daß das göttliche Geſetz in unſer Herz geſchrieben iſt; als auch aus der Vernunft, weil die nothwendigen Wahrheiten bloß und allein aus denen in das Gemüthe gepflanzten Grundwarheiten, nicht aber aus dem Eindrucke der Sinne, bewieſen werden können. Denn die Anführung einzler Dinge (Inductio,) macht niemals eine allgemeine Nothwendigkeit.

101 §. Die **Freyheit** bleibt auch bey der gröſten menſchlichen Verderbniß unverletzt, ſo daß der Menſch, ob er ſchon außer allem Zweifel ſündigen wird, dennoch dieſe ſündliche Handlung, die er begeht, niemals nothwendig begeht.

102 §. Die Freyheit iſt ſo wohl von der Nothwendigkeit, als vom Zwange frey. Es macht aber weder das Zukünftigſeyn (Futuritio) der Wahrheiten, noch das göttliche Vorherwiſſen, noch die Vorherverordnung und Vorherbeſtimmung der Dinge, eine **Nothwendigkeit.**

103 §. Das Zukünftigſeyn macht ſie nicht: denn ob ſchon die Wahrheit der zukünftigen zufälligen Dinge ausgemacht und beſtimmt iſt: ſo muß man doch ihre objectiviſche Gewißheit, oder die untrügliche Beſtimmung der Wahrheit die in ihnen iſt, keinesweges mit der Nothwendigkeit vermengen.

104 §. Es macht auch das göttliche **Vorherwiſſen** und **Vorherverordnen** keine **Nothwendigkeit**, ob es gleich ebenfalls untrüglich iſt. Denn Gott hat in der idealiſchen Ordnung der möglichen Dinge, die Sachen, wie ſie zukünftig geweſen, und darunter den Menſchen, wie er frey ſündiget, geſehen. Eben ſo wenig hat er auch, da er beſchloſſen dieſe Ordnung zur Wirklichkeit zu bringen, die Natur der Sachen geändert, oder dasjenige nothwendig gemacht, was zuvor zufällig geweſen.

105 §. So ſchadet auch die **Vorherbeſtimmung** oder **Einrichtung der Dinge**, das iſt, die Ordnung und Ver-

bindung der Urſachen, der Freyheit keinesweges. Denn ob wohl niemals etwas geſchieht, davon nicht ein Grund könnte gegeben werden; und ob es ſchon keine vollkommene Gleichgültigkeit, oder indifferentiam aequilibrii giebt, als wenn nämlich in- und außerhalb einer freyen Subſtanz ſich alles zu zwey entgegen geſetzten Dingen gleich verhielte; indem vielmehr allezeit ſo wohl in der wirkenden, als in den mitwirkenden Urſachen gewiſſe Zubereitungen vorhanden ſind, die von einigen, Vorherbeſtimmungen genennet werden: ſo muß man doch ſagen, daß dieſe Beſtimmungen bloß neigen, aber nicht zwingen; und daß noch allemal einige Gleichgültigkeit oder Zufälligkeit übrig bleibt. So haben wir auch niemals eine ſo große Begierde oder Leidenſchaft, daß die That nothwendig daraus erfolgen müßte. Denn ſo lange der Menſch noch bey ſich ſelbſt iſt; ſo kann allezeit, wenn ihn gleich der Zorn, der Durſt, oder ſonſt eine dergleichen Urſache auf das heftigſte antreibt, ein Grund gefunden werden, dieſen Trieb zu hemmen: und zuweilen iſt der einzige Gedanken, ſeine Freyheit auszuüben, und über die Leidenſchaften zu herrſchen, ſchon zulänglich.

106 §. Derohalben führet die aus der Ordnung der Urſachen entſtehende Vorherbeſtimmung, die wir angegeben, keinesweges eine der Zufälligkeit, oder der Freyheit, oder der Sittenlehre zuwiderlaufende Nothwendigkeit ein: vielmehr wird das mahometaniſche Schickſal von dem Chriſtlichen, das ungereimte von dem vernünftigen, eben hierdurch unterſchieden; weil die Türken ſich um keine Urſache bekümmern, die Chriſten aber, und alle die klug ſind, eine jede Wirkung aus ihrer Urſache herleiten.

107 §. Denn wie man ſagt, ſo halten die Türken dafür, ob ich wohl nicht glaube, daß ſie alle ſo närriſch ſind: es ſey eine vergebliche Sache, wenn man der Peſt und andern Unfällen zu entgehen ſuche; unter dem Vorwande, die zukünf-

tigen oder einmal beſchloſſenen Sachen geſchähen, man thue und laſſe was man wolle. Dieſes aber iſt falſch; weil die geſunde Vernunft ſagt, daß derjenige, der einmal gewiß an der Peſt ſterben wird, auch gewiß den Urſachen der Peſt nicht entgehen werde. Der Tod will, wie in dem deutſchen Sprüchworte gar recht geſagt wird, eine Urſache haben. Und dieſes hat auch in allen andern Fällen ſtatt. Siehe oben den 45 §.

108 §. Es iſt auch kein Zwang in den willkührlichen Handlungen. Denn ob wohl die Vorſtellung der äußerlichen Dinge in unſerm Gemüthe ſehr viel vermag: ſo iſt doch unſre willkührliche Handlung allezeit ungezwungen, ſo daß die Quelle und der Grund davon in demjenigen iſt, der da wirket; welches durch die von Gott vorherbeſtimmte Harmonie zwiſchen der Seele und dem Leibe viel deutlicher als bisher erkläret wird.

109 §. Bisher iſt von der Schwachheit der menſchlichen Natur gehandelt worden: nunmehro wird auch etwas von der Hülfe der göttlichen Gnade zu ſagen ſeyn, deren Mangel uns die Widerſacher vorwerfen, um abermals die Schuld von dem Menſchen ab, und auf Gott zu wälzen. Man kann ſich aber eine zweyfache Gnade vorſtellen: die eine, die für denjenigen zulänglich iſt, der bereits das Wollen hat; und die andere, welche ſelbſt das Wollen verurſachet.

110 §. Man muß bekennen, daß die zulängliche Gnade niemanden, der nur will, abgeſchlagen werde. Es iſt ein alter Spruch, daß demjenigen, der nur thut, was an ihm iſt, die nöthige Gnade niemals fehle: und Gott verläßt niemanden außer der ihn verläßt; wie nach den Alten Auguſtinus ſelbſt angemerket hat. Dieſe zulängliche Gnade iſt entweder ordentlich, durchs Wort und die Sacramente; oder außerordentlich, die Gott zu überlaſſen iſt, dergleichen er dem Paulus erwieſen hat.

111 §. Denn obgleich viele Völker die heilſame Lehre Chriſti niemals empfangen haben, es auch nicht glaublich iſt, daß die Predigt deſſelben bey allen denjenigen, die ſie nicht gehabt, würde vergebens geweſen ſeyn; da zumal Chriſtus ſelbſt von Sodom das Gegentheil ſaget: ſo iſt deswegen doch nicht nöthig, daß entweder jemand ohne Chriſtum ſelig werde; oder daß jemand verdammt werde, wenn er gleich alles gethan hat, was er von Natur thun können. Denn es ſind uns nicht alle göttliche Wege bekannt; auch wiſſen wir nicht, ob nicht denen Sterbenden etwas auf eine außerordentliche Weiſe erzeiget werde. Denn es iſt ſelbſt aus dem Exempel des Cornelius gewiß zu glauben: daß wenn jemand das empfangene Licht wohl angewendet; ſo werde ihm auch das benöthigte, das er noch nicht empfangen, gegeben werden, und wenn es gleich allererſt in der letzten Todesſtunde geſchehen ſollte.

112 §. Denn gleichwie die Gottesgelehrten der augſpurgiſchen Confeßion in den getauften Kindern der Gläubigen, einen Glauben zulaſſen, ob ſchon kein Anzeichen davon vorhanden iſt: alſo ſehe ich nicht, warum nicht Gott denjenigen, deren wir gedacht, ob ſie gleich noch keine Chriſten ſind, in der letzten Todesſtunde außerordentlich ein nöthiges Licht geben könne, das ſie durch ihr ganzes Leben nicht gehabt haben.

113 §. Derowegen ſind auch diejenigen die draußen ſind, denen die bloße äußerliche Predigt verſaget worden, der Barmherzigkeit und Gerechtigkeit des Schöpfers zu überlaſſen: ob wir ſchon nicht wiſſen, welchen unter ihnen, und auf was für Art und Weiſe, er ihnen zu Hülfe komme.

114 §. Da aber zum wenigſten dieſes gewiß iſt, daß nicht alle die Gnade zum **Wollen**, ſonderlich die, welche mit einem glücklichen Ende gekrönet wird, erlangen: ſo beſchuldigen die Feinde der Wahrheit hierinnen Gott entweder einer Feindſchaft gegen die Menſchen, oder doch eines Anſe-

hens der Perſonen; daß er das Elend der Menſchen befördere, und daß er nicht alle ſelig mache, da er doch könne, oder doch nicht diejenigen erwähle, die es verdienen.

115 §. Und gewiß, wenn Gott die meiſten Menſchen bloß zu dem Ende erſchaffen hätte, daß er aus ihrer beharrlichen Bosheit und ewigem Elende ſich den Ruhm der Gerechtigkeit zuwege bringen möchte: ſo würde weder die Gütigkeit, noch die Weisheit, noch die wahre Gerechtigkeit an ihm gelobet werden können.

116 §. Es wird vergebens geantwortet, daß wir vor ihm gegen nichts, und nicht mehr als für uns ein Wurm, zu achten ſeyn. Denn dieſe Entſchuldigung würde die Härtigkeit nicht mindern, ſondern vermehren; maßen alle Liebe Gottes für die Menſchen wegfallen würde, wenn er nicht mehr für ſie ſorgte, als wir für die Würmer, für die wir weder ſorgen können, noch wollen. Der Vorſehung Gottes aber iſt nichts, wegen ſeiner Kleinigkeit, verborgen; es kann ſie auch nichts, wegen ſeiner großen Menge, verwirren. Er ernährt die Sperlinge, er liebt die Menſchen: jenen verſchafft er Nahrung, dieſen aber bereitet er, ſo viel an ihm iſt, eine Glückſeligkeit.

117 §. Wenn aber jemand weiter gehen und behaupten wollte: die göttliche Macht wäre ſo unumſchränkt, und ſeine Regierung ſo gar keiner Regel unterworfen, daß er auch einen Unſchuldigen, und zwar mit Recht, verdammen könnte; ſo würde man nicht ſehen, was bey Gott für eine Gerechtigkeit gälte, oder wie ein ſolcher Regent der Welt von dem böſen Urweſen, wenn ſolches über alle Sachen herrſchete, unterſchieden wäre; daher man ihm auch den Menſchenhaß und die Tyranney mit Recht würde zuſchreiben können.

118 §. Denn dieſer Gott würde wegen ſeiner Größe wohl zu fürchten, aber nicht wegen ſeiner Güte zu lieben ſeyn.

Es iſt bekannt, daß die tyranniſchen Thaten keine Liebe, ſondern Haß erregen; wenn gleich die Macht desjenigen, der ſolche Thaten verrichtet, noch ſo groß iſt: ja je größer die Macht iſt, deſto größer iſt auch der Haß, ob ſchon die Bezeigung des Haſſes von der Furcht unterdruckt wird.

119 §. Und wenn die Menſchen einen ſolchen Herrn hätten, ſo würden ſie, durch Nachahmung deſſelben, von der Liebe zur Härte und Grauſamkeit verleitet werden. Derowegen haben ſich diejenigen gar ſchlecht verantwortet, die Gott ſolche Thaten, unter dem Vorwande eines unumſchränkten Rechtes, zugeſchrieben haben, daß ſie geſtehen müſſen, ein Menſch würde übel handeln, wenn er es alſo machte: wie ſich denn einige verleiten laſſen zu ſagen: was bey einem andern unrecht und böſe wäre, das ſey bey Gott nicht unrecht; weil ihm kein Geſetze vorgeſchrieben ſey.

120 §. Allein die Vernunft, die Gottesfurcht und Gott ſelbſt, heißen uns ein anders von ihm glauben. Die bey ihm mit der größten Gütigkeit verknüpfte höchſte Weisheit macht, daß er die Geſetze der Gerechtigkeit, der Billigkeit und Tugend, überflüßig in acht nimmt; daß er für alles, ſonderlich aber für die vernünftigen Creaturen ſorget, die er nach ſeinem Ebenbilde erſchaffen; daß er ſo viel Glück und Tugend hervorbringet, als das allerbeſte Weltgebäude in ſich faſſen kann; und daß er das Laſter und Elend nicht anders zuläßt, als es in der beſten Ordnung der Dinge zuzulaſſen erfordert worden.

121 §. Und ob wir ſchon gegen den unendlichen Gott nichts zu ſeyn ſcheinen: ſo iſt doch eben dieſes das Vorrecht ſeiner unendlichen Weisheit, daß er auch die unendlich geringern Dinge auf das vollkommenſte beſorgen kann: denn, ob ſie gleich gegen ihn keine ſolche Verhältniß haben, die anzuzeigen möglich wäre; ſo halten ſie doch eine Verhält-

niß unter einander, und erfordern eine Ordnung, die Gott in ſie gelegt hat.

122 §. Und in dieſem Stücke ahmen die Meßkünſtler, durch die neue Infiniteſimalrechnung, Gott nach: indem ſie aus der Vergleichung unendlich kleiner Größen, die man nicht angeben kann, in den Größen, die man angeben kann, mehrere und nützlichere Dinge heraus bringen, als man glauben möchte.

123 §. Wir verwerfen alſo billig den verhaßten Menſchenhaß, und behaupten dargegen die höchſte Menſchenliebe in Gott: als welcher nicht allein ernſtlich gewollt, daß alle zu Erkenntniß der Wahrheit gelangen, alle von der Sünde zur Tugend bekehret, und alle ſelig werden möchten; ſondern auch dieſen Willen durch vielfältige Hülfe der Gnade ſattſam zu erkennen gegeben hat. Daß aber nicht allemal geſchehen iſt, was er auf ſolche Art gewollt, das iſt freylich der widerſtrebenden Bosheit der Menſchen zuzuſchreiben.

124 §. Allein dieſe Bosheit, möchte man ſagen, hat er ja durch ſeine höchſte Gewalt überwinden können: ich geſtehe es, allein er war auf keinerley Weiſe dazu verbunden, und dieſes brachte auch ſeine Weisheit nicht mit ſich.

125 §. Man möchte vielleicht ferner einwenden: eine ſo große Gütigkeit, als diejenige iſt, die wir Gott mit Recht zuſchreiben, würde weiter gegangen ſeyn, als wozu ſie verbunden geweſen; ja der beſte Gott ſey auch gehalten, das Beſte zu thun, ſelbſt aus der Güte ſeiner Natur.

126 §. Hier muß man ſich endlich mit Paulo zu dem Reichthume der höchſten Weisheit wenden, die freylich nicht zugegeben, daß Gott der Ordnung der Dinge und der Natur ohne Ziel und Maaß Gewalt angethan, die allgemeine Harmonie geſtöret, und für die beſte Ordnung eine andre erwählet hätte. In dieſer beſten Ordnung aber war enthalten, daß jeder ſeiner Freyheit, und alſo auch einige ihrer Bosheit

ſollten überlaſſen werden; welches wir ſelbſt daraus ſchlieſſen, weil es geſchehen iſt. Siehe den 142 §.

127 §. Unterdeſſen erhellet die allgemeine Menſchenliebe Gottes, oder der Wille alle ſelig zu machen, aus der Hülfe ſelbſt, die allen, auch den Schlimmſten und Boshafteſten, zulänglich, ja öfters überflüßig ertheilet worden: ob ſchon die Gnade nicht bey allen den Sieg davon trägt.

128 §. Im übrigen ſehe ich nicht, warum die Gnade, wo ſie die völlige Wirkung erreichet, denſelben eben allemal ihrer Natur nach, oder an und für ſich ſelbſt, erreichen müſſe: da es doch geſchehen kann, daß einerley Maaß der Gnade, in einem, wegen des Widerſtandes oder gewiſſer Umſtände, den Endzweck nicht erreichet, den ſie in einem andern erlangt. So ſehe ich auch nicht, wie entweder aus der Vernunft oder aus der Offenbarung könne bewieſen werden; daß die überwindende Gnade ſo groß ſey, daß ſie auch jeden Widerſtand und alle und jede Umſtände überwinden würde. Ein Weiſer gebraucht nicht überflüßige Kräfte.

129 §. Unterdeſſen läugne ich nicht, daß es nicht auch bisweilen zu geſchehen pflege, daß Gott wider die größten Hinderniſſe und den härteſten Widerſtand eine triumphirende Gnade brauche: damit man nicht meyne, als wenn jemals an jemanden zu verzweifeln wäre; ob ſchon keine Regel daraus zu machen iſt.

130 §. Noch weit mehr irren diejenigen, die allein den Erwählten die Gnade, den Glauben, die Rechtfertigung, die Wiedergeburt zueignen: als wenn nämlich die Zeitglaubigen, welches doch der Erfahrung zuwider iſt, lauter Häuchler wären, und weder von der Taufe, noch vom Abendmahle, weder von dem Worte, noch von den Sacramenten eine geiſtliche Hülfe empfingen; oder als wenn kein Erwählter, und einmal wahrhaftig Gerechtfertigter, in eine

vorſetzliche Sünde verfallen könnte; oder wie andere lieber ſagen wollen: als wenn ein Erwählter, mitten in den größten Laſtern die Gnade der Wiedergeburt nicht verlöhre. Eben dieſe pflegen von einem Gläubigen die gewiſſe Ueberzeugung von einem bis ans Ende beharrlichen Glauben zu erfordern: daher ſie entweder leugnen müſſen, daß den Verworfnen der Glaube anbefohlen werde; oder ſie müſſen behaupten, daß ſie geheißen werden, etwas falſches zu glauben.

131 §. Allein dieſe willkührlich angenommene, ungegründete, und von der Meynung der alten Kirche, und ſelbſt Auguſtins, ganz entfernete Lehre, könnte, wenn ſie nach der Schärfe genommen wird, in die Ausübung einfließen, und entweder eine verwegene Beredung und Einbildung der künftigen Seligkeit, auch bey den Gottloſen; oder einen ängſtlichen Zweifel, auch bey den Frommen, wegen der gegenwärtigen Aufnehmung in die Gnade, beydes aber nicht ohne Gefahr der Sicherheit oder der Verzweiflung, verurſachen. Derowegen wollte ich nächſt der Herrſchſucht in Gott, dieſe Art des Particulariſmus, gar ſehr widerrathen.

132 §. Es geſchieht aber zu allem Glücke, daß die meiſten die Schärfe einer ſo wunderlichen Neuerung mäßigen, und daß die noch übrigen Vertheidiger dieſer ſo ſchlüpfrigen Lehre in den Schranken der bloßen Theorie verbleiben, und keine böſe, in der Ausübung ſchädliche Folgerungen daraus ziehen; indem die Frommen unter ihnen, ſo wie es die rechte Lehre erfordert, mit kindlicher Furcht und liebvollem Vertrauen ſich angelegen ſeyn laſſen, ſelig zu werden.

133 §. Wir können von dem gegenwärtigen Glauben, der Gnade und Rechtfertigung, gewiß ſeyn, in ſo weit als wir uns der Dinge bewußt ſind, die ſich jetzt in uns zutragen: von der zukünftigen Beharrung aber haben wir eine gute Hoffnung, die gleichwohl nicht ohne Sorge iſt; nach der Ermahnung Pauli: daß, der da ſteht, wohl zuſehen möge, daß er nicht falle. Wir ſollen aber

wegen der gewiſſen Einbildung unſrer Erwählung, von dem Werke der Gottſeligkeit nicht ablaſſen, und uns keinesweges auf die zukünftige Buße verlaſſen.

134 §. Dieſes mag alſo wider den Gott ſchuldgegebenen Menſchenhaß genug ſeyn. Nun müſſen wir zeigen, daß ihm auch das Anſehn der Perſonen mit Recht nicht könne vorgeworfen werden, als wenn nämlich ſeine Wahl keinen Grund hätte. Der Grund der Wahl iſt Chriſtus: daß aber einige Chriſti weniger theilhaftig werden, daran iſt ihre bis ans Ende beharrliche Bosheit Schuld, die Gott, der ſie verſtößt, vorhergeſehen hat.

135 §. Allein es wird hier wiederum gefraget, warum unterſchiedenen Menſchen unterſchiedene innerliche oder äußerliche Hülfsmittel gegeben werden, die in einem die Bosheit überwinden, bey dem andern aber von der Bosheit überwunden werden? Hierüber ſind unterſchiedene Meynungen entſtanden. Einige haben ſich eingebildet, als wenn Gott denenjenigen, die nicht ſo böſe ſind, oder die zum wenigſten nicht ſo ſehr widerſtehen würden, mehr geholfen: andere glauben, daß eine gleiche Hülfe in dieſen mehr ausgerichtet habe: noch andere hingegen wollen nicht zugeben, daß ſich der Menſch bey Gott einiger maßen, durch den Vorzug einer beſſern, oder doch nicht ſo ſchlimmen Natur, unterſcheide.

136 §. Zwar iſt es wohl außer Streit, daß bey einem Weiſen, unter den Urſachen der Wahl, die Betrachtung der Beſchaffenheit des Gegenſtandes mit begriffen ſey. Allein dieſe überhaupt genommene Würdigkeit des Gegenſtandes iſt nicht allemal der Grund der Wahl; ſondern es wird öfters, in einer gewiſſen Einrichtung der Dinge, mehr darauf geſehen, wie ſich eine Sache zu einem gewiſſen Endzwecke ſchicket.

137 §. Alſo pflegt es z. E. zu geſchehen, daß in einem gewiſſen Baue, oder in einer Verzierung, nicht allemal der ſchönſte oder koſtbarſte Stein erwählet wird; ſondern vielmehr derjenige, der den leeren Platz am beſten ausfüllet.

138 §. Am ſicherſten aber iſt es, wenn man behauptet, daß zwar alle Menſchen, weil ſie geiſtlich todt ſind, gleich böſe, aber nicht auf gleiche Art, böſe ſind. Derowegen werden ſie in böſen Neigungen von einander unterſchieden ſeyn, und diejenigen werden vorgezogen werden, die nach der Ordnung der Dinge in beſſere Umſtände gerathen, darinnen ſie (wenigſtens im Anfange) weniger Gelegenheit finden, eine beſondere Bosheit auszuüben, und hergegen mehrere Gelegenheit antreffen, die gehörige Gnade anzunehmen.

139 §. Derohalben haben auch unſre Schriftgelehrten, die der Erfahrung gefolget, in den äußerlichen Hülfsmitteln der Gnade, wenn auch ſchon die innerliche Gnade gleich wäre, einen ſehr großen Unterſcheid unter den Menſchen zugelaſſen, und nehmen in der Oeconomie der äußerlichen uns angehenden Umſtände zu dem βάθος, zu der Tiefe des heiligen Paulus, ihre Zuflucht: indem öfters die Menſchen, durch die Umſtände der Geburt, der Auferziehung, des Umganges, der Lebensart, und der ungefähren Zufälle, entweder gebeſſert oder verderbt werden.

140 §. Alſo iſt uns außer Chriſto, und der vorhergeſehenen endlichen Beharrung in dem ſeligen Zuſtande, womit wir ihm anhangen, kein Grund der Wahl, oder des Glaubens, welchen wir empfangen ſollen, bekannt: und wir können keine Regel geben, deren Anwendung wir zu erkennen vermögend wären, und durch die ſich die Menſchen entweder ſchmeicheln, oder andere verachten könnten.

141 §. Denn bisweilen überwindet Gott die eingewurzelte Bosheit, und den höchſten und größten Vorſatz zu widerſtehen, damit niemand an der Gnade verzweifle, wie Paulus von ſich ſelbſt ſaget. Bisweilen fallen auch diejenigen, die eine lange Zeit gut geweſen, mitten in dem Laufe ab, damit niemand ein zu großes Vertrauen auf ſich ſetze. Insgemein aber empfinden die, ſo im Widerſtehen nicht ſo boshaftig ſind, und größere Liebe zum Wahren und zum Guten haben, eine

größere Frucht der göttlichen Gnade; damit niemand auf die Gedanken gerathe, als wenn die Aufführung der Menſchen zur Seligkeit ganz gleichgültig wäre. Siehe den 112. §.

142 §. Das βάθος aber, oder die Tiefe, iſt in den Schätzen der göttlichen Weisheit, oder in dem verborgenen Gott; und welches auf eines hinaus läuft, in der allgemeinen Harmonie der Dinge, verborgen. Denn dieſe hat gemacht, daß die gegenwärtige Ordnung und Verbindung der Welt, die dieſe Fälle, die wir bewundern, dieſe Urtheile die wir verehren, in ſich hält, von Gott für die beſte und allen andern vorzuziehende gehalten worden. Siehe den 126 §.

143 §. Der Schauplatz der körperlichen Welt zeiget uns auch in dieſem Leben, durch das natürliche Licht, mehr und mehr ſeine Schönheit, nachdem die Kunſtgebäude der großen und kleinen Welt, durch die Erfindungen der Neuern, entdeckt zu werden angefangen.

144 §. Allein der herrlichſte Theil der Dinge, nämlich die Stadt Gottes, iſt eine Schaubühne, deren Schönheit wir näher werden betrachten können, wenn wir einſtens von dem Lichte der göttlichen Herrlichkeit werden erleuchtet ſeyn. Jetzt aber kann ſie nur mit den Augen des Glaubens, das iſt, mit dem gewiſſeſten Vertrauen auf die göttlichen Vollkommenheiten, erreichet werden: da wir denn deſto mehr zu ſeiner Liebe und zur Nachahmung ſeiner Gütigkeit und Gerechtigkeit angetrieben und entzündet werden; je mehr wir die Ausübung nicht allein der Macht und Weisheit, ſondern auch der Gütigkeit des höchſten Gottes erkennen lernen.

E N D E.

Gedanken
über die Schrift des Herrn Hobbes
von der
Freyheit, der Nothwendigkeit, und dem ungefähren Zufalle.

---

1 §.

Weil die Frage von der Nothwendigkeit und Freyheit, nebſt denen, die davon abhängen, vormals zwiſchen dem berühmten Herrn Hobbes, und dem Herrn Joh. Bramhall, Biſchofen von Derry, in Schriften die von beyden Seiten herausgekommen, unterſuchet worden; ſo habe ich für gut befunden, einen deutlichen Begriff davon zu geben: wiewohl ich bereits ſchon mehr als einmal derſelben gedacht, um ſo viel mehr, weil dieſe Schriften des Hrn. Hobbes bisher nur in engliſcher Sprache zum Vorſcheine gekommen; und alles was von dieſem Schriftſteller herkömmt, insgemein etwas Gutes und Sinnreiches in ſich hält. Als der Biſchof von Derry und Herr Hobbes einander in Paris 1646 bey dem Marquis, hernach Herzoge von Newcaſtle antrafen, ſo geriethen ſie über dieſe Materie in Streit. Der Streit wurde mit gnugſamer Beſcheidenheit geführt, allein der Biſchof ſchickte einige Zeit darauf eine Schrift an den Mylord Newcaſtle, und wünſchte, er möchte den Hrn. Hobbes bewegen, darauf zu antworten. Er antwortete zwar, allein er bezeugte zugleich: er ſähe es ſehr gern, wenn man ſeine Antwort nicht an den Tag gäbe: weil er glaubte, es könnten übelunterrichtete Leute dergleichen Lehre, als die ſeinige war, misbrauchen, ſo richtig als ſie auch ſeyn möchte. Unterdeſſen geſchah es, daß Hobbes ſie ſelbſt einem Freunde, der ein Franzoſe war, gab, und erlaubte, daß ſie ein junger Engelländer, dieſem Freunde zu gefallen, ins Franzöſiſche überſetzte. Dieſer junge Menſch behielt eine Abſchrift von dem Grundtexte, und gab ſie hernachmals, ohne Vorbewußt des Verfaſſers, in Engelland heraus. Dieſes nöthigte den Biſchof darauf zu antworten, den Hobbes aber hierauf etwas zu erwiedern, und alle dieſe kleine Schriften zuſammen in einem Buche von 348. Seiten 1656. in 4. zu London herauszugeben, unter dem Titel: **Einige Fragen von der Freyheit, der Nothwendigkeit, und dem Zufalle, die zwiſchen dem Doctor Bramhall, Biſchofe von Derry, und Thomas Hobbes von Malmesbury, abgehandelt worden.** Man hat noch eine andere Ausgabe vom 1684. Jahre, in einem Werke unter dem Titel Hobb's Tripos, darinnen ſein Buch **von der menſchlichen Natur**, ſein Tractat **vom** *Corpore Politico*, und ſeine Schrift **von der Freyheit und Nothwendigkeit**, zu finden ſind: allein es iſt weder die Antwort des Biſchofes, noch die Erwiederung des Verfaſſers darinnen anzutreffen. Hobbes ſchreibt über dieſe Materie mit ſeinem gewöhnlichen Verſtande und vieler Scharfſinnigkeit: allein es iſt ſchade, daß man ſich auf beyden Seiten bey vielen geringen Zänkereyen aufhält; wie es zu geſchehen pfleget, wenn man ſich im Spiele erhitzt und böſe wird. Der Biſchof redet mit großer Heftigkeit, und führet ſich ein wenig hochmüthig auf. Hobbes ſeinerſeits pfleget ihm nichts zu ſchenken, und läßt ein wenig zu große Verachtung gegen die Theologie und Schulwörter blicken, an denen der Biſchof zu hangen ſcheint.

2 §. Man muß geſtehen, daß die Meynung des Herrn Hobbes etwas fremdes und wunderliches in ſich hat, das ſich keineswegs vertheidigen läßt. Er behauptet, die Lehre von der Gottheit hienge einzig und allein von der Vorſchrift des Landesfürſten ab: und Gott ſey ſo wenig die Urſache der guten, als der böſen Thaten der Creaturen. Er ſetzt, daß alles dasjenige gerecht ſey, was Gott thut: weil niemand über ihm iſt, der ihn ſtrafen und zwingen könne. Inzwiſchen redet er bisweilen ſo, als wenn dasjenige, was man von Gott ſaget, nur Complimente; das iſt, ſolche Redensarten wären, durch die man ihn zwar ehren, aber nicht erkennen könnte. Er hält es auch für wahrſcheinlich, daß die Strafen der Böſen mit ihrem gänzlichen Untergange aufhören werden: das iſt nun beynahe die Meynung der Socinianer; allein ſeine Sätze ſcheinen noch viel weiter zu gehen. Seine Philoſophie, nach welcher die Körper allein Subſtanzen ſind, ſcheint der Lehre von der Vorſehung Gottes und der Unſterblichkeit der Seelen, nicht ſehr geneigt zu ſeyn. Sonſt trägt er über andere Materien ſehr vernünftige Sachen vor. Er zeigt überaus wohl, daß nichts von ungefähr geſchehe; oder vielmehr, daß der ungefähre Zufall nichts als die Unwiſſenheit der Urſachen andeute, die die Wirkung hervorbringen; und daß zu jeder Wirkung alle zulängliche Bedingungen, die vor der Sache vorhergehen, zuſammen kommen müſſen; daß nicht eine einzige davon fehlen dürfe, wenn die Wirkung erfolgen ſolle, weil es Bedingungen ſind; und daß die Wirkung ganz gewiß erfolge, wenn ſie alle beyſammen ſind, weil es zulängliche Bedingungen ſind. Welches auf dasjenige hinaus läuft, was ich ſchon ſo oft geſagt, daß nämlich alles aus gewiſſen beſtimmenden Urſachen geſchieht, deren Erkenntniß, wofern wir ſolche hätten, uns zugleich zeigen

gen würde, warum die Sache geſchehen, und warum ſie nicht anders gegangen iſt.

3 §. Allein die Gemüthsbeſchaffenheit dieſes Schriftſtellers, die ihn zu wunderlichen Meynungen verleitet, und andern zu widerſprechen bewogen, hat ihn auch angetrieben, allerhand verhaßte und zu hoch getriebene Folgerungen und Redensarten daraus zu ziehen, als wenn alles aus einer unumſchränkten Nothwendigkeit geſchähe. Der Biſchof von Derry hingegen hat in ſeiner Antwort auf den 35. Artikel, der 327. S. ſehr wohl angemerket, daß weiter nichts als eine bedingte Nothwendigkeit daraus erfolge, wie wir einer jeden Sache, in Anſehung des göttlichen Vorherwiſſens, zuzuſchreiben pflegen: da immittelſt Hobbes behauptet, daß auch das göttliche Vorherwiſſen bloß und allein zulangte, eine unumgängliche Nothwendigkeit jeder Sache einzuführen; welches auch Wiclefs, ja ſelbſt Luthers Meynung geweſen, als er *de ſervo arbitrio* geſchrieben; wenigſtens haben ſie ſo geredet. Allein man iſt heut zu Tage genugſam überzeuget, daß dieſe Art der Nothwendigkeit, die man bedinget nennet, und die von dem Vorherwiſſen oder von andern vorläufigen Urſachen entſpringet, nichts in ſich habe, darüber man ſich entrüſten dürfe: hingegen aber würde es ganz anders ſeyn, wenn die Sache an und für ſich ſelbſt und dergeſtalt nothwendig wäre, daß das Gegentheil einen Widerſpruch mit ſich brächte. Eben ſo wenig will Hobbes was von einer moraliſchen Nothwendigkeit hören: weil in der That alles aus phyſikaliſchen Urſachen geſchehe. Unterdeſſen hat man doch allerdings Urſache, einen Unterſcheid zu machen, unter der Nothwendigkeit, die einen Weiſen verbindet, wohl und gut zu verfahren, die man moraliſch nennet, und die auch ſelbſt in Anſehung Gottes ſtatt findet; und unter dieſer blinden Nothwendigkeit, nach welcher, wie Epikur, Strato, Spinoza und vielleicht auch Hobbes geglaubt, die Sachen ohne Verſtand und ohne Wahl, und folglich ohne Gott, entſtehen; als wozu man, ihrer Mey-

nung nach, ihn in der That nicht vonnöthen hätte: maßen vermöge dieſer Nothwendigkeit, alles aus ſeinem eignen Weſen eben ſo nothwendig entſtehen würde, als 2 und 3 fünf ſeyn müſſen. Und dieſe Nothwendigkeit iſt unumgänglich, weil alles dasjenige geſchehen muß, was ſie mit ſich bringet, man thue was man wolle; dasjenige hingegen, was aus einer bedingten Nothwendigkeit geſchieht, geſchieht zu Folge der Vorausſetzung, daß dieſes oder jenes vorher geſehen, oder beſchloſſen, oder zum voraus gemacht worden iſt: und die moraliſche Nothwendigkeit ſchließt eine Verbindlichkeit der Vernunft ein, die in einem Weiſen allezeit ihre Wirkung hat. Dieſe Art der Nothwendigkeit iſt glücklich, und man hat Urſache ſie zu wünſchen, da man durch gute Gründe bewogen wird, ſo zu verfahren, wie man verrfährt: die blinde und unumgängliche Nothwendigkeit aber würde die Frömmigkeit und Sittenlehre gänzlich übern Haufen werfen.

4 §. Die Schriften des Hobbes ſind weit gründlicher, wenn er zugiebt: daß unſere Handlungen in unſerer Gewalt ſtehen, alſo daß wir dasjenige thun was wir wollen; wenn wir das Vermögen haben, und keine Hinderniſſe vorhanden ſind: jedoch behauptet er, daß unſer Wollen ſelbſt nicht dergeſtalt in unſrer Gewalt ſtehe, daß wir uns ohne Schwierigkeit, und nach unſerm Gefallen, Zuneigungen und Willen geben könnten, die wir nur wünſchen und verlangen möchten. Der Biſchof ſcheint auf dieſe Anmerkung, die auch Hobbes ſelbſt nicht deutlich genug vorträgt, nicht acht gegeben zu haben. Wir haben zwar allerdings noch einige Gewalt über unſer Wollen, aber nur durch Umwege, und nicht ſchlechterdings und gleichgültig; welches an verſchiedenen Orten dieſes Werkes erkläret worden. Endlich zeigt Hobbes nebſt andern: daß die Gewißheit der Dinge, und die Nothwendigkeit ſelbſt, wenn einige in der Art und Weiſe, nach welcher unſre Handlungen von den Urſachen abhängen vorhanden wäre; uns dennoch

noch nicht hindern würde, daß wir nicht Rathſchläge faſſen, ermahnen, tadeln und loben, ſtrafen und belohnen könnten; maßen die Menſchen hierdurch bewogen und angetrieben werden, gewiſſe Verrichtungen zu thun oder zu laſſen. Wenn alſo die menſchlichen Verrichtungen nothwendig wären, ſo würden ſie es durch dieſe Mittel ſeyn. Allein weil dieſe Verrichtungen nicht ſchlechterdings nothwendig ſind, man thue was man wolle: ſo thun auch dieſe Mittel weiter nichts, als daß die Wirkungen durch ſie gewiß und feſtbeſtimmt gemacht werden, wie ſie es auch in der That ſind; indem ihre Natur zeiget, daß ſie einer unumgänglichen Nothwendigkeit nicht fähig ſind. Er giebt auch einen ziemlichen guten Begriff von der Freyheit, in ſoweit ſie in einem allgemeinen Verſtande genommen wird, der ſo wohl den vernünftigen als vernunftloſen Subſtanzen gemein iſt, wenn er ſpricht: eine Sache werde für frey gehalten, wenn die Kraft und das Vermögen, ſo ſie hat, von einer andern äußerlichen Sache nicht verhindert wird. Alſo hat das Waſſer, das von einem Damme eingeſchloſſen und zurück gehalten wird, zwar die Kraft ſich auszubreiten; aber nicht die Freyheit. Hingegen aber hat es nicht die Kraft ſich über dem Damm zu erheben; ob es alsdann ſchon nichts verhindern würde, ſich auszubreiten: ja es verhindert es auch keine äußerliche Urſache, daß es nicht ſo hoch ſteigen könnte; allein zu dem Ende müßte es entweder von einem höhern Orte herkommen, oder es müßte durch einiges Anwachſen des Waſſers erhöhet werden. So hat ein Gefangener keine Freyheit, ein Kranker aber keine Kraft, fortzugehen.

5 §. Es iſt in der Vorrede des Herrn Hobbes ein kurzer Auszug von den ſtreitigen Punkten enthalten, den ich hieher ſetzen und ein kurzes Urtheil beyfügen will. **Einerſeits, ſpricht er, behauptet man, es ſtehe nicht in des Menſchen gegenwärtiger Gewalt, ſich den Willen**

zu erwählen, den er haben ſoll. Das iſt wohl geſprochen, ſonderlich in Anſehung des gegenwärtigen Willens: die Menſchen erwählen die Gegenſtände durch den Willen, allein ſie erwählen nicht ihren gegenwärtigen Willen; dieſer kömmt von gewiſſen Gründen und Beſtimmungen her. Inzwiſchen kann man ſich doch neue Gründe ſuchen, und mit der Zeit neue Anſtalten machen: und hiedurch kann man ſich auch einen Willen anſchaffen, den man nicht gehabt, und den man ſich auch nicht augenblicklich geben können. Um mich des Gleichniſſes des Herrn Hobbes ſelbſt zu bedienen; ſo iſt es mit dem Hunger oder mit dem Durſte: Itzt ſteht es nicht in meinem Willen, zu hungern oder nicht zu hungern; allein es ſteht in meinem Willen, zu eſſen oder nicht zu eſſen. Unterdeſſen ſteht es, was die künftige Zeit anlanget, bey mir, zu hungern, oder zu verhindern, daß mich zu einer gewiſſen Stunde des Tages hungere, wenn ich nämlich zum voraus eſſe. Alſo giebt es Mittel, öfters böſe Willen zu vermeiden; und ob zwar Herr Hobbes in ſeiner Gegenantwort n. 14. p. 138. ſpricht: die Redensart der Geſetze ſey dieſe: du ſollſt dieſes oder jenes thun oder nicht thun; aber nicht, du ſollſt es wollen oder nicht wollen: ſo iſt es doch klar, daß er in Anſehung der göttlichen Geſetze irret, welches ſagt: **du ſollſt nicht begehren.** Doch betrifft dieſes Verboth nicht die erſten Bewegungen, die keineswegs willkührlich ſind. Man behauptet 2. der **Zufall** (*Chance* im Engliſchen, *Caſus* im Lateiniſchen) **bringe nichts hervor**, das iſt ohne Grund und Urſache. Ganz wohl, ich halte es auch dafür, wenn man es von einem wahrhaften Zufalle verſtehet. Denn das Glücke und der Zufall ſind nur Scheindinge, die von der Unwiſſenheit oder der Abſtraction herkommen, die man davon macht. 3. **Alle Begebenheiten haben ihre nothwendige Urſachen.** Das iſt übel geredet; ſie haben ihre beſtimmenden Urſachen, aus denen man Grund davon geben kann;

allein es ſind nicht nothwendige Urſachen. Das Gegentheil könnte nämlich ohne allen Widerſpruch auch nicht geſchehen. 4. **Der Wille Gottes mache die Nothwendigkeit aller Dinge.** Das iſt unrecht: der Wille Gottes bringt nichts als zufällige Dinge hervor, die auch anders hätten gehen können; weil die Zeit, der Raum und die Materie, allerhand Figuren und Bewegungen bekommen können, indem ihnen keine nothwendig ſind.

6 §. Auf der andern Seite behauptet man, wie er ſagt: 1. **Der Menſch ſey nicht allein ſchlechterdings frey, daß er erwählen könne, was er thun wolle; ſondern er ſey auch frey, daß er erwählen könne, was er wollen wolle.** Das iſt unrecht: man iſt kein ſo unumſchränkter Herr über ſeinen Willen, daß man ihn augenblicklich ändern könnte, ohne einiges Mittel, oder ohne einige Geſchicklichkeit anzuwenden. 2. **Wenn der Menſch eine gute That wolle, ſo wirke der göttliche Wille mit ſeinem Willen; ſonſt aber nicht.** Das iſt wohl geſprochen, wenn man es ſo verſteht, daß Gott die böſen Thaten nicht wolle, ob er ſie gleich zulaſſen wolle; damit nicht noch etwas ärgers geſchehe, als dieſe Sünden ſind. 3. **Der Wille könne erwählen, ob er wollen wolle, oder nicht.** Das iſt in Anſehung des gegenwärtigen Wollens falſch. 4. **Die Sachen geſchehen ohne Nothwendigkeit von ungefähr.** Das iſt unrecht: was ohne Nothwendigkeit geſchieht, geſchieht deswegen nicht von ungefähr, das iſt, ohne Grund und Urſache. 5. **Ohngeachtet Gott vorherſehe, daß etwas erfolgen werde: ſo ſey es doch nicht nothwendig daß es erfolge, indem Gott die Sachen nicht als zukünftig und als in ihren Urſachen vorherſehe, ſondern als gegenwärtig.** Hier wird gut angefangen, aber übel beſchloſſen. Man läßt die Nothwendigkeit des Erfolgs billig zu: allein man hat

hier nicht Urſache auf die Frage zu kommen, wie das Zukünftige Gott gegenwärtig ſey: denn die Nothwendigkeit des Erfolgs ſteht nicht im Wege, daß der Ausgang, oder das was erfolget, nicht an und für ſich ſelbſt zufällig ſey.

7 §. Unſer Schriftſteller hält dafür, weil die Lehre, die Arminius wieder aufgebracht, in Engelland von dem Erzbiſchofe Laud und dem Hofe unterſtützt worden; und weil die geiſtlichen Beförderungen auch nur denenjenigen gegeben worden, die dieſer Partey zugethan geweſen: ſo habe dieſes die Unruhen befördert, die Gelegenheit gegeben, daß der Biſchof und er in ihrer Flucht einander bey dem Mylord Newcaſtle angetroffen, und in Streit gerathen. Ich meines Ortes begehre keinesweges alles Verfahren des Erzbiſchofs Laud zu billigen, der ſeine Verdienſte, und vielleicht auch einen guten Willen gehabt; aber allem Anſehen nach die Presbyterianer zu ſehr gedruckt. Inzwiſchen kann man doch ſagen, daß die Verwirrungen, ſo wohl in den Niederlanden, als in Großbrittannien, zum Theil von der allzugroßen Verfolgung der ſtrengen Partey hergekommen: und die Verfechter des unumſchränkten und unbedingten Rathſchluſſes ſind wenigſtens eben ſo ſtreng geweſen, als die andern; indem ſie in Holland, durch die Gewalt und das Anſehen des Prinzen Moritz, ihre Gegner unterdruckt, und die Unruhen in Engelland wider den König Carl den I. unterhalten haben. Allein das ſind Fehler der Menſchen, und nicht der Lehren: ihre Gegner ſchenken ihnen auch nichts, wie hievon die Schärfe, die man in Sachſen wider den Nicolaus Crell gebraucht, und das Verfahren der Jeſuiten wider den Biſchof von Ypern, zeigen kann.

8 §. Herr Hobbes merket nach dem Ariſtoteles an, daß die Beweisgründe zweyerley Urſprung haben: die Vernunft und das Anſehen. Was die Vernunft anlanget, ſo ſpricht er, er laſſe die aus den Eigenſchaften Gottes herge-

holten Gründe, die er argumentativiſch nennet, und deren Sinn begreiflich iſt, zu; allein er giebt vor, es gebe noch andere, von denen man nichts begreife, und die nur Redensarten wären, mit denen wir Gott zu ehren vermeynten. Allein ich ſehe nicht, wie man Gott durch Redensarten ehren könne, die nichts bedeuten. Vielleicht ſind beym Hobbes, wie beym Spinoza, Weisheit, Gütigkeit, Gerechtigkeit, in Anſehung Gottes und der ganzen Welt, nur Gedichte: weil die erſte Urſache, ihrer Meynung nach, aus der Nothwendigkeit ihrer Macht, und nicht aus der Wahl ihrer Weisheit wirket: allein ich habe bereits zur Genüge gezeigt, daß dieſe Meynung falſch ſey. Es ſcheint, als habe Hobbes nicht genugſam heraus gewollt; weil er befürchtet, die Leute möchten ſich daran ärgern, worinnen er auch zu loben iſt. Deswegen hatte er auch, wie er ſelbſt geſteht, gewünſchet, daß man dasjenige nicht öffentlich bekannt machen möchte, was zu Paris zwiſchen ihm und dem Biſchofe vorgegangen. Er ſetzt hinzu, man thäte nicht wohl, wenn man ſagte: es geſchehe eine That, die Gott nicht wolle; weil es wahrhaftig eben ſo viel wäre, als wenn man ſagte: Gott habe nicht Macht und Gewalt genug. Allein er ſetzt auch noch dieſes zu gleicher Zeit hinzu: man thäte nicht beſſer, wenn man das Widerſpiel ſagte, und Gott zuſchriebe, daß er das Böſe wollte; weil dieſes nicht rühmlich wäre, und das Anſehen hätte, als beſchuldigte man ihn, daß er nicht gütig genug ſey. Er glaubt alſo, es wäre nicht gut, wenn man in dieſem Stücke die Wahrheit ſagte; und er würde auch recht haben, wenn die Wahrheit in den wunderlichen Meynungen beſtünde, die er behauptet. Denn nach ſeiner Meynung ſcheint es in der That, als wenn Gott gar keine Güte hätte; oder vielmehr, als wenn das, was er Gott nennet, nur die blinde Natur des Klumpens der materialiſchen Dingen wäre, die nach den mathematiſchen Geſetzen, zufolge einer unbedingten Nothwendigkeit wirkte; wie die Stäubchen in Epikurs Lehrgebäude. Wenn Gott ſo beſchaffen wäre, wie bisweilen die Großen auf dieſer Erden, ſo würde es nicht allemal gut ſeyn, alle die Wahrheiten zu ſagen, die ihn betreffen. Allein Gott iſt nicht wie ein Menſch, deſſen Abſichten und Handlungen man oft verhelen muß; vielmehr iſt es im Gegentheile allemal erlaubt und vernünftig, die göttlichen Rathſchlüſſe und Thaten kund zu machen, weil ſie allezeit ſchön und löblich ſind. Alſo ſind auch die Wahrheiten, die die Gottheit angehen, allezeit gut zu ſagen, wenigſtens in Anſehung des Aergerniſſes: und wir haben meines Erachtens, dasjenige, wie man ſich vorſtellen müſſe, daß der Wille Gottes ſeine Wirkung habe und zur Sünde mitwirke, ohne daß ſeine Weisheit und Güte darunter leide, auf ſo eine Art erklärt, die der Vernunft ein Genüge thut, und der Frömmigkeit keinesweges zu nahe tritt.

9 §. Was die Stellen anlangt, die aus der heiligen Schrift genommen werden, ſo theilt ſie Hobbes in dreyerley Arten ein. Einige Stellen, ſpricht er, ſind für mich; die andern ſind neutral, und die dritten ſcheinen meinen Gegnern das Wort zu reden. Die Stellen von denen er glaubt, daß ſie ſeiner Meynug geneigt ſeyn, ſind die, die Gott die Urſache unſers Willens zuſchreiben. Als wie z. E. 1 B. Moſ. XLV, 5. da Joſeph zu ſeinen Brüdern ſagt: bekümmert euch nicht, und denket nicht, daß ich darum zürne, daß ihr mich hieher verkaufet habet: denn um euers Lebens willen hat mich Gott vor euch hergeſandt; Und v. 8. ihr habt mich nicht hieher geſandt, ſondern Gott. Und Gott ſpricht, 2 B. Moſ. VII, 3. Ich will des Pharao Herz verhärten. Und Moſes ſagt, 5 B. Moſ. II, 30. Aber Sihon, der König zu Heßbon, wollte uns nicht durchziehen laſſen. Denn der Herr dein Gott verhärtete ſeinen Muth, und verſtockte ihm ſein Herz, auf daß er ihn in deine Hände gäbe, wie es itzt am Tage iſt.

Und David ſagt vom Simei, 2 Sam. XVI, 20. Laßt ihn fluchen, denn der Herr hat es ihn geheißen: fluche David. Wer kann nun ſagen: warum thuſt du alſo? Und 1 B. der Könige XII, 15. Der König (Jerobeam) gehorchte dem Volke nicht, denn es war alſo gewandt von dem Herrn. Hiob XII, 16. Sein iſt der da irret, und der da verführet; v. 17. Er macht die Richter toll: v. 24. Er nimmt den Muth der Oberſten des Volkes im Lande, und macht ſie irre auf einem Umwege: v. 25. Er macht ſie irre wie die Trunkenen. Gott ſagt von dem Könige der Aſſyrer, Eſ. X, 6. Ich will ihn ſenden wider ein Häuchelvolk, und ihm Befehl thun wider das Volk meines Zornes, daß ers beraube und austheile, und zertrete es wie Koth auf der Gaſſen. Und Jeremias ſagt, Jer. X, 23. Ich weis, Herr, daß des Menſchen Thun nicht in ſeiner Gewalt ſteht, und es ſtehe in niemandes Macht, wie er wandele oder ſeinen Gang richte. Und Gott ſagt, Ezech. III, 20. Wenn ſich ein Gerechter von ſeiner Gerechtigkeit wendet, und thut Böſes, ſo werde ich ihn anlaufen laſſen, daß er ſterben muß. Und der Heiland ſagt Joh. VI, 44. Es kann niemand zu mir kommen, es ſey denn, daß ihn der Vater ziehe. Und St. Petrus ſpricht Ap. Geſch. II, 23. Jeſum, nachdem er aus bedachtem Rathe und durch Vorſehung Gottes ergeben ward, den habt ihr genommen. Und Cap. VI, 27. 28. Sie haben ſich verſammlet, Herodes und Pontius Pilatus, mit den Heyden und dem Volke Iſrael, zu thun, was deine Hand und dein Rath zuvor bedacht hat, das geſchehen ſollte. Und S. Paulus Röm. IX, 16. So liegt es nun nicht an jemandes Wollen oder Laufen, ſondern an Gottes Erbarmen. Und v. 18. So erbarmet er ſich nun welches er will, und verſtocket welchen er will. v. 19. So ſagſt du zu mir: Was ſchuldiget er uns? Wer kann ſeinem Willen widerſtehen? v. 20. Ja, lieber Menſch, wer biſt du denn, daß du mit Gott rechten willſt? Spricht auch ein Werk zu ſeinem Meiſter: Warum machſt du mich alſo? Und 1 Cor. IV, 7. Wer hat dich vorgezogen? Was haſt du aber, das du nicht empfangen haſt? Und Cap. XII. 6. Es ſind mancherley Wirkungen, aber es iſt ein Gott, der da wirket alles in allem. Und Epheſ. II, 10. Wir ſind ſein Werk, geſchaffen in Chriſto Jeſu zu guten Werken, zu welchen uns Gott zuvor bereitet hat, daß wir darinnen wandeln ſollen. Und Philipp. II, 13. Gott iſt es, der in euch wirket, beyde das Wollen und das Vollbringen. Dieſen Stellen kann man noch alle diejenigen beyfügen, die Gott zu dem Urheber aller Gnade, und aller guten Neigungen, machen; wie auch alle die, welche ſagen, daß wir gleichſam in Sünden todt ſind.

10 §. Nun wollen wir die Stellen anführen, die nach Hobbes Meynung neutral ſind. Das ſind diejenigen, da die heilige Schrift ſagt, der Menſch habe die Wahl etwas zu thun, wenn er wolle, oder nicht zu thun, wenn er nicht wolle. Zum Exempel, 5 B. Moſ. XXX, 19. Ich nehme Himmel und Erden über euch heute zu Zeugen, ich habe euch Leben und Tod, Segen und Fluch vorgelegt, daß du das Leben erwähleſt, und du und dein Saame leben mögeſt. Und Joſua XXIV, 15. Erwählet euch heute, welchem ihr dienen wollet. Und Gott ſagt zu dem Propheten Gad, 2 Sam. XXIV, 12. Gehe hin, und rede mit David. So ſpricht der Herr: Dreyerley bringe ich zu dir, erwähle dir eines, das ich dir thue; Und Eſ. VII, 16. bis der Knabe lerne Böſes verwerfen, und Gutes erwählen. Die Stellen endlich, von denen Hobbes glaubt, daß ſie wider ſeine Meynung

nung zu ſeyn ſcheinen, ſind die, wo geſagt wird: daß der menſchliche Wille nicht mit dem göttlichen überein komme, wie Eſ. V, 4. Was ſollte man doch mehr thun an meinem Weinberge, das ich nicht gethan habe? Warum hat er denn Heerlinge gebracht, da ich wartete, daß er Trauben brächte? Und Jerem. XIX, 5. Sie haben dem Baal Höhen gebauet, ihre Kinder zu verbrennen, dem Baal zu Brandopfern, welches ich ihnen weder gebothen noch davon geredet habe, dazu in mein Herz nie gekommen iſt. Und Hoſeas XIII, 9. Iſrael, du bringſt dich ſelbſt in Unglück, denn dein Heil ſteht allein bey mir. Und 1 Tim. II. 4. Gott will, daß allen Menſchen geholfen werde, und zur Erkenntniß der Wahrheit kommen. Er geſteht, er hätte noch viel andere Stellen anführen können, als z. E. diejenigen, die da ſagen, Gott wolle nicht das Unrecht; er wolle die Seligkeit des Sünders, und durchgehends alle diejenigen, die zeigen, daß Gott das Gute gebiethe, und das Böſe verbiethe.

11 §. Er antwortet auf dieſe Stellen, Gott wolle nicht allezeit dasjenige, was er gebiethe, als wie z. E. da er dem Abraham befahl, daß er ſeinen Sohn aufopfern ſollte; und ſein geoffenbarter Wille ſey nicht allezeit ſein völliger Wille, oder ſein Schluß: wie z. E. als er dem Jonas offenbarte, daß Ninive in vierzig Tagen untergehen würde. Er ſetzt hinzu, daß wenn geſagt werde, Gott wolle das Heil aller Menſchen, ſo bedeute dieſes nur ſo viel, daß Gott gebiethe, daß alle das thun ſollen, was man thun muß, wenn man ſelig werden will: und wenn die heilige Schrift ſage, Gott wolle die Sünde nicht, ſo bedeute dieſes ſo viel, daß er ſie ſtrafen wolle. Und was das übrige anlanget, ſo bezieht es Hobbes auf menſchliche Redensarten. Allein man kann ihm antworten, es ſey Gott unanſtändig, daß ſein geoffenbarter Wille, ſeinem wahrhaftigen Willen zuwider ſeyn ſolle; das

was er den Niniviten durch den Jonas ſagen ließ, ſey vielmehr eine Dräuung, als eine Vorherverkündigung, und alſo die Bedingung der Buße mit drunter verſtanden geweſen; und in dieſem Verſtande haben es auch die Niniviten genommen. Man kann auch ſagen, es ſey freylich wahr, daß Gott, als er dem Abraham befohlen, ſeinen Sohn aufzuopfern, nur den Gehorſam, nicht aber die That begehret, die er ohne das verhindert, nachdem er den Gehorſam erhalten; indem dieſes keine That war, die an und für ſich ſelbſt werth geweſen wäre, daß man ſie gewollt hätte. Mit denjenigen Thaten aber, die er anzeigt, daß er ſie ausdrücklich wolle, und die wahrhaftig würdig ſind, der Gegenſtand ſeines Willens zu ſeyn, verhalte es ſich ganz anders. Dergleichen ſind die Frömmigkeit, die Liebe, und alle tugendhafte Handlungen, die Gott gebeut; dergleichen iſt die Unterlaſſung der Sünde, die von den göttlichen Vollkommenheiten weit mehr entfernet iſt, als irgend eine andre Sache. Es iſt demnach weit beſſer, daß man den göttlichen Willen ſo erkläre, wie wir ihn in dieſem Werke erklärt haben. Alſo werden wir ſagen, Gott habe, kraft ſeiner höchſten Gütigkeit, vorläufig eine ernſte Meynung, alles Gute und alle löbliche Thaten zu thun, oder zu verſchaffen, daß ſie gethan werden; und zu verhindern, oder zu ſorgen und zu veranſtalten, daß alles Böſe und jede böſe That wegbleibe, und nicht geſchehe: er werde aber auch von eben dieſer höchſten Gütigkeit, die mit einer unendlichen Weisheit verknüpfet iſt, und ſelbſt durch die Zuſammenkunft aller vorläufigen und beſondern Neigungen, gegen jedes Gute, und gegen die Verhinderung eines jeden Böſen, beſtimmet, die beſtmöglichſte Einrichtung der Dinge hervorzubringen; welches ſeinen endlichen und ſchlüßigen Willen ausmacht. Und da dieſe allerbeſte Einrichtung von ſolcher Beſchaffenheit iſt, daß das Gute in ſelbiger, von einigem Böſen, das aber weit geringer und kleiner iſt als dieſes Gute, wie das Licht von dem Schatten erhöhet und herrlicher gemacht werden muß; ſo habe Gott weder dieſes Böſe ausſchließen, noch gewiſſe aus dieſem Entwurfe ausgeſchloſſene gute Dinge einführen können, ohne ſeiner höchſten Vollkommenheit Gewalt zu thun: und deswegen müſſe man eben ſagen, er habe die Sünde eines andern zugelaſſen, weil er ſonſt ſelbſt eine ſchlimmere That würde begangen haben, als alle Sünden der Creaturen ſind.

12 §. Ich befinde, daß der Biſchof von Derry Urſache hat, im XV. Art. ſeiner Gegenantwort p. 153. zu ſagen, die Meynung ſeiner Gegner ſey wider die Gottſeligkeit, weil ſie alles auf die bloße Macht und Gewalt Gottes ankommen laſſen; und Hobbes habe nicht ſagen ſollen, die Ehre oder der Dienſt wäre bloß eine Bezeigung der Macht desjenigen, den man verehret: allermaßen man überdieß auch die Weisheit, die Gütigkeit, und andere Vollkommenheiten, erkennen und verehren könne und ſolle. Die Großen lobt man leicht, die Guten lobt man gern. (*Magnos facile laudamus, bonos libenter.*) Dieſe Meynung, die Gott alle Gütigkeit und wahrhafte Gerechtigkeit abſpricht, und ihn als einen Tyrannen vorſtellet, der ſich einer unumſchränkten Gewalt gebraucht, die keinem Rechte und keiner Billigkeit unterworfen iſt; und viele Millionen Creaturen ſchafft, daß ſie ewig unglücklich ſeyn ſollen, ohne einige andere Abſicht, als nur ſeine Macht und Gewalt zu zeigen: dieſe Meynung, ſage ich, ſey geſchickt die Menſchen ſehr böſe und ſchlimm zu machen, und wenn ſie eingeführet wäre, ſo hätte man in der Welt keinen andern Teufel vonnöthen, die Menſchen unter einander und mit Gott in Streit und Uneinigkeit zu ſetzen; wie die Schlange, als ſie die Eva überredete, Gott habe durch das Verboth der Frucht des Baumes, nicht ihr Beſtes geſucht. Hobbes ſucht dieſen Streich in ſeiner nochmaligen Antwort p. 160. abzulehnen, wenn er ſagt, die Gütigkeit wäre ein Stück der göttlichen Macht, das iſt, ſie wäre die Macht ſich liebenswürdig zu machen. Allein er misbraucht

durch dieſen Schlupfwinkel die Wörter, und vermiſcht mit einander, was doch ſoll unterſchieden werden. Und in Wahrheit, wenn Gott das Beſte der Creaturen nicht ſucht, wenn er keine andre Regeln der Gerechtigkeit hat, als ſeine bloße Gewalt; durch die er entweder dasjenige, was ihm ein ungefährer Zufall an die Hand giebt, nach eigner Willkühr, oder alles, was ſeyn kann, nothwendig, ohne einige auf das Gute gegründete Wahl, hervorbringt: wie kann er ſich denn liebenswürdig machen? Es iſt alſo die Lehre entweder von der blinden Gewalt, oder ganz willkührlichen Macht, die die Frömmigkeit über den Haufen wirft. Denn die eine ſtößt das Principium intelligens, oder die Vorſehung Gottes, übern Haufen: und die andere ſchreibt ihm ſolche Handlungen zu, die einem böſen Urweſen zukommen. Die Gerechtigkeit, ſpricht Hobbes, p. 161. iſt in Gott nichts anders, als die Gewalt die er hat, und die er ausübt, indem er Segen und Fluch austheilt. Dieſe Erklärung kömmt mir ſehr fremde vor: denn die Gewalt Gutes und Böſes auszutheilen, macht nicht die Gerechtigkeit aus, ſondern der Wille, es vernünftig auszutheilen; das iſt, die von der Weisheit geführte Gütigkeit. Allein, ſpricht er, die Gerechtigkeit iſt nicht in Gott, wie in einem Menſchen, der nur deswegen gerecht iſt, weil er die Geſetze beobachtet, die von ſeinem Oberherrn ſind gegeben worden. Hobbes irrt auch hierinnen, ſo wohl als Pufendorf, der ihm gefolget iſt. Die Gerechtigkeit hänget gar nicht von den willkührlichen Geſetzen der Obern ab; ſondern von ewigen Regeln der Weisheit und Gütigkeit, in dem Menſchen ſo wohl, als in Gott. Hobbes giebt an eben dem Orte vor: die Weisheit, die man Gott zuſchreibt, beſtünde nicht in einer logiſchen Unterſuchung des Verhältniſſes der Mittel zu dem Endzwecke; ſondern in einer unbegreiflichen Eigenſchaft, die einer unbegreiflichen Natur zugeeignet worden, um ſie zu ehren. Es ſcheint, als wolle er ſagen, es ſey ein ich weis nicht was, das einem ich weis nicht was, zugeeignet werden: ja es ſey eine chimäriſche Eigenſchaft, die einem chimäriſchen Weſen gegeben worden, den Leuten eine Furcht einzujagen, und ihnen mit dem Dienſte, den ſie ihm erzeigen, etwas zu thun zu ſchaffen. Denn im Grunde kan Hobbes von Gott und ſeiner Weisheit wohl ſchwerlich eine andre Meynung haben, weil er nichts als materialiſche Subſtanzen zuläßt. Wenn Hobbes noch lebte, ſo wollte ich ihm nicht dergleichen Meynung zuſchreiben, die ihm ſchaden könnte; man kann ihn aber auch ſchwerlich davon losſprechen. Es kann ſeyn, daß er ſich nach der Zeit mag eines beſſern bedacht haben, denn er hat ein hohes Alter erreichet: alſo hoffe ich, daß ihm ſeine Irrthümer nicht werden verdammlich geweſen ſeyn. Allein gleichwie ſie andern gar ſehr ſchaden könnten; ſo iſt es gut, daß man diejenigen, die einen Schriftſteller leſen werden, der im übrigen ſich ſehr verdient gemacht, und von dem man auf vielerley Art und Weiſe was lernen kann, vorher warne. Eigentlich zu reden macht zwar Gott freylich keine Vernunftſchlüſſe, dazu er Zeit brauchte, wie wir, um von einer Wahrheit auf die andere zu kommen: gleichwie er aber alle ihre Verbindungen auf einmahl begreift; ſo erkennet er auch alle Folgerungen, und begreift auf eine erhabnere Art alle Vernunftſchlüſſe, die wir nur machen können, in ſich, und eben deswegen iſt ſeine Weisheit die vollkommenſte.

Anmerkungen

über das Buch

Von dem Urſprunge des Böſen,

das kürzlich in Engelland heraus gekommen.

---

1 §.

Es iſt Schade, daß Herr Bayle dieſes ſchöne Werk nur in den Tagebüchern angemeldet geſehen: denn wenn er es ſelbſt geleſen und gehörigermaßen unterſucht hätte, ſo würde er uns eine ſchöne Gelegenheit gegeben haben, viele Schwierigkeiten zu erläutern, die, wie die Köpfe der Hydra, immer wieder von neuem wachſen und hervorkommen; in einer ſolchen Materie, in der man leicht in Verwirrung gerathen kann, wenn man nicht das ganze Lehrgebäude vor Augen hat, und wenn man ſich nicht die Mühe giebt, nach der Schärfe zu urtheilen. Denn man muß wiſſen, daß in ſolchen Materien, die über die Einbildungskraft ſind, die Schärfe der Vernunftſchlüſſe eben das ausrichtet, was die Figuren der Geometrie thun; weil man allezeit was haben muß, das uns bey der Aufmerkſamkeit, und das Nachdenken in der Verbindung, erhalten kann. Derowegen als mir dieſes lateiniſche Buch in die Hand kam, das durchgängig ſchön und gelehrt geſchrieben iſt, und erſtlich zu London, hernach aber zu Bremen, gedruckt werden: ſo hielt ich dafür, die Würdigkeit der Materie, und die Verdienſte des Verfaſſers, erforderten dergleichen Anmerkung zu machen, die ein Leſer ſelbſt mit gutem Rechte von mir begehren könnte; maßen wir nur in der Hälfte der Sache eines ſind. Und in der That, da das ganze Werk aus 5. Capiteln beſteht, und das fünfte mit dem Anhange ſo groß iſt, als die andern zuſammen genommen: ſo habe ich angemerket, daß die erſten viere, in denen vom Böſen überhaupt, und von dem phyſikaliſchen ins beſondere gehandelt wird, mit meinen Lehrſätzen zur Gnüge übereinkommen, außer einigen beſondern Stellen; und bisweilen etliche Puncte recht nachdrücklich, und mit beſonderer Beredſamkeit ausmachen, die ich bloß berührt habe, weil Herr Bayle ſich nicht dabey aufgehalten hat. Das fünfte Capitel aber mit ſeinen Eintheilungen, deren einige ſo groß ſind, als ganze Capitel, da von der Freyheit und dem davon abhängenden moraliſchen Uebel gehandelt wird, iſt auf ſolche Lehren gebauet, die wider meine, und oft ſelbſt wider des Hrn. Bayle Grundſätze laufen; wenn man ihm nur gewiſſe und beſtändige Grundſätze zuſchreiben könnte. Denn in dieſem fünften Capitel will man erweiſen, wenn es anders möglich wäre: daß die rechte Freyheit von einer unbeſtimmten gänzlichen und unumſchränkten indifferentia aequilibrii abhänge; ſo daß weder in dem der erwählet, noch in der erwählten Sache, einige Urſachen ſich zu entſchließen, die vor der Entſchlieſung ſelbſt vorhergehe, vorhanden ſey: und man erwähle nicht das was gefalle, ſondern indem man ohne Urſache erwähle, ſo mache man, daß uns dasjenige gefalle, was man erwählet.

2 §. Dieſer Lehrſatz von einer Wahl ohne Urſache, und ohne Grund; von einer Wahl, ſage ich, die ohne den Endzweck der Weisheit und Gütigkeit geſchieht, wird von vie-

len als das eigentliche und beſondere Vorrecht Gottes und der vernünftigen Geſchöpfe, und gleichſam als die Quelle ihrer Freyheit, ihrer Zufriedenheit, ihrer Sittenlehre, und ihres Guten und Böſen, angeſehen. Und die Einbildung, ſich nicht allein von aller Neigung, ſondern auch innerlich ſelbſt von der Vernunft, und äußerlich von dem Guten und Böſen, frey und unabhängend nennen zu können, wird zuweilen mit ſo ſchönen Farben abgemahlet, daß man ſie für die vortrefflichſte Sache auf der Welt halten könnte: und inzwiſchen iſt es doch bloß eine leere Einbildung, eine eigenſinnige Unterdrückung der Vernunftgründe, damit man ſich viel weis. Es iſt unmöglich, was man verlangt, und wenn es ſtatt hätte, wäre es höchſt ſchädlich. Dieſer eingebildete Character könnte einem Don Juan in einer Comödie des Moliere zugeſchrieben werden, und ein ſeltſamer wunderlicher Kopf könnte den Schein deſſelben annehmen, und ſich bereden, daß er ihn wirklich hätte. Allein in der Natur wird man niemals eine Wahl antreffen, zu der man nicht durch eine vorhergegangene Vorſtellung des Guten oder Böſen, durch Neigungen oder Vernunftgründe, bewogen und angetrieben worden: und ich habe allezeit von den Vertheidigern dieſer gänzlichen Gleichgültigkeit gefordert, daß ſie ein Exempel davon anführen ſollten. Wenn ich inzwiſchen dieſe Wahl, da man von nichts gelenket wird, für eine eingebildete und chimäriſche Wahl ausgebe: ſo halte ich deswegen die Vertheidiger dieſer Lehre, ſonderlich unſern geſchickten Schriftſteller keinesweges für chimäriſche Leute. Lehren doch die Peripatetiker bisweilen auch einige Meynungen von dergleichen Art: allein das würde die größte Unbilligkeit von der Welt ſeyn, wenn man deswegen einen Occam, einen Suiſſet, einen Cäſalpin, einen Conring, verachten wollte; als die gleichfalls bisweilen noch einige ſcholaſtiſche Meynungen behaupten, die man heute zu Tage abgeſchaffet hat.

3 §. Eine dergleichen Meynung, die aber in den chimäriſchen Zeiten, von den Scholaſtikern wiederum aufgebracht und eingeführet worden, iſt auch die unbeſtimmte Gleichgültigkeit in der Wahl; oder ein wirklich ungefährer Zufall, den man ſich in den Seelen eingebildet hat: als wenn uns nichts neigte, wenn man es nicht deutlich gewahr wird, und als wenn eine Wirkung ohne Urſachen ſeyn könnte, wenn dieſe Urſachen nicht empfunden werden; faſt als wie einige die unempfindlichen Körperchen geleugnet haben, weil ſie ſie nicht ſahen. Allein gleichwie die neuern Weltweiſen die Schulmeynungen abgeſchafft haben, indem ſie nach den Geſetzen der körperlichen Natur gezeiget; daß ein Körper bloß durch die Bewegung eines andern Körpers, der ihn fortſtößt, könne in Bewegung geſetzet werden: alſo muß man auch ſchließen, daß unſre Seelen, vermöge der Geſetze der geiſtigen Natur, nicht anders als durch einen Bewegungsgrund des Guten oder Böſen können beweget werden; wenn wir gleich, wegen der vielen kleinen Empfindungen, die uns bisweilen luſtig, verdrießlich, und unterſchiedlich aufgeräumt machen, und die uns eine Sache angenehmer als die andere, vorſtellen, gar nicht ſagen können, warum wir zu einer deutlichen Erkenntniß deſſelben nicht gelangen können. Plato, Ariſtoteles, und ſelbſt Thomas von Aquino, Durandus, und andere von den gründlichſten Scholaſtikern mehr, urtheilen von dieſer Sache wie das gemeine Volk, und wie jederzeit Leute zu thun pflegen, die nicht eingenommen ſind. Sie ſetzen die Freyheit in den Gebrauch der Vernunft und der Neigungen, nach denen wir Sachen erwählen oder verwerfen, und halten das für eine ausgemachte Sache: daß unſer Wille vom wahren oder Scheinguten und Böſen, das man ſich in den Sachen vorſtellet, zu ſeiner Wahl angetrieben werde. Endlich haben einige ein wenig allzu ſubtile Weltweiſen aus ihrem Diſtillirofen einen Begriff einer von allen Dingen ganz unab-

hänglichen Wahl heraus gezogen, der ſich aber gar nicht erklären läßt, und doch auf eine recht wunderthätige Art alle Schwierigkeiten auflöſen ſoll. Dieſer Begriff verfällt bald ſelbſt in eine der größten Schwierigkeiten, indem er wider die wichtige Grundlehre unſrer Vernunft verſtößt: daß nichts ohne eine Urſache, oder einen zulänglichen Grund geſchieht. Gleichwie die Schulen die Deutung dieſer wichtigen Grundlehre oft vergeſſen haben, indem ſie gewiſſe urſprüngliche verborgene Eigenſchaften (qualitates occultas primitiuas) zugegeben: alſo darf man ſich nicht wundern, daß dieſes Gedicht von einer unbeſtimmten Gleichgültigkeit daſelbſt Beyfall gefunden, ja daß ſo gar die vortrefflichſten Leute damit eingenommen geweſen. Unſer Verfaſſer, der ſonſt viele gemeine ſcholaſtiſche Irrthümer erkannt und abgeleget hat, hält es doch noch mit dieſem Gedichte. Allein er iſt außer Streit einer von den Geſchickteſten, die es jemals noch behauptet haben:

Si Pergama dextra
Defendi poſſent, etiam hac defenſa fuiſſent.
Wär Trojen zu beſchützen
Nur eine Möglichkeit: ſo hätt ers auch gethan.

Er trägt es auf die beſtmöglichſte Art vor, und zeigt es nur auf ſeiner ſchönen Seite. Er weis der Willkühr und Vernunft ihre Vortheile ſehr artig aus den Händen zu winden, und legt ſie alle der unbeſtimmten Gleichgültigkeit bey. Vermittelſt dieſer Gleichgültigkeit allein wirket man; mit dieſer Gleichgültigkeit widerſteht man den Leidenſchaften. Man hat an ſeiner Wahl einen Gefallen, und man iſt glücklich: ja es ſcheint, als würde man höchſt elend ſeyn, wenn uns eine glückliche Nothwendigkeit nöthigte, eine gute Wahl zu treffen. Unſer Schriftſteller hat von dem Urſprunge und den Urſachen der natürlichen Uebel ſchöne Sachen vorgebracht; er durfte nur eben dieſe Grundlehren auf das moraliſche Böſe deuten; zumal da er ſelbſt dafür hält, das moraliſche Uebel werde bloß durch die phyſikaliſchen Uebel, die es verurſachet, oder zu verurſachen trachtet, zu einem Uebel. Allein ich weis nicht wie es gekommen, daß er ſich eingebildet: man würde Gott und die Menſchen erniedrigen, wenn ſie der Vernunft unterworfen werden ſollten; ſie würden dadurch zu ganz leidenden Sachen werden, und nicht mit ſich ſelbſt zufrieden ſeyn: ja die Menſchen würden endlich den ihnen von außen zuſtoßenden Unfällen nichts entgegen zu ſetzen haben, wenn ſie nicht dieſes ſchöne Vorrecht in ſich hätten; daß ſie die Sachen durch ihre Wahl gut und erträglich machen, und alles, durch das Anrühren dieſer erſtaunenswürdigen Kraft, in Gold verwandeln könnten.

4 §. Wir wollen ſie im Folgenden deutlicher unterſuchen: allein vorher wollen wir uns die vortrefflichen Gedanken unſers Verfaſſers, von der Natur der Dinge und den natürlichen Uebeln, zu Nutze machen; zumal da einige Stellen vorkommen, wo wir ein wenig weiter werden gehen können: und auf dieſe Weiſe werden wir auch die ganze Ordnung dieſes Lehrgebäudes beſſer verſtehen lernen. Im erſten Capitel ſind die Grundlehren enthalten. Der Verfaſſer nennet eine Subſtanz ein Ding, deſſen Begriff die Exiſtenz eines andern nicht einſchließt. Ich weis nicht, ob, wegen des Zuſammenhangs der Dinge, unter den Creaturen dergleichen zu finden iſt; und das Exempel von einer Wachsfackel, iſt ſo wenig ein Exempel von einer Subſtanz, als ein Bienenſchwarm. Allein man kann die Wörter in einem weitläuftigen Verſtande nehmen. Er merket gar wohl an, daß wenn man die Materie ſo ſehr verändert, als nur möglich iſt, und von ihr alle Eigenſchaften wegnimmt, die man nur wegnehmen kann: ſo bleibe die Ausdehnung, die Beweglichkeit, die Theilbarkeit und der Widerſtand übrig. Er erkläret auch die Natur der Begriffe, (*Notionum*)

tionum) und ſagt: die allgemeinen Begriffe (*Uniuerſalia*) zeigten bloß die Aehnlichkeit an, die zwiſchen den einzeln Dingen (*Indiuiduis*) wäre: wir begriffen nur dasjenige durch Ideen, was durch eine unmittelbare ſinnliche Empfindung erkannt würde, das übrige erkennten wir bloß, durch Beziehung auf dieſe Begriffe. Allein wenn er zugiebt, daß wir von Gott, vom Geiſte, und von der Subſtanz, keine Idee haben: ſo ſcheint er nicht zur Genüge bemerkt zu haben, daß wir die Subſtanz und den Geiſt unmittelbar erkennen, wenn wir uns ſelbſt empfinden, und daß der Begriff von Gott, durch Aufhebung der Grenzen unſrer Vollkommenheiten, in unſrer eignen Idee enthalten iſt; wie die überhaupt genommene Ausdehnung in der Idee einer Kugel. Er behauptet auch gar recht, daß uns wenigſtens unſre einfache Ideen angebohren ſind, und verwirft daher billig des Ariſtoteles und Locks *Tabulam raſam*. Allein das kann ich ihm nicht einräumen, daß unſere Begriffe mit den Sachen ſelbſt nicht mehr Aehnlichkeit haben ſollten, als die Worte, die man in die Luft redet, oder die Schrift die man aufs Papier zeichnet, mit unſern Begriffen haben; und daß die Vorſtellungen der ſinnlichen Empfindungen willkührlich und *ex inſtituto* ſeyn, wie die Bedeutungen der Wörter. Ich habe ſchon anderswo angemerket, warum ich es in dieſem Stücke nicht mit den Carteſianern halte.

5 §. Damit wir auf die erſte Urſache kommen können, ſo ſucht der Verfaſſer ein Kennzeichen (*criterium*) der Wahrheit. Er ſucht es in derjenigen Gewalt, womit unſere innerlichen Sätze, wenn ſie deutlich ſind, den Verſtand zum Beyfalle nöthigen: hiedurch, ſpricht er, geben wir den Sinnen Glauben; und er zeiget, daß das Kennzeichen der Carteſianer, nämlich ein klarer und deutlicher Begriff, ein neues Kennzeichen nöthig habe; damit man unterſcheiden könne was klar und deutlich ſey, und daß die Uebereinſtimmung

mung oder Nichtübereinſtimmung der Begriffe, oder vielmehr der Hauptwörter, wie man vormals zu reden pflegte, betrüglich ſeyn könne, weil es wirkliche und Scheinübereinſtimmungen gebe. Es ſcheint als erkennte er ſelbſt, daß der innerliche Zwang, der uns unſern Beyfall abnöthiget, noch einige Behutſamkeit erfordere, und von eingewurzelten Vorurtheilen herkommen könne. Derowegen geſteht er, daß derjenige eine dem menſchlichen Geſchlechte ſehr nützliche Sache erfinden würde, der ein ander Kennzeichen angeben könnte. Ich habe dieſes Kennzeichen in einer kleinen Abhandlung von der Wahrheit und den Begriffen, die 1684. heraus gekommen, zu erklären geſucht: und ob ich mir zwar nicht ſchmeichle, als hätte ich etwas Neues entdecket; ſo hoffe ich dennoch, dergleichen Sachen vorgetragen und erkläret zu haben, die bisher nur verwirrt bekannt geweſen. Ich mache unter den Wahrheiten der Geſchichte, und unter den Wahrheiten der Vernunft (inter veritatem facti & rationis) einen Unterſcheid. Die Wahrheiten der Geſchichte können nicht anders dargethan werden, als wenn man ſie gegen die Wahrheiten der Vernunft hält, und auf die unmittelbaren Empfindungen bringet, die in uns ſind, und an denen man, wie der heilige Auguſtin und Carteſius gar wohl angemerket, nicht zweifeln kann; das iſt, wir können nicht zweifeln, daß wir gedenken, ja daß wir dieß und dieß gedenken. Wenn wir aber erkennen wollen, ob unſre innerlichen Vorſtellungen in den Sachen eine Realität haben, und wenn wir von den Gedanken auf die Sachen ſelbſt gehen wollen: ſo müſſen wir, meiner Meynung nach, wohl bedenken, ob unſre Empfindungen unter einander, und mit andern die wir bereits gehabt haben, wohl verknüpft ſind, ſo daß die Regeln der Mathematik, und andre Wahrheiten der Vernunft, dabey ſtatt finden. In dieſem Falle muß man ſie für wirklich halten, und ich halte dieß für das einzige Mittel, ſie von den Einbildungen, den Träumen, und den Erſcheinungen zu unterſcheiden. Alſo kann die Wahrheit derer Dinge, die außer uns ſind, nicht anders als aus der Verbindung und dem Zuſammenhange der Begebenheiten erkannt werden. Das Kennzeichen der Wahrheiten der Vernunſt, oder die von den Begriffen (*conceptionibus*) herkommen, beſteht in einem richtigen Gebrauche der logiſchen Regeln. Was die Ideen oder Begriffe anlanget, ſo heiße ich alle diejenigen wirklich, die gewiß möglich ſind, und diejenigen Erklärungen, die dieſe Möglichkeit nicht zeigen, ſind bloße Erklärungen der Wörter (*definitiones nominales.*) Die Meßkünſtler, die in einer guten Analyſi wohl beſchlagen ſind, wiſſen, was hierinnen unter den Eigenſchaften, durch die man eine Linie oder Figur erklären kann, für ein Unterſcheid iſt. Unſer geſchickter Verfaſſer iſt vielleicht nicht ſo weit gegangen; inzwiſchen ſieht man doch aus allem, was wir oben von ihm angeführet haben, und aus ſeinen Lehrſätzen, daß es ihm weder an tiefer Gelehrſamkeit noch am Nachdenken fehle.

6 §. Er unterſucht nach dieſem, ob die Bewegung, die Materie, und der Raum, von ſich ſelbſt herkommen, und zu dem Ende betrachtet er, ob man ſich vorſtellen könne, daß ſie nicht vorhanden ſeyn; und er merket dieſes Vorrecht Gottes an, daß ſo bald man ſetzet, daß er vorhanden iſt, ſo müſſe man auch dieß zugeben, daß er nothwendig daſey. Dieß iſt ein Zuſatz von einer Anmerkung, die ich in der kleinen oben angeführten Abhandlung gemacht; nämlich, ſo bald man zugiebt, daß Gott möglich ſey, ſo bald müſſe man auch zugeben, daß er nothwendig daſey. So bald man aber ſetzet, daß ein Gott iſt, ſo bald giebt man auch zu, daß er möglich ſey: ſo bald man alſo zugiebt, daß ein Gott iſt, ſo bald muß man auch zugeben, daß er nothwendig da iſt. Dieſes Vorrecht aber haben diejenigen drey Stücke nicht, von denen wir geredet haben. Der Verfaſſer urtheilet auch insbeſondere

von der Bewegung, es ſey nicht genug, wenn man mit dem Hobbes ſage, die gegenwärtige Bewegung komme von einer vorhergegangenen her, und dieſe von einer andern, und alſo unendlich fort. Denn man gehe ſo weit zurücke, als man immer will, ſo wird man deswegen doch nicht ſo weit gekommen ſeyn, daß man die Urſache ſollte finden können, warum in der Materie eine Bewegung iſt. Demnach muß dieſe Urſache außer dieſer Reihe ſeyn; und wenn eine ewige Bewegung wäre, ſo würde ſie einen ewigen Beweger erfordern: wie die Stralen der Sonne ihre ewige Urſache in der Sonne haben würden, wenn ſie mit der Sonne ewig wären. Ich führe dieſe Vernunftſchlüſſe unſers geſchickten Schriftſtellers ſehr gern an, damit man ſehen möge, wie der Satz von einem zulänglichen Grunde ſelbſt ſeiner Meynung nach, ſo gar wichtig iſt. Denn iſt es erlaubt etwas zuzugeben, davon man erkennet, daß es keinen Grund und keine Urſache hat: ſo wird es einem Atheiſten leicht ſeyn, dieſen Vernunftſchluß über den Haufen zu werfen, wenn er ſagt; es ſey nicht nöthig, daß von dem Daſeyn der Bewegung eine zulängliche Urſache vorhanden ſey. Ich verlange hier die Wirklichkeit und Ewigkeit des Raumes nicht zu unterſuchen, ich möchte von unſrer Sache zu weit abkommen: ich will nur anführen, daß unſer Verfaſſer glaubt, der Raum könne von der göttlichen Macht ganz und gar, aber nicht ſtückweiſe, zernichtet werden; und wir könnten mit Gott allein daſeyn, wenn gleich weder Raum noch Materie wäre, weil unſer Begriff die Exiſtenz der äußerlichen Dinge nicht einſchließt. Er giebt auch zu bedenken, daß in der ſinnlichen Empfindung des Schalles, des Geruches und Geſchmacks, der Begriff des Raumes nicht mit enthalten iſt. Allein man mag vom Raume urtheilen was man will, ſo iſts ſchon genug, daß ein Gott, als eine Urſache der Materie, und der Bewegung, und endlich aller Dinge, da iſt. Der Verfaſſer glaubt, wir urtheilten vielleicht von Gott, wie ein Blindgebohrner vom

Lichte. Allein meines Erachtens iſt etwas mehrers in uns: denn unſer Licht iſt ein Stral des göttlichen Lichtes. Nachdem er von einigen göttlichen Eigenſchaften geredet, ſo erkennet er, Gott habe in ſeinen Thaten einen gewiſſen Endzweck, nämlich die Mittheilung ſeiner Güte; und die Werke Gottes wären wohl eingerichtet. Endlich beſchließt er dieſes Capitel recht wohl, wenn er ſpricht: Gott ſey in Erſchaffung der Welt darauf bedacht geweſen, daß alle Dinge die größte Geſchicklichkeit, die empfindenden Creaturen die größte Bequemlichkeit, und die Begierden die größte Verträglichkeit (Compatibilität) haben möchten, die eine unendliche und mit Weisheit und Gütigkeit verknüpfte Macht nur hervorbringen können; und weiter ſagt er: wenn gleichwohl in der Welt noch was Böſes übrig blieben ſey, ſo müßte man ſchließen, dieſe unendliche göttliche Vollkommenheiten hätten es nicht von der Welt ausſchließen können; ich wollte lieber ſagen, ſie hätten es nicht ausſchließen ſollen.

7 §. In dem 2ten Capitel wird das Böſe eigentlich unterſucht. Er theilt es, wie wir, in ein metaphyſiſches, phyſikaliſches, und moraliſches. Das metaphyſiſche ſind die Unvollkommenheiten; das phyſikaliſche beſteht in den Schmerzen und andern dergleichen beſchwerlichen Dingen; und das moraliſche in der Sünde. Alle dieſe Uebel ſind in den Werken Gottes anzutreffen, und daraus hat Lucretius geſchloſſen, es ſey keine Vorſehung; er hat geleugnet, daß die Welt eine Wirkung der Gottheit ſeyn könne,

Naturam rerum diuinitus eſſe creatam:

weil in der Natur der Dinge ſo viele Fehler zu finden wären.

Quoniam tanta ſtat praedita culpa.

Andere haben zwey Urweſen, ein böſes und ein gutes geſetzt; und es hat Leute gegeben, die dieſes für eine unüberwindliche

Schwierigkeit gehalten; womit unſer Verfaſſer den Hrn. Bayle gemeynt zu haben ſcheint. Er hoffet, in ſeinem Werke zu zeigen, daß es kein gordiſcher Knoten ſey, der zerhauen werden müßte, und er ſagt gar recht, die Macht, Weisheit und Gütigkeit Gottes würden ſich nicht unendlich und vollkommen erwieſen haben, wenn dieſe Uebel wären ausgeſchloſſen worden. Im III. Cap. macht er mit dem Uebel der Unvollkommenheiten den Anfang, und merket nach dem heiligen Auguſtin an, die Creaturen wären deswegen unvollkommen, weil ſie aus nichts geſchaffen worden. Wenn hingegen Gott eine vollkommene Subſtanz aus ſich ſelbſt geſchaffen hätte, ſo würde er einen Gott daraus gemacht haben; welches ihm Gelegenheit giebt, eine kleine Ausſchweifung wider die Socinianer zu machen. Allein es möchte jemand ſagen: warum hat Gott nicht lieber gar nichts geſchaffen, als daß er unvollkommene Dinge gemacht hat? Der Verfaſſer antwortet ſehr wohl: die allzugroße Gütigkeit Gottes ſey Schuld daran. Er hat ſich wollen mittheilen, wenn es gleich zum Nachtheile einer gewiſſen Zärtlichkeit geſchähe, die wir uns in Gott vorſtellen, wenn wir uns einbilden, die Unvollkommenheiten wären ihm ſchlechterdings zuwider. Er hat alſo lieber was Unvollkommenes, als gar nichts haben wollen. Allein man hätte noch dazu ſetzen können: Gott habe in der That das vollkommenſte Ganze, das nur möglich geweſen, und mit dem er Urſache gehabt vollkommen zufrieden zu ſeyn, hervorgebracht; allermaßen die Unvollkommenheiten in den Theilen, eine deſto größere Vollkommenheit im Ganzen befördern. Alſo wird auch kurz hernach angemerket, daß zwar gewiſſe Sachen hätten können beſſer gemacht werden, aber nicht ohne andre neue, und vielleicht größere Beſchwerniſſe. Dieſes vielleicht hätte können weggelaſſen werden; und da der Verfaſſer zu Ende des Capitels dieſes für eine gewiſſe Sache ausgiebt, und zwar mit Recht: daß die unendliche Güte erfordere, das Beſte zu erwählen; alſo hätte er ein wenig vorher dieſe Folge daraus ziehen können, daß die unvollkommenen Sachen mit den vollkommenern würden verknüpft werden, wenn ohne Hinderniß der erſten, von den letztern ſo viele daſeyn könnten, als nur möglich iſt. Alſo ſind die Körper ſo wohl geſchaffen worden, als die Geiſter, weil eines das andere nicht hindert, und die Erſchaffung der Materie iſt Gott nichts unanſtändiges geweſen, wie ſich einige alte Ketzer eingebildet, die dieſes Werk einem gewiſſen Demogorgon zugeſchrieben.

8 §. Wir kommen nunmehr auf das phyſikaliſche Uebel, davon im 4. Capitel geredet wird. Nachdem unſer berühmter Verfaſſer angemerkt, daß das metaphyſiſche Böſe, das iſt, die Unvollkommenheit, aus dem Nichts herrühret, ſo ſchließt er, daß das phyſikaliſche, das iſt, die Beſchwerlichkeiten, von der Materie, oder vielmehr von ihrer Bewegung, herrühre; denn ohne die Bewegung würde die Materie nichts nützen. Und in dieſen Bewegungen muß auch was Widriges ſeyn, ſonſt würde nichts verändert, und nichts gezeuget werden können, wenn alles zuſammen einen Weg gienge. Nun werden aber von der Bewegung, durch welche die Zeugungen entſtehen, auch die Auflöſungen verurſachet; denn aus der Veränderung der Bewegung entſteht das Anſtoßen der Körper, wodurch ſie öfters zerſtreuet und aufgelöſet werden. Inzwiſchen hat der Urheber der Natur die Körper in gewiſſe Verbindungen eingetheilet, um ſie deſto dauerhafter zu machen; von welchen Verbindungen diejenigen ſo uns bekannt ſind, aus lichten und dunkeln Kugeln auf eine ſo ſchöne und geſchickte Art zuſammen geſetzt ſind: daß man daraus genugſam erkennen und bewundern kann, was ſie in ſich halten, und daß wir uns in Wahrheit nichts ſchöners einbilden können. Allein das wichtigſte unter allen ſeinen Werken war die Hervorbringung der beſeelten

Creaturen; damit allenthalben Geſchöpfe ſeyn möchten, die einer Erkenntniß fähig wären:

Ne Regio foret vlla ſuis animalibus orba.

Unſer ſcharfſinniger Verfaſſer glaubt, die Luft und ſelbſt der dünnſte und reineſte Himmel hätte ſo wohl ſeine Einwohner, als das Waſſer und die Erde. Wenn aber auch gleich an etlichen Orten keine beſeelten Subſtanzen wären, ſo könnten doch dieſe Oerter vor andern bewohnten Oertern nützlich und nöthig ſeyn; wie z. E. die Berge, welche die äußerſte Oberfläche unſrer Erden ungleich und bisweilen unfruchtbar machen, zu Hervorbringung der Flüſſe und der Winde dienen. Und wir haben keine Urſache uns über den Sand und die Moräſte zu beſchweren, weil ohne ſie noch Oerter genug zum Anbauen vorhanden ſind. Ueber dem muß man ſich auch nicht einbilden, als wenn alles bloß und allein für den Menſchen gemacht worden: und der Verfaſſer glaubt feſtiglich, es gebe nicht allein reine Geiſter, ſondern auch unſterbliche beſeelte Creaturen, die dieſen Geiſtern beykommen; das iſt, ſolche beſeelte Geſchöpfe, deren Seelen mit einer gewiſſen ätheriſchen und unverderblichen Materie verknüpfet ſind. Mit denjenigen beſeelten Subſtanzen aber, die einen irdiſchen Leib haben, der aus Röhren und flüßigen Materien zuſammengeſetzt iſt, die in ſelbigen herumlaufen, und die aufhören ſich zu bewegen, wenn die Gefäße abgeriſſen werden, iſt es ganz anders beſchaffen. Dieſes bewegt den Verfaſſer zu glauben, die Unſterblichkeit, die Gott dem Adam verſprochen, wenn er wäre gehorſam geweſen, würde nicht ein Erfolg ſeiner Natur, ſondern eine Wirkung der göttlichen Gnade geweſen ſeyn.

9 §. Nun war aber zu Erhaltung der beſeelten Creaturen nöthig, daß ſie einige Kennzeichen hätten, die ihnen eine gegenwärtige Gefahr zu empfinden geben, und eine Neigung, ihr zu entgehen, erregen könnten. Daher kömmts,

daß dasjenige was eine große Verletzung zu verurſachen im Begriffe iſt, vorher Schmerzen verurſachen muß, dadurch die Creatur möge bewogen werden, dergleichen Bemühung und Kräfte anzuwenden, wodurch es die Urſache dieſer Beſchwerlichkeit entweder abtreiben, oder derſelben entfliehen, und einem größern Uebel vorbeugen könne. Selbſt das Schrecken vorm Tode macht, daß man ihm zu entgehen ſucht: denn wenn er nicht ſo erſchrecklich wäre, und wenn die Auflöſung der zuſammenhangenden Theile nicht ſo ſchmerzlich fiele: ſo würden die Thiere öfters gar nichts darnach fragen, ob ſie umkämen, und ob ſie die Theile ihres Leibes umkommen ließen oder nicht; ja die ſtärkſten unter ihnen würden ſchwerlich einen ganzen Tag beſtehen können.

Gott hat auch den Thieren Hunger und Durſt gegeben, um ſie zu nöthigen, daß ſie ſich ernähren und erhalten ſollen, durch beſtändige Erſetzungen desjenigen, was ſich abnützt und unvermerkt weggeht. Von ihren Begierden werden ſie auch zur Arbeit angetrieben, damit ſie ſich ſolche Nahrung erwerben, die ſich für ihre Leibesbeſchaffenheit ſchickt, und die ihnen Kräfte und Stärke geben kann. So hat auch der Urheber der Dinge für nöthig befunden, es ſo einzurichten, daß ein Thier oft dem andern zur Nahrung dienen ſolle: wodurch es aber gar nicht unglücklicher gemacht wird, weil ein Tod, der von einer Krankheit verurſachet worden, gewöhnlichermaßen ſo ſchmerzlich, und wohl noch ſchmerzlicher iſt, als ein gewaltſamer Tod; und weil die Thiere, die dazu beſtimmt ſind, daß ſie ein Raub der andern ſeyn ſollen, weder das Künftige vorherſehen, noch dafür ſorgen, folglich dem ungeachtet in guter Ruhe leben, wenn ſie außer Gefahr ſind. Eben ſo iſt es auch mit den Ueberſchwemmungen, mit den Erdbeben, mit den Donnerſchlägen, und mit andern dergleichen Unordnungen, beſchaffen, als welche die unvernünftigen Thiere gar nicht fürchten, und die Menſchen ordentlicher Weiſe nicht Urſache haben zu fürchten; indem ſehr wenige ſind, die davon etwas leiden.

10 §. Der Urheber der Natur hat dieſe und andere Uebel, die ſich ſelten zutragen, durch tauſenderley andere gewöhnliche und beſtändige Bequemlichkeiten erſetzt. Hunger und Durſt vermehret das **Vergnügen**, das man empfindet, wenn man ſeine Nahrung zu ſich nimmt. Eine mäßige Arbeit iſt eine angenehme Ausübung der Kräfte des Thieres; und der Schlaf iſt auf eine ganz entgegen geſetzte Art angenehm, indem er, durch die Ruhe, unſre Kräfte wieder erneuert und erſetzt. Allein eines von den empfindlichſten und ſüßeſten Vergnügen iſt dasjenige, wodurch die Thiere zu Fortpflanzung ihrer Art angetrieben werden: indem Gott verſchafft hat, daß wenigſtens die Arten unſterblich bleiben ſollten, weil die einzeln Thiere auf Erden nicht unſterblich ſeyn können. So hat er auch gewollt, daß die Thiere eine ſo große und zärtliche Liebe für ihre Jungen haben ſollten, daß ſie ſich auch zu ihrer Erhaltung in Gefahr des Lebens ſtürzen.

Aus den **Schmerzen** und der **Wolluſt** entſteht die **Furcht**, die **Begierde**, und andere ordentlicher weiſe ſehr nützliche Leidenſchaften: ob ſie gleich bisweilen zufälliger weiſe zum Böſen ausſchlagen. Eben das iſt vom Gifte, von anſteckenden Krankheiten, und andern ſchädlichen Dingen zu ſagen, nämlich daß es unvermeidliche Folgen eines wohlabgefaßten Zuſammenhanges ſind. Was die **Irrthümer** und die **Unwiſſenheit** anlanget, ſo iſt zu bedenken, daß ohne Zweifel auch die vollkommenſten Creaturen viele Sachen nicht wiſſen, und daß ein jedes ſo viel Erkenntniß bekommen, als es nöthig hat. Inzwiſchen kann es nicht anders ſeyn, als daß man gewiſſen Zufällen, die nicht vorher geſehen werden können, unterworfen iſt, und dieſe Zufälle ſind unvermeidlich. Man muß ſich oft in

ſeinem

ſeinem Urtheile betrügen, weil man es nicht allezeit bis zu genauer Unterſuchung der Sache aufſchieben kann. Dieſe Unbequemlichkeiten können von dem Zuſammenhange der Dinge nicht abgeſondert werden. Die Dinge müſſen oft in gewiſſen Umſtänden einander ähnlich ſeyn, und für das andere können genommen werden. Die unvermeidlichen Irrthümer aber ſind nicht die gewöhnlichſten und ſchädlichſten. Die uns das größte Uebel verurſachen, kommen gemeiniglich von unſerm Verſehen her: und folglich würde man unrecht thun, wenn man von den natürlichen Uebeln eine Urſache hernehmen wollte, ſich das Leben zu nehmen, weil diejenigen, die es gethan haben, insgemein von freywilligen Uebeln dazu ſind angetrieben worden.

11 §. Und über das alles ſo findet ſich, daß dieſe Uebel insgeſammt zufälliger Weiſe von guten Urſachen herrühren; und wir haben rechtmäßigen Grund, von allem dem was uns bekannt iſt, auf alles dasjenige was uns unbekannt iſt, zu ſchließen, daß dieſe Uebel, ohne in größere Unbequemlichkeiten zu gerathen, nicht hätten können weggelaſſen werden. Damit man dieſes deſto beſſer erkennen möge, ſo giebt uns der Herr Verfaſſer den Rath, man ſolle ſich die Welt als ein großes Haus vorſtellen. In ſelbigem müſſen nicht allein Zimmer, Säle, Gänge, Gärten, Grotten, ſondern auch eine Küche, ein Keller, ein Hof, Ställe und Ausgüſſe ſeyn. Alſo würde ſichs nicht geſchickt haben, wenn in der Welt nur lauter Sonnen wären gemacht worden; oder eine Erde von Gold und Edelgeſteinen, die aber nicht hätten können bewohnet werden. Wenn der ganze Menſch nur ein Auge oder ein Ohr geweſen wäre, ſo würde er ſich nicht haben ernähren können. Hätte ihn Gott ohne Leidenſchaften gemacht, ſo würde er dumm und unempfindlich geweſen ſeyn; hätte er ihn ohne Irrthümer ſchaffen wollen, ſo hätte er ihn entweder der Sinnen berauben, oder anders als durch ſinnliche Gliedmaßen

maßen müſſen empfinden laſſen: das iſt, es würde kein Menſch mehr geweſen ſeyn. Unſer gelehrter Verfaſſer führt hier eine Meynung an, welche die geiſtlichen und weltlichen Hiſtorien zu lehren ſcheinen, daß nämlich die wilden Thiere, die giftigen Pflanzen, und andere uns ſchädliche Dinge, durch den Sündenfall wider uns wären gewaffnet worden. Allein gleich wie er hier bloß, nach den Grundlehren der Vernunft urtheilet, ſo ſetzt er auch dasjenige bey Seite, was etwan die Offenbarung lehren kann. Inzwiſchen glaubt er, daß Adam von den natürlichen Uebeln, bloß aus göttlicher Gnade und einem mit Gott aufgerichteten Bunde würde befreyet geweſen ſeyn, wenn er wäre gehorſam geweſen; und daß Moſes nicht mehr als ungefehr ſieben Wirkungen und Früchte der erſten Sünde anzeige. Nämlich:

1) Die Zurückforderung des gnädigen Geſchenkes der Unſterblichkeit,

2) Die Unfruchtbarkeit der Erden, die von ſich ſelbſt weiter nichts mehr als böſe und unnütze Kräuter hervorbringen ſollte,

3) Die ſchwere Arbeit, die man um ſeines Unterhalts willen werde thun müſſen,

4) Die Unterwerfung des Weibes unter den Willen des Mannes,

5) Die Schmerzen der Geburt,

6) Die Feindſchaft zwiſchen dem Menſchen und der Schlange,

7) Die Verjagung des Menſchen aus dem herrlichen Orte, in den ihn Gott geſetzt hatte.

Allein er glaubt, unſre meiſten Uebel kämen ſonderlich nach Entziehung der Gnade, von der Nothwendigkeit der Materie her. Ueberdem ſcheints unſerm Verfaſſer, als würde uns die Unſterblichkeit nach dem Falle eine Laſt geweſen ſeyn; und dem Baume des Lebens ſey vielleicht mehr zu unſerm Beſten, als zu unſrer Strafe, nicht mehr beyzukommen. (*) Es iſt zwar hier und da etwas zu erinnern; allein der Grund von des Verfaſſers Abhandlung, über den Urſprung des Böſen, iſt voller guter und gründlicher Gedanken, die ich mir zu Nutze zu machen für gut befunden habe. Voritzo müſſen wir uns zu demjenigen wenden, darinnen wir ſtreitig ſind, nämlich zu der Erklärung der Natur der Freyheit.

12 § Wenn der gelehrte Urheber dieſes Werks von dem Urſprunge des Böſen, den Urſprung des moraliſchen Böſen im 5. Capitel erkläret, welches die Hälfte des ganzen Buches ausmacht: ſo glaubt er, der Urſprung des moraliſchen Uebels ſey von dem Urſprunge des phyſikaliſchen, welches in der unvermeidlichen Unvollkommenheit der Creaturen beſteht, ganz unterſchieden. Denn wie wir bald ſehen werden, ſo ſcheint es ihm, als rührte das moraliſche Böſe vielmehr von dem her, was er eine Vollkommenheit nennet, und was die Creatur, ſeiner Meynung nach, mit dem Schöpfer gemein hat: das iſt, in der Macht, ohne einigen Bewegungsgrund, und ohne die geringſte Abſicht oder antreibende Urſache, zu wählen. Das iſt überaus paradox, wenn man behauptet, die größte Unvollkommenheit, nämlich die Sünde, rührte ſelbſt von der Vollkommenheit her; allein das iſt auch eben ſo paradox, wenn man eine Sache für eine Vollkommenheit ausgeben will, die wider alle Vernunft iſt, und deren Vortheil bloß darinnen beſtehen würde, daß ſie einen Freybrief wider die Vernunft hätte. Auf ſolche Art zeigt man nicht allein den Urſprung von dem moraliſchen Böſen ganz und gar nicht an; ſondern man ſetzt vielmehr im Grunde nichts anders voraus, als daß ſolches Böſe gar keinen Urſprung habe. Denn wenn ſich der Wille entſchließt, ohne daß weder in der wählenden Perſon, noch in der Sache die erwählet wird, etwas vor-

---

(*) Dieſes hat der bekannte Gulliver in ſeinen Reiſen nach dem Lande der Unſterblichen, auf eine ſehr ſchöne Art begreiflich gemacht; indem er die Beſchwerlichkeiten der unvorhanden iſt, das zu der Wahl bewegen könnte; ſo hat dieſe Wahl nicht den geringſten Grund noch Urſache: und gleichwie das moraliſche Uebel in einer böſen Wahl beſteht, ſo bekennet man auf ſolche Weiſe, daß dieſes Uebel gar keinen Urſprung habe. Alſo müßte, nach den Regeln der geſunden Metaphyſik, in der Natur ganz und gar kein moraliſches Uebel ſeyn; und aus eben der Urſache würde auch kein moraliſches Gutes ſeyn, und alle Moralität würde wegfallen. Allein wir müſſen unſern geſchickten Schriftſteller anhören, den die Subtilität einer Meynung die von den berühmteſten Schulphiloſophen behauptet werden, und die Zierathen, die er ſelbſt durch ſeinen Verſtand und ſeine Beredſamkeit hinzugethan, verhindert haben, die großen Unbequemlichkeiten zu ſehen, die darinnen ſtecken. Wenn er den Statum Controuerſiae erkläret, ſo theilt er die Scribenten in zwo Claſſen: einige, ſpricht er, ſagen bloß, daß die Freyheit des Willens von dem äußerlichen Zwange los ſey; und die andern behaupten, daß ſie auch über das noch von der innern Nothwendigkeit befreyet ſey. Allein dieſe Erklärung langt nicht zu, wofern man nicht die unbedingte und der Moralität zuwider laufende Nothwendigkeit von der bedingten und moraliſchen unterſcheidet, wie wir bereits an vielen Orten erkläret haben.

13 §. Der erſte Abſchnitt dieſes Capitels ſoll die Natur der Wahl zeigen. Der Verfaſſer führet erſtlich die Meynung derjenigen an, welche in den Gedanken ſtehen, der Wille werde von den Urtheilen des Verſtandes, oder von den Neigungen die vor der Begierde vorhergehen, angetrieben, ſich zu der Partey zu wenden, die er ergreift. Allein er vermengt dieſe Schriftſteller mit denjenigen, welche ſagen,

---

ſterblichen Menſchen ausführlich abgeſchildert hat. Solche Fabeln ſind ſehr nützlich, wenn ſie dahin abzielen, uns mit unſerm gegenwärtigen Zuſtande vergnügt zu machen. G.

der Wille werde von einer unbedingten Nothwendigkeit zu ſeinen Entſchlieſſungen angetrieben, und die wollende Perſon, habe über ihr Wollen nicht die geringſte Gewalt; das iſt, er vermengt einen Thomiſten mit einem Spinoſiſten. Er bedient ſich der verhaßten Redensarten und Erklärungen des Hobbes und ſeines gleichen, um ſie denjenigen aufzubürden, die doch weit davon entfernet ſind, und jene zu widerlegen ſuchen; und er bürdet ihnen ſolches aus keiner andern Urſache auf, als weil ſie wie Hobbes und alle Welt glauben, einige Lehrer, die ſich in ihre eigne Subtilitäten verwickeln, ausgenommen: der Wille werde von der Vorſtellung des Guten und Böſen beweget; daher er ihnen beymißt, daß alſo nichts Zufälliges, und alles nach einer unbedingten Nothwendigkeit mit einander verknüpft ſey. Das heißt im Urtheilen ſehr eilen; inzwiſchen ſetzt er noch dieſes hinzu, daß eigentlich zu reden, gar kein böſer Wille ſeyn würde, weil auf ſolche Weiſe alles, was man an ihm zu tadeln finden könnte, bloß das Böſe ſeyn würde, was er verurſachen möchte: welches aber, wie er ſpricht, von den gemeinen Begriffen entfernet iſt; weil von den Menſchen nicht deswegen auf die Böſen geſcholten wird, weil ſie ſchaden, ſondern weil ſie ohne Noth ſchaden. Er hält alſo dafür, die Böſen würden bloß unglücklich, keineswegs aber ſtrafbar ſeyn. Es würde zwiſchen dem phyſikaliſchen und moraliſchen Uebel kein Unterſcheid ſeyn, weil der Menſch ſelbſt nicht die eigentliche Urſache einer That ſeyn würde, die er nicht vermeiden könnte. Die Uebelthäter würden nicht deswegen geſcholten oder beſtraft werden, weil ſie es verdienet; ſondern weil dieſes die Menſchen vom Böſen abwenden könnte: und man würde bloß um dieſer Urſache willen einen Spitzbuben, und nicht einen Kranken anfahren, weil das Vorwerfen und Drohen den einen beſſern, aber nicht den andern geſund machen könne. Zufolge dieſer Lehre würde der Endzweck der Strafen nur die Hinderung des künftigen Böſen; und ohne dieſes die bloße Erwegung des bereits begangenen Uebels, zur Strafe nicht zulänglich ſeyn. Eben ſo würde auch der Endzweck der Dankbarkeit einzig und allein dieſer ſeyn, ſich eine neue Wohlthat zuwege zu bringen; ohne welches die bloße Betrachtung der vergangenen Wohlthat, keine zulängliche Urſache zur Erkenntlichkeit an die Hand geben würde. Endlich meynt der Verfaſſer, wenn dieſe Lehre, die den Entſchluß des Willens von der Vorſtellung des Guten und Böſen herleitet, wahr wäre: ſo würde man an der menſchlichen Glückſeligkeit verzweifeln müſſen, allermaßen ſie alsdann nicht in unſrer Gewalt ſtehen, ſondern von Sachen, die außer uns ſind, abhangen würde. Nun haben wir aber keine Urſache zu hoffen, daß ſich die äußerlichen Dinge nach unſerm Wunſche richten werden; es wird uns allezeit etwas fehlen, und allezeit etwas zu viel ſeyn. Alle dieſe Folgerungen finden ſeiner Meynung nach, auch wider alle diejenigen ſtatt, welche glauben: der Wille richte ſich nach dem Endurtheile des Verſtandes, welches er für eine Meynung hält, die dem Willen ſein Recht nehme, und die Seele zu einer ganz leidenden Sache mache. Und dieſe Beſchuldigung erſtreckt ſich auch auf unzählich viele anſehnliche und belobte Schriftſteller, die hier mit dem Hobbes, Spinoza und einigen andern verworfenen Scribenten, deren Lehre für verhaßt und unerträglich gehalten wird, in einer Claſſe ſtehen.

Was mich anlanget, ſo nöthige ich den Willen nicht allezeit, dem Urtheile des Verſtandes zu folgen: weil ich dieſes Urtheil von den Bewegungsgründen unterſcheide, die von unmerklichen Neigungen und Empfindungen herrühren. Allein ich glaube, der Wille folge allezeit der vortheilhafteſten deutlichen oder verwirrten Vorſtellung des Guten und Böſen, die aus den Vernunftgründen, Leidenſchaften, und Neigungen entſteht; wiewohl er auch Bewegungsgründe finden kann, ſein Urtheil aufzuſchieben. Inzwiſchen ſo handelt er doch allezeit aus Bewegungsgründen.

14 §.

14 §. Wir müſſen zuvor auf die Einwürfe wider unſre Meynung antworten, ehe wir dahin kommen, wo der Verfaſſer die ſeinige behauptet. Der Urſprung des Irrthums rühret daher, daß man eine nothwendige Folge, nach einer unbedingten Nothwendigkeit, deren Gegentheil einen Widerſpruch einſchließt, mit einer ſolchen Folge vermiſcht, die bloß auf das was ſich ſchickt (veritates conuenientiae) gegründet iſt, und dennoch gewißlich eintrifft; das iſt, daß man dasjenige, was vom Satze des Widerſpruchs abhängt, der die Wahrheiten nothwendig und unvermeidlich macht, mit demjenigen vermiſcht, was vom Satze des zureichenden Grundes herrühret, der auch in zufälligen Wahrheiten ſtatt findet. Ich habe bereits an einem andern Orte dieſe Anmerkung gemacht, die eine von den wichtigſten in der Philoſophie iſt, indem ich vorgeſtellet: daß zwey Hauptgrundſätze ſind, nämlich der Satz von der Identität oder dem Widerſpruche, welcher mit ſich bringt, daß von zween ſich widerſprechenden Sätzen einer wahr, der andere falſch iſt; und der Satz des zureichenden Grundes, welcher beſagt, dasjenige könne unmöglich ein wahrer Satz ſeyn, deſſen Grund derjenige nicht ſollte einſehen können, der Einſicht genug hätte, ihn zu verſtehen. Beyde müſſen nicht allein in den nothwendigen Wahrheiten, ſondern auch in den zufälligen ſtatt finden, und das was keinen zulänglichen Grund hat, kann nothwendiger Weiſe auch nicht vorhanden ſeyn. Denn man kan einigermaßen ſagen, daß dieſe zween Grundſätze in der Erklärung des Wahren und des Falſchen mit enthalten ſind. Inzwiſchen wenn man bey Unterſuchung und Zerlegung einer vorgetragenen Wahrheit befindet, daß ſie von ſolchen Wahrheiten abhängt, deren Gegentheil einen Widerſpruch mit ſich führet: ſo muß man ſagen, ſie ſey ſchlechterdings nothwendig. Wenn man aber, man mag die Unterſuchung ſo weit fortſetzen, als man will, niemals auf dergleichen Anfangsgründe der gegebenen Wahrheiten gelangen kann: ſo muß man ſie für zufällig halten,

und ſagen : ſie haben ihren Urſprung von einer überwiegenden Urſache her, die zwar neiget, aber nicht zwinget. Wenn dieſes alſo geſetzt iſt, ſo ſieht man, wie wir mit vielen berühmten Theologen und Philoſophen ſagen können : die denkende Subſtanz werde zu ihrem Entſchluſſe von der überwiegenden Vorſtellung des Guten und Böſen, gewiß und unfehlbar, keinesweges aber nothwendig, gebracht : das iſt, ſie werde von neigenden, aber nicht von zwingenden Urſachen bewogen. Derowegen bleiben die künftigen zufälligen Dinge zufällig : ungeachtet ſie ſo wohl an und für ſich ſelbſt, als aus ihren Gründen vorhergeſehen worden, und Gott iſt von ſeiner Weisheit und Gütigkeit, die Welt aus ſeiner Macht zu ſchaffen, und ihr die beſtmöglichſte Forme zu geben, ganz unfehlbar, jedoch nicht nothwendig, angetrieben worden ; und alles iſt ohne einige Schmählerung ſeiner vollkommenen und höchſten Freyheit geſchehen. Ich weis nicht, ob ohne dieſe itztgemachte Anmerkung der gordiſche Knoten von der Zufälligkeit und Freyheit, ſo leicht würde aufzulöſen ſeyn.

15 §. Dieſe Erklärung hebt alle Einwürfe unſers geſchickten Verfaſſers auf. Erſtlich ſieht man, daß die Zufälligkeit mit der Freyheit beſteht. Zum andern ſind die böſen Willen nicht nur deswegen böſe, weil ſie ſchaden, ſondern auch weil ſie die Quelle ſchädlicher Dinge oder der phyſikaliſchen Uebel ſind; indem ein boshaftiges Gemüth in ſeinem Bezirke eben das iſt, was das böſe Urweſen der Manichäer in der ganzen Welt ſeyn würde. So hat auch der Verfaſſer, Cap. 4. Sect. 4. §. 8. angemerket, daß die göttliche Weisheit gemeiniglich ſolche Thaten verbothen, die allerhand Ungelegenheiten, das iſt, phyſikaliſche Uebel, verurſachen würden. Man geſteht zu, daß derjenige nicht verdiene geſtrafet zu werden, der aus Nothwendigkeit Böſes thut. Allein unter dieſer Nothwendigkeit verſteht kein Geſetzgeber noch Rechtsgelehrter die Macht der Gründe des

wahren und Scheinguten oder Böſen, die den Menſchen Böſes zu thun bewogen haben: ſonſt würde derjenige, der eine große Summe Geld ſtähle, oder einen mächtigen und anſehnlichen Mann ums Leben brächte, um eine wichtige Stelle zu erhalten, nicht ſo ſtrafbar ſeyn; als derjenige, der wenige Pfennige ſtähle, damit er ein halb Nößel Wein trinken könnte, oder der ſeines Nachbars Hund zur Luſt todt ſchlüge; weil dieſe letzteren nicht ſo großen Verſuchungen unterworfen geweſen. Es iſt aber in Ausübung der Gerechtigkeit, die in der Welt eingeführet iſt, ganz anders: und je größer die Verſuchung zur Sünde iſt, deſto mehr muß ſie durch die Furcht einer großen Strafe zurücke gehalten werden. Sonſt, je mehr Vernunftſchlüſſe man in den Abſichten eines Uebelthäters findet, deſto vorſetzlicher iſt ſeine Bosheit geweſen; und für deſto größer und ſtrafbarer wird ſie geachtet. Alſo wird ein allzuvorſetzlicher und ausgekünſtelter **Betrug** zu einem ſchweren Verbrechen, welches *Crimen ſtellionatus* genennet wird: und ein Betrüger wird zu einem *Falſario*, wenn er ſo ſpitzfündig iſt, und ſelbſt den Grund unſrer Sicherheit in den geſchriebenen Acten untergräbt. Mit einem ſtarken Affecte aber wird man allezeit mehr Mitleiden haben, weil er einiger Unſinnigkeit gleich kömmt. Daher ſtraften die Römer die Prieſter des Gottes Apis, die ein vornehmes Frauenzimmer den Begierden eines jungen Menſchen, der innigſt in ſie verliebt war, aufgeopfert hatten; indem ſie dieſen Menſchen für ihren Gott ausgaben, mit der größten Leibesſtrafe; den Liebhaber aber jagten ſie nur ins Elend. Wenn jemand ohne eine ſcheinbare Urſache, und ohne einiges Anſehen eines Affects etwas Böſes gethan hätte: ſo würde der Richter billig im Zweifel ſtehen, ob er ihn nicht für einen Narren halten ſollte; ſonderlich wenn man ſähe, daß er dergleichen Unfug öfters zu begehen pflegte. Und dieſes würde folglich mehr zu Verminderung der Strafe dienen, als daß es die rechte und wahrhaftige Urſache der Bosheit und der Strafe abgeben ſollte. So gar ſehr ſind die Grundlehren unſrer Gegner von der Gewohnheit der Gerichte und der gemeinen Meynung entfernet.

16 §. **Zum dritten** wird der Unterſcheid unter dem phyſikaliſchen und moraliſchen Böſen jederzeit verbleiben, ob ſie gleich darinnen überein kommen, daß ſie beyderſeits ihre gewiſſen Gründe und Urſachen haben. Und warum ſollten wir bey dem Urſprunge des moraliſchen Böſen mit Gewalt neue Schwierigkeiten ſuchen, da diejenige Grundlehre, womit wir die aus den natürlichen Uebeln erwachſenden Schwierigkeiten aufgelöſet haben, zulänglich genug iſt, von dem moraliſchen Uebel Grund zu geben? Das iſt, es iſt ſchon genug, wenn man zeigt: es ſey nicht zu verhindern geweſen, daß die Menſchen nicht Fehlern und Mängeln hätten unterworfen ſeyn ſollen; ohne die Einrichtung des beſten Weltgebäudes zu ändern, oder alle Augenblicke neue Wunderwerke zu Hülfe zu nehmen. Zwar macht freylich wohl die Sünde einen großen, ja den größten Theil des menſchlichen Elendes aus: allein man kann dem ungeachtet doch ſagen, daß die Menſchen boshaftig und ſtrafbar ſind. Sonſt müßte man ſetzen, die wirklichen Sünden der Unwiedergebohrnen wären zu entſchuldigen; weil ſie von dem Urſprunge unſers Elendes, nämlich von der Erbſünde herkommen. **Zum vierdten**: Sagen, die Seele würde zu einem ganz leidenden Weſen werden, und der Menſch würde nicht die eigentliche Urſache der Sünde ſeyn, wenn er von den Gegenſtänden zu ſeinen Thaten angetrieben würde; wie es auch der Verfaſſer an vielen Orten, ſonderlich im 18 §. des 5. Cap. Sect. I. Subſect. 3. vermeynt: das heißt ſich neue Begriffe von den Wörtern machen. Wenn die Alten von dem ἐφ ἡμῖν geredet; oder wenn wir von dem reden, was von uns, von der Willkühr, von der innerlichen Quelle unſrer Handlungen abhängt, ſo ſchließen wir die Vor-

ſtellung der äußerlichen Dinge nicht aus : denn dieſe Vorſtellungen ſind auch in unſrer Seelen anzutreffen ; ſie machen einen Theil von den Modificationen der in uns thätigen Kraft aus. Es kann kein Wirkender wirken, wenn er nicht vorher zu demjenigen zubereitet iſt, was die Wirkung erfordert : und die Gründe oder Neigungen, die vom Böſen oder Guten hergenommen werden, ſind eben die Zubereitungen, welche verurſachen, daß ſich die Seele zwiſchen vielen Parteyen entſchließen kann. Der Wille ſoll allein thätig und herrſchend ſeyn : man pflegt ihn insgemein als eine auf ihrem Throne ſitzende Königinn vorzuſtellen; deren Staatsminiſter der Verſtand, die Leidenſchaften aber die Lieblinge ſind; die durch ihren Einfluß oft mehr gelten, als der Rath des Miniſters. Man giebt vor, der Verſtand rede bloß auf Befehl dieſer Königinn, und ſie könne zwiſchen den Gründen ihres Miniſters, und den Eingebungen der Lieblinge, ungewiß und zweifelhaft ſeyn, ja gar beyde verwerfen : ſie heiße ſie endlich reden oder ſchweigen, und gebe ihnen Gehör oder nicht, nach ihrem Gutdünken. Allein dieſes iſt ein nicht eben allzuwohl ausgeſonnenes Gedichte und keine geſchickte Proſopopöie. Soll der Wille von den Gründen und Neigungen, die ihm der Verſtand oder die Sinnen vorſtellen, urtheilen, oder Erkenntniß einziehen: ſo muß er in ſich ſelbſt noch einen andern Verſtand haben, damit er verſtehen könne, was man ihm vorſtellet. Die Seele oder die gedenkende Subſtanz verſteht die Gründe, empfindet die Neigungen, und entſchließt ſich nach den überwiegenden Vorſtellungen, die ihre thätige Kraft lenken, und hierdurch die That ſelbſt beſtimmen. Ich habe nicht nöthig mein Syſtema von der vorherbeſtimmten Harmonie allhier zu Hülfe zu nehmen, welches unſre Independenz in ihren völligen Glanz verſetzt, und uns von dem phyſikaliſchen Einfluſſe der Gegenſtände allerdings befreyet : denn mit dem Angeführten kann man ſchon den Einwurf auflöſen.

Und ob zwar unſer Verfaſſer dieſen phyſikaliſchen Einfluß der Gegenſtände in uns mit dem gemeinen Haufen zuläßt: ſo merkt er doch ſehr ſinnreich an, daß die Körper oder die Gegenſtände der Sinnen, uns weder die Ideen, noch weniger die thätige Kraft der Seelen zugeben; ſondern bloß und allein zu einer Entwickelung desjenigen dienen, was in uns iſt: faſt eben als wie Carteſius geglaubt, daß weil die Seele dem Leibe keine Kraft geben könnte, ſo gäbe ſie ihm doch zum wenigſten einige Richtung. Dieſes iſt zwiſchen dem phyſikaliſchen Einfluſſe und der vorherbeſtimmten Harmonie ein Mittel.

17 §. **Zum fünften** wendet man ein, unſrer Meynung nach, würde die Sünde nicht deswegen getadelt oder geſtrafet werden, weil ſie es verdiente; ſondern weil ſie durch die Strafe ein andermal könnte gehindert werden: da doch aber die Menſchen noch was mehrers erforderten, nämlich eine Gnugthuung für das Verbrechen; wenn ſolche gleich weder zur Beſſerung noch zum Exempel diente. Eben auf ſolche Weiſe wie man mit Recht erfordert, daß die rechtſchaffene Dankbarkeit von einer wahrhaftigen Erkenntniß der vergangenen Wohlthaten herkommen ſolle; und nicht von der eigennützigen Abſicht, eine neue Wohlthat herauszulocken. In dieſem Einwurfe ſind gar gute Anmerkungen enthalten, allein ſie ſchaden uns nichts. Man ſoll nicht aus einem bloßen Eigennutzen, aus Hoffnung oder aus Furcht, tugendhaft, dankbar und gerecht ſeyn, ſondern auch aus einem Vergnügen, das man in löblichen Thaten finden ſoll: ſonſt hat man noch nicht den Grad der Tugend erreichet, nach welchem man doch billig zu ſtreben hat. Dieſes will man eben haben, wenn man ſagt; man ſolle die Gerechtigkeit und Tugend an und für ſich ſelbſt lieben: und eben dieſes habe ich auch erkläret, als ich von der uneigennützigen Liebe kurz vorher Grund gegeben, ehe der Streit entſtanden, der ſo viel Lärmen gemacht. Auf gleiche Weiſe

ſchließen wir, daß die Bosheit größer geworden ſeyn müſſe, wenn ſie zu einem Vergnügen worden: wie wenn ein Räuber, der vorher die Leute deswegen ums Leben gebracht, weil ſie ſich widerſetzet; oder weil er gefürchtet, ſie möchten ſich rächen, endlich ſo grauſam wird, und ſich eine Luſt daraus macht, ſie umzubringen, und vorher zu martern und zu quälen. Und dieſer Grad der Bosheit wird für eine teufliſche Bosheit gehalten: ob ſchon der Menſch, der damit behaftet iſt, in dieſer vermaledeyeten Luſt eine weit kräftigere Urſache ſeiner Todſchläge findet; als er vorher hatte, da er die Leute bloß aus Hoffnung oder aus Furcht umbrachte. Ich habe auch in Beantwortung der Schwierigkeiten des Herrn Bayle angemerket: daß, nach der Meynung des berühmten Conrings, die Gerechtigkeit, die entweder zur Beſſerung des Verbrechers, oder wenigſtens um andern ein Exempel zu geben, gleichſam eine medicinaliſche Strafe ausübet, in der Lehre derjenigen ſtatt finden könne, welche die Freyheit, die keiner Nothwendigkeit unterworfen iſt, umſtoßen; die rechte rachübende Gerechtigkeit aber, die mehr als eine Beſſerung zum Endzwecke hat, ſetze etwas mehr, nämlich den Verſtand und die Freyheit des Verbrechers voraus: weil die Harmonie der Dinge eine Genugthuung, ein Leiden, ein Schmerzübel erfordert, das dem Gemüthe, nach dem Uebel einer freywilligen That, nach dem Schuldübel, darein es gewilliget hat, ſeinen Fehler zu erkennen gebe. Alſo hat Hobbes, der die Freyheit umſtößt, die rachübende Gerechtigkeit mit den Socinianern verworfen, die von unſern Lehrern ſind widerleget worden: ob ſchon die Schriftſteller dieſer Partey den Begriff der Freyheit ſehr hoch zu ſpannen pflegen.

18 §. Endlich wendet man zum fünften ein, die Menſchen könnten ſich zur Glückſeligkeit keine Hoffnung machen, wenn der Wille bloß durch die Vorſtellung des Guten und Böſen bewogen würde. Allein dieſer Einwurf

ſcheint mir ganz nichtig zu ſeyn, und ich glaube, daß man ſchwerlich errathen ſollte, was man ihm immermehr für eine Farbe habe anſtreichen können. Man ſchließt auch in der That auf die allerſeltſamſte Art von der Welt: nämlich unſre Glückſeligkeit würde von äußerlichen Dingen abhängen, wenn es wahr wäre, daß ſie von der Vorſtellung des Böſen und Guten abhienge. Man ſpricht, ſie ſtehe alſo nicht in unſern Kräften, denn wir haben keine Urſache zu hoffen, daß ſich die äußerlichen Dinge nach unſerm Gefallen ſchicken werden. Dieſe Schlußrede hinket auf allen vier Füßen: die Folge hat keinen Nachdruck, man könnte den Schluß einräumen; und die ganze Schlußrede könnte wider den Verfaſſer ſelbſt umgekehrt werden. Wir wollen mit dieſer Umkehrung, die ſehr leicht iſt, den Anfang machen. Sind denn die Menſchen um deswegen glücklicher, oder hängen ſie nicht ſo ſehr von den Zufällen des Glückes ab, weil man ihnen den Vortheil zuſchreibt, daß ſie ohne Urſache erwählen? Empfinden ſie deswegen die leiblichen Schmerzen nicht ſo ſehr? Haben ſie weniger Neigung zu den wahren oder Scheingütern, oder weniger Furcht vor den wahren und eingebildeten Uebeln? Sind ſie nicht ſo große Sclaven der Wolluſt, der Ehrſucht und des Geldgeizes? Ja freylich, wird unſer Schriftſteller ſagen: ich will es mit einer Art einer Rechnung beweiſen. Ich hätte es lieber geſehen, wenn er es aus der Erfahrung bewieſen hätte: allein laßt uns doch dieſe Rechnung hören. Wir wollen ſetzen, ich gebe durch meine Wahl, durch die ich der Sache, die ich erwähle, in Anſehung meiner, eine Güte beylege, der erwählten Sache ſechs Grade der Güte; und in meinem Zuſtande ſind vorher zween Grade vom Uebel geweſen: ſo werde ich gleich auf einmal glücklich und zufrieden werden; denn ich werde vier Grade von ganz freyem mir zu gute kommendem Guten haben. Das iſt gewiß trefflich ſchön, aber zu allem Unglücke unmöglich. Denn wie kann ich wohl der Sache ſechs Grade Güte geben? Wir müßten zu dem Ende entweder unſern Geſchmack, oder die Sache ſelbſt, nach unſerm Gefallen ändern können. Das wäre bey nahe eben ſo, als wenn ich zu dem Bleye mit Nachdruck ſagen könnte: du ſollſt Gold; und zum Kieſelſteine: du ſollſt Diamant ſeyn; oder du ſollſt mir wenigſtens eben das ausrichten. Oder es würde faſt ſo heraus kommen, wie man die Stelle Moſis erkläret, welche zu ſagen ſcheint: das Manna habe den Iſraeliten ſo geſchmeckt, wie ſie es hätten haben wollen. Sie dorften nur zu ihrem Gomor ſagen: du ſollſt ein Kaphahn, du ſollſt ein Rebhuhn ſeyn. Steht mir es aber frey, der Sache ſechs Grade der Güte zu geben, warum ſollte mirs nicht erlaubt ſeyn, ihr noch mehr zu geben? Und iſt dieſes erlaubt, warum ſollten wir ihr nicht alle erſinnliche Güte beylegen? Warum ſollten wir nicht bis auf vier und zwanzig Carat gehen? In Wahrheit ein unvergleichliches Mittel, dadurch wir, aller Zufälle des Glückes ungeachtet, vollkommen glücklich ſeyn können! Es mag windig ſeyn, es mag ſchloſſen, es mag ſchneyen, ſo werden wir nichts darnach fragen: vermittelſt dieſes ſchönen Geheimniſſes werden wir wider alle unvermuthete Zufälle in Sicherheit ſeyn. Der Verfaſſer giebt in dieſer I. Sect. des 5. Cap. Subſect. 3. §. 12. zu, daß dieſe Kraft alle natürliche Neigungen überwinde; ſie aber könne von keiner Neigung überwunden werden: und im 20. 21. 22. §. ſieht er ſie für den ſicherſten Grund der Glückſeligkeit an. Gewißlich, gleichwie eine ſo unbeſtimmte Kraft als dieſe, da man ohne Urſache erwählet, und durch die Wahl dem Gegenſtande eine Güte beylegt, durch nichts eingeſchränket werden kann: ſo muß entweder dieſe Güte diejenige unendlich weit übertreffen, welche die natürlichen Begierden in den Gegenſtänden ſuchen; maßen dieſe Begierden und dieſe Gegenſtände eingeſchränket ſind; da hergegen dieſe Kraft ganz unabhängend iſt; oder dieſe Güte, die der erwählte Gegenſtand vom Willen bekömmt, muß wenigſtens ganz willkührlich und ſo beſchaffen ſeyn, wie ſie der Wille haben will. Denn wo wollte man eine Urſache der Einſchränkung finden, wenn der Gegenſtand möglich iſt; wenn ihn derjenige erlangen kann, der ihn haben will, und wenn ihm der Wille, auf eine von der Realität und dem Scheine unabhängliche Art, die Güte beylegen kann, die er haben will? Dieſes ſcheint mir zulänglich genug zu ſeyn, eine ſo vergebens und bittweiſe angenommene Meynung, die etwas in ſich hat, das den Hexenmährchen (contes des Fées) beykömmt, über den Haufen zu werfen, das heißt wünſchen, nicht erfinden, (*optantis iſta ſunt, non inuenientis.*) Es bleibt mehr als zu wahr, daß uns dieſes ſchöne Gedicht von den Uebeln nicht befreyen könne; und wir werden weiter unten ſehen: daß wenn die Menſchen gewiſſe Begierden oder Abſcheue überwinden, ſolches durch andere geſchehe, die ihren Grund allezeit in der Vorſtellung des Böſen und Guten haben. Ich habe auch geſagt, daß man den Schluß der oben angeführten Schlußrede einräumen könnte, als welcher dahin geht: es ſtünde wenigſtens in dem gegenwärtigen Zuſtande des menſchlichen Lebens nicht ſchlechterdings bey uns, glücklich zu ſeyn. Denn wer zweifelt wohl, daß wir nicht, tauſenderley Unfällen unterworfen wären, denen die menſchliche Klugheit nicht entgehen kann? Wie ſollte ich es z. E. verhüten, daß ich nicht mit der Stadt, in der ich wohne, durch ein Erdbeben verſchlungen würde; wenn es die Ordnung der Dinge ſo mit ſich brächte? Allein ich kann endlich auch die Folge der Schlußrede leugnen, da man ſetzt: wenn der Wille bloß von der Vorſtellung des Böſen und Guten bewogen würde, ſo ſtünde es alsdann nicht bey uns, glücklich zu ſeyn. Die Folge wäre richtig, wenn kein Gott wäre, und wenn alles von unvernünftigen Urſachen regieret würde: allein itzo macht es Gott, daß wenn man glücklich werden will, man nur tugendhaft ſeyn darf. Wenn alſo die Seele der Vernunft, und der Ordnung, die ihr Gott vorgeſchrieben, folget, ſo iſt ſie ihrer

Glückſeligkeit verſichert; ob gleich dieſelbe in dieſem Leben nicht genugſam zu finden iſt.

19 §. Nachdem der Herr Verfaſſer die Unbequemlichkeiten unſrer Lehre zu zeigen bemüht geweſen, ſo ſtellet er nunmehro auch die beſondern Vortheile der Seinigen vor. Er glaubt alſo, unſre Freyheit könne allein durch dieſelbe in Sicherheit geſetzt werden, ſie mache alle unſre Glückſeligkeit aus, ſie mehre unſre Güter, und mindere unſere Uebel, und ein wirkendes Weſen, das dieſe Kraft beſitze, werde dadurch viel vollkommener. Faſt alle dieſe Vortheile ſind bereits auf die Seite geſchafft und widerlegt worden. Wir haben gezeigt, daß es zu unſrer Freyheit ſchon genug ſey, wenn uns die Vorſtellungen des Guten und Böſen, und andere innerliche und äußerliche Gemüthsbeſchaffenheiten, neigen, ohne uns zu nöthigen. Man kann auch nicht ſehen, wie die gänzliche Gleichgültigkeit etwas zur Glückſeligkeit beytragen könne; je gleichgültiger man iſt, deſto unempfindlicher, und deſto ungeſchickter iſt man, das Gute zu ſchmecken. Ueberdem thut dieſe Vorausſetzung allzugroße Wirkung. Denn wenn ſich eine gleichgültige Kraft die Empfindung des Guten geben könnte, ſo könnte ſie ſich auch das vollkommenſte Glück geben, wie wir bereits gezeiget haben. Und es iſt ganz klar; daß ſie nichts einſchränken würde, weil die Einſchränkungen ſie aus ihrer unbeſtimmten Gleichgültigkeit brächten, aus der ſie doch nichts bringen ſoll als ſie ſelbſt; oder in der ſie vielmehr niemals geweſen. Mit einem Worte, man ſieht gar nicht, worinnen die Vollkommenheit dieſer Gleichgültigkeit beſtehe; vielmehr iſt nichts unvollkommeners als ſie: und ſie würde machen, daß die Wiſſenſchaft und die Gütigkeit nichts nütze ſeyn, und alles auf einen ungefähren Glücksfall ankommen würde, ohne daß einige Regeln oder Anſchläge zu faſſen wären. Doch werden noch einige andere Vortheile von dem Verfaſſer angeführt, die noch nicht ſind ausgemacht worden.

Er hält dafür, daß wir bloß durch dieſe Kraft die warhaftige Urſache unſrer Thaten wären, und uns ſolche mit Recht könnten zugeſchrieben werden; indem wir ſonſt dem Zwange der äußerlichen Dinge unterworfen ſeyn würden: und daß man ſich auch bloß und allein wegen dieſer Kraft ſeine eigne Glückſeligkeit zuſchreiben, und ſich ſelbſt gefallen könnte. Allein es iſt gerade das Gegentheil. Denn wenn man durch eine ſchlechterdings gleichgültige Bewegung auf eine That verfällt, und nicht durch ſeine gute oder böſe Eigenſchaften: iſt es denn nicht eben ſo viel, als wenn man blindlings durch einen Zufall oder durchs Looß darauf verfiele? Wie ſollte man ſich alſo wegen einer guten That rühmen, und darauf was einbilden können; oder warum ſollte man, wegen einer böſen That, zu tadeln ſeyn, wenn man beyde dem Glücke und Looße zu danken, oder Schuld zu geben hat? Ich glaube, ein Menſch verdiene weit mehr gelobet zu werden, wenn die That von ſeinen guten Gemüthsgaben herrühret; und er verdiene auch weit mehr getadelt zu werden, je mehr er durch ſeine böſe Gemüthsbeſchaffenheiten dazu geneigt geweſen. Wenn man die Thaten ohne die Gemüthsbeſchaffenheiten ſchätzen will, aus denen ſie entſpringen: ſo redet man in die Luft, und ſetzt ein eingebildetes ich weis nicht was, an die Stelle der wahrhaftigen Urſachen. Und wofern dieſer ungefähre Zufall, oder dieß ich weis nicht was, die Urſache unſrer natürlichen und erworbenen Eigenſchaften unſrer Neigungen und Gewohnheiten wäre: ſo könnte man ſich von der Entſchließung eines andern auf keine Weiſe etwas verſprechen; weil kein Mittel vorhanden ſeyn würde, etwas ſo gar unbeſtimmtes feſt zu machen, und zu errathen: auf was für eine Rhede das Schiff unſers Willens durch das ungewiſſe Ungewitter einer ausſchweifenden Gleichgültigkeit geworfen werden würde.

20 §. Allein wir wollen die Vortheile und Unbequemlichkeiten beyſeite ſetzen, und ſehen, wie unſer gelehrter Ver-

faſſer dieſen Lehrſatz, davon er ſo großen Nutzen verſpricht, darthun wird. Er bildet ſich ein, niemand als Gott und die freyen Creaturen wären wahrhaftig thätig, und wenn man thätig ſeyn wolle, ſo müßte man bloß von ſich ſelbſt gelenket werden. Was nun aber von ſich ſelbſt gelenket wird, das darf nicht von den Gegenſtänden gelenket werden: folglich muß eine freye Subſtanz, ſo fern ſie frey iſt, gegen die Gegenſtände ganz gleichgültig ſeyn, und bloß durch ihre eigene Wahl, die ihr den Gegenſtand angenehm machet, dieſe Gleichgültigkeit verlaſſen. Allein es ſtoßen faſt alle Schritte dieſes Vernunftſchluſſes an. Es ſind nicht allein die freyen Creaturen, ſondern auch alle andere Subſtanzen, und aus Subſtanzen zuſammengeſetzte Naturen, thätig. Die unvernünftigen Thiere ſind zwar nicht frey, und inzwiſchen haben ſie doch thätige Seelen: man müßte ſich denn mit den Carteſianern einbilden, ſie wären bloße Maſchinen. So iſt es auch, wenn man thätig ſeyn will, gar nicht nöthig, daß man bloß von ſich ſelbſt gelenket werde, weil eine Sache eine Richtung bekommen kann, ohne eine Kraft zu erlangen. Auf ſolche Weiſe wird ein Pferd von einem Reiter, ein Schiff von einem Steuerruder, gelenket und regiert: und Carteſius hat geglaubt, unſer Leib, der ſeine eigene Kraft behielte, bekäme bloß einige Lenkung und Richtung von der Seelen. Alſo kann ein thätiges Weſen von außen gar wohl einige Beſtimmung oder Richtung bekommen, die diejenige, welche ſie von ſich ſelbſt haben würde, ändern kann. Und wenn auch gleich endlich eine thätige Subſtanz bloß von ſich ſelbſt getrieben wird, ſo folget doch noch gar nicht, daß ſie nicht von den Gegenſtänden beweget werde. Denn die Vorſtellung des Gegenſtandes die in ihr ſelbſt iſt, hilft zur Beſtimmung; dieſe kömmt alſo nicht von außen, und folglich iſt die Willkühr in ihr ganz unverletzt. Die Gegenſtände wirken nicht in die verſtändigen Subſtanzen, als wirkende und phyſikaliſche, ſondern nur als moraliſche und Endurſachen. Wenn

Gott nach ſeiner Weisheit wirket, ſo richtet er ſich nach den Ideen der möglichen Dinge, die ſeine Gegenſtände ſind: aber vor ihrer wirklichen Schöpfung nicht die geringſte Realität außer ihm haben. Demnach iſt dieſe Art einer geiſtlichen und moraliſchen Bewegung weder der Thätigkeit der Subſtanz, noch der Willkühr ihrer That zuwider. Wenn auch endlich die freye Macht nicht von den Gegenſtänden beſtimmet würde: ſo könnte ſie doch niemals gegen eine That gleichgültig ſeyn, wenn ſie im Begriffe iſt, dieſelbe zu verrichten; maßen die That, aus einer gewiſſen Bereitſchaft zur That, in ihr entſtehen muß: ſonſt wird man aus allem alles (*quiduis ex quouis*) machen können; und nichts wird ungereimt genug ſeyn, das man nicht ſetzen und annehmen könnte. Dieſe Bereitſchaft aber wird bereits die Annehmlichkeit der gänzlichen Gleichgültigkeit abgebrochen haben; und wenn ſich die Seele dieſe Bereitſchaft giebt, ſo wird hierzu wiederum eine andere Vorbereitung erfordert: folglich mag man ſo weit gehn als man will, ſo wird man niemals auf eine Gleichgültigkeit der Seele, in ihren Wirkungen, kommen. Es iſt wahr, daß dieſe Vorbereitungen ſie neigen, ohne zu nöthigen; ſie beziehen ſich insgemein auf die Gegenſtände: doch giebt es aber auch ſolche, die vom Subjecte, oder von der Seele ſelbſt, herkommen, und machen, daß ein Ding beſſer gefällt, als das andere; oder daß einerley zu einer andern Zeit anders gefällt.

21 §. Unſer Verfaſſer verſichert uns noch immer, daß ſein Satz wahrhaftig ſey, und bemüht ſich zu zeigen: dieſe gleichgültige Kraft befinde ſich wirklich in Gott, ja man müſſe ſie ihm nothwendig zuſchreiben. Denn, ſpricht er, in den Creaturen iſt in Anſehung ſeiner, nichts gut oder böſe? Er hat keine natürliche Neigung oder Begierde, die vom Genuſſe einer äußerlichen Sache geſättiget würde. Alſo ſind ihm alle äußerliche Sachen ſchlechterdings gleichgültig,

weil ſie ihm weder helfen noch beſchwerlich fallen können. Er muß ſich ſelbſt antreiben, und ſich durch ſeine Wahl gleichſam eine Begierde machen. Und nachdem er einmal etwas erwählet hat, ſo muß er bey ſeiner Wahl verbleiben, eben als wenn er von einer natürlichen Neigung wäre angetrieben worden. Alſo wird der göttliche Wille die Urſache der Güte in den geſchaffenen Dingen ſeyn: das iſt, es wird in den Dingen zwar was Gutes ſeyn, aber nicht ihrer Natur nach, ſondern wegen des göttlichen Willens. Wenn derſelbe bey Seite geſetzt wird, ſo wird man in den Sachen weder Böſes noch Gutes finden können. Man kann ſich ſchwerlich einbilden, wie doch ſo geſchickte Leute auf eine ſo wunderliche Meynung verfallen können: denn der Beweis, den man hier anzuführen ſcheint, hat nicht den geringſten Nachdruck. Es ſcheint als wolle man dieſen Beweis daher nehmen, daß alle Creaturen ihr Weſen von Gott haben, und daß ſie folglich weder in ihn wirken, noch ihn beſtimmen können. Allein auf ſolche Weiſe kömmt man augenſcheinlich von der Sache ab. Wenn wir ſagen, eine verſtändige Subſtanz werde von der Güte ihres Gegenſtandes bewogen: ſo ſagen wir nicht, daß dieſer Gegenſtand nothwendig ein außer ihr vorhandenes Weſen ſey; genug iſt es, wenn er ſich nur begreifen läßt. Denn ſeine Vorſtellung wirket in die Subſtanz, oder die Subſtanz wirket vielmehr in ſich ſelbſt, in ſo weit ſie von dieſer Vorſtellung vorbereitet und bewogen wird. Es iſt klar, daß der Verſtand in Gott die Begriffe aller möglichen Dinge in ſich hält, und hiedurch iſt alles auf eine erhabene Art in ihm. Dieſe Begriffe ſtellen ihm das Gute und das Böſe, die Vollkommenheit und Unvollkommenheit, die Ordnung und Unordnung, die Bequemlichkeit und Unbequemlichkeit der Dinge vor, und ſeine überflüßige Gütigkeit macht, daß er das Vortheilhafteſte erwählet. Gott lenket ſich alſo durch ſich ſelbſt; ſein Wille iſt, kraft ſeiner Güte, thätig: allein er wird in ſeiner Wirkung von dem Verſtande, der mit Weisheit erfüllet iſt, beſtimmet und gelenket. Und gleichwie ſein Verſtand vollkommen, ſeine Begriffe allezeit deutlich und ſeine Neigungen allezeit gut ſind; alſo unterläßt er niemals das Beſte zu thun: wir aber können im Gegentheile von dem falſchen Scheine des Wahren und des Guten betrogen werden. Wie kann man doch aber ſagen, daß vor dem Willen Gottes in den Ideen weder Böſes noch Gutes ſey? Macht denn der göttliche Wille die Ideen, die in ſeinem Verſtande ſind? Ich getraue mir nicht, unſerm gelehrten Verfaſſer eine ſo wunderliche Meynung zuzuſchreiben, die den Verſtand und Willen mit einander vermiſchen, und allen Gebrauch der Begriffe umſtoßen würde. Hängen nun aber die Ideen nicht von dem Willen ab, ſo kann auch die Vollkommenheit und Unvollkommenheit, die in ihnen vorgeſtellet wird, keinesweges davon abhängen. Kömmt es z. E. von dem göttlichen Willen, oder nicht vielmehr von der Natur der Zahlen her, daß gewiſſe Zahlen mehr genaue Eintheilungen leiden können als andere? daß einige geſchickter ſind als die andern, zu Formirung der Bataillonen, zu Zeichnung der Vielecke und anderer regulären Figuren? daß die Zahl ſechs den Vortheil hat, unter allen Zahlen, die man vollkommen heißt, die kleinſte zu ſeyn? daß ſechs gleiche Zirkel in einer Fläche einen ſiebenden berühren können? daß unter allen gleichen Körpern die Kugel die wenigſte Flache hat? daß gewiſſe Linien incommenſurabel, und folglich zur Harmonie ungeſchickt ſind? Iſt es nicht klar, daß alle dieſe Bequemlichkeiten oder Unbequemlichkeiten von dem Begriffe der Sachen herrühren, und daß das Gegentheil einen Widerſpruch mit ſich bringen würde? Meynet man etwan, der Schmerz und die Beſchwerniſſe der empfindenden Creaturen, und ſonderlich die Glückſeligkeit und Unglückſeligkeit der verſtändigen Subſtanzen, ſey Gott gleichgültig? Und was wird man von ſeiner Gerechtigkeit ſagen? Iſt ſie auch was willkührliches, und hätte er weislich und gerecht gehandelt, wenn er beſchloſſen hätte die Unſchuldigen zu verdammen? Ich weis wohl, daß es unverſtändige Leute gegeben, denen es was leichtes geweſen, eine ſo gefährliche Meynung, die alle Frömmigkeit übern Haufen werfen kann, zu behaupten. Allein ich bin gewiß verſichert, daß unſer berühmter Verfaſſer weit davon entfernet iſt. Inzwiſchen ſcheint gleichwohl ſein Satz dahin zu führen, wenn nichts in den Dingen iſt, das dem göttlichen Willen vor ſeiner Wahl nicht ganz gleichgültig wäre. Zwar hat freylich Gott nichts vonnöthen: allein der Herr Verfaſſer ſelbſt hat ſehr wohl angemerket, daß ihn vielmehr ſeine Gütigkeit als ſeine Bedürfniß bewogen, Creaturen hervorzubringen. Es war alſo noch vor ſeinem Entſchluſſe ein Grund in ihm, und Gott hat weder von ungefähr oder ohne Urſache; noch auch aus Nothwendigkeit; ſondern aus eigner Neigung die Welt geſchaffen, wie ich ſchon ſo oft erinnert habe; und ſeine Neigung führt ihn allezeit aufs Beſte. Alſo iſt es gar ſehr zu verwundern, daß unſer Schriftſteller allhier (Cap. 5. Sect. 1. Subſect. 4. §. 5.) behauptet: es hätte Gott, der ganz vollkommen und in ſich ſelbſt glücklich iſt, keine Urſache bewegen können, etwas außer ihm zu ſchaffen; da er doch vorher ſelbſt (Cap. 1. Sect. 3. §. 8. 9.) gelehrt, Gott habe einen Endzweck in ſeinem Thun, und ſein Vorhaben ſey, daß er ſeine Gütigkeit mittheilen und zu erkennen geben wolle. Es galt ihm alſo nicht gleich viel, ob er etwas ſchuff oder nicht: und nichts deſtoweniger iſt doch die Schöpfung eine freye That. Eben ſo wenig galt es ihm nicht gleich viel, ob er dieſe oder jene Welt, ein beſtändiges Chaos, oder ein Gebäude voller Ordnung ſchüffe. Die Beſchaffenheiten der Dinge alſo, die in ihren Begriffen mit enthalten waren; die haben den Grund und die Urſache ſeiner Wahl ausgemacht.

22 §. Un-

22 §. Unſer Verfaſſer, der oben ſo viel ſchöne Dinge von der Schönheit und Bequemlichkeit der göttlichen Werke vorgebracht, hat ſo einen Weg geſucht, ſie mit ſeiner Meynung zu vergleichen, dadurch er Gott alle Abſicht auf das Gute und auf die Bequemlichkeit der Creaturen abzuſprechen ſcheint. Die Gleichgültigkeit Gottes, ſpricht er, findet nur in ſeinen erſten Erwählungen ſtatt: ſo bald aber als Gott etwas erwählet hat, ſo hat er auch zugleich der Kraft nach alles erwählet, was nothwendiger weiſe damit verknüpfet iſt. Es waren unendlich viele gleich vollkommene Menſchen möglich; die Erwählung einiger von ihnen iſt nach unſerm Verfaſſer ſchlechterdings willkührlich. Allein nachdem ſie Gott erwählet hat, ſo konnte er nichts an ihnen wollen, was der menſchlichen Natur zuwider geweſen wäre. Bisher redet der Verfaſſer ſeiner Meynung gemäß; allein das Folgende geht viel weiter. Denn er ſpricht, da Gott ſich entſchloſſen, gewiſſe Creaturen hervorzubringen: ſo habe er ſich zugleich, kraft ſeiner unendlichen Gütigkeit, entſchloſſen, ihnen alle mögliche Bequemlichkeit zu geben. In der That iſt nichts vernünftigers; es iſt aber auch ſeiner Meynung nichts mehr zuwider, und er hat vielmehr Urſache ſie umzuwerfen, als mit ſo vielen Unbequemlichkeiten ſtehen zu laſſen, die der göttlichen Gütigkeit und Weisheit zuwider ſind. Ich will deutlich zeigen, daß ſie mit dem vorhin angeführten nicht beſtehen kann. Die erſte Frage iſt: Wird Gott etwas ſchaffen oder nicht, und warum? Der Verfaſſer hat geantwortet, er werde etwas ſchaffen, um ſeine Güte mitzutheilen und zu erkennen zu geben. Es gilt ihm alſo nicht gleich viel, ob er was ſchafft oder nicht. Hernach fragt man: Wird Gott die und die Sache, oder eine andere ſchaffen, und warum? Wenn man recht bündig antworten wollte, ſo müßte man ſagen: eben dieſe ſeine Güte mache, daß er das Beſte erwähle, und im Folgenden verfällt auch der Verfaſſer in der That wieder hierauf. Aber nach

ſeiner Meynung antwortet er: Gott werde gewiſſe Sachen ſchaffen, es ſey aber kein Warum vorhanden; weil Gott gegen die Creaturen, die ihre Güte bloß von ſeiner Wahl haben, ganz gleichgültig ſey. Der Verfaſſer wanket zwar ein wenig in dieſer Sache; denn hier (Cap. 5. Sect. 5. Subſ. 4. v. 12.) ſpricht er: es gelte Gott gleich viel, welche von gleich vollkommenen Menſchen, oder von gleich vollkommenen Arten vernünftiger Creaturen er erwähle. Alſo würde er, nach dieſer Redensart vielmehr die vollkommenſte Art erwählen; und wie gleich vollkommene Arten ſich mehr oder weniger mit den andern vertragen, alſo wird er diejenigen erwählen, die ſich am beſten zuſammen ſchicken. Folglich wird keine gänzliche und unbedingte Gleichgültigkeit ſtatt haben: und der Verfaſſer geräth auf dieſe Weiſe, auf unſre Lehrſätze. Allein wir wollen nach ſeiner Meynung reden, und mit ihm den Fall ſetzen, daß Gott gewiſſe Creaturen erwähle, ob ſie ihm gleich ganz gleichgültig ſind. Er wird alſo eben ſo leicht unordentliche, garſtige, ſchädliche, unglückliche Creaturen, ein beſtändiges Chaos, eitel Ungeheuer, lauter boshaftige Einwohner der Erden, und Teufel, die die ganze Welt anfüllen; als ſchöne Weltgebäude, geſchickte Arten von Creaturen, fromme Menſchen und gute Engel, ſchaffen. Nein, wird der Verfaſſer ſagen; ſondern da Gott ſich entſchloſſen Menſchen zu ſchaffen, ſo hat er ſich auch zugleich entſchloſſen, ihnen alle Bequemlichkeiten zu geben, deren die Welt fähig iſt: und ſo iſt es auch mit andern Arten. Ich antworte, wäre dieſe Bequemlichkeit mit ihrer Natur nothwendig verknüpft, ſo redete der Verfaſſer nach ſeiner Meynung: allein da dieß nicht iſt, ſo muß er geſtehen, daß Gott durch eine neue Wahl, die von derjenigen, welche ihn bewogen, Menſchen zu machen, keineswegs abgehangen, ſich entſchloſſen, den Menſchen alle mögliche Bequemlichkeit zu verſchaffen. Woher kömmt nun aber dieſe neue Wahl? Kömmt ſie auch von einer unbedingten Gleichgültigkeit her?

Wenn das iſt, ſo beweget Gott nichts, der Menſchen Beſtes zu ſuchen, und thut er es gleich bisweilen, ſo geſchieht es doch nur gleichſam von ungefähr. Allein der Verfaſſer behauptet, Gott ſey von ſeiner Güte dazu angetrieben worden. Wohl! ſo war ihm alſo das Gute und Böſe der Creaturen nicht gleichgültig, und er iſt zu ſeinen erſten Erwählungen durch die Güte der Sachen bewogen worden. Er erwählet nicht allein, Menſchen zu ſchaffen, ſondern auch ſolche glückliche Menſchen, als in dieſem Weltgebäude ſeyn können. Alſo wird gar keine unbedingte Gleichgültigkeit mehr übrig ſeyn; denn wir können von der ganzen Welt eben ſo urtheilen, wie wir von dem menſchlichen Geſchlechte geurtheilet haben. Gott hat ſich entſchloſſen eine Welt zu ſchaffen; ſeine Güte aber hat ihn zugleich bewegen müſſen, eine ſolche Welt zu erwählen, darinnen die meiſte Ordnung, die meiſte Richtigkeit, die meiſte Tugend, das meiſte Wohlergehen, das nur möglich geweſen, anzutreffen iſt. Denn ich ſehe nicht die geringſte Urſache, warum ich ſagen ſollte, Gott ſey von ſeiner Güte bewogen worden, die Menſchen, die er ſich entſchloſſen zu ſchaffen, ſo vollkommen zu machen, als es in dieſem Weltgebäude möglich geweſen, und gegen die ganze Welt ſey er nicht ſo wohl geſinnt. Wir ſind alſo wieder auf die Güte der Gegenſtände gekommen, und die unbedingte Gleichgültigkeit, da Gott etwas ohne Urſache thäte, wird ſelbſt durch das Verfahren unſers geſchickten Schriftſtellers gänzlich umgeſtoßen: als bey welchem die Macht der Wahrheit, wenn er auf die Sache ſelbſt kommen müſſen, ſeine ſpeculativiſche Meynung, die auf die Wirklichkeit der Dinge gar nicht angewendet werden kann, allerdings überwogen.

23 §. Weil demnach Gott nichts ganz gleichgültig iſt, als der alle Grade, alle Wirkungen, alle Verhältniſſe der Dinge erkennet, und alle ihre mögliche Verbindungen auf einmal einſieht: ſo wollen wir ſehen, ob nicht wenigſtens die Unwiſ-

ſenheit und Unempfindlichkeit des Menſchen ihn in ſeiner Wahl allerdings gleichgültig machen kann. Der Verfaſſer beehrt uns mit dieſer unbedingten Gleichgültigkeit, als mit einem ſchönen Geſchenke. Die Beweisthümer, die er davon giebt, ſind folgende: 1) Empfinden wir ſie in uns; 2) erfahren wir die Kennzeichen und die Eigenſchafften derſelben in uns; 3) können wir zeigen, daß andere Urſachen und Gründe, die unſern Willen beſtimmen könnten, unzulänglich ſind. Was den erſten Punct anlanget, ſo meynt er, indem wir die Freyheit in uns empfinden, ſo empfinden wir auch zugleich dieſe unbedingte Gleichgültigkeit. Ich leugne aber, daß wir eine ſolche Gleichgültigkeit empfinden, noch daß dieſe vermeynte Empfindung aus der Empfindung der Freyheit folge. Wir empfinden ordentlicher weiſe etwas in uns, das uns zu unſrer Wahl neiget; und wenn wir bisweilen von allen unſern Zuſtänden und Neigungen keinen eigentlichen Grund geben können: ſo zeigt uns doch ein wenig Aufmerkſamkeit, daß die Beſchaffenheit unſers Leibes, und der um uns befindlichen Körper, der gegenwärtige und vorhergehende Zuſtand unſrer Seelen, und viel kleine Dinge, die in dieſen Hauptſtücken enthalten ſind, gar viel beytragen können; daß uns die Gegenſtände mehr oder weniger anſtehen, und daß wir zu unterſchiedenen Zeiten unterſchiedene Urtheile davon fällen: ohne daß ſolches jemand einer unbedingten Gleichgültigkeit, oder ich weis nicht was für einer Stärke der Seelen, die etwan die Gegenſtände, wie die Farben den Cameleon veränderte, zuzuſchreiben begehren würde. Alſo hat der Herr Verfaſſer hier nicht Urſache, ſich auf das Urtheil des gemeinen Volks zu berufen, wenn er ſpricht: das gemeine Volk urtheile in vielen Dingen beſſer, als die Philoſophen. Es iſt wahr, daß gewiſſe Philoſophen auf leere Einbildungen und Hirngeſpinſte verfallen, und mir ſcheint die unbedingte Gleichgültigkeit aus der Zahl dieſer abentheuerlichen Begriffe zu ſeyn. Wenn aber jemand ſagt, daß eine Sache nicht vorhanden ſey, weil ſie das gemeine Volk nicht wahrnimmt: ſo kann das gemeine Volk keinen rechtmäßigen Richter abgeben, weil es ſich bloß nach den Sinnen richtet. Viele glauben, die Luft ſey nichts, wenn ſie nicht vom Winde bewegt wird. Den meiſten ſind die unempfindlichſten Theilchen, die flüßige Materie, welche die Schwere oder Elaſticität ausmachet, ingleichen die magnetiſche Materie unbekannt; der Seelen und anderer untheilbaren Subſtanzen nicht zu gedenken. Sollte man aber deswegen ſagen, dieſe Dinge wären nicht vorhanden, weil ſie dem gemeinen Volke unbekannt ſind? In dieſem Falle könnte man ja auch ſagen, die Seele wirkte bisweilen ohne einige Diſpoſition oder Neigung, die zu ſolcher Wirkung etwas beytrüge; weil nämlich viele Zubereitungen und Neigungen von dem gemeinen Volke, aus Mangel der Aufmerkſamkeit und des Nachſinnens nicht gnugſam bemerket werden. Zum andern, was die Kennzeichen derjenigen Kraft anbelanget, von der hier geredet wird: ſo habe ich ſchon den Vortheil widerleget, den man ihr zuſchreibet, als ob ſie nämlich mache, daß man thätig, und die wahre Urſache ſeiner Thaten, auch der Zurechnung und Sittlichkeit unterworfen ſey. Das ſind noch keine rechten Kennzeichen von ihrem Daſeyn; und das folgende, ſo der Verfaſſer anführet, iſt es eben ſo wenig: nämlich er ſagt, wir hätten eine Kraft in uns, vermöge welcher wir uns den natürlichen Lüſten, das iſt, nicht allein den Sinnen, ſondern auch der Vernunft, widerſetzen könnten. Allein ich habe ſchon erinnert, daß man den natürlichen Begierden durch andere natürliche Begierden widerſtehe. Man duldet zuweilen einige Beſchwerlichkeit, und zwar mit Luſt; allein dieſes geſchieht wegen einer Hoffnung oder wegen eines Vergnügens, das mit dem Böſen verknüpfet iſt und es übertrifft: man verſpricht ſich was Gutes davon, oder man findet es wirklich darinnen. Der Verfaſſer giebt vor, wir machten durch dieſe Verwandelungskraft der Scheindinge, die er zum

Vorſcheine gebracht, dasjenige angenehm, was uns im Anfange misfiele. Allein wer ſieht nicht, daß dieſes vielmehr deswegen geſchieht, weil die Aufmerkſamkeit auf den Gegenſtand, und die Gewohnheit, unſre Neigung, folglich unſre natürliche Begierden, verändern! So macht die Gewohnheit, daß uns ein ziemlich wichtiger Grad der Kälte, oder der Wärme nicht mehr wie zuvor, beſchwerlich fällt; niemand aber ſchreibt dieſe Wirkung unſrer Erwählungskraft zu. So wird auch Zeit erfordert, wenn man zu der Abhärtung oder zu der dicken Haut gelangen will, wodurch die Hände gewiſſer Handwerksleute einen Grad der Hitze vertragen können, der uns unſre Hände verbrennen würde. Das gemeine Volk, auf welches ſich der Verfaſſer bezieht, urtheilet von der Urſache dieſer Wirkung ſehr wohl, wiewohl er bisweilen lächerliche Anwendungen macht. Es waren einſt zwey Mägde beym Feuer in der Küche; die eine, die ſich verbrannt hatte, ſagte zu der andern: *o liebes Kind, wer wird doch das Fegefeuer ausſtehen können!* Die andere antwortete: *Du Närrinn, man gewöhnt ſich an alles.*

24 §. Allein der Verfaſſer glaubt, dieſe wunderſame Kraft, die uns gegen alle Sachen gleichgültig, oder nach unſerm eignen Gutdünken geneigt macht, gehe der Vernunft ſelbſt vor. Und das iſt ſein dritter Beweis; nämlich, *man könne unſre Handlungen nicht zulänglich erklären*, wenn man nicht zu dieſer Kraft ſeine Zuflucht nehme. Es werden viel tauſend Leute gefunden, welche das Bitten ihrer Freunde, die Rathſchläge ihrer Anverwandten, die Beſtrafungen ihres Gewiſſens, die Beſchwerlichkeiten, die Leibesſtrafen, den Tod, den Zorn Gottes, die Hölle ſelbſt nichts achten; damit ſie nur allerhand Thorheiten treiben können, in denen gar nichts Gutes noch Erträgliches iſt, als von wegen ihrer freyen und unbedingten Wahl. In dieſem Vernunftſchluſſe iſt alles gut, bis auf die letzten Worte; denn

wenn man auf Exempel kömmt, ſo wird man leicht befinden, daß den Menſchen gewiſſe Gründe oder Urſachen zu ſeiner Wahl getrieben, und daß die Feſſel ſtark genug ſind, die ihn daran feſſeln. Eine thörichte Liebe, z. E. wird niemals von einer vollkommenen Gleichgültigkeit hergekommen ſeyn; die Neigung oder der Affect wird ſein Spiel mit drunter gehabt haben: allein die Gewohnheit und die Verhärtung können in gewiſſen Gemüthsarten gar wohl verurſachen, daß man eher zu Grunde gehen, als davon ablaſſen will. Der Verfaſſer führet noch ein ander Exempel an. Ein Atheiſt, ein Lucilius Vaninus, (ſo nennen ihn viele, da er hingegen ſelbſt in ſeinen Werken den prächtigen Namen Julius Cäſar Vaninus führet) wird viel eher ein lächerlicher Märtyrer ſeiner Hirngeſpinſte werden, als daß er ſeine Gottloſigkeit ſollte fahren laſſen. Der Verfaſſer nennet den Vaninus nicht, und dieſer Menſch leugnete in der That ſeine böſe Lehren ſo lange, bis er überführet wurde, daß er die Gottesleugnung gelehret, und einen Apoſtel derſelben abgegeben. Als man ihn fragte: ob ein Gott ſey? ſo riß er ein wenig Gras aus, und ſagte:

Et leuis eſt ceſpes qui probet eſſe Deum.
Auch dieſes ſchlechte Gras beweiſt, es ſey ein Gott.

Allein weil der Generalſachwalter des Parlaments zu Touloſe dem Oberpräſidenten, wie man ſagt, wehe thun wollte; bey welchem Vanini gar viel galt, auch ſeine Kinder in der Philoſophie unterrichtete, wo er nicht gar in ſeinem Hauſe geweſen: ſo wurde die Inquiſition nach der Schärfe fortgeſetzt, und als Vanini ſah, daß keine Gnade zu hoffen war; ſo erklärte er ſich ſterbend, wer er wäre, nämlich ein Atheiſt: welches eben nichts außerordentliches iſt. Wenn ſich auch ein Gottesleugner zur Todesſtrafe ſelbſt darböthe, ſo könnte die eitle Ehrbegierde bey ihm eben ſowohl Urſache daran ſeyn, als bey dem Gymnoſophiſten Calanus, und bey demjenigen Sophiſten, deſſen freywilligen Tod durchs Feuer uns Lucians erzählet. Allein unſer Schriftſteller glaubt, daß dieſer Ehrgeiz ſelbſt, dieſe Halsſtarrigkeit, und andere thörichte und abgeſchmackte Abſichten dieſer ſonſt nicht unvernünftig ſcheinenden Leute, durch den Appetit, der von der Vorſtellung des Guten und Böſen herkomme, keinesweges erklärt werden könne; und daß wir daher genöthiget ſind, zu dieſer vortrefflichen Kraft, die das Gute in Böſes, und das Böſe in Gutes verwandelt, unſre Zuflucht zu nehmen. Allein es treibt uns keine Noth ſo weit zu gehen, und die Urſachen unſrer Irrthümer ſind mehr als zu klar. Wir können in der That dieſe Verwandlungen zuwege bringen, allein nicht wie die Hexen, durch eine bloße Wirkung dieſer magiſchen Kraft; ſondern dadurch, weil man in ſeinem Gemüthe die Vorſtellungen der guten oder böſen Eigenſchaften, die natürlicher Weiſe mit gewiſſen Dingen verbunden ſind, verdunkelt und unterdrücket; und weil man nur diejenigen betrachtet, die mit unſerm Geſchmacke und mit unſern Vorurtheilen übereinkommen; oder weil man auch wohl gar durch vieles Nachdenken über die Sache, ihr gewiſſe Eigenſchaften beyleget, die mit ihr bloß zufälliger Weiſe, oder weil wir uns angewöhnet haben, ſie auf eine gewiſſe Art zu betrachten, verknüpfet ſind. Ich habe z. E. lebenslang vor einer guten Speiſe einen Abſcheu; weil ich in meiner Kindheit einen Ekel davor bekommen, der einen gewiſſen ſtarken Eindruck bey mir zurück gelaſſen hat. Andrerſeits gefällt mir ein gewiſſer natürlicher Fehler, weil er etwas von der Idee einer Perſon bey mir erwecket, die ich hoch gehalten oder geliebet habe. Ein junger Menſch iſt etwan von den großen Lobſprüchen gerühret worden, die man ihm nach einer öffentlichen glücklichen That gegeben: der Eindruck von dieſem großen Vergnügen hat ihm eine ſonderbare Empfindlichkeit gegen den Ruhm und die Ehre beygebracht. Er wird daher Tag und Nacht auf Unterhaltung dieſer Leidenſchaft bedacht ſeyn, ja er wird den Tod ſelbſt verachten, um nur ſeinen Endzweck zu erreichen. Denn ob er gleichwohl weis, daß er nichts davon empfinden werde, was man nach ſeinem Tode von ihm ſagen wird: ſo vermag doch die Vorſtellung, die er ſich zum Voraus davon macht, bey ihm ſehr viel. Dergleichen Gründe und Urſachen ſind allezeit, auch in denjenigen Handlungen anzutreffen, die denen, welche ſolche Gründe nicht einſehen, die allereitelſten und wunderlichſten zu ſeyn ſcheinen. Mit einem Worte, ein ſtarker oder oft wiederholter Eindruck, kann unſre ſinnlichen Gliedmaßen, unſre Einbildungskraft, unſer Gedächtniß, und ſelbſt unſre Vernunftſchlüſſe, um ein merkliches verwandeln. Bisweilen geſchieht es, daß ein Menſch nach oftmaligem Erzählen einer Lüge, die er vielleicht erdacht hat, ſie endlich ſelbſt für wahr hält. Und gleichwie man ſich oft dasjenige vorſtellet, was angenehm iſt, alſo macht man die Vorſtellung dadurch leicht, und glaubt, man werde es auch leicht ins Werk richten können. Daher kömmt es, daß man dasjenige leicht glaubet, was man wünſchet:

Et qui amant ipſi ſibi ſomnia fingunt.
Wer liebt träumt was er will.

25 §. Die Irrthümer ſind alſo, überhaupt zu reden, niemals freywillig, ob ſchon öfters der Wille, wegen der Luſt, die man ſich daraus macht, gewiſſen Gedanken nachzuhängen, oder wegen des Abſcheues, den man vor andern empfindet, gar vieles darzu beyträgt. Der ſchöne Druck eines Buches hilft den Leſer überreden. Die Geberden und die Arten eines Redenden bringen ihm die Gunſt der Zuhörer zuwege. Man iſt geneigt, die Lehren zu verachten, die von einem Menſchen herkommen, den man haſſet oder verachtet; oder der einem ſolchen in etlichen Dingen, die uns in die Augen fallen, ähnlich iſt. Ich habe bereits gemeldet, warum man ſich ſo leicht entſchließt, dasjenige zu glauben, was nützlich oder angenehm iſt; und ich habe Leute gekannt, die Anfangs aus weltlichen Abſichten die Religion geändert hatten, die aber nach der Zeit ſehr wohl überzeugt geweſen, daß

ſie die rechte Partey angenommen. So ſieht man auch, daß die Hartnäckigkeit nicht ſchlechterdings eine üble Wahl iſt, die beſtändig anhält; ſondern auch eine Neigung, darinnen anzuhalten und fortzufahren, die entweder von etwas Gutem herkömmt, das man ſich dabey einbildet, oder von einem Uebel, das man ſich bey der Veränderung vorſtellet. Die erſte Wahl iſt vielleicht aus Leichtſinnigkeit geſchehen, das Vorhaben aber, dabey zu verharren, rührt von ſtärkern Gründen und Eindrücken her. So giebt es auch einige Sittenlehrer, die ausdrücklich behaupten, man müſſe bey ſeiner Wahl verbleiben: damit man nicht unbeſtändig ſey, oder für unbeſtändig angeſehen werde. Inzwiſchen iſt ein dergleichen Beharren allerdings unrecht, wenn man die Ermahnungen der Vernunft verachtet; ſonderlich wenn die Sache wichtig genug iſt, daß ſie ſorgfältig ſollte unterſucht werden. Wenn aber der Gedanken von der Veränderung unangenehm iſt, ſo wendet man gar leichtlich ſeine Aufmerkſamkeit davon ab, und dadurch verhärtet man ſich am meiſten. Der Verfaſſer, der die Verhärtung ſeiner vermeynten unbedingten Gleichgültigkeit zuſchreiben wollen, hätte bedenken können, daß was anders erfordert werde, bey einer Wahl feſt und ſteif zu verbleiben, als die bloße Wahl ganz allein, oder eine unbedingte Gleichgültigkeit; ſonderlich wenn die Wahl leichtſinnig iſt. Sie iſt aber um ſo viel leichtſinniger, mit je mehrerer Gleichgültigkeit ſie geſchehen iſt; in welchem Falle man ſich auch leicht von ihr losreißen kann: es müßte denn die Gewohnheit, die eitle Ehrbegierde, der Eigennutz, oder eine andre Urſache uns bewegen, darauf zu beſtehen. Man muß ſich auch nicht einbilden, als wenn man an der Rache ohne Urſache einen Gefallen hätte. Leute die ſehr empfindlich ſind, ſind Tag und Nacht drauf bedacht, und es fällt ihnen ſchwer, die Vorſtellungen des empfangenen Unrechts oder Schimpfes zu unterdrücken. Sie halten es für ein ſehr großes Vergnügen, von der Idee der Verachtung befreyt zu ſeyn, die ihnen alle Augenblicke einkömmt, und welche macht, daß gewiſſen Leuten die Rache ſüſſer iſt als das Leben.

Quies vindicta bonum vita iucundius ipſa.

Der Verfaſſer wollte uns gern überreden, daß man einer Sache, die man ohne genugſamen Grund verlanget oder verabſcheuet, durch die vorgegebene Erwählungskraft, die die Sachen, wie man will, gut oder böſe vorſtellet, den Ueberſchuß der Güte oder des Böſen, davon man gerühret worden, gegeben hätte. Man hat z. E. zween Grade vom natürlichen Uebel gehabt, man giebt ſich durch die Kraft, die ohne Urſache erwählen kann, 6. Grade von gemachtem Guten; alſo hat man 6. Grade vom Guten Ueberſchuß; (Cap. 5. Sect. 2. §. 7.) Wenn das angienge, ſo würde man, wie ich ſchon angemerket, weit kommen. Er glaubt ſo gar, daß der Ehrgeiz, der Geldgeiz, die Spielſucht, und andre nichtige Leidenſchaften, alle ihre Macht von dieſer Kraft entlehnen. (Cap. 5. Sect. 5. Subſect. 6.) Allein es giebt iſt ohnedem ſo viel falſchen Schein in den Dingen, und ſo viel Einbildung, die die Sache groß oder geringe machen kann, ſo viel übelgegründete Verbindung in unſern Vernunftſchlüſſen; daß man dieſer kleinen Hexe, das iſt, dieſer innern Kraft, die gleichſam auf eine bezaubernde Art wirket, und an allen dieſen Unordnungen, nach des Verfaſſers Meynung, ſchuld iſt, ganz und gar nicht bedarf. Kurz; ich habe ſchon ſo vielmal erinnert, daß wenn wir uns zu einer Partey entſchließen, die einer erkannten Urſache zuwider iſt, wir von einer andern dem Anſehn nach noch ſtärkern Urſache dazu angetrieben werden, als z. E. von der Begierde für ununterwürfig angeſehn zu ſeyn, und eine außerordentliche That zu thun. Es war ehemals an dem Osnabrügiſchen Hofe ein Hofmeiſter der Edelknaben, der, wie ein anderer Mutius Scävola, die Hand ins Feuer ſteckte, und bey nahe den kalten Brand davon bekommen hätte; bloß um zu zeigen, daß die Stärke ſeines Gemüthes größer wäre, als ein höchſt empfindlicher Schmerz.

Ich halte, es werden es ihm wenig Leute nachthun, und ich weis auch nicht, ob leicht jemand ſollte zu finden ſeyn, der, nachdem er eine ſolche Kraft behauptet, die ohne Urſache, oder wohl gar wider die Vernunft, etwas erwählen kann, ſeinen Satz mit ſeinem eignen Exempel würde beweiſen wollen; indem er etwan ein gutes Gehalt, oder ein ſchönes Amt fahren ließe, bloß in der Abſicht, die Oberherrſchaft ſeines Willens über die Vernunft zu zeigen. Wenigſtens bin ich gewiß verſichert, daß es kein kluger Menſch thun würde; denn er würde bald gewahr werden, daß man ſein Opfer unfruchtbar machen könnte, indem man ihm vorſtellete: daß er weiter nichts gethan, als daß er dem Heliodorus, einem Biſchofe von Lariſſa, nachgeahmt hätte, dem ſein Buch vom Theagenes und Chariclea, wie man ſagt, lieber geweſen, als ſein Bisthum. Und dieſes kann gar leicht geſchehen, wenn ein Menſch ſein Amt entbehren kann, und er ſehr ehrgeizig iſt. Man findet auch täglich ſolche Leute, die ihre Vortheile ihrem Eigenſinne, das iſt, wirkliche Güter den Scheingütern, aufopfern.

26 §. Wenn ich den Vernunftſchlüſſen unſers Schriftſtellers Schritt vor Schritt nachgehen wollte, die oftmals dasjenige wiederholen, was wir bereits unterſucht haben, jedoch allezeit mit einem ſchönen und wohl ausgeſonnenen Zuſatze; ſo würde ich allzuweit gehen müſſen. Ich hoffe aber, ich werde deſſen überhoben ſeyn können, nachdem ich, wie mich deucht, allen ſeinen Gründen ein zulängliches Genügen gethan. Das beſte iſt, daß die Theorie bey ihm gemeiniglich durch die Praxis verbeſſert wird. Nachdem er in der 2. Sect. dieſes 5. Capitels geſagt: wir kämen durch die Kraft ohne Urſache zu erwählen, Gott ſelbſt nahe; und weil dieſes die alleredelſte Kraft wäre, ſo könnte man durch Ausübung derſelben am leichteſten glücklich werden: welches gewißlich die paradoxeſten Dinge von der Welt ſind, maßen wir Gott vielmehr durch die Vernunft nachahmen, und

unſer Wohlſeyn darinnen beſteht, wenn wir ihn folgen; nachdem, ſage ich, bringt der Verfaſſer eine vortreffliche Verbeſſerung dagegen vor. Denn im 5 §. ſpricht er ſehr wohl: wenn wir glücklich ſeyn wollten, ſo müßten wir unſre Wahl nach den Sachen einrichten, weil ſich die Sachen nicht nach uns richten könnten; und wenn man dieſes thäte, ſo richtete man ſich in der That nach dem göttlichen Willen. Dieſes iſt außer allem Streit ſehr wohl geſprochen; allein hiemit ſagt er auch in der That, daß ſich unſer Wille nach der Wirklichkeit der Dinge, und nach den wahrhaſtigen Vorſtellungen des Guten und Böſen, ſo viel richten müſſe, als nur immer möglich iſt; und daß folglich die Bewegungsgründe des Guten und des Böſen, der Freyheit nicht zuwider, und die Kraft, ohne Urſache zu erwählen, nichts nütze, ja ſelbſt ſehr ſchädlich ſey, an ſtatt daß ſie zu unſrer Glückſeligkeit dienen ſollte. Es findet ſich auch zu allem Glücke, daß ſie nirgends anzutreffen, und ein bloßes Gedichte der ſchließenden Vernunft (ens rationis ratiocinantis) iſt, wie einige Scholaſtiker die unmöglichen Erdichtungen zu nennen pflegen; wiewohl ich ſie lieber Gedichte der nicht ſchließenden Vernunft (entia rationis non ratiocinantis) heißen wollte. Der III. Abſchnitt von den unziemlichen Wahlen, kann noch mitgehen, indem darinnen geſagt wird: man ſoll nicht unmögliche, ungereimte, ſchädliche, dem göttlichen Willen zuwider laufende, oder von andern ſchon vorkommende Sachen erwählen; wobey der Verfaſſer ſehr wohl anmerket, daß wenn man der Glückſeligkeit eines andern ohne Noth Eintrag thue, man den göttlichen Willen übertrete, nach welchem alle und jede ſo glücklich ſeyn ſollen, als es nur möglich iſt. Eben das will ich von dem IV. Abſchnitte ſagen, da von dem Urſprunge der ungeziemenden Wahlen, nämlich von dem Irrthume oder der Unwiſſenheit, von der Nachläßigkeit, von der Leichtſinnigkeit ſich allzuleicht zu verändern, von der Hartnäckigkeit ſich zu ändern, wo man ſich billig ändern ſollte, von den böſen Gewohnheiten und endlich von den ungeſtümen Lüſten, die uns oft zur Unzeit zu den äußerlichen Dingen antreiben, die Rede iſt. In dem V. Abſchnitte will man die üblen Erwählungen, oder die Sünden mit der göttlichen Macht und Güte vereinigen; und weil dieſer Abſchnitt etwas weitläuftig iſt, ſo iſt er in Vorabſchnitte eingetheilet. Der Verfaſſer hat ſich ohne Noth einen großen Einwurf auf den Hals geladen. Denn er behauptet, daß ohne die Kraft zu erwählen, die in der Wahl ganz gleichgültig iſt, keine Sünde ſeyn würde. Nun aber hätte ja Gott wohl gar leicht den Creaturen eine ſo gar wenig vernünftige Kraft verſagen können; es wäre für ſie ſchon genug, wenn ſie von den Vorſtellungen des Guten und des Böſen bewogen würden: folglich hätte Gott, nach der Meynung unſers Schriftſtellers, die Sünde ſehr leichtlich verhindern können. Er findet kein ander Mittel, ſich aus dieſer Schwierigkeit zu helfen, als daß er ſaget: wenn dieſe Kraft wäre weggenommen worden, ſo würde die Welt eine bloße leidende Maſchine geweſen ſeyn Allein dieſes iſt zur Gnüge widerleget worden. Wenn dieſe Kraft nicht in der Welt wäre, wie ſie denn auch nicht darinnen iſt, ſo würde man ſich gar nicht darüber beſchweren. Die Seelen werden mit den Vorſtellungen des Guten und Böſen, um ihre Wahlen darnach anſtellen zu können, ſchon zufrieden ſeyn, und die Welt wird ſo ſchön bleiben, als ſie iſt. Der Verfaſſer kömmt auch wieder auf das, was er ſchon oben vorgebracht, nämlich, daß ohne dieſe Kraft keine Glückſeligkeit ſeyn würde. Allein es iſt ſchon genugſam darauf geantwortet worden, und ſo wohl dieſer Satz als einige andere wunderliche Dinge, die er hier vorbringet, ſein Hauptparadoxon zu behaupten, haben nicht den geringſten Schein.

27 §. Er macht in der IV. Subſect. eine kleine Ausſchweifung über das Gebeth, und ſpricht: diejenigen, die um

etwas bethen, hoffen eine Veränderung der natürlichen Ordnung: allein es ſcheint, daß ſie ſich, ſeiner Meynung nach, betrügen. In der That ſind die Menſchen ſchon zufrieden, wenn ſie nur erhöret werden; ſie bekümmern ſich wenig darum, ob der Lauf der Natur ihnen zum Beſten geändert werde oder nicht. Und wenn ihnen gleich die guten Engel Beyſtand leiſten, ſo geſchieht deswegen keine Aenderung in der allgemeinen Ordnung der Dinge. Es iſt auch die Meynung des Verfaſſers, wenn er ſo wohl ein Lehrgebäude von geiſtigen Subſtanzen, als von körperlichen feſtſetzt, und daß die geiſtigen Subſtanzen nicht weniger, als die Körper eine Gemeinſchaft unter einander haben, ſehr vernünftig. Gott gebraucht ſich des Dienſtes der Engel, um die Menſchen zu regieren, ohne daß die Ordnung der Natur etwas darunter leidet. Inzwiſchen iſts viel leichter, dieſe Sachen ſo zu ſagen, als zu erklären: wofern man nicht zu meinem Lehrgebäude der Harmonie ſeine Zuflucht nimmt. Allein der Herr Verfaſſer geht noch ein wenig weiter. Er glaubt, die Sendung des heiligen Geiſtes wäre im Anfange ein großes Wunderwerk geweſen; itzt aber wären ſeine Wirkungen in uns ganz natürlich. Ich laſſe ihn dafür ſorgen, wie er ſeine Meynung erklären, und ſich mit den andern Gottesgelehrten darüber vergleichen wird. Inzwiſchen merke ich nur an, daß er den natürlichen Nutzen des Gebeths in derjenigen Kraft ſuchet, die es hat, die Seelen zu beſſern, die Leidenſchaften zu überwinden, und ſich einen gewiſſen Grad einer neuen Gnade zuwege zu bringen. Wir können nach unſrer Meynung, da der Wille bloß nach den Bewegungsgründen handelt, ungefähr eben dieſes ſagen, und ſind dabey den Schwierigkeiten gar nicht unterworfen, in die ſich der Verfaſſer, durch ſeine Kraft ohne Urſache zu erwählen, eingelaſſen. Es macht ihm auch das göttliche Vorherwiſſen nicht wenig zu ſchaffen. Denn iſt die Seele in ihrer Wahl vollkommen gleichgültig, wie iſt es denn möglich

lich dieſe Wahl vorherzuſehen? Und was kann man für einen zulänglichen Grund von der Erkenntniß einer Sache finden, wenn ihr Daſeyn ohne Grund iſt? Der Verfaſſer verſchiebt die Auflöſung dieſer Schwierigkeit, die ſeiner Meynung nach ein ganz beſonder Buch erforderte, bis auf einen andern Ort. Im übrigen bringt er zuweilen gar gute Sachen von dem moraliſchen Böſen vor, die mit unſern Grundlehren ziemlich übereinſtimmen. Als wenn er z. E. (Subſect. VI.) ſagt: die Sünden und Fehler minderten die Schönheit der Welt gar nicht, ſondern ſie vermehrten ſie vielmehr; gleichwie gewiſſe Misklänge die Harmonie angenehm machen, die durch ihre Härte den Ohren wehe thun würden, wenn man ſie allein hören ſollte. Er merket auch viel Gutes an, das in dem Böſen enthalten iſt, als z. E. den Nutzen der Verſchwendung bey den Reichen, und des Geizes bey den Armen; dieſes dienet in der That zur Aufnahme der Künſte. Hernach giebt er auch zu bedenken, daß wir von der ganzen Welt nicht nach unſrer kleinen Kugel, und nach denjenigen Theilen ſchließen ſollen, die uns bekannt ſind; allermaßen die Mängel und Flecken derſelben zu mehrerer Vollkommenheit des übrigen dienen können: als wie z. E. die Schönpfläſterchen, die für ſich ſelbſt nichts ſchönes an ſich haben, dennoch von dem weiblichen Geſchlechte für bequem gehalten werden, das ganze Geſicht zu zieren; ob ſie wohl denjenigen Theil häßlich machen, den ſie bedecken. Cotta hatte beym Cicero die Vorſehung, indem ſie dem Menſchen die Vernunft mitgetheilet, mit einem Arzte verglichen, der einem Kranken den Wein erlaubet: ungeachtet er wohl ſieht, wie er ihn zum Schaden ſeines Lebens misbrauchen werde. Der Verfaſſer antwortet, die Vorſehung thue was die Weisheit und Güte erfordere, und das Gute, was daraus erfolge, ſey größer als das Böſe. Hätte Gott dem Menſchen nicht die Vernunft gegeben, ſo würde gar kein Menſch ſeyn: und Gott wäre wie ein Arzt, der einen ums Leben brächte, um zu verhindern, daß er nicht krank würde. Man kann noch hinzu ſetzen, die Vernunft ſey nicht an und für ſich ſelbſt ſchädlich, ſondern der Mangel der Vernunft: und wenn die Vernunft übel angewendet wird, ſo geht man wohl über die Mittel zu rathe; den Endzweck aber, oder den böſen Endzweck, den man ſich vorſetzt, bedenket man niemals genugſam. Alſo begeht man keine böſe That, als wegen des Mangels der Vernunft. Er trägt auch Epikurs Einwurf beym Lactanz, in ſeinem Buche de Ira Dei, vor, da die Worte ungefähr dieſe ſind: Gott will entweder das Böſe wegſchaffen, und kann es nicht zu Werke richten, in welchem Falle er ſchwach ſeyn würde; oder er kann es und will nicht, welches eine Bosheit in ihm anzeigte; oder es fehlt ihm an der Macht und am Willen zugleich, welches ihn zugleich ſchwach und neidiſch vorſtellen würde; oder er kann und will auch, und in dieſem Falle wird man fragen, warum er es alſo nicht thue, wenn er wirklich vorhanden iſt? Der Verfaſſer antwortet: Gott wolle und könne das Böſe nicht wegſchaffen; und er ſey inzwiſchen doch weder boshaft, noch ohnmächtig. Ich wollte lieber geſagt haben, er könne es zwar thun; allein er wolle nicht, und zwar mit Grunde, weil er zugleich das Gute, ja gar mehr Gutes als Böſes abſchaffen würde. Endlich, nachdem der Verfaſſer ſein gelehrtes Werk zu Ende gebracht, ſo ſetzt er noch einen Anhang hinzu, darinnen er von den göttlichen Geſetzen redet. Er theilet dieſe Geſetze gar recht in willkührliche und natürliche ein; er merket an, die beſondern Geſetze von der Natur der Thiere müßten den allgemeinen Geſetzen der Körper nachgeben; Gott zürne eigentlich nicht, wenn ſeine Geſetze übertreten werden, allein die Ordnung habe es ſo mit ſich gebracht, daß derjenige, welcher ſündiget, ſich was Böſes auf den Hals ziehen, und dem, der andern Gewalt thut, auch wieder Gewalt geſchehen ſolle. Er hält dafür, daß die willkührlichen Geſetze das Böſe vielmehr anzeigten und verkündigten, als daß ſie es ſelbſt anthäten. Und dieſes giebt ihm Gelegenheit, von der ewigen Verdammniß der Böſen zu reden, die weder mehr zur Beſſerung, noch zu einem Exempel dienet; und die doch der rachübenden Gerechtigkeit Gottes ein Genügen thut, ob ſie ſich ſchon ihr Unglück ſelbſt auf den Hals ziehen. Er muthmaßet indeſſen, als wenn die Strafe der Böſen den Frommen wohl einigen Nutzen bringen könnte, und er zweifelt, ob es nicht beſſer ſey, verdammt zu werden, als gar nicht zu ſeyn: denn es könnten wohl die Verdammten unſinnige Leute ſeyn, die halsſtarriger Weiſe in ihrem Elende zu verbleiben verlangten; und dieſes durch einen ſolchen verkehrten Sinn, welcher, ſeiner Meynung nach, verurſachen würde, daß ſie, mitten in ihrem Elende ſich an ihren böſen Urtheilen ergetzten, und ſich eine Luſt daraus machten, den göttlichen Willen zu tadeln. Denn man findet allezeit verdrüßliche, boshaftige, und neidiſche Leute, die ſich ein Vergnügen machen, an ihr Elend zu gedenken, und ſich ſelbſt zu betrüben. Dieſe Gedanken ſind nicht zu verachten, und ich habe auch bisweilen dergleichen gehabt: allein ich mag hier nichts gewiſſes davon feſtſetzen. Ich habe im 271 §. des Verſuches, den ich dem Hrn. Bayle entgegen geſetzt, die Fabel von dem Teufel angeführet, der die Gnade ausgeſchlagen, die ihm ein Einſiedler von Seiten Gottes angebothen. Der Baron Andreas Taiſel, ein öſterreichiſcher Herr, und Oberſtallmeiſter Ferdinands, Erzherzogs von Oeſterreich, der hernachmals unter dem Namen Ferdinands II. Käiſer wurde, hatte auf ſeinen Namen zielend, (der im Deutſchen einen Teufel zu bedeuten ſcheint) zu ſeinem Wahlſpruche einen Teufel, oder Satyr, mit dieſen Spaniſchen Worten: Mas perdido, y menos arrepentido, Mein Verderben iſt noch größer, und meine Reue noch geringer; welches ein Leiden ohne Hoffnung andeutet, von dem man nicht los werden kann. Dieſes Sinnbild iſt hernach von dem Grafen von Villamedina, einem

Spanier wiederholet worden, als man ſagte, daß er in die Königinn verliebt wäre. Wenn unſer berühmter Schriftſteller auf die Frage kömmt, warum es oft den Guten übel, und den Böſen gut ergehe, ſo glaubt er, man habe derſelben bereits ein ſattſames Genügen gethan und es ſey kein Zweifel mehr darüber. Inzwiſchen merkt er an, daß man vielmals zweifeln könne, ob nicht die Frommen, die im Elende ſtecken, ſelbſt durch ihr Elend fromm, die glücklichen Boshaftigen aber, durch ihr eignes Glücke verderbt und böſe worden. Er ſetzt hinzu, wir wären ſchlimme Richter, wenn es darauf ankomme, nicht nur einen frommen, ſondern auch einen glücklichen Menſchen zu erkennen. Man hält oft einen Häuchler in Ehren, und verachtet einen andern, deſſen gründliche Tugend nichts Verſtelltes an ſich hat. So verſtehen wir uns auch nicht gnugſam auf das Wohlergehen, und oft verkennet man die Glückſeligkeit unter den Lumpen eines Armen, der in Zufriedenheit lebt, und ſucht ſie inzwiſchen vergebens in den Palläſten einiger großen Leute. Endlich macht der Herr Verfaſſer noch dieſe Anmerkung: die größte Glückſeligkeit auf Erden beſtehe in der Hoffnung des zukünftigen Wohlergehens: und alſo könne man ſagen, es ſtoße den Böſen nichts zu, das nicht zur Beſſerung und Züchtigung diene, und den Frommen begegne niemals etwas, das ihnen nicht zu ihrer wahrhaftigen und größten Glückſeligkeit beförderlich ſey. Dieſe Schlüſſe ſind alle vollkommen nach meinem Sinne, und es könnte zum Beſchluſſe des Werks nichts beſſers und geſchickters geſagt werden.

* * *

Neue Zuſätze
Zu dieſer vierten Ausgabe.

I. Vernünftige Grundſätze
von der
Natur und von der Gnade.(*)

I.

Die Subſtanz iſt ein Weſen, welches der Wirkſamkeit fähig iſt. Sie iſt entweder einfach oder zuſammengeſezt. Die einfache Subſtanz iſt diejenige die keine Theile hat. Die zuſammengeſezte, iſt eine Menge vor einfachen Subſtanzen oder Monaden. Monas iſt ein griechiſches Wort, welches die Einheit, oder das was eins iſt bedeutet.

Das Zuſammengeſezte, oder die Körper ſind Vielheiten; und die einfachen Subſtanzen, das Leben, die Seelen, die Geiſter, ſind Einheiten. Und es muß wohl überall einfache

Sub-

(*) Dieſes Stück iſt aus dem Recueil de diverſ. Pieces de Mr. Leibnitz &c. genommen und der geneigte Leſer wird ſehen, daß es faſt von gleichem Inhalte mit der Monadologie

Subſtanzen geben, weil ohne die einfachen keine zuſammengeſetzte ſeyn würden; folglich iſt die ganze Natur voller Leben.

II. Da die Monaden keine Theile haben, ſo können ſie weder gebildet noch zernichtet werden. Sie können natürlicher Weiſe weder anfangen noch aufhören; folglich dauern ſie ſo lange als das Weltgebäude, welches zwar verändert, aber nicht zerſtöret werden wird. Sie können auch keine Figur haben; denn ſonſt hätten ſie Theile. Folglich kann eine Monas an ſich ſelbſt, und im Augenblicke von einer andern nicht anders unterſchieden werden, als aus den innerlichen Qualitäten und Wirkungen; welche aber nichts anders ſeyn können als ihre Empfindungen, (das heißt, die Vorſtellungen des Zuſammengeſetzten, oder des äußerlichen in dem Einfachen) und ihre Begierden (das heißt, ihr Trieb von einer Empfindung zur andern) welches die Urſprünge aller Veränderungen ſind. Denn die Einträchtigkeit (Simplicitas) der Subſtanz hindert nicht die Mannigfaltigkeit der Modificationen, die ſich in eben dieſer einfachen Subſtanz beyſammen finden müſſen; und ſie müſſen in der Verſchiedenheit der Verhältniſſe mit den äußerlichen Dingen, beſtehen.

Eben ſo wie in einem Mittelpunkte, oder Punkte, er ſey ſo einfach als er wolle, eine unendliche Zahl von Winkeln iſt, die aus den Linien entſtehen welche darinnen zuſammen laufen.

III. Alles iſt voll in der Natur. Es giebt einfache Subſtanzen darinnen, die wirklich eine von der andern durch eigene Wirkungen unterſchieden ſind, welche beſtändig ihre Verhältniß verändern: und eine jede einfache Subſtanz, oder Monas, die den Mittelpunkt einer zuſammengeſetzten

---

des Hrn. von Leibnitz iſt; ja verſchiedene Stellen derſelben noch beſſer erläutert, überhaupt aber das Leibnitziſche Lehrgebäude ſehr ins Licht ſetzt. G.

Subſtanz ausmacht, (wie z. E. eines Thieres) und der Urſprung ihrer **Unicität** iſt, wird von einer **Maſſe** umgeben die aus unendlich viel andern **Monaden** beſteht, welche den eigentlichen **Körper** dieſer centraliſchen **Monas** nach deſſen Beſchaffenheit ausmachen, woraus ſie als aus einer Art eines Mittelpunkts, die Sachen vorſtellet, die außer ihr ſind. Dieſer **Körper** nun iſt **organiſch**, wenn er eine Art eines **Kunſtwerks** oder eine natürliche Maſchine vorſtellet; die nicht nur im Ganzen eine Maſchine iſt, ſondern auch in den kleinſten Theilen die ſich bemerken laſſen. Und weil wegen der Fülle der Welt, alles verbunden iſt, und jeder Körper auf jeden andern Körper nach dem Maße ſeiner Weite mehr oder weniger wirket, und durch die Gegenwirkung davon gerühret wird; ſo folget, daß jede **Monas** ein lebendiger oder mit einer innern Wirkſamkeit begabter Spiegel ſey, der das Weltgebäude nach ſeinem Geſichtspunkte vorſtellet, und eben ſo geordnet iſt, als das Weltgebäude ſelbſt. Und die Empfindungen entſpringen in den **Monaden** eine aus der andern, nach den Geſetzen der Begierden, oder der **Endurſachen** des **Böſen** und **Guten**, die in den merklichen Empfindungen beſtehen, welche ordentlich oder unordentlich ſind: eben wie die Veränderungen der Körper, und die äußerlichen Begebenheiten, eine aus der andern, durch die Geſetze der **wirkenden Urſachen**, das heißt, der Bewegungen, entſtehen. Folglich iſt eine vollkommene **Uebereinſtimmung** unter den Empfindungen der **Monas**, und unter den Bewegungen der Körper, welche gleich anfangs unter dem Zuſammenhange der wirkenden Urſachen und der Endurſachen, beſtimmet worden. Hierinn aber beſteht die **Uebereinſtimmung** und phyſikaliſche Vereinigung der **Seelen** mit dem **Körper**, ohne daß man die Geſetze der andern verändern könne.

IV. Eine jede **Monas** machet, mit einem beſondern Körper eine lebendige Subſtanz aus. Alſo iſt nicht nur allenthalben lauter Leben, mit den Gliedern oder Werkzeugen verbunden; ſondern es giebt auch unendliche Grade in den Monaden, davon einige mehr, andre weniger, über die andern herrſchen. Allein wenn die Werkzeuge der Monas dergeſtalt eingerichtet ſind, daß durch ihre Vermittelung die Eindrücke die ſie bekommen, und folglich auch die Empfindungen die ſie vorſtellen, mehr erhaben und unterſchieden werden (wie z. E. wenn durch Beyhülfe der Figur der Feuchtigkeiten im Auge, die Stralen des Lichtes concentrirt werden, und mit mehrerer Stärke wirken); ſo kann dieſes bis zum Empfinden gehen, das heißt, bis auf eine Empfindung die mit dem Gedächtniſſe verbunden iſt, nämlich, davon ein gewiſſer Wiederhall lange überbleibt, um ſich bey Gelegenheit wieder hören zu laſſen. Ein ſolches lebendiges Weſen nun wird ein Thier genennt, ſo wie ſeine Monas eine Seele heißt. Und wenn dieſe Seele bis zur Vernunft erhaben iſt, ſo iſt ſie was höheres, und man zählet ſie unter die Geiſter, wie ich bald erklären will.

Die Thiere ſind allerdings zuweilen in dem bloßen Zuſtande belebter Dinge, und ihre Seelen in dem Zuſtande ſchlechter Monaden; nämlich, wenn ihre Empfindungen nicht genugſam unterſchieden ſind, um daß man ſich ihrer wieder erinnern könnte: wie es in einem tiefen Schlafe ohne Träume, oder in einer Ohnmacht zu geſchehen pflegt. Allein da die Empfindungen vollkommen verwirret geworden, ſo müſſen ſie ſich in den Thieren aus einander wickeln, und zwar aus denen Urſachen, die ich bald anführen werde. Es iſt alſo gut, daß man einen Unterſchied unter der Empfindung mache, welches der innerliche Zuſtand einer Monas iſt, die die äußerlichen Sachen vorſtellet; und unter der Apperception, welches das Bewußtſeyn oder die reflectirte Erkenntniß dieſes innerlichen Zuſtandes iſt, und die weder allen Seelen, noch derſelben Seele allezeit, gegeben wird. Und aus Mangel dieſes Unterſchiedes, haben die Carteſianer geirret, da ſie die Empfindungen die man nicht gewahr wird, für nichts gehalten; ſo wie der gemeine Pöbel die unmerklichen Körper für nichts rechnet. Dieſes hat auch eben dieſelben Carteſianer veranlaſſet zu glauben, daß nur die Geiſter allein **Monaden** wären; daß es keine Thierſeelen und noch viel weniger andre Quellen des Lebens gäbe. Da ſie nun der gemeinen Meynung der Menſchen gar zu ſehr vor den Kopf geſtoßen, indem ſie die Empfindung der Thiere verworfen: ſo haben ſie ſich hingegen den Vorurtheilen des Pöbels gar zu ſehr bequemet, indem ſie eine **lange Betäubung**, welche von einer großen Verwirrung der Begriffe entſteht, mit einem **wirklichen Tode nach aller Schärfe** genommen, wo alle Empfindung aufhören würde, vermenget haben. Dieſes nun hat die übelgegründete Meynung von der Vernichtung gewiſſer Seelen, und den ſchädlichen Glauben einiger Freygeiſter beſtätiget, die die Unſterblichkeit unſerer Seele beſtritten haben.

V. Es iſt eine Verbindung unter den Empfindungen der Thiere, die einige Aehnlichkeit mit der **Vernunft** hat: allein ſie gründet ſich nur in dem Andenken der Handlungen, und gar nicht in der Erkenntniß der Urſachen. Auf dieſe Weiſe flieht ein Hund vor dem Stocke, womit er geſchlagen worden; weil ihm ſein Gedächtniß die Schmerzen vorſtellet, die ihm dieſer Stock verurſachet hat. Auch die Menſchen handeln, in ſo weit ſie empiriſch ſind, das heißt, in drey Viertheilen ihrer Thaten, nicht anders als die Thiere. Man erwartet z. E. daß es morgen Tag werden ſoll, weil man es allezeit ſo erfahren hat. Nur ein Sternkundiger ſieht dieſes aus Gründen vorher; und auch dieſe werden einmal fehlſchlagen, wenn die Urſache des Tages, welche nicht ewig iſt, aufhören wird. Nun kömmt ein wahrhafter **Vernunftſchluß** auf die nothwendigen oder ewigen Wahrheiten an, wie z. E. die logiſchen, die arithmetiſchen, die geometriſchen Wahrheiten u. d. m. ſind, die die unzweifelhafte Verbindung der Begriffe und die unausbleiblichen Folgen derſelben ſind. Die Thiere, in denen man dieſe Folgerungen nicht merket, werden Vieh genennet; diejenigen aber welche dieſe nothwendigen Wahrheiten kennen, ſind eigentlich die, welche man vernünftige Thiere nennet, und ihre Seelen heißen Geiſter. Dieſe Seelen ſind zur Ueberlegung geſchickt, ſie können erwägen was das Ich, eine Subſtanz, eine Monas, eine Seele, und ein Geiſt iſt, kurz, alle unmaterialiſchen Sachen und Wahrheiten. Dieſes macht uns zu den Wiſſenſchaften, oder zu dem demonſtrativen Erkenntniſſe fähig.

VI. Die Unterſuchungen der Neuern haben uns gezeiget, und die Vernunft beſtätiget es, daß die lebendigen Dinge, deren Werkzeuge uns bekannt ſind, das heiſt, die Pflanzen und Thiere, nicht aus einer Fäulniß oder einem Chaos entſtehen, wie die Alten geglaubt haben; ſondern von den vorhergebildeten Saamen, und folglich, von der Verwandelung der vorher vorhandenen lebendigen Dinge. Es giebt kleine Thierchen in dem Saamen der großen, die durch die Empfängniß, eine neue Einkleidung annehmen, ſich dieſelbe zueignen, und dadurch ein Mittel bekommen ſich zu nähren und größer zu werden, um auf einer größern Schaubühne aufzutreten, und die Fortpflanzung des großen Thieres zu verſchaffen. Es iſt wahr, daß die Seelen der menſchlichen Saamenthierchen nicht vernünftig ſind, und es erſt werden, wenn die Empfängniß dieſe Thiere zur menſchlichen Natur beſtimmet. Da nun die Thiere insgemein in der Empfängniß oder Zeugung nicht gänzlich gebohren werden, ſo gehen ſie auch in dem was man Tod nennt, nicht gänzlich unter: denn es iſt vernünftig, daß dasjenige, was nicht natürlich anfängt, auch nicht natürlicher Weiſe aufhöre. Da ſie alſo ihre Larve oder Hülle verlaſſen, ſo kehren ſie nur wieder zu einem feineren Schauplatze zurück, wo ſie gleichwohl eben ſo empfindlich, und eben ſo geordnet ſeyn können, als auf dem größten. Und was ich von den größern Thieren geſagt habe, das hat auch noch in der Zeugung und in dem Tode der kleinern Saamenthierchen ſtatt, in deren Vergleichung ſie ſchon groß genennt werden können; denn in der Natur geht alles aufs Unendliche.

Alſo ſind nicht nur die Seelen, ſondern auch noch die Thiere unzeugbar und unvergänglich. Sie werden nur aus einander gewickelt, eingewickelt, bekleidet, entkleidet, und verwandelt. Die Seelen verlaſſen niemals ihren ganzen Körper, und gehen nicht aus einem Körper in einen andern, der ihnen ganz fremde iſt.

Es giebt alſo keine **Seelenwanderung**; aber wohl eine **Verwandelung**. Die Thiere verändern, nehmen an und verlaſſen nur gewiſſe Theile; welches nach und nach, und durch kleine unmerkliche Partikelchen geſchieht: die aber in der Ernährung beſtändig, in der Empfängniß oder im Tode, wo man plötzlich alles erlanget oder verlieret, auf einmal merklich, aber doch ſelten wechſeln.

VII. Bisher habe ich als ein bloßer Naturkündiger geredet; nunmehro muß ich mich zur Metaphyſik erheben, und mich des **großen Grundſatzes** bedienen, der ſehr ſelten gebraucht wird, und enthält: daß **nichts ohne zureichenden Grund geſchehe**; das heißt, es geſchieht nichts, ohne daß derjenige, der alle Dinge genugſam erkennet, nicht eine hinlängliche Urſache davon angeben könnte, um zu zeigen, warum es ſo, und nicht anders ſey. Wenn man dieſen Grundſatz vorausſetzt, ſo wird die erſte Frage, die man mit Recht aufwerfen kann, dieſe ſeyn: **Warum iſt vielmehr etwas, als nichts vorhanden?** Denn das Nichts iſt viel einfacher und leichter als etwas. Noch mehr, geſetzt das gewiſſe Dinge haben exiſtiren ſollen: ſo muß man angeben können, warum ſie ſo und nicht anders haben exiſtiren ſollen?

VIII. Nun kann man dieſen zureichenden Grund der Exiſtenz des Weltgebäudes, in der Reihe der zufälligen Dinge, nicht finden, das heißt, in der Folge der Körper und ihrer Vorſtellungen in den Seelen: indem man, da die Materie an und für ſich ſelbſt, in Abſicht auf die Bewegung und Ruhe, und auf dieſe oder jene Bewegung gleichgültig iſt, darinnen nicht die Urſachen der Bewegung, und noch viel weniger einer gewiſſen Bewegung finden kann. Und obgleich die gegenwärtige Bewegung, die in der Materie iſt, von der vorhergehenden kömmt; ſo wie dieſe von einer noch früheren entſteht: ſo kömmt man doch nicht weiter, wenn man auch ſo weit zurück rechnete als man wollte; denn es bleibt noch immer dieſelbe Frage übrig. Alſo muß der zureichende Grund, der keines fernern Grundes nöthig hat, außer dieſer Reihe der zufälligen Dinge ſeyn; und zwar in einer Subſtanz, die die Urſache davon iſt, oder die ein nothwendiges Weſen iſt, welches die Urſache ſeines Daſeyns in ſich ſelbſt hat: denn ſonſt hätte man noch keinen zureichenden Grund, wobey man ſtill ſtehen könnte. Und dieſe letzte Urſache der Dinge nennet man Gott.

IX. Dieſe erſte einfache Subſtanz muß alle Vollkommenheiten eminenter in ſich faſſen, die in den abgeleiteten Subſtanzen enthalten ſind, die ſie wirket. Alſo wird ſie eine vollkommene Macht, Erkenntniß, und Willen haben; das heißt eine Allmacht, eine Allwiſſenheit und eine überſchwengliche Güte. Da nun die Gerechtigkeit überhaupt verſtanden, nichts anders iſt, als die der Weisheit gemäße Güte; ſo muß in Gott die allerhöchſte Gerechtigkeit ſeyn. Die Urſache, die alles für ihn hervorgebracht hat, die macht auch daß alles, indem es exiſtiret und wirket, von ihm abhänget: und alle Dinge erhalten beſtändig dasjenige von ihm, was ſie einigermaßen vollkommener machet; die Unvollkommenheiten aber die ſie behalten, kommen von der weſentlichen und urſprünglichen Einſchränkung der Creaturen her.

X. Aus der höchſten **Vollkommenheit Gottes** folget, daß er, indem er das Weltgebäude hervorgebracht, den beſten Entwurf erwählet hat, der nur möglich geweſen, worinnen die meiſte Verſchiedenheit und die gröſte Ordnung anzutreffen war; darinnen Stoff, Raum und Zeit am beſten angebracht waren; darinnen die meiſten Wirkungen durch die leichteſten Mittel hervorgebracht werden; darinnen die meiſte Macht, die meiſte Erkenntniß, die meiſte Glückſeligkeit und die meiſte Güte in den Creaturen ſeyn konnte, die nur das Weltgebäude zuließ. Denn da alles Mögliche, nach dem Maaße ſeiner Vollkommenheit, in Gottes Verſtande auf die Exiſtenz drang: ſo muß der Schluß alles dieſes Dringens die gegenwärtige Welt ſeyn, welche unter allen möglichen die beſte iſt. Ohne dieſes könnte man keinen Grund angeben, warum die Sachen vielmehr ſo, als anders, geworden ſind.

XI. Gottes höchſte **Weisheit** hat inſonderheit ſolche **Geſetze der Bewegung** erwählet, die mit den abſtracten oder metaphyſiſchen Begriffen am meiſten paſſeten und nach ihnen eingerichtet waren. Es wird darinnen dieſelbe Größe der gänzlichen und uneingeſchränkten Wirkſamkeit erhalten; eben dieſelbe Größe der reſpectiviſchen oder der Gegenwirkung, endlich auch, dieſelbe Größe der Richtungskraft.

Noch mehr, die Wirkung iſt allezeit mit der Gegenwirkung gleich, und der ganze Erfolg beträgt allezeit ſo viel, als die völlige Urſache. Und es iſt erſtaunlich, daß man aus der einzigen Erwägung der **wirkenden Urſache**, oder der Materie, keinen Grund von dieſen Geſetzen der Bewegung geben kann, die zu unſern Zeiten entdecket worden, und davon ich ſelbſt einen Theil entdecket habe. Denn ich habe gefunden, daß man dabey auf die Endurſachen gehen müſſe: und daß dieſe Geſetze nicht von dem Grundſatze der Nothwendigkeit abhängen, wie die logiſchen, arithmetiſchen und geometriſchen Wahrheiten; ſondern von dem Grunſatze der Geſchicklichkeit, das heißt, von der Wahl der Weisheit. Dieſes aber iſt eine von den zulänglichſten und merklichſten Proben des Daſeyns Gottes, für diejenigen, welche fähig ſind, dieſe Sachen gründlich einzuſehen.

XII. Aus der Vollkommenheit des höchſten Urhebers folget auch noch, daß nicht nur die Ordnung des ganzen Weltgebäudes die allervollkommenſte ſey; ſondern daß auch ein jeder lebendiger Spiegel, der nach ſeinem Geſichtspunkte das Weltgebäude vorſtellet, das heißt, daß jede Monas, jeder weſentliche Mittelpunkt, ſeine Empfindungen und Begierden haben muß, die ſo gut als es ſich mit dem übrigen verträgt, aufs beſte geordnet ſind. Woraus noch folget, daß die Seelen, das heißt, die Monaden, welche am meiſten herrſchen, oder vielmehr die Thiere, ſich nothwendig aus der Betäubung erwecken müſſen, worein der Tod, oder irgend ein anderer Zufall ſie verſetzen kann.

XIII. Denn es iſt in den Dingen einmal für allemal alles geordnet, mit ſo vieler Ordnung und Verhältniß als nur möglich iſt, indem die höchſte Weisheit und Güte nicht anders, als mit einer vollkommenen Uebereinſtimmung wirken kann. Das Gegenwärtige geht mit dem Zukünftigen ſchwanger: das Künftige könnte ſich in dem Vergangenen leſen laſſen, und das Entfernete iſt in dem nächſten ausgedrücket. Man könnte in jeder Seele die Schönheit des Weltgebäudes erkennen, wenn man alle ihre Falten aus einander legen könnte, die ſich nur mit der Zeit merklich entwickeln. Allein da jede deutliche Empfindung der Seele unendlich viel verwirrte Begriffe in ſich hält, die das ganze Weltgebäude in ſich begreifen: ſo erkennet auch ſelbſt die

Seele diejenigen Dinge, davon ſie eine Empfindung hat, nur in ſoweit, als ſie deutliche und merkliche Empfindungen davon bekömmt; und nach dem Maaße dieſer deutlichen Empfindungen iſt ſie vollkommen.

Eine jede Seele kennt das Unendliche; ſie kennt alles, aber verwirrt. Gleich als wenn ich am Ufer der See ſpazieren gehe und das große Lärmen höre, was ſie machet, ich zwar das beſondere Geräuſche jeder Welle höre, woraus das allgemeine Lärmen beſteht; allein ohne daß ich es unterſcheiden kann: ſo ſind auch unſre verwirrten Begriffe die Wirkung der Eindrücke, die das ganze Weltgebäude in uns machet. Eben ſo iſt es mit jeder Monas beſchaffen. Gott allein hat ein deutliches Erkenntniß von allem; denn er iſt die Quelle von allem: und man hat ſehr wohl geſagt, er ſey gleichſam der allgegenwärtige Mittelpunkt; ſein Umkreis aber ſey nirgends. Alles iſt ihm ſogleich gegenwärtig, ohne einige Entfernung von dieſem Mittelpunkte.

XIV. Was die vernünftige Seele, oder den Geiſt anbelanget, ſo iſt in ihm etwas mehr, als in den Monaden oder in den einfachen Subſtanzen. Er iſt nicht nur ein Spiegel des Weltgebäudes, ſondern auch noch ein Ebenbild Gottes. Der Geiſt hat nicht nur eine Empfindung von Gottes Werken; ſondern er iſt ſo gar fähig, etwas das ihnen gleichet, obgleich im Kleinen hervorzubringen. Denn, daß ich von den Wunderdingen der Träume nichts ſage, wo wir ohne Mühe, und ohne es einmal zu wollen, Dinge erfinden, darauf man lange Zeit würde ſinnen müſſen, um ſie im Wachen zu erfinden: ſo iſt auch unſere Seele in den freywilligen Handlungen erfinderiſch, und indem ſie die Wiſſenſchaften, nach welchen Gott die Dinge eingerichtet hat, nach Zahl, Maaß und Gewicht, entdecket; ſo ahmet ſie in ihrem Gebiethe und in ihrer kleinen Welt, wo es ihr erlaubet iſt, ſich zu üben, dasjenige nach, was Gott in der großen thut.

XV. Daher ſind ſowohl die Geiſter der Menſchen, als der Engel, da ſie kraft der Vernunft und ewigen Wahrheiten, in eine Art von Geſellſchaft mit Gott treten, Mitbürger der Stadt Gottes; das heißt des allervollkommenſten Staates, der von dem allergrößten und allerbeſten Monarchen angelegt worden und regiert wird: wo kein Laſter ohne Strafe, keine gute That ohne einen ihr gemäßen Lohn, und kurz, wo ſo viel Tugend und Glück zu finden iſt, als nur immermehr möglich ſeyn kann. Dieſes aber geſchieht nicht durch eine Verrückung in der Natur, als wenn das, was Gott den Seelen noch vorſparet, die Geſetze der Körper ſtörte; ſondern ſelbſt durch die Ordnung der natürlichen Dinge, kraft der zu aller Zeit vorherbeſtimmten Harmonie unter dem Reiche der Natur und dem Reiche der Gnade, unter Gott als dem Baumeiſter, und Gott, als dem Monarchen; ſo daß, die Natur zur Gnade führet, und die Gnade die Natur vollkommener machet, indem ſie ſich ihrer bedienet.

XVI. Alſo können wir, obgleich die Vernunft uns nicht die ganze Beſchaffenheit der großen Zukunft angeben kann, welches allein der Offenbarung vorbehalten iſt, dennoch verſichert ſeyn, und zwar aus eben dieſer Vernunft: daß alles beſſer gemachet ſey, als wir es wünſchen könnten. Da ferner Gott die allervollkommenſte und glücklichſte, folglich auch die allerliebenswürdigſte Subſtanz iſt; und die wahrhaftige lautere Liebe in einem Zuſtande beſteht, der ein Vergnügen über die Vollkommenheiten des Geliebten erwecket: ſo muß uns dieſe Liebe das größte Vergnügen ſchaffen, deſſen man nur fähig ſeyn kann, wenn Gott ſelbſt ihr Gegenſtand iſt.

XVII. Es iſt auch gar leicht, ihn gehörig zu lieben, wenn wir ihn ſo kennen, als ich geſagt habe. Denn obgleich Gott unſern äußerlichen Sinnen nicht merklich iſt, ſo iſt er doch ſehr liebenswürdig, und muß ein großes Vergnügen erwecken. Wir ſehen ja wie viel Vergnügen die Ehre den Menſchen machet, ungeachtet auch dieſe nicht in den Fähigkeiten der äußerlichen Sinne beſteht.

Die Märtyrer und Schwärmer, zeigen, obgleich die Zuneigung der letztern übel eingerichtet iſt, was das Vergnügen des Geiſtes vermag: und was noch mehr iſt, ſelbſt die ſinnliche Luſt läuft bloß auf ein intellectualiſches, verwirrt erkanntes Vergnügen hinaus.

Die Muſik bezaubert uns, ungeachtet ihre Schönheit nur in der Verhältniß der Zahlen und in der Rechnung beſteht, die wir nicht gewahr werden, und die die Seele gleichwohl macht: ſie beſteht in den Schlägen oder Schwingungen der tönenden Körper, die ſich durch gewiſſe Zwiſchenräume einander treffen. Das Vergnügen, welches das Geſicht in den Verhältniſſen der Größen findet, iſt von eben der Art: und dasjenige welches von andern Sinnen erweckt wird, wird auf etwas ähnliches hinaus laufen, ob wir es gleich ſo deutlich nicht erklären können.

XVIII. Man kann ſo gar ſagen, daß die Liebe zu Gott uns ſchon von nun an, einen Vorſchmack von der zukünftigen Herrlichkeit zu koſten giebt. Und ob ſie gleich nicht eigennützig iſt, ſo macht ſie doch durch ſich ſelbſt unſer größtes Glück, und unſern höchſten Nutzen aus geſetzt daß man keinen Nutzen dabey ſuchte, und nur das Vergnügen betrachtete was ſie verurſachte, ohne auf den Nutzen zu ſchauen, den ſie mit ſich führet; denn ſie wirket in uns eine vollkommene Zuverſicht, auf die Güte unſers Schöpfers und Herrn, die eine wahre Gemüthsruhe wirket: nicht ſo, wie bey den Stoikern, die ſich zu einer gezwungenen Geduld entſchloſſen, ſondern aus einer gegenwärtigen Genügſamkeit, die uns ſo gar ein zukünftiges Glück verſichert. Es kann auch außer dem gegenwärtigen Vergnügen, nichts für das Zukünftige nützlicher ſeyn: denn die Liebe zu Gott erfüllet noch unſere Hoffnungen, und leitet uns auf den Weg der höchſten Glückſeligkeit; weil kraft der in der Welt feſtgeſetzten vollkommenen Ordnung, alles aufs beſte, als es möglich geweſen, gemacht worden, ſo wohl in Abſicht auf das allgemeine Beſte, als auf das höchſte Gut derer ins beſondere, die davon verſichert und mit der göttlichen Regierung zufrieden ſind; welches bey denen, welche die Quelle alles Guten zu lieben wiſſen, nicht fehlen kann. Es iſt wahr, die höchſte Glückſeligkeit, ſie ſey gleich mit irgend einem ſeligmachenden Anſchauen, oder einer Erkenntniß Gottes verbunden, wie ſie wolle, kann niemals vollkommen ſeyn; indem Gott, da er unendlich iſt, nicht gänzlich erkannt werden kann.

Alſo wird und muß auch unſere Glückſeligkeit niemals in einem völligen Genuſſe beſtehen, dabey weiter nichts zu wünſchen übrig bliebe, und wo unſer Geiſt ſtumpf werden könnte; ſondern in einem beſtändigen Fortgange, von Ergetzungen und neuen Vollkommenheiten.

II. Neues Lehrgebäude

von der

Natur und Gemeinſchaft der Subſtanzen, wie auch von der Vereinigung der Seelen mit dem Körper. (*)

Es iſt bereits einige Jahre, daß ich auf dieſes Lehrgebäude gefallen bin, und es mit gewiſſen gelehrten Männern, inſonderheit aber mit einem der größten Gottesgelahrten und Philoſophen unſerer Zeit, überleget habe; welcher, da er meine Meynung von einer Perſon vom höchſten Stande erfahren, ſelbige für ſehr unerhört gehalten hatte. Nachdem er aber meine Erläuterungen geſehen, ſo nahm er ſein Wort auf die großmüthigſte und erbaulichſte Art von der Welt zurück; und indem er einen Theil meiner Sätze billigte, ſo enthielt er ſich dennoch des Tadels derer andern, die er noch nicht völlig genehm hielt. Seit dieſer Zeit bin ich in meinem Nachſinnen nach Gelegenheit, fortgefahren, damit ich der Welt nichts, als recht wohl unterſuchte Meynungen vortragen möchte; und habe mich auch bemüht, den Einwürfen wider meine dynamiſchen (**) Verſuche die mit gegenwärtigem Lehrgebäude eine Verwandſchaft haben, zu begegnen. Als endlich gewiſſe anſehnliche Leute meine Meynungen gern beſſer erläutert ſehen wollten: ſo habe ich dieſe Gedanken gewagt, ob ſie gleich ſehr ungewöhnlich ſind, und nicht für den Geſchmack aller Leute gehören. Dieſes habe ich hauptſächlich zu dem Ende gethan, daß ich mir die Urtheile aller derer zu nutzen machen könnte,

---

(*) Dieſe Schrift war ſchon in den Tagebüchern vom 27. Junius und 4. Julius 1695. bekannt gemacht worden.

könnte, die in dergleichen Materien eine Einſicht haben; weil es gar zu beſchwerlich ſeyn würde, diejenigen insbeſondere zu ſuchen und aufzufordern, welche geneigt ſeyn möchten mir einen Unterricht zu geben: den ich allezeit mit Freuden annehmen werde, wofern nur die Liebe zur Wahrheit darinnen mehr hervorleuchtet, als die Leidenſchaft gegen gewiſſe Meynungen, davon man eingenommen iſt.

Ungeachtet ich einer von denen bin, die ſich ſehr auf die Mathematik geleget haben: ſo habe ich doch auch von Jugend auf beſtändig der Weltweisheit nachgedacht. Mir kam es allezeit ſo vor, daß es ein Mittel gäbe, durch deutliche Demonſtrationen etwas gewiſſes in derſelben feſt zu ſetzen. Ich war auch bereits ziemlich weit in die Lehren der Scholaſtiker eingedrungen, als mich die Mathematik und die neuern Schriftſteller in ziemlich jungen Jahren ſchon wieder davon abzogen. Ihre ſchöne Art die Natur mechaniſch zu erklären bezauberte mich, und ich verachtete billig die Lehrart dererjenigen, welche nichts als Formen oder Kräfte gebrauchen, dadurch man nichts erlernet. Als ich aber ſeitdem die Grundſätze der Mechanik ſelbſt zu ergründen trachtete, um von den Geſetzen der Natur, die uns die Erfahrung zeiget, Grund zu geben: ſo ward ich gewahr, daß die bloße Betrachtung einer ausgedehnten Maſſe nicht hinlänglich ſey, und daß man noch den Begriff der Kraft brauche; welcher ſehr verſtändlich iſt, ungeachtet er zu der Metaphyſik gehöret. Mir kam auch die Meynung derer, welche die Thiere in bloße Maſchinen verwandeln oder herunterſetzen, ſehr unwahrſcheinlich und der Ordnung der Dinge widerlich vor, ungeachtet ſie möglich zu ſeyn ſcheint.

Als ich anfänglich das Joch des Ariſtoteles abgeſchüttelt: ſo war ich auf den leeren Raum und auf die Stäubchen verfal-

---

(**) Siehe die Acta Eruditorum vom Monate April 1695. p. 145. und vom September 1698. p. 472.

verfallen; denn dieſe füllen die Einbildungskraft am beſten. Als ich aber auch hiervon wieder abgieng, nachdem ich ſehr oft nachgedacht: ſo ward ich gewahr daß es unmöglich ſey, in der Materie allein, oder in dem was bloß leidend iſt, die **Gründe einer wahrhaften Einheit**, zu finden; indem alles darinnen nur eine Sammlung, oder ein Haufen unendlich vieler Theilchen iſt. Da nun die Menge ihre Wirklichkeit nur von den **wahrhaften Einheiten** haben kann, welche anders woher entſpringen, und ganz was anders ſind, als die Punkte; aus denen gewiß, das Stätige nicht zuſammengeſetzt ſeyn kann: ſo mußte ich, um dieſe **wirklichen Einheiten** zu finden, zu einem formalen Stäubchen meine Zuflucht nehmen; indem ein materialiſches Weſen nicht zu gleicher Zeit materialiſch und vollkommen untheilbar, oder mit einer wahrhaften Einheit begabet ſeyn kann. Ich mußte alſo die **ſubſtanzialiſchen Formen** wieder zurück holen, und wieder hervorſuchen, die heutiges Tages ſo verſchrieen ſind; dieſes aber mußte ich auf eine ſolche Art thun, daß ſie verſtändlich würden, und daß der rechte Gebrauch, wozu ſie dienen ſollen, von dem Misbrauche unterſchieden würde, der mit ihnen getrieben worden. Ich fand alſo, daß ihre Natur in der Kraft beſteht und daß hieraus etwas folget, welches mit der Empfindung und der Begierde eine Verwandtſchaft hat; und daß man ſich folglich dieſelben nach Art desjenigen Begriffes vorſtellen müſſe, den wir von den Seelen haben. Da indeſſen die Seele nicht gebraucht werden muß, um von der Beſchaffenheit der Einrichtung des thieriſchen Körpers, Rechenſchaft zu geben: ſo hielt ich auch dafür, man müſſe die Formen nicht gebrauchen um dadurch die beſondern Aufgaben in der Natur zu erklären; ungeachtet ſie nothwendig ſind, wenn man wahre und allgemeine Sätze feſt ſtellen will. Ariſtoteles nennet ſie die **erſten Entelechien**; ich aber nenne ſie vielleicht verſtändlicher, die **urſprünglichen Kräfte**: weil ſie nicht nur die Wirklichkeit, oder die Vollſtreckung der Möglichkeit, ſondern auch eine urſprüngliche Wirkſamkeit, in ſich enthalten.

Ich ſah ferner, daß dieſe Formen und dieſe Seelen, eben ſo wohl als unſer Geiſt, untheilbar ſeyn müßten; wie ich mich denn in der That erinnerte, daß dieſes die Meynung des heil. Thomas von Aquin, in Abſicht auf die Seelen der Thiere, geweſen. Allein dieſe Wahrheit erneuerte groſſe Schwierigkeiten, von dem Urſprunge und der Dauer der Seelen und der Formen. Denn eine jede Subſtanz, welche eine wirkliche Einheit hat, muß, da ſie weder ihren Anfang noch ihr Ende, anders als durch ein Wunderwerk haben kann, auch nicht anders als durch eine Schöpfung entſtehen, noch anders als durch eine Vernichtung ein Ende nehmen können. Alſo mußte ich erkennen, daß die eigentlichen Formen der Subſtanzen zugleich mit der Welt erſchaffen worden, und allezeit beſtehen; doch nehme ich hiervon die Seelen aus, welche Gott noch ausdrücklich erſchaffen will. So hatten auch ſchon etliche Scholaſtiker, als Albrecht der Groſſe, und Johann Baco, einen Theil dieſer Wahrheit im Abſehen auf ihren Urſprung, eingeſehen. Und dieſes darf niemanden befremden, weil man den Formen nur eben dieſelbe Dauer zuſchreibt, die die Gaſſendiſten ihren Stäubchen eingeräumet haben.

Gleichwohl hielt ich dafür, man müßte nicht ohne Unterſchied die Geiſter, oder die vernünftigen Seelen darein mengen, als welche von einem höhern Range ſind, und ungleich mehr Vollkommenheiten beſitzen, als dieſe in die Materie verſenkten Formen: da ſie in Vergleichung mit denſelben, gleichſam kleine Götter, auch nach Gottes Ebenbilde gemacht ſind, und in ſich ſelbſt etliche Stralen des göttlichen Lichtes haben. Daher regieret Gott die Geiſter, wie ein Fürſt ſeine Unterthanen regiert, und wie ein Vater für ſeine Kinder ſorget; dahingegen er über die andern Subſtanzen ſo waltet, wie ein Kriegsbaumeiſter mit ſeinen Werkzeugen umgeht. Alſo haben die Geiſter ihre eigenen Geſetze, wodurch ſie über alle Veränderungen der Materie erhaben ſind; und man kann ſagen, alles übrige ſey bloß für ſie gemacht, da die Veränderungen der Materie, ſelbſt zur Glückſeligkeit der Frommen, und zur Beſtrafung der Gottloſen eingerichtet ſind.

Doch, damit wir wieder auf die gewöhnlichen Formen, oder auf die materialiſchen Seelen kommen, ſo könnte wohl die Dauer, die man ihnen an der Stelle derjenigen Dauer beylegen muß, die man ehemals den Stäubchen zugeſtanden, einen auf den Zweifel bringen, ob ſie nicht von einem Körper in den andern gehen? welches eine eben ſolche Seelenwanderung ſeyn würde, als die Fortpflanzung der Bewegung und der Geſtalten oder Bilder, welche ſchon einige Weltweiſe geglaubt haben. Allein dieſe Einbildung geht von der Natur der Sachen weit ab. Es giebt gar keinen ſolchen Uebergang: und eben hier ſind mir die Verwandlungen der Herren Schwammerdamm, Malpighi und Leewenhoek, als lauter vortrefflicher Beobachter unſrer Zeit, zu Hülfe gekommen. Sie haben mich veranlaſſet lieber anzunehmen, daß das Thier, und eine jede andere organiſirte Subſtanz, nicht alsdann anfange, wenn wir es glauben, und daß ſeine ſcheinbare Zeugung nur eine Auswickelung und eine Art von Vergrößerung ſey. Ich habe auch bemerket, daß ſowohl der Verfaſſer der Recherche de la Verité, als Herr Regis, Herr Hartſöcker und andere geſchickte Männer, von dieſer Meynung nicht weit entfernet geweſen.

Allein die ſchwerſte Frage blieb noch immer übrig; was nämlich aus dieſen Seelen oder aus dieſen Formen, bey dem Tode des Thieres, oder bey der Zerſtörung des Körpers der organiſirten Subſtanz wird. Und eben dieſes macht die meiſte Verwirrung; zumal da es ſehr unbillig zu ſeyn ſcheint, daß die Seelen unnützlicher Weiſe in einem Chaos verwirrter Materie bleiben ſollten. Dieß hat mich denn endlich auf die Gedanken gebracht, daß man nur eine vernünftige Partey ergreifen könne; und das iſt dieſe: daß nicht nur die Seele erhalten wird, ſondern auch das Thier ſelbſt und ſeine organiſirte Maſchine; obgleich der Untergang der gröbern Theile dieſelbe ſo klein machet, daß ſie unſern Sinnen eben ſo gut entwiſchet, als ehe ſie gebohren ward. Es kann auch niemand die wahrhafte Zeit des Todes recht bemerken, welche wohl lange Zeit nur für eine Unterbrechung der merkwürdigen Wirkungen gelten kann, und in der That in den ſchlechten Thieren niemals etwas anders iſt. Dieſes beweiſet die Auferweckung der erſäuften Fliegen, die man nachmals unter geſchabte Kreide vergräbt, und viel andre dergleichen Beyſpiele: welches zur Genüge zu erkennen geben kann, daß es noch viel andere und wichtigere Auferweckungen geben würde, wenn die Menſchen im Stande wären, der Maſchine wieder zu rechte zu helfen. Es iſt auch wahrſcheinlich, daß der große **Demokritus** von etwas ähnlichem redet, ſo ein Atomiſt er auch war; ob ihn gleich **Plinius** deswegen höhnet. Es iſt alſo natürlich, daß das Thier, da es jederzeit lebendig, und organiſirt geweſen, (wie ſolches bereits viel ſehr ſcharfſinnige Leute zu glauben anfangen,) auch allezeit lebendig bleibe: und da es alſo keine erſte Geburt, und keine gänzlich neue Zeugung des Thiers giebt; ſo folget auch daraus, daß es weder eine endliche Vertilgung deſſelben, noch einen nach metaphyſiſcher Schärfe genommenen gänzlichen Tod, geben werde. Folglich giebt es, an ſtatt der Seelenwanderungen, nur eine Verwandelung deſſelben Thieres, nachdem die Werkzeuge verſchiedentlich gefaltet ſind, und mehr oder weniger entwickelt werden.

Die vernünftigen Seelen indeſſen richten ſich nach viel höhern Geſetzen, und ſind frey von allem, welches ſie um die Eigenſchaft der Bürger der Geiſterwelt, bringen könnte.

Gott hat hievor ſchon ſo gut geſorgt, daß alle Veränderungen der Materie ihnen die moraliſchen Eigenſchaften ihrer Wirklichkeit nicht rauben können. Ja, man kann ſagen, es ſtrebe alles nach der Vollkommenheit, nicht nur des Weltgebäudes überhaupt, ſondern auch ſeiner Geſchöpſe ins beſondere: welche zu einem ſolchen Grade der Glückſeligkeit beſtimmet ſind, daß das Weltgebäude ſelbſt mit darein verwickelt iſt; und dieſes kraft der göttlichen Gütigkeit, die ſich einem jeden mittheilet, in ſo weit es die höchſte Weisheit zulaſſen kann.

Was aber den ordentlichen Lauf der Thiere und anderer körperlichen Subſtanzen betrifft, deren gänzliche Vernichtung man bisher geglaubt hat, und deren Veränderung vielmehr von den mechaniſchen Regeln abhängen, als von den moraliſchen Geſetzen; ſo habe ich mit großem Vergnügen wahrgenommen, daß der alte Verfaſſer des Buchs von der Diät, welches man dem Hippokrates zueignet, die Wahrheit einigermaßen eingeſehen, indem er ausdrücklich ſaget: daß die Thiere, weder gebohren werden, noch ſterben, und daß die Dinge davon man glaubet, daß ſie entſtehen oder untergehen, nur erſcheinen, und wieder verſchwinden. Dieſes war auch die Meynung des Parmenides, und des Meliſſus beym Ariſtoteles: denn dieſe Alten waren viel gründlicher, als man es gemeiniglich glaubet.

Ich bin ſo bereit als jemand, den Neuern ihre gebührende Ehre zu geben; gleichwohl finde ich, daß ſie gar zu weit gegangen ſind, indem ſie unter andern die natürlichen Dinge mit den künſtlichen vermenget haben: weil ihre Begriffe von der Majeſtät der Natur, nicht erhaben genug geweſen. Sie ſtellen ſich vor, daß der Unterſchied, der unter ſolchen Maſchinen und den unſrigen iſt, nur den Graden nach unterſchieden ſey. Dieſes hat ſeit kurzem einen ſehr geſchickten Mann veranlaſſet, in ſeinen Geſprächen von mehr als einer Welt, zu ſagen: daß man, wenn man die Natur genauer betrachte, ſelbige lange nicht ſo wundernswürdig finde, als man wohl gedacht hätte, da ſie gleichſam nur die Werkſtatt eines Künſtlers wäre. Mich dünkt, dieſer Begriff iſt zu ſchlecht für die Natur; und nur unſer Lehrgebäude kann endlich den wahren und unermeßlichen Unterſchied unter den geringſten Werken und mechaniſchen Dingen der göttlichen Weisheit, und unter den größten Meiſterſtücken der Kunſt eines eingeſchränkten Geiſtes, zeigen; indem dieſer Unterſchied nicht nur in den Graden, ſondern in der Gattung ſelbſt, beſteht. Man muß alſo wiſſen, daß die Maſchinen in der Natur eine wirklich unendliche Zahl von Werkzeugen haben, zugleich aber auch ſo wohl verſehen, und vor allen Zufällen geſichert ſind, daß es nicht möglich iſt, ſie zu zerſtören. Eine natürliche Maſchine, bleibt auch in ihren mindeſten Theilen noch immer eine Maſchine, und was noch mehr iſt, ſie bleibt allezeit eben dieſelbe Maſchine, die ſie geweſen iſt; indem ſie nur durch unterſchiedene neue Falten verwandelt, und bald ausgedehnet, bald wieder eingezogen, und gleichſam concentrirt wird, wenn man glaubt, daß ſie gänzlich verlohren ſey.

Noch mehr; durch Beyhülfe der Seele oder der Forme, findet man eine wahrhafte Einheit, die mit demjenigen überein kömmt, was man in uns ich nennet: dieſes aber kann weder bey den Maſchinen der Kunſt, noch in der bloßen Maſſe der Materie ſtatt haben, ſie ſey ſo organiſirt als ſie wolle. Denn man kann ſie nicht anders betrachten als ein Kriegsheer, oder als eine Heerde, oder als einen Teich voller Fiſche, oder als eine Uhr die aus Federn und Rädern zuſammengeſetzt iſt. Wenn es indeſſen keine wahrhaftig ſubſtantielle Einheiten gäbe, ſo würde in dem ganzen Innbegriffe nichts Selbſtändiges noch Wirkliches ſeyn. Dieſes hatte den Herrn Cordemoi genöthiget, vom Carteſius abzugehen, und die Lehre von des Demokritus Stäubchen zu erwählen, um eine wahrhafte Einheit auszufinden. Allein die materialirialiſchen Stäubchen ſind der Vernunft zuwider; außer daß auch ſie wiederum aus Theilen zuſammen geſetzet ſind, weil die unüberwindliche Verbindung eines Theiles mit dem andern (wenn man dieſes begreifen oder mit Grunde vorausſetzen könnte) ihren Unterſchied von einander doch nicht aufheben würde. Bloß die ſubſtantialiſchen Stäubchen, das heißt, die wirklichen Einheiten, welche ſchlechterdings keine Theile haben, ſind die Quellen der Wirkungen, und die erſten unbedingten Urweſen der Zuſammenſetzung der Dinge, und gleichſam die letzten Elemente von der Auflöſung der Subſtanzen. Man könnte ſie metaphyſiſche Punkte nennen; ſie haben etwas lebendes und eine Art von Empfindung in ſich, und die mathematiſchen Punkte ſind ihr Geſichtspunkt, um das Weltgebäude auszudrücken. Allein, wenn die körperlichen Subſtanzen wieder zuſammen gezogen werden, ſo machen alle ihre Werkzeuge zuſammen, in Abſicht auf uns, nur einen phyſikaliſchen Punkt aus. Alſo ſind die phyſikaliſchen Punkte nur dem Scheine nach theilbar: die mathematiſchen Punkte ſind richtig, aber es ſind nur Modalitäten. Bloß die metaphyſiſchen oder ſubſtantialiſchen Punkte (die aus den Formen oder Seelen beſtehen) ſind richtig oder wirklich; und außer ihnen würde gar nichts Wirkliches ſeyn, weil ohne die wahrhaften Einheiten keine Vielheit ſeyn würde.

Nachdem ich alles dieſes feſtgeſetzet hatte, ſo glaubte ich im Hafen und geborgen zu ſeyn; allein als ich der Vereinigung der Seelen mit dem Körper recht nachdachte, ſo ward ich gleichſam von neuem in die offene See geworfen. Denn ich fand nicht das geringſte Mittel, zu erklären, wie der Leib der Seelen etwas mittheile, und umgekehrt; noch wie eine Subſtanz mit einer andern erſchaffenen Subſtanz eine Gemeinſchaft haben könne. Carteſius hatte hier ſchon nicht weiter gewußt, ſo viel man aus ſeinen Schriften

ten ſehen kann. Allein als ſeine Schüler ſahen, daß die gemeine Meynung unbegreiflich war, ſo dachten ſie: wir empfänden die Eigenſchaften der Körper, weil Gott bey Gelegenheit der Bewegungen der Materie, gewiſſe Gedanken in der Seele entſtehen läßt; und wenn hinwiederum unſre Seele den Körper bewegen will, ſo hielten ſie dafür, daß Gott ihn an ihrer ſtatt bewege. Da aber die Mittheilung der Bewegungen ihnen dennoch unbegreiflich vorkam, ſo glaubten ſie, daß Gott einem Körper, bey Gelegenheit der Bewegung eines andern Körpers, eine Bewegung mittheile. Dieſes nennen ſie das **Lehrgebäude der veranlaſſenden Urſachen**, welches durch die ſchönen Betrachtungen des Verfaſſers der Recherche de la Verité, ſehr in Schwang gebracht worden iſt.

Man iſt allerdings in die Schwierigkeit tief eingedrungen, da man geſagt hat was ganz unmöglich ſey: allein man ſcheint ſie dadurch noch nicht gehoben zu haben, daß man erkläret hätte, was wirklich geſchieht. Es iſt wahr, daß es keinen wirklichen Einfluß einer erſchaffenen Subſtanz in die andere giebt, wenn man nach metaphyſiſcher Schärfe redet, und daß alle Dinge, mit allem was ſie wirkliches an ſich haben, beſtändig durch Gottes Kraft hervorgebracht werden. Allein um die Aufgaben aufzulöſen, iſt es noch nicht genug, daß man ſich der allgemeinen Urſache bediene, und einen ſo genannten Deum ex Machina herbey hole. Denn wenn man dieſes thut, ohne eine andere Erklärung aus den cauſis ſecundis zu geben, ſo nimmt man ganz eigentlich ſeine Zuflucht zu einem Wunderwerke. In der Weltweisheit muß man ſuchen Grund zu geben, indem man die Art und Weiſe zu erkennen giebt, wie alle Sachen durch die göttliche Weisheit zugehen, dem Begriffe desjenigen Subjects gemäß, davon die Rede iſt.

Da man nun zugeſtehen muß, es ſey unmöglich, daß die Seele, oder irgend eine andre wahrhafte Subſtanz, etwas von außen mitgetheilet bekommen kann, es müßte denn durch die göttliche Allmacht geſchehen : ſo ward ich nach und nach auf eine Meynung geleitet, die mich ſelbſt wunder nahm; die aber unvermeidlich zu ſeyn ſcheint, und auch in der That ſehr große Vortheile und wichtige Schönheiten an ſich hat. Nämlich, man müſſe ſagen, daß Gott gleich anfangs die Seele, oder irgend eine andre wirkliche Einheit geſchaffen; ſo daß in ihr alles aus ihrer eignen Quelle entſpringt, durch eine vollkommene **Willkühr** in Abſicht auf ſie ſelbſt, und gleichwohl auch mit einer völligen **Uebereinſtimmung** mit den äußerlichen Dingen. Da nun unſere innerlichen Empfindungen, das heißt, die in der Seele ſelbſt ſind, und nicht nur im Gehirne, noch in den feinen Theilchen des Körpers, nur wohl zuſammenhangende Erſcheinungen auf die äußerlichen Weſen ſind, oder wahrhafte Anſcheinungen, die den wohlgeordneten Träumen gleichen : ſo müſſen auch dieſe innerlichen Begriffe in der Seele ſelbſt, kraft ihrer eignen urſprünglichen Verfaſſung, begegnen; das heißt kraft der vorſtellenden Natur (welche fähig iſt, die Dinge die außer ihr ſind, in Abſicht auf die Werkzeuge, auszudrücken) die ihr ſogleich bey der Schöpfung gegeben worden, und die ihren individualiſchen Character ausmacht. Da nun eine jede von dieſen Subſtanzen, das ganze Weltgebäude auf ihre Art, und nach einem gewiſſen Geſichtspunkte, genau vorſtellt ; und da die Bilder und Ausdrücke der äußerlichen Dinge, zu geſetzter Zeit, kraft ihrer eigenen Geſetze, in die Seele kommen, wie ſie in der Welt vorgehen und gleich als ob niemand darinnen vorhanden wäre, als Gott und ſie allein, (damit ich mich einer Redensart bediene, die eine gewiſſe ſehr ſcharfſinnige Perſon gebrauchet, deren Frömmigkeit weltkündig iſt) ſo wird es eine völlige Uebereinſtimmung unter dieſen Subſtanzen geben, die eben dieſelbe

ſelbe Wirkung hat, als man unter ihnen bemerken würde, wenn ſie ihre Bilder, oder diejenigen Qualitäten, die der gemeine Haufen der Philoſophen ſich einbildet, einander zuſchickten. Da noch überdieß die organiſirte Maſſe, darinnen der Geſichtspunkt der Seele iſt, näher vorgeſtellet wird; und da dieſe hinwiederum bereit iſt, nach den Geſetzen der körperlichen Maſchine, in dem Augenblicke da die Seele es haben will, von ſelbſt zu wirken, ohne daß eine die Geſetze der andern ſtöre, und da die Lebensgeiſter und das Blut eben alsdann die gehörigen Bewegungen haben, um mit den Leidenſchaften und den Begriffen der Seele einſtimmig zu ſeyn: ſo bringt dieſe gegenſeitige Uebereinſtimmung, die in jeder Subſtanz des Weltbaues ſchon im Voraus eingerichtet worden iſt, dasjenige hervor, was wir ihre Gemeinſchaft nennen, und welches einzig und allein die **Vereinigung des Leibes mit der Seelen** ausmacht. Hieraus kann man auch lernen, wie die Seele ihren Sitz im Körper durch eine unmittelbare Gegenwart habe: die nicht größer ſeyn konnte als ſie iſt, indem ſie darinnen ſo iſt, wie die Einheit in der Summe der Einheiten, woraus die Vielheit beſteht.

Dieſe Meynung nun iſt ſehr möglich. Denn warum ſollte Gott nicht gleich anfangs der Subſtanz eine Natur oder innerliche Kraft geben können, die nach und nach in ihr alles hervorbringen könnte, was ihr begegnen wird; (wie in einem **geiſtigen oder förmlichen Kunſtwerke**, welches aber bey einem vernünftigen Weſen frey iſt,) das heißt, alle Erſcheinungen oder Bilder, die ſie haben wird, und dieſes ohne Beyhülfe irgend einer Creatur? Zumal da die Natur der Subſtanz nothwendig entweder eine Veränderung, oder einen Fortgang erfordert und weſentlich einſchließt, ohne welches ſie keine Kraft würde zu wirken haben. Und da nun dieſe Natur der Seelen das Weltgebäude auf eine ſehr genaue Art, obgleich deutlicher oder undeutlicher vorſtellet; ſo wird die Folge von den Vorſtellungen, die die Seele in ſich hervorbringt, natürlicher Weiſe, mit den Veränderungen des Weltbaues ſelbſt übereinſtimmen: ſo wie hinwiederum der Körper, in denen Gelegenheiten, wo man ſie ſich vorſtellet, als wenn ſie äußerlich wirkte, nach der Seele eingerichtet worden iſt: und dieſes iſt deſto vernünftiger, da die Körper nur bloß für die Geiſter gemacht ſind, welche mit Gott in Gemeinſchaft ſtehen und ſeine Herrlichkeit preiſen können. So bald man alſo die Möglichkeit von dieſem **Lehrgebäude der vorherbeſtimmten Harmonie** einſieht, ſo ſieht man auch, daß es das vernünftigſte ſey, und einen verwunderungswürdigen Begriff von der Harmonie des Weltgebäudes, und von der Vollkommenheit der Werke Gottes macht.

Es iſt auch noch dieſer große Vortheil dabey: denn anſtatt, daß man bisher geſagt hat, wie es auch verſchiedene ſcharſſinnige Leute immer geglaubt haben, wir wären nur dem Scheine nach frey, und auf eine Art die zur Ausübung hinlänglich wäre; ſo muß man nunmehro ſagen, daß wir vielmehr nur dem Scheine nach gezwungen werden, und daß wir nach aller Schärſe der metaphyſiſchen Ausdrücke, in Abſicht auf den Einfluß aller andern Creaturen, vollkommen unabhänglich ſind. Dieſes ſetzet auch noch die Unſterblichkeit unſerer Seelen in ein vortreffliches Licht, und die beſtändig einträchtige Erhaltung unſers Körpers, der ſeiner Natur nach vor allen äußerlichen Zufällen vortrefflich verwahret iſt, ſo wahrſcheinlich das Gegentheil auch zu ſeyn ſcheint. Niemals hat ein Lehrgebäude uns auf eine deutliche Art höher erhaben. Da ein jeder Geiſt gleichſam eine Welt für ſich iſt, da er ſich ſelbſt genug und von allen andern Creaturen unabhänglich iſt, da er das unendliche in ſich begreiſt, eben ſo dauerhaft iſt als daſſelbe, eben ſo ſelbſtändig iſt als daſſelbe, und eben ſo unumſchränkt iſt, als das Weltgebäude der Creaturen ſelbſt: alſo kann man ſchließen, daß er allezeit darinnen

innen wirkſam ſeyn werde, auf diejenige Art, welche am fähigſten iſt, zur Vollkommenheit der Geſellſchaft aller Geiſter, welche ihre moraliſche Vereinigung in der Stadt Gottes ausmacht, etwas beyzutragen. Man findet auch darinnen einen neuen Beweis von dem Daſeyn Gottes, der ungemein klar und deutlich iſt. Denn dieſe vollkommene Uebereinſtimmung ſo vieler Subſtanzen, die gar keine Verhältniß mit einander haben, kann von nichts anderm, als von der allgemeinen Urſache herkommen.

Außer allen Vortheilen die dieſe Meynung angenehm machen, kann man noch ſagen, daß ſie auch etwas mehr als ein bloßer Begriff ſey: weil es gar nicht möglich zu ſeyn ſcheint, die Sachen auf eine andere verſtändliche Art zu erklären; und weil viel große Schwierigkeiten, die bisher ſo viel zu ſchaffen gemacht, von ſich ſelbſt zu verſchwinden ſcheinen, ſo bald man dieſelbe wohl begriffen. Auch die gewöhnlichen Redensarten beſtehen noch ziemlich gut damit. Denn man kann ſagen: daß die Subſtanz, deren Verfaſſung auf eine verſtändliche Art einen Grund von der Veränderung giebt, (ſo daß man urtheilen kann, die andern wären nach ihr, in dieſem Stücke, von Anbeginn nach dem Rathſchluſſe Gottes eingerichtet worden) diejenige iſt, die man ſich hierinnen vorſtellen muß, als ob ſie nachmals über die andern wirkte. Die Wirkung einer Subſtanz über eine andre, iſt auch keine Ausſchickung oder Verpflanzung einer Entität, wie ſichs der gemeine Mann vorſtellt, und kann vernünftiger Weiſe nicht anders begriffen werden, als wie ich geſaget habe. Es iſt wahr, man begreift in der Materie die Ausſchickung und Annehmung der Theile gar wohl, durch welche man ganz billig die phyſikaliſchen Begebenheiten erkläret: allein da die materialiſche Maſſe keine Subſtanz iſt, ſo iſt es augenſcheinlich, daß die Wirkung, in Abſicht auf die Subſtanz, ſelbſt nichts anders ſeyn kann, als was ich geſagt habe.

Dieſe Betrachtungen haben, ſo metaphyſiſch ſie auch ausſehen, noch einen ungemeinen Nutzen in der Phyſik, um die Geſetze der Bewegung feſt zu ſetzen, wie meine Dynamik dieſes zeigen wird. Denn man kann ſagen, daß bey dem Anſtoßen der Körper, nur ein jeder nach ſeiner eignen Kraft leide, die durch die Bewegung die bereits in ihm iſt, verurſachet wird. Und was die unbedingte Bewegung betrifft, ſo kann nichts dieſelbe mathematiſch beſtimmen, weil ſich alles auf lauter Verhältniſſe gründet: daher eben kömmt allezeit eine völlige Gleichgültigkeit der Hypotheſen, wie in der Aſtronomie; ſo daß, man nehme gleich ſo viel Körper man wolle, es gleich viel iſt, ob man die Ruhe, oder einen gewiſſen Grad der Geſchwindigkeit für denjenigen erwählet, den man davon ausſuchen will; ohne daß die Phaenomena der geraden, oder zirkelförmigen, oder zuſammengeſetzten Bewegungen, einen widerlegen können. Gleichwohl iſt es vernünftig, daß man den Körpern wirkliche Bewegungen zueigne, nach der Vorausſetzung die auf die verſtändlichſte Art von den Begebenheiten Grund giebt; denn dieſe Benennung iſt dem Begriffe von der Wirkung, die wir vorausgeſetzt haben, am gemäßeſten.

III.

Erſte Erläuterung

Des neuen Lehrgebäudes von der Gemeinſchaft der Subſtanzen, als eine Antwort auf die Nachricht des Herrn Foucher, welche in das Journal des Savans vom 12. Sept. 1695. eingerücket worden. (*)

Ich erinnere mich, mein Herr, daß ich Ihrem Verlangen eine Genüge gethan zu haben glaubte, da ich Ihnen vor einigen Jahren meine philoſophiſche Hypotheſin mittheilte; ungeachtet ich Ihnen zugleich bezeugte, daß ich noch nicht entſchloſſen wäre, mich dazu zu bekennen. Ich forderte dagegen Dero Meynung davon: allein mich dünkt nicht, daß ich einige Einwürfe von Ihnen erhalten habe; ſonſt würde ich, da ich ganz gelehrig bin, Ihnen nicht die Mühe gemacht haben, mir zweymal einerley zu ſagen. Indeſſen kommen ſie auch jetzt, nach Bekanntmachung meiner Meynung, noch zu rechter Zeit. Denn ich gehöre nicht zu der Zahl derer, denen es ſtatt aller Gründe iſt, daß ſie ſich in eine Sache eingelaſſen haben: welches Sie zur Gnüge erfahren werden, ſobald Sie einige richtige und dringende Einwürfe wider meine Meynungen werden vorbringen können; welches unfehlbar dieſesmal Dero Meynung nicht geweſen. Sie haben als ein geſchicktes Mitglied der akademiſchen Secte reden, und dadurch Gelegenheit geben wollen, die Sachen tiefer zu ergründen.

Ich

(*) Dieſe Antwort iſt auch in dem Tagebuche der Gelehrten vom 2. und 9. April 1696. bekannt gemacht worden.

Ich habe hier nicht die Urſachen der Ausdehnung, ſondern die *wirkliche Ausdehnung*, oder die *Ausdehnung der körperlichen Maſſe*, erklären wollen: und dieſe Grundſätze ſind, meiner Meynung nach, die *wirklichen Einheiten*, das heißt, die mit einer wahrhaften Einheit begabten Subſtanzen. Die Einheit einer Uhr, deren Sie, mein Herr, gedenken, iſt bey mir ganz was anders, als die Einheit eines Thieres; weil dieſes wohl eine, mit einer wahrhaften Einheit begabte Subſtanz ſeyn könnte, als z. E. dasjenige in uns iſt, was wir *ich* nennen: da hingegen eine Uhr nur etwas Zuſammengeſetztes iſt. Ich ſetze das empfindende Weſen der Thiere nicht in die Einrichtung der Werkzeuge; und ich gebe zu, daß es nur die körperliche Maſſe betrifft. Es ſcheint auch, daß Sie mir nicht unrecht geben, wenn ich wahrhafte Einheiten begehre, um dadurch die ſubſtanzialiſchen Formen wieder herzuſtellen. Allein wenn Sie, mein Herr, zu ſagen ſcheinen, daß die Seele der Thiere auch vernünftig ſeyn müſſe, wofern ſie eine Empfindung bekommen ſoll: ſo bedienen Sie ſich hier einer Folgerung, deren Stärke ich noch nicht einſehe.

Sie erkennen mit einer lobenswürdigen Aufrichtigkeit, daß meine Meynung von der Uebereinſtimmung oder Mitwirkung möglich ſey. Allein Sie haben doch noch einigen Widerwillen dagegen. Dieß kömmt unfehlbar daher, weil Sie dieſelbe bloß für willkührlich angeſehen haben, indem Sie nicht unterrichtet geweſen, daß ſie lediglich aus meiner Meynung von den Einheiten, fließet. Denn alles iſt darinnen verbunden. Sie fragen alſo, mein Herr, *worzu alle dieſe Künſteleyen dienen ſollen?* die ich dem Urheber der Natur beymeſſe. Gerade als wenn man ihm jemals zu viel zuſchreiben könnte; und als ob dieſe genaue Uebereinſtimmung, die die Subſtanzen, kraft ihrer eigenen Geſetze unter einander haben, und die ſie eine jede gleich anfangs empfangen haben, nicht eine an ſich ſelbſt vortrefflich ſchöne

Sache wäre, die ihrem Urheber ſehr anſtändig iſt? Sie fragen auch, was für einen Vortheil ich dabey habe? Ich könnte mich auf das beziehen, was ich bereits geſagt habe: gleichwohl antworte ich erſtlich, daß, ſo bald eine Sache unfehlbar vorhanden ſeyn muß, es zu ihrer Zulaſſung nicht nöthig ſey, daß man erſt frage, wozu ſie dienen ſoll? Wozu dient z. E. die Incommenſurabilität der Seiten, mit der Diagonallinie? Zum andern antworte ich, daß dieſe Uebereinſtimmung zur Erklärung der Gemeinſchaft der Subſtanzen, und der Vereinigung der Seelen mit dem Körper, nach den vorherbeſtimmten Geſetzen der Natur diene, ohne daß man zu einem Ausfluſſe der Bilder ſchreiten dörfe, als welche unbegreiflich iſt; noch zu einer neuen Beyhülfe Gottes, die ſich nicht ſonderlich zu ſchicken ſcheint. Denn man muß wiſſen, daß, ſo wie es in der Materie Geſetze der Natur giebt, es auch in den Seelen und Formen welche gebe, und dieſe Geſetze bringen dasjenige mit ſich, was ich geſagt habe.

Man wird mich ferner fragen, woher es doch komme, daß Gott ſich nicht begnügen läßt, alle Gedanken und Abänderungen der Seele, ohne alle dieſe unnützen Körper hervorzubringen, welche, ſagt man, die Seele weder bewegen noch erkennen kann? Die Antwort iſt gar leicht. Gott hat nämlich gewollt, daß es vielmehr viele als wenig Subſtanzen geben ſollte, und er hat es für gut befunden, daß dieſe Abänderungen der Seele mit irgend einer äußerlichen Sache übereinſtimmen ſollten. Es giebt keine einzige unnützliche Subſtanz; ſie tragen alle zu Gottes Entwurfe etwas bey. Ich mag auch gar nicht zugeben, daß die Seele die Körper nicht kenne: ungeachtet dieſe Kenntniß ohne allen Einfluß des einen über den andern zugeht. Ich würde ſogar ohne Bedenken ſagen, daß die Seele den Körper bewege, und ſo wie ein Copernicaner wirklich von dem Aufgange der Sonnen, ein Platoniker von der Wirklichkeit der Materie, und ein Carteſianer von der Wirklichkeit der ſinnlichen Beſchaffenheiten redet; ſo glaube ich auch, wofern man es nur richtig verſtehen will: es ſey ſehr wahr, daß die Subſtanzen auf einander wirken, wenn man es nur ſo verſteht, daß eine die Urſache der Veränderung in der andern, kraft der Geſetze der Uebereinſtimmung, ſey. Was man, in Abſicht auf die *Schlafſucht der Körper* ſaget, *welche unthätig ſeyn würden, indem die Seele ſie in voller Bewegung zu ſeyn glaubte*, ſo kann dieſer Einwurf, wegen eben dieſer unausbleiblichen Uebereinſtimmung, welche die göttliche Weisheit feſtgeſetzet hat, nicht ſtatt haben. Ich weis von dieſen *eiteln Maſſen*, davon man redet, *die unnützlich und unthätig ſeyn ſollen*, gar nichts. Es iſt alles ganz wirkſam, und dieſes ſetze ich noch feſter, als die ordentliche Weltweisheit es thut; denn ich glaube, daß es gar keinen Körper ohne Bewegung, noch eine Subſtanz ohne Beſtrebung giebt.

Ich verſtehe auch nicht, worinn der Einwurf beſteht, der in folgenden Worten enthalten iſt: *In Wahrheit, mein Herr, ſieht man nicht, daß dieſe Meynungen bloß mit Fleiß erdacht ſind, und daß dieſe Lehrgebäude, da ſie zu ſpät kommen, nur geſchmiedet worden, um gewiſſen Grundſätzen auszuhelfen.* Alle Hypotheſes ſind mit Fleiß gemacht, und alle Lehrgebäude kommen zu ſpät, um die Phaenomena oder den Augenſchein zu retten: allein ich ſehe noch nicht, welches die Grundſätze ſind, davon ich eingenommen ſeyn ſoll, und denen ich aushelfen wolle. Soll dieſes ſo viel ſagen, daß ich zu meiner Hypotheſi noch beſtändig durch Gründe a priori, oder durch gewiſſe Grundſätze getrieben werde, wie denn dieſes in der That iſt: ſo iſt ja dieß vielmehr ein Lob meiner Hypotheſis, als ein Einwurf. Gemeiniglich iſt es genug, wenn eine Hypotheſis a poſteriori bewieſen wird, weil ſie den Begebenheiten eine Genüge thut; wenn man aber noch andre Gründe a priori hat, ſo iſt es deſto beſſer. Allein, vielleicht will dieſes ſagen, daß ich, da ich mir eine neue Meynung erdichtet, dieſelbe gern anbringen wollen, und dieſes mehr, um mir das Anſehen eines Erfinders zu geben, als daß ich irgend eine Nutzbarkeit darinn geſehen hätte. Ich weis nicht, mein Herr, ob Dero Meynung von mir ſo ſchlecht iſt, daß Sie mir dergleichen Gedanken zutrauen können. Sie wiſſen, daß ich die Wahrheit liebe, und daß wenn ich ſo ſehr nach Neuerungen ſtrebte, ich mir es angelegener würde ſeyn laſſen, Neuigkeiten vorzubringen, auch ſo gar diejenigen, deren Gründlichkeit bekannt iſt. Damit aber diejenigen, welche mich nicht ſo gut kennen, dero Worten keinen Sinn beylegen mögen, der meinem Vorſatze zuwider iſt: ſo darf ich nur ſagen, es ſey meiner Meynung nach unmöglich, die actionem immanentem welche dem Geſetze der Natur gemäß iſt, anders zu erklären; und daß ich geglaubet habe, der Nutzen meiner Hypotheſis würde aus der Schwierigkeit erhellen, die die geſchickteſten Philoſophen unſrer Zeit in der Gemeinſchaft der Geiſter und Körper, ja ſo gar der körperlichen Subſtanzen unter einander, gefunden haben; ja ich weis nicht, ob nicht Ihnen ſelbſt, mein Herr, dieſe Sache ſchwierig vorgekommen iſt. Es iſt wahr, daß es nach meiner Meynung, in allen Subſtanzen einen Trieb giebt: aber dieſer Trieb iſt eigentlich zu reden, in der Subſtanz ſelbſt; und was daraus in den andern folget, das geſchieht nur, kraft der vorherbeſtimmten Harmonie (wenn ich mich dieſes Ausdrucks bedienen darf,) nicht aber kraft eines wirklichen Einfluſſes, oder einer Mittheilung gewiſſer Bilder oder Beſchaffenheiten. Da ich bereits erkläret habe, was die Thätigkeit und das Leiden ſey, ſo kann man daraus auch ſchließen, was der Trieb und der Widerſtand ſey.

Man weis, ſagen ſie ferner, mein Herr, daß man noch viele Fragen machen kann, ehe man dieſe beantworten wird, die ich rege gemacht habe. Vielleicht aber werden Sie finden, daß ich ſie bereits gemacht habe. Ich weis auch nicht, ob nicht die Anhänger der Akademie, dasjenige was in ihrer Methode gut iſt, ſchärfer und nachdrücklicher geprüfet haben, als ich gethan. Ich billige es ſehr, daß man die Wahrheiten von ihren erſten Grundſätzen her zu beweiſen trachte. Dieſes iſt nützlicher, als man denkt; und ich ſelbſt habe dieſe Regel ausgeübt: daher gebe ich demjenigen Beyfall, was Sie, mein Herr, davon ſagen; ja ich wollte, daß Ihr Exempel unſere Weltweiſen veranlaſſete, gehörig daran zu denken. Ich will noch eine Betrachtung hinzuſetzen, die mir wichtig zu ſeyn ſcheint, um die Wirklichkeit und den Nutzen meines Lehrgebäudes deſto begreiflicher zu machen. Sie wiſſen, daß Carteſius geglaubet hat, es erhalte ſich in den Körpern einerley Grad der Bewegung. Man hat ihm gewieſen, daß er ſich hierinn irre; ich aber habe gezeigt, daß es allezeit wahr iſt, daß ſich dieſelbe bewegende Kraft erhalte, dafür er die Größe der Bewegung angenommen hatte. Gleichwohl verwirreten ihn die Veränderungen, welche in den Körpern, den Modificationen der Seele zufolge, vorgehen, weil ſie dieß Geſetz zu verletzen ſcheinen. Er glaubte alſo ein Mittel gefunden zu haben, welches auch in der That ſinnreich iſt; er ſagte nämlich, man müſſe einen Unterſchied unter der Bewegung, und unter der Richtung machen, und die Seele könne die bewegende Kraft weder vermehren noch vermindern; ſondern ſie verändere nur die Richtung oder Beſtimmung des Laufs der Lebensgeiſter, und daher kämen die freywilligen Bewegungen. Es iſt wahr, daß er ſich nicht getrauete zu erklären, wie die Seele es mache, daß ſie den Lauf der Körper hindert; indem ſolches eben ſo unbegreiflich ſchien, als wenn man ſagte, ſie gäbe ihnen die Bewegung, wofern man ſich nicht mit mir zu der vorherbeſtimmten Harmonie wendet: allein man muß wiſſen, daß es noch ein ander Geſetz der

Natur giebt, welches ich entdecket und bewieſen habe, und davon Herr Carteſius nichts gewußt hat: nämlich, daß nicht nur derſelbe Grad der bewegenden Kraft erhalten werde, ſondern auch derſelbe Grad der Richtung, man nehme ſie, von welcher Seite der Welt man wolle. Dieß heißt, wenn man eine beliebige gerade Linie nimmt, und dazu ſo viel, und was für Körper man will, ſo wird man bey Betrachtung aller dieſer Körper zuſammen, ohne einen von denen auszulaſſen, welche auf irgend einen von den erwählten Körpern wirken, gewahr werden, daß allezeit derſelbe Grad des Fortgangs, nach derſelben Seite, in allen mit der genommenen geraden Linie, gleichlaufenden Linien, ſeyn wird. Man gebe acht, daß man die Summe des Fortganges ſchätzen muß, indem man den Fortgang der Körper abzieht, die in widriger Richtung laufen. Da dieſes Geſetz ſo ſchön und allgemein iſt, als das andere, ſo muß es auch eben ſo wenig verletzet werden: und dieſes vermeidet man durch mein Lehrgebäude, welches ſowohl die Kraft, als die Richtung, und kurz, alle natürlichen Geſetze der Körper, ungeachtet derer Veränderungen beybehält, die ſich den Geſetzen der Seele zufolge, darinn eräugen.

IV.

Zweyte Erläuterung

Von dem Lehrgebäude der Gemeinſchaft der Subſtanzen oder der Vereinigung der Seelen mit dem Leibe. (*)

Ich ſehe wohl aus Ihren Betrachtungen, mein Herr, daß mein Einfall, den einer von meinen guten Freunden, in das pariſiſche Tagebuch ſetzen laſſen, einer Erläuterung nöthig habe.

Sie ſagen, Sie verſtehen nicht, wie ich dasjenige beweiſen will, was ich von der Gemeinſchaft oder von der Harmonie zwoer ſo unterſchiedener Subſtanzen, als die Seele und der Leib ſind, vorgebracht habe. Es iſt wahr, daß ich ein Mittel dazu gefunden zu haben glaube; und ich will Ihnen auf folgende Art eine Genüge thun. Stellen Sie ſich zwo Uhren vor, die vollkommen gleich gehen. Dieſes aber kann auf dreyerley Art geſchehen. 1) Durch einen gegenſeitigen Einfluß: 2) wenn beſtändig ein geſchickter Künſtler dabey ſteht, der ſie ſtellet, und ſie alle Augenblicke mit einander vergleicht: 3) wenn die zwo Uhren ſo künſtlich und richtig gemacht ſind, daß man in der Folge von ihrer Uebereinſtimmung verſichert ſeyn kann. Nun ſetzen Sie die Seele und den Körper an die Stelle dieſer zwo Uhren; ſo kann auch ihre Uebereinſtimmung, auf eine von dieſen drey Arten zugehen. Der Einfluß iſt die Meynung der gewöhnlichen Philoſophie; allein da man ſich keine materialiſchen Theilchen vorſtellen kann, die aus einer von dieſen Subſtanzen in die andere übergehen ſollten, ſo muß man dieſe Meynung

---

(*) Dieſe Schrift ſteht in der Hiſtoire des Ouvrages des Savans im Febr. 1696. p. 274. ſeqq.

nung fahren laſſen. Der beſtändige Beyſtand des Schöpfers, iſt dem Lehrgebäude der gelegenheitlichen, oder veranlaſſenden Urſachen, eigen: allein mich dünkt, dieß heißt einen Deum ex Machina zu einer natürlichen und gewöhnlichen Sache herbey holen, woran er vernünftiger Weiſe nicht anders theil nehmen ſoll, als er bey allen andern natürlichen Sachen theil nimmt. Es bleibt alſo nur meine Hypotheſis übrig, das heißt, die Harmonie. Gott hat gleich anfangs eine jede von dieſen Subſtanzen dergeſtalt eingerichtet, daß ſie, indem ſie nur ihren eigenen Geſetzen folget, die ſie bey ihrem erſten Daſeyn bekommen, gleichwohl mit der andern übereinſtimmet; nicht anders, als wenn ein gegenſeitiger Einfluß unter ihnen wäre, oder als ob Gott noch allezeit außer ſeiner allgemeinen Mitwirkung, die Hand dabey im Spiele hätte. Nun darf ich ferner nichts beweiſen; man müßte denn von mir den Beweis fordern, daß Gott geſchickt genug ſey, ſich dieſes zuvorkommenden Kunſtſtücks zu bedienen, davon wir doch ſo gar im Kleinen auch unter den Menſchen Proben ſehen. Wenn man nun vorausſetzt, daß er dieſes könne, ſo ſieht man ja wohl, daß dieſes Mittel das ſchönſte, und für Gott das anſtändigſte iſt. Sie, mein Herr, haben gemuthmaßet, meine Erklärung würde dem ſo verſchiedenen Begriffe, welchen wir von der Seele und dem Leibe haben, zuwider ſeyn.. Allein Sie ſehen jetzo wohl, daß noch niemand ihre Unabhänglichkeit beſſer feſtgeſetzt hat. Denn ſo lange man noch immer ihre Gemeinſchaft durch eine Art von Wunderwerk erklären müſſen, ſo hat man immer vielen Leuten Gelegenheit gegeben zu fürchten: daß der Unterſchied unter dem Leibe und der Seele ſo wirklich nicht ſey, als man wohl glaubet, weil man ſo viel Umſchweife nehmen muß, denſelben zu behaupten. Ich möchte gern die Meynung ſcharfſinniger Leute, von dieſen Gedanken wiſſen, die ich Ihnen, mein Herr, hier mittheile.

* *

V.

Dritte Erläuterung

Ueber das Lehrgebäude von der Gemeinſchaft der Subſtanzen, u. ſ. w. (*)

Einige gelehrte und ſcharſſichtige Freunde, haben mich gebethen, nachdem ſie meine neue Meynung, von der wichtigen Frage der Vereinigung der Seelen mit dem Körper erwogen, und ſie erheblich gefunden: ich möchte doch einige Erläuterungen derer Schwierigkeiten machen, welche man dawider erreget, und die bloß daher gekommen, weil man mich nicht recht verſtanden. Mich dünkt alſo, man könne durch folgende Vergleichung die Sache allen Leuten ganz verſtändlich machen.

Man ſtelle ſich zwey Wand- oder Taſchenuhren vor, die mit einander vollkommen gleich gehen. Dieſes nun kann auf dreyerley Art geſchehen. Die eine beſteht in dem gegenſeitigen Einfluſſe einer Uhr in die andere; die zweyte in der Sorgfalt eines Menſchen, der darauf acht hat; und die dritte endlich in ihrer eignen Richtigkeit. Die erſte Art, nämlich der Einfluß, iſt von dem Herrn Huygen zu ſeinem großen Erſtaunen verſuchet worden. Er hatte zwo große Uhren an ein Stück Holz feſt gemacht. Die beſtändige Bewegung dieſer zwo Unruhen hatte den Theilchen des Holzes eben dergleichen Erſchütterung mitgetheilet: allein da dieſe verſchiedenen Erſchütterungen nicht wohl in rechter Ord-

---

(*) Dieſe Schrift iſt aus dem Journal des Savans vom 19. November 1696. genommen.

Ordnung bleiben konnten, ohne ſich einander zu hindern, wofern die Unruhen nicht völlig mit einander übereinſtimmten; ſo geſchah es durch eine Art von Wunderwerk, daß auch damals, als man mit Fleiß ihre Schläge geſtöret hatte, ſie doch gleichwohl bald wieder gleich zu ſchlagen anfiengen, faſt wie zwo gleichgeſtimmte Seyten.

Die andere Art, nach welcher zwo Uhren allezeit gleich gehen müſſen, könnte, ob ſie gleich nichts taugten, dieſe ſeyn, daß man durch einen **geſchickten Künſtler** beſtändig darauf acht geben ließe, und daß er ſie alle Augenblicke mit einander vergliche; und dieſes nenne ich die **Beyhülfe**.

Die dritte Art endlich iſt, daß man zwo Uhren gleich anfangs ſo künſtlich und richtig verfertige, daß man von ihrer Uebereinſtimmung inskünftige verſichert ſeyn könne; dieſes iſt die **vorherbeſtimmte Harmonie**.

Nun ſetze man die Seele und den Leib an die Stelle jener zwo **Uhren**. Ihre Gleichheit oder Sympathie wird ebenfalls aus einer von erwähnten drey Arten fließen. Die gemeine Philoſophie hält ſich an den **Einfluß**: allein da man ſich keine materialiſchen Theilchen, noch unmaterialiſche Bilder und Qualitäten vorſtellen kann, die aus einer von dieſen Subſtanzen in die andre übergiengen; ſo muß man dieſe Meynung fahren laſſen. Die **Beyhülfe** iſt dem Lehrgebäude der veranlaſſenden Urſachen eigen; allein mich dünkt ſie ſey ein Deus ex Machina, in einer ordentlichen und natürlichen Sache, worinnen er vernünftiger Weiſe nicht anders mitwirken ſoll, als er bey allen andern natürlichen Dingen thut. Es bleibt alſo nur meine Meynung übrig, das heißt, die **vorherbeſtimmte Harmonie**, die durch ein zuvorkommendes göttliches Kunſtſtück entſtanden iſt; indem Gott gleich anfangs, eine jede von dieſen Subſtanzen ſo vollkommen eingerichtet, und ſo richtig angeordnet hat, daß ſie, indem ſie bloß ihren eigenen Geſetzen folgen, die ſie zugleich mit ihrem Daſeyn empfangen haben, dennoch mit einander überein kommen; gleich als ob ein gegenſeitiger Einfluß unter ihnen wäre, oder als ob Gott außer ſeiner allgemeinen Mitwirkung, noch immer die Hand daran legte.

Nunmehro werde ich vermuthlich nichts beweiſen dörfen, man müßte denn begehren, ich ſolle beweiſen, daß Gott alles beſitze, was zu dieſem zuvorkommenden Kunſtſtücke gehöret, davon wir doch kleine Proben bey den Menſchen ſehen; nachdem ſie geſchickt ſind oder nicht. Und geſetzt, Gott könne dieſes, ſo ſieht man wohl, daß es die ſchönſte und ihm anſtändigſte Art iſt. Es iſt aber wahr, daß ich auch noch andre Proben davon habe; allein ſie ſind tiefſinniger, und es iſt nicht nöthig, daß ich ſie hier anführe.

Einige Beylagen
Zu der
Fontenelliſchen Lobſchrift
auf den Herrn von Leibnitz.

I. Eine Schrift,

Die 1713. auf einem einzelnen Bogen herausgekommen, in welcher klar gezeiget wird, daß nicht Herr Neuton, ſondern der Herr von Leibnitz Erfinder des Calculi differentialis ſey.

Leibnitius nunc Viennae Auſtriae agens, ob diſtantiam locorum, nondum vidit libellum in Anglia nuper editum, quo Neutono primam inuentionem Calculi differentialis vindicare quidam conantur. Ne tamen commentum mora inualeſcat, quam primum retundi debere viſum eſt. Equidem negare non poterunt, nouam hanc Analy-

ticam Artem primum a Leibnitio fuiſſe editam, (cum diu ſatis preſſiſſet) & publice cum amicis excultam; & poſt complures demum annos a Neutono, aliis notis & nominibus, quendam quem vocat Calculum Fluxionum, Differentiali ſimilem, fuiſſe productum; qui tamen tunc nihil contra Leibnitium mouere auſus eſt. Nec apparet, quibus argumentis nunc velint, Leibnitium haec a Neutono didiciſſe, qui nihil tale vnquam cuiquam, quod conſtet communicauit, antequam ederet. Leibnitius tamen ex ſuo candore alios aeſtimans, libenter fidem habuit Viro, talia ex proprio ingenio ſibi fluxiſſe dictanti; atque ideo ſcripſit Neutonum aliquid calculo differentiali ſimile habuiſſe videri. Sed cum poſtremo intelligeret, facilitatem ſuam contra ſe verti, & quoſdam in Anglia, praepoſtero gentis ſtudio, eo vſque progreſſos, vt non Neutonum in communionem inuenti vocare, ſed ſe excludere, non ſine vituperii nota vellent. & Neutonum ipſum (quod vix credibile erat) illaudabili laudis amore, contra conſcientiae dictamen, tandem figmento fauere; re attentius conſiderata, quam alias, praeoccupato in Neutoni fauorem animo, examinaturus non fuerat, ex hoc ipſo proceſſu a candore alieno ſuſpicari coepit, Calculum Fluxionum ad imitationem Calculi Differentialis formatum fuiſſe. Sed cum ipſe per occupationes diuerſas rem nunc diſcutere non ſatis poſſet, ad iudicium primarii Mathematici, & harum rerum peritiſſimi, & a partium ſtudio alieni recurrendum ſibi putauit. Is vero omnibus excuſſis ita pronuntiauit literis 7. Junii 1713. datis:

Videtur Neutonus occaſionem nactus, ſerierum opus multum promouiſſe per Extractiones Radicum, *quas primus in vſum adhibuit, & quidem in iis excolendis vt veriſimile eſt, ab initio omne ſuum ſtudium poſuit; nec credo tunc temporis vel ſomniauit adhuc de Calculo ſuo fluxionum & fluentium, vel de reductione eius ad generales operationes Analyticas ad inſtar Algorithmi vel Regularum Arithmeticarum aut Algebraicarum. Eiusqui meae coniecturae* (primum) *validiſſimum* indicium *eſt, quod de literis* x *vel* y *punctatis, vno, duobus, tribus, &c. punctis ſuperpoſitis, quas prae* dx, ddx, d3x; dy, ddy, *&c. nunc adhibet, in omnibus iſtis Epiſtolis (Commercii Epiſtolici Collinſiani, vnde argumenta ducere volunt) nec volam, nec veſtigium inuenias. Imo ne quidem in principiis Naturae Mathematicis Neutoni, vbi calculo ſuo fluxionum vtendi tam frequentem habuiſſet occaſionem, eius vel verbulo ſit mentio, aut notam huiusmodi vnicam cernere licet, ſed omnia fere per lineas figurarum ſine certa Analyſi ibi peraguntur, more non ipſi tantum, ſed & Hugenio, imo iam antea (in nonnullis) dudum Torricellio, Roberuallio, Cauallerio, aliis, vſitato. Prima vice hae literae punctatae comparuerunt in tertio Volumine Operum Walliſii, multis annis poſtquam Calculus differentialis iam vbique locorum inualuiſſet.* Alterum indicium, *quo coniicere, licet Calculum fluxionum non fuiſſe natum ante Calculum differentialem, hoc eſt, quod veram rationem fluxiones fluxionum capiendi, hoc eſt differentiandi differentialia, Neutonus nondum cognitam habuerit, quod patet ex ipſis Principiis Phil. Math. vbi non tantum incrementum conſtans ipſius* x, *quod nunc notaret per* x *punctatum vno puncto, deſignat per* o (*more vulgari, qui calculi differentialis commoda deſtruit) ſed etiam regulam circa gradus vlteriores falſam dedit (quemadmodum ab eminente quodam Mathematico dudum notatum eſt)* - - - -

Saltem apparet, Neutono rectam Methodum differentiandi differentialia non innotuiſſe longo tempore, poſtquam aliis fuiſſet familiaris &c. Haec ille.

Ex his intelligitur Neutonum, cum non contentus laude promotae *ſyntheticae*, vel linealiter *per infinite parua*, vel (vt olim minus recte vocabant,) *indiuiſibilia Geometriae;* etiam inuenti *Analytici* ſeu *calculi differentialis* a Leibnitio in Numeris primum reperti, & (excogitata *Analyſi infiniteſimalium*) ad Geometriam translati, decus alteri debitum affectauit, adulatoribus rerum anteriorum imperitis nimis obſecutum fuiſſe, & pro gloria, cuius partem immeritam aliena humanitate obtinuerat, dum totam appetit, notam animi parum aequi ſincerique meruiſſe: de quo etiam Hookium circa Hypotheſin planetariam, & Flamſtedium circa vſum obſeruationum queſtos aiunt.

Certe aut miram eius obliuionem eſſe oportet, aut magnam contra conſcientiae teſtimonium iniquitatem, ſi accuſationem (vt ex indulgentia colligas) probat. quaſquidam eius aſſeclae, etiam ſeriem, quae arcus circularis magnitudinem ex tangente exhibet, a Gregorio hauſiſſe Leibnitium volunt. Tale quiddam Gregorium habuiſſe, ipſi Angli & Scoti, Walliſius, Hookius, Newtonus & iunior Gregorius, prioris credo ex fratre nepos, vltra triginta ſex annos ignorarunt, & Leibnitii eſſe inuentum agnouerunt. Modum, quo Leibnitius ad ſeriei Nicolai Mercatoris (primi talium inuentoris) imitationem, inuenit ſeriem ſuam, ipſe ſtatim Hugenio B. Lutetiae agenti communicauit, qui & per Epiſtolam laudauit. Eundem ſibi communicatum laudauit ipſe mox Neutonus, faſſusque eſt in litteris, hanc nouam eſſe Methodum

dum pro Seriebus, ab aliis quod ſciret nondum vſurpatam, Methodum deinde generalem ſeries inueniendi, pro curuarum etiam tranſcendentium ordinatis, in Actis Lipſienſibus editam, non per Extractiones dedit, quibus Neutonus vſus eſt; ſed ex ipſo fundamento profundiore Calculi differentialis Leibnitius deduxit. Per hunc enim calculum etiam res ſerierum ad maiorem perfectionem deducta eſt. Vt taceam *Calculi exponentialis*, qui tranſcendentis perfectiſſimus eſt gradus, quem Leibnitius primus exercuit, Johannes vero Bernoullius proprio marte etiam aſſecutus eſt, nullam Neutono aut eius diſcipulis notitiam fuiſſe: & horum aliquos, cum etiam ad Calculum differentialem accedere vellent, lapſus ſubinde admiſiſſe, quibus eum parum ſibi intellectum fuiſſe prodiderunt, quemadmodum ex iunioris Gregorii circa Catenariam paralogiſmo patet. Caeterum dubium non eſt, multos in Anglia praeclaros viros hanc Neutonianorum Aſſeclarum vanitatem & iniquitatem improbaturos eſſe; nec vitium paucorum genti imputari debet. d. 29. Julii 1713.

II. Fer.

* *

II. Ferneren Beweis,

Daß der Herr von Leibnitz der wahrhafte Erfinder des Calculi differentialis ſey.

Aus den Act. Erudit. des 1720. Jahres im Märzmonate auf der 137. u. f. S.

Dum Cel. Fontenellius controuerſiam commemorat, quam nonnemo Leibnitio circa inuentionem calculi differentialis mouit, nullum quidem argumentum omittit, quo virum ſummum a crimine plagii, quod ipſi exprobrare auſus eſt antagoniſta, liberet; aliqua tamen occurrunt, de quibus haeſitamus. Scilicet 1. aſſeritur, Neutonum nunquam ſe liti immiſcuiſſe, nec ipſummet Leibnitio controuerſiam mouiſſe. Enimuero contrarium apparet ex literis Neutoni, contra Leibnitium ſcriptis, quae idiomate Anglico Hiſtoriae Fluxionum, quam vocant, ſubiunxit Joſephus Raphſon. Sane quicquid protulit Antagoniſta, idem etiam profertur a Neutono, vt aut Neutonus repetitorem eius agat, aut ipſe omnia tela a Neutono accepiſſe dicendus ſit. Ambo enim vno ore loquuntur. Deinde 2. Calculus fluxionum extra controuerſiam dicitur praeceſſiſſe calculum differentialem: quod tamen ex commercio Epiſtolico non apparet. Ex Actis contra manifeſtum eſt, Leibnitium habuiſſe verum caracterem quantitatum infiniteſimalium, & per modum algorithmi exercuiſſe calculum (quae ipſa naturam calculi ſundant, qui tanquam ſpecies ſub genere,

nere, ſub arte characteriſtica combinatoria vniuerſali continetur) cum tale quid a Neutono fieri non conſtaret, nec tum factum fuiſſe adhuc probatum eſt. Quod ſi amici Leibnitii eodem modo cum Neutono agere vellent, quo eius aſſeclae cum Leibnitio agunt, non deeſſent, quae cum ratione retorquerent tela. Cum enim Neutonus vocat per contemtum Leibnitium ſecundum inuentorem methodi fluxionum; ipſum dicerent ſecundum inuentorem orbitae Cometarum: quippe cum prior apud nos eandem inuenerit ac publicarit Doerffelius. Et licet largiamur, Neutonum ſcriptum Doerffelii Germanicum non legiſſe; in toto tamen inuento nihil continetur, quod non deſumtum ſit ex Kepleri atque Heuelii Germanorum ſcriptis, quae Neutono lecta fuiſſe nemo dubitat. Virium centralium ideam ac aeſtimandi rationem dici poterat ab Hugenio accepiſſe: quod idem ante eum fecerat Hookius & ad motum Planetarum applicarat. Quidni ergo dicere liceret, Neutonum Geometriam exercuiſſe in Hypotheſi Hookiana menſuram virium centralium ab Hugenio edoctum? Enimuero amicorum Leibnitii non eſt aliorum inuenta eleuare: quin potius virum vltra communem hominum ſortem poſitum imitati, eadem praedicando, aliis ad praeclara præſtanda ſtimulum addunt. Abſit itaque, vt plura retorſionis etſi in omni iure licitae, indicia prodamus.

* *

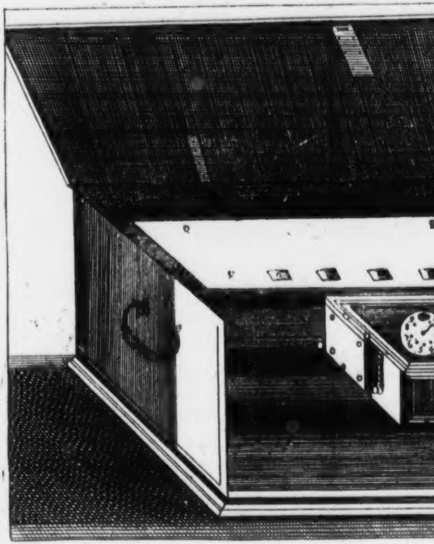
III. Beſchreibung

Des Leibnitziſchen Rechenkaſtens.

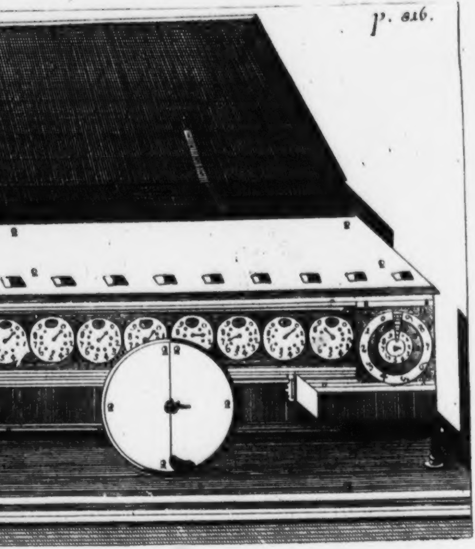
Specimen Machinae Arithmeticae, a me adoleſcente inuentae, quam exhibeo, iam Anno 1673. ſocietati Regiae Londinenſi oſtendi. Paulo prouectiorem mox vidit Academia Regia Pariſina. Et tunc quidem Dn. Matthion, Mathematicus eruditus Lutetiae agens, in edita a ſe Tabula aeri inciſa, qua Orgyiam (Toiſe) in 1000. partes aequales diuidebat, eique operationes in vſum vulgarem accommodabat, notauit, machina mea adhibita (quam viderat) calculos a puerulo peragi poſſe. Mentionem quoque eius fecit celeberrimus Tſchirnhuſius in Medicinae Mentis editione nouiſſima. Viri excellentes Antonius Arnaldus, Chriſtianus Hugenius & Melchiſedecus Theuenotius, qui viderant, teſtati ſunt per literas, quanti facerent, hortatique, ne obliuione mandaretur.

Conſiſtit ex duabus *partibus*, *Immobili & Mobili.* In parte immobili per foramina duodecim apparent rotulae & in iis notae numericae 000000111085. In parte mobili viſitur *Rota* vna *maiuſcula*, & octo minuſculae. In Maiuſcula exterius interiusque inſcriptae notae 0. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. interque vtrumque notarum Circulum eſt limbus mobilis foraminum decem, notis reſpondentium. *Rotarum Minuſcularum* cuiuis inſcriptae ſunt eaedem notae, adeſtque index, qui circumagi poteſt, & ab his indicibus monſtrantur notae 00001709, eoque fit, vt eaedem notae etiam

UNIV.BIBL.
BERLIN


C

p. 816.



UNIV.BIBL.
BERLIN

iam per earundem rotarum foramina ſeſe vno aſpectu unaque in linea oculo offerant.

Operatio haec eſt: Sit datus numerus Multiplicandus per datum Numerum Multiplicantem, modo Productum non excedat duodecim notas, Ex. gr. 1709. numerus anni currentis multiplicari debeat per 365. numerum dierum; itaque, poſito prius per foramina octo rotarum, apparuiſſe non niſi 0, indiculi in rotis quatuor minuſculis dexterrimis admoueantur notis 1709: partis autem mobilis (a ſitu, qui in figura apparet dextrorſum promotae) hic ſit initio ſitus: vt nota prima octo Rotarum partis immobilis reſpondeat notae primae duodecim rotarum partis immobilis; vti nunc in figura reſpondet tertiae. Porro notae partis immobilis initio ſint itidem non niſi 0. Quia iam 1709. debet multiplicari per 365. multiplicetur primum per 5. quod ita fiet: breuis ſtylus infigatur foramini, quod reſpondet Numero 5. in rota maiuſcula exterius notato. Deinde *Magna Rota* (nondum hactenus memorata) in medio fere partis mobilis conſpicua, arrepto dextra capulo eius circumagatur; quo facto ſimul mouebitur limbus rotae maiuſculae. Is modus continuetur, donec, (quod mox fiet) ſtylus foramini limbi infixus, & cum limbo circumactus in obſtaculum incurrat, quod in Rota Maiuſcula comparet inter 0 & 9. Quo facto ex reſiſtentia admonebimur, abſolutam eſſe hanc operationem, & per foramina partis immobilis dexteriora apparebit productum ex 1709. per 5. nempe 8545. Sed quia plures ſunt notae in multiplicante, & proxima a prima eſt 6; promouebimus partem mobilem ſiniſtrorſum, ita vt prima nota Rotarum octo, reſpondeat, ſecundae notae Rotarum duodecim. Hoc facto ſtylum infixum hactenus foramini exterius

rius notato, 5, infigemus foramini etiam exterius notato 6. iamque iterum capulo arrepto rotam illam Magnam, in medio partis mobilis poſitam circumagemus, donec ſtylus in obſtaculum impingat: eaque ratione non tantum numerus multiplicandus 1709. multiplicatus erit per 6. ſed etiam productum erit additum producto priori, & notae partis immobilis dexteriores per foramina comparentes erunt 111085. Supereſt in multiplicatore nota 3. Itaque iterum vno gradu promoueatur pars mobilis ſiniſtrorſum & ſtylus infigatur foramini in limbo, quod reſpondet notae exteriori 3. atque ita Machina in eo erit ſtatu, quem *Figura* exhibet. Ac tunc demum, circumacta tertium Rota magna, donec obſtaculum ſentiatur, numerus multiplicandus 1709. non tantum multiplicatus erit per 3. ſed etiam productum ſimul prioribus erit additum, prodibitque productum integrum ex 1709. multiplicato per 365, nempe 623785.

$$\begin{array}{r} 1709 \\ 365 \\ \hline 8545 \\ 10254 \\ \hline 111085 \\ 5127 \\ \hline 623785 \end{array}$$

Id maximi commodi habet haec operatio, in *Multiplicatione* vel *Diuiſione*, quod nihil refert, quantus ſit numerus multiplicandus, modo machinae magnitudinem (hoc loco octo notas) non excedat; eodem enim tempore res peragitur, ſiue multarum ſiue paucarum ſit notarum. Mentis nullam fere attentionem requiri manifeſtum eſt, vt hoc, quicquid eſt, merito dici poſſit, *opus infantum.* *Diuiſio* eadem facilitate reciproco opere peragitur, nec quaeritur nota quotientis, ſed ipſa ſe offert. *Diuidendus* collocatur in rotis partis immobilis, vbi demum & *Reſiduus* conſpicuus manet. *Diuiſor* exhibetur in rotis minuſculis partis mobilis. *Quotiens* per notas ſingulas circuli interioris, quarum ex aduerſo ſtylus poſt operationem quieſcit, deſignatur; cum multiplicatio circulo exteriore ſit vſa, pars mobilis in machina, durante diuiſione, quoties opus promouetur dextrorſum; cum in multiplicatione promota fuerit ſiniſtrorſum. *Additio* concipi poteſt, vt multiplicatio per vnitatem, *Subtractio*, vt diuiſio, cuius quotiens vnitas. Ita quatuor, quas vocant, ſpecies habemus, quibus omnia alia peraguntur. Quanquam Additio & Subtractio etiam ſine Multiplicationis aut Diuiſionis imitatione perfacile in Machina per ſe efficiantur, & ita quidem, vt parte mobili opus non ſit.

IV. Beſchreibung
Eines beſondern arithmetiſchen Inſtruments.

Der ſelige Herr geheime Rath von Leibnitz hatte kurz vor ſeinem Ende ein beſonderes arithmetiſches Inſtrument erſonnen, welches gar füglich zu gewiſſem Gebrauche dienen ſollte. Es beſtunde ſolche Erfindung in einem Cylinder, woran zween Riemen von Silber waren, die in Geſtalt einer Schraube unter und ober ſich umgedrehet werden konnten. Der eine Riemen aber ſollte vergüldet ſeyn. Der Cylinder beſtunde aus dünnem meßingen Blech, woran dieſe zwey Riemen auf und nieder laufen ſollten. Es war aber ſeine Abſicht, ſolches Inſtrument alſo zu erfinden, damit man es mit leichter Mühe in großer Menge verfertigen könnte. Die Verfertigung dieſes Inſtruments hatte er dem jetzigen königl. Kupferſtecher, Nicolao Seeländern, aufgetragen: welcher ihm dann den Rath ertheilete, ſolches auf zwey ſtählerne Walzen einzuſchneiden, und die ſilbernen Riemen, welche einen Strohhalm breit waren*, alsdann darinnen abzuprägen; auch endlich ſich befleißigen wollte, dieſes Inſtrument alſo zu verfertigen. Die Nachricht der Eintheilung, welche er dem Künſtler geſchrieben gegeben, lautet alſo: **Einen Cylinder könnte man füglich theilen in 25. Umgänge, jeden Umgang in 40. Abtheilungen, jede Abtheilung in 10. Theile. Die 10. Theilchen werden nicht mit Ziffern, ſondern nur mit Punkten oder Strichlein angedeutet, doch wäre der Mittelſte etwas ſtärker oder länger. Die Punkte oder Strichlein kommen ſo nahe zuſammen als es möglich iſt.**

Der Nutzen darvon aber wird den Rechenmeiſtern und Meßkünſtlern am beſten bekannt ſeyn, in denen man augenblicklich durch die Umdrehung der ſilbernen Riemen große Rechnungen ausführen könnte. Es hat aber das Abſterben des ſeligen Herrn verurſachet, daß ſolches nicht zum Stande gekommen iſt. Dieweilen es aber eine beſondere Erfindung iſt, hat der Künſtler ſolche der gelehrten Welt mittheilen wollen, ſo wie ſie hier mit ſeinen eigenen Worten hergeſetzet wird:

Beykommende Figur ſtellet dar:

A. Den hohlen meßingenen Cylinder, woran die zwey Riemen auf und nieder können gezogen werden, um die Zahlen gegen einander zu beobachten.

B. C. Den güldenen und ſilbernen Riemen, worauf die Abtheilungen gemacht werden.

D. Ein Knöpflein in der Mitten an jeden Riemen angeheftet, damit man dieſelben auf und nieder ziehen kann.

* * *

Des

Herrn von Leibnitz

Rechnung mit Null und Eins, und die aus ſelbiger fließende Erklärung der chineſiſchen uralten Characteren des Fohi, wie die Nachricht davon ehemals Herrn Tenzels curiöſer Bibliothek einverleibet geweſen.

Den Liebhabern neuer Sachen insgemein, ſonderlich den Meßkünſtlern und Rechenmeiſtern, liefere ich etwas recht neues, welches der Herr Geheimde Rath von Leibnitz zu Hanover erfunden, und mir nach ſeiner gewöhnlichen Gütigkeit neulichſt mitgetheilet hat. Wenn man die Zahlen nach der Progreſſione denaria ſchreibet, ſo gehen die Ziffern von 0 bis 9, nämlich, 0. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. und dann fängt man wieder an, und ſchreibet Zehen mit 10. Schreibet man nach der progreſſione quaternaria, ſo ſind die Characteres 0. 1. 2. 3. alſo nicht über 3. und vier ſchreibt man, von vorn anzufangen, mit 10. Alſo endlich nach der Progreſſione binaria. ſind die Characters nur 0. 1. und zwey ſchreibet man, von vorn anzufangen, mit 10.

Wenn nun 2. angedeutet wird mit 10.
So wird 4. ——— mit 100.
und 8. ——— mit 1000.
und 16. ——— mit 10000.
und 32. ——— mit 100000.
und 64. ——— mit 1000000. angedeutet.

Und ſo fort ohne Ende; und die Zahlen kommen alſo unter einander zu ſtehen:

0	0	1011	11	10110	22
1	1	1100	12	10111	23
10	2	1101	13	11000	24
11	3	1110	14	11001	25
100	4	1111	15	11010	26
101	5	10000	16	11011	27
110	6	10001	17	11100	28
111	7	10010	18	11101	29
1000	8	10011	19	11110	30
1001	9	10100	20	11111	31
1010	10	10101	21		

Dieß iſt das Numeriren der Arithmeticae binariae, nun folgen die vier Rechnungsarten:

Die Addition
$$\begin{array}{r|l} 11 & 3 \\ 1 & 1 \\ .. & \\ \hline 100 & 4 \end{array}$$

Nämlich in der erſten Columna zur Rechten, 1, und 1, macht 10. (das iſt zwey,) ſchreibe 0. behalte 1, im Sinne: oder vielmehr ſolches beſſer zu behalten, mache einen Punkt unter die folgende Columne, der allda 1, bedeutet. Weiter in der andern Columne. 1, und 1, macht wieder 10, ſchreibe 0. behalte 1, in die dritte Columne; alſo macht, 11, und 1, ſo viel als 100. das iſt, 3. und 1. macht 4.

Die Subtraction iſt nur eine umgekehrte Addition.

Die Multiplication geſchieht, ohne daß man vom Einmal eins etwas anders braucht, als deſſen bloßen Anfang, nämlich, ein mal eins iſt eins: und was man ſonſt auswendig lernen, oder an den Fingern abzählen muß, als zum Exempel, daß drey mal drey Neun mache, das findet man hier a priori durch die Rechnung. Denn wie hiebey zu ſehen iſt, 11. durch 11. macht 1001.

```
  11|3
  11|3
 ------
  11|
 11 |
 ------
1001|9
```

Die Diviſion geſchieht hier ohne zu verſuchen. Denn man kann ja im Quotienten nichts anders nehmen, als 0, wenn das obenſtehende kleiner, als der Diviſor; oder 1, wenn es nicht kleiner iſt, wie aus beyſtehendem Exempel zu ſehen iſt, da 1111 (das iſt 15) durch 11. (oder 3.) dividiret, 101, (oder 5.) giebt.

```
xxxx (
xxxx (  101
  xx (
```

Dieſe Art zu rechnen wird nicht zu dem Ende angezeiget, daß man ſie im gemeinen Gebrauche einführen ſolle; ſondern bloß, weil ſie trefflich zu neuen Erfindungen in der Zahlenwiſſenſchaft dienet: weil nämlich alles dergeſtalt per Periodos geht. Denn in den ordentlich geſchriebenen natürlichen Zahlen, iſt die erſte Columne zur rechten Hand 01, 01, 01, ꝛc. die andere 0000 1111 0000 1111. ꝛc. die dritte 00000000 11111111, die vierdte 0000000000000000 1111111111111111, und ſo unendlich fort. Und findet ſich, daß die Quadrati, Cubi, Biquadrati &c. auch per Periodos gehen; welches ſchöne Lehrſätze an die Hand giebt. Die chineſiſchen Characteres, ſo dem Fohi zugeſchrieben werden, bedeuten dieſe Arithmeticam binariam: welche Bedeutung aber den neuern Chineſern ganz unbekannt iſt, daher denn weitgeſuchte Auslegungen von ihnen erdacht worden.

Johann Neuhof hat in der allgemeinen Beſchreibung des Reichs Sina, Cap. VIII. fol. 278. ſeqq. der Chineſer Meynung alſo ausgeleget: Es theilen die Sineſer das Chaos oder den vermiſchten Klumpen, welchen ſie einen

Anfang aller Dinge zu ſeyn glauben, und zwo Hauptqualitäten, nämlich in *Yn*, welches ſie das Verborgene und Unvollkommene, und in *Yang*, welches ſie das Offenbare und Vollkommene nennen. Aus dieſen beyden mit ſich ſelbſt multiplicirет oder vermehret, ſagen ſie, ſeyn vier *Symbola*, Bilder oder Formen, und aus dieſen vier; abermal mit den beyden erſten vermehret, ſeyn acht *Symbola*, Bilder oder Formen, und endlich aus dieſen acht, mit ſich ſelbſt vermehret, ſeyn 64. *Symbola*, Bilder oder Formen herfür kommen. Woraus denn erſcheint, daß dieß Werk nicht ſo ſehr auf die Wahrheit der Sachen ſelbſt gegründet, als aus der Rechenkunſt geholet, und durch Hülfe der Multiplication und Vermehrung befeſtiget ſey. Sind demnach aus den beyden *Principiis* mit zwey vermehret, vier Formen kommen, und aus dieſen vier, mit *Yn* und *Yang* vermehret, acht Formen worden; und endlich aus dieſen acht, nach der Sineſer Meynung, die anmuthige Varietät, und unterſchiedliche Menge aller Dinge entſtanden. Hierauf widerleget Neuhof den Martinius, welcher vermeynet, daß die Chineſer durch dieſe vier (oder vielmehr acht) Symbola, die vier Hauptmaterien, oder Elementen, und die vier Hauptqualitäten verſtehen: da er doch ſelbſt anderswo geſteht, daß dieſe Leute fünf Elemente lehren, und die Hauptqualitäten gar nicht kennen. Ich habe aber nicht nöthig, mich hierbey aufzuhalten, ſondern es iſt genug, aus dem Neuhof die Art und Auslegung ſolcher Figuren zu entlehnen: Und damit man ſehe, wie viel oder wenig obgemeldete *Principia Yn* und *Yang* jedwedem Dinge mitgetheilet, pflegen ſie dieſelben auf beſondere Weiſe zu ſchreiben oder abzubilden: als das verborgene Vollkommene mit zween doppelten Strichen, wie hier zu ſehen, ═══ ═══ aber das verborgene Unvollkommene mit einem einigen Striche, der in der Mitte getheilet iſt, alſo, —— ——; das offenbare Vollkommene mit einem ungetheilten Striche, ———; das offenbare Unvollkommene mit zween gleichen weit von einander ſtehenden Strichen ═══. Alſo bilden ſie auch die acht Symbola oder Formen mit beſondern Figuren, ſo aus lauter Strichen beſtehen, ab: als,

Den Himmel mit drey ganzen Strichen, ☰
Die Erde mit drey getheilten, ☷
Den Bliß mit zween getheilten und einem ganzen, ☳
Die Berge mit einem ganzen und zween getheilten, ☶
Das Feuer mit zween ganzen, darzwiſchen ein getheilter, ☲
Die Wolken mit zween getheilten, darzwiſchen ein ganzer, ☵
Das Waſſer mit einem getheilten und zween ganzen, ☱
Den Wind mit zween ganzen, und einem getheilten. ☴

Endlich pflegen ſie auch 64. Symbola oder Formen mit dergleichen Strichen abzubilden, doch alſo, daß ſie jedem Symbolo ſechs Striche, deren etliche ganz, etliche getheilet ſind, zulegen.

Bis hieher Neuhof, deſſen Worte auch Dappers Beſchreibung des Kaiſerthums Sina p. 56. 57. von Wort zu Wort einverleibet ſind. Ein mehrers von der ganzen Sache wird der gelehrte Leſer in Philipp Couplets Confucio finden, und zwar in der Prooemiali Declaratione, Parte I. §. VI. VII. & VIII. welcher weitläuftig ausführet, wie das ganze Fundament und Grund dieſer Lehre auf dem Buche *Yekim*, oder libro mutationum, beruhe, woſern es anders ein Buch zu nennen iſt: denn es ſind etliche wenige hieroglyphiſche Linien und Figuren, welche der Urheber des chineſiſchen Volks, Fohi, da man noch von keinen Buchſtaben wußte, ſeinen Nachkommen, wie einen gordiſchen Knoten, aufzulöſen hinterlaſſen. Dieſes Buchs hatte Couplet ſchon droben im erſten §. gedacht, und ſelbiges merum aenigma genennet: welches erſt, nachdem die chineſiſche Monarchie 1800. Jahre geſtanden, von einem Oedipus ausgeleget worden, nämlich vom Könige Ven vam; deſſen Sohn Cheu cum noch weiter und ausführlicher darinnen verfahren iſt: aber es hat einer ſo wohl als der andere, die Räthſel mit Räthſeln, hieroglyphiſchen Noten, und Geheimniſſen vermehret; bis 500. Jahre hernach der chineſiſche Hauptphiloſoph Confucius, ſich der Auslegung unterzogen, und alle Linien und Figuren des Fohi, theils zu Erklärung der Natur der Dinge, und ihrer Eigenſchaften und Beſchaffenheiten, theils zu guter Einrichtung der Sitten gezogen. Er hat ſich aber ſelbſt ſo wenig Gnüge damit gethan, daß er in ſeinem Alter das Räthſelbuch noch einmal auslegen wollen, wenn ihn nicht der Tod daran verhindert hätte. Die abergläubiſchen Nachkommen ſind darüber in vielerley Irrthümer verfallen, und haben deſto mehr Geheimniſſe hinter dieſen Linien und Strichen geſucht, je weniger ſie davon verſtanden; ja ſie haben ſelbige gar zu Glückswürfen und Wahrſagen gemisbraucht. Dieß Werk nennet Neuhof Cap. II. p. 125. *Ve King*, und ſpricht: es werde wegen geheimer Sachen, ſo darinnen ſtehen, ſehr hoch gehalten: und darinnen weitläuftig gehandelt von der *Generation, Corruption, Fato,* Weiſſagung aus dem Geſtirne, und einigen natürlichen *Principiis*; jedoch nur ſchlecht und ungeſchickt, ohne Beyfügung der Urſachen und Unterſcheid. Dieß Buch gebrauchen die Sineſer noch heutiges Tages in mancherley Weiß- und Wahrſagungen, da ſie doch den rechten Verſtand nicht wiſſen, oder nicht wiſſen wollen. Endlich ſchreibt man dieſem Buche wunderſeltſame Dinge zu, und ſolches nur der Urſachen halben, weil an deſſen Verſtande, wie man meynet, das Vorwiſſen verborgener Dinge und alles Ausgangs hanget. Die Figuren und Buchſtaben dieſer ſineſiſchen Schrift werden mit gewiſſer Anzahl ganzer und halber Striche abgeriſſen, und dadurch natürlicher Dinge Urſprung, Geſtalt und Eigenſchaften, mit ganzen und halben Strichen, nach Beſchaffenheit der Sachen, ſo zu bezeichnen ſind, ausgedruckt.

Weil Couplets Buch den wenigſten Leſern bekannt iſt, ſo will ich ihnen zu Gefallen das Hauptwerk von den Figuren abſchreiben, wie es Fol. XLII. zu leſen iſt; daraus zugleich in der aus dem Neuhof droben angeführten Beſchreibung ein und anders zu ändern vorfallen wird.

DVO RERVM PRINCIPIA.

Perfectum.	Imperfectum.
⚊	⚋

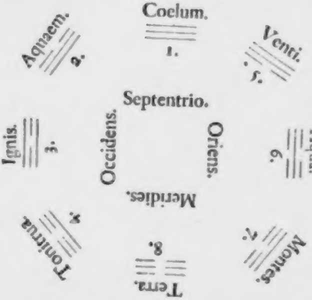
Quatuor Imagines ex duobus principiis proxime natae.

Maius Perfectum.	Minus Imperfectum.
⚌	⚍
Minus Perfectum.	Maius Imperfectum.
⚎	⚏

Octo Figurae ex quatuor Imaginibus promanantes.

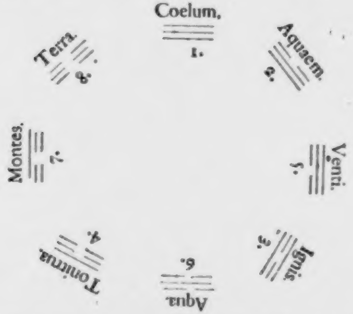
Coelum.	Aquae montium.	Ignis.	Tonitrua.
☰	☱	☲	☳
1.	2.	3.	4.
Venti.	Aqua.	Montes.	Terra.
☴	☵	☶	☷
5.	6.	7.	8.

Has octo Figuras, ex quibus quatuor ad perfectum pertinent, in Orbem quoque deſcribunt, cum mutuo inter ſeſe, nec non vario, ad quatuor Mundi Cardines aſpectu: Quibus etiam Cardinibus quatuor Zodiaci puncta, Solſtitialia ſcilicet, & Aequinoctialia, quibus dum media rurſus iungunt, octo Zodiaci quoque puncta, & quaſi Mundi Cardines deſcribunt. Figuras interim ſic deſcribunt, vt a capite primoque numero ſemicirculum, quatuor conſtantem Figuris ac numeris, producant ad laeuam; & mox alterum a capite (ſeu quinto numero) rurſus orſi cum totidem numeris ac Figuris ad dextram deſcribant, Orbemque totum conficiant, hoc modo:


Coelum.
1.
Aquaem.
2.
Venti.
5.
Septentrio.
Ignis.
3.
Occidens.
Oriens.
Aqua.
6.
Meridies.
Tonitrua
4.
Terra.
8.
Montes.
7.

Was Couplet aus dem Confucius von der Conjunction oder Oppoſition dieſer Urſprünge lehret, iſt zu weitläuftig, anhero zu überſchreiben. Denn es läuft doch am Ende dahinaus, plane vt perſpicuum ſit, octo Figuris ſic aliis

alias opponi, vt non tam cenſeri poſſit oppoſitio rerum contrariarum, quam earum, quae vel permiſceantur, vel ſibi mutuo ſuccedant atque opitulentur, amica ſocietas. Ehe ich aber die rechte Auslegung mache, achte ich für nöthig, dem geneigten Leſer im Kupfer dieſes Monats eine ſilberne achteckichte Münze vor Augen zu ſtellen. Das Original iſt in dem fürſtlichen Medaillencabinet zu Gotha, und deſto ſeltner, je weniger ich mich erinnere, dergleichen in andern Cabineter geſehen zu haben. Sie iſt vom feineſten Silber, auf das ſauberſte ausgepräget, und hat in der Mitten ein rundes Loch. Auf der einen Seite ſind zwar obige acht Figuren oder Symbola, aber in einer ganz andern Ordnung, als beym Couplet, zu ſehen.



Was aber die chineſiſchen Charactere auf der Gegenſeite anlanget, überlaſſe ich dieſelbe andern auszulegen. Vielleicht werden dadurch die beyden Solſtitia und Aequinoctia bedeutet, welche nach Couplets obigen Worten ſonſt auch von den Chineſern zu dieſen Figuren pflegen geſchrieben zu werden. Die eigentliche Nachricht müſſen wir aus China ſelbſt erwarten, dahin der Herr geheime Rath Leibnitz verſprochen, mit eheſtem einen von mir in Hausblaſen empfangenen Abdruck dieſer Medaille, an den daſelbſt ſich aufhaltenden Mißionar P. Bouvet, zu ſchicken, welchem er ſchon vor einem Jahre von ſeiner neu entdeckten Arithmetica binaria Nachricht gegeben, auch deſſen Beyfall in der Antwort allbereit erhalten hat. Die Münze an ſich ſelbſt iſt gar kein gemein Geld, ſondern ſie muß auf eine ſonderliche Begebenheit gemacht ſeyn. Denn wie aus der dritten holländiſchen Geſandſchaft in Sina p. 62. 63. erhellet, ſo haben die chineſiſchen Kaiſer niemals güldene oder ſilberne Münzen wollen prägen laſſen, um aller Betrügerey, wozu die Chineſer ſonderlich geneigt ſind, vorzukommen. Daher von dem Silber bey kleinen Stücken nur ſo viel mit einer Zangen oder Scheere abgeſchnitten wird, als daſſelbe, was ſie kaufen wollen, werth iſt. Oder wie Neuhof p. 190. davon redet: die Waaren, ſo man kauft, bezahlet man mit kleinen Stücklein Silbers, welche wie Schifflein formiret, und unterſchiedliches Gewichts und Werths ſeyn. Gleichwie aber aus der andern holländiſchen Geſandſchaft p. 78. 79. zu ſehen iſt, daß güldene und ſilberne Schaupfennige, die wie Schilde geſtalt, und mit chineſiſchen Buchſtaben bezeichnet ſind, von den Unterkönigen und Feldherren pflegen zur Verehrung ausgetheilet zu werden: alſo ſtehe ich in den Gedanken, es habe auch unſere achteckichte Münze zu einem Geſchenke gedienet, vielleicht unter den Gelehrten, wenn Licentiaten oder Doctoren werden; von welcher Solennität Neuhof a. d. 232. u. f. S. mehrern Bericht giebt. Ich finde zwar auch beym Tavernier unter den Münzen des Königs von Chade und

Pera eine achteckichte, ſie iſt aber nur von Zinn, mit Schlangen bezeichnet, und gröſſer als unſere,

Gnug von der Münze. Wir müſſen das Hauptwerk vollends ausmachen, und Anfangs ſo wohl den Erfinder, Fohi, als das Buch Ye-Kim, oder Ye King, darinnen die Figuren geſchrieben ſtehen, mit einander betrachten. Von beyden wollen wir noch einmal den Couplet anhören, aus der Vorrede über die Chronologiam Sinicam pag. 8. da er ſchreibt: Caeterum quod Hiſtoria Sinica, vt ab ipſo *Fohi* gentis Conditore ſumit exordium, digna ſit, cui fides detur, argumento eſſe poſſunt, primo quidem, quod hodieque apud Sinas eſt primae auctoritatis, monumentum illud literis (ſi tamen litteris, & non lineolis potius) exaratum, quod *Ye-Kim* dicitur, & ipſi Fohi, a tota poſteritate nullo refragante tribuitur, quas quidem lineolas ſeu figuras 64 (quarum ſingulae ſex lineolis conſtant,) partim integris partim interruptis, commentatus fuit 1800. fere poſt annis, Rex *Ven vam*, & huius filius *Cheu cum*, & ſexcentis fere poſt annis ipſe Confucius. Was nun den Erfinder Fohi anlanget, ſo iſt aus Andreae Mülleri Baſilico Sinenſi p. 4. 5. zu merken, daß ihn etliche noch vor der Sündfluth zu Lamechs Zeiten, etliche aber 300. Jahre nach der Sündfluth ſetzen. Und der erſtern Meynung ſcheinet Müller ſelbſt zugethan geweſen zu ſeyn: denn warum hätte er ſonſt in Notis ad Abdallam pag. 22. da vom Fohi gehandelt wird, den Thubal Cain hieher geſetzet? Auch gehören diejenigen hieher, die mit Neuhofen pag. 364. ſagen, daß Fohi im 2952. Jahr vor Chriſti Geburt zum Käiſer in China erwählet worden; denn um dieſe Zeit hat Lamech gelebet. Und Couplet ſelbſt geht nicht weit davon ab, wenn er in gedachter Vorrede kurz vor obangezogenen Worten, a Fohi ad hunc vsque annum 1683. quo haec ſcribimus, annos quater mille duntaxat ſexcentos & triginta zählet.

Denn 1683. von 4630. abgezogen, kommen 2947. Jahre heraus: und es ſcheint Couplet denen zugethan zu ſeyn, welche vorgeben, die aera vulgaris nach Chriſti Geburt ſey um fünf Jahr von der wahren unterſchieden.

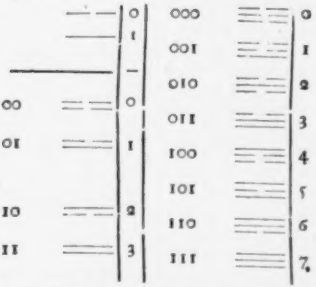
So wäre demnach Fohi und ſein Buch *Ye Kim* noch vor der Sündfluth, vor mehr als 4650. Jahren geweſen. Ich laſſe aber dieſe Rechnung in ihrem Werthe und Unwerthe beruhen, (*) und bemerke aus dem oberwähnten arabiſchen Scribenten, Abdalla Beidavào, daß Fohi erfunden habe *peculiare ſcribendi genus Arithmeticam, Contractus & Rationaria.* Zu der ſonderbaren Art zu ſchreiben rechnet Martinius unrecht die Figuren oder Zeichen, von denen wir droben gehandelt, und bald mehr ſagen werden. Kircher machts viel beſſer, und ſchreibet in China illuſtrata p. 228. daß Fohi eine gewiſſe Art von Buchſtaben erfunden, aus Schlangen und Drachen gemacht, davon er etliche in Kupfer beyfüget; wie auch Neuhof thut pag. 224: und beyde melden, des Kaiſers Fohi Buch von der Philoſophie und dem Himmelslaufe, werde deshalben das Drachenbuch genennet.

Mit größerer Aufmerkſamkeit iſt anzuſehen, was Abdalla bezeuget, daß Fohi die Arithmetik erfunden. Denn dieſes iſt eben die vom Herrn geheimen Rath von Leibnitz nach ſo vielen hundert, ja tauſend Jahren, glücklich wieder gefundene *Arithmetica binaria*, welche alle die in des Fohi Rechenbuche, Ye-King oder Ye-Kim, vorkommende Figuren glücklich aufſlöſet: wogegen alle vergebliche phyſikaliſche, moraliſche und andere Grillen der Chineſer lauter Narrereyen ſind. Wir wollen zu dem Ende alle droben aus dem Neuhof und Couplet beſchriebene Figuren nach den

---

(*) Wie dieſes möglich ſey, das lehrt am beſten Whiſton, in ſeiner neuen Erdbetrachtung, indem er zeigt, Fohi ſey niemand anders als Noah ſelber geweſen. G.

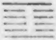
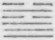
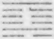
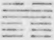
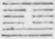
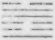
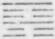
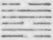
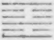
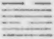
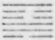
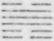
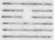
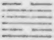
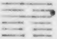
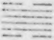
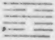
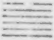
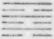
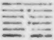
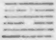
Regeln dieſer Arithmetik ohne Mühe auslegen. Insgemein iſt zu merken, daß die zwey halben Striche eine Null, und die ganzen Eins bedeuten. Nun darf man nur die droben geſetzte Tabelle der Numeration nachſehen, und wo zwey oder drey Zahlen im Fortgange ſich finden, allezeit zu dem vorhergehenden ſo viel Nullen ſchreiben, als Zahlen in folgenden dazu kommen. Die Praxis wird alles klärlich vor Augen legen.



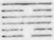
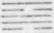
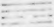
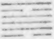
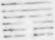
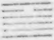
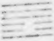
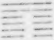
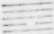
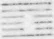
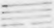
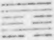
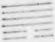
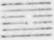
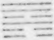
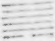
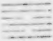
Hieraus ſehen wir ohne weitläuftigen Beweis, daß weder Perfectum noch Imperfectum, weder Majus noch Minus, weder Coelum noch Terra, noch die andern opposita hier ſtatt finde; ſondern daß es die bloße Ordnung der Zahlen nach den Regeln der Arithmeticae binariae alſo erfordere. Gleichwie nun die acht dreyſtrichichten mit ſich ſelbſt multipliciret 64. machen: alſo wollen wir auch dieſe 64. Figuren mit einander in ihrer Ordnung herſetzen, und unſere ietzt gewöhnliche Zahlen beyfügen:

000000

000000	䷁	0	001011	䷵	11
000001	䷗	1	001100	䷽	12
000010	䷆	2	001101	䷶	13
000011	䷒	3	001110	䷟	14
000100	䷎	4	001111	䷡	15
000101	䷣	5	010000	䷇	16
000110	䷭	6	010001	䷂	17
000111	䷊	7	010010	䷜	18
001000	䷏	8	010011	䷻	19
001001	䷲	9	010100	䷦	20
001010	䷧	10	010101	䷾	21

010110		22	100001		33
010111		23	100010		34
011000		24	100011		35
011001		25	100100		36
011010		26	100101		37
011011		27	100110		38
011100		28	100111		39
011101		29	101000		40
011110		30	101001		41
011111		31	101010		42
100000		32	101011		43

101100

101100		44	110110		54
101101		45	110111		55
101110		46	111000		56
101111		47	111001		57
110000		48	111010		58
110001		49	111011		59
110010		50	111100		60
110011		51	111101		61
110100		52	111110		62
110101		53	111111		63

Wenn nun das Buch Ye-Kim oder Ye-King allerdings und ohne jemandes Widerſprechen vom Fohi gemacht iſt, und nicht die erſten Figuren von ein- zwey- und dreyen

Strichen, ſondern nur die letzten von ſechſen in ſich hält, wie Couplet nicht undeutlich zu verſtehen giebt: ſo hat gedachter Kaiſer Fohi ein bloßes Luſtſpiel mit den vier und ſechzigerley Zahlen vorgenommen; dergeſtalt, daß er allezeit zwey und zwey gegen einander geſetzt und verkehret. Als in der erſten lauter eins, in der andern lauter Nullen. In der dritten 010001; in der vierdten umgekehrt 100010; in der fünften 010111; in der ſechſten wieder umgekehrt 111010; in der ſiebenden 000010; in der achten wieder umgekehrt 010000; und ſo fortan. Es irren demnach die Chineſer nicht nur darinnen, daß ſie die an einander hangenden und eine Figur machenden ſechs Striche allezeit theilen, und jedwede Hälfte beſonders erklären: ſondern auch, daß ſie mit ihrem Confucius, die Auslegung von unten bis oben ausmachen, da vielmehr die Striche, nach der ſonſt bey den Chineſern gemeinen Art zu ſchreiben, von oben herunter gehen. Am allermeiſten aber irren ſie, wenn ſie dieſes in Gegeneinanderſetzung der Zahlen beſtehende Luſtſpiel zu unverantwortlichen Zeichendeutungen und Wahrſagereyen misbrauchen. Sonſt möchte ich wünſchen, das bey ihnen ſo hoch gehaltene Buch Ye-Kim oder Ye-King ſelbſt zu ſehen: vielleicht könnte man zu deſſen Erläuterung noch ein mehrers beytragen. Inzwiſchen müſſen wir mit denen beym Couplet Fol. XLIV. befindlichen Figuren zufrieden ſeyn, darunter wir aber die rechten Zahlen alſo ordnen, daß wir mit römiſchen Zahlen anzeigen, wo jedwede in dem obigen Täfelein anzutreffen iſt, und die Ziefern ſelbſt gleich darunter ſetzen, um einem jedweden allen Zweifel zu benehmen, daß anders nichts, als ein Spiel des Witzes, und bloße Zahlenverſetzung darunter verborgen liege.

TABVLA

* *

TABVLA

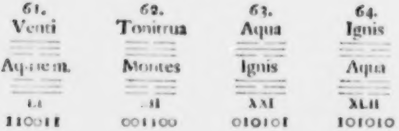
SEXAGINTA QVATVOR FIGVRARVM SEV LIBER MVTATIONVM YE·KIM DICTVS.

1.	2.	3.	4.
Coelum	Terra	Aqua	Montes
Coelum	Terra	Tonitrua	Aqua
LXIII	0	XVII	XXXIV
111111	000000	010001	100010
5.	6.	7.	8.
Aqua	Coelum	Terra	Aqua
Coelum	Aqua	Aqua	Terra
XXIII	LVIII	II	XVI
010111	111010	000010	010000
9.	10.	11.	12.
Venti	Coelum	Terra	Coelum
Coelum	Aquae m.	Coelum	Terra
LV	LIX	VI	LVI
110111	111011	000111	111000

13.	14.	15.	16.
Coelum	Ignis	Terra	Tonitrua
Ignis	Coelum	Montes	Terra
LXI	XLVII	IV	VIII
111101	101111	000100	001000
17.	18.	19.	20.
Aquae m.	Montes	Terra	Venti
Tonitrua	Venti	Aquae m.	Terra
XXV	XXXVIII	III	XLVIII
011001	100110	000011	110000
21.	22.	23.	24.
Ignis	Montes	Montes	Terra
Tonitrua	Ignis	Terra	Tonitrua
XLI	XXXVIII	XXXII	I
101001	100101	100000	000001
25.	26.	27.	28.
Coelum	Montes	Montes	Aquae m.
Tonitrua	Coelum	Tonitrua	Venti
LVII	XXXIX	XXXIII	XXX
111001	100111	100001	011110

29. Aqua Aqua XVIII 010010	30. Ignis Ignis XLV 101101	31. Aquae m. Montes XXVIII 011100	32. Tonitrua Venti XIV 001110
33. Coelum Montes LX 111100	34. Tonitrua Coelum XV 001111	35. Ignis Terra XL 101000	36. Terra Ignis V 000101
37. Venti Ignis LIII 110101	38. Ignis Aquae m. XLIII 101011	39. Aqua Montes XX 010100	40. Tonitrua Aqua X 001010
41. Montes Aquae m. XXXV 100011	42. Venti Tonitrua XLIX 110001	43. Aquae m. Coelum XXXI 011111	44. Coelum Venti LXII 111110

45.	46.	47.	48.
Aquae m.	Terra	Aquae m.	Aqua
Terra	Venti	Aqua	Venti
XXIV	VI	XXVI	XXII
011000	000110	011010	010110
49.	50.	51.	52.
Aquaem.	Ignis	Tonitrua	Montes
Ignis	Venti	Tonitrua	Montes
XXIX	XLVI	IX	XXXVI
011101	101110	001001	100100
53.	54.	55.	56.
Venti	Tonitrua	Tonitrua	Ignis
Montes	Aquae m.	Ignis	Montes
LII	XI	XIII	XLIV
110100	001011	001101	101100
57.	58.	59.	60.
Venti	Aquae m.	Venti	Aqua
Venti	Aquae m.	Aqua	Aquae m.
LIV	XXVII	L	XIX
110110	011011	110010	010011



61.	62.	63.	64.
Venti	Tonitrua	Aqua	Ignis
Aquae m.	Montes	Ignis	Aqua
LI	XII	XXI	XLII
110011	001100	010101	101010

Da haben wir nun das ganze Geheimniß, worüber ſich die Chineſer länger als 2000. Jahre her, den Kopf vergebens zerbrochen haben: und man muß ſie billig auslachen, da ſie die klügſte Nation unter der Sonnen ſeyn wollen, und ſich rühmen, daß ſie allein zwey Augen haben, andere Leute aber nur eins. Es leidet auch das ihnen vom Iſaacus Voſſius zugetheilte höchſte Lob ziemlichen Abbruch, und wenn er noch leben ſollte, würde er ſein Bekenntniß, daß die Chineſer von den Europäern in der Aſtronomie übertreffen würden, auch auf die Arithmetik ausdehnen müſſen. Wir beſchließen mit Couplets wenig geänderten Worten: Atque haec eſt demum illa ſexaginta quatuor Figurarum tabula, tot ingeniorum Sinenſium tetrica, ne dicam inutilis exercitatio aut labyrinthus, e quo ne Confucius quidem ſe potuit expedire. Solus LEIBNITIVS filum Ariadnes inuenit, ſummo impoſterum merito omnibus Sinenſium Philoſophis praeponendus.

ENDE.

I. Regiſter

Der in dieſem Werke und andern Zuſätzen angeführten Schriftſteller.

U. heiſt Uebereinſtimmung des Glaubens mit der Vernunft. U. A. die Anmerkung dabey. A. die Anmerkung in der Theodicee ſelbſt. G. N. G. bed. Grundſätze von der Natur und Gnade. N L. bedeutet neues Lehrgebäude von der Natur und Gemeinſchaft der Subſtanzen. B. Anmerkung über das Buch, vom Urſprunge des Böſen. G. S. Vertheidigung der guten Sache Gottes. H. die Schrift des Hobbes. L. Lobſchrift. Beyl. Beylagen. Die Zahlen bedeuten die §§.

A.

Abälard, Peter 86 U. 235. 22 G. S.
Abdalla Baidovaeus S. 833 Beyl.
Albius Thomas 86 U.
Alcuin 6 U.
Alraſi 262
Alvarez 47
Ambroſius 55. 121
Anaxagoras 378 A.
Amyrald 178
Andradius Jacob Payva 96
Annat de incoacta libertate 365
Aquinas Thomas 93. 95. 182. 214. 329. 416. 1 Einw. 4 Einw. 24. G. S.
Ariſtophanes 333 A.
Arriaga 70 U.
Ariſtoteles 6 U. 34. 45. 87. 132. 182. 184. 330. 378. 4 B.
Arminius Antiperkinſus 416. 4 Einw.
Arnauld 26 U. 163. 203. 210
Reflexions ſur le nouveau ſyſteme de la nature & de la Grace 223
Athanaſius 32 U.
Averroes 7 U.
Auguſtin 6 U. 87. U. 9 A. 19. 29 41. 45. 82. 86. 92. 100. 11. 7 166.

166. 259. 272. 279. 283. 416 4 u. 5 Einw. 265 A.
Aurelius Marcus 217
Aureolus de Tard. 17

B.

Bacon 295
Bannes 47
Baron P. Vincenz Apologia Cyriacorum 86 U.
Baronius Robert 17 U.
Barrow 35 Seit. l.
Baſilius 377
Bayle 3 U. 5 U. 11. U. A. 24 U. 26 U. 34 U. A. 48. U. 36 U. A. 40. U. A. 77. U. A. 6 A. 9. A. 13 A. 107 A. 110 A. 114 A. 115 A. 119 A. 120 A. 122 A. 123 A. 124 A. 129 A. 134 A. 144 A. 154 A. 156 A. 161 A. 163 A. 173. 173 A. 185 A. 231 A. 251 A. 253 A. 296 A. 320 A. 321 A. 338 A. 378 A. 394 A. 400 A. 411 A. 46 Seit. l.
Continuation des penſées diverſes 182. 182
Hiſtor. crit. Wörterb. 39 U. 46 U. 53 U. 55 U. 62 U. 63 U. 64 U. 71 U. 144. 154. 155. 156. 169. 170. 178. 179. 209. 304. 307. 308. 332. 335. 367. 372. 377. 390. 391.
Rep. aux queſtions d'un Provincial 35 U. 40 U. 46 U. 49 U. 55 U. 56 U. 60 U. 66 U. 76 U. 78 U. 93 108. 112. 133. 135. 158. 159. 160. 161. 163. 166. 167. 179. 180. 197. 210. 219. 223. 236. 251. 255. 269. 308. 323. 341. 350. 351. 357. 360. 365. 382
Reſponſio poſthuma 3 U. 27 U. 58 U. 78 U. 80 U. 83 U. 85 U. 247
Becher D. Joh. Joach. 349
Becker 156
Beda 6 U.
Bellarmin 62 U. 308
Berigardus Claudius 11 U.
Bernhardus 243
Bernier 9 U. 380
de libero & voluntario 27
Bernoulli 152 A. 34 Seitl.
Bertius, Peter 166
Beverwyc, Joh. van de Termino vitae 56
Beza, Theodor 238
Boethius 6 U.
Bonartes, Thomas, Nordtanus Anglus, 86 U.
Bonaventura 278
Boſſes, P. von 86 U.
Bradwardin 67. 95
Bramhall 72. 1 H.

Bre-

Bredenburg, Joh. contra Spinozam 372
Breiſſac 10 U.
Brigitta 92
Bukingham 32
Buddeus 9 U. A. 8 A.
Butemeiſter, Heinr. Joh. L.
Bülſinger de harm. praeſt. 59 A.
Burnet, Thomas 245. 45 45 Seit. L.
C.
Cäſarinus Furſtenerius 8 8 Seit. L.
Cajetan, Card. 48 U. 183
Calixtus, 62 U.
Callimachus, 142
Calov 17 U.
Calvin 18 U. 79. 158. 178. 182
de praedeſtinatione, 49 U. 337
Campanella 150
Capella Martianus 217
Cardanus 254
de vtilitate ex aduerſis capienda 260
Carneades 307. 321 A.
Caroli M. Andr. memorabilia eccleſ. 166
Carteſius 62 U. 69 U. 70 U. 30. 50. 50 A. 60. 162. 163. 186. 220. 238 A. 251. 255. 321 A. 344 345 A. 364. 33 Seit. L. 40. 41. 42. Seit. L.
Cäſar von Cremona 1· U.
Caſauben 134 A. 258. 352
Caſelius Joh. 13 U.
Caßiodor 6 U.
Caſalpin Andr. 11 U. 2 B.
Chardin 137
Charmoye (de la) origines Celticae 143
Chatelet Frau von 238 A. 344 A.
Chomnitz Mart. 67 U.
Chryſippus 169
Cicero 46 U. 8 A. 75 A. 121. 169. 170. 260. 321. 22. G. S.
de fato, 169. 170. 307. 330
de diuinatione 341
Clauberg 338 A.
Claudian, 16. 119. 146. 147. A.
Clemens Alexandr. 76 U.
Clark 44 A. 70 A. 368 A. 430 A. 44 Seit. L.
Clerc, 3 U. 17. 191 A. 211 A.
Biblioth. choiſ. 218
Collins A. 60 A.
Conring. 74 2 B.
Conſtant Luc. Ant. de iure eccleſiaſticorum liber ſingularis 374
Copernicus 152 A.
Court (de la) 374. 375
Cortum 15 A.
Crell 73. 7 H.

Crouſaz 21 A. 34 A. 35 A. 61 A. 121 A. 191 A. 201 A. 238 A. 411 A. 416 A.
Cuper Franc. 372
Cudworth 188. 378 A. ſyſtema intell. 33 Seit. Vorr.
Cyrano von Bergerac 342

D.

Dacier 352. 352 A.
Daille 62 U.
Damas, St. Joh. de 6 U.
Dapper Beyl.
Davidii Joh. veridicus Chriſtianus 101
Deſagulier 245 A.
Deſchamps 238 A.
Diodor 170
Diogenes Laerthus 137
Dionyſius von Halicarn. 170
Diroys 383
preuves & prejuges pour la religion Chretienne 197
Dole, Ludw. Peirerius de 27. 380
Doppelmayer 245 A.
Dörſel 33 Seit. L. A.
Dreyer 184. 184 A
Drexels Nicetas 267
de aeternitate 267.
Durand de St. Portiano 27. 329. 360

E.

Eachard D. 220 A.
Ende, Franc. van den 375
Erictet 170. 377
Epikur 169
Eſprit, von den falſchen Tugenden der Menſchen 15. 220
Euklides 26 U.
Euripides 258
Euſebii praeparatio euangelica 332

F.

Fatio Seitl. L.
Fecht, Joh. 266. 267. 271. 59. G. S.
Feller 96 A.
Ficinus (Marſilius) 352 A.
Finibus (Franc. de) 375
Fludd (de Fluctibus) de vita morte & reſurrectione 112
Fonſeca 39
Fontenelle 19. A. 296. A. 1 Seit. L.
Forbeſius a Corſe Joh. 265 A.
Forman 11 A.
Cölius Secundus Curio 19
Cotta 158 A.

Foucher 26 U. 252
Freytag Joh. 88
Fromond Libertus 24 U.
Fürſtenerius Cäſarinus 8 Seit. l.

G.

Galla Julius Cäſar della 88
Galiläus 65 U. 186 A. 34 Seit. l.
Gaſſendus 352
Gataker Thomas 214
Gellius Aul. 2 A. 209. 331. 333. 335
Gerber Chriſtian 260 A.
Gerhard Mag. 17 A.
Gerhards Joh. Loci theologici 267
Gerike 152 A. 33 Seit. l. A.
Gerſon 9 U.
Gibieuf P. 365
Göbel Joh. Wilh. Seit. l. A
Godeſcalcus 82. 272
Götte 279 A.
Gottſched, deſſen Hamartigenia 112 A.
  crit. Beytr. 134 A.
  Philoſophie 245 A.
  Vindic. Syſt. infl. phyſ. 239 A.
  diſſ. de omnipraeſ. Dei 19 U. A.
Gottſchedinn 344 A.
Gregorius M. 267. 272
Gregorius De. Nyſſa 17
Gregorius von St. Vincent 3. 4 Seit. l.
Grotius. H. 6 U. 29. U. 73. 121. 182 241
Gulliver 11 B. A.

H.

Hanſch 3 U. A. 90 A. 39 Seit. l. A.
Hardt Hermann von der 101 A.
Hartſöker 91
Hermann 152 A.
Hermann Jac. 344 A.
Hermippus 137
Hermolaus Barbarus 87
Helmold 136
Helmont 10. 86
Herodot 138
Heshuſius Tillemannus 13 U.
Hevelius 152 A.
Heyn 245 A.
Hieronymus 17. 56 G. S.
Hobbes 67. 72. 73. 172. 176 A. 370. 1 H. und ſolq. 22 G. S.
  de ciue 220
Hofmann Daniel 13 U.
Hollmann 55 U. A.
Homer 258. 316
Hook (van den) 374
Horaz 16. 119. 316
Hugen 19 A. 152 A 33 Seit. l. 34 Seitl. l.

Hülſemann Joh. 416. 6
Einw. 88 G. S.
Hut 44 Seit. L. A.
Hyde 137

J.

Janſenius 24 U. 365
Jaquelot 83 U. 210. 223.
360 Uebereinſt. des Glaub. mit der Vern. 63. 160. 268
Innocenz III. 15
Joſeph Petrus de S. 360
Jungius 214
Jurieu de vnitate eccleſiae 268

K.

Keckermann Bartholom. 59 U.
Kendal D. George Fur pro Tribunali 167
Kepler 30. 152. 152. A. 245 A. 379. 70. G. S. 34 Seit. L. A.
Keßler Andr. 16 U.
King vom Urſp. des Böſen, 1 B. u. folg. 239 A. 270. 357
Kircher Hieron. 833 S. Beyl.
Klimm Iter ſubterr. 380 A.
Knutzen 55 U. A. 61 A. 239 A.
Köhler 1 U. A.
Korthold Sebaſt. 375

L.

Labbadie Joh. de 14 U.
Lactantii Inſt. diu. 259. de ira Dei 27 B.
Lamy P. Franciſ. 26 U. 391
Langhanſen 18 A.
Launoy de varia fortuna Ariſtotelis 47
Laurentius Valla 364. 404. 407. 407 A. 408. 416 A.
Leeuwenhoek 91
Lilienthal 184 A.
Limborch 372
Lipſius Juſtus 331. 332. 352. 378
Livius 216
Locke 19 U. 31 U. A. 4 B.
Löſchers diſſ. de Paroxiſmo abſoluti decreti 279
Loubille de 344 A.
Lucan 87 U. 142
Lucrez 320 A. 7 B.
Lullius Raym. 59
Luther Martin 12 U. 2 A. 37 A. 39 A. 337
de ſeruo arbitrio 47 U. 49 U. 50 U. 67 U. 87 U. 279. 3 H.

M.

Machiavell 148
Maimonides 262
Mairan 344 A.

Malebranſche 31 U. A. 91. 185. 203. 208. 210. 397
Marchetti 320
Marets Samuel des 182
Marius Sim. 152 A.
Martinus 833 S. Beyl.
Mathieu Petr. 14 U.
Meier Ludw. 14 U.
Melanchthon Phil. 12 U.
Menage 170
Mercure François 133
Molina 39. 48. 92. 135
Mornäus 29
Morus Heinrich 86
Moſes Germanus 9 U. 9 U. A.
Moſheim 17 A. 144 A. 378 A.
Motte la, le Vayer 253. 254
Müller Andr. 832 S. Beyl.
Muſäus Joh. 20 U. 69 U.

N.

Naudäus Gabriel 11 U.
Nazianzen Greg. 92
Neuhof Joh. 824 S. Beyl. u. folg.
Newton 19 U. 19 U. A. 70. A. 368 A.
Nicole 40 U.
de vnitate eccleſ. 93. 268
Nizolius Marius 21 S. L.
Novarinus Aloyſius de occultis Dei beneficiis 119. 260

O.

Ochinus 24 U.
Origenes 17. 86. 174. 272. 56. G. S.
contra Celſum 52 U. 53 U.
Orobius contra Bredenburgen 372
Oſiander Joh. Ad. 88. G. S.
Otrob R. 112
Ovid 88. 137. 154. 296

P.

Paulus 282 A.
Pelagius 27. 265. 265 A.
Peliſſon 96. 96 A.
Pelloutier 134 A.
Petavius 6 U.
Peterſen 17 A.
Petronius 46
Pfaff 61 A.
Pfanner 377
Piſcator 135
Pitcarne 91
Plato 6 U. 8 A. 20. 45. 71 A. 137. 182. 322. 352. 352 A. 378. 379. 381
Plautus 334 A.
Plinius der jüngere 133. 258. 261
Plutarch 135. 137. 170. 332. 333. 378
Pomponaz 11 U. 11 U. A. 74

Porree Gilbert de la 86 U.
Portiano Durand de St. 27. 329. 360. 380
Prudentius 17. 151. 56. G.S.
Pufendorf 12 H.
Feciale diuinum 182
Pythagoras 89. 359

Q.

Queſnel P. 46 Seit. Vorr.
Quintilian 31 U.

R.

Ramus Petrus 12 U.
Raynaud P. Theophili Caluinismus religio beſtiarum 370
Regis 292. 340
Reinbeck 55 U. A. 61 A. 89 A. 220 A. 239 A.
Retorfort Sam. 178. 229
Exercitatio apologetica Gratiae 176
Richter 61 A.
Rimini Gregor. de 92
Rodon David de 381
Rorarius 70
Rusbrock 9 U.

S.

Salee Franciſc. des 95
Salmeron 92
Saurin 60
Scaliger Joſ. 26 U 56 U.
Scaliger Jul. 88
Scarron 342 A.
Schaftsbury 15 A.
Scheiner 192 A
Scherger J. A. 17 U. 184 A.
Schmidt Seb. 49 U. A. 2 A.
Scioppius 252. 352
Scotus Joh. Duns 89. 329. 336. 416. 4 Einw. 24 G.S.
Scudery Madem. de 173
Seneca 31 U. 166. 228 A. 258. 416. 8 Einw.
Sennert Daniel 88. 89
Servetus Mich. 11 U.
Sfondrat nodus praedeſtinationis ſolutus 11. 92
Siegvolk 18
Sileſiacus Joh. Angelus 9 U.
Slevogt Paul 13 U.
Socrates 146
Soneri Demonſtration wider die Ewigkeit der Strafen 266
Spee Fried. von den chriſtl. Tugenden 96
cautio criminalis circa proceſſus contra ſagas 97
Speeth Joh. Petr. 9 U. A.
Sperling Joh. 88. 89
Sperling Otto 112
Spinoza 9 U. 14 U. 173. 173 A. 370. 371. 371 A. 372. 372 A. 392 A. 398 A.
Stegmanns Chriſtoph Metaphyſica Ms. 16 U.

Stegmann Joſia 72 U.
Stenon 100
Steuchus Auguſtin 29 U.
Stillingfleet 19 U.
Stobeus 258
Strato 188. 350
Strimeſius 182
Suarez 6 U. A. 309
Sturm 152 A.
Euclides catholicus 212
Sueton 261
Suidas 137
Swammerdamm 91

T.

Tacitus 139. 220. 261
Tavernier 16 Beyl.
Taurellus Nicol. 11 U.
Tertullian de carne Chriſti 50 U. 228 A.
Thales 8 U. A.
Thomaſius Jac. 184. 220
Thomaßinus 6 U.
Toland 60 U. A.
Turretin 62 U. 182
Tournemine P. de 17 S. f. u. folg.
Twiſſe 178

V. U.

Valla Laur. 39 A. 364. 404. 416 A.
Velthem Valent. 6 U. A.
Veron Franc. 62 U.
Verſe Aubert de, contra Bredenburgen 372
Virgil 3 U. 8 U. 87 U. 6. 256. 261. 272. 312. 414.
Vitus Steph. 79 A.
Ulicovius Georg. 8 Seit. l.
Voetius Gisbertus 22 U.
Vogelſang 14 U.
Vorſtius Conr. 22 S. in der Vorr.
Urſinus Joach. de fide 267

W.

Wachter Joh. Georg. 9 U. A.
Wander Wilh. 86
Wedel Nic. 20 U. 67 U.
Weigel Erhard 213. 383
Weigel Valentin 9 U.
Wewe van der 14 U.
Whiſton 244 A.
Wiclef Joh. 86 U. 67. 172. 235. 22 G. S.
Wilkins 19 A.
Wiſſowatius 45 Seit. l.
Wittich de prouidentia Dei actuali 117. 297
Wolf 31 U. A. 55 U. A. 238 A. 392 A.
Wolzoge de 14 U.

X.

Xaverius P. Franc. 95
Xenophon 71 A.

Z.

Zeiſold Joh. 88
Zinkgräf 140 A.

* *

II. Regiſter

Der in dieſem Werke und andern Zuſätzen vorkommenden merkwürdigen Sachen.

Die Zahlen bedeuten die §§. wie oben im I. Reg. angezeiget worden.

A.

Abänderungen der Seelen, woher ſie kommen 799. S.

Abendmahl, Uneinigkeit der Reformirten u. Lutheraner, worauf ſie ankomme

Aberglaube zieht ſchädliche Folgen nach ſich 100 A.

Abhänglichkeit der Dinge von Gott 7 G. S.

Adäiſidämon 60 U. A.

Adam Cadmon was er ſey 18

Aehnlichkeit, Mangel derſelben 33 A.

Affect mache den Menſchen zum Sclaven 188. was wir für Gewalt über ſie haben 325. widrige und angenehme, ob ſie in unſerer Willkühr ſtehen 400 A.

Allegorien, davon iſt Bayle ein großer Liebhaber 108. A.

Allemannier, wer ſo genennt worden 140

Allerweiſeſte, dieſem kann nur das Allerbeſte gefallen 110 A.

Allgegenwart Gottes, Gottſcheds Diſſertation davon 19 U. A

Alphabeth der menſchlichen Gedanken 51 S. C.

Alphonſus, warum er gemeynt die Welt hätte können beſſer gemacht werden 193

Allwiſſenheit der möglichen Dinge bey Gott, was ſie iſt 14 G. S.

Anaxagoras, was er unter den griechiſchen Weltweiſen zuerſt gelehrt 378 A.

Andacht ſetzt der gemeine Hauſe in die äuſſerlichen Umſtände 1 S. Vorr.

Anſehen der Perſonen hat bey Gott nicht ſtatt 134 G. S.

Anthropomorphiſmi durch welche Art Gott verhönt werde, 122. 125. 134

was dadurch zu verſtehen ſey 2 G. S.
Ariman 140 folg.
Arimanius und Orimasdes, was es für Namen ſind 128
Arimanni was ſie bedeuten 139 A.
Ariſtoteles was er unter den Entelechien verſteht 784. S.
Aſcetici 328
Atheiſt, 24. B.
Averroes, wie er wider die Unſterblichkeit der Seele geſchloſſen 7 U.
Averroiſten in welchem Concilio ſie verdammt worden 11 U. Ihre Secte iſt lange nach ihrer Verdammung erhalten worden eben d.
Aufgehobene, ob man es allezeit wiedergeben müſſe 121
Aufſchriften, was ſie in den alten Comödien ſind 333 A.
Augſpurgiſche Confeßion 12 U.
Auguſtinianer halten es mit der Vorherbeſtimmung 39. 329
Auguſtinus deſſen Schüler 82. 279
Auguſtus wird zu einem Beyſpiele gebraucht 325. ob er in ſeinem Leben mehr Gutes als Böſes genoſſen 261
Ausdehnung, wo Leibnitz die Urſachen derſelben ſuche 798 S.
Ausfluß der Bilder iſt unbegreiflich 799 S.
Ausgang einer Sache, ob er geſchehe, man thue, was man wolle 6 S. B. jeder einzelnen Begebenheit ein Erfolg des allgemeinen Willens Gottes 206. 241. zufälliger und nothwendiger, wie er unterſchieden iſt 279. hat ſeine beſtimmte Urſachen 5. H.
Ausnahmen, wenn der Weiſe nach ihnen handelt 336
Auxilia gratiae davon läßt Rom nicht gern Bücher drucken 87
Auxiliis, de, Verſammlung, warum ſie dieſen Namen bekommen 365 A.

B.

Bauer, iſt mit der Erndte zufrieden 258 A
Baum,

Baum, verbothne, warum Adam davon nicht eſſen ſollte 112 A.

Bayle hält Gott für ein je ne ſai quoi? 4 U. A. iſt der Meynung zugethan, die den Creaturen alle Wirkungen abſpricht S. B. was er bey der Gegeneinanderſetzung der Vernunft und des Glaubens unter einander mengt 7 U. 58 U. redet dem Pomponaz das Wort 11 U. A. will den Widerſpruch des natürlichen und geoffenbarten Lichts behaupten 11. U. A. iſt bey ſeinen unauflöslichen Redensarten veränderlich 27 U. 84 U. warum er glaubt, daß man den Schwierigkeiten der Vernunft wider den Glauben nicht abhelfen könne 32 U. was er für einen Nutzen ſucht, wenn er behauptet, daß die Glaubenswahrheiten den Anfall der Vernunft nicht aushalten können 39 U. A. treibt alle Schwierigkeiten bis aufs höchſte und löſet ſie nicht auf 40 U. A. erklärt ſich wieder die Vernunft, da er nur den Misbrauch derſelben hätte tadeln ſollen 46 U. wie er den Satz, daß man den Einwürfen der Vernunft wider den Glauben keine Gnüge thun könne, behauptet 50 U. 71 U. verwirft den Unterſcheid zwiſchen dem, was über und wider die Vernunft iſt 63 U. vermenget unterſchiedene Begriffe 77 U. A. giebt den Freygeiſtern Waffen wider die Religion in die Hände 5 A. deſſen Witz hatte ihn mehr zum Redner und Dichter, als zum Weltweiſen, gemacht 108 A. deſſen Sätze, die Gott, zur ſittlichen Urſache des ſittlichen Böſen machen 109. 135 hält einen theologiſchen Satz für einen philoſophiſchen 110 A. treibt den Widerſpruch zwiſchen den göttlichen Worten und Thaten ſehr hoch 115 A. warum er Nachſicht gegen den Carneades hat 321 A. bringt zwey gewiſſe principia wieder auf die Bahn 136. 149

Begreifen iſt ſchwerer, als

auf einen Einwurf antworten 5 U. 59 U. man begreift, was man demonſtrirt 5 U. 59 U.

Begriff, was zum vollſtändigen einer Sache gehört 73 U.

Begriffe, vollſtändige einer Sache werden nicht allezeit erfodert 54 U. vollkommne des göttlichen Verſtandes 192. Erklärung ihrer Natur 4 B. vollſtändige, was ſie ſind 309 A.

Begriffe 4 B. 5 B.

Bekehrung, wie der Menſch dabey mitwirke 44 S. V. zu außerordentlichen Wegen derſelben nimmt Leibniß ſeine Zuflucht 98 A. warum ſie Gott nicht allen gebe 99. 133

Belohnungen und Strafen, ob ſie recht geſprochen werden könnten, wenn in allen Dingen eine unbedingte Nothwendigkeit wäre 67

Beſchreibungen, von langen allegoriſchen, iſt Bayle ein großer Liebhaber 108 A.

Beſſerung des Verbrechers, darauf zielt, nach einiger Meynung, die Strafe eines gerechten Richters ab 74 A.

Beſte der Creaturen, ob es Gottes einziger Zweck bey der Schöpfung geweſen 118. ob es nicht in ein anders, das dieſem nichts nachgiebt, u. es nicht übertrifft, könnte verwandelt werden 202. Partey ob es allemal die ſey, die das Böſe zu vermeiden ſucht 635 S. Welt, unter allen hat Gott zu erſchaffen beſchloſſen 78. 114. 119. 120. 128. 195. im Ganzen hat in der Liebe Gottes den Vorzug 117. 129. mit demſelben kann ganz wohl ein gewiſſes beſondres Böſe verknüpfet ſeyn 146. ob die Wahl deſſelben die Sachen nothwendig mache 170. ob es unmöglich hervorzubringen ſey 195. im Ganzen, ob es auch das beſtmöglichſte in jedem Theile ſey 212. etwas zu machen, das ſolches an Güte übertrifft, iſt widerſprechend 226. ob aus deſſen Erwählung zu ſchließen, daß Gott nicht frey ſey 228. treibt

Gott zum Wirken an, aber nicht nothwendig 231

Beſtimmung ſtreitet nicht mit der Zufälligkeit 991. ſtreitet nicht mit der Zufälligkeit 36. iſt eine objectiviſche Gewißheit. ebend. kann der Freyheit nicht ſchaden ebend. macht gar nicht, daß die beſtimmte Wahrheit nothwendig ſey 44. es iſt überall eine beſtimmende Urſache zu finden 44. ſiehe Vorſehung.

Bewegung, ob in ihren Geſetzen eine unbedingte geometriſche Nothwendigkeit ſey 343. 346. 41. S. V. wovon ihre Geſetze abhangen 41. 344. ob ſie willkührlich ſey, 343. 178. wo man ihre Urſache ſuchen müſſe 6 V. Geſetze derſelben, welche Gott erwählet XI. N. G. wovon ihre Geſetze abhangen ebend.

Beweis a priori, wer ihn recht führen kann, iſt im Stande, eine Sache zu begreifen 5 U. 59 U.

Beweiſen, überzeugenden, muß man allezeit nachgeben 25 U.

Bildung der Thiere zu erklären, was Leibnitz dazu braucht 35 S. ſ. Organiſation

Bibliomantie 101

Blitiri, was von den Alten alſo genennt worden 76 U.

Böſe, ob aus deſſen Zulaſſung folge, daß man mit Schuld an demſelben habe 23. 29 U. ob man in Anſehung Gottes nöthig habe, beſondre Urſachen zu entdecken, die ihn zu deſſen Zulaſſung bewegen können 43 U. ob es in Vergleichung mit dem Guten in großer Anzahl ſey 13. 217. 251. 638. S. 52. G. S. iſt in Vergleichung mit dem Guten faſt für nichts zu achten, wenn man die Größe der Stadt Gottes erwägt 19. deſſen Weſen hat keine wirkende Urſache 20. die Welt kann nicht ohne daſſelbe ſeyn 21 A. wo deſſen Urſprung zu ſuchen 20. 209. 331. 378 7 V. kann man metaphyſiſch, natürlich und ſittlich nehmen 21. 7 V. 29 G. S. daß es von Gott erſchaffen ſey, iſt nicht zu erweiſen 123 A. was Gott bewogen, das natürliche und ſittliche zuzulaſſen 21. 22. 135. Gott muß es ſeiner Weisheit wegen zuweilen zulaſſen 129. A. wie es Gott wolle und nicht wolle 22. 158. 33 G. S. das natürliche, wie es Gott nicht will 23. 24. ſittliche, warum es ein ſo großes Uebel iſt 25. deſſen Weſen beſteht in der Beraubung 20. 29. 33. 153. wie Gott dabey mitwirket 1. 29. läßt Gott aus höhern unüberwindlichen Urſachen zu 114. 145. 209. kann als ein Erfolg aus größerm Guten geſchehen 119. 121. 209. daſſelbe zuzulaſſen, kann eine höchſte Nothwendigkeit ſeyn 121. 125. zulaſſen, wie es Gott zuläßt, iſt die größte Gütigkeit 121. wie Gott einen Ruhm daraus ſchöpft 123. was man der Erklärung von der ſittlichen Urſache des ſittlichen für metaphyſiſche Gedanken entgegen ſetzet 168. und Gute, ob es Gott aus bloßem freywilligen Schluſſe eingeführet 176. der Theile iſt öfters das Gute des Ganzen 214. ob es zur Glückſeligkeit, Vollkommenheit und Erhaltung Gottes nöthig, und deswegen geduldig zu ertragen ſey 216. natürliche, worinnen es beſtehe 251. kömmt von den möglichen Formen her, die im göttlichen Verſtande, aber nicht im göttlichen Willen ſind 379

Böſes iſt nicht zu thun, daß Gutes daraus komme, was der Urſprung und Verſtand dieſer Regel ſey 25
natürliches, ob mehr in der Welt als natürliches Gutes darinnen ſey 257

Bosheit, worinnen ſie eigentlich beſtehe 33

Brand erfindet den Phoſphorus 4 S. L.

Buridan, deſſen Eſel 49

C.

Cabbala wird von Wachtern vertheidigt 9 U. A.

Cabbaliſten ſind verdächtig, wegen der Lehre. de anima mundi 9

Calculus Differentialis 29 S. L. Beweis daß Hr. von Leibnitz deſſen Erfinder ſey 811 S. Beyl.

Calvi-

Calvinus iſt nicht ganz und gar wider die Realität im Abendmahle 18 U. läßt in der Wahl Gründe zu, die der Gerechtigkeit gemäß ſind 337. 79

Carteſianer ſprechen den Körpern die wirkende Kraft ab 398 A.

Catharina von Medices, zwiſchen ihren und dem göttlichen Verfahren ſtellen einige eine anſtößige Vergleichung an 166

Cato wird vom Cicero gelobt 75 A.

Celten, ob ſie die älteſten Einwohner in Griechenland und Welſchland geweſen 144 A.

Chineſer ihre Charaktere 824 S. Beyl. ihre Münzen 830 S. Beyl.

Chryſippus ſtreitet mit dem Epikur, ob jeder Satz wahr oder falſch ſey 169. mit dem Diodorus über die Möglichkeit ſolcher Dinge, die niemals geweſen, und niemals ſeyn werden 170. ſein Gleichniß vom Cylinder 331. 334

Cörper, ſiehe Körper.

Collegium Philobiblicum 15 U. A.

Collegium Conferentium 2 S. L.

Commercium Mathematicum, daran arbeitet Leibnitz 33 S. L.

Continuum, Lehre davon iſt ein Labyrinth der Weltweiſen 24 U. Geſetz der Continuität 347

Contraremonſtranten, ob ſie Gott zur Urſache des Böſen machen 167

Corpus Iuris wollte Leibnitz verbeſſern 19 L.

Creaturen mußten urſprünglich eine Einſchränkung bekommen 20. 31. 32. jede Vollkommenheit oder Unvollkommenheit in derſelben, hat bey Gott ihren Werth, keine aber einen unendlichen 118. ſind niemals bloße Geiſter ohne Materie 124. verſtändige, wie Gott ihr Wohlergehen wünſchet 118. denſelben giebt Gott nur die Vollkommenheiten 31. 376. denſelben haben einige alle Wirkungen abgeſprochen 30. 398

Crouſaz verwirft des Valla erdich

erdichtetes Geſpräch 411 A. ingleichen Leibnitzens Fortſetzung deſſelben 416 A.
Cylinder des Chryſippus 331. 334

D.

Dauer hat bey Gott nicht ſtatt 84 A.
Demonſtrationen muß man allezeit nachgeben 25 U.
Dependenz ſ. Abhänglichkeit.
Deſpotiſmus was er ſey 2 G. S.
Deus dieſes Wort iſt bey den Alten eine Zuflucht der Unwiſſenheit geweſen 296 A.
Dienſt ob wir Gott einen erzeigen können 58
Dialektik, ariſtoteliſche, was ſie geweſen 31 U. A.
Dichtkunſt, was ihr Hauptzweck ſeyn ſoll 148
Dienſtag, oder Erichtag, wo er herkomme, 142
Dinge, warum ſie ſo und nicht anders exiſtiren 7. 8. N. G.
Diodorus deſſen Streit mit dem Epikur über die Möglichkeit ſolcher Dinge, die niemals geweſen, und niemals ſeyn werden 170. 22 G. S.
Dominicaner halten es mit der Vorherbeſtimmung.
Donnerstag engliſch Thursday woher die Benennung komme 202
Drako, was man von deſſen ſcharfen Geſetzen geſprochen 133
Dreyeinigkeit, warum die Gottesgelehrten übel auf die zuſprechen geweſen, welche ſie aus der Weltweisheit beweiſen wollen 62 U. worinnen einige deren geheime Vorſtellung verborgen zu ſeyn geglaubet 130. die Lehre davon iſt über die Vernunft 23 U.
Dualiſten, wer ſo heiße 144

E.

Ebenbild, Ueberbleibſel des göttlichen 97 G. S.
Eigenſchaften, göttliche, ſind nach einiger Meynung nicht dem Grade, ſondern dem Weſen nach, von den unſrigen unterſchieden 4 U. A.
Eigenwillig, Gott hat nicht alſo beſchloſſen, was gut oder böſe, gerecht oder ungerecht ſeyn ſollte 176. ob die Geſetze der Natur es ſind 338. die Gerechtigkeit

ſey 176. die Wahrheit 183. 185
Einfluß in das Vorhergehende und Nachfolgende 8 A. phyſikal. das Lehrgebäude deſſelben hat noch niemand für eine der Freyheit des Menſchen nachtheilige Meynung gehalten 66 A. phyſikaliſche, ob er unwiderſprechlich widerlegt ſey 345 A.
Einträchtigkeit der Monaden hindert die Vielheit ihrer Modificationen nicht 11 N. G.
Einwurf wider eine Wahrheit 25 U.
Einwürfe ſind wir nicht allezeit verbunden zu unterſuchen 26 U. 40 U. ſinnreiche Unterſuchung, was ſie für Nutzen haben 27 U. 39 U. vermeynter unauflöslicher, Auflöſung iſt ſchon gefunden 27 U. unauflösliche ſind eine rechtmäßige Urſache einen Satz zu verwerfen 58 U. 82 U. darauf antworten iſt weniger als ſeinen Satz beweiſen 57 U. es iſt allezeit möglich darauf zu antworten, auch ſelbſt in Anſehung derjenigen die wider den Glauben gemacht werden 25 U.
Elend, Bücher vom menſchlichen ſind nicht nützlich 15 an ihrem eignen vergnügen ſich manche boshafte Menſchen 264. ob es bloß durch die Empfindung verurſacht werde 251
Empfindungen der Engel und Seligen 309
Engel, wie Gott durch ihren Dienſt Wunder thue 3 U. wie ihre Kunſt von der unſrigen unterſchieden ſey 3 U.
Entelechien, was Ariſtoteles ſo nennt 784 S.
Entelechia, was es ſey 87 deren Begriff iſt nicht ganz zu verachten 87
Epigrammata in der Alten Comödie 331
Erbſünde, wie die Seele damit habe angeſtecket werden können, ohne daß man Gott deswegen eine Ungerechtigkeit beymeſſen könne 4. 86. 81 G. S. ob ſie allein zur ewigen Verdammung eines Menſchen zulänglich ſey 92. 94. 87 G. S. ob die darauf erfolgte erbliche Verderbniß durch eine Wirkung Gottes in

die Seele des erſten Menſchen geleget worden 112. 81 G. S. die Uebel ſind natürliche Erfolge derſelben 112. 126. ihre Natur und Beſchaffenheit 86 G. S.

Erde, Erdichtung von ihrem vorſitzenden Engel 18. Veränderung ihrer Kugel 244 ihre Bewegung 186

Erhaltung, göttliche der Creatur, worinnen ſie beſtehe 27 ob ihre Wirkungen allgemein und unbeſtimmt ſeyn können 27. ob ſie eine beſtändige Schöpfung ſey 31

Erhaltung Gottes iſt von deſſen Schöpfung unterſchieden 28 A.

Erkenntniß, umſtändliche der Dinge, ſonderlich jedes zukünftigen Ausganges, wer ſie Gott abgeſprochen 22. S. V. ob ihre Unvollkommenheit unſere Freyheit übern Haufen werfe 287. deutliche, des Beſten, beſtimmt den Willen, aber nicht nothwendig 309. des Guten, ob ſie in den Engeln und Seligen unvollkommen ſey 309. ob ſie zur Hervorbringung einer Sache nöthig ſey 188. 401

Erſchaffen, und zur Wirklichkeit bringen, wie ſie von einander unterſchieden ſind 415 A.

Erſcheinungen, durch deren falſchen Gebrauch betrügen wir uns manchmal 64. 65. wird ſchlecht erklärt, wenn man ihr ein ausdrückliches principium zuſchreibt 152. ſiehe Scheindinge.

Erwählung, ſiehe Wahl.

Evangelium von Chriſto den Heiden eine Aergerniß, wie ſolches zu verſtehen ſey 29 U.

F.

Fähigkeit, was ſie ſey 87 natürliche, iſt kein Verdienſt eines Menſchen 103 A.

Fall des erſten Menſchen, was bey deſſen Betrachtung ſich für Schwierigkeiten hervorthun 26 S. V. 4 ob die Gütigkeit Gottes wegen deſſen Zulaſſung nicht entſchuldigt werden könne 32 U. hat natürlicher Weiſe böſe Folgen nach ſich gezogen 112. ob ihn Gott haben wollen 158. ob er nothwendig geweſen 231. iſt frey-

freywillig geſchehen 274. 368. deſſen wahre Urſache 76 G. S. 77 G. S.
Fälle, ohngefähre, tragen viel zu dem bey, was dem Menſchen die Seligkeit giebt oder entzieht 100
Fatalia, was bey den Juriſten ſo genennt wird 57
Fehler, was der durchgängige des Herrn Bayle ſey 122 A.
Felſen, ſcheinen übergebliebne Schlacken von einer großen Zerſchmelzung zu ſeyn 44
Feudum Arimandiae 139
Feuer wurde bey den Perſianern und Chaldäern für göttlich gehalten 137
Foe, Urheber einer Secte in China, was er für einen Hauptursprung aller Dinge geglaubt 10 U.
Fohi, deſſen Charactere 822 S. Beyl.
Formalitäten, darein ſetzt der gemeine Hauſen die Andacht 3 S. B. wie vielerley ſie ſey 3 S. B. auf was für Weiſe ſie einiges Lob verdienen können 3 S. B. der Heiden bey ihrer Religion 5 S. B.
Formen, ſubſtanzialiſche, holt Leibnitz wieder zurück 784 S. philoſophiſcher Streit von deren Urſprunge 87. des Verfaſſers Meynung davon 90. die möglichen ſind die Quellen des Böſen 380
Franciſcaner ſind für die mittlere Wiſſenſchaft 39
Frey und gleichgültig iſt nicht für eins zu halten 132. und beſtim̃t ſind einander nicht entgegen zu ſetzen 132
Freygeiſter geben zuweilen keinen Grund von dem an, was ſie bejahen 25 U. A. haben gemeiniglich nicht viel von den Regeln der Vernunftlehre vergeſſen 77 U. A.
Freyheit, ihre Schwierigkeiten 1. Beantwortung derſelben 6. dieſe benimmt Leibnitz der menſchlichen Seele nicht 34 A. Crouſaz hat einen falſchen Begriff davon 35 A. iſt von der Nothwendigkeit ausgenommen 21 G. S. was dazu erfodert wird 20 G. S. die vollkommenſte, Beweis derſelben 50 A. Einwurf dawider wird aufge-

löſt

löſt 51 A. wie die Freyheit der Gleichgültigkeit wahr iſt 46. ob ſie in einer Gleichgültigkeit des Gleichgewichtes beſtehe 302. ob ihr die Beſtimmung ſchade 37. ob ihr das Vorherwiſſen der zukünftigen zufälligen Dinge, oder der Grund der Gewißheit dieſer Wiſſenſchaft nachtheilig ſey 36. 37. 42. wie ſie D. Clarke erkläret 70 A. menſchliche, was ſie eigentlich iſt 70 A. ob ſie vernünftigen Menſchen hätten verſagt werden können 120 A. iſt die Urſache der Sünde 273. 287 was ſie in ſich begreiſe 35. 287. ob es ihr was ſchade, daß der Wille allemal vom Guten, welches die gegenſeitigen Vorſtellungen überwiegt, zum Thun bewegt wird 45. ob ſie aus einer lebendigen innerlichen Empfindung zu beweiſen ſey 68 U. 295. 297. von ihrer Natur hat ſich Cartes nicht zur Gnüge erkläret 186. vollkommenſte Gottes belegt Bayle mit dem verhaßten Namen einer Sclaverey 228. ſiehe Gewißheit, Nothwendigkeit, Wille, Frömmigkeit, rechte, worinnen ſie beſtehe, 8 S. B. Frucht des verbothenen Baumes 112

Frucht verbothne, darunter verſteht Beverland den Beyſchlaf 112 A.

Frucht, verbothne, was darunter zu verſtehen ſey 112 A.

G.

Gaben des Gemüths und des Leibes verdienen Lobſprüche 75 A.

Ganze muß man betrachten, wenn man von der Güte und Schönheit einer Sache urtheilen will 134. 146. 194 Beſte in demſelben, hat in der Liebe Gottes den Vorzug 116. 122. Beſte in demſelben, ob es auch das Beſtmöglichſte in jedem Theile ſey 211

Gebeth bewegt Gott nicht etwas zu geben, das mit dem Ganzen nicht übereinſtimmt 120

Gebeth die Kraft deſſelben, hebt Hr. v. Leibnitz nicht auf 120 A. iſt nützlich 44. G. S. ernſtliches wird allemal erhöret 409. D. Bechers

Gedanken, verwirrte und deutliche 309. sourdes heimliche 310. Alphabeth der menſchlichen ſ. A.

Gefallen, iſt eben ſo viel, als gut beſinden 110. was es vorausſetze 305 A.

Geheimniſſe der Religion bey den Heyden, worinnen ſie beſtanden 5. nach der Vernunft betrachtet, und den Scheinwahrheiten zuwider 3 U. 28 U. kann man wohl einiger maßen erklären, aber nicht begreifen 5 U. können aus der Vernunft nicht bewieſen, wohl aber wider die Einwürfe vertheidigt werden 5 U. was bey Behauptung derſelben für Behutſamkeit nöthig ſey 22 U. ihr vollkommner Begriff oder Erklärung iſt nicht zu fodern 54 U. mit was für Anſehen Bayle die Unauflöslichkeit der Einwürfe wider dieſelben zu behaupten ſucht 67 U. ob es nöthig iſt, ſich dieſelben zu unterwerfen, damit man auf die Einwürfe dawider antworten könne 71 A. diejenigen, welche die Beſchaffenheit derſelben begreiflich zu machen geſucht, haben ſchlechten Dank verdienet, 59 U. 85 U. ob ihre vollkommne Auflöſung und Erklärung einſt zu hoffen ſey, 85 U.

Gegenwart überhaupt, den deutlichen Begriff davon giebt Gottſched 19 U. A.

Geiſt, ob es einen erſchaffnen gebe, welcher von der Materie ganz abgeſondert iſt 90. freyen, können ſich viele nicht einbilden 231 A.

Gelehrte können ſich auch aus dem Umgange der Allereinfältigſten erbauen S. I.

Gemüthsarten, ob in den guten und böſen der Menſchen die Urſachen der göttl. Wahl lediglich zu ſuchen ſeyn 99. 285

Gemüthsruhe, wie ſie zu ſtärken ſey, damit ſie durch die Schmerzen des Leibes nicht unterbrochen werde 255. 257

Gemüthsvergnügungen ſind die reinſten und nützlichſten, die Freude dauerhaft zu machen 254

Geometrie, die empiriſche 214

Gerechtigkeit, falſcher Begriff

von der göttlichen 176. Gottes, worinnen ſie von unſerer unterſchieden 4 U. 3. göttliche, wie ſie bey der Austheilung der Gaben ohne Verdienſt beſtehe 103 A. göttliche würde die Verdammten aus der Hölle befreyen, wenn ſie aufhören könnten zu ſündigen 133 A. ob ſie in Anſehung Gottes nichts oder was eigenwilliges ſey 37. U. 175. 183. wider die göttliche iſt kein unüberwindlicher Einwurf vorhanden 50. was man von der göttlichen für einen Begriff haben ſoll 85. 50 G. S. was falſche Begriffe von der göttlichen ſchaden 176. 133. Gottes, ob ſie zu ſtrenge durch verhaßte Einwürfe angefochten 165. u. f. iſt nicht ohne Regeln und Gründe 36 U. ſchließt die tyranniſche Herrſchaft aus 175. ob ſie ſündigen macht, damit ſie ſtrafen könne. 311
Gerichte Gottes ſind unerforſchlich 67 U.
Germanus, wo dieſer Name herkomme 140
Geſchenke, wenn man vorher ſieht, daß ſie ſchaden werden, ob ſie allemal Geſchenke eines Feindes ſind 119
Geſetze, ob die Erfolge, welche aus der Vollziehung der allgemeinen entſtehen, Gegenſtände eines beſondern göttlichen Willens ſind 204. 206. ob Gott von den allgemeinen abgehe, ſo oft es die Ordnung erfodert 207. des Reichs der Natur hält Bayle für willkührlich und gleichgültig 339. der Bewegung, ob ſie willkührlich ſind 326. der Vereinigung der Seelen und des Leibes, ob ſie willkührlich ſind 351. ob alles, was nach den allgemeinen geſchieht, ohne Wunder geſchehe
Geſchicklichkeit, Grundſatz derſelben, was davon abhänge XI. N. G.
Geſchlecht, die Vortrefflichkeit des menſchlichen erhebt Schaftsbury 15 A.
Geſchöpf, warum es nicht alle Augenblicke erſchaffen werden könne 383 A.
Geſchöpfe, Gott wird vertheidigt, daß er nicht lauter voll-

vollkommne geſchaffen 124 A.

Geſchöpfe, diejenigen, welche lauter vollkommene von Gott verlangen, wie ſie bald widerlegt werden können 125 A.

Geſichtspunkt, welcher ſolches bey den Creaturen ſey 700 S.

Geſundheit, dieſe hält Bayle bey den Menſchen mehr für ein Uebel, als für ein Gut 13 A. Geſundheit ein großes und wunderbares Gut 13

Gewalt, willkührliche, die Ausübung derſelben läuft wider die göttliche Gerechtigkeit 175

Gewiſſe, warum es mit dem Beſtimmten oft vor eins genommen werde 36. vermengt Bayle mit dem Nothwendigen 179

Gewißheit iſt von der Nothwendigkeit wohl zu unterſcheiden 278.

Gewiſſenſcrupel 6 U.

Glaube, was deſſen Gegenſtand ſey 1 U. kann gar wohl mit der Erfahrung verglichen werden 1 U. darwider können wahrſcheinliche Vernunftſchlüſſe nichts ausrichten 3 U. 28 U. 42 U. über deſſen Uebereinſtimmung mit der Vernunft iſt offt geſtritten werden 6 U. göttlicher iſt mehr als eine Meynung 30 U. 77 U. ſtreitet nicht wider die Vernunft 39. was vor Eigenſchaften in ſeinen Gegenſtänden ihm den Sieg über die Vernunft ertheilen können 41 U. wie deſſen Sieg über die Vernunft müſſe verſtanden werden 39. 40. U. eine vortreffliche Uebung der Tugenden einer geiſtlichen Gottesgelahrtheit 45 U. ob deſſen Wahrheiten unauflöslichen Einwürfen unterworfen ſeyn 24 U. 50 U.

Glaubensartikel, davon hörte man bey dem Gottesdienſte der Heiden nichts 4 S. V. ſind den Wahrheiten, die von einer logiſchen und metaphyſiſchen Nothwendigkeit ſind, niemals zuwider 20 U. Behutſamkeit, die bey der Behauptung derſelben zu gebrauchen 22 U. ob ſie unauflöslichen Einwürfen unterworfen 24

U. verwirrteſte Einwürfe darwider, wie ſie durch die Hülfe der gemeinſten Vernunftlehre zu widerlegen ſind 27 U.

Gleich und ähnlich, wie ſie von einander unterſchieden ſind 212

Gleichgültigkeit, in was für einem Verſtande ſie zugelaſſen werden müſſe 46. hindert nicht, daß man nicht noch ſtärkere Neigung zu der Partey haben könne, die man erwählet 302. gänzliche hat einigen Scholaſtikern gefallen 303. 318. 319. 3 B. würde ungereimt und böſe ſeyn 365. iſt unmöglich 49. des Gleichgewichtes, was dadurch zu verſtehen ſey 46. ob es eine gebe 35. 46. 49. 132. 175. 302. 2 B. durch dieſe falſche Idee ſind die Moliniſten ſehr verwirrt werden 48. ſuchen einige Gott beyzulegen 175. iſt ohne Exempel 364. 366. 3 B. die Freyheit derſelben, wie ſie zu verſtehen ſey 46

Gleichgewichte, ob in deſſen Gleichgültigkeit unſre Freyheit beſtehe 57

Gleichniſſe, Baylens Fehler in denſelben 122 A.

Gleichniß, ein falſches giebt Bayle 123 A. von einer Orgel, was dadurch erläutert wird 387 A.

Glück, ob man wegen des vorhergehenden aufs künftige einen ſichern Schluß machen könne 17 S. V. und Wohlergehen der Böſen ſoll uns nicht zum Murren bewegen 15. 16. ob man über das Gute der Menſchen ſich zu beſchweren Urſache habe 205. göttliche mache ſo viel Freude, als wenn man es ſeiner Wahl zuzuſchreiben hat 316

Glückſeligkeit, wahre, worinnen ſie beſtehe 8 S. V. der vernünftigen Creatur, iſt weder der einzige noch vornehmſte Zweck Gottes bey der Schöpfung 119. 120. kann nicht beſtehen, wenn keine Ueberlegung dabey iſt 150

Gnade, Hülfe derſelben 85. 99. gratia congrua, genugſame 365. verborgne zulängliche Gnade 282

Gnadenmittel, ob ſie Gott denen zu verſagen beſchloſſen, von welchen er vorhergeſehen, daß ſie ihren freyen Willen misbrauchen würden 37. zulängliche, ob ſie allen Menſchen gegeben werden, ſie aus dem Böſen zu reißen, wenn ſie ſich nicht ſelber hindern 95. 98. 115. 110. G.S. warum ſie Gott denen anbiethen läßt, von denen er weis, daß ſie dieſelben nicht annehmen werden 116. 134

Götter werden von den Heiden getadelt 260

Gott, von ihm haben die Hebräer vor allen andern Völkern auf eine ihm anſtändige Weiſe gelehret 6 S. V. wenn man ihn lieben will, darf man ſich nur ſeine Vollkommenheiten vorſtellen 8 S. V. machen viele mit den Heiden zur Urſache ihrer Laſter 21 S. V. warum ihm viele die umſtändliche Erkenntniß der Dinge, ſonderlich aber eines jeden zukünftigen Ausganges abſprechen 22 S. V. wie das Wort in der Lehre der heiligen Dreyfaltigkeit gebraucht werde 22 U. ob er auf ſolche Art zu vertheidigen iſt, wie man insgemein einen Menſchen vor dem Richter vertheidigt 32 U. ob deſſen Gütigkeit wegen Zulaſſung des Böſen nicht könne entſchuldigt werden 32 U. ſcheinet zu viel Theil an dem Daſeyn des Böſen zu nehmen 1. kurzer Beweis von einem einigen 7. was ihm dienen heiße 58. ob ihm alles gleichgültig ſey, was außer ihm iſt 79. was er für einen Endzweck gehabt, da er ſeine Rathſchlüſſe in Anſehung der Menſchen gefaßt 78. wie er die Menſchen vorherbeſtimmt habe 81 A. ob deſſen Ewigkeit eine Folge von Augenblicken habe 84 A. daß er nichts zum Böſen beytrage, wird an einer Vergleichung deſſen mit einem Vater gewieſen 86 A. ob er eigentlich zu reden durch die Sünde beleidigt werde, oder ſie verabſcheue 114. den Widerſpruch zwiſchen deſſen Worten und Thaten treibt Bayle zu hoch 115 A. ob die Liebe zur

Tugend, und der Haß gegen die Laſter in ihm unendlich ſey 117. für denſelben ſchickt ſichs nicht, willkührlich zu handeln 129 A. ob er den Menſchen ohne Mühe in den Himmel bringen könne 133 A. in wie weit er der Urſprung des Böſen iſt 149 A., betrachten einige als einen tyranniſchen Herrn 6. 166. 178. der Mugaller ſey aus dem Himmel gejagt, wer es vorgegeben 147. ob er frey, in einer Gleichgültigkeit des Gleichgewichtes ſey 199. ob er ſeine Ehre und ſeinen Ruhm nothwendig liebe 223. deſſen Wille folgt den Urtheilen des Verſtandes 308. in ihm befindet ſich die höchſte Freyheit 336. iſt nicht die Seele der Welt 195. ob er itzt den Menſchen ſündlich ſchaffe, den er doch anfänglich ohne Sünde erſchaffen 28. ob er der einzige ſey, welcher wirkt 32. deſſen Gröſſe 3 G. S. deſſen Güte 18 G. S. deſſen Liebe giebt uns einen Verſchmack von der zukünftigen Herrlichkeit XVII. N. G. wie man ihn gehörig lieben könne XVI. U. was er für Geſetze der Bewegung erwählet XI. N. G.

Gottesgelehrten, rationales, & non rationales 14

Gottesgelahrtheit, wer darzu geholfen, daß ſie in formam artis gebracht worden 17. ſtimmet mit der Weltweisheit überein 1 U.

Gottesleugnung, dieſe entſteht unmittelbar daraus, wenn man Gott für ein je ne ſai quoi? hält 4 U. A.

Gregorius M. ſoll durch ſein Gebeth den Trajan aus der Hölle erlöſt haben 272

Gröſſe, Schluß davon auf die Beſchaffenheit, geht nicht allemal wohl an 212

Grund, beſtimmender, iſt bey allen Sachen 44. 175

Gulliver was er begreiflich macht 11 A. U. B.

Gut, jedes, will Gott vorhergehend antecedenter 22 119. 33 G. S. daraus entſtehen oft üble Dinge durch

durch eine Begleitung 109 ob es das Böſe übertrifft 414. 415

Gute Arten deſſelben 33 G. S. das Gott thut, kann man nicht gnug hochhalten 119. ſittliche, und Böſe, ob es Gott aus Willkühr eingeführet 176. 180. phyſikaliſche, ob es allein im Vergnügen beſtehe 231

Gutes, übertrifft das Böſe in der Welt 19 A. wahrſcheinlicher Beweis davon, durch eine ohngefähre Berechnung der Fixſterne und Planeten ebend.

Gütigkeit, falſcher Begriff von der göttlichen 146. worinnen ſie von unſerer unterſchieden 4 U. Gottes, ob ſie nicht könne entſchuldigt werden, daß ſie das Böſe zugelaſſen 32 U. was man von der göttlichen für einen Begriff haben ſoll 85. 179. ob Gott allein durch dieſelbe zur Erſchaffung der Welt bewogen werde 116. ob ſie unendlich ſey 117. ob die göttliche zu tadeln ſey, daß ſie uns Güter gegeben, von welchen ſie gewußt, daß wir ſie misbrauchen würden 120. ob ſie aus einer einzigen Wohlthat erkannt werden könne 179. Gottes ſuchen einige mit Nachtheil ſeiner Größe zu rechtfertigen 135. Gottes wird durch ein Gleichniß von hundert Bothen angefochten 161. Gottes wird durch verhaßte Einwürfe angegriffen, 166. ob ſie allein von Gottes willkührlicher Wahl herrühre 181. wird nicht für groß genug gehalten, wenn man ſagt, er hätte was beſſers machen können. 194

H.

Handlung, freye, ob ſie in dem Vermögen zu wollen ihren zureichenden Grund habe 69 U.

Harmonie, vorherbeſtimmte, was Autor dadurch zu erklären geſucht 10 U. 64. 91. 287. wie er auf dieſes Lehrgebäude gekommen 61. 62. iſt ſinnreich 55 U. A. hat nicht die Oberhand erhalten können 55 U. A. Knutzens Zweifel dawider 55 U.

A. iſt keine gottloſe Meynung 55 U. A. ſoll nach einiger unwiſſenden Meynung alles Künftige nothwendig machen 2 A. nach dieſer ſind Seele und Körper wirkſam 32 A. ob dieſelbe ein Gedankenſpiel, oder eine ernſthafte philoſophiſche Meynung des Hrn. von Leibnitz ſey? 61 A. durch dieſelbe will man in den Schwierigkeiten der Religion dubium per aeque dubium auflöſen 66 A. ſcheint die Schwierigkeiten wider die Religion zu vergröſſern 66 A. Bedenken darüber 299 A.
Hebräer haben unter allen Völkern allein öffentliche Lehren von ihrer Religion gehabt 6 S. V.
Heiligkeit Gottes iſt nichts anders als der höchſte Grad ſeiner Gütigkeit 15'. Schwierigkeiten ſo dawider vorfallen 60 G. S.
Herrlichkeit ſo Gott von Ewigkeit beſitzet, wie zu verſtehen 109
Hermann, Ariman oder Irmin 139
Hervorbringung der Seelen per Traducem, deren Widerlegung 88 A.
Heſus des Lucanus 142
Hexen, wodurch deren öftere Verbrennung in Frankenland abgeſchaffet werden 97. 98
Heiden hatten in ihrem Gottesdienſte Ceremonien, aber von Glaubensartikeln hörte man nichts 4 S. V. ſo verdammet werden, ob kein einziger würde ſelig worden ſeyn, wenn er gleich unter den Chriſten geweſen 101
Himmel, wie ſie die Ehre Gottes verkündigen 146
Himmelluſt kann ein Aufenthalt der erhabenſten Geiſter ſeyn 118 A.
Hiſtorienſchreiber, ihre Fehler 148. warum ſie weniger Gutes als Böſes anmerken 148 A.
Höllenſtrafen, Schriften wider die Ewigkeit derſelben 17 A.

J.

Jeſuiten, neuere ſind für die ſcientiam mediam 39

Jeſus Chriſtus lehret die Unſterblichkeit der Seelen recht deutlich 6 S. B. hat die natürliche Religion endlich zu einem Geſetze gemacht, und ihr die Gültigkeit einer öffentlichen Lehre gegeben 7 S. B. hat gewollt, daß wir nicht allein Gott fürchten und ehren, ſondern auch herzinnigſt lieben ſollen 7. 8. S. B. ob deſſen Erkenntniß nach dem Fleiſche zur Seligkeit nöthig iſt 98 ob dieſe Erkenntniß Gott allen Menſchen geben will 98. iſt die vornehmſte Urſache, warum dieſe gegenwärtige Ordnung der Dinge erwählet werden 56 U.

Infralapſarii ſind die meiſten Reformirten 89

Intelligentia ſublunaris 8

Irminſul 141

Irrthum beſteht weſentlich in einer Beraubung 32

Irrthümer haben zuweilen ihren Nutzen 18 S. B. rühren gemeiniglich von der Verachtung oder dem Mangel der Kunſt zu denken 30. 31 U. ſind niemals freywillig 25 G. S. Kings Meynung davon 10 B.

Influxus phyſicus, deſſen vindiciae 55 U. A.

Juriſten, zu was für Begriffe ſie Anlaß geben 175 A.

K.

Kälte hat das Wirkliche nur per concomitantiam bey ſich 153

Kinder, den Zuſtand derer, ſo vor der Taufe ſterben, ſcheint Sfondrat dem Stande eines erlöſten Sünders ſelbſt vorzuziehen 11. 92. ſo vor der Taufe ſterben, ob ſie allein wegen der Erbſünde ewig verdammt werden 93. 133. wie die Evangeliſchen davon ſprechen 93. denen haben die Scholaſtici einen ausdrücklichen Limbus angewieſen 92. Tortor infantum, wer ſo genennet werden 92

Kleinigkeiten in der Welt ſind werth, Gegenſtände des göttlichen Verſtandes und ſeiner Vorſehung zu ſeyn 8 A.

Königsberg, die daſige hohe

Schule, wider was ſie iſt? 86 A.

Körper, alle ſind in Bewegung 800 S. Anziehen derſelben, leitet Newton von einem gewiſſē äuſſerlichen Drucke oder von einer andern unbekañten Urſache her 19 U. A. darinnen iſt die Quantität der abſoluten Kraft von der Quantität der Bewegung unterſchieden 60. dieſem ſprechen die Carteſianer die wirkende Kraft ab 398 A. der menſchliche iſt dauerhafter, als Eiſen und Stal, Marmor und Diamanten 14 A. ob darinnen alles paſſiviſch 44. organiſche, ob alle vernünftige Creaturen haben 124. die Bildung der organiſchen beſeelten durch die Vorherbildung erkläret 90. 91. wenn er organiſch iſt 111 N. G. was ſie ſind 1 N. G. in allen zuſammen, die untereinander wirken, erhält ſich einerley Richtung 60. 61. ob einer in viele entfernte auf einmal unmittelbar würken könne 19 U.

Kraft des Gehorſams, was Scholaſtici ſo nennen 3 U. was ſie ſey 87. wie ihre Gröſſe geſchätzt wird 344. A. bewegende, ob beſtändig einerley in der Welt erhalten werden 345 A.

Krankheit, ob ſie Gott auch geſchaffen habe. 209

L.

Laſter, deren Urſache ſchreiben einige Gott zu 21 S. B. ziehen ſich ſelbſt ihre Beſtrafung zu 74. unſere, ſind gröſſer als unſere Tugenden 259

Latein, barbariſches, der Mönche 6 U.

Laud, Erzbiſchof in Engeland 7 H.

Leben, langes, will ein Bauer für viele Mühe erlangen 13 A. menſchliches, ob es ſo gar elend ſey, wie viele vorgeben 260. ob in dem andern weder gute Werke, noch Sünde ſey 266.

Lehrgebäude, hängt nicht zuſammen, das ſich nicht auf den Satz des hinreichenden Grundes ſteift 320 A.

Lehrgebäude, welches auf willkührliche Dinge verfällt 320 A. welches Gott gemäſſer mäßier ſey 210. des Beza, was Leibnitz davon hält 229. welches den andern vorzuziehen ſey 264. des Auguſtinus 279. 283. der gelegentlichen Urſachen 61. welche auf ſchwachen Füſſen ſtehen 54. die drey von Gemeinſchaft des Leibes und der Seele 59 A.

Leib, in was für Verſtand man ſagen könne, daß er in die Seele agirt 43 S. B.

Leibnitz, ob er leugne, daß Gottes Verſtand der Urheber aller Moglichkeiten ſey 334 A. deſſen Art zu Schreiben und Streitſchriften zu wechſeln iſt ſehr liebreich 57 U. A. iſt vom Spinoziſmus entfernet 392 A. iſt Hrn. Baylen im richtigen Gebrauche der Vernunft überlegen 77 U. A.

Liebe Gottes, herzliche, erfodert Chriſtus 8 S. B. darinnen beſteht die Frömmigkeit, und wahre Glückſeligkeit S. B. ihre groſſe Kraft 95. geht vornämlich auf das beſte im Ganzen 117. gegen eine erſchaffne Sache, richtet ſich nach ihrem Werthe 124

Lob und Tadel, ob ſie wegfallen würden, wenn der Menſch aus einer unbedingten Nothwendigkeit handelte 75

Logik deren Unvollkommenheit in Beurtheilung wahrſcheinlicher Gründe 27. 28. Nutzbarkeit der Ariſtoteliſchen bey der Demonſtration 27

Looß hat allemal ſeine Gründe in der Natur, wenn etwas durch daſſelbe geſchicht 305

Luther, wie er zu verſtehen, wenn er die Weltweisheit verworfen 12 U. war übel auf den Ariſtoteles zu ſprechen 12 U. ob er eben den Lehrſätzen zugethan geweſen, welche Leibnitz hernach gelehrt [illegible] A.

M.

Machiavell, wie er von der Menſchen Bosheit und Frömmigkeit geſprochen 148

Malcuth bey den Cabbaliſten 371

Manichäer und Pyrrhonier, wie Bayle die deutliche Verſtellung ihrer Einwürfe zu entſchuldigen ſuchet

ſuchet 39. ihre Einwürfe würde man nicht los werden, weñ man ihnen gleich viel einräumte 43. und Paulicianer haben des Zoroaſters Lehre wieder aufgewärmet 136. was Bayle von ihren Beweisgründen urtheilet 144

Marcion hat bereits vor dem Manes zwey principia behauptet 144

Maſchine in der Natur, ihre Beſchaffenheiten 739

Materie, ob ihr Gott das Vermögen zu organiſiren geben könne, ohne ihr den Begriff u. die Erkenntniß der Organiſation zu geben 35 S. V. ob man auf die Schwierigkeiten von Zertheilung derſelben in infinitum nicht antworten könne 70 U. iſt urſprünglich zur Trägheit oder zu Beraubung der Geſchwindigkeit geneigt 32. 379

Macht Gottes, dieſe bringt Bayle ſtets vor 129 A.

Materialität der Seele, wenn ſie behauptet werden müßte 88 A.

Mechaniſmus, iſt ſchon zulänglich, die organiſchen Körper der Thiere, ohne andre plaſtiſche Naturen hervorzubringen 34 S. V.

Meer ſcheinet eine Art eines olei per deliquium zu ſeyn 244

Menſch, was Gott für einen Hauptendzweck gehabt, da er ſeine Rathſchlüſſe in Anſehung deſſelben gehabt 78. ob alles lediglich für ihn geſchaffen worden 118. 262. ob er große Einwürfe wider die Einigkeit Gottes an die Hand gebe 146. iſt wie ein kleiner Gott in ſeiner eigenen Welt 147. hat Gott beſchloſſen zur Exiſtenz zu bringen, wie er in den Ideen geweſen 151. ſiehe Creatur 1. ob Gott alle will ſelig machen 84. ob in dem menſchlichen Geſchlechte mehr Böſes als Gutes ſey 211. ob er von ſich Kräfte habe, das Gute zu thun 265 A. warum ihn nicht Gott in allen Stücken von der Unvollkommenheit frey gemacht 119 A. werden der Diana geopfert 142 A.

Menſchenliebe in Gott 123 G. S.

Metaphyſik wahre, ſo Ariſtoteles geſucht, was ſie ſey 184

Mercur 142

Mithra 137

Mitleiden, dieſes verdienen die Verbrecher mehr, als Zorn 74 A.

Mittel macht der Weiſeſte, ſo viel möglich, daß ſie auch einigermaßen Fines abgeben 208

Mittwoche, woher ſie bey einigen Völkern den Namen habe 137

Mitwirkung, Gottes, iſt der Creatur Vollkommenheiten zu geben 31. 376. moraliſcher zur Sünde 22, 61 G. S. phyſikaliſcher 27. 380. 11. G. S.

Möglichen und nothwendigen Erklärung 68. 174. 224

Möglichkeit der Dinge, die niemals geweſen, und niemals ſeyn werden, läugnet Diodor 170. der Dinge hat ihre Wirklichkeit in dem göttlichen Daſeyn 170. ob ſie nur in denen Dingen ſey, die wirklich geſchehen 170

Möglichkeiten, wie Gottes Verſtand derſelben Urheber ſey 334 A.

Moliniſten 329

Mönchslatein iſt barbariſch 6

Monaden, derſelben dreyerley Arten 90 A. ſind unvergänglich und unverweslich 90 A. was ſie ſind 1 N. G. können weder anfangen noch aufhören 11 ebend.

Monadologie des Herrn von Leibnitz 90 A.

Monas, wenn ſie einen Körper ausmacht IV N. G. ſtellt nach ſeinem Geſichtspunkte die Welt vor XII. N. G.

Monopſychiten, wen man ſo nennen könne durch was für Meynungen ihnen viel eingeräumet werde

Münzen der Chineſer

Muſik, warum ſie uns vergnüge XVII. U. G.

Myſtici, verdächtig wegen der Lehre de anima mundi

N.

Natur, deren Geſetze ſind der Diſpenſation ihres

Geſetz

Geſetzgebers unterworfen 57 U.

Naturae plaſticae des Clericus vom Bayle angefochten 34 S. B.

Nemeſis, eine heidniſche Göttinn 136

Neuerung, gefährliche, lehret Leibnitz durch die beſte Welt nicht 9 A.

Nichts, wer es für das erſte principium aller Dinge angegeben habe 10. Creuſaz kann ſichs nicht einbilden, wie es boshaft ſeyn könne 121 A.

Nothwendig, Luthern klingt dieſes Wort bey den menſchlichen Handlungen zu hart 37 A. deſſen Widerſpiel iſt unmöglich 149 A. und gewiß iſt wohl zu unterſcheiden 364. 365

Nothwendigkeit, Erkenntniß derſelben iſt zu der Ausübung von groſſer Wichtigkeit 12 S. B. was der üble Begriff von derſelben ausgehecket 14 S. B. falſcher Begriff von derſelben 12 S. B. des Verhängniſſes, wozu ſie ſonderlich gemisbrauchet wird 18 S. B. der unbedingten gräuliche Folgerungen 19 S. B. deren unterſchiedene Grade ſind wohl anzumerken 41 S. B. ganz geometriſche aller Dinge, ſcheint Spinoza zu glauben 2 U. phyſikaliſche gründet ſich auf die moraliſche 2 U. phyſikaliſche worinn ſie beſtehe 2 U. was für eine erfodert wird, wenn man ſich der Zufälligkeit u Freyheit entgegen ſetzet 36. 281. anſtatt derſelben ſetzt Leibnitz Gewißheit, Beſtimmung und die bedingte Nothwendigkeit 37 A. unvermeidliche zu handeln ob ſie die Strafen und Belohnungen unrecht und unvernünftig machen würde 67. 148. mathematiſche, wer ſie lehre 67. 873. ob die Strafgerechtigkeit bey der unbedingten ſtatt finde 74. moraliſche iſt der Freyheit nicht zuwider 124. 132. 230. 652 S. u. f. moraliſche, in wie ferne ſie Gott anſtändig ſey 175 192. 21 O. S. metaphyſiſche und moraliſche wie ſie von einer ſchlechterdings willkührlichen unterſchieden ſey 343.

348. und Möglichkeit metaphyſiſch genommen, von was für einer Frage ſie abhangen 376

O.

Ordnung iſt bisweilen im Ganzen 178. 184. 241. hängt von den Regeln ab 207
Organiſationen ſind ein mechaniſcher Erfolg einer vorhergehenden organiſchen Beſchaffenheit 37 S. B.
Organiſmus iſt allenthalben in einer Materie 36 S. B.
Oromasdes und Ariman was es vor Namen ſind 138

P.

Paulicianer, wer ſie geweſen 136
Perfectihabia 87
Perſepolis, Ueberbleibſel davon 136
Perſianer ſind verdächtig wegen der Lehre de anima mundi 9 U.
Pflichten, wer davon gehandelt 121
Philoſophie, ariſtoteliſche, wird mit der Theologie vermiſcht 6 U. A.
Philoſophia corpuſcularis, 11. 12 U. ob ſie der Lehre von Uebereinſtimmung des Glaubens mit der Vernunft zu wider 24 S. B. ſetzt die ramiſtiſche Philoſophie in Vergeſſenheit 12 U.
Philoſophie, woher es komme, daß einige von ihren Grundſätzen in der Theologie verworfen werden 4 U. ob die Reformatores, ſonderlich Luther, ſie ganz verworfen und für eine Feindinn des Glaubens gehalten 12 U. von wem ſie ſonderlich verachtet worden 13 U. ob ſie von den Magiſtris verworfen worden, denen man zuerſt den Namen der Pietiſten beygelegt 51 U. wie weit ſie in der Theologie zu brauchen, ebend. iſt allezeit unter den Chriſten ſehr ſtreitig geweſen 16 U. ſtimmet mit der Theologie überein 4 U. in was für einem Zuſtande ſie vormals geweſen 6 U. von einem Buche, das ſie zu einer Auslegerinn der heil. Schrift machet 14 U. der Socinianer ihre 16. mechaniſche, auf dieſe ſchmälen die in den Lehren der alten Weltweiſen Unerfahrne 2 A. die ſtoiſche

hat des Cato Naturell verderbt 75 A.
Phoſphorus, wer denſelben erfunden 4 S. L.
Leibnitzens poetiſche Gedanken davon 5 S. L.
Photinianer, neue, wer ihre philoſophiſche Lehrſätze eigentlich beſchrieben 16 U. wo man ſich ihrer Philoſophie wegen Raths erholen kann 16 U.
Pietiſten 15 U.
Poeſie, was ihr Endzweck iſt 148
Polypus, was es für eine Art von Thieren ſind 342 A.
Pomponaz die Freygeiſter finden keinen Troſt in ſeinem Buche 11 U. A.
Praeciſio obiectiua 6 U.
Praedeterminatio phyſica, dieſe iſt ſchon von den Alten gelehret worden 2 U.
Praeſumtio, was bey den Juriſten alſo heiße 33
Pyrrhonier, wie Bayle die deutliche Vorſtellung ihrer Einwürfe entſchuldigt 39 U.

Q.

Quietiſten, was von ihrer annihilation zu halten 10 U.

R.

Rache, warum manche daran einen Gefallen haben 25 B.
Ramiſten, wenn ſie ans Bret gekommen, und wieder in Vergeſſenheit geſetzet worden 12 U.
Rathſchluß, einziger totaler Gottes, in Anſehung des ganzen Weltgebäudes 84. 52. 53 G. S.
Rathſchlüſſe Gottes von der Menſchen Seligkeit und Verwerfung, geſchehen zugleich 84. haben ihren Grund 337
Rechnung mit 0 und 1. des Hrn. von Leibnitz 822 S. Beyl.
Recht, ob etwas ſey, ehe es Gott beſchloſſen 182. der Natur, darinnen wird alles verboten, was entweder mittelbar oder unmittelbar ſchädlich iſt 112 A.
Redensarten, von metaphoriſchen iſt Bayle ein großer Liebhaber 108 A. was für welche im Schreiben zu gebrauchen 9 U. 172. warum man gewiſſe zu gewiſſen Zeiten verwerfen, oder einführen kann 280

Refor-

Reformirten Gottesgelehrten ſagen nicht, daß Gott die Menſchen ohne Urſache zum ewigen Leben oder zur Verdammniß beſtimmt habe 79 A.

Reich der Gnaden, was Leibniß darunter verſtehe 118 A. iſt auch einiger maßen nach dem Reiche der Natur eingerichtet worden 113. 114

Reich der Natur, was Leibniß darunter verſtehe 118 A. der Natur und Gnade 338. Gottes, ſ. Stadt Gottes.

Reiche Mann in der Hölle, warum er für ſeine Brüder gebethen 272

Reihe der zufälligen Dinge, in ihnen liegt der Grund der Exiſtenz der Dinge VIII. N. G.

Religion, Bayle wiederſetzt ſich derſelben, als ein ſchwatzhafter Sophiſt 124 A. chriſtliche, gegen dieſelbe trägt Leibniß die Schwierigkeiten in aller ihrer Stärke, aber ohne ärgerliche und ſpöttiſche Ausdrückungen vor 5 A. die wahre muß ſich durch gewiſſe Kennzeichen von den falſchen abſondern 29 U. deren Endzweck 10 S. V. die Auflöſung der Schwierigkeiten der geoffenbarten, hat Leibniß mit dem Lehrgebäude der vorherbeſtimmten Harmonie vermengt 66 A.

Remonſtranten, und Contraremonſtranten, wie ſie in der Materie von der Vorherbeſtimmung unterſchieden ſind 77

Richter, ob Gott einen über ſich erkenne 121

Reſpondens, wozu er gehalten und nicht gehalten ſey 58. 73

S.

Sache der Religion, dafür ſtreitet Leibniß 105 A.

Saamen halten die organiſchen Körper in ſich 91. und die Seelen 91. 396

Samenthierchen werden zu einem höhern Grade der Vollkommenheit gebracht 91 A.

Sanftmuth im Widerlegen und Streiten, dazu ermahnet uns Leibnitzens Beyſpiel 106 A.

Satz des zureichenden Grundes unterſtützt Vernunft und Glauben 44 A. einen Philoſophiſchen giebt

Bayle für einen theologiſchen aus 110 A.

Satiren, deren Beantwortung iſt nicht ſo angenehm, als die Satyren ſelbſt 167

Scheindinge, welchen Dingen ſie der Herr von Leibniß entgegenſetzt 4 U. A.

Scheingründe wider den Glauben, deren Hebung hätte Bayle nicht verlangen ſollen 44. 45

Schiff, ob es durch bloße Geſetze der Mechanik in einen beſtimmten Hafen gehen könne 36 S. B.

Schlaraffenland, was derjenige für eine Abſicht gehabt, der es ausgeſonnen 361 A.

Schlüſſe, die Erkenntniß durch dieſelben wird mit einer Stammtafel verglichen 388 A.

Schmerz, ein vierteljähriger hat nach Baylens Meynung mehr Uebels bey ſich, als eine 10 jährige Geſundheit Gutes 13 A.

Schmerzen des Leibes, ob ſie auch ſo groß ſeyn können, daß ſie auch die Gemüthsruhe des Weiſen zu unterbrechen, vermögen 255. wie man zu Erduldung großer ſich geſchickt machen könne 257. die auf den Sieg über die Affecten folgen, können in Freude ausſchlagen 327. ob er nöthig ſey, die Menſchen vor Gefahr zu warnen 341

Schöpfung iſt über die Vernunft 23. iſt nicht wiederholt, ſondern fortdaurend 28 A. deren Bedeutung ändert Bayle 394. A. ob das Heil und Wohlergehen der vernünftigen Creaturen, Gottes einziger Endzweck dabey geweſen 118. beſtändige, ſ. Erhaltung

Scholaſtiker, warum ihre Bemühung, den Glauben mit der Vernunft zu vereinigen, ſchlecht von ſtatten gegangen 6 U. Wunſch des Autors bey dem Guten, das noch dariñen zu finden 6 U. erfordern bey der Freyheit eine gänzliche Gleichgültigkeit 329

Schrift, h. rechtfertiget ſich einmal vor der Vernunft, daß ihr ſolche wieder nachgeben ſoll 29 U.

Schule nützliche für die Miſſionarien nach Japan 257

Schwierigkeit, was für welche der

der Autor zu heben verhoffet 1. 6. welche die Sünde und die Mittel wider dieſelbe betreffen 85

Scindapſus, was die Alten ſo genennet 76 U.

Sehen, dabey giebts falſche Erſcheinungen, die von deſſen Natur ſelbſt herkommen 64 U.

Seele, allgemeine der Ariſtoteliker 8 U. der Welt, des Plato 9 U. wie man ſagen könne, daß ſie in den Leib und der Leib in die Seele wirke 66. 69. A. daß dieſe ſterblich ſey, will Pomponaz mit philoſophiſchen Gründen beweiſen 11 U. A. ihr natürlicher Einfluß in den Leib, wenn ihn der Autor leugnet, wie er zu verſtehen 43 S. V. mit was für einem Schluſſe, Averroes ihre Unſterblichkeit angefochten 7 U. des Menſchen, dieſer ſchreiben einige gar keine Wirkung in den Körpern zu 32 A. ſoll, nach einiger Meynung, nur ein Vermögen haben, ihre Ideen in Gott zu ſehen 32 A. der Bewegung Unterſchied, zwiſchen der in der Seele und in einem Uhrwerke 51 A. wer zwiſchen ihr und dem Leibe einen gegenſeitigen natürlichen Einfluß behauptet 60. 61. wie man ſich den gegenſeitigen Einfluß zwiſchen ihr und dem Leibe einbilden ſoll 66. wird nicht durch die Mittheilung hervorgebracht 83 A. ob es zu erklären iſt, wenn man vorgiebt, daß ſie die Qualität der Macht oder die Directionslinie ändern 60 ihre Uebereinſtimmung mit dem Leibe, wird durch die vorherbeſtimmte Uebereinſtimmung erkläret 64. menſchliche, wie ſie der Grund ihrer Handlungen iſt, die von ſich ſelbſt abhänget, und von allen andern Creaturen unabhänglich iſt 65. 66. 67. was ſie für Gewalt, ſowohl über deutliche als undeutliche Empfindungen hat 64. was das Anſehen macht, als ob ſie und der Leib vermittelſt eines natürlichen Einfluſſes von einander abhiengen 60. wie ſie von der Erbſünde habe können ange-

angeſtecket werden, ohne daß man Gott deswegen eine Ungerechtigkeit beymeſſen dörfe 86. drey Meynungē von ihrem Urſprunge 85. eine vis primitiua 87. Leibnitzens Meynung von ihrem Urſprunge 90. 91. 396. 397. wo die Urſachen ihrer Beſtimmung zu ſuchen 322. 323. ob in den Geſetzen ihrer Vereinigung mit dem Leibe einige unbeſtimmte Gleichgültigkeit, oder etwas ganz willkührliches zu finden 351 kann nach Baylens Meynung nicht wirken 398. der Thiere, was des Thomas Aquin Meynung davon geweſen 785 S. wie ſie ſich in den Saamen befindet 91. 81 G. S. 346. wie jede das Unendliche kenne XIII. N. G.

Seelen, ſind unzeugbar VI. N. G. ob ſie beſtändig beſtehen 87. 89. ob es in der Ordnung der Natur ganz abgeſonderte gebe 91. 124. haben alle ihren Anfang von der Schöpfung 90

Seelenverwandelung VI. N. G.

Seelenwanderung ob ſie ſtatt finde 786. hat keine ſtatt, VI. N. G.

Seligkeit, worauf ſich deren ewige Dauer gründe 74

Sevaramben nennen Gott nur ein unerforſchliches, unergründliches, unbegreifliches Weſen 4 U. A.

Simultaneität der göttlichen Rathſchlüſſe bey ver Wahl und Verwerſung 84

Sinne, äußerliche, ob ſie uns betrügen 64. 65 U. 32

Sittenlehre, Unterſchied zwiſchen der rechten und der Stoiker und Epikurer ihrer 254

Socinianer, warum ſie Gott die umſtändliche Erkenntniß der Dinge abſprechen 22. wer ihre philoſophiſche Lehrſätze beſchrieben 17 U. was von ihrer Philoſophie zu halten ſey 18. wie ihr Gott beſchaffen ſeyn würde 363. ſind wider die rachübende Gerechtigkeit 73. läugnen das Vorherſehen 362

Sokrates, wie er Heraklits Werk beurtheilet 146

Sonne wird von den Perſianern göttlich verehret 137. deren

deren Verehrung iſt die natürlichſte Abgötterey 137 A.

Sophiſt, als ein ſolcher, führt ſich Bayle wider die Religion auf 121 A.

Sophiſma pigrum 55. 366. 1

Sorbonne 352

Sorgen, ob ſie nützlich und nöthig ſind 416

Spiegelkugel, wie ſie alle ſichtbare Gegenſtände vorſtellt 402 A.

Spontaneität 59. 289. 290. 300. woraus ſie fließe 59. ob ſie die Abhänglichkeit der freywilligen Handlungen verhindere 59. iſt nicht nur eine ſcheinbare 297. vollkommen gemacht durch die vorherbeſtimmte Uebereinſtimmung 59. 299

Spinoza treibet die Nothwendigkeit aller Dinge am weiteſten 370. 41 S. B. läßt nur eine einzige Subſtanz in der Welt zu 9 U. ſeine Meynung von der Seele 9 U. iſt nicht Urheber des Buches von der Auslegung der heiligen Schrift 14 U.

Spinoziſmus wird nicht von Wachtern vertheidigt 9 U. A.

Sprache, philoſophiſche und allgemeine, will Leibnitz erfinden 50 S. L.

Spruch, einer aus der Schrift wird erklärt 282 A.

Spruchlotterien 101 A.

Stadt Gottes, deren Größe 19. darinnen muß man nicht unter der Zahl der Misvergnügten ſeyn 15. 134. iſt die vollkommenſte 123. ihre Weitläuftigkeit und Regierung iſt uns unbekannt 133. ihre Ordnung ſoll ein Gegenſtand unſers Glaubens, Hoffens und Vertrauens auf Gott ſeyn 134. ein gewiſſes Geſetz in derſelben 122 A.

Stammtafel, was für ein Erkenntniß mit derſelben verglichen werde 388 A.

Strafe, was ſie ſey 141. ein natürlicher Erfolg der Sünde 112. 126. ihr gewöhnlichſter Endzweck iſt die Beſſerung 23. 126. hat die Beſſerung nicht zum einzigen Endzwecke 73. 126. muß einfältige Uebelthäter klüger machen 74 A. nach dem Rechte der Natur iſt ſie eine natürliche Folge der Sünde 112 A. auch die Beſſerung der andern iſt ein Endzweck derſelben 126 A. die aus den Sünden folgende natürliche 112 A.

Strafen und Belohnungen, ob ſie unrecht und unvernünftig wären, wenn der Menſch aus einer mathematiſchen Nothwendigkeit handelte 67. 68. 69. 70. 71. 368. der Sünden können nur deswegen ohne Ende ſeyn, weil die Verdammten ſtets fort ſündigen 133 A. ſind nichts nütze, wenn ſie keinen Einfluß in den Willen hätten 368 A.

Strafgerechtigkeit, wer ſie verwirft 73. worauf ſie gegründet iſt 73. ob ſie beſtehen könnte, wenn eine unbedingte Nothwendigkeit in unſern Handlungen wäre 73

Strato, der Peripatetiker, kömmt in der Meynung von der Nothwendigkeit der Dinge mit dem Spinoza überein 187. 188. 189. 190. 350

Streit der nicht vorhandenen Dinge, wer ihn lächerlich macht 201 A.

Streitigkeiten zwiſchen Leuten von großen Verdienſten, was der Autor dabey bemerket 46. philoſophiſche, wie ſie abzuhandeln ſind, und was ihr Endzweck ſey 75

Styx, Schwur der Götter bey demſelben wird für unverbrüchlich gehalten 121

Subſtanz, keine iſt vor Gott weder nothwendig verächtlich, noch hochgehalten 118. wirket 199. 399. ob zwiſchen ihr und den zufälligen Dingen ein wirklicher Unterſchied ſey 30. iſt ſchwer zu erklären, ſo wohl in Anſehung ihres Anfangs als Untergangs 89. die verſchiednen Ordnungen derſelben 90 A. Spinoza läßt nur eine einzige in der Welt zu 91 U. einfache, haben den Grund aller ihrer Handlungen und Leidenſchaften in ſich 65. wie ſie in einander wirken 66. ſind die einigen u. wahren Stäubchen der Natur 89. dauren beſtändig 89. können nicht anders, als von der Schöpfung ihren Anfang, und von der Zernichtung ihr Ende haben 90. ſind durch die ganze Natur ausgebreitet

breitet 10 U. können nicht ohne Gott wirklich ſeyn 10 U. ſind niemals gänzlich von allen organiſchen Körpern abgeſondert 10 U. was ſie beym Spinoza bedeute 371 A. was ſie ſey 1 M. und G. einfach was ſie ſey ebend. zuſammengeſ. ebend. die erſte, muß alle Vollkommenheiten in ſich faßen VIII M. G. A.

Sünde, ob die Gütigkeit Gottes wegen Zulaßung derſelben nicht könne entſchuldiget werden 35 U. 36 U. 123 127. 128. 66 G. S 67 G. S. 68 G. S. aus ihrer Zulaßung zieht Gott durch ſeine höchſte Macht weit größere und mehrere Güter, als die, ſo vor der Sünde geſchehen ſind 10. ſo ferne ſie ein Mittel abgiebt, was Gutes zu erhalten ꝛc.ꝛc. ob ſie dadurch zu einem zulänglichen Augenmerke des göttlichen, oder rechtmäßigen Gegenſtande eines erſchaffenen Willens werde 24. in welchem Verſtande Gott ſie zuläßt 23. 24. 25. 26. 66 G. S. 67 G. S. 68 G. S. 69 G. S. wenn ſie Gott zuläßt, geſchieht es aus Weisheit und Tugend 26. 121. eines andern ſollen wir nicht hindern, wenn wir es ohne Sünde nicht thun können 24. 27. 121. 131. 158. 416. 68 G. S. ob Gott derſelben Urſache ſey 27. 28. 29. Beweis, daß ohne dieſelbe eine Welt nicht die beſte ſeyn kann 11 A. warum ſie eine unendliche Strafe verdient 133 A. Auflöſung der Einwürfe, warum Gott die Welt nicht ohne dieſelbe geſchaffen 21 A. die nothwendige Verbindung derſelben mit dem Beſten überhaupt unterwirft Gott nicht dem Schickſale 25 A. philoſophiſche 6 U. eine Welt ohne dieſelbe, ſoll nach Herrn Crouſaz Meynung beſſer ſeyn 10 A. ſtraft ſich ſelbſt 74 A. läßt Gott aus einer ſittlichen Nothwendigkeit zu 124. 195. iſt unter den Uebeln das allerübelſte und ſchlimmſte 151. wo ihr Urſprung herzuholen ſey 156. 209. 211. 287. 69 G. S. als Sünde, ob ſie das einzige Mittel geweſen, dadurch Gott ſeine Ehre und Ruhm kund thun können 229. 230. wenn deren Zulaſſung gerechtfertiget iſt, haben die daraus folgenden Uebel keine Schwierigkeit 265. deren Strafe iſt ein natürlicher Erfolg derſelben 112. 145. iſt nicht nothwendig 278. kömmt von der Freyheit her 273. glückliche 10. wirkliche 92 G. S. angewöhnte 93 G. S. läßt Gott nicht deswegen zu, damit er vergeben und ſtrafen könne 166. Früchte der erſten, oder des Falles 11 V.

Supralapſarius, für einen ſolchen erklärt Steph. Vitus den Hrn. von Leibnitz 79 A.

Supralapſarii, warum ſie den Namen führen 82

T.

Tadel und Lob, ob ſie wegfallen würden, wenn eine unbedingte Nothwendigkeit in unſern Handlungen wäre 75

Termin, unvermeidlicher des Lebens 55. endliche, der Buße, ob wir Kennzeichen davon haben 57

Teufel, ob er der Urheber der Sünde ſey 156. ob er für unüberwindlich zu halten, wenn er beſtändig ſeinen Raub behält 156. wie er mit Gott durch einen Anachoreten handelt 271. ſein Fall wird in der Offenbarung angedeutet 273

Teutates 142

That, wie vielerley ſie ſey 87

Thaten rühren von uns ſelber her 296

Theodicee, darinnen liegen die fruchtbaren Keime zur neuern Philoſophie 289 A.

Theologie, Lehrgebäude einer aſtronomiſchen 18 A.

Thier was alſo genennt wird IV. N. G. ſo Cyrano von Bergerac in der Sonnen angetroffen 342. wie ſie entſtehen VI. N. G. ob deren Bildung ein natürliches Werk 37 S. V. 39. S. V. ob ſie das haben, was eigentlich verdienet, ein Vernunftſchluß genennet zu werden 65. U. Kunſtſtück, ſo Gott an ihnen bewieſen, durch Ertheilung ſo gebrechlicher Maſchinen, die inzwiſchen ſich doch ſowohl erhalten können 14. bey denen braucht man

Strafe

Strafe und Belohnung mit gutem Fortgange 69. die an gewiſſen Laſtern Theil haben, warum ſie umgebracht werden 74. 75. ob deren Seelen unzerſtörlich ſeyn 90. haben ihren Anfang von der Schöpfung 90. ob ſie ohne Empfindung ſeyn 250
Thierſeelen, zu ihrer Erhöhung iſt Gottes unmittelbare Wirkung nicht nöthig 396 A.
Tiberius, anſtößige Vergleichung zwiſchen ihm und Gott 166
Tiefe der göttlichen Weisheit bewundern, ob es der Vernunft gute Nacht geben heiße 134
Tod, ob die Thiere durch denſelben ganz untergehen VI. N. G. will allemal eine Urſache haben 55. der Thiere iſt nur eine Einwickelung 90
Todesſtrafe mit langanhaltender Marter, ob ſie allemal unrecht ſey 133
Trägheit, natürliche der Körper, was ſie zeige 30
Tranſcreation 91 A.
Tugend, wahre iſt auf Erkenntniß gegründet 10 S. B. Bücher von falſchen Tugenden der Menſchen, ob ſie zu loben 15. ziehet ſich ſelbſt ihre Belohnung zu 74. iſt ihrer Natur nach gut 181. geht auf die Vollkommenheit 181. menſchliche 212. 254. 15 B.
Tugenden der Helden ob ſie nur glänzende Sünden ſind 259
Tyrann, dieſer hat allein an Plagen und Martern ſeine Luſt 74 A

V. U.

Vaninus, Jul. Cäſar, ein Atheiſt 24 B.
Uebel, verurſachet oft was Gutes, 10. ſittliches, ob es zur Erlangung eines phyſikaliſchen Guten zugelaſſen iſt 25
Uebereilung hat bey Gott nicht ſtatt 84 A.
Uebereinſtimmung iſt in allen Dingen die gröſte XII. N. G. des Glaubens mit der Vernunft darüber iſt allezeit viel geſtritten worden 6 U. warum der Scholaſtiker Bemühungen dabey nicht glücklich geweſen 6 U. iſt von den Averroiſten gewal-

gewaltig angefochten worden 11 U. Lehre von ihrer Incompatibilität hat ſich lange nach der lateraniſchen Kirchenverſammlung erhalten 11 U. ob die philoſophia corpuſcularis darwider ſey, 11 U. wie die Glaubensverbeſſerer, ſonderlich Luther, dabey zu verſtehen ſind 12 U. die Seele mit dem Leibe, was ſie zu beſtätigen am geſchickteſten ſey 35 S. B.

Veiouis oder Antijupiter 136

Velleitäten, ob in Gott dergleichen ſind 403.25 G. S.

Verdammniß ob die Verworfnen darzu vorherbeſtimmt ſind 83. Mittel zwiſchen derſelben und der Seligkeit wer es geglaubt 17. iſt ein Erfolg der Sünde 133. ewige, ob ſie Gottes Gerechtigkeit zuwider ſey 133. wie von derſelben ewigen Dauer Grund anzugeben ſey 265. derjenigen, denen es an Unterrichte gefehlt 282

Verdammten, aus der großen Anzahl derſelben nimmt Bayle einen ſtarken Einwurf wider die göttliche Güte und Barmherzigkeit her 98 A.

Verdammung der ungetauften Kinder 39. derjenigen, denen es an nöthiger Erkenntniß zur Seligkeit gefehlt, 39

Verderbniß des menſchlichen Urſprung 75 G. S. Beſchaffenheit deſſelben 86

Vereinigung des göttlichen Wortes mit der menſchl. Natur, was wir für eine Erkenntniß davon haben 55

Verdammte ſollen nach einiger Meynung wieder zu Gnaden angenommen werden 17. worauf ſich die Dauer ihrer Strafen gründet 74. 133. ob ihre Anzahl groß oder klein ſey 17. 113. 133. ob ſie können erlöſt werden 166. 271.

Vergangene, ob es nothwendig wahrhaftig ſey, wer darüber geſtritten 170. ob es nothwendiger, als das Zukünftige ſey 170

Vereinigung des Leibes und der Seele wodurch ſie hervorgebracht wird 792. 93.

Vergnü-

Vergnügen, wie viel es vermöge XVII N. G. was es ſey 277. allzugroßes, iſt ein großes Uebel 252. des Gemüthes iſt dauerhaft 254. an der Sünde 277

Vergnügte ſind vorzuziehen 15. ob man könne vergnügt ſeyn 255

Vergötterung der myſtiſchen Gottesgelehrten, was man ihr für einen böſen Verſtand beylegen könne 9 U.

Verhängniß, iſt in Gründen feſtgeſtellt 55. türkiſches 55. 106 G. S. 59. ſtoiſches 15 S. V.

Verhärten, von Gott, was es ſey 275. 63 G. S.

Vernichtigung der Quietiſten was davon zu halten ſey 10 U.

Vernunft, bedeutet bisweilen ſo viel als Verſtand und Willen 1 U. A. wird bisweilen für den Verſtand genommen 1 U. A. bedeutet eigentlich die Kraft zu ſchließen 1 U. A. bloße, welche der Erfahrung entgegen geſetzt wird, mit was für Wahrheiten ſie zu thun habe 1 U. ob ſie mit dem Glauben ſtreite 3 U. Unterſchied deſſen, was über und wider ſie iſt, iſt gegründet 23. 60 U. 63 U. der rechten und erleuchteten Triumph kann zugleich der Triumph des Glaubens und der Liebe genennt werden 44 U. darwider erklärt ſich Bayle 46 U. ob die Kirchenlehrer ihren Gebrauch in der Theologie ſchlechterdings verworfen haben 47 U. 51 U. ob alle Lehrſätze der chriſtl. Religion mit derſelben übereinſtimmen 60 U. über die verderbte ſcherzt Bayle 62 U. mit was für Grunde Bayle behaupten will, daß man ihre Einwürſe wider die Religion nicht widerlegen könne 71 U. 72 U. ob ſie geſchickter widerlegen oder beweiſen könne 80 U. iſt den Saamenthierchen verborgen, welche zu Menſchen werden ſollen 91. was Gott bewogen, ſie denjenigen zu geben, welche ſie zum Werkzeuge ihres Unglückes brauchen 119. in welchem Verſtande ſie der Herr von Leibnitz nimmt 1 U. A. was wider dieſelbe ſey

ſey 1 U. A. geſunde und aufrichtige, was ſie ſey 1 U. 23 U. 63 U. kann bey ihren Schlüßen die Erfahrung zu Hülfe nehmen 1 U. was über dieſelbe ſey 1 U. A. was bey den Thieren eine Aehnlichkeit mit derſelbē habe V N. G.
Verſtand, reiner, womit er zu thun habe 1 U. praktiſcher, ob wir allezeit deſſen letzten Urtheilen folgen 51. ohne Erkenntniß des Böſen und Guten 120 A. ſo nennt man bisweilen die Vernunft 1 U. A. dieſen lehrt außer der Materie Anaxagoras 378 A.
Verſtockung Gottes, wie ſie zu verſtehen ſey 100
Verwandlung der Subſtanzen, wer ſie glaubt 788 G.
Verworfne, ob ſie zur Verdammung vorherbeſtimmt worden 91. wie ſie bey den Scholaſtikern genennt worden 92
Vieh, was alſo genennet wird V. N. G.
Umſtände, durch kleine ſind Menſchen bekehrt worden 99. 100
Unabhänglichkeit, ob wir ſie innerlich empfinden 52. unſre iſt nicht ſcheinbar 297. 5 G. S. des Willens von allen Bewegungsgründen 71 A.
Unauflöslichkeit der Einwürfe rechtmäßige Urſache einen Satz zu verwerfen 58 U.
Unendliche davon hat der menſchl. Verſtand Demonſtrationen, deren Schwäche und Stärke er begreift 69. wirkliche, ob es möglich ſey 8 U.
Ungereimtheit, welche daraus erwächſt, wenn man dieſe Welt nicht für die beſte hält 10 A.
Univerſaliſten und Particulariſten, wie weit der Streit mit ihnen auf Redensarten ankomme 90
Unmögliche, ob es alles in ſich begreift, was nie exiſtirt 168
Unordnung bringt oft die ſchönſte Ordnung im Ganzen hervor 128. 145. 147. 241
Unſterblichkeit der Seele hat Moſes nicht in ſein Geſetz gebracht 3 U. wie Averroes dieſelbe angefochten 7 U. wird von Chriſto gewaltig gelehret 6 S. B wie ſie bey den Menſchen zu verſtehen ſey 89
Unterredung zu Quedlinburg 13 U.
Unterſcheid zwiſchen Empfindung und Bewußt ſeyn IV N. G.
Unvollkommenheit urſprüngliche 28. 31
Unwidergebohrne, ob ſie warhaftig tugendhaft ſeyn können 94 G. S.
Unwiſſenheit iſt zuweilen von großem Nutzen 50. 51
Vögel, die auf den Bäumen wachſen 350
Vollkommenheit, aus der göttlichen folgt die Hervorbringung der beſten Welt X N. G. der Dinge, darinne müſſen alle verſchiedne Grade und allerhand Einſchränkungen ſeyn 31
Vollkommenheiten, aller Urſache iſt Gott 391. unendliche in Gott, wie ſie ausgeübt werden 117
Vorherbeſtimmung, Lehre davon iſt ein Labyrinth der Gottesgelehrten 24 U ob eine unbedingte zur Verdammniß ſey 23. Uneinigkeit der tridentiniſchen Gottesgelehrten darüber 77. was man dabey zu behaupten hat 77. und Beſtimmung ſind wohl zu unterſcheiden 81. 82. worinnen ſie gegründet iſt 77. geſchieht nicht ohne Urſachen 337. ob eine zum Böſen ſey 81. wer ihr zugethan ſey 39. von wem ſie eingeführt worden 39. was ſie zur Beſtimmung des Willens beyträgt

trägt 41. was Alvarez davon gelehrt 42. worinnen ſie ſtecke 46. neue unmittelbare zu behaupten iſt unnöthig 47. der göttlichen Rathſchlüſſe, ob ſie unſre Freyheit aufhebe 52. 53
Vorherbildung der organiſchen Körper 90. 187
Vorherdaſeyn der menſchlichen Seele 86
Vorherwiſſen Gottes, ob es der Freyheit zuwider ſey 36. 37. macht die Wahrheit nicht beſtimmter 38
Vorherwiſſen, in wie fern es eintrifft 38 A.
Verſehung Gottes 41 G S. ob es eine zum ſittlichen Böſen gebe 87 U. zum ewigen Leben ob ſie unbedingt ſey 81. göttliche, bey der Seligkeit der Menſchen durch was für eine Vorausſetzung viele Schwierigkeiten wider die göttliche aufzuheben 204
Vorſorge Gottes, worauf ſie gehe 128. 129. 134
Vorſtius, Conr. was er für ein Meynung von Gott habe 22 S. V.
Urſache, iſt bey allen Dingen, welche geſchehen 44. unverſtändliche, ob ſie nichts hervor bringen könne, das künſtlich heraus komme 188. wirkende, ob Gott die einzige ſey 32
Urtheil, wer es nicht hat, hat keine Freyheit 34
Urweſen. Lehre von zweyen guten und böſen 136 137. die darüber ſtreiten, ob eins oder zwey ſind, was ſie auszumachen haben 55 U. in welchem Verſtande ſie zuzulaſſen ſind 149. des Zoroaſters 136

W.

Wachter. ihm thut man großentheils unrecht, wenn man ihn für einen Vertheidiger des Spinoza ausgiebt 9 U. A.
Wage, wie die moraliſchen Bewegungsgründe damit verglichen werden können 322 A.
Wahl und Verwerfung 76. 83. Urſachen derſelben ſind gerecht aber verborgen 104 u. f. Gott, wenn er eine andre getroffen, ſo würde er übel gewählt haben 129. göttliche, wird von dem ſtärkſten Grunde angeordnet 318. und Verſtoßung Gottes, ob ſie unbedingt ſey 337. hat allezeit ihren Grund 2 V.
Wahr, oder falſch, ob jeder Satz ſey 169
Wahrheit, ihre Kennzeichen 5 V. des Glaubens, ob ſie unauflöslichen Einwürfen unterworfen ſey 3 U. 25 U. 26 U. Baylens Meynung hiervon 25 U. 27 U. verwirrteſte Einwürfe dawider können durch die gemeinſte Logik widerlegt werden 27 U. nothwendige, was ſie ſey 37
Wahrheiten der Vernunft, wie vielerley ſie ſind 2 U. ewige 2 U. 183 können nicht aufgehoben werden 3 U. 20 U. 21 U. als die Gegenſtände der göttlichen Weisheit ſind unverbrüchlicher, als der Styx 121. ob ſie beſtehen würden, wenn kein Verſtand, ja Gottes Verſtand nicht wäre 183. 84. ob ſie in Gott was willkührliches ſind 182. 84 ewige und willkührliche 2 U. ewige und nothwendige, dieſen ſetzt der Herr von Leibnitz die Scheindinge entgegen 4 U. A. ob aus ihrer Realität folge, daß die Welt nach einer blinden Nothwendigkeit ſo wohl habe eingerichtet werden können 189. ob daraus folge, daß Gott einem Schickſale unterworfen ſey 190 V. poſitivae 2 U. werden entweder aus der Erfahrung

oder

oder aus der Vernunft erkannt 2 U. den größten Grundſatz derſelben leugnet Epikur 169

Wahrſagungen, warum die Menſchen leicht darauf fallen 17 S. B.

Wahrſcheinlichkeit in unſern Logiken ſchlecht abgehandelt 28 U. geringe iſt nicht allezeit Urſache eine Sache zu verwerfen 41 U. wider Gottes Güte und Gerechtigkeit wie ſie zu beantworten ſind 38 U. zu verwerfen, wenn ſie den Geheimnißen zuwider ſind, iſt zu verwerfen 38 U. Proben von den Graden derſelben 31 U. A.

Weisheit Gottes, bey den Menſchen Thorheit, wie ſie zu verſtehen 29 U. wie ſie von der unſrigen unterſchieden ſey 4 U.

Welt die beſte unter allen hat Gott erwählt 7. 124. 158. 167. ohne Sünde und Elende, ob ſie die Beſte geweſen 9. 9. was der Urheber darunter verſtehe 9. 15 G. S. Bayle redet davon, als ob ihre Ordnung ſich auf keine gewiſſe Regeln gründe 114 A. deren Größe 19. davon hatten die Alten keine Begriffe 19. Grundſatz des Urhebers, von unendlichvielen 42. ob Gott darinnen was ändern könne 53 V. was Gott bey dem Schluße von ihrer Schöpfung für eine Hauptabſicht dabey gehabt 78. 149. wodurch er zur Erſchaffung derſelben beſtimmt werden 116 V. wie ſie gebildet worden 187. 189. u. f. ob ſie hätte können beßer gemacht werden 194. 195. die daraus einen Gott ſich machen, wie ſie zu widerlegen ſind 196. ob darinnen mehr Sünden als Tugenden zu finden ſind 220. 221. wie von ihren Fehlern zu urtheilen iſt 241. ob mehr Gutes als Böſes darinnen vorhanden 262. ob ſie die Wohnung der Seligen hätte ſeyn können 351. 52. ihren Entwurf, dieſen hat ſich Gott vorgeſtellt, ehe er ſie erſchaffen 121 A. dieſe hält Thales für das allerſchönſte, weil ſie Gott gemacht hat 8 A. verſchiedne Bedeutungen dieſes Worts 8 A. in welchem Verſtande ſie Leibnitz nimmt 8 A. davon überſehen wir nur ein klein Stück 134 A.

Welten, ob Gott zwo gleich gute wählen könne 338 A.

Weltgebäude, auf die größte Schönheit deſſelben hat Gott bey der Schöpfung geſehen 122 A. warum es Gott hervorgebracht 118 A. das ganze iſt nicht um der Bewohner unſrer Erde willen allein geſchaffen 118 A.

Weltſeele, allgemeine, eine alte und böſe Lehre 8. 9 U. wer ſolcher beygethan geweſen 9. 10 A. iſt von einigen Neuern wieder angenommen worden 10 U. woher ſie zu widerlegen 10 U.

Weltweisheit, platoniſche, ob ſie Dacier wieder einführen wollen 351 A.

Werke Gottes, über ihre Schönheit muß man ſich verwundern 146. davon ſoll man behutſam urtheilen 147. wie, läßt ſich in den Geheimniſſen nicht erklären 56 U.

Weſen, ein gütiges, hat kein Vergnügen an dem Leiden eines Geſchöpfes, welches aus Einfalt und Verſehen geſündiget hat 74 A. der Dinge, im göttlichen Verſtande, was ſie ſind 20 A. ſind ewig 183

Wille, ein zweydeutiges Wort 281. worinnen er im allgemeinen Ver-

Verſtande beſtehe 22. ob deſſen Freyheit aus einer innerlichen Empfindung von deſſen Independenz zu beweiſen 69 U. 50. ob die Handlungen deſſelben unbeſtimmt ſind 69 U. 36. 37. böſer, iſt in ſeiner Eintheilung das, was das böſe principium der Manichäer im vniverſo ſeyn würde 26. beſteht weſentlich in der Beraubung 33. unſrer, iſt nicht allein vom Zwange ſondern auch von der Nothwendigkeit frey 34. 35.26. iſt allezeit geneigter zu der Partey, die er ergreift, aber nicht genöthigt 43. ob es ſeiner Freyheit ſchadet, daß er durch überwiegende Gründe bewegt wird 45. ob das Wollen ein Gegenſtand des freyen ſey 51. ob Gott zu tadlen, daß er den Menſchen einen freyen gegeben 120. ob Gott Creaturen machen können, die beſtändig einen guten Willen gehabt hätten 121. 155. freyer, ob er von zweyen principiis herrühren müßte 154. Gottes, iſt den Regeln der Weisheit unterworfen 193. freyer und knechtiſcher, ein Ding 276. was wir über unſern Willen für Gewalt haben 299. 326. 4 H. ob er allezeit nothwendig die letzte practiſche Handlung des Verſtandes ſey 308. 309. beſſern zu erlangen wird mehr als eine Handlung deſſelben erfodert 327. 328. geht auf das Gute an und für ſich ſelbſt 22. 23. 19 G. S. wird nicht von dem Guten genöthigt 42. ob er von dem Verſtande beſtimmt wird 45. 316. wird mit einer Wage verglichen 323. mit dem, was auf vielen Seiten ausbrechen will, wird er verglichen 324. ob er will wollen 51. Gottes auf das Wahre und Gute 19 G. S. wird verſchiedentlich genommen 23. 24. G. S. völlig oder nicht völlig 22. 24. G. S. allgemeiner und beſondrer göttlicher 206. allgemeine Willen heben die Wunderwerke nicht auf 207. beſondre primitiviſche ſind nicht in den Weiſen 206. von was für Urſachen deſſen Wirkungen abhangen 42. 51. wird nicht von den Urſachen, die etwas zu deſſen Beſtimmung beytragen, gezwungen 45. Wirkungen, daran er keinen Theil hat 46 A. Bayle glaubt, daß ihn Gott den Menſchen hätte geben und nicht geben können 111 A. freye, von dieſem glaubt Bayle, er gehöre nicht zum Weſen des Menſchen 111 A. ob er wirkſam ſey 22. 23. in Gott, deſſen Vollziehung kann im allgemeinen Entwurfe nicht allezeit ſtatt finden 115. 116. nachfolgende, woraus er entſtehe 22. 119. ihm iſt der völlige und untrügliche Erfolg zuzuſchreiben 22. 23. der die Sünde zum Gegenſtande hat, iſt bloß zulaſſend 27. der mitlere, zwiſchen den vorhergehenden und nachfolgenden 119. hervorbringende und zulaſſende 23. G. S. ſigni & beneplaciti 164. vorhergehende 22. geht nicht zur höchſten Beſtrebung 22

Wirken kann keine Urſache, ohne ein Vermögen zu wirken 46. 16. B. ob es Gott aus ſolchem Willen könne, der von vernünftigen Bewegungsgründen frey iſt 282

Wirkung einer Subſtanz in die andre, was ſie ſey 755 S.

Wiſſenſchaft mitlere 39. 40 U. wie ſie von den Janſeniſten angefochten fechten wird 41. Lehre der Moliniſten davon kann man entbehren 48. der möglichen Dinge 40. 14 G. S. der wirklichen Dinge 40 14 G. S. 363. 17 G. S. drey Gegenſtände der göttlichen 40. ſie und die Gelahrtheit haben eine unbegreifliche Anmuth 254.

Wedan, mit wem ihm die mitternächtlichen Völker verglichen

Wohlthaten Gottes, ob ſie allein auf das Beſte deſſen gerichtet ſind, der ſie empfängt 119. die den Menſchen zum Nachtheil ausſchlagen, ob ſie Gott ohne Nachtheil ſeiner Güte ausſchlagen 119

Wollen, ob man einen Gegenſtand des freyen Willens nennen könne 44 S. V. was wir für Macht darüber haben 300

Wortſpiele, wie ſie in den Schauſpielen Platz haben 313 A.

Wunder, welche Gott durch den Dienſt der Engel thut, ob durch ſie die Geſetze der Natur verletzt werden 249. auf der Hochzeit zu Cana, erfordert mehr als Bayle meynt 249

Wunderwerke, was es nach ſich ziehe 249 A. wenn man etwas davon halten könne 207 A. der Herr von Leibnitz iſt an einem Orte freygebig damit 91 A. ſucht Leibnitz ſo viel möglich zu vermeiden 91 A. warum ſie Gott thue 207. ihre Kennzeichen 207. fließen aus dem allgemeinen Willen Gottes 207. ſind nicht alle von einerley Gattung 249. worinnen ſie den natürlichen Dingen entgegen ſind 207. hören durch ein allgemeines Geſetze nicht auf 354

Y.

Ye-King, oder Ye-Kim 826 S. Beyl.

Z.

Zahlen, wie man ſich mit den Reihen der ohne Ende fortlaufenden verwirre 70

Zernebog, was er für ein Gott ſey 136

Zeugung, was ſie ſey 90. der Thiere was ſie ſey 785 S.

Zorn, dieſen verdienen die Verbrecher nicht ſo wohl als Mitleiden 74 A.

Zoroaſter, ob er zwey Urweſen geglaubt 136. durch was für Namen er dieſelbe unterſchieden 138. mit wem ihn die Morgenländer verglichen 137

Zufall ein Scheinding 341. 5 H. 1 B.

Zufällige, das künftige iſt gewiß 36. ob das Vorherwiſſen ſie aufhebe 37. wie es Gott vorherwiſſe 41. dieſes ſcheint dem Epikur keiner beſtimmten Wahrheit fähig zu ſeyn 169

Zufälligkeit worinnen ſie beſtehe 44

Zufälligkeiten, ob es keine giebt, die von der Subſtanz unterſchieden ſind 392. ob zu deren Hervorbringung eine ſchaffende Kraft vonnöthen ſey 395

Zulaßung des Böſen, was ſie heiße 22

Zweydeutigkeit in den Wörtern 279. 280. 366

Leipzig,
gedruckt bey Zacharias Heinrich Eisfeld, 1744.

⁂

Gottfried Wilhelm
Leibnitzens

Protogaea

Oder

Abhandlung

Von der erſten Geſtalt der Erde
und den Spuren der Hiſtorie in den
Denkmaalen der Natur

Aus ſeinen Papieren herausgegeben
Von
Chriſtian Ludwig Scheid

Aus dem lateiniſchen ins teutſche
überſetzt.

Leipzig und Hof,
bey Johann Gottlieb Vierling,
privilegirten Buchhändler 1749.

G. H. BIBL. Z. WEIMAR.

Vorbericht des Ueberſetzers.

Man wird hier keine weitläuftige Entſchuldigung finden, warum dieſe Blätter ins teutſche überſetzt worden. Es iſt genug, wenn wir ſagen: es ſey deswegen geſchehen, damit eine ſo gedankenreiche Schrift von iedermann möge geleſen werden. Denn es giebt heute zu Tage ſehr viele Steinliebhaber, die ſich mit dem lateiniſchen nicht begeben.

Dieſer Ueberſetzung fehlen die Kupferſtiche. Zu der Zeit, da Herr von Leibnitz ſeine Gedanken aufſetzte, waren ſie nöthig. Itzo dienen ſie nur zur Zierde. Denn in vielen Schriften, die Herr Scheid in ſeiner Vorrede anführet, findet man die meiſten. Ja die Steinfreunde beſitzen das vornehmſte in Natur. Wenigſtens geſchieht durch die Weglaſſung der Kupfer denienigen ein Dienſt, welche dieſe leſenswürdige Schrift um die Helfte wohlfeiler kaufen wollen.
B. den 1. Julii 1749.

M. W. L. G.

Vorrede
des Herausgebers.

Geehrteſter Leſer.

Es ſind zwey Dinge in dem ſichtbaren Weltgebäude Himmel und Erde, in welchen ſich ein allmächtiges Weſen unſerer Vernunft und unſern Sinnen dergeſtalt deutlich geoffenbahret, gleichſam handgreiflich dargeſtellt, und ſein Bild abgedrückt hat, daß diejenigen durchaus viehiſch ſeyn müſſen welche behaupten:

Der Stoff bewege ſich im gänzlich leeren Raum;
Im groſen Leeren ſeyn die werdenden Geſtalten
Nur durch ein Ungefähr, nicht durch die Kunſt
regiert.

Daher ermuntert uns billig zu ihrer Betrachtung nicht nur die heilige Schrift, ſondern auch ſelbſt die menſchliche Natur. Die heiligen Schriftſteller, auf deren Anſehen und göttlichen Eingebungen der Chriſtliche Glaube beruhet, nehmen iederzeit daraus ihren Beweis der unendlichen und unermeßlichen Herrlichkeit GOttes. Denn wie groß muß uns nicht die Weisheit, die Fürſehung, die Macht und Güte des höchſten Weſens vorkommen, wenn wir die vortrefliche Geſtalt des Himmels und der Erde aufmerkſam betrachten, wenn wir die Werke beſchauen, welche von dem Urheber dieſes Ganzen, in dem Zeitpunct, der ihm gefallen hat, ohne einige Maſchinen, ohne Werkzeuge, ohne alle Materie, allein durch ſein Wort und ſeinem Wink hervorgebracht worden, und die er bis itzo noch erhält, und regieret? Wie es auſſer Streit iſt, was der heilige König ſpricht: **Die Himmel erzehlen die Ehre GOttes:** (*) ſo kann man mit eben dem Rechte von der Erde unſerm gemeinſchaftlichen Wohnplatze ſagen: **HErr wie ſind deine Werke ſo groß und viel? du haſt ſie alle weislich geordnet und die Erde iſt voll deiner Güte.** (**) Eine genauere Betrachtung des Himmels und der Erde hier anzuſtellen, leidet weder meine Zeit noch mein gegenwärtiges Vorhaben. Ich ergreiffe die Feder, einem Werke etwas weniges vorzuſetzen, welches bisher in einer langen Vergeſſenheit unter dem Vorrath der königlichen Bibliothek begraben, von mir zu erſt an das Licht gebracht wird. Es iſt ein Kind des ſich durch unzehlige Denkmaale des Verſtandes überlebenden **Gottfried Wilhelm Leibnitzens**; und ich mache mir eine Ehre daraus, ſo glücklich zu ſeyn, bey ſeiner Geburth die Hebamme abzugeben. Doch hat mich nicht allein der Ruhm dieſes groſen Vaters zu dieſer Ausgabe bewogen; ſondern ich finde auch in dieſer Abhandlung ſo vieles, mit groſer Scharfſinnigkeit aus den erſten Quellen hergeleitet, das die Gottesfurcht und Bewunderung der göttlichen Werke bey einem frommen Le-

ſer

(*) Pſalm 19.

(**) Pſalm 104.

ſer ſchärfen kann, wie es denn eines ieden Chriſten Schuldigkeit iſt, die Züge der göttlichen Weisheit und Macht in Einrichtung der Welt öfters zu bewundern. Es wäre unbillig geweſen, es den Liebhabern länger vorzuenthalten, ſonderlich da ich die Erlaubniß erhalten alle hinterlaſſene ungedruckte Werke Leibnitzens herauszugeben. Dieſe Abhandlung ſchickt ſich auch gar wohl für die Bemühungen eines Geſchichtſchreibers, und ich halte ſie für würdig, das mir gnädig aufgetragene Amt damit gleichſam einzuweihen. Zwar erlaubt uns die menſchliche Schwachheit nicht in die wunderwürdige Haushaltung der ganzen Natur und in ihre verborgene Uebereinſtimmung völlig und der Maieſtät des göttlichen Werkmeiſters würdig einzudringen: gleichwohl iſt der Fleis des Herrn von Leibnitzens in Aufſpührung des innerſten der groſen Welt, ſonderlich des kleinen Winkels der Erde, den wir bewohnen, ſo glücklich zu Werke gegangen, daß er den älteſten Zuſtand unſerer Erde aus den *Spuhren der Natur*, welche, wie dieſer groſe Mann mit Recht ſagt uns ſtatt einer *Geſchichte dienen*, vollkommen ſcharfſinnig und ſchön vor Augen leget. Ich geſtehe zwar gerne, daß mir nicht alle Muthmaſſungen dieſes vortreflichen Mannes gefallen. Damit ich mich durch ein und das andere Beyſpiel deutlicher erkläre; ſo bin ich der Meinung, daß die über die Thäler hangende iähe Felſen und Reihen der Berge ganz offenbahr ein unmittelbahres Werk der göttlichen Weisheit und Macht ſeyen, und ich alſo nicht mit dem Herrn von Leibnitz und Thomas Burnet, in ſeiner *Theoria Telluris* die Ordnung und Figur der Berge der Sündfluth zuſchreiben möchte.

Ich will den Nutzen der Berge nicht weitläuftig erzehlen, wie es unter andern gelehrten Männern ſchon Georg Liebknecht in den Anfangsgründen der Erdbeſchreibung S. 203. gethan hat.

Nur muß ich gedenken, daß ſie in ihren Eingeweide allerhand dem menſchlichen Geſchlechte nützliche Erze ernähren, die man aus den Thälern, wegen des häuffigen Waſſers niemahls an niedrigere Orte bringen und ausgraben könnte; daß ſie ferner den Quellen den Urſprung geben, indem ſie ſo wohl, wie Halley meint, die Dünſte, die ſich auf ihren Gipfeln in Tropfen ſammlen, als auch den Thau und Regen im Sommer, den Schnee im Winter in ſolcher Menge einnehmen, daß ſie beſtändige Flüſſe zu uns ſchicken können. Wenn auch einigen die Laſt der Berge, Felſen und Steine einen fürchtlichen Anblick giebt, weil ſie ihnen hier und da den Untergang zu drohen ſcheinet; ſo gewährt doch den Augen anderer dieſer rohe und unbereitete Klumpen ein angenehmes Schauſpiel; weit gefehlt, daß die Vorgebürge, Berge und Klippen unſere Erde ungeſtalt und einem Hauffen von Ruinen oder Ueberbleibſeln ähnlich machen ſollten. Nach meiner Meinung iſt nichts unſerer Ausſicht günſtiger, als die Abwechſlung der Berge und Thäler, und ich kann nicht glauben, daß das menſchliche Auge aus einer vollkommenen Ebene ein ſolches Vergnügen ſchöpfen würde. Ueberhaupt aber muß man die Schönheit der Erde, Einrichtung und Vollkommenheit der Welt nicht nach dem Gehirne eines menſchlichen Künſtlers, deſſen Maasſtab ſehr unrichtig und unbillig ſeyn würde, beurtheilen. (*) Ich ſehe hier nichts, das

---

(*) Der Autor der Biblioth. raiſonn. Th. 24. S. 7. ſag der Maieſtät des göttlichen Werkmeiſters unanſtändig wäre, nichts das den Ausſpruch des Buchs der Weisheit K. 9. umſtieſſe: *GOtt hat alles in der Welt, ſo weit und breit ſie iſt eingerichtet, nach Zahl, Maas und Gewicht*, ſo daß er alles gleichſam ausgemeſſen hat, nach dem wahren Ausſpruch des Platonicker: *GOtt iſt ein beſtändiger Meskünſtler.* Es iſt würklich kein geringer Beweis, daß die Berge älter ſind als die Sündfluth, wenn man auf Felſen und mittelmäſig hohen Bergen Schnecken, Zähne und Beine von Seethieren antrift, die man auf den höchſten Gipfeln der Alpen vergebens ſuchet. (*) Es iſt aus der heiligen Schrift bekannt, daß es vor der Sündfluth Flüſſe gegeben habe; ja es giebt es die Vernunft, weil doch der erſten Welt viel Vollkommenheit gemangelt hätte, wenn keine Flüſſe geweſen wären.

Denn wie viele Arten der Fiſche nähren ſich allein vom ſüſſen Waſſer, dergleichen das Fluswaſſer iſt, und nicht vom ſalzigten Meerwaſſer. Wie viele Pflanzen nähren die Bäche und Flüſſe, die man anderwärts nicht antrift? Sind aber Flüſſe geweſen, ſo muß es auch Berge gegeben haben: Denn alle gröſſere Flüſſe entſpringen und flieſſen von Bergen, die mit Schnee bedeckt ſind. Aber nur die höchſten Berge; ſonderlich unter guten und gemäßigten Himmelsgegenden können eine

ſolche

ſehr ſchön: man muß niemals dem Lehrgebäude trauen, welches die Abſichten des Schöpfers durch die Vorſtellung die der Creatur in die Augen fällt, erklären will. Das hieße ein Kind um die Gründe zu rathe ziehen, welche die Arbeiten eines groſen Baumeiſters leiten.

(*) S. die Biblioth. raiſon. Th. 36. S. 326.

ſolche Menge Schnee aufbehalten, welcher zur Sommerszeit durch die Sonnenhitze ſchmelzen, den Waſſern einen beſtändigen Zuwachs geben, und ihren Lauf leicht befördern kan. Nur eine Quelle in erhabenen Oertern kan verurſachen, daß Flüſſe, durch eine groſſe Gegend in ihren Fluthbetten lauffen, und ſich endlich nach unzehligen Krümmungen in das Meer ergieſſen und ſolches Schiffe zu tragen in Stand ſetzen, da ſie im Gegentheil wie ſtehende Waſſer ſich in Sümpfe verwandeln würden. Dieſe Materie iſt zu weitläuftig, als daß ſie hier gehörig könnte abgehandelt werden. Das meiſte von dem was hieher gehört, hat nach ſeiner beſondern Geſchicklichkeit Herr Doctor Sulzer zuſammen getragen, bey dem man es nicht ohne Vergnügen nachleſen kann. (*) Dem ohngeachtet will ich nicht in Abrede ſeyn, daß einige Berge zu unſerer Erde gekommen ſeyn mögen, die bey der erſten Schöpfung nicht waren, es ſey nun durch die allgemeine Sündfluth oder durch Erdbeben oder durch andere natürliche Urſachen. Wie man denn unter andern an dem beruffenen Berg, Pico de Teneriſſa ſiehet, davon uns der groſſe Robert Boyle in der nach ſeinem Tode herausgekommenen allgemeinen Hiſtorie der Luft, genauere Nachricht giebt, von dem er mit gröſter Wahrſcheinlichkeit behauptet; er habe ſeine itzige Geſtalt aus einer Verbrennung erhalten. Daß auch Erdbeben den Bergen ihren Urſprung geben, zeigt Joh. Rai an dem Berge Monte di Cenere. Aber ſo ergeht es dem menſchlichen Verſtande, ſonderlich in dieſer Art Schriften. Vieles und man-

---

(*) Vom Urſprung der Berge und andere damit verknüpfte Dinge Zürch 1746.

cherley kann er mit dem Schein einer Wahrſcheinlichkeit errathen, aber nichts zu einer überzeugenden Gewisheit bringen. Wie man nun niemand ſeine Meinungen misgönnen darf; ſo muß man auch das nicht mit Gewalt unterdrücken, was mit unſern Sätzen nicht übereinſtimmt. Und dieſes iſt ſchon zur Entſchuldigung genug, daß ich keine Anmerkungen zu einer Schrift gethan habe, die ich gar wohl durch die Bemerkungen neuerer Gelehrten hätte können erweitern und bereichern. Wie denn dieſe Abhandlung ſo wie ſie itzt erſcheint (ſiehe §. 19.) ſchon im vorigen Jahrhundert 1690. zu Papier gebracht (*) worden, von welcher Zeit an viele gelehrte Männer dasienige was der Autor von der Beſchaffenheit der Gegend zwiſchen dem Harz und der See beygebracht, durch ihre Gedanken gebilligt und mit neuern Erfindungen erläutert haben. Hätte ich irgendwo Stoff zu weitläuftigen Anmerkungen, ſo wäre es gewis hier; allein die Hochachtung für den Herrn von Leibnitz verbietet mir durch Zuſätze oder Weglaſſung oder veränderte Bildung ſeine Gedanken anderſt der Welt mitzutheilen, als es bey einem nach dem Tode erſcheinenden Werke billig iſt. Ich will nur der Steinbeſchreibung gedenken, oder der Bemühung figurirte inſectenförmige oder mit andern wunderbaren Geſtalten verſehene Steine zu kennen, die öfters die Kunſt eines Phidias und Apelles übertreffen. Welchen Zuwachs hat nicht in unſern Zeiten dieſelbe erhalten? Man kann unſerm Teutſchlande nicht mehr vorwerfen, daß ſeine Gelehrte es

hier-

(*) 1693. im Monath Jenner hat er hernach einen Auszug und Entwurf davon in die Acta Erud. gegeben. ſ. daſelbſt. S. 40.

hierinnen am Fleiße mangeln laſſen? So wie vorzeiten Georg Agricola, Conrad Geſner, Valerius Cordus, Georg Fabricius, Athanaſius Kircher, Chriſtoph Engel, Michael Bernhard Valentini, Lazarus Erker,, Bernhard Johann Reutmann, Phil. Jac. Sachs von Löwenheim, Georg Hier. Welſch, Joh. Daniel Maior, Helden in dieſer Kunſt waren, und Caſpar Bartholin, Olaus Worm, Nicolaus Stenonis, Phil. Bonannus, Albertus Seba, Joh. Schwammerdam, Erhard Luid, Carl Leigh, Thom. Scherley, Johann Woodward nebſt andern, die in der gelehrten Welt bekannt ſind, ſich groſſes Verdienſt in der Naturforſchung erworben haben: ſo iſt dieſes ein beſonders Lob für Teutſchland, daß faſt keine Provinz deſſelben mehr iſt, in welcher ſich nicht gelehrte Steinfreunde finden ſollten, die alle, was ſie von Steinen auf der Fläche des Erdbodens, in den tiefſten Gängen und Höhlen der Felſen und in dem innerſten Schoos der Erde finden, mit ihren Anmerkungen erhellen und der gelehrten Welt, durch nützliche Bemühungen mittheilen. Ich ſage mit Fleis durch nützliche Bemühungen. Denn die Figuren, welche hier vorkommen, betrügen die Augen nicht, wie etwan die Mücken, Schlangen, Mäuſe und andere wunderbare Geſtalten, welche bisweilen in dem Bernſtein eingewickelt zu ſeyn ſcheinen. (*) Vielmehr ſind die Bilder verſchiedener

---

(*) Daß dieſe Figuren ein bloſſes Spiel der Natur ſeyen, und dieſelben ſo bald verſchwinden, als man die Stücke Bernſtein zerbricht, bezeugt der Jeſuit ADELBERT TYLKOWSKY in der Philoſoph. Curioſ. Allein wenn gleich dergleichen Dinge in Bernſtein mehr von der Kunſt als Natur nicht ſelten herkommen mögen; ſo ner Körper; die man auf dieſen Steinen beſchrieben findet, wirklich dergeſtalt genau in dem Stein, als wenn ſie hinein gemalet oder gegraben wären. Daher haben dieienigen Steinkenner, die ſich darüber Mühe gegeben, ihre Zeit nicht übel angewendet, und Herr Lange verdient ſein Lob, der die Geſchichte verſteinerter Thiere, welche das Gemüth ſo gut als andere Werke der Natur vergnüget, in eine Wiſſenſchaft gebracht, und die gebildeten Steine in gewiſſe Claſſen und Fächer der Claſſen vertheilet hat.

Doch will ich von ſo vielen Autoren, die mir die hieſige königliche Bibliothek darbietet, nur einige nennen. Denn ſo haben Joh. Jac. Scheuchzer und der erſt belobte Carl Nicolaus Lange die Gegenden der Schweitz, Balth. Erhard und Salom. Reiſel die Gegenden Schwabens, Gottfried Mylius die ſächſiſchen, Joh. Heinr. Schutte die jenaiſchen, Peter Wolfart, Joh. Juſtus Winkelmann und Michael Bernhard Valentini die heſſiſchen, Joh. Jacob Bäyer die nürnbergiſchen, Georg Anton Volkmann, Caſpar Schwenkfeld und Joh. Chriſtian Kundmann die ſchleſiſchen, Bohuslaus und Balbinus die böhmiſchen, Joh. Ferdinand Hertad die mähriſchen, Fried. Lachmund die hildesheimiſchen, Joh. Kentmann und Peter Albinus die meiſniſchen, David Sigmund Büttner die querfurdiſchen, Jacob von Melle die lübecciſchen und wagriſchen, Georg Andr.

---

trage ich doch Bedenken dem Jeſuiten, der wenig philoſophiſchen Witz in ſeiner curiöſen Philoſophie verrathen, auch wider das Zeugniß Hartmanns zu glauben und es von allen zu behaupten. S. dieſes Hiſtorie des preußiſchen Bernſteins B. 1. c. 5. und B. 2. c. 5. 8.

Andr. Helwing die angerburgiſchen Reichthümer dieſer Naturalien mit deutlichen Erklärungen, der über die Neuigkeit und Schönheit dieſer Sachen erſtaunten Welt, vorgelegt. Es hat auch an dem Fleiße gelehrter Männer in der Steinbeſchreibung hieſiger Gegenden, nemlich eines Franz Ernſt Brückmanns, eines Joh. Reiskens, Joh. Georg Behrens, Joh. Chr. Leſſers, Michael Reinhold Roſins und Albert Ritters nicht gefehlt. Aus deren Entdeckungen, wie nicht weniger aus dem groſen Vorrathe von Steinen, ſo wohl der in meiner Aufſicht ſtehenden königl. Bibliotheck, als auch anderer vornehmer und gelehrter Männer Kunſt und Naturalien Cabinettern (*) könnte ich dieſes Werk gar leicht vermehrter und vollſtändiger an das Licht tretten laſſen, wenn ich mir in den Sinn kommen lieſſe, an den ſchönen Werke des Herrn von Leibnitzens etwas anzuflicken. Ich glaube vielmehr ſchon dadurch genugſam nützlich zu ſeyn, daß ich daſſelbe den Motten und dem Staube entzogen habe. Wenn ich nun meine Meinung ſagen ſollte, woher dieſe ſteinerne Wunder der Natur entſtanden, und woher eine ſolche Menge von Nautiliten und gegrabenen Muſcheln, Oclithen und Meerſchnecken auf das feſte Land und von dem Meere als ihrem Geburthsorte öfters erſtaunend weit da-

von

(*) S. davon unſers berühmten Herrn Varings Braunſchweig-Lüneburgiſche Muſeographie die an ſeiner Beſchreibung der Sale des Fürſtenthums Calenbergs ſtehet im 2. Th. wo derſelbe auch S. 221. des reichen Göttingiſchen Stein-Cabinets gedenket, davon Herr Grätzel Beſitzer iſt, und in welchem alleine man eine ſolche Menge Muſcheln und rare Steine von allen Gattungen antrift, daß man es billig unter die ausgefüllteſten in Europa ſetzen kann.

von gekommen ſind; ſo trage ich kein Bedenken den Meinungen **Joh. Woodwards**, **Joh. Raius**, **Joh. Mortons**, **Wilh. Ernſt Tenzels**, **Dav. Sigm. Büttners**, **Ja. Joh. Scheuchzers**, **Joh. Wilh.** und **Joh. Jac. Bayers**, **Georg Anton Volkmanns**, **Gottfried Mylius**, **Nic. Stenons**, **Chr. Max. Speners**, **Peter Wolfards**, **Joh. Georg. Liebknechts**, **Fr. Chr. Leſſers**, **Carl Limaeus**, **Celſins**, **Joh. Georg Sulzers**, ja des groſſen und unſterblichen **Leibnitzens**, beyzupflichten, die alle miteinander ſolche für Ueberbleibſel der allgemeinen Sündfluth halten. (*) Zwar glaube

---

(*) Es hat zwar dieſe Meinung der Auctor der bibliotheque raiſonné aufs neue angegriffen im 18. Th. 1. St. im 4. Artick. und im 30. Theil im 8. Artick. des erſten Stücks. Unſer Vorhaben geſtattet nicht ſeine Einwürfe, die nicht zu verachten ſind zu beantworten. Den Einwendungen **Eduard Luids** eines gelehrten Engelländers in den ſcharfſinnigen Briefe an den IOH. RAI, der in dem Lytophylacio Brittanico S. 128. angehängt iſt, hat ſchon der ſel. **Joh. Mich. Baier**, ein altorfiſcher Gottesgelehrter, ſo viel mir bekannt iſt, abgelehnt. Was aber vor ungefähr 20. Jahren der würzburgiſche Arzt **Joh. Barthol. Adam Beringer** in der würzburgiſchen Steinbeſchreibung im 8. Cap. der erſten Probe vorgebracht, da er nehmlich durch Steine, die mit hebräiſchen Buchſtaben und andern, die Figuren der Sonne, des Monds und der Sterne gezeichnet waren, dieſen Zweifel beſtättigen wollen; könnte zwar, wenn auch ſein Vorhaben richtig wäre, nur ſo viel beweiſen: einige verſteinerte Sachen ſind nicht der allgemeinen Sündfluth, ſondern andern Urſachen zuzuſchreiben; unſere Meinung aber, welche Schrift und Natur unterſtützen, wird es keinesweges umſtoſſen. Ich bekenne es aber glaube ich nicht, daß dieſer einzige Beweisgrund hinlänglich ſey, dieienigen ihres Irrthums zu überführen, welche mit dem Iſaac Beyrerius, dem bekannten Erfinder der Fabel von den Präadamiten, den Iſaac Voßius, Eduard Stillingfleth und Joh. Clericus nicht zugeben wollen, daß ſich die Sündfluth über alle Gegenden der Welt erſtrecket habe. Mir gleichwohl iſt es nebſt andern Beweisgründen zuſammen genommen zur Ueberzeugung hinlänglich, wenn ich hauptſächlich die innere Structur der Erde, und die Erzehlungen der Heiden als Gründe der Allgemeinheit der Ueberſchwemmung hinzufüge. Es bezeugen wenigſtens erfahrne Männer, und augenſcheinliche Zeugen von der innern Structur der Erde, daß die Bergleuthe bisweilen ganze Wände von dichten Steinen antreffen, die bald ſchief, bald ſenkrecht, bald horizontal liegen, bald wunderbar zuſammen hängen,

gar gerne, daß ich allezeit vermuthet habe, Beringer habe ſich von einen Betrüger etwas aufbinden laſſen, und gemahlte durch die Kunſt gemachte Steine für ächte gekauft. Aus dem Brief des Herrn Eccards an einen berühmten hieſigen Arzneykundigen, ſahe hernach, daß ich mich in meiner Vermuthung nicht betrogen hatte. Daher habe ich auch ſeiner unter den oben angeführten vornehmſten Steinfreunden Teutſchlands nicht Meldung gethan; weil der gelehrte Mann, der gar zu leichtglaubig war, uns keine Geheimniſſe der Natur aufgeſchloſſen, ſondern Wind verkauft hat. Daß es aber wirkliche mit dem Bild der Sonne oder der Sterne gezeichnete Steine gebe, iſt kein Zweifel, weil es glaubwürdige Männer, ſonderlich Welſch und Spener (ſiehe miſc. berol. Th. 1. S. 106.) verſichern.

gen, auf welche wieder die vorige Erde zum Vorſchein kommt. Es gehört zwar die Lehre von der allgemeinen noachiſchen Sündfluth nicht unter die Grundarticel des chriſtlichen Glaubens, welches von unſern Gottesgelehrten Georg Calixt bemerkt; wie denn auch die Heiden, (bey denen, wie Grotius aus ihren Schriften in den Anmerkungen zum erſten Buch von der Warheit der chriſtlichen Religion zeiget, das Andenken dieſer göttlichen Strafe, durch beſtändige Ueberlieferung iſt erhalten worden) von mehr als einer (*) Sündfluth reden, die nothwendig nur beſondere Ueberſchwemmungen ſeyn müſſen. Demnach haben viele Gelehrte in der Hiſtorie von Deucalions Ueberſchwemmung die noachiſche Sündfluth genau beſchrieben gefunden, wie ſchon von Scaligern über den Euſeb. vom Salmaſius im andern Th. K. 1. der

Helleniſt-

(*) Daher läſt Ovid den Deucalion ſprechen im 1. B. der Verwandlung. 363. V. Könnte ich doch die Völker durch vätterliche Künſte wieder bringen ꝛc. Daraus man ſiehet, es werde durch die Fabel des durch die Steine Deucalions wieder gebrachten menſchlichen Geſchlechts, der noachiſche Zeitlauf angezeigt. Ja Huetius glaubt in der demonſt. evang. S. 256. Die Griechen hätten unter ihrem Deucalion den Noah verſtanden, dem auch andere Gelehrte beypflichten, wie wohl es ſehr lächerlich und unſchicklich iſt, was Theophilus an den Autolycus B. 3. S. 129. von der Benennung und etymologie Deucalions ſagt; dem Noah ſey der Name Deucalions deswegen beygelegt worden, weil er zu den Menſchen geſprochen Δεῦτε, καλεῖ ὑμᾶς ὁ Θεὸς εἰς μετάνοιαν. Mich wundert wie einem ſo gelehrten Kirchenvater ſo etwas hat entwiſchen können.

Helleniſt. und vom Voßius in der Einleitung zur Chronol. Sacr. in der 4ten Diſſ. c. 3. angemerket worden, daß alſo ſelbſt die Sage der Heiden die Warheit von der allgemeinen Sündfluth mehr beſtättigt, als umſtößt.

Wieder auf unſere foßilien zu kommen: ſo halte ich die Meinung derer für beſſer, welche die Urſache verſteinerter Thiere von der Sündfluth herleiten, als die Einbildung anderer, welche vorgeben, die merglichte Erde ſey entweder blos durch ein Spiel der ſcherzenden Natur figurirt; oder die den verborgenen Qualitäten, dem gemeinen Schlupfwinkel der Ariſtoteliſchen Unwiſſenheit, das ganze Geheimniß zuſchreiben; oder die ſich auf den Archäum und allgemeinen Weltgeiſt beruffen, der Steine hervor bringen könnte, die der Figur nach, den Gebeinen der Thiere ähnlich wären, und alſo gleichſam eine Unternatur (naturam naturantem) annehmen, die von dem Verſtande des weiſeſten Schöpfers abhängt, und nach der Abſicht des mächtigen Regierers auf ſeinen Befehl ſolche zu Stande bringt. Andere ſchreiben mit eben ſo wenig Recht das Geheimniß der Brechung, Ausdehnung und Vermiſchung des Lichtes zu, dem ſie eine wirkende und plaſtiſche Kraft beylegen, die Bilder der Körper, durch welche ſie ſelbſt modificirt iſt, in geſchickte Materien zu drücken, die leimicht, ſchlammicht, ſandicht und weich iſt, aber nach und nach hart wird. Sie ſuchen eine Aehnlichkeit zwiſchen dem Leib einer ſchwangern Frau, in deren Frucht man gar öfters monſtröſe Mäler bemerkt hat, und dem Leibe der Erde, die unſer aller Mutter iſt, und wollen daraus die Sache erklären. Auch hat vor wenig Jahren Antonius **Lazarus Morus** in einen beſondern Tractat, der zu Venedig in Italiäniſcher Sprache herausgekommen, den Urſprung ſolcher verſteinerter Schnecken und anderer Dinge den feuerſpeyenden Bergen zugeſchrieben. Viele halten mit eben ſo wenig Wahrſcheinlichkeit die unterirrdiſchen Geiſter für die Maler und Bildhauer verſteinerte Sachen, wie ſolches §. 29. Leibnitz vom Conring erzehlt, ob gleich aus dem **Libanius** (B. 5. von Harzen) erhellet, daß dieſe Meinung älter ſey als **Conring**: Andere träumen: es würden dergleichen figurirte Steine aus dem Saamen, den verdorte Körper zurück laſſen, und der mit ihnen durch alle Welt zerſtreuet würde, erzeugt. Manche erdichten eine plaſtiſche Kraft, der in der Erde verborgenen Salze, oder nehmen ihre Zuflucht zu den himmliſchen Körpern mit ihrem Einfluſſe in die Erde; oder bilden ſich ein, mit den Dünſten des Meers und dem Regen würde der Saame der Schnecken und Fiſche auf die Erde gebracht, und daſelbſt nach Beſchaffenheit des Landes und Schicklichkeit des Geburtsorts bald in ganze Fiſche, bald nur in Züge derſelben, bald in Beine, Zähne, Kinbacken, Ribben gebildet. Und ich weiß nicht, was ſie ſonſt für abgeſchmacktes Zeug vorbringen, damit ſie doch in Erklärung einer ſchweren Sache etwas mögen geſagt haben.

Dahin gehören ſonderlich dieienigen, die vorgeben, es habe der Teufel den Einſiedlern und Waldbrüdern bisweilen allerhand Inſecten, die nicht ſelten ſchädlich und vergiftet geweſen, vorgeworfen, um ſie zu ſchrecken und in ihrer Andacht zu ſtöhren; dieſe Leute aber wären mit der Kraft begabt geweſen, ſo bald ſie ſich mit dem Kreutz geſegnet und dadurch den Teufel veriagt, dieſe Inſecten in Steine zu verwandeln: und zum ewigen Andenken des göttlichen Schutzes würden die Figuren derſelben noch itzo auf den gebildeten Steinen wahrgenommen. Wenn man nun den Gemälden, Münzen und Bildhauer-Arbeiten in der alten Hiſtorie mit recht Glauben beymißt; wie wollen wir denn dem groſſen Vorrath von Schnecken, Muſcheln und ſonderlich den mit allerley Seefiſchen gebildeten Steinen, die wir in ſo viel Cabinetten antreffen; alle Glaubwürdigkeit abſprechen, da wir doch in ihnen die Spuren dieſer ſtrengen Strafe GOttes über die Sünder nicht undeutlich antreffen? (*)

(*) Eines ähnlichen Beweisgrundes hat ſich der Sammler der königlichen pariſiſchen Academie der Wiſſenſchaften bedient, wann er ſagt: „Sehet hier eine neue Art von Münzen, die viel wichtiger,„ und ungleich älter ſind, als alle grichiſche„ und römiſche.„ ſ. die Hiſtorie der königlichen Academie 1710. ſ. 28. der holländiſchen Ausgabe. Selbſt der Auctor des obengemeldeten Tagbuches, der doch die meiſten Gründe für die allgemeine Sündfluth ſoll verworfen haben, tritt dieſer Meinung bey, wenn von den Fiſchen die Rede iſt. „Ich geſtehe, ſpricht er, daß die Bäume und Beine der Thiere, wie man„ ſchon lange unter der Erde findet, uns eine„ Begebenheit zeigen, die man gewiſſen andern„ beſondern Urſachen beymeſſen kann: bey den Fi-„ ſchen aber von allerhand Gattungen, die ſich„ überall geſät und ausgebreitet ſo wohl über„ der Erden als in ihrem Schooß antreffen„ laſſen, und von den entfernteſten Meeren„ herkommen, ſehe ich keine andere Erklärung„

Wahrhaftig, wenn es ſonſt dem Menſchen erfreulich iſt; wenn ſie bey anderer Gefahr ſicher ſind, nach dem **Lucretius** *„Es iſt erfreulich der „groſen Arbeit anderer auf dem Land zuzuſehen, „wenn das Meer mit Sturmwinden brauſet; „nicht weil es eine Luſt iſt, andere leiden zu ſehen; ſondern, weil es angenehm ſich von der andern Unglück befreyt zu wiſſen:„* ſo ſoll uns ein ſo ſchrecklicher Untergang der Gottloſen, mehr und mehr zur Gottesfurcht reitzen, zumal bey dem Wachsthum der Künſte und Wiſſenſchaften, in ſo hellen aber auch verderbten Zeiten, und dem Alter der Welt, damit wir nicht durch die Lehren des ſchädlichen Atheiſmus und Scepticiſmus, die überall als ein Unkraut in den Gemüthern der Sterblichen herrſchen, hingeriſſen werden. Sowohl die chriſtliche Religion, die ich durch GOttes Gnade bekenne, als mein öffentliches Amt führt mich auf dieſe Betrachtung. Ein Geſchichtſchreiber muß nicht nur die Thaten der Menſchen, ſondern auch die Werke GOttes entwerfen, und die göttliche Vorſicht, die aus der Geſchichte am meiſten hervor leuchtet, bey ieder Gelegenheit mit Ehrfurcht erheben. Dieienigen haben nicht unrecht, welche Geſchichtſchreiber, *Diener der göttlichen Vorſicht,* und gleichſam Geheimſchreiber der *Werke GOttes* nennen. Selbſt die Aſche, des groſen Mannes, der dieſe Schrift entworfen, befiehlt mir dieſen Wunſch. Denn Leibnitz war kein müßiger Zuſchauer der Natur; ſondern hat nach dem Exempel

---

„dieſer Zerſtreuung, als eine allgemeine „Sündfluth. Welch eine fürchterliche Veränderung! Bib. raiſ. Th. 30. pag. 274.

pel anderer gelehrten Männer (*) GOtt und ſeine Vollkommenheiten in dieſer Wiſſenſchaft bewundert, wie unter andern vielen Proben ſein ſchöner Brief an **Claud. Phil. Grimaldi** der Geſellſchaft JEſu und des mathematiſchen Collegii in China Präſidenten bezeiget. Sie ſteht in Herrn **Fellers** Otio Hannoverano ſ. 18. Bey dem allen will ich mit denen nicht ſtreiten, die auſſer der Sündfluth noch andere Urſachen gebildeter Steine angeben. Denn bey allen verſteinerten Thieren bin ich ſelbſt nicht der Meinung. Sondern ich ſchreibe der Ueberſchwemmung und allgemeinen Sündfluth diejenigen Steine zu, die uns fremde Thiere, welche nur in einem unbekannten und fernem Lande können genährt werden. Halipnevmonen, Seekrebſe, Meerfiſche und was dergleichen Fiſche und Meerwunder ſind, verſteinert abbilden, ſowohl als Meerſchnecken und Muſcheln, die man auf den höchſten Bergen und in den Tiefen der Erde häufig findet. Hingegen mögen diejenigen Steine bey uns zu Hauſe ſeyn, welche Figuren von innländiſchen Thieren, Blumen, Pflanzen und Baumblättern vorſtellen. Wer ſolte denn das ganz allein der kunſtreichen Natur, ohne gewiſſe Gründe anzugeben, zuſchreiben, wenn die Einwohner des reichen Nils und anderer an Ungeheuren fruchtbarer Ufer, die in unſern Ländern

---

(*) Ein weitläuftiges Verzeichniß ſolcher, welche die Naturlehre in der Abſicht erweitert, die Gottesfurcht zu befördern, giebt d. ſ. J. A. FABRICIUS in der Vorrede zu DERHAMS Ueberſetzung der Aſtrotheologie, und vermehrter in der Vorrede zu ſeiner Phiſico-theologie.

ganz unbekannte Gäſte, Wallfiſche, Crocodille, Elephanten, und andere dergleichen Thiere, welche allein das ſchon durch allerhand Geſtalten der Thiere bekannte Aſia und Africa hervorbringt, wenn ſie, ſage ich, ihre vätterlichen Sitze verlaſſen und mitten in Teutſchland gefunden und theils aus ſandigten Hügeln, theils aus den höchſten Bergen gegraben werden: ſo daß ſie nun nicht mehr zum Thierreich, ſondern in das mineraliſche Reich gehören, und in ſolcher Schönheit erſcheinen, die keine Kunſt ſo nach dem Leben ausdrucken kann? daß das gegrabene Helfenbein in der Erde erzeugt werde, oder daß die Beine und verſteinerte Knochen daſelbſt wachſen, wie Plinius aus dem Theophraſt anführt. Hiſt. Nat. B. 36. K. 8. und mit ihm **Agricola**, **Libavius**, **Tylskowski**, **Schoock** und andere geglaubt haben, iſt wider die Natur und die uns bekannten Geſetze; und wäre eben ſo viel, als wenn man behauptete, die Thiere ſelbſt wüchſen aus der Erde wie Schwammen und Pfiffer. Alles was man in denſelben findet, ſtreitet für das Thierreich, wie die Naturkündiger ſprechen, wie ſchon vor mehr als 40. Jahren mein werther und ehrwürdiger alte Freund Herr **Joh. Sam. Carl** königl. däniſcher Leibarzt, nach ſeinem geſchickten Fleiß mit vielen Verſuchen gewieſen hat, in dem Werke, das den Tittel führt: Lapis lydius Philoſophico-Pyrotechnicus ad oſſium foſſilium docimaſiam analytice demonſtrandum adhibitus. Ueber die Meinung derer, die glauben, GOtt habe dieſe Steine als beſondere Arten ſo geſchaffen, werden ohnfehlbar ſcharfſichtige Weltweiſen die Naſe rümpfen und die Stirne runzeln. Ohne Zweifel hätte GOtt nach ſeiner Allmacht und freyem Willen eben ſo verſchiedene Gattungen der Steine, als der Vegetabilien und Thiere hervorbringen können; allein man kann doch nicht zweifeln, daß hier ein gröſſeres Geheimniß dahinter ſtecke, wenn man ſeine Aufmerkſamkeit zugleich mit auf die verſteinerten Nautiles, Ammonshörner, Meerſchnecken und Muſcheln richtet, die man bey uns zuſamt den figurirten Steinen ausgräbt. Da übrigens ſchon Boyle gezeigt hat, daß die Steine aus einer flüßigen aber etwas zähern Materie erzeugt werden: ſo kann man nicht ohne Grund annehmen, daß der Thon oder Schlamm, in welchen dieſe Figuren ſich gedruckt hatten, nach und nach die Natur des Steins angenommen habe. Giebt man dieſes zu; ſo hat es gar leicht geſchehen können, daß Kröten, Fröſche, Spinnen, Krebſe, Eidexen und dergleichen kleine Thiere, die in dem Schlamm geſtorben ſind, ihre Figur in den weichen Schlamm abgedrückt haben. Nachher iſt derſelbe zu Stein worden, und hat entweder ihre Figur behalten, oder die ganzen Körper überzogen, und als eine zähe Materie durch ſtarkes Preſſen dieſelben eingeſchloſſen. Es können daher Steine, die vielleicht erſt neuerlich entſtanden ſind, nach ihrer Verhärtung, den Augen dergleichen Schauſpiel gewähren und gleichſam verſteinerte Ueberbleibſel der Sündfluth darſtellen. Wir haben bey dem **Bohuslaus Balbinus** (*) ein merkwürdiges Exempel, an einem ſteinerem Weg auf einem Felſen, der aus weichen und Tuchſteinen entſtanden, in welchem man die Fußſtapfen

---

(*) Miſc. hiſt. regni Bohem. Decad. I. L. I. c. 51.

von allerhand Thieren, ohne alle Verwirrung, vielleicht von undenklichen Zeiten her eingedrückt, noch heute zu Tage erblickt. Die natürlichen Urſachen der Sündfluth, von welchen der Herr von Leibnitz in dieſer Schrift redet, will ich weder gänzlich verwerfen noch billigen. Es iſt nur bekannt, daß **Burnet** die natürliche Urſache der Sündfluth daher leitet, weil die erſte Welt aus Waſſer und durch Waſſer beſtanden; (*) oder auch, weil ſie über die Fläche des Abgrunds bereitet worden. (**) Daher dörfen wir uns nach ſeiner Meinung eben ſo wenig wundern, daß bey einem damals enſtandenen Erdbeben das Auſerſte in den tiefen untern Abgrund geſunken; als iedermann aus der Hiſtorie weis, daß dergleichen vielen Städten wiederfahren iſt, wenn die höhligte und ſchlundigte Erde bey Erdbeben geborſten iſt. Die beſondere Meinung des ſinnreichen Kopfes des Herrn *Pluche*, will ich übergehen, denn man wird ſie nicht ohne Vergnügen in ſeinen ſchönen Buche ſelbſt nachleſen. (***) Ich weis auch, daß neulich **Joh. Heyn** und vor ihm **Wilhelm Whiſton** einen Kometen als die Urſache der Sündfluth angegeben, und daß andere ſagen, in natürlichen Sachen ſey die Vernunft die Auslegerin der Schrift; und müſſe allein durch ihre Hülfe dasjenige erkläret werden, was die heiligen Schriftſteller hier und da menſchlicher Weiſe (λαοδογματικῶς und ἀνθρωποπαθῶς) ſagen. So iſt mir auch nicht unbekannt, daß einige Moſen nicht ſo wohl

tadeln

(*) 2. Petr. 3, 5.
(**) Sprüchw. 7, 27.
(***) Spectacle de la nature T. III. P. II. p. 26.

tadeln (denn das wäre gottlos) als entſchuldigen, wenn ſie in andern Verſtande nehmen, was er von dergleichen Sachen ſagt, und das unter dem ſcheinbaren Vorwande, der H. Schriftſteller habe ſich in ſeinen Ausdrücken, nach dem ruden unwiſſenden, und durch keine freyen Künſte gebeſſerten jüdiſchen Volke nothwendig richten müſſen, habe er anderſt wollen von ihnen verſtanden werden. Allein es mag dieſes ſo ſchön lauten als es will, und denen ſonderlich gefallen, welchen die in der heiligen Schrift herrſchende Einfalt mißfällt; ſo möchte ich doch nicht gerne etwas zulaſſen, welches unſerer heiligen Religion, die doch mit der Vernunft übereinſtimmen muß, unanſtändig iſt. Ich bleibe bey dem klaren Buchſtaben der Schrift, welches zu thun auch der groſe und ſcharfſinnige **Raius** ſich nicht ſchämte: **alle Brunnen der groſen Tiefe brachen auf, und thaten ſich auf die Fenſter des Himmels.** (*) Ich glaube, ohne Begierde etwas zu erdichten, mit dem Raius durch die eröfneten Fenſter des Himmels, werde nichts anderes verſtanden, als daß ſich alles Waſſer, das in der Luft, auf dem veſten Lande und in dem groſſen Weltmeer enthalten war; in Regen verwandelt; durch die aufgebrochnen Brunnen der Tiefe aber, werde angezeigt, die Fläche des Weltmeers ſey dergeſtalt gedrückt worden, daß es durch eine uns verborgene Gewalt und den Willen des Regenten der Natur, die unterirrdiſchen Waſſer, ſo viel genug war die Erde zu bedecken, auf ſchreckliche Weiſe ausgeſpien; wie nach dieſes aber geſchehen können, hat Raius weitläuftiger und gar ſchön gezeigt. (**)

(*) 1. B. Moſ. 7, 11.

(**) Seine Miſcellaneous diſcourſes concerning the

Weis man doch von kleinern Ueberſchwemmungen geringerer Theile der Erde nicht gewiß zu ſagen, ob ſie durch eine innerliche Gewalt und Gährung der Waſſer, oder durch ungewöhnliche Stürme und Winde, das iſt durch periodiſche Folgen oder von ohngefähr entſtanden ſind, weil diejenigen Menſchen, die den tödtlichen Gewäſſern entflohen, in der äußerſten Gefahr, die Urſachen eines ſo ſchrecklichen Elendes nicht recht bemerken konnten. Kann man es für mehr als ſehr ſchlechte Muthmaſſungen halten, was man von der Ueberſchwemmung des ganzen Erdkreiſes mit ſeinen natürlichen Urſachen vorbringt, zumal da man ſchwerlich leugnen kann, daß hier ein Wunderwerk vorgegangen, wie **Richard Bentley** in der gelehrten Abhandlung: von der Thorheit und Unvernunft des Atheiſmus ſehr deutlich gewieſen hat? Diejenigen bemühen ſich alſo vergebens, die mit dem **Nicol. Steno** einem ſonſt ſcharfdenkenden Manne, die Möglichkeit der allgemeinen Sündfluth mit mathematiſchen Beweißgründen darthun wollen; obſchon auch in dieſem Stücke ihr Fleis gewiſſer maßen Lob verdient, weil wir doch durch ſolche wahrſcheinliche Demonſtrationen, im Stande ſind, die frechen Angriffe der Schriftverächter abzuſchlagen. Was der Herr von Leibnitz vom Urſprung der Welt, dem Untergange der Erde, und

---

diſſolution aud charges of the World: ingleichen **Mart. Schoocks** allgemeine Sündfluth des Noah K. 3. und vor allen Dingen **Joh. Woodwards** phyſikaliſche Erdbeſchreibung, worinnen man viel ſchönes finden wird, wodurch Moſis Erzehlung von der Sündfluth wider Burnets unbilliges Vorgeben gegen die Schrift und anderer Einwürfe, gerettet wird.

und deren Beſchaffenheit hier ſagt, zeigt zwar von dem Witze dieſes groſen Mannes, kann ſich aber nicht aller Beyfall verſprechen. Dem Porphirius als einem heidniſchen Weltweiſen, wollte ich, wenn er ſonſt keine gottloſen Lehren vorbrächte, gerne verzeihen, daß er mit ſeinem Plato behauptet, die Welt habe zwar angefangen, werde aber nicht untergehen. Denn ſo viel ich einſehe, kann man aus der bloßen Vernunft nicht beweiſen, daß dieſer Welt ein letzter Tag bevorſtehe, daran ſie gänzlich untergehen wird. Eben ſo wenig iſt dasienige hinlänglich dieſe hohe Lehre der Offenbahrung der Vernunft zuzuſchreiben, was andere heidniſche Weltweiſen, ſonderlich dieienigen, die, wie Minutius Felix anmerkt, aus des Epicurs und des Zeno Schule kamen, davon hinterlaſſen haben. Sehen wir, daß dieſen fremden Weltweiſen etwas von Verbrennung der Welt bekannt war; daß, anderer Stellen zu geſchweigen, Ovid ſagt: Es wird eine Zeit kommen, da das Meer, und die Erde, die zerbrochene Burg des Himmels brennen, und das wirkſame Ganze dieſer Welt Noth leiden wird; oder daß Lucanus ſingt: Es iſt für die Welt ein gemeinſchaftlicher Scheiterhaufen übrig, der die Gebeine mit den Geſtirnen vermiſchen wird; (*) ſo iſt wahrſcheinlich, daß ſie dieſes

mehr

(*) Ich übergehe die Stelle des **Cenſorinus** der vielleicht nach aller Meinung am erſten verdient angeführet zu werden, weil er ſo wohl von der Sündfluth als Verbrennung der Welt handelt. Es iſt, ſpricht er im 18. Kap. vom Geburtstag, dieſes überdieß das Jahr, welches Ariſtoteles vielmehr das gröſte als das große nennet, welches die Kreiſe der Sonnen, des Monds, und der fünf Planemehr aus dem Munde ihrer Vorfahrer, der Nachkommen des Noah, als aus der Vernunft gelernet haben. Denn dieſe Wiederbringer des menſchlichen Geſchlechts, hielten es gewiß vielleicht für eine Gewiſſenspflicht, das Andenken ſo wohl der harten Strafe der Sündfluth, als der zukünftigen Verbrennung, auf die Nachkommen fortzupflanzen. Daher glaube ich, daß alles, was wir in dieſen Stellen bewundern, von Mund zu Mund durch göttliche Offenbahrung fortgepflanzt, und nicht von der Natur erkannt worden ſey. Der geneigte Leſer wird uns mit ſeinem Beyfalle nicht entſtehen, wenn er überlegt: daß die Frage, wie dieſe unglückliche Begebenheit geſchehen könne, weit über die Kräften des menſchlichen Verſtands ſteige. Denn wo haben wir elende Menſchen andere Quellen unſere Meinungen von begreiflichen Sachen herzuleiten, als die Vernunft und Erfahrung, oder wie die Weltweiſen in den Schulen reden: Beweiſe a priori und a poſteriori? Nun giebt uns bey dieſer Frage weder die Vernunft noch Erfahrung Licht, weil die Vernunft, wie geſagt worden, nicht

weiß,

---

ten machen, wenn ſie wieder bey einem Zeichen, bey dem ſie einſtens geweſen, zu ſtehen kommen. Dieſes Jahrs Winter iſt die allgemeine Ueberſchwemmung; der Sommer aber die Entzündung der Welt. Denn ſie ſcheint wechſelsweiſe, einmahl zu entbrennen, und einmahl zu erſaufen. Doch mag man mehr aus den Worten des Cenſorinus ſchlieſſen, daß die alten Weltweiſen eine periodiſche Erneuerung der Welt geglaubt, die wechſelsweiſe im Winter und Sommer der Welt erfolgen würde, keinesweges aber die gänzliche Zerſtöhrung der Erde.

weiß, daß die Welt nothwendig untergehen müſſe; und andern Theils, weil die Bemerkungen eines Menſchen, und das Alter vieler tauſend hiezu nicht hinlänglich iſt. Die Größe, die Unendlichkeit, die Langwürigkeit des Obiects, ſind, wie Morhof ſagt, die gröſten Hinderniſſe der Weltweiſen, die kaum klug werden, wenn ſie einen Theil deſſelben betrachten, weil ihnen der Zuſammenhang dieſer Welt verborgen iſt, von welchem doch viele Wirkungen und Begebenheiten der Natur abhängen, deren Urſachen zu unterſuchen, ſie Zeit und Leben, Mühe und Arbeit verſchwenden. Ich will mich daher nicht länger bey Erzehlung der Meinungen, oder der Träume wie man ſie nennen könnte, anderer Gelehrten von dieſer Sache aufhalten. Ich will es auch den Carteſianern nicht misgönnen, die glauben die Sache recht getroffen zu haben, wann ſie ſagen: Die Sonne werde einſt, wenn ihre Flecken, die nach und nach entſtehen, überhand nehmen, ſich in eine Erde oder einen Planeten verwandeln; und im Gegentheil werde die Erde in eine Sonne verwandelt werden, wenn das unterirrdiſche Feuer die äuſſere Rinde zerriſſen, alles umflieſſen und alle verbrennliche Theile verzehren und verwüſten würde; und die auf dieſe Art die Verbrennung des Erdbodens erklären wollen. Ich geſtehe gar gerne, daß ich nicht ſo übermüthig bin, mich um die Art und Weiſe dieſes Untergangs der Welt über die Maaße zu bekümmern. Was ſonderlich den Welturſprung anlangt, ſo weiß ich zwar, daß Moſes uns denſelben kurz genug nach ſeiner Abſicht beſchrieben, und daß er, wie es ſcheint, den Weltweiſen etwas überlaſſen, woran ſie ihre Kräften des Witzes, wenn ſie weiter gehen wollen, üben können. Ich weiß auch, daß es gelehrte und fromme Männer gegeben, die glauben, der heilige Geſchichtſchreiber habe die Schöpfung nicht ſo wohl phyſikaliſch, als ſittlich beſchrieben. Allein ich bleibe bey ſeinen Worten, und wenn man die Art und Weiſe der Schöpfung weiter erforſchen will; ſo weiß ich nichts dagegen zu ſagen, als den Ausſpruch des heiligen Paullus: **Durch den Glauben merken wir, daß die Welt durch GOttes Wort fertig iſt, daß alles, was man ſiehet, aus nichts worden iſt.** (*) Denn es iſt eine unnütze Frage, die bey einigen Kirchenvätern vorkommt, ob nicht die obern Theile der Welt, ſonderlich die ſelige Wohnung der Engel viele Jahrhunderte vor unſerer Erde geweſen ſind? Auch des **Carteſius** Meinung, als hätte die Erde lange mit allen Nothwendigkeiten des Lebens verſehen, in der Luft herumgeſchwummen ehe Adam als der erſte Einwohner von GOtt darauf geſetzt worden, iſt ohne Grund. Was würden wir dadurch gebeſſert ſeyn, wenn wir auch alles dieſes gewiß wüſten? Aber in dem Begriff Moſis, den er in ſeinem Welturſprungs-Lehrgebäude vorträgt, daß GOtt die Welt aus nichts geſchaffen, iſt nichts unnützes. Vielmehr zweckt alles zur Gottesfurcht und Religion ab. Was für Furcht, Bewunderung der göttlichen Macht muß nicht dieſer Begriff in uns erwecken? Was für Furcht für dem allmächtigen Weſen kann er uns nicht einflöſſen? Wie ſehr muß er das Vertrauen gegen GOtt in uns ſtärken? Wahrhaftig die Vorſtellung, daß GOtt dieſe Erde aus Nichts hervorgebracht, daß ſein, durch das einzi-

ge

(*) Ebr. 11, 3.

ge Wort: es werde, offenbarter Wille, ſo vielen unzehligen Einſchränkungen, wie die Weltweiſen ſprechen, ſo vielen Ordnungen der Theile, nicht allein die Möglichkeit, ſondern auch die Wirklichkeit gegeben hat, iſt viel zu hoch, als daß ihn der menſchliche Verſtand faſſen könnte. Er hat ſchon einen heidniſchen Weltweiſen den **Dionyſius Longinus** in die gröſte Verwunderung geſetzt, deſſen Worte ſo bekannt ſind, daß ich ſie nicht hieher ſetzen darf. Und wenn Moſes der älteſte und unbetrügliche Geſchichtſchreiber die Schöpfung in Tagewerke eingetheilt, ſo iſt es nicht ſo zu verſtehen, als wenn GOtt eines ſo mühſamen Fleiſes nöthig gehabt, oder nicht in einem Punct der Zeit und Augenblicke, oder in einen Wink alles hätte zu Stand bringen können. Es wird uns nur dadurch ein weites Feld eröffnet, die göttliche Maieſtät zu loben und zu erheben, welche gemacht hat, daß nicht nur der Zuſammenhang in dieſem allgemeinen Gebäude gut iſt, ſondern die auch ieden Theil dieſes Ganzen, ia die kleinſte Partickel an und vor ſich und auſſer der weiſen Verhältniß zum Ganzem betrachtet, ſo geordnet und wunderbahr gebaut hat, daß er höchſt vollkommen iſt, und der göttlichen Abſicht völlige Genüge leiſtet. Hier muß man den allmächtigen Baumeiſter mit heiliger Ehrfurcht und Demuth bewundern, auf deſſen Wort in eben dem Augenblicke alles geworden iſt, in welchem er es ausſprach. Ja was noch mehr iſt, der den groſſen und ungeheuren Klumpen dieſes Ganzen, aus keiner Materie ſondern aus nichts, wie ſchon einer von den Heiden (*) Seneca

ſagt

(*) Er ſpricht: quam vtile exiſtimas iſta cognoſcere.

faſt erkannt hat, geſchaffen, ia was noch mehr Bewunderung verdient, der alles ſo weislich geordnet, alles nach ſeiner Abſicht eingerichtet, alles auf das beſte gemacht hat. Denn wir bewohnen keine Welt, die ſo gut genug, ſondern die die beſte iſt. (*) Ich würde mich länger bey dieſen Betrachtungen aufhalten, wenn nicht ieder Leſer ohne mich einſehen könnte, wie viel es ſich hierbey gedenken laſſe, zu deſſen Ausdrücken die menſchliche Beredſamkeit zu ſchwach iſt. Was endlich den Untergang der ſichtbaren Welt betrift, ſo mag wohl kein Sterblicher aus der bloſen Vernunft ausmachen, ob er auf die Art, wie es die Carteſianer vorgeben, oder wie andere wollen durch Dürre und Entzündung der Erde in dem heißen Weltſtriche, und der Wuth aller feuerſpeyenden Berge, erfolgen werde; oder ob alles durch Auslöſchung der Sonne und einer ewigen Kälte untergehen werde; oder ob noch eine allgemeine Sündfluth uns den letzten Tag und das iüngſte fürchterliche Gericht bringen, oder auch ein Komet einſt den Untergang und Verwüſtung der Erde verurſachen; oder ob endlich, welches allein dem Worte GOt-

tes

---

et rebus terminos ponere quantum Deus poſſit? materiam ipſe ſibi formet, an data vtatur? in Naturalium Quaeſt. Praefat.

(*) Wie nach dieſe Welt ſchon lange von den anſehnlichſten Lehrern unſerer Kirche die beſte genennt worden, und allerdings müſſe genennt werden, auch wie ferne man ſie unrecht alſo betittle; hat neulich mit vieler Gelehrſamkeit und Einſicht mein auf der hohen Schule zu Koppenhagen ehmals wertheſter Herr College der hochwürdige Herr D. Jeremias Friedrich Reuß in einer beſondern Abhandlung gewieſen.

tes gemäs iſt, das Feuer dieſes Ganze verderben werde. Mir ſcheint wenigſtens, wie ich oben erinnert, die Vernichtung der Welt, nicht von natürlichen Urſachen abzuhängen. Wenn ich nun alle Meinungen der Alten und Neuen überlege; ſo lobe ich die Beſcheidenheit des Auguſtinus, (*) der lieber die Unwiſſenheit aller Menſchen hierinnen bekennen, als ſich ſeinen Witz wollen verleiten laſſen, ob es gleich einem ſo groſſen Vorſteher der Kirche an vielen Muthmaſſungen nicht fehlen können. Allein ich will hier abbrechen, damit meine Vorrede nicht zu lange werde. Dieſes wenige habe ich nur faſt obenhin entworfen, dem geneigten Leſer zu benachrichtigen, mit welchen Vorſatze ich dieſe Abhandlung des Herrn von Leibnitzens heraus gegeben habe. Wenn ſie gleich lange nach dem Tode des berühmten Mannes das Licht erblickt; wenn ſie gleich nicht von ihm ſelbſt dem Drucke übergeben worden, da er ſie doch noch 23. Jahre nachher als er den erſten Entwurf davon in die Acta Eruditorum geſetzt hatte, überlebt hat: ſo muß man doch nicht glauben, als hätte er ſich ſeines Kindes geſchämt, ſolches verworfen, und nicht für das ſeinige erkennen wollen. Wir lernen das Gegentheil aus den miſcell. berol. des Jahrs 1710. wo er ſich mit ausdrücklichen Worten auf dieſe Abhandlung beruffet, und ſie eine noch nicht edirte nennet; (**) zum gewiſſen Zeichen,

---

(*) in dem zwanzigſten Buch von der Stadt GOttes. Kap. 16.

(**) in dem Briefe an CHRIST. MAX. SPENER S. 119. Eben dieſes thut er in einem Briefe an Herrn Liebknecht. Siehe ſeinen Tractat: de chen, daß er damals noch geſinnt geweſen, ſie heraus zu geben. Die Urſache alſo warum dieſes Werk das Licht nicht eher geſehen, iſt keine andere, als weil ihn, wie es den Sterblichen zu gehen pflegt, der Tod, obgleich im 70ten Jahr ſeines Alters übereilt, eben da er an einem groſen Werke arbeitete. Denn, wenn es nach des Herrn von Leibnitzens Willen gegangen wäre; ſo ſollte dieſer Tractat ein vorläufiges Werk eines gröſern ſeyn, das er ſowohl von der Beſchreibung der Braunſchweigiſchen Lande, als von der Genealogie unſerer Durchlauchtigſten Herzoge unter Händen hatte, und welches er nicht zu Ende bringen konnte. Nachher hat der Fleis des Herrn Joh. **Georg Eccards**, das angefangene unſterbliche Werk von dem **Urſprung der Guelphen** zu Ende gebracht, und mein Vorfahrer Herr Joh. Dan. Gruber königlicher Juſtitzrath, Bibliothecarius zu Hannover und des Durchlauchtigſten Hauſes Braunſchweig-Lüneburg Hiſtoriographus, ein Mann der alles Lob einer groſen Gelehrſamkeit und Frömmigkeit verdienet, hat daran die letzte Hand gelegt. Damit nun ſo vieler berühmten Männer Bemühungen nicht verlohren gehen möchten; ſo haben ſich die preiswürdigen Landesſtände des Fürſtenthums Callenberg, nach dero Liebe zu dem Vaterlande und dem Vater deſſelben freywillig zu den Koſten eines ſolchen Werks nicht nur verſtanden, ſondern auch die Ausgabe deſſelben auf alle Art zu beſchleinigen verſprochen. Giebt

mir

diluvio maximo occaſione inventi in Comitatu Laubacenſi et ex mira metamorphoſi in mineram ferri mutati ligni ed. 1714. S. 76.

mir nun GOtt Leben und Geſundheit; ſo wird, wie ich ſicher verſprechen kann, in kurzen durch meine Beſorgung dieſes Werk, vom Urſprung der Guelphen, und zwar in keinen gemeinen, ſondern recht prächtigen Aufzuge zum Vorſchein kommen. Werden die Liebhaber des Leibnitziſchens Nahmens dieſe, wie ich hoffe, gütig aufnehmen; ſo verſpreche ich auch in kurzem das angefangene unvergleichliche Werk des Herrn von Leibnitzens, Hiſtorie des occidentaliſchen Reiches ans Licht zu ſtellen. Ich will ietzt nicht weitläuftig melden, wie ich mir auch vorgenommen, andere kleinere Schriften dieſes berühmten Mannes, in Bände zu bringen, und damit ſie nicht zu groſem Schaden der Gelehrſamkeit verlohren gehen, endlich aus der Gefangenſchaft loszulaſſen. Denn ich ſehe leicht, daß ich nichts beſſers über mich nehmen oder der gelehrten Welt keinen gröſeren Gefallen erweiſen kann, als wenn ich unſern Landsleuten zum beſten, ſo bald es möglich, dasienige drucken laſſe, was ein ſo tiefgelehrter und ſcharfſinniger Mann gedacht hat.

Und obgleich zu bedauren, daß weder dieſes noch die übrigen verſprochenen gröſern Werke, ſo vollkommen und ausgearbeitet erſcheinen können, als wenn der Herr von Leibnitz ſelbſt die letzte Hand an dieſelben gelegt hätte; ſo wird man doch finden daß er in allen Theilen der Gelehrſamkeit vieles geſehen, wo andere in finſtern irren. Denn in allen ſeinen nach dem Tode gefundenen Werken, iſt, wie man ohne Vortheil und Schmeicheley ſagen kann:

> Unter einem geringen Schatten der Dinge, viel Natur und Schickſaal und ein groſer Urſprung.

Daß ich wieder auf die Protogäam komme; ſo habe ich zu dieſem Tittel, der in der Handſchrift des Herrn von Leibnitzens ſtund noch die Umſchreibung geſetzt: **Von der erſten Geſtalt der Erde, und den älteſten Spuren der Geſchichte, aus den Denkmaalen der Natur**, weil ſie mit dem Werke ſelbſt ſo genau überein kommt, auch zum Theil ſelbſt von ihm ſo gemacht worden. (*) Dem Gedächtniſſe der Leſer zu Hülfe zu kommen, habe ich mir das Recht über die Handſchrift des Auctors genommen, Abſätze zu machen, zu deren ieden ich am Rande den kurzen Inhalt geſetzt, damit man ohne viele Arbeit auf einmahl ſehen kann, was die Ausführung verſpricht.

Ich will mit dem Wunſche ſchlieſſen, daß bald die Groſſen dieſer Welt, ſich um die Wiſſenſchaften, und die Künſte des Friedens, zu deren Ausbeſſerung die Menſchen gebohren ſind, ſich dergeſtalt mögen verdient machen, daß ſie durch ihre Gnade, Freygebigkeit und Aufwand (denn anderſt kann ein ſo groſes Werk nicht zu Stande kommen) iene **Kaufleute des Lichts**, iene **Aufſpäher**, **Nachgräber**, **Gönner**, **Fackeln**, **Pflanzer** und **Dolmetſcher** der Natur, wie ſie ein zu ſeiner Zeit ſcharfſinniger Kopf genennet hat, (**) aufmuntern mögen. Das dürre Land der Philoſophie hat dieſe einzige Hoſnung einer beſſern Bearbeitung, daß ſich Könige und Fürſten mögen Väter und Ernährer der Wiſſenſchaften, Beförderer der Künſte nennen laſſen, ſo wie ſie ſich es zur Ehre rechnen, Väter der Armen und Länder zu heiſſen. Uebrigens nehme der geneigte Leſer, dieſes als einen Vorläufer, oder auch als eine Verbindungs-Nachricht baldiger gröſerer Werke an. und ſey verſichert, daß es mir niemahls am Willen, nützliche Dinge zu unternehmen, und zu Stande zu bringen fehlen werde.

Geſchrieben zu Hannover den 8. Febr. 1749.

(*) in miſc. Berol. l. c.

(**) Baco de Verulamio in noua Atlantite.

Inhalt des ganzen Werks.

§. 1. Eingang.

§. 2. Die Figur der Erde war Anfangs regulair, und iſt flüßig geweſen, die bewegende Kraft war das Licht oder Feuer.

§. 3. Deutlichere Erklärung dieſer Meinung und der Grund derſelben.

§. 4. Urſprung des Meer und Flußwaſſers; der Steine und verſchiedener Schichten der Erde.

§. 5. Verſchiedene Veränderungen, die ſich aus mancherley Urſachen mit unſerer Erde nach der Schöpfung zugetragen.

§. 6. Woher und wohin das Waſſer, ſo die Erde überſchwemmt, gekommen; von verſchiedenen Urſachen der Sündfluth.

§. 7. Vom Blocksberge und Urſprung der Brunnen

§. 8. Lage der Metallen in der Erde; Beſchreibung und Erklärung der Gänge.

§. 9. Die Chymie erläutert die Zeugung der Metalle.

§. 10. Gemeinſchaftliche Erzeugung in den Laboratoriis und Zechen.

§. 11. Edelgeſteine werden durch die Natur und Kunſt verfertigt.

§. 12. Natürliche Sublimationes; Zubereitung des Ammoniaci.

§. 13. Silber, Gold und andere Metalle ſind gleich anfangs fein, und entſtehen durch Kraft des Feuers in den Gängen.

§. 14. Einige Dinge erhalten ihre Geſtalt durch Bewegung der Waſſer, wie z. E. die Rinden zwiſchen den Steinen und Metallen.

§. 15. Einige wachſen im Waſſer zuſammen.

§. 16. Der Tropfſtein entſteht von fallenden Tropfen. Vom Tropfſtein in der Baumannshöhle.

§. 17. Manches entſteht von Vereinigung der Wärme und des Waſſers.

§. 18. Woher die Figuren in den Schiefern kommen.

§. 19. Von Erdbeben, Feuerſpeyenden Bergen.

§. 20. Fiſche auf den Schiefern ſind keine Spiele der Natur.

§. 21. Von verſchiedenen Schichten der Erde. Vom Urſprunge der Salze und Salzquellen.

§. 22. Urſprung der Berge und Hügel.

§. 23. Von Seemuſcheln, die man

man in unſerer Gegend findet.

§. 24. Ihre Geſtalt und Lage zeigen, daß ſie nicht daſelbſt gewachſen.

§. 25. Sie können probirt und aufgelöſt werden.

§. 26. In den älteſten Zeiten waren in den nahen Meeren andere Thiere.

§. 27. Die Gloſſopeträ, Sternſteine, Trochiten ꝛc. ſind keine Naturſpiele.

§. 28. Doch gehören dahin nicht die viereckigten Figuren in Cryſtallen und andern Sachen, noch was die Einbildungskraft ſiehet.

§. 29. Der faule Fleis derer, die in gebildeten Steinen ſehen was ſie wollen, wird verworfen.

§. 30. Wo die lüneburgiſchen Zungenſteine gefunden werden.

§. 31. Die Gloſſopeträ ſind Zähne von Hayfiſchen.

§. 32. Nutzen derſelben in der Arzneykunſt.

§. 33. Von Belemniten, Corallen, Strombiten, Conchiten ꝛc.

§. 34. Von Knochen, Kinbacken, Hirnſchalen, Zähnen ꝛc. in der Baumannshöhle und anderwärts.

§. 35. Vom Einhorn und dem großen ausgegrabenen Thiere bey Quedlinburg.

§. 36. Beſchreibung der Scharzfelderhöhle.

§. 37. Beſchreibung der Baumannshöhle.

§. 38. Vom Bernſtein.

§. 39. Von den Veränderungen der Erde durch Flüſſe.

§. 40. Bey Minden ſcheint die Weſer die Berge durchbrochen zu haben. Vorzeiten ſollen Sümpfe bis an dieſen Ort gegangen ſeyn.

§. 41. Wie Venedig in den älteſten Zeiten beſchaffen geweſen.

§. 42. Wunderbare Brunnen in Modena.

§. 43. Die Urſache derſelben.

§. 44. Beſchreibung der Erdlagen bey Roſtorp.

§. 45. Bäume, die mit Erde verſchüttet ſind, verſteinertes Holz.

§. 46. Vom Torf.

§. 47. Beſondere Obſervation von verſchütteten Bäumen.

§. 48. Beſchreibung der Erdlager bey Grabung eines Brunnens in Amſterdam.

§. 1.

Auch eine geringe Erkäntniß von großen Dingen iſt ſchätzbar. Wenn ich alſo von dem allerälteſten Zuſtand unſerer Gegend reden ſoll; ſo muß ich etwas von der erſten Geſtalt der Erde, von der Natur des Erdbodens, und der darinn enthaltenen Sachen ~~etwas~~ erinnern. Denn wir bewohnen, die höchſte Gegend, in Niederteutſchland, und die an Metallen fruchtbar iſt. Daher erblicken wir bey uns wichtige Muthmaſſungen, und gleichſam Strahlen des allgemeinen Lichtes, nach welchen wir die übrigen Länder, ſchätzen können. Erreichen wir unſere Abſicht nicht völlig; ſo werden wir doch durch unſer Beyſpiel aufmuntern. Denn wenn ieder in ſeiner Gegend neugierig genug ſeyn wird: ſo wird man deſto leichter den allgemeinen Urſprung heraus bringen.

Eingang.

§. 2.

Die Weltweiſen glauben, die Erdkugel ſeye, wie alle Dinge erzeuget worden, in regulairer Geſtalt aus den Händen der Natur gekommen. Denn GOtt macht nichts Unförmliches; und was für ſich gebildet wird, wächſt entweder unmerklich durch Theilchen zuſammen, oder wird durch der Theilchen Ausſchuß, und Zuſammenſtoſſen gedreht. Daher iſt die Ungleichheit der Berge, welche die Erdfläche vorſtellet, erſt nachher hinzu gekommen. Und wenn ſie im Anfang flüßig geweſen iſt; ſo muß ſie auch gleichförmich (aequabilis) geweſen ſeyn; denn es erfodern ſolches die Grundgeſetze, der Körper, daß die veſten Theile aus den flüßigen hart geworden ſind. Es

Die Erdkugel war anfangs von regulairer Figur und iſt flüßig geweſen; die bewegende Kraft iſt Licht oder Feuer.

bezeugen dieſes diejenigen veſten Theile, die innerhalb den veſten eingeſchloſſen ſind, die durch Schichten und Kerne in ihre Winkel und Gränzen gar oft verſchränkt gefunden werden. Es zeugen davon die Adern in den Felſen, die Edelgeſteine in den Steinen. Man ſiehet aber auch hier und da den Raub der erſten Dinge, Pflanzen, Thiere und Werke der Kunſt, in einen neuen Ueberzug, und ſteinener Decke. Daher muß dieſer nunmehr harte Ueberzug nach der Hand entſtanden, anfangs aber flüßig geweſen ſeyn. Es kommt ferner die Flüßigkeit von der innern Bewegung als von einem Grad Wärme, welches die Verſuche zeigen. Denn bey verminderter Wärme wird auch das Waſſer zu Eis, da hingegen ätzende Säfte (corrodentes liquores,) die durch verborgene Bewegung ſtark werden, ſchwer gefrieren. Denn die Wärme oder die innerliche Bewegung kommt vom Feuer oder vom Licht, oder davon, daß der ſubtilſte Geiſt die Sachen durchſtröhmt,(tenuiſſimo ſpiritu permeante.) So iſt man auf die bewegende Urſache gekommen, wovon auch die Heil. Geſchichte den Anfang des Welturſprungs macht.

§. 3

Weitere Erklärung von Schöpfung der Erde, und den Gründen derſel.

So weit nun die menſchliche Erkentniß reichet, entweder durch Schlüſſe, oder durch Fortpflanzung und Ueberlieferung; ſo bemerkt ſie als den erſten Schritt zur Erzeugung der Dinge die Scheidung des Lichts und der Finſterniß, das iſt, der würkenden und leidenden Theile: als den andern die Abſonderung, der leidenden, unter ſich, das iſt, die Scheidung des Flüſſigen von dem Trockenen, welche beyde

Stücke bey den leidenden, nach dem verſchiedenen Vermögen zu wiederſtehen, und dem Grad der Veſtigkeit unterſchieden werden. Es ſind dahero die Körper durch Entzündungen, und Ueberſchwemmungen, verwandelt worden. Es iſt glaublich, daſienige, was nun dunkel iſt, habe im Anfang gebrandt, ſey hernach mit Waſſer erfüllt, und endlich nach abgeſonderten Elementen, in den gegenwärtigen Zuſtand verſetzet worden.

Einige Weltweiſen behaupten faſt eben dieſes, und erklären die Art dieſer Abſonderung deutlicher. Es hätten, ſagen ſie, einige groſſe Weltkörper, wie etwan die Fixſterne, oder unſere Sonne für ſich geleuchtet, oder wären von ihrer Sonne ausgeworfen worden. Nachdem dieſe Materie ausgekocht, und ſchäumigt geworden war, wären dieſe Körper durch das Schmelzen der heraus getriebene Schlacken überzogen worden. Eben als wenn die Sonne durch vervielfältigte Flecken verhüllet würde, welche zu unſeren Zeiten das gewaffnete Aug entdecket hat, und durch welche ſchon die Alten die Möglichkeit einer ſolchen Einhüllung ja völliger Verdunkelung vermuthet haben. Durch die Menge ſolcher Materie ſey die innerliche Hitze gedämpfet worden, und außen herum eine erkältete Rinde zu Stande gekommen. Daraus entſtund ein dunkles Geſtirn, das die Strahlen eines andern zurück wirft, wie die Planeten. Einen ſolchen Vulcan bewohnen wir nun, ſagen ſie, der durch die moſaiſche Scheidung des Lichts und der Finſterniß entſtanden wäre. Wenigſtens glauben die meiſten, und die Heil. Schrift ſelbſt bezeuget es, daß in dem innerſten der Erde

Feuerſchätze verborgen ſeyen, die dereinſt wieder ausbrechen würden. Dieſe Muthmaſſung wird durch die Spuren der erſten Geſtalt der Natur unterſtützt. Denn, alle Schlacken geſchmolzener Sachen ſind eine Art Glaſes; die Rinde aber iſt eben das, was die Schlacke iſt, welche Rinde die geſchmolzene Materie der Kugel gleichſam im Ofen des Metalls überdeckt und nach dem Schmelzen verhärtet hat. Daß aber die Oberfläche unſerer Erdkugel ſo beſchaffen ſey, (denn weiter können wir nicht hinein dringen) erfahren wir in der That. Denn *alle Erde*, und *alle Steine* geben durch das Feuer Glaß, deſto mehr, ie mehr ſie den groben Steinen nahe kommen. Unterdeſſen will ich nicht läugnen, daß, wenn man die Verwandlungen weiter treiben wollte, auch irrdiſche und glaſichte Theile aus dem Waſſer könnten erzeugt werden, welches bekanntlich mit verſchiedenen Körpern geſchwängert iſt. Ich will zugeben, daß die Materie, die ſich durchaus gleichförmig iſt, eine jede Form annehmen könnte, und daß auch die letzten Elemente nicht unveränderlich ſeyen.

Allein hier iſt uns genug, daß vermittelſt der Kunſt durch das Feuer, als das ſtärkſte unter den würkenden Dingen, die irrdiſchen Sachen endlich ſich in Glas endigen. Wie können die groſſen Knochen der Erden, die nackenden Felſen, und die unſterbliche Kieſelſteine anders, als aus Körpern entſtanden ſeyn, die von jener groſſen Kraft zerſchmolzen waren, da ſie faſt ganz zu Glas werden, und da das Feuer der Natur eben dieſe Kraft in leichterer Materie noch itzt erweiſet? Denn da es die Würkung unſerer Oefen, in unermeßlichem Grad und weit längerer Dauer übertroffen hat, was iſt es Wunder! wenn es Dinge zu Stande gebracht, welche nun die Menſchen nicht nachahmen können, obſchon die Kunſt täglich ſteigt, und immer zu unerhörte und neue Sachen hervorbringt, ja unterweilen die durch Feuer geſchmolzene Sachen hart genug macht? Da nun alles was nicht in der Luft verfliegt, endlich in Fluß kommt, und ſonderlich durch die Spiegel die Natur des Glaſes annimmt; ſo ſieht man leicht Glas **ſey gleichſam die Grundfläche der Erde.**

Man ſieht wohl, die Natur deſſelben, ſey gemeiniglich unter den Larven der übrigen Körper verſteckt, nachdem die Theilchen auf mancherley Art zerfreſſen, und bezwungen ſind, theils durch die Auflöſung und Bewegung des Waſſers, theils durch wiederhohlte Elevationen und Deſtillationen in Dünſten, bis durch hinzu gekommene Salze bey der Gewalt der Hitze, die Härte der Steine in ſolchen Schlam verwandelt worden, der ſich zur Nahrung der Pflanzen und Thiere ſchickt, und bis ſie zu einer flüchtigen Natur erhoben worden. Je mehr unterdeſſen in der Erde kahl (nudum) und urſprünglich (primitivum) iſt; je mehr es den Felſen näher kommt; **deſto mehr beſtehet es in Feuer, wird nur durch die gröſte Hitze geſchmolzen; und zuletzt in Glas verwandelt.** Denn auch der Kalchſtein der unſere Ofen aushält, wird durch Spiegel gezwungen Glas zu werden. Selbſt der Sand, der ein großer und einfacher Theil der Erde iſt, der unermeßliche Wüſten, die Ufer, und den Grund des Meeres erfüllet, und unter beſſern Erdreich als Kies liegt, zeigt in der Nähe nichts anders als kleine *Stingen* oder *durchſichtigen Flus*, oder gleichſam ein *Glas*, das durch Bewegung oder ſelbſt im Schmelzen oder anderswo klein geworden iſt. Dieſer Sand wird noch gar leicht zu Glas durch das Feuer, wenn Salze darzu kommen, die auch ſchon im Anfange da geweſen ſind.

§. 4.

Urſprung des Meeres und Fluß-Waſſers, verſchiedene Schichten der Steine und der Erde.

Aus dieſer bisher bemerkten *Erzeugung* der Dinge, wird ſich die *Salzigkeit* des *Meers* herleiten laſſen. Denn wie ſehr gebrannte Dinge, wenn ſie kalt geworden, Feuchtigkeiten anziehen (daher bey den Chymiſten die Oele per deliquium im Keller entſtehen); ſo iſt es leicht zu glauben, daß beym Anfang aller Dinge, ehe das Licht von der Finſterniß geſchieden war, und unſer *Erde noch brannte*, die Feuchtigkeiten vom Feuer in die Luft gejagt worden; daß ſie hernach nach Art der Deſtillationen ſich wieder erneuret und bald bey abnehmender Hitze in wäſſerichte Dünſte verdicket, und endlich da die Feuchtigkeiten, von der völlig erkalteten Oberfläche der Erden verſchluckt wurden, in Waſſer verwandelt worden ſeyn, welches Waſſer da es die Fläche der Erde abſpühlte, die groſen Reſte des Brands und Fixen-Salzes in ſich gezogen hat. Daher iſt eine Art von *Lauge* entſtanden, die hernach in das Meer zuſammengefloſſen. Es iſt wenigſtens aus der Auflöſung der Pflanzen, wie ſchon in den Obſervationen der pariſer Academie bemerket worden, bekannt, daß in der Lauge zwo Arten von Fixem-Salze ſey; ein *alkaliſches*, wie die Kunſtverſtändigen ſprechen, (welche Benennung von der Pflanze ſoda, arabiſch Kali hergenommen iſt); und ein *Meer-Salz*, das mehr einem ſauren Salze nahe kommt. Endlich iſt glaublich, daß die ſich durch Erkältung zuſammenziehende Rinde nach Beſchaffenheit ihrer Gröſe auch groſe Blaſen (bullas) oder Höhlen unter groſen Gewölbern zuruck gelaſſen, in welchen Luft oder Feuchtigkeit eingeſchloſſen war, wie dergleichen bey den Metallen und andern Dingen, die durch das Schmelzen poröſer werden, geſchiehet. Ferner iſt wahrſcheinlich, daß dieſe Rinde ſich in gewiſſe Blätter zertheilt, und auf ungleiche Art Klumpen zuſammen geſetzt, nach Verſchiedenheit der Materie und der Wärme; ja daß ſie hin und wieder zerborſten, da denn die abgebrochenen Stücke abhängende Thäler gemacht, und hingegen die veſtern Theile, oder ſo zu reden die Säulen, den oberſten Ort eingenommen, daher denn ſchon damahls Berge geweſen. Dazu kommt noch der Druck des Waſſers ſich in dem weichen Grunde ein Bette zu bereiten. Endlich ſind entweder durch die Schwere der Materie oder durch den Ausbruch des Winds (erumpente ſpiritu) die Schwibögen zerbrochen; es erfolgten, bey Austreibung des Waſſers, durch die Ruinen oder den Abfluß deſſelben von den Bergen, die gröſten Ueberſchwemmungen. Dieſe haben hernach ihren Bodenſatz in verſchiedenen Zeiten zurück gelaſſen, und wenn dieſer hart war, kamen aus eben der Urſache, wieder andere Schichten auf die erſteren; und ſo iſt die Geſtalt der noch zarten Erde öfters verneuret worden. Zuletzt wurde ihr Zuſtand etwas beſtändiger, da die Kräfte ruhten und ins Gleichgewicht kamen. Man ſiehet alſo hieraus einem doppelten Urſprung der veſten Körper;

per; einmal da ſie aus dem Schmelzen des Feuers erkälteten; und einmal, da ſie aus der Solation des Waſſers wieder zuſammen wuchſen. Denn man darf nicht meinen: *als entſtünden die Steine allein aus der Schmelzung.* Denn das nehme ich nur von der allererſten Maſſe, oder Grundfläche der Erde an, und zweifele nicht, daß hernach die flüßige Materie, die auf der Fläche des Erdbodens fortlief, zur Ruhe gekommen, und ihre von der groſen Menge der losgeriſſenen Erdtheile erhaltene Kraft, verlohren habe; da denn ein Theil dieſer Abgänge (ramentorum) verſchiedene Gattungen des Erdreichs formiret, ein anderer, ſich zu Stein verhärtet, unter welchen die verſchiedenen übereinander liegenden Schichten, von abwechſelnden Präcipitationen und Zeiten, die dazwiſchen verlauſen, zeugen.

§. 5.

Die meiſten Veränderungen unſerer Erde nach der Schöpfung, aus verſchiedenen Urſachen.

Mit ſo vielem Beyfalle ſich nun dieſes von der Kindheit unſerer Erde ſagen läſſet, und den Saamen zu einer neuen Wiſſenſchaft enthält, die man die *natürliche Geographie* nennen könnte: ſo will ich es doch lieber nur für einen Verſuch, als völlige Gewißheit ausgeben. Und ob uns auch gleich die heilige Schrift hierinnen nicht abgeneigt iſt: ſo will ich doch denen das Urtheil darüber überlaſſen, die das Recht haben, ſolche zu erklären. Ja, wenn auch die Spuren der alten Welt in der letzigen Geſtalt derſelben, damit übereinſtimmen; ſo werden doch alles dieſes unſere Nachkommen beſſer ausmachen können, wenn die Neugierigkeit der Sterblichen ſo weit gehen wird, daß ſie die beſondern Arten der Erdlagen, die durch den Erdboden fortlaufen, beſchreiben werden.

dem. Ich will auch weder alle Rauhigkeit (ſcabritiem) der Erde, noch die Natur des Bodens aus dieſer erſtern Verhärtung, herleiten. Es iſt genug, daß ich aus den allgemeinſten Urſachen ein Skelet, und gleichſam die Knochen der äuſſern Erde, und das Hauptwerk der ganzen Structur verfertigt habe. Denn es kann dieſes ſtatt finden, wenn man fragt, woher die entſetzliche Höhlung des Weltmeers komme; wie die ungeheuren Klumpen der Berge entſtanden ſeyen, als eines Imaus oder des an einander hängenden Jaches, zwiſchen dem Caucaſus und Taurus, des Attlas, der Africa bedeckt, oder der Mondsberge, durch welche Ethiopien wohnbar wird, oder der durch die Länge von America laufenden Einfaſſung von Bergen, wodurch es gegen die beyden Oceane beveſtigt iſt; oder in Europa die bewohnten Nordiſchen Gebürge, die Alpen die Italien von Pannonien faſt bis an Spanien umgeben, oder endlich unſer Blocksberg in Sachſen, in der Gegend, die man von den harzigten Bäumen Harzwald nennt, wo deutliche Spuren (Hercyniens) anzutreffen, und deſſen gröſerer Theil zu den Braunſchweigiſchen Landen gehöret. Aber wir läugnen deswegen nicht, daß ſchon, nachdem die Erde veſt geworden, kleinere Entzündungen, Erdbeben, beſondere Ueberſchwemmungen, erfolgt, und daß der Bodenſatz ſtehender Waſſer noch darzu gekommen, die oft groſe Weltſtriche eingenommen und verwüſtet haben, wovon wir bald die Spuren ſelbſt zeigen werden. Es iſt nicht zu zweifeln, daß hier und da Ufer durch die Gewalt des Meers ausgeriſſen; daß manches Land in den Abgrund geſunken,

ken, und in Seen verwandelt worden; daß bald die Ufer überſchwemmt, bald verlaſſen; daß die niedrigern Orte bedeckt, und diejenigen Päſſe durch die Ruinen der Berge abgeſchnitten, und der Lauf des Waſſers aufgehalten worden; daß die Seen mit Gewalt Wege geſucht und Thäler zum fortflieſſen ausgehöhlet; daß feuerſpeyende Berge entſtanden und vergangen; daß die Bimſenſteine weit und breit zerſtreut und daß überall Spuren der Entzündungen zurück gelaſſen worden. Was man aber allgemeinen und beſondern Urſachen zuſchreiben müſſe, wird die Nachwelt beſſer beſtimmen können, wenn ſie die Wohnung der Menſchen beſſer wird unterſucht haben.

§. 6.

Woher und wohin das Waſſer, ſo die Erde überſchwemmt, gekommen; von verſchiedenen Urſachen der Sündfluth.

Wie nun im Anfange, ehe das Licht von der Finſterniß geſchieden war, alles durch Feuer verderbt worden; ſo glaubt man, ſey nach gelöſchter Feuersbrunſt, alles im Waſſer untergeſunken. Die Sache wird in den Büchern unſerer heiligen Religion erzehlet; die Zeugniſſe alter Völker ſtimmen damit überein; und hauptſächlich machen es, wenn man ja darauf nicht ſehen wollte, die Spuren des mittelländiſchen Meeres, glaubwürdig. Denn auf den Bergen trift man fremde Muſcheln an, und den Bernſtein der ſonſt nur an dem Meer, bisweilen nicht weit davon, gefunden wird, gräbt man auch in unſern Gegenden aus. Bey Lüneburg werden Gloſſopeträ, die dem Maltiſchen ähnlich ſind, das iſt, Zähne von Seehunden ausgegraben, wovon wir bald weitläuftiger reden werden. Ich weiß gar wohl, daß einige ſo verwegen in ihren Muthmaſſungen ſind, und vorgeben, alle Thiere, die jetzt die Erde bewohnen,

wohnen, ſeyen einmal, da das Waſſer alles überdeckte, Waſſerthiere geweſen, nach und nach hätten ſie mit dem Abfluſſe des Waſſers auf der Erde und im Waſſer zugleich leben können, und endlich hätten ſie, in ihren Nachkommen, ihres erſten Aufenthalts gar entwohnt. Dieſe Meinung hat unendliche Schwürigkeiten, nicht zu gedenken, daß ſie mit der heiligen Schrift, von der man nicht abzuweichen hat, ſtreitet. Wir wollen vielmehr unterſuchen, woher denn eine ſo groſſe Laſt Waſſers gekommen, das über die Berge geſtiegen; und wo es hernach hingekommen, daß die Erde hat können trocken werden. Einige wollen mehr ſinnreich als gründlich die Sache durch Verruckung des Mittelpuncts der Erde erklären, ſo daß die Neigung der ſchweren Dinge anders wohin gegangen, folglich die Höhe und Tiefe der Oerter verändert worden wäre, ob ſie gleich ihre Flächen behalten, weiln man ſie nicht für ſich, ſondern nach der Annäherung an den Mittelpunct ſchätzen müſſe. Es möchte dieſes vielleicht ſtatt finden, wenn die Meere und Berge auf beſondern Theilen der Erde auf zwey verſchiedenen Halbkugeln geſetzt, und nicht vielmehr in einer jeden Halbkugel geweſen wären. Zwar könnte man auch hier eine gewiſſe Wankung des Mittelpuncts auf entgegengeſetzte Seiten begreiffen, weil doch von allen Seiten eine Abwechſelung der erhöhten und niedrigen Orte wäre. Und es ſind einige, die den Verſuchen der magnetiſchen Veränderungen zu Folge, in unſerer Erde einen andern groſen Körper, gleichſam als den Kern in einer Nuß, annehmen, der nicht ganz und gar ohne einige Bewegung iſt. Wenn man aber dieſen Kern ſuchen ſoll, ſo muß man ſowohl auf die Pole der magnetiſchen Attraction, als auch auf das Centrum der Schweer Attraction ſehen; und da könnte man glauben, er habe einſt mit ſeinen Körper, ohne noch einen gewiſſen Ort zu haben, hin und her geſchwankt. Leichter kann man begreiffen, wohin das überflüßige Waſſer gekommen, damit die Erde davon entledigt würde. Denn es hat können durch verborgene Eingänge, die damals erſt zerborſten, in die ſehr groſſen Höhlen lauffen, und in das innerſte der Erde dringen, da alles Waſſer, das die Gipfel der ietzigen Berge bedecken könnte, wenn man ſie vier Meilen höher, als das Meer annimmt, noch nicht den ſiebenzigſten Theil der übrigen Kugel ausmacht. So hindert uns nichts, zu glauben, daß die Berge, die wir ietzt ſehen, erſt aus dem Waſſer hervor gekommen; oder wenn vorher erhabene Theile geweſen ſind, daß die Menſchen erſt damals von ihren hohen Hügeln, wie die Scythen den Egyptiern vorwarfen, in neue Wohnplätze geſtiegen ſind; und daß ſie vielleicht die Kälte dazu gezwungen, weil ſie durch den Ablauf des Meers in tiefere Oerter, in eine höhere Region der Luft verſetzt zu ſeyn ſchienen, die nun nicht mehr durch Feuchtigkeiten gemäſigt wurde. Iſt aber das Waſſer bey der Sündfluth, ſchon nach beveſtigter Erde, von niedrigen Orten auf die höchſten Berge aus natürlichen Urſachen geſtiegen, ſo muß man noch eine andere Bemühung zu Hülfe nehmen. Denn der Regen iſt hiezu nicht hinlänglich, es müſte denn die Luft viel wäßrigter geweſen ſeyn. Daß ſich der Ocean, der gleichſam als ein Gewölb unterſtützt war, durch den Ausbruch des Windes auf allen Seiten, wie in einem Kreis erhoben, iſt nicht wahrſcheinlich. Daß ſelbſt die Fläche der Erde aufgeſchwollen ſey, ſchickt ſich nur für die erſte Zeit der Erde in ihrer Schmelzung, und in das Reich des Vulcans, zu welcher Zeit die Maſſa weich und zähe war. Von einer harten und zerbrechlichen Rinde läſt ſich das nicht ſagen. Aeuſſerliche Urſachen, als die Annäherung eines Kometen, der nähere Stand des Monds an der Erde, durch deren beyder anziehende Kraft die Waſſer herausgebrochen, unterſtehe ich mich nicht anzubringen. Der veränderten Richtung ſchwerer Dinge, oder dem veränderten Mittelpunct traue ich auch nicht. Bleiben wir bey dem, was ſich uns ſelbſt darbietet; ſo hat man wohl am erſten Urſache zu glauben; es ſeye das Gewölb der Erde, da wo es die ſchwächſten Stützen hatte, zerbrochen, und ein ungeheurer Klumpen, nach entblöſten Gipfeln, in das darunter geweſene und vorher eingeſchloſſene Meer geſunken. Und ſo ſeyn die Waſſer, die dadurch aus ihren Höhlen gedruckt wurden, über die höchſten Berge geſtiegen, bis nach anderweit gefundenen Eingang in die unterſten Oerter der Erde, und nach zerbrochenen Riegeln dieſer Zugänge, die Waſſer dasienige, wieder verlaſſen, was wir nun ſehen. Wenn alſo das Waſſer die Rinde der Erde ſeit der Schöpfung einmal bedeckt; ſo iſt ein Gewölbe hinlänglich; wenn es die Berge durch eine neue Ueberſchwemmung überzogen, ſo war ſie zweymal gewölbt, und die äuſſere Höhle war mit Waſſer, die innere mit Luft erfüllt. Daher iſt wahrſcheinlich, daß da die erſte zerriß, das Waſſer auf die Berge geſtiegen, und daß es, da ſie bald zum andern mal geborſten, in den untern Abgrund gedrungen, und den Einwohnern, wieder ein trucken Land vergönnet habe. In Erklärung dieſer Dinge, mögen uns gar wohl die Gedanken ſowohl des witzigen Schriftſtellers zuſtatten kommen, der neulich die Sacram Theoriam der Erde herausgegeben und der nicht weniger die Berge und Thäler aus Ruinen gebaut; als die Schriften anderer Gelehrten, die jener aufgemuntert. Faſt ein gleiches hatte ſchon Steno von den Ruinen und Ueberbleibſeln vorgebracht, da er einen ſchönen Theil von Europa durchreiſt, und hier und da die Spuren dieſer zerbrochenen Gewölber, wie ich ihn gar oft ſelbſt erzehlen hören, angemerkt und ſich gefreuet hatte, daß er durch Gründe aus der Natur die heilige Hiſtorie der Sündfluth, nicht ohne Erbauung beſtättigen könnte. Wir dürften aber hier ein wenig weiter gehen, und zeigen, wie dieſe Gewölber aus der Schmelzung, und die Meere durch die Läuterung der Salze, welche die Waſſerdünſte verſchluckt haben, entſtanden ſind.

§. 7.

Vom Blocksberge und Urſprung der Brunnen.

In unſerer Gegend iſt der Blocksberg der erhabenſte. Der Gipfel deſſelben kann die meiſte Zeit des Jahres nicht beſtiegen werden, und iſt bey den Leichtglaubigen durch die Hexenverſammlung bekannt. Die daran wohnen, nennen ihn *Bructerum* oder Brocken; nicht von den Bructeris, einem alten berühmten Volke, ſondern beyde werden aus einerley Grund ſo genennt. Denn Broeck heiſt bey den Sachſen eine feuchte und ſumpfigte Erde. Und der Boden dieſes Berges iſt ſo beſchaffen. Man hat um ſo weniger hieran zu zweifeln, weil unter dem groſſen Bructero noch der kleine Broeck liegt, deſſen Boden von gleicher Beſchaffenheit iſt. Es machen aber zwo Urſachen den Boden ſumpfig. Einmal hat das Waſſer keinen andern als langſamen Abfluß, und dieſe Urſache fällt in die Augen. Die andere iſt von unſern Bergleuten bemerkt worden: und beſteht darinnen, daß der Boden unten hart iſt, und unter dem oberſten Schlamm verborgene Felſen hat, die dem durchgeſeigten Waſſer den tiefern Eingang verwehren, welches die Bergleute für ein gutes Zeichen halten. Den höchſten Gipfel des Berges kan man wegen des Schnees nicht eher, als im Sommer beſteigen. Der Durchl. Herzog Chriſtian Ludwig ließ den Weg befeſtigen. Oben iſt ein Bächlein und es giebt Leute die durch das Argument, ſolcher auf den höchſten Gipfeln der Berge entſpringender Brunnen, den Urſprung der Flüſſe vom Regenwaſſer wiederlegen wollen; gleich als müſte eine andere bewegende Kraft zu ſpringenden Waſſern außer ihrer eigenen Schwere, kommen; wie etwan bey den Thieren das Blut durch die Wärme ſteigt, oder wie nur durch die Kunſt das Waſſer geſpritzt wird. Allein dieſer Bach entſteht nicht auf dem Gipfel ſelbſt, ſondern er bekommt die Feuchtigkeit von einem noch höhern Orte, und führt dieſen Ueberfluß denſelben ab; und ſo mag es auch anderer Orten beſchaffen ſeyn. Man ſieht aber den Berg ſehr weit, und er ſelbſt ſieht in die Oſt-See, welches aus geometriſchen Urſachen gar leicht zu begreiffen iſt. Denn in eben der Gegend des Harzes, aber weiter tiefer gegen Cellerfeld einer Bergſtadt, ſoll man vor einigen Jahren eine Feuersbrunſt aus den Hamburgiſchen Schanzen geſehen haben.

§. 8.

Die Lage der Metallen in der Erde, Beſchreibung und Erklärung der Gänge.

Selbſt auf dem Blocksberge, der zwar nicht ganz leer von Mineralien iſt, werden keine Metalle gegraben, ſondern auf den mittelmäßigen Harz-Gebürgen; auch findet man ſie an dem Fuß der Berge. Es iſt deren eine ſolche Menge, dergleichen man ſonſt nicht leicht heut zu Tage in unſern veſten Gegenden antrift. Denn innerhalb einer teutſchen Meile wird nur von jährlich eine unglaubliche Menge aus der Materie der Gänge geſchmolzen. Es iſt aber ein Gang gleichſam ein Blat oder Lage, die unter der Erde weit und breit wegläuft, von mittelmäßiger Dicke, in welcher eine beſondere Gattung von Erde, Stein oder Metall von der umſtehenden Erde abgeſondert iſt. Er kann am beſten mit den Kegel-Schnitten verglichen werden. Denn Gänge, die wir ſchwebende Gänge (venas pendentes) nennen, ſind wie ein Cirkel, oder eine **Ellipſis** geſtaltet; die fallenden Gänge (cadentes) ſteigen gleichſam unendlich fort abwärts, wie die Hyperbeln oder Parabeln. Eine jede Art dieſer Gänge hat ihre eigene Rechte, in Einrichtung ihrer Theile, und der Art zu graben! Daher die Schichten der fallenden Gänge das Recht der Tiefe unendlich fort haben, wie nicht weniger die übrigen. Einige die hängend und enger ſind, und dieſes Recht im Graben haben hat man neulich in Eisleben Krumhälſe (torticallas) genennt, von der Art der Werke, die nicht aufgerichtet ſeyn können. Nun iſt glaublich, daß viele Schichten, die ehemals, als die Gewölber der Erde noch ganz ſtunden, horizontal waren, nachher, da die Rinde oder die Ruinen der Erde unterſanken, ſchief gegen die Tiefe geneigt wurden. Denn was iſt natürlicher, als daß ſelbſt bey der Bildung aus dem Waſſer, da die Erde zuerſt veſt wurde, oder da die großen Ueberſchwemmungen ihren Bodenſatz zurück lieſſen, daß ſage ich, eine jede Schichte ihren Ort von der Schwere bekommen, und horizontal auf die Fläche gefallen, wie es die Geſetze der flüßigen Dinge erfodern; und das nachher eine größere Gewalt, die ihre Stützen erſchüttert, ihre vorige Lage verändert habe. Dieſer an und vor ſich ſtarke Grund, wird durch den Augenſchein bekräftigt. Ich höre, daß man in den Vorgebürgen Norwegens, aus den abgeriſſenen und gleichſam mit Eiſen abgeſchnittenen großen Felſen in das Meer ragende Riſſe (ſtrias) bemerkt, welche die Gränzen großer Schichten beſtimmen. Hier und da findet man Thäler, die durch Gewalt des Waſſers oder andere Gewalt aufgebrochen oder ausgehöhlt ſind, welche von beyden Seiten entgegen geſetzte Wände der Berge zeigen, an denen man gleiche Art von Schichten ſiehet. Und ich erinnere mich, daß man ohnlängſt zu Oſterode im Harze einen hängenden erzhaltigen Schacht grub, deſſen Fortſetzung man an der gegen über ſtehenden Seite des Thals bemerkte. Man ſiehet auch, daß die Gänge reicher und erweitert werden, wenn ſie zuſammen laufen, hingegen abnehmen, wenn ſie ſich entfernen; und daß in dem Mittelpunct der meiſten ein Stock (nodus) von gehäuſtem Metall hervor ſchwillt, oder einen groſen Raum einnimmt, wie in dem Rammelberg zu Goſlar. Oefters bemerkt man, daß nach dieſem

ſem Neſte eines reichen Metalls, die Gänge unfruchtbar werden, wie in S. Andreas Berg; gleichſam als wenn die Reichthümer der angränzenden Gegenden durch Gewalt des Feuers oder Waſſers auf einen Haufen zuſammen gefloſſen wären. Nicht ſelten kommen die unterirrdiſchen Erzgänge mit den Thälern und Bächen unter freyem Himmel überein, wie die vornehmſten Linien der Erzgruben des Harzes mit dem Bach der Celle. Daher iſt zu vermuthen, es ſeyen die Ritze der Erden, die oben in ein Thal erweitert worden, unter der Erden in Form fallender Gänge fortgelaufen, die hernach mit Metall oder Stein oder einer gewiſſen Art Thones, entweder durch Gewalt des ſchmelzenden Feuers, oder durch Zufluß des Waſſers, erfüllt worden. Ich habe wenigſtens einmal Röthel ganz deutlich innerhalb, den von Waſſer verurſachten Spalten eines Blutſteins bemerkt. Eben ſo ſammelt man die Bolos. Eine ſchlechte Trennung des veſten Bodens macht aber nicht gleich einen Gang. Sondern gemeiniglich haben ſie bey Formirung und Erhärtung der Erdrinde die erſten Linien ihrer Eröfnung bekommen; dann die Gänge laufen auf beyden Seiten in Fibern, die Fibern zerſtreuen ſich in die kleinſten Fugen des Steins, eben ſo wie die Adern bey Pflanzen und Thieren in Haarröhrgen ſich verbreiten, und endlich in unſichtbare Theilgen verſchwinden. Ich zweifle nicht, daß man einſt durch fleißige Obſervationen Grundſätze machen könne, Regeln zu finden, nach welchen man auf die in der Erde verborgenen Dinge, als Metall-Lagen muthmaßen kann, die viel beſſer ſeyn werden, als diejenigen, ſo man hin und wieder aus ſchlechten Gründen, ſonderlich aus den bey Bergleuten gewöhnlichen Weltgegenden, fabelhaft und ohne Nutzen antrift. Denn die Arten von Metall, die zu Tage auslaufen, ſind entweder ſchon in der Grube bekannt, oder werden ihre Spuren nach den Keeln fortlaufender Lagen, bis in die Nachbarſchaft erſtrecken. Eine jede Art liebt ihre eigene Gebährmutter. So iſt meiſtens Bleyweis im Spath. Marienglas liegt nicht weit von Alabaſtriten, Kieß giebt nebſt Erzt auch Schwefel; der Blutſtein liebt Schiefererzt, Queckſilber liegt im Zinnober. Es war vor einiger Zeit ein Soldat und Reiſender, der ſich den Nahmen Alexander Achilles gab, welcher ſich unterſtund alle Gebeine und durch den Körper laufende Adern unſerer großen Mutter zu zeichnen, da es doch mehr zu wünſchen als zu hoffen iſt, gleich als hätte er die Erde aufgedeckt geſehen und als ein Sterblicher alle Flüſſe die unter der großen Erde laufen (omnia ſub magna labentia flumina terra) durchſchaut. Doch verdient er Lob, daß er dasjenige nur gedacht, was durch vieler Jahrhunderte Fleis verdient geſucht zu werden. Die Bergknappen halten vielmals nach gemeinem Begrif, die Gänge für Stämme und Aeſte, als wären ſie gewachſen. Sie haben ſie männlich von den Erdmeſſern nach dieſer Form gezeichnet geſehen. Ohne Zweifel iſt auch etwas, das der Zeugung der Thiere und Pflanzen ähnlich iſt, vorgegangen, als der weiſe Schöpfer den erſten Stof der zarten Erde legte: allein es iſt alles durch Brand und Fluthen und Zertrümmerung dergeſtalt in der Fläche oder gleichſam in der Haut der Erde, und ſo verwirrt, daß man es ſchwerlich erkennen kann.

§. 9.

Die Chymie erläutert die Zeugung der Metalle.

Es würde wohl der Mühe werth ſeyn, wenn man die aus der Erde gegrabenen natürlichen Dinge mit denen, die in den Laboratoriis oder Werkſtätten der Chymiſten verfertiget werden, ſorgfältiger vergleichen wollte, weil doch öfters eine wunderbare Gleichheit unter Dingen, die von der Natur erzeugt und Dingen welche durch die Kunſt gemacht werden, angetroffen wird. Hat gleich die reiche Mutter der Dinge zu einerley Sachen verſchiedene Urſachen im Vorrathe; ſo liebt ſie doch ſelbſt in der Veränderung die Beſtändigkeit. Es iſt ſchon etwas groſes, in Erkenntniß der Dinge, auch nur einen Grund ihrer Hervorbringung zu wiſſen; eben wie die Meeskünſtler aus einer einzigen Art die Figur zu beſchreiben, alle ihre Eigenſchaften herleiten. Wenn übrigens ähnliche Inſtrumente und Gefäſſe vorkommen, Feuer mit Schwefel, Waſſer mit Salzen, Arten von Erdreich und Steinen, die unſern und der Natur ihren Werkſtätten gemein ſind; ſo wird man verwandten Körpern ſicherer einen ähnlichen Urſprung zuſchreiben, als ihnen ohne alle Erfahrung einen verſchiedenen andichten. Denn die Natur iſt nichts anders, als eine groſe Kunſt. Nicht allemahl unterſcheidet man völlig künſtliche Sachen, von den natürlichen. Und was liegt daran, ob die nämliche Sache ein Vulcaniſcher Daedalus im Ofen erfindet, oder ob ſie der Steinmetz aus dem innerſten der Erde ans Licht bringt? Ich will zwar von der neuen Zeugung der Metalle durch die Kunſt, oder der einfachen gleichförmigen Körper nichts veſt ſetzen; ich getraue mir auch nicht zu ſagen, ob iemahls einer Gold, Silber oder Queckſilber, auch nur wenigſtens Salz von neuem hervorgebracht, oder gänzlich deſtruirt habe. Doch halte ich es für gut, die Natur ſelbſt bey Hervorbringung dieſer Geburten zu ertappen; denn gemeiniglich ſammlet ſie nur und entdeckt andere, die ſie ſchon lange anderswo empfangen hatte. Es iſt ſchwerlich zu glauben, wenn einige erzehlen es ſey von neuem Gold gewachſen aus ſchon ausgewachſenen und an der Sonne gelegten Körnern; oder die Schlacken und die Tachblecher ſeyen durch die Länge der Zeit Gold werden: Vergebens traut man den Erzehlungen gewiſſer Leute, die durch ihre Leichtglaubigkeit betrügen oder betrogen werden; die Bergmännlein oder Bergmönche ſehen und für ihre Mitarbeiter ausgeben; die mit der Wünſchelruthe verborgene Schätze ſuchen, und nicht einmahl, wenn man ihnen die Augen verbindet, die gröſten und bekannteſten Gänge durch ihre ſchlagende Ruthe entdecken. Zu Corbach im Waldeckiſchen wird man den Saamen des Goldes, und in der Inſel Elva Saamen des Eiſens vergebens ſuchen. Der Glaubwürdigkeit des Plinius ſetze ich den Fleis des Steno entgegen. Es haben auch unſere Bergleute nie erfahren, daß ausgegrabener Spath mit ſeinem Bley wieder wächſt; ſo wenig als ausgegrabener Marmor und andere dergleichen Dinge, die der römiſche Rechtsgelehrte **mit Recht von der Nutzung ausſchließt, weil ſie nicht wieder wachſen.** Doch will ich nicht läugnen, daß es Schachte und Stollen giebt, in welchen von neuem Erz anwächſt, und daß die Wege und Thore enger werden, welches im Rammelberg bey Goslar durch die Länge der Zeit geſchieht; allein daſelbſt führet das Waſſer Vitriol und mit Metall vermiſchte Materie, und legt nachher dieſe Dinge an; das Waſſer zeuget alſo das Erz oder Bley nicht, ſondern führet es zu. Ich ſehe alſo wohl täglich, daß Minera, oder Blende des Metalls entweder durch die Kunſt oder durch die Natur entſteht; aber von den Metallen will ich nichts behaupten, noch bey den Geheimniſſen der Natur ein Vorurtheil verwegen vorwalten laſſen. Die Wiederauferweckung des erſten Körpers erkenne ich leichter und weiß, daß die ſimpeln Arten weit ſchwerer deſtruirt, als hervorgebracht werden; ſo gar leicht leben ſie wieder auf. Es iſt ſattſam bekannt, daß man den Mercurium durch keine Tortur der Chymiſten zur Bekenntniß des Todes hat bringen können. Und wenn der Spiritus nitri einen Körper aus dem alcali wieder annimmt; ſo iſt vielleicht ein wirkliches aber zartes Nitrum aus dem Feuer noch vorhanden, das ſeine neue Wohnung überzieht, und wird dieſes Nitrum nur wieder geſammelt, da man es für wiedergebohren hält. Eben ſo ſcheint es mir glaublicher, daß der brennende Spiritus der im Eßig begraben iſt, wieder aus dem ſacharo ſaturni erſtehe, indem die Kraft den Spiritum zu bezwingen und zurück zu halten, unterdrückt wird, nach dem Theile vom Bley verſchluckt worden; als daß der alte Spiritus vini zu nichte werden, und aus einen metalliſchen Körper ein neuer durch ein Wunderwerk ſollte gebohren werden.

§. 10.

Gemeinſchaftliche Erzeugungen in den Laboratoriis und Zechen.

Da ſich nun gemeiniglich die Sachen mehr verlarven als ihre Natur ablegen; ſo iſt es kein Wunder, daß die **Laboratoria und Zechen** ſo viel bey ihren Erzeugungen gemein haben. Zu unſerm Vorhaben wird genug ſeyn, einige Proben anzuführen. Die Queckſilber-Gänge geben Bergzinnober. Man hat die Erfahrung davon nicht nur in Idria an dem Adriatiſchen Meere, ſondern auch in unſern Gegenden bey **Walkenred**, wie die Chronicken bezeugen; ja man findet noch Ueberbleibſel, dergleichen auch einige vom Blocksberge bringen wollen. Es weiß aber iedermann, daß man durch die Kunſt Zinnober, und aus Schwefel Queckſilber macht. Ich will nichts von Antimonialiſchen Zinnober ſagen; denn Antimonium hat wirklichen Schwefel, den man auch durch Kunſt herausbringt, zum Beweis, daß das Antimonium, das wir in Officinen machen, ſeine Natur auf gewiſſe Art, ſelbſt in Gängen der Erde erlangt habe. Denn wenn wir durch Gewalt des Feuers die Eltern deſſelben ſublimiren; ſo bekommen wir das ſchönſte Kind. In den Langesheimiſchen Oefen bey Goslar, an der Goſe, wird ein Gang geläutert, der Bley und Erz gibt. Da ſieht man zwo beſondere **Nachahmungen der Natur**: Zink und Miſera von Gallmey. Der Zink, der durch den Rauch fort geführt wird, hängt innen, und wird bald heraus genommen. Aber ein anderer Rauch überzieht nach und nach die Wände des Ofens, als eine Rinde, deren lang weggeworfene Stücke hernach als ein Gallmey gebraucht werden, und dem Erz, das wir **Meßing** nennen, die

Farbe geben. Unterdeſſen ſagt man, daß der gegrabene Zink vom äuſſerſten Orient durch die Holländer zu uns gebracht werde. Doch wird Gallmey auch in Teutſchland gegraben. Daß aus dem Goslariſchen Pyriten wenn er zum drittenmahl gebrennt wird, eine Materie ſchwitzet, die dem Amianth ähnlich iſt und durch das Feuer nicht bezwungen wird, hat ſchon Georg Agricola angemerkt. Daher leicht zu vermuthen, daß die Natur dasienige, womit wir in kleinen Proben ſpielen, in groſen Werken verrichte, der die Berge ſtatt der Diſtillirhelme und die unterirrdiſchen Vulcane ſtatt der Oefen dienen. Auripigment, das in der Türkey häuſſig gegraben wird, wollen andere durch die Kunſt machen; auch läſt ſich rother Sandrac, den man aus einer eigenen Minera bekommt, durch Schwefel und Arſenicum, das iſt, durch den Rauch des Kobalts, nachahmen. Wir wiſſen auch, daß der Bismuth nichts anders iſt, als der Regulus oder Leib des Kobalts, der vielleicht anderwärts von der Natur ausgeſchmelzt worden.

§. 11.

Edelgeſteine werden durch die Natur und Kunſt verfertiget.

Aus dem Auripigment wird durch das Feuer eine Art von Rubin oder Carfunkel gebracht; die zwar zerbrechlicher ſind als die gegrabenen. Allein wir vermögen auch kein ſo langwüriges und groſes Feuer zu machen, als der unterirrdiſche Vulcan, wo vielleicht in vielen Jahrhunderten das nicht erkältet und hart wird, was er ſchmelzt. Es zerbrechen aber die Dinge leichter, die plötzlich bey jäher Verlöſchung des Feuers veſt werden. Ich weiß daher nicht, ob alle Edelgeſteine aus dem Waſſer entſpringen, wie man insgemein glaubt. Gewiß diejenigen, die den Anfang der Edelgeſteine Flüſſe (fluores) nennen (dergleichen jener blaue iſt, woraus der ſchmaragdiſche Phosporus, gemacht wird, der nur erwärmt leuchtet), haben den Guß (fuſionem) im Sinne. Es iſt ganz richtig, daß eine ſolvirte Materie bald durch die cryſtalliſirende Kälte Figuren und Winkel annimmt; allein einige Dinge laſſen ſich nicht nur durch Waſſer, ſondern auch durch Feuer auflöſen, und werden nicht nur aus flüßigen Dingen, ſondern auch aus dem Rauch in einen Körper geſammelt, und durch die geometriſche Kunſt der Natur figurirt. Die Bergcryſtallen, andere Edelgeſteine; und ſelbſt die Diamanten findet man oft in hohlen Steinen und in den Druſen, wie ſie die Bergleute nennen, von denen wir bald etwas ſagen wollen. In Golconde gibt der Sand, wie man ſagt, die ſchönſten Diamanten; aber es kann ſeyn, daß dieſe Edelgeſteine durch Gewalt des Waſſers, durch das lange und heftige Reiben des Sandes, aus ihrer Schaale geriſſen werden, in welcher ſie erzeugt worden, und die wegen ihrer weichen Natur nicht ſo lange gedauert hat. Es iſt alſo, ſowohl bey bloſſen als in Steinen gefloſſenen Steinen, das gemeine Sprüchwort wahr: Der Stein, den man nach der Kuh wirft iſt mehr werth, als die Kuh. Ob ſie aber das Feuer oder das Waſſer formirt habe, davon läſt ſich nichts allgemeines ſagen. Denn die Kunſt ahmt beyde Arten nach: Zwar ſind die im Bergcryſtall bisweilen erſcheinende Thiergen, Gras, Tropfen und Blaſen, vor die Zeugung aus dem Waſſer. Ich will auch nicht in Abrede ſeyn, daß auf eben die Art wie Vitriol und Alaun in einem Gefäß, wenn die Feuchtigkeit durch die Wärme veriagt worden, Figuren annehmen, daß ſage ich, auf die Art viele ſteinharte Körper entſtanden ſeyn mögen, in dem die Natur von der groſen Solution der flüßigen Materie wieder zur Veſtigkeit zurück gekehrt, nach verminderter Hitze oder Feuchtigkeit. Unterdeſſen zweifele ich bey dem Talk der dem Cryſtall nahe kommt, und ganz aus Blättern beſteht; denn es wird durch Chymiſches Feuer etwas dergleichen ohne Cryſtalliſmo gemacht, in dem durch ſublimirten Schwefel eine terra tartari foliata daraus bereitet wird, obgleich dieſe Blätter nicht ſo hart ſind, als die Blätter des natürlichen.

§. 12.

Natürliche Sublimationes; die Zubereitung des Ammoniaci.

Ohne Zweifel, hat die Natur ſo gut ihre Sublimationen als die Kunſt. Von dem Ammoniaco kann man gewiß mit Recht ſagen, es ſey ein flüchtiges Salz des mineraliſchen Reichs, ein Gefährte des Schwefels, daher es auch durch unterirrdiſche Wärme geſchmelzt wird. Hier und da geben einige Flüſſe von ſulphiriſcher Natur einen ſtarken und gleichſam Uringeruch des Ammoniaci, und bey Neapolis in Campanien ſieht man es mit Deckeln auffangen, da es aus den Löchern der Erde in einem phlegräiſchen Felde ausdunſtet. Muthmaßlich hat dasienige, ſo man aus Orient bringt und in den Officinen verkauft wird gleichen Urſprung. Wenigſtens verſpricht man ſich von den unwiſſenden Völkern, die ihn hieher ſchicken, keine künſtliche Zubereitung, dergleichen insgemein die aus dem Urin der Kameele, der in dem Sand mit Meerſalz, oder nach einigen, mit Rus vermiſcht wird, ſeyn ſoll; gleichſam als kämen alle drey Reiche der Natur zuſammen, welches Kunſtſtück ſehr verdächtig iſt. Einige verſprechen gleichwohl, dergleichen Salz durch die Kunſt zu machen, und ein guter Freund hat es von ohngefähr in einigen Oefen bemerkt.

§. 13.

Silber, Gold und andere Metalle ſind gleich anfangs fein, und entſtehen durch die Kraft des Feuers in den Gängen.

Von Silber, Gold und andern Metallen, das gleich fein iſt, oder wenigſtens der Feine nahe kommt, muß man vermuthen, daß es nicht ohne Feuer zu einem metalliſchen Körper geworden ſey; ſo daß es die Figur der Materie womit es umgeben iſt, gleichſam als eines Schmelztiegels angenommen hat. Wenigſtens hat man ohnlängſt in Nordhäuſiſchen Alabaſtriten gekörntes Silber gefunden. Man brachte mir einſt Stückgen Metall, die neuerlich aus der Grube kamen, und man hätte geſchworen, ſie wären kürzlich durch das Schmelzen ſo zubereitet. So betrügt die Natur ſtatt der Menſchen. Im Gegentheil machen einige ſubtile Betrüger die Formen rarer Mineralien, als roth gewachſenes, glasförmiges oder Haarröhrgen-förmiges Silbererz auf der Capelle nach. Durch ihren Betrug ſind ſie gleichwohl nützlich, indem ſie uns die Kunſt der Natur lehren, wenn ſie ihre Wirkungen nachmachen.

§. 14.

Einige Dinge erhalten ihre Geſtalt durch Bew-

Man muß unterdeſſen geſtehen, daß einige Dinge allein **durch Bewegung der Waſſer** ihre Geſtalt erhalten, und daß man keine Wärme dazu nöthig hat; daß aber auch zu manchen beydes erfordert wird. Ich will nichts ſagen gung der Waſſer, wie die runden zwiſchen den Steinen und Metallen.

von den Kieſelſteinen, die durch das beſtändige Wälzen der Bäche gedrecht werden. Wenigſtens können gar wohl die Metallkörner durch den Lauf und das Reiben rund werden, wie das Confect von Verdün (ſaccarata Virdunenſia) wenn es einige Zeit geſchüttelt wird. Man ſiehet hin und wieder an den Wänden der Berge, ſelbſt der Alpen, glatte Kieſelſteine, die von der Natur polirt ſind, zum Beweis, daß ſie ſich an eine verſteinerte Erde gehängt, nachdem ſie durch den langen Lauf des Waſſers abgerieben waren, und nachher, nach andern Ruinen, wieder entdeckt erſchienen ſind. Daraus man auch ſieht, daß daſelbſt oder an einem andern noch höhern Orte, ein Fluß oder Bach geweſen, der ſich, nach geänderter Geſtalt der Erde, verlohren habe.

§. 15.

Einige wachſen im Waſſer zuſammen.

Manches wächſt mitten unter den Wellen zuſammen, und nimmt gleichwohl eine reguläre Figur an. So erblickt man gleichſam einen kleinen Kreis aus der Erde gebildet, zwiſchen den ſo genannten Scheeren vor Stockholm, der im Meere erzeugt worden. Denn die Materie, welche ſich an Stoppeln oder Spreu anhängt, und vom Waſſer geführet wird, bekommt unvermerkt einen Zuwachs ins Runde; ſo daß er mehr von der Bewegung des Waſſers, da die Wellen ſie nicht hinderten, ſcheint gedrecht zu ſeyn; in dem das Waſſer durch ſtarken Kreislauf vom Centro abgewichen iſt, und die ſchwimmende Materie in die Mitte geſtoſſen hat.

§. 16.

Der Tropfſtein

Es iſt bekannt, daß von den in Höhlen fallenden Tropfen, der Tugſtein überbleibt. Hieher kann man die berühmte Baumannshöhle unſeres Harzes rechnen, die ihren Nahmen von einen gewiſſen Baumann erhalten. In derſelben trift man große Klumpen wie Säulen an, die wie Glocken thönen, ja die Materie der ganzen Höhle nebſt ihren Wänden iſt gleichſam Tropfen weis entſtanden. Man nennt ihn gemeiniglich **Tropfſtein** (Stalactitem) und ſcheinet er eine Art von weichern Spath in Form der Eiszapfen zu ſeyn. Zwar in der Höhle ſelbſt hangen ſie nicht alle abwärts, ſondern häufen ſich auch nach der Seite ja abwärts. Die Theile ſcheinen auch nicht überall von oben herunter zuſammengelaufen zu ſeyn, ſondern erſtrecken ihre Strahlen, Blätter und Streife nach allen Gegenden, wie aus den abgebrochenen Stücken zu ſehen iſt. Ich lies ein Stück mit mir aus der Höhle ans Licht tragen; da ich es genau beſah; ſo fand ich einige kleine Gänge, die auf der Fläche des Steins innen hinein wie eine Höhle giengen, dergleichen Gänge man oft groß genug in Bergdruſen findet. Sie ſind inwendig an der ganzen Fläche der Wände mit Edelgeſteinglanz bekleidet (in gemmamentis;) denn ſo kann man die Demantförmigen After-Cryſtallen mit Recht nennen, welche die Spitzen einander zukehren. Ich bin alſo nicht gewiß, ob man ſagen könne, dieſe überall überzogene Höhlungen ſeyen von den lange Zeit herabfallenden Tropfen entſtanden; denn hieraus würde eher ein an einander hangender Haufen entſtehen, der gleichſam Tropfen weis zuſammen gewachſen wäre. Zugeſchweigen, daß ein Stein, von tropfenden Waſſer entſtanden, viel weicher und dem Tugſtein ähnlicher iſt. So iſt bey Alfeld in dem Flecken Langerhol-

entſteht von fallenden Tropfen. Von dem Tropfſteine in der Baumannshöhle; von den glänzenden Höhlungen der Steine, und von Höhlen.

tenſen, ein Bach, der eine etwas grobe Materie mit ſich führt, welche zu Aſchenfarbigem oder Tugſtein gleichem Stein wird, und die Mühlräder, auch andere Dinge, wo ſie anſpühlt, nach und nach überzieht. In den Orten, wo das Salzwaſſer, durch enge Gänge lauft, überzieht ſich das Stroh mit einer weiſſen Rinde, in dem von der Sonne und Luft, anſtatt des Kochens, ein Theil des Waſſers verzehret wird. Man nennt es bey uns Leckwerke (leccaria opera) eine den Alten uns bekannte Kunſt. Es iſt glaublich, daß eben die Urſache, welche in kleinen Steinen ſolche glänzende Höhlen macht, auch bisweilen groſſe Höhlen in den Bergen zu Wege bringt. Wenigſtens kommen verſchiedene mittelmäßige vor. Es trägt ſich bisweilen zu, daß die Bohrer der Bergleute auf ein ſolches blindes Loch im Stein ſtoſſen, und da würden die gewöhnlichen Pulverſäcklein, dadurch man die Steine ſprengt, unrecht angebracht werden; man würde bey einem etwas weiten auch mit hauen nicht fortkommen. Bisweilen hat man darinnen Waſſer gefunden, ja nicht ſelten ſind aus den Löchern ſchädliche Dünſte geſtiegen. Vor einiger Zeit brach ein Dampf heraus, der ſich bey den Berglichte entzündete, und die Arbeiter verbrennte. Es iſt auch merkwürdig, daß bisweilen in den tiefſten Schachten ſelbſt in Steinen, Kröten angetroffen werden, die zwar lebendig, aber ſo unempfindlich ſind, daß ſie ſich in vielen Monathen kaum von der Stelle bewegen.

§. 17.

Manches entſteht von

Von der Baumannshöhle, welche einige Meilen von der Erzgruben entfernt iſt, werden wir bald

Vereinigung der Wärme und des Waſſers.

bald Gelegenheit haben mehr zu ſagen. Ich will nur noch anführen, daß zu verſchiedenen Dingen die vereinigte Kraft der Wärme und des Waſſers erfordert werde, und daß man hier und da bey veränderten Urſachen nichts gewiſſes urtheilen könne, nachdem ich bereits gezeigt, daß verſchiedenes ſeinen Urſprung allein dem Feuer, verſchiedenes dem Waſſer und ſeinem Bodenſatze zu danken habe. Denn wir wiſſen, daß verſchiedene Dinge präcipitirt werden, nicht in Geſtalt eines Pulvers, ſondern ſchon in der Geſtalt ihrer Metalle, und daß ſie ſich ſetzen, gleichſam als eine Nachahmung der Fuſion. So wenig iſt es rathſam, von Erzeugung der Dinge nach dem äuſerlichen Anſehen zu urtheilen. Vor allen Dingen muß man ausmachen, was allein dem Waſſer, allein der Wärme, und was beyden zuzuſchreiben; ob die Fuſion oder Sublimation die Sache trocken zu Stand gebracht; oder ob die Präcipitation und der Cryſtalliſmus, durch Zuthun eines humidi ſoluentis, die Oberhand habe. Wenn die Cryſtallen, durch Sublimation die Fuſion im präcipitiren erſetzen, iſt ſchon geſagt worden. Ich wünſchte, daß man zur Unterſuchung Vergröſerungs-Gläſer brauchen möchte, durch welche der ſcharfſichtige Lowenhoek ſo viel entdeckt hat. Oft ärgere ich mich über die menſchliche Faulheit, welche die Augen nicht aufthun, noch die offenſtehende Wiſſenſchaft in Beſitz nehmen mag. Wären wir klug; ſo würde er überall mehrere Nachfolger haben.

§. 18.

Figuren von allerhand Fiſchen auf dem Schiſer. Woher ſie kommen.

Alles dieſes wird deutlicher werden, durch eine Unterſuchung, eines denkwürdigen Werks der Natur, da man auf dem Schiſer erzene Figuren der Fiſche antrift. Nämlich in Eisleben, einer ſächſiſchen Stadt im mannsfeldiſchen nahe bey Oſterode wird ein ſchwarzer blätterichter Stein gegraben, den man billig (wiewohl in andern als gemeinen Verſtande) Schiſtum nennet; andere geben ihm den halb lateiniſchen Namen Ardeſia. In demſelben ſieht man häufige Figuren der Fiſche, genau und niedlich gezeichnet; als hätte der Künſtler in den ſchwarzen Stein eine ſpaltige erzene Materie gegraben. Einige zeigen eine Fiſchverwandlung an (ichtgomorphum). Es iſt bekannt, daß ſich der Schiſer ſpalten läſt, und gleichſam aus Blättern und Tafeln beſteht. Im teutſchen nennt man es Lagen und den Stein daher in Ober-Teutſchland Schiſer; welches auch der teutſche Name der berühmten Famille de Petra iſt, die zu unſerer Zeit, als etwas ſeltenes, 2. Churfürſten an Rhein aus ihrem Geſchlechte zugleich geſehen hat. Ich beſitze ein Stück von einem ſolchen Schiſer, das auf beyden Seiten Bilder der Fiſche weiſet, die aber verſchieden ſind. Sie werden in einem hängenden Gang gefunden; denn wo das oberſte Erdreich Thon und das nächſte darauf durchgrabener Felſen iſt, da findet man zu Eisleben verſchiedene Lagen von Kupfer-Schiſer, aber nur in einer derſelben Fiſche. Und dieſe Art verdienet für andern das Feuer; denn nicht leicht ein Erz iſt beſſer zu ſchmelzen. Die Dicke der Lage iſt ſechzehn Zoll, unterdeſſen wird ſie oft ſo dünn, als ein Blech oder

Meſſer. Je dünner ſie wird, deſto erzhaltiger iſt ſie. Wände vom härteſten Stein ſchlieſſen von beyden Seiten den Gang. Ich habe ſelbſt einen eingegrabenen Aeſch, einen Pertſchen, und einen Weisfiſch in Händen gehabt. Kurz vorher wurde ein groſſer Hecht, mit gekrümmten Leib, und offenen Maul ausgegraben, als wenn er ſo gefangen, und durch gorgoniſche Gewalt erſtarrt wäre. Man hat auch allerhand Meer-Fiſche angetroffen, als Rochen, Heringe, Lampreten, und dieſe letzten bisweilen mit getheilten Heringen. Die meiſten nehmen hier ihre Zuflucht zu dem Spiel der Natur, einem leeren Worte. Sie bedienen ſich dieſer Schiefer, als eines Exempels der Ichtiomorphie, und ungezweifelter Probe, des ſpielenden Genii der Natur, und hoffen dadurch ihre ſtrittige Meinung zu bekräftigen, als ahmte die groſſe Baumeiſterin der Natur, gleichſam im Scherz Zähne und Knochen der Thiere, Schnecken und Schlangen nach. Denn wenn man ihnen das Argument vorlegt, es müſſe ja ein bloſſer Abriß des Thieres, auſer dem Thiere erzeugt werden; ſo beruffen ſie ſich auf unſere Schiſer, deren Abriß freilich höchſt vollkommen iſt. Denn man erkennt ſo gleich die Art des Fiſches auf den erſten Anblick; das Thier weicht nie von der Symmetrie ab, und hat allemal ſeine Größe. Allein ich fürchte dieſe ſtarken Stöße möchten auf dieſe Leute ſelbſt zurück prallen, weil das Argument, der gar großen Aehnlichkeit das Gegentheil beweiſet. Die Uebereinſtimmung dieſer gemalten Fiſche mit den wahren iſt ſo groß; die Floßfedern, die Schuppen ſind ſo haarklein ausgedruckt, ja man ſieht an einem Orte ſo viel dieſer Bilder; daß wir hier eine klärere und beſtändigere Urſache vermuthen, als einen ſpielenden Zufall, oder ich weis nicht was für Zeugungs-Ideen, (ideas ſeminales) leere Wörter der Weltweiſen, die den Hochmuth des aufgeblaſenen menſchlichen Verſtandes bedecken ſollen. Was wäre es nun, wenn wir ſagten; es ſey ein großer See mit ſeinen Fiſchen, entweder durch Erdbeben, oder Gewalt des Waſſers, oder durch eine andere mächtige Urſache durch die Erde bedeckt worden; es habe dieſe Erde, als ſie verſteinert wurde, die in die weiche Maſſa eingedruckte Fußſtapfen, oder Copie (ectypos) behalten, die hernach, da die Ueberbleibſel des Thieres lang verzehret waren, mit Metall überzogen worden? Ich will mich hier nicht viel bekümmern, wie die Schifer entſtanden, und wie das Metall dahin gebracht worden. Es iſt möglich, daß das groſſe Feuer der Natur, eben wie die Ziegel aus Thon im Ofen durch menſchliche Kunſt bereitet werden, nach den verſchiedenen Arten und Miſchungen des Erdreichs bald einen Schifer, bald einen Alabaſter oder eine andere Gattung von Felſen kocht; da inzwiſchen die Metallmaterie, die in ganzen Schlamm zerſtreuet war, durch die Wärme ausgedunſtet, und in die Höhlen, die der Fiſch zurück ließ, gedrungen iſt. Denn die flüchtige Materie des Fiſches, die lang durch die Wärme verzehret war, hat jener leicht Platz gemacht. Wir finden etwas ähnliches bey den Goldſchmieden, denn ich vergleiche gerne die Heimlichkeiten der Natur mit den öffentlichen Werken der Menſchen. Sie überziehen eine Spinne oder ein anderes Thier, mit einer geſchickten Materie, kochen ſie beym Feuer zu Stein; alsdenn bringen ſie die

Aſche des Thiers durch hineingelaſſenes Queckſilber heraus, an deren ſtatt, gieſſen ſie endlich durch eben dieſe Oefnung Silber hinein. Und ſo hat man nach geſchloſſener Oefnung ein ſilbernes Thier mit allen Füſſen und Haaren und Fibern, deſſen Aehnlichkeit erſtaunend iſt.

§. 19.

Man darf ſich alſo nicht wundern, wenn die Wärme die Erde zu Steinen kocht; wenn ſie die Metalle in mineraliſche Klumpen ſchmelzt; wenn ſie die Materie in figurirte Körper ſublimirt, oder bey nachlaſſender Hitze in Cryſtallen ſchieſt; da nicht nur die meiſten Gelehrten glauben, es ſeye in der Erde, deren Rinde wir kaum erforſchen, ein Feuer eingeſchloſſen; ſondern da auch die Erdbeben, Feuer-Minen, und die feuerſpeyende Berge weit eröffnete Feuer-Behältniſſe zeigen. Das heurige Erdbeben 1691. iſt von Italien bis nach unſern Gränzen gedrungen, ob es gleich nicht bis über die Weſer gekommen. Man hat hier und da Steinkohlen-Gruben, und ſchweflichte Materie, die auch in unſern Goslariſchen Erzen iſt. Aus der Lauenſteiniſchen Gegend bringt man ſchönen gewachſenen Schwefel, der durchſichtig wie Rubin oder goldfarbicht iſt, gleich als hätte er ſchon das Feuer der Natur erfahren, ob wir ihn gleich Sulphur apyron nennen. Es iſt auch nicht ungereimt, beſondere Entzündungen, nach der groſſen Sündfluth zu glauben, wenn ſie gleich nicht aufgezeichnet ſind, zu der Zeit da die Erde noch mehr mit verbrennlicher Materie durchſät war. Agricola hält nicht ohne Grund davor, die Bimsſteine kämen von Orten, die gebrennt haben, und man findet ſie ſowohl in Sicilien und

In unſerer Erde iſt Feuer; von Erdbeben, feuerſpeyende Berge geben Bimsſteine, Harz und andere Dinge.

Campanien, als in Teutſchland. Selbſt Agricola erkannte die an der Moſel und bey Aachen dafür. Auch bey uns giebt es *Harz-* und Pechflüſſe, dergleichen bey Burgdorf einer iſt, daraus die Bauren Wagenſchmier nehmen. Daß dieſe Gegenden gebrennt haben, trägt Agricola (und vor ihm unſer Cordus) zu behaupten kein Bedenken. In einer Stelle, wo er erzehlet, daß man am Ufer der Leine bey Neuſtadt 12000. Schritte von Hannover, und in der Braunſchweigiſchen Gegend, wo Harz gezeuget wird, und ſonderlich zwiſchen Hildesheim und dem Schloſſe Marienburg in der zwergen Marmorhöhle, *Belemniten* findet; ſagt er, *alles zeigt an, daß dieſer Ort gebrannt habe.* Er wiederholt es, da er erzehlt, daß man in eben dieſer Hildesheimiſchen Höhle, *Oſtraciten* finde. Mit dem ſtimmt überein, was er vorher ſchreibt; *die Natur macht in dem Hildesheimiſchen aus Oſtraciten, Blutſteine, die Kunſt macht ſie aus Magneten, beyde durch Brennen.*

§. 20.

Die Fiſche in den Schifern ſind keine Spiele der Natur.

Will aber iemand nicht gerne zugeben, daß die Natur Steine koche; ſo habe ich nichts darwider, wenn er annimmt; der Schlamm, der den Fiſch umhüllet, ſey entweder ſelbſt mit der Zeit, nach Beſchaffenheit der Materie, oder anders woher, durch einen verſteinerten Geiſt oder durch andere Urſachen, zu einen Felſen worden, und die metalliſche Materie ſey in die Form der Fiſche, entweder da die Maſſa noch weich war, oder vermittelſt eines durchdringenden Dunſtes gebracht worden, wiewohl auch dieſes nicht leicht zu verſtehen iſt. Gewiſſes kann ich nichts ſagen, auſſer

ſer was mir hier genug iſt: daß dieſe metallene Fiſche von wahren Fiſchen abgedruckt ſind. Dieſe Meinung wird dadurch beſtättigt, weil an einen Orte eine ſo große Menge Fiſche iſt, und weil man nichts als Fiſche da findet. Denn was man von dem dreyſachen Reiche des Pabſts, von Luthern, und ich weiß nicht, von was für Figuren in dieſem eislebiſchen Felſen ſehen will, halte ich in der That für ein Spiel nicht der Natur, ſondern der menſchlichen Einbildungs-Kraft, welche in den Wolken Schlachten ſieht, welche in den Glocken und Paucken-Schlägen allerhand Töne hört, die ſie nur will. Eben dieſes Schlages ſind viele Dinge, die man gemeiniglich in der Baumannshöhle zeigt, als Moſes, die Himmelfahrt Chriſti, und andere Figuren von Stein, die niemand ſiehet, als dem man es ſagt, und der leichtglaubig iſt. Die Geſtalten dieſer Dinge zu vermehren, oder Wunderwerke daraus zu machen, damit ich erſtaunliche Sachen von unſern Gegenden ſagen könne, iſt mein Werk nicht. Aber bey den Oſterrodiſchen und Eislebiſchen Fiſchen hat man die augenſcheinliche Wahrheit. Man muß ſogleich nicht nur die Fiſche, ſondern auch die Gattung der Fiſche, die wahre Größe, das Maas der Theile, Floſſen und alles eingeſtehen. Selbſt die Beſchaffenheit des Ortes giebt einen großen Beweis. Ich habe geſagt, daß dieſer Fiſchhaltige Gang, ein hängender Gang ſey, wie die Bergleute ſprechen, das iſt, der wie eine Schichte etliche Meilen horizontal weglauft, daß man daraus ſieht, die Fiſche aus einerley Teiche ſeyen von einer darüber liegenden Laſt gedruckt. Wenigſtens giebt es um Eisleben

ben noch itzt beträchtliche Teiche. Ueber die Seefiſche in dieſem Felſen hat man ſich auch nicht zu wundern, weil nicht weit davon der Seeburger See liegt, der Salzwaſſer hat. Und daß unter der Erde Salzbehältniſſe ſind, lehren die Salzbrunnen, davon ſonderlich der bey Halle in Sachſen fünf Stunden von Eisleben berühmt iſt, den einige für die Urſache des ehemahligen Krieges zwiſchen den Catten und Hermunduren gehalten haben.

§. 21.

Von verſchiedenen Schichten der Erde, ihrer Lage; vom Urſprung der Salze und der Salzwaſſer.

Hieraus erhellet, daß bey uns ſo zu reden eine dreyfache Erde iſt. Die eine, wo die Fiſche in ihren See waren; die andere, da eine große Laſt Materie ſie verſchüttet hat, und die hernach entweder durch Feuer, oder durch unterirrdiſche Dünſte, auch Salze, oder auch durch die Länge der Zeit in verſchiedene ſchifrigte Lagen verwandelt worden, über welche ſich harte Felſen und zuletzt Thon ſetzten; und endlich iſt die ſchwarze Erde erzeugt worden, welche nun die Menſchen bauen. Es iſt zwar meine Meinung, daß dieſe Seen unter der Erde müſſen geweſen ſeyn, ehe ſie verſchüttet wurden; gleichwohl muß auch die damahlige oberſte Fläche der Erde gänzlich zerrüttet und verändert worden ſeyn. Ein gewiſſer Spanier hat Muthmaſſungen von der doppelten Erde der vormahls lebendigen Geſchöpfe vorgebracht. Beſſer aber hatte alles überlegt, der Autor, der de ſolido intra ſolidum geſchrieben. Er hielt nemlich dafür: über die höchſten Gebürge ſey eine ebene Fläche der Erde gegangen; hernach wären die Gewölber eingefallen, da wo ſie am ſchwächſten waren;

ſie ſeyn hinunter geſunken, und die ehemals horizontalen Flächen ſeyen abhängige Schichten geworden. Ja es iſt glaublich, daß auch die horizontal Schichten, die über den erſten Ruinen lagen, eine andere Structur erhalten, aus hereingefallenden weichen Schlamm der hernach hart geworden. Selbſt dieſe Lagen ſcheinen durch neuere Ruinen wieder unterbrochen. Daher man gleichſam drey Zuſammenfügungen des Erdreichs annehmen muß; die höchſten Reihen der Berge, die mittlern Hügeln, und die unterſten Ufer. Gemeldter Autor glaubte auch, daß das Meer auch auf den höchſten Orten geweſen ſey, und man trift davon hier und da Spuren an. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß nach zerbrochenen Gewölbern, der Schlamm des Bodens zuſamt den Schnecken abwärts gefloſſen, in den mittlern Gegenden, nach verſchoſſenen Waſſer hängen geblieben, und zuletzt in Stein verwandelt worden ſey. Daher trift man die Schichten voller Muſcheln an. Und es hat leicht geſchehen können, daß irgendwo das Salzwaſſer ſich in den Höhlen verhalten, entweder rein oder mit flieſſender Erde vermiſcht; daher nach verflogener Feuchtigkeit entweder Steinſalz wie in den Cracauiſchen Bergwerken geblieben, oder die Erde mit Salz geſchwängert worden iſt, wie in den Tyrolliſchen Gebürgen, daher denn, weil ſüſſes Waſſer hineingekommen, die Kothen ihr Salz nehmen. Daß dieſes der Natur gewöhnlich ſey, erhellet aus den Salz-Quellen. Denn Regen- oder Schnee-Waſſer giebt Brunnen. Dieſe flieſſen hernach durch Salz-Klippen oder durch ſulzigte Erde in den engen Gängen der Berge, nehmen davon den Geſchmack an, und quellen hervor. Wenigſtens ſind, wie ſchon erinnert worden, nicht weit von Halle in Sachſen ſalzigte Seen, und nicht weit von den Lüneburgiſchen Salz-Quellen findet man Zähne von Meerthieren.

§. 22.

Urſprung der Berge und Hügel theils aus dem Waſſer, das die weiche Materie mit ſich fortrieß, theils durch Gewalt der Winde und Erdbeben.

Ich weiß, daß einige muthmaſſen, die Erde ſey einſt durch die ausbrechenden Winde aufgeſchwollen; es hätten ſich aus der Ebene Berge erhoben; es ſeyen Inſeln hervorgekommen, dergleichen bey dem Cedrenus, die unter dem Kayſer Leo dem Bilderſtürmer entſtandene Inſel iſt. Wie groß die Gewalt des Windes ſey, zeigen die Windwirbel, die Meerſtrudel, ſo Waſſer und Schiffe in ſich ſchlucken, und auch der letzte Sturmwind im Venetianiſchen, der die Menſchen weggeführt, und die bleyernen Dächer auf viel tauſend Schritte verſchmiſſen hat. Nichts iſt aber erſchrecklicher, als die ſogenannten Orcane auf den americaniſchen Inſeln, die gleichſam in der Luft, wenn ſie ſich in kurzer Zeit in einem Kreiſe nach den Gegenden der Welt drehen, einen großen Kampf halten, und das Meer in Unordnung bringen, auch das Land um und um kehren, wenn daſelbſt ihr gewöhnlicher Lauf unterbrochen wird. Der Cardinal Bellarminus hat ein ganzes Dorf vom Winde mit Erde bedecken ſehen. Die Hiſtorie von Genf erzehlet, daß die Winde die Rhonne aufgehalten, und aufgethürmt, ſo daß man unten trocken durchgehen können. Daher iſt es glaublich, daß die Steine, die nach der gemeinen Meinung vom Himmel gefallen ſind, vom Wind getrieben worden. Denn wenn ſich jemand einbildet, ſie ſeyen aus Dünſten in der Luft entſtanden; ſo frage ich ob ſie glauben, daß auch der Waitzen in den Wolken gewachſen; den es, nach Erzehlung der Alten, bey Victringa einem Ciſtercienſer Kloſter in Kärnthen ſoll geregnet haben. Ich will gerne zugeben, daß im Anfang, als die Erdkugel noch weich war, die Oberfläche durch den Wind aufgeſchwollen iſt, daher denn die allererſte Ungleichheit kommt, weil ſie bald wieder hart geworden. Ich will einräumen, daß nach dieſer Verhärtung, durch Erdbeben oder feurige Auswürfe, Anhöhen entſtanden, daß aber die großen Alpen aus der harten Erde hervorgebrochen, halte ich nicht vor möglich. Gleichwohl iſt bekannt, daß man auf denſelben Ueberbleibſel des Meeres antrift. Da nun eines von den beyden hier ſtatt haben muß; ſo iſt eher wahrſcheinlich, es ſeyen die Waſſer von freyen Stücken herabgefloſſen, als daß ein unglaublich großer Theil der Erde ſo hoch hinaufgeſtiegen.

§. 23.

Man findet in unſerer und anderen Gegenden Seemuſcheln.

Wenn wir nun der Ueberbleibſel des Meeres bey uns gedenken wollen, ſo müſſen wir zuerſt die Seemuſcheln anführen, die hin und wieder in unſern Steinen ſind. Es hat ſchon vorlängſt der vortrefliche braunſchweigiſche und hildesheimiſche Arzt Valerius Cordus, von dem Agricola das meiſte gehört, bey unſern Foſſilien in den hannöveriſchen und hildesheimiſchen Steinbrüchen und Schachten, Gräben und Kellern angemerkt, daß die Meermuſcheln in unſerer Gegend, auch bey Alfeld ſehr häufig ſind. Höher hinauf bey Grunda, einer Bergſtadt gegen den Iberg auf unſern Harz, wo ſchönes Eiſen gegraben wird, erhebt ſich der

Hup-

Tupkenſtein wie ein Felſen aus einer Art von Spath (dergleichen auch die Baumannshöhle macht) und darinnen trift man verſchiedene verſteinerte Schnecken an. Allein man findet dergleichen in ganz Europa. Ja Figueroa der ſpaniſche Geſande an den perſiſchen König Schachabbas, fand in Ormus, auf den höchſten Bergen Meerſchnecken und Muſcheln, die in den härteſten Bruchſteinen, als in ihren Eyerſchalen lagen, und bekannte mit Verwunderung, daß hier Spuren des Meeres wären. Doch eben dieſes haben die Alten ſchon lange geſagt, und ich mag hier gar zu bekannte Dinge nicht zuſammenſchreiben. Man muß die Sache ſelbſt ſehen, und den offenbahren Beweiß erkennen, daß hier begrabene Thiere ſind.

§. 24.

Daß die verſchiedenen mit Stein und Sand vermiſchten Arten der Meerſchnecken nicht gemachet ſind, zeigt ihre Geſtalt und ſelbſt ihre Lage.

Gleich auf den erſten Anblick erkennt man die gröſte Aehnlichkeit. **Farbe, Züge, Gänge, Rückrad, Gräthen und Zähne** zeigen ſo gleich das Bildnis eines **Nautili, Echiniten, Meerſchweines und anderer Seethiere,** ja es iſt alles ſo genau ausgedruckt, daß man in Stein die ganze Geſtalt ſiehet, wie die Naturaliencabinetta genugſam ausweiſen. Bisweilen ſcheinen ſie zerſtoſſen, halbzerbrochen und unvollkommen geweſen zu ſeyn, ehe ſie in die Steine eingeſchloſſen wurden, zum klaren Beweis, daß ſie da nicht erzeugt, ſondern durch einen Zufall dahin gebracht worden. Oefters bezeugt die vollkommen in den Anfangs weichen Stein, eingedruckte Figur, dasjenige ſey ein ganzer Abdruck geweſen, was iezt nur noch zum Theil übrig, oder gänzlich verzehrt iſt, wie bey den ſteinernen Meerſchnecken; die man metallene oder betrügliche nennt. Daß die Seethiere nicht in Stein erzeugt, ſondern mit dem Schlamm vermiſcht worden, zeigt ſelbſt ihre Verſchiedenheit; ſo daß bisweilen ein Stück Stein von Malta, ſowohl einen Echiniten, als eine Schnecke und Zahn eines großen Fiſches einſchließt. Man ſahe auf einen Stein einen Meerkrebs, der mit der Scheer eine Muſchel hielt; und in einer Echino fand man Stücke von Muſcheln, mit Märgel, die aber kleiner waren, als die Oefnung des Echini, damit man nicht zweifeln möge, daß ſie von außen hingekommen. Bisweilen iſt die eingeſchloſſene Materie, von der umgebenden Muſchel unterſchieden, welches anzeigt, daß ſie erſt erfüllt, und hernach weiter gebracht worden. Auch erſtrecken die verſteinerten Körper ihre Wurzeln oder ihre Eibern nicht in den Stein, als wenn ſie da gebohren wären; ſondern machen eine eigene Inſel und ſind mit ihrer eigenen und oft polirten Fläche umgränzt. Nicht allein Märgel, oder eine gewiſſe Art von Steinen tragen dieſe Früchte; ſondern Kies, Steinchen von allerhand Farben und dürre Sandhaufen, die durch den Raub von dieſen Thieren unterſchieden ſind, machen den ganzen Stein aus; daß man leicht ſehen kann, alles dieſes ſeye durch gleiches Schickſal zuſammen gehäuft, und durch gleiche Bande verhärtet worden.

§. 25.

Die Muſcheln u. Knochen der Seethiere, die ge-

Man wird noch weniger an ihrem Urſprunge zweifeln, wenn man die Theile dieſer Körper genauer unterſucht. Denn ſie halten die Probe; ganz anders, als jene lächerliche Nachahmungen der Menſchen oder Häuſer in den Marmorn, die graben werden, können probirt und aufgelöſt werden, wie die Theile wirklicher Thiere.

man nur von ferne anſehen muß, wenn ſich eine Aehnlichkeit zeigen ſoll. Eine genaue Auflöſung wird lehren, daß dieſe verſteinerten Muſcheln, ſowohl als die am Ufer liegen aus eben der Zuſammenfügung von Fäden und Schaalen, und gleichſam Näthen beſtehen, in Zellen eingetheilet ſind, und in Eßig aufgelöſt werden, (wenn ſie nemlich von der ſteinern Materie mehr umgeben, als durchdrungen ſind). Ja man hat bisweilen inwendig Perlen und das Thier ſelbſt in der Muſchel, durch den Saft des Steins gleichſam einbalſamirt, gefunden. Gleichergeſtalt hat man bey Volaterra, und bey Reggio Muſcheln in den Schichten der Erde gefunden, die ganz und gar nicht verändert, und nicht verſteinert waren. So werden auch bey uns Ueberbleibſel der Thiere aus dem Schlamm gezogen in der Zwergenhöhle bey Scharzfeld. Es iſt alſo kein Grund vorhanden, warum wir nicht eben dieſen Urſprung behaupten ſollten, wo die Erde verſteinert iſt.

§. 26.

In den älteſten Zeiten hatten die nahen Meere andere Thiere und Muſcheln, als man itzt nicht in ihnen findet.

Was verſchiedene Gelehrte dagegen einwenden, hat wenig zu ſagen. Sie wollen nicht glauben, daß das Meer auf den höchſten Bergen geweſen; und daß da Seegewächſe geſtanden, weil ſie die alte Geſtalt der Erde gar zu ſehr nach der itzigen ſchätzen, auch alle Ueberſchwemmungen von Regen herleiten; da ſie bedenken ſollten, daß ehemals die großen Abgründe aufgebrochen ſind, und alles überſchwemmt haben. Andere wundern ſich Figuren in den Steinen zu erblicken, die ſie in der bekannten Welt, wenigſtens in der Nähe vergebens ſuchen.

So weichen die Ammonnshörner eine Art von Nautiliten, der Größe und Figur nach, (denn man trift ſie zu ganzen Schuhen im Diameter an) von allen bekannten Seegeſchöpfen ab. Allein wer hat die verborgenen Gänge und Abgründe des Meeres ausgeforſcht? Wie viel unbekannte Thiere gab uns die neue Welt? Und es iſt glaublich, daß durch die großen Verwüſtungen die Arten der meiſten Thiere verändert worden ſind. Die Ammonnshörner unſerer Gegenden beſchreibt Lachmund. (*) Noch weitläuftiger handelt davon der fleißige engliſche Naturforſcher Joh. Raius. Bey einer ſo groſſen Zerrüttung iſt zu vermuthen, daß dieſe Beute des Meers, von weiten Orten ſey hieher geführet worden, da noch jetzt bisweilen die Stürme Muſcheln an das Ufer werfen, welche kein Fiſcher aus den nächſten Meere bringt. Daß aber eine große Maſſe ähnlicher Dinge an einen Ort zuſammen gewachſen ſind, wie wir z. E. auf einen maltiſchen Steine (Melita) unendlich viel Seehundes-Zähne unter den Nahmen Gloſſopeträ bewundern, mag man nicht ohne Grund den Waſſerwirbeln zuſchreiben, wo diejenigen Dinge, die ſich der Bewegung und der Schwere nach zuſammen ſchicken, durch viele Herumtreibung in eins geſammlet worden. Eben wie bey der Cryſtalliſication verſchiedener Salze, die in einem Fluido aufgelöſt worden, die verwandten Theilgen ſich an verwandte ohne alle Verwirrung hängen. Gemeiniglich aber, hat das Waſſer, wenn es durch

---

(*) In den Foſſilibus Patriis, woraus im lateiniſchen die Kupfer genommen ſind.

enge Gänge Wege geſunden, das wieder verlaſſen, was es mitbrachte. So muſte ſich nothwendig eine ungeheure Menge von Meerſachen in kurzen über den engen Gängen ſammeln, wenn immer ein neuer Zufluß des mit Meerbeute beſchwerten Waſſers ankam.

§. 27.

Die Gloſſopeträ S. Pauls Stäbe, Schlangen von Malta, Judenpech, Sternſteine, Trachiten, ſind Zähne von Meerſchnecken, Schaalen und Knochen von Seethieren und keine Spiele der Natur.

Nach und nach entdecken die Naturkündiger immer mehr und mehr, welcher Thiere Bilder dieſe Steine ſind. Schon im vorigen Jahrhundert wuſte man, daß die Gloſſopeträ, Zähne von Seehunden (lamiarum) wären. Ich hörte, daß man ohnlängſt ſoll angemerckt haben, der ſo genannte Krötenſtein, (lapis bufonius) komme vom Hecht. Was die Malteſer S. Paulsſtäbe nennen, ſind in Steine geſchloſſene Stacheln von Seeigeln. Ihre Schlangenaugen ſind kurze und runde Zähne von gewiſſen Fiſchen. Und was ſie für Schlangen ausgeben, die der Apoſtel Paulus ſoll verſteinert haben, ſind verſteinerte Seewürmer. Die Reiſenden finden bey Bethlehem Pechförmigte Judenſteine (lapides iudaicos). Unſer Valerius Cordus meldet: die Gelenke des Judenſteins, ſeyen den Kräſchen der Fiſche ähnlich. Der Sternſtein (aſterias) zeigt fünfeckigte Sterne, deren viele, die über einander liegen, eine kleine ſtriefigte Säule machen. Und Gaſſendus muthmaſſet, er ſey von Ueberbleibſeln und Strichen gewiſſer Würmer gebildet. Lachmund hat bey Hildesheim Trachiten und *Entrochos*, die aus dieſen entſtanden, geſehen, die den Gelenken mit ihren Gängen ähnlich waren. Eben daſelbſt, wie auch zwiſchen Alfeld und Einbeck in leimichten Erde, hat Cordus beym Agricola, dergleichen in aſchenfarbigtem Marmor geſehen. So hat der Stein, den die Engelländer S. Cuthbertsſtein nennen, und der aus der heiligen Inſel in Nörthumberland gebracht wird, einen Thierſchwanz mit vielen Gliedern. Auch rechnet man verſchiedenes zu verſteinerten Corallenäſten, worüber die Gelehrten allerhand Muthmaſſungen haben; ſo wie ich oben nicht unwahrſcheinlich gezeigt habe, daß die Schiefer-Fiſche wahrhafte Thiere geweſen.

§. 28.

Und wahrhaftig, je fleißiger jemand im obſerviren und je bekannter er mit der Natur iſt; deſto geneigter iſt er unſerer Meinung. Daher glauben die erfahrenſten Männer, die Schaalen und Ueberbleibſel der Thiere ſeyen mit Stein überzogen, und laſſen ſich nicht überreden, daß organiſche Körper, ohne Nutzen, und ohne Saamen, wider die Gewohnheit der Natur, in Stein oder Schlamm, als unſchicklichen Gebährmüttern, durch eine plaſtiſche Kraft wären gebildet worden. Denn man muß hieher nicht rechnen die ſtrahlichten, vieleckigten, regulairen Figuren in den Cryſtallen, im Granat, in den übrigen Edelſteinen, in Güſſen und Minern, ſo wenig als den ſechseckigten Schnee und die Bienenzellen; die Figuren des Alauns und Vitriols, des gemeinen Salzes, des Nitri, des Hirſchhornſalzes, des von regulo Martis, und alſo nicht jene Geometrie der unbeſeelten Natur. Denn dieſes alles kann man durch äußerliche Aneinanderſe-

Doch gehören nicht hieher die vieleckigten Figuren in Cryſtallen und andern Sachen noch das, was allein die Einbildungskraft ſiehet.

derſetzung gar wohl erklären, wie bey dem Cryſtalliſmo. Es iſt auch weit von jener mühſamern Structur der Thiere und Pflanzen unterſchieden; als die nur, wie man bisher durch fleiſſige Unterſuchungen, ſo weit Menſchen gehen können, ausgemacht hat, durch Saamen und als Dinge die vorher ſchon gebildet ſind, entſtehen, nachdem man die Meinung von ſaamenbringender Fäulnis, und andern dergleichen barbariſchen und falſchen äquivoquen Zeugung, abgeſchaft hat.

§. 29.

Der faule Fleis derjenigen, die durch lächerliche Einbildungen in gebildeten Steinen ſehen, was ſie wollen, wird verworfen.

Diejenigen, welche anderer Meinung ſind, laſſen ſich durch Mährgen verſühren, die von einem Kircher und Bücher oder andern eiteln leichtglaubigen Schriftſteller, von den wunderbaren Naturſpielen und der bildenden Kraft mit prächtig klingenden Worten erzehlt werden. Denn ſie ſehen auf den Steinen nicht nur Thiere, Pflanzen und Theile derſelben, ſondern ganze Hiſtorien und Fabeln. So wollen einige Chriſtum und Moſen in der Baumannshöhle, den Apollo mit den Muſen in den Achate Pyrrhi, den Pabſt und den Luther in den Felſen bey Eisleben, Sonne, Mond und Sterne in Marmorn ſehen. Ich erinnere mich, daß ein gewiſſer Hamburger Eiler auf einen Edelſtein etliche Geſichter vornehmer Herren unſerer Zeit gezeigt hat, worunter ſonderlich der Pabſt Alexander der achte, und die Königin Chriſtiana bewundert wurden. Einige zeigen ganze Felder die mit Knochen der Rieſen bedeckt ſind; andere Gold, das in Ungariſchen Weinſtöcken gewachſen, ja Goldkörner aus den Trauben; an vielen Orten weiſet man Donnerkeile, die, damit ſie beſſer treffen, wie Keile oder Beile gemacht ſind. Hieher gehören die ſo genannten Regenbogen-Schlüſſelein, die vom Regenbogen ſollen gefallen ſeyn. Alles iſt erdichtet, oder nur halb erblickt worden, und iſt eben des Schlags, als die Signaturen des Crollius, womit ſeine Einbildungs-Kraft ſpielt. Ich ſetze dieſen Leuten den gelehrten Mahler entgegen, der neulich in ſeinem Buche verſichert hat; er habe viel dergleichen geſehen, aber je mehr man es anſchaue, deſto mehr verliere man von der Aehnlichkeit; dahingegen in wahren Ueberbleibſeln, um deſtomehr der Beweis ihres Urſprungs einleuchtet, je ſorgfältiger man ſie betrachtet. Daher er ſich nicht ſchämt zu bekennen; er ſeye **durch die prächtigen Worte der Erzehlenden ſo oft betrogen worden, daß er ihnen nichts mehr glaube.** Auf unſern S. Andreasberg, in der **Simſonsgrube**, die nun gebaut wird, ſoll man unſern Heiland mit einer Dornenkrone von puren Silber gefunden haben; und im Stollen **Gottesgnade** ein Bergmännlein von Silber eines Fingers lang, das einen Beutel voll Metall getragen. Allein das ſind Urtheile der Einbildungskraft und nicht der Augen. Chriſtlichen Bergleuten kommt dasjenige gar leicht in das Gemüth, womit ſie umgehen, und was ſie täglich ſehen. Gemeiniglich kommt die Kunſt der Natur zu Hülfe, damit der Stoff einer artigen Erzehlung ja nicht verlohren gehen möge. Die Markſchreyer machen ihre Künſte noch ſubtiler. Denn ſie bereiten ihre Alraune aus ſogenannter Stückwurz; (Mandragora) noch im Wachsthume derſelben dergeſtalt künſtlich, daß ſie in der Geſtalt eines Menſchen fortwachſen. Uebrigens erſetzt die Leichtglaubigkeit dasjenige, was ein Zufall den erſten Liniamenten nach formiret hat. Die abergläubiſchen Weiber nehmen an einen gewiſſen Tage des Jahrs ein Ey, und laſſen das inwendige in ein Trinkglas voll Waſſer fallen, mit der eitlen Hoſnung daraus zu wahrſagen. Kommt nun, wie es oft geſchieht, ein Häuslein oder Thürne darinn zum Vorſchein, ſo iſt eine glückliche Vorbedeutung. Wenn man ein Bret mit Oel beſtreicht, ſo formiren ſich durch das ungleiche hin- und herflieſſen deſſelben, allerhand Figuren; und wenn man zwey polirte Täfeln plötzlich von einander reißt, ſo ſtellt die flüßige Materie darauf allerhand Blumen vor. Allein Cicero ſagt weislich: ich glaube, daß bisweilen Figuren erſcheinen, die den Sachen nicht unähnlich ſind, aber nicht ſo, als hätte ſie ein Scopa verfertigt. Denn es iſt richtig, daß der ungefähre Zufall die Wahrheit niemals vollkommen nachahmt. Es iſt alſo nicht nöthig, ſeine Zuflucht mit dem gelehrten Conring zu Geiſtern zu nehmen, die mit Bildung der Steine ihren Scherz treiben ſollen.

§. 30.

Wo die lüneburgiſchen Zungenſteine gefunden werden.

Weil die Lüneburgiſchen Zungenſteine (Gloſſopetrae) nach den malteiſchen, für die berühmteſten gehalten werden; weil ſie ferner ein wichtiges Denkmaal der Ueberſchwemmung des Oceans ſind; ſo will ich ſie ein wenig beſchreiden und mich der Anmerkungen des gelehrten Mannes bedienen, der Ihnen einen beſondern Tractät gewidmet hat. Bey Lüneburg an dem Fuſſe des Berges auf dem die Ziegelhütten ſtehet, iſt eine ſalzigte, (*ſalſuginoſa*) alaunichte und magre Erde, nicht ſo fett, wie ſie Agricola beſchreibt. Sie iſt nicht überall ſandicht, und alſo nicht zu Ziegelſtreichen tüchtig, außer wo ſie tiefer iſt und wo Schächte gemacht werden. Wenn ſie eine Zeitlang beregnet, von der Sonne getrocknet, und wieder mit Feuchtigkeit wohl genetzt iſt, wird ſie zäh. Um dieſe Gegend werden von den Bergleuten in den Eingeweiden und Gängen der Erde öfters **Muſcheln, Einhörner, Helfenbein, verſteinert Holz, Krötenſteine, Trochoiden** und endlich **Gloſſopeträ** gefunden. Agricola und andere die ihm folgen, ſuchen dieſe Zungenſteine in den Lüneburgiſchen Alaun-Gruben; allein dieſe ganze Gegend iſt leer davon. Man macht auch daſelbſt heut zu Tage keinen Alaun, und weder die alte Chronick des Cornerus, noch andere Denkmaale des Orts gedenken eines Alauns. Es iſt auch bekannt, daß die Kunſt Alaun zu ſieden erſt vor dreyhundert Jahren von Rocca in Syrien nach Europa gekommen (daher die Benennung, die man gemeiniglich nicht verſteht, Alumen Roccae) und Anfangs in Italien und ſpäter in Teutſchland aufgekommen. Daher iſt klar, daß die Alaun-Gruben im Lüneburgiſchen, wenn dergleichen da wären, ſehr neu ſeyn müſten; oder daß vielmehr gar keine daſelbſt ſind, weil man ſich doch einer ſo wichtigen Sachen erinnern, oder ſie aufgezeichnet haben müſte.

§. 31.

Die Gloſſopetrá ſind Zähne von Hayfiſchen.

Die Lüneburgiſchen Zungenſteine ſind von den maltiſchen in nichts unterſchieden, außer daß ſie etwas kleiner, und nicht wie jene in Steinen, ſondern in der Erde zu finden ſind. Sie ſtellen keine Zungen der Schlangen, wie man insgemein vorgiebt, ſondern vielmehr eines Baumhackers (pici) vor, wie ſchon unſer Agricola bemerkt. Es iſt nun faſt außer Zweifel, daß ſie Zähne einer gewiſſen Art Fiſche, die man zum Geſchlecht der Wallfiſche rechnet oder Zähne von Seehunden ſind, ob ſchon der oben belobte Autor anderer Meinung iſt. Sie ſind der Form nach unterſchieden, wie auch die Zähne bey den Thieren; denn bisweilen ſind ſie am Rande zackigt, bisweilen glatt. Die Farbe iſt mancherley, welches ohnfehlbar von der Materie, die ſie umgiebt, herrühret. Die unſrigen ſind ſchwärzlich oder aſchengrau. Der ſcharfe Theil iſt gleichſam von Horn, glatt, polirt und hart; hingegen der hintere und an den Wurzeln dickere, iſt weicher, ſchlammigt, rauh und dunkler. Und gleichwie die meiſten Zähne dieſer Thiere gekrümmt, und gegen den Rachen gebogen ſind; ſo erſcheinen ſie in dieſen gegrabenen Zähnen oder Gloſſopetern auf eben die Art; ſo daß Scylla der Mahler anmerkt, man könne ſehen, ob ſie auf der rechten oder linken Seite geſtanden. (*)

Bey

(*) Im lateiniſchen ſteht noch: Ich will die Figuren ſowohl der maltiſchen als unſerer im Kupfer beyfügen, damit man mit Augen ſehen möge, wie gering der Unterſcheid ſey. Auch will ich den Kopf eines Seehundes

Bey dem Augenſchein dieſer Zungenſteine, darf man ſich nicht wundern, daß die Kinnbacken ſelbſt denjenigen nicht gleichen, die man von Erdthieren bisweilen zuſamt den Zähnen aus der Baumannshöhle oder der Höhle bey Scharzfeld ausgräbt. Denn man hat ſchon lang angemerkt, daß auch die Zähne der Wallfiſche (lamiarum) im Munde nicht veſt ſitzen, ſondern gleichſam nur an der Haut hängen. Sie mögen daher durch das Waſſer, oder hin- und herwerfen, aus ihren Kinnbacken ſeyn geriſſen worden. Man hat auch Urſache zu glauben, daß die Kinnbacken eines Fiſches, durch Zeit und Gewalt der umſtehenden Dinge ſeyen verzehrt worden; wenn ſie auch an den Zähnen geblieben wären. Man weiß ja, daß in den Gräbern die Zähne länger dauren, als alle andere Theile. Unterdeſſen ſchreibt Agricola, daß man in der Lüneburgiſchen Gegend, Knochen der Seethiere, mit Zähne ausgegraben habe.

§. 32.

Nutzen derſelben in der Arzeneykunſt.

Die Zungenſteine ſind ferner von großem Nutzen in der Arzeneykunſt. Nicht nur die Alten rühmen denſelben, ſondern die Malteſer preiſen ihn in öffentlichen Schriften an, und ſchreiben ihn dem Apoſtel Paulus zu, der nicht nur den Schlangen den ſchädlichen Gift benommen, ſondern

---

(caniscarchariae) mit ſeinen Zähnen aus den Steno zu beſſerer Vergleichung mittheilen. Weil wir in der Ueberſetzung die Kupfer weggelaſſen, ſo iſt auch dieſe Stelle nicht in den Text genommen worden.

ſondern ſie auch den Menſchen nützlich gemacht, da er ihre Zungen in heilſame Steine verwandelt. Daher ſieht man dieſen unterſten Edelſtein, wie ich ihn nennen möchte, gar oft in Gold und Silber eingefaſt, und ihn entweder für allerhand Zaubereyen an den Hals zu hängen, oder ihn für ein Gegengift in die Trinkgeſchirre zu legen. Denn die Menſchen ſind von der Art, daß ſie gewiſſe Dinge für kräftig und zu tugendreich halten, weil ſie beſonders ausſehen, und iſt dieſes ein gemeiner Irrthum in natürlichen und politiſchen Dingen. Daher kommen ſo viel Erzehlungen von Edelſteinen und ſo viel Fabeln von der Materia medica. Ich glaube unterdeſſen, daß die Zungenſteine eben das entweder vor ſich, oder aus Kraft der ſie umgebenden Erde, vermögen, was ſonſt Hirſchhorn, Krebsaugen, gegrabenes Elfenbein, und Zähne aus der Harzfelderhöhle, deren Wirkung in ganz Teutſchland bekannt iſt, ausrichten. Sie ſind nicht nur gut in der Colic, wunden Hälſen und Geſchwären von ſcharfen Säften; ſondern ſie mögen auch die innerliche Säure, die der Natur zuwider iſt, verſchlucken und alſo nach losgemachten Lebensgeiſtern, den Schweis treiben. Daher kann man ihnen eine mediciniſche Kraft nicht abſprechen, die aber nachher von Leichtglaubigen ſo über die Maſſe erhoben worden, daß ſie ein ſchleuniges Mittel wider den Gift im Becher abgeben, da ſie ſonſt wohl einer langſamen Unpäßlichkeit widerſtehen mögen. Vom allen Gebrauch der Zungenſteine halte ich keinen für ſicherer, als beym Zahnputzen, wenn man ihn zu Pulver geſtoſſen, wegen ſeiner Härte und Rauhigkeit anpreiſt, da Zahn auf Zahn am allerwenigſten ſchädlich iſt.

§. 33.

Von dem Belemniten, der Oſtrocolla, von Corallen, Strombiten, Conchyten, Trochiten, Entrochis und ausgegrabenen Elfenbein.

Belemniten ſind Steine, die ihren Namen vom Wurfſpies bekommen. Man nennt ſie auch dactylos Idaeos, in Sachſen Alpſchoß von Alp und Geſchoß oder Pfeil, weil ſie wider den Druck des Alps helfen ſollen. Einige Arzneygelehrte nennen ihn Luchsſtein (Lyncurium) ſonderlich, wenn er durchſichtig iſt. Man findet ihn, wie ich ſchon erinnert, bey Hildesheim und bey Neuſtadt an der Leine. Er hat die Figur eines Pfeils, denn er hat eine breite Wurzel und geht ſpitzig zu. Faſt in allen iſt von Natur ein Spalt, daher ſie leicht nach der Länge geſpalten werden. Er zieht wie Bernſtein Spreu an; inwendig ſchließt er Erde, Sand oder Steine in ſich. Er glänzt gemeiniglich wie Horn, und riecht wie verbranntes Horn, ſo daß zu vermuthen, daß etwas aus dem Thierreiche hineingekommen iſt.

Von Ammonshörnern iſt oben geredet worden. Von der Oſtrocolla zu teutſch Beinbruch, die in Geſtalt eines Knochens mit eingeſchloſſenen Marke bey Alfeld gefunden wird, will ich mein Urtheil noch aufſchieben. Man findet ihn im Sande in Geſtalt der Corallen, bisweilen ſo dick, als einen Arm. Weil ich aber überhaupt von verſteinerten Meerüberbleibſeln geredet, und insbeſondere die Zähne des Hayfiſches beſchrieben habe; ſo will ich auch die mit Muſcheln verſehene Steine hieſiger Gegend hier erzehlen, und zwar nach Angabe Friedrich Lochmanns, eines fleißigen Arzneykundigern in der Nachbarſchaft, dem wir die hildesheimiſche Oryktographie zu danken haben.

Der Schneckenſtein (Strombites) ſagt er, iſt einer Waſſerſchnecke ähnlich, denn er läuft von weiten ins enge, und endigt ſich in einen, gegen die Rechte, gewundenen Kreis (ſpiram). Daher nennt ihn Kenntmann S. 33. einen hohen und erhabenen Schneckenſtein und dieſer einen zuſammengedruckten Schneckenſtein. Inwendig iſt er weis, außen nimmt er die Farbe der Erde an, worinnen er erzeugt wird. Er wird in den Steingruben beym Galgenberg und in dem neuen Theil der Stadt, wenn man Keller gräbt, gefunden. Ingleichen zu Alfeld, zwiſchen der Warte und der Stadt gegen Einbeck. Agric. am angef. Orte.

Der Kammſtein, ſteinerne Jacobsmuſcheln (ctenites) hat Spalten, und iſt würklich wie ein Kamm geformt. Insgemein iſt er aſchenfarbig, und wird in den Steinbrüchen, jenſeit des S. Moritzbergs gefunden. Agricol. Bey dem Geſner S. 165. iſt ein hildesheimiſcher Kammſtein, in Form eines Wallfiſchmauls.

Der Muſchelſtein (Myites) hat die Geſtalt eines Muckels, weil er keine Spalten hat. Er iſt zweyerley, länglicht, und rund, wie ein Kamm. In beſagter Gegend findet man dieſen in den Steinbrüchen aſchenfarbig, jenen bald gelblicht, bald röthlicht, und wird er aus dem Mauergraben gegen Mitternacht gebracht. Agr. l. c.

Der Onychſtein (Onychites) iſt in den Steinbrüchen faſt wie riechende Klauen, welche die Griechen Onych nennen.

Der Oſtrenſtein (oſtracis lapis) hat den Nahmen von den Auſtern, denen er gleicht. Man hat zweyerley, einen großen der ſich wie Frauenglas ſpalten läßt, und wird er auch aus dem Stadtgraben gegen Mitternacht genommen; einen kleinen, den man nicht weit von Hannover bey dem Dorfe Linden findet. Agric. Der gröſere wird auch in den Steinbrüchen bey Galgenberg gegraben, und iſt von wahren Auſtern nicht unterſchieden.

Der Purpurſchneckenſtein (porphyroides) iſt wie die Purpurſchnecke mit Stacheln beſetzt, und aſchenfarb; er wird auch aus dem Stadtgraben gebracht, iſt aber nicht wie dieſe Schnecke gerundet. Daſelbſt triſt man auch einen andern an, der dieſen nicht viel ungleich iſt, aber doch keine Stacheln, obwohl Striefen in die Quere hat. Agric.

Der Muſchelſtein (conchites) iſt mit krummen Furchen, die gegen die Schulterblätter zurücklaufen und einer goldfärbigen Bewafnung gezieret. Er pflegt zwey Hand lang und einer Hand breit zu seyn. (*) Oben habe ich zwar

ſchon

(*) Im lateiniſchen folgen hier die Namen verſchiedener anderer Steine, dazu nothwendig Kupfer gehören. Man findet aber dergleichen in vielen andern ſeit der Zeit herausgekommenen Schriften dieſer Art daß man ſie ohne Schaden bey dieſer Ueberſetzung entbehren kann.

ſchon den Trochiten und von dem Entracho, der viele Trochiten in ſich ſchließt geredet; gleichwohl will ich die unſrigen hinzuſetzen: Der Spangen- Räder- Zwerg oder Mühlſtein (Trochites) hat mit dem Judenſtein, ſagt Agricola am angeführten Orte, eine Verwandſchaft, und ſeinen Namen vom Rad. Denn die Natur hat ihm die Figur einer Paucke gegeben. Sein runder Theil iſt glatt, beyde Theile aber breit. Er hat gleichſam einen Model, von welchen auf allen Seiten Radii nach dem äußern Theile der Scheibe, der ſtatt der Radſchienen iſt, ſo weit hervorgehen, daß ſie zu Streifen werden. In der Größe iſt er verſchieden; der Kleinſte iſt ſo gering, daß der Größte zehnmal gröſſer iſt. Der Größte aber iſt eines quer Fingers oder mehr breit und den dritten Theil deſſelben dick. Die Farbe iſt entweder aſchgrau, oder ſchwärzlich, oder erdfarb. Doch hat der erſte mehr ſeine Farbe von der angränzenden Erde; denn inwendig iſt er weiſſer als die andern. Wenn man einen zerbricht, iſt er innen glatt, wie ein Judenſtein, und glänzt. Er bricht aber wie jener nach der Länge, nach der Quere, und Breite: In Eſſig gelegt, giebt er Blaſen wie der Aſtroit; ja man findet einige, die ſich wie ein Aſtroit von der Stelle bewegen. Aus noch nicht abgeſonderten Trochiten, beſteht der Entrochus oder Spangenſtein an einander. Bald beſteht er aus dreyen, bald aus vieren und mehrern: denn ſie werden bis zu zwanzigen geſunden. Es giebt zweyerley Arten derſelben. Einige ſind gleich durch länglich rund, einige aber ſind zwar von eben dieſer Figur, aber mitten erhaben. In beyden iſt der Kopf enger.

Welche Trochiten hervorragende Spitzen haben, die ſcheinen auf der Seite, wo zwey an einander ſind, innen eine eingekrümmte Einfaſſung zu haben; wo aber die Spitzen niedrig ſind, findet man keine Einfaſſung, und ſind ſie ganz glatt. Es ſind aber die Trochiten ſo an einander, daß die Spitzen des einen in die Spalten des andern greiffen. Die erhabenen Trochiten bey einem Entracho haben gemeiniglich niedrige Spitzen. Oefters findet man einen unförmlichen Stein, wo Trochit und Entrachus beyſammen ſind, der die Figur eines Rades enthält, welches in denſelben, gleichſam als eine Wurzel, nach abgeriſſenen Trochiten, übergeblieben. In Sachſen werden dieſe Steine gezeugt ſo wohl bey Hildesheim über dem Moritzberg, in den Fugen des weislicht aſchenfarbigen Marmors, und in einer leimichten Erde; als auch zwiſchen Alfeld und Einbeck. Der Trochites hilft für den Stein, und erleichtert das Urinlaſſen. Uebrigens habe ich ſie in groſſer Menge gefunden. (*) Oben iſt bemerkt worden, daß man an eben dem Orte bey Lüneburg, wo die Judenſteine und andere Meerſachen gegraben werden, auch gegrabenes Elfenbein findet. Ich vermuthe, es ſey bisweilen nicht ſo wohl vom Elephanten Zahn, als vom Zahn des Walroſſes, das iſt, eines Meerpferds, oder einer Art von den groſſen Seekälbern oder Seehunden, die den Wallfiſchfängern in der Nordſee hauſenweiſe begegnen. Die Gefäſſe aus dieſem Elfenbein werden für koſtbarer und unverfälſchter

---

(*) Es werden hierauf zwölf derſelben beſchrieben, die in Kupfer geſtochen ſind, die wir ohne Schaden weglaſſen.

geſchätzt. Der belobte Herr Lachmund zu Hildesheim hatte in ſeinem Cabinette eine verſteinerte Ribbe von einem Wallfiſche.

§. 34.

Von Knochen, Kinnbacken, Hirnſchaalen großen und kleinen Zähnen, die man in der Baumannshöhle, auch bey uns und anderwärts findet.

Conring bezeugt, daß man aus unſern Höhlen nämlich der Baumanns- und Scharzfelderhöhle öfters ganze Knochen von See- und andern unbekannten Thieren ausgräbt, die keinesweges da gewachſen, ſondern durch Gewalt des Meers dahin gebracht worden ſind. **Ich könnte, ſpricht er, den Liebhabern Hirnſchalen, und untere Kinnbacken mit Zähnen weiſen, zu gänzlicher Verbannung des Irrthums, als wenn Zähne in der Erden wüchſen.** Er ſetzt hinzu: **Dergleichen Knochen hat auch bisweilen die Leine ausgeworfen.** Es müſſen alſo fremde Thiere durch Gewalt des Waſſers zu uns geführet worden ſeyn, ob ich gleich den Elephantenzähnen nicht traue, als die man, wie erinnert habe, mehr zu den Zähnen der **Walroſſe** zu rechnen hat. Dergleichen ſind vielleicht auch diejenigen geweſen, die man in Mexico ſolle ausgegraben haben, da man heut zu Tage keine Elephanten in Americka findet. Dieſes mag auch von den ſchweren Zähnen gelten, die man zu den Elephantenzähnen rechnet, und welche die Moſcowiter *Mamotekoos* gleichſam wilde Thierknochen nennen, wie **Witſen** berichtet. Doch will ich nicht ganz und gar läugnen, daß man wahre Elephantenknochen antreffe. Wenigſtens habe ich Zähne, eine Schienbeinröhre und andere Knochen, aus der Scharzfelderhöhle geſehen, die jedermann für Knochen des Elephanten halten wird; es ſey nun, daß dieſe Thiere vor Zeiten weiter zerſtreuet waren, als heut zu Tage, nachdem ſich ihre Natur oder der Erdboden geändert hat; oder daß ſie durch Waſſer, weit von ihrem Vaterlande entfernt, zu uns geführet worden. Es iſt ja bekannt, daß ſich die Heerden der Seehunde und der Narwallen zugleich an den Höhlen der felſigten Ufer aufhalten: und dergleichen können dieſe Höhlen geweſen ſeyn, als das Meer zu uns kam. Allein, da man auch Reſte von Erdthieren daſelbſt antriſt; ſo will ich lieber mit dem Conring glauben, daß ſie von einer groſſen Ueberſchwemmung ſo zuſammen geführet worden damals, als das Waſſer durch enge Gänge und den Ausgang der Höhlen nach den innern Theilen der Erde abgelaufen iſt, und am Eingang dieſe Reſte zurück gelaſſen hat. Denn es iſt wahrſcheinlich, daß die überſchwemmte Erde natürlicher Weiſe nicht anders hat können vom Waſſer befreyt werden, als da es ſich in unterirrdiſche Oerter verlaufen. Eine ſolche Erdſpalte von ungeheurer Tiefe war bey Hierapolis in Syrien, wie Lucian de Dea Syria bezeugt, zu welcher die benachbarten Völker haufenweiſe an einem gewiſſen Tage des Jahres kamen, und als wollten ſie ſelbige ausfüllen, Waſſer hineingoſſen. Die Prieſter erzehlten dem Volke: es habe ſich in dieſe Spalte alles Gewäſſer der Sündfluth gezogen, und das Volk glaubte es.

§. 35.

Vom Einhorn und dem

Die Hörner des Einhorns zierten ſonſt hier und da die Naturaliencabinetter; und nun erſtaunt auch das Auge des Pöbels darüber. Bargroßen bey Quedlinburg ausgegrabenen Thiere.

tolinus hat gezeigt, daß ſie von den Fiſchen des Eismeers hergekommen, und es iſt glaublich, daß das gegrabene Einhorn auch in unſern Gegenden gleiches Urſprungs ſey. Doch kann man nicht läugnen, daß man bey den Abyſſiniern ein vierfüßiges Einhorn an der Größe eines Pferdes antrift, wenn man den Portugieſen Hieronymus Lupus und Balthaſar Telles glauben darf. Das Gerippe, welches man bey Quedlinburg auf dem Zeunickenberg 1663. zwiſchen einem Felſen, als man daſelbſt Kalk grub, gefunden hat, kommt auch der Geſtalt eines Erdthieres viel näher. Ein Zeuge dieſer Sache war Otto Guericke, Burgemeiſter in Magdeburg, der unſere Zeiten mit neuen Erfindungen bereichert, und unter den Sterblichen zuerſt die Luftpumpe erfunden, und damit in Gegenwart des Kaiſers auf dem Reichstage zu Regenſpurg 1653. die wunderbarſten Verſuche gemacht, da ſie denn hernach Robert Boyle ein Engelländer und Bruder des Grafen Cork in Irrland, nach ſeinem vortreflichen Witze mit einem neuen Schatze von Verſuchen erweitert hat. In dem Buch vom leeren Raum erzehlet Guericke bey Gelegenheit: es ſeye das Gerippe eines Einhorns gefunden worden, mit gebogenem Hintertheile und in die Höhe gerichteten Kopfe, wie die Thiere zu liegen pflegen, mit einem Horn an der Stirne bey fünf Ellen lang in der Dicke eines Schienbeins, das aber nach und nach vorne abnimmt. Aus Unwiſſenheit der Arbeiter wurde es zerbrochen und ſtückweis heraus gebracht; zuletzt brachte man das Horn mit dem Kopfe und einigen Rippen der Durchlauchtigſten Abtiſſin des

Orts. Eben dieſes wurde auch an mich überſchrieben.

§. 36.

Beſchreibung der Scharzfelderhöhle, und der Knochen, die man darinnen gefunden.

Aber ich muß nun von *unſern Höhlen* weitläuftiger handeln, denn in beyden bin ich ſelbſt geweſen. An dem äuſſerſten des Herzogthums Grubenhagen, vom Braunſchweigiſchen gegen Thüringen liegt das Bergſchloß Scharzfeld, welches ehemals von eigenen Grafen deren unſere Hiſtorie gedenken wird, bewohnt wurde. Nahe dabey erhebt ſich ein Hügel, worauf in Stein gleichſam ein Tempel gehauen iſt. Zwiſchen dieſem Hügel und dem Schloſſe iſt ein anderer kleinerer Hügel, worinnen die ſogenannte **Zwergenhöhle** iſt: Ich glaube daß auch Leute die kleine Zwergen ſind, darinnen kriechen müſſen. Inſgemein aber wird in Fabeln und alten Liedern der Männlein gedacht, die in verborgenen Höhlen der Berge wohnen, und die gröſten Schätze bewahren, dergleichen einer Nibelung genennt wird, in dem Lobgedichte darinnen Siefried Corneus, ein Sohn des Königs der Wangionen beſungen wird. An der Seite des Hügels gegen Scharzfeld iſt ein Loch; wenn man da hinaus ſieht, hat man zur rechten Herzberg, zur linken das Schloß Scharzfeld, und erblickt weit von einander zwey Schlöſſer auf zweyen Bergen, die man die Gleichen nennt, weil einer ausſieht wie der andere. Der Eingang in die Höhle iſt ungefähr fünf Ellen hoch, drey und eine halbe breit. Gerade hinunter ſteigt man funfzehen Schuhe, worauf man gleichſam auf einen Vorſaal kommt, der weiter in den Berg hinein führet. Der Boden iſt mit ſchwärzlichem oder gelben Schlamm bedeckt, und wenn man weiter hingeht, erblickt man über ſich ein Loch, wodurch Luft hinein kommt. Die Breite bleibt einerley bis auf ſechzig Schritte, die Höhe aber wird alsdenn ganz klein, und man muß gebückt gehen. Von dar wird der Ort wieder höher, bald aber vom neuen niedrig. Endlich kommt man an enge Päſſe, wo gleichſam Eiszapfen ſind, und weiter mochte ich nicht kriechen. Denn meine Führer ſagten mir, daß weiter hier nichts merkwürdiges zu ſehen wäre, ſondern man käme unter einem weitern Gewölbe in ein Loch, durch welches man wieder auf einen weiten Platz gehet, wo alsdenn das Ende der Höhle iſt. In der ganzen Höhle ſind viele Stücke Stein mit einer dünnen Rinde überzogen. Wenn man gräbt, findet man unter dem erſtern Schlamm märglichte Erde, die zu weichen Stein geworden, in einer Lage bey acht oder zwölf Zoll. Darunter liegt ſchwarze Erde, die nicht nur voller Stücke Märgel, ſondern auch von vielen Knochen der Thiere iſt, die zwar zerbrochen und zerriſſen ſind, doch daß man jeden Theil der Körper wohl unterſcheiden kann. Bisweilen findet man darinnen Zähne von verſchiedenen Farben, öfters glänzend und nicht ſelten noch in Stücken des Kinnbackens ſtecken. Einige ſind ſo gros, daß man ſie bekannten Thieren nicht zuſchreiben kan. Unter der ſchwarzen Erde iſt gelber Schlamm, ohne Knochen, und darunter Stein, wobey die Neugierigkeit hat müſſen ſtille ſtehen. In dieſem letzten Schlamme habe ich ſelbſt eine Materie geſehen. Die dem Federweiß ähnlich war, welche die Einwohner Steinmärgel nennen, dergleichen ſich etwas, wie wir oben gemeldet, in dem Brennen einiger Minern zeigt. Durch das Reiben wird ſie gar leicht zu Pulver. Ich höre übrigens es ſey kaum 50. Jahre, daß dieſe Höhle entdeckt, wenigſtens bekannt geworden. Man führt die **Zähne und Knochen** daraus, durch ganz Teutſchland zum **mediciniſchen Gebrauch**. Weil aber jedermann nach Belieben gräbt, ſo ſoll ſie wie verlautet, nun bald von Seltenheiten ausgeleeret ſeyn.

§. 37.

Beſchreibung der Baumanns-höhle.

Von Scharzfeld kam ich weiter gegen die Thäler des Harzes nach **Lutter am Barenberge**, einer Stadt, wo Erz-Gruben ſind. Sie war ehedem der Sitz von Grafen die ich in meiner Hiſtorie anführen werde. Zu Eligerode bliebe ich über Nacht. Des andern Tages kam ich nach Brunlay einen hohen Ofen, und von dar an den Platz Rubeland. Daſelbſt iſt die **Baumannshöhle**, worein ich gegen Abend, weil ich keine Sonne nöthig hatte gieng. Bey Rubeland ſieht man die Ruinen vom Schloß Berkefeld, das vorzeiten die Nachbarſchaft beunruhigte. Es ſind auch daſelbſt Eiſenhämmer, die alle nach Braunſchweig gehören. Nach dieſen folgt die Höhle auf einem erhabenen Berge, die von einem gewiſſen **Baumann** dem erſten, der ſie gefunden, den Namen bekommen. Er ſoll Eiſen-Adern geſucht haben, und nach dem ihm das Licht ausgeleſcht, etliche Tage herum geirrt, aber bald darauf geſtorben ſeyn, wie wohl es andere anderſt erzehlen. Wenn man Berg an ſteigt, kommt man unter ein natürliches Gewölbe. Zur Linken ein wenig abwärts kommt der Eingang der Höhle, der enger als die Einfahrt der Stollen iſt. Von daraus kommt man nicht ohne Muhe auf einen weiten Platz, der aber uneben und mit Steinen, von ſchlammigter Rinde überzogen, beſtreut iſt. Man theilt die ganze Höhle in fünf Gewölber, als in ſo viel andere Höhlen, die aber durch enge Gänge unter einander zuſammenhängen. Als ich von da aus in die folgende, als die weiteſte wollte, muſte ich auf einen ſpitzigen Felſen reiten, daher nennt man den Felſen, **das Pferd**. Nunmehr iſt der Zugang bequem gemacht. Vom Felſen ſteigt man auf einer Leiter hinunter, und kommt weiter hinein. Daſelbſt ſieht man Säulen von Stein, die durch das herunter tröpfelnde Waſſer entſtanden. Einige ſehen die eine für einen Mönch, die andere für den Moſes mit Hörnern an. Nicht weit vom Moſe, ſo wohl, als in andern Plätzen erblickt man **Thierknochen** und **Bachſteine**, die gleichſam beyde zuſammen mit einer Kutte umgeben ſind. Die Spiele der **Natur**, die man in dieſen Höhlen weiſet, bedörfen einer großen Einbildungskraft. Denn man zeigt die Himmelfahrt Chriſti in Stein gebildet, die Taufe, einen Backofen, eine Orgel, einen Wald, und wer weiß, was noch mehr. Sonderlich iſt die Figur einer Tafel ſchön, auf welcher man allerhand Figuren in Geſtalt der Blumen ſiehet, unter welche kleine überzogene Steine geſtreut ſind, als wären es Mandelkerne, oder Corianderſaamen mit Zucker überzogen. Man ſieht auch Zapfen in der Dicke eines Gänſekiels, von mancherley Länge, bisweilen

len dreyzackigt. Zerbricht man ſie, ſo erblickt man weiſſe cryſtallene Strahlen, die von der Oberfläche bis an die Axe laufen, dergleichen man bey den Belenniten wahrnimmt. Auch ſind große hoch und freyſtehende Säulen da, die einen lauten Ton wie eine Glocke von ſich geben. Damit ich die Natur des Steins genauer betrachten könnte, ließ ich ein Stück abbrechen und mit nach Hauſe nehmen. Ich fand, daß es eine Art von Spath iſt, der dem unſrigen gleicht. Es ſind kleine Höhlungen darinnen, die überall mit Glanz überzogen (ingemmatura) wie ſchon oben erinnert habe. Merkwürdig ſchien es mir, daß ein Stein im andern Stein eingeſchloſſen iſt, welcher ſich ganz deutlich in einer dünnen dunkelgelblichten Rinde, dergleichen die Steine vom Waſſertröpfeln annehmen, endigt. Dieſen Stein umgab eine neue Einwicklung von Stein, gänzlich vom erſten unterſchieden. Es zeigen ſich alſo gleichſam gewiſſe Zeitläufte, wie bey den Bäumen die Jahre bemerket werden, (Plinius nennt ſie pectines) indem nämlich die Natur ausgeruht, und durch eine neue Ueberſchwemmung ihr Werk weiter fortgeſetzt hat. Am meiſten ergötzte mich ein Stück, das ich in der Höhle abbrechen ließ. Es war darinn ein Stück Knochen, deſſen Gelenk, Farbe, ja Geſchmack ſelbſt jedermann überzeugen müßte, es ſey von einen Thier. Es war von einer Spanne lang, von beyden Seiten offen, daß man das Licht dadurch ſehen konnte. Ich betrachtete es ſo ernſtlich, daß ich nicht unterſuchen konnte, ob das Zugehör zu dem Knochen oder ſonſt etwas von einem Thiere weiter daſelbſt war.

§. 38.

Von der Natur des Bernſteins, den man auch in hieſiger Gegend findet.

Der Bernſtein (ſuccinum) iſt ein Mittelding zwiſchen dem Meer und dem Lande, zwiſchen Stein und Baumharz. Die chymiſche Auflöſung kommt hier dem mineraliſchen Reiche zu ſtatten. Man macht daraus ein Oel, das mit dem Stein eine Verwandſchaft hat. Man hat darinnen Blätter, Moos und Inſecten gefunden, und man glaubt es beweiſe dieſes, daß es wie ein Baum wächſt. Allein es ſind nur übergebliebene Lineamenten und gleichſam Schatten der eingeſchloſſenen Sachen, der Körper ſelbſt, der lang verzehrt ſeyn muß, kommt bey Eröfnung deſſelben nicht zum Vorſchein. **Hevel** der Preuſſen gleichſam eine erbliche Zierde durch die Aſtronomie verſchaft, der aber auch ein guter Naturforſcher war, wollte es für Harz und etwas dem Agtſtein ähnliches halten. Ich habe etwas davon noch ganz weich geſehen, ſo daß ſich ein Siegel eindrucken ließ. **Libau** ein Arzneykundiger hatte dieſes Ambra (denn ſo nennen es einige) und ein anderes daran gewachſenes vom köſtlichen Geruche, das man insgemein das graue (griſeam) nennt, in einem Stücke beyſammen, dieſes aber war ſchwarz. Ich höre, daß man auch in Preuſſen ohnlängſt riechenden Bernſtein gefunden. Allein die Frage wird dadurch nur verwechſelt, nicht aufgelöſt; denn man weiß auch nicht, zu welcher Gattung man dieſes rechnen ſoll. Bey den Bädern zu Beauluc in Frankreich hat der Autor, von dem wir die Beſchreibung derſelben haben, Stücke von Bernſtein gefunden, die den Steinen ſehr nahe kommen. **Göbel** hat geſehen, daß an dem Bernſtein ſchwarzes Pech (melanteria) und andere unterirrdiſche Sachen gehangen. Es iſt gewiß, daß aller der, ſo friſch ankommt ein Auswurf des Meeres iſt. Er wird aber hauptſächlich an den preußiſchen Ufern geſammlet, ob er gleich auch in däniſchen, Hollſtein, Pommern und Frießland nicht unbekannt iſt. Es iſt daher wahrſcheinlich, daß den Orten, wo jetzt Bernſtein gegraben wird, vorzeiten das Meer nahe geweſen. Man fand ihn auch ohnlängſt auf dem Billwerden bey Hamburg da man Keller grub; und vor etlichen Jahren zu Zeiten des Herzogs Johann Friederichs grub man ein großes Stück Bernſtein in der Stadt Blumenau, nicht weit von Hannover. Bey Gartau einem Flecken des Herzoglich-Celliſchen Miniſters Bernſtdorfes, gräbt man auch gar oft Bernſtein in der ſumpfigten Gegend; man macht allerhand Geſäſſe davon, und ich habe ſelbſt ein ziemliches weites öfters bewundert.

§. 39.

Von den Veränderungen der Erde durch Flüſſe von den Spuren großer Ruinen unſerer Gegend.

Wir müſſen nun die Spuren der übrigen großen Veränderungen in der Natur berühren, die vielleicht älter ſind als die Einwohner. Doch will ich mich bey dem nicht aufhalten, was nicht in unſern Gegenden vorkommt. Ariſtoteles und Peireskius glauben, Egypten ſey vom Nil, die Gegend von Arelat von der Rhonne entſtanden, und Nannius meint, Holland ſey ein Geſchenk des Boreas und des Rheins. Wenigſtens berauben die Flüſſe, welche Materie mit ſich führen, die höher liegende Orte, und die Frieſländer bereichern ſich täglich durch unſern Schaden.

Ich will jetzt der gewachſenen Inſuln nicht gedenken, dergleichen, wie wir oben gemeldet, unter dem Leo dem Bilderſtürmer, durch ein entſetzliches Erdbeben und durch eine Entzündung entſtanden. Auch will ich weder von den vom Meer durchbrochenen Ufern, dergleichen das Gaditaniſche und Sicilianiſche bey den Alten iſt; noch von umgeſtürzten Bergen ſagen, wie ſich der Fall zugetragen in Bern, auch auf den Alpen bey Villach und zu unſerer Väter Zeiten auf den Alpen zwiſchen Italien und der Schweitz, da die Stadt Plüos bedeckt wurde; nicht weniger in tera firma Italiens, da 1670. der Grottenberg eingefallen. Doch ſind auch auf den Blankenbürgiſchen Gebürgen und ſonſt hin und wieder deutliche Spuren der Ruinen die entſetzlich anzuſehen und davon einige den Flüſſen zuzuſchreiben ſind. Sonderlich in Roſtrap, wo man auf einen Felſen einen eingedruckten Huf zeigt, von welchen Felſen, wie die Fabel lautet, eine königliche Prinzeſſin, mit ihrem Liebhaber über die ſchrecklichen Waſſerfälle des Bodafluſſes auf den Berg gegen über ſoll geſetzt haben. An manchen Orten zeigt man auch Seen, die von Ruinen und Erdbeben entſtanden ſind. Nicht zu gedenken des Aſphaltiſchen Sees bey Sodom, des Pilatus Sees und anderer; ſo glauben die Nachbarn der Steinhudiſchen See in unſerer Gegend, zwiſchen der Weſer und Leine; daß er von untergeſunkenem Lande entſtanden ſey. Es iſt mir auch dieſes glaublicher, als wenn ſie die alte Sage fortpflanzen: es läge daſelbſt eine Stadt vergraben, davon die Auswürfe der Wellen zeugten.

§. 40.

§. 40.

Die Einwohner von Minden geben vor, die Weſer habe in ihrer Gegend den Lauf geändert; vorzeiten habe ſie ſich in die Sümpfe ergoſſen, die von Meer an bis dahin giengen, und dem Meer einen Zugang verſtatteten; ja man habe auch daſelbſt einen Anker eines großen Schiffes gefunden. Dieſes bezeugen auch einige Chronicken von Minden, denen ich aber in ſo entfernten Zeiten wenig Glauben beymeſſe, wenn die Sache nicht durch den Augenſchein beſtättigt wird. Es iſt aber auch jetzt nichts ungewöhnliches, daß das Meer ausbricht, oder zurücke weicht, daß Land und Waſſer mit einander abwechſeln. Daß das Ufer in der Piccardie vorzeiten vom Meer überſchwemmt worden: und daß da ein Hafen geweſen, wo jetzt S. Omer iſt, ſchreiben Oertel und Chiflet. Von der Ueberſchwemmung des Nordſtrands in Holſtein, oder von dem Einbruche des Meers in Holland zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, und andern ältern, wo das Meer ſchiene ſein altes Recht wieder zu ſuchen, will ich nichts ſagen. Der Steinhuder See zwiſchen der Weſer und Leine, der uns näher iſt, giebt zu erkennen, daß ehedem faſt bis an die Stadt Sümpfe geweſen, die das Meer gewäſſert hat.

Bey Minden ſcheint die Weſer die Berge durchbrochen zu haben. Vorzeiten ſollen Sümpfe vom Meer gewäſſert, bis an dieſe Stadt gegangen ſeyn.

§. 41.

Es wird zu unſerm Vorhaben dienlich ſeyn eben dergleichen Veränderung in Italien zu erforſchen, ſonderlich in den Herrſchaften des Hauſes Eſte, welche ehemals die Vorfahren der

Wo jetzt Venedig und die Länder des Hauſes

Durchl.

Sie liegen, da war in den älteſten Zeiten Meer und Sümpfe.

Durchl. Herzoge von Braunſchweig beſeſſen; nicht weniger in der Lombardey und im venetiaſchen Gebiethe. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß das Venedig des Adriatiſchen Ufers, (denn Venedig zeigte ſonſt die Gegend nicht die Stadt an) ſowohl als die Aremoricker, deren Cäſar gedenket (wo heute zu Tage Vennes liegt) ihren gemeinſchaftlichen Namen von Sümpfen und einer Art Erde bekommen, welche heut zu Tage die Sachſen, Niederländer, Engländer und Dänen Veen, Fenne nennen, welche bisweilen ausgetrocknet, Weide und Heu trägt, auch Dorf gibt. Wie viel aber die Zeit hier geändert, lehret die gegenwärtige Geſtalt der Gegenden. Es iſt bekannt, daß ehmals ein großer Theil des Adriatiſchen Ufers vom Meer bedeckt, oder doch durch Sümpfe unwegſam gemacht war. Und diejenigen, welche von Aquileia nach Bononien wollten, muſten eine große Krümme rechter Hand machen. Denn Anfangs war der Po und die Etſch, nebſt den übrigen Auswürfen der Alpen und Appeniſchen Gebürge, noch nicht genug im Ufer und Fluth-Betten eingeſchloſſen, bis Marcus Scaurus die Hand angelegt. Von der Zeit an ſtritte man mit den Flüſſen, und das fette Land wurde ihnen entriſſen, welches noch hin und wieder von Italienern Policinia von den Sümpfen genennet wird, wie die Halbinſel Rhovigo, jenes alte Eigenthum des Eſtiſchen Hauſes an der Etſch, worinnen auch ihrer Vorfahren Begräbnis zu Vangadiaia geweſen. Nun hat es die Kunſt ſo weit gebracht, daß man an vielen Orten das Land niedriger als das Meer, und die Auen tiefer, als den Fluß, und das Waſſer gleichſam in der Luft aufgehängt ſieht, da gleichwohl die Ueberſchwemmungen ein langer Damm aufhält. Endlich iſt durch den Fleis der Sterblichen die Geſtalt der Erde dergeſtalt verändert worden, daß ich glaube, das menſchliche Geſchlecht habe ſich einen großen Theil ſeiner Wohnungen ſelbſt zu danken, ob wohl der Biber ein ſehr fleißiges Thier, ſich auch durch ſeine Kunſt Dämme und Seen aufbaut. Pignoria bezeugt; man habe zu Padua, als man den Grund zum Cloſter S. Helena legte, einen Anker und an andern Orten der Stadt, Maſtbäume gefunden. Daher iſt muthmaßlich, daß die Arme des Meers oder auch ſtehende Flüſſe, bis an die Euganeiſchen Hügel gekommen, worauf das Schloß Eſte ſtehet. Strabo beſchreibt Ravenna ſo, wie man heut zu Tag Venedig beſchreiben könnte; nämlich das Meer und die Kähne ſeyen durchgegangen. Noch zu des Caſſiodorus Zeiten, als er für den König Theodorich ſchrieb, war es ſo. Beym Verfall des occidentaliſchen Kayſerthums, war daſelbſt die vornehmſte Verſamlung der römiſchen Flotte, und der Sitz des Exarchus, weil es Griechenland mit Italien, durch die Schiffahrt verknüpfte. Nun iſt das Meer längſtens in ſeine Canäle zuruck getretten, und dergleichen Unglück befürchten auch die Venetianer, die nach einiger Meinung, durch das Aufhalten und Ableiten der Flüſſe, das Uebel an ſtatt es zu verhüten, nur vermehrt haben.

§. 42.

Wunderbare Brunnen in Modena.

Bey Modena, der itzigen Reſidenz der Eſtiſchen Fürſten iſt ein beſonderes Wunder der Natur, und unter allen, was man in der Lombardey findet, der Beſchreibung am würdigſten. Die Stadt ſpürt unter ſich einen See, der mit Erde, ja ſelbſt mit der Stadt gleichſam, als einem Gewölbe bedeckt iſt. Denn Modena und vielleicht ſonſt kein Ort in der Welt, kann durch die ganze Stadt, ja ſelbſt in allen umliegenden Feldern, lebendige, ſpringende und beſtändige Brunnen graben. Sie hat, daß ich es kurz ſage, **einen künſtlichen Bach**, dem weder der Sommer verringert, noch der Winter vermehrt. Und die Brunnengräber verlangen, zu einem Brunnen von 70. Schuhen, nichts als den Platz. Anfangs in der Tiefe von 10. Schuhen, finden ſie alsdenn Ueberbleibſel einer alten Stadt, gewürfeltes Pflaſter der Stadt, und andere Spuren des Alterthums. Und ſo hoch iſt die Stadt durch ihre Ruinen und andere dahin geführte Erde geworden. Hierauf ſieht man bey 4. oder 5. Schuh gemeine Erde, alsdenn folgen wieder Reſte der Stadt bey zwölf Schuh, gleich als wäre ſie mehr als einmal verwüſtet worden; Hierauf kommt **Kreide**, das iſt zäher Thon bey 24. Schuh. Zunächſt darauf liegt eine Art von Erde, welche die Einwohner das **Thal** nennen. Es zeigen ſowohl die Aeſte, Zweige und Baum-Blätter, als die untermengten Muſcheln, daß daſſelbe ehemals von Rohrmuſcheln, und mürben Stämmen müſſen bedeckt worden ſeyn. Dieſe Erde iſt wie Blätter oder jährliche Anſätze ein Holz zuſammengehäuft, und man ſieht verſchiedene Lagen übereinander, zum deutlichen Unterſcheide der **reinen Erde, und der verfaulten Materie.** Unter dieſem Thal, deſſen Tieſe wiederum 24. Schuh iſt, kommt abermals Thon, bey 4. Schuh, der viel zäher iſt, als der erſte. Zuletzt kommt **Sand mit Kies vermiſcht**, und man hört ein großes Geräuſch und Murmeln, wie fallender Waſſer. Hier ſtellt ſich denn der Brunnengräber ſo, daß er kann in die Höhe gezogen werden, ſo bald er ſeinen Bohrer angeſetzt. Denn kaum ſetzt er an; ſo bricht das Waſſer aus dem Boden, Anfangs langſam mit Sand vermiſcht, bald aber mit ſolcher Gewalt, daß er kaum oben iſt, bis das Waſſer an der obern Eröffnung des Brunnens kommt, und daſelbſt, beſtändig in einen unter der Erde mit Steinen gewölbten Canal fortfließt, bis an den gemeinen Waſſerſtänder der Stadt, den man den großen Canal nennt, der in den Fluß Panaro geführt iſt. Ich habe das in Händen gehabt, was der berühmte Arzt dieſer Stadt, Bernhard Ramazzini davon in ſein ſchönes Werk von der Mechanik und Phyſik ſetzen wird. Man ſagt noch, daß der Bohrer, ſo bald er das Waſſer berühret, allezeit mit Gewalt gegen Ferrara abweiche, als wenn das Waſſer dorthin, wie die Flüſſe, ſein Gefälle hätte. Allein Ramazzini bemerkt, daß es nicht ausgemacht oder gar falſch ſey. Des Winters gräbt man dergleichen Brunnen nicht, wegen der beſchwerlichen Wärme. Ich habe gerathen, ſie künftig mit dem Thermometer zu unterſuchen, damit man ſich nicht durch die dicke erſtickende Luft in einem verſchloſſenen Orte betrügen laſſe. Das Waſſer iſt rein, ſonderlich das aus dem Brunnen des Abgrunds, wie ſie ihn nennen, geſchöpft wird, und giebt dem Nucerianiſchen nichts nach. Ein Brunnen, der einmal gegraben iſt, bleibt eine ewige Wohlthat des Orts, mit ſolcher Dauer, daß man ihn durch Menſchen-Fleis nicht erſchöpfen kann; ob man es gleich oft verſucht hat, wenn das Waſſer unrein floß, da etwann die unterſte Eröffnung nicht gut gebohrt, oder nachher verſtopft war. Dieſem Fehler abzuhelfen wird weiter nichts erfordert, als daß man mitten durch das Waſſer noch einmal bohret.

§. 43.

Die Urſache dieſer Brunnen.

Bey den Lagen der Erde iſt nun hier leicht zu vermuthen, daß über den erſten Sand einſtmal von höhern Orten Thon gefallen; daß hernach von ungefähr und mit der Länge der Zeit Rohrbüſche und Bäume darunter gewachſen; und daß endlich durch neue und zwar durch die gröſte Gewalt eine große Menge Thon, dahin geführet worden, über welchen man eine Stadt erbauet, die durch der Barbarn Einfall zerſtöhrt worden. Es iſt alsdenn leicht zu begreiffen, daß von der Zeit an, das Erdreich durch Regen, und Flüſſe wieder darüber gehäuſt worden. Man weiß, daß man in das Pantheon zu Rom jetzt etliche Treppen hinunter ſteigen muß, da man ſonſt etliche hinauf gehen muſte, ſo daß man unlängſt das unterſte von Säulen entdeckt hat, als man die Erde wegräumete. Ich höre, daß man zu Aquileia Ruinen entdeckt, die mit dem Erdreich abwechſeln, als wenn die Geſtalt der Stadt eben ſo oft verändert worden wäre. Allein die ſpringenden Waſſer, unſeres Wunders zu Modena, machen uns mehr Schwürigkeiten. Diejenigen, welche glauben, ſie würden von fallenden Waſſern herauf getrieben, überlegen nicht, wie viel Kraft erfordert werde, beſtändige Brunnen auf die 70. Fuß in die Höhe zu treiben. Es iſt eine größere Geſchwindigkeit nöthig, als ein Stein erhielte, der aus eben der Höhe gefallen wäre. Und, wenn auch der Lauf des Waſſers ſo geſchwind wäre; ſo würde ſeine Direction gleichwohl nicht aufwärts gehen. Ueberdieß wird es augenſcheinlich durch Kies und Sand aufgehalten. Das Murmeln entſteht eben nicht allemal vom Laufen des Waſſers, ſondern von einer jeden ſchwankenden Bewegung in tiefen und hohlen Orten. Ich vermuthe zwar, daß es ſich durch unterirrdiſche Ausgänge verlaufen müſſe, aber nach und nach; denn auſſer dem würde bey ſolcher Breite und Geſchwindigkeit kein Waſſerſchatz dazu hinlänglich ſeyn. Ich ſehe alſo nichts übrig, als daß durch einen nahen Berg ein großer See muß bedeckt ſeyn, der zu den älteſten Zeiten an den Ort der Stadt gekommen, wo der Boden mit Kies belegt iſt. Hernach mag die darüber liegende Materie ſtückweiſe von dem Gipfel herab geführet worden ſeyn und die Höhlung ausgefüllt haben, doch ſo, daß vermittelſt der Zwiſchenräumlein der Steingen, die den zähen Thon gleichſam unterſtützten, eine Communication mit dem See geblieben iſt. Wenn daher der Grund der Stadt gleich uneben iſt; ſo iſt doch das Waſſer überall zu einer Horizontal-Höhe gekommen, nemlich zu derjenigen, die der See hat. Denn in dem andern Theile der Stadt leeren ſich die Brunnen ins freye Feld aus; unten aber haben ſie unterirrdiſche Ausgänge.

§. 44.

Beſchreibung der Erdlagen in Roſtorf bey Göttingen, welche den Modeneſiſchen einiger Maſſen ähnlich ſind.

Von der Lombardey kommen wir wieder nach Braunſchweig zu ähnlichen Ruinen der Erde, deren Spuren man öfters, ſonderlich neulich bey Göttingen in Roſtorf, einem alten adelichen Sitze gefunden hat. Es wird der Mühe werth ſeyn, die Erzehlung des Pfarrers daſelbſt, eines nicht ungelehrten Mannes, hier anzuführen. Es ließ ein Einwohner einen Brunnen graben. Zuerſt durchgrub man die ordentliche fruchtbare Erde 12. Schuh, hernach kam man auf ſchwarze Erde von verfaulten Blättern, Aeſten und Moos mit vielen Muſcheln vermiſcht, einen Schuh tief. Unter dieſer fand der Brunnen-Gräber Märgel drey Schuh tief, durch welchen die Quellen-Gänge liefen. So weit gieng der Brunnen das erſtemal. Da aber neulich im Monath April 1686. das Waſſer ausblieb, ſuchte man die Quelle tiefer. Hierauf traf man abermals ſchwärzlichte und ſtinkende Erde an von verfaulten Blättern, Stoppeln, Faſern von Würzeln und vielen Muſcheln bey 8. Fuß. Endlich traf man, wo die leimichte und ſchlüpferigte Erde anfieng, auch eine faſt verfaulte

Birke und dichte Tanne, die noch ganz war und in die Quere lag, zuſamt den Wurzeln und etlichen Tannzapfen nicht weit davon an. Es iſt ohne Zweifel hier ein Thal mit Bäumen bewachſen geweſen, als bey wenigern Menſchen die Wälder in dieſen Gegenden noch nicht abgehauen waren, und durch nach und nach erfolgte Ueberſchwemmungen mit verſchiedenen Lagen bedeckt worden, weil die Hügel daſelbſt viel Märgel führen, auch die Baum-Wurzeln und die Blätter ein offenbarer Raub der darauf ſtehenden Wälder ſind. Nun iſt dieſer Ort ſo hoch, daß eine große Ueberſchwemmung von Regenwaſſer die ſich vier Jahre vorher gleichſam durch einen Wolkenbruch hier zugetragen und in der Tiefe großen Schaden that, dennoch nicht bis an den Ort des Brunnens gedrungen iſt. Es iſt auch merkwürdig, daß man daſelbſt itzt keine Tannen hat; ſo ſehr hat ſich die Beſchaffenheit des Orts geändert. Die Muſcheln ſind nicht von denen die zwey Flügel haben, (bivalvium) ſondern von den gekräuſelten (turbinatum) und iſt kein Zweifel, daß es nicht wahre und von lebenden Thieren vormals bewohnte Muſcheln ſeyn ſollten.

§. 45.

Von Bäumen die mit Erde bedeckt ſind, von verſteinertem Holze.

Anderwärts trift man verſchüttete Bäume und verſteinertes Holz an. Franciſcus Stellutus fand dergleichen im Herzogthum Spoleto, und bereitete es mit beſonderem Fleiße zu. Man findet es nicht allein mit Schlamm; ſondern auch mit Stein überzogen. Aus der meiſniſchen Berg-Chronick iſt bekannt, daß man eine Buche mit Aeſten und Blättern in einem aſchenfarbigen harten Steine 180. Ellen tief unter der Erde gefunden hat. In den tiefſten thüringiſchen Höhlen traf man ein Auer-Ochſen Horn an, ingleichen einen Zaun-Pfahl. Ich habe Nachricht, daß man den ſiebenden Februarii 1656. bey Joachimsthal einer berühmten Bergſtadt in Böhmen in dem Stollen Barbara Brulla, eine verſteinerte Eiche mit Wurzel und Aeſten, 150. Ellen tief ausgegraben habe. Schon Gesner und Albinus melden, daß man aus den Bergwerken gemeldter Stadt eine Buche, woraus Wetzſteine gemacht wurden, 70. Lachter tief gezogen. Und nun gebe ich zu überlegen, ob man annehmen könne, daß in ſolcher Tiefe ein Baum gewachſen, und hernach mit verſteinernder Materie überſchüttet worden; oder daß er vielmehr von den Bergen mit der umſtehenden Erde in die Höhlen geſunken, als ehemals die Gewölber der alten Erde zerborſten ſind? Benjamin Olitſch ein guter Bergwerksverſtändiger, der bey uns Bergrath war, hernach aber von den Holländern als Director der Oſtindiſchen Bergwerke dahin verſchickt wurde und frühzeitig ſtarb, verſicherte mich, daß er unter ſeiner Sammlung einen Stein von Auguſtusburg in Meiſſen habe, der ſcheint aus einer Erle entſtanden zu ſeyn; nebſt einem andern ſo genannten Schlammſtein, oder der gleichſam aus dem Schlamm erwachſen, auf welchen an einem Stücke zwey Blätter waren, deren man eines für ein Eichenblat, das andere für ein Weidenblat erkennen müſſe. Er war auch der Meinung, daß es würkliche Spuren von abgefallenen Blättern wären. Er hatte ihn vom Altenſattel in Böhmen bekommen, wo man auch nicht weit von der Eger ganze Stämme von verſteinerten Bäumen entdeckt. Von unſern verſteinerten Ebenholz erzehlt ſchon Agricola: bey Hildesheim ſey zwiſchen der Alaun-Erde verſteinertes Holz, ingleichen verſteinertes Eichenholz.. Er ſetzt hinzu: Bey dem Schloſſe Marienburg ſey der Hügel voll verſteinerter Balken, deren Köpfe bisweilen hervorragen. Sie ſeyen aber ſehr lang und auf einander gehäuft, und in der Mitte derſelben finde man ſchwarze Erde. Ich will hiervon nichts gewiſſes ſagen, weil ich die Sache nicht genug unterſucht habe. Agricola hält es für eine Art Steine. Conring bezeugt, daß es diejenigen, ſo es in Augenſchein genommen, für Holz ausgeben. Wovon ich den Geruch eines gebrannten Horns herleiten ſoll, den nach des Agricola Bericht dieſe Balken geben, wann ſie mit Eiſen oder andern Stein gerieben werden, ſo wie auch die Oſtraciten daſelbſt, weiß ich nicht gewiß. Denn bisweilen haben die Mineralien auch einen Geruch aus dem Thier- oder Pflanzenreich. Ich will nicht anführen, daß die ſulphuriſchen Waſſer und Orte, wo man Salz ſiedet einen uriniſchen Geruch haben. Es iſt bekannt, daß bey Altenberg in den Zinnbergwerken, und bey Herzberg in Schleſien Steine angetroffen werden, die nach Veil riechen. Die Bergleute wiſſen, daß der Kobalt woraus man Bismuth, Zafer und Arſenicum macht (alles aus einem Stein) ſich in ſeiner Art durch Knoblauchsgeruch verräth. Daher muthmaßte ich einmal, daß das Wort Kobalt vom teutſchen Worte Knoblauch durch verderbte Ausſprache entſtanden.

§. 46.

Vom Torf und ſeinem Urſprung.

Uebrigens findet man auch unter dem Torf, der nicht weit von Hannover und Celle zum brennen gegraben wird, alte Storren von Bäumen, und gleichſam Holzfäden. Torf iſt eigentlich keine Erde, ſondern ein Haufen, der von Vegetabilien, als etwann von Heydekraut, Moos, Gras, Wurzeln, Rohr in ſumpfigten Orten zuſammen gewachſen und nach länger Zeit ausgetrocknet iſt. Ich ſehe auch nicht, warum in denſelben mehr Schwefel und Harz ſeyn ſollte, als in andern Materien, die das Feuer unterhalten; ob ſie ſchon in einigen Gattungen mögen untergemiſcht ſeyn. Eine Art von künſtlichen Torf erzeugt ſich bey den Gerbern in dem Loh; oder Reſten der eichenen Rinden. Bey uns iſt die Lage dieſes Torfs kaum Mannes tief. Ob er nachwachſe weiß man noch nicht, ob gleich ſo viel bekannt iſt, daß ſolcher durch das Waſſer herbey geführet wird. Zu Maggenberg in Meiſſen fand man vier Lachter tief Eiſenadern und auf dieſelben folgte dieſer verbrennliche Raſen oder Torf. Die Weſtphälinger, Oldenburger, Friesländer, Holſteiner, Dänen und Holländer bedienen ſich des Torfs, ja es ſoll auch in Engelland nicht daran fehlen, als wo-

woſelbſt man auch unter der Erde Bäume findet, die man *Moſſwood* gleichſam Holz unter dem Moos nennt. Alſo ſind wir nicht allein das Volk, das ſeine Erde brennt, welches Plinius tadelt. Die Menſchen ſcheinen den Gebrauch deſſelben von den Entzündungen gelernt zu haben, die bisweilen weit und breit dieſe Erde ergreifen und lange dauern. Die Bremiſche Chronick gedenkt einer ſolchen Entzündung im Jahr Chriſti 1278. im Sommer, die kaum in einem Monathe gelöſcht wurde. Doch iſt nicht aller Torf von einerley Natur. Bey den Seeländern wird der Torf *Darnia* vom Meer ausgeworfen, aus deſſen Aſche man Küchenſalz bereitet. Es war dieſes eine Zeitlang verboten, damit die Erde die Feſtigkeit die es braucht das Meer aufzuhalten nicht verliehren möchte. Carl der fünfte erlaubte es wieder auf des Armen Bitten. In Holland ſind groſſe Felder, die man Veen nennt, wo man gleich nach der äuſſern Fläche der Erde auf ſolchen Torf kommt, der ſchlammicht iſt, wegen des damit vermiſchten Waſſers. Man ſchöpft dieſen Schlamm aus, legt ein Bret darauf, und tritt ihn mit den Füſſen. Hierauf ſchneidet man denſelben wie Ziegel in parallelepipeda, trocknet ihn an der Sonne und Wind, damit er zum Brennen taugt. Diejenigen ſo die gemeine Plätze pachten, und mit Torf handeln, legen ſich die Laſt auf, für wenig Jahre Nutzung eines mäßigen Feldes, eine beſtändige Steuer zu bezahlen. Denn man müſſe lange warten bis der Torf wieder nachwächſt, und vielleicht auf das platoniſche Jahr in einer andern Welt. Den ausgeleerten Platz erfüllt unterdeſſen ſumpfigtes Waſſer, das unnütz iſt, weil man es nicht ableiten kann. Wer alſo dieſen Torfhandel unternimmt, muß die Rechnung ſo machen, daß der gegenwärtige Nutzen nicht nur die Unkoſten beträgt, ſondern auch die jährlichen Einkünſte, die er vom Glücke erwarten muß, wieder überſteigt. Der Torf, welcher in Weſtphalen, Friesland und Flandern gebrennt wird, und ſich bis an die Some erſtreckt, liegt gemeiniglich frey. Ich bin nicht ungeneigt zu glauben, daß auch Torf von Ueberſchwemmungen entſtanden iſt. Denn es mag wohl nach der Ueberſchwemmung die Erde halb trocken geworden ſeyn, da denn Heydekraut wie Hecken angeſetzt. Hernach erfolgte vielleicht eine neue Ueberſchwemmung und ein neuer ſubtiler Satz vom Schlamm, und darinnen wuchs wieder dergleichen; bis endlich nach vielen Jahren dieſer verbrennliche Raſen ſeine jetzige Dicke erhielt; da ſein Wachsthum nach und nach aufhörte, weil die Flüſſe ſich den Weg mehr und mehr aushöhlten, oder durch Menſchenhände eingeſchränkt wurden, und in gewiſſern Fluthbetten zu laufen anfiengen. Dieſe Meinung beſtärken die ſo genannten Plaggen, das iſt, die oberſte Rinde der Erde, welche unſer und der weſtphäliſchen Bauern von dem entblößten Sand der Heiden abſchneiden, theils zum Brennen, theils die unfruchtbaren Felder mit zu düngen. Dieſe Fläche der Heidewälder läßt ſich brennen, weil ſie mit Pflanzen untermiſcht iſt; und der Torf iſt gleichſam aus verſchiedenen Lagen ſolcher Plaggen erwachſen.

§. 47.

Gefundene Bemerkung verſchütteter Bäume.

Auch im Lüneburgiſchen und anderwärts, liegen unter dem Thon ganze oder abgebrochene Bäume. Es iſt merkwürdig, daß die meiſten auf einerley Art liegen, ſo daß die Wurzel zwiſchen Mitternacht und Abend, die Gipfel zwiſchen Morgen und Mittag ſind. Eben dieſes hat Boot, von ſeinem Vaterlande Brug bemerket, wo in einigen Gegenden zehn bis zwanzig Ellen tief ganze Wälder mit Erde verſchüttet gefunden worden. Man erkennt ganz deutlich die Arten der Bäume, und kann an der Reihe der Blätter die Jahre erkennen, die Stämme und Blätter braucht man ſtatt der Kohlen. Die Gipfel der Bäume ſehen gegen Morgen. Ein gleiches ſagt man von Gröningen und Friesland. Es glauben daher verſchiedene gelehrte Männer, lang vor der Menſchen Gedenken, habe das Weltmeer durch den Nordwind und Nordweſtwind, welche noch izt dieſe Ufer beunruhigen, angefangen zu geſchwellen, und ſey mit groſſer Gewalt über das Land eingebrochen, habe auf einmal ganz Niederteutſchland bedeckt und allerhand Materie hieher geführt: und da das Meer nothwendig von einem höhern Orte gekommen, ſo glaube ich, daß ein Vorgebürg oder leimichte Dämme, die das Meer aufhielten, endlich zerbrochen ſind, und ſich hieher geſenkt haben.

§. 48.

Beſchreibung der Erdla.

Als man zu Amſterdam einen Brunnen grub bey 230. Shuhe tief, hat man die verſchiedenen Lagen der Erde folgender Geſtalt gefunden.

Schwargen bey Grabung eines Brunnens in Amſterdam.

Schwarze Gartenerde gieng 7. Schuhe tief, nach ihr kam Torf 9. Schuhe tief, hierauf weicher Thon 9, Sand 8, Gartenerde 4, Thon 10, Erde 4, Sand auf welchen dort die Häuſer gepfählt werden 10. Schuhe, Thon 2, weiſſen Sand 4, trokne Erde 5, Moraſt 1, Sand 14, ſandichte Leime 3, Sand mit Thon vermiſcht 5, Sand mit kleinen Seemuſcheln vermengt 4, Thon biß auf 102 und endlich kieſigter Sand 31 Schuhe tief. Und alſo kommt Torf einmal, Erde 5 mal, Thon 5 mal, Sand mehr als 6 mal und Muſcheln einmal vor. Es iſt wahrſcheinlich, daß vorzeiten daſelbſt der Seegrund geweſen, wo izt die Muſcheln ſind, in einer Tiefe von mehr als hundert Schuhen. Auf dieſen Grund haben allerhand Verſchwemmungen und Ruine ſo viel Lagen vom Thon und Sand geführt, da unterdeſſen mit der Zeit der Bodenſaz der Erde darüber gewachſen. Nun wich das zurückgetriebene Meer auf eine Zeitlang, hat ſich aber, gleichſam auf ſein Recht erpicht, wieder über die Erde nach durchbrochenen Dämmen ergoſſen, und die Wälder niedergeriſſen, deren Reſte man uns ausgräbt. So dient uns die Natur ſtatt einer Geſchichte. Unſere aufgezeichnete Geſchichte hingegen vergilt dieſe Gnade der Natur wieder, damit ihre Werke, die wir noch wiſſen, den Nachkommen nicht unbekannt bleiben mögen.

Gottfried Wilhelm von Leibniz
Philoſophiſche Werke
nach Raſpens Sammlung.

Aus dem Franzöſiſchen mit Zuſätzen und Anmerkungen
von
Johann Heinrich Friderich Ulrich,
reformirten Prediger an der Charite, und bey dem Invalidencorps
in Berlin.

BIBL. UNIVERS. LIPS.
EX
DONO
UCKERMANN

Erſter Band.

Halle 1778.
Verlegt und gedruckt bey Johann Chriſtian Hendel.

Herrn

Johann Peter Bamberger

Königlichen Preußiſchen Kirchenrathe

und

Prediger bey der Dreifaltigkeitskirche

zu Berlin.

Hochwürdiger Herr Kirchenrath
Verehrungswürdiger Gönner,

Mit ſehr groſſem Vergnügen übergebe ich Ihnen gegenwärtige von mir veranſtaltete Ueberſetzung, der ich Ihren ſchätzbaren und mir verehrungswerthen Namen vorzuſetzen mich erkühnt habe. — Nehmen Sie, **theurer Gönner**, dies als einen ſchwachen Beweis der ſtarken, und groſſen Ergebenheit an, die mein Herz ſeit dem erſten Zutritt zu Ihnen gefühlet hat. — — Ihre Verdienſte um mich ſind in den mannichfachen Situationen meines ſiebenjährigen Berlinſchen Aufenthaltes ſo groß, und mir ſo unvergeßlich, daß ich eben deshalb mir Rechnung mache, um die Fortſetzung Ihrer gewogenen Liebe mit deſto gröſſerer Zuverſicht bitten zu dürfen.

Nie werde ich aufhören, Sie recht innig hochzuachten, mit aufrichtigem Herzen zu verehren, und jede Gelegenheit wird mir willkommen ſeyn, Ihnen darthun zu können, daß ich immerdar mit gefühlvoller Dankbarkeit ſey

Ew. Hochwürden

Berlin den 8. Decemb.
1777.

gehorſamſter Diener,
J. H. F. Ulrich.

Vorrede

des Ueberſetzers.

Ich übergebe hiemit dem Deutſchen ein Werk, welches die Lehrſätze des gröſſeſten engliſchen und deutſchen Philoſophen enthält. Entſchuldigungen, daß ich es überſetzt habe, will ich hier gar nicht machen. Sie würden auf den gewöhnlichen Ton hinauslaufen, und ich möchte nicht gern dem Leſer unangenehme Langeweile verurſachen. So viel weiß ich aber gewiß, daß bey aller ausgebreiteten Kenntniß der franzöſiſchen Sprache ein groſſer Theil unſers gelehrten Vaterlandes ihrer nicht mächtig ſey. Nicht zu gedenken, daß es weder dem Herrn von **Leibnitz** zur Unehre gereiche, in die deutſche Sprache überſetzt worden zu ſeyn, noch dem Leſer zur Schande, daß er ihn deutſch lieſet.

Die Ueberſetzung habe ich frey geliefert. Der Sachverſtändige wird mich verſtehen, und mir Recht geben, ohne daß ich mich erſt weitläuftig zu erklären nöthig hätte, was ich unter der freyen Ueberſetzung eines philoſophiſchen Werkes verſtünde, und ohne die Gründe der Reihe nach aufzuzählen, die mich dazu beſtimmen konnten. Die Sache ſelbſt leidet dadurch nicht im geringſten. **Genauigkeit, Präciſion** und **Ordnung** des Styls können tiefſinnige philoſophiſche Wahrheiten ungemein aufhellen, und wo nicht nutzbarer, doch anmuthiger und intereſſanter machen. Hingegen lehrt die Erfahrung, daß die wichtigſten, und gemeinnützigſten

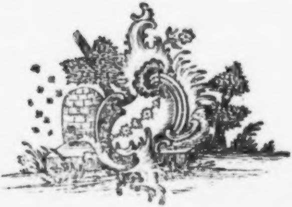
ſten philoſophiſchen Unterſuchungen im Original, und in der Ueberſetzung weniger reizen und auffallen, wenn der Styl in dem ſie vorgetragen werden, trocken, ſchwerfällig und mühſam iſt. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich weder **deklamirt**, noch **paraphraſiret**, ſondern, -- -- **überſetzt** habe.

Ich ſollte denken, daß die beygefügte Anmerkungen wenigſtens ſo viel darthun könnten, daß ich über meinen Schriftſteller ſelbſt gedacht habe, und ihm nicht blindlings gefolgt bin. Meine Hauptabſicht dabey war dieſe, daß nicht nur hie und da **Leibnitz** und **Locke** ſelbſt verſtändlicher würden, als ſie im Anfang zu ſeyn ſcheinen; ſondern daß ich auch manchmal dieſen oder jenen Lehrſatz dieſes groſſen **deutſchen** Philoſophen etwas genauer prüfen, und die Gründe ſeiner Meinungen wenigſtens unpartheyiſch abwägen wollte, wenn ich mich auch gleich nicht unterſtanden habe, über verſchiedene ſeiner Behauptungen mein Urtheil in einem entſcheidenden Tone vorzutragen. Daß ich zuweilen eine philoſophiſche Wahrheit **hiſteriſch** betrachtet, wird, wo ich mich nicht irre, eben ſo wenig ohne allem Nutzen ſeyn, als es in der Theologie gewiß nicht ſchadet, die dogmatiſchen Lehrſätze hiſtoriſch zu unterſuchen. Gröſtentheils habe ich die Quellen angezeigt, aus denen ich Stof zum Nachdenken genommen habe, und dann, wenn es vergeſſen worden, iſt es gewiß nicht mit Bedacht geſchehen. Ich mache mir es zur Ehre, von den groſſen Philoſophen, die ich bey meiner Ueberſetzung nachgeſchlagen, nachgeleſen, und genannt habe, täglich zu lernen. Es wäre daher Schwachheit, wenn ich dem Publikum manches als meine eigene Entdeckung oder Meinung aufdringen und vorſpiegeln wollte, das doch auf fremden Boden gewachſen und ernähret worden iſt. So viel kann ich jedoch, ohne das mir ſo heilige Geſetz der Beſcheidenheit zu beleidigen, ſagen, daß ich die Quellen, aus denen meine Bemerkungen entlehnt ſind, mit Behutſamkeit und Ueberlegung benutzt habe.

Einige Poleyſche Anmerkungen zum Locke habe ich abdrucken laſſen. Es ſind ihrer indeſſen nur ſehr wenige, und dieſe wenige ſind gewiß nicht unnütz; zumal da ich hoffe, daß bei meiner gegenwärtigen Ueberſetzung, das **Lockiſche Werk** vom **menſchlichen Verſtande** nicht mehr ſo unentbehrlich ſeyn werde. Auch aus dieſer Abſicht verſpreche ich ihr in unſern theuren **Zeiten**, wo die gelehrten Ausgaben nicht ſelten ſehr hoch ſteigen, eine günſtige Aufnahme.

Das Werk ſelbſt wird in **zwey** Oktavbänden, abgedruckt werden, unter andern auch deßhalb, weil es dadurch wohlſeiler wird. Der **zweyte Band** wird **zur Oſtermeſſe** 1778 ohnfehlbar erſcheinen. Ich werde dabey ein vollſtändiges Regiſter anhängen; und ſo wie ich vor dem gegenwärtigen **erſten** Band **Leibnitzens** Leben nach dem **Fontenelle** beſchrieben habe, in dem zweiten **Lockens** Biographe werden.

Die Urtheile über meine Überſetzung werde ich ganz gelaſſen erwarten; gegründete Erinnerungen mit Dank annehmen und benutzen. Bey heftigem und unnützen Tadel aber werde ich mich bemühen, gleichgültig zu ſeyn, um ihn mit philoſophiſcher Kaltblütigkeit zu verachten. Berlin am 27 Julius 1777.



Inhalt

derer in dieſem Iſten Bande enthaltenen Stücke.

I. Vorrede des Ueberſetzers.

II. Vorrede des Herrn Prof. A. G. Käſtner. S. 1–14

III. Vorrede des Herrn Raſpe. S. 15–20

IV. Leben des Herrn von Leibnitz nach dem Fontenelle. S. 31–84

V. Neue Verſuche über den menſchlichen Verſtand; Vorläufige Betrachtungen. S. 85–122

Erſtes Buch.

Von den angebornen Begriffen.

Erſtes Hauptſtück. Ob es in der Seele des Menſchen angeborne Begriffe gebe. S. 123

Zweites Hauptſtück. Es giebt keine angeborne praktiſche Grundwahrheiten. S. 167

Drit-

Drittes Hauptſtück. Noch einige Betrachtungen über die angebornen Grundwahrheiten, die theoretiſchen ſowohl, als die praktiſchen. S. 197-206

Zweites Buch.

Von den Ideen.

Erſtes Hauptſtück. Von den Ideen überhaupt gelegentliche Unterſuchung, ob die menſchliche Seele beſtändig denke? S. 209

Zweites Hauptſtück. Von einfachen Ideen. S. 230

Drittes Hauptſtück. Von Ideen, welche wir nur durch einen Sinn erhalten. S. 232

Viertes Hauptſtück. Von der Dichtheit. S. 234

Fünftes Hauptſtück. Von den einfachen Begriffen, welche wir durch verſchiedene Sinne erlangen. S. 243

Sechſtes Hauptſtück. Von den einfachen Ideen, die durch die Reflection entſtehen. S. 243

Siebentes Hauptſtück. Von einfachen Ideen, die aus der ſinnlichen Empfindung, und aus dem Ueberdenken entſpringen. S. 244

Achtes Hauptſtück. Noch andre Betrachtungen über die einfachen Ideen. S. 244

Neuntes Hauptſtück. Von der Empfindungskraft. S. 252

Zehntes Hauptſtück. Ueber die Behaltungskraft. S. 264

Eilftes Hauptſtück. Von der Kraft der Seele die Ideen zu unterſcheiden. S. 267

Zwölftes Hauptſtück. Von zuſammengeſetzten Begriffen. S. 275

Dreizehentes Hauptſtück. Von den einfachen Zufälligkeiten; zuvörderſt von den einfachen Zufälligkeiten des Raumes. S. 280

Vierzehentes Hauptſtück. Von der Dauer, und ihren einfachen Zufälligkeiten. S. 295

Funfzehentes Hauptſtück. Von der Dauer und Ausbreitung zuſammenbetrachtet. S. 300

Sechszehentes Hauptſtück. Von der Zahl. S. 302

Siebenzehentes Hauptſtück. Von der Unendlichkeit. S. 305

Achtzehentes Hauptſtück. Von andern einfachen Zufälligkeiten. S. 310

Neunzehentes Hauptſtück. Von den Zufälligkeiten des Denkens. S. 311

Zwanzigſtes Hauptſtück. Von den Zufälligkeiten des Vergnügens und des Schmerzes. S. 317

Ein und zwanzigſtes Hauptſtück. Von der Macht, und von der Freiheit. S. 332

Zwey und zwanzigſtes Hauptſtück. Von gemiſchten Zufälligkeiten. S. 421

Drey und zwanzigſtes Hauptſtück. Ueber die zuſammengeſetzten Ideen, die wir uns von den Subſtanzen machen. S. 428

Vier und zwanzigſtes Hauptſtück. Von zuſammengeſetzten Begriffen der Subſtanzen. S. 447

Fünf und zwanzigſtes Hauptſtück. Von dem Verhältniſſe. S. 448
Sechs und zwanzigſtes Hauptſtück. Ueber die Urſache und Würkung, und einige andre Verhältniſſe. S. 452
Sieben und zwanzigſtes Hauptſtück. Von der Einerleiheit, und Verſchiedenheit. S. 454
Acht und zwanzigſtes Hauptſtück. Ueber gewiſſe andere, beſonders die ſittlichen Verhältniſſe. S. 488
Neun und zwanzigſtes Hauptſtück. Ueber die klaren und dunklen, über die deutlichen und verworrenen Ideen. S. 501
Dreißigſtes Hauptſtück. Von würklichen und eingebildeten Ideen. S. 515
Ein und dreißigſtes Hauptſtück. Von vollſtändigen und unvollſtändigen Ideen. S. 519
Zwey und dreißigſtes Hauptſtück. Von wahren und falſchen Ideen. S. 523
Drey und dreißigſtes Hauptſtück. Von den vergeſellſchafteten Begriffen. S. 524

Vorrede

des Herrn

A. G. Käſtner,

Profeſſors der Mathematik und Phyſik
in Göttingen.

Vorrede des Herrn Profeſſor Käſtner.

Daß das würkliche Ganze etwas anders ſey, als es uns zu ſeyn ſcheint, iſt ſeit den Zeiten Carteſius eine ungezweifelte Wahrheit. Er behauptete zum Erſtaunen der Philoſophen *) ſeiner

---

*) Die Theorie der Farben hat allerdings in der Geſchichte der Philoſophie eine ganz eigene Epoche. Herr Eberhard gedenkt dieſer Begebenheit und ihres Einfluſſes auf die Philoſophie, in der Vorrede zu ſeiner Theorie des Denkens und Empfindens, mit folgenden Worten:

„Zwo Begebenheiten, in der Geſchichte der Philoſophie, ſagt er, gaben Anlaß, zum beſſeren Anbaue der Theorie der Empfindungen die Bahn zu eröffnen. Die erſte waren die Entdeckungen, die man über die Natur einiger abgeleiteten Eigenſchaften (qualitates ſecundariae) der Körper

Zeit, daß das Licht und die Farben mit den Ideen, die wir uns von ihnen machen, nicht die geringſte Aehn-

„nämlich der Farben, machte. Man wurde gewahr, daß dieſe in den Gegenſtänden nichts Würkliches und Selbſtſtändiges ſey, ſondern daß ſie als ſinnliche Eindrücke auf die Art, wie ſie durch die Sinnen erſcheinen, empfunden würden. Man fühlte alſo die Nothwendigkeit, ſich mit dieſem noch ſo fremden Theile des menſchlichen Geiſtes bekannt zu machen, und ſeine Natur zu erforſchen. Wenn Leibnitz dadurch veranlaßt wurde, den Unterſchied der Vorſtellungen in Anſehung ihrer Klarheit und Deutlichkeit zu bemerken, und ſo die Ausſichten in die intellektuelle und ſinnliche Welt aufzuſchließen: ſo vermindert das die Ehre ſeiner Erfindung nicht. Er übertrug das, was Newton nur von den abgeleiteten Eigenſchaften der Körper bemerkt hatte, auch auf die erſten und urſprünglichen, die Ausdehnung, die Undurchdringlichkeit, die Figur, und die Bewegung, und brachte dadurch die Pſychologie um viele beträchtliche Schritte weiter, als Locke.„

Ich will hier das Nöthige anführen, was über die Farben und die Theorie derſelben gedacht und geurtheilet worden iſt, um daraus ſehen zu können, wo die Gränzen der Philoſophie der Alten müſſen gezogen werden, und worinn die neuern Philoſophen Vorzüge vor jenen zum Voraus haben. Dabey bitte ich mir aber gleich im Anfange dieſe Gerechtigkeit von dem Leſer aus. Einmal, daß er mich in dieſer und in allen andern Anmerkungen, welche von mir herrühren, lediglich aus dem Geſichtspunkte betrachten wolle, aus welchem ich betrachtet zu werden wünſche, nämlich als einen Unterſucher der Wahrheit. Zum poſitiven Entſcheiden halte ich mich eben ſo wenig fähig, als ich daran Vergnügen finde, einen Machtſpruch zu thun. Hiernächſt, daß er mich nie außer dem Zuſammenhange des Ganzen beurtheile.

Die Meinungen der alten Philoſophen über das Materielle, was aus allen Körpern ausflöſſe, um unſere Sinne zu rühren, ſind bekannt, und ihre ganze Korpuskularphiloſophie iſt hinlänglich geprüfet, beurtheilet und auch zum Theil widerleget worden. Daher die *ſpecies intentionales*, welche Carteſius durch exigua ſimulacra per aërem volitantia erklärt. In dem erſten Kapitel ſeiner Dioptrik §. 4. (worauf auch Herr Kästner zielet) druckt er ſeine Meinung, wel-

che

Aehnlichkeit hätten. Auf dieß Principium ſcheint der Herr von Leibniz ſeine Metaphyſik aufgebauet zu

che allerdings den Philoſophen ſeines Zeitalters auffiel, und wunderbar zu ſeyn ſchien, ſehr beſtimmt alſo aus: vnde etiam naſcetur occaſio iudicandi, non neceſſarium eſſe, ſupponere, materiale quidpiam ex obiectis ad oculos noſtros manare, vt lumen & colores videamus; neque quidquam in illis obiectis eſſe, *quod ſimile ſit ideis, quas de iis in mente formamus*: quemadmodum nihil ex corporibus, quae *caeco* occurrunt, per baculum ad manum illius fluit; conſtatque, motum aut reſiſtentiam horum corporum, quae ſola percepti ſenſus cauſſa eſt, nihil ſimile habere ideis, quas inde animo apprehendit. Et hac ratione mentem habebimus liberam ab omnibus illis exiguis ſimulacris per aërem volitantibus, quae *ſpecies intentionales* philoſophi, mirum in modum iis diſtenti, nominarunt.

Mit dieſer Korpuskularphiloſophie der Alten hieng ihre Farbentheorie unmittelbar zuſammen. Der falſche Grundſatz, daß der Sinn des Geſichts ſo wohl, als andere Sinne aus dem Ausfluſſe gewiſſer Figuren (ex ἀποῤῥοίας σχημάτων, wie es Empedokles nennt) entſtünde, hat zu den ſeltſamen Grillen und Chimären über die Farben Gelegenheit gegeben.

Empedokles erklärt, wie Plato anführet, die Farbe auf folgende Art: ἀποῤῥοὴ σχημάτων ὄψει σύμμετρος καὶ αἰσθητός — defluxio figurarum, quae viſui congruit, atque ſenſibilis eſt. Nach dem Plutarch de placitis philoſophorum lautet die Definition ſo: χρῶμα εἶναι τὸ τοῖς πόροις τῆς ὄψεως ἐναρμόττον. Colorem eſſe, quod congruit meatibus viſui interuenientibus. Eben das führt Stobäus an, nur, daß er noch hinzuſetzet, daß Empedokles die Verſchiedenheit der Farben aus der Verſchiedenheit der Speiſen hergeleitet habe, — τὰς δὲ διαφορὰς τῶν τροφῶν ποικιλίας. Differentias autem coloris e ciborum varietate duxit. Τέτταρα τοῖς στοιχείοις ἰσάριθμα. Species quatuor non ſecus ac elementorum poſuit.

Demokritus wählte faſt eben die Erklärungsart der Empfindungen, und der Entſtehungen der Farben. Denn die Atomen des Demokrits, die Bilder des Empedokles, die Geſtalten des Ariſtoteles waren alles einerley.

Ariſtozu haben. Der Vorwurf, daß er ſeine Meinungen in undurchdringliche Dunkelheit einhülle, trift ihn keinesweges; und die, welche ihm denſelben machen, würden den Ungrund ihrer Behauptung ſogleich einſehen, wenn ſie ſich nur von gewiſſen Vorurtheilen losmachen wollten, die nicht mehr Wahrſcheinlichkeit haben, als die Atomen, die aus den Objekten fließen ſollten, welche Carteſius beſtritt und widerlegte. Sie halten die Erklärung, welche Herr von Leibniz von dem Urſprunge der Ausdehnung giebt, für unbrauchbar und unzulänglich.

Ariſtoteles erklärt ſich über das Licht und die Farben äuſerſt unvollſtändig und dunkel. Seine Erklärung der Farbe Χρῶμα ἐςι τῶ διαφανῆς ἐν σώματι ὡρισμένω πέρας iſt eine Beſchreibung der gefarbten Oberfläche, nicht aber der Farbe ſelbſt.

Die anderen Philoſophen leiteten die Farben bald aus der Vermiſchung des Lichts und des Schattens; bald aus der Verdrehung gewiſſer kleinen Kugeln, und ihrer verſchiedenen Zuſammendrückung, bald aus der Vibration des Aethers her. So wallte man in Dunkelheit und Nacht, bis endlich Newton die vortrefliche Theorie von den Farben lieferte, welche ſchon allein ſeinen Namen unſterblich macht.

Das Neue, was er erfand, beſtand darinnen. Invenio, ſagt er, quod modificatio lucis, unde colores originem ſumunt, luci connata ſit; & non oritur a reflexione, neque a refractione, neque a qualitatibus corporum, aut modis quibuslibet, nec ab iis, vel deſtrui poteſt, vel ullo modo mutari.

Man hat dieſe Theorie der Farben und ihrer Harmonie in der Folge mehr und mehr erweitert; man iſt aber, um mit Herrn Mendels-Sohn zu reden, noch nicht ſo glücklich geweſen, die Harmonie der Farben auf ihre wahre Stufe zu erheben, und zu der Mutter ſo vieler Ergötzlichkeiten zu machen, als die Harmonie der Töne. Die Farbenklaviere ſcheinen mehr zu verſprechen, als ſie in der That leiſten, u. ſ. w. S. den eilften Brief über die Empfindungen.

Anm. des Ueberſetzers.

lich. Zu dem Ende nehmen ſie zu geometriſchen Demonſtrationen ihre Zuflucht, um daraus zu erweiſen, wie ungereimt es ſey, den Körper für einen Zuſammenfluß von Punkten zu halten. Sollte man wohl dieſe Ungereimtheit einem Manne Schuld geben, dem das ganze feſte Europa den Kalkulus infiniteſimalis *) zu verdanken hat? Ich nenne mit gutem Bedachte nur das feſte Europa, um ihnen ihre Freiheit, worauf ſie ohnedieß ſo eiferſüchtig ſind, zu laſſen:

Penitus toto diviſis orbe Britannis.

Nicht der Körper beſteht nach der Theorie des Herrn von **Leibnitz** aus einfachen Weſen; ſondern das Phänomen der Ausdehnung wollte er dadurch erklären, daß er behauptet, wir ſtelleten uns eine große Menge nicht ausgedehnter Weſen verworren vor. Das Fernrohr **) entdecket uns da eine

---

*) Herr Profeſſer Käſtner zielet auf die ſo langwierige Streitigkeit, wer eigentlich der Erfinder dieſes Kalkulus ſey, Leibniz, oder Newton? Nach dem gewöhnlichen Scharfſinne, den man von einem ſo groſſen Gelehrten, wie Herr Käſtner iſt, ſchon gewohnt iſt, unterſcheidet er das feſte Land in Europa von der Inſel.

Könnte man nicht die Ehre der Erfindung beiden laſſen? Vielleicht iſt Barrow der erſte geweſen, der ihnen einen Wink zu einer ſo merkwürdigen Entdeckung gegeben hat, welchem ſie beide gefolgt, und ein jeder vor ſich aus Barrows Schriften die Berechnung erfunden haben?

Im vierten Buche der Oeuvres ſelbſt werde ich die ganze Sache hiſtoriſch abwägen. Anm. des Ueberſ.

**) Der Newtonianiſche und Gregorianiſche Tubus hat vor andern Tubis den erheblichen Vortheil, daß man keine ſo groſſe Länge darzu brauchet, wie bey andern, und deſſen ungeachtet alles ſo deutlich, und noch deutlicher ſehen kann. Anm. des Ueberſ.

Menge von Sternen, wo das unbewafnete Auge nichts, als lichtvolle Flecken, erblickt. Dieſer Fleck beſtehet nicht aus Sternen, ſo wie das Ganze aus Theilen. Es iſt ein Schein, der das Auge hintergeht, welches zu ſchwach iſt, um die Sterne zu unterſcheiden. Das ſind aber die Elemente des Herrn von **Leibnitz**.

Haben daher nicht alle ſeine Gegner vergebliche Mühe angewandt, wenn ſie ihn aus geometriſchen Gründen, welche er ſo gut hätte anführen können, als ſie, beſtreiten wollten? Hätten nicht die, welche von ihm verlangten, daß er die Begebenheiten des ſichtbaren Ganzen aus den einfachen Weſen erklären ſollte, vorhero fragen müſſen, wie die Empfindung, welche das Sonnenlicht in uns erweckt, aus einer unendlichen Menge andrer Empfindungen der Farben, die vor den **Newton** kein Menſch in dem Sonnenſtrahle würde aufgeſucht haben, entſtünde? Oder, wie es zugehe, daß ein Frauenzimmer, welches vielleicht nicht ein Exempel aus der Regul de Tri machen kann, die Harmonie oft mit größerem Vergnügen, und mit mehr Zuverläßigkeit empfinde, als wir in den Berechnungen des Herrn **Euler**, über das Verhältnis der Schwingungen, antreffen? An dieſen zweien Beiſpielen, die ich aus einer großen Menge vieler anderer blindlings herausgenommen habe, mache man nun einmal den Verſuch, die Verbindung der Naturbegebenheiten mit ihren Urſachen *) zu erklären. Sie wird aber deſſen ungeachtet in aller Abſicht weit weniger verwickelt und weit einfacher ſeyn, als die Verbindung des ſichtbaren Ganzen und dieſer Elemente.

---

*) Das wußte ſchon aus vielfältigen Verſuchen der unſterbliche Baco, wenn er ſagt: wo ſich der Geſichtskreis endiget, da höret beinahe immer die Betrachtung des Verſtandes auf. Anm. des Ueberſ.

Die Vorſtellungskraft, die Herr von Leibniz ſeinen Elementen beilegt, ſchien ſogar dem Freiherrn von Wolf zweifelhaft. Indeſſen hatte er doch die Wahrheit in das helleſte Licht geſetzet, daß die Welt ein Ganzes ſey, deſſen ſämmtliche Theile ſo genau mit einander verbunden wären, daß, wenn man einen noch ſo kleinen Theil davon abreißen wollte, eine ganz andre Welt entſtehen würde; – daß dieſes Ganze mit dem Faden der Spinne ſo gut verbunden ſeyn, als mit der Kraft, die die Planeten gegen die Sonne zu, oder von derſelben zurückſtoße. So drückt ein franzöſiſcher Philoſoph *), der zugleich ein ſchöner Geiſt iſt, das, was der deutſche Metaphyſiker mit tiefſinnigen Gründen erwieſen, auf eine witzige Art aus. Da Herr von Wolf dieß annam, wie konnte er nun noch zweifeln, daß das, was in einem jeden Individuum, in einem jeden Augenblicke vorgehet, mit der ganzen Welt dergeſtalt im Verhältniſſe ſtehe, daß der unendliche Geiſt, als der Einzige, welcher das Individuum ſo kennt, wie es wirklich beſchaffen iſt, in demſelben die wirklich exiſtirende Welt erblicken müſſe? Man ſage einem in der Zahlenwiſſenſchaft nur einigermaßen geübten Menſchen, daß 23 das zwölfte Glied einer arithmetiſchen Progreßion ſey, die ſich mit der Einheit anfange; er wird ſogleich ſehen, daß die Progreßion aus unglei-

---

*) Herr von Maupertuis, in ſeinem Eſſai de Cosmologie.

gleichen Zahlen beſtehe. Man verwechſele die Reihe und das gegebene Glied mit dem Ganzen und dem Individuum.

Auf ſolche Art habe ich dieſe Spiegel der Welt, wie ſie Herr von **Leibniz** nennt, von jeher erkläret. Sie haben auch blos deshalb bey ſo vielen Philoſophen *) Gelächter erreget, weil ſie es nicht begreifen konnten, wie ſich aus einem einzigen gegebenen Gliede die ganze Reihe finden ließe. Herr von **Leibniz** verſtand das Wort **Vorſtellen** **) ſo, wie er es in ſeinen Bemerkungen über das Werk des Herrn **Locke**, welche anitzt gedruckt erſcheinen, ſelbſt erklärte. „Die zirkelförmige Baſis eines Kegels ſtellet ſeine Sektion vor, weil, wenn man jene kennet, man dieſe auch kennen wird. So ſtellen in der Mechanik die **geraden Linien** die **Geſchwindigkeiten**, und die **Zeit**, ſo ſtellet das **Thermometer** die Wärme der Luft, und ein **Barometer** die Schwere der Atmosſphäre vor.

Ich glaubte, daß dieſe Bemerkungen bey dem Anfang einer Sammlung philoſophiſcher Schriften, wie die gegenwärtigen ſind, die man aus ſeinen Manuſkripten, deren in Hannover noch eine große Menge vorhanden iſt, hervorgezogen, nicht an unrechtem Orte ſtehen würden. Leſer, denen die Lektüre dieſes Werkes Nutzen ſtiftet, mögen es erkennen, wie gnädig der Schutz ſey, den erleuchtete

---

*) Insbeſondre bey dem Philoſophen zu Ferney, der dieſe Lehre den Roman der Seele (le Roman de l'Eſprit) nennet.
Anm. des Ueberſ.

**) Siehe zweites Buch, achtes Hauptſtück, §. 11.

iete Miniſter, die das Wohl königlicher Staaten beſorgen, den Wiſſenſchaften angedeien laſſen. Man konnte keinen würdigeren Herausgeber finden, als Herrn **Raſpe.** Ein Mann, der gründliche Kenntniſſe mit dem Studium der ſchönen Wiſſenſchaften verbindet, und alles angewandt hat, daß das Publikum ſeine Arbeit billige. Ihm kömmt es zu, den Leſer mit gewiſſen hiſtoriſchen Umſtänden bekannt zu machen, die dieſe Ausgabe betreffen. Was mich anbetrift, ſo muß ich in aller Abſicht um Nachſicht bitten. Meine andere häufigen Arbeiten erlauben mir nur wenig Zeit auf die Vorrede zu wenden. Ich ſetzte ſie anfänglich lateiniſch auf, weil man es ſo wünſchte. Hernach verlangte man, wiewohl etwas ſpät, daß ich ſie ins franzöſiſche überſetzen ſollte. Daher kann wohl manches in derſelben eine unrichtige und unbequeme Situation haben. Ich will mir noch ein paar Gedanken hinwerfen, die mir unter dem Leſen dieſer Schriften aufgeſtoßen ſind.

Seite . wird von der Kontinuität bey dem Stoße der Körper geredet. Herr **Euler** und Herr von **Leibniz** haben ſich hier auf einem Wege begegnet, und jener hat in der Berechnung der Geſetze der Bewegung *) die Fustapfen des leztern glücklich betreten. Es iſt bekannt, daß Herr von Leibniz die verſchiedene Arten der Ideen weit ſorgfältiger und genauer abſonderte, als es jemand vor ſeiner Zeit gethan hat **). Daher verbeſſert er manchmal den Herrn **Locke**, einen Mann, der hierüber nicht ſo vollſtändig und genau ſchrieb, als er. Dahin gehört die Unterſuchung der einfachen Ideen, S. . Der engliſche Philoſoph ſtehet hierinnen ſoweit unter dem Deutſchen, als die Optiker der vorigen Zeit, die den Sonnenſtrahl für einfach hielten, unter **Newton** ſtanden. Hätte es dem Herrn von **Leibniz** gefallen, eine Geſchichte der menſchlichen Seele zu ſchreiben, ſo wäre der Unterſchied ſeines Werkes und deſſen, was Herr **Locke** verfertigt hat, ſo groß und auffallend geweſen, als der Abſtand der Geſchichte eines Inſekts von **Röſel** verfertigt, von dem Riſſe geweſen ſeyn müßte, den **Friſch** davon würde gemacht haben. Herr **Polev** *) hat ſeine vortrefliche Ueberſetzung des Lockiſchen Werkes mit Anmerkungen, die aus der Philoſophie der Herren, von **Leibniz** und **Wolf**, entlehnt ſind, bereichert. Es iſt Schade, daß dieſe Anmerkungen nicht in einer andern Sprache abgefaßt ſind. Vielleicht würden manche ſuperficielle, ſeichte Köpfe dadurch gebeſſert werden, die den Herrn **Locke** nicht verſtehen; da ſie aber mit weniger Mühe Philoſophen ſeyn wollen, ihm übertriebene Lobeserhebungen machen, ihn ausſchweifend bewundern, und ſich einbilden, daß er alle Wahrheiten entdeckt habe, nicht anders, als es die pedantiſche Schullehrer jener barbariſchen Jahrhunderte vom **Ariſtoteles** glaubten.

---

*) Hiſtoire de l'Academie Royale de Berlin 1745. p. 37-51.

**) De cognitione, veritate & Ideis. Act. Erud. Lipſ. 1684.

---

*) Eben das verdiente Lob des Herrn Profeſſor Käſtner hat mich neben den bereits angezeigten Gründen darauf gebracht, ſämmtliche Anmerkungen der Vollſtändigkeit wegen hier mit abdrücken zu laſſen.

Anm. des Ueberſ.

Hernach iſt den Philoſophen, die die Unterſuchung mit dem Blinden S. . vornamen, eine eigene Erfahrung aufgeſtoßen, die in den philoſophiſchen Abhandlungen *) erzählt wird. Im erſten Anfange ſcheint ſie dem Herrn von Leibniz mehr entgegen zu ſeyn, als ſie nach einiger Prüfung ihm zu widerſprechen das Anſehen hat. Der Blinde, der die Körper, welche er durch das Gefühl unterſchieden hatte, auch durch das Geſicht unterſcheiden will, muß nach der Theorie des Herrn von Leibniz die Würkungen, welche die Oberflächen der Körper auf ſeine zween Sinnen machen können, mit einander vergleichen. Das ſcheint der Blinde, den Cheſelden wiederhergeſtellet hat, gethan zu haben, indem er die Katze in die Hand nam, die er aber, da er zu ſehen anfieng, nicht ganz von einem Hunde unterſcheiden konnte. Die Zuſchauer glaubten, er ſähe ſie blos aufmerkſam an; er unterſuchte ſie aber ohne Zweifel ſo genau mit den Händen, als er ſie mit ſcharfen Blicken anſahe. Man vergaß es, dieſem jungen Menſchen ſo einförmige Oberflächen zu zeigen, als die Oberflächen einer Kugel, und eines Kubus ſind; überhaupt vermiſſe ich bey dieſem ganzen ſo merkwürdigen Phänomen philoſophiſche Beobachter. Sein Urtheil über Gemälde fiel indeſſen ſo, wie es Leibniz vorhergeſagt hatte, aus.

Nicht erſt in unſern Tagen hat man alſo die Frage aufgeworfen, ob alle Umläufe der Erde um ihre

---

*) Philoſophical Transactions, n. 402.
Rob. Smith compleat ſyſtem of opticks, B. I. ch. 5.

ihre Axe gleich *) ſind; da bereits Herr von Leibniz daran gezweifelt hat, S. 296 l.

Sollte man wohl glauben, daß in der Wiſſenſchaft, die die deutlichſte und helleſte iſt, der erſte Begrif, der Begrif einer Figur, noch immer unvollſtändig erklärt werde? Deſſen ungeachtet hat es Herr von **Leibniz** erwieſen. S. 282 l.

Aus dieſen obenhin gewählten Proben kann man leicht beurtheilen, ob dieſe Werke des Herrn von **Leibniz** die Aufmerkſamkeit des Publikums verdienen, ob ſie, wie ſeine andren bekannten Schriften den Saamen der Wahrheit ausſtreuen, die, wenn ſie fleißig bearbeitet wird, in der gelehrten Republik die ſchönſten Früchte tragen kann.

Göttingen im Monat September 1764.

A. G. Käſtner,
Profeſſor der Mathematik und Phyſik.

---

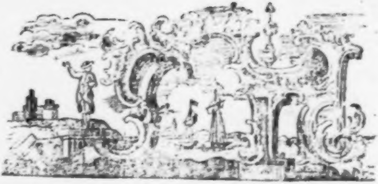
*) S. la diſſertation de Mr. Paul. *Friſius* ſur le mouvement de la terre, qui a remporté le prix, propoſé par l'Academie Royale de Berlin 1756.

Vorrede

des

Herrn

Raſpe.



Vorrede
des
Herrn Raſpe.

Wenn Vorreden nur allein dem Lobe der Gelehrten, und der Bewundrung ihrer Werke gewidmet werden müßten, ſo könnte ich ganz füglich der Mühe überhoben ſeyn, eine vorzuſetzen, da es Herr **Käſtner** bereits gethan hat. Ein ſo gelehrter und ſach-kundiger Richter, wie er, kehrte ſich nicht an den Weyhrauch, den man ihm in voller Verſchwendung geſtreuet hatte; – er konnte ſelbſt das Verdienſt meines Schriftſtellers beſtimmen. Daher wählte er nur einige Beiſpiele, um damit zu beweiſen, daß der bloße Name **Leibniz** für mein Un-

Unternehmen eine wichtige Empfehlung ſey; – daß auch aus den Schriften, die ich jetzt bekannt mache, ſein großer Kopf, und ſein erhabnes Genie hervorleuchte; – daß ſie zu der philoſophiſchen Geſchichte des menſchlichen Verſtandes, und ſeines Wachsthums in den Wiſſenſchaften einen anſehnlichen Beitrag lieferten.

Ich könnte allerdings auch an meinem Theile dem Gedächtniſſe unſeres Philoſophen huldigen, und gewiß manches zur Erhöhung ſeines Ruhmes hinzufügen. Vielleicht wäre das Publikum nachſichtsvoll genug, es als den Ausbruch eines gefühlvollen Herzens, und als ein öffentliches Denkmal der Hochachtung anzunehmen, die ein ſo großer und allgemein geſchätzter Mann verdienet. Das Feld, auf dem ich mich befinde, iſt weitläuftig und reich genug. Ich könnte neue Blumen pflücken, und ſie auf **Leibnizens** Grab pflanzen. Neue Früchte könnte ich brechen, und ſie dem geben, der das Wahre, und Nützliche ſucht. Allein, ich würde denn kaum dem Verdachte des Stolzes, und der Mißgunſt ausweichen können. Des Stolzes; – alles allein ſagen, und der **Mißgunſt**, dem Leſer das Vergnügen nicht laſſen zu wollen, das Neue, das Lehrreiche und Wichtige in dieſen Schriften ſelbſt zu finden. Dann fühle ich auch gar zu ſehr, wie ſchwer es ſey, einen **Leibniz** zu loben, wenn ihn die **Fontenelle**, – und die **Käſtner** ſchon gelobt haben. Das bewog mich, lieber ſtill zu ſchweigen, und einen Weg zu gehen, der noch nicht ſehr gebahnt iſt: – mich damit zu begnügen, einige hiſtoriſche Erläuterungen über die folgenden Werke voran zu ſchicken.

Die neuen Verſuche über den menſchlichen Verſtand, die den gröſten Theil der gegenwärtigen Sammlung ausmachen, ſind aus der Geſchichte der Philoſophie des Herrn von **Leibniz**, welche **Ludovici** herausgegeben hat, ſehr wenig bekannt geworden. Eine vertraulichere Kenntnis derſelben verſchaft uns ein Schreiben des Herrn von **Leibniz** an den Herrn **Remond** aus Wien vom 14. März 1714., welches ſich in der Sammlung des Herrn **Des-Maizeaux**, im zweitem Bande S. 137. befindet. In dieſem Schreiben drückt er ſich folgendergeſtalt aus.

„Ich habe mich bereits hierüber in einem Schreiben an den Herrn Hugeni ausgelaſſen, welcher mich verſichert, daß er die Ehre habe, Ihnen bekannt zu ſeyn. Er hat auch meine ziemlich weitläuftigen Bemerkungen über das Werk des Herrn Locke vom menſchlichen Verſtande geſehen.

„Ich fand aber kein Vergnügen daran, gegen verſtorbene Gelehrte Widerlegungen drucken zu laſſen, die man ihnen bey ihrem Leben ſelbſt zuſchicken, und auf dieſe Art bekannt machen ſollte. Einige kleine

„unbeträchtliche Anmerkungen floſſen mir „indeſſen doch aus der Feder *). „

Dies iſt bereits ein hinlänglicher Grund, (und er macht der Beſcheidenheit des Herrn von **Leibniz** in der That viel Ehre,) warum bisher dieſe Werke unter ſeinen Papieren liegen geblieben ſind. Vielleicht laſſen ſich aber noch mehrere Gründe entdecken. Die vielen Arbeiten, und die weitläuftigen Beſchäftigungen, die ſich der Herr von **Leibniz** in den letzten Jahren ſeines Lebens gemacht hatte, können dazu beigetragen haben; – wahrſcheinlicherweiſe wollte er ſich in keine neue Streitigkeiten mit den Engländern einlaſſen. Er war damals ſchon in eine doppelte Streitſache verwickelt, die ſein ganzes Nachdenken, und allen ſeinen Scharfſinn beſchäftigte. Die **eine** betraf die Erfindung der Infiniteſimalrechnung, die er gegen die **londonſche Societät** **) ſich zueignen wollte. Die **andere** führte er mit dem Herrn **Clarke** über die Freiheit, und einige andere wichtige Gegenſtände aus der Metaphyſik, und der natürlichen ***) Theo-

---

*) Dieſe Anmerkungen befinden ſich in der Sammlung des Herrn Des-Maizeaux. Im zweiten Bande, Seite 143.
Raſpe.

**) Es befindet ſich unter den hiehergehörigen Pappieren zu Hannover unter andern ein Exemplar von dem *Commercium epiſtolicum Richi*, worüber Leibniz Randgloſſen gemacht, und ſeine Einwendungen gegen die Sentenz der londonſchen Societät beigefüget hat.
Raſpe.

***) Siehe die Sammlung des Herrn Des-Maizeaux, Theil I.

Keine Streitigkeit hat wohl jemals unter den Philoſophen ſelbſt ſo viel Aufſehen gemacht, und zu ſo verſchiedenen

Theologie. Und eine dritte würde er ohnfehlbar mit den Freunden des Locke bekommen haben, wenn er das genannte Werk durch den Druck bekannt gemacht hätte. Die kleinen Anmerkungen, deren er in ſeinem Schreiben an Herrn Remond gedenket, und die ihm entwiſchten *), hatten ihm ſchon von Seiten des Herrn Locke **) manche bittre Kritik zugezogen. Denn damals war die lockiſche Philoſophie ſo ſehr in der Mode, daß lange nach Leibnizens und Lockens Tode Herr Des-Maizeaux in der Vorrede zu ſeiner Sammlung kein Bedenken träget, öffentlich zu ſagen: er ſehe noch gar nicht, was für Glück die leibniziſche Philoſophie gemacht habe. Die Mode hat ſich her-

---

nen Urtheilen der Gelehrten überhaupt Gelegenheit gegeben, als die Briefe, die Leibniz und Clarke mit einander gewechſelt haben. Nicht weniger Werth haben ſeine andern Briefe, die er mit Gelehrten gewechſelt hat. Man findet ſie in der Kortholtiſchen, Kappiſchen, und in der Sammlung des Bourget. Jene ſind vollſtändig in einer engliſchen Schrift enthalten, welche folgenden Titel führt:

A collection of Papers, which paſſed between the late Learned Mr. Leibnitz and Dr. Clarke, in the years 1715. and 1716. relating to the Principles of Natural Philoſophy and Religion with an Appendix. By Samuel Clarke, D. D. Rector of St James's Weſtminſter. London, Printed for James Knapton at MDCCLXVII.

Die Wichtigkeit der Materie, die merkwürdige Veranlaſſung zu dieſen Streitigkeiten, und der ausgebreitete Ruhm, den Leibniz und Clarke in der gelehrten Welt erlangt hatten, verſchaften dieſem Werke auſſerordentlich viele Leſer, und verurſachten, daß es in und auſſer England ſehr günſtig aufgenommen wurde.

Anm. des Ueberſ.

*) Eben daſelbſt.

**) In ſeinem Schreiben an Molineux, welches ſich in der Vorrede zu der eben gedachten Sammlung S. LXVII. findet.

hernach mit den Geſinnungen geändert. Die Philoſophie des Herrn von **Leibniz** hat allerdings ihr Glück gemacht. Sie hat andern Sekten den Lorbeer aus den Händen gewunden. Der Freiherr von Wolf *), und andere große Gelehrte haben ihr

---

*) Ich kann mich nicht entbrechen, die fürtreflichen Züge herzuſetzen, welche Iſelin in ſeiner Geſchichte der Menſchheit zu dem Gemälde des Herrn von **Leibnitz**, und Wolf entworfen hat.

„Indem die fürtreflichſten Köpfe von England und Frankreich ſich um die Wette beſtrebten, durch die mächtigſten Einflüſſe des Witzes und der Einbildung die Geiſter ihrer Mitbürger zu zieren, und die Herzen derſelben zu verbeſſern, erſchien in Deutſchland der weiſe Leibnitz. Ein großer und ſeltener Geiſt, der mit Bacons faſt unbegränzten Ausſichten, mit Descartens Scharfſinn, und mit Platons Erhabenheit, eine glückliche und regelmäßige Einbildungskraft vereinigte. Dieſer bewundernswürdige Mann umfaſſete alle mögliche Erkenntniſſe, und es ſind wenige, da er nichts zu der Erweiterung oder zur Verbeſſerung derſelben beigetragen hätte.

„Mit wohlthätiger und glücklicher Hand ſtreuete er koſtbaren Saamen von Wahrheiten aus, die, durch einen großen Nachfolger treulich beſorget, die bewundernswürdigſten Früchte getragen haben.

„Mit dem glücklichſten Erfolge betrat Wolf Leibnizens erhabene Bahn; vielleicht der größeſte unter allen Weltweiſen, wenn er mit deſſelben Tiefſinne, den er beſaß, Lockens Beſcheidenheit vereiniget, wenn er geglaubt hätte, daß er irren könnte. Allein überzeuget, daß der ſicherſte und leichteſte Weg zur Wahrheit derjenige ſey, den die Mathematiker bisher gebraucht hatten; brachte er ihre Beiſpiele in Regeln, führte den Gebrauch derſelben in die Weltweisheit, und in alle übrige Theile der Gelehrſamkeit ein, und beredete ſich, jeder ſeiner Meinungen mit der Liberey der Gewißheit auch das Weſen derſelben gegeben zu haben; u. ſ. w. „

Unſere größten Philoſophen ſind beinahe noch alle Leibnizianer, als, Lambert, — Sulzer, — Mendelsſohn, ihr geſchworen, und ſie ausgebreitet. Seine Methode hat die Herzen erobert, und dem Verſtande die ſanfteſten Feſſeln angelegt. Die Urſachen, warum er bisher dies Werk zurückhielt, hören jetzt auf, ſo daß ich mit vieler Wahrſcheinlichkeit hoffen kann, durch die Herausgabe deſſelben dem Publikum einen Dienſt zu thun.

Das Werk ſelbſt giebt nicht nur alle Kennzeichen, daß ein großes Genie der Verfaſſer deſſelben ſey, auch der äußerliche Stil macht demjenigen Ehre, der es verfertiget hat. Herr von Leibniz giebt davon in zween eigenhändig geſchriebenen Briefen, ohne Datum Nachricht. Ich habe ſie beide bey dem Manuſkript des neuen Verſuches gefunden, der eine ſcheint mir an den Herrn Hugoni, der andere an den Herrn Barbeyrac geſchrieben zu ſeyn. Wenigſtens haben dieſe zween Gelehrte ſeinen Stil durchgeſehen, und man findet bey einer jeden Seite des Manuſkripts ihre Verbeſſerungen. Ich theile dieſe Briefe ſo mit, wie ich ſie gefunden habe *), damit die Freunde meines Phi-

---

ſohn, — Cochius, — Feder, — Meiners, — Eberhard, ſind bekannte Leibnizianer.

Anm. des Ueberſ.

*) Der erſte Brief des Herrn von Leibniz, der von Herrn Hugoni geſchrieben zu ſeyn ſcheint.

„Ich habe es Ihnen zu ſagen vergeſſen, mein Herr, „daß meine Anmerkungen über das lockiſche Werk vom „menſchlichen Verſtande beinahe geendigt ſind. In einem „Kapitel des zweiten Buches, welches von der Macht betitelt iſt, redet er ausführlich über die Freiheit; mithin „muß ich mich auch darüber einlaſſen, und ich denke es auf „eine ſolche Art zu thun, daß es Ihnen nicht mißfallen „wird.

Philoſophen alle Arten der Rechtfertigung in ihrer Gewalt haben, wenn der Stil etwa zu nachläßig, oder

„wird. Ueberdem mache ich es zum Augenmerk meiner Betrachtungen, daß ich die Immaterialität der Seele, die Herr Locke zweifelhaft gelaſſen hat, erweiſe, und in das helleſte Licht ſetze. Auch die angebornen Begriffe behaupte ich, und zeige, daß die Seele aus ihrem eigenen Fundus ihre Vorſtellungen erhalte. Auch die Axiomen, die Herr Locke als unnütz verwirft, halte ich für brauchbar. Hiernächſt zeige ich gegen die Meinung dieſes Gelehrten, daß die Individualität des Menſchen, welche ihn das bleiben läßt, was er iſt, in der Dauer ſeiner einfachen, oder immateriellen Subſtanz, die ſich in ihm befindet, beſtehe; daß die Seele nie ganz von Gedanken leer ſey; daß es weder Vakuum, noch Atomen gebe; daß die Materie, oder das, was ſich nur leidend verhält, nicht denken könne, wofern nicht Gott mit derſelben eine denkende Subſtanz verbindet. So giebt er noch weit mehr Punkte, worinnen wir beide von einander abgehen. Denn ich ſehe es nur gar zu wohl ein, daß er jene erhabene Philoſophie der Platoniker zu ſehr verachtet, welche Carteſius zum Theil wieder hervorzog, und an die Stelle der Empfindungen, die uns erniedrigen, und ſogar der Moral Abbruch thun, ſetzte, ob ich gleich völlig überzeugt bin, daß die Abſicht dieſes Gelehrten ſehr gut iſt. Ich habe dieſe Anmerkungen in Nebenſtunden entworfen, wenn ich mich auf Reiſen befand, oder in Herrenhauſen war, oder ſonſt keine wichtigere, und mühſamern Gegenſtände unterſuchte. Und doch iſt mir das Werk ſelbſt unter den Händen ſehr herangewachſen, da ich faſt in jedem Hauptſtücke Zuſätze zu machen, und mehr anzumerken nöthig fand, als ich glaubte. Vielleicht wird es Ihnen auffallen, daß ich dies Werk mit ſo vieler Nachläſſigkeit bearbeitet habe. Sie müſſen aber hierbey auch das Bedenken, daß ich ſchon lange dergleichen philoſophiſchen Gegenſtänden im allgemeinen nachgeſpürt, und ſie in eine ſolche Ordnung geſetzt, der ich die Kraft der Demonſtration faſt ganz zutraue; daß ich folglich die Sachen ſelbſt nicht von neuem bearbeitet habe. Die Anmerkungen ſind franzöſiſch. Ich habe ſie in die Form eines Geſprächs gebracht. Die eine Perſon vertheidigt die Meinung des obengedachten Gelehrten, und die andern meine Gedanken. Mir ſchien der Dialog dem Geſchmacke der Leſer angemeſſner, als die trockne und ſteife Erzählung deſ-

oder ſeine Lehrſätze nicht ſo präcis und ſchön geſagt ſcheinen ſollten, als man es ſonſt von ihm gewohnt iſt.

Die

„deſſen, was man bemerket hat. Ich habe ihnen den Titel: „neue Verſuche über den Verſtand gegeben. Verſchiedene „Gelehrte, die ſie geſehen, haben mir angelegen, ſie drucken zu laſſen, ſo gar Engländer haben mir hierüber geſchrieben. Ich mußte ſie indeſſen, ehe ich ſie dem Drucke „übergab, jemanden, der ein guter Philoſoph war, und zugleich die franzöſiſche Sprache fertig inne hatte, zum Durchſehen anvertrauen. Vielleicht macht man mir den Einwurf, „daß ich ſie nicht franzöſiſch hätte abfaſſen ſollen. Ich ſahe „indeſſen zum voraus, daß, wenn ich ſie lateiniſch herausgegeben, ſie höchſtens in der gelehrten Welt flüchtige Leſer gefunden hatten. Da das lockiſche Werk, nachdem „man es ins franzöſiſche überſetzt hat, in dieſem ſeinen neuen „Gewande faſt die ganze große Welt durchwandelt. Der „engliſche Gelehrte, der mit mir über dieſe Materie Briefe „wechſelte, ermunterte mich, mein Werk noch bey Lebzeiten „des Herrn Locke herauszugeben, damit er ſich noch vertheidigen, und meine Gründe widerlegen könne. Ueberdem „war dieſer große Mann damals ſchon in einem hohen Alter; ich konnte alſo nicht länger verweilen. Ich denke ihm „nie Urſache gegeben zu haben, daß er ſich mit Recht über „mich beklagen könnte. Ich ſchätze ihn ſehr hoch, und ergreife alle ſich eräugnende Gelegenheit, ihm von meiner „Hochachtung thätige Beweiſe zu geben. Daher glaubte ich „ihm auch die Mühe und den Fleiß ſchuldig zu ſeyn, den ich „in ſeiner Widerlegung angewandt habe.

„Ich bitte um Verzeihung, mein Herr, Ihnen ſo „weitläuftig meinen Plan geſchrieben zu haben, der Sie „freilich nicht im geringſten intereßiren würde, wenn Sie „nicht freundſchaftlich und gewogen genug wären, mir Ihren guten Rath hierüber zu ertheilen.„

Zweiter Brief des Herrn von Leibnitz, der an Herr Barbeyrac geſchrieben zu ſeyn ſcheint.

„Hier haben Sie das lockiſche Werk. Sie werden mir „ungemein große Freude machen, wenn Sie mir die Bemerkungen, die Ihnen bey der Lektüre deſſelben aufſtoßen,

„oder

Die Abhandlungen über die Methode, über die Gewißheit, über die Geſchichte der Charakteriſtick, und die Kunſt zu erfinden ſind Riſſe eines großen Werkes, welches er unter dem Titel über eine allgemeine Wiſſenſchaft, oder de augmentis & inſtauratione ſcientiarum entworfen, von dem er aber nur fragmente zurückgelaſſen hat. Sie enthalten ſehr intereſſante Proben ſeiner neuen Charakteriſtick, oder ſeiner allgemeinen philoſophiſchen Sprache, und in der That ungemein tiefſinnige Beobachtungen über den Zuſtand der Wiſſenſchaften; und verdienten in aller Abſicht, mit der Zeit bekannt gemacht zu werden. Der Verfaſſer erwähnt ſie in den genannten Abhandlungen ſelbſt mit Ruhm; und eben deßhalb kann ich die Leſer dahin verweiſen.

Ich

„oder die noch übriggelaſſenen von mir nicht beantworteten Zweifel mittheilen wollen. Um ſo viel angenehmer und nützlicher wird mir dieſe Gefälligkeit werden, da ſie ſich am beſten in Lockens Geiſt und Syſtem hereinſetzen, und auf dieſe Art das ſicherſte Urtheil über meine Anmerkungen fällen, ihnen aber auch zugleich mehr Gewicht, größere Deutlichkeit, und gedrängtere Ordnung geben können. Ich habe ſie ſehr eilfertig aufgeſetzt, und ſie zum Theil currente calamo auf meiner Reiſe, zum Theil auf einem Luſtſchloß entworfen, wo ich mich mit dem hannöverſchen Hofe aufhielt, und wo mir eigentlich gelehrte Arbeiten verboten waren. Ich ward alſo ſehr oft von dieſer Arbeit abgerufen, und konnte ſie nur Stückweiſe vornehmen. Sie ſehen alſo ſelbſt, wie viel Verbeſſerungen ich veranſtalten mußte; wie viel größere Berichtigungen ein andrer hinzuthun könne, der beſſer, als ich, die Fehler entdecken wird. Ich überſende in der Abſicht einen Theil des Manuſkripts, damit ich es, ſo bald Sie mir es zurück ſchicken werden, von neuem durchſehen, und zum Druck abſchreiben laſſen könne.„

Ich halte es vielmehr für meine Pflicht ihnen den ſo günſtigen Zuſammenfluß von Umſtänden bekannt zu machen, unter welchen ich dieſe Sammlung herausgeben konnte, zugleich aber auch über den Plan Rechnung abzulegen, den ich dabey befolgt habe. Ich thue dies mit deſto lebhafterem Vergnügen, weil ich dabey meine gerührteſte Dankbarkeit und ehrerbiethigſte Hochachtung dem **Miniſterium der deutſchen Staaten Sr. Majeſtät des Königs von England** öffentlich beweiſen kann, welches mir, auf Vorſprache des **königlichen Raths und Bibliothekars Herrn Jung** in Hannover, die Erlaubnis gnädigſt zugeſtanden hat, die Manuſkripte des Hrn. von **Leibniz**, die noch jetzt der königlichen Bibliotheck zu Hannover Ehre machen, zu gebrauchen. Eine Erlaubnis, die den Wiſſenſchaften nützlich, dem Andenken des Herrn von **Leibniz** rühmlich, und für mich ungemein ſchmeichelhaft iſt! Wie ſanft wäre die Freude, die mich jetzt belebt, die Empfindungen der ehrerbietigſten Dankbarkeit ausdrücken zu dürfen! Wie beruhigend das Glück, ein Sprecher des ganzen Publikums zu ſeyn, und in ſeinem Namen den allgemeinſten Dank opfern zu können! Doch ich überlaſſe ein ſolch' erhabenes Geſchäfte Männern, die das Verdienſt mehr ſchätzen, und nachdrücklicher erheben können, als ich; zufrieden, für das würdigſte Miniſterium, dem das Land und die Wiſſenſchaften gleich dankbar ſeyn müſſen, meine heiſſeſten Wünſche zu Gott zu ſchicken. Möchte ſie der gütige Himmel hören, und gewähren! So hören, wie dies erleuchtete Miniſterium ein jedes für die Wiſſenſchaften nützliche

Projekt zur Wirklichkeit bringt! So gewähren, wie es die Bitten der Unterthanen um Schutz und Beiſtand erfüllet!

Ich habe es mir zur heiligen Pflicht gemachet, meinen Dank für die mir erzeigte Gnade durch den beſcheidenen Gebrauch derſelben, und durch die emſige Bemühung, ihrer würdig zu ſeyn, thätig zu machen. Daher war es mein ganzes Augenmerk, die erhaltene Erlaubnis nach dem Willen des Miniſteriums, – zur Ehre des Herrn von **Leibniz**, und nach den Wünſchen und Erwartungen des Publikums auf das gewiſſenhafteſte anzuwenden.

Ich legte mir es alſo zum **erſten** und vornehmſten Geſetz auf, nach überlegter Auswahl und Ordnung die Herausgabe zu beſorgen, und ich werde auch gewiß in der Folge dies Geſetz zu beobachten ſuchen,

ſi fata volunt,

wenn ich günſtige Augenblicke genug haben werde, eine Sammlung fortzuſetzen, wozu ich noch Stoff im Ueberfluß habe.

Voll von dieſer Bewundrung eines ſo auſſerordentlichen Geiſtes, als **Leibniz** war, voll von Erſtaunen über ſeine tiefſinnige Entdeckungen; nicht weniger Gefühlvoll für die Genauigkeit, und Präciſion des engliſchen Weltweiſen, habe ich mich ſeitens, nie in ihre Streitigkeiten gemiſcht, nie ihre Werke kommentirt. Philoſophiſche Toleranz iſt in meinen Augen die erſte Pflicht eines Herausgebers. Die Hofnung, ſie nie aus den Augen gelaſſen, und das Bewußtſeyn, für Akkurateſſe im Drucke geſorgt zu haben, ſtößt mir die ſüße Erwartung ein, beiden Theilen wohlgefällig geworden zu ſeyn. Denen, die ehrerbietig für **Leibniz**

Stimano, che'l ſuo ſuper miſura
Certa ſia, e infalibile di quanto,
Può far l'alto fattor de la Natura *),

und auch denen, die auf der andern Seite mit vieler Wahrſcheinlichkeit mit **Locke** behaupten, daß

augel notturno al ſole,
E' noſtra mente a i rai del primo vero **).

Ich werde mich außerordentlich freuen, wenn dieſe Herausgabe gütig aufgenommen und beurtheilet wird; und mir den Ruhm zueignen, den Tyrannion ***) zu Syllas Zeiten davon trug, die Werke

---

*) Taſſo Gieruſalemme liberata, C. XIV. 45.

**) Taſſo Gieruſalemme Lib. C. XIV. 46.

***) Tyrannion war ein berühmter Grammatiker zu den Zeiten des Pompejus. Er hieß eigentlich Theophraſt, erhielt aber den Namen Tyrannion, weil er ſeine Mitſchüler gern quälte. Er hat um die Werke des Ariſtoteles würklich große Verdienſte.

Ariſtoteles überließ ſeine eigene Werke, und ſeine andern Bücher ſeinem Schüler Theophraſt; dieſer vermachte ſeine Bibliothek dem Neleus. Von ihm kam ſie auf ſeine Erben, welche als ungelehrte und unwiſſende Leute von dieſer Bibliothek keinen Gebrauch machten. Sie hielten ſie in abgeſonderten Zimmern ſorgfältig verſchloſſen; und, da ſie hörten, daß die Könige von Pergamus dieſe Schriften zu haben wünſchten, und ſie aufſuchten, ſo vergruben ſie dieſelben mit der Bibliothek des Neleus in die Erde. Lange Zeit

Werke **Ariſtoteles** herausgegeben zu haben, die bis auf ihn in dunkler Nacht unter der Erde verborgen geblieben waren, ob ſie gleich aus vielen Gründen eben ſo gut gedruckt zu werden verdienten, als die Werke des Herrn von **Leibniz.**

Hannover, den 11. Septemb. 1764.

Zeit hernach zogen die Nachkommen ſie aus ihrem Gefängniſſe hervor, und verkauften die Schriften des Ariſtoteles und Theopraſt ſehr theuer an einen gewiſſen Apellicon, einem Mann, der weitläuftige Bibliotheken zuſammenkaufte, ohne die Wiſſenſchaften zu kennen, der (nicht anders als in unſern Tagen mancher Pedant und falſche Gelehrte einen unüberſehbaren Büchervorrath anſchaft, ohne ſie zu leſen und zu verſtehen) insbeſondre rare, vergriffene und antike Werke mit den größten Koſten zu erhaſchen ſuchte. Apellicon ließ alſo den Ariſtoteles ſehr ſauber abſchreiben, ohne für die Berichtigung des Manuſkripts zu ſorgen. Er ſtarb kurz vorher, als Sylla Athen eroberte. Sylla ließ ſeine Bibliothek nach Rom bringen, wo Tyrannion nach erhaltener Erlaubniß die Werke des Ariſtoteles zuſammenſuchte und herausgab.

So erzählte es Plutarch und Strabo.

Anm. des Ueberſ.

Leben
des
Herrn
von Leibniz.

Leben des Herrn von Leibniz.

Nach dem Fontenelle.

Gottfried Wilhelm von Leibniz ward den 23. Junius [*]) 1646. zu Leipzig geboren. Sein Vater war

---

[*]) Ich werde hier einige Berichtigungen zu Leibnizens Geſchichte machen. Manches im Fontenelle iſt ganz falſch; manches mit Unrichtigkeiten vermiſcht, manches beruhet auf unſichern Gründen.

So gar um den Tag ſeiner Geburt ſtreiten ſich die Gelehrten; nicht anders als einſt Griechenlands Städte um die Ehre den Homer in ihren Mauren hervorgebracht zu haben, und die Religionspartheien um das Glück eiferten, einen war **Friedrich Leibniz**, Profeſſor der Moral und Aktuarius bey der dortigen Univerſität. Seine Mutter, **Catharine Schmuck**, die dritte Ehegattinn dieſes **Friedrich Leibniz**, war die Tochter eines Doktors und Profeſſors der Rechte. Sein Großonkel **Paul Leibniz** war Hauptmann in Ungarn, und hatte von **Rudolph** II. ſeiner Verdienſte wegen im Jahre 1600. den Adelbrief bekommen, von dem unſer Herr von **Leibniz** das Wappen erhalten hatte.

Leibniz verlohr ſeinen Vater ſehr früh. Im ſechſten Jahre ward er eine Waiſe, und ſeine verdienſtvolle Mutter übernahm das Geſchäfte ſeiner Erziehung allein. Er äuſerte zu keiner beſondern Wiſſenſchaft eine vorzügliche Neigung, ſondern legte ſich mit gleicher Lebhaftigkeit auf alle. Sein Vater hinterlies ihm eine anſehnliche Bibliotheck. So bald er nur etwas griechiſch und lateiniſch verſtand, ſo fieng er die einzeln Schriften derſelben mit Ordnung und Geſchmack zu leſen an. Er las alle. Theologen, Rechtsgelehrte, Mediciner, Dichter, Geſchichtſchreiber,

---

einen Hugo Grotius unter das Regiſter ihrer Sekte ſtellen zu können. Einige geben, wie auch Fontenelle thut, den 23. Junius als den Tag ſeiner Geburt an; andere den 3. Julius; ſein eigener Vater hat aber in einer Hauschronik bemerkt, daß er am 21. Junius geboren, und den 23. getauft ſey.

Folgende Anekdote muß man der geringen Aufklärung in den damaligen Zeiten zu gut halten. Der junge Leibniz, ſoll, ehe ihn der Prediger über der Taufe gehalten, zur Verwunderung der Umſtehenden den Kopf aufgerichtet, die Augen in die Höhe gehoben, und ſich willig mit dem Taufwaſſer haben benetzen laſſen. Man ſtellte ihm darauf das Prognoſtikon, daß er die ganze Lebenszeit über ſeine Augen zu Gott erheben, einen frommen Wandel führen, und die Ehre Gottes und der chriſtlichen Kirche befördern würde.

Indeſſen folgt aus einer ſolchen zufälligen Sache ſo wenig, als aus der Unart des Kaiſer Wenzel, der das Taufwaſſer verunreinigte.

Anm. des Ueberſetzers

ber, Mathematiker und Philoſophen! – Er merkte gar bald, daß er noch einigen Beiſtand nöthig habe; – und ſo ſuchte er Unterſtützung, wo er ſie finden konnte, wenn es auch an fremden Orten ſeyn ſollte.

Eine ſo allgemein ausgebreitete, emſige Lektüre, mit Geſchmack und natürlicher Beurtheilungskraft verbunden, ließ ihn alles das werden, wovon er geleſen hatte. Gleich den Alten, die acht Pferde in eine Reihe geſpannt lenken konnten, bearbeite er viele Wiſſenſchaften zugleich. Wir müſſen ihn alſo hier theilen, und, um philoſophiſch zu reden, ihn zergliedern. Das Alterthum machte einſt aus vielen einen Herkules; und wir machen aus dem einzigen Herrn von **Leibniz** viele Gelehrte. Ein andrer Grund, der mich von der gewöhnlichen chronologiſchen Ordnung abhält, beſteht darinnen: Es erſchienen zum öftern in einem Jahre Schriften von verſchiedenem Inhalte von ihm zugleich. Dieſe faſt beſtändige Vermiſchung, die in **ſeinen** Begriffen weder Unordnung noch Dunkelheit verurſachte; die plötzlichen und häufigen Uebergänge von einer Materie zur andern, die **ihn** nicht irre machten, würden Verwirrung und Disharmonie in dieſe Geſchichte bringen.

Der Herr von **Leibniz** hatte Geſchmack und Talente zur Dichtkunſt. Die guten Dichter, wuſte er auswendig; und in ſeinem hohen Alter ſo gar, würde er auf Verlangen den **Virgil** faſt ganz von Wort zu Wort haben herſagen können. Einſtmals verfertigte er in einem einzigen Tage ein Werk von 300. Verſen, ohne ſich eine einzige Eliſion zu erlauben. Freilich ein Spiel des Witzes, aber ein ſchweres Spiel! Auf den Tod ſeines Beſchützers, des **Herzogs Johann Friedrich** von Braunſchweig, verfertigte er im Jahre 1679. ein lateiniſches Gedicht, das ein Meiſterſtück iſt, und unter die ſchönſten Stücke der Neuern von dieſer Art gezählet zu werden verdienet. Er glaubte nicht, wie die meiſten, die in dieſem Fache gearbeitet haben, daß, weil man lateiniſche Verſe macht, man nichts anders denken, noch ſagen müſſe, als, was die Alten ſchon geſagt haben.

ben. Seine Poeſie iſt voller Sachen. Was er ſagt, iſt ihm eigenthümlich. Er beſitzt **Lukans** Stärke, aber des Lukans, der das Erhabene, und Kraftvolle nicht übertreibt. Ein ſehr merkwürdiges Stück dieſes Gedichts iſt die Stelle, wo er von dem Phoſporus redet, den **Brandt** erfunden hatte. Der Herzog von Braunſchweig wurde durch den Herrn von **Leibniz** aufgemuntert, dieſen Brandt an ſeinen Hof kommen zu laſſen, um von dem Phoſporus Gebrauch zu machen: und der Dichter beſingt dies bisher unerhörte Wunderwerk alſo: **Dies der Natur ſelbſt unbekannte Feuer, welches ein neuer Vulkan in einer gelehrten Höle angezündet, welches vom Waſſer erhalten und verhindert ward, ſich wieder mit ſeinem Vaterlande, dem Feuerkreiſe zu vereinigen; welches unter dem Waſſer vergraben war, ſein Daſein verheelte, und aus dieſem Grabe, als ein Bild der unſterblichen und glücklichen Seele hell und ſtrahlend hervorſiel. – –**

Alles, was die Fabel, was die heilige und weltliche Geſchichte erzählet, und mit dem Phoſphorus Aehnlichkeit hat; – alles dies hat er hier angebracht. Der Raub des **Prometheus**, das Kleid der **Medea**, das glänzende Geſicht des **Moſes**, das Feuer, welches **Jeremias** verſcharrte, als die Juden in die Gefangenſchaft geführt wurden, die **Veſtalinnen**, die **Todtenfackeln**, der Streit der **ägyptiſchen** und **perſiſchen** Prieſter, alles iſt hier. Ungeachtet nun dieſes viel zu ſeyn ſcheint, ſo iſt es doch nicht gehäuft; eine ſchöne und genaue Ordnung weiſet jeder Sache einen Platz an, den man ihn nicht nehmen kann: und die mannigfaltigen Ideen, die ſchnell auf einander folgen, ſind ſehr geſchickt zuſammengekettet.

Vidimus haud unquam viſum mortalibus ignem:
Frigidus hic mediis ſervari gaudet in undis,
Paulatim exhalans, patrios ne repetat orbes.
Fragmina perſpicui ſimulari putes electri:

Nam lapis eſt, lapidem placet appellare Pyropum
Ignorum natura tibi, ut [illegible] illum
Neptunus artifici [illegible] in antro.
Et fors, ut tanti ſpectaclum principis eſſe
Debueras, [illegible] latuit, per [illegible] lateret.
Hunc, ſi Perſa ſacrum coluiſſet credulus ignem,
Non te paſtoſa luſiſſet Nilus in olla.
Noſter inexſtinctus [illegible] [illegible] aſtra,
Et quaeſita ſophis, veterumque [illegible] ſepulchris,
Vana perpetuae nutrit vitalia flammae,
Nec Veſtalis eget. [illegible] conderet illo,
Quod ſua poſteritas patriis accenderet aris.
Ardentem in tenebris timeas tractare lapillum
Inſcius, ille tamen nil tactu laedit, & vitro
Corpore concluſus lucem (mirabile dictu!)
Affricat, & Moſis faciem mirantibus offert,
Parte vel a minima timentibus omnia flammis.
Innocuus, ni fors hoſtili durius auſu
Tractetur, nimio motu dum concipit iras,
Horribili fremitu, veriſque ardoribus urit,
Omnia corripiens & longa incendia miſcet.
Promtius Aſſyriam poſſis extinguere naphtam,
Phaſidis aut pulſae tunicam, lethalia dona.
Cum tumulatus aquis nimio decedit ab aeſtu,
Diſſimulat vires, tantum cum forte moveris,
Admotaque manu facies ſentire calorem,
Impiger emiſſo teſtatur fulgure vitam,
Immortalis animae referens emblema beatae, etc.

Herr von **Leibniz** machte auch franzöſiſche Verſe; nur im deutſchen wollte es ihm nicht glücken *). Vielleicht hatte er ein Vorurtheil gegen die deutſche Sprache.

---

*) Man ſiehet es dem guten Fontenelle an, daß er ein Franzoſe iſt.

In die Geſchichte, und in das daraus entſpringende Intereſſe der Fürſten hatte er weitläuftige und tiefe Einſichten. Als 1668. **Johann Caſimir** in Pohlen die Krone niedergelegt hatte, ſo ergrif **Leibniz** in ſeinem zwey und zwanzigſten Jahre, für den Kandidaten der Krone, **Philipp Wilhelm**, Pfalzgrafen von Neuburg die Feder, und bewies in einer Abhandlung unter dem erdichteten Namen **Georg Ulicorius**, daß die Republick keine beſſere Wahl treffen könnte. Man kann ſich leicht vorſtellen, wie viel Aufſehen dieſer Traktat gemacht habe.

Bey den Unterhandlungen des Nimwegiſchen Friedens, fanden ſich wegen des Ceremoniels in Anſehung der freien Reichsfürſten, die nicht Churfürſten waren, einige Schwierigkeiten. Man verweigerte ihren Geſandten den Titel, den man den Abgeordneten der italiäniſchen Prinzen, des Herzogs von **Modena, Mantua**, u. ſ. w. gab, und verſagte ihnen die äuſern Ehrenbezeigungen, die man jenen erwies. **Leibniz** gab zu ihrem Beſten 1667. ein Buch heraus. **Caeſarinus Furſtenerius de iure ſuprematus ac legationis principum Germaniae.** Der falſche Name, den er annam, zeigte ſchon zur Gnüge, daß er weder dem Intereſſe des Kaiſers, noch dem der Fürſten etwas vergeben,

---

In aller Abſicht iſt es falſch, was er ſagt. Vor Leibnizens Zeiten waren ſchon gute deutſche Dichter. Ueberdem hat man ein deutſches Gedicht von dem Herrn Leibniz, welches er als Magiſter in einer männlichen Denkungsart, in opitziſchem Geſchmacke geſchrieben hat.

So geht es noch in unſern Tagen, wo man ausländiſche Waaren, fremde Sprachen, aus der Fremde verſchriebene Gelehrte ohne alle Bedingung den einheimiſchen Landesprodukten, der vaterländiſchen Sprache, und deutſchen würdigen Gelehrten vorzieht.

Der Geſchmack iſt gar ſo weit ausgeartet, daß mir ſelbſt jemand verſicherte, — Geßners Idyllen hätten im deutſchen ſo etwas fades, und ennuyantes, in der franzöſiſchen Ueberſetzung aber kützelten ſie Ohr, und Herz.

Anm. des Ueberſ.

daß er ihre Rechte behauptet, und der Ehre des Oberhauptes nicht ſchaden wollte. Er hatte in der That von der Kaiſerwürde einen Begrif, der nur auswärtigen Potentaten mißfallen konnte. Er behauptete, daß alle chriſtliche Staaten, zum wenigſten die abendländiſchen, nur einen Körper ausmachten, deſſen geiſtliches Haupt der Pabſt, das Weltliche aber der Kaiſer wäre: beiden gehöre eine gewiſſe allgemeine Jurisdiction; der Kaiſer ſey ein geborner Feldherr, – Beſchützer und Vertheidiger der Kirche gegen die Ungläubigen; – deshalb führe er den Titel **geheiligte Majeſtät**, und das Reich heiſſe das **heilige römiſche Reich**; – wenn dies auch aus keinem göttlichen Rechte hergeleitet werden könnte, ſo ſey es doch eine Art von politiſchem Syſtem, das durch die Einwilligung der Völker entſtanden ſey, und von dem man wünſchen müſſe, daß es unerſchüttert bliebe. Hieraus ziehet er ſehr vortheilhafte Folgen für die deutſchen freien Reichsfürſten, die von dem Kaiſer nicht vielmehr abhängen, als ſelbſt die Könige von ihm abhängen ſollen. Wenigſtens beweiſet er mit ſtarken Gründen, daß durch die Art von Unterwerfung, in der ſie in Abſicht ſeiner ſtehen, ihre Oberherrſchaft keinesweges eingeſchränkt werden ſolle. Dies iſt der Zweck des ganzen Werks. Dieſe chriſtliche Republick, deren Häupter der Kaiſer und der Pabſt ſind, würde nicht im geringſten auffallen, wenn ein römiſchkatholiſcher Deutſcher ſie entworfen hätte. Aber ſo kam ſie von einem Lutheraner her. Seine ſtarke Neigung zum Syſtem hatte auch in Anſehung der Religion die Oberhand behalten.

Dies Buch des verſtellten **Cäſarinus Fürſtenerius**, enthält nicht nur ſehr viele merkwürdige Begebenheiten, ſondern auch manche kleine und unerhebliche Vorfälle, welche den Titel, oder das äuſſerliche Cerimoniel betreffen, und daher von den gelehrteſten Geſchichtskundigen oft übergangen worden ſind. Man ſieht wohl, daß der Herr von Leibniz bey ſeiner weitläuftigen Beleſenheit nichts verachtet habe; und es iſt bewunderungs werth, daß er ſo vielen mittelmäßigen, und faſt durchgängig unbekannten Büchern die Ehre angethan hat, ſie zu leſen. Noch mehr Erſtaunen erweckt der philoſophiſche Geiſt, mit dem er eine ſo unphiloſophiſche Materie abhandelt. Er ſetzt genaue Definitionen voraus, die ihm die angenehme Freiheit rauben, die Ausdrücke zuweilen zu mißbrauchen. Ueberall ſucht er gewiſſe Standpunkte, und findet ſie ſo gar in den veränderlichſten Dingen, die dem Eigenſinne und dem Willkühr der Menſchen am allermeiſten unterworfen ſind. Er ſetzt Verhältniſſe und Proportionen voraus, die eben ſo ſehr gefallen, als rhetoriſche Figuren, und mehr überzeugen. Man ſieht ihm den Zwang an, wenn er ſich bey dem Detail der Umſtände aufhalten muß, an die ihn ſein Gegenſtand feſſelt. Sehr bald ſchwingt ſich ſein Geiſt in die Höhe, und erhebt ſich zu den größten und allgemeinſten Abſichten. Dies Buch ward in Holland verfertiget, und ſogleich in Deutſchland viermal nachgedruckt.

Die Herzoge von Braunſchweig hatten ihn auserſehen, die Geſchichte ihres Hauſes zu ſchreiben. Um dieſen Plan mit glücklichem Erfolge ausführen zu können, unternam er eine gelehrte Reiſe durch ganz Deutſchland. Er beſuchte alle Klöſter, durchwühlte die Archive der Städte, unterſuchte die Grabmäler, und andere Alterthümer, und gieng ſodann nach Italien, wo die Herzoge von **Toſkana, Ligurien**, und **Eſte**, die mit den braunſchweigiſchen Herzogen einerley Urſprung haben, ihre Herrſchaften und Erbgüter gehabt hätten. Als er in einem kleinen Schiffe ganz allein und ohne alle Begleitung von **Venedig** nach **Meſolo** im Ferratiſchen übers Meer fuhr, ſo entſtand ein heftiges Ungewitter und ein außerordentlicher Sturm. Der Steuermann, der von einem Deutſchen nicht glaubte verſtanden zu werden, ihn aber, weil er ein Ketzer wäre, für die Urſache des Ungewitters anſahe, ſchlug vor, ihn über Bord zu werfen, ſeine Sachen und Kleider aber zu behalten. Ohne die geringſte Unruhe merken zu laſſen, zog Herr von **Leibniz** einen Roſenkranz vor, weil er vermuthlich aus Vor-

Verſicht mitgenommen hatte, und drehete denſelben mit einer ganz andächtigen Stellung herum. Dieſe Liſt gelang ihm. Ein Schiffer ſagte zum Steuermann: **Da dieſer Menſch kein Ketzer iſt, ſo wäre es ungerecht, wenn man ihn ins Waſſer werfen wollte.**

Im Jahre 1690. kam er von ſeiner Reiſe nach Hannover zurück. Er hatte eine reiche Erndte gehabt, welche ergiebiger war, als es die braunſchweigiſche Geſchichte erforderte. Aber ſein gelehrter Geitz reitzte ihn, alles zu ſammlen. Er machte von ſeinem Ueberfluſſe eine weitläufige Sammlung, von der er 1693. den erſten Band unter dem Titel: Codex iuris gentium diplomaticus heraus gab. Er nannte ihn codex iuris gentium, weil er nur ſolche Begebenheiten enthielt, die entweder von den Völkern ſelbſt, oder doch in ihrem Namen geſchehen waren. Zum Beyſpiele; **Kriegserklärungen, Manifeſte, Friedensſchlüſſe, Stillſtandsvergleiche, Heyrathskontrakte** großer Herren, u. ſ. w. Da nämlich die Völker keine andere Geſetze unter ſich haben, als die ſie ſich freywillig machen; ſo muß man ſie auch aus dergleichen Stücken erlernen. Dieſem Buche ſetzte er eine weitläuftige Vorrede vor, die ſehr wohl geſchrieben, und noch beſſer gedacht war. Er zeigt darinnen, daß ſolche Begebenheiten, als er bekannt machte, die eigentlichen Quellen der Geſchichte ſind, **in ſofern man ſie wiſſen kann.** Denn er weiß zu gut, daß das Zuverläſſigſte, das Brauchbarſte, und alſo das Beſte von der Geſchichte uns entwiſche, daß alles, was dieſe öffentliche Begebenheiten verurſacht, und die Menſchen in Bewegung geſetzt hat, viel kleine und verborgene, aber ſehr mächtige, ſelbſt denen, die von ihnen bewegt werden, unbekannte Triebfedern ſind, die faſt allemal mit ihren Wirkungen in einem ſo unbeträchtlichem Verhältniſſe ſtehen, daß auch die gröſſeſten Begebenheiten dadurch entehrt werden können. Er ſammlet die merkwürdigſten Stücke der Geſchichtkunde, die ihm ſeine Schriften entdeckt haben, und ziehet daraus neue und ſinnreiche Muthmaſſunmaßungen von dem Urſprunge der Churfürſten im Reiche, die auf eine gewiſſe Zahl eingeſchränkt worden. Er geſteht, daß die unter den Völkern ſo oft erneuerten Friedensſchlüſſe, ihnen zur Schande gereichen, und billigt mit Verdruſſe das Schild eines holländiſchen Kaufmanns, der auf demſelben einen Kirchhof mit der Ueberſchrift: **Zum ewigen Frieden**, hatte malen laſſen.

Wer da weis, was es für eine Mühe ſey, dergleichen alte Schriften zu errathen, ſie zu leſen, und ihre barbariſche Schreibart zu verſtehen, der wird nicht ſagen, daß dem Herrn von **Leibniz** in dem Codex diplomaticus, nichts als ſeine ſchöne Vorrede eigenthümlich ſey. Es iſt wahr, daß dies nur allein ein eigenes ſelbſt ausgedachtes Stück, und das andere alles nur Arbeit und Beleſenheit iſt. Man muß aber einem Manne, wie er war, ſchon ſehr verbunden ſeyn, wenn er zum gemeinen Beſten, ſich die Mühe nehmen will, etwas zu thun, das nicht blos aus ſeinem eigenen Kopfe kömmt.

Im Jahre 1700. kam ein Zuſatz zu dieſem Werke unter dem Titel: Mantiſſa codicis iuris gentium diplomatici zum Vorſcheine. Auch hievor hat Herr von **Leibniz** eine Vorrede geſetzt, wo er alle Gelehrte, die ihm einige ſeltene Stücke verſchaft hatten, dergeſtalt lobt, daß man ſeine Aufrichtigkeit daraus ſehen kann. Er danket ſogar dem Herrn **Toinard**, daß er ihm in dem erſten Bande einen Fehler angezeiget hatte: indem er daſelbſt den berühmten **Chriſtoph Columbus** mit einem gewiſſen **Wilhelm von Cuſaneuve**, vermenget hatte, der **Coulomp** zugenamet, und **Viceadmiral** unter **Ludwig** dem XI. geweſen war. Wahrlich! ein ſo geringer und kleiner Fehler, daß es eben keine Ehre ſeyn würde, ihm zu bekennen, wenn man nicht eine unendliche Zahl gegenſeitiger Beiſpiele hätte!

Endlich fieng er 1707. an, dasjenige bekannt zu machen, was mit der braunſchweigſchen Geſchichte eine Verwandſchaft hatte; und dies war der erſte Band ſcriptorum Brunſuicenſia illuſtrantium, eine Sammlung von Urkunden, die er faſt alle dem Staube und den Würmern entriſſen hatte, die aber zum Grunde ſeiner Geſchichte dienen ſollten. Er giebt in der Vorrede von allen Schriftſtellern, die er mittheilet, und von den Stücken, deren Verfaſſer ſich nicht genannt haben, Nachricht, und beurtheilt ſie ſo, daß man allem Anſcheine nach damit zufrieden ſeyn wird.

Er hatte von der Geſchichte der damaligen Zeit zwey Hauptentdeckungen gemacht, die zween für gewiß angenommenen Meinungen entgegen waren.

Man glaubt, daß aus den bloßen Statthaltern vieler großen Provinzen des weitläuftigen Reichs, welches **Karl der Große** beſaß, in der Folge die erblichen Fürſten entſtanden ſind: **Herr von Leibniz** aber behäuptet: daß ſie allezeit erbliche Fürſten geweſen, und verherrlichet dadurch den Urſprung der größeſten Häuſer. Er ſtürzt ſie noch tiefer in den Abgrund des Vergangenen herunter, deſſen Dunkelheit ihnen ſo theuer iſt.

Das zehnte und eilfte Jahrhundert werden von den Chriſten für die aller barbariſchten gehalten. Herr von **Leibniz** hingegen behauptet dies von dem dreizehnten und vierzehnten, und ſaget: daß in Vergleichung mit dieſen, das zehnte wenigſtens für Deutſchland, **gülden** geweſen ſey. **In der Mitte des zwölften, unterſchied man noch das Wahre vom Falſchen: nach dieſem aber ergoſſen ſich die Fabeln, die vorher nur in den Klöſtern und Legenden verſchloſſen geweſen waren, mit voller Wuth, und überſchwemmten alles.** Dies ſind beinahe die nehmlichen Ausdrücke, deren er ſich darüber bedient. Die vornehmſte Urſach dieſes Uebels ſchreibt er Leuten zu, welche den Stiftungen gemäß arm waren, und aus Noth allerley erdachten: Am meiſten aber iſt zu bewundern, daß die guten Bücher damals noch nicht gänzlich unbekannt waren. **Gervaſius von Tyllbury**, den der Herr von **Leibniz** als eine Probe des dreizehnten Jahrhunderts anführet, war in den weltlichen und geiſtlichen Alterthümern ziemlich erfahren, und doch ſchreibt er die dümmſten und albernſten Hirngeſpinſte. Nach denen Geſchichten, deren Augenzeuge er geweſen ſeyn will, zu urtheilen, könnte auch der Verfaſſer des **Amadis** wohl ſein Buch für eine Geſchichte ausgeben. Ein Mann, von des Herrn von **Leibniz** Fähigkeiten, wenn er ſich der Geſchichtkunde ergiebt, kann gewiſſe allgemeine Betrachtungen daraus herleiten, die über die Geſchichte ſelbſt erhaben ſind; und in dieſem verwirrten und faſt unendlichen Haufen von Begebenheiten, entdeckt er Ordnung, und gewiſſe zarte Verbindungen, die nur von ihm gefunden werden konnten. Was ihn am meiſten intereſſirte, war aber der Urſprung der Nationen, ihre Sprachen, Sitten und Meinungen, vorzüglich aber die Geſchichte des menſchlichen Verſtandes, und die Folge der Gedanken, die ſnach einander, oder vielmehr aus einander entſteht, und deren genau beobachtete Verkettung zu einer Art von Weiſſagung Anlaß geben könnte.

In den Jahren 1710. und 1711. gab er zwey neue Bände von den ſcriptoribus Brunſuicenſia illuſtrantibus heraus, und hierauf ſollte endlich die Geſchichte ſelbſt folgen: die aber nicht erſchienen, und deren Plan folgender iſt.

Er wollte eine Abhandlung von dem Zuſtande Deutſchlands voranſetzen, ſo, wie er vor allen Geſchichten geweſen war, und, wie man ihn aus den natürlichen Denkmalen, die davon übrig geblieben, errathen konnte. Dergleichen ſind die verſteinerten Muſcheln in der Erde; Steine, darinnen man den Abdruck von Fiſchen oder Pflanzen, ja Fiſche und Pflanzen ſelbſt ſiehet, die doch ausländiſch ſind: unläugbare Gedächtnißmünzen der Sündfluth. –

Hierauf gieng er zu den älteſten Einwohnern, deren man erwehnet, zu den verſchiedenen Völkern über, die einander in dieſen Ländern nachgefolget ſind, und handelte von ihren Sprachen, und von der Vermiſchung derſelben, ſo viel man aus der Etymologie, dem einzigen Denkmale in ſolchen Sachen ſchließen kann. Hernach fieng der Urſprung des **braunſchweigſchen Hauſes** im 769. Jahre bey Karl dem Großen an, und gieng bis auf die Kaiſer, die von ihm abſtammten, und noch bis auf fünf Kaiſer aus dem **braunſchweigſchen Hauſe**, nehmlich **Heinrich I.** den Vogelſteller, die 3. **Ottonen** und **Heinrich II.** wo ſie in dem 1025. Jahre ein Ende nam. Dieſer Zeitraum umfaßte die ſächſiſchen Alterthümer, in Anſehung des **Wittekindiſchen** Hauſes, die oberdeutſchen Alterthümer in Anſehung des **Welfiſchen** Geſchlechts, **die Lombardiſchen** wegen der Herzoge und Markgrafen von **Toskana** und Ligurien. Von allen dieſen alten Fürſten, ſtammten die **Braunſchweigſchen** ab. Nach dieſem kam das Geſchlechtsregiſter des **Welfiſchen**, oder Braunſchweig-Lüneburgſchen Hauſes, nebſt einer kurzen aber richtigen Geſchichte, bis auf die jetzige Zeit. Dies Geſchlechtsregiſter enthielt auch noch die Genealogie andrer großen Häuſer, als des **Gibelinſchen**, des alten und neuen **Oeſterreichſchen**, des **Bayerſchen** u. ſ. w. Herr von **Leibniz** ſetzte voraus; und er war zu gelehrt, um ſtolz zu ſeyn: – daß man noch zur Zeit nichts ähnliches von der Geſchichte des mitlern Alters geſehen hätte; daß er ein ganz neues Licht in dieſe mit einer ſchrecklichen Dunkelheit bedeckten Jahrhunderte gebracht habe, und eine große Menge Irrthümer verbeſſert, oder viel Ungewißheiten gehoben hätte. Ein Beiſpiel iſt die Päbſtin **Johanna**, welche von einigen feſtgeſetzet, von andern verworfen wurde. Man führte ſie nachher wieder ein. Herr von **Leibniz** aber verjagte ſie nun auf ewig, und fand daß dieſe Fabel nur durch Hülfe der chronologiſchen Finſterniß, die er aber vertrieb, könnte behauptet werden.

Bey der Fortſetzung ſeiner Unterſuchungen glaubte er den wahren Urſprung der Franzoſen entdeckt zu haben, und gab 1716. eine Abhandlung davon heraus. Der berühmte Jeſuite **Tournemine** griff ſeine Meinung an, und behauptete eine andere, mit aller der Gelehrſamkeit, die man einen ſo gelehrten Gegner zu beſtreiten, haben muß; und mit derjenigen Künheit, die ein großer Gegner gebilliget. Wir wollen uns in dieſen Streit nicht einlaſſen, welcher ſelbſt nach der höflichen Bemerkung des **Tournemine**, ziemlich gleichgültig iſt; indem die Franzoſen, die Sache gehe wie ſie wolle, allezeit Landsleute des Herrn von **Leibniz** ſeyn würden.

Herr von **Leibniz** war auch ein großer Rechtsgelehrter. Er war in dem Schooße der Rechtsgelehrſamkeit geboren; und dieſe Wiſſenſchaft wird überhaupt in Deutſchland mehr, als irgend anderswo getrieben. Sein erſtes Studieren war hauptſächlich auf dieſelbe gerichtet; und ſo wurde die immer zunehmende Stärke des Geiſtes auf dieſelbe verwand. In ſeinem 20. Jahre wollte er in **Leipzig** Doktor werden; allein der Dechant der Juriſtenfakultät, verſagte ihm damals, auf Antrieb ſeiner Frau, dieſe Würde; unter dem Vorwande, daß er zu jung wäre. Vielleicht hatte ihm eben dieſe Jugend den Haß dieſer Frau zugezogen. Dies unentſchieden, ſo rächte er ſich an ſeiner Vaterſtadt, durch den allgemeinen Beifall, womit er in eben denſelben Jahre zu **Altdorf**, im nürnbergaſchen Gebiete, dieſe Würde erhielt. Seine Diſputation handelte de caſibus perplexis in iure. Sie wurde hernach mit zwo andern kleinen Abhandlungen von ihm, ſpecimen Encyclopaediae in iure, ſeu Quaeſtiones Philoſophicae amoeniores ex iure collectae, und ſpecimen certitudinis ſeu demonſtrationum in iure, exhibitum in doctrina conditionum, gedruckt. Er wußte ſchon damals die verſchiedenen Wiſſenſchaften näher an einander zu ketten, und von einer zur andern Kommunikationslinien zu ziehen.

In ſeinem 22ſten Jahre, welches der Zeitpunkt iſt, den wir ſchon zu dem Buche des **George Ulikovius** bemerket haben, widmete er dem Churfürſten von Maynz, **Johann Philipp von Schönborn**, eine neue Methode, die Rechtsgelehrſamkeit zu lehren und zu lernen. Er fügte einen Aufſatz von den Lücken im Rechte, catalogum deſideratorum in iure, bey, und verſprach dieſe auszufüllen. In eben dem Jahre gab er auch ſeinen Entwurf, das römiſche Recht zu verbeſſern, heraus, corporis iuris reconcinnandi ratio. Die verſchiedene Materien des Rechts ſind in der That in großer Verwirrung: allein in des Herrn von **Leibniz** Kopf waren ſie geordnet worden, und hatten ſich in dieſer vortreflichen Form von neuem umgegoſſen; ſo daß ſie viel gewonnen haben würden, wenn ſie in der Geſtalt erſchienen wären, die ſie darinn angenommen hatten.

Wie er die zwey Bände ſeines codicis diplomatici herausgab, gieng er bis auf die erſten Grundſätze des Natur- und Völkerrechts zurück. Der Standpunkt, den er ſich wählte, war immer ſehr erhaben; und von da erblickte er ein weites Feld, deſſen ganze Beſchaffenheit er in einem Augenblicke überſah. Dieſe, obgleich ſehr kurze, doch allgemeine Theorie der Rechtsgelehrſamkeit, hatte einen ſo großen Umfang, daß die Frage von **Quietismus**, die damals in Frankreich ſo ſehr in Bewegung war, auf eine ganz ungezwungene Art, gleich zu Anfange darinnen ſtand: und des Herrn von **Leibniz** Ausſpruch kam mit des Pabſtes ſeinem überein.

Endlich kommen wir auf den Theil ſeiner Verdienſte, der dieſe Verſammlung am meiſten angeht. Er war nemlich ein großer Philoſoph, und ein fürtreflicher Mathematiker. Was dieſe zwey Wörter nur um ſich begreifen, das war er. Kaum war er zu Altdorf Doktor der Rechte geworden, ſo gieng er auch nach Nürnberg, um die dortigen Gelehrten zu ſprechen. Er erfuhr, daß ſich in dieſer Stadt eine ſehr verborgene Geſellſchaft auf die Chymie lege, und den Stein der Weiſen ſuche. Sogleich wünſchte er, dieſe

Gelegenheit zu gebrauchen, und auch ein Chymiſt zu werden; die ganze Schwierigkeit beſtand indeſſen darinnen, wie er zu dieſen Geheimniſſen zugelaſſen werden könnte. Er nam alſo chymiſche Bücher, ſammlete daraus die dunkelſten Stellen, die er am wenigſten verſtand, ſetzte aus ſolchen einen ihm ſelbſt unverſtändlichen Brief auf, richtete ihn an den Vorſteher dieſer geheimen Geſellſchaft, und ſuchte bey ihm an, daß er auf dieſe Proben ſeiner groſen Wiſſenſchaften aufgenommen werden möchte. Man glaubte, der Verfaſſer dieſes Briefes wäre entweder ſchon ein **Adeptus**, oder es würde doch wenig daran fehlen, daß er es würde. Er ward alſo mit allen äuſern Ehrenbezeugungen in ihre Werkſtatt aufgenommen, und gebeten, das Amt eines Sekretairs über ſich zu nehmen. Man bot ihm ſogar eine Penſion an. Er lernte ſehr viel bey ihnen, indem ſie alle glaubten, daß ſie von ihm lernten. Wahrſcheinlicherweiſe gab er die Einſichten, die er durch ſein natürliches Genie erhalten hatte, bey ihnen für ſauer errungene Kenntniſſe aus; und kurz, es war auſer allem Zweifel, daß ſie ihn nicht würden von ſich gelaſſen haben, wenn ſie ihn auch gleich gekannt hätten.

Im 1670ſten Jahre, als Herr von **Leibniz** 24. Jahr alt war, erklärte er ſich in einem Buche, deſſen Geſchichte ſogleich folgen ſoll, öffentlich für einen **Philoſophen**.

Marius Nizolius, von Berſello im Modeneſiſchen gab 1553. eine Abhandlung heraus, de veris principiis & vera ratione philoſophandi contra Pſeudophiloſophos. Dieſe falſche Philoſophen waren alle alte und neue Scholaſtiker. **Nizolius** lehnte ſich mit der äuſerſten Kühnheit gegen ihre ungeheuren Begriffe und barbariſche Sprache auf, und nannte ſogar den heiligen **Thomas von Aquin** einen Einäugigen unter den Blinden. **Die lange und anhaltende Bewunderung des Ariſtoteles**, ſagt er, **beweiſe nichts mehr, als die Menge der Narren, und die lange Dauer der Narrheit.** Die Galle des Ver faſſers wurde dabey noch durch einige Privatſtreitigkeiten mit den Ariſtotelikern erhitzt.

Dies Buch, das zu ſeiner Zeit nicht ſo gleichgültig hätte aufgenommen werden ſollen, war in eine tiefe Vergeſſenheit begraben. Vielleicht, weil den Italiänern an der Unterdrückung deſſelben gelegen war, – oder, weil in Rückſicht auf andere Länder die Wahrheiten deſſelben nur gar zu deutlich und klar bewieſen waren, oder weil das Gewicht der Ausdrücke, in Vergleichung mit der Wichtigkeit der Sachen ſelbſt, viel zu ſtark iſt. Herr von **Leibniz** hielt es für rathſam, dies Buch auch mit einer Vorrede, und mit Noten herauszugeben.

Die Vorrede verräth einen Mann, der Herausgeber und Ausleger, und beides auf eine ganz neue und ungewohnte Art iſt. Weder blinde Verehrung gegen ſeinen Schriftſteller, – noch weithergeholte Gründe, den Werth deſſelben zu erheben, oder ſeine Fehler zu verbergen, ſind darinnen anzutreffen. Er lobt ihn, aber nur nach den Umſtänden der Zeit, in der er geſchrieben; – wegen ſeines muthigen Unternehmens, und wegen mancher Wahrheiten, die er erkannt hat: er entdeckt aber auch falſche Schlüſſe, und unvollkommne mangelhafte Einſicht. Er tadelt ihn wegen ſeines Ungeſtüms, mit dem er dem Ariſtoteles begegnet, der doch an den Träumereien ſeiner ſogenannten Schüler nicht Schuld war; er tadelt ihn auch des heiligen **Thomas** wegen, – deſſen Ruhm indeſſen einem Lutheraner wohl hätte gleichgültiger ſeyn können. Man ſieht indeſſen gar bald, daß der Herausgeber Verdienſte hatte, die von dem Verdienſte des Originalverfaſſers ganz unabhängig ſeyn mußten.

Es ſcheint, daß er unzählig viel Philoſophen muß geleſen haben. Auch die Geſchichte der menſchlichen Gedanken, da ſie wegen des Anblicks ihrer erſtaunlichen Mannichfaltigkeit merkwürdig iſt, kann manchmal ſehr lehrreich ſeyn. Sie kann auf Ideen führen, die von dem gewöhnlichen Wege abführen, und die der größte Geiſt nicht von ſelbſt würde hervorgebracht haben. Sie giebt Stoff zum Denken an die Hand. Sie macht uns mit den Hauptklippen bekannt, woran die menſchliche Vernunft ſcheitern kann; – ſie giebt die ſicherſten Wege an, – und, was das wichtigſte iſt, ſie zeiget den beſten Köpfen, daß ſie ſchon ihres gleichen gehabt, und daß ſich ſchon ihres gleichen geirret haben. Ein Einſiedler kann ſich viel höher achten, als ein andrer thun wird, der mit Menſchen umgeht, und ſich mit ihnen vergleicht.

Der Herr von **Leibniz** hatte dieſen Vortheil von ſeiner großen Lektüre erhalten. Sein Verſtand war dadurch geübter geworden, alle Arten von Ideen anzunehmen. Er konnte alle Bilder leichter faſſen; – allem, was ihm neu, oder zuwider war, mehr Gehör geben; – gegen die Schwachheit der Menſchen mehr Nachſicht beweiſen; – gegen günſtige Erklärungen geneigter, und ſie zu erfinden ſinnreicher ſeyn. Von dieſem Charakter gab er einen Beweis in einem Briefe, de Ariſtotele recentioribus reconciliabili, den er mit dem **Nizolius** drucken ließ. Hier wagt er es, von dem Ariſtoteles vortheilhaft zu ſprechen, wenn es gleich damals ziemlich allgemeine Mode, und faſt ein Zeichen des Witzes war, ihn zu verſchreien. Er geht ſogar ſo weit, daß er ſagt, er billige in ſeinen Werken mehr, als in den Werken des **Carteſius**. Nicht etwa, als ob er die korpuskulariſche, oder mechaniſche Philoſophie nicht als die einzige wahre angeſehen hätte. Man iſt deswegen aber noch kein **Carteſianer**; und er läugnet, daß der wahre, nicht aber der ſcholaſtiſche, **Ariſtoteles** eine andere Philoſophie gekannt habe. Dadurch ſucht er beide Partheyen zu gewinnen. Er rechtfertigt ihn nur wegen ſeiner allgemeinen Grundſätze, wegen des Weſens der Materie, der Bewegung, u. ſ. w. Aber er läßt ſich nicht in das ganze Innre der Phyſik ein, worinn die Neuern allerdings ſehr großmüthig ſein würden, wenn ſie ſich mit dem **Ariſtoteles** in eine Gemeinſchaft der Güter einlaſſen wollten.

In dem Jahre, welches gleich auf die Ausgaben des **Nizolius** folgte, nämlich im Jahre 1671, wie Leibniz 25 Jahr alt war, ließ er zwey kleine Abhandlungen aus der Phyſik drucken. Die eine hieß theoria motus abſtracti, die andere theoria motus concreti. Jene eignete er der **Akademie der Wiſſenſchaften**, dieſe der **königlichen Societät in London** zu. Vielleicht wollte er dadurch der Eiferſucht dieſer beyden gelehrten Geſellſchaften zuvorkommen.

Die erſte von dieſen beiden Abhandlungen iſt eine ſehr gute und beinahe ganz neue Theorie **von der Bewegung überhaupt**. Die andre iſt eine Anwendung der erſtern **auf alle Begebenheiten**. Beide zuſammen aber ſind eine vollſtändige allgemeine Phyſik. Er ſagt ſelbſt, er glaube, ſein Lehrgebäude vergleiche und vereinige alle andre; – es komme ihren Mängeln zu Hülfe; erweitre ihre Gränzen, kläre ihre Dunkelheiten auf; die Philoſophen dürften nur nach dieſen Grundſätzen weiter fort arbeiten, und ſich mehr mit beſondern Erklärungen beſchäftigen, die ſie denn in die Schatzkammer einer gründlichen Philoſophie eintragen könnten. Es iſt wahr. Seine Begriffe ſind ſimpel, ausgedehnt, allgemein. Sie entſtehen aus großen, allgemeinen Kenntniſſen, die gleichſam der Stamm ſind, und ſich hernach ausbreiten, und zertheilen; – die ſich gleichſam in unendliche Zweige ausbreiten, und dies alles mit einer unbeſchreiblichen Anmuth des Witzes, die viel zur Ueberzeugung beiträgt. So zu denken, wäre vielleicht der Natur ſelbſt eigen geweſen.

In dieſen zwey Werken gab er den **leeren Raum** zu, und ſahe die Materie als eine bloße Ausdehnung an, die gegen Bewegung und Ruhe ſchlechterdings gleichgültig wäre. Nachher hat er aber ſeine Meinung geändert. In Anſehung des letztern glaubte er nachher, daß man, um das Weſen der Materie zu entdecken, weiter als an die Ausdehnung denken, und ſich darinnen eine gewiſſe Kraft

vor.

verſtellen müſſe, die keine blos **geometriſche Größe** mehr iſt. – Dies iſt die bekannte und dunkle **Entelechie** des **Ariſtoteles**, woraus die **Scholaſtiker** die weſentlichen Formen gemacht haben, – und jede Subſtanz hat eine Kraft nach ihrer Natur eingerichtet. Die Kraft der Materie iſt zwiefach. Ein natürlicher Trieb zur Bewegung, – und ein Widerſtand gegen die Bewegung, die anders woher bewürkt wird. Ein Körper kann in Ruhe zu ſeyn ſcheinen, weil ſein Trieb durch die umliegenden Körper entweder zurückgehalten, oder weil ihm das Gegengewicht gehalten wird. Er iſt aber nie wirklich, oder ganz und gar in Ruhe, denn er iſt niemals ohne dieſen Trieb zur Bewegung.

Carteſius hatte ſehr ſcharfſinnig eingeſehen, daß, ungeachtet der unzählichen Anſtoßungen der Körper, und der ungleichen Austheilung der Bewegung, die unabläßig geſchieht, gleichwohl im Grunde, von allem dieſem etwas gleiches, beſtändiges, und fortdaurendes ſeyn müßte: und er hatte geglaubt, dies ſey die Größe der Bewegung, deren Maaß das Produckt der Maſſe durch die Geſchwindigkeit iſt. Anſtatt dieſer Größe der Bewegung, ſetzte Herr von **Leibniz** die Kraft: deren Maaß das Produkt der Maſſe durch die Höhen iſt, zu welchen die Kraft einen ſchweren Körper erheben kann. Nun verhalten ſich aber die Höhen wie die Quadrate der Geſchwindigkeit. Auf dieſen Grundſatz wollte er eine **Dynamick**, oder **Lehre von den Kräften** bauen; wobey er behauptete, daß aus des **Carteſius** Satze, die Möglichkeit der unaufhörlichen Bewegung durch die Kunſt; oder einer gröſſern Würkung, als deren Urſache iſt, folgte: eine Folgerung die weder in der **Mechanik**, noch in der **Metaphyſik** geduldet werden kann!

Er ward hierüber von den **Carteſianern**, ſonderlich aber von dem Abte **Catelan** und **Papin** heftig angegriffen. Er antwortete ihnen beherzt: allein es ſcheint doch nicht, daß ſeine Meinung die Oberhand behalten habe. Die Materie iſt ohne Kraft, zum mindeſten ohne wirkende Kraft; und die **Entelechie** ungebraucht geblieben. Da aber der Herr von **Leibniz** ihr nicht ganz aufhelfen können: ſo ſieht man nicht, wie ſie ſich jemals erholen werde. Er hatte auch in der allgemeinen Phyſik eine beſondre Meinung, die der des **Carteſius** ganz zuwider war. Er glaubte, daß die Endurſachen zuweilen könnten angebracht werden; daß ſich zum Beiſpiel der ſinus incidentiae und refractionis beſtändig auf einander bezögen, weil Gott wollte, daß ein Lichtſtrahl, der von der graden Linie abweichen ſollte, durch zwey Wege, von einem Punkte zum andern fortgehen ſoll, welche Wege zuſammengenommen ihm mehr Zeit erſparten, als alle übrigen möglichen Wege. Dies iſt auch der höchſten Weisheit viel gemäßer.

Gottes Allmacht hat alles hervorgebracht, was das Größeſte ſeyn konnte, und ſeine Weisheit, alles was beſſer, oder das Beſte ſeyn kann. Die ganze Welt iſt nichts anders, als das völlige Reſultat, die beſtändige Verbindung, die innerſte Vermiſchung dieſes Gröſſeſten mit dem Beſten: und man kann es nicht anders erkennen, als wenn man dieſe zwey zuſammen kennet. Dieſe Idee, die gewiß groß, edel und dem Gegenſtande angemeſſen iſt, würde in der Anwendung eine außerordentliche Redlichkeit und unendliche Behutſamkeit erfordern. Denn was der Weißheit des **Schöpfers** eigen iſt, ſcheinet unſre Fähigkeiten noch viel weiter zu überſteigen, als was ſeiner Macht eigen iſt.

Es wäre überflüſſig zu erinnern, daß Herr von **Leibniz** ein Mathematiker vom erſten Range geweſen ſey. Denn von dieſer Seite kennt man ihn am meiſten. Sein Name ſteht vor den tiefſinnigſten Aufgaben, die in unſern Zeiten ſind aufgelöſet worden, und er hat an allem Theil, was die neue Geometrie großes, ſchweres und wichtiges hervorgebracht hat. Die Leipziger acta eruditorum, die

Jour

Journale der Gelehrten und unſre *) Hiſtorie ſind voll von ihm, in ſofern er Geometer war. Er hat kein ganzes mathematiſches Werk, ſondern nur viel einzelne Stücke herausgegeben, woraus er ganze Bücher hätte machen können, wenn er gewollt hätte, und deren Verſtand und Einſicht für viele Bücher von großen Nutzen geweſen ſind. Er ſagte, er ſehe in fremden Gärten gern die Pflanzen wachſen, dazu er den Saamen hergegeben hätte. Dieſer Saame iſt oft höher zu ſchätzen, als die Pflanzen ſelbſt. Die Kunſt, in der Mathematik Entdeckungen zu machen, iſt viel koſtbarer, als die meiſten Sachen, die man entdeckt.

Die Geſchichte des calculi **differentialis**, oder der unendlichkleinen Dinge, wird ſein großes Genie genugſam kenntbar machen. Man weis, daß dieſe Entdeckung unſre Erkenntnis bis ins unendliche und faſt über die dem menſchlichen Geiſte geſetzten Schranken hinausführt, wenigſtens unendlich weit über die Gränzen, darinn ſich die alte Geometrie halten mußte. Dies iſt eine ganz neue Wiſſenſchaft, in unſern Tagen entſtanden, von großem Umfange, ſehr fein, und ſehr gewiß. Im Jahre 1684, gab Herr von Leibniz in den leibziger actis eruditorum die Regeln von der **Differentialrechnung** an; er behielt aber die Beweiſe zurück. Die beiden berühmten Gebrüder **Bernoulli** fanden ſie, ſo ſchwer ſie auch zu finden waren, und übten ſich in dieſer Rechnung mit dem glücklichſten Erfolge. Die erhabenſten, die kühnſten und unverhofteſten Auflöſungen entſtanden unter ihren Händen. Im Jahre 1687 kam des Herrn **Neutons** vortrefliches Buch, **von den mathematiſchen Gründen der natürlichen Philoſophie** heraus, das ſich faſt ganz auf dieſe Rechnung gründete, ſo daß man allgemein glaubte: Herr von **Leibniz** und er, hätten ſie wegen der Gleichheit ihrer großen Einſichten, ein jeder für ſich erfunden.

---

*) Fontenelle zielet hier auf die Hiſtorie der Akademie der Wiſſenſchaften in Paris, daran Herr von Leibniz vielen Antheil hatte. Er war Mitglied derſelben.

Anm. des Ueberſ.

Dieſe Meinung wurde noch dadurch unterſtützt, daß ſie nur im Grunde der Sache einig waren. Sie gaben den Dingen verſchiedene Namen, und bedienten ſich in ihren Rechnungen verſchiedener Charaktere. Was **Neuton** **Fluxiones** nannte, nennt Herr von **Leibniz** **Differentias**, und das Zeichen womit Herr von **Leibniz** das Unendlichkleine bezeichnet, war viel ſchicklicher und brauchbarer als **Neutons** ſeines. Die Namen und Zeichen des Herrn von **Leibniz** haben auch in der That, da ſie von allen gelehrten Männern begierig aufgenommen worden, überall die Oberhand behalten; nur in England nicht. Dies würkte gut für den Herrn von **Leibniz**, und hat die Geometer unvermerkt gewöhnt, ihn für den einzigen und vornehmſten Erfinder zu halten.

Indeſſen genoſſen dieſe beiden großen Männer, ohne ſich etwas ſtreitig zu machen, die Ehre der Erfindungen, die man ihnen zu danken hatte. Doch dieſer Friede wurde geſtöhrt. Herr **Fatio** hatte ihm, im Jahre 1699, in ſeiner Schrift, de linea breuiſſimae deſcenſionis geſagt: er müſſe den Herrn **Neuton** für den erſten Erfinder der **Differentialrechnung** halten, der ſie viele Jahre vorher entdeckt hätte, und daß er der Beurtheilung unterwürfe, ob nicht Herr von **Leibniz**, als der zweite Erfinder, etwas von ihm genommen hätte? Dieſe ſo deutliche Unterſcheidung eines erſten und zweiten Erfinders, und der dazu kommende Verdacht, erregten einen Streit zwiſchen dem Herrn von **Leibniz**, den die leipziger Journaliſten unterſtützten, und den engländiſchen Geometers, die ſich für den **Neuton** erklärten, der ſelbſt gar nicht zum Vorſcheine kam. Seine Ehre war die Ehre der Nation geworden, und ſeine Anhänger waren nur gute Bürger, die er nicht anfeuern durfte. Es erfolgten von beiden Seiten, jedoch ziemlich langſam, Schriften auf Schriften; die Entfernung der Oerter, trug vielleicht zu dieſer Langſamkeit bey. Allein der

Streit ward hitzig, und kam gar ſo weit, daß im Jahre 1711 Herr von **Leibniz** ſich bey der **königlichen Societät** beklagte: es hätte ihn Herr **Keil** beſchuldigt, er habe den calculum fluxionum, welchen **Neuton** erfunden hätte, unter andern Namen und Zeichen herausgegeben. Er behauptete, es wiſſe niemand beſſer als **Neuton** ſelbſt, daß er ihm nichts entwendet hätte; und er begehrte, daß Herr **Keil** den böſen Sinn, den ſeine Worte mit ſich führen könnten, öffentlich widerrufen ſollte.

Als nun die Societät alſo zum Schiedsrichter geſetzt war, ſo ernannte ſie gewiſſe Bevollmächtigte, welche alle alte Briefſchaften der Mathematiker, die man von dieſer Materie nur würde finden können, durchſuchen ſollten. Nach dieſer Unterſuchung, fanden die Bevollmächtigten keinen Schein, daß Herr von **Leibniz** von der **Differentialrechnung**, oder **den unendlichkleinen Dingen** eher etwas gewußt hätte, als bis Herr **Neuton** 1672 einen Brief davon geſchrieben; den man dem Herrn von **Leibniz** zu Paris zugeſchickt hatte: worinn die Methode der fluxionum deutlich genug erklärt war, um einen ſo ſcharfſinnigen Manne einen hinlänglichen Begrif davon zu machen; ja daß ſo gar Herr **Neuton** ſeine Methode 1669. und folglich 15 Jahre eher erfunden, als Herr von **Leibniz** in den leipziger Schriften etwas davon gemeldet hätte. Aus dieſem allen nun ſchloſſen ſie; daß Herr **Keil** den Herrn von Leibniz gar nicht verläumdet hätte.

Die Societät ließ dies Urtheil mit allen dazu gehörigen Dingen 1712 unter den Titel drucken: Commercium epiſtolicum de analyſi promoto. Man verbreitete es durch ganz Europa, und nichts macht dem **Syſteme der unendlichkleinen Dinge** mehr Ehre, als dieſe Eiferſucht, wer ſich die Erfindung mit Recht zuſchreiben könne, davon eine ſo gelehrte Nation ganz eingenommen iſt. Denn ich wiederhole es noch einmal, **Neuton** ſchwieg ganz ſtille. Vielleicht verließ er ſich wegen ſeines Ruhms, auf ſeine ziemlich lebhaften Landsleute: vielleicht ſetzte er ſich auch über dieſen Ruhm weg. Dies kann man von einem ſo großen Manne wohl glauben.

Der Herr von **Leibniz**, oder ſeine Freunde, konnten nicht ſo gleichgültig ſeyn. Er war eines Diebſtals beſchuldigt, das commercium epiſtolicum ſagt es ganz deutlich, oder giebt es doch wenigſtens zu verſtehen. Dieſer Diebſtahl kann zwar nur ſehr fein geweſen ſeyn, und man hat weiter keinen Beweiß eines großen Genies nöthig, als den, dieſen Diebſtahl begangen zu haben. Aber es iſt doch ſo wohl in Anſehung des Genies, als der Sitten beſſer, ihn nicht begangen zu haben.

Nachdem der Ausſpruch von England bekannt war, kam ein fliegendes Blatt von einem Bogen am 29ſten Julius 1713 heraus. Dies war für den Herrn von **Leibniz**, der ſich damals in **Wien** aufhielt, und nicht wußte, was vorgieng. Es iſt ſehr lebhaft geſchrieben, und ſagt geradeheraus, daß der calculus fluxionum nicht älter ſey, als die **Differentialrechnung**, und giebt ſo gar zu verſtehen, jener calculus könnte wohl von dieſer Rechnung entſprungen ſeyn. Die Erzählung der Beweiſe von beiden Theilen würde zu weitläuftig ſeyn, und könnte auch nicht, ohne eine noch viel weitläuftigere Auslegung, die in die tiefſinnigſte Geometrie einſchlagen würde, verſtanden werden.

Herr von **Leibniz** hatte angefangen, an einem commercio mathematico zu arbeiten, welches er dem engländiſchen entgegen ſetzen wollte. Wenn alſo die königliche Societät gleich von denen Studien, die ſie gehabt, richtig geurtheilt; ſo hat ſie doch nicht alles gehabt; und die Billigkeit fordert, daß man ſein Urtheil ſo lange verſchiebe, bis des Herrn von **Leibniz** Schrift bekannt iſt.

Ueberhaupt muß man ungemein deutliche Beweiſe haben, wenn man einen ſolchen Mann beſchuldigen will, er habe nur im geringſten einen gelehrten Diebſtahl begangen; denn dies iſt die ganze Frage. **Neuton** iſt gewiß ein Erfinder, und ſein Ruhm bleibt ihm ſicher.

Reiche Leute ſtehlen nicht: und wie reich war nicht Herr von **Leibniz**? er hat ja ſelbſt den **Carteſius** getadelt, daß er, weder **Kepplern**, wegen der aus den viribus centrifugis hergeleiteten Schwere, und der Entdeckung der angulorum incidentiae & reflexionis, noch dem **Snellius**, wegen des beſtändigen Verhältniſſes der angulorum incidentiae & refractionis, die gehörige Ehre angethan. **Dies ſind kleine Kunſtgriffe,** ſagt er, **die ihm bey Kennern viel wahre Ehre entzogen haben.** Sollte er dieſe Ehre, die er ſo gut kannte, ſelbſt nicht geachtet haben? Er durfte ja nur das angeben, was er dem Herrn **Neuton** ſchuldig war. Es blieb ihm noch immer, wegen des Grundes der Sache, Ehre genug übrig, und noch außerdem erhielt er den Ruhm eines freiwilligen Geſtändniſſes.

Es iſt zu vermuthen, daß er es bey dieſer Gelegenheit nicht unterlaſſen haben würde, da er es bey einer andern gethan.

Da einer von den Herren **Bernoulli** ſeine Vermuthung über die Geſchichte ſeiner mathematiſchen Meditationen vorbrachte; ſo rückte der Herr von **Leibniz** dieſelbe aufrichtig in den Septemb. des 1691ſten Jahrs der leipziger actorum ein. Er ſagt, daß er bey ſeinem Aufenthalte in Paris 1672 in der höhern Geometrie noch ganz unerfahren geweſen ſey; daß er daſelbſt den berühmten **Huygens** gekannt habe, dem er, außer den **Galiläus** und **Carteſius**, das meiſte in dieſer Materie zu danken hätte; daß ſein Buch de horologio oſcillatorio, **Paskals** Werke, und **Gregorius von St. Vincent** Schriften, ihm auf einmal den Kopf aufgeklärt und Einſichten verſchaft hätten, die ihn ſelbſt, und alle in Erſtaunen geſetzt, welche wußten, wie wenig geübt er noch darinn war; daß ihm ſo gleich eine ſo große Menge Aufgaben eingefallen, die nichts anders als Folgerungen ſeiner neuen Methode wären, und davon er nachher in des **Gregory**, – **Barrow**, – und einiger andrer Schriften einen Theil gefunden; daß er endlich zu den entlegenſten und fruchtbarſten Quellen gekommen,

men, und der Analyſe Sachen unterworfen, die ihm vorher niemals unterworfen geweſen waren. Es iſt ſein Kalkul, von dem er redet. Warum hätte er in dieſer Geſchichte, die ſo aufrichtig, von aller Eitelkeit ſo frey zu ſeyn ſcheint, dem Herrn **Neuton** keinen Platz einräumen ſollen? Es iſt ja viel natürlicher, zu glauben: daß er dasjenige, was er 1672 geſehen, nicht ſo genau verſtanden, als man ihm Schuld giebt; weil er noch kein großer Geometer war.

In der theoria motus abstracti, die er 1671 der Akademie zuſchrieb, und ehe er noch etwas von dem Herrn **Neuton** geſehen hatte, nimmt er ſchon unendlichkleine Dinge an, davon das eine größer iſt, als das andre. Dies iſt einer von den Schlüſſeln des Syſtems, und dieſer Grundſatz konnte unter ſeinen Händen nicht unfruchtbar bleiben.

Als der **Kalkul** des Herrn von **Leibniz** im Jahre 1684 erſchien; ſo entzog ihm kein Menſch denſelben. Herr **Neuton** ſelbſt bemächtigte ſich deſſelben in ſeinem vortreflichen Buche, das 1687 erſchien, nicht wieder. Es iſt wahr, daß er auch nachher ſich denſelben nicht wieder angemaßt hat, aber ſeine Freunde, die eifriger auf ſein Beſtes bedacht waren, hätten doch ſeine Stelle vertreten können, wie ſie nachhergethan. In allen leipziger actis ſteht Herr von **Leibniz** im ruhigen und ununterbrochnen Beſitze der Erfindung der Differentialrechnung. Er erklärte darinnen ſo gar, daß die Herren **Bernoulli** dieſelbe ſo glücklich bearbeitet hätten, daß ſie ihnen ſowohl, als ihm ſelbſt zukämen. In dieſem Stücke handelt er alſo, als ein Eigenthümer, und gewiſſermaßen als der oberſte Beſitzer.

Man bemerkt an dem Herrn von **Leibniz** nicht die geringſte Eiferſucht. Er muntert einen jeden zum Arbeiten auf, und macht ſich Mitwerber, wo er nur immer kann. Er theilet keine Lobſprüche aus, wo man befürchten könnte, daß das Lob übertrieben, und verſchwendet ſey. Die

Verdienſte anderer machen ihm Vergnügen; – dies alles iſt aber eben nicht die Eigenſchaft eines gelehrten Diebes. Man hat dieſen Verdacht auch bey keiner andern Gelegenheit auf ihn geworfen. Sollte er dies einzigemal ſich ſelbſt hintergangen, und dem Helden im **Machiavell** nachgeamt haben, der vollkommen tugendhaft iſt, bis es auf eine Krone ankommt? Die Schönheit des lehrgebäudes von dem **Unendlich kleinen** mag dieſe Vergleichung rechtfertigen.

Endlich hat er es dem Zeugniſſe des Herrn **Neuton** und dem Urtheile der königlichen Societät mit großer Zuverſicht überlaſſen? würde er dies wohl gewagt haben?

Doch, das ſind Vermuthungen, und dieſe können gegen wirkliche Beweiſe die Probe nicht aushalten. Ein Geſchichtſchreiber darf niemals entſcheiden, am allerwenigſten aber darf ich es. **Attikus** war ſehr auf ſeiner Hut, daß er ſich weder für den **Pompejus**, noch für den **Cäſar** erklärte.

Einen ſeltſamen und auffallenden Umſtand kann ich hier nicht unberührt laſſen. Iſt der Herr von **Leibniz** nicht von ſeiner Seite ſo gut der Erfinder des Syſtems von **dem unendlich kleinen**, als Herr **Neuton** *) auf

der

---

*) Eine ungemeine frappante Parallele zwiſchen Neuton und Leibniz zieht Herr Mey in ſeiner Lobſchrift auf den letzteren. Sie findet ſich in dem encyklopädiſchen Journale von 1774.

Wer den Neuton malt, ſagt er in derſelben, der wähle zum Poſtement eine egyptiſche Pyramide, und ſetze darauf die Säule des Herkules, mit dem Rüſtzeuge der Mathematik umgeben. Neben ihm ſitzen Wallis, Barrow, Gregor, und mehrere Genie ſeiner Nation mit der Mine des Unterrichts, und Cartes überreiche ihm die Geometrie; und Merkur gebe ihm ſanft die Plane, die er aus Deutſchland überbracht hat.

Aber

der ſeinigen, ſo wird doch nicht viel daran fehlen. Er hat die Unendlichkeit der Ordnung der unendlichkleinen Dinge, da immer eins unendlichkleiner iſt, als das andere, und zwar nach aller geometriſchen Strenge gekannt, und die größten Geometers haben dieſe Idee nach aller dieſer Strenge von ihm angenommen. Gleichwohl ſcheint er in der Folge ſich ſelbſt darüber erſchrocken, und geglaubt zu haben, daß dieſe verſchiednen Ordnungen der unendlichkleinen Dinge wegen ihrer außerordentlichen Ungleichheit nichts anders als **unvergleichliche** Größen wären, wie z. B. ein Sandkorn und der Erdball, die Erde und die Sphäre, welche die Planeten in ſich faßt, u. ſ. w. ſeyn würden.

Dies würde nun bloß eine große, nicht aber unendliche Ungleichheit ſeyn, wie ſie in dieſem Syſteme angegeben wird. Selbſt diejenigen, welche es von ihm genommen, haben dieſe Milderung nicht hinzugefügt. Sie würde alles verdorben haben. Ein Baumeiſter, z. B. hat ein ſo kühnes Gebäude aufgeführet, daß er ſich ſelbſt nicht unterſtehet, es zu bewohnen; und doch finden ſich Leute, die zu der Feſtigkeit deſſelben mehr Zutrauen haben, daß ſie ohne Furcht, und was noch mehr iſt, ohne Unglücksfälle darinnen wohnen. Dieſe Milderung wäre aber vielleicht nur eine Gefälligkeit für diejenigen, deren Einbildungskraft ſich dagegen empört haben würde. Kann Herr von **Leibniz** die Wahrheit ſo gar in der Geometrie mildern, was wird er nicht in andern Fällen thun?

Er hatte ein großes Werk von **der Wiſſenſchaft des Unendlichen** unternommen. Dies war die erhabenſte

---

Aber zu Leibnitzens Andenken ſetzet den Apoll auf den Piko, ziehet über ſeinen Scheitel den erſten Meridian, und zu ſeinen Füßen ſetzet die neun Muſen. Die Grazien verſchütten die Schätze des Füllhorns von allen Nationen, die ihre Ketten zerreißen, und mit aufgehabenen Händen herzueilen.

Anm. des Ueberſ.

ſte Geometrie, der calculus integralis mit dem differentiali *) verbunden. Wahrſcheinlicher weiſe beſtimmte er hier ſeine Begriffe von **der Natur des Unendlichen**, und den verſchiednen Ordnungen deſſelben. Wenn es ihm aber auch gleich nicht möglich geweſen wäre, die beſte Parthey ausdrücklich zu wählen; ſo würde man doch die Einſichten, die man von ihm erhielt, ſeinem Anſehn vorgezogen haben.

Es iſt ein beträchtlicher Verluſt für die Mathematik, daß dies Werk nicht fertig geworden iſt. Das ſchwerſte ſcheint geendigt zu ſeyn. Er hatte eine groſſe Laufbahn eröfnet, aber er hätte auf derſelben entweder ſelbſt der Führer ſeyn, oder neue Wege zeigen können **).

Von

---

*) Wie ſchön ſchildert Mey dieſe Erfindung!

> Leibniz, in den Zahlen vertieft, iſt ſchon zur Arbeit an einer allgemeinen charakteriſtiſchen Verbindungskunſt geſchritten. Dieſe ungeheure Idee wird bey ihm immer weiter ausgebreitet; und jezt hat er einen beſondern Zweig dieſer Kunſt zu Stande gebracht, einen Algorithmus, welcher ſich die Objekte der Meßkunſt unterwirft. Dies iſt ſeine Differentialrechnung; das feinſte Werkzeug des Verſtandes, durch welches er ſich der Geheimniſſe der Zahlen, der Geometrie, der Natur, und des Unendlichen bemächtiget. Der Algorithmus iſt nun da, nach welchem er ſich ſehnte, er fand ihn im Abgrunde ſeines eigenen Genies, nachdem er ihn bey den berühmteſten Meßkünſtlern vergebens geſucht hatte.

Anm. des Uebers.

**) Die Gemeinnützigkeit des Herrn von Leibniz zum Beſten der bürgerlichen Geſellſchaft charakteriſirt Herr Mey in folgender Stelle:

> Welch ein ſchöner Anblick iſt es, wenn ich ihn im Harze auf den Gipfeln der Berge ſehe, wo er Maſchinen erſinnet, und anleget, um die unterirrdiſchen Waſſer heraufzuziehen! — oder wenn ich ihn in den Tyrolerbergwerken ſehe, wie er in den Schachten die Operationen der Natur in ihrem unnachahmbaren Labora-

torium

Von dieſer erhabenen Theorie ſtieg er oft zur Erfahrung herunter, wozu ihn ſeine Liebe zum allgemeinen Beſten bewog. Er hatte nachgedacht, wie man die Fuhrwerke, und Kutſchen leichter machen könne. Und daher nam ein gewiſſer Doktor, der an dem Hofe des Churfürſten von Hannover keinen Gnadengehalt bekommen hatte, und die Schuld davon dem Herrn von **Leibniz** beimaß, Gelegenheit, ihm in einer öffentlichen Schrift aufzubürden, er habe einen Wagen wollen verfertigen laſſen, der in 24 Stunden die Reiſe von Hannover nach Amſterdam thun ſollte. Ein übel ausgedachter Spott! der vielmehr dem zur Ehre gereichen mußte, den er angrif, wenn es nicht unwiderſprechlicher Unſinn war.

Er hatte eine Windmühle in Vorſchlag gebracht, um das Waſſer aus den tiefſten Graben zu ſchöpfen, und viel an dieſer Maſchine gearbeit. Die Arbeitsleute hatten ihre Urſachen, warum ſie den Fortgang derſelben durch alle mögliche Kunſtgriffe verhinderten. Sie waren liſtiger als er, und trugen alſo den Sieg davon.

Unter

---

torium beobachtet! — oder wenn er auf Reiſen die Schmelzhütten und Fabriken beſiehet, um die Chymie und das Maſchinenweſen gemeinnütziger zu machen! — Oder, wenn er die Handwerker und Künſtler beſucht, und die Geräthe der Bequemlichkeit geſchickter, und die Mühe leichter zu machen. — Oder, wenn er, wie Cincinnatus ſeinen Garten baut, und eine Plantage für den Seidenbau anlegt, um jenen weitläuftigen Staat damit zu verlegen. — Ich ſehe den Reichshofrath bald vor Kayſern und Königen ſtehen, bald im Staatsrathe die wichtigſten Angelegenheiten abhandeln, bald mit Gelehrten, bald mit Bürgern, Bauern und Soldaten in Geſprächen begriffen. — Welch ein Philoſoph, der ſich ſo leutſelig um alle Arten von Menſchheit bemühet! — O demüthigender Anblick für betäubende Männer von mittelmäßigen Aemtern, und gar keinen Verdienſten! O holder Anblick für Männer, welche ſich die Figur des Stolzes zu geben vergeſſen, weil ihnen das Studium der Wahrheit und Tugend weder Neigung noch Zeit dazu verſtattete.

Anm. des Ueberſ.

Unter die Erfindungen deſſelben, die mehr merkwürdig und auffallend, als nützlich ſind, muß man eine Rechenmaſchine *) ſetzen, die von der des **Paskal** ſehr verſchieden iſt. Er hat daran zu widerholtenmalen ſein ganzes Leben hindurch gearbeitet. Kurz vor ſeinem Tode bekam er ſie erſt ganz fertig. Er hat viel Koſten darauf gewandt.

Er war **auch ein Metaphyſikus**, und es war faſt unmöglich, daß er es nicht hätte ſeyn ſollen: — denn ſein Verſtand war zu allgemein. Ich nenne ihn allgemein, nicht nur, weil er auf alles gieng, ſondern auch, weil er in allem die erhabenſten und allgemeinſten Grundſätze erwählte. Und dies iſt das **charakteriſtiſche der Metaphyſik**. Er wollte dieſe Wiſſenſchaft ganz von neuem entwerfen, und hatte ſeiner Gewohnheit nach verſchiedene Stücke davon bekannt gemacht.

Seine erhabene Grundſätze waren: daß **nichts ohne zureichenden Grund exiſtire oder geſchehe; — daß die Veränderungen nicht plötzlich, oder durch einen Sprung, entſtünden, ſondern Stufenweiſe, und nach und nach, wie in der Folge der Zahlen, oder in krummen Linien; daß in der ganzen Welt, — wie wir ſchon geſagt haben, — das Beſte immer mit dem Größten, oder, welches einerley iſt, die Geſetze der Schicklichkeit mit den nothwendigen, oder geometriſchen Geſetzen vermiſcht wären.** Dieſe ſo edle und ſcheinbare Grundſätze ſind nicht ſo leicht anzuwenden. Denn ſo bald man die ſtrenge und unbedingte Nothwendigkeit nicht annimmt, die in der Metaphyſik eben nicht gemein iſt; — ſo dürfte wohl das **Zureichender**, —

---

*) Man findet die Beſchreibung dieſes Rechenkaſtens in der 3ten Beilage zur Theodicee.

Auf der Bibliothek in Hannover iſt er zu ſehen.

Anm. des Ueberſ.

das **Schickliche**, – eine **Stufe**, ein **Sprung** etwas ſehr willkührliches ſeyn. Man gebe dabey ja Acht, daß nicht etwa die Bedürfniß des Syſtems es entſcheiden müſſe.

Seine Erklärungsart, die Vereinigung der Seele mit dem Körper durch eine **vorherbeſtimmte Harmonie**, war in einer Materie, wo die Philoſophie das äußerſte verſucht zu haben ſchien, etwas ganz unerwartetes und unverhoftes. Die Philoſophen ſo wohl als der gemeine Mann hatten geglaubt, daß die **Seele** und der Körper **wirklich und phyſikaliſch** auf einander würkten. **Carteſius** kam, und bewies, daß ihre Natur dieſe Art von wirklicher Gemeinſchaft nicht zulieſſe, und daß ſie nur ſcheinbar ſeyn könnte. Man glaubte, dieſe beide Syſteme wären nur möglich. Der Herr von **Leibniz** dachte aber noch ein drittes aus *).

Eine Seele muß an und für ſich ſelbſt eine gewiſſe Folge von Gedanken, Begierden und Willen haben. Ein Körper, der blos Maſchine iſt, muß an und für ſich ſelbſt eine gewiſſe Folge von Bewegungen haben, die durch die Verbindung ſeiner maſchinenmäßigen Einrichtung mit den Eindrücken der äußern Körper beſtimmt werden müſſen. Findet ſich eine Seele und ein Körper ſo, daß die ganze Folge des Willens der Seele auf einer Seite, und auf der andern die ganze Folge der Bewegungen des Körpers, ſich genau entſprechen, und daß z. B. in dem Augenblicke, da die Seele an irgend einen Ort hingehen will, die beiden Füße des Körpers ſich maſchinenmäßig nach der Seite hinbewegen; – ſo werden dieſe Seele und dieſer Körper ein Verhältniß mit einander haben, nicht durch eine reelle Würkung des einen in den andern, ſondern durch die beſtändige Uebereinſtimmung der beiderſeitigen beſondern Würkungen. Gott wird alſo die Seele und den Körper, die ſchon bey ihrer Vereinigung dieſe vorhergehende Uebereinſtimmung, oder vorherbeſtimmte Harmonie unter einander gehabt, zuſammengeſetzt haben. Und dies muß man von allen Seelen und Körpern ſagen, die jemals mit einander vereinigt geweſen ſind, oder noch vereinigt werden ſollen.

---

*) Schon in meiner Ueberſetzung des Malebranche habe ich bemerkt, daß Spinoza bereits einer ſolchen Harmonie erwähne. S. I. Theil, S. 106. in der Anmerkung.

Anm. des Ueberſ.

Dies Syſtem giebt eine bewundernswürdige Idee von dem unendlichen Verſtande des Schöpfers. Allein vielleicht macht es ihn zu erhaben für unſre Faſſung. Es hat ſeinem Urheber allezeit vollkommne Gnüge gethan; – doch hat es bis jetzt noch nicht ſo viel Glück gehabt, als des Carteſius ſeines, und es ſcheint es auch künftig nicht zu erhalten. Wenn beide Syſteme die Einwürfe nicht aushalten könnten; – ſo müßte man, und dies würde den Philoſophen Ueberwindung koſten, – ſich nicht mehr mit der Vereinigung des Körpers mit der Seele quälen. **Carteſius** und Herr von **Leibniz** würden ſich entſchuldigen, wenn ſie dieſem Geheimniſſe nicht weiter nachſpürten *).

Der Herr von **Leibniz** hatte in der Metaphyſik noch ganz eigne Gedanken. Er glaubte, z. B. daß es überall ganz einfache Subſtanzen gebe, die er **Monaden** **), oder **Einheiten** nennte, die das Leben, die Seelen, die Geiſter ſind, die **Ich** ſagen können, die nach dem Orte, wo ſie ſind, Eindrucke von dem ganzen Weltgebäude erhalten können, die aber wegen ihrer Vielheit verwirrt, oder die, um beinahe ſeine eignen Worte zu gebrauchen, **Spiegel** ſind, worauf die ganze Welt ihre Strahlen wirft, nachdem ſie derſelben dargeſtellet werden. Dadurch erklärt er die Empfindun-

*) Fontenelle iſt ein eifriger Vertheidiger des Descartes — und aus dieſem Geſchichtspunkte muß man daher ſein Urtheil betrachten.

Anm. des Ueberſ.

) Auch hier ſcheint Jordanus **Brunus vor ihm gedacht zu haben.

Anm. des Ueberſ.

pfindungen. Eine Monas iſt um ſo viel vollkommner, je deutlicher ihre Empfindungen ſind. Die **Monaden**, welche menſchliche Seelen ſind, ſind nicht nur Spiegel des erſchafnen Weltgebäudes, ſondern auch Spiegel, oder **Ebenbilder Gottes** ſelbſt: – und, wie ſie, vermöge der Vernunft und der ewigen Wahrheiten, in eine Art von Gemeinſchaft mit ihm treten, werden ſie Mitglieder der Stadt Gottes. Man thut indeſſen dieſer Art von Begriffen Unrecht, wenn man ſie aus dem Syſteme einzeln herausnimmt, und die vortrefliche Verkettung zerreißt, die ſie aufklärt, und in ihrer Stärke darſtellet. Wir wollen daher nichts weiter davon ſagen, und vielleicht iſt das wenige, was wir davon geſagt haben, ſchon zu viel, weil es noch nicht alles iſt. –

Man findet in einem zu London 1717 gedrucktem Werke eine ziemlich weitläuftige Zergliederung der **leibnizischen Metaphyſik**. Es iſt ein Streit, der ſich im Jahre 1715 zwiſchen dem Herrn von **Leibniz**, und dem berühmten **Clarke** angefangen, und ſich erſt mit dem Tode des Herrn von **Leibniz** geendigt hat. Sie ſtritten mit einander über den leeren **Raum** und die **Zeit**, über den **leeren Raum** und die **Atomen**, das **Natürliche** und **Uebernatürliche**, über die **Freiheit**, u. ſ. w. Denn zum Glück für das allgemeine Beſte wurde der Streit mit Hitze geführt, und breitete ſich immer weiter aus. Dieſe zwey gelehrte Gegner wurden immer heftiger gegen einander, und die Zuſchauer, die man für grauſam hielt, ſind ſehr zu entſchuldigen, wenn ſie bedauern, daß dieſer Streit ſo bald iſt geendiget worden. Man würde den Ausgang dieſes Streites wegen dieſer Materie gewiß geſehen haben, – oder er müßte gar nicht haben geendigt werden können.

Damit wir endlich die erworbnen Eigenſchaften des Herrn von **Leibniz** ganz erzählen; ſo müſſen wir noch bemerken, daß er auch ein Theologe war; nicht nur in ſofern er Philoſoph oder Metaphyſikus war, ſondern Theologe im ſtrengſten Verſtande. Er verſtand die verſchiednen Theile der chriſtlichen Theologie, die dem gemeinen Philoſophen gewöhnlich ganz unbekannt ſind. Er hatte ſowohl die Kirchenväter, als die Scholaſtiker ſehr geleſen.

Im Jahre 1671 gab er nicht nur die beiden Theorien der abſtrakten und konkreten Bewegung heraus, ſondern er antwortete auch einem gelehrten Socinianer, dem **Wiſſowatius**, einem Neffen des **Socinus**, der die feinſte **Dialektik**, worauf dieſe Sekte pocht, und die er faſt mit der Muttermilch eingeſogen hatte, gegen die Dreieinigkeit brauchte. Herr von **Leibniz** zeigte in einer Schrift unter dem Titel: Sacro ſancta trinitas per noua inuenta logica defenſa, daß die gemeine Logik ſehr große Mängel habe, daß ſein Gegner, wenn er dieſer folgt, einige Vortheile haben könnte, allein, daß er ſie alle verlöhre, wenn man ſie verbeſſerte, und daß die wahre Logik dem Glauben der Orthodoxen vortheilhaft wäre.

Man war von ſeinen Einſichten in der Theologie ſo überzeugt, daß, da man, im Anfange dieſes Jahrhunderts, eine Heyrath zwiſchen einem hohen katholiſchen Regenten, mit einer lutherſchen Prinzeſſinn vorgeſchlagen, er zu den Konferenzen berufen wurde, die man über die Mittel hielt, die Religion zu vereinigen. Es kam aber nichts weiter heraus, als daß der Herr von **Leibniz** die Standhaftigkeit dieſer Prinzeſſinn bewunderte.

Der gelehrte Biſchof von **Saliſbury**, Herr **Burne**, hatte, in Anſehung der *) Vereinigung der engliſchen

---

*) Die Vereinigung der zwey proteſtantiſchen Kirchen, gehört noch bis auf den heutigen Tag unter das Regiſter der frommen Wünſche, welche ſchwerlich zur Würklichkeit kommen werden.

So ſehr auch die beiden proteſtantiſchen Kirchen in den meiſten Provinzen Deutſchlands, — vornemlich in den preußiſchen Staaten, — ſich einander nähern; ſo werden demohnerachtet der Hinderniſſe noch immer ſo viel bleiben, daß man alſo auf eine würkliche Vereinigung nicht rechnen kann.

Anm. des Ueberſ.

Kirche mit der lutherſchen gewiſſe Vorſchläge, die von den Theologen der augspurgſchen Konfeſſion ſehr wohl aufgenommen wurden, gehabt. Herr von **Leibniz** zeigte aber, daß dieſer Biſchof, ſo geſchickt er auch war, dieſen Streit nicht von der rechten Seite angefangen habe, und man ſagt, der Biſchof habe dies ſelbſt geſtanden. Es iſt bekannt genug, daß es hier auf die gröſte Kunſt angekommen, und daß man ſchon ein gründlicher Theologe ſeyn muß, wenn man ſich darinn auch nur betrügen ſoll.

In Paris erſchien 1692 ein Buch unter dem Titel: **von der Duldung der Religion.** Herr von **Leibniz** behauptete ſie gegen den verſtorbnen Herrn **Peliſſon**, der mit gutem Erfolge ein Theologe, und Religionsſtreiter geworden war. Sie ſtritten in Briefen, und mit einer exemplariſchen Höflichkeit. Des Herrn von **Leibniz** gute Gemüthsart machte ihn zu dieſer Duldung geneigt, welche die ſanftmüthigen Herzen eingeführt wünſchten, deren Gränzen ſie aber hernach ſchwerlich würden beſtimmen, und den üblen Folgen vorbeugen können. So groſſe Hochachtung man auch für ihn hatte: ſo druckte man doch alle ſeine Räſonnements mit königlichen Freiheiten: ſo viel traute man Herrn **Peliſſons** Antworten zu.

Das gröſte Werk des Herrn von **Leibniz**, das in die Theologie einſchlägt, iſt ſeine 1710 gedruckte **Theodicee.** Man kennt die Schwürigkeiten hinlänglich, die Herr **Bayle** vom Urſprunge des moraliſchen und phyſiſchen Uebels vorgebracht hatte. Der Herr von **Leibniz** entſchloß ſich darauf zu antworten, weil er beſorgte, ſie möchten auf viele Gemüther einen ſtarken Eindruck machen.

Er fängt damit an, daß er den ſchon verſtorbnen Herrn **Bayle** in den Himmel verſetzt, den **Bayle**, deſſen gefährliche Räſonnements er umſtoſſen wollte. Er deutet **Virgils** Verſe auf ihn:

Candidus inſueti miratur limen Olympi
Sub pedibusque videt nubes & ſidera Daphnis.

Er ſagt, Herr **Bayle** ſähe jetzt die Wahrheit in ihrer Quelle; eine ſeltne Liebe unter den Theologen! die ihre Gegner ſehr gerne zu verdammen pflegen. – –

Dies iſt der Innhalt ſeines Syſtems: Gott ſieht eine unendliche Menge Welten oder möglicher Weltgebäude, die alle auf die Würklichkeit Anſprüche machen. Diejenige Welt, darinn die Verbindung des metaphyſiſchen, phyſiſchen und moraliſchen Guten mit den entgegenſtehenden Uebeln ein Beſtes ausmacht, das dem geometriſchen allergrößten änlich iſt, wird den übrigen vorgezogen. Daher rührt jedes Uebel, welches zwar zugelaſſen, aber nicht beliebt worden. In dieſem Weltgebäude, das den Vorzug verdient hat, ſind auch die Schmerzen und böſen Handlungen der Menſchen begriffen; aber in der geringſten Anzahl und mit den möglichſten guten Folgen.

Dies wird durch eine Idee, die philoſophiſch, theologiſch, und poetiſch zugleich iſt, noch einleuchtender. Bey der **Theodicee** findet ſich ein Geſpräch vom **Laurentius Valla**, darinn er erdichtet, daß **Sextus, Tarquins**, des hochmüthigen, Sohn, zum Apollo nach **Delphis** gehe, um ihn wegen ſeines Schickſals, um Rath zu fragen. **Apollo** ſagt ihm vorher: er werde die **Lukretia** ſchänden.

Sextus beklagt ſich über dieſe Prophezeihung. **Apollo** antwortet: es ſey nicht ſeine Schuld, er könne nur weiſſagen, **Jupiter** habe alles eingerichtet, und bey dieſem müſſe er ſich beklagen. Hier endigt ſich das Geſpräch, daraus man wohl ſiehet, daß **Valla** das Vorherwiſſen Gottes zum Nachtheil ſeiner Güte rette. Dies iſt aber des Herrn von **Leibniz** Meinung nicht. Er ſetzt des Valla Erdichtung nach ſeinem Syſtem fort. Sextus geht nach **Dodon**, um ſich beym **Jupiter** über das Verbrechen zu beklagen, dazu er beſtimmt war. **Jupiter** antwortet ihm: er dürfte nur nicht nach **Rom** gehen. Allein **Sextus** erklärt ſich deutlich, daß er die Hofnung nicht aufgeben könne, ne, König zu werden, und geht fort. Hierauf frägt **Theodor**, **Jupiters** Oberprieſter, dieſen Gott; warum er dem **Sextus** keine andre Geſinnungen gegeben? **Jupiter** ſchickt dem **Theodor** nach **Athen**, um die **Minerva** um Rath zu fragen. Dieſe zeigt ihm den Pallaſt der Verhängniſſe, darinn die Gemälde aller möglichen Welten, von der ſchlimmſten bis zur beſten aufgeſtellt ſind. **Theodor** ſieht in der Beſten des **Sextus** Verbrechen, daraus **Roms** Freiheit, eine an Tugenden fruchtbare Regierung, ein dem größten Theile des menſchlichen Geſchlechts nützliches Reich, u. ſ. w. entſteht. **Theodor** hatte hierauf nichts weiter zu ſagen.

Die **Theodicee** würde allein hinreichend ſeyn, den Herrn von **Leibniz** in ſeiner ganzen Größe darzuſtellen. Eine unbeſchreibliche Beleſenheit; merkwürdige Nachrichten von Büchern und Perſonen, eine große Billigkeit, und ſo gar Gewogenheit gegen alle angeführte Schriftſteller, geſetzt auch, daß er ſie beſtreitet, erhabne und vernünftige Abſichten, Räſonnements, aus denen immer ein geometriſcher Kopf hervorleuchtet, eine körnigte Schreibart, von der das Annuthige einer glücklichen Einbildungskraft nicht ausgeſchloſſen iſt.

Jetzt ſollten wir den Herrn von **Leibniz** ſchon erſchöpft haben; aber Nein. Nicht darum, weil wir eine große Menge beſondrer Sachen verſchwiegen haben, die zur Lobſchrift eines andern vielleicht allein ſchon hinlänglich geweſen wären, ſondern weil noch eine Sache von ganz verſchiedner Art übrig iſt, ich meine, ſeinen Entwurf von einer philoſophiſchen und allgemeinen Sprache.

Wilkins, Biſchof von **Cheſter**, und **Dalgarme** hatten ſchon daran gearbeitet. Allein ſo bald der Herr von **Leibniz** in **England** geweſen war, hatte er zu den Herrn **Boyle** und **Oldenburg** geſagt: er glaubte nicht, daß dieſe große Männer, ſchon den rechten Punkt getroffen hätten. Sie könnten es wohl dahin bringen, daß **Nationen**, die ſich nicht verſtunden, leicht mit einander Umgang haden konnten: allein ſie hätten die wirklichen Charaktere noch nicht erfunden, die das feinſte Werkzeug wären, die der menſchliche Geiſt gebrauchen könnte, und die ſowohl die Beurtheilungskraft, als das Gedächtnis und die Erfindung der Sachen, erleichtern müßten. Die Charaktere müßten, ſo viel als möglich, den algebraiſchen gleichen, die in der That ſehr ungekünſtelt und doch bedeutend ſind, die nie etwas überflüſſiges oder zweideutiges haben, und deren Verſchiedenheiten alle überdacht ſind. Er hat an einem Orte von einem Alphabete der menſchlichen Gedanken geredet, das er im Sinne hätte; wahrſcheinlicherweiſe bezog ſich dies Alphabet auf ſeine allgemeine Sprache. Hätte er ſie erfunden; ſo hätte man, ſie mögte noch ſo bequem oder nützlich ſeyn, die Kunſt erfinden müſſen, verſchiedne Völker zu überreden, daß ſie ſich derſelben bedienen mögten. Und dies wäre eben nicht leicht geweſen. Die Menſchen ſind ſich nur darinn faſt alle gleich, daß ſie ihre gemeinſchaftlichen Vortheile verkennen.

Bisher haben wir nur das gelehrte Leben des Herrn von **Leibniz**, ſeine Talente, ſeine Schriften, ſeine Erfindungen betrachtet. Es bleibt uns nun noch die Erzählung der Begebenheiten ſeines Privatlebens übrig.

Er war in der geheimen Geſellſchaft der Chymiſten in **Nürnberg**, als er von ohngefähr in dem Gaſthofe am Tiſche den Herrn Baron von **Boineburg**, des damaligen Churfürſten von Maynz, **Johann Philipp**, Staatsminiſter, antraf. Dieſer Herr bemerkte gar bald das Verdienſt eines jungen noch unbekannten Menſchen. Er bewegte ihn, die anſehnlichen Anerbietungen auszuſchlagen, die ihm der Pfalzgraf, als eine Belohnung für das Buch des **George Ulikovius**, thun ließ, und wollte ihn durchaus an ſich und ſeinen Herrn ziehn. Im Jahre 1668 machte ihn der Churfürſt von Maynz zu einem Rathe der Reviſionskammer in Maynz.

Der Herr von **Boineburg** hatte einige Angelegenheiten am franzöſiſchen Hofe, und überdem ſeinen Sohn nach **Paris** geſchickt, der daſelbſt ſtudieren, und die Ritterübungen lernen ſollte. Er beredte den Herrn von **Leibniz** ſowohl ſeiner eigenen Geſchäfte, als der Erziehung ſeines Sohns wegen, 1672 auch dahin zu gehen. Der Herr von **Boineburg** ſtarb 1673, und Herr von **Leibniz** gieng hierauf nach **England**, wo er bald nachher den Tod des Churfürſten von Maynz auch erfuhr, der den Anfang ſeines Glücks völlig umzuſtürzen ſchien. Aber der Herzog von Braunſchweig-Lüneburg eilte, ihn zu ſich zu rufen, weil er noch keinen Antrag angenommen hatte. Er ſchrieb einen ſehr gnädigen Brief an ihn, der ihm zu erkennen gab, daß man ihn ſchon ſehr gut kennte. Dies iſt für verdienſtvolle Männer das ſüßeſte und ſeltenſte Vergnügen. Er nam die Stelle eines Raths, und die ihm angetragne Penſion mit aller Freude und der ſchuldigſten Erkenntlichkeit an.

Indeſſen reiſete er ſogleich nach **Deutſchland**. Er bekam noch einmal Erlaubniß nach **Paris** zu gehen, das er auf ſeiner erſten Reiſe noch nicht ganz kennen gelernt hatte. Von da gieng er noch einmal nach England, wo er ſich aber nicht lange aufhielt, und endlich fand er ſich im Jahre 1676 bey dem Herzoge **Johann Friedrich** ein. Er ſtand bey ihm ſo ſehr in Anſehn, daß es vielleicht mehr zur Ehre dieſes Fürſten, als des Herrn von **Leibniz** gereicht.

Drey Jahre nachher verlor er dieſen großen Beſchützer, dem der **Herzog August**, damaliger Biſchof von Osnabrück nachfolgte. Er wurde dieſem neuen Herrn zu Theil, der ihn eben ſo gut kannte, als der vorige. Auf Vorſchlag und Befehl dieſes Fürſten unternam er die braunſchweigſche Hiſtorie, und trat 1687 die dazu nöthigen Reiſen an. Der Churfürſt **Ernſt Auguſt** machte ihn 1696 zu ſeinen **Geheimen Juſtizrath**. In Deutſchland glaubt man nicht, daß die Gelehrten zu ſolchen Aemtern unfähig ſind.

Im Jahre 1699 wurde er an der Spitze der zur pariſer Akademie erwählten auswärtigen Mitglieder ernannt. Es hatte nur an ihm gelegen, daß er nicht eher, und zwar mit einer Penſion darinn gekommen war. Wie er in **Paris** war, wollte man ihn unter ſehr vortheilhaften Bedingungen darinn aufnehmen, wenn er katholiſch werden wollte. So tolerant er auch war: ſo verwarf er doch durchaus dieſe Bedingung.

Da er eine außerordentliche Neigung zu den Wiſſenſchaften hatte; ſo wollte er ihnen nicht nur wegen ſeiner Entdeckungen, ſondern auch wegen des großen Anſehens, worinn er ſtand, nützlich ſeyn. Er that dem **Churfürſten von Brandenburg** den Vorſchlag, eine Akademie der Wiſſenſchaften zu errichten, welches auch im Jahre 1700 nach dem Plane, den er dazu entworfen hatte, völlig zu Stande kam. Im folgenden Jahre wurde dieſer Churfürſt **König von Preuſſen**; und ſo entſtand dies neue Königreich und die neue Akademie faſt zu gleicher Zeit. Dieſe Societät ſchloß, nach dem Genie ihres Stifters, auſſer der Phyſik und Mathematik, auch die geiſtliche und weltliche Hiſtorie und Alterthümer in ſich. **Leibniz** war beſtändiger Präſident dieſer Societät, und niemand war darüber neidiſch.

Im Jahre 1710 erſchien ein Band von der berliniſchen Akademie unter dem Titel: miſcellanea Berolinenſia.

Herr von **Leibniz** zeigt ſich darinnen an verſchiednen Orten faſt unter allen ſeinen Geſtalten: als Geſchichtſchreiber, Alterthumskundiger, Wortforſcher, Phyſiker und Mathematiker, ja auch wegen der ſehr ſchönen vorangeſetzten Zuſchrift an den König, als Redner. Es fehlt nur der Juriſt und Theologe darinn, und auch von dieſer Seite würde er ſich gezeigt haben, wenn die Einrichtung ſeiner Akademie es ihm erlaubt hätte.

Er hatte eben dieſelbe Abſichten bey den Staaten des **Königs von Pohlen, Churfürſten zu Sachſen.**

Denn er wollte zu **Dresden** eine Akademie errichten, die mit der berlinſchen in Gemeinſchaft ſtände. Allein die pohlniſchen Unruhen benamen ihm alle Hofnung eines glücklichen Ausgangs.

Im Jahre 1711 öfnete ſich ihm dagegen ein viel weiteres Feld, welches bisher noch nicht bearbeitet war. Der **Czaar, Peter,** der auf die größten und edelſten Gedanken gekommen war, die irgend einen Monarchen einfallen können, nemlich, ſeine Unterthanen aus der Barbarey zu ziehen, und bey ihnen die Künſte und Wiſſenſchaften einzuführen, gieng nach **Torgau,** wegen der Vermählung ſeines älteſten Sohns mit der Prinzeſſinn **Charlotte Chriſtine,** und unterhielt ſich oft mit dem Herrn von **Leibniz** von ſeinem Projekte, und fragte ihn um Rath. Dieſer Weiſe war recht ſo beſchaffen, als der Monarch ihn zu finden verdiente.

Der **Czaar** machte dem Herrn von **Leibniz** ein prächtig Geſchenk, und begnadigte ihn mit den Titel eines **Geheimen Juſtizraths** und einer anſehnlichen Penſion. Aber noch rühmlicher für ihn iſt: daß die Geſchichte der Einführung der Wiſſenſchaften in **Moskau,** den Herrn von **Leibniz** niemals vergeſſen können, und ſein Name wird allezeit auf des **großen Peters** ſeinen folgen. Es iſt ein ſeltenes Glück für einen jetzigen Weiſen, wenn er ein Geſetzgeber der Barbaren wird! Die, welche es in den erſten Zeiten geweſen ſind, waren die wunderthätigen Sänger, welche die Felſen an ſich zogen, und mit der Leyer Städte erbauten. Herr von **Leibniz** würde damals gewiß durch die Fabel in einen Orpheus oder Amphion verwandelt worden ſeyn.

Keine Glückſeligkeit iſt recht beſtändig. Der König von Preuſſen ſtarb im Jahre 1713: und da ſich der Geſchmack des Königs, ſeines Nachfolgers, gänzlich für die Waffen erklärte, ſo drohte er der berlinſchen Akademie einen ſchleunigen Fall. Herr von **Leibniz** war daher darauf bedacht,

dacht, den Wiſſenſchaften einen ſichern Siz zu verſchaffen, und wandte ſich an den kaiſerlichen Hof. Er fand daſelbſt den Prinz **Eugen**, der, ohngeachtet er ein großer Feldherr, und vieler Siege wegen berühmt war, dennoch die Wiſſenſchaften liebte, und mit ſeinem ganzen Anſehn die Abſichten des Herrn von **Leibniz** begünſtigte. Aber die Poſt, welche nach **Wien** kam, vernichtete alle Anſtalten, die er, um hier eine Akademie zu errichten, gemacht hatte. Er erhielt nichts, als ein ziemliches großes Gnadengehalt vom Kaiſer; mit ſehr vortheilhaften Anerbietungen, wofern er an ſeinem Hofe bleiben wollte: denn er hatte ſchon ſeit der Krönung dieſes Prinzen, den Titel eines kaiſerlichen Hofraths gehabt.

Er war noch im Jahr 1714 zu Wien, als die Königinn **Anna** ſtarb, auf welche der **Churfürſt von Hannover** folgte, der unter ſeiner Regierung ein Churfürſtenthum, drey Königreiche von Großbritannien, den Herrn von **Leibniz** und Herrn **Neuton** vereinigte. Herr von **Leibniz** gieng nach **Hannover**, allein er fand den König nicht mehr da, und er war ſchon zu alt, als daß er ihm nach **England** hätte folgen können. Er zeigte ſeinen Eifer für den König viel nützlicher dadurch, daß er auf einige Schmähſchriften, welche wider Sr. Majeſtät herausgekommen waren, antwortete.

Der König von England kam wieder nach Deutſchland zurück, wo Herr von **Leibniz** das Vergnügen hatte, ihn als König zu ſehen. Von dieſer Zeit an nam ſeine Geſundheit täglich ab; er war mit der Gicht geplagt, die ihn ſehr oft anfiel. Sie trat ihm in die Schultern; und man vermutet, daß ein gewiſſer beſondrer Trank, den er in einen heftigen Anfall nam, und nicht wieder von ihm gieng, ihm Konvulſionen und außerordentliche Schmerzen verurſachet, wovon er in einer Stunde, den 14ten November 1716 ſtarb. In den letzen Augenblicken da er noch reden konnte, ſprach er von der Art, wie der berühmte **Furtenbach**, einen eiſernen Nagel in Gold verwandelt hatte.

Der gelehrte Herr **Eckard**, der bey dem Herrn von **Leibniz** neunzehn Jahre gelebt, ihn bey ſeinen hiſtoriſchen Werken geholfen, und den der König von England zuletzt zum Geſchichtſchreiber ſeines Hauſes, und Aufſeher ſeiner Bibliothek zu **Hannover** erwählt hat, beſorgte ihm ein anſehnliches Begräbniß, oder vielmehr Leichengepränge. Der ganze Hof wurde dazu eingeladen; aber Niemand erſchien. Herr **Eckard** ſagt, daß er darüber ſehr erſtaunt ſey: allein die Hofleute haben in dieſem Stücke nichts unterlaſſen, was ihrer Pflicht entgegen war. Der Verſtorbne hinterließ niemand, den ſie zu ehren hatten, und ſie würden dieſe letzte Pflicht bloß den Verdienſten haben leiſten müſſen.

Herr von **Leibniz** hat ſich niemals verheirathet. Er war zwar im funfzigſten Jahre willens, es zu thun: allein die Perſon, zu der er Neigung hatte, wollte Bedenkzeit haben. Dies bewegte **Leibnizen**, ſich auch zu bedenken, und ſo ward aus der Heirath nichts.

Er war von ſtarker Leibesbeſchaffenheit. Er iſt nie krank geweſen, ausgenommen, daß ihm die Gicht und der Schwindel beſchwerten. Er aß viel, und trank wenig, wenn man ihn nicht dazu nöthigte, und niemals Wein ohne Waſſer. Zu Hauſe war er völlig ſein eigner Herr, denn er aß ganz allein. Er ſpeiſete nicht zu einer geſetzten Zeit, ſondern alsdenn wenn er mit ſeinen Studieren fertig war; er ließ auch nichts bey ſich kochen, ſondern ſchickte zu einem Traiteur, und ließ holen, was da war. Seitdem er mit der Gicht geplagt war, aß er des Mittags nur etwas Milch; aber des Abends aß er viel, und legte ſich alsdenn nach ein, oder zwey Uhr des Nachts zur Ruhe. Oft ſchlief er nur im Sitzen auf einem Stuhle, und wachte des Morgens um ſieben oder acht Uhr wieder auf, und war ganz munter. Er ſtudierte in einem fort, und kam oft ganze Monathe nicht aus dem Hauſe; eine ſehr gute Sache, wenn man mit ſeiner Arbeit fortkommen will, die aber der

Geſundheit ſehr ſchädlich iſt. Man glaubt auch, daß das viele Sitzen, ihm einen Fluß, am rechten Fuße mit einer offenen Wunde zugezogen habe. Er wollte ſich hierbey nach ſeiner Art helfen, denn er fragte wenig die Aerzte um Rath, und brachte es dahin, daß er gar nicht mehr gehen, noch außer dem Bette ſeyn konnte.

Aus allem, was er las, machte er ſich Auszüge, und fügte ſeine eignen Gedanken bey; dann legte er beides bey Seite, und ſah es nicht mehr an. Sein vortrefliches Gedächtniß, vergaß nichts, wie es gemeiniglich zu geſchehen pflegt, von dem, was er aufgeſchrieben hatte; er bediente ſich nur dieſer Schrift, um es deſto tiefer demſelben einzugraben. Er war allezeit bereit, auf alle Arten von Materien zu antworten, und der König von England nannte ihn ſein **lebendiges Wörterbuch**.

Er unterhielt ſich gern mit allerhand Arten von Leuten, als Hofleuten, Handwerksleuten, Bauern, Soldaten, u. ſ. w. Es giebt ſo leicht keinen Unwiſſenden, von dem nicht auch der Gelehrte etwas lernen könnte, und der Gelehrte unterrichtet ſich noch ſelbſt, wenn er den Unwiſſenden recht betrachten kann. Er unterhielt ſich oft mit dem Frauenzimmer; und hielt die Zeit gar nicht für verloren, die er in ihrer Geſellſchaft zubrachte. Er legte bey ihnen den Charakter eines Philoſophen gänzlich ab, welcher ſich ſonſt ſo leicht nicht verleugnen läßt, und davon die Frauenzimmer auch die geringſte Spur mit vielem Mißfallen entdecken würden. Dieſe Geſchicklichkeit, ſich mit allen abzugeben, machte ihn bey jedermann beliebt. Ein berühmter Gelehrter, der gefällig und geſellig iſt, iſt gleichſam ein Prinz; doch hat dieſer immer noch viel voraus.

Herr von **Leibniz** hatte einen erſtaunenden Briefwechſel. Es war ihm überaus angenehm, wenn er an Arbeiten und Projekten aller Gelehrten in Europa Antheil nehmen konnte; er gab ihnen Mittel an, munterte ſie auf, und gieng ihnen durch ſein Beiſpiel vor. Wer an ihn geſchrieben hatte, geſetzt auch, daß er nur hätte die Ehre haben wollen, an ihn zu ſchreiben, konnte ſicher auf eine Antwort hoffen. Man ſieht leicht, daß ihm ſeine Briefe einen beträchtlichen Theil ſeiner Zeit weggenommen haben. Allein es freute ihn eben ſo ſehr, wenn er an dem Nutzen und der Ehre eines andern arbeitete, als wenn er ſein eignes Beſtes beſorgte.

Er war immer aufgeräumt; und wozu nutzt es auch ſonſt ein Philoſoph zu ſeyn? Bey dem Tode des verſtorbnen Königs von Preußen, und der Churfürſtinn **Sophia** aber, war er ſehr traurig. Der Schmerz eines ſolchen Mannes iſt gewiß die beſte Leichenrede!

Er ward bald zornig, aber auch bald wider gut. Seine erſten Bewegungen litten keinen Widerſpruch, es ſey, worinn es wolle, wohl aber die andern, und dieſe zweten Bewegungen, ſind in der That die einzigen, von denen man Proben übrig hat, und die ihm zum ewigen Ruhm gereichen.

Man beſchuldigt ihn, daß er bloß ein großer und ſtrenger Beobachter des Naturgeſetzes geweſen ſey. Seine Geiſtlichen haben ihm dies öffentlich, wiewohl vergebens vorgeworfen.

Man beſchuldigt ihn auch, daß er das Geld geliebt habe. Er hatte ſehr beträchtliche Einkünfte vom Herzoge von **Wolfenbüttel**, vom **Könige von England**, vom **Kaiſer**, und vom **Czaar**, und lebte doch immer ziemlich ſchlecht. Aber ein Philoſoph kann ſich, wenn er gleich reich wird, dem unnützen und koſtbaren Aufwande, den er verachtet, nicht ergeben. Ueberdem bekümmerte ſich Herr von **Leibniz** wenig um ſeine häußlichen Angelegenheiten, ſondern überließ ſie ganz ſeinen Bedienten, und dieſe Nachläſſigkeit koſtete ihm viel Geld. Indeſſen war doch die Einnahme immer gröſſer, und man fand nach ſeinem Tode, eine groſſe Summe Goldes *), welches er verſteckt hatte. Dies war das Einkommen zweier Jahre. Dieſer Schatz hatte ihm; wie er einen ſeiner Freunde geſtanden, während ſeines Lebens groſſe Unruhen gemacht, aber der Frau ſeines Schweſter-Sohns und einzigen Erben **), der ein Dorfprediger

---

*) Der Nachlaß des Herrn von Leibniz wird von den Gelehrten ſehr verſchieden angegeben. Niceron übertreibt es am meiſten. Er behauptet, Leibniz habe 60000 Rthlr. nachgelaſſen, wovon ohngefähr 20000 Rthlr. auf Zinſen ausgethan, das übrige aber in Kornſäcken in ſeinem Zimmer aufbewahrt geweſen wäre. Freilich hatte er große Einkünfte; — ſein Gehalt, den er vom Kaiſer Karl VI von dem Czaar Peter I, von dem König von Großbritannien, und dem Herzoge von Wolfenbüttel gehoben, mag ſich wohl jährlich auf 5000 Rthlr. belaufen haben.

Auf der andern Seite muß man aber auch bedenken, daß ihm ſeine Oekonomie, die er gänzlich ſeinen Bedienten überließ, — die Ausführung ſeiner Projekte, und insbeſondre der Rechenkoſten ſehr viel gekoſtet, — daß er die Penſionen, vom Kaiſer und vom Czaar, nur fünf bis ſechs Jahre genoſſen habe. Daraus wird ſich gar leicht beurtheilen laſſen, ob Leibniz ſo viel habe hinterlaſſen können, als man nach ſeinen Einnahmen hätte vermuthen ſollen.

Einige meinen gar, er habe, auſſer der vortreflichen, dem Landesherrn anheimgefallnen Bibliothek höchſtens 10000 Rthlr. hinterlaſſen.

Anm. des Ueberſ.

**) Ueber Leibnizens Erben hat man ſich eben ſo geſtritten, wie über ſeinen Nachlaß.

Ein leipziger Intelligenzblatt erwähnt, daß man nach Leibnizens Tode keine andre Erben zu ſeinem Vermögen habe ausfündig machen können, als eine damals in Leipzig dienende ſo genannte Jungfermagd. Ferner; daß Leibniz die in

ger nahe bey Leipzig war, kam er noch höher zu ſtehen. Dieſe Frau war ſo ſehr erfreut als ſie ſo viel
Geld

in der Lauſitz ſeßhafte Herren von Leibniz öffentlich erſuchet habe, ihn in ihre Familie aufzunehmen, für welche Gefälligkeit er ſie zu ſeinen Univerſalerben einſetzen wollte. Es wird hiebey angemerkt, daß es ihm nicht ſowohl um die Führung des adlichen Leibnizſchen Wappens, als vielmehr darum zu thun geweſen ſeyn möge, daß ſein Vermögen in die Hände wohldenkender Leute käme; die davon Gebrauch machen könnten. Da aber aus dieſem Handel nichts geworden; ſo hätte man nach ſeinem Tode gedachte Jungemagd von Leipzig nach Hannover gefordert, damit ſie ihre Erbſchaft ſelbſt im Empfang nehmen möchte. Um ihr nun eine auſſerordentliche Freude zu machen, hätte man die Schränke, in welchen die zur Verlaſſenſchaft gehörigen Koſtbarkeiten ſo aufgeräumt geweſen, daß ſie ihr alle auf einmal in die Augen fallen müſſen, geöfnet, ſie alsdenn in das Zimmer geführet und ihr angezeigt, daß dies die Erbſchaft ihres Vetters wäre. " Bey dieſem Anblicke hätte die Jungemagd die Hände zuſammengeſchlagen, und geſagt: Das iſt alles mein! wäre aber zugleich mit dieſen Worten tod zur Erde niedergeſunken.

Dieſe ſogenannte Anekdote würde gewiß zurückgeblieben ſeyn, wenn man vor Mittheilung derſelben die leichte Mühe übernommen hätte, von den vielen bekannten Leibnitziſchen Lebensbeſchreibungen die erſte, die beſte zu Rathe zu ziehen. Da würde man gefunden haben, daß der Freiherr von Leibniz keine leipziger Jungemagd, ſondern ſeiner leiblichen Schweſter, Annen Katharinen, und Simon Löflers, Archidiakoni an der Thomaskirche zu Leipzig, Sohn zum Univerſalerben gehabt habe. Man ſehe nur unter andern die Leibnitziſche Geſchlechtstabellen bey Ludovici. Es hieß derſelbe Fridrich Simon, und war Pfarrer zu Probſteyda, Holz- und Zuckelhauſen, welche Stelle er 1745 niederlegte, und 1748 zu Leipzig ſtarb. Wäre aber auch dieſer Pfarrer Löfler nicht geweſen, ſo würde Leibniz doch noch viele andre Erben gehabt haben, ehe man an eine leipziger Jungemagd denken durfte. Denn die leibnitziſche Verwandſchaft war durch die dreifache Ehe ſeines Vaters ſehr erweitert worden. — Eben ſo unwahrſcheinlich iſt das Vorgeben, der Herr von Leibniz habe in die ſeinen Na-

Geld ſah, daß ihr nun gehörte, daß ſie plötzlich darüber ſtarb.

Herr

men führende altadeliche Familie aufgenommen zu werden geſucht. Denn in der That es läßt ſich gar kein zureichender Grund auffinden, der ihn dazu ſollte bewogen haben. Das Vergnügen, durch freiwillige Gnade des Kaiſers blos durch eigene Verdienſte in den Freiherrnſtand erhoben zu ſeyn, müßte ohne Zweifel ungleich ſchmeichelhafter ſeyn, als die halb erbettelte, und halb erkaufte Einimpfung in einem noch ſo altadlichen Namen. Es iſt vielleicht möglich, daß Leibniz bey der durch ſeine Hände gegangenen ungeheuren Menge hiſtoriſcher Nachrichten und Urkunden, irgends auf eine Spur gerathen ſey, welche ihn vermuthen laſſen, daß ſeine eigene und die gleichbenannte adliche Familie einen gemeinſchaftlichen Urſprung gehabt habe. Dieſe Entdeckung könnte ihn leicht bewogen haben, der Sache weiter nachzuforſchen und mit einem in der Lauſitz oder anderswo angeſeſſenen Herrn von Laubniz in einen Briefwechſel zu treten. Es fehlt nun weiter nichts, als die Dazwiſchenkunſt eines Dritten, um die darausgeſchmiedete Anekdote begreiflich zu machen. — Da die leibnitziſche Erbſchaft keiner leipziger Jungenmagd zu Theil geworden, ſo darf dies Mährchen von ihrem tragiſchen Ende nicht widerlegt werden. Der Urheber deſſelben muß ſich von dem Nachlaſſe eines Mannes, wie Leibniz, ſehr wunderbare Begriffe gemacht haben, da er geglaubt, daß derſelbe in Dingen beſtanden habe, welche man zur Beluſtigung der weiblichen Neugierde, in Putzſchränken habe aufſtellen können. Es iſt indeſſen wohl kein Zweifel, daß dieſe Sage ihren Urſprung dem unrecht verſtandenen Berichte des Herrn von Fontenelle zu danken habe. Dieſer meldet nemlich, wie wir geſehen haben, daß man nach dem Tode des Herrn von Leibniz, eine große Summe baaren Geldes gefunden habe, welches er verſteckt gehabt, und das in den Einkünften zweier Jahre beſtand. Dieſer Schatz, habe er einem Freunde bekannt, hätte ihm bey ſeinem Leben viele Unruhe verurſacht, für die Frau ſeines Schweſterſohns aber hätte derſelbe eine noch verderblichere Wirkung gehabt. Denn als dieſe ſo vieles ihr zugehörendes Geld beiſammen geſehen, wäre ſie von einer ſo heftigen Freude durchdrungen worden, daß ſie den Geiſt plötzlich aufgegeben. Fontenelle erinnert zwar am Ende ſeiner Lobſchrift, daß er ſolche dem Herrn von Ekard ihm mitge-

thei-

Herr **Eckard** verſpricht ein vollſtändiges leben des Herrn von **Leibniz**. Dieſen Entwurf hat man auch

---

theilten Nachrichten ſchuldig ſey; und dieſer konnte freilich von allen Umſtänden deſto genaure Wiſſenſchaft haben, da er mit Leibnizen einen langen Umgang gepflogen, bey deſſen Tode zugegen geweſen, und die Anſtalten zu ſeiner Beerdigung zu beſorgen gehabt. Ich halte mich aber völlig überzeugt, daß die Erzählung von jenem plötzlichen Todesfalle nicht vom Herrn von Ekard herrühre, ſondern durch einen andern minder zuverläßigen Weg nach Paris gelangt ſey. Hier ſind die Urſachen, welche mir dies zu glauben bewegen. Ekard hat die deutſche Ueberſetzung der fontenelliſchen Lobſchrift, welche der zweiten Ausgabe der Theodicee angehengt worden, mit unterſchiedenen Anmerkungen begleitet. Allein weit gefehlt, daß er dieſe ſonderbare Geſchichte darum ſollte beſtätigt haben; ſo iſt dieſelbe in der Ueberſetzung vielmehr ganz ausgelaſſen, und des Herrn von Fontenelle Bericht folgendermaßen abgeändert: man fand nach Leibnizens Tode, eine anſehnliche Summe Geldes ſo er aufgehoben hatte. Dieſer Schatz beunruhigte ihn in ſeinem Leben ſehr. Es iſt zu wünſchen, daß ihn ſein einziger Erbe, Herr M. Löfler, Prieſter bey Leipzig, und ſeiner Schweſter Sohn ruhiger beſitze. Hier kömmt von dem plötzlichen Tode ſeiner Frau, welche gewiß einen ſehr ſchlechten Anfang zu dem ruhigen Beſitz gemacht haben würde, nicht die geringſte Nachricht vor, und eben ſo wenig wird deſſelben, in dem von Lambrecht 1740 zu Berlin in 8 ans Licht geſtellten Leben Leibnitzens erwähnt, bey welchem doch, nach des Herausgebers Anzeige, hauptſachlich ein Ekardiſches nach Frankreich geſchicktes Fragment zum Grunde gelegt worden. So wird auch dieſer Begebenheit von den Verfaſſern der in den leipziger Zeitungen und den actis eruditorum befindlichen leibniziſchen Lebensbeſchreibungen, wie nicht weniger von dem ſo fleiſſigen und auf die kleinſten Umſtände aufmerkſamen Ludovici, denen insgeſammt ſie doch gewiß nicht verborgen bleiben können, mit keiner Sylbe gedacht. Und ich ſelbſt habe von ſichren Perſonen, welche ſich um die Verlaſſenſchaft des Herrn von Leibniz zu bekümmern, beſondere Urſachen gehabt, und die deswegen einen eigenen Bevollmächtigten nach Hannover abgeſchickt, von dieſer traurigen Scene, die ſie doch ihrer Seltenheit wegen zu erwähnen, nicht vergeſſen haben würden, niemals ein Wort vernommen. Ich halte mich alſo für berechtigt, ſeinen Nachrichten zu danken, welche er mir mitzutheilen die Gütigkeit gehabt hat! Er wird in einem Bande alle gedruckte Piecen dieſes großen Mannes, die an ſo vielen Orten zerſtreut ſind, ſie mögen auch ſeyn, von welcher Art ſie wollen, ſammlen. Dies wird, ſo zu ſagen, die Auferſtehung eines Körpers ſeyn, deſſen Glieder ungemein zerſtreut geweſen, und alles dies, wird durch dieſe Wiedervereinigung ein neues Leben erhalten. Ueberdem wird Herr **Eckard** auch alle hinterlaſſne Werke, die fertig ſind, herausgeben, und denn noch Leibnitiana, welches das merkwürdigſte dieſer Sammlung ausmachen wird. Endlich wird er auch die braunſchweigſche Geſchichte fortſetzen, wovon **Leibniz** nur dasjenige gemacht hat, was ſeit der Regierung **Karls des Groſſen** bis ins Jahr 1005 vorgefallen iſt. Man verlängert das Leben großer Männer, wenn man ihre Unternehmungen würdig fortſetzt.

die ganze Sache bey Ermanglung zuverläſſigerer Beweiſe dahin zuſtellen, wo der größte Theil von Anekdoten hingehört.

Anm. des Ueberſetzers.

Neue Verſuche
über
den menſchlichen Verſtand,
von
dem Erfinder der vorherbeſtimmten
Harmonie.

Vorläufige Betrachtungen.

Der **Verſuch über den menſchlichen Verſtand**, macht ſeinem großen Verfaſſer in England unſtreitig ſehr viel Ehre, und bleibt allerdings eines der beſten und ſchätzbarſten Werke unſers Jahrhunderts. Seit langer Zeit habe ich ſchon über eben dieſen Gegenſtand, und über den größten Theil der in jenem enthaltenen Materien nachgedacht — Das hat mich auf den Gedanken gebracht, einige Bemerkungen darüber aufzuſetzen, und ſie unter dem Titel: **neue Verſuche über den menſchlichen Verſtand** herauszugeben. Ich konnte mir ſchmeicheln, meiner Arbeit eine deſto günſtigere Aufname in der gelehrten Welt zu verſchaffen, weil ſie in einer ſo guten Geſellſchaft erſchien. Dabey glaubte ich auch den Vortheil gebrauchen zu können, daß ich die Arbeit eines andern dazu anwendete, um theils meine Mühe zu verringern, theils über das, was er geſagt und geurtheilt, hie und da einige Beobachtungen und Berichtigungen einzuſtreuen. Ein ſolcher Weg iſt allemal bequemer, und angenehmer, als wenn der Schriftſteller ein ganzes Feld allein bearbeiten ſoll.

Ich denke oft ganz anders, als er. Dadurch ſchmälere ich indeſſen auf keine Weiſe das Verdienſt eines ſo berühmten Gelehrten. Es iſt mir hingegen nichts mehr angelegen,

legen, als daß ich ihm überall Gerechtigkeit widerfahren laſſe, daß ich jedesmal ganz genau beſtimme, worinnen, und warum ich von ihm abgehe, und daß ich ſeinem Ruhme und Anſehn ſein Gewicht nehme, wenn er in wichtigen Lehrſätzen dadurch die Stimme der Vernunft betäuben will.

So viel Gutes und brauchbares der Verfaſſer des Verſuches auch wirklich ſagt, und in ſo manchen Stücken ich ſeine Meinung unterſchreibe; ſo iſt doch im Grunde mein Lehrgebäude von dem ſeinigen ſehr verſchieden. Er hat den **Ariſtoteles**, und ich habe den **Plato** vor Augen gehabt: ob wir uns gleich beide zum öftern von dieſem Philoſophen des Alterthums entfernen. Er läßt ſich mehr zum **Faßlichen** herunter, und ich denke zuweilen zu **abſtrakt**; und zu **akroamatiſch**. Freilich iſt dies kein Vortheil für mich, zumal, da ich in einer lebendigen Sprache ſchreibe. Ich habe indeſſen dieſer Unbequemlichkeit abgeholfen. Ich führe zwey Freunde redend ein. Der eine erzählt und behauptet die Meinungen, die der Verfaſſer des Verſuches äußert; der andre ſetzt ihm meine Beobachtungen und Urtheile entgegen. Die Parallele, die ich ziehe, wird dem Leſer gewiß mehr Vergnügen machen, als, wenn ich meine Bemerkungen in einem trocknen Tone vortrüge, in deren Lektüre er ohnedem durch die Nothwendigkeit, ~~ſein~~ Loke's Werk erſt aufzuſchlagen, um das Meinige verſtehen zu können, nicht ſelten unterbrochen werden würde. Es wird von erheblichem Nutzen ſeyn, wenn man unſre beiderſeitige Werke neben einander leget, ſie manchmal vergleichet, und Loke's ~~ſeine~~ Meinungen nach ſeinem Werke beurtheilet, ſo ſorgfältig ich auch geweſen bin, ſeine eigene Ausdrücke zu behalten. Der, bey Bemerkungen; die man auf die Antwort des andern macht, und, wobey man den Faden ſeiner Gedanken nie aus der Hand laſſen darf, entſtehende unvermeidliche Zwang im Ausdrucke, iſt Schuld, daß ich das Anmuthige und Ergötzende, das man im Dialog ſo gern hört, nicht treffen konnte. Dagegen habe ich geſorgt, daß das Fehlerhafte der Schreibart, und des Tones durch die Wichtigkeit und Würde der Sachen erſetzet werden möchte.

Die Verſchiedenheit ſeines Syſtems von dem meinigen, betrift Gegenſtände von einiger Wichtigkeit. Hier kommt es darauf an, mit Gewißheit zu beſtimmen; ob die Seele *) an und vor ſich ſelbſt ganz leer, gleich einer Schreib-

*) Es würde eben nicht geſchadet haben, wenn Herr Locke ſich in eine phyſikaliſche Betrachtung der Seele, wie er es nennt, eingelaſſen, und inſonderheit gezeiget hätte, worinn das Weſen derſelben beſtehe; zumal da er an andern Orten dieſes ſeines Werks in die Naturlehre ausgeſchweift iſt. Das Weſen eines Dinges iſt eben der Grund, woraus die Eigenſchaften und Wirkungen deſſelben hergeleitet, und verſtändlich erklärt werden können. Es wird alſo dem Leſer nicht zuwider ſeyn, wenn ich eine ſo wichtige Wahrheit noch beibringe. Es verſtehen aber die Weltweiſen durch das Weſen dasjenige, „was ſich von einem Dinge zuerſt gedenken läßt.“ Man iſt wohl die innere Möglichkeit eines Dinges, dadurch es von einem Widerſpruche mit ſich ſelbſt frey iſt, unſtreitig das erſte, welches man ſich an einem Dinge gedenken kann. Denn eben deswegen iſt es ein Ding, weil es möglich iſt, das iſt, weil man in demſelben nichts antreffen kann, das einander widerſpricht. Da nun die Dinge in der Welt nicht einerley Art ſind, ſondern ein jedes ſeine beſondern Eigenſchaften hat, die ſich von ihm nicht trennen laſſen, ſo lange es dasjenige iſt und bleibt, was es ſeyn ſoll; die Eigenſchaften aber ihren zureichenden Grund in dem Weſen eines Dinges haben; „ſo iſt klar, daß ein jedwedes Ding ſein eigen Weſen haben müſſe.“ Man erkennet demnach das Weſen eines Dinges, wenn man verſteht, wodurch es in ſeiner Art beſtimmt iſt. Dieſes nun bey der Seele zu finden, müſſen wir uns mit derſelben etwas mehr bekannt machen und zuförderſt ſehen, ob auch ein ſolches Ding, welches wir die Seele nennen, würklich vorhanden iſt.

Nemlich wir nehmen bey uns wahr, daß wir uns unſer bewußt ſind. Wenn wir aber ſagen, wir ſind uns unſer bewußt; ſo iſt das ſo viel geſagt, wir haben Vorſtellungen von Veränderungen in uns, z. E. daß wir empfinden, urtheilen, ſchließen, wollen, und nicht wollen. Wir wiſſen auch, daß wir dieſe Vorſtellungen haben, indem wir uns von denſelben unterſcheiden, und erkennen, daß wir nicht die Vorſtellungen ſelbſt ſind, und wir können ſie auch behalten. Dergleichen treffen wir bey keinen Körpern an. In einem Spiegel finden ſich zwar auch Vorſtellungen, wenn

Schreibtafel ſey, worauf noch nichts geſchrieben, die alſo nach dem Ariſtoteles und dem Verfaſſer des Verſuches ta-

bula

Objekte vor ihm geſtellt werden; allein er iſt ſich nicht derſelben bewußt, und kann ſie auch nicht behalten, wenn die Objekte weg ſind. In unſerm Bewußtſeyn giebt ſich nicht vieles zu erkennen, das neben einander wäre. Niemand ſtellt ſich dasjenige, was zum Bewußtſeyn gehört, in einem engen Raume vor, der dadurch erfüllt würde, wie bey den Körpern und deſſen Theilen geſchieht. Denn in dieſem erkennet man vieles, das neben einander iſt, das einen Raum erfüllt und Ausdehnung hat. Hieraus erhellet klar, daß das Bewußtſeyn von dem Körper und deſſen Theilen unterſchieden iſt; folglich gehört es nicht unter das Viele, das bey dem Körper anzutreffen und ihm eigen iſt. Gleichwohl aber iſt es nicht von ſich etwas: denn wir ſind uns wohl bewußt; wir ſind aber nicht das Bewußtſeyn ſelbſt. Derowegen iſt es in einem beſondern Dinge, das von dem Körper unterſchieden iſt, und ſeine eigne Kraft hat, dadurch es das Bewußtſeyn in ſich hervorbringt. Was nun eine würkende Kraft beſitzt, das nennen wir eine Subſtanz: und alſo iſt ein zureichender Grund vorhanden, warum wir neben unſerm Körper noch eine Subſtanz, nemlich eine Seele behaupten. In der Welt giebt es zweierley Subſtanzen, zuſammengeſetzte die aus Theilen beſtehen, welche außer und neben einander ſind; und einfache, die gar keine Theile haben. Da nun die Seele von dem Körper unterſchieden iſt; ſo muß dieſelbe nothwendig eine einfache Subſtanz ausmachen. Sie kann auch nicht mehr als eine einzige Kraft haben. Eine Kraft beſteht in einer ſteten Bemühung zu wirken. Hätte nun die Seele verſchiedene Kräfte: ſo müßte ſie auch zugleich verſchiedene Bemühungen haben, welches bey einer einfachen Subſtanz nicht angehe.

Bey dieſer unſrer Seele nehmen wir ferner wahr, daß ſie ſich nicht nur ihrer ſelbſt, ſondern auch andrer Dinge auſſer ſich bewußt iſt, das iſt, daß ſie von den Dingen oder Körpern außer ſich Vorſtellungen hat, und dieſelben von ſich unterſcheidet. Dieſe Vorſtellungen macht ſie ſich, wenn die Körper von auſſem, die ſinnlichen Gliedmaßen ihres Körpers rühren, und Veränderungen in ſelbigen verurſachen, die wir daher ſinnliche Empfindungen nennen. Und von den Vorſtellungen der ſinnlichen Empfindungen hängen denn alle die andern Veränderungen in der Seele ab, und nehmen daher allmählich ihren Urſprung. Denn die Einbildungen ſind

nichts

bula raſa iſt; ob demzufolge alles, was in dieſelbe gegraben und gezeichnet iſt, lediglich von den Sinnen und aus der

Er-

nichts anders, als wiederhervorgebrachte Ideen von abweſenden ſinnlichen Dingen. Die Einbildungskraft kann auch nicht eine ſolche Idee wiederhervorbringen, wofern nicht die Sinne zum wenigſten einen Theil davon, oder ſonſt etwas ähnliches davon vorſtellen. Denn außer, daß eine aufmerkſame Beobachtung ſolches zur Gnüge zeigt, ſo wäre kein zureichender Grund vorhanden, warum vielmehr dieſe, als eine andre Einbildung zum Vorſchein kommen ſollte. Auch der Traum und deſſen Fortſetzung nehmen von einer ſinnlichen Empfindung, die ſich im Leibe ereignet, ihren Anfang. Wenn wir dichten, ſetzen wir aus vorhin bekannten Theilen körperlicher Dinge etwas neues zuſammen, welches ohne vorhergegangne ſinnliche Empfindung nicht geſchehn kann. Vermittelſt des Gedächtniſſes erkennen wir die wider hervorgebrachten Begriffe, und verſichern uns, daß es eben dieſelben ſind, die wir ſonſt ſchon empfunden haben. Und bey der Erinnerung bemühen wir uns, die erlangten Begriffe entweder vermittelſt der Sinne, oder der Einbildungskraft, wieder hervorzubringen, und ſie wieder zu erkennen. Beides aber ſetzt eine ſinnliche Empfindung zum voraus. Die Aufmerkſamkeit und des Ueberdenken beſchäftigen ſich mit Empfindungen in der Seele; ſie mögen nun durch die Sinne, oder durch die Einbildungskraft, hervorgebracht werden: folglich muß in beiden Fällen eine ſinnliche Empfindung vorhergegangen ſeyn. Sehen wir den Verſtand an, dadurch ſich die Seele die Dinge deutlich vorſtellt: ſo treffen wir ein gleiches bey ihm an. Sowohl ſeine allgemeinen Begriffe, die er vermittelſt der Abſonderung erlangt, als die anſchauenden Urtheile, ſetzen ſinnliche Empfindungen zum voraus, und des Schließen nimmt allezeit von einem anſchauenden Urtheile ſeinen Anfang. Und was endlich die ſinnliche Begierde und Verabſcheuung, und den Willen anbetrift, ſo kann keines davon in der Seele, ohne eine vorhergehende Erkenntniß, dadurch eine Sache gut oder böſe vorgeſtellt wird, entſtehen; und alſo geben auch da die ſinnlichen Empfindungen den zureichenden Grund ab.

Da nun ſolchergeſtallt alle Veränderungen in der Seele ſich von den ſinnlichen Empfindungen herſchreiben, die in derſelben entſtehen, wenn die Körper unſere Sinne rühren: ſo ſtellt ſich die Seele die Welt, oder ſo viel von derſelben, und das oft deutlich vor, als es die Stellung ihres

Kör-

Erfahrung abgeleitet werden müsse? oder ob sie den Urſtoff unſrer Begriffe und unſrer ganzen Erkenntniß urſprünglich in ſich enthalte, ſo daß ſie die äußern Gegenſtände nur gelegentlich gleichſam erwecken, und hervorbringen. Dieſe Meinung vertheidigten Plato, die Schule, und noch jetzt alle die, welche die Stelle des heiligen Paulus, wie er ſagt, **das Geſetz Gottes ſey in das Herz geſchrieben**, in dieſem Sinne nehmen. Die Stoiker nannten dieſe erſte Gründe allgemeine Begriffe, (notiones communes, prolepses *), das heißt, Grundſätze, die für bewieſen angenom- [illegible] men

---

Körpers in der Welt, und die Beſchaffenheit der ſinnlichen Gliedmaßen deſſelben verſtatten. Da ferner alle Würkungen der Seele von ihrer Kraft herrühren: ſo hat ſie eine Kraft, ſich die Welt vorzuſtellen, und zwar nach dem Stande ihres Körpers in der Welt, und nach der Beſchaffenheit ſeiner ſinnlichen Gliedmaßen. Nun hat aber die Seele, wie oben erwieſen worden, nur eine einzige Kraft, von welcher alle Veränderungen in derſelben herkommen; und alſo muß von dieſer Kraft, dadurch die Seele ſich die Welt vorſtellt, auch alles übrige herrühren, das wir in derſelben antreffen. Weil demnach dieſe Kraft der Grund von allen Veränderungen iſt, die ſich in der Seele ereignen: ſo macht ſie das Weſen der Seele aus; und ſie iſt das erſte was ſich von derſelben gedenken läßt, und wodurch ſie in ihrer Art beſtimmet wird. Und da durch die Natur nichts anders verſtanden wird, als die würkende Kraft, in ſo weit ſie durch das Weſen eines Dinges in ihrer Art beſtimmet wird: ſo können wir nun auch leicht wiſſen, was die Natur der Seele ſey, nemlich eben die Kraft, dadurch ſie ſich die Welt vorſtellt. Wir können nun auch leicht wiſſen, in wie weit unſre Begriffe bey ihrer Bildung von der Materie abhangen. Dieſen ſchönen Begriff von dem Weſen der Seele, haben wir der Entdeckung unſers großen Weltweiſen, des Freiherrn von Leibniz zu danken, wie aus ſeiner Monadologie §. 62 zu erſehen iſt. Es hat ihn auch der Freiherr von Wolff, der nicht weniger den Namen eines großen Weltweiſen verdient, nach ſeiner Erfindungskunſt ſo gefunden, in gröſſeres Licht geſetzet und viel daraus demonſtrirt, S. deſſen Pſychol. Rat. Sect. I. c. 1. §. 10 ſeq.

Anm. des Herrn Poley.

*) Die Stoiker hielten nichts von angebohrnen Begriffen, ſie glaubten vielmehr, daß es ausgemacht ſey, daß nichts in der Seele,

nen werden.) Die Mathematiker geben ihnen den Namen notiones communes (κοινὰς ἐννοίας). Die neuern Philoſophen haben noch andre Benennungen erfunden, und **Julius Skaliger** nennte ſie semina æternitatis, zopyra, gleichſam als wollte er ſagen, ſie wären ein lebendiges Feuer, lichtvolle, tief in uns verborgene Züge, welche unſre Sinne, und die äußern Objekte gleich den Funken, die man mit einem Stahle in dem Feuerzeuge ſchlägt, hervorbrächten. Deshalb glaubt man nicht ohne Grund, daß ſie etwas göttliches, geiſtiges, und ewiges in ſich faſſen, ſo man beſonders bey nothwendigen Wahrheiten bemerkt. Daraus entſteht noch eine andre Frage: ob nemlich die Wahrheiten von der Erfahrung, von der Induktion und von Beiſpielen abhängen? oder, ob einige derſelben aus einem andern Grunde hergeleitet werden müſſen? Denn, iſt es erſt einmal bewieſen, daß man etwas ohne vorherangeſtellte Verſuche eingeſehen habe, ſo tragen wir gänz gewiß von unſrer Seite etwas dazu bey. So einen großen Einfluß auch die Sinne auf unſre würkliche Erkenntniß haben, ſo können ſie uns doch nur Beiſpiele, das heißt, beſondre oder individuelle Wahrheiten an die Hand geben, mithin nicht zu

allen

Seele, und deren Verſtand ſeyn könne, was nicht zuvor in den Sinnen geweſen; und dies bewieſen ſie kurz und gut aus einen andern angenommenen Satze, der alſo lautet: die Seele entſteht mit der Geburth des Menſchen zugleich, und iſt ein Theilchen der allgemeinen Weltſeele. Dies war auch die Meinung des Plato, und vor ihm des Pythagoras. Man ſehe darüber Jakob Thomaſius diſſert. XIV. de exuſt. mundi ſtoica, pag. 249 ſeq. Die Ideen rührten alſo von der Würkung der äußern Gegenſtände auf die Seele, welches ſie Φαντασιας nannten: oder auch daher, daß ſie von dieſen einzelnen Vorſtellungen, die ſie mit den Namen προληψεις bezeichneten, ſich allgemeine abzogen. Vortreflich hat Lipſius in ſeinen diſſert. ſiue phyſiolog. ſtoicae libris tribus, p. 233, wo er zugleich dieſe Meinung gegen Galiläi vertheidigt, dieſes auseinandergeſetzt. Es wird dieſe Lehre von dem Herrn von Leibnitz in der Folge unterſucht, wohin ich alſo die weitere Ausführung verſpare.

Anm. des Ueberſ.

allen Arten derſelben verhelfen. Nun ſind aber Beiſpiele, die eine allgemeine Wahrheit beſtätigen, von welcher Gattung ſie auch ſeyn möge, unzureichend, die allgemeine Nothwendigkeit dieſer Wahrheit zu erweiſen; weil das, was ſich einmal zuträgt, nicht immer zutragen wird. So haben, zum Beiſpiel, die Griechen, die Römer, und alle andre Völker von jeher bemerkt, daß noch vor Ablauf von 24 Stunden der Tag ſich in Nacht, und die Nacht in Tag verwandle. Wollte man dieſe Regel für allgemein ausgeben, ſo würde man ſich gewaltig irren, da in Nova Zembla gerade das Gegentheil beobachtet worden iſt. Auch ſo gar in unſerm Klima würde man ſich nicht weniger betrügen, wenn man dies für eine nothwendige und ewige Wahrheit halten wollten; da die Erde und die Sonne auf keine nothwendige Weiſe exiſtiren, und vielleicht einmal eine Zeit kommen wird, wo dieſe Geſtirne, und das ganze Syſtem des Himmels, wenigſtens nicht in ihrer gegenwärtigen äußern Geſtalt mehr ſeyn werden.

Hieraus kann man folgern, daß die nothwendigen Wahrheiten, dergleichen wir in der reinen Mathematik, beſonders in der Arithmetik und Geometrie antreffen, auf Grundſätzen beruhen müſſen, deren Beweis weder von einzelnen Beiſpielen, noch von dem Zeugniſſe der Sinnen abhänget, ob wir gleich ohne Beihülfe derſelben niemals an ſie würden denken können. Dies muß man ſorgfältig von einander unterſcheiden. **Euklides** verſtand es bereits ſehr gut, da er das, was er durch Figuren, und Verſuche, die in die Sinne fielen, auſſer Zweifel ſetzen konnte, noch überdem aus allgemeinen Vernunftſchlüſſen herleitete. Die Logik, die Methaphyſik, und die Moral, wovon jene die natürliche Theologie, und dieſe die natürliche Rechtsgelahrtheit ausmachet, ſind von dergleichen Wahrheiten voll. Mithin müſſen ſie aus innren Gründen, die man angeborne nennet, hergeleitet werden.

Es wäre nun freilich eine ſehr ungereimte Einbildung, wenn man dieſe ewige Geſetze der Vernunft in der

Seele ſo ganz offenbar leſen wollte, als man ehemals des Prätors Edikt ohne viele Mühe und Auslegungskunſt anzuwenden auf ſeinem **Album** leſen konnte. Es ſey uns genug, ſie durch die Hülfe der Aufmerkſamkeit, zu welcher Sinne Gelegenheit geben, entdecken zu dürfen. Erfahrungen und Verſuche beſtätigen das Raiſonnement unſrer Vernunft faſt eben ſo, als die Proben in der Rechenkunſt dazu dienen, daß man ſich für allem Irthum in der Berechnung deſto beſſer hüten lerne, zumal wann die Exempel lang ſind. Eben dadurch unterſcheiden ſich auch die Kenntniſſe des Menſchen von der Erkenntniß der Thiere. Dieſe ſind bloße Empiriſche, und richten ihre Handlungen lediglich nach Beiſpielen ein. So viel ſich über ihre Natur mit Gewißheit beſtimmen läßt, ſo kommen ſie niemals ſo weit, daß ſie ſchlechterdings nothwendige Sätze machen ſollten. Die Menſchen können demonſtrativiſche Wiſſenſchaften erlernen; die Thiere haben zwar das Vermögen, Folgerungen zu machen, es ſtehet aber doch weit unter der Vernunft des Menſchen. Die Folgerungen, die die Thiere machen, haben ſehr viel Aehnlichkeit mit denen, welche ein bloſſer Empiriker macht, wenn er glaubt, das, was in einigen Fällen geſchehen iſt, werde in allen geſchehen, ohne daß er beurtheilen kann, ob auch in dem letzteren Falle dieſelben Urſachen vorhanden ſind, welche in dem vorhergehenden ſtatt fanden. Hieraus läßt ſich erklären, woher es komme, daß man die Thiere ſo leichte fänget, und daß ſich der Empiriker ſo bald irren könne. So gar erfahrne, und alte Leute ſind nicht ganz von dieſem Fehler frey, wenn ſie ſich auf ihre gehabte Erfahrung zu ſehr verlaſſen, wie ſich das wohl in Civil und Militairdienſten zuweilen eräugnet. Sie ſcheinen es auſſer Acht zu laſſen, daß ſich die Welt von Tag zu Tag ändere, und daß die Menſchen immer klüger und geſchickter werden, und auf unzählich viel neue Kunſtgriffe fallen; da hingegen die Hirſche und Haſen des jetzigen Jahrhunderts nicht klüger und liſtiger ſind, als in dem vergangnen. Die Folgerungen, welche die Thiere machen, ſind nur ein Schatten von Schlüſſen, ein Zuſammenhang einer Einbildung und gleichſam ein Uebergang eines Bildes zu dem andern, weil ſie, ſo oft ihnen ein neuer dem vorigen ähnlicher Fall aufſtößt, das, was ſie in jenem fanden, auch in dieſen erwarten, und die mannichfaltigen Umſtände als würklich unter einander verbunden halten, da es doch nur ihre Bilder in dem Gedächtniſſe ſind. Allerdings iſt der Rath gut, den uns die Vernunft giebt, das gewöhnlicherweiſe in der Zukunft zu erwarten, was ſich aus einer langen Reihe gehabter Erfahrungen wahrſcheinlich herleiten läßt. Demohnerachtet iſt es noch keine untrügliche und nothwendige Wahrheit, und der Erfolg kann oft übel ausfallen, wenn man es am wenigſten vermuthet, da die Gründe, die bis jetzt ſtatt gefunden und jenes verurſacht haben, ſich leicht abändern können. Aus dieſem Grunde legen auch die klügſten Leute nicht zu viel Werth auf dieſelbe, und verlaſſen ſich nie ſo blindlings auf ihre Ausſprüche, daß ſie nicht dies Faktum vernünftig unterſuchen, und wenn es möglich iſt, die Urſachen derſelben penetriren und entſcheiden ſollten, wo die Ausname zu machen ſey. Die Vernunft allein kann ſichre, und gewiſſe Regeln ertheilen. Sie kann das erſetzen, was jenen fehlet, die nicht von der Art ſind; ſie macht die nöthigen Ausnamen, und findet endlich manche Verbindungen, denen ſie die Kraft einer nothwendigen Folgerung giebt. Daher ſetzt ſie uns auch oft in den Stand, etwas vorauszuſehen, ohne vorher über die ſinnliche Verbindung ſeines Bildes Verſuche anzuſtellen. Die Thiere mußten dies vorher ſchlechterdings thun, folglich wird der Menſch gerade durch das von ihnen unterſchieden, was jenen innern Gründen der ewigen Wahrheiten das Wort redet.

Vielleicht denkt der gelehrte Verfaſſer des Verſuches nicht ſo ganz auſſerordentlich verſchieden. Im ganzen erſten Buch bemüht er ſich zwar, die angebornen Erkenntniſſe, in gewiſſem Sinne genommen, zu widerlegen; im Anfange des zweiten aber, und noch weiter in der Folge kann er doch nicht läugnen, daß die Ideen, die nicht aus der Empfindung entſtehen, nothwendig aus der Reflektion hergeleitet werden

müſſen.

* [illegible] d. Gesichte unserer Vorstellungs- u. Denkkraft müssen da seyn, wenn wir durch die Reflection, v. davon erhalten sollen

müſſen.“* Nun iſt aber die Reflection nichts anders, „als die Aufmerkſamkeit auf das, was in uns* iſt.“ Die Sinne können uns indeſſen was wir bereits innerhalb unſrer haben, nicht erſt geben. Sollte man nun wohl noch läugnen, daß es ſehr viel Angebohrnes in unſrer Seele gebe, da wir uns ſelbſt gleichſam angebohren ſind? daß das **Seyn**, die **Einheit**, die **Subſtanz**, die **Dauer**, die **Veränderung**, die **Wirkung**, die **Perception**, das **Vergnügen**, daß tauſend andre Objekte unſrer intellektuellen Ideen in uns liegen? da alle dieſe Objekte unſerm Verſtande unmittelbar, und beſtändig gegenwärtig ſind (obgleich die mannigfaltigen Zerſtreuungen, und Sorgen des Lebens verurſachen, daß wir uns derſelben nicht ſtets bewußt ſind,) ſo ſollte ich glauben, es könne auf die Art, in der Behauptung, daß unſre Ideen, und alles, was von ihnen abhängt, und angebohren ſind, nichts ſeltſames, noch weniger ein Widerſpruch liegen.

Ich habe das Bild einer Tafel von Marmor, welche mit vielen Adern durchwachſen iſt, lieber gewählt, als einer ganz glatten Marmorplatte, oder ganz leeren Schreibtafel, — die Philoſophen paſſen dieſe Vergleichung der Seele an, die ſie **tabula raſa** nennen. Wäre die Seele ſolchen ganz leeren Pergamentafeln ähnlich, ſo würden ſich die Wahrheiten in uns gerade ſo verhalten, wie die Figur des Herkules auf einer Marmortafel, wenn der Marmor, ſo zu reden ganz gleichgültig iſt, ob er dieſe oder eine andre Figur annehme, oder nicht. Iſt aber die Platte mit Adern durchwachſen, die die Figur des Herkules vor andern bezeichnen könnten, ſo wäre ſie weit geſchickter dazu, und Herkules würde in gewiſſem Sinne auf dieſelbe eingegraben ſeyn, ob es gleich Arbeit und Mühe koſten würde, dieſe Adern zu finden, ſie durch die Politur, von aller Unreinigkeit zu ſäubern, und alles das abzupfeilen, was dem Bilde Abbruch thun könnte. „So ſind uns auch die Begriffe und Wahrheiten angebohren, „als gewiße Neigungen, Anlagen, Fertigkeiten, „oder als natürliche Kräfte;“ nicht.

N.B. Eigentlich sind uns nicht Begriffe u. [illegible] angebohren

sondern nur [illegible] in die Seele

nach denen wir sie suchen zu finden

aber als Handlungen, ob gleich manche ganz unmerkliche Handlungen dieſe natürlichen Kräfte begleiten, und mit denſelben in unzertrennlicher Verbindung ſtehen.

Der Verfaßer des Verſuchs ſcheint behaupten zu wollen, daß in uns nichts wäre, was an und vor ſich ſelbſt die Kräfte *) zu wirken hätte, daß ſogar nichts in uns läge, deſſen wir uns zu allen Zeiten wirklich bewußt wären. Im Ernſte, und nach der Strenge kann er indeſſen dieſe Meinung nicht vertheidigen. Sie würde ſich ſonſt zu ſehr den Paradoxen und Seltſamen nähern. Denn, ob wir uns gleich der erlangten Fertigkeiten nicht immer bewußt ſind, und der in unſerm Gedächtniſſe aufbehaltene Vorrath von Wahrheiten uns nicht beſtändig zu Hülfe eilt, wenn wir es wünſchen; ſo rufen wir ſie doch bey der unbeträchtlichſten Gelegenheit wieder in die Seele zurück, und erinnern uns derſelben eben ſobald, als ein Lied wieder ins Gedächtniß kommt, wenn uns nur die erſte Strophe einfällt. In andern Stellen ſeines Werks ſchränkt er auch ſeinen Satz ein, wenn er ſagt, es befinde ſich nichts in uns, deſſen wir uns nicht wenigſtens ehemals bewußt geweſen wären. Allein nicht zu gedenken, daß es ſich durch die Vernunft allein gar nicht beſtimmen läßt, wie weit unſre gehabte Apperceptionen, die wir vielleicht vergeſſen haben, ſich erſtrecken konnten, zumal wenn man die **Reminiſcenz der Platoniker** annehmen will, die, ſo fabelhaft ſie auch ſeyn mag, mit einer ganz leeren Vernunft wenigſtens in keinem Widerſpruche ſtehet; dies nicht einmal zu gedenken, warum ſollen wir denn alles durch Apperceptionen der äuſſerlichen Gegenſtände erlangt haben, und warum ſoll gar nichts in uns ſelbſt verborgen liegen? Iſt denn unſre Seele ganz allein ſo leer, daß ſie ohne entlehnte Bilder von auſſen, gar nichts ſeyn kann? Dieſe Meinung kann ein ſo ſcharfſinniger Gelehrter ganz gewiß nicht angenommen haben. Wo

wird

---

*) Ich habe hier das Wort *virtuel* umſchrieben. In der Folge werde ich es durch das kraftvolle überſetzen.

Anm. des Ueberſ.

wird man denn zwey Pergamentafeln finden, die nicht ſchon ihrer Natur nach in einigen Stücken verſchieden ſind? Hat man ſchon eine ganz glatte, und vollkommen gleiche Tafel geſehen? warum ſollten wir uns nun nicht aus unſerm eignen Fundus irgend ein Objeet zum Nachdenken bilden können, wenn wir in demſelben emſig genug forſchen und arbeiten wollen? Im Grunde betrachtet iſt alſo wohl ſeine Meinung von der allgemeinen, die ich auch vertheidige, nicht verſchieden, in ſofern er nemlich zwey Erkenntnisquellen annimmt, die **Sinne**, und die **Reflektion**.

Ich glaube nicht, daß ſich dieſer Gelehrte mit mir und den Karteſianern ſo bequem vereinigen laſſen werde, wenn er annimmt, daß die Seele nicht immer denke, und daß ſie dann, wenn ſie ſchläft, und nicht träumt, ohne Vorſtellungen ſey. So wie die Körper ohne Bewegung ~~ſeigen~~ können, ſagt er, ſo können auch die Seelen ohne Gedanken ſeyn. Hierauf antworte ich nicht ſo, wie man gewöhnlicherweiſe zu antworten pflegt. Ich nehme an, daß keine einzige Subſtanz ſeyn könne, die ihrer Natur nach nicht wirken ſollte, ſo wie es keinen Körper ohne Bewegung giebt. Schon die Erfahrung redet mir das Wort. Man leſe nur das Werk nach, das der groſſe **Boyle** gegen dieſe **uneingeſchränkte Ruhe** (repos abſolu) ſchrieb, und man wird ſich davon auf das baldigſte überzeugen. Allein auch die Vernunft iſt auf meiner Seite. Darinn liegt eben einer der Gründe, weswegen ich die Atomen verwerfe. Auſſerdem giebt es noch ungemein viele Beweiſe, daß in einem jeden Augenblicke unzählig viele Vorſtellungen in uns liegen, ob wir uns gleich derſelben nicht bewußt ſind, und über ſie nicht reflektiren; daß folglich in unſrer Seele viele Veränderungen vorgehn, die wir nicht gewahr werden, weil ihre Eindrücke entweder zu klein, oder in zu groſſer Anzahl, oder zu einförmig ſind, und alſo einzeln betrachtet nicht genug unterſcheidendes haben; hingegen in Verbindung mit andern allerdings nicht geringe Wirkungen äuſſern und mit mehrern vergeſellſchaftet, wenigſtens auf eine verworrne Weiſe empfunden werden können. So verurſacht die Gewohnheit, daß wir das Geräuſche einer Mühle, oder das Getöſe eines Waſſerfalls nicht mehr hören, wenn wir eine Zeitlang nahe bey denſelben gewohnt haben. Nicht als wenn die Bewegung der Mühle, und des Waſſerfalls, auf unſre Organen nicht mehr wirkte, und, als wenn in unſrer Seele nichts mehr vorgienge, was, vermöge ihrer Verbindung mit dem Körper, mit jenem in Beziehung ſteht. Die Urſache dieſes Phänomens iſt vielmehr dieſe: Die Eindrücke in der Seele und im Körper, haben den Reiz der Neuheit verloren, und ſind folglich nicht mehr ſtark genug, um die Aufmerkſamkeit, und das Gedächtniß zu beſchäftigen, die ſich nach wichtigern Gegenſtänden ſehnen. *)

Alle Aufmerkſamkeit ſetzt das Gedächtniß voraus. Wenn wir, damit ich mich dieſes Ausdrucks bediene, nicht vorher erinnert werden, auf dieſe oder jene gegenwärtige Vorſtellung Acht zu haben, ſo laſſen wir ſie vorübereilen, ohne über ſie zu reflektiren, ſogar zum öftern, ohne ſie zu bemerken. Erinnert uns hingegen jemand ſogleich und augenblicklich (incontinent) daran, macht er uns, zum Beyſpiele auf ein gewiſſes Geräuſch, das wir gehört haben, aufmerkſam, ſo werden wir uns bald wieder bewuſt ſeyn, und wenigſtens einige Empfindung davon gehabt zu haben erinnern. Es ſind alſo Vorſtellungen, deren wir uns nicht ſogleich bewuſt waren, wo die Apperception nur erſt alsdann hinzukam, wenn man uns daran erinnerte, ſo kurz auch die Zwiſchenzeit geweſen ſeyn mochte.

Um

*) Eben hieraus läßt ſich auch füglich erklären, woher es komme, daß, wenn man geraume Zeit nahe bey einer Waſſermühle gewohnt hat, und ſeine Wohnung mit einer andern vertauſchet, man im Anfange nicht ſchlafen könne, daß hingegen im entgegengeſetzten Falle jemand, der an einen ſolchen Ort zieht, wo er das Mühlengeräuſche hört, im Anfange die Nacht ſchlaflos zubringen werde.

Anm. des Ueberſ.

Um über dergleichen kleine Vorſtellungen, die wir in der groſzen Menge nicht gut unterſcheiden können, beſſer urtheilen zu können, pflege ich immer das Getöſe, und Geräuſch des Meeres, das man an den Ufer deſſelben höret, als ein Beyſpiel zu wählen. Damit man dieſes Geräuſch vernemlich höre, ſo muß man die einzelnen Theile, die das Ganze ausmachen, folglich das Geräuſch einer jeden Welle hören; obgleich ein jedes dieſer geringern Geräuſche, nur in der konfuſen Verbindung mit allen andern unterſchieden werden kann, und gar nicht bemerkt werden würde, wenn die Welle, die daſſelbe verurſacht, die einzige in ihrer Art wäre. Die Bewegung dieſer Welle muß uns doch einigermaſſen erſchüttern; wir müſſen von einem jedem einzelnen Geräuſche, ſo klein und ſchwach es auch ſey, einige Vorſtellungen haben; ſonſt würden wir von den andern hundert tauſend Wellen, und dem Geräuſche, das ſie machen, keine Vorſtellung haben, denn hunderttauſend Nichts können auch nicht das geringſte zu Stande bringen. Wir ſchlafen ferner nie ſo feſte, daß wir nicht einige, obgleich ſchwache und verworrene Empfindungen haben ſollten. Das ſtärkſte Geräuſch würde nicht vermögend ſeyn, uns aus dem Schlafe zu erwecken, wenn wir nicht von dem, wiewohl unbeträchtlichen Anfange deſſelben, einige Vorſtellung hätten. Man würde niemals, wenn man auch die gröſte Gewalt anwenden wollte, einen Strick zerreiſſen können, wenn man ihn nicht vorher mit einem geringern Grade von Kräften etwas ausſpannen und in die Länge ziehen wollte, obgleich dieſe kleine Ausdehnung ganz unmerklich iſt.

Dieſe kleine Vorſtellungen haben alſo mehr Kraft, als man denken ſollte. Sie ſchaffen ein Etwas, ich weis ſelbſt nicht, wie ich es nennen ſoll. Sie bilden den Geſchmack. Sie laſſen von den Beſchaffenheiten Bilder entſtehen, die einzeln betrachtet nur dunkel, und ſchwach, mit andern verbunden ſehr klar und lichtvoll ſind. Sie verurſachen den Eindruck, den die Körper, die uns um ringen, und das Unendliche einſchließen, auf uns machen. Sie verbinden ein jedes einzelnes Ding mit der ganzen Schöpfung. Man kann ſo gar ſagen, daß durch dieſe kleinen Vorſtellungen, das Gegenwärtige ſowohl das Zukünftige, als das Vergangene in ſich faſſe; daß alles in der vortreflichſten Harmonie ſey, (συμπνοια πάντα, wie **Hippokrates** ſagt,) daß ſo durchdringende Augen, wie die Augen Gottes, in der kleinſten Subſtanz die Veränderungen der ganzen Welt leſen könnten,

Quae ſint, quae fuerint, quae mox futura trahantur; Dieſe nicht in die Sinne fallende Vorſtellungen bezeichnen und beſtimmen ein und daſſelbe Individuum, welches durch die Züge, die ſie von dem vergangnen Zuſtande deſſelben erhalten, indem ſie ihn mit dem gegenwärtigen verbinden, merklich charakteriſirt wird. Ein höhrer Geiſt kann ſie genau erkennen, wenn auch das Individuum ſie nicht mehr empfände, und ſich ihrer nicht mehr erinnern würde. Sie zeigen ſogar den Weg, durch gewiſſe ſtufenweis gehende Entwicklungen, die ſich dereinſt ereignen werden, wieder zu dieſer Erinnrungskraft zu kommen. Daher iſt der Tod auch nur ein Schlaf, und wird es nicht einmal auf immer bleiben, weil in demſelben die Vorſtellungen nur deutlich zu ſeyn aufhören, und ſich bey den Thieren in einen Zuſtand der Konfuſion verwandeln, der das Bewußtſeyn zwar aufhebt, aber doch nicht immer dauren wird.

Eben aus dieſen kleinen unempfindbaren Vorſtellungen, erkläre ich dieſe erhabne vorherbeſtimmte Harmonie der Seele und des Körpers, ſo wie auch aller Monaden, und einfachen Subſtanzen. Dieſe tritt an die Stelle des phyſiſchen Einfluſſes der Seele auf den Körper, und des Körpers auf die Seele, und erhebt, nach den Urtheil, das der Verfaſſer des beſten Wörterbuchs hievon fället, die göttlichen Vollkommenheiten auf ihre allerhöchſte Stufe. Dieſe kleine Vorſtellungen beſtimmen unſern Willen in auſſerordentlich vielen Gelegenheiten, ohne daß wir es merken und daran denken; – ſie verblenden den gemeinen Mann durch den Schein einer **Gleichgültigkeit des Gleichgewichts,**

wichts, (indifference d'equilibre) als wäre es uns gleichgültig, ob wir uns nach der rechten, oder nach der linken Seite hindrehten.

Ich darf hier nicht bemerken, da ich es in dem Buche ſelbſt thue, daß ſie an jener innren Unruhe Schuld ſind, welche, wie ich zeige, von dem Schmerze zwar nur wie das kleine von dem Groſſen unterſchieden iſt, die aber dem ohnerachtet unſre Wünſche erfüllt, und uns Vergnügen verſchaft, gleich dem Salze, welches zwar auffällt und ſticht, aber der Zunge doch angenehm iſt. Dieſe unmerkliche Theile unſrer ſinnlichen Vorſtellungen, verbinden die Vorſtellungen der Farben, der Wärme, und andrer ſinnlichen Beſchaffenheiten mit den Bewegungen der Körper, die ſich auf jene beziehen. Die Karteſianer, und ſelbſt der tiefſinnige Verfaſſer des Verſuchs, halten die Vorſtellungen, die wir uns von dieſen Beſchaffenheiten machen, für gleichgültig, für ſolche, die Gott nach ſeinem freien Belieben, ohne alle Rückſicht auf ein weſentliches Verhältniß, zwiſchen den Vorſtellungen und ihren Objekten, der Seele eingedruckt habe. Eine Meinung, die in meinen Augen viel ſeltſames hat, und der Weisheit des Schöpfers, die nichts ohne Abſichten thut, und alles in die ſchönſte Harmonie ſtellet, keinesweges anſtehet.

Dieſe nicht in die **Sinne fallende Vorſtellungen** haben in der **Pneumatik**, einen eben ſo großen Werth, als die kleinen Körper in der Naturlehre. Unter dem Vorwande, daß ſie nicht in das Gebiet der Sinne, und der ſinnlichen Vorſtellungen gehören, beyde verachten und für unnütz erklären wollen, bliebe gleich thöricht. **Nichts geſchiehet auf einmal**, und es iſt einer meiner vornehmſten und entſchiedenſten Grundſätze, daß **die Natur nichts durch einen Sprung thue.** Dies nennte ich das Geſetz der Kontinuität, da ich in den neuen Nachrichten der gelehrten Republick mich hierüber erklärte; – Die Anmerkung iſt in der Naturlehre von erheblichem Nutzen.

Dieſem Geſetze zu folge, gehen wir von dem Kleinen zum Großen, und umgekehrt von dem Großen zum Mittelmäßigen, und ſo ſtufenweiſe zu dem Kleinen zurück. Nach demſelben entſtehet niemals die Ruhe unmittelbar nach der Bewegung. Die Bewegung muß ſich nach und nach verringern, ſo wie man eine Linie, oder eine gewiſſe Weite nicht ſogleich zu Ende läuft, ſondern vorher eine kleinere Linie durchlaufen muß. Ich vermiſſe dieſes Geſetz bey allen Naturkundigen, die von den Geſetzen der Bewegung geſchrieben haben. Sie nehmen an, daß ein Körper in einem Augenblicke, eine der vorhergehenden entgegengeſetzte Bewegung erhalten könne. Hieraus folgt, daß die Vorſtellungen, die ſich bemerken laſſen, ſtufenweiſe aus andern entſtehen, die zu klein ſind, als daß ſie bemerkt werden können. Wollte man hierüber anders urtheilen, ſo würde man dadurch verrathen, daß man das Unendlichkleine, welches das Unendliche beſtändig in ſich faſſet, ſehr wenig kenne. Ich habe auch bereits angemerkt, daß, da ſich alles, ob ſchon auf eine unmerkbare Weiſe, vervielfältigt, zwey individuelle Dinge einander nicht ganz ähnlich ſeyn können, und mehr, als der Zahl nach, von einander verſchieden ſeyn müſſen. Daher ſind auch die leeren Tafeln der Seele, eine Seele ohne Gedanken, eine Subſtanz ohne Handlung, der leere Raum, die Atomen, die kleinen in Grunde nicht getheilten Theilchen der Materie, eine völlige Einförmigkeit in einer gewiſſen Zeit, oder an einem Orte, oder der Materie, die vollkommnen Kugeln des zweiten Elementes, die aus urſprünglichen vollkommnen Würfeln entſtehen, und tauſend andre Gedichte der Philoſophen nichts mehr, als leere Träume. Sie entſpringen aus den unvollſtändigen Begriffen, die ſie haben, und wiederſprechen der Natur der Dinge; ſie laſſen ſich mit unſrer Unwiſſenheit und ſo geringen Aufmerkſamkeit auf das, was nicht in die Sinne fällt, entſchuldigen; nur hüte man ſich, ſie zu vertheidigen, oder wohl gar ~~auf~~ Abſtraktionen des Verſtandes ~~einzuſchränken,~~ welcher das nicht läugnet, was er bey Seite legt, und woran er glaubt, daß es gegenwärtig nicht mehr in Betrachtung kommen dürfe.

Wollte man alles ſo gerade zu annehmen, wie man es uns ſagt, daß nemlich die Dinge, deren man ſich nicht bewußt iſt, ſich weder in der Seele, noch im Körper befinden, ſo würde man in der Philoſophie eben ſo verſtoßen, als in der Politik, indem man das μικρον, den unmerklichen Fortgang einer Sache nicht achtet; da doch die Abſtraktion kein Irthum iſt, wenn man nur nicht vergißt, daß das wirklich ſey, worauf man beim Abſtrahiren nicht Acht hat.

So machen es die Mathematiker, wenn ſie von vollkommnen Linien (lignes parfaites) von ganz einförmigen Bewegungen, und von andern wohlgeordneten Würkungen reden, ob gleich die **Materie**, (das iſt; die Vermiſchung der Würkungen des Unendlichen, das uns umgiebt), beſtändig einige Ausnahme macht. Sie ſchlagen dieſen Weg ein, um die einzelnen Betrachtungen gehörig von einander zu unterſcheiden, um die Wirkungen auf ihre Gründe zurückzuführen, und daraus einige Folgerungen herleiten zu können: denn, je ſorgfältiger wir ſind, bey den Ueberlegungen, die wir anſtellen, nichts zu verſäumen, deſto enger hängt die Theorie mit der Praxis zuſammen. Indeſſen, es iſt ein Eigenthumsrecht, das nur der höchſten Vernunft, der nichts entgehet, zukommt, das Unendliche in ſeinem ganzen Umfange, alle Gründe, und alle Folgen deutlich zu begreifen. Wir können das Unendliche nur verworren erkennen, und höchſtens deutlich wiſſen, worinnen es beſtehe. Sonſt fällen wir über die Schönheit und Größe des Ganzen ſehr ſeltſame, und unrichtige Urtheile; ſo wie wir auch noch keine gute Phyſick, die die Natur der Dinge im Allgemeinen begreiſe, noch weniger eine brauchbare Pneumatick beſitzen, in der die Erkenntnis Gottes, der Seelen, und der einfachen Subſtanzen überhaupt hinlänglich gelehrt würde.

Eine ſolche Erkenntnis dieſer unbemerkbaren Vorſtellungen hilft auch ſehr viel zu einer richtigen Erklärung, warum, und wie zwey menſchliche Seelen, oder zwey Dinge von einer und derſelben Art, nie ganz ähnlich aus den Händen des Schöpfers kommen, ſondern auf die Geſichts- und Standpunkte, die ihnen in dem Ganzen angewieſen ſind, allemal ihre urſprüngliche Beziehung haben. Dies folgt indeſſen bereits aus meiner vorigen Anmerkung über zwey Individua, daß nemlich **ihre Verſchiedenheit nicht blos nach den Zahlen berechnet werden müſſe.**

Noch in einem andern Stücke muß ich mich von der Meinung des Verfaſſers des Verſuches, und des größten Theiles unſrer neuen Philoſophen entfernen. Ich behaupte mit dem größern Theile der Weltweiſen des Alterthums, daß alle Genien, alle Seelen, und alle einfache erſchafne Subſtanzen, einen Körper haben müſſen, und daß es keine einzige Seele gebe, welche gänzlich von demſelben getrennt ſeyn ſollte. Ich habe hierzu meine Gründe bereits a priori. Es wird ſich indeſſen noch auſſerdem der Vortheil bey dieſem Lehrſatze finden, daß er alle philoſophiſche Streitigkeiten über den Zuſtand der Seelen, über ihre beſtändige Erhaltung, über ihre Unſterblichkeit, über ihre würkende Kraft, auf einmal auflöſet und beantwortet. Denn, da der Unterſchied eines Zuſtandes derſelben von dem andern, entweder ~~ganz und gar nicht~~, oder doch ~~um~~ mehr oder weniger merklich, ~~mehr, oder weniger~~ vollkommen, oder umgekehrt geweſen iſt; ſo läßt ſich ihr vergangener oder zukünftiger Zuſtand eben ſo leicht erklären, als der gegenwärtige. Es läßt ſich bey einigen Ueberlegungen, und Nachdenken, ſo gering es auch ſey, ſogleich begreifen, wie vernünftig dieſes ſey, und wie wenig natürliches ein Sprung, von einem Zuſtande in einen andern habe. Ich habe mich allemal gewundert, warum die Schule die Natur ohne Urſache hintangeſtellet, ſich ſo muthwillig in viele und groſſe Schwierigkeiten eingelaſſen, und den ſtarken Geiſtern Gelegenheit zum Triumph gegeben habe; da doch bey dieſer Erklärungsart ihre Gegengründe auf einmal entkräftet werden. Denn die Erhaltung unſrer Seelen, oder nach meiner Meinung, die

[illegible] 147

Erhaltung des Thieres *) läßt ſich gewiß nicht ſchwerer und mühſamer begreifen, als das, was bey der Verwandlung einer Raupe in einen Schmetterling *) vorgeht, oder die Fort-

---

*) Um wie viel fruchtbarer die Philoſophie überhaupt, vorzüglich aber die Pſychologie geworden ſey, ſeit dem man Phyſick und Anatomie damit verbindet, wird wohl kein Freund der Wahrheit läugnen können. Wie ſchön iſt die Vorſtellung des Menſchen, ſo bald man zugleich auf ſeine thieriſche Oekonomie ſiehet.

Herr von Leibniz gebrauchte dieſe Vorſtellung, ſehr glücklich; aber noch vollſtändiger hat Bonnet dieſen Begrif entwickelt. Ich möchte beinahe ſagen, daß man die Richtigkeit des Bonnetſchen Syſtems fühlen könne.

Größtentheils wird die Seelenlehre in Lehrbüchern und auf dem Katheder ganz mangelhaft vorgetragen. So große Verdienſte auch der ſeelige Wolf um das äuſſerliche Gewand der Philoſophie hat; ſo hat er doch den beträchtlichen Fehler begangen, daß er die Seele gar zu ſehr aus ihrer Verbindung mit dem Körper reißt, und ſie als ein unvermiſchtes Weſen betrachtet. Daher kommen manche ganz einſeitige Raiſonnements, denen es nicht nur zuweilen an Gemeinnützigkeit, ſondern nicht ſelten an Richtigkeit und Wahrheit fehlet.

Anm. des Ueberſetzers.

**) Das hier angeführte Beiſpiel der Verwandlung der Raupe in einem Schmetterling iſt allerdings wichtig und intereſſant. Ehe man anfieng zu Zweifeln, ſagt Bonnet, über die organiſirten Körper, die Alten hätten wohl nicht alle Naturgeheimniſſe allein gehabt, betrachtete man die plötzliche Verwandlung der Raupe in den Schmetterling, als eine wahre Verwandlung, dabey man ſich wenig Mühe gab, das Wie zu erklären. Leute, welche die zweideutigen Erzeugungen, ohne Bedenken annehmen, konnten die nicht auch Verwandlungen glauben? Endlich aber kam die Zeit, da die Naturforſcher merkten, daß ſie Augen zum Sehen und Finger zum Zergliedern hätten. Man fieng das Beobachten und Zergliedern an, und die Verwandlungen verſchwanden. Man gieng ſoweit, daß man den Schmetterling in der Raupe ſelbſt ſuchte, und man war ſo glücklich, ihn darinn zu entdecken, u. ſ. w.

Anm. des Ueberſ.

Fortdauer der Gedanken in dem Schlaf, mit welchem Jeſus Chriſtus ſo treffend den Tod vergleichet. Ich habe ſchon einmal behauptet, daß kein Schlaf ewig dauren könne, und bey vernünftigen Seelen, die dazu beſtimmt ſind, daß ſie ihr Bewußtſeyn und ihre Perſöhnlichkeit in der Stadt Gottes behalten ſollen, und auf dieſe Art füglicher belohnt, und beſtraft werden können, entweder gar nicht ſtatt finde, oder doch nur eine ſehr kurze Zeit daure.

Anjetzt füge ich noch hinzu, daß überhaupt betrachtet keine einzige Unordnung in den ſichtbaren Organen im Stande ſey, eine gänzliche Unordnung in dem Thiere zu verurſachen, oder alle Organen zu zerſtören, und der Seele ihren organiſchen Körper, und die unauslöſchlichen Ueberbleibſel aller vorhergehenden Züge zu nehmen. Man hat die alte Lehre von gewiſſen feinen Körpern, der Engel, (womit man die Körperlichkeit der Engel ſelbſt vermiſchte), die Einbildung, daß es gewiſſe ganz abgeſonderte geiſtige Weſen gäbe, (wozu diejenigen, welche die Himmel des Ariſtoteles ſich fortwälzen laſſen, nicht wenig beigetragen haben), und endlich die ſo übel verſtandne Meinung, daß man die Fortdauer der Seelen der Thiere, ohne eine Seelenwandrung nicht glauben könne, zu geſchwinde und mit zu großer Eilfertigkeit angenommen; daher iſt es auch gekommen, daß man die natürliche Methode, die Fortdauer der Seele nach dem Tode zu erklären, ganz vergeſſen hat. Man hat der natürlichen Religion dabey auch in gewiſſem Sinne Unrecht gethan, und eine nicht geringe Anzahl von Menſchen auf den irrigen Wahn gebracht, daß die Unſterblichkeit unſrer Seele nichts anders, als das Werk der wundervollen Gnade Gottes ſey. So gar der Verfaſſer des Verſuches ſpricht davon etwas zweifelhaft. Hievon werde ich aber bald mehr ſagen. Es wäre indeſſen ſehr zu wünſchen, daß die Vertheidiger ſeiner Meinung ſich ſo beſcheiden und behutſam ausgedruckt hätten, als er; da ſich mit Grunde befürchten läſſet, daß manche Gelehrte, die die Unſterblichkeit der Seele aus der Gnade herleiten, am Ende der Meinung der

Averoiſten, und einiger übelgeſinnten Quietiſten nahe kommen, welche lehrten, daß die Seele in dem Oceane der Gottheit verſchlungen, und mit ihm wieder vereiniget würde. Ein Begrif, deſſen Ungrund vielleicht in meinem Syſteme nur allein gezeiget wird.

Auch darinnen ſcheine ich mich von dem Verfaſſer des Verſuches zu entfernen, wenn er behauptet, daß der leere Raum zur Bewegung nothwendig und unentbehrlich ſey, weil er die kleinen Theile der Materie für unbewegſam und ſtarr hält. Wäre die Materie würklich aus ſolchen Theilen zuſammengeſetzt, ſo wäre die Bewegung in dem vollen Raume unmöglich, eben ſo, als in einem mit kleinen Kieſelſteinen angefüllten Zimmer, in dem ſich kein einziger leerer Raum befände. Ich gebe aber dieſe Hypotheſe nicht zu; wozu er auch keinen einzigen Grund gehabt zu haben ſcheint, ob er gleich glaubt, daß die Steifigkeit, oder die Kohäſion der kleinen Theile ~~das~~ Weſen des Körpers ausmache. Man muß ~~ſich~~ vielmehr den Raum, als etwas mit einer urſprünglich flüßigen, aller Arten der Theilbarkeit ~~fähigen~~, und aller Theilung und Unterabtheilung wirklich unterworfnen Materie Angefülltes, betrachten; wiewohl mit dem Unterſchiede, daß ſie wegen der Bewegungen, die an gewiſſen Theilen ſtärker, oder ſchwächer ſind, auch an denſelben in ungleiche Theile getheilet werden muß, und wirklich auch getheilet wird. Daher hat ſie auch an allen und jeden Orten einen gewiſſen Grad des Steifen ſowohl, als des Flüßigen, und es giebt keinen einzigen Körper, der hart oder flüßig im höchſten Grade ſey; oder man findet keinen einzigen Atomen, deſſen Härte nicht höher ſteigen könnte, und keine einzige gegen Theilbarkeit vollkommen gleichgültige Maſſe. Auf dieſe Art vernichten die Ordnung der Natur, und insbeſondre das Geſetz der Kontinuität, das eine ſo wohl, als das andre.

Ich habe gleichfals erwieſen, daß die **Kohäſion**, welche an und vor ſich ſelbſt betrachtet, weder eine Wirkung des Stoſſes, oder der Bewegung ſeyn würde, eine gewiſſe

Anziehung (traction) in einen ſtrengen Sinn genommen verurſachen würde. Denn gäbe es einen urſprünglich ſteifen Körper, zum Beyſpiel, einen Atomen des Epikurs, der einen Theil in Form eines kleinen Hakens hätte, (denn man kann ſich die Atomen in vielerlei Figuren gedenken,) ſo würde dieſer Haken, wenn man ihn vorwärts fortſtieße, den ganzen übrigen Theil des Atomen, ich meine den Theil, den man nicht anſtößet, und der nicht in die Linie der Impulſion fället, mit ſich fortziehen. Der gelehrte Verfaſſer iſt ſelbſt wider dieſe philoſophiſchen Anziehungen, ſo wie man ſie ehemals annahm! er bringt ſie lieber mit den Neuern auf einen Stos (impulſion) zurück, und glaubt, daß ein Theil der Materie nur dadurch auf den andern unmittelbar würken könne, daß er ihn in der Nähe fortſtößet. Hierinn haben auch die itzigen Weltweiſen offenbar Recht, weil ſich ſonſt bey dem Begriffe von Würkung nichts denken läßt.

Hier kann ich indeſſen die größte Beſcheidenheit, und das offenherzige Geſtändniß des Herrn Locke nicht verſchweigen, der in dieſer Materie ſeine Meinung widerrufen hat. Sie verdient um ſo viel grösseres Lob, je grösser die Bewundrung iſt, mit der man bey ſo vielen Gelegenheiten ſeinen tiefſinnigen Kopf beobachtet. Ich finde dieſe Widerrufung in ſeiner Antwort auf den zweiten Brief des ſeligen Biſchofs von Worceſter, die im Jahre 1699 gedruckt worden iſt, S. 288. **Ich geſtehe, ſagt er, daß ich behauptet habe, *) die Körper könnten nicht anders in einander würken, als durch den Stos. Dies war wirklich meine Meynung, als ich mein Werk ſchrieb, ſo wie ich mir auch noch izt die Hand-**

---

*) S. 2tes Buch, 8tes Cap. §. 11. Hiernächſt haben wir zu erwegen, heißt es, wie Körper, Begriffe in uns hervorbringen. Und da iſt es denn klar, daß es vermittelſt des Stoßens geſchicht, wodurch es einzig und allein begreiflich wird, wie die Körper in einander wirken können.

Anm. des Ueberſ.

Handlung der Körper auf keine andre Weiſe begreiflich machen kann. Indeſſen hat mich doch nach und nach das vortrefliche Werk des großen Neuton gelehrt, daß es in aller Abſicht Eigenliebe und übertriebener Stolz ſeyn, die Allmacht Gottes nach unſern engen und eingeſchränkten Begriffen erklären zu wollen. Der Druck der Materie gegen die andre durch Mittel, die ich nicht begreifen kann, iſt nicht nur eine richtige Demonſtration, daß Gott, wenn es ihm gefällt, dem Körper Kräfte geben, und ſie auf eine ganz andre Art handeln laſſen könne, als ſich aus der gewöhnlichen Idee des Körpers, oder aus unſrer izigen Kenntniß der Eigenſchaften deſſelben herleiten läßt; es iſt auch eine gewiſſe Vermuthung, daß er es wirklich gethan hat. Ich will deßhalb in der nächſten Ausgabe meines Werks dieſe Stelle ändern. Ich finde auch, daß in der franzöſiſchen Ueberſetzung, die ſonder Zweifel nach den leztern Ausgaben angefertiget iſt, der eilfte Paragraph folgendergeſtalt geändert worden iſt. So viel wir einſehen können, iſt es klar, daß die Körper nicht anders, als durch den Stos auf einander wirken können. Denn es läßt ſich nicht denken, wie ein Körper auf etwas wirken könne, das er doch nicht berühret. Es hieſſe ſo viel; Ein Körper könne da wirken, wo er doch nicht iſt.

Dieſe fromme Beſcheidenheit des berühmten Verfaſſers, mit welcher er glaubt, daß Gott mehr thun könne, als wir verſtehen, und daß es alſo unbegreifliche Geheimniſſe in den Glaubensartikeln gebe, verdient allerdings vieles Lob. Jedoch wünſchte ich, daß man dadurch nicht genöthigt würde, bei den gewöhnlichen Erſcheinungen in der Natur der Dinge, ſo gar zu Wundern ſeine ~~ſeine~~ Zuflucht zu nehmen, und hier gewiſſe Kräfte und Würkungen zuzugeben, die doch ſchlechterdings unerklärlich ſind. Sonſt würde man in Betrachtung deſſen, was Gott thun kann, gewiſſen unächten Philoſophen zu viel einräumen. Denn, wenn man Kräfte die immer nach dem Mittelpunkt zugehen ſollen, (vertus centripetes) oder gewiſſe unmittelbare Anziehungen (attractions immediates) in der Ferne annehmen wollte, ohne ſie erklären zu können; ſo ſehe ich auch nicht ein, warum wir nicht den Scholaſtikern glauben, daß alles durch gewiſſe Vermögen geſchehe, oder ihre Ausflüße (especes intentionelles) vertheidigen, welche nach ihrem Syſteme aus den Körpern bis zu uns gehen, und nach und nach in die Seele eindringen. Wenn ſich dies ſo verhielte

Omnia jam fient, fieri quae poſſe negabam.

So ſcharſſinnig alſo auch ſonſt Herr Locke iſt, ſo geht er hiervon einer Extremität zur andern. Bey den Würkungen der **Seele** macht er viele Schwierigkeiten, wenn er in derſelben etwas zugeben ſoll, **was nicht in die Sinne fällt**, und den **Körpern** reimt er etwas ein, was ſich nicht einmal **begreifen** läßt. Er räumt ihnen eine Kraft, und Handlungen ein, welche das, was meinem Syſteme nach, ein geſchafner Geiſt thun und begreifen könne, weit übertreffen. Denn er giebt ihnen eine anziehende Kraft, ſogar in einer großen Entfernung, ohne daß er ihrer Wirkſamkeit Grenzen ſetzt. Dadurch will er eine in meinen Augen eben ſo unverſtändliche Meynung, daß **nemlich die Materie denken könne**, beſtätigen.

Der Streit, in welchen er mit ~~dieſem~~ dem berühmten Prälaten, der ihn angriff, verwickelt wurde, betrift die Frage, ob die Materie denken könne. Da er wichtig iſt, und ſelbſt auf dieſes Werk Einfluß hat, ſo will ich ihn hier mit ein paar Worten berühren, und ihre beiderſeidigen Gründe etwas genauer beobachten. Ich werde daher das weſentliche davon erzählen, und alsdann mein Urtheil darüber ſagen.

Der ſelige Biſchof von **Worceſter** befürchtete, (meiner Meynung nach, ohne Grund) daß das Syſtem des Verfaſſers von den Ideen, in gewiſſem Sinne dem chriſtlichen Glauben anſtößig wäre. Er unterſuchte daher einige Stellen in ſeiner Rettung der Lehre von der Dreyeinigkeit, wobey er indeſſen dieſen großen Gelehrten alle nur mögliche Gerechtigkeit widerfahren läßt. Da er nemlich die Exiſtenz der Seele für eben ſo ausgemacht und gewiß hält, als die des Körpers, obgleich eine Subſtanz uns eben ſo unbekannt iſt, als die andere, ſo fragt er (S. 241. ꝛc.) wie uns denn die Reflection auf das Daſeyn der Seele führe, wenn Gott nach der Meinung des Verfaſſers *) der Materie die Kraft, zu denken geben könnte? Denn die Ideen, welche die Eigenſchaften des Körpers und der Seele gehörig entwickeln und abſondern ſollen, würden auf dieſe Weiſe unnütz, da er doch behauptet hätte **), daß die Wirkungen der Seele auf die Idee eines Geiſtes führten, und daß beides der Verſtand und der Wille, dieſe Idee eben ſo begreiflich machten, als die Solidität und der Stoß die Natur des Körpers erklären könnten.

Locke antwortet in ſeinem erſteren Schreiben, S. 65. folgendergeſtalt, ich glaube bewieſen zu haben, daß in uns eine geiſtige Subſtanz ſey, denn wir fühlen, daß wir denken. Nun aber kann dieſe Handlung, oder dieſer Modus kein Objekt der Idee einer vor ſich beſtehenden Sache ſeyn, folglich bedarf dieſer Modus eines andern Beyſtandes, einer gewiſſen Art von Inhäſion. Die Ideen derſelben macht aber das aus, was wir Subſtanz nennen. Denn da die allgemeine Idee der Subſtanz durchgehends dieſelbe bleibt, ſo folgt, daß, wenn man die Modification, die wir Gedanken, oder Kraft zu denken nennen, damit verbindet, daraus ſchon ein Geiſt entſtehe, ohne daß man zu un-

---

*) S. 4tes Buch, das 3te Capitel.

**) Im zweyten Buche ſeines Verſuches, im 23ſten Hauptſtück §. 15. 27 28.

unterſuchen nöthig hätte, was für eine andre Modification er überdem noch beſitze, das heißt, ob er Solidität habe, oder nicht; und die Subſtanz auf der andern Seite die eine Modification hat, welche man Feſtigkeit, (Solidite) nennt, wird Materie bleiben, das Denken mag nun damit verbunden ſeyn, oder nicht. Verſtehet man hingegen durch eine geiſtige Subſtanz eine immaterielle, ſo geſtehe ich es ganz frey, daß ich das Daſeyn derſelben in uns noch nicht bewieſen habe, und daß man es auch aus meinen Grundſätzen nicht demonſtrativiſch beweiſen könne. Ob es gleich aus dem, was ich über die Syſteme der Materie geſagt habe, wo ich bewies, daß Gott ein unmaterialiſches Weſen ſey, im höchſten Grade wahrſcheinlich wird, daß die Subſtanz, welche in uns denkt, auch unmaterialiſch ſey, – – – ſo habe ich doch auch dargethan, (fügt er S. 18 hinzu) daß Religion und Moral auf die Unſterblichkeit der Seele, als auf einen unumſtößlichen Pfeiler ſicher ruhen, ohne daß man ihre Immaterialität nothwendig annehmen müſſe.

Der gelehrte Biſchof führet, um zu beweiſen, daß der Verfaſſer anders gedacht habe, als er das zweyte Buch ſeines Verſuches ſchrieb, in ſeiner Antwort auf dieſen Brief Seite 51 dieſe Stelle an **), Vermittelſt der einfachen Begriffe, die wir von den Würkungen unſrer Seele haben, können wir auch den zuſammengeſetzten Begriff von einem unmaterialiſchen Geiſte bilden. Indem wir nemlich die Ideen, von dem Denken, der Vorſtellung, von der Freyheit und von der Macht unſern Körper zu bewegen zuſammenſetzen, ſo bekommen wir einen ſo klaren Begriff von unmaterialiſchen Subſtanzen, als wir

---

*) S. 4tes Buch im Verſuche ꝛc. das 10te Capitel, §. 18.

**) S. 2tes Buch. 23ſtes Capitel §. 15.

von materialiſchen haben. Er führt noch andre Stellen an, aus welchen er zeigt, daß der Verfaſſer die Seele dem Körper entgegenſetzt, und ſagt, (S. 54. daß Religion und Moral weit ſichrer ſtünden, wenn die Seele ihrer Natur nach unſterblich, das heißt, wenn ſie unmaterialiſch iſt. S. 70. führt er noch dieſe Stelle an, **daß alle Ideen, von den einzelnen Arten, und die deutlichen Begriffe von Subſtanzen nichts anders ſind, als verſchiedene Verbindungen der einfachen Ideen, daß mithin der Verfaſſer** angenommen habe, daß die Idee des Denkens, und des Wollens eine ganz andere, von der, welche die Idee der Feſtigkeit und des Stoßes giebt, ganz verſchiedene Subſtanz gebe, und daß er ſelbſt (§. 17.) bemerket, daß dieſe Ideen den Körper, in ſo fern er dem Geiſte entgegengeſetzt iſt, ausmachen.

Der Biſchof von Worceſter hätte noch hinzufügen können, daß daraus, daß ~~die~~ allgemeine Idee einer Subſtanz ~~in~~ dem Körper ~~und in~~ dem Geiſte ~~ſey~~, noch nicht folge, daß ihre Verſchiedenheiten Modificationen einer und derſelben Sache ſind, wie Herr Locke in der aus ſeinem erſten Briefe angeführten Stelle ſagt. Man muß Modificationen von den Eigenſchaften unterſcheiden. Die Kraft, ſich eine Sache vorzuſtellen, und zu handeln, die Ausdehnung, die Solidität ſind Eigenſchaften oder unveränderliche und weſentliche Prädikate. Hingegen das Denken, ~~die Heftigkeit~~ (impetuoſité) die Figuren, die Bewegungen ſind Modificationen dieſer Eigenſchaften. Man muß ferner das phyſiſche und reelle Genus, von dem logiſchen, oder idealiſchen unterſchieden. Dinge, die zu einem phyſiſchen Genus gehören, oder die **homogen** ſind, haben gleichſam eine Materie und können durch eine Veränderung der Modification, wie ein Cirkel und ein Viereck, eins in das andere verwandelt werden. Zwey **heterogene** Dinge hingegen, haben ein gemeinſchaftliches logiſches Genus, und alsdann ſind ihre Verſchiedenheiten nicht blos zufällige Modificationen eines und deſſelben Subjektes, oder einer und derſelben metaphyſiſchen, oder phyſiſchen Natur.

tur. So ſind Zeit und Raum zwey heterogene Dinge, und es wäre eine ſehr ungegründete Einbildung, wenn man ein gewiſſes reelles Subjekt annehmen wollte, welches nichts als eine an einander hängende Größe überhaupt hätte, deren Modificationen die Zeit und den Raum hervorbrächten. Indeſſen iſt doch die an einander hängende Größe ihr gemeinſchaftliches **Genus**. Vielleicht ſpottet mancher darüber, daß die Philoſophen ein doppeltes **Genus** eines, welches blos logiſch, und ein anderes, das zugleich würklich iſt, und eine doppelte Materie, eine phyſiſche, welche die Körper haben, und eine andere, welche blos metaphyſiſch, oder allgemein iſt, annehmen, als wenn zum Beyſpiel, jemand ſagen wollte, daß zwey Theile des Raums, oder zwey Uhren unter ſich eine gleiche Materie hätten. Dieſer Unterſchied beſtehet indeſſen nicht blos in einem Kunſtwort; er iſt gegründet, und ſcheint hier gut angewandt werden zu können, wo die Verwirrung derſelben auf einige unrichtige Folgerungen geführt hat. Dieſe beide Gattungen haben einen gemeinſchaftlichen Begriff, und der Begriff des reellen Genus iſt beiden Materien gemein. Ihre Genealogie iſt alſo dieſe.

Genus
- Das blos **logiſche**, in ſo fern es durch einfache **Differenzen** verſchieden iſt,
- Das **Reelle**, deſſen Differenzen **Modificationen**, oder die **Materie** ſind.
  - Das blos **Metaphyſiſche**, wobey das Homogene ſtatt findet.
  - Das **Phyſiſche**, wo die Maſſe Homogen, und ſolide iſt.

Den zweyten Brief des Verfaſſers an den Biſchof habe ich nicht geſehen. Die Antwort des Prälaten berührt die Frage, ob die Materie denken könne, nicht im geringſten. Die Gegenantwort unſers Verfaſſers aber lenket wieder dahin ein. **Gott** (ſagt er S. 397. beynahe mit eben dieſen Worten), **giebt dem Weſen der Materie Beſchaffenheiten und Vollkommenheiten, wie es ihm gefället. Einigen Theilen die bloße Bewegung,** den Pflanzen die Vegetation, und den Thieren das Empfindnis. Das giebt man zu, und zweifelt nicht im geringſten hieran. Allein eben die die dies für wahr annehmen, ſträuben ſich außerordentlich, wenn man noch einen Schritt weiter gehet, und behauptet, daß Gott der Materie Gedanken, Vernunft, nnd Willen geben könne, als wenn das Weſen der Materie dadurch zerſtöret würde. Um die Unmöglichkeit hiervon zu beweiſen, ſo berufen ſie ſich darauf, daß das Denken, oder die Vernunft in dem Weſen der Materie nicht nur nicht liege, ſondern derſelbe ſogar widerſpreche. Dies thut aber zur Sache nichts. Die Bewegung und das Leben liegen eben ſo wenig in dem Weſen derſelben. Sie ſagen ferner, es ließe ſich nicht begreifen, daß die Materie denken könnte. Unſre Vorſtellungskraft iſt aber nicht das Maas der Macht Gottes.

Hiernächſt erwähnt er das Exempel von der Attraction, der Materie, S. 9. beſonders aber S. 408. wo er von der Gravitation der Materie gegen die andere, worauf Herr **Neuton** ſoll gekommen ſeyn, in ſolchen Ausdrücken redet, daß er ſelbſt eingeſtehen muß, er könne das **Wie** nicht begreifen. Dies heißt im Grunde zu den verborgnen, oder, was noch ſchlimmer iſt, zu unerklärbaren Beſchaffenheiten ſeine Zuflucht nehmen. S. 401. ſagt er, daß nichts dem Scepticismus mehr Nahrung gebe, als, wenn man das läugnet, was man nicht verſtehet; und S. 402. daß man nicht einmal begreife, wie die Seele denken könne. S. 403. behauptet er, daß, da ſich die zwey Subſtanzen, die materialiſche, und die unmaterialiſche ohne alle Activität, in ihrem Weſen ſchlechtweg denken laſſen, es auch auf Gott allein ankomme, der einen ſo gut als der andere die denkende Kraft zu geben, hiebey will er ſich das eigene Geſtändnis ſeines Gegners zu Nutze machen, der den Thieren zwar das Empfindnis gegeben hatte, ihnen aber nimmermehr eine unmaterialiſche Subſtanz einräumen wird. Er behauptet, daß die Freiheit, das Bewußtſeyn, (S. 408.) das Vermögen zu abſtrahiren, (S. 409) der Materie, zwar nicht als Materie, ſondern, in ſofern eine göttliche Kraft hinzugekommen iſt, gegeben werden könne. Endlich erwähnt er S. 434 der Beobachtung des Herrn **de la Loubere**, eines witzigen und tiefſinnigen Reiſenden, daß die orientaliſchen Völker die Unſterblichkeit der Seele erkennten, und glaubten, ohne die Immaterialität begreifen zu können.

Ehe ich meine Meinung anführe, will ich noch folgende Anmerkung vorausſchicken. Die Materie kann eben ſo wenig durch ihren Mechaniſmus Empfindungen verurſachen, als ſie, wie der Verfaſſer des Verſuches haben will, vernünftige Vorſtellungen zu erwecken vermag. Es iſt allerdings unbillig, das zu läugnen, was man nicht verſteht; man thut aber Recht, wenn man das läugnet, (wenigſtens in dem gewöhnlichen Lauf der Dinge), was an und vor ſich und ſchlechterdings unerklärbar und unbegreiflich iſt. Die Subſtanzen (die materialiſchen ſo gut, wie die unmaterialiſchen) laſſen ſich nie, in ihrem Weſen ſchlechtweg und ohne Thätigkeit gedenken. Die Thätigkeit macht das Weſen der Subſtanz aus. Die Vorſtellung der Geſchöpfe iſt freilich kein Maaßſtab für die Macht Gottes; für die Kraft der Natur bleibt ihre Konceptivität, oder ihr Vorſtellungsvermögen ein hinlänglicher Maaßſtab, weil das, was in der Natur und Ordnung der Dinge liegt, auch von einigen Geſchöpfen erkannt und begriffen werden kann.

So bald man mit meinem Syſteme bekannt iſt; ſo wird man auch gar bald einſehen, daß ich mit beiden Gelehrten nicht durchgängig gleich denken könne. Indeſſen bleibt ihr Widerſpruch immer lehrreich. Ich werde mich deutlicher erklären.

„Vor allen Dingen bitte ich, zu bemerken, daß alle „Modifikationen, die ein Subjekt auf eine natürliche Art, „ohne Wunderwerke bekommt, aus den Einſchränkungen, „oder Abänderungen des reellen Genus, oder einer urſprünglich nothwendigen, und unveränderlichen Natur hergeleitet „werden müſſen.* Denn auf dieſe Art unterſcheiden die Philoſophen die innerlichen Veränderungen eines abſoluten Dinges,

ges, von dem Dinge ſelbſt; eben ſo wie die Größe, die Figur, und die Bewegung ganz gewiß Einſchränkungen und Abänderungen der Natur eines Körpers ſind. So leicht es ſich begreifen läßt, daß aus einer in gewiſſe Grenzen geſchloßnen Ausdehnung Figuren entſtehen, und daß die Veränderung derſelben nichts anders ſind, als die Bewegung; ſo werden wir auch, ſo oft wir in einem Subjekt irgend eine Beſchaffenheit antreffen, annehmen müſſen, daß, wenn wir die Natur dieſes Subjektes, und dieſer Beſchaffenheit verſtünden, wir auch begreifen würden, wie dieſe Beſchaffenheit hieraus folgen könnte.

Hieraus folgt, daß es in dem gewöhnlichen Laufe der Natur, (von Wunderwerken rede ich hier nicht im geringſten) gar nicht von dem freien Willen Gottes abhänge, den Subſtanzen nach ſeinem Belieben dieſe oder jene Beſchaffenheiten zu ertheilen. Er kann ihnen keine andere geben, als die, welche mit ihrer Natur übereinſtimmen, das iſt, ſolche, die, gleich andern erklärbaren Modifikationen aus ihrer Natur hergeleitet werden können. Mithin hat die Materie ihrer Natur nach keine anziehende Kraft, wie der Verfaſſer erwähnte; ſie wird ſich auch nicht von ſelbſt in einer krummen Linie bewegen. Man kann gar nicht begreifen, wie dies geſchehen ſollte; das heißt, man kann es nicht mechaniſch erklären. Das Natürliche hingegen müßte ſich doch wenigſtens deutlich begreifen laſſen, wenn man bis in die verborgenſte Tiefen der Dinge eindringen könnte.

Der Unterſchied unter dem natürlichen und erklärbaren, und unter dem, was unerklärbar und wundervoll iſt, hebt alle Schwierigkeiten. Wollte man gar nicht auf dieſen Unterſchied Acht haben, ſo würde man noch größere Unrichtigkeiten, als die verborgene Beſchaffenheiten ſind, begehen. Man würde auf geſunde Philoſophie, und auf alle Vernunft verzicht thun. Man würde der Unwiſſenheit, und der Trägheit eine Freiſtädte eröfnen, wenn man ein ſo dunkles Syſtem vortragen, und behaupten wollte, daß es nicht nur gewiſſe Beſchaffenheiten gebe, die wir nicht verſtehen, (deren Anzahl ſich ziemlich hoch belaufe) daß ſo gar der höchſte Geiſt, einige derſelben nicht verſtehen würde, wenn ihm auch Gott alle mögliche Erleuchtung gewähren wollte, die alſo ein Wunderwerk wären, und keinen Grund hätten. Selbſt das wäre ungereimt, wenn Gott gewöhnlicherweiſe Wunder thun wollte.

So ſchleunig würde folglich eine ſolche abgeſchmackte Hypotheſe nicht nur die Philoſophie, die den Dingen bis auf ihre Gründe nachſpüret, über den Haufen werfen, ſondern auch die höchſte Weisheit Gottes, welche Gründe und Folgen aufs herrlichſte mit einander verbindet, beeinträchtigen.

Was aber das Denlen betrift, ſo halte ich es für entſchieden, der Verfaſſer geſtehet es auch mehr als einmal ein, daß es keine Eigenſchaft der Materie ſey, die man begreifen könne; das heißt, daß das empfindende, oder denkende Weſen nichts maſchinenmäßiges, als z. B. eine Uhr oder eine Mühle ſey: daß ſich alſo weder Größen, noch Figuren, noch Bewegungen gedenken laſſen, durch deren mechaniſche Verbindung etwas denkendes, oder etwas empfindendes in einer Maſſe, in der ſich nichts dergleichen befände, hervorgebracht werden könnte, was alſo mit dem Untergang dieſer Maſchine auch ſein Ende nehmen würde. Das Empfinden, und Denken iſt der Materie keinesweges natürlich. Sollte ſie indeſſen doch empfinden, ſo müßte dies auf eine doppelte Weiſe geſchehen. Entweder, Gott müßte mit derſelben eine Subſtanz verbinden, die ihrer Natur nach denken könnte: oder er müßte ihr das Denken durch ein Wunderwerk geben.

Hierinn denke ich mit den **Karteſianern** völlig übereinſtimmig. Ich gehe indeſſen noch weiter, als ſie. Ich glaube, daß auch die Thiere Empfindnis, und, um genau zu reden, unmaterialiſche, und unvergängliche eben ſo wenig vergängliche Seelen haben, als die Atomen des **Demokrit**, oder **Gaſſende** ſind. Die **Karteſianer** hingegen gerathen bey den Seelen der Thiere in eine große Verwirrung. Da ſie nicht wiſſen, ob ſie denſelben Seelen geben ſollen, und, ob dieſe Seelen fortdauern, (ſie denken nicht dran, daß ein ins kleine zurückgebrachtes Thier erhalten werden könne); ſo ſprechen ſie ihnen wider aller Wahrſcheinlichkeit, und gegen die allgemeine Erfahrung aller Menſchen, auch ſo gar die Empfindungen, und das Gefühl ab.

Wollte man die Jnſtanz machen: Gott könne doch einen dazu vorbereiteten Maſchine die Kraft, zu denken, geben, ſo würde ich antworten: daß, wenn Gott der Materie eine denkende Kraft geben wollte, ohne daß er eine Subſtanz mit ihr verbände, welche gleichſam der Pfeiler wäre, worauf dieſe Kraft ruhte, alſo ohne eine unmaterialiſche Seele mit ihr zu verbinden; ſo müßte die Materie durch ein Wunderwerk erhöhet, und in den Stand geſetzt werden, ein Vermögen anzunehmen, deſſen ſie ihrer Natur nach unfähig iſt. Einige Scholaſtiker lehren etwas ähnliches. Sie glauben, daß Gott das Feuer bis zu dem Grade der Kraft erhebe, daß es die von den Körpern abgeſchiedne Seelen unmittelbar brennen könne. Das wäre ein unmittelbares Wunderwerk. Eben ſo wenig können wir annehmen, daß die Materie denken könne, wenn wir ihr nicht eine unvergängliche Seele geben, oder ein Wunderwerk vorausſetzen. Die Jmmaterialität unſrer Seele folgt alſo ſchon aus der Natur der Sache ſelbſt. Jhr Untergang wäre nur allein durch ein Wunderwerk möglich, entweder, daß die Materie in ihren Eigenſchaften erhöhet, oder, daß die Seele vernichtiget würde. Denn freilich könnte die Allmacht Gottes unſre Seelen ſterblich machen, ſo unmaterialiſch und unſterblich ſie auch ſchon ihrer Natur nach ſeyn mögen. Denn er kann ſie vernichtigen.

Die Lehre von der Jmmaterialität der Seele iſt allerdings von einer großen Wichtigkeit. Für Religion und Moral iſt es ohnſtreitig, beſonders in unſern Tagen, weit vortheilhafter, wenn wir beweiſen können, daß unſre Seele ihrer Natur nach unſterblich ſeyn muß, und, daß es ein Wunderwerk ſeyn würde, wenn ſie es nicht wäre, als wenn wir zugeben müſſen, daß die Seele freilich ihrer Natur nach untergehen müſſe, daß aber Gott aus wundervoller Gnade verſprochen habe, ſie nicht ſterben zu laſſen. Daher ſind auch die nicht ohne Grund verdächtig, welche die ganze natürliche Religion über den Haufen werfen, und nichts als geoffenbarte Religion annehmen wollen, als wenn die Vernunft ganz und gar ſchwiege. Unſer Verfaſſer gehört indeſſen nicht unter dieſe Klaſſe. Er demonſtrirt das Daſeyn Gottes, und giebt der Immaterialität der Seele einen **ſo hohen Grad der Wahrſcheinlichkeit**, daß man ihn für eine moraliſche Gewißheit anſehen kann. Da ich ihm Penetration und Redlichkeit in gleichem Grade zutraue, ſo glaube ich, daß er ſich von der eben vorgetragenen Lehre, die der Grund aller wahren und geſunden Philoſophie iſt, mit leichter Mühe überzeugen könnte. Denn ſonſt würde er einem doppelten Abwege faſt nicht entgehen können. Er würde entweder der Philoſophie der Schwärmer huldigen, (ſo wie die moſaiſche Weltweisheit von **Fludd** *) iſt, nach welcher Gott alle Phänomene unmittelbar, und durch ein Wunderwerk gethan haben ſoll) oder einer barbariſchen (dergleichen einige Philoſophen und Mediciner des vorigen Jahrhunderts lebten, welche aber in unſern Zeiten ſehr gering geſchätzet wird), ſchwören müſſen. Dieſe leitete alles von gewiſſen geheimnisvollen Beſchaffenheiten, und Kräften ab; dieſe Kräfte waren einer Art kleiner Kobolde oder Dämonen, welche alles, was man von ihnen verlangte, ſo gleich thun konnten. Eben als wenn eine Taſchenuhr durch eine von Gott eingepflanzte Kraft, ohne Zuthun der Räder die Stunden zeigen, oder das Korn in den Mühlen durch eine zermalmende Kraft gemahlen werden ſollte, ohne daß etwas vorhanden wäre, was einem Mühlſtein gliche.

Der Einwurf, daß ſich manche Völker keine unmaterialiſche Subſtanz denken können, wird von ſelbſt entweder ganz und gar, oder doch größtentheils widerlegt werden, wenn man nur nicht gewiſſe von der Materie völlig verſchiedne und getrennte Subſtanzen annimmt, dergleichen es meiner Meinung nach in der ganzen Schöpfung nicht giebt.

---

*) Robert Fludd a Fluktibus war ein Arzt, und ein bekannter Fanaticus. Er hält ſich zu der berüchtigten Sekte der Roſenkreuz Brüder. Gaſſendi hat ſeine Grillen unterſucht, und widerleget. Anm. des Ueberſ.

Neue Verſuche
über
# den menſchlichen Verſtand.

Erſtes Buch.
Von angebohrnen Begriffen.

Erſtes Hauptſtück.

Ob es in der Seele des Menſchen angebohrne Grundwahrheiten gebe?

Philalethes.

Ich habe geglaubt, daß ich ſogleich nach meiner Zurückkunft aus England Ihnen, mein Freund, einen Beſuch ſchuldig wäre, theils um unſere alte Freundſchaft fortzuſetzen, theils mich mit Ihnen über Gegenſtände zu unterreden, die uns beiden ſehr wichtig ſind, und in welchen ich während meines Aufenthalts in London mehr Aufklärung erhalten zu haben glaube. Sie wiſſen, wie viel Vergnügen wir ſchon ehmals, da wir in Amſterdam nahe bey einander wohnten, daran fanden, den Mitteln und Grundſätzen nachzudenken, durch deren Hülfe wir in die innre Natur und Beſchaffenheit der Dinge tiefer eindringen könnten. So verſchieden wir auch zum öftern dachten, ſo erhielten eben durch dieſe Verſchiedenheit unſere Geſpräche neuen Reiz, und unſer Vergnügen neuen Zuwachs, ohne daß der Widerſpruch, und die Einwürfe, die wir uns manchmal machten, jenes ſtörte. Sie waren für den **Deskartes**, und vertheidigten das Syſtem des **berühmten Verfaſſers der Unterſuchung der Wahrheit**; mir hingegen ſchienen die Meinungen des **Gaſſendi**, die Herr **Bernier** in ein helleres Licht geſetzt hat, leichter und natürlicher.

Herr von Leibniz nahm ehmals die Meinung des Deskartes und Malebranche an.

Anjetzt habe ich in dem ſchätzbaren Werke, welches ein einſichtsvoller engliſcher Philoſoph, den ich perſönlich zu kennen die Ehre habe, unter dem beſcheidenen Titel: **Verſuch über den menſchlichen Verſtand**, hat drucken laſſen, eine weit lebhaftere Ueberzeugung und Beſtätigung meines Syſtems erhalten. Man hat mich verſichert, daß dies Werk gar bald ins lateiniſche und franzöſiſche würde überſetzt werden; worüber ich mich ſehr freue, da es dadurch einen ausgebreiteteren Nutzen ſtiften kann. Ich habe aus der Lektüre dieſes Werkes ſehr viel gelernt. Insbeſondre hat mir der Umgang, den ich mit dem Verfaſſer zu **London**, und manchmal zum **Oates**, in dem Hauſe der **Milady Masham**, einer würdigen Tochter des groſſen engliſchen Philoſophen und Gottesgelehrten, des Herrn **Cudworth**, der das **ſyſtema intellectuale** geſchrieben, unterhalten habe, auſſerordentlich viel geholfen. Sie hat von ihrem Vater den tiefen nachdenkenden Geiſt, und die Liebe zu den ſchönen Wiſſenſchaften geerbt, die ſie durch die genaue Freundſchaft, in der ſie mit dem Verfaſſer des Verſuchs ſtehet, an den Tag leget. Ich habe überdem auch die Apologie, die ein ſehr geſcheutes Frauenzimmer neben ſeinen eigenen Vertheidigungsſchriften für ihm geſchrieben hat, da er von einigen verdienſtvollen Gelehrten angegriffen ward, mit vielem Vergnügen geleſen.

Locke nimmt die Meinung des Gaſſendi und des Demokritus an.

Er nimmt das Syſtem des **Gaſſendi** *), das im Grunde mit dem Syſteme des Demokritus einerley iſt, im allgemeinen an. Er iſt für den leeren Raum, und für die Atomen. Er glaubt, **daß die Materie denken könne; daß es keine**

---

*) Das hauptſächlichſte in der Philoſophie des Demokritus und Epikurus, deren ſich beſonders Gaſſendi ſehr angelegen ſeyn lies, iſt die Lehre von den Atomen. ſo wie denn auch dieſelbe beſonders, als eine Erfindung des erſten angeſehen wird: ob mit Recht oder Unrecht, und ob es nicht vielmehr der phönicische Philoſoph Moſchus, deſſen Leben ich aus dem Kudworth, da er nicht ſonderlich bekannt iſt, hie-

keine angebohrne Begriffe gebe; daß unſre Seele eine tabula raſa ſey, und daß wir nicht beſtändig denken:

hierherſezen werde mögen andere entſcheiden. Id præterea neutiquam a vero abhorret, *Moſchum* hunc, quem *Poſidonius* memorat, Philoſophum Phoenicem, non differre a *Mocho*, Phyſico itidem Phoenice, cuius cum ſucceſſoribus, ſacerdotibus atque vatibus, Sidone, quæ patria eius fuit, *Pythagoram* aliquando familiariter verſatum fuiſſe, *Iamblichus* refert. Quod quidem ſignificare videtur, ac ſi *Pythagoram* Phyſicæ illius corpuſculis vtentis, cuius *Mochus* vel *Moſchus*, *Phoenix*, princeps perhibetur eſſe auctor, præceptis ab his imbutum eſſe. *Mochus*, vel *Moſchus* nomen eſſe Phoenicium, id vero controuerſia caret. *Athenaeus Mochi* cuiusdam, ſcriptoris Phoenicii, meminit, quem latinus interpres *Moſchum* appellat. *Seldenus* autem *Arcerii*, qui *Iamblichum* edidit, ſententiam probat, coniicientis, *Mochum* hunc ipſum eſſe *Moſen*, celeberrimum Iudæorum legislatorem, eiusque Sectatores, quos Sidone conuenit *Pythagoras*, philoſophos Iudæos, vates atque ſacerdotes. Vereor ne, ſi qui ſunt inter atomorum tutores plus iuſto ingenioſi, illi hæc argumento eſſe disputent, ipſo iure diuino ſapientiam ſuam niti, atque a ſupremo Numine ad hominum vitam permanaſſe. At his ego nullo modo aſſentior; qui nemini credo licere philoſophiæ cuiusdam origines caelo repetere, eamque hoc nomine mentibus hominum æternæ legis ac decreti immutabilis inſtar obtrudere. Omnis nimirum philoſophia, a ratione proficiſcitur, non vero a patefactione. — — — Nobis igitur nihil hic propoſitum eſt aliud, quam vt hoc teſte planum faciamus, doctrinam, cuius res hic agitur, Democrito vetuſtiorem eſſe & cet. Man vergleiche hiermit was Moſheim in der erſten Anmerkung des Moſchus wegen erinnert hat p. 14. n. 1. Locke, war zwar freilich, wie wir bald ſehen werden, ein eifriger Vertheidiger der Atomen, ich glaube aber eben nicht, daß er durch den Gaſſendi dazu verleitet worden. Das Syſtem von den Atomen war lange vor dem Gaſſendi ſchon wieder bekannt, und Baco und Sennert hatten es bereits in der Naturlehre zum Grunde gelegt. Der erſte lobt den Demokritus ſowohl wegen der Erfindung der Atomen, die er *ſemina rerum* nennt, als auch wegen der Beſchaffenheiten, die er ihnen beilegt, und billigt den Saz, daß, ob dieſelben gleich keine Gleichheit mit den Elementen, keine Eigenſchaft oder Bewegung, dergleichen man größern Körpern

mit

ken: Er ſcheint ſo gar den gröſten Theil der Einwürfe, welche **Gaſſendi** *) dem **Deskartes** machet, zu billigen. Er hat dieſes Syſtem mit ſehr vielen vortreflichen Anmerkungen bereichert und verſtärket; und ich zweifle anjeßt nicht im geringſten mehr, daß unſre Sekte nicht bald über ihre Gegner, die **Peripatetiker** und **Karteſianer** den Sieg davon tragen werden. Wenn Sie dies Werk noch nicht geleſen haben, ſo leſen Sie es ja auf das baldigſte. Sollten Sie indeſſen bereits mit ſeinem Inhalt bekannt geworden ſeyn, ſo erſuche ich Sie inſtändig, daß Sie mir Ihr Urtheil darüber ſagen.

Theophilus. Ich freue mich über Ihre glückliche Zurückkunft um ſo vielmehr, da ich Sie nach einer ſo langen Abweſenheit geſund, und in Ihrem freundſchaftlichen Ge-

ſin-

---

mit Recht beilegt, hätten, doch in den Atomen die Elemente aller Körper, und in der Bewegung eines Atomen, der Anfang aller Bewegungen, und Kräfte zu ſetzen ſey. Man ſehe deſſen Traktat de principiis atque originibus ſecundum fabulas Cupidinis & coeli p. 37. **Sennert** hat weitläuftig von ihnen in ſeinen Hypomnematibus phyſicis. III. cap. 9. gehandelt. Sollte **Locke** wohl nicht eher den **Baco**, als den **Gaſſendi** geleſen haben? und nicht lieber dieſem wie jenem etwas ſchuldig ſeyn wollen?

Anm. des Ueberſ.

*) In dem Leben des **Karteſius**, vom **Baillet** beſchrieben, wird von der Streitigkeit des **Gaſſendus** mit dem erſten eine weitläuftige Nachricht gegeben. **Marinus Merſennus** der Freund des **Cartes**, und **Gaſſendi** hatte den leztern ein Mſc. der Meditationum Carteſii zur Prüfung gegeben. **Gaſſendus** erfüllte ſeiner Freunde Wunſch, (denn **Carteſius** hatte es ſelbſt in dieſer Abſicht dem **Merſenus** überliefert und ſezte ſeine Gedanken dagegen auf, die ſelbſt dem **Hobbes** ſo gefielen, daß er von ihm ſagte, er ſey nirgends ſtärcker, als in retundendis laruis gladio imperuiis. **Carteſius** aber billigte ſie nicht, er wurde auf den **Gaſſendi** böſe, er lies die Einwürfe nebſt ſeinen Antworten drucken, iener replicirte, und dieſer ſchwieg, welches aber dem **Descartes** nicht gut ausgelegt wurde, man glaubte, daß er ſich mit Gaſſendi ohne ſeinem großen und berühmten Namen Abbruch zu thun nicht einlaßen könnte.

Anm. des Ueberſ.

ſinnungen gegen mich unverändert finde. Eben ſo viel Vergnügen gewährt es mir, daß Sie Ihren Plan glücklich vollendet, und Ihre Wünſche erreicht haben. Ich finde und ſchätze an Ihnen Ihren alten Eifer in der Unterſuchung der erhabenſten und wichtigſten Wahrheiten. Ich habe während Ihrer Abweſenheit meine Bemühungen, die Wahrheit zu finden, fortgeſetzt; und hoffe, wenn ich mich nicht irre, ſo weit, als Sie, und noch weiter in meinen Kenntniſſen gekommen zu ſeyn. Es war auch nöthig, daß ich größre Schritte machte, als Sie, weil ich ſehr hinter Ihnen zurück war. Sie giengen mehr mit ſpekulativiſchen Philoſophen um, und ich hatte damals mehr Neigung zur Moral.

Indeſſen ſahe ich gar bald ein, wie viel Stärke und Gewicht die Moral durch richtige Grundſätze einer geſunden Philoſophie erhalte. Deshalb legte ich mich auch in der Folge mit mehrerm Eifer auf ihr Studium, und kam auf ganz neue Gedanken und Meinungen. Es wird uns alſo ganz gewiß gegenſeitiges, und lange anhaltendes Vergnügen machen, wenn wir uns einander das mittheilen, was wir neues gelernt haben.

Herr von Leibnitz verläßt die Karteſianiſche Schule, und macht ſich ein ganz eigenes Syſtem.

Ich kann es Ihnen indeſſen nicht bergen, daß ich kein Karteſianer mehr, demohnerachtet aber weiter von ihrem **Gaſſendi**, deſſen Gelehrſamkeit und Verdienſte ich übrigens ſehr hochſchätze, entfernt bin, als jemals. Ich habe ein neues Syſtem kennen gelernt, welches mir auſſerordentlich aufgefallen iſt, und wovon ich in den gelehrten Journalen von **Paris**, **Leipzig**, **Holland**, und in dem merkwürdigen und unſchätzbaren Wörterbuche, des Herrn **Bayle**, unter dem Artikel **Rorarius**, manches gefunden habe. Seit der Zeit glaube ich, die Natur der Dinge, aus einem ganz neuen, und fruchtbaren Geſichtspunkt betrachten zu können.

Dies Syſtem vereinigt den **Plato** mit dem **Demokritus**, den **Ariſtoteles** und **Deskartes**, die Schola-

ſtiker, und die **neuern Philoſophen**, die **Theologie** und **Moral** mit der **Vernunft**. In aller Abſicht ſcheint es mir das Beſte zu ſeyn, und weiter zu gehen, als man jemals gegangen iſt. Es gewährt mir eine ſehr begreifliche Erklärungsart der Verbindung der Seele mit dem Körper. Eine Unterſuchung, die ich beinahe ganz aufgegeben, und an deren richtigen Entſcheidung ich faſt gezweifelt hätte. Die eigentlichen und richtigen Gründe von den Dingen finde ich in der Einheit der Subſtanzen, welche dies Syſtem einführet, und in ihrer von der erſten, und urſprünglichen Subſtanz **vorherbeſtimmten Harmonie**. Ich finde in demſelben eine vortrefliche, und auffallende Einförmigkeit; – überall Harmonie, und beinahe den höchſten Grad von Vollkommenheit. Jetzt begreife ich, was **Plato** darunter verſtand, wenn er die Materie für ein unvollkommnes, und vergängliches Weſen hält; was **Ariſtoteles** mit ſeiner **Entelechie** haben will; was **Demokrit** meine, wenn er nach dem **Plinius** ein andres Leben verſpricht; in wie weit die **Skeptiker** Recht haben, wenn ſie gegen die Sinne deklamiren; wie die Thiere nach dem **Deskartes**, **Automaten** ſind, und wie ſie nach dem allgemeinen Ausſpruche des ganzen menſchlichen Geſchlechts doch eine Seele und Empfindungen haben; wie man diejenigen verſtehen, und vernünftig erklären müſſe, welche allen Dingen Leben und Vorſtellungen geben, als den **Kardan**, **Kampanella**, die ſelige Frau Gräfinn von **Konnaway**, eine eifrige Schülerinn des Plato, und unſern ſeligen Freund **Franz Merkur** vom **Helmont**, (der ſich ſonſt durch viel ſeltſame und paradoxe Meinungen bekannt gemacht hat), und ſeinen ſeligen Freund, **Heinrich Morus**: wie die Naturgeſetze, die man vor Einführung dieſes Syſtems gröſtentheils nicht kannte, aus Grundſätzen, die über alle Materie weit erhaben ſind, hergeleitet werden müſſen, obgleich alle Veränderungen der Materie nach einem gewiſſen Mechanismus erfolgen. Hierin haben die eben genannten Gelehrten, die alles aus geiſtigen Dingen herleiten, und – – – ja ſelbſt die Karteſianer, gefehlet, da ſie

ans

annahmen, daß die unmaterialiſchen Subſtanzen, wo nicht die Kraft, doch die Richtung und Beſtimmung der Bewegungen der Körper ver~~[illegible]~~ändern; da hingegen nach dieſen neuen Systeme, ~~die~~ Seele und Körper, die ihnen vorgeſchriebenen Geſetze unverrückt beobachten, und demohnerachtet der Körper der Seele, und die Seele dem Körper, ſo viel es nöthig iſt, gehorchet.

Das Nachdenken über dieſes Syſtem hat mich ferner dahin gebracht, daß ich die Seelen und Empfindungen der Thiere nicht mehr für ſchädlich und nachtheilig, in Abſicht der Unſterblichkeit der Seele des Menſchen halte; daß ich vielmehr glaube, daß nichts die Unſterblichkeit unſres Weſens mehr beſtätige, und feſter mache, als der Gedanke, daß alle Seelen unvergänglich ſind, (morte carent animae) ohne daß wir deßhalb die **Seelenwandrung** befürchten dürften, weil nicht nur die Seelen, ſondern auch die Thiere lebendig, empfindend, und handelnd ſind, und auch bleiben werden. "Es iſt bey ihnen gerade ſo, und nicht anders, als bey uns, nur daß ihr Zuſtand mehr oder weniger vollkommen, und entwickelt iſt, ohne daß man bey ihnen, zu Seelen, die ganz vom Körper getrennt ſind, ſeine Zuflucht zu nehmen nöthig hat, da wir hingegen, unſrer Organen ohnerachtet, die die Geſetze unſrer Freiwilligkeit durch keinen Einfluß hindern, ſo reine und unvermiſchte Seelen haben, als es ſich nur immer denken läßt." Ich finde in dieſem Syſteme den leeren Raum, und die Atomen ganz anders widerlegt, als in dem Sophismen der Karteſianer, die ſich auf eine Koincidenz der Ideen des Körpers, und der Ausdehnung gründen. Ich erblicke alles in größrer Ordnung und Schönheit, als es jemals geweſen iſt; überall organiſirte Materie; nichts leeres; nichts unfruchtbares; keine wüſten und unbebaute Gegenden; nie zu viel einförmiges; überall wohlgeordnete Mannichfaltigkeit; und, was alle Einbildungskraft weit übertrift, das ganze Weltall im kleinen, aber aus einem ganz verſchiednen Geſichtspunkte, in jedem ſeiner Theile, ſo gar in einer jeden Einheit der Subſtanz.

Auſſer dieſer neuen Analyſe der Dinge, habe ich die Analyſe der Begriffe, oder der Ideen und Wahrheiten vollſtändiger begriffen. Ich verſtehe anjetzt beſſer, was ein wahrer, klarer, deutlicher, und, wenn ich dieſes Wort gebrauchen darf, was ein adäquater Begrif ſey. Ich kann mir von den urſprünglichen Wahrheiten, von richtigen Axiomen, von dem Unterſchiede der nothwendigen, und der hiſtoriſchen Wahrheiten, von den Schlüſſen der Menſchen, und den **Folgerungen** der Thiere, welche nur ein Schatten von jenem ſind, richtige Vorſtellungen machen.

Sie werden ſich wundern, wenn Sie das alles hören, was ich Ihnen ſagen will, insbeſondre, wenn Sie es einſehen werden, was dies Werk für ein Licht über die Erkenntniß der Größe und Vollkommenheiten Gottes anzünde. Ich kann es Ihnen unmöglich verheelen, da ich ohnedem für Sie kein Geheimniß habe, daß ich voll von Verwundrung, und, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, voll von Liebe gegen dieſe erſte und vornehmſte Quelle aller Dinge und aller Schönheit bin, da ich gefunden habe, daß die Ordnung und die Pracht, die dies Syſtem entdeckt, alle bis jetzt bekannten, unendlich übertrift. Sie wiſſen, daß ich ſonſt beinahe zu weit gieng, und mich faſt auf die Seite der Spinoziſten geſchlagen hätte, welche Gott nur eine unendliche Macht laſſen. Ohne auf ſeine Vollkommenheiten, und auf ſeine Weisheit Acht zu haben, verachten ſie die Unterſuchung der letzten, und Endurſachen, und leiten alles von einer vernunftloſen Nothwendigkeit ab. Dies neue Licht hat mich von meiner Krankheit geheilet; und ſeit der Zeit nehme ich zuweilen den Namen **Theophilus** an. Ich habe das Werk des berühmten Engländers, deſſen Sie erwähnen, geleſen. Ich verehre es, und habe viel Gutes darinnen gefunden. Man muß aber noch weiter gehn, und manchmal von ſeinen Meinungen abweichen, weil er zum öftern ſolche vertheidigt, die uns enger einſchränken, als es nöthig iſt, und nicht nur die Natur des Menſchen, ſondern auch die Natur des Ganzen zu ſehr erniedrigen.

Philalethes. Sie ſetzen mich wirklich durch Ihre Erzählung in Erſtaunen. Ich glaube aber, daß Sie ſolche zu vortheilhaft eingerichtet haben. Unterdeſſen will ich hoffen, daß unter einer ſo großen Anzahl neuer Sätze einige wenigſtens ſeyn werden, welchen es an Gründlichkeit und Wahrheit nicht fehlet. In dieſem Falle werden Sie mich ungemein gelehrig finden. Sie kennen mich hinlänglich; und dem zufolge werden Sie wiſſen, daß ich das Nachdenken liebe, und überall den Gründen der Dinge nachſpüre. Daher laſſe ich mich manchmal **Philalethes** nennen. Dieſe beide Namen ſollen uns von einander unterſcheiden, da ſie ſo viel Aehnlichkeit mit einander haben. Ich will Ihnen ein Mittel vorſchlagen, wodurch wir am beſten zu unſerm Zwecke gelangen können. Da Sie das Werk des engliſchen Philoſophen, das mir ſo viel Vergnügen gewährt, und worinnen er einen anſehnlichen Theil von dergleichen Materien, vorzüglich aber die Analyſe unſrer Ideen und Erkenntniſſe abhandelt, geleſen haben; ſo halte ich es für den kürzeſten Weg, daß wir dem Faden, den er in dieſem Werke geſponnen hat, folgen, und zuſehen, was Sie etwa dabey zu bemerken nöthig finden.

Theophilus. Ich billige Ihren Vorſchlag. Hier haben Sie das Werk.

Philalethes. §. 1. Ich habe es ſo oft geleſen, daß ich es beinahe bis auf alle und jede einzelne Ausdrücke auswendig weis. Es iſt alſo nicht einmal nöthig, daß ich es nachſchlage, es müſſe dann bey gewiſſen Gelegenheiten ſeyn, wo wir es für gut finden werden.

Zuvörderſt wollen wir uns über den Urſprung der Ideen und der Begriffe, (**erſtes Buch**), **hiernächſt** über die mannichfaltigen Arten der Begriffe, (**zweites Buch**) und der Wörter, wodurch wir ſie ausdrücken, (**drittes Buch**) dann über die Erkenntniß und die Wahrheiten, die daraus entſtehn, (**viertes Buch**) unterreden. Dieſer letztere Abſchnitt wird uns am längſten aufhalten.

ist aus der Doppeldeutigkeit des lateinischen Worts Principium u. der daraus abgeleiteten Englischen u. Französischen Worte entstanden.

§. 1. Was den Urſprung unſrer Ideen anbetrift, ſo glaube ich mit dem Verfaſſer, und noch vielen andern Gelehrten, daß es weder angebohrne Begriffe, noch angebohrne Grundwahrheiten gebe. Wenn man den Irthum derer, die ſie glauben, widerlegen will, ſo darf man nur, wie ich auch in der Folge thun werde, zeigen, daß ſie ganz unnöthig ſind, und daß wir zu allen möglichen Kenntniſſen kommen können, ohne zu angebohrnen Eindrücken unſre Zuflucht nehmen zu dürfen.

Theophilus. Sie wiſſen, **Philaleth,** daß ich ſeit langer Zeit anders denke; daß ich beſtändig, ſo wie auch noch jetzt, für die angebohrne Idee von Gott, die **Descartes** behauptet, und folglich für andre angebohrne *)

Principium bedeutet sowohl 1) Grundsatz, ursprüngliche objective Beschaffenheit u. Bestimmung! des D. von dem die Rede ist, also hier der Vernunft, als auch 2) Grundsatz, oder das appercipirte Be- u. in Worten ausgedrückte ~~Beschaffenheit~~ Grundgesetze, dem

---

*) Man hat ſich ſchon von ganz alten Zeiten her nicht herausfinden können, woher es komme, daß die Grundwahrheiten, oder die erſten Gründe der Erkenntniß, und der Sinnlichkeit bey allen Menſchen, die ihren Verſtand brauchen können, gleich Beifall finden, ſo bald ſie die Worte hören und verſtehen. Einige ſind daher auf die Gedanken gerathen, und glauben, es wären dem Menſchen ſolche Grundwarheiten angebohren; ſie wären der Seele bey ihrem Anfange gleichſam mit einen göttlichen Siegel eingedruckt, und fänden ſich alſo wircklich in ſelbiger, wie etwan eine in Wachs abgedruckte Figur wircklich in ſelbigem vorhanden iſt. Man hat ſie daher eingepflanzte Kenntniſſe genennet, und Karteſius nennt es angebohrne Ideen. Andre behaupten zwar auch eingepflanzte Kenntniß: ſie erklären ſich aber darüber ganz anders. Und dieſe gehen wieder von einander ab. Einige ſagen: Gott habe in die Seele noch eine beſondre Kraft oder Neigung gelegt, dadurch die Menſchen getrieben und recht gezogen würden, den Grundwarheiten Beyfall zu geben. Andre hingegen geben vor: die eingepflanzte Kenntniß ſey nichts anders, als eine angebohrne Fertigkeit der Seele; oder wie es noch andre ausdrücken, eine Potentia proxima, dergleichen ganz allgemeine Sätze alsbald einzuſehen, und als unſtreitige Grundwahrheiten anzunehmen. Die erſtere Meynung, nehmlich, daß es wircklich angebohrne Grundwahrheiten in der Seele gebe, ſucht Herr Locke hauptſächlich in dieſem und den folgendem Hauptſtücke zu wiederlegen; wiewohl die wenigſten ders.

gemäß die Vernunft sich nothwendig äußern muß, wenn sie Vernunft bleiben soll. Das Grundgesetz die menschliche Bestimmung der Vernunft, ist dem vernünftigen Geschöpf angebohren nicht aber der Grundsatz. Nemlich jeder Mensch hat eine Vernunft die durch ihre Grundgesetze bestimmt u. eben dadurch zur Vernunft gemacht ist, aber nicht jeder Mensch hat über diese Grundbeschaffenheiten seiner Vernunft nachgedacht u. sie in Worte ausgedrückt.

Begriffe, die wir nicht durch die Sinne erhalten konnten, eingenommen geweſen bin. Jetzt gehe ich nach An-

derſelben zugethan ſind". Warum er aber die andern Meinungen nicht beſonders unterſucht hat, daß mag wohl, meines Erachtens, darum geſchehen ſeyn, weil er ſeine Gedanken meiſtens auf des Karteſius angebohrne Ideen gerichtet hat.

Indeſſen ſind auch dieſe Meinungen lauter erſchlichene Dinge. "Ich ſehe nicht, warum das natürliche Vermögen der Seele, die Dinge zu erkennen, nicht hinlänglich ſeyn ſollte," auch die Grundwahrheiten alsbald einzuſehen. "Sie ſind an ſich nicht anders beſchaffen, als andre Grundſätze, die ebenfals gleich Beifall finden, ſo bald man die Worte hört und verſteht. Denn es läſt ſich auch bey ienen, wie bey dieſen, das Prädikat aus dem Begriffe des Subjekts unmittelbar und augenſcheinlich, vermittelſt eines geſchwinden Ueberdenkens, beſtimmen, ohne einen allgemeinern und bekanntern Begriff zu Hülfe zu nehmen. S. des Herrn von Wolf Philoſ. rat. §. 262, 263, 267. Oder ſollen etwan die Grundwarheiten deswegen etwas beſonders und höhers in ſich haben, weil ſie ſo gar allgemeine Sätze ſind, und die erſten Gründe der Erkenntniß und Sittlichkeit ausmachen, und also nicht ſogleich Beifall finden könnten: ſo wird auch hier das natürliche Vermögen der Seele zureichen, dieſelbigen alsbald einzuſehen.

Die allermeiſten Sätze halten ganz allgemeine Begriffe in ſich. Dieſe aber entſtehen daher, wenn wir bey einzelnen Dingen, oder noch nicht ſo allgemeinen Begriffen das Beſondre und Mannigfaltige, daß ſonſt in ihnen beyſammen iſt, abſondern, und nur dasienige behalten, was vielen Dingen gemein iſt. Je allgemeiner nun ein Begrif iſt, deſtoweniger hält er zu überdencken in ſich; folglich kann auch der Verſtand, einen aus ſolchen Begriffen gemachten Satz um ſo viel geſchwinder und leichter überdenken, und die unzertrennliche Verknüpfung des Prädikats mit dem Subjekt alsbald wahrnehmen. Daher zündet derienige, der auf allgemeine Begriffe und Sätze führt, den Wiſſenſchaften ein Licht an, und macht, daß man ſie ſo leicht begreifen kann. Hat unſre Seele von Natur das Vermögen, ſich aus einer langen Demonſtration zu rechte zu finden, und die Wahrheit derſelben zu erkennen, welche öfters ſo gar leicht nicht iſt: warum ſollte ſie nicht auch geſchickt ſeyn, leitung und nach dem Sinne dieſes neuen Syſtems noch weiter. Ich behaupte, daß alle Gedanken, und alle Handlungen der Seele aus ihrem eignen Fundus entſtehen, und ihr nicht von den Sinnen können gegeben worden ſeyn, wie ich in der Folge mit mehrerm zeigen werde.

Ich will aber die ganze Unterſuchung bey Seite legen, und mich der gewöhnlichen, und einmal eingeführten Ausdrücke bedienen. Im Grunde ſind ſie recht gut, und können gar füglich beibehalten werden. Da man nun in gewiſſem Verſtande ſagen kann, daß die äuſſern Sinnen zum Theil die Urſache unſrer Gedanken ſind; ſo will ich unterſuchen, in welchem Sinne man nach meiner Vorſtellungsart, auch in dem gewöhnlichen Syſteme, (wenn nemlich von der Wirkung der Körper auf die Seele die Rede iſt, ſo wie die Kopernikaner und andre Menſchen, und zwar mit Grunde von der Bewegung der Sonne reden), behaupten könne, daß es angebohrne Ideen und Grundwahrheiten gebe, welche keinesweges von den Sinnen kommen, die in uns liegen, ohne daß wir die Urſache derſelben ſind, ob uns gleich die Sinne Gelegenheit geben, uns derſelben bewußt zu werden. ~~Mich dünkt,~~ daß der gelehrte Verfaſſer des Verſuchs bereits bemerke, daß man unter dem Namen der angebohrnen Begriffe, zum öftern ſeine eigne Vorurtheile vertheidigen, und ſich der mühſamen Unterſuchung derſelben entſchlagen wolle; dieſer grobe Mißbrauch wird ohne Zweifel ſeinen Unwillen gegen dieſe Meinung erregt haben. Er wird vermuthlich die Nach-

Es giebt angebohrne Begriffe. Die Sinne geben uns Gelegenheit, uns ihrer bewußt zu werden.

ſeyn, ſonnenklare Grundwahrheiten einzuſehen, die ſich doch ſo leicht, und ſo geſchwind überdenken laſſen? Man müßte denn ſagen, daß es auf Seiten des allmächtigen Schöpfers nicht möglich geweſen wäre, die Seele alſo zu erſchaffen, daß ſie nicht hätte von Natur geſchickt ſeyn können, ſolche Wahrheiten einzuſehen, und ſelbſt zu finden.

Poley.

Nachläßigkeit, und die ſuperficielle Denkungsart eines nicht geringen Theils von Menſchen haben beſtreiten wollen, welche unter dem ſcheinbaren Vorwande, daß es angebohrne Begriffe und Wahrheiten gebe, die die Natur in unſre Seele eingegraben hätte, denen wir alſo gar leicht unſern Beifall geben können, gar nicht mehr daran denken, die Quellen, die Verbindungen, und die Gewißheit dieſer Kenntniſſe weiter zu unterſuchen.

In dieſem Sinne bin ich nicht nur völlig ſeiner Meinung, ſondern ich gehe ſo gar noch weiter. Ich wünſchte, daß man der Analyſe unſrer Begriffe nicht ſo enge Gränzen anweiſen wollte, daß man alle nur mögliche Wörter, die ſich erklären laſſen, erklärte, daß man die Grundſätze, die nicht urſprünglich die erſten ſind, demonſtrirte, oder Anweiſung erhalte; wie man ſie demonſtriren könne, daß man ſich um keines Menſchen Meinung hierüber bekümmerte, und gar nicht darauf ſähe, ob man ihnen Beifall gebe, oder nicht? Daraus würde ſicherlich mehr und größerer Nutzen entſtehn, als man glaubt.

Jedoch ſcheint der ſonſt ruhmwürdige Enthuſiasmus des Verfaſſers ihn zu weit geführt zu haben. Er hat meinem Bedünken nach den Urſprung der nothwendigen Wahrheiten, und der hiſtoriſchen, nicht gehörig unterſchieden. Jene entſpringen aus dem Verſtande; dieſe aus der Erfahrung, den Sinnen, ſelbſt aus manchen in uns liegenden verworrenen Vorſtellungen. Ich kann Ihnen alſo das nicht einräumen, was ſie vorausſetzen, daß wir nemlich, ohne angebohrne Begriffe anzunehmen, zu allen unſern Kenntniſſen gelangen können. Wir werden ſehen, wer von uns beiden Recht habe.

Locke vermiſchet die nothwendigen Wahrheiten mit hiſtoriſchen Erkenntniſſen.

Philalethes. §. 2. Wir wollen einmal den Verſuch machen. Ich geſtehe Ihnen, mein lieber **Theophilus**, ſehr gern zu, daß wohl keine Meinung allgemeiner angenommen worden ſey, als die, daß es gewiſſe Grundwahrheiten *) gebe, welchen alle Menſchen ihren Beifall ertheilen. Daher heiſſen ſie **allgemeine Begriffe**, (κοιναὶ ἔννοιαι) und hieraus folgert man nun, daß dieſe Grundwahrheiten unſrer Seele, bey ihrer Exiſtenz, eingegraben worden ſind.

§. 3. Aber zugegeben, daß würklich dergleichen Grundwahrheiten vorhanden wären, die das ganze menſchliche Geſchlecht annähme; ſo würde mann aus dieſer allgemeinen Uebereinſtimmung doch nicht erweiſen können, daß ſie uns angebohren ſind, wenn man nemlich, wie ich es mir als ſehr möglich vorſtelle, einen andern Weg zeigen kann, der die Menſchen zu einer allgemeinen Uebereinſtimmung in manchen Dingen geführt hat.

---

*) Alle Menſchen ſtimmen nämlich darinnen überein, die ihren Verſtand brauchen können, und Wiſſenſchaft davon haben. Denn man ſetzet zum voraus, daß dergleichen Sätze ſo augenſcheinlich gewiß und wahr ſind, daß auch Kinder, wenn ſie zu Verſtande kommen, ihnen völligen Beifall geben. Dies macht denn allerdings eine allgemeine Uebereinſtimmung aus; ſo wie ſolches auch der Gebrauch im Reden rechtfertiget. Denn man pflegt zu ſagen, alle Menſchen geben dieſem Zahlenſatze, 2 mal 2 iſt 4 vollkommnen Beifall, wenn auch Kinder ſolches zu thun nicht im Stande ſind.

Weil man aber hieraus den falſchen Schluß machet, als wären die Grundwahrheiten angebohren, und der Seele gleich anfangs eingebrägt worden: ſo denkt Herr Locke den Vertheidigern dieſer Meinung am beſten begegnen zu können, wenn er eine ſolche allgemeine Uebereinſtimmung läugnet, und den Grundwahrheiten ihren durchgängigen Beifall abſpricht. Allein er tritt damit dieſen Wahrheiten ſelbſt zu nahe, und macht ſie in der That verdächtig, als wären ſie theils an ſich nicht richtig, theils nicht ſo klar, daß ſie durchgängig Beifall finden könnten; wie er denn auch daher auf die uneigentliche und zweideutige Ausdrücke hat verfallen müſſen. Meines Erachtens würde er verſtändlicher geweſen ſeyn, wenn er ſeinen Beweis dahin eingerichtet, und gezeiget hätte, welches er ohnedem noch thun muß, daß die Grundwahrheiten nicht angebohren ſeyn könnten, weil ſie ſonſt auch den Kindern, einfältigen Menſchen, und den unſtudirten wirklich, und dem Begriffe nach bekannt ſeyn müſſen. Denn der Sache nach ſind ſie ihnen bekannt. Sie wiſſen es vermittelſt der anſchauenden Erkenntnis, daß der Hund, und die Katze nicht einerley ſind.

Poley.

§. 4. Noch weit ärger iſt dies, daß man eine ſo allgemeine Uebereinſtimmung nirgends findet. Nicht einmahl in Abſicht der beiden ſo merkwürdigen **ſpeculativiſchen Grundſätze**, (von den praktiſchen werde ich hernach reden), **was da iſt, das iſt**: und, **es iſt unmöglich, daß ein Ding zugleich ſey, und nicht ſey.** Ein beträchtlicher Theil von Menſchen kennt dieſe zwey Sätze, die Ihnen ohne Zweifel **nothwendige Wahrheiten** *) und Axiomen ſcheinen werden, nicht einmal den Namen nach.

Theo-

---

*) So haben zwar einige Weltweiſen dieſe zween Sätze für die Hauptgründe der Demonſtration gehalten; und andre haben noch einen dritten Hauptgrund: **ein jedes Ding iſt, oder iſt nicht**; hinzugethan. Den erſten Satz hat man das principium poſitionis, den andern das principium participationis, und den dritten das principium negationis genannt. Allein, da dieſe drey Sätze ſich wechſelsweiſe von einander ableiten laſſen: ſo hat man nicht nöthig, ſie alle als Hauptgründe der Erkenntnis anzunehmen; ſondern es wird nur einer hiervon zulänglich ſeyn. Und da frägt ſichs denn, welcher wohl der geſchickteſte darunter ſey? Meines Erachtens iſt es dieſer: **Es iſt unmöglich, daſs eben daſſelbe Ding zugleich ſey, und nicht ſey**; weil wir vermittelſt deſſelben grade auf einen Widerſpruch geführt werden. Und was fällt uns wohl handgreiflicher in die Augen, als wenn ſich Dinge widerſprechen; oder wenn wir augenſcheinlich zeigen, daß etwas deswegen wahr ſey, weil es dem Falſchen entgegen geſetzet iſt, oder ihm widerſpricht. Man nennt daher dieſen Satz den Hauptgrund oder den Satz **des Widerſpruchs**; und die ſcharfſinnigſten Weltweiſen nehmen ihn mit dem Ariſtoteles für den erſten Hauptgrund der Demonſtration und aller gründlichen Erkenntnis an. S. des Herrn von **Wolf** Ontolog. p. 1. Sect. I. c. 1. wo er in dieſem ganzen Hauptſtücke ſehr gründlich davon gehandelt. Man kann auch wegen der beſondern Deutlichkeit nachleſen des berühmten Herrn Profeſſor Böhmens Metaphyſik Sect. Ontol. cap. 1. §. 23 ſeq. Was ehemals Herr Gund-

Theophilus Ich leite die Gewißheit dieſer angebohrnen Grundwarheiten nie aus der allgemeinen Uebereins

---

Grundling an dieſem Hauptgrunde ausgeſetzt hat, das hat Herr Syrbius in ſeinen Inſtit. philoſ rat. pag. 62. in einer Anmerkung geſchickt beantwortet. Ich gebe zu, daß der Satz; was iſt, das iſt; der allererſte ſey, den man ſich gedenken kann, wenn man ſich ein Ding vorſtellt. Allein, nicht der erſte Satz macht eben den erſten Hauptgrund von unſrer Erkenntniß aus, ſondern derjenige, aus welchem ſich die übrigen Wahrheiten mit der größeſten Gewißheit ableiten laſſen.

Zu unſern Zeiten hat Herr von Leibniz noch den andern Hauptgrund einer gründlichen Erkenntniß, nemlich den Satz des zureichenden Grundes, beigebracht, und gleichſam aus der Vergeſſenheit widerhergeſtellt. Vermöge dieſes Satzes kann nichts in der Welt möglich ſeyn, und entſtehn, das nicht ſeinen zureichenden Grund hätte, woraus ſich begreifen läßt, warum und wie es möglich iſt und entſteht, oder warum es vielmehr ſo und nicht anders iſt. Er ſagt im 44 §. der Theodicee. „Es ſind zwey Hauptgründe der „Vernunftſchlüſſe: der Grund des Widerſpruchs, welcher „mit ſich bringt, daß unter zween ſich widerſprechenden Sä„tzen, der eine wahr, und der andere falſch iſt; und der „Grund der beſtimmenden Urſache, nach welchem niemals „etwas ohne eine Urſache oder ohne beſtimmenden Grund ge„ſchieht; das iſt, ohne etwas, dadurch man a priori Grund „geben kann, warum dieſe Sache vielmehr da iſt, als nicht „da iſt? warum ſie ſo und nicht vielmehr ganz anders iſt? „Dieſer große Grundſatz findet in allen Dingen ſtatt, und „man wird niemals ein Exempel dagegen anführen können. „Und ob uns zwar dieſe beſtimmenden Urſachen zum öftern „nicht genugſam bekannt ſind: ſo ſehen wir doch zum we„nigſten ſo viel, daß einige vorhanden ſind. Ohne dieſen „wichtigen Grundſatz würden wir niemals das Daſeyn Got„tes beweiſen können; und es würden unendlich viele richti„ge und nützliche Vernunftſchlüſſe verlohren gehen, die ſich „auf ſelbigen gründen. Er leidet ganz und gar keine Aus„nahme: ſonſt würde ſeine Stärke geſchwächt werden: „denn es ſteht nichts auf ſchwächern Füßen, als diejenigen „Lehrgebäude, in denen alles voller Ausnahmen iſt.„ Man ſieht leicht, daß ſich aus eben dieſem Grundſatze die Wahrheiten von dem Daſeyn aller endlichen Dinge, oder alle zufällige Wahrheiten, gleichwie aus dem Satze des Widerſpruchs einſtimmung der Menſchen her, ich habe Ihnen ſchon meinen Wunſch eröfnet, **Philalethes**, daß man darauf be-

---

ſpruchs, die nothwendigen Wahrheiten auf eine verſtändlichere Art herführen, und demonſtriren laſſen.

Denn da die zufälligen Wahrheiten, davon auch das Gegentheil möglich iſt, ſo beſchaffen ſind, daß man nicht wider den erſten Hauptgrund oder den Satz des Widerſpruchs verſtößt, wenn man ſich dieſelben anders gedenkt: ſo muß man allerdings noch einen Hauptgrund haben, worauf die Gewißheit von der Exiſtenz der Dinge beruht. Denn wenn etwas ohne einen zureichenden Grund möglich ſeyn oder entſtehen könnte: ſo würden weder Gott noch Menſchen wiſſen, und verſtehen können, warum und wie es möglich ſey und entſtehe; welches ungereimt ſeyn würde. Aus nichts kann man nichts begreifen. Die Gelegenheit auf dieſen Hauptgrund zu kommen, hat gedachtem Herrn von **Leibniz** zuvörderſt **Archimedes** gegeben, welcher ſelbigen aus dem Alterthume noch aufbehalten hat. Er hat zwar ſolchen nur gebraucht, die Lehre von dem wagerechten Stande der ſchweren Körper darauf zu gründen; allein der Herr von **Leibniz** hat ihn in einen allgemeinen Satz verwandelt, und zu einem Hauptgrunde der ganzen Weltweisheit erhoben. Man pflegt ihn alſo auszudrücken: „Es iſt nichts ohne zureichenden Grund, warum es vielmehr iſt, als nicht iſt.“ Nemlich das Wort **Grund** wird hier in dem allgemeinſten Verſtande genommen, und es bemerkt alles das, woraus man erkennen und verſtehen kann, warum etwas vielmehr iſt, und entſteht, oder nicht iſt, und nicht entſteht. Das Beiwort zureichend zeiget weiter nichts an, als daß der Grund ſo beſchaffen iſt, daß durch ihn alles, was in einer Sache iſt, verſtändlich erklärt und demonſtrirt werden kann, ohne noch einen andern Grund nöthig zu haben. Vermittelſt dieſes Hauptgrundes hat Herr von **Leibniz** nicht nur den allgemeinen Satz von dem Unterſchiede aller Dinge, das Geſetz der Stätigkeit, und andere nützliche Lehren gefunden, ſondern auch viele dunkle und unrichtige Begriffe in der Weltweisheit, inſonderheit in der Metaphyſik verbeſſert, daß dieſe eben dadurch zu einer brauchbaren Wiſſenſchaft gedienet, und nicht mehr für ein barbariſch Wörterbuch anzuſehen iſt. Eine augenſcheinliche Probe davon kann man in denen Schriften ſehen, die zwiſchen ihm und dem Engländer Herr **Klarken** über einige ſtreitige Punkte gewechſelt worden ſind. Siehe **Recueil de diverſes pieces par Mrs. Leibniz**,

nihil est
sine ratione
cur potius
sit quam
non sit
([illegible])

bedacht ſeyn möchte, alle Axiomen, die urſprünglich erſte ausgenommen, zu demonſtriren. Ich gebe Ihnen auch gerne

---

niz, Clarke, Neuton & autres auteurs celebres, Tom. I. oder die Köhleriſche Ueberſetzung von dieſen Streitſchriften. Doch die augenſcheinlichſte Probe kann uns davon des Herrn von Wolf Metaphyſik geben, die er Anfangs in der deutſchen Sprache, nunmehr aber noch weit vollkommner lateiniſch herausgegeben hat. Dieſer große Weltweiſe hat dieſer Hauptwiſſenſchaft die Spitze aufgeſetzt, und zu der erwünſchten Vollkommenheit gebracht, nachdem er dieſelbe nicht nur auf die zween wahren Hauptgründe einer gewiſſen Erkenntniß, oder wie ſie Herr von Leibniz am eben angezogenen Orte ſeiner Theodicee nennt, auf die beiden großen Principia unſrer Vernunftſchlüſſe, nemlich auf den Satz des Widerſpruchs, und den Satz des zureichenden Grundes gebaut, ſondern auch nach mathematiſcher Lehrart vorgetragen hat. Das letztere würde er wohl nicht ohne den Satz des zureichenden Grundes haben bewerkſtelligen können; welches denn auch die Urſache iſt, warum die ſcholaſtiſche Metaphyſik dieſer Lehrart ganz unfähig geweſen iſt. Und da der Herr von Wolf ſeine andern philoſophiſchen Werke in der mathematiſchen Methode abgefaßt, und auf ſeine Metaphyſik gegründet hat: ſo werden ſie gleichfalls einem aufmerkſamen Leſer, von der Fruchtbarkeit dieſes Hauptgrundes ſattſam überzeugen. Wer eine vollſtändigere Ausführung von dieſem Hauptgrunde verlanget, der findet dieſelbe in des Herrn von Wolf Ontolog. cap. II. §. 56. Es verdienen auch hierbey Herr Bilfinger in ſeiner Dilucid. philoſ. §. 61 ſeq. und Herr Profeſſor Böhme in ſeiner Metaphyſik Ontol. cap. II. geleſen zu werden.

Es hat zwar dieſer Satz große Streitigkeiten erregt, und man hat ihn gewaltig angefochten; man hat aber auch gemeiniglich ſeine gar zu ſchlechte Einſicht verrathen. Wir machen auch nicht einmal einen Punkt, wenn nicht ein zureichender Grund vorhanden iſt, warum wir ihn vielmehr machen, als nicht machen. Und wie wollen wir ohne den Satz des zureichenden Grundes das Wahre und Wirkliche von einem Traume unterſcheiden? Doch die meiſten Einwürfe, die noch von einiger Erheblichkeit ſind, hat vor andern der vortrefliche Kunz nicht nur auf eine ſehr ſcharfſinnige und gründliche Art entkräftet, ſondern auch ſeine beſondern Beweiſe für dieſen Hauptgrund beigebracht. S. deſſen Meditat. philoſoph. cap. V. zu verwundern iſt es indeſſen, daß gerne zu, daß eine ſehr ausgebreitete Uebereinſtimmung, die aber nicht ganz allgemein iſt, aus einer an das ganze Menſchengeſchlecht gekommnen Ueberlieferung ſeinen Urſprung nehmen könne. So iſt z. B. das Tobackrauchen, wenigſtens ſeit Hundert Jahren, faſt bey allen Völkern eingeführte Sitte und Gewohnheit, obgleich manche Inſulaner das Feuer nicht einmahl kennen, alſo noch weniger Toback rauchen. So haben einige Gelehrte, ſelbſt Theologen, von der Sekte des Arminius *) geglaubt, die

---

daß viele von denen, die dieſen Satz beſtreiten, ſich gleichwohl deſſelben in ihren Urtheilen und Schlüſſen unvermerkt bedienen, und alſo müſſen dieſe Herren es in der That nicht wiſſen, wie und wo ihnen der Kopf ſteht. Ein Beiſpiel davon iſt der Herr von Büffon in dem 11ten Theile, 2tes Buch S. 45. ſeiner Hiſtorie der Natur; wie denn auch der berühmte Herr Profeſſor Käſtner ihm ſolches in einer angefügten Anmerkung zu verſtehen gegeben.

Poley.

*) Nirgends iſt wohl der Witz mehr beſchäftigt worden, als bey der Beantwortung der ſo allgemein intereſſirenden Frage: ob es auch wirklich einen Gott gebe? und wie man auf die Erkenntniß von dem Daſeyn deſſelben komme?

Es iſt hier nicht meine Sache, mich über dieſe Materie weitläuftig zu erklären. Will man über den Urſprung unſrer Ideen von der Gottheit etwas ſehr witziges leſen, ſo ſchlage man den Mirabaud in ſeinem Syſteme der Natur nach, wo er in dem erſten Kapitel des 2ten Bandes davon genug ſpricht. Indeſſen wird kein denkender Kopf ſich durch den ſpielenden Mirebaud verführen laſſen.

Unter den Arminianern beruft ſich vorzüglich Limborch, und ſein Kommentator, Adrian von Kattenburgh auf die allgemeine Uebereinſtimmung der Völker, daß ein Gott ſey, als auf einen bündigen Beweis von ſeiner Exiſtenz.

Socin ſcheint in ſeinem praelectionibus theologicis auch der natürlichen Erkenntniß vom Daſeyn Gottes nicht ſonderlich das Wort zu reden, und beruft ſich auf die Offenbarung, aus der man es allein herleiten könne.

die Erkenntniß der Gottheit käme aus einer ſehr alten und allgemeinen Ueberlieferung; ſo wie ich auch an meinem Theile gern zugebe, daß der Unterricht dieſe Erkenntniß erweitert und berichtiget habe. Es ſcheint aber doch, daß die Natur auch ohne nähere Belehrung auf ihn führe. Die Wunder der Schöpfung leiten ganz natürlich auf den Gedanken an eine allerhöchſte Macht. Man hat ein taub und ſtumm gebohrnes Kind geſehen, welches den vollen Mond anbetete. Man hat Nationen entdecket, die gar nichts anders wuſten, und andre, welche ſich für einer unſichtbaren Macht fürchteten. Freylich iſt es nicht eine ſolche Idee wie wir ſie haben, und wie wir ſie vorausſetzen. Demohnerachtet liegt ſie tief in unſern Seelen, ohne, daß ſie jemand eingeſchrieben haben ſollte. Die ewigen Geſetze Gottes ſind auch, zum Theil in unſer Herz mit noch gewiſſern Buchſtaben, durch ein Art von Inſtinkt eingegraben. Doch das ſind praktiſche Grundwahrheiten, von denen wir uns bey einer andern Gelegenheit unterreden wollen.

So viel wird man in aller Abſicht einräumen müſſen, daß die Neigung, und der Hang, den wir haben, die Idee Gottes zu erkennen, in der Natur des Menſchen liege. Wollte man auch den erſten Unterricht in der Erkenntniß Gottes, der Offenbahrung zugeſtehen, ſo liegt doch die Willigkeit, mit der man dieſe Lehre aufgenommen hat, in der Natur der Seele. Im folgenden werde ich darthun, daß die äuſſerliche Lehre eigentlich die Begriffe, die wir ſchon haben, nur von neuen erwecke und rege mache.

Ich glaube alſo, daß die allgemeine Uebereinſtimmung der Menſchen, ein Kennzeichen, nicht aber eine Demon-

ſtra-

Ich enthalte mich gern alles Urtheilens. Der vernünftige Menſch glaubt einen Gott, nicht, wie Paskal den Rath giebt, um den ſicherſten Weg zu gehn, ſondern, weil er alle Augenblicke unwiderlegliche Beweiſe fühlt, daß ein Gott ſey.

Anm. des Ueberſ.

ſtration einer angebohrnen Grundwahrheit ſeyn könne; daß man alſo, wenn man einen ſtrengen und entſcheidenden Beweis, von dem Daſeyn ſolcher angebohrnen Grundwahrheiten führen will, zeigen müſſe, daß ihre Gewißheit lediglich aus dem, was in uns liegt, hergeleitet werden könne. Damit Ich ihnen aber auf die Einwürfe antworte, die Sie gegen den allgemeinen Beifall machen, den man den zwey großen Spekulativiſchen Grundwahrheiten, die auch unumſtößlich feſte ſtehen, giebt, ſo behaupte ich, daß, wenn man ſie auch nirgends kennte, ſie doch angebohren ſeyn müßten, weil man ſie ſo gleich als wahr annimt, wenn man ſie nur hört. Ich glaube aber, daß ſie im Grunde in der ganzen Welt bekant ſind, und daß man z. B. alle Augenblicke, ohne es zu merken, nach dem Satze des Widerſpruchs ſchließt. Kein Menſch iſt ſo wild, und ungeſittet, daß ihm nicht in ernſthaften Geſchäften, das Betragen eines Lügners, der ſich ſelbſt widerſpricht, auffallend werden ſollte. So wendet man alſo dergleichen Sätze im gemeinen Leben wirklich an, ohne daß man ſich eben derſelben deutlich wiedererinnert. Auf gleiche Weiſe behalten wir in einem **Enthymema** die ausgelaſſenen Sätze in unſrer Seele, ob wir ſie gleich nicht ausſprechen, ſondern gleichſam auch in Gedanken bey Seite legen.

Der allgemeine Beifall iſt kein Kennzeichen, oder keine Demonſtration einer angebohrnen Grundwahrheit.

Der Satz des Widerſpruchs wird unvermerkt angenommen.

Philalethes. §. 5. Daß Sie dergleichen wirkliche in uns liegende Kenntniſſe, und einer innerlichen Eindrückung derſelben erwähnen, und ſie glauben, fällt mir allerdings als etwas ſehr ſeltſames auf. Denn es ſcheint mir ein ganz offenbarer Widerſpruch zu ſeyn: angebohrne und eingedruckte Wahrheiten in der Seele anzunehmen, und doch zu behaupten, daß ſie ſich derſelben nicht bewußt wäre.

Man iſt ſich Sachen, die man weiß, nicht ſtets bewußt.

Theophilus. Wenn Sie dies Vorurtheil haben, ſo wundre ich mich freilich nicht mehr, daß ſie die angebohrnen Begriffe nicht annehmen. Das aber befremdet mich, daß es Ihnen nicht einfällt, daß es außerordentlich viel Begriffe gebe, deren wir uns nicht immer bewußt ſind, oft nicht einmahl dann, wenn es nöthig wäre. Das Gedächtniß muß ſie aufbehalten, und die Wiedererinnerung muß ſie uns wieder vorſtellen. Das thut ſie nun freilich in manchen Fällen, wo es nöthig iſt, aber doch nicht immer. Dies nennt man mit einem bequemen Namen das zu Hülfe kommen, (ſubuenire) weil die Wiedererinnerungskraft zuweilen eine dergleichen Unterſtützung verlangt. Bey einer ſo großen Menge von Kenntniſſen, müſſen wir nun nothwendigerweiſe durch etwas beſtimmt werden, uns einer Sache eher, als der andern zu erinnern, weil wir unmöglich, an das, was wir wiſſen auf einmahl deutlich denken können.

Philalethes. Hierinnen gebe ich Ihnen Recht. Die zu allgemeine und zu zuverſichtliche Behauptung, daß wir uns der Warheiten, die ſich in unſrer Seele befinden, auch beſtändig bewußt wären, iſt mir zu eilfertig entfahren, ohne daß ich auf den Sinn, und dem Umfang derſelben gehörig aufmerkſam war. Mühſamer wird Ihnen hingegen die Beantwortung deſſen werden, was ich Ihnen jetzt ſagen werde. Wenn man von einer einzelnen Warheit behauptet, daß ſie angebohren ſey, ſo kann man aus eben dem Grunde ſagen, daß alle Sätze, ſo bald ſie mit der Vernunft übereinſtimmen, und die Seele dies von ihnen gewahr wird, der Seele bereits eingeprägt ſind.

Die reinen, und nothwendigen Ideen ſind in der Seele weſentlich eingepräget.

Theophilus. In Abſicht der reinen Begriffe, die ich den Erſcheinungen der Sinne, und der nothwendigen Wahrheiten, die ich den hiſtoriſchen entgegenſetze, gebe ichs Ihnen zu. In dieſem Sinne kann man ſagen, daß die ganze Arithmetick, und Geometrie uns angebohren ten ſind, und weſentlich in uns liegen, ſo daß, wenn wir auf das, was ſchon in der Seele iſt, nur aufmerkſam ſeyn, und es gehörig ordnen wollen, wir alle ihre einzelnen Lehrſätze finden können, ohne zu einer durch die Sinne, oder durch eine von einem andern erhaltnen Ueberliefrung, erlernten Warheit unſere Zuflucht zu nehmen. Dergleichen Verſuche hat Plato in dem Dialog *) gemacht, wo er den Sokrates redend einführt, der einen jungen Menſchen auf die tiefſinnigſten Warheiten, durch bloße Fragen, ohne formlichen Unterricht, führt. Dieſe Wiſſenſchaften kann man alſo in ſeinem Zimmer, ſo zu reden, blindlings erlernen, ohne vorhero durchs Geſicht, oder durchs Gefühl die Warheiten, welche man braucht, zu erkennen, ob wir gleich das, was wir erkennen wollen, durch Begriffe niemals würden vollſtändig kennen lernen, wenn wir nie etwas geſehn, nie etwas berührt hätten. Die bewundernswürdigen Geſetze der Oekonomie unſrer Natur erfodern es einmal, daß wir keinem einzigen Abſtrakten Gedanken unterhalten können, ohne zu gleicher Zeit etwas ſinnliches dabei zu bedürfen, wenn es auch nur ſolche Charakter-ſeyn ſollten, als die Buchſtaben oder die Töne; obgleich unter dieſen Gedanken, und dergleichen willkührlichen Zeichen nicht der geringſte nothwendige Zuſammenhang ſtatt findet. Wenn dieſe ſinnliche Züge nicht zu Hülfe genommen würden, ſo würde auch die vorherbeſtimmte Harmonie zwiſchen der Seele und den Körper, von der ich Sie in der Folge noch weitläuftiger unterhalten werde, nicht angenommen werden können. Das hindert aber die Seele keinesweges, die nothwendigen Wahrheiten aus ihrem eigenen Schatze hervorzuhohlen. Man hat Beiſpiele, wie weit man ohne alle Hülfe, blos durch eine natürliche Logik, und Arithmethick kommen könne. So konnte jener ſchwediſche Bauerknabe durch ſeine bloße Kultur die größten Berechnungen anſtellen, ohne daß er die gewöhnliche Art zu zählen verſtand, ohne daß er leſen

---

*) Er meint die zwey ſchönen Dialogen von der Natur des Menſchen, und dem Gebete.

Anm. des Ueberſetzers.

und ſchreiben konnte. Er konnte zwar die Probleme nicht umgekehrt biß ans Ende auflöſen, ſo wie die Ausziehung der Wurzel erfordert. Das hindert aber nicht, daß er es nicht durch eine neue Wendung ſeiner Seelenkraft hatte thun können. Ich wollte hiemit nur beweiſen, daß es in der Mühſamkeit, mit der wir uns deſſen, was in uns liegt, wieder bewußt werden, Stuffen gebe. Es giebt angebohrne Grundwahrheiten, die ungemein faßlich, und für alle gleich leicht ſind; es giebt Lehrſätze, welche man auch bald entdeckt, und aus welchen die natürlichen Wiſſenſchaften, die bey dem einen ausgebreiteter ſind, als bey dem andern, beſtehen. Im weiten Sinne, der hier ſehr wohl ſtatt finden kann, weil er zu beſtimmtern, und weit um ſich faſſenden Begriffen hilft, kann man alle Wahrheiten, die aus urſprünglichen angebohrnen Kenntniſſen entſtehen, angebohrne nennen, weil ſie die Seele, ob ſchon nicht immer mit gleicher Leichtigkeit, aus ihrem eignen Fundus hervorziehen kann. Verbindet jemand mit dieſen Worten einen andern Sinn, ſo will ich deßhalb mit ihm ſtreiten.

Alle Erkenntniß, die aus angebohrnen Begriffen entſtehet, kann auch angebohren genannt werden.

Philalethes. Ich habe Ihnen zwar zugeſtanden, daß ſich manches in der Seele befinden könne, deſſen man ſich nicht bewußt iſt, weil wir uns vergangner, und bekannter Dinge nicht immer zu der Zeit erinnern, da wir es wünſchen. Aber man muß es doch vorher gelernt und ehemals deutlich gekannt haben. Wenn mans alſo auch zugeben könnte, daß ſich etwas in der Seele befände, was die Seele noch nicht genau wüſte, ſo kommt es vielleicht bloß daher, weil die Seele die Fähigkeit, oder die Kraft, etwas zu erkennen, beſitzt.

Es iſt nicht nothwendig, daß alle in der Seele verborgene Erkenntniß eine erlangte ſey.

Theophilus. Sollte dies nicht noch eine andere Urſache haben können, etwa dieſe, daß die Seele es wircklich in ſich enthielte, ohne daß ſie ſich deſſelben bewußt wäre? denn da ſie eine erlangte Erkenntniß in dem Gedächtniſſe gleichſam verbergen kann, wie Sie ſelbſt eingeſtehen, warum ſollte denn die Natur nicht auch einige urſprüngliche Kenntniſſe in ihr haben verbergen können? muß denn eine Subſtanz alle die verſchiednen Gegenſtände, die ſie ihrer Natur nach erkennt, ſo gleich wirklich erkennen? kann und muß eine ſolche Subſtanz, wie unſre Seele iſt, nicht mehrere Eigenſchaften haben, die man nicht ſo gleich, und auf einmal überſchauen kann? Die Platoniker vertheidigten die Meinung, daß alle unſre Erkenntniß nur eine Wiedererinnrung ſey, daß alſo die Warheiten, die die Seele mit der Geburth des Menſchen auf die Welt bringt, und die man angebohrne nennt, von einer vorhergegangnen bereits gehabten Erkenntniß übrig geblieben ſind. Dieſe Meinung iſt aber ganz ohne Grund. Die Seele müßte ia bereits in dem vergangnen Zuſtande, (wenn eine ſolche Präexiſtenz ſtatt finden ſollte,) ſo lange er auch ſchon vergangen wäre, angebohrne Kenntniſſe gehabt haben. Dieſe müßten abermals aus einem andern Zuſtande gekommen ſeyn, in welchen ſie entweder angebohren, oder wenigſtens mit ihm zu gleicher Zeit erſchaffen wären; oder man müßte biß ins unendliche gehen, und die Seelen ewig annehmen, und da wären freilich dieſe Kenntniſſe im eigentlichen Verſtande angebohren, weil ſie in der Seele nie einen Anfang genommen hätten. Wollte man annehmen, daß ein jeder unſrer vorigen Zuſtände aus einem noch ältern, als er iſt, etwas behalten, was er den folgenden nicht gelaſſen hätte; ſo würde man ihm antworten, daß manche Warheiten in allen dieſem Zuſtänden evident geweſen ſeyn müſſen. Man nehme alſo die Sache wie man will. In einem ieden Zuſtande, in dem ſich die Seele befunden hat, müſſen die nothwendigen Warheiten angebohren geweſen, und ſich, durch innerliche Gründe beſtätigt haben, da ſie durch Erfahrungen, wodurch man hiſtoriſche Warheiten beweiſet, nicht erhärtet werden können. Warum ſollte alſo nicht manches in der Seele liegen können, wovon ſie niemals Gebrauch gemacht hat? iſt es dann einerley, etwas ha-

Die Meynung der Platoniker iſt ungegründet.

ben, was man aber nicht gebraucht, und die Kraft beſitzen, es zu erlangen? wenn das wäre, ſo würden wir nur das wirklich haben, was wir gebrauchen könnten; und doch iſt bekannt, daß außer der Kraft, und dem Objekte, noch öfters eine gewiſſe Anlage in der Kraft, oder in dem Objekte, oder in beiden vorausgeſetzt werde, wenn die Kraft das Objekt gebrauchen ſoll.

Philalethes. Wenn man es auf die Art verſtehen will, ſo könnte man ſagen, daß gewiſſe Warheiten in die Seele eingepflanzt wären, die ſie nie gekannt hat, und nie wird kennen lernen. Das ſcheint mir aber ſehr ſeltſam und befremdend zu ſeyn.

Theophilus. Ich ſehe ſo wenig etwas ungereimtes in dieſem Satze, als ich mit Gewißheit das Daſeyn ſolcher Wahrheiten behaupten kann. Denn es läßt ſich recht gut gedenken, daß ſich dereinſt, wenn unſre Seelen in einem andern Zuſtand verſetzt ſind, weit erhabenere und fruchtbarere Kenntniſſe in denſelben ausbilden werden, als wir hiernieden, in dem gegenwärtigen Lauf unſers Lebens erkennen können.

Philalethes. Wenn aber die Hypotheſe gelten ſoll, daß dem Verſtande des Menſchen gewiſſe Warheiten eingedrückt ſind, deren er ſich nicht bewußt iſt; wie können ſie in Rückſicht auf ihre Entſtehung von denen, die er nur allein ~~erkennen~~ kann verſchieden ſeyn?

Theophilus. Die Seele hat nicht nur das Vermögen, Warheiten zu erkennen, ſondern ſie auch in ſich ſelbſt aufzufinden. Hätte ſie die bloße Fähigkeit gewiſſe Warheiten und Erkenntniſſe anzunehmen, und folglich eine ſo leidende, und unbeſtimmte Kraft, als das Wachs hat, Figuren und eine leere Tafel, Buchſtaben anzunehmen, ſo könnte ſie keine Quelle nothwendiger Warheiten ſeyn, die ſie doch nach meiner Meynung wirklich iſt. Die Sinne ſind in aller Abſicht unzureichend, die Nothwendigkeit derſelben zuzeigen. Die Seele hat eine (ſo wohl thätige als leidende) Anlage, ſie mit ihren Beweiſen aus ihrem eignen Schätzen hervorzuhohlen, obgleich die Sinne auch mitwircken, indem ſie zur Aufmerkſamkeit und zum Nachdenken Gelegenheit geben, oder vielmehr die Seele zu einer Art von Warheit geneigter machen, und mehr hinlenken, als zur andern.

Hieraus ſehen ſie ganz deutlich, daß die Gelehrten, die hierüber anders denken, die Folgen nicht ernſthaft genung mögen überſchauet haben, die aus der Verſchiedenheit zwiſchen nothwendigen, oder ewigen, und zwiſchen Warheiten der Erfahrung entſtehen. dieſen Unterſchied habe ich bereits erwieſen, und er iſt auch an und vor ſich ſehr begreiflich. Der urſprüngliche Beweis nothwendiger Warheiten kommt aus den Verſtande allein, andre Warheiten entſtehen aus der Erfahrung oder aus den Beobachtungen der Sinne. Beide kann unſre Seele erkennen. Aber nur von den erſtern iſt ſie die Quelle. Denn ſo zahlreiche Erfahrungen und Verſuche man auch immer von einer allgemeinen Warheit machen kann, ſo würde man ſich doch durch keine Induktion davon überzeugen können, wenn uns nicht zugleich die Vernunft ihre Nothwendigkeit kennen lehrte.

Der Beweis der nothwendigen Warheiten kommt aus dem Verſtande allein.

Philalethes. Wenn aber die Redensart, **in dem Verſtande ſeyn**, etwas poſitives in ſich ſchließt, heißt es alsdann nicht eben ſo viel, als der Verſtand wird es gewahr und begreift es?

Theophilus, Dieſe Redensart bedeutet etwas ganz anders. Es iſt ſchon genung, daß das, was wirklich in dem Verſtande liegt, auch in denſelben aufgefunden werden könne, und, daß die Quellen oder urſprünglichen Beweiſe der Warheiten, wovon wir hier reden, nur allein in ihm liegen. Die Sinne können dieſe

Warheiten rege machen, empfehlen, und beſtätigen, aber niemals ihre unveränderliche und ewige Gewißheit demonſtriren.

Philalethes. §. 11. Wenn man indeſſen nur einigermaßen den Wirkungen des Verſtandes nachdenkt, ſo wird man ſich gar bald überzeugen, daß der Beifall, mit welchem unſre Seele gewiſſe Warheiten ſogleich, und **ohne viele Mühe** annimt, von der Kraft der menſchlichen Rede abhange.

Theophilus. Recht gut. Allein eben dies beſondre Verhältniß unſrer Seele mit dieſen Warheiten, gewährt ihr in dem Gebrauche dieſer Kraft in Abſicht derſelben, mehr Fertigkeit und natürliche Leichtigkeit; es iſt Schuld, daß man ſie angebohren nennet. Es iſt alſo keine ſolche Kraft, die etwa in der bloſſen Möglichkeit beſteht, jene Warheiten zu verſtehen. Sie iſt eine Anlage, eine Fertigkeit, und eine vorher gemachte Einrichtung, welche unſre Seele beſtimmt, und verurſacht, daß ſie aus ihr hergeleitet werden. Gerade ſo wie die Figuren, die man in einen Stein, oder in Marmor überhaupt eingräbt, von denen verſchieden ſind, welche in ſolchen Marmor eingehauen werden, der ſchon ſo eingerichtet iſt, daß man an ſeinen Adern gleich ſehen kann, ob der Künſtler ihn mit Nutzen gebrauche.

Philalethes. Sind denn nicht die Warheiten jünger, als die Ideen? nun kommen aber alle Ideen von den Sinnen *).

Theo-

---

*) Da das Weſen der Seele in einer Kraft beſtehe, vermöge deren ſie ſich die Welt, oder ſo viel davon vorſtellt, als es der Stand ihres Körpers, und die Beſchaffenheit der ſinnlichen Werkzeuge verſtattet: ſo iſt klar, daß dieſe Kraft ſich auch ſchon bey Kindern äuſſern müſſe, ſo bald die Körper von auſſen, in ihren ſinnlichen Gliedmaßen, Veränderungen hervorbringen. Daher ſind ſie auch vermittelſt der anſchauenden Erkenntniß vermögend, die Dinge zu unterſcheiden,

Die intellektuellen Ideen kommen nicht von den Sinnen.

Theophilus. Die intellektuellen Ideen, die zugleich die Quelle aller nothwendigen Warheiten ſind, kommen nicht von den Sinnen. Ueberdem wiſſen Sie auch, daß wir gewiſſe Ideen dem Nachdenken unſers Verſtandes über ſich

den, und erlangen Begriffe davon, ehe ſie noch der Sprache mächtig ſind: folglich haben ſie keine angebohrne Grundwarheiten dazu nöthig. Ob ſie aber zu dem Gebrauche der Vernunft, ohne Auferziehung und Umgang mit andern Menſchen, gelangen würden, daran iſt billig zu zweifeln, indem man ſieht, daß bey aufwachſenden Kindern der Gebrauch der obern Kräfte, nemlich des Verſtandes, der Vernunft, und des freien Willens, durch die Uebung, nicht ohne viele Mühe erlangt werden muß. Man pflegt daher auch zu ſagen: homines non naſcuntur, ſed fiunt. Wir haben ein merkwürdiges Exempel von einen zehnjährigen Knaben, den man im Jahre 1694 in den Wäldern an den littauiſchen und rußiſchen Grenzen unter den Bären gefangen hat. Von dieſen Knaben erzehlt Bernhard Connor in Euangelio medici Art. XV. pag. 133, daß er ganz wild ausgeſehen habe, lange Haare gehabt, und nicht die geringſten Merkmaale der Vernunft von ſich verſpüren laſſen. Er ſey auf Händen und Füſſen wie ein vierfüßiges Thier gegangen, und ſeine Stimme habe nicht die geringſte Aehnlichkeit mit einer Menſchenſtimme gehabt. Weil man nun an ihn noch eine menſchliche Geſtalt wahrgenommen; ſo habe man ihn tauffen laſſen, und an den Wänden aufrecht gehen gelehrt. Dabei ſey er immer voller Furcht, und zur Flucht geneigt geweſen, wie ein Thier, welches eingeſperrt iſt. Nach langer Zeit ſey er ganz zahm geworden, und habe zwar zu reden angefangen; aber mit einer rauhen und einem Menſchen ungewöhnlichen Stimme. Da man ihm nun wegen ſeines vormaligen Zuſtandes im Walde befragt: ſo habe er ſich deſſen ſo wenig zu erinnern gewußt, als wir uns erinnern können, was wir vorgenommen, da wir in der Wiege gelegen. Gedachter Autor führt noch ein Beyſpiel von einen ſolchen wilden und unter den Bären gefangnen Menſchen an, welches ihm der holländiſche Geſandte, Johann Peter von dem Brande, erzehlt hätte, der ihn ſelbſt zu Warſchau geſehen. Siehe Herrn D. Königs Schediaſma de hominum inter feras educatorum ſtatu naturali ſolitario, wo mehrere und neuere Exempel von dergleichen Kindern beygebracht werden.

„ ſich ſelbſt ſchuldig ſind.“ Uebrigens iſt freylich eine mit Worten ausgedrückte Erkenntniß der Wahrheiten, der

Zeit

Man erſieht hieraus zur Gnüge, daß nicht die Natur, ſondern in der That ein Menſch den andern vernünftig macht, und daß es hauptſächlich vermittelſt der Sprache geſchicht. Man bildet ſich zwar insgemein ein, es gelangten auch diejenigen zu dem Gebrauche der Vernunft, welche von ihrer Geburt, taub, und alſo auch ſtumm ſind. Allein das Widerſpiel davon legt ein beſonder Exempel deutlich an den Tag, welches in der Hiſtorie der Königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris Anno. 1705. angeführt wird. Nemlich eines Handwerksmannes Sohn zu Chartres, der von ſeiner Geburt an, bis in das vier und zwanzigſte Jahr, taub und ſtumm geweſen war, bekam das Gehör wieder, als er einſtmals bei den Gloken ſtund, da ſie geläutet wurden, und ihm darauf eine Feuchtigkeit aus den Ohren floß. Er war vorher von ſeinen, der Päpſtlichen Religion zugethanen Eltern, in allen dem unterrichtet worden, was die Beobachtung des äuſſerlichen Gottesdienſtes erforderte. Er bezeichnete ſich mit dem Kreutze; er beſprengte ſich mit Weyhwaſſer: er fiel auf die Knie und machte alle Geberden der betenden nach: Nachdem ſich nun das Gehör wieder bey ihm eingefunden hatte, und er ohngefehr vier Monathe darnach auch ziemlich reden konnte: ſo gaben ſich die Geiſtlichen Mühe, durch allerhand Fragen von ihm zu erforſchen, ob er von Gott, von der Seele, und von der Sittlichkeit ſeiner Handlungen einige Erkenntniß hätte. Aber ſie befanden nach langer Unterſuchung, daß er niemals den geringſten Begrif von allen dieſen Dingen gehabt hatte. Woraus denn klar erhellet, daß er es nur bey der bloßen Empfindung ſinnlicher Gegenſtände hatte bewenden laſſen; und daß überhaupt dergleichen Perſonen, andern Leuten in ihren vernünftigen Unternehmungen nur blindlings nachahmen. Herr Reinbeck iſt hier andrer Meinung, und ſucht vielmehr aus den erſtern und dritten der angeführten Exempel darzuthun, daß ein Menſch vernünftige Begriffe haben könnte, wenn er ſelbige gleich nicht in Worte einzukleiden, und zu reden nicht vermögend wäre. S. ſeine philoſophiſche Gedanken über die vernünftige Seele, §. 97. Er leget hauptſächlich zum Grunde, daß ſowohl der unter den Bären gefangne Knabe, als der ſtumm geborne Menſch, die Worte noch nicht hatten erlernt gehabt, dadurch ſie ſich auf die an ſie gethane Fragen ſattſam hätten ausdrücken können. Allein, ich ſollte wohl nicht meinen, daß man Fragen

bey

Zeit oder der Natur nach, jünger als eine ausgedrückte Erkentniß der Ideen. Denn die Natur der Wahrheiten

hängt

bey ihnen würde angeſtellt haben, wenn man nicht vorher ſchon gewußt hätte, daß ſie auch ſo viel reden, und Antwort geben könnten. Gegen die andern Beweisgründe, die Herr Reinbeck beigebracht, kann man halten, was Herr von Wolf in ſeiner Pſychol. rat. §. 46, und im Iure naturae, pag. 1. §§. 199, 200, von dieſer Materie ausgeführt hat.
Poley.

Kein Studium erfordert wohl mehr Beobachtungsgeiſt, als das Studium junger Kinder. Man kann, glaube ich, nur aus vielfältigen Verſuchen, mit Gewißheit ſagen, was aus ihnen werden könne, wenn man ſie von aller Geſellſchaft entfernt, und ihnen folglich alle Gelegenheit benimmt, durch Nachahmung zu deutlichen Begriffen zu gelangen. Lehrte die Erfahrung, daß Kinder, denen man ſorgfältig alle Mittel abgeſchnitten hätte, durch Geſellſchaft und Nachahmung zu Begriffen zu kommen, demohnerachtet auf Begriffe fielen, ſo wäre freilich mit mehr Sicherheit der Schluß auf gewiſſe angebohrne Ideen zu machen. Die vielfältigen Beiſpiele von Menſchen, die in der Wildniß aufgewachſen ſind, und die man hernach mit forſchendem Auge beobachtet hat, ſind nicht hinreichend, um etwas gewiſſes feſtzuſetzen. Nicht zu gedenken, daß man von beiden Seiten Beiſpiele hat, von Kindern, die in dem Walde aufgegriffen, und bey der beſten Erziehung und Belehrung doch Sprachlos, und ganz unwiſſend geblieben ſind, als der Knabe, der 1661 in den litthauiſchen Wäldern gefangen ward, und von andern, die nicht nur bald ſprechen lernten, ſondern auch ſonſt zu vielen Kenntniſſen gebracht wurden, als die le Blank des Herrn de la Rondamine; — deſſen nicht zu gedenken, ſo konnte im erſtern Falle, wo die aufgegrifne Kinder ſprachlos, und ohne Begriffe bleiben, manches den Erziehern zur Laſt geleget werden, und im letztern könnte man füglich die Inſtanz machen, daß die le Blank ehemals ſchon unter Menſchen gelebt, und hernach von denſelben verlaſſen worden wäre.

Man müßte alſo den Verſuch gleich von dem erſten Eintritt des neugebohrnen Kindes in die Welt anfangen. Es verſteht ſich, daß man ein geſundes, gut organiſirtes Kind ausſuchen müßte. Es müßte von allen Menſchen entfernt ſeyn, niemanden ſehen, auſſer ſeinen Wärter, und auch

den

hängt von der Natur der Ideen ab, bevor man ſie beide mit Worten ausdrückt. Die Warheiten aber, wobey die aus den Sinne kommende Ideen einen Einfluß haben, hängen wenigſtens zum Theil von den Sinnen ab. Die Ideen, die aus den Sinnen entſtehen, ſind verworren. Folglich werden die von ihnen abhängende Warheiten wenigſtens zum Theil verworren ſeyn. Die intellektuellen Ideen, und die davon abhängende Warheiten ſind deutlich. Weder jene noch dieſe entſtehen aus den Sinnen, ob wir gleich ohne die Sinne niemals an ſie denken würden.

Philalethes. Nach ihren Lehrſätzen haben die Zahlen intellektuelle Ideen. Denohnerachtet kommen alle die Schwierigkeiten, die ſich in Rückſicht auf ſie äuſſern, von der Bezeichnung der Ideen mit Worten. Ein erwachſener Menſch, zum Beiſpiele, weis, daß **Achtzehn und Neunzehn, Sieben und Dreißig** gleich ſind, mit eben der Evidenz, als er es weis, daß **Eins und Zwey, Drey gleich ſind.** Ein Kind hingegen begreift den erſten Satz nicht ſo leicht, als den andern, weil es die

---

den nicht immer; es müſſe hernach unter Menſchen gebracht werden, — und dann könnte man mit einiger Sicherheit entſcheiden.

Uebrigens wäre es freilich aus vielen Gründen der Mühe werth, die Kinder von dem erſten Hauche ihres Lebens genauer, und aufmerkſamer zu beobachten. Nicht nur für die Erziehungskunſt würde es reichen Nutzen gewähren, ſondern auch ſelbſt in die Pſychologie wohlthätigen Einfluß haben.

Möchten doch die Kuratoren der jetzigen Erziehungshäuſer in Deutſchland, (und die könnten es am erſten), einige Verſuche an Kindern machen, und dann das Reſultat ihrer Beobachtungen mittheilen.

Einer meiner Freunde machet dieſen Verſuch an einem Kinde. Freilich wird es immer ein Verſuch an einem Kinde bleiben; indeſſen verſpreche ich mir doch manches von demſelben.

Anm. des Ueberſ.

die Ideen nicht ſo geſchwind entſtehen laſſen kann, als die Worte.

Theophilus. Ich kann Ihnen leicht einreimen, daß es ſehr oft deßhalb ſo ſchwer ſey, die Warheiten mit Worten auszudrücken, weil es Mühe macht, die Ideen durch Worte entſtehen zu laſſen. Indeſſen ſind in dem von Ihnen gegebenen Exempel die Ideen ſchon wircklich entſtanden. Denn wer biß zehn, nur durch eine gewiſſe Verdopplung der Zahlen, zehn weiter vorwärts zählen kann, wird ohne weitere Mühe wiſſen, was 18, 19, 37, ſey, nemlich ein, zwey, oder dreymal 10, mit 8, 9, oder 7. Um aber hieraus herzuleiten, daß 18 und 19, ſoviel ſey, als 37, dazu wird ſchon mehr Aufmerkſamkeit erfordert, als, zu wiſſen, daß 2 und 1, drey machen. Denn dies iſt im Grunde nichts anders, als die Erklärung von Drey.

Philalethes. §. 18. Die Zahlen, oder die Ideen, die Sie intellektuelle nennen, haben nicht allein das Vorrecht, daß ſie auf Sätze führen, denen man, ſo bald man ſie hört, und die Worte verſteht, ſogleich, ſeinen vollen Beifall geben muß. In der Naturlehre, und in allen andern Wiſſenſchaften findet man ſie ebenfalls; ſo gar die Sinne helfen zu einigen ſolchen Sätzen. Zum Beiſpiel. Der Satz; **zwey Körper können nicht an einen Orte zugleich ſeyn**, iſt eine Warheit, daran man eben ſo wenig zweifelt, als an folgenden Sätzen. **Eſt iſt unmöglich, daß ein und daſſelbe Ding zu gleicher Zeit ſey, und nicht ſey. Weiß, iſt nicht roth. Ein Viereck, iſt kein Zirkel. Das Gelbe, iſt nicht Süß.**

Theophilus. Dieſe Sätze ſind von einander verſchieden. Der erſte, daß die Körper nicht können durchdrungen werden, bedarf eines Beweiſes. Wer mit den **Peripatetikern** und dem Ritter *) **Digby** wirkliche

Ken-

---

*) Der Ritter Digby ſpielte als Staatsmann, und Gelehrter eine anſehnliche Rolle.

Er

Kondenſationen, und Rarefaktionen im ſtrengen Verſtande annimmt, wird ihn läugnen. Ich will nicht einmal eines großen Theils der Chriſten erwähnen, welche glauben, daß das Gegentheil, ich meine die Durchdringlichkeit der Körper, Gott wohl möglich ſey. Die andern Sätze ſind **identiſch**, wenigſtens wird nicht viel daran fehlen. Identiſche, oder unmittelbare Sätze, bedürfen aber keines Beweiſes. Die, welche das, was die Sinne verurſachen, zunächſt angehen, zum Beiſpiele der, daß das Gelbe nicht die Süßigkeit ſey, wenden den identiſchen allgemeinen Satz nur auf beſondre Fälle an.

Philalethes. Ein jeder aus zwey verſchiednen Ideen, von denen eine die andre aufhebt, beſtehender Satz, zum Exempel, **ein Viereck iſt kein Cirkel, gelb iſt nicht ſüß**, wird gleichfalls, ſobald man nur die Worte verſteht, ganz gewiß als unwiderleglich angenommen werden, als der allgemeine Satz, **es iſt unmöglich daß ein Ding zu gleicher Zeit ſey, und nicht ſey.**

Theophilus. Dies kömt daher, weil der eine (nemlich der allgemeine Satz), das Principium, und der andere, (die Negation einer Idee von einer andern ihr entgegengeſetzten), die Anwendung deſſelben iſt.

Philalethes. Meiner Meinung nach hängt jener allgemeine Satz, ~~oder~~ vielmehr der Grund davon iſt, von dieſer Negation ab; ~~er iſt~~ auch weit leichter zu verſtehen, als ~~der~~; **einerley iſt nicht verſchieden;** ~~oder als der Satz, der alle Widerſprüche aufhebt.~~ Auf dieſe Art würde

[illegible]

Er war ein guter Philoſoph, ein großer Mathematiker, und ein vortreflicher Chymiſt. Man hat von ihm das bekannte ſympathetiſche Pulver.

Er ſchrieb über die Natur der Körper, und über die Unſterblichkeit der Seele. Ueber die letzte Materie unterredet er ſich mit DesKartes in Paris; ſie wurden aber, wie es gemeiniglich bey ſolchen Geſprächen zu gehen pflegt, nicht einig.

Anm. des Uebers.

[illegible] die Denkgesetze, nach welchen die Denkkraft sich selbst bildet. Es sind also auch die V., welche die Materie dieser Sätze ausmachen, nicht angebohren, [illegible] erworben. Wenn aber diese V. in Sätze verbunden werden, so kann das nicht anders geschehen als gemäß [illegible] angebohrnen [illegible] das Wesen der Denkkraft bestimmenden Gesetzen des Denkens.

de man von dieſer einzigen Art von Sätzen eine ſehr große Menge; als angebohrne Warheiten halten müſſen; ohne jetzt andrer Gattungen zugedencken. Da nun kein Satz angebohren ſeyn kann, wofern die Begriffe, aus denen er zuſammengeſetzt iſt, nicht auch angebohren ſind, ſo wird man annehmen müſſen, daß alle unſre Begriffe von den Farben, von den Tönen, von dem Geſchmacke, von den Figuren, u. ſ. w. angebohren ſind.

Theophilus. Ich kann nicht begreiffen, wie der Satz, **einerley iſt nicht verſchieden**, der Grund von den Satze des Widerſpruchs, und leichter, als er, ſeyn ſollte *). Denn man kann leichter behaupten, das A nicht B, als, daß A nicht A ſeyn könne. Der Grund, warum A nicht B ſeyn kann iſt der, weil B das A nicht in ſich enthält. Uebrigens iſt der Satz, **das Süſſe iſt nicht bitter**, in dem Sinne, in welchen wir den Ausdruck, **eine angebohrne Warheit**, verſtehen, nicht angebohren. Denn die Empfindung des Süſſen und des Bittern kommt von den äuſſern Sinnen. Folglich iſt es eine vermiſchte Konkluſion, (conclusio hybrita)' oder ein auf eine ſinnliche Warheit beruhendes Axiom. Den andern Satz hingegen, **ein Viereck, iſt kein Cirkel,** kann man angebohren nennen. Denn ſo oft man ihn genau anſieht, ſo wendet man den Satz des Widerſpruchs

---

*) Herr Locke muß noch einen ſehr ſchlechten Begriff von dem Hauptgrunde des Widerſpruchs und deſſen Gebrauche gehabt haben; weil er hier behauptet, der Satz: Einerley iſt nicht verſchieden; wäre vielmehr der Grund von dem Satze: Es iſt unmöglich, daß eben daſſelbige Ding zugleich ſey, und nicht ſey. So ſehe ich auch nicht, warum jener leichter, als dieſer zu verſtehn ſeyn ſollte, indem die Begriffe, aus welchen ſie zuſammengeſetzt ſind, in Anſehung ihrer Allgemeinheit, wenig von einander unterſchieden ſind, ſo daß ſie ſich beyde von einander ableiten laſſen. Derjenige Satz macht eben nicht gleich den erſten Hauptgrund aus, der etwas weniger Nachdenken erfordert, ſondern aus welchem ſich der Widerſpruch unmittelbar zu erkennen giebt.

Polyt.

ſpruchs auf das an, was der Verſtand von ſelbſt ſagt und behauptet, ſo bald er ſich nehmlich bewuſt wird, daß die angebohrne Ideen, ſolche Begriffe in ſich enthalten, die nicht neben einander beſtehen können.

Philalethes. §. 19. Wenn Sie annehmen, daß die beſondern, und ihrer Natur nach evidenten Sätze, deren Warheit man ſogleich einſiehet, als man ſie nur nennen höret, zum Beiſpiele, **grün, iſt nicht roth,** Folgerungen andrer noch allgemeinerer Sätze ſind, die man für angebohrne Grundwarheiten hält; ſo vergeſſen Sie, daß dieſe Sätze, als ausgemachte Warheit, ſelbſt von ſolchen angenommen werden, die von jenen allgemeinern Sätzen keine Kenntniß haben.

* Das ist nicht ganz richtig. Jeder vernünftige ~~[illegible]~~ urtheilt nach den Grundsätzen der Vernunft weil ihnen entgegen gar kein Urtheil statt findet, dann. Dem ist aber noch nicht ein vernünftiges Urtheil ein Enthymema. Denn viele Menschen kennen wirklich die Grundsätze der Vernunft nicht, sie können sie also auch nicht als Obersätze in ihren Schlüssen gebrauchen.

Theophilus. Darauf habe ich bereits im vorhergehenden geantwortet. Man beruft ſich auf dieſe allgemeinen Sätze, als auf die Oberſätze, die man ausläßt, wenn man in der Form eines Enthymema ſchließt. Denn, wenn wir auch gleich an das, was wir beim Schließen thun, nicht immer deutlich denken, ſo wenig als beim Gehen, oder Tanzen; ſo beſteht doch die Kraft des Schluß-Satzes zum Theil in dem Satze, den man ausläßt, und kann nirgends anders hergeleitet werden. Dies wird man gar bald einſehen können.

Die allgemeinen Warheiten, als die einfachen, ſind uns angebohren, und gelten den beſondern Warheiten ſo viel, als die Oberſätze in einem Enthymem.

Philalethes. §. 20. Aber die allgemeinen und abſtrakten Ideen kommen unſrer Seelen weit fremder vor, als die ganz beſondern Begriffe *) und Warheiten. Folglich ſind ſie der Seele weit natürlicher, als der

---

*) Jedoch, iſt der Verſtand zu ſeiner Reiſe gelangt, und hat ſich der Gebrauch der Vernunft gefunden: ſo wird ihm die Erkenntniß der allgemeinen und abgeſonderten Begriffe nicht viele Mühe machen, und er wird die Sätze, welche aus ſolchen Begriffen beſtehen, um ſo viel leichter überdenken und einſehen können, je allgemeiner und abgeſonderter die darinnen enthaltenen Begriffe ſind.

Poley.

Satz des Widerſpruches, deſſen Anwendung ſie nach Ihrer Meinung ſeyn ſollen.

Theophilus. So wie wir mit zuſammengeſetzten, und gröberen Ideen den Anfang machen, ſo ſind auch die beſondre Warheiten die erſtern, deren wir uns bewußt ſind. Das hindert indeſſen nicht im geringſten, daß die Natur nicht mit dem Leichtern anfangen, und daß beſondre Wahrheiten nicht in allgemeinern, deren Beiſpiele ſie nur ſind, gegründet ſeyn ſollten. Wenn wir auf das, was in uns ſelbſt bereits weſentlich liegt, ehe wir eine Sache appercipiren, ſehen, ſo müſſen wir allerdings mit dem Leichtern den Anfang machen. Die allgemeinen Grundwarheiten ſind gleichſam die Seele unſrer Gedanken, und verketten ſie auf das genauſte unter einander. So nöthig die **Muskeln und Sehnen zum Gehen** ſind, ſo unentbehrlich **ſind ſie zum Denken**, wenn man ſich auch deſſen nicht **bewußt** iſt. Die Seele ſtützt ſich beinahe alle Augenblicke auf ſie; es wird ihr aber gewiß nicht leichte, ſie zu entwickeln, und ſich dieſelbe einzeln deutlich vorzuſtellen. Dies ſetzt ſchon einen hohen Grad der Aufmerkſamkeit voraus, den der größte Theil der Menſchen nicht erreichen kann, weil er ſo ſehr ſelten über eine Sache nachdenkt. Die Chineſer haben, wie wir, artikulirte Töne. Und doch haben ſie aus dieſen Tönen noch kein Alphabet gemacht, und bedienen ſich einer ganz andern Methode zu ſchreiben. Wir haben mithin **wirklich vieles** in unſrer **Gewalt**, ohne es zu wiſſen.

Deren wir uns wenig bewußt ſind als der Muskeln und Sehnen beym Gehen.

Philalethes. §. 21. Wenn ſich die Seele bey gewiſſen Warheiten ſo bald beruhigt, und ihnen ſo willfährigen Beifall giebt, ſollte das nicht eher aus der Anſchauung der Natur der Sachen, die ihr kein anders Urtheil erlaubt, als daher kommen, daß dieſe Sätze der Seele mit ihrer Natur eingeſchrieben ſind?

Theophilus. Beides iſt richtig. Die Natur der Sachen, und die Natur unſrer Seelen kommen hier in Beſchlag. Da Sie nun die Betrachtung der Sache ſelbſt, der Apperception deſſen, was der Seele eingedruckt iſt, entgegen ſetzen; ſo folgt aus eben dieſem Einwurfe, daß die, deren Parthey Sie nehmen, durch **angebohrne Warheiten** nichts anders verſtehen, als was man natürlicherweiſe, gleichſam **durch einen Inſtinkt** billigen würde, wenn man es auch nur dunkel kennen ſollte. Es giebt Warheiten von dieſer Beſchaffenheit, und es wird ſich wohl Gelegenheit finden, von ihnen weitläuftiger zu reden. Indeſſen ſetzt das, was man das **natürliche Licht** nennt, eine deutliche Erkenntnis zum voraus, und ſehr oft iſt die Betrachtungen der Natur der Sache nichts anders, als die Erkenntniß der Natur unſrer Seele, und der angebohrnen Begriffe, die man nicht nöthig hat, auswärts zu ſuchen. Ich nenne alſo angebohrne Warheiten nur allein diejenigen, die bereits durch dergleichen angeſtellte Betrachtungen als wahr erkannt werden.

Auf den im 22ſten §. enthaltenen Einwurf, daß, wenn man behauptete, die angebohrnen Begriffe wären implicite in der Seele, das nur ſo viel heiſſe, die Seele beſitzt eine Kraft, ſie zu erkennen, habe ich bereits im 5ten §. geantwortet, daß unſre Seele auſſerdem noch die Kraft habe, die Ideen an ſich ſelbſt zu finden, und eine Anlage, ihnen Beifall zu geben, ſo bald ſie nur gehörig über dieſelben nachdenkt.

Philalethes. §. 23. Sie ſcheinen alſo damit ſagen zu wollen, daß diejenigen, denen man dieſe allgemeine Sätze zum erſtenmale ſagt, nichts Neues lernen. Aber ſie lernen doch erſtlich die Namen, alsdann die Warheiten, und ſelbſt die Ideen, in welchen dieſe Warheiten gegründet ſind.

Theophilus. Von den Namen der Dinge iſt hier gar nicht die Rede. Dieſe ſind in gewiſſem Sinne ganz willkührlich, da die Ideen und Wahrheiten natürlich ſind.

Was dieſe Ideen und Wahrheiten aber betrift, ſo legen ſie uns eine Lehre zur Laſt, von der wir außerordentlich weit entfernt ſind. Ich gebe zu, daß wir die angebohrnen Begriffe und Wahrheiten auch erlernen, wir mögen nun auf die Quelle, woraus ſie entſtehen, Acht haben, oder ſie durch die Erfahrung beſtätigen. Mithin behaupte ich nicht, wie Sie in dem angeführten Falle meinen, daß wir nichts neues lernen. Auch den Satz, **das, was man lernet, iſt nicht angebohren**, würde ich nicht zugeben. Die Warheiten der Zahlen ſind in uns. Demohnerachtet lernen wir ſie, **entweder**, indem wir ſie aus ihrer Quelle herleiten, wenn wir ſie auf eine demonſtrativiſche Weiſe lernen, (daraus erhellet, daß ſie angebohren ſind), **oder**, indem wir ſie in Exempeln unterſuchen. Dieſen Weg gehen die Arithmetiker von der gewöhnlichen Art, die ihre Regeln gleichſam durch eine Ueberlieferung erlernen, da ſie die Gründe derſelben nicht kennen, und ſogar ehe ſie andre darinn unterrichten, ſo häufige Proben und Verſuche anſtellen, als es ihnen nur immer möglich iſt, um die Richtigkeit derſelben außer allem Zweifel zu ſetzen.

Wir lernen die angebohrnen Ideen der Dinge eben ſo gut, als die andere, indem wir ſie entweder aus ihrer Quelle, nemlich der Vernunft, ableiten, oder indem wir ſie durch die Erfahrung beſtätigen.

Daher kommt es, daß mancher gelehrte Mathematiker, wenn er die Quelle, aus der ein andrer ſeine Erfindung geſchöpfet hat, nicht kennt, ſich an dieſer Induktions Methode begnügen laſſen müſſe, um ſie unterſuchen zu können. So prüfte ein berühmter Gelehrter, als ich in Paris war, meinen arithmetiſchen Tetragonismus ſehr weitläuftig und verglich ihn, weil er einige Fehler zu finden glaubte, mit den Zahlen des **Ludolph**. Er hat auch Grund genug, ſo lange daran zu zweifeln, bis man ihn eine Demonſtration geben kann, wodurch die Verſuche unnütz gemacht werden, die man ſonſt immer weiter fortſetzen könnte, ohne zur Gewißheit zu kommen. Denn, es giebt Progreßionen, in denen man ſehr weit vorwärts gehen kann, ehe man die Veränderungen, und die Geſetze derſelben ausfindig macht.

Philalethes. Könnte man nicht annehmen, daß nicht nur die Ausdrücke, oder die Worte, die wir brauchen, ſondern auch ſo gar die Ideen von außen kämen?

Wenn die intellektuellen Ideen von außen kommen ſollten, ſo müßten wir ſelbſt außer uns ſeyn.

Theophilus. "Dann müßten wir uns „ſelbſt außer uns befinden. Denn die in„tellektuellen Ideen, oder die Reflektionen die „wir machen, ſind ja aus unſrer Seele entſtan„den." Ueberdem möchte ich wohl wiſſen, wie wir die Idee von einem Dinge haben könnten, wenn wir nicht ſelbſt ein Ding wären, und alſo das Ding nicht in uns ſelbſt fänden?

Philalethes. Wie gefällt Ihnen die Aufforderung eines meiner Freunde? **wenn jemand einen Satz finden, und mir ihn nennen wollte, deſſen Ideen angebohren wären, ſo würde er mir in der That keinen größern Gefallen erweiſen können.**

Theophilus. Ich würde ihm die arithmetiſchen Sätze nennen, die von dieſer Beſchaffenheit ſind, denn unter nothwendigen Warheiten würde man keine andre finden können.

Philalethes. §. 25. Das möchte wohl ſehr vielen ſeltſam und auffallend ſcheinen. Wie kann man ſagen, daß die ſchwerſten, und tiefſinnigſten Wiſſenſchaften angebohren ſind?

Die Erkenntniß der nothwendigen Warheiten iſt der Seele nicht wirklich, ſondern nur dem Weſen, und der Kraft nach angebohren.

Theophilus. Ihre wirkliche Erkenntniß iſt der Seele freilich nicht angebohren, aber diejenige, die man eine Erkenntniß der Kraft, und dem Weſen nach, (connoiſſance virtuelle), nennen konnte. So iſt die Figur, die aus dem Marmor entſtehen ſoll, in ſeinen Adern bereits gezeichnet, und alſo in dem Marmor ſelbſt, noch ehe man ſie beim Arbeiten endecket.

Philalethes. Sollte es wohl möglich ſeyn, daß Kinder, die die Begriffe, die ihnen von außen beigebracht werden, annehmen und ihren Beifall geben, nicht auch von denen einige Kenntniß haben ſollten, die man bey ihnen für angebohren, und für einen Theil ihrer Seele hält, in welche ſie mit unauslöſchlichen Zügen eingegraben ſind, und zum Grunde aller andern dienen ſollen? Wenn ſich dies ſo verhielte, ſo würde die Natur etwas vergebliches veranſtaltet, oder wenigſtens dieſe Züge ſehr unleſerlich eingeſchrieben haben, da nicht einmal die Augen, welche ſonſt ſehr weit und gut ſehen, ſie unterſcheiden könnten.

Theophilus. Das Bewußtſeyn, deſſen, was in uns iſt, hängt von der Aufmerkſamkeit und von der Ordnung ab. Nun iſt es nicht nur möglich, ſondern auch warſcheinlich, daß die Kinder auf ſinnliche Begriffe aufmerkſamer ſind, weil hier das eigne Bedürfniß ihnen Geſetze vorſchreibt. Indeſſen lehrt die Erfahrung, daß die Natur die angebohrne Begriffe uns nicht ohne Nutzen eingedruckt habe, weil wir ohne ihre Hülfe, ſchlechterdings zu keiner wirklichen Erkenntniß der nothwendigen Warheiten in den demonſtrativiſchen Wiſſenſchaften, und nie auf die Gründe der Thatſachen gelangen würden. Alsdenn hätten wir aber nichts vor den Thieren zum Voraus.

Ohne angebohrne Kenntniſſe würden wir niemals auf die wirkliche Erkenntniß der nothwendigen Warheiten kommen.

516

Philalethes. Wenn es angebohrne Warheiten giebt, muß es alsdann nicht auch angebohrne Gedanken geben?

Theophilus. Das folgt keinesweges. Denn die Gedanken ſind Handlungen, die Erkenntniſſe aber, oder die Warheiten, in ſo fern ſie in uns ſind, wenn wir auch nicht an ſie denken, ſind nur Fertigkeiten und Anlagen. Oft wiſſen wir auch viele Dinge, an die wir aber nicht denken.

Die Gedanken ſind nicht angebohren. Denn ſie ſind wirkliche Handlungen, und nicht bloß Fertigkeiten.

Philalethes. Es läßt ſich kaum begreifen, daß eine Warheit in der Seele wirklich liegen ſollte, an die ſie niemals gedacht hat.

Theophilus. Das iſt eben ſo, als wenn jemand ſagen wollte; es ließe ſich ſchwerlich gedenken, daß es in dem Marmor Adern gebe, ehe man ſie entdecke. Beinahe ſcheint überhaupt der ganze Einwurf eine **Petitio Principii** zu ſeyn. Wer angebohrne Warheiten annimt, ohne ſie zugleich auf die Platoniſche Reminiſcenz zu gründen, wird auch ſolche annehmen, an die man noch nie gedacht hat. Sonſt beweiſe dies Raiſonnement zu viel. Denn wenn die Warheiten wirklich Gedanken ſind, ſo werden wir nicht nur diejenigen verlieren, die wir nie gedacht haben, ſondern auch die, an die wir zwar ehemals gedacht haben, aber jetzt nicht mehr denken. Sind hingegen die Warheiten keine Gedanken, ſondern Fertigkeiten, Gewohnheiten, ſie mögen nun natürliche, oder erlangte ſeyn, ſo ſehe ich gar keinen Grund, warum nicht manche in uns liegen ſollten, an die wir nie gedacht haben, und nie denken werden.

Philalethes. §. 27. Wären die allgemeinen Warheiten angebohren, ſo müßten ſie in der Seele gewiſſer Menſchen, in denen wir aber nicht die geringſte Spur von ihnen entdecken, klärer und deutlicher erſcheinen, ich meine in der Seele der Kinder, einfältiger Leute, und der Wilden. Denn unter allen Menſchen hat Gewohnheit, und Erziehung ihre Seele am wenigſten verändert, und in eine neue Form gegoſſen.

Theophilus. Meiner Meinung nach wird man ganz anders ſchließen müſſen. Angebohrne Begriffe laſſen ſich bloß durch genaue Aufmerkſamkeit unterſcheiden. Dieſe Art von Menſchen haben aber entweder gar keine Aufmerkſamkeit, oder ſie richten ſie auf etwas ganz anders. Sie denken, außer den Bedürfniſſen ihres Körpers, faſt an gar nichts. Unvermiſchte, und reine Gedanken ſetzen hingegen eine größere Genauigkeit voraus. Freilich iſt die Seele der Kinder und der Wilden durch Erziehung und Gewohnheit am allerwenigſten ungeändert; auf der andern Seite iſt ſie aber auch durch keinen Unterricht, der zur Aufmerkſamkeit beiträgt, erhöhet worden. Es wäre unbillig und ungerecht, wenn in der Seele, die es nicht verdient, und die durch das dicke Gewölbe der Unwiſſenheit verfinſtert iſt, lebhaftere und erleuchtetere Kenntniſſe ſeyn ſollten. Ich möchte nicht gern, **Philaleth**, daß Jemand, der ſo geſchickt iſt, wie Sie, oder, als unſer vortreflicher Verfaſſer, der Unwiſſenheit, und der Barbarie ſo viel Ehre anthät. Man könnte ſonſt gar ſagen: Je weniger man weis, je nähere Schritte thut man zu dem Glücke, das eine Marmorplatte, als ein Stück Holz hat, nemlich ſich nicht zu irren, und nicht zu ſündigen. Zum Unglück aber iſt dies ganz falſch. So lange man noch einiger Erkenntniß fähig iſt, ſo lange wird man ſich vergehen, wenn man ſie nicht zu erlangen ſuchet, und man wird um ſo viel ehr ſie nicht zu erlangen ſuchen, je weniger Unterricht man gehabt hat.

Zweites Hauptſtück.

Es giebt keine praktiſche angebohrne Grundwahrheiten.

Philalethes.

§. 1. Die Moral iſt eine demonſtrativiſche Wiſſenſchaft, demohnerachtet giebt es keine angebohrne Grundwarheiten in derſelben. Es würde ſo gar ſchwer halten, eine einzige Vorſchrift der Moral von der Beſchaffenheit zu finden, daß man ihr einen ſo allgemeinen und ſchleunigen *) Beifall geben könnte, als dem Satze, **was iſt, das iſt.**

---

*) So bald man dies von der Mühe verſtehet, die die Anwendung der allgemeinen Sätze in der Moral auf einzelne Fälle, und die kluge Auswahl des Ortes und der Zeit, wo die Ausnahme gemacht werden ſoll, verurſachet; ſo kann es allerdings in gewiſſem Sinne behauptet werden, was Locke ſagt, daß es ſchwer werden würde, einer einzigen moraliſchen Vorſchrift einen ſo allgemeinen Beifall zu ertheilen, als dem Satze, was iſt, das iſt.

Sonſt ſehe ich gar nicht ein, warum nicht gewiſſe allgemeine Pflichten gegen Gott, z. B. beſonders gegen uns ſelbſt.

Die Wahrheiten der Vernunft können nicht ſo unmittelbar ſeyn, als die identiſchen.

Theophilus. Es läßt ſich ſchlechterdings nicht gedenken, daß es noch andere ſo evidente Warheiten der Vernunft gebe, als die **identiſchen**, oder die **unmittelbaren**. – Denn, ob man gleich im Grunde behaupten kann, daß es in der Moral Grundwarheiten gebe, die nicht demonſtrirt werden können, und daß unter andern dieſe darunter gehöre *) die am häufigſten angewendet wird, daß man **die Traurigkeit fliehn, und ſein Vergnügen befördern** muß; ſo muß man doch hiebey die Einſchränkung machen, daß dies keine durch die bloße Vernunft bekannte, ſondern überdem noch auf dies innre Gefühl, oder auf verworrne Begriffe gegründete Warheit ſey. Denn die Natur, der Freude und Traurigkeit läſſet ſich nicht empfinden.

Die Grundwarheiten der Moral ſind nicht blos aus der Vernunft bekannt. Sie gründen ſich überdem noch auf die innere Erfahrung und auf den Inſtinkt.

Phi-

ſelbſt, allgemein, und mit großer Bereitwilligkeit angenommen werden ſollten, und müßten. Mich dünkt, die Obliegenheit, nichts gegen meinen Körper zu thun, wodurch er verletzet, oder beſchädiget wird, liegt mir ſo deutlich vor Augen, daß ich ihr ſo gleich meinen Beifall ſchenken werde.

So giebt es noch mehrere Moralgeſetze, wo das Gefühl ſo gleich für ihre allgemeine Verbindlichkeit entſcheidet.

Ganz anders verhält es ſich bey der gehörigen Verbindung der einzelnen Fälle, wo das Moralgeſetz in Ausübung gebracht werden ſoll, mit dem Geſetze ſelbſt. Da kommen Leidenſchaften, Temperament, äußerliche Glücksumſtände, Miſchung der Gelegenheiten und Vorfälle, auch ſo gar Organiſation des Körpers auf mannichfaltige Weiſe in Beſchlag.

Anm. des Ueberſ.

*) Das, was für uns gut iſt, zu thun, das zu laſſen, was für uns nicht gut iſt; bleibt wohl in aller Abſicht ein allgemeines Moralgeſetz. Da nun die Wörter gut und böſe den Begrif von Luſt und Schmerz einſchließen, mithin auf alle empfindende und denkende Weſen eine ausſchlieſſende Beziehung haben, ſo hat man das erſte Moralgeſetz unter andern ſo ausgedrückt: ſuche Vergnügen, und meide das

Miß-

Philalethes. Nur durch Raiſonnements, durch Unterredungen, und durch Anſtrengung unſers Geiſtes überzeugen wir uns von den praktiſchen Warheiten.

Theophilus. Wenn auch das wäre, ſo würden ſie doch angebohren ſeyn. Indeſſen ſcheint dieſer Satz eine andre Beſchaffenheit zu haben; er wird nicht durch die Vernunft, ſondern gleichſam durch einen **Inſtinkt** er-

---

Mißvergnügen. Oder: trachte nach Luſt, und verabſcheue den Schmerz. Oder; wähle die Freude, und fliehe die Traurigkeit.

So lange die Welt geſtanden, hat die Unterſuchung deſſen, was in jedem einzelnen Falle gut iſt, und alſo Freude macht, nicht wenig Mühe verurſacht. Die Streitigkeiten der alten Philoſophie über das höchſte Gut, können als ein erläuterndes Beiſpiel eine Stelle hier einnehmen. Mich dünkt immer noch, daß Epikur dies Moralgeſetz nicht uneben ausgedrückt habe. Sollte nicht der Apoſtel Paulus mit ſeiner Ermahnung, freuet euch allewege, daſſelbe geſagt haben? und iſt nicht der Hauptentzweck der ganzen nähern Offenbahrung, deren ſich die Chriſten mit Recht rühmen, die Zufriedenheit und Ruhe des menſchlichen Herzens?

Da nun Vergnügen in der Summe der angenehmen Empfindungen, und Traurigkeit in der Summe der unangenehmen beſteht, beide aber der Art und den Graden nach ungemein verſchieden ſind, ſo liegt es nun uns ob, die Empfindungen mit einander zu vergleichen, uns zu entſchließen, welche unter mehrern aufgeopfert, und welche gewählt werden müſſe.

Die Natur des Vergnügens, und des Schmerzes läßt ſich nicht empfinden.

Daraus ſchließt der Herr von Leibniz ganz richtig auf ein innres Gefühl der moraliſchen Geſetze. Schmerz und Luſt läßt ſich freilich fühlen, aber deutliche Begriffe davon ſind nicht immer in der Seele gegenwärtig. Im Augenblicke des Genuſſes eines Vergnügens verdunkeln ſich alle einzelne Begriffe, und ſo verhält es ſich bey der Unluſt und den Schmerze auch.

Dieſe Einrichtung unſrer Natur iſt auch in aller Abſicht für uns ſehr wohlthätig.

Anm. des Ueberſ.

kannt. Er iſt eine angebohrne Grundwarheit; er hat aber an dem natürlichen Lichte, das ſich in uns befindet, keinen Antheil; man kann ihn nicht in einem völlig reinen Lichte erkennen.

Setzt man ihn aber erſt einmal als gewiß voraus, gründet man ihn erſt ganz feſte, ſo laſſen ſich auch aus demſelben manche Folgerungen in ſcientiviſcher *) Ordnung ziehen. Daher trete ich Ihrer Meinung ſehr gern bey, und halte mit Ihnen die Moral für eine demonſtrativiſche Wiſſenſchaft. Lehret ſie nicht manche Warheiten in einer ſo ſtarken Evidenz, daß ſelbſt der Dieb, der Seeräuber und der Bandite, ihnen zu folgen, ſich gezwungen fühlet?

Philalethes. §. 2. Die Banditen beobachten allerdings die Regeln der Gerechtigkeit unter einander. Aber, ohne ſie als angebohrne Grundwarheiten anzuſehn.

Theophilus. Was ſchadet dies? bekümmert man ſich wohl um die Grundſätze der Theorie?

Philalethes. Sie beobachten die Pflicht der Gerechtigkeit, als eine **Regel der Schicklichkeit** **), de-

---

*) Herr von Leibniz will ſo viel ſagen. Es könne der Moral nicht das geringſte ſchaden, daß manche ihrer Grundwahrheiten der Demonſtration unfähig wären, weil man aus einem Principium, welches nicht demonſtrirt werden könne, demohnerachtet viele Folgerungen in ſcientiviſcher Methode hergeleitet ~~werden~~ könnten.

Eben der Fall findet auch bey andern demonſtrativiſchen Wiſſenſchaften ſtatt. In der Theologie zum Beiſpiel.
Anm. des Ueberſ.

**) Das Syſtem, welches die Schicklichkeit zum Weſen der Tugend macht, iſt ſehr alt. Plato und Ariſtoteles nahmen es an, und bauten es von Grund aus in die Höhe.

Bekanntermaßen nahm Plato neben dem Vermögen zu urtheilen, einen zürnenden, und begehrenden Theil der Seele an. Wenn dieſe drey verſchiedne Theile unſrer Na-

tur

deren Ausübung für die Erhaltung ihrer Geſellſchaft ſchlechterdings nothwendig iſt.

Theo-

tur in vollkommner Einigkeit mit einander waren, ſo entſtand aus dieſer vollkommnen und gänzlichen Harmonie der Seelen die Tugend, die durch ein Wort ausgedruckt wurde, das wir gemeiniglich durch Mäßigkeit überſetzen, das aber ſüglicher durch gute Gemüthsfaſſung überſetzt werden müſſe.

Die Gerechtigkeit bedeutet bey ihm, ſo wie bey gewiſſen alten Pythagoräern die vollkommne Tugend, eine vollkommne Schicklichkeit des Verhaltens.

Ariſtoteles geht hierinnen nicht ſehr von Plato ab. Er ſetzt die Tugend in die Fertigkeit, der richtigen Vernunft zu folge zwiſchen zwoen Abwegen die Mittelſtraße zu halten. Plato ſcheint hingegen der Meinung geweſen zu ſeyn, daß richtige Empfindungen und vernünftige Urtheile über das, was gethan, oder gelaſſen werden ſoll, allein zureichend wären, die allervollkommenſte Tugend zu erzeugen.

Zeno und ſeine Schüler näherten ſich gleichfalls einem Begriffe von Schicklichkeit und Tugend, der von demjenigen nicht ſehr unterſchieden war, welchen Ariſtoteles und die alten Peripatetiker vertheidigten.

Auch unter den Neuern glauben ſehr viele, daß die Tugend in der Schicklichkeit, oder in der Uebereinſtimmung der Neigung, aus der die Handlung entſpringt, mit der Urſache, oder dem Objekte, das ſie verurſachet, beſtehe. Hieher gehören Klarke, Woolaſton, Schaftesbury. Andre halten Klugheit, andre Wohlwollen für das Weſen der Tugend.

Eben ſo verſchieden ſind die Syſteme, durch die man die Kraft, und die Mittel erklären will, wodurch die Seele eine Art des Verhaltens der andren vorzieht. Selbſtliebe, Vernunft und moraliſches Gefühl ſind es, auf die man hiebey vorzüglich Rückſicht genommen hat.

Hobbes, Puffendorf, Mandeville, Helvetius leiten den Grund, warum wir eine Sache billigen, und die andre mißbilligen, aus der Selbſtliebe her.

Rudworth giebt die Vernunft als einen Beſtimmungsgrund unſerer Wahl an.

Hut-

Theophilus. Recht gut. In Abſicht der Menſchen überhaupt kann man nichts beſſers behaupten. Daher ſind auch dieſe Geſetze, als Folgerungen aus dem Triebe unſrer Selbſterhaltung, und der Erhaltung unſrer Güter in die Seele eingeſchrieben. Sollte aber wohl jemand glauben können, daß ich die Warheiten in dem Verſtande, ſo neben einander ſtellte, als der Prätor auf ſeinem Album die abzuleſende Edikte aufzeichnet, daß ich ſie mithin von einander unabhängig mache? Des Inſtinkts, der Menſchen für Menſchen geneigt macht, will ich gar nicht gedenken. Ich werde bald davon reden. Ich betrachte anjetzt die Warheiten nur in ſo fern, als ſie ſich durch die Vernunft erkennen laßen.

Die Wahrheiten ſind in dem Verſtande nicht auf eine unabhängige Weiſe vorhanden.

Ich nehme alſo ferner an, daß gewiſſe Vorſchriften der Gerechtigkeit ſich nicht würden in der Strenge, und der Ausdehnung demonſtriren laſſen, wenn man nicht das Daſeyn Gottes und die Unſterblichkeit der Seele als eine Vorausſetzung annehmen wollte. Daher ſind auch die Vorſchriften der Moral, wozu uns der Inſtinkt der Menſchlichkeit nicht antreibt, nur als andere abgeleitete Warheiten in die Seele geſchrieben. Diejenigen indeſſen, die die Ge-

Die Wahrheiten, worauf uns der Inſtinkt nicht führet, ſind nur abgeleitete.

Hutcheſon erklärt alles aus einem gewiſſen innren Gefühle, das ſich beim Anblicke gewiſſer Handlungen und Geſinnungen ſo gleich in der Seele äußert, von denen einige dies Vermögen auf eine angenehme, andre auf eine unangenehme Weiſe rühren. Dies Gefühl nennt er, und ſeine Schüler das moraliſche.

Herr von Leibniz ſcheint auch dafür zu ſeyn.

Man kann die Abhandlung des Herrn Profeſſor Feder, über das moraliſche Gefühl hierüber nachleſen. Sie findet ſich im deutſchen Muſeum.

Ob nun, bey der Vorausſetzung eines ſolchen innren Gefühls, angenommen werden könne, daß es der Seele angebohren ſey, oder nicht; iſt auſſerordentlich ſchwer zu entſcheiden.

Anm. des Ueberſ.

Gerechtigkeit *) allein auf die Nothwendigkeiten und Bedürfniſſe dieſes Lebens gründen, und das Vergnügen, wel-

Demohnerachtet iſt ſie auch, ohne alle Rückſicht auf Gott und Unſterblichkeit, eine Pflicht, wozu nur Nachdenken, und eine vernünftig geordnete Selbſtliebe bringt. Sollten die Exempel von rechtſchafnen Atheiſten etwas erweiſen können; ſo würde es keine ſonderliche Mühe koſten, alle, die es entweder wirklich geweſen, oder davor gehalten worden ſind, nach genaurer Unterſuchung hieher zu rechnen. Die Furcht und die Liebe gegen Gott ſollten wohl der beſte Beſtimmungsgrund aller unſrer Handlungen ſeyn, aber wie ofte ſind ſie es wohl? Iſt nicht der eingebildete Ruhm, die Furcht vor der Strafe, das Temperament, und inſonderheit die Selbſtliebe das, was die Menſchen anfeuert, unter einander gerecht zu ſeyn? Ein jeder greife in ſeinen eignen Buſen; (wenige und bewährt gefundne Beiſpiele der Tugend ausgenommen, denn überhaupt hat doch wohl Machiawell Recht, die mehrſten Menſchen ſind weder recht laſterhaft, noch tugendhaft, ſie halten die Mittelſtraße), und ich bin verſichert, daß, wenn er auf ſeine Handlungen Achtung gegeben, und die gehörige Aufrichtigkeit beſitzt, er zugeben wird, daß zwey Drittheil ſeiner, guten Handlungen nicht in der Ehrerbietung und Liebe gegen Gott, ſondern vielmehr, daß ich es kurz ſage, in der Eigenliebe ihren Grund haben. Die Bewegungsgründe, die aus dem Daſeyn Gottes hergenommen werden, ſcheinen den Menſchen viel zu entfernt, als daß ſie ihre Handlungen darnach beſtimmen ſollten. So iſt es aber mit den erſten nicht beſchaffen. Man ſieht alle Tage Glaubensformulare, an denen man viel auszuſetzen hat, unterſchreiben, und warum? um genugſam leben zu können. Ich will ein ander Beiſpiel anführen, das bekannter und auch einleuchtender iſt. Ein Soldat hält ſeine Ehre etwan eines Schimpfs wegen beleidigt, er fordert den Beleidiger heraus, und will lieber, daß er, umkommen ſoll, als einen ſolchen Schimpf auf ſich ſitzen laſſen. Ich brauche wohl nicht zu ſagen, daß hier die Ehre alle andre Bewegungsgründe überwiegt. Ich würde unendlich viele Beiſpiele herſetzen können, wenn ich nicht überzeugt

---

*) Wie die Moral überhaupt genommen, durch das Chriſtenthum außerordentlich viel gewonnen hat, ſo muß auch die Pflicht der Gerechtigkeit allerdings eine höhre Stufe durch die evangeliſche Moral betreten haben.

welches ihnen die Ausübung derſelben verſchaffen, und das um ſo viel gröſſer ſeyn muß, wenn Gott der Grund derſelben iſt, gar nicht in Rechnung bringen; gleichen der Geſellſchaft der Banditen einigermaßen:

Sit ſpes fallendi, miſcebunt ſacra profanis.

Philalethes. §. 3. Ich geſtehe Ihnen zu, daß die Natur den Wunſch glücklich zu ſeyn, und einen ſehr ſtarken Abſcheu vor allem Elend allen und jeden Menſchen eingeprägt haben. Dies ſind im eigentlichen Verſtande angebohrne praktiſche Grundwarheiten. Sie haben nach der allgemeinen Beſtimmung einer jeden praktiſchen Grundwarheit auf alle unſre Handlungen einen immerwährenden Einfluß. Aber das ſind auch Neigungen der Seele zum Guten, und gewiß keine Eindrücke einer in unſern Verſtand geſchriebnen Warheit*).

Theo-

---

zeugt wäre, daß einem jeden meiner Leſer dergleichen in Menge beifielen.

Ich komme nun wiederum auf die Gerechtigkeit zurück. Und es iſt ausgemacht, daß dieſelbe aus den angeführten Gründen in einem völlig atheiſtiſchen Staat würde ausgeübt werden. Es würden Obrigkeiten darinnen beſtellt ſeyn, die die Widerſpenſtigen dazu antreiben würden, wenn die vorgetragnen Grundſätze bey ihnen etwa nicht anſchlagen ſollten. Würde freilich dieſer Staat aus lauter ſolchen Leuten beſtehn, die ihre Handlungen, nach den oben beſchriebnen Grundſätzen beſtimmten, ſo gebe ich gerne zu, daß ſie auch wegbleiben könnten. Dies möchte aber auch in dieſen Staat nur ein frommer Wunſch bleiben. Die Kunziſche Republick der Atheiſten kann alſo was dieſen Punkt betriſt, nicht beſtehn.

Anm. des Ueberſ.

*) Es iſt bekannt, daß Locke angebohrne Neigungen annahm, ob es gleich ſeinen ſonſt angenommnen Syſtem zu widerſprechen ſcheint; Malebranche vertheidigt ſie gleichfalls. Bey genauerer und reifrer Ueberlegung fällt aber der Ungrund ſogleich in die Augen, und es wird immer ein Fehler des Erſchleichens bleiben, angebohrne Neigungen behaupten zu wollen.

In

Theophilus. Ich freue mich ungemein, daß Sie wirklich angebohrne Wahrheiten glauben. Dies Principium

---

In einer jeden Neigung läßt ſich dreierley unterſcheiden:

1) eine Kraft der Seele, die ohne Unterlaß wirken muß.

2) ein gewiſſes Objekt, worauf ſie gerichtet iſt.

3) Die wirkliche Anſtrengung dieſer Kraft, welche ſie nun auf das Objekt ſelbſt hinrichtet.

Da die Seele als eine einfache Subſtanz nur eine Kraft haben kann; ſo müſſen folglich alle Veränderungen in der Seele durch dieſe eine Kraft erzeuget und bewirket werden. Es kann alſo keine eingepflanzte Neigung, die als eine beſondre Kraft für ſich wirkte, in derſelben ſtatt finden. Wir fühlen es, daß wir eine Kraft haben, von einer Vorſtellung zur andern zu kommen. Neigungen ſind nie ohne Vorſtellungen, dieſe können aber ſehr gut ohne Neigungen ſtatt finden — folglich können die Neigungen nicht die erſte Kraft der Seele ſeyn.

Ueberdem wird die Kraft der Seele nicht auf äußere Objekte wirken können, wenn ſie die Objekte nicht kennet. Sie muß ſich dieſelben vorſtellen, entweder als gut, oder als nicht gut. Daher die Neigungen, und die Abneigungen.

Die Seele ſtellt ſich nun eine Sache entweder dunkel, oder deutlich als gut oder nicht gut vor. Aus der dunkeln Vorſtellung, daß eine Sache gut ſey, entſteht der natürliche Trieb, der Inſtinkt, welchen Locke mit der Neigung zu vermiſchen ſcheinet. Hieher der Trieb zu einer gewiſſen Art von Wiſſenſchaft, der Reiz, eine gewiſſe Speiſe zu eſſen, der Abſcheu vor manchen andern, noch ſo gut zugerichteten Speiſen, der Trieb, mit einem gewiſſen Menſchen in nähere Verbindung zu treten, und die Averſion vor den Umgang eines andern.

Wie wenig übrigens der Trieb zur Glückſeligkeit als ein angebohrner angeſehn werden könne, iſt ſchon daraus klar, daß um ein Verlangen zu haben, glückſeelig zu werden, man mehrere Güter kennen müſſe. Dies ſetzt alſo die Vorſtellung mehrer Güter, und die Vergleichung derſelben voraus. Mithin hängt der Trieb zur Glückſeligkeit gleichfalls von der einzigen Kraft der Seele ab.

Anm. des Uebers.

um ſtehet auch in der That mit dem eben angeführten: **der Freude nachzujagen, und die Traurigkeit zu vermeiden**, in dem gröſten und unauflößlichſten Zuſammenhange. ' Die Glükſeeligkeit iſt eigentlich nichts anders, als eine dauerhafte, beſtändige Freude.' Unſre Neigung gehet freilich nicht im nächſten Sinne auf die Glükſeeligkeit, ſondern auf die Freude, mithin auf das Gegenwärtige.' Auf die Zukunft, und auf eine anhaltende Dauer muß die Vernunft ſie hinrichten.

Nun aber entſtehet aus dieſem, durch den Verſtand deutlich ausgedrüktem Triebe, eine praktiſche Warheit oder Maxime. Iſt alſo der Trieb angebohren, ſo iſt es die Warheit auch, weil ſich nichts in der Seele beſtimmt, welches nicht zu gleicher Zeit in dem Verſtande, ob gleich nicht immer durch eine wirklich deutliche Betrachtung, ausgedruckt wäre. Nicht immer gehen unſre Inſtinkte aufs praktiſche; einige derſelben enthalten theoretiſche Warheiten, und dieſe ſind denn die innren Gründe der Wiſſenſchaften, und aller Raiſonnements. Ohne ihre Gründe zu kennen, machen wir von ihnen auf die bloße Erinnerung unſers Inſtinkts Gebrauch. In dieſem Sinne können Sie die angebohrne Grundwarheiten nicht läugnen, wenn Sie auch wirklich nicht eingeſtehen wollten, daß die abgeleiteten Wahrheiten angebohren wären. Das liefe indeſſen auf einen Wortſtreit hinaus, da ich mich ſchon darüber erkläret habe, was man unter einer angebohrnen Warheit verſtehen müſſe. Wollte man nur die Warheit die man ſo gleich durch einen Inſtinkt annimt, mit dieſen Namen belegen, ſo würde ich ihm nicht widerſprechen.

Philalethes. Recht gut. Wenn aber wirklich von Natur eingedruckte Züge in unſrer Seele wären, die als Erkenntnißquellen angeſehen werden könnten; ſo müſten wir uns doch bewußt ſeyn, daß ſie in uns wirkten und handelten; ſo wie wir den Einfluß der zwey unaufhörlich in uns wirkenden Grundtriebe, des Triebes nach Glück, und der Furcht vor dem Elende fühlen.

Theophilus. Es giebt Grundwarheiten der Erkenntniß, die auf unſre Raiſonnements einen eben ſo großen und dauerhaften Einfluß, als die praktiſchen Grundwarheiten auf unſern Willen haben. So befolgt ein jeder die Regeln der Schlüſſe, blos durch die natürliche Logik, ohne ſich deſſen bewußt zu ſeyn.

Die Grundwarheiten unſrer Erkenntniß haben auf unſre Raiſonnements einen eben ſo unmerklichen Einfluß als die praktiſchen auf unſern Willen.

Philalethes. §. 4. Die Moralgeſetze müſſen bewieſen werden. Folglich ſind ſie nicht angebohren *). Hieher gehöret das Geſetz, woraus alle geſellſchaftliche Tugenden hergeleitet werden:

Was du wilſt, daß dir andre thun ſollen, daß thue ihnen auch.

Theophilus. Sie wiederholen den Einwurf immer wieder, den ich ſchon widerlegt habe.

Ich gebe Ihnen zu, daß es Moralgeſetze gebe, die keine angebohrne Grundwarheiten ſind; daraus folgt aber noch lange nicht, daß es keine angebohrne Warheiten ſeyn ſollten. Denn auch eine abgeleitete Warheit iſt angebohren, ſo bald wir ſie durch unſer eignes Nachdenken kennen lernen. Es giebt indeſſen angebohrne Warheiten, die wir auf eine zweifache Art in uns ſelbſt finden können. Durch das **Nachdenken unſrer Vernunft**, und durch den **Inſtinkt**. Diejenigen, deren ich bereits gedacht habe, laſſen ſich aus unſern Ideen herleiten. Daraus entſtehet das Licht der Vernunft, (**das natürliche Licht**).

---

*) Ich ſehe nicht ein, warum es nicht in der Moral Sätze geben ſollte, die ſo klar und ſo allgemein wären, daß ſie keines Beweiſes bedürften? will man ſie in einem Moralſyſteme demonſtriren, ſo geſchieht dies nicht, weil ſie eines Beweiſes bedürfen, ſondern blos deshalb, damit man zugleich die Quelle anzeiget, woraus ſie fließen.

Anm. des Ueberſ.

Es giebt aber gewiſſe **Konkluſionen dieſer unſrer natürlichen Erkenntniß**, die wir in Abſicht **des Inſtinkts** als Grundſätze betrachten können. So fordert uns unſer Inſtinkt zu Erweiſungen der Menſchenliebe auf, weil es uns ſo gefällt; – und aus dem Grunde, weil es gerecht und billig iſt. Es giebt alſo gewiſſe Warheiten des Inſtinkts in uns, die wir als angebohrne Grundwarheiten anſehen können; die wir empfinden und billigen, wenn wir ſie auch nicht beweiſen können, deren Beweis uns aber einleuchtet, wenn wir uns um die Gründe unſers Inſtinkts bekümmern. So befolgen wir allerdings aus einer dunkeln Erkenntniß, und durch den Inſtinkt, die Regeln der Schlüſſe. Die Logiker geben indeſſen hievon den Grund an, ſo wie die Mathematiker von dem, was wir im Gehen oder im Springen thun, ohne daß wir daran denken. Was aber das Moralgeſetz anbetrift, **was du nicht wilſt, das dir andre thun ſollen, das thue ihnen auch nicht**; ſo bedarf es nicht nur eines nähern Beweiſes, ſondern auch einer nähern Einſchränkung. Man würde z. B. zu viel von ihnen wollen, wenn man ihr Herr wäre, ſind wir denn nun ſchuldig ihnen eben ſo viel anjetzt zu erweiſen? Es verſteht ſich, wird man mir einwenden, **daß man nichts ungerechtes verlange**. Denn wäre aber dies Geſetz ſo wenig ein allgemeiner Maasſtab für unſer Verhalten, daß es vielmehr eines neuen Maasſtabes bedürfte. Der eigentliche Sinn dieſes Geſetzes iſt dieſer: „**Die Stelle eines andern iſt der wahre Geſichtspunkt, aus welchem wir richtig urtheilen können, wenn wir uns in dieſelbe ſetzen.**‟

Philalethes. §. 9. Man begeht oft böſe Handlungen, ohne darüber Gewiſſensvorwürfe zu empfinden. Zum Beyſpiele, wenn eine Stadt durch eine Belagerung und durch Sturm eingenommen wird, ſo verüben die Soldaten oft die unerhörteſten Bubenſtücke *). Policirte

Na-

---

*) Wem fällt hier nicht Rochelle und Magdeburg ein? Man muß hiebey vieles in Betrachtung ziehen. Vor allen Din-

gen

Nationen haben ihre Kinder ausgeſetzt. Einige **Karaiben** kaſtrirten ihre Kinder, um ſie deſto beſſer mäſten zu können, und ſie alsdann, wenn ſie fett geworden wären, aufzueſſen. **Garcilaſſo de la Vega** erzählt, daß gewiſſe Völker in Peru die gefangnen Sklavinnen zu ihren Konkubinen brauchten, daß ſie die mit ihnen erzeugten Kinder biß zum dreyzehenden Jahre auferzögen, und ernährten, daß ſie ſolche alsdann aufäßen, und den Müttern gleiches Schickſahl wiederfahren lieſſen, ſo bald ſie keine Kinder mehr zur Welt brächten *). **Baumgarten** gedenkt in

gen die Perſonalüberzeugung, die einen jeden Kriegsmann in Schlachten und Belagerungen begleitet, oder doch begleiten ſollte, daß er für die gute Sache fechte, nach der er alſo einen jeden Soldaten von der Gegenparthey, als ſeinen Feind anſieht. Hiernächſt die Wuth der Leidenſchaft, in der er allemal gegen ſeinen Feind fechtet, die alſo bey Stürmen und Belagerungen einen übermäßigen Grad erreichen muß.

Selbſt bey den unerhörten Behandlungen der Gefangenen, oder bey den unmenſchlichen Verfahren gegen überwundne Städte, welches doch mit zunehmenden feinern Sitten immer ſeltſamer wird, werden wir auf das geringe Gefühl des gemeinen Soldaten viel rechnen müſſen, ſo wie auch auf ſeine Leidenſchaften.

Alſo läßt ſich nicht behaupten, daß er keine Gewiſſensvorwürfe empfände. Er unterdrückte ſie, als ſie in ihm aufſtiegen.

Als Nero aus unſinniger Menſchenfeindſchaft einen Theil der Stadt Rom anſtecken ließ, und den Brand von dem Schloſſe zuſahe, ſo mußte er ſich vorhero berauſchen, Poſſenreiſſer und Gaukler auf den Altan kommen, und ein rauſchendes Konzert veranſtalten laſſen, um die Stimme der Menſchheit nicht zu hören.

Anm. des Ueberſ.

*) Unter den Mingreliern, die ſich doch zum Chriſtenthume bekennen, iſt es Sitte, daß die Eltern ihre Kinder ohne alles Bedenken lebendig begraben.

Einige aſiatiſche Völker tragen die Kranken, an deren Geneſung gezweifelt wird, aufs Feld, legen ſie in eine Gruſeiner Reiſe eines gewiſſen Marhes in Egypten, der für einen groſſen Heiligen gehalten wird, **weil er den Beiſchlaf nie mit Frauenzimmern und Knaben, ſondern blos mit Eſelinnen, und Maulthieren gehalten hatte** *).

Theo-

Grube, und laſſen ſie alsda ohne alles Gefühl des Mitleidens und der Erbarmung ſo lange liegen, bis ſie ſelbſt ſterben.

Die Deutſchen thaten dies auch. Die Thüringer ließen ihren Kranken, wenn keine Hofnung zur Beſſrung war, die Köpfe abſchlagen, und verbrannten alsdann den Körper.

Die Neger auf der Küſte von Guinea erwürgen ihre Gefangne, und ſetzen die Köpfe derſelben zur Schau aus.

Anm. des Ueberſetzers.

*) Baumgarten erwähnt dieſes Saraceniſchen Heiligen auf folgende Art:

„Daſelbſt, ſagt er, (bey Belbes in Egypten) haben wir
„mitten unter dem Sandhaufen einen Saraceniſchen Heiligen,
„wie er von Mutterleibe gekommen, ſitzen geſehn.
„Es iſt bey den Mahomedanern, wie man uns erzählt hat,
„der Gebrauch, daß ſie diejenigen als Heilige verehren, die
„nicht recht bey Sinnen, und ganz ohne Vernunft ſind.
„Sie glauben überdies, man müſte diejenigen heilig halten,
„welche, nachdem ſie lange Zeit ein recht wüſtes Leben geführet,
„ſich endlich zu einer freiwilligen Buſſe und Armuth
„entſchlieſſen. Dergleichen Leute haben groſſe Freiheit in
„die Häuſer, in welche ſie nur wollen, zu gehen, darinnen
„zu eſſen und zu trinken, was noch das ärgſte iſt, bey den
„Weibsperſonen zu ſchlafen. Und, wenn aus ſolchem Beiſchlafe
„ein Kind erzeuget wird, ſo wird es gleichfalls für
„heilig gehalten. Dieſen Perſonen erzeigen ſie, ſo lange ſie
„am Leben ſind, groſſe Ehre. Sind ſie aber mit Tode abgegangen,
„ſo werden ihnen entweder Kirchen gebaut, oder
„die prächtigſten Denkmale aufgerichtet; und man hält es
„für das gröſte Glück, wenn man ſie finden, und zur Erde
„beſtatten kann. Dieſes, und was noch mehr anzuführen
„ſeyn wird, haben wir von unſerm Mucrele, durch den
„Dolmetſcher vernommen. Ueberdieß wurde uns der gedachte
„Heilige ſehr gerühmt, daß er ein heiliger, göttlicher,
„und recht frommer Menſch ſey, weil er es nie mit Weibsperſonen,
„oder Knaben zu thun gehabt, ſondern ſich nur zu
„Eſeln und Maulthieren gehalten hätte.„

Anm. des Ueberſ.

Theophilus. Die Moralwiſſenſchaft, (ich nehme die Inſtinkte aus, zum Beyſpiele denjenigen, der uns antreibt, **nach Freude zu ſtreben, und die Traurigkeit zu fliehen**) iſt auf keine andre Weiſe angebohren, als Arithmetik. Sie gründet ſich eben ſo gut auf Demonſtrationen, welche das innre Licht der Vernunft gewähret. Da nun eine Demonſtration nicht ſo gleich in das Auge fällt, ſo darf man ſich gar nicht wundern, daß der Menſch das, was in ihm liegt, nicht beſtändig, und nicht ſo gleich gewar werde, und **die Züge des Naturgeſetzes, welches Gott, nach dem heiligen Paulus, in ſein Herz eingegraben hat, nicht immer deutlich genug entdecke.**

Da aber die Moral weitwichtiger iſt, als die Arithmetik, ſo hat Gott dem Menſchen **Inſtinkte** gegeben, die ihn auf das, was ihm die Vernunft befiehlt, ſo gleich ohne alles weitere Raiſonnement führen und aufmerkſam machen; nicht anders, als wir nach gewiſſen mechaniſchen Geſetzen gehen, ohne an dieſelben zu denken, oder wie wir eſſen, nicht blos, weil wir eſſen müſſen, ſondern auch, und vorzüglich darum, weil uns das Eſſen Vergnügen macht.

Die Inſtinkte [illegible] in der Moral die Schwierigkeiten bey dem Raiſonnement, welche nicht gleich in die Augen leuchten, [illegible].

Die Inſtinkte bringen uns keinesweges auf eine unwiderſtehliche Art zu einer Handlung. Wir können ihnen durch die Leidenſchaften widerſtehen; unſre Vorurtheile können ſie verdunkeln, und [illegible] Gewohnheiten ſind im Stande, ſie ganz und gar zu verderben. Indeſſen richten wir uns doch in den meiſten Fällen nach ihrer Anweiſung, und folgen ihrem Winke faſt immer; es müßten denn gar zu große ſinnliche Eindrücke ſie überſtimmen. Der größte, und edlere Theil des menſchlichen Geſchlechts giebt ihnen Beyfall. Die Orientaler, die Griechen und Römer, Bibel und Alcoran beſtätigen ſie. Die Policey der Mahometaner beſtraft die That, welche **Baumgarten** er-

[illegible] werden ſie noch bey moraliſchen Handlungen als eine allgemeine Regel angenommen.

wähnet:

wähnt; und man müßte ſo roh und wild ſeyn, als die Amerikaner, um einen Gebrauch zu billigen, der den höchſten Grad der Grauſamkeit erreicht hat, und ſelbſt den Thieren unbekannt iſt. Indeſſen unterſchieden eben dieſe Wilden in andern Gelegenheiten und Vorfällen ganz genau, was gerecht und ungerecht iſt. Wenn es alſo vielleicht auch keinen einzigen verkehrten Grundſatz in der Moral giebt, der nicht in manchen Gelegenheiten, und von manchen Menſchen gebilliget worden wäre; ſo giebt es doch wenige, die der größere Theil der Menſchen nicht in den meiſten Fällen verachten und verurtheilen ſollte. Das, was zwar nicht ohne Grund, aber doch auch durch kein bloſſes Reiſonnement erfolgt, muß zum Theile zu den natürlichen Inſtinkten gerechnet werden. Gewohnheit, Gebrauch, und Erziehung kommen gleichfalls dabey mit in Anſchlag; aber das Naturell macht, daß in allgemeinen betrachtet die Gewohnheit mehr auf das Gute geht. Dieſer **natürliche Inſtinkt** iſt an der **Tradition** von dem Daſeyn Gottes ſchuld.

Der Menſch hat einen Zu[illegible] zur Gemeinſchaft.

Die Natur flößt dem Menſchen, und dem größten Theile der Thiere Zuneigung und Liebe für andre, die mit ihnen von einer Art ſind, ein. Selbſt der Tyger **ſchont ſeiner Brüder***). Darauf geht auch der ſchöne Ausſpruch des römiſchen Rechtslehrers: **Da die Natur eine allgemeine Verwandſchaft der Menſchen unter einander geſtiftet hat, ſo iſt es ſchändlich, wenn ein Menſch dem andern ſchaden, und nachtheilig werden wollte****). Die Spinnen machen faſt die einzige Ausnahme. Dieſe freſſen ſich unter einander auf, biß das Weibchen, nachdem ſie vorher mit den Männchen ihre Luſt gepflogen, auch ihn auffriſſet.

---

*) *Parcit cognatis maculis.*

**) *Quia inter homines natura cognationem constituit, inde hominem homini insidiari nefas esse.*

Anm. des Uebers.

Nächſt dieſen allgemeinen Inſtinkte für die Geſellſchaft, der bey dem Menſchen mit dem ſchicklichen Namen Philantropie *) benannt werden könnte, giebt es noch verſchiedne andre. Dahin gehört der Inſtinkt der Zuneigung zwiſchen Mann und Frau; die Liebe der Eltern zu ihren Kindern, die die Griechen στοργὴν nannten, und verſchiedne andre ähnliche **) Nei-

zur ehelichen, zur elterlichen Liebe.

---

*) Dieſer Philantropie haben wir die Verbeſſerung des Erziehungsweſens in dem achtzehnden Jahrhunderte zu verdanken. Daher haben auch die Anſtalten, worinnen junge Leute erzogen werden, den Namen, Philantropine erhalten. Wem fallen nicht die zwey bereits errichteten Pflanzſchulen zu Marſchlins und zu Deſſau, und ihre erhabne Kuratoren, Ulyſſes von Salis, und Baſedow ein? Wie viel erwarten nicht alle ächte deutſche Patrioten von dem dritten, welches Bahrdt in Heidesheim ſtiften will?

Anm. d. Ueberſ.

**) Ob der Inſtinkt zur Geſellſchaft dem Menſchen angebohren ſey, iſt eine ſo alte, als bekannte Streitigkeit. Die Stoiker erklärten ſich für dieſelbe. Grotius, Kumberland, und inſonderheit Puffendorff wären diejenigen, die dieſen Inſtinkt als den erſten bey dem Menſchen annehmen, und auf ihm ihre beliebte Syſteme des natürlichen Rechtes aufzubauen ſuchten. In unſern Zeiten iſt man indeſſen von dieſem Principium wieder abgekommen, ob ich gleich gerne zugeſtehe, daß hier viel Wortſtreit mit unterläuft, und man das Puffendorfſche ſo gut, wie das Wolfiſche, wenn man es nur recht erklärt, annehmen kann. Es iſt mit dem erſten Grundſatze des natürlichen Rechtes, wie mit den Kleidermoden hergegangen. Im Grunde haben die Herren alle Recht. — Es kömmt aber hier nur darauf an, ob dieſer Inſtinkt zur Geſellſchaft dem Menſchen wirklich angebohren ſey? oder ob er nicht vielmehr aus Noth ſich hat in eine Geſellſchaft begeben müſſen? Wenn wir den Menſchen betrachten, wie er iſt, ſo wird uns das letztere keine Schwierigkeit zu glauben übrig laſſen. Wir ſind von Natur ſchlecht bewafnet, und den wilden Thieren von dieſer Seite, die uns, in dieſem Stücke, alle übertreffen, Preiß gegeben. Dies iſt alſo kein Inſtinkt zur Geſellſchaft. Es giebt in Afrika eine Art Hunde die andre Thiere, die ſie einzeln vor ſich nicht würden erlegen können, in Geſellſchaft umbringen. Man wird aber doch wohl die Hunde nicht für animalia ſocialia hal-

Neigungen, worauf ſich das Recht der Natur gründet, oder die vielmehr das Bild des Rechts entwerfen, welches nach der Meinung der römiſchen Rechtsgelehrten die Natur auch dem Thiere gelehret hat.

Zur Ehre.

Zur Sorge für einen guten Namen.

Für unſer Gewiſſen.

Zur Angſt für die Zukunft.

Dieſe Inſtinkte ſind Begleiter der Vernunft.

Bey den Menſchen findet ſich eine ganz beſondre Sorgfalt für das, was ſchicklich iſt und ihm Ehre macht, die ihn dahin bringet, die Dinge, die uns herunterſetzen, und verächtlich machen, ſorgfältig zu verbergen, ſchamhaft zu ſeyn, keine Blutſchande zu begehen, die todten Körper zu begraben, keine Menſchen, und keine lebendige Thiere zu eſſen. Daher werden wir angetrieben, für unſern guten Namen zu ſorgen, noch mehr, als für die Nothwendigkeiten des Lebens, und mehr, als für das Leben ſelbſt. Dieſer Inſtinkt entreißt uns den Vorwürfen unſers Gewiſſens, läßt uns die Angſt und die Martern fühlen, von denen **Tacitus** redet; der Furcht für der Zukunft, und einen höchſten Weſen nicht zu gedenken, die ohnedem ganz natürlich entſteht. Das iſt alles etwas wirkliches; obgleich im Grunde dieſe Eindrücke ſo natürlich ſie auch ſeyn können, nur Begleiter der Vernunft, und ſichre Kennzeichen deſſen

halten wollen? Die erſte menſchliche Geſellſchaft hat gewiß keinen andern Grund gehabt. War Nimrod nicht ein gewaltiger Jäger? und der erſte Stifter einer Geſellſchaft. Der Eigennutz und die Bedürfniß ſind es alle, die die Menſchen zwangen, geſellig zu werden. Conveniunt enim homines emolumenti alicuius cauſſa, & vt aliquid ſuppeditent, quod ad vitae vſum cultumque pertinet. Societatem autem ciuilem iam ab initio vtilitas & conciliat, & continet. Ariſtot. Lib. VIII. Eth. cap. 9. Die Erfahrung überzeugt uns davon am beſten. Ich glaube nicht, daß ein Menſch, der dem Schiffbruche entgangen iſt, den Bewohnern einer Inſel in die Arme rennen werde. Sie werden ſich vor ihm verſtecken, weil ſie ihn fürchten, er aber wird ſich mehr an die Bäume, als an die Menſchen halten.

Anm. d. Uebers.

ſen ſind, was uns die Natur anrathe. Gewohnheit, Erziehung, Ueberlieferung und Vernunft tragen viel dazu bey; indeſſen nimmt die Natur des Menſchen den beträchtlichſten Antheil daran. Ohne die Vernunft würden freilich alle dieſe Hülfsmittel keine völlige Gewißheit über die Moral verbreiten.

Sollte wohl jemand den natürlichen Trieb des Menſchen, ſich von allen erniedrigenden, und herunterſetzenden zu entfernen, deßhalb läugnen können, weil es Leute giebt, die nichts als unanſtändige, und unflätige Dinge reden, weil andre durch ihren Beruf verbunden werden, mit den natürlichen Unreinigkeiten viel umzugehen, und weil ſogar gewiſſe Völker in **Boutan** die Exkremente des Königs für etwas Aromatiſches halten?

Ich glaube, daß Sie, in Abſicht der natürlichen Inſtinkte für das Gut der Ehre, im Grunde mit mir einig ſind. Wenn Sie auch, wie bey dem Inſtinkte zur Glückſeligkeit, behaupten ſollten, daß dieſe Eindrücke keine angebohrne Warheiten ſind. Hierauf habe ich ſchon geantwortet, daß eine jede Empfindung in der Perception einer Wahrheit beſteht, und daß eine natürliche Empfindung die Perception einer angebohrnen, oft ſehr verworrnen Wahrheit ſey, wie die Erfahrungen der äußern Sinne. Man kann alſo die **angebohrnen Wahrheiten** und das **natürliche Licht**, (welches nur ſolche Wahrheiten enthält, die ganz deutlich erkannt werden können), wie die Gattung von ihrer Art unterſcheiden. Denn ſie begreifen ſowohl die **Inſtinkte**, als das **Licht der Natur** in ſich.

Eine jede Empfindung iſt eine Perception einer Wahrheit.

Philalethes. §. 11. Wer die Schranken des Rechts und des Unrechts kennt, und ſie demohnerachtet untereinander verwirrt, der ſollte billig als ein erklärter Feind der Ruhe, und des Glücks der Geſellſchaft, von der er einen Theil ausmacht, gehalten werden.

Da nun die Menſchen dieſe Schrancken unaufhörlich verwirren, ſo kennen ſie ſolche auch nicht.

Theophilus. Das hieße die Sache zu ſehr auf theoretiſchen Fuß behandeln. Täglich handelt der Menſch gegen ſeine beſſre Erkenntniß, und entzieht ſich gleichſam dieſelbe, indem er ſein Nachdenken auf einen andern Gegenſtand richtet. Sonſt würde es ſich nicht erklären laſſen, warum manche Leute das eſſen und trinken, wovon ſie doch wiſſen, daß es ihnen Krankheiten, und ſogar den Tod zuziehen kann. Sonſt würde man nicht begreifen können, warum andere in ihren Geſchäfften ſo nachläßig ſeyn: warum man überhaupt der Gewohnheiten und dem Beyſpiele ganzer Völker hierinnen nachahmet. Zukunft und Raiſonnements unſrer Seele über die Dinge, rühren uns Menſchen ſehr ſelten ſo ſtark, als das Gegenwärtige, und die Eindrücke der Sinne *). Das wußte jener Italiäner wohl. Als man ihn auf die Tortur bringen wollte, ſo nahm er ſich vor, während derſelben immer auf den Galgen hinzuſehen, damit er ſeine Marter dadurch linderde, und rief aus; – **ich ſehe dich wohl.** Als er ſie ausgeſtanden hatte, erklärte er ſich, was er darunter gemeint habe. Wenn man ſich nicht feſte vernimmt, das wahre Gute und das wahre Böſe recht genau, und ſeiner Natur nach zu betrachten, ſo wird man immer aus ſeinen Gränzen kommen, und dann wird ſich bey den wichtigſten Geſchäften dieſes Lebens das zu tragen, was man in Abſicht des Himmels,

Zuweilen [illegible] die Zukunft.

---

*) Daß die Menſchen mehr an das Gegenwärtige, als Zukünftige denken, iſt ihnen eben nicht zu verdenken. Effugere nemo potest, quod futurum est. Et saepe utile est non scire, quod futurum sit: miserum est enim, nihil proficientem angi Cic. 3. de nat. deor. Man folge den Rath des Dionyſius von Halikarnaſſus; optime de futuris consulunt, qui rerum futurarum exempla ex praeteritis sumunt. Lib. X. Es gehört auch hieher das berühmte Credere, & non credere, periculosum est.

Anm. des Ueberſ.

mels und der Hölle ſelbſt bey denen, die ſie unumſtößlich gewiß glauben, antrift:

Cantantur haec, laudantur haec,
Dicuntur, audiuntur.
Scribuntur haec, leguntur haec,
Et lecta negliguntur.

Philalethes. Eine jede Grundwahrheit, die man für angebohren ausgiebt, muß alſo auch einem jeden als gewiß, und vortheilhaft bekannt ſeyn.

Theophilus. Sie kommen beſtändig auf die Hypotheſe zurück, die ich ſo oft widerlegt habe, daß eine jede angebohrne Wahrheit von allen und jeden Menſchen, zu allen und jeden Zeiten erkannt wird.

Philalethes. §. 12. Eine allgemeine Erlaubniß, ein Geſetz zu übertreten, würde beweiſen, daß dies Geſetz nicht angebohren ſey. So übertraten, zum Beiſpiele, die Alten das Geſetz, ihre Kinder zu lieben, und zu ernähren, weil ſie verſtatteten, daß man ſie ausſetzen durfte.

Die Beiſpiele, welche Handlungen enthalten, die gegen das Recht der Natur ſind, beweiſen weiter nichts, als daß der Menſch die von der Natur eingedrückten Züge nicht gut geleſen habe.

Theophilus. Wenn man dieſe Uebertretung wirklich vorausſetzet, ſo folgt daraus weiter nichts, als, daß man dieſe von der Natur in unſre Seele eingegrabnen Züge, die durch die Unordnung unſrer Sinnen einigermaßen verdunkelt worden ſind, nicht deutlich und genau genug geleſen habe. Nicht zu gedenken, daß, wenn man die Nothwendigkeit der Pflichten auf eine ganz unwiderlegliche Art beweiſen will, man die ganze Demonſtration überſehen müſſe. Dies iſt aber nicht ſo ganz gewöhnlich.

Wenn ſich die Geometrie unſern Leidenſchaften, und unſern gegenwärtigen Intereſſe ſo ſehr widerſetzte, als die Moral es thut: ſo würden wir ſie aller Demonſtrationen des Euklides und der Archimedes ohnerachtet, gewiß nicht in geringern Grade verachten, und verlachen, als wir ſie für Träumereien und Paralogysmen anſehn würden. Dann würden **Joſeph**, **Skaliger**, **Hobbes**, und andre, die gegen den **Euklides** und **Archimedes** geſchrieben haben, ganz ſicherlich ein zahlreicheres Gefolge haben, als jetzt. Den Ehrgeiz wollten dieſe Gelehrte befriedigen, wenn ſie die Quadratur des Cirkels und die Auflöſung anderer ſchweren Aufgaben zu finden glaubten. Eine Leidenſchaft, die bis auf den heutigen Tag auch die verdienſtvolſten Menſchen verführen kann. Hätten andre eben ein ſolch Intereſſe; ſie würden ſich ganz gewiß deſſelben bedienen.

Philalethes. Eine jede Pflicht ſchließt die Idee eines Geſetzes ein. Ein Geſetz kann aber ohne einen **Geſezgeber**, der es gegeben, eben ſo wenig als ohne Belohnung und Strafe ſtattfinden.

Theophilus. Es kann **natürliche Belohnungen, und Strafen** geben, ohne daß man nöthig hat, einen Geſetzgeber anzunehmen. Die Unmäßigkeit, zum Beyſpiel, beſtraft ſich durch Krankheit.

Da ſie aber nicht immer ſchadet, ſo glaube ich, würden wir hierüber keine einzige Vorſchrift haben, an die wir ohne alle Entſchuldigung, und unwiderruflich gebunden wären, wenn es nicht einen Gott gäbe, der kein Laſter ungeſtraft, und keine einzige gute Handlung unbelohnt lieſſe.

Philalethes. Folglich muß die Idee Gottes, und eines zukünftigen Lebens auch angebohren ſeyn.

Theophilus. Ich gebe es zu, nämlich in dem Sinne, wie ich mich bereits vorhero darüber erklärt habe.

Philalethes. Dieſe Ideen ſind ſo gar manchen Gelehrten, die die Sachen mit Genauigkeit zu unterſuchen pflegen, nicht immer ſehr klar und deutlich. Wie ſollten ſie alſo einem jeden Menſchen bekannt, und von Natur in die Seele aller Menſchen eingeſchrieben ſeyn?

Theophilus. Sie kommen abermals auf Ihre alte Hypotheſe, die ich ſchon ſo oft widerlegt habe, daß das, was wir nicht kennen, auch nicht angebohren ſey. Das Angebohrne läßt ſich nicht ſo gleich als angebohren auf eine klare und deutliche Weiſe erkennen. Es erfordert oft viel Aufmerkſamkeit und Ordnung, um es dafür zu halten. Die Gelehrten ſind aber nicht immer diejenigen, die dieſe Aufmerkſamkeit mitbringen, und andre Menſchen ſind es noch weniger.

Philalethes. §. 13. Wenn man nun aber das Angebohrne in Zweifel ziehen, oder wohl gar längnen kann, ſo wird es weder nöthig, noch nützlich ſeyn, von angebohrnen Grundwarheiten zu reden; ſo werden ſie uns ſo wenig Warheit und Gewißheit geben können, wie man gemeiniglich vorgiebt, daß wir vielmehr bey allen dieſen ſchönen Grundſätzen, in eben der Verwirrung und Dunkelheit wallen, als wenn wir gar keine hätten.

Theophilus. Nicht alle angebohrne Grundwarheiten laſſen ſich in Zweifel ziehen. Was die identiſchen Sätze, oder, den Satz des Widerſpruchs betrift, ſo ſind wir hierinnen beide einig. Sie geſtehen ein, daß es gewiſſe unwiderſprechliche Grundwarheiten gebe, ob ſie ſolche gleich nicht für angebohren halten wollen. Daraus folgt aber bey weitem noch nicht, daß das, was angebohren iſt, und mit dieſen angebohrnen Grundwarheiten in einem nothwendigen Zuſammenhange ſteht, auch einen ſo hohen Grad der Evidenz habe, daß man dagegen gar nichts einwenden könne.

Philalethes. So weit ich mich entſinne, hat noch niemand ein ganz vollſtändiges Verzeichniß dieſer Grundwarheiten geliefert.

Theophilus. Haben wir denn ein vollſtändiges und ganz genaues Verzeichniß der geometriſchen Grundſätze?

Phil.

Philalethes. Lord
~~Theophilus.~~ Milord Herbert *) hat folgende fünf Grundwarheiten angenommen:

1) es iſt ein Gott,

2) wir müſſen Gott dienen.

3) Tugend und Gottesfurcht iſt der beſte und ihm wohlgefälligſte Dienſt;

4) wir müſſen unſre Sünden bereuen;

5) es giebt Belohnungen und Strafen nach dieſem Leben.

Ich geſtehe, daß dieſe Wahrheiten ſo evident, und von der Beſchaffenheit ſind, daß, wenn man ſie nur gehörig erklärt, kein vernünftiger Menſch daran zweifeln kann. Es fehlt aber noch ſehr viel daran, daß ſie ſo viel göttliche Eindrücke ſeyn ſollten. Sind aber dieſe fünf Sätze allgemeine Begriffe, die Gott ſelbſt in unſre Seele geſchrieben hat; ſo werden wir noch andre mehr dazu rechnen können.

Alle nothwendigen Wahrheiten ſind angebohren.

Theophilus. Auch dies gebe ich zu. Alle **nothwendige Wahrheiten**, ſo gar die **Inſtinkte** halte ich für angebohren. Nur von dieſen fünf Sätzen glaube ich nicht, daß ſie es ſind, ich bin vielmehr der Meinung, daß ſie bewieſen werden können, und auch bewieſen werden müſſen.

Phi-

---

*) 1) Eſſe aliquod ſupremum Numen.

2) Numen illud coli debere.

3) Virtutem cum pietate coniunctam optimam eſſe rationem cultus diuini.

4) Reſipiſcendum eſſe a peccatis.

5) Dari praemium vel poenam poſt hanc vitam tranſactam.

Dies ſind die eignen Worte des Lord Cherbury. S. de religione Laici p. 76.

Wie wenig braucht man hinzuzuſetzen, um die Hauptlehren des Chriſtenthums vollſtändig zu machen? — —
Anm. des Ueberſ.

§. 18. **Philalethes.** In dem dritten Satze, daß die Tugend der Gott wohlgefälligſte Dienſt ſey, iſt es dunkel, was man unter dem Worte **Tugend** verſtehe. Giebt man ihn den allgemeinen, ausgedehnten Sinn, daß ſie dasjenige ausmache, was den mannichfaltigen Maximen in verſchiednen Ländern und Gegenden zufolge dafür gehalten wird, ſo iſt dieſer Satz ſo wenig evident, daß er nicht einmal richtig iſt. Nennt man **Tugend** alle diejenigen Handlungen, die dem göttlichen Willen gewiß ſind, ſo wäre das idem per idem, und der ganze Satz würde eben nicht ſonderlich viel ſagen, nicht viel mehr, als: Gott wäre das angenehm, was ſeinem Willen gemäß iſt. Eben ſo verhält es ſich mit dem Worte **Sünde** in dem vierten Satze.

Die Tugend hängt nicht von den Meinungen ab;

Theophilus. Ich erinnre mich nicht, das Wort **Tugend** in dem Sinne, daß ſie von den Meinungen der Menſchen abhänge, je gefunden zu haben. Wenigſtens erklären es die Philoſophen nicht auf die Art. Freilich beruhet der Name Tugend auf dem Urtheile derer, die ihn den verſchiednen Gewohnheiten, oder Handlungen ertheilen, je nachdem ſie richtig, oder unrichtig urtheilen, und von ihrer Vernunft gehörigen Gebrauch machen. In dem Begriffe von Tugend **überhaupt**, ſind ſie indeſſen alle einig, wenn ſie es auch in der Anwendung auf einzelne Fälle nicht ſeyn ſollten *). Nach Ariſtoteles und vielen andern beſteht die Tugend in der Fertigkeit die Leidenſchaften durch die

---

*) Es iſt nicht zu läugnen, daß die Wörter Tugend, und Sünde unzählich viele Bedeutungen haben. Nicht weniger ausgemacht iſt es, daß freilich Erziehung, Temperament, Regierungsform, Gewohnheit u. ſ. w. einen merklichen Einfluß auf Tugend und Laſter haben.

Herr Kampe hat in einer ſehr netten Schrift, die Tugend eine lange Gewohnheit, viel ſchönes und fruchtbares hierüber geſagt.

Anm. des Ueberſ.

Vernunft zu mäßigen, und noch leichter,* in *der Fertigkeit der Vernunft gemäß zu handeln.* Dies muß nun freilich dem, der unter allen Geiſtern die höchſte Vernunft iſt, dem nichts in der Welt, am allerwenigſten die Handlungen ſeiner vernünftigen Geſchöpfe, gleichgültig ſind, ſehr angenehm ſeyn.

Sie iſt die Fertigk. der Vernunft gemäß zu handeln.

Philalethes. §. 20. Man behauptet, daß Gewohnheit, Erziehung, und die allgemein angenommnen Meinungen derer, mit denen man umgeht, die Grundwahrheiten der Moral, welche man für angebohren hält, nach und nach verdunkeln, und zuletzt wohl gar unterdrücken könnten.

Wäre dieſe Antwort richtig, ſo würde ſie den Beweis, den man von der allgemeinen Uebereinſtimmung der Menſchen hernimmt, gar bald über den Haufen werfen. Sehr viele ſchließen auf dieſe Art:

Die Grundwarheiten, welche Leute von guten Einſichten für angebohren halten, ſind wirklich angebohren.
Wir und andre, die mit uns gleich denken, ſind aber Menſchen von guten Einſichten.
Folglich ſind die Grundwarheiten angebohren, die wir dafür halten.
Ein anmuthiger Syllogismus! der gerade Weg **zur Untrüglichkeit!**

Theophilus. Ich halte den allgemeinen Beifall nicht für einen Hauptbeweis, ſondern blos für eine Beſtätigung. Denn die angebohrne Warheiten, in ſofern wir ſie mit der natürlichen Erkenntnis unſrer Vernunft für einerley halten, führen, wie die Geometrie, ihre eigenthümlichen Beweiſe mit ſich. Sie ſind ſchon in den unmittelbaren Sätzen, die Sie ſelbſt für unwiderſprechlich halten, eingeſchloſſen. Für eine weit ſchwerere Arbeit halte ich es, die Inſtinkte, und einige andre natürliche Fertigkeiten, von den Gewohnheiten zu unterſcheiden, ob es gleich in den meiſten Fällen demohnerachtet möglich iſt.

Uebrigens glaube ich, daß cultivirte Völker ſich vor den wilden den Gebrauch des geſunden Menſchenverſtandes vorzüglich zueignen können. Eben dadurch, daß ſie ſolche beinahe ſo leicht als die Thiere unterjochen, beweiſen ſie ihre Oberherrſchaft zur Gnüge*). Wenn ſie ſie manchmal nicht gleich zähmen können, ſo iſt die Behendigkeit der Wilden daran Schuld, die ſich gleich den Thieren in das dickſte Geſträuch begeben, und in Wälder laufen, wo man ſie ſchwerlich überwinden kann; und wo der Sieg mehr ſchädlich, als nützlich ſeyn würde. Kultur des Verſtandes iſt ſonder Zweifel ein Vorzug, und wollte man dem Stande der Wildheit gegen die Kultur und Verfeinerung der Sitten das Wort reden, ſo könnte man zum Beſten der Thiere auch die Vernunft angreifen und den geiſtreichen Scherz des Herrn **Despreaux** für Ernſt halten, wenn er in

---

*) Wollte man dies ſoweit ausdehnen, daß der geſunde Menſchenverſtand (*ſenſus communis*), bey den Wilden ganz und gar vermißt werde, ſo wäre es falſch. In der Einſchränkung indeſſen, in der es hier genommen wird, hat es ſeine Richtigkeit. Daran iſt aber der Mangel der Kultur derſelben Schuld. Die Luft, die der Kamtſchadale einhaucht, die Beſchäftigungen des Hottentotten, die Gegenſtände, mit denen ſie umgeben ſind, das alles, nebſt den beſtändigen Kriegen dieſer Völker unter ſich, trägt bey, ihre Säfte dick, ihre Nerven grob, und ihre Seelen finſter zu machen.

Mangel der Erziehung, und der Kultur dieſes allgemeinen Menſchenverſtandes ſind alſo freilich Urſache, daß wir Europäer feiner denken, als ſie. Nur möchte die Ueberwältigung der Barbaren für uns kein erhabnes Prärogativ ſeyn!

Man kann hoffen, daß bey zunehmender Kenntnis des eigentlichen Zuſtandes der wilden Völker auch vielleicht eine größre Demüthigung bey uns Europäern erfolgen möchte! Darauf werden wir doch nicht etwa ſtolz ſeyn wollen, daß wir eine größre Reihe von Laſtern erfunden haben, davon ſie nichts wiſſen. Omiah aus Otaheite macht warlich dem feinen London keine Ehre.

Anm. des Ueberſ.

in einer ſeiner Satyren, wo er dem Menſchen ſeinen Vorzug vor den Thieren ſtreitig machet, fraget: **fürchtet ſich etwa der Bär vor dem Reiſenden oder der Wanderer vor dem Bär? wenn die libyſchen Hirten dem Löwen eine Verordnung geben wollten, die numidiſchen Luſtwälder zu räumen, würden ſie wohl dieſem Edikte gehorchen?**

Demohnerachtet müſſen wir es geſtehen, daß die Barbaren uns Europäer in vielen Stücken, beſonders an Stärke und Munterkeit des Körpers, übertreffen. Selbſt ihre Seele hat Vorzüge vor der unſrigen. Ihre praktiſche Moral iſt in gewiſſem Sinn ſchätzbarer, als die unſrige. Geiz und Herrſchſucht ſind ihnen unbekannte Namen. Der Umgang mit den Chriſten hat ſie ſehr vergiftet. Dieſe haben ihnen [redacted] zugeführt, und ſie dadurch zur Trunkenheit verleitet. Das Schwören, und Fluchen, Blasphemien, und andere Laſter, die ihnen ganz fremd und unbekannt waren, haben **Chriſten** bey ihnen eingeführet. Freilich iſt bey uns mehr Gutes, als bey ihnen. Dafür aber auch mehr Böſes. Ein laſterhafter Europäer iſt ſchändlicher, als ein laſterhafter Wilder. Der erſte verfeinert das Laſter.

Indeſſen könnten die Menſchen die Vortheile, welche die Natur den Wilden giebt, mit denen, die die Vernunft uns ertheilet, verbinden.

Philalethes. Wie werden Sie aber folgendes Dilemma beantworten, das mir neulich einer meiner Freunde machte. Ich wünſchte, ſagte er, daß die Vertheidiger der angebohrnen Begriffe ſich erklären wollten: ob dieſe Grundwahrheiten durch die Erziehung und Gewohnheit verdunkelt und ausgelöſchet werden könnten, oder nicht? Können ſie nicht verdunkelt und ausgelöſchet werden, ſo müſſen wir ſie bey allen Menſchen auf gleiche Weiſe finden können, ſo müſſen ſie einem jeden gleich klar ſeyn. Können ſie aber von zufälligen und nicht angebohrnen Begriffen eine Ver-

[illegible]

änderung leiden, ſo müſſen wir ſie am kläreſten und deutlichſten antreffen, wo ſie der Quelle am nächſten ſind, nämlich bey Kindern und bey Leuten, die nicht ſtudiret und auf welche fremde Meinungen eben noch keinen ſo gar großen Eindruck gemacht haben. Sie mögen ſich wenden, fügt er hinzu, wie ſie wollen, ſo werden ſie ſicher finden, daß es wider alle Fakta und gegen alle Erfahrung ſtreite.

Theophilus. Ich wundre mich, daß ihr Freund die Wörter, **verdunkeln**, und **auslöſchen** mit einander verwechſelt hat, ſo wie man auch, auf Ihrer Seite **das Nicht ſeyn** und **das Nicht einleuchten** vermiſchet. Die angebohrnen Ideen und Wahrheiten können nie ausgelöſchet, wohl aber bey Menſchen, (wie ſie jetzt ſind), durch den Hang, nur körperliche Bedürfniſſe zu befriedigen, oft durch böſe Gewohnheiten verdunkelt werden. Das innre Licht, würde den Verſtand allemal hinreichend erleuchten, und den Willen beſtändig erwärmen und anfeuern. Darinn beſteht auch der Streit, deſſen die heilige Schrift ſo gut, als die alte und neue Philoſophie erwähnt.

Die angebohrnen Ideen können nie ausgelöſchet werden, ſie ſind aber bey den Menſchen verdunkelt.

Philalethes. Wir wallen alſo noch immer in der dunklen Nacht der Ungewißheit und des Zweifels, als wenn wir kein ſolches Licht gehabt hätten.

Theophilus. Das wolle der Himmel nicht. So würden wir ja weder Wiſſenſchaften, noch Geſetze, ja ſelbſt nicht einmal Vernunft haben.

Philalethes. §. 21. 22. u. ſ. w. Wenigſtens werden Sie die Macht der Verurtheile nicht abſtreiten können, welche ſehr oft etwas für natürlich ausgeben, was aus einem ſchlechten Unterricht in der Jugend, und aus üblen Gewohnheiten, die man in der Erziehung und aus dem gewöhnlichen Umgange mit andern erlernt hat, entſpringt.

Theophilus. Ich weis ſehr gut, wie viel Schönes, Ueberdachtes, und Wahres der vortrefliche Gelehrte, zu deſſen Parthey Sie ſich ſchlagen, hierüber geſagt habe, und wie ſehr er das ihm beigelegte Lob verdiene. Meiner Meinung nach kann dies indeſſen der Lehre von dem Naturell, oder von den angebohrnen Begriffen, wenn man ſie nur gehörig verſtehet, nicht widerſprechen. Ich glaube auch kaum, daß er ſeine Bemerkungen ſo weit habe ausdehnen wollen. Denn ich bin feſt überzeugt, daß auf der einen Seite viel Meinungen für wirkliche Wahrheiten gehalten werden, die im Grunde nichts anders ſind, als Wirkungen der Gewohnheit oder der Leichtgläubigkeit, daß auf der andern im Gegentheil vieles für Vorurtheil gilt, und von manchen Philoſophen dafür ausgegeben wird, was denn doch in der geſunden Vernunft, und in der Natur der Sache ſelbſt gegründet iſt. Man hat eben ſo viel Behutſamkeit in Abſicht der Menſchen nöthig, die beſtändig Neuerungen anfangen, und die alten Meinungen beſtreiten wollen. Alles wohl überlegt, das Alte und das Neue zuſammen abgewogen, habe ich gefunden, daß der gröſte Theil der einmal angenommnen Lehrſätze einen ſehr guten Sinn haben kann. „Ich wünſchte alſo in aller „Abſicht, daß Leute von Kopf mehr darinn einen edlen Stolz ſetzen möchten, zu bauen und „weiter vorwärts zu kommen, als niederzureiſ„ſen, und dadurch immer mehr rückwärts zu „kommen.“ Möchte man doch den Römern ähnlicher ſeyn, die ſo viel prächtige Gebäude aufbauten, als dem König Vandal, dem ſeine Mutter die Lehre gab, daß, da er auf die Ehre, durch ſeine Bauart dieſe ſchönen Gebäude zu übertreffen, nicht Anſpruch machen dürfte, er lieber darauf denken ſollte, ſie niederzureiſſen.

Es giebt Meinungen, die für Wahrheiten gehalten werden, da ſie doch im Grunde nichts anders als Wirkungen der Gewohnheit und der Leichtgläubigkeit ſind;

andere hingegen ſieht man für Vorurtheile an, die in der geſunden Vernunft, und in der Natur der Sache ihren Grund haben.

Philalethes. Gelehrte, die die angebohrne Wahrheiten beſtreiten, haben allemal die Abſicht zu erreichen geſucht,

ſucht, daß unter dem koſtbaren Namen der Wahrheit keine Vorurtheile verkauft werden möchten.

Theophilus. Hierüber ſind wir alſo beide einig. Ich bin ſo weit entfernt, daß ich ungewiſſen und zweideutigen Grundſätzen das Wort reden ſollte, daß ich vielmehr nach den Verſuchen einiger Alten, alle Eukl͏ideiſche Axiomen demonſtrirt zu ſehen wünſchte. Frägt man mich um die Mittel, wie man dieſe angebohrne Grundwarheiten erkennen und unterſuchen ſoll, ſo rathe ich folgendes an: Man bemühe ſich dieſe Warheiten, die Inſtinkte ausgenommen, deren Grund unbekannt iſt, bis auf ihre erſte, alſo vermöge der Erklärungen, die im Grunde nichts anders ſind, als deutliche Auseinanderſetzung der Ideen, bis zu den unmittelbaren oder identiſchen Sätzen zurück zu leiten. So gar Ihre Freunde, ob ſie gleich biß jetzt keine angebohrne Begriffe annehmen wollen, werden doch eine Methode billigen, die für ihren Hauptendzweck von ſo weſentlichem Vortheil iſt.

Drittes Hauptſtück.

Einige andere Bemerkungen über die angebohrnen Grundwahrheiten, über die ſpekulativiſchen ſo wohl, als über die praktiſchen.

Philalethes.

§. 3. Sie wünſchen, daß man alle Wahrheiten auf ihre erſte Grundſätze zurückführe. So viel geſtehe ich Ihnen zu, daß wenn es eine Grundwarheit giebt, es ganz gewiß die iſt, **es iſt unmöglich, daß ein Ding zu gleicher Zeit ſey, und nicht ſey.** Indeſſen kann ich doch nicht begreifen, daß ſie angebohren ſeyn ſoll, weil ich denn zugleich die Ideen von Unmöglichkeit und Identität als angebohren annehmen müßte.

Ad. die I. der Möglichkeit der Identität u. Verschiedenheit sind eigentlich nicht angebohren aber sie entstehen durch die Apperception (Gewahrnehmung) von Beschaffenheiten die der Seele wesentlich sind z. B. die I. der Verschiedenheit

Theophilus. Ich ſehe freilich ein, daß wer angebohrne Wahrheiten überhaupt annimt, auch die eben genannten Ideen dafür halten müſſe. Daher ſchlage ich mich ſelbſt ſehr gerne auf dieſe Seite.

Die Ideen des **Weſens**, des **Möglichen**, und die (der **Einerleiheit**), **daß ein Ding das iſt, was es iſt**, ſind ſo unwiderſprechlich angebohren, daß ſie auf alle unſre Gedanken und Raiſonnements eine unmittelbare Beziehung haben. Ich halte ſie daher ſo gar für etwas Weſentliches unſrer Seele. Allein ich habe ſchon einmal bemerkt, daß wir ihnen nicht ſtets einen merklichen Grad der Aufmerkſamkeit ſchenken, und ſie nur mit der Zeit von andern unterſcheiden lernen. Eben ſo habe ich behauptet, daß wir gleichſam uns ſelbſt angebohren wären, und daß, da wir gewiſſe Weſen ſind, das Weſen uns angebohren ſey. Die Erkenntniß eines Weſens iſt aber in der eingeſchloſſen, die wir von uns ſelbſt haben. Es findet ſich hier manches, ſo mit andern allgemeinen Begriffen in Beziehung ſtehet.

Philalethes. §. 4. Wenn die Idee der Identität natürlich, und folglich ſo evident und unſrer Seele ſo gegenwärtig iſt, daß wir ſie bereits von der Wiege an haben; ſo wünſchte ich in aller Abſicht, daß mir einmal ein Kind von ſieben, und ein Greis von ſiebenzig Jahren ſagen möchte, ob ein Menſch, als ein aus Leib und Seele beſtehendes Geſchöpfe derſelbe ſey, wenn ſein Körper eine Veränderung erlitte, ob, bey der Vorausſetzung, daß die Seelenwandrung ſeine Richtigkeit habe, **Euphorbus** *) und **Pythagoras** derſelbe ſeyen?

nichts anders als die Apperception desjenigen was alle [illegible] Dinge Seele wodurch sie [illegible] gemein haben. Wenn ich [illegible] die Apperception das [illegible] [illegible] mit [illegible] ist die I. ihrer Verschiedenheit. dasjenige was alle [illegible] I. von Verschiedenheit gemein haben giebt die abstracte I. von Verschiedenheit überhaupt [illegible] zu ertheilen [illegible] wesentlich[illegible]

---

*) Dieſer Euphorbus war ein Arzt, der mit einer Pflanze, die nach ſeinem Namen von dem Könige Juba, dem Vater des Ptolomäus, ſo beide in Mauritanien regiert haben, Euphorbia genannt wurde, den Kayſer Auguſtus heilte. Der Ritter Linnee handelt von dieſem Pflanzengeſchlechte ſehr weitläuftig, und giebt einige zwanzig verſchiedne Sorten an. Die meiſten von dieſen Pflanzen ſind von den Holländern nach Europa gebracht worden. Sie wächſt am beſten an trocknen ſelſichten Orten, oder auf einem ſehr trocknen und ſandigen Boden.

Anm. des Ueberſ.

Vermögen der Seele ist, so entstehet die I. der Verschiedenheit aus der Apperception einer wesentlichen Beschaffenheit oder Vermögens der Seele.

Theophilus. Ich habe mich zu wiederhohltenmalen erklärt, daß das Natürliche uns deshalb nicht gleich von der Wiege an bekannt ſeyn müße. Es kann uns ſo gar eine Idee bekannt ſeyn, ohne daß wir die Fragen entſcheiden können, die man über ſie aufwerfen kann. Es iſt eben der Fall, als wenn man ſagen wollte, ein Kind könne deshalb nicht ſagen, was ein Quadrat, und was ſeine Diagonale ſey, weil es Mühe haben würde, zu begreifen, daß eine Diagonale mit der Seite des Vierecks nicht abgemeſſen werden könne. Was nun die Streitfrage an und vor ſich ſelbſt betrift, ſo glaube ich ſie durch die Lehre von den Monaden auf eine demonſtrativiſche Art bewieſen zu haben. Ueber dieſe Lehre habe ich mich ſchon einmal erklärt; und ich denke auch bey andrer Gelegenheit noch mehr davon zu ſagen.

Philalethes. Ich würde Ihnen alſo vergeblich den Einwurf machen, daß die Grundwahrheit der Mathematik, **das Ganze iſt größer, als ſein Theil,** nicht angebohren ſeyn könne, weil die Ideen des Ganzen, und eines Theiles nur Verhältniſſe ſind, und unmittelbar zu den Hauptbegriffen von Zahl und Ausdehnung gehören. Sie würden ſogleich ſagen, daß es angebohrne verhältnismäßige Ideen gebe, und daß die Begriffe der Zahlen und der Ausdehnung auch angebohren wären.

Theophilus. Sie haben ganz gut gerathen. Ich bin ſo gar der Meinung, daß die Idee der Ausdehnung erſt nach dem Begrif vom Ganzen und ſeinem Theil komme.

Philalethes. §. 7. Halten Sie dann die Wahrheit, **daß wir Gott verehren müßen,** für angebohren?

Theophilus. Meines Erachtens geht der Sinn der Pflicht, Gott zu verehren und anzubeten, dahin, daß wir in allen ſich eräugenden Gelegenheiten auch äußerlich bezeigen, daß wir ihn mehr, als alles andere ſchätzen. Auf dieſe Art folgt ſie freilich aus dem Begriffe, den wir uns von Gott machen und aus ſeiner Exiſtenz. In dieſem Sinn halte ich ſie für angebohren.

Philalethes. §. 8. Atheiſten beweiſen aber durch ihr Beiſpiel, daß der Begrif von Gott nicht angebohren ſey. Ohne anjezt derer zu gedenken, deren die Alten erwähnen, hat man nicht in neuern Zeiten ganze Völker entdekt, die von Gott nicht die geringſte Idee hatten, und keine Namen wußten, womit ſie Gott, und die Seele ausdrükten. Zum Exempel, an dem **Soldomiſchen** Meerbuſen, in **Braſilien**, auf den **Caraibiſchen Eylanden**, und in **Paraguay**.

Theophilus. Der ſeelige **Fabricius**, ein Heidelbergiſcher Theologe hat eine Apologie des menſchlichen Geſchlechts geſchrieben, und ſich in derſelben alle Mühe gegeben, daſſelbe gegen die Beſchuldigung des Atheismus zu retten. Es war ein ſehr großer Mann, der ſich über alle Vorurtheile hinweg geſezt hatte; demohnerachtet möchte ich die Sache nicht ſo entſcheiden, wie er. Ich gebe es zu, daß es ganze Völker gebe, die in ihrem ganzen Leben weder an Gott, noch an die Seele gedacht haben. Hiebey fällt mir ein, daß, als man auf meine und des berühmten Herrn **Witſen** in Holland Erſuchen, eine Ueberſezung des Gebets des Herrn in **Barantoliſcher** Sprache verfertigen wollte, man bey der Bitte, **dein Name werde geheiliget**, ſtehen blieb, weil man den **Barantolen** nicht erklären konnte, was das Wort **heilig** bedeute. In dem Glaubensbekenntniſſe, das man für die Hottentotten verfertigte, muſte man das Wort **der heilige Geiſt**, durch die in der Landesſprache gewöhnlichen Wörter, die einen ſanften und angenehmen Wind bezeichnen, ausdrucken. Hiezu hatte man einigen Grund, da das griechiſche Wort πνευμα, und das lateiniſche anima, ſpiritus urſprünglich nur den Wind, und die Luft, die wir einziehen, alſo die feinſte Materie,

Es giebt ganze Völker, denen die Idee des höchſten Weſens, und der Seele gänzlich fehlet.

Die Barantolen haben kein Wort, womit ſie den Begrif der Heiligkeit ausdrucken können.

Ein ander Beiſpiel von den Hottentotten.

die wir durch die Sinne kennen *), bedeuten, und wir bekanntermaßen durch die Sinne anfangen, andre auf das aufmerkſam zu machen, was außer denſelben liegt.

Indeſſen hebt die Mühe, mit der wir zu abſtrakten Begriffen gelangen, die angebohrnen Kenntniſſe nicht auf. Es kann Völker geben, die kein Wort wiſſen, womit ſie den Begrif eines Weſens ausdrücken; ſollten wir deßhalb glauben, daß ſie nicht einmal wüßten, was ein Weſen ſey, wenn ſie auch nie daran denken? Ich finde übrigens das, was ich bey unſerm großen Verfaſſer über die Idee von Gott geleſen habe, ſo ſchön und ſo vollkommen nach meinen Wünſchen, daß ich nicht umhin kann, die ganze Stelle **) hier abzukopiren.

Denn die Menſchen, ſagt er, **da ihnen die gemeine Sprache ihres Landes Wörter hergiebt, müſſen einige Begriffe von den Dingen haben, deren Namen diejenigen oft gegen ſie zu erwähnen Gelegenheit haben, mit denen ſie umgehn. Und iſt es eine Sache, die auch den Begrif des Vortreflichen, des Hohen, und des Außerordentlichen mit ſich führt, an der einem gelegen iſt, und die dem Gemüthe von der Furcht vor einer unumſchränkten Macht, der man nicht widerſtehn kann, eingedrückt wird**, (ich ſetze hinzu den **Begrif der allerhöchſten Güte, die man ſchlechterdings lieben muß**); **ſo muß ſich auch wohl der Begrif davon deſto tiefer einſenken, und weiter ausbreiten; inſonderheit, wenn es ein ſolcher iſt, der dem gemei-**

---

*) Daher mag auch wohl der Ueberſetzer der wertheimiſchen Bibel das hebräiſche Wort רוח durch einen Wind überſetzet haben.

Vielleicht glaubte er: ein großer Wind ſchwebte über dem Waſſer, ſeye verſtändlicher, als der Geiſt Gottes ſchwebte über dem Waſſer.

Anm. des Ueberſ.

**) S. 1 Buch im Verſuch vom menſchlichen Verſtande, 3tes Kapitel, §. 9.

nen Licht der Vernunft gemäß iſt, und ſich von jedwedem Theile unſrer Erkenntniß ganz natürlich ableiten läßt, wie der Begrif von einem Gotte. Denn die offenbaren Merkmale einer ungemeinen Weisheit und Macht zeigen ſich in allen Werken der Schöpfung ſo deutlich, daß eine vernünftige Kreatur, die ſie nur mit Ernſt betrachtet, auf eine Gottheit kommen, und ſie entdecken muß. Der Einfluß, den die Entdeckung eines ſolchen Weſens in die Gemüther aller Menſchen, die einmal davon gehöret, nothwendig haben muß, iſt ſo groß, und führt Gedanken mit ſich, die von ſolcher Wichtigkeit ſind, und ſich aller Welt ſo leicht mittheilen laſſen, daß es mir ganz ſeltſam vorkommt, wie ſich irgendwo ein ganzes Volk finden kann, welches ſo unvernünftig iſt, daß es keinen Begrif von einem Gotte hat. Ja es kommt mir dieſes ſeltſamer vor, als wenn es von Zahlen und Feuer keinen Begriff hätte.

Möchte ich doch manche andre vortrefliche Stellen unſers Verfaſſers abſchreiben dürfen, die ich aber übergehen muß. Ich will hiebey nur eine doppelte Bemerkung machen:

Einmal, wenn er von **dem gemeinen Licht der Vernunft**, das der Idee von Gott vollkommen entſpricht, und von dem, was man daher ganz natürlich ableiten kann, redet, ſo widerſpricht er meiner Meinung von den angebohrnen Begriffen nicht im geringſten.

Zweitens. Er ſagt, daß es Menſchen gäbe, die gar keine Erkenntniß von Gott hätten, ſchiene ihm eben ſo ſeltſam, und noch fremder, als wenn es Menſchen geben ſollte, die keine Idee von Zahlen und vom Feuer hätten. Indeſſen kann ich aus einer Reiſebeſchreibung, die der Pater **Gobier**, ein franzöſiſcher Jeſuit herausgegeben, und mir mitgetheilet, verſichern, daß die Bewohner der **marianiſchen Inſeln**, die man nach dem Namen der Königinn von Spanien ſo nennt, weil ſie das Mißionswerk daſelbſt beförderte, und ihn auch hinſchickte, keine Kenntniß vom Feuer hatten, da man dieſe Inſel entdeckte.

Philalethes. §. 16. Wenn man die Wahrheit einer angebohrnen Idee von Gott daraus herleiten kann, daß ſie alle kluge Völker wirklich gehabt haben, ſo muß die Tugend gleichfalls angebohren ſeyn, weil von jeher alle kluge Völker den Begrif derſelben wirklich gehabt haben.

Theophilus. Nicht die Tugend, ſondern die Idee der Tugend iſt angebohren. Vielleicht wollen Sie auch ſelbſt nichts anders ſagen.

Philalethes. Das Daſeyn eines Gottes iſt, ſo entſchieden gewiß, als es wahr iſt, daß die Wechſelswinkel, die durch Durchſchneidung zwoer ~~geraden~~ Linien entſtehn, ſich einander gleich ſind. Ein jeder vernünftiger Menſch, der dieſen zwey Sätzen ernſthaft nachgedacht hat, wird ihnen auch ganz gewiß ſeinen vollen Beifall ſchenken. Demohnerachtet iſt es ausgemacht, daß es Menſchen genug giebt, die dieſe zwey Wahrheiten nicht überdacht haben, denen ſie alſo unbekannt geblieben ſind.

Theophilus. Ich will dies wohl zugeben. Daraus folgt aber bey weitem noch nicht, daß ſie nicht angebohren wären, das iſt, daß wir ſie nicht in uns ſelbſt antreffen ſollten.

Philalethes. §. 18. Es würde von noch allgemeinerem Nutzen ſeyn, wenn uns der Begrif einer **Subſtanz** angebohren wäre. Wir haben ihn aber weder als angebohren, noch als erlangt, denn wir haben ihn weder durch die Empfindung, noch durch die Reflektion.

Theophilus. Ich glaube, daß die Reflektion hinlänglich ſey, die Idee einer Subſtanz in uns ſelbſt anzutreffen, die wir Subſtanzen ſind. Es wird ſich indeſſen noch eine ſchicklichere Gelegenheit finden, wo wir uns hierüber ausführlich unterhalten können.

Philalethes. §. 20. Wofern es angebohrne Begriffe in der Seele giebt, daran ſie wirklich nicht gedenket, ſo müſſen ſich ſolche im Gedächtniß aufhalten, und von da durch die **Reminiſcenz** gleichſam zur Beſchauung hervorgeführt werden. Das iſt: es muß uns bekannt ſeyn; wenn wir uns ihrer erinnern, daß ſie vormalige Empfindungen in der Seele geweſen ſind, eine Erinnrung müßte denn ohne Erinnrung ſeyn können. Denn dieſe innerliche Ueberzeugung, daß eine ſolche Idee ſchon vormals in unſrer Seele geweſen ſey, unterſcheidet die Reminiſcenz von allen andern Arten der Gedanken.

Die angebohrnen Ideen ſind nur Fertigkeiten.

Theophilus. Wenn unſre Erkenntniß, unſre Ideen, oder Wahrheiten wirklich in unſrer Seele ſeyn ſollen, ſo iſt es nicht ſchlechterdings nothwendig, daß wir ſchon an ſie gedacht haben; ſie ſind nichts anders, als natürliche Fertigkeiten, gewiſſe aktive und paßive Anlagen, und alſo mehr als eine tabula raſa.

Die Platoniker glaubten, daß wir an das, was wir in uns ſelbſt antreffen, ſchon einmal gedacht hätten; und um ſie zu widerlegen, iſt es gewiß nicht genug, wenn wir behaupten wollten, daß wir uns deſſelben nicht erinnerten, weil es ausgemacht iſt, daß ſehr viele Gedanken uns wiederzurückkehren, die wir nur vergeſſen hatten.

Auffallende Beiſpiele der Reminiſcenz, wenn man ſie ſo verſteht, wie ſie die Platoniker verſtanden.

So hat, zum Beiſpiel, jemand geglaubt, er habe einen neuen Vers gemacht, von dem er hernach ſich erinnert hat, daß er ihn ſchon längſt Wort zu Wort in einem alten Poeten geleſen habe. Wir treffen manchmal eine nicht gewöhnliche Leichtigkeit bey uns an, gewiſſe Dinge begreifen zu können, weil wir ſie ſchon einmal gedacht haben, ohne daß wir uns ihrer erinnern.

Es iſt möglich, daß ein blindgewordnes Kind ganz und gar vergißt, daß es das Licht und Farben geſehn habe. So ward die berühmte **Ulrike Schönberg** in ihrem achten Jahre durch die Pocken blind. Sie war aus Weide in der Oberpfalz gebürtig, gab zu Königsberg in Preußen zum allgemeinen Erſtaunen Unterricht in der Philoſophie und Mathematick, und ſtarb daſelbſt im Jahre 1649. Dergleichen Leute können auch die alten Eindrücke behalten, ohne daß ſie ſich derſelben wieder erinnerten.

Ich bin der Meinung daß die Träume manche ſchon längſt gehabte Gedanken wieder in uns erneuern. **Julius Skaliger** hatte die berühmteſten Männer in **Verona** in Verſen beſingen. Er träumte, daß ihm ein gewiſſer **Brugnolus**, der zwar ein Bayer von Geburt ſey, ſich aber in der Folge in **Verona** niedergelaſſen, erſcheine, und ſich beklage, daß er ihn übergangen habe. **Julius Skaliger** erinnerte ſich nicht, daß er jemals habe von ihm reden hören, indeſſen machte er doch eine Elegie zu ſeiner Ehre. **Joſeph Skaliger**, ſein Sohn erfuhr auf ſeinen Reiſen in Italien, daß ehemals ein berühmter Grammatiker oder Kritiker dieſes Namens in Verona geweſen ſey, der zur Wiederherſtellung der ſchönen Wiſſenſchaften in Italien viel beigetragen habe. Dieſe Anekdote findet ſich bey den Gedichten des **Skaliger**, des Vaters, und in den Briefen ſeines Sohnes. Die Skaligerana, welche die Geſpräche des **Joſeph Skaliger** enthalten, erwähnen ſie gleichfalls. Wahrſcheinlicherweiſe hatte Julius Skaliger etwas vom **Brugnolus** gehört, es aber nachhero vergeſſen. Der Traum war zum Theil eine Erneuerung einer alten Idee, ob er gleich nicht im eigentlichen Verſtande die **Reminiscenz** hatte, nach der wir ſchon ehemals eine und dieſelbe Idee gehabt haben. Wenigſtens ſehe ich nicht ein, warum man ſchlechterdings behaupten müſte, daß von einer Vorſtellung kein einziger Zug mehr übrig bliebe, wenn auch gleich nicht mehr ſo viel da ſind, daß man daraus ſich beſinnen könnte, ſie ſchon einmal gehabt zu haben.

Philalethes. §. 24. Ich kann nicht läugnen, daß Sie die Einwendungen, die wir bisher gegen die angebohrnen Begriffe gemacht haben, ſehr natürlich beantworten. Vielleicht beſtreitet ſie unſre Parthie auch nicht in dem Sinn, als Sie ſolche vertheidigen. Ich will alſo noch das ſagen, daß ich glaube, die Lehre von den angebohrnen Ideen dienen den Faulen nur zu einem Vorwand, ſich von der Mühe loß zu machen, eine Sache zu unterſuchen, und verſchaffe denen, die gern Lehrer und Meiſter abgeben wollen, die Bequemlichkeit, zum Hauptgrund zu machen, man dürfe **an den erſten Gründen nicht zweifeln.**

Theophilus. Ich habe ſchon einmal geſagt, daß, wenn die Anhänger Ihrer Parthey nur den Beweis der Warheiten, die man dafür anſehn kann, wünſchen, ohne darauf zu ſehen, ob ſie angebohren ſind, oder nicht, wir beide vollkommen einig ſind. Die Meinung von den angebohrnen Begriffen, ſo wie ich ſie verſtehe, iſt auch nicht im geringſten dieſen Beweiſen entgegen. Man thut nicht nur ſehr wohl, wenn man nach den Gründen der Inſtinkte frägt, ſondern ich habe auch von jeher dieſe Meinung geäußert, daß es ungemein nützlich ſeyn könne, ſogar die **Grundſätze** zu demonſtriren. Als man einſt ſich in Paris über den Verſuch des ſeeligen Herrn **Roberval** luſtig machte, der nach dem Beiſpiel des Apollonius und Proclus die Grundſätze des Euklides demonſtriren wollte, ſo bewies ich, wie möglich dieſer Verſuch ſey.

Die Meinung, daß man gegen Leute, die die Grundſätze läugnen, nicht einmal ſtreiten müſſe, iſt nur dann richtig, wenn von Grundſätzen die Rede iſt, welche weder bewieſen noch bezweifelt werden können. Um Unordnung zu verhüten und kein Aergerniß zu geben, muſten allerdings über das öffentliche Diſputiren, und andere Unterredungen von der Art Geſetze gegeben werden, nach welchen man Wahrheiten, die ſchon einmal dafür angenommen ſind, nicht beſtreiten darf.

Doch das gehöret mehr in das Gebiet der Policey, als in die Philoſophie.

AS. [illegible] Grundgesetze

der Vernunft, [illegible] Grundsätzen der Vernunft [illegible] Vernunft [illegible] Menschen [illegible] angeboren [illegible]

Neue Verſuche

[illegible] Vernunft [illegible]

über

den menſchlichen Verſtand.

[illegible] Menschen [illegible] Vernunft [illegible]

Zweites Buch.

Von den Ideen.

[illegible] Vernunft [illegible] Menschen [illegible] Vernunft [illegible]

urſprünglich waren, und nicht erſt durch den
Weg [illegible] in den Körper kommen, obgleich dieſe Bewegung
nicht eher endigt und der Geſtalt ſich nicht eher
ausdehnen können, als bis nach dem Wege.

Erſtes Hauptſtück.

Von den Ideen überhaupt. Gelegenheitliche Unterſuchung, ob die menſchliche Seele beſtändig denke?

Philalethes.

§. 1.

Wir haben anjezt die Unterſuchung, ob die Begriffe angebohren ſind, oder nicht? geendigt. Gefällt es Ihnen, ſo wollen wir zu der Betrachtung ihrer Natur und ihrer Verſchiedenheit fortſchreiten. Werden Sie mir nicht zugeben müſſen, daß die Idee das Objekt des Denkens ſey?

Theophilus. Ich gebe es Ihnen zu. Nur müßen Sie hinzufügen, daß ſie das unmittelbare innre Objekt des Denkens, und daß es ein Abdruck der Natur, oder der ſinnlichen Beſchaffenheiten ſey. Wäre die Idee die **Form** des Denkens, ſo würde ſie mit den wirklichen Gedanken, die ihr entſprechen, wachſen und abnehmen. Da ſie aber das Objekt deſſelben iſt ſo kann ſie eher, oder ſpäter als das Denken ſeyn. Die äuſſern ſinnlichen Objekte ſind nur **mittelbare**, weil ſie nicht unmittelbar auf die Seele würken können. Gott allein iſt das **unmittelbare äuſſere Objekt.** Man könnte freilich die

Die Ideen ſind unmittelbare innerliche Objekte der Seele, und keine Formen der Gedanken.

Seele für ihr unmittelbares **innres** Objekt halten, doch aber nur, in ſo fern ſie die Ideen, oder das, was den Dingen entſpricht, in ſich hält. Denn ſie gleicht einer kleinen Welt, in der die deutlichen Ideen Gott, und die dunklen das Univerſum vorſtellen.

Philalethes. §. 2. Die Anfänger unſrer philoſophiſchen Sekte halten die Seele für eine **ganz leere Schreibtafel**, auf der weder Buchſtabe, noch Begrif anzutreffen iſt. Nun fragen ſie, wie die Seele zu Begriffen komme, und ins beſondre, wie ſie die auſſerordentliche Menge derſelben erhalten? Mit einem Wort antwortet hier auf unſre philoſophiſche Schule. **Durch die Erfahrung.**

Die glatt gemachte (leere) Tafel iſt ein Gedicht.

Theophilus. **Dieſe leere Tafel** iſt in meinen Augen ein **leeres** Gedicht, das in der Natur kein Original kennt, und auf die unvollſtändigen Begriffe der Philoſophen ſich gründet. Nicht anders als die Meinungen von dem **Leeren**, von den **Atomen**, von der **unbedingten**, oder von der **bedingten Ruhe zweier Theile eines Ganzen unter ſich**, – oder von der **erſten Materie**, die man ſich ohne alle Formen gedenkt.

Die einförmigen, und alſo nicht mannichfaltigen Dinge, ſind nichts anders als **Abſtraktionen.** Dahin gehören **Zeit**, **Raum**, und **andre** in die reine Mathematik einſchlagende **Dinge**. Es giebt weder einen Körper, deſſen Theile in Ruhe, noch eine Subſtanz, die von einer andern nicht unterſchieden ſeyn ſollte. Die Seelen der Menſchen ſind nicht nur von den Seelen andrer Geſchöpfe, ſondern auch unter ſich verſchieden. Ob es gleich keine Verſchiedenheit der Art iſt.

Ich kann demonſtriren, daß eine jede Subſtanz, ſie mag nun Körper, oder Seele ſeyn, mit einer jeden andern in einem ganz beſondern Verhältniß ſtehe. Eine jede Subſtanz muß aber durch **weſentliche Beſtimmungen** von der andern verſchieden ſeyn. Die Vertheidiger der **leeren**

Tafel würden; alſo der Seele nicht nur die Ideen nehmen ſondern auch zuletzt nicht einmal mehr wiſſen, was ihr nun übrig bleibe. So machten es die Philoſophen der Schule. Sie lieſſen ihrer erſten Materie nicht das geringſte Eigenthümliche.

Vielleicht wird man mir einwenden, daß die Philoſophen mit **dieſer leeren Tafel nichts** anders ſagen wollten, als daß ſie urſprünglich, und ihrer Natur nach nur leere Kräfte haben. Allein dieſe bloſſe Kräfte, die man ſich ohne alle Handlung gedenkt, ſind im Grunde nur Erdichtungen, die in der Natur keinen Grund haben, und zu denen man allein durch Abſtraktionen gelanget. Wie könnte wohl in der Welt eine Kraft ſeyn, die ſich auf ein bloſſes Vermögen, ohne die geringſte Handlung zu verrichten, einſchränken ſollte? es muß jedesmal eine beſondre Anlage zur Handlung, und zwar zu der einen mehr, als zu der andern ſeyn. Auſſer dieſer Anlage hat die Seele noch eine gewiſſe Beſtrebſamkeit zu der Handlung. Dergleichen Beſtrebungen ſind nun manchmal ſehr viel in einem einzigen Subjekt; nie befinden ſie ſich in demſelben ohne alle Wirkung.

Die leeren Kräfte ſind [illegible] eine Erdichtung.

Die Erfahrung wird allerdings erfordert, wenn die Seele zu dieſen oder jenen Ideen beſtimmet werden, und auf diejenigen, welche in uns ſelbſt liegen, genaue Obacht haben ſoll. Aber wie ſollen Erfahrung und Sinne Ideen geben können? was für ein Mittel ſollte dazu angewandt werden? hat ſie etwa Fenſter? oder gleichet ſie einer Schreibtafel? oder iſt ſie etwa, wie Wachs beſchaffen? man ſieht alſo augenſcheinlich genug, daß man die Seele für materiell und körperlich halte, wenn man dies von ihr behaupten wollte.

Die Vertheidiger der leeren Tafel machen die Seele körperlich.

Ich ſehe zum voraus, daß man mir den von den Philoſophen angenommenen Grundſatz, – **daß in der Seele nichts ſeyn könne, was ſie nicht von den Sinnen erhalte,** entgegen ſetzen werde. Man muß aber die Seele ſelbſt und ihre Affektionen ausnehmen. Nihil eſt in intellectu, quod non fuerit in ſenſu. Man nehme aus „ niſi intellectus ipſe.“ Die Seele enthält aber viele Begriffe, die die Sinne nicht geben können, z. B. die Begriffe des **Seyns**, – der **Subſtanz**, – der **Einerleiheit**, – der **Urſache**, – der **Vorſtellung**, – des **Raiſonnirens**, und andre mehr..

„ Der Verfaſſer des **Verſuches** denkt eben ſo, wenn „ er eine beträchtliche Anzahl der Begriffe in der **Reflektion** „ **der Seele** über ihre eigene Natur findet.“

Philalethes.. Ich glaube alſo, daß Sie, mit dem Verfaſſer der Verſuche annehmen werden, daß alle Ideen aus der **Empfindung**, oder aus dem Ueberdenken entſtehen, das iſt; aus den Beobachtungen, die wir **entweder** über die äuſſerlichen und ſinnlichen Gegenſtände **oder** über die innerlichen Wirkungen unſrer Seele machen *).

Theo-

---

*) Es kommt hier einzig und allein auf die Frage an, wie ein Körper in die Seele als ein unkörperliches Weſen wirken, und in derſelben eine Idee von ſich hervorbringen könne. Herr von Leibniz urtheilt alſo ſehr wohl, daß die Frage von dem Urſprunge unſrer Begriffe nicht als etwas vorläufiges in der Weltweisheit abzuhandeln wäre: man müſſe ſchon weiter in derſelben gekommen ſeyn. Es ſetzet eine Antwort auf dieſe Frage, eine genauere Kenntniß von der Vereinigung des Leibes und der Seele voraus. Von dieſer Vereinigung nun giebt es unter den Philoſophen drey Meinungen.

Ariſtoteles ſchrieb der Seele die Kraft zu, den Körper zu bewegen, und dieſem hinwiederum ein Vermögen, von den Dingen, welche die Sinne rührten, Empfindungen in der Seele hervorzubringen. Dieſe Art der Vereinigung nannten ſie den natürlichen Einfluß (*Influxum phyſicum*).

Descartes glaubte gewiß erwieſen zu haben, daß beſtändig einerley Gröſſe der Bewegung in der Welt wäre, und erhalten würde. Mit dieſem Satze aber wußte er nicht zu reimen, wie endliche Subſtanzen in einander wirken könnten, ſo daß einerley Maas der Bewegung in der Welt gehalten würde; er nahm alſo ſeine Zuflucht zu dem Uebernatür-

Theophilus. Um einem Streit zu entgehen, der uns ſchon zu lange aufgehalten hat, erkläre ich gleich zum vor-

natürlichen. Er machte Gott zur allgemeinen und vornehmſten Urſache aller Bewegungen in der Welt, und damit verwarf er das vorher angeführte Syſtem des Ariſtoteles. Denn, wenn die Seele eine willkührliche Bewegung in dem Leibe hervorbringt, die nicht vorher ihren Grund in ſelbigem hat, ſo entſteht eine neue Bewegung in der Welt. Endiget ſich eine ſolche Bewegung: ſo wird das einerley Maas der Bewegung in der Welt vermindert. Dieſe Schwierigkeit ſahe Karteſius wohl ein. Siehe deſſen *Principia* p. II. §. 36. Er leget daher der Seele noch ein Vermögen bey, den ſchon in Bewegung geſetzten ſubtilen Nervenſaft lenken zu können; dieſes konnte aber wieder nicht anders, als durch den Widerſtand, und durch eine Gegenwirkung geſchehen. Dieſes beobachtete Malebranche. Er behauptete alſo, daß nicht die Seele in den Leib, und dieſer in jene wirkte, ſondern Gott ſelbſt thäte es unmittelbar. Dieſe Art, die Vereinigung der Seele mit dem Körper zu erklären, heißt das **Syſtem der veranlaſſenden Urſachen** (Systema caussarum occasionalium).

Hierauf trat Herr von Leibniz hervor, der das, was Karteſius unvollkommen gelaſſen hatte, verbeſſern, und vielmehr aus der Natur der Seele und des Leibes zu erklären ſuchte, ohne unmittelbare Wirkungen Gottes zu Hülfe zu nehmen. Er brachte alſo ein neues Syſtem von der Vereinigung dieſer beiden Subſtanzen in Gang.

Spinoza war ſein Vorläufer. Denn dieſer ſagt im zweiten Theil ſeiner Sittenlehre und deſſen dritten und neunten Lehrſatz. „Der Körper kann die Seele nicht zum „Denken, und die Seele den Körper weder zur Bewegung noch „zur Ruhe, oder zu ſonſt etwas (wenn noch etwas möglich „iſt) beſtimmen. In der Anmerkung zu dieſem Lehrſatz ſagt „er unter andern: Viele Menſchen werden dies nicht glauben: ſo ſehr glaubt man überzeugt zu ſeyn, daß der Körper „durch die Wirkung der Seele, bald in Ruhe, bald in Bewegung geſetzet werde. Allein, fährt er fort, es hat noch „niemand beſtimmt, was der Körper vermag; das heißt, es „iſt noch niemand durch die Erfahrung inne geworden, wozu der Körper, vermöge der Geſetze der Bewegung, „in ſo weit ſie als körperlich betrachtet werden, aufgelegt ſey, „und wozu er von der Seele beſtimmt werden müſſe. Man „kennt die innerliche Struktur des Körpers nicht hinlängaus, daß, wenn Sie behaupten, die Ideen kommen von einer oder der andern dieſer zwey Urſachen, ich dies von der wirklichen Vorſtellung derſelben verſtehe. Denn ich glaube bewieſen zu haben, daß ſie ſich, in ſo fern ſie nur einige Deutlichkeit haben, noch, ehe wir uns ihrer bewußt ſind, ſchon in uns befinden.

Philalethes. §. 9. Hiernächſt wollen wir die Frage zu beantworten ſuchen: zu welcher Zeit die Seele Vorſtellungen zu haben, und wirklich an die Ideen zu denken anfange? Ich kenne die Meinung ſehr gut, daß die Seele beſtändig denke, und daß das wirkliche Denken eben ſo wenig von ihr getrennt werden könne, als vom Körper die wirk-

---

„lich. — — Die Nachtwandler thun vieles im Schlafe, „was ſie im Wachen zu thun, ſich nicht unterſtanden haben „würden; woraus deutlich zu erſehen iſt, daß der Körper „nach den Geſetzen der Bewegung vieles vermag, was die „Seele nachher ſelbſt bewundert.„ Mendelsſohn hat in ſeinen philoſophiſchen Schriften gleichfalls davon gehandelt, und über den Erfinder der vorherbeſtimmten Uebereinſtimmung weitläuftig diſputirt. In dem Journal des Savans a. 1695. p. 444. machte Leibniz zu erſt ſein Syſtem bekannt. Es beſteht darinn: „Gott hat die Seele gleich „anfangs ſo geſchaffen, daß ſie dasjenige in ſich nach der „Ordnung hervorbringen und ſich vorſtellen ſollte, was im „Leibe vorgienge, ohne daß dieſer in jene wirkte. Die Seele „bringt alſo alle Empfindungen aus eigner Kraft in der Ordnung hervor, in welcher die äuſſerlichen Gegenſtände die „Sinne, nach der verſchiednen Lage des Körpers, rührten. „Den Leib hat er gleichfalls ſo geſchaffen, daß er von ſich „ſelbſt das thun ſollte, was die Seele befiehlt.„ Nachher kamen andre die keine von dieſen Erklärungsarten allein annahmen, ſondern ſich entweder für alle drey zuſammen, oder zwey derſelben, oder für keines von allen dieſen erklärten. So bald indeſſen eine Parthey von denen, die eine einfache Erklärungsart annehmen, den Sieg erhalten hat: ſo ſind dieſe widerlegt.

Der Verfaſſer kömmt in der Folge zum öftern auf ſein angenommnes Syſtem, deswegen ich mich hier weder mit der Vertheidigung noch Widerlegung deſſelben aufhalten will.

Anm. des Ueberſ.

wirkliche Ausdehnung. Ich kann mir aber nicht vorſtellen, daß es der Seele weſentlicher und nothwendiger ſeyn ſolle, beſtändig zu denken, als dem Körper, in innerwährender Bewegung zu ſeyn, da die Vorſtellung der Ideen der Seele eben das iſt, was dem Körper die Bewegung. Dies ſcheint mir wenigſtens ungemein vernunftmäßig. Ich wünſchte daher, hierüber Ihre Meinung zu hören.

Die Seele denkt beſtändig, und die Körper ſind in unaufhörlicher Bewegung.

Theophilus. Sie haben es eben geſagt; lieber Philaleth. Die Handlung iſt mit der Seele nicht genauer verbunden als mit dem Körper. Ein Zuſtand der Seele, in dem ſie nicht denken ſollte, und eine unbedingte Ruhe im Körper, ſcheinen mir der Natur gleich widerſprechend; ſo wie ich auch glaube, daß davon in der ganzen Welt kein Beiſpiel ſeyn wird. Eine Subſtanz, die einmal wirket, muß immer wirken, denn ein jeder Eindruk bleibt ſo, wie er iſt, und vermiſcht ſich nur mit einem andern der hinzukommt.

Wenn man einen Körper anſtößt, ſo erregt, oder bringt man eben ſo, als in flüßigen Dingen, eine Menge von **Wirbeln** (tourbillons) in ihren Lauf. Denn im Grunde betrachtet hat alles Feſte (ſolide) einen Zuſatz vom Flüßigen, und dieſes hinwiederum einige feſte Theile; man kann auch dieſe innerliche Wirbel niemals aufhalten. Wenn alſo der Körper nie in völliger Ruhe iſt, ſo kann die Seele, die mit ihm im genauen Zuſammenhange ſteht, nie ohne Vorſtellung ſeyn.

§. 10. **Philalethes.** Vielleicht iſt es ein Vorrecht, das dem Schöpfer und Regierer der Welt ausſchlieſſungsweiſe zukommt, daß, da er in allen andern Eigenſchaften unendlich iſt, er auch nicht ſchlafen, noch ſchlummern könne. Dies läßt ſich aber nicht füglich einem endlichen Geſchöpfe, wenigſtens nicht einem ſolchen Weſen, als die menſchliche Seele iſt, einräumen.

NB. Der ganze Streit über die bewußtloſen V. iſt entſtanden aus einer Doppeldeutigkeit des Worts Vorſtellung. Dieſe steht [illegible] von unter V. eine Modification der Seele die appercipirt wird, [illegible] freilich keine V. ohne Apperception. [illegible] ſteht man aber [illegible] unter V. jede Modification der Seele überhaupt die mit Aussendingen in Verbindung steht [illegible] woraus also auf diese Aussendinge kann geschlossen werden. So hat er in diesem Capitel schon gut erwiesen daß es gar viel V. auch von Aussendingen gebe deren sich die Seele nicht bewußt ist, ja daß die Seele beständig solche V. habe weil beständig Aussendinge auf sie [illegible] wirken.

Theophilus. Freilich ſchlafen und ſchlummern wir. Gott ſchläft und ſchlummert niemals. Daraus folgt aber noch nicht, daß wir im Schlummern gar keine Vorſtellungen haben. Wir finden vielmehr gerade das Gegentheil, wenn wir nur ſonſt darauf Acht haben wollen.

Philalethes. Es iſt freilich etwas in uns, das die Kraft zu denken beſitzt. Aber daraus kann man doch auch nicht folgern, daß dieſe Kraft beſtändig wirke.

Theophilus. Eine wahre Kraft beſtehet gewiß nicht in einer bloſſen Möglichkeit. Sie muß allemal mit einer Beſtrebſamkeit und wirklichen Handlung verbunden ſeyn.

Philalethes. Indeſſen iſt doch der Satz: **die Seele denkt beſtändig**, nicht an und vor ſich ſelbſt evident.

Theophilus. Das behaupte ich auch nicht. Nachdenken, und eine mit Aufmerkſamkeit angeſtellte Reihe von Schlüſſen werden erfodert, um die Evidenz dieſes Satzes zu finden. Der gemeine Mann begreift ihn eben ſo wenig, als den Druk der Luft, und die runde Geſtalt der Erde.

Philalethes. Ich zweifele noch daran, ob ich auch wirklich die vergangene Nacht gedacht habe. Das iſt eine Unterſuchung eines Fakti. Sinnliche Erfahrungen *) allein können es entſcheiden.

Theo-

Noch ist eine Doppeldeutigkeit des Worts Bewußtseyn zu bemerken. Eigentlich bedeutet es bloß den Actum der Apperceptionskraft das wirkliche Gewahrnehmen der Modification oder Beschaffenheit der Seele, [illegible] Bewußtseyn überhaupt bloß [illegible]

---

*) Die Erfahrung, auf die ſich Lock beruft, um die Karteſianer zu beſtreiten, daß unſre Seele nicht ſtets denke, kann hier keinen Ausſchlag geben. Sie können ihm leicht eingeſtehen, daß ſich unſre Seele in einem gewiſſen Zuſtand befinden könne, da ſie ſich der Dinge auſſer ſich nicht bewußt iſt: z. B. wenn wir in eine Ohnmacht fallen, u. ſ. w. Hieraus folgt aber nicht, daß die Seele in einem ſolchen Zuſtand nicht wirke. Dies würde dem Begrif, den wir uns von einer Subſtanz machen, geradezu widerſprechen. Man kann zwar ſo viel zugeben, daß die Seele ſich ihrer Empfindungen z. E. in einer Ohnmacht nicht bewußt iſt, und ſie ſolche von einander nicht unterſcheiden kann. Aber auch dieſes beweiſet für Locken nichts. Wir wollen hören, wie ſich Herr von Leib-

[illegible] Beſchaffenheiten der Seele, die identiſch immer die nemlichen bleiben, alſo auch ſo oft ſie appercipirt werden, immer einerley [illegible] geben, [illegible] [illegible] auf die Identität [illegible] Beharrlichkeit

der Seele, oder auf das Daſeyn der Seele als eines ſubſtantialen u. ſelbſtändigen Dinges geſchloſſen wird. Die Apperception dieſer Beſchaffenheiten kann zwar [illegible] andere [illegible] [illegible] wenn die dieſe Beſchaffenheiten immer [illegible] [illegible] kann ich ſie auch immer appercipiren, wenn ich meine Aufmerkſamkeit auf ſie richte; aber ſie geſchieht darum auch nicht wirklich alle andere [illegible]

Die unmerklichen Gedanken und Bewegungen kann man durch Schlüſſe erkennen.

Theophilus. Man kann es eben ſo entſcheiden, als man beweiſet, daß es gewiſſe unſichtbare Körperchen, und unſichtbare Bewegungen gebe, ob gleich manche Leute dieſelbe lächerlich machen. Eben ſo giebt es gewiſſe un-

D 5

niz an einem andern Ort darüber erklärt. Er ſagt: „Der „veränderliche Zuſtand, welcher eine Vielheit in dem einen, „oder in dem Einfachen in ſich faßt und vorſtellt, iſt nichts „anders, als dasjenige, welches man die Empfindung oder „*Perception* nennt, die man von der *Apperception* oder von „dem Bewußtſeyn wohl unterſcheiden muß, wie ſolches aus „dem folgenden erhellen wird. Und hierinnen haben die „Carteſianer ſehr verfehlt, wenn ſie die *Perceptiones* oder „Empfindungen, derer man ſich nicht bewußt iſt, und welche „man nicht wahrnimmt, für nichts gehalten haben. Dieſes hat ſie auch bewogen, zu glauben, daß die *Spiritus* oder „Geiſter allein unter die Zahl der Monaden gehörten, und „daß gar keine Seelen der unvernünftigen Thiere, oder an„dre *Entelechiae* wären. Um eben dieſer Urſache willen iſt „es geſchehn, daß ſie einen Zuſtand, da man lange ſinnlos „und ohne einzige Empfindung liegt, mit dem Tode, wenn „er im genauen Verſtande genommen wird, nach der Mei„nung des gemeinen Haufens verwirret haben, und ebenfalls „in das ſcholaſtiſche Vorurtheil von den völlig körperloſen „Seelen gerathen ſind; über dieſes auch hierdurch die ver„kehrten und übel geſinnten Gemüther in der Meinung be„ſtärkt haben, als wenn die Seelen ſterblich wären.„ S. Monadologie §. 14. Beſonders gehört auch hier noch folgendes her. „Wir nehmen durch die Erfahrung bey uns „ſelbſt einen Zuſtand wahr, worinnen wir uns keiner Sache „erinnern, und wo wir gar keine deutliche Vorſtellung ha„ben, welches z. E. geſchieht, wenn wir in eine Ohnmacht „ſinken, u. ſ. w. — Bey dieſen Umſtänden findet man zwi„ſchen der Seele und einer bloſſen Monade keinen merklichen „Unterſchied; weil aber dieſer Zuſtand nicht fortdaurend iſt, „und die Seele ſich aus demſelben wieder herauszieht, ſo iſt „ſie etwas mehr als eine bloſſe Monade. Hieraus folget „aber keinesweges, daß die einfache Subſtanz alsdann ohne „die geringſte Perception ſey. Dieſes kann auch vermöge „der angeführten Urſachen nicht anders ſeyn, da ſie weder „völlig untergehen, noch in ihrem Weſen verbleiben kann, da „nicht auch zugleich eine gewiſſe Veränderung, welche nichts „anders als ihre Perception iſt, in ihn vorgehen ſollte:

„Wenn

bedeutende Vorſtellungen in der Seele, wo man freilich nicht hinlänglich genug unterſcheiden kann, warum man ſie ſich vorſtellt, oder erinnert; die ſich indeſſen durch ſichre und gewiſſe Schlüſſe ſehr bequem begreifen laſſen.

Philalethes. Ein gewiſſer Gelehrter hat uns die Meinung aufgebürdet, daß die Seele aufhöre zu ſeyn, weil wir im Schlafe ihr Daſeyn nicht empfinden. Ein ſolcher Einwurf entſtehet indeſſen aus einem übertriebenen Vorurtheil, und Mißverſtändniß unſrer Meinung. Wir behaupten ja nicht, daß in dem Menſchen keine Seele ſey, weil wir ihr Daſeyn im Schlafen nicht empfinden; ſondern wir ſagen nur, daß der Menſch nicht denken kann, wenn er ſich deſſelben nicht zugleich bewußt iſt.

Theophilus. Ohne das Buch geleſen zu haben, welches ihrer Sekte dieſe Meinung aufbürdet, könnte ich doch ſagen, daß man ihnen mit Recht entgegen ſetzen könnte,

„ dar-

„Wenn aber eine groſſe Menge von kleinen Empfindungen, „worunter man keine von der andern unterſcheiden kann, „zuſammen kommt; ſo wird man ſinn- und empfindungslos, wie z. B. bey einem Schwindel. Der Tod kann die „Thiere auf eine Zeitlang in einen ſolchen Zuſtand verſetzen.„ §. 21. Er dringt auch noch an einem andern Ort *Tom. IV. Epiſt. Leibn. p. 406.* gar ſehr darauf, daß man unterſcheiden ſoll, das Vorſtellen vor ſich betrachtet, und das Bewußtſeyn deſſelben. Beides zuſammen macht eigentlich das Denken aus. Er ſagt daſelbſt unter andern: „Ich glaube, daß die „Seele, ja ſelbſt der Körper niemals ohne Wirkung, und „daß die Seele niemals ohne Perception ſeyn könne. Selbſt, „wenn wir ſchlafen, haben wir eine dunkele und verworrene „Vorſtellung, von dem Orte ſo wohl, wo wir uns befinden, „als auch von andern Sachen. Und geſetzt, die Erfahrung „beſtätigte meinen Satz nicht: ſo getraue ich mir davon ei„ne Demonſtration zu geben, u. ſ. w.„ Doch nun wieder auf Locken zurück. Ich ſollte denken; die Erfahrung, die er nur immer allein gelten laſſen will, ſey mehr gegen ihn, als wie er ſich wohl einbilde. Wem ſind nicht die Nachtwandler bekannt? Würden dieſe wohl auf die Dächer ſteigen, wenn ſie ſich ihrer Gefahr bewußt wären? Sie haben alſo gewiß eine *Perception*, aber keine *Apperception*.

Anm. des Ueberſ.

„daraus, daß die Seele ſich des Gedankens nicht bewußt ſey, folge noch gar „nicht, daß ſie zu denken aufhöre.„ Denn ſonſt konnte man eben ſo füglich ſagen, daß zu der Zeit, da man ſich einer Sache nicht bewußt iſt, **die Seele gar nicht ſey.** Um dies zu widerlegen, muß man beſonders beweiſen, daß das Bewußtſeyn dem Gedanken weſentlich ſey.

Es iſt nicht ſchlechterdings nothwendig, ſich aller ſeiner Gedanken bewußt zu ſeyn.

Philalethes. §. 11. Es läßt ſich nicht gut begreifen, daß ein Ding denken könne, ohne zu empfinden, daß es denke.

Theophilus. Hierinn liegt eben das Schwere, was ſelbſt gelehrten, und geübten Männern zu beantworten ſo mühſam fällt. Ich will aber gleich ein Mittel vorſchlagen, den Knoten aufzulöſen.

Wir denken an mehrere Dinge auf einmal; und haben nur auf die deutlichſten Ideen Obacht.

Man ziehe in Erwegung, daß wir an viele Dinge auf einmal denken, und dabey nur auf die Gedanken Acht haben, welche die deutlichſten ſind. Es kann auch nicht anders ſeyn. Wollten wir alles beobachten, ſo müßten wir vielen Dingen auf einmal aufmerkſam nachdenken, die wir alle empfinden, und die alle auf uns Eindrücke machen.

Von allen unſern gehabten Ideen bleibt etwas in der Seele zurück.

Ich gehe noch weiter. Ich behaupte, daß von allen unſern vergangnen Gedanken „doch **etwas** übrig bleibt, und daß **kein einzi„ger gänzlich ausgelöſcht werden kann.**„ Wenn wir alſo ſchlafen, ohne zu träumen, und ohne durch einen Stoß, oder Fall, oder ſonſt einen andern zufälligen Umſtand aufgeweckt zu werden; ſo entſtehet in uns eine ſehr groſſe Anzahl kleiner, verworrener Empfindungen. Der Tod ſelbſt könnte in den Seelen der Thiere keine andre Wirkung hervorbringen, da ſie ohne allem Zweifel, (zumal, weil die Natur ihre ganz unveränderliche Ordnung beobachtet), einmal, es geſchehe nun früher, oder ſpäter, zu deutlichen Vorſtellungen gelangen müſſen. Das gebe ich indeſſen zu, daß die Seele in dieſem Zuſtande der Verwirrung weder Vergnügen, noch Schmerz empfinde. Denn Vergnügen und Schmerz ſind zwey merkliche Vorſtellungen.

Philalethes. §. 12. Halten nicht die Karteſianer, welche behaupten, daß die Seele beſtändig denke, alle von dem Menſchen verſchiednen Geſchöpfen für lebendig, ohne daß ſie ihnen eine Seele einräumen, welche ſich die Dinge auſſer ſich vorſtellet, und denket? Sagen ſie nicht ſelbſt, daß die Seele denken könne, ohne eben mit einem Körper verbunden ſeyn zu müſſen?

Theophilus. Ich bin hierinnen mit den Karteſianern nicht einerley Meinung. Denn, ob ich gleich in ſofern zu ihrer Sekte gehöre, als ich glaube, daß unſere Seele beſtändig denke; ſo bin ich doch ganz gewiß in den beiden andern Punkten ſehr weit von ihnen entfernt. Meiner Meinung nach haben die Thiere nicht nur eine Seele, ſondern auch eine unvergängliche, unſterbliche Seele, und die Seelen der Menſchen können niemals ohne Körper ſeyn, – Gott allein, als ein im höchſten Verſtande geiſtiges, und reines Weſen, iſt unkörperlich.

Die Thiere haben unvergängliche Seelen, und die Seelen der Menſchen können nie ohne Körper ſeyn.

Philalethes. Wären Sie ein Carteſianer, ſo hätte ich ihnen den Einwurf gemacht, daß alſo die Körper des Caſtor und Pollux (da ſie bald eine Seele, bald keine haben können, und doch immer lebendig ſind, und dieſe Seele, bald in einem gewiſſen Körper ſeyn kann, bald nicht), nur eine Seele haben müßten, die in ihre beide Körper, wenn ſie ſchlafen, und wenn ſie wieder wachen, wechſelsweiſe wirken würde. Folglich würde ſie zwey eben ſo verſchiedene Perſonen ausmachen, als Caſtor und Herkules nur immer ſeyn können.

Theophilus. Ich will Ihnen eine andre noch weit natürlichere Inſtanz machen.

läßt es ſich wohl mit Grunde läugnen, daß man nach einer gewiſſen Zeit oder nach einer merkwürdigen Verändrung in eine gänzliche Vergeſſenheit fallen könne? Vom **Sleidan** ſagt man, daß er vor ſeinem Tode alles vergeſſen habe, was er wußte. Man hat hiervon noch mehr traurige Beiſpiele *).

Geſetzt, ein ſolcher Menſch würde verjüngt, und lernte alles, was er ſchon gewußt, aber vergeſſen hat, noch einmal. Wird er deshalb ein andrer Menſch werden? Folglich macht das Wiedererinnern nicht gerade, daß ein Menſch derſelbe ſey, sondern es macht nur, daß er sich für denselben erkenne. Nicht die Identität selbst, sondern nur die Erkenntniß der Identität hängt davon ab.

Die Erdichtung einer Seele, die verſchiedene Körper wechſelsweiſe belebte, ohne daß das, was ihr in dem einen Körper begegnet, ihr begegnen müßte, wenn ſie den andern belebt, widerſpricht der **Natur** der Dinge, und gehört in das **Regiſter** jener **mangelhaften philoſophiſchen Chimären**, z. B. eines **Raums** ohne **Körper**, und eines **Körpers** ohne **Bewegung**, die ſogleich in ihrem ganzen **Ungrund** erſcheinen, wenn man ſie nur einigermaſſen analyſiret. Die Seele behält alle die Eindrücke, die ſie ſchon gehabt hat, und kann ſich unmöglich auf die eben angeführte Art vertheilen. "Das Zukünftige ſtehet in einer jeden Subſtanz mit dem Gegenwärtigen in der allerengſten Verbindung. "Daher entſtehet in einem Individuum die Identität." N. B. Dem ohnerachtet darf, ja kann man

---

*) Ein merkwürdiges hieher paſſendes Beiſpiel führet Herr Prof. **Tiedemann** in ſeinen 1777. herausgekommenen Unterſuchungen über den Menſchen S. 52. aus dem Swieten an.

„Es hat einen Mann gegeben, ſagt er, der alle Sinne
„und alles Bewußtſeyn mitten in einem Befehle an ſeine
„Bedienten verlor, ganze ſechs Monate in dieſem Zuſtande
„verblieb, bey der Wiedererlangung ſeiner Sinne den Befehl an den Bedienten gerade da fortſetzte, wo er ihn vorhin abgebrochen hatte, und von ſeiner langen Sinnloſigkeit nichts wußte.„

Anm. d. Ueberſ.

man ſich nicht immer des Gegenwärtigen erinnern. Die gegenwärtigen, und vergangenen Eindrücke der Dinge ſind ſo häufig, und haben auf unſre gegenwärtige Gedanken einen ſo ſtarken und mächtigen Einfluß, daß ich mir unmöglich vorſtellen kann, die Seele könne jezt etwas denken, was mit den zukünftigen Gedanken in gar keiner Verbindung ſtehen ſollte. Man kann ſehr vieles vergeſſen; – wir können uns aber auch ungemein vieler Dinge wieder erinnern, wenn wir nur gehörig wieder darauf geführet werden.

Philalethes. §. 13. Perſonen, welche ſchlafen, ohne daß ſie dabey träumen, können unmöglich überzeugt ſeyn, daß ſie wirklich denken.

Theophilus. Wenn wir auch wirklich feſt, und ohne zu träumen, ſchlafen, ſo haben wir doch einige ſchwache Empfindungen. Das ſehen wir offenbar beim Aufwachen. Je mehr wir uns der Zeit des Aufſtehens nähern, je mehr Empfindungen bekommen wir von den äuſſerlichen Gegenſtänden, ohne daß ſie indeſſen den zum völligen Aufwachen erforderlichen Grad der Stärke haben ſollten.

Philalethes. §. 14. Es läßt ſich meinem Bedünken nach nicht gut denken, daß die Seele eines Schlafenden den einen Augenblick mit Denken beſchäftigt ſey, und ſich doch nicht in dem nächſten Augenblick, wenn er aufwachet, auf das geringſte von allen ſolchen Gedanken beſinnen kann.

Theophilus. Ich kann es nicht nur ſehr leicht begreifen; ſondern ich finde auch alle Tage, etwas ähnliches, wenn ich wache. Unaufhörlich wirken die äuſſerlichen Gegenſtände auf unſre Augen und Ohren. Die Seele wird alſo dadurch auch in Bewegung geſezt, ob wir gleich nicht immer auf dieſe Bewegung aufmerkſam genug ſind. Denn unſre Aufmerkſamkeit iſt ſo lange auf andre Gegenſtände ausgebreitet, bis das Objekt ſtark ge-

nug

mug wird, entweder durch ſeine verdoppelte Wirkung, oder durch irgend eine andre Urſach ſie darauf zu lenken. In Abſicht eines gewiſſen Objekts war es nur ein beſondrer Schlaf; – er wird aber allgemein, wenn die Aufmerkſamkeit in Abſicht aller Objekte zuſammengenommen aufhöret. Auch das iſt ein Mittel einzuſchlafen, wenn man ſeine Aufmerkſamkeit auf verſchiedene Dinge theilet, um ſie dadurch zu ſchwächen.

Philalethes. Ich habe einmal einen Menſchen gekannt, der ſich aufs Studieren legte, und ein ungemein glückliches Gedächtnis hatte. Dieſer erzählte mir, daß er niemals einen Traum gehabt, als da ihn ein Fieber befallen hätte, wovon er nur vor kurzem erſt befreiet worden wäre. Er war damals eben fünf bis ſechs und zwanzig Jahr.

Theophilus. Man hat mir auch erzählet, daß ein gewiſſer Gelehrter gar nicht geträumet haben ſoll. Man muß aber die Dauer der Vorſtellung der Seele nur nicht auf die Träume allein ausdehnen, weil ich gezeigt habe, daß ſie auch dann, wenn der Körper ſchläft, von dem, was auſſer ihr vorgehet, einige Vorſtellung hat.

Philalethes. §. 15. Oft denken, und es nicht einmal einen Augenblick zu behalten, heiſt ganz unnütz und vergeblich denken.

* i.e. wird appercipirt.

Alle Eindrücke der Seele ſelbſt die unmerklichſten haben ihre Wirkung.

Theophilus. Ein jeder Eindruck wirket freilich auf* die Seele, aber nicht eine jede Wirkung iſt merklich. Daß ich mich auf dieſe, und nicht auf eine andre Seite herumwende, wird oft von einer unzählichen Menge kleiner unbedeutender Eindrücke in den Körper verurſacht, die die eine Bewegung oft ſchwerer und langſamer machen, als die andre.

Alle

Unſre vorher nicht überlegte Handlungen ſind die Reſultate kleiner Vorſtellungen. Gewohnheit und Leidenſchaften kommen auch daher.

Alle Handlungen, die wir vorher nicht überlegt haben, ſind das Reſultat ſehr vieler kleinen Vorſtellungen. Sogar Gewohnheiten und Leidenſchaften, die bey den Ueberlegungen die wir anſtellen, ſo ſehr mitwirken, entſpringen daher. Sie entſtehen nach und nach; folglich würden wir ohne jene geringe Vorſtellungen gewiß nicht zu merklichen Dispoſitionen und Anlagen gelangen.

Schon vorher habe ich bemerkt, daß derjenige, der dieſe Wirkungen in der Moral läugnen wollte, jenen Halbgelehrten ähnlich ſeyn würde, die die kleinen unſichtbaren Körper in der Naturlehre läugnen. Und doch fällt es einem groſſen Theil von Gelehrten, die über die Freiheit reden, gar nicht ein, auf dieſe ganz unmerkliche Eindrüke, die den Entſchluß beſtimmen können, Rückſicht zu nehmen. Sie nehmen alſo lieber zu einer gänzlichen Gleichgültigkeit in moraliſchen Handlungen, wie die iſt, die **Buridan** ſeinem Eſel zuſchreibt, ihre Zuflucht.

Im folgenden werde ich hiervon noch mehr reden. Indeſſen muß ich doch hiebey bemerken, daß, wenn auch dergleichen Eindrücke unſre Wahl beſtimmen, ſie uns doch zu keiner unbedingten Nothwendigkeit führen.

Philalethes. Man könnte vielleicht einwenden, daß bey einem Wachenden auch die Werkzeuge des Körpers beſchäftiget wären, wenn er denket, und daß ſich das Gedächtniß dieſer Gedanken vermittelſt der im Gehirne geſchehenen Eindrücke erinnere. Daß hingegen im Schlaf die Seele ihre Gedanken für ſich allein habe.

Zwiſchen Seele und Körper iſt die engeſte Verbindung. Die Seele hat alle Eindrücke des Körpers, wenn ſie auch noch ſo unmerklich wären.

Theophilus. Meinem Syſtem gemäß kann ich dies nicht behaupten. Denn ich nehme eine ſo enge Verbindung des Körpers und der Seele an, daß ich aus den Eindrücken des Körpers, deren wir uns weder im Schlaf, noch beym Wachen bewußt ſind, erweiſe, daß die Seele auch dergleichen Eindrücke haben müſſe. Ich gehe noch weiter. Ich glaube ſogar, es

* Daraus erklärt sich die Unbehaglichkeit der Seele, wenn in dem Körper viel kleine Unordnungen entstehen, deren jede an sich unmerklich ist, z. B. im Zustand der Hypochondrie.

müſſe in der Seele etwas geſchehen, was dem Lauf des Blutes, und allen innren Erſchüttrungen der Eingeweide entſpricht*, ob wir gleich dieſe Veränderungen mit keinem deutlichen Bewußtſeyn erkennen, gerade wie die, die einer Mühle nahe wohnen, das Gelärme derſelben zuletzt nicht mehr bemerken.

Könnten nun, es ſey im Schlaf, oder im Wachen, gewiſſe Eindrücke in den Körper erfolgen, von denen die Seele gar nichts fühlte; – ſo müſte man der Verbindung der Seele mit dem Körper Schranken einräumen, und annehmen, daß die körperlichen Eindrücke eine Figur und Gröſſe voraus ſetzten, wenn ſich die Seele ihrer bewußt ſeyn ſollte. Da aber die Seele unkörperlich iſt, ſo läßt ſich dies nicht gut behaupten, weil unter einer unkörperlichen Subſtanz, und dieſer, oder jener Modification der Materie kein Verhältniß ſtatt findet.

Ueberhaupt genommen kann man ſehr vielen irrigen Meinungen nicht ausweichen, wenn man annehmen will, daß in der Seele keine Vorſtellung ſey, deren ſie ſich nicht bewußt wäre.

Philalethes. §. 16. Die meiſten Träume, deren wir uns widererinnern, ſind ungemein übel geordnet, und ſehr wenig zuſammenhängend. Man müſte alſo gar behaupten, daß die Seele das Vermögen, vernünftig zu denken, dem Körper zuzuſchreiben habe, oder daß ſie von ihren vernünftigen Selbſtgeſprächen nichts behalte.

Theophilus. Der Körper wirkt bey allen Gedanken der Seele, ſie mögen vernünftig ſeyn, oder nicht. "Die Träume machen auch eben ſo gut ihre Eindrücke ins Gehirn, als die Gedanken eines wachenden Menſchen."

Philalethes. §. 17. Da Sie doch mit ſo vieler Zuverſicht behaupten, daß die Seele beſtändig denke, ſo wünſche ich von Ihnen zu erfahren, was für Gedanken in der Seele eines Kindes, ehe ſie ſich mit dem Körper verbindet, oder unmittelbar zu der Zeit ſeyn müſten, wenn ſie mit ihm verbunden wird, bevor ſie durch die ſinnliche Empfindung zu denſelben gelanget.

Theophilus. Das kann ich Ihnen nach meiner Theorie leicht genug zeigen.

Die Vorſtellungen der Seele richten ſich nach dem Bau, und nach der Conſtitution des Körpers. Sind die Bewegungen des Gehirns verworren, ſo werden es die Gedanken gewiß auch ſeyn.

Die Vorſtellungen der Seele richten ſich nach dem Bau und der Conſtitution des Körpers. Erfolgen alſo im Gehirn ſehr viel ungeordnete, und unmerkliche Bewegungen, wie dies bey Leuten, welche wenig Erfahrung haben, der Fall iſt; ſo können, (der Natur der Sache nach), die Gedanken derſelben auch nicht deutlich ſeyn. Die Seele iſt aber niemals ohne alle Empfindung, weil dieſe der beſtändige Abdruck ihres Körpers iſt, – dieſer aber von vielen andern, die ihn umgeben, auf eine ſo vielfache, mannichfaltige Weiſe in Bewegung geſetzet wird, daß der Eindruck, den ſie machen, zum öftern nur ſehr verworren bleibt.

Philalethes. §. 18. Der Verfaſſer des Verſuchs legt noch eine andere Frage zur Beantwortung vor. „Es „ſollte mir lieb ſeyn,„ ſagt er, „von denjenigen, welche ſo „gewiß und untrüglich vorgeben, die menſchliche Seele, „oder, welches einerley iſt, der Menſch denke ſtets, zu „erfahren, woher ſie das wiſſen.

Die unbemerkbaren Vorſtellungen ſind gleichfalls nothwendig: und wir können uns von ihrem Daſeyn eben ſo gut [illegible], als von den kleinen unſichtbaren Körpern.

Theophilus. Ich glaube immer, daß ein höherer Grad der Zuverſicht dazu gehöre, wenn man nicht zugeben will, daß in der Seele etwas vorgehen könne, ohne daß wir uns deſſelben bewußt ſind. Was bemerkt werden ſoll, muß aus Theilen zuſammengeſetzt ſeyn, die nicht bemerkt werden können, weil nichts, der Gedanke ſo wenig, als die Bewegung auf einmal entſtehen kann.

Ueberdem verhält es ſich mit der vorgelegten Frage eben ſo, als mit der, wie wir uns von dem Daſeyn der kleinen unſichtbaren Körper überzeugen.

Philalethes. §. 19. So viel ich mich entſinne, ſo ſagen diejenigen, welche behaupten, die Seele denke beſtändig, **niemals, der Menſch denke beſtändig.**

Theophilus. Sie mögen vielleicht das beſtändige Denken auch dann der Seele einräumen, wenn ſie von dem Körper ganz und gar getrennt iſt. Indeſſen werden ſie ſehr gern eingeſtehen, daß der Menſch während der Verbindung ſeiner Seele mit dem Körper ſtets denke. Was mich anbetrift, ſo behaupte ich gerade zu und ohne alle Einſchränkung, daß der **Menſch ſtets denke**, und denken werde, weil ich aus Gründen darthun kann, daß die Seele niemals von dem Körper getrennt werden kann.

Philalethes. Behaupten, ein Körper ohne Theile ſey ausgedehnt, und ein Ding denke, ohne ſich deſſen bewußt zu ſeyn, iſt beides gleich unverſtändlich.

Theoph. Verzeihen Sie mir. "So bald Sie behaupten, daß " ſich nichts in der Seele befinden könne, deſſen ſie ſich nicht " bewußt wäre, ſo iſt dies eine **Petitio Principii,**" die ich ohnedem ſchon in unſrer erſten Zuſammenkunft bemerkt habe, wo ſie zur Widerlegung der angebornen Ideen, und Wahrheiten angeführt wurde. Wollte ich Ihnen dieſen Satz einräumen, ſo würde ich, auſſer dem, daß ich der Vernunft und der Erfahrung widerſpreche, meiner eigenen Meinung, die ich doch ziemlich erweislich gemacht zu haben glaube, ohne Grund entſagen müſſen.

Allein, ich will nicht einmal gedenken, daß meine Gegner, ſo geſchickt und erfahren ſie auch ſeyn mögen, das noch nie bewieſen haben, was ſie doch ſo zuverſichtlich und in einem ſo hohen Tone der Selbſtgenügſamkeit behaupten; – ſo kann ich ihnen das Gegentheil erhärten, daß wir nehmlich nicht immer über unſre Gedanken reflektiren

* Das heist in meiner Sprache soviel: ich kann einen [illegible] appercipieren, ... auch wohl den datum appercipieren wodurch ich [illegible] Eindruck appercipirte; appercipirte ich aber nun wieder diesen [illegible] so weiter ins Unendliche; so [illegible] datum durch [illegible] gelangen. Weil ich nun immer zu einem [illegible] zu einem neuen [illegible] ich nicht appercipi[illegible] oder [illegible] ich [illegible] nicht etwas [illegible]

Wir können nicht über alle und jede Gedanken nachdenken. Sonſt würden wir immer bey einem und demſelben ſtehen bleiben.

können. Sonſt würde unſer Geiſt bis ins Unendliche über eine jede Reflektion nachdenken, ohne daß er zu einem neuen Gedanken weiter fortgehen ſollte. So, zum Beiſpiel, wenn ich mir einer gegenwärtigen Empfindung bewußt bin, müſte ich beſtändig denken, daß ich daran dächte, – und abermals denken, daß ich daran zu denken gedenke, und ſo ins unendliche. Es muß aber doch irgendwo ein Ruhepunkt meiner Reflektionen, und endlich ein Gedanke ſeyn, woran ich nun nicht weiter denke; ſonſt würden wir nicht vorwärts kommen.

Philalethes. Auf ſolche Art könnte man auch mit gleichem Rechte ſagen, daß der Menſch Hunger empfinden könne, ohne daß er ſich deſſen zu allen Zeiten bewußt ſey.

Theophilus. Hier, glaube ich, iſt ein groſſer Unterſchied. Der Hunger entſtehet aus Urſachen, die nicht jederzeit da ſind, und ſtatt finden. Und doch denken wir nicht immer daran, daß uns hungert, wenn wir auch wirklich Hunger empfinden. So bald wir aber daran denken, werden wir uns auch deſſelben bewußt, weil die Lage in der wir uns alsdann befinden, gar zu ſehr auffället. Der Magen fühlt beſtändig gewiſſe Triebe und Reizungen, – ſie müſſen indeſſen ſehr ſtark und mächtig werden, wenn ſie wirklichen Hunger verurſachen ſollen. * Eben ſo ſollten wir die Gedanken **überhaupt** von denen unterſcheiden, die ſich vor „**andern vorzüglich** auszeichnen."

* besser: [illegible] wirklich [illegible] alle [illegible] Empfindung [illegible]

Wir ſind uns bloß der ſich beſonders auszeichnenden Empfindungen, und Gedanken bewußt.

Auf dieſe Art würde alſo das meine Theorie beſtätigen, was ſie lächerlich machen, und umſtoſſen ſollte.

Philalethes. §. 23. Man kann nun ferner die Frage aufwerfen, wenn der **Menſch** anfange **Begriffe** zu **haben**? – und ich glaube, die richtigſte Antwort wäre dieſe, – ſo bald **er einige Empfindung** hat.

Theo-

Wir ſind nie ohne Gedanken und Empfindungen. Die Gedanken ſind allemal mit Empfindungen verbunden.

Theophilus. Ich denke hierinnen ſo, wie Sie; obſchon aus einem ganz ſonderbaren Grunde. Ich glaube nemlich, daß wir nie ohne Gedanken, aber auch nie ohne Empfindung ſind. Ich unterſcheide folglich Empfindungen und Gedanken von einander. Die Ideen, die wir in einem jeden Augenblick haben, ſind unvermiſcht, und ganz unabhängig von unſern Sinnen. Die Gedanken ſtehen hingegen jederzeit mit einer Empfindung verbunden.

Philalethes. §. 25. Bey Annehmung der einfachen ~~Begriffe~~, welche eigentlich nur Anfänge, oder Zuthaten unſrer Erkenntniß ſind, verhält ſich der Verſtand bloß **leidend.** Wenn er zuſammengeſetzte Ideen entſtehen läßt, ſo verhält er ſich thätiger. [illegible]

Theophilus. Wie kann aber der Verſtand ſich bey der Annehmung der einfachen Begriffe bloß leidend verhalten, da es ſelbſt nach Ihrer Meinung einfache Ideen giebt, die wir durch das Reflektiren annehmen müſſen, und da die Seele, als welche über eine Sache reflektiret, auch an dem Gedanken an das Uberdenken Schuld iſt?* Kann ſie ſolchen Gedanken widerſtehen, ſo iſt das eine ganz andre Sache. Sie kann es aber gewiß nicht ohne hinlänglichem Grund, wenn nur einigermaſſen eine entfernte Gelegenheit dazu da iſt.

Philalethes. Bis jetzt ſcheinen wir unſre Meinungen gegen einander ex profeſſo beſtritten zu haben. Nun wollen wir uns mehr ins **Detail** einlaſſen, und dann hoffe ich, Ihnen näher zu kommen, und, wenigſtens nur in einigen einzelnen Meinungen mich von Ihnen zu entfernen.

Theophilus. Es würde mir ſehr angenehm ſeyn, gelehrte Männer zu Vertheidigern meiner Meinung zu bekommen. Dieſe können ihr Gewicht und Anſehen verſchaffen.

Zweites Hauptſtück.

Von den einfachen Ideen.

Philalethes.

Es giebt einfache *) und zuſammengeſetzte Ideen. Das werden Sie unmöglich läugnen können, und auch nicht läugnen wollen. So machen die Wärme, und das Weiche des Wachſes, und die Kälte des Eiſſes einfache Begriffe aus. Denn die Idee, die die Seele davon hat, iſt einförmig, und läßt ſich in keine verſchiedene Ideen zerlegen.

---

*) Aus der folgenden Anmerkung, die vom Herren Poley herrührt, wird man ſehen was Leibniz und Wolf unter einfache Begriffe verſtanden haben, deswegen ich mich dabey nicht aufzuhalten habe. Ein einfacher Begrif iſt ein ſolcher, der ſchlechterdings aus keinen Merkmalen zuſammengeſetzt, ſondern der vor ſich gedenkbar iſt. Es folgt alſo daraus, daß er nicht könne definirt werden. Man nehme zum Exempel den Begrif der Exiſtenz. Er iſt völlig einfach, weil er keine mehrere Merkmale hat, ja er kann auch nicht einmal Grade haben, wenigſtens in keiner andern Bedeutung, als die Exiſtenz eine gröſſere oder kleinere Dauer in ſich ſchließt. Man kann alſo nicht ſagen, daß etwas mehr, als das andere exiſtent ſey, obgleich eine exiſtirende Sache in anderer Abſicht Grade haben könne. Ich weis wohl, daß einige die Exiſtenz durch complementum eſſentiae haben definiren wollen, und in ſofern haben ſie auch Recht, als ſie ſagen, daß zur Exiſtenz mehr, als die bloſſe Möglichkeit erfordert werde. „Dies mehrere aber macht eben den einfachen Begrif der Wirklichkeit aus, die wir zwar empfinden, aber nicht durch Worte anzeigen können.“ Man darf überhaupt nur Achtung geben: ſo wird man ſehen: daß, wenn wir einfache Begriffe definiren wollen, der Zirkul in Definiren, unvermeidlich ſey. „Ueberdem, da ſie ihre Klarheit vor ſich haben, und nicht zuſammengeſetzt ſind, folglich niemals einen Widerſpruch enthalten können: hat man auch nicht nöthig, ſich ängſtlich nach einer Definition umzuſehen.“ Leibniz und Wolf vermengten die einfachen Begriffe mit den konfuſen, daher auch die Eintheilungen in der Vernunftlehre, da man ſie in dunkle und klare, und die letzte in deutliche und undeutliche wiederum eintheilt, ihren Urſprung haben. Aus dem, was ich von den einfachen Begriffen geſagt habe, folgt auch, daß dieſelben in gewiſſer Abſicht keinen Grund haben. Denn was für ſich kann erkannt werden, kann den Grund ſeiner Erkennbarkeit nicht in einem andern Dinge haben, weil es der offenbarſte Widerſpruch iſt.

Die ſinnlichen Ideen ſind nur dem Scheine nach einfach.

Theophilus. In gewiſſem Sinn kann man die ſinnlichen **Ideen ſcheinbare** und **einfache** nennen, weil, wenn ſie vermiſcht wären, die Seele

iſt, vor ſich erkennbar ſeyn, und den Grund ſeiner Erkennbarkeit in etwas anders haben. Sucht man aber den Grund der Erkennbarkeit in dem Begriffe ſelbſt: ſo kann man allerdings ſagen, daß alles, was möglich iſt, einen Grund habe. Ich merke nur noch an, 1) daß ein Begrif immer zuſammengeſetzter werde, je mehrere Merkmale er habe, und daß man folglich bey dieſen ſich wohl vorſehen müſſe, daß man nicht widerſprechende Merkmale zuſammenſetze, (welches aber bey den ſchlechterdings einfachen Begriffen nicht zu beſorgen iſt; 2) daß, wenn man eine wiſſenſchaftliche Metaphyſik ſchreiben wollte, man von dieſen den Anfang machen müſſe, wenn man es nicht bey den bloſſen Definitionen wolle bewenden laſſen.

Anm. des Ueberſ.

Es giebt in zweifachem Verſtande einfache und zuſammengeſetzte Begriffe: erſtlich der Sache nach (materialiter), das iſt: im Abſehen auf die Dinge, welche wir uns vorſtellen; und hiernächſt dem Begriffe nach (formaliter), das iſt, im Abſehen auf die Art, nach welcher wir die Dinge vorſtellen. Einfache Begriffe im erſtern Verſtande ſind alle die, die wir von Gott, von einem Geiſte, und von den Elementen oder Monaden haben; imgleichen ſolche abgeſonderte Begriffe, die ſich nicht weiter zergliedern laſſen, dafern wir dazu zu gelangen vermögend ſind. Im zweiten Verſtande ſind es alle klare Begriffe; inſonderheit diejenigen, die wir vermittelſt der Sinne überkommen: denn dieſe ſtellen wohl die Dinge im ganzen klar, aber dabey noch allemal verwirrt und undeutlich vor. Hingegen machen im erſtern Verſtande diejenigen Begriffe zuſammengeſetzte aus, die wir von zuſammengeſetzten Dingen, das iſt von Dingen, die wirklich eine Ausdehnung haben, und aus Theilen beſtehen, bekommen. Dergleichen ſind die Ideen von der Luft, von dem Waſſer, oder von andern Körpern. Zuſammengeſetzte Begriffe im zweiten Verſtande ſind alle deutliche Begriffe, die ein Werk des Verſtandes ſind, welcher ſich die Dinge durch Partialidee deutlich vorſtellt.

Poley.

Seele unmöglich das alles, woraus ſie zuſammengeſetzt ſind, unterſcheiden würde. So ſcheinen uns weit entfernte Dinge rund, weil wir ihre Winkel nicht unterſcheiden können, wenn ſie auch gleich einen confuſen Eindruck auf uns machen. Die grüne Farbe entſteht, zum Beiſpiel, aus der blauen und gelben. Man kann mithin annehmen, daß die Ideen der grünen Farbe aus dieſen zwey andern zuſammengeſetzt iſt. Und doch kommt uns die Idee des Grünen eben ſo einfach vor, als die des Blauen oder die des Warmen. Folglich ſind die Ideen des Blauen und des Warmen nur dem Scheine nach einfach.

„Man mag ſie indeſſen immerhin als einfache anſehen, und behandeln, weil wir ſie wenigſtens in unſerm Bewußtſeyn nicht theilen.“ Nur müſſen verſchiedene Verſuche und andre Beweiſe vorangeſchickt werden, ehe man ſie analyſiret, damit man ſie verſtändlicher machen könne.

Drittes Hauptſtück.

Von den Ideen, die wir durch einen Sinn bekommen.

Philalethes.

Wir können die einfachen Begriffe am beſten in Abſicht der verſchiedenen Mittel betrachten, wodurch ſie in unſre Seele kommen.

Es giebt Ideen, die

1. nur durch **einen Sinn** in unſre Seele kommen.
2. andre erlangen wir durch **Hülfe mehrerer** Sinnen,
3. einige erhalten wir bloß durch **das Reflektiren.**
4. manche werden der Seele **durch alle Wege der Empfindung,** und **des Ueberdenkens** zugeführet.

Es giebt alſo Ideen, welche wir **durch einen Sinn**, der ſie anzunehmen beſonders zugerichtet iſt, erlangen. So kommen, zum Beiſpiel, Licht und Farben blos durchs Auge in die Seele. Die Töne, und andere Arten von Getöſe und Geräuſch durch die Ohren. Die verſchiedenen Arten des Geſchmaks durch den Gaumen, – und aller Geruch durch die Naſe. Die Organen, oder Nerven bringen ſie zum Gehirn. Sind einige dieſer Organen verſtümmelt, oder ſonſt verdorben, ſo haben ſie gewiß keine heimliche Thüre, wodurch ſie ſich in die Seele hinein ſtehlen konnten.

Die vornehmſten der Eigenſchaften, die das Gefühl betreffen, ſind **die Wärme**, die **Kälte**, die **Dichtheit** (ſolidité) die übrigen beſtehen **entweder** in einer merklichen Gleichförmigkeit, wie das **Glatte** und **Rauhe**; **oder** in der Verbindung ihrer Theile, – als das **Harte**, und das **Weiche**, – das **Feſte** und **das Zerbrechliche**.

Theophilus. Ich könnte freilich einem vom **Mariotte**, über das **Fehlerhafte** des **Geſichts gegen den Sehenerven zu**, angeſtelltem Verſuche zufolge ſagen, daß die Membranen mehr Empfindung hätten, als die Nerven, und daß für das Gehör, und den Geſchmack gleichſam eine ~~falſche~~ Thüre gemacht ſeyn, weil wir nemlich vermittelſt der Zähne, und des Vertex einige Töne hören, und vermittelſt der genauen Verbindung der Organen untereinander, einigermaſſen durch die Naſe ſchmecken können. Indeſſen bin ich mit Ihrer gemachten Eintheilung vollkommen zufrieden, weil bey der Erklärung und Herleitung der Ideen dadurch nichts verändert wird. In Anſehung der Eigenſchaften, die das Gefühl betreffen, könnte man wohl ſagen, daß das **Glatte** oder das **Rauhe**, das **Harte** oder das **Weiche**, nur Modifikationen des Widerſtandes und der Dichtheit ſind.

Das vierte Hauptſtück.

Von der Solidität (Dichtheit).

Philalethes.

§. 1. Sonder allem Zweifel werden Sie mir eingeſtehen, daß die Empfindung der Solidität aus dem Widerſtande entſtehe, den wir ſo lange in einem Körper fühlen, bis er aus ſeinem Orte, in den ſich ein andrer eindringet, gewichen iſt. **Was alſo die Annäherung zweer Körper, wenn ſie ſich gegen einander bewegen,** hindert, nenne ich die **Solidität.** Sollte etwa jemand glauben, das Wort **Undurchdringlichkeit** wäre bequemer und paſſender, ſo will ich nicht widerſprechen. Nur glaube ich doch, daß der Ausdruck **Solidität** mehr bejahendes in ſich faſſe. Unter allen Ideen ſcheint mir dieſe mit dem Körper aufs genauſte verknüpfet, und ihm am weſentlichſten zu ſeyn. Man findet ihn nirgends, als in der Materie.

Theophilus. Wir finden freilich bey dem Anfühlen einen Widerſtand, weil ein andrer Körper dem unſrigen ſeinen Ort nicht ſogleich einräumen kann. Die Körper haben auch einen gewiſſen **Widerwillen,** (repugnance) an einem und demſelben Orte zugleich zu ſeyn. Einige halten indeſſen dieſen Widerwillen für überwindlich. Man wird auch hiebey überlegen müſſen, daß der Widerſtand, der in der Materie angetroffen wird, auf vielfache Weiſe und aus ganz verſchiedenen Gründen daraus hergeleitet werde. Ein Körper widerſteht dem andern, **entweder,** wenn er den Ort, den er nun einmal eingenommen hat, verlaſſen ſoll, **oder,** wenn er den Ort, in den er eben eindringen wollte, nicht einnimmt, weil der andre ſich gleichfalls anſtrenget, hinein zu gehen; wobey ſich dann zuweilen der Fall eräugnet, daß, wenn einer dem andern nicht nachgiebt, ſie beide entweder auf einmal ſtille ſtehen, oder ſich wechſelsweiſe zurückſtoſſen. Der Widerſtand erhellet aus der Veränderung deſſen, dem widerſtanden wird, ſo, daß er **entweder** ſeine Kraft verliert, **oder** ſeinen Gang ändert, **oder** daß ſie beide zu gleicher Zeit an einem Ort ankommen. Nun kann man im weiten Sinne ſagen, daß dieſer Widerſtand, aus dem Widerwillen zweier Körper, an einem Orte zugleich zu ſeyn, den man auch Undurchdringlichkeit nennen könnte, entſpringe. So bald alſo der eine Körper, in den Ort einzudringen, ſich beſtrebet, ſo bemühet ſich der andere, ihn zu verlaſſen, oder ihn wenigſtens zu hindern, daß er ihn nicht einnehme.

Der Widerſtand der Körper kommt
1) aus der Undurchdringlichkeit.

Auſſer dieſer einmal angenommenen Unverträglichkeit, welche Schuld iſt, daß einer, oder der andere, oder beide Körper zugleich weichen müſſen, giebt es noch andere Gründe, warum ein Körper dem, der ſich beſtrebt, ihn zum weichen zu bringen, widerſtehet. Sie liegen **entweder** in ihm ſelbſt, **oder** in den benachbarten Körpern.

Zwey derſelben befinden ſich in ihm ſelbſt, – der **eine** iſt leidend, und immerwährend, der **andere** thätig, und veränderlich. Den erſteren nenne ich mit **Keplern**, und mit **Descartes**, die **Trägheit**. Sie macht, daß die Materie der Bewegung widerſtehet, und daß man einen gewiſſen Grad von Kraft anwenden muß, um einen Körper zu bewegen, wenn er weder ſchwer wäre, noch zuſammenhängen könnte. Mithin muß ein Körper, der den andern fortſtoſſen will, den Widerſtand des andern erfahren.

2) aus der Trägheit.

Die andere Urſache, welche thätig, und veränderlich iſt, liegt in der Heftigkeit des Körpers ſelbſt, der einem andern nicht nachgiebt, ohne, daß er ihm nicht in dem Augenblick, da ihn ſeine Heftigkeit an einen gewiſſen Ort bringet, widerſtehen ſollte.

3) aus der Heftigkeit des Körpers ſelbſt.

Eben dieſe Gründe finden ſich in den benachbarten Körpern, wenn nemlich der Körper, welcher widerſtehet, nicht nachgeben kann, ohne daß er nicht zu gleicher Zeit andre Körper zum Nachgeben bringen ſollte.

4) Aus der Feſtigkeit, oder dem Anhängen.

Noch eine andre Sache kommt hier in Beſchlag, nämlich die **Feſtigkeit**, oder das Anhängen eines Körpers an dem andern. Dieſes Anhängen iſt zum öftern Schuld, daß man einen gewiſſen Körper nicht fortſtoſſen kann, ohne einen andern, mit dem er zuſammenhängt, zu gleicher Zeit fortzuſtoſſen. Dies verurſacht eine Art von **Anziehung** in Abſicht des andern.

Eben dies Zuſammenhängen iſt auch Schuld, daß, wenn man auch die Trägheit und die Heftigkeit gar nicht in Beſchlag nehmen wollte, der Widerſtand dem ohneracht et da ſeyn würde. Denn, wenn man ſich den Raum mit einer völlig flüßigen Materie angefüllt vorſtellet, und nur einen einzigen harten Körper hereinſetzt, (ich nehme als gewiß an, daß das Flüſſige weder eine Trägheit, noch Heftigkeit habe), ſo wird er, ohne den geringſten Widerſtand zu finden bewegt werden können. Füllet man aber den Raum mit kleinen Würfeln an, ſo würde der Widerſtand, den der harte Körper, welcher unter dieſen Würfeln herumbewegt werden müſte, antreffen würde, daher kommen, daß dieſe kleine harte Würfel ihrer Härte, oder des Zuſammenhängens ihrer Theile an einander wegen, ſich nicht ſo ſehr theilen könnten, als es doch geſchehen müſte, um eine cirkelförmige Bewegung zu machen, und den Ort des Beweglichen in dem Augenblicke, da es ihn verläßt, wieder anzufüllen. Wenn hingegen zwey Körper zu gleicher Zeit in eine von beiden Seiten offne Röhre auf beiden Enden eindrängen, und ſie gänzlich anfüllten; ſo würde die Materie in dieſer Röhre, wenn ſie auch noch ſo flüßig wäre, durch ihre bloſſe Undurchdringlichkeit widerſtehen.

Folglich müſſen wir bey dem Widerſtande, die **Undurchdringlichkeit**, die **Trägheit**, die **Heftigkeit**, und das **Zuſammenhängen** der Körper in Betrachtung ziehen.

Frei-

Das zuſammenhängen der Körper entſtehet aus einer ſehr feinen Bewegung ſeines Körpers gegen den andern; wiewol man dies nicht als gewiß vorausſetzen kann.

Eben ſo wenig kann man eine urſprüngliche weſentliche Solidität behaupten.

Die Peripatetiker nehmen Verdünnungen, und Condenſationen an.

Freilich kommt meinem Syſtem nach dieſes Zuſammenhängen der Körper an einander, von der feinſten Bewegung, die einer gegen den andern macht; da ſich aber doch noch viel dagegen einwenden läßt, ſo kann man es wenigſtens nicht ſo gleich als ausgemacht annehmen. Aus eben dem Grunde läßt es ſich nicht geradezu behaupten, daß es einer urſprünglich – weſentliche Solidität gebe, welche den Ort dem Körper gleich machte; das heißt, daß die **Unverträglichkeit**, oder, um genauer zu reden, daß die **Unmöglichkeit**, daß zwey **Körper an einem** Ort **zuſammenſtehen** können, eine völlige Undurchdringlichkeit ſey, welche weder vermehrt, noch vermindert würde, weil verſchiedene die **Solidität, in ſo fern ſie ſich empfinden läßt**, aus einem, obſchon nicht unüberwindlichen Widerwillen der Körper, ſich an einem und demſelben Orte zu befinden, herzuleiten pflegen. Denn alle Peripatetiker von der gewöhnlichen Art, und noch verſchiedene andre, nehmen an, eine und dieſelbe Materie könne mehr oder weniger Raum einnehmen; dies nennen ſie eine Verdünnung, oder Condenſation, – und zwar nicht blos dem Scheine nach (als wenn aus einem Schwamm, den man drückt, Waſſer herausläuft), ſondern in aller der Strenge, mit der ſie die Schule in Abſicht der Luft behauptet.

Ich bin gewiß nicht für dieſe Meinung; ich ſehe doch aber auch nicht ein, daß man die entgegengeſetzte als zuverläßig vorausſetzen könne, da die Sinne, (ohne das Raiſonnement der Vernunft), dieſe Undurchdringlichkeit in ihrem ganzen Umfang genommen, (welche freilich in dem Laufe der Natur ihren Grund hat, nur aber durch unſre Sinne nicht erkannt werden kann), unmöglich auſſer allem Zweifel ſetzen. Man könnte überdem behaupten, daß der Widerſtand der Körper bey dem Zuſammendrucken aus der

Kraft der Theile, ſich auszubreiten, wenn ſie nicht ihre vollkommene Freiheit haben, hergeleitet werden könnte. Ueberdem müſſen die Augen dem Gefühle ſehr zu Hülfe kommen, um dieſe Eigenſchaften zu beweiſen. Und dann läßt ſich auch die Solidität, in ſo fern man einen deutlichen Begrif damit verbindet, aus der Vernunft erweiſen, obgleich die Sinne zu dem Raiſonnement derſelben hinzuſetzen, daß ſie wirklich in der Natur vorhanden ſey.

Die bloſſe Empfindungen können uns von der Undurchdringlichkeit keine Idee geben.

Philalethes. §. 4. So weit ſind wir gewiß einverſtändig, daß es mit dem Begrif der **Solidität** eines Körpers nothwendig verbunden ſey, daß er den Raum ſchlechterdings allein, mit Ausſchlieſſung eines jeden andern Körpers einnehme; es müſte dann noch ein Raum vorhanden ſeyn, worinnen er noch nicht geweſen wäre. Die **Härte** hingegen, oder vielmehr die **Conſiſtenz**, welche man auch die **Feſtigkeit** nennt, beſtehet in einem feſten Zuſammenhange gewiſſer Theile der Materie, aus welchen ganze Stücke derſelben von einer merklichen Gröſſe zuſammengeſetzt werden, ſo daß die ganze Maſſe nicht leicht ihre Figur ändert.

Worinn die Conſiſtenz beſtehe?

Theophilus. Wie ich ſchon angemerkt habe, ſo iſt dieſe **Conſiſtenz** eigentlich dasjenige, wodurch verurſachet wird, daß wir nur mit der größten Mühe einen Theil eines Körpers ohne dem andern bewegen können, ſo daß, wenn wir einen Theil fortſtoſſen, der andere, wenn er auch nicht angeſtoſſen iſt, und nicht eine und dieſelbe Linie der Richtung mit jenem hat, demohnerachtet durch eine Art von **Anziehung** auf eben dieſe Seite gehen wird. Findet dieſer letztere Theil in ſeinem Laufe irgend ein Hinderniß, das ihn aufhält, oder zurückſtöſſet, ſo zieht er den erſteren entweder zurück, oder hält ihn in ſeinem Laufe auf. Dies geſchiehet auf der andern Seite gleichfalls. Eben dies bemerken wir zuweilen an zween Körpern, die ſich nicht berühren, und kein Continuum ausmachen, deſſen ununterbrochen

Sie iſt die Urſache der Anziehung.

brochen aneinanderhängende Theile ſie wären. Wenn der eine von dieſen Körpern fortgeſtoſſen worden iſt, ſo ſetzt er den andern gleichfalls in Bewegung, ohne ihn in Lauf zu bringen, in ſofern wir es nämlich durch Hülfe unſrer Sinne gewahr werden. Der Magnet, die elektriſche Kraft, und nach den ehemaligen Begriffen, der leere Raum, können zu Beiſpielen gewählet werden.

Philalethes. Das Harte, und das Weiche ſcheinen mir mehr Namen zu ſeyn, die wir den Dingen blos in Beziehung auf die beſondere Beſchaffenheit unſres Körpers geben.

Der Begrif der Härte hängt nicht von den Sinnen ab.

Theophilus. So würden aber viele Philoſophen ihren Atomen keine **Härte** geben können. Der Begrif **derſelben** hängt keinesweges von unſern Sinnen ab. Die ſich ſelbſt gelaſſene Vernunft kann die Möglichkeit derſelben ſchon gedenken, obgleich die Sinne bezeugen, daß ſie wirklich in der Natur vorhanden ſey. Ich möchte das Wort **Feſtigkeit** dem andern vorziehen, wenn ich es nur in dieſem Sinn gebrauchen dürfte, da auch bey weichen Körpern eine gewiſſe Feſtigkeit ſtatt findet. Ich ſuche alſo noch immer eine bequemere, und allgemeinere Benennung, als das Wort **Conſiſtenz**, oder **Cohäſion**. So würde ich auch das **Harte** dem **Weichen**, das **Feſte** dem **Flüßigen** entgegenſetzen. Zum Beiſpiel. Das Wachs iſt weich; wenn es aber von der Hitze nicht zerſchmolzen wird, ſo bleibt es in ſeinen Schranken, und iſt nicht flüßig. Auch bey flüßigen Körpern findet die Cohäſion gewöhnlicherweiſe ſtatt, wie man mit Waſſertropfen, und mit Merkurius den Verſuch davon machen kann.

Ein jeder Körper hat einen gewiſſen Grad von Cohäſion und Flüßigkeit.

Ueberhaupt bin ich der Meinung, daß alle Körper einen gewiſſen Grad von Cohäſion, und von **Flüßigkeit** haben, und daß bey keinem einzigen die Cohäſion ganz unauf-

lößlich

löslich ſey. **Epikurs** Atomen, die unendlich hart ſeyn ſollen, und **des Cartens** feinſte unendlich flüßige Materie, würden alſo meiner Theorie nach gleich geringe Wahrſcheinlichkeit haben.

Jedoch; hier läßt ſich ſo wenig die Urſache der Cohäſion, als meine Meinung weitläuftiger erklären.

Philalethes. Ich glaube, daß die Erfahrung der **Solidität** im engſten Sinn genommen das Wort rede. So hat man zu **Florenz** den Verſuch mit einer goldenen mit Waſſer angefüllten Kugel gemacht. Als man ſie unter eine Preſſe that, und dieſe vermittelſt der gröſſern Kraft der Schrauben angezogen wurde, ſo ſuchte es ſich, weil es ſonſt nirgends durch konnte, durch die engen Zwiſchenräumchen dieſes **Metalls** einen Weg.

Theophilus. Gegen die Folgerung, die Sie aus dieſem Verſuche, und aus dem, was mit dem Waſſer geſchehn iſt, ziehen, lieſſe ſich noch etwas erinnern.

Die Solidität des Waſſers im ſtrengen Sinn genommen, und die Folgerungen, die man aus dem florentiniſchen Verſuch ziehet, können bezweifelt werden.

Die Luft iſt eben ſo gut ein Körper, als das Waſſer, der aber, wenigſtens **dem Scheine nach** (ad ſenſum), zuſammengedrückt werden kann. Die Vertheidiger der Verdünnung und Condenſation im ſtrengſten Verſtande, werden nun freilich ſagen, das Waſſer ſeye zu ſehr zuſammengedrückt, als daß es unſern Maſchinen nachgeben ſollte, ſo wie eine ſehr enge zuſammengepreßte Luft einer andern Zuſammendrückung gleichfalls weichen würde. Auf der andern Seite bin ich nun freilich nicht in Abrede, daß, wenn man in dem Raum, den das Waſſer einnimmt, irgend eine Veränderung bemerkt, die Luft, in der es eingeſchloſſen iſt, daran Schuld ſey. Ohne mich nun in die Unterſuchung einzulaſſen; ob das reine Waſſer nicht auch zuſammengedruckt werden könne, da es ausgebreitet werden kann, wenn es evaporirt; ſo ſchlage ich

Die Körper ſind ſchlechterdings undurchdringlich.

mich im Grunde auf die Parthie derer, die die Körper ſchlechterdings für undurchdringlich, und alle

lle Verdünnung und Verdickung nur für ſcheinbar halten. Indeſſen läßt es ſich aus dieſen Arten von Verſuchen eben ſo wenig beweiſen, als die Röhre des **Toricelli**, oder die Pumpe des **Guerike** einen vollkommen leeren Raum erhärtet.

Philalethes. Könnte der Körper ſchlechterdings verdünnt, und verdickt werden, ſo könnte er auch ſeinen Raum, oder ſeine Ausdehnung abändern. Da dies aber nicht geſchieht, ſo wird er zwar dem Raume beſtändig gleich, ſeine Ausdehnung aber von der, die der Raum hat, verſchieden ſeyn.

Theophilus. Der Körper könnte freilich ſeine eigene Ausdehnung haben; daraus folgt aber noch nicht, daß er immer zu Einem Raum beſtimmt, und demſelben gleich ſeyn muß. Wenn wir uns auch bey dem Begrif eines Körpers mehr denken, als den Raum; ſo kann man daraus noch lange nicht den Schluß machen, daß er eine doppelte Ausdehnung, die des Raums, und die eines Körpers haben. Der Fall iſt eben derſelbe, wenn man ſich mehrere Dinge auf einmal gedenkt. Man denkt alsdann noch mehr, als die Zahl, nämlich die Dinge, welche gezählt werden, ſind, (res numeratas); und doch giebt es nicht zwey Vielheiten, von denen die eine **abſtrakt**, die Vielheit der Zahl, die andre **concret**, die der gezählten Sachen wäre. Eben ſo wenig laſſen ſich zwey Ausdehnungen gedenken, **eine** des Raums, welche abſtrakt, und die **andre** des Körpers, welche concret wäre, — indem die concrete nur durch die abſtrakte zur Ausdehnung wird; und, ſo wie die Körper von einer Gegend des Raums zum andern gehen,“ das iſt, ſo wie ſie ihre ge„genſeitige Ordnung ändern,“ ſo wechſeln auch die Sachen oder die Zahlen ihre Ordnung und ihre Stellen. Zum Beiſpiel, der erſte wird das zweite, das zweite zum dritten, u. ſ. f.

Wenn man ſich einen Körper vorſtellt, ſo muß man ſich nicht zwey Ausdehnungen, die eine abſtrakt, die andere concret gedenken.

„**Zeit** und **Ort** ſind auch in der That nichts anders, „als verſchiedene Arten der Ordnung.“ Wäre in dieſen Ordnungen eine Stelle leer, (die man in Abſicht des Raums **Vakuum** nennen würde); ſo würde ſie doch nur die Mög-

„ lichkeit anzeigen, daß hier etwas wirkliches neben dem an-
„ dern wirklich vorhandenen geſtellt werden könnte.“

Philalethes. So gern ich es auch ſehe, daß Sie den Satz, daß die Materie nie ihren Raum ändere, mit mir zugleich annehmen, ſo ſcheinen Sie mir doch darinnen, daß ſie keine doppelte Ausdehnung annehmen wollen, zu weit zu gehen, und ſich den Carteſianern zu nähern, die den Raum und die Materie nicht von einander unterſcheiden. Sollten ſich andere finden, welche vom Raum, und der Solidität, die ihn anfüllt, keine deutliche Begriffe haben, ſondern dadurch, daß ſie ſie nicht unterſcheiden, ſie vermengen, und einen aus ihnen machen; ſo kann ich nicht begreifen, wie ſie ſich mit einander unterreden können. Sie wären dem Blinden gleich, der mit einem Sehenden über die Scharlachfarbe, von der er ſich einbildet, ſie wäre dem Trompeten Schall ähnlich, reden wollte.

Theophilus. In meiner Theorie ſind die Ideen von Ausdehnung und Raum keinesweges unbedeutende Töne, und nicht ſo etwas, wie die Scharlachfarbe wovon ich keinen Begrif geben kann. Ich unterſcheide, gegen die carteſianiſche Meinung, Ausdehnung und Materie, und doch nehme ich keine doppelte Ausdehnung an. Die Gelehrten, die über den Unterſchied der Ausdehnung und der Solidität noch nicht einig ſind, kommen doch in manchen andern Wahrheiten über dieſen Gegenſtand überein, und, da ſie von denſelben deutliche Begriffe machen, ſo würden ſie auch gar bald den Weg finden, auf dem ſie ihre Streitigkeiten am beſten endigen könnten. Der vorgegebene Streit über die Ideen ſollte ihnen mithin zu keinem Vorwand dienen, ſich in die langwierigen Uneinigkeiten einzulaſſen, – wenn auch manche, ſonſt geſchickte Karteſianer ſich nur auf die Ideen, die ſie haben, einzuſchränken gewohnt ſind. Wollten ſie aber die Richtigkeit und Unrichtigkeit der Ideen ſo prüfen, als ich es ihnen an einem andern Orte vorgeſchlagen habe, ſo würden ſie einer Meinung gar bald untreu werden, die ohnedem mit ſo weniger Wahrſcheinlichkeit vertheidigt werden kann.

Fünftes Hauptſtück.

Von den einfachen Begriffen, welche wir durch verſchiedene Sinne erlangen.

Philalethes.

Die Ideen, die wir durch mehr als einen Sinn erlangen, ſind die Ideen vom **Raum**, oder von der **Ausdehnung**, oder von der **Figur**, von der **Ruhe** und von der **Bewegung**.

Theophilus. Dieſe Ideen, die man gemeiniglich durch mehr als einen Sinn erlangt zu haben glaubt, ſollten vielmehr auf die Rechnung des **allgemeinen Sinnes**, ich meine, des Geiſtes ſelbſt geſetzet werden. Sie ſind ſämtlich Ideen des reinen Verſtandes, welche auf die äuſſerliche Gegenſtände ihre Beziehung haben, und deren wir uns vermittelſt der Sinne bewußt ſind. **Folglich können ſie erklärt, und demonſtrirt werden.**

Sechſtes Hauptſtück.

Von den einfachen Begriffen, die aus dem Reflektiren entſtehen.

Philalethes.

Die durch das Ueberdenken entſtehende Ideen ſind die Ideen des **Verſtandes** und des **Willens**. So oft wir wollen und können, ſtehet es bey uns, ſie mit einem Bewußtſeyn wahr zu nehmen.

Theophilus. Es iſt noch gar nicht ausgemacht, ob es wirklich einfache Begriffe ſind. Denn die Idee des Willens, zum Beiſpiel, ſchließt die des Verſtandes, und die Idee der Bewegung, die der Figur in ſich.

Siebentes Hauptſtück.

Von einfachen Ideen, zu welchen wir durch die ſinnliche Empfindung, und durch das Ueberdenken gelangen.

Philalethes.

§. 1. Es giebt noch andre einfache Begriffe, welche durch den doppelten Weg der ſinnlichen Empfindung und des Ueberdenkens in die Seele kommen. Nemlich das **Vergnügen**, der **Schmerz**, die **Macht**, die **Exiſtenz**, und **die Einheit**.

Ohne Beyhülfe der Vernunft können uns die Sinne von der Exiſtenz ſinnlicher Dinge nicht überzeugen.

Theophilus. Ich glaube nicht, daß uns die Sinne ohne Beihülfe der Vernunft **von der Exiſtenz** ſinnlicher Dinge überzeugen würden. Ich würde alſo den Begrif der Exiſtenz mehr aus dem Ueberdenken ableiten. Aus eben dieſer Quelle entſpringen die Begriffe **der Macht** und **der Einheit**, welche eine ganz andre Natur haben, als die Vorſtellungen vom Vergnügen und vom Schmerz.

Achtes Hauptſtück.

Noch andere Betrachtungen über die einfachen Ideen.

Philalethes.

§. 2. Wie werden wir aber mit den Ideen, die uns **verneinende Beſchaffenheit** der Dinge anzeigen, fertig werden? Die Begriffe von Ruhe, Finſterniß, und von der Kälte ſcheinen eben ſo bejahend als diejenigen, die wir uns von der Bewegung, vom Lichte, und von der Wärme machen. Will man dieſe Verneinungen zu den Urſachen der bejahenden Begriffe machen, ſo bleibe ich bey der gemeinen Meinung. Indeſſen glaube ich doch, daß es ſich nicht eher mit

Grunde der Wahrheit beſtimmen laſſe, ob es wirklich eine Idee gebe, die von einer verneinenden Urſache herkomme, bis man genau entſchieden hat, ob die Ruhe eher eine Privation ſey, oder die Bewegung.

Die Ruhe beſteht in der Privation der Bewegung.

Theophilus. Daß die Ruhe etwas verneinendes anzeige, iſt meiner Meinung nach ganz entſchieden, und auſſer allem Zweifel geſetzt. „Um zu dem Begrif derſelben zu gelangen, iſt es genug, die Bewegung des Körpers zu verneinen; um uns hingegen von der Bewegung eine richtige Vorſtellung zu machen, iſt es keinesweges hinlänglich, die Ruhe zu verneinen. Es muß noch etwas hinzugethan werden, um den Grad der Bewegung zu beſtimmen.“ Denn die Bewegung hängt von den verſchiedenen Stufen *) derſelben weſentlich ab, da hingegen die Ruhe keine Grade hat, ſondern ſich immer gleich iſt. Wenn man von der Urſache der Ruhe redet: ſo iſt das eine ganz andere Sache. Dieſe muß in der Maſſe, worinn die Ruhe iſt, bejahend ſeyn. Ich würde ſogar die Idee der Ruhe für verneinend halten, das heißt; ich würde glauben, daß ſie in einer Negation beſtehe. Denn, wenn man etwas verneint, ſo iſt dies wirklich eine bejahende Handlung.

Philalethes. §. 9. Da die Beſchaffenheiten der Dinge nichts anders ſind, als die Kräfte, die ſie haben, in

---

*) Man kann das, was ich in der vorhergehenden Anmerkung geſagt habe, mit dem, was Leibniz von der Ruhe und Bewegung vorbringt, vergleichen, um den Nutzen, den die Aufſuchung der einfachen Begriffe, (wie ich ſolche dort angegeben habe), gewährt, deſto beſſer einſehen zu können. Man ſiehet es offenbar, daß er ſich nicht habe heraus finden können, da ihn die Definitionen verlieſſen, und er nicht daran dachte, daß die Bewegung ein ſolcher Begrif ſey, der ſich nicht anders, als höchſtens durch Verhältniſſe, wodurch aber der Begrif um nichts deutlicher wird, definiren laſſe. Lockens Einwurf wird auch dadurch nicht gehoben. Weil aber der Verfaſſer an einem andern Orte weitläuftiger von der Bewegung handelt: ſo breche ich hier ab.

Anm. d. Ueberſ.

uns die Vorſtellung der Ideen hervorzubringen; ſo wird es ſich auch der Mühe verlohnen, ſie etwas genauer einzutheilen. Es giebt **urſprüngliche**, und **abgeleitete**, (Nebeneigenſchaften). Die Ausdehnung, die Solidität, die Figur, die Zahl, die Bewegbarkeit ſind urſprüngliche und vom Körper ganz unzertrennliche Eigenſchaften. Daher will ich ſie die **Haupteigenſchaften** nennen.

§. 10. **Nebeneigenſchaften** (abgeleitete), nenne ich diejenigen Kräfte der Körper, welche entweder in uns ſelbſt gewiſſe Empfindungen, oder in andern Körpern mancherley Wirkungen verurſachen. Eine ſolche Wirkung verurſacht, zum Beiſpiel, das Feuer in dem Wachſe, wenn es das Wachs zerſchmelzet.

Die Haupteigenſchaften ſind auch intellektuelle Eigenſchaften.

Theophilus. Wenn die Macht intellektuell iſt, ſo daß man ſich einen deutlichen Begrif von derſelben machen kann, ſo wird man ſie in die Klaſſe der **Haupteigenſchaften** ſetzen müſſen. Iſt ſie aber blos durch die Sinne empfindbar, und die Idee, die wir mit ihr verbinden, nur verworren, ſo gehört ſie zu den **Nebeneigenſchaften.**

Philalethes. §. 11. Aus den Haupteigenſchaften kann man zugleich erklären, wie die Körper auf einander wirken.

So viel wir begreifen können, ſo wirken die Körper lediglich durch den Stoß. Denn es läßt ſich gar nicht gedenken, wie ein Körper auf etwas wirken ſollte, was er nicht berühret. Das heiſſe eben ſo viel, als, daß er an einem Orte, wo er gar nicht wäre, wirken ſollte.

Theophilus. Daß die Körper nicht anders, als durch den Stoß wirken, gebe ich Ihnen ſehr gern zu. Nur finde ich in dem eben itzt von Ihnen vorgetragenen Beweiſe einige Bedenklichkeit. Denn die Attraktion erfolgt nicht immer ohne Berührung. Man kann, wie ich es weiter oben, da ich von der Härte redete, gezeigt habe, eine Sache berühren, und ſie fortziehen, ohne daß eben allemal ein merklicher Stos erfolgen mußte. Wenn die Atomen des Epikurs wirklich vorhanden wären, ſo würde ein bereits in Bewegung gebrachter Theil derſelben den andern mit ſich fortziehen, ihn berühren, und ſo in Bewegung ſetzen, ohne daß hiebey der geringſte Stoß erfolgen ſollte. Bey der Attraktion zweier an einander liegender Körper kann man gar nicht behaupten, daß der, welcher den andern mit ſich fortziehet, an einem Orte, wo er gar nicht iſt, wirke. Das würde nur bey den in der Ferne erfolgenden Attraktionen Statt finden, – zum Beiſpiel bey den nach dem Centro zugehenden Kräften (vires centripetæ), ſo wie ſie jetzt verſchiedene Gelehrte annehmen.

Philalethes. §. 13. Es iſt ausgemacht, daß es Körper in groſſer Menge gebe, die aber ſo klein ſind, daß wir durch unſre Sinne weder ihre Gröſſe, noch ihre Figur, noch ihre Bewegung entdecken können. Gewiſſe Theilchen rühren die ſo verſchiedenen Werkzeuge unſrer Sinne auf eine ſo mannichfaltige Weiſe, daß ſie die Empfindungen in uns erregen, die wir von den Farben, von dem Geruch, oder von andern Nebeneigenſchaften der Körper haben. Hier wird es aber zu begreifen nicht ſchwerer ſeyn, daß Gott mit dergleichen Bewegungen ſolche Begriffe, (zum Beiſpiel der Wärme), verbunden hat, mit denen ſie keine Aenlichkeit haben, als daß er die Begriffe des Schmerzes mit der Bewegung eines Stücks Stahl, das unſre Haut zerſchneidet, verknüpft hat, mit welcher dieſer Begrif ebenfalls keine Aenlichkeit hat.

Die Ideen der Farbe, und dem Schmerz ſind nicht willkührlich; ſie ſtehen mit den Urſachen in einem natürlichen Zuſammenhang.

Theophilus. Die Ideen der Farbe oder des Schmerzes ſind weder willkührlich, noch aus dem natürlichen Zuſammenhang mit ihren Urſachen herausgeriſſen. Gott handelt nicht mit ſo weniger Ordnung, und nach ſo geringen Gründen.

Ich würde lieber eine Art von Aehnlichkeit zwar nicht einer vollkommenen und einer in terminis, ſondern einer expreßiven, und einer Aehnlichkeit in dem Verhältniß und der Ordnung annehmen. So iſt die Ellipſe, ja ſelbſt die Parabel und Hyperbel einigermaſſen einem ~~Cirkel~~ ähnlich, deſſen Durchſchnitte ſie ſind, weil zwiſchen dem durchſchnittenen und dem Durchſchnit ſelbſt ein genauer und natürlicher Zuſammenhang ſtatt findet, indem ein jeder Punkt des einen, mit einem jeden Punkt des andern in einem gewiſſen Verhältniß ſtehet.

Das bedenken die Carteſianer nicht reiflich genug, und Sie haben ihnen für diesmal mehr eingeräumt, als Sie ſonſt zu thun pflegen, ja als ſie nöthig gehabt hätten.

Philalethes. §. 15. Ich behaupte nichts, als was mir wahrſcheinlich iſt. Nun ſcheinen mir die Ideen von den Haupteigenſchaften der Körper, Aenlichkeiten von dieſen zu ſeyn, die Ideen hingegen, die durch die Nebeneigenſchaften in uns hervorgebracht werden, mit ſolchen gar keine Aehnlichkeit zu haben.

Theophilus. Ich habe eben angemerkt, daß in Abſicht der Nebeneigenſchaften eben ſo füglich die Aehnlichkeit, und ein gewiſſer ſehr genauer Zuſammenhang angenommen werden müſſe, als bey den **Haupt**, – und **urſprünglichen** Eigenſchaften. Es iſt der Vernunft vollkommen angemeſſen, daß die Wirkung ihrer Urſache entſpreche. Wie wollte man auch das Gegentheil beweiſen? da man, zum Beiſpiel, die Empfindung des Blauen ſo wenig, als die Bewegung, die dieſe Farbe bey uns verurſachet, deutlich kennet. Freilich hat der Schmerz nicht auf die Bewegungen der Nadel, ſondern auf die Bewegungen in den geſtochenen Theilen des Körpers, die Beziehung, wodurch er der Seele dieſe *) Bewegungen vor- Diejenige [illegible] die diesen Zustand der Seele auf eine [illegible] Art verändert, 2. dadurch die Seele veranlasst sich

13. [illegible] merkliche [illegible]

---

*) Ganz neuerlich hat Herr Tetens in einem mit wahrem philoſophiſchen Tieſſinn geſchriebenen Werke, das er philoſophiſche Verſuche über die menſchliche Natur nennt, die Frage zu beantworten geſucht; nach welchen Geſetzen die Seele urtheile, ob eine empfundene Sache entweder in ihr ſelbſt, oder in ihrem Körper, oder auſſer ihr ſey? S. 380—382. I.

[illegible] zu schliessen ist eine Empfindung [illegible] nachdem die [illegible] bewirkt die angenehm oder unangenehm ist [illegible] des Zustandes der Seele, oder Folge derselben angemessen

Mavorſtellt. Aus eben dieſer Urſache pflegen wir auch zu ſagen, daß der Schmerz ſich in unſern Körper, und nicht, daß er ſich in der Nadel befinde. Hingegen ſagen wir, das Licht ſey im Feuer, weil in demſelben Bewegungen ſind, die man einzeln genommen nicht deutlich empfinden kann, deren Verwirrung und Verbindung hingegen durch die Sinne empfunden, und unter der Idee des Lichtes vorgeſtellt wird.

Philalethes. §. 21. Wäre ~~mir~~ aber zwiſchen dem Objekt, und der Empfindung, die wir davon haben, ein natürlicher Zuſammenhang, woher käme es denn, wie wir wirklich bey einiger Aufmerkſamkeit gewahr werden, daß ein und daſſelbe Waſſer der einen Hand warm, und einer andern kalt ſcheine? daraus kann man ſicher den Schluß machen, daß die Wärme ſo wenig im Waſſer, als der Schmerz in der Nadel ſey.

Malebranche berührt dieſe Materie in ſeiner Unterſuchung der Wahrheit (im erſten Buch S. 121. nach der deutſchen Ueberſetzung), wiewohl unvollſtändig. Indeſſen hat doch Leibniz ſeine Gedanken hierüber benutzt. Er giebt in dieſer Unterſuchung S. 123. eine allgemeine Regel an, nach welcher die Seele die Empfindungen, welche ſie hat, den Körpern auſſer ihr zuſchreibt. Wir leiten, ſagt er, unſre Empfindungen aus andern Körpern her, ſo oft ſie nämlich durch die Bewegung einiger unſichtbaren Theile aus uns wirken. Sind aber die Bewegungen dieſer Theile ſichtbar (S. 122.) ſo urtheilt die Seele, daß die Empfindung aus ihrem Körper hergeleitet werden müſſe?

Leibniz denkt hier nicht viel anders, wenn er eine gewiſſe analogiſche Beziehung der Empfindung des Schmerzens auf die Bewegungen in den empfindlichen Theilen des Körpers, und der Empfindungen des Lichts auf die Bewegungen in dem Feuer, als den Grund angiebt, warum wir die Empfindung des Schmerzens aus unſerm Körper, die des Lichts hingegen aus dem Feuer herleiten.

Sehr richtig, dünkt mich, bemerkt hierbey Herr Tetens, daß damit die Sache noch lange nicht erkläret ſey. Man leſe ihn ſelbſt nach.

Anm. des Ueberſ.

Die Wärme iſt nicht ſchlechterdings, ſondern nur beziehungsweiſe auf die Organen eine Macht.

Theophilus. Dies beweiſet höchſtens ſo viel, daß die Wärme keine ſinnliche Beſchaffenheit, und alſo keine Macht ſey, die an und vor ſich ſelbſt, und ſchlechterdings empfunden werden könne, ſondern daß ſie mit den proportionirten ſinnlichen Werkzeugen in Verhältniß ſtehe; denn es kann ja in der Hand ſelbſt eine eigene Bewegung erfolgen, die ſich mit jener vermiſcht und auf dieſe Art den äuſſerlichen Schein merklich ändert. Kurzſichtige, und übelgebauete Augen können ohnedem das Licht nicht ſehen, und, wenn ſie ſchon ein ſtarkes Licht anſchauen, ſo können ſie das ſchwächere nicht einmal unterſcheiden. Sogar bey den **Haupteigenſchaften**, wie Sie ſolche nennen, zum Beiſpiel, bey der Einheit, und der Zahl, iſt es möglich, daß ſie ganz anders erſcheinen, als ſie erſcheinen ſollten. Eine Kugel, die man unter den Fingern herumdreht, ſcheint nach des Cartens Bemerkung ~~doppelt ſo groß~~, [illegible] und Gläſer, die auf verſchiedenen Seiten kleingeſchliſſen ſind, vervielfältigen das Objekt. Mithin folgt nicht im geringſten, daß das, was ſeine Geſtalt verändert, keine Beſchaffenheit des Objekts, und daß ihm ſein Bild nicht ähnlich ſey. Was aber die Wärme betrift, ſo fühlen wir, wenn unſre Hand ſehr heiß iſt, laues Waſſer gar nicht. Die Wärme unſrer Hand wird viel dadurch noch abgekühlt, und das Waſſer ſcheint uns kalt zu ſeyn. Salzwaſſer aus dem baltiſchen Meer, wenn man es mit anderm Waſſer aus dem portugieſiſchen vermiſchen wollte, würde das Salzartige des letzteren ungemein mildern; obgleich das erſtere ſeiner Natur nach geſalzen iſt.

So kann man füglich ſagen, daß das Waſſer in einem Bade warm ſey, ob es gleich einem andern kalt ſcheint; daß der Honig ſüß, das Silbergeld weiß ſey, wenn auch mancher Kranke den Honig bitter findet, und das Geld gelb ſiehet. Denn man richtet ſich bey dem Namen, den man einem Dinge giebt, gemeiniglich nach den Beobachtungen, die man davon macht. Mithin behält es immer ſeine Richtigkeit.

kelt. Wenn unſre ſinnliche Organen, und das Gehirn ſo beſchaffen ſind, wie ſie ſeyn ſollen, ſo ſind die innerlichen Bewegungen und die Ideen, welche ſie der Seele repräſentiren, den Bewegungen des Objekts, die die Farbe, den Schmerz u. ſ. w. verurſachen, gleich. Oder (welches eine und dieſelbe Sache iſt), ſo drücken ſie ſolche in einem ziemlich genauen Verhältniß aus; ob wir gleich dies Verhältniß nicht deutlich unterſcheiden können, da wir die Menge der kleinen Eindrücke weder in unſrer Seele, noch in unſerm Körper, noch in den äuſſerlichen uns umgebenden Dingen genau unterſcheiden können.

Philalethes. §. 24. Wir betrachten die Eigenſchaften der Sonne, das Wachs zu bleichen, und zu ſchmelzen, und den Koth zu verhärten, ~~nicht~~ als bloſſe Kräfte ſchlechthin, ohne uns in der Sonne ſelbſt etwas zu denken, was dem Weiſſen, oder dem Weichen, oder dem Harten ähnlich wäre; ~~ſondern~~ wir halten die Wärme und das Licht für wirkliche Beſchaffenheiten der Sonne. Da doch, wenn man die Sache genau überlegt, die Eigenſchaften des Lichts und der Wärme, welche Empfindungen in mir ſind, wenn mich die Sonne erwärmt und beſcheint, auf keine andre Art in der Sonne ſind, als die im Wachſe vorgegangne Veränderungen, wenn es gebleichet oder geſchmolzen iſt.

Theophilus. Manche Gelehrte haben dieſe Theorie ſo weit treiben wollen, daß ſie geglaubt haben, wenn jemand die Sonne wirklich berühren könnte, ſo würde er ſie gar nicht warm finden. Die nachgemachte Sonne in dem Fokus eines Spiegels oder Brennglaſes widerlegt dieſen Irthum ſogleich.

Was die Vergleichung der Kraft zu erhitzen, mit der Kraft zu ſchmelzen betrift; ſo getraue ich mich zu behaupten, daß das geſchmolzene oder gebleichte Wachs, wenn es Empfindung hätte, etwas empfinden würde, was der aus der Sonnenhitze entſtehenden Empfindung nahe käme, daß es alsdann ſogar ſagen würde, wenn es reden könnte, die

Sonne ſeye warm, nicht, weil ſeine weiſſe Farbe der Sonne ähnlich wäre, (denn ſonſt würde die braune Farbe des Geſichts, welches die Sonne verbrannt hat, ihr auch gleichen),* ſondern, weil in dem Wachſe Bewegungen ſind, die mit den Bewegungen, die die Sonne verurſacht, in Beziehung ſtehen.* Die weiſſe Farbe des Wachſes könnte eine andre Urſache haben, nur die Bewegungen, denen es ausgeſetzt war, da es die weiſſe Farbe von der Sonne erhielt, können aus keiner andern Urſache entſtehn.

Neuntes Hauptſtück.

Von der Perception.

Philalethes.

§. 1. Wir kommen nun zu den Ideen, die aus dem Ueberdenken entſtehn, insbeſondre.

Die **Empfindung** iſt die erſte Kraft der Seele, die mit unſern Begriffen beſchäftigt iſt; und der erſte und einfachſte Begrif, den wir vom Ueberdenken bekommen. Das **Denken** bedeutet zum öftern die Wirkung der Seele bey ihren eigenen Begriffen, dadurch ſie ſich thätig beweiſet, wenn ſie eine Sache mit einem gewiſſen Grad einer freiwilligen Aufmerkſamkeit betrachtet. Bey der **Empfindung** an und vor ſich ſelbſt betrachtet, verhält ſie ſich größtentheils bloß leidend; und was ſie empfindet, das muß ſie auch nothwendigerweiſe empfinden.

Theophilus. Man kann den Thieren mit allem Rechte Empfindung zuſchreiben, ohne daß man ihnen deshalb das Denken, oder die* Reflektion über das eigentliche Objekt deſſelben, einzuräumen nöthig hat. Auf gleiche Weiſe liegen ſehr viele kleine Perceptionen in uns, deren wir uns aber in unſerm gegenwärtigen Zuſtande nicht be-

* den Schluss auf die Ursache der [illegible] [illegible], oder wie im Teutschen sehr gut ausgedrückt ist, das Nachdenken

bewußt ſind. Wir könnten uns freilich derſelben bewußt ſeyn, und ſie überdenken, wenn ihre groſſe Anzahl die Aufmerkſamkeit unſrer Seele nicht ſo oft auf andere Gegenſtände hinrichtete, und wenn keine ſtärkere ſie auslöſchten oder verdunkelten.

Philalethes. §. 4. Wem ſollte es unbekannt ſeyn, daß der Geiſt, wenn er auf gewiſſe Objekte hingerichtet iſt, und ſie mit unverwandter Aufmerkſamkeit beſchauet, auf die Eindrücke nicht Acht hat, die manche Körper auf den Organ des Gehöres machen. Dieſer Eindruck kann wirklich ſtark genug ſeyn; da ihn aber die Seele nicht gewahr wird, ſo kann ſie auch keine [illegible] ~~Perception von~~ ihm haben.

Theophilus. Ich würde zwiſchen dem **Empfinden**, und dem **Bewußtſeyn** einen Unterſchied machen. Die **Perception** des Lichtes oder der Farbe, zum Beiſpiel, deren wir uns bewußt ſind, iſt aus einer Menge kleiner Perceptionen, deren wir uns nicht bewußt ſind, zuſammengeſetzt. Ein Geräuſch, das wir empfinden, worauf wir aber nicht achten, wird durch einen geringen Zuwachs, oder Vermehrung **bewußtbar** (apperceptible). Denn, wenn das, was vorher erfolgt, auf die Seele keine Wirkungen machte, ſo würde weder dieſer unbedeutende Zuſatz, und noch weniger das Ganze auf ſie wirken. Ich will indeſſen hiervon abbrechen, da ich im zweiten Hauptſtück dieſes Buches §. 11. 12. und 15. dieſe Materie ſchon berühret habe.

Apperceptionen und Perceptionen ſind von einander verſchieden.

Philalethes. §. 8. Wir haben hierbey noch zu bemerken, daß die Ideen, die wir vermittelſt der ſinnlichen Empfindung bekommen, bey erwachſenen Perſonen ſehr oft durch die Urtheilskraft geändert werden," ohne daß man ſich deſſen bewußt iſt. Wenn wir eine Kugel von einerley Farbe anſehen, ſo iſt die unſrer Seele davon eingedrückte Idee ein platter, und auf verſchiedene Weiſe ſchattirter Zirkel, der uns in verſchiedenen Graden des Lichtes und Glanzes in das Auge fällt. Da wir aber gewohnt ſind, die Erſcheinungen der Körper, und die aus dem Zurückwerfen des Lichtes entſtehenden Veränderungen nach den Figuren ihrer Oberflächen zu beurtheilen: ſo macht die Urtheilskraft die Erſcheinungen derſelben zu ihren wahren Urſachen.

Die Ideen, die aus ſinnlichen Empfindungen entſtehen, werden von der Urtheilskraft der Seele merklich verändert.

Theophilus. Das iſt ganz richtig. Daher täuſchen uns auch die Mahler mit ihrer ins weite gehenden perſpektiviſchen Ausſicht. Sind die Extremitäten der Körper platt, ſo laſſen ſie ſich ohne Schatten, und blos durch das Contour abbilden. Es entſtehen dann allerdings nur ganz einfache Mahlereien nach chineſiſcher Art, ſie haben aber mehr Proportion als jene. Auf eben die Art pflegt man auch die Medaillen zu zeichnen, damit der, welcher ſie zeichnet, die der Antike ganz eigenthümliche Züge deſto genauer abkopiren könne. Indeſſen läßt ſich ohne Hülfe des Schattens das Inwendige des Cirkels von dem Innern einer in dieſem Cirkel eingeſchränkten ſphäriſchen Fläche durch die Zeichnung nicht unterſcheiden; weil einem ſo wohl, als dem andern bey der groſſen Verſchiedenheit, die nicht unbemerkt bleiben muß, merklich ſich unterſcheidende Züge und Punkte fehlen. Herr von **Argnes** hat über die Stärke der Farbe und des Schattens eigene Vorſchriften gegeben.

Oft hält man die Wirkung für die Urſache;

Wir irren uns alſo auf eine doppelte Art, ſo oft uns ein Gemählde täuſchet. **Einmal** halten wir die Wirkung für die Urſache, und bilden uns, gleich einem Hunde, der gegen den Spiegel losbellet, ein, die Urſache des Bildes unmittelbar zu ſehen. Eigentlich ſehen wir nichts weiter, als das Bild, und werden blos von den Strahlen afficirt. Da nun die Lichtſtrahlen einige Zeit bedürfen, (wenn ſie auch noch ſo klein ſeyn ſollte), ſo kann in dieſem erfolgten Intervall das Objekt ganz weggeſchaft worden ſeyn, ſo daß es alsdann, wenn der Lichtſtrahl ins Auge fällt, gar nicht mehr da iſt. Ein Objekt aber, das nicht iſt, kann auch dem Geſichte nicht mehr gegenwärtig ſeyn.

Oder vermiſcht die Urſachen mit einander.

Hiernächſt irren wir uns auch darinnen, daß wir eine Urſache mit der andern verwechſeln. So glauben wir, daß etwas wirklich ein Körper ſey, was doch eigentlich nichts anders, als ein bloſſes Gemälde iſt, und bringen jedesmal entweder eine **Metapher** oder eine **Metonymie** in unſre Urtheile: denn die rhetoriſchen Figuren können auch **Sophismen** werden, wenn man ſie unrecht gebrauchet.

Eine ſolche Vermiſchung der Wirkung und der Urſache, ſie mag nun die wahre oder eine erdichtete ſeyn, hat noch bey andern Gelegenheiten auf unſre Urtheile **Einfluß**. Wenn wir, zum Beiſpiel, unſern Körper, oder das, was uns berührt, fühlen, oder, wenn wir durch einen unmittelbaren phyſiſchen Einfluß unſre Aerme bewegen, ſo glauben wir, daß dies die Verbindung der Seele mit dem Körper beſtimme; da wir doch nichts anders, als was wirklich in uns ſelbſt vorgehet, fühlen und verändern.

Philalethes. Ich werde Ihnen bey dieſer Gelegenheit ein Problem vorlegen, welches Herr **Molineux**, ein Mann, der ſeine Zeit ſo fruchtbar zur Erhöhung und Vermehrung der Wiſſenſchaften anwendet, dem Herrn **Locke** mitgetheilt hat. Hier ſind ſeine eigene Worte.

„Wir wollen uns einen blindgebornen, aber nunmehro erwachſenen Menſchen gedenken. Dieſen hätte man „durchs Fühlen einen Würfel und eine Kugel, beyde von „einerley Metall, und faſt von gleicher Gröſſe unterſcheiden gelehrt, ſo daß, wenn er den einen, oder den andern „Körper befühlet, er ſagen kann, welches der Würfel, „und welches die Kugel ſey. Wir wollen weiter ſetzen, der „Würfel, und die Kugel werden auf einen Tiſch gelegt und „der Blinde würde ſehend gemacht. Hier frägt ſichs, ob

„er dieſelben wohl, ehe er ſie anfühlet, durchs Geſicht unterſcheiden und ſagen könne, welches die Kugel, und welches der Würfel ſey?„

Ich wünſche, und erſuche Sie, daß Sie mir hierüber Ihre Meinung ſagen.

Ein Blindgebohrner, der die Figur einer Kugel, und eines Würfels nur durchs Gefühl kennet, wird ſie wenn er ſie ſieht, von einander unterſcheiden können.

Theophilus. Der Fall iſt allerdings merkwürdig. Könnte ich mir mehr Muſſe nehmen, ſo, glaube ich, würde die Beantwortung Ihrer mir deshalb vorgelegten Aufgabe gründlicher ausfallen, als ſie nunnehro ausfallen wird. Indeſſen will ich einen Verſuch machen, was ich Ihnen ſogleich, und aus dem Stegereif darauf antworten kann. Vorausgeſetzt, der blinde wiſſe, daß die zwey Figuren die er ſieht, ein Würfel und eine Kugel ſind, ſo wird er ſie von einander unterſcheiden, und, ohne ſie anzufühlen, ſagen können, **dies iſt die Kugel, und jenes iſt der Würfel.**

Philalethes. Ich fürchte, daß Sie zu denen gehören, die dem Herrn **Molineux** unrichtig geantwortet haben. Denn er bemerkt in dem Schreiben, welches dieſe Aufgabe enthält, daß, da er ſie bey Gelegenheit des vom Herrn **Locke** herausgekommenen Verſuchs über **den menſchlichen Verſtand** verſchiedenen ſehr einſichtsvollen und tiefſinnigen Gelehrten vorgelegt, kaum einer derſelben ihm ſo geantwortet habe, als er es wünſchte, und daß dieſe Gelehrten, ſo bald ſie ſeine Gründe gegen ihre Auflöſung erwogen, ſämtlich ihren Irrthum eingeſehen hätten.

Er beantwortet dieſe Frage mit **Nein.** „Denn ſagt „er, obgleich dieſer blinde Menſch durch die Erfahrung „gelernt hat, wie ſich eine Kugel, und wie ſich ein Würfel angreift, ſo hat er es doch noch nicht aus der Erfahrung, daß das, was ſein Gefühl auf dieſe, oder auf eine „andre Art rührt, ihm auch ſo, oder ſo in die Augen fallen „müſſe; oder daß die hervorſtehende Ecke an dem Würfel,

„von welchem ſeine Hand ungleich gedruckt wird, ſeinen Au„gen ſo erſcheinen werde, wie ſie ſich an dem Würfel zeiget.„

Der Verfaſſer des Verſuchs erklärt ſich für eben dieſe Meinung.

Theophilus. Vielleicht ſind Herr **Molineux** und der Verfaſſer **der Verſuche** von meiner Meinung nicht ſo weit entfernt, als es ſcheint, und die zur Beſtättigung ihrer Meinung in dem erſten Brief angezeigten Gründe, wodurch er ſo viele Gelehrte ihres Irthums überführt, ſind in dem zweiten mit gutem Bedacht unterdrückt, um dem leſer zu weiterm Nachdenken Gelegenheit zu geben.

So bald Sie meine Antwort nur einigermaſſen mit Nachdenken und Unpartheylichkeit beurtheilen, und abwägen wollen; ſo werden Sie finden, daß die in derſelben feſtgeſetzte Bedingung als ein weſentliches Stück des Problems ſelbſt angeſehen werden kann. Sie beſteht darin, daß es blos auf das Unterſcheiden ankomme, und daß der Blinde wiſſe, daß die zwey Körper, die er von einander unterſcheiden ſoll, wirklich da ſind, daß dies der Würfel, und jenes die Kugel zu ſeyn ſcheine.

In dieſem Falle ſcheint es mir auſſer allem Zweifel geſetzt zu ſeyn, daß der Blindgeborne, nachdem er wieder ſehend geworden war, die Kugel und den Würfel durch Principia der Vernunft, die er mit denen verband, nach welchen ihm vorhero ſein Gefühl zu einer ſinnlichen Kenntniß derſelben verhalf, unterſcheiden konnte. Ich beſtimme anjeẓt ganz und gar nicht, was er würde gethan haben, wenn er von der Neuheit der Sache hingeriſſen, oder zu wenig an Folgerungen gewöhnt, auf einmal und ganz unvermuthet um ſeine Entſcheidung befragt worden wäre, Ich beweiſe meine Meinung dadurch, daß eine Kugel keine hervorragende und von ihr verſchiedene Ecken, und keine Winkel hat, ſondern daß alles auf derſelben glatt und gleich iſt; – da wir hingegen beym Würfel acht von einander verſchiedene Ecken bemerken.

Könnten wir die Figuren nicht auf dieſe Art von einander unterſcheiden, ſo könnte auch kein Blinder die Anfangsgründe der Geometrie durchs Gefühl erlernen. Die Erfahrung lehrt uns aber, daß Blindgeborne ſie erlernen können, daß ſie auch immer die erſten Anfangsgründe der natürlichen wiſſen; ja daß man ſie ſehr oft ohne das Gefühl, durchs bloſſe Anſehen erlerne, wie es ein Paralitieus oder ein andrer Menſch thun muß der nicht fühlen kann noch darf. Dieſe Geometrie beider, des Blinden oder des Paralitikus muß am Ende auf gleichen Grundſätzen beruhen, ob ſie gleich verſchiedene Bilder hat. Hieraus läßt ſich beiläuftig beurtheilen, wie ſorgfältig wir die Bilder von den Ideen im eigentlichen und ſtrengen Verſtande genommen, in welchem ſie die Erklärungen ausmachen, unterſcheiden müſſen.

Blinde Perſonen können die Geometrie erlernen.

Man müſſe die Ideen eines Blindgebornen unterſuchen.

Ein Blinder kann ſogar in gewiſſem Sinn die Optik erlernen.

Es wäre allerdings von groſſem Nutzen, und würde auch anmuthig ſeyn, die Ideen eines Blindgebornen zu unterſuchen, und die Schilderungen, die er von den Figuren macht, anzuhören. Er kann ſogar die Optik verſtehen, in ſo fern ſie nemlich von deutlichen und mathematiſchen Ideen abhängt, ob er gleich niemals ſo weit kommen wird, daß er ſich von dem Licht und den Farben die gehörigen Vorſtellungen machen ſollte. Daher antwortete einſtmals ein Blindgeborner, der den optiſchen Vorleſungen beigewohnt hatte, auf die Frage, was er ſich dann von dem Lichte für Begriffe mache, **daß es etwas angenehmes, ohngefähr wie der Zucker ſeyn müſſe.**

Man müſſe gleichfals die Begriffe der taub und ſtumm gebornen Leute unterſuchen.

Eben ſo intereſſant wäre die Unterſuchung was ein ſtumm und taub geborner Menſch von den Dingen, die keine Figur haben, ſich für Begriffe mache. Da wir dieſelben gewöhnlicherweiſe mit Worten ausdrucken können; ſo wird er ſie ſich auf eine von der unſrigen ganz verſchiedene Art vorſtellen, ob ſie gleich im Grunde eben ſo gut iſt, als die, deren wir uns bedienen; – gerade wie die Buchſtaben der Chineſer, die auch ein tauber Menſch erfunden haben könnte, bey aller ihrer Verſchiedenheit von unſerm A. B. C. doch eben dieſelben Dienſte thun. Ich habe von einem groſſen Fürſten gehört, daß ein taub und ſtumm geborner in **Paris** endlich ſein Gehör wieder erlangt habe, daß er anjezt ſogar franzöſich gelernt, und daß er über die Begriffe, die er in ſeinem vorigen Zuſtande gehabt, und über die ſchleunige Veränderung derſelben bey erlangtem Gehör ſehr viel ſeltſames erzählet habe.

Dergleichen taub und ſtumm geborne können wirklich mehr leiſten, als man denken ſollte. Als der lezte Graf in **Oldenburg** regierte, befand ſich daſelbſt ein ſolcher Menſch, der ein ſehr geſchickter Mahler war, und ſich ſonſt überhaupt ſehr vernünftig aufführte. Ein gelehrter Mann aus Bretagne erzählte mir einſtmals, daß ungefehr im Jahre 1690 zu Blainville, einem dem Herzoge von Rohan zugehörigen, und 10 Meilen von Nantes gelegenem Orte, ein armer Mann auſſer der Stadt in einer elenden Hütte gewohnt habe. Dieſer war ſtumm und taub gebohren, trug Briefe und andre Sachen in die Stadt, und konnte vermittelſt gewiſſer Zeichen, die man ihn lehrte, alle Häuſer dererjenigen finden, wo man ihn hinſchickte, zum Unglück wurde dieſer arme Menſch noch blind, und trug dem ohngeachtet noch immer Briefe und andere Dinge in die Stadt, wenn man ihm nur durch das Gefühl den Ort anzeigte, wo er ſie abgeben ſollte. Er hatte ſich in ſeiner Hütte von der Thüre an bis an dem Ort, wo er zu ſitzen pflegte, ein Bret machen laſſen, auf welchem er durch die Erſchütterung deſſelben beurtheilen konnte, ob ein Fremder zu ihm käme. Es iſt immer ſehr traurig, daß man ſich um dergleichen Leute nicht hinlänglich genug bekümmert. Sonſt könnte man zum Beiſpiel von dem eben angeführten Menſchen, wenn er auch nicht mehr leben ſollte, doch von ſeinen Bekannten vieles

Ein Beyſpiel eines taub und ſtumm gebornen, und hernach auch blind gewordenen Menſchen, der dem ohngeachtet das ihm aufgetragene Amt eines Briefboten verrichtete.

ten, was ihm zu nächſt angienge, und uns von den Geſetzen, nach welchen er gedacht hat, belehren könnte *).

Um aber wieder auf den Blindgebornen, der mit einmal wieder zu ſehen anfing, zurück zu kommen, ſo würde ich auf die vorgelegte Frage, ob er eine Kugel und einen Würfel, wenn er ſie ſähe, aber nicht befühlte, unterſcheiden könnte, antworten, daß er ſie recht gut würde unterſcheiden können, ſo bald ihm nur jemand verſicherte, daß dieſe oder jene Vorſtellung und Vermuthung, die er ſich von ihnen macht, auf die Kugel oder auf den Würfel paſſe. Wenn hingegen keine ſolche Anweiſung vorangehet, ſo kann

es

---

*) Der groſſe Rechtsgelehrte Crell, kann unter andern auch hier zum Beiſpiel dienen. Er verfaßte Gutachten und Urtheile, ob er gleich völlig blind war, nachdem er ſich von ſeinen Bedienten die Akten hatte vorleſen laſſen.

Herr Hommel gedenkt in ſeiner Litteratur des alten Nicaſius von Voerda, der in ſeinem dritten Jahre blind geworden, und demohnerachtet die Doktorwürde in der Theologie und in der Rechtsgelehrſamkeit erhalten, viel geſchrieben habe, und endlich gar Prieſter geworden ſey. Er ſtarb 1491.

Im Jahe 1773. ſahe ich einen gewiſſen Edelmann, der ſo blind war, daß er faſt nichts ſehen, und demohnerachtet mahlen konnte.

Die Tochter des verſtorbehen Rektor Dappert in Stendal war blind gebohren, und konnte nicht nur aus den Fiſchen alle Gräten ausmachen, ſondern verfertigte auch die feinſte und künſtlichſte Filetarbeit.

Hier in der Charite' zu Berlin lebt noch jetzt ein Pferdeknecht, der ſtockblind iſt, und demohnerachtet alle Verrichtungen im Stall über ſich nimmt. Er hat ein ſo groſſes und weites Gedächtniß, daß er, wie ich dann ſelbſt hiervon die Probe gemacht habe, eine ganze Predigt in einem ſo hohen Grade auswendig behalten konnte, daß faſt nicht ein Wort davon fehlte.

So erſetzt die Natur allemal das, was ſie auf der einen Seite vergeſſen zu haben ſcheint, auf der andern deſto reichlicher wieder.

Anm. des Ueberſ.

es ihm nicht einmal einfallen, daß die verſchiedenen Abbildungen, die ſich davon in ſeinen Augen gemacht haben, und die eben ſo gut von einer andern Abbildung auf dem Tiſch herkommen konnten, gewiſſe Körper vorſtellten. Er wird ſich hiervon nicht eher überzeugen, als bis er ſie beide durchs Gefühl unterſchieden hat, oder bis er nach Anleitung ſeiner optiſchen Kenntniſſe durch das Licht und den Schatten gewahr wird, daß etwas die Stralen dieſer Körper aufhalte, und daß dies nichts anders ſeyn könne, als was er ehemals durch das Gefühl bemerkte. Und hierauf wird er alsdann fallen, wenn man die Kugel ſowohl als den Würfel auf dem Tiſch herumrollet, ſo daß dieſe Körper nach ihrer mannigfaltigen Bewegung Licht und Schatten abändern; oder wenn das Licht, welches dieſe beide in ihrer Ruhe bleibenden Körper helle macht, fortrückt, oder wenn ſeine Augen eine andere Lage bekommen.

Durch dieſe Mittel können wir ein Gemälde, oder eine perſpektiviſche Ausſicht, die uns einen Köper vorſtellt, von dem Körper ſelbſt unterſcheiden.

Philalethes. §. 11. Wir wollen die **Perception im allgemeinen** betrachten. Sie ſcheint mir das zu ſeyn, was die Thiere von den niedrigeren Gattungen der Geſchöpfe unterſcheidet. NB. die Perceptionen der Pflanzen sind bei Leibnitz die bewußtlose Veränderungen u. modificationen der ~~die~~ Seele der Pflanzen i.e. der Hauptmonade [illegible] der Pflanze u. die Begierden bedeuten hier bewußtlose Bestrebungen die aus solchen Modif. [illegible] entstehen, wie das Bestreben einer Feder sich auszudehnen wenn sie zusammen gedrückt ist.

Die Pflanzen haben Perceptionen, welche von ihrem Mechanismus abhängen.

Theophilus. Ich bin gar nicht abgeneigt, auch den Pflanzen *) Perception und Begierden einzuräumen. Die Analogie zwiſchen Pflanzen und Thieren iſt zu groß, als daß man dies in Zweifel ziehen könnte; und wenn die Vegetabilien eine Seele haben, wie das die gemeine Meinung iſt, ſo kann man ihnen auch die Perception nicht abſprechen. Indeſſen erkläre ich alle Veränderungen

---

*) Dies iſt eine der ſchwerſten Fragen in der ganzen Philoſophie, deren Antwort uns von der Natur zurückzuhalten zu ſeyn ſcheint. Indeſſen glaube ich, wie andere Philoſophen in ähnlichen Fällen gethan haben, es werde ſich noch jemand finden, der uns dieſes Wunder erkläre. Die Beobachtungen, die man neuerer Zeiten als das Materiale der

der

Phyſik anzuſehen angefangen hat, geben wir auch hiezu einen guten Grund dies zu glauben. Man fängt von dem Einfachen an, und gehet auf das immer zuſammengeſetztere fort. Wird hier keine Sproſſe überſtiegen, ſind die erſten Beobachtungen, die man vornimmt ſchlechterdings die erſten: ſo wird man auch endlich dieſes Wunderwerk entdecken. Bonnet hat in ſeiner Betrachtung über die Natur und in ſeinen Betrachtungen über die organiſirten Körper, die Herr Götze mit ſchönen Anmerkungen bereichert hat, einen Weg gewieſen, und die Ehre, der vortreflichſte Beobachter zu ſeyn, wird ihm niemand ſtreitig machen, geſetzt auch, daß ſchon andere den Weg vorgeſchlagen hätten. Nun etwas von der berührten Frage. Nach der eben angezeigten Methode muß ich alſo von unten anfangen, das wäre mit den Elementen der Körper. Seit Leibnizens Zeiten hat man ihnen eine Perception zugeſchrieben, (ich nehme das Wort, wie es Leibniz nimmt, und, wie ich ſolches in einer vorhergehenden Anmerkung erklärt habe), damit hat man dann allerdings ſchon etwas gewonnen. Hieraus folgt, daß, je mehrere Elemente zuſammengeſetzet werden, und von je verſchiedener Art ſie ſind, deſto mehrere und verſchiedenere Perceptionen auch in einem ſolchen Dinge ſeyn müſſen. Das Mineralreich ſteht alſo ſchon viele Sproſſen weiter herauf, und noch höher ſteht das Pflanzenreich. Wenn wir das letztere betrachten: ſo nehmen wir wiederum nicht allein eine ungemeine Mannigfaltigkeit wahr: ſondern wir ſehen auch, daß, je zuſammengeſetzter ſie ſind, deſto mehr nähern ſie ſich dem Thierreiche. Weil uns nun die zuſammengeſetzten Dinge mehrere Merkmale zeigen, ſo iſt es auch leichter, ſie in einem höhern Grade kennen zu lernen. Es würde aber der eben gedachten Methode entgegen ſeyn, wenn man nun in dieſen den Grund dieſer Verſchiedenheit ſo annehmen wollte, als wenn ſie gleichſam erſt mit ihnen zu exiſtiren anfienge. Es iſt dieſes vielmehr nur eine bloſſe Entwickelung.

Nun wollen wir einen Sprung auf die Mimoſa thun. Dieſe furchtſame, oder empfindliche Pflanze, fliehe die Hand, welche ſich ihr nähert; ſie kriecht ſchnell zuſammen, und dieſe Bewegung ſcheint, wegen der Aehnlichkeit mit dem, was in Thieren vorgeht, dieſe Pflanze zu demjenigen Gliede zu machen, welches das Gewächsreich mit dem Thierreiche verknüpfen. Der Uebergang iſt alſo hier gar

nicht

der Pflanzen und der Thiere, ich nehme ihre erſte Bildung aus, lediglich aus ihrem Mechanismus. So iſt der Mechanismus an einer jeden ſenſitiven Bewegung der Pflanze Schuld; und ich kann es gar nicht billigen, wenn man bey der Erklärung der einzelnen Phänomenen der Pflanzen zu einer Seele ſeine Zuflucht nehmen will.

Philalethes. §. 14. Ich bin ſelbſt der Meinung, daß ſich bey dieſer Art von Thieren, als die Meerſchnecken und die Auſtern ſind, eine geringe und ſchwache Empfindung finde, dadurch ſie von andern Geſchöpfen, die ganz und gar nichts empfinden, unterſchieden werden. Zu viele und zu lebhafte Senſationen würden nur ein ſolches Thier unfähig machen, ~~hindern,~~ ſich von einem Orte zum andern ~~zu~~ begeben, ~~da es~~ [illegible] ſtets an dem Orte liegen muß, wo es von ohngefehr hingekommen und wo es keinen Zufluß von kalten oder warmen, von reinen oder unreinen Waſſer, ſo wie es trift, ~~haben kann~~ annehmen muß.

Die Perceptionen der Menſchen ſind mit der Reflexion vergeſellſchaftet.

Theophilus. Auch von den Pflanzen würde ich dieſes behaupten. Was aber den Menſchen betrift, ſo ſind ſeine Perceptionen mit dem Vermögen zu reflektiren verbunden, welches allemal in eine wirkliche Handlung übergeht, ſo bald er hierzu Gelegenheit hat. So bald er aber in einen Zuſtand der Schlafſucht geräth, wo er beinahe alles Empfindniß verliert; ſo hört das Ueberdenken und das Bewußtſeyn auf. Die angebornen Fähigkeiten, und die erlang-

---

nicht mehr groß, vielleicht giebt es Pflanzen, die noch näher an das Thierreich gränzen. Hieraus würde alſo folgen, daß nichts lebloſes in der ganzen Natur ſey, und daß die nach und nach zu geſchehene Entwickelung, ſelbſt die Elemente immer näher an die höchſte Staffel denkender endlicher Dinge erheben könne. Die noch nicht ſo ſehr geſchehene Entwickelung würde alſo nur den Unterſchied der Seelen der Pflanzen und der Thiere beſtimmen. Und ſo weiter herunter. Man leſe die fürtrefliche Abhandlung des Herrn Doktor Reimarus in Hamburg über die Pflanzenthiere nach.

Anm. des Ueberſ.

langten Fähigkeiten, ſelbſt die Eindrücke, die dieſer Menſch in dieſem Zuſtande erhält, hören keinesweges auf, und werden noch viel weniger unterdrückt, und ausgelöſcht, wenn man ſie auch vergeſſen ſollte. Sie werden vielmehr ihren gewöhnlichen Gang fortgehen, um einmal durch anſehnliche Wirkungen ihr Daſeyn anzuzeigen. Nichts iſt in der Natur ohne Nutzen; die gröſte Verwirrung eilt ihrer Entwickelung zur Ordnung entgegen; die Thiere, ſo traurig auch jetzt der Zuſtand, worinn ihnen die Vernunft fehlt, ſeyn mag, werden einmal zu aufgeklärteren Perceptionen ſich empor ſchwingen *); und da die einfachen Subſtanzen unaufhörlich dauern, ſo wäre es thöricht, die Ewigkeit nach wenigen Jahren berechnen zu wollen.

Das zehnte Hauptſtück.

Von der Behaltungskraft.

Philalethes.

§. 1. und 2. Die zweite Kraft der Seele, vermittelſt deren ſie zur Erkänntniß der Dinge weiter fortgeht, als durch die bloſſe Perception, iſt die, welche ich die **Behaltung** derjenigen einfachen Begriffe nenne, die ſie von der ſinnlichen Empfindung, oder dem Ueberdenken empfangen hat. Dies geſchieht auf eine **doppelte** Weiſe, **Einmal**, wenn die Seele den Begrif, der in ſie herein gebracht iſt, auf einige Zeit gegenwärtig erhält, welches ich die **Beſchauung** nenne. **Hiernächſt**, wenn wir die Begriffe in unſrer Seele gleichſam wieder erwecken, welche nach geſchehenem Eindrucke verſchwunden, und gleichſam auf die

---

*) Ein ſchöner Gedanke, den auch Paulus in der merkwürdigen Stelle Röm. 8, 19. von dem ſehnlichen Harren der Creatur nach ihrer Auflöſung zu beſtätigen ſcheint.

Anm. des Ueberſ.

Seite gelegt ſind. Dieſes nenne ich das **Gedächtniß** *).

Theophilus. Wir behalten und beſchauen auch die angebornen Kenntniſſe; ja zum öftern können wir nicht einmal das Angeborne von dem Erlangten unterſcheiden. So giebt es auch eine gewiſſe Perception der Bilder, die ſich **entweder** ſchon in uns befunden haben, **oder** die erſt in uns entſtehen.

Philalethes. §. 2. Nach unſrer Meinung hören dieſe Bilder, oder dieſe Ideen ſogleich auf würklich zu ſeyn, wenn wir uns ihrer nicht mehr würklich bewußt ſind. Wenn

---

*) Dieſe Eintheilung iſt nicht neu. Ariſtoteles unterſcheidet bereits μνησιν und αναμνησιν von einander. Jenes könnte die Beſchauung, und dieſes das eigentliche Wiedererinnern ehemals gehabter Ideen bezeichnen. Alsdann wären die zwey weſentlichen Erforderniſſe zum Gedächtniß da. Nur iſt es Schade, daß Locke, ſo wie viel andere ſonſt berühmte Philoſophen das Gedächtniß mit der Einbildungskraft vermiſchen, und die Wirkungen der letzteren in das Gebiet des erſteren herübertragen. Locke vermiſcht es offenbar mit jener, wenn er hinzuſetzt: „dieſes thun wir, wenn wir uns „die Wärme oder das Licht, das Gelbe, oder das Süſſe vor„ſtellen, nachdem das Objekt nicht mehr zugegen iſt.„ Malebranche verwechſelt es gleichfalls mit der Einbildungskraft, wenn er es durch die Leichtigkeit der Fibern erkläret, die Eindrücke der Körper von neuem zu empfangen. Helvetius bauet auf ſeine unrichtige Theorie, nach der er alle Seelenkräfte auf Empfindung zurückführet, eine eben ſo unrichtige Erklärung des Gedächtniſſes auf. Selbſt Gerard ſpielt mit dem Wort Empfindung, indem er auch das innre Bewußtſeyn darunter verſteht, durch welches wir die Veränderungen unſrer eigenen Seele wahrnehmen, und alſo die Erklärung des Gedächtniſſes unverſtändlich macht.

Fürtreflîche Bemerkungen über die Natur deſſelben liefert Huart in der Prüfung der Köpfe, und Bonnet in ſeiner Analyſe der Seelenkräfte. Demohnerachtet aber fehlt uns noch immer eine fruchtbare Unterſuchung über die verſchiedene Wirkungen des Gedächtniſſes nach Beſchaffenheit der Objekte.

Anm. des Ueberſ.

man folglich ſagt, die Seele habe gewiſſe Ideen in dem Gedächtniß, gleichſam als in einer Vorrathskammer zurükbehalten, ſo will das nur ſo viel ſagen, daß die Seele bey gewiſſen Gelegenheiten das Vermögen beſitze, die ſchon gehabten Perceptionen, mit einem ſolchen Empfindniß wieder zu erneuern, wodurch ſie ſich völlig überzeugen kann, daß ſie wirklich dieſe Art von Perceptionen gehabt haben.

Theophilus. Wenn die Ideen nicht anders, als Formen, oder ~~äuſſere Arten der Gedanken~~ [illegible] wären; ſo würden ſie mit ihnen zu gleicher Zeit vergehen. Nun ſind ſie aber, wie Sie ſelbſt eingeſtanden haben, die **innren Objekte** derſelben, folglich können ſie auch fortdauren. Es befremdet mich mithin auſſerordentlich, daß Sie immer wieder zu dieſen Fähigkeiten oder Vermögen Ihre Zuflucht nehmen, da Sie ſie doch bey den ſcholaſtiſchen Philoſophen verwarfen.

Man müſte etwas genauer erklären, worinnen eigentlich dieſe Kraft beſtehe, und wie ſie würke. Daraus lieſſe ſich dann erkennen, daß in der Seele ſowohl, als in dem Körper gewiſſe Diſpoſitionen durch die vorhergegangne Eindrükungen gemacht worden, deren wir uns aber nur dann bewußt ſind, wenn das Gedächtniß Gelegenheit findet, ſich ihrer von neuem bewußt zu werden. Bliebe nur von den gehabten Gedanken nichts übrig, wenn man gar nicht mehr an die Gegenſtände, die ſie veranlaßten denkt; ſo lieſſe es ſich unmöglich erklären, wie man ſich derſelben von neuem erinnern könne. Ein bloſſes Vermögen ohne alle weitere Bedingung annehmen, und daraus jenes erklären wollen, hieſſe etwas vorbringen, was man ſelbſt nicht verſtehet, um dadurch eine noch unverſtändlichere Sache zu erklären.

Eilf-

Eilftes Hauptſtück.

Von der Kraft der Seele, die Ideen zu unterſcheiden.

Philalethes.

§. 1. Von der Kraft der Seele, ein Ding von dem andern zu unterſcheiden, hängt die Evidenz und die Gewißheit des gröſten Theiles der Sätze ab, die wir für angeborne Wahrheiten halten.

Theophilus. Ich gebe zu, daß, wenn wir angeborne Wahrheiten denken, und ſie gehörig von einander abſondern wollen, Unterſcheidungskraft darzu gehöre. Deshalb hören ſie aber keinesweges auf, **angeborne** Wahrheiten zu ſeyn.

Philalethes. §. 2. Der **Witz** beſtehet darinn, daß man Begriffe zuſammenbringt, und ſie ~~mit einer Lebendigkeit~~, und ~~angenehmen Veränderung~~ zuſammenſetzt. Die **Beurtheilungskraft** aber beſteht darinnen, daß man die Begriffe, unter denen ſich noch der allergeringſte Unterſchied findet, ſorgfältig unterſcheidet.

Theophilus. Vielleicht gehört beides zu dem Gebiet der **Einbildungskraft**. Die **Beurtheilungskraft** beſteht in der Unterſuchung und Prüfung der verſchiedenen Sätze nach den Regeln der Vernunft.

Philalethes. Ich verwerfe den Unterſchied unter Witz und Beurtheilungskraft nicht im geringſten. Zuweilen iſt es ſogar ein Werk der letzteren, ihn nicht zu ſtark anzuwenden. Es wäre daher eine wirkliche Beleidigung des Witzes und der Phantaſie, wenn man manche Begriffe, welche doch Produkte derſelben ſind, nach den ſtrengen Regeln der Wahrheit und der geſunden Vernunft unterſuchen wollte.

Theophilus. Dieſe Bemerkung hat meinen völligen Beifall. Witzige Einfälle und Gedanken müſſen freilich allemal in der geſunden Vernunft gegründet ſeyn. So wenig man aber ein Gemälde zu nahe vors Auge halten muß, eben ſo wenig wird man ſie zu gewiſſenhaft, und zu ängſtlich unterſuchen müſſen.

Der Vater **Bouhours** hat daher in meinen Augen in ſeinem Werk, **die Methode über witzige Schriften vernünftig zu beurtheilen**, mehr als einmal gefehlet. Zum Beiſpiel, wenn er **Lukans** ſehr witzigen Einfall verachtet.

Victrix cauſſa diis placuit, ſed victa Catoni.

Philalethes. §. 4. Eine andere Wirkung der Seele bey ihren Jdeen iſt die **Vergleichung** derſelben mit einander, in Anſehung der **Ausdehnung**, der **Grade**, der **Zeit**, des **Orts**, und **einiger andrer** Umſtände. Von dieſer Wirkung ſchreibt ſich alle die groſſe Menge von Begriffen her, welche unter dem Namen der **Beziehung** enthalten ſind.

Die Beziehung iſt allgemeiner, als Vergleichung.

Theophilus. Nach meiner Theorie iſt die **Beziehung** allgemeiner, als die **Vergleichung**. Alle **Beziehungen** ſind entweder eine **Vergleichung**, oder eine **Mitwirkung**. Die erſte Art begreift die **Uebereinſtimmung**, oder die **Nicht-Uebereinſtimmung** in ſich. (Jch nehme dieſe Worte in einem engern Sinn). Unter dieſer iſt abermals die **Aehnlichkeit**, die **Gleichheit**, die **Ungleichheit** begriffen, u. ſ. w. Die andre Art ſchließt eine **wirkliche Verknüpfung in** ſich. Der **Urſache** und der **Wirkung** des **Ganzen** und ſeiner **Theile**, der **Stellung**, und der **Ordnung**.

Philalethes. §. 6. Die Zuſammenſetzung der einfachen Jdeen, um aus ihnen zuſammengeſetzte zu machen, iſt gleichfals eine Wirkung, die wir in der Seele beobachten können.

Hierzu kann man auch die **Erweiterung der Begriffe** zählen, nach der man Begriffe von einer Art zuſammenſetzt. So entſtehet aus der Zuſammenſetzung verſchiedener Einheiten der Begrif eines Dutzends.

Theophilus. Eine iſt ſo gut zuſammengeſetzt, als die andre. Indeſſen iſt doch die Zuſammenſetzung ähnlicher Ideen einfacher, als die Zuſammenſetzung verſchiedener Begriffe.

Philalethes. §. 7. Eine Hündinn würde junge Füchſe ſäugen, mit ihnen ſpielen, und ſie eben ſo heftig, als ihre junge Hunde lieben, wenn man ſie nur dazu bringen könnte, daß ſie dieſelben ſo lange an ſich ſaugen lieſſe, bis ihre Milch durch ſie gehen könnte. Es ſcheint auch, daß dieſe Thiere, die auf einmal viele Jungen bringen, keine Kenntnis von **der Anzahl** derſelben haben.

Theophilus. Die liebe der Thiere entſtehet aus einem Vergnügen, welches durch die **Gewohnheit** einen merklichen Zuwachs erhält. Was aber die **Anzahl** im eigentlichen Verſtande betrift, ſo können wir Menſchen die Zahlen der Dinge auch nur durch Geſchick und Kunſt wiſſen, wenn wir uns, um zu zählen, ſolcher Namen, die eine Zahl bedeuten, oder gewiſſer Figuren bedienen, wodurch wir, ohne zu zählen, ſehen können, was etwa fehlen möchte.

Philalethes. §. 10. Die Thiere können keine Begriffe abſondern.

Die Thiere haben keine allgemeine Ideen.

Theophilus. Darin bin ich mit Ihnen einig. Die Thiere unterſcheiden zwar die weiſſe Farbe in dem Schnee ſo wohl, als in der Kreide. Das ſetzt aber noch lange keine Abſtraktion voraus. Hiezu gehört **Beſchauung** des von dem Einzelnen abgeſonderten allgemeinen, folglich die Erkenntnis allgemeiner Wahrheiten. Dieſe aber fehlt den Thieren ganz und gar. Es iſt eine ſehr richtige Bemerkung, daß ſelbſt diejenigen Thiere, welche reden können, durch die Worte, die ſie ausſpreſprechen, keine allgemeine Ideen ausdrücken; daß hingegen Menſchen, denen die Sprache fehlet, ſich gewiſſe andre allgemeine Zeichen zu machen im Stande ſind. Es gereicht mir alſo zum groſſen Vergnügen, daß Sie ſowohl hier, als auch ſonſt in verſchiedenen Stellen Ihres Werkes den Vorzug der Natur des Menſchen vor der thieriſchen ſo richtig zu beſtimmen wiſſen.

Philalethes. §. 11. Wofern die Thiere wirkliche Begriffe haben, und, wie einige behaupten wollen, keine bloſſe Maſchinen ſind, ſo können wir ihnen unmöglich einen gewiſſen Grad der Vernunft abſprechen. Mir ſcheint es eben ſo ſicher zu ſeyn, daß einige unter ihnen in gewiſſen Fällen ſchlieſſen, als es entſchieden iſt, daß ſie Empfindung haben. Das geſchieht aber nur bey einzelnen Begriffen, ſo wie ſie ſelbige von ihren Sinnen empfangen.

Theophilus. Die Thiere überlaſſen ſich einer Einbildung nach der andern, und urtheilen nach ihren ſchon einmal gehabten Empfindungen. Wenn der Hund den Stock in ſeines Herrn Hand ſieht, ſo fürchtet er, daß der Herr ihn ſchlagen möchte, thut ſehr ängſtlich, und fängt an zu ſchreyen. Haben doch bey ſehr vielen Gelegenheiten Kinder, und andre Menſchen keine andre Denkgeſetze, als die Thiere.

In einem weiten Sinn könnte man dies Betragen freilich **Urtheilen und Schlieſſen** nennen *). Ich will aber lie-

*) Man verſteht es in Beurtheilung der Thiere allerdings, ſo wie beinahe in allen Unterſuchungen wichtiger Gegenſtände. Entweder räumt man zu wenig ein, oder man ſetzt mehr voraus, als man beweiſen kann. Plutarch und Montagne auf der einen, und Carteſius auf der andern Seite, ſind bey dieſer einzelnen Materie, was die Seele der Thiere betrift, ſehr paſſende Beiſpiele. Jene hält ihrem Verſtand, und ihrer Vernunft in ihren Werken eine witzige und blendende Apologie: und Descartes ſetzt ſie gar zu Maſchinen herunter. Ich habe in meiner deutſchen Ueberſetzung des Malebranche (im zweiten Bande, S. 335—337. und 338—341.)

lieber dieſe Kräfte dem Menſchen allein überlaſſen, und den Thieren etwas Vernunft-~~artigen,~~ analoges ; alſo einige Begriffe, die

342.) einige Beweiſe, welche Descartes und Malebranche zum Behuf ihrer Meinung führen, erwähnt, geprüft, und, wo ich mich nicht irre, auch widerlegt. Daher halte ich mich dabey nicht auf.

Auf der andern Seite macht es aber ſicher eben ſo viel Schwürigkeit, was man nun eigentlich den Thieren zutheilen ſoll. Eine körperliche Empfindung; — oder mit Boullier einen bloſſen Inſtinkt; — oder mit dem Abt Condillac Vernunft und Uebung; — oder mit de la Chambre das denken; — oder eingedrückte Naturbilder und angebohrne Figuren im Gehirn; — oder Erwartung ähnlicher Fälle. Locke ſcheint ſich geirrt zu haben, wenn er aus der wirklichen Exiſtenz der Ideen, und der Ideenreihe in den Thieren auf ihre Vernunft folgert.

Wie wird man alſo zu einiger Gewißheit kommen können?

Ich glaube, daß es bey der ganzen Unterſuchung über die Urſachen deſſen, was wir an den Thieren künſtliches, und ſchönes bemerken, nicht ſowohl auf die Beurtheilung der Wirkungen, als vielmehr auf die Kraft ankommt, welche dieſe einzelne Fakta wirket. Wollte man das Wort Verſtand und Vernunft weniger ſtreng, und einen Theil deſſelben für das Ganze nehmen, ſo könnte man freilich ſagen, die Thiere hätten Vernunft und Verſtand. Erklärt man aber Vernunft durch das Vermögen, den Zuſammenhang der Begriffe und Wahrheiten einzuſehn, ſo ſiehe man leicht, daß es den Thieren an dieſem Vermögen fehle.

Wir müſſen nie von dem Entzweck ausgehn, den ein Thier bey Verfertigung ſeines Werkes haben könnte. Es thut zu ſeiner Erhaltung und Wohlfarth das Nöthige, ohne die geringſte Erfahrung zu haben. Die junge Biene iſt kaum aus ihrer Zelle und aus der Verwandlung, ſo eilt ſie auch ſchon auf die Blumenbeete, ſaugt den Nektar der Blume, ſammlet ihren Staub, ſchiebt ihn von einem Fuß zum andern bis in die Höhlung der Hinterlenden zuſammen, nimmt beides mit nach Hauſe und verrichtet ſogleich alles, was die Oekonomie der Bienen erfordert. Ohne Erfahrung kann aber keine Vernunft etwas erfinden,

Man

die nicht blos aus Senſationen entſtehen, einräumen; ſo daß, wenn ſie einmal eine Gedankenreihe gehabt haben, ſie die-

---

Man ſehe überdem die witzigſten Thiere an, und man wird gleich gewahr werden, daß ſie in vielen Stücken ganz dumm und unwiſſend ſind, blos deshalb, weil ſie nicht abſtrahiren können. Die Affen in Amerika ſetzen ſich freilich um das Feuer herum, wenn die Menſchen weggegangen ſind, um ſich zu erwärmen. Demohnerachtet haben ſie den ſo geringen Grad des Nachdenkens nicht, daß, wenn ſie das Feuer unterhalten wollen, ſie friſche Reiſer herzutragen müßten. Die Henne oder Truthenne hält ein Stück Kreide für ihr Ey, bebrütet es, wendet es um. Hätte ſie das Vermögen zu reflektiren, ſo würde ſie an der Größe der Figur, an der Farbe und Schwere ſogleich erkennen, daß es Kreide und kein Ey ſeyn könne.

Das alles und noch mehr ſolche Beiſpiele laſſen uns ſchwerlich glauben, daß die Thiere Vernunft haben.

Der Verfaſſer des Verſuches über die Pſychologie drückt ſich hierüber folgendergeſtalt aus.

„Bey den Bewegungen der Thiere kommt alles auf „die gegenwärtigen Empfindungen, und den Grad der Stärke derſelben an. Es findet ein Vergnügen an dem Gebrauche, und zwar an einem gewiſſen beſtimmten Gebrauch ſeiner Organe. Meiſtentheils gründet ſich dies Vergnügen „auf ein Bedürfniß; und dies hat hinwiederum ſeinen Grund „in der Maſchine. Hieraus entſpringen jene Operationen, „welche das Volk bewundert, und der Philoſoph beobachtet.“

Es iſt allerdings nöthig, bey dem gegenwärtigen Bedürfniſſe eines Thieres den Anfang zu machen, wenn man den Bewegungsgrund finden will, welcher daſſelbe ſo und nicht anders zu handeln beſtimmt. Wie Bonnet glaubt, würde, wenn man dies immer vor Augen hätte, allerdings viele Beobachtungen können gemacht werden, die unſre Neugierde dauerhafter befriedigen würden, als alle die falſchen und eingebildeten Wunder, die man obenhin, und ohne alſem Grund annimmt.

Indeſſen, dünkt mich, iſt der bloſſe Inſtinkt nicht hinreichend, die Handlungen der Thiere zu erklären. Der Mechanismus gehört nothwendig dazu, wenn man nicht in der Erklärung ſelbſt Springe machen, und Behauptungen äuſſern dieſelbe in ähnlichen Fällen wieder erwarten, wenn auch nicht immer die Gründe ſich wieder einſtellen ſollten, die vorher gegenwärtig waren.

Dies iſt gleichfalls bey vielen Menſchen, welche ſich einer uneingeſchränkten Herrſchaft ihrer Sinne überlaſſen, eine Quelle mannichfaltiger Irthümer.

Philalethes. §. 13. **Blödſinnigen** Leuten fehlet es an der Lebhaftigkeit, an der Wirkſamkeit, und an der Bewegung der Denkkräfte, wodurch ſie des Gebrauches ihrer Vernunft beraubt werden. **Wahnwitzige** hingegen ſcheinen zu viel davon zu haben. Meiner Meinung nach haben ſie die Kraft zu ſchlieſſen nicht verloren, ſondern nehmen einige Begriffe, die ſie nicht recht zuſammenſetzen, für Wahrheit an, und irren, ſo wie die, welche aus falſchen Gründen richtig ſchlieſſen. So ſchließt ein Wahnwitziger, wenn er ſich einbildet, König zu ſeyn, ganz richtig, wenn er die Bedienung, die Ehrerbietung, und den Gehorſam verlangt, der einer ſo hohen Perſon zukommt.

Fehler der Blödſinnigen, der Einfältigen, und der Wahnwitzigen.

Theophilus. **Blödſinnige** Leute gebrauchen ihre Vernunft gar nicht. **Einfältige** haben eine gute Beurtheilungskraft, es fehlet ihnen aber an Gegenwart des Geiſtes, und an gehöriger Geſchwindigkeit in der Gedankenreihe. Daher ſind ſie auch überall wenig gelitten, und verachtet; gleich einem Menſchen, der mit vornehmen Perſonen **l'Hombre** ſpielen, und ſich lange beſinnen wollte, welche Par-

---

äuſſern will, welche ganz ohne allem Grund ſind. Ueberdem ſehe ich auch gar nicht ab, warum man ihnen die innre Empfindung nehmen will.

Jedoch; es würde mich zu weit abführen, wenn ich dieſe Bemerkungen fortſetzen wollte. Ich werde bey einer andern Gelegenheit, wenn es auch nicht gerade hier in dieſem Werk wäre, die Thiergeſchichte aus einem philoſophiſchen Auge betrachten.

Anm. des Ueberſ.

Parthie er nehmen müſte. Ich habe einen ſonſt ſehr geſchickten Mann gekannt, der durch den Gebrauch gewiſſer Medicamente ſein Gedächtniß verlor und einfältig ward, bey dem man aber doch noch immer die Beurtheilungskraft bemerkte.

Einem Wahnwitzigen fehlt die Beurtheilungskraft beſtändig. Seine lebhafte und feurige Imagination macht ihm dieſen Zuſtand angenehm. Es giebt aber eine beſondre Art wahnwitziger Leute, die ſich über eine wichtige Epoche ihres Lebens ein gewiſſes Schema machen, nach welchem ſie urtheilen und ſchlieſſen. So lebt an einem merkwürdigen Hof ein Ihnen bekannter Menſch, der ſich einbildet, er wäre dazu beſtimmt, daß er die Sache der Proteſtanten in Frankreich übernehmen, und zu ihrem Vortheile ausführen ſollte. Er glaubt, Gott habe die größten Leute durch ſeinen Körper entſtehen laſſen, um ihn deſto mehr zu veredeln. Alle Prinzeßinnen, die er ſieht, will er heyrathen, aber nur alsdann, wenn er ſie zuvor geheiligt hat, damit eine heilige Nachkommenſchaft aus ihm entſtehe, und die Erde beherrſche. Den Krieg ſchreibt er der wenigen Achtung zu, den man ſeiner Perſon und ſeinen Rathſchlägen giebt. Spricht er mit einem Fürſten oder ſonſt einem Herrn von Stande, ſo wendet er alles mögliche an, um ſeiner Würde nichts zu vergeben. Läßt man ſich mit ihm in eine Unterredung ein, ſo kann er ſeinen Grillen einen ſolchen Anſtrich geben, daß ich ſchon oft dran gedacht habe, ob es nicht Verſtellung wäre. Sonſt iſt er geſund, und, ſo wie man mir verſichert hat, ein ſtiller ordentlicher Menſch *).

Zwölf-

---

*) Ein ähnliches, vielleicht noch auffallenderes Beiſpiel kann ich dem Leſer hier anführen.

Hier in dem Charitehauſe in Berlin lebt noch bis jetzt ein gewiſſer Candidatus theologiae, der eine ähnliche Grille, vielleicht noch ein genaueres Schema ſeiner Verrückung hat, als jener, deſſen Herr von Leibnitz gedenkt. Dieſer Menſch hat ſich bereits ſeit 12 und mehrern Jahren, (anjetzt iſt er

eine

Zwölftes Hauptſtück.

Von zuſammengeſetzten Begriffen.

Philalethes.

Unſer Verſtand kann ſehr füglich mit einem finſtern Gemach verglichen werden, worinn gar keine Lichtſtrahlen

---

etwa 50 Jahr) die Chimäre gemacht, er ſeye ein Sohn des römiſchen Kayſers Leopold I. und anjetzt wirklicher Primas der ganzen europäiſchen Erde; er ſetze Könige und Fürſten ein und ab; ſchlieſſe Frieden und fange Krieg an, u.ſ.w. Er iſt Tag täglich mit Verfertigung gewiſſer Befehle, und Verordnungen an die Regierungen, Cammern, und andre hohe Landescollegia beſchäftiget, welche alle, wie ich zum öftern geſehen habe, in möglichſter Ordnung, ſo wohl der Gedanken, als des Styls abgefaſſet ſind. In ſeinen Erzählungen iſt er ungemein genau, und ſeinem Syſtem treu. Macht man aus ſeiner Sphäre eine Wendung auf andre Gegenſtände, etwa aus der Litteratur, u. ſ. f. ſo zeigt er eine ungemein gute Beurtheilungskraft, ſpricht beſtimmt, und verſteht es, eine Geſellſchaft zu unterhalten. Kaum rührt man, ſo zu reden, die Saite des Wahnwitzes, ſo iſt das ganze Syſtem wieder da.

Ich habe es ſehr lange für Verſtellung gehalten. Indeſſen iſt er ſich immer gleich, in ſeiner Einſamkeit, in Geſellſchaften immer derſelbe. Sehr oft habe ich ihn durch Zwiſchenfragen bey der Verſtellung ertappen wollen; er hat aber jedesmal ſyſtematiſch geantwortet.

Eine artige Entſchuldigung ſeines Zuſtandes bringt er vor, wenn man ihn frägt, woher es denn gekommen ſey, daß er ſich einige Jahre im Irrenhauſe aufgehalten habe? Er antwortet alsdann, daß der hochſeelige König von Preuſſen dies Haus eigentlich für die Päbſte angeleget habe, welche bekanntermaſſen ſich für untrüglich halten. Damit ſie nun einſehen möchten, daß ſie irren könnten, habe er es das Irrenhaus genannt. Daher hält er auch alle die unglücklichen Bewohner deſſelben für Päbſte.

Eine nähere Unterſuchung über die Entſtehung und den Fortgang dieſer irrigen, obgleich genau zuſammenhängenden Begriffe würde uns in andern Fällen auf den Gang kommen, und welches nur einige kleine Oefnungen hat, die äuſſerlichen und ſichtbaren Bilder, oder die Ideen von den Dingen von auſſen einzulaſſen. Blieben nun die Bilder, die in ein ſolches finſtres Zimmer fallen, und lägen ſie gleichſam ſo ordentlich, daß man ſie im Fall der Noth wieder finden könnte; ſo würde es in Anſehung aller Gegenſtände des Geſichts und der Begriffe davon mit dem Verſtande eines Menſchen ſehr viele Aehnlichkeit haben.

Thro-

---

der Begriffe, die uns noch immer ſo ſehr verwickelt ſcheinen, bringen können. Ich glaube auch, daß, da eine dergleichen Gemüthskrankheit mehr in der Seele, als im Körper ihren Anfang genommen hat, durch Hinwegräkmung einiger ſolchen Vorſtellungen der Grund derſelben eher und beſſer gehoben werden könnte, als durch den Gebrauch der Arzneien allein. Es iſt freilich wahr. Solche Krankheit ſetzt allerdings eine gewiſſe Verwerfung, und Verſchiebung der Fibern oder der Nerven zum voraus. Dieſe in ihre gehörige Lage wiederum zurückzubringen, gehöret vor die Medicin.

Wie können aber die Fibern verrückt, oder verſchoben werden? Ich glaube immer, daß entweder zu heftiges Nachdenken über einen wichtigen Gegenſtand, wodurch ſie zu ſchleunig, und mithin zu gewaltſam geſpannt werden, eine Unordnung in denſelben verurſacht, die, wenn man ihr nicht ſogleich abzuhelfen ſucht, immer gröſſer wird, und auf das ganze Gehirn den nachtheiligſten Einfluß hat; oder daß ein zu hoher Grad der Liebe, beſonders, wenn gewiſſe aus dem Uebermaß derſelben entſtehende Krankheiten mit ihr vergeſellſchaftet ſind, eine ſo ſtarke Erſchütterung in dem Gehirne macht, daß zuletzt wegen der aus der Ueberſpannung entſtandenen Schwäche der Fibern und Organen deſſelben die chimäriſchen, ebenfalls aus der Schwäche der Seele hergekommenen Vorſtellungen, gar zu bald ſich dem Gehirne eindrücken, und feſte bleiben.

Ich leite alſo, wie man klar ſiehet, die Krankheit der Verrückung nicht ſowohl und ganz aus der Seele, als auch aus dem Körper her. Mithin bleibt es immer ein Geſchäfte der Arzneikunde, erſt den Körper, und beſonders das Gehirn wieder in ſeine Ordnung zu bringen.

Die Seele wird alsdann gar bald nach einem mehr geordnetem Einfluß auf ihn zurückwirken.

Anm. des Ueberſ.

Theophilus. Wenn man die Aenlichkeit zwiſchen dem Verſtand und einem verfinſterten Gemach recht ſtark machen wollte, ſo müſte man annehmen, daß in dieſer verfinſterten Kammer eine Leinwand hienge, worauf die verſchiednen Bilder fielen, welche aber nicht glatt, ſondern in Falten zerlegt wäre, um dadurch die angebornen Ideen anzuzeigen. Dieſe Leinwand, oder dies Pergament müſte, da es ausgeſpannt worden wäre, eine elaſtiſche Kraft, und eine mit einer Gegenwirkung vergeſellſchaftete Wirkung haben, die ſo wohl für die ſchon gehabten, als für die durch den Eindruck andrer Bilder noch entſtehenden Falten paßte. Dieſe Handlung würde aus gewiſſen Schwingungen und Bewegungen beſtehen, ſo wie ſie auf einer geſpannten Saite, wenn man ſie anrührt, erfolgen würden, und auf ſolche Art ein gewiſſer Ton dadurch entſtehen. Denn, wenn wir **zuſammengeſetzte** Begriffe bekommen, ſo erhalten wir nicht nur die Bilder und die Eindrückungen derſelben im Gehirn, ſondern wir laſſen auch ganz neue entſtehen. Folglich muß die Leinwand, die unſer Gehirn vorſtellet, elaſtiſch ſeyn.

Dieſe Vergleichung erklärt die Veränderungen in dem Gehirne einigermaſſen, wenigſtens ſo, daß man ſich damit begnügen könnte. Da aber die Seele eine einfache Subſtanz, oder eine **Monade** iſt, ſo ſtellt ſie alle dieſe verſchiedene ausgedehnte Maſſen ohne Ausdehnung dar, und macht ſich davon eine Perception.

Philalethes. §. 3. Wie man aber auch die zuſammengeſetzten Begriffe zuſammenſetzet; ſo wenig ſie zu zählen ſind; und ſo unendlich ihre Verſchiedenheit ſeyn mag: ſo können ſie, nach meiner Theorie, ſämtlich unter folgende Hauptabtheilungen gebracht werden.

Sie ſind nemlich **entweder** Zufälligkeiten, **oder** Subſtanzen, **oder** Verhältniſſe.

Theophilus. Die Eintheilung der Gegenſtände unſerer Gedanken in Subſtanzen, Zufälligkeiten, und Verhältniſſe billige ich vollkommen. Ich halte ſogar die Beſchafſchaffenheiten der Dinge für Modificationen der Subſtanzen. Der Verſtand fügt auch noch die Verhältniſſe hinzu. Und ſo folgt hieraus mehr, als man denken ſollte.

Philalethes. Die **Zufälligkeiten** ſind theils **einfache**, theils **vermiſchte**. Zu den **Einfachen**, welche bloſſe Veränderungen oder verſchiedene Zuſammenſetzungen von eben dem einfachen Begriffe, ohne Einmiſchung ~~andrer~~ Vorſtellungen ſind, gehört das **Dutzend** oder das **Schock**, welche Begriffe von ſo vielen verſchiedenen Einheiten ſind, die man zuſammengenommen hat. Zu den **vermiſchten Zufälligkeiten**, die aus einfachen Begriffen von "verſchiedenen Arten" zuſammengeſetzt werden, um daraus einen zuſammengeſetzten Begrif zu machen, gehört unter andern die **Schönheit** *).

Theo-

---

*) Schon die Alten konnten mit einander nicht einig werden, was ſie unter dem Schönen verſtehen ſollten. In neueren Zeiten iſt es damit nicht viel anders hergegangen. **Wolf** ſtellte ſich das Ding ohngefehr alſo vor: „Das Vergnügen „iſt das Anſchauen der Vollkommenheit. Da uns nun das „allezeit gefällt, was uns vergnügt, und man das, was uns „gefällt, ſchön heißt: ſo iſt klar, daß die Schönheit in der „Vollkommenheit eines Dinges beſtehe, in ſofern uns das „Ding vergnügen kann.„ Hierin iſt etwas wahres und etwas falſches. Die Worte und man das, was uns gefällt, ſchön heißt, zeigen (ohne mich dabey aufzuhalten) die Verwirrung deutlich genug an. **Plato** giebt fünf Merkmale an, die in einem Dinge vorhanden ſeyn müſſen, wenn wir es ſchön nennen ſollen. Erſtlich die Mannichfaltigkeit, zweitens die Einheit, worin das Mannichfaltige zuſammentrift, drittens eine Einrichtung nach einer gewiſſen Regel, viertens eine Ordnung und fünftens die Proportion. Man ſehe deſſen Hippias. **Plato** iſt allerdings dem Begrif der Schönheit näher getreten. Ariſtoteles ſetzte noch hinzu, daß eine jede Schönheit beſtimmte Grenzen haben müſſe, und daß ein Ding nicht mehr ſchön ſey, wenn es dieſe Grenzen überſchritte, oder nicht erreichte. Wenn man den **Plato** und Ariſtoteles zuſammen nimmt; ſo deucht mir der Begrif, den wir mit der Schönheit verknüpfen, ſo ziemlich erſchöpft zu ſeyn. Das Mannichfaltige allein aber ſcheint mir nicht hinreichend, und ich glaube alſo, daß ein groſſer Künſt-

ler

Theophilus. Vielleicht ſind die Wörter **Dutzend,** und **Schock** nur Verhältniſſe, die in Beziehung auf den Verſtand angenommen worden ſind. Die Einheiten ſind hiervon ausgeſchloſſen; der Verſtand ſucht ſie zuſammen, ſo ſehr ſie auch immer zerſtreut ſeyn mögen. Wenn nun aber auch die Verhältniſſe ein Werk des Verſtandes ſind, ſo haben ſie doch gewiß Realität und Grund. Der erſte und höchſte Verſtand iſt der Urſprung aller Dinge. Die Realität aller Dinge, die einfachen Subſtanzen ausgenommen, beruhet lediglich auf dem Grund, den die Vorſtellungen haben, die wir uns über die Phänomena der einfachen Subſtanzen machen. Eben ſo verhält es ſich nicht ſelten mit den vermiſchten Zufälligkeiten, welche wir mit mehrerm Rechte und mit leichtrer Mühe,zu der Claſſe der Verhältniſſe zählen können.

Philalethes. §. 6. Die Ideen von **Subſtanzen** ſind ſolche Vereinbarungen von einfachen Begriffen, deren man ſich bedient, verſchiedene einzelne und für ſich beſtehende Dinge vorzuſtellen, unter welchen der einmal angenommene, aber ſehr verworrene Begrif von der **Subſtanz,** was für einer er auch an ſich ſeyn mag, allezeit der erſte und vornehmſte iſt.

Theophilus. Der Begrif, den wir uns von einer **Subſtanz** machen, iſt gewiß nicht ſo verworren, als man ſich gemeiniglich einbildet. Wir können ſo viel in demſelben unterſcheiden, als bey andern Dingen, und als wir unterſcheiden müſſen. Ja ſelbſt die Erkenntniß der Dinge in

---

ler ſich allerdings geirrt habe, da er meinte, daß das Schöne, in der Kunſt, das Mannichfaltige wohl anzubringen, beſtehe. Wäre die Einförmigkeit nicht auch nothwendig? und wo bleibt die Schicklichkeit u. ſ. w. Man leſe übrigens hierüber Crouſatz Abhandlung vom Schönen nach, wo man dieſe Materie gut ausgeführt findet, geſetzt auch, daß er die Begriffe bisweilen vermiſcht hätte. Man vergleiche auch was Sulzer in ſeiner Theorie Artikel Schönheit geſagt hat, imgleichen Meng und Winkelmann.

Anm. des Ueberſetzers.

concreto betrachtet, geht vor der Kenntniß **der abſtrakten** Dinge allemal vorher. Wir kennen das **Warme** eher, als die **Wärme**.

Philalethes. §. 7. In Anſehung der Subſtanzen giebt es auch zwo Gattungen von Begriffen. **Eine** von einzelnen Subſtanzen, in ſo fern ſie für ſich ihre Wirklichkeit haben; die **andre** von verſchiedenen zuſammengenommenen Subſtanzen. Zur **erſteren** Gattung gehören die Begriffe von einem Menſchen, oder einem Schafe; zur **andern** die Ideen einer Armee, oder einer Heerde Schafe. Von dieſen zuſammengenommenen Begriffen entſteht eine einzige Idee.

Theophilus. Dieſe Einheit in der Idee der **Aggregate** iſt ſehr richtig; im Grunde werden wir aber doch zugeben müſſen, daß die Einheit der Zuſammenſammlung nur ein Verhältniß, oder eine Beziehung ſey, welche in den einzelnen Stücken die in einer jeden Subſtanz angetroffen werden, gegründet iſt. Dieſe durch die **Aggregation entſtandene Weſen**, haben mithin nur allein in dem Verſtande eine vollkommne Einheit; ihre Entität exiſtirt gewiſſermaſſen nur in ihm, und iſt ein ſolches Phänomen, als der Regenbogen.

Dreyzehendes Hauptſtück.

Von einfachen Zufälligkeiten. Zuerſt von den einfachen Zufälligkeiten des Raumes.

Philalethes.

§. 3. Der Raum, wenn er blos der länge nach zwiſchen zween Körpern betrachtet wird, ohne ſonſt auf ein andres zwiſchen ihnen gelegenes Ding zu ſehen, heißt die **Weite**. Betrachtet man ihn nach der länge, Breite, und Dicke, ſo kann man ihn den **Inhalt** nennen.

Theophilus. Die **Weite** zweier Dinge, ſie mögen zum Punkte, oder ausgedehnt ſeyn, beſtehet, wenn wir uns darüber deutlicher erklären wollen, in der Gröſſe der kleinſten möglichen Linie, die man von einem zu dem andern ziehen kann. Dieſe Weite können wir uns **entweder** an und vor ſich ſelbſt, **oder** in einer Figur, die die beide von einander gelegene Dinge vorſtellet, gedenken. Eine gerade Linie iſt, zum Beiſpiel, zwiſchen zwey Punkten ſchlechterdings und an und vor ſich ſelbſt betrachtet die Weite. Da nun dieſe zwey Punkte ſich auf einer ſphäriſchen Oberfläche befinden, ſo iſt auch ihre Weite auf dieſer Oberfläche die Länge des kleinſten unter den ~~gröſſeren~~ Cirkelbogen, die ſich von einem Punkt bis zum andern beſchreiben laſſen.

Die Weite beſteht in der Gröſſe der kleinſten Linie unter zwey Punkten.

Hierbey kann ich auch noch bemerken, daß nicht bloß unter den Körpern, ſondern auch unter den Flächen, Linien und Punkten eine Weite Statt findet.

Der ~~Inhalt~~ Zwischenraum oder ~~vielmehr~~ das Intervall zwiſchen zwey Körpern, oder zwey andern ausgedehnten Dingen, oder zwiſchen einem Extenſum und einem Punkt, beſtehet in dem durch die kürzeſten Linien, die man von einem Punkte zum andern ziehen kann, entſtandenen Raum. Dies Intervall iſt ſolide. Es müſte dann ſeyn, daß die zwey an einem Orte gelegenen Dinge auf einer Oberfläche wären, und daß die kürzeſten Linien, die von den Punkten der an einem Orte gelegenen Dinge gezogen wurden, gleichfalls auf dieſe Oberfläche fielen.

Der ~~Inhalt~~ Zwischenraum iſt der Raum zwiſchen den kürzeſten Linien, die von den Punkten der Körper gegen einander gezogen werden können.

Philaleth. §. 4. Auſſer dem, was die Natur eingerichtet hat, ſetzen ſich die Menſchen zu ihrem Gebrauche, und durch die Gewohnheit zu meſſen, die Begriffe von gewiſſen beſtimmten Längen feſt ins Gedächtniß. Dergleichen ſind ein Zoll, ein Fuß, eine Ruthe, u. ſ. w.

Theophilus. Da wir von einer genau beſtimmten und abgemeſſenen Länge unmöglich eine Idee haben können, ſo wird auch unſer Verſtand nicht zu begreifen im Stande ſeyn, was ein Zoll, ein Fuß und eine Ruthe ſey. Die würkliche Bedeutung dieſer Namen läßt ſich auch nur lediglich aus einem würklichen Maß erhalten, welches man unverändert annimmt, um dadurch jene Bedeutungen ſogleich wieder zu finden.

Man hat durch die egyptiſchen Pyramiden ein gewiſſes Längenmaas aufbehalten wollen.

So hat ein engliſcher Mathematiker, Hr. **Greave**, die egyptiſchen Pyramiden, welche nun ſchon ſo alt ſind, und aller Wahrſcheinlichkeit nach noch lange bleiben werden, dazu brauchen wollen, daß er unſer Maas erhielte, indem er die Proportion, in welcher daſſelbe mit der auf einer dieſer Pyramiden bemerkten Länge ſteht, der Nachwelt aufbehielt.

auch durch die Perpendikeluhren.

Nachhero hat man bemerkt, daß die Perpendikul-Uhren das Maas gleichſam verewigen können (menſuras rerum ad poſteros transmittere), ſo haben **Huygens**, **Mouton** und **Buratini** (der ehemals pohlniſcher Münzmeiſter war), dies zu erweiſen geglaubt, indem ſie die Proportion unſrer Länge mit der einer Perpendikul-Uhr bemerkten, welche, zum Beiſpiel, gerade eine Sekunde ſchlägt, die der 86400de Theil der Revolution der Fixſterne, oder eines aſtronomiſchen Tages iſt. Herr **Buratini** hat hierüber eine beſondre Abhandlung geſchrieben, die ich ſelbſt geſehen habe.

Indeſſen iſt doch mit dieſer Art, durch Perpendikul-Uhren zu meſſen, die Unbequemlichkeit verbunden, daß man ſie nur in gewiſſen Ländern und Provinzen anwenden kann, weil ſie, zum Beiſpiel, wenn ſie alle ~~zu~~ einer Zeit ſchlagen ſollen, unter der ~~Linie~~ nicht ſo lang ſeyn können. Ueberdem muß man auch vorausſetzen, daß das würkliche Fundamentalmaas, ich meine die Dauer eines Tages, oder der Umlauf der Erdkugel um ihre Achſe, und ſogar die Urſache ihrer Schwere immer gleich bleibe, nicht einmal andrer Nebenumſtände zu gedenken.

Philalethes. §. 5. Wenn wir bemerken, wie ſich die äuſſerſten Schranken der Körper, entweder mit geraden linien, die in merklichen Winkeln zuſammentreffen, oder mit krummen linien, daran man keine Winkel ſehen kann, endigen, ſo bekommen wir, indem wir erwägen, wie ſich ſolche linien in allen Theilen der äuſſerſten Schranken eines Körpers, oder eines Raumes auf einander beziehn, den Begrif von einer **Figur.**

Theophilus. Die **Figur einer Fläche** wird freilich von einer, oder mehrern linien umgränzt: die **Figur eines Körpers** hingegen kann, wie zum Beiſpiel, die Figur einer Kugel, umſchränkt ſeyn, ohne daß man beſtimmte linien anzunehmen nöthig haben ſollte. Eine gerade linie, oder eine ebene Fläche kann keinen Raum einnehmen, folglich auch keine Figur beſchreiben. Eine einzige linie kann eine ſuperficielle Figur, als einen Cirkel, ein Oval; und eine einzige krumme Fläche eine ſolide Figur, als eine Sphäre oder eine Sphäroide beſchreiben. Indeſſen können nicht nur mehrere gerade linien und ebene Flächen, ſondern auch mehrere krumme linien und krumme Flächen zuſammenſtoſſen, und ſogar unter einander Winkel machen, wenn ~~auch die eine nicht die Tangente der andern iſt.~~ sie beide [illegible] Tangenten haben.

Die Erklärung einer Figur iſt nicht leicht.

Es iſt gar nicht ſo leicht, die **Figur** überhaupt nach geometriſcher Methode zu definiren. Wollte man ſagen, ſie ſey ein umgränztes Extenſum, ſo wäre das zu allgemein; denn eine gerade linie, zum Beiſpiel, kann auch von zwey Extremitäten eingeſchloſſen werden, und macht doch keine Figur, ja nicht einmal zwey linien würden eine beſchreiben. Wollte man ſagen, ſie wäre ein Extenſum, das von einem andern Extenſum umgränzet würde, ſo iſt das lange nicht allgemein genug. Denn eine ſphäriſche Oberfläche iſt eine Figur, und von keinem Extenſum umgränzt. Man könnte ferner ſagen, die **Figur** ſey ein umgränztes Extenſum, in welchem von einem Punkte zum andern unzählich viele Wege wären. In dieſer Erklärung ſind zugleich die umgränzten

Oberflächen ohne den endigenden Linien begriffen, welches in der vorhergehenden nicht geſchah; denn ſie ſchließt die Linien aus, weil in einer Linie von einem Punkte zum andern nur ein Weg oder eine beſtimmte Anzahl ſolcher Wege iſt. Indeſſen würde man noch mit gröſſerm Recht ſagen können, die Figur ſey ein eingeſchloſſenes Extenſum, welches einer ausgedehnten Sektion fähig iſt, oder vielmehr, welches eine gewiſſe Breite hat. Ein Kunſtwort, welches bis jetzt noch nicht erklärt worden iſt.

Die Figur iſt ein umgränztes Extenſum, das eine ausgedehnte Sektion erhalten kann.

Philalethes. §. 6. So viel kann man, glaube ich, mit Gewißheit ſagen, daß alle Figuren nichts anders ſind, als einfache Zufälligkeiten des Raums.

Theophilus. Ihre einfache Zufälligkeiten wiederholen einen und denſelben Begrif; – bey den Figuren aber findet keine ſolche Wiederholung Statt. Die krummen Linien ſind von den geraden Linien und auch unter ſich unterſchieden. Ich ſehe alſo gar nicht, wie **Ihre Erklärung der Figur durch einfache Zufälligkeiten** Statt finden kann.

Philalethes. §. 7–8. Wir müſſen niemals unſere Begriffe ſo ſehr genau und ſtrenge nehmen.

Indeſſen wollen wir von der Figur zu dem **Ort** übergehen.

Wenn zum Beiſpiel eine gewiſſe Anzahl von Steinen in eben den Feldern des Schachſpiels ſtehen bleibt, wo wir ſie zuletzt gelaſſen haben, ſo ſagen wir, daß dieſe Steine noch alle an eben dem Orte wären, und unverrückt da ſtünden; obgleich das Schachbret von einem Zimmer zum andern weggetragen worden iſt. Eben ſo pflegen wir zu ſagen, das Schachbret ſey noch an eben dem Orte, wo es geweſen iſt, wenn es in dem Theile der Kammer des Schifs ſtehen bleibt; wenn auch das Schif, in welchem das Schachbret ſteht, die ganze Zeit über fortſegelt. Vom Schiffe ſagt man, es ſey noch an demſelben Ort, wenn man nemlich vorausſetzet, daß es noch an eben ſo weit von den Theilen des angränzenden Landes iſt; ob ſich gleich die Erde vielleicht umgedrehet hat. Folglich haben die Schachſteine, das Schachbret, und das Schif in Anſehung entfernter Körper, die einerley Weite unter einander behalten, ihren Ort verändert.

Theophilus. Wir können den Ort in einen **beſondern** oder **allgemeinen** eintheilen. Wenn man ihn in Abſicht gewiſſer Körper betrachtet, ſo heißt er ein **beſonderer**; bezieht er ſich aber auf das **Ganze**, in Abſicht deſſen alle Veränderungen in Rückſicht eines jeden Körpers, welcher es auch ſey, in Rechnung kommen, ſo nennen wir ihn einen **allgemeinen** Ort. Wäre in dem Weltall nirgends eine gewiſſe feſte Stelle zu finden, ſo lieſſe ſich der Ort eines jeden Dinges durch das bloſſe Raiſonnement beſtimmen, vorausgeſetzet, daß wir alle und jede Veränderungen genau und ſorgfältig aufzeichnen könnten, oder daß das Gedächtnis eines Menſchen ſie zu behalten zureichend wäre, wie man von den Arabern erzählet, daß ſie auswendig und während dem Reiten Schach ſpielen. Indeſſen iſt das, was wir nicht begreifen, demohngeachtet in der Natur der Dinge gegründet.

Philalethes. §. 15. Fragt mich jemand, was ich unter dem **Raume** verſtehe, ſo will ich ihm ſogleich darauf antworten, wenn er mir zuvor wird geſagt haben, was die **Ausdehnung** ſey *).

Theo-

---

*) Descartes behauptete, daß das Weſen des Körpers in der Ausdehnung beſtünde, und gegen dieſen zieht Locke in ſeinem Buch vom menſchlichen Verſtande mit aller Macht zu Felde.

Descarten war alſo Ausdehnung und Körper einerley. Die Urſache ſeines Irthums hat er indeſſen mit Locken gemein, ob ihm gleich dieſer widerlegte. Beide lieſſen es bey einem verwirrten Begrif, mit welchen uns die Sinne verſehen, bewenden, indem ſie einen Begrif für deutlich anſahen

Theophilus. Ich könnte abermals ſagen, daß ich ſehr gerne wiſſen möchte, was man unter dem Fieber oder

einer

ſahen, der ſich nicht in einfachere zergliedern ließ. Allein dieſe Verwirrung hätte Descartes vermeiden können, wenn er bey dem Begriffe der Ausdehnung eben die Aufmerkſamkeit, wie bey den Farben angewandt hätte. Er würde jene ſo wenig für eine Realität, die in den Körpern würklich vorhanden wäre, gehalten haben, als er dieſe dafür gehalten hat. Sehr wohl urtheilt demnach Herr von Wolf in der Anmerkung, welche er in der Pſychol. rat. §. 103. beigefügt hat. Quemadmodum, ſagt er, perperam de coloribus aliisque qualitatibus ſenſibilibus ſentiunt, qui perceptionem ſuam confuſam ipſi obiecto inhaerere exiſtimant: ita non minus de extenſione & continuitate parum recte ſtatuunt, qui perceptionem ſuam confuſam rebus tribuunt. Daß aber Descartes nicht weiter gegangen iſt, und den deutlichen Begrif von der Ausdehnung geſucht hat, daran mag ihn wohl auch hier ſein angenommenes Kennzeichen der Wahrheit: was ich klar und deutlich empfinde und vernehme, das iſt wahr; — gehindert haben. Dieſes Kennzeichen iſt aber nicht ſo beſchaffen, daß man dadurch allezeit zu einem deutlichen und richtigen Begriffe von einer Sache gelangen könnte. Descartes hätte es zuförderſt erklären und genau beſtimmen ſollen, was das heiſſe, etwas klar und deutlich empfinden. Denn auſſerdem werden wir tauſendmal trügliche Begriffe für richtige annehmen und zulaſſen. Wir empfinden die Krümme eines ins Waſſer geſteckten Stabes klar und deutlich; gleichwohl werden wir befinden, daß es ein gerader Stab iſt, wenn wir es überdenken, wie die Krümme eines ſolchen Stabes im Waſſer möglich iſt. Was Wunder demnach, wenn Descartes ſich ſelbſt hintergangen und ſich eingebildet hat, er hätte von der Ausdehnung eine klare und deutliche Empfindung oder Idee, in ſo fern er ſich nemlich bewuſt war, daß er dieſelbe in den Körpern empfunden. Auch Locke hat ſich durch Descartes Kennzeichen der Wahrheit mehr als einmal verleiten laſſen, ſo ſehr er ſonſt von ihm abgehe. Er beruft ſich beſtändig bey ſeinen einfachen Begriffen, und alſo auch bey dem Raume darauf, daß alle Menſchen klare und deutliche Empfindungen davon hätten; da es doch nur Erſcheinungen und alſo verwirrte Begriffe ſind.

Wollen wir nun auch nicht die Ausdehnung zum Weſen des Körpers machen: ſo müſſen wir den deutlichen und

reellen

NB. Die V. der Ausdehnung [illegible] Gefühls u. des Gesichts, eben wie die V. des Schalls durch das Gehör, der Farben durch das Gesicht, der Bitterkeit durch den Geschmack.

abgedruckt.

einer andern Krankheit verſtehe! Ich glaube, daß die Natur des Raumes hinlänglich erklärt ſey. Die **Ausdehnung** iſt das Abſtraktum vom Ausgedehnten. Das Ausgedehnte aber iſt ein Continuum, deſſen Theile Coexiſtent ſind, oder die zu gleicher Zeit und auf einmal exiſtiren.

Philalethes. §. 17. Frägt man weiter, ob der Raum ohne Körper eine Subſtanz oder ein Accidenz ſey? ſo werde ich ſogleich antworten, daß ich es nicht weiß, und mich meiner Unwiſſenheit gar nicht ſchäme.

Theophilus. Es könnte mir allerdings zum Stolz angerechnet werden, etwas entſcheiden zu wollen, wovon Sie geradezu geſtehn, daß es Ihnen ganz unbekannt ſey. Indeſſen läßt es ſich ſehr wahrſcheinlich vermuthen, daß Sie zurückhalten, und manches nicht ſagen wollen, was Sie doch recht ſehr gut wiſſen werden.

Ver-

---

reellen Begrif von der Ausdehnung zu überkommen ſuchen. Dies geſchieht denn, wenn wir uns viele Dinge oder Subſtanzen, die auſſer einander ſind, in einem vorſtellen. Dergeſtalt iſt die Ausdehnung nichts anders, als das zu gleiche Daſeyn vieler auſſereinander exiſtirender und vereinbarter Dinge oder Subſtanzen; ein ausgedehntes Ding aber iſt das, was eine Ausdehnung hat: folglich laſſen ſich [redacted] ausgedehnten Weſen viele Dinge gedenken, die mit ihm eben daſſelbe Ding ſind. Man trift daher in demſelben auch Theile an, und man hat es ebenfalls als ein Ganzes anzuſehen. Was nun Theile hat, die auſſer einander, aber doch vereinbart ſind, das iſt ausgedehnt. Auſſerdem kann man auch die Ausdehnung, wie den Raum, an ſich und von den Dingen abgeſondert betrachten: und da finden ſich bey ihr ebenfals blos mögliche Theile, die nur der Zahl nach unterſchieden ſind, und ſich willkührlich beſtimmen laſſen. Wie denn in dieſem Verſtande die Ausdehnung das eigentliche Objekt der Geometrie iſt. Uebrigens wird man in des Herrn von Wolf Ontolog. §. 548 ſeqq. und in Herrn Bilſingers Dilucidat. phil. §. 97. 204. 205. noch vieles von der Ausdehnung finden, welches geleſen zu werden verdienet.

Poley.

Verſchiedene Gelehrte haben geglaubt, **Gott ſey der Ort der Dinge.** **Leßius** und **Guerike** [*]) hatten dieſe Mei-

---

[*]) Malebranche iſt dieſer Meinung gleichfalls zugethan, nur, daß er ſie etwas mildert, indem er ſagt, Gott ſey der Ort der Geiſter.

Er drückt ſich darüber im 2ten Band ſeiner Unterſuchung der Wahrheit (S. 98. nach der deutſchen Ueberſetzung) alſo aus:

„Wir wollen alſo nur immer bey der Meinung bleiben, daß Gott die Welt, oder der Ort der Geiſter, und „die materielle Welt der Ort der Körper ſey. Von ſeiner Macht erhalten ſie alle ihre Modificationen; in ſeiner „Weisheit finden ſie alle ihre Begriffe; durch ſeine Liebe „werden ſie zu allen wohlgeordneten Neigungen getrieben. „Da aber ſeine Macht, und ſeine Liebe nichts anders ſind, „als er ſelbſt, ſo wollen wir nur immer mit dem heiligen „Paullus glauben, daß er nicht weit von einem jeden unter uns entfernt iſt, und daß wir in ihm das Leben, „die Bewegung und das Daſeyn haben.„

Die Stelle des heiligen Paullus, (Geſchichte 17, 28.) iſt freilich zur Erhärtung verſchiedener Meinungen gebraucht worden. Jn wiefern ſie darauf anwendbar ſey, oder nicht; wie man ſie erkläre; ob man ſie gewöhnlicherweiſe hermenevtiſch richtig auslege, oder nicht; und wie ſie eigentlich verſtanden werden müſſe, — dies zu unterſuchen iſt hier gar nicht meine Sache. Jch überlaſſe es, und zwar gern dem Schriftausleger.

Nur ſo viel will ich noch hinzufügen; daß die Meinung; Gott ſey das All, die Grundlinie aller Dinge, ſehr alt, und daß ſie von Jahrhundert zu Jahrhundert mit Zuſätzen, Veränderungen, Umſchreibungen, u. ſ. w. zu verſchiedenen Behuf angewandt worden ſey.

Der alte Orpheus, über deſſen Exiſtenz und Theologie ſo viel geſagt iſt, und in deſſen Schriften einige (ſogar ſonſt groſſe Männer, — nam interdum dormitat bonus Homerus), das Geheimniß der Dreyeinigkeit haben finden wollen, ſagt in ſeinen Gedichten:

Διὸς πάλιν ἐντὸς ἐτύχθη.

Hoc vniuerſum & res omnes ad illud pertinentes in deo condita ſunt.

Ζηνὸς

Meinung. Indeſſen enthält alsdann der Ort etwas mehreres in ſich, als wir gemeiniglich dem Raume zuſchreiben, den wir ganz unthätig machen. Dann er iſt eben ſo wenig eine Subſtanz, als die Zeit; und, wenn er Theile hat, ſo kann er auch nicht Gott ſeyn. „Der Raum iſt eine Beziehung, oder eine Ordnung nicht nur unter den Dingen, welche wirklich exiſtiren, ſondern auch unter denen, welche nur möglich ſind, gleichſam, als wenn ſie ſchon exiſtirten." Die Wahrheit und Realität deſſelben iſt, ſo wie alle andere ewige Wahrheiten in Gott gegründet.

Der Raum iſt eine Beziehung, und Ordnung der exiſtirenden und möglichen Dinge, deren Urquelle Gott iſt.

Philalethes. Ich bin gar nicht weit von Ihrer Meinung entfernt. Der heilige **Paulus** ſagt überdem. **In Gott leben, weben, und ſind wir.** Es läßt ſich alſo ſehr füglich nach den verſchiedenen Vorſtellungsarten hievon behaupten, daß der Raum Gott, und daß er eine Ordnung, und ein gewiſſes Verhältniß ſey.

Theophilus. Wir werden uns, wie mich dünkt, am richtigſten ausdrucken, wenn wir ſagen, „der Raum iſt eine Ordnung, deren Urquelle Gott iſt."

Philalethes. §. 18. Meinem Bedünken nach ſollte man die Frage, ob der Raum eine Subſtanz ſey? nicht eher beant-

---

Ζηνὸς δ᾽ ἐνὶ γαςέρι συῤῥὰ πεφύκεν
Res omnes vna continentur in ventre Dei.
Ζεὺς κεφαλή, Ζεὺς μέσσα
Deus caput & medium eſt rerum omnium.
Ζεὺς πυθμὴν γαίης &c.
Deus baſis eſt &c.
Πάντα γὰρ ἐν μεγάλῳ Ζηνὸς τάδε σώματι κεῖται.
Omnes enim res in magno dei concluſae iacent corpore.
Διὰ τῆς θεότητος πάντα ἐγένετο, καὶ αὐτός ἐςι πάντα.
Omnia per deum facta ſunt, & ipſe eſt omnia.

Anm. des Ueberſ.

beantworten, als bis man genau wüſte, worinnen die Natur einer Subſtanz überhaupt beſtände? Aber hier zieht ſich ein Knoten, welcher ſchwer aufzulöſen iſt *). Wenn nemlich Gott, die endliche Geiſter, und die Körper an einer und derſelben Natur der Subſtanz gleichen Antheil haben, würde hieraus nicht folgen, daß ſie blos durch die verſchiedene Modification dieſer Subſtanz verſchieden wären?

Theophilus. Wollte ich dieſe Folge zugeben, ſo folgte von neuem, daß Gott die endlichen Geiſter, und die Körper, weil ſie an einer und derſelben Natur eines Dinges gleichen Antheil hätten, von dieſem Dinge auch nur allein durch die verſchiedene Modifikationen unterſchieden wären.

N.B. Die Substanz ist die Kraft welche die Eindrücke an uns hervorbringt, und deren Apperception die Vorstellungen von [illegible] sinnlichen Eigenschaften eines Gegenstandes enthalten.

Philalethes. §. 19. Diejenigen, welche auf den Begrif von Accidenzen zuerſt fielen, als einer Gattung von Weſen, welche etwas nöthig hätten, woran ſie haften, und ſich anhalten könnten, ſahen ſich genöthigt, das Wort Subſtanz zu erfinden, welches die Zufälligkeiten gleichſam tragen ſollte.

Theophilus. Glauben Sie dann, daß die Accidenzen auſſer der Subſtanz ſeyn können? oder wollen Sie ſie nicht für reelle Dinge halten? Sie ſcheinen ſich ohne Noth Schwürigkeiten zu machen; denn ich habe bereits im vorhergehenden bemerkt, daß die Subſtanzen, oder die Concreta

Die Substanz ist also das Ding an sich, in

---

*) Die Lehre von den Subſtanzen iſt ſicher eine der ſchwerſten in der ganzen Metaphyſik. Daraus folgt aber noch lange nicht, daß ſie unnütz ſey. Sonſt könnte man, z. B. eben die Folge machen: Die Lehre von Gott iſt eine der ſchwerſten in der Metaphyſik, ſie iſt alſo ſehr unnütz.

Die meiſten Schwürigkeiten kommen, wie Herr Lambert in ſeiner Architectonik anmerkt, größtentheils von den Definitionen her, die man von dieſem Worte gegeben hat.

In dem 23ſten Hauptſtücke dieſes zweiten Buches wird ſich Gelegenheit finden, manches zu bemerken, was vielleicht in die Lehre von den Subſtanzen und Accidenzen einen fruchtbaren Einfluß haben kann. Anm. des Uebers.

so ferne es die [illegible] Ursach ist der Kraft unserer V. Deshalb ist die V. des complexus aller sinnlichen Eigenschaften eines D. noch immer von der V. der Substantialitaet dieses D. unterschieden. Wir erkennen nemlich wenigstens dunkel dass alle diese V. von Eigenschaften, nicht ~~[illegible]~~, nur Wirkungen einer uns übrigens völlig unbekannten

[illegible]
nemlich der Körper als Ding an sich [illegible] [illegible] wirkung [illegible]
was die V. ~~[illegible]~~ Anschauung d. Solidität in uns [illegible] nicht
aber [illegible] d. Solidität selbst. Deswegen kann ich mir
kein [illegible] ohne Substanz [illegible]

~~[illegible]~~ als wirklich denken.

ſtrakta eher gedacht werden, als die Accidenzen, oder die Abſtrakta. [illegible] V. von einer Wirkung ohne Ursach. – Die V. von der Substantialität oder dem metaphysischen Subject als einer

Philalethes. So, wie ich die Sache einſehe, haben die Wörter Subſtanz, und Accidenz in der Philoſophie wenigen oder gar keinen Nutzen. ist indessen [illegible] d. muss derjenigen [illegible] V. weichen, nach welcher wir die Substanz als eine

Theophilus. Ich denke hierinnen ganz verſchieden von Ihnen. Ich halte die Unterſuchung über die Subſtanz für eine der wichtigſten, und intereſſanteſten in der ganzen Philoſophie. ihre ~~[illegible]~~ Einwirkung auf uns, die V. ~~[illegible]~~ in uns hervorbringt. Diese Krafft kennen wir aber

dagegen [illegible] wäre V. von Stütze d. Substanz [illegible] der Accidenzen Krafft ansehen, welche durch Accidenzen [illegible]lich nur aus ihren Wirkungen die den Beschaffenheiten an

Philalethes. §. 21. Wir haben bis itzt von der Subſtanz nur gelegenheitlich geredet, indem wir die Frage aufwarfen, ob der Raum eine Subſtanz ſey? Indeſſen iſt es uns hier genug, zu wiſſen, daß er kein Körper ſey. Im Grunde betrachtet wird auch kein Menſch den Körper, ſo wie den Raum, für unendlich halten. Krafft selbst nicht eben absolut zu seyn brauchte

conf. [illegible] p. 431.

Theophilus. **Descartes** und ſeine Schüler behaupten, daß die Materie keine Grenzen habe, und machen die Welt zu einem **unbeſchränkten** (indefini) Ding, ſo daß wir uns keine äuſſerſten Enden derſelben denken können. Sie haben den Ausdruck **unendlich** (infini) in **unbeſchränkt** (indefini) abgeändert. Dazu hatten ſie auch hinlänglichen Grund. Denn es giebt in der ganzen Welt kein unendliches **Ganze**, ob es gleich bis ins **Unendliche** viele Ganze giebt, deren eines immer gröſſer iſt, als das andere. nicht als wirklich denken, denn das [illegible] D. das nicht [illegible] determiniret wird, einem [illegible] D. die Existenz [illegible]ben.

Ein Ding ohne [illegible] Substanz z. B. Ausdehnung ohne ein ausgedehntes D. [illegible] ich mir

Selbſt das Weltall (l'univers) kann, wie ich an einem andern Orte erwieſen habe, nicht als ein **Ganzes** angeſehen werden.

Philalethes. Die Philoſophen, welche Materie und Ausdehnung für einerley anſehen, behaupten, daß ſich die inwendigen Seiten eines hohlen und leeren Körpers einander berühren. Indeſſen iſt der Raum, welcher ſich zwiſchen zween Körpern befindet, hinlänglich, ihre beiderſeitige Berührung zu verhindern.

Theophilus. Ich gebe ihnen vollkommen Recht. Freylich nehme ich keinen leeren Raum an; aber ich unterſcheide doch die Materie und die Ausdehnung von einander. Wenn ich alſo auch wirklich in einer Sphäre einen leeren Raum annähme, ſo würde ich doch behaupten, daß ſich die entgegenſtehenden Pole in der Höhlung nicht berühren.

Indeſſen würden die göttliche Allmacht und alle ſeine andere Vollkommenheiten einen ſolchen Fall ſchwerlich zulaſſen können.

Philalethes. §. 23. Die Bewegung der Körper, die wir um und vor uns ſehen, ſcheint uns von dem leeren Raum *) zu überzeugen. Wenn der kleinſte Theil eines ge-

---

*) Man pflegt den Raum durch die Ordnung der Dinge die auſſer einander ſind zu erklären. Dieſe Definition aber zeigt uns keine innere Merkmale, ſondern nur bloſſe Verhältniſſe an. Es iſt wahr, Lockens Beweiſe für den leeren Raum fallen dadurch allerdings über den Haufen, wenn derjenige, der ſie vertheidigt, die angegebene Definition zuläſſt. Ein anderer aber, der nicht ſo freigebig ſeyn wollte, könnte darauf antworten, daß Wolf die Schwierigkeiten und Zweifel, die man ſonſt gefunden, auch hier vielleicht wiederum in die Definitionen geſchoben habe. Man müſſe erſt das ganze wolfiſche Syſtem durchgehen, dann könnte man ſehen, warum der Raum alſo erklärt ſey, denn da fände man, daß er in der Cosmologie und Theologie nicht anders könnte gebraucht werden. Im gemeinen Leben aber ſtellte man ſich das Ding ganz anders vor, u. ſ. w. Leibniz hat vollkommen Recht, wenn er ſagt, daß es auf den Zuſammenhang der Materie ankomme, und daß, wenn dieſer nicht ſtärker, als die bewegende Kraft eines Körpers iſt, er ſich durch dieſelbe bewegen könne. Es giebt alſo keinen leeren Raum. Man hat noch andere Gründe auſſer denen, welche Leibniz widerlegt, für den Lockiſchen leeren Raum hervorgeſucht.

Man ſagt, wenn alles in der Welt angefüllt wäre: ſo müßten die himmliſchen Körper bald ſtille ſtehen. Dieſes gründet ſich darauf, als wenn Gott die Planeten einmal in eine Bewegung geſetzet hätte, worinn ſie ſich nun erhalten müßten. Der Einwurf wäre wichtiger, wenn ſich die Pla-

getheilten Körpers ſo groß, als ein Senfkorn iſt; ſo muß
auch ein leerer und zwar ein ſo groſſer leerer Raum ſeyn; als
T 3
das

Planeten in einer geraden Linie bewegten. Da dieſes aber
nicht iſt: ſo fällt er über den Haufen. S. Eulers Opuscu-
la varii argumenti, p. 275 ſeqq. woraus man ſich noch beſſer
überzeugen kann. Die andern Gründe ſind von wenigerer
Erheblichkeit. Wir wollen noch ſehen was Leibniz an einem
andern Ort darüber ſagt: „Viele von den alten griechiſchen
„Philoſophen, die ihre Philoſophie von den Phöniciern er-
„borgt, deren Lehre von dem Epikurus verderbt wurde, neh-
„men den leeren Raum an. Wenn der Raum eine Eigenſchaft
„iſt, ſo muß er die Eigenſchaft einer gewiſſen Subſtanz ſeyn.
„Von welcher Subſtanz wird wohl der leere Raum, welcher
„von ſeinen Vertheidigern zwiſchen zweien Körpern einge-
„ſchrenkt wird, eine Eigenſchaft ſeyn? Wenn der unendliche
„Raum die Unermeßlichkeit iſt, ſo wird der endliche Raum
„der Unermeßlichkeit entgegengeſetzt ſeyn, das iſt, er wird
„die Ermeßlichkeit oder *extenſio limitata* ſeyn. Nun ſoll ja
„die Extenſion die Eigenſchaft eines *extenſi* ſeyn; wenn aber
„dieſer Raum leer iſt, ſo wird eine Eigenſchaft ohne eine ge-
„wiſſe Sache, worinn ſie angetroffen wird, (*attributum ſine*
„*ſubiecto*) oder *extenſio ſine extenſo* ſeyn. Daher, wenn man
„den Raum zu einer Eigenſchaft macht, ſo verfällt man auf
„meine Meinung, daß er nemlich eine Ordnung derer Din-
„ge, nicht aber ein *Ens abſolutum* ſey. Wenn der Raum
„eine vor ſich beſtehende Wirklichkeit iſt (*abſoluta realitas*);
„ſo iſt es weit gefehlt, daß er eine Eigenſchaft oder eine der
„Subſtanz entgegengeſetzte Zufälligkeit ſey, vielmehr wird er
„eine Sache ſeyn, welche mehr vor ſich beſteht, als die Sub-
„ſtanz ſelbſt. Gott kann ihn nicht vertilgen, noch in nichts
„verwandeln. Er iſt nicht allein unermeßlich im ganzen,
„ſondern auch unveränderlich und ewig in einem jeden Thei-
„le. Es werden alſo unendlich viel ewige Dinge auſſer Gott
„ſeyn. Wollte man ſagen, daß der unendliche Raum ohne
„Theile beſtehe, ſo iſt es eben ſo viel, als wenn man ſagte,
„daß er aus den endlichen Räumen nicht beſtehe; und daß
„der unendliche Raum vor ſich beſtehen könne, wenn auch
„alle endliche Raume in nichts verwandelt würden. Dieſes
„würde eben ſo ſeyn, als wenn man bey der Carteſianiſchen
„Vorausſetzung einer körperlichen und ohne Schranken aus-
„gedehnten Welt vorgäbe, daß dieſe Welt vor ſich beſtehen und
„dauren könnte, wenn ſchon alle Körper, woraus ſie zuſam-
„mengeſetzet iſt, zu nichts gemacht würden. Ebenermaſſen
„iſt es eine in der bloſſen Einbildung entſproſſene Voraus-
„ſetzung,

das Senfkorn, damit die Theile dieſes Körpers den zur Bewegung erforderlichen freien Plaz haben. Eben dies Verhältniß wird Statt finden, wenn die Theile der Materie hundert Millionenmal kleiner ſind.

Theophilus. Wenn die Welt mit harten Körpern, die weder beugſam, noch theilbar ſind, vollgepfropft wäre, ſo wie die Atomen gemeiniglich beſchrieben werden; ſo könnte auch ſchlechterdings keine Bewegung in derſelben Statt finden. Indeſſen giebt es gewiß keine urſprüngliche Härte; im Gegentheil iſt das Flüßige das Urſprüngliche der Körper und ſie können ſich, da ſie nichts daran verhindert, nach Befinden und Erforderniß der Umſtände theilen.

Alle und jede Körper ſind flüßig, und können ſich nach Erforderniß der Umſtände theilen.

Auf dieſe Art, denke ich, wird der ganze Beweis, den Sie aus der Bewegung für den leeren Raum hernehmen, ſeine Kraft verlieren.

Vier-

„ſetzung, wenn man meint, daß Gott die ganze Welt in die „Bewegung nach einer geraden oder andern Linie bringen „könnte, ohne daß die geringſte Veränderung darinnen vorgienge. Denn zwey Zuſtände, die von einander nicht verſchieden ſind, ſind einerley Zuſtand, und folglich iſt dieſes „eine Veränderung ohne Veränderung. Man nimmt überdem hier keinen Grund wahr, Gott thut aber nichts ohne „zureichenden Grund. Gott würde überdem bey aller ſeiner „Wirkung nichts wirken, weil man bey dergleichen vorgegebenen Bewegung in zweien Zuſtänden nichts verſchiedenes „anmerken kann. Dieſes ſind alſo lauter Chimären, und „beruhet darauf, daß man den Raum für ein wirkliches vor „ſich beſtehendes Ding annimmt. Kurz der leere Raum „enthält, wenn das, was ich geſagt, wahr iſt, einen Widerſpruch in ſich, er iſt alſo eine bloſſe Fiktion.„ Siehe Recueil des diverſes Pieces, tom. I. pag. 49 ſeq. Weil ſich Leibniz an keinem Ort ſo weitläuftig über den leeren Raum ausgelaſſen hat: ſo habe ich mich nicht verdrieſſen laſſen, ſeine Gedanken, da man ſie in dieſem Buche beſonders auch ſuchen möchte, der Länge nach herzuſetzen, ſo wie ich denn auch glaube einigen meiner Leſer, die das angeführte Buch nicht ſogleich bey der Hand haben, einen Dienſt damit erwieſen zu haben. Anm. d. Ueberſ.

Vierzehentes Hauptſtück.

Von der Dauer, und ihren einfachen Zufälligkeiten.

Philalethes.

§. 10. Der Ausdehnung entſpricht die **Dauer**. Ein Theil derſelben, bey dem wir keine Folge der Ideen bemerken, iſt das, was wir einen **Augenblick** nennen.

Theophilus. Dieſe Erklärung, die Sie jeʒt von einem **Augenblick** geben, leidet keinen andern Verſtand, als den, welchen man gemeiniglich dem Worte **Punkt** giebt. Im ſtrengſten Verſtande iſt der Punkt ſo wenig, als der Augenblick ein Theil der Zeit, oder des Raumes; – und beide haben keine Theile. Sie ſind blos die äuſſerſten Enden und Gränzen.

Philalethes. §. 16. Nicht die Bewegung, ſondern die beſtändige Ideenfolge giebt uns den Begrif von der Dauer.

Theophilus. Eine Folge von Perceptionen erweckt freilich die Idee der Dauer in uns, ſie macht ſie aber nicht aus. Unſre Vorſtellungen haben niemals eine beſtändige und ſo ſehr geordnete Folge, daß ſie der Folge der Zeit, welche ein einförmiges und einfaches Continuum iſt, wie z. B. eine gerade Linie, entſprechen ſollte. Die Veränderung der Vorſtellungen giebt uns Gelegenheit an die Zeit zu denken; und dieſe meſſen wir nach einförmigen Veränderungen ab. Wenn aber auch in der ganzen Natur nichts einförmiges wäre, ſo würde die Zeit doch beſtimmt ſeyn; ſo wie es der Ort ebenfalls ſeyn würde, wenn auch kein feſter und unbeweglicher Körper in der Welt wäre. Denn, da wir die Geſeʒe der **nicht einförmigen** Bewegungen kennen; ſo ſind wir auch im Stande, ſie auf einförmige und erklärbare zurückzubringen, und dem zufolge den Schluß zu machen,

Die Veränderungen in unſern Perceptionen geben uns eine Veranlaſſung.

an die Zeit und an die Dauer zu denken. Folglich iſt die Zeit das Maas der Bewegung.

chen, und vorauszuſehen, was in verſchiedenen mit einander verbundenen Bewegungen geſchehen wird. In dieſem Sinn nenne ich auch die Zeit das Maas der Bewegung, – denn ich will damit nur ſo viel ſagen, die einförmige Bewegung iſt das Maas der nicht einförmigen.

Philalethes. §. 21. Wir können nicht mit Gewißheit behaupten, daß zwey Theile der Dauer einander gleich ſeyn ſollten; und wir müſſen es eingeſtehn, daß die hierüber angeſtellten Beobachtungen eben nicht weit gehen. In der Folge hat eine genauere Unterſuchung die Ungleichheit in dem täglichen Umlauf der Sonne entdeckt; und wir wiſſen nicht, ob nicht etwa auch ihr jährlicher Umlauf ungleich ſey?

Theophilus. Die Perpendikuluhr hat die Ungleichheit der Tage von einem Mittag zum andern auſſer allem Zweifel geſetzt, und ganz ſichtbar vor Augen geſtellet; ſolem dicere falſum audet. Freilich wuſte man das ſchon ſehr lange; und dieſe Ungleichheit hat auch ihre Regeln. Was aber die jährliche Revolution betrift, die die Ungleichheit der Sonnentage erſetzt, ſo könnte ſie ſich in der Folge der Zeit verändern. Der Umlauf der Erde um ihre Achſe, den man gewöhnlicherweiſe dem erſten Beweglichen ~~Dinge~~ (du premier mobile) ~~zuſchreibt~~, bleibt bis jetzt unſer beſtes Maas; – und die Uhren, es mögen nun groſſe, oder kleine ſeyn, ſind uns nur in ſo fern nützlich, als ſie jene theilen. Indeſſen kann ſich auch eben dieſe tägliche ~~Veränderung~~ in der Folge der Zeit verändern. Könnte eine Pyramide lange genug ausdauern, oder ſetzte man an die Stelle der alten Pyramiden neue; ſo könnte man jene genauer beſtimmen, wenn man ſich die länge der Perpendikuluhren bemerkte, die während dieſes Umlaufes eine gewiſſe Anzahl beſtimmter Schläge thun. Man würde auch einigermaſſen die Veränderung derſelben einſehen, wenn man dieſe Revolution mit andern, zum Beiſpiel, mit der, die ſich bey den Trabanten des Jupiters eräugnet, vergleichen wollte.

Denn, wenn ſich auch eine ſo wohl als die andere würklich veränderte, ſo iſt es doch gar nicht wahrſcheinlich, daß dieſe Veränderung in beiden beſtändig gleich ſeyn würde.

Philalethes. Das gewöhnliche Maas, das wir bey der Zeit gebrauchen, würde auch weit genauer ſeyn, wenn wir nur, ſo zu reden, einen einzigen vergangenen Tag aufbehalten konnten, um ihn mit den folgenden Tagen zu vergleichen; ſo wie man das Maas des Raumes aufbehält.

Theophilus. An deſſen Stelle können wir die Körper beobachten und gleichſam aufbehalten, welche beinahe in einem gleichen Zeitraum ihre Bewegung vollenden. Eigentlich ~~Folglich~~ können wir nicht behaupten, daß ein Maas des Raumes, zum Beiſpiel, eine Elle, die man in Holz oder in Metall aufbehält, volkommen daſſelbe bleibe.

Philalethes. §. 22. Es ſcheint mir ſehr ſeltſam, da alle Menſchen bekanntermaſſen die **Zeit** durch die Bewegung der groſſen und ſichtbaren Körper meſſen, daß man ſie gleichwohl durch das Maas der Bewegung erklärt.

Theophilus. Ich habe eben geſagt, (§. 16), wie dies zu verſtehen ſey. **Ariſtoteles** ſagt freilich; **die Zeit ſey die Zahl**, und nicht das **Maas der Bewegung**. Im Grunde läßt es ſich auch behaupten, daß wir aus der Zahl der periodiſchen gleichen Bewegungen, von denen die eine ihren Anfang nimmt, wenn die andere zu Ende gehet, zum Beiſpiel, aus den Revolutionen der Erde, oder der Sterne die Dauer erkennen, und beurtheilen können.

Philalethes. §. 24. Wollte man ſagen, Abraham wäre in dem 2712ten Jahre des Julianiſchen Zeitraums gebohren, ſo würde dies eben ſo ~~un~~verſtändlich ſeyn, als wenn man von der Erſchaffung der Welt zu zählen anfieng; ob man gleich vorausſetzet, daß der Julianiſche Zeitraum viele Jahrhunderte vorhero ſeinen Anfang genommen, ehe noch würkliche Tage, Nächte, oder Jahre geweſen, die man durch einige Umläufe der Sonne bemerket hat.

Theophilus. Das leere, das man ſich bey der Zeit denken kann, beweiſet, eben ſo, wie das leere des Raums, daß Zeit und Raum auf das Mögliche, und auf das Wirkliche gehen. Uebrigens iſt auch unter allen chronologiſchen Berechnungen diejenige, nach welcher man die Jahre von dem Anfang der Welt zählet, am wenigſten bequem; man muß ſie nur deshalb gebrauchen, weil die ſiebenzig Dollmetſcher, und der hebräiſche Text gar zu ſehr von einander abgehen, anderer Urſachen gar nicht zu gedenken.

Philalethes. §. 26. Den Anfang der Bewegung können wir uns wohl gedenken, den Anfang der Dauer hingegen, wenn wir ſie in ihrem ganzen Umfang nehmen, können wir nicht faſſen. Eben ſo laſſen ſich die Gränzen der Körper, aber nicht die Gränzen des Raums beſtimmen.

NB. Man unterscheide nur die V. der wirklichen Zeit, von der V. der blos möglichen Zeit. Jene ist die V. einer Reihe von wirk- // lichen einander aufhebenden Veränderungen, diese die V. von blos möglichen solchen Veränderungen einer Reihe.

Theophilus. Dies kommt, wie ich bemerkt habe, daher, weil Zeit und Raum bloſſe Möglichkeiten auſſer der Vorausſetzung der Würklichkeiten anzeigen. Beide ſind ihrer Natur nach ewige Wahrheiten, welche das Mögliche, und das Würkliche zugleich betreffen.

Philalethes. §. 27. Die Idee der Zeit und die der Ewigkeit können aus einer und derſelben Quelle abgeleitet werden. Denn wir können in unſern Gedanken gewiſſe Längen der Dauer, ſo oft, als es uns beliebt, zuſammenſetzen, und die alſo zuſammengeſetzten Längen bey vergangenen und zukünftigen Dauerungen anwenden.

Theophilus. Um aber daraus den Begrif der Ewigkeit [*]) herzuleiten, gehöret auſſerdem noch dazu, daß wir uns vorſtellen, der Grund, nach welchem wir weiter vorwärts gehen könnten, bleibe immer derſelbe. Eben die nähere Rückſicht auf dieſe Gründe, vollendet die Idee des Unendlichen oder des Unbegränzten in den möglichen Fortſchreitungen der Dinge. Mithin können uns unſre Sinne allein zu der Zuſammenſetzung dieſer Begriffe nicht verhelfen. Im Grunde läßt es ſich auch behaupten, daß die **Idee des Abſoluten** in der Natur der Dinge älter ſey, als die Idee **der Gränzen**, die man hierzu füget. Indeſſen wir wollen anjetzt die erſtere zum Gegenſtand unſrer Betrachtung, und mit dem, was eingeſchränkt iſt, und unſre Sinne rührt, den Anfang machen.

---

[*]) Das Wort Ewigkeit wird in dreierley Verſtand genommen. Man nennt ein Ding ewig, welches in Rückſicht auf andere

Fünf-

---

dere eine gröſſere Dauer hat. Ferner deſſen Dauer man nicht beſtimmen kann, oder will, wie zum Exempel, die Friedensſchlüſſe, obgleich der Bruch, und die öftere Erneuerung derſelben den Völkern eine Schande ſind, und Leibnitz den Schild eines holländiſchen Kaufmanns, welcher ſich einen Kirchhof malen, und darüber ſchreiben laſſen: Zum ewigen Frieden, mit Verdruß billigen muß. Endlich verſteht man auch darunter ein Ding, das ohne Anfang und Ende iſt. Um auf den Begrif einer ſolchen Ewigkeit zu kommen, hält es allerdings ſehr ſchwer, und dieſes kommt inſonderheit daher, weil wir uns nicht leicht eine Dauer ohne Zeitfolge gedenken können. Man pflegt zwar die Dauer durch die Fortſetzung der Wirklichkeit zu erklären. Hier ſind aber zwey Begriffe, von denen wir keine Merkmale angeben können. Was iſt Fortſetzung? Was iſt Wirklichkeit? über den letzteren habe ich mich ſchon in einer vorhergehenden Anmerkung erklärt, worauf ich mich hier beziehe. Und was den Begrif der Fortſetzung betrift: ſo zieht er mit dem von der Wirklichkeit einen Strang. Da ſind wir alſo an die Gränzen der menſchlichen Erkenntniß. Die Ewigkeit würde ohngefehr in einer ſchlechterdings nothwendigen und metaphyſiſchen Wirklichkeit beſtehen, ich geſtehe aber ſehr gern daß dieſer Begrif niemanden, ſo wenig wie mir, ein völliges Genüge thun werde.

Anm. des Ueberſ.

Funfzehentes Hauptſtück.

Von der Dauer und der Expanſion (Ausbreitung) zuſammen genommen.

Philalethes.

§. 4. Wir nehmen weit lieber eine unendliche Dauer der Zeit, als eine unendliche Expanſion des Ortes an, weil wir uns eine unendliche Dauer in Gott gedenken. Der Materie hingegen, welche endlich iſt, legen wir die Ausdehnung bey, und nennen alſo alles, was über die Gränzen der Welt hinausgehet, einen **eingebildeten Raum**.

Salomo ſcheint daher ganz anders gedacht zu haben, wenn er ſagt, **die Himmel und aller Himmel Himmel mögen dich nicht faſſen**; und mich dünkt, derjenige erhebe die Fähigkeiten ſeines Verſtandes zu ſehr, welcher ſich beredet, er könne mit ſeinen Gedanken noch weiter, als bis an den Ort gehen, wo Gott iſt.

Gott iſt in Beziehung auf den Raum unermeßlich, und er kann ihn anfüllen, wenn er will.

Theophilus. „Wäre Gott ausgedehnt, „ſo hätte er Theile. Aber die Dauer giebt nur „allein ſeinen Würkungen Theile.“ In Rückſicht auf den Raum, muß man ihm die Unermeßlichkeit zuſchreiben, nach welcher ſeine unmittelbaren Wirkungen gleichfalls Theile haben, und in einer gewiſſen Ordnung ſtehen. Er iſt die Urquelle der Möglichkeiten, und der Würklichkeiten. Jene werden aus ſeinem Verſtand, dieſe aus ſeinem Willen abgeleitet. Raum und Zeit haben mithin ihre Realität nur allein von ihm; und er kann das leere anfüllen, ſo bald es ihm nur immer gefället. In dieſem Verſtande iſt er auch allenthalben.

Philalethes. §. 11. Ob die Geiſter mit dem Raum in Beziehung ſtehen, und wie viel ſie daran Theil nehmen, iſt uns unbekannt. So viel wiſſen wir, daß ſie an der Dauer Theil nehmen.

Theophilus. Alle endliche Geiſter haben einen organiſirten Körper; ſie ſtellen ſich alſo andre Körper allemal in Beziehung auf den ihrigen vor. Mithin iſt es eben ſo gewiß, daß ſie mit dem Raum im Verhältniſſe ſtehen, als es entſchieden iſt, daß die Körper eine Beziehung auf denſelben haben.

Die endliche Geiſter, die beſtändig mit einem Körper verbunden ſind, ſtellen ſich einander vor; und eben darin beſtehet ihre Beziehung auf den Raum.

Ich

---

*) Leibniz behauptete, — daß alle Geiſter einen organiſchen Körper hätten. Hiebey hätte man es können bewenden laſſen. — Da man aber anfieng, ſich eine Ehre daraus zu machen, alle hingeworfene Gedanken des groſſen Mannes zu definiren und zu demonſtriren: ſo erhielt auch dieſer gar bald eine Demonſtration, und, wenn die Götter wollen — eine mathematiſche, — und das war denn folgende. „Eine jedwede denkende Subſtanz iſt an einem Orte wirklich, an „welchem ſie mit Körpern umringt iſt. Da ihr nun nicht „alle Körper gleich nahe ſind — ſo iſt ihr einer immer näher, als der andere, und der ihr am nächſten iſt, iſt ihr „Körper, folglich haben alle denkende Subſtanzen einen Körper. q. e. d. „ Nicht zu gedenken, daß Leibniz von einem organiſchen Körper ſpricht, woran dieſe an der Demonſtrirſucht krank liegende Philoſophen aber nicht einmal, aus dem guten Grunde, weil ſie nicht wuſten, was ein organiſcher Körper ſey, gedacht haben; Nicht zu gedenken, daß dieſe Herren die Proportion, die zwiſchen einen Geiſt, und einen Körper, der ihn beleben ſoll, auſſer Acht gelaſſen, und andere Vorausſetzungen mehr die blos in dem Syſtem dieſer Weltweiſen, nicht aber in der Natur und Weſen der Dinge, ihren Grund haben nicht zu berühren; wird ſich doch ſo leicht niemand von der Gewißheit dieſes angeführten Beweiſes überzeugen können. Einem jeden wird gar bald einfallen was iſt nahe, — näher — und das Nächſte? und was verſtehen dieſe Philoſophen darunter? Sie haben ſich darüber nicht erklärt, und wir wollen ihnen auch gerne die Erklärung ſchenken. Der Begrif iſt ohnehin relativiſch, und deſſen Erklärung könnte nicht viel helfen. Aus der angeführten Demonſtration folgt alſo ſo viel, daß ein Geiſt einen ziemlich robuſten Körper haben, und von guter Natur ſeyn könne, es kommt nur darauf an, daß er ihm am nächſten ſey. Wer weiß was für ein Geiſt ſich in dem rothen Thurm in Halle einquartirt habe?

Anm. des Ueberſ.

Vergleichung der Zeit und des Ortes.

Ich will übrigens noch ehe ich dieſe Materie beſchlieſſe, die Zeit und den Ort mit denen Erklärungen vergleichen, welche ſie davon geben. Wäre in dem Raum etwas leeres, – (zum Beiſpiel, wenn eine Kugel inwendig hohl wäre), ſo würde man die Gröſſe deſſelben beſtimmen können. Hingegen, wäre in der Zeit ein leeres, zum Beiſpiel, eine Dauer ohne Veränderungen, ſo würde ſich die Länge deſſelben ohnmöglich beſtimmen laſſen. Woher kommt es, daß man einen Menſchen würde widerlegen können, wenn er behauptete, daß zwey Körper, zwiſchen denen etwas leeres iſt, ſich berührten; denn nach geometriſchen Lehrſätzen könnten ſich die zwey entgegen ſtehenden Polen einer leeren Kugel nicht berühren, – daß man auf der andern Seite einen andern nicht würde wiederlegen können, welcher behauptete, daß ſich zwey Welten, von welchen die eine auf die andere folgt, in Abſicht der Dauer berühren, ſo daß die eine alsdann ihren Anfang nimmt, wenn die andere ihr Ende erreicht, ohne daß der geringſte Zwiſchenraum ſeyn ſollte? Meinem Bedünken nach könnte er nicht widerleget werden, weil dieſer Zwiſchenraum nicht beſtimmt werden kann. Wäre der Raum nichts weiter, als eine Linie, und wäre der Körper unbeweglich, ſo lieſſe ſich auch die Länge des leeren Raums unter zwey Körpern nicht beſtimmen.

In der Zeit läſt ſich nichts Leeres gedenken.

Sechzehentes Hauptſtück.

Von der Zahl *).

Philalethes.

§. 4. Die Begriffe von Zahlen ſind beſtimmter, und laſſen ſich beſſer unterſcheiden, als die Begriffe bey der

---

*) Wer von der Gröſſe an ſich betrachtet, in ſofern ſie durch Zahlen vorgeſtellt wird, etwas gründliches leſen will, den verweiſe ich auf Lamberts Architectonik, §. 872. wo dieſe Materie mit der größten Genauigkeit behandelt iſt.

Anm. des Ueberſ.

der Ausdehnung, wo man jede Gleichheit, und jedes Uebermaas nicht ſo leicht wahrnehmen oder meſſen kann, als bey den Zahlen; weil unſre Gedanken bey dem Raum nicht zu einiger beſtimmten Kleinigkeit gelangen können, über die ſie nicht ſo, wie über eine Eins, zu gehen vermögend ſind.

Unterſchied der ganzen, und der Zahlen überhaupt in ihrem weiteſten Umfang.

Die Erklärung der Zahl durch eine Menge von Einheiten hat nur bey ganzen Zahlen Statt.

Theophilus. Man muß dies von der **ganzen** Zahl verſtehen. Denn ſonſt begreift die **Zahl in ihrem weiteſten Umfang** das, was nicht in gleiche Theile getheilet werden kann, die Brüche, das Transcendente, und überhaupt alles, was ſich zwiſchen zwey ganzen Zahlen gedenken läßt; – daher ſteht ſie auch mit einer Linie im genauen Verhältniß, und enthält alſo eben ſo wenig von dem **Kleinſten**, als das Continuum. Folglich findet die Erklärung der **Zahl** durch eine Menge der Einheiten, nur bey ganzen Zahlen Statt. Denn der genaue Unterſchied in der Ausdehnung beſtehet nicht in der **Gröſſe**: denn zu der deutlichen Erkenntniß derſelben müſſen wir ganze oder andere durch die Einheiten bekannte Zahlen annehmen. Mithin müſſen wir von einer **ununterbrochenen** zu einer, aus **abgeſonderten Theilen beſtehenden Gröſſe** kommen, wenn wir uns von der **Gröſſe überhaupt** einen deutlichen Begrif machen wollen. Die Modifikationen der Ausdehnung können folglich, wenn man die Zahlen nicht dazu nimmt, nur allein durch die **Figur** unterſchieden werden, wenn man nemlich dies Wort in einem ſo allgemeinen Sinn verſteht, daß es alles das bedeutet, wodurch verurſachet wird, daß zwey ausgedehnte Dinge einander nicht gleich ſind.

Philalethes. §. 5. Wenn wir den Begrif der Einheit wiederholen, und ſie zu einer andern Einheit ſetzen, ſo erhalten wir einen **zuſammengeſetzten Begrif**, (idee collective), den wir durch den Namen **zwey** bemerken. Wer nun dies thun, und weiter fortgehen kann, ſo daß er immer

mer zum letzten zuſammennehmenden Begrif, den er von einer Zahl gehabt hat, Eins mehr ſetzet, und ihm einen Namen giebt; der kann **zählen**, in ſofern er eine Reihe Namen für folgende Zahlen, und ein Gedächtniß hat, ſolche Reihe, nebſt ihren verſchiedenen Namen zu behalten.

Theophilus. Das wäre gewiß nicht das einzige Mittel, um weiter zu kommen. Das Gedächtniß würde zu ſehr **beläſtigt** werden, wenn es bey einer jeden Addition einer neuen Einheit einen ganz neuen Namen behalten müſte. Daher wird hiezu eine gewiſſe Ordnung und **Replication** der Zahlen erfordert, vermöge welcher man immer wieder nach einer gewiſſen Progreſſion zu zählen anfängt.

Philalethes. Die verſchiedenen Zufälligkeiten der Zahlen, ſind keines andern Unterſchieds, als des Mehrern, oder des Geringeren, fähig. Daher ſind ſie auch, gleich denen Zufälligkeiten der Ausdehnung nur einfach.

Die Zahlen ſind keine einfache Zufälligkeiten; ſie ſind der Gröſſe nach von einander verſchieden, und auch ſonſt ſich unähnlich.

Theophilus. Von der Zeit, und der geraden Linie kann man dies wohl behaupten, aber gewiß nicht von den Figuren, und noch weniger von den Zahlen, welche nicht nur der Gröſſe nach von einander unterſchieden, ſondern ſich auch ganz unähnlich ſind. Eine gerade Zahl kann in zwey andre gerade, aber nicht ungerade getheilt werden. Drey und ſechs ſind dreieckige (triangulaires) – vier und neun ~~viereckige~~ Zahlen; acht iſt ein Kubus, u. ſ. w. Dies findet alſo bey den Zahlen weit mehr Statt, als bey den Figuren; denn zwey ungleiche Figuren können einander vollkommen gleich ſeyn, aber niemals zwey ungleiche Zahlen. Ich wundre mich indeſſen gar nicht, daß man ſich hierinnen ſo leicht irret, weil man gewöhnlicherweiſe von dem, was **Aehnlich**, oder **Unähnlich** iſt, keinen deutlichen Begrif hat. Hieraus folgt, daß Ihre Idee, oder vielmehr, daß die Anwendung, die Sie von den **einfachen** oder **vermiſchten**

Modifikationen machen, eine ſehr groſſe Verbeſſrung bedarf.

Philalethes. §. 6. Sie bemerken ſehr richtig, daß man den Zahlen gewiſſe eigenthümliche Namen beylegen müſſe, wenn man ſie behalten will. So, glaube ich, wäre es beſſer, wenn man im Zählen anſtatt **Millionmal Million** der Kürze wegen eine **Billion**, anſtatt der Millien der Millionen von den Millionen, oder **Millionmal Billion** eine **Trillion**, und ſo bis zur **Nonillion** (denn weiter braucht man im Zählen nicht zu gehen) hinaufzählte.

Theophilus. Dieſe Benennungen ſind recht gut, und bequem: alſo ſind X ſo viel als 10, Eine **Million** wird mithin durch X^{6}, eine **Billion** durch X^{12}, eine **Trillion** durch X^{18}, eine **Nonillion** durch X^{54} ausgedruckt.

Siebenzehntes Hauptſtück.

Von der Unendlichkeit.

Philalethes.

§. 1. Die Idee des **Endlichen** und des **Unendlichen**, welche wir als Zufälligkeiten der Gröſſe betrachten, iſt gewiß eine der Wichtigſten.

Es giebt weder eine unendliche Zahl, noch eine unendliche Linie.

Theophilus. Wenn wir genau reden wollen, ſo giebt es allerdings eine **Unendlichkeit** *) **in den Dingen,** weil es deren immer mehrere giebt, als man angeben, und beſtimmen

---

*) Wolf ſagt: — das Unendliche, ſey ein ſolches Ding, welches alles hat, was es ~~zugleich~~ haben kann. Dieſe Erklärung paßt auf ein jedes Ding, und iſt alſo falſch. Nachher wollte man es beſſer machen, und definirte das Unendliche durch das Ding, was keine Schranken hat. Dieſe Definition

NB Der Uebersetzer hat Wolfen gänzlich verstanden men kann. Es giebt aber gewiß keine unendliche Zahl, keine unendliche Linie, und keine andre unendliche Grösse, wenn man nemlich wirkliche Ganze unter dieſen Benennungen verſtehet. Die Scholaſtiker haben vermuthlich eben dies gemeint, oder muſten es doch ſo verſtehen, wenn ſie ein **ſyncategorematiſches**, – aber kein **categorematiſches** Unendliche zugelaſſen haben. „Das wahre Unendliche, in dem ſtrengſten Sinn genommen, beſtehet lediglich in dem **Abſoluten**, welches weit eher als das Zuſammengeſetzte war, und durch keine Verbindung der Theile entſtanden iſt.“

N3.

Das wahre Unendliche beſtehet lediglich in dem Abſoluten, welches weit eher, als alle Zuſammenſetzung war.

Philalethes. Wenn wir die Idee von dem Unendlichen auf das Höchſte und Erſte Weſen anwenden; ſo geſchieht es **eigentlich** in Rückſicht auf ſeine Dauer und

Al-

---

tion iſt aber nur blos grammatiſch, und ſetzet eine deutliche Erkenntniß von dem Endlichen, und von Schranken zum voraus. Idea infiniti autem eſt prior idea finiti, und alſo taugt auch dieſe nichts. Durch das Weglaſſen der Schranken kömmt man ohnedem nicht auf das Unendliche, ſondern vielmehr zu einem abſtraktern Begrif, der das Endliche und Unendliche unter ſich begreift. Es kömmt hier auf die Idee der Grösse an. Dieſe erklärt man durch den Unterſchied ähnlicher Dinge, die aber nur könne angezeigt, nicht aber mit Worten ausgedruckt werden. Hierdurch kann man nun wohl auf einen klaren Begrif des Unendlichen kommen, und eher als auf den Begrif eines endlichen Dinges, weil bey dieſen allezeit eine Beſtimmung geſetzet werden muß, die aber bey dem erſteren wegfällt. Leibniz ſcheint eben dieſes im Sinn gehabt zu haben, wenn er ſagt: „Das Unendliche „ſey ein *Ens abſolutum*, oder eine Grösse *per eminentiam.*“ Man ſiehet leicht daß dieſer Begrif ganz einfach, und folglich keiner Erklärung fähig ſey. Wollte man die innern Merkmale hererzehlen, ſo würde man nichts mehr herausbringen als was Leibniz *abſolutum* nennt, oder *per eminentiam* die Grösse, ohne Zuſatz von Schranken. Dieſer Zuſatz aber würde wiederum etwas poſitives, und die Grösse dadurch endlich, und der Begrif zuſammengeſetzt werden. Damit aber verlieret man das, was man definiren ſoll, aus dem Geſicht, und kommt in einen Cirkel.

N3.

Anm. des Ueberſ.

Allenthalbenheit, (vbiquité), – und hernach in **figürlichem** und **verblümten** Sinn in Abſicht ſeiner Macht, Weisheit, Güte, und ſeiner andern Eigenſchaften.

Theophilus. Sie ſollten nicht im **verblümten,** ſondern **im mittelbarem** Verſtande ſagen. Denn die Gröſſe ſeiner andern Eigenſchaften wird eigentlich nur in Beziehung auf diejenigen, in welchen die Theile in Beſchlag kommen, erkannt.

Philalethes. §. 2. Ich ſollte glauben, es ſey ſchon längſt ausgemacht, und beſtimmt, daß der Verſtand das Endliche und das Unendliche als Modifikationen der Ausdehnung und der Dauer anſehe.

Theophilus. Feſtgeſetzt iſt es nun zwar nicht; allein die Betrachtung des Endlichen und Unendlichen findet überall Statt, wo Gröſſe und Vielheit iſt. „Das wahre" NB. Unendliche iſt auch keine **Modifikation,** ſondern ein Abſolutum." So bald man es modificiret, ſo ſchränkt man es ein, und macht alſo ein endliches Ding daraus."

Philalethes. §. 1. Weil die Kraft des Verſtandes, die Idee, die er vom Raum hat, durch immer neu hinzukommende Zuſätze unaufhörlich zu erweitern, immer dieſelbe bleibt; ſo haben wir geglaubt, daß die Idee eines unendlichen Raums daher ihren Urſprung nehme.

Theophilus. „Hierzu könnte man noch ſetzen, daß es daher komme, weil ein und derſelbe Grund beſtändig ſo bleibt, wie er geweſen iſt." NB. Man nehme eine gerade Linie, und verlängere ſie dergeſtalt, daß ſie noch einmal ſo groß wird, als die erſtere. Da nun die zweite der erſten vollkommen ähnlich iſt, ſo kann ſie gleichfalls verdoppelt werden. Hieraus entſteht eine dritte, welche den zwey vorigen ähnlich iſt. Da nun ein und derſelbe Grund beſtändig vorhanden iſt; ſo kann ſie auch niemals aufgehalten, folglich bis ins Unendliche verlängert werden. Mithin entſteht die Erkenntniß des Unendlichen aus der Die Erkenntniß des

Unendlichen entſteht aus Betrachtung der Aehnlichkeit.

„ Erkenntniß der Aehnlichkeit, oder eines und „ deſſelben Grundes.“ Es entſpringet alſo eben daher, woraus die allgemeinen und nothwendigen Wahrheiten abgeleitet werden.

Hieraus kann nun unläugbar gefolgert werden, daß das, was der Conception dieſer Idee, ihre Erfüllung giebt, (wodurch ſie das wird, was ſie ſeyn muß), eigentlich in uns ſelbſt liege, und nicht auf ſinnlichen Erfahrungen beruhe, – eben ſo, wie die nothwendigen Wahrheiten weder aus der Induktion, noch aus den Sinnen bewieſen werden können. Die Idee des Abſoluten iſt in uns ſelbſt, ſo wie die Idee eines Dinges überhaupt. Die abſoluten Dinge ſind aber nichts anders, als die Eigenſchaften Gottes, und gerade auf die Art die Quelle der Ideen, als Gott ſelbſt das Principium der Dinge iſt. Die Idee des Abſoluten in Beziehung auf den Raum, iſt alſo keine andere, als die Idee der Unermeßlichkeit Gottes, und ſo kann man immer weiter gehen.

Abſolute Dinge ſind nichts anders, als die Eigenſchaften Gottes.

Indeſſen iſt es wirklich ein Irthum, wenn man ſich einen abſoluten Raum gedenkt, der ein unendliches Ganze ſeye, und doch aus Theilen beſtehen ſoll. Ein ſolcher Raum iſt gar nicht vorhanden. Der Begrif davon enthält einen Widerſpruch; – und alle dieſe unendliche Ganze, und die ihnen entgegengeſetzte unendlich kleinen Dinge ſind nur in geometriſchen Berechnungen gültig, ſo wie die eingebildeten Wurzeln in der Algebra.

Es giebt keinen abſoluten Raum.

Philalethes. §. 6. Es läßt ſich aber auch eine Gröſſe gedenken, ohne darunter Theile auſſer Theilen zu verſtehen. Setze ich zu der vollkommenſten Idee, die ich von der ſchönſten Weiſſe habe, eine andere von gleicher, oder von weniger Weiſſe, (denn ich kann keine andere Idee von einer weiſſern Farbe hinzuſetzen, als die iſt, wovon ich mir eine Idee mache, weil ich mir die weiſſeſte Farbe gedenke);

ſo macht das keine Vermehrung, und erweitert meinen Begrif im geringſten nicht. Daher werden die verſchiedenen Begriſſe der Weiſſe, u. ſ. w. **Grade** genannt.

Theophilus. Ich vermiſſe in dieſem Raiſonnement die Beweiskraft, weil ſich gar wohl eine blendendere Weiſſe gedenken läßt, als die iſt, die ich mir jetzt wirklich vorſtelle. Der wahre Grund, weshalb man glaubt, daß die Weiſſe nicht bis ins Unendliche vermehrt werden könne, iſt der, weil ſie keine **urſprüngliche Beſchaffenheit**, (qualité originaire) 4. Die Sinne gewahren uns nur eine confuſe Erkenntniß davon; und, wenn man ſich ja etwa eine deutliche Erkenntniß davon machen ſollte, ſo kommt ſie von der Struktur des Geſichtsorgans her, und ſchränkt ſich lediglich auf denſelben ein. Bey den urſprünglichen Beſchaffenheiten, welche deutlich erkannt werden können, ſind wir zuweilen im Stande, bis ins Unendliche zu gehen, nicht nur da, wo eine **Ausdehnung**, oder eine **Ausbreitung** iſt, (die Scholaſtiker nennen es partes extra partes) als bey der Zeit und dem Orte; ſondern auch da, wo eine **Intenſion** und wo **Grade** Statt finden, zum Beiſpiel, bey der Geſchwindigkeit.

Die Vermehrungen bis ins Unendliche finden nur bey den urſprünglichen Beſchaffenheiten Statt.

Philalethes. §. 8. Wir haben keine Idee von einem unendlichen Raume, und nichts fällt mehr in das Auge, als die Ungereimtheit eines wirklichen Begrifs von einer unendlichen Zahl.

Theophilus. Hierin bin ich mit Ihnen gleicher Meinung. Dies kommt indeſſen nicht daher, weil wir von dem Unendlichen keine Idee haben können, ſondern, weil das Unendliche kein wahres Ganze ausmachen kann.

Philalethes. §. 16. Aus eben dem Grunde haben wir alſo auch keine poſitive Idee von einer unendlichen Dauer, oder von der Ewigkeit, eben ſo wenig als von der Unermeßlichkeit.

Wir haben von der Ewigkeit ſo wohl, als von der Unermeßlichkeit eine poſitive Idee.

Theophilus. Von beiden haben wir eine poſitive Idee; und ſie wird richtig und wahr ſeyn, wenn wir uns nur das Unendliche nicht als ein Ganzes, ſondern als etwas Abſolutes, oder als ein Attribut ohne Grenzen vorſtellen, welches, in Abſicht auf die **Ewigkeit**, in der Nothwendigkeit des Daſeyns Gottes gegründet iſt, ohne daß es daſelbſt von Theilen abhänget, und ohne daß man durch Hinzufügung der Zeiten den Begrif deſſelben zu machen braucht.

Hieraus erhellet, daß die Notion des Unendlichen, mit den nothwendigen Wahrheiten aus einer Quelle entſpringet.

Achtzehentes Hauptſtück.

Von andern einfachen Zufälligkeiten.

Philalethes.

Es giebt noch auſſerdem viel andre einfache Zufälligkeiten, die aus einfachen Ideen entſtanden ſind. Dahin gehören die Zufälligkeiten der Bewegung, als das Glitſchen, das Umdrehen; die Zufälligkeit der Töne, welche durch die Noten und Arien modificiret werden, ſo wie die Farben durch die Grade; ohne anjetzt vom Geſchmack und Geruch zu reden. Dieſe Zufälligkeiten haben oft eben ſo wenig ein Maas und einen deutlichen Namen, als die zuſammengeſetzten; weil man ſich nach der Gewohnheit und dem Gebrauch richtet. Wenn wir zu der Lehre von den **Worten** kommen, ſo wird ſich ſchon Gelegenheit finden, weitläuftiger hievon zu reden.

Theophilus. Der gröſte Theil der Zufälligkeiten iſt nicht ſo einfach, daß er nicht eher zu den vermiſchten gerechnet werden ſollte. So müſſen wir bey der Erklärung des Worts Glitſchen, oder Umdrehen, auſſer der Bewegung, noch den Widerſtand der Oberfläche in Erwegung ziehen.

Neunzehentes Hauptſtück.

Von den Zufälligkeiten des Denkens.

Philalethes.

§. 1. Wir wollen nunmehro von den Zufälligkeiten der Sinne zu denen forteilen, welche uns das Reflektiren an die Hand giebt. Die **Senſation** iſt, ſo zu reden, der Eingang der Ideen in die Seele durch Beihülfe der Sinne. Wenn eben derſelbe Begrif, ohne Würkung eines dergleichen äuſſerlichen Gegenſtandes auf unſre ſinnliche Werkzeuge wieder vorkommt, ſo iſt es die **Reminiſcenz**; iſt die Seele bemühet, ihn zurückzurufen, und findet ſie ihn nach einiger Bemühung und Einſigkeit, ſo iſt dies das **Gedächtniß**.

Hält die Seele dieſen Begrif mit aufmerkſamer Erwegung lange Zeit zurük, ſo entſtehet daraus die **Beſchauung**. Werden die Ideen in der Seele gleichſam hin und her getrieben, ohne daß der Verſtand darauf Acht hat, ſo arten ſie in **Phantaſien** und **Grillen** (reueries) aus. Beobachten wir die ſich gleichſam von ſelbſt darſtellende Begriffe, und zeichnen wir ſie ins Gedächtniß auf, ſo heiſt das die **Aufmerkſamkeit**. Richtet die Seele von ſich ſelbſt, und mit einem groſſen Eifer ihre Gedanken auf eine Idee unverrückt hin, betrachtet ſie dieſelbe von allen Seiten, und läßt ſie ſich durch die gewöhnlichen Reizungen andrer Begriffe nicht davon abziehen, ſo entſtehet dasjenige, was wir **Anſtrengung der Seele**, oder **Studium** nennen.

Der **Schlaf**, wenn ihn keine Träume begleiten, iſt die Ruhe. Das **Träumen** beſtehet darinnen, wenn die

Seele auch alsdann Ideen hat, da die äuſſeren Sinnen ſo geſchloſſen ſind, daß ſie die Eindrücke nicht mit der gewöhnlichen Lebhaftigkeit von den äuſſeren Gegenſtänden erhalten. Es heißt, ſage ich, Ideen haben, ohne daß die äuſſern Gegenſtände, oder eine andere bekannte Gelegenheit, oder die Wahl und Anleitung des Verſtandes ſie uns eingeben ſollten. Ob aber das, was man gemeiniglich **Ekſtaſe** nennt, nicht ein Träumen mit offnen Augen ſey, das will ich andern zur Beurtheilung anheim ſtellen.

Theophilus. Es iſt nöthig, dieſe Begriſſe noch näher zu entwickeln, und genauer aus einander zu ſetzen. Ich will alſo hier einmal einen Verſuch machen, etwas beſtimmtes hierüber zu ſagen.

Erklärungen der Senſation, — der Remi-

Wenn man ein äuſſeres Objekt gewahr nimmt, ſo heißt es eine **Senſation** *), das Wie-

---

*) Herr von Leibnitz erklärt hier die verſchiedenen Aeuſſerungen der Denkkraft der Seele, welche als ſo viele Zweige derſelben betrachtet werden können. Da er das Denken lediglich in Abſicht auf das, was die Seele dabey thut, ohne auf den Körper Rückſicht zu nehmen, betrachtet; ſo läßt er das Geſchäfte des Körpers ganz und gar aus der Acht. Indeſſen ſollte doch billig, was für ein Syſtem von der Gemeinſchaft der Seele mit dem Körper man auch annehmen möchte, allemal zugleich mit auf den Körper geſehen werden.

Ich will hier ganz kurz dieſe Erklärung mit dem verbinden, was der Körper dabey thut.

Eine Senſation iſt die von einem äuſſeren Objekt verurſachte Bewegung im Gehirn, welche die Seele gewahrnimmt. Wenn nemlich durch den Eindruck, den ein äuſſerliches Objekt im Gehirne macht, (denn dies iſt doch wohl der Sitz aller Empfindungen) das ganze Nerven- und Fiberuſyſtem in Erſchütterung geſetzt wird; ſo gehet alsdann in der Seele etwas vor, was dieſer Wirkung entſpricht, die Seele wirkt zurück, und der Erfolg dieſer Zurückwirkung heißt Empfindung, Senſation.

Hierbey läßt ſich folgendes bemerken:

1) es würde vergeblich ſeyn, dieſe Zurückwirkung der Seele deutlich erklären zu wollen. Die Verbindung derſelben mit

Wiederholen dieſer Gewahrnehmung, ohne daß das Objekt ſich von neuem darſtellet, iſt die Reminiscenz; kommt hierzu das Bewuſtſeyn, ſie ſchon einmal gehabt zu haben, ſo entſtehet die **Erinnerung** *) daraus. Man verbindet mit dem Worte Recueillement einen andern Begrif,

niscenz. — des Eindrucks, — des Gedächtniſſes; der Aufmerkſamkeit der Beſchauung, u. ſ. w.

mit dem Körper bleibt, aller Verſuche ſie zu erforſchen, noch bis jetzt ein Geheimniß, und wird es immer bleiben, ſo lange wir noch nicht ganz tief in die Grundkräfte des Körpers und der Seele hineindringen.

2) Die Senſation entſtehet in der Seele nur alsdann, wenn ein äuſſerliches Objekt in das Gehirn einen Eindruck macht. Mithin iſt der Gedanke, daß der Körper die Empfindungen nur entwickele, unrichtig, und entſtehet aus der nicht gegründeten Vergleichung deſſen, was in einem einfachen Weſen vorgehet, mit den Verändrungen eines Körpers.

3) Obgleich alle Senſationen von dem Eindruck der äuſſeren Objekte aufs Gehirn, alſo aus der Erſchütterung des Nerven- und Fibernſyſtems entſtehen; ſo iſt es doch die gemeine Meinung, daß unſre Empfindungen ſich an dem Orte des Körpers bilden, und da ihren Sitz haben, wo auf die Nerven von irgend einem Gegenſtand der Eindruck, und die demſelben entſprechende Bewegung des Fibernſyſtems geſchieht.

Herr von Irwing hat ſich hierüber in dem erſten Bande ſeiner Erfahrungen und Verſuche über den Menſchen, Seite 17. weitläuftiger herausgelaſſen.

4) Die Verſchiedenheit der Senſationen bey verſchiedenen Menſchen entſtehet aus der Verſchiedenheit der Organiſation. Helvetius hat alſo Unrecht, wenn er verſchiedene Senſationen bey verſchiedenen Menſchen Nüancen einer und derſelben Senſation nennt.

Anm. des Ueberſ.

*) Eindrücke, welche die äuſſere Objekte im Gehirne verurſacht haben, bleiben in demſelben. Kehren alſo durch den wiederholten Eindruck derſelben Objekte auch die gemachten Erſchütterungen im Gehirne, und in den Fibern zurück, ſo wird dadurch die Geſchmeidigkeit, oder die Beweglichkeit der Fibern vermehrt. Mit dieſer Vermehrung iſt ein gewiſſes Empfindniß verknüpfet, — und dies macht die Erinnrung aus.

Anm. des Ueberſ.

als Sie dadurch ausgedruckt wiſſen wollen; man verſteht nemlich einen Zuſtand darunter, wo man ſich bemühet, von ſeinen Geſchäften loß zu kommen, um einer gewiſſen Sache ernſtlicher nachzudenken. Weil ich aber kein Wort kenne, welches Ihren Begrif hinlänglich ausdruckt, ſo können Sie es freilich behalten, um dadurch die Sache ſelbſt genauer zu bezeichnen.

Wir wenden auf gewiſſe Objekte unſre **Aufmerkſamkeit** *), wenn wir ſie von andern unterſcheiden, und ſie denſelben vorziehen.

Setzt die Seele ihre Aufmerkſamkeit fort, das äuſſere Objekt mag nun zu würken fortfahren, oder nicht; es mag gegenwärtig oder nicht gegenwärtig ſeyn, ſo entſtehet daraus die **Beſchauung**. Lenket ſie ſich ohne Beziehung auf die Handlung und Thätigkeit der Seele auf die Erkenntkenntniß hin, ſo verwandelt ſie ſich in die **Betrachtung**.

---

*) Es iſt der Natur des Menſchen vollkommen gemäß, daß, je ſtärker die Eindrücke der Objekte ins Gehirn ſind, deſto ſtärker werden auch die Organe bewegt, daß alſo blos nach dem Mechanismus die Seele gleichſam dahingezogen werde, wo die ſtärkeren Eindrücke, und Erſchütterungen der Fibern erfolget ſind. Ferner da angenehme Empfindungen die Seele und die Organen in einen ihrer Natur gemäſſen, unangenehme Empfindungen hingegen in einen ihrer Natur widrigen Zuſtand verſetzen; ſo muß der Körper vermöge ſeiner mechaniſchen Struktur die erſteren nothwendig zu behalten, und die letzteren zu entfernen ſuchen. Mithin erfolgt Aufmerkſamkeit.

Hieraus folget abermals, daß, je ſtärker und feſter die Organen ſind, in einem deſto höheren Grade können wir auch aufmerken. Indeſſen lehrt doch die Erfahrung ganz augenſcheinlich, daß die Seele ihre Aufmerkſamkeit in ihrer Gewalt habe, alſo, wie Bonnet ſagt, ihre Bewegkraft über die Fibern ihres Gehirnes nach ihrem Belieben ausüben könne.

Beide Theile des Menſchen, der Körper und die Seele haben alſo ihre Geſchäfte bey der Aufmerkſamkeit. Siehe Tiedemann Unterſuchungen über den Menſchen. Erſter Band, Seite 108. u. ſ. f.

Anm. des Ueberſ.

Wenn der Entzweck der Aufmerkſamkeit dahin gehet, etwas zu lernen, das heißt, Kenntniſſe zu erlangen, um ſie zu behalten, ſo heißt ſie das **Studium**. Eine Sache betrachten, um einen Plan derſelben zu machen, heißt **Nachdenken**.

Herumſchweifen (rever) iſt nichts anders, als eine gewiſſe Gedankenreihe, ohne allem Entzweck, blos des Vergnügens wegen, das ſie gewähret, verfolgen. Daher kann ein ſolches grillenhaftes **herumſchweifen** zur Narrheit verleiten. Man vergißt ſich ſelbſt; man läßt das dic cur hic aus der Acht; man haſcht nach Träumereien und nach Chimaeren; – man **bauet Schlöſſer in die Luft**.

Träume*) und **Senſationen** laſſen ſich nicht füglich anders unterſcheiden, als dadurch, daß **jene** unter einander nicht verbunden ſind, und einer beſondern für ſich beſtehenden Welt gleichen. Der **Schlaf** entſtehet, wenn die Senſationen aufhören; die **Ekſtaſe****) iſt folglich ein ſehr tiefer Schlaf, aus dem man mit vieler Mühe erwachet, und welcher eine innre, wiewol vorübereilende Urſache hat. Dies wird hinzugefüget, um dadurch den ganz tiefen Schlaf auszuſchlieſſen, der aus einem Schlafbringenden Medicament, oder aus einer, zum Beiſpiel, in der Schlafſucht, geſchehenen anhaltenden Verletzung der Verrichtungen der Sinne entſtehet. Die **Ekſtaſe** iſt zuweilen mit Viſionen vergeſellſchaftet. Sie kann aber auch ohne Viſion Statt finden.

---

*) Da die Bewegungskraft der Seele nicht uneingeſchränkt iſt, ſo verfällt ſie nach und nach in eine gewiſſe Entkräftung und Unthätigkeit; die Bewegung des Körpers, beſonders der Fibern werden merklich ſchwächer; und der Körper ſchläft ein.

Indeſſen wirkt doch die Imagination im Schlafe bey Gelegenheit gewiſſer äuſſrer Empfindungen. Daraus ſind die Träume herzuleiten.

Da die Seele bey denſelben ſich mehr leidend, als thätig zu verhalten, oder, wie Bonnet gut ausdrückt, eine bloſſe Zuſchauerinn zu ſeyn ſcheint; ſo iſt hierin ohne Zweifel die Urſache der Unordnungen aufzuſuchen, die wir in den Ideen, woraus die meiſten unſrer Träume entſtehen, zu bemerken pflegen.

Anm. des Ueberſ.

**) Werden innre Empfindungen ſo lebhaft, und ſtark, daß ſie merklich alle übrige verdunkeln, ſo werden wir auſſer uns geſetzt und gerathen in Entzückung.

Die Viſion iſt, meiner Meinung nach, nichts anders, als ein Traum, den man für eine Senſation hält, als wenn er uns würklich die Wahrheit der Objekte lehrte.

Sind dergleichen Viſionen göttlich, ſo machen ſie uns freilich würkliche Wahrheiten bekannt. Zum Beiſpiel, wenn

Die Erſcheinungen, die mit denſelben im Schlafe verbunden ſind, pflegen gemeiniglich in übernatürliche, und natürliche eingetheilet zu werden. Selbſt Leibnitz ſcheint im Ernſt ſolche übernatürliche Träume der Propheten angenommen zu haben.

Ich kann und mag mich hier über die ſo genannten göttlichen Träume der Propheten, und ihre in denſelben erhaltene Offenbarungen nicht erklären. Man ſtößt bey dergleichen Verſuchen, die in der Bibel enthaltene Fakta aus einem philoſophiſchen Auge betrachten zu wollen, auf gar zu viel unangenehme Abwege, als daß es Vergnügen gewähren ſollte, ſich weitläuftig damit abzugeben. Der Philoſoph läßt es alſo, wenn er auf theologiſche Meinungen kommt, lieber bey dem Alten; zumal, wenn er zu ängſtlich iſt, gegen das in der Kirche, wozu er einmal durch ſeine Geburt berufen iſt, angenommene Syſtem etwas zu ſagen.

Man ſehe indeſſen ein ganz neuerlich herausgekommenes Werk über die Viſionen nach, welches durchgehends mit vielem Scharfſinn geſchrieben iſt, und wo dieſe Materie der Länge nach beurtheilt wird.

Es ſcheint indeſſen der denkende Verfaſſer dieſer recht ſehr gemeinnützigen Schrift über die göttlichen Träume mit allem Bedacht hinweggeſchlupft zu ſeyn, weil er — — von denſelben als Philoſoph nicht viel ſagen konnte.

Anm. des Ueberſ.

wenn ſie einzelne ins Detail gehende Prophezeyhungen enthalten, denen der Ausgang aufs vollkommenſte entſpricht.

Philalethes. §. 4. Aus den verſchiedenen Graden der Heftigkeit, und des Nachgebens der Seele im denken folgt, daß das Denken eine Handlung, nicht aber das Weſen der Seele ſey.

Theophilus. "Freilich iſt das Denken eine Handlung, und nicht das Weſen der Seele; aber eine weſentliche Handlung, und alle Subſtanzen können auf dieſe Art handeln," i. e. [illegible] Ich habe oben erwieſen, daß unzählich viele kleine Vorſtellungen in uns liegen, deren wir uns nicht bewußt ſind. Wir ſind nie ohne **Vorſtellung**, öſters aber ohne **Apperceptionen**, wenn wir nemlich keine deutliche Perceptionen haben. Dies iſt ein ſo reicher Schatz und eine ſo groſſe Schönheit in unſrer Seele, daß man ſich wundern muß, wie eine gewiſſe philoſophiſche Sekte und in derſelben die beſten Köpfe, ſich ſo ſehr haben herabwürdigen können, und dieſe Perceptionen nicht hat annehmen ~~können~~ wollen. Eben daher hat auch der Irthum, daß die Seelen ſterblich ſind, einen ſo hohen Grad von Wahrſcheinlichkeit erhalten.

Zwanzigſtes Hauptſtück.

Von den Zufälligkeiten des Vergnügens und des Schmerzens.

Philalethes.

§. 1. Die Gedanken der Seele werden, gleich den Senſationen des Körpers, entweder **gleichgültig**, oder mit Vergnügen und Schmerz vergeſellſchaftet ſeyn. Dieſe Ideen können alſo, ſo wenig, als andre einfache Begriffe, oder die Namen erkläret werden, mit denen man ſie bezeichnet.

Mann kann von dem Vergnügen und dem Schmerz keine Nominaldefinition geben.

Theophilus. „Keine einzige Perception iſt uns völlig gleichgültig. Man nennet ſie ſo, weil die Würkung, die ſie auf uns machet, nicht merklich genug iſt.“ Denn **Vergnügen** und **Schmerz** ſcheinen in einer merklichen Hülfe, und einer merklichen Hinderniß zu beſtehen. Ich gebe übrigens gerne zu, daß dies keine Nominaldefinition ſey, und daß man auch keine ſolche geben könne.

Philalethes. **Gut** *) iſt alles dasjenige, was in uns Vergnügen hervorbringen, oder vermehren, oder den Schmerz verringern und verkürzen kann!

Böſe nennen wir alles das, was in uns einen Schmerz zu erregen, oder zu vergröſſern, oder ein Vergnügen zu vermindern, vermag.

Erklärung des Guten und des Böſen.

Theophilus. Ich denke hierinnen gerade ſo wie Sie. Man theilt das **Gute** gemeiniglich ein in das **Ehrbare**, das **Angenehme**, und das **Nützliche**. Indeſſen glaube ich, daß es **entweder** an und vor ſich ſelbſt angenehm ſeyn, **oder** zu etwas anders, was uns ein angenehmes Empfindniß geben kann, beitragen müſſe. Das heißt: das Gute iſt **entweder** angenehm, **oder** nützlich, und das Ehrbare an und vor ſich ſelbſt beſtehet in dem **Vergnügen der Seele.**

---

*) Der Begrif, welchen Locke mit den zwey Wörtern Gut und Böſe verbindet, kann allerdings mit dem, welchen neuere Philoſophen hievon geben, ganz ſchicklich verbunden werden. Es kommt nur darauf an, wie man Vergnügen und Mißvergnügen erklärt.

Leibniz ſucht Locken zu berichtigen, indem er das Gute in das Angenehme oder Nützliche eintheilet, und das Ehrbare in das Vergnügen des Geiſtes ſetzet, gleichſam, als wäre das Nützliche kein Vergnügen des Geiſtes.

Siehe Fergusons Moralphiloſophie.

Anm. des Ueberſetzers.

Philalethes. §. 4. und 5. Aus Vergnügen und Schmerz entſtehn die Leidenſchaften. Für das, was Vergnügen in uns hervorbringen kann, haben wir **Liebe**; und der Gedanke an Traurigkeit, oder Schmerz, den eine gegenwärtige, oder abweſende Urſache verurſachen kann, iſt der **Haß**. **Liebe und Haß**, wenn ſie ſich auf Weſen, die der Glükſeeligkeit oder der Unglückſeeligkeit fähig ſind, beziehen, iſt oft ein Vergnügen, oder ein Verdruß, wovon wir in uns ſelbſt fühlen, daß ſie aus der Betrachtung ihres Daſeyns, oder ihrer Glükſeeligkeit entſtehen.

Erklärung der Liebe.

Theophilus. Ich habe faſt eben dieſelbe Erklärung von der **Liebe** gegeben, als ich in der Vorrede zu meinem Codex iuris gentium diplomaticus die Grundſätze der Gerechtigkeit erklärte. Ich ſagte nemlich, **lieben** heiſſe geneigt ſeyn, über die Vollkommenheit, das Gute, oder die Glückſeeligkeit des Gegenſtandes, den man liebt, Vergnügen zu empfinden. Daher ſieht man auch in der Liebe auf kein anderes Vergnügen, als auf das, welches uns das Gute oder das Vergnügen des geliebten Gegenſtandes gewährt. In dieſem Sinn lieben wir auch im eigentlichen Verſtande das, was keines Vergnügens und keiner Glückſeeligkeit fähig iſt, nicht; wir gebrauchen zwar die Dinge von dieſer Beſchaffenheit, ohne ſie zu lieben, es müſte denn ſeyn, daß wir uns vorſtellten, ſie beſäſſen würklich eine liebenswürdige Vollkommenheit. Es iſt alſo keine eigentliche Liebe, wenn wir beym Anblick eines ſchönen Gemäldes ſagen, daß wir es lieben. Dieſe Liebe entſteht bloß aus dem Vergnügen, das wir bey den Vollkommenheiten deſſelben empfinden.

Indeſſen kann man den Sinn dieſer Worte ſo weit ausdehnen, als man will; überdem iſt auch der Sprachgebrauch auſſerordentlich verſchieden. Daher unterſcheiden Philoſophen und Theologen die **Liebe des Begehrens**, und die **Liebe des Wohlwollens**. Jene beſteht in dem Verlangen, oder in der Empfindung, die wir für alles das haben, was uns Vergnügen gewährt, ohne uns darum zu bekümmern, ob daſſelbe auch eines Vergnügens fähig ſey. Dieſe beſteht in dem Gefühl für alles das, was uns ſein Vergnügen, oder ſein Glück mittheilt.

Die erſte Art Liebe hat unſer Vergnügen, und die zweite das Vergnügen eines andern zum Hauptentzweck; doch jedesmal, in ſo fern für uns ſelbſt ein gewiſſer Grad von Vergnügen entſteht. Denn es läßt ſich nicht gut gedenken, und, (man ſage dagegen was man wolle), der ſo allgemeine Eigennutz iſt Bürge dafür, daß wir uns für nichts intereſſiren werden, was nicht einigermaſſen mit unſerm Vortheil zuſammenhängt. Auf dieſe Art muß man die uneigennützige und **nicht nach Lohn haſchende Liebe** *) verſtehen, um auf der einen Seite durch das Edle und

---

*) Der Moral erwachſen allerdings beträchtliche Vortheile, wenn das Syſtem von der innren Güte, und Liebenswürdigkeit der Tugend ſorgfältig bebauet, und die Tugend ihrer eigenthümlichen Schätzbarkeit wegen, ohne alle Rückſicht auf Belohnungen empfohlen wird. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich unter dem Wort Lohn (Belohnungen) poſitive, willkührliche Vergeltungen verſtehe. Dies ſcheinen diejenigen, die ſich zuweilen ſo ſehr gegen dies Syſtem ſträuben, nicht vor Augen gehabt zu haben; daher kommt es auch, daß ſie es nicht ſelten als ein der chriſtlichen Religion nachtheiliges Lehrgebäude verſchreyen.

Ich kann daher nach meinen Ueberzeugungen nicht einmal dem Herrn von Leibniz Recht geben, wenn er bey der uneigennützigſten Tugend der Menſchen demohnerachtet einigen Zuſammenhang derſelben mit unſerm Privatintereſſe zugiebt. Ich ſollte glauben, daß die Tugend lediglich um ihr ſelbſt Willen ausgeübt werden müſſe. ″Will man das damit unzertrennlich verbundene Vergnügen einen Vortheil nennen, ſo iſt das im Grunde nichts ſchlimmes, — und dann müſſen wir freilich unſres eigenen Nutzens wegen tugendhaft ſeyn.=

Sollte man nicht dadurch ſehr viel zur ausgebreitetern wirklichen Ausübung der Tugend beitragen, wenn man in der Erziehung der Kinder, und in der öffentlichen Religionsunterweiſungen ganz und gar nicht auf die Vergeltungen in jenem Leben verwieſe? wir würden wenigſtens nicht ſo viel intereſſirte Chriſten erziehen. — —

Herr

und Groſſe derſelben zur Nachahmung bewogen zu werden, aber auch auf der andern nicht in ein Gewebe von Chimären und Hirngeſpinſte zu gerathen.

† Mißmuth, Unbehaglichkeit.

Philalethes. §. 6. Der **Verdruß**, † (den die Engländer Uneaſineſs nennen), den wir wegen der Abweſenheit eines Dinges empfinden, welches uns ſehr viel Vergnügen machen würde, wenn es gegenwärtig wäre, heißt das **Verlangen**.

Dieſer **Verdruß** iſt, wo nicht der erſte, doch der ſtärkſte Antrieb zur Induſtrie und Thätigkeit der Menſchen; denn ſo groß auch das Gute ſeyn mag, welches man jemanden

---

Herr Garve, hat die ganze Sache ungemein richtig erwogen. Er drückt ſich in ſeinen Anmerkungen zu Ferguſons Moralphiloſophie S. 400--401. hierüber folgendergeſtalt aus:

„Das Syſtem von der inneren Güte der Tugend hat der Religion gefährlich geſchienen, weil man glaubte, daß es die Belohnungen unnöthig machte. Aber man ſage mir: welches ſollen dieſe Belohnungen ſeyn, die man der Tugend in einem künftigen Leben verſpricht? Sind es Vergnügungen, die uns von auſſen zuflieſſen; Eindrücke, die andere Dinge auf uns machen, ſo wie es die ſinnlichen Empfindungen itzt ſind? nun ſo ſage irgend jemand, warum dieſe Vergnügungen nicht hier ſchon geſchätzt und geſucht werden dürfen; warum ſie der Tugend zu Ehren aufgeopfert werden ſollen, da die Tugend uns nichts beſſeres anzubieten hat? Ueberdies, da ſich alle dieſe Vergnügungen auf einen Körper beziehen, ſo können wir ſie uns nicht anders, als in Raum und Zeit eingeſchränkt vorſtellen. Beſtehen aber dieſe Belohnungen in einer gröſſeren Ausbreitung unſrer Wirkſamkeit; ſind es neue Gelegenheiten, die uns zu Handlungen verſchaft werden; iſt es ein höherer Poſten, der uns anvertraut werden ſoll; nun ſo muß doch wahrhaftig in der Handlung ſelbſt etwas gutes liegen; ſo muß es auch ſchon in den guten Handlungen liegen, die wir hier thun; ſo muß die Tugend um ihrer ſelbſt willen gewählt werden, weil nur die Tugend die Belohnung ſeyn kann.„

Anm. des Ueberſ.

den vorhält, deſſen Abweſenheit aber ihm weder Mißvergnügen, noch ſonſt unangenehme Empfindungen verurſacht, oder ſo bald er, ohne es zu beſitzen, ganz ruhig und zufrieden iſt; ſo wird er ſich ganz und gar nicht darum bekümmern, und noch weniger Zeit und Kräfte darauf wenden, es zu erlangen. Er fühlt für dieſe Art des Guten ein **bloſſes Wollen** (velleité) Ein Kunſtwort, wodurch man den niedrigſten Grad von Verlangen bezeichnet, welches dem Zuſtand der Seele in Abſicht einer ihr ganz gleichgültigen Sache am nächſten kommt, wenn nemlich das aus der Abweſenheit eines Dinges entſtandene Mißvergnügen, ſo wenig auf ſich hat, daß es nur ſehr ſchwache und unbedeutende Wünſche, aber nichts weniger, als die Betriebſamkeit, es zu erlangen, erweckt. Dies Verlangen wird durch das Urtheil, daß man das gewünſchte Gute nicht eher erlangen könne, als bis dieſe Unruhe der Seele entweder ganz verdrenget, oder doch in einem merklichen Grad gemäſſigt ſey, ſchwächer und endlich ganz und gar unterdrückt.

Uebrigens habe ich meine Ihnen anjetzt vorgetragene Gedanken über die Unruhe dem berühmten Engländer zu verdanken, deſſen Meinungen ich ſo oft nenne. Ich war im Anfang ſehr ungewiß, was ich unter dem Worte Uneaſineſs verſtehen ſollte. Indeſſen bemerkt der franzöſiſche Ueberſetzer, deſſen Sprachkenntniß nicht in Zweifel gezogen werden kann, am Rande des zwanzigſten Hauptſtücks im 6. §. daß der Verfaſſer unter dieſem Worte den Zuſtand eines Menſchen verſteht, der nicht in ſeiner gewöhnlichen **Bequemlichkeit** iſt, welchem **Ruhe** und **Zufriedenheit** fehlt; welcher ſich alſo ganz leidlich gegen das Vergnügen verhalten muß. Er bemerkt noch überdem, daß das Wort **Unruhe*** (**Verdruß**) den Sinn freilich nicht erſchöpfe, daß es aber doch demſelben ganz nahe komme.

* Uneasiness wird durch Mißmuth, Mißbehagen, Unbehaglichkeit, am besten übersetzt.

Dieſe Bemerkung iſt in Abſicht des folgenden Hauptſtücks von der **Macht** ungemein nöthig und nützlich; weil der Verfaſſer in demſelben ſehr viel von dieſer Art der Unruhe redet. Denn wollte man hiemit die eben angeführte

Jdee

Idee nicht verbinden, ſo könnte man den Inhalt dieſes Hauptſtücks, der doch ſonder Zweifel einer der wichtigſten und ſubtileſten in dem ganzen Werke iſt, nicht im geringſten verſtehen.

Erklärung der Unruhe, und des Verlangens.

Theophilus. Der Ueberſetzer hat vollkommen Recht. Aus der Lektüre dieſes fürtrefflichen Werkes habe ich gelernt, daß die nähere Betrachtung der **Unruhe** ein vorzüglich wichtiger Punkt iſt, wo dieſer Gelehrte ganz beſonders ſeinen Scharfſinn, und die tiefgehende Penetration ſeines Geiſtes an den Tag legt. Ich wandte daher gleich einen hohen Grad meiner Aufmerkſamkeit darauf, und da ich die Sache hin und her wohl überlegt hatte, ſo ſchien es mir beinahe, daß das Wort **Unruhe**, (Verdruß), wenn es auch den Sinn des Verfaſſers nicht vollſtändig genug ausdruckt, demohnerachtet der Natur der Sache, und der Natur des engliſchen **Wortes Uneaſineſs**, ſehr genau anpaſſe; – wollte man hingegen dadurch ein Mißvergnügen, oder einen Gram, oder eine gewiſſe Unbequemlichkeit, oder überhaupt einen würklichen Schmerz verſtehen, ſo würde es derſelben widerſprechen. Ich wollte eher ſagen, in dem Verlangen liege eine Diſpoſition und Vorbereitung zum Schmerz, als der Schmerz ſelbſt. Es kann zwar gar nicht geläugnet werden, daß dieſe Perception von derjenigen, die ſich in dem Schmerz einfindet, nur wie das Kleinere vom Gröſſeren verſchieden ſey; das kommt aber daher, weil der Grad zum Weſen des Schmerzens gehöret. Dies beſtätigt ſich gleichfalls durch den würklichen Unterſchied, zwiſchen der Luſt zu eſſen, und zu trinken, (**Appetit**) und dem Hunger ſelbſt. Wenn der Reitz des Magens zu heftig wird, ſo verurſacht er unangenehme Empfindungen; und wir müſſen hier abermals zu dem angenommenen Syſtem von den kleinern Vorſtellungen, deren wir uns nicht bewußt ſind, unſre Zuflucht nehmen, weil uns ſonſt die mit dem Appetit und dem Hunger vergeſellſchaftete Empfindungen, wenn ſie zu bemerkbar wären, Schmerz verurſachen würden.

Wie unendlich hat alſo der Urheber unſers Weſens für unſer wahres Gute geſorgt, da er die Einrichtung in unſrer Natur getroffen, daß wir uns öfters in einem Zuſtand der Unwiſſenheit und verworrener Perceptionen befinden! Wir handeln nun weit ſchleuniger nach Inſtinkt; und das hat abermals den beträchtlichen Nutzen, daß uns die zu lebhafte Senſationen einer groſſen Menge von Objekten kein Mißvergnügen verurſachen, die die Natur, wenn ſie uns auch nicht ſo recht anſtehen, doch unſertwegen aus der Reihe der Dinge nicht weglaſſen konnte. Was für eine Menge von Inſekten ſchlucken wir herunter, ohne es gewahr zu werden? wie manchem iſt ſein zu feiner Geruch zur Laſt? und wie häufig würden wir Gegenſtände des Eckels erblicken, wenn unſer Geſicht noch ſchärfer und eindringender wäre?

Aus eben den weiſen Abſichten hat uns die Natur den mächtigen Antrieb des Verlangens zum erſten Anfang des Schmerzens, oder als einen halben Schmerz, oder (wenn wir uneigentlich reden wollen, um uns deſto ſtärker ausdrucken zu können), als kleine Schmerzen, deren wir uns aber nicht bewußt ſind, gegeben, damit wir das **Uebel zu unſerm Vortheile benutzen möchten**, ohne daß es uns unangenehme Empfindungen verurſachte. Wäre dieſe Perception zu deutlich, ſo wären wir eben deshalb, weil wir immer das Gute erwarten und hoffen, auch immer elend und beklagenswerth. Itzt gewährt uns der Sieg über dieſe halbe Schmerzen, welche wir empfinden, ſo oft wir dem Triebe unſers Verlangens nachhängen, und dieſe heftige Begierde nur einigermaſſen befriedigen, ſehr viele halbe Vergnügen, die, wenn ſie fortgeſetzet und der Anzahl nach vermehret werden, (gerade, wie bey der Fortſetzung des Stoſſes eines ſchweren herabfallenden Körpers, der dadurch neue Schnelligkeit erhält), zuletzt in ein ganzes und vollkommnes Vergnügen übergehen.

Im Grunde betrachtet würde auch, wenn dieſe halbe Schmerzen nicht da wären, gar kein Vergnügen ſeyn;

wir könnten dann auch niemals zu dem Bewußtſeyn gelangen, daß bey den verſchiedenen Hinderniſſen unſrer Zufriedenheit doch mancherley uns beruhigen, und gelaſſen mache. Eben dadurch laſſen ſich die Gränzen des Vergnügens und des Schmerzens recht genau angeben: welches **Sokrates** in dem Phädon des Plato that, als er auf ſeinen Füſſen nicht mehr ſtehen konnte. Dergleichen Betrachtung der kleinen Unterſtützungen, und unmerklichen Befreiungen der aufgehaltenen Beſtrebſamkeit (tendance), woraus endlich ein merkliches Vergnügen entſtehet, hilft uns auch zu einer deutlicheren Erkenntniß der verworrenen Idee, die wir von **Vergnügen** und **Schmerz** haben und haben müſſen. Gerade, wie das Empfindniß der Wärme oder des Lichts aus der Menge der kleinen Bewegungen entſtehet, welche die Bewegungen der Objekte bezeichnen, und die, (wie ich im **neunten** Hauptſtücke bemerkt habe), von jenen nur dem Scheine nach, und, weil wir uns dieſer Analyſe nicht bewußt werden, verſchieden ſind. Sehr viele Philoſophen in unſern Tagen nehmen an, daß unſre Ideen von den ſinnlichen Beſchaffenheiten von den Bewegungen und Veränderungen der Objekte ſelbſt ganz und gar verſchieden, und etwas urſprüngliches, unerklärliches, ſogar etwas willkürliches wären, gleich als wenn Gott der Seele Empfindungen nach ſeinem freien Willkühr, und nicht nach den würcklichen Veränderungen ihres Körpers verſchaffte. Eine Meinung, die der wahren Analyſe unſrer Seele ganz und gar widerſpricht.

Doch ich muß auf die **Unruhe** ſelbſt wieder zurückkommen. Dieſe unbemerkliche Antriebe und Bekümmerniſſe, die uns, damit ich mich ſo ausdrucke, beſtändig in Odem erhalten, ſind nun nichts anders, als verworrene Beſtimmungen, ſo daß wir oft ſelbſt nicht wiſſen, was uns eigentlich fehle; da wir bey den **Neigungen**, und **Leidenſchaften** hingegen wenigſtens das kennen, wonach wir uns ſehnen, ob es gleich nicht zu läugnen iſt, daß ſich auch verworrene Perceptionen in dieſelben gewöhnliche Art zu würken, einmiſchen, ja daß die Leidenſchaften ſelbſt dieſe Unruhe, oder dieſe heftige Begierde verurſachen. Dieſe Neigungen gleichen ſo viel kleinen Stahlſedern, die ſich alle gern loßſpannen wollen, und dadurch unſre Maſchinen in Würkſamkeit ſetzen. Dem zufolge, wie ich ſchon bemerkt habe, ſind wir auch **dann** nicht einmal gleichgültig, wenn wir es ganz und gar zu ſeyn ſcheinen, zum Beiſpiel, wenn wir uns am Ende einer Allee auf die rechte, und nicht auf die linke Seite umwenden. Das, was wir alsdann thun, hängt von dieſem nicht empfindbaren Beſtimmungen ab, welche aus den Würkungen der Objekte, und aus der innren Thätigkeit des Körpers entſtehen, wodurch wir alſo die Bewegung auf dieſe Seite bequemer finden, als die auf eine andere. An einer Uhr iſt ein gewiſſes langes Gewicht, welches ſich beſtändig bewegt, und daher die **Unruhe** heißt. Etwas Aehnliches iſt in unſerm Körper, als welcher niemals in ganz vollkommner Ruhe ſeyn wird. So bald nur ein Objekt einen neuen Eindruck in denſelben machte, oder nur eine kleine Veränderung in ſeinen Organen, oder Eingeweyden, oder andern Gefäſſen erfolgte, ſo würde ſie ihn aus ſeinem Gleichgewichte bringen, und dieſen Theilen eine elaſtiſche Kraft eindrucken, ſich, ſo gut als ſie könnten, wieder in die vorige Lage zurückzuſchwingen. Daraus entſteht ein beſtändiger Streit, der gleichſam die Unruhe unſrer Uhr ausmachet, und dies hat mich auf dieſe Benennung gebracht, weil ſie der Sache ſelbſt angemeſſen iſt.

Philalethes. §. 6. Die **Freude** iſt das Vergnügen der Seele, welches aus der Betrachtung eines gegenwärtigen, oder doch gewiß zukünftigen Guten entſtehet. Wir ſind aber alsdann in dem Beſitz eines Guten, wenn wir es ſo in unſrer Gewalt haben, daß wir es gebrauchen können, wenn wir wollen.

Von der Freude.

Theophilus. Es iſt ein Hauptfehler der Sprache, daß uns oft die eigentlichen Kunſtwörter fehlen, wenn wir nahe an einander grenzende Be-

Unterſchied zwiſchen Gaudium, und Laetitia.

Begriffe ausdrücken wollen. Vielleicht entſpricht das lateiniſche Wort gaudium dieſer Erklärung der Freude eher, als das Wort laetitia. Dies leztere ſcheint mir mehr einen Zuſtand anzuzeigen, wo das Vergnügen das Uebergewicht über uns hat. Denn auch in der heftigſten Traurigkeit, und mitten unter den folterndeſten Sorgen kann man ſich doch ein Vergnügen machen, zum Beiſpiel, wenn man trinkt, oder ein gutes Concert anhöret, obgleich das Mißvergnügen daſſelbe beſtändig überwieget. So kann unter den heftigſten Schmerzen die Seele doch Freude empfinden, wie wir es an den Märtyrern bemerken.

Von der Traurigkeit

Philalethes. §. 8. Die **Traurigkeit** iſt die Unruhe, welche in der Seele entſteht, ſo bald ſie an ein verlohrnes Gut, das ſie länger hätte genieſſen können, gedenkt, oder wenn ſie ein würklich gegenwärtiges Uebel empfindet.

Theophilus. Nicht nur ein gegenwärtiges würkliches Uebel, ſondern auch die Furcht vor einem Zukünftigen kann uns traurig machen. Ich glaube daher, daß die Erklärungen, welche ich von der Freude und Traurigkeit gegeben habe, dem Sprachgebrauch gemäſſer ſind.

Im Schmerz und in der Traurigkeit liegt mehr als in der Unruhe.

Indeſſen iſt der Schmerz und die Traurigkeit ſchon etwas mehr, als die **Unruhe**. Dieſe miſcht ſich ſogar in die Freude ein, weil ſie den Menſchen thätiger, heitrer, hofnungsvoller und geſchickter macht, immer weiter vorwärts zu gehen. Man hat Fälle, daß Leute mitten in der Freude aus zu groſſer Erſchütterung des Körpers geſtorben ſind. Folglich iſt ſie ſtärker, als die Unruhe.

Philalethes. §. 9. Die **Hofnung** iſt das Vergnügen der Seele, wenn ſie ſich den künftigen Genuß eines Guten vorſtellet, welches im Stande iſt, ihr Vergnügen zu verſchaffen. §. 10. Die **Furcht** beſteht in der Unruhe der

Seele, wenn ſie an ein Uebel gedenkt, daß ihr in der Zukunft widerfahren kann.

Theophilus. Verſtehet man unter der Unruhe ein Mißvergnügen, ſo gebe ich zu, daß ſie allemal mit der Furcht verbunden iſt, nimmt man es aber für jenen unmerklichen Antrieb, der uns zu unſern Handlungen mächtig und gewaltſam ermuntert, ſo kann ſie auch mit der Hofnung verbunden ſeyn.

Die Stoiker hielten die Leidenſchaften für **Meinungen** *) Sie erklärten folglich die Hofnung durch die Meinung, daß man in der Zukunft ein Gut erlangen, und die Furcht durch die Meinung, daß uns in der Zukunft ein Uebel begegnen werde.

Die Leidenſchaften ſind Tendenzen der Seele, die aus ihren Meinungen entſtehen.

Nach meiner Theorie, ſind die Leidenſchaften weder Vergnügen, noch Mißvergnügen, noch Meinungen, ſondern Bewegungen, oder vielmehr Modificationen der aus der Meinung, oder Empfindung entſtehenden Tendenz, welche Vergnügen, oder Mißvergnügen verurſachen.

---

*) Nach dieſer ihrer Erklärung von den Leidenſchaften iſt auch ihre ſo verſchriene Apathie zu beurtheilen.

Da nemlich nach ihrem Syſtem die Leidenſchaften weiter nichts waren, als ungegründete Urtheile, falſche irrige Meinungen, durch die wir den Werth der Dinge lediglich nach ihren erſten angenehmen, oder unangenehmen Eindrücken beſtimmen (ſie nannten ſie *opiniones, & indicia levitatis*); ſo iſt ihre Apathie, die ſie von einem Weiſen verlangen, nicht nur ſehr gut zu erklären, ſondern ſie wird auch wirklich eine Quelle von tauſendfachen Vergnügungen. Sie beſteht alsdann in der ernſtlichen Bemühung, ſich von dem Werthe, oder Unwerthe der Dinge richtige Begriffe zu machen, die Tugend nur allein für das einzige wahre Gut zu halten, die Laſter allein für wahre Uebel anzuſehen; — nicht nach einem jeden Eindruck äuſſerer Gegenſtände zu handeln, ſondern die richtigen Grundſätze der Vernunft allein das Gute beſtimmen zu laſſen.

Herr von Leibniz kommt der ſtoiſchen Erklärung ziemlich nahe.

Anm. des Ueberſ.

Philalethes. §. 11. Die **Verzweifelung** iſt der Gedanke, daß man ein gewiſſes Gut nicht erlangen werde. Sie kann Verdruß und Schmerz, aber auch ſehr oft Ruhe und Fühlloſigkeit verurſachen.

Theophilus. Nimmt man die Verzweifelung für eine wirkliche Leidenſchaft, ſo kann man ſie durch eine ſehr heftige Bewegung, die auf einmal in ihrem Laufe aufgehalten wird, erklären. Daher entſtehet ein heftiger Streit, und ein groſſes Mißvergnügen. Folgt aber auf die Verzweifelung Ruhe und Indolenz; ſo iſt ſie mehr eine Meinung, als eine Leidenſchaft.

Philalethes. §. 12. Der **Zorn** beſteht in dem Verdruß, oder in der unruhigen Bewegung des Gemüthes über ein angethanes Unrecht, mit dem Verlangen, es ſogleich zu rächen.

Vom Zorne.

Die Begierde ſich zu rächen, findet auch ohne Zorn Statt.

Theophilus. Der Zorn ſcheint mir etwas einfacheres und allgemeineres zu ſeyn, weil wir finden, daß die Thiere auch zornig werden, ob man ihnen gleich kein Unrecht anthut. In dem Zorne zeigt ſich ein ſehr heftiger Trieb, das Böſe von ſich zu ſchaffen. Die Begierde, ſich zu rächen, findet auch bey kaltem Blute und eher Statt, wenn man Haß, als, wenn man Zorn in ſeinem Herzen nähret.

Philalethes. §. 13. Der **Neid** iſt die Unruhe (das Mißvergnügen) der Seele, welches aus der Betrachtung eines Gutes entſtehet, das wir wünſchen, das aber ein andrer beſitzt, der es unſrer Meinung nach nicht beſitzen ſollte, weil er es nicht vor uns voraus verdient.

Von dem Neid

Theophilus. Dieſer Erklärung zufolge würde ſich der Neid auf billige und richtige Grundſätze ſtützen, und mithin Lob verdienen.

Indeſſen weiß ich nicht, ob man nicht zum öftern ein anerkanntes Verdienſt eines andern beneidet, welches man verachten würde, ſo bald man es beſäſſe *). Man beneidet öfters gewiſſe Perſonen über ein Gut, das man nicht einmal zu haben wünſcht. Man würde ſich begnügen, wenn man ihnen dies Gute nehmen könnte, ohne an den Beſitz deſſelben je zu gedenken, ja ohne ihn hoffen zu dürfen. Manche Güter ſind der Mahlerey in **Fresko** ähnlich. Man kann ſie auslöſchen und zerſtören, aber nicht entwenden.

Philalethes. §. 17. Die meiſten Leidenſchaften haben bey den meiſten Menſchen Wirkungen auf ihren Körper, und verurſachen verſchiedene Veränderungen in demſelben. Dieſe Veränderungen ſind aber nicht immer ſichtbar. Die **Scham**, zum Beiſpiel, oder die Unruhe der Seele, wenn man etwas unanſtändiges, oder etwas anderes gethan zu haben glaubt, was die Hochachtung, in der man ſtehet, verringert, und ſchmälert, iſt nicht immer mit einer Erröthung vergeſellſchaftet **).

Von der Scham. **Theophilus.** Wollte man nur die äuſſeren Bewegungen des Körpers, die mit den Leidendenſchaften verbunden ſind, mehr ſtudieren; ſo würde man finden, daß man ſie ſo leicht nicht verbergen könne. Bey der Scham läßt ſich noch dieſe Anmerkung machen, daß beſcheidene Menſchen öfters ſchon Bewegungen fühlen, welche denen, die die Scham verurſacht, ähnlich ſind, wenn ſie nur eine unanſtändige Handlung ſehen *).

---

*) Das druckt Pope ſehr gut aus, wenn er ſagt: Verdienſt erzeugt den Neid, ſo wie der Körper Schatten von ſich wirft. Der Neid zeigt das Verdienſt, — und der Rauch das Feuer an.

Anm. des Ueberſ.

**) Es werden nur ſeltene Fälle ſeyn, wo die Röthe dem Schamhaften nicht ins Geſichte ſteiget. Es kann ſich ereignen, daß der Scham noch eine andre Leidenſchaft, z. B. der Schreck, ſo geſchwind hintereinander folgt, daß die mit demſelben verbundene Bläſſe des Angeſichtes, die Röthe der Schamhaſtigkeit beſiegt. So können es auch manche Menſchen in der Gewohnheit Böſes zu thun, ſo weit bringen, daß ſie zuletzt alle Schamhaſtigkeit verlieren. Daher nennt man auch gemeiniglich die Schamröthe die Leibfarbe der Tugend. Man hat ſogar Beiſpiele, daß Menſchen, zwar nicht im Geſichte, aber doch an dem Körper für Scham erröthen. Haller, und Zimmermann liefern dergleichen Beiſpiele.

Anm. des Ueberſ.

Ein

---

*) Das ganze Hauptſtück beſchäftigt ſich mit der Zergliederung deſſen, was bey den Leidenſchaften in der Seele vorgeht. Leibniz denkt aber nicht einmal daran, das Geſchäfte des Körpers gleichfalls anzuzeigen. Man kann dieß allerdings damit entſchuldigen, daß er eigentlich nur Locken widerlegen wollte, der den Körper gleichfalls nicht in Rechnung bringt.

Indeſſen hat doch Bonnet durchaus Recht, wenn er ſich in ſeiner Analyſe beklagt, daß man von den Leidenſchaften dicke Bände geſchrieben, daß man ſich aber dabey mehr bemühet habe, ihre Charaktere, und ihre Wirkung zu ſchildern, als bis zu ihrer Mechanik hinaufzuſteigen.

Er verſucht auch, eine Mechanik derſelben zu liefern, — die aber meines Bedünkens noch zu unvollſtändig iſt. Herr Zückert hat in ſeinem kleinen, aber ſchätzbaren Werke über die Leidenſchaften in der That ſchon mehr geleiſtet, — ob er gleich, wie es dann ſein Plan erforderte, öfters als Arzt, und nicht als Philoſoph geſchrieben hat.

Es wäre zu wünſchen, daß dieſe noch nicht kultivirte Gegend der Philoſophie von einem gründlichen Philoſophen bald bebauet, und dadurch theils auf einmal ſo vielen Schwürigkeiten abgeholfen würde, die man in dieſer Materie noch immer erheben kann, theils auch ein Weg zu fruchtbaren Grundſätzen gebahnet werden möchte, nach denen die Herrſchaft über die Leidenſchaften leichter, und der Kampf, den Fleiſch und Blut ſo oft erregen, nicht mehr ſo ſauer werden würde.

Anm. des Ueberſ.

Ein und zwanzigſtes Hauptſtück.

Von der Macht, und von der Freiheit.

Philalethes.

§. 1. Indem die Seele beobachtet, daß das eine Ding zu ſeyn aufhöret, ein andres hingegen, das vorhero noch nicht war, zu exiſtiren anfängt, indem ſie alſo von dem, was ſie beſtändig von den geſchehenen Veränderungen wahrgenommen hat, ſchließt, daß dergleichen Veränderungen auch künftig in eben den Dingen durch dergleichen würkende Weſen, und auf gleiche Weiſe erfolgen werden: – ſo betrachtet ſie in dem einen Dinge die Möglichkeit, daß eine ihrer einfachen Ideen geändert werden könne, und in dem andern die Möglichkeit eine ſolche Veränderung hervorbringen zu können. Sie gelangt alſo zu der Idee, die wir **Macht** nennen.

Theophilus. Soll das Wort **Macht** ſo viel ſeyn, als das lateiniſche potentia, ſo iſt ſie der **Handlung** entgegengeſetzt; und dann macht der Uebergang der Macht zur **Handlung** die **Veränderung** aus. Dieſen Begrif verbindet *) **Ariſtoteles** mit dem Worte **Bewegung**, wenn er ſie durch

Die Veränderung iſt der Uebergang der Macht zur Handlung.

---

*) Er erklärt im dritten Buch ſeiner Naturlehre, im erſten Hauptſtück die Bewegung folgendergeſtalt:

Ἡ δὲ τοῦ δυνάμις ὄντος ἐντελέχεια, ὅταν ἐντελεχεία ὂν ἐνεργῆ, ἢ αὐτὸ, ἢ ἄλλο, ᾗ κινητὸν, κίνησίς ἐςι, λέγω δὲ τὸ ᾗ, ὧδε. Ἐςι γὰρ ὁ χαλκὸς δυνάμει ἀνδριὰς, ἀλλ᾽ ὅμως οὐχ ἡ τοῦ χαλκοῦ ἐντελέχεια, ᾗ χαλκὸς, κίνησίς ἐςιν· οὐ γὰρ τὸ αὐτὸ τὸ χαλκῷ εἶ, καὶ δυνάμει τινὶ κινητῷ· ἐπεὶ εἰ ταυτὸν ἦν ἁπλῶς καὶ κατὰ τὸν λόγον, ἦν ἂν ἡ τοῦ χαλκοῦ, ᾗ χαλκὸς ἐντελέχεια, κίνησις· οὐκ ἔςι δὲ ταυτὸ, ὥσπερ εἴρηται· δῆλον δὲ ἐςι ἐπὶ τῶν ἐναντίων· Τὸ μὲν γὰρ δύνασθαι ὑγιαίνειν, καὶ δύνασθαι κάμνειν, ἕτερον· Καὶ γὰρ ἂν τὸ κάμνειν, καὶ τὸ ὑγιαίνειν, ταυdurch die **Handlung**, oder durch das **Vermögen zu handeln** erklärt, welches eine **Macht hat**. Man kann alſo die Macht überhaupt durch die Möglichkeit irgend einer Veränderung erklären. Da nun dieſe Veränderung, oder die Handlung dieſer Möglichkeit in dem einem Subjekt eine Handlung, in dem andern ein Leiden iſt, ſo entſtehet daraus eine doppelte, eine **thätige**, und eine **leidende** Macht.

Die Macht beſteht in der Möglichkeit der Veränderung.

Die **thätige** Macht kann ein **Vermögen** (faculté) die **leidende** eine **Fähigkeit**, oder **Receptivität** genannt werden.

Die thätige Macht iſt ein Vermögen die leidende eine Receptivität.

Die **thätige** Macht hat manchmal einen noch ausgedehnteren Sinn, wenn man auſſer dem Vermögen ſchlechtweg, noch eine **Tendenz** darunter verſteht, — und in dieſer Bedeutung nehme ich ſie in meiner **Dynamik**.

Wenn eine Tendenz zugleich mit dem Vermögen verbunden iſt, ſo kann man es eine Kraft nennen.

Man könnte ſie auch eine **Kraft** (force) nennen, und dann wäre dieſe Kraft **entweder** eine Entelechie, **oder** die Bemühung dieſe Kraft zu gebrauchen. Denn das Wort **Entelechie**, (wenn es auch **Ariſtoteles** in ſo allgemeinen Sinne nehmen ſollte, daß es beides Handlung, und Beſtrebung (Bemühung) zu handeln bedeutete), ſcheint mehr **auf die urſprünglichen wirkenden Kräfte**, und das Wort **Beſtrebung**, (effort) auf die **abgeleiteten** zu gehen. Es giebt ſogar eine Art von **leidender** Macht, die noch reeller und beſondrer iſt. Dieſe befindet ſich in der Materie, die nicht nur **Beweglichkeit** (mobilité), welche die **Fähigkeit** oder die **Receptivität** der Bewegung in ſich begrei-

Entelechie und Bemühung (effort), ſind unterſchieden.

In der leidenden Macht iſt Beweglichkeit, und Widerſtand.

ταὐτὸν ἦν· τὸ δὲ ὑποκείμενον καὶ τὸ ὑγιαῖνον, καὶ τὸ νοσεῖν εἴθ' ὑγρότης εἴθ' αἷμα ταὐτὸν ἐκεῖ δ' οὐ ταὐτὸν, ὥσπερ οὐδὲ χρῶμα ταὐτὸν καὶ ὁρατόν, ἡ τοῦ δυνατοῦ, ᾗ δυνατὸν, ἐντελέχεια, φανερὸν, ὅτι κίνησίς ἐστιν. &c. **Anm. d. Ueberſ.**

greifet, ſondern auch **Widerſtand** hat, welcher die **Undurchdringlichkeit** und die **Trägheit** in ſich ſchlieſſet. Die **Entelechien**, oder die urſprünglichen und ſubſtanziellen Tendenzen, wenn ſich Perceptionen mit denſelben vergeſellſchaften, ſind die **Seelen**.

Philalethes. §. 3. Die Idee der **Macht** *) ſchließt eine Beziehung in ſich; und wo iſt auch wohl ein

Be

---

*) Locke fiel in denſelben Fehler, den ſchon vor ihm die Scholaſtiker, und andre Philoſophen mehr nicht vermeiden konnten, daß er nemlich Macht und Kraft für gleich bedeutend hielt, und folglich auf keine verſtändige Weiſe erklärte, wie die thätige Macht ſo wirkſam werde, daß nun hieraus die Handlung wirklich erfolget, die vorhero nicht erfolgte.

Herr von Leibniz hat den Unterſchied zwiſchen einer bloſſen Macht und der Kraft am deutlichſten und genaueſten entwickelt.

„Differt, ſagt er in den *Actis Erudit. Lipſ. A. 1694.*
„pag. 111. Vis activa a potentia nuda, vulgo ſcholis co-
„gnita, quod potentia activa Scholaſticorum ſeu facultas ni-
„hil aliud eſt, quam propinqua agendi poſſibilitas; quae
„tamen aliena excitatione & velut ſtimulo indiget, vt in
„actum transferatur. Sed vis activa actum quendum ſiue
„ἐντελέχειαν continet, atque inter facultatem agendi actio-
„nemque ipſam media eſt, & conatum inuoluit; atque ita
„per ſe ipſam in operationem fertur; nec auxiliis indiget,
„ſed ſola ſublatione impedimenti.„

Zur Erläuterung wählt er zwey deutliche Beiſpiele. Das eine nimmt er von einem ſchweren an einem Strick hängenden Körper, das andere von einem geſpannten Bogen her. Beide, der hängende Körper ſo wohl, als der geſpannte Bogen äuſſern eine ſtete Bemühung. Jener dehnet den Strick ſo ſtark aus, als er nur immer kann, weil er ſich gern zum Mittelpunkt der Erde bewegen will; dieſer iſt eifrigſt bemühet, ſich wieder in den vorigen Stand zu ſetzen, in dem er ſich vor der Spannung befand. Bey beiden kann keine Wirkung erfolgen, weil bey beiden eine Verhinderung vorhanden iſt; — dem einen widerſtehet der Strick, an dem er angebunden iſt, dem andern das Eiſen oder das Holz, in deſſen Ausſchnitte die Sehne bey der Aufſpannung

ein.

Begrif, zu welcher Gattung er nur immer gehöre, der nicht einigermaſſen relativ ſey? haben nicht unſre Ideen der Ausdehnung, der Dauer, und der Zahl eine geheime Beziehung auf Theile? Bey der Figur und Bewegung bemerken wir eben dies noch ſichtbarer. Was ſind die ſinnlichen Beſchaffenheiten anders, als die **Macht** verſchiedener Körper in Beziehung auf unſre Perception? hängen ſie nicht, wenn man ſich dieſelben in den Dingen vorſtellet, von der Gröſſe, Figur, von der Zuſammenfügung und Bewegung der Theile ab? Alles dies ſetzt eine gewiſſe Beziehung unter ihnen feſt. Daher kann meines Erachtens unſer Begrif von der Macht unter den **einfachen** mit allem Rechte eine Stelle finden.

Die Idee der Macht iſt zuſammengeſetzt.

Theophilus. Im Grunde ſind die Ideen, die wir jetzt eben hergenannt haben, zuſammengeſetzt. Die Begriffe, die wir uns von den ſinnlichen Beſchaffenheiten machen, ſetzet unſre Unwiſſenheit unter die Claſſe der einfachen, und diejenigen, die wir deutlich kennen, finden aus ſträflicher Nachſicht daſelbſt ihre Stelle. Es gehet gerade, wie mit den **gemeinen Grundſätzen,** welche als Lehrſätze erwieſen werden ſollten, die man aber aus Nachſicht als Grundſätze gelten läßt. Eine Nachſicht, die allemal ſchadet, wenn man ihr auch gleich nicht immer ausweichen kann.

Philalethes. §. 4. Wenn wir die Sache aufmerkſam erwegen, ſo geben uns die Körper vermittelſt der Sinne keinen ſo klaren und deutlichen Begrif von der thätigen Macht, als wir durchs Ueberdenken der Würkungen unſrer Seele erhalten. Es giebt nach meiner Meinung nur zwo Gattungen von **Thätigkeit,** nemlich das **Denken,** und die **Bewegung.** Was das Denken anbetrift, ſo giebt uns der Körper nicht die geringſte Idee davon. Daß wir ſie

ha-

---

eingehänget worden. Man haue den Strick entzwey, und laſſe die Sehne los, ſo äuſſern ſie ſogleich ihre Thätigkeit.

S. *Acta Eruditorum, Lipſ. 1695. p. 145 ſeq.*

Anm. d. Ueberſ.

haben, kommt lediglich vom Ueberdenken her. So haben wir auch durch den Körper keinen Begrif von dem Anfang der Bewegung.

Theophilus. Ich finde dieſe Betrachtungen ganz gut. Daher mag ich auch gegen den Gebrauch der Wörter nichts einwenden, ob Sie gleich das **Denken** in dem allgemeinen Sinn nehmen, indem es auch alle Perceptionen unter ſich begreift.

Philalethes. Wenn der Körper ſelbſt in Bewegung geſetzt wird, ſo iſt dieſe Bewegung mehr ein ~~Thätigkeit~~ [illegible] Leiden, als ein ~~Leiden~~. Wenn auf dem Billiard ein Ball dem Stoſſe des Stockes weichet; ſo iſt dieſes keine Thätigkeit, ſondern ein bloſſes Leiden des Balles.

Die Körper würden die Bewegung nicht annehmen, wenn nicht ſchon vorhero Bewegung in ihnen läge.

Theophilus. Ich könnte hierbey ſehr füglich bemerken, daß nach den bekannten Geſetzen die Körper die Bewegung durch den Stoß nicht annehmen würden; wenn ſie nicht ſchon in ſich ſelbſt Bewegung hätten. Doch wir wollen dieſen Punkt vor jetzt übergehen.

Philalethes. Wenn der Ball einen andern, den er auf dem Wege antrift, durch den Stoß in Bewegung ſetzt, ſo theilt er ihm die Bewegung, die er von einem andern bekommen hat, nur mit, und verliert von ſeiner Bewegung ſo viel, als der andere Ball empfieng.

Die Meinung der Carteſianer, daß die Körper gerade ſo viel von ihrer Bewegung verlieren, als ſie andern mittheilen, iſt falſch.

Theophilus. Ich ſehe hieraus, daß die alte, von den Carteſianern aufgebrachte Meinung, daß **die Körper ſo viel Bewegung verlieren, als ſie einem andern mittheilen**, die in unſern Tagen durch ſo viele Gründe und Erfahrungen widerlegt worden iſt, und die ſogar der berühmte Verfaſſer **der Unterſuchung der Wahrheit** in einem **kleinen Traktat***), den er hierüber hat drucken laſſen, verlaſſen hat, — demohngeachtet noch viele Gelehrte verführe, auf ſo bodenloſen Grund ein Gebäude zu errichten.

---

*) Er meint den Pater Malebranche; — und zielt vermuthlich auf den kleinen Traktat über die Mittheilung der Bewegung, der dem dritten Band meiner deutſchen Ueberſetzung beygefügt iſt. Anm. d. Ueberſ.

Philalethes. Die Fortpflanzung der Bewegung giebt uns im Grunde nur einen ſehr dunkeln Begrif von der thätigen Macht der Bewegung in dem Körper, indem wir ſehen, daß er die Bewegung nur verlege, aber keine andre hervorbringet.

Theophilus. Ich weiß nicht ob man etwa gar behaupten will, daß die Bewegung von Körper zu Körper gehe, und daß eine und dieſelbe Bewegung (idem numero) in einen andern Körper verleget werden. Verſchiedene Gelehrte haben dieſe Meinung gehabt; unter andern hat ſie der Pater **Caſati** ein Jeſuite, zum groſſen Verdruß ſeines Ordens ſehr dringend vertheidigt. Daß Sie, oder Ihre gelehrte Freunde dergleichen Meinungen haben ſollten, glaube ich nicht, weil ich weiß, daß Sie es ſich zur Pflicht machen, den Einbildungen ſo wenig zu trauen, als möglich.

In dem Körper welcher die Bewegung erhält, entſtehet eine neue Bewegung.

Wenn aber die Bewegung nicht übergetragen wird, ſo muß man annehmen, daß in dem Körper, der die Bewegung erhält, eine neue erfolge, und daß der Körper, der ſie giebt, würklich handele, ob er gleich zu eben dieſer Zeit zu leiden ſcheint, weil er ſeine Kraft verliert. Denn, wenn auch ein Körper nicht ſo viel von ſeiner Bewegung verliert, als er einem andern giebt; ſo verliert er doch einige, und gewiß eben ſo viele Kraft, als er einem andern ertheilt. Man muß alſo in demſelben jederzeit eine thätige Kraft oder Macht annehmen. Ich nehme hier das Wort Macht im höchſten Sinn, den ich kurz vorhero angegeben habe, und nach welchem mit dem Vermögen eine gewiſſe Tendenz verbunden iſt. Ich gebe Ihnen dabey ganz gerne zu, daß wir die klarſte Idee der thätigen Macht aus unſrer Seele haben, und daß ſie in den Dingen, die mit der Seele in einer gewiſſen Analogie ſtehen,

Die Idee der thätigen Macht kommt aus der Seele; ſie befindet ſich lediglich in den Entelechien.

ich meine, in den Entelechien ſey, – denn die Materie kann uns eigentlich nur allein von der leidenden Macht eine Vorſtellung gewähren *).

Phila-

---

*) Das Wort Entelechie iſt vom Ariſtoteles erfunden. Herr von Leibnitz erklärt es durch eine urſprüngliche und ſubſtantielle Tendenz, mit der zugleich Perceptionen verbunden ſind. Dieſe Bedeutung wird man jederzeit vor Augen behalten müſſen, um das folgende darnach zu beurtheilen.

Indeſſen iſt es wohl ausgemacht, daß Ariſtoteles, und vielleicht auch ſeine Schüler ſich bey dieſem Worte etwas richtiges und brauchbares gedacht haben. Da es ihnen aber vielleicht nicht einfiel, daß der Begrif könne verloren gehen, ſo lange das Wort da iſt: ſo behielten ſie die Erklärung zurück, und damit gaben ſie denn in der Folge einen ergiebigen Stoff zu Streitigkeiten. Leibnitz hat ſich ſonſt weitläuftiger darüber ausgelaſſen, und ich halte es nicht für undienlich, dieſe Stelle hier anzuführen, da ſie vor ſich betrachtet, den eben angeführten Begrif in ein beſſeres Licht ſetzet und auch mehr befeſtiget. Er ſagt §. 87. Theodicee: „Eben dieſer Philoſoph (Ariſtoteles) hat der Seele den allgemeinen Namen der Entelechie, oder des *Actus*, das iſt einer Thätigkeit oder Wirkſamkeit gegeben. Dies Wort (Entelechie) hat allem Anſehen nach ſeinen Urſprung von dem griechiſchen Worte, welches vollkommen bedeutet: und deswegen gab es der berühmte Hermolaus Barbarus lateiniſch von Wort zu Wort, *Perfectihabia*; denn durch die That wird die Macht vollkommen. Er hatte es aber gar nicht nöthig, den Teufel um Rath zu fragen, wie er gethan haben ſoll, wenn er nichts mehr als dieſes von ihm hat lernen wollen. Nun machte Ariſtoteles zweierley Arten des *Actus*: den beſtändigen und den vorübergehenden. Die beſtändige Wirkſamkeit iſt nichts anders, als die für ſich beſtehende, oder die zufällige Forme. Die für ſich beſtehende Form, als zum Exempel die Seele iſt, wenigſtens meiner Meinung nach, ſchlechterdings beſtändig oder fortdauernd; die zufällige iſt es aber nur auf eine Zeit. Der vorübergehende Actus (actus tranſiens) beſteht in der Wirkung ſelbſt. Ich habe zu anderer Zeit gezeigt, daß der Begrif der Entelechie nicht gänzlich zu verachten ſey, und daß er wegen der Beſtändigkeit der Würkſamkeit, nicht allein ein bloſſes Vermögen zu würken, (facultatem activam) ſondern auch das, was man eine Kraft, Bemühung nennen kann, mit ſich bringe, worauf die Wirkung ſelbſt allemal

„er

Philalethes. §. 5. Das halte ich indeſſen doch für ausgemacht und hinlänglich entſchieden, daß wir in uns ſelbſt eine Macht finden, gewiſſe Handlungen unſrer Seele, und gewiſſe Bewegungen unſeres Körpers anzufangen, oder zu endigen, und zwar bloß durch einen Gedanken, oder eine Wahl der Seele, die das Unternehmen oder Unterlaſſen einer ſolchen Handlung anordnet und befielt. Dieſe Macht der Seele nennen wir den **Willen**. Die würkliche Ausübung derſelben heißt das **Wollen** (Volition). Die Unterlaſſung, oder die Unternehmung einer ſolchen That, die auf eine dergleichen Anordnung und Befehl der Seele erfolget, heißt eine **freywillige** Handlung, und eine jede andre, die ohne einem ſolchen Gedanken der Seele unternommen wird, iſt **unfreywillig**.

Theophilus. Ich habe freilich gegen Ihre Bemerkungen ſelbſt nichts erhebliches zu ſagen. Ich würde indeſſen genauer reden, und zugleich weiter vorwärts gehen, als Sie. Mithin würde ich das **Wollen** durch eine Bemühung oder eine **Tendenz**, (conatus), erklären, durch welche wir zu dem was wir **gut** finden, hineilen, und uns von dem, was wir **nicht gut** finden, entfernen. Dieſe Tendenz würde alſo freilich auf die Apperception des Guten oder des Nicht-

Das Wollen iſt eine Tendenz zu dem, was wir gut finden.

„erfolgen muß, wenn nichts ſie verhindert. Das Vermögen iſt nichts anders als eine Eigenſchaft (attributum), „oder bisweilen eine gewiſſe Art und Weiſe, d. i. eine Zufälligkeit (modus). Allein die Kraft, wenn ſie nicht zur „Subſtanz ſelbſt gehört, (das iſt die Kraft die nicht urſprünglich ſondern abgeleitet iſt) iſt eine Beſchaffenheit, die „von der Subſtanz unterſchieden iſt, und ſich von ihr abſondern läßt. Ich habe auch gezeigt wie man ſich vorſtellen könne, daß die Seele eine urſprüngliche Kraft (vis primitiva) ſey, die von den abgeleiteten Kräften (viribus derivativis) oder Beſchaffenheiten verändert und modificirt, „und durch die Wirkungen ausgeübet wird.„ Wer ſich den Kopf mit der Entelechie des Ariſtoteles verwirren will, der leſe den erſten beſten Scholaſtiker.

Anm. des Ueberſ.

guten gegründet ſeyn müſſen. Da nun auf eine jede Tendenz eine Handlung erfolget, wenn ſie nemlich durch nichts verhindert wird, ſo kann das bekannte **Axiom, aus Wollen und Können zuſammengenommen entſteht eine Handlung,** als ein Corollarium meiner gegebenen Erklärung angeſehen werden.

Folglich entſtehen aus dieſem **Conatus** nicht nur die innerliche freywillige, ſondern vermöge der von mir anderswo erklärten Harmonie der Seele und des Körpers, auch die äuſſeren Handlungen unſrer Seele, oder, die freywilligen Bewegungen unſres Körpers. Es giebt noch andere aus unmerkbaren Perceptionen entſpringende Bemühungen, deren wir uns nicht bewußt ſind. Dieſe würde ich lieber **Begierden,** als **Wollen** nennen, ob gleich bey dem letzteren auch gewiſſe Begierden ſeyn müſſen, deren wir uns jedoch bewußt ſind. Denn wir können, wenn wir genau reden wollen, nur ſolche Handlungen freiwillig nennen, deren wir uns bewußt, und über die wir reflektiren können, da ſie nemlich aus der Erkenntniß des Guten, oder des Böſen entſtehen.

Diejenigen Bemühungen, die aus unmerklichen Perceptionen entſtehen, ſind Begierden.

Philalethes. Die Macht zu appercipiren nennen wir **Verſtand.** Wir können aber dies Appercipiren als dreyfach anſehen.

1) Die Perception der Begriffe in der Seele.

2) Die Perception der Bedeutung der Zeichen.

3) Die Perception der Uebereinſtimmung, oder Nichtübereinſtimmung, die ſich zwiſchen einigen unſrer Begriffe findet.

Der Verſtand beſtehet in dem Vermögen deutliche Ideen zu haben, zu reflektiren, und nothwendige Wahrheiten zu folgern.

Theophilus. Wir appercipiren Dinge in und auſſer uns, die wir nicht verſtehen. Wir verſtehen ſie aber dann, wenn wir uns deutliche Begriffe von ihnen machen, über ſie reflektiren, und aus ihnen nothwendige Wahrheiheiten folgern können. Die Thiere haben mithin keinen Verſtand, wenn man nemlich das Wort ſo nimmt, wie ich es eben jetzt erkläret habe.; ob man ihnen gleich das Vermögen, ſich der vorzüglichſten und vernehmlichſten Eindrücke bewußt zu ſeyn, nicht abſprechen kann. So iſt ſich, zum Beiſpiel, das wilde Schwein eines Menſchen, der auf daſſelbe loßkommt, bewußt, und gehet gerade auf ihn loß, da es von ihm, ſo wie von allen andern Objekten, die in ſeine Augen fallen, und deren Stralen ſeine criſtalliniſche Feuchtigkeit erſchüttern, vorher nur eine confuſe Perception hatte.

Nach meiner Erklärung bedeutet das Wort **Verſtand** ſo viel, als das lateiniſche Wort intellectus. Die Uebung dieſes Vermögens, oder die deutliche mit dem Vermögen zu reflektiren verbundene Perception einer Sache, heißt das **Begreifen des Verſtandes**, intellectio; – und dieſes treffen wir bey den Thieren nicht an *). Eine jede Perception

---

*) Man ſehe nach, was ich weiter oben im eilften Hauptſtück über die Thiere angemerkt habe.

Herr Tetens in dem ſchon angeführten philoſophiſchen Werke nimmt die Selbſtthätigkeit beſonders einen höheren Grad derſelben, als ein Unterſcheidungsmerkmal der Seele des Menſchen, und der Thiere an.

Wir wollen ihn hören:

„Bey den vollkommnen Thieren, ſagt er im erſten Band „S. 755. finden wir die Seele bis auf einen gewiſſen Grad „ſelbſtthätig, nemlich bis dahin, daß ſie empfangene Eindrücke von den äuſſeren Gegenſtänden aus Eigenmacht reproduciren, und alſo Vorſtellungen machen können. Vielleicht wohnt auch dieſe Seelenkraft bey ihnen noch mehr in „dem Gehirn, dem körperlichen Organ des vorſtellenden „Weſens, als in der unkörperlichen und eigentlich nur empfindenden Seele. Denn, daß es auch hierin eine Gradation geben könne, die uns auf einen analogiſchen Beweis „für die Immaterialität der menſchlichen Seele hinführet, „will ich bey einer andern Gelegenheit mit mehrerm zeigen, „u. ſ. w.

„Bey

tion, mit der dies Vermögen verbunden iſt, wird ein Gedanke. Gedanken aber kann ich den Thieren eben ſo wenig als Verſtand einräumen. Mithin iſt alsdann eine Intellektion vorhanden, wenn der Gedanke deutlich iſt *).

Die Perception der Bedeutung der Zeichen ſollte übrigens von der Perception der bezeichneten Ideen gar nicht unterſchieden werden.

§. 16. **Philalethes.** Man ſagt in den Schulen, Verſtand und Willen wären zwey **Vermögen** der Seele. Das
Wort

„Bey dem Menſchen iſt die Seele in einem höhern „Grade ſelbſtthätig. So ſehr ſie auch an den äuſſern Organen der Empfindung und der Bewegung gebunden iſt, ſo „beſitzet ſie doch eine weit gröſſere Selbſtmacht in ihrer „Grundkraſt, als die Seele bey irgend einer andern Thierart.

Herr Tetens nimmt hiebey auch an, „daß der Körper „des Menſchen wo nicht an Macht, Stärke und Geſchwindigkeit, doch gewiß an innerer Selbſtthätigkeit und an Unabhängigkeit von dem Einfluß der äuſſeren Dinge vor andern „thieriſchen Körpern Vorzüge voraus habe.„ Er ſagt indeſſen ſelbſt, daß dies nur wahrſcheinlich ſey.

Denn freilich lieſſe ſich noch manches für den wirklichen Vorzug der thieriſchen Körper für den unſrigen anführen; und das Beiſpiel, das er von Perſonen wählt, die es nicht ihrem Körper, ſondern der Stärke ihrer Seelen zu danken haben, daß ſie auf Reiſen dem Einfluß der Witterung, des Klima und der Nahrung widerſtanden, und geſund geblieben, da andere hingegen ihnen untergelegen ſind, — dies Beiſpiel, ſage ich, könnte mit verſchiedenen Inſtanzen beſtritten werden.

Anm. des Ueberſ.

*) So wie Locke Verſtand und Willen erklärt, entſteht allerdings Verwirrung und Unordnung in den Begriffen ſelbſt. Er nimmt nemlich mit einigen andern Philoſophen, unter andern mit dem Pater Malebranche den Verſtand für die ganze Denkkraft und begreift Sinne und Einbildungskraft darunter, ſo wie er auch den Willen und die ſinnliche Begierden für einerley halt.

Herr von Leibnitz wirft ihm dies alſo mit Recht vor.

Anm. des Ueberſetzers.

Wort Vermögen iſt nun freilich ganz ſchicklich und gut, wenn man es ſo gebraucht, wie man überhaupt alle und jede Worte gebrauchen muß, daß man nemlich genau dahin ſieht, daß es, (wie ich fürchte, es möchte hier dieſe Behutſamkeit vergeſſen ſeyn), keine Verwirrung in die Begriffe ſelbſt bringe.

Denn, wenn man ſagt, der Wille wäre das obere Vermögen der Seele, welches befehle und alles ordne; er wäre frey, oder nicht frey; er beſtimme die unteren Vermögen; **er folge den Vorſtellungen des Verſtandes**: ſo befürchte ich, daß, obgleich alle dieſe Ausdrücke in einem klaren und deutlichen Verſtand genommen werden können, demohnerachtet ſehr viel auf einen verworrenen Begrif von ſo viel beſonderen thätigen Weſen in uns fallen und ſich einbilden werden, daß ſie gleichſam ihre Herrſchaft über uns getheilet hätten.

Theophilus. Die Frage, ob die Seele von ihren Vermögen, und dann, ob ein Vermögen der Seele von dem andern reel verſchieden ſey, hat den Scholaſtikern viel zu thun gemacht. Die **Realiſten** bejahen, die **Nominaliſten** verneinen ſie. Dieſe Frage iſt gleichfalls über **die Realität gewiſſer andrer abſtrakter Weſen** aufgeworfen worden. Ich halte es für unnöthig, ſie entſcheiden zu wollen, und alſo für unnütz, ſich in ein Gewebe von Subtilitäten und Diſtinktionen einzulaſſen, die am Ende doch zu nichts helfen. **Epiſcopius** mag meinetwegen dieſe Frage ſo wichtig finden, daß er glaubt, die Freiheit des Menſchen müſſe über den Haufen fallen, wenn die Vermögen der Seele reelle Weſen wären.

Es bleibt alſo im Grunde ein Mißbrauch der Wörter, wenn man ſie **reelle Weſen**, oder **reelle würkende Weſen** nennet; „weil nicht die Vermögen oder die Beſchaffenheiten, ſondern die Subſtanzen vermittelſt der Vermögen würken."

Die verſchiedenen Beſchaffenheiten der Seele ſind, weder reelle, noch reellwürkende Weſen. Das Vermögen würkt nie ohne die Subſtanz.

§. 7. 8. **Philalethes.** In ſo fern der Menſch eine Macht hat, nach der Wahl oder Richtung ſeiner Seele zu denken oder nicht zu denken, ſich zu bewegen oder nicht zu bewegen, in ſo fern iſt er frey.

Von der Freiheit des Rechts;

Von der Freiheit der Handlung.

Theophilus. Das Wort Freiheit iſt ungemein zweydeutig. Es giebt eine **Freiheit des Rechts** (liberté de droit) und **eine Freiheit der Handlung** (liberté de fait). Nach der erſteren iſt der Sklave **gar nicht**, und der Unterthan **nicht ganz**, aber der Arme **eben ſo frey**, als der Reiche. Die **Freiheit der Handlung** beſteht **entweder** in der Macht zu wollen, wie man ſoll, **oder** in der Macht, das zu thun, was man will. Sie reden alſo von der **Freiheit zu handeln**, und dieſe iſt mannichfaltig, und hat **verſchiedene Grade** *).

Von der Freiheit zu wollen.

Ueberhaupt iſt der ſchon in einem höheren Grade frey, der mehr Mittel hat, zu thun, was er will; man ſchränket aber **die Frei-**

---

*) Herr Bonnet denkt in ſeiner Analyſe im Ganzen zwar übereinſtimmend, in einzelnen Erforderniſſen zur Freiheit iſt er aber verſchiedener Meinung.

Er erklärt ſie nemlich durch die bewegende Kraft, welche die Seele nach Belieben ihres Willens auf ihre Organe, und durch dieſelben auf ſo viele verſchiedene Objekte anwendet.

Hieraus zieht er folgende Corollaria:

1) die Freiheit iſt alſo an und vor ſich unbeſtimmt,
2) ſie iſt ein bloſſes Vermögen zu handeln oder zu bewegen.
3) Der Wille beſtimmt dieſe Kraft, ſich auf dieſen oder jenen Organ, auf dieſe oder jene Fiber herauszulaſſen.
4) Je zahlreicher und mannichfaltiger alſo die Organen ſind, in denen ſich die Freiheit äuſſert, deſto mehr Ausdehnung hat auch die Freiheit, deſto zahlreicher und mannichfaltiger ſind auch ihre Wirkungen.

Anm. des Ueberſ.

Freiheit nur auf den Gebrauch der Dinge ein, die gewöhnlicherweiſe in unſrer Gewalt ſtehen, ganz zunächſt auf den freien Gebrauch unſers Körpers. Gefängniß und Krankheiten, da ſie uns verhindern, unſern Körper und unſere Glieder ſo zu bewegen, wie wir wollen, und wie wir ſonſt gewöhnlicherweiſe ſie bewegen können, thun unſrer Freiheit merklichen Abbruch. Der Gefangene iſt folglich nicht frey: und der Gichtbrüchige hat den freien Gebrauch ſeiner Glieder nicht.

Die Freiheit zu wollen wird noch in einem doppelten Sinn genommen.

die man entweder der Unvollkommenheit der Seele;

Einmal ſetzt man ſie der Unvollkommenheit der Seele entgegen, die in einem innerlichen Zwang, zum Beiſpiel, in demjenigen, den die Leidenſchaften verurſachen, beſtehet. **Hiernächſt** wird ſie auch der Nothwendigkeit entgegen geſetzt.

So ſagten die Stoiker **in dem erſten Sinn** das Wort genommen, daß nur der **Weiſe frey ſey**. Im Grunde iſt auch die Seele nicht frey, wenn ſie von heftigen Leidenſchaften beunruhiget wird, weil man alsdann nicht ſo wollen kann, wie man ſollte, nemlich nicht mit der erforderlichen Ueberlegung. In dieſem Sinn iſt Gott allein vollkommen frey, und die geſchaffnen Geiſter ſind es nur in ſo weit, als ſie ihre Leidenſchaften beherrſchen können. Dieſe Art von Freiheit beziehet ſich alſo zunächſt auf unſern Verſtand.

oder der Nothwendigkeit entgegenſetzt. Daraus entſteht der freye Willkühr (le franc arbitre).

Die Freiheit der Seele hingegen, in ſo fern ſie der Nothwendigkeit entgegengeſetzt wird, betrift den Willen allein, in ſo fern er von dem Verſtand unterſchieden iſt. Dann entſteht das **freye Willkür**. Dies beſtehet darinn, daß man will, daß auch die ſtärkſten Gründe oder Eindrücke, die der Verſtand dem Willen vorhält, die Handlung deſſelben zufällig zu ſeyn, nicht verhindern, und ihm alſo keine unbedingte und gleichſam meta⸗phyſiſche Nothwendigkeit auflegen ſollen. In dieſem Sinne ſage ich, daß der Verſtand durch das Uebergewicht der Vorſtellung und Gründe den Willen beſtimmen kann, doch ſo, daß er ihn, wenn jenes Uebergewicht auch noch ſo gewiß und ſichtbar iſt, zwar lenket, aber ſchlechterdings nicht nöthigen kann.

Philalethes. §. 9. Niemand wird einen Ball für ein freywürkendes Weſen halten, er mag nun durch den Schlag eines Rakkets in Bewegung geſetzt, oder in der Ruhe ſeyn. Das kommt daher, weil niemand glaubt, daß ein ſolcher Ball denke, oder daß er wolle, und daß er alſo die Bewegung der Ruhe, oder dieſe jener vorziehe.

Theophilus. Wenn etwas ſchon dann frey wäre, wenn es ohne Hinderniß handelt, ſo wäre der Ball, wenn er einmal in einem gleichen Horizont in Bewegung geſetzt wäre, allerdings ein freywürkendes Weſen.

Freie Handlungen müſſen ſelbſtthätig und vorher bedacht ſeyn.

Daher erfordert Ariſtoteles ſchon zu einer Handlung, wenn ſie frey ſeyn ſoll, nicht nur, daß ſie **ſelbſtthätig** (ſpontanée) ſondern auch daß **ſie vorher bedacht** (deliberée) ſey *).

Phila⸗

---

*) Siehe Ariſt. Magnor. Moral. L. I. cap. 2. u. 3.

Cap. 2. Ἐπεὶ δὲ τὸ ἑκȣ́σιον ἐν ȣ̓δεμιᾷ ὁρμῇ ἐςι, λοιπὸν ἂν εἴη τὸ ἐκ διανοίας γιγνόμενον. Τὸ γὰρ ἀκȣσιόν ἐςι τό, τε κατ' ἀνάγκην καὶ κατὰ βίαν γιγνόμενον; καὶ τρίτον ὃ μὴ μετὰ διανοίας γίγνεται. — — —

Cap. 3. ȣ̓κ ἄρα τὸ ἑκȣ́σιον προαιρετὸν, ἀλλὰ τὸ προαιρετὸν ἑκȣ́σιον.

Faſt gleiche Bedingungen fordert Condillac in ſeiner Abhandlung von der Freiheit. Er ſagt:

„Die Freiheit beruht auf Beſtimmungen, welche, vor⸗
„ausgeſetzt, daß wir ſtets eines Theils von der Wirkung der
„Gegenſtande abhängen, eine Folge der Berathſchlagungen
„ſind,

Philalethes. Daher halten wir auch die Bewegung oder die Ruhe des Balles für **nothwendig**.

Theophilus. Das Wort **nothwendig** und die Erklärung deſſelben verlangt in der That eben die behutſame Vorſicht, als das Wort **frey**. Die bedingte und eingeſchränkte Wahrheit: – **vorausgeſetzt, daß auf einem gleichen Horizont ein Ball einmal in Bewegung geſetzt worden iſt, ſo wird er die einmal angefangene Bewegung fortſetzen**, kann gewiſſermaſſen für nothwendig angeſehen werden, ob ſie gleich nicht ganz geometriſch bewieſen iſt. Denn ſie wird nur gleichſam vorausſetzungsweiſe angenommen, und gründet ſich auf die Weisheit Gottes, der ſeinen Einfluß auf die Dinge nie ohne Grund abändern wird, der aber hier wahrſcheinlicherweiſe nicht Statt findet. Der abſolute Satz hingegen: **Dieſer Ball iſt jetzt auf dieſer Ebene würklich in Bewegung**, iſt nur eine **zufällige Wahrheit**, und in dieſem Verſtande iſt der Ball ein zufälliges, und kein **freywürkendes Weſen**.

Philalethes. §. 10. Wir wollen einen andern Fall annehmen. Ein Menſch, der im feſten Schlafe liegt, würde in ein Zimmer getragen, wo ſich jemand befindet, den er gern zu ſehen und zu ſprechen verlangt, und er wäre daſelbſt feſt eingeſchloſſen, ſo daß es nicht bey ihm ſtehet heraus zu gehen. Dieſer Menſch erwachte hierauf, freuete ſich, daß er ſich mit dieſer Perſon in einer ſo lange gewünſchten Geſellſchaft befände, – und bliebe auch gerne mit ihr in einem Zimmer. Meines Bedünkens wird man nicht dar-

---

„ſind, die wir angeſtellt haben, oder die wir hätten anſtellen „können.

„Wenn man nicht berathſchlagt, ſo wählt man auch „nicht; man folgt alsdann blos dem Eindrucke der Objekte. „In einem ſolchen Falle kann die Freiheit nicht Statt haben, u. ſ. f.„

Herr Bonnet widerlegt ihn S. 124 125.

Anm. des Uebers.

an zweifeln, daß er nicht ſehr gern an dieſem Orte bleiben ſollte. Gleichwohl ſteht es ihm nicht frey, herauszugehen. Folglich iſt die Freiheit kein Begrif, der das Wollen angeht, ſondern ein [illegible] welcher das Vermögen [illegible] eine Handlung zu begehen oder zu unterlaſſen.

Eine Handlung kann freywillig ſeyn, ohne daß ſie frey iſt.

Theophilus. Das von Ihnen gewählte Beiſpiel beweiſet allerdings, daß in gewiſſem Sinne eine Handlung oder ein Zuſtand **freywillig** ſeyn kann, ohne **frey** zu ſeyn. Die Philoſophen und Theologen haben eine ganz andre Bedeutung im Sinn, wenn ſie ſich über das freye Willkühr ſtreiten.

Philalethes. Wenn die Gicht den Kranken hindert, daß ſeine Schenkel der Beſtimmung ſeiner Seele nicht gehorchen, ſo hat er ganz gewiß keine Freiheit, ob es gleich bey dem Paralitikus ſelbſt eine ſehr freiwillige Handlung ſeyn kann, ſo lange ſitzen zu bleiben, als er das Sitzen der Veränderung ſeiner Stelle vorziehet. Das Freywillige iſt mithin nicht dem Nothwendigen, wohl aber dem Unfreywilligen entgegengeſetzt.

Wenn man die Freiheit der Nothwendigkeit entgegenſetzt, ſo redet man von der Handlung des Wollens ſelbſt.

Theophilus. Ich würde mit Ihrer Genauigkeit im Ausdrucke vollkommen zufrieden ſeyn, wenn nur nicht der Sprachgebrauch widerſpräche. Denn, wenn man der **Nothwendigkeit** die **Freiheit** entgegenſetzt, ſo ſcheint man nicht ſo wohl die äuſſerlichen Handlungen, als vielmehr die Handlung des Wollens ſelbſt zu verſtehen.

Philalethes. §. 12. Ein wachender Menſch beſitzt nicht mehr Freiheit zu denken, oder nicht zu denken, als er Freiheit hat, ob er mit ſeinem Körper einen andern berühren will, oder nicht. Ob er aber ſeine Betrachtungen von einer Idee auf die andere bringen will, das ſteht zum öftern in ſeiner freyen Wahl. Und in dieſem Fall hat er in Abſicht ſeiner Begriffe ſo viele Freiheit, als er in Anſehung der Körper hat, auf denen er ruhet. Er kann nach ſeinem Belieben

lieben den einen verlaſſen, und ſich auf den andern legen. Gleichwohl ſind einige Ideen, die ſich gegen die Seele, wie gewiſſe Bewegungen gegen den Körper verhalten, ſo beſchaffen, daß die Seele in gewiſſen Umſtänden, aller Mühe, die ſie anwendet, ungeachtet, nicht vermögend iſt, dieſelben zu vermeiden, oder ſich ihrer zu entſchlagen. Ein Menſch auf der Tortur hat nicht die Freiheit, ſich des Begrifs von dem Schmerze zu entſchlagen. Zuweilen würkt eine heftige Leidenſchaft auf unſre Körper ſo geſchwinde, als ein gewaltiger Sturmwind auf unſre Körper.

Theophilus. In den Ideeen herrſcht eben ſo gut Ordnung und Verbindung, als in den Bewegungen; denn eine ſteht mit der andern in der vollkommenſten Harmonie. In den Bewegungen iſt die Richtung (Beſtimmung), ohne alle Abſicht; in dem Weſen hingegen, welches denkt, geſchieht ſie frey, oder mit Wahl. Das Gute und das Böſe lenken die Seele zwar hin, ſie zwingen ſie aber keinesweges. Denn ſie behält ihre Vollkommenheiten, wenn ſie den Körper vorſtellet. Sie hängt freilich (jedoch nur in unfreywilligen Handlungen), von ihm ab; indeſſen macht ſie ihn ſich in den andern Handlungen unterwürfig; und iſt alſo unabhängig.

Die Abhängigkeit der Seele von dem Körper iſt nur eine metaphyſiſche.

Dieſe Abhängigkeit iſt jedoch nur eine metaphyſiſche *), und beſtehet in der Rückſicht, die Gott allemal auf dieſen Körper nahm, wenn er dem andern ſein Verhältniß anwies, oder, daß er nach Maßgabe der urſprünglichen Vollkommenheiten eines jeden Körpers auf den einen mehr

---

*) Dieſe Sätze beruhen auf das von dem Verfaſſer angenommene Syſtem der vorherbeſtimmten Uebereinſtimmung, und laſſen ſich ohne demſelben nicht erklären, und noch vielweniger erweiſen. Ohne mich anjetzt dabey aufzuhalten, ob die vorherbeſtimmte Uebereinſtimmung, die richtige Erklärung der Vereinigung der Seele mit dem Körper ſey, will ich hier nur ſo viel bemerken, als nöthig iſt, um den Einfluß, den dieſes Syſtem in ſo weit es von Seiten des Körpers betrachtet wird, auf den freien Willen des Menſchen hat, ein-

Rückſicht nahm, wie auf den andern. Die phyſiſche Abhängigkeit würde im Gegentheil in dem unmittelbaren Einfluß des einen Körpers auf den andern, der von ihm abhänget, beſtehen.

Uebri-

einſehen zu können. Es iſt bekannt, daß die Gegner des Herrn von Leibniz, beſonders von dieſer Seite her, die vorherbeſtimmte Uebereinſtimmung angegriſſen, und wankend zu machen geſucht haben, weil ſie ſich einbildeten, daß dieſelbe Etwas ſchlechterdings nothwendiges in allen menſchlichen Handlungen vorausſetze. Denn, ſagen ſie, der Leib wird von auſſen von andern Körpern zu ſeinen Bewegungen beſtimmt, und ſeine Bewegungen folgen aus jenen, wie es ſeine Einrichtung mit ſich bringt: er hat keinen Verſtand zu erkennen und zu überlegen, was geſchiehet, auch keine Macht etwas zu ändern, ſondern muß alles geſchehen laſſen, was, und wie es geſchicht. Leibniz hat dieſem Einwurf hier ſchon einigermaſſen begegnet, wenn er ſagt, Gott habe allezeit Rückſicht auf den Körper genommen. Hier entſteht aber nun die neue Schwierigkeit, die Bayle unter dem Artikel Rorarius ſehr lebhaſt vorſtellte, nemlich daß dieſes Syſtem eine gar zu künſtliche und vielleicht unmögliche Maſchine vorausſetze. Dieſer Einwurf trift aber das leibnitziſche Syſtem nicht allein, ſondern die übrigen beiden eben ſo ſehr. Er hätte dieſe Unmöglichkeit erweiſen ſollen; denn fielen freilich alle drey übern Hauſen, ob ich gleich zugeſtehe, daß die vorherbeſtimmte Uebereinſtimmung am erſten ihren Credit verlieren würde, da in dieſem dieſe künſtliche Maſchine mehr ſichtbar iſt.

Der Beweis einer ſolchen möglichen Maſchine iſt einem Leibnizianer aber ſo gar ſchwer eben nicht, wenn er denſelben aus der Monadologie des Leibniz hernimmt. Nach dieſer haben die Monaden gewiſſe Kräfte, aus denen die Bewegung erfolgen kann, und dieſe Kräfte machen die ſogenannte allgemeine Uebereinſtimmung der Dinge aus. Leibniz getraute ſich jedoch ſelbſt nicht, mit dieſer Theorie gegen Baylen hervorzurücken, ſondern ließ es bey der Uebereinſtimmung der Seele mit dem Körper; allein betrachtet, bewenden. Vermuthlich ſahe er neuen Schwierigkeiten, die nach ſeinem eigenen Urtheile in dem Herrn Bayle wie die Köpfe der Hydra, immer wieder von neuem wuchſen und hervorkamen, entgegen. Denn er würde ihn gefragt haben, worinn die Kraft der einfachen Dinge beſtehe? Dieſe Schwierigkeit fühlte auch Wolf, obgleich ſeine Schüler nicht

ſo

„Uebrigens entſtehen bey uns unfreywillige Gedanken, **theils** von auſſen durch die Objekte, die in unſre Sinne fallen, **theils** von innen durch die (oft unmerklichen) Eindrücke, die die vorigen Gedanken zurückgelaſſen haben, welche nun ihre Würkungen fortſetzen, und mit dem, was Neues in derſelben entſtehet, ſich vermiſchen." Wir verhalten uns alſo in dieſer Abſicht ganz leidendlich; ſogar die Bilder, (ich begreife unter dieſem Namen nicht nur die Vorſtellungen der Figuren, ſondern auch der Töne und andrer ſinnlichen Beſchaffenheiten), entſtehen, wie ein Traum, und

---

ſo ſehr wie der groſſe Lehrmeiſter ſich an dieſelbe gekehrt, ſondern ſich dreiſt für die Leibnitziſche Harmonie erklärt haben. Daher ſich Wolf auch überhaupt für keine Erklärungsart der Vereinigung der Seele mit dem Körper erklärte, ſondern allen dreien Gerechtigkeit wiederfahren ließ, und nicht böſe würde geworden ſeyn, wenn auch noch eine vierte dazu gekommen wäre.

Da nun nach dem Syſtem des Leibniz die Seele alle ihre Gedanken aus ſich ſelbſt hervorbringet, und der Körper ſchon zu allen dieſen Handlungen ſo viel er dazu beizutragen hat, eingerichtet iſt: ſo ſehe ich nicht ab, wie Leibniz dadurch etwas den freien Willen entgegengeſetztes behauptet hätte. Es läuft immer auf die vorherangeführte Schwierigkeiten hinaus, und deucht mir, daß von dieſer Seite man nicht viel gegen Leibnizen ausrichten werde. Er wird ſagen, Verſtand und Vernunft, worauf der freie Wille beruhet, läßt ſich aus der Seele hinlänglich erklären, und im Leibe iſt nichts, was der Natur und dem Weſen einer Maſchine widerſpräche. Da ſich nun aber eine Maſchine der Bewegungen, die in ihr vorgehen, wie ihr ſelbſt ſagt, nicht bewußt iſt, ſo hat ſie auch keinen Verſtand, folglich auch keinen freien Willen. Ich habe hier nur blos den Einwurf, den man von dem Körper hernimmt, um Leibnitzen einer angenommenen Nothwendigkeit zu beſchuldigen, angeführt, es ſind noch mehrere Schwierigkeiten übrig, die man von Seiten der Seele macht: da dieſe aber, ohne tiefer in die Seelenlehre einzudringen nicht verſtanden werden können, und beſonders von dem Satz des zureichenden Grundes, u. ſ. w. hergenommen ſind, ſo will ich ſolche bis auf eine andere Gelegenheit verſparen.

Anm. des Ueberſ.

und gleichſam ganz ungeruffen. Im deutſchen heiſſen ſie **fliegende Gedanken**; als wollte man ſagen, — es ſind Gedanken, die nicht in unſrer Gewalt ſind, worinnen zuweilen manche Ungereimtheit iſt, die zu allerley Bedenklichkeiten Gelegenheit geben, und den Caſuiſten und Gewiſſensräthen viel Mühe machen. Gerade wie die Blendlaterne die Figuren auf der Wand entſtehen läßt, je nachdem man inwendig dieſelben herumdrehet. So bald ſich unſre Seele eines ſolchen Bildes bewußt wird, ſo kann ſie ihm gleichſam Stillſtand gebiethen, und auf dieſe Art verhindern, daß es nicht weiter fortlaufe. Sie kann ſogar, wenn es ihr gut dünkt, gewiſſe Gedankenreihen anfangen, wodurch ſie alsdann immer weiter auf andre geführet wird; — jedoch nur unter der Bedingung, daß die innern oder die äuſſeren Eindrücke nicht das Uebergewicht bekommen. Freilich macht Temperament und angeſtellte Uebung in der Herrſchaft über ſich ſelbſt einen ſehr merklichen Unterſchied bey verſchiedenen Menſchen, ſo daß der eine ſich über die Eindrücke hinwegſetzen kann, denen ſich der andere überläßt.

Philalethes. §. 13. Wo der Gedanke, oder die Macht, nach Anleitung der Gedanken etwas zu unternehmen, oder zu laſſen, fehlet, da findet auch die **Nothwendigkeit** Statt. Dieſe Nothwendigkeit in einem thätigen des Wollens fähigen Weſen, wenn der Anfang oder die Fortſetzung einer That dem Vorziehen ſeiner Seele zuwiderläuft, wird ein **Zwang** genannt. Iſt die Hinderung oder Abhaltung einer That ſeinem Wollen zuwider, ſo heißt es ein **Widerſtand**. Thätige Weſen, die ſchlechterdings weder Gedanken noch Wollen haben, ſind in aller Abſicht **nothwendigwürkende Weſen.**

Die Nothwendigkeit betrift [illegible] bloß die Zufälligkeit einer Handlung.

Theophilus. Wenn man die Sache genau nimmt, ſo muß man die **Nothwendigkeit** (wie ich bereits beim **neunten** §. bemerkt habe), nicht dem **Wollen**, ſondern der **Zufälligkeit** entgegenſetzen, obgleich das Wollen auch etwas zufälliges iſt. Eben ſo wenig ſollte man die Nothwendigkeit mit der Richtung verwechſeln; weil in den Gedanken nicht weniger Beſtimmung oder Richtung iſt, als in den Bewegungen; – denn beſtimmt ſeyn, iſt weit mehr, als mit Gewalt oder mit Zwang fortgeſtoſſen werden.

* Bemerken wir nun nicht allemal den Grund, der uns beſtimmt, oder durch den wir uns ſelbſt wozu beſtimmen, ſo kommt dies daher, weil wir das Spiel der Seele und ihrer gröſtentheils verworrenen und unmerklichen Gedanken eben ſo wenig als den Mechanismus und die Triebräder, wodurch die Natur die Körper in Bewegung geſetzt hat, hinlänglich bemerken können. *

Wäre die Nothwendigkeit eine Beſtimmung, ſo wären alle freie Handlungen nothwendig.

Wollte man die **Nothwendigkeit** durch die beſondre Beſtimmung erklären, nach der eine vollkommene Kenntniß der beſonderen Umſtände der innerlichen und äuſſerlichen Eräugniſſe des Menſchen, einem vollkommenen Geiſt das Vermögen in die Zukunft zu ſehen verſchaffen könnte, ſo würde, da die Gedanken eben ſo beſtimmt ſind, als die Bewegungen, die ſie vorſtellen, eine jede freye Handlung nothwendig ſeyn. Man muß aber das **Nothwendige** und das **Zufällige**, wenn es auch beſtimmt wäre, von einander unterſcheiden.

Die Conſequenzen und die Verbindungen zufälliger Wahrheiten ſind nicht immer abſolut nothwendig.

Mithin ſind nicht nur die zufälligen Wahrheiten nicht nothwendig; ſondern ihre Verbindungen ſind es nicht einmal ſchlechterdings. Denn es iſt ein groſſer Unterſchied, wie man in einer nothwendigen, und wie man in einer zufälligen Materie die Folgen beſtimmt. Geometriſche und metaphyſiſche Conſequenzen erzwingen den Beifall; phyſiſche und moraliſche hingegen machen uns nur dazu geneigt, ohne uns zu zwingen, weil das Phyſiſche in Abſicht auf Gott etwas moraliſches und freywilliges hat, und die Geſetze der Bewegung nur dadurch nothwendig werden, daß ſie die beſten ſind.

Weil die Körper nicht wählen können; ſo werden ſie nothwendig – würkende Weſen genannt

Gott wählet allemal auf eine freye Weiſe, ob er gleich beſtimmt wird, **das beſte zu wählen.** Da nun die Körper nicht wählen können, und Gott an ihrer Stelle wählet, ſo hat man ſie **nothwendigwürkende Weſen** genannt. Ich misbillige dieſe Benennung nicht im geringſten, wofern man ſich nur hütet, das **Nothwendige** und das **Beſtimmte** für einerley zu halten, und nicht etwa glaubt, daß freie Weſen ~~gleichfalls~~ auf eine unbeſtimmte Weiſe handeln. Dieſer Irrthum iſt ſo ungewöhnlich nicht; er iſt aber deſto gefährlicher, weil er die wichtigſten Wahrheiten, ſogar den Fundamental-Grundſatz, – **nichts geſchiehet ohne Grund** *) ohne welchem weder die Exiſtenz Gottes, noch ſonſt andre erhebliche Sätze demonſtrirt werden können, gerade zu über dem Haufen wirft.

Man

---

*) Die geführten Streitigkeiten über dieſen Grundſatz des Herrn von Leibniz ſind jedermann bekannt, ich halte mich alſo bey deren Erzählung nicht auf. Beide Theile ſcheinen in der Hitze des Streites den rechten Punkt verfehlet zu haben. Ich habe in einer vorhergehenden Anmerkungen einige Begriffe vorgezählet, die, wenn man das Wort **Grund** in der gewöhnlichen Bedeutung nimmt, keinen dergleichen, in anderer Abſicht aber allerdings einen haben. Da man aber auf dieſe nicht eben ſeine Abſicht richtete; ſo wird das, was ich an dem angezeigten Ort darüber geſagt, hinlänglich ſeyn. Man kann die ſtreitende Partheien in ſolche eintheilen, die den **Grundſatz** ſelbſt, und in ſolche, die nur den **Beweis** deſſelben angreifen. Was die erſten betrift: ſo haben ſie keinen Beweis wodurch dieſer Grundſatz umgeſtoſſen würde, (wenigſtens überhaupt) gegeben, und dies war auch wohl unmöglich, ſie blieben alſo die ſchwächſten Gegner. Ganz anders aber verhielt es ſich mit den andern, die die Wahrheit zugaben, aber den geführten Beweis verwarfen. Um nun einen jeden in den Stand zu ſetzen, über den Beweis zu urtheilen, will ich den Hauptbeweis hier anführen. Er lautet alſo: **Was möglich iſt, das hat entweder einen zureichenden Grund, oder es hat keinen. Hat es keinen zureichenden Grund, ſo iſt nichts deſſen Grund. Iſt nichts deſſen Grund: ſo iſt etwas zu gleicher Zeit möglich und unmöglich. Dieſes iſt ein Widerſpruch, folglich muß alles einen Grund haben.**

Ja

Man muß eine doppelte Art des Zwanges unterſcheiden. Es giebt.

Erſtlich, einen phyſiſchen Zwang. Zum Beiſpiel, wenn man jemanden, wider ſeinen Willen, ins Gefängniß wirft, oder in einen tiefen Abgrund ſtürzt.

Von dem phyſiſchen und moraliſchen Zwang.

Ich geſtehe offenherzig, daß ich die Strenge des Beweiſes nicht einſehen kann, vielleicht aber liegt der Fehler in mir: Es kommt mir immer ſo vor, als wenn damit weiter nichts als dieſes bewieſen ſey: Wenn das Mögliche einen zureichenden Grund hat, ſo iſt dieſer zureichende Grund etwas. Das iſt aber die Frage nicht, ſondern ſie iſt dieſe: ob alles mögliche einen zureichenden Grund habe? Aus der Vernunftlehre iſt bekannt, daß man einen Beweis verwerfen, den Schlußſatz aber beibehalten kann. In dieſen Umſtänden befinde ich mich, Leibniz nahm es ſelbſt mit dem Satz des zureichenden Grundes ſo genau nicht, und noch mehr ſcheuete er den Beweis deſſelben. Er verließ ſich des letzteren wegen blos auf Archimedes Wagſchaale. Wir wollen ſehen, ob wir ihn nicht können ſich ſelbſt entgegenſetzen. Er ſagt §. 302. der Theodicee: Demnach kann das Beſte in ein anderes, das ihm weder nach, noch vorgeht, verwandelt werden. Allein es wird doch allezeit eine Ordnung, und zwar die beſte Ordnung, die nur möglich iſt, unter ihnen Statt finden. Wenn man den ganzen Zuſammenhang der Dinge zuſammen nimmt; ſo hat das Beſte nicht ſeines gleichen; allein einem Stücke aus dieſem Zuſammenhang, kann wohl ein ander Stück aus eben dieſem Zuſammenhange gleich kommen. Wie reimt ſich dies mit dem Satz des zu Unterſcheidenden (principium indiſcernibilium aut negatae totalis ſimilitudinis)? Und wird dieſer Satz nicht aus dem Satz des zureichenden Grundes hergeleitet? Wie kann ein Ding wohl das Beſte ſeyn, wenn es ſehr viele ſeines gleichen hat? Und hat man es dem berühmten Fuſſonius nicht zugeſtanden, daß Leibniz ſeinen Grundſatz verlaſſen habe? Ich leite daraus nichts nachtheiliges vor die Wahrheit ſelbſt her. Es ſind mir zwar die Schwierigkeiten, die mit dieſem Grundſatz verknüpfet ſeyn, hinlänglich bekannt. Dieſe aber überwinden mich nicht. Leibniz konnte dem Dyrois, gegen den er am angeführten Orte ſtreitet, nicht beſſer begegnen, und es erfordert oft die Klugheit, unter verſchiedenen Umſtänden verſchieden zu antworten.

Anm. des Ueberſ.

Zweytens, einen **moraliſchen Zwang**. So kann uns ein beträchtliches Uebel zwingen, weil alsdann die Handlung, zu der es uns bringet, freywillig zu seyn ~~[illegible]~~. Eben ſo kann uns ein groſſes Gut zwingen, wenn man jemanden durch einen ſehr anſehnlichen Vortheil, den man ihm verſpricht, verführen will; ob man gleich im ſtrengſten Verſtande dies keinen **Zwang** nennet.

Philalethes. §. 14. Könnte man denn nicht die ſo alte Streitfrage, die ganz unverſtändlich, alſo gewiß unvernünftig iſt, – **ob nemlich der Wille des Menſchen frey ſey, oder nicht**, zu Ende bringen?

Theophilus. Das ſeltſame und widerſinnige Verfahren der Menſchen, ſich mit der Beantwortung ſolcher Fragen, die nicht einmal genau und richtig abgefaſſet werden, zu quälen, das zu unterſuchen, was ſie ſchon wiſſen, und nicht einmal zu wiſſen, was ſie unterſuchen, verdient allerdings den lauteſten und bitterſten Tadel.

.43 **Philalethes.** „Da die Freiheit eine bloſſe Macht iſt, ſo kann ſie auch lediglich **thätigwürkenden** Weſen beigelegt werden, und folglich weder ein Attribut, noch eine Modification des Willens ſeyn, welcher auch nichts anders, als eine Macht iſt."

Die Freiheit kann als eine Macht des Willens betrachtet werden.

Theophilus. Wenn man auf den eigentlichen Sinn der Worte ſieht, ſo haben Sie Recht. Der eingeführte Sprachgebrauch läßt ſich jedoch einigermaſſen entſchuldigen. Auf dieſe Art ſind wir gewohnt der Wärme, oder andern Beſchaffenheiten, das iſt dem Körper, in ſo fern er dieſe Beſchaffenheit hat, eine Macht beyzulegen. Eben ſo will man eigentlich hier uns fragen, ob der **Menſch frey ſey, indem er will**.

§. 15. **Philalethes.** „Die **Freyheit** beſtehet in der Macht, eine Handlung zu thun, oder zu unterlaſſen, je nachdem es ihm gut dünkt."

Theophilus. Hätten diejenigen, die die Frage aufwerfen, ob der Wille, oder der Willkühr frey ſey, keinen andern Begrif von der Freiheit, ſo wäre die ganze Frage lächerlich. Sie verlangen aber wie ich ſchon vorhero berühret habe, und wie noch ausführlicher hervorleuchten wird, etwas ganz anderes; und die meiſten fordern ganz gewiß etwas ungereimtes und unmögliches, wenn ſie eine ſchlechterdings eingebildete und nicht gedenkbare **Freiheit des Gleichgewichts** (liberté d'equilibre) *), annehmen. Geſetzt auch, daß ſie ſie haben, das heißt, daß ſie gegen alle Eindrücke und Vorſtellungen des Verſtandes etwas wollen könnten, ſo würde ihnen dies doch nichts helfen. Denn dadurch würde Vernunft und wahre Freiheit ganz und gar unterdrückt, und wir weit unter die Thiere erniedriget werden.

Die Freiheit des Gleichgewichts würde uns unter die Thiere erniedrigen.

---

*) Es iſt keinesweges zu läugnen, daß mit unſerm freien Willen nicht allezeit eine gewiſſe Nothwendigkeit verbunden ſey, da ſich derſelbe auf eine vorhergegangene Erkenntniß gründet. Dieſe Nothwendigkeit iſt aber der Freiheit gar nicht zuwider, indem es dem Menſchen vor ſich betrachtet immer möglich bleibt, das Gegentheil zu erwählen. Der Wille des Menſchen kann niemals gezwungen werden; ſo lange er nichts will, als was er für gut hält: — Hieraus folgt aber nichts wider die Sittlichkeit, vielmehr iſt offenbar, daß aus dem Gegentheile die gröſte Ungewißheit in der Sittenlehre entſtehen würde. Ariſtoteles ſahe auch dieſes gar wohl ein, wenn er ſagt: eine Verrichtung ſey freiwillig, wenn der Grund in dem iſt, der etwas verrichtet. Man verwirret gar zu oft die Begriffe Wollen und Macht mit einander; und daher ſind die mehrſten Streitigkeiten entſtanden. Locke hat ſelbſt ſich hiervor nicht genugſam in Sicherheit geſetzet. Nimmt man die beiden Bedingungen des Ariſtoteles Willkühr, Erkenntnis, und der Scholaſtiker Indifferenz, welches aber nur ſo viel als Zufälligkeit bedeuten kann, (denn in einem andern Sinn kann man ſie ohnmöglich annehmen) zuſammen; ſo haben wir den Begrif vom freien Willen heraus. Die Fabel, die Buridan um eine ſolche vollkommene Gleichgültigkeit feſtzuſtellen von ſeinem Eſel erdichtet hat, iſt eine bloſſe Chimäre; da es un-

Philalethes. §. 17. Wenn jemand ſagen wollte, die Macht zu reden regiert die Macht zu ſingen, und die Macht

---

unmöglich iſt, daß die Welt jemals ſo könnte getheilt werden, daß alle Eindrücke von beiden Seiten vollkommen gleich ſeyn ſollten. Was wäre auch das wohl für eine Freiheit, die ein ſolches Gleichgewicht vorausſetzte? Jedoch muß man zugeben, daß, da der Verſtand ſeine Wirkung verſchieben kann; auch der Wille, ſo lange im Gleichgewichte erhalten werde, bis jener erkannt hat, ob die Sache gut, oder böſe ſey. Dieſes kann aber unſerer Freiheit unmöglich Abbruch thun. Im Gegentheil erhöhet ſie ihn weit über die Thiere. Würde es nicht lächerlich herauskommen, wenn wir keinen Grund unſers Wollens angeben könnten? Würden wir nicht viel unvollkommener ſeyn? Ein Menſch, der es alſo machen, oder ſich wenigſtens anſtellen wollte, als wenn er ohne Urſache würke, würde, wie **Leibnitz** ſagt, mit Recht für einen Narren gehalten werden. Die Erfahrung iſt ganz gewiß vor **Leibnitzen** und **Wolfen**. Man wird niemanden finden, der nicht einen Grund ſeines Wollens habe. Vom rechtmäßigen iſt hier nicht die Rede. Geſetzt man ſollte auch Gott oder einen Engel ſich zum Grunde ſeines Willens erwählt haben. Nur die Unwiſſenheit macht uns gleichgültig. Was die ſtoiſche Nothwendigkeit betrift; ſo iſt ſie dem freien Willen eben ſo ſehr als die Gleichgültigkeit entgegen, ob es gleich bekannt iſt, daß die mehreſten der Gegner es mit dieſer Nothwendigkeit ſonſt gehalten haben. Als z. B. **Spinoza**, obgleich dieſer ſich auch vor die Gleichgültigkeit erklären konnte. S. Spinoza Ethices, Part. II. pag. 89. Der Stoiker Begrif von der Freiheit, der auf dem Begrif vom Schickſal beruhet, iſt eine ſolche Folge in den Veränderungen, oder Wirkungen der Dinge, in welcher das folgende durch den vorhergehenden Zuſtand in unverrückter Ordnung vollſtändig beſtimmt wird, ſo daß die erſte Wirkung, welche eine zureichende Quelle von allen folgenden wird, eine weſentliche Wirkung iſt. Daß dies der wahre Begrif ſey, den die Stoiker mit dem Worte *fatum* verknüpft haben, lehret **Seneka**. Fata nos ducunt, & quantum cuique reſtet, prima naſcentium hora diſpoſuit. Cauſa pendet ex cauſa, privata ac publica longus ordo rerum trahit: non incidunt cuncta ſed veniunt cap. 5, de providentia. Indeſſen deucht mir doch, als wenn die Stoiker dieſen eben angeführeten Worten zu Folge, dadurch noch nicht die Zufälligkeit in den menſchlichen Handlungen ganz und gar aufgehoben, ob ſie ihr gleich einen ſtarken Stoß gegeben haben. Es iſt wahre,

ſelb

Macht zu ſingen gehorcht der Macht zu reden, oder gehorcht ihr nicht; ſo wäre das gerade ſo verſtändlich und eigentlich ausgedruckt, als wenn man zu ſagen pflegt: der Wille regiert den Verſtand und der Verſtand gehorcht entweder dem Willen oder er gehorcht ihm nicht.

§. 18. Nichts deſto weniger hat dieſe Art zu reden, den Vorzug erhalten, und wie ich ſicher vermuthe, ſchon manche Verwirrung angerichtet; obgleich die Macht zu denken auf die Macht zu wählen eben ſo wenig würkt, als die Macht zu ſingen auf die Macht zu tanzen.

§. 19. Ich gebe indeſſen zu, daß dieſer oder jener Gedanke eine Veranlaſſung zum Wollen, oder die Macht auszuüben ſeyn kann, die ein Menſch beſitzt, etwas zu erwählen; oder daß die würkliche Wahl die Urſache ſeyn könne, an dies oder jenes Ding würklich zu denken; eben wie es eine Veranlaſſung abgeben kann, einen Tanz würklich zu tanzen, wenn eine gewiſſe Melodie würklich geſungen wird.

---

folgende Stelle aus eben dieſem Schriftſteller ſcheint dieſer Meinung entgegen zu ſtehen, die aber gut erklärt werden kann, wenn man das ganze Syſtem der ſtoiſchen Philoſophie inne hat. Sie heißt: contrariis rerum aeternitas conſtat: ad hanc legem animus noſter aptandus eſt, hanc ſequatur', huic pareat, & quaecunque fiunt, debuiſſe fieri putet, ne *velit objurgare naturam.* Optimum eſſe pati, quod emendare non poſſis, & Deum, quo auctore cuncta proueniunt, ſine murmuratione comitari. Malus miles eſt, qui imperatorem gemens ſequitur; qua re impigri & alacres excipiamus imperia, nec deſeramus hunc operis pulcherrimi curſum, cui, quicquid patimus, intertextum eſt. Sen. ep. 107. Die Wolfiſche Theorie vom freien Willen, hält alſo unter den beiden vorgetragenen das Mittel. Indeſſen wird der, der den beſten Nutzen daraus ziehen will, immer wohl thun, wenn er die Gegner des Herrn von Wolf damit vergleicht, und inſonderheit Daries und Cruſius, die allerdings ſehr gute, und vielleicht noch nicht ganz gehobene Schwierigkeiten vorgetragen haben.

Anm. d. Ueberſ.

Die Gedanken geben dem Willen nicht die Veranlaſſung zu wollen.

Theophilus. Es kommt hier noch auf etwas mehreres, als darauf an, daß eine bloſſe Gelegenheit gegeben werde, weil daher immer einigermaſſen ein gewiſſer Zuſammenhang des Grundes und der Wahrheit Statt findet – Wir können nichts anders wollen, als was gut iſt. Je ausgebreiteter nun die Verſtandeskraft iſt, deſto beſſer wird der Wille wählen können. So auch auf der andern Seite, je muthiger und entſchloſſener der Wille iſt, deſto entſchloſſener beſtimmt er auch ſeine Gedanken nach dieſer ſeiner Wahl, anſtatt daß er ſonſt durch unfreiwillige Perceptionen beſtimmt und gleichſam hingezogen wurde.

13. **Philalethes.** Die Macht iſt eine Beziehung, und kein thätigwürkendes Weſen, L. [illegible]

[illegible]

Die accidentaliſchen Vermögen ſind in einander gegründet.

Theophilus. Wenn die weſentlichen Vermögen nur Beziehungen ſind, und dem Weſen keinen Zuſatz geben; ſo müſſen die accidentaliſchen, oder die der Veränderung ausgeſetzte Beſchaffenheiten und Vermögen etwas ganz anders ſeyn; ſo läßt es ſich behaupten, daß ſie würklich in einander gegründet ſind, wenn ſie in dem ihnen gegebenen Maaſſe würken.

Philalethes. §. 21. „Ich glaube, daß eigentlich die Frage nicht iſt, ob der Wille frey ſey, (denn ſonſt wären ſie ſehr uneigentlich), ſondern; ob der Menſch frey ſey?“ Solchergeſtalt halte ich dafür, daß jemand frey ſey, ſo lange als er durch die Anordnung oder durch die Wahl ſeiner Seele, die Exiſtenz einer Handlung, ihrer Nonexiſtenz und umgekehrt, die Nonexiſtenz, ihrer Exiſtenz vorziehe, das heißt; ſo lange er machen kann, daß ſie, je nachdem er will, entweder exiſtire, oder nicht exiſtire.“ „Was für einen höheren Grad der Freiheit könnten wir auch wohl jemanden geben, als wenn wir ſagen, er hat die Macht zu thun, was er will;“ ſo daß ein Menſch in Anſehung der

Handlungen, auf welche ſich dieſe ſeine Macht erſtreckt, ſo frey iſt, als es nur immer, ſo zu reden, der Freiheit möglich iſt, ihn frey zu machen.“

Theophilus. In dem ganzen Raiſonnement über die Freiheit des Willens, oder über das freye Willkühr frägt man gar nicht, ob der Menſch thun könne, was er will, ſondern, ob ſein Wille unabhängig genug ſey? Nicht; ob er ſeine Arme, oder Füſſe ausſtrecken könne, ſondern, ob ſeine Seele frey ſey, und worinnen dieſe Freiheit beſtehe? In dieſer Abſicht kann alſo ein geiſtiges Weſen freier ſeyn als das andre; das höchſte Weſen iſt in einem ſo hohen Grade frey, als es keine Creaturen ſeyn können.

In der Unterſuchung über das freye Willkühr wird nicht die Freiheit zu handeln ſondern die Freiheit zu wollen genannt.

Philalethes. §. 22. Der neugierige Menſch iſt hiermit nicht zufrieden. Er wünſcht, ſich aller der Gedanken, als wäre er ſelbſt an etwas ſchuld, zu entſchlagen; ob er gleich allerdings einige Schuld hat, wenn er ſich in einen noch weit ſchlimmern Zuſtand verſetzt, als der iſt, in welchen ihn eine fatale Nothwendigkeit bringen würde. Erſtreckt ſich die Freiheit bey ihm nun nicht weiter, als ſich dieſe erſtreckt, ſo iſt es eben ſo, als wenn er gar keine Freiheit hätte. Man hält es überdem für eine gute Einwendung, daß der Menſch nicht frey ſey, wofern er nicht ſo viel Freiheit hätte zu wollen, als er Freiheit hat, zu thun, was er will.

§. 23. Mithin glaube ich, daß der Menſch in Anſehung des Wollens, oder der Handlung des Wollens nicht frey ſeyn kann, wenn eine Handlung, die in ſeiner Macht ſteht, einmal in ſeinen Gedanken beſchloſſen iſt, daß ſie ſogleich geſchehen ſoll. Die Urſache davon liegt am Tage. Denn da die von ſeinem Willen abhangende Handlung ~~unmöglich~~ zur Würklichkeit kommen, oder nicht kommen muß, und ihre Exiſtenz oder Nonexiſtenz auf die Beſtimmung oder Erwählung ſeines Willens richtig erfolget; ſo muß er auch die Exiſtenz oder die Nonexiſtenz einer ſolchen Handlung wollen.

Der Wille richtet ſich nothwendiger Weiſe nach den Gedanken. Man kann ſeine Wahl aufſchieben.

Theophilus. Man kann ja ſeine Wahl aufſchieben. Wir thun es auch in der That ſehr oft, zumal, wenn etwa eine Gedanken-Reihe unſrer angefangenen Ueberlegung hindern ſollte. Wenn alſo auch gleich die Handlung, über welche wir Ueberlegungen anſtellen, exiſtiren oder nicht exiſtiren muß, ſo folgt doch daraus noch nicht, daß wir ihre Exiſtenz, oder Nonexiſtenz nothwendigerweiſe beſchlieſſen müſſen. Denn zuweilen kann aus Mangel der Entſchloſſenheit die Nonexiſtenz erfolgen. So ſprachen die Areopagiten einen Menſchen loß, wenn ſie ſeinen Proceß zu ſchwer fanden, als daß ſie ihn entſcheiden zu können glauben ſollten. Sie ſchoben den Proceß bis zu einen ganz entlegenen Zeitpunkt hinaus; denn ſie nahmen ſich hundert Jahre lang Bedenkzeit.

Philalethes. Wenn ich nun ſage, der Menſch iſt frey, ſo will ich damit ſo viel ſagen: wenn er machet, daß die Handlung zu wollen von ſeinem Willen abhänget, ſo muß ein andrer Wille, oder ein Vermögen zu wollen vorhergehen, um die Handlungen dieſes Willens zu beſtimmen, und ein andrer, um dieſen wiederum zu beſtimmen, und ſo weiter bis ins Unendliche. Denn wo man ſtill ſtehet, da können die Handlungen des letzteren Willens nicht frey ſeyn.

Theophilus. Es iſt allerdings ſehr unbeſtimmt, wenn man ſagt, wir wollten, daß wir wollten. Wir wollen nicht etwas wollen, ſondern wir wollen etwas thun. Wollten wir nun etwas wollen, ſo würden wir wollen, daß wir wollten etwas zu wollen, und dies würde abermals bis ins unendliche hineingehen.

Aus einer freiwilligen Handlung entſtehen andre eben ſo frei-

Indeſſen müſſen wir doch auch geſtehen, daß wir durch manche unſrer freiwilligen Handlungen ſehr oft ganz unmittelbar andre freiwillige Handlungen ganz mittelbar.

lige Handlungen verurſachen. Ob wir nun gleich das nicht wollen können, was wir wollen; ſo wie wir nicht einmal das urtheilen können, was wir wollen, ſo können wir doch dies gleichſam im voraus thun, daß man nemlich in der Folge das urtheile oder wolle, was wir heute wollen oder urtheilen zu können wünſchten. Wir gewöhnen uns an gewiſſe Perſonen, an manche Lektüren, an manche vorzüglich ſcheinende Betrachtungen, an eine gewiſſe Art von Beſchäftigungen. Was von der entgegengeſetzten Seite kommt, entgeht unſrer Aufmerkſamkeit; und durch dergleichen Fertigkeiten, denen wir gröſtentheils ohne daß wir daran denken, folgen, irren oder verändern, beſſern oder verſchlimmern wir uns nach Gelegenheit der Umſtände.

Philalethes. §. 25. Da es alſo entſchieden iſt, daß der Menſch nicht immer die Freiheit habe, zu wollen, oder nicht zu wollen; ſo entſteht hiernächſt die Frage, **ob ein Menſch die Freiheit habe, dasjenige zu wollen, was ihm von beyden gefällt, zum Beiſpiel, die Bewegung** oder die **Ruhe**? Dieſe Frage iſt aber an ſich ſchon ſo offenbar ungereimt, daß man dadurch zur Gnüge überzeugt ſeyn kann, daß die Freiheit in keinem Falle auf den Willen gehe. „Denn fragen, **ob ein Menſch die Freiheit habe, zu wollen, was ihm beliebt**, die **Bewegung** oder **die Ruhe**; das **Reden** oder das **Stillſchweigen**. – iſt eben ſo viel, als wollte man fragen, ob ein Menſch wollen könnte, was er will, oder ob ihm das gefallen könnte, was ihm gefällt?" Eine Frage, die meines Erachtens, keiner Antwort bedarf.

Theophilus. Man macht hier eine Schwürigkeit, welche allerdings aufgelöſet zu werden verdient. Man ſagt, daß, wenn man alles überlegt und gehörig abgewogen hätte, es doch noch in der Macht der Menſchen ſtehe, nicht nur das, was ihnen am meiſten gefällt, ſondern auch das Gegentheil zu thun. Dabey muß man aber bedenken, daß, wenn auch dieſer Eigenſinn, der dieſe vorgefaßte hartnänäckige Meinung, oder endlich dieſer Grund, der ſie hundert andern bewegenden Gründen ~~zu folgen~~, würklich bey ~~ihrer~~ Berechnung in Anſchlag kommt, und verurſacht, daß ~~ihnen~~ etwas gefalle, was ihnen ſonſt nicht gefallen würde, die Wahl demohnerachtet durch die vorhergegangene Perception verurſachet ſeyn ~~würde~~ wird.

jener

Menſchen

Die Wahl wird demohnerachtet durch eine Perception beſtimmt.

Man will alſo das nicht, was man wollte, ſondern das, was gefällt; „obgleich der „Wille mittelbar und gleichſam aus der Entfernung beytragen kann, daß etwas gefalle, oder nicht gefalle.“ Daher iſt es kein Wunder, daß, da man dergleichen ſonſt faßliche und deutliche Ueberlegungen nicht gehörig achtet, eine Materie, die ſo viel intrikates hat, als dies, den Verſtand in ein Labyrint voller Irrthümer und Ungewißheiten verſenke.

Philalethes. §. 29. Wirſt man die Frage auf, was denn eigentlich den Willen beſtimme? ſo iſt die natürliche Antwort dieſe; daß die Seele ihn beſtimme. Wofern dieſe Antwort keine Gnüge thut, ſo iſt es ganz klar, daß der Sinn der Frage, was nemlich den Willen beſtimme, dieſer ſey; was in einem jeden beſondern Falle die Seele bewege, ihre allgemeine Richtungsmacht zu dieſer oder jener beſondern Bewegung oder Ruhe zu beſtimmen? hierauf antworte ich: Der Bewegungsgrund, in demſelben Zuſtande zu bleiben, oder eben dieſelbe Handlung fortzuſetzen, iſt einzig und allein das gegenwärtige Vergnügen, das man dabey findet. Der Bewegungsgrund zu einer Aenderung iſt hingegen allemal eine **Unzufriedenheit.**

Theophilus. Dieſe Unzufriedenheit beſteht, wie ich im vorigen Hauptſtücke gezeigt habe, nicht immer in einem Mißvergnügen; ſo wie die Bequemlichkeit die man zuweilen fühlet, nicht immer innres Vergnügen, und innre Zufriedenheit gewährt. Oefters verurſachet eine ganz unmerkliche Perception, die ſich gar nicht unterſcheiden läßt, daß wir uns mehr auf dieſe, als auf jene Seite hinlenken ohne daß wir den Grund davon angeben können.

Philalethes. §. 30. Der Wille und das Verlangen ſollten eigentlich nicht mit einander vermiſcht werden. Ein Menſch verlanget von der Gicht und dem Podagra befreiet zu ſeyn. — Da er aber befürchtet, die Vertreibung dieſes Schmerzes möchte die ſchadhafte Feuchtigkeit in einen zum Leben nöthigern Theil treiben; ſo entſchließt ſich ſein Wille niemals zu einer Handlung, durch welche dieſer ſein Schmerz weggeſchaft werden könnte.

Von dem bloſſen Wollen, welches ein Wollen ohne alle Würkung iſt.

Theophilus. Dies Verlangen iſt nichts anders als ein bloſſes Wollen in Vergleichung mit dem Willen in ſeinem ganzen Umfang genommen. So würde man, zum Beiſpiel, zu wiſſen wünſchen, ob nicht alsdann, wenn man das erlangte, was man will, ein gröſſeres Uebel zu befürchten, und hingegen ein gröſſeres Gut zu hoffen ſey, wenn man das entbehren müſſe, was man gerne will. Indeſſen kann man doch ſagen, daß jemand, durch einen gewiſſen Grund des Willens angetrieben, vom Podagra und der Gicht befreiet zu ſeyn wünſche, obgleich dieſer Wille nicht immer den höchſten Grad ſeiner Thätigkeit erreicht. Dieſer Wille heißt das **Wollen (Velleität)**, in ſo fern er mit einer gewiſſen Unvollkommenheit oder Unvermögen verbunden iſt.

Philalethes. §. 31. Die Unterſuchung ſcheint indeſſen von einiger Wichtigkeit, daß das, was den Willen in Anſehung unſrer Handlungen beſtimme, nicht das gröſſere Gut, (wie man ſich insgemein beredet), ſondern gröſtentheils einige, und nicht ſelten eine ſehr groſſe Unruhe ſey.

ein Mißbehagen

*Da nun das Verlangen nichts anders iſt, als [eine Unruhe) wegen Ermangelung eines abweſenden Gutes, in Anſehung eines Schmerzes, den man empfindet; ſo iſt die Linderung deſſelben dieſes abweſende Gut. *Wir können es folglich ſo lange, bis dieſe Linderung erfolgt iſt, ein **Verlangen** nennen; weil ein jeder, der einen Schmerz empfindet, auch davon befreiet zu ſeyn wünſcht, und zwar mit einem ſo ſehnlichen Verlangen, welches ſolchem Schmerze gleich, und von ihm unzertrennlich iſt. Auſſer dieſem Verlangen, von dem Schmerze befreiet zu ſeyn, giebt es auch ein andres nach dem abweſenden würklichen Gut. Auch hier ſind Verlangen und Unruhe gleich heftig. So ſehr wir nach einem abweſenden Gute verlangen, ſo groß iſt auch die Unruhe und die ängſtliche Pein, in der wir uns deshalb befinden. Jedoch pflegt hier nicht ein jedes abweſendes Gut nach ſeiner Gröſſe, oder nachdem wir daſſelbe für groß ſchätzen, einen Schmerz zu erregen, der ihm gleich kommt, wie jeder Schmerz ein ihm gleiches Verlangen verurſacht: weil die Abweſenheit eines Gutes nicht allezeit ein Schmerz iſt, ſo wie die Gegenwart eines Schmerzes ein Uebel iſt. Daher kann man ein abweſendes Gut anſehen und betrachten, ohne es zu verlangen. So viel Verlangen alſo da iſt; ſo viel Verdruß findet ſich auch.

§. 32. Wer ſollte wohl bey dem Verlangen das nicht empfunden haben, was der weiſe König von der Hofnung ſagt, die von demſelben eben nicht ſo auſſerordentlich verſchieden iſt. **Die Hofnung, die da verzeucht, ängſtet das Herz.** *) ſie treibt zuweilen die Unruhe ſo hoch, daß man mit einer **Rahel** ausruft, – **ſchaffe mir Kinder! gieb mir, was ich wünſche, wo nicht, ſo ſterbe ich** **).

§. 34. Wenn ein Menſch in dem Zuſtand, in welchem er ſich befindet, vollkommen zufrieden, oder, wenn er ganz ohne alle Unruhe iſt, was für ein Wille kann ihm wohl dann noch übrig bleiben, als der, daß er im ſolchen Zuſtande verbleiben möge? So hat der weiſe Urheber unſers Weſens die Beſchwerlichkeit des Hungers und Durſtes, und andre natürliche Begierde in die Menſchen gepflanzt, um dadurch ihren Willen zur Erhaltung und Fortpflanzung ihres Geſchlechtes zu bewegen und zu beſtimmen. **Es iſt beſſer freyen, denn Brunſt leiden**, ſagt der heilige Paullus *). So ausgemacht iſt es, daß die gegenwärtige Empfindung einer geringen ~~Luſt~~, die wir empfinden, und weit heftiger reitze, als die gröſſeſten Vergnügen, die wir aber erſt in einer groſſen Entfernung erwarten. NB. Wenn zu einer willkürlichen

---

*) Sprüchw. XIII, 12.

**) 1 Buch Moſe. XXX, 1.

Ich wille Handlung beſtimmt, wenn so erkenne ich an einer willkürlichen Veränderung meines Zuſtand beſtimmt. Also bin ich mit meinem gegenwärtigen Zuſtand nicht völlig zufrieden. Demnach gehört zu jeder willkürlichen Veränderung meines Zuſtandes eine vorhergehende Unzufriedenheit mit meinem gegenwärtigen Zuſtand

§. 35. Es ſcheint ein durch die allgemeine Uebereinſtimmung des ganzen menſchlichen Geſchlechtes beſtätigter Grundſatz zu ſeyn, daß ein Gut, oder vielmehr, daß das gröſſere Gut den Willen beſtimme. Ich wundre mich alſo gar nicht, daß ich ihn ehemals als zugeſtanden angenommen habe. Indeſſen kann ich doch nach einer genaueren Unterſuchung nicht umhin, den Schluß zu machen, daß ein Gut, oder das gröſſere Gut, wenn es auch dafür angenommen und anerkannt wird, den Willen nicht eher zu beſtimmen pflege, als bis unſer Verlangen, welches nach dem Verhältniſſe der Gröſſe deſſelben erreget worden iſt, uns bey ſeiner Ermangelung unruhig machet. Man gebe einem Menſchen eine noch ſo ſtarke Ueberzeugung von den groſſen Vortheilen der Tugend, man ſetze den Fall, daß er ſie für einem jeden, der hier auf der Welt etwas Groſſes ausführen will, oder in jenem Leben glücklich zu ſeyn hoffet, ganz unentbehrlich halte; ſo wird ſein Wille, **bevor er nicht hungert noch durſtet nach der Gerechtigkeit**, bevor er wegen Ermangelung derſelben keine Unzufriedenheit empfindet, gewiß nicht zu der Handlung beſtimmt werden, dieſem gröſſeren Gute, welches er dafür erkennt, nachzujagen. Eine gröſſere Unzufriedenheit wird ſich ſeiner bemächtigen, und ſeinen Willen auf andre Handlungen hinführen.

Auf der andern Seite zeige man dem Trunkenbolde noch ſo augenſcheinlich, daß bey ſeiner gegenwärtigen Lebensart ſeine Geſundheit abnehme; – ſein Vermögen verflieg, – daß Schande, Krankheiten, und endlich ein gänzlicher

---

*) 1 Corinth. VII, 9.

Natur [illegible] strebt [illegible] ihn unnatürlichen Zustand zu befreyen wie eine [illegible] verstrebt sich auszudehnen.

cher Mangel, ſogar an dem ihm ſo angenehmen Getränke auf ihn warte: gleichwohl reiſſet ihn die ſich einſtellende Unzufriedenheit, von ſeinen Zechbrüdern abweſend ſeyn müſſen, und der unerſättliche Durſt nach ſtarken Getränke zur gewöhnlichen Zeit wieder in ſeine Saufgelache hin. Dabey ſieht er den Verluſt ſeiner Geſundheit, ſeines Vermögens, und vielleicht auch den Verluſt der Freude eines andern Lebens vor Augen, – einer Freude, die in ſeinen Augen gewiß nicht die geringſte ſeyn kann, weil ſie nach ſeinem eigenen Geſtändniß gröſſer und dauerhafter iſt, als der Kützel eines vollen Weinpokals in ſeinem Gaumen, oder das unnütze Geſchwätze einer immer nüchternen Geſellſchaft.

Dergleichen Unordnungen ergiebt er ſich nun ganz gewiß nicht aus Mangel der Betrachtung eines gröſſeren Gutes ~~nachzujagen~~. So bald ſich aber der Gedanke, und mit ihm ein merklicher Grad von Mißvergnügen und Unruhe wider einſtellt, ſeines gewöhnliches Vergnügen beraubt ſeyn zu müſſen; ſo hat der Gedanke an ein gröſſeres und erhabenes Gut keine Gewalt mehr über ihn, – ſo reiſſet die gegenwärtige Unzufriedenheit den Willen gewaltſam zur gewohnten That hin. Sie ſchlägt immer weiter und ausgebreiteter ihre Wurzeln, und behält bey der nächſten Gelegenheit die Oberhand. Freylich gelobt alsdann, gerade in der Zeit, da er das Laſter vollbringt, der Laſterhafte ſich ſelbſt aufs gewiſſenhafteſte an, er wolle nie wieder dieſe laſterhafte Handlung begehen, das ſey das letztemal, daß er ſo ſehr und augenſcheinlich gegen ſeinen eigenen wahren Vortheil gehandelt habe. Das verſetzt ihn einmal auf das andre in den Zuſtand, wo er ſich ſelbſt ſagen muß.

— — — *Video meliora, proboque* *)
Deteriora ſequor.

OVID. METAMORPH. L. VII. 20. 21.

„Ich

---

*) Wir wollen dem Herrn Locke einen andern Poeten entgegenſetzen. Virgil läßt den Niſus Aeneid. IX, v. 184. mit weit mehrerm Grunde ſagen:

das

„Ich ſehe, was für mich beſſer iſt; – ich billige es „auch; – und doch thue ich gerade das, was für „mich ſchlimmer iſt.

Eine Sentenz, die ſchon ſehr lange als wahr und ungezweifelt angenommen worden iſt, welche auch noch itzt die tägliche Erfahrung beſtättiget. Vielleicht iſt dieſe Erklärungsart die beſte; – wenigſtens wüſte ich keine andere.

Theophilus. Ich würde ungerecht und fühllos handeln, wenn ich dieſem Raiſonnement das Schöne, das Wohlgefaſte und auch in mancher Abſicht das Gründliche abſprechen wollte. Demohnerachtet werde ich meinen alten Grundſätzen, **daß der Wille dem gröſſeren Gute folget, und das gröſſere Uebel, das er empfindet, fliehe,** nicht untreu werden.

Wir haben auf die wahren Güter keine Achtſamkeit, weil unſre Gedanken öfters taub ſind.

Der Mangel unſrer Achtſamkeit auf die eigentlichen und wahren Güter, iſt meiner Meinung nach daher zu leiten, daß bey allen den Gelegenheiten, wo unſre Sinne nicht würken, der gröſte Theil unſrer Gedanken gleichſam taub, das iſt, leer von Vorſtellungen und Empfindungen ſey, daß wir alsdann blos auf die Charaktere merken, wie es denen geht, die algebraiſche Berechnungen anſtellen, und dabey nicht bedenken, daß die geometriſchen Figuren und Wörter von Zeit zu Zeit eben ſo viel gelten, als die arithmetiſchen und algebraiſchen Charaktere. Man läßt

Erklärung der ~~[illegible]~~ (tauben) Gedanken.

Dine hunc ardorem mentibus addunt, Euryale? an ſua cuique Deus ſit dira cupido?

„Flöſſen die Götter dieſen Trieb den Seelen ein? oder „ſind es nicht vielmehr die Begierden, die ein jeder ſeine „Gottheit ſeyn läßt.„

Die Wahrheit des angezogenen Spruchs iſt alſo ſo ausgemacht eben nicht wie Locke glaubt. Leibniz widerlegt ihn auch in der Antwort ſattſam.

Anm. des Ueberſ.

läßt ſich oft in ein weitläuftiges Raiſonnement aus, das aus lauter Worten beſteht, ohne etwas dabey zu denken. Einer ſolchen Erkenntniß fehlt das Rührende, ~~es gehört~~ ein hohen Grad von lebendiger Kraft ~~dazu~~, ~~um~~ durch ſie in Bewegung geſetzt ~~zu~~ werden. Das beſtätigen die Menſchen, die in Grunde ſehr oft an Gott, an die Tugend und an die Glückſeeligkeit denken, aber, wenn ſie davon reden, keine Begriffe damit verbinden. Nicht etwa deshalb, weil ſie keine dergleichen Ideen haben, denn ſie liegen tief in ihrer Seele, ſondern darum, weil es ihnen kein Ernſt iſt, ſie gehörig zu verfolgen, und zu analyſiren. Sie haben oft würklich Ideen eines abweſenden Guten oder Uebels; ſie ſind aber nur ſehr ſchwach und ſo iſts kein Wunder, wenn ſie durch dieſelbe nicht gerührt werden. Wenn wir alſo das Schlechtere vorziehen, ſo kommt es daher weil wir das Gute, das in ihm liegt, empfinden, das Böſe deſſelben, und das Gute auf der entgegengeſetzten Seite aber nicht fühlen. Entweder nehmen wir es auf ein bloſſes Gerathewohl an; oder wir ſagen es andern nach, oder folgern es höchſtens aus unſern vorhero darüber angeſtellten Raiſonnements, daß auf der beſſern Seite auch das gröſſeſte Gut, und auf der andern das gröſte Uebel anzutreffen ſey. Gehen wir nun dieſen Vermuthungen nicht weiter nach, verfolgen wir ſie nicht bis zum Ende, ſo arten unſre Gedanken und Raiſonnements in einen **Pſittacismus** aus, der der Seele mit nichts an die Hand gehet. Sind wir dann nicht auf unſrer Hut, und denken wir nicht mit Ernſt darauf, uns vor allem Nachtheile ſorgfältig zu bewahren, ſo verſchwindet auch das, was wir haben. Die ſchönſten Vorſchriften der Moral, und die bewährteſten Klugheitsregeln können nur in einer Seele Wurzeln ſchlagen, die ſie entweder ganz **unmittelbar**, oder, da dies nicht immer ſeyn kann, wenigſtens doch **mittelbar** empfindet, gegen das Gegentheil aber fühllos iſt.

Anweiſung den üblen Würkungen dieſer Gedanken abzuhelfen.

Cicero ſagt an einem Orte ſehr richtig. „Könnten „wir das Schöne in der Tugend mit unſern Augen ſehen, „wir würden ſie mit dem eifrigſten Enthuſiasmus lieben „und dem Laſter vorziehen.„ Da wir aber dies nicht zu thun im Stande ſind, und auch nichts anders kennen, wodurch wir uns eine anſchauende Erkenntniß verſchaffen könnten; ſo iſt es gar kein Wunder, wenn in dem Streit zwiſchen dem Fleiſch und dem Geiſt, dieſer ſo manchmal unterliegen muß, weil er die Vortheile der Tugend nicht empfindet.

Dieſer Streit beſtehet in den entgegengeſetzten Angriffen, welche (ſo zu reden) die verſchiedenen aus verworrenen und deutlichen Gedanken entſtehende Tendenzen der Seele auf einander machen. Wir empfinden die confuſen Ideen zum öftern ganz klar; die deutlichen Gedanken hingegen ſind gewöhnlicher Weiſe nur der Kraft nach klar. Sie könnten es freilich ſeyn, wenn wir es uns angelegen ſeyn lieſſen, auf den Sinn der Worte und der Charaktere Acht zu geben. Da wir aber oft aus Nachläſſigkeit, oft auch, weil die Zeit zu kurz iſt, dies vergeſſen, ſo ſetzen wir bloſſe leere Worte, oder doch nur ſehr ſchwache Bilder lebhaften Empfindungen entgegen. Ich habe einen Mann gekannt, der wichtige Aemter in der Kirche und im Staat verwaltete, der ſich, nachdem er viele Krankheiten ausgeſtanden hatte, entſchloß, ſich des Fleiſches zu enthalten. Er verſicherte mir indeſſen mehr als einmal, daß ~~ihm~~ der bloſſe Geruch des Fleiſches, das vor ſeiner Thüre vorbey getragen wurde, ~~unausſtehlich wäre~~. Eine Schwachheit, die allerdings einem Menſchen zur Schande gereichet! die wir indeſſen unſrer Natur zu gut halten müſſen. [illegible]

[illegible]

Demohnerachtet würde unſre Seele über alle ſchwächere Empfindungen und Begierden ganz gewiß den herrlichſten Sieg davon tragen, wenn ſie nur ihren Vortheil beſſer in Acht zu nehmen verſtünde.

Schon in der Erziehung ſollte der Anfang gemacht werden *). Da ſollte man die wahren Güter, und die wahren Uebel ſo ſinnlich machen, als man nur immer kann, und die Begriffe, die man damit verbindet, auf die Umſtände, in denen man ſich befindet, gehörig anwenden. Ein erwachſener Menſch, der eine ſo ſchätzbare Erziehung hat entbehren müſſen, fange je eher je lieber an, erleuchtete und vernünftige Vergnügungen denen entgegen zu ſetzen, die ihm die Sinne gewähren, und die, ſo verworren ſie auch ſeyn mögen, gewiß keinen geringen Eindruck auf das Herz machen. Selbſt die Gnade Gottes iſt ein ſolches Vergnügen, das den Menſchen erleuchtet. In dieſen guten Rührungen iſt es nun ſeine Pflicht, ſich auf die Zukunft ſelbſt Geſetze vorzuſchreiben, und ſie mit allem Ernſt auszuführen; daher auch alle Gelegenheiten zu meiden, die ihn auf die vorige Wege wieder zurückbringen könnten, allen Aufforderungen des Laſters auf einmal, und den Veranlaſſungen dazu nach und nach zu entſagen.

Eine unternommene Reiſe wird den Verliebten von ſeiner Krankheit heilen; die Einſamkeit uns von Geſellſchaften zurückbringen, die in unſerm Herzen eben nicht die beſten Neigungen erwecken. Franz **von Borgia**, der General der Jeſuiten, der hernach noch canoniſirt wurde, war eines herrlichen Lebens gewöhnt, und trank vielen Wein. So bald er ſich aber entſchloß, die Einſamkeit zu wählen, ſo gewöhnte er ſich auch nach und nach zur Mäßigkeit und zu einem

einenthaltſamen Leben, er ließ in den Pokal; den er auszuleeren pflegte, jeden Tag einen Tropfen Wachs fallen.

---

*) Herr von Leibnitz entwirft hier die erſten Grundlinien einer vernünftigen Erziehung, die, wenn ſie eher befolgt wären, der ganzen Menſchheit einen ungemein groſſen Nutzen gewährt haben würden. Zu ſeiner Zeit aber dachte er nur allein daran. Hätte er unſere Zeiten erlebt und die vortreflichen Erziehungsanſtalten, die Europa einem Baſedow, und Ulyſſes von Salis und Bahrdt zu verdanken hat, erblickt; wie groß würde denn ſeine Freude geweſen ſeyn, auch in dieſen Gärten Pflanzen wachſen zu ſehen, dazu er den Saamen geſchaffen hatte! — —

Anm. des Ueberſ.

Sind die ſinnlichen Vergnügungen, die man wählet, gefährlich, ſo wähle man ein anderes ſinnliches aber unſchuldiges Vergnügen. Man eile aufs Land. Man treibe den Gartenbau. Man ſammle Naturalien und Werke der Kunſt. Man ſtelle Verſuche an: – ſpüre wichtigen Wahrheiten nach. "Man mache ſich ſelbſt etwas zur Arbeit, und halte heilig darüber, daß man das thue, was man ſich als Geſchäfte aufgelegt hat." Man gehe in anmuthige muntre Geſellſchaften, oder, wenn man keine nach ſeinem Geſchmack finden ſollte, ſo leſe man gut und munter geſchriebene Bücher. Man halte überhaupt die gute und heilſame Bewegungen, in die man verſetzt werden iſt, für eine Stimme Gottes, und gehorche ihr deſto williger.

Da man nun von den Begriffen der wahren Güter, und dem wahren Uebel nicht immer die Analyſe bis auf die Vorſtellung des Vergnügens und des Schmerzens, die in ihnen liegt, fortſetzen kann, um von denſelben nunmehro gerührt zu werden; ſo iſt es nöthig, ſich ein vor allemal das Geſetz zu machen: daß man ſich nemlich ins künftige bloß nach den einmal deutlich begriffenen Schlüſſen der geſunden Vernunft, welche aber in der Folge durch die Menge der von allem ſinnlichen Reiz entblößten Gedanken verdunkelt worden ſind, richten wolle, um dadurch zu der ſchweren Herrſchaft ſo wohl über die Leidenſchaften, als auch über die unmerkliche Neigungen, und die ſo tief eingepflanzte Unruhe zu gelangen, und ſich überhaupt gewöhne, jederzeit der Vernunft gehorſam zu ſeyn, die der Tugend eben deshalb eine gröſſere Anmuth giebt, weil ſie ſolche immer höher zum Natürlichen erhebt.

Doch, es iſt hier meine Sache nicht, moraliſche Vorſchriften, oder geiſtliche Rathſchläge zur glücklicheren Ausübung der Tugend zu ertheilen. Es iſt hinlänglich, das Weſen und die Kräfte unſrer Seele zu betrachten, um daraus ſowohl die Irrthümer, denen wir ſo vielfältig ausgeſetzt ſind, als auch die Methode kennen zu lernen, wie wir ihnen am beſten abhelfen können.

Philalethes. §. 36. Die Unruhe, die uns gegenwärtig ängſtiget, würket allein auf den Willen, und beſtimmet ihn natürlicherweiſe in Anſehung der Glückſeeligkeit, auf welche wir alle bey unſern Handlungen unſre Abſicht haben. Da nun ein jeder glaubt, und es auch fühlet und empfindet, daß Schmerz und Unzufriedenheit mit der Glückſeeligkeit nicht beſtehen können, da ſie uns den Geſchmack auch an den ſonſt guten Dingen rauben, die wir würklich beſitzen; ſo kann auch ein kleiner Schmerz alles Vergnügen, das wir ſonſt in denſelben finden, gar leicht verderben. Daher wird auch das, was von Natur die Wahl unſers Willens zur nächſten Handlung beſtimmt, allzeit in der Entfernung des Schmerzens beſtehen, ſo lange noch irgend ein Schmerz übrig bleibt. Dieſe Entfernung iſt der erſte Schritt zur Glückſeeligkeit.

i.e. [illegible] Entfernung [illegible] unserer Natur [illegible] ist, [illegible] wieder [illegible] selbst [illegible] Natur [illegible] Thätigkeit [illegible]

die Seele in Thätigkeit, [illegible]

Die Unruhe, die den Menſchen in Würkſamkeit ſetzt, iſt eigentlich kein Mißvergnügen. Sie beſtehet in einer Menge von Perceptionen, die wir gar nicht gewahr werden.

Theophilus. Wenn Sie Ihre Unruhe (Uneaſineſs) für ein wahres Mißvergnügen halten, ſo kann ich Ihnen, das Wort in dieſem Sinne genommen, unmöglich zugeben, daß ſie der einzige Antrieb ſey. Es ſind vielmehr kleine unbemerkbare Vorſtellungen, die man unmerkliche Schmerzen nennen könnte, wenn nur nicht mit dem Begrif des Schmerzens die Apperception vergeſellſchaftet wäre. Dieſe kleine Perceptionen ſuchen ſich von eben ſo geringen Hinderniſſen loß zu machen, woran auch unſre Natur, ohne daß wir daran denken, arbeitet. Hierinnen beſtehet auch eigentlich dieſe Unruhe, die wir fühlen, ohne ſie zu kennen, die uns in dem Tumult der Leidenſchaften ſowohl, als bey ruhiger Stille der Seelen in Würkſamkeit ſetzt; denn, da unſre Natur unaufhörlich bemüht iſt, ihren Zuſtand immer angenehmer und vollkommener zu machen, ſo handeln und bewegen wir uns auch beſtändig. Dieſe Unruhe beſtimmt uns öfters ohne alle vorher angeſtellte Berathſchlagung in ſolchen Fällen zu handeln, die uns die gleichgültigſten zu ſeyn ſcheinen, – ob wir gleich eigentlich niemals vollkommen ungewiß, und in zwey verſchiedenen Fällen getheilt ſeyn können.

Wäre nun dieſer **Urſtoff von Schmerz**, (daß ich mich ſo ausdrücke), der, wenn er zu ſchleunig und ſtark wächſet, manchmal in würklichen Schmerz oder Mißvergnügen übergehet, ein wahrer Schmerz; ſo wurden wir eben dadurch, daß wir das Gute mit ſo groſſer Sehnſucht wünſchen, und mit ſo heiſſem Eifer aufſuchen, beſtändig elend ſeyn. So findet ſich aber gerade das Gegentheil. Die heranwachſende und ſich häufende Menge der unaufhörlich und gewaltſam zu ihrer Zufriedenheit eilenden Triebe der Natur wird eben dadurch, daß ſie zum Guten hineilet, und ſich über den Abdruck deſſelben ergötzet, oder wenigſtens den Schmerz vermindert, ein beträchtliches Vergnügen, das in manchen Fällen mehr ergötzt, als der Genuß des Guten ſelbſt.

Die Glückſeligkeit der Geſchöpfe beſteht in keinem vollkommnen Beſitz, ſondern in einem Fortgang von einem Gute zum andern.

Ich bin alſo ſo weit entfernt, dieſe Unruhe für etwas anzuſehen, was mit der Glückſeeligkeit nicht beſtehen könnte, daß ich vielmehr der feſten Meinung bin, **daß ſie mit derſelben weſentlich verbunden ſey. Die Glückſeeligkeit der Geſchöpfe beſtehet ja nicht in einem vollkommnen Beſitz der gewünſchten Sache**; – der würde ſie ganz unempfindlich und fühlloß machen, – ſondern in **einem beſtändigen und ununterbrochenen Fortgang zu gröſſeren** *) **Gütern, dem** ein

---

*) Dies iſt eine ſchöne Erklärung von der höchſten Glückſeligkeit endlicher Geſchöpfe, ſo wie das Gegentheil von derſelben die gröſte Unglückſeligkeit iſt. Der Streit, der ſowohl unter alten, als neuen Philoſophen darüber geführet iſt, hat durch dieſe Erklärung mit einmal ein Ende. Das artigſte und vielleicht auch das vernünftigſte davon erzehlt Cicero in ſei-

" ein gewiſſes Verlangen, oder wenigſtens eine beſtändige Unruhe zur Seite gehen muß." Das iſt nun keine Unruhe, die uns zur Laſt wird, ſondern die ſich, (wie ich es kurz vorher erklart habe), auf dieſen Urſtoff oder auf dieſen unbemerklichen Anfang eines Schmerzens einſchränkt. Dieſer wird dann ein ſtarker und mächtigwürkender Antrieb für unſern Willen; gerade ſo wie der Appetit bey einem geſunden Menſchen, wenn er ihn nicht zu einem merklich hohen Grad der Ungedult treibt, und ihm durch eine gar zu feſte Anhänglichkeit an den Gedanken, daß er Hunger habe, und daß ihm etwas fehlet, zuletzt das äuſſerſte Mißvergnügen verurſacht.

Dieſe ſchwache und ſtarke Begierden nannten die Scholaſtiker motus primo primos. Sie ſind die erſten Schritte, die uns die Natur nicht ſowohl zu unſrer Glückſeeligkeit, als zu unſrer Freude führt. Wir haben dabey freilich nur das Gegenwärtige vor Augen, obgleich Vernunſt und Erfahrung genugſame Anleitung geben, wie wir dieſe Begierden ordnen, und dergeſtalt mäßigen können, daß ſie uns endlich zu unſerm wahren Glück hinführen.

Ich habe hievon bereits im **erſten** Buch, im **zweiten Hauptſtück**, §. 3. geredet. Dieſe Begierden haben mit der Richtung eines Steines ſehr groſſe Aehnlichkeit. Ein Stein geht zwar einen geraden, aber nicht immer den beſten Weg nach dem Centrum der Erde zu, weil er nicht vorausſehen kann, daß er an Felſen anſtoſſen und zerſchellen wird; da er hingegen ſeinem Zweck weit näher kommen würde, wenn er Verſtand hätte, und einen andern Weg nehmen könnte. Nicht anders verſinken auch wir in einen

Ab-

ſeinem Buche de finibus bonorum & malorum, wo er die alten Philoſophen die Muſterung ſpazieren läßt; der academiſchen Sekte aber übrigens getreu verbleibt. Auguſtin in ſeinem Buche *de ciuitate dei*. Lib. XIX. cap. 1. ſagt, daß die alten zweihundert und acht und achtzig Meinungen über das höchſte Gut gehabt hätten, oder doch wenigſtens hätten haben können.

Anm. des Ueberſ.

Abgrund von Elend und Noth, wenn wir einem gegenwärtigen Vergnügen gerade zu in die Arme rennen; Die Vernunft befiehlt alſo, daß wir uns vor einer jeden Handlung die wir thun, die weit gröſſeren Güter oder Uebel jenes Lebens gleichſam abkopiren, uns zu einer entſchloſſenen Art zu denken gewöhnen, aber uns in der Folge getreu und ſtrenge nach dem richten, was wir als das Beſte erkannt haben, ſelbſt zu der Zeit, wenn die ſinnlichen Gründe unſrer Schlüſſe dem Verſtande nicht mehr gegenwärtig ſind, und nur noch in ſehr ſchwachen Abdrücken, oder wohl gar in ſolchen tauben und fühlloſen Gedanken beſtehen, welche uns zwar zu Zeichen und zu Worten, aber zu keiner wirklichen Erklärung derſelben führen. Folglich kann man zwey Hauptregeln geben. **Man überdenke eine Sache gehörig,** und, **man erinnere ſich derſelben ſorgfältig.** Die erſte dient dazu, daß wir uns Geſetze machen, die andere; daß wir dieſen Geſetzen auch alsdann folgen, wenn wir an die Urſache ihrer Entſtehung nicht mehr denken. Indeſſen wird es ſeinen Nutzen haben, an dieſelbe ſo oft zu denken, als es uns möglich iſt, um dadurch unſrer Seele eine auf Vernunft gegründete Freude, und ein mit Ueberlegung verbundenes Vergnügen zu verſchaſſen.

Philalethes. §. 37. Eine ſolche Behutſamkeit und Vorſicht iſt allerdings von der äuſſerſten Nothwendigkeit, weil die Idee eines abweſenden Gutes die Empfindung der Unruhe oder des Mißvergnügens, das uns jetzt ängſtigt, nicht eher überwältigen und beſiegen kann, als bis dieſes Gut ein Verlangen in uns rege machet. Wie viele Menſchen giebt es, die von den Freuden jenes Lebens, die man ihnen mit den natürlichſten Farben abgezeichnet hat, die lebhafteſten und ſo ſtarke Vorſtellungen erhalten, daß ſie nicht nur die Möglichkeit ſondern auch die Wahrſcheinlichkeit derſelben zugeben, die ſich aber demohnerachtet mit der Glückſeeligkeit des gegenwärtigen Lebens vollkommen beruhigen? Solchergeſtalt wechſelt in Beſtimmung ihres Willens die eine herrſchende Unzufriedenheit ihrer Begierden, die nach den Ergötzungen dieſes Lebens ganz ausgelaſſen ſind, immer mit der andern ab. Sie ſetzen in dieſer ganzen Zeit keinen Schritt weiter fort, und werden nicht im geringſten zu den Gütern eines andern Lebens getrieben, ſo groß und vortreflich ſie ſich ſolche auch nur immer vorſtellen mögen.

Urſachen, warum man die Güter eines andern Lebens mit ſo vieler Gleichgültigkeit, oft auch mit ſo großem Leichtſinn betrachte ꝛc.

Theophilus. Dieſe Verachtung der Güter, die uns jenes Leben aufbehält, kommt zum Theil aus dem tief eingewurzelten Unglauben, der, man mag ſagen, was man will, alle Ueberzeugung von dem wuͤrklichen Daſeyn derſelben verhindert. Dergleichen Menſchen rauſchen bey den Beweiſen für die Unſterblichkeit der Seele mit auſſerordentlicher Fahrläßigkeit vorüber; ſie vergeſſen es, daß dieſe Lehre nicht nur der Gerechtigkeit Gottes ſehr angemeſſen, ſondern auch die Grundſtütze der ganzen Religion, und daß es alſo von der äuſſerſten Nothwendigkeit ſey, entweder von ihrer Wahrheit überzeugt zu ſeyn, oder ſie zu läugnen.

Es giebt viele Menſchen, die an der Möglichkeit eines zukünftigen Lebens, wie es uns die Religion, und die geſunde Vernunft beſchreiben, zweifeln; noch mehrere die die Wahrſcheinlichkeit deſſelben nicht einſehn; – und der gröſte Theil kann die Gewißheit ſeines Daſeyns nicht begreifen.

Pſittacismus – leere Worte, – fleiſchliche Bilder, – grobe mahometaniſche Einbildungen, denen ſo gar die Wahrſcheinlichkeit fehlt, das iſt ihr Glaube, und das ſind ihre Begriffe von den Freuden deſſelben.

Von den [illegible] der Aſſaſſinen

Möchten ſie doch nur ſo viel Empfindung und Gefühl für dieſelbe haben, als nach der Erzählung die Soldaten des Fürſten der Aſſaſſinen, des Herrn von dem Gebürge hatten! *) Man trug dieſe Soldaten, wenn ſie ganz feſte ſchlieſen, an einen ſehr angenehmen Ort hin, wo ſie ſich einbildeten, in Mahomeds Paradies zu ſeyn, und von den

---

*) Das Wort Aſſaßin kömmt aus der Levante von einem Prinzen der Arſaciden oder Aſſaßiner her, man nennte ihn Alvadin

vadin oder den Alten des Gebürges. Er wohnte zwiſchen Antiochia und Damaskus auf einem Schloſſe, wo er ſehr viele junge Leute in allen Arten von Wollüſten erzog. Die Lebensart dieſer Leute beſchreibt Iacobus de Vitriaco in hiſtor. hieroſol. cap. XIV. alſo: „In prouincia Phoenicis, „circa fines ciuitatis Anteradenſis, quae hodie vulgariter ap„pellatur Tortoſa, quidam populus ſcopulis & montibus „vndique circumcluſus inhabitat, habens caſtella decem for„tiſſima & propter viarum anguſtias & rupes inacceſſibiles „inexpugnabilia. — — Horum hominum qui Aſſaſſini „nuncupantur, quadraginta millium numerum excedere di„citur multitudo. Praeficiunt autem ſibi capitaneum non „ſucceſſione hereditaria, ſed meritorum praerogatiua, quem „ipſi veterem ſeu ſenem (pontifex autem in citat. Text. do„minum) appellant. Primarium eorum religionis caput „erat.„ Omnem indifferentes obedientiam ſuperiori ſuo exhibitam ſibi eſſe vitae aeternae meritoriam. Vnde tanto ſubiectionis & obedientiae vinculo magiſtro ſuo, quem ſenem nominant, adſtringuntur, vt nil ita periculoſum & aud difficile, quod ad mandatum domini ſui hilari animo & ardenti voluntate amplecti & perficere vereantur. Alebat hic pueros eosque bene ante inſtructos, ad varias prouincias mittebat cum cultellis, & potentes homines tam ex Chriſtianis quam ex Saracenis, vel quia ex aliqua cauſſa habebat odio, vel ad preces amicorum ſuorum, ſeu etiam propter immenſae pecuniae pretium ſibi datum mandabat occidi. Es mißglückte dieſen Aſſaßinern auch ſelten; ſo daß die Könige ſich angelegen ſeyn lieſſen, die Gewogenheit des Alten zu beſitzen. Uebrigens waren ſie der mahometaniſchen Religion zugethan. Es waren aber nicht allein Saracenen die ſich ihrer Hülfe bedienten; ſondern auch die Chriſten gebrauchten ſie gar fleißig; ſo daß der Pabſt Innocentius der vierte im Jahr 1245 auf dem damals zu haltenden Concilium ſich öffentlich dagegen auflegte. Die Macht dieſes Alten der Gebürge gieng ſo weit daß er ſogar im Jahr 1236 ſich erfrechte einige von ſeinen Leuten nach Frankreich zu ſchicken die den König Ludwig den Heiligen umbringen ſollten, weil er gehört hatte, daß der König nach Jeruſalem kommen wollte. Da ſich aber nachher dies Gerücht falſch befand: ſo gab er dem König ſelbſt Nachricht von ſeinen Nachſtellungen. Dieſe Abgeordnete wurden auch in Frankreich entdeckt, nicht aber geſtraft, ſondern wohl behalten und reichlich beſchenkt den Engeln oder andern Heiligen eine ganz auſchauende Erkenntniß deſſen zu erhalten, was ſie nach dem Wunſch ihres Fürſten glauben ſollten. Als ſie nun abermals eingeſchlafen waren, wurden ſie wieder dahin gebracht, wo ſie vorher geweſen waren. Das feuerte ſie an, alles für ihrem Fürſten zu unternehmen, ſogar den ihrem Fürſten aufſäſſigen andern Fürſten das Leben zu rauben. Ich glaube aber doch, daß man dem Herrn vom Gebürge Unrecht gethan hat, weil man eben nicht ſonderlich viel groſſe Herren anführet, die er ermordet habe, man müſte ſich dann auf den Brief beziehn, den er nach der Meinung der engliſchen Geſchichtſchreiber geſchrieben haben ſoll, in dem er den König Richard I. von einem gegen einen gewiſſen Grafen oder Fürſten von Paläſtina verübten Meuchelmord ganz freyſpricht, und geſteht, daß er ihn aus Rache wegen einer von ihm erlittenen Beleidigung habe tödten laſſen. Dem ſey nun, wie ihm wolle, vielleicht hat dieſer Prinz aus Enthuſiasmus für ſeine Religion auch ſeinen Leuten eine angenehme und entzückende Idee vom Paradies machen, ohne daß er ſie hat bereden wollen, ſie wären im Paradies ſelbſt. Hätte er aber dieſe Abſicht würklich gehabt, ſo wäre es kein Wunder, daß ein frommer Betrug mehr gewürkt habe, als die zurückgehaltene Wahrheit.

Tugend und Wahrheit haben Reitz und innere Liebenswürdigkeit genug.

Nichts würde mächtiger würken, und die Herzen der Menſchen unwiderſtehlichen an ſich reiſſen, als die Wahrheit; wenn man nur darauf dächte, ſie genauer kennen zu lernen, und

---

ſchenkt wieder nach Hauſe geſchickt. Ja der König von Frankreich bat ſich nachher ſogar die Freundſchaft dieſes Alten aus, worüber ſich aber der Pabſt höchlich betrübte. Als er ſich aber beinahe in ganz Europa furchtbar gemacht hatte, ſo kamen die Tartarn, und machten dem Unweſen ein Ende. Nachher ſind ähnliche Leute in Italien zum Vorſchein gekommen, und die ſich auch noch allda recht gut nähren, vielleicht auch in andern Ländern nicht eben ſo mühſam zu ſuchen ſind, die ihren Namen den Aſſaßinern zu danken haben, da ſie gleiches Handwerk mit dieſen treiben.

Anm. des Ueberſ.

und ſie den Eingang in das Herz nicht verſchlöſſe. Wie viel vermögen nicht Geiz und Ehrſucht über die Gemüther derer, die ſich von dieſen zwey Laſtern einmal haben Feſſeln anlegen, und in eine Lebensart verwickeln laſſen, die im Grunde wenig ſinnliche und gegenwärtige Güter verſpricht! Sollten wir der Tugend nicht einen weit gröſſeren Einfluß auf die Gemüther der Menſchen verſprechen können, wenn ſie nur erſt allgemeiner und zur Mode gemacht würde? Junge Leute würde man bald gewöhnen, in ihrer ſtrengen Ausübung Vergnügen und Freude zu finden; und erwachſenen Menſchen würde ſie nach und nach eine Fertigkeit werden. Sie würden ein eben ſo groſſes Mißvergnügen empfinden, wenn man ſie von der Befolgung des Rechts und Ordnung zurückhalten wollte, als der Trunkenbold fühlt, wenn man ihn abhält, ins Trinkhaus zu gehen. Dieſe Betrachtungen über die Möglichkeit und über die Methode, uns von unſern Schwachheiten zu heilen, habe ich mit gutem Bedacht angeſtellet, damit uns die Auseinanderſetzung unſerer Fehler und Unvollkommenheiten nicht abſchrecken möge, dem wahren Guten nachzuſpüren.

Philalethes. §. 39. Es kommt alles darauf an, daß man eine Sehnſucht nach wahren Gütern erregt. Dies iſt das Vornehmſte, denn der Wille bewerkſtelligt ſehr ſelten eine freywillige Handlung, ohne zugleich von einigem Verlangen begleitet zu werden. Daher kommt es auch, daß man den Willen und das Verlangen mit einander vermiſcht.

Indeſſen müſſen wir uns nur nicht einbilden, daß die Unzufriedenheit, die bey den mehreſten Leidenſchaften als etwas weſentliches Statt findet, wenigſtens ſie immer begleitet, hier ausgeſchloſſen ſey. Der Haß, die Furcht, der Zorn, der Neid, die Scham haben auch ihre Unzufriedenheit, und vermittelſt derſelben ihren Einfluß auf den Willen. Keine von dieſen Leidenſchaften findet ſich im gemeinen Leben allein ein: keine iſt meiner Meinung nach ohne einem damit unzertrennlich verknüpftem Verlangen da. Denn wo Unzufriedenheit iſt, da iſt auch Verlangen. Da nun die gegenwärtige in ſo enge Grenzen eingeſchloſſene Zeit, gewiß nicht unſre ganze Ewigkeit ſeyn kann; ſo ſchauen wir, was wir auch hier für Ergötzlichkeiten genieſſen mögen, über das Gegenwärtige hinaus; das Verlangen begleitet dieſe unſre Hinüberſicht, und zieht den Willen ſtets nach ſich. Daher unterhält auch ſelbſt bey der Freude, das Verlangen, dies Vergnügen beſtändig zu genieſſen und die Furcht, es wieder zu verlieren, die Handlung, von der das gegenwärtige Vergnügen abhängt. So oft alſo eine gröſſere Unzufriedenheit, als die vorige, in dem Gemüthe Platz nimmt, ſo oft wird auch dadurch der Wille gleichſam zu einer neuen Unternehmung beſtimmt, und die gegenwärtige Ergötzung nicht mehr geachtet.

Bey dem Willen ſind allemal mehrere Perceptionen in Würkſamkeit.

Theophilus. Zu einem vollkommnen Wollen gehören allemal viele Perceptionen und Neigungen zugleich, aus deren gegenſeitiger Würkung daſſelbe zuletzt entſtehet. Es giebt Perceptionen, welche, einzeln betrachtet, unbemerklich ſind, aus deren Zuſammenhäufung aber eine Unruhe entſtehet, die uns, ohne daß wir den Grund davon einſehen, in Bewegung ſetzt. Es giebt Vorſtellungen die zuſammen vergeſellſchaftet uns auf ein gewiſſes Objekt hinlenken, oder davon entfernen; in dieſem Fall iſt das Verlangen oder die Furcht gleichfals mit einer Unruhe verbunden, die ſich aber nicht immer bis zum Vergnügen erhebt. Es giebt endlich Antriebe, mit welchen Vergnügen und Schmerz würklich gepaart gehen. Alle dieſe Perceptionen ſind nun entweder neue Senſationen oder von einer gehabten Senſation übrig gebliebene Einbildungen; mit der Erinnerung verbunden oder nicht, welche die Eindrücke, die die Bilder in den gehabten Senſationen gemacht hatten, und dadurch, je nach dem die Einbildungskraft lebhaft und feurig iſt, auch die ehemals gehabten Antriebe erneuert. Aus dieſen Trieben entſteht endlich ein überwiegend ſtarker Trieb, der den Willen ausmacht.

Da nun das Verlangen und die Tendenz, deren wir uns bewußt ſind, öfters ein, obſchon nicht vollſtändiges Wollen, genannt werden, ſie mögen nun das Uebergewicht haben und uns beſtimmen, oder nicht; ſo kann man daraus folgern, daß ohne Verlangen und ohne Abſcheu, (denn dies iſt der beſte Name, den man dem Gegentheil von dem Verlangen geben kann), niemals ein Wollen Statt finden werde. Nicht bloß in den unangenehmen Leidenſchaften, als in dem Haß, der Furcht, dem Zorn, dem Neide, in der Scham, findet ſich eine ſolche Unruhe; auch in den entgegenſtehenden angenehmen, in der Liebe, in der Hofnung, bey der Gnade, und in der Ehre, iſt ſie anzutreffen. Man kann im allgemeinen behaupten: wo Verlangen iſt, da iſt auch Unruhe; aber nicht immer umgekehrt. Denn wir ſind öfters ſehr unruhig, ohne zu wiſſen, was wir haben wollen, und dann iſt das Verlangen nicht vollſtändig.

Das Reſultat derſelben iſt der Wille.

Ohne Verlangen und Abſcheu iſt ſich kein Wollen gedenken.

Philalethes. §. 40. Gewöhnlicherweiſe beſtimmt diejenige Unruhe, die uns unter allen denen, von denen wir uns loßmachen zu können hoffen, am meiſten ängſtiget, den Willen zu einer Handlung.

Theophilus. Da das Reſultat, das aus dem Abwägen der vielfältigen Vorſtellungen und dem Beurtheilen derſelben entſtehet, eigentlich den endlichen Entſchluß bewürkt; ſo halte ich es für möglich, daß die am meiſten quälende Unruhe nicht das Uebergewicht habe. Denn, wenn ſie auch eine jede der entgegenſtehenden Tendenzen einzeln genommen überwäge, ſo müſten doch die anderen gemeinſchaftlich ſie überſteigen. Die Seele kann ſogar bald dieſen, bald jenen den Vorzug geben, ſo wie man in einer Geſellſchaft durch die Mehrheit der Stimmen einer gewiſſen Parthey den Vorzug läßt. Nur muß ſie alsdann ſchon in der Entfernung dafür ſorgen, weil ſie zu der Zeit, da der Streit wirklich vorgeht, zu dergleichen Kunſtgriffen nicht mehr

Nicht immer hat die Unruhe, die uns am meiſten zuſetzt, in dem Wollen das Uebergewicht.

mehr Zuflucht nehmen kann. Alles legt ſich alsdann gleichſam auf die Wagſchaale, und trägt bey, ihr, ſo wie in der Mechanick, einen Ausſchlag zu geben, den ſie nicht zu verhindern im Stande iſt, wenn ſie nicht eilfertig genug eine Diverſion zu veranſtalten vermag.

Fertur equis auriga nec audit currus habenas.

Philalethes. §. 41. Frägt man weiter, was denn nun eigentlich das Verlangen in uns erzeuge, ſo antworte ich, die Glückſeeligkeit und weiter nichts. Glückſeeligkeit und Elend ſind Namen von zwo ganz entgegengeſetzten Dingen, deren äuſſerſte Grenzen wir nicht kennen. **Sie ſind das, was kein Auge geſehen, kein Ohr gehöret hat, und in keines Menſchen Herz kommen iſt, es zu begreifen.** Jedoch bekommen wir von ihnen ſtuffenweiſe einige ungemein lebhafte Eindrücke, die durch verſchiedene Beiſpiele der Ergötzung und der Freude auf der einen, und der Quaal und der Betrübniß auf der andern Seite in uns gemacht werden. Der Kürze wegen, will ich dieſes alles unter dem Namen des Vergnügens und des Schmerzens zuſammen begreifen, indem es ein Vergnügen und einen Schmerz der Seele ſowohl als des Leibes giebt. Oder, um genauer zu reden, beide das Vergnügen und der Schmerz liegen eigentlich in der Seele, ob ſie gleich theils in derſelben von gewiſſen Gedanken, theils im Leibe von gewiſſen Modifikationen der Bewegung ihren Urſprung nehmen.

§. 42. Die **Glückſeeligkeit**, wenn man ſie in ihrem ganzen Umfang nimmt, beſtehet alſo in dem gröſſeſten Vergnügen, deſſen wir fähig ſind, und das Elend, in dem gröſſeſten Schmerz, den wir erdulden können. Der geringſte Grad von dem, was **Glückſeeligkeit** genannt werden kann, iſt ſo viel Befreiung von allem Schmerze, und ſo viel wirkliches Vergnügen, daß keiner ohne ſo viel zu haben, vergnügt ſeyn kann.

Dasjenige, was geſchickt iſt, Vergnügen in uns zu erwecken, nennen wir **gut**, dasjenige hingegen, was einen

Schmerz in uns erwecken kann, nennen wir böſe. Demohnerachtet trägt es ſich ſehr oft zu, daß wir es nicht ſo nennen, wenn eins oder das andere dieſer Güter und dieſer Uebel, mit einem gröſſeren von ſeiner Art in Vergleichung kommt.

Theophilus. Ich weiß nicht, ob ſich ein Vergnügen in dem allerhöchſten Grade als möglich *) gedenken läßt: es ſcheint mir viel wahrſcheinlicher, daß, da wir nicht wiſſen, bis auf welche Höhe unſre Organiſation und unſre Erkenntniß die ganze Ewigkeit, der wir entgegen eilen, hindurch ſteigen könne, das Vergnügen bis ins Unendliche wachſen und zunehmen werde.

---

*) Aus dem Begriffe eines endlichen Geiſtes folgt unwiderſprechlich, daß er in allen Umſtänden ſowohl etwas gutes als auch böſes an ſich haben müſſe. Es ſtimmt auch dieſes mit dem Redegebrauch vollkommen überein, indem wir einen Menſchen glückſeelig nennen, der im ganzen betrachtet, mehr glückſeelig als unglückſeelig iſt. Nun haben wir geſehen, daß das höchſte Gut in dem Fortgang zu gröſſeren Vollkommenheiten beſtehe. Da nun auch dieſer Begrif zugleich die Idee der Glückſeeligkeit unter ſich begreiſt, und allezeit mit dieſem verbunden iſt: ſo iſt klar, daß wir uns verſchiedene Grade der Glückſeeligkeit gedenken können, die, wie Leibniz ſagt, ins unendliche, und bis in alle Ewigkeit, ohne jemals die höchſte Stufe zu erreichen fortgehen. Was ich von der Glückſeeligkeit geſagt habe, das paßt auch auf die Unglückſeeligkeit. Es iſt nemlich vor ſich betrachtet möglich, daß ein endlicher Geiſt ſtufenweis zur Unglückſeeligkeit herunter ſteigen kann, ohne jemals die unterſte zu erreichen. Weil aber die menſchliche Seele ein endliches Ding iſt: ſo iſt es auch gar wohl möglich, daß eine Veränderung in ihr, ſowohl, was die glückſeelige, als unglückſeelige betrift, vorgehen könne, folglich eine unglückſeelige glückſeelig, und eine glückſeelige unglückſeelig werden könne. Es iſt alſo wenigſtens nach der Philoſophie (in deren Schranken ich mich anitzt halte) an ſich betrachtet möglich, daß auch die Verdammten wiederum glückſeelig, und alſo die Höllenqual, welches nun beinahe ausgemacht iſt, ein Ende nehmen werde, obgleich Herr von Leibniz das letztere nicht zugeben will, wenn er mit Drexeln, Malebranche, und faſt allen Theologen aller dreien chriſtlichen Kirchen, davor hält, „daß der „Sünder müſſe in Ewigkeit geſtraft werden, weil er beſtändig bis in Ewigkeit ſündiget.„ Leibnitzen war es aber damit gewiß kein Ernſt. Denn die bloſſe Möglichkeit zu ſündigen macht es nicht aus, und die bedingte Nothwendigkeit, die bewieſen werden ſollte, erwehnen die angeführten Schriftſteller gar nicht, daß alſo ein ſo ſcharfſinniger Mann, wie

Die Glückſeeligkeit beſteht in einem dauerhaften Vergnügen, und das Vergnügen kann bis ins Unendliche fortgehen.

Ich würde alſo lieber die Glückſeeligkeit durch ein dauerhaftes und beſtändiges Vergnügen erklären, welches ſich ohne einem ununterbrochenen Fortgang zu neuen Vergnügungen nicht gedenken läßt. Man nehme zwey Menſchen, von denen der eine durch weit gröſſere Vergnügen, und überdem auch weit geſchwinder eilet, als der andere. Beide ſind in ihrer Art glücklich, obgleich ihre Glückſeeligkeit ſehr ungleich ſeyn wird.

Die Glückſeeligkeit, wenn wir verblümt reden wollen, iſt ein Weg der durch Vergnügen hindurch führet; das Vergnügen im Gegentheil iſt nur ein Schritt zur Glückſeeligkeit. Freilich der kürzeſte, aber nicht allemal der ſicherſte. Man kann den rechten Weg oft verfehlen, wenn man den kürzeſten gehen will, ſo wie der Stein, wenn er ſich gerade bewegt, Hinderniſſe antreffen kann, warum er das Centrum der Erde nicht ſogleich erreichet.

Vernunft und Wille führen zur Glückſeeligkeit, Empfindung und Begierden zum Vergnügen.

Hieraus erhellet, daß uns Vernunft und Wille zur Glückſeeligkeit, Empfindung und Begierden aber lediglich zum Vergnügen hinführen können.

Ob

---

wie Leibniz war, einen ſolchen Fehler im Schluſſe hätte überſehen ſollen, iſt unglaublich. Der berühmte Apologiſte des Sokrates, kommt auch hiermit vollkommen überein, wenn er ohngefähr ſo ſagt. „Leibniz bewies nur Leuten die Ewigkeit der Höllenſtrafen, die ſchon lange davon „aus der Bibel überzeugt waren. Ueberdem wollte er ſeiner Philoſophie in aller Menſchen Herzen Eingang verſchaffen, und dies konnte er am beſten bewerkſtelligen, wenn „er ſie allen Religionsſyſtemen anpaßte.„ S. Eberhards Apologie des Sokrates.

Anm. des Ueberſ.

Ob nun gleich das Vergnügen, ſo wie das Licht und die Farbe, keiner **Namenerklärung** fähig iſt, ſo kann man doch, wie von dieſen, eine **Sacherklärung** geben. Ich halte alſo das Vergnügen für nichts anders, als für eine Empfindung der Vollkommenheit, und den Schmerz für eine Empfindung der Unvollkommenheit, wenn ſie nemlich ſo merklich iſt, daß man ſich ihrer bewußt ſeyn kann.* Jene kleine unmerkliche Perceptionen von Vollkommenheit und Unvollkommenheit, die man den Urſtoff, oder die erſten Elemente von Vergnügen und Schmerz nennen kann, erzeugen Neigungen und Triebe, aber gewiß keine Leidenſchaften.

Es giebt unmerkliche Neigungen, deren wir uns nicht bewußt ſind; – es giebt andre, die wir fühlen, deren Exiſtenz und Obiekt wir kennen, deren Entſtehung wir aber nicht wiſſen: – das ſind die verworrenen Neigungen, die wir dem Körper zuſchreiben, ob ihnen gleich in der Seele allemal etwas entſpricht; es giebt endlich deutliche Neigungen, die uns die Vernunft einflößet, deren Stärke und Entſtehung wir fühlen. Vergnügungen von der Art, die in Erkenntniß, und in harmoniſcher Ordnung beſtehn, ſind die ſchätzbarſten.

Man kann überhaupt ganz füglich behaupten, daß alle dieſe Neigungen, Leidenſchaften, Vergnügen, und Schmerzen, ein Geſchäfte des Geiſtes oder der Seele ſind. Ich würde ſogar im ſtrengſten methaphyſiſchen Sinn ſagen, daß ſie ihren Urſprung in der Seele ſelbſt nehmen; ob man gleich auf der andern Seite eben ſo gut annehmen kann, daß die verworrenen Gedanken aus dem Körper entſtehen, weil uns nicht ſowohl die Betrachtung der Seele, als die Betrachtung des Körpers einen deutlichen Begrif von ihnen giebt. Was zum Vergnügen beyträgt, iſt ein Gut; was zum Schmerz beyträgt, iſt ein Uebel. In der Colliſion mit einem gröſſeren Gute kann dasjenige Gute, was uns aus dem Beſitz deſſelben verdrängen würde, ein würkliches Uebel werden, in ſo fern es nemlich einen Schmerz verurſaurſachen würde, der daraus auch ganz nothwendig entſtehen müſte.

Philalethes. §. 47. Unſre Seele hat in den meiſten Fällen die Macht, die Vollziehung und Erfüllung einiger ihrer Begierden zurückzuhalten, mithin auch die Freiheit, die Gegenſtände derſelben zu betrachten, ſie gegen einander zu halten, und auf das genaueſte zu unterſuchen.

Hierinn beſteht alſo die Freiheit, die der Menſch hat, und die man, meinem Bedünken nach im uneigentlichen Sinn das **freye Willkühr** nennet; – von dem unrechten Gebrauch derſelben kommen die verſchiedenen Irrthümer, Fehler und Vergehungen, in die wir in unſerm Leben, und bey den Beſtrebungen nach Glückſeeligkeit gerathen, wenn wir uns in der Beſtimmung unſers Willens übereilen, und uns zu bald einlaſſen, ehe wir eine Sache unterſucht haben.

Die Ausführung unſers Verlangens wird aufgeſchoben.

Theophilus. Die Ausführung unſers Verlangens wird aufgeſchoben, oder zurückgehalten, wenn es nicht ſtark genug iſt, uns in die gehörige Bewegung zu ſetzen, und die Beſchwerde und Ungemächlichkeit zu überwinden, die uns ſeine Befriedigung verſchaft.

entweder aus einer natürlichen Trägheit.

Dieſe Beſchwerde iſt oft nichts anders, als eine gewiſſe Trägheit, oder eine unmerkliche Erſchlaffung der Kräfte, welche uns ganz unvermerkt von unſern Bemühungen abziehet, und die bey denen, die ein pflegmatiſches Temperament haben, die weichlich erzogen ſind, oder bey alten, und durch allerley Sorgen des Lebens geſchwächten Menſchen gröſſer iſt, als bey andern.

Wenn aber auch ein ſolches Verlangen an und vor ſich ſelbſt würklich ſo viel Kraft hätte, uns in Bewegung zu ſetzen, wenn nemlich dieſe Bewegung durch keine aufſtoſſende de Hinderniſſe aufgehalten wird; ſo ſind doch öfters entgegengeſetzte und widrige Neigungen im Stande, ihren Lauf zu hemmen, ſie mögen nun in einem bloſſen Hange beſtehen, der alsdann als ein Urſtoff und der erſte Anfang des Verlangens angeſehen werden kann, oder ſie mögen ſich bis zum würklichen Verlangen erheben.

oder auch entgegenſtehenden Neigungen.

Da nun dergleichen Neigungen, Triebe, und ſich entgegenſtehende Verlangen in der Seele ſchon ſeyn müſſen; ſo hat ſie dieſelben nicht in ihrer Gewalt, mithin könnte ſie ſich ihnen auf keine freie und freiwillige Weiſe, an der die Vernunft einen Antheil hätte, entgegenſetzen, wenn ſie kein anderes Mittel wüſte, nemlich den Verſtand auf einen andern Gegenſtand hinzulenken. Was für eine Methode wird man indeſſen erwählen müſſen, wenn man dies ſo ins Werk richten will, wie man es wünſcht. Hierinnen beſteht eben das Schwere, dem man ſich bey Beſiegung einer jeden Leidenſchaft unterziehen muß. Wir werden unſern Verſtand gleichſam in voraus darauf vorbereiten müſſen, daß er alsdann gleichſam ſchon gewohnt ſey, von einem Gedanken zum andern fortzueilen, und auf unebenem und ſchlüpferigem Pfade nicht auszuglitſchen. Eben deshalb wäre es auch von keinem geringen Vortheil, wenn wir uns gewöhnten, an manche Dinge gleichſam nur im Vorbeygehen zu denken; weil dadurch die Seele einen höhern Grad ihrer Freiheit behalten würde. Das beſte Mittel beſteht indeſſen ganz gewiß in der glücklichen Gewohnheit, beſtändig nach einer gewiſſen Methode zu leben, und daher ſolche Gedankenreihen, und ſolche Folgen von Vorſtellungen zu haben, die nicht der Zufall, (ich meine dadurch die zufälligen und ganz unmerklichen Eindrücke) ſondern Vernunft und Ueberlegung herbeiführen. Man ſammle ſich alſo zum oeftern aus den unvermeidlichen Zerſtreuungen und Geſchäften dieſes Lebens, man reiſſe ſich aus dem Tu-

die man aber verhüten kann, wenn man den Verſtand auf einen andern Gegenſtand hinlenket.

Mittel zur Erhaltung der Freiheit des Willens.

mult der gegenwärtigen ſinnlichen Eindrücke, man verlaſſe, und ſo zu reden, auf einige Zeit ſeinen Wohnplatz, und lege ſich ſelbſt die wichtigen Fragen vor, **warum bin ich hier? und wo bin ich?**

dic cur hic? reſpice finem.

Es wäre ſo übel nicht, wenn wir Menſchen immer jemand um uns hätten, wie **Philipp** Alexanders Vater, der uns aus der Zerſtreuung unſers Herzens herausriß, uns auf uns ſelbſt aufmerkſam machte, den Lauf unſrer Vorſtellungen unterbräche, und uns an unſre Pflichten erinnerte. Fehlt uns ein ſolcher Freund, ſo ſollten wir lernen, dieſes Amt ſelbſt zu verwalten. Wenn wir auf dieſe Art erſt einmal ſo weit gekommen ſind, daß wir die Würkung unſrer Begierden und Leidenſchaften zurückhalten, das heißt, die Handlung aufſchieben können, ſo werden wir auch die Mittel finden, ſie zu beſiegen. Es ſey nun durch entgegengeſetzte Neigungen, oder durch Abwendung des Gemüths und Hinrichtung auf Beſchäftigungen von einer ganz andern Natur.

Dieſe Methode iſt der Weg, zur Herrſchaft über uns ſelbſt zu gelangen, und es nach und nach ſo weit zu bringen, daß wir das denken und das thun, was wir wollen, und was die Vernunft gebietet. Dies geſchieht nun alles durch vorher beſtimmte Mittel, niemals ohne Grund, noch weniger aus Gleichgültigkeit, oder bey einem vollkommenen Gleichgewicht der Gründe. Wie thöricht iſt daher der Irrthum, den ſo manche begangen haben, wenn ſie das Weſen der Freiheit in eine ſolche eingebildete erträumte Gleichgültigkeit ſetzten, als könnten wir uns ohne Grund, ja gegen allen Grund, und gegen das **ganze Uebergewicht** der verſchiedenen Eindrücke und Neigungen entſchlieſſen. Ich ſage, **ohne Grund**, das heißt, ohne daß andre Neigungen entgegengeſetzt würden, oder, ohne daß man gleichſam ſchon im Zuge ſey, unſern Verſtand auf andre Gegenſtände hinzulenken, oder ohne ein anderes Mittel, welches nicht ganz unverſtändlich iſt. Sonſt hieſſe dies zu ſolchen Chimären und Grillen ſeine Zuflucht nehmen, wie die verborgenen Beſchaffenheiten der Scholaſtiker waren.

Philalethes. §. 48. Ich bin ſelbſt für dieſe vernünftige Beſtimmung des Willens durch Perception und Verſtand. Wollen und dem letzteren Schluß einer ernſtlich angeſtellten Unterſuchung gemäß handeln, iſt kein Fehler unſrer Natur, ſondern eine Vollkommenheit derſelben. Das ſchränkt unſere Freiheit ſo wenig ein, daß es vielmehr dieſelbe immer vollkommner und fürtreflicher macht. Je weiter wir von einer ſolchen Beſtimmung abgebracht werden, deſto näher ſind wir dem Elend und der Sklaverey. Eine vollkommne und abſolute Gleichgültigkeit in der Seele, die ſich nicht durch das letzte Urtheil, das ſie vom Guten und Böſen fällt, beſtimmen läßt, würde gewiß eine ſehr groſſe Unvollkommenheit derſelben ſeyn.

Theophilus. Dies iſt gerade für mich, und beweiſet, daß die Seele kein unmittelbares und vollkommnes Vermögen habe, ihren Begierden jederzeit Maas und Ziel zu ſetzen. Sonſt würde ſie nie fähig ſeyn, durch Unterſuchungen, durch Gründe, oder durch lebhafte und würkſame Empfindungen beſtimmt werden zu können; ſie würde unaufhörlich zwiſchen Furcht und Hofnung herumwanken. Sie muß alſo endlich einmal beſtimmt werden; mithin kann ſie ſich ihren Begierden nur auf eine mittelbare Weiſe entgegenſetzen, indem ſie gleichſam im voraus die Waffen zurecht leget, mit welchen ſie dieſelben beſtreitet.

Philalethes. Indeſſen hat doch ein Menſch die Freiheit, ſeine Hand in die Höhe zu heben, auf den Kopf zu legen, oder ſie ruhen zu laſſen. Beides gilt ihm vollkommen gleich; und es wäre eine Unvollkommenheit, wenn es ihm an dieſer Macht fehlete, und wenn er ſolcher Gleichgültigkeit beraubt wäre.

Wir ſind niemals ganz gleichgültig.

Theophilus. Wenn wir genau reden wollen, ſo ſind wir niemals in Abſicht zweyer

Dinge, zum Beiſpiel, ob wir uns zur rechten, oder zur linken Hand herumdrehen, ganz gleichgültig. Denn wir thun das eine ſowohl als das andre, ohne daran zu denken, und das iſt bereits ein Beweis, daß der Zuſammenfluß und die Zuſammenwürkung innrer Diſpoſitionen und äuſſerer obgleich ganz unmerklicher Eindrücke uns auf die Seite hinlenkt, auf die wir uns würklich ſchlagen. Das Uebergewicht iſt freilich nur ſehr gering, ſo daß es beinahe ſcheint, als wären wir ganz gleichgültig dabey, weil der unbedeutendeſte ſinnliche Grund, der uns aufſtöſſet, uns ohne alles Bedenken und Schwürigkeit mehr auf die eine als auf die andre Seite hinlenket. Die Mühe, die es etwa machen möchte, die Hand auf den Kopf zu heben, iſt ſo unbeträchtlich, daß wir ſie ſogleich überwinden. Sonſt wäre es allerdings eine ſehr groſſe Unvollkommenheit, wenn wir weniger gleichgültig dagegen wären, wenn wir uns nicht ſo leicht entſchlieſſen könnten, den Arm aufzuheben oder nicht.

Philalethes.
~~Theophilus~~. Es würde aber eine eben ſo groſſe Unvollkommenheit ſeyn, wenn ein Menſch in andern Fällen eben ſo gleichgültig ſeyn wollte, zum Beiſpiel, wenn es ihm eben ſo gleichgültig wäre, ſeine Hand aufzuheben oder ſie ruhen zu laſſen, wenn er ſein Haupt oder ſeine Augen vor einen Schlag verwahren will, den er kommen ſieht; das iſt, wenn es ihm eben ſo einerley wäre, dieſe Bewegung aufzuhalten als die andre, wovon wir geredet haben, und gegen welche er faſt ganz gleichgültig iſt, denn ſonſt würde er im Nothfall nicht ſtark und geſchwinde genug dazu gebracht werden können. Dieſe Beſtimmung iſt uns folglich nützlich und auch zum öftern nothwendig. Wären wir bey allen nur möglichen Gelegenheiten weniger beſtimmt, und gegen die aus der Perception des Guten und Böſen hergenommene Gründe faſt unempfindlich, ſo könnten wir keine würkende Wahl haben. Gerade ſo wie wir nicht frey ſeyn' würden, wenn wir uns durch etwas anders als durch das letzte Reſultat beſtimmen lieſſen, welches wir aus unſerm Urtheil über das Gute und Böſe einer gewiſſen Handlung zogen.

Theophilus. Sie haben vollkommen Recht. Wer von einer andern Freiheit redet, der weis nicht, was er will.

Philalethes. §. 49. Höhere Weſen über uns, die eine vollkommnere Glückſeeligkeit genieſſen, werden in ihrer Wahl auch ſtärker als wir zum Guten beſtimmt. Gleichwohl haben wir nicht die geringſte Urſache, ſie für weniger frey als uns zu halten.

Theophilus. Daher ſagen auch die Theologen, daß dieſe ſeelige Weſen in dem Guten ſo befeſtigt ſind daß ſie gar nicht in Gefahr ſtehen, zu fallen.

Gott kann nichts anders wählen, als was gut iſt.

Er wird durch das Beſte beſtimmt.

Philalethes. Wenn es ſolchen eingeſchränkten Geſchöpfen, wie wir ſind, geziemte, das zu beurtheilen, was die unendliche Weisheit und Güte vermag, ſo könnten wir ſagen, daß Gott ſelbſt nichts wählen könnte, was nicht gut wäre. Die Freiheit des Allmächtigen hindert gar nicht, daß er nicht durch das, was das beſte iſt, beſtimmt werde.

Theophilus. Hievon bin ich aufs feſteſte*) überzeugt. Ich glaube ſogar, daß ſo endlich und eingeſchränkt wir auch ſind,

---

*) Man ſollte faſt nicht glauben, daß die den Eigenſchaften Gottes ſo völlig entſprechende Lehre, daß er das Beſte wolle, ſo vielen Widerſpruch habe finden können; ja daß dieſelbe, als man nichts vernünftiges mehr dagegen vorzubringen wußte, wenigſtens doch mit der beiſſendſten Satyre lächerlich gemacht wurde.

Es iſt eine nach Wolffens Zeiten ausgemachte Wahrheit, daß der Wille auf der Erkenntniß beruhe. Da man nun Gott die vollkommenſte Erkenntniß nicht abſprechen konnte; ſo ſcheinen die Beſtürmer dieſes Lehrſatzes ſich wenigſtens zu vergeſſen. Wären auch unter dieſen nicht geſchickte und vernünftige Leute geweſen: ſo würde gewiß der Satz niemals zweifelhaft geworden ſeyn. Ich will dieſes auf die Lehre von der beſten Welt anwenden.

Ohne

ſind, wir dies mit völliger Zuverſicht behaupten können. Wir würden alſo nicht recht thun, wenn wir daran

zweifeln

Ohne weitläuftig zu werden, will ich zweier Hauptinſtanzen gedenken die mir wenigſtens immer die wichtigſten zu ſeyn geſchienen haben.

Die erſte: Kann eine Schöpfung in der Zeit mit dem Syſtem der beſten Welt beſtehen? Um dieſe Schwierigkeit deutlicher vorzuſtellen merke ich an, daß es an ſich möglich ſey, daß ein zufälliges Ding ſowohl vorwärts, als rückwärts, eine unendliche Reihe von Urſachen haben könne. Oder noch anders: Warum hat Gott gleichſam einen Riß in der Kette der möglichen Dinge vorgenommen, da die folgenden mit dieſen zuſammen hiengen, und alſo zuſammen die ganze beſte Reihe ausmachten? Man könnte zwar antworten, als Gott ein Glied aus dieſer Reihe wählte: war dieſes Glied das beſte, was Gott erwählen konnte. Allein man hat ſchon bewieſen, daß mit dieſer Antwort die Frage nicht ganz beantwortet ſey, weil ſie es unentſchieden läßt, warum der frühere Zuſtand habe wegbleiben können? Es hat aber nichts zu bedeuten. Dieſer Einwurf iſt ein bloſſer Strohmann und verſchwindet; ſo bald man die Ewigkeit der Welt zugeben muß. Da dieſe aber faſt bereits allgemein angenommen iſt: ſo halte ich mich weiter dabey nicht auf.

Die andere Inſtanz iſt dieſe: Dieſe Welt ſey zwar in Beziehung auf den Willen Gottes die beſte, nicht aber nach ihrem Zuſtand betrachtet, und ſollte ſie es auch nach ihrem Zuſtande ſeyn, ſo müßten alle Begebenheiten, die in ihr würklich ſind, mit ihrer weſentlichen Abſicht, das iſt die Beförderung der Glückſeeligkeit aller endlichen Geiſter, übereinſtimmen. Dieſe Gegner verlangen offenbar zu viel. Es iſt genug, daß wir beweiſen können, daß in etlichen Fällen eine Unordnung in den Theilen nöthig ſey; damit die gröſte Ordnung hervorgebracht werde. Bayle machte ſchon dieſen Einwurf, und wir wollen ſehen wie Leibniz dagegen die beſte Welt beſchirmet habe. Er ſagt: „Es ſcheint, als fordre Herr Bayle ein „wenig zu viel: er wollte gern, daß ihm jemand ausführ„lich zeigte, wie und auf was Weiſe das Böſe mit dem beſt„möglichſten Entwurfe des Weltgebäudes verknüpfet ſey; „welches denn eine vollkommene Erklärung der Erſcheinun„gen ſeyn würde. Allein wir unterfangen uns nicht, die-

„ſelbe

zweifeln wollten, und der Weisheit, der Güte und ſeinen andern unendlichen Vollkommenheiten vieles vergeben. Indeſſen können wir doch dieſe Wahl nicht im **ſtrengſten Verſtand und abſolut nothwendig** nennen, ſo beſtimmt auch der Wille dabey ſeyn mag. Das Uebergewicht der Güter, die wir **als Güter** mit Bewuſtſeyn erkennen, lenkt den Willen, ohne daß er **deßhalb nothwendig** wird, ob dieſe Neigung gleich beſtimmend iſt, und niemals unthätig werden kann.

§. 8. **Philalethes.** Durch **Vernunft** zum beſten beſtimmt werden, iſt der höchſte Grad der Freiheit. Würde aber wohl jemand ein Thor ſeyn wollen, weil er weniger durch weiſe Vorſtellungen beſtimmt wird, als ein weiſer Mann? – Wenn die Freiheit darinn beſteht, daß man ſich der Führung der Vernunft entriſſe, und ſich nicht an die Unterſuchung und Beurtheilung kehrte, dadurch wir zurückgehalten werden, das Schlimmere zu wählen, oder zu thun, ſo ſind Unſinnige und Narren allein freie Menſchen. Gleichwohl aber glaube ich, daß keiner um einer ſolchen Freiheit willen gern wird ein Narr ſeyn wollen, der ausgenommen, der es ſchon iſt.

Theophilus. Es finden ſich in unſern Tagen Leute genug, die es für Witz halten, ſich gegen die Vernunft aufzulehnen, und ſie wohl gar, als etwas pedantiſches

und

„ſelbe zu geben; und wir ſind auch nicht dazu verbunden.
„Denn was uns in dem Stande, worinn wir ſind, unmög-
„lich iſt, dazu ſind wir keinesweges verbunden. Es iſt
„ſchon genug, wenn wir zeigen, daß ein gewiſſes, beſonde-
„res Böſe, mit dem Beſten überhaupt, gar wohl verknüpft
„ſeyn könne. Dieſe unvollkommene Erklärung, die noch et-
„was übrig läßt, das erſt im andern Leben entdeckt werden
„muß, iſt zwar zulänglich, die Einwürfe aufzulöſen; aber
„nicht die Sache zu begreifen.„ S. Leibnitzens Theodicee, §. 145.

Anm. d. Uebers.

und läſtiges zu verurtheilen *). Man findet kleine unbedeutende Brochüren, man hört geringhaltige Geſpräche, deren Hauptinhalt dahin gehet, der Vernunft Hohn zu ſprechen. Ein Leichtſinn von ganz neuer Art, der den vergangenen Zeiten unbekannt war! Wider die **Vernunft** declamiren, heißt, ſich wider die Wahrheit empören, denn die Vernunft iſt eine Zuſammenkettung der

---

*) Es macht der Menſchheit gewiß allemal groſſe Schande, wenn man ſich gegen ein ſo ehrwürdiges Geſchenk, als wie an der Vernunft von dem Schöpfer erhalten haben, auflehnen will; aber unwürdiger und undankbarer kann wohl nichts gedacht werden, als wenn man ſogar von ſolchen Menſchen die Vernunft verſchreien höret, die es ſich zur Pflicht machen ſollten, ihre Ehre zu retten, und überall auszubreiten.

Leibniz hat ohne Zweifel ſie gleichfalls in Gedanken gehabt. Iſt es nicht ſchändlich, wenn Theologen, wenn Prediger auf Katheder und Kanzel die Vernunft verkleinern, den gemeinen Haufen warnen, und ſie wohl gar — als ein Werk des Teufels ausgeben? Daß ich keine Beſchuldigungen aus der Luft greiſe, davor iſt mir ganz Deutſchland Bürge.

Dergleichen manchmal gutherzige, aber allemal in ihren Fähigkeiten eingeſchränkte Theologen thun mit ihrer Verdammung der Vernunft der Bibel ſo wenig eine Ehre an, daß ſie ſie vielmehr bey dem Haufen der Ungläubigen lächerlich machen. Das Chriſtenthum iſt der vollſtändigſte Unterricht in der natürlichen Religion, und Chriſtus könnte, unbeſchadet ſeiner Würde, der von Gott geſandte Wiederherſteller der natürlichen Religion genannt werden. Mithin ruhet ja die chriſtliche Religion auf der natürlichen, als auf ihrem ſicherſten Pfeiler. Iſt die Vernunft gefährlich, ſo iſt es das Chriſtenthum auch. Fällt jene, ſo liegt dieſes augenblicklich.

Man ſollte vielmehr die Layen von dem übertriebenen Köhlerglauben abmahnen, und ſie durch Unterricht und Rath gelehriger machen, im Tempel der Vernunft die Ausſprüche Gottes zu hören, ihnen getreu zu folgen, und dadurch die Wohlfarth ihres Geiſtes dauerhafter zu machen; als daß man ihr nichts als Glauben (blinde Beyſtimmung) empfiehlt.

Anm. des Uebers.

Wahrheiten. Die Vernunft unwürdig behandeln wollen, heißt, ſich ſelbſt und ſein Glück nicht achten; denn der vornehmſte Entzweck, warum ſie uns der Schöpfer gegeben hat, beſteht in der Erkenntniß der Wahrheit, und in dem Gehorſam gegen dieſelbe.

Philalethes. §. 51. So wie das die höchſte Vollkommenheit eines vernünftigen Weſens iſt, daß es einer wahren und dauerhaften Glückſeeligkeit beſtändig nachſpüre; ſo iſt auch die Sorge für uns ſelbſt, daß wir keine eingebildete Glückſeeligkeit anſtatt der wahren ergreifen, der nothwendige Grund unſrer Freiheit.

Je mehr wir gehalten ſind, **die Glückſeeligkeit überhaupt, beſtändig zu ſuchen, welche unſer gröſtes Gut iſt, und welche wir als ein ſolches Gut, unaufhörlich zu erlangen wünſchen**; deſto freier ſind wir von aller nothwendigen Beſtimmung unſers Willens, zu einer beſondern Handlung; deſto freier von dem Zwange, unſerm Verlangen nothwendig zu willfahren, das auf ein beſonderes Gut gerichtet iſt, und das alsdann wichtiger zu ſeyn ſcheint, bis wir gründlich unterſucht haben, ob es mit unſrer wahren Glückſeligkeit zuſammenhänge, oder dagegen ſtreite?

Theophilus. Freilich ſollte eine wahre Glückſeligkeit unſrer Wünſche jederzeit werth ſeyn, und die ganze Kraft der Seele beſchäftigen. Allein leider! geſchieht das entweder gar nicht, oder doch nur in ſeltnen Fällen und ungemein ſtückweiſe. Oft denken wir gar nicht an dieſelbe; oft gehn unſre Begierden, wenn die Vernunft nicht ihr Geleitsmann wird, nur auf das gegenwärtige Vergnügen, und nicht auf unſre Glückſeeligkeit; – – das heißt, nicht auf ein dauerhaftes Vergnügen, wenn auch alle ſeine Kraft aufgefordert würde, daß es dauerhaft ſeyn möchte.

Man leſe hierüber nach, was ich beym 36 und 41 §§. geſagt habe.

Philalethes. §53. Wenn nun aber eine übertrieben groſſe und tumultuariſche Unordnung ſich unſerer Seele ſo ganz und gar bemächtigt, wenn der gewaltſame Schmerz der Tortur, das Ungeſtüme der Liebe, das Schnellauffahrende des Zornes, oder der wilde Aufſtand einer andern Leidenſchaft uns hinreiſſt, und alle Freiheit zu denken, alles Bewußtſeyn zum Ueberlegen nimmt; dann ſind wir in ſolchem Falle niemals über unſre Leidenſchaften unumſchränkte Herren. Indeſſen ſollte unſre erſte und angelegentlichſte Sorge freilich dahin gehen, daß wir unſre Leidenſchaften mäßigten, und unſren Begierden die gehörigen Grenzen zu ſetzen anfiengen; damit die ganz uneingenommene, und unpartheyiſch entſcheidende Vernunft, ein eben ſo richtiges und zwangloſes Urtheil fällen, und unſre Seele von dem wahren innern Guten oder Böſen, das ſich in den Dingen findet, einen wohlgeordneten und untrüglichen Geſchmack erhalten könnte. Wir müſten alsdann nicht zulaſſen, daß ein groſſes und wichtiges Gut, deſſen Erlangung durchgehends als möglich zugeſtanden oder vorausgeſetzet wird, aus unſern Gedanken eher entwiſchte, als bis es einigen **Geſchmack** von ſich zurückgelaſſen, vermittelſt einer richtigen Ueberſchauung ſeines eigentlichen und wahren Werthes ein ihm gemäſſes **Verlangen** in uns erweckt, und uns ſelbſt wegen deſſen Ermangelung, oder aus Furcht, es zu verlieren, **unruhig** gemacht habe.

Theophilus. Beym 31 und 35ſten §. habe ich darüber beinahe daſſelbe geſagt, und mich ſchon mehr als einmal über die **erleuchteten** (vernünftigen) Vergnügungen erklärt. Sie vervollkommnen unſre Natur, und entfernen ſelbſt die ſonſt mögliche Gefahr, uns irgend einer Unvollkommenheit zu nähern. Die verworrenen Vergnügungen der Sinne hingegen ſtürzen uns in Fehler und Schwachheit. Ihnen mit äuſſerſter Vorſicht zu entweichen, wird alſo um ſo viel heiligere Pflicht ſeyn, je weniger wir, durch Erfahrung belehrt, es verſtehen, ſie zu gebrauchen, ohne ſie zu mißbrauchen.

Philalethes. Man ſagt doch ja nicht, daß es unmöglich ſey, einen ſo vollkommnen und ſo rühmlichen Sieg über die Leidenſchaften zu erhalten, daß ſie nie ausbrechen, und eine zumächtige Triebfeder unſrer Handlungen werden ſollten. Was der Menſch in Gegenwart eines Fürſten oder eines Mächtigen der Erden thun kann, das iſt ihm auch alsdann möglich, wenn er allein, und in Gottes Gegenwart iſt.

Theophilus. Eine ſehr ſchätzbare Bemerkung, die reiflich bedacht zu werden verdient.

Philalethes. §. 54. Die ſo mannigfaltigen Beſtimmungs-Gründe zur Wahl, und die Wahl ſelbſt, die bey verſchiedenen Menſchen ſo verſchieden ausfället, beweiſen, daß ein und eben daſſelbe Ding nicht einem jeden gleich gut ſey. Wenn ſich die Angelegenheiten der Menſchen nur auf dieſes Leben und nicht über die Gränzen deſſelben hinaus erſtreckten, ſo würde die Urſache einer ſo mannigfaltigen Geſinnung unter ihnen, daß der eine, zum Beiſpiel, den Luxus und die Schwelgerey, der andre Mäſſigung und Nüchternheit vorzieht, lediglich darinnen, aufgeſucht werden müſſen, daß der eine ſeine Glückſeeligkeit in dieſer, der andere in einer andern Sache zu finden glaubt.

Theophilus. Wenn auch ein jeder die groſſe Angelegenheit eines zukünftigen Lebens würcklich ſo vor Augen hätte, und beherzigte, als er ſie beherzigen ſollte, ſo würde doch dieſe Verſchiedenheit daraus hergeleitet werden müſſen.

Freilich ſollte ſchon der Gedanke, daß Wolluſt und Laſter unſer wahres Glück immer weiter entfernen, die Tugend liebenswürdig machen; obgleich die Verbindung nicht ſo ſtark und unauflöslich wäre. Eben ſo wahr iſt es, daß der Geſchmack auſſerordentlich verſchieden ſey, daß man alſo nach dem bekannten Sprüchwort über den Geſchmack niemals ſtrei-

Der Geſchmack beſteht in einer verworrenen Perception.

ten

Nur in gleichgültigen Dingen muß er uns zur Richtſchnur dienen.

ten müſſe. Da er indeſſen aus verworrenen Perceptionen beſteht; ſo werden wir ihn nur allein in den Dingen zur Richtſchnur nehmen können, die wir als gleichgültig, und als unſchädlich befunden haben. Wollte jemand am Gifte, das entweder tödten, oder doch Zeitlebens elend machen würde, einen Geſchmack finden; ſo würde es ſehr lächerlich ſeyn, zu behaupten, daß man ihm ſeinen Geſchmack nicht abſtreiten müſte.

Philalethes. §. 55. Wenn wir würklich jenſeit des Grabes nichts zu hoffen haben, ſo bleibt es ein ſehr richtiger Schluß:

> **So wollen wir eſſen, und trinken, und alles thun, was uns ergözt; denn morgen ſind wir todt.**

Theophilus. Gegen dieſe Conſequenz lieſſe ſich manches einwenden. **Ariſtoteles**, die **Stoiker** und andere von den alten Philoſophen mehr waren ganz anderer Meinung, und ſie hatten auch im Grunde betrachtet, Recht. Wenn auch würklich jenſeit des Grabes gar nichts zu hoffen wäre, ſo würden doch die Seelenruhe und die Geſundheit des Körpers noch weit ſchäzbarer bleiben müſſen, als die Vergnügungen, die ihr ſchädlich ſind. Ueberdem iſt es auch gar kein Grund ein Gut deshalb zu verachten, weil es nicht ewig dauern wird *).

In

---

*) Wenn von der Stärke und dem Leben der Bewegungsgründe zur Tugend die Rede iſt; ſo kann es nicht geläugnet werden, daß die Hofnung der Unſterblichkeit der Seele einen ganz auſſerordentlichen Einfluß auf die Tugend und Rechtſchaffenheit mache, und daß bey dem Glauben an eine andere Welt die Ausübung derſelben allerdings erleichtert und beſchleunigt werden. Demohnerachtet würde man zu weit gehen, wenn man bey der Vorausſetzung, daß das gegenwärtige Leben das einzige ſey, die groſſe Verpflichtung zu derſelben verkennen oder ſchmählern wollte.

Leibn

Indeſſen giebt es würklich manche Fälle, in denen es ſich gewiß nicht würde demonſtriren laſſen, daß das ehrlichſte ~~Mann~~ zu gleicher Zeit das nützlichſte ſeye.

Der Gedanke und der Glaube an die Unſterblichkeit der Seele macht die Tugend ſchlechterdings nothwendig.

Nur allein der Glaube an einen Gott, und an die Unſterblichkeit der Seele macht die Verpflichtung zur Tugend und Gerechtigkeit unauflößlich.

Phi-

Leibniz hat völlig Recht, daß die ſanfte Ruhe der Seele, und der Wohlſtand des Körpers die Tugend auch dann verehrungswürdiger machen würde als das Laſter, wenn wir nach dem Tode nichts mehr zu erwarten hätten.

Hierzu kann man den Gedanken ſetzen. Es iſt ja nicht entſchieden, ob bey dem Laſter mehr ſinnlichen Vergnügen ſey, als bey der Tugend? — und Vergnügen des Geiſtes hat ſie gewiß unendlich mehr als das Laſter. Man könnte aus einer kleinen Berechnung der ohngefähr bekannten ſinnlichen Vergnügungen einer laſterhaften, und einer tugendhaften Handlung bereits ein Reſultat finden, welches die Sache zur Ehre der Tugend entſcheiden würde.

Man nehme, zum Beiſpiel, die Unmäſſigkeit im Eſſen beſonders im Trinken. Wenn auch der Gaumen gekitzelt, das Ohr durch allerley, bey Trinckgelachen gewöhnliche Unterredungen erfreuet, und der Geiſt durch das lodernde Feuer des Getränks in tumultuariſche Freude verſetzt wird, wie gar bald verwandeln ſich dieſe ſinnliche Vergnügungen in ſinnliches Mißvergnügen. Die traurigen Folgen der Unmäſſigkeit im Eſſen und Trinken ſind bekannt genug.

Dagegen berechne man die ſinnlichen Vergnügungen der Mäſſigkeit, und ich bin ſicher, bey unpartheyiſcher Ueberlegung wird man ganz gerne die letzteren vorziehen. So kann man mehrere tugendhafte edle Werke in Abſicht ihrer ſinnlichen Freude berechnen, — die Freundſchaft, — die Sanftmuth, — die Beſcheidenheit, u. ſ. w. auch ſinnliche, und ich wollte faſt ſagen, mehr oder doch eben ſo viel ſinnliche Zufriedenheit geben ſie uns, als das Laſter.

Dabey bringe man das vernünftige Urtheil guter Menſchen, das gewiß eine ſtarke Triebfeder zur Tugend iſt, in Anſchlag; — den Gedanken an dem Nachruhm nach dem

Philalethes. §. 58. Wenn man nur die gegenwärtige Glückſeeligkeit und das gegenwärtige Elend ohne Rückſicht auf die Folgen betrachtet, die es nach ſich ziehet, ſo werden wir niemals übel wählen. „Daher iſt unſer Urtheil, das wir von dem gegenwärtigen Guten oder Böſen fällen, allezeit richtig.“ Bliebe eine jede unſrer Handlungen für ſich allein, und zöge ſie keine Folgen nach ſich, ſo würden wir ganz unfehlbar allemal das Beſte verziehen.

Theophilus. Sie wollen alſo ſo viel ſagen: Wenn ſich alles nur auf dies Leben und nicht weiter erſtreckte, ſo würden wir uns ein jedes Vergnügen, das ſich darbietet, ohne alle Umſtände gewähren können.

Von den Vollkommenheiten, in ſo fern ſie mit Unvollkommenheiten vermiſcht ſind.

Schon vorher habe ich bemerkt, daß das Vergnügen eine Empfindung von Vollkommenheit ſey. Nun ſind manche Vollkommenheiten mit weit gröſſeren Unvollkommenheiten vergeſellſchaftet. So würde, z. B. ein Menſch, der, (gleich jenem, den **Alexander der Groſſe** mit einem Scheffel Erbſen belohnte), ſein ganzes Leben hindurch Erbſen gegen Nadeln zuwerfen wollte, um ſie mit denſelben aufzufangen, allerdings eine Vollkommenheit erlangen, die aber im Grunde betrachtet, viel zu klein und unbeträchtlich wäre, um mit andern ihm ſehr nothwendigen, die er darüber verſäumt hatte, in Vergleichung geſtellt werden zu können. So muß eine mit manchen gegenwärtigen Vergnügungen verbundene Vollkommenheit einer andern nachſtehen, durch die

---

Tode, u. ſ. w. — ſo werden wir Gründe genug ſammlen können, ſelbſt dann ſtrenge und ächte Tugend auszuüben, wenn gleich keine Unſterblichkeit wäre.

Ich erkenne und verehre indeſſen die erfreuliche Hoffnung eines künftigen Lebens als eine ſtarke Aufmunterung in der Befolgung deſſen, was Recht iſt. Der Chriſt, ſollte ich glauben, müſſe Gott danken, daß er ihm eine ſolche Fackel auf ſeinem Wege angezündet habe; er müſſe aber doch dabey alle Uneigennützigkeit in der Tugend ſorgfältig bewahren.

Anm. des Ueberſ.

die wir dem Elend, das iſt, dem Zuſtande entweichen können, in welchem wir von einer Unvollkommenheit zur andern, und von einem Schmerz zum andern eilen. Wäre auſſer dem Gegenwärtigen nichts zu erwarten, ſo müſten wir uns auch mit der Vollkommenheit, die uns auffließe, – alſo mit dem gegenwärtigen Vergnügen zufrieden ſtellen.

Philalethes. §. 62. Kein Menſch würde ſeinen Zuſtand freiwillig verſchlimmern, wenn ihn nicht **falſche Urtheile** dazu verleiteten. Ich rede hier nicht von dem Irrthum, der aus unüberwindlicher Unwiſſenheit entſpringt, und kaum den Namen eines falſchen Urtheils verdient; ſondern von dem Urtheile welches ein jeder für falſch anerkennen muß.

§. 63. **Zuvörderſt** irren wir alſo, wenn wir das gegenwärtige Vergnügen oder den gegenwärtigen Schmerz mit dem zukünftigen vergleichen, indem wir beydes nach der verſchiedenen Art ihrer Entfernung in Abſicht unſrer beſtimmen, gleich dem verſchwenderiſchen Erben, der das wenige, was er hat, für beſſer hält, als das, was er noch bekommen ſoll.

Daß dies ein falſches Urtheil ſey, muß ein jeder zugeſtehen, ſein Vergnügen beſtehe auch, worinnen es wolle. „Das Zukünftige wird ſicher einmal gegenwärtig werden, ſich alsdann, da es den Vortheil der Nähe hat, in ſeiner wahren Gröſſe zeigen, und denjenigen ſeinen verſetzlichen Irrthum darthun, der davon nach ungleichen Abmeſſungen geurtheilt hat.“ Wäre das Vergnügen zu trinken ſchon in dem Augenblick, da man das Glas in die Hand nimmt, mit Kopfſchmerzen und mit Uebelkeit des Magens vergeſellſchaftet, ſo wie es bey manchen Menſchen einige Stunden darauf zu erfolgen pfleget, ſo, glaube ich, würde kein Menſch den Wein auf ſeine Zunge nehmen. Kann nun bereits durch eine Entfernung von wenigen Stunden das Vergnügen oder der Schmerz ſo ſehr verringert werden, welch eine Verminderung wird nicht eine gröſſere Entfernung bewürken.

Vom Einfluß der falſchen Urtheile der Menſchen auf ihre Handlungen.

Theophilus. Die Entfernung des Orts und der Zeit ſtehen in einigem Zuſammenhang untereinander. Jedoch findet ſich auch hiebey der Unterſchied, daß die ſichtbaren Objekte, wenn ſie gegenwärtig ſind, nach Proportion der Entfernung würken, daß es ſich aber mit den zukünftigen, die auf die Einbildungskraft und den Verſtand würken, ganz anders verhalte. Die ſichtbaren Stralen ſind gerade Linien, die ſich nach einer gewiſſen Proportion entfernen; die krumme Linien hingegen ſcheinen nach einiger Entfernung in die gerade zu fallen, und entfernen ſich nicht mehr ſo merklich von ihnen, daß man es gewahr werden könnte. So verſchwindet bey den Aſymptoten ihr ſcheinbares Intervall von der geraden Linie, ob ſie gleich auf immer von einander getrennt bleiben werden.

Die Erfahrung lehrt ja überdem, daß der Schein der Objekte ſich nicht nach Proportion des Wachſens der Entfernung vermehre. Denn der Schein verſchwindet ganz und gar, wenn auch die Entfernung nicht unendlich ſeyn ſollte. Daher entzieht uns eine kleine Entfernung der Zeit die Zukunft ſo völlig, daß das Objekt gänzlich verſchwunden zu ſeyn ſcheinet. Manchmal bleibt kaum der Name, und eine gewiſſe Art fühlloſer (tauber) Gedanken übrig, welche uns nicht rühren und in keine Bewegung ſetzen können, wenn man ſie nicht durch Gewohnheit und Fertigkeit auf dieſen Grad der Vollkommenheit erhoben hat.

Philalethes. Ich meine nicht das falſche Urtheil, nach welchem das Abweſende, nicht nur heruntergeſetzt, ſondern auch zu einem gänzlichen Nichts gemachet wird, wenn die Menſchen nemlich alles das genieſſen, was ſie gegenwärtig genieſſen können, und dabey den verkehrten Schluß machen, es werde eben nichts böſes daraus erfolgen.

Theophilus. Das iſt eine ganz andre Art falſcher Urtheile, wenn die Erwartung des Guten oder des Böſen in der Zukunft vernichtet wird, weil man die Folgen des Gegenwärtigen bezweifelt oder wohl gar läugnet. Auſſerdem hat der Irrthum, daß die Empfindung deſſen, was kommen wird, keinen ſo ſtarken Einfluß habe, mit dem vorhererwähnten falſchen Urtheile, dieſelbe Quelle; er entſtehet nemlich aus der zu ſchwachen Vorſtellung der Zukunft, welche entweder gar nicht, oder nur in ſehr geringem Grad auf ſie hinſiehet. Man könnte auch überdem noch den falſchen Geſchmack und das falſche Urtheil ſehr füglich unterſcheiden. Oefters unterſucht man nicht einmal, ob auch das zukünftige Gute einen Vorzug verdiene, – und handelt folglich nach bloß ſinnlichen Eindrücken, ohne an eine nähere Prüfung zu denken. Denkt man aber an die Zukunft, ſo ereignet ſich ein doppelter Fall. **Entweder** man denkt an dieſelbe nicht lange genug; und eilet weiter fort, ohne die angefangene Unterſuchung zu Ende zu bringen; **oder** man ſetzt die Unterſuchung würklich fort, und zieht aus derſelben gewiſſe Concluſionen. Manchmal bleibt in beyden Fällen eine gröſſere oder geringere Empfindung im Herzen zurück. Manchmal findet ſich auch nicht die geringſte **Furcht vor dem Gegentheil** (formido oppoſiti), die Seele mag ſich nun auf einmal und ganz ſchleunig davon entfernen, oder ſie mag ſich durch Vorurtheile verblendet geirrt haben.

Philalethes. §. 6[illegible]. Die Urſache unſrer verkehrten Urtheile, wenn wir unſer gegenwärtiges Vergnügen, oder unſern würklichen Schmerz mit dem zukünftigen vergleichen, ſcheint meinem Bedünken nach die ſchwache und in ſo enge Schranken eingeſchloſſene Natur unſerer Seele zu ſeyn. Ein doppeltes Vergnügen können wir nicht gut auf einmal genieſſen; noch weniger ein Vergnügen empfinden, ſo lange wir einen Schmerz fühlen. Nur ein paar bittre Tropfen in einen Becher geträufelt, rauben den Geſchmack des ſüſſen. Das Uebel, das wir würklich empfinden, iſt unter allen das heftigſte. Daher rufen wir auch oftmals ſo ängſtlich aus – wo iſt wohl ein Schmerz gröſſer als dieſer!

Die Beweggründe der menſchlichen Handlungen ſind ſo verſchieden, als ihre Erfahrungen und ihr Temperament.

Theophilus. Temperament, Stärke der Empfindung, angenommene Gewohnheiten und erlangte Fertigkeiten ſetzen hierinnen eine groſſe Verſchiedenheit feſt.

Der Arme wird vor Freuden entzückt ſeyn, wenn ihm ein anſehnliches Glück zu Theil wird; den Reichen, der im Vergnügen gleichſam ſchwimmet, und ganz bequem in ſeinem Eigenthum leben könnte, wird die geringſte Verachtung, Ungnade des Hofes, an dem er ſich aufhält, zu Boden werfen. Freude und Traurigkeit entſtehn aus dem Reſultat des Uebergewichts, das bey vermiſchten Gegenſtänden entweder das Vergnügen, oder der Schmerz hat. **Leander** ſcheuete die Gefahr des Nachts über das Meer zu ſchwimmen, ſeine Schöne vermochte ihn ſogleich zu der That.

Es giebt Menſchen, denen das Eſſen und Trinken auch der beſten Speiſen Schmerzen verurſacht, weil ihr Körper ſchwach iſt, oder weil ſie ſonſt üble Zufälle ſpüren; und eben dieſe Menſchen befriedigen ihre Begierden doch ſehr oft mit ſträflicher Grenzenloſigkeit. Andre ſind ſo weichlich, und zart gewöhnt, daß ſie alle die Vergnügungen verachten, mit denen Schmerz, Ekel, oder andre unangenehme Empfindungen verbunden ſind. Viele ſetzen ſich über gegenwärtige mittelmäſſige Vergnügungen, und über einen gegenwärtigen Schmerz ganz hinweg, und handeln faſt immer nach Hofnung und Furcht. Andre ſind ſolche Sybariten, daß ſie, gleich den Kindern, nach dem kleinſten Vergnügen mit unbeſchreiblicher Aengſtlichkeit rennen, und das unbeträchtlichſte Ungemach aus allen Kräften ſcheuen. Das gegenwärtige Vergnügen und der gegenwärtige Schmerz ſind ihnen allemal die gröſten. Sie machen es wie unbehutſame Prediger und Panegyriſten, denen der Heilige, der im gröſten Anſehn ſtehet, der würdigſte zu ſeyn ſcheinet.

So mannichfaltig indeſſen auch die Neigungen der Menſchen ſeyn mögen, ſo ſind doch die gegenwärtigen Perceptionen die Triebfedern ihrer Handlungen. Die Zukunft rührt ſie bloß durch die Abbildung, die ſie ſich davon machen, oder durch die Angewohnheit und die Entſchlieſſung, nach der ſie ſich vorgenommen haben, dem Gedanken an ſie nur dem Namen und äuſſerlichen Charakteren nach, ohne alle lebhafte Vorſtellung nachzuhängen; weil ſie ſich einem bereits gefaßten und überlegten Entſchluß, und noch mehr einer erlangten Fertigkeit mit Unruhe, ja öfters mit bittrem Verdruß entgegenſetzen würden.

Philalethes. §. 65. Der Menſch iſt ſehr geneigt, ſich ein zukünftiges Vergnügen geringer vorzuſtellen, und den Schluß zu machen, es möchte, wenn es zum Verſuch käme, der Hofnung oder der Meinung, die man davon gehabt, nicht einmal entſprechen. Der Grund dieſes Schluſſes liegt nemlich in ihrer eigenen Erfahrung. Sie haben nemlich öfters befunden, daß das, was nicht nur andere erhoben, ſondern was ſie auch ſelbſt zu einer gewiſſen Zeit mit groſſem Vergnügen und lebhafter Ergötzung genoſſen haben, ihnen zu einer andern Zeit unſchmakhaft, auch wohl gar ekelhaft geweſen ſey.

Theophilus. Solche Raiſonnements fället gewöhnlicherweiſe der Wollüſtige. Der Ehrſüchtige und Geizige urtheilen über Ehre und Reichthum ganz anders, ob ſie gleich dieſe Dinge nur in einem ſehr mittelmäßigen oft geringen Grad gebrauchen, ~~da~~ ſie ſie ~~doch~~ haben. Die Natur hat es mit vieler Weisheit veranſtaltet, daß die Menſchen gegen das, was ihre Sinne nur in einem geringen Grade rührt, oft ſo viel Empfindung haben. Könnten ſie niemals geizig oder ehrſüchtig werden, ſo würde es der gegenwärtigen Verfaſſung ihrer Natur nach ſehr ſchwer halten, vernünftig und tugendhaft genug zu werden, um bey allen Hinderniſſen, die ihnen die gegenwärtigen Vergnügungen in den Weg legen, ihre Vollkommenheit zu befördern.

Philalethes. §. 66. Was aber die Dinge betrift, die in ihren Folgen gut und böſe ſind, und uns alſo auch in der Zukunft Gutes und Böſes zuwege bringen können, ſo urtheilen wir auf mancherley Weiſe unrecht:

Einmal, wenn wir glauben, daß nicht wirklich ſo viel Böſes von ihnen abhänge, als doch in der That von ihnen abhängt.

Zweitens, wenn wir uns einbilden, daß, wenn auch die Folgen von groſſer Wichtigkeit ſind, ſie demohnerachtet nicht ganz und ungezweifelt gewiß wären, daß ſie wohl anders ausſchlagen, oder auf einige andre Art und Weiſe, zum Beiſpiel durch Fleiß, Geſchicklichkeit, durch Aendrung des Lebens, und durch Buſſe vermieden werden könnten.

Theophilus. Erklärt man die Wichtigkeit der Folge durch die Wichtigkeit deſſen, was folgt, oder durch die Gröſſe des Guten oder des Böſen, ſo daraus entſtehen kann; ſo wird man in die eben erwähnte Art eines falſchen Urtheils, welches das Gute und das Böſe von einer falſchen Seite vorſtellet, gerathen. Mithin bleibt die zweite Art eines unrichtigen Urtheils, nach welchem man die Folge ſelbſt bezweifelt, übrig, und auf dieſe muß hier Rückſicht genommen werden.

Philalethes. Es würde mir keine Mühe machen, das Unrichtige in dieſen Arten der Urtheile ausführlich auseinander zu ſetzen. Ich will aber nur im allgemeinen bemerken, daß es ein Vernunft widriges, und ungereimtes Verfahren ſey, ein beträchtliches Gut um eines weit geringeren willen, aus bloſſen Muthmaſſungen, und ohne gehörige Unterſuchung aufs Spiel zu ſtellen, oder ſich dem Elend und allen Arten von Noth und Verlegenheit auszuſetzen, um ein unbedeutendes Gut zu erhaſchen, und einem ſehr kleinem Uebel zu entgehen.

Theophilus. Die Betrachtung der Gröſſe der Folge, und die der Gröſſe deſſen, was da folget, ſind beide he-

heterogen, (oder können nicht zuſammen verglichen werden). Die Moraliſten haben ſie öfters zuſammen vergleichen wollen, ſie ſind aber niemals einig geworden. Ein Beweis mögen die Schriften über die **Probabilität** ſeyn.

So wie bey andren **entgegengeſetzten und heterogenen** Aeſtimationen, die gleichſam mehr als eine Dimenſion haben; iſt auch hier die Gröſſe deſſen, wovon die Rede iſt, aus beiden Aeſtimationen zuſammengeſetzet, wie man bey einem Rectangulum die Länge und die Breite in Erwegung ziehen muß. Die Gröſſe der Folge und die Grade der Wahrſcheinlichkeit, laſſen ſich nicht beſtimmen, weil uns noch der Theil der Logik fehlet, der zu ihrer Berechnung Anleitung geben muß. Die mehreſten Caſuiſten haben ihre Natur nicht gehörig eingeſehen; indem ſie ſie mit dem Ariſtoteles aus dem Anſehen herleiten, anſtatt daß ſie ſolche auf die Wahrſcheinlichkeit gründen ſollten, weil das Anſehen nur ein Theil der Gründe iſt, die die Wahrſcheinlichkeit ausmachen.

Philalethes. Dies falſche Urtheil hat gemeiniglich eine **doppelte Urſache**. Die **Unwiſſenheit**, – und die **Unachtſamkeit**, wenn man das, was man weis, in keine Betrachtung ziehet. Dies iſt eine angenommene und gegenwärtige Unwiſſenheit, die unſre Urtheile in eben ſo viele Irthümer verwickelt als der Wille.

Theophilus. Gegenwärtig hat man ſie wohl hie und da doch aber nicht überall angenommen. Denn wir denken nicht ſtets an das, was wir wiſſen, und deſſen wir uns bald erinnern könnten, wenn wir Herren unſres Gedächtniſſes wären. Eine angenommene Unwiſſenheit iſt zu der Zeit, da man ſie annimmt, mit einer gewiſſen Achtſamkeit verbunden, obgleich in der Folge allemal Unachtſamkeit dazu kommt. Die Kunſt, dasjenige, was man weis, wenn es nöthig iſt, anzuwenden und zu gebrauchen, wäre daher ganz unſtreitig eine der wichtigſten. Bis itzt ſehe ich aber noch nicht, daß der Anfang dazu gemacht werden ſey. Die **Kunſt des Gedächtniſſes** (ars memoriae), worüber ſehr viel geſchrieben worden, iſt etwas ganz anders*).

---

*) Cicero erzählt uns den Urſprung dieſer Kunſt des Gedächtniſſes, deren Erfindung er dem Simonides zuſchreibt.

Simonides wohnte einſt einem Gaſtmahle bey, an welchem die Verſammlung ſehr zahlreich war. Mitten in der Freude der Geſellſchaft ward er vom Caſtor und Pollux herausgerufen, weil jemand auf der Straſſe ſehr wichtige Dinge mit ihm zu ſprechen hätte. Kaum war er herausgegangen, als das Haus über den Haufen fiel, und die Geſellſchaft dergeſtalt zerſchmetterte, daß ihre Verwandten, da ſie ſie begraben wollten, auf keine Weiſe im Stande waren, die todten Körper von einander zu unterſcheiden. Simonides fiel endlich auf ein Mittel, ſie herauszubringen.

Er erinnerte ſich ganz genau, wo ein Jeder geſeſſen hatte, und wies den Verwandten die Stelle, wo der todte Körper ohne Zweifel liegen muſte, die ihn dann alſobald auch fanden.

Da er hiedurch die Verbindung der Gegenſtände und ihrer Plätze bemerkte, ſo fiel er auf ſein künſtliches Gedächtniß. Er rieth ſeinen Schülern, ſich einen gewiſſen Standort z. B. eine Stadt, oder einen Garten, oder einen groſſen Platz zu wählen, wo ſie mit allen dazu gehörigen Wegen, Ecken, Plätzen, und Gebäuden genau bekannt wären, und ſich alsdann gewiſſe Bilder, die mit den Dingen einige Aehnlichkeit hätten, deren ſie ſich erinnern wollten, vorzuſtellen, als wenn ſie in den verſchiedenen Theilen dieſes Platzes ausgetheilt ſtünden. Wenn ſie dies gethan hätten, und hernach ihre Gedanken auf den Platz richteten, ſo würde er ihnen mit den Bildern angefüllt ſcheinen, wovon ſich ein jedes in der Ordnung und Lage befinden würde, in die ſie zuvor geſtellt wären. Dieſer Platz möchte alſo bey allen Gelegenheiten gebraucht werden; denn ſonſt möchten die Figuren leicht ausgelöſcht und andre an ihre Stelle geſetzt werden; dieſe würden ſo lange daſelbſt bleiben, als nöthig wäre, oder bis ihnen Nachfolger angewieſen wären, u. ſ. w.

Hieher gehören alle die Mittel, deren wir uns bedienen, uns einer Sache zu erinnern.

Anm. des Ueberſ.

Philalethes. Urtheilen iſt gerade ſo viel, als eine Rechnung beſchlieſſen, und beſtimmen, auf welcher Seite ſich der Unterſchied finde. Wird nun die eine von den beiden Seiten verwirret und in der Eil gerechnet; werden verſchiedene Summen nicht geſehen und ausgelaſſen, die doch mit in die Rechnung hätten kommen müſſen; ſo verurſacht eine ſolche Uebereilung ein eben ſo falſches Urtheil, als eine gänzliche Unwiſſenheit.

Theophilus. Bey der Berechnung der Gründe, die uns zu einem Entſchluß beſtimmen, iſt eben die Behutſamkeit nöthig, die ein Kaufmann zur vortheilhaften Führung ſeiner Bücher anwenden muß. Keine Summe darf ausgelaſſen, eine jede muß beſonders gerechnet, eine jede in ihre gehörige Ordnung geſtellet, und zuletzt müſſen alle Summen genau zuſammengerechnet werden.

Größtentheils überſiehet man manche der nothwendigen Erforderniſſe. Man denkt entweder gar nicht, oder doch nicht mit der gehörigen Ernſthaftigkeit, und nur im Vorbeigehn daran; oder man giebt einem jeden den ihm zukommenden Werth; gleich einem Buchhalter, der zwar die Colonnen einer jeden Seite gehörig calculirt, aber die Summen einer jeden Linie oder Poſt nicht vorhero genau berechnet, ehe er ſie in die Colonne hereinſetzt, und dadurch den Calkulator, der nur die Colonnen revidirt, zu hintergehet.

Wir können uns überdem, wenn wir auch nichts vergeſſen, ſondern alles bemerken, in der Zuſammenziehung der Summen der verſchiedenen Colonnen, ſogar auch in der Finalzuſammenziehung, wo aus allen Summen eine allgemeine herausgezogen wird, ungemein bald irren.

Wir müſten alſo in aller Abſicht die Kunſt verſtehen, die Probabilitäten zu berechnen, und von dem Werthe der Güter und der Uebel eine hinlängliche Kenntniß beſitzen, wenn wir die Kunſt, Folgerungen zu machen, gebrauchen wollten. Noch nöthiger iſt die Aufmerkſamkeit und die Ge-

Geduld, um unverrückt, und ohne Irthum bis zur Concluſion fortzugehen. Vor allen Dingen iſt eine feſte und unveränderliche Entſchloſſenheit des Geiſtes, nun auch auszuführen, was man beſchloſſen hat, ganz unentbehrlich: – ſind verſchiedene Kunſtgriffe, beſondre Regeln, und Fertigkeiten nöthig, um dieſe Entſchloſſenheit nicht zu verlieren, wenn die Ueberlegungen, die vor dem Entſchluſs vorangiengen, nicht mehr gegenwärtig ſind.

Zur Erkenntniß der Tugend und Glückſeeligkeit gehören nur wenige Kenntniſſe und Einſichten.

Nun gehören freilich, Gott ſey Dank! zur Berechnung der **wichtigſten Summe** aller menſchlichen Eräugniſſe, ich meine der Glückſeeligkeit und des Elendes, nicht die tiefen Kenntniſſe, nicht die vielen Kunſtgriffe und Verſuche, die alsdann erfordert werden, wenn man in einem Staats- oder Kriegesrath, – in einem hohen Tribunal, – in einer mediciniſchen Conſultation, – in einer theologiſchen oder hiſtoriſchen Controverſe, oder in einer Aufgabe aus der Mathematik oder Mechanik gründlich entſcheiden will. Dagegen wird aber bey dem intereſſanten Geſchäfte der Tugend und Glückſeeligkeit ein höherer Grad von Feſtigkeit und Uebung erfordert, um heilſame Entſchlüſſe zu faſſen, und ſie glücklich ins Werk zu richten. Zur wahren Glückſeeligkeit gehöret mehr guter Wille, als tiefſinnige Gelehrſamkeit; – und der gröſſeſte Idiot kann eben ſo leicht zum Beſitz derſelben gelangen, als der erhabenſte Gelehrte *).

Zur Ausführung unſerer Vorſätze gehört ein hoher Grad der Entſchloſſenheit.

---

*) Hieraus läſſt ſich beiläufig der erhabene Werth des Chriſtenthums beurtheilen. Die Lehren deſſelben, die zur Glückſeeligkeit nöthig ſind, laſſen ſich ohne einem groſſen Vorrath weitläuftiger und künſtlicher Gelehrſamkeit erkennen und begreifen. Ich meine freilich die Lehrſätze der chriſtlichen Religion, und nicht des theologiſchen Syſtems. Zu den letzteren gehört ſchon ein gröſſerer Umfang von Kenntniſſen und Einſichten.

Anm. des Ueberſ.

Philalethes. Ohne Freiheit würde der Verſtand unbrauchbar ſeyn, und ohne Verſtand würde die Freiheit nichts bedeuten. Könnte ein Menſch ſehen, was ihm gut oder ſchädlich ſeyn würde, ohne daß er im Stande wäre, einen Schritt zu jenem fortzuſetzen, und von dieſem zurückzukehren, was würde ihm dieſe ſeine Erkenntniß helfen. Er wäre eben dadurch unglücklicher, weil er ſich nach dem Guten ängſtlich ſehnen und das Uebel, welches jedoch unvermeidlich wäre, aufs heftigſte ſcheuen würde. Man gebe jemanden die Freiheit, im Finſtern herumzulaufen, iſt ſeine Freiheit beſſer, als wenn er von einem ſtarken Winde, gleich einer Waſſerblaſſe auf dem Waſſer herumgetrieben würde?

Theophilus. Sein Eigenſinn erhielte freilich einige Befriedigung; er ſelbſt würde aber dadurch das Gute gewiß nicht eher finden, und das Böſe nicht leichter vermeiden lernen.

Philalethes. §. 68. Eine andre Quelle eines falſchen Urtheils!

Wir ſind öfters mit dem erſten Vergnügen, das uns aufſtößt, oder das die Gewohnheit angenehm machet, vollkommen zufrieden, und ſehen alsdann gar nicht weiter. Dies iſt den Menſchen eine andere Veranlaſſung, unrichtig zu urtheilen, weil ſie das, was doch den ſichtbareſten Einfluß auf ihre Glückſeeligkeit hat, nicht für nöthig zu derſelben halten.

Theophilus. Dies falſche Urtheil iſt bereits unter der erſtern Gattung, da man ſich in Abſicht der Folgen irret, begriffen.

Philalethes. §. 69. Die letzte Unterſuchung, die in dieſe Materie einſchlägt, iſt dieſe: „ob es in dem Vermögen des Menſchen ſtehe, das Angenehme oder Unangenehme, das dieſe oder jene beſondre Handlung begleitet, zu ändern?“

Wir können an der Tugend einen Geſchmack erhalten.

Bey gewiſſen Gelegenheiten kann er es allerdings ändern. So kann er ſeinem Gaumen mehr Reiß und gröſſere Fühlbarkeit, und ſich einen Geſchmack an den Dingen verſchaffen, an welchen er vorhero keinen gehabt hat. Auch der Geſchmack der Seele kann geändert werden. Genaue und ſorgfältige Prüfung der Dinge, die Uebung, die Anwendung der allgemeinen Grundſätze auf beſondre Fälle und die Gewohnheit werden es merklich erleichtern. So gewöhnt man ſich nach und nach an den Toback, und endlich macht der öftere Gebrauch und die häufige Gewohnheit gar, daß er gut ſchmeckt.

Mit der Tugend verhält es ſich nicht anders. Erlangte Fertigkeiten ſind kräftige Reitzungen. Sie machen das, was wir uns angewöhnt haben, ſo leicht, und verknüpfen damit ein ſo groſſes Vergnügen, daß wir uns nicht enthalten können, es zu thun. So ausgemacht es nun iſt, daß wir dies zu thun im Stande ſind, ſo ſehr vernachläſſigen wir hierunter unſre Pflicht, und halten es wohl gar für unmöglich, daß ein Menſch machen könne, daß ihm eine gewiſſe Sache oder eine Handlung mehr oder weniger angenehm ſey.

Theophilus. Eben dies habe ich im 37. §. und im 47. §. gegen das Ende bemerkt. Wir können uns allerdings Geſchmack und anmuthiges Vergnügen an einer gewiſſen Sache verſchaffen.

Das Vergnügen, das ein rechtſchaffnes Leben gewähret, und der Gedanke, daß ein zukünftiges Leben möglich ſey, kann uns zur Tugend beſtimmen.

Philalethes. §. 70. Wenn die Moral nur allemal auf ihrem Grundpfeiler ruhet, und gehörig eingeſchärfet wird, ſo muß ſie den Menſchen nothwendig für die Tugend einnehmen; – und wenn nur nach dieſem Leben eine ewige Glückſeeligkeit, oder ein immerwährendes Unglück möglich iſt, ſo iſt dies bereits ein ganz hinlänglicher Bewegungsgrund. Man kann es nicht läugnen, daß ein gut geführtes Leben, mit der Hofnung, daß eine ewige Glückſeeligkeit möglich ſey, einem in Laſtern und Schandthaten vollbrachten Leben, mit dem die Furcht eines ewigen Unheils, [illegible] ~~wenigſtens~~ die [illegible] ſchröckenvolle ~~Angſt~~ vernichtigt zu werden verbunden iſt, weit vorzuziehen ſey. Dies iſt auſſer allem Zweifel, wenn auch würklich der Rechtſchaffne hiernieden unglücklich ſeyn, und der Gottloſe ſich in dem blühendeſten Wohlſtande befinden ſollte. Indeſſen glaube ich, daß der Laſterhafte hier bereits ſeine Strafen erhalte, und die unglücklichen Folgen ſeiner Vergehungen fühle.

Theophilus. Wenn alſo auch nichts nach dem Tode zu erwarten wäre, ſo würde ein epikureiſches Leben demohnerachtet nicht zu empfehlen ſeyn. Es iſt mir ſehr angenehm, daß Sie Ihre Meinung beſtimmter und deutlicher ſagen, als Sie ſie – §. 55. ausdrückten.

Philalethes. Wer würde ſich wohl bey geſundem Menſchenverſtande der Gefahr eines unendlichen Elends, das ihn betreffen kann, ausſetzen? da er bey einer ſolchen Gefahr nichts anders gewinnet, als die Vernichtigung. Der Vernünftige hingegen hat, wenn er ſich auch irren ſollte, nichts zu fürchten, als ſie, und kann dabey doch allemal auf eine ewige Glückſeeligkeit hoffen.

Ich habe von der Gewißheit, oder von der Wahrſcheinlichkeit eines zukünftigen Zuſtandes aus guten Gründen faſt gar nichts geſagt. Meine Abſicht gieng nur dahin, das falſche Urtheil zu zeigen, von dem ein jeder, der das kurze Vergnügen eines laſterhaften Lebens unter allerley Vorwande vorzieht geſtehen muß, daß er es nach ſeinen eigenen, nach Willkühr beſtimmten Grundlehren abfaſſe.

Theophilus. Der Laſterhafte findet ſich ungemein geneigt, die Unmöglichkeit eines andern Lebens zu glauben. Er hat aber keinen andern Grund dazu, als den, daß man blos das glauben müſſe, was uns unſre Sinnen lehrten, und daß noch kein Menſch von ſeinen Bekannten aus der andern Welt zurückgekommen ſey.

Man kann ein zukünftiges Leben eben ſo wenig mit Grunde läugnen, als man ehemals aus Beweiſen die Exiſtenz der Antipoden läugnete.

Zu einer gewiſſen Zeit, da man die Mathematik noch nicht auf populäre Begriffe herabſtimmen wollte, konnte man aus dieſem Grunde die Antipoden läugnen. Man that es mit eben ſo vielem Grunde, als man in unſern Tagen ein anderes Leben läugnet, weil man die wahren und richtigen Grundſätze einer geſunden Metaphyſik mit den Begriffen, die ſich die Einbildungskraft davon macht, nicht verbinden will.

Es giebt **dreierley** Begriffe, oder Ideen: **Populäre**, **mathematiſche**, und **metaphyſiſche**. Die **erſteren** würden nicht zureichen, Antipoden zu glauben; die **erſtern** und **zweiten** ſind auch nicht hinlänglich, das Daſeyn einer andern Welt anzunehmen. Muthmaſſungen geben ſie allerdings, die viel Gewicht und Nachdruck haben. Wenn indeſſen die **zweite** Art von Begriffen, das Daſeyn der Gegenfüßler bewies, noch ehe die Erfahrung, die wir itzt davon haben, den Ausſpruch thät, (ich rede nicht ſo wohl von den Einwohnern, ſondern vielmehr von dem Orte, den ihnen die Geographen und Aſtronomen einräumten), ſo würden die letzteren ſchon itzt für die Gewißheit eines andern Lebens entſcheiden, ehe noch jemand in daſſelbe gegangen wäre.

Philalethes. §. 72. Doch wir wollen wieder auf die Materie von der **Macht** zurückkommen, da ſie den eigentlichen und Hauptinhalt dieſes Kapitels ausmacht, und die Freiheit nur eine Art derſelben, wiewohl eine der vorzüglichſten iſt. Eine genauere Kenntniß deſſen, was man **Thätigkeit** nennt, wird uns zugleich deutlichere Begriffe von der Macht ſelbſt verſchaffen. Gleich im Anfang unſrer Unterredung habe ich bemerkt, daß wir eine **doppelte Art** der Thätigkeit annehmen müſſen, von welcher wir uns einige Begriffe machen können, nemlich, die **Bewegung** und den **Gedanken**.

Von der Thätigkeit.

Theophilus. Ich könnte Ihnen abermals hiebey die Inſtanz machen, daß es weit beſſer ſey, anſtatt des

Wortes **Gedanken** ein allgemeineres, ich meine das Wort **Perception** zu wählen, „ſo daß man den Gedanken nur den Geiſtern allein, die Perception hingegen allen Entelechien einräumte.“ Ich will aber keinem verwehren, das Wort Gedanken eben ſo weit auszudehnen. Ich ſelbſt habe es vielleicht, ohne daran zu denken, in dieſem Sinne genommen.

Philalethes. Man giebt freilich der Bewegung und dem Gedanken den Namen der Thätigkeit. Betrachtet man ſie indeſſen genauer, ſo wird man gewahr werden, daß ſie ſie nicht immer in vollkommnen Grade ausmachen. Denn es giebt, wo ich mich nicht irre, von beyden Gattungen gewiſſe Beiſpiele, da man nach behöriger Betrachtung finden wird, daß ſie eher **Leiden** ſind. – Denn in dieſen Exempeln empfängt die Subſtanz, in der ſich die Bewegung oder der Gedanke findet, bloß von auſſen den Eindruck, der ſie zu ſolcher Thätigkeit veranlaſſet. Folglich würket ſie bloß vermittelſt der Fähigkeit, die ſie hat, einen ſolchen Eindruck von einem äuſſerlich würkenden Weſen anzunehmen. Dies iſt aber eine bloß **leidende Macht.**

Zuweilen ſetzt ſich die Subſtanz, oder das würkende Weſen ſelbſt durch eigene Macht in Thätigkeit; und das iſt eigentlich eine **thätige Macht.**

Wahre Subſtanzen haben eine Thätigkeit im ſtrengſten Sinn.

Theophilus. Wenn man das Wort Thätigkeit in metaphyſiſchem Sinne durch dasjenige erklärt, was in einer Subſtanz **freywillig** und aus ihren eigenen Kräften geſchieht; ſo muß eine jede wahre Subſtanz auch beſtändig thätig ſeyn, denn nächſt Gott kommt alles aus ihr ſelbſt, und es läßt ſich nicht einmal gedenken, daß eine geſchaffne Subſtanz in ſie einflieſſen ſollte. Nehmen wir aber das Wort **Thätigkeit** für die Uebung in der **Vollkommenheit**, und das Wort **Leiden** für das Gegentheil; ſo haben wahre Subſtanzen nur alsdann Thätigkeit, wenn ihre Perception, (ich gebe allen Subſtanzen Perception), ſich entwickelt und denn deutlicher, und ſie leiden nur denn, wenn ſie verworrener wird. Mithin iſt in Subſtanzen, die eines Vergnügens oder eines Schmerzes fähig ſind, eine jede Handlung ein Beförderungsmittel des Vergnügens, und das leiden ein Beförderungsmittel des Schmerzens.

„Die Bewegung iſt nur eine Schein-Subſtanz, — weil die Materie und die Maſſe, der die Bewegung zukommt, auch nichts anders iſt." Indeſſen hat doch die Bewegung einen Schatten von Handlung und die Maſſe einen Schatten von Bewegung. In dieſer Rückſicht kann man alſo behaupten, daß der Körper **handele**, wenn er ſich freywillig verändert, daß er hingegen **leide**, wenn er von einem andern fortgeſtoſſen, oder verhindert wird. Auf eben die Art kann man bey einer wahren Handlung, oder in einem wahren leiden einer wahren Subſtanz die Veränderung, durch welche ſie zu ihrer Vollkommenheit hineilet, für die **Handlung** halten, und ſie ihr ſelbſt zuſchreiben. So kann man denn auch die Veränderung, wodurch bey ihr das Gegentheil bewürkt wird, für ein **Leiden** anſehen, und einer äuſſeren Urſache zuſchreiben. Dieſe Urſache iſt freilich keine unmittelbare, weil im erſteren Falle die Subſtanz ſelbſt, im zweiten gewiſſe äuſſere Dinge dieſe Veränderung auf eine vernünftige Art erklären können. Den Körpern gebe ich nur einen Schatten und ein Bild von der Subſtanz und der Handlung. „Denn das Zuſammengeſetzte kann eben ſo wenig eine Subſtanz ſeyn, als eine Heerde Schafe." Etwas Subſtanzialiſches hat das Zuſammengeſetzte allerdings, deſſen Einheit, (dadurch es ein Ding wird) ihren Grund im Gedanken hat."

Philalethes. Ich ſtelle mir vor, daß die Macht, Ideen oder Gedanken von einer äuſſerlichen Subſtanz zu erhalten, die **Macht zu denken** genannt würde, ob ſie gleich im Grunde nichts als eine **leidende Macht**, oder eine bloſſe Fähigkeit iſt, welche von den innerlichen Reflectionen und Veränderungen, die mit dem erhaltenen Bilde allemal verbunden ſind, abſtrahirt. Denn der Abdruck, den die Seele erhält, verhält ſich gerade, wie der Abdruck eines Spiegels. Das Vermögen hingegen, abweſende Bilder dem Verſtande nach eigenem Belieben darzuſtellen, und diejenigen mit einander zu vergleichen, die wir für die rechten halten, heißt eine **thätige Macht.**

Theophilus. Ihre Theorie ſtimmt mit der meinigen völlig überein, weil ich gleichfalls einen Fortgang zu einem vollkommnern Zuſtand annehme. Ich würde aber doch auch den Senſationen in ſo fern eine Handlung zuſchreiben, als ſie uns deutlichere Perceptionen, und folglich auch Gelegenheit geben, Bemerkungen zu machen, und uns gleichſam zu entwickeln.

Philalethes. §. 73. Ich kann alſo aus dem, was ich im Vorhergehenden geſagt habe, folgern, daß ſich alle primitive und urſprüngliche Ideen auf folgende zurückbringen laſſen. Auf

Die **Ausdehnung,**

Die **Solidität,**

Die **Beweglichkeit,** (die **leidende Macht,** oder die **Fähigkeit** bewegt zu werden). [illegible]

✶ Dieſe ~~Idee~~ [illegible] erhalten wir von unſrer Seele durch das Ueberdenken. [illegible] ✶

Endlich ~~Ferner~~ das **Daſeyn,**

Die **Dauer,** und

Die **Zahl.**

Dieſe erlangen wir ſowohl durch die Senſation, als durch das Ueberdenken.

Vermittelſt dieſer Ideen würde ſich, meinem Bedünken nach, die Natur der Farben, der Töne, des verſchiedenen Geſchmacks und Geruchs, und aller andern Begriffe, die wir haben, gar leicht erklären laſſen, wenn wir nur hinlänglich ſcharfe Organen hätten, die verſchieden modificirten Bewegungen der kleinen Körper **wahrzunehmen,** die die mannichfachen ſinnlichen Empfindungen in uns hervorbringen.

Theophilus. So wenig ich Sie auch deshalb tadeln will, daß Sie die Analyſe dieſer Begriffe nicht fortgeſetzt haben, ſo halte ich an meinem Theile dafür, daß, wenn man ſie auch gleich urſprüngliche Ideen nennet, ſie doch immer höher herauf analyſirt werden können, folglich dieſen Namen nicht verdienen. Freilich würde ihre Anzahl kleiner: man kann ſie aber auch vergröſſern, wenn man andere, die eben ſo, und vielleicht noch mehr urſprüngliche genannt zu werden verdienen, hinzuthun will. Daher würde ich ſie auch, nach analytiſcher Ordnung, ſo neben einander ſtellen, wie ſie entſtehen, mithin diejenigen, die eher entſtehen, auch eher nennen, als die andern, alſo die Zahl von der Ausdehnung und die Dauer vor der Beweglichkeit oder Bewegungs-Kraft ſetzen, obgleich die äuſſeren Veranlaſſungen zu dergleichen Begriffen, eine andere Ordnung beobachten.

Analytiſche Ordnung der urſprünglichen Ideen.

Die Sinne geben Stof zum Ueberdenken. Wir würden niemals einen Gedanken haben, wenn wir nicht zugleich etwas anders, nemlich die einzelnen Veranlaſſungen dächten, die uns die Sinne geben. Ich bin eben ſo gewiß überzeugt, daß kein erſchaffener Geiſt ohne Organen und Senſationen ſeyn kann; als ich weiß, daß er ohne Zeichen nicht würde ſchlieſſen können.

Diejenigen alſo, die die Seele von dem Körper abſondern, und dem zufolge gewiſſe Denkgeſetze vorſchreiben, die nicht nur durch keine uns bekannte Grundſätze erklärt werden können, ſondern auch allen unſern Erfahrungen, ſogar der allgemeinen Ordnung der Dinge widerſprechen; räumen den eingebildeten ſtarken Geiſtern zu viel ein, und machen die erhabenſten und wichtigſten Wahrheiten verdächtig, weil ſie die Beweisgründe, die ihnen dieſe Ordnung der Dinge darbietet, ſich ſelbſt entziehen.

Zwey und zwanzigſtes Hauptſtück.

Von den vermiſchten Zufälligkeiten (Modes mixtes)

Philalethes.

§. 1. Ich komme auf die **vermiſchten Zufälligkeiten.** Ich unterſcheide ſie von den ~~noch~~ **einfacheren Zufälligkeiten**, die bloß **aus einfachen Begriffen** von einerley Art beſtehen. Denn die **vermiſchten Zufälligkeiten** ſind eigentlich Vereinbarungen ſolcher Begriffe, welche man nicht als charakteriſtiſche Merkmale würklicher Weſen, die ein beſtändiges Daſeyn haben, ſondern als hingeworfene und ~~nicht mit~~ einander ~~verbundene~~ Ideen anſieht, die der Verſtand zuſammenſetzt. Eben dadurch kann man ſie von den **zuſammengeſetzten Ideen der Subſtanzen** unterſcheiden.

Theophilus. Wir müſſen die vorher feſtgeſetzten Eintheilungen noch einmal überſchauen. Dann werde ich Ihre Meinung beſſer verſtehen lernen.

Nach Ihrer Theorie ſind die Ideen **entweder** einfach, **oder** zuſammengeſetzt. Die zuſammengeſetzten ſind **entweder** Subſtanzen, **oder** Zufälligkeiten, (Modi) oder Relationen. Die Zufälligkeiten ſind **entweder** einfache (aus einfachen Ideen von einerley Art zuſammengeſetzt), **oder vermiſchte.**

Nach Ihrem Syſtem giebt es folglich:

1) **einfache Ideen.**
2) **Ideen von einfachen und vermiſchten Zufälligkeiten.**
3) **Ideen von Subſtanzen.**
4) **Ideen von Relationen.**

Die Objekte der Ideen lieſſen ſich vielleicht in **abſtrakte**, und **concrete** eintheilen.

Die **abſtrakten** ſind
Entweder abſolute,
Oder ſolche, die zugleich eine Relation einſchlieſſen.
Die **abſoluten** theilet man ein a) in **Eigenſchaften**,
b) in **Modificationen**
beide ſind **theils** einfach,
theils zuſammengeſetzt.
Die **konkreten** ſind **entweder** Subſtanzen,
oder ſubſtanzialiſche Dinge,
entweder zuſammengeſetzte,
oder aus wahren und einfachen Subſtanzen beſtehende.

Philalethes. §. 2. „In Anſehung der einfachen Ideen verhält ſich die Seele ganz leidend, und erhält ſie von den würklich vorhandenen Dingen, je nachdem ſie ihr die Senſation oder die Reflektion darbietet.“ In Anſehung der vermiſchten Zufälligkeiten handelt ſie hingegen ſehr oft eigenmächtig, und kann die einfachen Ideen mit einander verbinden, und in zuſammengeſetzte verwandeln, ohne darauf zu ſehen, ob ſie in der Natur der Dinge würklich ſo unter einander verbunden ſind. „Daher kommt es auch, daß man ſie **Notionen** nennet.

Die Eingebungen der Ideen entſtehen oft auf eine ganz freiwillige Weiſe.

Theophilus. Oft iſt das Reflektiren, durch welches wir an einfache Ideen gedenken, ganz freiwillig; „die Verbindungen im Gegentheil, die die Natur nicht getroffen hat, können, wie es in einem Traum und in der Raſerey geſchieht, ganz von ſich ſelbſt bloß aus dem Gedächtniß entſtehen, ohne daß die Seele mehr beiträgt, als zu den einfachen Ideen.“ Das Wort **Notion** ertheilen übrigens viele, allen Arten der Ideen oder Vorſtellungen, den urſprünglichen ſo wohl, als den abgeleiteten.

Philalethes. §. 4. Der **Name** verknüpfet die Theile der gemiſchten Zufälligkeiten mit einander in einen einigen Begrif.

Theophilus. Wenn ſie nemlich mit einander verknüpft werden können. Hierinnen verſehen es die meiſten.

Philalethes. Das Verbrechen, einen alten Mann zu ermorden, hat keinen beſondern Namen, ſo wie ihn der Vatermord hat. Daher wird auch der erſtere für keinen zuſammengeſetzten Begrif gehalten.

Die Ideen hängen nicht von den Namen ab.

Theophilus. Da die Geſetze auf die Ermordung eines alten Mannes, keine beſondere Strafe geſetzt haben, ſo wird ſie auch mit keinem beſonderen Namen belegt, weil ohnedem ein ſolcher Name ganz unnütz wäre. Die Ideen hängen auch eigentlich nicht von den Namen ab. Wenn ein Moraliſte einen Namen für dies Verbrechen erfinden, in einem beſondern Capitel von der **Gerontephonie** handeln wollte, worinn die Pflichten gegen alte Leute, und das Grauſame, das in den Beleidigungen gegen dieſelbe liegt, ſchilderte, ſo würde er uns dadurch ganz gewiß keine neue Idee geben.

Die Idiotismen in einer Sprache entſtehn aus den Sitten.

Philalethes. §. 6. Die Sitten und Gebräuche einer Nation verurſachen, daß manche Verbindungen der Wörter der einen gewöhnlich ſind, die die andre nicht zu machen braucht. Daher hat eine jede Sprache ihre eigene Ausdrücke die man nicht Wort zu Wort überſetzen kann. So konnten **Oſtracismus** bey den Griechen, und **Proſcriptio** bey den Römern in andren Sprachen durch keine gleichbedeutende Namen ausgedruckt werden.

aus der Veränderung derſelben.

Mit der Veränderung der Sitten entſtehen auch jedesmal neue Wörter.

Theophilus. Auch der Zufall nimmt daran Theil. Die Franzoſen bedienen ſich der Pferde eben ſo gut, als andre benachbarte Völker; und doch haben ſie das alte Wort, welches mit dem italieniſchen **Cavalkare** viele Gleichheit hatte, mit der Paraphraſe aller à cheval vertauſcht.

Philalethes. §. 9. Es giebt drey Wege, auf denen wir zu zuſammengeſetzten Begriffen von vermiſchten Zufälligkeiten gelangen,

1) **durch die Erfahrung und Beobachtung der Dinge ſelbſt.** Z. B. den Begrif vom Ringen und Fechten bekommen wir hierdurch.

2) **durch die Erfindung** (oder **willkührliche Zuſammenſetzung der einfachen Ideen**). So hatte derjenige, der die Buchdruckerkunſt erfand, zuerſt einen Begrif davon, ehe dieſe Kunſt vorhanden war.

3) durch die **Erklärung der Namen, womit die Handlungen, die wir niemals geſehen haben, belegt werden.**

Theophilus. Man kann ſie auch im Traume und in der Fieberhitze und in der Reverie erhalten, ohne daß die Verbindung freiwillig wäre. Zum Beiſpiel, wenn wir, ohne vorhero daran zu denken, von einem goldenen Pallaſte träumen.

Philalethes. §. 10. Diejenigen einfachen Begriffe, die am meiſten modificirt worden, ſind das **Denken**, die **Bewegung** und die **Macht**, von der man glaubt, daß die Handlungen daraus flieſſen, denn die Thätigkeit iſt die vornehmſte Beſchäftigung des menſchlichen Geſchlechtes. Die Handlungen ſind **entweder** Gedanken, **oder** Bewegungen. Die aus einer öfters wiederholten Handlung entſtandene Geſchicklichkeit, etwas zu thun, heißt **Fertigkeit.**

Können wir ſie bey einer jeden Gelegenheit wiederholen, ſo heißt ſie eine **Neigung** (diſpoſition).

So iſt die **Zärtlichkeit** eine Neigung zur Freundſchaft, oder zur Liebe.

Von der Zärtlichkeit.

Theophilus. Wie ich ſehe, verſtehen Sie unter dem Worte **Zärtlichkeit** ein zärtliches Herz. Sonſt betrachtet man ſie als eine beſondere Beſchaffenheit der Liebe, welche den Liebenden gegen das Gute oder Böſe, ſo dem geliebten Gegenſtand begegnet, ſehr fühlbar macht. Hieher gehört der **Zärtliche** in der **Clelie.** Der Menſchenfreund liebt ſeinen Nächſten allemal mit einer gewiſſen Zärtlichkeit, und nimmt an ſeinem Glücke und Unglücke Antheil. Iſt ſein Herz zu einem hohen Grade derſelben geſtimmt, ſo wird er jederzeit mit Zärtlichkeit lieben.

Von der Dreuſtigkeit und Parrheſie.

Philalethes. Die **Dreuſtigkeit** beſtehet in dem Vermögen, in Gegenwart andrer alles zu reden und zu thun, ohne ſich beſtürzt machen zu laſſen. Dieſe **Freimüthigkeit,** in Abſicht der Unterredungen mit andern, hatte bey den Griechen einen beſondern Namen.

Theophilus. Es wäre ſehr gut, wenn man dem Begrif, welchen man mit dem Wort **Dreuſtigkeit** verbindet, (welches Wort indeſſen oft in einer andern Bedeutung genommen wird, in der, z. B. in welcher **Carl der Dreuſte** genannt wurde), einen eigenen Namen geben wollte. Sich durch nichts beſtürzt machen laſſen, iſt Gröſſe des Geiſtes, die der Laſterhafte aber bis zur Unverſchämtheit treibt. Die Scham iſt zwar eine Schwachheit, die aber bey vielen Gelegenheiten Entſchuldigung, ſogar zuweilen Lob verdienet.

Die **Parrheſie,** ſo wie Sie ſolche unter dem griechiſchen Worte verſtehen, pflegt den Schriftſtellern zugeſchrieben zu werden, wenn ſie die Wahrheit ohne Scheu ſagen, ob ſie gleich, da ſie nicht in Gegenwart andrer Leute ſprechen, nicht befürchten dürfen, auſſer Faſſung geſetzt zu werden.

Von Urſache und Würkung.

Philalethes. §. 11. Da die **Macht** die Quelle aller **Handlungen** iſt; ſo werden die Subſtanzen, in denen ſich dergleichen **Macht** befindet, **Urſachen** genannt, wenn ſie dieſe **Macht** durch würkliche Unternehmung einer **Handlung** äuſſern. Die Subſtanzen aber, die auf ſolche Weiſe hervorgebracht, oder die einfachen Begriffe, die vermittelſt der **Ausübung** ſolcher Macht in ein **Subjekt** gebracht werden, nennt man **Würkungen.** Die ~~**Kraft**~~, dadurch eine neue Subſtanz oder Idee (**Beſchaffenheit**), hervorgebracht wird, heiſzt in dem Subjekt, das dieſe Macht äuſſert, eine **Handlung,** in einem andern aber, in welchem ein einfacher Begrif geändert, oder hervorgebracht wird, heiſzt ſie ein **Leyden.**

Efficienz

Die Macht iſt mehr als eine Fertigkeit oder Leichtigkeit.

Theophilus. Wenn Sie die **Macht** für die Quelle der Handlungen nehmen, ſo iſt ſie mehr, als eine Fertigkeit, oder Leichtigkeit, ſo wie Sie im vorhergehenden Hauptſtücke ſolche erklärt haben. Sie ſchlieſzt auch eine Tendenz in ſich. Daher pflege ich ſie lieber eine **Entelechie** zu nennen, und dieſe wiederum in eine **urſprüngliche,** die der Seele zukommt, in ſofern man ſie ſich abſtrakt vorſtellet, und in eine **abgeleitete** einzutheilen, ſo wie wir ſie uns in der Beſtrebſamkeit, bey der Munterkeit und bey der Heftigkeit vorſtellen. Das Wort **Urſache** paßt hier nur auf die **würkende;** man verſteht aber auch die **Endurſache,** oder den Bewegungsgrund darunter, (der **Materie** und **der Form,** die die Scholaſtiker auch ſo nannten, nicht zu gedenken). Sollte man überdem wohl ein und daſſelbe Ding in dem **Würkenden Handlung,** in dem **Leidenden** aber **Leiden** nennen, und es auf dieſe Art in zwey Subjekte, wie man es mit dem **Verhältnis** thut, auf einmal ſetzen können? wäre

Sie iſt eine Entelechie, entweder eine urſprüngliche, oder eine abgeleitete.

Die würkende Urſach iſt auch eine Endurſache.

es nicht beſſer, zu ſagen, daß es zwey verſchiedene Dinge wären, davon ſich das eine in dem Würkenden, das andre in dem Leidenden befände?

Philalethes. Viele Wörter, die eine Handlung auszudrücken ſcheinen, bemerken daher auch weiter nichts, als **Urſache** und **Würkung**. Hieher gehören die Wörter **Schöpfung** und **Vernichtung**, welche keinen Begrif von der Handlung oder der Art und Weiſe, dadurch ſie hervorgebracht wird, ſondern blos den Begrif von der Urſache und dem hervorgebrachten Dinge enthalten.

Das Wort Schöpfung enthält mehr als die bloſſe Idee von Urſache und Würkung.

Theophilus. Bey dem Worte Schöpfung denke ich mir nicht bloß eine Art und Weiſe zu handeln, die man umſtändlich beſchreiben könnte, (welches keine Statt findet); ſondern; da wir dadurch auſſer Gott, und der Welt noch etwas ausdrücken, (denn wir halten Gott für die Urſache, und die Welt für die Würkung, oder wir glauben, daß Gott die Welt hervorgebracht habe), ſo denken wir auch zugleich an eine Handlung *).

Drey

---

*) Man pflegt die Schöpfung, durch eine Handlung, wodurch eine würkende Urſach etwas auſſer ſich aus Nichts würke zu erklären. Dieſe Erklärung könnte auch immer mitgehen, wenn wir uns nicht bey einem Nichts, etwas widerſprechendes nach der Erklärung vorſtellen müſten. Wir wollen uns alſo lieber an Wolfen halten, der ſie durch eine Handlung wodurch ein blos mögliches Ding, würklich wird, definirt.

So wenig wir indeſſen, einen deutlichen Begrif von der Würklichkeit haben, ſo wenig haben wir ihn von der Art, wie Gott in ein blos mögliches Ding würken, und ſolches hervorbringen könne. Dieſe Schwierigkeit wird auch nicht gehoben, wenn man gleich die Ewigkeit der Welt behauptet, ob ich gleich geſtehe, daß ſie dadurch einigermaſſen gemäßigter zu werden ſcheint. Leibniz ſetzet deswegen den Begrif der Schöpfung über unſere Vernunft hinaus. S. Abhandlung von der Uebereinſtimmung des Glaubens mit der Vernunft, §. 23. Die alten Philoſophen aller Na-

Drey und zwanzigſtes Hauptſtück:

Von den zuſammengeſetzten Begriffen, die wir von den Subſtanzen haben.

Philalethes.

§. 1. Unſre Seele macht die Beobachtung, daß eine gewiſſe Anzahl von dieſen **einfachen Begriffen** beſtändig

---

Nationen, auſſer den Juden, lehrten dieſerwegen die Ewigkeit der Welt. Die Frage wird aber dadurch, wie ich ſchon geſagt habe, nicht ganz beantwortet, ob ſie gleich verſchoben wird, und einigen neugierigen Fragen derer, die die Erſchaffung der Welt in der Zeit behaupten, beantworten müſſen, ausbeugt. Als z. E. warum hat Gott die Welt nicht eher erſchaffen? Iſt die Glückſeeligkeit Gottes durch die Erſchaffung der Welt vermehrt, oder nicht? Iſt ſie vermehrt, warum hat er nicht eher Hand ans Werk gelegt? Iſt ſie nicht vermehrt, warum hat er etwas überflüßiges hervorgebracht? Μηδεν ελλειπων, κεναις εμελλεν επιχειρειν πραξεσι. Nullius rei cum indigeret, vano ſe ſe ac inutili labore fatigauit. Cic. de nat. deor. L. 1. cap. 9.

Quidue noui potuit tanto poſt, ante quietos
Illicere, ut cuperent vitam mutare priorem
Nam gaudere nouis rebus debere videtur,
Quoi veteres obſunt: ſed quoi nil accidit aegri
Tempore in ante acto, cum pulchre degeret aeuum,
Quid potuit nouitatis amorem accendere tali?

Lucret. de nat. rer. L. V. v. 169.

Hat ſich Gott etwan eine hellere Wohnung verſchaffen wollen, da er die Sterne machte? Warum hat er ſich denn ſo lange mit einer finſtern begnüget?

An credo, in tenebris vita & moerore jacebat,
Donec diluxit rerum genitalis origo?

Idem 175.

Warum liebte er nicht von Ewigkeit her die Geſellſchaft, ſondern zog derſelben ein einſames Leben vor? Und was kann es ihm denn nun helfen, daß ihn die Geſchöpfe loben und ehren, da er doch nicht glücklicher werden kann, als er iſt? Hat dig mit einander gehen. Da man nun glaubt, daß ſie einem Dinge zugehören, ſo giebt man ihnen, nachdem ſie auf die Art in **ein einziges Subjekt vereiniget ſind**, auch einen Namen.

Wie ſie in ein Subjekt vereinigte einfache Ideen machen zwar die Idee eines Subjekts, aber keine einfache Idee aus;

Daher kommt es auch, daß wir aus **Unachtſamkeit** oft ſo von ihnen reden, als wären ſie ein einziger einfacher Begrif, da ſie doch aus vielen Begriffen zuſammengeſetzt ſind.

Theo-

Hat er die Welt etwa der Menſchen wegen erſchaffen, damit er ihnen wohl thun könnte?

At quid immortalibus atque beatis,
Gratia noſtra queat largirier emolumenti,
Vt noſtra quicquam cauſa gerere aggrediantur?

Idem v. 166 & ſequ.

Zugegeben. Wie ſteht es um das Wohl der Menſchen? wären ſie unglücklicher, wenn ſie nicht wären?

Quidue mali fuerat nobis non eſſe creatis,
Natus enim debet, quicunque eſt, velle manere
In vita, donec retinebit blanda voluptas:
Qui nunquam vero vitae guſtauit amorem,
Nec fuit in numero, quid obeſt non eſſe creatum.

Idem v. 177. l. 4.

Dieſe und dergleichen Fragen brauchen freilich die Vertheidiger der Ewigkeit der Welt nicht alle zu beantworten, ſie haben denn freilich etwas voraus. Die Hauptfrage aber bleibt doch unbeantwortet. Demohnerachtet können wir uns doch wohl eine klare Vorſtellung von der Schöpfung machen, wenn wir die erſchaffenen Dinge in Abſicht Gottes, wie die Einbildungen, die in unſerer Seele entſtehen, betrachten. Sie kommen nemlich darin mit der Schöpfung überein, daß wir Dinge in unſern Gedanken hervorbringen, die vorher nicht darinnen waren, ſie auch durch unſere Seele, ſo lange wie wir wollen erhalten können: Eine Wirklichkeit können wir nun freilich dieſen Dingen auſſer unſerer Seele nicht geben, dies iſt es aber auch was ſie von der Schöpfung unterſcheidet.

Anm. des Ueberſ.

Theophilus. Ich finde in den einmal angenommenen und gewöhnlichen Benennungen nichts **tadelnswürdiges.** Denn ob man gleich nur ein Subjekt, und eine einzige Idee annimmt, ſo nimmt man doch nicht eine einzige einfache Idee an.

Philalethes Da wir nicht begreifen können, wie dieſe einfachen Ideen für ſich beſtehen können, ſo pflegen wir gemeiniglich etwas vorauszuſetzen, worauf ſie gleichſam als auf einer Stütze ruhen, und ein **Subſtratum** anzunehmen, worauf ſie ihren Beſtand haben, und woraus ſie entſpringen. Dieſes nennen wir eine **Subſtanz.**

Und das Subjekt heiſt eine Stütze, oder ein Subſtratum.

Theophilus. Ich billige dieſe Art zu denken vollkommen. Denn, da wir uns doch würklich in einem Subjekt mehrere Prädikate gedenken, die metaphoriſchen Wörter **Stütze** und **Subſtratum** aber nichts anders ſagen wollen; ſo ſehe ich nicht ab, warum man ſo viele Schwürigkeiten macht, und ſich an eine ſolche Benennung nicht gewöhnen will. Ueberdem kann die Seele das **Concretum** z. B. **gelehrt, warm, glänzend,** eher denken, als die **Abſtraktionen,** oder Beſchaffenheiten, (denn dieſe, aber nicht die Ideen ſind in dem ſubſtanzialiſchen Objekte) z. B. die **Gelehrſamkeit,** die **Wärme,** das **Licht,** u. ſ. w. Dieſe begreift ſie nicht ohne Mühe.

Die Abſtraktionen laſſen ſich nicht leicht, ſondern mit Mühe gedenken.

Man könnte ſogar daran zweifeln, ob dieſe Accidenzen auch wahre und würkliche Dinge wären, da ſie zum öftern nur Verhältniſſe ſind. Die Abſtraktionen haben von je her zu ſehr vielen Einwürfen und würklich zu vielen Schwürigkeiten Gelegenheit gegeben; wovon die Subtilitäten und Unterſcheidungen der Scholaſtiker ein Beweis ſeyn mögen. Alle dieſe rechtmäßige Einwürfe, und alles übertrieben Subtile fällt auf einmal weg, wenn wir die abſtrakten Dinge nicht mehr annehmen, ins künftige bloß in Concreto reden, und überhaupt in den Wiſſenſchaften, und bey den Demonſtrationen in denſelben keine andre Wörter wählen, als ſolche, welche ſubſtanzialiſche Subjekte bezeichnen.

Das Sprüchwort, nodum quaerere in ſcirpo würde alſo ſehr gut auf uns angewandt werden können, und wir würden die Natur der Dinge über dem Haufen werfen, wenn wir die Beſchaffenheiten oder andre abſtrakte Dinge für leicht, die concreten hingegen für ſchwer halten wollten.

Philalethes. §. 2. Meines Erachtens haben wir von der bloſſen Subſtanz im allgemeinen genommen keine andre Notion, als daß ſie ein gewiſſes, ich weiß nicht, was für ein ganz unbekanntes Subjekt ſey, welches wir uns als die Stütze und den Träger der Beſchaffenheiten vorſtellen. ein vollständig bestimmtes D. die Einheit aus [illegible] determination 1. die Eigenschaften und die einzelnen Bestimmungen

conf. Anm. ad p. 290. Eine Substanz ist nichts anders als

(die einzelnen intellectualen Theile) derselben deren vollständiger complexus

Wir reden hier wie Kinder, die, wenn man ſie frägt, was dies oder jenes Ding, das ſie nicht wiſſen, ſeye, ſo gleich mit groſſer Genügſamkeit antworten, **es ſey Etwas**; welche Antwort aber, wenn man ſie genau betrachtet, nichts anders ſagen will, als daß ſie nicht wiſſen, was es iſt.

eben die Substanz ausmacht. Das Substantiale aber oder das metaphysische Subject ist der complexus aller unveränderlichen wesentlichen Eigenschaften. Nur muß man die [illegible]

Von der Subſtanz.

[illegible] von ihnen eine richtige Vorſtellung zu machen, ſo dürfen wir eben nicht die Prädikate und das allgemeine Subjekt an [illegible] unterſcheiden.

Theophilus. Wenn man in einer Subſtanz die Eigenſchaften oder die Prädikate, und das allgemeine Subjekt dieſer Prädikate unterſcheidet, ſo iſt es kein Wunder, wenn man ſich keine ins Detail gehende Ideen machen kann. Da man nemlich alle Attribute, woraus man eine genauere Erklärung hätte hernehmen können, abgeſondert hat, ſo konnte unmöglich eine dergleichen ausführlichere Beſchreibung erwartet werden. objectiven wesentlichen Eigenschaften einer D. [illegible] von den [illegible] wesentlichen Eigenschaften unterscheiden [illegible]

Wenn man alſo in dieſem **bloſſen Subjekt im allgemeinen genommen** noch etwas mehr ſuchen wollte, als dasjenige, woraus erhellet, daß es ein und daſſelbe Ding ſey, welches Verſtand und Willen hat, welches ſich etwas einbildet und urtheilet; ſo hieſſe dies, unmögliche Dinge verlangen, und wäre zugleich der offenbarſte Widerſpruch gegen

[illegible] jenes [illegible] nicht auf welche die Substanz als [illegible] zu betrachten ist. — Die Substanz als der complexus aller sowohl beständigen als veränderlichen Eigenschaften kann sich verändern nicht aber das Substantiale derselben als der complexus [illegible] unveränderlichen Eigenschaften. Uebrigens kan man [illegible] wesentlichen [illegible] [illegible] jenes das Wesen des D. an sich ausmacht in dem [illegible] [illegible] zum Theil gegründet und folglich abstrahirt nicht [illegible] können. Soll man die deutlich bestandenen Eigenschaften eines D.

gegen die gemachte Vorausſetzung, indem man das Subjekt ~~und~~ von ſeine Beſchaffenheiten oder Accidenzen abſtrahirte und ~~ſie~~ beſonders dächte.

Eben dieſer Einwurf lieſſe ſich gegen den Begrif **eines Dinges** und überhaupt gegen die klareſten und urſprünglichſten Begriffe machen. Man dürfte ja nur einmal die Philoſophen fragen, was ſie ſich unter einem **bloſſen Dinge überhaupt** vorſtellten; und ſie würden, weil eben durch dieſe Frage alle beſondre Umſtände ausgeſchloſſen wären, vielleicht eben ſo wenig darauf zu antworten wiſſen, als auf jene Frage, was eine **bloſſe Subſtanz überhaupt** ſey?

[illegible] Ausdehnung u. Solidität bey dem Körper! Kommt daher weil man ſie wohl dunkel denkt, wenn auch nicht allemahl deutlich begreift; 1) daß diese wirklichen Eigenschaften [illegible] wirkliche Bestimmungen des D. an sich, oder deren Wirkungen sind, sie dieselbe [illegible] auf unsere V.K. macht.

Man thut ſehr Unrecht, wenn man die Idee der Subſtanz für unbeſtimmt und für eine Chimäre hält.

Ich halte es aus dieſem Grunde für ſehr unbillig, wenn man die Philoſophen lächerlich machen will, indem man ſie mit jenem indianiſchen Weiſen vergleicht, der auf die Frage, **worauf die Erde ruhe,** antwortete, auf einen groſſen Elephanten, – und auf die zweite Frage, **wer denn den Elephanten hielte,** ſagte, **eine groſſe Schildkröte;** und endlich, als man von neuem frug, was denn **wohl die Schildkröte mit ihrem breiten Rücken unterſtützte,** zur Antwort gab, **es wäre etwas, was er aber ſelbſt nicht wüßte.**

Sie hat viele und erhebliche Folgen.

Die Lehre von den Subſtanzen, ſo unbedeutet ſie auch ſcheinen möchte, iſt lange ſo unfruchtbar und unnütz nicht, als man glaubt. Sie verbreitet über die ganze Philoſophie Licht und Klarheit, und hat die wichtigſten Folgen in alle und jede Theile derſelben.

[illegible] auch [illegible] [illegible] dem Bestimmungen des D. an sich völlig ähnlich wären [illegible] [illegible] sie wesentlichen [illegible]

Philalethes. §. 4. Von der Subſtanz überhaupt haben wir keinen klaren Begrif, wohl aber von einem Geiſte, und einem Körper. Denn die Idee einer körperlichen Subſtanz in der Materie iſt von unſrer Seite ſo weit entlegen, als es der Begrif einer geiſtigen Subſtanz nur immer ſeyn mag. Es geht uns hier beinahe ſo, wie es einſtmals jenem jungen Doktor der Rechtsgelehrſamkeit

[illegible] nicht alle [illegible] [illegible] das Substantiale aber der complexus aller wesentlichen Bestimmungen des D. ist. Daher sagt man z. B. nicht: Ein Körper ist = Ausdehnung u. Solidität, sondern: Ein Körper hat Ausdehnung u. Solidität etc.

keit gieng. Dieſer rief bey ſeiner Promotion dem **Doktor**, der ihn **creiren** ſollte, entgegen; er möchte ihn zum **Doktor** iuris vtriusque machen. „Ich werde es ſogleich „thun, antwortete der Promotor, denn Sie wiſſen in einem ſo viel als in dem andern.

Theophilus. Dies üble Vorurtheil von unſrer Unwiſſenheit leite ich aus einer übertriebenen Forderung einer gewiſſen Art der Erkenntniß, die das Objekt ſelbſt nicht verſtattet, her. Das ſicherſte Merkmal, daß ein Begrif von einem Objekt klar und deutlich ſey, beſteht darinnen, daß ſich daraus durch Beweiſe a priori viele Wahrheiten ableiten laſſen. Ich habe hievon in einer eigenen Abhandlung **über die Wahrheiten und die Ideen**, die in die Acta Lipſienſia 1684 eingerückt iſt, weitläuftig geredet.

Philalethes. §. 11. Hätten wir Sinne, die ſcharf genug wären, die kleinen Theilchen der Körper zu unterſcheiden, und die wahre Beſchaffenheit derſelben einzuſehen, wovon ihre ſinnliche Beſchaffenheiten abhängen, ſo würden dieſe, z. B. die gelbe Farbe des Goldes verſchwinden, und wir würden an deren Statt eine bewundernswürdige Zuſammenfügung der Theile von einer gewiſſen Gröſſe und Figur ſehen. Dies entdecken uns die Vergröſſerungsgläſer ganz deutlich.

Indeſſen ſind unſre Kräfte ein Ding zu erkennen, unſrem gegenwärtigen Zuſtande aufs vollkommenſte angemeſſen. Eine ganz vollkommene Erkenntniß der Dinge, die uns umgeben, überſteigt die Fähigkeit eines endlichen Dinges.

Wir haben Kräfte genug, unſern Schöpfer zu erkennen, und mit unſern Pflichten bekannt zu werden. Wären unſre Sinne lebhafter und ſchärfer, ſo würde eine ſolche Veränderung mit unſrer Natur, und überhaupt mit unſerm Aufenthalte in dem Welttheile ſtreiten, den wir bewohnen.

Theophilus. Im ganzen genommen habe ich gegen Ihre Meinung nichts einzuwenden; ich habe ſelbſt darüber ſchon zum öftern nachgedacht, und mich auch manchmal erklärt.

Allein, zugegeben, daß die gelbe Farbe ſich verlieren würde, wenn wir ſchärfere und feinere Sinne hätten, ſo höret ſie doch nicht auf, eine Realität zu ſeyn. Der Regenbogen verſchwindet auch, und doch kann man ihm die Realität nicht abſprechen. Ueberdem ſind wir aller Wahrſcheinlichkeit nach zu einem weit vollkommnern Zuſtande beſtimmt; ja ſelbſt in dem gegenwärtigen können wir immer weiter bis ins Unendliche gehen; denn die Körperwelt iſt ſo groß und ſo in einander verwickelt, daß man die erſten Elemente nicht finden kann.

Wenn es wirkliche Atomen gäbe; ſo würden wir die Körper vollkommen kennen.

Gäbe es Atomen, (wie der Verfaſſer an andern Orten zu glauben ſcheint), ſo wäre freilich eine vollkommne Kenntniß der Körper keinesweges über die Fähigkeit endlicher Weſen erhaben. Sollten aber einige Farben oder Beſchaffenheiten unſerm bewafneterem und ſchärfer gewordenem Auge entgehen, ſo würden ſo gleich andere an deren Stelle kommen. Sollten nun dieſe abermals verſchwinden, ſo müſte unſere Sehekraft in einem merklichen Grade erhöhet werden und dies gienge nun ins unendliche ſo fort, weil die Materie bis ins unendliche getheilet werden kann.

Ob die Geiſter ſich ſelbſt ſinnliche Organen bilden können?

Philalethes. §. 13. Vielleicht beſtehet eben darin ein groſſer Vorzug einiger Geiſter vor uns, daß ſie ſich ſelbſt ſinnliche Organen bilden können, wodurch ſie die Endzwecke ihres Daſeyn hinlänglich erreichen können.

Theophilus. Wenn wir Mikroſcope verfertigen, ſo thun wir eben dies. Andre Geſchöpfe können indeſſen weiter gehen.

Wären wir im Stande, unſre Augen zu verwandeln, welches gewiſſermaſſen oft geſchiehet, wenn wir etwas nahe oder in der Entfernung ſehen wollen; ſo müſte, weil die Seele doch nicht unmittelbar auf die Körper würken kann, ſondern alles nach den Geſetzen des Mechaniſmus erfolgt, nothwendig etwas unſren Augen noch näher als ſie ſelbſt ſeyn, wodurch wir ſie anders umbilden könnten.

Die Geiſter werden die Dinge auf eine der unſrigen ähnliche Art gewahr.

Uebrigens zweifele ich gar nicht, daß die Geiſter nicht auch auf eine der unſrigen ähnliche Art die Dinge gewahr werden ſollten, wenn wir ihnen auch das Vergnügen voraus laſſen, welches der bilderreiche Cyrano einigen belebten Geſchöpfen in der Sonne einräumt, die aus unendlich vielen fliegenden Thierchen beſtehen, und, indem ſie ſich auf dem Befehl der herrſchenden Seele weiter fortbegeben, verſchiedene Körperarten bilden ſollen.

„Überhaupt läſst ſich nichts ſo wundervoll gedenken, “ was der Mechaniſmus der Natur nicht zur Würklichkeit “ bringen ſollte. “ Die Kirchenväter haben auch gar nicht Unrecht, wenn ſie den Engeln Körper geben *).

---

*) Ich habe ſchon etwas über die Körper der Engel geſagt, worauf ich mich hier beziehe. Ich gebe gar gerne zu, daß es an ſich möglich ſey, daß die Engel Körper haben, läugne aber daß die angeführte Demonſtration ſolche erweiſe, welches ich zur Vermeidung des Mißverſtändniſſes erinnere.

In den vier erſten Jahrhunderten nach Chriſti Geburt, war die Meinung von dem Körper der Engel eine durchgängig angenommene Lehre. Juſtinus, Martyr, Athenagoras, Irenäus, Clemens Alexandrinus, Tertullian, Euſebius und Lactantius vertheidigten dieſen Satz.

Im dritten Lateranenſiſchen Concilium wurde dieſer Lehrſatz beſtättigt, in dem ſiebenden Oekumeniſchen, oder dem zweyten Nicenischen verworfen. Garve hat ſich bemüht einen vernünftigern Beweis, als den ich angeführet habe, zu geben, und in ſo weit hat er auch ſeines Zwecks nicht verfehlt. Er beweiſt die Nothwendigkeit eines Körpers daher, weil alle Ideen einen Aktus der Seele erfordern, und dieſer Aktus in endlichen Geiſtern nicht, wie in dem Unendlichen, immer fortdaure.

Anm. des Uebers.

Philalethes. §. 15. Die Begriffe von dem Denken, und von der Bewegung der Körper, ſind ſo klar und deutlich, als es die Begriffe von der Ausdehnung, der Solidität und der Bewegbarkeit ſind, die wir in der Materie antreffen.

Die Idee vom Denken iſt wohl deutlich. Die Idee von der Macht, einen Körper zu bewegen, iſt es aber nicht.

Theophilus. Was die Idee vom Denken betrift, ſo bin ich auch ihrer Meinung. In Abſicht der Idee von der Bewegung der Körper bin ich es nicht.

Nach meinem Syſtem der vorherbeſtimmten Harmonie ſind die Körper dergeſtalt eingerichtet, daß, wenn ſie einmal in Bewegung geſetzt worden ſind, ſie auch durch ihre eigene Kraft ſich zu bewegen fortfahren, je nachdem es die Handlungen der Seele erfordern. Dieſe Hypotheſe iſt verſtändlich und erklärbar; jene iſt es nicht.

Philalethes. Jede ſinnliche Empfindung, wenn wir ſie recht erwegen, giebt uns auf gleiche Weiſe beyde Theile der Natur, den körperlichen und den geiſtigen zu erkennen. „Indem ich durchs Geſicht oder das Gehör erkenne, daß ein körperliches Weſen auſſer mir der Gegenſtand ſolcher Empfindungen ſey; ſo weiß ich es **weit gewiſſer, daß ein geiſtiges Weſen in mir vorhanden iſt, welches ſieht und höret.**“

Theophilus. Sie haben ganz Recht, daß die Exiſtenz der Seele **weit gewiſſer** iſt, als die Exiſtenz der ſinnlichen Objekte.

Philalethes. §. 19. Die Geiſter und die Körper können nur da würken, wo ſie ſind, zu verſchiedenen Zeiten und an verſchiedenen Orten. Ich kann alſo von allen endlichen Geiſtern behaupten, daß ſie ihren Ort verändern.

Theophilus. Das können ſie mit allem Rechte behaupten; da der **Ort** nichts anders iſt, als eine **Ordnung coexiſtirender Dinge.**

Phi-

[illegible] wird die Seele vor ihrem Tod [illegible]?

Philalethes. Wenn man nur einigermaſſen über die Trennung des Leibes und der Seele durch den Tod reflektiret, ſo wird man ſich gar bald von der Bewegung der Seele überzeugen können.

Die Seele iſt beſtändig mit einem Körper verbunden.

Theophilus. Die Seele könnte aufhören, in einen ſichtbaren Körper zu würken. Könnte ſie nun ganz und gar aufhören, zu denken, wie der Verfaſſer weiter oben behauptet, ſo könnte ſie vom Körper getrennt werden, ohne daß ſie einen andern bekäme. Ihre Trennung würde alſo ohne Bewegung erfolgen. Ich im Gegentheil glaube, daß ſie beſtändig denke und empfinde, daß ſie unaufhörlich mit einem Körper verbunden, und daß ſie ihren gegenwärtigen Körper nie ganz und auf einmal verlaſſen werde *).

---

*) Ein Gedanke den nachher Bonnet einen ſchönen Anſtrich gegeben, und wahrſcheinlich gemacht hat. Er trägt ihn ohngefähr alſo vor: Die Natur bereitet die Werke, die ſie ans helle Licht bringen will, ſchon von fernher in einer undurchdringlichen Dunkelheit zu. Hat ſie nun den Keim des Schmetterlings in die Raupe, aus dem er erwachſen ſoll, gelegt, finden wir dieſe Operationen allenthalben, wo ſie ſich nicht gänzlich unſern Augen entzogen hat, warum ſollte ſie nicht auch den Keim unſers zukünftigen Körpers in den gegenwärtigen haben legen können?

Der Ordnung der Natur zufolge, in ſo weit ſie uns bekannt iſt, muß dieſer Keim des unverweslichen und herrlichen Körpers, von dem die Apoſtel reden, ſchon in unſerm Körper liegen. Ja was noch mehr, es muß nothwendig, dieſem alſo ſeyn, weil es gewiß iſt, daß Gott nicht eher von den Naturgeſetzen eine Ausnahme macht, als bis dieſe nicht mehr zureichen, die Abſichten ſeiner Weisheit zu erfüllen.

Aber worinn beſteht denn dieſes Körperchen? Gewiß weis es kein Sterblicher. Wer kann aber wohl läugnen, daß Gott nicht eine organiſche Maſchine aus Beſtandtheilen des Feuers, des Aethers, oder des Lichts habe bereiten können. Die andere Frage, wo ſich dieſes Körperchen aufhalte, und in welcher Gemeinſchaft daſſelbe mit der Seele ſtehe, iſt gleichfals vielen Schwierigkeiten unterworfen. Bon-

Philalethes. §. 21. Wollte man ſagen, die Geiſter wären nicht in einem Orte, ſondern nur in einem Wo *), (non eſſe in loco, ſed in aliquo vbi;) ſo iſt dies eine Redensart, die itzt ganz auſſer der Mode kommt. Dächte indeſſen jemand demohngeachtet einen richtigen Begrif damit zu verbinden, ſo würde ich ihn zuvörderſt bitten, daß er die ganze Redensart in verſtändlich deutſch überſe-

ßen

---

net ſtellt ſich die Sache ſo vor, daß vermittelſt dieſer kleinen Maſchine die Objekte auf die Seele, und die Seele auf ihren Körper würkt. Aber mit dieſer Antwort möchte wohl nicht ein jeder zufrieden ſeyn. Man kann noch immer fragen, was iſt das für eine Gemeinſchaft, welche die Sinne mit dieſer kleinen Maſchine unterhalten? Wird durch den Nervenſaft bewürkt? u. ſ. w. Es iſt möglich, daß durch den Tod dieſer kleine Körper nicht aufgelöſt wird, und nach dem vorhergehenden zu urtheilen, iſt es wahrſcheinlich. Wir können alſo mit Leibnitzen ſagen, daß wir den Körper, den wir haben, niemals ganz verlaſſen.

Anm. des Ueberſ.

*) Die Scholaſtiker haben ſich hierdurch behutſam und noch deutlich genung ausgedruckt. Das Wort Wo faſſet einen etwas weitern Begrif in ſich, als derjenige iſt, den man mit dem Worte Ort verknüpfet. Es bemerket überhaupt diejenige Art nach welcher ein jegliches Ding, es mag nun ein einfaches oder zuſammengeſetztes ſeyn, mit andern Dingen zugleich vorhanden iſt: ſo daß zwar ein jedes Wo ein Ort iſt; aber nicht ein jeder Ort iſt ſogleich ein Wo. Denn der Ort bemerkt allemal einen beſtimmten Theil des eingebildeten Raumes; und alſo kann man wohl von einem Körper ſagen, daß er einen Ort inne habe, oder ihn einnehme, aber nicht von einer einfachen Subſtanz, die keine Ausdehnung hat. Wenn aber gleichwohl die Weltweiſen von den Seelen der Menſchen und Thiere, und von den Geiſtern ſo reden, und ihnen einen ſolchen oder ſolchen Ort zueignen: ſo geſchieht es nicht in eigentlichem Verſtande. Sie bemerken dadurch ein gewiſſes Woſeyn derſelben, und wollen damit ſo viel ſagen, daß ſie zwar nicht einen Ort erfülleten, und einnähmen; aber doch einem Körper der in einem Orte exiſtiret, gegenwärtig wären. Daher macht auch der ſcharfſinnige Thomas Aquinas einen Unterſchied inter eſſe in loco & eſſe vt in loco. S. des Herrn von Wolf theol. nat. §. 1044.

Polry.

ſen, und alsdann hieraus darthun möchte, daß die Geiſter der Bewegung nicht fähig wären.

Von der umſchriebenen Ubietät.

Von der beſtimmten.

Theophilus. Die Schule kannte eine **dreyfache Ubietät**, oder eine dreyfache Art und Weiſe, an einem gewiſſen Orte zu ſeyn. Die erſte hieß eine **Ubietät**, welche **umſchrieben** wird. Man ſchreibt ſie den Körpern zu, die ſich in einem Raume punctatim befinden, und die ausgemeſſen werden, je nachdem man die Punkte der ſituirten Sache, die mit den Punkten des Raumes in Verhältniß ſtehen, beſtimmt. Die zweite hieß eine **definitive Ubietät**, nach der man erklären, oder beſtimmen kann, ein Ding ſey in einem gewiſſen Raum, ohne daß man im Stande iſt, die Punkte, oder den Ort ganz genau zu ſagen, wo es iſt. So weiß man z. B. gewiß, daß ſich die Seele im Körper aufhalte, man kann aber keinen Punkt in demſelben beſtimmen, in welchem ſie ſich befinde, und nichts in ihr angeben, warum ſie gerade an dem Punkt ſeyn muß, und ohne welchem ſie nicht da ſeyn würde.

So denken viele groſſe und berühmte Gelehrte. Deskartes wies der Seele freilich in der glandula pineali noch engere Grenzen an; er getrauet ſich indeſſen nicht, einen Punkt in dieſer **Hirnſchwüle ausſchlieſſungsweiſe** in Abſicht auf die andern anzunehmen, in welchem ſie ſich nun eigentlich aufhielte. Er hat folglich durch ſeine Hypotheſe gar nichts gewonnen, man könnte ſogar der Seele den ganzen Körper zum Aufenthalte und Orte anweiſen. Nichts anders läßt ſich meiner Meinung nach von den Engeln mit Gewißheit behaupten. **Thomas Aquinas** nahm an, daß ſie nur der Wirkung nach an einem Orte wären – ich aber halte dieſe Wirkung nur für mittelbar, und reducire ſie auf mein **Syſtem von der vorher beſtimmten Harmonie**.

und von der erfüllenden Ubietät.

Die dritte Art der Ubietät iſt eine **erfüllende** (repletive). Sie wird Gott zugeſchrieben, weil er das Weltall auf eine noch vorzügchere Weiſe erfüllet, als die Seele den Körper. Er würkt nemlich ganz unmittelbar auf die Geſchöpfe, indem er unaufhörlich welche ſchaft; – endliche Geiſter hingegen können weder unmittelbar auf ſie einflieſſen, noch würken.

Ich mag nicht entſcheiden, ob dieſe Eintheilung ſo lächerlich gemacht zu werden verdient, als man ſie zu machen ſich bemühet. So viel erhellet indeſſen ganz gewiß, daß wir den Seelen der Menſchen wenigſtens in Beziehung auf die Körper, mit denen ſie verbunden ſind, oder in Beziehung auf ihre Art der Vorſtellungen, eine gewiſſe Bewegung zuſchreiben müſſen.

Philalethes. §. 23. Wollte jemand den Einwurf machen, er wiſſe nicht, was denn eigentlich in ihm denke? ſo würde ich ihm darauf antworten, daß er auch nicht wiſſe, wie die ſoliden Theile eines Körpers an einander hängen, um eine Ausdehnung zu verurſachen *).

Theo-

---

*) Die Körper beſtehen nemlich aus groſſen und kleinen Theilen, welche Theile aber wiederum Körper ſind, und auch Theile haben, und ſo geht dies unendlich weit, bis man endlich auf Körper kommt, die aus Elementen beſtehen müſſen. Wie hängen nun dieſe Elemente zuſammen? und wie machen ſie immer gröſſere Körper? Nach der leibnitziſchen Theorie von den Elementen der Dinge, welche ſo viele Kräfte ſind, laſſen ſich die Fragen recht gut und meiſterlich beantworten.

Dem zufolge könnte man folgendes Raiſonnement anſtellen.

Alle Körper äuſſern nach allen Gegenden zu eine Bemühung und würken auch dahin. Dieſe Würkung muß von einer in dem Körper befindlichen Kraft herrühren, weil ſie dem Drucke oder dem Stoſſe eines andern Körpers allezeit entgegengeſetzet iſt. Da nun alle Körper in Bewegung ſind, ſo müſſen ſie auch in einander würken, wenn ſie einander berühren und ihre Kraft unmittelbar gegen einander anwenden. Mithin muß das Zuſammenhängen nicht aus der Ruhe, ſondern aus ihrer würkenden Kraft hergeleitet werden, wenn ſie nemlich ihre Bemühungen in entgegengeſetzten Richtungen äuſſern. Dies erhellet abermals daher, weil

eine

Theophilus. Wenn es auf die Erklärung der Cohäſion ankommt, ſo ereignen ſich freilich allerley Schwü-

eine gröſſere Kraft erfordert wird, den Zuſammenhang der Körper zu trennen, als die getrenneten Theile zu bewegen, und den von ihrer Materie herrührenden Widerſtand zu überwinden. Man kann leicht erachten, daß ſie um ſo viel feſter zuſammenhängen müſſen, je gröſſer die Anzahl der Berührungspunkte, und je ſtärker die Kraft iſt, mit welcher ſie in einander würken. Man hänge ein Stück Holz an das eine Ende einer Wage, und an dem andern lege man ſo viel Gewicht in die Schaale, daß die Wage inne ſtehet, man laſſe das Holz ins Waſſer, ſo wird es mit dieſem zuſammenhängen, ſo bald es nur die äuſſerſte Fläche deſſelben berühret; und man wird mehr Gewicht dazu legen müſſen, wenn man das Holz von dem Waſſer losreiſſen will. Macht man dieſen Verſuch mit einem Stücke Holz, deſſen Grundfläche noch einmal ſo groß iſt, als die Grundfläche des vorigen; ſo wird es mit dem Waſſer noch ſtärker zuſammenhängen, ſo daß man noch einmal ſo viel Gewicht auf die Schaale wird legen müſſen, wenn man das Holz von dem Waſſer wieder trennen will.

Malebranche, Bernoulli, und andre leiten den Zuſammenhang der Körper und ihrer Materie von dem Drucke der Luft und ihres Aethers her. Aus den mit der Luftpumpe angeſtellten Verſuchen erhellet, daß die gläſerne Glocke mit dem Teller um ſo viel ſtärker zuſammenhänge, je mehr die Luft ausgezogen wird. Auch die angeſetzten Schröpfköpfe geben hievon einen Beweis. Sollte man aber von dem Zuſammenhängen einiger Körper, welches durch ein künſtliches Auspumpen der Luft entſtehet, auf den Zuſammenhang aller andern Körper einen ſichern Schluß machen können? Der Leibnitzianer beantwortet dieſe Frage mit Nein. Die feſteſten Körper würden ſonſt im luftleeren Raum zerfallen.

Man berechne ferner die Schwere der Luft gegen eine gegebene Grundfläche, und man wird befinden, daß die Kraft, mit welcher Körper zuſammenhängen, den Druck der Luft weit überſteigen. Hamberger muſte im Winter an zuſammengefügten Marmorn, deren Diameter nicht gröſſer war, als 25 pariſiſche Linien, 580 Pfund hängen, ehe ſie von einander giengen, da doch die Luft nur mit einer Kraft, die 50 Pfund gleich war, auf ſie hat drücken können.

Auch

Von der Cohäſion.

rigkeiten. Die **Cohäſion** der Theile ſcheint mir aber zur Ausdehnung nicht ganz unentbehrlich zu ſeyn, weil es ſich ſehr füglich denken läßt, daß aus einer ganz ſubtilen und flüſſigen Materie ein Ausgedehntes entſtehe, ohne daß gerade die Theile mit einander verkettet zu ſeyn brauchen.

Damit ich indeſſen meine Meinung frey und ungezwungen ſage; ich glaube, daß nur allein **die erſte Materie**, in ſo fern ſie nemlich abſtrahirt, und ſo wie die Ruhe als eine urſprüngliche Beſchaffenheit angeſehen wird, ganz und gar flüſſig ſey; daß hingegen der **zweiten Materie**, ſo wie ſie nun mit allen ihren abgeleiteten Beſchaffenheiten würklich da iſt, keine vollkommne Flüſſigkeit zukomme; ferner nehme ich an, daß es gar keine ganz feine und ſubtile Maſſe gebe, ſondern, daß überall alles in einer gröſſeren oder geringeren Verbindung ſtehe, — daß dieſe Verbindung aus den Bewegungen entſtehe, in ſo fern ſie zu einem Zweck hinſtimmen, und ſo feſte unter einander verbunden ſind, daß ſie nur allein eine gewaltſame, mit groſſem Widerſtand verbundene Loßreiſſung von einander abſondern kann. Ueberdem gewährt die Natur der Perception und des Gedankens eine der urſprünglichſten Notionen.

Die Lehre von den **ſubſtanzialiſchen Einheiten**, oder von den **Monaden** wird die ganze Materie in ein helleres Licht ſetzen.

Phi-

Auch der Druck der Himmelsluft kann keine Urſache von dem Zuſammenhängen der Körper ſeyn. Einmal läßt ſich damit kein Verſuch anſtellen, weil man bloß nach der Analogie von dem Drucke der Luft einen Schluß machen muß. Hiernächſt würde die Himmelsluft als eine ſo dünne flüßige Materie entweder durch die Zwiſchenräumchen der Körper frey durchflieſſen, oder, wenn ſie nicht durchkommen könnte, eher die Theilchen derſelben trennen, als einen Zuſammenhang derſelben verurſachen.

Man kann Hambergers elementa phyſices hierüber weitläuftiger nachleſen.

Anm. des Ueberſ.

§. 24. **Philalethes.** Man hat die Cohäſion durch die Oberflächen erklärt, durch die ſich zwey Körper, die eine flüſſige Materie, z. B. die Luft gegen einander drückt, berühren.

Nun kann freilich ein ſolcher Druck verhindern, daß man zwo polirte Flächen nach einer ihnen ſenkrechten Linie nicht von einander reiſſen kann, wie ſolches der Verſuch an zweenen polirten Marmorſteinen mit mehrern zeiget; die Trennung vermittelſt der Bewegung nach einer mit dieſer Fläche gleichlaufenden Linie kann er hingegen nicht verhindern. Fände alſo keine andre Urſache dieſer Cohäſion Statt; ſo müßten ſich alle Theile der Körper durch eine nach der Seite ausglitſchende Bewegung trennen laſſen.

Man kann die Cohäſion allerdings durch die Oberflächen,

Theophilus. Ich würde Ihnen völlig Recht geben, wenn alle platte Theile, die auf einander gelegt werden, auf einer und derſelben, oder auf parallelen Flächen wären. Da dies aber nicht iſt, auch nicht ſeyn kann; ſo iſt es augenſcheinlich, daß, wenn wir dieſe wollen ausglitſchen laſſen, wir bey ſehr vielen andern, deren Fläche mit dem erſteren einen Winkel machen wird, es ganz anders machen müſſen. Denn man muß bedenken, daß es überhaupt mühſam ſey, zwey auf einander paſſende Oberflächen loszureiſſen, nicht nur, wenn die Direktion der Bewegung, die die Trennung vornimmt, mit den Oberflächen perpendikular, ſondern auch dann, wenn ſie ſchief gehet.

niemals aber ohne große Schwierigkeiten erklären.

So ſind in den vielſeitigen Körpern, die die Natur in den Bergwerken und an andern Orten erſchaffen hat, manche ganz auf einander liegende Blätter. Demohnerachtet bleibt es immer noch vielen Schwürigkeiten ausgeſetzt, zu behaupten, der Druck der umgebenden flüſſigen Materie auf platte und auf einander gelegte Oberflächen ſey hinreichend, die Cohaeſion zu erklären: weil bey dieſer Meinung ſtillſchweigend vorausgeſetzt wird, daß dieſe auf einander gelegte Tafeln bereits zuſammenhängen.

Philalethes. §. 27. Ich ſollte glauben, daß die Ausdehnung in der **Cohäſion** der ſoliden Theile beſtehe.

Theophilus. Mich dünkt dieſe Meinung widerſpreche Ihrer vorher erklärten Theorie.

Der Begrif der Ausdehnung iſt von dem Begrif der Cohäſion verſchieden.

Ein Körper, der ſich von innen bewegt, aber deſſen Theile bemühet ſind, ſich von einander loszureiſſen, (ſie beſtreben ſich aber beſtändig, dies zu thun), bleibt dabey doch ausgedehnt. Mithin werden wir uns die Ausdehnung und die Cohäſion auf eine ganz verſchiedne Weiſe vorſtellen müſſen.

Philalethes. §. 28. Wir müſſen noch zwey Begriffe in Erwegung ziehen, die wir **theils** im Körper, **theils** in der Seele antreffen.

Der eine, den wir von dem Körper haben, beſteht in der **Kraft eine Bewegung dem andern Körper durch den Stoß mitzutheilen.** Der andre, den wir uns von der Seele machen, iſt die **Kraft, vermittelſt eines Gedankens eine Bewegung zu erregen.** Beide Begriffe verſchaft uns die tägliche Erfahrung. Spüren wir ihnen aber, wie wir es denn nicht unterlaſſen können, weiter nach, ſo verlieren wir uns in Dunkelheit und finſtre Nacht.

Denn, was die Mittheilung der Bewegung vermittelſt des Stoſſes betrift, bey welcher der eine Körper ſo viel Bewegung verliert, als der andre empfängt, welches der gewöhnlichſte Fall iſt, ſo können wir keinen andern Begrif davon haben, als daß die Bewegung von dem einen Körper in den andern übergehe. Dies aber iſt ſo dunkel und unbegreiflich, als die Art und Weiſe, wie unſre Seele durch einen Gedanken unſern Leib bewegt, oder aufhält, welches wir doch jeden Augenblick ſehen. Noch ſchwerer läßt ſich das Zunehmen der Bewegung durch den Stoß, welches man würklich beobachtet, oder von dem man glaubt, daß es ſich zuweilen eräugne, erklären.

Der Uebergang der Accidenzen aus einem Subjekt ins andere iſt unbegreiflich.

Theophilus. Es befremdet mich nicht im geringſten, daß ſich in einer Lehre, wo man etwas ſo unbegreifliches, als der Uebergang eines Accidenz aus einem Subjekt ins andre iſt, vorauszuſetzen ſcheinet, ſehr viel, ja dem erſten Anſehen nach unüberwindliche Schwürigkeiten äuſſern. Dagegen ſehe ich aber auch keine Gründe, die Hypotheſe der Scholaſtiker, daß es Accidenzen ohne Subjekt gebe, anzunehmen, zumal da ſie die allmächtige Kraft der Gottheit dabey zu Hülfe rufen; bey unſerer angeführten Vorausſetzung hingegen alles ganz natürlich zugehet.

Ein Körper, der einen andern beweget, verliert nicht ſo viel Bewegung, als er dem andern ertheilet.

Ich habe dieſe Materie bereits im **ein und zwanzigſten Hauptſtücke** §. 4. berühret, und daſelbſt angemerket, daß ein Körper nicht ſo viel Bewegung verliere, als er dem andern ertheilet; daß man ſich daher die Bewegung nicht als etwas ſubſtanzialiſches oder etwas einem im Waſſer aufgelöſeten Salz ähnliches vorſtelle, wie Herr **Rohaut**, wo ich mich nicht irre, geurtheilt hat. Anitzt will ich noch hinzufügen, daß das **gar nicht der gewöhnliche Fall ſeyn könne**, weil ich bereits demonſtrirt habe, **daß die Maſſe der Bewegung immer gleich groß bleibe, wenn nur die zwey Körper, die ſich ſtoſſen, vor und nach dem Stoß auf einer Seite gehen.** Die wahren Geſetze der Bewegung müſſen indeſſen aus einer über die Materie erhabenen Urſache hergeleitet werden.

Von der Kraft, **durch den Gedanken Bewegung hervorzubringen**, haben wir weder Idee, noch Erfahrungen. Selbſt die Karteſianer müſſen zugeſtehen, daß die Seelen der Materie keine neue Kraft geben können; ob ſie gleich behaupten, ſie könnten ihre Kraft auf eine andere Art beſtimmen, und anderswo hinrichten. Ich behaupte hingegen, daß die Seelen weder die Kraft noch die Direktion der Körper ändere, daß beides gleich unbegreiflich und ungereimt ſeyn würde, und daß die **vorherbeſtimmte Harmonie** die Verbindung der Seele und des Körpers am beſten erkläre.

Philalethes. Es bleibt allerdings eine wichtige Unterſuchung, ob nicht die **thätige** Macht die eigentliche Eigenſchaft der Geiſter, und die **leidende** der Materie ausſchlieſſungsweiſe zukomme? Daraus lieſſe ſich folgern, daß geſchafne Geiſter, weil ſie theils handeln theils auch leiden, nicht ganz von aller Materie abgeſondert ſind; daß die andern Weſen, die zugleich thätige und leidende Subſtanzen ſind, an beiden Theil nehmen.

Theophilus. So bald Sie mit dem Worte Geiſt den allgemeinen Begrif verbinden, daß darunter alle Seelen, und, (um ihn noch allgemeiner zu machen), alle **Entelechien**, oder ſubſtanzialiſche Unitäten, die mit den Geiſtern eine Analogie haben, verſtanden werden, ſo bin ich mit Ihnen völlig einig.

Philalethes. §. 31. „Ich wünſchte wohl, daß man mir in der Idee, die wir von einem Geiſte haben, etwas zeigte, das dunkler und verworrner wäre, oder einem Widerſpruch näher käme, als was der Begrif von dem Körper, — ich ziele hier zunächſt auf die Theilbarkeit der Materie bis ins Unendliche, – in ſich faſſet.“

Wir haben von den Geiſtern einen klärern Begrif als von den Körpern.

Theophilus. „Wir dringen allerdings in die Natur der Geiſter tiefer ein, als in die Natur der Körper.[*] Das wußte **Fromondus** zu gut, der ſein Werk de compoſitione continui, das **Labyrinth** nannte.

[*] Indeſſen kommt dies aus einer falſchen Idee, die wir von der Natur des Körpers und von dem Raume haben.

Philalethes. §. 33. **Die Idee, die wir von Gott haben,** entſtehet gerade ſo, wie die anderen Begriffe.

ſe. Denn dieſe zuſammengeſetzte Idee von Gott, iſt aus einfachen Ideen, die wir durch Hülfe der Reflektion bekommen, und durch die Idee vom Unendlichen erweitern, zuſammengeſetzt.

Theophilus. Ich beziehe mich in Abſicht dieſer Materie auf meine ſchon oft wiederholte Theorie, nach der ich glaube, daß alle Ideen, beſonders die Idee von Gott uns angeboren ſind, daß wir uns nur derſelben erinnern und auf ſie Acht haben, und daß insbeſondre der Begrif vom Unendlichen durch keine Extenſion endlicher Ideen entſtehe.

Philalethes. §. 37. Die meiſten unſrer einfachen Ideen, aus denen die zuſammengeſetzten, die wir von den Subſtanzen haben, beſtehen, ſind, wenn man ſie recht betrachtet, bloſſe **Kräfte**, ſo gern wir ſie auch für **poſitive Eigenſchaften** anſehen möchten.

Von den reellen Beſchaffenheiten.

Theophilus. Ich halte die **Kräfte**, die der Subſtanz nicht weſentlich ſind, und die nicht nur eine **Fertigkeit**, ſondern überdem noch eine gewiſſe **Tendenz** in ſich ſchlieſſen, mit den reellen **Beſchaffenheiten** für einerley.

Vier und zwanzigſtes Hauptſtück.

Von den zuſammennehmenden, collektiven Ideen der Subſtanzen.

Philalethes.

§. 1. Auſſer dieſen zuſammengeſetzten Begriffen von verſchiedenen einzelnen Subſtanzen, haben wir auch **zuſammennehmende** Begriffe von Subſtanzen, welche ich ſo nenne, weil ſie aus vielen einzelnen Subſtanzen zuſammengeſetzt ſind, die man zuſammen, als in einem Begrif vereiniget betrachtet, und für einen einzigen hält.

Zum Beiſpiel, der Begrif von einer ſolchen Zuſammennehmung von Menſchen, die ein Kriegsheer ausmachen, iſt ſo ~~viel, als ein~~ einziger Begrif, ~~ſo viel~~ als der Begrif von einem einzigen Menſchen.

Theophilus. Man kann mit Grunde behaupten, daß dies **Aggregat** (ens per aggregationem), eine einzige Idee ausmache, obgleich dieſe zuſammengenommene Menge von Subſtanzen keine wahre Subſtanz ausmacht. Es iſt ein Reſultat, dem die Seele durch ihre Perception und durch ihr Denken dasjenige giebt, was zur Ergänzung der Einheit fehlte. In gewiſſem Verſtande kann man es aber doch etwas ſubſtanzialiſches nennen, in ſo fern es nemlich Subſtanzen in ſich begreifet.

Fünf und zwanzigſtes Hauptſtück.

Von dem Verhältniſſe.

NB. Die V. von einem Verhältnis, ist nichts anders als die Apperception des Actus der Seele wodurch sie oder etwas V. vergleicht, u. die apperception der Actus, wodurch sie ihre Vermögen zu urtheilen, was von dem Apperception Vorstellen keine ... verschieden ist] äussert.

Philalethes.

§. 1. Auſſer den Ideen, die wir von den Dingen, ſo wie ſie ihrer Natur nach ſind, haben, giebt es noch andere, die wir aus ihrer Vergleichung unter einander erhalten. Wenn nemlich die Seele ein Ding nach dem andern betrachtet, ſo iſt dies **Verhältniß**, (relation), eine **Beziehung** (rapport); die Benennungen, welche man den würklichen Dingen zueignet, und die ein ſolches Verhältniß anzeigen, dienen zum Merkzeichen, auſſer dem benannten Subjekt die Gedanken ſelbſt auf etwas zu führen, das davon unterſchieden iſt. Sie heiſſen **Verhältnißnamen**, und die Dinge, die auf ſolche Weiſe zuſammengebracht ſind, heiſſen **verwandte Dinge**.

Die Verhältniſſe und die Ordnung ſind eigentlich nur Dinge in der Einbildung.

Theophilus. Die Verhältniſſe, und die Ordnungen der Dinge gleichen den **eingebildeten Chimären**, die wir uns ſo ofte zu machen pflegen, ob ſie gleich in der Sache ſelbſt gegründet ſind. Es läßt ſich nemlich behaupten, daß ihre Realität, ſo wie die Realität der ewigen Wahrheiten und der möglichen Dinge von der allerhöchſten Vernunft ihren Urſprung nehmen *).

Phi-

---

*) Es iſt überaus ſchwer, einen deutlichen Begrif von einem Verhältniſſe zu geben, da ſie, wie Leibniz gar wohl bemerkt, in den Dingen ſelbſt nicht exiſtiren, ſondern nur bloß idealiſch ſind. Die bekannteſte Erklärung beſteht darinn, daß ſie ſolche Beſtimmungen einer Sache ſind, welche in ihr nicht vorgeſtellt werden können, wenn ſie [illegible] und vor ſich ſelbſt betrachtet wird. In dieſer Erklärung iſt freilich etwas wahres, das man aber nicht eher entdeckt, als bis man den Verſuch angeſtellt hat, ob zwiſchen X und M, ein Verhältniß ſey. Wir wollen alſo lieber ſagen: Ein Verhältnißbegrif iſt ein Begrif, wodurch eine Sache vermittelſt einer andern, oder ein Begrif vermittelſt eines andern kenntlich gemacht wird. Dieſe Erklärung iſt freilich von dem Gebrauche der Verhältniſſe hergenommen, und läſt ebenfalls noch etwas zurücke, da die Verhältniſſe, ob ſie gleich nur ideal ſind, dennoch in den Dingen, wo ſie vorkommen, etwas reelles worauf ſie ſich gründen, vorausſetzen können.

Hieraus folgt, daß die Verhältniſſe allezeit einen Verſtand, der ſich dieſelben vorſtellt, vorausſetzen, und daß das Verhältniß, das ſich zwiſchen dem Verſtand, und dem Dinge, welches er betrachtet, befindet, ſchlechthin das erſte ſey.

Die zweite Claſſe von Verhältniſſen, würden von dem Orte und dem Raum herzunehmen ſeyn, und man könnte ſie die geometriſche nennen.

Die dritte Claſſe würde die Zeit und die Dauer betreffen, in ſofern ſie ausgemeſſen werden können; und die vierte Claſſe machen die phoronomiſchen aus, die bey der Bewegung vorkommen, in ſofern bey dieſer nichts als Raum, Zeit und Geſchwindigkeit mit einander verglichen werden.

Die zur erſten Claſſe gehörige Verhältniſſe, die man die logiſchen nennt, gehen auf das ſich vorſtellende Ding, und was vorgeſtellt wird. Sie beruhen alſo auf dem Verſtande, und der Möglichkeit der Dinge. Auſſer dieſem kommen ſie alſo nicht vor, und ſie ſind eigentlich die, von denen Leibniz hier redet.

[illegible]
i. V. von dem Verhältnis giebt! nach der Beschaffenheit mehrerer V.
[illegible] so muss sich dieser [illegible], folglich auch das Verhältnis als
appr[illegible]

ſelber ändern, wenn auch nur Eins von den verglichenen V.
[illegible] ändert.

Philalethes. §. 5. Das Verhältniß kann indeſſen eine Veränderung leiden, ohne daß deshalb in dem Subjekt etwas verändert werde. Titius, den ich heute als Vater anſehe, höret morgen bloß durch den Tod ſeines Sohnes auf, Vater zu ſeyn, ohne daß in ihm die geringſte Veränderung vorgegangen iſt, auſſer der, daß ſein Sohn geſtorben iſt.

Theophilus. Das kann man behaupten, je nachdem wir uns die Dinge vorſtellen; ob es gleich, wenn man die Sache in ganz ſtrengen und **metaphyſiſchen** Sinn betrachtet, des reellen Zuſammenhanges wegen, den alle Dinge unter ſich haben, keine **ganz äuſſerliche Benennung** (denominatio pure extrinseca), giebt.

Philalethes. §. 6. Das Verhältniß kann nur unter zwey Dingen Statt finden, die man als zwey Dinge anſiehet.

Es giebt Verhältniſſe unter mehreren Dingen zugleich.

Theophilus. Wir haben doch viele Beiſpiele von einem Verhältniſſe unter mehreren Dingen zugleich. Dahin gehört das Verhältniß der **Ordnung**, oder eines **Stammbaumes**, welche den Rang und die Verbindung aller Abkömmlinge und Ahnen in ſich enthält. Wir haben ſogar eine

3. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] w: [illegible] mehrere D. zu vergleichen, muss man sie als mehrere i.e. als verschiedene D. oder vielmehr V. betrachten, [illegible] D. für mehrere D. überhaupt.

Die Verhältniſſe der andern Claſſen, kommen auſſer einem ſolchen Dinge, welches ſich dieſelben vorſtellt, auch für ſich vor, ob ſie gleich nicht in den Dingen, ſondern die Dinge in ihnen ſind. Daher können auch der Raum und die Zeit für ſich beſtimmt, ohne Aenderung der Dinge verändert, und die Dinge hinwiederum, nach Gefallen, ohne Rückſicht auf Raum und Zeit verändert werden.

Man kann noch mehrere Claſſen von Verhältniſſen angeben, zum Beiſpiel, wenn ſie vom Willen hergenommen werden, u. ſ. w. Ich will mich diesmal hiermit begnügen, und nur noch anzeigen, daß ich das vernünftigſte über die Verhältniſſe in Lamberts Dianocologie und Architectonik geleſen habe.

Anm. d. Uebers.

eine Figur, zum Beiſpiel ein Polygon, welche das Verhältniß aller Seiten unter ſich angiebt.

Philalethes. §. 8. Die Begriffe der Relationen ſind oft weit klärer und deutlicher, als die Begriffe der Dinge, welche Subjekte der Relationen ſind. So iſt d~~as Verhältniß~~ Begriff eines Vaters, oder Bruders, weit klärer, als d~~as~~er Beg ~~Verhältniß~~ eines Menſchen.

Theophilus. Das kommt daher, weil dieſe Relation ſo allgemein iſt, daß ſie auch bei andern Subſtanzen Statt finden kann. Da übrigens ein Subjekt klar und dunkel zugleich ſeyn kann; ſo kann ſich auch die Relation auf das **Klare** beziehen. Wenn aber das Formelle der Relationen die Kenntniſſe deſſen, was in dem Subjekte dunkel iſt, einhüllete, ſo würde ſie auch vor ſich an dieſer Dunkelheit Theil nehmen.

Von den Beziehungswörtern.

Philalethes. §. 10. Die Wörter, welche die Seele **nothwendiger Weiſe** auf andere Begriffe führen, z. B. diejenigen, von denen man glaubt, daß ſie würklich in dem Dinge, dem das Wort zugeeignet wird, vorhanden wären, ſind **Beziehungs-Wörter**; die andern aber ſind **abſolute Wörter**.

Theophilus. Sie haben mit vielem Bedachte das Wort **nothwendig** hinzugeſetzet; Sie könnten auch überdem noch die beiden Wörter **ausdrücklich** und **ſo gleich** hinzufügen. Denn man kann, zum Beiſpiel, an das Schwarze denken, ohne an das Subjekt, worinn ſich das Schwarze befinden ſoll, noch an deſſen Urſache zu denken. Es kommt aber daher, weil man ſich nicht gern aus den Grenzen einer verworrenen, oder wenn ſie auch deutlich wäre, doch unvollſtändigen Erkenntniß herausbegiebt, wenn man auf der einen Seite die Begriffe nicht zergliedert, auf der andern, wenn man ſie zu ſehr einſchränkt.

Es giebt kein ganz abſolutes Wort.

Uebrigens giebt es kein einziges ſo ſehr abſolutes und abſtraktes Wort, welches nicht zu gleicher Zeit Relationen enthält, und deſſen vollſtändige Analyſe nicht auf andre Dinge, und zu andern Verhältniſſen führen ſollte; ſo daß man behaupten kann, daß die **Beziehungswörter** ganz ausdrücklich die Beziehung bemerken, die ſie in ſich enthalten. Ich ſetze hier das **Abſolute** dem **Relativen** in einer andern Bedeutung entgegen, als ich es vorher dem **Eingeſchränkten** entgegenſetzte.

Sechs und zwanzigſtes Hauptſtück.

Von der Urſache und der Würkung und einigen andern Verhältniſſen.

Philalethes.

§. 1. Das, was eine einfache oder zuſammengeſetzte Idee hervorbringt, heißt die **Urſache**; das, was hervorgebracht worden iſt, nennt man die **Würkung**.

Theophilus. Ich ſehe wohl, daß Sie unter der Idee ſehr oft ihre objektiviſche Realität, oder die Beſchaffenheit, die ſie repräſentirt, verſtehen. Sie erklären bloß die **würkende Urſache**. Wenn man ſolchergeſtalt dieſelbe durch dasjenige, was etwas hervorbringt, und die **Würkung** durch das hervorgebrachte erklärt, ſo ſind dies Synonymen. Sie haben freilich den Begrif etwas deutlicher gemacht, wenn Sie ſagen, die **Urſach** ſey das, **welches mache**, daß eine Sache zu exiſtiren anfange; indeſſen bleibt bey dem Ausdruck **welches macht**, immer noch die vornehmſte Schwierigkeit unbeantwortet.

Philalethes. Ich will einiger andern Verhältniſſe gedenken. Es giebt Wörter, die man gemeiniglich zur Bezeichnung der Zeit gebraucht, und von denen man glaubt, daß ſie nichts als **poſitive** Ideen ausdrucken; die aber dem ohngeachtet relativ ſind. Hieher gehören die Wörter **Jung**, **Alt**,

Alt, u. ſ. w. welche alle eine gewiſſe Beziehung auf die gewöhnliche Dauer der Subſtanz, der man ſie beylegt, in ſich enthalten. So heißt ein Menſch von zwanzig Jahren jung, und ſehr jung, wenn er ſieben Jahr alt iſt. Gleichwohl nennen wir ein Pferd von **zwanzig** Jahren, und einen Hund von **ſieben** Jahren **alt**; weil wir das Alter dieſer Thiere mit verſchiedenen Begriffen der Dauer vergleichen, die in unſerm Verſtande ſo feſtgeſetzt ſind, als wäre ſie dieſen verſchiedenen Arten der Thiere nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur eigen. Allein die Sonne und die Sterne, ein Rubin oder ein Diamant, ob ſie gleich das menſchliche Alter ſehr weit überſchritten ſind, nennen wir dennoch nicht alt, weil wir nicht wiſſen, was für einen Zeitbegrif Gott dieſer Gattung von Weſen beſtimmt habe.

In Anſehung des Ortes oder der Ausdehnung findet eben dieſes Statt. So ſagt man etwas ſey **hoch** oder **niedrig**, **groß** oder **klein**. Einem Einwohner in der Landſchaft Wallis wird ein Pferd groß ſeyn, was der Niederländer nur für klein hält. Sie bilden beide ihre verſchiedene Begriffe von der Gröſſe der Pferde nach der ungleichen Art derſelben in den Ländern, in welchen ſie wohnen.

Theophilus. Sehr intereſſante Anmerkungen! Wir entfernen uns ſehr oft von dem gewöhnlichen Sinne. Wir nennen zum Beiſpiel eine Sache **alt**, indem wir ſie nicht mit andern Dingen von ihrer, ſondern mit Dingen aus einer fremden Gattung vergleichen. So nennen wir die Welt oder die Sonne ſehr **alt**. Man frug einſt den Galiläi, ob die Sonne von **Ewigkeit** wäre? **ewig mag ſie nun wohl nicht ſeyn** antwortete er, **aber ſehr alt iſt ſie doch**; – eterno nò, ma ben antico.

Sieben und zwanzigſtes Hauptſtück.

Von der Identität, und der Verſchiedenheit.

Philalethes.

§. 1. Eine der wichtigſten relativiſchen Ideen iſt die Idee von der **Identität** und der **Verſchiedenheit**. Wir ſehen niemals, wir können es uns auch nicht als möglich gedenken, daß zwey Dinge von eben der Art ſich in einem und demſelben Orte zu gleicher Zeit befinden. Wenn wir alſo die Frage aufwerfen, **ob ein Ding eben daſſelbe ſey, oder nicht?** ſo bezieht ſich dies allezeit auf Etwas, das zu einer ſolchen Zeit und in einem ſolchen Orte würklich zugegen, wovon man auch gewiß verſichert ſeyn konnte, daß es in ſolchem Augenblick einerley mit ihm ſelbſt war, und kein anderes Ding ausmachte.

Hieraus folgt, daß ein Ding nicht einen doppelten Anfang der Exiſtenz, noch daß zwey Dinge zugleich in Abſicht der Zeit und des Orts einen Anfang haben können.

In allen und jeden Dingen liegt ein inneres Principium der Unterſcheidung.

Theophilus. Auſſer der Verſchiedenheit der Zeit und des Ortes giebt es auch ein **innerliches Principium der Unterſcheidung**, welches, ſo vielfach auch eine Art ſeyn mag, in den verſchiedenen zu einer Art gehörigen Dingen, doch niemals ganz vollkommen einander gleich iſt. Wenn alſo auch gleich Zeit und Ort, (oder das Verhältniß von auſſen,) zur Unterſcheidung der Dinge beytragen, die wir ihrer Natur nach nicht gut von einander unterſcheiden, ſo hören die Dinge deswegen doch nicht auf, in ihrer Natur und ihrem Weſen, die innren Kennzeichen der Unterſcheidung zu haben.

Das Weſen der **Identität** und der **Verſchiedenheit** liegt alſo nicht ſo wohl in der Zeit, und in dem Orte, obgleich die Verſchiedenheit der Dinge, und die Verſchiedenheit der Zeit und des Ortes beſtändig mit einander vergeſellſchaftet ſind, indem ſie auf eine Sache ganz verſchiedene

Ein-

*lors même qu[illegible]

Eindrücke machen; – ich will nicht einmal gedenken, daß man Zeit und Ort mehr durch die Dinge ſelbſt unterſcheiden muß, weil ſie an und vor ſich ſelbſt zwar völlig gleich, aber doch keine Subſtanzen, oder vollſtändige Realitäten ſind. Die Art und Weiſe der Unterſcheidung, die Sie bey Dingen einer Art als die einzige und beſte vorſchlagen, beruht auf die Hypotheſe, daß die Durchdringlichkeit der Natur der Dinge widerſpreche.

Von der Durchdringlichkeit.

Eine Hypotheſe, die viel wahrſcheinliches hat! wobey aber die Erfahrung zeigt, daß man nicht daran gebunden ſey, wenn von der Unterſcheidung die Rede iſt. Wir ſehen, zum Beiſpiel, zwey Schatten oder zwey Lichtſtrahlen, die ſich einander durchdringen; wir können uns dem zu folge eine Welt einbilden, in der die Körper eben ſo handeln könnten. cependant nous ne laissons pas de distinguer un rayon de l'autre par le train même de leur passage *

Von dem Principium der Individuation.

Philalethes. §. 3. Das **Principium der Individuation**, ſo wie man es in den Schulen zu nennen pflegt, die ſich mit der eigentlichen Bedeutung dieſes Namens auſſerordentlich quälen, beſteht in der Exiſtenz ſelbſt, wodurch ein jedes Weſen, von was für einer Art es auch ſeyn mag, nach einer beſondern Zeit, und nach einem beſondern Orte eingeſchränkt und beſtimmt wird, deren keines zwey Weſen von eben derſelben Art mitgetheilet werden kann.

Theophilus. Das **Principium der Individuation** läßt ſich in den individuellen Dingen auf das vorher erwähnte Principium der Unterſcheidung reduciren. Wären zwey **Individua** vollkommen ähnlich und gleich, kurz, wären ſie ganz **ununterſcheidbar** (indiſtinguables), ſo wäre kein Principium der Individuation: – ſo wäre keine individuelle Unterſcheidung, und keine verſchiedene Individua.

Der Begrif von Atomen iſt eine Chimäre;

Daher gehört auch der Begrif, den man ſich von Atomen macht, zum Reich der Chimären, und kommt von der unvollſtändigen Erkenntniß der Menſchen her. Wenn es würklich

Atomen, das iſt, wenn es ganz harte und ganz unveränderliche Körper gäbe, die innerlich keine Veränderung leiden, und blos der Gröſſe und Figur nach unterſchieden werden könnten; ſo würden manche derſelben, (weil ſie überhaupt von einer Figur und Gröſſe ſeyn könnten), nicht ihrer Natur und Weſen, ſondern blos der äuſſerlichen Benennung nach, ohne allem innern Grund unterſchieden werden können. Dies widerſpricht aber aller geſunden Vernunft.

denn alle Körper ſind veränderlich.

Alle Körper ſind der Veränderung unterworfen; ſie verändern ſich auch wirklich alle Tage, und ſind von einem jeden andern verſchieden. Einſt fiel eine Prinzeßin bey einem Spaziergange in ihrem Garten auf den Gedanken, daß vielleicht kein Blatt dem andern vollkommen gleich wäre. Ein Hofkavalier, der dies hörte, wollte ſie auf der That widerlegen, und entfernte ſich von der Geſellſchaft, um ein paar ganz gleiche Blätter zu ſuchen. Er ſuchte ſehr lange, paßte viele auf einander, verglich ſie, und fand am Ende, daß die Prinzeßin Recht habe.

So ſehr hat man die leichten Begriffe, die uns die Natur anbietet, und damit zugleich die wichtigſten Principia der Metaphyſic vergeſſen *)!

Philalethes. §. 4. Die Identität (Unität) einer einzelnen Pflanze entſteht aus einer gewiſſen Organiſation der Theile in einem zuſammenhängenden Körper, der an einem gemeinſchaftlichen Leben Theil nimmt, welche ſo lange dieſelbe bleibt, als die Pflanze eines und deſſelben Lebens theilhaftig wird; ohngeachtet ſolches Leben den neuen Theilchen der Materie, die mit der lebendigen Pflanze auf eine zu ihrem Leben gehörige Art vereinbaret werden, vermöge einer fortgeſetzten ähnlichen Bildung der organiſchen Theile mitgetheilet wird, die einer ſolchen Art von Pflanzen gleichförmig iſt.

---

*) Leibnitz konnte mit Recht klagen, daß man in der Philoſophie die Natur ganz vergeſſen habe. In unſern Tagen findet die Klage zum Theil auch noch Statt, obgleich die Philoſophie eben dadurch, daß man ſie mehr um Rath gefraget, gewiß viel gewonnen hat.

Es läßt ſich gewiß nichts ungereimter gedenken, als wenn man ſich ein ſchönes metaphyſiſches Syſtem aufbauet, die Phänomene der Welt und der Seele aufs genaueſte auseinanderſetzt, und in langen Demonſtrationen die Wahrheit zu erhärten ſucht; ohne im geringſten mit der Natur der Dinge Rückſprache zu halten. Wenigſtens kommt mir eine ſolche Philoſophie eben ſo lächerlich vor, als eine hinter dem warmen Ofen gemachte Reiſebeſchreibung.

Anm. des Ueberſ.

Theophilus. Die bloſſe Organiſation, oder Configuration, ohne ein gewiſſes beſtändig daurendes Lebensprincipium, (welches ich eine Monade nenne), iſt nicht genug, wenn ein Individuum **daſſelbe**, idem numero bleiben ſoll, denn die Configuration kann immer individual bleiben. Wenn ſich ein Hufeiſen in ungariſchen Mineralwaſſer in Kupfer verwandelt; ſo bleibt wohl die Figur der Art **dieſelbe**, aber nicht **daſſelbe Individuum**: weil ſich das Eiſen auflöſet, und das Kupfer, womit das Mineralwaſſer vermiſcht iſt, an ſeine Stelle tritt. Die Figur iſt aber nur eine Accidenz, welches nicht von **einem Subjekt ins andre übergehen kann** (de ſubiecto in ſubjectum) Folglich bleiben die organiſirten und überhaupt alle andere Körper nur dem Scheine nach, aber gewiß nicht im ſtrengſten Sinne dieſelben; — wie der Fluß der alle Augenblicke anderes Waſſer herbeiführt, — und das Schiff des Theſeus, das die Athenienſer täglich ausbeſſerten.

Die Unität oder Identität entſteht aus den ſubſtanzialiſchen Unitäten, oder aus den Monaden.

Mit den Subſtanzen und den ſubſtanzialiſchen Dingen verhält es ſich ganz anders. Da jene bereits ihrer Natur nach eine **würkliche** und reelle ſubſtanzialiſche **Unität** haben, welcher die Lebenshandlungen im eigentlichen Sinne zugeſchrieben werden können, und dieſe, nach dem Ausſpruch eines alten Rechtsgelehrten uno ſpiritu continantur, das iſt, von einem untheilbaren geiſtigen Weſen belebt werden; ſo kann man aus Gründen annehmen, daß ſie eben durch Hülfe dieſer Seele, oder dieſes Geiſtes, der in den denkenden Subſtanzen das Ich ausmacht, völlig ein und daſſelbe Individuum bleiben.

Philalethes. §. 5. Mit den Thieren und Pflanzen verhält es ſich nicht viel anders.

Theophilus. So bald man den Vegetabilien und den Thieren keine Seele zugeſteht, ſo beſteht ihre Identität auch nur im Scheine. Haben ſie aber eine Seele, ſo kann man ihnen im ſtrengſten Verſtande genommen eine individualiſche Identität einräumen, ob gleich ihre organiſirten Körper ſie nicht behalten.

Philalethes. §. 6. Hieraus erhellet gleichfalls, worinn die Identität von einem und demſelben Menſchen beſteht. Sie iſt nemlich nichts anders, als eine Gemeinſchaft eines und deſſelben Lebens, das bey den beſtändig verfliegenden Theilchen der Materie, die nach einander mit eben dem organiſchen Körper auf eine zu **ſeinem Leben gehörige Art** vereinbaret werden, fortdauert.

Die Körper haben eine bloß ſcheinbare Identität.

Theophilus. Ich kann mit leichter Mühe Ihre eben gegebene Erklärung meiner Theorie anpaſſen. Kein organiſirter Körper bleibt nur einen Augenblick hindurch ganz derſelbe; ob er gleich denſelben Werth behält. Nimmt man überdem auf die Seele keine Rückſicht, ſo giebt es weder ein und daſſelbe Leben, noch eine und dieſelbe **Vital-Verbindung**. Dieſe Identität wird folglich bloß ſcheinbar ſeyn.

Rechtes Zweifel.

Philalethes. Wer **die Identität der Menſchen** anderswo aufſucht, als in einem Körper, der in einem gewiſſen Augenblick wohl organiſirt iſt, und von der Zeit an unter einer **vitaliſchen Organiſation** bey den verſchiedenen und allmälig wieder verfliegenden Theilchen der Materie, die mit ihm vereiniget waren, fortdauert: der wird finden, daß es ungemein ſchwer ſey, den **Embryo** und den **erwachſenen Men-**

ſchen, – den **Wahnwitzigen** und den **Vernünftigen** zu einen und denſelben Menſchen zu machen; bey einer Vorausſetzung, die es nicht möglich machen wird, daß **Seth, Iſmael, Sokrates, Pilatus, Auguſtin** und **Cäſar Borghia** einen und denſelben Menſchen abgeben.

Dies würde noch mehr den Begriffen der Philoſophen widerſprechen, die die Seelenwanderung annehmen, und glauben, die Seelen der Menſchen könnten böſer Handlungen wegen in die Körper der Thiere, (als in unbequeme Wohnungen verſtoſſen werden), welche gerade diejenigen Gliedmaſſen hätten, die ſich zur Sättigung ihrer viehiſchen Begierden ſchickten. Jedoch glaube ich gewiß, daß keiner, der die Seelenwandrung würklich annimmt, wenn er verſichert ſeyn könnte, daß **Heliogabals** Seele in eines ſeiner Schweine gefahren ſey, ſagen würde, daß dieſes Schwein ein Menſch, oder wohl gar, daß es **Heliogabal** ſey.

Die Identität der Subſtanzen kommt aus ihrer Erhaltung.

Theophilus. Der Name und die Sache verdienen beyde eine nähere Unterſuchung. Was die Sache betrift, so muß die Identität einer und derſelben individuellen Subſtanz blos durch die Erhaltung einer und derſelben Seele beſtehen. Denn der Körper befindet ſich in einer beſtändigen Veränderung; und die Seele hat ihren Sitz ſo wenig in gewiſſen Atomen, die man ihr beilegt, als in dem kleinen unverweßlichen Knochen, den die Rabbinen **Luz** nennen *).

Eine

---

*) Nach der Meinung der Rabbinen iſt der Körper, den wir in der Auferſtehung erhalten ſollen, ſchon bereits in unſern Rückgrad vorhanden. Dieſes Körper oder Knochen לוז Lus, wie er eigentlich genannt wird, halten ſie auch dieſer Urſachen wegen für unverweßlich. In dem *Jalkut chadaſch* fol. 142. Titel Maſchiach num. 44. heiſſt es davon: daſſelbige Bein verweſet nicht, und der heilige gebenedeyte Gott wird es durch den Thau weich machen, und aus demſelben wird der Leib gebauet werden. Den Grund, warum eben dieſes Knöchelchen der Unverweßlichkeit nicht ſolle aus-

ge

Es giebt keine Seelenwanderung;

Eine Seelenwandrung, vermöge der die Seele ihren Körper verlaſſen, und ſich in einen andern begeben ſollte, läßt ſich gar nicht denken. Sogar im Tode behält ſie noch einen organiſirten Körper, der ein Theil des vorigen iſt; obgleich der, den ſie behält, ſich nach und nach vertheilen, und zu einer geſetzten Zeit durch eine groſſe Veränderung wiederhergeſtellet werden wird.

wohl aber eine Verwandlung und Entwickelung.

Indeſſen können wir anſtatt einer ſolchen Seelenwandrung eine Verwandlung, eine Einhüllung und Entwickelung, und endlich einen Ausfluß des Körpers dieſer Seele annehmen. Herr von **Helmont** der Sohn behauptete, daß die Seelen aus einem Körper in den andern hinübergiengen, jedoch almal ihre Art beibehielten; ſo daß beſtändig die Zahl der Seelen von einer Art gleich groß bliebe, daß mithin die Zahl der Menſchen ſo groß ſey als die Menge der Wölfe, und daß dieſe, wenn ſie auch in England würklich ausgerottet, und gänzlich vertilgt worden wären, ſich an einem andern Orte deſto häufiger vermehren würden. Die in Frankreich herausgekommene dieſen ähnliche Betrachtungen gehen eben dahin.

Wollte

---

geſetzet ſeyn, ſehen ſie darinn, weil es die Lüſte dieſer Welt nicht genieſſet, gleichwie die übrige Glieder. Dieſe Lehre iſt bey ihnen keine bloſſe Spekulation. Die alten Rabbinen gottſeeligen Andenkens haben dieſen Knochen nicht allein geſehen, ſondern ihn würklich ſo ſtark und hart befunden, daß eher ihre Hammer und Felſen zerſprangen, als daß dieſes Knöchelchen im geringſten beſchädigt wurde. S. *Aſkath Rochel* im vierten Theil. Der Kaiſer Adrian wollte die Unverweßlichkeit eines ſolchen Knochens nicht glauben, ſondern zog vielmehr den *Rabbi Iehoſcha* damit gewaltig auf. Es gehet ihn aber auch nun, wie er es verdient hat, denn er wird wie im *Bereſchith* rabba C. 25. geſchrieben ſtehet, in der Hölle treflich zermalmet; Es hat ſich alſo ein jeder für Schaden zu hüten, und verſündige ſich nicht an dem Knöchlein.

Anm. des Ueberſ.

Die Seelenwandrung iſt nicht unmöglich.

Wollte man das Wort Seelenwandrung in einem etwas milderen Sinne nehmen, wollte man nur ſo viel dadurch behaupten, daß die Seelen in einem und demſelben feinen Körper blieben, und nur die grobe Hülle des Körpers ablegten; ſo wäre ſie wenigſtens möglich, ſo könnte ſogar nach der Theorie der **Braminen** und **Pythagoräer** eine und dieſelbe Seele in einen Körper von verſchiedener Art übergehen. Allein nicht alles, was möglich iſt, ſtimmt deshalb mit der Natur der Dinge vollkommen überein. Die Frage, ob bey der Vorausſetzung, daß es mit einer ſolchen Seelenwandrung ſeine Richtigkeit habe, **Cain**, **Cham** und **Jsmael**, wenn ſie nemlich nach der Meinung der Rabbinen dieſelbe Seele haben, dieſelben Menſchen genannt werden können? Dieſe Frage, ſage ich, hat nicht den geringſten Nutzen, und läuft am Ende auf eine bloſſe Wort und Namenſtreitigkeit heraus. Der groſſe Gelehrte, deſſen Parthey ſie ergreifen, ſieht es auch gar wohl ein, und geſtehet es in dem **letzten Abſchnitte** dieſes Kapitels zu.

Von der moraliſchen Identität.

Die Identität der Subſtanz würde wohl da ſeyn; wenn aber in der Erinnerung der verſchiedenen Perſonen, die eine und dieſelbe Seele ausmachen würden, kein Zuſammenhang wäre, ſo wäre nicht **moraliſche Identität** genug vorhanden, um ſagen zu können, daß es dieſelbe Perſon ſey. Wenn nun Gott beſchlöſſe, daß die menſchliche Seele in den Körper eines Schweines fahren ſollte, ſo daß ſie darüber des Menſchen ganz und gar vergäſſe, und keine vernünftige Handlung mehr in demſelben hervorbrächte, ſo würde ſie keinen Menſchen mehr ausmachen. Hätte die Seele in dem Körper eines Thieres die Gedanken eines Menſchen, und zwar deſſelben Menſchen, den ſie vor der Veränderung bewohnt, ſo wie der goldene Eſel des **Apulejus** *); ſo würde man gar kein Bedenken tragen, geradezu zu behaupten, daß der **Lucius**, der ſeine Freunde in Theſſalien beſuchen wollte, ganz gewiß in der Eſelshaut, worinn ihn **Photis** verſetzte, würde geblieben, und von einem Herrn zu dem andern gekommen ſeyn, bis die aufgegeßnen Roſen ihm ſeine erſte natürliche Geſtalt wieder verſchaft hätten *).

---

*) Dieſes Buch des Apulejus iſt eine Satyre, über die Zauberer, Ehebrecher, Prieſter, Räuber, und Diebe, und andere

Phi

---

res gottloſe Geſindel, womit die Welt zu ſeiner Zeit erfüllt war, und gewiſſermaſſen noch iſt. Das Buch verdiente bekannter zu ſeyn, und unſere Romanſchreiber, würden herrlichen Stof aus demſelben nehmen können. Ließ jemand den Apulejus nur als einen Mann im achtzehnten Jahrhundert reden, (welches doch eben keine ſonderliche Verwandlung wäre, und alſo auch nicht viel Mühe erforderte), ſo bin ich ihm gut dafür, daß die mehrſten Romanen hinter ihm ſtehen würden. Ein bloſſer guter Rath für diejenigen, von denen **Minerva** Stiefmutter iſt.

Anm. des Ueberſetzers.

*) Faſt alle alte Völker, auch ſogar ein guter, ja der vornehmſte Theil unter den Juden, glaubten die Seelenwanderung. Man hält gemeiniglich die Egypter für die Erfinder dieſer Lehre. S. Herodot Buch 2, Kapitel 123. Nachdem ſie Pythagoras von ihnen gelernt, ſoll ſie erſt unter den andern Völkern bekannt geworden ſeyn. **Ammianus Marcellinus** will auch, daß ſie die Teutſchen von dieſen zuerſt gelernt hätten. S. das funfzehnte Buch und deſſen 19te Kapitel, jedoch nicht unmittelbar von dieſen, ſondern nur von ſeinem Bedienten Zamalxis. Es hat aber *Scheffer de nat. & conſt. phil. Ital. p. 18.* das Gegentheil ſehr bündig erwieſen, und meint gar, Pythagoras möge ſeine Seelenwanderung wohl erſt von dieſen gelernt haben. Man vergleiche auch Pufendorf de Druidis cap. 6. Letzterer bemerkt auch, daß die Druiden nicht gelehrt haben, daß dieſe Seelenwanderung vermiſcht ſey, ſondern vielmehr nur von einem ſchlechtern Leibe in einen beſſern übergehe. Ich glaube alſo, daß ſo gut zwey verſchiedene Völker eine Wahrheit erfinden, auch eben ſo gut auf einerley Irrthümer gerathen können, obgleich das letztere ſchwieriger zu ſeyn ſcheint.

In wiefern man die Seelenwanderung bey dem Menſchen zugeben könne, habe ich ſchon bey einer andern Gelegenheit geſagt. Eine andere Seelenwanderung, z. E. die ſo genannte Pythagoriſche, iſt, am gelindeſten davon zu urtheilen, wenigſtens höchſt unwahrſcheinlich, da ſie nicht al-

lein

Philalethes. §. 8. Ich bin ganz gewiß überzeugt, daß ein jeder von uns Menſchen, wenn er ein Geſchöpfe von ſeiner eigenen Geſtalt ſehen ſollte, es allemal einen Menſchen nennen würde, wenn es auch in ſeinem ganzen leben nicht mehr Vernunft als eine Katze, oder Papagey hätte; daß er im Gegentheil, wenn er einen Papagey vernünftig reden oder wohl gar philoſophiren hörte, ihn einen Papagey nennen und für nichts anders halten würde, als für einen Papagey. Er würde freilich ſagen, das eine wäre ein dummer Menſch, der keinen Verſtand hätte, — das andre ein überaus witziger und mit Verſtand begabter Papagey.

Iſt die Art der Menſchen mit ſeiner Form nothwendig verbunden?

Theophilus. Den zweyten Fall würde ich Ihnen noch eher einräumen, als den erſteren, ob ſich gleich noch manches dagegen ſagen lieſſe. Es würden gewiß nur ſehr wenige Theologen ein Thier, das zwar eine menſchliche Geſtallt hätte, dem aber nicht der geringſte Grad von Vernunft anzuſehen wäre, wenn man es ganz jung in einem Walde gefangen hätte, taufen; ſelbſt der katholiſche Geiſtliche würde wahrſcheinlicherweiſe nur bedingungsweiſe ſagen, **wenn du ein Menſch biſt, ſo taufe ich dich.** Es iſt ja nemlich nicht entſchieden, ob es zur Gattung des Menſchen gehöre, und ob eine vernünftige Seele in ſeinem Körper

ſein gewaltige Veränderungen in den Seelen der Creaturen, und eine beſtändig gleiche Anzahl derſelben; wovon wir doch das Gegentheil vor Augen haben, vorausſetzet, ſondern auch verlanget, daß es einem Geiſte gleich viel ſeyn müſſe, welchen Körper er bewohne, welches aber wiederum allen dreien Syſtemen, die man von der Vereinigung der Seele mit dem Körper hat, widerſpricht. Ein ſolcher Sprung, als die Pythagoreer behaupten, iſt auch allen Reguln der Natur entgegen. Ganz anders aber verhält es ſich, wenn man ſagt, daß alle Seelen, alſo auch die Seelen der Thiere, nach und nach ausgewickelt werden. In dieſer Bedeutung kann man wohl eine Seelenwanderung annehmen, aber in keiner andern.

Anm. des Ueber.

Von Ourangoutang.

per wohne: es könnte auch ein **Ourangoutang** ſeyn, (ein Affe, der von auſſen auſſerordentlich viele Aehnlichkeit mit einem Menſchen hat), wie ihn **Tulpius** *) geſehen haben will, und wie ihn ein berühmter Arzt anatomirt hat. Der Menſch kann allerdings ſo unwiſſend und dumm werden, wie ein **Ourangoutang**; ſeine Vernunft bleibt indeſſen doch weſentlich dieſelbe, ohngeachtet er ſie nicht gebraucht hat. Man kann alſo hier nicht nach dem äuſſerlichen Schein entſcheiden.

Die Idee vom Menſchen weicht zwar einigermaſſen, aber nicht ganz von der Geſtalt ab.

Was den zweyten Fall betrift, ſo läßt es ſich allerdings behaupten, daß es vernünftige Thiere von einer andern Art, als wir Menſchen ſind, gebe, wohin man die Bewohner jenes poetiſchen Reiches der Vögel in der Son-

ne

---

*) **Tulpius** ſagt in ſeinen Obſ. med. Lib. III. cap. 56. viel auffallendes von dieſem Orang-Utang.

Er gieng allemal auf zween Füſſen, ſelbſt dann, wenn er ſchwere Laſten zu tragen hatte. Seine Minen waren ſehr traurig; ſein Gang gravitätiſch; ſeine Bewegungen wie abgemeſſen, ſein Naturell ſanftmüthig, und merklich von dem Naturell andrer Affen unterſchieden. Er zeigte ſich weder ſo ungeduldig als der **Maggot**, noch ſo bösartig, als der **Bavian**, noch ſo ausſchweifend, wie die langgeſchwänzten **Affen**. Er erfüllte ſeine Pflichten auf ein bloſſes Zeichen. Er reichte denen, welche ihn zu beſuchen kamen, die Hand, um ihnen beym Abſchiede gleichſam das Geleite zu geben. Er gieng in einer ſtolzen Stellung mit ihnen herum, als ob er ihnen Geſellſchaft leiſtete. Er ſetzte ſich ordentlich mit ihnen zu Tiſche; machte ſeine Serviette aus einander, wiſchte das Maul ab; und bediente ſich ſogar des Löffels und der Gabel beym Eſſen. Er hohlte ſich ein Paar Schalchen, ſetzte ſie auf den Tiſch; warf Zucker hinein; und alles dies that er bloß auf Worte oder Zeichen ſeines Herrn, oft auch gar aus eignem Antriebe. Er beleidigte keinen Menſchen, vielmehr trat er bedachtſam hinzu, als ob er gern geliebkoſet ſeyn wollte. Er aß überaus gern Zuckerwerk, und Jedermann gab es ihm gern. Reife und trockne Früchte ſchien er allen andern Gerichten vorzuziehen. Dabey trank er Wein, aber nur wenig, noch lieber aber Milch, Thee und andre ſüſſe Getränke, u. ſ. w.

Anm. des Ueberſ.

ne rechnen kann, aus welcher ein Papagey nach ſeinem Tode zurückkam, um einem Reiſenden der ihm hienieden Gutes gethan hatte, das Leben zu retten. Sollte es ſich indeſſen, wie es in dem Lande der **Feen**, oder **meiner Mutter Loye** zugehet, einmal zutragen, daß ein Papagey eine verwandelte Prinzeſſinn wäre, und ſich durch die Sprache zu erkennen gäbe, ſo würden Vater und Mutter ſie als ihre Tochter lieben und ehren, ob ſie gleich in dieſe ſeltene Geſtalt eingehüllt wäre. Ich kann es auch gar nicht mißbilligen, wenn jemand behaupten wollte, daß in dem goldenen Eſel eben deßhalb, weil die Seele unmaterialiſch iſt, das **Selbſt**, oder das **Individuum**, und daß Lucius oder die Perſon, wegen der Apperception **ſeiner ſelbſt**, geblieben ſey; er iſt aber doch kein Menſch mehr. Denn im Grunde ſcheint es doch, daß man die Figur und die Conſtitution des Körpers in die Erklärung des Menſchen, wenn man ihn durch ein vernünftiges Thier erkläret, bringen müſſe; ſonſt könnten Geiſter auch Menſchen ſeyn.

Von der perſönlichen Identität.

Philalethes. §. 9. Das Wort **Perſon** bedeutet ein denkendes und verſtändiges Weſen, welches nicht nur Vernunft hat, und eine Sache überdenken, ſondern auch ſich als ſich ſelbſt und als ein Ding betrachten kann, das in verſchiedenen Zeiten und Orten denkt. Dies thut es blos durchs Bewußtſeyn, welches ſich von dem Denken nicht trennen läßt, und meiner Meinung nach, demſelben weſentlich iſt. Denn es iſt ganz unmöglich, etwas zu empfunden, ohne zu empfinden, daß man es empfindet. Wenn wir irgend etwas ſehen, hören, riechen, ſchmecken, fühlen, betrachten und wollen; ſo wiſſen wir, daß wir es thun. Dieſe Erkenntniß begleitet unſre Senſationen und Perceptionen unaufhörlich, wenn ſie nemlich deutlich genug ſind, (wie ich ſchon im vorhergehenden mehr als einmal angemerkt habe).

Hiedurch iſt ſich ein jeder das, was er das **Selbſt** nennt; weil in dieſem Falle nicht darauf geſehen wird, ob eben das **Selbſt** in eben derſelben oder in verſchiedenen [illegible] Identität beruht auf dem Bewußtseyn [illegible] die Erinnerung [illegible] Erkenntnis kann fehlen, u. doch die Identität selbst [illegible]

Subſtanzen bleibe. Denn, weil das Bewußtſeyn allezeit das Denken begleitet, und verurſacht, daß ein jeder das iſt, was er das **Selbſt** nennet, und wodurch er ſich von allen andern denkenden Weſen unterſcheidet: ſo beſteht auch die perſönliche Identität, das iſt, die Identität eines vernünftigen Weſens ganz allein hierinn. In ſo weit nun dieſes **Bewußtſeyn** rückwärts auf eine geſchehene That, oder auf einen vergangenen Gedanken erſtreckt werden kann; in ſo weit reichet auch die Identität dieſer Perſon. Sie iſt itzo eben das Selbſt, das ſie damals war.

[illegible] begangen hat, ohne dessen wirklich seine Identität zu verlieren [illegible] ein anderer worden.

Das Bewußtſeyn beweiſe die moraliſche und perſönliche Identität.

Theophilus. Ich glaube es gleichfalls, daß aus dem Bewußtſeyn oder aus der Empfindung die ich von mir ſelbſt habe, eine **moraliſche** oder **perſönliche** Identität bewieſen werden könne. Deßhalb unterſcheide ich auch die **Unaufhörlichkeit** der Seele des Thieres, und die **Unſterblichkeit** der Seele des Menſchen.

Es erhält ſich noch nach dem Tode in den Seelen der Menſchen.

Beide beziehen ſich auf eine **phyſiſche** und **würkliche** Identität; was aber den Menſchen betrift, ſo erfordert es die höchſte Vollkommenheit Gottes und die Würde ſeiner Vorſehung, daß die Seele die moraliſche Identität behalte, die uns ſelbſt nothwendig zu ſeyn ſcheint, wenn wir dieſelbe Perſon ausmachen, und einer Belohnung oder einer Strafe fähig ſeyn wollen.

Es ſcheint, als wollten ſie behaupten, daß dieſe ſcheinbare Identität ſich auch dann noch erhalten könne, wenn die reelle zu ſeyn aufhöre. Die abſolute Allmacht Gottes könnte dies freilich möglich machen; allein nach dem gewöhnlichen Lauf der einmal beſtimmten Ordnung der Dinge, ſetzet die Identität, welche der Perſon, die ſich ſelbſt fühlt, eine ſcheinbare iſt, bey **einem jeden Vorfall** eine reelle Identität, die mit Bewußtſeyn und Empfindung unſrer ſelbſt verbunden iſt, voraus, weil uns nehmlich eine ſo genaue und unmittelbare Perception gewöhnlicherweiſe nicht betrügen kann.

Wenn der Menſch eine bloſſe Maſchine wäre, und dabey doch Bewußtſeyn haben könnte; ſo würde ich Ihre Meinung ſogleich unterſchreiben. So aber halte ich dieſen Fall für unmöglich, wenigſtens für unnatürlich. Ich würde nicht einmal ſagen, daß die **perſönliche Identität**, und ſogar das **Selbſt** nicht mehr in uns bleibe, und daß ich nicht mehr derjenige wäre, der ich in der Wiege war, weil ich mir alles deſſen, was ich damals that, nicht mehr bewußt bin.

Die Verbindung des Bewußtſeyns iſt ein nothwendiges Erforderniß, um die moraliſche Identität zu finden.

Um die **moraliſche Identität** durch ſich ſelbſt zu finden, bedürfen wir bloß eine Verbindung des Bewußtſeyns eines nahen und entfernten Zuſtandes mit dem andern, wenn nemlich irgend ein Hinderniß, oder ein aus der Art gelaſſener Zwiſchenraum dazwiſchen kommt. So würde zum Beiſpiel, wenn eine Krankheit dieſe Verbindung des Bewußtſeyns geſtört hätte, ſo daß ich nicht mehr wüſte, auf welche Art ich in den gegenwärtigen Zuſtand gekommen ſey, da ich mich doch gleichwohl weit entfernterer Zuſtände erinnerte, ſo würde, ſage ich, alsdann das Zeugniß andrer dieſe Lücke in meiner Erinnerung erſetzen können. Dies Zeugniß würde ſogar hinreichen, mich zu beſtrafen, wenn ich in einem Zwiſchenraum, eine überlegte böſe Handlung ausgeübt hätte, deren ich mich nach dieſer Krankheit nicht mehr genau erinnern könnte. Sollte es ſo weit kommen, daß ich alles Vergangene ſo gänzlich vergäſſe, daß ich ſogar meinen Namen, und die Buchſtaben, von andern wieder erlernen müſte; ſo könnte ich doch von andern die Geſchichte meines ganzen Lebens in meinem vorigen Zuſtande lernen, gerade ſo wie ich meine Rechte behauptet habe, ohne mich in zwei Perſonen [*] zu vertheilen, und mich als einen Erben meines vorigen Zuſtandes zu betrachten.

---

[*] Eine moraliſche Perſon iſt eben das, was die Rechtsgelehrten haben wollen, wenn ſie einem Menſchen einen Zuſtand (ſta-

Hieraus erhellet, daß man die **moraliſche Identität**, durch welche eine Perſon dieſelbe wird, wohl aufrecht erhalten könne. Wenn andere ſich beredeten, mich zu betrügen, (ſo wie ich mich ſelbſt durch eine Viſion oder in einer Krankheit, oder in einem Traume öfters hintergehe), ſo würde freilich der Schein falſch ſeyn. Wir können uns indeſſen in ſehr vielen Fällen auf das Zeugniß eines andern von der Wahrheit überzeugen; und was Gott betrift, deſſen Verbindung mit uns die vornehmſte Stütze der Moralität iſt, wie ſollte bey dem ein Irrthum Statt finden können?

man muss Identität der Selbst [illegible] unterscheiden. [illegible] § 66.

Wir können in der Materie des Selbſtſeyns den Schein des Selbſt, und das Bewuſtſeyn von einander unterſcheiden. Das **Selbſt** macht die **reelle** und **phyſiſche Identität aus**, und der **Schein des Selbſt**, in ſo fern ihn die Wahrheit begleitet, fügt die **perſönliche Identität** hinzu. Da ich nun nicht zugeben wollte, daß die perſönliche Identität ſich nicht weiter erſtreckte, als die Erinnerung; ſo werde ich noch weit weniger behaupten, daß das Selbſt, oder die phyſiſche Identität davon abhänge. In Thatſachen wird die reelle und perſönliche Identität durch eine unmittelbare und gegenwärtige Reflektion auſſer Zweifel geſetzet; die Erinnerung des Zwiſchenraums oder das einſtimmige Zeugniß anderer, beweiſen ſie gewöhnlichermaaſſen auf das vollſtändigſte. Wenn Gott dieſe reelle Identität einmal durch ein Wunder verändern wollte, ſo würde doch die perſönliche Identität bleiben, wenn nur dem Menſch ſowohl den innern Schein der Identität (ich meine das Bewuſtſeyn) als den äuſſeren (wie es andern zu ſeyn ſcheint), fort-

---

(ſtatum) zuſchreiben. Dieſen Zuſtand erklären ſie durch eine Beſchaffenheit, vermöge welcher ein Menſch verſchiedene Rechte und Verbindlichkeiten hat. Der Juriſt Hert hat davon eine ſchöne Diſſertation geſchrieben: de vno homine plures perſonas ſuſtinente, an welche Leibniz vermuthlich dachte, als er von einem Erben ſprach.

Anm. des Ueberſ.

ſorgfältig erhalten wollte. Das Bewuſtſeyn iſt folglich nicht das einzige Mittel, die perſönliche Identität feſtzuſetzen. Das Zeugniß eines andern, und noch verſchiedene Beweiſe mehr können jenes öfters ergänzen. Hiebey eräugnet ſich nun freilich die Bedenklichkeit, ob dieſer verſchiedene Schein ſich nicht einander widerſprechen. Das Bewuſtſeyn kann ganz ſtill ſchweigen; wollte es aber nur laut reden, und dasjenige, was dem andern Scheine widerſpricht frey entdecken, ſo würde die Entſcheidung freilich allerdings viele Mühe verurſachen; ſo würden wir unter zwey Möglichkeiten, der einen daß wir uns in unſrer Erinnerung geirret hätten, und der andern, daß uns der äuſſere Schein betrogen habe, nicht wiſſen, wozu wir uns ſchlagen ſollten.

Philalethes. §. 11. Man kann mit vielem Grunde ſagen, daß die Glieder unſers Körpers einen Theil von uns ſelbſt ausmachen, daß folglich der Menſch, da ſein Körper beſtändig verändert wird, nicht einen Augenblick derſelbe bleiben könne.

Theophilus. Ich würde mich lieber ſo ausdrücken; daß das **Ich** und **Er** ohne Theile ſind, weil man mit Grunde annimmt, daß dieſelbe Subſtanz, oder **daſſelbe phyſiſche ich** ſich beſtändig in uns erhalte. Im Gegentheil läßt es ſich nicht behaupten, daß ein und daſſelbe Ganze erhalten werde, wenn ein Theil verlohren geht. Alles körperliche muß aber in einem jeden Augenblick, einige von ſeinen Theilen verlieren.

Philalethes. §. 13. Das Bewuſtſeyn, das wir von unſern vergangenen Handlungen haben, würde von der einen denkenden Subſtanz in die andre nicht verſetzet werden können, ja dieſe Subſtanz würde auch dieſelbe bleiben, weil wir fühlen, daß wir immer dieſelben ſind, wenn dies Bewuſtſeyn eine bloſſe individuelle Handlung, das heißt, wenn die Handlung des Nachdenkens mit derjenigen einerley wäre, über welche wir nachdenken, indem wir uns ihrer bewußt ſind. Da es aber nur eine gegenwärtige Vorſtellung einer geſchehenen Handlung iſt; ſo bleibt noch zu erweiſen übrig, warum es nicht möglich ſey, daß das, was niemals würklich war, dem Verſtande ſo vorgeſtellet werden könne, als wäre es würklich geweſen.

Die Erinnerung kann uns betrügen; das Bewußtſeyn und die Reflexion können es nicht.

Theophilus. Wenn wir uns eines Intervalls erinnern, ſo können wir uns dabey ſehr leicht hintergehen. Das lehrt die Erfahrung; es läßt ſich auch eine ganz natürliche Urſache eines ſolchen Irthums angeben. Die unmittelbare und gegenwärtige, oder eine Erinnerung deſſen, was unmittelbar vorhero geſchahe, ich meine, das Bewußtſeyn oder die Reflektion, die mit der innerlichen Handlung beſtändig verbunden iſt, kann uns in keinen Irthum bringen. Sonſt wuſten wir ja nicht einmal gewiß, daß wir an dieſe oder jene Sache würklich dächten; denn wir ſind uns einer vergangenen Handlung in uns ſelbſt bewußt, aber nicht die Handlung iſt ſich ihrer bewußt. Wären nun ſogar die innren unmittelbaren Erfahrungen ungewiß, ſo gäbe es keine **Wahrheit der Thatſachen** (verité de fait). Es läßt ſich, wie ich vorher erinnerte, von dem Irrthum, den wir in unſern mittelbaren und äuſſerlichen Perceptionen begehen, eine Urſache angeben; in den innerlichen und unmittelbaren würden wir ihn vorzüglich ſuchen, und gewiß nicht finden, wenn wir nicht zur Allmacht Gottes unſre Zuflucht nehmen wollten.

Sonſt gäbe es keine Wahrheit der Thatſachen.

Philalethes. §. 14. Was die Frage betrift, ob zwo unterſchiedene Perſonen ſeyn können, wenn dieſelbe unmaterialiſche Subſtanz übrig bleibt, ſo ſcheint ſie auf folgende gegründet zu ſeyn: **ob daſſelbe unmaterialiſche Weſen, welches ſich ſeiner vormaligen Handlungen bewußt iſt, alles Bewuſtſeyns ſeiner vergangenen Exiſtenz gänzlich beraubt werden, und es verlieren könne, ohne im Stande zu ſeyn, es jemals**

wie

wiederzubekommen? ſo daß es, da es gleichſam einen neuen Zeitbegrif zu berechnen anfängt, zu einem Bewußtſeyn gelange, das ſich noch über dieſen neuen Zuſtand erſtrecken kann.

Die Vertheidiger der **Präexiſtenz der Seelen** ſind ganz unſtreitig dieſer Meinung, weil ſie zugeben, die Seele ſeye ſich deſſen nicht mehr bewußt, was ſie in demjenigen Zuſtande gethan, da ſie ſchon vorhero entweder ganz ohne einem Körper, oder in einem andern Körper würklich geweſen iſt. Die Erfahrung würde ihnen auch ganz offenbar widerſprechen, wenn ſie es nicht zugeben ſollten. Ich habe einen Menſchen gekannt, der ſich einbildete, ſeine Seele wäre des Sokrates Seele geweſen. Er wurde in der Bedienung, die er bekleidete, und die eben nicht eine der niedrigſten war, für einen ſehr vernünftigen Mann gehalten; und ſeine Schriften haben es auch zur Gnüge gezeigt, daß es ihm an Verſtande und Gelehrſamkeit nicht gefehlt habe. Man laſſe nur einen Menſchen in ſich gehen, und die Beobachtung machen, daß ein unmaterialiſcher Geiſt in ihm wohne, in ihm denke, und bey der beſtändigen Veränderung ſeines Körpers verurſache, daß er eben derſelbe, und das ſey, was er das Ich-Selbſt nennet. Man laſſe ihm auch die Meinung, daß es eben die Seele wäre, die in dem Neſtor, oder Therſites bey der Belagerung der Stadt Troja war, die ſie auch damals ſo gut ſeyn konnte, als ſie itzt die Seele eines andern Menſchen iſt.

Da ſich nun die **Seelen**, in ſo weit wir ihre Natur kennen, **zu einem jeden Theil der Materie gleichgültig verhalten**; ſo enthält die Hypotheſe, daß eine und dieſelbe Seele in verſchiedene Körper gehe, gar keine offenbare Ungereimtheit. Begreift aber wohl ein ſolcher Menſch, oder kann er es begreifen, daß er mit einem von dieſen beyden eine und eben dieſelbe Perſon ſey, da er ſich doch keiner von den Handlungen weder des Neſtors noch des Therſites bewußt iſt? kann er wohl an den Handlungen die-

[illegible] Denn die wesentlichen Kräfte [illegible]
[illegible] Seele waren doch bey der Wanderung dieselben geblieben

dieſer alten Griechen Theil haben? kann er ſich dieſelben zueignen, oder ſie mehr für ſeine eigene, als für Handlungen eines andern Menſchen halten, der ſchon exiſtirt hat? Er macht mit dieſem oder jenem ſo wenig dieſelbe Perſon aus, als wenn die Seele, oder der unmaterialiſche Geiſt, der in ihm wohnet, erſt geſchaffen wäre, und zu der Zeit zu ſeyn angefangen hätte, da er ſeinen itzigen Körper zu beleben anfieng; – wenn es auch noch ſo entſchieden ſeyn ſollte, daß der Geiſt, der den Körper des Neſtors oder des Therſites beſeelete, der Zahl nach eben derſelbe ſey, der itzt den ſeinigen beſeelet. Dies würde ihn eben ſo wenig zu eben der Perſon mit dem Neſtor machen, als wenn einige Theilchen der Materie, die einſt einen Theil des Neſtors abgaben, itzt ein Theil von dieſem Menſchen wären. Denn eben dieſelbe unmaterialiſche Subſtanz, in der ſich eben daſſelbe Bewuſſtſeyn nicht findet, macht dadurch, daß ſie mit einem Körper vereiniget iſt, ſo wenig eben die Perſon aus, als eben daſſelbe **Theilchen der Materie**, welches ohne Bewuſſtſeyn mit einem Körper vereinigt iſt, eben dieſelbe Perſon ausmacht.

Dieser
Fall ist
von dem
übrigen
ganz ver-
schieden.
Der Körper
[illegible]
[illegible]
derselben
[illegible]
[illegible]
wohl aber
die Seele.

Die unmaterialiſche Weſen können niemals ihrer Perception ganz beraubt werden.

Theophilus. **Ein unmaterialiſches Weſen, oder ein Geiſt kann die Perception ſeines vergangenen Zuſtandes niemals ganz verlieren.** Es bleiben theils von dem vergangenen manche Eindrücke zurück, theils hat er ſogar gewiſſe Vorherempfindungen von dem, was ihm künftig begegnen wird. Freilich ſind dieſe Empfindungen nur ungemein ſchwach und dunkel. Wir können ſie weder unterſcheiden, noch uns ihrer bewuſtſeyn; obgleich dereinſt eine Entwickelung derſelben möglich iſt. Dieſe Fortdauer und Verbindung der **Perceptionen** macht ein und daſſelbe würkliche Individuum; die **Apperceptionen** hingegen, (wenn wir uns vergangener Empfindungen bewuſt ſind), beweiſen überdem noch eine moraliſche Identität, und verurſachen, daß man auch die reelle Identität gewahr werde.

Zweit[illegible]
das künftige
[illegible]
Vergangene
mit dem
Gegenwär-
tigen in
Verbindung
steht.

Unſre

Die Perceptionen gewähren von der Präexiſtenz der Seelen keine ſichre Erkenntniß.

Unſre Perceptionen reichen nicht ſo weit, die Präexiſtenz der Seelen zu begreifen. Hätte ſie ihre Richtigkeit, ſo würden wir ſie dereinſt einſehn lernen. Da nun die unmerkbaren Perceptionen, (deren Einfluß auf die wichtigſten Materien der Philoſophie ich bereits ſehr ofte gezeigt habe), gleichſam ihren Urſtof zurücklaſſen, und alſo auch hier gebraucht werden können, ſo läßt es ſich nicht mit Grunde behaupten, daß die Wiederherſtellung unſrer Erinnerung ganz unmöglich ſey.

Von den Perceptionen, die wir nicht empfanden.

Der groſſe Theologe in der engliſchen Kirche, **Heinrich Morus** *) war von der Präexiſtenz überzeugt, und ſuchte ſie in Schriften zu beweiſen. Der ſelige van **Helmont**, der Sohn, gieng, wie ich ſchon erwähnt habe, noch weiter. Er glaubte die Seelenwanderung, jedoch nur in Körpern von einer und derſelben Art, ſo daß alſo die Seele eines Menſchen immer wieder in den Körper eines andern führe **). So nahm

---

*) Siehe ſeine philoſophiſche Schriften, die zu London 1679 in zwey Folio Banden herausgekommen ſind.

Anm. des Ueberſ.

**) Man könnte die Seelenwandrung, ſo wie ſie die Alten annähmen, in eine grobe und feine abtheilen. Die feine, die van Helmont glaubte, beſchreibt Ovid in ſeinen Verwandlungen alſo:

Morte carent animae ſemperque priore relicta
Sede, novis domibus vivunt, habitantque receptae.
Ipſe ego nam memini, Trojani tempore belli
Panthoides Euphorbus eram, cui pectora quondam
Haeſit in adverſo gravis haſta minoris Atridae.
Cognovi clypeum laevae geſtamina noſtrae
Nuper Abantheis templo Junonis in Argis.

Unter andern kann man hierüber den Dialog des Cornelius Agrippa de homine und ſein Werk de occulta philoſophia nachſehen.

Anm. des Ueberſ.

er auch mit einigen Rabbinen an, daß Adams Seele in den Meßias als den zweyten Adam *) übergegangen ſey; – und ich bin faſt der Meinung, daß ſich dieſer ſonſt groſſe Mann ſelbſt für einen der Alten Gelehrten anſahe.

Wäre nun aber auch gleich dieſe Wandrung der Seelen erwieſen, oder wäre ſie auf die Art, (die ich vorhero angegeben, die indeſſen nicht wahrſcheinlich iſt), möglich, daß nemlich die Seelen ihre feine Körper behielten, und auf einmal in andre gröbere übergiengen; ſo würde demohnerachtet in dem Neſtor, im Sokrates, und in neueren Gelehrten ein und daſſelbe Individuum bleiben; „er könnte ſogar ſeine Identität einem andern kenntlich machen, der in ſeine Natur tief genug zu penetriren im Stande wäre,“ weil doch von allem dem, was Neſtor oder Sokrates gethan, einige Merkmale oder Eindrückungen übrig bleiben würden, die ein weitſchauender und forſchender Kopf mit leichter Mühe entziffern konnte.“ Hätte nun dieſer neue Menſch weder von innen, noch von auſſen ein Mittel, ſeinen vorigen Zuſtand zu kennen, ſo wäre

---

*) Der Rabbi Elias erklärt ſich in ſeinem Buche *Tiſchbi* fol. 16, coll. 2. bey dem Worte Gilgul folgendergeſtalt hierüber:

„Es wird geſagt, daß die Seele des erſten Menſchen „in den Leib des Königes David gefahren ſey, und daß ſie „aus dem David in den Leib des Meßiä fahren werde. Und „alſo ſind die Buchſtaben des Worts אדם Adam die erſte „Buchſtaben der Namen, Adam, David, Meſſias.„

Ueberhaupt glaubten die Juden eine Seelenfahrung, oder Wanderung aus einem Leibe in den andern. Sie nenneten ſie Jbbur (Schwangerung). Ihre Grillen ſind luſtig ausgedacht. Es kann faſt ohne Lachen nicht abgehen, wenn man dergleichen Fratzen lieſet. Nach ihrer Theorie ſtoſſen die Seelen manchmal zuſammen, bleiben an einander hängen, und machen eine aus. Z. B. die zwey Seelen Moſis und Aarons ſind durch dieſe Jbbur in Samuels Seele gekommen. Sie können auch fliegen, wenn ſie Luſt haben, ihren Körper zu verlaſſen; u. ſ. w.

Anm. des Ueberſ.

wäre es in Abſicht des Moraliſchen eben ſo viel, als wenn er gar nicht geweſen wäre. Nichts ſcheint indeſſen in dieſer Welt vergeſſen oder verſäumet zu werden. Wie ſollte ſich das auch in einer Welt gedenken laſſen, die Gott als der vollkommenſte und weiſeſte Monarch mit ſo vieler Güte beherrſchet?

Meinem Bedünken nach ſind die Seelen der Menſchen, ſo wenig gegen die Materie **gleichgültig**, daß ſie vielmehr gerade mit dem Theil derſelben verbunden ſind, mit welchem ſie nach der einmal ſo geordneten Harmonie der Dinge verbunden ſeyn ſollen. Wenn ſie alſo auch würklich in einen neuen mehr in die Sinne fallenden, und gröberen Körper übergiengen, ſo würden ſie demohnerachtet von dem allen, wovon ſie ſich in dem vorigen Körper Perceptionen machen könnten, einen gewiſſen Abdruck und einigermaſſen ein Schattenbild behalten. Wie aber auch unſer voriger Zuſtand geweſen ſeyn mag, – wir können die Würkung, die er zurückläſſet, nicht immer mit einem **Bewußtſeyn** erkennen.

Die Seelen der Menſchen verhalten ſich gegen die Materie nicht gleichgültig.

Die erſte Fortſetzung unſers Zuſtandes läßt freilich erſte Kennzeichen zurück. Wir ſind uns aber ihrer nicht immer bewußt.

Der Verfaſſer des Verſuches hatte im **zweiten Buche** in dem Kapitel von der **Identität** §. 27. bemerket, daß ein Theil ſeiner Hypotheſen oder vielmehr ſeiner Phantaſien von dem **Uebergang der Seelen in andre Körper** ſich auf die Wahrheit gründe; – daß die Seele nicht nur von aller Materie ganz und gar unabhängig ſey, ſondern ſich auch gegen alle und jede Art derſelben vollkommen gleichgültig verhalte. Ich hoffe aber, daß meine Ihnen hierüber mitgetheilte Gedanken Sie eines beſſern belehren ſollen, wenigſtens dächte ich, wären ſie im Stande manchen Zweifel zu beantworten. Sie ſtellen nemlich die Möglichkeit vor, wie die Handlungen eines ſchon geſtorbenen Menſchen einem itzt lebenden, der eben dieſelbe Seele hätte, ob er es ſich gleich nicht bewuſt wäre, zugeſchrieben werden können. Gäbe man das zu, ſo würde die perſönliche Identität eben dadurch noch eine gröſſere Beſtätigung erhalten. Uebrigens macht der Theil der Materie, der aus einem Körper in den andern gehet, nicht **ein und daſſelbe Individuum**, noch das, was **man das Ich** nennet, ſondern die Seele macht es aus.

Philalethes. §. 16. Es iſt aber doch ausgemacht, daß ich an einer vor tauſend Jahren geſchehenen Handlung, die mir **vermittelſt dieſes Selbſtbewuſtſeyns** zugeeignet wird, ſo vielen Antheil nehme, und daß ich von Rechtswegen ſo viele Rechenſchaft davon geben müſſe, als von einer Handlung, die ich in dieſem Augenblick gethan habe.

Theophilus. Der Wahn, etwas gethan zu haben, kann bey entfernten Handlungen ſehr leicht betrügen. Mancher hält ſeine Träume und ſeine Erdichtungen für wahr, wenn er ſie oft wiederholet. Eine ſolche ungegründete Meinung kann nun freilich die Seele ganz unruhig machen; ſtrafbar aber werden wir deßhalb gewiß nicht, wofern nicht andere Handlungen dahin abzwecken. Hingegen können wir manchmal einer ſchon geſchehenen und längſt vergeſſenen Handlung wegen zur Rechenſchaft gezogen werden, wenn ſie nemlich durch andre Gründe als wahr dargeſtellet wird.

Philalethes. §. 17. Ein jeder von uns wird es wohl durch ſeine tägliche Erfahrung beſtätigt finden, daß ſein kleiner Finger, ſo lange er unter dieſem Bewuſtſeyn mitbegriffen iſt, ſo wohl **ein Theil von ihm ſelbſt** ſey, als das, was das Meiſte von ihm ausmacht. Sollte nun bey einer etwa erfolgenden Trennung ſeines kleinen Fingers das Bewuſtſeyn ſolchen begleiten, und den übrigen Körper verlaſſen; ſo iſt es entſchieden, daß der kleine Finger die Perſon, ja eben dieſelbe Perſon ſeyn würde; alsdann würde auch das Selbſt mit dem übrigen Körper nichts zu ſchaffen haben.

Theophilus. Ich habe beym eilften Paragraph die Gründe angeführt, warum ich meine Finger für keinen Theil von dem Selbſt, was mich ausmachet, halten könne. So viel läßt ſich mit Grunde der Wahrheit behaupten, daß der Finger zu meinem Körper gehöre und einen Theil deſſelben ausmache.

Die Natur widerſpricht dergleichen Erdichtungen völlig. Die vorherbeſtimmte Harmonie, oder die ganz genaue Gemeinſchaft der Seele und des Körpers widerlegen dieſe Dinge von ſelbſt.

Philalethes. §. 18. Geſetzt aber auch, der Körper bliebe am Leben, und behielte nach der Trennung des kleinen Fingers unmittelbar ſein eigenes und beſonderes Bewuſtſeyn, wovon der kleine Finger nichts ~~wüßte~~, ſo würde der Finger ~~dieſelbe~~ Perſon ſeyn, und ~~das Selbſt~~ ſich nicht im geringſten um ~~ſelbigen, als einen Theil von ihm~~ bekümmern, noch ſich zu irgend einer von ſeinen Handlungen verſtehen; – man würde ihm auch keine davon zurechnen können.

Theophilus. Die Seele, die ſich in dem kleinen Finger aufhielte, würde alsdann nicht zu dieſem Körper gehören. Wenn es Gotte einmal gefiele, das Bewuſtſeyn von einer Seele in die andere herüber zu bringen; ſo würde er es als einen moraliſchen Begrif, als wenn es mit andern ein und daſſelbe wäre, behandeln müſſen. Jedoch dadurch würde die Ordnung der Dinge ohne Grund geſtört und unter dem deſſen wir uns bewuſt ſind, und der Wahrheit, die ſich durch unmerkliche Vorſtellungen erhält, ein ganz ungegründeter Unterſchied gemacht, der weil hienieden nichts unnütz iſt, ſondern alles der Ewigkeit und damit ſeiner Entwickelung entgegen eilet, mithin auch die gegenwärtigen unmerklichen Vorſtellungen ſich einmal aufklären werden.

§. 20. **Philalethes.** Kein menſchliches Geſetz wird einen Wahnwitzigen der Handlungen eines vernünftigen Menſchen

wegen

[illegible]
ist Zweck haben [illegible] deswegen unterbleiben sie, wie auch Theophil
[illegible] in der Antwort bemerkt.

wegen, noch einen vernünftigen Menſchen wegen deſſen, was der Wahnwitzige gethan hat, beſtrafen. Folglich machen ſie aus ihnen zwo Perſonen. Dies kann man einigermaſſen durch die gewöhnliche Art zu reden, erläutern; da wir ſagen, **er iſt ganz auſſer ſich.**

Von wahnwitzigen, und vernünftigen Menſchen.

Theophilus. Die Geſetze drohen Strafen und verheiſſen Belohnungen, um das Böſe zu verhindern und das Gute zu befördern. Nun kann ſich ein Wahnwitziger in einem ſolchen Zuſtande befinden, daß weder Drohungen noch Verheiſſungen auf ihn mehr würken, weil die Vernunft ihn verlaſſen hat. Folglich wird man auch von der Strenge der Strafe gegen ihn nachlaſſen müſſen, je ſchwächer ſein Verſtand iſt. So ſoll auch auf der andern Seite nach der Abſicht der Geſetze, der Laſterhafte die Folgen ſeiner Uebelthat fühlen, damit es ihm in der Folge nicht mehr in den Sinn komme, ſie zu wiederholen. Da aber der Wahnwitzige nicht fühlbar genug gegen eine ſolche Strafe iſt, ſo wartet man lieber auf einen beſſern Zeitpunkt, um in ſolchem die ihm zuerkannte Strafe zu vollziehen, damit er es empfinde, daß er für Handlungen beſtraft werde, die er bei dem Gebrauch ſeines Verſtandes verübet hat.

Von Trunkenen und Nachtwandlern.

Philalethes. §. 22. Iſt denn aber ein Betrunkener, wenn er wieder nüchtern geworden iſt, nicht eben dieſelbe Perſon? Warum wird er denn wegen einer in der Trunkenheit begangenen Handlung beſtraft, ohngeachtet er ſich derſelben niemals bewußt iſt?

Hierauf kann man folgendes antworten. **Er iſt faſt eben ſo dieſelbe Perſon, wie ein Menſch der im Schlafe herumwandelt, und andre Dinge thut, eben dieſelbe Perſon iſt, und für jeden Schaden, den er in ſolchem Zuſtande thun wird, Rechenſchaft zu geben verbunden iſt.**

Theophilus. Es bleibt ein auſſerordentlicher Unterſchied zwiſchen den Handlungen eines Betrunkenen und eines wahren und dafür bekannten Nachtwandelers. Der Betrunkene wird geſtraft, weil er die Trunkenheit ſehr wohl hätte vermeiden können; und ſich der Strafe in dieſem Zuſtande einigermaſſen erinnern kann. Hingegen haben es die Nachtwandeler *) keinesweges in ihrer Gewalt, ihre nächtliche

---

*) Die Lehre von den Träumen überhaupt, beſonders von den Träumen der Nachtwandler, bleibt in der Seelenlehre eine der allerfruchtbareſten; ſie iſt aber gewiß auch eine der ſchwereſten. Wir haben manche ſehr gute Abhandlungen über dieſe Materie, die ſie aus einem philoſophiſchen, — mediciniſchen, — und juriſtiſchem Geſichtspunkt betrachten. Haller in ſeinen Noten zum Börhave; Thomaſius in ſeiner Diſſertation *de iure circa ſomnum & ſomnia*; — Hofmann, Tandler, van Heer haben ſich bemühet, ſie aus dem Grunde und ſyſtematiſch zu erklären. Ganz neuerlich hat ein unbekannter Philoſoph in einer Abhandlung über die Ahndungen und Viſionen die ganze Sache mit reifer Beurtheilungskraft und ganz vorzüglicher pſychologiſcher Kenntniß erwogen, und in ein helleres Licht geſetzt. Auf dieſe Schrift verweiſe ich alſo den Leſer; und ich will nur, damit man in der Kürze das Ganze überſehen könne, noch ein paar Worte beifügen.

Bey der Erklärung der Verrichtungen, die die Nachtwandler vornehmen, entſteht die doppelte Frage: — Iſt die Seele dabey geſchäftig, oder nicht? und wenn die Seele dabey würkt, nach welchen Geſetzen erfolgen dieſe ihre Würkungen? — —

Herr von Büffon, der ſich faſt zu ſehr in den bloſſen thieriſchen Mechaniſmus verliebt hat, entfernt die Seele ganz und gar. Mir ſcheint, ſagt er: „im 7ten Band der „Naturhiſtorie, an dieſen Handlungen der Seele nicht im „geringſten Antheil zu nehmen; denn die Nachtwandrer gehen, kommen wieder und handeln ohne Nachdenken, ohne „ſich ihrer mißlichen Stellungen, der Gefahr und Unbequemlichkeit ihrer nächtlichen Wanderſchaften bewußt zu „ſeyn. Blos ihre thieriſche und nicht einmal alle thieriſche „Fähigkeiten ſcheinen ſich hiebey würkſam zu erzeigen. Ein „Nachtwandrer iſt in dieſem Zuſtande viel dummer, als „ein Menſch von blödem Verſtande; denn es befindet „ſich liche Herumwandlungen einzuſchränken, und das zu unterlaſſen, was ſie, gemeiniglich thun. Wenn es indeſſen

ſei-

„ſich alsdann bey jenem, nur ein Theil ſeiner Sinnen „und ſeiner Einbildungskraft in einiger Würkſamkeit, „da hingegen dieſer aller Sinnen mächtig iſt, und ſich „ſeiner Empfindungskraft in ihrem ganzen Umfange bedienet.„

Hierinnen liegt aber offenbar ein Sprung — denn

1) lehren ja Beiſpiele von Nachtwandlern genug, daß ſie ſich zum öftern ihrer im Schlafe vorgenommenen Handlungen bewußt ſind. Der Schulmeiſter Gundiſalve wußte am Morgen gar wohl, daß er ſich gegen den Mönch, der ihn ſchlagen wollte, mit der Scheere vertheidigt habe; das fiel ihm nun freilich nicht wieder ein, daß er, anſtatt den Mönch mit der Scheere zu verwunden, einigemal ins Bette geſtochen habe.

2) Es giebt viele Erſcheinungen in der Natur des Menſchen, wobey die Seele ſehr groſſen Antheil hat, deren ſie ſich aber nicht immer bewußt iſt Z. B. in der Fieberhitze wird der Kranke manches vornehmen, und reden, was er, ſo bald ſich die Hitze legt, nicht mehr weiß.

3) Die Fälle der Nachtwandler ſind auch in der That zu verwickelt, zu ſehr zuſammengeſetzt, und zu auffallend, als daß man ſie, wie Büffon vorſchlägt, blos aus einigen thieriſchen Fähigkeiten der Seele erklären könnte.

Es ſcheint alſo aus allem, was man bey der Nachtwandlung beobachtet, zu erhellen, daß die Seele nicht nur Antheil, ſondern auch ſehr groſſen Antheil daran habe. Wie würkt ſie aber auf den Körper der Nachtwandler? Der ſchon gedachte Verfaſſer der Abhandlung über Ahndungen und Viſionen erklärt das Auſſergewöhnliche in den Handlungen der Nachtwandler aus ihren Naturkräften, führet die beſonders auffallenden Fälle der Reihe nach durch, und zeigt von einem jeden, wie er in dem Würkungskreiſe der menſchlichen Seele liege. S. 285—297.

Wenn übrigens Leibnitz es noch dahinſtellet, ob die Nachtwandler, wenn ſie jemand derbe zerprügelte, würklich aufwachen und ſich in ihr Bette verfügen? ſo iſt dies, glaube ich, ganz hinlänglich entſchieden. Ich kenne jemanden, der in ſeiner Jugend ein Nachtwandler war, und ſich angewöhnet hatte, auf den Kornboden zu ſteigen, das nach

der

ſeine Richtigkeit hätte, daß ſie aufwachten und ſich in ihr Bette verfügten, wenn man ſie während dem Nachtwandeln derb zerprügelte, ſo wäre es Pflicht, es zu thun; man würde es auch nicht unterlaſſen, ob es gleich mehr ein Arzeneymittel als eine Strafe wäre. Man kann es auch nicht läugnen, daß dergleichen Mittel öfters gute Dienſte gethan haben.

Philalethes. Die Geſetze beſtrafen eins und das andere, mit einer Gerechtigkeit, die ihrer Erkenntniß angemeſſen iſt. In dergleichen Fällen können ſie nemlich die Wahrheit von der **Verſtellung** nicht genau unterſcheiden. Folglich wird weder in der Betrunkenheit, noch im Schlafe die Unwiſſenheit als eine Entſchuldigung zugelaſſen. Denn obgleich die Beſtrafung mit der Perſönlichkeit, und die Perſönlichkeit mit dem Bewuſtſeyn verbunden iſt, und ſich ein Trunkenbold deſſen, was er begangen hat, nicht bewuſt ſeyn kann; ſo beſtrafen ihn doch die menſchlichen Gerichte mit allem Rechte, weil die That wider ihn erwieſen iſt, obgleich der Mangel des Bewuſtſeyns für ihn nicht erhärtet werden kann.

Theophilus. Es kommt hierbey nicht ſowohl auf das an, was Sie eben jetzt erwähnten, als vielmehr auf

das

---

der Straſſe zu gehende Fenſter zu öfnen, ſich einige Minuten lang daſelbſt zu verweilen, es wieder zuzumachen, und ſich ſchlafen zu legen. Ein Bedienter des Hauſes, in dem dieſer junge Menſch als Aufſeher der Kinder war, paßte ihm einſtmals des Nachts mit einer derben Ruthe auf, empfieng ihn, als er ſeiner Gewohnheit nach in bloſſem Hemde erſchien, mit einem nachdrücklichem Willkommen, verfolgte ihn bis in ſein Bette, und entließ ihn mit einem fühlbaren Abſchiede. Die Gewohnheit verlor ſich, und nach dem Gebrauch einiger Arzneymittel wurde er von ſeiner Nachtwandlung wieder hergeſtellet.

Hieher gehört auch das Beiſpiel mit dem Kutſcher und Edelmann. Siehe die oftgedachte Abhandlung Seit. 297—298.

Anm. des Uebers

das, was man thun muß, wenn es ausgemacht iſt, daß der Betrunkene oder der Nachtwandler würklich auſſer ſich geweſen ſind. In dieſem Falle iſt der Nachtwandler als ein Unſinniger zu betrachten: da aber die Trunkenheit etwas freiwilliges iſt, die Krankheit aber nicht, ſo beſtraft man jene, und nicht dieſe.

Philalethes. Allein an jenem groſſen Tage, an welchem das Verborgene aller Herzen offenbar werden wird, wird keiner, wie man mit allem Rechte glauben kann, gehalten ſeyn, für das, was er nicht weis, Rechenſchaft zu geben; ſondern ein jeder wird ſein Urtheil empfangen, nachdem ihn ſein Gewiſſen anklagt oder entſchuldigt.

Theophilus. Sollte wohl an jenem groſſen Gerichtstage das Gedächtniß der Menſchen ſo ſehr erhöhet werden, daß es ſich alles deſſen, was es in ſeinem ganzen Leben vergeſſen hätte, wieder erinnerte? Könnte man nicht vielmehr annehmen, daß die Kenntniß anderer, ins beſondere die untrügliche Erkenntniß des höchſten Richters hinlänglich ſey.

Man erdichte ſich folgenden wahrſcheinlichen Fall: Es könnte jemand am Tage des allgemeinen Weltgerichts glauben, er ſey ein laſterhafter Menſch geweſen; andere Menſchen könnten ihn eben dafür halten, da er doch nichts weniger als laſterhaft geweſen iſt: – könnte wohl der allgemeine und höchſte Richter der Welt, dem das Gegentheil ganz allein bekannt iſt, dieſen Menſchen verdammen, und ein Urtheil über ihn fällen, welches der Wahrheit der Sache zuwider wäre? Dies würde aber geradezu aus dem Begriffe folgen, den Sie von der moraliſchen Perſönlichlichkeit gegeben haben. Man könnte vielleicht noch dies hiergegen einwenden, daß, wenn Gott nach dem äuſſern Schein der Dinge richten wollte, er dadurch andern zur Laſt fallen, und ſeine Ehre nicht hinlänglich befördern würde. Hierauf antworte ich ganz kurz, daß er ſich ſelbſt das erſte und vornehmſte Geſetz ſey, und daß andere in dieſem Fall ihren Irrthum eingeſtehen müſſen.

Philalethes. §. 23. Könnte man für gewiß annehmen, daß ein zwiefaches, verſchiedenes, und unmittheilbares Bewußtſeyn in eben demſelben Körper, und zwar das eine beſtändig am Tage, das andere des Nachts würkte; oder daß daſſelbe Bewußtſeyn ſich in zween verſchiedenen Körpern wechſelsweiſe thätig erwieſe; ſo würde ich die Frage aufwerfen, ob nicht im erſten Falle, der Tagemenſch und der Nachtmenſch ſowohl zwo unterſchiedene Perſonen ſeyn würden, als es **Sokrates** und **Plato** ſind? und ob nicht in dem andern Falle eine Perſon zwei unterſchiedene Körper bewohnen würde, ſo wie ein Menſch in verſchiedenen Kleidern doch immer derſelbe bleibt?

Ob die perſönliche Identität nicht von der Identität der Subſtanz, oder von dem Bewußtſeyn beſtimmt werde?

Es hat eben ſo viel nicht auf ſich, wenn man ſagt, daß dieſes ein und daſſelbe Bewußtſeyn, welches in zweyen verſchiedenen Körpern thätig iſt, und daß dies unterſchiedene Bewußtſeyn, welches in einem Körper zu verſchiedenen Zeiten thätig iſt, in oben erwähnten Fällen denſelbigen verſchiedenen unmaterialiſchen Subſtanzen zugehöre, die es mit ſich in ſolche Körper bringen. Denn die perſönliche Identität würde durch das Bewußtſeyn auf gleiche Weiſe beſtimmt werden, es mag nun daſſelbe mit einer einzelnen unmaterialiſchen Subſtanz verbunden ſeyn, oder nicht. Ein unmaterialiſches denkendes Weſen kann überdem zuweilen ſein vormaliges Bewußtſeyn fahren laſſen, und wieder darauf gebracht werden. Dies kann man aus der Vergeſſenheit ſo vieler Menſchen deutlich genug erſehen, denen ihre vorige Handlungen ſowohl, als Begebenheiten, ſehr oft entfallen, ſo daß ſich ihre Seele nicht ſelten einer ehedem wohlbekannten Sache, die ſie aber zwanzig Jahre hindurch vergeſſen hatte, wiederum erinnert. Man nehme ferner an, daß dieſe Zeiten der Erinnerung und Vergeſſenheit Tag und Nacht ihre ordentliche Abwechſelungen hielten; ſo wird man ſo gut zwey Perſonen mit demſelben unmaterialiſchen Geiſte, als in dem vorigen Exempel zwey Perſonen mit eben demſelben Körper haben. Hieraus folgt, daß dieſes Selbſt nicht durch die Einerleiheit oder Verſchiedenheit der Subſtanz, wovon man nicht verſichert ſeyn kann, ſondern blos durch die Einerleiheit des Bewußtſeyns beſtimmt werde.

Theophilus. Wenn der Schein (les apparences) einmal verändert und gleichſam von einer Seele auf die andere fortgepflanzet werden ſollte, oder wenn Gott einmal zwey Seelen mit einander vertauſchte, und ihren Körper, und den Schein und das Bewußtſeyn mit einander verwechſelte; ſo würde die perſönliche Identität nicht mit der Identität der Subſtanz verbunden ſeyn; ſondern ſie würde ſich nach dem fortdaurenden Schein, den die Moral zum Geſichtspunkte haben müſte, richten; dieſer Schein würde aber alsdenn nicht in dem bloſſen Bewußtſeyn beſtehen, und Gott müſte nicht nur die Apperceptionen, oder das Bewußtſeyn eines jeden Individuums, ſondern auch den Schein, den andere in Abſicht dieſer Perſonen haben, mit einander vertauſchen; denn ſonſt würde das Bewußtſeyn dieſer, und das Zeugniß andrer Menſchen ſich widerſprechen. Dies wäre aber ein Verſtoß gegen die Ordnung der moraliſchen Dinge. Indeſſen wird man mir auch zugeben müſſen, daß eine ſolche aufgerichtete Scheidewand zwiſchen der unempfindbaren und empfindbaren Welt, oder zwiſchen den unempfindbaren Perceptionen, welche in denſelben Subſtanzen beſtändig dieſelbigen bleiben, und den Apperceptionen, mit denen eine Verwechſelung vorgenommen worden iſt, ein eben ſo groſſes Wunder ſeyn würde, als wenn Gott einen leeren Raum machen wollte. Ich habe mich im vorhergehenden über die Urſachen einer ſolchen Unmöglichkeit hinlänglich genug erklärt.

Hier iſt ein Fall der noch mehrere Wahrſcheinlichkeit hat als der erſte: Es könnte an einem andern Orte dieſes Weltalls eine von unſerm Erdball nicht merklich unterſchiedene Kugel ſeyn, deren Bewohner von uns gleichfalls nicht ſonderlich unterſchieden wären. Folglich giebt es auf derſelben mehr als hundert Millionen Paare ähnliche Perſonen, daß iſt Perſonen, die denſelben Schein und daſſelbige Bewuſtſeyn haben. Gott könnte folglich entweder die Seelen allein, oder die Seelen mit ihren Körpern aus einer Kugel in die andre verſetzen, ohne daß ſie es gewahr würden. Er mag ſie nun aber verſetzen oder da laſſen, wie werden Sie und die Anhänger Ihrer Sekte ſich ihre Perſonen und ihr Selbſt vorſtellen? Sind es zwey oder iſt es nur eine Perſon; — da das Bewuſtſeyn, und der innerliche ſowohl als der äuſſere Schein der Bewohner dieſer Kugel keinen Unterſchied machen kann. Es kann nun freilich nicht geläugnet werden, daß Gott, und andre Geiſter, die die Intervalle, die äuſſern Verhältniſſe der Zeiten und der Oerter, und ſogar die innere den Bewohnern dieſer Kugel ſelbſt unbekannte Conſtitution penetriren, ſie unterſcheiden könnten; da aber nach Ihrer Theorie das Bewuſtſeyn allein die Perſonen von einander unterſcheidet, ohne daß wir uns um die Identität, oder die reelle Verſchiedenheit der Subſtanz, oder um das, was es andern zu ſeyn ſcheint, zu bekümmern nöthig haben, warum ſollte man nun nicht behaupten können, daß zwey Perſonen, welche auf dieſen beiden Kugeln zu gleicher Zeit, wiewohl auſſerordentlich von einander entfernt, und ſich ganz und gar ähnlich ſind, auch eine und dieſelbe Perſon ausmachen? das wäre aber eine offenbare Ungereimtheit. Redet man bloß von dem, was natürlicher Weiſe geſchehen kann, ſo würden die beyden Kugeln, und die zwey Seelen auf dieſen Kugeln ſich nur eine Zeitlang ähnlich bleiben. Denn da es eine individuelle Verſchiedenheit giebt, ſo muß dieſe wenigſtens in den innerlichen Conſtitutionen beſtehen, die ſich in der Folge immer mehr und mehr entwickeln werden.

Philalethes. §. 26. Wir wollen den Fall ſetzen, ein Menſch würde jetzt deswegen zur Strafe gezogen, was er in einem andern Leben begangen hätte, und man könnte machen, daß er ſich deſſen ganz und gar nicht bewuſt wäre. Was für ein Unterſchied würde wohl zwiſchen dieſer Beſtrafung und derjenigen ſeyn, da er zur Unglückſeeligkeit geſchaffen wäre? Diese Strafe könnte ja deshalb statt finden, um diese [illegible] dieses Menschen zu bessern, aus welchen in dem vorigen Leben jene lasterhafte Handlungen entstanden [illegible] er sich jetzt nicht mehr erinnert, u. woraus in dem jetzigen Leben ähnliche entstehen würden, wenn die Neigungen nicht [illegible] [illegible] Besserung der Neigungen [illegible] das Beyspiel [illegible] andern [illegible] Uebeln zugefügt wird, sind die erwogenen Endzwecke d. Strafe, wo diese, oder doch eins von ihnen statt findet ist d. Strafe gerecht u. vernünftig, insofern aber ungerecht. — Leibniz scheint zu sehr an dem alten verworrenen Begriff von der Rechtmäßigkeit d. Strafe zu kleben.

Theophilus. Die Platoniker, – die Origenianer, – einige Juden und andre Vertheidiger der Präexiſtenz der Seelen behaupten, daß die in dieſe Welt vertheilte Seelen in unvollkommne Körper verſetzt wären, um in ſolchen die in einer andern Welt verübten Laſter und Verbrechen zu büßen. Wenn man ſich aber weder durch eigene Erinnerungskraft, noch durch eingedruckte hinterbliebene Züge, noch durch andere von der Richtigkeit dieſer Hypotheſe überzeugen kann, ſo wird man es auch im eigentlichen Verſtande keine Strafe nennen dürfen. Ueberdem bleibt, wenn wir von den Strafen im allgemeinen ſprechen, noch immer die Frage, ob diejenigen, welche ſie leiden, den Grund davon zu wiſſen brauchen? und ob es nicht hinlänglich ſey, wenn andere Geiſter von höheren Gaben und Einſichten daraus Gelegenheit nehmen, die Ehre Gottes zu verherrlichen *). Allein es iſt wahrſcheinlicher, daß der, welcher eine Strafe erduldet, auch wenigſtens im allgemeinen wiſſe, warum er ſie leide?

Philalethes. §. 29. Vielleicht geben Sie noch zuletzt dem Verfaſſer des Verſuches Ihren Beifall, wenn er am Ende des Kapitels von der Identität ſagt; daß die ganze Streitigkeit, ob ein Menſch immer derſelbe bleibe, auf nichts weiter als auf eine bloſſe Namen- oder Wortſtreitigkeit hinauslaufe, und daß alles darauf ankomme, ob man umunter dem Menſchen bloß ſeine vernünftige Seele, oder den Körper allein, in ſo fern er in die menſchliche Form eingehüllt iſt, oder endlich die mit einem ſolchen Körper verbundene Seele verſtehe. Im erſteren Falle wird die von dem Körper abgeſonderte Seele immer noch ein Menſch bleiben; im zweyten würde der Ourang-Outang, der, wenn man die Vernunft ausnimmt, uns vollkommen ähnlich iſt, – es auch ſeyn, ja ſelbſt der Menſch würde derſelbe bleiben, wenn er ſeine vernünftige Seele mit einer Thierſeele vertauſchen ſollte. Im dritten Falle wird beides in der alten Verbindung bleiben. Dieſelbe Seele, und derſelbe Körper, wenigſtens einem Theile nach, und was die in die Sinne fallende Form betrift, auf eine jenen erſetzende Art. Man könnte alſo phyſiſch und moraliſch daſſelbe Weſen, das iſt, dieſelbe Perſon zu ſeyn fortfahren, ohne deßhalb ein Menſch zu bleiben, wenn man nemlich dieſe Figur in dem letzteren Sinne als ein weſentliches Stück anſieht.

---

*) Leibniz redet hier entweder nicht verſtändlich und deutlich genug, oder er behauptet in aller Abſicht etwas ganz falſches. Wie kann man von einem Geſetzgeber glauben, er werde jemanden ſtrafen, ohne ihm den Grund, warum er ihn ſtrafe, vorzuhalten? das hieſſe die gröſte Grauſamkeit begehen, und gegen Unſchuldige tyranniſiren. Selbſt Caligula und Nero raſten Gründe zuſammen, die jemanden der Todesſtrafe würdig zu machen ſchienen, wenn es ihnen einfiel, zu ihrem Vergnügen einem Vorübergehenden den Kopf abzuhauen, oder abſchlagen zu laſſen. Von Gott dergleichen im Ernſte zu glauben, gränzte ganz nahe an Gotteslaſterung.

Anm. d. Ueberſ.

Theophilus. Es kommt hier allerdings mehr auf den Namen an; und im dritten Sinne verhält es ſich gerade ſo und nicht anders, als mit dem Seidenwurm, der erſt eine Raupe, ~~dann~~ ein Seidenwurm, und dann ein Schmetterling iſt, oder mit den Engeln, von denen viele glauben, daß ſie in einer vorigen Welt Menſchen geweſen wären. Doch; wir haben wichtigere Unterſuchungen vor uns, als daß wir an der Bedeutung der Wörter hangen bleiben ſollten.

Ich habe Sie zur Quelle der wahren phyſiſchen Identität geführt; ich habe Ihnen gezeigt, daß die Moral eben ſo wenig als die Erinnerungskraft derſelben widerſpreche; daß ~~ſie~~ freilich weder der Perſon, von der die Rede iſt, noch andern, die mit ihr in Verbindung ſtehen, die phyſiſche Identität hinlänglich bezeichnen können: – daß ſie aber der phyſiſchen Identität weder widerſprechen, noch ſich auſſer Verbindung mit ihr ſetzen; – daß es doch immer erſchaffene Geiſter gebe, die ihre Natur kennen, oder doch kennen können;

[illegible]

nen; daß aber das Gleichgültige, was man in Abſicht der Perſonen ſelbſt darinnen antrift, es nur eine gewiſſe Zeitlang zu bleiben im Stande ſey.

Acht und zwanzigſtes Hauptſtück.

Von einigen andern Verhältniſſen, beſonders von den moraliſchen.

Philalethes.

§. 1. Auſſer den bereits in Betrachtung genommenen Verhältniſſen, die ſich auf Zeit, Ort und Urſache gründen, giebt es noch ſehr viele andere. Ich will itzt einige derſelben durchgehen: aus homogenen Theilen bestehende

Verhältniſſe der Proportion.

Zuvörderſt; Ein jeder ~~einfachen~~ Begrif, weil er in Theile oder Grade zerlegt werden kann, giebt Gelegenheit, die Subjekte, in denen er ſich befindet, in Abſicht auf ſolchen einfachen Begrif zu vergleichen. Hieher gehören z. B. die Ideen des Mehr oder des Weniger, – des Gleichen oder Ungleichen, u. ſ. w.

Dies könnte das **proportionirliche (ebenmäßige) Verhältniß** genannt werden.

Theophilus. Es giebt aber doch ein gewiſſes Uebermaas ohne Proportion in Abſicht einer **Gröſſe**, die ich unvollkommen nenne. Zum Beiſpiel; wenn ich den Winkel, den der ~~Gerade~~ mit ſeinem Cirkelbogen macht, kleiner nenne, als einen ~~geraden~~ Winkel. Denn es läßt ſich zwiſchen dieſen zwey Winkeln, oder zwiſchen einen von ihnen, der der Nebenwinkel iſt, und ihrer Differenz, keine Proportion gedenken.

Philalethes.

Verhältniſſe des Urſprunges.

Zweitens; Eine andere Veranlaſſung, die Dinge mit einander zu vergleichen, oder ein Ding ſo zu betrachten, daß man bey ben ſolcher Betrachtung ein anderes Ding mit einſchlieſſet, verſchaffen die Umſtände ihres Urſprunges oder Anfanges. Denn dieſe, da ſie hernach nicht geändert werden können, machen, daß die davon abhängenden Verhältniſſe ſo lange dauren, als die Subjekte, denen ſie zugehörig ſind, z. B. Vater, Sohn, Brüder, Geſchwiſterkinder, Landsleute, u. ſ. w. Dies nenne ich **natürliche** Verhältniſſe.

Hiebey können wir die Bemerkung machen, daß die Menſchen ihre Begriſſe und Wörter zum Gebrauche des gemeinen Lebens, nicht aber der Wahrheit der Dinge und ihrer Erſtreckung gemäß eingerichtet und bequem gemacht haben. Denn es befindet ſich unter dem Zeuger und dem Gezeugten ſowohl in den Geſchlechtern der andern Thiere, als der Menſchen einerlen Verhältniß. Indeſſen ſagt man doch nicht: dieſer Ochſe iſt der Großvater; dieſe zwo Tauben ſind Geſchwiſterkinder. Denn die Wörter ſind blos zur Bequemlichkeit und zum Gebrauch der Menſchen erfunden worden. Im Gegentheil giebt es manche Länder, wo man ſich um die Genealogie der Pferde, mehr als um ſeine eigene Stammtafel bekümmert, wo man nicht nur für jedes Pferd, ſondern auch für die verſchiedene Verhältniſſe ihrer Verwandtſchaft unter einander beſondre Namen hat.

Ueber die Familiennamen.

Theophilus. Zu den Namen der Verwandtſchaft kann man noch die Familiennamen hinzufügen. Unter der Regierung **Karl des Groſſen** und geraume Zeit vor und nachhero wuſte man zwar in Deutſchland, Frankreich, und in der Lombardey noch nichts von ihnen. Vor noch nicht gar langer Zeit ſind auch noch in Norden manche (ſogar adeliche), Familien geweſen, die keinen Namen hatten; – ſo daß man jemanden in ſeiner Vaterſtadt nur nach den Namen ſeines Vaters oder den ſeinigen erkannte, und, wenn er in eine andre Stadt zog, zu ſeinem Namen noch den des Ortes, woher

her er kam, hinzufügte. Die Araber und Türken haben, wo ich mich nicht ſehr irre, dieſe Gewohnheit beibehalten. Sie haben keine beſondere Familiennamen, und nennen alſo bloß den Vater, und den Großvater eines Menſchen. Eben dieſe Ehre thun ſie ihren Pferden an, die ſie bey ihrem und bey dem Namen ihres Großvaters benennen. So redete man von den Pferden, welche der Großſultan nach dem Frieden zu **Carlowitz** dem Käyſer ſchickte. Der ſelige Graf von **Oldenburg** der letzte ſeines Hauſes, der ſehr alt wurde, war wegen ſeiner Stutterey überall bekannt. Er ließ für ein jedes ſeiner Pferde einen Stammbaum verfertigen, – ſo daß ſie allenfalls ihre **Ahnen** hätten herzählen, und ſogar die Bildniſſe ihrer Vorfahren, worauf die Römer ſo auſſerordentlich viel hielten, aufweiſen können.

imagines majorum

Die Tribus.

Um aber auf die Menſchen zurückzukommen, ſo haben die Tartarn und Araber für ihre **Tribus**, die, gleich weit ausgebreiteten Familien, ſich mit der Zeit immer mehr und mehr vergröſſert haben, auch gewiſſe Namen. Dieſe ſind **entweder** von dem Großvater, **oder** von den Voreltern überhaupt, zum Beiſpiel von Moſis Zeiten **oder** von dem Ort ihrer Wohnung, **oder** von andern zufälligen Umſtänden entlehnt. Der ſo ungemein richtig beobachtende Reiſebeſchreiber, Herr **Worsley**, der ſich eine Zeitlang in dem wüſten Arabien aufgehalten hat, verſichert, daß in dem ganzen Striche zwiſchen Egypten und Paläſtina, und in der Gegend, die Moſes mit ſeinem Heere durchzog, ſich anitzt nur drey Tribus ohngefähr von 5000 Menſchen ſtark aufhalten, und daß einer von ihnen ſeinen Namen, wenn ich mich nicht irre, von ſeinem Großvater **Sali** entlehnet habe. Die Grabſtätte dieſes Namens wird von ſeinen Nachkommen ſo ehrwürdig gehalten, als das Grabmal eines Heiligen, kein Araber reitet vorüber, ohne etwas von der Erde auf ſein und auch auf ſeines Kameeles Haupt zu legen.

Von der Blutsfreundſchaft, und

Die **Blutsfreundſchaft** entſtehet aus einem gemeinſchaftlichen Urſprung zweyer Perſonen, de-

Schwägerſchaft. (affinité).

deren Relation in Betrachtung gezogen wird. Man könnte aber auch noch genauer ſich ſo ausdrücken, daß zwiſchen zwo Perſonen eine **Verbindung** oder **Schwägerſchaft** entſtehe, wenn ſie durch Verheyrathungen, mit einer dritten Blutsfreunde werden, ohne daß ſie es unter ſich ſind. Da man aber zwiſchen Mann und Frau keine Schwägerſchaft anzunehmen pflegt, ob ihre Verheyrathung gleich die Urſache derſelben in Abſicht andrer Perſonen iſt; ſo könnte man vielleicht mit mehrerm Rechte unter denen eine **Schwägerſchaft** annehmen, die, wenn Mann und Frau für eine Perſon gehalten werden könnten, unter ſich Blutsfreunde ſeyn würden.

Philalethes.

Sittliche und natürliche Verhältniſſe.

§. 3. **Drittens**; Oft iſt der **Grund**, warum man die Dinge mit einer **Beziehung** auf einander betrachtet, eine gewiſſe Handlung, dadurch man vermöge eines ſittlichen Rechtes, einer ſittlichen Macht oder Verbindlichkeit etwas unternimmt. Hieher gehört das Verhältniß eines Feldherrn, und eines Bürgers. Alle dieſe **Gattungen der Verhältniſſe**, da ſie von dem Willen der Menſchen, oder von den Verträgen in einer Geſellſchaft abhängen, nenne ich **angeordnete** und **willkührliche**. Sie laſſen ſich von den natürlichen dadurch unterſcheiden, daß die meiſten derſelben, wo nicht alle, auf dieſe oder eine andere Weiſe veränderlich ſind, und von den Perſonen, denen ſie zuweilen zugehören, getrennt werden können; ohnerachtet keine von den Subſtanzen, die ein ſolches Verhältniß gegen einander haben, vernichtiget wird. Zwey **korrelative** Dinge haben manchmal ein jedes ſeinen eigenen Namen. Zum Beiſpiel der **Sachwalter** und der **Client**, der **General** und der **Soldat**. Aber doch nicht immer. So iſt für diejenigen, die unter den Befehlen und der Herrſchaft eines Canzlers ſtehen, kein beſondrer Name vorhanden, der ein Verhältniß des einen oder des andern von ihnen ausdrückte.

Theophilus. Es giebt manche **natürliche Verhältniſſe**, die man mit **moraliſchen** vereinbaret hat. So haben z. B. Kinder auf die **Legitima** aus der Erbſchaft des Vaters oder der Mutter ein Recht; junge Leute müſſen ſich in gewiſſen Fällen den Aelteren unterwerfen, und Aeltere beſitzen und verwalten gewiſſe Vorrechte über ſie. Oft hält man auch etwas für ein natürliches Verhältniß, was es doch nicht iſt. So ſagen z. B. die Geſetze, der ſey der Vater eines Kindes, der zu der Zeit, da die Mutter mit dem Kinde ſchwanger geworden iſt, ſeiner Frau ehelich beygewohnt hat. Dieſe **Subſtitution** des **Angeordneten** an die Stelle **des Natürlichen** iſt öfters weiter nichts als eine **Präſumtion**, oder ein Urtheil, welches eine Sache ſo lange für wahr hält, die doch nicht wahr iſt, als es noch nicht erwieſen iſt, daß ſie falſch ſeye. In dieſem Sinn wird die Maxime pater est, quem nuptiae demonſtrant, in dem römiſchen Rechte, und bey andern Völkern, wo ſie gilt, verſtanden. In Engelond ſoll es nicht das geringſte helfen, wenn man ſein Alibi noch ſo ſehr erhärtet, wofern man ſich nemlich in einem der dreyen Reiche aufgehalten hat. Dieſe Präſumtion wird alſo eine **Erdichtung**, und, wie es einige Rechtsgelehrten nennen, praeſumtio iuris & de iure *).

Phi-

---

*) Herr von Leibniz und die Juriſten theilen unter andern auch die Vermuthungen in praeſumtiones iuris und praeſumtiones iuris & de iure ein. Gegen die ſogenannten praeſumtiones iuris laſſen ſie den Beweis des Gegentheils zu, und ſie haben keine andere Würkung, als daß ſie dem, der eine ſolche vor ſich hat, von dem Beweiſe befreien; ſie ſind alſo wahre Vermuthungen. Ganz anders aber verhält es ſich mit denen, die iuris & de iure genannt werden. Denn dieſe befreien nicht allein von der Laſt des Beweiſes, ſondern es findet auch nicht einmal gegen ſie der Beweis des Gegentheils Statt. Eine ſolche iſt z. B. die Vermuthung der geſchehenen Zahlung, wenn man die ſogenannte Exceptio non numeratae pecuniae, einem angeſtellten Schuldſchein nach zwey Jahren entgegenſetzen wollte. Man ſiehet indeſſen hieraus, daß dieſe Eintheilung fehlerhaft iſt, da die ſo-

ge-

Philalethes. §. 4. Ein **ſittliches Verhältniß** beſteht in der Gleichförmigkeit, oder Nichtübereinſtimmung der freywilligen Handlungen der Menſchen mit einer Regel, auf welche ſich dieſe beziehen, und nach welcher ſie beurtheilet werden, ob ſie moraliſch **gut oder** ob ſie moraliſch böſe ſind.

§. 5. Das **moraliſche Gute** oder das **moraliſche** Böſe beſtehet alſo nur in der Gleichförmigkeit oder in der Nichtübereinſtimmung unſerer freywilligen Handlungen mit einem Geſetz, welches uns nach dem Willen und der Macht des Geſetzgebers, oder deſſen, der das Geſetz aufrecht erhalten wiſſen will, ein **phyſiſches Gut**, oder ein **phyſiſches Uebel** gewähret. Dies Gute und Böſe nennen wir **Belohnung und Beſtrafung.**

Nicht menſchliche, ſondern göttliche Geſetze ſind der Maaßſtab des moraliſchen Guten und Böſen.

Theoph. Groſſen Männern, wie der Verfaſſer des Verſuches iſt, läſſet man die Freyheit gern, ihre Begriffe nach Willkühr auszudrücken. Indeſſen würde nach dem Begrif, den Sie eben itzt gegeben haben, eine Handlung unter verſchiedenen Geſetzgebern moraliſch gut und moraliſch böſe zu gleicher Zeit ſeyn; eben ſo, als nach der Erklärung des Verfaſſers von der **Tugend** (indem er ſie durch das Lobenswürdige erkläret), eine Handlung nach den verſchiedenen Meinungen und Urtheilen der Menſchen zu gleicher Zeit tugendhaft und auch nicht tugendhaft ſeyn würde. Da man aber gewöhnlicherweiſe die moraliſch guten und tugendhaften Handlungen in einem ganz andern Sinne zu erklären pflegt; ſo würde ich lieber das ewige und unveränderliche Vernunftgeſetz, welches Gott allgemein feſtgeſetzet hat, als den Maaßſtab derſelben anſehen. Hierdurch

wird

---

genannten praeſumtiones iuris & de iure keine Vermuthungen mehr ſind, ſondern vielmehr das, was ſonſt zum Beweiſe geſtellt wird, geſetzlich völlig erſchöpfen, und alſo vielmehr rechtliche Wahrheiten (veritates iuridicae) genannt werden müſſen.

Anm. des Ueberſ.

wird das moraliſche gute auch phyſiſch gut, oder, wie ſich die Alten darüber ausdrückten, **alles ehrbare iſt auch nützlich**; da man ſonſt, um die Ideen des Verfaſſers genau auszudrücken, ſagen müſte, das moraliſche Gute oder Böſe ſeye ein verordnetes (verhängtes) Gute und Böſe, worauf der Geſetzgeber Belohnungen und Strafen gelegt habe, damit jenes gethan und dieſes unterlaſſen würde. Das Gute beſteht darinn, daß das, was Gott allgemein eingeſetzt und verordnet hat, auch der Natur und der Vernunft gemäß eingerichtet iſt.

Philalethes. §. 7. Es giebt eine **dreifache** Art von **Geſetzen**:

1) Das **göttliche** Geſetz.

2) Das **bürgerliche** Geſetz.

3) Das Geſetz der **beſondern Achtung**, oder des **guten Namens**.

Das erſtere iſt eine Regel, die **Pflicht** und **Sünde**, – das zweite, die **Strafbarkeit der Handlungen und Unſchuld derſelben**, – das dritte, die **Tugend** und **Laſter** zu beurtheilen.

Tugend und Laſter.

Theophilus. Im gewöhnlichen Verſtande iſt **Tugend** und **Laſter**, von **Pflicht** und **Sünde** nicht mehr unterſchieden, als die **Fertigkeiten** von den **Handlungen**; denn man erklärt Tugend und Laſter niemals aus der Meinung der Menſchen hierüber. Eine groſſe Sünde iſt auch ein groſſes Verbrechen; niemals ſetzt man das **Unſchuldige** dem **Peinlichen**, ſondern dem **Schuldigen** entgegen. Das **göttliche** Geſetz iſt **theils** ein natürliches **theils** ein poſitives. Das **bürgerliche** Geſetz iſt allemal poſitiv.

Vom Geſetz des guten Namens.

Das Geſetz des guten Namens verdient nur in uneigentlichem Sinn den Namen eines Geſetzes. Oder, es iſt bereits unter den natürlichen Begriffen; als wollte ich ſagen, das Geſetz der Geſundheit, das Geſetz der Sparſamſamkeit, wenn nemlich unſere Handlungen natürlicherweiſe etwas gutes oder böſes nach ſich ziehen, zum Beiſpiel die **Billigung anderer Menſchen**, die **Geſundheit**, den **äuſſerlichen Gewinn**.

Philalethes. §. 10. Tugend und Laſter ſind Wörter, von denen man durchgehends vorausſetzet, daß ſie Handlungen bezeichnen, die ihrer Natur nach gut oder böſe ſind. In ſofern ſie in dieſem Sinne würklich gebraucht werden, in ſofern finden ſie bey dem obgedachten göttlichen Geſetze Statt. Gleichwohl iſt es ganz entſchieden, was man auch dagegen vorbringen mag, daß dieſe Namen Tugend und Laſter nach der beſondern Anwendung verſchiedener Völker und Geſellſchaften der Menſchen in der Welt nur denen Handlungen beſtändig beigelegt werden, die man in jedem Lande und in jeder Geſellſchaft für ehrbar und ſchändlich hält. Sonſt **würden ſich die Menſchen ſelbſt verdammen**, wenn ſie etwas für recht halten wollten, dem ſie gleichwohl kein Lob zugeſtünden; und hingegen etwas für unrecht erkläreten, ohne es ungetadelt zu laſſen. Folglich iſt eine ſolche Billigung oder Mißbilligung, ein ſolches Lob oder ein ſolcher Tadel, der ſich durch einen ſtillſchweigenden Beifall ſelbſt in der Welt einführt, der Maaßſtab der Tugend und des Laſters. Denn, wenn auch die Menſchen, da ſie in bürgerliche Geſellſchaften zuſammengetreten ſind, den Gebrauch aller ihrer Gewalt dem gemeinen Weſen überlaſſen haben, ſo daß ſie dieſelbe gegen einen Mitbürger nicht anders gebrauchen können, als es die Landesgeſetze erlauben: ſo behalten ſie doch allezeit für ſich die Macht, von denen Handlungen derer, unter denen ſie leben, und mit denen ſie umgehen, wohl oder übel zu denken, ſie zu billigen oder zu mißbilligen.

Theophilus. Da der Verfaſſer des Verſuchs vom menſchlichen Verſtande, dieſe willkührliche Namenerklärung mit den Wörtern Tugend und Laſter verbunden hat; ſo kann man es ihm nun wohl in der Theorie zugeben, weil es ihm vielleicht an andern Ausdrücken gefehlt hat. Man wird aber doch hiebey nothwendig die Bemerkung machen müſſen, daß dieſe Erklärung weder dem Sprachgebrauche gemäß, noch gemeinnützig und unterrichtend ſey, und daß ſie ſehr anſtößig ſeyn würde, wenn man ſie im gemeinen Leben einführen wollte. Denn ob Sie gleich ſich ſo erklären, daß in ihrem Syſtem blos das in Betrachtung komme, was nach den unveränderlichen Naturgeſetzen tugendhaft und laſterhaft iſt; ſo ſcheinen Sie doch, wenn man die Sache von Grund aus unterſucht, nur eigentlich nach den Meinungen der Menſchen die Begriffe von Tugend und Laſter zu formen.

Die Tugend beſteht in der Uebereinſtimmung der Handlung mit der Natur.

Aus eben dem Grunde könnte man wahrſcheinlicherweiſe behaupten, daß Wahrheit, Vernunft, und überhaupt alles Reelle von der Meinung und dem Urtheile der Menſchen abhänge, weil die Erfahrung lehrt, daß ſie ſich in ihren Urtheilen zum öftern irren. Wäre es nicht auf alle Fälle beſſer, wenn man ſagte, daß die Menſchen Tugend und Wahrheit durch die Uebereinſtimmung mit der Natur erklärten, daß ſie ſich aber in der Anwendung dieſer ihrer Grundſätze zum öftern irreten? Nicht zu gedenken, daß ſie ſich **nicht ſo oft irren, als man gemeiniglich glaubt**, weil das, was ſie loben, in gewiſſer Abſicht allemal eines Lobes würdig iſt. **Bonoſus** verſtand die Kunſt viel Wein vertragen zu können, und dadurch erwarb er ſich das Zutrauen der Barbaren, und leckte ihnen ihre Geheimniſſe ab. Die nächtlichen Arbeiten des **Herkules**, in denen er es ihm gleich thun wollte, waren nicht weniger eine Vollkommenheit deſſelben.[1] Die **Lacedämonier** lobten ihre Diebe, wenn ſie klug genug waren, den Diebſtahl zu verbergen; nicht der Diebſtahl war ſtrafbar, ſondern die Unvorſichtigkeit, ſich dabey betreffen zu laſſen, war es. Oft rädert man manchen Miſſethäter, der im Kriege ein fürtreflicher General ſeyn würde. Folglich beruht alles dies auf der Anwendung, und auf dem guten und böſen Gebrauch der Vortheile, die wir beſitzen. Daher darf man ſich nicht im geringſten verwunwundern, daß ſich die Menſchen ſelbſt **unter einander verdammen**, indem ſie das thun was ſie an andern tadeln; und daß ihre Worte mit ihren Handlungen mannichmal nicht im geringſten übereinſtimmen. So ärgert nicht ſelten eine obrigkeitliche Perſon, oder ein Prediger das Publikum, wenn er im Angeſicht der Welt etwas thut, dem er doch ſonſt widerſpricht.

Philalethes. §. 11. Indeſſen iſt es nicht zu läugnen, daß Tugend und Lob überall mit einander verbunden wird. Tugend und Lob ſind ſo genau mit einander verbunden, daß man öfters das eine für das andre nimmt.

Virgil ſagt (Aeneid. Libr. I. v. 491.

Sunt hic etiam sua praemia laudi;

und **Cicero** druckt ſich hierüber alſo aus;

Nihil habet natura praeſtantius
Quam honeſtatem, quam laudem,
Quam dignitatem, quam decus.
Hasce ego pluribus nominibus unam
Rem declarari volo.

Quaeſt. Tuſculan. L. II. Cap. XX.

Theophilus. Die Alten haben freilich der Tugend den Namen der **Ehrbarkeit** (des Ehrbaren) zugetheilet. So lobten ſie das incoctum generoſo pectus honeſto. Eben ſo wenig kann man läugnen, daß das Wort **ehrlich** (ehrbar), von der Ehre oder vom Lobe ſeinen Namen hat. Das ſoll aber nicht ſo viel heiſſen, als wenn die Tugend das wäre, was man lobt, ſondern daß ſie das ſey, was lobenswürdig iſt, und von der Wahrheit, aber nicht von der Meinung der Menſchen abhängt.

ilal. §. 12. Der gröſſeſte Theil der Menſchen bekümmert ſich nicht ſo gar ſehr um das Geſetz Gottes; ſie pflegen ſich vielmehr, wenn ſie daſſelbe übertreten, mit dem Gedanken zu beruhigen, Gott werde ſich ſchon wieder mit ihnen ausſöhnen, wenn ſie ihm mit ihrer Uebertretungen wegen ein Verſöhnopfer brächten. Was die Strafen betrift, die der **Staat über die Verbrechen** und die Uebertretung der Geſetze verhängt, ſo ſchmeicheln ſie ſich oft mit der Hofnung, ungeſtraft davon zu kommen. Hingegen kein einziger, der wider die Gewohnheiten und Meinungen ſeiner Geſellſchaft handelt, und ſich bey derſelben gern beliebt machen will, entgeht der Strafe ihres Tadels, und ihrer Mißbilligung. Der müßte gar ſeltſame und wunderbare Geſinnungen haben, der von den Mitgliedern der Geſellſchaft, zu der er gehöret, verachtet, doch vergnügt in ihrer Mitte leben wollte. So mächtig iſt das **Geſetz des guten Namens.**

Die Verachtung iſt keine Strafe, die das Geſetz erſetzt; ſondern eine natürliche Strafe.

Theophilus. Die Verachtung kann nicht ſo wohl als eine poſitive, ſondern als eine natürliche Strafe angeſehen werden, die ſich die Handlung ſelbſt zuziehet. Sie wird zwar ſehr wenig geachtet, und man bekümmert ſich nur ſelten darum. Denn der laſterhafte, wenn er einer ſchändlichen Handlung wegen verachtet wird, findet ſehr oft Theilnehmer und Mitſchuldige, wenigſtens Vertheidiger genug, die ihn, wenn nur noch einige gute Züge in ſeinem Charakter hervorleuchten, loben und ſich zu ihm halten. Man darf nur, wie **Phormio** im Terenz, eine eiſerne Stirn haben, und unverſchämt werden; ſo vergißt man nach und nach auch die größte Infamie.

Die erſten Chriſten gebrauchten die Excommunication als eine Strafe, ſo wie itzt die Handwerker über manche Gebräuche ſich eine Jurisdiktion anmaſſen.

Könnte die **Excommunication** eine wahre und dauerhafte Verachtung zuwege bringen, ſo würde ſie die ganze Kraft des Geſetzes haben, deſſen der Verfaſſer gedenkt. So galt ſie bey den erſten Chriſten auſſerordentlich viel; ſie war gleichſam eine förmliche Strafe, die ſie über einen Schuldigen ergehen lieſſen; ohngefähr ſo, wie ſich itzt noch manche Gewohnheiten, aller Strenge der Geſetze ohnerachtet, in den Handwerken und Zünften blos durch die Verachtung, womit man die Uebertreter derſelben belegt, erhalten. Eben dies iſt noch bis itzt die Stütze der Duelle geweſen.

Ich kann mich hier unmöglich eines doppelten Wunſches erwehren; **einmal**, daß das Publicum in ſeinem Lobe, und Tadel mehr Billigkeit und Vernunft äuſſern; **hiernächſt** daß der vornehmere Theil des menſchlichen Geſchlechts nicht über Laſter und Boßheit lachen, den Laſterhaften in ſeinen Schutz nehmen, und daß es nicht das Anſehen haben möchte, als wollten ſie den lächerlich machen, der die Boßheit anderer erduldet, da ſie doch auf den, der ſie gegen andre ausübt, ihre Verachtung werfen ſollten. Ueberdem lehrt die Erfahrung, daß man nicht ſo wohl das Laſter, als vielmehr Schwachheiten, Fehltritte und erlittenes Unglück verachtet *).

Das Geſetz des guten Namens ſollte alſo mehr berichtiget und heiliger beobachtet werden.

Wir haben von dem Verhältniſſe oft einen klärern Begriff, als von dem Grunde deſſelben.

Philalethes. §. 19. Ehe ich die Lehre von den Verhältniſſen endige, will ich noch dieſe Anmerkung hinzufügen. Wir haben von dem **Verhältniſſe** gemeiniglich eben ſo klare, oft noch klärere Vorſtellungen, als von dem

*) Wie ſchön druckt ſich hier Leibniz aus? unter den intrikateſten Unterſuchungen und den tiefſinnigſten Spekulationen leuchtet ſein heller, das Schöne und Angenehme überſchauende Verſtand hervor. Er widerlegt Locken, und ſetzt dadurch zugleich Grundſätze feſt, nach denen eine der wichtigſten Pflichten der Moral, in Abſicht des Lobes und der Verachtung andrer Menſchen eingerichtet, und geordnet werden ſollte.

Was die öffentliche Verachtung betrift, die mit gewiſſen Handlungen verbunden iſt, ſo hängt es immer von dem Geſetzgeber ab, ſie auf einmal aufzuheben. Hieher gehören, z. B. die Duelle. So ſehr ſie auch noch in unſern Tagen Mode ſind; ſo ſteht es doch in der Macht des Landesherrn, ſie durch Verordnungen zu verbieten, und auf ihre Vollziehung Strafen zu ſetzen. Der Churfürſt von Brandenburg Friedrich Wilhelm that dieſes bereits.

Ueberdem iſt auch ſchon, ohne Rückſicht auf Religion zu nehmen, nach dem Geſetze des guten Namens ein jeder Zweikampf der Verachtung werth, weil er nichts weniger als Tapferkeit und Muth entſcheidet, ſondern vielmehr Verwegenheit und Tollkühnheit iſt. Anm. des Ueberſ.

Grunde des Verhältniſſes. Glaubte ich, zum Beiſpiel, wie man dies den Kindern vorzuſagen pfleget, daß Sempronia den Titus aus dem Peterſilienbeete gegraben hätte, daß ſie dadurch ſeine Mutter geworden wäre, und daß ſie hernach den Cajus auf eben dieſe Art in die Welt geſetzt habe; ſo hätte ich, dieſem ohnerachtet, einen eben ſo klaren Begrif von dem **Bruderverhältniſſe** unter ihnen, als wenn ich alle Wiſſenſchaft einer Hebamme beſäſſe.

Theophilus. Als man einſt einem Knaben ſagte, ſein kleiner Bruder wäre aus dem Brunnen gekommen, (eine Antwort, die man den Kindern giebt *), um ihre Neugierde zu befriedigen!) ſo antwortete er; warum wirft man ihn nicht wieder in den Brunnen hinein, da er ſo ſehr ſchreyet, und die Mutter ſo auſſerordentlich ängſtiget. Dieſe Antwort konnte ihm nemlich die liebe, die ſeine Mutter gegen das Kind bewies, nicht hinlänglich erklären.

Man kann alſo in gewiſſer Hinſicht behaupten, daß diejenigen, die den Grund der Verhältniſſe nicht kennen, nur unzureichende und ~~[illegible]~~ (taube) Gedanken haben; ob ſie gleich bey manchen Gelegenheiten und in dieſer oder jener Veranlaſſung zureichend ſeyn werden.

Neun

---

*) Itzt ſucht man die den Kindern ſo ſehr gewöhnliche Neugierde durch eine noch lächerlichere Antwort zu ſtillen, daß nemlich der Storch das Kind gebracht habe.

Hier iſt nicht der Ort, mich über dieſe Materie zu erklären. Freilich gehört viel Behutſamkeit dazu, wenn man Kindern die Lehre von der Zeugung ſo vortragen will, daß ſich dabey keine unkeuſche Neigungen ins Herz ſchleichen. Aber das glaube ich doch gewiß, daß durch die gewöhnliche Antworten, die man Kindern auf ihre Frage, wo ſie hergekommen ſind, zu geben pflegt, ihre Neugierde mehr gereizt, als befriedigt werde.

Anm. des Ueberſ.

Neun und zwanzigſtes Hauptſtück.

Von klaren und dunklen, von deutlichen und verworrenen Ideen.

Philalethes.

§. 2. Ich komme itzt auf den Unterſchied unter den Begriffen. Unſre **einfachen Ideen** ſind **klar**, wenn ſie eben ſo ſind, wie ſie die Gegenſtände ſelbſt, von denen man ſie empfängt, vermittelſt einer wohleingerichteten ſinnlichen Empfindung oder Vernehmung darſtellen, oder darſtellen können. Wenn ſie das Gedächtniß auf dieſe Art behält, und ſie der Seele wieder darſtellen kann, ſo oft als ſie ſolche zu betrachten Gelegenheit hat; ſo ſind ſie klare Begriffe. In ſo fern ihnen aber etwas an dieſer urſprünglichen Vollkommenheit mangelt, oder ſie etwas von ihrer erſten und friſchen Kraft verlohren haben, und nach der Zeit gleichſam verwelket ſind, oder ihnen die Farbe entgangen iſt, in ſo fern ſind ſie dunkel.

Die **zuſammengeſetzten Ideen**, wie ſie aus einigen einfachen entſtehen, ſind alſo **klar**, wenn die einfachen Begriffe, aus denen ſie beſtehen, klar ſind, und die Anzahl und Ordnung dieſer einfachen Begriffe, die einen zuſammengeſetzten ausmachen, beſtimmt und gewiß ſind.

Theophilus. Ich habe in einer kleinen Abhandlung *) über die wahren und falſchen, klaren und dunklen, deutlichen und verworrenen Ideen, die in die Leip-

---

*) Schon Valerianus Magnus hat dieſen Unterſchied der Begriffe in ſeiner philoſophia quadripartita bemerket.

Die Sache ganz genau genommen, ſo hat Leibniz in der angeführten Abhandlung keine neue Erfindung gemacht, ſondern nur eine Materie, die in der ſpekulativiſchen Philoſophie von ſo groſſem Einfluß iſt, aus der Nacht der Unwiſſenheit hervorgezogen, und ſie mit Zuſätzen vermehrt vorgetragen.

Anm. des Ueberſ.

ziger Acta **vom Jahr 1684.** eingerückt iſt, die ganze Sache in ein helleres Licht geſetzt, und daſelbſt eine Erklärung von den **klaren Begriffen** gegeben, die ſich auf die einfachen ſowohl als auf die zuſammengeſetzten hinlänglich paſſet. Ich nenne **eine Idee klar,** wenn ſie hinreichend iſt, eine Sache zu erkennen und zu unterſcheiden. So kann ich eine Farbe von der andern, und eine Pflanze von der, die neben ihr ſtehet, unterſcheiden. Ich habe alſo von der Farbe und der Pflanze einen klaren Begrif. Kann ich etwas nicht erkennen und nicht unterſcheiden, ſo iſt der **Begrif dunkel.**

Wir haben von ſinnlichen Dingen niemals durchaus klare Begriffe. Manche Farben ſind ſo nahe mit einander verwandt, daß man ſie auf den erſten Anblick unmöglich unterſcheiden kann. Hält man ſie aber neben einander, ſo laſſen ſie ſich eher unterſcheiden. So glauben wir z. B. manche Pflanzen vollkommen zu kennen; und eine aus Indien herübergebrachte der unſrigen ſehr ähnliche verführt uns, beide für einerley zu halten, da doch eine genauere Unterſuchung lehret, daß ſie zu einer andern Art gehöre. Die **erſteren** (**urſprüngliche**) Arten der Dinge (species infimas) werden wir alſo wohl niemals vollſtändig beſtimmen, und ganz genau angeben können.

§. 4. **Philalethes.** So wie eine **klare Idee** diejenige iſt, wovon die Seele eine ſo vollſtändige und evidente Erkenntniß hat, als ſie von einem äuſſerlichen Gegenſtand, der gehörigermaſſen in ein wohleingerichtetes ſinnliches Organ würkt, erhalten kann; ſo iſt eine **deutliche Idee** diejenige, durch welche die Seele alle andere Ideen von einander unterſcheidet; und eine **verworrene Idee** iſt diejenige, die von einer andern, von der ſie unterſchieden ſeyn ſoll, nicht gehörig unterſchieden werden kann.

Von der deutlichen Idee

Theophilus. So wie Sie den **deutlichen** Begrif erklärt haben, läßt er ſich von dem **klaren** ganz und gar nicht unterſcheiden.

NB. eine klare V. ist eine solche die ich von allen andern unterscheiden [illegible] Das [illegible]; Eine deutliche ~~Begriff~~ eine solche wo ich den Grund angeben kann warum ich sie von andern unterscheide. eine klare V. macht also ein assertives Urtheil, eine deutliche (die allemahl eine Total V. seyn muß)

Daher behaupte ich mit **Descartes**, daß ein Begrif klar und ~~dunkel~~ zugleich ſeyn könne. Dahin gehören die ſinnlichen Beſchaffenheiten, z. B. die Beſchaffenheit der Farbe, oder der Wärme. Sie ſind allerdings klar; denn wir erkennen und unterſcheiden ſie mit leichter Mühe von einander. Sie ſind aber nicht deutlich; denn wir können ihre weſentliche Merkmale nicht unterſcheiden. Einer Erklärung ſind ſie folglich nicht fähig. Sie laſſen ſich blos durch Beiſpiele beſchreiben, und am Ende muß man doch geſtehen, daß ſie ein unverſtändliches, **ich weis nicht, Was** ſind, ſo lange bis man die innre Verbindung dieſer Beſchaffenheiten wird entziffert haben.* Wenn alſo die deutlichen Begriffe ein Objekt von dem andern auch noch ſo ſehr unterſcheiden; ſo nennen wir, da es die klaren, aber ihrer Natur nach verworrenen Ideen auch thun, demohnerachtet nicht diejenigen, die ſehr unterſcheidend ſind, oder das Objekt unterſcheiden, ſondern vielmehr diejenigen **deutlich**, die gehörig unterſchieden, das iſt, die an und vor ſich ſelbſt deutlich genug ſind, und in dem Objekte, die Merkmale, die es uns kennbar machen, ſorgfältig unterſcheiden; woraus dann eine Analyſe oder eine Erklärung derſelben entſtehet.

Von der verworrenen Idee.

Finden wir dieſe Erforderniſſe nicht, ſo nennen wir ſie **verworrene** Begriffe. Dieſe Verwirrung der Ideen iſt eine Unvollkommenheit unſrer Natur, und wird mithin uns nicht hoch angerechnet werden können. So können wir z. B. die Urſachen des Geruches und des Geſchmacks, und das innre dieſer Beſchaffenheiten nicht unterſcheiden. Iſt dieſe Verworrenheit der Begriffe von Belang, oder habe ich ſie verſchuldet, da es in meiner Macht ſtand, mir deutliche Begriffe zu verſchaffen, ſo kann ſie mir allerdings als ein Fehler angerechnet werden. Z. B. wenn ich falſches Gold für ächtes anſehe, weil ich die gehörigen Verſuche anzuſtellen vergeſſe, die das ächte von dem falſchen Golde unterſcheiden.

Philalethes. §. 5. Man könnte hingegen den Einwurf machen, daß, wenn nur der Begrif undeutlich ſeyn ſollte, den man von einem andern, von dem er doch würklich unterſchieden iſt, nicht gehörig unterſcheiden kann; ſo wird es ſchwer fallen, irgendwo einen undeutlichen Begrif zu finden. Denn, was es auch für einer ſeyn möchte, ſo muß ihn doch die Seele empfinden. Eine jede Empfindung unterſcheidet ihn aber von allen andern Begriffen hinlänglich.

§. 6. Um nun dieſe Schwürigkeit zu heben, muß man bemerken, daß das Unvollkommne und Fehlerhafte in den Ideen aus den verſchiedenen Namen herzuleiten ſey, und daß man oft einer Sache einen ganz andern Namen geben könne, als den, mit dem man ſie nun einmal benennet hat.

Theophilus. Ich glaube das Gegentheil, und bin der Meinung, daß es nicht von den Namen der Dinge abhängen könne.

Alexander der Groſſe ſahe einſt im Schlafe eine gewiſſe Pflanze, welche die Kraft haben ſollte ſeinen Freund **Lyſimachus** zu heilen. Er nannte ſie in der Folge **Lyſimachia,** weil ſie ihn würklich wiederherſtellete. Hätte er nun zu der Zeit, da er ſich eine Menge auswärtiger Pflanzen bringen ließ, um aus ihnen die von der er geträumt hatte, auszuſuchen, gerade keinen hinlänglichen Begrif von ihr gehabt, um ſie zu erkennen, und erſt, wie Nebukadnezar, zu Daniels Künſten ſeine Zuflucht nehmen, und ſich ſeinen Traum erklären laſſen müſſen; ſo würde der Begrif, den er davon gehabt, ein **dunkler** und unvollkommner (ich will ihn lieber **unvollkommen,** als **verworren** nennen) Begrif geweſen ſeyn. Nicht etwa deshalb, weil er ſich nicht auf den Namen beſinnen konnte, denn die Pflanze hatte keinen Namen, ſondern weil er auf die Sache ſelbſt, auf die Pflanze, die ſeinen Freund heilen ſollte, nicht achtſam genug geweſen war. Gewiſſer Nebenumſtände würde ſich Alexander nun freilich erinnert haben; aber doch immer in Abſicht andrer in Zweifel geblieben ſeyn. Da nemlich der Name die Sache bezeichnen ſoll; ſo irren wir uns gemeiniglich in Abſicht der Sache ſelbſt, die wir uns unter einem gewiſſen Namen denken, wenn wir den Namen unrecht verſtehen.

Philalethes. §. 7. Zuſammengeſetzte Begriffe ſind der Unvollkommenheit und Verwirrung am meiſten unterworfen. Dieſe Unvollkommenheit kann daher kommen; weil der aus ~~ſo gar~~ wenig einfachen Ideen beſtehet. Hieher gehöret die Idee von einem buntſcheckigen Thiere. Dieſe Idee iſt zu allgemein und reicht lange nicht zu, den Luchs, den Leopard, und das Panterthier zu unterſcheiden; welche Thiere wir indeſſen doch durch beſondre Namen unterſcheiden.

Theophilus. Wären wir auch in der Verfaſſung, in der Adam war, ehe er den Thieren ihre Namen gab, ſo würden wir doch dieſen Fehler begehen. Wir wollen annehmen; wir wüſten, daß unter den fleckigen Thieren eins ſeye, das ein auſſerordentlich ſcharfes Geſicht hätte, wir wüſten aber nicht, ob es ein Tyger oder ein Luchs ſeye, oder ob es zu einer andern Thierart gehöre; — ſo wäre es eine Unvollkommenheit, daß wir ſie nicht gehörig von einander unterſcheiden könnten.

Hieraus erhellet, daß es nicht ſowohl auf den Namen, als auf die Gelegenheit zum Namen, und auf die Urſache ankomme, warum man dem einen Thiere gerade dieſen, dem andern aber einen andern Namen gebe. Hieraus folgt auch hiernächſt daß die Idee eines fleckigten Thieres an und vor ſich ſelbſt zwar gut, und nicht dunkel oder verworren ſeye, wenn man ſie von der Gattung gebrauchet; daß hingegen, ſo bald wir dieſe Idee mit einer andern, deren wir uns nicht hinlänglich erinnern, verbinden, und dadurch die Art bezeichnen wollen.

die daraus entſtehende neue Idee dunkel und unvollkommen werde.

Philalethes. §. 8. Ein entgegengeſetzter Fehler, der unſre ~~Ideen~~ verworren macht, beſtehet darinnen, daß zwar ~~Begriffe~~ genug vorhanden ſind, die einen zuſammengeſetzten ausmachen können, daß ſie aber ſo unter einander vermengt werden, daß wir nicht leicht ſehen können, ob dieſer Begrif mehr dem ihn gegebenen Namen, oder einem andern zugehöre. Wir können uns dieſe Verwirrung nicht beſſer begreiflich machen, als wenn wir uns eine gewiſſe Art von Gemälden vorſtellen, die man insgemein als bewunderenswürdige Kunſtſtücke anzuſehen pflegt, in denen die Farben, ſo wie ſie durch den Pinſel aufgetragen werden, ganz ungewöhnliche und ſeltſame Figuren darſtellen, und nach ihrer Stellung keine merkliche Ordnung haben. Eine ſolche aus Theilen, in denen weder Gleichförmigkeit noch Ordnung erſcheint, zuſammengeſetzte Schilderey iſt an ſich ſelbſt ſo wenig verworren, als das Gemälde des umwölkten Himmels, welches gewiß Niemand für ein verwirrtes Gemälde halten wird, ob ſich gleich nicht mehrere Ordnung der Farben oder Figuren darinnen findet. Woher kommt es denn nun, daß man ein ſolches Gemälde für verwirrt und undeutlich hält, da doch der Mangel der Gleichförmigkeit nicht Schuld daran iſt? Ganz gewiß daher, weil man nicht ſehen kann, ob es einen Menſchen, oder einen Affen, oder einen Fiſch bedeuten ſolle? So bald aber ein cylindriſcher Spiegel, der nach dem Bilde gehörig geſtellt iſt, die unordentlichen Züge dieſes Gemähldes in gehörige Ordnung, und in ein gleichmäßiges Verhältniß gebracht hat, ſo verſchwindet die Undeutlichkeit, und das Auge ſieht ſogleich, daß es ein Menſch, oder **Julius Cäſar** ſeye, das iſt, daß es für dieſen Namen gehöre, und daß es ſich von einem Bavian oder dem **Pompejus**, das iſt, von den Ideen, die durch dieſe Wörter bezeichnet werden, hinlänglich unterſcheiden laſſe.

Eben dieſe Bewandnis hat es mit den Begriffen, die gleichſam Bilder der Dinge ſind. Keines von **dieſen Gemüthsbildern**, wie auch die Theile davon zuſammengeſetzt ſeyn mögen, kann undeutlich genannt werden. Denn ſie laſſen ſich, ſo wie ſie ſind, ganz deutlich unterſcheiden, bis man ſie unter einem gewiſſen Namen bringt, von dem man nicht ſehen kann, daß er ihm mehr zugehöre, als ein **andrer Name**, dem man eine verſchiedene Bedeutung zugeſtehet.

Theophilus. Dies Gemälde, das man zwar ſtückweiſe deutlich ſieht, welches man aber nur dann ganz erblickt, wenn man es aus einem gewiſſen Geſichtspunkt anſchauet, gleichet der Idee von einem Haufen Steine. Dieſe Idee iſt Ihrer und meiner Theorie nach ſo lange verworren, bis man die Zahl und andre Eigenſchaften der Steine **deutlich** erkennt. Geſetzt es wären ſechs und dreißig Steine. Wenn man ſie unordentlich auf einem Haufen zuſammen liegen ſieht, ſo wird man nicht entſcheiden können, daß ein Triangel oder ein Viereck aus ihnen entſtehen könne, wie doch aus ihnen entſtehen würde, weil ſechs und dreyßig eine Quadrat-, und auch eine Triangularzahl iſt. So werden wir, wenn wir eine Figur von tauſend Seiten anſehen, ſo lange eine verworrene Idee haben, bis wir wiſſen, wie viel Seiten ſie hat. Es kommt folglich mehr auf die **deutlichen Eigenſchaften**, als auf die Namen an. Jene müſſen in einer Idee ſeyn, wenn man das Verworrene derſelben wird bey Seite geſchaft haben. Dabey macht es oft nicht wenige Mühe, die Methode zu finden, nach der man die Abſicht deſſen, der eine Sache veranſtaltet hat, am beſten erforſchen kann.

Die Verworrenheit der Ideen entſteht aus den Eigenſchaften, nicht aus den Namen.

Philalethes. §. 9. Der dritte Fehler, warum unſre Begriffe undeutlich und verwirrt genannt werden, beſteht in dem unrichtigen Gebrauch der Wörter. So ſehen wir täglich, daß ſehr viele die in ihrer Mutterſprache gewöhnliche Wörter gebrauchen, ohne verhero ihre eigentliche Bedeutung

tung erlernt zu haben; daß ſie folglich den Begrif, den ſie mit dieſem oder jenem Worte verbinden, faſt ſo oſte ändern, als ſie das Wort gebrauchen.

§. 10. Hieraus erhellet ganz klar, wie viel die Namen als vorausgeſetzte beſtändige Zeichen der Dinge, vermöge ihres Unterſchieds, nach welchen ſie nicht nur die an ſich verſchiedene Dinge bemerken, ſondern auch verſchieden erhalten, beitragen, die Begriffe deutlich oder undeutlich zu benennen; – und wie ſchwer es alſo ſey, genau zu beſtimmen, was ein undeutlicher Begrif ſey, wenn man eine ſolche Beziehung der Begriffe auf die verſchiedene Namen, als Zeichen verſchiedener Dinge beobachtet.

Die Dunkelheit der Ideen iſt auch unbeſtimmt.

Theophilus. Ich habe ſo eben die ganze Sache ohne Rückſicht auf die Namen erklärt, man mag nun das Wort **Verworrenheit** nach Ihrer Theorie für die **Dunkelheit**, oder nach der meinigen für den Mangel der Analyſe des Begrifs nehmen. Dabey habe ich gleichfalls gezeigt, daß eine jede dunkle Idee auch unbeſtimmt und ungewiß ſey, wie dieſes aus dem vorher gewählten Beiſpiel eines fleckigten Thieres erhellet, worinn zur Hauptidee noch etwas hinzu kommen muß, deſſen wir uns nicht klar erinnern. Der erſte und zweite Fehler, den Sie bemerken, hätte alſo ganz füglich zuſammengezogen werden können. Demohnerachtet kann man nicht läugnen, daß ein unrichtiger falſcher Gebrauch der Worte zu vielen Irthümern Gelegenheit gebe, und daß daraus gleichſam ein Irrthum im Rechnen entſtehe: wie wenn jemand im Rechnen die Rechenpfennige unrichtig ſetzte, oder die Zahlen falſch ſchriebe, daß man die 2 von der 7 nicht unterſcheiden könnte, oder ſie aus Verſehen ausließ, oder verwechſelte?

Mißbrauch der Worte.

Wir machen auf eine doppelte Weiſe von den Worten einen falſchen Gebrauch. **Entweder**, wenn wir gar keine, – **oder**, wenn wir einen nur unvollkommenen Begrif mit ihnen verbinden; ſo daß alſo eine Seite leer und gleichſam weiß bleibt. In beyden Fällen iſt der Gedanke nur mit dem Namen erfüllt, und hat alſo etwas **leeres**.

Der Fehler kann endlich auch hierinnen liegen, daß wir mit einem Worte verſchiedene Ideen verbinden, **entweder** weil wir ungewiß ſind, welche wir wählen ſollen, – (das verdunkelt die Idee eben ſo gut, als wenn ein Theil derſelben taub (leer) iſt), **oder**, weil wir ſie der Reihe nachwahlen, und in einem und demſelben Urtheile bald dieſe bald jene zu demſelben Worte gebrauchen, ohne daran zu denken, daß dieſe Ideen ſich nicht dazu ſchicken. Ein ungewiſſer Gedanke iſt alſo **entweder** von aller Idee leer, **oder** wanket zwiſchen mehr als einer Idee herum. Das ſchadet allemal, wir mögen nun dem Wort einen Sinn geben, den wir ſchon öfters damit verbunden haben, oder einen ſolchen, in welchem es andre nehmen, wenn es vornehmlich in der gewöhnlichen Mutter- oder in der Sprache, geſchieht, welche die Gelehrten reden. Hieraus entſtehen die weitläuftigſten und unnützeſten Streitfragen in gelehrten Geſellſchaften, in den Hörſälen, und in den Schriften. Man glaubt nun zwar durch **Diſtinktionen** die Sache öfters auf einmal zu entſcheiden. Allein die Erfahrung lehrt, daß dadurch, daß man (nach Art der Philoſophen, welche manche Wörter in ihre Diſtinktionen bringen, von denen ſie keine richtige Erklärungen geben), einen dunklen Ausdruck durch einen noch unverſtändlicheren erklären will, die ganze Sache mehr verwirret, als in ihr gehöriges Licht geſetzet werde *).

Philalethes. §. 12. Sollte es auſſer der Verwirrung, die allemal eine gewiſſe geheime Beziehung auf die Namen hat, noch eine andere geben, ſo glaube ich doch, daß die erſtere die Gedanken und die Unterredungen der Menſchen am meiſten in Unordnung bringe.

---

*) Möchte doch eine gewiſſe philoſophiſche Schule dieſe Bemerkung öfters beherzigen.

Anm. des Ueberſ.

Theophilus. Ich ſtimme mit Ihnen hierinnen völlig überein. Indeſſen miſcht ſich doch gröſtentheils der Begrif der Sache ſelbſt und der Abſicht, die man bey dem Gebrauch des Namens hat, mit ein. Zum Beiſpiel; Wenn man von der **Kirche** redet, ſo denken ſich manche die Kirchenzucht, andre die Wahrheit der Lehre dabey.

Philalethes. Wir werden dieſer Undeutlichkeit und Verwirrung am beſten ausweichen können, wenn wir nicht nur in unſerer zuſammengeſetzten Idee alles das, wodurch ſie von andern unterſchieden wird, ſo genau als möglich, zuſammennehmen, ſondern auch den auf dieſe Art zu einer beſtimmten Anzahl und Ordnung vereinbarten Dingen beſtändig einerley Namen geben. Allein: da dieſes weder die Eitelkeit noch die Gemächlichkeit der Menſchen verſtattet, es auch bloß zur Entdeckung der Wahrheit beyträgt, welche nicht allemal ihre höchſte Abſicht iſt; ſo gehören dergleichen Beobachtungen mehr zu den frommen Wünſchen, als zu den würklichen Erwartungen. Weil überdem die unbeſtändige Anwendung der Namen zu unbeſtimmten, veränderlichen und faſt gar keinen Begriffen nur dazu dient, unſre eigene Unwiſſenheit zu bemänteln, und andre zu verwirren, dieſes aber als groſſe Gelehrſamkeit und weitläuftige Kenntniß angeſehen wird; ſo iſt es kein Wunder, daß die meiſten Menſchen ſelbſt ſolches zu thun pflegen, da ſie doch deswegen über andre klagen.

Von figürlichen Sinn der Wörter.

Theophilus. Eben ſo groſſen Einfluß hat die übertriebene Affektation, ſchön und zierlich reden zu wollen, auf die Verwirrung der Sprache ſelbſt gehabt. Wenn man nur ſchön reden, und ſeine Gedanken anmuthig ausdrucken kann, ſo trägt man kein Bedenken, den gewöhnlichen Sinn der Worte in **Tropen** und uneigentliche Bedeutungen einzuhüllen. Dieſe Bedeutung iſt bald allgemein, bald eingeſchränkter; daher entſteht die **Synecdoche**. Bald wird ſie nach dem Verhältniß der Dinge, deren Namen verändert werden,

den, verſetzt; hieraus nehmen die **Metonymie** und die **Metapher** ihren Urſprung; der **Jronie** nicht zu gedenken. Das ſind Namen, die man dieſen Veränderungen beilegt, wenn man ſie würklich entdeckt. Man entdeckt ſie aber nur gar ſelten. Bey einer ſolchen Ungewißheit oder Unbeſtimmtheit der Sprache, wobey es an einer Regel für die Bedeutung der Worte fehlet, (ſo wie eine ſolche Regel in den **Digeſten des römiſchen Rechtes** unter dem Artikel de verborum ſignificationibus angetroffen wird) würden die ſcharfſinnigſten Gelehrten, wenn ſie für den groſſen allgemeinen Haufen des Leſepublikums ſchreiben, ihren Gedanken nicht nur das Anmuthige nehmen, ſondern auch den Nachdruck der Ausdrücke ſelbſt ungemein ſchmälern, wenn ſie ſich an die einmal feſtgeſetzte Bedeutung der Wörter gar zu ſtrenge halten wollten. Freilich werden ſie die allergenaueſte Sorgfalt anzuwenden haben, damit aus ihrer Veränderung und Abwechſelung kein Irrthum und kein falſches Raiſonnement entſtehe.

Von der exoteriſchen und akroamatiſchen Schreibart.

Der Unterſchied der Alten unter der **exoteriſchen**, oder **populären**, und der **acroamatiſchen**, oder der Schreibart die eigentlich nur für **Gelehrte** iſt, die die Wahrheit unterſuchen, iſt auch hier anwendbar. Wollte ein Gelehrter in der Metaphyſik oder der Moral die mathematiſche Methode einführen, ſo könnte er ſie in ihrer ganzen bündigen Strenge wählen. Verſchiedene haben auch in andern Wiſſenſchaften, auſſer der Mathematik mathematiſche Demonſtrationen verſuchet; es iſt ihnen aber nur ſelten geglückt. Der Leſer ſind zu wenig, und die Mühe, die ſie darauf wenden müſſen, belohnt ſich nicht genug. Man könnte hier wie bey den Perſern fragen, quis leget haec, und darauf antworten vel duo, vel nemo. Das ſollte indeſſen keinen Gelehrten abhalten, eine ſo ſcharfſinnige Methode zu wählen, die am Ende doch gewiß keinen gereuen würde.

Von der mathematiſchen Lehrart.

Philalethes. §. 13. Sie werden aber doch nicht läugnen können, daß die zuſammengeſetzten Ideen auf der einen Seite ſehr klar und deutlich, auf der andern aber ſehr dunkel und verworren ſeyn können.

Theophilus. Das iſt ganz richtig. So haben wir von ſehr vielen ſichtbaren ſoliden Theilen des menſchlichen Körpers deutliche Begriffe; – von den flüßigen Theilen aber, die dieſelbe durchſtrömen, haben wir ſie nicht.

Philalethes. Einem Menſchen, der von einem Tauſendecke redet, kann die Idee von dieſer Figur ſehr verworren, und dunkel ſeyn, ob er gleich von der Zahl einen ungemein deutlichen Begrif hat.*

* Niemand hat von der Zahl 1000 einen deutl. [illegible] eben [illegible] [illegible] kann [illegible] 1000 verschiedene Einheiten zugleich vorstellen!) sondern nur von dem Verfahren wonach [illegible] Zahl hervorgebracht werden kann.

Theophilus. Dies Exempel paſſet nicht. Ein reguläres Polygon von tauſend Seiten kann eben ſo deutlich erkannt werden, als die Zahl Tauſend, weil ſich daraus alle Arten des Wahren demonſtriren laſſen.

Philalethes. Von dem Tauſendecke haben wir aber keinen ſo genauen Begrif, daß wir es von einer andern Figur, die nur neun hundert und neun und neunzig Seiten hat, unterſcheiden könnten.

Theophilus. § Sie verwechſeln bey dieſem Beiſpiele die Idee und das Bild. § Wenn mir jemand ein reguläres Polygon vorzeiget, ſo können mir weder meine Sinnen, noch meine Imagination die in demſelben befindliche Zahl Tauſend, begreiflich machen. AlSo habe ich von der Figur und von ~~einer~~ Zahl ſo lange nur eine **verworrne** Idee, bis ich die Zahl durchs Zählen **unterſcheide.** So bald ich aber die Zahl gefunden habe, ſo lerne ich die Natur und die Eigenſchaften des vorgezeigten Polygons ganz genau kennen, in ſo fern ſie nemlich Eigenſchaften dieſes Tauſendeckes ſind, folglich bekomme ich dieſe Idee. § Aber ich kann mir von einem Tauſendecke kein Bildniß machen; dazu müſte ich ſeinere Sinne und geübtere Einbildungskraft haben, um es von einem Polygone, das eine Seite weni-

§ Ich halte diese Antwort [illegible] nicht ganz richtig, da die Idee [illegible] nichts anders als das [illegible] [illegible] [illegible] nicht deutlich [illegible] nicht scharf [illegible] ist. Man muß vielmehr sagen: Niemand hat von dem Tausendeck einen deutlichen Begriff, wohl aber von dem Verfahren wonach es construirt wird.

weniger hätte, zu unterſcheiden.* So ſehr auch die Einbildungskraft die Kenntniß der Figuren und der Zahlen erleichtert, ſo hänget ſie doch nicht ganz von derſelben ab. So kann der Mathematiker die Natur des Neun- oder des Zehnecks ganz genau wiſſen, weil er es verfertigen, in ſeine Theile zergliedern und unterſuchen kann, ob er gleich nicht im Stande iſt, ſie durch das Geſicht zu unterſcheiden. Der Künſtler und der Ingenieur, der vielleicht ihre Natur nicht genau genug kennt, hat von den größten Geometer oft den Vortheil voraus, daß er ſie unterſcheiden kann, wenn er ſie nur ſiehet, ohne ſie zu meſſen. So übertrift ein Laſtträger öfters den größten Kenner der Statik dadurch, daß er die Laſt, die er wegtragen ſoll, bis auf ein Pfund beſtimmen kann. Dergleichen empiriſche durch vielfältige lange Uebung erlangte Erkenntniß kann groſſen Nutzen haben, wenn man eine ſolche Arbeit eilfertig thun ſoll. Daher muß der Ingenieur ſeine Geſchäfte eilfertig verrichten, weil das lange Verweilen öfters mit groſſer Gefahr verbunden iſt. Indeſſen iſt **dies klare Bild**, oder **dieſe Empfindung** von einem regulären Zehneck, oder von einer Laſt von neun und neunzig Pfund, nichts weiter als ein **verworrener Begrif**, weil er die Natur und die Eigenſchaften dieſer Laſt, oder dieſes regulären Zehnecks nicht entdecket, welches doch eine **deutliche Idee** thun müſte.

* Aus Ihrem gewählten Beiſpiele, könnte man also füglicher die Verſchiedenheit der Ideen, oder noch beſſer die Verſchiedenheit der Idee und des Bildes herleiten.

Philalethes. §. 15. Hier iſt noch ein anderes Beiſpiel.

Wir bilden uns gar zu leichtlich ein, von der Ewigkeit einen bejahenden und ausführlichen Begrif zu haben. "Dies iſt gerade ſo" "viel, als behaupteten wir, daß alle Theile der Dauer in die-" "ſem Begrif klar enthalten wären." Da es nun aber keinesweges möglich iſt, in der Idee von der Dauer, ſie ſey auch nun ſo groß, als ſie wolle, zugleich die ganze Länge

N.B. Man begeht [illegible] einen Irrthum, wenn man
Begriff der Ewigkeit als einer unendlichen Dauer aus einer
[illegible] einer endlichen Dauer [illegible]
zusammensetzen will. Die Ewigkeit wie die Unendlichkeit ist kein
[illegible]

„einen bloßen Dauer, die V. von einer Dauer, ohne die V. [illegible] [illegible] dieser Dauer,

einer Dauer ohne Ende mit einzuſchlieſſen; ſo bleibt ein Theil unſerer Idee, die noch immer weiter über die Gränzen einer ſolchen Dauer die wir uns in unſern Gedanken vorſtellen, gehet, in aller Abſicht ſehr dunkel und unbeſtimmt. Daher kömmt es, daß, wenn wir von der Ewigkeit oder von einem andern unendlichen Dinge reden und urtheilen, wir gemeiniglich eines für das andere nehmen, und uns in offenbare Ungereimtheiten verwickeln.

Wir haben zwar von der Ewigkeit eine Idee aber kein Bild.

Theophilus. Dies Exempel beweiſet abermals nicht das geringſte für Sie. Für mich paßt es weit mehr, und ich glaube, Sie unter andern auch durch daſſelbe von der Unrichtigkeit Ihrer Begriffe zu überführen. *Es findet ſich „dabey eben dieſe Vermiſchung des Bildes mit der Idee.* Wir haben von der Ewigkeit allerdings eine genaue und vollſtändige Idee, weil wir eine Erklärung von ihr haben, ob wir uns gleich kein Bild von ihr machen können; *die Idee des Unendlichen hingegen kann aus keiner Zuſammenſetzung der Theile entſtehen;* und kein Irthum, den man in dem Raiſonnement über daſſelbe begehet, kann aus der Abweſenheit eines ſolchen Bildes entſpringen.

Philalethes. §. 16. Wenn wir von der Theilbarkeit der Materie ins Unendliche reden, ſo haben wir zwar von der Theilung und der Theilbarkeit, alſo auch von den Theilen, die vermittelſt jener aus dem Ganzen entſtehen, klare Begriffe; von den verſchiedenen Körperchen hingegen, welche unendlich getheilet werden, haben wir nur ſehr dunkle und verworrene Ideen. Man frage einen Menſchen, wenn er das kleinſte Stäubchen nimmt, das er jemals geſehen hat; ob er wohl von dem Unterſchiede, der ſich zwiſchen dem 10, 000ſten, und den 100, 000ſten Theilchen deſſelben findet, eine deutliche Idee habe?

* Nein, sondern man verwechselt hier wieder den Begriff von dem [illegible] [illegible] [illegible] ein [illegible] Begriff [illegible] [illegible] p. 512.

Theophilus. Sie verwechſeln hier abermals Bild und Idee. * Es iſt hier nicht die Frage, ob wir von einer ſo groſſen Kleinigkeit ein Bild haben können? Nach [illegible] gemacht werden kann mit dem Begriff [illegible] der gegenwärtigen Einrichtung unſers Körpers iſt es unmöglich. Man ſetze aber voraus, daß wir uns eins machen könnten, ſo würde es freilich ohngefähr ſo ſeyn, wie die Dinge, die uns bewußtbar ſcheinen, das gegenwärtige Objekt unſrer Einbildungskraft würde dagegen entwiſchen, oder zu groß werden, als daß wir es uns noch einbilden könnten. Die Gröſſe hat an und vor ſich ſelbſt kein Bild. Die Vergleichung derſelben mit den Organen und mit andern Objekten macht, daß wir uns einigermaſſen von ihr Bilder machen können. Die Einbildungskraft hat hier nicht den geringſten Einfluß; und man macht ſich überhaupt mehr Schwürigkeiten als man ſich zu machen nöthig haben würde, wenn man keine übertriebene Dinge fordern wollte.

Dreyßigſtes Hauptſtück.

Von reellen und chimäriſchen Ideen

Philalethes.

§. 1. In Abſicht der Dinge ſelbſt laſſen ſich die Ideen unter folgende Claſſen bringen. Sie ſind:

1) entweder **reell** oder **chimäriſch**.

2) **vollſtändig** oder **unvollſtändig**.

3) **wahr** oder **falſch**.

Reelle Ideen ſind ſolche, die in der Natur der Dinge einen Grund haben, und einem reellen Weſen, der Exiſtenz der Dinge, oder den Urbildern gleich kommen. Ihr Gegentheil ſind **chimäriſche** oder **phantaſtiſche** Ideen.

Reelle Ideen.

Theophilus. Dieſe Definitien iſt etwas dunkel. „Eine Idee kann in der Natur einen Grund haben, ohne daß ſie dieſem Grunde gleich kommt,"

„ſo wenig als die Empfindungen von der Farbe oder von der „Wärme einem Original oder Urbilde ähnlich ſind.“ Eine Idee wird auch alsdann reell ſeyn, wenn ſie möglich iſt, ~~obgleich kein exiſtirendes Weſen damit in Verbindung ſtehet.~~ Denn, wenn alle Individua einer Art verſchwinden ſollten, ſo würde die Idee der Art chimäriſch werden, [illegible]

[illegible]

[illegible]

Philalethes. §. 2. Alle einfache Begriffe ſind reell. Denn, wenn auch die Weiſſe und die Kälte eben ſo wenig im Schnee ſind, als der Schmerz; ſo ſind ſie doch Würkungen der Kräfte auſſer uns, die der Schöpfer verordnet hat, dergleichen Empfindungen in uns hervorzubringen. Dieſe Würkungen ſollen Merkmale ſeyn, die Dinge auſſer uns zu unterſcheiden; und ſie ſind es auch ſo gut, als wenn ſie abgedruckte Bilder der innren Beſchaffenheit der Dinge ſelbſt wären.

Theophilus. Ich habe dieſe Materie im vorhergehenden bereits unterſucht. „Es ſcheint jedoch nicht nothwendig zu ſeyn, daß beſtändig eine ſolche Uebereinſtimmung „mit dem Urbilde Statt finde.“ Nach der Meinung, daß Gott die Ideen, welche die Beſchaffenheiten der Objekte anzeigen ſollen, nach ſeinem freien Belieben dem Menſchen ertheile, ohne daß zwiſchen ihnen die geringſte Beziehung ſeyn ſollte, (die ich aber nicht billige), wäre alsdann zwiſchen den Ideen und ihren Urbildern eine eben ſo geringe Uebereinſtimmung, als zwiſchen den Worten, die uns die Sprache lehrt, und den Ideen mit den Dingen ſelbſt.

Philalethes. §. 3. In Abſicht der einfachen Ideen verhält ſich die Seele ganz **leidend.** Bey der Verbindung derſelben aber, die ſie unter einem Namen bringt, um aus ihnen zuſammengeſetzte zu bilden, bedient ſie ſich **einiger Freiheit.** Denn wie könnte ſonſt die Idee, die der eine von dem Gelde oder von der Gerechtigkeit hat, von der Idee des andern unterſchieden ſeyn, wenn nicht der eine zu ſeinem zuſammengeſetzten Begriffe einen einfachen genommen, oder davon weggelaſſen, den der andere nicht dazu genommen, oder davon weggelaſſen hat?

Theophilus. Die Seele verhält ſich auch in Abſicht der einfachen Ideen **thätig**, indem ſie eine von der andern ſondert, und ſie einzeln betrachtet. Dieſe Sonderung iſt eben ſo freywillig, als die Verbindung mehrerer Ideen; ſie mag ſie nun deshalb abſondern, damit ſie auf die zuſammengeſetzte Idee, die daraus entſtehet, deſto aufmerkſamer ſey, oder, ſie mag die Abſicht haben, ſie unter dem Namen, den ſie der Verbindung gegeben, zuſammen zu faſſen. Sie kann ſich dabey auch gar nicht irren, wenn ſie nur keine ganz widerſprechende und unverträgliche Ideen zuſammenbringt, und wenn der Name nur zu dieſem Gebrauch allein beſtimmt bleibt, das heißt, wenn nicht bereits eine andere Notion damit verbunden iſt, die ſich mit der zuletzt damit verbundenen nicht gut verträgt, und aus der, **entweder** durch die Verbindung widerſprechender Dinge, ganz unmögliche, **oder** durch die Verbindung ſolcher Ideen, von welchen eine aus der andern demonſtrativiſch hergeleitet werden kann und muß, ganz überflüßige Notionen entſtehen, mit denen zu gleicher Zeit eine gewiſſe **Erſchleichung** vergeſellſchaftet iſt.

Philalethes. §. 4. Da die **vermiſchten Zufälligkeiten** (modes mixtes), und **Verhältniſſe** keine andere Realität haben, als die, welche ſich in dem Verſtande des Menſchen befindet; ſo wird zu ihrer Realität weiter nichts erfordert, als daß ſie zugleich exiſtiren und übereinſtimmen können.

Theophilus. Die **Relationen** hängen in ihrer Realität, ſo wie die **Wahrheit**, von dem Verſtande ab; zwar nicht von dem Verſtande des Menſchen; denn es giebt noch eine höhere Intelligenz, welche ſie alle in jedem Verhältniſſe und zu allen Zeiten beſtimmt und richtet. Die **vermiſchten Zufälligkeiten**, die von den Relationen verſchieden ſind, können reelle Accidenzen ſeyn. Sie mögen aber nun von dem Verſtande abhängen oder nicht, ſo iſt es zur Realität ihrer Ideen ſchon hinlänglich, daß dieſe **Zufälligkeiten** (modes) **möglich**, oder, welches einerley iſt, daß ſie deutlich begriffen werden können. Folglich müſſen die Theile, woraus ſie zuſammengeſetzt ſind, zugleich **möglich** ſeyn; das heißt, ſie müſſen zuſammen beſtehen können.

Philalethes. §. 5. Die zuſammengeſetzten Begriffe von den Subſtanzen, da ſie alle in Beziehung auf die Dinge, die auſſer uns würklich ſind, gebildet werden, und die Subſtanzen, ſo wie ſie an ſich ſind, vorſtellen ſollen, ſind nur in ſo ferne reelle Ideen, als ſie ſolche Vereinbarungen der einfachen Begriffe ausmachen, die in den Dingen, welche auſſer uns coexiſtiren, würklich verbunden und coexiſtent ſind. „Im Gegentheil ſind das **chimäriſche Ideen**, „die aus einer ſolchen Anzahl einfacher Begriffe beſtehen, „welche niemals **reell** vereiniget, und nie in einer Subſtanz „zuſammen gefunden worden ſind.“ Hieher gehören die Begriffe einer **Centaurs, eines Körpers, der, die Schwere ausgenommen, dem Golde gleich, und doch leichter als das Waſſer iſt, eines Körpers, der, ſo viel man den Sinnen trauen kann, ganz aus Theilen von gleichartiger Materie beſteht, der gleichwohl Empfindung hat und ſich freiwillig bewegt, u, ſ. w.**

Theophilus. Wenn ich die Wörter **reell** und **chimäriſch** mehr in Beziehung auf die Ideen von den Zufälligkeiten, als auf die Ideen, die das Subſtanzialiſche in einem Dinge ausmachen, verſtehe; ſo ſehe ich gar nicht ein, wie die Notion, die Sie von reellen und chimäriſchen Ideen machen, auf beide Fälle paſſen könne. Nach Ihrer Erklärung ſind die Zufälligkeiten alsdann reell, wenn ſie möglich ſind, und die ſubſtanzialiſchen Dinge haben alsdann reelle Ideen, wenn ſie exiſtiren. Wollte man ſich nun bloß auf die Exiſtenz einſchränken, ſo lieſſe ſich ſchlechterdings nicht beſtimmen, ob eine Idee chimäriſch ſey, oder nicht, weil das Mögliche, wenn es auch nicht an dem Orte, und in der Zeit, in welcher wir leben, angetroffen wird, doch vorher bereits exiſtiret haben kann, oder in der Zukunft noch einmal exiſtiren wird, oder bereits jetzt in einer andern oder ſogar in unſrer gegenwärtigen Welt bereits exiſtiret, ohne daß wir es wiſſen. So ſahe bereits **Democrit** die Milchſtraſſe, deren Exiſtenz nachhero unſere Sehröhre beſtätigt haben. Die beſte Entſcheidung hierüber wird alſo ohne Zweifel wohl dieſe bleiben,* daß die möglichen Ideen nur in dieſem Falle in chimäriſche ausarten, wenn man die Idee ihrer würklichen Exiſtenz ohne gehörigen Grund damit verbindet.* Dergleichen Ideen machen ſich alle die Alchimiſten, die den Stein der Weiſen zu finden glauben, oder die ſich einbilden, daß es eine ganze Nation von Centauren gäbe. Wenn man ſich übrigens bloß nach der Exiſtenz richtet, ſo wird man ſich ohne Noth von dem eingeführten Sprachgebrauch entfernen, nach welchem derjenige, der im Winter von Roſen und Nelken redet, keine chimäriſche Begriffe hat, er müßte ſie dann würklich in ſeinem Garten zu finden glauben, ſo wie ſie **Albertus Magnus** oder andere Zauberer gehabt haben ſollen.

Die Idee des Möglichen wird nur dann chimäriſch wenn man die würkliche Exiſtenz mit derſelben verbindet.

Ein und dreißigſtes Hauptſtück.

Von vollſtändigen und unvollſtändigen Ideen.

Philalethes.

§. 1. **Reelle Ideen** ſind alsdann **vollſtändig**, wenn ſie die Originale, aus denen ſie die Seele genommen zu haben glaubt, vollkommen darſtellen. **Unvollſtändig** heiſſen ſie, wenn ſie die Originale, deren Kopie ſie ſind, nur zum Theil, oder nicht vollſtändig vorſtellen.

Mithin ſind alle einfache Ideen **vollſtändig**. Die Idee der Weiſſe, oder der Süßigkeit, die wir bey dem Zucker bemerken, iſt vollſtändig, weil ſie mit den Kräften vollkommen übereinſtimmen, welche Gott in dieſen Körper gelegt hat, um durch dieſelbe dergleichen Senſationen zu erwecken.

Theophilus. Sie halten, wie ich höre, die **vollſtändigen** und **unvollſtändigen** Ideen mit den **adaequaten** und **nicht adaequaten** für ſynonim. Man könnte ſie auch **vollkommen** und **unvollkommen** (accomplies ou inaccomplies,) nennen. Ich erkläre eine **adaequate** Idee (idée accomplie,) durch eine ſo deutliche Idee, daß alle Theile derſelben abermals deutlich ſind. Eine ſolche iſt beinahe die Idee der Zahl. Eine deutliche Idee, die die Erklärung und die gegenſeitigen Merkmale des Objekts in ſich enthält, kann aber auch, **nicht adaequat** und **unvollkommen** ſeyn, wenn nemlich nicht alle Merkmale oder nicht alle einzelne dazu gehörige Stücke deutlich erkannt werden. So iſt das Gold ein Metall, das der Capelle, und dem Scheidewaſſer widerſtehet. Das iſt eine deutliche Idee, weil ſie die Merkmale oder die Definition des **Goldes** angiebt; ſie iſt aber unvollkommen, weil wir die Natur dieſes Verſuches mit der Kapelle und dem Scheidewaſſer nicht hinlänglich kennen. Bey einer unvollkommnen Idee iſt ein Subjekt, mehrerer Erklärungen, welche mit einander in keiner Verbindung ſtehen, fähig, ſo daß wir weder eine aus der andern ableiten, noch vorherſehen können, welche einem Subjekt zukommen müſſen. Hier muß die Erfahrung allein den Ausſpruch thun, daß ſie ihm alle auf einmal zukommen. So wird man das Gold durch den Schwerſten unter den Körpern, oder durch das, welches ſich am leichteſten ſchlagen läßt, erklären können. Allein nur alsdann wird ſich der Grund völlig angeben laſſen, warum das ſchwerſte Metall dieſem doppelten von den Chymiſten angeſtellten Verſuche widerſtehe, wenn wir erſt in unſern Entde-

Von vollkommnen oder adaequaten Ideen.

deckungen über die Natur mehrere Schritte vorwärts gethan haben. In der Geometrie hingegen, in welcher wir es zu vollkommnen Ideen bringen, können wir beweiſen, daß die koniſche und cylindriſche Sektionen, die durch eine Fläche entſtehen, immer dieſelben, nemlich Ellipſen bleiben, dies kann uns nicht unbekannt ſeyn, wenn wir nur darauf Acht haben wollen, weil die Ideen hievon vollkommen ſind. Ich ſehe die Eintheilung der Ideen in **vollkommne** und **unvollkommne**, nur als eine **Unterabtheilung** der **deutlichen** Ideen an. Dem zu folge glaube ich, daß die verworrene Ideen, zum Beiſpiel, die, welche wir von dem Süſſen haben, den Namen der deutlichen nicht verdienen; denn, wenn ſie auch die Kraft, die die Senſation hervorbringt, bezeichnen, ſo bezeichnen ſie ſie doch nicht in ihrem ganzen Umfange; – wenigſtens können wir es nicht ganz genau wiſſen. Wir müſten die Natur der Idee von der Süßigkeit erſt erforſchen, wenn wir beurtheilen wollten, ob ſie die Beobachtungen der Erfahrung hierüber, vollſtändig erklären könnte.

Philalethes. §. 3. Von den **einfachen Ideen** gehe ich zu den **zuſammengeſetzten** weiter fort. Dieſe ſind entweder Ideen von **Zufälligkeiten** (modes) oder von **Subſtanzen**. Die Ideen der **Zufälligkeiten** ſind freiwillige Verbindungen einfacher Ideen, die der Verſtand ohne die geringſte **Rückſicht auf Urbilder oder auf reelle und würklich exiſtirende Modelle**, zuſammen begreift. Sie ſind vollſtändig und ſie müſſen es auch ſeyn, weil ſie keine Kopien ſondern Urbilder ſind, die die Seele macht, um dadurch die Dinge in Ordnung zu ſtellen, und ſie mit Namen zu bemerken. Jedes derſelben enthält diejenige Vereinbarung der Ideen, und beſitzt dadurch diejenige Vollkommenheit, welche ſie nach der Abſicht der Seele haben ſollte. Wenn ich alſo die Idee einer Figur von drey Seiten habe, die in drey Winkeln zuſammentreffen, ſo habe ich eine Idee, bey der ich weiter nichts verlangen kann, um ſie vollkommen zu machen. Daß die Seele mit der Vollkommenheit dieſer ihrer Idee zufrieden ſey, iſt daraus

aus klar, weil ſie nicht glaubt, daß irgend ein Verſtand von dem Dinge, welches durch das Wort Dreyeck angedeutet wird, geſetzt, daß es würklich vorhanden ſey, einen vollſtändigeren oder vollkommeneren Begrif habe, oder haben könne, als den ſie in der zuſammengeſetzten Idee von drey Seiten und drey Winkeln findet.

Wer zuerſt die Idee von einer Gefahr, die er vor Augen ſieht, die Abweſenheit der aus der Furcht entſtehenden Verwirrung, – die gelaſſene ſtille Ueberlegung, was dabey zu thun ſey, und die Ausführung der alsdann gefaßten Entſchlieſſungen, ohne ſich durch die Gefahr abſchrecken zu laſſen, zuſammenſetzet, – bekommt die Idee der **Tapferkeit**, die ſo vollſtändig iſt, als er es gewünſcht hatte. Mit den Ideen von Subſtanzen, wo wir auf das, was würklich exiſtiret, unſer Augenmerk haben, verhält es ſich ganz anders.

Theophilus. „Die Ideen eines **Triangels** oder der **Tapferkeit** haben in der Möglichkeit der Dinge eben ſo wohl ihre **Urbilder**, als die Idee des Goldes; und es iſt ganz gleichgültig, ob ſie vor dem Verſuche erfunden, oder nach der Perception einer von der Natur getroffenen Verbindung beibehalten worden iſt.“ Die **Verbindung**, aus der die **Zufälligkeiten** (modes,) entſtehen, iſt auch nicht ganz **freiwillig** oder **willkührlich**; weil man nach Art derer, die eine Maſchine eines **Immerbeweglichen** (perpetuum mobile,) erfunden haben, Dinge zuſammen verbinden kann, die ſich ſonſt eben nicht ſonderlich zuſammenreimen.“ Andre Gelehrte hingegen denken nützlichere Erfindungen aus, deren Urbild lediglich die Idee des Erfinders iſt, – welche aber hinwiedrum in der Möglichkeit der Dinge, oder in der göttlichen Idee das ihrige ſuchet.“ Folglich ſind dieſe Maſchinen gleichfalls etwas ſubſtanzialiſches.

Eben ſo kann man ſich unmögliche Zufälligkeiten gedenken. Zum Beiſpiel den Parallelismus der Parabeln, wenn man ſich zwey parallele Parabeln denket, ~~etwa~~ zwey gerade Linien, oder zwey Cirkel. Folglich kann eine Idee, ſie ſey nun die Idee einer Zufälligkeit, oder eines ſubſtanziaſiſchen Dinges, vollſtändig oder unvollſtändig ſeyn, je nachdem man die Partialideen, welche die Totalideen zuſammenſetzen, richtig oder unrichtig erklärt. – „Es bleibe alſo ein Merkmal einer vollkommnen Idee, wenn ſie uns von der Möglichkeit des Objektes vollkommen überzeugt."

Zwey und dreißigſtes Hauptſtück.

Von wahren und falſchen Ideen.

Philalethes.

§. 1. Das Wahre und das Falſche bezieht ſich zwar eigentlich nur auf Sätze; es werden aber doch auch manche Ideen wahr und falſch genennt, doch ſo daß ein gewiſſer **verſchwiegener Satz oder Bejahung** der Grund einer ſolchen Benennung iſt. Dabey wird auch eine geheime Vorausſetzung ihrer Aehnlichkeit mit einem andern Dinge angenommen werden müſſen:

1) Mit einem ſolchem, das man bey einem gewiſſen Namen im Gedanken hat. Z. B. der Begrif von **der Gerechtigkeit**.

2) Mit denen, welche würklich exiſtiren. Z. B. die Begriffe **Menſch** und **Centaur**.

3) Mit dem **Weſen** ſelbſt, aus welchem die Eigenſchaften abgeleitet werden. In dieſem Sinne genommen ſind die meiſten Ideen, die wir uns von Subſtanzen machen, falſch.

Man ſollte alſo die Ideen lieber **vollſtändige** und **mangelhafte**, als **wahre** und **falſche** nennen.

Theo-

cf. II p. 313.

Mögliche Ideen ſind auch wahr, unmögliche aber falſch.

Theophilus. Man könnte freilich unter dieſer Benennung die wahren und die falſchen Ideen verſtehen. Da aber dergleichen verſchiedene Bedeutungen nicht gut unter einen allgemeinen Begrif gebracht werden können; ſo wollte ich ſie in Abſicht auf eine geheime Bejahung, die ſie alle enthalten, daß ſie nemlich möglich ſind, lieber **wahre** und **falſche** Ideen nennen. Folglich iſt eine mögliche Idee auch **wahr**, und eine unmögliche **falſch**.

Drey und dreyßigſtes Hauptſtück.

Von der Aſſociation der Ideen.

Philalethes.

§. 1. Es iſt faſt kein Menſch, der nicht in den Meinungen, in den Schlüſſen und Handlungen andrer Leute etwas bemerkte, was ihm ungereimt und ſeltſam vorkommt, und es in der That auch iſt.

§. 2. Dies kommt nicht ſo ganz und gar aus der Selbſtliebe, ob ſie gleich vielen Antheil daran hat. Die beſten Menſchen verfallen in dieſen Fehler.

§. 3. Sehr oft muß er auf die Rechnung der Erziehung und eingeſogener Vorurtheile geſetzt werden; aber nicht immer kommt man damit bis auf den Grund der Krankheit.

§. 4. Manchmal iſt eine Art des Wahnwitzes die eigentliche Urſache. (Eine Benennung, die kein ſonderliches Aufſehn machen ſollte, wenn man erwäget, daß das Gegentheil der Vernunft dieſen Namen verdienet, und in der That ein Wahnwitz iſt).

§. 5. Auſſerdem findet ſich noch eine andere Verknüpfung der Ideen, die entweder ganz von ohngefähr, oder aus der Gewohnheit entſteht.

§. 6. Auch Neigungen, und äuſſeres Intereſſe haben hierauf merklichen Einfluß. Die Gewohnheit befeſtiget ſowohl im Verſtande eine Fertigkeit im Denken, als im Willen eine Fertigkeit zum Entſchluß, und im Körper eine zur Bewegung. Alle dieſe Fertigkeiten ſcheinen nichts anders zu ſeyn, als gewiſſe fortgeſetzte Bewegungen der Lebensgeiſter, die, wenn ſie einmal in Gang gebracht ſind, die gewohnten Wege fortgehen. Dieſe Wege ſind durch öfteres Betreten gleichſam ſo zu glatten und gebahnten Fußſteigen geworden, daß die Bewegung in denſelben leichte und natürlich wird. So viel wir vom Denken wiſſen, ſo ſcheinen die Ideen auf eine ſolche Art in der Seele hervorgebracht zu werden. Wenigſtens laſſen ſich doch dadurch die Ideenfolgen bey einem zur Fertigkeit gediehenen Laufe, nachdem ſie einmal auf ſolche Spur gebracht worden, als auch dergleichen Bewegungen des Körpers erklären. Der Tonkünſtler, der ſich an eine gewiſſe Melodie gewöhnt hat, wird finden, daß, nachdem er dieſelbe einmal angefangen, die Ideen von den verſchiedenen Noten derſelben in ſeinem Verſtande ordentlich auf einander zu folgen pflegen, ohne daß er ſonderlich darauf Acht hat. Sie folgen ſo regelmäſſig, als ſich ſeine Finger auf dem Claviere oder der Orgel ordentlich bewegen, um die angefangene Melodie auszuſpielen; obgleich ſeine unachtſame Gedanken anderswo herumſchweifen.

§. 7. Hieher gehöret Sympathie und Antipathie. Beide ſind nicht mit uns gebohren. Ein Menſch aß in ſeiner Jugend zu viel Honig, und bekam dafür einen Ekel. Als er erwachſen war, konnte er nicht einmal den Namen Honig hören, ohne einen groſſen Ekel zu fühlen, und ohne ſich ſogleich zu brechen.

§. 8. Kinder ſind überhaupt ungemein fähig, lange daurende Eindrücke anzunehmen.

§. 9. Solch eine irreguläre Aſſociation der Ideen hat auf alle unſre natürliche und moraliſche Handlungen und Leiden einen groſſen Einfluß.

§. 10. Die Dunkelheit der Nacht wird bey Kindern die Idee von Geſpenſtern wieder erregen, weil die einfältige Mährchen alberner Wärterinnen dieſe Idee bereits ganz feſt eingedrückt haben.

§. 11. Wenn wir an einen Menſchen denken, den wir haſſen, ſo fallen uns zu gleicher Zeit die Kränkungen, und das Böſe ein, das er uns erwieſen hat. So entſtehet oft aus ganz geringen Kleinigkeiten und nichts bedeutenden Umſtänden bittrer Groll und Haß, der ſich in der Welt immer weiter fortpflanzt und niemals aufhöret.

§. 12. Wir haben unſerm Freunde in einem gewiſſen Zimmer die Augen zugedrückt und erblaſſen ſehen. Nach ſeinem Tode vermeiden wir gar gerne dies ſein ehemaliges Wohnzimmer.

§. 13. Der gefühlvollen Mutter reißt der Tod eines Kindes, das ihrer Augen luſt und Wonne war, das ganze Vergnügen ihres lebens aus dem Herzen. Die kräftigſten Troſtgründe verlieren ihre Macht. Man predigt tauben Ohren. Wenn nicht die Zeit, die Empfindung eines ſolchen Vergnügens und des Verluſtes deſſelben, und die Idee von dem Kinde, die der troſtloſen Mutter immer wieder ins Gedächtniß kommt, durch unterlaſſenes Andenken trennt; ſo ſind auch die vernünftigſten Vorſtellungen vergebens. Daher geſchieht es, daß zarte und gefühlvolle Perſonen, bey denen die Verbindung dieſer Ideen niemals zerriſſen wird, ihr leben in unaufhörlichem Jammer zubringen, und das unheilbarſte Herzeleid mit ſich ins Grab nehmen.

§. 14. Ein gewiſſer Menſch ward durch eine ſehr ſchmerzhafte Operation von der Raſerey vollkommen befreiet. Er ſahe nach einer ſo glücklichen Geneſung dieſe Heilung Zeitlebens mit der allergröſſeſten Dankbarkeit an. Gleichwohl konnte er den Wundarzt, der die Operation verrichtet hatte, ſchlechterdings nicht anſehen, was ihm auch vernünftige Ueberlegungen und Erkenntlichkeit für Vorſtellungen machten.

§. 15.

§. 15. Manchmal verabſcheuen Kinder lebenslang die Bücher, weil ſie in ihrer Jugend des lernens wegen beſtraft worden ſind. Manchmal iſt jemand in Gegenwart einer gewiſſen Perſon, die ſonſt eben nicht mehr iſt, als er, blos darum niedergeſchlagen und traurig, weil ſie einmal bey einer gewiſſen Gelegenheit mehr Anſehen erhalten hat.

§. 16. Ein junger Menſch hatte in einem Zimmer, worinnen von ohngefähr eine alte Kiſte ſtand, tanzen gelernt, und es in dieſer Kunſt zu einer groſſen Vollkommenheit gebracht. Die Idee dieſes Hausrathes hatte ſich in alle Wendungen und Schritte aller ſeiner Tänze ſo eingemiſcht, daß, ob er gleich in dieſem Zimmer überaus wohl tanzte, er doch nur gut tanzen konnte, ſo lange dieſe Kiſte da ſtand. Er konnte auch in keinem andern Zimmer gut tanzen, wenn nicht dieſe oder eine andre dergleichen Kiſte ihre gehörige Stellung in demſelben hatte *).

§. 17. Auch auf die intellektuellen Fertigkeiten hat dieſe unnatürliche Ideenverknüpfung einen ſtarken Einfluß. So verbindet man, z. B. die Idee der Materie mit der Idee eines Dinges ſo unauflöslich, daß man ſich ein unmaterialiſches Ding gar nicht mehr denken kann.

§. 18. Dieſe Ideenverkettung iſt die Quelle der Sektirerey in der Philoſophie, in der Religion, ja ſelbſt in Staatsſachen.

Theophilus. Ich könnte noch eine ganze Menge von Beiſpielen hinzuthun, die alle dahin gehen, eine ſolche unregelmäßige Ideenaſſociation zu erhärten.

---

*) Herr Profeſſor Hißmann macht in ſeiner Geſchichte der Lehre von der Aſſociation bey dieſem Beiſpiele folgende Anmerkung.

„Locke giebt dies Beiſpiel als eine Sonderbarkeit an; „allein es iſt eine Erfahrung, die ſich auf jedem Tanzboden „machen läßt, wo die Anfänger ihren abgemeſſenen Gang „zwar nicht gerade an eine Küſte, ſondern an die Wände „und Winkel des Saals gewöhnlich anzuknüpfen pflegen.„

Anm. des Ueberſ.

Descartes hatte in ſeiner Jugend zu einer gewiſſen Perſon, welche ſchielte, viel Zuneigung. Er konnte ſein ganzes Leben hindurch alle, die dieſen Fehler an ſich hatten, wohl leiden.

Hobbes, ein andrer groſſer Philoſoph, konnte, wie man erzählt, ſchlechterdings nicht an einem dunklen Orte allein bleiben, ohne ſich vor Geſpenſtern zu fürchten, die er doch nicht glaubte. Dieſer Eindruck war ein Ueberreſt von den Märchen, die man Kindern zu erzählen pflegt.

Viel einſichtsvolle und gelehrte Leute, die ſich über allen Aberglauben ſonſt ganz hinwegſetzen, können ſich unmöglich entſchlieſſen, an einem Tiſche mit Zwölfen zu eſſen, ohne äuſſerſt unruhig zu werden, weil ſie ſich einer ehemaligen Vorſtellung, als müſſe alsdann einer von ihnen in dem Jahre ſterben, gar zu lebhaft wieder erinnern.

Ein Edelmann war, vielleicht in ſeiner Kindheit von einer nicht am rechten Orte angeſteckten Nadel geritzet worden. Er konnte daher an dieſem Orte keine mehr ſehen, ohne in Ohnmacht zu fallen.

Ein Premier Miniſter, der zugleich an dem Hofe ſeines Herrn den Titel Praeſident hatte, fand ſich durch den Titel des **Oktavius Piſanii** Buch, **Lykurgus** (Leges promtam iuſtitiam promouentes) genannt, ſehr beleidigt, und ließ es widerlegen, weil der Verfaſſer unter den Vorſtehern der Gerechtigkeit, die er für überflüßig hielt, auch die Präſidente genannt hatte. Wenn dieſer Ausdruck gleich in der Perſon des Miniſters etwas anders bedeutete, ſo hatte er doch dies Wort ſo genau mit ſeiner Perſon verbunden, daß er dadurch beleidigt wurde.

Mit den nicht natürlichen Aſſociationen, die uns ſo oft überraſchen und hintergehen, hat es gemeiniglich eben dieſe Bewandniß, wie mit den Verknüpfungen der Worte an gewiſſen Sachen ſogar dann, wann eine Zweydeutigkeit Statt findet.

Um

* Das diese Verbindung auch starke [illegible] falsche Urtheile, indem es der Seele unmöglich wird diese so [illegible] zu trennen, die einzeln verbundenen [illegible] zu haben, daher kann sie auch solche nicht unterscheiden, [illegible]

Um die Quelle der nicht natürlichen Ideenverkettung deſto beſſer zu finden, muß man meine vorher gemachte Bemerkungen über das Raiſonnement der Thiere (im **eilften** Hauptſtück dieſes Buches, im **eilften** Paragraphe) nachleſen. Daſelbſt zeigte ich, daß der Menſch ſo gut, als das Thier, geneigt ſey, durch ſein Gedächtniß und durch ſeine Einbildungskraft das zu verbinden*, was er in ſeinen Empfindungen und Erfahrungen als vereinigt bemerkt hat.

Die ſo genannten Raiſonnements der Thiere und weiter nichts, als Ideenaſſociationen.

Hierinn beſteht alſo alles Raiſonnement der Thiere, wenn man es ſo nennen will. So oft auch das Raiſonnement der Menſchen, in ſo fern dieſe blos nach Erfahrungen handeln, und ſich nach den Sinnen und Beyſpielen richten, ohne zu unterſuchen, ob noch derſelbe Grund Statt findet. Sind zuweilen die Gründe unbekannt, ſo muß man auf Exempel Rückſicht nehmen, je nachdem ſie häufig vorkommen oder nicht; weil alsdann die Erwartung oder Wiedererinnerung einer andern gewöhnlich damit verbundenen Empfindung, ſehr vernünftig iſt, – vornemlich dann, wenn man ſich mit Behutſamkeit vorſehen will. abstracten

* Da aber die Heftigkeit eines ſehr ſtarken Eindruckes oft auf einmal ſo viel Würkung hat, als viele und oft wiederholte Eindrücke in längerer Zeit haben können; ſo gräbt dieſer heftige Eindruck ein ſo tiefes und lebhaftes Bild in die Einbildungskraft ein, als eine lange Erfahrung hätte eingraben können. * [illegible]

Daher kommt es, daß ein ohngefährer aber heftiger Eindruck, zwey Ideen in unſrer Einbildung und Gedächtniß verbindet, die ſchon vorher darinnen beyſammen waren, und uns eben ſo geneigt machet, ſie mit einander zu verbinden, als wenn eine lange Gewohnheit ihre Verbindung ſchon beſtätigt hätte. Hier zeigt ſich alſo eben die Würkung der Aſſociation, wenn gleich eine ganz andre Urſache vorhanden iſt *).

eine [illegible] die andere auch [illegible] die V. [illegible] würdig seyn verbunden [illegible] schielende Person [illegible] mit einer abstracten V. [illegible] beyde V. [illegible] aber mit [illegible] auch die V. [illegible] zugleich [illegible] die schielende Person [illegible]

Un-

---

*) Man hätte allerdings hier mehr erwartet, als Leibniz würklich geleiſtet hat. Locke giebt, wo nicht von der Ideenfol-

Anſehn und Gewohnheit haben eben die Würkung als Erfahrung und Vernunft; und es iſt nicht leicht,

ſich

ge, doch von ihrer Verbindung einen gedrängten Unterricht, der aber mehr in gewählten Beiſpielen, als in einer aus einander geſetzten Theorie beſtehet. Deſto eher hätte man vermuthet, daß Leibniz ſich weitläuftiger heraus laſſen würde. Auſſer einigen Winken, die er giebt, ſagt er faſt gar nichts. Die Urſache ſeines Stillſchweigens ſehe ich nicht ein. Da er Locken nicht blos commendirt, ſondern mehr widerlegt, ſo wäre es eben ſo wichtig geweſen, in dieſer ſo intereſſanten Lehre gute pſychologiſche Grundſätze zu liefern, als er in andern philoſophiſchen Lehren z. B. von der Freiheit, gewiß nicht zu kurz geweſen iſt.

Sehen wir auf die Geſchichte, ſo finden wir in den entfernten Zeiten des Alterthums nur ſchwache Spuren einer gründlichen Einſicht in die Lehre von der Aſſociation. Denn was Plato im Theätet den Sokrates ſagen läßt, würde wohl nicht erhärten können, daß ihm die Lehre von der Aſſociation der Ideen, oder vielmehr, die Geſetze derſelben bekannt geweſen wären.

Cicero's Gedächtnißkunſt, deren ich ſchon einmal gedacht habe, iſt zwar merkwürdig genug; ſie liefert aber weder einen anſehnlichen Beitrag zur Theorie über die Ideenverbindung noch eine fruchtbare Erläuterung derſelben.

Ariſtoteles ſammlet vermiſchte Fälle, giebt zwar einige allgemeine Grundſätze; erſchöpft aber keinesweges die ganze Lehre.

So kann man alles zuſammen ſammlen, was die Alten zerſtreuet, und ſtückweiſe geſagt haben; es wird gleich den Antiken des Herkulans auffallen, aber doch erſt eines näheren Details bedürfen, erſt müſſen eingeſchränkt, erweitert, näher beſtimmt werden, bevor es brauchbar ſeyn kann.

Bey den Alten iſt alſo faſt gar nichts zu finden, was von Wichtigkeit wäre.

Die Philoſophen aus der Schule konnten über ihre Subtilitäten, Häcceitäten u. ſ. w. auf eine ſo tiefſinnige Lehre nicht kommen.

Im vorigen Jahrhundert gebühret dem Vater Malebranche in aller Abſicht die Ehre, den mechaniſchen Geſetzen zuſich davon wieder loßzumachen. Es würde aber eben nicht ſo ſchwer ſeyn, ſich in Acht zu nehmen, und in ſei-

---

zuerſt nachgeſpürt zu haben, wenn er ſie auch nicht alle gefunden hätte. Die Identität der Zeit (Koexiſtenz) — der Wille des Menſchen, — und der Wille Gottes ſind ſeine drey Hauptgeſetze. S. das 2te Buch in der erſten Abtheilung, Seite 209–212 nach der deutſchen Ueberſetzung.

Locke gab der Verbindung der Ideen den Namen, den ſie anitzt führt, that aber nichts merkwürdiges hinzu. Wolf bauete auf Locke und Leibnitzens Grunde ungemein glücklich. Er erfand das Geſetz der Aehnlichkeit, und ſetzte es zu dem Geſetz der Gleichzeitigkeit.

Hartley betrachtet die Sache mehr phyſiſch als pſychologiſch. Doch die Meinungen der Neueren ſind zu bekannt, als daß ich ſie anführen ſollte.

• • • •

In der Beurtheilung des Lehrſatzes ſelbſt kommt es, wie mich dünkt, vorzüglich auf die Beantwortung der doppelten Frage an: Was thut der Körper bey der Ideen Aſſociation? und was für ein Geſchäfte verrichtet die Seele dabey?

Die erſte Frage könnte abermals in eine doppelte zerlegt werden: Hat der Körper überhaupt einen Einfluß auf die Ideen-Aſſociation? und, wenn er einen hat, wie hat er ihn?

Seit Descartes und Malebranche haben die gröſten Philoſophen behauptet, daß der Körper bey den Ideenreihen das Seinige thue, ob wohl die Beweiſe verſchieden ſind, die ſie angeben. Herr Tiedemann dünkt mich, bauet mit Grunde auf die Erfahrung, daß bey groſſer Ermattung des Körpers der Ideengang nicht wohlgeordnet ſeye, als einen der erſten Beweiſe für den Einfluß des Körpers. Man könnte den Beweis noch ſpecieller machen. Es giebt eine Art des Hauptwehes, die die Seele beinahe in einen Zuſtand der Fühlloſigkeit verſetzet. Ich weiß es aus meiner Erfahrung, daß ich alsdann, wenn der Kopfſchmerz ſeinen höchſten Grad erreichet hat, nicht im Stande bin, nur ſehr wenige Gedanken gehörig an einander zu ketten, geſchweige daß ich viele in ihren Gang bringen könnte. Wenn alſo der Körſeinen Urtheilen nicht betrügen zu laſſen, wenn man die Unterſuchung der Wahrheit mit Ernſt anſtellte, oder

me-

Körper bey der Aſſociation der Ideen das Seinige thut, braucht nun die Seele ſeiner Beihülfe ſchlechterdings um Ideenreihen an einander zu fügen? oder giebt es Fälle wo die Seele ohne Würkung der Nerven (alſo ohne Einfluß des Körpers) doch Vorſtellungen an einander knüpft?

Faſt möchte ich dem Herrn Tiedemann, der das letzte darzuthun ſich bemühet, wenigſtens in Abſicht der gewählten Beweiſe widerſprechen. Denn es iſt wohl wahr, daß ſich manche Kranke gleichſam wieder zuſammenraffen und aſſociiren, z. B. die Schwindſüchtigen. Aber daraus folgt noch nicht, daß die Seele ſie allein aſſociire. Die Gehirneindrücke (Spuren) verlöſchen nicht ſogleich; ſchwach können ſie wohl werden, aber deshalb verſchwinden ſie doch nicht. Ueberdem kann bey manchen Krankheiten der ganze Körper auſſerordentlich leiden, ohne daß das Gehirn zunächſt krank ſeye. Herr Plattner zeigt in ſeiner fürtreflichen Anthropologie die Urſachen des gehinderten Fortganges der Ideen an, Seit. 174. Wenn alſo nach langwierigen Krankheiten die Seele auf einmal wieder gewiſſe Ideenreihen macht, ſo wird vielleicht die Gehirnſpur auf einmal wieder rege, die die Hauptidee erweckt, mit der ſich alsdann die Nebenideen, die damit vergeſellſchaftet ſind, auch wieder in die Höhe ſchwingen. Und denn lehret auch die Erfahrung, daß bey wieder erlangter Geneſung die Ideenreihen ungemein klein und ſchwach ſind, daß ſie ſich nach und nach verſtärken, bis ſie nach einer gewiſſen Zeit ihre vorhergehabte Feſtigkeit und Ordnung wieder erhalten. Die bloſſe Fertigkeit in Zuſammenſetzung der Ideen kann auch nichts für dieſe Meinung beweiſen. Denn die Feſtigkeit hat ja auch ihren Grund im Körper. — Doch ſind das nur Scheineinwürfe bey denen ich mich gar gerne eines möglichen Irthumes beſcheide.

Wie, durch welche Mittel werden die Ideen im Gehirne aſſociiret? Herr Plattner beantwortet dieſe Frage ſehr gründlich. Ich kann nicht läugnen, daß, ſo viel ich, der ich in der Anatomie des Körpers ein Laye bin, einſehe, dieſe Plattneriſche Erklärungsmethode mir auſſerordentlich gefalle. Herr Tiedemann ſcheint dagegen zu ſeyn; in ſeinen Unterſuchungen, im erſten Band, S. 189.

Iſt nun der Ideengang nicht blos ein Mechaniſmus, ſondern, wird auch auſſer dieſem Mechanismus, die unab-

läßi

methodiſch dabey zu Werke gienge. Nur müßte man ein-

läßige Mitwürkung der freien und vernünftigen Seele erfordert; ſo entſteht nun wiederum eine neue Frage, wie nemlich die Seele dabey würke?

Was die Geſetze betrift, nach welcher ſie ſich bey der Zuſammenkettung der Ideen richtet, ſo würde man der Wahrheit am nächſten kommen, wenn man mit einigen neueren Philoſophen beſonders mit **Plattner** folgende drey annähme:

1) das Geſetz der Aehnlichkeit. Aehnliche Ideen ſtoſſen in der Phantaſie auf einander.

2) Das Geſetz der Gleichzeitigkeit (Identität der Zeit). Herr Plattner erwähnt folgender beſondern Vortheile, die die Seele von dieſem Geſetze hat.

a) ſie denkt bey dem Subjekt an die Eigenſchaften, Beſchaffenheiten und Verhältniſſe, — und umgekehrt.

b) Bey dem Ganzen die Theile, bey Geſchlechtern die Gattungen, Arten und Individuen.

c) Bey den Zeichen das bezeichnete, und umgekehrt. Daher die gegenſeitige Verbindung der Wörter und Begriffe.

d) Bey der Urſache die Würkung, beym Grunde die Folge.

e) Bey einem Ortverhältniß das andere.

f) Bey Begebenheiten den Ort, die Zeit, die Umſtände und zufälligen Nebendinge, — und umgekehrt.

g) Wenn dieſelbige Empfindung von dem Zuſtande des Körpers in der Phantaſie wieder erwacht, die vormals bey dem Eindruck einer gewiſſen Idee gegenwärtig war, ſo wird dieſe Idee oft mit erweckt.

3) Das Geſetz der Ordnung.

a) beim Herſagen auswendig gelernter Redeſtücke.

b) bey der imaginariſchen oder erinnernden Vorſtellung einer Reihe von Körpern und Phänomenen. In beyden Fällen iſt die Ideenfolge der Phantaſie der Ort und Zeitfolge in der Natur gleich.

einſehen, daß es wichtig und von Belange ſey, die Wahrheit zu finden.

---

c) bey der Erinnerung einer Geſchichte; die erſte Begebenheit führet auf die zwote.

b) Bey dem Gedenken der Urſachen, Würkungen, Gründe und Folgen iſt die Ordnung in der Phantaſie auf- oder abwärts ſteigend, wie ſie in der Ideenreihe ſelbſt iſt. Meiſtentheils wird die Richtung jedesmal von der Seele beſtimmt.

S. Plattners Aphorismen S. 105–107.

Nach dieſen Geſetzen veranſtaltet nun die Seele den Gang und die Aſſociation ihrer Ideen. Hiebey kommt ganz vorzüglich ihre Aufmerkſamkeit und die beliebige Anwendung derſelben auf die durch die drey erwähnte Geſetze erweckten Ideen oder Ideenreihen; aber hiernächſt eine vernünftige Auswahl der ſich anbietenden Ideen und Ideenreihen in Anſchlag.

Ein gewiſſer relativer Grad der Stärke der Ideen, unter welchen keine andere aufgefaſſet werden, iſt die Quelle der Hauptidee bey melancholiſchen Menſchen. Alle andere auſſerhalb derſelben liegende Ideen der Sinnen und der Phantaſie werden dem Bewußtſeyn oder der Aufmerkſamkeit entzogen.

Anm. des Ueberſ.

Ende des zweiten Buches.

Druckfehler.

S. 3. Anm. Z. 2. Philoſophit, l. Philoſophie. S. 20. Anm. Z. 5. Riclii l. Kechi. S. 22. Anm. Z. 28. die, l. der. S. 22. Anm. Z. 34. Leibnizianer, als, l. Leibnizianer. S. 24. A. Z. 10. von unten, Bedenken, l. bedenken. S. 38. Z. 8. Ulicorius, l. Ulicovius. S. 42. Z. 8. Cuſaneure, l. Caſaneuve. S. 44. Z. 1. Gerveſius, l. Gervaſius. S. 50. Z. 14. allein, l. allem. S. 54. Z. 21. Leibziger, l. Leipziger. S. 64. Z. 1. v. u. Zureichender, l. Zureichende. S. 68. Z. 2. v. u., Burne, l. Burnet. S. 70. Z. 19. Tarquins, l. Tarquinius. S. 76. Z. 6. Poſt, l. Peſt. S. 80. Z. 6. einen, l. einem. S. 93. Z. 4. alternitatis, l. aeternitatis. S. 93. Z. 5. v. u. eingeſetzt, l. eingeſehn. S. 94. Z. 5. zuträgt, nicht, l. zuträgt, ſich nicht. S. 94. Z. 11. Enklides, l. Euklides. S. 101. Z. 11. v. u. könne, l. können. S. 104. Z. 10. v. u. Wirfeln, l. Würfeln. S. 109. Z. 18. v. u. flügigen, l. fähigen. S. 114. Z. 6. v. u. zuſammengeſegten, l. zuſammengeſetzten. S. 117 Z. 6. v. u. ander, l. andern. S. 120. Z. 6. v. u. Gaſſende, l. Gaſſendi. S. 122. Z. 17. lebten, l. liebten. S. 125. Z. 2. v. u. Berimer, l. Bernier. S. 125. Anm. Z. 3. v. u. es, l. ſie. S. 125. Anm. Z. 2. v. u. Moſchus, l. Moſchus erfunden habe. S. 127. Anm. Z. 9. v. u. daß Syſten, l. das Syſtem. S. 128. Anm. Z. 4. v. u. explicirte, l. replicirte. S. 135. Anm. Zeile 14. v. u. daß, l. das. S. 137. Z. 3. v. u. Thophilus, l. Theophilus. S. 138 Anm. Z. 18. eingebrägt, l. eingeprägt. S. 139. Z. 6. ſpekulatiuiſchen, l. ſpekulativiſchen. S. 143. Anm. Z. 10. v. u. Mirebaud, l. Mireboud. S. 143. Z. 8. v. u. Kattenbury, l. Kattenburgh. S. 145. Z. 9. Spekulatiriſchen, l. ſpekulativiſchen. S. 159. Z. 12. das, l. daß. S. 163. Z. 6. ihn, l. ihm. S. 164. Am Rande Z. 3. nothwendiger, l. nothwendigen. S. 168. Z. 8. anhäufigſten, l. am häufigſten. S. 171. Anm. Z. 13. v. u. Werlaſſon, l. Wollaſton. S. 172. Anm. Z. 1. Hutechſon, l. Hutcheſon. S. 180. Z. 1. Marſor, l. Moniſen. S. 185. Z. 1. anrathe, l. anrathet. S. 186. Z. 3. daß; l. das. S. 186. Z. 12. ſeyn, l. ſind.

S. 190. A. Z. 5. v. u. tranſactum, l. tranſlactum. S. 193. A.
Z. 2. v. u. Omiech, l. Omiah. S. 196. Z. 6. v. u. Vandal, l.
der Vandalen. S. 202. Z. 2. v. u. Gebier, l. Gobien. S.
205. Z. 10. ſey, l. war. S. 210. Z. 11. erhalten, l. erhalte.
S. 210. Z. 11. hier auf, l. hierauf. S. 217. Anm. Z. 8. verfehlt
l. gefehlt. S. 217. Anm. v. u. Z. 5. Perception, l. Perception.
S. 217. Anm. v. u. Z. 1. Perception, l. Perception. S. 218.
Anm. Z. 1. v. u. Perception, und Apperception, l. Perception,
und Apperception. S. 225. Z. 14. v. u. widererinnern, l. wie-
der erinnern. S. 229. Z. 9. ſtehen, l. ſind. S. 229. Z. 9.
Enpfindung, l. Empfindung. S. 231. Anm. Z. 1. v. u. Partial
Idee, l. Partialideen. S. 233. Z. 11. ſeyn, l. ſeye. S. 237.
am Rande Z. 18 Solität, l. Solidität. S. 242. Z. 13. v. u. da
ſie von, l. da ſie ſich von. S. 246. Z. 8. v. u. heiſſe, l. hieſſe.
S. 250. Z. 13. viel, l. vielmehr. S. 254. Z. 12. v. u. Argnes,
l. Arques. S. 256. Z. 16 v. u. Molinaux, l. Molineux. S.
257. Z. 10. und, l. um. S. 262. Anm. Z. 7. v. u. Miniosa, l.
mimosa. S. 263. Anm. Z. 7. v. u. geſchehene, l. geſchehende.
S. 266. Z. 8. v. u. nur, l. nun. S. 271. Z. 9. Denkkräfte,
l. Denkkraft. S. 275. Anm. Z. 2. v. u. wirlicher l. wirklicher.
S. 282. Z. 15. menſurus, l. menſuras. S. 285 Z. 2. an eben,
l. eben. S. 302. Z. 4. v. u. Bon, l. Von. S. 318. Anm. Z.
1. v. u. Ferzuſons, l. Ferguſons. S. 356. Z. 10. euch, l. auch.
S. 368. Z. 12. immer, l. nimmer. S. 381. Z. 1. ſie, l. ihr.
S. 389. Z. 8. v. u. Gowohnheit, l. Gewohnheit. S. 392.
Z. 2. v. u. beſtimmt, l. beſtimmen. S. 401. Anm. Z. 1 v. u.
Uneigennüzigkeit, lies Eigennüzigkeit.

Gottfried Wilhelm von Leibniz
Philoſophiſche Werke
nach Raſpens Sammlung.

Aus dem Franzöſiſchen mit Zuſätzen und Anmerkungen
von
Johann Heinrich Friderich Ulrich,
reformirten Prediger an der Charite, und bey dem Invalidencorps
in Berlin.

BIBL. UNIVERS. LIPS.
EX
DONO
UCKERMANN

Zweyter Band.

Halle 1780.
Verlegt und gedruckt bey Johann Chriſtian Hendel.

Herrn

Johann George Oelrichs

zweytem reformirten Prediger

an der

Friderichswerderſchen und Dorotheenſtädtiſchen

Kirche

in Berlin,

Meinem verehrungswürdigen

Gönner und Freund.

Hochehrwürdiger,

Hochgeehrteſter Herr Bruder!

Ihre bewährte Gewogenheit und Liebe giebt mir Hofnung, daß Sie gegenwärtige Zuſchrift gütig und nachſichtsvoll aufnehmen werden.

Behalten Sie lieb

Ihren

Berlin, den 8ten April
1780.

verbundenſten

Ulrich

Leben
des
Herrn Loke.

Nach
dem le Clerc und Coste.

Leben des Herrn Loke.

Nach

dem le Clerc und Coſte.

Johann Loke ward zu Wrington, ſieben oder acht Meilen von Briſtol geboren, und ward dem neun und zwanzigſten Auguſt 1632. getauft. Sein Vater war bemittelter als ſein Sohn, und diente zur Zeit der bürgerlichen Kriege unter Karl dem erſten als Hauptmann bey dem Kriegsheere des Parlaments. – Die Unruhen des Krieges, und andre erlittene Unglücksfälle ſcheinen ihn aber um einen groſſen Theil ſeines Vermögens gebrach zu haben, und Verſchwendung gewiß nicht Schuld zu ſeyn. Er hatte auſſer dem berühmten Sohn noch einen andern, welcher aber frühzeitig an einer Auszehrung ſtarb.

Die Erziehung, die **Loke** im Hauſe ſeiner Eltern erhielt, war fürtreflich, und mit der allergröſſeſten Behutſamkeit gewählt. – Ehrerbietung gegen die Eltern, und unbedingter Gehorſam gegen alle ihre Befehle waren die Hauptentzwecke, wohin alle ihre Lehren, Ermahnungen und Drohungen abzielten. In der erſten Jugend bewies ſein Vater eine groſſe Strenge gegen ihn, die ſich aber bey zunehmenden Jahren ſeines Sohnes in ſanfte Belehrung, – in Freundſchaft und endlich gar in den vertraulichſten Umgang verwandelte. Sie lebten als die freundſchaftlichſten Geſellſchafter zuſammen, wovon ein jeder ein Recht hatte, von dem andern Ehrerbietung zu fordern. Dieſes gieng ſoweit, daß der Sohn ſelbſt erzählt, ſein Vater habe ſich bey ihm entſchuldigt, daß er ihn in ſeiner Kindheit einmal mehr aus Zorn, als daß er es verdient hätte, geſchlagen habe.

Den Anfang ſeines Studierens machte er in der **Weſtmünſterſchule zu London** bis aufs Jahr 1651. Hierauf gieng er nach Oxford, wo er in dem **Collegio der Kirche Chriſti**, die Stelle eines Socius erhielt. – **Tyrell**, des berühmten **Jakob Uſhers**, Erzbiſchofs zu Armagh, Enkel erwähnt: daß Loke als der geſcheuteſte und fleißigſte Jüngling in dieſem Kollegium bekannt geweſen ſey. –

In der Folge war er mit dieſer Univerſität gar nicht zufrieden, und äuſſerte oft den Wunſch, daß er an einem andern Orte, als in Oxford ſtudiert haben möchte. – Er war über die Methode, nach welcher man daſelbſt ſtudierte, unwillig, er war ein abgeſagter Feind alles Schulgezänkes, welches beſonders auf dieſer Schule herrſchte, und konnte die peripatetiſche Philoſophie, die man noch überdem mit tauſend dunkeln und zweideutigen Ausdrücken verwirrte, nicht gewohnt werden.

Durch dieſe Methode zu ſtudieren abgeſchreckt, richtete er mit verſchiednen Perſonen Bekanntſchaft auf, welche mehr witzig als im eigentlichen Sinne gelehrt waren; und unterhielt einen Briefwechſel mit ihnen. Er geſtand ſelbſt, daß er einige Jahre darauf gewandt habe. Ob er gleich allem Anſcheine nach nicht ſo gut geſchrieben, als er nachher gethan, da er die Welt hatte kennen lernen, ſo wäre doch zu wünſchen, daß dieſe Briefe auf uns gekommen ſeyn möchten. – Wenigſtens haben Leute vom Geſchmacke in England geurtheilt, man könne ihn in Anſehung des Schwunges der Gedanken, und der feinen richtigen Beurtheilung dem Voitüre an die Seite ſetzen, ob gleich ſeine Schreibart nicht ſo rein und ausgeſucht wäre, als die des Voitüre im franzöſiſchen. Seine zwey letzten Briefe von der Duldung, ſeine Vertheidigung des vernunftmäßigen Chriſtenthums, und ſeine Antworten an den Biſchof Stillingfleet in Worceſter liefern Beweiſe, daß er ſelbſt denn, wenn er Ironie und Sarkasmus gebrauchte, nie ſeiner natürlichen Ernſthaftigkeit etwas vergeben, und die Ehrerbietung, die er dem Biſchof ſchuldig war, aus den Augen geſetzt habe.

Deskartens Schriften brachten ihm den erſten Geſchmack an der Philoſophie bey, weil er ſie mit groſſer Deutlichkeit abgefaſſet fand, ob er gleich nicht allen und jeden Meinungen deſſelben beypflichten konnte. – Er legte ſich aber hauptſächlich auf die Arzneiwiſſenſchaft, von der er gleichwohl in der Folge keinen Gebrauch mehr machte, weil er ſeinen Körper zu ſchwach fühlte, um die Beſchwerden ausſtehn zu können, die mit dieſer Wiſſenſchaft und der Ausübung derſelben nothwendig gepaart gehn. – Demohnerachtet haben ihn die geſchickteſten Aerzte hochgeſchätzt, und öffentlich gerühmt. Unter andern ſagt Thomas Sydenham in der Zuſchrift ſeines ſchönen Werks von den hizigen Krankheiten von ihm: Noſti praeterea, quam huic meae methodo ſuffragantem habeam, qui eam intimius per omnia perſpexerat, vtrique noſtrum coniunctiſſimum dominum IOHANNEM LOKE; quo quidem viro, ſiue ingenio iudicioque acri & ſubacto, ſiue etiam antiquis, hoc eſt optimis moribus vix ſuperiorem quemquam, inter eos qui nunc ſunt homines, repertum iri confido, pauciſſimos certe pares.

Hinter der Vorrede dieſes Buches ſtehn einige engliſche Verſe von Loken, die zwar voller

Witz und Erfindung ſind, deren Stil aber weder genau, noch poetiſch genug iſt. — Er unterzeichnete ſie folgendergeſtalt:

I. Loke Artium Magiſter ex aede Chriſti Oxon.

und hat ſich überdem nie zum Doktor der Arzneikunde machen laſſen, obgleich diejenigen, welche es nicht wuſten, ihn immer Doktor **Loke** nannten.

Im Jahre 1664. gieng er als Sekretär des Ritters Wilhelm Swan, welcher als Geſandter des Königes von England an den Churfürſten von Brandenburg und einige andre Höfe geſchickt wurde, nach Deutſchland. In weniger als einem Jahr kam er wieder nach England zurück und gieng, wie vorher, nach Oxford, um daſelbſt zu ſtudieren, wo er ſich unter andern auch auf die Naturlehre legte, wie dies aus einem Regiſter *) von den Veränderungen der Luft erhellt, welches er von dem vier und zwanzigſten des Brachmonats 1666. an bis zum acht und zwanzigſten Merz 1667. in dieſer Stadt hielt. — Er gebrauchte dazu auch einen Barometer, — einen Thermometer und einen Hygrometer.

In Oxford errichtete er mit dem Lord Aſhley, nachmaligem Grafen von Schaftesbury und Großkanzler von England eine vertrauliche Bekantſchaft auf. — Die Gelegenheit hierzu war folgende.

---

*) Siehe Boylers allgemeine Geſchichte der Luft, die Ausgabe von 1641.

Mylord Aſhley hatte ſeit geraumer Zeit durch einen Fall einen ſehr groſſen Schmerz in der Bruſt empfunden, welche er ſich ſo ſtark zerſtoſſen hatte, daß ſich daſelbſt ein Geſchwür ſetzte, welches vermittelſt einer Geſchwulſt unter dem Magen erſchien. – Man hatte ihm deswegen den aſtroper Brunnen angerathen, und um es aus Oxford bequem zu erhalten, ſo ſchrieb er an Herrn Thomas einen Arzt daſelbſt, daß er ihm ſolches auf die Zeit, wenn er daſelbſt angelangt ſeyn würde, dahin verſchriebe. –– In der Abweſenheit dieſes Arztes, und beim Ausbleiben des aſtroper Waſſers auf dem gewünſchten Tag muſte **Loke**, dem **Thomas** die Beſorgung ſeiner Angelegenheiten anvertrauet hatte, deshalb beim Lord um Entſchuldigung bitten. –– Dieſer gewann ihn gleich beim erſten Anblick lieb, und behielt ihn bey ſich zur Tafel.

Schaftesbury war ein Herr, der auſſerordentliche Lebhaftigkeit des Geiſtes, – einen durchdringenden Verſtand, eine ſcharfe und weitgehende Beurtheilungskraft mit einem fürtreflichen und ſtarken Gedächtniß beſaß. –– Ein edles –– wohlwollendes Herz, uneigennützige Geſinnungen, – – ſtete Heiterkeit des Geiſtes, welche ſelbſt in den unangenehmſten Vorfällen des Lebens ſich zeigte, und ihn dieſelbe ertragen half, machten ihn einem jeden, der ihn kannte, liebens- –– und verehrungswerth. – Er hatte eine große Lektüre, – aber noch mehr Weltkenntniß. –– –– Daher konnte es nicht fehlen, daß er ſich in gar kurzer Zeit viel Erfahrung erwarb und in einem Alter wo andre kaum einen Vorſchmack von ſtatiſtiſchen Kenntniſſen erhalten, einer der gröſſeſten Staatsmänner in England wurde. -- Seine vielfältige Geſchäfte unter **Karls** des zweiten Regierung hinderten ihn zwar an der ſtrengen Fortſetzung ſeines Studierens, aber ſeine auſſerordentliche Lebhaftigkeit erſetzte gar bald das, was ihm ſeine überhäufte Arbeiten an der Zeit raubten. -- Eilige Blicke auf ein Buch konnten bey ihm eben ſo viel wirken, als bey vielen andern Jahre nicht vermögen. -- Auſſer dem war er frey und offenherzig im Umgange, ein Feind aller Komplimentirſucht und alles Zwanges, -- und gönnte allen, die ihn kannten, die unbedingteſte Zwangloſigkeit im Umgange. - Er gieng mit einem jeden, der ihn kannte, vertraut um, ohne niederträchtig zu werden, und ſeinem Range etwas zu vergeben. -- Selbſt der Schein einer ſclaviſchen Unterwürfigkeit war ihm bey allen verhaſt, die mit ihm umgiengen. -

Schaftesbury war an keine mittelmäßige Eigenſchaften gewohnt, - wer Zutritt zu ihn haben ſollte, muſte große, edle, und auffallende Beweiſe ſeines Verſtandes und Herzens geben. - Da Loke gerade der Mann war, ſo gaben dieſe die Loſung, mit ihm die vertrauteſte Freundſchaft zu errichten, welche auch Lebenslang daurete. Er bat ihn alſo gleich den andern Tag wieder zu ſich, wählte ihn zum Geſellſchafter während der Brunnenkur, und zog ihn endlich gar nach **London**. Loke folgte, te, und, ob er gleich kein Arzneiverſtändiger von Profeßion war, ſo ließ ſich doch der Lord lediglich auf ſein Gutachten das Geſchwür auf der Bruſt operiren. – Dies erhielt ihm das Leben.

Nach dieſer Kur bekam er für ihn eine ſo ungemeſſene Hochachtung, und eine ſo zärtliche Liebe, daß er ihn der wichtigſten Aemter fähig und würdig hielt. – Er ermunterte ihn zur Erlernung der einem Staatsmann und Geſandten nöthigen Wiſſenſchaften, und zog ihn, da er es in kurzer Zeit darinnen ſehr weit brachte, bey den wichtigſten Vorfällen zu Rathe. – Die Geſellſchaft des Herzogs von Bukingham, des Lord Halifax, und andrer Vornehmen ſtimmte Lokes natürliche Ernſthaftigkeit in eine lebhafte, ſcherzende, oft auch luſtige Geiſtesverfaſſung um. – Einſt hatte der Lord vier ſeiner Freunde zur Geſellſchaft zu ſich gebeten; – Karten war ihre Zuflucht, weil ſie kein andres Geſpräche wählen wollten ꝛc. – Loke ſahe lange Zeit dem Spiele zu, endlich zog er die Schreibtafel heraus, und ſchrieb mit anſcheinender groſſer Aufmerkſamkeit etwas auf. – Als man ihn frug, was das wäre, das er ſchrieb, ſo antwortete er: – ich bemühe mich, Mylord, Ihre Geſellſchaft ſo viel zu nutzen, als ich kann. – Schon lange erwartete ich mit Ungeduld, in der Geſellſchaft der klügſten und geiſtreichſten Männer unſrer Zeit zu ſeyn; und da ich endlich dies Glück einmal erhalten habe, ſo glaube ich nichts beſſeres thun zu können, als Ihre Unterredung aufzuſchreiben. – – Daher habe be ich wirklich den Hauptinhalt Ihres Geſpräches ſeit ein paar Stunden aufgezeichnet. -- Er las ihnen hierauf einen Theil ihres Geſpräches her; -- ſie fiengen ſich an, ihres Kartenſpiels zu ſchämen, und eine ſchicklichere und würdigere Unterredung anzuſtellen. --

Im Jahre 1668. gieng **Loke** mit dem Grafen und der Gräfinn von Northumberland nach Frankreich, muſte aber, da der Graf auf einer Reiſe nach Rom ſtarb, bald mit der Gräfinn wieder nach England zurückkehren. Nach ſeiner Rückkehr wohnte er, wie vorher, bey dem Lord Aſhley, welcher Kanzler beim Finanzweſen war, -- -- wo er die Erziehung ſeines einzigen Sohnes und ſeine Verheirathung beſorgte. -- -- Hier fieng er an, ſein unſterbliches Werk vom menſchlichen Verſtande zu projektiren, ob ihn gleich ſeine Geſchäfte und Reiſen an der Ausführung dieſes prächtigen Entwurfs hinderten.

Als 1672. Mylord Aſhley Groskanzler von England ward, ſo gab er **Loken** das Amt eines Sekretärs bey ſeiner Vorſtellung zu geiſtlichen Pfründen, welches er bis 1673. behielt, da der Lord dem Könige das große Siegel wieder gab. -- Mit den geheimſten Angelegenheiten ſeines Herrn bekannt, gerieth er mit ihm zugleich in Ungnade, und trug nachhero etwas zu verſchiedenen ſeiner Schriften bey, wodurch die Nation angefeuert werden ſollte, auf die Römiſchkatholiſchen mehr und genauer Acht zu haben, und ſich ihren Chikanen zu widerſetzen.

Hieher gehört folgender Vorfall im engliſchen Parlament. -- Karl der zweite, der damals in Geſellſchaft Frankreichs die vereinigten Niederlande bekriegte, verlangte zur Fortſetzung deſſelben von dem Parlamente Geld. Man machte einen Entwurf von der Rede, die der Kanzler im Parlamente halten ſollte, wenn der König würde ausgeredet haben. -- Der erſte Entwurf kam dem Könige zu ſchwach vor, und man fand für gut, wider des Kanzlers Willen hineinzuſetzen – delenda eſt Carthago. Wider Willen muſte alſo der Lord die Rede halten, wie ſie aufgeſetzt war, und Loke muſte hinter ihn ſtehen, ihm im Fall der Noth einzuhelfen.

Im Jahre 1673. ward er bey der wegen des Handlungsweſens geſetzten Kommißion Sekretär, welche Bedienung ihm jährlich fünfhundert Pfund Sterlinge eintragen ſollte. Allein dieſe Kommiſſion wurde im Chriſtmonate des 1674. Jahres aufgehoben.

Den Sommer des folgenden 1675. Jahres fand der Lord Schaftesbury für dienlich, Loken reiſen zu laſſen, der einen Anſatz zur Schwindſucht hatte. Er gieng nach Montpellier, wo er ziemlich lange blieb. Hier machte er mit dem Grafen von Pembroke Bekanntſchaft, welcher ſich damals nach ſeinen Familien-Namen, Herberdt nannte, weil ſein älteſter Bruder noch am Leben war. Er unterhielt dieſe Freundſchaft nachher beſtändig. Von Montpellier gieng er nach Paris, wo er mit dem Herrn Juſtel Bekanntſchaft machte, deſſen Haus der Sammelplatz der Gelehrten war. Er lernte auch hier den berühmten Arzt Günelon kennen, deſſen Freundſchaft ihm nachher ſehr nützlich war. Toinard beſchenkte ihn mit einem Exemplar von ſeiner Harmonia euangelica, wovon er nur fünf oder ſechs hatte, welche vollſtändig waren. Für **Loke**, der fleißig die Bibel ſtudierte, war dies ein ſehr angenehmes Geſchenke.

Da ſich der Graf von Schaftesbury mit dem Hofe wieder ausgeſöhnt hatte, vermuthlich in der Abſicht, ſeinem Vaterlande ſo nützlich zu ſeyn als er könnte, und im Jahr 1679. zum Präſidenten des königlichen Raths gemacht war: ſo rief er Loken wieder nach London zurück. Er war aber noch nicht völlig wieder hergeſtellet, und da ihm der Dampf von den Steinkohlen, die man daſelbſt brennet, noch engbrüſtiger machten, ſo blieb er nicht lange da. Er muſte von Zeit zu Zeit ſich aufs Land begeben, um daſelbſt Luft zu ſchöpfen, die von dem Kohlendampfe noch nicht verderbt war, womit London angefüllet iſt. Er gieng auch zuweilen nach Oxford, wo er ſeine Stelle in dem Chriſt-Kirchencollegium behalten hatte.

Weil der Graf von Schaftesbury mehr zum gemeinen Beſten der engliſchen Nation wieder in den Rath getreten war, als den Abſichten des Hofes beförderlich zu ſeyn, welche dahin giengen, die römiſchkatholiſche Religion und die willkührliche Gewalt in England einzuführen: ſo machte man ihm bald Händel und der König ſchickte ihn in den Towr. Indeſſen wurde er doch der Ränke des Hofes ohnerachtet losgeſprochen, worauf er nach **Holland** gieng. Weil der Prinz von Oranien, welcher nachher König in England geworden, wußte, daß dieſer Mann bloß deswegen ſtrafbar ſey, weil er ſich den Abſichten des Hofes widerſetzte: ſo wurde er in Holland ſehr gut aufgenommen. Er ließ ſich auch zu Amſterdam das Bürgerrecht geben. Er that es aus Furcht, der König möchte ihn von der Republick wiederfordern, welche durch einen Vertrag verbunden iſt, der Krone **England** die Staatsverbrecher auszuliefern, wofern ſie nicht in irgend einer holländiſchen Stadt Bürger geworden, wie England auch verbunden iſt, ſolches in Anſehung der Staaten zu thun.

Loke hielt ſich nun auch nicht mehr in **England** ſicher. Denn ob er gleich wußte, daß man ihm nach den Geſetzen nichts thun konnte: ſo hätte man ihn doch einige Zeitlang ins Gefängniß legen können; wodurch er ſeine Geſundheit und vielleicht ſein Leben würde aufs Spiel geſetzt haben. Er folgte alſo dem Lord Schaftesbury, welcher bald darauf in Holland ſtarb. Es iſt eine Ehre für dieſe Provinz und für Amſterdam inſonderheit, daß ſie einen ſo groſſen Mann und vornehmen Flüchtling aufgenommen und beſchützet haben. – –

Als Herr Loke zu Ende des 1683. Jahres zu Amſterdam war: ſo erneuerte er mit dem Herrn Günelon die Bekanntſchaft, die er mit ihm in Paris gemacht hatte. Im Jenner des 1684. Jahres, da Herr Günelon in ſeinem Hauſe die Zergliederung einer Löwin vornahm, welche erfroren war, fand ſich Loke auch dabey ein. Er machte daſelbſt mit vielen Gelehrten Bekanntſchaft. Unter andern ſah er auch den Herrn von Limborch, Profeſſor der Gottesgelahrtheit unter den Remonſtranten, mit welchem er eine Freundſchaft errichtete, die bis an ihren Tod gedauert, und welche er ſorgfältig unterhalten hat, da er wieder nach England gekommen war. Le Clerc lernte ihn kurz darauf auch kennen, und er ſagt, daß er viele Stunden nützlich und angenehm mit dem Loke zugebracht habe; vornehmlich, da er ſich über ſeine Meinungen in der Philoſophie gegen ihn herausließ, er ofte lange Unterredungen mit ihm gehalten hat. Weil er ſich in Holland beſſer befand als in England: ſo arbeitete er daſelbſt an ſeinem Werke vom menſchlichen Verſtande.

Er war noch kein Jahr aus England, ſo beſchuldigte man ihn bey Hofe, er habe gewiſſe kleine Schriften wider die Regierung geſchrieben, wovon man behauptete, ſie wären aus Holland gekommen, er wurde aber nachher für unſchuldig erkannt. Dies war die Urſache, warum der König dem Herrn Fell, der damals Biſchof zu Oxford und Dechant der Chriſtkirche war, Befehl gab, Loken die Stelle zu nehmen, die er in dieſem Collegium hatte. So bald dieſer gelehrte und tugendhafte Biſchof, der ſtets viele Achtung und Freundſchaft für Loken gehabt hatte, dieſen Befehl empfieng: ſo ließ er ſogleich den Herrn Tyrell, Lokens vertrauteſten Freund rufen, um mit ihm zu ſprechen. Dieſer Mann legte dem Biſchofe die untadelhafte Aufführung des Herrn Loke ſo klar vor Augen, daß er den Befehl nicht vollzog, ſondern an den Grafen von Sunderland, welcher Staatsſekretär war, ſchrieb, warum er den Befehl nicht vollziehen könnte. Hier ſind ſeine eigene Worte. „Da Herr Loke ein Mann war, „auf den der Graf von Schaftesbury vieles Vertrauen ſetzte: und da er in dem Verdachte ſtand, „daß er gegen die Regierung nicht wohl geſinnt „wäre: ſo habe ich viele Jahre lang ein Auge „auf ihn gehabt: er iſt aber ſtets ſo ſehr auf ſeiner Hut geweſen, daß ich nach vielen genau angeſtellten Unterſuchungen, mit Zuverſicht verſichern kann, es finde ſich niemand im Kollegium, ſo vertraut er auch mit ihm umgegangen, der ihn das geringſte wider die Regierung, „oder auch nur das geringſte, was ſie beträfe, „habe ſagen hören. Ob man ihn gleich oftmals „in öffentlichen und beſondern Geſprächen, mit „Fleiß auf den Grafen von Schaftesbury gebracht, und von ihm, ſeiner Partey und ſeinen „Abſichten übel geredet hat: ſo hat man ihn „doch niemals dahin bringen können, durch ſeine „Reden oder Blicke zu bezeugen, daß er ſich derſelben auf irgend eine Art und Weiſe annähme; „ſo daß wir glauben, es ſey kein Menſch in der

„Welt, welcher über ſeine Zunge und ſeine Leidenſchaften mehr Meiſter ſey, als er. „

Dieſes iſt um ſo viel mehr zu bewundern, da Loke von Natur etwas hitzig war. Weil er aber ſah, daß man ihm Fallen ſtellte: ſo hätte er ſich ein unverbrüchliches Geſetz gemacht, zu ſchweigen. Er ſah leicht ein, daß, wenn er von denen redete, die ſich bemüheten, ihn auf dieſes Geſpräch zu bringen, er ſeinem Wohlthäter keinen Dienſt leiſten und ſich ſelbſt Ungelegenheit zuziehen würde.

Der Biſchof erhielt aber ſeiner Gegenvorſtellung ungeachtet vom Könige einen zweyten Befehl. Loke wurde alſo ſeiner Stelle entſetzet.

Nach dem Tode des Königs Karls des II. wandte Penn, welcher noch ein Univerſitätsfreund des Herrn Loke war, ſein ganzes Anſehn beym König Jacob an, eine Verzeihung für ihn auszuwirken, er würde ſolche auch würklich erhalten haben, wenn Loke ihm nicht geantwortet hätte: er brauchte keiner Verzeihung, weil er kein Verbrechen begangen hätte.

Im Frühlinge des 1685ſten Jahres war der Herzog von Montmouth mit vielen über die Regierung mißvergnügten Engländern in Holland, und rüſtete ſich zu der Unternehmung, die ihm ſo übel ausſchlug. Da der König in England Nachricht davon erhielt: ſo ließ er durch ſeinen Geſandten in dem Haag, den Herrn Skelton, den 17ten May von den Staaten vier und achtzig Perſonen abfordern, unter welchen auch Loke war, den man den vormaligen Sekretär des Lord Schaftesbury nannte, ob er gleich weder dieſes Amt noch dieſen Titel in dem Hauſe dieſes Herrn gehabt hatte, wo er nur als Freund ſich aufhielt. Er war der letzte unter allen. Man ſagt, ſein Name habe nicht auf der aus England gekommenen Liſte geſtanden, ſondern der engliſche Conſul, der damals hier war, habe ihn zuſetzen laſſen. So viel iſt wohl gewiß, daß Loke mit dem Herzoge von Montmouth in keiner Verbindung geſtanden hat. Ueberdem war er gar kein Aufwiegeler, und mehr furchtſam als herzhaft.

Er war zu Ende des 1684ſten Jahres zu Utrecht geweſen, und im Frühjahre wieder nach Amſterdam gekommen. Er gieng auch gleich wieder nach Utrecht, weil er nicht befürchtete, daß man ihn beſchuldigen könnte, er hätte mit des Herzogs von Montmouth Unternehmung etwas zu thun. Schon vorher hatte er einige Luſt gehabt, zu dem Herrn Günelon zu ziehen, welcher ſich aber entſchuldigte, daß er ihn nicht in ſein Haus nehmen könnte, weil es in dieſer Stadt nicht die Gewohnheit iſt, daß man Fremde bey ſich beherbergt; ob er ihn gleich ſehr gern ſah, und ihm ſeine Beſuche ſehr angenehm waren. Sobald aber Herr Günelon ſah, daß er in Gefahr ſtand: ſo glaubte er, nun wäre es Zeit ihm Dienſte zu leiſten, wie er es denn auch mit vieler Großmuth that. Er redete mit dem Herrn Veen davon und vermochte ihn, daß er ihn zu ſich nahm. Herr Loke begab ſich alſo nach Amſterdam, wo er zwey bis drey Monate bey dem Herrn Veen verſteckt blieb. Indeſſen trug Herr von Limborch Sorge dafür, daß er die Briefe bekam, die an ihn geſchrieben wurden, und verwahrte ſogar Lokens Teſtament. Man zog auch eine von den vornehmſten obrigkeitlichen Perſonen dieſer Stadt zu Rathe, um zu vernehmen, ob er ſicher wäre. Dieſe antwortete, man könnte ihn nicht ſchützen, wenn der König von England ihn abfordern ließe, man würde ihn aber wenigſtens nicht ausliefern, und auch nicht ermangeln, ſeinem Wirthe Nachricht davon zu geben.

Hiedurch ward er ſchon einigermaßen beruhigt, ſo daß er bey ſeinem Wirthe bis in den Herbſt blieb, — er gieng aber doch nicht anders aus, als des Abends, weil er erkannt zu werden fürchtete. — Auf verſchiedener Zureden gieng er nach Cleve, woher er aber bald zurückkam, und von neuem bey Herr Veen wohnte. — Hier verfertigte er den lateiniſchen Brief von der Duldung, welcher darauf 1689. zu Tergou gedruckt ward und den Titel hatte:

> Epiſtola de Tolerantia ad clariſſimum virum T. A. R. P. T. O. L. A. ſcripta a P. A. P. O. I. L. A. *)

---

*) Die erſten Buchſtaben heiſſen Theologiae apud Remonſtrantes Profeſſorem, tyrannidis oſorem, Limburgium Amſtelodamenſem, und die andern Pacis amico, perſecutionis oſore, Ioanne Lokio Anglo.

Einen Auszug dieſes Briefes findet man in dem vierzehnten Artickel des funfzehnten Bandes der Bibliotheque univerſelle. Um eben dieſe Zeit las Loke einige fürtrefliche Abhandlungen des Epiſcopius, die ihm ſehr wohl behagten. Bisher kannte er die Remonſtranten nur aus Hörenſagen und aus einigen mit ihnen gehaltenen Unterredungen; er verwunderte ſich aber, daß ſie ſeinen Meinungen näher kamen, als er geglaubt hätte, und gebrauchte in der Folge die von ihnen erhaltenen Einſichten mit groſſem Nutzen.

Da man mit der Zeit wohl einſah, daß er an dem Unternehmen des Herzogs von Montmouth nicht den geringſten Antheil hätte, ſo konnte er nunmehr auch ſicher und ruhig erſcheinen. Er kam alſo am Ende des Jahres 1686 nach Amſterdam zurück, wo er ſehr gern wöchentliche Zuſammenkünfte veranſtalten, und die beyden berühmten Gelehrten Limborch und le Clerc dazu ziehen wollte. Seine häufige Hin- und Herreiſen machten aber dieſen ſonſt ſchönen Entwurf unmöglich auszuführen. — Er fertigte ſelbſt einen Auszug aus ſeinem Buche vom menſchlichen Verſtande ab, und ſetzte der franzöſiſchen Ueberſetzung, welche le Clerc machte, den Namen des Grafen von Pembroke vor. —

Die glückliche Veränderung der Regierungsform, die ſich am Ende 1688. und im Anfange 1689 durch die weiſe Aufführung des Prinzen von Oranien ereignete, ſchafte ihm eine ruhige

Rückkehr in ſein Vaterland, wohin er auf eben der Flotte gieng, welche die Prinzeßin von Oranien hinüberführte. Gleich nach ſeiner Ankunft in London bemühte er ſich, in das Chriſtkirchencollegium wieder aufgenommen zu werden, nicht, um wirklich wieder einzutreten, ſondern nur deshalb, damit öffentlich erhellen möchte, man habe ihm Unrecht gethan. Man würde ihm ſolches auch gewiß zugeſtanden haben, wenn man nicht einen andern, der in ſeine Stelle getreten war, hätte verſtoſſen müſſen, – und dies wollte Loke nicht zugeben. – –

Es würde ihm auch nicht viel Mühe gekoſtet haben, eine anſehnliche Staatsbedienung zu erhalten; – er begnügte ſich aber mit einem Appellationskommiſſariat, – welches ihm jährlich zweyhundert Pfund Sterling einbrachte. Man wollte ihn ſogar ſeiner ausgebreiteten Staatskenntniſſe wegen zum Geſandten entweder an dem kaiſerlichen, oder am Hofe des Churfürſten zu Brandenburg machen, unter welchen er ſich einen Ort wählen könnte, den er ſeiner Geſundheit am zuträglichſten hielte. Er ſchlug aber, aus ängſtlicher Beſorgniß, daß die Luft ihm doch nicht bekommen, und dadurch der Dienſt ſeines Herrn leiden würde, eine Bedienung von der Art aus.

Indeſſen wandte er ſeine Zeit in ſeiner Muße nicht übel an. Einem Gottesgelehrten, der ſein erſtes Schreiben von der Duldung angegriffen hatte, antwortete er im Jahre 1690.

in einem zweyten. In eben dieſem Jahr erſchien ſein Werk vom menſchlichen Verſtande in engliſcher Sprache zum erſtenmal, welches hernach noch dreymal im engliſchen und endlich auch im franzöſiſchen herausgekommen iſt. – Burridy überſetzte es 1701. auch ins lateiniſche. – –

Seine Abhandlung von der bürgerlichen Regierung iſt ungemein gut geſchrieben. Er ſetzt deshalb ſeinen Namen nicht vor, weil die darinnen behauptete Grundſätze denen zuwider ſind, welche in England vor der Reichsveränderung behauptet wurden, und welche die willkührliche Macht einführen wollten, ohne auf irgend ein anders Geſetz Rückſicht zu nehmen. – Dieſe türkiſche Staatskunſt wirft er in ſeinem Buche ganz übern Haufen.

Nach der Reichsveränderung lebte Loke in einer ſtolzen Ruhe und Sicherheit beynahe drey Jahre lang in London. Von allen geſchätzt, die ihn kannten, von einem jeden edlen Mann geliebt, wählte er ſich daſelbſt ſeinen Umgang und ſeine Freunde nach ſeinem Belieben. Unter allen andern Zuſammenkünften machten ihm die mit dem Grafen von Pembroke, das reinſte Vergnügen. Wenn ſeine Bruſt ſchwach zu werden anfieng, oder die Londner Luft nicht mehr gut vertragen wollte, ſo begab er ſich auf einige Tage auf ein Landhaus des Grafen von Peterborough, und war bey dieſem Herrn ſtets willkomkommen. Nachher war er genöthigt, London wenigſtens den Winter über ganz zu verlaſſen, und ſich noch weiter davon zu entfernen.

Er hatte zu verſchiedenen Zeiten bey dem Ritter Masham, der zu Oates, einem über zwanzig Meilen von London entferntem Orte wohnte, einen Beſuch abgeſtattet. Die Luft ſchien ihm hier ſo rein und gut zu ſeyn, daß er für ſeinen Körper keine beſſere finden zu können glaubte. Die angenehme und unterhaltende Geſellſchaft, die er in der Familie des Ritters fand, trug aber wohl das meiſte zu der Bitte bey, daß ihm der Ritter einen immerwährenden Auffenthalt daſelbſt gönnen möchte. -- Dieſer uneigennützige und rechtſchafne Mann verſtattete ihm denſelben nicht nur, ſondern ließ ihn auch ſich nach ſeinem Gefallen Bedingungen machen. -- Loke wählte alſo Oates zu ſeiner ſteten Wohnung, die er nur ſelten, und allemal ungern verließ.

Im Jahre 1692 gab er ſeinen dritten Brief über die Duldung heraus, um die neuen ihm gemachten Einwürfe zu beantworten; und er that ſolches mit ſo vieler Stärke und Genauigkeit, daß er nachher nicht noch einmal davon zu handeln nöthig hatte.

Um eben dieſe Zeit war das Geld in England in einem ſehr kläglichen Zuſtande, weil es unter den vorigen Regierungen ſo ſtark beſchnitten worden war, daß es über ein Drittel von ſeinem wahren Gewichte verlor. Dies verurſachte, daß man etwas zu haben glaubte, was man doch nicht hatte. -- Denn; obgleich das Geld durch keine öffentliche Gewalt war erhöht worden, ſo galt es im Handel und Wandel doch ein Drittel mehr, als ſein Gewicht erlaubte, wodurch die Handlung allerdings zu Grunde gehen muſte. -- Loke hatte gleich nach ſeiner Rückkehr nach London dieſe Unordnung bemerkt und redete ſehr oft davon, um die Nation zu einer Abänderung dieſes Verfalles zu bewegen. -- Er ſagte damals: -- in England wäre ein Uebel, worauf niemand Acht haben wollte, und welches der Nation ſicher mehr Schaden thun würde, als die, wofür man ſich fürchtete; und wenn man dieſer Unordnung nicht abhülfe, ſo würde man dadurch allein zu Grunde gerichtet werden, wenn auch alles andere gut gienge. -- Als er einmal äuſſerſt unruhig darüber zu ſeyn ſchien, und man ihm dieſer Furcht wegen, die man für eingebildet hielte, Vorwürfe machte, ſo antwortete er: -- man könnte immer darüber lachen, wenn man wollte, man würde aber in kurzem, wenn nicht bald andere Anſtalten getroffen würden, kein Silber in England haben Brod zu kaufen. Seine Weiſſagung traf 1695 ein. -- Um die Nation aufmerkſam zu machen, ſchrieb er 1692 Betrachtungen über die Folgen wegen Verminderung des Gehaltes, und Erhöhung des Werthes des Geldes, in deren man recht paſſende Bemerkungen findet, welche dieſe beyden Punkte, und überhaupt die engliſche Handlung betreffen. Drey Jahre drauf 1695. nahm er dieſe Materie noch einmal vor, und gab dadurch einen hervorſtechenden Beweis, daß er über die gewöhnlichſten Geſchäfte des Lebens eben ſo gut, als über die abſtrackteſten Dinge urtheilen könne, und daß er keinesweges zur Klaſſe derer Philoſophen gehöre, welche ihr ganzes Leben blos ſpekulativiſchen Wahrheiten widmen, ohne darauf zu ſehen, ob ſie auch für das allgemeine Beſte des Staats paſſeten.

Seine Gedanken über die Erziehung der Kinder erſchienen 1693 zum erſtenmale; -- in den Jahren 1694. und 1698. wurden zwey andre vermehrte Ausgaben veranſtaltet. -- Dies Werk ward in Holland auch ins franzöſiſche und flammländiſche überſetzt. -- Die zunächſt auf die Fehler bey der Erziehung in England gehende Bemerkungen abgerechnet, enthält es ſehr viel nützliche Anweiſungen für verſchiedene Nationen.

Von 1695. bis 1700. verwaltete Loke das Commercien und Colonien Commiſſariat mit vieler Treue und Sorgfalt. Allein in dieſem Jahre gab er es auf, weil er ſich nicht mehr, wie er vorher zu thun gewohnt geweſen war, in London aufhalten wollte. Er ſagte ſeinen Entſchluß, es niederzulegen, niemand eher, als bis er ſeine Beſtallung in die Hände des Königs zurückgegeben hatte, welcher ſie mit vieler Schwierigkeit annahm, und ihm ſagte: -- ſeine Dienſte wären ihm angenehm, und wenn er noch ſo wenig thäte; und er verlange gar nicht, daß er nur einen einzigen Tag zum Nachtheile ſeiner

Geſundheit in der Stadt bliebe. -- Loke antwortete aber dem König, er könnte eine Bedienung, wobey ſo viel Gehalt wäre, nicht behalten, wenn er nicht auch die Geſchäfte derſelben verſähe, und er bäte, daß man ihm ſolche abnehmen möchte. --

In eben dieſem Jahre ſchrieb er die **Vernunftmäßigkeit** des Chriſtenthums, welche zwar bald ins franzöſiſche und holländiſche überſetzt wurde, -- aber auch gewaltige Widerſprüche, beſonders von einem ſehr hitzigen engliſchen Gottesgelehrten litte, dem aber der Verfaſſer ſo nachdrücklich als beſcheiden antwortete. -- Ein gelehrter Prediger zu Steeple in der Provinz Dorſet übernahm gleichfalls **Lokens** Vertheidigung, ohne ihn zu kennen, und gab 1697. zwey kleine Abhandlungen heraus, welche dahin abzielten.

Kurz vorher war in London ein Buch gedruckt worden, welches den Titel führte: -- **das Chriſtenthum ohne Geheimniß**, worinnen der Verfaſſer zeigen wollte, die chriſtliche Religion enthalte nichts **wider**, aber auch nichts **über** die Vernunft. Bey Erklärung des Wortes **Vernunft** hatte der Verfaſſer einige Schlüſſe aus **Lokens** Werke vom menſchlichen Verſtande entlehnet. Ueber dem hatten ſeit kurzem einige engliſche **Unitarier** verſchiedene kleine Bücher herausgegeben, worinnen ſie viel von der **Vernunft** und dem, was ihr entgegen geſetzt wird, geredet und behauptet hatten, es gäbe im Chriſtenthum nichts dergleichen. -- **Loke** hatte auch mit Recht gelehret, es gäbe in der Offenbarung nichts, welches irgend einem gewiſſen Begriffe der Vernunft zuwider wäre. Alles dies zuſammengenommen war Schuld, daß Eduard Stillingfleet, Biſchof zu Worceſter Loken mit dieſen Leuten in einer wider ſie von der Lehre der Dreyeinigkeit gemachten Vertheidigung vermiſchte. – Er grif in demſelben verſchiedene ſeiner Gedanken von der Kentniß der ſelbſtſtändigen Weſen und andern Dingen an, aus einer übel gegründeten Furcht, dieſe Gedanken möchten den Ketzereyen Vorſchub thun. -- Loke antwortete, und Stillingfleet ſchwieg auch nicht. -- Dieſe Gegenantwort widerlegte ein zweytes Schreiben von Loken, welchem der Biſchof 1698. eine zweyte Gegenantwort, und jener 1699. eine dritte Antwort entgegen ſetzte, worinnen er von der Gewißheit ausführlich handelt, die man durch die Vernunft oder durch die Ideen von der Gewißheit des Glaubens, der Auferſtehung eben deſſelben Leibes und der Immaterialität der Seele haben konnte, -- und zeigt, daß ſeine Grundſätze ſehr wohl mit dem Glauben übereinſtimmten, und gar nicht, wie Stillingfleet ſagte, auf einen Scepticismus hinausliefen. – – Der ganze Streit hatte mit des Biſchofs Tode ein Ende.

Man machte über dieſe Streitigkeiten zweyerley Anmerkungen. Eine betraf die Sache, die andre die Methode, nach welcher ſie abgehandelt ward. – Man bewunderte Lokens Gründlichkeit, -- Reiſe der Beurtheilungskraft und Genauignauigkeit im Ausdruck, und man erſtaunte, daß ſich ein ſolcher große Gelehrte wie Stillingfleet wirklich war, in eine Streitigkeit einließ, wo er das offenbarſte Unrecht hatte, indem er weder die Gedanken ſeines Gegners, noch die Sache ſelbſt verſtand, und keinesweges im Stande war, ſich wider ihn zu behaupten. – Dieſer berühmte Prälat hatte ſein Leben vornehmlich mit Erlernung der chriſtlichen Alterthümer und dem Leſen unzählicher Bücher zugebracht; – Philoſophie, – Beurtheilungskraft und Weltkenntniß fehlten ihm aber ganz, – und das war gerade Lokens Stärke. Der Biſchof war ſehr heftig, und der Philoſoph deſto gelaſſener. So bitter ihn auch jener angrif, und ſo viele Leidenſchaften er bey dem ganzen Streit verrieth, ſo ſanftmüthig begegnete Loke demſelben. Freylich zeigt er, daß Stillingfleet die Sache nicht verſtehe, ſich nicht gehörig und beſtimmt genug ausdrücke: – er weiß es aber aus ſeinen eigenen Worten und mit einer verſteckten feinen Ironie dergeſtalt zu thun, daß ein Feind, wie ſein Gegner war, gewis nicht merken konnte, es ſey Ironie. Vielleicht iſt keine einzige Fehde geweſen, die auf der einen Seite mit mehr Kaltblütigkeit, gröſſerer Kunſt und verſchlagener Spitzfündigkeit, aber auf der andern mit gröſſerer Unbilligkeit, Verwirrung und einer für den Schriftſteller ganz unrühmlichen Denkungsart geführt worden iſt, als eben dieſe; – bey dem allen iſt zu verwundern, daß Loke in einem ſo hohen Alter und bey einer ſo ſchwachen Geſundheit, als die

die ſeinige wegen der Bruſtbeſchwerungen war, ſo viel habe arbeiten können. – Die ganze Gröſſe des Schmerzes und der Entkräftung, welche nach ſo vielen Jahren immer höher ſteigen muſte, befiel ihn aber im Jahre 1697, als er genöthigt war, bey kaltem Wetter nach London zu gehen, weil ihn der König ſprechen wollte. Seine Krankheit nahm ſo ſehr überhand, daß er die drey Tage ſeines Aufenthalts in **London** nicht einmal liegen konnte.

Dies ſchmerzte ihn ſo ſehr, daß er an Herrn le Clerc ſchrieb, er ſey in eine wahre Orthopnoea gefallen. Er kam ganz abgemattet wieder nach Oates, daß er nachhero niemals wieder ſo geſund und heiter ward, wie er vorher geweſen war. –

Einige Jahre vor ſeinem Tode legte er ſich auf das **Studium der heiligen Schrift**, und fand in demſelben ſo großes Vergnügen, daß er öffentlich ſagte: es gereue ihm ſehr, ſich nicht eher demſelben gewidmet zu haben. – Auſſer der Vernunftmäßigkeit des Chriſtenthums hat er eine **Paraphraſe der Briefe Pauli an die Galater, an die Korinther, an die Römer, und an die Epheſer** mit Anmerkungen herausgegeben.

Ein Jahr vor ſeinem Tode ward er ſo ſchwach und entkräftet, daß er keine Sache mehr mit anhaltendem Nachdruck treiben konnte. – Dieſe Schwäche gieng ſo weit, daß er nicht einmal im

Stande war, einen Brief ohne viele Mühe zu ſchreiben. Sein Geiſt blieb jedoch ſtets heiter. In Geſellſchaften wär er immer einer der vergnügteſten, und würde, wenn ihm ſeine Bruſt zu reden erlaubt hätte, immer mitgeſprochen haben. Noch wenig Wochen vor ſeinem Ende war er in einer gewiſſen Geſellſchaft äuſſerſt munter, und antwortete denen, die darüber einigermaſſen ihre Verwunderung bewieſen, – **laſſet uns leben, ſo lange wir leben.**

Loke war ein ungeheuchelt frommer Mann, und bewies ſeine Ehrerbietung gegen die Religion durch einen aufrichtig tugendhaften Wandel. Da er in geraumer Zeit nicht hatte in die Kirche gehen können, ſo fand er es für rathſam, kurz vor ſeinem Tode in ſeinem Hauſe zu communiciren, und zwey ſeiner Freunde nahmen die Communion mit ihm zugleich. Als der Prediger das Amt gehalten hatte, ſo ſagte er zu ihm, **er wäre in den Geſinnungen einer vollkommenen Liebe gegen alle Menſchen, und einer aufrichtigen Vereinigung mit der Kirche Chriſti, mit was für einem Namen man ſich auch unterſcheiden möchte.** Weit entfernt das Abendmal für ein Kennzeichen der Spaltung und Trennung zu halten, wär er vielmehr ganz bewundrungsvoll über die Weisheit Gottes bey der Art und Weiſe, die Menſchen ſelig zu machen, und konnte ſich öfters, wenn er davon ſprach, nicht enthalten, auszurufen: **o welch eine Tiefe des Reichthums, der Weisheit und der Erkenntniß Got-**

Gottes! -- er war feſt überzeugt, daß man eben dies Geſtändniß thun würde, wenn man nur die heilige Schrift ohne Vorurtheile leſen wollte, und dazu ermahnte er diejenigen ſehr oft, mit denen er gegen das Ende ſeines Lebens ſprach. – Der Fleiß, den er auf dieſes Studium gewandt, hatte ihm einen weit edlern und würdigern Begrif von der chriſtlichen Religion beygebracht, als er vorher davon hatte, und wenn ihm ſeine Kräfte erlaubt hätten, neue Werke anzufangen, ſo würde er aller Wahrſcheinlichkeit nach ſolche verfertigt haben, die auf die Ausbreitung einer geläuterten und vernünftigen Religion ihr Abſehn gehabt hätten.

Die letzten Wochen ſeines Lebens konnte er nicht mehr gehen, und man muſte ihn in einem Lehnſtuhl durch das Haus tragen. Als ihn die Frau Masham den ſieben und zwanzigſten October beſuchte, ſo fand ſie ihn nicht in ſeiner Studierſtube, ſondern im Bette. Da ſie darüber erſchrack, ſo antwortete er ihr: daß er entſchloſſen wäre, nunmehr beſtändig im Bette liegen zu bleiben, weil er ſich durch das Aufſtehn den vorigen Tag zu ſehr abgemattet hätte; – er könne dieſe Beſchwerlichkeit nicht mehr ausſtehn, und wüſte nicht, ob er ſich jemals würde wieder erheben können. Er aß den ganzen Tag über nichts. Seine Geſellſchafter wollten ihm zur Beſchäftigung ſeines Geiſtes etwas vorleſen, – aber er verbat es; gleichwohl wollte er wiſſen, was auf gewiſſen Papieren ſtände, die jemand in ſeine

Kammer brachte. – Man las ſie ihm vor, und darauf ſagte er: – was er hier zu thun gehabt hätte, das wäre gethan, und er dankte Gott dafür. – Er bat ſeine Freunde, daß ſie ihn in ihr Abendgebet einſchlieſſen möchten, und die ganze Familie betete in ſeiner Kammer. Als ihn jemand frug, ob er wohl glaube, bald zu ſterben, ſo antwortete er: es könnte vielleicht noch dieſe Nacht geſchehn, es würde ſich aber nicht mehr
1 über drey bis vier Tage verziehen. – Er bekam darauf einen kalten Schweiß, der ihn aber bald wieder verließ. Man bot ihm etwas braunſchweiger Mumme an, welche er eine Woche vorher ſo gern getrunken hatte, weil er ſie unter den ſtarken Getränken am unſchädlichſten hielt. Er nahm einige Löffel davon, und trank auf die Geſundheit der ganzen Geſellſchaft mit den Worten: – Ich wünſche ihnen allen Glück, wenn ich von hinnen gegangen ſeyn werde.

Die Frau Masham verlies ihn nie, ſondern blieb beſtändig an ſeinem Bette ſitzen. Er ermahnte ſie unter andern, daß ſie dieſes gegenwärtige Leben nur als einen Vorbereitungszuſtand anſehen ſolte, – und ſetzte hinzu: – ich habe lange genug gelebt, und danke Gott, daß ich mein Leben glücklich zugebracht habe, – bey dem allen habe ich gelernt, daß es weiter nichts als eine Eitelkeit ſey, wenn man nicht auf einen beſſern Zuſtand in jener freudenreichen Welt hoffen darf. – Nach dem Abendeſſen kam die ganze Familie zum Gebet hinauf in ſeine Kammer, und zwiſchen eilf und zwölf Uhr ſchien es ſich mit ihm einigermaſſen zu beſſern. – Frau Masham wollt'. bey ihm wachen, er wollte indeſſen ſolches nicht zugeben, weil er etwas ſchlafen zu können hofte, ſagte aber wenn ſich ſeine Umſtände änderten, ſo wolle er ſie rufen laſſen. Er ſchlief nicht, entſchloß ſich aber, er wolle verſuchen, den Morgen aufzuſtehn, wie er es auch that. – Man trug ihn in ſeine Studierſtube, und ſetzte ihn auf einen bequemeren Stuhl, auf welchem er wechſelsweiſe ziemlich lange ſchlief. Da er ſich dadurch ein wenig erholt zu haben ſchien, ſo verlangte er etwas dünnes Bier, und befahl, daß man ihn ankleiden ſollte. Die Frau Masham, welche gegenwärtig war, muſte auf ſein Bitten, laute die Pſalmen leſen. – Er wahe ſehr aufmerkſam, bis ihn die Herannäherung des Todes daran hinderte. Er erſuchte ſie, nicht weiter zu leſen, und verſchied wenige Minuten darauf, am acht und zwanzigſten October 1704. im drey und ſiebenzigſten Jahre ſeines Alters.

So ſtarb einer der gröſten Philoſophen unſrer Zeiten, der, nachdem er faſt alle Theile der Weltweisheit durchdrungen und die verborgenſten Geheimniſſe derſelben mit einer nicht gemeinen Scharfſinnigkeit entfaltet hatte, ſeinen Geiſt glücklich auf die Unterſuchung der Religion wandte. – Er unterſuchte ſie in ihrer Quelle mit eben der Freyheit, mit der er die andern Wiſſenſchaften prüfte, und er fand ſie ſo vernünftig und ſchön, daß er ihr ſein übriges Leben widmete, und ſich bemühete, andern den erhabenen Begrif beyzubringen, den er davon gefaſſet hatte. -- Eben das Licht, das ihm bey ſeinen philoſophiſchen Studien geleuchtet hatte, führte ihn auch beym Studieren des neuen Teſtaments, und entzündete in ſeinen Herzen eine ganz reine Gottesfurcht, die deſſen würdig war, der uns die Vernunft nur darum gegeben hat, daß wir die Offenbarung gebrauchen ſollen.

Loke war ein tiefſinniger Philoſoph, und zu den größten Geſchäften des gemeinen Lebens brauchbar. Er hatte viele Kenntniſſe von den ſchönen Wiſſenſchaften und höfliche verbindende Sitten. Er wuſte faſt von allem, was dem menſchlichen Geſchlechte nützlich ſeyn kann, etwas, und verſtand das, was er ſtudiert hatte, gründlich. Niemand nahm weniger die Mine eines Meiſters an, und begehrte, weniger zu lehren, als er; -- er hielt daher den Widerſpruch auch für keine Beleidigung. --- Nur zankſüchtige Schwätzer konnte er nicht leiden, die immer Recht haben wollen, und gegen dieſe redete er manchmal mit einger Hitze, war aber doch jederzeit der erſte, welcher ſeine Entrüſtung erkannte.

In den kleinſten Dingen ſowol, als in ſpekulativiſchen Meynungen ließ er ſich gern eines andern überführen, es mochte ihn erinnern wer da wollte. Er bequemte ſich nach der Fähigkeit der mittelmäßigen Geiſter, und gieng mit allen Leuten um, damit er von ihnen lernen könnte. Dies brachte ihm ſo großen Nutzen, daß er wirklich von Künſten und der Handlung ſoviel lernte, daß die, welche ſolche trieben, zum öſtern ſeine Einſichten zu Rathe zogen.

Er konnte eine üble und ungeſittete Aufführung ganz und gar nicht leiden, es müſte dann ſeyn, daß ſie von Mangel der Weltkenntniß hergekommen wäre. Sonſt verachtete er keinen Menſchen, ſo niedrig er auch ſeyn mochte. Sein Umgang war allen ſelbſt dem Frauenzimmer angenehm, und bey den vornehmſten Leuten war er jederzeit willkommen. -- Er war keinesweges ſchwermüthig, ſondern frey, ungezwungen, und von allen Förmlichkeiten entfernt, ſo daß man ſich oft verwunderte, bey einem Gelehrten eine ſo feine Aufführung anzutreffen.

Er redete oft wider den Scherz, welcher das allerkützlichſte im Umgange iſt, und gefährlich wird, wenn man nicht vernünftig damit umzugehen weiß. – – Er wuſte alles, was er ſagte, zu mildern, und auf eine angenehme Art vorzubringen, – – Wenn er ſeine Freunde aufzog, ſo geſchahe es über nichts bedeutende Fehler, oder über Dinge, die ihnen ſogar vortheilhaft waren. – Weil er ſelbſt im Scherze auſſerordentlich höflich war, ſo wuſte man ſchon, daß er bald darauf etwas verbindliches ſagen würde. Nie hielt er ſich im Scherzen über ein Unglück oder über einen natürlichen Fehler auf.

Gegen die Armen war er ſehr mitleidig, wenn ſie nur keine Miſſiggänger oder liederliche Leute waren, die des Sonntags in keine Kirche giengen, ſondern in den Wirthshäuſern lagen. Vornehmlich hatte er mit alten Leuten, die in ihrer

Jugend arbeitſam geweſen waren, großes Mitleiden. Er ſagte, es ſey nicht genug, ſie nicht verhungern zu laſſen, man müſſe ihnen auch einigermaßen ein gutes Leben verſchaffen. Er beſuchte zum öftern, wenn er ſpazieren gienge die Armen in der Nachbarſchaft und gab ihnen ſoviel, daß ſie ihren Bedürfniſſen abhelfen, oder ſich Arzney kaufen konnten, wenn ſie krank waren.

Er ſahe es ungern, wenn man etwas verdarb, wovon man noch einigermaßen Nutzen haben konnte. Dies hies nach ſeiner Meynung die Güter durchbringen, worüber uns Gott nur zu Haushaltern geſetzt hat. Er war daher auch ein ſehr ordentlicher Mann, der von allen Rechnung hielte.

Auffahrender jäher Zorn war ſeine Leidenſchaft, er ſuchte ihn aber gar bald durch Vorſtellungen der Vernunft zu unterdrücken, und er that ihm ſo wenig, als andern nur ſelten Schaden. -- Er zeigte das Lächerliche deſſelben ſehr oft, und erklärte ſich dahin, daß man mit demſelben nicht das geringſte ausrichten könne. Gegen ſeine Bediente war er gütig, und ſo herablaſſend, daß er ihnen mit aller Sanftmuth zeigte, wie ſie aufwarten ſollten.

Die Verſchwiegenheit war ſeine vornehmſte Tugend, ſo daß er nicht allein anvertraute Geheimniſſe auf das ſorgfältigſte verwahrte, ſondern auch niemanden dasjenige wiederſagte, was ihm ſchaden konnte, wenn man ihm gleich das Stillſchweigen nicht empfohlen hatte. Er beſaß nicht die geringſte Geſchwätzigkeit oder Unachtſamkeit, die ſeinen Freunden hätte ſchaden können. -- Sein Wort hielt er genau, und was er verſprach, war heilig. -- Leute die er nicht kannte, -- machte er ſich ein Bedenken zu empfehlen, und er konnte ſich nicht entſchlieſſen, diejenigen zu loben, die er nicht für lobenswerth hielt. Wenn man zu ihm ſagte, ſeine Empfehlungen hätten nicht die gewünſchte Wirkung gehabt, ſo antwortete er, das käme daher, weil er nie jemand hintergangen, und mehr geſagt hätte, als er wüſte, das, wofür er ſtünde, muſte auch ſo ſeyn, wie er es ſagte, – wenn er anders verführe, ſo würden ſeine Empfehlungen nachhero von keinem Nachdrucke mehr ſeyn.

Der Umgang mit vernünftigen Leuten war ſein beſter Zeitvertreib. -- er hatte auch ſelbſt alle Eigenſchaften, welche eine angenehme Freundſchaft unterhalten können. Er ſpielte nur aus Gefälligkeit, wiewol er nicht übel ſpielte, wenn er ſich einmal unter Leuten befand, welche gern ſpielten. Auſſerdem ſchlug er es nie vor, und ſagte, das Spielen wäre nur ein Zeitvertreib für diejenigen, welche nichts zu reden wüßten. –

In ſeiner Kleidung war er ſauber, ohne alle Affektation, und gar nicht ſonderbar und eigenſinnig. Er war von Natur ſehr arbeitſam, und beſchäftigte ſich, ſo lange es ſeine Geſundheit erlauben konnte. Zuweilen machte er ſich ein Vergnügen im Garten zu arbeiten, welches er vollkommen wohl verſtand. – Er mochte gern ſpazieren gehn. – Da ihn aber ſeine Bruſtbeſchwerung nicht erlaubte, viel zu gehn, ſo ritte er nach Tiſche aus, und da er auch das Reiten nicht mehr vertragen konnte, ſo bediente er ſich einer *Chaiſe – volante.* Er wollte ſtets Geſellſchaft haben, wenn es auch nur ein Kind geweſen wäre, – denn er mochte ſich gern mit wohlgezognen Kindern unterreden.

Seine ſchwächliche Geſundheit fiele niemanden als ihm ſelbſt beſchwerlich, und man ſahe nichts an ihm, welches Unluſt verurſachte, als daß man ihn leiden ſahe. – Im Eſſen und Trinken lebte er wie andre, auſſer, daß er ordentlicher Weiſe nur Waſſer trank, und er glaubte, dies hätte ihm ſo lange das Leben erhalten, ob er gleich von einer ſo ſchwachen Leibesbeſchaffenheit war. – Eben dieſem Waſſertrinken ſchrieb er auch die Erhaltung ſeines Geſichtes zu, welches gegen das Ende ſeines Lebens noch nicht ſehr abgenommen hatte. – Denn er konnte bey Licht allerley Bücher leſen, wenn ſie nur nicht gar zu kleine Schrift hatten; – der Brille bediente er ſich gar nicht. – Seine Engbrüſtigkeit war ſeine gröſte Beſchwerung und vier Jahre vor ſeinem Ende ward er taub. – Dies daurete aber nicht über ſechs Monat. Da er ſich dadurch des Vergnügens beraubt ſah, mit ſeinen beſten Freunden umzugehen, ſo wuſte er nicht, ob es nicht beſſer wäre, blind als taub zu ſeyn, wie er es damals einem ſeiner Freunde ſchrieb. Sonſt ertrug er ſeine Schwachheiten mit unnachahmlicher Geduld.

Ueberhaupt bewies **Loke** mit ſeinem Leben, daß eine geſunde Philoſophie der geradeſte Weg zur Tugend ſey.

Inhalt
des zweiten Bandes
der
neuen Verſuche über den menſchlichen Verſtand.

Drittes Buch.
Von den Wörtern.

Erſtes Hauptſtück. Von den Wörtern, oder der Sprache überhaupt. S. 47
Zweites Hauptſtück. Von der Bedeutung der Wörter. S. 60
Drittes Hauptſtück. Von allgemeinen Wörtern. S. 71.
Viertes Hauptſtück. Ueber die Namen der einfachen Begriffe. S. 96.
Fünftes Hauptſtück. Ueber die Namen der vermiſchten zufälligen Beſchaffenheiten und der Verhältniſſe. S. 108
Sechſtes Hauptſtück. Von den Namen der Subſtanzen S. 114
Siebentes Hauptſtück. Ueber die Partikeln. S. 163
Achtes Hauptſtück. Von den abſtrakten und concreten Wörtern. S. 171
Neuntes Hauptſtück. Ueber die Unvollkommenheit der Wörter. S. 173
Zehntes Hauptſtück. Vom Misbrauche der Wörter. S. 183
Eilftes Hauptſtück. Von den Mitteln, gegen die vorher betrachteten Unvollkommenheiten und Misbrauch der Wörter. S. 204

Viertes Buch.
Von der Erkenntniß.

Erſtes Hauptſtück. Von der Erkenntniß überhaupt. S. 213
Zweites Hauptſtück. Von den Stufen unſerer Erkenntniß. S. 225
Drittes Hauptſtück. Von der Ausdehnung unſrer Erkenntniß. S. 253.

Viertes Hauptſtück. Ueber die Realität unſrer Erkenntniß. S. 296
Fünftes Hauptſtück Von der Wahrheit überhaupt. S. 308
Sechſtes Hauptſtück. Von allgemeinen Sätzen, ihrer Wahrheit und Gewißheit. S. 313
Siebentes Hauptſtück. Von den Grundſätzen. S. 332
Achtes Hauptſtück. Von unnützen Sätzen. S. 371
Neuntes Hauptſtück. Von der Erkenntniß unſrer Exiſtenz. S. 381.
Zehntes Hauptſtück. Von der Erkenntniß des Daſeyns Gottes. S. 384
Eilftes Hauptſtück. Von der Erkenntniß der Exiſtenz andrer Dinge. S. 405
Zwölftes Hauptſtück. Von dem Wachsthum unſrer Erkenntniß. S. 422
Dreyzehntes Hauptſtück. Einige andre zufällige Betrachtungen über unſre Erkenntniß. S. 441
Vierzehntes Hauptſtück. Ueber das Urtheil. S. 442
Funfzehntes Hauptſtück. Ueber die Wahrſcheinlichkeit. S. 443
Sechzehntes Hauptſtück. Von den Stufen des Beifalls. S. 451
Siebenzehntes Hauptſtück. Von der Vernunft. S. 483
Achtzehntes Hauptſtück. Von dem Glauben und der Vernunft, und ihren verſchiedenen Geſchäften. S. 546
Neunzehntes Hauptſtück. Von dem Enthuſiasmus. S. 560
Zwanzigſtes Hauptſtück. Vom Irrthum. S. 571
Einundzwanzigſtes Hauptſtück. Ueber die Eintheilung und Claſſifikation der Wiſſenſchaften. S. 588

Kleine Schriften.

I. Unterſuchung der Meynung des Pater Malebranche, daß wir alles in Gott ſehen, gegen Locke. S. 601
II. Dialogus de connexione inter res & verba, & veritatis realitate. S. 613
III. Difficultates quædam Logicæ. S. 621
IV. Ueber die Gewißheits Methode, und Erfindungsrecht. S. 631
V. Hiſtoria & Commendatio LINGVAE characteriſticæ vniverſalis, quæ SIMVL ſit ars inveniendi, & iudicandi. S. 645

Neuer

Neuer Verſuch
über
# den menſchlichen Verſtand.

Drittes Buch.
Von den Wörtern.

Erſtes Hauptſtück.

Von den Worten, oder von der Sprache überhaupt.

Philalethes.

§. 1.

Da Gott den Menſchen zu einem geſelligen Geſchöpfe beſtimmt hatte: ſo pflanzte er ihm nicht nur eine Neigung ein, und ſetzte ihn in ſo nothwendige Umſtände, die ihn antrieben, mit andern Geſchöpfen von ſeiner Art in Geſellſchaft zu leben; ſondern Er verſah ihn auch mit der Sprache *), welche das ſo vortrefliche

---

*) Auch hier leuchtet die unnachahmlichſte Weisheit des Schöpfers zu voller Gnüge hervor. Der Menſch als ein Geſchöpf, für die Geſellſchaft geboren, bedarf eines gewiſſen Bandes, wodurch er ſich mit andern näher verenget und verkettet. Die Sprache iſt ein ſolches Verkettungsmittel. Nähme man ihn als einzelnen von aller Geſellſchaft entfernet an, ſo würde er von ſeinem Vermögen zu ſprechen entweder gar nicht, oder doch nur ſehr ſelten Gebrauch machen. Höchſtens würden Töne der Empfindung, — Geberden der Verwunderung und einige Artikulationen des Organs, die in ſeinem Bau ganz nothwendig gegründet ſind, ſeine ganze

Werkzeug und das gemeine Band der Geſellſchaft ſeyn ſollte. Aus dieſem Grunde haben wir gewiſſe **Wörter**, wodurch wir uns die Dinge vorſtellen, und andern unſere **Begriffe** davon vorlegen können.

Für die Geſellſchaft gegen den Herrn Hobbes.

Theophilus. Ich freue mich daß Sie in dieſem Stücke anders denken, als **Hobbes***), welcher glaubte, daß der „Menſch „nicht für die Geſellſchaft gemacht ſey, ſondern daß er nur aus Noth ſich in eine Geſellſchaft habe begeben müſſen, um vor ſeinen Nebenmenſchen ſicher zu ſeyn. Er bedachte nicht, daß auch Menſchen, die nicht ſo übel geartet ſind, als er ſich vorſtellte, um beſſer zu ihrem Entzweck zu gelangen, ſich vereinigen könnten. Sehen wir nicht ſelbſt die Vögel in einer gewiſſen Geſellſchaft reiſen? häufen ſich nicht die Biber truppenweiſe zuſammen und werfen mit vereinigten Kräften ſich einen Damm auf? Könnte dieſes Werk wohl ein jeder einzeln genommen vor ſich zu Stande bringen? und befördern ſie dadurch nicht ihr allgemeines Wohl, indem ſie in dieſen Dämmen ſich Waſſer und Fiſche zu ihrer Nahrung aufbehalten, und ihre Hölen bauen? Dies iſt der Grund, den die Thiere haben, eine Geſellſchaft unter ſich aufzurichten. Denn wer wollte wohl ſagen daß die Furcht, die eines vor das andere hat, ſie zu dieſen Unternehmen antriebe. Die wilden Thiere wiſſen von keiner Furcht.

Phi-

Sprache ausmachen. Ideen würde er faſt gar nicht haben, und er würde ſelbſt erſtaunen, wenn er auf einmal freye bewegliche Organen, und die möglichſte phyſiſche Leichtigkeit zu reden erhalten ſollte.

Man nehme aber nur die einfachſte Geſellſchaft, die zwiſchen einer Mutter und Kind; ſo folgt daraus, daß ſie beyde eine Sprache haben erfinden müſſen.

Anm. des Ueberſetzers.

*) In der Folge hat Rouſſeau dieſe Meinung weitläuftig entwickelt. Sein Emile iſt bekannt genug.

Anm. des Ueberſetzers.

Philalethes. Das iſt völlig nach meinen Sinn. Der Menſch muſte gewiſſe **Organen** haben, um die Geſellſchaft, die unter ihm ſeyn konnte, deſtomehr zu vervollkommnen. Durch dieſe Organen bringt er artikulirte Töne hervor, und das iſt es, was wir **Wörter** nennen.

Die Organen machen es nicht allein aus, daß wir ſprechen können.

Theophilus. Was die Organen betrift, ſo ſind die, welche die Affen haben *); eben ſo geſchickt, Worte auszuſprechen, wie die unſrigen. Demohnerachtet aber können ſie doch nicht ſprechen, noch etwas hervorvorbringen, was auch nur der Sprache nahe käme. Man muß alſo zugeben, daß es ihnen an etwas fehle,

---

*) Auch hier iſt es bekannt, daß Rouſſeau es lediglich aus dem Mangel des Unterrichtes herleite, daß die Thiere nicht reden können. Die groſſen Männer, unter andern auch Büffon behaupten, daß nicht die Organen der Thiere Schuld ſind, daß ſie nicht reden können; ſondern daß es ihnen an den Gedankenreihen und den nothwendigen Combinationen derſelben fehle, daß ſie deßhalb auch nicht reden können. Die dazu erforderliche Organen ſagen ſie, haben ſie alle; — die Zunge des Affen iſt, nach den Entſcheidungen der Zergliederer, ſo vollkommen als die menſchliche. Dächte alſo der Affe, oder, damit ich mich beſtimmter ausdrücke, hätte die Ordnung ſeiner Gedanken etwas ähnliches mit der unſrigen, ſo würde er nicht allein ſprechen, ſondern auch unſere Sprache reden, und ſeine Affengedanken wenigſtens andern Affen mittheilen. Allein das entſcheidet die Sache auch nicht. Es läßt ſich denken, daß es den Thieren entweder ganz an Sprachorganen, oder doch an gehöriger Biegſamkeit derſelben fehle. Das beſte, was ich für dieſe Meinung neuerlich geleſen habe, iſt eine ungemein ſcharfſinnige Anmerkung, die Herr Profeſſor Hißmann in Göttingen zu ſeiner ſchönen Ueberſetzung des Werks des Präſidenten von Broſſes gemacht hat. Sie findet ſich im zweyten Bande, Seite 8—13. Ich hoffe Verzeihung zu finden, wenn ich ſie hier Auszugsweiſe vortrage. Es gehört ſo ganz eigentlich zur Sache. Und dann wüßte ich auch die ganze Sache nicht ſchöner einzukleiden, als Herr Hißmann gethan hat.

Er erwählt das Büffonſche Räſonnement, führt es Wort zu Wort an, und widerlegt es Stückweiſe. Hier ſind die Widerlegungen:

was

I. Büffon und andre, die ſeine Meinung unterſchreiben, ſetzen voraus, was noch erſt ausgemacht werden muß, daß die Thiere Sprachwerkzeuge haben, und doch nicht reden. Vom Affen iſt es zweifelhaſt, ob er alle Sprachorganen beſitze, oder nicht. Herr Büffon erwähnt zwar der Affen von Perruſt, deſſen Zunge ſo vollkommen geſchienen, als die menſchliche. Aber macht denn die Zunge für ſich allein das ganze Inſtrument der Sprache aus? — Iſt ſie nicht blos ein einziges Organ, das bey dem Mangel des Luftröhrenkopfes und der Stimmritze, und andrer Bänder, zur Erzeugung artikulirter Töne ganz ungeſchickt iſt? kann die vollkommen menſchen-ähnliche Zunge nicht durch die Untauglichkeit eines einzigen Muskels zum Reden unbrauchbar gemacht werden? — Folglich iſt es ungewiß, ob auch das menſchenähnlichſte Geſchöpf alle Werkzeuge beſitzt, die zur Hervorbringung artikulirter Töne erzeugt werden.

II. Alle die Reiſebeſchreibungen, ſelbſt das linneiſche Naturſyſtem, verdienen da, wo ſie uns vom Orangoutang Nachricht geben, den wenigſten Glauben, weil ſie im Grunde betrachtet ſeine Oekonomie wenig erforſchet haben. Sie haben ihn zwar in ſeinen Geburtsplätzen bemerkt; aber nur einzeln, im auſſergeſellſchaftlichen Zuſtande, und nur eine ſehr kurze Zeit. Wenn aber derjenige einzelne Orangoutang in Paris ſprachlos war: ſo folgt noch nicht, daß er auch in Afrika und auf den Inſeln des indiſchen Oceans in der Geſellſchaft ſeiner Brüder keine Sprache habe. Beſitzt alſo der Orangoutang alle Sprachwerkzeuge: ſo hat er auch höchſt wahrſcheinlich eine Sprache. Hat er keine Sprache, ſo hat er auch die Sprachorganen nicht. — Beyde Vorausſetzungen ſind zweifelhaſt. —

III. Man nähme eine Vorausſetzung an, welche man will, auch die letzte: ſo hat man doch keine Urſache, die Sprachloſigkeit des Orangoutangs einem Unvermögen ſeiner Seelenorganen zuzuſchreiben. Denn bey allem Beſitz vorzüglicher Seelenfähigkeiten könnte ihm doch noch immer artikulirte Sprache fehlen, weil

dieſe

was nicht in die Sinne fällt. Man muß auch nicht vergeſſen, daß man ſich bloß durch gewiſſe nicht artikulirte Töne verſtehen könnte. Zum Beyſpiel dient die Muſik; ich gebe zwar gern zu, daß eine ſolche Sprache, die bloß in gewiſſen Tönen beſtünde, viel ſchwerer zu erfinden ſey, und daß Menſchen, die ſich in dem ganz natür-

---

dieſe Inſtrumente zur Erzeugung artikulirter Töne etwa nicht geſchmeidig genung ſind. Und ſollte man nicht annehmen können, daß ſeine Zunge durch gewiſſe chirurgiſche Operationen gelöſet, und die übrigen Sprachorganen wenn ſie wirklich da ſind, beweglich und biegſam gemacht, und er folglich in den Stand geſetzt werden ſollte, artikulirte Sprache zu erfinden. Dieſe Vermuthung iſt um ſo viel wahrſcheinlicher, da es von andern Arten des Affengeſchlechts völlig erwieſen iſt, daß ſie durch ein gewiſſes noch nicht völlig artikulirtes Geſchrey in förmlichen Geſinnen ihre Angelegenheiten abthun.

IV. Es iſt ganz ungegründet, wenn Büffon und andre dem Orangoutang das Denken abſpricht, und wenn er beſonders deshalb behauptet, er denke nicht, weil er keine Sprache habe. Linnee ſagt von ihm ausdrücklich: cogitat.

V. Die Beyſpiele von Thieren, auf die ſich Büffon beruft, denen die Sprachwerkzeuge nicht mangeln können, weil ſie viele Wörter und lange Redensarten ausſprechen können beweiſen wieder nicht, daß ihnen die geiſtige Kraft fehle. Folgt es denn, daß ſich die Thiere bey den Wörtern, die ſie ausſprechen lernen, gar nichts denken, weil ſie nicht gerade die Begriffe mit den Wörtern verknüpfen, die ihnen in den menſchlichen Sprachſyſtemen ankleben, — nur ein Wunder oder ein Zufall könnte dies verurſachen.

VI. Endlich iſt es auch falſch, daß die Thiere alle menſchliche artikulirte Töne ausſprechen lernen. Nur wenige von unſern Inflexionen können ſie erreichen; und ſie ſtehen in dieſer Rückſicht ohngefähr auf eben der Stufe, auf der ſich mehrere wilde Nationen in Abſicht auf ihre Sprache befinden, die noch ganz muſikaliſch und unartikulirt ſind.

Anm. des Ueberſetzers.

lichen Zuſtand befänden, nicht im Stande wären, eine ſolche Sprache auszufinden. Indeſſen giebt es doch noch einige Völker, als die **Chineſer**, die durch Töne und Accente ihre Worte abändern, und ſich bey der Armuth ihrer Sprache nothwendig eines ſolchen Mittels bedienen müſſen. **Golius** ein berühmter Mathematiker, und ein eben ſo groſſer Sprachkenner hatte eben dieſe Gedanken.

Urtheil des Golius über die chineſiſche Sprache.

Die Chineſer haben eine künſtliche Sprache. Das heißt gewiſſe geſchickte Leute haben eine gewiſſe Harmonie unter den Tönen aller der Bewohner des groſſen chineſiſchen Reichs bemerkt, und aus dieſen haben ſie einige Wörter gemacht, wodurch es denn gekommen iſt, daß ſich die entlegenſten Völker, die zu dieſem Reiche gehören, leicht verſtehen können. Es iſt freilich wahr, daß die chineſiſche Sprache nun nicht mehr in dem Zuſtande ſich befindet, worinn ſie war, da ſie aufkam: ſondern daß ſie ſich durch die Länge der Zeit und den Handel mit auswärtigen Völkern gar ſehr verändert hat.

Philalethes. Wie der Ourangoutang und andere Affen gewiſſe Organen haben, aber dennoch keine artikulirte Töne hervorbringen können; ſo kann man auch ſagen, daß die Papageyen, und einige andre Vögel zwar gewiſſe Worte ausſprechen können, aber daraus noch lange nicht folgern, daß ſie eine Sprache haben ſollten. Sie können freilich abgerichtet werden, daß ſie einige Worte vernehmlich genug ausſprechen können; aber machen denn dieſe einige Worte ſchon die Sprache aus? Nur der Menſch kann ſich der Töne als Zeichen ſeiner Vorſtellungen bedienen, damit er andern ſolche anzeigen könne.

Theophilus. Im Grunde betrachtet würden wir nimmermehr darauf gefallen ſeyn, eine würkliche Sprache zu formiren, wenn wir uns nicht andern hätten verſtändlich machen wollen. Da ſie nun aber einmal ausgebildet iſt, ſo giebt ſie einem jeden Gelegenheit, über ſich ſelbſt weiter nachzudenken, und ſich in ſich näher zurückzuziehen, indem ihm **theils** die Werte abſtrackte Gedanken wieder ins Gedächtniß bringen, – **theils** durch den ausgebreiteten Einfluß, den die Charactere und die unausgedruckte, (taube) Gedanken auf unſre Räſonnements haben. Denn es würde doch immer ſehr viele Zeit dazu gehören, wenn man alles ſchlechterdings erklären, und jedesmal an ſtatt der Worte Erklärungen geben ſollte.

Philalethes. §. 3. Die Vervielfältigung der Wörter würde indeſſen immer den Gebrauch derſelben in groſſe Verwirrung geſetzt haben, wenn ein jedes einzelnes Ding mit einem beſondern Namen hätte bezeichnet werden müſſen. Dieſer Beſchwerlichkeit abzuhelfen, ward die Sprache durch dem Gebrauch der allgemeinen Wörter noch weiter vermehret: wodurch denn ein einziges Wort zu einem Zeichen von einer Menge einzelner Dinge gemacht wurde. – Dieſer vortheilhafte Gebrauch der Töne entſtand lediglich aus dem Unterſchiede der Begriffe, zu deren Zeichen dieſelben gemacht wurden; – indem diejenigen Namen **allgemein** werden, die allgemeine Begriffe ausdrücken und diejenigen **einzelne** Namen bleiben, welche einzelne Begriffe andeuten.

Gebrauch der allgemeinen Wörter.

Theophilus. Die **allgemeinen** Wörter haben nicht nur auf die Vollkommenheit der Sprache ſelbſt einen merklichen Einfluß; ſie ſind auch zu ihrer weſentlichen Zuſammenſetzung unentbehrlich. Verſtehet man nemlich durch die **beſondern Dinge** die individualiſchen, ſo würde man ſchlechterdings gar nicht reden können, wenn wir bloß **eigene** (Nomina propria) und keine **gemeine** Namen (nomina appellativa), – das heißt, wenn wir bloß für die Individua Wörter hätten, weil augenblicklich neue Wörter vorkommen, wenn von individuellen Dingen und beſonders von Handlungen die Rede iſt. Verſteht man aber unter den **beſondern Dingen** die **niedrigſte** Arten,

ten, (species infimas) ſo hält es nicht nur zum öftern ungemein ſchwer, ſie zu beſtimmen, ſondern ſie gehören auch ſelbſt ſchon in die Reihe der **allgemeinen**, indem ſie ſich auf die Aehnlichkeit gründen. Da nun alles auf eine mehr oder weniger ausgedehnte Aehnlichkeit ankommt, je nachdem man von Gattungen oder von Arten redet; ſo iſt es ganz natürlich, alle Arten von Aehnlichkeit, oder Uebereinſtimmung zu bemerken, und folglich allgemeine Wörter von allen Arten und ſtuffenweiſe zu gebrauchen. Oefters ſind die allgemeinſten Wörter, weil ſie in Abſicht der Ideen oder der Weſen der Dinge, die ſie in ſich ſchlieſſen, am allerwenigſten Nebenbegriffe in ſich enthalten, und in Anſehung der einzelnen Dinge, die ſie ausdrucken, weit verſtändlicher ſind, – in der Formation weit leichter, und dem zufolge auch weit nützlicher. Daher fallen auch Kinder und Leute, die mit der Sprache, in der ſie reden wollen, nur wenig bekannt ſind, und nicht wiſſen, was ſie ſprechen ſollen, gemeiniglich auf bloſſe allgemeine Wörter. So gebrauchen ſie z. B. die Wörter **Pflanze**, – **Thier**, – da ſie ganz eigenthümliche Wörter, die ihnen aber unbekannt ſind, wählen ſollten. Es iſt auch ganz entſchieden, daß alle eigene, oder individuelliſche Namen, urſprünglich gemeine oder allgemeine Namen geweſen ſind.

Philalethes. §. 4. Auſſer den Namen, welche Begriffe bezeichnen, giebt es noch viel andre Wörter, welche man braucht, nicht dadurch einen Begrif, ſondern den Mangel oder die Abweſenheit gewiſſer einfacher, oder zuſammengeſetzter, oder aller Begriffe zuſammen anzudeuten. – Dergleichen Begriffe ſind die Wörter **Nichts**, – **Unwiſſenheit**, – **Unfruchtbarkeit**.

Von den verneinende Wörtern und Ideen.

Theophilus. Ich ſehe gar nicht ab, warum man keine verneinende Ideen annehmen ſollte, da es verneinende Wahrheiten giebt. „Denn die Handlung des Läugnens iſt etwas poſitives.“ Ich habe bereits im vorhergehenden dieſe Materie berührt.

Die Begriffe und Wörter laſſen ſich von ſinnlichen Ideen ableiten.

Philalethes. §. 5. Ohne mich in weitläuftigere Beurtheilung der hierüber erregten Streitigkeiten einzulaſſen; ſo würde es uns, meiner Meinung nach weit näher zu dem Urſprung unſrer Begriffe, und unſrer ganzen Erkentniß führen, wenn wir nur bemerken wollten, wie ſehr unſre Wörter von den gemeinen und ſinnlichen Begriffen abhangen, – und wie die Wörter, welche wir brauchen, um Handlungen und Begriffe, die von den Sinnen ganz entfernt liegen, anzudeuten, ihren Urſprung eben daher haben, und von eben dieſen ſinnlichen Begriffen zu entlegeneren und verborgeneren Bedeutungen gebraucht werden, um Begriffe auszudrucken, die die ſinnliche Erkenntniß nicht erreichet.

Theophilus. Unſer eigenes Bedürfniß iſt Schuld daran, daß wir den natürlichen Gang der Jdeen verlaſſen haben. Eigentlich ſollten Engel und Menſchen, und überhaupt alle verſtändige Weſen dieſe Geſetze des Denkens befolgen. Das würden wir auch thun, wenn wir auf unſer Jntereſſe keine Rückſicht nähmen. Wir muſten alſo ſchon auf die vielfältigen gelegenheitlichen Veranlaſſungen, und auf die häufigen Zufälle, denen unſer Geſchlecht nun einmal unterworfen iſt, aufmerkſam werden. Daher liefert uns dieſe Ordnung nicht den **Urſprung der Begriffe**, ſondern ſo zu reden, nur die **Geſchichte unſrer Entdeckungen**.

Philalethes. Damit ſtimme ich völlig überein. – Eben dieſe Analyſe der Wörter kann uns vermittelſt der Namen ſelbſt dieſe genaue Verbindung weit beſſer lehren, als die Analyſe der Begriffe es nach dem von Jhnen angegebnen Grunde thun kann. Folglich werden die Wörter: – **Einbilden**, – **Faſſen**, – **Begreifen**, **Anhangen**, **Empfangen**, **Eintröpfeln**, **Eckel**, **Verwirrung**, **Ruhe** u. d. gl. von den Würkungen ſinnlicher Dinge entlehnt, und gewiſſen Zufälligkeiten des Denkens zugeſchrieben. Das Wort Geiſt iſt ſeiner urſprünglichen Bedeutung nach ſo viel als ein **Hauch**, – **Engel** iſt nichts anders als ein **Bothe**. Hieraus läßt ſich ohngefähr auf die Art und Beſchaffenheit der Begriffe ſchließen, die die Erfinder einer Sprache in Gedanken hatten; und zugleich beſtimmen, wie die Natur auch in Benennung der Dinge, den Menſchen den Urſprung und die erſten Anfänge aller ihrer Erkentniß durch die Namen offenbart haben *).

Theophilus. Ich habe ſchon einmal bemerkt, daß in dem Glaubensbekänntniß der Hottentotten der heilige Geiſt durch ein Wort ausgedruckt wird, welches in ihrer Sprache einen ſanften, angenehmwehenden Wind bedeutet. Eben dies läßt ſich von noch ſehr viel andern Wörtern behaupten; nur Schade, daß wir nicht immer darauf fallen und es gewahr werden, weil die wahren Etymologien zum öftern verloren gegangen ſind **).

---

*) Ein ungemein richtiges Räſonnement, das beſonders dem Schriſterklärer beſtändig vor Augen ſchweben ſollte. Was Loke von den beyden Wörtern Geiſt und Engel ſagt, das läßt ſich von vielen andern Namen behaupten. Unbekannt mit der Namensbedeutung, haben ſo manche Ausleger der Bibel geſtolpert, und durch unrichtige Erklärung gewiſſe Lehren in die Theologie eingeſchoben, die im Grunde nichts anders als Hirngeſpinſte ſind.

Anm. des Ueberſetzers.

**) Auſſerdem, daß nicht ſelten die eigentliche und wahre Etymologie verloren gegangen iſt, entfernen ſich auch die Wörter ganz auſſerordentlich von der erſten urſprünglichen Bedeutung, die ſie entweder nach der Abſicht ihres Erfinders, deſſen der ſie zuerſt brauchte, um damit gewiſſe Begriffe zu bezeichnen, oder nach dem erſten ihnen durch gemeinſchaftliche Uebereinkunft mehrerer angewieſenen Sinn hatten.

Die Urſachen ſind vielfach.

Eine derſelben iſt in den vielfachen Ableitungen aufzuſuchen, in denen ſie immer weiter fortgehen. Der Präſident von Broſſes führet davon ein Beyſpiel an. „Im la-

„tei:

Ein gewiſſer Holländer, der eben kein ſonderlicher Freund der Religion war, mißbrauchte den ſonſt wahren Satz: **daß die Kunſtwörter der Theologie, der Moral und der Metaphyſik, von gröbern in die Sinne fallenden Dingen urſprünglich genommen ſind,**

„teiniſchen, ſagt er, bedeutet *calamitas* und *aerumna* ein Unglück. Aber bey ihrem Urſprung hat das erſte einen Mangel am Getraide, und das letzte einen Mangel an Geld bedeutet. Calamitas a calamis; der Hagel, das Ungewitter, welches die Kornſtengel verdirbt.„ Aerumna ab aere. Wir nennen im franzöſiſchen terre en chaume (ein mit Stoppeln bedecktes Land) eine Erde, die gar nicht beſäet iſt, die man brach liegen läßt, und auf welcher nichts weiter, als die an der Wurzel befindliche Stengel (Calamus,) vorhanden ſind, nachdem man die Aehren abgeſchnitten hat. Wie nun ein Erdreich in Stoppeln ſo viel heißt, als ein ruhendes unbebauetes Erdreich, ſo hat man daraus auch die Redensart gemacht, *chommer une fete* (ein Feſt feyern,) ſtatt celebrer une fete (an dem Tag nicht arbeiten, ruhen). — Daher kommt das Wort *calme* (die Stille,) ſtatt repos, tranquillité. — Aber wie verſchieden iſt nicht die Bedeutung des Worts calme von der Bedeutung des Worts calamité; und was für einen ſonderbaren Weg haben nicht hier die Ideen, und die Ausdrücke des Menſchen gehalten? —

Gleichfalls wird die groſſe Lebhaftigkeit unſers Geiſtes an der Abweichung der Wörter von ihrem urſprünglichen erſten Sinne, Schuld ſeyn. Er ſammlet nemlich mehrere verſchiedene Ideen unter dieſelbige materielle Form der Rede, und giebt derſelbigen Sammlung von Sylben verſchiedene Bedeutungen. Weit entfernt, den Ausdruck aufzuſuchen, der zur Bezeichnung einer gewiſſen Idee der ſchicklichſte ſeyn würde, ſo bedient er ſich ſogleich des Wortes, das er bey der Hand hat, das ihm alſo nicht viele Mühe macht.

Hieher gehöret auch das groſſe Alterthum mancher Wörter, die ſich auf gewiſſe Gebräuche bezogen, die wir entweder itzt gar nicht mehr haben, oder wo uns doch die Monumente verloren gegangen ſind, die uns dieſe Gebräuche angeben ſollten.

Doch man leſe darüber den Broſſes ſelbſt nach. Im zweyten Bande nach der Hißmanniſchen Ueberſetzung. S. 95 — 104.

Anm. des Ueberſetzers.

ſind, und bemühte ſich in einem kleinen flamländiſchen Wörterbuche, die Theologie und die chriſtliche Religion auf einer lächerlichen Seite vorzuſtellen, indem er von den Kunſtwörtern Erklärungen gab, nicht wie der Sprachgebrauch es erforderte, ſondern wie es die urſprüngliche Bedeutung der Wörter haben wollte, und auf dieſe ſeine falſche Erklärungen das Gebäude ſeiner Irreligion aufbaute. Da er überdem noch viele andere Gottloſigkeiten begieng, ſo ſoll er, wie man ſagt, in dem **Raſpelhauſe** dafür beſtraft worden ſeyn.

Demohnerachtet wird es mannichfachen Nutzen ſchaffen, wenn man dieſe Analogie der in die Sinne fallenden Dinge und derer, die nicht empfunden werden können, immer vor Augen behalten wollte. Ich will ein Beyſpiel von dem Gebrauch der **Vörwörter** (prepoſitions) hernehmen. So ſind die **Vorwörter**, **nach**, **von**, **vor**, **in**, **auſſer**, **durch**, **wegen**, **über**, **gegen**, ſämtlich von dem Ort, von der Entfernung und von der Bewegung hergenommen, und werden hernach auf alle Arten von Veränderungen, Ordnung, Folge, Verſchiedenheit und Uebereinſtimmung angewandt.

Nach bedeutet das Nähern zu einem Dinge. Z. E. wenn ich ſage, **ich gebe nach Rom**. Da man ſich aber, wenn man ein Ding mit dem andern verbinden will, dem, mit dem es verbunden werden ſoll, nähert, ſo ſagt man, ein Ding ſey mit dem andern verknüpfet. Ferner; da eine gewiſſe unmaterialiſche Verknüpfung ſtattfinde, wenn ein Ding aus moraliſchen Gründen die Folge des andern iſt, – das, was auf die Geſinnungen und Gemüthsbewegungen eines Menſchen folgt, ſeye ihm eigen, und gehöre ihm zu, gleichſam als habe es ſich dieſe Perſon zum Standpunkt gewählet, um zu ihr, oder mit ihr zu gehen.

Ein Körper iſt **mit** einem andern, wenn ſie ſich beyde an einem Orte befinden. Man ſagt auch, ein

Ding ſey mit dem andern, wenn ſie zu einer Zeit, in einer und derſelben Ordnung, oder in einem gewiſſen Theile der Ordnung ſind, oder wenn ſie zu einer und derſelben Handlung zugleich wirken.

Wenn wir **von** einem gewiſſen Orte kommen, ſo war dieſer Ort vermöge der ſinnlichen Dinge, die wir in demſelben empfunden, unſer Objekt, und iſt noch gegenwärtig das Objekt unſres Gedächtniſſes, welches ganz und gar mit demſelben angefüllet iſt. Daher bedienen wir uns des **Vorwortes**, **von**, als wollten wir ſagen: man handelt da **von**, man redet da **von**, gleichſam als käme man **von** dieſem Dinge her. – Da das, was in einem Orte oder einem Ganzen eingeſchloſſen iſt, ſich auf dieſen Ort und dies Ganze ſtützet und gründet, ſo werden die Accidenzen deſſelben gleichſam als **in dem Subjekt** betrachtet. Sunt in ſubiecto, inhaerent ſubiecto.

Die Partickel **über** wird von dem Objekt gebraucht. Man ſagt, **über** eine Materik, gleichſam, als wäre man über derſelben, wie ein Handwerker **über** dem Holz, das er hauet, oder den Stein, den er ſchneidet, iſt. Da nun dieſe Analogien ſo ſehr veränderlich und abwechſelnd ſind, und ſchlechterdings von keinen beſtimmten Begriffen abhängen, ſo iſt der Gebrauch der **Partickel** über, der **Caſus**, den die **Vorwörter** *) regieren, oder in welchen ſie darunter verſtanden werden, auch in den verſchiedenen Sprachen ungemein verſchieden.

---

*) Zu den hier gewählten Vorwörtern kann man noch einige andere ſehen.

Z. B. Auf, in dem Zeitwort auf ſich nehmen, zeigt eine mehrere Lebhaftigkeit an; gleichſam als ſtellte man das, was man nimmt, auf ſich.

Zwiſchen, bezeichnet einen Unterſchied des Raums, einen Abſtand der Zeit, des Orts, u. ſ. w.

Anm. des Ueberſetzers.

Zweytes Hauptſtück.

Von der Bedeutung der Wörter.

Philalethes.

§. 1. Da die Menſchen die Wörter als Zeichen ihrer Gedanken gebrauchen, ſo kann man vor allen Dingen die Frage aufwerfen, wie man die Wörter zu dieſen Zeichen hat machen können? Da iſt es nun, glaube ich, ganz entſchieden, daß **keine natürliche Verknüpfung**, die ſich zwiſchen beſondern und vernehmlichen Schallen und gewiſſen Ideen findet, den Grund dazu habe geben können, weil ſonſt nur **eine** Sprache unter den Menſchen ſeyn würde; ſondern daß eine **willkührliche Einrichtung** die Urſache davon ſey, wodurch ein ſolches Wort willkührlich zum Zeichen dieſer oder jener Idee gemacht wird.

Die Bedeutung der Wörter iſt nicht immer willkührlich. Z. B. in der Sprache der Chineſer, oder des G. Dalgarnus, — und des Herrn Wilkins.

Theophilus. Man pflegt in den Schulen und überhaupt zu ſagen, daß die Bedeutungen der Wörter **willkührlich** ſind (ex inſtituto); und es iſt auch ganz richtig, daß ſie gar nicht durch eine natürliche Nothwendigkeit beſtimmt ſind. Indeſſen ſind ſie doch bald aus natürlichen Urſachen, woran das Ohngefähr einigen Antheil hat, bald aus moraliſchen, wobey es auf die Wahl angekommen, feſtgeſetzt worden. Es giebt vielleicht einige künſtliche Sprachen, die alle durch eine gewiſſe Wahl entſtanden und ganz willkührlich ſind, wie die chineſiſche z. B. ſeyn ſoll, oder auch die des **George Dalgarnus**, und des verſtorbnen Biſchofs von **Cheſter, Wilkins**. Allein diejenigen, von denen man weiß, daß ſie aus andern ſchon bekannten Sprachen zuſammengeſetzt ſind, entſtehen aus der Auswahl und Vermiſchung ſolcher Wörter, die in den Sprachen, welche jene vorausſetzen, theils durch die Natur der Sache, theils durch das Ohngefähr aufgenommen worden ſind.

Von der Sprache der Diebe.

Eben ſo verhält es ſich mit den Sprachen, welche die Diebe erdacht haben, um von ihrer eigenen Bande verſtanden zu werden, welche die Deutſchen **Rothwelſch**, die Italiäner **Lingua Zerya**, – die Franzoſen **le Marguois** nennen. Sie entwerfen ſie gemeiniglich aus denen ihnen bekannten Sprachen, – es mag nun ſeyn, daß ſie die gewöhnliche Bedeutung der Wörter durch Metaphern verändern; oder daß ſie durch eine neue Zuſammenſetzung oder Ableitung nach ihrer Art neue Wörter machen.

Die Sprachen bilden ſich auch durch den Umgang und Handel verſchiedener Nationen, wenn man entweder ohne Unterſchied die benachbarten Sprachen darmit vermiſcht, oder, wie dies am häufigſten geſchieht, wenn man eine zur Grundlage annimmt, die man denn verſtümmelt und ändert, vermiſcht und verdirbt, wo man die Bedeutung der Wörter vernachläßigt und verändert, und ſogar neue hinzuthut.

Von der Lingua Franca, und ihren verſchiedenen Arten.

Die **Lingua Franca**, deren man ſich bey dem Handel auf dem **mittelländiſchen Meere** bedient, iſt aus dem **Italiäniſchen** entſtanden; – und man nimmt bey ihr auf die grammatikaliſche Regeln nicht die geringſte Rückſicht. Ein **armeniſcher** Dominicaner, den ich in **Paris** ſprach, hatte ſich eine Art von **Lingua Franca**, die aus dem lateiniſchen entſtanden war, gemacht, die ich auch ziemlich verſtändlich fand, obgleich weder **Caſus** noch **Tempora**, noch andere **Beugungen** ſtattfanden; und er redete ſie ganz fertig, weil er ſich daran gewöhnt hatte. Der Vater **Labbe**, ein ſehr gelehrter und durch viele andre gute Schriften bekanter **Jeſuite** hatte eine Sprache erfunden, wobey er die lateiniſche zur Grundlage gelegt hat, welche weit bequemer und nicht ſo gezwungen, als unſer latein, aber doch weit regelmäßiger iſt, als die **Lingua Franca**. Er hat hievon ein beſonderes Werk geſchrieben.

Alle die Sprachen, die nun ſchon ſeit langer Zeit gebildet ſind, haben heut zu Tage eine auſſerordentliche Veränderung erlitten. Dies zeigt ſich deutlich, wenn man ſie mit den alten Büchern und den noch vorhandenen Denkmälern vergleichet. Das alte **Franzöſiſche**, nähert ſich mehr der italiäniſchen Sprache, und der von **Provence**: – und man ſiehet das alte Deutſche mit dem Franzöſiſchen, oder vielmehr **Römiſchen**, welches man ſonſt *lingua Romana ruſtica* nannte, in eben der Geſtalt, in der dieſe Sprachen im **neunten** Jahrhundert nach Chriſti Geburt in den Eidformeln der Kinder des Kayſers **Ludewig des Frommen** waren, die uns **Nithard**, ein Anverwandter von ihnen aufbewahret hat. Man findet nirgends ſo alt Franzöſiſch, Italiäniſch, oder Spaniſch.

Von der lingua Romana ruſtica.

Von dem alten Deutſchen.

Was das alte Deutſche betrift, ſo hat man von **Otfried**, einem Mönch zu Weiſſenburg ein Evangelium, welches **Flaccius** herausgegeben hat, und **Schilter** von neuem hat herausgeben wollen. Die **Sachſen**, die in England eingedrungen ſind, haben uns noch ältere Schriften hinterlaſſen. Wir haben von dem Anfange des **erſten** Buchs **Moſe**, und einigen andern Theilen der heiligen Geſchichte eine Paraphraſe oder Verſion, die ein gewiſſer **Cädmon** gemacht hat, deſſen **Beda** bereits Erwähnung thut. Das älteſte Buch nicht allein in der deutſchen, ſondern auch in allen andern europäiſchen Sprachen, – die griechiſche und lateiniſche ausgenommen, – iſt das Evangelium der **Gothen** an ſchwarzen **Meere**, welches mit ganz beſondern Charackteren geſchrieben, und unter den Namen des Codex argenteus bekant iſt. Man hat dies Evangelium in einem alten Benedicktinerkloſter zu **Verth** in Weſtphalen gefunden, und es nach Schweden gebracht, wo man es, wie das auch ganz billig war, eben ſo ſorgfältig verwahrt, als das Original der **Pandeckten zu Florenz**, obgleich dieſe Verſion für die orien-

Von der Sprache der Angelſachſen.

taliſchen Gothen gemacht iſt, und einen Dialeckt hat, der von dem Deutſchen, und **Skandinaviſchen** (**nördlichen**) ungemein abweichet. Daher glaube ich auch mit vieler Wahrſcheinlichkeit, daß die **Gothen** am ſchwarzen Meere urſprünglich aus **Norden**, oder wenigſtens vom **baltiſchen** Meere hergekommen ſind. Denn die Sprache oder der Dialeckt der alten Gothen iſt von dem itzigen Deutſchen ſehr verſchieden, ob ſie gleich einerley urſprüngliche Wörter und Wurzeln haben. Das alte **Galliſche** war noch mehr davon verſchieden, wenn man nach der ſich demſelben am meiſten näherndeu Sprache des eigentlichen Galliens, nemlich der Sprache im **Walliſerlande**, in **Cornwallis** und **Br[illegible]** urtheilt. Aber das **Irländiſche** iſt noch verſchiedener von derſelben, und giebt uns Spuren einer noch älteren **britanniſchen**, **galliſchen** oder **deutſchen** Sprache.

Von dem alten Gothiſchen.

Von der Sprache der Walliſer.

Von dem Irländiſchen.

Indeſſen kommen alle Sprachen aus einer und derſelben Quelle, und können für Veränderungen einer Sprache, die man die **celtiſche** nennen könnte, gehalten werden. Auch die Alten nanten die Deutſchen ſo wohl als die Gallier, **Celten**: und wenn man weiter zurückgeht, um den Urſprung ſowol der **celtiſchen** und lateiniſchen, als auch der **griechiſchen** Sprache aufzuſuchen, die mit der deutſchen oder celtiſchen viele ähnliche Wurzelwörter haben; – ſo läßt ſich vermuthen, daß dies von dem gemeinſchaftlichen Urſprunge aller Völker herrühre, die von den **Scythen** abſtammten, vom ſchwarzen Meere kamen, die über die **Donau** und **Weichſel** giengen, und wovon ein Theil ſich in **Griechenland**, der andre in **Deutſchland** und **Gallien** ohne Zweifel niedergelaſſen hat. Dies folgt aus einer Hypotheſe, nach welcher die Europäer zu urſpünglich aſiatiſchen Völkern gemacht werden.

Von dem Celtiſchen.

Vom Sarmatiſchen.

Das **Sarmatiſche**, vorausgeſetzt, es ſey die **ſklavoniſche** Sprache, – iſt wenigſtens zur Hälfte deutſchen Urſprungs. So gar die finniſche Sprache, welche die älteſten **Skandinavier** zuerſt redeten, ſcheint etwas ähnliches mit ihr gehabt zu haben, ehe die **deutſchen** Völker, das iſt, die **Dänen**, **Schweden** und **Norweger**, den Theil des Landes in Beſitz genommen haben, der der beſte iſt, und dem Meere am nächſten liegt.

Vom Finnländiſchen.

Die Sprache der **Finnländer** oder **Nordoſt** unſers feſten Landes erſtreckt ſich vom **deutſchen** Meere, oder vielmehr vom **norwegiſchen** bis ans **caſpiſche** Meer, ob ſie gleich durch die **Sklavonier**, die ſich zwiſchen beyden niedergelaſſen haben, unterbrochen wird. –

Von der ungariſchen Sprache.

Sie hat viel Aehnlichkeit mit der **ungariſchen**, die aus den Ländern kam, welche itzt zum Theil zu **Rußland** gehören.

Von der Tartariſchen.

Die **tartariſche** Sprache, welche den **nordöſtlichen** Theil Aſiens mit allen ihren Abänderungen eingenommen hat, ſcheint die Sprache der **Hunnen** und der **Cumanen** geweſen zu ſeyn, wie ſie noch die der **Usbecks**, oder **Türken**, der **Kalmucken**, und der **Mugallen** iſt.

Von dem Arabiſchen.

Alle dieſe **ſcythiſche** Sprachen haben viel Stammwurzeln unter einander und mit dem unſrigen gemeinſchaftlich. Es zeigt ſich ſo gar, daß das **Arabiſche**, unter welchem das **Hebräiſche**, – das alte **Puniſche**, – das **Chaldäiſche**, – **Syriſche**, und das **Aethiopiſche** der **Abyſſinier**, mit verſtanden werden muß, eine ſo große Menge von Wurzelwörter mit den unſrigen gemeinſchaftlich habe, daß man es nicht dem bloſſen Zufall, noch auch dem Handel allein, ſondern den Völkerwanderungen zuzuſchreiben hat. –

Man findet hierinn nicht das geringſte, was ſich etwa widerſpräche, oder, was nicht vielmehr die Meinung **von einem gemeinſchaftlichen Urſprunge aller Völker**, und einer **erſten urſprünglichen** Sprache begünſtigte. Wenn ſich die hebräiſche oder arabiſche Sprache derſelben am meiſten nähert; ſo muß ſie doch zum wenigſten ſehr abgeändert worden ſeyn. Es ſcheint auch überdem, daß das Deutſche mehr das Naturell, und, um mit Jakob **Böhmen** zu reden, den **Ton der Sprache Adams** beybehalten habe. Denn, wenn wir die erſte Sprache würklich in ihrer Reinigkeit hätten, oder, wenn genug davon übrig geblieben wäre, daß man ſie wieder erkennen könnte; ſo müßte man in derſelben die Urſachen der Verbindungen, ſie mögen nun **phyſiſch**, oder von einer **willkührlichen** weiſen und ihres erſten Urhebers würdigen Einrichtung ſeyn, entdecken.

Von dem gemeinſchaftlichen Urſprung aller Nationen.

Aber auch dann, wenn ich annehme, daß unſre Sprachen von andern abſtammen, ſo ſind ſie doch einigermaſſen an ſich ſelbſt **urſprünglich**; beſonders in Abſicht der Wurzelwörter, und der neuen Wurzeln, die bisher in denſelben freylich durch einen Zufall, obſchon aus phyſiſchen Gründen entſtanden ſind. Diejenigen, die die Stimme, und das Geſchrey der Thiere bezeichnen, oder daher entſtanden ſind, geben Beyſpiele. Dahin gehört, z. B. das lateiniſche Wort **coaxare**, welches von den Fröſchen geſagt wird, und mit dem Deutſchen **Couaquen**, — oder **quacken** übereinkommt. Das Geräuſch und das lärmen dieſer Thiere ſcheint überhaupt vielen andern deutſchen Wörtern ihren Urſprung gegeben zu haben. So wie die Fröſche einen gewaltigen lärmen verurſachen; ſo wendet man heutiges Tages dies Wort auf die leeren Schwätzer und Plauderer an, welche man im Diminutivo **Quackeler** nennt. Sonſt wurde es in einem ſehr guten Verſtande genommen, und bedeutete einen jeden Ton,

Viele Wörter haben ihre Formen phyſiſchen Gründen zu danken.

den man mit dem Munde machte, ohne davon die Worte ſelbſt auszunehmen. Da nun der Ton oder das Geſchrey der Thiere ein Zeichen des Lebens ſind, und man daraus, ehe man es ſieht, erkennt, daß es etwas lebendiges ſey; ſo iſt daher das alte **deutſche Wort Queck**, welches Leben oder lebendig bedeutet, hergekommen. Dies kann man in den allerälteſten Schriften bemerken. Man findet auch in der jetzigen Sprache noch Spuren davon. Denn **Queckſilber** iſt vif-argent (**lebendiges Silber**) – und **erquicken** heißt ſtärken, gleichſam von neuem beleben, oder ſich nach einer ſchweren Arbeit wieder erholen. Man verſteht auch in Niederdeutſchland unter **Quacken** ein gewiſſes Unkraut, welches, wie man zu ſagen pflegt, auf den Aeckern umherläuft, ſich ſehr häufig fortpflanzt, und dem Getraide einen beträchtlichen Schaden verurſachet. Im Engliſchen bedeutet das Wort *quikly* **lebhaft, munter, raſch.**

Hieraus erhellt, daß in Anſehung dieſer Wörter die deutſche Sprache für urſprünglich und eine **Primitivſprache** angeſehen werden könne, da die Alten nicht nöthig hatten, irgend wo einen Ton zu leihen, um das Geſchrey der Fröſche auszudrucken. Es giebt noch viele andere, bey denen man eben dieſe Beobachtung anſtellen kann. Denn die **alten Deutſchen**, die **Celten** und andere mit ihnen verwandte Völker ſcheinen von ſelbſt darauf gefallen zu ſeyn, durch den Buchſtaben R. *) eine

heſti-

---

*) Der Präſident von Broſſes hat ſich bey dieſem Buchſtaben ſehr ausführlich aufgehalten. Er geht noch weiter als Leibnitz, indem er behauptet, daß die Rauhigkeit der äuſſeren Gegenſtände durch die rauheſte Artikulation von allen durchs R. bezeichnet werde.

Dies iſt aber, wie Herr Hißmann ungemein richtig bemerkt, ſo wenig allgemein, daß manchmal die ſchröcklichſten Gegenſtände die lieblichſte, angenehmſte Namen haben. Z. B. das Wort Löwe.

Uebriheftige Bewegung und ein ſolches Geräuſch, als dieſer Buchſtabe ſeiner Natur nach, machet, anzuzeigen. Dies kann man bey den Wörtern beobachten *ῥέω* (fluo) rinnen, rüren, (fluere) *rutir* (fluxio) der Reihn, die Rhone, Rör, (Rhenus, Rhodanus, Eridanus, Rura) rauben – (rapere, ravir) Rad (rota) – radere (raſer); – rau-

Uebrigens hat Broſſes in ſeinem Werke würklich mit vielem Tiefſinne dieſe ſo wichtige Materie behandelt. Er bemüht ſich aus den erſten Keimen der Organen, und aus dem natürlichen Vermögen, die Artikulation der Werkzeuge zu verändern, den Urſprung der Sprache herzuleiten. Und da hat er ohne allem Zweifel viel geleiſtet, wenn auch manchmal ſeine Beobachtungen viel zu partikulär ſeyn möchten.

Er nimmt unmittelbare, und mittelbare Namen der Dinge an. Jene ſind durch die Nachahmung des Objektes ſelbſt, die letzteren aber nach einem andern ſchon fertigen Ausdruck gebildet worden. Hierauf beſtimmt er eine gewiſſe Rangordnung der natürlichen Wörter. Mit den Interjektionen fängt er an, welche ſämmtlich urſprünglich ſind, weil ſie alle unmittelbar aus dem gemeinſchaftlichen Bau der organiſchen Maſchine, und aus der Empfindung der menſchlichen Natur entſpringen. Die bey den großen und erſten körperlichen Bewegungen bey allen Menſchen die nemliche iſt. Z. B. die Stimme des Schmerzens ſchlägt auf tiefen Chorden an. Sie iſt ſchleppend, gehaucht, und aus der tiefen Kehle herausgehohlet *heu — helas*. — Die Stimme des Erſtaunens berührt die Chorde an einer etwas höheren Stelle. Ah Ah: Eh: oh oh. Die Stimme der Freude iſt zwar auch heftig, aber wiederholter und weniger kurz, Ha Ha Ha Ha, He He He He. Die Stimme des Mißfallens und der Verabſcheuung iſt labial. Sie ſchlägt inwendig am Inſtrument auf das Ende der Chorde, auf die verlängerte Lippen auf, Fi, Vå, Puh, Pfuy. Die Stimme des Zweifels und der Verneinung iſt gern naſal hum, hom, in, non; und zwar nach der Verſchiedenheit, ob der Zweifel verlängert wird, bey einer ungewiſſen Geſinnung, oder ob die Verneinung abgekürzt iſt, bey einer ganz beſtimmten Neigung.

Und ſo geht er die Rangordnungen der nothwendigen Wörter fernerhin durch.

Anm. des Ueberſetzers.

ſchen (dies Wort läßt ſich ſchwerlich ins Franzöſiſche überſetzen: es bedeutet ein Geräuſch, welches die Blätter oder die Bäume machen, die der Wind oder ein vorüberlauffendes Thier an denſelben machet, oder das mit einem Schleprocke entſtehet,) **recken**, (mit Gewalt ſich ausdehnen. Daher kommt es, daß **reichen** ſo viel iſt als berühren, daß **der Rick** in dem **Plattdütſchen**, was in der Gegend von **Braunſchweig** geredet wird, einen langen Stock, oder eine groſſe Stange bedeutet, woran man etwas anhängen kann; – daß die Wörter **Ritze**, **Reihe**, **regula**, **regere**, ſich auf eine Länge oder einen geraden Weg beziehet und daß **Reck** eine Sache oder eine Perſon bedeute, die ſehr lang iſt, inſonderheit einen Rieſen, einen mächtigen und reichen Mann. So iſt es auch mit dem deutſchen Worte **reich**, und dem riche oder ricco der **Halblateiner**. Im Spaniſchen bedeuten **ricos hombres** die Adelichen oder Vornehmſten; woraus ſich begreifen läßt, wie die Metaphern, Synecdochen und Metonymien die Wörter von einer Bedeutung zur andern übergetragen haben, ohne daß man doch immer ihrer Spur folgen kann.

Man bemerkt auch ſogleich in dem Worte **Riß** (rupture) mit dem das Lateiniſche rumpo, das Griechiſche ῥήγνυμι – das Franzöſiſche **arracher**, und das Italiäniſche **ſtraccio** Aehnlichkeit haben, das Geräuſch und die heftige Bewegung.

Wie der Buchſtabe **R** eine heftige Bewegung bezeichnet, ſo bedeutet der Buchſtabe **L** eine ſanftere Bewegung. Daher pflegen Kinder, und andre, denen das **R** im Ausſprechen zu ſchwer fällt, den Buchſtaben **L** an ſeine Stelle zu ſetzen, – wenn ſie z. B. ſagen mon levelend pèle. Dieſe ſanfte Bewegung bemerkt man auch in den Wörtern **leben** (vivre), **laben** (conforter, faire vivre) **lind**, **lenis**, **lentus** (lent), **lieben** (aimer) **lauffen** (gleich dem Waſſer, welches ſich ſchnell von einem Ort zum an-

dern bewegt, von einem Orte zum andern fortglitſchen)
labi (gliſſer, **ausglitſchen**, labitur vnita vadis abies)
legen (ſich ſanft hinlegen, daher kommt **liegen** – **Lage**,
oder **Lage** ein **Bette**, z. B. ein **Lagſtein**), lego, ich
leſe, (ich nehme das zuſammen, was man hingelegt hat)
Laub feuille, etwas, ſo ſich bewegen kann) – ferner
die Wörter **lap**, **liel**, **lenken**, luo λύω (ſolvo) **lien** (im
Niederſächſiſchen,) ſich von einander reiſſen, geſpaltet
werden, wie der Schnee, daher die **Leine**, ein Fluß
in **Hannover** ihren Namen hat, welche von hohen Ge-
birgen durch geſpaltenen Schnee ſich herabſtürzet.

Ich übergehe mit Fleiß ſo viel andere ähnliche Benennungen, aus denen ſogleich erhellt, daß in dem Urſprunge der Wörter etwas **natürliches** liege, welches einen gewiſſen Zuſammenhang zwiſchen den Dingen ſelbſt und den Tönen oder den Bewegungen in den Organen der Stimme anzeigt. Daher macht auch bey den **Lateinern**, den **Halblateinern** und **Oberdeutſchen** der Buchſtabe L, wenn er mit andern Namen verbunden wird, das **Diminutivum**.

Indeſſen findet dieſer Grund *) nicht durchgehends ſtatt, denn der **Löwe** (lion) der **Luchs** (le lynx) der **Wolf**

---

*) Auſſer den hier angeführten Grund, warum es ſo ſchwer zu
entſcheiden iſt, ob die Wörter immer zu der Sache, die ſie
bedeuten, eine genaue und ſehr merkliche Aehnlichkeit ha-
ben, läßt ſich auch noch der anführen, daß wir nicht nur die
allererſten Primitiva genau kennen, und deren Bedeutung
wiſſen, ſondern ſo gar die gelegenheitliche Veranlaſſung wiſ-
ſen müßten, bey welcher ſie das erſtemal gebraucht worden
ſind.

Es ſcheint überhaupt, daß die Wörter beſonders die
Wurzelwörter der Sprachen, nicht wohl anders, als will-
kührliche Zeichen der Sachen und der Begriffe anzuſehen
ſind, wenn wir ihre eigene Bedeutung nehmen. Als Me-
taphern haben ſie ſchon mehr Aehnlichkeit.

Herr

Wolf (loup) ſind nichts weniger als ſanfte Thiere. Man kann ſich aber doch einen andern zufälligen Grund dabey denken, z. B. das Wort **Lauf**, gleichſam als wenn der, der ein ſolches Thier gewahr würde, den andern zurief, lauf (fuyés). Ueberdem ſind auch eben, durch die vielfältigen Veränderungen, und zufällige Bedeutungen die Wörter ſehr abgeändert, und von ihrer urſprünglichen Ausſprache und Bedeutung abgewichen.

Philalethes. Wenn es Ihnen gefällig wäre, noch ein Beyſpiel zu geben, ſo glaube ich, würde dadurch die ganze Sache in ein helleres Licht geſetzt werden.

Theophilus. Hier haben Sie eines, das zugleich mehrere unter ſich begreift. Es iſt von dem Worte **Auge** (oeil) und den mit demſelben verwandten Wörtern hergenommen. Ich will ganz weit ausholen, und die Sache vollſtändig erzählen.

Aus A (dem erſten Buchſtaben) entſteht, wenn man ihn mit einem geringen Odemhohlen (aspiration) ausſpricht, Ah, und dadurch das Auslaſſen (émiſſion) der Luft im Anfange ein ziemlich heller, hernach aber allmälig verſchwindender Ton entſteht; ſo bedeutet dieſer Ton ſeiner Natur nach einen gelinden Wind (Geräuſch) (ſpiritum lenem) wenn A und H neimlich nicht mehr ſtark ausgeſprochen werden. Daher nehmen die Wörter ἄω, aer, aura, haugh, halare, haleine, ἀτμὸς **Athem**, **Odem** (im Deutſchen) ihren Urſprung. Da nun das Waſſer auch ein flüßiges Ding iſt, und gleichfalls Geräuſch macht, ſo verſtand man (ich glaube, aus dieſem Grunde) unter Ah, wenn es durch die Verdoppelung etwas ſtärker und

gröber

Herr Lambert hat in ſeiner Semiotik viel fruchtbares davon geſagt. — Dieſe Zierde Deutſchlandes iſt leider nun auch dahin! — Damit ichs im Vorbeygehen ſage, es iſt wahre Schande für Deutſche, daß man den unſterblich groſſen Mann nicht mehr geſchätzt hat.

Anm. des Ueberſetzers.

gröber in der Ausſprache wird, als aha, oder ahha, das Waſſer.

Um die Bewegung deſto beſſer zu bezeichnen, ſetzten die Deutſchen und die andern Celten beyden ihr W. vor. Daher bedeuten auch **Wehen**, **Wind** die Bewegung der Luft und **waten**, ratum, **water** die Bewegung des Waſſers, oder in dem Waſſer.

Doch ich komme zu dem Worte Aha zurück. Dies ſcheint eine Art von Wurzelwort zu ſeyn, und bedeutet das Waſſer. Die Isländer, die von dem alten **Skandinaviſchen Teutonismus** etwas beybehalten haben, ſchwächten die Aſpiration, und ſagten Aa. Andre, welche Aken ſagten, (ſie verſtanden Aix, Aquas grani darunter); haben ſie vermehret. Dies thun die Lateiner bey ihrem Aqua und die Deutſchen bey gewiſſen Gelegenheiten, wenn ſie bey Zuſammenſetzungen das Wort ach gebrauchen, um dadurch das Waſſet zu bezeichnen. Z. B. Schwarzach, welches **ſchwarzes** Waſſet; Biberach, welches Bieberwaſſer bedeutet. An ſtatt **Wiſer** oder **Weſer** ſtehet in alten Urkunden Wiſeraha) die alten Einwohner ſagten Wiſerach, woraus die **Lateiner** Viſurgis, ſo wie aus Iler Ilerach, und dann Ilargus machten. Aus aqua, aiguees, auue haben die Franzoſen endlich das Wort l'eau gebildet, welches ſie oo ausſprechen, und ihm mithin nichts von ſeinem Urſprünglichen laſſen. Auwe, Auge bedeutet noch itzt bey den Deutſchen einen Ort, der öfters überſchwemmt wird, und zur Viehweyde dient (locus irriguus, paſcuus); in noch engrer Bedeutung wird darunter eine Inſul verſtanden. So z. B. in dem Namen eines gewiſſen Kloſters Reichenau (Augia dives) und andern Wörtern mehr.

Eben dies haben noch mehr **deutſche** und **celtiſche** Völker ſo gemacht. Daher heißt alles das, was in einer Pläne gleichſam iſolirt iſt, ein **Auge**, – Ouge, – oculus.

oculus. Deshalb heiſſen im Deutſchen die Oehltropfen auf dem Waſſer **Augen**, und die Spanier verſtehen unter Ojo ein Loch. Indeſſen ſind die Wörter Auge, ooge, oculus, occhio u. ſ. w. Vorzugsweiſe auf das Wort oeil angewandt worden, weil dies eine ſo prächtige iſolirte Oefnung in dem Geſichte iſt. Das franzöſiſche Wort oeil nimmt ſondern Zweifel eben daher ſeinen Urſprung, ob man ihn gleich nicht ganz und vollkommen entdecken kann; wenigſtens nicht auf dem Wege, den ich vorgeſchlagen habe. Eben ſo glaube ich, daß die griechiſche Wörter ὄμμα und ὄψις eben daher abgeleitet werden können. Oe oder Oeland iſt eine gegen Norden liegende Inſel, und dieſer Name hat mit dem hebräiſchen אי Aii eine Inſel viel gemein. **Bochart** glaubt, daß die **Phönicier** dieſen Namen dem **ägeiſchen** Meere, welches voll von Inſeln iſt, gegeben hätten. Augere, – augmentation kommt von auug, oder auge, das iſt, dem Ausſchütten des Waſſers. In der alten ſächſiſchen Sprache hieß ooken, auken **vermehren** (augmenter) und das Wort **Auguſtus**, in ſo fern es den Kayſer anzeigte, ward durch Ocker überſetzt. Der Fluß in **Braunſchweig**, der vom **Harz** herunterkommt, und foglich ſehr oft ſich in ſchnellem Strome ergießt, heißt Ocker, ehemals Ouacra. Hierbey will ich in Vorbeygehn anmerken, daß die Namen der Flüſſe, die wir gemeiniglich aus den älteſten uns bekannten Zeiten her haben, am geſchickteſten ſind, die alte Sprache und die alten Bewohner zu charackteriſiren. Sie verdienten aus dieſem Grunde wol eine genauere Unterſuchung. Da die Sprachen überhaupt vor Erfindung der Schrift und der Künſte, die älteſten Denkmäler der Völker ſind, ſo können ſie auch den Urſprung der Verwandtſchaften und Migrationen derſelben am beſten beſtimmen. Die Etymologien würden alſo von ausgebreitetem Nutzen ſeyn, wenn man nemlich die Sprachen verſchiedener Völker nähme, und nicht von einer Nation zu einer ſehr entlegenen zu weite Sprünge machen

Die Sprachen beſtimmen den Urſprung, die Verwandſchaft und die Wanderung der Völker am beſten.

machen wollte, ohne hinlängliche Dokumente zu haben, wobey es vorzüglich darauf ankommt, daß man zwey Völkerſchaften zu Gewährsmännern unter ſich aufſtellt. Ueberhaupt muß man keine Ethymologie eher ſchaffen, bevor man nicht eine Menge zuſammenſtoſſender Merkzeichen hat. Sonſt **goropiſirt** man.

Philalethes. Goropiſiren? – erklären Sie mir doch dies Wort.

Von Goropius Becanus.

Theophilus. Zu dieſem Sprüchwort haben die ſeltſamen und oft lächerlichen Ethymologien des **Goropius Becanus** eines gelehrten Arztes im **ſechszehnten** Jahrhundert Gelegenheit gegeben; ob er gleich ſonſt nicht ganz Unrecht hat; wenn er glaubt, daß die deutſche Sprache, die er die **cimbriſche** nennt, eben ſo viel und noch mehr Beweiſe des Primitiven habe, als das **Hebräiſche** ſelbſt. Der ſeelige **Clauberg**, ein ſehr brauchbarer Philoſoph, hat über die Urquellen der deutſchen Sprache einen kleinen Verſuch geliefert, der ſehr gut gerathen iſt, nur Schade, daß er ſeinen Plan nicht weiter hat ausführen können. Ich ſelbſt habe hierüber meine Gedanken eröfnet, und den **bremiſchen** Theologen, den ſeeligen **Gerard Meyer** dahin bewogen, daß er mit daran arbeiten möchte, welches er auch that, aber durch den Tod unterbrochen wurde. Demonerachtet hoffe ich, das Publikum werde von ſeinen Arbeiten ſowol als von den gelehrten Bemühungen des ſeeligen **Schilters** (eines berühmten Rechtsgelehrten in **Straßburg**) der aber nun auch geſtorben iſt, vielfachen Nutzen haben. So viel iſt wenigſtens auſſer allen Zweifel geſetzt, daß die deutſche Sprache, und die deutſche Alterthümer gröſtentheils in die Unterſuchung über die Gewohnheiten und Alterthümer der **Europäer** einen merklichen Einfluß haben. Dabey kann ich mich des Wunſches nicht erwehren, daß ſich Gelehrte finden möchten, die mit der **Walliſiſchen, Biſcayiſchen, Sklavoniſchen,**

ſchen, Finniſchen, Türkiſchen, Perſiſchen, Armeniſchen, Georgiſchen und mit andern Sprachen eben die Verſuche anſtellen möchten. Denn würde ihre gemeinſchaftliche Harmonie in ein weit grösseres Licht geſetzet werden, und dadurch, wie ich ſchon vorher erwähnt habe, über die Abſtammung der Nationen überhaupt ein helleres Licht verbreitet werden.

Philalethes. §. 2. Im Grunde iſt Ihr Wunſch ungemein erheblich. – Doch es iſt Zeit, daß wir das **Materialiſche der Wörter** bey Seite legen, und uns näher zu dem **Formale** derſelben, nemlich, zu ihrer Bedeutung, in ſo fern ſie ſolche mit andern Sprachen allgemein haben, wenden. So viel werden Sie mir ganz gewiß zugeben, daß, wenn jemand mit dem andern rede, er es darum thue, damit er verſtanden werde, und daß der ganze Endzweck der Sprache dieſer ſey: daß er ſolche Töne, als Zeichen ſeiner Begriffe dem Hörer bekannt machen könne. Die Begriffe des Redenden ſind alſo dasjenige, wovon die Wörter Zeichen abgeben; – und keiner kann ſie als Zeichen einem andern Dinge unmittelbar zueignen, als denen Begriffen, die er ſelbſt in ſeinen Gedanken hat. Denn dies würde ſo viel ſeyn, als wollte er ſie zu Zeichen ſeiner eignen Begriffe machen, und ſie andern Begriffen zueignen, das iſt, er würde ſie zugleich zu Zeichen und nicht zu Zeichen ſeiner Begriffe machen; – mithin hätten ſie in der That gar keine Bedeutung.

Die Wörter ſind Zeichen unſerer eigenen Ideen.

Die Wörter ſind willkührliche Zeichen; ſie können es aber nicht ſeyn, wenn man ſie mit ganz unbekannten Dingen verknüpfet. Dies würde ſo viel ſeyn, als ſie zu Zeichen von nichts, zu Tönen ohne Bedeutung zu machen. Daher kann auch kein einziger Menſch ſeine Wörter zu Zeichen entweder der Eigenſchaften in den Dingen oder der Gedanken in der Seele eines andern machen, wovon er ſelbſt in der ſeinigen keine Begriffe hat; – eben ſo wenig kann er in dieſem Falle vermuthen, daß ſie mit den Gedanken eines andern Menſchen übereinkommen, noch ſich einiger Zeichen bedienen, um ſelbige dadurch auszudrucken.

Theophilus. Und doch lehrt die Erfahrung, daß wir weit öfter durch unſre Worte das ausdrucken, was andre denken, als das, was wir ſelbſt denken. Dies ſieht man gemeiniglich bey den Layen, die gemeiniglich einen **Köhlerglauben** (foi implicite) haben *). So viel

gibe

---

*) So ſonderlich paßt das Beyſpiel eben nicht. Herr von Leibnitz war auch ein Laye, — im Gegenſatz gegen die Cleriſey, und doch um viel pro Cent klüger als ſo viele Prediger und Doktores der Gottesgelahrtheit. — Er meint alſo die einfältigſte Raße des gemeinen Mannes (den Pöbel).

Allein; ohne alle Vorurtheile die Sache überlegt, ſo ſcheint in unſern Tagen das Hirngeſpinſte, das ſo viel abgeſchmackte Geiſtliche denen Layen vorgeſpiegelt haben, ziemlich in ſeiner augenſcheinlichen Nichtigkeit dargeſtellt zu ſeyn. Als Knabe und unbärtiger Jüngling betet man wohl noch, im höchſten Nothfall, ſeinen Katechiſmus, Wort vor Wort nach, aber wenn die Knabenſchuhe ausgetreten ſind, und der Kopf, entfeſſelt von eiſernen Harniſch aller eingebläueten Meynungen ſelbſt denkt, forſcht und entſcheidet, ſo — — verſchwinden die Chimären, und man denkt nicht pünktlich das, was die Kirche will, und der Beichtvater denkt, und geſagt hat. Es iſt immer traurig, wenn man ſich durch das Geſchwirre und die Einredungen andrer manches als Glaubensartikel aufbürden läßt, was weder in Gottes Wort, noch in der alten untrüglichen Urkunde der Vernunft gegründet iſt. Dergleichen Träumereien verſchwinden gar zu bald, und der arme Verſtand, und — das troſtloſe Herz bleiben am Ende gleich jämmerlich, blind und bloß.

Ich wünſche, daß dieſe Anmerkung, da ſie von einem Geiſtlichen herrühret, keinen Anſtoß, oder Verdacht gegen meine Heterodoxie erregen möge. Ich halte es für Pflicht, auch in einem philoſophiſchen Werke meine Meynung von der Leber wegzuſagen. Zwar bin ich in meiner Jugend ſo glücklich geweſen, einen ſehr einſichtsvollen, würdigen, und durchaus rechtſchafnen Lehrer in der Religion zu haben, den ich auch itzt noch innig ſchätze — aber ſo hat mich doch

eine

gebe ich indeſſen gern zu, daß man allemal etwas allgemeines ausdrücke, ſo öde, unverſtändlich und eingeſchränkt der Gedanke auch immer ſeyn mag, und daß man wenigſtens darauf bedacht ſey, die Wörter in Verhältniß und im Zuſammenhang mit andern zu ordnen, und dabey glaube, daß man ihre Bedeutung im Nothfall wohl erlernen werde. So werden wir ſehr oft der Dolmetſcher der Gedanken, oder der gefällige Freund, der, ſo zu reden die Worte des andern, gleich als wären ſie ein Brief, herumträgt, ohne daß wir es wiſſen.

Philalethes. §. 3. Ganz richtig bemerken Sie, daß man immer etwas allgemeines bey ſeinen Worten denke, wenn man auch noch ſo ein großer Dummkopf ſey. – Wenn ein Kind an dem Metalle, welches es **Gold** nennen hört, bloß die glänzende und gelbe Farbe wahrgenommen hat; ſo eignet es das Wort **Gold** bloß ſeiner Idee zu, die es von dieſer Farbe hat, und ſonſt keinem andern Dinge. Daher nennt dies Kind die Farbe, die es an dem Schwanze eines Pfauen ſieht, auch **Gold**. – Da hingegen andre noch die große **Schwere**, die **Schmelzbarkeit** und die **Schlagbarkeit** hinzufügen.

Theophilus. Ich gebe Ihnen das freylich zu. Allein demohnerachtet iſt die Idee von dem Objeckte, deſſen man erwähnt, weit allgemeiner als die Idee des Kindes.

---

eine zehn — bis zwölfjährige Erfahrung gelehrt, daß die meiſten meiner Gefährten eben durch verdrehten, verſchobenen, und unrichtig angewandten Religionsunterricht, entweder abergläubiſche, bigotte Nachplanderer und Nachbeter geworden ſind, oder ſich aus Mangel des Nachdenkens aber das, was eigentlich Wahrheit iſt, wohl gar von dem tröſtlichen Glauben an die Religion Jeſu haben abtrünnig machen laſſen. — —

Der Laye denkt alſo itzt, — gröſtentheils, — gewiß nicht nach einem blinden Köhlerglauben.

Dies trift in der katholiſchen ſowol als in der proteſtantiſchen Kirche ein.

Anm. des Ueberſetzers.

des. Daher glaube ich auch, daß ein Blinder weitläuftig über die Farben reden, und dem Lichte eine ausſtudirte Lobrede halten könne, ob er es gleich nicht kennt; weil er die Würkungen des Lichts und der Farben hat beſchreiben hören.

Philalethes. §. 4. Sie haben vollkommen Recht. Sehr oft verbinden die Menſchen ihre Begriffe mehr mit den Wörtern als mit den Sachen ſelbſt. Da man nun die meiſten Wörter eher als die Ideen lernt, die damit verbunden ſeyn ſollen; ſo giebt es nicht nur Kinder, ſondern auch erwachſene Menſchen, die manchmal wie ein Papagey plappern.

§. 5. Ferner, da ſie gewöhnlicherweiſe ihre eigene Ideen ausdrücken wollen, ſo verbinden ſie mit ihren Wörtern eine gewiſſe geheime Beziehung auf die Ideen eines andern und auf die Sachen ſelbſt. Denn, wenn der, mit dem wir uns unterhalten, mit den Tönen eine andre Idee verbände, ſo würden zwey Sprachen geredet werden. Es iſt nun freylich wahr, daß wir nicht ſo genau unterſuchen, was ein andrer für Ideen habe; wir ſetzen vielmehr voraus, unſre Idee ſeye gerade die, die der große Haufe ſowol, als ſelbſt die geſchickteſten Leute unſers Vaterlandes mit einem Worte verbinden. Bey den **einfachen Ideen** und den **Modis** findet das nun vorzüglich Statt; denn von den Subſtanzen glaubt man doch, daß die Wörter auch die Realität der Sachen ſelbſt bezeichnen.

Theophilus. Subſtanzen ſowol als **Modi**, werden durch die Ideen dargeſtellt, und in beyden Fällen werden die Sachen ſo gut als die Ideen, durch Worte ausgedruckt. Mithin werde ich keinen andern Unterſchied dabey gewahr, als den, daß die Ideen von den **ſubſtanzialiſchen Dingen** und den **ſinnlichen Beſchaffenheiten** mehr fixirt ſind. Es eräugnet ſich übrigens ſehr oft, daß unſre Ideen und Gedanken der Gegenſtand unſrer Unterredung ſind, und die Sache, die wir erkenntbar machen wollen, würklich zu verſtehen geben, daß ſich aber gewiſſe **reflecktirende**

rende **Notionen** in die Begriffe von den Sachen ſelbſt einmiſchen. Oft reden wir von den Wörtern in Anſehung der Materie, ohne daß wir alsdann gerade im Stande ſeyn ſollten, an die Stelle dieſes Wortes die Bedeutung deſſelben, oder ſeine Beziehung auf die Ideen oder auf die Sachen zu ſetzen. Das thut nicht nur der **Sprachkundige**, ſondern auch der **Dicktionariſte**, wenn er einen Namen erklärt.

Drittes Hauptſtück.

Von allgemeinen Wörtern.

Philalethes.

Nothwendigkeit der allgemeinen Wörter.

Ob gleich alle exiſtirende Dinge einzelne Dinge ſind; ſo ſind doch der gröſte Theil der Wörter allgemeine **Wörter**. Dies iſt auch keinesweges die Folge eines bloſſen Ohngefährs, ſondern ganz vernünftig und nothwendig.

Erſtlich. Es iſt ganz unmöglich, daß ein jedes einzelnes Ding einen beſondern und unterſcheidenden Namen haben kann. Dazu gehörte ein übermenſchliches Gedächtniß, gegen welches das, ſo verſchiedene Generals gehabt haben ſollen, die alle ihre Soldaten den Namen nach kannten, nichts wäre. Es würde auch ganz und gar die Kraft unſers Verſtandes überſteigen, und wir würden unendlich ſeyn müſſen, wenn wir ein jedes Thier, eine jede Pflanze, ein jedes Blatt der Pflanze, ein jedes Sandkorn, das wir auf dem Wege finden, mit einem beſondern Namen benennen ſollten. Und welchen Namen wollte man den Theilen der Dinge, welche nach dem Urtheile unſrer Sinnen einförmig ſind, z. B. des Waſſers, des Eiſens u. ſ. w geben? –

Zweytens. Wäre auch dieſes möglich, ſo würde es doch ohne allen Nutzen ſeyn, weil es nicht zur Hauptabſicht der Sprache dienen würde. Dieſe beſteht darinnen, daß ich in dem Verſtande, deſſen, der mich anhöret, eine Idee erwecken will, die der meinigen ähnlich iſt. Alſo iſt die bloſſe Aehnlichkeit hinreichend, und dieſe kann ich durch allgemeine Wörter ſehr gut ausdrücken.

Durch die allgemeine Wörter wird bloß die Aehnlichkeit ausgedruckt.

Drittens. Es würde nicht das geringſte zur Vermehrung unſerer Erkenntniß beytragen, wenn auch würklich ein jedes Ding ſeinen beſondern Namen hätte, eben ſo wenig als wir in dieſem Falle von dem Vergangenen auf das Zukünftige, oder von einem Individuum auf das andere würden ſchließen können.

Viertens. Da wir zum öftern gewiſſer einzelner Dinge, beſonders von unſrer Art erwähnen müſſen, ſo bedienen wir uns der eignen Namen. Daher haben außer den Menſchen auch Länder *), Städte, Flüſſe, Berge,

---

*) Der Präſident Broſſes leitet die Namen der Oerter aus folgenden drey Gründen her:

1) Aus geographiſchen Urſachen. Aus der Natur und der Lage der Oerter und den Produkten des Bodens. Z. B. Holland, tiefe Erde. Biledulgerid, Dattelnland.
2) Aus moraliſchen. Aus dem Charakter, den Sitten, und den Gebräuchen der Nation, die das Land bewohnt. Belgä, ein wildes Volk, ein Zänker. Franzos, ein freyes Volk.
3) Aus perſonellen Urſachen. Von dem Namen des Stifters, oder des Anführers einer Kolonie. Z. B. Peloponneſus, Inſul des Pelops. Andaluſien, das Land der Vandalen. Doch darf die Ableitung des Namens von einem Stifter nicht eher angenommen werden, als bis ſie ſich auf ein bewieſenes hiſtoriſches Faktum gegründet hat.

Anm. des Ueberſetzers.

Berge und andre dergleichen Unterſcheidungen der Oerter ihre eigene und beſondere Namen. Die Roßhändler geben den Pferden, ſo wie **Alexander** ſeinem **Bucephalus**, ihre eigene Namen, um dies oder jenes Pferd, wenn es etwa von ihnen entfernt und abweſend iſt, dadurch von den andern zu unterſcheiden.

Theophilus. Ich finde dieſe Bemerkungen richtig und hieher paſſend. Ich will ihnen noch einige andre beyfügen.

> **Die eigene Namen waren urſprünglich gemeine,** das iſt, **allgemeine.** Hieher gehören die Namen: **Brutus, Cäſar, Auguſtus, Capito, Lentulus, Piſo, Cicero, Elbe, Rhin, Rhur, Leine, Ocker, Bucephalus, Alpen, Brenner** oder die **Pyrender.**

Es iſt bekannt, daß der erſte **Brutus** ſeinen Namen von dem ſcheinenden Wahnwitz und der äuſſerlich angenommenen Blödigkeit hatte, daß **Cäſar** der Name eines Kindes war, das aus Mutterleibe geſchnitten worden war, daß **Auguſtus** ein Ehrenname war, daß **Capito** ſo viel hieß als ein **großer Kopf**, (ſo wie auch **Bucephalus**), daß die Namen **Lentulus**, **Piſo** und **Cicero** urſprünglich Leuten gegeben wurden, die eine gewiſſe Art von Hülſenfrüchten baueten *). Ueber die Bedeutung der

---

*) Hieraus erhellet zugleich, daß man den Urſprung von den Nominibus propriis, ihren bedeutenden Werth, und den Grund von ihrer Entſtehung in der Sprache der Landleute und in den Sitten der Bauern aufſuchen müſſe. Den Grund eines jeden derſelben kann man aber unmöglich mit Genauigkeit angeben, weil man die Provinz, aus welcher eine jede Familie herſtammet, genau angeben, die gemeine Sprache der Bauren dieſer Provinz vollkommen verſtehen, — und auch den Grund von der Entſtehung dieſer Namen wiſſen müſte.

Anm. des Ueberſetzers.

Namen der Flüße **Rhin**, **Rhur**, **Leine**, **Ocker** habe ich mich ſchon erklärt. Noch itzt heiſſen in Norden alle Flüße **Elben**. Endlich die **Alpen** bedeuten Schneeberge (womit die Wörter *album*, *blanc* übereinkommen), und **Brenner** oder **Pyrenäen** bedeuten eine große Höhe, denn **bren** heiſt im **Celtiſchen** hoch, oder die Spitze (daher **Brennus**) ſo wie noch itzt in der **niederſächſiſchen** Sprache **Brink** eine Höhe anzeigt, und es giebt zwiſchen Deutſchland und Italien einen **Brenner**, ſo wie die **Pyrenäen** zwiſchen **Gallien** und **Spanien** ſind.

Ich wollte alſo wohl behaupten, daß beynahe alle Wörter urſprünglich allgemein ſind, weil man doch nur ſehr ſelten zur Bezeichnung eines Individuums einen ganz beſondern Namen ausfinden wird. Man kann die Namen der einzelnen Dinge daher für Namen einer Art anſehen, die man vorzugsweiſe, oder ſonſt aus andern Urſachen einem Individuum gab. Dahin gehört, z. B. der Name *Capito*, den man **dem gröſten Kopf** in der Stadt, oder dem, der in derſelben den gröſſeſten Kopf hätte, ertheilte. Eben ſo ertheilt man die Namen der Gattungen den Arten, das heißt: man behilft ſich mit einem allgemeinen und weitſchweifigen Worte, um beſondre Arten auszudrucken, beſonders dann, wenn man auf die Verſchiedenheiten keine Rückſicht nimmt. So bedient man ſich des allgemeinen Namens **Wermuth**, ob es gleich ſo viel verſchiedene Arten deſſelben giebt, daß man ein eigenes Werk von denſelben hat.

Ob die allgemeinen Wörter Zeichen der allgemeinen Begriffe ſind?

Philalethes. §. 6. Ihre Bemerkungen über die **eigenen Namen** ſind vollkommen richtig. Wir kommen nunmehro auf die **allgemeinen Namen**. Und da werden Sie ohne Zweifel mit mir einig ſeyn, daß die Wörter allgemein werden, wenn ſie Zeichen allgemeiner Ideen ſind, und daß die Ideen allgemein werden, wenn man vermittelſt der Abſtraktion die Zeit, den Ort, oder einen jeden andern Umſtand davon abſondert, der ihnen dieſe oder jene beſondere Exiſtenz geben kann.

Theophilus. Ich habe gegen den Gebrauch der Abſtraktionen nicht das geringſte, nur glaube ich, daß man mehr von den Arten zu den Gattungen, als von den einzelnen Dingen zu den Arten ſteigen müſſe. Denn, ſo paradox es auch ſcheinen mag, ich bleibe noch immer dabey, daß es uns ganz unmöglich ſey, **die Individua zu kennen, und ein Mittel auszufinden, die Individualität irgend eines Dinges genau zu beſtimmen.** Denn alle die verſchiedene einzelne Umſtände können ſich noch einmal zuſammenfinden; – die unbeträchtlichſten Verſchiedenheiten fallen nicht in unſre Sinnen; der Ort, oder die Zeit, an ſtatt daß ſie etwas beſtimmen ſollten, müſſen erſt ſelbſt durch andre Dinge, die ſie in ſich halten, beſtimmt werden. Die **Individualität**, und das Unendliche fließen beynahe zuſammen. Nur, der allein, der das Unendliche begreifen kann, wird auch von dem Principium der Individuation dieſes oder jenen Dinges, eine genaue Erkenntniß haben. Dies iſt in dem Satze (wenn er richtig erklärt und verſtanden wird), **daß alle Dinge in der Welt auf einander einfließen**, gegründet. Wenn Demokrits Atomenſyſtem ſeine Richtigkeit hätte, ſo würde es freilich anders ſeyn; – aber dann würde auch der Unterſchied zwiſchen zwey verſchiedenen Individuis, die aber gleiche Figur und gleiche Größe hätten, wegfallen.

Philalethes. §. 7. Es iſt aber doch ganz entſchieden, daß die Ideen, welche ſich die Kinder von denen Perſonen, mit welchen ſie umgehen, machen (um bey dieſem Beyſpiel ſtehen zu bleiben), nur beſondere und einzelne Begriffe ſind, ſo wie die Perſonen ſelbſt einzelne Weſen ausmachen. Ihre Ideen von der Säugamme und ihrer Mutter drücken ſich ihrem Verſtande ſehr kenntbar, ein, und die Namen **Amme** oder **Mama**, die ſie ihnen, zuerſt geben, beziehen ſich einzig und allein auf dieſe Perſonen. Bemerken ſie nun mit der Zeit, daß es noch weit mehr Dinge gebe, die mit ihrem Vater, oder ihrer Mutter Aehnlichkeit haben, ſo bilden ſie eine Idee, von welcher alle dieſe einzelne Dinge gleichen Theil nehmen, und geben ihr dann mit andern Leuten den Namen **Menſch***).

§. 8. Auf eben dieſe Art gelangen ſie zu Namen und allgemeineren Begriffen. Die neue Idee eines Thieres wird, z. B. durch keinen neuen Zuſatz gemacht; ſondern es werden nur, wie zuvor, die Figur oder die beſondere Eigenſchaften, welche der Name **Menſch** bemerkt, weggelaſſen, und man behält blos den Körper, in ſo fern er Leben und Empfindung hat, und ſich willkührlich bewegt.

---

*) Ganz Recht hat Leibnitz, wenn er behauptet, daß wir keine ganz genau individuelle Ideen haben können. Herr Tiedemann erklärt dies in ſeinen Unterſuchungen über den Menſchen S. 275. folgendergeſtalt: — Durch eine ganz vollkommen individuelle Idee muß ein Individuum von allen möglichen andern unterſchieden werden können; alſo muß man es mit allen möglichen Individuis verglichen haben, alſo alle mögliche Individua kennen. Nun aber ſind die Individua in unendlicher Anzahl da, folglich iſt dies unſern eingeſchränkten Geiſteskräften unmöglich.

Leibnitz folgert nun aus dieſem Satze gegen Loken, daß allgemeine Ideen eher da wären, als individuelle. Es ſcheint, er gehe darinn zu weit, wie ihm auch Herr Tiedemann mit Recht vorgeworfen hat. Denn, wenn auch unſere individuelle Ideen nicht vollkommen individuell ſind, ſo kann man ſie deshalb doch nicht allgemein nennen. Sie bezeichnen doch immer nur einen einzigen individuellen Gegenſtand. Der mögliche Fall, daß ein Kind ſich in ſeiner Mutter irren würde, beweißt weiter nichts, als daß es keine ganz vollkommen genaue individuelle Ideen gebe, weil das Kind von ſeiner Mutter keine ganz genaue Kenntniß hat; deshalb aber iſt die Idee des Kindes von ſeiner Mutter, oder ſeinem Vater eine individuelle Idee, die er eher hat, als er die allgemeine Idee vom Menſchen erhält.

Anm. des Ueberſetzers.

Theophilus. Das beſtätigt aber gerade meine Meinung. Da nemlich das Kind vermittelſt der Abſtraktion von der Beobachtung der Idee des Menſchen zu der Beobachtung der Idee des Thieres kommt; ſo hat dieſe mehr ſpezifiſche Idee von ſeinem Vater oder ſeiner Mutter, oder andern Leuten, es auf die Idee von der menſchlichen Natur gebracht. Man darf nur die Beobachtung machen, daß eine ſehr geringe Aehnlichkeit dieſes Kind in Irthum ſtürzen, und eine andere Frau für ſeine Mutter würde halten laſſen, die es nicht iſt; um daraus die Folge herzuleiten, daß es keine genaue Idee von einem Individuum hatte. Die Geſchichte des falſchen Martin Guerra wird Ihnen bekannt ſeyn. Dieſer Menſch hintergieng die Frau des wahren Martins und ſeine nächſten Verwandte durch die große Aehnlichkeit mit jenem, und durch die Liſt, mit der er ſie zu hintergehen wuſte, und ſetzte die Richter ſelbſt dann noch in Verwirrung und Unruhe, da der wahre Martin wieder zurückgekommen war.

Philalethes. §. 9. Auf die Art lieſſe ſich die ganze Lehre von den Gattungen und Arten, die in den Schulen ſo viel Aufſehen macht, aber auſſerhalb denſelben von ſo geringem Einfluſſe iſt, einzig und allein auf die Bildung abſtrakter Ideen gröſſerer oder geringerer Ausdehnung bringen, denen man gewiſſe Namen giebt.

Vortheile, die die Eintheilung der Dinge in Gattungen und Arten gewähret.

Theophilus. Die Kunſt, die Dinge in Gattungen und Arten einzutheilen, iſt von weit erheblicheren Folgen *), als man glaubt, und leiſtet der Beurtheilungskraft

und

---

*) Man hätte indeſſen ſtatt des in den Sprachen würklich vorkommenden Unterſchieds der Geſchlechter weit ſchicklichere Geſchlechtswörter wählen können. Der ſeelige Lambert thut in ſeiner Semiotik den Vorſchlag! daß man um den Unterſchied der Gattung anzuzeigen, Buchſtaben, oder Sylben, oder Endungen wählen ſollte. Dieſer große Mann ſahe jedoch gar bald die Schwürigkeiten, die ſich in Aus

füh-

und dem Gedächtniſſe erſprießliche Dienſte. Sie wiſſen, was dieſe Eintheilung über die Botanik für Licht ausbreitet, ohne der Thiere und andrer Subſtanzen, ohne der moraliſchen Weſen zu erwähnen. Die Ordnung überhaupt hängt nicht nur gröſtentheils hievon ab; ſondern ſie trägt auch ungemein viel bey, ſich die Lektüre anderer Schriftſteller zu erleichtern, welche eine Methode wählen, nach der ſie alles auf Gattungen und Arten bringen, und ſich an Eintheilungen und Unterabtheilungen ganz genau halten. Man behält alsdann nicht nur die Sachen beſſer, ſondern kann ſie auch weit eher und leichter wieder finden.

Von dem Entſtehen der Definitionen.

Philalethes. §. 10. Man fällt gar zu bald auf die Urſache, warum wir uns in Erklärung der Wörter, welche nichts anders als eine Erklärung ihrer Bedeutung iſt, der Gattung oder des nächſten allgemeinen Wortes, welches ſie in ſich faſſet, zu bedienen pflegen. Eine gewiſſe Nachläßigkeit, und manchmal auch eine unzeitige Scham ſind lediglich daran Schuld. Wir wollen uns die Mühe erſparen, die verſchiedene einfache Begriffe anzuführen, die das nächſte allgemeine Wort oder die Gattung bemerkt; oft wollen wir dadurch der Schande entgehen, als könnten wir es nicht thun. Geſetzt alſo, das Definiren durch die Gattungen und den Unterſchied, wäre der kürzeſte Weg, ſo iſt ja noch immer die Frage: ob er der beſte ſey? Der einzige

---

führung dieſes Vorſchlags finden würden, daß nemlich der Gebrauch zu reden, die Unwiſſenheit in den Regeln, und noch andre Urſachen mehr gar zu bald Anomalien einführen würden.

Uebrigens hat Loke, wenn man ihn nur recht verſteht, ſo ganz Unrecht nicht, daß der Unterſchied der Geſchlechter für die Sprache gar nichts nothwendiges ſey, was auch Herr von Leibnitz dagegen anführet. Wäre er würklich ſo nothwendig, ſo muſte man es den Hauptwörtern ſelbſt anſehen können.

Anm. des Ueberſetzers.

iſt er ganz gewiß nicht. In der Erklärung des Menſchen, durch ein **vernünftiges Thier**, (dieſe Erklärung iſt zwar nicht genau genug, ſie paßt aber doch recht gut hieher), könnte man die Erklärung deſſelben ſetzen. Hieraus läßt ſich beurtheilen, wie unnöthig und unnütz die Regel ſey: **daß eine jede Erklärung aus der Gattung und dem Unterſchiede beſtehen müſſe.** Unſre Sprachen ſind nicht allezeit ſo ſehr nach logiſchen Regeln eingerichtet, daß die Bedeutung eines jeden Wortes durch zwey andre ganz genau und deutlich ausgedruckt werden könnte. Die Erfinder dieſer Regel verdienen alſo deßhalb gerechten Tadel, daß ſie uns ſo wenig Erklärungen gegeben haben, die ihr gleichförmig ſind.

Theophilus. Es würde doch aber aus mehr als einem Grunde gut ſeyn, wenn die Definitionen aus zwey Wörtern beſtehen könnten. Dadurch würde nicht nur ungemein viel abgekürzt, ſondern alle Eintheilungen alsdann auch auf Dichotomien reduzirt werden können, welches im Grunde betrachtet, die beſte Art von Eintheilungen ſind, weil Erfindung, Beurtheilung und Gedächtniß dadurch gewinnen. Indeſſen glaube ich doch nicht, daß die Logiker ſchlechterdings die **Gattung** und **den Unterſchied** durch **ein** Wort ausgedruckt haben wollen. Zum Beyſpiel das Wort **reguläres Polygon** kann für die Gattung eines **Vierecks** angeſehen werden, und in der Figur des Cirkels kann die **Gattung** eine flache krumm-linichte Figur ſeyn, und die **Verſchiedenheit** beſtände alsdann darinnen, daß alle Punkte der Cirkellinie von einem gewiſſen Punkte, z. B. dem Mittelpunkte gleichweit abſtänden.

Noch eine Anmerkung! – Zum öftern kann die Gattung in die **Verſchiedenheit**, und dieſe in jene verwandelt werden. Zum Beyſpiel, man kann ſagen – „ein Viereck iſt eine reguläre vierſeitige Figur, oder eine „vierſeitige reguläre Figur, daß alſo Gattung und Ver-

„ſchiedenheit nur wie Subſtantivum und Adjectivum von „einander verſchieden wären.„ Eben ſo kann man ſagen: der **Menſch** iſt ein **vernünftiges Thier**, aber auch ein **thieriſches Rationale**, eine **vernünftige Subſtanz**, die eine thieriſche Natur hat, weil die höheren Geiſter vernünftige Subſtanzen ſind, die aber keine thieriſche Natur haben. Dieſe Veränderung der Gattungen und Verſchiedenheiten beruht auf die Abänderung der Ordnung in den Unterabtheilungen.

Philalethes. §. 11. Aus dem, was ich bis itzt geſagt habe, folgt, daß das, was wir **allgemein** nennen, nicht zum Daſeyn der Dinge gehöre, ſondern eine Erfindung und Geburt des Verſtandes ſeye.

§. 12. Die **Weſen der Arten** beſtehen folglich in nichts anders, als in abſtrakten Begriffen.

Theophilus. Dieſe Folge leuchtet mir nicht ein. Denn die Allgemeinheit beſteht in der Aehnlichkeit der beſonderen Dinge unter ſich, und dieſe Aehnlichkeit iſt eine Realität.

Philalethes. §. 13. Ich habe Ihnen ſchon vorhin zugegeben, daß die Arten auf den Aehnlichkeiten beruhen.

Theophilus. Warum ſollten wir uns nicht auch das Weſen der Gattungen und Arten in der Aehnlichkeit aufſuchen? –

Philalethes. Meine Meinung, daß die Weſen bloß das Werk des Verſtandes ſind, wird weniger auffallen, wenn Sie nur darauf einige Rückſicht nehmen wollen, daß wenigſtens gewiſſe zuſammengeſetzte Begriffe bey vielen Leuten ganz verſchiedene Vereinbarungen einfacher Ideen ſind, und daß daher bey dem einen etwas **Geiz** heiſſen könne, was es bey dem andern nicht iſt.

Theophilus. Ich muß Ihnen aufrichtig geſtehen, daß ich den Ungrund Ihrer Behauptungen nirgends mehr finde, als hier. Das macht mir in der That einige Unruhe. Wenn die Menſchen [illegible] ~~deſſen~~ Namen ~~nach unterſchieden ſind~~, verändert dann dies die Dinge ſelbſt oder ihre Aehnlichkeiten[1] Wenn der eine dieſer Aehnlichkeit den Namen Geiz beylegt, und der andere eine andre ſo nennt, ſo ſind dies zwey verſchiedene durch einen Namen bezeichnete Arten.

[illegible]

Philalethes. Was die Art der Subſtanzen betrift, die uns die vertrauteſte iſt, mit der wir am meiſten umgehen, und die wir alſo am beſten kennen, ſo hat man öfters darüber gezweifelt, ob auch die gebohrne Leibesfrucht einer Frau, wenn ſie einer Mißgeburt gleicht, ein würklicher Menſch ſey, und iſt ſehr ſchwürig geweſen, ob man ſie erziehen, und taufen müſſe. Dies würde aber gewiß nicht ſtatt finden, wenn die abſtrakte Idee, oder das Weſen, dem der Name **Menſch** gegeben wird, ein Werk der Natur und nicht eine ungewiſſe Vereinbarung einfacher Ideen wäre, die der Verſtand zuſammen nimmt, und, nachdem er ſie durch die Abſtraktion allgemein gemacht hat, mit einem gewiſſen Namen belegt. Folglich iſt eine jede durch die Abſonderung entſtandene Idee ein verſchiedenes Weſen.

Theophilus. Ich ſehe bis itzt keinen Zuſammenhang in Ihrem Räſonnement. Wenn wir auch würklich von den äußeren Aehnlichkeiten nicht ſtets auf die innere ſchließen könnten, folgt daraus wol, daß ſie gar nicht in der Natur der Dinge anzutreffen wäre? wenn wir zweifeln, ob eine Mißgeburt ein Menſch ſey, ſo kommt dies daher, weil wir noch ungewiß ſind, ob ſie Vernunft habe. Sind wir aber überzeugt, daß ſie vernünftig ſey, ſo kann man ſie nach dem Ausſpruch der Theologen taufen, und nach den Verordnungen der Juriſten erziehen. Freilich laſſen ſich die **niedrigſten Arten** (im logiſchen Sinne genommen) beſtreiten, die ſich in derſelben phyſiſchen Art, oder in demſelben Zeugungsſtamm durch ihre Accidenzen abändern; deßhalb aber haben wir gar nicht nöthig, ſie zu beſtimmen. Man kann ſie bis ins Unendliche abändern, wie man das bey der groſſen Verſchiedenheit der Orangen, Limonien und Citronen gewahr wird, die die Kunſtverſtändigen alle zu nennen und zu unterſcheiden wiſſen. Auch bey den Tulipanen und Nelken läßt ſich dieſe Beobachtung machen. Ob übrigens die Menſchen dieſe oder jene Idee damit verbinden, oder nicht, oder ob ſie die Natur würklich damit verbinden oder nicht, das hat auf die Weſen, Gattungen oder Arten nicht den geringſten Einfluß, weil es hier doch bloß auf die Möglichkeiten ankommt, dieſe aber von unſerer Vorſtellungskraft ganz unabhängig ſind.

Philaletheo. Man ſetzt gemeiniglich zum voraus: daß die Einrichtung der Arten der Dinge etwas würkliches ſeye; es iſt auch auſſer allen Zweifel geſetzt, daß es eine würkliche Einrichtung geben müſſe, von der eine jede Vereinbarung einfacher koexiſtirender Ideen abhängen muß. Da es ferner eben ſo entſchieden iſt, daß die Dinge vermittelſt gewiſſer Namen nur in ſo fern unter gewiſſe Arten gebracht werden, als ſie mit gewiſſen abgeſonderten Ideen übereinkommen, mit denen wir ſolche Namen verbunden haben; ſo iſt auch das Weſen jeder Gattung oder Art nichts anders, als eine der abſtrakten Ideen, die der **Gattungs-** oder **Artname** bemerkt. Dieſen Verſtand hat auch das Wort Weſen in ſeinem gewöhnlichſten Gebrauch. NB Das Wesen eines D. ist der Inbegriff aller wesentlichen unveränderlichen objectiven Beschaffenheiten desselben.

Daher finde ich es nicht unrecht, wenn dieſe zwey Arten des Weſens auch zwey verſchiedene Namen hätten, wenn das eine das **Sachweſen**, das andere das **Namenweſen** hieſſe *). denn die wirklichen Gegenstände nicht, weil wir nicht diese D. an sich, sondern nur ihre Einwürkungen auf uns kennen, u. auch diese kennen wir nur mangelhaft.

Dieses Wesen kennen wir freilich von [illegible] Uebrigens hat jedes individuelle D. sein eigenes W.

Theo-

---

*) Die ganze Lehre von dem Allgemeinen und Beſonderen konnte in der Ontologie füglich um ein merkliches eine andere Geſtalt gewinnen. Es iſt bekannt genug, daß dieſer Artikel in den dunkeln Jahrhunderten, (die man wol die eiſerne

Zeit

aber so beschaffen ist dass es dem Verstand etwas [illegible], wo es Gelegenheit giebt, zwischen den [illegible] u. dem Wesen anderer D. so vieler [illegible] Aehnlichkeiten zu finden. Diese Aehnlichkeiten sind ein Werk [illegible] und wesentlichen [illegible] möglich ist diese Verhältniß v. der Ähnlichkeit [illegible] in den D. selbst liegt.

Diese Ähnlichkeiten sind das was man Genus u. Species nennt.

Theophilus. Die philoſophiſche Sprache ſcheint auch ihre Moden zu haben. Bis izt hat man von Sach-

die Locke mit den Worten der D. verwechselt; die Genera [illegible] ⟶

Zeit nennen könnte,) entſtanden ſey, und daß darüber ſehr viel gelehrte Streitigkeiten und ein langwieriger Federkrieg geführet worden ſey. Die *Entia uniuerſalia*, und die vielen Fragen, und Hypotheſen, und Zweifel, und wörtliche und thätliche Streitigkeiten hierüber, könnten Stof zu einem unterhaltenden Roman geben. So bunt ſieht dies Kapitel aus, wenn man es ſeit ſeinem Entſtehen, in ſeinen vielfältigen Abänderungen, mit ſeinen Zuſätzen, u. ſ. w. genau betrachtet. **Wolf** druckt aber dieſe künſtliche Eintheilung folgendergeſtalt aus: Entium in *ſpecies* atque *genera* diſtributio non philoſophorum demum inuentum eſt, ſed neceſſitatem magiſtram agnoſcit, quam hominibus ad ea, quae aliquam inter ſe ſimilitudinem habent, a ceteris ſimilibus diſtinguendo, impoſuit rerum naturalium vſus. A philoſophis tamen vltra limites vulgo notos extendenda, qui omnem rerum cognitionem a notionibus communibus mathematicorum more deriuare, ſed ad limites vulgo inacceſſos protendere debent. Nemo igitur miretur, quod notiones primas, quas fundamentales merito dixeris, cum omnis tandem cognitio noſtra iisdem innitatur, notionibus vulgi conformes probemus. Mirandum potius eſſet, quod non dudum de reductione philoſophiae ad notiones communes cogitauerint philoſophi, niſi conſtaret, ſingulare requiri acumen, vt, quid notionibus inſit communibus, diſtincte & peruidere, & verbis minime ambiguis enunciare valeamus, quod non niſi peculiari & continuo quodam exercitio obtinetur, in Pſychologia exponenda.

zu machen ist ein willkürliches Ziel des ~~Verstandes~~ da sich auf willkürliche Abstractionen gründet; denn es können auch 2 Dinge gleichartig u. ungleichartig zugleich seyn, je nachdem das, was beobachtet [illegible] ist, was man in der Abstraction von ~~der~~ [illegible] weggelassen hat. z. E. Luther u. Ek sind beyde Teutsche, ~~aber~~ gehören aber unter die Art [illegible], aber der eine unter die Art: Lutheraner, der andere unter die: Catholiken — Jedes D. demnach hat sein eigenes Wesen und es giebt keine allgemeine Wesen,

Lambert giebt in ſeiner **Architektonik** in dreyßig Sätzen eine gröſtentheils brauchbare Theorie an, nach der man in ſofern man bey den allgemeinen Geſetzen, Aehnlichkeiten, Verhältniſſen ſtehen bleibt, Gattungen und Arten finden kann. Demohnerachtet bleiben dabey noch viele Schwürigkeiten zurück, und man kann ſich noch immer in dem weitläuftigen Umkreiſe dieſer Lehre zu ſeinem eigenen Schaden verirren.

Es fällt übrigens ſehr auf, von einem Mann, wie **Loke** war, der ſich ſo ſehr über die Diſtinktionen, Eintheilungen und Beſtimmungen der Schule wegſetzte, eine Eintheilung in Sach- und Namenweſen zu hören. Unter dem Namenweſen verſteht er einen ſolchen abſtrakten Begrif,

obgleich der Verstand ~~[illegible]~~ die [illegible] mehrerer D. unter den Verhältnißbegriff der Ähnlichkeit bringen und sie darnach in gewisse Classen rangiren kann.

Sach- und Worterklärungen, nicht aber von Sach- und Wortweſen geredet, man müſte dann unter

den

grif, in welchem man die einzelnen Ideen von den Eigenſchaften, oder von allem dem, was ſich in einem Dinge unterſcheiden läßt, zuſammengenommen hat. Dieſe abſtrakte und combinirte Idee nennt er darum das Namenweſen, weil das Wort, womit ſie verknüpft iſt, gleichſam das Band wäre, wodurch die einzelnen Ideen zuſammengehalten würden, damit ſie ſich nicht wieder zerſtreueten, wenn ſie einmal in einem Begrif zuſammengebracht wären. Werden aber hier nicht Weſen und Eigenſchaften ganz offenbar mit einander vermiſcht? — Wenn die Eigenſchaften eines Dinges aus ſeinem Weſen fließen, und durch das Weſen des Dinges beſtimmt werden, kann man ſie nun wohl wieder zum Weſen des Dinges machen? unter was für Einſchränkungen dies auch immer geſchehen möchte, wird man nicht dadurch allemal eine große Confuſion in der Sache ſelbſt erregen? —

Die Urſache, warum Loke auf die Eintheilung in Namenweſen gerieth, iſt ohne Zweifel die, weil er glaubte, das Weſen der Dinge überhaupt, beſonders der körperlichen Subſtanzen wäre uns ganz unbekannt. Malebranche hielt auch ſchon die Körper an und vor ſich nicht erkenntbar, und nahm zu dem Weſen Gottes, in welchem wir ſie erblickten, ſeine Zuflucht. S. Unterſuchung der Wahrheit (nach der deutſchen Ueberſetzung) 3tes Buch, S. 101., und 115 ff.

Aber zugegeben, wir wüßten von gar keinem Dinge das Weſen, — wäre das wohl ein zureichender Grund, die Eigenſchaften der Dinge zum Weſen derſelben zu machen? Läßt es ſich gedenken, daß ein mit einem ſolchen abſtrakten und zuſammengefaßten Begriffe verknüpftes Wort, einzelne Ideen in einem Dinge zuſammenhalten ſoll? widerlegt ſich der ſonſt ſo ſcharfſinnige Loke nicht ſelbſt, da er in dem vorigen behauptet, die Wörter wären willkührliche Zeichen, die auch ganz anders hätten können gemacht werden? wo ſollen nun die Wörter herkommen, die eine weſentliche Bedeutung mit ſich führen, ſo daß dadurch die inneren Beſtimmungen einer Sache, wenigſtens ſo viel als zu einer Namenerklärung zureicht, deutlich könnten vorgeſtellt werden? — daher kommt es auch, daß man ihre eigentliche Bedeutung durch Erklärungen beſtimmen muß, wenn man eine Materie nur einigermaßen gründlich abhandeln will. Wenn

auch

+ sind übrigens nicht allemal solche die ihren [illegible] bestän[illegible] die [illegible] unveränderlich zukommen; z. B. Ein Mensch kann aus einem Lutheraner ein Catholik werden pp.

den **Wortweſen** jene falſche unmögliche Weſen, die es zu ſeyn ſcheinen, aber nicht ſind, verſtehen, z. B. das Weſen eines regulären Dekaeders. Das Weſen eines Dinges iſt im Grunde betrachtet nichts anders, als die Möglichkeit, deſſelben. Was man als möglich voraus ſetzet, wird durch die Erklärung angezeiget. Dieſe Erklärung bleibt indeſſen nur immer eine **Namenerklärung**, wenn ſie nicht zu gleicher Zeit die Möglichkeit ausdruckt. Denn es läßt ſich ſo lange in Zweifel ziehen, ob auch dieſe Erklärung etwas **reelles**, das iſt, etwas mögliches in ſich ſchließe, bis uns die Erfahrung eine ſolche **Realität** a poſteriori kennen lehret, und zeiget, daß ſich das Ding würklich in der Welt befinde; welches in Ermangelung des Grundes hinlänglich iſt, der uns die Realität a priori würde kennen lehren, indem er die Urſache, oder die mögliche Entſtehung der erklärten Sache auseinander ſetzen würde. Die **Combination** der Ideen hängt alſo keinesweges von unſerm Belieben ab, ſie müſte dann durch die **Vernunft**, die ſie als möglich, oder von der **Erfahrung**, die ſie als würklich, folglich auch als möglich darſtellt, beſtättiget werden. Um das Weſen und die Erklärung deſto richtiger zu unterſcheiden, ſo bemerke man, daß ein Ding nur ein Weſen habe, daß aber von dieſem einen Weſen verſchiedene Erklärungen gegeben werden können; ſo wie ein Gebäude, oder eine Stadt durch verſchiedene Riſſe, je nachdem man es aus dieſem oder jenem Standpunkt betrachtet, vorgeſtellt werden kann.

Ein Ding hat nur ein Weſen; — es leidet aber verſchiedene Erklärungen.

Phi-

---

auch durch die gekünſtelte Erklärungen der Peripatetiker, die ſie von der Art und der Gattung gaben, das Wort Weſen ſeine erſte und eigentliche Bedeutung faſt ganz verloren hätte, indem ſie bey den Erklärungen der körperlichen Subſtanzen nicht allemal ihr Weſen, ſondern bloß eigenthümliche Eigenſchaften zum Artunterſchiede angaben; müſſen dann nicht die eigenthümlichen Eigenſchaften beſtändig da ſeyn, wo das Weſen iſt, und können dann jene nicht die Stelle von dieſem vertreten, wenn es unbekannt iſt?

Anm. des Ueberſetzers.

Philalethes. §. 18. Das Reale und das Nominale ~~Weſen~~ in den einfachen Ideen, und in den Ideen der Zufälligkeiten allezeit ~~[illegible]~~, in den Ideen von den Subſtanzen aber, ſind ſie allezeit gänzlich unterſchieden. So iſt eine Figur, die einen Raum mit **drey** Linien einſchlieſſet, ſowol das **Sach-** als das **Namenweſen** eines **Dreyecks**; denn ſie iſt nicht nur eine abſtrackte Idee, mit welcher ein allgemeiner Name verbunden iſt, ſondern macht auch das wahre Weſen des Dinges ſelbſt aus, und iſt der Grund, woraus alle Eigenſchaften flieſſen, und mit welchem ſie alle unzertrennlich verbunden ſind.

Ganz anders verhält es ſich mit dem Golde. Eben die innere würkliche Einrichtung der Theile deſſelben, wovon alle Eigenſchaften der Farbe, der Schwere, der Schmelzbarkeit, der Feuerbeſtändigkeit, u. ſ. w. abhängen, iſt uns unbekannt. Daher fehlt es uns, da wir keinen Begrif davon haben, auch an dem Namen, der ein Zeichen davon abgäbe. Und doch machen dieſe Eigenſchaften dieſe Materie zum Gold, und ſind ſein **Namenweſen**, oder das, was ihr den Namen **Gold** giebt.

Theophilus. Ich wollte lieber nach dem einmal eingeführten Sprachgebrauch ſagen: das Weſen des Goldes ſeye das, was es dazu mache, und ihm die ſinnliche Beſchaffenheiten giebt, die es von andern unterſcheiden. Dieſe machen ſeine **Namenerklärung** aus; – eine **Real-** und **Cauſalerklärung** würden wir alsdann bekommen, wenn wir die innre Beſtandtheile und ihre Zuſammenſetzung erklären könnten. "Indeſſen iſt die **Namenerklärung** hier auch eine **Sacherklärung**. Nicht ihrer Natur nach, weil ſie uns die Möglichkeit oder die Entſtehung der Körper nicht lehret; ſondern vermittelſt der Erfahrung, weil wir erfahren, daß es einen Körper gebe, in welchem ſich dieſe Eigenſchaften zuſammen vereinigt befinden." Sonſt könnte man zweifeln, ob ſo viel Schwere, und ſo viel Schlagbarkeit ſich zuſammen finden könnten, ſo wie ſich ſehr vieles dagegen einwenden läſſet, ob es der Natur des Glaſes nach möglich ſey, daß es, wenn es kalt iſt, geſchlagen werden könne.“ Ich kann übrigens nicht gleicher Meinung mit Ihnen ſeyn, wenn Sie behaupten: daß ſich hier zwiſchen den Ideen der Subſtanzen und den Ideen der Prädikate ein Unterſchied befände; als wenn die Erklärungen, der Prädikate (das iſt der Zufälligkeiten und der Objekte der einfachen Ideen) beſtändig **Sach**= und **Namenerklärungen** zugleich, und die Erklärungen der Subſtanzen und **Namenerklärungen** wären. Ich gebe übrigens gern zu, daß es ungemein ſchwer halte, von den Körpern, welche ſubſtanzialiſche Dinge ſind, **Sacherklärungen** zu geben, weil ihre innre Zuſammenſetzung nicht ſo ſehr in die Sinne fällt. Aber nicht mit allen Subſtanzen verhält es ſich ſo. Wir kennen wahre Subſtanzen, oder Monaden (als Gott *) und die Seele) eben ſo genau, als wir den größten Theil der Zufälligkeiten kennen. Hiernächſt giebt es viele Prädikate, die uns eben ſo unbekannt bleiben, als die innre Verfaſſung der Körper. So ſind z. B. das **Gelbe**, und das **Bittre** Objekte einfacher Ideen oder Einbildungen, und doch haben wir nur eine verworrene Erkenntniß davon. Dies zeigt ſich ſogar in der Mathematik, wo ein Modus einer **Namen- und einer Sacherklärung** fähig iſt. Nur ſehr wenige Gelehrte haben den Unterſchied dieſer beyden Erklärungen gehörig auseinander geſetzt, worauf alsdann auch der Unterſchied des Weſens und der Eigenſchaften beruhet. So viel ich die Sache einſehe, iſt dieſer Unterſchied darinn zu ſetzen, daß die Sacherklärung, die Möglichkeit des zu Erklärenden zeigt, welches die Namenerklärung aber nicht thut. Wenn man zwey gerade Parallellinien ſo erkläret, daß ſie beyde auf einer Fläche wären, und ſich nimmermehr berühren würden, wenn man ſie auch bis ins Unendliche ziehen wollte; ſo wäre dies nichts weiter, als eine **Namenerklärung**. Man könnte immer noch daran zweifeln, ob dies nun auch möglich ſey. Sobald man aber begreifet, daß man auf einer Fläche eine gerade Linie mit einer andern, ſchon gegebenen geraden Linie parallel ziehen kann, wenn man nur darauf ſiehet, daß die Spitze des Schreibgriffels, der die Parallele beſchreibt, beſtändig gleichweit von der gegebenen abſtehe: ſo ſieht man auch gleich, daß die Sache an ſich möglich ſey, und warum dieſe Linien die Eigenſchaft haben, daß ſie ſich niemals berühren. Dieſe Eigenſchaft macht zwar die Namenerklärung aus; ſie iſt aber nur dann ein Kennzeichen des Parallelismus, wenn die beyden Linien gerade ſind. Wäre die eine von ihnen krumm, ſo würden ſie ihrer Natur nach ſo beſchaffen ſeyn können, daß ſie ſich niemals berührten, und dem ohnerachtet würden ſie dadurch gewiß nicht parallel werden.

---

*) Natürlicherweiſe fällt mir dabey der alte Philoſoph ein, der auf die Frage: was Gott ſey? nicht antworten wollte, ſondern ſich eine geraume Bedenkzeit ausbat, — dieſe öfters verlängerte, und am Ende freymüthig geſtand, er wiſſe ſelbſt nicht, was Gott ſey.

Mich dünkt, **Proklus** war es, der Gott folgendergeſtalt erklärte: Deus eſt ſphaera, cuius centrum vbique, circumferentia nusquam. So viel iſt richtig, daß, wenn wir mit unſern Beobachtungen, ſo zu ſagen, dahin gekommen, wo die **Natur** am **Ende** iſt, ſo dürfen wir nur einen Schritt weiter thun, und wir ſtehen vor dem Schöpfer.

Die Kenntniß der **Monaden** ſetzt ihr Daſeyn voraus.

Ein neuerer ſcharfſinniger Philoſoph, Herr Doktor Selle drückt ſich hierüber ganz kurz ſo aus: „Alles, was „wir von den Elementen ſagen können, geht weniger ihre „Kräfte, als ihre primitive Beſchaffenheiten an, weil „wir niemals die Richtigkeit einer ganz einfachen Kraft in „Erfahrung bringen können.„

Anm. des Ueberſetzers.

Unterſchied der Sach- und der Namenerklärungen.

Philalethes. Wäre das Weſen etwas anders als eine abſtrackte Idee, ſo würde es nicht unerſchaflich und unvergänglich ſeyn können. Ein Einhorn, eine Syrene, ein ganz vollkommner Cirkel ſind in der Welt vielleicht gar nicht vorhanden.

Theophilus. Schon einmal habe ich Ihnen geſagt, daß die Weſen der Dinge ewig ſind, weil hier bloß von dem **Möglichen** die Rede iſt.

Viertes Hauptſtück.

Ueber die Namen der einfachen Ideen.

Philalethes.

§. 2. Die Formation der Modorum habe ich immer für willkührlich gehalten; in Anſehung der einfachen, und der Ideen von den Subſtanzen aber bin ich überzeugt worden, daß dieſe Ideen auſſer der Möglichkeit auch eine würkliche Exiſtenz anzeigen müſten.

Theophilus. Ich ſehe nicht ein, daß dies ſchlechterdings nothwendig ſey. Gott hat Ideen davon, noch ehe er die Objeckte dieſer Ideen ſchuf, und er kann ſie sonder Zweifel verſtändigen Geſchöpfen mittheilen. Wir haben auch bis itzt noch keine vollſtändige Demonſtration, daß die Objeckte unſrer Sinnen, und der einfachen Ideen, welche uns die Sinne darſtellen, auſſer uns wären. Dies geht gegen die, die mit den **Carteſianern**, und mit dem **Verfaſſer des Verſuches** annehmen, die einfachen Ideen, die wir von den ſinnlichen Beſchaffenheiten haben, hätten mit dem, was ſich auſſer uns in den Objeckten ſelbſt befindet, keine Aehnlichkeit. Ich ſehe alſo gar keine Gründe, warum wir dieſe Ideen auf eine würkliche Exiſtenz gründen wollen.

Philalethes. §. 4. 5. 6. Den andern Unterſchied zwiſchen einfachen und zuſammengeſetzten Ideen werden Sie mir doch zugeben, daß nemlich die **Namen** der

einfachen Ideen keiner Erklärung fähig ſind: daß hingegen die **Namen der zuſammengeſetzten**, erklärt werden können. Die Erklärungen müſſen mehr als ein Wort in ſich enthalten, von denen jedes eine Idee ausdrucket. Hieraus erhellet nun zur Gnüge, was erklärt werden könne, und was keiner Erklärung fähig ſey; – und warum wir mit unſern Erklärungen nicht bis ins Unendliche gehen können. Dies hat meines Wiſſens noch kein einziger bemerkt.

Theophilus. Schon in dem kleinen **Verſuch über die Ideen**, den ich vor ohngefähr zwanzig Jahren in die *Acta Lipſienſia* einrucken ließ, habe ich bemerkt: daß die einfachen Wörter keiner Namenerklärung fähig wären; daß ſie hingegen, wenn ſie bloß in Rückſicht auf uns einfach ſind, (weil wir ſie nicht ſo ſehr analyſiren können, um auf die Ur-Vorſtellungen zu kommen, aus denen ſie zuſammen geſetzt ſind), z. B. **Warm, Kalt, Gelb, Grün** eine Sacherklärung, die ihre Urſache erklären würde, bekommen könnten. So iſt **Grün**, nach der Sacherklärung das, was aus der Miſchung des Blauen und Gelben entſtanden iſt. Eine Nominalerklärung kann man davon nicht geben, durch welche es, ſo wie das Blaue und Gelbe, characteriſiret würde. Die an ſich einfachen Wörter, das heißt, diejenigen, von denen man eine klare und deutliche Vorſtellung hat, ſind weder einer **Namen-** noch **Sacherklärung** fähig. Jedoch Sie werden in dem bereits angeführten **Verſuche**[*]) die erſten Grundſätze meiner **Theorie** über den menſchlichen Verſtand finden.

---

*) Herr von Leibniz erklärt ſich in dem kleinen Traktat *de cognitione, veritate & ideis* ſehr nett. Ich habe zwar die Acta Lipſienſia nicht gleich bey der Hand; ich will aber aus meinen Excerpten das hieher gehörige anführen.

Atque ita habemus quoque diſcrimen inter *definitiones nominales*, quae notas tantum rei ab aliis diſcernendae continent, & *reales*, ex quibus conſtat, rem eſſe poſſibilem, & hac

Philalethes. §. 7. 8. Es würde großen Nutzen haben, wenn man allemal genau bemerkte, was erklärt, und was nicht erklärt werden könne. Eben aus dem Unterlaſſen dieſer ſo weſentlichen Erforderniß entſtehen die häu-

---

hac ratione ſatisfit *Hobbio*, qui veritates volebat eſſe arbitrarias, quia ex definitionibus nominalibus penderent, non conſiderans realitatem definitionis in arbitrio non eſſe, nec quaslibet notiones inter ſe poſſe coniungi. Nec *definitiones nominales* ſufficiunt ad perfectam ſcientiam, niſi quando aliunde conſtat, rem definitam eſſe poſſibilem. Patet etiam, quae tandem ſit *idea vera*, quae *falſa*. *Vera* ſcilicet, cum notio eſt poſſibilis, *falſa*, cum contradictionem inuoluit. Poſſibilitatem autem rei vel *a priori* cognoſcimus, vel *a poſteriori*. Et quidem *a priori*, cum notionem reſoluimus in ſua requiſita, ſeu in alias notiones cognitae poſſibilitatis, nihilque in illis incompatibile eſſe ſcimus; idque fit inter alia, cum intelligimus modum, quo res poſſit produci, vnde prae caeteris vtiles ſunt definitiones cauſſales. *A poſteriori* vero, cum rem actu exiſtere experimur; quod enim actu exiſtit, vel extitit, id vtique poſſibile eſt. Et quidem quandocumque habetur cognitio *adaequata*, habetur & cognitio poſſibilitatis *a priori*; perducta enim analyſi ad finem, ſi nulla apparet contradictio, vtique notio poſſibilis eſt. An vero vnquam ab hominibus perfecta inſtitui poſſit analyſis notionum, ſiue an ad prima poſſibilia, ac notiones irreſolubiles, ſiue (quod eodem redit,) ipſa abſoluta attributa Dei, nempe cauſſas primas, atque vltimam rerum rationem, cogitationes ſuas reducere poſſint, nunc quidem definire non auſim. Plerumque contenti ſumus, notionum quarundem realitatem experientia didiciſſe, vnde poſtea alias componimus ad exemplum naturae. — — — —

— — — Caeterum cum colores, aut odores percipimus, vtique nullam habemus aliam, quam figurarum & motuum perceptionem, ſed tam multiplicium & exiguorum, vt mens noſtra ſingulis diſtincte conſiderandis in hoc praeſenti ſuo ſtatu non ſufficiat, & proinde non animaduertat, perceptionem ſuam ex ſolis figurarum & motuum minutiſſimorum perceptionibus compoſitam eſſe; quemadmodum confuſis *flaui* & *caerulei* puluiſculis viridem colorem percipiendo, nil niſi flauum & caeruleum minutiſſime mixta ſentimus, licet non animaduertentes & potius nouum aliquod Ens nobis fingentes.

Anm. des Ueberſetzers.

häufigen Streitigkeiten, und das unverſtändliche Miſchmaſch in den gemeinen Unterredungen der Menſchen. Alle die nichts bedeutende Zänkereyen in den Schulen haben daraus ihren Urſprung genommen, daß man den Unterſchied unter den Ideen zu bemerken vergeſſen hat. Auch die größeſten Meiſter im Erklären ſahen ſich genöthiget, den größeſten Theil der einfachen Ideen unerklärt zu laſſen, und fanden alle ihre Bemühungen vergeblich, wenn ſie es unternahmen. Was für ein künſtlicheres Galimathias konnte wol der menſchliche Verſtand aushecken, als die Erklärung, die **Ariſtoteles** von der Bewegung giebt. — Motus eſt actus entis in potentia, quatenus in potentia *).

§ 9. Die neueren Philoſophen erklären das Wort **Bewegung durch den Durchgang von einem Orte zum andern**, dies heißt aber im Grunde betrachtet nichts mehr, als **ein ſynonymiſches Wort in die Stelle des andern ſetzen.**

---

*) Siehe Ariſtoteles in der Naturlehre, im dritten Buch, im erſten Hauptſtück. Man hat viel für und wider dieſe Erklärung geſtritten. Du Hamel vertheidigt ſie in ſeiner Metaphyſik. S. 319. Im griechiſchen kommt das Wort Ἐντελέχεια vor, von dem Cicero *Quaeſt. Tuſcul.* L. I. ſagt: daß Ariſtoteles dieſen Namen erfunden habe. Hermolaus Barbarus ſoll ſogar den leidigen Teufel um die wahre Bedeutung dieſes Wortes gefraget, und zur Antwort erhalten habe, daß es ſo viel hieſſe als *Perfectihabia*. Gabriel Naude vertheidigt ihn indeſſen wegen dieſer Beſchuldigung, im dreyzehnten Hauptſtück ſeiner Apologie pour tous les grands hommes, qui ont été fauſſement ſoupçonnés de Magie.

Eigentlich ſcheint Ariſtoteles damit nichts anders ausgedruckt zu haben, als was bey den Scholaſtikern *Actus*, oder Würkſamkeit hieß. Herr von Leibnitz zeigt auch ganz deutlich, daß es nicht bloß das Vermögen zu würken bedeute, ſondern auch das bemerke, was man eine Kraft *conatum* nennen kann. S. die *Theodicée* §. 87. und das Otium *Hanoveranum* S. 113. 326. 340. 352. Er nimmt

Theophilus. Sie halten öfters manche Ideen für einfach, die es doch nicht ſind. Die **Bewegung** kann hieher gerechnet werden. Dieſe iſt allerdings erklärbar, und die Definition, daß ſie in der **Veränderung des Ortes** beſtehe, iſt ganz und gar nicht zu verachten. Die **ariſtoteliſche** iſt auch nicht ſo ſeltſam, als man gemeiniglich glaubt. Das Wort κινησις, deſſen er ſich bedient, bedeutet bey ihm nicht das, was wir **Bewegung**, ſondern eigentlich das, was wir **Veränderung** nennen. Deshalb giebt er eine ſo abſtrackte und metaphyſiſche Erklärung davon; und das, was wir **Bewegung** nennen, heißt bey ihm φορὰ, *Latio*, und gehöret unter die Arten der Bewegung, (κινησεως).

Philalethes. §. 10. Sie werden aber doch die Erklärung nicht entſchuldigen wollen, die Ariſtoteles vom **Lichte** giebt, wenn er in ſeinem **dritten** Buch von der Seele im **ſiebenden** Hauptſtück es actum perſpicui, quatenus perſpicuum eſt, nennt.

Theophilus. Hierinn bin ich nun freylich Ihrer Meinung. Sein Actus, den er immer in Bereitſchaft hält, hilft uns im Grunde nicht viel. Das **Durchſichtige** iſt bey ihm der Mittelpunkt, durch welchen man ſehen kann; und das **Licht** iſt nach ſeiner Theorie dasjenige, was in dem würklichen Uebergange beſtehet.

Philalethes. §. 11. Wir wären alſo beyde darinnen einig, daß wir von einfachen Begriffen keine **Namenerklärung** geben können. Den Geſchmack einer **Ananas** wird wohl Niemand aus der Schilderung beſtimmen können, welche uns die Reiſebeſchreiber davon machen. Es müſte denn ſeyn, das wir a la **Sancho Panſa**

unſre

---

alſo das Wort Bewegung im weitem Verſtande, ſo daß er es immer Bewegung nennet, ſo lange als ein thätiges Weſen noch im Würken begriffen iſt. Itzt nimmt man dies Wort im engerem Sinne, und verſtehet darunter bloß die Veränderung des Ortes.

Anm. des Uebersetzers.

unſre **Dulcinea** durch **Hörenſagen** ſehen, oder dem **Blinden** gleich werden wollten, der von dem **Scharlach** beſtändig reden hörte, und auf die Frage, was denn **Scharlach** ſey, antwortete: es **wäre etwas**, ſo **dem Schall einer Trompete gleich käme.**

Theophilus. Ganz Recht. Alle Reiſebeſchreiber der ganzen Welt zuſammengenommen würden ~~uns~~ nicht ſo viel Vortheil ſtiften, als ein Edelmann in unſrer Gegend drey Meilen von **Hanrover** nahe an den Ufer der Weſer ſtiftet. Er bauet mit gutem Fortgang die **Ananas** *), und hat ein Mittel gefunden, ſie ſo ſehr zu vermehren, daß ſie einmal auf unſern Grund und Boden ſo häufig fortkommen werden, als die **Pomeſinen**; – nur daß in dem Geſchmack einiger Unterſchied ſeyn würde.

Philalethes. §. 12. 13. Mit den zuſammengeſetzten Begriffen verhält es ſich ganz anders. Einem Blinden kann das Wort **Statüe** **) gar wohl durch an-

---

*) Eine Frucht, die auf den Tafeln der Groſſen bekannter iſt, als bey den frugalen Gaſtmählern des Mittelmannes. In den europäiſchen Gärten iſt dieſe urſprünglich weſtindiſche Pflanze gar noch nicht lange ſo weit gebracht worden, daß ſie Früchte getragen hat. Holland hatte das Glück zuerſt, eine hervorgrünen zu ſehen. Dann England, Frankreich, und endlich Deutſchland.

Es wäre im Ganzen genommen, zu wünſchen, daß wir Deutſchen dieſe theure, verführeriſche Frucht gar nicht kennten. Sie ſtiftet bey allem ihren vorgeblichen Nutzen doch auſſerordentlichen Schaden, und iſt mit vieler Behutſamkeit zu gebrauchen.

Anm. des Ueberſetzers.

**) Daher wetteten einſtmals, wie Loke erzählt, ein Mahler, und ein Bildhauer miteinander, und der erſtere gewann die Wette. Beyde behaupteten die Fürtreflichkeit ihrer Kunſt. Der Bildhauer rühmte ſich, ſeiner Kunſt gebühre deswegen der Vorzug, weil ſie ſich weiter erſtreckte, und weil ſogar auch die, welche ihr Geſicht verloren hätten, die Fürtreflichkeit derſelben gewahrnehmen könnten. Der Mahler ward mit dere Wörter erklärt werden. Ein Menſch, der niemals einen Regenbogen geſehen hätte, würde dieſes Wort doch verſtehen, wenn er die Farben, aus denen er beſtehet, geſehen hätte.

§. 15. Wenn aber auch die einfachen Begriffe unerklärlich ſind, ſo werden ſie deßhalb nicht weniger zweifelhaft. Erfahrung und Verſuche können mehr ausrichten; als alle Definitionen.

Theophilus. In Abſicht der Ideen, die nur in Rückſicht auf uns einfach ſind, findet ſich eine gewiſſe Schwierigkeit. So würde es z. B. Mühe machen, den Unterſchied des Blauen und Grünen, überhaupt aller ſich nahekommenden Farben zu beſtimmen. Von den Wörtern hingegen, deren man in der Arithmetik und Geometrie gebraucht, können wir genaue Begriffe haben.

Philalethes. §. 16. Die einfachen Ideen haben überdem noch das Sonderbare, daß ſie auf der **Prädikamentallinie**, (wie ſie die Logiker nennen), von der unterſten Art bis zu der höchſten Gattung nicht gar zu hoch ſteigen. Die Urſache iſt dieſe. Die unterſte Art iſt nur ein einfacher Begrif; es kann alſo nichts weggelaſſen wer-

---

mit ihm eins, die ganze Sache dem Urtheile eines Blinden zu überlaſſen.. Man führte den Blinden an einen Ort, wo eine ſchön gehauene Statüe, und ein fürtreflichen Gemälde war. Zu der Statüe ward er zuerſt hingebracht; — und da befühlete er mit ſeinen Händen alle Züge des Geſichts und des Körpers, und erhob die Geſchicklichkeit des Künſtlers ganz auſſerordentlich. — Nun führete man ihn auch zum Gemälde.. Er befühlte es; — man ſagte ihm, itzt fühle er das Haupt, nunmehro die Stirne, — nun die Augen. — die Naſe, u. ſ. w. — Er bewegte ſeine Hand auf den verſchiedenen Theilen des auf Leinwand gemalten Bildes weiter fort, ohne den allergeringſten Unterſchied zu fühlen. Endlich rief er aus: — Das müßte gewiß ein göttliches, bewunderns würdiges Kunſtſtück ſeyn, weil es alle die Theile darſtellete, die er weder fühlen, noch ſehen könnte.

Anm. des Ueberſetzers.

werden. Zum Beyſpiel: Aus den Begriffen von **Weiß** und **Roth** kann nichts weggelaſſen werden, um dadurch zu machen, daß dieſe beyden Dinge in einer ihnen gemeinen Erſcheinung übereinkommen, und alſo einen gemeinen Namen haben. Daher werden ſie mit dem Gelben und andern, insgeſammt unter der Gattung oder dem Namen **Farbe** begriffen. Will man noch ein allgemeineres Wort machen, welches, die Töne, den Geſchmack, und andre fühlbare Eigenſchaften unter ſich begreifen ſoll, ſo wählet man das allgemeine Wort **Eigenſchaft**; es verſteht ſich, daß man es alsdann in dem Sinne nimmt, in welchem es dieſe Eigenſchaften gewöhnlicherweiſe von der Ausdehnung, der Zahl, der Bewegung, dem Vergnügen, und dem Schmerze unterſcheidet, welche alle in der Seele gewiſſe Eindrücke machen, und ihre Ideen durch mehr als einen Sinn hineinbringen.

Theophilus. Ich habe hiergegen noch eins und das andre zu erinnern, und ich hoffe von Ihrer billigen Denkungsart, daß Sie meine häufigen Einwendungen nicht aus dem Geiſt zu widerſprechen, ſondern viel mehr aus den Umſtänden und Verhältniſſen der Sache ſelbſt herleiten werden.

Daß unſre Ideen von den **ſinnlichen Eigenſchaften** der Dinge ſo wenig ſubordinirt werden können, gereicht uns nicht im geringſten zur Ehre; daran iſt die wenige Kenntniß derſelben Schuld. Jedoch eben das, was alle Farben gemeinſchaftliches haben, daß ſie alle von den Augen geſehen werden, daß ſie ſämmtlich durch die Körper dringen, wodurch eine oder die andere durchſcheint, und daß ſie auf polirten Flächen der Körper abprallen und nicht durchdringen können; – das, ſage ich, überzeugt uns, daß wir vieles von unſern Ideen davon abnehmen können.

Die Farben laſſen ſich in aller Abſicht betrachtet, in die **Urſprüngliche** und in die **Mittleren** eintheilen.

Zu der erſten gehört die **weiſſe**, als eine poſitive, und die **ſchwarze** als eine **negative** Farbe. Die **mittleren** heiſſen in engerem Sinn ſo, und entſtehen aus dem Lichte vermittelſt der Refraktion. Dieſe letzteren kann man von neuen in die Farben der **auswärts** gebogenen, und in die der **ausgeholten** Seite des **gebrochenen Lichtſtrahles** eintheilen. – Dieſe Eintheilungen und Unterabtheilungen haben ganz ſicherlich ihren vielfältigen Nutzen.

Philalethes. Aber, wie kann man in den einfachen Ideen die Gattungen finden?

Theophilus. Da ſie nur dem Scheine nach einfach ſind, ſo ſind ſie auch mit ſehr vielen Nebenumſtänden, welche alle mit ihnen in Verbindung ſtehen, vergeſellſchaftet. Indeſſen denken wir uns dieſe Zuſammenkettung nicht darunter, und die angezeigten zufälligen Umſtände ſetzen auch etwas voraus, das nicht nur der Erklärung, ſondern auch einer weiteren Analyſe fähig iſt, und weswegen man vermuthen kann, daß man einmal die urſprünglichen Gründe dieſer Naturbegebenheiten entdecken werde. Daher iſt auch allemal in unſern Vorſtellungen von den ſinnlichen Beſchaffenheiten, und den ſinnlichen Maſſen der Körper ein **Pleonasmus**: – und der beſteht lediglich darinnen, daß wir von einem und demſelben Dinge mehr als einen Begrif zu gleicher Zeit haben.

So kann z. B. das **Gold** verſchiedene **Namenerklärungen** bekommen. Man kann ſagen, es iſt unter allen Körpern der ſchwerſte; – oder, derjenige Körper, der ſich am meiſten ſchlagen ließe, – oder, es ſey ein Körper, der geſchmolzen werden könne, und der der Kapell, und dem Scheidewaſſer widerſtehe.

Alle dieſe Kennzeichen ſind hinlänglich, das Gold, wenigſtens vorläufig, und nach der gegenwärtigen Verfaſſung unſrer Körper von allen andern zu unterſcheiden; – es müſte dann ſeyn, daß wir einen ſchwerern Körper anträfen, wie z. B. der **Stein der Weiſen** (den die Chymiſten ſo gern finden wollen), oder, wie jenes Metall, das der Ritter **Boyle** verfertigt haben ſoll, welches die Farbe des Silbers und beynahe alle Eigenſchaften des Goldes hat. (Platina)

Es bleibt alſo bey meinen ſchon einmal gemachten Bemerkungen, daß wir alles das, was wir durch den Weg der Erfahrung wiſſen, nur **vorläufig** erklären können. Wir können alſo gar nicht demonſtrativiſch behaupten; ob nicht eine Farbe durch die bloße Reflektion ohne erfolgte Refracktion entſtehen könne, und ob nicht die Farben, die wir bishero in dem konkaven Winkel der gewöhnlichen Refracktion bemerken, auch in dem konvexen Winkel einer uns unbekannten Refracktion anzutreffen ſind, und ſo umgekehrt.

Die einfache Idee des Blauen würde alſo nicht zu der Gattung gerechnet werden, die wir ihm nach den gemachten Verſuchen angewieſen haben, ob es gleich von Nutzen ſeyn kann, daß wir uns an das Blaue halten, das wir nun einmal haben, und die zufälligen Umſtände in Obacht nehmen, die unſre darüber angeſtellten Verſuche begleiten. Sie geben uns Veranlaſſung, Gattungen und Arten zu bilden.

Philalethes. §. 17. Was dünkt Ihnen aber zu der Anmerkung, daß die einfachen Ideen, wenn ſie von der Exiſtenz der Dinge hergenommen ſind, nichts Willkührliches haben; daß hingegen die ~~einfachen~~ Ideen der vermiſchten zufälligen Beſchaffenheiten ganz und gar, und die Ideen von den Subſtanzen im gewiſſem Sinne willkührlich ſind.

Theophilus. "Meiner Meynung nach iſt das Willkührliche in den Worten, und nicht in den Ideen aufzuſuchen. Die Ideen bezeichnen nur Möglichkeiten." Wenn z. B. niemals ein Vatermord begangen worden wäre, und wenn alle Geſchichtſchreiber den **Solon** zum

Muſter genommen, und von dieſem Verbrechen ganz und gar geſchwiegen hätten, – ſo wäre er demohnerachtet ein mögliches Verbrechen, und die Idee deſſelben in aller Abſicht reell. Die Ideen exiſtiren nemlich in Gott *) von aller

---

*) Der Herr von Leibnitz muß hier nach ſeinem ganzen Syſtem beurtheilet werden. Er nähert ſich ſehr dem Syſtem des Pater Malebranche, der dieſen Satz auch vertheidigte. Im dritten Buch ſeiner Unterſuchung der Wahrheit S. 55. erklärt er ſich hierüber folgendergeſtalt:

„Unterdeſſen glaube ich, daß es nur eine einzige im „höchſten Verſtande einfache Subſtanz, die alle Begriffe „in ſich hält, gebe, nemlich Gott. Daß man nichts mit „Evidenz entdecken kann, als in ſeinem Lichte, und daß die „Verbindung der Geiſter ſie einander ſichtbar darzuſtellen „nicht vermöge. Ob wir gleich mit uns ſelbſt ſehr genau „verbunden ſind, ſo werden wir uns doch nur ſo lange „ſelbſt verſtändlich ſeyn, als wir uns in Gott erblicken, „und er uns die vollkommen deutliche Idee vorhält, die „er von unſern Weſen, gleichſam in dem ſeinigen eingeſchloſſen hat. Daher wenn ich auch ſchon zuzugeſtehn „ſcheine, was ich im Grunde doch nicht glaube, daß ſich „die Engel durch ſich ſelbſt einander offenbaren können, ſo„wohl was ſie ſind, als was ſie denken, ſo hab ichs bloß „deshalb gethan, um nicht darüber disputiren zu wollen, „wenn man mir nur dieſen unläugbaren Satz einräumet, „nemlich, daß man materielle Dinge durch ſie ſelbſt und „ohne Ideen nicht ſehen könne.

Eben daher kams vielleicht, daß man dem Pater den Spinozismus Schuld gab, weil er ſich ganz in die Denkungsart der alten Philoſophen zu verſetzen ſchien.

Leibnitz entſchuldigt ihn indeſſen in einem Brief an den Herrn von Montmout, der ſich in dem 2ten Band ſeiner Werke nach Dütens Ausgabe befindet.

„Es iſt freilich nicht unumgänglich nothwendig,“ ſagt er daſelbſt, „die Ideen für etwas, ſo auſ„ſer uns exiſtire, zu halten. Es iſt hinlänglich, wenn „man ſie für Notionen, für Modifikationen der Seele „anſiehet. In dieſem Verſtande nimmt ſie auch die „Schule, Descartes, und Herr Arnold. Weil aber „Gott die Quelle aller Möglichkeiten und folglich auch „der Ideen iſt, ſo verdient der Pater Malebranche „nicht aller Ewigkeit her; ſie befinden ſich ſo gar in uns, ehe wir ſie würklich denken, wie ich in unſern erſten Unterredungen gezeigt habe. Wollte man ſie alsdann ſchon für **würklich** halten, ſo kann man dies immer thun. Man würde aber doch,

In den Ideen iſt nichts wirkliches.

ohne

„nicht nur Entſchuldigung, ſondern auch Lob, daß er
„die Ausdrücke verändert, und den Ideen eine erhabe-
„nere Bedeutung gegeben hat, indem er ſie für Voll-
„kommenheiten Gottes ſelbſt anſieht, an denen wir
„vermittelſt unſrer Erkenntniß Antheil nehmen. Wenn
„alſo auch gleich dieſe myſtiſche Sprache des Vaters
„nicht nothwendig war, ſo iſt ſie doch nicht ganz ohne
„Nutzen. Sie führt uns mehr auf unſre Abhängigkeit
„von Gott, und macht uns ihm ſelbſt immer mehr
„unterwürfig. Selbſt Plato *) wenn er von den
„Ideen redet, und Auguſtin in ſeiner Abhandlung über
„die Wahrheit, ſcheinen mit ihm gleicher Meinung
„zu ſeyn. Dieſen ganzen Abſchnitt aus dem Syſtem
„des Vaters wünſchte ich mit ſeinem ganzen äuſſeren
„Gewand, mit allen Redensarten und Formeln, eben
„ſo wie den Kern der myſtiſchen Theologie in unſern
„philoſophiſchen und theologiſchen Lehrbüchern zu ſe-
„hen.

*) Nicht Plato allein ſondern auch Pythagoras ſcheint dies Syſtem begünſtigt zu haben.

Siehe Schelhorns amoenitates litterariae, T. VII. p. 173. wo der ſeelige Brucker mit auſſerordentlicher Beleſenheit dies erweiſet:

Es wird ſich entweder in dieſem Werke, oder bey einer andern Gelegenheit mehreres hierüber ſagen laſſen. So viel iſt ganz ausgemacht, daß in dem Syſtem des Malebranche, daß wir alles in Gott ſehen, viel Wahres liege; — es iſt auch nicht zu befürchten, daß ein jeder, der es etwa aus gewiſſen Geſichtspunkten vertheidigt, ein Atheiſt, oder Spinoziſt werden müſſe. Aechte Philoſophen werden keinem Unterſucher des Wahren ſolche Namen anhängen. Das überlaſſen ſie gern der Zunft rüſtiger Streittheologen, denen das Verzeichniß von Irlehrern und Ketzern eben ſo viel Vergnügen verſchaft, als dem Naturkundigen ſein Muſchel- — oder Stein- — oder Schmetterlingskabinet. —

Anm. des Ueberſetzers.

ohne hinreichenden Grund dazu zu haben, gegen den Sprachgebrauch verſtoßen.

Fünftes Hauptſtück.

Von den Namen der vermiſchten zufälligen Beſchaffenheiten und der Verhältniſſe.

Philalethes.

§. 2. 3. Allein unſer Verſtand bildet doch vermöge der Combination einfacher Ideen, die vermiſchten nach ſeinem ganz freyen Willkühr, ohne ein würkliches Modell nöthig zu haben; die einfachen Ideen hingegen bekommt er, ohne wählen zu können, durch die würkliche Exiſtenz der Dinge. Sieht er nicht ſehr oft die vermiſchte Idee, noch ehe die Sache ſelbſt, von der ſie die Idee iſt, exiſtiret? –

Theophilus. Wenn Sie Ideen und würkliche Gedanken für einerley halten, ſo haben Sie Recht. Daß Sie aber Ihre Unterſcheidung auf die **Form** ſelbſt oder auf die Möglichkeit dieſer Gedanken anwenden, halte ich nicht für nöthig. Denn eben davon iſt in der idealiſchen Welt, die man von der würklichen Welt unterſcheidet, die Rede. Die würkliche Exiſtenz der Dinge, die nicht nothwendig ſind, iſt eine Thatſache, oder ein Facktum. Die Kenntniß deſſen, was möglich und **nothwendig** iſt, (denn **nothwendig** iſt dasjenige, deſſen Gegentheil nicht möglich iſt) macht die demonſtrativiſchen Wiſſenſchaften aus.

Philalethes. Aber iſt dann unter den Ideen **tödten** und ein **Menſch** eine engere Verbindung, als unter den Ideen **tödten** und ein **Schaaf**? iſt denn der Gedanke **Vatermord** aus enger untereinander verbundenen Ideen zuſammengeſetzt, als der Gedanke **Kindermord**?

mord? muß denn der Mord, den die Engländer **Stabbing** nennen, das iſt, ein Mord, der mit einem Stoßdegen geſchiehet, und den für ein gröſſeres Verbrechen halten, als wenn man jemanden mit einem gewöhnlichen Degen tödtet, ſeiner Natur nach eine andre Idee und einen andern Namen haben, als die Idee und der Name, den man der Handlung giebt, wenn man ein Schaaf, oder einen Menſchen mit einem Haudegen tödtet?

Theophilus. Wenn die Rede von dem bloß Möglichen iſt, ſo ſind alle dieſe Ideen gleich natürlich. Wer ein Schaaf hat tödten ſehen, hat von dieſer Handlung eine Idee in Gedanken gehabt, ob er ihr gleich keinen Namen gab, und ſie nicht zum beſonderen Gegenſtand ſeiner Aufmerkſamkeit machte. Warum wollten wir uns aber auf die Namen einſchränken, wenn von Ideen ſelbſt die Rede iſt? und warum gerade von der Bedeutung der Ideen von **vermiſchten zufälligen Beſchaffenheiten** handeln, wenn wir die Ideen **überhaupt** betrachten? –

Philalethes. §. 9. Da man die Arten der vermiſchten zufälligen Dinge nach freyem Willkühr feſtſetzte; ſo müſte man auch in der einen Sprache Wörter finden, auf die in einer andern Sprache keine paßten. Das unter den Römern gewöhnliche Wort Verſura, und das bey den Juden gebräuchliche Corban, findet keine gleichbedeutende Wörter in andern Sprachen. Man überſetzt die lateiniſchen Wörter hora, pes, & libra durch **Stunde, Fuß,** und **Pfund,** da doch die Römer ganz andre Ideen damit verbanden, als wir.

Theophilus. Ich ſehe wohl, daß vieles von unſern vorher angeſtellten Unterſuchungen über die Ideen und ihre Arten ſelbſt ſich zum Vortheil der Namen dieſer Ideen anwenden laſſe. Die Anmerkung, die Sie in Abſicht der Namen und Gebräuche der Menſchen machen, iſt ganz richtig; ſie hat aber auf die Wiſſenſchaften und auf die Natur der Sache ſelbſt nicht den geringſten Einfluß, und macht alſo darinnen gar keine Abänderung. Wer eine allgemeine Sprachlehre ſchreiben wollte, würde ſehr gut thun, wenn er von dem Weſen der Sprachen zu ihrer Exiſtenz übergienge, und die Sprachlehren verſchiedener Sprachen mit einander vergleichen wollte. Eben ſo würde der Verfaſſer einer allgemeinen natürlichen Rechtsgelehrſamkeit mit ſehr vielem Nutzen die Parallele zwiſchen den Geſetzen und Gebräuchen verſchiedener Völker ziehen können. Dieſe Parallele würde nicht nur den practiſchen Theil ungemein erleichtern, ſondern dem Schriftſteller zu vielfachen Spekulationen Veranlaſſung geben, auf die er ſonſt nicht gefallen wäre. Indeſſen iſt es in der Wiſſenſchaft ſelbſt, in ſo fern man ſie von ihrer Geſchichte abſondert, von keinem Belang, ob ſich die verſchiedenen Völker dem, was ihnen Vernunft und Ueberlegung gebot, unterworfen haben, oder nicht.

Philalethes. §. 9. Eben die ſchwankende ungewiſſe Bedeutung, die das Wort **Art** hat, iſt Schuld daran, daß es gewiſſen Leuten auffällt, wenn man die Arten der vermiſchten zufälligen Dinge als ein Werk des Verſtandes ausgiebt. Ich überlaſſe es indeſſen ſehr gern andern, wer denn nun wol die Schranken von jeder **Sorte** oder **Art** (zwey völlig ſynonimiſche Namen) beſtimmen könne.

Es giebt willkührliche Notionen, die nicht in der Natur der Sache ſelbſt, ſondern in den Sitten und Meynungen der Menſchen ihren Grund haben.

Theophilus. Die Natur der Dinge ſelbſt weiſet den Arten z. B. dem Menſchen und dem Vieh, dem Stoßdegen und dem Haudegen ihre Schranken an. Demohnerachtet nehme ich manche ganz willkührliche Notionen an, z. B. wenn es darauf ankommt zu beſtimmen, wie lang ein Fuß ſey. Da eine gerade Linie einförmig und unbeſtimmt iſt, ſo bemerkt auch die Natur keine Grenzen derſelben. Eben ſo hat auf manche unbeſtimmte, unvollſtändige Weſen der Dinge die angenommene Meynung keinen geringen Einfluß. So pflegten die alten Sophiſten, wenn ſie ihren Gegner in die Enge treiben wollten, die Frage aufzuwerfen, wie viel Haare man einem Menſchen müſſe ſtehen laſſen, wenn er keine Platte bekommen ſollte?

Dum cadat eluſus ratione ruentis acervi.

Die Natur hat dieſe Notion nicht feſtgeſetzt, ſondern ſie beruhet lediglich auf die einmal eingeführten Sitten. Mancher hält jemanden für einen Kahlkopf, und ein andrer nicht; bey manchen Leuten läßt es ſich ſehr bezweifeln, ob ſie würkliche Kahlköpfe ſind. So wird ein Pferd, das man in Holland für klein anſieht, in Frankreich für groß gehalten werden. Auch bey den einfachen Ideen läßt ſich dies behaupten. Schon einmal habe ich bemerkt, daß die äuſſerſten Gränzen der Farben nicht mit Gewißheit angegeben werden können. So giebt es auch Weſen der Dinge, die der **Hälfte** nach nominal ſind; und wo der Name in die Erklärung der Sache ſelbſt kommt. Zum Beyſpiel, die Würde eines Doktors, eines Ritters, eines Geſandten und eines Königes wird dadurch kenntlich, daß jemand das Recht erhält, und daß man ihm dies Recht anerkenne, ſich eines ſolchen Namens zu bedienen. Kein fremder Miniſter, wenn er auch noch ſo viel Macht und Anſehen hat, und wenn auch ſein Gefolge noch ſo groß iſt, wird eher für einen Geſandten angeſehen werden, als bis er ſein Kreditivſchreiben darüber aufweiſen kann. Doch verſteht es ſich hieben von ſelbſt, daß ich in einem ganz andern Sinne, als Sie, die Weſen und Ideen **unbeſtimmt, zweifelhaft, willkührlich** und **Namenweſen** nenne.

Philalethes. §. 10. Indeſſen hat es doch würklich das Anſehen, daß eben der Name die Weſen der vermiſchten zufälligen Dinge, die ſie nicht für willkührlich anſehen, erhalte. Wenn wir nicht den Namen **Triumph** hätten, ſo würde uns der würkliche **Triumph** der Römer unbekannt ſeyn.

Die Weſen der Dinge ſind von den Namen ganz unabhängig. Die Namen ſind weiter nichts als eine Veranlaſſung daran zu denken.

Theophilus. Ich gebe recht gern zu, daß die Namen *) nur auf die Sachen ſelbſt aufmerkſam machen, und daran Schuld ſind, daß wir uns ihrer wieder erinnern und ſie wieder kennen. Daraus folgt aber noch lange nicht, daß es **Namenweſen** giebt; ich ſehe auch gar nicht ein, warum die Philoſophen Ihrer Sekte ſo ſehr darauf dringen, daß die Weſen der Dinge von den Namen und der freyen Wahl abhängen. Es wäre beſſer geweſen, wenn der Verfaſſer des Verſuches, an ſtatt dieſer Behauptung, ſich in ein ausführlicheres **Detail** über die Ideen und die zufällige Beſchaffenheiten eingelaſſen, und ihre Mannichfaltigkeit gehörig geordnet und auseinandergeſetzt hätte. Ich hätte ihm alsdann auf dieſem Wege, auf dem er uns viel Aufhellung und Licht verſchaft haben würde, Schritt vor Schritt gefolget.

Philalethes. §. 12. Wenn wir von einem **Pferde**, oder von **Eiſen** reden, ſo betrachten wir nicht die Artbegriffe, in ſo fern ſie bloß im Verſtande, ſondern auch, in ſo fern ſie in den Dingen ſelbſt ſind, die die urſprünglichen Muſter zu dieſen Dingen hergeben. Allein in den gemiſchten zufälligen Dingen, wenigſtens in den vornehmſten Theilen derſelben, welche die **ſittlichen Dinge**, z. B. die **Gerechtigkeit**, die **Dankbarkeit** ausmachen, ſehen wir die urſprünglichen Muſter als Dinge an, die bloß in der Seele befindlich ſind. Daher ſagen wir auch die **Notion** der Gerechtigkeit, der Mäßigkeit, aber nicht die Notion eines Pferdes, eines Steines.

---

*) Impreßionen, wenn ſie zu gleicher Zeit dem Gehirn eingedruckt werden, gewinnen eine mechaniſche Verbindung untereinander, ſo daß ſie einander gegenſeitig ins Gedächtniß rufen. Mithin tritt das Wort ſowol mit allen einzelnen abſtrahirten Aehnlichkeiten, als auch mit jeden einzelnen Theile derſelben in eine mechaniſche Aſſociation. Daher fällt uns bey dem Worte oder dem Namen eines Dinges der Begrif, und bey jedem einzelnen Fall ſowol, als bey Ueberſehung aller Fälle das Wort ein. S. Plattners Anthropologie §. 518.

Anm. des Ueberſetzers.

Die Eigenſchaften der Seele ſind eben ſo reel, als die des Körpers.

Theophilus. Die urſpünglichen Muſter der Ideen von dieſen Dingen ſind eben ſo reell, als von jenen; denn die Beſchaffenheiten der Seele ſind ſo reell, als die des Körpers. Wir ſehen freylich die **Gerechtigkeit** nicht ſo, wie ein **Pferd**; wir verſtehen aber bey dem Namen derſelben eben ſo gut den Begrif, den man ſich davon macht, als wenn wir den Namen **Pferd** hören. Sie befindet ſich in den Handlungen eben ſo gut, als die Gleichheit oder Möglichkeit in den Bewegungen.

Die römiſchen Rechtsgelehrten dachten eben ſo.

Kein Beyſpiel wird die ganze Sache beſſer erläutern, und die Uebereinſtimmung vieler Menſchen mit meiner Meynung darthun, als die Autorität der **römiſchen Rechtsgelehrten**, welche dieſe vermiſchte zufällige Dinge oder dieſe moraliſche Weſen, **res** und in noch engeren Sinne **res incorporales** nennen. Die **Dienſtbarkeiten**, z. B. (der Durchgang durch des Nachbars Hauß oder Hof), heiſſen bey ihnen **res incorporales**, deren Eigenthum einem andern gehört, die man durch einen langen Gebrauch erlangen, und von einem Dritten vindiciren kann.

Notion und Idee ſind gleichbedeutende Namen.

Uebrigens halten viele Gelehrte **Notion** und **Idee** für gleichbedeutend, und geben ihnen eine und dieſelbe Ausdehnung. Der **Sprachgebrauch** in lateiniſchen, eben ſo wenig als im franzöſiſchen und engliſchen widerſpricht dieſer Meynung.

Philalethes. §. 15. Hiebey muß man noch die Bemerkung machen: daß man gemeiniglich die Namen eher lerne, als die Ideen der gemiſchten zufälligen Dingen. Eben der Name beweiſet, daß die Idee einer näheren Beobachtung werth ſey.

Theophilus. Ich unterſchreibe völlig Ihre Meynung. Nur finde ich, daß in unſern Tagen die Kinder nicht nur die Namen der Modorum, ſondern auch der Subſtanzen vermittelſt der Wörterbücher eher als die Sachen, ja die Namen der Subſtanzen eher als die Namen der zufälligen Beſchaffenheiten erlernen. Eben hierinnen beſteht ein Hauptfehler dieſer Wörterbücher, daß ſie die **Nennwörter** (Nomina) und nicht die **Zeitwörter** (Verba) in ſich faſſen. Denn, wenn auch die **Zeitwörter** nur **zufällige** Beſchaffenheiten bezeichnen, ſo ſind ſie doch in den täglichen Geſprächen und Zuſammenkünften der Menſchen von weit gröſſerem Einfluß, und alſo weit nothwendiger, als die meiſten **Nennwörter**, welche nur beſondere Subſtanzen bezeichnen.

Sechſtes Hauptſtück.

Von den Namen der Subſtanzen.

Philalethes.

§. 1. Die **Gattungen** und **Arten** der Subſtanzen, ſo wie auch andre Weſen, ſind im Grunde nichts anders, als **Arten**. Die verſchiedenen Sonnen ſind eine Art von Geſtirnen, oder, mit deutlicheren Worten, ſie ſind Fixſterne; denn es läßt ſich noch immer mit einiger Wahrſcheinlichkeit behaupten, daß, wenn man ſich nur in gehöriger Diſtanz entfernt hielte, ein jeder Fixſtern eine Sonne zu ſeyn ſcheinen würde. Das Weſen einer jeden Art beſtehet aber in dem Maaß und in den Schranken, wodurch ſie eben zu einer ſolchen beſondern Art gemacht, und von den andern unterſchieden wird. Dies Weſen wird entweder durch ſeine innre Strucktur, oder durch äuſſerliche Zeichen erkannt. Dieſe letztere geben Veranlaſſung zu einem Namen. So hat von der fürtreflichen **Uhr zu Straßburg** ſo wol der Künſtler, der ſie verfertigt,

fertigt, als der gemeinſte Bürger oder Bauer, der vorübergehet, hinreichende Kenntniß.

Theophilus. Mit dieſer Erklärung bin ich zufrieden.

Philalethes. Eben deshalb wähle ich mehr eigentliche Ausdrücke, damit wir deſto eher unſre freundſchaftliche Streitigkeiten endigen mögen.

[illegible] p. 80.

Beziehen ſich die Weſen auf die Individua?

Indeſſen bin ich doch der Meynung, daß ſich das Weſen bloß auf die **Arten**, keinesweges aber auf die **Individua** beziehe. Ein unvorhergeſehener übler Zufall, und eine Krankheit kann meine Geſtalt, und Farbe ungemein abändern. Ein Fieber oder ein gefährlicher Fall kann mir meine Vernunft, oder mein Gedächtniß, oder beydes zugleich rauben; – und ein Schlagfluß läßt mir weder Empfindung, noch Verſtand, noch Leben.

Wollte man alſo die Frage aufwerfen, **ob es mir und andern Subſtanzen weſentlich ſey, Vernunft zu haben**, ſo würde ich **Nein** antworten.

Die Individua haben auch viel weſentliches.

Theophilus. Ich gebe den Individuis mehr weſentliches, als man vielleicht glauben möchte. So ſind den Subſtanzen die Handlung, den geſchaffnen Subſtanzen das Leyden, den Geiſtern das Denken, den Körpern die Ausdehnung und Bewegung **weſentlich**. Das heißt, "es giebt gewiſſe Arten, von denen kein Individuum (natürlicherweiſe) zu ſeyn aufhören kann, wenn auch in der Natur noch ſo große Revolutionen erfolgten. Es giebt aber auch Arten, die ~~ſind~~ freylich für die Individua accidentaliſch, wo ſie aufhören können, von der Art zu ſeyn." So kann man aufhören, geſund, ſchön, gelehrt, ſelbſt ſichtbar und fühlbar zu ſeyn; deshalb verliert man aber nicht ſein Leben, oder die Bewegungen, oder die Organen, oder ſeine Vorſtellungen. Weiter oben habe ich bereits den

Grund angegeben, warum es ſo vielen Menſchen ſcheint, als verlören ſie Leben und Gedanken, ob ſie gleich immer fortdauren, und die Würkungen ihres Lebens fühlen.

Philalethes. §. 8. Sehr viel Individua, die unter eine Art gebracht, und mit einem gemeinſchaftlichen Namen bemerkt ſind, haben demohnerachtet viele verſchiedene Eigenſchaften, die von den innren Einrichtungen abhängen. Dieſe Beobachtung können beſonders diejenigen machen, welche mit **Naturkörpern** zu thun haben. Beſonders machen die **Chymiſten** hievon manchmal ſehr betrübte Erfahrungen, wenn ſie oftmals in einem Stück Schwefel oder Spießglaß, oder Vitriol die Eigenſchaften vergeblich ſuchen, die ſie ſonſt in andern Stücken dieſer Mineralien gefunden haben.

Theophilus. Ich könnte dieſe Bemerkung mit meinem eigenen Beyſpiel erweiſen. Man hat daher auch ganze Werke *de infido experimentorum chymicorum successu*. Aber das ſchreibt ſich aus der irrigen Meynung her, nach welcher man dieſe Körper für Körper von **gleicher Art** und **Form** anſieht, da ſie doch ungemein vermiſcht ſind. Bey Körpern von **ungleicher Art** und **Natur** bemerkt man die Verſchiedenheit der Individuorum ohne viel Mühe, und die Aerzte kennen den Unterſchied der Temperamente und des Naturells der Menſchen mehr als zu gut. Mit einem Worte; zwey würkliche und vollſtändige Individua einer Art ſind ſich nimmermehr vollkommen ähnlich.

Es giebt nicht zwey vollkommen ähnliche Individua.

Philalethes. Wir bemerken nur dieſe Verſchiedenheiten nicht, weil wir die kleinen Theile, und folglich auch die innre Structur der Dinge nicht beobachten. Eben deshalb können wir dadurch die Arten der Dinge nicht beſtimmen, — wollten wir es durch dieſe Weſen, oder durch das thun, was die Scholaſtiker ſubſtanziali-

ſche Formen nennen, ſo wären wir dem Blinden gleich, der die Körper nach den Farben ordnen wollte.

§. 11. Wir kennen nicht einmal das Weſen der Geiſter. Wir würden uns alſo von den Engeln gewiß keine verſchiedene ſpezifiſche Ideen machen können, wenn wir auch noch ſo entſchieden wüßten, daß es viele Arten Geiſter gebe. So machen wir auch in unſern Gedanken zwiſchen Gott und den Geiſtern keinen Unterſchied nach einer gewiſſen Anzahl einfacher Ideen, die wir von dem einen, und nicht von dem andern haben; ſondern bloß nach der Idee von der Unendlichkeit.

Alle Geiſter, Gott ausgenommen, haben einen Körper.

Theophilus. Ich habe in meinem Syſtem noch einen andern Unterſchied zwiſchen Gott und den geſchafnen Geiſtern bemerkt, daß nemlich alle geſchafne Geiſter, ſo wie unſre Seele, einen Körper haben müſſen.

Philalethes. §. 12. Wenigſtens glaube ich, daß zwiſchen den Körpern und Geiſtern dieſe **Analogie** ſtatt finde, daß, ſo wie in der Körperwelt kein **Vakuum** iſt, auch unter den vernünftigen Geſchöpfen die wunderbarſte Mannichfaltigkeit ſey. Von uns bis zu dem niedrigſten Geſchöpf giebt es eine Stuffenleiter, auf der wir mit ganz kleinen Schritten, und in einer ununterbrochenen Reihe der Dinge, die in **jeglichem Abſtande überaus wenig von einander unterſchieden** ſind, herabſteigen können. Es giebt geflügelte Fiſche, die in den Gegenden der Luft nicht Fremdlinge ſind. Es giebt Vögel, die im Waſſer wohnen. Sie haben eben ſo kaltes Blut, als die Fiſche, und ihr Fleiſch iſt von gleichem Geſchmacke, ſo daß man zweifelhaften Perſonen gar wohl erlauben kann, in den Fiſchtagen davon zu eſſen. Es giebt Thiere, die ſowol den Vögeln, als den Thieren ſo nahe kommen, daß ſie zwiſchen beyden mitten inne ſtehen. Gewiſſe Thiere halten ſich ſowol im Waſſer, als auf den Lande auf. Die **Seekälber** leben auf dem Lande und in der See; —

und die Meerſchweine haben eben ſo warmes Blut, und eben ſolche Eingeweide, als ein anderes Schwein auf dem Lande hat; ohne zu gedenken, was man von den Sirenen und Seemenſchen für gewiß erzälet. – Es giebt Thiere, die ſo viel Erkenntniß und Vernunft zu haben ſcheinen, als einige von denen die man Menſchen nennet. Das Thier- und Pflanzenreich ſind ſo enge und genau mit einander verwandt, daß, wenn man das Niedrigſte von dem einen, und das Höchſte von dem andern nimmt, man kaum einen merklichen Unterſchied unter ihnen gewahr nehmen wird *).

Auf

---

*) Die Stuffenfolge nnd die groſe Kette der Schöpfung bleibt allerdings dem Weiſen ein Gegenſtand der Bewunderung, und dem Chriſten eine Quelle der entzückendeſten Freude.

Wie richtig und rührend iſt Lokens Räſonnement über die Zuſammenkettung der Geſchöpfe! hätte er die Entdeckung des Polypen erlebt, wie viel vollſtändiger wäre es geworden?

Schon in den Elementen, in dem Grundſtof aller Dinge glaube ich, herrſcht eine ſolche Verſchiedenheit, und Stufenfolge. Doch hier iſt ein Schleyer vor unſer Auge gezogen, den nur der Allmächtige wegziehen kann. — „Was für ein prächtiges Schauſpiel, (das ſind Bonnets Gedanken), wenn wir bis zu dieſem Grundſtof dringen könnten. Eine neue Welt würde ſich unſern Augen entwickeln, die ſolchergeſtalt durchſichtige Natur würde nicht ferner ihren Weg verbergen: — ihre Geräthſchaft und ihre Werckſtätten lägen offen vor uns. Hier würden wir, ſie ſehen den Stof der Metalle ſammlen; dort, das Inkarnat der Roſe zubereiten; — weiterhin ihr ſeltenes Spiel in den Wundern des Lichts und der Elecktricität; und noch am andern Orte die erſten Züge einer Pflanze oder eines Thieres bilden.

Der Uebergang von den Steinen zu den Pflanzen iſt uns gleichfalls unbekannt; — aber daraus zu folgern, die Natur thue hier einen Sprung, oder mit Maupertuis Lücken in der Stufenfolge anzunehmen, wäre eben ſo übereilt, als wenn ein Naturkundiger, der kaum in ein reiches Naturalienkabinet getreten, und ſogleich den Ausſpruch thun wollte, daß darinnen die Folgen nicht vollſtän-

dig

Auf eben die Art werden wir, wenn wir bis auf **die niedrigſten und unorganiſirten Theile der Materie kommen**, allenthalben finden, daß die verſchiedenen Arten mit einander verbunden, und nur nach faſt unmerklichen Graden unterſchieden ſind. Werfen wir nun auf die unendliche Weisheit und Macht des Schöpfers einen aufmerkſamen Blick; ſo können wir eben aus der herrlichen und bewundernswürdigen **Harmonie des ganzen großen Weltalls**, folgern, es ſey dem erhabenen Plan und der unendlichen Güte dieſes anbetungswürdigen Baumeiſters gemäß, daß auch die verſchiedene Arten von Geſchöpfe auf der Stuffenleiter ganz unvermerkt von uns bis zu ſeiner unendlichen Vollkommenheit herauf- und herabſteigen.

Hieraus erhellt, daß es weit **mehr** Arten der Geſchöpfe **über uns** gebe, als **unter uns**, weil wir, in Abſicht der Grade der Vollkommenheit von dem unendlichen Weſen der Gottheit noch weit mehr entfernt ſind, als wir es von dem niedrigſten Stand einer Subſtanz und von dem ſind, was dem **Nichts** am nächſten kommt.

Wahrſcheinlicherweiſe giebt es noch mehrere Arten von Geiſtern.

---

dig wären. Wuſte man vor der Trembleyſchen Entdeckung den Uebergang des Pflanzen- zum Thierreich? — eben ſo iſt es vielleicht ſpäteren Zeiten vorbehalten, den Uebergang der Steine zu den Pflanzen zu beſtimmen. „Die „Polypen ſagt Bonnet, haben gleichſam die Grenzen ei„ner neuen Welt inne, die mit der Zeit ihre Columben und „Veſpucius bekommen wird.„ — —

Man ſehe auf die Stufenfolge der Menſchlichkeit. Zwiſchen den vollkommenſten Menſchen und dem Affen, welch' eine erſtaunende Menge aneinander hängender Zwiſchenglieder?

Hier gilt der Ausſpruch Pauli — O welch eine Tiefe, beyde der Weisheit und der Erkentniß!

Anm. des Ueberſetzers.

Gleichwohl haben wir von allen dieſen verſchiedenen Arten keine klare und deutliche Ideen *).

Theophilus. Ich wollte hierüber an einem andern Orte einige ähnliche Betrachtungen anſtellen. Es iſt mir indeſſen ungemein angenehm, daß Sie mir hierinnen zuvorgekommen ſind, weil ich die Sache doch lange nicht ſo gut geſagt hätte, als ſie es gethan haben.

Vtrum detur vacuum formarum: --

Die gröſten Philoſophen haben die Frage aufgeworfen, und zu beantworten geſucht, *Vtrum detur vacuum formarum?* das iſt, ob gewiſſe Arten **möglich** wären, die aber nicht exiſtirten, und die die Natur vergeſſen zu haben ſchien? Ich glaube aus Gründen: daß, ſo groß auch das **Weltall** ſeyn mag, demohnerachtet nicht alle mögliche Arten in demſelben zugleich möglich ſind, und zwar nicht nur in Rückſicht auf die Dinge ſelbſt, die zu gleicher Zeit koexiſtiren, ſondern ſogar in Abſicht auf die ganze Folge der Dinge. Ich glaube, daß es Arten geben müſſe, die nie exiſtirt haben, und auch niemals exiſtiren werden, weil

---

*) Wie erhaben ſagt dies Bonnet in ſeinen Betrachtungen über die Natur:

„Eine dicke Wolke verbirgt uns die ſchönſten Theile
„dieſer unermeßlichen Kette, und läßt uns nur einige übel:
„verbundene, unterbrochene, und in ſehr verſchiedentli-
„cher Ordnung befindliche Glieder zu Geſichte kommen.
„Dieſe ſind ohne Zweifel aus der natürlichen Ordnung.„

„Wir ſehen, wie ſich dieſe Kette über die Oberfläche
„unſrer Erdkugel hinſchlingt, wie ſie ins Eingeweide der-
„ſelben dringt, in die Tieſe des Meeres herabgehet, ſich
„wieder in die Atmosphäre erhebet, und in den Räumen
„des Himmels verliert, wo wir ſie nur noch aus einigen
„feurigen Zügen entdecken, die ſie hin und wieder von
„ſich blicken läßt. Ob nun gleich unſre Kentniß von dieſer
„Kette der Dinge ſehr unvollkommen iſt, ſo iſt ſie dennoch
„zureichend, von dieſer herrlichen Stufenfolge, und der
„Mannichfaltigkeit der Dinge im Weltgebäude uns einen
„ſehr hohen Begrif zu machen.

Anm. des Ueberſetzers.

Es giebt mögliche Arten, die noch niemals exiſtirt haben.

weil ſie in die von Gott einmal gewählte Reihe der Geſchöpfe nicht paſſen. Das bin ich jedoch überzeugt, daß alle die Geſchöpfe, die nach der ganzen unnachahmlich ſchönen Harmonie des Weltalls in demſelben ſeyn können, auch würklich darinnen ſind. Es widerſpricht auch dieſer vollkommenen Harmonie nicht im geringſten, daß es gewiſſe **mittlere Arten Geſchöpfe** *) gäbe; ob es gleich auf einem und demſelben Erdballe nicht immer ſo iſt, da überdem das, was zwiſchen zwey Arten in der Mitte liegt, bloß unter dieſen und jenen Umſtänden aber nicht unter andern das Mittlere iſt. Die Vögel ſind ſo ſehr von dem Menſchen verſchieden, und doch nähern ſie ſich ihm durch die Sprache; könnten die Affen, wie die Papageyen, reden, ſo würden ſie es darinnen noch weiter bringen.

Vom Geſetze der Continuität.

Das Geſetz der **Ununterbrochenheit** **) verſtattet freylich in der Ordnung der Dinge, die die Natur einmal befolgt, kein

---

*) „Es finden ſich, ſagt Bonnet, „allemal zwiſchen zwo Claſſen, „oder zwiſchen zwey angrenzenden Geſchlechtern einige mittlere Naturſtücke, die weder zu einem, noch zum andern „zugehören, ſondern ſie nur zu verbinden ſchienen. Die „Polype verbindet das Gewächs mit dem Thiere; — das „fliegende Einhorn verknüpfet den Vogel mit dem vierfüßigen Thiere; und der Affe hat vieles vom vierfüßigen „Thiere und vom Menſchen an ſich.„

Anm. des Ueberſetzers.

**) Eben dies Geſetz der Stetigkeit brachte Leibnitzen darauf: daß er bereits in einem Schreiben an ſeinen Freund Herrmann (S. die vom König herausgegebne Briefe) bereits die Entdeckung des Polypen vorherſagte. Hier iſt dieſer Brief:

„Die Menſchen folgen auf die Thiere; dieſe auf die „Pflanzen, und dieſe wiedrum auf die Foßilien, welche ſich „ihrer Seits wiedrum mit Körpern verbinden, die uns die „Sinne und Einbildung ganz lebloß und ungeſtalt vorſtellen. Da nun das Geſetz der Ununterbrochenheit erfordert, „daß kein Vakuum; allein nicht eine jede Form oder Art ſchickt ſich für alle und jede Ordnung. Was die höheren Geiſter betrift, ſo nehme ich an, daß man in Beurtheilung der Vollkommenheiten, die ſie vor uns

zum

„daß, wenn ſich die weſentlichen Beſtimmungen eines Dinges den weſentlichen Beſtimmungen eines andern nähern; ſo müſſen ſich auch folglich alle Eigenſchaften des erſten ſtufenweiſe Eigenſchaften des letztern nähern; folglich müſſen alle Ordnungen der natürlichen Dinge nothwendig nur eine einzige Kette ausmachen, worin die verſchiedenen Klaſſen als ſo viel Gelenke ſo enge an einander ſchlieſſen, daß es den Sinnen und der Einbildung unmöglich iſt, den eigentlichen Punkt zu beſtimmen, wo eine anfängt oder aufhört, indem alle die Gattungen, welche hier ſo zu reden die Grenze machen, und die Scheidewege oder Uebergänge einnehmen, zweydeutig werden und Charaktere bekommen müſſen, die ſich eben ſowol auf die nächſten Gattungen beziehen können.„

„Folglich iſt das Daſeyn der Thierpflanzen, oder wie ſie Buddeus nennet, der Pflanzenthiere, kein ſo ungeheuer Begrif; ſondern es iſt der Ordnung der Natur gemäß, daß dergleichen darin ſind. So viel gilt alſo das Geſetz der Ununterbrochenheit bey mir, daß es mich nicht nur gar nicht befremden würde, wenn ich hören ſollte, man habe Weſen entdeckt, die in Abſicht einiger Eigenſchaften zum Exempel ſich zu nähern, oder ſich fortzupflanzen, mit eben ſo vielem Recht für Pflanzen als für Thiere könnten gehalten werden, und die alſo die gemeinen Regeln aufheben möchten, welche man nur auf die Hypotheſe gründet, daß die verſchiedenen Ordnungen der nebeneinander ſeyenden Dinge (ſimultanea), welche das Weltgebäude erfüllen, gänzlich und ſchlechterdings von einander abgeſondert wären. Ich würde mich, ſage ich, ſo wenig darüber wundern, daß ich vielmehr ſelbſt überzeugt bin: es müſſen darinn ſolche Weſen ſeyn: die Naturkunde wird ſie vielleicht mit der Zeit noch entdecken, wenn ſie die unendliche Menge lebendiger Weſen, die wegen ihrer Kleinheit bey der gemeinen Art zu beobachten überſehen werden, und die ſich in den Eingeweiden der Erde, und in den Tiefen des Waſſers verborgen halten, genauer unterſuchen wird. Wir fangen das Beobachten erſt ſeit Geſtern an. Wie könnten wir alſo das aus vernünftigen Gründen leugnen, was wir nur noch keine Gelegenheit zu ſehen gehabt haben?„

Anm. des Ueberſetzers.

zum voraus haben, auch die gröſſere Vollkommenheit in der Organiſation ihrer Körper in Beſchlag nehmen müſſe; denn nach meinem Syſtem behaupte ich, daß alle geſchafne Geiſter organiſirte Körper haben, welche nach Maßgabe der Vollkommenheit der Seele, die nach der **vorherbeſtimmten Harmonie** auf den Körper würkt, auch vollkommen ſind. Hier erhebt uns die lebhafteſte und reichhaltigſte Einbildungskraft, und, um einen italiäniſchen Ausdruck zu gebrauchen, denn ich nicht überſetzen kann, *l' invenzione la piu vaga*, hoch über uns ſelbſt empor. Hier giebt uns nun mein Syſtem, welches ohnedem die Vollkommenheiten Gottes weit erhabener vorſtellt, als andere Lehrgebäude, auch weit unvergleichlichere Begriffe von der Schöpfung, als man bisher gehabt hat.

Philalethes. §. 13. Doch ich kehre zu den Arten in den Subſtanzen ſelbſt zurück. Beantworten Sie mir doch die Frage: ob Waſſer und Eis zwey verſchiedene Arten der Dinge ſind?

Theophilus. Und ich wünſche mir auf folgende Frage Antwort: ob das im Schmelztiegel geſchmolzene und das Gold in der Platte, die der Künſtler in ſeinen Händen hat, zwey verſchiedene Arten ausmachen? — —

Philalethes. Eine neue Frage aufzuwerfen, anſtatt die erſte zu beantworten, druckt das lateiniſche gut aus:

Qui litem lite reſolvit.

Indeſſen erhellt doch aus dem vorigen wenigſtens ſo viel: „daß die verſchiedene Arten die wir haben, nichts anders ſind, „als verſchiedene zuſammengeſetzte Begriffe, mit denen wir „verſchiedene Namen verknüpfet haben.“ Sollten wir aber nun glauben, daß dieſer Unterſchied ſich auf ihre würkliche innere Einrichtung gründe, und daß die Natur die vorhandenen Dinge durch das Sachweſen eben ſo in Arten unterſcheide, als wir ſie vermittelſt der Namen in ihre Arten abtheilen und unterſcheiden, ſo würden wir uns ungemein irren.

Theophilus. In dem Worte, **Art**, oder Weſen von **verſchiedener Art**, liegt eine gewiſſe Zweydeutigkeit, die die ganze Verwirrung verurſachet. Iſt dieſe gehoben und aufgelöſet, ſo werden wir uns vielleicht nur noch über den Namen ſtreiten.

Von der mathematiſchen Art.

Man kann die Art in eine **mathematiſche** und in eine **phyſiſche** eintheilen. Im ſtrengen mathematiſchen Sinn iſt die gröſte Kleinigkeit, welche macht, daß zwey Dinge nicht vollkommen einander ähnlich ſind; eine Urſache, daß ſie der Art nach verſchieden ſind. So gehören in der Geometrie alle Cirkel, und Parabelen zu **einer Art**, weil ſie ſich alle vollkommen ähnlich ſind. Mit den Ellipſen und Hyperbeln verhält es ſich ganz anders. Dieſe haben unendlich viel Arten und Claſſen, und zu einer jeden Art gehören wieder unendlich viel verſchiedene Ellipſen und Hyperbeln. Alle die unzählich viel Ellipſen, in denen die Diſtanz der Brennpunkte mit der Diſtanz der Scheitel gleiches Verhältniß hat, gehören unter **eine** Art. Da nun die Verhältniſſe der Diſtanzen bloß der Gröſſe nach eine Veränderung leiden; ſo machen alle die unendlich viele Arten von Ellipſen nur **eine** Gattung aus, und ſo giebt es keine weitere Unterabtheilung. Eine ovale hingegen von drey Brennpunkten, würde eine unendlich groſſe Anzahl **von Gattungen**, und noch unendlich mehr **Arten** haben, da ohnedem ſchon eine jede Gattung eine unendliche Zahl von Arten hat.

Von der phyſiſchen Art.

Auf dieſe ~~Art~~ Manier werden zwey Individua im **phyſiſchen** Sinn ſich nimmermehr ganz vollkommen ähnlich ſeyn; ja ſogar **ein** Individuum wird von Art zu Art fortgehen, weil es ſich auch nicht in einem Augenblick vollkommen ähnlich iſt. Da man aber einmal die Gewohnheit hat, in Beſtimmung der phyſiſchen Arten es eben nicht ſo genau zu nehmen; ſo hängt es auch von eben dem Willkühr ab, zu ſagen, daß eine und dieſelbe Maſſe, die ſie zur erſten Form zurückgebracht haben, auch unter eine und dieſelbe Art gerechnet werde. So behaupten wir, daß das Waſſer, das Gold, das Queckſilber, das gemeine Salz in den Veränderungen, welche ſie leiden, immer daſſelbe bleiben, und nur den Anſchein von würklicher Veränderung haben; bey den organiſchen Körpern, oder bey den Pflanzen und Thierarten hingegen erklären wir die Art durch die Generation, ſo daß alles das, was aus einem Saamen oder Stamm kommt, und einander ähnlich iſt, zu einer Art gerechnet wird. Was den Menſchen betrift, ſo hält man ſich, auſſer der Generation noch an die Beſchaffenheit, daß er ein vernünftiges Thier iſt. Daher wird man es auch bey allen denen, die ihre ganze Lebensreihe hindurch mehr dem Thiere, als dem Menſchen ähnlich ſind, nicht ſowol der natürlichen Anlage, oder dem erſten Prinzipium, als vielmehr dem Mangel fernerer Ausbildung und den vielfältigen Hinderniſſen zuſchreiben, daß ſie in ihren Kenntniſſen und Erfahrungen nicht weiter gekommen ſind. Indeſſen bleibt es allemal ungemein ſchwürig, die Urſache eines ſolchen Verfalles genau anzugeben, weil man noch nicht einig geworden iſt, was zu denſelben eigentlich für äuſſere Veranlaſſungen vorhanden seyn möchten *). Was indeſſen die Menſchen für Einrichtun-

---

*) Eine ungemein ſchwere Unterſuchung, deren Auflöſung doch noch immer große Schwürigkeiten macht. Liegt die Verſchiedenheit der Köpfe in der Verſchiedenheit der Organiſation? oder in der Verſchiedenheit der Erziehung? — Das ſind zwey Fragen, welche man, meinem Bedünken nach noch nicht ſo reif beantwortet hat, daß ſich nun gar nichts mehr gegen eine jede Antwort einwenden ließ. Nimmt man eine innre Ungleichheit der Köpfe an, ſo finden ſich tauſend Schwierigkeiten, von denen manche wohl gar der Weisheit des Schöpfers zur Laſt gelegt werden; erklärt man ſich für die Erziehung, daß dieſe den unförmlichen Ton zum Gefäſſe der Ehren oder der Unehren ausbilde, ſo ſind wieder

Bey

richtungen in Abſicht der Benennungen der Dinge, und des Sinnes, den ſie mit den verſchiedenen Namen verbinden, machen mögen, (ich ſetze voraus, daß dieſe Einrichtungen wohl überdacht ſind, und zuſammenhängen), ſo werden ſie doch in der würklichen Welt ihren Grund haben müſſen, und ſo werden ſie ſich gewiß keine Arten gedenken können, welche die Natur, deren Gebiet ſich bis in das Reich der Möglichkeiten erſtreckt, nicht vor ihnen ſchon gemacht, und unterſchieden hätte. Ob nun gleich kein äuſſerliches Phänomen vorhanden iſt, was nicht in der Natur der Art gegründet ſeyn ſollte; ſo kann doch ein und daſſelbe Phänomen manchmal aus zwey verſchiedenen Anordnungen erklärt werden, obgleich immer etwas gemeinſchaftliches da ſeyn wird, das die Philoſophen die **nächſte formelle Urſach** nennen. Wenn aber auch dieſe **nächſte formelle Urſache** nicht da wäre, z. B. wenn nach **Mariottens** Meynung das Blaue des Regenbogens ganz anders entſtünde, als das Blaue eines **Türkis**, ſo daß keine gemeinſchaftliche formelle Urſach da wäre, (welches mir aber gar nicht einleuchten will), ja, wenn man auch annehmen wollte, daß manche Naturen, die zu den Namen Gelegenheit geben, dem Scheine nach keine innere Beſchaffenheiten gemeinſchaftlich beſitzen; ſo ſind unſre Erklärungen demohnerachtet in den reellen Arten ge-

Beyſpiele genug da, daß bey der klügſten Erziehung der Dummkopf doch Dummkopf bleibt. Könnte man einmal das Kind eines Azznanäcks (nach dem Berichte der Reiſebeſchreiber iſt dies die dummſte Nation, die beynahe gar nicht von dem Viehe unterſchieden iſt), von den Brüſten der Mutter nehmen, und es in unſren feinen, geſitteten Deutſchland oder Frankreich erziehen, ſo würden ſich alsdann vielleicht manche Berichtigungen machen laſſen. So viel iſt nun ganz auſſer Zweifel, daß die Entwickelung der Verſtandeskräfte von der Beſchaffenheit der Erziehung faſt ganz abhangen — daher wäre es mir immer unbegreiflich, daß **Adam** gleich nach ſeiner Schöpfung ein ſo vielwiſſender Mann geweſen ſeyn ſollte, wenn ich nicht bedächte, daß er als ein erwachſener Menſch erſchaffen worden ſey.

Anm. des Ueberſetzers.

gründet, weil die Phänomene auch Realitäten ſind. Wir können alſo mit gutem Grunde behaupten, daß alles das, was wir nach richtigen Geſetzen von einänder trennen, oder zuſammen vergleichen, von der Natur gleichfalls getrennt, oder zuſammen verbunden werde; ob es gleich viele uns unbekannte Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten geben kann, die weit mehr Grund haben, als die, ſo wir anſtellen.

Es gehört in der That viel Genauigkeit und Sorgfalt dazu, wenn man die Gattungen und Arten ſo beſtimmen will, wie ſie mit der Natur ſelbſt am nächſten verbunden ſind. Die neueren Botaniſten glauben, daß die Unterſcheidungen, die von den Formen der Blüthen hergenommen ſind, ſich auch ~~in~~ der Natur am meiſten nähern. Dabey finden ſich aber im Grunde noch ſehr viel Schwürigkeiten, und es wäre in der That weit ſchicklicher, die Vergleichungen und Eintheilungen der Pflanzen nicht bloß nach der Beſchaffenheit der Blüthen zu machen, (obgleich dies immer noch ein ſehr gutes Syſtem, beſonders für Blumiſten iſt), ſondern auch noch andre einzelne Theile der Pflanzen dazu zu nehmen. Ein jeder Grund irgend einer Vergleichung verdient ſeine beſondern Tabellen; ohne deren Beyhülfe man viele untergeordnete Gattungen, und viele Vergleichungen, manchen Unterſchied, und gewiß nicht wenig nützliche Bemerkungen vergeſſen würde.

Von der Klaßifikation der Pflanzen.

Allein je mehr man in die **Erzeugung** der Arten eindringen, und je genauer man ſich in den Eintheilungen derſelben nach den einmal vorgeſchriebenen Geſetzen richten wird, deſto näher wird man der Natur kommen. Wenn daher die Muthmaſſung, die viele Gelehrte geäuſſert haben: daß nemlich in einer jeden Pflanze auſſer dem **Saamenkorn**, oder dem bekannten Saamen, (der eben das iſt, was das Ey im Thiere), noch eine an-

Ueber die Erzeugung und Fortpflanzung der Pflanzen.

dre Art von Saamen verhanden ſeyn, (den man den **männlichen**-Saamen nennen könnte), nemlich ein gewiſſer oft ſichtbarer, oft aber unſichtbarer Staub, (ſo wie auch das Saamenkorn in manchen Pflanzen öfters nicht geſehen werden kann), der **zuweilen** aus derſelben, oft (wie beym Hanf), aus einer andern benachbarten Pflanze entſtehet, daher auch die Pflanze mit dem **männlichen** Theile viel Gleichheit hat, ob gleich der weibliche niemals ſeinen Saamen ganz verliert; wenn dieſe Muthmaſſung ihren Grund hätte, und überhaupt die Zeugung der Pflanzen bekannter wäre, ſo würde ganz ſicherlich die große Mannichfaltigkeit, die man an denſelben bemerkte, auch einen neuen Grund zu verſchiedenen ungemein natürlichen Eintheilungen derſelben geben *). Hätten wir den Tiefſinn und die Ueberſchauungs-

---

*) Das, was Leibnitz Muthmaſſung nennet, iſt neueren Naturkundigen ziemlich hoher Grad der Gewißheit.

Bekanntermaſſen vermehren ſich die Gewächſe durch das Saamenkorn, durch Ausſchößlinge, und durch Reiſer. Die Fruchtröhren und die Staubfaden ſind bey den Pflanzen gerade das, was bey den Thieren die Zeugungsglieder. Die erſte enthält das Saamenkorn, welches der Staub von den letzten befruchtet. Ueberhaupt ſcheinen Thiere und Pflanzen Weſen von einerley Rang zu ſeyn, bey denen die Natur nur einen ſehr unmerklichen Uebergang von einem zum andern gemacht hat. — Gewöhnlichermaſſen ſind beyde Geſchlechter in einer Pflanze vereiniget, — und dieſe Art von Pflanzen ſind wahrhafte Zwitter. — Andre Arten haben auf einem Zweige die Fruchtröhre, und auf einem andern die Staubfäden, oder Blütſpitzen. Noch andre haben, gleich den meiſten Thieren, einzelne Pflanzen männlichen, und andre einzelne weibliches Geſchlechtes. Dieſe ſind mit der Fruchtröhre, jene mit den Staubfaden verſehen. Dies iſt nach Herrn Bonnets Meynung das ſicherſte, was man von der Zeugung der Pflanzen weis.

Herr von Büffon macht hiebey die Anmerkung.

„Ob man gleich beyde Geſchlechter an den Pflan„zen entdeckt zu haben glaubt, und ſogar die Geſchlech„ter nach ihren Befruchtungstheilen geordnet hat; ſo ſind ſchauungskraft höherer Geiſter, ſo würden wir vielleicht für eine jede Art, fixirte Eigenſchaften finden, die allen Individuis derſelben gemeinſchaftlich wären, und in einem organiſchen Körper, aller ſeiner Abänderungen und Verwandlungen ohnerächtet beſtändig bleiben würden. So iſt in der uns am meiſten bekannten phyſiſchen Art, ich meyne der des Menſchen, die **Vernunft** ein ſolch fixirtes **Attribut**, welches allen Individuis beſtändig zukommt, wenn man es auch nicht jedesmal deutlich gewahr würde. Doch da es nun einmal zur Unvollkommenheit unſrer Natur gehört, mit unſrer Erkenntniß nicht ſo weit kommen zu können, ſo müſſen wir zu ſolchen Attributen unſre Zuflucht nehmen, durch deren Hülfe wir die Dinge ſelbſt am bequemſten zuſammen vergleichen und abſondern, wodurch wir die Arten oder Claſſen derſelben am leichteſten erkennen können. Dieſe Attribute haben beſtändig ihren ſehr **reellen** Grund.

„ſind doch dieſe weder eben ſo zuverläſſig, noch ſo deutlich, als an den Thieren. Ueberdies vermehren ſich „die Pflanzen auf vielerley andre Weiſe, woran beyde „Geſchlechter keinen Theil nehmen, und wobey die „Befruchtungstheile nicht einmal nöthig ſind. Man „hat alſo durch dieſen Einfall eben nicht viel gewonnen. „Bloß eine übelangebrachte Aehnlichkeit hat die Meynung veranlaſſet: daß wir vermöge der von den Geſchlechtstheilen hergenommenen Methode, die mancherley Gattungen von Pflanzen am leichteſten von „einander unterſcheiden könnten.

Siehe Büffons Naturgeſchichte, dritter Band, S. 152. —

Ich erkläre mich weiter gar nicht über die ganze Theorie der Erzeugung der Pflanzen. Anmuthig iſt es mir indeſſen allemal, wenn ich bey dergleichen einzelnen Theorien immer in meiner Meynung beſtärkt werde, daß geſunde, brauchbare Philoſophie ſich ſo ſchlechterdings auf richtige Kenntniß der Natur gründen müſſe, daß jene in eitle Spekulation ausarten wird, ſo bald dieſe entweder ganz und gar vernachläßigt, oder nicht ſorgfältig genug angebauet wird.

Anm. des Ueber

Philalethes. §.14. Wollen wir die Subſtanzen nach der gemeinen Meinung unterſcheiden, daß es gewiſſe Weſen und eigene Formen der Dinge gebe, dadurch alle würkliche Individua von der Natur in Arten unterſchieden würden, ſo müſſen wir

§.15. **Zuvörderſt**, verſichert ſeyn, daß es der Entzweck der Natur bey Hervorbringung der Dinge würklich ſeye, ihnen beſtimmte und nach möglichſter Ordnung eingerichtete Weſen zu geben, welche allen Dingen, die hernach hervorgebracht werden, zum Muſter dienen ſollten.

§.16. **Zweytens**, daß die Natur dieſen ihren Entzweck allemal erreiche. Da nun die **Mißgeburten** gegen beyde Vorausſetzungen einen gegründeten Zweifel verurſachen, ſo müſſen wir

§.17. **Drittens** beſtimmen, ob die Mißgeburten auch würklich eine neue und verſchiedene Art ausmachen. Die Erfahrung lehret, daß manche Mißgeburten wenig oder gar keine von den Eigenſchaften haben, die nach der einmal angenommenen Hypotheſe aus dem Weſen der Art entſtehen, von welcher ſie ihren Urſprung nehmen, und zu der ſie ihrer Geburt nach zu gehören ſcheinen, daß ſie mithin keine verſchiedene und neue Art ausmachen.

Theophilus. Bey der genauen Beſtimmung, ob die Mißgeburten eine beſondere Art ausmachen, werden wir ſehr oft genöthigt ſeyn, zu Muthmaßungen unſre Zuflucht zu nehmen. In dieſem Fall ſchränken wir uns nemlich nicht bloß auf die innre Beſchaffenheit der Dinge ein, ſondern wir wollen vielmehr errathen, ob die innre den Individuis einer ſolchen Art gemeinſchaftlich natürliche Beſchaffenheit, (z. B. bey dem Menſchen die Vernunft) auch den Individuis zukomme, denen eines der äuſſerlichen Kennzeichen fehlet, die man gewöhnlicherweiſe bey dieſer Art antrift. Indeſſen kann doch unſre Ungewißheit

heit die Natur der Dinge ſelbſt nicht ändern, und wenn es eine ſolche gemeinſchaftliche innre Natur giebt, ſo wird ſie bey den Mißgeburten angetroffen oder nicht angetroffen werden, wir mögen es nun wiſſen oder nicht. Haben ſie von keiner einzigen Art die innerliche Natur, ſo werden ſie eine eigene Art ausmachen. Gäbe es aber in den Arten der Dinge keine dergleichen innerliche Natur, und verweilten wir uns nicht ſo ſehr bey ihrer Entſtehung, ſo würden die innren Kennzeichen hinreichen, die Art zu beſtimmen, ſo würden die Mißgeburten nicht zu der Art gehören, von der ſie abweichen, wir müſten dann dem Wort **Art** einen weiteren und unbeſtimmteren Sinn geben. In dieſem Fall würde alle unſre Mühe, die Art errathen zu wollen, vergeblich ſeyn.

Dies, glaube ich, wollen Sie mit Ihrem Einwurf ſagen, den Sie von den innerlichen würklichen Weſen der Dinge gegen die Arten hernehmen. „Es läge Ihnen alſo „ob, zu beweiſen, daß das innre gemeinſchaft„liche Kennzeichen der Art fehle, wenn das „äuſſerliche vermißt wird." Davon ſieht man aber bey der menſchlichen Art das Gegentheil, da nicht ſelten manche Kinder, die etwas monſtröſes haben, bey reiferen Jahren den Gebrauch ihrer Vernunft erhalten. Warum ſollten wir uns bey andern Arten nicht etwas ähnliches denken können?

Der Mangel der äuſſerlichen Kennzeichen der Dinge und der Arten hat auf die innerliche Beſchaffenheiten keinen Einfluß. Dieſe können ohne jenen gar wohl daſeyn.

Freylich können wir uns aus Mangel der Kenntniß dieſer innerlichen Beſchaffenheiten ſie auch anwenden, um jene zu erklären. Alsdann muß das Aeuſſerliche, was wir kennen, die Stelle des Innern vertreten; und wir müſſen uns daran begnügen, ob es gleich ſehr einleuchtend iſt, daß auch dies zu einer genauen Erklärung nicht zureiche, daß daher die **Namenerklärungen**, die wir in ſolchen Fällen geben, nur Muthmaſſungen ſind. Schon im vorhergehenden habe ich gezeigt, daß ſie öfters nur **vorläufige** Erklärungen genannt werden können.

So könnte man z. B. das Gold ſo nachmachen, daß es alle die Proben ausſtünde, die man bis itzt mit demſelben anſtellet; – allein man könnte ja auch einen **neuen** Verſuch erfinden, wodurch ſich das **natürliche** Gold von dem **künſtlichen** gar bald unterſcheiden lieſſe. Nach alten Urkunden ſoll **Auguſt, Churfürſt von Sachſen** dergleichen Gold gemacht und eine ſolche Probe erfunden haben, ob ich gleich keines von beyden gewiß behaupten kann. Hätte es indeſſen damit ſeine Richtigkeit, ſo könnten wir von dem Golde eine weit **vollſtändigere Erklärung** geben, als itzt; und wenn das **künſtliche** Gold in großer Menge und mit wenigen Koſten gemacht werden könnte, wie die Alchymiſten glauben, ſo würde dieſer neue Verſuch allerdings von Wichtigkeit ſeyn, weil man alsdann dem menſchlichen Geſchlechte den Vortheil beſtändig erhalten würde, den das **natürliche Gold** im Handel und Wandel eben durch ſeine Seltenheit gewährt, in dem es eine ſehr dauerhafte, gleichförmige Materie iſt, die man leicht theilen und wieder kennen kann, und die auch ſogar in ganz kleine Stücken zerlegt, noch immer großen Werth behält.

Bey dieſer Gelegenheit will ich einen Einwurf beantworten, den der Verfaſſer des **Verſuchs** in dem funfzigſten §. des Hauptſtücks **von den Namen der Subſtanzen** macht.

Der Einwurf iſt folgender: – wenn man ſagt, **alles Gold iſt feuerbeſtändig**, und man verſtehet, unter dem Worte **Gold**, die Zuſammenhäufung einiger Beſchaffenheiten, unter welchen die **Feuerbeſtändigkeit** mit begriffen iſt, ſo iſt dies weiter nichts als ein **identiſcher** Satz, der zu weiter nichts hilft. Verſteht man aber unter dem Worte **Gold** eine Subſtanz, die ein ſolches inneres Weſen hat, daß die Feuerbeſtändigkeit eine Folge deſſelben iſt, ſo wird man gleichfalls ſehr unverſtändlich reden, weil dies innre würkliche Weſen durchaus unbekannt iſt.

Hierauf antworte ich folgendes. Der Körper, der eine ſolche innerliche Einrichtung hat, wird durch andre äuſſerliche Kennzeichen beſtimmt, unter denen die Feuerbeſtändigkeit nicht mit begriffen iſt: eben als wenn jemand ſagen wollte, der **ſchwerſte aller Körper iſt auch der, welcher am meiſten feuerbeſtändig iſt.** Doch dies iſt nur eine ſehr vorläufige Antwort. Man könnte ja einen ſehr flüchtigen Körper, z. B. eine neue Art Merkurius finden, der noch ſchwerer wäre, als das Gold, und auf dem das Gold ſo ſchwämme, wie das Bley auf dem gegenwärtigen Merkurius.

Philgleches. § 19. Auf dieſe Art können wir nun freylich nur diejenigen Eigenſchaften wiſſen, die aus dem Zuſammenhange des Goldes fließen, weil wir das Weſen des Goldes ſelbſt nicht kennen.

§. 21. Indeſſen, wenn wir uns auch würklich nur an einige Eigenſchaften halten müſſen, ſo werden wir doch dadurch in den Stand geſetzt, vollſtändige **Namenerklärungen** zu geben, die uns hinlänglich ſeyn werden, doch mit der Bedingung, daß wir, wenn ſich etwa ein neuer beträchtlicher Unterſchied zeigen ſollte, die Bedeutung der Namen ändern können. Doch muß dieſe Erklärung ſich allemal nach der Bedeutung des Namens richten, und in ſeine Stelle geſetzt werden können. Hiedurch werden diejenigen widerlegt, die die Ausdehnung zum Weſen der Körper machen. Wenn man, anſtatt daß man itzt ſagt: ein **Körper bewegt den andern vermöge des Stoſſes,** ſagen wollte, eine Ausdehnung bewege die andre Ausdehnung vermöge des Stoſſes, ſo würde dies ſehr ungereimt ſeyn, indem auſſer der Ausdehnung noch die Dichtigkeit erfordert wird. Ebenfalls wird man nicht ſagen: **die Vernunft, oder das, was den Menſchen vernünftig macht,** ſeye des Umganges fähig; weil die Vernunft nicht das ganze Weſen

Weſen des Menſchen ausmachet, und weil nur die vernünftigen Thiere des Umganges fähig ſind.

Theophilus. Ich bin mit Ihnen darüber einig, denn die Objekte der abſtrackten und unvollſtändigen Ideen ſind nicht hinlänglich, von allen Handlungen der Dinge den Grund anzugeben. Indeſſen glaube ich doch, daß alle Geiſter, die ſich ihre Gedanken einander mittheilen können, auch der Geſellſchaft fähig ſind. Den Scholaſtikern machte es viele Mühe, zu erklären, wie die Engel es thun könnten. Giebt man ihnen feine Körperchen, ſo wie ich mit den alten Philoſophen glaube, ſo verſchwindet hiebey alle Schwürigkeit.

Philalethes. §. 22. Es giebt Geſchöpfe, die eben eine ſolche Form haben, wie wir; ſie ſind aber ganz rauch, und es fehlet ihnen die Vernunft und die Sprache. Es giebt unter uns alberne und blödſinnige, die gleichfalls unſere Geſtalt vollkommen haben, denen aber Vernunft, und einigen auch die Sprache fehlet. Es giebt Geſchöpfe in unſrer Geſtalt, die den Gebrauch der Vernunft und auch die Sprache, aber, wie man ſagt, einen haarigten Schwanz *) haben. Wenigſtens ſind ſolche Geſchöpfe möglich, und es findet ſich in der Sache ſelbſt kein Widerſpruch. Es ſind Geſchöpfe, wo die von dem männlichen Geſchlechte keine Bärte haben, die vom weiblichen aber damit verſehen ſind. Frägt man nun: ob alle dieſe Geſchöpfe Menſchen ſind, oder nicht? ob ſie zur **Menſchenart** gehören oder nicht? ſo beziehet ſich dieſe ganze Frage bloß auf das **Namenweſen**, oder auf die zuſammengeſetzte Idee, die wir uns davon machen, um ſie durch dieſen Namen zu bezeichnen. Das innre Weſen iſt uns ganz unbekannt, ob wir gleich dabey den Schluß machen können, daß da, wo die Beſchaffenheiten oder wol gar die äuſſere Figur ſo ſehr unterſchieden ſind, auch die innre Einrichtung es nicht weniger ſeyn müſſe.

---

*) Ob es einen ſolchen geſchwänzten Menſchen würklich gegeben habe, iſt in der Naturgeſchichte eine ſehr ſchwere Frage. Gmelli Careri in ſeinen Reiſen gedenkt ſolcher Menſchen, die ſich auf den philippiniſchen Inſeln aufhielten, und Schwänze von vier bis fünf Zoll in der Länge hätten. Der Archiater von Linnee führt zwar unter andern der geſchwänzten Menſchen in ſeinem Naturſyſtem mit an, er beſtimmt aber nicht genau, ob ſie unter die eigentliche Menſchen, oder vielmehr unter die kurzgeſchwänzte Affen gehören. Herr Schreber in der Abhandlung von den Saugthieren ſagt: der geſchwänzte Menſch hat ſo unbeträchtliche Zeugniſſe vor ſich, daß man ihn kaum für etwas mehr, als eine Erdichtung halten kann.

Anm. des Ueberſetzers.

Wir haben vom Menſchen eine Sach- und Namenerklärung zugleich.

Theophilus. Was den Menſchen betrift, ſo haben wir von ihm eine **Sach-** und **Namenerklärung** zugleich. Denn nichts kann dem Menſchen ſo weſentlich ſeyn, und nichts mit ihm ſo unzertrennlich zuſammenhangen, als die Vernunft. Gröſtentheils iſt ſie auch ſichtbar. Bart und Schwanz kommen alſo in keine Betrachtung. Der Buſchmenſch und der behaarte laſſen ſich unterſcheiden, und die Haare des **Maggot** können deshalb jene nicht verdrängen. Den Blödſinnigen fehlt zwar der Gebrauch der Vernunft; aber die Erfahrung lehrt doch, daß ſie vielleicht durch manche äuſſerliche Umſtände niedergedruckt und eingeſchränkt, ſich nur nicht erweitern könne, daß dies manchem begegne, der es in ſeinem Leben hinlänglich genug gezeigt hat, daß er Vernunft habe, und es in der Zukunft auch abermals zeigen wird. Wir können alſo aus andern Kennzeichen, nemlich aus der ganzen körperlichen Figur ſchlieſſen, daß **Blödſinnige** doch Menſchen ſind. Eben daraus, und aus der Geburt fällt man dies Urtheil von Kindern, und trauet es ihnen zu, daß ſie Vernunft zeigen werden. Dies Urtheil trügt auch in der That nur ſehr ſelten. Gäbe es aber vernünftige Thiere, deren äuſſerliche Geſtalt von der unſrigen nur einigermaſſen verſchieden wäre, ſo würde uns dies allerdings in einige Unruhe ſetzen. Hieraus erhellt nun abermals das Unvollſtändige und Mangelhafte aller Definitionen, ſobald ſie von der äuſſeren Geſtalt des Körpers abhängen.

Wenn ſich jemand für einen Engel ausgäbe, und wüßte vieles, oder könnte vieles thun, was über unſre Kräfte gehet, ſo würde er Glauben verdienen. Käme ein andrer vermittelſt einer dazu beſonders eingerichteten künſtlichen Maſchine aus dem Monde, wie **Gonzales**, und erzählte uns glaubwürdige Dinge aus ſeinem Vaterlande, ſo würde man ihm zwar für einen Mondbürger halten, ihm aber doch den **Titel** eines Menſchen, das **Indigenat und Bürgerrecht** ganz willig zutheilen, ſo viel Aufſehen es auch immer auf unſrer Erdkugel machen würde. Sobald er aber die Taufe verlangte, und als Proſelyt aufgenommen werden wollte, ſo würden die Zänkereyen der Gottesgelehrten ſogleich ihren Anfang nehmen. Selbſt dann, wenn wir mit dieſen Planetenbewohnern, die nach **Hugens** Syſtem uns ſehr ähnlich ſeyn ſollen, in offenbarer Verbindung ſtänden, würde es vorhero ein allgemeines Concilium entſcheiden müſſen, ob wir den chriſtlichen Glauben auſſerhalb unſrer Erdkugel fortzupflanzen befugt wären. Viele Geiſtliche würden ſonder Zweifel ſogleich behaupten: daß dieſe vernünftige Thiere an der Erlöſung durch Jeſum Chriſtum keinen Antheil hätten, weil ſie nicht von Adam herſtammten. Andre würden vielleicht einwerfen: man wiſſe doch nicht gewiß, wo ſich Adam jederzeit aufgehalten habe, und was aus ſeiner geſammten Nachkommenſchaft geworden ſey, – denn verſchiedene Gottesgelehrten haben das Paradieß in den Mond geſetzt. Die mehreſten Stimmen würden vermuthlich dahin gehen: daß man dieſe Geſchöpfe immer taufen möchte, unter der Bedingung, **wenn ſie der Taufe fähig wären.** Ob man ſie aber zu Prieſter der römiſchen Kirche machen würde, zweifle ich, weil es doch immer mit ihrer Conſekration ungewiß wäre, und man das Volk, (nach den Hypotheſen dieſer Kirche) zu einer materiellen Abgötterey verleiten könnte.

Zum Glück hat die Natur davor geſorgt, daß wir in dergleichen Verwirrung und Ungewißheit nicht kommen werden. Indeſſen haben dergleichen Erdichtungen, wenn ſie auch noch ſeltſam ſcheinen, fruchtbaren Einfluß auf die **ſpekulativiſche** Philoſophie, und verbreiten über die Lehre von der **Natur unſrer Begriſſe** großes Licht.

Philalethes. §. 23. Nicht nur in dergleichen theologiſchen Streitfragen, auch bey andern Gelegenheiten würden ſich freylich manche nach der Raſſe richten, und behaupten: daß bey den Thieren die Fortpflanzung vermöge der fleiſchlichen Vermiſchung des männlichen und weiblichen Theils, in den Pflanzen die Fortpflanzung durch den Saamen, die **angenommene würkliche Arten** verſchieden, und in ihrem ganzen Weſen erhalte. Dadurch würden aber nur die Thier- und Pflanzenarten figirt werden. Wie wird man es aber mit den übrigen machen? Doch auch zu dieſen Arten wird es nicht einmal zulänglich ſeyn. Denn, wenn man der Geſchichte glauben kann, ſo ſind Frauenzimmer von **großen Affen** ſchwanger *) geworden. Da entſteht nun die neue Frage, zu welcher Art dieſe **Produktion** geſchlagen werden müſſe? – – Es iſt gar keine Urſache da, warum wir dies für unmöglich halten ſollten, indem man ſo viele Mauleſel, und **Jumars** antrift, davon jene durch Vermiſchung eines Eſels mit einer Stute, und dieſe von einem Ochſen und einer Stute erzeugt werden. Ich habe einmal ein Thier geſehen, das von einer Kätze und Ratte erzeugt worden war, und das ganz deutliche Merkmale von beyden an ſich hatte. Fügt man noch überdem die monſtröſen Geburten hinzu, ſo wird mans wol fühlen, wie ſchwer es ſey, die Art durch die Zeugung zu beſtimmen. Wären nun aber die Arten der Thiere und Pflanzen lediglich

---

*) Beſonders pflegen die Orangottangs dem Frauenzimmer ſehr hold zu ſeyn. Sie überfallen die Weibsperſonen plötzlich in den Wäldern, ſchänden ſie, pflegen ſie auch wol zur Befriedigung ihrer Geilheit bey ſich zu behalten, und ihnen gütlich zu thun. Dampier, Froozer, und andre Reiſebeſchreiber verſichern, daß es viele Mühe koſte, Mädchens von acht bis zehn Jahren, die ſie einmal entführt, und mit ſich auf die Bäume genommen, von ihnen wieder zu erhalten.

Anm. des Ueberſetzers.

lich durch die Fortpflanzung zu unterſcheiden, müſten wir denn nicht eine Reiſe nach Indien vornehmen, um den Vater und die Mutter eines Tygers, und den Saamen der Theepflanze zu ſehen. – Lieſſe es ſich nicht aus andern Gründen beſtimmen, ob die Individua, die aus dieſen Gegenden kommen, auch würklich zu dieſen Arten gehören?

Gewöhnlicherweiſe ſind die Kennzeichen der Arten nichts weiter als Muthmaſſungen.

Theophilus. Wenigſtens giebt doch die Erzeugung, oder die Raſſe eine ſehr **ſtarke Vermuthung**, und, wie ich bereits erwähnt habe, ſo ſind unſere Unterſcheidungszeichen zum öfteren weiter nichts als ſolche Muthmaſſungen. Oefters iſt die Figur Schuld, das man die Raſſe nicht kennet, wenn das Kind dem Vater und Mutter unähnlich iſt. Aber nicht immer iſt die Vermiſchung der Figuren ein Kennzeichen der Vermiſchung der Raſſen: denn es kann ja kommen, daß ein Frauenzimmer ein Thier zur Welt bringe, welches zu einer fremden Art zu gehören ſcheint, und hieran iſt lediglich die Einbildungskraft der Mutter *) Schuld; nicht einmal deſſen zu erwähnen, was man *Mola* nennet.

Da

---

*) Man hat ſehr viele Beyſpiele von der gewaltigen Würkung der Einbildungskraft der Mutter auf das Gehirn der Leibesfrucht. Malebranche erzählt einige dergleichen merkwürdige Fälle. Er gedenkt eines jungen Menſchen in dem Hoſpital aux incurables zu Paris, deſſen Körper gerade an den Orten gebrochen war, wo man die Miſſethäter zu rädern pflegt; ferner eines Kindes, welches dem heiligen Pius vollkommen glich.

Die Mutter jenes Knaben, deſſen Glieder gebrochen waren, hatte der Hinrichtung eines Miſſethäters beygewohnt. „Alle Schläge, ſagt Malebranche (im 1ſten Band, S. 232.) welche er bekam, „trafen mit nicht weniger Gewalt die Einbildungskraft der Mutter, und durch eine Art „von Mitempfindung das feine Gehirn ihrer Leibesfrucht. „Die Gehirnfibern dieſer Frau wurden ſo aufſerordentlich „erſchüttert, vielleicht durch den aufſerordentlichen Lauf der „Lebensgeiſter beym Anblick einer ſo fürchterlichen Handlung „an

Da wir aber einmal, jedoch nur immer ſehr unvollſtändig, von der Raſſe auf die Art zu ſchlieſzen pflegen, ſo geſchieht dies nun auch umgekehrt von der Art auf die Raſſe. Als man dem König **Johann Caſimir von Pohlen** ein im Walde den Bären entriſſenes Kind **) das

---

„an einigen Orten gebrochen, ſie hatten aber doch Feſtigkeit genug, um die völlige Zerſtörung ihres Baues abzuhalten. Die Gehirnfibern der Leibesfrucht hingegen vermochten einem ſo wütenden Sturme der Lebensgeiſter nicht zu widerſtehen, ſie wurden ganz auseinander geriſſen, und dieſe Verwüſtung war ſo groß, daß darüber ihr Verſtand geſchwächt, und ſie folglich ihrer Sinne beraubt, das Tageslicht erblickte.

„Beym Anblicke dieſer einem Frauenzimmer ſo ſchrecklichen Hinrichtung ergoſſen ſich bey der Mutter und folglich auch bey ihrer Frucht die Lebensgeiſter mit unbeſchreiblicher Geſchwindigkeit in die Theile, an denen jener gequält wurde. Da aber die Knochen der Mutter ihrer Gewalt widerſtehn konnten, ſo wurden ſie auch nicht zerbrochen. Ja ſie hat vielleicht, da man jenen räderte, weder im Arm, noch im Schenkel den geringſten Schmerz, vielleicht nicht einmal Erſchütterung gefühlet. Die weichen und feinen Theile der Knochen der Frucht hingegen wurden von dem unaufhaltbaren Laufe der Lebensgeiſter zerbrochen.„ u. ſ. w.

Eben ſo merkwürdig iſt das zur Welt geborne Kind, welches dem heiligen Pius vollkommen ähnlich ſahe. Es hatte ein eben ſo altes Geſicht, als der Heilige, nur daß der Bart fehlte. Die Arme waren kreuzweis auf der Bruſt übereinandergelegt, ſeine Augen gen Himmel gewandt, und ſeine Stirn auſſerordentlich klein. Auf den Schultern ſchien eine zurückhängende Art von Mütze zu ſeyn, an dem Ort, wo dergleichen Biſchofsmützen mit Edelgeſteinen verziert zu ſeyn pflegen, waren runde Flecke; kurz das Kind glich dem Heiligen auf das allergenauſte.

Man leſe das Räſonnement des Paters hierüber ſelbſt nach, S. 235. Theil I.

Anm. des Ueberſetzers.

*) Dieſer Knabe ward 1661. in einem Alter von neun Jahren, in einem Walde von Litthauen von den Jägern unter den Bären gefunden. Es war noch ein andrer Knabe bey ihm, der

das übrigens viel an äuſſerlichen mit ihnen gemein hatte, hernach aber deutlich zu erkennen gab, daß es vernünftig ſey, zuführte, ſo trug man nicht das geringſte Bedenken, es zu dem Geſchlechte Adams zu zählen, und es unter dem Namen **Joſeph** zu taufen, vielleicht mit der Einſchränkung, *ſi baptizatus non es*, weil es doch immer ſeyn konnte, daß dies Kind unter die Bären gerathen ſey, nachdem es ſchon getauft worden war.

Von der Vermiſchung der Thiere.

Wir kennen überhaupt die Vermiſchung der Thiere untereinander viel zu wenig. Daher kommt es, daß wir die Mißgeburten tödten, anſtatt daß wir ſie erziehen ſollten, ob ſie gleich ohnedem nicht lange zu leben pflegen. Gemeiniglich ſteht man in dem Wahne, daß die aus Vermiſchung entſtandene Thiere ſich nicht vermehrten. **Strabo** ſagt hingegen deutlich genug, daß ſich die Mauleſel in **Kappadocien** fortpflanzen. Eben das ſchrieb man mir aus **China** von den Mauleſeln in der benachbarten **Tartarey**, wo ſie eine eigene Raſſe ausmachen. Auch die Pflanzen, die aus Vermiſchung entſtanden ſind, erhalten ihre neue Art.

Es iſt faſt immer bey den Thieren ungewiß, ob der männliche, oder der weibliche Theil, oder ob ſie beyde, oder ob keiner von beyden die Art beſtimme. Die Theorie von **den Eyern der Frauenzimmer**, die der ſeelige **Kerkring** ſo allgemein ausgebreitet hat, ſchien dem Manne bey der Zeugung weiter nichts zuzuſchreiben, als etwa den Staubregen, der dem Saamen der Pflan-

zen

---

der aber den Jägern entwiſchte. Dieſer wehrte ſich, als man ihn fangen wollte, anfänglich mit ſeinen Nägeln und Zähnen ungemein tapfer, muſte aber zuletzt der Gewalt nachgeben. Er war übrigens wohl proportionirt, weiß, hatte blonde Haare, und eine angenehme Geſichtsbildung; man konnte ihn aber durch nichts bändigen, vielweniger zu Kleidung und menſchlicher Nahrung gewöhnen. Er erhielt in der Taufe den Namen Joſeph Urſinus.

Anm. des Ueberſetzers.

zen Kraft giebt, ſich zu erheben und ſie zu ſchwängern. Das beſagen die Verſe aus dem **Virgil**:

Cum Pater omnipotens foecundis imbribus aether
Coniugis in laetae gremium deſcendit & omnes
Magnus alit magno commiſſus corpore foetus.

Ueberhaupt macht dieſe Hypotheſe den Mann zu weiter nichts als zu einem befruchtenden Regen. **Leuwenhök** hat indeſſen die Ehre des männlichen Geſchlechtes gerettet, und dem weiblichen ſeine Grenzen wiederum angewieſen, ſo daß es nichts mehr leiſte, als was der Acker in Abſicht des Getraides thut, daß es den männlichen Saamen nemlich in ſeinen Schooß aufnimmt, und ihn ernähret *). Dieſe Meynung läßt ſich mit der Hypotheſe **von den Eyern** ſehr gut vereinigen.

Demohnerachtet hat die Einbildungskraft der Mutter immer einen ſehr großen Einfluß auf die Form des Foetus, wenn auch würklich das Saamenthier von dem Mann gekommen iſt. Man erzählt von einer Frau von Stande, daß der, Anblick eines Menſchen mit der lahmen Hand ſo ſehr auf ihre Einbildungskraft gewürkt habe, daß der beynahe reife Foetus gleichfalls an eben der Hand gelähmt, ja daß dieſe Hand ſogar bey der Nachgeburt geweſen ſey. Doch verdient das letztere noch mehr Beſtättigung.

---

*) Dies iſt das doppelte Syſtem, in welches ſich noch heut zu Tage die Naturforſcher in Abſicht der Zeugung theilen.

Fabricius ab Aquapendente war der erſte, der über die Befruchtung und Entwicklung der Hühnereyer zuſammenhängende Beobachtungen anſtellte. Harvey hat dies Syſtem am vollſtändigſten vorgetragen. Andre als Malpighi, und Vallisnieri haben auf ſeine Erfahrungen gebauet, und noch mehrere zugefüget. Der letzte machte drey merkwürdige Verſuche mit einer jungen Bauerfrau, und zwey jungen Mädchen, die aller Wahrſcheinlichkeit nach noch Jungfern waren.

Die andre Theorie hat vielleicht ſchon Plato ganz dunkel gehabt. Wenigſtens will Herr von Büffon aus einer gewiſſen Stelle des Timäus es muthmaßen. Indeſſen haben ſie Leuwenhök und Hartſöker zuerſt im Zuſammenhange vorgetragen. Herr von Büffon trägt eine neue Theorie vor. Siehe ſeine Naturgeſchichte, in der deutſchen Ueberſetzung von Martini, Th. 3. S. 323 folg.

Anm. des Ueberſetzers.

Vielleicht fällt es manchem ein, zu behaupten, daß, wenn auch die Seele gleich nur von dem einen Geſchlecht herkommen kann, doch beyde Geſchlechter einige organiſche *) Theile hergeben, ſo daß aus zwey Körpern nur einer wird, ſo wie der Seidenwurm als ein doppeltes Thier anzuſehen iſt, und in der Form einer Raupe eine fliegende Inſeckte einſchließet.

Die Analogie der Pflanzen kann einmal über das ganze Syſtem von der Zeugung vieles Licht verbreiten.

Es kann ſeyn, daß die **Analogie der Pflanzen** einſt mehr Licht über dies wichtige Syſtem verbreitet; itzt wiſſen wir von der Erzeugung derſelben faſt gar nichts mit Gewißheit; denn die Muthmaſſung, daß man einen gewiſſen dem männlichen Saamen ähnlichen Staub antreffe, iſt noch lange nicht genug beſtättigt.

---

*) Herr von Büffon hat dieſe Meynung behauptet. Siehe Naturgeſchichte, Theil 3. S. 211. wo er ſagt:

„Meines Erachtens machen alſo die organiſchen Theilchen, welche von allen Theilen des Körpers, nach den Hoden, Saamenblaſen des Mannes, und nach den Eyerſtöcken, oder einen andern beliebigen Theil der Weibsperſon zurückgetrieben werden, daſelbſt die Feuchtigkeit des Saamens aus, welche in beyden Geſchlechtern einen gewiſſen Extrakt aus allen Theilen des Körpers vorſtellt. Anſtatt daß ſich dieſe organiſche Theilchen vereinigen, und in dem einzelnen Geſchöpfe ſelbſt kleine organiſche, dem großen ähnliche Körperchen bilden ſollten, wie bey den Blattläuſen und bey den Zwiebeln geſchieht; ſo kann dieſe Vereinigung hier nicht eher vor ſich gehen, bis die Saamensfeuchtigkeiten beyder Geſchlechter ſich miteinander vermiſchen. Kommen nun in dieſem Gemiſche mehr organiſche Theilchen vom männlichen, als vom andern Geſchlechte zuſammen, ſo entſteht daraus ein Knäbchen, ein Mädchen aber alsdann, wenn die organiſchen Theilchen des weiblichen Geſchlechtes am häufigſten beygemiſcht werden, u. ſ. w.

Anm. des Ueberſetzers.

Ein ganz kleiner Halm einer Pflanze kann oft eine ganz neue und vollſtändige geben. Davon ſieht man bey den Thieren nichts ähnliches. Eben ſo wenig kann man ſagen: der Fuß eines Thieres ſey ein Thier, ſo wie ein jeder Zweig eines Baumes eine für ſich der Befruchtung fähige Pflanze zu ſeyn ſcheint. Die Vermiſchung der Arten, ſelbſt die Veränderungen in einer Art fallen bey den Pflanzen zum öftern ungemein glücklich aus. Vielleicht werden mit der Zeit, in manchen Gegenden die Thierarten mehrerer Veränderungen fähig ſeyn, wie ſie anitzt unter uns ſind. Vielleicht können verſchiedene Thiere, die mit der Katze viel ähnliches haben, als der **Löwe**, der **Tyger**, und der **Luchs**, von einer Raſſe geweſen ſeyn; und itzt dennoch als neue Unterabtheilungen des alten Katzengeſchlechts angeſehen werden.

Ich ziehe alſo aus dem allen das Reſultat: daß die Methode, nach der wir die **phyſiſchen** Arten beſtimmen, nur ſehr unvollſtändig, und ſehr nach den engen Grenzen unſers Verſtandes abgemeſſen ſind.

Philalethes. §. 24. Wenigſtens hat doch Niemand bey der Eintheilung der Arten an die ſubſtanzialiſche Formen gedacht, diejenigen ausgenommen, welche in dieſem Welttheile die Schulſprache gelernt haben.

Subſtanzialiſche Formen.

Theophilus. Der Name, **ſubſtanzialiſche Formen** ſcheint ſeit kurzem gewiſſen Philoſophen ungemein verächtlich geworden zu ſeyn. Ich glaube aber, daß die Mode einen gröſſeren Antheil an der Geringſchätzung dieſer Formen habe, als die Vernunft. Es war allerdings unrecht, daß die Scholaſtiker individuelle Phänomene durch einen allgemeinen Begrif erklären wollten: aber deshalb hebt der Mißbrauch nicht den guten und richtigen Gebrauch der Sache ſelbſt auf. Die Seele des Menſchen ſetzt überhaupt dem Stolz mancher neuerer Philoſophen enge Grenzen. Einige behaupten, ſie ſey die Form des Menſchen, zugleich aber halten ſie ſie für

Die Seelen ſind ſubſtanzialiſche Formen der Körper.

einzige ſubſtanzialiſche Form der bekannten Natur der Dinge. So redet **Deskartes** von der Seele, und weiſet den **Regis** zu rechte, der ihr die Beſchaffenheit einer ſubſtanzialiſchen Form abſpricht, und ihre würkliche **Unität** läugnet. Andre glauben, daß **Cartes** aus Politik ſo geurtheilt habe, – meiner Meynung nach hatte er Grund zu dieſer Behauptung. Man ſollte aber dem Menſchen dies Vorrecht nicht ſo ganz und gar ausſchließungsweiſe aller andern Geſchöpfe geben, gleich als wenn die Natur ſtückweiſe geſchaffen wäre. Es giebt unendlich viele Seelen, oder, um eigentlicher zu reden, unendlich viele urſprüngliche **Entelechien**, welche mit den Vorſtellungen und den Begierden einige Analogie haben, welche ſämmtlich ſubſtanzialiſche **Formen** der **Körper** ſind, und es auch bleiben. So wie es ſcheint, exiſtiren allerdings manche Arten, die im eigentlichen Verſtande kein unum per ſe, das iſt, keine wahre Einheit, und kein untheilbares Weſen ausmachen, welches man als das ganze aktive Prinzipium anſehen könnte, eben ſo wenig als eine Mühle oder eine Uhr es ſeyn können. Die Salze, die Mineralien und die Metalle könnten von dieſer Natur, alſo ganz einfache, und einigermaßen reguläre Maſſen ſeyn. Aber beyder Körper, die belebten ſo wohl als die unbelebten Maſſen werden eben durch die innere Struktur ſpezifizirt. Denn in denen, welche belebt ſind, trägt die Seele und die Maſchine, eine jede das ihrige zur Beſtimmung bey. Sie ſtimmen beyde ganz genau zu einem Zweck, und, wenn ſie auch gleich keinen unmittelbaren Einfluß auf einander haben, ſo drücken ſie ſich doch beyde wechſelsweiſe aus, indem jene alles das in einer ganz vollkommenen Einheit concentrirt, was die andre in der großen Vielheit der Geſchöpfe vertheilt hat. Wenn alſo von der Anordnung der Arten die Rede iſt, ſo iſt aller Streit über ſubſtanzialiſche Formen ganz unnütz. Aus andern Gründen iſt es gut, wenn man weiß, ob es welche giebt, und wie ſie exiſtiren, weil wir ſonſt in der intellektualiſchen Welt Fremdlinge ſeyn würden. Uebrigens

gens haben die Griechen und die Araber eben ſo gut, als die Europäer dieſe Formen gekannt. Daß der gemeine Mann ihrer nicht erwähnt, iſt gar kein Wunder. Von der **Algebra** und von dem **Unermeßlichen** redet er auch nicht.

Philalethes. §. 25. Die Sprachen ſind lange vor den Wiſſenſchaften zu Stande gebracht worden; und der unwiſſende, ungelehrte Haufen hat die mancherley Individua unter gewiſſe Arten gebracht.

Theophilus. Das hat ſeine Richtigkeit. Dagegen haben aber die Gelehrten dieſe populäre Begriffe in ihre gehörige Ordnung gebracht. Der **Chymiſt** hat ein Mittel erfunden, die Metalle aufzulöſen. Der **Botaniſte** hat die Theorie von den Pflanzen merklich bereichert, und die mancherley Verſuche, die man in Abſicht der Inſekten gemacht hat, haben uns in der Naturgeſchichte der Thiere ziemlich weiter gebracht. Und doch ſtehen wir kaum auf der Hälfte unſrer Laufbahn.

Philalethes. §. 26. Wären die Arten ein Werk der Natur, ſo würden ſie nicht ſo verſchiedene Vorſtellungen bey verſchiedenen Menſchen hervorbringen. So erklärt, z. B. der eine den Namen **Menſch**, durch ein Thier ohne Federn mit zweyen Füſſen und breiten Nägeln, der andre fügt nach einer weitläuftigen Unterſuchung die **Vernunft** hinzu. Gleichwohl iſt es entſchieden, daß viele die **Gattungen** und **Arten** der Thiere mehr durch die äuſſerliche Geſtalt, als durch die Abkunft beſtimmen. Man hat mehr als einmal geſtritten, ob gewiſſe menſchliche **Geburten** beym Leben zu erhalten und zur Taufe zugelaſſen werden ſollten, oder nicht? — — bloß aus der Urſache, weil ihre äuſſerliche Bildung von der gewöhnlichen Geſtalt der Kinder abgeht, ohne zu wiſſen, ob ſie nicht eben ſo gut der Vernunft fähig ſind als Kinder, die in eine andere Form gebracht werden ſind. Denn, ob gleich einige derſelben in einer gewöhnlichen

Menſchengeſtalt erſcheinen, ſo beweiſen ſie doch in ihrem ganzen Leben nicht ſo viel Vernunft, als ein Affe oder Elephant, und geben nicht das geringſte Merkmahl, daß eine vernünftige Seele in ihnen wohne. Hieraus erhellet dann ganz augenſcheinlich: daß man die äuſſerliche Figur, die nur mangelhaft befunden ward, und nicht die Vernunft, von der niemand wiſſen konnte, ob ſie auch ~~nicht~~ zu gehöriger Zeit fehlen würde, der Menſchenart weſentlich gemacht hat. In dergleichen Fällen ſehen ſich die geſchickteſten Gottes- und Rechtsgelehrten genöthiget, ihre ehedem ihnen ſo heilige Erklärung, daß der Menſch **ein vernünftiges Thier** ſey, zu verlaſſen, und an deren Stelle ein anderes Weſen der Menſchenart zu ſetzen. **Menage** (in ſeinen **Menagianis** T. I. S. 278. nach der holländiſchen Ausgabe von 1649.) führt von einem gewiſſen Abt zu **St. Martin** ein merkwürdiges Beyſpiel an. „Als **der Abt zu St. Martin**, ſpricht er, „ zur „Welt gebohren ward, ſo hatte er ſo wenig von der Geſtalt eines Menſchen, daß er eher einer Mißgeburt ähnlich ſahe. Man berathſchlagte einige Zeitlang, ob man „ihn taufen ſollte, oder nicht. So häßlich hatte ihn die „Natur gebildet, daß man ihn lebenslang den **elenden**, „das iſt, den **ungeſtalteten** Abt nennte. Er war zu „**Caen** gebohren.

Hieraus erhellet, daß dies Kind beynahe ſeiner Leibesgeſtalt wegen allein von der Menſchenart ausgeſchloſſen worden wäre. Es konnte mit genauer Noth der Gefahr entgehen, in der es ſich befand. Wäre ſeine Leibesgeſtalt nur noch etwas auffallender geweſen, ſo wäre es ſonder Zweifel aus der Zahl der Menſchen geſtoſſen, und als eine Leibesfrucht hingerichtet worden, die man für keinen Menſchen halten dürfe. Unterdeſſen konnte doch keine Urſache angegeben werden, warum nicht eine Seele in ihm wohnen ſollte, wenn auch gleich ſeine Geſichtszüge etwas geändert geweſen wären, warum nicht ein etwas längeres Geſicht, oder eine eingedrucktere Naſe, oder ein weiterer

Mund ſowol als ſeine übrige häßliche Geſtalt mit einer ſolchen Seele und ſolchen Eigenſchaften hätten beſtehen können, die ihn, ſo ungeſtalt er ſonſt auch war, zur Bekleidung eines Kirchenamtes fähig machten.

Die Raſſe und die Figur ſind Kennzeichen der Thiere und der Menſchen.

Theophilus. Bis izt hat man noch kein vernünftiges Thier gefunden, deſſen äuſſere Geſtalt ſo merklich von der unſrigen verſchieden geweſen wäre. Daher hat man auch von jeher, wenn es darauf ankam, ob ein Kind ſollte getauft werden, die Raſſe und Figur für Kennzeichen angeſehn, ob es ein vernünftiges Thier ſey, oder nicht. Man könnte alſo den **Theologen** und **Rechtsgelehrten** ihre einmal eingeführte Erklärung nur immer laſſen.

Philalethes. Weit mehr Schwürigkeit würde es machen, wenn es eine ſolche Mißgeburt *) gäbe, wie **Licetus** im **erſten** Buche, im **dritten** Hauptſtück gedenkt, die einen Menſchenkopf, und den Leib von einem Schweine, oder ſolche, die einen gewöhnlichen menſchlichen Leib, aber einen Hunde – oder – Pferdekopf hätten; zumal wenn ſie hätten reden können.

Theophilus. Ich will zugeben, wenn jemand ſolche Geſtalt hatte, wie ein gewiſſer Schriftſteller, ein Mönch aus der alten Zeit, **Hanskalb** genannt, der ſich mit einem Kalbskopf und der Feder in der Hand vor einem Buche zeichnen ließ, das er geſchrieben hatte, wodurch einige, welches immer lächerlich genug war, auf die Gedanken kamen, er habe würklich einen Kalbskopf gehabt, wenn ſich, ſage ich, ein ſolcher Fall zutrüge, ſo würde

---

*) Hätte man nur immer den Begrif von Mißgeburten für einen relativen Begrif gehalten, ſo würde man ſich manchmal mit Erklärung derſelben nicht ſo ſehr gequält haben. So denkt ſchon Voltäre ganz richtig.

Leibnitz urtheilt in ſeiner Theodicee beynahe eben ſo, und der heilige Bernhard war hierinnen von beyden der Vorgänger, wenn er ſagt: *Ordinatiſſimum* eſt minus interdum ordinate fieri aliquid.

Anm. des Ueberſetzers.

man künftig behutſamer ſeyn, und nicht gerade zu läugnen daß es Mißgeburten gebe. Denn wahrſcheinlicherweiſe würde bey Theologen und Rechtsgelehrten die Vernunft immer das Uebergewicht geben, wenn auch die Anatomie zuweilen den Aerzten eine etwas abweichende Figur und gewiſſe Ungleichheiten entdecken läßt, die im Grunde betrachtet, der Würde des Menſchen ſo wenig nachtheilig ſind, als jener Fall, (den mir einige meiner Bekannten, die in **Paris** der [illegible]ktion eines Menſchen beywohnten, erzählt haben), da bey dieſem Menſchen die Eingeweide verkehrt lagen.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Verſchiedenheit in der Bildung bey den vernünftigen Thieren nicht zu weit gehen, und daß man nicht in die Zeit zurückkommen muß, da die unvernünftigen Thiere noch ſprachen. In dieſem Fall würden wir den eigenthümlichen Vorzug der Vernunft verlieren, und man würde künftig auf Geburt und äuſſere Geſtalt aufmerkſamer ſeyn, damit man die von dem Geſchlechte Adams von den Abkömmlingen irgend eines Königs oder Patriarchen von einem afrikaniſchen Affenreiche unterſcheiden könne.

Der Verfaſſer der **Verſuche** macht daher die ungemein richtige Bemerkung, daß, wenn **Bileams** Eſelin auch ihr ganzes Leben hindurch eben ſo vernünftig geredet hätte, als das einemal mit ihrem Herrn, (wenn die ganze Sache nemlich nicht etwa ein prophetiſches Geſicht war), ſie doch immer Mühe gehabt haben würde, unter dem weiblichen Geſchlecht Sitz und Stimme zu erhalten.

Philalethes. Ernſthaft die Sache erwogen, ſo werden wir ſehen, daß man den Arten keine **figirte Grenzen** beſtimmen könne.

Theophilus. Das habe ich Ihnen ſchon zugeſtanden. Sobald von Erdichtungen oder von der bloſſen Möglichkeit der Dinge die Rede iſt, ſo kann der Uebergang von Art zu Art unmerklich ſeyn; ſo würde man die Arten eben ſo wenig angeben und unterſcheiden, können, als man genau entſcheiden kann, wie viele Haare ein Menſch haben muß, wenn er nicht kahl ſeyn ſoll. In dieſer Ungewißheit würden wir uns ſelbſt dann befinden, wenn wir das Innre der Geſchöpfe, von denen die Rede iſt, noch ſo genau kennten.

Daraus folgt aber nicht im geringſten, daß die Dinge keine von dem Verſtand un*abhängige **Sachweſen** haben,* und daß wir nicht im Stande ſeyn ſollten, ſie zu erkennen. Freylich würde es in Abſicht der Namen und der Grenzen der Arten eben ſo ſeyn, als mit den Namen des Maaßes und des Gewichtes, wo man allemal erſt eine gewiſſe Wahl anſtellen muß, um **fixirte** Grenzen zu beſtimmen. Doch iſt dergleichen hier gar nicht zu befürchten, da die ſich nähernde Arten ſich niemals zuſammen befinden.

Aller Ungewißheit in Beſtimmung der Arten ohnerachtet haben ſie ein Sachweſen.

Philalethes. Im Grunde ſind wir einig, wenn wir auch in den Ausdrücken verſchieden ſeyn ſollten. Eben ſo gern gebe ich Ihnen zu, daß die Benennung der **Subſtanzen** weniger willkührlich ſey, als die Namen der vermiſchten **zufälligen Beſchaffenheiten**. Niemand wird das Blöken eines Schaafes mit der Figur eines Pferdes, oder die Farbe des Bleyes mit der Schwere des Goldes und deſſen Feuerbeſtändigkeit verbinden. Man pflegt lieber die Natur abzukopiren.

Theophilus. Dies muß man nicht ſo wohl daher leiten, daß man in den Subſtanzen bloß auf das ſehe, was würklich exiſtiret, als vielmehr daher, *daß man es * in den phyſiſchen Ideen zu keiner Gewißheit gebracht hat, * ob ihre Vermiſchung möglich und nützlich ſey, weil die * würkliche Exiſtenz nicht Gewähr leiſten kann.* Indeſſen findet dies auch bey den Modis ſtatt, nicht allein in dem Falle, wenn wir ihre Natur ganz und gar nicht erforſchen können, wie das öfters in der **Naturlehre** geſchiehet, ſondern auch alsdann, wenn es uns Mühe macht, ſie zu ergründen, wie man dies aus vielen Beyſpielen der Geometrie zur Gnüge erſehen kann. In keiner von beyden Wiſſenſchaften iſt es uns vergönnt, nach unſrem Belieben und Willkühr Combinationen anzuſtellen. Sonſt würden wir von **regulären Dekaedren** reden, und in einem halben Cirkel den **Mittelpunkt der Größe** aufſuchen wollen, weil wir den **Mittelpunkt der Schwere** darinnen finden, und es auffällt, daß ein **halber Cirkel** jenen habe, und daß dieſer fehle.

So wie die Combinationen der Modorum nicht allemal willführlich ſind, ſo ſind ſie es zuweilen bey den Subſtanzen; und es ſteht öfters bey uns, die Beſchaffenheiten der Dinge zuſammen zu verbinden, um die **ſubſtanzialiſche Weſen** noch vor den darüber angeſtellten Verſuchen zu erklären: ich ſetze voraus, daß man dieſe Beſchaffenheiten ſo vollſtändig kenne, um zu beurtheilen, ob auch die Combinationen angeſtellt werden können. Auf die Art können erfahrne Gärtner verſuchen, eine neue Art in der Orangerie hervorzubringen, und ihr ſchon im voraus einen Namen geben.

Philalethes. Das werden Sie mir zugeſtehen müſſen, daß bey der Erklärung der Arten die Zahl der Ideen, die man combinirt, von der verſchiedenen Applikation, von dem Fleiße, oder von der bloſſen Phantaſie desjenigen, der die Combination macht, abhänge. Bey der Beſtimmung der Pflanzen und Thierarten iſt die Figur, und bey den mehreſten Naturkörpern, die nicht aus dem Saamen erzeugt werden, die Farbe der Maaßſtab, nach dem man ſich beſtändig richtet.

Im Grunde ſind es freylich immer **confuſe, grobe,** und **unvollſtändige** Begriffe. Wegen der eigentlichen Anzahl der einfachen Ideen, oder Beſchaffenheiten, die zu einer Art der Dinge gehören, und die durch den ihnen beygelegten Namen angedeutet werden, ſind die Menſchen auch lange noch nicht einig, weil es viel Zeit, Mühe und Geſchicklichkeit erfordert, genau zu beſtimmen, wie viel einfache Ideen beſtändig in der Natur vereinigt, und ſtets in demſelben Subjekt beyſammen anzutreffen ſind. Zu den gemeinen Geſchäften des Lebens, und zu den gewöhnlichen Geſellſchaften ſind die wenigen Eigenſchaften, die dergleichen unvollſtändige Erklärungen zuſammen ſetzen, hinlanglich. Ohngeachtet alles Lärmens und Streitens, das man über die Gattungen und Arten gemacht hat, wird man leicht einſehen, daß die **Formen**, von denen die Scholaſtiker ſo viel Aufhebens machen, weiter nichts als Chimären ſind, die über die Naturen der Arten der Dinge kein Licht verbreiten.

Theophilus. Wenn man eine mögliche Combination der Dinge anſtellt, ſo beſteht der Irthum nicht darinnen, daß man ſie macht, oder ihr einen Namen giebt; ſondern dann irret man ſich allererſt, wenn man glaubt, das, was man ſich vorſtelle, faſſe nun alles das in ſich zuſammen, was andre erfahrnere Männer unter eben dieſem Namen ſich denken, oder in eben dem Körper unterſcheiden. Vielleicht denkt man ſich eine zu allgemeine Gattung, da man ſich eine andre mehr ſpezifiſche vorſtellen ſollte.

Hierinnen ſehe ich gar nichts, was dem Syſtem der Schule widerſpräche; und ich wundre mich deßhalb auch recht ſehr, daß Sie hier abermals gegen die Gattungen, Arten und Formen eifern, da Sie doch alles dies, ſogar innerliche Weſen und Formen zugeſtehn müſſen, die man übrigens gar nicht zur Kenntniß der Natur, die die Art eines jeden Dinges hat, anzuwenden verſucht, weil man eingeſtehen muß, daß ſie bis itzt noch unbekannt ſind.

Philalethes. So viel iſt aber doch augenſcheinlich, daß die Gränzen, die wir den Arten der Dinge anweiſen, von denenjenigen, die ihnen die Natur ſetzt, ungemein abweichen. Denn, da wir zu den gegenwärtigen Gebrauch die allgemeinen Namen nöthig haben, ſo halten wir uns bey einer vollkommenen Entdeckung aller der Eigenſchaften nicht auf, die uns ihren weſentlichen Unterſchied und Uebereinſtimmung am Beſten zu erkennen geben würden; ſondern wir theilen ſie ſelbſt nach gewiſſen und gewöhnlichen Erſcheinungen in Arten ein, damit wir andern deſto leichter unſere Gedanken darüber vermittelſt **allgemeiner Namen** mittheilen können.

Theophilus. Wenn wir Ideen zuſammen verbinden, die zuſammen verbunden werden können, ſo ſind auch die Grenzen, die wir den Arten anweiſen, ganz genau und vollkommen mit denen, die die Natur ziehet, einerley. Verbinden wir ſolche Ideen, die ſich würklich zuſammen verbinden, mit einander, ſo ſtimmen unſre Notionen auch mit der Erfahrung überein. Sehen wir ſie in Abſicht der würklichen Körper nur als **vorläufig** und **unvollſtändig** an, mit Hinſicht auf den ſchon gemachten, oder noch anzuſtellenden Verſuch, mehreres an ihnen zu entdecken, nehmen wir endlich zu erfahrnen Männern unſre Zuſlucht, um von ihnen die eigentliche Bedeutung des Namens zu erfahren, ſo werden wir uns hierinnen gewiß nicht irren. Mag alſo die Natur immerhin vollſtändigere und paſſendere Ideen liefern, ſie widerſpricht doch denen nicht, die wir uns machen. Dieſe ſind auch gut und natürlich, wenn ſie auch nicht immer die **beſten**, und die **natürlichſten** ſind.

Philalethes. Die **Gattungsbegriffe** von den Subſtanzen, ſind nicht immer genaue Abdrücke der **Modelle**, die die Natur gemacht hat. Hieher gehört der Begrif von dem **Metalle**, weil kein Körper zu finden iſt, der blos die Schlagbarkeit und Schmelzbarkeit, und keine von den andern Eigenſchaften hätte, die eben ſo wenig davon getrennt werden können, als dieſe.

Die Gattungsbegriffe haben keine dergleichen würkliche Modelle.

Theophilus. Dergleichen Modelle verlangt man gar nicht, es wäre auch würklich ganz unnöthig, wenn man ſie verlangen wollte. Auch die deutlichſten Begriffe haben ſie nicht. Es iſt keine Zahl vorhanden, an welcher nichts weiter, als die **Vielheit** überhaupt, keine Ausdehnung, an der lediglich die **Dichtigkeit**, mit Ausſchlieſſung aller andern Eigenſchaften zu bemerken wäre, und ſobald die Verſchiedenheiten der Art **poſitiv** und einander **entgegengeſetzt** ſind, ſo muß die Gattung ihren Platz in der Mitte derſelben nehmen.

Philalethes. Sich einbilden, daß ein Menſch, ein Pferd, ein anderes Thier, eine Pflanze u. ſ. w. **durch würkliche von der Natur gebildete Weſen** verſchieden wären, hieſſe die Natur mit dergleichen würklichen Weſen zu freygebig und beynahe verſchwenderiſch machen; weil ſie eins für einen Körper, ein anderes für ein Thier, wieder ein anderes für ein Pferd gemacht und alle dieſe Weſen dem **Bucephalus** mitgetheilt hätte. Gattungen und Arten ſind vielmehr weiter nichts als Zeichen, die mehr oder weniger in ſich begreifen.

Theophilus. Wenn Sie die Sachweſen der Dinge für die ſubſtanzialiſchen Modelle halten, die ein Körper, und weiter nichts, ein Thier und auſſerdem von keiner andern Art, ein Pferd, ohne alle individualiſche Beſchaffenheiten wären; ſo haben Sie Recht, ſie als Chimären zu betrachten. Niemand, ſelbſt kein **Realiſte** hat auch meiner Meynung nach behauptet, daß es eben ſo viel zur Gattung gehörige Subſtanzen gebe, als Gattungen. Daraus folgt aber noch lange nicht, daß die Weſen der Dinge, wenn ſie auch nicht allgemein ſind, bloſſe **Zeichen** wären. Sie ſind, wie ich ſchon verſchiedenemal bemerkt habe, gewiſſe [illegible]glichkeiten, die man in den [illegible]lichkeiten der Dinge antrift. Der Fall iſt gerade derſelbe bey den Farben. Dieſe ſind freylich nicht allemal Subſtanzen, oder Tinkturen, die aus jenen als ein Extrakt gemacht worden wären. Deshalb exiſtiren ſie aber doch nicht bloß in der Einbildungskraft. Wir können der Natur niemals einen zu ausgebreiteten Würkungskreis

+ i.e. solche Beschaffenheiten verschiedener Möglichkeiten die dem Verstand Veranlassung gibt den Verhältnis Begriff einer bestimmten Aehnlichkeit [illegible] ihnen zu bilden.

kreiß geben; „ſie iſt weit über alle Erfindungen der Menſchen erhaben, und alles das, was wir uns als möglich und zuſammen koexiſtirend gedenken, ſteht auf dem großen Welttheater würklich da.“ Die Philoſophen hatten ehemals zwey Hauptſätze, in die ſie ſich theilten. Die **Realiſten** machten die Mutternatur zur Verſchwenderinn; die **Nominaliſten** ſtellten ſie zu karg vor. Der **eine** behauptet: ſie verſtatte kein Vakuum; **der andere**, ſie thue nichts vergeblich. Beyde Grundſätze haben ihr mannichfaches Gute, wenn man ſie nur gehörig erkläret. Die Natur ſpart, wie der gute Wirth, da wo ſie ſparen kann und muß, um zur rechten Zeit, und am gehörigen Ort wieder draufgehen zu laſſen. In ihren Würkungen iſt ſie prachtvoll, und in ihren Urſachen und Gründen ungemein frugal und ſparſam.

Philalethes. §. 34. Wir wollen uns nicht länger bey der Unterſuchung über die **Sachweſen** aufhalten. Genug, wenn wir die Abſicht der Sprache und des Gebrauches der Wörter erreichen, und unſre Gedanken in der Kürze ausdrücken können. Wenn ich mit jemanden von einer Art der Vögel reden ſollte, die **drey** bis **vier** Schuh hoch ſind, deren Haut eine Decke hatte, die aus einer Mittelgattung von Federn und Haaren beſtand, die von einer ſchwarzbraunen Farbe waren, keine Flügel hatten, an deren Stelle ſich aber zwey bis drey kleine Aeſte, die von unten den Zweigen des ſpaniſchen Pfriemenkrauts glichen, befanden, welche lange und groſſe Schenkel und Füſſe nur von drey Klauen, und keinen Schwanz hatten; ſo müſte ich dieſe Beſchreibung davon machen, und ſo könnte ich mich gegen andre erklären, und ihnen verſtändlich werden. So bald man mir aber ſagt, ein ſolcher Vogel heiſſe **Caſuar**, ſo kann ich dies Wort gebrauchen, und vermittelſt deſſelben den ganzen zuſammengeſetzten Begrif im Reden anzeigen.

Theophilus. Vielleicht würde bereits ein genauer Begrif von der Decke der Haut oder von einem andern

Theile dies Thier von allen andern bekannten Thieren unterſcheiden. So erkennt man den **Herkules** an ſeinem Fußtapfen und den **Löwen** an ſeinen Klauen.

Je mehr Unterſcheidungskennzeichen man indeſſen auffindet, deſto richtiger wird die Erklärung.

Philalethes. In ſolchen Fällen können wir, ohne Nachtheil der Sache etwas von der Idee abnehmen. Eine ganz andre Frage würde es aber ſeyn, ob die **Art** fortdaure, wenn die Natur etwas von der Idee abſchneide? — — Wenn, z. B. ein Körper in der Natur der Dinge wäre, der alle andere Eigenſchaften des Goldes, ausgenommen die Schlagbarkeit hätte, + ſo würde ſonder Zweifel die ſtreitige Frage entſtehen, ob er Gold ſey, oder nicht? „Es hängt hier lediglich von dem Willkühr und Belieben der Menſchen ab, wie ſie dieſe Frage entſcheiden wollen.“ Sie beſtimmen auch ganz allein die Arten der Dinge.

+ Nicht aber Gold sey, hätte gefragt werden, indem aber Gold heissen solle?

Die Menſchen beſtimmen die Namen der Arten, aber nicht die Arten ſelbſt.

Theophilus. Nichts weniger als dieſes. „Den Namen würden ſie beſtimmen, aber nicht die Art.“ Indeſſen würde dieſer Verſuch ſo viel darthun, daß die Schlagbarkeit mit den übrigen Eigenſchaften des Goldes zuſammengenommen, nicht ſchlechterdings verbunden ſeyn müſſe; wir würden daraus eine neue **Möglichkeit**, und mithin eine **neue Art** lernen. Daß aber manches Gold ſo leicht bricht, daran ſind die Zuſätze Schuld; es findet ſich auch bey andern Verſuchen nicht, die man mit dem Golde macht. Denn die Probierkappelle und das Spießglaß nehmen ihm das Zerbrechliche.

Philalethes. §. 38. Vielleicht wirft man dieſer Theorie das Seltſame vor, daß nemlich eine jede abſtrakte Idee, die einen beſondern Namen hat, auch eine beſondere und von andern verſchiedene Art ausmache. Aber was ſchadet denn das, wenn nun die Natur einmal dieſe Einrichtung gemacht hat? — — Ich möchte es wohl wiſſen, warum ein **Bologneſerhündchen** und ein **Windſpiel**, eben ſo verſchiedene Arten wären, als ein **Hühnerhund** und ein **Elephant**? – –

Theophilus. Weiter oben habe ich die verſchiedenen Bedeutungen des Wortes **Art** feſtgeſetzt. Nehmen wir es im **logiſchen**, oder, genauer zu reden, im **mathematiſchen** Sinn, ſo iſt die geringſte Unähnlichkeit ſchon hinlänglich, die Art zu beſtimmen. Eine jede verſchiedene Idee wird auch eine andere Art geben, und dann iſt es einerley, ob ſie einen Namen habe, oder nicht.

Nimmt man es aber im **phyſiſchen** Sinn, ſo ſieht man nicht auf alle und jede Mannichfaltigkeiten. Man drückt ſich **entweder** ~~deutlich~~ aus, wenn man von dem äuſſerlichen Schein der Dinge redet, **oder** nur muthmaſſungsweiſe, wenn man auf die innre Wahrheit der Dinge ſiehet, indem man in demſelben eine weſentliche und unveränderliche Natur, wie z. B. bey dem Menſchen die Vernunſt iſt, unterſcheidet. Man rechnet alſo alles, was bloß durch gewiſſe zufällige Abänderungen verſchieden iſt, zu einer Art, z. B. des Waſſer und das Eis, das Queckſilber, wenn es flüßig, und wenn es ſublimirt iſt. In den organiſchen Körpern wird die Erzeugung oder die Raſſe gemeiniglich für ein vorläufiges Kennzeichen einer und derſelben Art angeſehen, z. B. die **Reproduktion** bey den gleichförmigen Körpern.

Freylich iſt unſer Urtheil von ihnen, weil wir ihre innre Beſchaffenheit nicht hinlänglich kennen, manchmal ſehr unreif und unverſtändig. Wollte man nun aber bloß vom äuſſerlichen reden, um nur gewiſſe und ausgemachte Wahrheit vorzubringen, ſo würde man die Sache ſelbſt verfehlen. Alsdann ſich darüber ſtreiten, ob eine Verſchiedenheit zur Art gehöre oder nicht, hieſſe über den Namen ſtreiten. In dieſem Sinn giebt es eine ſo groſse Mannichfaltigkeit unter den Hunden, daß man die engliſchen

ſchen Doggen und die Bologneſerhündchen mit gutem Fug zu zwey verſchiedenen Arten zählen kann. Demohnerachtet können ſie von einer und derſelben oder doch von einer ähnlichen entfernten Raſſe ſeyn. Hätte man, wie bey Menſchen, auch Stammbäume der Hunde, ſo würde man zu dieſen ſeine Zuflucht nehmen, und gewahr werden können, daß ihre Ur-Eltern ihnen ähnlich oder wohl gar mit ihnen gleiche Geſtalt gehabt haben; daß aber einige ihrer Nachkommen durch große Revolutionen kleiner, andre größer geworden ſind. Es läßt ſich auch gar wohl gedenken, daß ſie eine gemeinſchaftliche Natur gehabt, und zu einer Art gehört haben, die nun nicht weiter abgetheilt werden konnte, oder die man bey verſchiedenen andern Naturen nicht antrift, welche alſo itzt bloß durch Accidenzen verändert wird, ob wir gleich keinen Grund haben, dies ſo ganz ſchlechterdings bey der **niedrigſten** Art anzunehmen.

Hingegen hat es nicht die geringſte Wahrſcheinlichkeit, daß ein Hühnerhund und ein Elephant zu einer und derſelben Raſſe gehören, und daß ſie eine gemeinſchaftliche ſpezifiſche Natur haben ſollten. Sieht man alſo auf das Aeuſſerliche bey den verſchiedenen Sorten der Hunde, ſo kann man die Arten unterſcheiden; hat man auf das innre Weſen Obacht, ſo läßt ſich vieles in Zweifel ziehen. Vergleicht man aber den Hund und den Elephanten mit einander, ſo iſt kein Grund vorhanden, ihnen die äuſſeren Kennzeichen zuzuſchreiben, aus denen man folgern würde, daß ſie zu einer Art gehörten. Ich ſehe mithin nicht ein, warum man gegen die Präſumtion ſo viel einwenden will.

Bey dem Menſchen lieſſen ſich auch die Arten (in logiſchem Sinne genommen) unterſcheiden. Zöge man bloß ihre äuſſerliche Geſtalt in Erwegung, ſo würden ſich, die Sache phyſiſch betrachtet, noch mehrere Verſchiedenheiten entdecken laſſen, die man als ſpezifiſch anſehn könnte.

So glaubte einſtmals ein Reiſender, daß die **Schwarzen**, die **Chineſer**, und die **Amerikaner**, weder mit den Völkern, welche uns ähnlich ſind, noch unter ſich, von einer und derſelben Raſſe wären. So bald man aber das innre Weſen des Menſchen genau kennt, und überzeugt iſt, daß die Vernunft allen Menſchen gemein ſey, und daß in uns ſelbſt nichts figirtes liege, wonach wir eine Unterabtheilung machen könnten, ſo läßt ſich auch, in Abſicht des innren Weſens, kein weſentlicher Art-Unterſchied unter den Menſchen mit Grunde annehmen, ſo wie wir ihn bey den Thieren finden; ich ſetze voraus, daß ſie bloß nach ähnlichen Fällen und nicht nach allgemeinen Gründen handeln, wie mir denn dies auch in aller Abſicht betrachtet nichts anders zu ſeyn ſcheinet.

Philalethes. §. 39. Wir wollen einmal ein Beyſpiel von einem Werke der Kunſt hernehmen, deſſen innre Struktur uns bekannt iſt. Eine Uhr, die bloß die Stunden anzeigt, ohne zu ſchlagen, und eine andre, die da ſchlägt, ſind alſo denen, welche nur einen Namen für ſie haben, nur eine einzige Art. Für **einen andern**, der jene eine **Zeiguhr**, und dieſe eine **Schlaguhr** nennet, ſind ſie verſchiedene Arten. Nicht die innre Einrichtung, ſondern der Name beſtimmt die Arten; denn ſonſt würden zu viel Arten ſeyn. Man hat Uhren mit vier, auch welche mit fünf Rädern. **Einige** haben Saiten und Spindeln, **andre** nicht. In **einigen** geht die Unruhe frey, **andre** werden durch eine Stahlfeder, noch **andre** durch Schweinsborſten regiert. Kann man nun irgend einen dieſer zufälligen Umſtände für hinreichend anſehen, einen Artunterſchied zu beſtimmen? ſo lange dieſe Uhren in dem Begriffe, welchen ſolcher Name bemerkt, übereinkommen, und dieſer Name nicht als ein Gattungsname verſchiedene Arten unter ſich begreift, ſo lange ſind ſie nicht weſentlich, oder der Art nach unterſchieden.

Theophilus. Ich würde ja ſagen, und ohne mich bey dem Namen zu verweilen, ſogleich das Mannichfaltige der Kunſtſtücke, beſonders die Verſchiedenheit der Gewichte in Betrachtung ziehen. Seit dem man eine Springfeder in der Uhr angebracht hat, die die Vibrationen derſelben verhältnißmäßig auf die ihrigen ordnet, und mithin gleicher macht, ſind auch die Taſchenuhren weit richtiger, als ſonſt. Ich habe niemals noch ein anderes Principium der Gleichheit angegeben, das man auf die Uhren anwenden könnte.

Philalethes. Es lieſſen ſich allerdings manche Eintheilungen machen, die ſich auf die Verſchiedenheit in der innerlichen Configuration ſelbſt gründeten; ſie würden aber doch für Leute, die dieſe Conſtruktion nicht kennen, keine verſchiedene Arten ausmachen.

Theophilus. Ich ſehe den Grund gar nicht ein, warum man in ihrem Syſtem die Kräfte der Dinge, die Wahrheit, und die Arten, ſo ſehr von der Kenntniß und Meynung der Menſchen abhängig macht. Dieſe liegen in der Natur der Dinge, wir mögen ſie nun kennen und ihnen Beyfall geben, oder nicht. Sich hierüber anders ausdrücken wollen, hieſſe, die Namen der Dinge und den Sprachgebrauch ohne Noth abändern wollen. Bis auf den heutigen Tag haben die Menſchen verſchiedene Arten großer und kleiner Uhren angenommen, ohne ſich darum zu bekümmern, worinnen eigentlich die Verſchiedenheit derſelben beſtehe, und wie man ſie nennen könne.

Philalethes. Sie haben aber ſelbſt zugeſtanden, „daß, „ wenn man die phyſiſchen Arten dem Aeuſſeren nach unterſcheiden will, „ man dabey auf eine ganz willkührliche Weiſe „ verfahre, je nachdem der Entzweck beſchaffen iſt, den man „ ſich vorgeſetzt hat;" oder je nachdem uns der Unterſchied beträchtlich zu ſeyn ſcheint. Daher haben Sie ſelbſt die Vergleichung der Gewichte und des Maaßes gewählet, die die Menſchen nach ganz freien Belieben eintheilen und benennen.

Theophilus. Man könnte zwiſchen den bloß **logiſchen Artunterſchied**, wobey die geringſte Abänderung der Definition, ſo zufällig ſie auch ſey, zur Beſtimmung deſſelben hinreichend iſt, und zwiſchen den **phyſiſchen Unterſchied der Art**, der ſich auf das **Weſentliche**, alſo auf das **Unveränderliche** gründet, ein gewiſſes **Mittelding** annehmen, ſo ſich aber freylich nicht genau beſtimmen läßt. Man wählt alsdann die beträchtlichſten Phänomene zum Maaßſtab, welche freylich nicht ganz und gar unveränderlich ſind, aber ſich doch nicht ſo leicht abändern, indem das eine dem Weſentlichen ſchon näher kommt, als das andre. Da nun ein Kenner weiter gehen kann, als der andre, ſo ſcheint freylich nicht nur die Sache ſelbſt ungemein willkührlich, und von den Menſchen abhängend, ſondern ſo ſcheinet es auch ſehr bequem zu ſeyn, die Namen der Dinge dieſen merkwürdigſten Verſchiedenheiten gemäß zu beſtimmen. Man könnte alſo wohl ſagen: daß man die **bürgerlichen Verſchiedenheiten** der Art, und die **Namenarten** nicht mit den weiter oben erwähnten **Namenerklärungen** verwechſeln müſſe, die ſo wohl bey dem **logiſchen** als **phyſiſchen** Unterſchied Statt finden. Uebrigens könnten, neben dem Sprachgebrauch, ſelbſt die Geſetze die Bedeutung der Wörter beſtätigen. Dann würden die Arten gleichſam **legal** (geſetzkräftig), wie dies bey den Kontrackten geſchieht, welche nominati (das heißt ſolche, die einen beſondern Namen haben), genannt werden. So lieſſen die römiſchen Geſetze die Mannbarkeit angehen, wenn man das **vierzehnte** Jahr geendiget hatte. Dergleichen Betrachtungen ſind nun freylich nicht ganz zu verwerfen, ob ſie gleich in die gegenwärtige Unterſuchung keinen großen Einfluß haben. Denn auſſerdem, daß Sie dieſen Unterſchied oft am unrechten Ort anzubringen ſcheinen, ſo würde es vielleicht eben ſo gut ſeyn, wenn man annehmen wollte, daß es von den Menſchen abhänge, in den Unterabtheilungen ſoweit zu gehen, als es ihnen möglich iſt, und immer weiter gehende Verſchiedenheiten zu abſtrahiren, ohne daß man ſie zu läugnen nöthig habe, und daß es gleichfalls in ihrem freyen Belieben ſtehe, das Gewiſſe für das Ungewiſſe zu wählen, damit ſie gewiſſe Notionen und einen gewiſſen Maaßſtab feſtſetzen, indem ſie jenen verſchiedene Namen ertheilen.

Philalethes. Sie werden mir alſo, wie es ſcheint, zugeſtehen, daß, wenn auch gewiſſe Philoſophen ſich noch ſo ſehr dagegen ſträuben, die Werke der Kunſt eben ſo gut, als die Werke der Natur, ihre Arten haben.

Doch, ehe ich das Kapitel über die Namen der Subſtanzen endige, muß ich noch bemerken, daß unter allen unſern Ideen, die Ideen von Subſtanzen allein, einen eigenen, oder individualiſchen Namen haben. Denn bey einfachen Begriffen geſchieht es doch nur ſelten, daß die Menſchen Gelegenheit haben, dieſes oder jenes beſondern Begriffes davon oft zu gedenken, wenn er abweſend iſt. Ueberdem vergehen die individualiſchen Handlungen ſogleich, und die Combination der zufälligen Umſtände in denſelben iſt nicht einer ſo langen Dauer fähig, wie die Subſtanzen.

Theophilus. Es giebt indeſſen gewiſſe Fälle, wo wir uns eines ganz individuellen zufälligen Dinges, dem man einen gewiſſen Namen ertheilt hat, erinnern müſſen. Ihre Regel iſt alſo im Ganzen genommen gut, leidet aber doch manche Ausnahme. Solche Ausnahme müſſen wir in der Religion machen. Z. B. wir feyern alle Jahr das Gedächtniß der Geburt Jeſu Chriſti, welches die Griechen *Theogonie* nennen, und das Gedächtniß der Anbetung der Weiſen (Epiphanias). So nenneten die Ebräer den Ueberſchritt des Engels, der die Erſtgeburt der Egypter würgte, vor den Thüren der Ebräer, vorzugsweiſe *Paſſah*, deſſen Andenken ſie jährlich feyern muſten.

Was die Arten der Kunſtwerke betrift, ſo haben die Scholaſticker ihnen keinen Platz unter ihren **Predikamenten** einräumen wollen; es war indeſſen nöthig, daß ſie hierinnen ſo ſchwürig waren, weil ihre Prädikamentalklaſſen gleichſam eine allgemeine Muſterung aller unſrer Begriffe ſeyn ſollten. Demohnerachtet iſt es von mannichfaltigen Nutzen, wenn man den Unterſchied weiß, der unter **vollkommnen** Subſtanzen, und unter den Zuſammenverbindungen der Subſtanzen, (aggregata) ſtattfindet, welches ſubſtanzialiſche Weſen ſind, die entweder die Natur, oder die Kunſt der Menſchen zuſammengeſetzt hat. In der Natur giebt es auch dergleichen Zuſammenhäufungen, z. B. die Körper, deren Miſchung, um mich in der Schulſprache der Philoſophen auszudrucken, **unvollſtändig** iſt, (corpora imperfecte mixta,) welche an und vor ſich ſelbſt kein *unum* ſind, und keine vollkommne Einheit in ſich ſelbſt enthalten. Selbſt die **vier** Körper, die ſie Elemente nennen, und für einfach halten, die Salze, die Metalle, und andre Körper, die ſie für **vollſtändig vermiſcht** halten, und denen ſie ihr Temperament geben, halte ich nicht für Einheiten an und vor ſich, um ſo viel mehr, da ſie nur dem Scheine nach gleichförmig ſind, und ſelbſt ein gleichförmiger Körper immer ein Zuſammenfluß von andern ſeyn wird. „Die vollkommene Einheit kann keinen **Aggregaten**, ſondern einzig und allein den belebten Körpern, den erſten Entelechien zugeſchrieben werden. Die Entelechien haben eine große Analogie mit den Seelen, und ſind, wie ſie, untheilbar und unveränderlich. Ihre organiſche Körper ſind zwar auch Maſchinen, aber ſo ſehr weit den künſtlichen überlegen, als der Erfinder der natürlichen über uns erhaben iſt. Dieſe Maſchinen der Natur vergehen ſo wenig als die Seele, und das Thier und die Seele dauren beſtändig fort." Gerade ſo, um mich einmal eines lächerlichen Einfalles zu bedienen, als wenn man den Harlekin auf dem Theater entkleiden wollte, aber zu ſeinen Zweck nicht kommen könnte, weil er eine gewaltige Menge Kleider übereinander hat. – Doch mit dem Unterſchied, daß dieſe bis ins Unendliche gehende Entwickelungen der organiſchen Körper der Thiere ſich nicht ſo ähnlich, und ſo genau in einander gefügt ſind, als die Kleider, weil das Kunſtwerk der Natur ein ganz anderes und feineres Gewebe iſt.

Die Philoſophen haben alſo nicht ſo ganz Unrecht, wenn ſie unter den Werken der Kunſt, und den Werken der Natur, als welche allein eine wahre und vollkommene Einheit haben, einen ſo großen Unterſchied machen. Unſern Tagen war es aufbehalten, dies Geheimniß zu entziffern, und die Wichtigkeit und den Einfluß deſſelben ſo wohl in die natürliche Gottesgelartheit, als in die Geiſterlehre auf eine ſolche Art zu zeigen, die mit der Natur und der Erfahrung vollkommen übereinſtimmet; die keine der wichtigen Betrachtungen verlohren gehen läßt, die man darüber anſtellen kann, oder vielmehr, die ſie ungemein erhöhet; – wie dies die **vorherbeſtimmte Harmonie** thut. Und hiemit können wir, meines Bedünkens, die ohnedem ſchon lang genug gerathene Unterredung über die **Namen der Subſtanzen** endigen.

Siebendes Hauptſtück.

Von den Partikeln. (Beſtimmungswörtern).

Philalethes.

§. 1. Auſſer den Wörtern, welche die **Namen** von Begriffen abgeben, braucht man noch ſehr viel andere, durch die man den **Zuſammenhang** der Ideen oder der Sätze bezeichnen will. **Es iſt**, und **es iſt nicht**, ſind die allgemeinen Zeichen der **Bejahung**, oder der **Verneinung**. Allein auſſer den Gliedern der Sätze verknüpfet die Seele auch Sentenzen, oder ganze Sätze mit einander, indem ſie ſich der Wörter bedient, die die Verbindung der verſchiedenen **Bejahungen** und Verneinungen bezeichnen, – die man **Partikeln**, oder Beſtimmungswörter nennet. Um nun ſolche ordentliche und durch Schlüſſe verknüpfte Gedanken gut auszudrücken, muß man neue Wörter haben, welche die **Verbindung**, – die **Einſchränkung**, den **Unterſchied**, den **Gegenſatz**, den **Nachdruck**, u. ſ. w. bezeichnen. Irret man ſich bey dergleichen Wörtern, ſo verwirret man den, welchem man ſich verſtändlich machen will. –

Theophilus. Ich geſtehe den ausgebreiteten Nutzen der Partikeln zu, nur kann ich nicht einſehen, wie man die Kunſt wohl zu reden ganz vorzüglich auf ihren Gebrauch zurückſchieben könne. Wenn jemand in lauter **Aphoriſmen**, oder in **abgebrochenen Sätzen** ſprechen wollte, wie dies auf Univerſitäten der Gebrauch iſt, oder auch in dem **artikulirten Klaglibell** der Rechtsgelehrten, oder in den **Artikeln**, die den Zeugen vorgelegt werden, ſo würde er, wofern dieſe Sätze nur gehörig geordnet werden, eben ſo gut verſtanden werden können, als wenn er Verbindung und Beſtimmungswörter angebracht hätte, weil ſich der Leſer das dabey denkt, was er ausgelaſſen hat. Es ſcheinen auch die Beſtimmungswörter nicht nur die Glieder einer aus verſchiedenen Sätzen beſtehenden Rede, und die Glieder des Satzes, die aus Ideen zuſammengeſetzt ſind, ſondern auch die Theile der Idee ſelbſt, die durch die Verbindung mit andern Ideen auf mannichfache Weiſe zuſammengeſezt iſt, mit einander zu verknüpfen. Die leztere Verknüpfung wird durch die **Vorwörter** bezeichnet, an ſtatt daß die **Nebenwörter** auf die Bejahung oder Verneinung, die in dem **Zeitworte** ſtattfindet, und die **Bindewörter** auf die Verknüpfung der verſchiedenen **Bejahungen** und **Verneinungen** einen auſſerordentlichen Einfluß haben.

Die Beſtimmungswörter verbinden nicht nur die Glieder eines Satzes, ſondern auch die Glieder einer Idee.

Doch ich bin überzeugt, daß Sie eben das ſagen wollen, ob Sie gleich ganz etwas anders zu ſagen ſcheinen.

Philalethes. §. 3. Dieſer Theil der Sprachlehre iſt gerade ſo wenig kultivirt worden, als man dagegen andre mit gar zu großem Fleiße verbeſſert hat. So iſt es ſehr leicht, die **Endungen**, die **Caſus** und **Geſchlechter**, die **Arten** und **Zeiten** der **Zeitwörter**, die **Gerundia** und **Supina** nacheinander hinzuſetzen. Freylich hat man in einigen Sprachen mit einem großen Scheine einer beſondern Sorgfältigkeit auch die **Beſtimmungswörter** unter verſchiedene Hauptſtücke gebracht. Indeſſen iſt das bloſſe Verzeichniß derſelben ganz unzureichend. Man muß ſeine eigene Gedanken betrachten, und den verſchiedenen Zuſtand ſeines Gemüths bey ſeinen Unterredungen genau beobachten, wenn man den rechten Gebrauch der **Beſtimmungswörter**, ihre Bedeutung und ihren Nachdruck zeigen will.

Theophilus. Eben der großen Erheblichkeit der Lehre von den Beſtimmungswörtern wegen, wünſchte ich eine genauere Erläuterung darüber; weil in der That nichts geſchickter ſeyn würde, uns die verſchiedenen Formen des Verſtandes richtiger und beſſer kennen zu lehren. Die Geſchlechter ~~Gattungen~~ ſind in einer philoſophiſchen Sprachlehre von keiner Erheblichkeit, aber die **Caſus** ſtehn mit den **Nebenwörtern** im Zuſammenhang. Oft iſt das **Vorwort** gleichſam in dem Namen ſelbſt verſchlungen; und andre **Beſtimmungswörter** liegen in den Beugungen der Zeitwörter verborgen.

Philalethes. Zur Erklärung dieſer Wörter iſt es noch lange nicht genug, ſie, ſo wie es insgemein in den Wörterbüchern geſchiehet, durch Wörter einer andern Sprache zu überſetzen, die der Bedeutung derſelben am nächſten kommen. Ihre eigentliche Bedeutung iſt in einer Sprache ſo ſchwer zu verſtehen, als in der andern. Ueberdem haben auch zwey einander ſehr nahekommende Wörter aus zwey verſchiedenen Sprachen nicht immer dieſelbe Bedeutung, ja ſie ändern ſelbſt in einer und derſelben Sprache zum öftern ihre Bedeutung ab. Im hebräiſchen

ſchen *) iſt eine Partikel von einem einzigen Buchſtaben, die mehr, als funfzig Bedeutungen hat.

Theophilus. Wir haben verſchiedene ſehr gute Abhandlungen über die Partikeln in der lateiniſchen, griechiſchen und hebräiſchen Sprache. Beſonders hat der berühmte Rechtsgelehrte **Strauch** ein ſchönes Werk über den Gebrauch derſelben in der Rechtsgelehrſamkeit, worinnen ſie von nicht geringem Gewichte ſind, geliefert. Demohnerachtet bemerke ich doch an dieſen Schriften den allgemeinen Fehler: daß man dieſe Wörter mehr durch Beyſpiele, und ſynonimiſche Redensarten, als durch deutliche Begriffe zu erklären ſucht. So läßt ſich auch nicht immer ihre allgemeine oder **förmliche** Bedeutung finden, (ſo nannte ſie der ſeelige **Bohlius**), die für alle Beyſpiele paßte. Dabey wäre es aber doch möglich, daß man einem Worte, in ſo vielfachem Sinne es auch immer genommen werden möchte, eine gewiſſe und beſtimmte Anzahl von Bedeutungen anwieß. Dies würde ich bey den **Beſtimmungswörtern** vorzüglich anrathen.

Philalethes. Die Anzahl der Bedeutungen ſteigt allemal höher, als die der Partikeln. So wird z. B. das engliſche Wort *But* in verſchiedenem Sinne genommen.:

1) Wenn man ſagt: *But to ſay no more.* – **Doch genug von dieſer Sache**, ſo zeigt es einen **Stillſtand** der Seele in ihrem Laufe an, ehe ſie noch die **ganze Laufbahn** geendigt hat.

2) Wenn man ſagt: *I ſaw but two planets*, – **ich ſahe nur zwey Planeten**; ſo ſchränkt die Seele den Verſtand der Worte nur auf **das ein, was geſagt** wird, und **verneinet** alles andere.

3) Wenn

---

*) Es iſt der Buchſtabe *Vau*. **Noldius** giebt noch mehr Bedeutungen an, als funfzig.

Anm. des Ueberſetzers.

3) Wenn man ſagt: You pray, *but* it is not that God would bring you to the true religion, *but* that he would confirm you in your own. **Sie bitten Gott, aber nicht darum, daß er Sie zur wahren Religion bringe, ſondern daß er Sie in der Ihrigen befeſtige;** ſo zeigt das but das erſtemal an, die Seele glaube, es ſey mit einer Sache anders, als es ſeyn ſollte; das zweytemal giebt es zu erkennen, die Seele ſetze dieſes dem vorhergehenden gerade entgegen.

4) In der Redensart. – All animals have ſenſe, *but* a dog is an animal. **Alle Thiere haben Empfindung; nun iſt die Dogge ein Thier,** bezeichnet die Partikel die Verbindung des **zweyten** Satzes mit dem **erſteren.**

Theophilus. Den zweyten Fall ausgenommen, kann das franzöſiſche mais an ſtatt but geſetzt werden. Das deutſche Wort allein, (als eine Partikel genommen) welche die beyden franzöſiſchen, mais und ſeulement gleichſam miteinander vermiſcht, läßt ſich bey allen vier Fällen an ſtatt des but einſchieben; ob man gleich in dem letztern einiges dagegen einwenden könnte. Mais wird bald durch **aber**, bald durch **ſondern** überſetzt, und bedeutet eine Trennung oder Abſonderung; es nähert ſich alſo dem deutſchen Worte **allein.**

Die deutſche Partikel allein iſt mit dem engliſchen but ſynonimiſch.

Mich dünkt zu einer vollſtändigen Erörterung der Partikeln iſt, auſſer der abſtrackten Erklärung, die wir eben gegeben haben, noch eine Paraphraſe nöthig, die an jener Stelle geſetzt werden kann, ſo wie die Erklärung in die Stelle des zu **erklärenden.** Sobald man nur bey allen Partikeln, wobey es füglich angeht, dergleichen Umſchreibung, die ſich an ihre Stelle ſetzen laſſen, wird geſucht und gefunden haben, ſo iſt auch ihre Bedeutung ſo gleich feſtgeſetzet. Wir wollen einmal bey den **vier** angeführten Beyſpielen dieſen Verſuch machen:

Im **erſten** will man ſagen; bis **ſo weit** wollen wir uns hierüber unterreden, und nicht **weiter.**

Im **zweyten**; ich ſahe **nur** zwey Planeten und nicht mehr.

Im **dritten**; Sie bitten Gott **bloß darum**, daß er Sie in Ihrer Religion befeſtige, und um **weiter nichts.**

Im **vierten**; ſoll ſo viel geſagt werden: **alle Thiere haben Empfindung**, dies einzige darf man nur überlegen, und weiter nichts. Die **Dogge** iſt ein Thier, **folglich** hat ſie Empfindung.

Alle dieſe Beyſpiele zeigen alſo gewiſſe Grenzen, ein non plus vltra an; dies non plus vltra mag nun in den **Sachen** ſelbſt, oder in der **Rede** liegen. Das engliſche *but* iſt alſo ein **Ende**, ein **Ziel** einer gewiſſen Laufbahn, als wollte man ſagen: **hier wollen wir Stillſtand machen, wir ſind nunmehro zu näherm ZIELE gekommen.**

But, *bute*, iſt ein altes deutſches Wort, und bedeutet einen feſten **Sitz**, eine **Wohnung**. *Beuten* (gleichfalls ein **verjährtes** Wort, das ſich noch in verſchiedenen Kirchenliedern findet) heißt ſo viel als **wohnen**. Das franzöſiſche mais kommet von magis her; als wollte man ſagen, quant au ſurplus, il faut le laiſſer, — wir haben davon genug geredet, wir wollen auf einen andern Gegenſtand kommen.

Weil aber der Sprachgebrauch ganz auſſerordentlich viel Abänderungen leidet, ſo müſte man vorher dieſe Beyſpiele gleichſam ganz zerlegen, und im Detail anſchauen, bevor man die Bedeutungen der Partikeln gehörig ordnen kann. Im franzöſiſchen vermeidet man das doppelte *mais*, indem

indem man einmal *Cependant* ſetzt. Man würde alſo ſagen: vous priés, *Cependant* ce n'eſt pas pour obtenir la vérité; *mais* pour etre confirmé dans Votre opinion. Das *ſed* der Lateiner wurde ehemals durch das franzöſiſche *ains* (das Italiäniſche *l'anzi*) ausgedruckt, und die Franzoſen haben eben durch ihre vermeinte Verbeſſerung, ihrer Sprache einen ſehr nachdrucksvollen Ausdruck entzogen. Z. E. „Il n'y avoit rien de ſur, *cependant* on étoit perſuadé de ce „que je Vous ai mandé, parce qu'on aime à croire ce „qu'on ſouhaite; mais il s'eſt trouvé, que ce n'étoit pas cela; *ains* u. ſ. w.

Philalethes. Da ich die ganze Materie von den **Beſtimmungswörtern** überhaupt im Vorbeygehen, und obenhin mitnehmen wollte, ſo will ich nur noch anmerken, daß ſie den Sinn eines ganzen Satzes, öfters auf beſtändig, oder doch in einer gewiſſen Konſtruktion in ſich enthalten.

Theophilus. Bey einem **vollſtändigen Sinn** geſchieht es durch eine Art von **Ellipſe**: denn ſonſt können nur allein die **Zwiſchenwörter** an die Stelle andrer ihrer Natur nach geſetzt werden, weil ſie alles auf einmal ſagen. Z. B. das Wort **Ach**! Wenn man das Wort mais gebraucht, ohne damit noch andre Wörter zu verbinden, ſo iſt immer eine Ellipſe dabey. Z. B. mais attendons le boiteux & ne nous flatons pas mal à propos; – **aber, wir wollen erſt die Beſtätigung abwarten, und uns nicht vorher ſo viel Angenehmes in den Kopf ſetzen.**

Etwas Aehnliches finde ich in dem Niſi der Lateiner *) Si *niſi* non eſſet, – wenn kein **Aber** (mais) damit verbunden wäre.

Ich

---

*) Eben ſo bey dem deutſchen Worte aber. Wir pflegen es in gleichem Sinn zu gebrauchen, als der Lateiner ſein *niſi*, und der Franzoſe ſein *mais*. Es zeigt allemal etwas an, was ausgelaſſen worden iſt, und giebt daher manchmal vielen

Stof

Ich wünſchte übrigens, es hätte Ihnen gefallen dem Gang des menſchlichen Geiſtes, der bey dem Gebrauch der Partikeln gewiß ſehr auffallend ſeyn würde, etwas weiter nachzuſpühren. Indeſſen will ich Sie dabey nicht länger aufhalten, da es ohnedem hohe Zeit iſt, die Unterſuchung über die Wörter zu endigen, und auf die über die Sachen ſelbſt zu kommen. Es bleibt jedoch immer noch meine Meynung, daß die Sprachen der helleſte Spiegel der menſchlichen Seele ſind, und daß eine genaue und richtige Analyſe der Bedeutung der **Wörter** uns über die Thätigkeit und die Würkungen unſers Verſtandes weit mehrere und beſſere Aufſchlüſſe geben würde, als andre Spekulationen irgend thun können *).

Achtes

Stof zu muthmaſſen. Dies verſteht der Verläumder in der menſchlichen Geſellſchaft meiſterlich, wenn er den Ruhm des abweſenden Nächſten, den er durch ſein falſches Lob zu befördern ſcheint, durch ein bedenkliches aber entkräftet.

Anm. des Ueberſetzers.

*) Herr von Leibnitz thut hier einen Fingerzeig auf den ausgebreiteten Nutzen, den eine richtige und ſtrenge Auseinanderlegung der Wörter in der ſpekulativiſchen Philoſophie ſtiften kann.

Allerdings könnte man es ſoweit bringen, ich nehme wenige Fälle aus, wobey indeſſen noch immer ſehr vieles auf die Fehler der Methode, deren man ſich dabey zu bedienen pflegt, zu ſtehen kommt, — daß man durch eine wohlgeordnete Analyſe der Wörter auf den Urſprung der Ideen kommen konnte. Hätte man dies immer beobachtet, ſo wären ſicherlich nicht ſo viel Irthümer, falſche Meynungen und ſeltſame Grillen in die Wiſſenſchaften übergetragen worden, und auch nicht eine ſo große Menge würklich unauflößlicher Fragen zum Vorſchein gekommen. Sie gründen ſich auf Wörter, die man für die Sache ſelbſt angeſehen, ob man ſie gleich auf die würkliche Sachen nicht gut anwenden konnte. Die Analyſe der Wörter könnte uns alſo hin bis zur Quelle führen, aus der wir unſre Meynungen, Vorurtheile, unſre Irthümer und Chimären geſchöpfet haben.

Der

Achtes Hauptſtück.

Von abſtrackten und konkreten Wörtern.

Philalethes.

§. 1. Die Wörter ſind **entweder** abſtrackt, **oder** konkret. Eine jede **abſtrackte** Idee iſt ſo verſchieden, daß unter zweyen die eine niemals die andere ſeyn kann. Die Seele muß alſo vermöge ihrer anſchauenden Erkentniß ihren Unterſchied vernehmen. **Mithin** können zween ganze Ideen niemals von einander bejahet werden.

So leuchtet einem jeden das falſche in folgenden Sätzen ein. Die **Menſchheit** iſt die **Thierheit**, oder die **Vernünftigkeit**. Das iſt ſo augenſcheinlich, als es einer von den Grundſätzen ſeyn kann, die man am allermeiſten zugiebt.

Theophilus. Dagegen ließe ſich folgendes einwenden. Mann kommt nemlich darinn überein, daß die **Gerechtigkeit** eine Tugend, — eine **Fertigkeit**, (habitus) eine **Eigenſchaft** ſey. Es können alſo gar wohl zwey abſtrackte Wörter von einander bejahet werden. Ich pflege überdem eine **doppelte** Art abſtrackter Wörter anzunehmen; **logiſche**, und **würckliche**. Die **würckliche abſtrackte Wörter** oder die man ſich wenigſtens als ſolche vorſtellet, ſind **entweder** das Weſen und weſentliche Theile, **oder** Accidenzen, **das iſt**, ſolche Dinge, die mit den Subſtanzen genau verbunden ſind. **Logiſche abſtrackte**

Verſchiedenheit der abſtrackten Wörter.

Der Naturlehre, beſonders der Botanik ſtiftet die ſorgfältige Zergliederung der Wörter einen nicht geringen Dienſt. Da nemlich der Name, wenn ihn die Dinge anders mit Recht tragen, eine kurze Beſchreibung der benannten Sache ſeyn muß, ſo werden wir von den Eigenſchaften der Dinge belehret, wenn wir die richtige Bedeutung der Wörter aufſuchen.

Anm. des Ueberſetzers.

ſtrackte Wörter ſind Beſtimmmungen, die man durch Wörter ausdruckt. Z. B. ein **Menſch**, ein **Thier** ſeyn. In dieſem Verſtande kann man eins von dem andern bejahen, z. B. man kann ſagen; ein **Menſch** ſeyn heiſſt **ein Thier** ſeyn. Bey den Realitäten verhält ſich der Fall ganz anders. Da kann man nicht ſagen, die **Menſchlichkeit** oder (wenn man dies Wort lieber hört,) die **Menſchheit!** iſt die **Thierheit.** Jene iſt das ganze Weſen des Menſchen, dieſe nur **ein Theil** deſſelben. Demohnerachtet haben dieſe abſtrackte, unvollſtändige Dinge, die man durch abſtrackte reelle Wörter bezeichnet, ihre Gattungen und Arten, welche gleichfalls durch **reelle abſtrackte** Wörter ausgedruckt werden. Man kann alſo wohl annehmen, daß eins von dem andern prädizirt werde, wie ich dies an der Gerechtigkeit als einer Tugend gezeigt habe.

Philalethes. Die Subſtanzen haben nur wenige **abſtrakte** Namen. Nur die Scholaſtiker führten die Namen *Humanitæt*, – *Animalitæt*, *Corporeitæt* ein; man hat in der Folge nicht für gut beſunden, ihre Grillen fernerhin zu gebrauchen.

Theophilus. Dies kommt daher, weil man nur wenig dergleichen Worte nöthig hatte, um Beyſpiele wählen zu können, und dadurch die allgemeine Notionen zu erläutern. Deshalb muß man dieſe Schulſprache nicht ganz und gar verachten. Wenn die Alten das Wort **Menſchheit** nicht in dem Sinne der Schulen brauchten, ſo ſagten ſie die **menſchliche Natur.** Und dies war dann daſſelbe. Eben ſo ſagten ſie: **die Gottheit,** oder die **göttliche Natur.** Die Theologen muſten nun auch von dieſen beyden Naturen, und von den reellen Accidenzen reden. Daher gewöhnte man ſich in den **philoſophiſchen** und **theologiſchen** Schulen an dieſe abſtrakte **Entitäten** mehr, als nöthig und nützlich war *).

Neuntes

---

*) Aus der Geſchichte des Lehrſatzes von den beyden Naturen in Chriſto, und der ſogenannten Communicatione Idiomatum

Neuntes Hauptſtück.

Ueber das Mangelhafte der Wörter.

Philalethes.

§. 1. Bis itzt haben wir von einem **doppelten Gebrauch** der Wörter geredet:

Einmal vermittelſt ihrer unſre eigene Gedanken aufzeichnen.

Zweytens unſre Gedanken auch andern mittheilen zu können.

Dieſer **doppelte** Gebrauch wird uns die Vollkommenheit und Unvollkommenheit der Wörter gar bald kennen lehren.

Wenn wir bloß zu uns reden, ſo iſt es allemal gleichgültig, was für Wörter wir gebrauchen, wenn wir ſie nur beſtändig in einem und demſelben Sinne nehmen, und ihn nicht ſo oft verändern.

Der **zweyte** Gebrauch der Wörter, die **Mittheilung** der Gedanken iſt wiederum zweyfach:

Einmal der bürgerliche.

Hiernächſt, der philoſophiſche.

Der **bürgerliche** Gebrauch findet in den gewöhnlichen Geſellſchaften, und bey den Unterhandlungen und Geſchäften des Lebens ſtatt.

Der **philoſophiſche** hingegen alsdann, wenn man von einer gewiſſen Sache genaue und beſtimmte Begriffe geben,

---

tum, iſt es zur Gnüge bekannt, zu was für unnützen, und oft läppiſchen Beſtimmungen derſelbe Gelegenheit gegeben habe. Ueberhaupt wäre es zu wünſchen, daß man dergleichen nur Hader erregende Diſtinktionen ganz und gar aus der Theologie verbannen wollte.

Anm. des Ueberſetzers

geben, und gewiſſe Wahrheiten durch allgemeine Sätze ausdrücken will.

Theophilus. Da haben Sie ganz Recht. Die Wörter ſind nicht bloß **Merkmale**, (*Notae*) für uns ſelbſt, ſo wie etwa die Characktere derſ Zahlen, oder die Buchſtaben in der Algebra; ſondern auch **Zeichen** für andre. Wir gebrauchen die Wörter als Zeichen, **theils** bey der Anwendung allgemeiner Grundſätze aufs gemeine Leben oder auf individuelle Fälle; **theils** bey Erfindung oder Berichtigung dieſer allgemeinen Grundſätze. Im erſten Fall nennen wir dieſen Gebrauch den **bürgerlichen**, im zweyten heiſt er der **philoſophiſche**.

Philalethes. §. 5. In folgenden Fällen iſt es überaus ſchwer, den Begrif eines jeden Wortes zu erlernen und zu behalten.

Erſtlich; **wenn die Begriffe ſehr zuſammengeſetzt ſind.**

Zweytens; **wenn die Begriffe, aus welchen ein neuer entſteht, keine natürliche Verbindung untereinander haben, ſo daß in der Natur kein figirter Maaßſtab, und kein Modell iſt, nach welchem ſie berichtiget und in ihre gehörige Ordnung gebracht werden könnten.**

Drittens; **wenn man das Modell nicht ſogleich erkennen kann.**

Viertens; **wenn die Bedeutung des Worts und das Sachweſen nicht vollkommen einerley ſind.**

Die Namen der zufälligen Beſchaffenheiten ſind in ihrer Bedeutung einer großen Zweydeutigkeit und Unvollkommenheit aus den zwey erſteren **Urſachen** wegen unterworfen: und die Namen der Subſtanzen ſind es aus den zwey **letzteren**. Da die Idee der zufälligen Beſchaffenheiten ſehr zuſammengeſetzt iſt, wie es die Idee des größten

ſten Theils der moraliſchen Wörter iſt, ſo verbinden nun auch ſehr ſelten zwey verſchiedene Perſonen eine und dieſelbe Bedeutung mit ihnen. Auch der Mangel der Modelle iſt an der Zweydeutigkeit dieſer Wörter Schuld. Derjenige, z. B. der das Wort, *brusquer* (**mit Worten anfahren**) erfand, verband mit demſelben Begriffe, ſo wie es ihm beliebte; die hingegen, welche es in dem Sinn nehmen wollen, wie er es nahm, wiſſen nun gerade nicht immer die eigentliche Bedeutung, die er in Gedanken hatte; er hatte ihnen auch kein beſtändiges Modell zurückgelaſſen.

Der gemeine Gebrauch beſtimmt freylich den Sinn der Worte in dem täglichen Umgange und der gewöhnlichen Geſellſchaft; es fehlt ihm aber die Genauigkeit, und faſt täglich ſtreitet man darüber, ob dieſe oder jene Art ein Wort zu gebrauchen, der eigentliche Verſtand der Sprache ſey, oder davon abgehe. Das Wort **Ruhm** ertönt in vieler Munde, und ſehr ſelten wird es einer gerade in dem Sinne nehmen, in welchem es der andre nimmt.

Die moraliſchen Wörter ſind in dem Munde der meiſten Leute faſt nichts als leere Töne, wenigſtens iſt ihre Bedeutung ungemein unbeſtimmt, dunkel und verworren. Man darf nur einer Unterredung über die **Ehre**, den **Glauben**, – die **Gnade**, – die **Religion**, – über die **Kirche** beywohnen, um die eigene Erfahrung zu machen, wie verſchiedene Begriffe man mit dieſen Wörtern zu verbinden pflege, zumal wenn es etwa eine Kontroverſe betreffen ſollte. Daraus kann man nun beurtheilen: daß, wenn es bereits viel Mühe macht, den Sinn der Wörter zu treffen, die unſere Zeitgenoſſen gebrauchen, es noch weit ſchwerer halten müſſe, **alte Schriften** gehörig zu interpretiren. Das beſte iſt, daß man ſich um den Verſtand ſolcher Werke des Alterthums nicht zu bekümmern nöthig hat, es müſte dann ſeyn, daß ſie Dinge enthielten, **die wir glauben**, oder **thun** müſſen.

Das Studium der Alten ſchafft mannichfaltigen Nutzen.

Theophilus. Ihre Bemerkungen ſind ungemein richtig. Da wir aber doch vor allen Dingen die heilige Schrift verſtehen müſſen, und die römiſchen Geſetze in einem großen Theile von Europa **gange und gebe** ſind; ſo müſſen wir zu gleicher Zeit ſehr viele von den Werken der Alten, – die Rabbinen, – die Kirchenväter, – ſelbſt die Profangeſchichtſchreiber dabey zu Rathe ziehen. Auſſerdem verdienen die alten Mediciner fleißig ſtudiert zu werden. Die practiſche Arzneykunde der Griechen iſt von den Arabern auf uns gekommen. Freylich wurden, ſo zu reden, die Quellen von den Arabern etwas unrein gemacht. Doch ließ ſich das Quellwaſſer bald wieder läutern, ſobald man zu den Griechen Zuflucht nahm. Die Araber haben immer einen weſentlichen Einfluß auf das Studium der Arzneykunde. **Ebenbitar**, z. B. der in ſeinen Schriften über die **mediciniſchen Kräuter** den **Dioſcorides** abkopirt hat, dient ſehr oft zum Kommentator. Ueberhaupt können nächſt der Religion und Geſchichte, vorzüglich in dem empiriſchen Theile der Medicin die Nachrichten der Alten, und die bey denſelben gemachten Gloſſen von erheblichem Belange ſeyn. Deshalb ſchätze ich diejenigen Arzneygelahrten vorzüglich, die die Alten ſtudiert haben, und es iſt mir nicht lieb, daß der in beyden Fächern ſo berühmte **Reineſius** mehr Zeit auf die Schilderung der Sitten und Gebräuche der Alten gewandt hat, als auf ſein Werk über ihre Kenntniß der Natur, wo er ungemein viel hätte leiſten können. Wenn einmal die Griechen, – die Lateiner und die Araber erſchöpft ſeyn werden, ſo werden die Chineſer, die noch alte Werke genug in ihren Händen haben, in die Höhe kommen, und für die Kritik manche intereſſante Dinge liefern; ohne der antiken Schriften der Perſer, – der Armenier, der Copten, und der Braminen itzt zu gedenken, die man ganz gewiß einmal aus dem Staube wieder hervorſuchen wird, um auch keine einzige Aufklärung zu verſäumen, die uns das Alterthum durch **Thatſachen** und durch **Ueberliefrung**

ihrer Lehrſätze verſchaft. Wenn kein Werk des Alterthums mehr ~~vorhanden~~ ſeyn wird, ſo werden die Sprachen die Stelle der Bücher einnehmen, und die älteſten Monumente des Menſchengeſchlechtes ſeyn. Mit der Zeit wird man alle Sprachen der Welt in Wörterbücher und Sprachlehren einzeichnen, und unter ſich vergleichen. Das würde **ſowol** für die Kenntniß der Sachen ſelbſt, (denn die Namen ſind oft Abdrücke ihrer Eigenſchaften, z. B. dienen die Benennungen der Pflanzen, bey den verſchiedenen Völkern der Erde,) **als auch** für das Studium unſrer Seele, und der bewunderswürdigen Mannichfaltigkeit ihrer Wirkungen groſſen Einfluß haben. Nicht einmal des Urſprunges der Völker zu erwähnen, den richtige Ethymologien, worauf uns die Vergleichung der Sprachen unter einander am ſicherſten führen werden, in ein weit helleres Licht ſetzen können.

Dieſe Betrachtungen führen dann wol ganz natürlich auf den ausgebreiteten Nutzen der **Critik**, die bey ſo manchen ſonſt berühmten Philoſophen in ſchlechtem Credit ſtehet, daß er von der **Philologie** überhaupt nur immer mit der gröſſeſten Verachtung ſpricht. Noch geraume Zeit werden die Critiker Stof zu Unterſuchungen finden, die von wichtigem Belang ſeyn können, wenn ſie nur nicht zu ſehr an Kleinigkeiten hangen wollten. Sie haben ohnedem erheblichere Gegenſtände ihres Forſchens vor ſich, ob gleich jene öfters zur Entdeckung großer und fruchtbarer Wahrheiten nothwendig erfordert werden.

Nutzen der Critik.

Doch ich habe mich einigermaſſen von der Hauptſache entfernt, worüber ich aber um deſto gewiſſer Verzeihung zu erhalten gedenke, weil die Bedeutung der Wörter und die Interpretation der alten Autoren insbeſondre einen anſehnlichen Theil der Critik ausmachen. Itzt komme ich auf die abgebrochene Materie zurück.

Es ſteht in unſerer Gewalt, den Wörtern einen feſten Sinn zu geben.

Die von Ihnen angezeigten **vier** Hauptfehler der Namen können ſämtlich verbeſſert werden, zumal da die Schrift erfunden iſt. Ueberhaupt iſt unſre Nachläſſigkeit einzig und allein daran Schuld, daß wir ſie noch immer begehen. Die Bedeutungen der Wörter ſtehen ja in unſrer Gewalt, wenigſtens in einer gelehrten Sprache, wo es nur auf Verabredung und Uebereinſtimmung der Gelehrten ankommt, und wodurch folglich alle Verwirrung auf das ſicherſte verhütet werden kann. Es giebt **zwey** andre Mängel, die man nicht ſo leicht wird verhüten können. Der **eine** beſtehet in der Ungewißheit, ob die Begriffe auch zuſammen combinirt werden können, weil ſie die Erfahrung nicht alle in einem Subjekt combinirt darſtellet: der **andre** darinn: daß man von den in die Sinne fallenden Dingen nur eine vorläufige und unvollſtändige Erklärung geben kann, indem es uns an Verſuchen fehlet, um ſie vollſtändiger zu machen. Allein hievon habe ich ſchon mehr als einmal geredet.

Philalethes. Ich will noch eins und das andre zur Erläuterung der von Ihnen bemerkten Fehler hinzufügen. Der **dritte** von den angezeigten Fehlern iſt meiner Meynung nach daran Schuld, daß unſre Erklärungen nur vorläufig ſind, weil wir nemlich die ſinnlichen Modelle der Dinge, oder die ſubſtanzialiſchen Weſen der körperlichen Natur nicht hinlänglich kennen. Eben daher kommt es, daß wir nicht wiſſen, ob wir die ſinnliche Beſchaffenheiten, die die Natur nicht combinirt hat, combiniren können; denn wir dringen nicht tief genung in ihr Innres ein. Wenn nun die Bedeutung der Wörter, die man für die zuſammengeſetzten Zufälligkeiten erfunden hat, aus Mangel der Modelle, worauf ſie ſich beziehen, zweifelhaft und ungewiß iſt, ſo iſt es die Bedeutung der Namen, die man den ſubſtanzialiſchen Weſen giebt, gerade aus dem entgegengeſetzten Grunde, weil ſie etwas anzeigen ſollen, was den würklich vorhandenen Dingen gleich iſt, und mit den von der Natur ſelbſt gegebenen Modellen in genauen Zuſammenhang ſtehet.

Theophilus. Den Ideen, die wir von den Subſtanzen haben, iſt dies keinesweges weſentlich. Mehr als einmal habe ich mich hierüber, meiner Meynung nach, ſehr vollſtändig erklärt. Aber darinn bin ich mit Ihnen ganz einig, daß die nach der Natur gebildete Begriffe die ſicherſten, und zugleich die nützlichſten ſind.

Philalethes. §. 12. Nehmen wir bloß auf die von der Natur uns gegebne Modelle Rückſicht, ohne der Imagination ein anderes Geſchäfte, als das Behalten der Vorſtellungen einzuräumen, ſo haben die Subſtanzen, wie ich ſchon gezeigt habe, nach ihrem gewöhnlichen Gebrauche ein **doppeltes** Verhältniß. **Zuvörderſt** ſollen ſie die wahre und innere Einrichtung der Dinge bemerken, – da man aber die Muſter, auf die ſich die Namen beziehen, nicht kennet, ſo können auch die Bedeutungen niemals nach dergleichen Muſtern eingerichtet und beſtimmt werden.

Theophilus. Davon iſt hier die Rede gar nicht. Wir reden von ſolchen Ideen, von welchen wir Muſter vor uns haben. Das innre Weſen liegt in den Dingen; das Muſter ſelbſt kann es aber nicht ſeyn.

Philalethes. Das **zweyte** Verhältniß iſt das, worinnen die Namen der Subſtanzen unmittelbar mit den einfachen Ideen ſtehen, die in einer Subſtanz auf einmal exiſtiren. Weil nemlich dieſe einfachen Begriffe, die in dem Subjekte zugleich vorhanden, und mit denſelben verbunden ſind, eine ziemlich große Zahl ausmachen, und alle ein gleiches Recht haben, in den zuſammengeſetzten Artbegrif, die der Artname bemerken ſoll, mitzukommen: ſo bildet man daraus ſehr verſchiedene Begriffe, ohnerachtet man ein und daſſelbe Subjekt zu betrachten ſich vornimmt; **theils** durch die verſchiedene Combination der einfachen Ideen, aus denen ſie beſtehen, **theils** weil die einfachen Eigenſchaften gröſtentheils Kräfte ſind, mithin in andern Körpern viele Veränderungen verurſachen, oder von andern Körpern dergleichen annehmen können. Man beobachte nur einmal, was für verſchiedene Veränderungen eins der geringſten Metalle bloß vermittelſt der verſchiedenen Anwendung des Feuers annehmen kann, und wie viel mehrerer Veränderungen es in der Hand des Chymiſten durch Anwendung andrer Körper fähig ſey. Uebrigens läßt ſich der **Eine** bey der Kenntniß des Goldes an der Farbe und Schwere genügen; ein **Andrer** macht die Schmelzbarkeit zu einer nothwendigen Eigenſchaft; ein **Dritter** hält für nöthig, in ſeinem Begriffe von Golde die Auflöslichkeit in Goldſcheidewaſſer mit der Farbe zu verbinden.

Ueberhaupt iſt es bey der öfters ſo merklichen Aehnlichkeit der Dinge unter ſich ungemein ſchwer, die Verſchiedenheiten genau und beſtimmt anzugeben.

Theophilus. Freylich: da die Körper ſo ſehr verfälſcht, und nachgemacht werden können, ſo macht es nicht wenig Mühe, ſie von andern zu unterſcheiden, und wieder zu erkennen. Z. B. das Gold wird bey ſeiner Auflöſung ungemein entſtellt, ſo bald man es aber **präcipitirt**, oder das Waſſer **diſtillirt**, hat man es wieder, wie vorhero. Das nachgemachte Gold, oder der ſogenannte **Stein der Weiſen** wird durch die Probierkunſt geläutert und als wahres Gold erkannt. Da nun nicht ein jeder dieſe Kunſt verſteht, ſo iſt es gar kein Wunder, wenn nicht alle Menſchen eine und dieſelbe Idee vom Golde haben. Gewöhnlicherweiſe machen ſich auch nur die Kunſtverſtändige vollſtändige und genaue Begriffe von den Gegenſtänden.

Philalethes. Indeſſen verurſacht dieſe Verſchiedenheit in dem **gemeinen bürgerlichen** Umgang nicht ſo viel Unordnung, als in **philoſophiſchen Unterſuchungen.**

Theophilus. Das würde nichts zu ſagen haben, wenn nur nicht daraus in der **Praxi** nachtheilige Folgen entſtehen könnten; denn hier iſt oft ſehr viel daran gelegen, daß man nicht ein *qui pro quo* mache, ſondern vielmehr die unterſcheidende Kennzeichen einer jeden Sache wiſſe, oder doch erfahrne und einſichtsvolle Leute um Rath fragen könne. Vor allen Dingen hat dies bey **trocknen** und **Materialwaaren** viel auf ſich, weil dieſe einen gewiſſen Werth und Preis haben, und wir ihrer bey wichtigen Vorfällen bedürfen.

Die **philoſophiſche Unordnung** wird wohl bey dem Gebrauch der allgemeinen Wörter ſtattfinden.

Philalethes. Weniger zweydeutig ſind in meinen Augen die Namen der **einfachen Ideen**: denn nur ſehr ſelten werden wir uns in den Wörtern **weiß**, **bitter**, u. d. gl. irren.

Theophilus. Es bleibt indeſſen doch allemal einige Ungewißheit übrig. Ich habe bereits die **angränzenden Farben** zum Beyſpiel angeführt, welche ſich zwey verſchiednen Gattungen nähern, deren eigentliche Gattung aber allemal zweifelhaft bleibt.

Philalethes. 16. Nächſt den Benennungen der einfachen Ideen ſind die Namen der vermiſchten Modorum am wenigſten zweydeutig und unbeſtimmt. Hieher gehören die Namen **Figur**, und **Zahl**. Die zuſammengeſetzten Modi, und die Subſtanzen ſelbſt verurſachen die mehrſte Verwirrung.

21. Vielleicht mochte man dieſe Mängel mehr auf die Rechnung unſers Verſtandes ſetzen, als den Worten ſelbſt aufbürden wollen. Darauf läßt ſich folgendes antworten: **daß ſich die Worte zwiſchen unſern Verſtand, und zwiſchen die Wahrheit, die er betrachten will, ſo ſehr ſetzen, daß ihre Verwirrung und Dunkelheit, gleich einem ~~[illegible]~~, wodurch**

die Strahlen von den ſichtbaren Gegenſtänden gehen, nicht ſelten unſre Augen benebeln, und unſern Verſtand berücken. Wollte man indeſſen die Unvollkommenheit der Sprache, als das Werkzeug unſrer Erkenntniß in genauere Erwägung ziehen, ſo würden die meiſten Streitigkeiten, die in der Welt ein ſo großes Aufſehn machen, von ſelbſt hinwegfallen; und der Weg zur Erkenntniß, vermuthlich auch der Weg zur Einigkeit würde geöffneter und urbarer ſeyn, als er itzt iſt.

Theophilus. In ſchriftlichen Abhandlungen würde man ſchon gegenwärtig dieſen Entzweck erreichen, wollte man nur allgemeine Geſetze entwerfen; aber dann auch dieſen Regeln treu bleiben. Bey mündlichen Vorträgen, und unvermutheten Unterredungen wäre aber freylich eine große Veränderung in der Sprache ſelbſt nöthig. An einem andern Orte habe ich dieſe Sache bereits unterſucht.

Philalethes. So lange dieſe Verbeſſerung und Veränderung noch nicht zu Stande gekommen iſt, und dies möchte wol ſo bald noch nicht geſchehen, ſo muß uns eben dieſe einmal vorhandene Zweydeutigkeit und Ungewißheit der Worte auf eine gewiſſe Beſcheidenheit führen, beſonders dann, wenn wir die alten Autoren nach unſerm Sinne erklären, weil man bey den griechiſchen Schriftſtellern finden wird, daß faſt ein jeder eine verſchiedene Sprache und Schreibart habe.

Die griechiſche Sprache hat ſich nur ſehr wenig verändert.

Theophilus. Wenn ich bedenke, wie vielfältige Veränderungen wir bey den lateiniſchen Schriftſtellern, und wie noch häufigere bey den deutſchen, franzöſiſchen und engliſchen antreffen, ſo muß es freylich auffallend ſeyn, daß die griechiſchen, welche doch der Zeit und dem Orte nach, ſo weit von einander abſtehen, als **Homer**, – **Herodot**, – **Strabo**, – **Plutarch**, – **Lucian**, – **Euſebius**, – **Procopius**, – **Photius**, ſich ſo ſehr nahe kommen.

Die Urſache iſt keine andere, als dieſe: – Seit **Homers** Zeiten und noch weiter zurück, ſeit **Athens** blühenden Zuſtande haben die Griechen immer fürtrefliche Schriftſteller gehabt, die ſich die Nachwelt als Muſter einer guten Schreibart wählte; – – denn die gemeine Sprache der Griechen muſte ſchon zur Zeit der Herrſchaft der Römer viele Veränderungen gelitten haben. Eben daher iſt es zu erklären, daß das Italiäniſche weit weniger abgeändert worden iſt, als das Franzöſiſche. Die Italiäner haben immer bewährtere Schriftſteller gehabt, deren Ruhm weit länger dauerte, als die Franzoſen. Noch itzt ſchätzen ſie einen **Dante**, – **Petrarch**, – **Bokaz**, und andre Gelehrte aus einem Zeitalter, aus dem die franzöſiſche Gelehrte nicht einmal mehr genannt werden.

Zehntes Hauptſtück.

Ueber den Mißbrauch der Wörter.

Philalethes.

Auſſer dieſen natürlichen Mängeln der Sprachen giebt es auch manche, woran der freye Wille Schuld hat, und die aus Nachläßigkeit entſtehen. Dies iſt der **Mißbrauch der Wörter**. Der erſte und ſichtbarſte Mißbrauch beſteht darinnen, daß man keinen klaren Begrif mit ihnen verbindet. Von dergleichen Wörtern giebt es eine doppelte Art. **Einige** haben weder in ihrem Urſprung, noch in ihrem gewöhnlichen Gebrauch einen klaren Begrif gehabt. Die philoſophiſchen und theologiſche Sekten haben ſie nur deßhalb eingeführt, damit ſie eine ſeltſame auffallende Meynung vertheidigen, oder dieſe und jene ſeichte und unbewieſene Stelle aus ihrem Syſtem darinn einhüllen könnten. Für die Glieder der Sekten ſelbſt ſind ſie indeſſen jederzeit deutliche und unterſcheidende Charaktere. **Andre** Wörter haben in ihrer urſprünglichen Bedeutung, und in ihrem eigentlichen Gebrauch allerdings einen klaren Begrif; – man hat ſie aber nach und nach auf ſehr intereſſante Gegenſtände angewandt, ohne einen gewiſſen Begrif auf beſtändig mit ihnen zu verknüpfen. Auf dieſe Art werden die Wörter **Weisheit**, – **Ruhm**, – **Gnade** zum öftern gebraucht.

Theophilus. Ich nehme die Anzahl der nichtsbedeutenden Wörter lange nicht ſo groß an, als man gemeiniglich glaubt. Zeit, – Nachdenken, – und ſorgfältige Achtſamkeit würden die Lücken gar bald ausfüllen, und nähere Beſtimmungen machen. **Weisheit** ſcheint nichts anders zu ſeyn, als die Wiſſenſchaft glückſeelig zu werden. „Die **Gnade** beſteht in dem Guten, das man jemanden erzeigt, der es nicht verdient, und es doch nöthig hat.“ Und der **Ruhm** beſteht in der Meynung, die man von dem vorzüglichem Werthe eines andern hat.

Philalethes. Ich mag itzt nicht drauf denken, ob ſich gegen dieſe Definitionen manches erinnern lieſſe; – ich wende mich vielmehr zur näheren Unterſuchung über die eigentlichen Urſachen dieſes Mißbrauches der Wörter.

Zuvörderſt lernt man eher Wörter, als Begriffe, die ſich für die Wörter paſſen. Da man ſich von der Wiege an dies angewöhnt, ſo pflegt man auch lebenslang dabey zu bleiben. Wenn ſich nun auch gleich die meiſten Menſchen damit in den gewöhnlichen Vorfällen des Lebens behelfen, wo ſie es für nöthig befinden, von andern verſtanden zu werden, und ſich daher der Zeichen bedienen, bis man ſie verſteht; ſo macht doch dieſe große Leere von Bedeutung ihrer Wörter ihr Geſpräch größtentheils zu einem unverſtändlichen, verworrenen Gewäſch, beſonders in Geſprächen über moraliſche Dinge. Sie brauchen die Wörter ſo, wie ſie etwa unter ihren Nachbaren im Gebrauche ſind, um nur nicht das Anſehen zu haben, als wüßten ſie ihre eigentliche Bedeutung nicht. Sie bedienen ſich derſelben mit der gröſten Zuverläßigkeit, ohne an eine gewiſſe und beſtimmte Bedeutung im Ernſte zu denken. Sie erhalten dadurch noch den Vortheil, daß, da ſie bey ſolchen Unterredungen nur ſehr ſelten richtig urtheilen, ſie nun auch ſelten überzeugt werden, daß ſie Unrecht haben. Sie aus ihrem Irthum herausreiſſen zu wollen, hieſſe eben ſo viel, als wenn man einen Landſtreicher aus ſeiner Behauſung zu werfen verſuchte.

Urſachen des Mißbrauches der Wörter.

Theophilus. Bey der großen Nachläßigkeit, mit der man die Ausdrücke oder die Wörter gemeiniglich erklärt, iſt es immer noch zu verwundern, daß die Kinder die Sprachen ſobald lernen können, und daß man noch immer ſo genau und richtig ſpricht: indem man die Kinder ſo wenig in ihrer Mutterſprache unterrichtet, und ſo ſelten an vollſtändige und beſtimmte Erklärungen denkt, — denn diejenigen, die man gemeiniglich in den Schulen lernt, gehen nicht auf die Wörter, die in den gewöhnlichen Geſchäften und Vorfällen des Lebens gebraucht werden. So häufig es nun auch zu geſchehen pflegt, daß die Menſchen ſelbſt bey ernſthaften Unterſuchungen, wenn ſie ganz und gar ihrem Syſtem treu bleiben, Unrecht haben; ſo habe ich doch nicht ſelten bemerkt, daß ſie in ihren ſpekulativiſchen Unterſuchungen über Gegenſtände, die ihrer Geiſtesfähigkeit angemeſſen ſind, auf beyden Seiten Recht haben; die Gegenſätze ausgenommen, die ſie ſich einander machen, und worinnen ſie die Meynung des andern gemeiniglich ganz unrichtig erklären, und übel aufnehmen. Unrichtiger Gebrauch der Wörter, — **Geiſt des Widerſpruchs** und **Stolz**, ſind die nächſten Urſachen davon.

Philalethes.

Zweytens; die Unbeſtändigkeit beſonders bey den Gelehrten im Gebrauche der Wörter verurſacht gleichfalls einen großen Mißbrauch derſelben. Es bleibt indeſſen allemal ein offenbarer Betrug, und, wenn es mit guten Willen geſchieht, ſo iſt es **Narrheit** oder wohl gar **Argliſt**. Wenn z. B. jemand in ſeinen Abrechnungen mit andern ein V. für ein X. ſetzen wollte, würde man wol einem ſolchen Menſchen in der Zukunft nur das geringſte anvertrauen? – –

Theophilus. Ich an meinem Theile halte dieſen unter Gelehrten und unter dem großen Haufen allgemeinen Mißbrauch nicht ſowol für Hinterliſt und Betrügerey, als für Nachläßigkeit und Leichtſinn. Gewöhnlicherweiſe gränzen die verſchiedene Bedeutungen eines und deſſelben Wortes nahe zuſammen; daraus entſteht die Vermiſchung der Bedeutungen untereinander, weil man ſich nicht Zeit genug nimmt, ſeine Worte mit der nöthigen Sorgfalt vorhero zu überlegen, ehe man ſie ſagt. Man gewöhnt ſich zu Tropen und Figuren, und haſcht bloß nach dem, was äuſſerlich glänzt und das Auge blendet *). Vergnügen – Amüſement, und Schein erjagen nicht ſelten den Vorrang vor der Wahrheit, – nicht einmal zu gedenken, daß die Eitelkeit auch dabey ihr Spiel hat.

Philalethes.

Drittens; jene affektirte **Dunkelheit** macht gleichfalls einen Mißbrauch in der Sprache aus; es ſey nun, daß man alten **Wörtern** neue und ungewöhnliche **Bedeutungen** giebt; oder daß man neue **Wörter** einführt, ohne jene zu erklären. Die alten Sophiſten, die **Lucian** ſo lächerlich macht, hüllten, weil ſie über alles reden wollten, ihre große Unwiſſenheit in den Schleyer dunkler, unverſtändlicher Worte ein. Die **Peripatetiker** waren dieſes Fehlers wegen ſonderlich bekannt: auch andere jüngere Sekten ſind nicht ganz davon frey geblieben. Hieher das Wort **Ausdehnung**, das man nicht ſelten mit dem Wort **Körper** zu vermiſchen pflegt.

---

*) Eine ungemein heilſame Lektion für pedantiſche Schullehrer, die in eitle, gewagte, und blumenreiche Ausdrücke den Werth ihrer Chrien und Schulreden ſetzen, die ſie dann mit ſtolzirender Selbſtgefälligkeit von ihren Schülern peroriren anhören. Man darf in der That nur gewiſſen Schulexaminibus beywohnen, um ſich hievon zu überzeugen; — da ſitzt manchmal der Herr Lehrer mit holdem Lächeln, der ſchönen Deklamation zuzuhören, die ſein reſp. Schüler hält.

Auch allen den Geiſtlichen dient dies zur Warnung, die die Hieroglyphen, — Bilder und Tropenſprache mit ſo vielem Beyfalle zu reden gedenken, und ſich darinn ſo ſtark verlieben, daß ſie darüber Kraft und Nachdruck in Beweiſen vergeſſen.

Anm. des Ueberſetzers.

Die **Logik**, oder, daß ichs beſſer ſage, die **Diſputirkunſt** hat auch ſehr viel beygetragen, unverſtändliche und dunkle Ungewißheit über die Unterredungen zu verbreiten. Die Erfahrung hat es zur Gnüge gelehrt, daß alle Lehrer der **Dialektik** dem Staate nicht nur nicht nützlich, ſondern vielmehr ſchädlich und nachtheilig geweſen ſind. Da hingegen Leute, die von der Gelehrſamkeit keine Profeßion machen, zu den Geſchäften des gemeinen Lebens weit brauchbarer ſind als ſie *). Alles Verdienſt, das ſie haben, beſteht in der allgemeinen Bewunderung, die ihnen von dem Hauſen der Unwiſſenden wiederfähret. Man hält ſie für unüberwindlich, weil ſie ſich gleichſam hinter Hecken und Dornen verſchanzen, in die man ſich nicht gerne hinein waget. Die ungereimteſte Dinge bekommen ſchon alsdann einen Anſtrich von Wahrheit, wenn man ſie in Dunkelheit einzuhüllen verſtehet. Der gröſte Schaden einer ſolchen eitlen und unnützen Spitzfündigkeit beſteht darinnen: daß dadurch die zwey erhabene Geſetze der menſchlichen Handlungen, **Religion** und **Gerechtigkeit** merklich verdunkelt und verwirret werden.

---

*) Daraus läßt ſich das bekannte Sprüchwort erklären: ein Quentchen Mutterwitz iſt beſſer, als ein Pfund Schulwitz.

Anm. des Ueberſetzers.

Theophilus. Nur wenige Fälle ausgenommen, wo man dunkle und unverſtändliche Ausdrücke nicht nur entſchuldigen, ſondern ſo gar billigen muß, klagen Sie mit allem Rechte darüber. Unter dieſe Fälle gehören die **Räthſel**, wenn ſie an rechtem Orte, und zu rechter Zeit angebracht werden. – **Pythagoras** verſtand die Kunſt meiſterlich; – und die Morgenländer verſtehen ſie noch bis auf dieſen **Tag**. – Die **Alchymiſten**, (ſonſt nach ihrem eigentlichen Namen **Adepten**), erklären mehr als einmal, daß ſie nur ihren Lehrlingen, die in ihre Geheimniſſe eingeweihet ſind, verſtändlich ſeyn wollen. Das wäre nun freylich ganz gut, wenn dieſe Lehrlinge nur die Kunſt verſtänden, ihre Geheimniſſe zu entziffern. In gewiſſen Fällen will ich es wol zugeben, daß man manches dunkel und räthſelhaft vortrage, wenn nur der Gegenſtand einer räthſelhaften Sprache werth iſt, und das Räthſel ſelbſt entziffert werden kann. – Aber **Religion** und **Gerechtigkeit** ſetzen nothwendig klare Begriffe voraus. Eben der Mangel an Ordnung und Genauigkeit im Vortrage derſelben iſt an der großen Verdunklung mancher ihrer Lehrſätze Schuld; und das Unbeſtimmte im Ausdruck ſchadet ſicherlich mehr, als es frommen möchte *).

Daraus kann ich aber noch gar nichts widriges in Abſicht der **Logik** folgern, und ich ſehe nicht ein, warum Sie ſo ſcheel auf dieſe Wiſſenſchaft ſind, da ſie doch Ordnung und Präciſion im Denken lehren ſoll. – Man möchte ſich nur erſt mit größeren Ernſt auf dieſe

---

*) Vollen Beyfall verdient hier Leibnitz. Es wären vielleicht Zweydrittheil unſrer itzigen Voltairianer weniger, wenn ſie nicht in ihrer Jugend ſo ſeichten und leeren Unterricht in der Religion erhalten hätten. Man findet daher auch gemeiniglich bey unwiſſenden Geiſtlichen, daß ſie, um ihre Unwiſſenheit zu verbergen, oder zu beſchönigen, zu den bilderreichſten Ausdrücken, und zu einem oft ungeheuren Miſchmaſch von ganz unverſtändlichen Wörtern die Zuflucht nehmen, um nur noch immer von den einfältigen Layen bewundert zu werden.

Anm. des Ueberſetzers.

Wiſſenſchaft legen, – und ich bin Bürge, daß man alsdann nicht ſo viele Irthümer in ſeine Meynungen einſchleichen laſſen würde.

Philalethes.

Ein vierter Mißbrauch beſteht ohne Zweifel auch darinnen, **daß man die Wörter öfters für die Sache ſelbſt nimmt; oder, daß man glaubt, die Wörter und das Sachweſen der Subſtanzen wären einerley.** Wem iſt es unbekannt, der die **peripatetiſche** Philoſophie nur eingermaſſen ſtudiert hat, daß die Peripatetiker ihre ſogenannte **zehn Prädikamenten** für vollkommen übereinſtimmend mit der Natur der Dinge, daß ſie die ſubſtanzialiſche **Formen**, – die **vegetabiliſche Seelen**, – den **Abſcheu für leeren Raum**, – die **Species intentionales**, – u. d. m. für würklich exiſtirende Dinge anſahen. So haben die **Platoniker** ihre **Weltſeele**, die **Epikuräer** die **Beſtrebung ihrer Atomen nach der Bewegung, wenn ſie ruhen.** Hätte man in irgend einer Gegend der Erde, die Luft, oder **ätheriſche Vehikule** des **Morus** angenommen, ſo wurde man ſie gleichfalls für etwas Würkliches angeſehen haben.

Theophilus. „Der Fehler beſteht nicht ſowol darinnen, daß man die Wörter für die Sachen ſelbſt hält, ſondern, daß man glaubt, etwas ſey würklich wahr, was doch nicht wahr iſt." Der Irthum iſt faſt allen Menſchen gemein, er hängt jedoch nicht allein von dem Mißbrauch der Wörter ab, und hat eine ganz andre Beſchaffenheit. – Der Plan zu den Prädikamenten hat ſeinen vielfachen Nutzen; man ſollte eher auf die Verbeſſerung deſſelben, als darauf denken, wie man ihn lächerlich und unbrauchbar machen wollte. Die Subſtanzen, – die Größen, – die Beſchaffenheiten, – die Handlungen, – oder das Leiden, – und die Verhältniße, alſo dieſe fünf **allgemeine Titel** der Dinge, wären meiner Meynung nach zureichend, wenn man zumal noch die dazu nähme, die aus ihrer Zuſammehſetzung entſtehen. – Haben Sie überdem nicht ſelbſt die Ideen als Prädikamente geordnet? –

Von den **ſubſtanzialiſchen Formen** habe ich weiter oben geredet: Ob man die **Pflanzenſeelen** ſo ganz und gar, und mit Grunde verwerfen könne, weiß ich auch nicht, weil die geſcheuteſten Köpfe zwiſchen den Pflanzen und den Thieren eine gewiſſe Aehnlichkeit entdeckt haben, und, Sie ſelbſt eine Seele der Thiere anzunehmen ſcheinen. Der ſogenannte *horror vacui* läßt ſich auf die Art ſehr vernünftig erklären, indem man vorausſetzt, daß die Natur, da ſie einmal die Art der Dinge vollzählich gemacht habe, und da die Körper undurchdringlich ſind, nun auch kein Vakuum verſtatten könne.

Aber die **Species intentionales**, die die Seele mit dem Körper verbinden ſollen, exiſtiren gewiß nicht; ob man gleich die **ſinnlichen Species**, die aus dem Objeckt zu dem entfernten Organ hinfließen, einigermaſſen entſchuldigen kann, wenn man nemlich die der Bewegungen darunter mitbegreift *).

Eben ſo wenig nehm ich Platons **Weltſeele** an. Gott iſt weit über die Welt erhaben, das geiſtige Weſen, das **auſſer der Welt, oder vielmehr über der Welt** iſt.

Wenn Sie durch die **Beſtrebſamkeit der Atomen des Epikurs** die Schwere, die Sie ihnen beylegten, verſtehen, ſo haben auch dieſe nicht den geringſten Grund, weil ſie annehmen, daß Körper vermöge ihrer eignen Kraft auf eine Seite ſich bewegen. **Heinrich Morus**, ſo ein geſchickter Gottesgelehrter er auch immer war, erzwang Hypotheſen, die kein Menſch verſtehen konnte, die auch nicht einmal wahrſcheinlich waren. Hieher gehöret ſein **hylariſches Principium der Materie**, welches die Urſache der **Schwere**, der **Elaſticität**, und andrer merkwürdiger **Phänomene der Körper** ſeyn ſollten. Seine übrige Sätze habe ich nicht unterſucht; – mithin kann ich Ihnen darüber nichts gewiſſes ſagen.

---

*) In neuern Zeiten hat man die Species intentionales richtig genug zu erklären gewußt.

Man leſe hierüber Plattners Anthropologie nach, unter den Artikeln von den ſinnlichen Werkzeugen, und den ſinnlichen Impreſſionen.

Anm. des Ueberſetzers.

Philalethes. Wir wollen einmal das Wort **Materie** zum Beyſpiel nehmen. Man verſteht nemlich unter dem Wort **Materie** ein in der Materie würklich exiſtirendes, von einem Körper verſchiedenes Ding; denn ſonſt könnten dieſe beyde Ideen, eine für die andre geſetzt werden. Man kann wohl ſagen: **alle Körper beſtehn aus einer Materie**; – **aber nicht alle Materie beſteht aus einem Körper.** Eben ſo wenig wird man meiner Meynung nach, ſagen können: **eine Materie ſeye gröſſer, als die andere.** Unter der **Materie** verſtehet man nur die Subſtanz, und die Dichtheit des Körpers. Folglich denken wir uns von den verſchiedenen Materien in der Welt gerade das, nicht mehr und nicht weniger, als wir uns von der verſchiedenen Dichtheit denken. Seitdem man aber die Materie für den Namen eines gewiſſen Dinges, das nun unter dieſer Abſonderung vorhanden wäre, zu nehmen anfieng, ſo entſtand die ungeheure Menge unnützer, und nichtsbedeutender Streitigkeiten über die **erſte Materie**, die von jeher ein ſo großes Aufſehen in der gelehrten Welt gemacht haben.

Theophilus. Ihr gewähltes Beyſpiel ſcheint die peripatetiſche Schule eher zu entſchuldigen, als daß es ihr würklich etwas zur Laſt legen ſollte.

Materie und Körper ſind zwey weſentlich verſchiedene Dinge.

Wenn alles Silber eine Figur hätte, oder, damit ich mich faßlicher ausdrücke, weil alles Silber entweder von der Kunſt oder von der Natur eine Figur erhalten hat, könnte man deßhalb nicht ſagen: **das Silber ſey ein in der Natur würklich vorhandenes**, und, (wenn man es ganz genau abſtrahirt) **von allem Silbergeſchirre, und auch von dem Gelde verſchiedenes Ding.** Niemand wird wohl das Silber für eine bloſſe Eigenſchaft des Geldes zu halten ſich unterfangen.

Ganz unnütz wird es daher niemals in der Naturlehre ſeyn, von einer **erſten Materie** zu reden, und ihre Natur zu beſtimmen; ob ſie beſtändig einförmig ſey, ob ſie auſſer der Undurchdringlichkeit keine andre Eigenſchaften habe, wie ich ſelbſt nach dem **Kepler** ihr eine gewiſſe **Trägheit** (inertie) zugeſchrieben habe, ob ſie gleich niemals ganz leer ſeyn kann. Solche Räſonnements würden wir von dem reinen Silber fällen können, wenn wir kein dergleichen Silber hätten, oder wenn wir die Kunſt nicht verſtänden, es zu rektificiren.

Ariſtoteles verdient gewiß keinen Tadel, wenn er von einer **erſten Materie** ſpricht; — ſeine Schüler verdienen ihn, wenn ſie ihre Hypotheſen auf eine Meynung ihres Lehrers bauen wollen, die ſie ganz unrecht verſtanden haben. Gelegenheit gab freylich dieſer große Mann zu vielen Streitigkeiten und zu dem eitlen unnützen Galimathias; deshalb ſollte man aber doch ſeine Fehler nicht ſo auſſerordentlich vergrößern, zumal, da er viele von ſeinen Schriften nicht einmal ſelbſt herausgegeben hat.

Philalethes.

Ein fünfter Mißbrauch der Wörter beſteht darinnen: **daß man ſie für die Dinge ſezt, die ſie auf keinerley Weiſe bedeuten. oder bedeuten können.** Wenn wir ſagen: **Gold läſſet ſich ſchlagen**, ſo verſtehn wir darunter mehr, als dies: **das, was wir Gold nennen, läßt ſich ſchlagen**, (ob es gleich im Grunde auf nichts mehreres hinausläuft); — wir wollen damit ſo viel ſagen: **die Schlagbarkeit hängt** von dem Sachweſen des Goldes ab, und kann nicht davon getrennet werden.

Wenn wir die ariſtotelische Erklärung des Menſchen durch ein **vernünftiges Thier** gut finden: die platoniſche hingegen, durch ein **zweyfüßiges Thier mit breiten Nägeln und ohne Federn** verwerfen, ſo ſetzen wir ganz gewiß voraus, der Name **Menſch** bedeute in dieſem Falle das **Sachweſen einer gewiſſen Art.**

Freylich wird ein jeder, der ſich dieſer Wörter bedient, zum voraus ſetzen: daß alle dieſe Namen ſolche Dinge bemerken, welche das Sachweſen haben, wovon dieſe Eigenſchaften abhängen. – Deshalb aber bleibt der Mißbrauch doch ganz handgreiflich, wenn wir nemlich durch dieſelbe eine Sache ausdrücken wollen, davon der von uns gebrauchte Namen auf keinerley Weiſe das Zeichen ſeyn kann, weil ſie nicht in unſerm zuſammengeſetztem Begriffe mit enthalten iſt.

Theophilus. Meinem Bedünken nach iſt es unbillig, dieſen einmal eingeführten Gebrauch zu tadeln." Es iſt doch vollkommen entſchieden, daß es in der zuſammengeſetzten Idee des Goldes liege, es ſeye ein Ding, welches ein Sachweſen habe, deſſen innere Einrichtung wir nicht anders detailliren können, als in ſofern davon ſolche Eigenſchaften, wie z. B. die **Schlagbarkeit** iſt, abhängen. Damit man die Schlagbarkeit ſo behaupte, daß daraus kein~~e [illegible]~~ [illegible] entſtehe, ſo kann man ſie noch aus andern Eigenſchaften erkennen. So kann man z. B. ſagen: **ein gewiſſer ſchmelzbarer, gelber und ſehr ſchwerer Körper, den man Gold nennet, hat eine ſolche Natur, daß er noch überdem unter dem Hammer ſehr beugſam iſt, und ungemein dünne zerſchlagen werden kann.**

Die Erklärung des Menſchen, die man gemeiniglich dem Plato zuſchreibt, und die er, nur, um ſich etwas zu thun zu machen, gab, (Sie ſebſt werden ſie doch nimmermehr der andern einmal eingeführten vorziehen) bleibt ſehr unvollſtändig und erſchöpft nicht im geringſten die Sache ſelbſt. Der **Caſuar**, deſſen Sie neulich gedachten, wäre dann auch ein Menſch; – und man brauchte ihm nicht erſt die Federn auszureiſſen, wie **Diogenes** dem Hahn ſoll gethan haben, um ihn nach **Platons** Meynung zum Menſchen zu machen.

Philalethes. §. 19. Sobald in den zuſammengeſetzten Modis einer von den Begriffen, woraus der zuſammengeſetzte beſteht, weggelaſſen oder verändert wird, ſo ſieht man alsbald, daß es ein Ding von einer andern Art ſey. Hieher gehören die Wörter *Murther* (dies bedeutet im engliſchen, ſo wie das deutſche **Mord** einen freywilligen, vorher beſchloßenen Todſchlag) – *Manslaughter*, (ein zwar freywilliger, aber nicht vorherbeſchloßener Todſchlag) – *Chancemedly*, (ein Todſchlag, der ohne Abſicht zu ermorden geſchieht, und woran das Ohngefehr großen Antheil hat). Denn beydes, das ſowol, was man durch die Namen bezeichnen will, als das, was in der Sache ſelbſt liegt, (nach meiner vorigen Benennung **das Namen und das Sachweſen**) – iſt einerley.

Ganz anders verhält es ſich mit den Namen der Subſtanzen. Wenn jemand zu ſeinen zuſammengeſetzten Begrif des Goldes noch den Begrif von der **Feuerbeſtändigkeit**, oder der **Auflößlichkeit** in Goldſcheidewaſſer ſetzen wollte, den er vorher wegließ, ſo wird man nicht glauben, er habe die Art geändert, ſondern, er habe nur einen vollſtändigeren Begrif von dem verborgenen Sachweſen, dem wir den Namen Gold geben, ob wir gleich nicht den geringſten Begrif davon haben, und überdem dadurch nur in größere Schwürigkeiten verwickelt werden.

Theophilus. Ich will Ihnen itzt ganz deutlich zeigen, daß das, was Sie eben erwähnt haben, in den

Modis eben ſowol als in den ſubſtanzialiſchen Dingen angetroffen werde, daß man alſo gar nicht berechtigt ſeye, dies Verhältniß auf die Rechnung des innerlichen Weſens zu ſetzen. Hier iſt ein Beyſpiel. Man kann eine **Parabel** in geometriſchem Sinn durch eine Figur erklären, in der alle mit einer geraden Linie parallelgehende Radii, vermöge der Reflektion in einen gewiſſen Punkt, (den man den **Brennpunkt** nennt,) zuſammen vereinigt werden. Aber damit iſt denn doch nur das Aeuſſerliche, oder die Würkung, und nicht das innre Weſen der Figur, oder das, was uns den Urſprung derſelben verſtändlich machen könnte, erkläret. Ueberdem ſtehet ja noch dahin, ob eine ſolche Figur, wie man ſie ſich denkt, und die dieſe Würkung äuſſern ſoll, möglich ſey; — und darinn beſteht nach meiner Theorie das Kennzeichen, ob eine Erklärung bloß eine **Namenerklärung**, und von den Eigenſchaften hergenommen, oder ob ſie auch eine **Sacherklärung** ſey.

Demohnerachtet wird derjenige, der ſich eine Parabel denkt, und ſie bloß nach der angegebenen Erklärung unterſcheiden könnte, ſo oft er davon redet, allemal eine Figur darunter verſtehen, deren innre Einrichtung ihm zwar unbekannt iſt, die er aber zu kennen wünſcht, um ſie zeichnen zu können. Ein andrer, der ihre Natur mehr approfondirt, wird eine andre Eigenſchaft hinzuthun, und, z. B. entdecken, daß in der Figur, die man wiſſen will, der Theil der Axe, der zwiſchen der Ordinate und der Perpendikularlinie, welche in denſelben Punkt der krummen Linie gezogen ſind, aufgefangen wird, beſtändig, und der Diſtanz des **Scheitels** und des **Brennpunkts** gleich ſey. Sein Begrif iſt alſo vollſtändiger, als der, welchen jener hat, und er wird die Figur weit leichter zeichnen können, ob er ſie gleich gegenwärtig noch nicht zeichnen kann. Die Figur bleibt allemal dieſelbe, nur daß die innre Einrichtung noch unbekannt iſt.

[illegible]

Hieraus erſehen Sie, daß das, was ſie an den Wörtern finden und zum Theil tadeln, welche ſubſtanzialiſche Dinge bedeuten, ſich bey dem Gebrauch der Wörter, wodurch zuſammengeſetzte Modi ausgedruckt werden, auch finde, und ſich allda rechtfertige. Daß ſie zwiſchen Subſtanzen und zufälligen Beſchaffenheiten einen würklichen Unterſchied angenommen haben, kommt bloß daher: weil ſie auf jene Zufälligkeiten, die nur der Verſtand faſſen kann, nicht Rückſicht genommen haben. Dieſe ſind freylich ſchwer zu unterſuchen, aber gleichen hierinnen den Körpern, die man mit nicht geringerer Mühe erkennt.

Philalethes. §. 20. Ich befürchte alſo immer, das, was ich Ihnen über die Urſache dieſer Mißbräuche ſagen wollte, wieder zurücknehmen zu müſſen. Sie beſteht in der Einbildung, als wenn die Natur bey der Hervorbrigung der Dinge nach gewiſſen feſtgeſetzten Regeln würkte und einer jeden Art dadurch ihre Schranken beſtimmte, daß ſie einem jeden einzelnen Dinge, was wir unter einem allgemeinen Namen bringen, mit großem Vorbedachte eine würkliche innere Einrichtung gäbe.

Theophilus. Das angeführte Beyſpiel der geometriſchen zufälligen Beſchaffenheiten wird Sie hinlänglich überzeugen, lieber Philaleth, daß es gar nicht unrecht ſey, ſich auf das innre und das Artweſen der Dinge zu beziehen; obgleich unter den in die Sinne fallenden Dingen, (ſie mögen nun Subſtanzen, oder Modi ſeyn), von denen wir nur Namen, – und in aller Abſicht unvollſtändige Erklärungen geben, und auch ſchwerlich Sacherklärungen hoffen können, und unter den Modis, welche bloß vom Verſtande begriffen werden können, ein großer Unterſchied iſt. – Denn zuletzt können wir doch auf eine innre Einrichtung der geometriſchen Figuren kommen.

Philalethes. §. 21. Nunmehr ſehe ich allerdings ein, daß ich dieſe Beziehung auf das Weſen und die innre Einrichtung der Dinge ohne Grund unter dem Vorwande getadelt haben würde, daß wir dadurch unſre Wörter zu Zeichen entweder eines Nichts, oder einer ganz unbekannten Sache machten. Das, was uns itzt in gewiſſer Abſicht unbekannt iſt, kann auf irgend eine andre Weiſe uns einmal näher bekannt werden; – und auf das Innre der Dinge ſelbſt läßt ſich zum Theil aus den Phänomenen, welche ſich dabey bemerken laſſen, mit leichter Mühe ſchlieſſen.

Hiernächſt, wenn wir auch die Frage: ob ein ungeſtalteter Foetus ein Menſch ſeye, nicht ſogleich auflöſen können, ſo bleibt doch deßhalb die Art eben ihrer Natur nach bereits beſtimmt, indem unſre Unwiſſenheit und Unbekanntſchaft mit der Natur der Dinge, keine Abänderungen in derſelben machen kann.

Theophilus. Die geſchickteſten Mathematiker haben öfters nicht zu beſtimmen gewußt, ~~von welchen~~ Figuren / ſie die mehreſten Eigenſchaften kannten. Hieher gehören gewiſſe Linien, denen man den Namen **Perlen** gab. Man ſahe ſie eine geraume Zeit für eine beſondere Art an, und konnte nur unvollſtändige Erklärungen geben, bis man hernach ſeinen Irthum einſehn lernte, und eines andern belehrt wurde. – Und, wenn ſchon in der Geometrie ſich dergleichen Schwürigkeiten zeigen, um wie viel ſchwerer wird es halten die Arten der Natur des Körpers zu beſtimmen, die weit zuſammengeſetzter ſind.

Philalethes. 22. Ich muß nun zum **ſechſten** Misbrauch der Wörter fortgehen, um in der einmal angefangenen Aufzählung zum Ende zu kommen, ob ich gleich im Voraus ſehe, daß ich manches werde auslaſſen müſſen, was ſonſt mit allem Recht hieher gerechnet werden könnte. Dieſer ſo allgemeine, obſchon wenig bemerkte Mißbrauch beſtehet darinnen: daß, wenn man ſeit langer Zeit gewiſſe Wörter mit gewiſſen Ideen verbunden hat, man ſich nun feſt einbildet, andre Menſchen wüßten dieſen Zuſammenhang der Ideen und der Wörter, und verbänden gerade dieſelben Ideen mit denſelben Wörtern. Daher finden es auch manche Menſchen ganz überflüßig, und ſeltſam, wenn man ihnen den eigentlichen Sinn der Wörter, die Sie gebrauchen, abfrägt; – und halten es, z. B. für eine Beleidigung, wenn man ſie fragen wollte, was ſie dann mit dem Worte **Leben** für einen Begrif verbänden. Und doch würde der unbeſtimmte, weitſchweifige Begrif, den ſie davon haben könnten, ganz unzulänglich ſeyn, wenn man unterſuchet, ob eine Pflanze, die bereits in dem Saamenkorn gebildet iſt, oder das Hühnchen im Ei, oder ein Menſch in der Ohnmacht, an dem man nicht die geringſte Bewegung und Empfindung bemerkt, leben habe. Man kann es freylich in den meiſten Fällen den Menſchen verzeihen, daß ſie nicht ſo **unwiſſend** ſcheinen oder ſo ungeſtüm ſeyn wollen, beſtändig um die Bedeutung der Wörter zu fragen; ſo wie auch **die Kritiker Pedanterey verrathen würden**, wenn ſie über ein jedes Wort, das man in Geſellſchaften gebraucht, ihren bittren Tadel ergehen lieſſen. Demohnerachtet iſt bey wichtigeren Unterſuchungen eine nähere Erklärung nothwendig. Denn gar zu oft lehrt es die Erfahrung, daß Gelehrte von verſchiedenen Sekten in ihren gegenſeitigen Räſonnements eine ganz verſchiedene Sprache führen, und im Grunde doch ganz einerley denken, wenn ſie auch noch ſo ungleiches Intereſſe hätten.

Theophilus. Ueber den Begrif, den man mit dem Worte **Leben** verbinden muß, glaube ich mich hinlänglich erklärt zu haben. Das leben ſetzt allemal Vorſtellungen der Seele voraus. Sonſt ſchiene es nur ein leben zu ſeyn, und wäre doch im Grunde keins. Ein ſolch leben ſchreibt der Weſtindier der Uhr zu; – und in dem Verſtande hielt jener einfältige Stadtmagiſtrat die Marionetten für lebendig, und vom Teufel beſeſſen, und es hätte nicht viel gefehlt, ſo hätten die wohlweiſen Herren den Gaukler, der zum erſtenmal in ihrer Stadt ein dergleichen Puppenſpiel aufführte, als einen Hexenmeiſter und Zaubrer beſtraft.

Philalethes. laſſen Sie uns nun aus unſern Betrachtungen ein allgemeines Reſultat ziehen.

Wir haben in unſern Unterredungen mit andern Menſchen hauptſächlich folgende drey Abſichten der Sprache:

Erſtlich; uns gemeinſchaftlich unſre Gedanken oder Begriffe bekannt zu machen.

Zweytens; dies ſo leichte, und mit einer ſo groſſen Geläufigkeit zu thun, als nur immer möglich iſt.

Drittens; Um andern von den Dingen ſelbſt Kenntniß zu verſchaffen.

Fehlt nun eine von dieſen drey Abſichten, ſo wird die Sprache entweder gemißbraucht, oder ſie iſt mangelhaft. Man verſtoßt alſo

1) gegen die erſte Abſichten, wenn man Wörter gebrauchet, ohne einen beſtimmten und beſtändigen Begrif damit zu verbinden, davon dieſe Wörter Zeichen abgeben ſollen.

2) Gegen die zweyte, wenn man ſehr zuſammengeſetzte Begriffe, aber keine Namen für dieſe Begriffe hat. Oft iſt die Sprache ſelbſt hieran Schuld, weil ſie noch keinen Namen hat, den man zu einer ſolchen Bedeutung gebrauchen könnte. Oft iſt es ein Verſehen der Menſchen, welche für den Begrif, den ſie andern gern zu erkennen geben wollen, noch keinen Namen erlernet haben.

3) Gegen die dritte, wenn die Begriffe nicht mit den Dingen ſelbſt übereinſtimmen.

Denn

a) wer in einer Sprache Wörter braucht, ohne mit denſelben deutliche Begriffe zu verbinden, gleicht dem Scheingelehrten, der von ſeinen Büchern ein weitläuftiges Verzeichniß hat, ohne ihren Inhalt zu kennen.

b) Wer viel zuſammengeſetzte Begriffe, ohne beſondere Namen für ſie, in ſeinem Verſtande hat, gleichet einem Buchhändler, der viel ungebundene Bücher ohne Titel in ſeinem Laden liegen hätte, die er andern nur durch Zeigung der ungebundenen Blätter, und durch Vorlegung eines ſolchen Blattes nach dem andern bekannt machen könnte.

c) Wer nicht beſtändig ein und daſſelbe Zeichen für einen und denſelben Begrif feſtſetzet, iſt einem Kaufmann ähnlich, der verſchiedene Waaren unter einem Namen verkaufet.

d) Wer den Wörter einer Sprache Begriffen zueignet, die von denen verſchieden ſind, die der allgemeine Gebrauch des Landes einmal eingeführt, und autoriſiret hat, der wird bey aller Erleuchtung ſeines Verſtandes doch nicht im Stande ſeyn, vermittelſt ſolcher Wörter andern viel Begriffe beyzubringen.

e) Wer ſich Subſtanzen einbildet, die niemals geweſen ſind, wird in ſeiner Sacherkenntniß nicht weit kommen.

So wird der erſte das Wort Tarantel, oder Charité ganz vergeblich in ſeinem Munde führen. Der zweyte wird Thierarten und Erdgewächſe ſehen, ohne daß er andern einen Begrif davon zu geben im Stande ſey. Der dritte wird das Wort Körper bald für die bloſſe Ausdehnung, bald für die Ausdehnung und Dichtheit zugleich nehmen; – und unter dem Wort Frugaligalität **bald** die **Tugend**, die man ſo nennt, **bald** die an dieſer Tugend grenzende entgegenſtehende Laſter verſtehen. Ein **vierter** wird das Maulthier ein Pferd, – und den Verſchwender einen großmüthigen Mann nennen. Der **fünfte** wird mit dem Herodot in der Tartarey eine Nation ſuchen, welche ſämmtlich nur **ein** Auge hat.

Noch bemerke ich, daß die **vier** erſteren Fehler, den Namen der Subſtanzen und Modorum, der **lezte** aber nur allein den Subſtanzen gemeinſchaftlich ſey.

Theophilus. Zu Ihrem lehrreichen Bemerkungen füge ich nur noch hinzu, daß in den Begriffen, die wir von den **Accidenzen**, oder von den verſchiedenen Arten des **Sexus** haben, viel **chimäriſches** liege, daß folglich der **fünfte** Fehler beydes den Subſtanzen und Accidenzen gemein ſeye. **Der Schäfer** à la Don Quixote ſucht auf dieſe Art in den Bäumen eingeſchloſſene **Nymphen**, und gehet alle Augenblicke auf **Abendtheuer** aus.

Philalethes. Siebentens; rechne ich noch die **verblümten** Redensarten und die Anſpielungen unter den Mißbrauch der Wörter. Dies iſt nun allerdings manchem unglaublich, weil Wiz und Laune weit mehr gänge und gebe ſind, als die Wahrheit, wenn ſie im ſchmuckloſen Gewand vorgetragen wird. In Geſprächen, wo man nur gefallen will, können ſie allenfalls entſchuldigt werden. Aber im Grunde betrachtet müſſen wir doch zugeben, daß die ganze **Rhetorik**, ich nehme Ordnung und Präziſion im Ausdrucke aus, und aller künſtlicher Gebrauch der Wörter, wenn er auch noch ſo verblümt wäre, nur auf unrichtige Begriffe führe, die Leidenſchaften erhitze, den Verſtand benebele, und kurz, daß ſie in der That nichts als Betrügerey ſey. Und doch räumt man dieſer **betrügeriſchen Kunſt** einen ſo **großen Rang** ein, und giebt **den Lehrern**

derſelben ſo ſtarke Penſion *). Aber ſo iſt es nun einmal. Der Menſch bekümmert ſich ſo wenig um die Wahrheit, daß er ſich lieber hintergehen und in Irthum ſtürzen läßt. Auch mich wird man ohne Zweifel für einen frechen unverſchämten Feind deſſen anſehn, was ſchön, was erhaben, was reizend iſt; – denn noch immer beſitzt die Rhetorik, gleich dem ſchönen Geſchlechte, zu mächtige Reize, als daß man ſich unterfangen ſollte, ſich dawider aufzulehnen.

Theo-

---

*) In monarchiſchen Staaten kann die Beredſamkeit lange ſo hoch nicht gebracht werden, als in republikaniſchen. Gelegenheit, — Uebung, — Gegenſtand fehlet in den erſteren, unſre Kanzelredner, (denn die Sacke, — Zollikofere, Spaldinge u. d. gl. ſind dünne gnug geſäet), ſind gröſtentheils viel zu langweilig. Im Grunde mangelt es auch an hinlänglichen auf ganz individuelle Fälle paſſenden Stoff. — Doch hievon rede ich hier nicht.

Alle neuere Rhetoricker ſind noch nicht über den Punkt hinausgekommen, auf welchem Cicero und Quintilian ſtehen blieben. — Auſſer Erneſti kenne ich in der That nur wenige Redner in Deutſchland. Stümper ſind genug, die die Beredſamkeit in einen hochtrabenden, — geblümten, — und ſchwerfälligen Styl, und in den beſtmöglichſten Gebrauch aller nur aufzufindenden Figuren ſetzen. Das Gepränge ſolcher Gaukler bleibt indeſſen ſehr unächt, und verliert ſich gar bald. Man nehme ihren Chrien die Figuren, Sentenzen und Blumen; — ſo ſind ſie öfters höchſt eckelhaft und unausſtehlich zu hören und zu leſen. Daher werden auch manchmal die ſogenannten actus oratorii, wo die Schüler die ihnen gemachte Reden auswendig herſagen müſſen, ſehr unangenehm, beſonders wenn der Lehrer in einer ſolchen Rede allen Witz, und ſeine ſogenannte Beredſamkeit ausgekramt hat, und der Schüler, vom Meiſter angewieſen, mit dem lächerlichſten Zwang die ganze Rede hertrabet, oder herſtolpert.

Loke hat alſo nicht unrecht, wenn er ſolche Marktſchreier von der lächerlichen Seite anſiehet, und ſich wundert, daß ſie ſo hohe Penſionen haben, ſich über alle andere ehrliche Leute hinwegſetzen, und ſich gröſtentheils einen Rang anmaßen, der ihnen gar nicht gebühret. —

Anm. des Ueberſetzers.

Theophilus. Ich tadle ſo wenig Ihren Enthuſiaſmus für die Wahrheit, daß ich ihn vielmehr für den Ausbruch eines vollen warmen Herzens anſehe und lobe. Es wäre zu wünſchen, daß Ihre Gründe Eingang fänden. Sie beſtreiten die Rhetorik mit ihren eigenen Waffen, und Sie ſcheinen ſelbſt eine ganz andre Beredſamkeit inne zu haben, die jener betrügeriſchen Kunſt weit überlegen iſt. So gab es einſt eine **Venus Urania**, die **Mutter der göttlichen Liebe**, vor der ſich die andre **Venus** die **Mutter der blinden Liebe** und ihr Knabe mit verbundnen Augen nicht durften ſehen laſſen.

Eben deßhälb aber ſollten Sie Ihre Behauptung etwas mäßigen. Manche Zierrathen der Beredſamkeit gleichen den egyptiſchen Vaſen. Dieſe konnte man zur Verehrung des wahren Gottes gebrauchen. Es geht im Grunde der Beredſamkeit, wie der **Mahlerey** und der **Muſik**, wenn man ſie mißbraucht. Jene kopirt oft groteske, oft ſchlüpfrige Bilder der Imagination ab, und dieſe macht das Herz weibiſch. Beyde gewähren flüchtige, eitle Vergnügungen; aber oft zu unſerm gröſten Vortheile. Jene ſetzt die Wahrheit in ein helleres Licht, und dieſe greift das Herz an. Dieſe letzte Würkung ſollte auch die Dichtkunſt haben, die zwiſchen der Rhetorik und Muſik in der Mitte ſtehet *)

Eilftes

---

*) Eine ungemein ſchöne Bemerkung! Ich habe itzt Sulzers Theorie vor mir liegen, und ich wünſchte dem Leſer das Vergnügen mittheilen zu können, das mir die drey Artikel, Mahlererey, Dichtkunſt und Muſik abermals gemacht haben.

Herr von Leibnitz erwähnt den groſſen Nutzen der Mahlerey mit zwey Worten. Auf die Verbeſſerung des menſchlichen Herzens hat ſie einen gewaltigen Einfluß.

Ariſtoteles merkt ſchon an, daß es Gemälde gebe, die eben ſo kräftig ſind, einen laſterhaften Menſchen zu rühren und auf den Weg der Tugend zurückzubringen, als die moraliſchen Lehren der Weltweiſen. — —

Anm. des Ueberſetzers

Eilftes Hauptſtück.

Ueber die Mittel wider die vorher angezeigten Unvollkommenheiten und Mißbräuche der Wörter.

Philalethes.

Auf Ihr verbindliches Kompliment mag ich hier eben ſo wenig antworten, als in eine genauere Unterſuchung der Erforderniſſe zur wahren Beredſamkeit eindringen. Es iſt Zeit die Materie von deñ **Wörtern** zu endigen, und gegen die angezeigten Mängel und Unvollkommenheiten derſelben, einiger Mittel zu gedenken.

Eine gänzliche Reformation der Sprache in der Welt iſt eben ſo unmöglich, als es lächerlich ſeyn würde, von allen Menſchen zu verlangen, daß ſie nach dem Maaße ihrer Erkenntniß auch reden ſollten. Aber das iſt gewiß keine zu große Forderung, wenn man von den Philoſophen, die die wichtigſten und erhabenſten Wahrheiten unterſuchen und allgemeiner ausbreiten wollen, Präziſion und Genauigkeit in dem Ausdrucke verlangt. Sonſt würde ja der Irthümer, – der Vorurtheile, und der lächerlichſten Streitreden und Streitſchriften kein Ende ſeyn.

Die **erſte** Regel, die man als ein Mittel gegen die Unvollkommenheit der Wörter anſehen kann, iſt dieſe: – **man brauche kein Wort ohne Bedeutung, und keinen Namen, ohne einem Begrif, den ~~er nicht~~**
Ja. **durch** ~~jene bemerkte~~ Die Erfahrung lehrt, leider zu oft das Gegentheil, daß man nemlich Wörter wählet, ohne ihnen einen gewiſſen und beſtändigen Sinn zu geben. Hieher die Wörter **Inſtinkt**, – **Sympathie**, – **Antipathie**.

Theophilus. Die Regel iſt gut. Ob aber die gewählten Beyſpiele auf die Regel paſſen, zweifle ich beynahe.

Durch den **Inſtinkt** ſcheint man faſt durchgehends „die Neigung eines Thieres zu dem, was ihm gut iſt, zu verſtehen, ohne den Grund derſelben einzuſehen.“ Der Menſch ſelbſt ſollte billig mehr auf dieſen Inſtinkt Acht haben, der in ihm liegt, und noch beſtändig eine ſehr mächtige Triebfeder vieler ſeiner Handlungen bleibt. Es iſt daher zu bedauren, daß die ſo ſehr eingeriſſene Kunſtmethode in der Lebensart, dieſen Inſtinkt immer mehr unterdrückt, und unthätig macht. Wer ſein eigner Arzt geweſen iſt, wird darüber mannichfache Erfahrungen angeſtellet haben. Eben ſo ſind **Sympathie** oder **Antipathie** in den Körpern, die keine Empfindung haben, dasjenige, was bey den Thieren der Inſtinkt iſt, ſich näher zu verbinden, oder von einander zu trennen. Wenn uns daher auch gleich die Urſache dieſer **Neigungen** oder **Beſtrebungen** unbekannt bleibt, deren Erkenntniß allerdings heilſam ſeyn würde; ſo haben wir doch einen hinlänglichen Begrif, um uns darüber mit andern verſtändlich unterreden zu können.

Philalethes. Ein zweytes Mittel gegen die Unvollkommenheit der Sprachen wäre dieſes: daß **die Begriffe, die man mit den Namen der Modorum verbindet, wenigſtens genau und beſtimmt ſind, und daß die Ideen von den Namen der Subſtanzen auch den Dingen, ſo wie ſie würklich exiſtiren, angemeſſen ſind.** So würde z. B. der Begrif von der **Gerechtigkeit**, daß ſie in einem geſetzmäßigen Verhalten in Abſicht des Vermögens eines andern beſtehe, nicht beſtimmt genug ſeyn, wenn man von dem, was wir **Geſetz** nennen, noch keine deutliche Idee hätte.

Theophilus. Man könnte ſagen: **Geſetze** wären Vorſchriften der Weisheit, oder der Wiſſenſchaft, glücklich zu werden.

Philalethes. Das dritte Mittel beſtehet darinnen: **daß man, ſo viel als möglich, die Wörter**

zu ſolchen Begriffen anwende, die der gemeine Sprachgebrauch einmal damit verknüpfet hat.

Das vierte; daß man genau beſtimme, in was für einem Sinne man die Wörter nehme, es ſey nun, daß man neue Wörter mache; oder daß man die alten in einem andern Sinne gebrauche; oder daß ihnen der eingeführte Sprachgebrauch eine zu eingeſchränkte Bedeutung giebt. Es giebt aber auch hier verſchiedene Fälle.

Erſtlich; Wenn wir ſehen, daß jemand den Namen eines einfachen Begriffes nicht verſtebt, ſo muß man ihn entweder durch ſynonimiſche Redensarten, (wenn nemlich dieſe ihm bekannt ſind), oder durch Vorzeigung der Sache ſelbſt erklären. So kann man dem Bauer erklären, was *feuille morte* für eine Farbe ſeye, indem man ihm ſagt: es ſeye eine Farbe verwelkter Blätter, die im Herbſte von den Bäumen fallen.

Zweytens; die Namen der vermiſchten Modorum müſſen durch eine Definition erkläret werden. Daher ſind auch die moraliſchen Wahrheiten einer Demonſtration fähig. Man nimmt allda den Menſchen für ein körperliches und vernünftiges Weſen, ohne ſich um ſeine äuſſerliche Form oder Figur zu bekümmern. Eben die Definitionen verurſachen, daß die moraliſche Wahrheiten klar vorgeſtellet werden können. Es iſt leichter und beſſer, die Gerechtigkeit nach dem Begrif zu erklären, den wir uns von derſelben machen, als wenn wir erſt ein Modell auſſer uns, z. B. den Ariſtides aufſuchen wollten. Da die zuſammengeſetzte Modi faſt nirgends zuſammen vorhanden ſind, ſo laſſen ſie ſich auch lediglich durch eine Definition beſtimmen, in der die verſchiedene einfache Begriffe, die der Verſtand zuſammengefaſſet hat, nach einander angeführet werden.

Drittens: Die Subſtanzen haben gemeiniglich gewiſſe **karakteriſtiſche Haupteigenſchaften**. Dieſe ſehen wir als die deutlichſte Idee der Art an, und glauben, daß die andern Ideen, die den zuſammengeſetzten Begrif von dieſer Art ausmachen, mit ihnen verbunden ſind. Dieſe **erſte und Haupteigenſchaften** ſind bey den Pflanzen und Thieren die Figur, bey lebloſen Körpern die Farbe, und bey einigen ſind es Farbe und Figur zugleich.

Deswegen iſt **Platons** Definition des Menſchen, der des **Ariſtoteles** weit vorzuziehen. Wenigſtens brauchte man alsdann die Mißgeburten nicht zu tödten. Oft hilft der Anblick einer Sache weit mehr, als noch ſo viele Unterſuchungen, die man darüber anſtellet. Leute, die mit dem Golde umgehen, unterſcheiden bloß durch das Geſicht das ächte von dem unächten, das reine von dem vermiſchten.

Theophilus. Alles reduzirt ſich auf Definitionen, welche bis auf die **Urbegriffe** heraufgehen können. Eine und dieſelbe Sache iſt verſchiedener Definitionen fähig; — um zu wiſſen, daß ſie ſämtlich übereinſtimmen, muß man **entweder** die Vernunft um Rath fragen, indem man eine durch die andere demonſtrirt; **oder** die Erfahrung, indem man verſucht, ob ſie ſämmtlich bey einander ſeyn können.

Die **Moral** iſt freylich, was den **einen** Theil betrift, der Demonſtration fähig; — der **andere** aber gründet ſich auf Erfahrungen und auf das Temperament der Menſchen. — Was die Kenntniß der Subſtanzen betrift, ſo geben uns die Figur und die Farbe, (alſo das, was wir ſehen können,) die erſten Begriffe davon; denn eben ſie verurſachen, daß wir die Dinge ſchon von weitem unterſcheiden können. Dieſe Begriffe bleiben indeſſen ſehr mangelhaft und unvollſtändig, und bey Dingen, die uns intereſſiren, bemühen wir uns auch, die Subſtanz näher kennen zu lernen. Daß Sie aber die **platoniſche** Definition von dem **Menſchen** noch einmal herbeyziehen, fällt mir einigermaßen auf, weil ſie kurz vorher ſich dahin

hin erklärt haben, daß es in der Moral genug ſey, den Menſchen für ein **körperliches vernünftiges** Weſen zu halten, ohne auf die äuſſere Figur Rückſicht zu nehmen.

Eine geraume Zeit fortgeſetzte Uebung trägt allerdings viel bey, eine Sache gleich auf den erſten Blick zu unterſcheiden, die ein andrer vieler Verſuche ohnerachtet doch nicht unterſcheiden kann. Erfahrne Aerzte, die ein gutes Geſicht und ein treues Gedächtniß haben, können oft gleich das erſtemal durch den Anblick des Kranken die Krankheit unterſcheiden und beſtimmen, da mancher andre eine ungeheuere Menge Fragen voranſchickt, und, wer weiß, wie oft, den Puls befühlen muß, bevor er den Zuſtand der Krankheit anzugeben im Stande iſt. – Doch, – iſt es immer ſehr gut, alle Anzeichen zuſammenzunehmen.

Philalethes. Ich gebe zu, daß der, dem der Chymiſt alle Eigenſchaften des Goldes deutlich machet, eine beſſere Kenntniß von dem Golde haben werde, als ein andrer, der es bloß dem Geſichte nach unterſcheidet. Könnten wir nun noch überdem die innre Beſchaffenheit dieſes Metalls erforſchen, ſo würden wir von dem Worte **Gold** uns eben ſo leicht einen beſtimmten Begrif machen, als von einem **Dreyeck**.

Theophilus. Der Begrif würde freylich beſtimmt werden, und nichts unvollſtändiges mehr haben; aber daraus folgt noch nicht, daß er ſich mit ſo leichter Mühe und ſo bald würde beſtimmen laſſen. Es würde doch allemal eine etwas ausführliche Erläuterung und Unterſcheidung vorangehen müſſen, um den innren Bau des Goldes andern begreiflich zu machen. So giebt es in der Geometrie Figuren, von denen man eine ziemlich lange Definition geben muß.

Philalethes. Geiſter ohne Körper haben ſonder Zweifel eine weit vollkommnere Erkenntniß, als wir; – ob wir gleich die Art und Weiſe, wie ſie zu derſelben gelangen, nicht begreifen können. Sie werden ſich alſo von der innren und **Radikal**-Einrichtung der Subſtanzen eben ſo klare Begriffe machen können, als wir ſie von einem Dreyecke haben.

Theophilus. Es iſt mir ganz unwahrſcheinlich, daß es geſchaffene Geiſter geben ſollte, die gar keinen Körper hätten; wohl aber glaube ich, daß viele derſelben künſtlichere, feinere Organen haben als die unſrigen ſind, und daß ſie uns am Verſtande überhaupt an allen Arten von Vorſtellungen noch unendlich mehr übertreffen, als Herr **Frenicle**, oder der ſchwediſche Bauerjunge in der Berechnung der Zahlen durch die bloſſe Einbildung, dem gemeinem Haufen der Menſchen überlegen ſind.

Philalethes. Wir haben ſchon einmal angemerkt, daß die Definitionen der Subſtanzen, die die Namen erklären können, in Rückſicht auf die Kenntniß der Dinge ſelbſt ungemein unvollkommen ſind. Gewöhnlicherweiſe ſetzen wir den Namen an die Stelle der Sache, deren Namen mehr ſagt, als die Definition. Mithin wird nur das Studium der Naturgeſchichte zu richtigen und vollſtändigen Definitionen den Weg bahnen können.

Theophilus. Der Name **Gold** bedeutet nicht nur das, was der, welcher ihn ausſpricht, davon kennet, z. B. ein gelbes ſehr ſchweres Metall; — ſondern auch etwas, ſo er nicht kennt, und das ein andrer kennen kann: nemlich einen Körper von der innren Beſchaffenheit, daß aus derſelben die Farbe und die Schwere, und noch andre Eigenſchaften hergeleitet werden können, deren genauere Kenntniß er ſehr gerne andern überläßt.

Philalethes. Zu wünſchen wäre es indeſſen in aller Abſicht, daß erfahrne Naturkundige die einfache Ideen aufſchrieben, von denen ſie beobachten, daß die einzelnen Dinge jeder Art beſtändig mit ihnen übereinkommen. Zur Verfaſſung eines Wörterbuchs einer Naturgeſchichte, würden zu viel Arbeiter, — eine zu lange Zeit, — zu viel Mühe und Scharfſinn erfordert, als daß man jemals eine dergleichen Arbeit würklich hoffen könnte. Es würde indeſſen von ausgebreitetem Nutzen ſeyn, diejenigen Wörter, welche Dinge bemerken, die ſich durch die äuſſerliche Figur und

Geſtalt erkennen und unterſcheiden laſſen, durch kleine Kupfer zu bemerken. Ein ſolch Wörterbuch würde den Nachkommen ſehr vortheilhaft ſeyn, und den künftigen Kritikern manche Mühe erſparen. Solche kleine Kupfer werden z. B. den **Eppich**, und den **Steinbok** weit beſſer detailliren, als noch ſo lange Beſchreibungen dieſer Pflanze oder dieſes Thieres würden thun können. Die lateiniſchen Wörter, Strigilis und Siſtrum, Tunica und Pallium würden uns weit verſtändlicher ſeyn, wenn man am Rande kleine Kupfer davon abdrucken ließ, als wenn man ſie durch **Striegel** und **Zymbel**, – durch **Rock** und **Mantel** überſetzt.

Beym **ſiebenden** Mittel gegen den Mißbrauch der Wörter will ich mich nicht aufhalten. Wir haben uns davon ſchon genug unterredet.

Theophilus. Der Pater **Grimaldi**, Präſident des Tribunals der Mathematiker in **Pekin** ſagte mir: die Chineſer hätten Wörterbücher, die mit Figuren verſehen wären. Auch in Nürnberg iſt ein kleiner **Nomenklator** gedruckt worden, in welchem bey jedem Worte gewiſſe ziemlich gute Figuren ſtehen. Wir könnten uns wohl ein **allgemeines Wörterbuch** wünſchen, – die Ausführung eines ſolchen Wunſches wäre auch im Grunde gar nicht ſchwer. Die **Beſchreibung** der Arten gehört in die **Naturgeſchichte**, – dieſe wird aber, leider! nicht ſonderlich bearbeitet. Hätten nicht die viele Kriege in Europa von jeher den Künſten und Wiſſenſchaften ſo viel Hinderniſſe in den Weg gelegt, ſo würde man noch weiter gegangen, und anitzt im Stande ſeyn, der Arbeiten, die die Akademien geliefert haben, mehr zu nutzen. – – Leider! kennen die Mächtigen und Großen im Staat das **Intereſſe** nicht genung, welches Akademien haben, und wiſſen die Vortheile nicht zu ſchätzen, welcher ſie verluſtig gehen, wenn ſie gründliche Kenntniſſe zurückhalten. Hierzu kommt ihr Eifer für Krieg und Kriegsgeſchrey, – der ſie gegen Dinge, die ihnen weniger wichtig ſcheinen, lau und wol gar kalt und unempfindlich macht.

Neue Verſuche
über
# den menſchlichen Verſtand.

Viertes Buch.
Von der Erkenntniß.

3) Die gewöhnliche Definition von der Erkenntnis als: eine Perception (Ein Bewustseyn) der Einerleyheit, der Verschiedenheit, der Uebereinstimmung u. des Widerstreits unter unsern Vorstellungen ist ganz unrichtig. Denn die Einerleyheit, pp. sind keine positive Beschaffenheiten des Stoffes unserer V. deren wir uns durch das Apperceptionsvermögen bewust würden, sondern es sind Verhältnisse unserer V., u. die Begriffe davon sind Verhältnis Begriffe i.e. solche V. die aus der Apperception desjenigen Actus entstehen wodurch die Seele (vermittelst einer von dem Apperceptionsvermögen ganz verschiedenen Krafft) über ihre V. positiv oder negativ urtheilt u. schliest, u. die sich hernach mit jenen V. über welche die Seele raisonirt hat, verbinden. Man bemerke nur Folgendes: Nicht das Verhältnis selbst, sondern nur das fundamentum relationis liegt in den V. an sich u. in den Eindrücken die sie auf die Seele machen, deshalb entsteht auch die V. eines Verhaltnisses, nicht wie die V. einer absoluten Eigenschafft, aus der blossen Anwendung der Apperceptionskr. auf den Eindruck, [nicht dadurch dass blos eine Beschaffenheit des Eindrucks (oder der Eindruck seiner Beschaffenheit nach) appercipirt würde] sondern es muss noch die (von der Apperceptionsk. ganz verschiedene) Urtheilskrafft auf die V. angewandt werden, u. dabey die Apperception dieses Actus erfolgen. Erkentnis ist demnach: Die appercipirte Anwendung der Urtheils- u. Schliesskrafft auf V. der Seele. Erkennen heist nemlich: Die Verhältnis Begriffe Einerleyheit, Verschiedenheit, Uebereinstimmung u. Widerstreit, bilden gemas denen in den appercipirten Eindrücken liegenden Gründen zu diesen ~~Apperceptionen~~ Verhältnissen, u. solche mit jenen V. selbst, [illegible] V. verbinden, welches leztere durch das associations Gesez der Gleichzeitigkeit ~~aus~~ vermöge der Apperceptionskrafft (nicht der Urtheilskrafft) geschieht.

Erſtes Hauptſtück.

Von der Erkenntniß überhaupt.

Philalethes.

§. 1.

Bisher haben wir von den **Ideen** und den **Worten**, die ſie bezeichnen, geredet. Nun kommen wir zu den verſchiedenen Arten der **Erkenntniß**, die wir aus den Ideen bekommen; denn dabey kommt alles auf die Ideen an.

§. 2. Die Erkenntniß iſt nichts anders als die Bemerkung der Verknupfung und Uebereinſtimmung, der Unübereinſtimmung und des Streites unter einigen von unſern Begriffen. Es kommt hiebey gar nicht darauf an, ob wir uns dabey etwas einbilden, oder ob wir vermuthen, oder glauben. Wir ſind uns zum Beyſpiel bewuſt: daß **weiß** nicht **ſchwarz** iſt, wenn wir es bemerken, daß dieſe Begriffe von einander verſchieden ſind, und daß die Winkel in einem Dreyeck zween rechten Winkel gleich ſind, wenn wir bemerken, daß die Gleichheit zweer rechten Winkel mit den dreyen Winkeln eines Dreyecks übereinſtimmt.

Berichtigung des Begriffs von der Erkenntniß

Theophilus. Dieſer Begrif von der Erkenntniß iſt nicht allgemein genug *).

Sie

---

*) Durch eine Erkenntniß verſtehet man entweder den ganzen Inbegrif vieler Vorſtellungen, oder die Handlung, wodurch eine Vorſtellung von einer Sache gewürkt wird. Mit dem, was wir uns vorſtellen, oder dem Gegenſtand unſerer Erkenntniß haben wir hier nichts zu thun. Loke und Leibnitz handeln blos von den Regeln, die verſchiedenen Gegenſtände unſerer Erkenntniß zu unterſuchen, und unſere Unterſuchungen zu prüfen. — Es iſt wahr; wer nach den vorgeſchriebenen Regeln allezeit verfährt; — keine übergeht — braucht keine Probe. Aber wie oft geſchieht das, und wie oft kann das in den Wiſſenſchaften, ich nehme die mathematiſchen aus, geſchehen? — Könnte man in andern Wiſſenſchaften z. B. wie in der Aritmethik verfahren, ſo würden wir vieler Irthümer überhoben ſeyn. Es iſt aus dieſer angeführten Wiſſenſchaft bekannt, daß die Probe nicht allein leichter als der Verſuch ſelbſt iſt, ſondern daß ſie auch ſogleich anzeigt, wo man geirrt habe. Etwas ähnliches hat man in der Philoſophie, nemlich die Umkehrung der Sätze. Ich ſage bloß etwas ähnliches, denn die Umkehrung ohne Einſchränkung, iſt keinesweges der Maaßſtab, nach welchem wir die Wahrheit der Erkenntniß abmeſſen können. — Leibnitz hat hievon gehandelt, und daher halte ich mich dabey nicht länger auf. Es ſcheint, daß man in andern Wiſſenſchaften, zum Beyſpiel in dem natürlichen Rechte ſich etwas ähnliches gedacht habe, da man die ganze Wiſſenſchaft auf einen Hauptgrundſatz zurückbringen, und die andern Wahrheiten gleichſam an dieſen Probierſtein ſtreichen wollte. Eben ſo hat man es auch in den ſchönen Wiſſenſchaften verſucht. Es ſcheint mir aber nicht eben nothwendig, die Probe, wenn ich ſo reden darf, an eine Regel zu binden, vielmehr ſcheint mir dies zu gezwungen, und wenn es ſich auch thun ließe, nicht fruchtbar genug zu ſeyn.

Eine allgemeine Regel, die auf alle in der Wiſſenſchaft vorkommende Wahrheiten anwendbar iſt, iſt freylich gut. Aber nur ein Anfänger kann ſich überreden, daß ſie ihm in einem jeden vorkommenden Falle viel Genüge leiſten könne. Unſere Vernunftlehren ſind noch zu mangelhaft, als daß man nicht einem Manne, der ſie verſteht, rathen könnte, ſie zu verbeſſern. Der ſelige Lambert hat in ſeinem Organon allerdings eine Bahn gebrochen und gezeigt, wie eine ſolche Probierkunſt im Allgemeinen ausſehen könnte. Es iſt

ihm

Sie findet auch ſchon bey Ideen und Worten ſtatt, ehe man dadurch zu Sätzen oder Wahrheiten gelangt. Denn derjenige, welcher mit Aufmerkſamkeit mehrere Abbildungen von Pflanzen und Thieren, mehrere Riſſe von Maſchinen, mehrere Beſchreibungen und Vorſtellungen von Häuſern und Feſtungen geſehn; der mehrere witzige Romanen geleſen, mehrere ſonderbare Erzählungen gehört hat: der wird auch eine gröſſere Erkenntniß haben, wenn auch nicht ein wahres Wort in allen dem iſt, was man ihm vorgeſtellt oder erzählt hat. Denn die dadurch erlangte Uebung, ſich in ſeiner Seele mehrere Begriffe oder expreſſive und würkliche Ideen vorzuſtellen, macht ihn geſchickter, das was man ihm vorträgt, zu begreifen, und gewiß wird er fähiger und geſchickter, als ein anderer ſeyn, der nichts von allem dem weder geſehn noch geleſen, noch gehört hat, wenn er nur nicht in dieſen Geſchichten und Beſchreibungen etwas für wahr hält, was es nicht iſt, und wenn ihn nur dieſe Eindrücke nicht hindern in andern Dingen das Würkliche von dem bloß Möglichen, das Reelle von dem Eingebildeten zu unterſcheiden *).

Daher hatten auch einige Logiker des ſechszehnten Jahrhunderts, die in einigen Stücken mit den **Ramiſten** übereinkamen, nicht unrecht, daß die **Topika** oder die *Loca Inventionis* (oder, wie ſie ſie nennen, *Argu-*

---

ihm aber noch niemand gefolgt, — und es ſcheint beynahe, daß unſer jetziges philoſophiſches Jahrhundert ihn gänzlich verlaſſen wird, — geſetzt, daß ihm würklich jemand hätte folgen können. — Indeſſen hat **Loke** und **Leibnitz** in verſchiedenen Stücken, die ſchon da geweſen ſind und noch folgen werden, ebenfalls brauchbare Sachen darüber geſagt. —

Anm. des Ueberſetzers.

*) Dieſe Erklärung des Herrn **Loke** gründet ſich auf einen Irthum, den ich ſchon bemerkt habe. Er meint nemlich: die Begriffe an ſich wären weder wahr noch falſch, wohl aber die Sätze. Uebrigens ſehe man das noch, was ich ſchon vorher von den einfachen Begriffen geſagt habe.

Anm. des Ueberſetzers.

menta) ſowol zur Erklärung und weitläuftigen Beſchreibung der **unzuſammengeſetzten Sätze**, oder der einzelnen Dinge und Ideen, als der zuſammengeſetzten, eines Satzes, einer Propoſition und einer Wahrheit dienen. Ja, ein Satz kann erklärt werden, wenn man ſeinen Sinn und ſeine Stärke zeigt, ohne daß man ſich um ſeine Wahrheit und ſeine Beweiſe bekümmert. So erklärt man z. B. in den Predigten und Homilien eine Stelle der heiligen Schrift, oder in den Vorleſungen über das bürgerliche oder kanoniſche Recht einige Sätze aus demſelben, und ſetzt dabey die Wahrheit derſelben immer voraus. Ja, man kann ſogar behaupten, daß es Sätze giebt, die zwiſchen einer Idee und einem Satz in der Mitte ſtehn.

Dies ſind die **Fragen**, bey welchen es lediglich auf **Ja** oder **Nein** ankommt. Sie ſtehen den eigentlichen **Sätzen** am nächſten. Indeſſen giebt es auch andere, welche ſich mehr auf das **Wie**, und auf ein näheres Detail der Umſtände ſelbſt beziehen. Bey dieſen werden ſchon mehr Ergänzungen erfordert, wenn man Sätze daraus machen will. Man könnte zwar hiegegen einwenden: daß die Beſchreibungen, ſelbſt diejenigen, welche aus der Romanenwelt hergenommen ſind, doch eine ſtillſchweigende Bejahung der Möglichkeit in ſich enthalten. Hierauf läſſet ſich aber gar bald antworten. Selbſt das Falſche läſſet ſich in gewiſſem Sinn erklären und beweiſen, und dies iſt öfters zur Widerlegung ungemein nöthig und nützlich. Eben ſo laſſen ſich ſelbſt von dem, was **unmöglich** iſt, Beſchreibungen machen. Dies iſt der Fall bey den Erdichtungen des Grafen von **Skandiano**, dem **Amadis**, und andern alten Romanen, den Feen-Mährchen, die ſeit einigen Jahren wieder Mode geworden ſind; in den Dialogen des Lucians; ich will nicht einmal der Groteske der Mahler erwähnen. So zählen die Rhetoriker die Fabeln unter die ſogenannten *Progymnasmata*, (Vorübungen).

Hingegen: nimmt man das Wort **Erkenntniß** in einem engeren Sinn, das iſt, für die Erkenntniß der **Wahrheit**, ſo wie Sie es gegenwärtig thun, ſo muß freylich eine jede Erkenntniß auf der Uebereinſtimmung und Nichtübereinſtimmung der Wahrheiten beruhen; daraus aber kann man gar nicht den Schluß als allgemein wahr ziehen, daß die Erkenntniß, die wir von der Wahrheit haben, eine wirkliche Perception dieſer Uebereinſtimmung und Nichtübereinſtimmung der Ideen ſey. Alle Erkenntniß, die wir von der Wahrheit haben, iſt doch nur empyriſch. Sie gründet ſich auf Verſuche, ohne daß wir den Zuſammenhang der Dinge und ihrer Urſachen ergründen. Daraus folgt: daß wir uns dieſer Uebereinſtimmung und Nichtübereinſtimmung der Ideen nicht vorſtellen; – man müßte denn darunter eine verworrene Empfindung ohne Bewußtſeyn verſtehen.

Nach Ihren angeführten Beyſpielen zu urtheilen, ſcheinen Sie auf eine Erkenntniß zu dringen, bey der wir uns des Zuſammenhanges oder des Gegenſatzes der Dinge bewußt ſind. Dies kann ich Ihnen aber nicht zugeſtehen.

Man kann einen zuſammengeſetzten Satz (thème complexe) abhandeln, nicht nur; wenn man zu der Wahrheit, die man in Erwegung zieht, die Beweiſe aufſucht, ſondern auch, indem man ihn durch die ſogenannten **Topika**, wie ich bereits einmal bemerkt habe, erklärt, und in ein helleres Licht ſetzt. Ueberdem habe ich bey ihrer Erklärung noch eine Bemerkung zu machen. Sie ſcheint bloß auf die kategoriſche Wahrheiten zu paſſen, in welchen zwey Ideen, das **Subjekt** und das **Prädikat** ſind. Es giebt doch aber noch eine andere Art **hypothetiſcher Wahrheiten**, (hieher gehören die **diſjunktiviſche** und andre), bey welchen zwiſchen dem vorhergehenden und folgenden Satz eine Verbindung ſtattfindet. Mithin können mehr als zwey Ideen ſtattfinden.

Philalethes. §. 3. Wir wollen uns, wenn es Ihnen ſo gefällt, auf die Erkenntniß der Wahrheit einſchränken, und auf die Verbindung der Sätze unter ſich das anwenden, was man von der Verbindung der Ideen ſagen kann. Denn können wir auch beyde, die **kategoriſche**, und **hypothetiſche** darunter begreifen. Meinem Bedünken nach läſſet ſich dieſe Uebereinſtimmung oder **Nichtübereinſtimmung** auf folgende **vier** Gattungen bringen.

1) Zu der **Einerleyheit**, oder **Verſchiedenheit.**

2) Zu den **Verhältniſſen.**

3) Zu der **Coexiſtenz**, oder zu der **nothwendigen Verknüpfung.**

4) Zu dem **wirklichen Daſeyn.**

[illegible]

§. 4. Die Uebereinſtimmung oder Nichtübereinſtimmung eines Dinges fühlet die Seele, ſo zu ſagen, ſogleich bey dem erſten Anblick deſſelben. Sie empfindet es gewiß, daß das **Weiſſe** nicht etwas **Schwarzes**, daß ein Triangel kein Quadrat iſt. Sollten ja einige Zweifel darüber entſtehen, ſo werden ſie gewiß nicht ſowol über die Begriffe ſelbſt, als vielmehr über die Namen entſtehen; denn bey jenen nimmt man die Einerleyheit und Verſchiedenheit ſo bald und ſo deutlich als die Begriffe ſelbſt.

[illegible]

§. 5. Die Seele nimmt unter zwo Dingen ihr **Verhältniß** gewahr, wenn ſie ſie miteinander vergleicht. So erkennt ſie, z. B. daß zwey Triangel, auf gleichen Grundlinien und zwiſchen zween Parallellinien einander gleich ſind.

[illegible]

§. 6. Die **Coexiſtenz**, iſt hiernächſt gleichfalls in Erwegung zu ziehen. Dies geht beſonders die Subſtanzen an. So iſt die **Feuerbeſtändigkeit**, z. B. ein Begriff, der mit der beſondern Art der gelben Farbe, mit der Schwere, mit der Schmelzbarkeit, mit der Schlagbarkeit, und der Auflöslichkeit in **Goldſcheidewaſſer** vergeſellſchaftet iſt. Dieſe machen aber unſern zuſammengeſetzten Begriff aus, der durch das Wort **Gold** angedeutet wird.

[illegible] 212.

§. 7.

§. 7. Endlich giebt es eine wirkliche Exiſtenz, auſſer der Seele. Z. B. wenn man ſagt: **es iſt ein Gott.**

Von der Verbindung der Notionen.

Theophilus. Meinem Gutdünken nach iſt die Verbindung nichts anders, als die **Beziehung** oder das **Verhältniß** im allgemeinen genommen. Weiter oben habe ich auch ſchon angemerkt, daß eine jede Beziehung **entweder** eine Beziehung der **Vergleichung**, oder des **Zuſammenkommens** ſey. Die Beziehung der **Vergleichung**, giebt die **Verſchiedenheit** und die **Einerleiheit**, **entweder** in dem **Ganzen**, **oder** doch in einigen **Theilen**. Daher entſtehe das **Verſchiedene**, das **Aehnliche**, und das **Unähnliche**. Das **Zuſammenkommen** begreift das in ſich, was Sie **Coexiſtenz** nennen, oder, die Verbindung der Exiſtenz. Wenn man aber ſagt: eine Sache exiſtire, oder ſie habe eine wirkliche Exiſtenz, ſo iſt dieſe Exiſtenz das Prädikat, das heiſt, ſie hat eine mit der Idee, wovon die Rede iſt, verbundene Idee, – und es iſt zwiſchen beyden Notionen eine Verbindung.

Eben ſo läſſet ſich die **Exiſtenz** des Objekts einer Idee, als das **Zuſammenkommen** (concours) dieſes **Objekts** mit mir denken. Mithin kann man mit Recht behaupten, daß es nur eine Vergleichung, oder ein Zuſammenkommen gebe; – daß aber die Vergleichung, wodurch die Einerleiheit oder die Verſchiedenheit bezeichnet werden, und das Zuſammenkommen, Beziehungen ſind, welche von einander unterſchieden werden müſſen. Ich gebe gern zu, daß man hierüber tiefere und ſolidere Unterſuchungen anſtellen kann; – ich begnüge mich damit, blos einige Beyträge und Anmerkungen gemacht zu haben. –

Al. : Ich würde [illegible]

Philalethes. §. 8. Es giebt eine **wirkliche** Erkenntniß, welche in der gegenwärtigen Perception des Verhältniſſes der Ideen beſtehet, und eine [illegible], wenn die Seele die Uebereinſtimmung oder die Nichtübereinſtimmung der Ideen ſo genau und klar eingeſehen, und ſie in dem Gedächt-

[illegible]

[illegible] gehabt zu haben.

dächtniß dergeſtalt geordnet hat, daß ſie, ſo oft ihr ein gewiſſer Satz von neuem vorkommt, die Wahrheit deſſelben ohne im geringſten zu zweifeln, ſogleich begreift und einſieht. Denn, da ſie ſich nur eine Sache auf einmal klar und deutlich vorſtellen kann, ſo würden wir Menſchen höchſt unwiſſend ſeyn, wenn wir nichts als das wirkliche Objekt unſrer Gedanken kennten; — ſo würde der, deſſen Erkenntniß ſich am weiteſten erſtreckte, nur eine einzige Wahrheit erkennen.

Zur wirkliche Erkenntniß der [illegible] ſich auf vorhergegangene Demonſtrationen. Wie der [illegible] ſie ſich darauf?

Theophilus. Da alle menſchliche Wiſſenſchaft, die Demonſtrativiſche nicht ausgenommen, auf einer langen Kette von Folgerungen beruhet, und durch ſie oft erlangt werden muß; ſo muß ſie auch das Erinnern einer ehemals gemachten Demonſtration, die man aber, wenn die Concluſion einmal gezogen iſt, nicht wieder in ihren einzelnen Gliedern überſchauet, in ſich ſchlieſſen. Denn ſonſt würde dieſelbe Demonſtration immer wiederhohlet werden müſſen. Selbſt in der Zeit, da man ſich an die gegenwärtige Demonſtration hält, könnte man ſie doch nicht ganz, und auf einmal zuſammen faſſen. Ihre Glieder würden der Seele nicht auf einmal gegenwärtig ſeyn. Sie würde ſich alſo nur das Glied, das kurz vorher geht, vor Augen haben, und nie bis an das letzte, das die Concluſion ausmacht, hinreichen. Daher kommt es auch, daß bey dem Unſichern des Gedächtniſſes es ſchwer gehalten haben würde, die Wiſſenſchaften ohne Schrift anzubauen und höher zu bringen. Hat man aber einmal eine lange Demonſtration, wie z. B. die Demonſtrationen des Apollonius ſind, aufgeſchrieben, und ſie in ihren einzelnen Theilen überlaufen, (ſo wie man eine Kette unterſucht, wenn man ein Glied nach dem andern betrachtet,) ſo kann man auch mit deſto gröſſerem Rechte ſeinen Räſonnements trauen. Hiezu dienen auch die Proben *), und der Ausgang (die Summe) ſtellt das Ganze in ſeinem Lichte und ſeiner Wahrheit dar.

---

*) Man ſieht hier, daß Herr von Leibnitz ſogar weit nicht von meiner Idee entfernt iſt. Anm. des Ueberſetzers.

Da nun aller Glauben in der Erinnerung gehabter Beweiſe oder Gründe beſteht, unſer Gedächtniß aber nicht von unſerm freyen Willen abhängt; ſo ſteht es nicht in unſerm freyen Willen, ob wir **glauben**, oder ob **wir nicht glauben wollen** *).

Die erlangte Erkenntniß ſteht zwiſchen der bloßen Meynung und der Erkenntniß in der Mitte.

Philalethes. §. 9. Unſre erlangte Erkenntniß hat zwey Grade.

Zuweilen ſtellen ſich die Wahrheiten, die in dem Gedächtniß aufbehalten werden, der Seele kaum wieder dar, da ſie ſogleich das Verhältniß, zwiſchen den beyden Begriffen einſieht; – **zuweilen** aber muß ſie ſich begnügen, daß ſie von demſelben überzeugt iſt, ohne jedoch die Beweiſe zu behalten, ja öfters ohne ſich die Wahrheiten jedesmal vorſtellen zu können, wenn ſie will.

Man könnte freylich glauben, daß man dabey mehr ſeinem Gedächtniß traue, als die Sache wirklich erkenne. Vormals ſchien mir auch dieſe Art eine Wahrheit anzunehmen, ein Mittel zwiſchen der **Meynung** und der Erkenntniß zu ſeyn; – ich hielt ſie für eine Art von Gewißheit, die den Glauben ſchlechthin, in ſofern er blos auf dem Zeugniß eines andern beruhet, übertrift. Bey reiflicher Ueberlegung finde ich indeſſen doch, daß ſie einer vollkommnen Gewißheit nichts nachgiebt. –

[illegible]

[illegible] ~~Unſre erſte Gedanken werden dadurch gar leicht verwirret~~, daß in dieſem Falle, die Uebereinſtimmung oder Nichtübereinſtimmung der Begriffe nicht, wie es das erſtemal geſchahe, vermittelſt eines wirklichen Anſchauens aller Mittelbegriffe eingeſehen wird; ſondern vermittelſt anderer **Mittelbegriffe**, welche die Uebereinſtimmung oder Nichtübereinſtimmung

---

*) Die Vergeſſungskunſt iſt vielleicht eben ſo nothwendig, wie die der Erinnerungskunſt. Soll ſie aber nicht ganz ein Unding ſeyn, -- ſo muß ſie allerdings von unſerm Willen abhängen. — „Die Kunſt zu abſtrahiren iſt etwas nicht viel „anders, und der höchſte Grad der Abſtraktion möchte [illegible] „können ſie wohl ſeyn."

Anm. des Ueberſetzers.

einſtimmung der in dem Satze enthaltenen Begriffe zeigen, deſſen Gewißheit wir uns nur erinnern. Z. B. in dem Satze, **drey Winkel eines Dreyecks** ſind zween geraden ~~ähnlich~~, erkennt zwar ein jeder die Wahrheit deſſelben, der den Beweis geſehen und deutlich erkannt hat, wenn er auch gleich die Demonſtration ſo vergeſſen hätte, daß ſie ihm nicht mehr **wirklich** vor den Augen ſchwebet, und er ſich vielleicht nicht wieder darauf beſinnen kann. – Doch erkennt er ſie auf eine ganz andere Art, als er ſie vormals erkannte. – Er erkennt die Uebereinſtimmung der zween in dieſem Satze vereinigten Begriffe; aber das geſchieht nur durch Vermittelung andrer Begriffe, als die waren, die ein ſolches Vernehmen zuerſt bewirkten. Er erinnert ſich, **das iſt, er erkennt,** (denn die Erinnerung iſt nichts anders als die Erneuerung einer vormaligen Erkenntniß,) daß er vormals der Wahrheit dieſes Satzes, **drey** Winkel eines Dreyecks ſind zween geraden gleich, verſichert geweſen ſey. Die Unveränderlichkeit eben dieſer Verhältniſſe, zwiſchen eben denſelben unveränderlichen Dingen iſt itzt der Begrif, der ihm zeigt, wenn drey Winkel einmal zwey geraden ähnlich geweſen ſind, daß ſie allezeit zwey geraden gleich ſeyn werden. Daher iſt er gewiß verſichert, was einmal in dieſem Falle wahr geweſen iſt, das iſt allezeit wahr; – die Begriffe, die einmal miteinander übereinkommen, werden ſtets miteinander übereinſtimmen; – daß er das, was er einmal als wahr erkannte, allezeit dafür erkennen wird ſo lange er ſich erinnern kann, er habe es ehemals als wahr erkannt.

Aus dieſem Grunde verſchaffen eben die einzelne Beweiſe in der Mathematik eine **allgemeine Erkenntniß**. Wenn alſo dieſe Perception, daß eben dieſe Begriffe bis in Ewigkeit dieſelbe Verhältniſſe haben werden, kein zulänglicher Grund der Erkenntniß wäre, ſo könnte keine Erkenntniß der **allgemeinen Säze** in der Mathematik ſeyn, denn kein **mathematiſcher** Beweis würde einen andern, als einen beſondern abgeben. Und wenn jemand einen Satz von einem Dreyeck oder Cirkel erwieſen hätte; ſo würde ſich ſeine Erkenntniß nicht über dieſe einzelne

Figur erſtrecken. Wollte er ſie auf alle einzelne Figuren der Art ausdehnen, ſo müßte er ſeinen Beweis in einem andern Exempel erneuern, ehe er wiſſen könnte, ob er bey einem jeden andern Triangel wahr ſey.

Auf die Art könnten wir nie zu einer Erkenntniß allgemeiner Wahrheiten gelangen. Niemand denk ich, wird es leugnen, daß **Newton** mit Gewißheit erkenne, daß ein jeder Satz wahr ſey, den er jezt in einem ſeiner Bücher, etwa in dem: *Philoſophiae naturalis principia mathematica* lieſt, wenn er ſchon jetzt nicht die wundernswürdige Kette von Mittelbegriffen vor Augen hat, durch die er zuerſt auf die Entdeckung dieſer Wahrheiten kam. Man kann wol glauben; daß ein Gedächtniß, das eine ſo lange Reihe von Wahrheiten behalten könnte, über die Fähigkeit menſchlicher Kräfte gehe, da man ſieht, daß die erſte Entdeckung und Zuſammenrechnung dieſer großen und wunderbaren Verknüpfung der Begriffe in dieſem Werke den Verſtand der meiſten Leſer überſteigt. Aber demohngeachtet iſt es doch völlig ausgemacht, daß der Verfaſſer ſelbſt ~~ſo~~ gewiß weiß, daß die Sätze in ſeinem Buche wahr ſind, wenn er ſich erinnert, daß er einmal die Verbindung der Begriffe eingeſehn hat.

Weil aber die Erinnerung einer Sache nie ſo klar iſt, als die würkliche Empfindung, und weil erſtere bey den mehreſten Menſchen mit der Zeit abzunehmen pflegt, ſo iſt dies ein ~~Unterſchied~~, daß die demonſtrativiſche Erkenntniß weit unvollkommner als die anſchauende ſeye; wie wir es im folgenden Hauptſtück ſehen werden.

Theophilus. Der mittelbare Begrif, von dem ſie reden, ſetzt die Treue unſers Gedächtniſſes voraus; aber ſehr oft trügt uns das Gedächtniß, und wir finden, daß wir nicht überall die nöthige Sorgfalt angewendet haben, die wir angewendet zu haben glaubten. Ein augenſcheinliches Beyſpiel haben wir davon, wenn wir Rechnungen überſehen. Es giebt zuweilen Leute, die ſich davon ein beſonderes Geſchäfte machen müſſen, Rechnungen zu überſehen, wie z. B. bey unſern Harzbergwerke, die um die Unterbedienten bey ihren Einnahmen und Rechnungen ſorgfältiger zu machen, eine Geldſtrafe auf jeden Fehler im Rechnen geſetzt haben, und demohnerachtet eine ſehr große Menge von ſolchen Irrthümern finden. Jemehr man indeſſen Sorgfalt anwendet, deſtomehr und deſto gewiſſer kann man ſich auf die einmal herausgebrachten Summen verlaſſen.

Eine neue Art Rechnungen anzulegen.

Ich habe eine Art, Rechnungen zu machen, erdacht, die die häufigen Fehler darinn vielleicht etwas hindern kann. Derjenige, welcher die Summen der Seiten zuſammen zieht, muß ſich auf dem Papier die Schritte, die er bey ſeinen Berechnungen macht, bemerken, damit er nie genöthigt wird, bey denſelben wieder zurückzugehn und von Anfang anzufangen. So kann er alles leicht überſehn, ſeine zuletzt gemachten Fehler verbeſſern, ohne daß das einen Einfluß in das Vorhergehende habe. Wenn denn auch ein anderer die Rechnung überſehen muß, ſo wird es ihm lange nicht ſo viel Mühe machen, als es ihm ſonſt koſten würde, weil er ſo immer dem Rechnungsführer nach den gemachten Zeichen in ſeinen Schriften folgen kann. Von andern Mitteln, die Berechnungen eines jeden Artikels zu unterſuchen, von den Proben, die man ſehr leicht machen kann, ohne eben die Arbeit des Rechenführers ſehr zu vergrößſern, will ich nicht einmal reden. Aber alles das und noch mehr dergleichen, lehrt ganz deutlich: daß man auch auf den Papier davon ſtrenge Beweiſe haben kann, und daß man wirklich ſehr viele davon hat. Und ohne ſich zu erinnern, daß man mit aller Genauigkeit zu Werke gegangen iſt, kann man unmöglich eine Gewißheit in ſeiner Seele erlangen; und dieſe Genauigkeit beſteht darinn, daß man die einzelnen Theile durchgeht, und wenn man die richtig findet, auf die Richtigkeit des Ganzen ſchlieſt: ſo wie, wenn man eine Meßkette unterſuchen will, man denn gewiß wird, daß ſie gut, feſt und richtig ſey, wenn man die einzelnen Glieder derſelben betrachtet, ſieht ob ſie ſich gut ineinanderfugen, und ob ſie das gehörige Maaß haben.

Bey dem allen aber leugne ich gänzlich, daß in der Mathematik die beſondern Beweiſe von der einzelnen Figur, die man gezeichnet hat, eine allgemeine Gewißheit von allen Figuren der Art geben. Denn man muß wiſſen: daß ~~das~~ nicht eben die Figuren ſind, die in der Geometrie zum Beweis dienen.

„Die Stärke des Beweiſes hängt gar nicht von der gezeichneten Figur ab; dieſe iſt nur da, um das, was man ſagen und worauf man eines andern Aufmerkſamkeit richten will, verſtändlicher und leichter zu machen.“ Die allgemeinen Sätze, die Definitionen, die Grundſätze und die Lehrſätze, die man vorher ſchon erwieſen hat, ſind es eigentlich, die den Beweiß ausmachen und die den Satz auſſer allen Zweifel ſetzen würden, wenn auch die Figur gar nicht da wäre. Daher hat auch ein gelehrter Geometer, Namens **Scheubelius**, die Figuren im Euklides zeichnen laſſen, ohne die Buchſtaben beyzuſetzen, damit man ſich den Beweiß nicht als abhängig von dieſen Figuren denken mögte, und ein anderer, **Herlinus**, hat dieſe Beweiſe in aufeinander folgende, und ineinander gegründete Schlüße abgefaßt.

Zweytes Hauptſtück.

Von den Graden unſerer Erkenntniß.

Philalethes.

§. 1. Unſre Erkenntniß iſt **anſchauend**, wenn die Seele die Uebereinſtimmung oder die Nichtübereinſtimmung zweyer Begriffe unmittelbar durch ſie ſelbſt ohne Dazwiſchen-

N. Ein unmittelbar P 2 Urtheil giebt eine kunſt
anſchauende Erkenntniß, ein Schluß, eine demonſtrative.

kunſt eines andern einſiehet *). Hier hat die Seele nicht die geringſte Mühe, eine Wahrheit zu beweiſen oder zu unterſuchen; – ſie wird ſie gerade ſo gewahr, als das Auge das Licht ſiehet. So ſieht ſie, daß **Weiß nicht Schwarz**, – daß ein **Zirkel kein Dreyeck**; daß **Drey, Zwey und Eins** ſey. Dieſe Art der Erkenntniß iſt die klarſte und gewiſſeſte, deren wir hier in unſrer Schwachheit fähig ſind. Ihr kann man nicht widerſtehen, – gleich dem helſten Sonnenſcheine bricht ſie durch alle Wolken gewaltig hindurch; – ſie läſſet der Seele nicht die geringſte Zeit, auf irgend eine Seite zu wanken. – Von dieſem Anſchauen der Erkenntniß hängt alle Gewißheit und Evidenz ab; – und dieſe Gewißheit iſt ſo groß, daß ſich wol niemand einen höhern Grad derſelben denken kann. – Denn das iſt doch wohl der höchſte Grad der Gewißheit, daß wir ſelbſt gewahr werden, der Begrif, den wir uns in unſerm Verſtande machen, ſeye ſo, wie wir ihn gewahr werden, und daß zwey Begriffe, in denen wir einen Unterſchied wahrnehmen, verſchieden und nicht eben dieſelben ſind. Wer eine noch gröſſere Gewißheit verlangt, der weiß nicht, was er verlangt.

Von den anſchauenden Primitivwahrheiten.

Theophilus. **) Die **Primitiv**-Wahrheiten, welche wir durch das **Anſchauen** erkennen, ſind, wie die **Derivativ**-

Wahr-

---

*) Eine anſchauende Erkenntniß iſt: wenn wir uns ein Ding mit einem Bewußtſeyn vorſtellen; es mag nun dieſelbe durch die Empfindung, oder durch die Einbildungskraft, oder durch den Verſtand geſchehen. Dieſer Erkenntniß wird die ſymboliſche entgegengeſetzt, da wir uns der Zeichen mehr als des Dinges ſelbſt bewußt ſind. Baumgarten drückt dieſes in ſeiner Metaphyſik ſehr gut aus: ſi ſignum & ſignatum percipiendo coniungitur, & maior eſt ſigni, quam ſignati perceptio, cognitio talis *ſymbolica* dicitur; & ſi maior *ſignati* repraeſentatio quam *ſigni*, cognitio erit intuitiva. §. 620. Ich werde in dem ein und zwanzigſten Hauptſtücke hievon etwas mehrers ſagen.

Anm. des Ueberſetzers.

**) Dies iſt vielleicht das *Hauptſtück*, worinn ſich Leibnitz am vortheilhafteſten gezeigt hat, und es verdient daher alle

Auf-

Wahrheiten von einer doppelten Art. — Sie ſind entweder Wahrheiten der **Vernunft**, oder eines **Faktum**. Jene ſind **nothwendig**; dieſe **zufällig**.

Von den Wahrheiten der Vernunft oder den identiſchen.

Die **Primitivwahrheiten der Vernunft** nenne ich mit einem allgemeinen Namen **identiſche**, weil ſie ein und dieſelbe Sache zu wiederholen ſcheinen, ohne daß ſie uns im geringſten darüber unterrichten. — Sie ſind entweder **bejahend** oder **verneinend**.

Von den Bejahenden.

Bejahend ſind folgende: **Ein jedes Ding iſt das, was es iſt.** In allen möglichen Beyſpielen iſt A A und B iſt B. — **Das was ich ſeyn werde, werde ich ſeyn. Was geſchrieben iſt, iſt geſchrieben. Nichts** in Verſen und in Proſe iſt **Nichts**, ein **unbedeutendes Ding**, kurz **ein Nichts. Ein gleichſeitiges Rektangulum iſt ein Rektangulum.**

Die **copulative, disjunktive** und andre Sätze ſind gleichfalls des **Identicismus** fähig. Ich rechne ſogar unter die **affirmative** dieſen Satz: **Nicht** *A* **iſt nicht** *A*; und jenen **hypothetiſchen: wenn** *A* **nicht** *B* **iſt, ſo iſt** *A* **nicht** *B*. Auch dieſen: **wenn nicht** *A* **iſt** *B C*; **ſo muß nicht** *A* **auch** *B C* **ſeyn. Wenn eine Figur, die keinen ſtumpfen Winkel hat, ein regulärer Triangel ſeyn kann, ſo kann eine Figur, die keinen ſtumpfen Winkel hat, eine reguläre Figur ſeyn.**

Verneinenden.

Ich komme auf die **verneinende** Wahrheiten. Dieſe ſind **entweder** Wahrheiten des *Principium Contradictionis*, **oder entgegengeſezte. Der Satz des Widerſpruchs** iſt im Allgemeinen dieſer: **ein Satz iſt entweder wahr oder falſch.**

Aufmerkſamkeit. Wäre Herr von Leibnitz auf die einfachen Begriffe gefallen, wie wir ſie erklärt haben: ſo würde er kürzer haben zu Werke gehen können.

Anm. des Ueberſetzers.

falſch. Dies enthält zwey wahre Sätze. Der eine: daß ein Satz nicht zu gleicher Zeit wahr und falſch ſeyn, oder daß in einem Satz das Wahre und Falſche nicht zuſammen ſeyn können; der andre: daß das Gegentheil, oder die Negation des Wahren und Falſchen nicht zuſammen ſeyn, oder daß zwiſchen dem Wahren und Falſchen kein Mittelding ſeyn, oder, daß ein Satz nicht zu gleicher Zeit wahr und falſch ſeyn könne. Das alles gilt bey allen beſondern Sätzen, die man ſich denken kann. Z. B. *A* kann nicht, Nicht *A* ſeyn. Es iſt wahr, daß mancher Menſch kein Thier ſey. Dieſe Sätze laſſen ſich auf mannichfaltige Weiſe abändern, und auf die kopulativen, disjunktiven, und andre mehr anwenden.

Von den entgegengeſetzten.

Die entgegengeſetzte ſind ſolche Sätze, welche ſagen: daß das Objekt einer Idee nicht das Objekt einer andern Idee ſey; z. B. daß die Wärme keine Farbe, daß Menſch und Thier nicht einerley ſey, obgleich alle Menſchen Thiere ſind. Alle dieſe Sätze laſſen ſich bejahen, ohne zu einem Beweis, oder zur Reduktion auf das Gegentheil, oder zum Satz des Widerſpruchs Zuflucht zu nehmen. Ich ſetze voraus, daß man die Ideen hinlänglich genug verſtehe, um ſie nicht erſt analyſiren zu müſſen: ſonſt ſteht man in Gefahr, ſich zu irren. Wollte man ſagen: ein Dreieck und eine dreiſeitige Figur wären nicht eins und daſſelbe, ſo würde man ſich gewiß irren, weil es ſich bey genauer Betrachtung gar bald ergiebt, daß drey Seiten und drey Winkel immer zuſammen ſind. Wollte man ſagen: ein vierſeitiges Rektangulum und ein Rektangulum wären nicht einerley, ſo würde man ſich gleichfalls irren, weil eine bloße vierſeitige Figur lauter gleiche Winkel haben kann.

In Abſtrakto läſſet es ſich wol ſagen: ein Dreieck iſt keine dreiſeitige Figur, oder die Form Verhältniſſe eines Dreiecks und eines Trilaterum ſind verſchieden.

den. Es iſt zwar eine und dieſelbe Sache, aber verſchiedene Verhältniſſe.

Ich ſehe es voraus, daß verſchiedene ungeduldig ſeyn, und dies alles wohl gar für unnütze chimäriſche Gedanken anſehen werden. Wollte man indeſſen nur allemal über dergleichen Gegenſtände ſorgfältig nachdenken, ſo würde man ein ſolches Urtheil gewiß nicht fällen. „Alle logiſche Concluſionen werden aus identiſchen Principien demonſtrirt; und die Geometer brauchen in ihren Demonſtrationen das Principium Contradictionis, welches ſie auf das Unmögliche reduciren. — “

Nutzen der identiſchen Wahrheiten.

Ich werde gegenwärtig weiter nichts thun, als den Gebrauch der identiſchen Wahrheiten in der Demonſtration der Concluſion eines jeden Syllogiſmen anzeigen. So behaupte ich denn: daß das Principium Contradictionis allein zureiche, die zweyte und dritte Figur der Syllogiſmen aus der erſteren zu demonſtriren. So kann man in der erſten Figur in *Barbara* ſchlieſſen.

Das Principium Contradictionis reichet zu, die zweyte und dritte Figur der Syllogiſmen aus der erſteren zu demonſtriren.

Ein jedes B iſt C.
Ein jedes A iſt B.
Folglich; muß jedes A ſeyn C.

Wir wollen annehmen, daß die Concluſion falſch, oder daß manches *A* nicht *C* ſey; ſo wird eine von den Prämiſſen auch falſch ſeyn. Iſt die zweyte Prämiſſe wahr, ſo iſt die erſte falſch, daß ein jedes *B* auch *C* ſey. Mithin iſt die ihr entgegengeſetzte Prämiſſe wahr, daß manches *B* nicht werde *C* ſeyn. Dies gäbe denn die Concluſion eines neuen Syllogiſmus ab, der aus der Unrichtigkeit der Concluſion, und aus der Wahrheit einer von den Prämiſſen des vorigen genommen wäre.

Hier iſt dieſer neue Schluß:

Manches A iſt nicht C.

Dies iſt der Gegenſatz der vorigen als falſch angenommenen Concluſion.

Alles A iſt B.

Dies iſt die vorige als wahr angenommene Prämiſſe.

Folglich iſt manches B nicht C.

Dies iſt die itzige richtige Concluſion, die der vorigen falſchen Prämiſſe entgegengeſetzt iſt.

Dieſer Syllogiſmus iſt aus der Schlußart *Diſamis* der dritten Figur, und kann ganz leicht und mit weniger Mühe aus der Schlußart *Barbara* der erſten Figur ohne das *Principium Contradictionis* dabey zu gebrauchen, demonſtriret werden. Schon in meinen jüngeren Jahren, da ich dieſe Dinge genauer unterſuchte, machte ich die Bemerkung: daß alle Modi der zweyten und dritten Figur blos nach folgender Methode aus der erſten demonſtrirt werden können, indem man den Modus der erſten Figur als richtig, und die Concluſion als falſch, oder indem man ihre entgegengeſetzte Concluſion für wahr und eine von den Prämiſſen gleichfalls als wahr annimmt, woraus denn folget, daß die der andern entgegengeſetzte Prämiſſe wahr ſey. In den logiſchen Schulen braucht man zwar, um es Anfängern leichter zu machen, lieber die **Converſion, (Umkehrung)**, um die weniger **wichtige Figuren** aus der erſten, als der wichtigſten herzuleiten. Will man aber die Gründe der Demonſtration aufſuchen, wobey man ſo wenig vorausſetzen muß, als man nur immer kann, ſo wird man aus einer vorausgeſetzten Converſion das nicht demonſtriren, was ſich aus dem urſprünglichen Principium, nemlich dem **Satze des Widerſpruches**, welcher nichts vorausſetzt, demonſtriren läßt.

[illegible]

Folgende Bemerkung ſcheint ebenfalls wichtig zu ſeyn. Die weniger wichtige Figuren, die **zweyte** und **dritte**, welchen man auch den Namen **Direkte** giebt, können ganz allein aus dem *Principium Contradictionis* demonſtrirt werden. Die weniger wichtige indirekte Figur, die **vierte** (deren Erfinder nach dem Zeugniß der Araber, ~~[illegible]~~ Galen ſeyn ſoll, ob ſich gleich **weder** in ſeinen übriggebliebenen Schriften, **noch** in den andern Werken der Griechen hievon etwas findet,) kann aus **der erſten** Figur nicht auf dieſe Methode allein demonſtrirt werden. Hiezu muß man noch die Umkehrung anwenden, ſo daß ſie um einen Grad weiter entfernt iſt, als die **zweyte** und **dritte**, welche von der erſten gleich weit entfernt ſind. Die **vierte** hat überdem noch die **zweyte** und **dritte** zu ihrer Demonſtration nöthig.

Die vierte Figur kann nicht durch das Principium Contradictionis allein aus der erſten demonſtrirt werden.

Selbſt die Umkehrungen, die dieſe Figur nothwendig bedarf, werden aus der **zweyten** oder **dritten** Figur demonſtrirt, welche ohne den Converſionen demonſtrirt werden können. Schon **Peter Ramus** machte eben dieſe Anmerkung über die Demonſtrabilität der Umkehrung durch dieſe Figuren, und warf (wo ich mich nicht irre,) denen Logikern, die zur Demonſtration dieſer Figuren die Umkehrung brauchen, einen Zirkel vor. Indeſſen halte ich dieſen Vorwurf für ungerecht, weil ſie dieſe Figuren nicht dazu brauchen, daß ſie ihre Umkehrungen beſtätigen. Eher könnte man ihnen ein ſogenanntes **Hyſteron Proteron**, Schuld geben, weil die **Umkehrung** eher aus den Figuren, als dieſe aus den Umkehrungen demonſtrirt werden müßten.

Sie bedarf der Umkehrungen.

Dieſe Demonſtration der **Umkehrungen** hat auch noch den Vortheil: "daß ſich der ausgebreitete Nutzen der **identiſchen bejahenden Sätze** daraus beſſer herleiten läßt, den ſo viele für ein Hirngeſpinſt zu halten pflegen." Ich werde daher von denſelben, jedoch ohne auf die Contrepoſitionen Rückſicht zu nehmen, das Nöthige ſagen.

Die Umkehrungen ſind von doppelter Art:

Einmal; – einfache.

Ueber die einfachen Umkehrungen.

Hiernächſt: Umkehrungen *per accidens*, wie ſie in der Schulſprache genannt werden.

Die einfache Umkehrungen ſind abermals von einer doppelten Art:

Des allgemeinen verneinenden.

Einmal: Umkehrungen des allgemeinen verneinenden Satzes.

Zum Beyſpiel: Kein ~~Viereck~~ Quadrat iſt ein Obtuſangulum.

Folglich; iſt kein Obtuſangulum ein ~~Viereck.~~ Quadrat.

Des beſondern bejahenden Sazes.

Denn; Umkehrungen des beſondern bejahenden Satzes.

Zum Beyſpiel: Etliche Dreiecke ſind Obtuſangula.

Alſo: Etliche Obtuſangula ſind Dreiecke.

Von den Umkehrungen *per accidens.*

Die Umkehrungen *per accidens* betreffen den allgemeinen bejahenden Satz. Zum Beyſpiel: ein jedes Viereck iſt ein Rektangulum. Alſo: – manches Rektangulum iſt ein Viereck. Durch ein Rektangulum verſteht man eine Figur, die lauter rechte Winkel hat: – durch ein Viereck aber eine Figur, wo alle vier Seiten und Winkel gleich ſind.

Hier ſind die Demonſtrationen dieſer drey verſchiedenen Arten der Umkehrung:

I. Kein *A* iſt *B*; folglich iſt kein *B* ein *A*.

II. Etliches *A* iſt *B*; folglich muß etliches *B* auch *A* ſeyn.

III. Alles *A* iſt *B*. Folglich iſt etliches *B* auch *A*.

Demonſtration der erſten Umkehrung in *Ceſare*, welches aus der zweiten Figur iſt.

Kein *A* iſt *B*.
Alles *B* iſt *B*.
Folglich iſt kein *B* ein *A*.

Demonſtration der zweiten Umkehrung in Datiſi aus der dritten Figur.

Alles *A* iſt *A*.
Etliches *A* iſt *B*.
Folglich; etliches *B* iſt *A*.

Demonſtration der dritten Umkehrung in *Darapti* aus der dritten Figur.

Alles *A* iſt *A*.
Alles *A* iſt *B*.
Folglich; etliches *B* iſt *A*.

„Hieraus erhellt zur Gnüge, daß die einfachſte und dem Scheine nach unnützeſte identiſche Sätze im Abſtracto von großem Nutzen ſind. Man verachte alſo, daß ich das weitläufig anführe, keine einzige Wahrheit!"

Sie führen noch als ein Beyſpiel der anſchauenden Erkenntniß folgenden Satz an, lieber Philaleth. **Drey iſt ſo viel als zwey und eins.** Ich halte dies indeſſen blos für die eine Erklärung der Zahle drey; denn bekanntermaßen entſtehen die einfachſten Erklärungen der Zahlen auf dieſe Art. — Zwey iſt eins und eins; — drey iſt zwey und eins; — vier iſt drey und eins, u. ſ. f. Allerdings liegt hierinnen ein verborgner Satz, den ich auch ſchon bemerkt habe, — nemlich: daß dieſe Ideen möglich ſind. Dies läſſet ſich in dem gegenwärtigen Fall an-

anſchauend erkennen. Mithin kann man ſagen: In den Definitionen iſt eine anſchauende Erkenntniß enthalten, wenn ihre Möglichkeit ſogleich einleuchtet. Alle adäquate Definitionen enthalten alſo Primitivwahrheiten der Vernunft, und dem zu folge, anſchauende Erkenntniſſe. Endlich kann man auch noch im Allgemeinen behaupten: daß alle Primitivwarheiten der Vernunft unmittelbar, alſo Wahrheiten einer **Immediation der Ideen** ſind.

Die adäquaten Definitionen enthalten Primitivwahrheiten und anſchauende Erkenntniſſe.

Primitivwahrheiten des Faktum.

Die Primitivwahrheiten des Faktum, ſind, die innern Erfahrungen einer **Immediation der Empfindung** (immediation de ſentiment). – Hieher gehört die erſte Wahrheit der Karteſianer oder des heiligen Auguſtins: **Ich denke, alſo bin ich**: – das heißt, ich bin ein Ding, welches denkt. – – Nur muß man das bemerken: So wie die identiſchen Sätze allgemeine oder beſondre, und die einen ſo klar als die andern ſind, (denn es iſt eben ſo klar zu ſagen, *A* iſt *A*, als ein Ding **iſt das, was es iſt**); ſo ſind es die Primitivwahrheiten eines Faktum auch. Es iſt mir unmittelbar klar, **daß ich denke**; – aber eben ſo klar iſt es mir auch, daß ich **verſchiedene Gedanken habe**, daß **ich bald an *A*, bald an *B* denke** u. ſ. w. Das **karteſianiſche** Principium iſt alſo wol gut, aber doch nicht das einzige in ſeiner Art. – Hieraus erhellt, daß die Primitivwahrheiten der Vernunft und des Faktum das gemein haben, daß ſie nicht aus einem noch gewiſſeren Principium demonſtrirt werden können.

Philalethes. §. 2. Ich weiß es ſehr gut, daß Sie das, was ich blos auf die **anſchauende** Erkenntniſſe eingeſchränkt haben möchte, noch viel weiter ausdehnen. –

Die **demonſtrativiſche Erkenntniß** iſt nichts anders als eine Zuſammenkettung anſchauender Erkenntniſſe in allen Verbindungen der mittelbaren Ideen. – Zum öftern kann nemlich die Seele die Verbindung, – Uebereinſtimmung und Anwendung einer Idee mit der andern, nicht unmittelbar einſehen. Wenn ſie nun ihre Ideen nicht ſo zuſammenbringen kann, daß ſie durch eine unmittelbare Vergleichung und gleichſam durch Stellung derſelben neben einander, oder beiderſeitige Zueignung die Uebereinſtimmung oder Nichtübereinſtimmung einſieht, ſo muß ſie zu ſogenannten mittleren Ideen (zu einer oder zu mehrern) ihre Zuflucht nehmen, um auf dieſe Art die gewünſchte Uebereinſtimmung oder Nichtübereinſtimmung herauszufinden. – Dies heiſſet **Schlieſſen.** Um, z. B. zu erweiſen, daß die **drey Winkel eines Dreiecks zwey geraden** gleich ſind, muß ſie einige andre ausfindig machen, welche ſowol den **drey** Winkeln **eines Dreiecks,** **als zwey geraden** gleich ſind. –

§. 3 Dieſe dazwiſchenkommende Ideen heiſſen **Beweiſe,** und die Diſpoſition der Seele, ſie zu finden, iſt die **Scharfſinnigkeit.** –

§. 4. Die Evidenz der Erkenntniß, die wir vermittelſt der Beweisgründe erlangen, iſt lange nicht ſo klar und offenbar, und der Beyfall nicht ſo ſchleunig, als bey der anſchauenden. – Die Seele ſieht bey der Demonſtration die Uebereinſtimmung oder Nichtübereinſtimmung der Ideen zwar ein, aber doch mit vieler Mühe und Anſtrengung. Es gehört mehr als ein augenblickliches Anſchauen dazu, ſie zu finden. – Man muß ſich nothwendig in eine nach und nach, ſtuffenweiſe fortgehende Progreßion der Ideen einlaſſen, wenn man auf dem Wege zur Gewißheit weite Schritte machen will. –

§. 5. Ueberdem muß vor einer jeden Demonſtration ein Zweifel vorangehn. –

§. 6. Sie iſt bey weitem nicht ſo klar, als die anſchauende Erkenntniß. – Wenn das Bild von einem Spiegel zum andern zurückgeworfen wird, ſo wird es bey jeder **Zurückwerfung** (Reflexion) immer ſchwächer; – leidet immer eine Verminderung der Klarheit und Deutlichkeit, die in dem erſteren Bilde befindlich iſt, bis es endlich nach vielfältigen Entfernungen ſehr dunkel und undeutlich wird, und bey dem erſten Anblick, inſonderheit blöden Augen nicht ſo kenntlich iſt. – Nicht anders iſt es mit der Erkenntniß beſchaffen, die vermittelſt einer langen Reihe von Beweiſen hervorgebracht wird. –

§. 47. Bey einem jeden Schritt, den die Vernunft beym Demonſtriren thut, muß **eine anſchauende** Erkenntniß ſtatt finden. – Weil aber bey einer ſo langen Reihe von Beweiſen das Gedächtniß nicht zureicht, die Verbindung der Ideen genau zu behalten, ſo hält man ~~gemeiniglich~~ das Falſche für eine **Demonſtration.**

Die natürliche Scharfſinnigkeit und Analyſe tragen dazu bey, die mittlere Ideen der Demonſtration zu finden.

Theophilus. Auſſer dieſen natürlichen oder erlangten, **Scharfſinnigkeit** iſt noch ein andrer künſtlicher Weg, die mittlere Ideen (medium) zu finden. Dieſe Kunſt heißt die **Analyſe.** Hierbey kommt es theils darauf an, daß man die Wahrheit oder die Unrichtigkeit eines gegebenen Satzes finden, und auf die Frage **Ob** antworten ſoll; – ob **nemlich eine Sache ſey oder nicht; theils** muß man auch auf ſchwerere Fragen (caeteris paribus) antworten, z. B. **wodurch** und **wie** etwas ſey? – Hier iſt überdem noch vieles zu ergänzen. Das ſind eigentlich die ſogenannten Aufgaben der Mathematik, welche noch ſehr vieles unentſchieden laſſen. Z. B. **einen Spiegel zu finden,** ~~auf welchem~~ alle **Sonnenſtrahlen in einem Punkt** ~~zuſammentreffen~~, – **das iſt,** man verlangt die **Figur**, oder wie er **gemacht werde.**

Die Aufgaben der erſteren Art, wo man blos das Wahre und das Falſche finden ſoll, wo alſo im Subjekt oder Prädikat nichts zu ergänzen iſt, findet weniger Erfindung ſtatt, – indeſſen doch einige. Das Urtheil allein iſt nicht zureichend.. Man kann im gewiſſen Sinne allerdings ſagen: – ein Menſch, von einer guten Beurtheilungskraft, das iſt, dem es nicht an Aufmerkſamkeit und Ueberlegung fehlt, welcher Zeit, Geduld und Gegenwart des Geiſtes genug hat, wird die ſchwerſte Demonſtration begreifen, wenn man ſie ihm nur gehörig vorſtellet. Aber der geſcheuteſte Kopf wird nicht immer im Stande ſeyn, ohne andre Hülfe dieſe Demonſtration zu finden.

Mithin iſt auch hier eine gewiſſe Art von **Erfindung**; – und bey den Geometern fand ehemals eine gewiſſere ſtatt, als itzt. Jn jenen Zeiten, wo die **Analyſe** weit weniger kultivirt war, als in unſern Tagen, ward auch mehr Scharfſinnigkeit erfordert, um zu den Demonſtrationen zu gelangen. Daher kommt es auch, daß einige der älteren Geometer, die die neuere Methode noch nicht gründlich inne haben, auſſerordentlich viel gethan zu haben vermeinen, wenn ſie die Demonſtration eines **Theorems** finden, welche andre vor ihnen erfunden haben. – Männer, die in der **Erfindungskunſt** geübt ſind, wiſſen den Werth und Unwerth derſelben ganz anders zu beſtimmen. Wenn z. B. jemand die **Quadratur** eines Raums zwiſchen einer krummen und einer geraden Linie bekannt macht, welche in allen Segmenten gelingt, und die ich die **allgemeine** nenne, ſo ſteht es allemal bey uns, nach unſrer einmal beliebten Methode die Demonſtration davon zu finden, wenn wir uns nur gehörig Mühe geben wollen. – Es ſind indeſſen auch beſondre Quadraturen gewiſſer Theile, wo die ganze Sache dergeſtalt verwickelt ſeyn kann, daß es nicht allemal in unſrer Gewalt ſtehet, ſie gehörig auseinander zu wickeln. Die Jnduktion führt uns öfters auf Wahrheiten in den Zahlen und Figuren, deren allgemeiner Grund noch verborgen iſt. Ueberhaupt iſt die Periode noch lange nicht da, in der die Analyſe in der Geometrie und in der Zahlenrechnung ihren höchſten Gipfel erſtiegen hätte.

Indeſſen verurſacht es mehr Mühe, intereſſante Wahrheiten zu entdecken, und noch eine gröſſere, die Mittel aufzuſuchen, das, was man ſucht, gerade zu der Zeit, da man es ſucht, zu finden; als die Demonſtration der Wahrheiten, die ein andrer entdekt hat, aufzufinden. Freylich hilft die **Syntheſe** zur Erfindung mancher wichtigen Wahrheit, indem man alsdenn vom **Einfachen** zu den **Zuſammengeſetzten** fortgehet. — Sobald es aber darauf ankommt, die Methode zu finden, nach welcher das, was man ſich vorgeſetzt hat, geſchehen muß, ſo iſt die **Syntheſe** nicht immer hinlänglich, und oft würde es ganz vergeblich ſeyn, alle nur verlangte Combinationen anzuſtellen, obgleich die **Methode der Ausſchlieſſung**, welche einen anſehnlichen Theil unnützer Combinationen auf die Seite wirft, ſehr nützlich angewandt werden kann, ſo wie auch nicht ſelten keine andre Methode anwendbar iſt. Nur fehlet auch öfters die Anweiſung ſich derſelben gehörig zu bedienen. Die Analyſe iſt es alſo allein, die uns aus dieſem Labyrinth helfen muß. Ich ſetze immer voraus, daß es möglich iſt; denn es giebt Fälle genug, in denen die Natur der Aufgabe es gleichſam zu verlangen ſcheint, daß wir überhaupt im Finſtern tappen, da wir nicht jedesmal das Ganze in kleinere Theile zerlegen können.

Philalethes. Da man einmal bey den Demonſtrationen anſchauende Erkenntniſſe vorausgeſetzt hat; ſo hat eben dieſes, meiner Meynung nach, Gelegenheit gegeben, folgendes **Axiom** feſtzuſetzen: — daß **alle Schlüſſe aus vorher erkannten und zugeſtandenen Wahrheiten** kommen. Ueber das Unrichtige in dieſem Axiom werde ich mich indeſſen bey einer andern Gelegenheit erklären, wenn ich mich über die Grundſätze erklären werde, die man fälſchlich für das Fundament der Schlüſſe anſieht.

Theophilus. Ich bin ſehr neugierig, wie Sie in einem Axiom, das ſo ſehr vernünftig ſcheint, das Falſche finden wollen. Die Demonſtrationen würden unausſtehlich lang werden, wenn alles auf anſchauende Erkenntniſſe reducirt werden ſollte. Aus dieſem Grunde pflegen die Mathematiker eine Theilung anzuſtellen, und die dazwiſchenkommende Sätze beſonders zu demonſtriren. Auch hierinnen liegt in der That viel Geſchick und Kunſt. Da nemlich die mittlern Wahrheiten, (die man **Lemmata** nennt,) auf mannichfaltige Art ausfindig gemacht werden können; ſo iſt es für das Nachdenken und das Gedächtniß eine ungemein gute Hülfe, diejenigen gerade zu wählen, welche kürzer ſind, und ihrer Natur nach auffallender und der Demonſtration würdiger zu ſeyn ſcheinen. Auſſerdem liegt auch darinnen ein Hinderniß, daß es gar nicht ſo leicht iſt, als man etwa glauben möchte, alle Axiomen zu demonſtriren, und die Demonſtrationen ganz und gar auf eine vollſtändige Weiſe auf anſchauende Erkenntniſſe zu reduciren. Hätte man dies abwarten wollen, ſo fehlte uns vermuthlich noch itzt die Wiſſenſchaft der Geometrie.

Doch, da wir hierüber in unſern erſtern Unterhaltungen ſchon einmal geredet haben, ſo kann ich hier füglich abbrechen, und die Fortſetzung unſres Geſprächs bis auf eine andre Gelegenheit verſparen.

Philalethes. §. 9. Wir werden bald auf dieſe Materie ſtoſſen. Itzt will ich nur dieſe Bemerkung machen. – Man hat es gemeiniglich angenommen, daß die mathematiſche Wiſſenſchaften ganz allein der Demonſtration fähig wären: Mir ſcheint die Uebereinſtimmung und Nichtuebereinſtimmung, welche man **anſchauend** erkennet, nicht im geringſten ein Vorrecht für die Ideen der Zahlen und der Figuren allein ~~ein Vorrecht~~ zu ſeyn. An uns, die wir nicht die rechte Methode kennen, liegt die Schuld, daß die Mathematiker allein zu eigentlichen Demonſtrationen gekommen ſind.

§. 10. Allerdings haben hiezu verſchiedene Gründe beygetragen. **Einmal** freylich der allgemeine, weitausgebreitete Nutzen, den die Mathematik hat; **hiernächſt** aber auch, – weil bey den Zufälligkeiten der Zahlen, wenn man ihre Gleichheit oder Uebermaß miteinander vergleicht, der kleinſte Unterſchied ſehr merklich iſt. Wenn nun auch gleich bey der Ausdehnung des geringſten Uebermaß nicht ſogleich bemerkt werden kann; ſo iſt man doch auf Mittel gefallen, die rechte Gleichheit zweyer Winkel, oder zweyer Ausdehnungen oder Figuren zu unterſuchen, und auf eine demonſtrativiſche Art zu entdecken. – Die Zahlen und Figuren können mit ſichtbaren und dauerhaften Zeichen bemerkt werden, wodurch die Begriffe vollkommen beſtimmt ſind, welches ſie gröſtentheils nicht ſind, wenn man ſie nur durch Namen und Wörter bezeichnet hat.

§. 11. Andre einfache Ideen, welche Erſcheinungen oder ſinnliche Empfindungen ſind, die vermittelſt der Größe, Figur, Zahl und Bewegung der kleinen Körperchen, welche einzeln nicht in die Sinne fallen, in uns hervorgebracht werden, haben alſo für ihre verſchiedene Grade kein genaues und vollkommen richtiges Maß. Da aber, z. B. der Unterſchied dieſer ſichtbaren Beſchaffenheiten groß genug iſt, um klare und verſchiedene Ideen in der Seele hervorzubringen, ſo wie wir an der **blauen** und **rothen** Farbe ſehen, ſo ſind ſie, meinem Bedünken nach eben ſowol einer Demonſtration fähig, als die Ideen von der Zahl und Ausdehnung.

Kurze Geſchichte der Demonſtrationen der Alten, und derer, die auſſer der Mathematik geführet werden können.

Theophilus. Ich kenne freylich Beyſpiele von Demonſtrationen auſſer dem Gebiete der Mathematik genug; und man kann in gewiſſer Abſicht ſagen: daß Ariſtoteles in ſeinem **erſten analytiſchen** Verſuchen bereits verſchiedene gegeben habe. Die Logik iſt im Grunde betrachtet, eben ſo gut demonſtrationsfähig, als die Geometrie; – und es läſſet ſich gar füglich behaupten, daß die Logik der Geometer, oder die Art zu ſchlieſſen, die **Euklides**, da er von den Sätzen redete, in ein helleres Licht geſezt und allgemein gemacht hat, eine beſondere Ausdehnung oder Beförderung der allgemeinen Logik ſeye. –

Archimedes iſt der erſte, der in ſeinen Schriften die Kunſt zu demonſtriren verſucht hat. In ſeinem Werke vom **Gleichgewichte** machte er die Probe. Verſchiedene Rechtsgelehrte, beſonders die alte Römiſche *), deren Frag-

---

*) Faſt eben dieſes ſchrieb er in einem Briefe an Käſtnern: Romani in omni genere doctrinae Graecis cedunt. Ab iis Philoſophiam, Medicinam, ſtudia mathematica mutuo ſumſerunt, de ſuo vix quicquam magni momenti adiecerunt: in vna Iurisprudentia regnant; huius etſi ſemina a Graecis acceperint, inde tamen hortum excitarunt ampliſſimum pulcherrimumque, eaque in re vna, omnes populos, quod conſtet, vicerunt:

Excudent alii ſpirantia mollius aera
Credo equidem viuos ducant de marmore vultus;
Tu regere imperio populos Romane memento
Hae tibi erunt artes!

Dixi ſaepius, poſt ſcripta Geometrarum nihil exſtare, quod vi ac ſubtilitate cum Romanorum Iureconſultorum ſcriptis comparari poſſit: tantum nerui ineſt, tantum profunditatis. Et quemadmodum remotis titulis & caeteris operis integri indiciis, demonſtrationem Lemmatis alicuius Geometrici ex *Euclide*, aut *Archimede*, aut *Appollonio* aegre diſcernas, & ad auctorem ſuum referas; adeo omnium idem ſtylus videtur, tanquam ipſa recta ratio per horum virorum ora loqueretur; ita Iuriſconſulti etiam Romani ſibi gemelli ſunt, vt ſublatis iudiciis, quibus ſententiae aut argumenta diſtinguuntur, diſtinguere ſtylum aut loquentem vix poſſis. Nec vſpiam iuris naturalis praeclare exculti vberiora veſtigia deprehendas. Et vbi ab eo receſſum eſt, ſiue ob formularum ductus, ſiue ex maiorum traditis, ſiue ob leges nouas, ipſae conſequentiae, ex noua hypotheſi aeternis rectae rationis dictaminibus addita, mirabili ingenio, nec minore firmitate deducuntur. Nec tam ſaepe a ratione abitur, quam vulgo videtur. Herr von Leibnitz läßt hier den Pandekten ihr gebührendes Lob wiederfahren. Accurſius hingegen iſt würklich des Auslachens werth, wenn er ſagt: Ius romanum adeo abundare praeceptis probitatis & pietatis, vt cultores theologiae carere poſſint ſtudio diuino, & litterarum ſtudioſi ſuperſedere queant vago atque ſuperfluo ſtudio iuris naturalis, quum vtrumque luculentiſſime hauriatur ex libris iurium, auſpiciis Iuſtiniani confectis. Baldus und Jaſon führen ſich noch lächerlicher auf, ſie ſagen: ad Edictum

Fragmente wir in den Pandekten noch beſitzen, haben verſchiedene gute Demonſtrationen geliefert. Ich bin ganz und gar mit dem **Laurentius Valla** einſtimmig, der dieſe Gelehrten nicht genug bewundern kann, weil ſie alle ſo genau und präciſe reden, und wirklich ſich mancher ſehr nahe ans demonſtrativiſche grenzender Räſonnements bedienen, ja weil ſie oft ſelbſt demonſtriren. Auſſer der Rechtsgelehrſamkeit und der Kriegswiſſenſchaft kenne ich keine Wiſſenſchaft, in welcher die **Römer** ihre von den **Griechen** erlangten Kenntniſſe vermehrt hätten:

Tu regere imperio populos Romane memento,
Hae tibi erunt artes pacique imponere morem,
Parcere ſubiectis, & debellare ſuperbos.

Eine ſolche Präciſion im Ausdruck verurſachte, daß alle Rechtsgelehrten, welche an die Pandekten geſchrieben haben, ſo entfernt ſie auch der Zeit nach von einander lebten, doch faſt einen Autor auszumachen ſcheinen; und daß man große Mühe haben würde, genau zu unterſcheiden, ob die Namen der Gelehrten ihrem Werke vorſtehen, oder nicht, ſo wie es gleichfalls viele Mühe verurſacht, die Demonſtrationen des **Archimedes**, **Euklides** und **Apollonius** von einander zu unterſcheiden, da ſie faſt alle über gewiſſe Materien gleichſtimmig geſchrieben haben. –

Die

---

quod met. cauſ. geſt. Romanas leges, vt naturalem rationem omnibus imperare & ſpiritum ſanctum *Iuris Romani* praecepta poſuiſſe in ore Praetorum, adeo vt ius romanum ſit vox Dei ab hominibus prolata. Ueber den **Grotius** aber habe ich mich doch ſehr gewundert. Er nennt in ſeinem 132 Briefe das Ius Romanum ipſiſſimum ius naturae. Es iſt freylich wahr, daß wir das Delikateſte in dem natürlichen Rechte, dieſen großen Männern zu verdanken haben, aus deren Fragmenten Juſtinian die Pandeckten hat zuſammen ſchreiben laſſen; indeſſen iſt aber doch auch nicht zu leugnen, daß, wie vernünftige Juriſten ſelbſt geſtehen, viele abſurde Sätze darin angetroffen werden. Und iſt denn der gröſſeſte Lehrer des natürlichen Rechts in ſeinem unſterblichen Werke de iure belli & pacis nicht ofte abgewichen?

Anm. des Ueberſetzers.

Die **Griechen** haben allerdings in der Mathematik viel gethan, ſie ſind es eigentlich, die dem Menſchengeſchlecht eine Anweiſung und ein Modell zu einer guten Demonſtration gelaſſen haben. Denn, wenn auch die **Babylonier** und **Egyptier** eine ſinnlichere und mehr empiriſche Geometrie gewuſt hätten, ſo iſt doch itzt nicht das geringſte davon mehr übrig. Indeſſen bleibt es immer auffallend, daß eben dieſe Griechen in ihren mathematiſchen Kenntniſſen herunterkamen, ſobald ſie ſich von der Arithmetik und Geometrie zur Philoſophie wandten. Daher kommt es, daß im **Plato** und **Ariſtoteles** (die **analytiſche** Verſuche des ~~erſteren~~ ausgenommen), auch nicht einmal ein Schatten einer Demonſtration übrig geblieben iſt. – **Proclus** war zwar ein guter Geometer; – als **Philoſoph** iſt er aber ein ganz andrer Mann.

Daraus läſſet es ſich auch herleiten, warum die Mathematiker ſo glückliche Demonſtrationen führen können. Der Hauptgrund liegt darinnen: "daß die Erfahrung in allen und jeden Augenblicken für die Richtigkeit der Räſonements Gewähr leiſtet, welches auch bey den Figuren der Syllogismen ſtattfindet." In der **Metaphyſik** und **Moral** gehen Gründe und Erfahrungen nicht ſo parallel mit einander fort, und in der **Phyſik** erfordern die Verſuche Zeit und Geduld, und machen viele Koſten. Sobald die Menſchen der Erfahrung, dieſer ſichern Führerinn untreu wurden, ſo fiel auch ihre Aufmerkſamkeit und Ueberlegung, und ſie geriethen in Irrthümer. Nicht anders als die Kinder, welche gleich fallen, ſobald ſie aus ihrem kleinen Gängelwagen treten. – Freylich fand dabey ein gewiſſes *Succedaneum* ſtatt, wovon ich auch zu ſeiner Zeit reden werde. – Uebrigens werden die blaue und rothe Farbe nimmermehr vermittelſt der Ideen, die wir uns davon machen, zu einer Demonſtration Veranlaſſung geben, weil ſie doch nur konfuſe Ideen bleiben. Sie können auch nur in ſofern zu einigen Schlüſſen darüber die Hand bieten, als wir uns durch die Erfahrung deutliche Ideen von ihnen machen können, deren Zuſammenhang mit den eigentlichen Ideen, die wir uns von ihnen machen, nicht ſichtbar iſt.

Philalethes. §. 14. Auſſer dem Anſchauen und der Demonſtration, welches die zwey Stufen unſrer Erkenntniß ſind, iſt alles andre **Glaube**, oder eine **Meinung**, aber keine Erkenntniß, wenigſtens was die allgemeinen Wahrheiten betrift. Indeſſen giebt es noch eine andre Perception, welche ſich mit dem beſondern Daſeyn endlicher Dinge auſſer uns beſchäftiget. Dies iſt die ſinnliche Erkenntniß. Es giebt zwar andere Empfindung in der Seele, welche ſich mit dem beſondern Daſeyn endlicher Dinge beſchäftiget, die auſſer uns ſind. Dieſe Empfindung, da ſie noch über die bloße Wahrſcheinlichkeit geht; gleichwol aber den einen, oder den andern von den vorhererwähnten Graden der Gewißheit nicht vollkommen erreichet, pflegt man ebenfalls eine Erkenntniß zu nennen *).

Theo-

---

*) Das mag wohl recht hoch philoſophirt heiſſen, ſo daß auch der gröſſeſte Verſtand es zu erreichen nicht vermögend iſt, was weniger als gewiß, und mehr als wahrſcheinlich ſeyn ſoll. Unſere Erkenntniß iſt gewiß, wenn ſie wahr iſt; — wahr iſt ſie, wenn entweder die Begriffe an ſich betrachtet, möglich ſind, oder wenn ſo viel Erforderniſſe zu der Wahrheit oder Wahrheitsgründe vorhanden ſind, daß ſie den zureichenden Grund abgeben, warum in einem Satze das Prädikat dem Subjeckte zukommt, es mögen die Wahrheitsgründe innerliche oder äuſſerliche ſeyn. Nemlich innerliche ſind es, wenn ſie aus dem Begriffe des Subjeckts, oder deſſen Beſtimmung hergenommen ſind; äuſſerliche ſind unläugbare Erfahrungen und glaubwürdige Zeugen, oder Schriftſteller. Mangeln uns nun noch einige Wahrheitsgründe, doch ſo, daß wir dieſelben noch vermuthen können: ſo haben wir eine wahrſcheinliche Erkenntniß von einem Satze; und zwar iſt ſie um ſo viel wahrſcheinlicher, je weniger von ſolchen Wahrheitsgründen fehlen. Woraus denn offenbar iſt, daß noch eine dritte Gattung der Wahrheit weiter nichts, als eine leere Einbildung ſey, indem auch der höchſte Grad der Wahrſcheinlichkeit noch Wahrſcheinlichkeit iſt, und keine gewiſſe Wahrheit ausmacht; ſo wie das, was weniger, als gewiß iſt, in Ewigkeit keine gewiſſe und unfehlbare Wahrheit abgeben wird.

Die Meinung verdient den Namen der Erkenntniß.

Theophilus. Die **Meinung**, in ſofern ſie auf das Wahrſcheinliche gegründet iſt, kann allerdings eine Erkenntniß genannt werden. Sonſt würde alle hiſtoriſche und viel andre Kenntniſſe mehr über den Haufen fallen. Ich glaube immer, (auf die Namen nehme ich gar keine Rückſicht,) daß die **Unterſuchung der Grade der Wahrſcheinlichkeit** von groſſem Gewicht ſeyn würde, und daß darinnen ein anſehnlicher Mangel unſrer Logik beſtehe, daß dieſe noch fehlet *).

Von der Logik des Wahrſcheinlichen.

wird. Dergeſtalt muß wohl auch die Erkenntniß von dem würklichen Daſeyn der Dinge auſſer uns, entweder gewiß oder wahrſcheinlich ſeyn.

Hier meinet nun unſer Herr Loke, es wären noch Beweisgründe vorhanden, wodurch die Würklichkeit einer Körperwelt und der einzelnen Dinge auſſer allem Zweifel geſetzt würde; wie er denn auch in dem folgenden dieſes Abſatzes einige beybringt. Man ſieht aber leicht, daß ſelbige nicht die gehörige Stärke beſitzen können, alle Zweifel in dieſer Sache zu heben; indem er gleichwohl der ſinnlichen Erkenntniß keine völlige Gewißheit zugeſteht, ſondern ſelbige für weniger als gewiß ausgiebt. Daher hat er ſie auch der anſchauenden und demonſtrativiſchen Erkenntniß nachgeſetzt; da ſie doch die erſte iſt, und bey aller übrigen Erkenntniß zum Grunde liegt, ſo daß ein jeder allgemeiner Begrif um ſo viel gewiſſer iſt, je genauer er wieder auf die Sinne zurückgeführt werden kann. Und woher kömmt es doch, daß die Mathematik mit einer ſo unfehlbaren Gewißheit prangt, anders, als eben daher: daß ihre Wahrheiten ſich ſo genau zur Sinnlichkeit bringen laſſen? Doch wir werden noch an einem andern Orte, die beygebrachten Gründe zu beleuchten Gelegenheit haben, wo nemlich Herr Loke von der Erkenntniß der würklichen Dinge auſſer uns handelt.

Poley.

---

*) Der gröſſeſte Theil der menſchlichen Erkenntniß iſt bloß wahrſcheinlich, und dennoch hat man ſich bis jetzt noch nicht ſonderlich bemüht, weder die Wahrheiten an ſich in einer gewiſſen Rangordnung zu ſtellen, noch brauchbare Regeln zu geben — ſie ſelbſt in Ordnung zu bringen.

Man konnte ſonach, wenn ſich ein Problem nicht in Allgemeinen entſcheiden ließ, den Grad der Wahrſcheinlichkeit

> Leibnitz klagt mit Recht darüber, und man hat Urſache zu glauben, daß er das Licht unter den Scheffel weggenommen, — und wenigſtens auf den Schemel geſetzt haben würde, wenn er länger gelebt hätte. Dieſe meine Vermuthung gründet ſich darauf, daß er noch ſechs Wochen vor ſeinem Tode zum ſeeligen Wolff ſagte: er wolle ein *Syſtema Philoſophiae* herausgeben. Nun läßt ſich leicht begreifen, daß er vorher eine *Logicam Probabilium* hätte vorausſchicken müſſen. Denn diejenigen Wahrheiten, die er *more geometrico* würde haben demonſtriren können — würden ihm bey der Ueberrechnung zum Theil zu wenig — verhältnißmäßig zu unwichtig und unbrauchbar vorgekommen ſeyn, — und er würde es gerne andern überlaſſen haben, ſich bloß an dem mathematiſchen Rock zu begnügen. — Indeſſen hat man in ſeinen Papieren hierüber nichts gefunden. Vermuthlich ſah er die Schwierigkeit ein, — er war zu gelehrt ſie nicht einzuſehen. — Die verſchiedenen Wiſſenſchaften, die Theologie, Rechtsgelahrtheit, Geſchichte, Alterthümer u. ſ. w., waren ſeiner Meynung nach alle würdig, allgemeine Grundſätze aus ſeiner Philoſophie borgen zu können. Andere fanden dieſe Schwierigkeiten nicht — und zwar aus dem guten Grunde, weil ſie nicht ſo allgemeine Köpfe waren als Leibnitz, daher es ihnen denn auch nicht ſchwer ankam, nach einer Wiſſenſchaft ihre Philoſophie, bald einſchrumpfen, bald ausdehnen zu laſſen. Die Definir- und Demonſtrirſucht, wovon ich ſchon ein lächerliches Beyſpiel gegeben habe, — kam dazu, und nun entſtand Philoſophia Leibnitiana more geometrico demonſtrata u. ſ. w. Sollte der ſeelige Mann anitzt von den Todten auferſtehen, er würde ſich über die Gründlichkeit ſeiner Meynungen höchlich wundern, — und oft ſagen: das hätte ich nicht gedacht! Er würde vielleicht aber doch ins Geheim denken: Leute die nicht würdig ſind, mir die Schuhriemen aufzulöſen — haben Dinge in ihrer Philoſophie demonſtrirt, die ich für Undinge gehalten habe, — haben Sachen demonſtrirt, die ich bloß den damaligen Umſtänden gemäß, für wahr hielt, u. ſ. w. und haben in guter Meynung die Welt in der Gelehrſamkeit nicht fortgebracht, — ſondern aufgehalten.

Wir ſehen das Wahrſcheinliche dem Gewiſſen entgegen. Die Sprache hat eine Menge von Wörtern, —

lichkeit aus Datis beſtimmen, und alsdenn nach vernünftigen Gründen angeben, welche den gröſten Schein hätten. Wenn die itzigen Moraliſten, (ich meyne die klügſten unter ihnen z. B. den **General der Jeſuiten**,) das **Sichrere** mit dem **Wahrſcheinlicheren** verbinden, ſo verachten ſie deshalb das Wahrſcheinlichere nicht im geringſten. Denn, wenn die Frage entſchieden wird, was **ſicher** iſt, ſo iſt die Entſcheidung keine andre, als, daß wenig Wahrſcheinlichkeit ſey, ein Uebel zu befürchten. – Der Fehler der Moraliſten, welche in dieſem Artikel nicht präcis genug waren, beſtand gröſtentheils darinnen: daß ſie zu enge und unzulängliche Begriffe von dem **Wahrſcheinlichen** hatten, welches ſie mit dem **Endoxon** des Ariſtoteles vermiſchten, der ſich, gleich andern Rednern und Sophiſten ſehr nach andrer Meynungen bequemte. Das **Endoxon** iſt

---

die die Grade der Wahrſcheinlichkeit ziemlich genau angeben könnten, wenn wir ihnen erſt eine gewiſſe beſtimmte Bedeutung gegeben hätten, als, vermuthlich; glaublich, ohne Zweifel, allem Anſehen nach, u. ſ. w. Einen Fall kann man von den Glücksſpielen hernehmen. Man kann hier *a priori* und *a poſteriori* verfahren. Den letzten Weg ſcheint Leibnitz nur im Kopf gehabt zu haben, wenn er ſagt: man müſſe auf die data Acht geben. Es ſcheint aber, als wenn uns dieſer Weg wohl zu weit und niemals zum Ende bringen würde. Denn, wenn ſollte man z. E. aufhören zu würfeln? Dieſer Einwurf den man ihm gemacht hat, giebt zu verſtehen, daß diejenigen die ihn machen, eine Gewißheit haben wollen, da doch nur von der Wahrſcheinlichkeit die Rede iſt. Man gebe auch nur im gemeinen Leben Acht; ſo wird man ſehen, daß man ſich faſt allezeit dieſes Weges bediene. Die Glücksſpiele hingegen haben noch das Beſondere: daß man aus ihrer Einrichtung die möglichen Fälle abzählen, und den Grad der Möglichkeit von allen Fällen beſtimmen kann. S. *Bernoulli ars conjectandi*, wo verſchiedene Aufgaben aufgelöſet ſind. Doch ich würde zu weitläuftig werden, daher ich meine Leſer auf das vortrefliche Organon unſers verewigten Lamberts verweiſe, wo er ſich die Mühe genommen hat die Hauptfälle durchzugehen — und eine Rangordnung feſtzuſtellen, — mit welcher man allem Anſehn nach noch eine lange Zeit ſich wird begnügen müſſen.

Anm. des Ueberſetzers.

ſeiner Meynung nach, was der große Haufen angenommen und beſtätigt hat. — Darinnen hat er Unrecht, daß er ſeine **Topika** lediglich hierauf einſchränkt; — und dies hat ihn ferner dazu verleitet, daß er lauter gewöhnliche, bekannte Grundſätze angenommen, ſie faſt alle unbeſtimmt gelaſſen, und mithin nur durch Sprüchwörter, und gleichſam per quodlibet ſich eingelaſſen hat. Das Wahrſcheinliche iſt aber weiter ausgedehnt; die Natur der Dinge ſelbſt iſt die Quelle deſſelben. Die Meynung ſolcher Leute, deren Namen und Anſehn in der gelehrten Welt ſchon Gewicht genug iſt, kann dazu beytragen, eine Meynung wahrſcheinlich zu machen. — Daraus entſteht aber die Wahrſcheinlichkeit noch nicht. — **Kopernikus** war zu ſeiner Zeit faſt der einzige, der ſeine Meynung vertheidigte, — und dieſe war gewiß weit **wahrſcheinlicher**, als die, welche der ganze übrige Theil des menſchlichen Geſchlechts hatte.

Aus dem allen kann ich folgendes Reſultat ziehen: daß ich die Kunſt, welche ſich mit der **gehörigen Schätzung der Wahrſcheinlichkeiten** beſchäftigt, für nützlicher halte, als einen großen Theil unſrer gewöhnlichen demonſtrativiſchen Wiſſenſchaften.

§. 14. **Philalethes.** Die **ſinnliche Erkenntniß**, womit man das Daſeyn der einzelnen Dinge auſſer uns erkennet, iſt größer, als eine bloße Wahrſcheinlichkeit, aber ſie hat nicht die ganze Gewißheit der beyden Grade der Erkenntniß, die wir eben auseinandergeſetzt haben. Die Idee, die wie wir von einem Dinge auſſer uns in unſerer Seele erhalten, iſt ſehr gewiß, und es wird daraus eine anſchauende Erkenntniß. Aber einige glauben noch immer zweifeln zu können, ob etwas weiter, als bloß dieſe Idee in unſerer Seele ſey, und ob wir mit Gewißheit auf das Daſeyn eines jeden Dinges auſſer uns, das mit dieſer Idee übereinkommt, ſchlieſſen können; denn es könnten doch immer ſolche Ideen in der menſchlichen Seele ſeyn, wenn auch kein ſolches Ding wirklich wäre, wenn auch kein ſolches Ding die Seele rührte.

te. Indeſſen glaube ich doch, einen Beweis hier zu haben, der uns auſſer allem Zweifel ſetzt.

Man darf nur fragen: ob man ſich nicht einer ganz unwiderſprechlich verſchiedenen Empfindung bewußt ſey, wenn man die Sonne bey Tage ſieht, und wenn man des Nachts an ſie denkt, wenn man Wermuth ſchmeckt, und eine Blume riecht, als wenn man dieſen Geſchmack und Geruch ſich nur vorſtellt. Wir werden des Unterſchiedes zwiſchen einer Idee, die durch das Gedächtniß in unſerer Seele verneuert wird, und einer ſolchen, die durch unſre Sinne in die Seele kommt, ſo klar und deutlich gewahr, als wir den Unterſchied von irgend andern verſchiednen Begriffen empfinden. Sollte jemand ſagen: ein Traum könne dieſelbe Wirkung hervorbringen und alle dieſe Begriffe könnten ohne einen Gegenſtand auſſer uns hervorgebracht werden; ſo antworte ich ihm: Es liegt einmal ſo viel nicht dran, ob ich ihm dieſen Zweifel hebe; denn, iſt alles nur ein Traum, ſo haben das Schließen und die Beweiſe keinen Nutzen, ſo iſt Wahrheit und Erkenntniß nichts. **Ferner** glaube ich, daß er einen ganz offenbaren Unterſchied zugeſtehn wird, wenn ihm träumt, er wäre im Feuer, und wenn ihn wirklich die Flamme umgiebt. Wollte er aber denn immer noch zweifeln und behaupten: dasjenige, was ich **das wirkliche Seyn im Feuer** nenne, ſey nur ein Traum, und wie könnten wir gewiß werden, ob ein ſolches Ding, wie das Feuer, auſſer uns ſey; ſo würde ich ihm ſagen: **Weil wir doch gewiß wahrnehmen, daß Vergnügen oder Schmerz erfolgt, wenn wir gewiſſe Gegenſtände auf uns zueignen, deren Wirklichkeit wir entweder durch die Sinne empfinden, oder die wir uns im Traum vorſtellen; ſo iſt dieſe Gewißheit ſo groß, als es die von unſerer Glückſeligkeit oder unſerm Elend iſt.** conf. p. 40 p. 414 Denn auſſerdem würde uns an dieſer Erkenntniß und an unſerm Daſeyn nicht viel liegen. So können wir alſo zu den vorigen Gattungen der Erkenntniß auch die von dem Daſeyn der äuſſern wirklichen Dinge vermöge des Bewußtſeyns,

ſeyns, daß dieſe Ideen, die davon in unſerer Seele ſind, durch Gegenſtände auſſer uns in dieſelbe gekommen ſind, hinzuthun, und daher dieſe drey Stufen der Erkenntniß, die **anſchauende**, die **demonſtrativiſche** und die **ſinnliche** annehmen.

Von der Exiſtenz der Dinge auſſer uns, gegen die Sceptiker und den Abt Foucher.

Theophilus. Ich gebe Ihnen Recht, und glaube ſelbſt, daß man zu den Gattungen der **Gewißheit**, oder der **gewiſſen Erkenntniß** auch die Erkenntniß **des Wahrſcheinlichen** rechnen könne. Es würde alſo zwey Arten **von Erkenntniß** geben, ſo wie es zwey Arten von **Beweiſen** giebt, wovon die eine nur bis zur **Wahrſcheinlichkeit**, die andre aber zur **Gewißheit** reicht. Aber laſſen ſie uns die Frage unterſuchen, die die Sceptiker den Dogmatikern über die **Exiſtenz** der Dinge **auſſer uns** vorlegen. Wir haben ſie ſchon ſonſtwo berührt, aber wir müſſen hier wieder auf ſie zurückkommen. Ich habe ehedem ſehr viel darüber mit demſelbigen Abt und Kanonikus zu **Dijon**, Herrn **Foucher**, einem gelehrten und ſcharfſinnigen Manne, der aber ſehr eingenommen für die Akademiker war, und der ſie gerne wieder empor geſchwungen hätte, wie **Gaſſendi** es mit den **Epikuräern** gethan hat, mündlich und ſchriftlich diſputirt. Seine **Beurtheilung der Unterſuchung der Wahrheit**, und die andern kleinen Abhandlungen, die er hernachmals herausgegeben hat, haben ihren Verfaſſer von einer ſehr vortheilhaften Seite kennen gelernt. Er hat auch in dem **Tagebuch der Gelehrten** Einwürfe gegen mein Syſtem von der **vorher beſtimmten Harmonie**, die ich dem Publikum erſt vortrug, nach dem ich es viele Jahre ſorgfältig überdacht hatte, vorgetragen, aber der Tod hinderte ihn dran, eine Replick auf meine Antwort zu geben. Er warnte immer dafür, ſich nicht von Vorurtheilen einnehmen zu laſſen, ſehr ſorgfältig und bedächtig bey allem zu Werke zu gehn; aber er ſelbſt machte es ſich nicht zur Pflicht, dieſem Rath, den er ſo oft und ſo nachdrücklich gab, zu befolgen und darüber wäre er noch wol zu entſchuldigen. Aber er gab auch nicht einmal Acht, wenn ein anderer dieſe Regel genau zu beobachten geſucht hatte, weil er vermuthlich vorausſetzte, daß niemand ihr nachkommen könne. Ich ſagte ihm gewöhnlich: daß die Wahrheit der Dinge die auſſer uns ſind, und die wir durch die Stimme empfinden, in der **Verbindung der Umſtände die dabey vorkommen, und wovon ein jeder ſeinen zureichenden Grund haben muß**, beſtehe, und daß es eben dieſe Verbindung ſey, die die Vorſtellung davon von einem Traum unterſchiede: daß aber die Wahrheit von unſerer Exiſtenz und von der Urſache dieſer Erſcheinungen von ganz andrer Beſchaffenheit ſey, indem ſie es mit Subſtanzen zu thun habe: die Sceptiker verdürben dadurch alles wieder, was ſie Gutes geſagt hätten, daß ſie zu weit giengen und ihre Zweifel auch bey den unmittelbaren Erfahrungen ja ſelbſt bey den geometriſchen und bey andern vernunftmäßig erkannten Wahrheiten anbringen wollen. In den letzten Fehler verfiel **Foucher** oft, aber an den geometriſchen Wahrheiten zweifelte er nie.

Doch ich muß wieder auf Sie kommen. Sie haben Recht, wenn Sie ſagen: daß doch immer einiger Unterſchied zwiſchen den Gegenſtänden der Sinne und denen der Einbildung ſtattfinde; aber die Zweifler werden ihnen antworten:' daß durch das **mehr** oder **weniger** keine verſchiedene Gattung entſtehe." Denn ohnerachtet die Empfindungen gewöhnlich lebhafter ſind, als die Einbildungen, ſo weiß man doch Fälle, daß Perſonen von groſſer Einbildungskraft durch Dinge, die bloß in ihrer Einbildung da waren, mehr erſchüttert worden ſind, als andre bey ſolchen wirklich geſchehenen Vorfällen.' Daher glaube ich, daß das richtige ſichere Kennzeichen der Wahrheit der ſinnlichen Gegenſtände die **Verbindung der dabey vorkommenden Erſcheinungen ſey**; das iſt, die Verbindung deſſen, was zu verſchiedener Zeit, am verſchiedenen Orte, und von verſchiedenen Perſonen geſchieht, welche ſich einander ſelbſt über dieſen Artikel ſehr wichtige Phänomene ſind. Und über die Verbindung der Erſcheinungen, die die Wahrheiten **eines Faktum** in Abſicht der ſinnlichen Gegenſtände auſſer uns, auſſer allem Zweifel ſetzt, kann man vermittelſt der **Wahrheiten der Vernunft** gewiß werden; ſo wie die Erſcheinungen in der Optik durch die Geometrie als wahr erfunden werden. Allein innere geſtehn, was Sie auch dagegen geſagt haben, daß dieſe Gewißheit nicht den höchſten Grad hat, den die menſchliche Erkenntniß in andern Dingen erreichen kann.

* Metaphyſiſch iſt es freylich nicht unmöglich, daß ein Traum ſo lange fortgeſetzt werden könnte, als das menſchliche Leben währet; aber es iſt gewiß eine ſo vernunftwidrige Sache, als wenn man ſich ein Buch denken wollte, das entſtanden ſey, indem der Buchdrucker ſeine Buchſtaben ganz von ohngefehr zuſammengeworfen hätte.* Auch das iſt freylich wahr, daß, wenn nur die Erſcheinungen dabey Verbindung untereinander haben, es gar nicht darauf ankommt, ob man das **Traum** oder **wirkliche** Sache nenne. Denn die Erfahrung zeigt doch, daß man ſich nicht betrügt, wenn man ſeine Maaßregeln nach den dabey vorkommenden Erſcheinungen ſo nimmt, wie man ſie vernünftiger Weiſe nehmen muß.

Philalethes. Ferner iſt die Erkenntniß nicht immer alsdann klar, wenn die Ideen es ſind. Ein Menſch, zum Beyſpiel, der von den Winkeln eines Dreyecks und von ihrer Gleichheit mit zween rechten Winkeln ſo klare Begriffe, als irgend ein Mathematiker in der Welt hat, kann gleichwol eine ganz dunkle Empfindung von ihrer Uebereinſtimmung, alſo auch nur eine ganz dunkle Erkenntniß davon haben.

[illegible]
Verſchieden,

Theophilus. Gewöhnlich erkennt man die Uebereinſtimmung und Unübereinſtimmung der Ideen, wenn man ſie gründlich verſteht; aber ich geſtehe doch, daß ſie zuweilen ſo zuſammengeſetzt ſind, daß es ſehr viele Mühe koſtet, das auseinanderzuſetzen, was alles darunter verborgen liegt. Daher kann denn wohl die Erkenntniß von einiger Uebereinſtimmung oder Unübereinſtimmung dabey noch dunkel bleiben. Bey dem Exempel, das Sie angeführt haben, bemerke ich nur: daß man deswegen noch keine klare Vorſtellung von den Winkeln eines Triangels habe, wenn man ſie ſich in der Einbildung vorſtellen kann. Die Einbildungskraft kann uns kein Bild von einem Triangel vorzeichnen, das ſich für ſpitz- und ſtumpfwinklichte Dreyecke zugleich paßte, und doch iſt die Idee des Triangels allen gemein. Daher beſteht dieſe Idee nicht in den Bildern, die uns die Einbildungskraft davon giebt, und man darf, wenn man ſich dieſe machen kann, noch nicht denken, daß man eine genaue, ~~klare~~ Kenntniß von den Winkeln des Dreyecks habe.

Drittes Hauptſtück.

Von der Ausdehnung der Erkenntniß.

Philalethes.

Da unſre Erkenntniß, wie ich ſchon geſagt habe, in der Perception der Uebereinſtimmung oder Nichtübereinſtimmung beſteht, ſo laſſen ſich hieraus folgende Betrachtungen herleiten:

I. Unſre Erkenntniß geht nicht weiter, als unſre Ideen gehen.

II. Wir können zu keiner Erkenntniß kommen, als nur, in ſofern wir die Uebereinſtimmung oder die Nichtübereinſtimmung der Ideen gewahr werden.

III. Sie kann nicht ſtets anſchauend ſeyn, weil wir nicht allemal vermögend ſind, die Dinge unmittelbar zuſammen zu vergleichen. Z. B.

die

[illegible] die Größe von zwey Dreiecken, die beide auf gleichen Grundlinien ruhen, ~~aber doch~~ ſehr verſchieden ~~von einander~~ ſind.

IV. Unſre Erkenntniß kann auch nicht immer demonſtrativiſch ſeyn, weil wir nicht jedeemal die Mittelideen finden können.

V. Die ſinnliche Erkenntniß, die wir haben, betrift ganz allein die Exiſtenz der Dinge, welche in die Sinne wirklich fallen. –

VI. Mithin ſind unſre Jdeen nicht nur auſſerordentlich eingeſchränkt, ſondern unſre Erkenntniß iſt noch eingeſchränkter als unſre Jdeen.

Bey dem allen zweifle ich nicht im geringſten, daß unſre Erkenntniß eine weit höhere Stufe erreichen könnte, wenn wir nur mit Ernſt und Ueberlegung die Mittel zur Entdeckung des Wahren aufſuchen, und ihr ſelbſt mit der Unverdroſſenheit und dem Eifer nachſpuren wollten, den ~~ſie~~ man ſo oft zur Vertheidigung falſcher unrichtiger Meynung, und des Syſtems anwenden, für welches ~~ſie ſich~~ einmal intereßirt, oder deſſen Partey ~~ſie~~ genommen haben. Dem allen aber ohnerachtet behaupte ich, ganz zuverſichtlich, daß unſre Erkenntniß nimmermehr im Stande ſeyn werde, das zu faſſen, was wir über die Jdeen, die wir nun einmal haben, gern wiſſen möchten. – Bey allen Begriffen, die wir von einem Viereck, einem Zirkel und der Gleichheit haben, werden wir doch nie einen Zirkel finden, der einem Viereck gleich ſey, oder mit Gewißheit beſtimmen können: ob es einen ſolchen gebe oder nicht?

Von der Quadratur des Zirkels.

Theophilus. Von den confuſen Jdeen können wir keine vollkommene, gründliche Erkenntniß erwarten; z. B. von den ſinnlichen Beſchaffenheiten. – Sobald ſie aber deutlich ſind, ſo können wir von ihnen mit allem Recht dieſelbe hoffen.

Schon **Archimedes** zeigte, daß es ein Viereck gebe, das einem Zirkel gleich ſey. Seine Seite iſt die mittlere Proportionallinie zwiſchen den halben Diameter und der halben Peripherie. Sogar hat er vermittelſt einer geraden Tangente der Spirallinie, (ſo wie andre es vermittelſt der Tangente der Quadratlinie (**ligne quadratrice**) gethan haben,) eine gerade Linie beſtimmt, die der Peripherie des Zirkels gleich ſey. **Clavius** war mit dieſer Art der Quadratur vollkommen zu frieden, ohne eines an der Peripherie befeſtigten und hernach ſcharf geſpannten Fadens, oder der Peripherie ſelbſt zu gedenken, welche beſtändig rollt, um eine Radlinie zu beſchreiben, und ~~zugleich in~~ eine gerade Linie ~~verwandelte~~. Andre verlangen zur Verfertigung weiter nichts als das Lineal und den Kompaß; indeſſen laſſen ſich die wenigſten geometriſchen Probleme durch dieſes Mittel zu Stande bringen.

beſtändig.

Man muß alſo lieber die Proportion zwiſchen einem Viereck und einem Zirkel zu finden ſuchen. Da ſich aber dieſe Proportion durch keine endliche Rationalzahlen ausdrücken läſſet, ſo müſte man, um nichts als Rationalzahlen anzuwenden, dieſe Proportion durch eine unendliche Reihe ſolcher Zahlen ausdrücken, ſo wie ich es auf eine ſehr einfache Weiſe zu thun verſucht habe.* Nun iſt die Frage: ob es nicht eine endliche Größe gäbe, die dieſe unendliche Reihe ausdrücken konnte, geſetzt ſie wäre auch **irrational** *), und noch mehr als irrational. – **Das iſt:** ob man nicht eine abgekürzte Regel hierzu finden könne. – Allein die endlichen Expreßionen, beſonders die irrationalen, wenn man noch höher heraufſteigt als ſie gehen, können auf eine gar zu mannichfaltige Art abgeändert werden, als daß man eine genaue und vollſtändige Herrechnung derſelben machen

* Nämlich durch die Löſung des Problems den Bogen aus ſeiner Tangente finden.

---

*) Blos für diejenige Leſer, die die mathematiſche Kunſtſprache nicht ganz geläufig inne haben, merke ich an, daß das Wort Irrationalgröße eine ſolche [illegible], die nicht ausgerechnet werden kann, wenn man auch ohne Ende immer fortrechnet. Anm. des Ueberſetzers.

machen konnte. – Vielleicht wäre es alsdann noch eher möglich zu machen, wenn dieſe **Irrationalität** durch eine gewöhnliche, oder ungewöhnliche Gleichung ausgedruckt werden könnte, die das Irrationale, oder das Unbekannte in den Exponenten hereinbrächte, obgleich auch hiezu eine weitläuftige, ſehr mühſame Berechnung erfordert werden würde, zu welcher man ſich ſobald nicht entſchlieſſen wird, es müſte denn ſeyn, daß man einmal eine ſolche abgekürzte Regel fände, ſich aus der Sache gut herauszuwickeln. Alle endliche Expreßionen auszuſchlieſſen, läſſet ſich nicht thun; – ich weiß dies aus eigner Erfahrung. Die beſte unter ſo vielen zu beſtimmen, iſt eine ſehr ſchwere Sache. –

Aus dieſem allen erhellt, daß unſre Seele, beſonders, wenn das **Unendliche** dabey in Betrachtung kommt, ſich ſehr ſchwere und tiefſinnige Fragen und Aufgaben mache, – daß man ſich aber nun auch gar nicht verwundern müſſe, wenn ſie ſie nimmermehr auflöſen kann. – Zumal, da alles ſo oft von einer abgekürzten Regel (abrégé) in geometriſchen Sachen abhängt, welche man nicht allezeit erwarten darf, eben ſo wenig als man die Brüche nicht immer bis auf ihre kleinſten Theile auflöſen, oder die Diviſoren einer Zahl finden kann. Man kann freylich an und vor ſich betrachtet, dieſe Diviſoren immer haben, weil ihre Zahl doch immer endlich iſt. Sobald aber das Objekt einer Unterſuchung, bis ins Unendliche verändert werden kann, und von Stufe zu Stufe ſteiget, ſo iſt man nicht immer im Stande, darüber nach Willkühr und Belieben zu diſponiren, – und es macht zu große Mühwaltung, alle Verſuche durchzugehen, ehe man zu einer ſolchen abgekürzten Regel der Progreßion kommt, daß man nicht weiter zu gehen nöthig hat. Da aber der Nutzen nicht ſo groß iſt, daß es ſich der Mühe verlohnt, ſo überläſſet man lieber den Nachkommen, den Vortheil hiervon, welche ſich deſſelben bedienen werden, wenn vorhergegangene und mit der Zeit nach und nach veranſtaltete Vorkehrungen die Mühe erleichtert haben werden. Ich behaupte gar nicht, daß man nicht von

Zeit zu Zeit weiter vorwärts kommen werde, wenn Sachkundige und Gelehrte ſich immer mehr und gröſſere Mühe geben es in ihren Entdeckungen weiter zu bringen. Nur muß man ſich nicht einbilden, daß ſchon alles gethan ſey, weil man ſelbſt in der gemeinen Geometrie noch keine Methode hat, die beſten Zuſammenſetzungen zu finden, zumal, wenn die Probleme etwas verwickelt und zuſammengeſetzt ſind. Eine gewiſſe Progreßion der Syntheſe müſte mit der Analyſe verbunden werden; – und dann lieſſe ſich ein glücklicher Erfolg erwarten.

Wie ich mich erinnre, ſo hat der Penſionarius von **Wyt** hierüber ſeine Gedanken eröfnet.

Philalethes. Weit ſchwerer iſt es, genau zu beſtimmen: **ob ein blos materialiſches Weſen denke oder nicht** *)? Wir haben freylich Begriffe von der **Materie**

---

*) Man kann wohl nicht in Abrede ſeyn, daß ſich aus unſern Begriffen, die wir von den Dingen haben, nicht alles herleiten laſſe, was wir von dieſen gerne wiſſen, und mit Gewißheit erkennen wollen, aus Urſache, weil es nicht ganz vollſtändige Begriffe ſind. Hätten wir, daß ich ein Exempel anführe, von unſerer Seele einen ganz vollſtändigen Begriff: ſo würden wir auch noch die Tiefen, die ſich in ſelbiger befinden, völlig einzuſehen vermögend ſeyn. Gleichwohl behilft ſich der Weltweiſe nicht mit verwirrten Begriffen, als welche für die gemeine Erkenntniß gehören, und nur den Unſtudierten, ihm aber nicht anſtändig ſind. Er gehe weiter, dafern es möglich iſt, und iſt bemüht wo nicht vollſtändige, doch wenigſtens deutliche Begriffe zu erlangen. Unſer Herr Locke hat mehr als einmal den Fehler begangen, daß er bey verwirrten Begriffen ſtehen geblieben iſt: und hier begeht er abermal dieſen Fehler. Er will beweiſen, daß unſere Begriffe nicht ſo beſchaffen wären, aus ihnen alles das herauszubringen, was wir von den Dingen gerne wiſſen wollten, und wodurch alle dabey vorkommende Schwierigkeiten und Streitfragen gehoben werden könnten. Er führt daher zu einem Beyſpiele auch die Begriffe von der Materie und dem Denken an, indem ſichs aus ſelbigen wohl nimmermehr ausmachen lieſſe, ob ein bloß materielles Weſen denke, oder nicht denke. — Wir wiſſen es ganz und gar nicht,

terie und vom Denken; aber doch, glaube ich, werden wir nimmermehr im Stande ſeyn, jene Frage vollſtändig zu wiſſen,

worinn das Denken beſtände. Allein ein deutlicher Begrif von dem Denken und der Materie, der größten Theils für einen vollſtändigen gelten kann, hätte ihn von dieſem Zweifel befreyen können. Er würde ihm zu erkennen gegeben haben, daß eine denkende Materie einen ſo ſtarken Widerſpruch in ſich enthalte, als eine viereckige Kugel.

Wenn wir beobachten, was in uns vorgeht, indem wir denken: ſo befinden wir, daß wir uns alsdenn unſer und anderer Dinge, die wir uns auſſer uns vorſtellen, bewuſt ſind, und wir wiſſen es auch, daß wir nicht ſelbſt das Bewußtſeyn ſind. Dergeſtalt iſt denken nichts anders, als ſich und anderer Dinge bewuſt ſeyn. Geben wir ferner Acht, wie das Bewußtſeyn in uns hervorgebracht wird: ſo werden wir gewahr, daß wir uns unſerer bewuſt ſind, wenn wir uns die Veränderungen, die ſich in uns ereignen, vorſtellen, als daß wir empfinden, urtheilen, ſchlieſſen, wollen, und nicht wollen, u. ſ. w. und wenn wir ſolche Vorſtellungen nicht nur von uns, ſondern auch von einander ſelbſt unterſcheiden. Und unterſcheiden wir die Dinge auſſer uns von einander, und auch uns von ihnen: ſo ſind wir uns dieſer ebenfalls bewußt. Gehen wir in der Zergliederung des Begrifs des Bewußtſeyns weiter fort, und beobachten, was ſich in uns bey der Unterſcheidung äußert: ſo befinden wir, daß dieſelbe auf keinerley Weiſe bewirket werden kann, daſern wir uns nicht mehrere Dinge zugleich vorſtellen, ſelbige überdenken, und gegen einander halten, als wodurch wir eben in dem einen Dinge etwas antreffen, das in dem andern nicht vorhanden iſt; folglich erkennen wir, daß es nicht einerley Dinge ſind. Man kann leicht erachten, daß auch die Einbildungskraft und das Gedächtniß ſich dabey geſchäftig erweiſen. Wir würden ſonſt nicht im Stande ſeyn, eine und dieſelbige Empfindung auf eine Zeit gegenwärtig zu erhalten, und ſie gleichſam von ſich ſelbſt durch verſchiedene Augenblicke zu unterſcheiden; oder welches einerley iſt, zu erkennen, daß ſie in dieſem Augenblicke noch dieſelbige Empfindung ſey, die ſie vorher war. S. Herr von Wolfs *Pſychol.* rat. §. 12. 21 ſeq. Dergeſtalt gehört vieles zum Bewußtſeyn: anfänglich eine Empfindung, eine Aufmerkſamkeit und ein Ueberdenken; hernach eine Vergleichung und Unterſcheidung, die Einbildungskraft und das Gedächtniß. Alles dieſes muß in uns vorgehen,

wenn

wiſſen, weil wir, ohne eine beſondre Offenbarung, durch unſer eigenes Nachdenken nie entdecken werden: ob nicht

Gott

---

wenn wir denken, ſo daß wir uns weder unſer, noch anderer Dinge bewußt ſind, und alſo nicht denken würden, wenn nur eins daran fehlte.

Sieht man nun dagegen die Materie an: ſo zeigt ſich's ganz handgreiflich, daß kein Denken bey derſelben Statt finden könne, ſo dünne und zart man ſich auch dieſelbe einbilden mag, und wie ſie auch immer zugerichtet ſeyn möchte. Nemlich die Materie iſt nichts anders, als ein ausgedehntes Weſen, das eine widerſtehende Kraft hat. Doch hier iſt es uns genug, daß ſie ein ausgedehntes, das iſt ein ſolches Weſen iſt, welches aus beſondern einfachen Subſtanzen zuſammengeſetzt iſt, und alſo Theile hat, die auſſer und nebeneinander ſind, und einen Raum erfüllen. So zeigt auch die beſtändige Erfahrung, daß alle Veränderungen, die in und mit der Materie vorgehen, vermittelſt einer Bewegung geſchehen.

Hier treffen wir ſowol bey der Materie als bey dem Bewußtſeyn ein vieles an, aber mit einem ſo himmelweiten Unterſchiede, als ſich zwiſchen einem Quadrate und Zirkel findet. Denn dieſe ſind weſentlich von einander unterſchieden. Das Viele bey der Materie iſt auſſer und nebeneinander, es erfüllt einen Raum, und macht eine Ausdehnung. Bey dem Bewußtſeyn hingegen iſt das Viele gar nicht auſſer und nebeneinander; folglich läßt es ſich auch nicht in dem allerengſten Raume vorſtellen, der dadurch erfüllt würde; wie bey der Materie geſchieht. Und daher wird man auch daſſelbe nicht für eine beſondere Würkung der bewegenden Kraft ausgeben können: denn dieſe erfordern eben einen Raum. Das Viele bey dem Bewußtſeyn beſteht aus Handlungen, die überaus geſchwinde hintereinander hervorgebracht werden, und, ihrer Natur nach, ſo genau verknüpft ſind, daß keine ohne die andere ſeyn kann. Folglich können ſie auch kein Werk verſchiedener Subſtanzen ſeyn, ſo daß etwan die eine ſich ſelbſt empfände; eine andere ſtellte ſich die Dinge auſſer ſich vor, wieder eine andere ſtelle eine Vergleichung unter ihnen an, noch eine andere unterſcheidete ſie, und endlich eine andere wäre ſich alles deſſen bewußt. Dies würde eben ſo unmöglich ſeyn, ſo unmöglich es angeht, daß andere Menſchen die zu mir genommenen Speiſen in meinem Magen verdauen können. Dergeſtalt erfordert das Viele, das zum Bewußtſeyn gehörig iſt, Gott nach ſeiner Allmacht einem wohl zuſammengefügten und geordneten Klumpen Materie das Empfin-

---

unumgänglich und der Zahl nach nur ein Subjekt, das iſt, eine einfache Subſtanz, welche durch ihre eigenthümliche Kraft daſſelbe in ſich hervorbringt. Wer ſieht nicht, daß bey der Materie, da ſie aus ſo vielen einfachen Subſtanzen zuſammengeſetzt iſt, die ſo viel verſchiedene Subjekte abgeben, in Ewigkeit kein Bewußtſeyn möglich iſt? Und geſetzt, ein Materialiſt nähme die Lehre von den Monaden nicht an, ſondern untheilbare Stäubchen, welche die urſprünglichen Theilchen und Elemente der Materie ausmachen: ſo würde gleichwol kein Bewußtſeyn bey ſelbiger Statt finden können: weil dieſe Stäubchen ebenfals ſo verſchiedene Subjekte ſeyn würden. Es hat daher Herrn Bayle ſeine ihm ſonſt beywohnende Scharfſinnigkeit ganz und gar verlaſſen, wenn er in ſeinem hiſtoriſchen und kritiſchen Wörterbuche dem Leuciphus, als dem Urheber der untheilbaren Stäubchen, in ſoweit das Wort redet, daß er beſſer damit würde zurecht gekommen ſeyn, dafern er nur einem jeglichen Stäubchen eine Seele zugeeignet hätte. Allein, die Ungereimtheit davon hat bereits Herr Profeſſor Gottſched in einer ſcharfſinnigen Anmerkung ſehr wohl gezeiget, welche er in der deutſchen Ueberſetzung bey dem Artikel Leuciphus einflieſſen laſſen.

Da nun ein jedes Weſen, das da denkt, ſich ſowol ſeiner ſelbſt, als auch der Dinge auſſer ſich bewuſt ſeyn muß; da das Viele bey dem Bewußtſeyn nicht auſſer ſich und nebeneinander iſt, keinen Raum erfüllt, und alſo auch nicht für eine beſondere Würkung der bewegenden Kraft angeſehen werden kann, ſondern aus Handlungen beſteht, zu deren Hervorbringung der Zahl nach, unumgänglich nur ein Subjeckt, oder eine einfache Subſtanz erfordert wird, das Viele aber bey der Materie auſſer ſich und nebeneinander iſt, einen Raum einnimmt, und ſolchergeſtalt eine unzählbare Menge von Subjeckten in ſich enthält; folglich da ein Bewußtſeyn, und die Materie ſogar ſehr von einander unterſchieden ſind, daß jenes mit dieſer ihrem Weſen und Eigenſchaften offenbar ſtreitet: ſo iſt es ſonnenklar, daß die Materie ſich weder ihrer ſelbſt, noch anderer Dinge auſſer ſich, bewußt iſt; folglich iſt es auch ſchlechterdings unmöglich, daß dieſelbe denken kann.

Nun giebt Herr Loke wohl zu, daß die Materie ihrer Natur nach, allerdings zu keinem Denken aufgelegt wä-

re;

Empfindungsvermögen und die Denkkraft gegeben, oder ob er nicht mit dieſer dergeſtalt geordneten

re; dieſem aber ungeachtet fände er noch keinen Widerſpruch, daß nicht das erſte und ewige denkende Weſen, oder der allmächtige Geiſt, dafern es ihm beliebte, einem gewiſſen Baue der geſchaffenen ſinnloſen Materie, die da, ſo wie er es bequem fände, zuſammengeſetzt wäre, mit einigen Graden der Sinnlichkeit, der Empfindung und des Denkens ſollte verſehen können. Es iſt wahr, es läßt ganz ehrerbietig gegen Gott, wenn man ſich auf ſeine unendliche Allmacht beruft. Was Wunder demnach, daß ſo viele Herrn Loke nachbeten, und ſich bereden, daß Gott, vermittelſt ſeiner Allmacht, einer gewiſſen zugerichteten Materie ein Vermögen zu denken beylegen könnte. Inſonderheit kann ſich Herr von Voltäre, bey ſeinem ſo flüchtigen Philoſophiren, ungemein viel mit dieſer lokiſchen Meynung zu gute thun. Man ſehe den Brief, der vormals unter dem Titel: Troiſieme Lettre de Voltaire ſur Locke; nur geſchrieben herumgieng, vom Herrn Reinbek aber, am Ende ſeiner philoſophiſchen Gedanken über die vernünftige Seele, und ihre Unſterblichkeit, nebſt einer Ueberſetzung herausgegeben, und mit dem gründlichſten Anmerkungen widerlegt worden iſt. Itzt befindet ſich dieſer Brief in ſeinen Lettres ſur les Anglois, pag. 69. und zwar geändert; doch nicht ſo, daß er die lokiſche Meynung verlaſſen hätte. Lächerlich iſt es, wenn er vorgiebt, er kenne die Materie und ihre Eigenſchaften lange noch nicht recht; und gleichwol will er es gewiß wiſſen, daß dieſelbe eine Kraft zu denken haben könnte.

So ehrerbietig es aber gegen Gott läßt, wenn der Weltweiſe ſich auf ſeine Allmacht berufet: ſo wenig geht dieſes in dem Falle an, wenn er ſich mit Unterſuchung der Natur und der Eigenſchaften der Dinge beſchäftigt, und wenn die Frage iſt: ob, und wie ein Ding möglich ſey? Das Weſen oder die innere Möglichkeit der Dinge gehört für dem göttlichen Verſtand; aber das würkliche Daſeyn derſelben iſt ein Werk des göttlichen Willens: folglich kann auch nichts durch die Allmacht Gottes zur Exiſtenz gebracht worden, als was deſſen Verſtand für möglich erkannt hat. Und was einmal möglich iſt, das kann in Ewigkeit nicht unmöglich werden: ſo wie das, was einmal unmöglich iſt, in Ewigkeit nicht, auch nicht durch die göttliche Allmacht möglich werden kann. Woraus denn erhellt, daß die Weſen der Dinge ewig und unveränderlich ſind, und daß dem neten Materie eine unmaterialiſche denkende Subſtanz verbunden habe? – In Abſicht auf unſre Begriffe hält es nicht ſchwerer, zu begreifen, daß Gott, wenn es ihm gefällt, zur Materie auch noch die Denkkraft hinzuthun; als, daß er derſelben noch eine andre mit einer Denk-

---

einen Dinge die Eigenſchaften eines andern Dinges auf keinerley Weiſe mitgetheilt werden können. Der Weltweiſe giebt gern Gott die Ehre, und bekennt es frey, daß die denkenden Weſen ſowol, als die Materie, da ſie nun beyde vorhanden ſind, durch die Allmacht des Schöpfers hervorgebracht worden. Gleichwohl bezieht er ſich nicht mehr auf die göttliche Allmacht, wenn die Rede iſt, von was für einer Natur ein denkendes Weſen ſey, und ob die Materie ſo beſchaffen, daß man derſelben ein Vermögen zu denken beylegen könne. Er erforſchet vielmehr die Natur der Gedanken, er unterſucht die Beſchaffenheit der Materie, und ſieht ſodann, ob der Begrif des Denkens ſich mit dem von der Materie verknüpfen laſſe, ſo daß man mit Wahrheit ſagen kann: Die Materie kann denken; oder ob in ſolchem Satze das Prädikat mit dem Subjekte ſtreite, und derſelbe einen offenbaren Widerſpruch enthalte. Und mich dünket, das letztere iſt von mir ſonnenklar dargethan worden. Dergeſtalt hat ſich Herr Loke in dieſer Sache als einen ſchlechten Metaphyſiker aufgeführt, ungeachtet Herr Bayle ihn den tiefſinnigſten Metaphyſiker von der Welt nennet; wie er denn zweifelsfrey dieſen Widerſpruch eingeſehn haben würde, dafern er nicht mit einigen Weltweiſen geglaubt hätte, daß die Weſen der Dinge willkührlich, und alſo nicht ewig wären.

Im übrigen verdient noch unſers großen Weltweiſen des Freyherrn von Wolf ſchöne Demonſtration: daß nemlich kein Körper denken, noch ihm oder der Materie das Vermögen zu denken mitgetheilt werden kann, geleſen zu werden, welche in ſeiner Pſychol. ration. §. 44. und 46. befindlich iſt. Auch kann man nachleſen Herrn Reinbeks philoſophiſche Gedanken über die vernünftige Seele §. 31. imgleichen Herrn Knutzens Commentat. philoſoph. de individua humanae mentis natura, ſ. de immaterialitate animae. Sie befindet ſich bey ſeinem Syſtemate cauſarum efficientium angedruckt, ſo zu Leipzig in 8v. herausgekommen. Endlich wird es auch keinen gereuen, des berühmten Herrn Profeſſor Meiers Beweis, daß keine Materie denken könne, geleſen zu haben.

Poley.

Denkkraft begabter Subſtanz hinzufügen könne. Wir wiſſen überhaupt nicht, worinnen **das Denken beſtehe**? und welcher Gattung von Subſtanzen der allmächtige Schöpfer dieſes **Vermögen zu geben** beliebt habe, welches kein einziges geſchafnes Weſen haben kann, wenn es ihm das **freie Belieben und die höchſte Güte des Schöpfers** nicht geſchenkt hat. Es iſt überdem ſo höchſtnothwendig nicht, ſich auf die eine oder die andere Seite zu ſchlagen, wie einige der gar zu großen Eiferer, die ſich für oder wider das unmaterialiſche Weſen der Seele erklären, die Leute haben bereden wollen *).

---

*) Die Wahrheit von der Immaterialität der Seele iſt viel zu wichtig, als, daß man dieſelbe mit dem Herrn Loke für was gleichgültiges anſehen ſollte: ſo daß uns eben keine Noth dazu triebe, ſie mit den Weltweiſen zu vertheidigen, oder zu beſtreiten. Es iſt wahr, bey denen, welche der heiligen Schrift völligen Glauben beymeſſen, möchte es der Tugend und Religion keinen ſonderlichen Eintrag thun, wenn ſie auch von den unmaterialiſchen Weſen unſerer Seele nicht ſogar viel wüſten. Sie können ſich ſehr wohl damit beruhigen, daß ihre Seelen nach der Trennung von ihren Leibern dennoch fortdauern ſollen, daß ſie ſogleich in den vollkommenſten Zuſtand kommen, der nur für dieſelben möglich iſt, daß ſie dereinſt bey der Auferſtehung des Fleiſches mit ihren Leibern wieder vereinbart werden, und eine Glückſeligkeit genieſſen ſollen, die kein Ende hat.

Gleichwol wird eine ſo groſſe philoſophiſche Wahrheit, wie die von der Immaterialität der Seele iſt, in manchen Fällen ſehr fruchtbar ſeyn. Es können auch geſetzte Chriſten in Umſtände gerathen, in welchen ſich keine klare Empfindung ihres ſonſt ganz gegründeten Glaubens in ihnen äuſſert, ſo daß ſie auch wol die Unſterblichkeit der Seelen in Zweifel ziehen, und ſich ſehr darüber ängſtigen. Und da kann denn, meines Bedünkens, dieſe philoſophiſche Wahrheit, indem dieſelbe einen aus der Natur der Sache hergenommenen Beweisgrund abgiebt, ſolchen Perſonen überaus zu ſtatten kommen: weil ſie doch bey dem Mangel einer klaren Glaubensempfindung, noch nicht vernunftlos ſind. Ja auch ſolche elende Perſonen, welche von keiner göttlichen Offenbarung hören wollen, ſondern ſelbige als eine liſtige Erfindung der Staatsklugen anſehen, um da-

Theophilus. Allerdings iſt dieſe Unterſuchung wichtiger und ſchwerer als die vorigen. – Ich wünſchte indeſſen,

---

durch den Pöbel deſto beſſer im Zaum zu halten, können durch dieſe Wahrheit dahingebracht werden, daß ſie noch über ihr Grab hinausſehen, daß ſie an die Ewigkeit gedenken, — und dadurch auf beſſere Gedanken, auch in Anſehung der göttlichen Offenbarung gerathen.

Endlich erhellet dieſe Wahrheit auch daraus, daß mit ſelbiger die ganze Spinoziſterey nicht beſtehen kann. Denn iſt die Materie ihrer Natur nach zum Denken ganz unfähig, ſo daß eine denkende Materie einen ſo offenbaren Widerſpruch enthält, als ein viereckigter Zirkel; iſt daher unſere Seele unumgänglich eine einfache und unmaterialiſche Subſtanz: ſo muß ohne Zweifel auch der unendliche Urheber der Natur dieſe Vollkommenheit beſitzen, und eine einfache und unmaterialiſche Subſtanz ſeyn: folglich kann die Welt, da ſie ein ausgedehntes und materialiſches Weſen iſt, unmöglich Gott ſeyn. Dergeſtalt hat man allerdings Urſache die Immaterialität der Seele nach aller Schärfe zu demonſtriren, und wider die Materialiſten zu vertheidigen. Man hat Urſache, dieſe ſo wichtige philoſophiſche Wahrheit als einen aus der Natur der Sache genommenen Beweisgrund mit dem, was uns die göttliche Offenbarung von der Unſterblichkeit unſerer Seele entdeckt, zu verbinden. Unſer theuerſter Erlöſer gebraucht ebenfalls dieſes philoſophiſchen Beweisgrundes in einem andern Falle mit großem Nachdrucke; er ſpricht: fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten; — aber die Seele nicht mögen tödten; welches denn vorausſetzt: daß die Seele nicht von Materie iſt, und daß ſie alſo nicht, wie der Körper könne zerſtört werden. Wollte man einwenden: es könne doch Gott unſere Seelen ſo gut wieder in ein Nichts verwandeln, als er ſie aus Nichts hervorgebracht: ſo iſt hier nicht die Frage von dem, was Gott nach ſeiner unendlichen Macht thun kann, ſondern von dem, was aus der Natur und der innern Beſchaffenheit unſerer Seelen nothwendig folget.

Indeſſen macht die Unverweßlichkeit unſerer Seele noch nicht den ganzen Begrif von ihrer Unſterblichkeit aus. Herr von Leibnitz erinnert ſehr wohl, daß es zur Unſterblichkeit der Seele nicht genug ſey, wenn man nur darthue, daß dieſelbe ihrer Natur nach unverweßlich ſey; ſondern man müſſe auch erweiſen, daß ſie, nach erfolgter Trennung

von

ſen, daß es nicht weniger Mühe machte, die Herzen der Menſchen zur Tugend und ihrer wahren Glückſeligkeit zu bewegen, und den Körper von ſeinen Krankheiten zu heilen, als es meiner Meynung nach leicht iſt, und in unſrer Ge-

---

von ihrem Körper, noch in der Stadt Gottes unter den Geiſtern beharre, und ſich ihres vormaligen Zuſtandes bewuſt ſey. Herr von Wolf iſt ebenfalls dieſer Meynung; er erfordert, ſoll unſere Seele unſterblich ſeyn, zu der Unverweslichkeit noch eine Verknüpfung ihres zukünftigen Zuſtandes mit dem gegenwärtigen. Nemlich ein deutlicher Begrif von dem Tode führt uns auf einen deutlichen Begrif von der Unſterblichkeit. Nun bemerket man durch den Tod einen ſolchen Zuſtand des Körpers, in welchem alle die Verrichtungen ſeiner Gliedmaßen gänzlich aufhören. Soll demnach unſere Seele unſterblich ſeyn und heiſſen, ſo muß dieſelbe nicht nur nach dem Ableben des Körpers fortdauern, ſondern auch ihre gewöhnliche Verrichtungen fortſetzen, das iſt, ſie muß in dem Zuſtande deutlicher und ordentlicher Empfindungen beharren; — ſie muß ſich ihrer vormaligen Thaten erinnern, und ſich ihrer ſelbſt bewuſt ſeyn können. Alles dieſes hat hochgedachter Herr von Wolf vollſtändiger ausgeführt. S. deſſen Pſychol. ration. §. 729 ſeq.

Dergeſtalt haben die Weltweiſen voriger Zeiten die Unſterblichkeit mit der Unverweslichkeit beſtändig vermengt. Es ſtehen zwar einige in den Gedanken, die Seele könnte nicht nach der Trennung ihres Körpers in dem Zuſtande deutlicher und ordentlicher Empfindungen oder Vorſtellungen beharren, noch ſich ihres vorigen Zuſtandes erinnern, weil ihr nach der Trennung von dem Körper alle ſinnliche Empfindung abgegangen, die doch den Grund von jenem abgäbe.

Allein dieſe Schwierigkeit verſchwindet, wenn man erwägt, daß dieſelbe nach dem Tode des Körpers nicht in einem leeren Raum geräth. Wo ſie auch in dem Univerſo hingerathen mag, ſo werden allemal entweder denkende Subſtanzen, oder Körper, oder Elemente vorhanden ſeyn, welche, wenn ſie mit ihnen zuſammentrift, Veränderungen und alſo auch Empfindungen und Vorſtellungen in ihr hervorbringen können. Daß aber einfache Subſtanzen, dergleichen auch unſre Seelen ſind, ſowol in einander, als in Körper, und dieſe in jene wirken können, wenn ſie zuſammen treffen, habe ich ſchon am andern Orte ausgeführt.

Poley.

Gewalt ſteht, ſie gehörig zu beſtimmen, und die gegebene Frage zu beantworten. Ich hoffe, lieber Philaleth, daß Sie mir gar wohl eingeſtehn werden, daß ich dieſen Satz **ohne die Beſcheidenheit zu verletzen**, habe behaupten und als wahr vorausſetzen können. Indeſſen wollen wir itzt die Sache etwas genauer unterſuchen:

Zuvörderſt; gebe ich Ihnen gleich zu, daß, wenn man wie dies der gewöhnliche Fall iſt, von dem **Denken** und von der **Materie** nur confuſe Ideen habe, es gar keine Verwunderung verdiene, daß man dergleichen Fragen nicht beantworten könne. So wird ein Menſch, der ſich die Winkel eines Dreyecks nur ſo vorſtellt, wie man es gewöhnlicherweiſe thut, niemals beſtimmen können, **daß ſie zwey rechten Winkeln gleich ſind**. Man muß in Ueberlegung ziehen, daß die Materie als ein **vollſtändiges** Ding betrachtet, [das iſt: die **zweyte Materie**, welche der **erſten** entgegengeſetzt wird, ~~als, welche~~ nur **leidend** und folglich **unvollſtändig** iſt,] ein Haufen (Klumpen, — amas) ſey, und daß ein jeder reelle Haufen, **einfache Subſtanzen**, oder wirkliche **Einheiten** (Monaden,) vorausſetze. Ueberlegt man hiernächſt die Natur dieſer wirklichen Einheiten, nemlich die **Perception**, und was damit alles verbunden iſt, ſo wird man gleichſam in eine ganz andre, in die geiſtige Welt der Subſtanzen verſetzt, die man vorher nur unter Phänomenen, die die Sinne verurſachen, herum wallete. —

Hiernächſt; erhellt aus eben dieſer Kenntniß der Natur der Materie, wozu ſie fähig ſey, und daß, ſo oft ihr Gott Organen geben wird, ein Räſonnement auszudrucken, die unmaterialiſche Subſtanz, welche ſchließſet, vermöge der Harmonie, welche aus dem Begrif der Subſtanzen hergeleitet werden kann, ihr auch werde gegeben werden müſſen.

Die Materie kann ohne unmaterialiſche Subſtanzen gar nicht beſtehen.

Drittens; die Materie kann ohne Subſtanzen, welche unmaterialiſch ſind, alſo ohne Monaden nicht beſtehen. Daher braucht man meines Bedünkens nach, gar nicht mehr zu fragen: ob es in Gottes freyem Willen ſtehe, ihr jenes Vermögen zu geben oder nicht? Ja Gott würde der allgemeinen Ordnung der Natur zuwiderhandeln, wenn dieſe Subſtanzen nicht in dem genauen Zuſammenhange, oder in der Harmonie ſtänden, derer ich eben gedacht habe. –

Viertens; Wollte man von dem bloſſen **Geben**, oder **Zugeſtehen** des Vermögens reden, ſo würde man ſich jenen leeren ſcholaſtiſchen Ideen nähern, und ſich mit ihnen gewiſſe kleine vor ſich beſtehende Weſen gedenken, welche, wie die Tauben aus ihrem Schlage heraus und hereingehen könnten. Das hieſſe: – Subſtanzen machen, ohne daran zu denken.

Fünftens: Die **Primitivkräfte** machen eigentlich die Subſtanzen aus; – und die **Derivativkräfte**, oder, wenn Sie ſie lieber ſo nennen wollen, die **Vermögen**, ſind nichts anders als die **Arten des Seyns**, die man von den Subſtanzen herleiten muß. Aus der Materie laſſen ſie ſich keinesweges deduciren, in ſofern als ſie bloß Maſchine iſt, das heiſt: in ſofern man ſie ſich als ein ganz **unvollſtändiges Ding**, als die **erſte**, **ganz und gar leidende Materie** abſtrahirt.

Dies vorausgeſetzt, werden Sie mir, wie ich hoffe, zugeben, daß eine bloſſe Maſchine unmöglich im Stande ſey, die Perception, – die Senſation, – und Vernunft hervorzubringen. Sie müſſen alſo nothwendig von einem andern, und zwar ſubſtanzialiſchen Weſen ihren Urſprung haben. – Wollen, daß Gott anders verfahren, und den Dingen Accidenzen geben ſolle, welche keine **Arten des Seyns**, keine von den Subſtanzen abgeleitete Modificationen ſind, hieſſe zu Wunderwerken ſeine Zuflucht nehmen, und mit der Schule die ſogenannte *potentiam obedientialem* behaupten. So wie manche Theologen annehmen, daß das Feuer der Hölle die abgeſchiedenen Seelen wirklich brenne; – wobey man immer noch zweifeln könnte, ob nicht Gott an der Stelle des Feuers handelte, und die Seelen ſelbſt brennte.

Philalethes. Sie kommen mir mit Ihren vorläufigen Betrachtungen zuvor, mein Beſter. Eben wollte ich mich über die Schranken unſrer Erkenntniß erklären. Ich wollte Ihnen folgendes ſagen:

1) **Daß wir uns hier in keinem Zuſtande des Schauens** (état de viſion) **wie es die Theologen nennen, befinden.**

2) **Daß der Glaube, und die Wahrſcheinlichkeit ſehr oft, beſonders in der Lehre von der Immaterialität der Seele, hinlänglich ſeyn müſſen** [*]**;**

---

[*] Herr Loke urtheilt allhier meiner Meynung nach ſehr vernünftig. Es kommt bey der Lehre von der Unſterblichkeit der Seele mehr darauf an: ob Gott die Seele erhalten wolle oder nicht, als darauf, ob ſie immateriell oder materiell ſey. Man ſieht aber auch, daß eine geometriſche Demonſtration davon unmöglich ſey. Es iſt wahr, man braucht nicht den ganzen Zuſammenhang der Dinge in der Welt zu überſehen, dies hat Lange gezeigt, wenn man eine Demonſtration von der Unſterblichkeit der Seele machen wollte, aber die Teleologie iſt viel zu weit noch von uns entfernt, als daß wir beſtimmen könnten, unſere Unſterblichkeit ſey geometriſch gewiß, welches denn ſo viel wäre, als in unſern jetzigen Umſtänden nothwendig. Aus dem Satz: daß alles müſſe vorgeſtellt werden, und folglich propter principium discernibilium, alle Seelen ihre Vorſtellungskraft behalten müſſen, – folgt zu viel. — Der ganze Beweis, der darauf beruht, iſt mehr ein Spiel des Witzes als ein Zeichen einer groſſen Scharfſinnigkeit. Der Endzweck bey dem Beweiſe iſt viel zu ſchwankend beſtimmt. — Die Ehre Gottes — Eben ſo ſchwankend ſoll er ſeyn wie das Vorhergehende. „Wie keine Kreaturen waren, hatte Gott doch eben ſo viel Ehre wie jetzt, überdem *honor non eſt honorari,*

3) Daß alle jene große Abſichten, die die Moral und Religion mit uns erreichen wollen, geſichert

vari, ſed honorantis. Erkennen die Kreaturen die göttliche Vollkommenheiten, (worinn die Ehre Gottes beſteht), ſo iſt es vielleicht hinlänglich, daß ſie ſie auf eine gewiſſe Zeit erkennen, da überdem, wenn man die Ewigkeit der Welt a parte poſt annimmt, die Ehre Gottes in dieſer Bedeutung ewig ſeyn wird. — Aus der Unveränderlichkeit Gottes läßt ſich hiergegen nichts folgern. — Dies iſt eine Eigenſchaft, die wir gar nicht verſtehen, — die wir aber wegen anderer unläugbaren Sätze zugeben müſſen, ob ſie uns gleich mit der Nothwendigkeit zu ſtreiten ſcheint. Von dieſer Seite folgte alſo ebenfalls zu viel. — Kein Ding würde ein Ende nehmen können, dergleichen aber hat man noch nicht behauptet. Geſetzt aber, man wollte auch dieſes ſagen, ſo würden ſich doch die Dinge ſo ineinander verſchlingen, daß wir ſie nicht wieder heraus finden können, ſie würden ein einziges Ganze machen, und dann hätte man auf dieſer Seite nur eben ſo viel gewonnen, wie dort verloren.

Daß die Vernichtigung unſerer Seelen mit den göttlichen Vollkommenheiten ſtreite, hat man zwar poetiſch — redneriſch gut — vorgetragen, aber nicht philoſophiſch.

So viel iſt indeſſen freylich gewiß, daß es nach der Vernunft weit wahrſcheinlicher iſt, daß wir ewig leben werden, als daß wir vernichtigt werden ſollten. Dies muß einem jeden Philoſophen genügen. Er würde thöricht handeln, wenn er uns eine geometriſche Demonſtration abfordern wollte, wo wir dieſelbe zu geben nicht im Stande ſind, und wir könnten ihm leicht zeigen, daß gegen alle ſeine übrige ſogenannte geometriſche Demonſtrationen eben ſo viel eingewandt werden könnte, als er uns gegen unſere Lieblingsmeynung die Unſterblichkeit der Seele entgegen ſtellet. Wir würden ihm leicht zeigen, daß ſeine Demonſtrationen von ſeinen geformten Definitionen abhiengen — daß jene dahin fielen, wenn man dieſe läugnete, — und er nicht im Stande wäre ſie aufrecht zu erhalten, da er ſie noch nicht weiter, als er ſie jetzt gebraucht, angewandt hat. —

Die größten Männer ſind auch mit mir einverſtändig. Luther, Melanchton, Scherlock, Scherzer, ſind alle meiner Meynung. Keiner von ihnen aber zweifelt an der Unſterblichkeit der Seele, und warum nicht? weil wir

aus

ſichert genug ſind, und auf einem ſehr feſtem Grunde ruhen, ohne die Beweiſe für die Immaterialität der Seele aus der Philoſophie herzuholen.

4) Daß das Weſen, welches uns als ſinnliche und verſtändige Geſchöpfe auf dieſe Erde geſetzt, und uns ſo viele Jahre in dieſer unſrer Verfaſſung erhalten hat, uns in einem andern Leben unſre Empfindung gar wol erhalten, und der Vergeltung fähig machen könne und wolle, die er den Menſchen nach ihren Werken zugedacht hat.

5) Daß man daraus den Schluß ziehen könne, es ſeye gar nicht ſo ſchlechterdings nothwendig, ſich für, oder wider die Immaterialität der Seele zu erklären, als es manche in der Hitze ihre Leidenſchaften gemeint haben.

Das alles wollte ich Ihnen ſagen, und verſchiedene andre dahin abzweckende Gedanken eröfnen. Allein; ich ſehe es ſchon, daß es ein groſſer Unterſchied ſey, zu behaupten, daß wir unſrer natürlichen Einrichtung nach, Empfindung, — und Denkkraft, haben, und auf die Unſterblichkeit hoffen können, und, daß wir alles dies nur vermittelſt eines Wunderwerks ſind und erwarten können. Allerdings muß man ein Wunder annehmen, wenn die Seele nicht ganz einfach iſt. Dieſe Meynung aber, daß ein Wunder ſtattfinden müſſe, iſt nicht nur ganz bodenlos, ſondern

möchte

---

aus der Vernunft keinen Grund ausfindig machen können, warum Gott unſere Seele vernichtigen ſollte, es aber wahrſcheinlich iſt, daß er ſie erhalten wolle. — Ein Menſch der ſich nur einigermaßen in Wiſſenſchaften umgeſehen hat, wird den Grund dieſer Männer höchſt vernünftig halten. Denn wie viel ſind denn der Wahrheiten, die wir apodicktiſch gewiß wiſſen? Sollten wir hienach unſere Pflichten beſtimmen; wahrhaftig, wir würden eben ſo ſchlechte Bürger als Chriſten ſeyn!

Anm. des Ueberſetzers.

möchte auch auf ſehr viele Menſchen keinen guten Eindruck machen. Auf die Art, wie Sie die Sache nehmen, läſſet ſich die ganze Sache ſehr füglich auseinanderſetzen, ohne zu den **Zuſtand der Viſionen** ſeine Zuflucht zu nehmen; ohne in jene Geſellſchaft höherer Geiſter eindringen zu müſſen, die in die innre Einrichtung der Dinge neugierige Blicke wagen, aus deren weitläuftigen und tiefen Kenntniß wir überhaupt auf ihre Glückſeligkeit ſchlieſſen können. Ich glaubte, daß es ganz über den Horizont unſter Erkenntniß gienge, mit **einer ausgedehnten Materie die Empfindung, und mit einem Dinge, welches ſchlechterdings keine Ausdehnung hat, die Exiſtenz zu verbinden.** Deshalb ſchien es mir wahrſcheinlich, daß diejenigen, welche dieſes behaupteten, gewiſſen Perſonen in ihrer nicht völlig vernünftigen Methode ähnlich wären, nach der ſie bey manchen Wahrheiten, die ihnen unbegreiſlich zu ſeyn ſcheinen, ſogleich das Gegentheil ergreifen, ob dieſes gleich eben ſo unbegreiflich iſt. Den Grund dieſes Verfahrens fand ich, meiner Ueberzeugung nach darinnen: daß, da jene mit der Natur der Materie zu genau bekannt waren, ihnen alles, was nicht Materie war, keine Exiſtenz zu haben ſchien; dieſe hingegen, welche die Materie nicht für fähig halten, zu denken, für ausgemacht hielten, daß Gott ſelbſt keiner ausgedehnten Subſtanz die Denkkraft beylegen könne, wenn er nicht mit ihr zugleich eine andre unmaterialiſche Subſtanz verbände. Itzt ſehe ich ein, daß hiezu allemal ein Wunder erfordert werden würde, und daß dieſe ſcheinbare Unbegreiflichkeit der Verbindung der Seele mit dem Körper, bey der von Ihnen angenommenen Hypotheſe der vorher beſtimten Harmonie verſchwinde *).

---

*) Man muß ſich wundern, wie Leibnitz einen ſo großen Fehler der Eigenliebe begehen kann. Er läſſet den engliſchen Philoſophen in dieſem Abſchnitt ſeine Meynung gleichſam wiederrufen, woran Loke gewiß nicht dachte. Mit dem leibnitziſchen Syſtem fällt allerdings viel Schweres weg, ob aber nicht manches zurückbleibt, was gleichfalls Mühe macht, iſt eine andre Frage.

Theophilus. In dieſer neuen Hypotheſe iſt gar nichts unbegreifliches. Sie giebt der Seele und dem Körper keine andre Modifikationen, als die ſind, welche wir ſelbſt erfahren und fühlen; – ſie ordnet ſie nur in einem beſſerem Zuſammenhang, und verkettet ſie genauer untereinander, als bisher geſchehen iſt. "Die einzige übrige Schwierigkeit, machen ſich nur die, welche ſich etwas **einbilden** wollen, was gar nicht gedacht werden kann, gerade ſo, als wenn ſie die Töne ſehen, und die Farben hören wollten." Sie ſprechen **daher allem, was nicht ausgedehnt iſt, die Exiſtenz ab**: und müſſen ſie folglich auch dem höchſten Weſen, das iſt, Gotte, abſprechen, indem ſie gewiſſe Urſachen dieſer und jener Veränderungen nicht annehmen, welche **weder** von der Ausdehnung **noch** von bloß leidenden Weſen, ja nicht einmal von den beſondern thätigen Naturen der Dinge, ohne jene allgemeine Mitwirkung der allerhöchſten Subſtanz abgeleitet werden können.

Philalethes. In Abſicht deſſen, was man der Materie beylegen kann, bleibt noch ein Einwurf übrig. Der Körper, in ſo fern wir uns ihn vorſtellen können, kann blos einen Körper anſtoſſen und afficiren; – und die Bewegung kann nichts anders hervorbringen, als Bewegung. Sobald wir alſo annehmen, daß der Körper Vergnügen oder Schmerz, oder die Idee einer Farbe oder eines Tons hervorbrächte; ſo müſſen wir uns auſſer dem Gebiet der ſich ſelbſt gelaſſenen Vernunft begeben, und dieſe Hervorbringung lediglich dem **freyen unbedingten Belieben** des Schöpfers überlaſſen. –

Warum ſollten wir nicht ein gleiches Urtheil von der Perception der Materie fällen? – ich ſehe ſchon, was ſich darauf antworten lieſſe, und, ob ſie gleich hieruber mehr

als

Einigermaſſen kann man dem Herrn von Leibnitz dieſen Fehler verzeihen. Es geht den Erfindern neuer Syſteme nicht anders, als Eltern, wenn ſie ein geliebtes Kind haben. –

Anm. des Ueberſetzers.

als einmal ſich ausgelaſſen haben, ſo verſtehe ich Sie gegenwärtig beſſer als jemals. Indeſſen werde ich gern hören, was Sie hierauf antworten werden.

Theophilus. Sie haben vollkommen Recht. Die Materie kann weder Vergnügen, noch Schmerz, noch irgend einige Empfindungen in uns hervorbringen. Die Seele erzeugt ſie ſelbſt allemal auf ~~das~~, was in der Materie vorgehet.

Die Materie kann keine Empfindungen hervorbringen. Die Seele erzeugt ſie allemal verhältnißmäßig auf das, was in der Materie vorgeht.

Sehr viele von den itzigen Gelehrten verſtehen auch die ſo genannten gelegentlichen Urſachen auf eben die Art, wie ich. Dies vorausgeſetzt, iſt bey der ganzen Sache nichts Unbegreifliches, auſſer daß wir unſre confuſe Vorſtellungen, welche gleichfalls mit dem Unendlichen in gewiſſem Verhältniſſe ſtehen, und von den Veränderungen im Körper ein Abdruck ſind, nicht gehörig auseinander ſetzen können. Das freye Belieben und Willkühr des Schöpfers, muß ſich ſchlechterdings nach der Natur und der innern Anordnung der Dinge richten. Er kann die Dinge nicht anders erhalten, und keine andre Veränderungen in ihnen hervorbringen, als die ihnen angemeſſen ſind, und aus ihrer Natur wenigſtens im Allgemeinen erklärt werden können. Das Beſondre, und das Detail der Dinge iſt uns freylich ſehr oft unbekannt, ſo wie wir es auch nicht begreifen können, daß die Sandkörner eines Berges nach gewiſſen Figuren gelegt ſind, ob gleich im eigentlichſten Verſtand nur allein die auſſerordentliche Menge Schwierigkeit macht.

Wäre dieſe Erkenntniß ihrem Weſen nach uns unbekannt, könnten wir die Urſache dieſes genauen Bandes zwiſchen der Seele und den Körper überall nicht begreifen; — gäbe Gott den Dingen nur zufällige von ihrer Natur ganz abgeſonderte, mithin in der Vernunft überhaupt nicht gegründete Kräfte, ſo wäre dies der gerade Weg, jene, zu ſehr verborgene Beſchaffenheiten (qualitates

occul-

occultas), die kein geſunder Menſchenverſtand begreifen kann, und jene **Geiſterchen**, (die man wol **Kobolte** nennen könnte, weil ſie, gleich den Göttern auf der **Schaubühne**, oder den Feen des Amadis auf dem erſten Wink hervorkommen und ihre Dienſte anbieten) – und alles:

> Quicquid ſchola finxit otioſe,

hervorzuziehen. Dem freyen Belieben Gottes alle dieſe Veränderungen zuſchreiben wollen, ſcheint mit der Natur des höchſten Weſens, bey dem alles zuſammen verbunden, alles in einander gekettet iſt, nicht gut beſtehen zu können. Eben dies freye Belieben wäre ja **weder** etwas **Gutes noch ein Vergnügen**, wenn zwiſchen der Macht und Weisheit Gottes nicht das engeſte Band geknüpfet wäre.

Philalethes. §. 8. Da wir alles, was wir von den Begriffen bejahen oder verneinen können, unter dieſe **vier** Gattungen zu bringen im Stande ſind, – der **Einerleyheit**, – der **Koexiſtenz**, – des **Verhältniſſes**, und des **wirklichen Daſeyns**, ſo werde ich nunmehr unterſuchen, wie weit ſich unſre Erkenntniß bey einer jeden Gattung erſtrecke:

Erſtlich; Die Erkenntniß, die wir von der Einerleyheit und Verſchiedenheit haben, erſtreckt ſich ſo weit, als unſre Ideen ſelbſt.

Zweitens; Die Erkenntniß der Verbindung unſerer Ideen in Abſicht ihrer Koexiſtenz in einem und demſelben Subjekt, iſt äuſſerſt unvollkommen und mangelhaft.

Dies betrift beſonders die ſo genannten **abgeleiteten Eigenſchaften** der Dinge, z. B. die **Farben**, die **Töne**, und den Geſchmack, weil wir ihre Verbindung mit den urſprünglichen Eigenſchaften nicht kennen, das iſt, weil wir nicht wiſſen, wie ſie aus der **Größe**, – der **Figur**, – oder der **Bewegung** hergeleitet werden können.

Schon etwas mehr wiſſen wir von der ſo genannten **Unverträglichkeit** dieſer **abgeleiteten Eigenſchaften** (qualités ſecondes); – So kann z. B. kein Subjekt zu gleicher Zeit zwey Farben haben. Wollte man dagegen einwenden, daß ein Opal oder die **nephritiſche Tinktur** zwey Farben hätten, ſo läſſet ſich darauf antworten, daß eben die verſchiedene Theile des Subjekts die Lichttheilchen verſchiedentlich in die darauf gerichtete Augen zurückwerfen.

Was die Kräfte der Subſtanzen betrift, welche die ſinnliche Eigenſchaften andrer Körper ändern, (und das macht einen anſehnlichen Theil von unſern Nachforſchungen aus); ſo zweifle ich, ob ſich in dieſem Stücke unſre Erkenntniß viel weiter als unſre Erfahrung erſtrecke, oder ob wir zu der Entdeckung der meiſten dieſer Kräfte gelangen und gewis ſeyn können, daß ſie ſich in einem Subjekte vermöge der Verknüpfung mit einigen derer Ideen befinden, welche ihr Weſen ausmachen. Denn da die verſchiedene **thätige** und **leidende** Macht der Körper und ihre Arten zu wirken in einer gewiſſen Zuſammenfügung und Bewegung der Theile beſtehen, die wir ſchlechterdings nicht entdecken können; ſo ſind wir nur in ſehr wenig Fällen vermögend, einzuſehen, wie ſie von einer der Ideen, die unſere zuſammengeſetzte Idee von dieſer Art der Dinge ausmachen, abhängen oder mit derſelben ſtreiten. – – Ich habe hier einen Beweis aus der Korpuſcularphiloſophie *) beygebracht, weil man von ihr glaubt: daß ſie in faßlicher

---

*) Er meint den vortreflichen Herrn Bayle, der in ſeinem Wörterbuche in dem Artikul Rorarius das Syſtem der Harmoniae praeſtabilitae unterſuchte. Er ſagt am angeführtem Orte: „Ich bezeuge öffentlich, daß ich mich ſehr glücklich „ſchätze, wegen der wenigen Einwürfe, welche ich wider das „Syſtem dieſes großen Philoſophen vorgetragen habe. — „ — Ich betrachte dieſes neue Syſtem als eine ſehr wichtige Eroberung — und welches die Schranken der Weltweisheit überſchreitet. — — Wir ſind dem Herrn von „Leib-

licher Erklärung der Eigenſchaften der Dinge am weiteſten gienge. Ich zweifle auch überhaupt, ob wir es bey den Kräften, die wir haben, mit unſrer allgemeinen Erkenntniß ſehr weit bringen werden. Die Erfahrung iſt es eben, worauf wir uns gründen müſſen, und es wäre zu wünſchen, daß man in der Kunſt Verſuche anzuſtellen weiter gekommen wär.

Theophilus. Die Ideen der ſinnlichen Eigenſchaften der Dinge ſind konfus, und die Kräfte, die ſie hervorbringen müſſen, verurſachen alſo auch Ideen, die zum Theil confus ſind. Die Verbindung dieſer Ideen kann alſo freylich blos durch die Erfahrung erkannt werden, ſo lange bis man ſie auf deutliche Ideen zurückbringt, ſo wie man z. B. es in Abſicht der Farben des Regenbogen und des Priſma ſchon gethan hat. – Dieſe Methode führt einigermaſſen die Analyſe ein, welche in der Naturlehre von beträchlichem Nutzen iſt. Vervollkommnet man ſie ſo, wie man angefangen hat, ſo zweifle ich gar nicht, daß die Arzneygelehrſamkeit ziemlich vorwärts rucken werde, beſonders wenn ſich das Publikum etwas mehr dafür intereßirt, wie es bis itzt gethan hat. – –

Philalethes.

§. 18. **Drittens; Das weiteſte Feld für unſre Unterſuchungen, mithin auch das mühſamſte, iſt die Erkenntniß der Verhältniſſe der Dinge.** – Da nemlich aller Fortgang in dieſem Theile der Erkenntniß von unſrer **Scharfſinnigkeit** abhängt, die **Mittelbegriffe** zu finden, als welche die

---

„Leibnitz hiervor verbunden, wie man ſich denn nichts gedenken kann, das den Verſtand und die Macht des Urhebers aller Dinge ſo erhöhet, als dieſe Harmonie.“ Hierauf trägt er ſeine Einwürfe vor: Leibnitz beantwortete ſie. Schade daß die Antwort nicht eher als nach Baylens Tode bekannt würde. Eine ſolche Streitigkeit hätte von Nutzen ſeyn können, wenn ſich Herr von Leibnitz nur gerne mit ihm eingelaſſen hätte. —

Anm. des Uebersetzers.

die Beziehungen und Verhältniſſe der Ideen, auf deren Koexiſtenz man ſieht, zeigen können; ſo läſſet es ſich ſchwer beſtimmen, wenn ehe wir mit dieſer Entdeckung zu Ende kommen, und wenn die Vernunft alle die Hülfsmittel in Bereitſchaft haben wird, deren ſie zur Entdeckung der Beweisgründe und Erforſchung der Uebereinſtimmung und Nichtübereinſtimmung fähig iſt. Wer die Algebra nicht verſteht, der wird über das erſtaunen, was man vermittelſt dieſer Wiſſenſchaft in dieſer Gattung der Ideen thun kann. Was für weit ausſehende Verbeſſerungen und Hülfsmittel welche auch für andre Theile der Erkenntniß von Belange ſind, der ſcharfſinnige Verſtand der Menſchen noch ausſinnen werde, läſſet ſich ſo leichte nicht beſtimmen. Wenigſtens glaube ich, daß die Ideen der Größe nicht allein diejenigen ausmachen, die der Demonſtration fähig ſind; — ſondern daß auch andre **vielleicht nützlichere Theile der Betrachtung** uns eine Gewisheit verſchaffen würden, dafern ſich nur nicht Laſter, Leidenſchaften, und herſchender, ſträflicher Eigennutzen dergleichen Unternehmungen entgegen ſetzten, oder ihnen droheten.

Theophilus. Ich ſtimme Ihnen hier völlig bey. Was iſt wichtiger, und erheblicher? — ich ſetze voraus, daß unſre vorhergegangene Unterſuchungen und Beſtimmungen über die Natur der Subſtanzen, über die Einheit und Vielheit, — über die Einerleyheit und Verſchiedenheit, — über die Unmöglichkeit des leeren Raums und der Atomen, — über den Urſprung der Cohäſion, — das Geſetz der Stätigkeit, und andre Naturgeſetze ins beſondre, was wir über die Harmonie der Dinge untereinander, über die Immaterialität der Seele, — die Verbindung der Seele und des Körpers, — über die Erhaltung der Seelen, ſelbſt der Thiere nach dem Tode wahr ſind. Ich halte dies alles für demonſtrirt, oder doch der Demonſtration fähig.

Philalethes. Allerdings ſcheint Ihre Hypotheſe wohlgeordnet, und ſehr einfach zu ſeyn. Selbſt der gelehrte Franzoſe, der ſie widerlegen wollte, müſte doch geſtehen, daß ſie ihm auffallend geweſen wäre *).

Da wir von Dingen reden, welche uns ſehr intereßiren, ſo iſt mir die MORAL eingefallen. Ich geſtehe, daß Ihre Metaphyſik eine ſehr ſtarke Stütze derſelben iſt. Indeſſen hat ſie doch auch ſchon Grundpfeiler, wenn auch gleich keine ſolche natürliche Theologie, wie die Ihrige, die Baſis derſelben ſeyn ſollte. – Die bloſſe ſorgfältige Betrachtung des Guten und der Glückſeligkeit des **gegenwärtigen** Lebens iſt ſchon ein guter Maaßſtab, für die menſchliche Geſellſchaft wichtige Pflichten herzuleiten.

Man kann über das, was **Recht** und **Unrecht** iſt, ſo ſtark und nachdrücklich räſonniren, als über Sätze aus der Mathematik. Der Satz, z. B. **wo kein Eigenthum iſt, da iſt auch kein Unrecht**, iſt eben ſo gewiß, als es irgend eine euklidiſche Demonſtration ſeyn kann; – weil nemlich das Eigenthum in dem Rechte, das man zu einer Sache hat, und die Ungerechtigkeit in der Verlegung dieſes Rechts beſteht. Nicht anders verhält es ſich mit folgendem Satz: **Keine Regierung verſtattet eine unumſchränkte Freyheit**. Denn eine Regierung iſt die Einrichtung der Geſellſchaft nach gewiſſen Regeln oder Geſetzen, welche eine Gleichförmigkeit mit denſelben erfordert. Die unumſchränkte Freyheit beſteht darinnen, daß ein jeder thun kann, was er will.

Theophilus. Gewöhnlicherweiſe hat das Wort **Eigenthum** eine andre Bedeutung. – Man verſteht das Recht darunter, das jemand zu einer Sache hat, mit Ausſchlieſſung des Rechts eines andern. Wenn es daher auch kein Eigenthum gäbe, z. B. wenn alles untereinander gemeinſchaftlich wäre, ſo könnte es doch eine Ungerechtigkeit geben. – Sie müſſen überdem in Ihrer Erklärung durch eine **Sache** auch eine Handlung verſtehen; – denn, wenn man auf die Sachen kein Recht hätte, ſo wäre es Ungerechtigkeit die Menſchen zu verhindern, daß ſie handeln, wo ſie handeln müſſen. Allein dieſer Erklärung zufolge iſt es ſchlechterdings unmöglich, daß es kein Eigenthum gebe: der Satz, daß **die Regierung mit einer uneingeſchränkten Freyheit ſtreite**, gehört zu den **Zugaben** (corollaires). – In der Rechtsgelehrſamkeit ſind noch weit mehr zuſammengeſetzte Sätze von der Art; z. B. die Lehre von jus accreſcendi, von den **Conditionen** und verſchiedene mehr. Ich habe auch vor langen Jahren über die **Conditionen** einige kurze Sätze geſchrieben, und verſchiedene derſelben demonſtrirt. Wenn ich Zeit hätte, ſo würde ich ſie noch einmal durchſehen *). –

---

*) Er zielt hier auf ſein Specimen certitudinis ſeu demonſtrationum in iure exhibitum in doctrina conditionum. Man kann dieſe Diſſertation auch im vierten Bande ſeiner von Dutens herausgegebenen Werke finden.

Anm. des Ueberſetzers.

Philalethes. Dies würde einen doppelten Nutzen haben. – Einmal würde es dem Liebhaber ſehr angenehm ſeyn, und denn auch verhindern, daß ſie nicht nachgedruckt würden.

Theophilus. Dies Schickſal hat meine Ars combinatoria erfahren. Ich verfertigte ſie in meinen jüngeren Jahren, und doch druckte man ſie, ohne mich darum zu befragen, ja ohne darauf zu ſetzen, daß es die zweyte Auflage ſey, lange nachhero [illegible] ~~nach~~

Die zweite Ausgabe der *Ars combinatoria* des Herrn von Leibnitz iſt ohne ſeine Einwilligung veranſtaltet worden.

---

*) Er meynt hier ſeine Diſſertation: De Arte Combinatoria in qua ex Arithmeticae fundamentis complicationum ac transpoſitionum doctrina nouis praeceptis exſtruitur, & vſus ambarum per vniuerſum ſcientiarum orbem oſtenditur; Noua etiam artis meditandi, ſeu logicae inuentionis ſemina ſparguntur. Praefixa eſt ſynopſis totius Tractatus, & additamenti loco demonſtratio exiſtentiae dei ad mathematicam certitudinem exacta. Sie ſteht ebenfalls im zweyten Bande ſeiner ſämmtlichen Werke. S. 339.

Anm. des Ueberſetzers.

nach. Aus dem Grunde wunderten ſich viele, daß ich in einem ſchon geſetzten Alter dergleichen hätte ſchreiben können. Denn, ob jenes Werkgen gleich viele Sätze enthält, die ich bis auf dieſe Stunde annehme und vertheidige, ſo iſt es doch im Ganzen genommen immer eine Arbeit, die nur für einen jungen Gelehrten anſtändig iſt.

Philalethes. §. 19. Die auf dem Papier gezogene Figuren ſind Abdrücke oder Begriffe im Verſtande, und bey weitem nicht der Ungewißheit unterworfen, die die Wörter in ihrer Bedeutung mit ſich führen. – Bey **moraliſchen Ideen** kann dies nicht geſchehen. Dieſe ſind zuſammengeſetzter als die Figuren, die man ins gemein in der Mathematik betrachtet. Die Seele kann alſo die Combinationen der verſchiedenen Theile eines moraliſchen Begrifs nicht ſo leicht behalten, als es doch bey langen Deduktionen und Beweiſen nöthig wäre. – Das fürtreflichſte Hülfsmittel gegen dieſe Beſchwerlichkeit, welches die Mathematiker in ihren Figuren finden, die in ihren Abriſſen unveränderlich bleiben, iſt offenbar. – Auf eine andre Art würde es dem Gedächtniſſe überaus ſchwer fallen, dieſe Figuren ſo genau zu behalten, indem der Verſtand die Theile derſelben nach und nach, um ihre Verhältniſſe zu erforſchen, durchgeht. – Und obgleich, wenn man eine große Summe **entweder** in der Addition, **oder** Multiplikation, **oder** Diviſion rechnet, ein jeder Theil nur ein Fortgang der Seele iſt, die ihre eigene Ideen beſchauet, und die Uebereinſtimmung oder Nichtübereinſtimmung derſelben betrachtet; ob die Auflöſung der Frage gleich nichts anders iſt, als der Erfolg des Ganzen, welches aus einzelnen Summen und Zahlen, die die Seele klar vernimmt, zuſammengeſetzt iſt: – ſo würde es, dafern man nicht die verſchiedene Theile durch Zeichen bemerkte, deren eigentliche Bedeutung bekannt iſt, und die vor den Augen bleiben, wenn ſie dem Gedächtniße entfallen ſind, gleichwol faſt unmöglich ſeyn, ſo viel verſchiedene Ideen in Gedanken zu behalten, ohne einige Theile der Rechnung

nung zu erneuren, oder aus der Acht zu laſſen, und auf ſolche Weiſe allen unſern dabey angewandten Vernunftſchlüßen ihren Nutzen gar zu rauben. – In dieſem Fall helfen der Seele die Ziffern oder Zeichen ganz und gar nicht, die Uebereinſtimmung zweyer oder mehrerer Zahlen, ihre Gleichheit oder Proportion einzuſehen. Sie gelangt blos vermittelſt des Anſchauens ihrer eigenen Begriffe dazu, die ſie von den Zahlen hat. Die Zahlenzeichen kommen nur dem Gedächtniße zu ſtatten, um ſich der verſchiedenen Ideen, auf welchen die Demonſtration beruht, zu erinnern, und dieſelben zu behalten. Denn vermittelſt derſelben kann der Menſch wiſſen, wie weit ſeine anſchauende Erkenntniß, wenn er verſchiedene von den beſondern Zahlen gleichſam beſichtigt, fortgegangen iſt, damit er alſo, ohne ſich irre machen zu laſſen, zu dem Unbekannten fortgehen, und zuleßt das Reſultat aller ſeiner Empfindungen und Schlüße vor ſich haben, und mit einem Blicke überſchauen möge.

Moraliſche Figuren des Jenaiſchen Gelehrten, Weigels.

Theophilus. Der ſelige **Erhard Weigel**, ein Mathematikus zu **Jena** in **Thüringen** erfand mit vielem Scharfſinn Figuren, welche moraliſche Gegenſtände darſtellten; – und, als **Samuel von Puffendorf**, ſein Schüler, ſeine Elementa iurisprudentiae vniuerſalis, die mit **Weigels** Meynung ungemein übereinſtimmten, herausgab, ſo ward zu dieſer Jenaiſchen Ausgabe noch eine Sphaera moralis, von eben dieſem Mathematiker hinzugefügt *).

In

---

*) Das Werk dieſes groſſen Kopfes, worauf der Verfaſſer zielt, hieß eigentlich: arithmetiſche Beſchreibung der Moralweißheit von Perſonen und Sachen, worauf das gemeine Weſen beſtehet, nach der pythagoriſchen Kreutzzahl in lauter tetracktiſche Glieder eingetheilt. Jena 1674.

Leibnitz ſchätzte ihn ſehr. S. Opera phil. T. VI. P. 325. und Puffendorf, der ſeine *ethicam euclideam* gut gebrauchte, hatte ihm theils die mathematiſche Ordnung, theils die Ueberzeugung zu danken, daß moraliſche Dinge gleichfals demonſtrationsfähig waren. — Sein fürtrefliches *Ius naturae & gentium* hat deßhalb ſo groſe Vorzüge.

Anm. des Ueberſetzers.

Indeſſen ſind dieſe Figuren beynahe wie **Cebes Tafel**, eine (obſchon nicht ganz populäre) Art von Allegorie, und dienen mehr dem Gedächtniß zur Ordnung und Behaltung der Ideen als der Urtheilskraft zur Erlangung demonſtrativiſcher Erkenntniſſe. Demohnerachtet haben ſie ihren guten Nutzen, indem ſie die Seele aufmerkſam und zum Nachdenken williger machen. – Die geometriſche Figuren ſcheinen einfacher als die moraliſche Gegenſtände; aber ſie ſind es deshalb doch nicht. Die Aufgabe z. B. ein Dreieck durch zwey gerade ~~Perpendikularlinien~~ in vier gleiche Theile zu theilen, ſcheint ungemein leicht zu ſeyn; – ſie iſt aber ziemlich ſchwer. Bey moraliſchen Aufgaben verhält es ſich ganz anders, weil ſie ganz allein durch Gründe der Vernunft aufgelöſet werden können. Uebrigens iſt hier gar nicht der Ort von der **Ausdehnung Grenzen der Wiſſenſchaft zu demonſtriren**, zu reden, und die wahre Methode, dieſe Kunſt aus ihren alten Umſchränkungen zu führen, anzuzeigen. Bey einer andern Gelegenheit hoffe ich hiezu eine Anweiſung geben zu können.

[illegible]

Philalethes. Sie werden ſich durch Ausführung eines ſo ſchönen Projekts um alle Liebhaber der Wahrheit ungemein verdient machen. Ueberhaupt bleibt es doch ein vor allemal ausgemacht, daß ſie ſchon ihrer Natur nach für die Seele angenehm und nützlich, daß auf der andern Seite nichts häßlicher und verabſcheuungswürdiger ſey als Unwahrheit und Lügen. Nur mache man ſich ~~denn~~ ja nicht Hofnung, daß ſich viele auf dergleichen Entdeckungen legen werdem, ſo lange Geitz und Ruhmſucht die unglücklichen Urſachen ſeyn werden, daß alle einmal Mode gewordene Meynungen, den Maasſtab des Glaubens abgeben; – ſo lange man denn allererſt auf Gründe denken wird, ob ſie wahr oder falſch, vortheilhaft oder nachtheilig ſind. – – Wie laſſen ſich aber in den zur Moral gehörigen Wiſſenſchaften neues Licht und hellere Ausſichten erwarten, ſo lange die verſchiedene Sekten ihre eigenthümliche Meynungen ihren Schülern aufdringen, ohne zu unterſuchen, ob ſie falſch oder wahr ſind. Der unter das Joch gebrachte Theil des menſchlichen Geſchlechts, hätte an deſſen Statt an den meiſten Oerten nebſt der ägyptiſchen Dienſtbarkeit auch eine ägyptiſche Finſterniß gewärtig ſeyn können, wenn der Herr in den Herzen der Menſchen ſich nicht ſelbſt ein Licht angezündet hätte, welches keine menſchliche Macht auszulöſchen vermag. – –

Ueber den Wachsthum der Künſte und Wiſſenſchaften.

Theophilus. Ich hoffe ſicherlich daß eine Zeit kommen werde, da man ſich der Wahrheit nicht ſo muthwillig entgegen ſetzt, wie es in vielen Gegenden bis itzt geſchehen iſt. Man muß an nichts verzweifeln. – " Dem menſchlichen Geſchlechte ſind noch ſehr große Revolutionen aufbehalten, die zu Glück (aber auch zum Schaden) deſſelben ausſchlagen können und werden. " Doch gewiß mehr zum Wohl der Geſellſchaft. Ein Beyſpiel mag die Sache erläutern *). Geſetzt es wäre ein mächtiger großer Fürſt, der, gleich den **aſſyriſchen** und **ägyptiſchen** Königen, oder, wie **Salomon**, lange Jahre in einem tiefen Frieden und gänzlicher Stille ſein Reich beherrſchte; – der Tugend und Wahrheit liebte, und ſich bey einem großen Maaß von Einſicht und Ueberlegung vornähme, ſeine Unterthanen glücklicher, unter ſich zufriedner, – gegen einander fried-

fer-

---

*) Herr von Leibnitz hätte dieſen zum Theil hiſtoriſch ſehr ungewiſſen Prinzen — Petern den Großen beyfügen ſollen, der in der That mehr gethan hat, als die angeführten, geſetzt es hätte auch mit den ägyptiſchen und aſſyriſchen Herren ſeine Richtigkeit. Er hat in einer kurzen Zeit eine größere Revolution in den halben Theil von Europa verurſacht, als alle drey genannte. Dieſes Reich iſt jetzt eines der blühendſten in der Welt, und man glaubt nun, daß Karl der Zwölfte verdiente erſter Soldat bey Peter dem Großen zu ſeyn. Erſterer hinterließ bloße Trümmer — dieſer aber war in aller Abſicht Stifter des Reichs. Seine Unternehmungen ſtehen feſt, und wurden durch die Kayſerinn Eliſabeth ſeine Tochter ſo vervollkommnet, — daß nur eine Catharina die Zweyte, ſie zu übertreffen im Stande war.
Anm. des Ueberſetzers.

fertiger, – überhaupt mächtiger und blühender zu machen: – – was würde dieſer Fürſt nicht in wenigen Jahren für Wunderdinge zu Stande bringen? – Er würde in zehn Jahren mehr thun, als andre in **hundert**, vielleicht gar in **tauſend** Jahren nicht ausrichten würden, wenn ſie der Sache ihren gewöhnlichen Lauf lieſſen. Wäre nun aber erſt einmal die Bahn gebrochen, ſo würden auch ſicher mehrere dieſen Weg wallen, ſo wie bey den Geometern, wo man erſt einmal einſieht, und fühlt, daß Wahrheit und Evidenz ihr Eigenthum ſind. Nur muß Vergnügen und Ehrſucht nicht der Hauptendzweck ſeyn.

Hiebey kann ich einen Gedanken äuſſern, von dem ich hoffe, daß er nicht bloß Ideal bleiben, ſondern gewiß realiſirt werden wird. Das polizirte Publikum wird ſicherlich einmal zum Fortwachſen der **Arzneykunde** mehr beytragen als itzt. – Man wird Naturgeſchichten ſchreiben, ſo wie man itzt Muſen-**Almanache** und **Merkuro** ſchreibt, – – keine nützliche Bemerkung wird vorübergelaſſen werden, ohne ſie zu regiſtriren. – – Denen, die ſich darauf legen, wird man allen möglichen Vorſchub thun, überhaupt die Kunſt, dergleichen Anmerkungen zu machen, immer mehr vervollkommnen, – und ſie als Aphoriſmen vortragen lernen. – Es wird ſicher die Zeit kommen, da die Zahl vernünftiger, erfahrner und geſchickter Aerzte immer gröſſer, und die der maſchinenmäßigen ſogenannten Aerzte, und Quackſalber verringert werden wird *). Das Publikum

wird

---

*) Die Weiſſagung des Herrn von Leibnitz iſt größtentheils in ihre Erfüllung gegangen. Die Arzneygelartheit hat ſeit der Zeit mächtige Schritte vorwärts gethan. Nicht nur durch Verbeſſerung und gröſſere Anbauung der Anatomie, welche ehedem faſt ganz zurückgeſetzt ward, und nur ein Studium weniger dazu aufgelegten Gelehrten blieb; — ſondern auch durch Erweiterung der Phyſiologie, und Ausdehnung der *Materia Medica*. Ueberdem iſt in vielen Ländern der Pfuſcherey und dem Quackſalbern dadurch mächtig vorgebeugt worden, daß ein jeder, der von der Arzneygelahrtheit Gewinn haben und prakticiren will, ſich dem ſtrengſten Exa-

men

wird dem Naturforſcher gröſſere Unterſtützung geben, und auf dieſe Art das Fortrucken der Arzneygelehrſamkeit befördern. In dieſem Falle wird dieſe wichtige Wiſſenſchaft ſich ganz gewiß über ihrem gegenwärtigen Zuſtand empor ſchwingen, und unglaublich geſchwind wachſen.

Dieſe Gattung von Polizey über einen ſo wichtigen Theil der Wiſſenſchaften müſte nothwendig ein Hauptobjeckt für Staatsmänner werden. Wenn nur erſt die Menſchen klüger, und die Groſʒen der Erde in Verwaltung ihrer Reichthümer gewiſſenhafter und vorſichtiger werden wollten, ſo würde die Arzneygelehrſamkeit dadurch bereits auſſerordentlich viel gewonnen haben.

Philalethes.

§. 21. **Viertens**; was die Erkenntniß der wirklichen **Exiſtenz** der Dinge betrift, ſo haben wir von unſerm Daſeyn eine **anſchauende**, von der Exiſtenz Gottes eine **demonſtrativiſche**, – und von dem Daſeyn andrer Dinge eine **ſinnliche Erkenntniß.**

Hievon wollen wir nunmehro weitläuftiger reden.

Theophilus. Dieſe Eintheilung hat meinen ganzen Beyfall.

Philalethes. §. 22. Es ſcheint mir immer ſeinen großen Nutzen zu haben, und über die Natur unſrer Seele ein helles Licht auszubreiten, wenn wir uns einigermaſſen mit der dunkeln Seite unſrer Seele bekannt machen, und einſehn lernen, wie **unwiſſend wir noch ſind.** Die vornehmſten **Urſachen** dieſer unſrer **Unwiſſenheit** ſind folgende:

Ueber die menſchliche Unwiſſenheit und ihre Urſachen.

1) Oft fehlen uns die Ideen.

2) Wir können nicht immer die Verbindung der Ideen untereinander entdecken.

3) Wir

---

men nicht nur auf der Univerſität, ſondern auch beym Oberkollegium Medikum unterwerfen muß. — —
Anm. des Ueberſetzers.

3) Wir unterlaſſen es zu oft, unſern Ideen zu folgen und ſie genau zu unterſuchen.

§. 23. Was das **Mangelhafte der Ideen** betrift, ſo läſſet ſich dies ſogleich daran erkennen, daß wir keine andre einfache Ideen haben, als die, welche uns die innern und äuſſern Sinnen geben *). In Abſicht unendlich

---

*) Ich habe in dem erſten Bande in einer Anmerkung mit Lamberten einen einfachen Begrif als einen ſolchen erklärt, der für ſich gedenkbar iſt. Sollte man nun wohl glauben, daß man mich dieſerhalb für einen Deiſten gehalten hat? Und doch iſt dies mein Schickſahl geweſen. Man hat mich gefragt: ob der Begrif von Gott ein einfacher Begrif ſey? und darauf hat man mich aus chriſtlicher Großmuth antworten laſſen: Ja! und zwar warum? weil Gott ein einfaches Ding ſey. Nun ſagt man: könne ja nach meiner Vorſtellung Gott als ein einfacher Begrif keine Merkmale haben, folglich könne er nicht erkannt werden, dies ſey der Deiſmus und ich alſo ein Deiſt. Viele meiner Leſer werden glauben, ich hätte mir den Einwurf ſelbſt geſchaffen, damit ich etwas zu widerlegen hätte, dann viel anders ſieht er nicht aus. Ich bin aber nicht Willens mich in Streitigkeiten einzulaſſen, da der andere bloß mit Waffen ſtreitet, die jedermann bekannt, und zum Theil ſchon abgenutzt ſind, daher ich mich kurz faſſen werde.

Habe ich denn nicht den gewöhnlichen Begrif ſo wie ihn Wolf von den konfuſen und einfachen Begriffen u. ſ. w. hätte angeführt? es iſt alſo wohl natürlich, daß mir dieſe müſſen bekannt geweſen ſeyn? — Nun zur Sache: Gott iſt ein einfaches Ding; da man aber viel von ihm ſagen kann, ſo iſt er ein zuſammengeſetztes? Dies iſt die nemliche Schlußform, die man gegen mich gebraucht hat. Ich würde meine Leſer beleidigen, wenn ich dieſen Schluß widerlegen wollte. Alſo weiter. Wer hat wohl geſagt: daß der Begrif von einem Dinge das Ding ſelbſt ſey? Es iſt wahr, es iſt keine Behauptung in der Philoſophie wie Cicero ſagt ſo abſurd, quae non habeat doctorem defenſorem, dieſe indeſſen aber iſt mir ganz neu geweſen. Ich weiß wohl, daß die Scholaſtiker über die Exiſtenz der allgemeinen Begriffe unter ſich gezankt haben, welches denn eine Aehnlichkeit hiermit hat, aber ſo hoch haben ſie ſich doch nicht verſtiegen.

Anm. des Ueberſetzers.

lich vieler Geſchöpfe ſind wir nicht anders zu betrachten, als der Blinde in Abſicht der Farbe. Wir beſitzen nicht einmal das Vermögen und die Erforderniſſe, ſie zu kennen. Ueberhaupt ſcheint in meinen Augen, der Menſch unter allen verſtändigen Weſen den niedrigſten Rang zu haben.

Theophilus. Ich weiß nicht, ob nicht noch ſehr viele Geſchöpfe unter uns ſtehen. Ueberhaupt ſollten ſie den Menſchen nicht ſo ſehr herabwürdigen wollen. Der Rang, den wir unter den übrigen vernünftigen Thieren haben, iſt ehrenvoll genug. Höhere Geiſter könnten ja Körper von ganz andrer Zuſammenſetzung haben, ſo daß der Name **Thier** ihnen nicht zukäme. Man kann nicht beſtimmen: ob unſre Sonne unter der großen Menge andrer Sonnen eine größere Zahl über ſich, oder unter ſich habe. Kurz, wir ſtehn in unſerm Syſtem gerade an dem rechten Platz. Die Erde ſteht zwiſchen den Planeten in der Mitte, und ihre Diſtanz ſcheint für ein der Betrachtung fähiges Thier, das ſie bewohnen ſollte, ſehr gut beſtimmt zu ſeyn. Ueberdem haben wir doch weit größere Urſache mit unſerm Schickſal zufrieden zu ſeyn, als uns darüber zu beklagen, – da die meiſten Uebel Folgen unſrer Thorheiten ſind. Noch ungerechter würden wir handeln, wenn wir uns über die engen Grenzen unſrer Erkenntniß beklagen wollten, da wir uns der Erkenntniß, die uns die gütige Natur ſchenkt, ſo wenig bedienen.

Ob die Menſchen wirklich ſo tief in der Klaſſe vernünftiger Weſen ſtehen, als Locke behauptet.

Philalethes. Indeſſen kann es doch gar nicht geläugnet werden, daß eben die auſſerordentliche Entfernung faſt aller ſichtbaren Theile der Welt, ſie unſrer genauen Erkenntniß entziehe. Ueberdem iſt dieſe ſichtbare Welt nur ein unbeträchtlicher Theil dieſes großen, weiten Univerſum. Wir ſind in einem ſehr engen Raum eingeſchloſſen; in unſer Sonnenſyſtem ſind wir eingeſchränkt, und wiſſen nicht einmal, was in den Planeten vorgeht, die ſich, ſo wie unſre Erdkugel, gleichfalls um die Sonne herumwälzen.

So wie uns aber ein großer Theil der verſchiedenen Gattungen der Körper ihrer Entfernung und Größe wegen entwiſcht; ſo entgehn unſrer Erkenntniß nicht wenigere, weil ſie zu klein ſind. Und doch wäre es ſehr gut, wenn wir ſie genauer kennten, eben weil ihre Zuſammenſetzung uns den Nutzen und die Wirkungen der ſichtbaren Körper richtiger erklären würde. Wüſten wir z. B. die mechaniſche Beſchaffenheit der **Rhabarbertheilchen**, des **Schierlings** und des Opiums, ſo würden wir vorausſagen können, daß Rhebarber abführe, Schierling töde, und Opium einſchläfre.

So weit es daher euch Nachdenken und Fleiß in der Experimentalphyſik gebracht haben mögen; ſo kann ich mir doch nicht vorſtellen, daß wir jemals zu einer **demonſtrativiſchen** Erkenntniß derſelben gelangen werden *).

Theo-

---

*) Man kann wohl nicht leugnen, daß wir von den Körpern keine vollſtändige Begriffe haben. Hieraus aber kann man noch lange nicht folgern, daß wir in der Naturlehre keine Demonſtrationen hätten. Denn auf dieſe Art hätten wir beynahe in keiner Wiſſenſchaft welche. Die deutlichen Begriffe ſind ſchon hinreichend, und zu denen kommen wir durch Erfahrung und Verſuche. **Wolf** würde nimmermehr ſo gut haben demonſtriren können, wenn er ſich nicht aus ſeinen deutlichen Begriffen Worterklärungen — und daraus denn Demonſtrationen gemacht hätte. Es iſt freylich wahr, dies macht, wie ich ſchon geſagt habe, die mathematiſche Lehrart noch lange nicht aus, indeſſen war doch dies das Geſetz, wornach **Wolf** verfuhe — und wornach man noch verfährt. Die *Poſtulata* fielen in ſeiner Metaphyſik faſt ganz weg, daher auch diejenigen nicht unrecht haben, die, wenn ſie Wolfs ſämmtliche Definitionen auswendig gelernt haben, auch ſeine Demonſtrationen wiſſen.

Die gewöhnliche Theorie, wie man vermittelſt der Erfahrung zu deutlichen Begriffen gelangt, iſt dieſe: 1) Man ſammle von einem Subjeckte ſo viele Anſchauungsurtheile, als man kann. 2) Man merke ſich diejenigen die beſtändig ſind. 3) Man laſſe die weg, die es nicht ſind, und ſind 4) einige Prädikate vorhanden, die aber verſchiedentlich beſtimmt ſind: ſo muß man ſie in verſchiedene

Ver

Theophilus. So viel glaube ich mit Ihnen, daß wir niemals ſo weit kommen werden, als wir wol kommen könnten. Indeſſen werden wir doch mit der Zeit in der Erklärung vieler Phänomenen anſehnlich fortrücken. Die vielen Verſuche, die wir gegenwärtig anſtellen, können uns hinlängliche *Data* geben, und es wird lediglich auf die Kunſt ankommen, dieſe *Data* richtig anzuwenden. Da habe ich denn auch gute Hofnung, daß man den obſchon geringen Anfang immer höher bringen werde, ſeit dem die Infiniteſimalrechnung ein Mittel an die Hand gegeben, die Phyſik mit der Geometrie zu verbinden, und die **Dynamick** die allgemeinen Naturgeſetze bekannt gemacht hat.

Philalethes. Die Geiſter ſtehn noch weiter von dem Horizonte unſrer Erkenntniß entfernt, und wir können uns von ihren verſchiedenen Ordnungen gar keinen Begrif machen. Und doch iſt die Geiſterwelt unendlich größer und ſchöner als die Körperwelt.

Urſachen unſrer Unwiſſenheit in Anſehung der Geiſterwelt.

Theophilus. Man kann allerdings zwiſchen der Geiſter- und zwiſchen der Körperwelt eine Parallel ziehen, wenn man auf die **wirkenden Urſachen**, aber nicht, wenn man auf die **End-**urſachen ſieht. Je nachdem die Geiſter einen höheren oder geringeren Grad von Herrſchaft über die Materie haben,

---

Verhältniſſe ſetzen. Die beſtändigen Prädikate ſind nun die Eigenſchaften, an die man ſich, wenn man eine Definition macht, zu halten hat.

Wenn wir nun alſo von einen Körper einen deutlichen Begrif haben wollen, ſo merken wir ſogleich an ihm, daß er zuſammengeſetzt iſt, — und eine Figur hat. — Hierauf merken wir, daß er eine widerſtehende Kraft hat, (vim inertiae). Was nun eine ſolche Kraft hat, nennen wir Materie, folglich iſt ein Körper etwas materielles. Ferner ſehen wir auch, daß ein Körper ſich und andere bewegen könne. Folglich hat ein Körper eine bewegende Kraft. Dies iſt der gewöhnliche Weg. Wer aber etwas gründliches darüber leſen will, den verweiſe ich auf Lamberts Organon, S. 348.

Anm. des Ueberſetzers.

je nachdem ſind auch die Veränderungen und Phänomene auffallend oder weniger erheblich, die durch ihre Kraft bewirkt werden. Dies beweiſen die vielfachen von den Menſchen bewirkte Veränderungen, da ſie, wie Halbgötter den oberſten und größten Beherrſcher des ganzen großen Weltalls abkopiren, und die Oberfläche der Erden von Zeit zu Zeit immer ſchöner und reitzender machen: ob ſie gleich dies alles nur durch ihren Körper und durch die ihnen vorgeſchriebene Geſetze bewirken. Was läſſet ſich daraus nicht für ein erhabner Schluß auf die unzähliche Menge andrer über uns erhabener Geiſter machen? –

Da überdem alle dieſe Geiſter eine Art von Staat ausmachen, deſſen Oberherr Gott ſelbſt, deſſen Regierung auch gar keinen Mängeln unterworfen iſt, ſo entfernt uns dies noch immer weiter von ihnen, ſo können wir eben deshalb das ganze Syſtem dieſer Geiſterwelt, und die Belohnungen und die Strafen, die allda einem jeden nach Verdienſt bereitet ſind, noch immer weniger begreifen. Indeſſen haben wir doch allemal ſo viel deutliche Ideen, als zur Kenntniß der Körper und der Geiſter erfordert wird. Ein hinlängliches Detail an Faktis, – und Sinne, welche penetrant genug ſind, die konfuſen Ideen auseinanderzuſetzen, und Ausdehnung genug hätten, ſie alle zu appercipiren, – fehlen uns freylich.

Philalethes. Eine eben ſo beträchtliche **Urſache unſrer Unwiſſenheit** beſteht darinnen: daß wir **die Verknüpfung und die Verkettung der Ideen untereinander nicht einzuſehen vermögend ſind.** Die **mechaniſche** Beſchaffenheiten der Körper haben mit den Ideen, die durch jene in uns hervorgebracht werden, nicht den geringſten Zuſammenhang. Da ſich keine begreifliche Verkettung zwiſchen den Anſtoß eines Körpers, von welcher Art er auch ſey, und zwiſchen der Empfindung einer Farbe, oder eines Geruchs, oder des Geſchmacks, oder des Vergnügens und Schmerzens denken läſſet, – ſo können wir auch auſſer unſrer eignen Erfahrung von ſolchen Wirkungen keine deutliche Erkenntniß haben, und auf keine andre Weiſe davon reden, als inſofern es gewirkte Dinge ſind, die nach der Beſtimmung eines unendlich weiſen und wirkenden Weſens hervorgebracht worden. So wenig wir die Ideen, die ſich die Seele von den **ſinnlichen Nebeneigenſchaften** macht, von körperlichen Urſachen herleiten, und nur die unbeträchtlichſte Verknüpfung zwiſchen ihnen und den Haupteigenſchaften, die ſie nach dem Zeugniſſe **der Erfahrung** in uns hervorbringen, finden können: – eben ſo wenig können wir die Wirkung unſrer Seele in dem Körper begreifen. Hätten wir nicht die Erfahrung zum gewiſſen und ſichern Zeugniſſe, daß es ſich in der That ſo und nicht anders verhalte, ſo würde die Betrachtung der Dinge ſelbſt nimmermehr vermögend geweſen ſeyn, uns nur im geringſten etwas davon zu entdecken. Aus dem allen mache ich den zuverſichtlichen Schluß: daß die Verknüpfung der Ideen untereinander, da ſie ſich aus den Ideen ſelbſt nicht entdecken läſſet, von dem freyen Willkühr und der weiſen aber uneingeſchränkten Güte Gottes allein abhänge.

Ich weiß nun zwar wol, daß Sie mir die von Ihnen angenommene **vollkommene Uebereinſtimmung** entgegenſetzen werden, ob ſie gleich keine vollſtändige **Aehnlichkeit** annehmen werden. Indeſſen geſtehen Sie doch ſelbſt zu, daß ein zu genaues Detail der Kleinigkeiten, die einen Einfluß darauf haben, an der Entdeckung der verborgeneren Eigenſchaften Schuld ſey. Auch das halten Sie für Unrecht, wenn ich behaupte, daß uns beſtändig mancherley gewirkte Dinge in die Sinne fallen, von denen wir in ſoweit noch eine ſinnliche Erkenntniß haben, da wir uns aber in Abſicht der Urſachen, und der Art und Gewißheit ihrer Hervorbringung damit begnügen laſſen müſſen, daß ſie uns unbekannt ſind. Wir können hierinnen nicht weiter gehen, als was uns die beſondre Erfahrung von einer geſchehenen Sache lehret, und wo wir blos aus der **Analogie** *) muthmaßen können, was für Wirkungen eben dergleichen Körper bey andern Verſuchen wol hervorbringen würden.

---

*) Das Schlieſſen aus der Analogie oder Aehnlichkeit, iſt ein ſehr fruchtbares Hülfsmittel, neue Dinge zu entdecken, und

Was

das ganze menſchliche Geſchlecht verläßt ſich in ſo vielen Fällen ganz ſicher darauf. Alſo, weil die Sterne der Sonne darinnen ähnlich ſind, daß ſie ihr eigenes Licht haben: ſo läßt ſich aus ſolcher Aehnlichkeit gar wohl ſchlieſſen, daß ſie auch ſo viel Sonnen ſind; und daß ſich ebenfalls um jedwede derſelben gewiſſe Planeten bewegen, welchen ſie Licht und Wärme giebt. So läßt ſich auch aus der Aehnlichkeit, welche die Planeten mit unſerer Erdkugel haben, ganz ſicher ſchlieſſen, daß ebenfalls ſowol unvernünftige, als vernünftige Geſchöpfe auf ſelbigen vorhanden ſeyn müſſen. Denn da auf den Planeten Berge und Thäler, Waſſer und Land angetroffen werden; da Tag und Nacht, Sommer und Winter abwechſeln; wer wird es wol in Zweifel ziehen können, daß ſich nicht auch auf dieſen großen Weltkörpern lebendige Geſchöpfe, ſo wie auf unſerer Erdkugel befinden ſollten? Wer wird ſich mit Vernunft bereden können, daß keine vernünftige Geſchöpfe auf ſelbigen wären, die die Allmacht, Güte und Weißheit des Schöpfers aus ſeinen Werken erkenneten, und ihn verehreten? Und wäre wohl Martin Behaimb, ein Deutſcher von Nürnberg, zuerſt auf die Gedanken gekommen, daß gegen Oſten noch ſehr viel Land ſeyn müßte, wenn er nicht aus der Analogie geſchloſſen, daß, in Anſehung der drey großen bewohnten Erdtheile, der übrige Theil der Erdkugel nicht lauter Waſſer ſeyn könnte, als welches der Abſicht des Schöpfers, da er die Erde auch mit lebendigen Geſchöpfen beſetzen wollen, zuwiderliefe. Dieſer geſchickte Mann zeichnete daher Karten von der Erdkugel, die denn auf der Inſel Madera Chriſtoph Columbus zu Geſichte bekam; und darauf 1492 den 1 Aug. eine ſo verwegene Seefarth mit drey Schiffen und 120 Leuten wirklich unternahm, und einige vor Amerika liegende Inſeln entdeckte. Denn Behaimb war zur ſelbigen Zeit auf der von ihm ſelbſt entdeckten Inſel Faye, Statthalter. S. Hambergers Einladungsſchrift de meritis Germanorum in Matheſin, die er 1694 herausgab.

Man erſiehet hieraus, daß nicht nur die Analogie zu Erfindung Anlaß giebt, ſondern daß auch ein zureichender Grund vorhanden ſeyn müſſe, wenn man aus der Analogie ſchlieſſen will. Hierin verſah es Ariſtoteles. Er hatte nur zwey Principia: nemlich das Principium des Widerſpruchs, und das Principium der Analogie; es fehlte ihm

aber

Was indeſſen eine vollkommne Wiſſenſchaft von natürlichen Dingen betrift, ſo ſind wir ſelbſt von der Fähigkeit dazu ſo weit entfernt, daß ich es für **vergebliche Arbeit halte, ſich deswegen nur Mühe zu geben.** –

Ich würde auch der Schwierigkeit gedacht haben, die Verbindung der Seele mit dem Körper zu begreifen, weil es ſich nicht gut denken läſſet, daß ein Gedanke, eine Bewegung im Körper, und auf der andern Seite, daß eine Bewegung einen Gedanken in der Seele hervorbringen könne. Seitdem ich aber Ihre Hypotheſe von der vorherbeſtimmten Harmonie verſtehe, ſo ſehe ich die Schwierigkeit an deren Auflöſung ich zweifelte, auf einmal und zu meiner auſſerordentlichen Verwunderung verſchwunden*).

---

aber noch an dem Hauptſaz des zureichenden Grundes; folglich muſte er ſich in Erklärung der natürlichen Dinge oft vergehen. Zum Exempel, er ſah die Sterne, und wuſte, daß ſie große Körper ſind; daher ſchloß er aus der Analogie: weil alle Körper auf der Erde, nach dem Mittelpunkte derſelben, ſchwer ſind: ſo äuſſerten auch die Sterne eine Schwere nach einem ſolchen Mittelpunkte. Da ſie aber gleichwol nicht herunterfielen: ſo ſchloß er, ſie müßten gehalten werden. Nun hält man etwas entweder durch Balken oder durch Gewölbe. Da nun der Himmel rund ausſieht, ſo ſchloß er auch: er ſey ein dichtes Gewölbe. Er ſah aber, daß der Himmel durchſichtig iſt; und da er keinen durchſichtigen Körper wiſſe, als Cryſtall: ſo machte er den Schluß, der Himmel wäre ein cryſtallenes Gewölbe. Er ſah ferner, daß ſich einige Sterne bewegeten, einige geſchwinde, andere langſam. Daher gedachte er ſich Kreiſe in ſolchem Gewölbe, an welchem die Sterne befeſtigt wären, und gab jedem Kreiſe eine Intelligenz, die ihm drehete. Und weil Cryſtall, wenn er aneinander gerieben wird, einen Klang von ſich giebt: ſo ſchloß er: derowegen muß es auch am Himmel einen verſchiedenen Klang, das iſt: eine ſchöne Muſik geben. Auf ſolche lächerliche Meynungen verfiel Ariſtoteles, weil er bloß nach der Analogie ſchloß, und der zureichende Grund dabey fehlte.

Poley.

*) Abermals ein Beweis, daß ſich die Einwürfe eines Gegners leicht widerlegen laſſen, wenn man ihn ſelbſt dahin ſtimmt, daß er ſich überwunden geben muß. —

Anm. des Ueberſetzers.

Eine dritte Urſache unſrer Unwiſſenheit beſteht darinnen: **Daß wir den Jdeen, die wir haben, oder die wir haben könnten, nicht gehörig folgen, und die Mittelbegriffe nicht erfinden, die uns ihre Ordnung der Uebereinſtimmung oder der Nichtübereinſtimmung zeigen könnten.** So ſind ſehr vielen die mathematiſche Wahrheiten nicht bewuſt, nicht weil ſie ſolche nicht zu begreifen im Stande ſind, oder wegen einiger Unwiſſenheit in den Dingen ſelbſt. Der unrechte Gebrauch der Wörter iſt für die gehörige Nachforſchung der Begriffe, und für die Entdeckung ihrer Uebereinſtimmung oder Nichtübereinſtimmung ein ſehr groſſes Hinderniß geweſen. – Die Mathematiker, welche ihren Gedanken von dem Namen abſondern, und ſich **die Begriffe ſelbſt**, die ſie betrachten wollen, und nicht an deren Statt den Schall vorzuſtellen pflegen, haben deshalb auch viele Verwirrungen und Konfuſion vermieden.

Hätte man es bey den Entdeckungen der materialiſchen Welt auch ſo gemacht, wie bey den Phänomenen der intellektualiſchen, hätte man auch da alles in ein Chaos ungewiſſer und verworrener Redensarten eingehüllt, ſo würden alle die viele Werke über die Schiffarth und die Reiſen, – die Betrachtungen über die Ebbe und Fluth, und die Erzählungen davon, worüber ſo viel unnützer lerm entſtanden iſt, ſelbſt die Flotten und Schiffe, die man ins weite Meer geſchickt hat, uns nie den Weg angewieſen haben. Die **Antipoden** wären uns alsdenn ſicher noch eben ſo unbekannt, als zu der Zeit, da man es für eine Ketzerey hielte, ihre Exiſtenz zu behaupten.

Die Verzweifelung, in den Wiſſenſchaften weiter gehen zu können, iſt eine beträchtliche Urſache unſrer Unwiſſenheit.

Theophilus. Dieſe **dritte** Urſache unſrer Unwiſſenheit verdient allein Tadel eben deshalb, weil eine gewiſſe gänzliche Muthloſigkeit darinnen begriffen iſt. Dergleichen Verzweiflung ſchadet nicht wenig, und geſchickte und angeſehne Leute, haben eben durch die irrige Einbildung, daß ſie **vergebliche Arbeit** unternähmen,

nähmen, den Fortgang der Arzneigelahrtheit gehindert. Ariſtoteliſche Philoſophen der vorigen Zeit fielen nicht einmal darauf, die Naturerſcheinungen, z. B. den Regenbogen deutlich zu erklären; – und die Unternehmungen eines **Maurelykus**, und in der Folge eines **Markus Antonius** von **Domene**, ſchienen ihnen ikariſche luftſchwingungen zu ſeyn. Die Zeit hat dieſen Irthum nicht weggenommen.

Man kann allerdings nicht leugnen, daß der **unrechte Gebrauch der Wörter** an den Unordnungen unſrer Erkenntniß, nicht nur in der Moral und Metaphyſik, oder darinnen, was Sie **intellektualiſche Welt** nennen, ſondern auch in der **Arzneigelahrtheit**, wo der Mißbrauch der Wörter immer höher ſteigt, – großen Antheil habe. –

Wir können uns hier nicht immer mit den Figuren helfen, wie in der **Geometrie**; – indeſſen lehret doch die **Algebra**, daß ſich viele Entdeckungen machen laſſen, ohne daß man jedesmal nöthig habe, zu den Ideen ſelbſt ſeine Zuflucht zu nehmen. Was die ſogenannte Ketzerey betrift, wenn man **Antipoden** behauptete, ſo will ich beyläufig nur das erwähnen, daß **Bonifazius**, Erzbiſchof von **Maynz** den **Vigilius von Salzburg** in einem an den Pabſt hierüber erlaſſenen Schreiben feyerlich dieſer Ketzerey angeklagt, und daß der Pabſt ziemlichermaſſen nach dem Sinne des Bonifazius geantwortet habe. Die Klage hatte aber keine Folgen; – Vigil blieb in ſeinem Poſten; – die beyden Gegner kamen ins Regiſter der Heiligen, und die bayerſche Gelehrten, die den Vigil als einen Apoſtel von **Kärnthen** und der benachbarten Provinzen anſahen, ſetzten ſeinem Andenken Ehrenſäulen.

Viertes Hauptſtück.

Ueber die Realität unſrer Erkenntniß.

Philalethes.

Man könnte allerdings, wenn man die Wichtigkeit gute Ideen zu haben, und die Uebereinſtimmung und Nichtübereinſtimmung derſelben einzuſehen nicht gehörig gefaſſet hätte; glauben: daß ich mit allen meinen Räſonnements nur Schlöſſer in die Luft bauete, und daß mein ganzes Syſtem nichts als Ideal und Phantaſie ſey *).

---

*) Loke macht ſich hier einen ſehr guten Einwurf. Wie oft bildet ſich nicht jemand ein; daß ſeine Begriffe von einem Dinge übereinſtimmend ſind, da ſie es doch nicht ſind. Inſonderheit wird man dieſes bey den zuſammengeſetzten Begriffen finden, denn in den einfachen iſt es nach meiner Theorie, nicht zu beſorgen. Denn da zum Widerſprechen wenigſtens zwey Merkmale da ſeyn müſſen: ſo iſt der Widerſpruch in dieſen unmöglich, weil er einfach iſt. Hier ſehen wir nun klar den Nutzen, den uns die einfachen Begriffe gewähren. An ihrer Exiſtenz wird wol niemand zweifeln der da zugiebt, daß wir zuſammengeſezte haben. Man muß nur hiemit die Frage nicht vermengen: ob ein Begrif, er mag ſo einfach ſeyn wie er wolle, ſich nicht noch weiter auflöſen laſſe, und dieſe hat mit der Theilbarkeit der Materie eine gewiſſe Aehnlichkeit. — Dieſe einfachen Begriffe ſind es nun, die den Grund der ganzen Erkenntniß enthalten, daher man ſie auch mit Recht Grundbegriffe nennen könnte. Und da ſie nach dem Begrif ſelbſt, den wir von ihnen gegeben haben, keine Theile haben: ſo läßt ſich auch nichts in ihnen unterſcheiden. Hieraus folgt nun auch weiter, daß wenn wir dieſe einfache Begriffe alle hererzehlen könnten, wir im ſtrengſten Verſtande eine Erkenntniß a priori haben würden. Denn da ſich die Möglichkeit eines ſolchen Begrifs, ſobald wir ihn haben, uns ganz darſtellt, ſo brauchen wir da weiter keine Erfahrung. Hätten wir nun dieſe alle gefunden, ſo brauchten wir nur noch die Möglichkeit ihrer Zuſammenſetzung zu wiſſen. — Man wird leicht einſehen, daß ein jeder einfacher Begrif eine gewiſſe Wiſſenſchaft beſonders zum Gegenſtande habe. Definitionen fallen, wie ich ſchon vorher geſagt habe, hier ganz

weg.

Ein Phantaſte, der eine erhitzte Imagination hat, wird den Vortheil voraus haben, daß ſeine Ideen der Anzahl und

weg. Denn die Definitionen ſollen entweder den Begrif deutlich machen, oder ſeinen Umfang beſtimmen. Dies geht aber bey den einfachen Begriffen nicht an, weil ſie ſelbſt ihr eigenes und einiges inneres Merkmal ſind. Mit Definitionen würde man hier nichts anders thun, als Synonima angeben, oder den einfachen und an ſich klaren Begrif mehr verdunkeln als aufklären. Ueberdem werden dergleichen Erklärungen allezeit ſo eingerichtet, daß ſich der vorhabende Grundſatz daraus herleiten laſſe. Und man beruft ſich vergebens darauf, daß man ſagt: man abſtrahire die Definitionen aus der Erfahrung; — denn man läßt gemeiniglich das, was alsdenn mit dem einmal beliebten Satz nicht harmoniren möchte, aus dem Begrif heraus. Man kann es alſo Niemanden verdenken, wenn er die ganze Definition mit den Sätzen, die darinn verborgen liegen, mit einmal verwirft. — Es iſt ein bloſſer Wortkram und nicht beſſer, wie der Scholaſtiker ihrer war. Die Geometrie und Arithmetik ſind die einzigen Wiſſenſchaften, die die einfachen Begriffe bis jetzt zum Gegenſtand gehabt haben. Aus dem, was ich geſagt habe, folgt auch, daß die Theorie der einfachen Begriffe nur kurz ſeyn könne. Man nehme zum Beyſpiel den Begrif der Exiſtenz. Bey dieſem kommt gar keine Theorie vor, der Begrif beſteht ganz vor ſich — ſo lange man ihn nicht mit andern in Verhältniß ſetzt.

Was die zuſammengeſetzten Begriffe betrift, ſo liegt ihre Möglichkeit bereits in den einfachen, — denn ſind dieſe vor ſich nicht möglich, ſo iſt leicht einzuſehen, daß dieſe um ſo weniger möglich ſeyn können. Da nun der Umfang der zuſammengeſetzten Begriffen oft willkührlich iſt, weil wir gemeiniglich eher die Wörter als die Sachen, die ſie bedeuten ſollen, kennen lernen, ſo iſt es auch nothwendig, dieſe zuſammengeſetzten Begriffe jederzeit genau zu definiren. Und da ſie zuſammengeſetzt ſind: ſo iſt es nicht genug, daß man nur die Möglichkeit eines jeden Merkmals für ſich zeige, ſondern man muß auch die Möglichkeit der Zuſammenſetzung erweiſen. Vornehmlich kommt es nun hiebey darauf an, daß man das Willkührliche, ſo viel es ſich will thun laſſen, aus dem Begriffe heraus laſſe. Hier thun nun die Definitionen herrliche Dienſte. Man muß es aber doch dabey nicht bewenden laſſen, man muß auch die Gründe anführen, warum man den Begrif nicht weiter, oder nicht enger und dem Grade der Lebhaftigkeit nach gröſſer ſind: — er würde alſo mehr Erkenntniß beſitzen. In den **Viſionen** eines Enthuſiaſten wird alſo eben ſo viel Gewißheit ſeyn, als in den Räſonnements eines Menſchen, der geſunde Sinne hat, wenn dieſer Enthuſiaſte nur zuſammenhängend ſpricht; — daß ein Harpyje kein Centaur ſey, iſt auf ſolche Art eine eben ſo gewiſſe Wahrheit, als daß ein **Viereck kein Zirkel** iſt.

Hierauf kann ich antworten: daß unſre Ideen keine bloſſe Einbildungen ſind, ſondern mit den Dingen wirklich übereinſtimmen.

Da wird man eine neue Inſtanz machen, und nach dem **Kriterium** fragen.

Und hierauf kann ich abermals antworten:

1) **Daß dieſe Uebereinſtimmung bey den einfachen Ideen unſrer Seele augenſcheinlich und ſicher-**

---

enger gemacht hat. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ein Lieblingsſatz, der erſt zu erweiſen iſt, niemals einen zureichenden Grund abgeben könne. Kann der Begrif in allen denen Fällen gebraucht werden, die mit dieſen ähnlich ſind, es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Umſtände ſo wenig bey dem einen wie bey dem andern alsdenn in Betrachtung kommen, und giebt er in dieſen Fällen allezeit ein gleiches Reſultat, ſo kann man ſicher ſchlieſſen, daß er richtig ſey. Dies wäre nun zwar freylich der ſicherſte Weg, aber wer ſieht nicht, daß er unendlich weitläuftig und mühſam ſey? Man muß ſich daher noch anderer Kunſtgriffe bedienen, und da ſcheint mir der ſchicklichſte der zu ſeyn, daß man, ſobald ein ſchon gebrauchter Begrif auf einen andern Fall applicirt werden ſoll, zuvörderſt das aufſuche, worinn der jetzige von dem gehabten verſchieden iſt. — Vor der Konfuſion iſt man immer am wenigſten ſicher. Das dienlichſte Mittel dagegen iſt dies: daß man die ähnlichen Begriffe ſich gleichſam alle vorlege, ſo wie man es mit der Abtheilung der Begriffe in dunkle, klare, deutliche, vollſtändige gemacht hat, und ſie ſodenn auf einen gewiſſen beſtimmten Unterſchied zurückbringe.

Anm. des Ueberſetzers.

ſichtbar ſey. Da ſie ſich ſolche nicht ſelbſt bilden kann, ſo müſſen ſie von Dingen, die auf die Seele wirken, entſtanden ſeyn.

2) Alle unſre zuſammengeſetzten Ideen, (die von den Subſtanzen nehme ich aus,) da ſie Muſter ſind, die die Seele ſelbſt gemacht hat, und die keine Kopien von Dingen, als ihre Orginalen haben ſeyn ſollen, kann es an keiner Gleichförmigkeit fehlen, die zu der reellen Erkenntniß nothwendig erfordert wird.

Theophilus. Wir würden ſicher wenige oder gar keine Gewißheit haben, wenn ſie für die einfachen Ideen keinen andern Grund hätten, als den, der von den Sinnen kommt. Haben Sie es ſchon vergeſſen, lieber Philaleth, daß unſre Ideen **urſprünglich** in unſrer Seele liegen, und daß alle Gedanken aus **ihrem eignen Grunde kommen**, ohne daß andre Kreaturen einen unmittelbaren Einfluß auf die Seele haben können. Sonſt iſt unſre Gewißheit in Abſicht der allgemeinen und ewigen Wahrheiten in den Ideen ſelbſt gegründet, und die Sinne haben daran keinen Antheil, ſo wenig die reinen und geiſtigen Ideen von den Tönen abhängen, z. B. die Idee eines **Weſens**, – der **Einheit**, – der **Einerleyheit**, u. ſ. f.

Die **Ideen** der **ſinnlichen** Beſchaffenheiten hingegen, die von der **Farbe**, dem **Geſchmack**, u. ſ. f. (welche im Grunde betrachtet nichts als Phantomen ſind), kommen von den Sinnen, das iſt, von **unſern konfuſen Vorſtellungen**. Die Wahrheit der **zufälligen und beſondern** Dinge iſt darinnen gegründet, daß die **Phänomene der Sinne** gerade ſo erfolgen, und unter einander verknüpft ſind, als es die geiſtigen Wahrheiten verlangen.

Dies wäre der Unterſchied, den Sie hätten machen ſollen, – der ihrige hingegen unter **einfachen** und zuſammengeſetzten Ideen, und den zuſammengeſetzten Ideen von Subſtanzen und Accidenzen, ſcheint mir ungegründet zu ſeyn, weil alle geiſtige Ideen in der ewigen Mögligkeit der Dinge ihr Orginal haben.

Philalethes. §. 5. Es iſt freylich wahr, daß alle unſre zuſammengeſetzten Begriffe keine Urbilder auſſer der Seele nothwendig erfordern, ausgenommen bey einer exiſtirenden Subſtanz, welche die einfachen Ideen, aus denen ſie zuſamengeſetzt iſt, nothwendig auſſer uns unter einander verbinden muß. Die Erkenntniß, die wir von mathematiſchen Wahrheiten haben, iſt ſicher keine leere Einbildung und kein Hirngeſpinſt; ſondern gewiß und reell. Indeſſen finden wir doch bey genauer Ueberlegung, daß ſie nur eine Erkenntniß von unſern eigenen Begriffen ſey, und daß man z. B. ganz ackurate *) Zirkel nie wirklich angetroffen habe. Indeſſen ſind wir doch faſt überzeugt, daß die exiſtirenden Dinge mit den Urbildern, die wir davon haben, übereinſtimmen, wenn nur das, was man als dergleichen vorausſetzt, wirklich exiſtirt.

---

*) Aber woher müſſen wol die erſten Mathematiker die Begriffe von einem Zirkel, von einem Dreyecke, und andern mathematiſchen Figuren bekommen haben, wenn dieſelben nirgend in der Natur ſo genau gezeichnet, angetroffen werden? Sind ſie etwan bloße Dichtungen der erſten Mathematiker geweſen? Keinesweges. Die Sonne, wenn ſie unter dünnen Wolken, als ein ſilberner Teller, erſcheinet; der Mond, wenn er ſich bey reiner Luft, als eine helle Scheibe, darſtellt, ſtellen eine Figur vor, in welcher dem Augenſcheine nach, alle Punkte der Peripherie von dem Mittelpunkte gleichweit entfernt ſind; und alſo macht ſie einen Zirkel aus. Und wie viele Flächen findet man nicht auf dem Erdboden, die von Natur bald ein Dreyeck, bald ein Quadrat, bald einen Trapezium, oder eine andere mit Seiten eingeſchloſſene Figur abgeben. Und mich dünkt, die Mathematiker haben hier Gelegenheit genug gehabt, vermittelſt der Abſonderungskraft, ihre Figuren darnach zu bilden. Es iſt wahr, ſie ſind ein Werk des Verſtandes; allein, hat der Verſtand ſie einmal gebildet: ſo geben ſie auch wie alle abſtrackte Begriffe, Gegenſtände ab, die hernach der Verſtand ſich als einzelne Dinge vorſtellt, ſie genauer beſtimmet, und ihre Eigenſchaften entdecket und demonſtrirt.

Poley.

§. 7 Hieraus folgt: daß moraliſche Gegenſtände gleichfalls eine Realität haben.

§. 8. Die Pflichten, die **Cicero** abhandelt, ſind deshalb nicht weniger wahr, weil keiner in der Welt anzutreffen iſt, der dieſe Vorſchriften genau ausübe, und ſein Leben der Schilderung gemäß einrichte, die uns **Cicero** von einem ehrlichen Manne giebt.

§. 9. Allein, wird man dagegen ſagen: wenn die Moralbegriffe unſre eigene Erfindung ſind, was werden wir uns nicht von der **Gerechtigkeit** und **Mäßigkeit** für ſeltſame Begriffe machen? – wie wird man nicht **Tugend** und **Laſter** miteinander vermiſchen, wenn ſich ein jeder nach ſeinem Belieben Begriffe davon machen kann? –

Hierauf antworte ich: daß ſich dieſe Ungewißheit lediglich in der Sprache finden werde, weil man das, was man ſagt, nicht allemal verſteht, – oder es nicht immer auf gleiche Art verſtehet.

Theophilus. Sie konnten überdem noch antworten: daß die **Ideen der Gerechtigkeit und Mäßigkeit eben ſo wenig als die des Zirkels und Quadrats unſre Erfindung ſind.** Ich glaube, daß ich dies hinlänglich erwieſen habe.

Philalethes. III. Was die Ideen der auſſer uns exiſtirenden Subſtanzen betrift, ſo iſt unſre Erkenntniß in ſo fern reell, als ſie mit dieſen Urbildern übereinſtimmet. In dieſer Rückſicht braucht alſo unſre Seele die Ideen nicht nach Willkühr zu verbinden, um ſo viel mehr, da es ſehr wenige einfache Ideen giebt, ~~von~~ denen, wir weiter als Erfahrungen und ſinnliche Betrachtungen gehen, mit Gewißheit zu behaupten im Stande ſind, daß ſie in der

Natur wirklich einander zuwider ſind, oder ſich zuſammen ſchicken.

Theophilus. Das kommt, wie ich ſchon verſchiedenemal geſagt habe, daher: weil dieſe Jdeen, wenn die Vernunft ihre Verbindung und Zuſammenvereinbarung nicht beurtheilen kann, verworren ſind; wie z. B. die **beſondere Beſchaffenheiten der Sinne.**

Philalethes. §. 13. Es würde überdem von großem Nutzen ſeyn, wenn man ſich in Abſicht der exiſtirenden Subſtanzen nicht blos auf **die Namen,** oder auf **die Arten,** einſchränken wollte, von denen man glaubt, daß ſie durch die Namen beſtimmt würden. Dieſer Gedanke bringet mich auf die Unterſuchung zurück, die wir bereits einigemal über die Erklärung des Menſchen angeſtellt haben. Sollte man von einem ganz einfältigen, Menſchen, der vierzig Jahr alt geworden wäre, ohne das geringſte Zeichen von Vernunft zu geben, nicht behaupten können: daß er eine **Mittelart** *) zwiſchen Men-

---

*) So wenig kleine Kinder, die den Gebrauch ihrer Vernunft noch nicht haben, eine Mittelart zwiſchen Menſchen und Thiere ſind, ſo wenig können auch Einfältige eine dergleichen Mittelart ausmachen. Die Vernunft iſt eine Eigenſchaft des Menſchen, die in dem Weſen und in der Natur der Seele gegründet iſt. Daher bringen ſie auch Kinder ſchon auf die Welt mit; aber ihren Gebrauch nicht. Dieſen erlangen ſie nach und nach. Die Vernunft ſetzt aber beſtimmte allgemeine Begriffe voraus, die das Gedächtniß hergeben muß. Da nun ihr Gehirn noch nicht den gehörigen Grad der Feſtigkeit erlangt hat, ſondern noch zu weich iſt, und alſo die materialiſche Jdeen noch keine dauerhafte Eindrücke in daſſelbe machen, ſo kann das Gedächtniß bey ihnen auch nicht ſehr groß ſeyn. Da es ferner noch keine beſtimmte allgemeine Begriffe faſſen kann, als wozu ſie nur vermittelſt der Sprache gelangen, ſo ſind ſie des Gebrauchs der Vernunft auf keine Weiſe fähig.

Nicht anders verhält es ſich mit Einfältigen. So groß und alt ſie auch ſeyn mögen, ſo ſind ſie doch noch Kinder am Verſtande. Jhr Gehirn muß indeſſen in der Kindheit

Menſchen und Thier ſey? – Man würde freylich dieſe Meynung für gewagt und gefährlich anſehen. „Indeſſen ſtehe ich bis itzt noch immer in der Meynung, daß dieſe Veränderung über meinen Gedanken nur allein auf der falſchen Vorausſetzung beruhet, daß die beyden Namen **Menſch** und **Thier** verſchiedene Arten bedeuteten, die durch ihr Sachweſen in der Natur ſo beſtimmt wären, daß keine andere Art zwiſchen ihnen zu ſtehen kommen könnte; gleichſam, als gäbe es eine gewiſſe Anzahl von Weſen, in welche alle Dinge, als in Formen gleichſam gegoſſen und gebildet wären."

Frägt

---

heit ſehr verletzt worden ſeyn. Die Erfahrung lehret, daß, wenn Leute von einer Höhe auf den Kopf fallen, oder man ſchlägt ſie auf denſelben, ihr Gedächtniß ſich alsdenn auch allemal verliert, oder wenigſtens vermindert. In den Mémoires de l'Académie royale des ſciences l'Anneé 1711. wird ein merkwürdiger Fall angeführet: daß ein Knabe von neun Jahren nach auſſerordentlich ſtarken und anhaltenden Kopfſchmerzen ſein Gedächtniß dermaßen verloren, daß er nicht einmal den Ort, wo er und wo ſeine Bekannten waren, mehr wuſte, und ſich nicht auf die Worte beſinnen konnte, wenn er reden wollte. So wie Kinder nicht ſelten übergewachſene Glieder auf die Welt bringen, weil ſie im Mutterleibe nicht die rechte Lage hatten, oder ſehr gedruckt oder geſtoſſen würden, ſo kann eben dies auch dem Gehirne bey der Geburt widerfahren ſeyn. Die Geburtshelfer haben die Beobachtung gemacht: daß Kinder, deren Kopf ſtark angegriffen und gedruckt werden muſte, hernach ganz dumm waren. So kann auch eine innerliche Epilepſie einen ſubtilen Schlag im Gehirne verurſachen, daß die Nerven deſſelben zum Theil gelähmet.

Da alſo bey einfältigen Leuten eine nicht geringe Verletzung ihres Gehirns auf eine oder die andre Art vorgegangen ſeyn muß, ſo verdient es gar keine Bewunderung, daß ſie des Gebrauches der Vernunft nicht fähig ſind, da es ihnen am Gedächtniſſe fehlet. Man muß ſie alſo als Kinder anſehen, mit denen man Mitleiden und Nachſicht haben muß.

Uebrigens können ſie auf die Herrlichkeit jenes Lebens eben ſo wichtigen Anſpruch machen, als die Kinder.

Poley.

§.14. Fragt man nun die Vertheidiger dieſer Meynung: was dieſe einfältige Menſchen für eine Art Geſchöpfe ſind, da ſie weder Menſchen noch Thiere ſeyn ſollen? ſo antworten ſie: es ſind Einfältige, und das wäre genug. Fragt man weiter: was denn aus dieſen Geſchöpfen in einer andern Welt werde? ſo antworten ſie darauf: daß es von keinem Belange ſeyn könne, ob man es wiſſe, oder nicht. Sie ſtehen und fallen ihrem Herrn. Röm. XIV, 4. Und dieſer Herr iſt ein treuer und gütiger Vater, der weder mit ſeinen Geſchöpfen nach den von uns gezogenen engen Grenzen umgehet, noch ſie nach den von uns erdachten Namen unterſcheidet. Wir kurzſichtige Geſchöpfe, die wir von der gegenwärtigen Welt in der wir leben, ſo wenig wiſſen, könnten uns doch gar wohl begnügen laſſen, ohne dem mannichfachen Zuſtand beſtimmen zu wollen, in den dieſe Geſchöpfe kommen werden, wenn ſie dieſe Welt verlaſſen. Es ſey uns genug, daß wir wiſſen, Gott werde alle die, welche der Unterweiſung fähig ſind, zur Rechenſchaft fordern, und ihnen geben, was ihre Thaten werth ſind.

~~Hier iſt der Schluß ihres Räſonnements.~~

§.15. Die Frage, ~~ſagen ſie,~~ ob man den Einfältigen eine zukünftige Herrlichkeit abſprechen müſſe, gründet ſich auf zwey falſche Vorausſetzungen.

Einmal; Daß alle Dinge, welche die äuſſerliche Geſtalt nnd Erſcheinung eines Menſchen haben, zu einer künftigen Herrlichkeit nothwendig beſtimmt ſeyn müſten.

Zweitens; Daß alles, was nur eine menſchliche Geburt iſt, dazu verordnet ſeyn müſſe.

Man nehme dieſe Einbildungen weg, ſo werden dieſe Fragen lächerlich werden, da ſie keinen Grund haben. Noch keiner, ſo viel ich von der Sache verſtehe, hat einer Figur von groben, ſinnlichen und äuſſerlichen Theilen, ſo ſehr er auch in die Materie verſenkt wäre, einen ſolchen Vorzug zugeſtanden, daß er behauptet hätte: es käme ihr ein ewiges Leben zu; oder es wäre eine nothwendige Folge davon, oder ein Klumpen Materie müſſe nach ſeiner Trennung allhier wieder in einen immerwährenden Zuſtand der Empfindung, des Vernehmens und der Erkenntniß geſetzt werden, — blos weil er zu dieſer oder jenen Figur zugerichtet war, oder eine ſolche beſondere Geſtalt ſeiner ſichtbaren Theile hatte. Solche Vorurtheile, nach welchen man die Unſterblichkeit in eine gewiſſe äuſſerliche Figur ſetzt, ſind Urſachen, daß man ſich aus einer Seele gar nichts mehr machet, welches bis itzt der einzige Grund geweſen iſt, aus welchen man geſchloſſen hat, daß einige körperliche Weſen unſterblich, andre es nicht ſind. Das iſt nicht viel beſſer, als den groſſen und unſchätzbaren Vorzug, der Unſterblichkeit und des ewigen Lebens, den der Menſch vor andern materialiſchen Dingen voraus hat, dem Schnitte ſeines Bartes, oder dem Gemächte ſeines Rockes zueignen.

§. 16. Vielleicht hilft aber eine **zweyte** Hypotheſe etwas: — **Einfältige Menſchen haben vernünftige Eltern; — folglich haben ſie eine vernünftige Seele.** Ich kenne keine logiſche Regel, nach welcher man eine ſolche Hypotheſe annehmen und einräumen könnte. Denn ſonſt würde man ſich nicht unterſtehen, **übelgeſtaltete und monſtröſe Geburten** umzubringen. Zugegeben. Was werden dergleichen einfältige Menſchen ſeyn, die wie kleine Kinder geiffern, die keinen Verſtand haben, und ſich nicht wieder zurecht bringen laſſen? Soll ein Leibesgebrechen eine Misgeburt ausmachen, — — und ein Gebrechen an der Seele, dem weit edleren, und, wie man zu ſagen pflegt, weſentlicheren Theile nicht? — — Das hieſſe ja, das, was man ſchon als falſch verworfen hat, wiederum hervorbringen.

Ein **Einfältiger**, ſagt man, der einen **wohlgeſtalteten Leib** hat, iſt ein **Menſch**. Er hat einvernünftige Seele, ob ſie ſich gleich nicht zeiget, und daran kann man gar nicht zweifeln. Man laſſe aber die Ohren etwas länger und ſpitziger, und die Naſe ein klein wenig eingedruckter ſeyn, als ſie wirklich ſind, ſo fängt man bald zu zweifeln an. Das Geſicht ſey noch ſchmaler, platter und länger, ſo weiß man vollends nicht, was man ſagen ſoll. Nun iſt alles ausgemacht. – Iſt nun überdem der Kopf ſo, wie bey einer Misgeburt, ſo iſt die Misgeburt da, und das iſt Beweis genug, daß ſie umgebracht werden könne, und umgebracht werden müſſe.

Nun frage ich Sie: wo iſt der richtige Maaßſtab, wo ſind die beſtimmten Grenzen, welche eine vernünftige Seele von einer unvernünftigen ſcheiden und ſondern. Es giebt **menſchliche Foetus**, die halb Menſch, halb Thier, **andre**, – wo drey Viertheil Menſch, und das vierte Viertheil Thier iſt. Wo ſoll man nun die Linie zwiſchen Vernunft und bloſſe thieriſche Empfindung ziehen? – Wird eine ſolche Misgeburt nicht eine mittlere Art zwiſchen Menſch und Thier ſeyn? – – Und gerade ſo, und nicht anders iſt der **Einfältige**, von dem geredet wird.

Theophilus. Es befremdet mich nicht wenig, daß Sie zu einer längſt unterſuchten und entſchiedenen Sache noch einmal zurückkehren.

Die Einfältigen ſind keine Mitteldinge zwiſchen Menſch und Thier. Die Vernunft welche eigentlich das Unterſcheidungszeichen iſt, ſticht nicht immer hervor.

Wenn die Vernunft den Menſchen von dem Thiere unterſcheidet, ſo giebt es kein Mittelding; ſo muß das Thier, wovon die Rede iſt, entweder Vernunft haben oder nicht. Weil aber die Vernunft in manchen Fällen ſich gleichſam verbirgt, und nicht immer entdeckt werden kann, ſo muß man ſie aus gewiſſen Kennzeichen vermuthen, (welche indeſſen nicht immer den hohen Grad der Demonſtration haben,) bis ſie aus dem Schleier, in den ſie ſich eingehüllt zu haben ſcheint, wieder hervorkommt. — Verſuche müſſen hier abermals den beſten Beweis abgeben. – Ich meyne Verſuche an Leuten, die geraume Zeit ihrer verluſtig giengen, aber ihren Gebrauch nach und nach wieder erlangten. – Geburt und Figur laſſen allerdings das, was verborgen iſt, mit vieler Sicherheit errathen. –

Eine ſolche aus der Geburt entſtehende Vermuthung wird ſogleich vernichtiget und entkräftet, ſobald man eine von der menſchlichen ganz und gar verſchiedene Figur erblickt. – Hieher das von einer **ſeeländiſchen** Frau geborne Thier!! – Dieſes Thier hatte, (nach dem Bericht des **Levinus Lemnius** im erſten Buche und deſſen achten Kapitel) einen krummen Schnabel, einen langen und runden Hals, hellſcheinende und funkelnde Augen, einen ſpitzigen Schwanz, und konnte in dem Zimmer mit auſſerordentlicher Fertigkeit laufen.

Man könnte abermals ſagen: daß es Misgeburten gäbe, wie die **ſogenannten lombardiſchen Brüder**, (ſo nennen ſie die Aerzte, weil die Frauen in der Lombarden öfters dergleichen Geſchöpfe zur Welt bringen), die der menſchlichen Geſtalt ſchon näher kämen. Gut!! – Wie **laſſen ſich** alſo, wenden ſie ein, **die rechten und gehörigen Grenzen beſtimmen, um eine Figur für eine menſchliche zu halten**? gern antworte ich, daß bey einem Sujet, wo ſo vieles, vielleicht das meiſte auf Vermuthung ankommt, nichts gewiſſes angenommen werden könne. Und damit iſt die Sache entſchieden. –

Man macht abermals folgenden Einwurf. **Ein Einfältiger zeigt nicht die geringſte Vernunft, und doch hält man ihn für einen Menſchen; hätte er eine monſtröſe Geſtalt, ſo würde er ſicher nicht unter die Menſchen gezählt werden können; man würde alſo mehr auf die Figur ſehen, als auf die Vernunft.** Beweiſet dann aber dieſe **Misgeburt wirklich Vernunft? – gewis nicht.** Es fehlet ihm alſo mehr, als dem Einfältigen. Der Mangel des Gebrauchs der Vernunft hält oft nur eine Zeitlang an; — aber Geſchöpfe, die einen Hundekopf haben, werden nie zum Gebrauch ihrer Vernunft kommen. Iſt übrigens dieſes Thier in menſchlicher Geſtalt kein Menſch, ſo iſt es ja nichts Schlimmes, es ſo lange zu behalten, bis ſein Schickſal ganz entſchieden iſt. Es mag nun übrigens eine vernünftige, oder eine unvernünftige Seele haben, ſo wird es Gott gewis nicht vergeblich geſchaffen haben. Eben dies kann man von Menſchen behaupten, die beſtändig in einem der Kindheit ähnlichem Zuſtande verbleiben. Ihr Schickſal wird dereinſtens eben ſo ſeyn, wie das Schickſal des Säuglings, der in der Wiege ſtirbt.

N.B. Wahrheit u. Unwahrheit, kommt eigentlich nur Existentialsätzen zu; i.e. solchen Sätzen die auf einem Schlus von unserm Kopf dadurch vorgestellte D. an sich, u. von [illegible] die Beschaffenheit unserer V. auf die Beschaffenheit der dadurch vorgestellten D. an sich, gebildet werden. Ein solcher Existentialsatz ist wahr, wenn das vorgestellte D. an sich wirklich objective so beschaffen ist als es dieser Satz angiebt, (welches eben ist gesagt ist) oder wenn die V. [illegible] wir schliessen, enthalten, sie der einem wirklichen D. an sich eine [illegible], (welches [illegible] eben den Existentialsatz ausmacht) diesem D. an sich auch wirklich ähnlich ist.

Fünftes Hauptſtück.

Von der Wahrheit überhaupt.

Philalethes.

Eine der wichtigſten Fragen für das ganze menſchliche Geſchlecht iſt ſeit vielen Jahrhunderten die geweſen: was Wahrheit ſey *)? ~~[illegible]~~ ſcheint es, daß ſie in der **Verbindung oder Trennung der Zeichen beſtehe, je nachdem die dadurch bemerkten Dinge** übereinkommen, oder nicht übereinkommen. Durch die Verbindung oder Trennung der Zeichen muß man das verſtehen, was man ſonſt einen Satz zu nennen pfleget. –

---

*) Alles iſt wahr, was ſich als möglich gedenken läßt, oder was dem Satz des Widerſpruchs gemäß iſt. Man pflegt zwar ſonſt auch den Satz des zureichenden Grundes zur metaphyſiſchen Wahrheit zu erfordern, aber nicht eben dem Satze des zureichenden Grundes gemäß: denn was für ſich erkennbar iſt, bedarf keines Grundes, und wenn es auch einen hat; ſo iſt er dazu nicht abſolut nothwendig. Denn wäre er abſolut nothwendig, ſo ließ es ſich ohne denſelben nicht erkennen, mithin fielen die einfachen Begriffe weg. Dieſe aber haben wir, unſerer Meynung nach, vortreflich erwieſen; der Satz des zureichenden Grundes iſt alſo nicht allgemein. Doch ich halte mich dabey nicht länger auf, da ich ſchon an einem andern Orte davon gehandelt habe.

Anm. des Ueberſetzers.

Kritik über die Lockiſche Erklärung der Wahrheit.

Theophilus. Aber ein **Beywort** macht ja noch keinen Satz aus. Z. B. ein **weiſer Menſch**. Unterdeſſen iſt hier eine Verbindung zweer Wörter. Negation iſt ganz etwas anders, als Trennung. Wenn ich ſage, ein **Menſch**, und nach einem kleinen Zwiſchenraum das Wort **weiſe** hinzufüge, ſo läugne ich dadurch nichts. Die **Uebereinſtimmung** oder die **Nichtübereinſtimmung** iſt auch in ſtrengem Sinne nicht das, was man eigentlich durch einen Satz ausdruckt. Zwey Eier haben eine Uebereinſtimmung, und zwey Feinde eine Nichtübereinſtimmung. – Hier iſt von einer ganz ſpeziellen Art der Uebereinſtimmung oder der Nichtübereinſtimmung die Rede. Ihre Erklärung erläutert alſo das nicht, was ſie erläutern ſollte. Noch tadelnswürdiger ſcheint ſie mir ferner deshalb zu ſeyn, weil man nach derſelben die Wahrheit in den Worten aufſuchen muß. – Daraus folgt: daß ein und eben derſelbe Sinn, wenn er im Lateinſchen, Deutſchen, Engliſchen und Franzöſiſchen ausgedruckt wird, nicht dieſelbe Wahrheit ſey, und daß **Hobbes** Recht habe, wenn er die Wahrheit von dem freyen Willkühr und Belieben der Menſchen abhängig macht. Man ſchreibt Gotte auch eine Wahrheit zu, und der hat doch, wie Sie mir gewis eingeſtehen werden, keine Zeichen nöthig. Ueberdem wundre ich mich über die Seltſamkeit Ihrer Freunde, daß ſie die Weſen der Gattungen zu Namenwahrheiten machen wollen *).

---

*) Was möglich oder wirklich iſt, iſt wahr, denn jenes gründet ſich auf den Hauptſatz des Widerſpruchs; dieſes auf den Hauptſatz des zureichenden Grundes; und alſo iſt die Wahrheit an ſich betrachtet, die Uebereinſtimmung mit den allgemeinen Gründen. Es giebt aber mancherley Wahr-

Philalethes. Uebereilen Sie ſich nicht, liebſter **Theophilus.** Unter **Zeichen** begreifen **Lokens** Schüler die

> Wahrheit, eine metaphyſiſche, eine logiſche; eine phyſiſche, eine ſittliche und auch eine hiſtoriſche. Was die metaphyſiſche Wahrheit ſey, darüber haben die Schulweiſen gewaltig geſtritten: denn ſie hatten noch einen verwirrten Begrif davon. Frägt man aber nach einem deutlichen Begrif: ſo iſt dieſelbe nichts anders, als die Ordnung in dem Mannigfaltigen, das zugleich iſt, und aufeinander folgt; oder ſie iſt die Ordnung deſſen, was einem Dinge zukommt, und in ihm befindlich iſt. Nemlich eine Ordnung iſt die Aehnlichkeit in der Art und Weiſe, wie die Dinge nebeneinander ſind, und aufeinander folgen; und eine Aehnlichkeit entſteht aus dem beſtändigem Grunde, darnach die Dinge nebeneinander geſtellt werden, und aufeinander folgen; da denn dieſer Grund die Regel der Ordnung ausmacht. Soll nun aber die metaphyſiſche Wahrheit eine Ordnung in dem Mannigfaltigen ſeyn, das einem Dinge zukommt, und in ihm befindlich iſt: ſo muß auch in ſelbigen keines dem andern widerſprechen, alles muß ſeinen zureichenden Grund haben; und zwar haben ihn die weſentlichen Stücke darinnen: daß ſie einander nicht widerſprechen, die Eigenſchaften aber haben ſolchen in den weſentlichen Stücken, und die Zufälligkeiten theils in beyden, theils in andern Dingen. Dergeſtalt ſind denn die Hauptſätze des Widerſpruchs und des zureichenden Grundes die Regeln, nach welchen alles, was jedem Dinge zukommt, beſtimmt wird; und alſo iſt in jedwedem Dinge Wahrheit, das iſt: ein jedes Ding iſt metaphyſiſch wahr, es hat das, was es haben muß. Ja da in der Wahrheit der Dinge alles ſeinen zureichenden Grund hat: ſo folgt unſtreitig, daß jedwedes von dem, was einem Dinge zugeeignet wird, auch ſeinen Ort habe, und daß ihm nichts entgegengeſetzt iſt, als der Raum: denn in dieſem findet ſich kein zureichender Grund, und es kommen widerſprechende Dinge darinnen vor.
>
> Aus dem allen erhellet zur Genüge, daß, wenn keine metaphyſiſche Wahrheit in der Welt wäre, auch kein Grund vorhanden ſeyn würde, warum etwas ſey, oder einem Dinge etwas zukomme, oder nicht zukomme. Man würde nach Belieben ein jedes von jedweden bejahen oder verneinen können: und es würde einem jeden jedwedes zukommen und nicht zukommen. Wir würden, da ſolchergeſtalt die Dinge ſelbſt

die Ideen. Es giebt alſo **Gedanken-** aber auch **Wortwahrheiten.**

Erklärung der Wahrheit.

Theophilus. Wir werden alſo **Schriftwahrheiten** haben, die man ebenfalls von neuem in Wahrheiten des Papiers oder Pergaments, – der ſchwarzen gewöhnlichen Dinte, und der Druck-

ſelbſt gegen jedwedes, was es auch ſeyn möchte, indifferent ſeyn würden, uns nichts gedenken können, das ihnen mit Gewißheit gleichkäme: mithin würde auch keine logiſche Wahrheit möglich ſeyn; und es würden ſodenn mit derſelben alle Wiſſenſchaften hinfallen. Ja ſollten die beyden allgemeinen Gründe aus der Welt verbannt werden: ſo würde die metaphyſiſche Wahrheit ſelbſt verloren gehen.

Da nun in den Dingen Wahrheit iſt: ſo giebt es auch eine logiſche Wahrheit: und ſie iſt nichts anders, als die Ordnung oder die Aehnlichkeit unter unſern Gedanken und den gedachten Begriffen. Und da die Logik ſich mit Begriffen, Sätzen und Vernunftſchlüſſen beſchäftigt: ſo iſt die logiſche Wahrheit in den Begriffen die Aehnlichkeit derſelben mit den Dingen; die logiſche Wahrheit in den Sätzen iſt die Beſtimmlichkeit des Prädikats aus dem Begriffe des Subjecktes, und die Verſtändlichkeit des Schlußſatzes aus den Vorderſätzen, macht die logiſche Wahrheit in den Vernunftſchlüſſen aus. Unſer Herr Loke ſteht hier in den Gedanken: die logiſche Wahrheit gienge bloß die Sätze an, und ſie beſtünde in der Knüpfung oder Trennung der Zeichen, nachdem die bezeichneten Dinge mit einander übereinkämen oder ſtritten.

Was die übrigen Arten der Wahrheit, die oben angeführt worden, betriſt, ſo laſſen ſie ſich aus dem ſo fruchtbaren Begrif der Ordnung ſehr wohl beſtimmen. Alſo iſt die phyſiſche Wahrheit die Ordnung von dem allem, was in den zufällig exiſtirenden Dingen befindlich iſt. Denn das Gegentheil davon iſt blos was eingebildetes. Die ſittliche Wahrheit iſt die Ordnung, nach welcher moraliſche Dinge ſich wieder aus moraliſchen Dingen verſtehn und begreifen laſſen. Und endlich iſt die hiſtoriſche Wahrheit die Ordnung der Erzählung, die mit der That ſelbſt übereinkommt; ſo wie es hingegen eine Fabel heißt, wenn die Erzehlung mit den geſchehenen Dingen und Thaten nicht einſtimmig iſt.

Poley.

farbe eintheilen kann, wenn ihre Meynung ſeine Richtigkeit hätte, daß man die Wahrheiten nach den Zeichen unterſcheiden wollte. *Man müſte alſo die Wahrheiten mehr in dem Verhältnis zwiſchen den Objekten der Ideen aufſuchen, welches verurſacht, daß die eine in der andern entweder enthalten, oder nicht enthalten iſt.* Das hängt von den Sprachen nicht im geringſten ab, und iſt uns mit Gott und den Engeln gemein. Sobald uns Gott eine Wahrheit offenbart, ſo gelangen wir zum Beſitz derjenigen, die ſich in ſeinem Verſtande befindet. Denn wenn auch ſeine ~~und unſre~~ Ideen, der Vollkommenheit und Ausdehnung nach unendlich verſchieden von den unſrigen ſind; – ſo ſtimmen ~~man~~ doch in dem gemeinſchaftlichen Verhältniſſen überein. „In dieſem Verhältniß muß man alſo die Wahrheit ſuchen, und wir können dem zufolge unter **Wahrheiten**, die von unſerm freyen Belieben ganz unabhänig ſind, und den Ausdrücken, die wir nach Gutdünken erfinden, einen Unterſchied machen.

Philalethes. Leider! iſt es allzuwahr, daß die Menſchen ſelbſt, wenn ſie für ſich denken, ſich der Wörter ſtatt der Sachen bedienen, zumal, wenn die Ideen zuſammengeſetzt und unbeſtimmt ſind. Eben ſo richtig iſt aber auch Ihre Anmerkung, daß es alsdenn der Seele hinlänglich zu ſeyn ſcheint, die Wahrheit blos anzuzeigen, ohne ſie zu verſtehen, weil ſie überzeugt zu ſeyn glaubt, es hänge von ihr ab, ſie zu verſtehen, ſobald es ihr belieben würde. Uebrigens läſſet ſich die Wirkung der Seele, die einem jeden, der da denkt und ſchlieſſet, ſo gemein iſt, durch das Ueberdenken deſſen, was in uns vorgeht, wenn wir **bejahen** oder **verneinen**, weit leichter begreifen, als durch Worte erklären. – Das veranlaßte mich eben in Ermangelung eines beſſern Ausdrucks, die Wörter **Zuſammenſetzen** und **Trennen** zu gebrauchen. –

Auch das werden Sie gewis zugeben, daß die Sätze wenigſtens **Wortſätze** genannt werden können, und daß, wenn ſie wahr ſind, ſie Wortſätze und reell zugleich ſind; denn die **Unwahrheit** beſteht darinnen: wenn man die Namen anders zuſammenfüget, als ihre Begriffe übereinkommen. Wenigſtens ſind die Wörter großen **Behältniſſen** der Wahrheit ähnlich.

Ueberdem giebt es noch eine **moraliſche** und eine **metaphyſiſche** Wahrheit. Jene beſteht darinnen, daß wir von Dingen reden, ſo wie wir ſie für wahr halten, – **dieſe** iſt hingegen nichts anders, als die Exiſtenz der Dinge, die den Ideen, womit wir ihre Namen verknüpfet haben, gleichförmig iſt.

Theophilus. Die moraliſche Wahrheit nennen einige auch die **Wahrhaftigkeit**; – die **metaphyſiſche** hingegen pflegen die Metaphyſiker für ein Attribut eines Dinges anzuſehen, ob es gleich im Grunde betrachtet ein ſehr unnützes Attribut iſt, das überdem gar nicht verſtanden werden kann. – Für uns ſey es alſo hinlänglich, die Wahrheit ~~in die~~ Zuſammenſtimmung der Sätze, die ſich in der Seele finden, mit den Dingen, wovon die Rede iſt. Ich habe freylich auch den Ideen eine gewiſſe Wahrheit zugeſchrieben, indem ich ſagte, daß ſie entweder wahr oder falſch wären. Ich verſtand es aber damals im Grunde betrachtet von der Wahrheit der Sätze, welche die Möglichkeit des Objekts einer Idee bejahen. In ähnlichem Sinn kann man daher auch ſagen, daß ein **Ding wahr** ſey, – nemlich daß der Satz wahr ſey, der ſeine wirkliche oder doch ſeine mögliche Exiſtenz bejahet.

cf. [illegible] 624

Sechſtes Hauptſtück.

Von allgemeinen Sätzen, ihrer Wahrheit und Gewisheit.

Philalethes.

§. 2. Alle unſre Erkenntniß betrift **allgemeine** oder **beſondre** Wahrheiten. Die **erſteren**, welche die wichtigſten ſind, würden wir aber gewis nie recht entdecken, noch begreifen können, wenn wir ſie nicht durch Worte ausdrucken und erklären können.

Die Wahrheiten können auch durch Karacktere ausgedruckt werden.

Theophilus. Es giebt noch andre Zeichen, die dieſen Entzweck erreichen. Z. B. die chineſiſche Characktere. Man konnte überdem eine allgemeine, weit populärere und beſſere Sprache einführen, als die ihrige, wenn man an die Stelle der Wörter kleine Figuren ſetzte, die durch ihre Züge die ſichtbare, und die unſichtbaren Dinge, durch ſolche ſichtbare vorſtellten, die dazu bequem wären. Man müſte dabey noch gewiſſe Zeichen haben, welche die Abänderungen und Partikeln ſchicklich ausdrückten – Dadurch würde man mit den entfernteſten Nationen auf eine leichte Art Verbindung unterhalten können *). Allein, wenn man

Von der allgemeinen Sprache.

---

*) Ich habe es ſchon öfters geſagt: daß unſere gewöhnliche Metaphyſiken noch ſehr unvollſtändig, und alſo in vielen Wiſſenſchaften wenig, oder gar nicht brauchbar ſind. Das ſollten ſie aber ſeyn, wenn ſie den Namen verdienen wollen, die erſten Grundſätze der menſchlichen Erkenntniß zu enthalten. Was man von der ſymboliſchen Erkenntniß auch darinn findet, iſt höchſt mangelhaft, halb wahr — halb falſch. Den Einwurf zu widerlegen: daß ein Philoſoph ſich mehr um das Ding, als um die Zeichen deſſelben bekümmern müſſe, iſt hier nicht der Ort, — zumal da er nur von ſolchen gemacht wird, die ſich am wenigſten um die wahre und dem menſchlichen Geſchlechte nützliche Philoſophie bekümmert haben.

Ueberhaupt betrachtet, ſieht es mit unſern Sprachen eben nicht ſonderlich aus. Sie ſind nichtsweniger als Syſteme, in denen alles nach gewiſſen Regeln aufgebaut worden. Es iſt auch dieſes ſehr leicht zu begreifen, da nicht Gelehrte, ſondern vielmehr Leute die am wenigſten von den Dingen wüſten, davon ſie Namen haben, die Urheber der Sprachen ſind. Man hat lange daran gedacht, eine allgemeine Sprache zu erfinden. Es ſcheint aber noch nicht daß man den rechten Punkt gefunden habe.

Bey alledem aber iſt doch auch nicht zu leugnen, daß unſere Sprachen wirklich viel metaphyſiſches haben. Es

läßt

man ſie auch unter uns, ohne die gewöhnliche Schrift abzufaſſen, einführte, ſo würde dieſe Art zu ſchreiben von ausgebreitetem Nutzen ſeyn. Denn ſie bereicherte die Einbildungskraft, und beförderte die Deutlichkeit der Gedanken mehr. Dieſe Kunſt, die Figuren zu zeichnen, würde ſich zwar, wenn ſie noch nicht **allgemein** bekannt wären, niemand anders als **durch** eine Art von Buchdruckerey bedienen können. Doch die auf dieſe Art gedruckte Bücher ausgenommen, das heißt: – man müſte ſchon fertig geſtochne Figuren haben, die man ſogleich auf dem Papier abdrucken könnte, und denen man nur die Zeichen der Abänderungen und der Partikeln mit der Feder beyſetzen dürfte. Allein mit der Zeit würde ein jeder von Jugend an dieſe Zeichnungen lernen, damit er die Bequemlichkeit dieſer **karackteriſchen Figuren** nicht entbehren dürfte, die gleichſam **ſprechen** (wenn man nur die **Augen** darauf richtete), und auch ſehr nach dem **Geſchmack des gemeinen Mannes** ſeyn würden. So haben die Landleute ſchon wirklich gewiſſe Kalender, die ihnen ohne Worte einen guten Theil von dem ſagen, was ſie zu wiſſen wünſchen. Ich erinnre mich auch gedruckte **ſatiriſche Schriften** in kleinern Format geſehen zu haben, die **etwas räthſelhaft waren.** Sie enthielten Figuren, die **an und für ſich ſelbſt ihre Bedeutungen hatten,** und mit Worten vermiſcht waren. – Unſre Buchſtaben und die chineſiſchen Karaktere hingegen haben ihre Bedeutungen nur von dem **Willkühr der Menſchen** bekommen *).

Phila-

---

läßt ſich auch dieſes leicht einſehen, da an ſich die erſten Gründe einer Sprache, aus der Natur unſerer Seele genommen ſind. Und dieſe Gründe aufzuſuchen wird alſo allerdings von Belang ſeyn. Man wird alsdenn ſehen, was nothwendig und willkührlich in der Sprache iſt. Es wird niemanden gereuen hierüber Lamberts Organen, B. 2. S. 1 und ſeq. nachgeleſen zu haben.

Anm. des Ueberſetzers.

*) Herr von Leibnitz thut über die allgemeine Sprache noch folgende Aeußerung:

Im

Philalethes. §. 3. Ich glaube gewis, daß ihre Wünſche und Projekte werden erfüllt werden, – ſo angenehm

Im erſten Brief an Herrn Remont von Montmort ſagt er folgendes:

„Wäre ich weniger zerſtreut geweſen, oder wäre ich jünger, oder hätte ich von jungen Leuten, die dazu Luſt bezeugten, Unterſtützung, ſo dächte ich eine Art von allgemeiner Algebra einzurichten, worinn alle Wahrheiten der Vernunſt in eine Art von Rechnung gebracht wären. — Dies könnte zugleich eine allgemeine Sprache oder Schriſt ſeyn, die aber ganz und gar von allen bisher angegebenen verſchieden wären. Denn die Charakters und ſelbſt die Worte würden in derſelben die Vernunſt leiten, und die Irthümer, ausgenommen die in Thatſachen, würden nichts anders als Fehler im Rechnen ſeyn. Schwer wäre immer dieſe Sprache oder Charakteriſtik einzurichten oder zu erfinden, aber ſehr leicht, ſie ohne ein Wörterbuch zu lernen. Sie würde auch zur genauen Beſtimmung der Grade der Wahrſcheinlichkeit gebracht werden können, wenn man keine hinlängliche Data hat, Wahrheiten unumſtöslich gewiß darzuſtellen und zu unterſuchen, wie viel noch an ihrer Gewißheit fehle. Dieſe Beſtimmung wäre in der That eine der wichtigſten im gemeinen Leben und in den gewöhnlichen Angelegenheiten des Menſchen, wo man ſich bey Beſtimmung der Wahrſcheinlichkeit ſehr oft um die Hälfte verrechnet.

Im zweyten Brief an Herrn Remont von Montmort im fünften Theil, S. 11. fährt er ſo fort:

Es iſt mir gelungen, einige fürtrefliche Männer zur Bearbeitung der Infiniteſimalrechnung aufzumuntern. Denn ich konnte wichtige Proben von ihren Nutzen angeben. Huygens erfuhr, aus meinen Briefen, dies und jenes davon, zeigte aber Verachtung dagegen. — Er konnte ſich nicht vorſtellen, daß ein Geheimnis darinnen ſtecken ſollte, bis er den erſtaunenden Nutzen derſelben ſahe, der ihn ſoweit brachte, daß er ſie kurz vor ſeinem Tode ſelbſt zu ſtudiren anfieng. — Ein Mann, dem ſeine überall hervorſtechende Verdienſte ein Recht gaben, — alles zu verachten, was er nicht verſtand! —

Ich habe mit dem Marquis von Hopital und andern von meiner allgemeinen Algebra geſprochen. Allein ſie lieſſen nicht mehr Aufmerkſamkeit dabey ſpüren, als wenn ich ihnen einen Traum erzählt hätte. — Ich müſte ſie

durch

nehm und natürlich ſcheint mir dieſe Schrift zu ſeyn. Sie würde auch überdem für die Vervollkommnung unſrer Seele,

und

durch einen in die Augen fallenden Nutzen unterſtützen, alſo wenigſtens einen Theil meiner Charakteriſtik ausarbeiten, und dies iſt beſonders in meiner itzigen Lage nicht leicht, da ich von ſolchen Männern entfernt bin, die mich zu dieſer Art von Arbeiten aufmuntern, und mir hülfreiche Hand leiſten könnten.

Noch einer in dieſe Materie einſchlagender Vorſchlag!

Ich wünſchte, ſagt er in ſeinem erſten Briefe an Ludolphen: daß man ſo viel als möglich wäre, die Alphabete von allen bekannten Sprachen mit lateiniſchen Charakteren, die ein verſchiedenes Anſehen hätten, bezeichnete; — nicht allein, damit man dieſe nomina propria deſto genauer ausſprechen könnte, — ſondern auch, — und dies würde einen noch gröſſeren Nutzen haben, — damit man arabiſche, — äthiopiſche, ſyriſche und andre dergleichen Bücher, wenigſtens einige, als z. B. die Bibel und die Wörterbücher, mit lateiniſchen Buchſtaben abdrucken könnte. Ich muß geſtehen, daß mich von der Erlernung dieſer Sprachen nichts mehr abgehalten hat, als die fremden Charaktere. — Dieſe ſind harte Schalen, die eine herrliche Frucht in ſich faſſen, an der auch ganz gewiß ſehr viele Geſchmack finden würden, wenn ſie die Schale völlig aufgemacht fänden.

Dieſe barbariſche Charaktere ſind wirklich nicht das Weſentliche der Sprachen, und man könnte eine jede ſehr leicht ohne ſie erhalten, reden und ſchreiben. Warum wollen wir denn Schwierigkeiten vergröſſern, die ſchon an ſich ſelbſt ſehr groß ſind? — wenn man einmal einen Anfang mit der Sprache gemacht hätte, ſo würde man die ihr eigene Charaktere nach und nach mit mehr Leichtigkeit lernen.

Dieſer letzte Umſtand kann in aller Abſicht nur zur Leſung der Handſchriften dienen; — und man hat nicht nöthig, dieſe Lektüre vollkommen zu verſtehen, wenn man ſich keine beſondre Kenntniß der Sprache erwerben, und wenn man keinen Briefwechſel mit den Eingebornen des Landes, die ſie reden, unterhalten will. Und dies iſt in unſern Gegenden ein ſehr ſeltener Fall. Ich will nichts mehr von den Koſten und Schwierigkeiten ſagen, die mit dem Gieſſen ſo verſchiedener und ſeltſamer Charaktere verbunden ſind.

Hierin

und für die Erhebung unſrer Begriffe zu einem höhern Grade der Realität, von nicht geringen Folgen ſeyn.

Um aber auf die allgemeine Erkenntniſſe und ihre Gewisheit zurückzukehren, ſo kann ich hier bemerken: daß es eine **Gewisheit in der Wahrheit**, und eine **Gewisheit der Erkenntniß** giebt. Sind die Worte in den Sätzen dergeſtalt verbunden, daß ſie die Uebereinſtimmung oder die Nichtübereinſtimmung genau ausdrücken, ſo wie ſie wirklich iſt; – ſo heiſt es eine **Gewisheit in der Wahrheit** ſelbſt. Die Gewisheit in der Erkenntniß aber beſteht in der Gewahrnehmung der Uebereinſtimmung oder Nichtübereinſtimmung der Ideen, in ſo fern ſie in den Sätzen ausgedruckt iſt.

Theophilus. Die letzte Art von **Gewißheit** wird auch ohne dem Gebrauch der Worte hinlänglich ſeyn; – und ſie beſtehet in der vollkommnen Erkenntniß der Wahrheit. Die **erſte** Gattung von Gewisheit ſcheint nichts anders als die Wahrheit ſelbſt zu ſeyn.

Philalethes. Da wir nun von der Wahrheit eines **allgemeinen Satzes** *) nicht anders überzeugt ſeyn kön-

---

Hierinnen liegt der Grund, daß das Drucken aufgehalten, der Preis der Bücher erhöhet, und die Druckfehler vermehrt werden. Ich billige auch gar nicht, daß man die Bücher der Gothen, und Angelſachſen mit ſo barbariſchen Charakteren gedruckt hat. — Dies iſt eben ſo, als wenn wir unſre lateiniſchen Handſchriften mit den Charakteren, die ihre Verfaſſer gebraucht, und von denen uns der Pater Mabillon Proben in ſeiner Diplomatik geboten hat, drucken lieſſen. — Es wäre hinreichend, wenn man die Alphabete für die Neugierigen und zum Verſtande der Handſchriften aufbewahrte.

Anm. des Ueberſetzers.

*) Da bey der Vernunft allezeit allgemeine Sätze zum Grunde ſtehen, indem aus beſondern Sätzen nichts folgt: ſo hat man allerdings dahin zu ſehen, daß ſie wahr und gewiß ſeyn. Ein allgemeiner Satz heißt es, wenn der Begrif des Sub-

können, als wenn wir die genauen und engen Grenzen wiſſen, in welche die Bedeutung der Wörter, die ihm zu-

ſam-

Subjecktes von einer allgemeinen Erſtreckung iſt, und das Prädikat allen den Dingen, die in ſolchem Begriffe enthalten ſind, zukömmt oder nicht zukömmt: und dergleichen Sätze ſind eben die Gattungen und Arten. Wenn aber das Prädikat nur einigen Dingen, die ein allgemeiner Begrif in ſich faſſet, zukömmt oder nicht zukömmt: ſo wird es ein beſonderer Satz heiſſen. In den gemeinen Logicken giebt man zu Merkmalen der allgemeinen und beſondern Sätze nur die Beywörter: Alle, Keiner, Etliche, Nicht alle an; allein ſie machen noch nicht den rechten Grund aus, woraus man gewiß erkennen kann, was ein allgemeiner und ein beſonderer Satz iſt. Wie viele Sätze hat man nicht bey denen dieſe Wörter gar nicht vorhanden ſind; gleichwol machen dieſelben ihrer eigentlichen Beſchaffenheit nach, allgemeine oder beſondere Sätze aus. Ja, wenn man dieſe Beywörter verſetzt: ſo werden deswegen die Sätze der Wahrheit nach, nicht geändert. So giebt es auch Sprachen, in welchen dergleichen Wörter gar nicht in ſolchem Verſtande vorhanden ſind; wie denn ſolches der Auctor Artis cogitandi, P. II. cap. 12. obſerv. 15. von der franzöſiſchen Sprache bemerkt. Dergeſtalt hat man ein beſſer Merkmal nöthig, das deutlicher und gewiſſer iſt.

Ein dergleichen Merkmal iſt es nun, wenn der Grund, warum ein Prädikat dem Subjeckte zukömmt, oder nicht zukömmt, in dem Subjeckte ſelbſt enthalten iſt, und alſo entweder was weſentliches, oder eine Eigenſchaft iſt. Denn iſt dieſes, ſo iſt es ein allgemeiner Satz, weil die weſentlichen Stücke und Eigenſchaften allezeit das Beſtändige in den Dingen ſind. Iſt aber der Grund bloß in Zufälligkeiten, oder andern Dingen auſſer dem Subjeckte, enthalten: ſo wird es nur ein beſonderer Satz ſeyn, weil die Zufälligkeiten bey einem Dinge ſeyn und nicht ſeyn können; folglich kann ein Prädikat, das nur zufällig iſt, dem Subjeckte nicht beſtändig beygelegt werden. Alſo iſt es ein allgemeiner Satz: alle Steine ſind ſchwer: weil das Prädikat eine Eigenſchaft iſt, die in dem Weſen des Steines gegründet iſt; mithin dieſem beſtändig zukömmt. Hingegen iſt es ein beſonderer Satz: etliche Steine ſind warm. Denn da die Warme bey einem Steine nur etwas zufälliges iſt, und keine Eigenſchaft abgiebt, die beſtändig in einem Dinge befindlich ſeyn muß, weil ſie ſonſt keine Eigenſchaft

heiſſen

ſammenſetzen, eingeſchloßen iſt; ſo würden wir das Weſen einer jeden Art kennen müſſen, und das verurſacht bey den **einfachen Begriffen**, und bey den **Modis** keine Schwierigkeit. Bey den Subſtanzen hingegen, wo man vorausſetzet, daß das **Sachweſen**, welches von Namen-

---

heiſſen würde; ſondern erſt in den Stein gekommen iſt, als er warm gemacht worden: ſo kann man freylich nicht ſagen, alle Steine ſind warm. Jedoch laſſen ſich die beſondern Sätze zu allgemeinen erheben, wenn man die Bedingung, unter welcher das Prädikat dem Subjeckte zukömmt, mit zum Subjeckte nimmt. Alſo, wenn ich die Bedingung, daß ein Stein, wenn er warm ſeyn ſoll, vorher müſſe warm gemacht werden, mit zu dem Begriffe des Steines nähme: ſo iſt der allgemeine Satz: alle warmgemachte Steine ſind warm; ein wahrer und gewiſſer Satz. Denn hier iſt es eben ſo viel, als wäre der Grund des Prädikats im Weſen des Subjecktes enthalten: weil auch die Möglichkeit einer Zufälligkeit, dergleichen hier die Wärme eines Steins iſt, in deſſen Weſen ihren zulänglichen Grund hat, und alſo ebenfalls eine Eigenſchaft ausmacht; folglich läßt ſich auch mit Gewißheit von allen Steinen ſagen: alle Steine können warm werden.

Ich habe hier zu Anfange dieſes Hauptſtückes den deutlichen Begrif von einem allgemeinen Satze beybringen, und hauptſächlich das untriegliche Merkmal angeben wollen, woran die Wahrheit und Gewißheit der allgemeinen Sätze zu erkennen, damit der Leſer das Folgende dieſes Hauptſtückes darnach um ſo viel eher beurtheilen könne. Im Voraus bemerke ich noch, daß Herr Loke in den Gedanken ſteht, weil uns das Sachweſen der Arten der Subſtanzen, und die Verknüpfung der Eigenſchaften ganz unbekannt wäre: ſo lieſſen ſich auch nicht allgemeine Sätze mit Gewißheit machen. Allein es iſt zu ſolchen Sätzen genug, wenn die Erfahrung, die Beobachtungen oder Verſuche, Eigenſchaften in den Subſtanzen entdecken. Die Erfahrung macht ja das Fundament unſerer Erkenntniß aus. Zum wenigſten iſt uns das Weſen des Menſchen bekannt. Wenn der angeführte allgemeine Satz: alle Menſchen ſind vernünftig; ſo viel heiſſen ſoll: alle Menſchen haben Vernunft: ſo iſt er mehr als zu gewiß. Denn der Ausdruck vernünftig ſeyn bedeutet eigentlich ſoviel, als ſich der Vernunft gebrauchen: und da iſt denn dieſer Satz nicht allgemein.

Poley.

menweſen verſchieden iſt, die Art mache, beſtimme und einſchränke, iſt die Ausdehnung eines allgemeinen Wortes ſehr ungewis, weil wir dies innre Sachweſen nicht kennen, wir alſo ~~von~~ keinen einzigen allgemeinen Satz, der in der Materie von den Subſtanzen vorkommt, mit Gewisheit einſehen können. Setzt man aber voraus, daß die Arten der Subſtanzen nichts anders ſind, als die Reduction der ſubſtanzialiſchen Individuorum auf gewiſſe Arten, die unter verſchiedene allgemeine Namen geordnet ſind, je nachdem ſie verſchiedenen abſtrackten Ideen anpaſſen, die wir durch dieſe Namen bezeichnen, ſo iſt die Frage: ob **ein hinlänglicher bekannter Satz wahr oder nicht wahr ſey**, keinem Zweifel mehr unterworfen.

Theophilus. Ich ſehe zwar den Grund nicht ein, warum ſie auf eine ſchon längſt entſchiedene Materie wieder zurückkommen. Indeſſen iſt es mir doch in ſo weit nicht unangenehm, weil Sie mir Gelegenheit geben, Sie vielleicht noch einmal zu widerlegen.

Die allgemeinen Sätze, wenn ſie auch nur vorläufige Sätze wären, ſind deshalb nicht weniger wahr.

So behaupte ich denn, daß wir, z. B. von tauſend Wahrheiten überzeugt ſeyn können, die das **Gold** oder den Körper betreffen, deſſen innres Weſen aus der größten hienieden bekannten Schwere, oder daraus, daß es ſehr aus einander gezogen werden kann, oder aus andern Kennzeichen erkannt wird. — Denn wir können ſehr gut behaupten: daß ein Körper, welcher ſo weit ausgedehnt werden kann, als möglich, auch der ſchwerſte unter allen uns bekannten Körpern ſey. Unmöglich wäre es freylich nicht, daß alle bis itzt bekannte Eigenſchaften des Goldes ſich dereinſt an zwey Körpern, die durch andre neue Eigenſchaften unterſchieden werden, entdecken lieſſen, daß alſo dies nicht mehr die unterſte Art von Metall wäre, wie man es gemeiniglich **vorläufig** anzunehmen pfleget. Die eine Art könnte ferner ſehr ſelten, und die andre ſehr gemein und alltäglich ſeyn, ſo daß man den Namen des rechten Goldes blos der ſeltenen Art gäbe, um dieſes durch neue dahin einſchlagende Verſuche, in der gemeinen Münze beyzubehalten.

Niemand wird nun wol noch zweiſlen, daß das innre Weſen zweyer Arten verſchieden ſey. Selbſt denn, wenn die Erklärung einer wirklich exiſtirenden Subſtanz nicht in aller Abſichten, alſo ganz beſtimmt wäre, (ſo wie die von den Menſchen nicht auf die äuſſere Figur paſſet), ſo würden doch ſehr viele allgemeine Sätze über **das Sujet eines Menſchen** ſeyn, welche alle aus der Vernunſt und andern Eigenſchaften, die an ihm bemerkt werden, folgten. Alles, was ſich über dieſe allgemeinen Sätze ſagen läſſet, beſtehet darinnen: daß wenn man den Menſchen bis auf ſeinen Urſprung von Adam heraufführet, und ihn für die **niedrigſte Art hält**, diejenigen ſeiner Eigenſchaften fehlen werden, welche man Eigenſchaften in *quarto modo* nennet, oder ſolche, die man von ihm durch einen **gleichgültigen oder ſchlechthin** umgekehrten Satz behaupten könnte; es müſte denn alles nur vorläufig geſchehen, z. B. wenn man ſagt – **der Menſch iſt das einzige vernünftige Thier.** Rechnet man aber den Menſchen zu unſrer gegenwärtigen Raſſe, ſo beſteht das, was **man vorausſetzt**, darinnen, daß man darunter verſteht: er ſey unter **den uns bekannten Thieren das einzige vernünftige.** Denn es könnten ja dereinſt gewiſſe Thiere mit den Nachkommen der gegenwärtig lebenden Menſchen alles das gemein haben, was wir bis itzt an ihnen bemerken, die aber doch einen andern Urſprung hätten. Der Fall iſt gerade ſo und nicht anders, als wenn die Bewohner der **ſüdlichen Gegenden**, ſo wie wir ſie uns einbilden, einmal unſre Wohnſtätte beſuchten. Sie würden alsdenn wahrſcheinlicherweiſe durch irgend ein charackteriſtiſches Zeichen von uns unterſchieden werden können. Wäre der Fall aber nicht ſo, und geſetzt, Gott habe die Vermiſchung dieſer Raſſe verhindert, und Jeſus Chriſtus nur unſer Geſchlecht erlöſet, ſo müſte man freylich durch künſtliche Kennzeichen beyde Geſchlechter unterſcheiben. Sonder Zweifel wäre ein innerlicher Unterſchied, der ſich aber, da er unmerkbar ſeyn würde, blos auf **die äuſſerliche Benennung** der Geburt reduziren lieſſe, die man alsdenn mit einem künſtlichen Kennzeichen begleiten würde, welches eine **innre Benennung** und ein ſichres Mittel an die Hand gäbe, unſre Raſſe von andern zu unterſcheiden. – Indeſſen ſind alles dies Erdichtungen, Grillen und Chimären; – wir brauchen zu keinen Diſtinctionen unſre Zuflucht zu nehmen, da wir die einzigen vernünftigen Thiere dieſes Erdballs ſind. Sie haben aber doch ihren Nutzen, weil ſie dazu beytragen, daß wir die Natur unſrer Ideen von **Subſtanzen** und den allgemeinen ſie betreffenden Sätzen näher kennen lernen.

Wird der Menſch aber nicht für die **unterſte** oder für die Art vernünftiger Thiere aus der Generation des Adams angenommen; – bedeutete er hergegen eine verſchiedenen Arten gemeine Gattung, die ſich indeſſen auf eine bekannte Raſſe paſſet, welche wieder auf andre gezogen werden könnte, die **entweder** durch die Geburt, **oder** andre **natürliche** Kennzeichen unterſchieden würden, als z. B. auf die **erdichtete Bewohner der ſüdlichen Gegenden**; ſo würde dieſe Gattung auch gleichbedeutende Sätze haben, und die gegenwärtige Erklärung von **Menſchen** nicht blos eine vorläufige Erklärung ſeyn.

Nicht anders mit dem **Golde**. Vorausgeſetzt, daß es einmal eine **doppelte** von einander unterſcheidbare Art Goldes gäbe; **eine**, welche wie das **izige Gold ſelten** und **koſtbar**, die **andre**, welche vielleicht einmal erfunden wird, und **gemeiner** und **vielleicht künſtlich** wäre, ſo würde (**vorausgeſezt**, daß die gegenwärtige bekannte Art, nemlich das **natürliche und ſeltene** Gold den Namen des **Goldes** behielte, damit dadurch die durch die Goldmünze bewirkte Bequemlichkeit, die ſich auf die Seltenheit dieſes Metalls gründet, erhalten werden könnte), ſo würde, ſage **ich**, die bis izt durch **innerliche Benennungen** bekannte Erklärung deſſelben nur vorläufig ſeyn, und wahrſcheinlicherweiſe durch ein Kennzeichen vermehret werden, auf die man fallen würde, um das ſeltene Gold, oder die alte Art deſſelben von dem neuen künſtlichen Golde zu unterſcheiden. Sollte aber alsdenn der Name **Gold** beyden Arten gemein bleiben, das heiſt: verſteht man unter dem Golde eine Gattung, die wir gegenwärtig für die **unterſte** halten; und von welcher wir keine Unterabtheilung kennen – [jedoch nur **vorläufig** (vor der Hand), bis die Unterabtheilung bekannt werde], und fände man einmal eine neue Art, ein künſtliches leicht verfertigendes Gold das gemeiner werden könnte: ſo könnte die Erklärung dieſer Art beſtändig gelten, und brauchte nicht mehr **vorläufig** und auf eine Zeitlang zu bleiben. Dieſe meine vorgetragene Meynung würde auch immer auf die Jdeen, auf die Gattungen und Arten paſſen, und die Arten würden zum öftern durch die Erklärungen der Gattungen nur vorläufigerweiſe erkläret werden müſſen, wenn man ſich auch um die Namen des **Goldes** und des **Menſchen** gar nicht bekümmerte, und was man auch immer der niedrigſten Art oder Gattung für einen Namen gäbe, wenn man ihr auch gar keinen gäbe.

Das hindert indeſſen nicht im geringſten, anzunehmen, daß es ein innerliches **Sachweſen** gebe, welches vermöge eines **gleichbedeutenden Satzes** der Gattung oder der Arten zugeſchrieben, und gewöhnlicherweiſe durch äuſſere Kennzeichen erkennt werden könnte. Jch habe bis itzt immer vorausgeſetzt, daß die Raſſen nicht ausarten, und ſich auch nicht abändern. Sollte aber eine und dieſelbe Raſſe in eine andre Art übergehen, ſo müſte man freylich andre Kennzeichen und **innre** oder **äuſſere** Kennzeichen auſſuchen, ohne ſich gerade an die Raſſe zu binden.

Philalethes §. 7. Die zuſammengeſetzten Jdeen, die durch die Namen, welche wir den Arten der Subſtanzen beylegen, angedeutet werden, ſind Zuſammenſetzungen ſolcher Eigenſchaften, von welchen man wahrgenommen hat, daß ſie in einem **unbekannten Subjekte** koexiſtiren, welches Subſtanz genannt wird. Was aber für andre Eigenſchaften und dergleichen Kombinationen nothwendig koexiſtiren, können wir nicht mit Gewisheit beſtimmen, es müſte denn ſeyn, daß wir ihre natürliche Abhängigkeit in Rückſicht ihrer Haupteigenſchaften entdecken könnten.

Die nothwendige Koexiſtenz oder Eigenſchaften der Subſtanzen und Accidenzen in den zuſammengeſetzten Ideen iſt uns unbekannt.

Theophilus. Ich habe ſchon an einem andern Orte bemerkt: daß bey den Ideen von den **Accidenzen** deren Natur nur einigermaſſen unbekannt iſt, ſich eben dieſes finde. Hieher die Figuren der Geometrie. Wir wollen z. B. die Figur eines Spiegels nehmen, welcher alle parellelgehende Strahlen in einem Brennpunkt ~~auffaſſet~~. Wir werden verſchiedene Eigenſchaften dieſes Spiegels bemerken, ehe wir mit ſeinem innren Bau bekannt ſind. Viele andre Affektionen werden uns aber doch unbekannt und ungewis bleiben, bis wir auf die Zuſammenſetzung der Figur des Spiegels geſtoſſen ſind. Dies dient denn gleichſam zum Schlüßel zu einer tieferen Erkenntniß und Einſicht.

Philalethes. Geſetzt, die innre Beſchaffenheit dieſes Körpers wäre uns bekannt, ſo würden wir doch weiter nichts wiſſen, als wie dieſe **erſten Eigenſchaften**, die von Ihnen die bekannten genennt werden, von derſelben hergeleitet werden können; wir würden wiſſen, was für Gröſſen, Figuren, bewegende Kräfte davon abhängen. Aber nie würde uns der Zuſammenhang bekannt werden, welchen ſie mit den **Nebeneigenſchaften**, oder den verworrenen, das iſt: mit den ſinnlichen Eigenſchaften z. B. den Farben, den Geſchmack, u. ſ. f. haben können.

Theophilus. Sie ſcheinen immer noch anzunehmen, daß die ſinnliche Beſchaffenheiten, oder daß ichs beſſer ſage, daß unſre Ideen davon nicht von den Figuren und natürlichen Bewegungen, ſondern lediglich von dem freyen Belieben Gottes, der uns dieſe Ideen giebt, abhängen. Auch ſcheinen Sie alles vergeſſen zu haben, ſie-

Die ſinnlichen Ideen hängen von dem Detail der Figuren und Bewegungen ab, welche wir nur verworren gewahr werden.

der Philaleth, was ich Ihnen mehr als einmal hierüber geſagt habe, „daß nemlich die ſinnlichen Ideen von dem Detail der Figuren und Bewegungen ganz genau abhängen, ob wir gleich in der großen Konfuſion, die durch die große Menge kleiner mechaniſcher Wirkungen auf unſre Sinne verurſacht wird, dieſes Detail nicht gehörig entwickeln können.“ Könnten wir in den innerlichen Bau mancher Körper eindringen, ſo würden wir auch gewahr werden, wenn ſie dieſe Beſchaffenheit haben müſten. Dieſe Beſchaffenheiten würden aber von ſelbſt auf ihre vernünftige Gründe reduzirt werden, wenn wir auch gleich nicht im Stande wären, ſie in den ſinnlichen Ideen, welche ein verworrenes Reſultat der Wirkungen der Körper auf uns ſind, auf eine ſinnliche Art zu erkennen.

Beyſpiel von der grünen Farbe, die aus der gelben und blauen zuſammengeſetzt iſt.

So können wir gegenwärtig das Grüne in das Gelbe und Blaue ſo vollſtändig analyſiren, daß höchſtens die Ingredienzien deſſelben noch einigermaſſen unſre Wißbegierde beſchäftigen; — und doch können wir die Ideen des Gelben und des Blauen in unſrer ſinnlichen Idee von Grünen nicht gehörig von einander unterſcheiden, eben weil ſie eine verworrene Idee iſt.

Ein anderes Beyſpiel von einem künſtlichen Transparenten eines zackigen Rades, welches ſich herum bewegt.

Eben ſo können wir bey der Vorſtellung eines künſtlichen Transparenten, der durch die ſchleunige Bewegung eines zackigen und mit Zähnen verſehenen Rades in der Uhr entſteht, die Idee der Zähne des Rades oder der Urſache nicht gehörig auseinanderſetzen. — Die Zähne verſchwinden gleichſam vor unſern Augen, und ein beſtändiger eingebildeter Transparent tritt in ihre Stelle, der uns den aufeinander folgenden Anſchein der Zähne in der Uhr und ihrer Intervallen zuſammengeſetzt iſt, wo die Aufeinanderfolgung aber ſo ſchleunig iſt, daß wir in unſrer Einbildungskraft nichts deutliches unterſcheiden können.

nen. – Man findet zwar in der deutlichen Idee dieſes Transparenten dieſe Zähne, aber gewis nicht in dieſer verworrenen ſinnlichen Vorſtellung, welche ihrer Natur nach verworren iſt, und auch verworren bleibt. Hörte dieſe Verworrenheit auf, (welches geſchehen würde, wenn die Bewegung ſo langſam wäre, daß man alle einzelne Theile derſelben, und ihre Succeßion beobachten könnte), ſo wäre ja das Phantom **eines künſtlichen Transparenten** nicht mehr da.

So wenig wir nun zu der Vorſtellung, daß Gott dieſes Phantom uns nach ſeinen freyen Belieben mache, berechtiget ſind, – eben ſo wenig brauchen wir anzunehmen, daß andre ſinnliche Phantomen, von welchen wir noch keine gründliche Analyſe haben, z. B. die Farben, der Geſchmack, u. ſ. f. eine Wirkung des freyen Beliebens Gottes ſind. Denn dieſe verdienen den Namen der Phantomen eben ſo gut, und noch mehr, als jenes der Beſchaffenheit, ſelbſt der Ideen. Es würde auch ſicher in allen Fällen von Nutzen ſeyn, wenn wir ſie eben ſo, wie den künſtlichen Transparenten, verſtänden, ohne daß man deshalb mehr davon zu wiſſen mit Grunde verlangen könnte. Wollen, daß dieſe verworrene Schattenbilder bleiben, und doch die einzelnen dazu gehörigen Theile vermittelſt der Phantaſie von einander unterſchieden werden ſollen, heiſt ſich **widerſprechen**, heiſt das Vergnügen haben wollen, durch eine angenehme Perſpecktive hintergangen zu werden; auf der andern Seite aber verlangen, daß das Auge dieſen Betrug einſehe. Dies iſt gerade der Fall, auf den jener Vers paſſet:

—— —— —— nihil plus agis,
Quam ſi des operam, vt cum ratione inſanias.

Doch ſo geht es einmal den meiſten Menſchen! Sie machen ſich Schwierigkeiten, wo doch keine ſind, verlangen unmögliche Dinge, und beklagen ſich hernach über ihr Unvermögen und über die engen Grenzen ihrer Erkenntniß.

Philalethes. §. 8. Alles Gold iſt feuerbeſtändig. Das iſt ein Satz, deſſen Wahrheit uns noch lange nicht auſſer Zweifel geſetzt iſt, ſo ſehr man ihn auch für allgemein anſieht. Denn, wenn man auch nach den ſcholaſtiſchen Ideen vorausſetzet, das Wort Gold bedeute eine Art von Ding, die von Natur durch ein ihr zugehöriges Sachweſen beſtimmt iſt, ſo weis man doch ſicher nicht, was für beſondre Subſtanzen zu dieſer Art gehören, man kann alſo nichts von dem Golde mit Gewisheit behaupten. Nimmt man hingegen das Wort **Gold** für eine durch ihr **Namenweſen** beſtimmte Art, z. B. daß es ein Körper von einer gewiſſen gelben Farbe ſey, der ſich ſchlagen und ſchmelzen laſſe, welcher auch ſchwerer iſt, als alle andre bekannte Körper, ſo hält es bey dieſem eigentlichen Gebrauch des Wortes **Gold** nicht ſchwer, zu wiſſen, was Gold, oder was kein Gold ſey. Indeſſen kann doch **keine andre Eigenſchaft** mit Gewisheit von dem Golde allgemein bejahet, oder allgemein verneinet werden, als eine ſolche, die mit dieſem Namenweſen verknüpfet iſt, oder mit demſelben ſtreitet, und deren Verbindung oder Unverträglichkeit man gar leicht gewahr nehmen kann. Da die **Feuerbeſtändigkeit** z. B. mit der Farbe, der Schwere, – oder mit einem andern einfachen Begriffe unſers zuſammengeſetzten Begriffes von dem **Golde** oder mit der ganzen Ideenverbindung keine nothwendige Verknüpfung hat, die wir entdecken könnten, ſo iſt es auch ganz unmöglich, die Wahrheit des Satzes, **alles Gold iſt feuerbeſtändig**, gewis zu behaupten.

Alles Gold iſt feuerbeſtändig. Dieſer Satz erhält durch Verſuche ſeine Gewisheit.

Theophilus. So gewis wir wiſſen, daß es morgen Tag werden wird, ſo gewis wiſſen wir auch, daß der ſchwerſte unter allen uns hier bekannten Körpern **feuerbeſtändig** ſey. Eben durch die unzähligen Verſuche, die man davon gemacht hat, erhält dieſer Satz eine **Experimentalgewisheit**, ob uns gleich die Verbindung der Feuerbeſtändigkeit mit den andern Eigenſchaften dieſes

Körpers unbekannt bleibt. Uebrigens sollte man ja zwey mit einander vollkommen übereinstimmende, und zu einem Zweck hinstimmende Dinge nicht einander entgegensetzen. Wenn ich mir einen Körper denke, der zu gleicher Zeit gelb und schmelzbar ist, und der Capelle widerstehet, so halte ich diesen Körper für einen solchen, dessen spezifisches Wesen, so unbekannt es uns auch seiner innren Beschaffenheit nach seyn mag, diese Eigenschaften als Grundeigenschaften enthält, und durch sie wenigstens verworren erkannt werden kann. Ich sehe in diesem Gedanken nichts unrechtes, ich weis also gar nicht, warum er so oft und immer wieder von neuem angegriffen wird.

Philalethes. Ich begnüge mich damit, daß diese Erkenntniß von der Feuerbeständigkeit des Schwersten aller Körper, nicht aus der Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung der Ideen erkannt werde. Eben so, glaube ich, wird man unter allen Nebeneigenschaften der Substanzen, und denen sich darauf beziehenden Kräften nicht zwey nennen können, deren nothwendige **Coexistenz** oder **Unverträglichkeit** gewis erkannt werden könnte, diejenigen Eigenschaften ausgenommen, die eben demselben Sinne zugehören, und davon die eine nothwendig die andre ausschliesset. Z. B. wenn man sagt: **Weiß ist nicht Schwarz.**

Theophilus. Vielleicht könnte man sie doch finden. **Zum Beyspiel.** Ein jeder fühlbarer Körper (oder, den man durch das Anrühren empfindet), kann gesehen werden. Alle harte Körper machen Geräusch, wenn man in der Luft auf sie schläget. Freylich gelingt es nur in so fern, als man es von deutlichen Ideen versteht, die mit jenen verworrnen sinnlichen verbunden sind.

Philalethes. Man glaube nicht, daß die Körper alle ihre Eigenschaften in sich selbst haben, und gar nicht von andern Dingen abhängen. Man lege ein Stück Gold an einen Ort allein, abgesondert von dem Einfluß und Berühren aller andern Körper, ſo wird es bald ſeine Farbe, ſeine Schwere, auch wol ſeine Schlagbarkeit verlieren. Dieſe letztere dürfte ſich wol gar in ein vollkommen zerreibliches Weſen verwandeln. Würde das Waſſer für ſich allein gelaſſen, ſo würde es zu fließen aufhören. Noch mehr trift dies bey den Obererdgewächſen ein, welche genähret werden, wachſen, und Blätter, Blühten, und Saamen in einer beſtändigen Zeitfolge hervorbringen. Man entziehe nur einmal eine Minute lang dem größeſten Theile der lebendigen Geſchöpfe die Luft, ſo werden ſie gar bald Sinne, Leben und Bewegen verlieren. Die Bewohner dieſes kleinen Theiles der Welt, ob ſie gleich viele Millionen weit von der Sonne entfernt ſind, hängen gleichwol von der proportionirten Bewegung der von ihr ausflieſſenden, und durch ſie bewegten Theilchen ſo ſehr ab, daß, wofern die Erde nur um einen geringen Theil dieſer Weite aus ihrer itzigen Lage gebracht, und von dieſer Quelle der Wärme etwas weiter, oder derſelben näher geſtellt würde, es mehr als wahrſcheinlich iſt, daß der gröſſeſte Theil der Thiere auf derſelben ſo gleich umkommen würde. Und wer weis, was die entfernteſten Fixſterne für einen Einfluß auf uns haben können? – –

Theophilus. Dieſe Bemerkung finde ich ungemein richtig. Wären wir mit dem innern Bau mancher Körper bekannt, ſo glaube ich ſelbſt, daß wir von ihren Wirkungen kein hinlängliches Urtheil würden fällen können, wenn wir nicht zugleich die innre Strucktur derer, die ſie berühren oder durchdringen, zureichend kennten.

Philalethes. §. 13. Indeſſen kann doch unſer Urtheil weiter gehen, als unſre Erkenntniß. Gelehrte, die an Verſuche gewöhnet ſind, können die Sache immer tiefer penetriren, und mit vieler Wahrſcheinlichkeit, die aus einer genauen Beobachtung und wohlgeſammleten Nachrichten entſtehet, vollkommen errathen, was ihnen die Erfahrung noch nicht gezeigt hat. Aber das läuft denn doch lediglich auf **Muthmaſſungen** hinaus.

Theophilus.

~~**Philalethes**~~. Wenn aber die Erfahrung dieſe Schlüſſe gehörig beſtätiget, glauben Sie alsdenn nicht, daß man hiedurch zu **gewiſſen** Sätzen gelangen könne *)? – **Zu gewiſſen**, ſage ich, wenigſtens wie diejenigen ſind, ~~welche~~ z. B. behaupten, daß der ſchwerſte unter allen Körpern auch feuerbeſtändig und daß der ſchwerſte nach ihm flüchtig ſey. Denn ich glaube immer, daß wir denen Sätzen, zu denen wir nicht durch die Analyſe und Verknüpfung der Ideen, ſondern durch die Erfahrung gelangen, eine **Gewißheit** (eine **moraliſche** oder **phyſiſche**) keine **Nothwendigkeit**, – (alſo keine **metaphyſiſche** Gewisheit), mit Recht zuſchreiben.

Sie:

---

*) Zwiſchen der analytiſchen Methode, die bey dem ſchon ganz beſtimmten Schlußſatz anfängt, und der ſyntetiſchen, da man gleichſam nur aufs gute Glück hin eine Unterſuchung vernimmt, iſt noch ein dritter Weg. Man ſuche nemlich, den Schlußſatz den man herausbringen will, ſich deutlich vorzuſtellen, und fange ſodann an die Vorderſätze aufzuſuchen. Derjenige der die verſchiedene Arten der Schlüſſe kennt, und ſie gehörig aus einanderſetzen kann, wird hiemit leicht fortkommen. Auf dieſe Art verfuhren Newton und Bernoulli, da ſie aus dem Sätze, daß die Planeten um die Sonne in krummen Linien laufen, und durch einige dazugenommene Erfahrungen herausbrachten, daß dieſe krummen Linien Kegelſchnitte ſind.

Bey der analytiſchen Methode der Verſuche iſt die Sache umgekehrt. Man fängt hier nicht, wie bey der ſynthetiſchen von den Vorderſätzen an, und läßt es denn darauf ankommen, was am Ende daraus wird, woraus alſo folgt, daß dieſe Methode hauptſächlich dazu gut iſt, Materialien unſerer Erkenntniß zu verſchaffen, ſondern man fängt von dem an, was man durch die Verſuche herausgebracht hat, — man ſucht einen jeden Umſtand auf, um zu ſehen wie viel, oder ob er gar keinen Antheil am Schlußſatz habe, — und ſucht nun nur ſo viel beyzubehalten, daß der Begrif oder der Satz auf eine beſtimmte und ſichere Art herausgebracht wird. Es iſt leicht zu begreifen, daß dieſe Methode ſchwerer als die ſynthetiſche iſt, und ſchon vorausſetzt, daß man das, was man durch einen Verſuch beſtimmen und feſtſetzen will, voraus wiſſen, und die nothwendigen Umſtände auswählen muß.

Anm. des Ueberſetzers.

Siebendes Hauptſtück.

Von den ſogenannten Grundſätzen, oder Axiomen.

Philalethes.

Es giebt eine Art von Sätzen, die unter dem Namen **Grundſätze** oder **Axiomen** für **Principia** der Wiſſenſchaften angeſehen werden. Da ſie **an und vor ſich** ſelbſt evident ſind, ſo hat man geglaubt, ſie wären uns **angeboren**. – **Meiner Meynung** nach hat indeſſen noch niemand ſich erkühnet, den Grund und die Urſache ihrer Evidenz, welche zum Beyfall gegen dieſelbe gleichſam unüberwindlich hinzöge, zu demonſtriren. Unnütz iſt eine ſolche Unterſuchung niemals, und es gewährt ſicher beträchtlichen Vortheil, wenn man erforſcht: ob eine ſolche große Evidenz dieſen Sätzen allein eigen ſey, wie viel Einfluß ſie in unſre übrige Erkenntniß haben, und ob ſie ſie dirigiren *)?

Theo-

---

*) Es würde mit aller unſerer Erkenntniß ſehr ſchlecht ausſehen, wenn es keine Sätze gäbe, bey welchen wir mit unſern Beweiſen zuletzt ſtehen bleiben könnten. Wir würden uns ins Unendliche verlaufen müſſen; und es würde hier eintreffen, was die Poeten von der Hydra, einer vielköpfigten Schlange gedichtet, daß wenn derſelben ein Kopf abgehauen worden, allemal zwey andere wieder hervorgekommen wären. Dergeſtalt wird man entweder gar nichts mit Gewißheit wiſſen, oder man wird an ſich klare und urſprüngliche Sätze zulaſſen müſſen, die keines weitern Beweiſes bedürftig ſind, und die kein Vernünftiger in Zweifel zieht. Sie führen eben den Namen der Grundſätze, und man findet ſie zuförderſt vermittelſt der anſchauenden Erkenntniß, oder welches einerley iſt, durch eine unmittelbare Folgerung aus den Erklärungen. Ja; jede Erklärung iſt ſchon an ſich ein Grundſatz, beſonders, wenn ſie umgekehrt wird. Ob aber auch die allererſten Grundſätze von den alten Weltweiſen vermittelſt der Erklärungen gefunden worden, kann ich nicht ſagen, vermuthlich ſind ſie

durch

Nutzen der Unterſuchung über die Wahrheit der Grundſätze.

Theophilus. Die Unterſuchung iſt wichtig, und gewährt großen Nutzen. Nur wünſchte ich, daß Sie nicht in den Wahne ſtehen möchten, als wäre ſie gänzlich vernachläßiget worden. Sie werden in den ſcholaſtiſchen Schriften häufig finden, daß ſie von gewiſſen Sätzen ſagen, ſie wären evident *ex terminis*, ſobald man nemlich die Kunſtwörter verſtehet. Sie ſetzten alſo die Kraft der Ueberzeugung in die Verſtändlichkeit der **Kunſtwörter**, mithin in die **Verbindung ihrer Jdeen**. Die Geometer haben die Sache noch weiter getrieben, und ſie öfters zu demonſtriren verſucht. **Proklus** ſagt ſchon von **Thales aus Milet**, einem der älteſten Geometer: daß er die von **Euklides** als evident angegebene Sätze habe demonſtriren wollen. **Apollonius** ſoll andre Grundſätze demonſtrirt haben, ſo wie auch Proklus. Der ſelige **Roberval** wollte noch in ſeinem achtzigſten Jahre neue Anfangsgründe der Geometrie herausgeben.

Thales, Proklus, und Roberval haben den Verſuch gemacht, die Grundſätze der Geometrie zu demonſtriren.

Vielleicht hatten die von Herrn **Arnold** publicirten Anfangsgründe einigen Antheil an dieſen Vorſatz. Er wies in der Akademie der Wiſſenſchaften einige Proben vor. Verſchiedene Mitglieder aber fanden es nicht gut, daß er den Grundſatz, den man für ganz evident hält, **wenn man von gleichen Dingen gleiche Größen abziehet, ſo bleiben die Dinge unter ſich gleich,** mit der Vorausſetzung eines andern beweiſen wollte, nemlich: daß, **wenn man zu zwey gleichen Dingen gleiche Größen hinzuthut, auch gleiches herauskomme.** Man ſagte ihm, er hätte ſie beyde vorausſetzen, oder beyde demonſtriren ſollen. Jch dachte anders und

glaub-

---

durch Betrachtung der einzelnen Dinge und ihrer Verknüpfung dazu gelangt.

Hier hat nun Herr Loke ſich viele Mühe gegeben, die Lehre von den Grundſätzen ins Licht zu ſetzen; — allein es iſt nicht allezeit ſo geſchehen, daß man mit ihm in allem einſtimmig ſeyn könnte.

Poley.

glaubte: daß man ſchon viel gewonnen haben würde, wenn man die Anzahl der Grundſätze verringerte. Die **Addition** iſt ſonder Zweifel auch älter und einfacher, als die **Subtracktion**, weil in **jener** beyde Glieder eines für das andre gebraucht werden, welches bey **dieſer** nicht geſchiehet. **Arnold** that gerade das Gegentheil von dem, was **Roberval** that. Er ſetzte noch mehr als **Euklides** voraus. Man verſteht öfters unter dieſen **Grundſätzen** einmal beſtimmte und feſtgeſetzte Sätze, ſie mögen nun evident ſeyn, oder nicht. Für Anfänger kann das nun freylich ſeinen Nutzen haben, die über die Wahrheiten ängſtlich nachdenken, – und ſehr leicht auf Zweifel und Ungewisheiten gebracht werden können; wenn es aber darauf ankommt, daß die Wiſſenſchaften einen Zuwachs erhalten ſollen, ſo verändert ſich die ganze Geſtalt der Sache. Die **Moraliſten** und die **Logiker** in ihren **Topicis** verbinden eben dieſen Begrif damit, und haben auch eine ziemlich große Menge, ob ſie gleich zum Theil ziemlich verworren und unbeſtimmt ſind. Ueberdem habe ich mich ſchon **öffentlich** und in **Privatgeſellſchaften** darüber erklärt: daß es von großer Wichtigkeit ſeyn würde, alle Axiomen von der **zweyten** Art zu demonſtriren, die man gewöhnlicherweiſe braucht, indem man ſie auf die **Primitivaxiomen**, oder diejenigen, welche nicht **demonſtrirt** werden können, reduzirt *). Dieſe ſind es eben, welche

ich

---

*) Man ſieht leicht, daß nach den von mir angenommenen einfachen Begriffen, die Grundſätze ſo gut wie die Poſtulate nur bey dieſen vorkommen können. Denn die Möglichkeit der zuſammengeſetzten Begriffe muß aus dieſen erwieſen werden.

Dieſe einfachen Begriffe ſind nun: 1) das Bewußtſeyn, 2) die Exiſtenz, 3) die Einheit, 4) die Dauer, 5) die Succeſſion, 6) das Wollen, 7) die Solidität, 8) die Ausdehnung, 9) die Bewegung, 10) die Kraft. Ich will hiemit gar nicht ſagen, daß ſich nicht noch mehr ſollten auffinden laſſen, ich glaube nur, daß ſich unſere jetzt bekannte zuſammengeſetzte Begriffe auf dieſe reduciren laſſen. So iſt z. B. das Bewußtſeyn ein Poſtulatum, weil

bey

ich verſchiedenemal ſo wie auch ganz kürzlich, identiſche genannt habe *).

Phi-

---

bey denkenden Weſen ohne daſſelbe keine Empfindung möglich iſt. Der Begrif der Exiſtenz iſt mit dem Bewußtſeyn nothwendig verbunden, weil der Satz: wer denkt, der iſt, ein Grundſatz iſt. Vermittelſt dieſes Satzes entſteht denn auch der klare Begrif der Exiſtenz. Ich würde zu weitläuftig werden, wenn ich dieſe einfachen Begriffe allhier weiter auslegen wollte. Schade iſt es, daß Wolf nicht auf ſie fiel, es würde ihm alsdenn in der Metaphyſik eben ſo gut wie in der Moral gelungen ſeyn, wie er ſelbſt in ſeiner deutſchen Vernunftlehre geſteht. Er hätte nur den Menſchen als ein Datum annehmen, die einfachen Begriffe aufſuchen, und die Grundſätze und Forderungen, die ſie darbieten, anwenden ſollen. Er grif es aber anders an. Er glaubte bloß, daß er alle dunkeln Wörter definiren, jeden Satz erweiſen, — dieſemnach Definitionen vorgehen laſſen müſte, auf welche ſich die andere ſtützten. Hiebey iſt viel wahres; aber auch etwas falſches. Dies letztere kann man leicht zeigen: Das definirte Wort muß einen möglichen und richtigen Begrif vorſtellen, und die Definition muß dieſen Begrif angeben. Fehlt eins von dieſen Erforderniſſen, ſo fällt man gar leicht in Ungereimtheiten, wovon die Metaphyſik bis jetzt noch nicht hat gereinigt werden können. Bey einfachen Begriffen, ſo wie ich ſie angenommen habe, fällt nun alles Definiren ſchlechthin weg, weil ſie keine Merkmale angeben, es iſt alſo ganz natürlich: daß, wenn man in der Ontologie nicht mit dieſen den Anfang macht, ſondern ſie mit den zuſammengeſetzten vermengt, des Definirens und Beweiſens kein Ende iſt. Denn Beweiſe müſſen ſich auf Definitionen gründen, und Definitionen müſſen bewieſen werden. Da nun die Sprache nicht beſtändig Wörter hat, die man zu ſolchen fortgeſetzten Definitionen gebrauchen muß; ſo fällt man natürlicherweiſe in logiſche Zirkul. Euklides, den Wolf nachahmen wollte, verfuhr grade entgegengeſetzt. Er fieng mit den einfachen Begriffen an. Er legte die Linien und Figuren vor Augen, und es war alſo unmöglich an der Möglichkeit des Begrifs zu zweifeln. Er nahm zur Erörterung ſeiner Begriffe ſeine Poſtulata zu Hülfe, von denen in Wolfens Metaphyſik wenig oder gar nichts vorkommt, und das war es, wodurch die Geometrie eine ſo gewiſſe Wiſſenſchaft geworden iſt.

Anm. des Ueberſetzers.

*) Schon die Schranken der menſchlichen Erkenntniß führen ganz natürlich auf gewiſſe Principien und Quellen derſel-

ben,

Philalethes. Die Erkenntniß iſt an und für ſich evident, wenn die Uebereinſtimmung oder Nichtü-
ber-

ben, welche nicht mehr bewieſen werden können, wo wir alſo mit unſern Demonſtrationen ſtill ſtehen müſſen.

Ich will der Vollſtändigkeit wegen des Herrn von Leibnitz über die Grundſätze geäußerte Meynung aus einem Schreiben an den Kanonikus Foucher in Dyon, und deſſen darauf erfolgte Antwort, jedoch nur ihren ſubſtanciöſen Theilen nach anführen:

—— —— **Deskartes**, ſchreibt er ihm unter andern, ſcheint mir ſeine Grundſätze nicht bedachtſam genug eingerichtet zu haben, da er doch mit dem vernünftigen Zweifeln den Anfang machte.

Es iſt bekannt, daß Proklus, ſelbſt Apollonius, bereits an einer Demonſtration der Axiomen arbeiteten. Indeſſen die Gelehrten, welche ganz in das Detail der Wiſſenſchaften eindringen, verachten abſtrackte und allgemeine Unterſuchungen; — und die, welche bis zu den Principien heraufſteigen, laſſen ſich ſelten in ſpecielle Dinge ein. Ich ſchätze eins ſo hoch wie das andre.

Mein Axiom: daß die Natur nichts durch einen Sprung thue, hat in der Phyſik einen ausgebreiteten Nutzen. Es zerſtöhret alle die Chimären, von Atomen, von den Kügelchen des zweyten Elementes, und ähnliche Grillen. Sie können mit Grunde behaupten, daß alle Größen bis ins Unendliche getheilt werden können. Es iſt keine einzige, und wenn ſie noch ſo klein wäre, in der ſich nicht eine unendliche Menge von Eintheilungen ſollte gedenken laſſen, die man nimmermehr zu Ende bringen wird. Ich ſehe aber auch nicht ab, was daraus Uebels entſtehen könne, oder, warum es ſo nöthig ſey, ſie bis ans Ende und ganz zu ergründen. Ein bis ins Unendliche theilbarer Raum verliert ſich in eine unendlich theilbare Zeit. — Phyſiſche Dinge können ohne Wunderwerk nicht untheilbar seyn, ſo wie ich auch glaube, daß die Natur die Körper bis auf den Grad der Kleinheit bringen könne, den die Meßkunſt annehmen kann.

* * *

Alle die Ausdrücke, die dem Grundſatz *Extrema in idem recidunt*, ähnlich ſind, gehen zu weit. Z. B. wenn man ſagt: das Unendliche ſey eine Sphäre, deſſen Mittelpunkt über

bereinſtimmung der Ideen unmittelbar gewahr genommen werden kann.

Aber

überall, die Peripherie aber nirgends iſt, ſo muß man das nicht nach der Strenge nehmen. Indeſſen haben ſie doch in der Erfindung einen beſonderen Nutzen, ſo wie die in der Algebra. So ſtellet man ſich die Parabel als eine von ihrem Fokus unendlich entfernte Ellipſe vor; — und dadurch behauptet man in den Sätzen, die die Kegelſchnitte betreffen, eine gewiſſe Allgemeinheit. Dieſe Berechnung führet uns zuweilen auf das Unendliche, ohne daß wir daran denken. — Man könnte alſo ſchlieſſen, daß wenigſtens im Falle einer vorgegebenen unendlichen Geſchwindigkeit ein jeder Punkt des Zirkels beſtändig an einem und demſelben Orte ſey; — obgleich allen dieſen Schlüſſen gemäs eine unendliche Geſchwindigkeit eben ſowol als ein unendlicher Zirkel unmöglich iſt. Im Rechnen kann ein ſolcher Zirkel wirklich ſeinen Nutzen haben; — denn, wenn die Analyſe mich lehrt: daß der Radius des verlangten Zirkels auf der gegebenen Fläche unendlich ſey, ſo werde ich daraus ſchlieſſen, daß die ganze Fläche des verlangten Zirkels der Ort ſey, den man ſucht. Wenn ich alſo auch gleich den Zirkel, den ich ſuche, nicht finde, ſo würde ich doch das finden, was ich ſuchen müſte, nemlich, daß der verlangte Ort die verlangte Fläche, und daß in dieſer Fläche ein ſolcher Zirkel nicht anzutreffen ſey. So trift das Sprüchwort ein: Omnia ſana ſanis und ſelbſt aus eingebildeten Ausdrücken ziehet die Analyſe Nutzen. — —

Extrakt aus einem Schreiben des Herrn Kanonikus Foucher.

—— —— —— —— ——

Das Axioma, natura non agit ſaltatim, würde ich gewiß nicht verſtehn, wenn mir nicht zum Glück Ihre zwey Abhandlungen in die Hände gekommen wären, die eine de *motu abſtracto*. und die andre de *motu concreto*; —— —— —— —— So ſehr ich nun dieſe Schriften ſchätze, ſo begreife ich doch nicht allzugut, wie Sie das Theilbare und Untheilbare zu gleicher Zeit annehmen, weil die Zweifel nicht aufgelöſet, und die Einwürfe gehäufet werden. Um die verſchiedenen Theile der Zeit mit denen des Raums, die die beweglichen Dinge durchlaufen, gehörig zu verbinden, ſo müſſen die Untheilbarkeit und die Theilbarkeit von beyden Seiten aufeinander ſtoßen. Denn, Aber es giebt auch Wahrheiten, die man für keine Axiomata hält, welche aber nichts deſtoweniger an und vor

wenn z. B. ein Augenblick untheilbar angenommen wird, und demohnerachtet mit einem Punkt, welcher getheilt werden kann, genau zuſammenhängt, ſo wird der erſte Theil dieſes Punktes ſchon durchlaufen ſeyn, wenn der Augenblick nur erſt die Hälfte vergangen iſt. Und nach dieſer Vorausſetzung muß dieſer Punkt theilbar ſeyn, weil die eine Hälfte eher vergangen iſt, als die andre. Eben dies läſſet ſich von einem untheilbaren Punkte im Verhältniß auf einen Augenblick behaupten, welcher getheilt werden kann. Nimmt man hingegen die Punkte und die Augenblicke gleich theilbar an, ſo bleiben die Zweifel der Sceptiker unauflöslich, — ſo läſſet es ſich nicht darthun, wie Achilles geſchwinder habe gehen können, als eine Schildkröte.

Die Augenblicke und Punkte, wird man dagegen einwenden, ſind der Kraft nach theilbar; — ſie ſind aber nicht wirklich in alle ihre mögliche Theile getheilet, und nach dieſer Vorausſetzung ſind ein groſser und ein kleiner Punkt in einem und demſelben Augenblick durchlaufen. Ich will es einmal annehmen. Aber denn wird die Natur durch einen Sprung handeln, weil ein augenblicklicher Uebergang der Extremität eines Punktes zum andern erfolgt. Und das iſt ja Ihrem Axiom entgegen, anſtatt daß es die bey demſelben vorkommende Schwierigkeiten auflöſen ſollte.

Das andre Axioma, *extrema in idem recidunt*, verhindert die Erkenntniß eines wirklichen unendlichen Dinges gar nicht; — es führt jedoch auf den Schluß, daß dies unendliche Ding für den menſchlichen Verſtand etwas ganz unbegreifliches ſey, und daß wir ſo wenig von dieſem, als von dem Nichts eine poſitive Idee haben. Beyde Extremitäten ſind uns unbekannt, und Plato ſagt gar nicht unrecht: daß ſich der Philoſoph in der Betrachtung des höchſten Weſens, und der Sophiſt in der Betrachtung des Nichts verliere, weil jenen das zu groſſe helle Licht ſeines Objeckts blendet, und dieſen die Finſterniß und dicke Nacht des ſeinigen verdüſtert. Der heilige Dionyſius erklärt aus dieſem Grunde Gott für ein Weſen, welches über alle menſchliche Vorſtellung erhaben ſey; ſo wie auch die Worte des heiligen Paulus eben daſſelbe ſagen: Er wohnt in einem Lichte, daß niemand kommen kann. Wir werden alſo beſtändig zu einem unendlichen Dinge unſre Zuflucht nehmen müſſen, nicht nur um die Urſache

vor ſich ſelbſt evident ſind. Wir wollen daher, wenns Ihnen gefällt, einmal die Probe machen, ob die vier ohnlängſt beurtheilten vier verſchiedene Arten der **Uebereinſtimmung**, – der **Identität**, – des **Zuſammenhanges**, des Verhältniſſes, – und der **wirklichen Exiſtenz**, uns dergleichen Grundſätze an die Hand geben.

Da das unmittelbare Vernehmen der Uebereinſtimmung oder der Nichtübereinſtimmung der Identität ſich darauf gründet, daß die Seele deutliche Ideen hat, ſo verſchaft uns dies ſo viel evidente Sätze, als wir deutliche Ideen haben. Denn wir können eine von der andern negiren, z. B. wenn wir ſagen: ein **Menſch iſt kein Pferd; – Roth iſt nicht Blau. –**

Noch mehr: es iſt eben ſo evident zu ſagen: – **das, was iſt, iſt**; – als: – **ein Menſch, iſt ein Menſch.**

Theophilus. Es iſt wahr; und ich habe es auch bereits bemerkt, der ſpezielle Satz **A iſt A**, iſt eben ſo evident, als der allgemeine, **das, was man iſt, iſt man.** Aber es iſt nicht allemal ſicher, die Sätzets verſchiede-

---

ſache der Zeichen und Wunder zu entdecken, ſondern, wie Sie ſehr wohl einſehen, um die Gründe der Bewegungsgeſetze, und der Wirkungen der Geiſter auf die Körper, ſo wie der Körper auf die Geiſter zu finden. Wie ſollte überhaupt eine Sache exiſtiren, wenn das Seyn ſelbſt nicht exiſtirte? — Könnte man nicht auch im Gegentheile, mit mehrerer Wahrſcheinlichkeit behaupten: daß nur er wirklich exiſtire, die individualiſchen Dinge hingegen nichts bleibendes hätten? — *Semper generantur & nunquam ſunt.*

Dies war das wenige, was ich Ihnen über die Grundſätze antworten zu müſſen glaubte. Eher dergleichen Axiomen zu beſtimmen, als man ſich in das Gebiet der Akademiker, halte ich ganz und gar nicht für rathſam, weil ſie dieſe Methode gar nicht gut fanden. Sie trugen ihre Wahrheiten jederzeit in der ſtrengſten Ordnung vor, und folgten beſtändig dem Faden, den ſie ſich gezogen hatten, um ſo nach und nach aus dem Labyrinth der menſchlichen Unwiſſenheit zu kommen.

• • •

ſchiedener Ideen von einander zu negiren. Als wenn man ſagen wollte: eine dreyſeitige **Figur iſt kein Dreyeck**, weil die Dreyſeitigkeit keine Dreywinklichkeit iſt. Der ſelige **Hardy**, ehemaliger Rath in den Chatelet zu **Paris**, ein großer Mathematiker und Kenner der orientaliſchen Sprachen, der beſonders die alten Geometer gut ſtudiert und auch des Marinus Kommentar über die **Data des Euklides** publicirt hatte, war von der irrigen Meynung: daß die ſchiefe Sektion des Konus, die man Ellipſe nennt, von der ſchiefen Sektion des Cylinders verſchieden ſey, dergeſtalt eingenommen, daß ihm die Demonſtration des **Serenus** paralogiſtiſch ſchien, und ich mit allen meinen Vorſtellungen nichts ausrichten konnte. Er war damals in dem Alter des ſeligen **Robervals**, und ich noch ſehr jung, ſo daß ich eben dieſes großen Unterſchiedes in den Jahren wegen nicht völlig mit ihm harmoniren konnte, ob wir uns gleich ſonſt auf einem recht guten Fuß ſtanden.

Ich habe dieſes Beyſpiel aus dem Grunde angeführt, ihm zu zeigen, wie ſehr weit uns Menſchen die Vorurtheile führen können, wie ſich ſelbſt geſchickte und gelehrte Leute, wie der ſelige **Hardy** war, durch dieſelbe verwirren laſſen, – und wie man ſich allemal irren könne, wenn man eine Idee von der andern negiret, ohne ſie vorher gehörig ergründet zu haben.

Philalethes. §. [illegible]. Was die **Koexiſtenz**, oder die **nothwendige Combination der Ideen** mit einander betrift, ſo werden nur ſehr wenige Sätze **an und vor ſich ſelbſt** evident ſeyn. Indeſſen giebt es deren doch einige; – folgender ſcheint wenigſtens eine innre natürliche Evidenz zu haben. – **Zwey Körper können nicht an einem und demſelben Orte ſeyn.**

Theophilus. Viele unter den Chriſten, Ariſtoteles, und die, welche nach ihm wirkliche Kondenſationen im ſtrengſten **Sinne** annehmen, wodurch ein Körper in einen weit kleineren Ort, als er vorher eingenommen hatte, gedränget wird, leugnen Ihnen das geradezu ab. So wollte der ſelige **Comenius** durch die mit der Windbüchſe gemachte Erfahrung (worüber er auch **einen kleinen Tracktat ſchrieb**), – die neueren philoſophiſchen Räſonnements hierüber widerlegen.

Nehmen Sie den Körper für eine **undurchdringliche Maſſe**, ſo hat ihr Satz ſeine vollkommene Richtigkeit, weil er ganz oder **beynahe identiſch** iſt; – allein man wird Ihnen nicht zugeſtehn, daß ein wirklicher Körper ſo beſchaffen ſey. Wenigſtens wird man doch immer ſagen: daß Gott ihn anders machen könne, ſo daß man die **Undurchdringlichkeit** als der einmal beſtimmten Ordnung der Natur gemäß zugeſtehet, in ſo fern ſie Gott ſo und nicht anders eingerichtet hat.

Philalethes. §. 6. Bey den **Verhältniſſen der zufälligen Beſchaffenheiten** haben die Mathematiker aus dem einzigen Verhältniſſe der Gleichheit viele Grundſätze gemacht, z. B. **Wenn man Gleiches von Gleichem abziehet, ſo bleibt Gleiches übrig.** Indeſſen ſind ſie ſicher nicht weniger evident, als folgende: – **Eins und eins iſt zweyen gleich. Wenn man von den fünf Fingern der einen Hand, zwey nimmt, und von den fünf Fingern der andern Hand auch zwey, ſo wird auch die übrige Zahl der Finger gleich ſeyn.**

Theophilus. Daß **eins und eins** zwey ausmachen," iſt eigentlich keine **Wahrheit**, ſondern eine **Erklärung von Zwey**, obgleich das Wahre und Evidente darinnen liegt: daß es die Erklärung eines möglichen Dinges iſt." Das **euklideiſche Axioma** von den **Fingern**, läſſet ſich nicht blos auf die Finger, ſondern auch auf A und B anwenden. Um nun eine Sache nicht zu oft zu wiederholen, wird es ein für allemal angemerkt, und hernach kann man Subſumtionen machen.

Sonſt zöge man ja die Rechnung mit beſondern Zahlen den allgemeinen Regeln vor, und denn würde man von dieſer Rechnung weniger Vortheil erhalten, als man daraus erhalten kann. Es iſt weit vorzüglicher, das **allgemeine Problem, zwey Zahlen zu finden, deren Summe eine gegebene Zahl macht, und deren Differenz gleichfalls eine gegebene Zahl macht, aufzulöſen als blos zwey Zahlen zu finden, deren Summe 10, und deren Differenz 6 macht.**

Wenn ich bey der zweyten Aufgabe nach der Zahlen- und Buchſtaben-Algebra rechne, ſo wird die Berechnung ohngefähr folgende ſeyn:

Es ſey $a+b = 10$ und $a-b = 6$.

Addiret man nun die **rechte** Seite mit der **rechten**, und die **linke** mit der **linken**, ſo kommt heraus: $a+b+a-b = 10+6$, das iſt, weil $+b$ und $-b$ ſich einander aufheben, ſo ſind $2a = 16$, oder $a = 8$. Subtrahiret man die **rechte** von der **rechten**, und die **linke** von der **linken** (denn $a-b$ **abziehen** iſt eben ſo viel als $-a+b$ **addiren**), ſo kommt folgendes heraus: $a+b-a+b = 10-6$, oder, $2b = 4$ oder $b = 2$.

Ich werde alſo die verlangten a und b erhalten, welche 8 und 2 ſind, oder deren Summe 10 und deren Differenz 6 macht. Indeſſen lerne ich doch hiedurch für andre Zahlen, die man an die Stelle von 10 oder 6 ſetzen kann, noch keine Methode. Ich kann ſie aber eben ſo leicht finden, als die beyden Zahlen 8 und 2, wenn ich x und v an die Stelle von 10 und 6 ſetze. Denn, wenn ich nur gerade ſo, wie vorher verfahre, ſo wird $a+b+a-b = x+v$, oder $2a = x+v$ oder $a = \frac{1}{2}(x+v)$; ferner $a+b-a+b = x-v$. Das iſt $2b = x-v$ oder $b = \frac{1}{2}(x-v)$ ſeyn.

Dieſe Berechnung giebt mithin die allgemeine Regel und den Kanon an. **Wenn man zwey Zahlen verlangt,**

langt, deren Summe und Differenz gegeben iſt, ſo darf man nur die Hälfte der aus der gegebenen Summe und Differenz entſtandenen Summe für die gröſte der verlangten Zahlen, und die Hälfte der Differenz unter der gegebenen Summe und Differenz für die kleinſte annehmen. Ich hätte daher gar keine Buchſtaben nöthig gehabt, wenn ich die Zahlen wie Buchſtaben behandelt, wenn ich, an ſtatt $2a = 16$ und $2b = 4$ geſchrieben hätte $2a = 10 + 6$ und $2b = 10 - 6$. Das hätte alsdenn gegeben

$$a = \tfrac{1}{2}(10 + 6) \text{ und}$$
$$b = \tfrac{1}{2}(10 - 6)$$

Ich würde daher die allgemeine Berechnung in der ſpeziellen haben, wenn ich 10 und 6 für allgemeine Zahlen, als währen es die Buchſtaben x und v, anſehe, — nehme ich eben dieſe Karackteren 10 und 6 für die Zahlen, die ſie gewöhnlicherweiſe anzeigen, ſo werde ich ein in die Sinne fallendes Exempel, vielleicht wol gar eine Probe bekommen. Ich wollte daher (ſo wie **Vieta** die Buchſtaben an die Stelle der Zahlen ſetzen, um allgemeiner rechnen zu können), die Karacktere der Zahlen wieder einführen, weil ſie ſelbſt in der Buchſtabenrechnung bequemer und beſſer ſind, als die Buchſtaben. Ich fand dies bey weitläuftigen großen Berechnungen von ausgebreiteten Nutzen, um Irthümer zu verhüten, ſelbſt um die Proben zu appliziren, ſo wie die Wegwerfung der Zahl **neun**, (ohne das Reſultat davon zu erwarten) wenn an ſtatt der Buchſtaben nur Zahlen ſtehen. Dies läſſet ſich öfters thun, wenn man in den Poſitionen Geſchick beweiſet, ſo daß die Suppoſitionen in ſpeziellen Fällen wahr befunden werden. — Nicht einmal des Nutzens zu gedenken, daß man alsdenn die Verbindungen und die Ordnung genau einſieht, welche die Buchſtaben allein nicht in dem Grade der Deutlichkeit darſtellen, ſo wie ich dies ſchon einmal erinnert, und behauptet habe, daß eine gute **Karackteriſtick** ein ſehr großes Hülfsmittel für unſern Verſtand ſeyn würde.

Philalethes. 17. Die vierte Art der Uebereinſtimmung in den Ideen, die **wirkliche Exiſtenz** giebt uns kein einziges Axioma an die Hand. Denn wir haben, **Gott ausgenommen**, von keinem Weſen auſſer uns eine demonſtrativiſche Erkenntniß.

Ein Axiom in Abſicht der wirklichen Exiſtenz.

Theophilus. Der Satz: **ich exiſtire**, hat die gröſſeſte Evidenz, indem er aus keiner andern erwieſen werden kann *), und alſo eine **unmittelbare Wahrheit** iſt. Denn ſagen zu wollen: **ich denke, alſo bin ich**, heißt eigentlich nicht, die Exiſtenz aus dem Gedanken beweiſen, weil **denken**, und **denkend** ſeyn, einerley iſt; und ſagen, ich **bin ein denkend Weſen**, eben ſo viel heiſt, als, **ich bin**. In gewiſſen Sinne können Sie aber dieſen Satz doch aus der Reihe der Axiomen entfernen, weil er ſich auf eine **unmittelbare** Erfahrung gründet, und nicht zu den nothwendigen Sätzen gehöret, deren Nothwendigkeit aus der **unmittelbaren Uebereinſtimmung** der Dinge erhellet. Im Gegentheil: Nur Gott allein ſiehet, wie die beyde Wörter, **ich**, und die **Exiſtenz** zuſammen verbunden ſind, oder **warum ich exiſtire.**

---

*) Herr von Leibnitz iſt hier ebenfalls auf die Gedanken gekommen, den Begrif der Exiſtenz als einen Grundſatz, — als eine einfache Wahrheit anzuſehen, die nicht erklärt werden könne. Dieſer Grundſatz an ſich iſt ſehr fruchtbar. Wir können z. B. daraus den Grundſatz nehmen: Von mehreren exiſtirenden Dingen iſt keins exiſtirender, als das andere; das heiſt: die Exiſtenz hat keine *Gradus intenſitatis.* Ich weiß wol, daß man von einem Dinge zu ſagen pflegt: es ſey exiſtirender als das andere; ich gebe aber zu bedenken: ob man alsdenn nicht den Begrif der Exiſtenz in den Begrif der Wahrſcheinlichkeit der Exiſtenz der Sache verändert. Wo man alſo vom Wahrſcheinlichen redet, da hat dieſe Redensart etwas Bedeutendes; nicht aber hier. Nun läßt ſich beurtheilen: ob zum Beyſpiel Gott exiſtirender ſey, als andere wirkliche Dinge? nach unſern Begriffen nicht, wol aber nach Wolfens, der den angezeigten Unterſchied nicht in Acht genommen hat.

Anm. des Ueberſetzers.

Dehnt man die Bedeutung des Wortes **Axiom** ein wenig weiter aus, und verſteht darunter eine **unmittelbare**, oder **nichtbeweisbare** Wahrheit; ſo iſt der Satz **ich bin**, allerdings ein Axiom, und man kann in allen Fällen ihn für eine **Primitivwahrheit**, und für unum ex primis cognitis inter terminos complexos, oder für einen der **zuerſt bekannten Sätze** anſehen. Es verſteht ſich von ſelbſt, in der **natürlichen** Ordnung unſrer Erkenntniſſe, weil es doch ſeyn könnte, daß jemand in ſeinem Leben nicht darauf gefallen ſey, dieſen Satz ausdrücklich zu behaupten, ~~daß~~ er ihm ~~aber~~ angeboren ~~ſeyn~~ iſt.

Philalethes. Ich habe geraume Zeit in den Gedanken geſtanden: daß die Grundſätze auf die übrigen Theile unſrer Erkenntniß wenig oder gar keinen Einfluß hätten. Sie haben mir aber das Gegentheil in einem ſehr beträchtlichen Vortheile gezeigt, welchen die identiſche Grundſätze gewähren. Vergönnen Sie indeſſen, daß ich meine Meynung, Ihnen noch einmal vorlege. Ihre Aufklärungen darüber können ſodenn für andre von Nutzen ſeyn.

§. 8. Die Regel der Schule iſt bekannt: **daß alle Räſonnements aus vorher erkannten und ſchon zugegebenen Sätzen entſtehen müſſen.** Nach dieſer Regel hat es das Anſehn: als wenn man die Grundſätze für Wahrheiten hielte, die die Seele eher kennt, als andre, und die anderen Theile unſrer Erkenntniß für Wahrheiten, die von den Axiomen abhiengen.

§. 9. Ich glaube aber im **erſten** Hauptſtück des **erſten** Buchs gezeiget zu haben, daß dieſe Grundſätze nichts weniger als die erſten Kenntniſſe des Menſchen ſind. Das Kind weiß weit eher, daß die Ruthe, die ich ihm zeige, nicht der Zucker ſey, den es vorher gegeſſen hat, als alle Grundſatze.

---

*) Loke ſagt von dem allen nicht ein Wort, und Herr von Leibnitz bildet ſich nur ein, daß ſeine vorher angeführte Räſonnements ſeinen Gegner überzeugt hatten.

Anm. des Ueberſetzers.

Doch Sie unterſcheiden ſpecielle Erkenntniſſe, oder Erfahrungen eines Faktums, von den Principien einer allgemeinen und nothwendigen Erkenntniß, (– und da geſtehe ich, daß man Axiomen annehmen müſſe, –) ſo wie Sie auch die zufällige und natürliche Ordnung gehörig voneinander abſondern.

Theophilus. Ich hatte dabey noch hinzugefügt, daß man in dem gewöhnlichen laufe der Dinge eher ſagen müſſe: eine Sache ſey das, was ſie iſt; als ſie ſeye nicht eine andre. Hier kommt es nicht ſowol auf die Geſchichte unſrer Entdeckungen an, die bey verſchiedenen Menſchen auch immer ſehr verſchieden iſt, ſondern auf die natürliche Verbindung und Ordnung der Wahrheiten, – und dieſe verändert ſich nie. Ihre Anmerkung: daß das, was ein Kind ſieht, nur ein Faktum ſey, verdient noch einige nähere Ueberlegung.

Die Wahrheiten, worauf uns die Sinne führen, geben nach Ihrem eignen Geſtändniß keine ſchlechterdings nothwendige und ſolche Wahrheiten, wogegen ſich nicht das geringſte einwenden ließ. Wenn metaphyſiſche mögliche Erdichtungen erlaubt ſind, ſo könnte man ſagen: daß ſich der Zucker auf eine unmerkliche und unbegreifliche Art in eine Ruthe verwandele, wenn der Knabe unartig iſt, ſo wie am Weynachtsabend, wenn er artig iſt, das Waſſer Wein wird. – – **So wird aber der Schmerz, den die Ruthe verurſacht, nie das Vergnügen werden, welches der Zucker macht.** Hierauf antworte ich: – **Das Kind wird eben ſo ſpät ſich gewöhnen, daraus einen ausdrücklichen Satz zu machen, als es den Grundſatz bemerken wird, daß man nicht behaupten könne, das, was da iſt, könne zu gleicher Zeit nicht ſeyn.** Das hindert indeſſen gar nicht, daß es nicht den Unterſchied zwiſchen Vergnügen und Schmerz, zwiſchen Gewahrwerden und Nichtgewahrwerden begreifen ſollte.

Philalethes. §. 10. Hier haben Sie andre Wahrheiten, welche einen eben ſo hohen Grad der Evidenz haben, als dieſe Grundſätze. Z. B. **Eins und zwey ſind ſo viel als drey.** Dieſer Grundſatz iſt eben ſo evident, als der: **daß das Ganze ſeinen Theilen zuſammengenommen gleich ſey.**

Theophilus. Ich habe Ihnen ſchon verſchiedenemale geſagt, lieber Philaleth, daß der Satz: **eins und zwey macht drey,** weiter nichts ſey, als eine Erklärung des Wortes **drey.** Mithin heiſt der andre Satz: **eins und zwey iſt ſo viel als drey,** nichts anders, als **eine Sache iſt ſich ſelbſt gleich.** Das Axioma, **das Ganze iſt ſeinen Theilen zuſammengenommen gleich,** hat **Euklides** nicht mit ausdrücklichen Worten gebraucht. Es bedarf auch überdem einige Einſchränkung und den Zuſatz: daß **dieſe Theile unter ſich keinen Theil gemein haben müſſen;** denn 7 und 8 ſind Theile von 12, ſie machen aber mehr aus, als 12. **Euklides** ſagt: **das Ganze iſt größer als ſein Theil;** – und dies hat ſeine völlige Richtigkeit. Behaupten, der Körper ſeye größer als der Rumpf, iſt von dem Axiom des **Euklides** nur darinnen unterſchieden, daß ſich dieſer Grundſatz lediglich darauf bezieht, wie es ſeyn muß. Macht man ihn aber zum Beyſpiel, und giebt ihm gleichſam einen Körper, ſo macht man das, was blos ein Gegenſtand des Verſtandes war, auch ſinnlich. Denn ſagen: **dieſes oder jenes Ganze iſt größer als dieſer oder jener ſeiner Theile,** iſt im Grunde der Satz: **das Ganze iſt größer, als einer ſeiner Theile,** nur mit einigen Zuſätzen und Erläuterungen verſehen. Gerade ſo wie der, welcher **AB** ſagt: auch **A** ſagt.

Daraus folgt: daß man Grundſatz und Beyſpiel nicht als verſchiedene Wahrheiten ſich entgegenſetzen, ſondern daß man den Grundſatz dergeſtalt betrachten müſſe, als wäre er in dem Beyſpiele wirklich enthalten, und diene nur dazu, daß das Beyſpiel in einen wahren Satz verwandelt werde. Ganz etwas anders iſt es, wenn dem Beyſpiele ſelbſt die Evidenz fehlt, und die Bejahung des Beyſpieles eine Folge und nicht blos eine Subſumtion eines allgemeinen Satzes iſt, ſo wie dieſer Fall bey den Grundſätzen je zuweilen zutrift.

Philalethes. Ich möchte wol die Leute, welche alle Erkenntniß (die Erkenntniß der Faktorum ausgenommen,) auf allgemeine angeborne und ihrer Natur nach evidente Grundſätze eingeſchränkt wiſſen wollen, fragen: aus welchem Principium ſie beweiſen, daß **zweymal zwey vier** ſey? Denn man erkennt nach ihrer Meynung die Wahrheit dieſer Art von Sätze, ohne irgend einen Beweis. Was ſagen die dazu? –

Nutzen allgemeiner Grundſätze.

Theophilus. Daß **zweymal zwey vier** iſt, kann man keinesweges als eine ganz **unmittelbare** Wahrheit anſehen, vorausgeſetzt, daß **vier** ſo viel bedeutet, als **Drey und Eins.** Man kann alſo dieſen Satz folgendergeſtalt demonſtriren:

Erklärungen. 1) **Zwey**, iſt Eins und Eins.
2) **Drey**, iſt Zwey und Eins.
3) **Vier**, iſt Drey und Eins.

Grundſatz. Wenn man gleiche Dinge an die Stelle ſetzt, ſo bleibt die Gleichheit demohnerachtet.

Demonſtration: 2 und 2 iſt 2 und 1 und 1. (vermöge der erſten Definition).
2 und 1 und 1 iſt 3 und 1. (S. die zweyte Definition).
3 und 1 iſt 4. (S. d. dritte Defin.)

$$2 + 2 =$$

$$\overline{(\underbrace{2 + 1} + 1)}$$

$$= \underline{(3 + 1)}$$

$$= 4.$$

Folglich iſt 2 und 2 vermöge des Grundſatzes ſo viel als 4. — W. z. B. W.

Anſtatt zu ſagen: 2 und 2 wären 2 und 1 und 1, könnte ich ſagen, daß 2 und 2 gleich wären, 2 und 1 und 1, u. ſ. f. Der Kürze wegen kann man es aber darunter verſtehen, nach einem andern Grundſatze, — daß ein Ding ſich ſelbſt gleich, und daß ein und eben daſſelbe Ding auch gleich ſey.

Philalethes. So unnöthig auch dieſe Demonſtration in Rückſicht auf ihre ſehr bekannte Konkluſion iſt; ſo lehret ſie doch, wie ſehr die Wahrheiten ſelbſt von den Erklärungen und Grundſätzen abhängen. Ich ſehe mithin ſchon im Geiſte ihre Antworten auf verſchiedene Einwürfe gegen den vorgegebenen Nutzen der Grundſätze voraus. Man wirft nemlich ein: daß eine unzähliche Menge von Principien entſtehen werde. „Darauf antwortet man: — daß es blos daher komme, weil man die **Korollarien**, die vermittelſt eines Axioms aus der Erklärung flieſſen, zu den Principien rechnet.“ Weil nun die Erklärungen und Ideen wirklich unzählich ſind, ſo werden es die Principien in dieſem Sinne auch ſeyn: indem ich mit Ihnen darinnen übereinſtimme, daß die Principien, welche nicht bewieſen werden können, identiſche Grundſätze ſind. Auch dadurch, daß man ſie zu Beyſpielen macht, werden ſie unzählich; im Grunde betrachtet, kann man aber die Sätze *A* iſt *A* und *B* iſt *B*, für ein auf verſchiedene Weiſe ausgedrucktes Axiom anſehen.

Theophilus. Eben dieſer Unterſchied derer Grade der Evidenz iſt Urſache, warum ich keinesweges annehmen kann, daß alle die Wahrheiten, die man **Principia** nennet, und die ihrer Natur nach für evident gehalten werden, weil ſie mit den erſten unbeweisbaren Grundſätzen genau verbunden ſind, in gar keinem Zuſammenhange ſtänden, und gar keine Aufklärung und Licht von einander erhielten. Denn ſie laſſen ſich beſtändig **entweder** auf Grundſätze ſelbſt, oder auf andre den Grundſätzen näher liegende Wahrheiten reduciren, ſo wie ich es Ihnen an der Wahrheit 2 und 2 macht 4, gezeigt habe. Ueberdem wiſſen Sie es auch aus meiner Erzählung, daß **Roberval** die Zahl der **euklideiſchen** Grundſätze ſehr verkleinerte, indem er einen auf den andern reducirte.

Philalethes. §. 11. Der gelehrte Schriftſteller, der zu unſern Unterredungen bis itzt Stof gegeben hat, geſteht freylich zu, daß die Grundſätze von einigem Nutzen ſind, glaubt indeſſen doch, daß ſie eher dazu dienen, den Zänkern das Maul zu ſtopfen, als den Fortgang der Wiſſenſchaften zu befördern. Ich wünſchte nur eine Wiſſenſchaft auf dergleichen Grundſätzen auferbauet zu ſehen, die ſich nicht ohne ihnen aufrecht erhalten würde.

Die Geometrie kann ohne Grundſätze und identiſche Wahrheiten nicht beſtehen.

Theophilus. Sonder Zweifel gehöret die Geometrie unter dieſe Wiſſenſchaften. **Euklides** *) gebraucht die Grundſätze ausdrücklich bey den Demonſtrationen, und das Axiom: **zwey homogene Größen ſind einander gleich, wenn die eine weder größer, noch kleiner, als die andre iſt,** bleibt das Fundament von **Euklides** und **Archimedes** Demonſtrationen der Größe der krummen Linien. **Archimed** gebrauchte die Grundeſätze dazu, wozu **Euklid** ſie nicht zu gebrauchen nöthig hatte, z. B. zu beweiſen, daß **unter zwey Linien, deren jede beſtändig nach einer Seite konkav wird, die, welche die andre einſchlieſſet, die gröſte ſey.**

---

*) Herr Loke muß den Euklides nicht geleſen haben: denn dieſer hat eben ſeine Geometrie auf ganz allgemeine Grundſätze gebaut. Der große Wolf hat eben aus dem Euklides die wahre mathematiſche Methode, oder die Lehrart der Vernunft, zu unſern Zeiten wiederhergeſtellt, und dieſelbe in ſeinen mathematiſchen und philoſophiſchen Werken glücklich angebracht, welche denn allezeit ein ſchönes Muſter bleiben werden, das man vor Augen haben kann, wenn man demonſtrativiſch ſchreiben will. So hat ja auch Herr Newton ſein ſo ſchönes Buch de Principiis philoſ. nat. mathem. auf Grundſätze gebaut: und können denn nicht alle Geſetze der Bewegung bey dem Zuſammenſchlagen der Körper, aus dem allgemeinen Newtoniſchen Grundſatze: Actio & reactio ſunt aequales, hergeleitet werden?

Poley.

Eben ſo nöthig braucht man in der Geometrie die **identiſchen Axiomen**, z. B. den Satz des Widerſpruchs [*]) oder die Demonſtrationen, die auf das Unmögliche führen. Die übrigen Grundſätze, die ſich daraus beweiſen laſſen, brauchte man freylich nicht, wenn man aus identiſchen Grundſätzen und Definitionen die Konkluſionen unmittelbar herleiten wollte. Denn würde aber aus der Menge der Demonſtrationen und beſtändigen Wiederholungen, die unvermeidlich wären, eine unglaubliche Verwirrung entſtehen, weil man jedesmal, ſo zu reden, ab ovo anfangen müſte. Dies wird nun aber alles verhütet, wenn man Mittelſätze, die ſchon bewieſen ſind, als wahr vorausſetzet. Eine ſolche Vorausſetzung ſchon bekannter Wahrheiten hat bey den Grundſätzen erheblichen Nutzen, weil ſich die Geometer ihrer faſt jeden Augenblick bedienen müſſen, ohne ſie gerade immer anzuführen, und man ſich äuſſerſt hintergehn würde, wenn man ſie deshalb nicht finden wollte, weil ſie nicht am Rande ausgedruckt ſind.

---

[*]) Der Hauptfehler, warum Herr **Loke** den ganz allgemeinen Grundſätzen, beſonders dieſen beyden: **was iſt, das iſt; und eben daſſelbe Ding kann nicht zu gleicher Zeit ſeyn, und nicht ſeyn;** allen Nutzen abſpricht, beſteht darinn: daß er ſich beredet, weil ganze Wiſſenſchaften ſich nicht aus ſelbigen herleiten und erfinden ließen; ja weil man nicht ohne Offenbarung die Theologie aus ſelbigen erlernete: ſo hätten ſie auch keinen Nutzen, ſie wären nicht lehrreich. Allein niemand nimmt die erſten Gründe in ſolchem Verſtande, als könnte man nicht ohne dieſelben die Wahrheit anderer an ſich klaren Sätzen einſehen. Alle Wiſſenſchaften haben auch ihre eigenen Grundſätze, die bey den Abhandlungen derſelben zum Grunde ſtehen; dafern man ſie demonſtrativiſch vortragen will. Gleichwol kommen öfters Fälle vor, da man ſich genöthigt ſieht, die erſten Gründe zu Hülfe zu nehmen. Dieſe Gründe enthalten alleine und an ſich betrachtet, keine andere Wahrheiten in ſich, die man aus ihnen folgern könnte, ſondern ſie helfen nur zu andern Wahrheiten, wenn ſie mit beſondern Wahrheiten verknüpft werden, ſo daß ſie zu einer Schlußrede den Mittelbegrif abgeben. Z. B. der Grundſatz: **alle runde Körper machen einen runden Schatten**; iſt an ſich eben nicht lehrreich, mit Herrn **Loken** zu reden; dieſem aber ungeachtet dient er dazu, eine andere Wahrheit vermittelſt deſſelben zu finden. Denn beobachte ich eine **Mondfinſterniß**, und ich werde gewahr, daß es eben die Erde ſey, die in dem Monde einen runden Schatten macht; und es fällt mir dabey der Grundſatz ein: daß **alle runde Körper einen runden Schatten machen**: ſo finde ich eine neue Wahrheit: derowegen iſt auch die Erde ein runder Körper. Ich ſchlieſſe förmlich ſo: **was einen runden Schatten macht, das iſt rund; die Erde macht in der Mondfinſterniß einen runden Schatten: derowegen iſt die Erde rund.** Woraus denn erhellt, daß je allgemeiner ein Grundſatz iſt, deſto fruchtbarer iſt derſelbe; folglich ſind auch die allge-

Philalethes. Keiner wird die chriſtliche Religion auf dergleichen Grundſätze aufgebauet wiſſen wollen, oder annehmen, daß die Erkenntniß, die wir davon haben, von dieſen Grundwahrheiten abgeleitet ſey. Die Offenbarung hilft uns zur Erkenntniß dieſer verehrungswerthen Religion, — ohne Offenbarung hätten dieſe Grundſätze uns niemals dazu behülflich ſeyn können. Die Erleuchtung, die wir in unſern Begriffen haben, erhalten wir alſo entweder von den Dingen ſelbſt, oder unmittelbar von dem wahrhaftigen und untrüglichem Gotte.

Theo-

---

meineſten Gründe zum Wachsthum der Wiſſenſchaften beförderlich. Kurz, Herr Loke hat noch einen ganz ſeichten Begrif von dieſen Gründen und ihrer Anwendung gehabt; er hat es nicht eingeſehen, was für einen ungemeinen Nutzen das allererſte Principium, ich meyne den Hauptſatz des Widerſpruchs verſchaft. Nun zwar geſteht Herr Loke dieſen Gründen in philoſophiſchen, und auch theologiſchen Streitigkeiten noch einigen Nutzen zu; allein er nimmt mit der andern Hand, was er mit der einen giebt.

Poley.

Anwendbarkeit der Grundſätze in der Theologie.

Theophilus. Dieſer Fall iſt eben ſo, als wenn ich ſagen wollte, die Arzneygelehrſamkeit gründet ſich auf die Erfahrung, folglich kann man die Vernunft gar nicht gebrauchen. Die **chriſtliche** Theologie, dieſe wahre Arzney für die Seele, gründet ſich auf die Offenbarung, welche durchgehends mit der eigenen Erfahrung übereinſtimmt. Soll das Ganze vollſtändig werden, ſo muß die natürliche Theologie noch hinzukommen, die ſich auf Grundſätze der Vernunft bezieht, welche ewig iſt. Iſt denn nicht ſelbſt das **Prinzipium, daß die Wahrhaftigkeit** ein **Attribut Gottes** ſey, worauf nach Ihrem eignen Geſtändniß die Gewisheit der Offenbarung gegründet iſt, ein aus der natürlichen Gottesgelahrtheit entlehnter Grundſatz? –

Philalethes. Man unterſcheide doch die Methode, eine Wiſſenſchaft zu erhalten, und ſie andern beyzubringen. Nach Errichtung der Schulen und Ernennung der Profeſſoren, hat man dieſe Grundſätze zu Mitteln gebraucht, um dem Verſtande der Schüler dieſe Wahrheiten deſto tiefer einzudrucken, und ſie durch dieſelbe von dieſen oder jenen ſpeziellen Lehren zu überzeugen. In beſondern Dingen fanden die erſte Erfinder die Wahrheit ohne Beyhülfe der allgemeinen Grundſätze.

Haben ſpezielle Wahrheiten viel Gelegenheit zu allgemeinen gegeben?

Theophilus. Ich wünſchte, daß man dieſes vorgegebene Verfahren aus Beyſpielen von ſpeziellen Wahrheiten erwieſen hätte. Aber; – wenn man die Sache recht genau überlegt, ſo wird man jene Methode eben von keiner ſonderlichen Anwendbarkeit in den Wiſſenſchaften finden. Und ein Erfinder, der eine blos ſpezielle Wahrheit erfindet, verdient dieſen ſonſt großen Namen nur halb.

Freylich kann ein wohl überdachtes Beyſpiel einem ſcharfſinnigen Kopfe Gelegenheit geben, eine allgemeine Wahrheit zu ſuchen. Wird er ſie aber deshalb finden? Will man ordnungsmäßig und methodiſch bey der Sache verfahren, ſo iſt dieſe Art der Erfindung überdem nicht der ſicherſte und gewöhnlichſte Weg. Man geht ihn auch nur in dem Falle, da die gewöhnlichen Methoden zu kurz ſind. So ſoll **Archimed** die Quadratur der Parabel dadurch gefunden haben, daß er ein paraboliſch geſchnittenes Stück Holz wog. Man darf aber mit der Penetration dieſes großen Mannes nur einigermaſſen bekannt ſeyn, um gleich zu ſehen, daß er eines ſolchen Hülfsmittels gar nicht benöthigt war. Ich will indeſſen zugeben, daß dieſe empiriſche Art beſondre Wahrheiten zu finden, eine Gelegenheit zu der ganzen großen Menge der gemachten Entdeckungen geweſen ſey. Daraus folgt jedoch nicht im geringſten, daß ſie hinlänglich war, ſie wirklich dadurch zu finden. Die berühmteſten Erfinder haben auch deshalb mit dem lebhafteſten Vergnügen die Grundſätze und allgemeine Wahrheiten bemerkt, wenn ſie auf ſolche ſtoſſen konnten. Sonſt wären ihre Erfindungen ſehr unvollſtändig geweſen *).

Das ganze Verdienſt der Schulen und der lehrer auf denſelben beſtand alſo darinnen, daß ſie die Grundſätze und andre allgemeine Wahrheiten aufſamleten. Möchten ſie dies doch mit beſſerer Auswahl, gröſſerer Ordnung und Ueberlegung gethan haben! die Wiſſenſchaften würden denn mehr Zuſammenhang, licht und Ordnung haben. Ich bin indeſſen gar nicht in Abrede, daß unter der Methode, Wiſſenſchaften zu lehren, und derjenigen, ſie zu erfinden, ein beträchtlicher Unterſchied ſey. Dies gehört aber nicht in die gegenwärtige Unterſuchung.

---

*) Man muß das ganze Räſonnement in Rückſicht auf ſein Syſtem erklären, nach welchem alle unſre Vorſtellungen auf einmal in uns liegen, und ſich nur eine nach der andern entwickelt ꝛc. — — — Sonſt iſt es entſchieden, daß die ohngefähren Zufälle auſſerordentliche Gelegenheit zu Erfindungen gegeben haben.

Anm. des Ueberſetzers.

Das **Ohngefähr** *) hat auch einen anſehnlichen Theil an der Erfindung. Hätte man von je her die Gelegenheiten dazu bemerkt, und ihr Andenken auf uns gebracht, ſo könnte ein ſolches Detail der näheren Veranlaſſungen einem anſehnlichen Theil der **Geſchichte der Kunſt** ausgemacht haben. Dabey wäre es nicht im geringſten nöthig geweſen, Syſteme daraus zu erbauen. Auch die ſpezielleſten Nachrichten von dem ſtuffenweiſe gröſſern Fortgange der Erfinder in ihren Erfindungen und Entdeckungen, (welche freylich manchmal durch Umwege und Seitengänge, doch oft durch Wahrheit hinführten) und ihre immer höher ſteigende Verſuche, würden dem Publikum auſſerodentlichen Vortheil ſtiften. Ein Syſtem nach dieſer Anleitung erbauet, gliche aber allemal einem ganz in die Höhe gerichteten Hauſe, wo man alles Werkzeug, deſſen ſich die Architeckten bey der Einrichtung deſſelben bedienten, auf bewahren wollte.

Die beſten Lehrmethoden ſind allemal die, welche die Wiſſenſchaften aus ihrem eigenen Vorrathshauſe hervorziehen. Sind dieſe Methoden alsdenn nicht empiriſch; — das heiſt: **werden die Wahrheiten aus Gründen oder Beweiſen hergeleitet**, ſo geſchiehet es allemal durch **Grundſätze**, **Lehrſätze**, und andre **allgemeine Kanons** von der Art.

Die Aphoriſmen können blos aus ſpeziellen Wahrheiten hergeleitet werden.

Ganz anders verhält es ſich mit den **hippokratiſchen Aphorismen**. Von dieſen allgemeinen, oder wenigſtens oft richtigen Wahrheiten des Faktums, welche durch Beobachtungen und angeſtellte Verſuche gefunden werden, hat man nicht allemal ganz überführende Gründe. Doch hievon reden wir gegenwärtig nicht, weil ſie ſich aus der Verbindung der Ideen untereinander nicht herleiten laſſen.

---

*) Wem fällt hier nicht Bertold Schwarz, der Erfinder des Schießpulvers, ein.

Anm. des Ueberſetzers.

Philalethes. Die Nothwendigkeit der Grundſätze iſt meinem Bedünken nach auf folgende Art allgemein angenommen worden.

Die Schulen ſahen die **Diſputirkunſt** als das herrlichſte Kleinod eines Gelehrten an. Wer beym Diſputiren den Wahlplatz behielt, – und der behielt ihn, der zuletzt ſprach, – erhielt von ihnen Lorbeeren, und ward Sieger. Um nun den ſtarrköpfigen Gegner eines andern zu überzeugen, muſten freylich Grundſätze feſtgeſetzt werden.

Ob die Grundſätze blos zum Behuf der Diſputirkunſt erfunden worden ſind.

Theophilus. Die philoſophiſchen Schulen würden ſonder Zweifel beſſer thun, wenn ſie, wie die Aerzte, Chymiker und Mathematiker, die Praxis mit der Theorie verbänden, und dem, der es am beſten gemacht hätte, einen Preis zuerkennten. In der Moral beſonders müſte ihn der haben, der das Beſte darüber geſagt hätte.

Indeſſen; da es Materien giebt, wo eine Unterredung oft eben ſo gut, und nicht ſelten allein ein Kennzeichen iſt, woraus die Geſchicklichkeit eines Menſchen erhellt, als in metaphyſiſchen Materien; ſo war es in gewiſſer Abſicht Recht von dem Geſchick und Genie eines Volks aus dem Erfolge zu urtheilen, den die Unterredungen gehabt haben. Es iſt bekannt, daß gleich im Anfange der **Reformation** die Proteſtanten ihre Gegner einluden, zu einer Unterredung und zu einem Diſput zu kommen, und das Publikum hat von dem glücklichen Ausgange dieſer Diſputen für die **Reformation** einen günſtigen Schluß gemacht. Eben ſo ausgemacht iſt es, daß die Kunſt zu reden, und über die Gründe Licht und Nachdruck zu verbreiten, – und, wenn man es ſo nennen darf, die **Diſputirkunſt** in einem Staats- und Kriegesrath, in den Gerichtsſtuben, in Berathſchlagungen der Aerzte, und ſogar im gemeinen Umgange vermag. Man iſt verpflichtet, zu dieſem Mittel ſeine Zuflucht zu nehmen, und ſich bey dieſen Vorfällen ſtatt der Fakta mit Worten zu begnügen,

gnügen; unter andern auch deshalb, weil es auf eine Begebenheit oder ein zukünftiges Faktum ankommt, wobey man die Wahrheit durch die Wirkung zu ſpät erfahren würde.

Die **Diſputir-** oder die Kunſt, durch Gründe zu ſtreiten, (hierunter verſtehe ich auch die Anführung der Autorität und der Beyſpiele), iſt daher von großem und ausgebreiteten Nutzen. Aber zum Unglück iſt ſie in einer ſehr üblen Verfaſſung, und dies iſt auch der Grund, warum man ſich derſelben gar nicht bedient, oder doch falſch ſchlieſſet. Ich bin deswegen mehr als einmal Willens geweſen, über die Unterredungen der Theologen, von denen wir Nachricht haben, meine Anmerkung zu machen, die Fehler derſelben zu bemerken, und die Mittel anzuzeigen, wie man ihnen abhelfen könne. Wenn die Staatsmänner, denen die gröſte Macht anvertrauet iſt, nicht geſunden Verſtand genug beſitzen, ſo haben auch in ihren Berathſchlagungen Anſehen oder Beredſamkeit allemal die Oberhand, wenn ſie wider die Wahrheit gerichtet ſind. Kurz, die Unterredungs- und Diſputirkunſt müſte völlig umgeſchmolzen werden; der Vortheil, den der zuletzt Redende hat, findet faſt allein im freyen Umgange ſtatt. In Berathſchlagungen gehen die Stimmen nach der Ordnung, man mag nun von dem letzten in der Reihe anfangen, oder bey ihm aufhören. Freylich fängt der Päſident gewöhnlicherweiſe an und endigt auch, das heiſt: er hat den Vorſchlag und thut den Ausſchlag. Aber er thut doch den Ausſchlag nach der Mehrheit der Stimmen. Und bey den akademiſchen Diſputirübungen redet der Reſpondent zuletzt, und behält nach einer hergebrachten Gewohnheit das Schlachtfeld faſt immer. – – – Mann will ihn hier nun prüfen, aber nicht verwirrt machen; – man hat bey dieſem Streite nicht die Unterſuchung der Wahrheit zur Abſicht. Oft werden auf einem Katheder ganz entgegengeſetzte Sätze vertheidigt. Einſt zeigte man dem **Kaſaubonus** den Saal der **Sorbonne**

Mängel der Diſputirkunſt.

und ſagte ihm: – **hier hat man ſeit vielen Jahrhunderten diſputirt.** – Er antwortete: **Was hat man hier ausgemacht?** – –

Philalethes. Man hat aber doch dafür zu ſorgen gewuſt, daß das Diſputiren nicht ewig dauren, und daß man endlich ein Mittel fände, unter zwey gleich ſtarken Streitern zu entſcheiden, um zugleich der ungeheuren Kette von Syllogiſmen, die daraus entſtehn würde, auszuweichen. Dies Mittel beſtand aber darinnen: daß gewiſſe allgemeine, an und vor ſich gröſtentheils evidente Sätze eingeführt würden. Dieſe, weil ſie ihrer Natur nach von allen Menſchen mit völliger Zuſtimmung angenommen werden konnten, muſten nunmehro auch als ein allgemeiner Maaßſtab der Wahrheit angeſehn werden, und ſtatt der **Principien** (weil die Diſputirende keine andre feſtgeſetzt haben,) dienen, an die ſich nun beyde Theile halten, welche keiner von beyden überſchreiten muſte. Da nun dieſe Maximen den Namen der **Principien** erhielten, die man beym Diſputiren nicht leugnen dürfte, und die dem ganzen Streite ein Ende machten, ſo wurden ſie **aus Verſehen** für die Quellen unſrer Erkenntniß und die Gründe der Wiſſenſchaften angeſehen.

Die Grundſätze würden auch denn von großem Nutzen ſeyn, wenn man ſie nur als Poſtulate betrachtete.

Theophilus. Möchte man ſie doch in allen Diſputen auf die erwähnte Art gebrauchen, ſo würde wenigſtens dadurch etwas entſchieden werden. Und könnte man wol etwas beſſeres thun, als ſtreitige, noch nicht entſchiedene Wahrheiten, mithin auch den Streit darüber auf evidente unſtreitige zu bringen? – würde man ſie dadurch nicht wirklich bis zur Demonſtration erheben? — dann wären dieſe Principien, welche durch genaue Beſtimmung deſſen, was wahr iſt, dem Streite ein Ende machten, zu gleicher Zeit **Quellen unſrer Erkenntniß.** Denn laſſen ſie ſich beydes im Studierzimmer, und, wenn man will, auf dem Rednerſtuhl und der Kanzel als ſolche Erkenntnißquellen gebrauchen. Wären auch wirklich dieſe

Principien mehr Heiſche- als Grundſätze, (ich nehme die Heiſcheſätze nicht, wie **Euklid**, ſondern wie **Archimed** ſie verſtand, mithin für ſo lange zugeſtandene Vorausſetzungen, bis man ſie beweiſen kann,) ſo würden doch eben durch dieſe Principien alle andre Streitfragen auf eine ſehr unbeträchtliche Anzahl von Sätzen reduciret werden können.

Leider! beobachtet man bey **akademiſchen Streitigkeiten** gerade das Gegentheil. Anſtatt allgemeine Grundſätze feſtzuſetzen, verſucht man alles, was man nur kann, um ſie durch eitle und unverſtändliche Diſtinktionen zu ſchwächen, nimmt gewiſſe allgemeine philoſophiſche Regeln an, von denen zwar in weitläuftigen Büchern viel Erheben gemacht wird, welche aber im Grunde betrachtet unbeſtimmt, unſicher, und durch das viele diſtinguiren der Gefahr unterworfen ſind, lächerlich gemacht zu werden. Dadurch werden Streitigkeiten ſo wenig zu Ende gebracht, daß ſie ſich vielmehr auſſerordentlich häufen, und den Gegner endlich ermüden. Er wallet alsdenn in einem dunklen Wege, wo man ihn von vorne und von hinten zuſtößt und ſchlägt, wo aber Niemand weiß, wer ihn geſchlagen hat.

Mißbrauch der Diſtinktionen beym Diſputiren.

Für den Reſpondenten, der gewiſſe Sätze vertheidigen will, iſt dieſe Methode. Sie dient ihm zum Schild, auf den keine Pfeile haften, und zum Helm, der ihn unſichtbar macht. Er muß ſchon ſehr ungeſchickt, oder ſehr wenig auf ſeiner Huth ſeyn, wenn man ihn auf ſolche Art beym Irthum ertappet.

Allerdings haben viele Regeln ihre **Ausnahmen**, bey Streitigkeiten, welche durch äuſſere Umſtände ſehr beſtimmt werden, z. B. in der **Rechtsgelehrſamkeit**. Denn müſſen aber auch, wenn man irgend einen nützlichen Gebrauch davon machen will, dieſe Ausnahmen der Anzahl und ihrer eigentlichen Bedeutung nach, ſo viel es möglich iſt, genauer beſtimmt ſeyn. Eine jede Ausnahme könnte nun wieder **Unterausnahmen**, – **Replicken**, – und dieſe Duplicken haben, u. ſ. f. Nur müſten am Ende der Berechnung die Ausnahmen und Unterausnahmen gehörig beſtimmt, wohl geordnet ſeyn, und denn doch etwas Allgemeines ausmachen. Die **Rechtsgelehrſamkeit** giebt merkwürdige Beyſpiele hievon an die Hand.

Dabey wäre indeſſen zu beſorgen, daß, wenn dieſe Art von Regeln, mit ihren Ausnahmen und Unterausnahmen bey den akademiſchen Streitigkeiten in Gang gebracht werden ſollte, man unaufhörlich mit der Feder in der Hand zu ſtreiten, und auf beyden Seiten ein Protokoll zu halten genöthigt werden würde. Dies wäre auch überdem unvermeidlich, wenn man immer in ſyllogiſtiſcher Form, mit ewigen Diſtinktionen diſputiren wollte, wo das feſteſte Gedächtniß ſich am Ende doch getäuſcht und hintergangen finden kann. Dafür iſt nun wol geſorgt, weil man ſich nie die Mühe geben wird, die ſyllogiſtiſche Form ſo hoch zu treiben, und die gemachten Räſonnements gleichſam zu protokolliren, wenn die Unterſuchung der Wahrheit ſich nicht auf der Stelle belohnt. Die Mühe würde auch ſicherlich vergebens ſeyn, und die gewünſchte Abſicht nie erreicht werden, wenn nicht alle Diſtinktionen **entweder** auf einmal ganz verſcheucht, **oder** beſſer und gründlicher geordnet werden.

Philalethes. Bey dem allen, iſt es doch unläugbar, daß, die gewöhnliche Schulmethode, da ſie auch auſſer den Schulen in öffentlichen Geſellſchaften Mode geworden iſt, vielen Schaden ſtiftet. Sobald man **mittlere Ideen** hat, ſo läßt ſich deren Verbindung ohne jene Grundſätze gar bald einſehen: – und das wäre meiner Meynung nach für gelehrige und rechtſchafne Leute hinlänglich. Der ſtrenge Schulzwang in der einmal eingeführten Methode hat aber einmal ſo weit Wurzel geſchlagen, und viele Anhänger dieſes Syſtems dergeſtalt gefeſſelt, daß ſie den augenſcheinlichſten Wahrheiten ſo lange widerſprechen, bis ſie ſich **entweder** widerſprechen, **oder** ihre eigene Grundſätze über den Haufen werfen müſſen. Kein Wunder alſo, daß ſie in alltäglichen Geſellſchaften ſich mit Schulprincipien rühmen, und überhaupt als unvernünftige, knechtiſche Nachahmer alles wegdebütiren, was nur irgend nach Schulbegriffen ſchmeckt. Vernünftige Menſchen, die auſſer dieſem Zirkel leben, und nur in der Erziehung nicht verwahrloſet ſind, würden kaum glauben, daß eine ſo elende Methode gerade unter denen ihre Anhänger und Vertheidiger gefunden hätte, die nach Wahrheit forſchen, und Religion und Natur ſtudieren wollen. Ich mag gar nicht unterſuchen, wie großen Nachtheil dieſe Methode anrichten, wie ſie im eigentlichen Verſtande junge Liebhaber der Wahrheit von ihrem Eifer in der Unterſuchung derſelben zurückhalten, und ſie wohl gar daran zweiflend mache, ob es auch wirklich eine **Wahrheit in der Welt gebe**, oder, ob es ſolche Wahrheiten gebe, die überdacht und beherzigt zu werden verdient? – Uebrigens glaube ich gewis, daß, diejenigen Oerter ausgenommen, wo die **peripatetiſche** Philoſophie verſchiedene Jahrhunderte hindurch ihren Zepter über alle Schulen erſtreckte, dieſe Grundſätze ſonſt nirgends als Grundſtützen der Wiſſenſchaften, und wichtige Beförderungsmittels der Erkenntnis angenommen werden, die wir von den Dingen in der Welt haben *).

Theophilus. Ihr großer Lehrer, mein lieber Philaleth, glaubt: daß die Schulen allein geneigt wären, die **Grundſätze** anzunehmen; und doch iſt dies die allgemeine Meynung des ganzen Menſchengeſchlechtes. Die Sprüchwörter, welche bey allen Nationen der Erde gänge und gebe ſind, mögen zum Beweis dienen; – und dieſe beſtehen

---

*) Die Bemerkungen, die Loke gelegentlich über den Schaden macht, welchen ſchlechte Schulen anrichten, ſind in gewiſſem Sinne auf viele unſrer gegenwärtigen Schulen noch immer anwendbar. Denn es iſt bey ofnen Augen gar nicht zu leugnen, daß der erſchreckliche Pedantiſmus vieler Lehrer der Schulen, ihre äuſſerſt unſchickliche Lehrmethode, und die ſchlechte Auswahl der Sujets in ihrem Vortrage manchen jungen Menſchen von der Ausbildung ſeiner ſchönen Fähigkeiten abhalten.

Anm. des Ueberſetzers.

hen gewöhnlicherweiſe aus Grundſätzen, die das Publikum als wahr angenommen hat. So wie indeſſen die Fehler großer Leute, die mit ausgebreiteter Gelehrſamkeit reife Urtheilungskraft verbinden, mehr in den Ausdrücken, als in der Sache ſelbſt liegen, ſo ſehe ich auch bey Ihrem Lehren gar wohl, daß ihn der Pedantismus, und die wirkliche Chikane ſo vieler Menſchen, die ſich in den gewöhnlichen Geſellſchaften des Lebens der Grundſätze beſtändig bedienen, (da es doch hier nicht wie in den Schulen, auf die Ueberzeugung als das Haupterfordernis zum Sieg ankommt), gegen die Grundſätze ſelbſt aufgebracht habe. Gröſtentheils gehet man auch ſichrer, wenn man die Sätze, die ſich darunter denken laſſen, ausläſſet, und ſich an bloſſen Enthymemen gnügen läſſet. Oft darf man nicht einmal Prämiſſen machen, und blos den *Medius Terminus* ſetzen, da denn die Seele die Verbindung der Ideen ſchon begreift, ohne daß ſie ſolche auszudrucken nöthig hat. Dies wird allemal gut von ſtatten gehen, wenn gegen die Verbindung ſelbſt nichts einzuwenden iſt. Allein oft geht man im Vorausſetzen zu weit; – und daraus entſtehn Paralogismen genug, ſo daß es beſſer wäre, mehr auf die Richtigkeit des Ausdrucks, als auf die Kürze und den Wohlklang deſſelben zu ſehen. – Bey dem allen iſt aber Ihr Lehrer zu weit gegangen, daß er allen Nutzen der Grundſätze leugnet, und ihnen ſogar die Unordnungen in dem geſellſchaftlichen Umgange des Lebens Schuld giebt.

Die jungen Leute, welche an die akademiſche Uebungen gewöhnt ſind, wo man ſich mit dem Ueben zu viel beſchäftigt, und aus demſelben nicht den großen Nutzen, den es haben muß, nemlich **Erkenntniß** ſchöpfet, haben Mühe, es ſich wieder abzugewöhnen, wenn ſie in die große Welt treten. Eine von ihren Chikanen iſt die: daß ſie nicht eher der Wahrheit den Sieg zugeſtehn wollen, als bis man ſie ihnen ganz handgreiflich vorgeſtellt hat, ob ſie gleich **Aufrichtigkeit und Anſtand der Sitten** verpflichten ſollten, dieſe Extremitäten nicht erwarten zu laſſen. Denn ſie werden dadurch läſtig, und erwecken eine üble Meynung von ſich.

Dies iſt allerdings ein den Gelehrten gemeiner Fehler. Indeſſen beſteht er nicht darinnen, daß man die Wahrheiten auf Grundſätze zurückbringen, ſondern daß man es zur Unzeit und ohne Noth thun will. Denn der menſchliche Geiſt überſieht viel auf einmal; und es hieſſe ihn martern, wenn man ihn nöthigen wollte, ſich bey jedem Schritte aufzuhalten, den er thäte. Dies wäre eben ſo viel, als wenn man einen Kaufmann oder einen Wirth, mit dem man ſeine Rechnung ſchlieſſet, verpflichten wollte, überall mit den Fingern zu zählen, um ſichrer zu gehen. Eine ſolche Forderung würde Einfalt oder Eigenſinn zum voraus ſetzen. Sehr oft rechtfertigt ſich **Petron**, wenn er ſagt:

> Adoleſcentes in ſcholis ſtultiſſimos fieri,

– und *corruptio optimi peſſima.* Oft werden die Jünglinge **eitel, unruhig, unordentlich, ſtörriſch,** ſelbſt **kränklich**, und dies hängt alles von den Lehrern ab, die ſie haben.

Ueberdem finde ich in dem geſellſchaftlichen Umgange ganz andre Fehler, als der iſt, daß man etwa zu eine große Klarheit und Weitſchweifigkeit verlanget. Gemeiniglich verfällt man in den entgegengeſetzten Fehler, **entweder** nicht verſtändlich genug zu ſeyn, oder doch ein zu geringes Maaß von andern zu verlangen.

§. 12. [illegible] ich noch über die Grundsätze [illegible]

Philalethes. ~~Ja ſo ſehr will ich nun feyerlich den Nutzen der Grundſätze zugeſtehe~~n, daß ſie, wenn unſre Begriffe falſch, unbeſtimmt oder ungewiß ſind, und wir mehr an dem Schall der Wörter, als an beſtimmten und determinirten Ideen hangen, uns nicht nur in unſern einmal gefaßten Irthümern beſtärken, ſondern überdem auch noch die ungereimteſten Widerſprüche beweiſen. Hier iſt ein Beyſpiel. Wer Deskartens Begrif vom **Körper** annimmt, daß er nichts anders ſey, als die Ausdehnung, der kann durch den Grundſatz, – **was iſt, das iſt,** – leicht erweiſen, daß es **keinen leeren Raum**, – nemlich, – **keinen Raum ohne Körper gebe.** Da ſein Begrif vom Körper nur auf die Ausdehnung geht, ſo iſt auch ſeine Erkenntniß, daß der Raum nicht ohne Körper ſeyn könne, gewiß. Sein Begrif von der Ausdehnung iſt ihm klar und deutlich, daß er **das iſt, was er iſt**, und daß er kein andrer Begrif ſey, ob er gleich mit den drey Namen, **Ausdehnung, Körper, Raum**, benannt wird. Dieſe drey Wörter haben einen und denſelben Begrif, und können alſo ſonder Zweifel mit gleicher Evidenz von einander bejahet werden, als ein jeglicher von ihm ſelbſt bejahet werden kann. Folglich iſt die Bejahung: **der Raum iſt ein Körper**, – ihrer Bedeutung nach ſo wahr und identiſch, als es die iſt: der **Körper iſt ein Körper.**

Ein andrer, der unter einem **Körper** ein ausgedehntes dichtes Ding verſtehet, wird den Satz: die **Ausdehnung, oder der** Raum iſt **kein Körper**, – eben ſo evident und gewiß halten, als den Grundſatz: – **es iſt unmöglich, daß ein Ding zu gleich ſey, und nicht ſey.**

Theophilus. Der Mißbrauch der Grundſätze hebt ihren Nutzen keinesweges auf. Eine jede Wahrheit iſt dem Zufalle ausgeſetzt, daß, wenn man ſie mit Irthümern vermiſcht, alles Unrichtige, Falſche, ſo gar Widerſprechende ſich daraus folgern läſſet. In dem angeführten Beyſpiele darf man den identiſchen Grundſätzen keinesweges die Urſache des Irthums und Widerſpruches beymeſſen. Das würde ſogleich augenſcheinlich erhellen, wenn man dem Beweis derer, die aus ihren Erklärungen ſchlieſſen, daß **der Raum ein Körper**, oder, **daß er es nicht ſey**, in eine wirkliche Form bringen wollte. Sonach liegt auch wirklich zu viel in dieſem Schluſſe: der Körper **iſt ausgedehnt und dichte**; – folglich iſt **die Ausdehnung**, das heiſt: das **Ausgedehnte kein Körper**, und die **Ausdehnung kein körperliches Ding.** Nach meiner bereits einmal gemachten Bemerkung giebt es **überflüßige**

Expreßionen der Ideen, die aber die Sachen ſelbſt nicht vermehren, z. B. wenn jemand ſagte: ein **Tri~~quatrum~~** Laterum **iſt ein dreiſeitiges Dreieck**, und daraus den Schluß machte: – **eine dreiſeitige Figur iſt kein Triangel.** – Der Karteſianer könnte eben ſo ſagen: die **Idee eines ausgedehnten und dichten Körpers ſeye von eben der Beſchaffenheit**, – ſie habe nemlich etwas **überflüßiges**. Denn, im Grunde betrachtet, wird eine jede Ausdehnung, wenn man ſie für etwas Subſtanzialiſches hält, **dicht**, oder eine **jede Ausdehnung wird körperlich ſeyn**. Was den **leeren Raum** betrift, wird freylich ein jeder Karteſianer ſeiner **Idee** zufolge glauben müſſen, **daß es keinen dergleichen leeren Raum gebe.** Deshalb wird aber der Gegner aus ſeiner Idee nicht folgern können, daß es **einen leeren Raum gebe**; – ob ich gleich bey aller meiner Verſchiedenheit von **Deskartens** Grundſätzen glaube: daß es keinen leeren Raum giebt, und bey dieſem Beyſpiele finde, daß man eher von den **Ideen**, als **von den Grundſätzen** einen **üblen Gebrauch** gemacht habe.

Philalethes. Wenigſtens hat es das Anſehen, daß wenn auch wirklich die Grundſätze bey den Wortſätzen einen Nutzen hätten, ſie uns doch von den Subſtanzen auſſer uns nicht das geringſte Licht geben würden.

Theophilus. Ich denke ganz anders. Der einzige Grundſatz: daß **die Natur die kürzeſten Wege gehe**, wenigſtens die beſtimmteſten und gebahnteſten, kann beynahe alle Phänomene der Optick, Katoptrick und Dioptrick ins Licht ſetzen. Dies ſind aber alles Wirkungen des Lichts, – und das Licht iſt **auſſer uns.** Herr **Molineux** hat dies in ſeiner ſehr gutgeſchriebenen **Dioptrik** gerade ſo angenommen, als ich.

Philalethes. Wenn man aber Grundſätze gebraucht, um damit Sätze zu beweiſen, worinnen manche Wörter zuſammengeſetzte Ideen, z. B. **Menſch**, – **Tugend**, u. ſ. f.

bezeichnen, ſo iſt ihr Gebrauch äuſſerſt gefährlich, und gemeiniglich Urſache, daß man das Falſche für Wahrheit, und das Ungewiſſe als Demonſtration annimmt. Auch hievon iſt der Grund ſehr leicht einzuſehen. Man glaubt gemeiniglich, daß, wenn dieſelben Wörter beybehalten werden, die Sätze auch von eben dieſen Dingen handeln, wenn auch die Begriffe, wodurch ſie bezeichnet werden, ſehr unterſchieden ſind. So lange alſo Wörter für Sachen ſelbſt gehalten werden, (und dies geſchieht gröſtentheils,) ſo werden auch dieſe Grundſätze blos dazu dienen, daß widerſprechende Sätze daraus erwieſen werden.

Theophilus. Ich finde es höchſt unbillig, daß Sie das auf die Rechnung der Grundſätze ſchreiben, was dem unrechten Gebrauch der Wörter und ihrem oft zweydeutigem Sinne zugerechnet werden müſte. So könnte man aus eben dieſem Grunde die Syllogiſmen verachten, weil ſie beſonders beim **Doppelſinn der Wörter** unrichtig gebraucht werden. Denn ſonſt würde ein Syllogiſmus **vier** Füſſe haben, welches aber dem ganzen Bau derſelben widerſpricht. Nicht geringere Beſchuldigung lieſſe ſich alsdenn auch der Arithmethick und Algebra machen, weil, wenn man irriger weiſe X für V, und a für b hält, daraus falſche und widerſprechende Konkluſionen entſtehen werden.

Philalethes. Wenn man klare und deutliche Ideen von einer Sache hat, ſo halte ich die Grundſätze für unnütz. Andre ſprechen ihnen ganz und gar allen Nutzen ab, und glauben, daß wer ohne ihrem Gebrauch das Wahre und Falſche nicht unterſcheiden kann, der werde es auch bey aller Applikation nicht thun können.

Theophilus. Sind die Wahrheiten einfach und evident, und nähern ſie ſich ohnedem ſchon den identiſchen Sätzen und Erklärungen, ſo bedarf man freylich nicht erſt dieſe Grundſätze, um ſie daraus herzuleiten. Unſer Verſtand erkennt ſie ſelbſt, und macht ſeine Beobachtungen und Schlüſſe ohne jene zu gebrauchen.

Allein daraus folgt nun gewis nicht, daß ſie von gar keiner Nothwendigkeit wären. Ohne Grund- und bekannte Lehrſätze würde der Mathematiker keine weite Schritte thun können. Ueberhaupt erfordern es die Schranken des menſchlichen Verſtandes, bey wichtigen und langwierigen Unterſuchungen zum öftern ſtill zu ſtehen, und ſich gleichſam von einer Meile zur andern einen Zeiger zu errichten, der ihm in dem Fortrücken ſeiner Unterſuchungen zum Leitſtern dienen könnte. Vergißt er dies zu thun, ſo wird er einen unbequemen, dunklen und unbekannten Weg wallen, und alles um ihn herum finſtre Nacht ſeyn, ſo daß er kaum vor ſich ſehen kann: – er ſchiffet alsdenn auf einem Meere ohne Kompas, ohne den Grund, – das Ufer und Sterne zu erblicken; – er tappet in einer Wüſteney herum, wo kein Hügel zum Ausruhen iſt, und kein Bach quillt, aus dem er ſeinen Durſt löſchen könnte. Die **Grundſätze** hingegen machen es unſerm Verſtande möglich, bey aller Vielheit doch die Einheit zu wählen, und gewiſſe Sätze zuſammen zu verbinden, woraus er denn mittlere Konkluſionen zieht.

Ueberhaupt iſt mit ihrem ſorgfältigen Gebrauch gröſſeres Vergnügen, hellere Einſicht und ſtärkere Applikation verbunden. Wollte der Analyſt die zwey geometriſchen Grundſätze, – **daß das Quadrat der Hypothenuſe ſo groß ſey, als die beyden Quadrate der Kathetorum**, und, **daß die gleichnamigen Seiten ähnlicher Dreyecke proportional ſind**, – in ſeiner Rechnung vergeſſen, weil er etwa glaubte, daß, da beyde Lehrſätze aus der Verbindung der Ideen, die ſie in ſich ſchlieſſen, demonſtrirt werden könnten, er ſie nicht anzuwenden nöthig hätte, weil er nur ihre Ideen an ihre Stelle ſetzen dürfte, – ſo würde er in ſeiner Rechnung nicht viel weiter kommen.

Nutzen der Grundſätze in der Rechtsgelehrſamkeit.

Glauben Sie nun ja nicht, daß die Grundſätze auſſerhalb dem Gebiet der Mathematik keinen Nutzen ſchaften. Sie gewähren in der **Rechtregelehrſamkeit** nicht geringeren Nutzen, und eines der leichteſten Mittel, den ungeheuren Umfang derſelben gleichſam aus einem Standpunkt zu überſchauen, bleibt doch allemal dieſes, daß man ſpezielle Deziſionen auf allgemeine Principia reduzirt. So hängen ſehr viele Geſetze in den **Pandekten**, **Klagen** und **Exceptionen**, beſonders von denen, die man in Factum nennt, von dem Grundſatze ab: – *ne quis alterius damno fiat locupletior*, ob er gleich etwas präziſer ausgedruckt werden muß. Die Rechtsregeln leiden allerdings eine große Verſchiedenheit unter ſich. Ich rede itzt von ſchicklichen, und nicht von den unverſtändlichen, welche einige Rechtslehrer für allgemeine Sätze ausgeben wollen – es aber nicht ſind, die indeſſen auch verbeſſert werden könnten, und nützlich werden würden. Die brauchbaren Regeln ſind nun entweder Aphorismen oder Grundſätze. Unter die letztere rechne ich aber auch die Lehrſätze. Sind es **Aphorismen**, die aus einer Induktion oder Beobachtung, und nicht durch ein Räſonnement a priori entſtanden, und von gelehrten Juriſten nach einer allgemeinen Ueberſicht des gewöhnlichen Rechts verfertiget worden ſind, ſo hat der Text des Rechtsgelehrten * * * in den Pandekten, wo von den Rechtsregeln geredet wird, ſtatt: –

Non ex regula ius ſumi, ſed ex iure, quod eſt, regulam fieri.

Aber, es giebt gewiſſe **Fundamentalgrundſätze**, die das eigentliche Recht ausmachen, aus welchen die Klagen, die Exceptionen, und Repliken entſtehen. Und dieſe, da die ſelbſt gelaſſene Vernunft ſie lehret, und ſie keinesweges von dem Willkühr und der freyen Macht des Staates abhängen, ſind eigentlich das Naturrecht. Von dieſer Art iſt die angeführte Regel, – **daß keiner durch des andern Schaden reicher werden ſoll.** – Es giebt ferner gewiſſe Regeln (**Titel**), welche nur ſelten Exceptionen haben, mithin für **allgemein** gehalten werden. Hieher gehört die Regel des Kaiſers Juſtinian im zweyten Paragraph des Titels der Inſtitutionen de **Actionibus**, nach welcher, wenn über körperliche Sachen geklagt wird, der Kläger ſie nicht beſitzt, den einen Fall ausgenommen, von dem der Kaiſer ſagt: daß er in den Digeſten bemerkt ſey. Doch iſt man auch hierinnen noch nicht einverſtändig. Verſchiedene leſen an ſtatt ſine vno caſu, *ſane* non vno.

Nutzen der Grundſätze in der Arzneygelehrſamkeit.

Barner, der uns bey der Herausgabe ſeines **Prodromus** Hofnung machte, daß ein neuer **Sennertus** oder Lehrgebäude in der Arzneykunſt verfertiget werden ſollte, in welchem die neue Entdeckungen und Meynungen genutzt werden würden, macht die Anmerkung: daß die gewöhnliche Methode der Aerzte in ihren praktiſchen Syſtemen darinnen beſtehe, daß ſie die Heilungskunſt erklärten, in dem ſie nach der Ordnung der Theile des menſchlichen Körpers, oder nach einer andern von einer Krankheit nach der andern handelten, ohne allgemeine praktiſche Vorſchriften gegeben zu haben, die vielen Krankheiten mit vielen Symptomen gemein wären, und daß dies viele Wiederholungen nothwendig machte. Seiner Meynung nach könnte man alſo drey Theile des **Sennertus** ganz weglaſſen, und die Wiſſenſchaft durch allgemeine Sätze, beſonders durch ſolche, mit welchen des **Ariſtoteles** καθόλȣ πρῶτον übereinſtimmt, ungemein abkürzen. Dieſe Methode kann er mit allem Rechte, beſonders in Anſehung der Vorſchriften empfehlen, die ſich auf Vernunftſchlüße gründen. In ſo fern aber die Arzneykunſt auf Erfahrungen beruht, iſt es nicht ſo leicht und ſicher, allgemeine Sätze zu formiren.

Ueberdem giebt es bey beſondern Krankheiten gewöhnlicherweiſe noch viele fremde Zufälle, die gleichſam eine Nahrung der Subſtanzen ſind. Auf dieſe Art iſt eine Krankheit einer Pflanze oder einem Thiere gleich, welche eine beſondre Geſchichte erfordern, das heiſt, es ſind Modi, oder Arten zu ſeyn, welchen das zukommt, was wir von den Körpern oder Subſtanzen geſagt haben. Ein Quartanfiber iſt eben ſo ſchwer zu ergründen, als

Gold und gediegenes Silber. Der allgemeinen Vorſchriften ohnerachtet iſt es doch gut, in den verſchiedenen Gattungen von Krankheiten die Heilungsarten, und die Arzneymittel aufzuſuchen, die bey vielen Zufällen und dem Zuſammenfluß vieler Urſachen zugleich heilſam ſind. Beſonders müſte man diejenigen ſammlen, die die Erfahrung am bewährteſten befunden hat.

Das Beſte wäre alſo allemal, beyde Wege miteinander zu vereinigen, und ſich bey einer ſo mislichen und wichtigen Materie, als die Arzneykunſt iſt, nicht über Wiederholungen zu beklagen. Ich finde, daß uns hier etwas fehlet, was wir in der Rechtsgelehrſamkeit, das heiſt, in Büchern, wo beſondre Rechtsfälle vorkommen, und die ſchon gemachten Beobachtungen angeführet ſind, zu viel haben. Denn ich glaube immer, daß der tauſendſte Theil von den juriſtiſchen Büchern für uns hinreichend ſeyn, daß wir aber in der Arzneykunſt nicht zu viel haben würden, wenn wir tauſendmal mehr genaue Beobachtungen hätten, weil ſich die Rechtsgelehrſamkeit ganz auf **Vernunftgründe** ſtützt, nemlich in Anſehung ſolcher Punkte, die noch nicht durch Geſetze oder Gewohnheiten beſtimmt worden ſind. Denn man kann ſich in derſelben immer auf Geſetze, oder in Ermanglung eines Geſetzes, durch Hülfe der Vernunft auf das **Naturrecht** berufen, und die Geſetze eines jeden Landes ſind begrenzt oder beſtimmt, oder können es wenigſtens noch werden, da hingegen die Erfahrungsſätze in der Arzneykunſt, das iſt, die Beobachtungen nicht zu ſehr vermehrt werden können, weil ſie der Vernunft mehr Gelegenheit geben, das auszuforſchen, was uns die Natur nur halb entdeckt hat.

Uebrigens kenne ich keinen einzigen, der die Grundſätze auf die Methode gebraucht, als Ihr Lehrer es §. 16. 17. thut; – er ſtellt nemlich jemanden vor, der einem Kinde beweiſen wollte, daß ein Neger ein Menſch ſey, und läſſet ihn nach dem Grundſatz – **was iſt, das iſt**, folgendergeſtalt räſonniren. **Ein Neger hat eine**

vernünftige Seele; – eine vernünftige Seele und ein Menſch iſt einerley; – ſollte nun ein Neger kein Menſch ſeyn, da er doch eine vernünftige Seele hat, ſo wäre das Principium falſch, was iſt, das iſt, – ſo würde ein Ding zu gleicher Zeit ſeyn und nicht ſeyn. Ohne dieſe Grundſätze, die ſich hieher nicht ſchicken, und in das ganze Räſonnement gar nicht paſſen, anzuwenden, kann man ja folgenden Schluß anſtellen. **Ein Neger hat eine vernünftige Seele. Wer eine vernünftige Seele hat, iſt ein Menſch. Folglich iſt der Neger ein Menſch.** – Sollte etwa jemand den Satz annehmen, daß da keine menſchliche Seele ſey, wo wir ſie nicht gewahr werden, und dem zufolge ſchlieſſen, daß neugeborne Kinder und **Blödſinnige** nicht zur Menſchenart gehören; ſo kann ich unmöglich glauben, daß der unrichtige Gebrauch des Grundſatzes, – **es iſt unmöglich, daß etwas zu gleicher Zeit ſey und nicht ſey,** ihn zu dieſem Räſonnement verführt, oder daß er bey ſeinem Schluße, daran gedacht haben ſollte. „Die Quelle ſeines Irthums würde vielmehr die Ausdehnung jenes Principiums ſeyn, daß nichts in unſrer Seele ſich befinde, deſſen ſie ſich nicht ſelbſt bewuſt wäre.

Achtes Hauptſtück.

Von den unnützen Sätzen.

Philaletheo:

Vernünftige Leute, und denkende Köpfe werden freylich die identiſchen Grundſätze nicht ſo gebrauchen, als wir eben davon geredet haben.

Ueberdem ſcheint es, daß die blos **identiſche Sätze** *) **unnütze** Sätze ſind, ſo wie ſie auch die Schule ſelbſt propoſitiones negatorias nennt. Ich würde mich gewiß auch nicht begnügen, blos von einem Anſchein zu reden, wenn das von Ihnen angeführte merkwürdige Beyſpiel **von der Demonſtration der Konverſion** durch identiſche Sätze mir nicht die Warnung gäbe, behutſam zu handeln, bevor man etwas verachtet. Doch will ich Ihnen alles getreu ſagen, was man anzuführen pflegt, um ſie völlig für unnütz zu erklären. Sie enthalten nemlich, wie man gleich

---

*) Ein identiſcher Satz heißt es: wenn das Subjekt und Prädikat aus einerley Begriffe beſtehen. Es iſt aber hier die

---

die Rede von einem vollkommenen identiſchen Satze, und nicht von einem, der nur zum Theil einen identiſchen Satz abgiebt. Alſo iſt es ein vollkommen identiſcher Satz: ein Menſch iſt ein Menſch; ein Dreyeck iſt ein mit dreyen Seiten eingeſchloſſener Raum. Hingegen iſt ein Satz, der nur zum Theil oder nicht vollkommen identiſch iſt, dieſer: ein gleichſeitiges Dreyeck iſt ein Dreyeck. Herr Loke rechnet hier die identiſchen Sätze unter die unnützen, wovon die Urſache leicht zu errathen iſt. Sie gründen ſich nemlich auf den ganz allgemeinen Grundſatz: alles was iſt, das iſt; und weil Herr Loke dieſen nicht für ſogar nutzbar anſieht: ſo kann es nicht anders ſeyn, er muß auch die identiſchen Sätze dafür halten. Herr von Leibnitz urtheilt anders davon in ſeinen Reflexionen über dieſes vierte Buch des lockiſchen Verſuchs: ich verachte die identiſchen Sätze nicht, und ich habe gefunden, daß ſie einen groſſen Nutzen haben, ſelbſt in der Analyſe. Und ſie geben auch in der That urſprüngliche Sätze ab; ſo daß, wenn man einen Satz analytiſch bis auf einen identiſchen hinausführt, der Beweiß davon vollkommen iſt. So iſt auch jede Definition ein identiſcher Satz. Denn in einer Definition, wird der Begrif, der der erklärten Sache zukommt, dem Subjeckte gleichſam als ein Prädikat beygelegt; und alſo macht einerley Begrif das Subjeckt und Prädikat aus. Auch in Schlußreden haben identiſche Sätze ihren Nutzen, wenn nemlich das, was von einer Sache geſagt wird, auf einzelne Dinge, die unter ſolcher Art begriffen ſind, applicirt wird; und da kann denn der Unterſatz ein identiſcher Satz ſeyn. Zum Exempel ein jedes Dreyeck hat drey Winkel, die zween geraden Winkeln gleich ſind; dieſes Dreyeck iſt ein Dreyeck: derowegen hat auch dieſes Dreyeck drey Winkel, die zween geraden gleich ſind. S. des Herrn von Wolf lateiniſche Logik, §. 364. und beſonders die Anmerkung dabey.

Poley.

gleich ſiehe, nicht die geringſte Anweiſung, es müßte denn die ſeyn, daß ſie die Ungereimtheit, worinn man ſich verwickelt hat, an den Tag legen.

Identiſche Sätze werden vermittelſt ihrer Folgerungen ein Mittel zur Ergründung der Wahrheit.

Teophilus. Sehen Sie denn nicht, lieber Philaleth, daß, wenn man einen Satz aufs **Ungereimte** (**ad abſurdum**) bringt, man eben dadurch ſein Gegentheil demonſtriret? — — Wenn man jemanden ſagt: er müſſe nicht etwas zu gleicher Zeit bejahen und verneinen, ſo wird man ihn dadurch nicht unterrichten; **alsdann** giebt man ihm Unterricht, wenn man durch die Stärke der daraus gezogenen Schlüſſe, die er ohne daran zu denken macht, ihm etwas erweiſet. Meinem Gutdünken nach kann man die **apagogiſche** Demonſtrationen, welche etwas **ad abſurdum** bringen, nicht immer entbehren, und dagegen alles durch ſogenannte **oſtenſive** beweiſen. Die Geometer verſuchen dies ſehr oft. **Proklus** bemerkt es von Zeit zu Zeit, wenn er gewahr wird, daß manche alte und neue Geometer eine Demonſtration gefunden haben, welche directer iſt, als die ſeinige. Doch; das Stillſchweigen dieſes alten Kommentators iſt ein Beweis, daß man es nicht immer gethan hat.

Philalethes. §. 3. Wenigſtens werden Sie mir ſo viel eingeſtehn, daß man Millionen Sätze in groſſer Eilfertigkeit machen könne, welche aber ganz unnütz ſind. Wozu hilft es in aller Welt, weitläuftig anzumerken, daß eine **Auſter eine Auſter**, und daß es falſch ſey, zu läugnen, daß die **Auſter keine Auſter iſt**? — dies iſt beynahe eben ſo gemacht, wie ein **Affe**, der **eine Auſter aus der einen Hand in die andre wirft.** — Hätte er **Worte**, und könnte reden, ſo würde er ſonder allem Zweifel haben ſagen können; — **die Auſter in der rechten Hand iſt das Subjekt, und die in der linken Hand das Prädikat.** Er würde alſo eben ſo gut den an ſich klaren Satz haben machen können; — **eine Auſter iſt eine Auſter,** und bey dem allen doch nicht weiſer und klüger geworden ſeyn. —

Dieſe Art mit Dingen umzugehn, würde eben ſowol den Hunger des Affen geſtillt, als dem Verſtande des Menſchen ein Gnüge gethan haben. Denn beyde hätten in der Erkenntniß und Leibesgröſſe mit einander zugenommen.

Theophilus. Ich finde, daß Ihr ſo geiſtvoller als witziger Lehrer alle Gründe auf ſeiner Seite habe, wenn er gegen diejenigen, welche die identiſche Sätze auf die angeführte Art gebrauchen, deklamiret. Sie ſehn aber doch dabey augenſcheinlich, wie die identiſchen Sätze gebraucht werden müſſen, wenn ſie Nutzen ſchaffen ſollen. Man muß nemlich durch angeſtellte Schlüſſe und Erklärungen zeigen, daß andre Wahrheiten, die man beweiſen will, ſich darauf reduziren.

Philalethes. §. 4. Eine andre Gattung von unnützen Sätzen beſteht darinnen: wenn **ein Theil der zuſammengeſetzten Ideen, von den Namen des Ganzen, oder ein Theil der Erklärung von dem erklärten Wort bejahet wird.** Hieher gehören alle Sätze, in denen die Gattung von der Art, oder mehr in ſich faſſende Wörter von weniger in ſich faſſenden bejahet werden. Z. B. wenn man einem Menſchen, der den zuſammengeſetzten Begrif weis, den das Wort Bley bemerkt, ſagt: **Bley iſt Metall.** Daraus entſtehet für ihn der einzige Vortheil, daß man ihm auf eine kürzere Art die Bedeutung des Wortes **Bley** erklären kann, weil es verſchiedene von ſeinen einfachen Ideen auf einmal ausdrückt, als wenn man ſie ihm herzählet, und ſagt, es ſey ein **ſchwerer, ſchmelzbarer** und **ſehr ſchlagbarer** Körper.

§. 5. Eben ſo verhält es ſich, wenn ein Theil der Erklärung von dem **erklärten Worte**, oder eine von den **einfachen Ideen** eines zuſammengeſetzten Begrifs von dem Namen **des ganzen zuſammengeſetzten Begrifs** bejahet wird. Z. B. **alles Gold iſt ſchmelzbar.** Denn da die Schmelzbarkeit einer der einfachen Begriffe iſt, der den zuſammengeſetzten mit ausmacht, welchen der Schall **Gold** andeutet; ſo kann dies nichts anders ſeyn, als ein Spiel mit Schällen, wenn man nemlich von dem Namen Gold das bejahet, was in der einmal angenommenen Bedeutung deſſelben enthalten iſt. Wenn ich überdem weiß, der Name **Gold** bedeute den **zuſammengeſetzten Begrif von** einem **gelben, ſchweren, ſchmelzbaren und ſchlagbaren Körper**, ſo wird es mir eben keine große Erleuchtung geben, wenn man es hernach feyerlich in einen Satz bringt, – und ſaget: **alles Gold iſt ſchmelzbar.** Wenn man **ferner** ſagt, der **Menſch iſt ein Thier: ein Dreyeck hat drey Seiten: ein Weiberpferd iſt ein Zelter**, oder ein **wieherndes Zelterthier**; ſo kann man dies allenfals für **Worterklärungen** anſehen, aber gewiß nichts weiter daraus lernen, als die Erklärung. Hingegen lernen wir Sachen, wenn man uns ſagt: der **Menſch hat einen Begrif von Gott, – das Opium bringet ihn in Schlaf.**

Die halbe identiſche Sätze erinnern an das, was man bereits weis?

Theophilus. Nächſt den **vollſtändigen** identiſchen Sätzen haben die **halb identiſche** auch ihren Nutzen. Der Satz z. B. **dieſer Weiſe bleibt immer ein Menſch**, zeigt an, daß er nicht untrüglich, daß er ſterblich u. ſ. f. ſey. Man nehme den Fall: jemand habe in einer gewiſſen Lebensgefahr einer Piſtolenkugel nöthig, es fehlt ihm aber Bley, um in die Form, die er bey ſich hat, eine zu gieſſen. Einer ſeiner Freunde ſagt ihm: – Sie haben ja **Gold**, und das iſt, wie Sie wiſſen, **ſchmelzbar.** – Dieſer Freund lehrt ihn keine neue Eigenſchaft des Goldes kennen, er erinnert ihn nur an einen gewiſſen Gebrauch, den er davon machen kann, um in dieſem Nothfall Kugeln zu bekommen.

Viele moraliſche Wahrheiten und die ſchönſten Sentenzen der Autoren ſind von dieſer Beſchaffenheit. Sie lehren oft gar nichts Neues; aber ſie bringen das, was man ſchon weiß, zur rechten Zeit wieder ins Gedächtniß. Der alte Vers aus der lateiniſchen Tragödie:

> Cuiuis poteſt accidere, quod cuiquam poteſt.

erinnert uns überhaupt an die Beſchaffenheit des **menſchlichen Lebens**:

> Quod nihil humani a nobis alienum putare debemus.

Das Geſetz der Rechtsgelehrten, qui iure ſuo vtitur nemini facit iniuriam, ſcheint unnütz, und doch kann es bey verſchiedenen Gelegenheiten gut angewandt werden, und bringt das, was man wiſſen ſoll und muß, wieder ins Gedächtniß. Wenn jemand z. B. ſein Haus ſo hoch bauete, als er es nach den Geſetzen und Statuten thun darf, ſo daß ſeinem Nachbar eine gewiſſe Ausſicht benommen würde, ſo könnte man dieſem, wenn er ſich darüber beklagte, mit allem Recht, jenes Geſetz entgegen ſtellen. Die Sätze, die ein Faktum anzeigen, die **Erfahrungsſätze** z. B. **daß das Opium narkotiſch** ſey, führen uns weiter, als die Wahrheiten, die uns unſre Vernunft allein lehret, als welche uns nie aus dem Gebiete unſrer deutlichen Ideen einen Schritt thun laſſen. Der Satz, ein jeder Menſch hat eine Notion von Gott, iſt ein Vernunftſatz, wenn durch Notion eine Idee angezeiget wird. – Denn die Idee von Gott iſt meinem Bedünken nach allen Menſchen angeboren. Bedeutet aber dieſe Notion eine Idee, an die man wirklich gerade zu der Zeit denkt, ſo iſt es ein Thatſatz, der von der Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts abhänget.

Wenn man endlich ſagt: ein **Dreyeck hat drey Seiten**, ſo iſt dies nicht ſo identiſch, als man glaubt, weil man nur bey geringer Ueberlegung ſieht, daß ein **Polygon ſo viel Winkel als Seiten haben muß.** Es würde alſo eine Seite mehr ſeyn, wenn das Polygon nicht als geſchloſſen vorausgeſetzt würde.

Philalethes. 9. Die allgemeine Sätze, die man von den Subſtanzen formirt, ſind gröſtentheils unnütz, wenn ſie gewiß ſind. Wer überdem die Bedeutungen der Wörter, **Subſtanzen**, **Menſch**, **Thier**, **Form**, **vegetabiliſche**, **ſinnliche und vernünftige Seele** kennet, der wird mancherley unwiderſprechliche, aber unnütze Sätze, beſonders über die Seele formiren, von der man überdem ſo viel und ſo oft redet, ohne zu wiſſen was ſie wirklich iſt. Die gewöhnlichen Werke aus der Metaphyſik, aus der ſcholaſtiſchen Theologie, und einer gewiſſen Art von Naturlehre, deren Lektüre ihm von Gott, der **Geiſter** und **Körperwelt** nichts mehr lehren wird, als er vorher wuſte, werden eine ungeheure Menge von Sätzen, Räſonnements, und Konkluſionen an die Hand geben.

Der Mißbrauch der allgemeinen Sätze iſt allein in den Wiſſenſchaften zu tadeln.

Theophilus. Die gewöhnliche metaphyſiſche Kompendien und andre Werke von der Art lehren freylich weiter nichts als Worte. Z. B. ſagen: die Metaphyſik ſey eine **Wiſſenſchaft** des Dinges im **allgemeinen**, die die Principien und Affektionen deſſelben erklären; – daß die Principia des Dinges **das Weſen** und die **Exiſtenz** deſſelben ſind; – daß die Affektionen **entweder** Primitivaffektionen ſind, nemlich, das Eine, das Wahre und das Gute, **oder** Abgeleitete, das Einerley und Verſchiedene, das Einfache und das Zuſammengeſetzte u. ſ. w.; **dieß** zu behaupten, und von jedem dieſer Wörter nur unbeſtimmte Begriffe und unnütze Diſtinktionen zu geben, heiſt ohne Zweifel den groſſen Namen einer Wiſſenſchaft entheiligen.

Man muß hier allerdings den Scholaſtikern Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß die geſcheuteſten Köpfe unter ihnen, als ein *Suartz* (auf den *Grotius* ſo ſehr viel hielt) war, über die wichtigſten Gegenſtände der Metaphyſik ſehr gründliche Unterſuchungen hinterlaſſen haben; z. B. über das **Kontinuum**, das **Unendliche**, die **Zufälligkeit**, über die **Realität** der **abſtrackten Dinge**, über das Principium der Individuation, über den Urſprung der Formen, über die Seele und ihre Kräfte, über die Mit-

würwirkung Gottes mit den Creaturen. Selbſt in der Moral haben wir wichtige Abhandlungen von ihm, über die **Natur des Willens** und über die **Principien der Gerechtigkeit**. Kurz unter den Schlacken der ſcholaſtiſchen Weisheit liegt ſehr vieles Gold vergraben. Nur müſten einſichtsvolle Köpfe über ihre Schriften kommen, wenn ſie davon Nutzen haben wollen. Der Jugend den ungeheuren Wuſt ihrer Werke in die Hände geben, hieſſe die Perlen vor die Säue werfen, zugleich aber ihre Zeit unnütze verderben.

Indeſſen fehlen uns doch diejenigen allgemeinen Sätze über die Subſtanzen nicht ganz, denen es an Gewißheit nicht im geringſten gebricht, und welche in aller Abſicht beherzigt zu werden verdienen. Hieher gehören die **prächtigen Vorſtellungen von Gott** und der **menſchlichen Seele**, die ich hier und da in meinen Lehrbüchern mit vieler Behutſamkeit eingeſtreuet habe. Selbſt zu der allgemeinen Erkenntniß der Körper, ſo wie ſie **Ariſtoteles** geliefert hat, habe ich ſehr viele wichtige Beobachtungen hinzugefüget, und ich kann ſagen, daß durch mich die Phyſick weitere Grenzen erhalten hat, als ſie bisher gehabt hatte.

Was die **reelle Metaphyſick** betrift *), ſo fange auch ich und andere jetzt an, ſie mehr auf die **Erfahrung** zu grün-

---

*) Zu einer ſolchen reellen Metaphyſik hat nun Lambert in ſeiner Architecktonik den Grund gelegt. Und man kann glauben, daß ſich Leibnitz ſehr würde gefreuet haben, wenn in ſeinen Tagen dieſes vortrefliche Werk erſchienen wäre. Bis dahin waren die Ontologien nichts anders, als ein Regiſter von Definitionen. Dieſer Vorwurf iſt an ſich zwar, wie der große Mann ſagt, keine Beſchimpfung. Denn da ſehr viele ontologiſche Wörter und Sätze ſelbſt in gemeinen Leben vorkommen, und dieſe Wörter in den grammatiſchen Wörterbüchern eben nicht erklärt werden, ſo kann ein eigentliches ontologiſches Lexicon, ſo wie überhaupt ein philoſophiſches zum Nachſchlagen immer gut gebraucht werden. Indeſſen ſoll ein wiſſenſchaftlicher Vortrag der Grundlehre allerdings mehr als eine bloſſe Liſte von Definitionen enthalten. Daran aber fehlete es lange Zeit, und

ſieht

gründen, und viele wichtige Wahrheiten in Abſicht der Subſtanzen zu entdecken, die auf **Vernunft** und **Verſuche** aufgebauet ſind. Ich kann überdem auch hoffen, daß ich die **Seelen-** und **Geiſterlehre** in ein ziemlich helleres Licht geſetzt habe. So verlangte **Ariſtoteles** die Metaphyſick. Das iſt die Wiſſenſchaft, die er Ζητουμένη nannte, die für

alle

ſieht man genauer nach, ſo findet man ſelbſt auch in neuern Ontologien, daß kaum irgend ein Hauptſtück zu der ihm eigenen Abſicht eingerichtet, und öfters auch das, wohin es unmittelbar dienen kann und ſoll, gar nicht angezeigt iſt. Hingegen werden die meiſten Hauptſtücke der Ontologie zu entferntern Abſichten eingerichtet, und dadurch erhielten ſie eine etwas fremde Geſtalt. Viele Definitionen waren ganz anders, — — als man ſie natürlicher Weiſe, das will hier ſagen: wenn man nur die im gemeinen Leben erlangte Begriffe zur Erlernung der Ontologie mitbringt, erwarten konnte. Legte man dieſe aus dem gemeinen Leben mitgebrachte Begriffe ab, um ſich an die ontologiſche zu gewöhnen, ſo war ſehr natürlich der Erfolg dieſer: daß man die neuerlangten Begriffe im gemeinen Leben nicht gebrauchen konnte, und dann erſt in der Pſychologie, und Theologie ꝛc. ſah, warum die ontologiſchen Begriffe eine anfangs ſo unerwartete Geſtalt hatten, und wie ſie öfters mehr nach den willkührlichen und erkünſtelten Hypotheſen der Verfaſſer, als nach dem gemeinen und ordentlichen Menſchenverſtand eingerichtet waren. Hieraus läßt ſich nun leicht einſehen, daß Lambert mit Recht ſagen konnte: „Das baumgartenſche Kompendium wurde mir während „den Unterſuchungen immer unbrauchbarer. (Er redet von ſeiner Architecktonick). „Baumgarten giebt Definitionen „von ſeinen ontologiſchen Begriffen und nicht viel anders. „Ueberdieß ſind mehrentheils nur einzelne Wörter, ſelten die „in ganzen Redensarten liegende Begriffe definirt worden. „Auch blieb mir immer die Frage: woher die Begriffe „ſind, wie man dazu gelange, und wohin ſie endlich un„mittelbar dienen? ſelbſt zu erörtern.„ Manchem Magiſter, und allen denjenigen, die nicht gerne ihre Mühe vergebens angewandt wiſſen, und noch weniger etwas zu lernen wollen, war dieſe Nachricht höchſt traurig. Indeſſen haben ſich doch auch Leute gefunden, die in einzelnen Stücken Lambert gefolgt ſind, und ich hoffe, daß mit der Zeit, ſich noch manche finden werden, die das zu vollenden ſuchen — was Lambert angefangen hat.

Anm. des Ueberſetzers.

alle andere theoretiſche Wiſſenſchaften das ſeyn ſollte, was der Architeckt den Unterbauleuten iſt. Deshalb ſagte **Ariſtoteles** *): daß die andern Wiſſenſchaften von der Metaphyſick als der allgemeinſten unter allen abhiengen, und daß jene von ihr alle Principia ableihen müßten.

Ueberdem verhält ſich die Moral zur Metaphyſik im eigentlichen Sinne ſo, wie die praktiſche Theologie zu ſpekulativiſchen, weil die Lehre von den Subſtanzen im allgemeinen von der Kenntniß der Geiſter, beſonders Gottes und der Seele abhängt, und dieſe der Gerechtigkeit und der Tugend überhaupt die beſten Grenzen ziehen kann. Wäre, wie ich ſchon einmal angemerkt habe, keine Vorſehung, und kein ewiges Leben, ſo würde für den Tugendhaften der Wirkungskreis ſeiner Redlichkeit weit enger ſeyn. Er würde ſeine ganze Tugend auf ſein gegenwärtiges Vergnügen reduciren; und ſelbſt dieſe Zufriedenheit, die **Sokrates, Markus, Antoninus** und **Epictet** mit ſo ſchönen Farben ſchildern, hätte einen weit unſicherern Grund, wenn ſie ſich nicht auf jene große und würdige Ausſichten ſtützte, die uns die allgemeine Harmonie und Ordnung des Univerſums in die Zukunft gewähret. Sonſt wäre dieſe Seelenruhe eine erzwungene Geduld.

Mithin kann man behaupten, daß die natürliche Theologie, die theoretiſche und die praktiſche, die vollkommenſte Metaphyſick und Moral zugleich in ſich enthalte.

§ 12.

Philalethes. Das ſind Erkenntniſſe von großem Belange. – – Indeſſen ſcheinen beſonders die letzten von der Art zu ſeyn, daß zwey Abſtrakta von einander bejahet werden. Z. B. die **Sparſamkeit** iſt ~~die~~ **Mäßigkeit**; die **Dankbarkeit** iſt ~~die~~ **Gerechtigkeit**. So ſpecieuſe und glänzend indeſſen dieſe Sätze zu ſeyn ſcheinen, ſo werden wir doch bey reiferer Unterſuchung finden, daß ſie nichts anders als die Bedeutung der Wörter betreffen.

Theo-

Die Erklärungen oder Bedeutungen der Wörter drücken zugleich die Principien der Demonſtrationen aus.

Theophilus. Indeſſen drücken ſchon die Bedeutungen der Wörter oder die Erklärungen, in ſo fern ſie mit identiſchen Grundſätzen verbunden ſind, die **Principia der Demonſtration** aus. So wie die Erklärungen die Ideen und ihre Möglichkeit zugleich erklären können, ſo müſten auch die Sätze, die unmittelbar daraus hergeleitet werden, nicht bloße Verbalſätze ſeyn. Das Beyſpiel: daß die **Dankbarkeit die Gerechtigkeit** ſey, oder wenigſtens ein Theil derſelben, iſt gut gewählt. Es giebt wenigſtens von weiten zu verſtehen, daß man die Klage über einen Undankbaren nicht ſo ganz von den Gerichtsſtühlen verſcheuchen müſſe. Die **Römer** nahmen dieſe Klage gegen die Freygelaſſenen an, noch jetzt findet ſie bey der Widerrufung der Schenkungen ſtatt. Noch will ich erinnern; daß die abſtrakten Ideen ſehr wohl einander beygelegt werden können, z. B. die Gattung der Art, hierher die Sätze: die **Dauer** iſt eine **Fortſetzung**; die **Tugend** iſt eine **Fertigkeit**; die **allgemeine Gerechtigkeit** iſt nicht blos eine **Tugend**, ſondern die ganze **moraliſche Tugend**.

Neuntes Hauptſtück.

Von der Erkenntniß, die wir von unſerer eigenen Exiſtenz haben.

Philalethes.

Bis itzt haben wir die Weſen der Dinge betrachtet, in ſo fern ſie unſere Seele blos durch die **Abſtraktion** erhält, und von aller ſpeciellen Exiſtenz abſondert, die ſich in unſerm Verſtande befindet, in ſo fern ſie uns alſo keine Erkenntniß von irgend einer Exiſtenz geben. Die allgemeinen Sätze, die wir gewiß erkennen können, beziehen ſich nicht im geringſten auf eine **wirkliche Exiſtenz**. So oft man überdem einem Individuo einer Gattung oder einer Art etwas durch einen Satz zuſchreibt, welcher nicht gewiß ſeyn würde, wenn man ~~nicht~~ der Art oder der Gattung eben dieſes im allgemeinen beylegen wollte; ſo bezieht ſich dieſer Satz blos auf die **Exiſtenz**, und man kann aus demſelben blos die zufällige Verbindung ſpecieller exiſtirender Dinge erkennen. Z. B. wenn man ſagt: **dieſer oder jener Menſch iſt ein Gelehrter**.

Theophilus. Nach eben dieſem Sinne unterſcheiden auch die Philoſophen das, was zu **dem Weſen** und das, was zu **der Wirklichkeit** *) gehört, und ſie rechnen zu dem **Weſen** alles das, was zufällig oder accidentell iſt. Sehr oft weiß man nicht einmal, ob die allgemeinen Sätze, die wir nur vermöge unſerer Erfahrung kennen, nicht vielleicht ebenfalls **zufällig** ſind; denn unſere Erfahrung iſt allerdings begränzt. Z. B. In einem Lande, wo ~~das~~ Waſſer nicht frieret, würde der Satz, das Waſſer iſt ~~[illegible]~~, – etwas weſentliches ſeyn; in kältern Ländern würde man ihn nicht dafür halten.

Das Zufällige bezieht ſich auf die Exiſtenz.

In gewiſſem Sinne begreift es das Natürliche unter ſich.

Man kann hiernächſt dem **Zufälligen** noch einen eingeſchränkteren Sinn geben, ſo daß gleichſam zwiſchen dieſem und dem **weſentlichen** noch ein mittleres Ding iſt. Dies mittlere Ding iſt das Natürliche, das iſt etwas, welches

---

*) Ein anderes iſt, ob die Philoſophen dieſe Dinſtinktion allezeit von der rechten Seite angeſehen haben. Ein Ding iſt nur ein wahres Ding, in ſofern es exiſtiren kann. Es gehört nun allerdings etwas mehr dazu als die bloße Gedenkbarkeit. Wir wiſſen, daß *A* und Nicht *A* ſich nicht zugleich gedenken läßt, und wir ſagen alſo auch, daß es nicht exiſtiren könne. Ferner ſetzen wir das Nichts dem Etwas entgegen, ſo daß, was nicht etwas iſt, nichts iſt. Hiebey kann man nun erſt fragen: ob alles metaphyſiſch wahre gedenkbar ſey? und da kömmt es darauf an, ob unſer Verſtand ſo groß ſey, daß er von allem, was exiſtiren kann, wirkliche Begriffe haben könne? iſt dieſes, ſo kann man auch leicht die Frage bejahen: ob alles gedenkbare exiſtiren könne? Von der Wirklichkeit habe ich auch ſchon im erſten Bande etwas geſagt.

Anm. des Ueberſetzers.

ches der Sache ſelbſt nicht nothwendiger Weiſe zukommt, ſondern ihr nur beygelegt werden kann, wenn ſich kein ander Hinderniß einfindet. So könnte jemand behaupten, daß es im Grunde dem Waſſer nicht weſentlich ſey, daß es flieſſe, ſondern daß es ihm natürlich ſey. Behaupten könnte man es wol, aber demonſtrirt iſt es deswegen noch nicht. So würden vielleicht die Einwohner des Mondes eben ſo vielen Grund haben zu behaupten, daß das Frieren dem Waſſer natürlich ſey. In andern Fällen iſt das Natürliche weniger zweifelhaft: z. B. ein Lichtſtrahl gehet gerade zu an einen Ort, er müſte denn von irgend einem Dinge gebrochen werden.

Wenn **Ariſtoteles** aus der Materie die **zufälligen** Dinge herleitet, ſo muß man die **zweyte** Materie oder die **Maſſe** aller **Körper** verſtehen.

Philalethes. Ich habe ſchon einmal erwähnet: daß wir unſere **eigene Exiſtenz anſchauend**, die **Exiſtenz Gottes demonſtrativiſch**, und die **Exiſtenz anderer Dinge auſſer uns durch die Empfindung** erkennen. Aus dieſer **anſchauenden** Erkenntniß unſerer eigenen Exiſtenz folgt unmittelbar, daß wir ſie mit der allergröſten Evidenz wiſſen, ohne daß ſie bewieſen werden dürfte. Gerade ſo, wie ich bey allem Zweifel über anderer Dinge an meiner Exiſtenz nicht zu zweifeln brauche; kurz hievon haben wir den höchſten Grad von Gewißheit.

Das Anſchauen iſt die Quelle der Erkenntniß von unſerer Exiſtenz.

Theophilus. Hierinn bin ich völlig mit Ihnen einig, und füge noch das hinzu, daß die unmittelbare Apperception unſerer Exiſtenz und unſerer Gedanken, uns die erſten **Wahrheiten** *a poſteriori*, oder die erſten Verſuche gewähren; ſo wie die identiſchen Sätze die erſten Wahrheiten a priori enthalten. Beyde ſind keines Beweiſes fähig, und können **unmittelbar** genennet werden. **Jene**, weil der Verſtand und ihr Object und **dieſe**, weil das Subject und das Prädicat **unmittelbar** untereinander verknüpft ſind.

NB. Meiner Meinung nach, habe ich auch von meiner eigenen Existenz nur eine demonstrative, ~~keine aut~~ Erkenntniß, denn ich ~~schließe~~ appercipire mich nicht; ich schließe auf meine Existenz vermöge des Schl. cogito ergo sum, oder vielmehr vermöge folgenden Schlusses: "Appercipio actus cogitandi, ergo datur ens existens cujus est hic actus."

Zehntes Hauptſtück.

Von der Erkenntniß, die wir von der Exiſtenz Gottes haben.

Philalethes.

Gott hat unſrer Seele alle die Fähigkeiten gegeben, die ſie wirklich beſitzt, und ſich eben deshalb gewiß nicht unbezeugt gelaſſen; – denn Sinne, Ueberlegung und Vernunft bleiben die lauteſten Redner für ſein Daſeyn.

Theophilus. Nicht nur Fähigkeiten ihn zu erkennen, gab Gott der Seele, – er druckte ihr auch gleichſam unauslöſchliche Züge ein, die ſein Daſeyn bezeichnen, ob ſie gleich jener Fähigkeiten bedarf, um dieſe Züge gewahr zu werden. – Doch; ich mag unſre einmal geendigte Unterſuchungen **über die Ideen** und die **angeborne Wahrheiten** nicht wiederholen. Unter jene rechne ich freylich die **Ideen von Gott**, und die **Wahrheit von ſeiner Exiſtenz**. Wir wollen weiter gehen.

Philalethes. Ohnerachtet die Exiſtenz Gottes gerade eine ſolche Wahrheit iſt, worauf unſre Vernunft am leichteſten fället, und ihre Evidenz der mathematiſchen gleich kommt, ſo erfordert ſie doch Aufmerkſamkeit und Nachdenken, und die Seele muß es ſich angelegen ſeyn laſſen, ſie von einem Theile unſrer **anſchauenden** Erkenntniß abzuleiten. Vor allen Dingen müſſen wir nur auf uns ſelbſt und unſre eigene Exiſtenz, gegen die nichts eingewandt werden kann, Acht haben. – So ſetze ich voraus, daß ein jeder erkenne, er ſey etwas **wirklichexiſtirendes, mithin ein wirkliches Ding.**

Hiernächſt erkennen wir auch durch eine **anſchauende** Kenntniß, daß ein **bloſſes Nichts ſo wenig ein wirkliches Ding hervorbringen könne**, als es **zwey geraden Winkeln gleich ſeyn wird.** Daraus folget nach einer mathematiſchen Evidenz, daß **Etwas von Ewigkeit her geweſen ſeyn müſſe**; – weil alles, was einen Anfang hat, von einem andern Dinge hervorgebracht ſeyn muß.

Ferner; – ein jedes Ding, welches ſeine Exiſtenz von einem andern hat, muß auch alles von ihm haben, was zu ſeinem Seyn gehöret. Die ewige Urquelle aller Weſen muß alſo auch das Principium aller Macht, – folglich **muß dies ewige Weſen allmächtig ſeyn.**

Ueberdem fühlet der Menſch Erkenntniß und Empfindung. **Folglich iſt er ein erkennendes Weſen.** Nun aber widerſpricht es der Natur eines Dinges, das gar keine Empfindung noch Perception hat, ein erkennendes Weſen hervorzubringen; — ſo wie es auch nach dem Begrif von Materie, die keine Empfindung hat, unmöglich iſt, daß ſie in ſich ſelbſt Empfindung hervorbringe. Die Urquelle aller Dinge iſt verſtändig; – es giebt **von aller Ewigkeit her ein verſtändiges Weſen.**

Ein ewiges, allmächtiges und verſtändiges Weſen iſt das, was wir **Gott** nennen. Sollte jemand auf die Grille fallen, zu glauben, er ſeye **allein** ein vernünftiges und weiſes Weſen, demohnerachtet aber blos das Werk eines blinden Zufalles, und alle übrige Dinge in dem Univerſum wirkten nur blindlings und ganz von ohngefähr, ſo würde ich ihm das zu Gemüthe führen, was **Cicero** im zweyten Buche ſeiner Geſetze ſagt: – quid eſt enim
„verius, quam neminem eſſe oportere tam ſtulte arrogan-
„tem, vt in ſe mentem & rationem putet ineſſe, in caelo
„mundoque non putet? – aut vt ea, quae vix ſumma
„ingenii ratione comprehendat, nulla ratione moueri pu-
„tet?„ – '

Aus dem allen läſſet ſich nun die allgemeine Schlußfolge ziehen: daß wir **von Gott eine gewiſſere Er-**

kenntniß haben, als von irgend einem Dinge auſſer uns *).

Theo-

---

*) Bey einem ſcharfen Gottesleugner möchte Herr Loke mit dieſem Beweiſe wol nicht viel ausrichten. Sein Schluß iſt dieſer: Ein bloſſes Nichts kann nichts wirkliches hervorbringen: nun giebt es ein wirkliches Ding: derowegen iſt ein Etwas von Ewigkeit, das ſolches Ding hat hervorbringen können. Wer ſieht nicht, daß dieſe Schlußrede in der Form nicht richtig iſt, und daß der Schlußſatz mehr enthält, als in den Vorderſätzen befindlich iſt. Von dergleichen Beſchaffenheit ſind verſchiedene von denen Beweiſen, deren man ſich gemeiniglich, das Daſeyn eines allerhöchſten Weſens zu erhärten, bedienet. Denn bringt man ſie in förmliche Schlußreden: ſo ſind ſie entweder in Anſehung ihrer Form, oder ihrer Materie nicht recht beſchaffen. Der Beweiß, den man von der Zufälligkeit der Welt hernimmt, und von dieſer auf das Daſeyn eines ſchlechterdings nothwendigen Dinges ſchließt, wird wol der bündigſte *a poſteriori* bleiben. Die alten Schulweiſen haben ſich auch deſſelben mit vieler Scharfſinnigkeit bedient: und er würde noch beſſer gerathen ſeyn, dafern ihnen der Hauptſatz des zureichenden Grundes bekannt geweſen wäre. Herr von Leibnitz ſagt in ſeiner Theodicee §. 44. ohne dieſen groſſen Grundſatz würden wir niemals die Exiſtenz Gottes beweiſen können.

Da Gott bey allen, ſowol bey den Gottesleugnern, als den Verehrern eines wahren Gottes ein ſchlechterdings nothwendiges Weſen heißt; jedoch mit dieſem Unterſchiede, daß jene ſich gezwungen ſehen, die Welt für ein ſolches Ding auszugeben; dieſe aber behaupten: daß daſſelbe nicht die Welt ſey, ſondern von dieſer ganz unterſchieden wäre: ſo glaube ich mit einem Gottesläugner den nächſten Weg gehen zu können, wenn man aus dem Begriffe, den er von einem ſchlechterdings nothwendigen Dinge hat, darthut, daß die Welt es nicht ſeyn könne. Nemlich das Weſen eines nothwendigen Dinges ſchließt auch das Daſeyn mit ein. Denn da kein Widerſpruch ſich darinn findet: ſo iſt es möglich; mithin iſt es auch wirklich vorhanden. Was zum ſchlechterdingsnothwendigen gehört, das iſt auch ſelbſt ſchlechterdings nothwendig. Nun gehört aber die Exiſtenz eines ſchlechterdings nothwendigen Dinges zu ſeinem Weſen; und alſo iſt die

Exi-

Theophilus. Ich mache gegen ihre Demonſtration ſehr ungern Einwendungen und Zweifel, und doch iſt es für ſie ſelbſt

Zweifel gegen die [illegible] Demonſtration vom Daſeyn Gottes.

gut,

Exiſtenz dieſes Dinges ſelbſt auch nothwendig. Die Exiſtenz eines Dinges, iſt die durchgängige Beſtimmung deſſelben; denn vermöge des Grundes der Einzelnheit, kann kein Ding zur Wirklichkeit gelangen, wenn nicht alles an ihm beſtimmt iſt. Iſt nun die Exiſtenz ſchlechterdings nothwendig: ſo iſt das Entgegengeſetzte von der durchgängigen Beſtimmung derſelben in jedem Augenblicke, in welchem man ſich ſelbige gedenkt, gar nicht möglich. Denn könnte die durchgängige Beſtimmung, auch nur einen Augenblick den entgegengeſetzten Zuſtand zulaſſen: ſo wäre in ſolchem Augenblicke ſolches Daſeyn zufällig. (Contra hypoth.). Denn alles das iſt zufällig, wovon das Entgegengeſetzte möglich iſt. Von weſſen durchgängigen Beſtimmung das Entgegengeſetzte in jedem Augenblicke, da man ſich dieſelbe vorſtellt, ganz unmöglich iſt. Deſſen durchgängige Beſtimmung iſt jede Augenblicke, da man ſich ſolche gedenkt, eben dieſelbe; ſie hat in allen Augenblicken alles, was ſie nur haben kann. Nun hat aber die Exiſtenz eines ſchlechterdings nothwendigen Dinges eine dergleichen durchgängige Beſtimmung, wovon das Entgegengeſetzte jede Augenblicke, da man ſich dieſelbe gedenkt, unmöglich iſt: derowegen iſt auch die Beſtimmung derſelben allezeit dieſelbige; ſie hat alles, was ſie jeden Augenblick haben kann. Hier ſchlieſſe ich nun weiter ſo: was jede Augenblicke, in welchen man ſich daſſelbe gedenkt, eine andere durchgängige Beſtimmung zuläßt: das kann für keine Exiſtenz eines ſchlechterdings nothwendigen Dinges gehalten werden. Nun aber läßt die Exiſtenz der Welt jeden Augenblick eine verſchiedene Beſtimmung zu; derowegen iſt die Exiſtenz der Welt auf keinerley Weiſe die Exiſtenz eines unumgänglich nothwendigen Dinges; folglich iſt ein ſchlechterdings nothwendiges Ding von der Welt ganz verſchieden. Ein ſolches von der Welt ganz unterſchiedenes Weſen nennen wir Gott; und da ein abſolut nothwendiges Ding nothwendig exiſtirt; ſo exiſtirt auch nothwendig unſer Gott. Man kann noch hiebey Herrn **Kanzens** Meditat. philoſ. §. 364. nachſehen.

Sonſt läßt ſich auch das Daſeyn eines allerhöchſten Weſens aus dem Begriffe von einem allervollkommenſten gut, daß ſie dadurch Gelegenheit erhalten, die Lücken in derſelben auszufüllen.

Der

Weſen überaus wohl darthun und erweiſen. Schon unter den alten Schulweiſen iſt Streit entſtanden, ob aus ſolchem Begriffe ſich das Daſeyn Gottes erweiſen lieſſe. Anſelmus hielt dieſen Beweiß für gut; und Carteſius zog ihn aus der Vergeſſenheit wieder hervor, und bediente ſich deſſelben; wiewol er behauptet: der Begrif von einem allervollkommenſten Weſen, wäre den Menſchen angeboren; da er doch in der That aus den Vollkommenheiten, die ſich in den Dingen in der Welt, und ſonderlich in unſerer Seele befinden, willkührlich, jedoch ohne ihre Schranken zuſammengeſetzt iſt. Er hat es noch nicht gewuſt, die Wahrheit dieſes Begrifs auf eine andere Art zu beſtärken. Unſer Herr Loke tadelt dieſen Beweiß in dieſem Hauptſtücke; aber Herr von Leibnitz zeigt, was noch an dieſem Beweiſe fehlet, wenn er ſagt: Il ne mépriſe l'Argument inventé, il y a quelques ſiecles, par Anſelme, qui prouve que l'être parfait doit exiſter, quoique je trouve qu'il manque quelque choſe à cet argument, parce qu'il ſuppoſe que l'Etre parfait eſt poſſible. Car ſi ce ſeul point ſe demontre encore la demonſtration tout entiere ſera entierement achevée. Dieſen Mangel nun hat Herr von Wolf erſetzt, und dieſen Beweiß vollſtändig gemacht. Siehe den zweyten Theil ſeiner Theologiae naturalis c. 1. So hat auch der Director Carpov ſich dieſes Beweiſes bedient, und ihn ſehr deutlich vorgetragen, wie aus ſeiner Theologia naturali zu erſehen. Herr Kanz hat dieſen Beweiß auch in Meditat. philoſ. ausgeführt, er hat ihn aber etwas anders eingerichtet.

Doch ich muß auch nicht vergeſſen, einen Beweiß *a poſteriori* von dem Daſeyn eines allerhöchſten Weſens beyzubringen; und es ſoll der ſeyn, welchen ich bereits in einer Einladungsſchrift: de vſu Principii rationis ſufficientis peregregio ausgeführt habe. Er iſt dieſer: Ich bin oder wir ſind, welches daher ganz offenbar iſt, weil wir uns unſerer und anderer Dinge auſſer uns bewuſt ſind, das iſt: weil wir denken. Denn daß ein bloſſes Nichts des Denkens fähig ſeyn könne, das begreiſe einmal einer, wenn er kann. Und geſetzt, es thät ſich einer irgend die Gewalt an, und läugnete es, oder zweifelte, daß er denke: wird denn nicht dieſes ſein Läugnen oder Zweifeln ſchon ein Denken ſeyn? Dergeſtalt wird dieſe Wahrheit ſelbſt

Der Hauptzweifel betrift die Stelle, wo ſie §. 3. den Schluß machen, daß **etwas von aller Ewigkeit her**

ſelbſt von denen beſtätigt, welche dieſelbe mit allen Kräften zu ſchwächen und zu vernichtigen ſuchen. Da es nun auſſer allem Zweifel iſt, daß wir wirklich vorhanden ſind; und gleichwol nichts ohne einen zureichenden Grund ſeyn kann: ſo muß auch ein Grund vorhanden ſeyn, woraus es ſich begreifen, oder verſtehen läßt, warum wir exiſtiren. Und dieſer Grund iſt entweder in uns ſelbſt enthalten; oder in einem andern Dinge, das von uns unterſchieden iſt. Iſt das Erſtere, ſo ſind wir ein ſelbſtſtändiges Ding, das den Grund ſeines Daſeyns in ſich hat. Iſt das Leztere: ſo muß es auſſer uns ein ſelbſtſtändiges Ding geben, in welchem der zureichende Grund von unſerm Daſeyn zu ſuchen. Nun bedarf ein ſolch ſelbſtſtändiges Weſen, weil es den Grund ſeiner Exiſtenz ſelbſt in ſich hat, keines andern Dinges Hülfe, um zur Wirklichkeit gelangen zu können; mithin hängt es von keinem andern ab, ſondern es beſtehet durch ſeine eigene Kraft. Ein ſelbſtſtändiges Ding muß nothwendig exiſtiren, und ſchlechterdings nothwendig ſeyn: denn es würde ſich widerſprechen, den Grund zu ſeinem Daſeyn in ſich ſelbſt haben; und gleichwol nicht exiſtiren. Denn man nennt eben das ſchlechterdings nothwendig, welchem das Entgegengeſezte ſo gleich an ſich widerſpricht, und alſo nicht möglich iſt. Ein ſelbſtſtändiges Ding iſt unveränderlich. Denn was ſchlechterdings nothwendig iſt, bey dem kann niemals eine Veränderung vorgehen. Endlich muß ein ſelbſtſtändiges Ding, indem es ganz unveränderlich iſt, allezeit exiſtiren und alſo ewig ſeyn. Denn wer mag ſich wol einen Anfang oder ein Ende ohne alle Veränderung gedenken können. Da nun nichts von dieſem allen in uns anzutreffen iſt, welches einem jedweden ſeine eigene Empfindung und ſein Bewußtſeyn lehret? ſo können wir freylich nicht den Grund von unſerm Daſeyn in uns ſelbſt enthalten. So iſt auch die Welt nicht ſo beſchaffen, daß ſich von ſelbiger der Grund unſers Daſeyns herholen lieſſe. Denn wir mögen die Körper, die ſie in ihrem Umfange enthält, ihre Gröſſe, Weite, Anzahl und die Art und Weiſe, nach welcher ſie eine einige Welt auszumachen vereinbart, und miteinander verknüpft ſind, betrachten; oder unſere Gedanken auf die Elemente und unſere Seele richten; ſo werden wir befinden, daß es ſich her exiſtiret habe. Ich finde nemlich eine groſſe Zweydeutigkeit darinnen. Es kann ſo viel heiſſen, es iſt niemals eine Zeit geweſen, wo Nichts exiſtiret hätte. Dies geſtehe ich völlig ein; es folgt auch ganz mathematiſch gewiß aus den vorhergehenden Sätzen. Denn, wenn zu einer gewiſſen Zeit Nichts geweſen wäre, ſo würde es beſtändig Nichts geweſen ſeyn; das Nichts kann aber nichts vorbringen, mithin würden auch wir nicht ſeyn, welches indeſſen dem allererſten Erfahrungsſatz widerſpricht. Aus der Folge erhellet indeſſen ſehr gut, daß, wenn Sie ſagen, es habe etwas von aller Ewigkeit her exiſtiret, Sie wirklich ein **ewiges Ding** verſtehen. Nun aber folgt aus Ihren angeführten Gründen noch lange nicht, daß wenn auch etwas zu allen Zeiten geweſen iſt, dies ein gewiſſes Ding, nemlich ein ewiges Weſen ſeyn müſſe.

Denn die Gegner dieſes Satzes werden gleich ſagen: – **ich bin durch etwas anders, und dieſes Andre iſt wieder durch etwas anders u. ſ. f. hervorgebracht worden.** Die Vertheidiger jener ewigen Weſen, (ſo wie die Epikuräer [illegible] Atomen vertheidigten) werden kein **ewiges** Weſen, welches die einzige Quelle aller übrigen iſt, zugeſtehen. Denn, wenn ſie auch wirklich annähmen, daß das, was einem Dinge die Exiſtenz giebt, ihm auch ſeine übrige Vermögen und Kräfte geben müſſe; ſo werden ſie doch läugnen, daß ein einziges Ding den

andern

---

nicht widerſpricht, daß dieſelbe ſo groß ſie auch immer ſeyn mag, ſeyn und nicht ſeyn, oder auch anders ſeyn könne, und daß ſie alſo ein bloſſes zufälliges Werk ſey, welches ſein Daſeyn einem ſelbſtſtändigen Weſen zu danken habe. Da nun alſo weder in uns, noch in dieſer Welt der Grund unſers Daſeyns enthalten iſt, und ohne zureichenden Grund nichts ſeyn und entſtehen kann: ſo folgt unſtreitig, daß auſſer uns und der Welt, ein Weſen wirklich vorhanden ſeyn müſſe, das ſelbſtſtändig, und alſo auch ſchlechterdings nothwendig, unveränderlich, ewig, ununterwürfig, und die Urſache unſers Daſeyns iſt: welches wir denn unſern Gott nennen.

Poley.

andern ihre Exiſtenz gebe, und glauben daß zu einem Dinge ſehr viele andre beytragen müſſen.

Deshalb iſt es aber doch vernünftig, eine erſte Quelle aller Dinge anzunehmen, und zu glauben, daß die Welt mit großer Weisheit regieret werde. Sobald man aber der Materie Empfindung giebt, ſo kann man gar bald zu glauben anfangen, daß es gar nicht unmöglich ſey, daß ſie ſolche hervorbringen könne. Wenigſtens würde es ſehr ſchwer halten, einen Beweis zu finden, aus welchem ſo gleich die abſolute Unfähigkeit erhellte, und vorausgeſetzt, unſer Denken komme von einem denkenden Weſen, ſo läſſet ſich, ohne daß die Demonſtration etwas darunter leidet, gar gut denken, daß dieſes **denkende Weſen Gott** ſey.

Philalethes. §. 7. In wie fern der Begrif von einem höchſt vollkommenen Weſen, den ein Menſch in ſeinem Verſtande bilden kann, das Daſeyn eines Gottes beweiſe oder nicht, – mag ich hier nicht unterſuchen. Denn nach der verſchiedenen Gemüthsbeſchaffenheit der Menſchen, und der verſchiedenen Anwendungen ihrer Gedanken vermögen einige Beweisgründe zur Beſtätigung einer und derſelben Wahrheit bey **dem einen**, und andre bey **dem andern mehr**. Demohnerachtet halte ich die Methode gar nicht für ächt, dadurch die Gottesleugner zum Schweigen bringen zu wollen, daß man das ganze Gewicht einer ſo allgemein nützlichen Sache, wie dieſe iſt, hierauf allein leget, und es als den einzigen Beweis der Gottheit anſieht, daß verſchiedene Menſchen ſolche Vorſtellungen in ihren Gedanken hätten. Viele haben wirklich **gar keinen** Begrif von Gott, andre einen ſehr **geringen** und ſchlechten, die meiſten aber ſehr **verſchiedene.** Ich halte es alſo, damit ich dies noch einmal wiederhole, für eine ſchlechte Methode, aus zu großer Zärtlichkeit für dieſe Erfindung alle andre Beweiſe zu verwerfen, wenigſtens zu entkräften, und zu verbieten, daß man ihnen, als ſchwachen ſophiſtiſchen Gründen kein Gehör geben ſollte, welche doch unſer eigenes Daſeyn und die in die Sinne fallende Theile der ganzen Welt unſern Vorſtellungen ſo klar und überzeugend darbieten, daß ihnen ein vernünftiger Menſch unmöglich widerſtehen kann.

Die karteſianiſche Demonſtrationen des Daſeyns Gottes, die aus der Idee Gottes hergenommen ſind, bleiben nur ſehr unvollkommen.

Theophilus. So ſehr ich auch für die angebornen Ideen, beſonders der von Gott bin, ſo halte ich doch die karteſianiſche Demonſtrationen, welche aus der Idee von Gott hergenommen werden, für unvollkommen. Ich habe an verſchiedenen Orten weitläuftig erwieſen, daß **Deskartens** Beweis, den er von **Anſelm**, dem Erzbiſchof in **Kanterbury** entlehnet hat, witzig und anmuthig genug ſey, daß er aber doch eine anſehnliche Lücke habe, welche ausgefüllet werden muß.

Dieſer große Biſchof, einer der gelehrteſten Männer ſeiner Zeit, ſchmeichelt ſich nicht ohne Grund, eine Methode gefunden zu haben, das Daſeyn Gottes *a priori* **aus ſeinem eignen Begrif zu erweiſen, ohne auf ſeine Wirkungen Rückſicht zu nehmen.** Hier iſt ſein ganzer Schluß: **Gott iſt das gröſte,** oder wie **Deskartes** ſpricht, **das vollkommenſte Weſen; ein Weſen, welches den allergröſſeſten Grad von Vollkommenheit hat, und alle Vollkommenheiten der Geſchöpfe in ſich zuſammen vereiniget; dieſe iſt die Notion von Gott überhaupt.** Die Exiſtenz leitet er auf folgende Art aus dieſer Notion her.

Der karteſianiſche Beweis.

Exiſtiren iſt mehr als nicht exiſtiren; oder die Exiſtenz iſt ein Grad von Größe und Vollkommenheit mehr, und wie **Deskartes** ſagt: **die Exiſtenz iſt ſelbſt eine Vollkommenheit. Folglich iſt dieſer Grad von Größe und Vollkommenheit, oder dieſe Vollkommenheit ſelbſt, die in der Exiſtenz beſtehet, in dem höchſten Weſen, ſo groß und ſo vollkommen, als ſie ſich nur gedenken läßt: denn ſonſt würde ihm ein Grad von Vollkommenheit und Größe mangeln. Folglich exiſtirt auch das höchſte Weſen wirklich.**

Die Scholaſtiker, ſelbſt ihr Doktor **Angelikus** nicht ausgenommen, haben auf dieſen Beweis einen verächtlichen Seitenblick hingeworfen, und ihn für einen **Paralogismus** gehalten. Sie irren ſich aber auſſerordentlich; und **Deskartes**, der die ganze ſcholaſtiſche Philoſophie mit allen ihren Spitzfindigkeiten vollkommen inne, und auf dem Jeſuitenkollegio de la Fleche lange Zeit ſtudirt hatte, that ſehr recht daran, daß er dieſen Beweis wiederum hervorzog. Der ganze Beweis iſt ſicher kein **Paralogismus**. Aber er bleibt immer eine ſehr unvollkommene Demonſtration. Er ſetzt noch etwas voraus, was erſt bewieſen werden müſte, und was ihm eigentlich die mathematiſche Evidenz geben könnte: nemlich daß die **Idee des höchſten und vollkommenſten Weſens auch möglich ſey, und nichts widerſprechendes in ſich enthalte.** Indeſſen folgt wenigſtens daraus ſo viel, daß, vorausgeſetzt, **Gott ſey möglich**, er nun **auch wirklich** exiſtire. Und dies iſt ein der Gottheit allein zukommendes Vorrecht. Man kann mit guten Grunde die Möglichkeit eines jeden Weſens, beſonders des Weſens Gottes ſo lange vorausſetzen, als man nicht das Gegentheil hievon beweiſet. Mithin gewähret dieſer metaphyſiſche Beweis wenigſtens eine **moraliſche** Demonſtration *), dem zufolge wir nach

dem

Dieſer Beweis iſt kein Paralogismus.

Bey dieſem Beweiſe wird die Möglichkeit des allervollkommenſten Weſens vorausgeſetzt.

---

*) Herr von Leibnitz nennt hier den anſelmiſchen Beweiß vom Daſeyn Gottes, ſehr wol eine moraliſche Demonſtration, und überläßt es der Zukunft, ihn zu einen geometriſchen zu erheben. — Es kommt freylich nur blos darauf an, die Möglichkeit eines allervollkommenſten Dinges zu beweiſen. Dieſen Beweis aber hat man keinesweges geführt, wenn man ſagt: daß alle Realitäten bejahend ſind, und ſie ſich alſo nicht widerſprechen können; Das erſte kann man allenfals zugeben, ohne das letztere einzuräumen. So ſind zum Beyſpiel die Unveränderlichkeit und Nothwendigkeit wirkliche Realitäten, demohnerachtet aber widerſprechen ſich dieſelben, oder ſcheinen es doch wenigſtens zu thun. Nun aber iſt es eine bekannte und

von

gegenwärtigen Zuſtand unſerer Erkenntniß annehmen können, daß **Gott exiſtire und dieſem Begriffe zufolge wirk-**

---

von Wolfen ſelbſt feſtgeſetzte Regel: daß zu einer Demonſtration nicht blos die Richtigkeit aller Vorderſätze und Formen der Schlüſſe erfordert werden, ſondern daß auch alle dieſe Stücke unläugbar und völlig gewiß und keine Dunkelheiten in den Vorderſätzen vorhanden ſeyn müſſen. Man ſehe aber die beyden von mir angeführten Eigenſchaften an, ſo wird man leicht ſehen, daß hier noch alles dunkel iſt. — Man pflegt zwar dieſen Knoten durch ein ſogenanntes *analogon* modi aufzulöſen, — aber vergebens. Ich will die bekannte Frage anführen: Wie ſtellt ſich Gott den geſtrigen Tag vor? als vergangen oder als gegenwärtig? Stellt er ihn ſich als vergangen vor, ſo hat er heute eine andere Idee von demſelben, als geſtern, da er ihn ſich gegenwärtig vorſtellte, und thut er das letzte, ſo würde Gott irren. Das erſte ſtreitet mit ſeiner Unveränderlichkeit, und das andere mit ſeiner Allwiſſenheit.

NB Gott stellt sich
den gestrigen Tag
stets auf einerley
Art vor. Niemals
als zukünftig,
gegenwärtig oder
vergangen, sondern
als das x te Um-
walzung der Erde
d. als das x te
Glied der Kette
aller Veränderungen.

Demohnerachtet aber glaube ich doch, daß man a priori einen Beweiß vom Daſeyn Gottes führen könne; (ich brauche es nicht zu ſagen, daß die vorgetragene Zweifel auch auf den gewöhnlichen Beweis a poſteriori anwendbar ſind.) Man hat Eukliden beſtändig das poſtulatum eingeräumt, daß ſich immer noch eine größere Zahl, als die gegebene gedenken laſſe. Euklid verſteht dies freylich nur von den Zahlen, es läßt ſich aber auch bey zuſammengeſetzten Begriffen anwenden: So viel man alſo zuſammengeſetzte Begriffe gedenken will, laſſen ſich noch mehrere gedenken, und ſie ſind den Graden und der Art nach ſtufenweiſe von 0 bis ſo viel man will, und alſo bis ins unendliche voneinander verſchieden; die Anzahl der gedenkbaren Begriffe iſt alſo abſolut unendlich. In allen dieſen Begriffen iſt aber metaphyſiſche Wahrheit, folglich in den dadurch vorgeſtellten Dingen die poſitive Möglichkeit zu exiſtiren. Zu dieſer Möglichkeit aber wird ſchlechthin erfordert: daß die Kraft, wodurch ſie zur Exiſtenz gebracht werden kann, bereits exiſtire. Eine Kraft aber, die unendlich viele Dinge poſitiv möglich, das heißt, wirklich machen kann, muß an ſich unendlich ſeyn. Folglich muß eine Kraft exiſtiren, die größer, als eine jede gegebene Kraft iſt, — folglich ein abſolut unendliches Ding. Wir wollen ein Beyſpiel von den Zahlen hernehmen. Es iſt offenbar, daß zu 1 bis ins Unendliche eine Zahl hinzugethan werde, wirkſam ſey. Dabey bleibt immer der große Wunſch übrig: daß in der Folge die oben genannte Demonſtration zu einer mathematiſchen Evidenz erhoben werden könnte. Ich hoffe wenigſtens an meinem Theil etwas dazu beygetragen zu haben.

Deskartens zweyter Beweis iſt noch von geringerm Gewicht.

Deskartens zweyter Beweis, nach welchem die Exiſtenz Gottes daraus folgt, daß wir von ihm in unſerer Seele eine Idee haben, die von dem Urbild nothwendig hergekommen ſeyn müſte, hat noch weniger Gewicht, denn:

1) Hat dieſer Beweis mit dem Vorhergehenden den Hauptfehler gemein, daß er eine ſolche Idee, daß Gott möglich ſey, in uns vorausſetzt. Denn wenn auch Deskartes ſagt: daß, wenn wir von Gott reden; wir doch wiſſen, was wir von ihm reden, folglich von ihm auch einen Begrif haben; ſo bleibt das immer ein ſehr betrügeriſches Kennzeichen. Z. B. wenn wir von einer immerwährenden mechaniſchen Bewegung reden, ſo wiſſen wir ſehr gut, was wir davon denken und ſagen; und demohngeachtet iſt dieſe
Bewe-

---

de, es iſt aber auch eben ſo offenbar, daß ein endlicher Verſtand nicht ſoweit hinausgehen könne, weil numerus quovis dato major ſich gedenken laſſe, folglich nur ein unendlicher Verſtand fähig iſt, eine unendliche Zahl zu gedenken. Eben ſo geht es nun auch mit den zuſammengeſetzten Begriffen. (Hier kann man den Nutzen ſehen, den die Theorie von dem einfachen Begriffe gewähret.) Ein Verſtand der alle dieſe unendliche Begriffe gedenken will, muß nothwendig exiſtiren, weil zur metaphyſiſchen Wahrheit dieſer Begriffe, die poſitive Möglichkeit des Denkens gehört, und dieſe das wirkliche Denken vorausſetzt. Ich vor mein Theil finde wenigſtens in dieſem Beweiſe wenigere Schwierigkeiten, wie in dem zuerſt angeführten, und halte ich dafür, daß er leichter zur mathematiſchen Evidenz erhoben werden könne, wenn er es noch nicht ſeyn ſollte, als jener.

Anm. des Ueberſetzers.

Bewegung etwas **unmögliches**, folglich haben wir nur eine Scheinidee von derſelben.

2) Beweiſet dieſes Argument nicht hinlänglich; daß **die Idee von Gott, geſezt, wir hätten ſie wirklich, von ihrem Orginal herkommen müſſe.**

Sie werden mir dagegen einwenden, daß, wenn wir fühlen, die Idee von Gott ſey uns angeboren, wir nun nicht lange zweifeln dürfen, ob es wirklich eine ſolche Idee gebe. Dieſe Einwendung kann ich nur in ſo fern gelten laſſen, als von keiner ſtrengen Demonſtration, die Rede iſt, welche ſich allein auf die Idee gründet. Auſſerdem haben wir noch andre Beweiſe von der Exiſtenz Gottes genug. Erinnern Sie ſich dabey, daß ſich alle Ideen zwar nicht deutlich und mit einem Bewuſtſeyn, doch ſo in uns befinden, daß wir ſie aus unſerm eigenen Behältniß hervorholen und bewuſtbar machen können. Eben dies wende ich auf die Idee von Gott an, deſſen Möglichkeit und Exiſtenz ich auf ſehr mannichfaltige Weiſe bereits demonſtriret habe.

Die **vorherbeſtimmte Harmonie** giebt überdem einen noch unleugbareren Beweis an die Hand. Sonſt glaube ich auch noch, daß alle Beweiſe für die Exiſtenz Gottes brauchbar und gemeinnützig ſind, wenn man ſie nur zu einem immer gröſſern Grade der Vollkommenheit bringen wollte. Beſonders gefällt mir der Beweis, den man von der allgemeinen Ordnung der Dinge hernimmt.

Philalethes. Es wäre nicht übel, wenn man der Frage noch etwas reiflicher nachdächte: ob **ein denkendes Weſen von einem nicht denkenden**, der Empfindung und Erkenntniß beraubten Weſen herkommen könne, wie z. B. die Materie ſeyn wird.

Es iſt ferner unleugbar, daß ein Theil der Materie an und vor ſich ſelbſt nichts hervorbringen, und ſich nicht ſelbſt bewegen kann, folglich muß ſeine Bewegung entweder von Ewigkeit her, oder ihm von einem mächtigern Weſen mitgetheilet worden ſeyn. Wäre dieſe Bewegung ewig, ſo wäre ſie doch nie im Stande Erkenntniſſe hervorzubringen.

Zum Exempel man ſetze den Fall, die Materie eines Kieſelſteins, den wir zuerſt antreffen, wäre ewig, die Theilchen daran wären genau vereiniget, und rührten beſtändig aneinander. Wenn nun kein ander Weſen in der Welt wäre: müßte er denn nicht ewig ſo bleiben, – ein todter, unwirkſamer Klumpen? – Iſt es wohl möglich zu begreifen, daß er, da er bloße Materie iſt, ſich ſelbſt in Bewegung ſetzen, oder etwas hervorbringen könne? Die Materie kann demnach durch ihre eigene Kraft nicht einmal in ſich eine Bewegung hervorbringen. Die Bewegung, welche ſie hat, muß auch von Ewigkeit, oder ſonſt von einem **andern Weſen, das mächtiger als die Materie iſt**, hervorgebracht und ihr beygefüget ſeyn; indem ſie, wie man es augenſcheinlich ſieht, nicht das Vermögen hat, in ſich ſelbſt eine Bewegung zu bewirken.

Doch wir wollen ſetzen, die Bewegung wäre auch ewig: ſo können gleichwol die nicht denkende Materie und die Bewegung, niemals einen Gedanken hervorbringen, was für Veränderungen auch die Bewegung in Anſehung ſowol der Figur als der Größe hervorbringen mag. Es ~~wirkt~~ allezeit eine Erkenntniß zu wege zu bringen, die ~~die~~ Kräfte der Bewegung und der Materie ſo weit überſteigen, als es über die Kräfte des Nichts, oder eines Undinges iſt, eine Materie hervorzubringen.

Ich beziehe mich hier auf eines jeden eigene Gedanken, ob er ſich nicht ſo leicht eine von einem Nichts hervorgebrachte Materie gedenken könne, als er ſich einbilden kann, daß ein Gedanke durch die bloße Materie könne hervorgebracht werden, wenn vorher kein ſolches Ding, wie ein Gedanke oder ein verſtändiges Weſen, wirklich iſt.

Man theile die Materie in ſo kleine Theilchen, als man will (welches wir uns leicht als ein Mittel einzubilden pflegen, die Materie in ein geiſtiges Weſen zu verwandeln, oder ein denkendes Ding daraus zu machen); man verändere die Figur und Bewegung derſelben ſo vielmal, als beliebig iſt, ſo werden eine Kugel, ein Würfel, ein Kegel, ein Prisma, ein Cilinder und ſo weiter, wovon die Diameter das 1000,000ſte Theilchen von einem Gry *) ſind, auf keine andere Art in andere Körper von ebenmäßiger Größe wirken, als Körper, deren Diameter einen Zoll oder Fuß in ſich enthalten.

Mit eben ſo gutem Grunde kann man hoffen, Empfindung, Gedanken und Erkenntniß hervorzubringen, wenn man große Theile der Materie nach einer gewiſſen Figur und Bewegung zuſammenſetzet, als wenn die allerkleinſten Theilchen, die irgendwo vorhanden ſind, zuſammengefüget werden. Sie ſtoſſen, ſie dringen und widerſtehen einander, eben ſo, wie größere Theile thun: und das iſt alles, was ſie thun können.

Wofern wir demnach kein erſtes und ewiges Weſen vorausſetzen wollen, ſo kann die Materie niemals zu ſeyn anfangen. Setzen wir zum voraus, die bloße Materie ohne Bewegung wäre ewig; ſo kann auch die Materie niemals zu ſeyn anfangen. Und nehmen wir an: daß nur die Materie und die Bewegung das erſte Weſen, oder ewig wären, ſo kann niemals ein Gedanke zu ſeyn anfangen. Denn

---

*) Ein Gry iſt $\frac{1}{10}$ von einer Linie; eine Linie $\frac{1}{10}$ von einem Zolle; ein Zoll $\frac{1}{10}$ von einem philoſophiſchem Fuße; ein philoſophiſcher Fuß $\frac{1}{3}$ von einem Perpendickul, deſſen Schwingung in dem 45 Gr. der Breite einer Secunde oder $\frac{1}{60}$ von einer Minute gleich iſt. Ich habe mich hier mit Fleiß dieſes Maaßes und der Theile davon nach der Decimalabtheilung bedienet, weil ich glaube, daß es von einer allgemeinen Bequemlichkeit ſeyn würde, wenn es bey den Gelehrten das gemeine Maaß wäre.

Loke.

Denn es läßt ſich unmöglich begreifen, daß die Materie **entweder** mit einer, **oder** ohne eine Bewegung urſprünglich in ſich und von ſich ſelbſt eine Empfindung, ein Vernehmen und eine Erkenntniß haben kann; wie ſolches daraus erhellet, weil ſodann die Empfindung, des Vernehmen und die Erkenntniß, Eigenſchaften ſeyn müßten, die ſich von der Materie, und jeglichem Theilchen derſelben in Ewigkeit nicht trennen laſſen.

Hiezu könnte man noch hinzufügen: daß, ungeachtet unſer allgemeiner oder beſonderer Begriff von der Materie Urſache iſt, daß wir davon, als von einem einzigen Dinge reden, gleichwohl die ganze Materie in der That kein einzelnes, noch ein ſolch Ding iſt, das da als ein materialiſches Weſen, oder als ein einzelner Körper den wir erkennen, und uns gedenken können, wirklich vorhanden wäre.

Wäre nun die Materie das ewige erſte und denkende Weſen: ſo würde kein ewiges und unendliches denkendes Weſen, ſondern eine unendliche Zahl vom ewigen und endlichen denkenden Weſen ſeyn, welche einander unterwürfig wären, eine umſchränkte Kraft und verſchiedene Gedanken hätten, und folglich niemals diejenige Ordnung, Uebereinſtimmung und Schönheit hervorbringen könnten, die in der Natur zu finden iſt. Da nun alſo das erſte und ewige Weſen, was für eines es auch ſeyn mag, nothwendig ein denkendes Weſen ſeyn muß; und da dasjenige, welches das erſte unter allen Dingen iſt, zum wenigſten alle Vollkommenheiten, die irgend nachher entſtehen könnten, nothwendiger Weiſe in ſich enthalten und wirklich haben muß, auch niemals einem andern einige Vollkommenheit geben kann, welche es nicht **entweder** ſelbſt hat, **oder** wenigſtens in einem höhern Grade beſitzt: ſo folget nothwendig, daß das **erſte und ewige** Weſen nicht **die Materie ſeyn kann.**

Keine Kombination oder Modifikation der Materie kann eine Perception hervorbringen.

Theophilus. Dies Räſonnement hat meinen vollkommenen Beifall. Es iſt präcis, mit großer Geiſtes Schärfe und wirklicher Eindringung in die wahre ächte Philoſophie abgefaſſet. Ich bin vollkommen mit dem großen Engländer einig, daß keine **Kombination oder Modifikation der Theile der Materie, wenn ſie auch noch ſo klein wären, irgend eine Vorſtellung hervorbringen könne, ſo wenig als die größere Theile, welche mit den kleinern in vollkommenſter Proportion ſtehen, dergleichen zu bewirken fähig ſind.**

Unterſchied zwiſchen der Materie und den Monaden. Dies ſind unzählich viele, aber mit Perception und einer leidenden Natur verſehene Weſen.

Auch die Bemerkung iſt richtig und paſſend, daß **man nemlich die Materie nicht für eine der Zahl nach einzige Sache, oder, ſo wie ich zu ſagen pflege, für eine Monade oder Unität anſehen müſſe,** weil ſie nur ein **Zuſammenfluß** von unendlich vielen Weſen iſt. Nur noch einen Schritt hätte der große Mann thun müſſen, ſo wären wir zuſammen vollkommen einverſtändig geworden. Ein jedes von dieſen Weſen hat, meinem Syſtem nach, Vorſtellung; – ein jedes hat wie ein andres Thier eine Seele (oder ein thätiges analogiſches Principium, wodurch es eigentlich zur Unität wird) – und alles was erfordert wird, damit es leidend ſey, und einen organiſchen Körper. Sie haben ſowol ihre thätige als leidende Natur von einer höheren und allgemeinen Urſache erhalten, weil ſie ſonſt, da ſie von einander unabhängig ſind, die **Ordnung, Harmonie und Schönheit,** die wir in der Natur bemerken, nicht würden hervorbringen können.

Die vorherbeſtimmte Harmonie erweiſet die Nothwendigkeit eines allgemeinen Dinges.

Dieſen **Beweis,** der nur eine moraliſche Gewisheit zu gewähren ſchien, habe ich durch meine neue **Art von Harmonie,** ich meyne die **vorherbeſtimmte,** zur metaphyſiſchen Gewißheit erhoben. Eine jede von dieſen Seelen ſtellt ſich nach ihrer Art das vor, was auſſerhalb vorgehet; – da ſie nun von keinem der beſonderen Weſen dieſe Vorſtellung erhalten, ſondern ſie vielmehr aus ihrem eigenen Vorrathsbehältnis nehmen muß, ſo muß ſie nun auch ihre Natur (ich meyne den inneren Grund der Vorſtellungen der äuſſern Objekte), von einem **allgemeinen Dinge**, von dem alle dieſe Weſen abhängen, und durch deſſen Willen ſie alle in der vollkommenſten **Harmonie und Ordnung** ſtehen, erhalten haben. Dazu gehöret nun **freilich unendliche Macht und Weisheit**, beſonders, wenn man auf die künſtliche Verbindung ſieht, nach welcher die Maſchine und die Handlungen der vernünftigen Seele in dem allerbewundernswertheſten Einverſtändniſſe ſtehen. Daher kam es auch, daß jener erhabene Verfaſſer eines merkwürdigen Lexikons daran zweifelte, ob es nicht ganz über Gottes Weisheit ſey, ſolch ein Phänomen wirklich zu veranſtalten. Er geſtand indeſſen gern zu, daß dieſe meine Idee die bisher gehabten geringen und ſchwachen Erkenntniſſe von den Vollkommenheiten Gottes auſſerordentlich erhöhe und verſchönere.

Philalethes. Hier iſt der Reſt des Räſonnements, welches **Loke** anſtellt. Vor allen Dingen unterſucht er: ob das **denkende Weſen, von dem alle übrige denkende Weſen, mithin andre Weſen in einem noch höhern Grade abhängen, materialiſch ſey, oder nicht** – – Er macht ſich daher den Einwurf ſelbſt: daß ein **denkendes Weſen materiell ſeyn könne**; – darauf antwortet: daß, wenn man auch dies wirklich zugeben wollte, doch ein von Ewigkeit her exiſtirendes Weſen ſeyn würde, welches eine unendlich große Macht und Weisheit beſäſſe. Noch mehr, wenn der Gedanke und die Materie wirklich von einander getrennt werden können, ſo wird doch von der ewigen Exiſtenz eines denkenden Weſens auf die ewige Exiſtenz der Materie keinesweges ein Schluß gemacht werden können.

Man kann die **Vertheidiger eines materiellen Gottes** weiter fragen: ob ſie glauben, daß ein jeder Theil der Materie denke? daraus würde folgen, daß ſo viel Götter wären, als Theile der Materie ſind. Wenn aber nicht jeder Theil der Materie denkt, ſo entſteht ein denkendes Weſen, welches gewiſſe nicht denkende Theile hat, – und ein ſolches Weſen iſt ſchon widerlegt worden.

Behaupten, **ein** Stäubchen Materie denke nur allein, die übrigen obſchon gleich ewigen Theile dächten nicht, hieſſe ohne Grund annehmen, ein Theil der Materie ſey über den andern unendlich erhaben, und bringe Weſen hervor, welche nicht denken. Vorgeben, das ewige denkende Weſen ſey nichts anders, als eine Zuſammenſetzung materialiſcher Theilchen, von denen keines denken kann, iſt eben ſo viel, als alle Weisheit und Erkenntnis dieſes ewigen Weſens der Nebenſtellung der Theile zuſchreiben, – und dies iſt ſicher die gröſzeſte Ungereimtheit von der Welt. Denn man mag auch die nichtdenkende Theilchen der Materie zuſammenſetzen, wie man will, ſo können ſie doch dadurch nicht mehr bekommen, als ein neues Verhältniß ihrer Lage, welches ihnen aber unmöglich einen Gedanken oder eine Erkenntniß verſchaffen kann.

Ueberdies ſo ruhen **entweder** alle Theile dieſes körperlichen Baues, **oder** ſie ſind in Bewegung. Sind ſie in **vollkommner Ruhe**, ſo iſt dieſer Bau ein unthätiger Klumpen, und kann vor einem Stäubchen kein Vorrecht haben. Soll das Denken von der Bewegung ſeiner Theile herkommen, ſo müſſen alle ſeine Gedanken alsdenn nothwendig zufällig und eingeſchränkt ſeyn. Denn da alle Theilchen, die durch die Bewegung einen Gedanken hervorbringen, an ſich ſelbſt nicht den geringſten Gedanken haben, ſo können ſie **weder** ihre eigene Bewegungen richten, **noch** durch den Gedanken des Ganzen gerichtet werden, weil ein ſolcher Gedanke nicht die Urſache ſondern die Folge der Bewegung iſt. Die Bewegung müſte ſonach vorhergehen, und ohne Gedanken ſeyn: – hierdurch würde aber Freyheit, Macht, eigene Wahl, überhaupt alles vernünftige Handeln ganz und gar wegfallen, ſo daß ein ſolches denkende Weſen nicht viel beſſer noch weiſer ſeyn würde, als die bloße blinde Materie.

Andre behaupten, **die Materie ſey wenigſtens mit Gott gleich ewig.** Nicht zu gedenken, daß ſie keinen Grund anführen, ſo iſt die Hervorbringung eines denkenden Weſens, welches ſie zugeben, ſchwerer, als die Hervorbringung der Materie, welche weniger Vollkommenheiten hat. Wollten wir uns nur von den gemeinen Begriffen frey machen, und unſere Gedanken, ſo weit ſie reichen würden, zu einer genaueren, tiefer eindringenden Betrachtung der Dinge erheben: **ſo könnten wir vielleicht durch das Dunkle hindurch ſchauen, und bey noch einigem Scheine erkennen, auf welche Weiſe die Materie zu exiſtiren angefangen, und durch die Allmacht des ewigen und beſten Weſens habe hervorgebracht werden können.** Dabey würden wir zugleich einſehen, daß es eine noch unbegreiflichere Wirkung der allmächtigen Kraft ſey, einem Geiſte den Anfang und das Seyn zu geben. Da mich aber **dieß von den Begriffen, auf die man gegenwärtig die Philoſophie gebauet hat,** zu weit entfernen würde, ſo könnte mirs auf keine Weiſe verziehen werden, wenn ich ſo ſehr davon abweichen, oder es (in ſofern es noch die Sprachkunſt ſelbſt gut heiſſen würde) unterſuchen wollte, dafern die gemeine und einmal feſtgeſetzte Meinung dieſen zuwider wäre, vornemlich am gegenwärtigen Orte, wo die angenommene Lehre zu unſerm gegenwärtigen Vorhaben noch zureichend iſt, und es gar nicht bezweifelt wird, daß wenn man einmal die Erſchaffung, oder den Anfang einer Subſtanz aus Nichts, was für eine es auch ſeyn mag, zugiebt, man eben ſo leicht auch die Erſchaffung aller andern Subſtanzen, nur den Schöpfer ſelbſt ausgenommen, vorausſetzen könne.

Theophilus. Die Gedanken Ihres großen und penetranten Philoſophen machen mir viele Freude, und ich verſichre Sie, daß darunter groſſe und erhabene Wahrheiten verborgen liegen. Das Wort **Subſtanz**, welches groß gedruckt iſt, bringt mich auf den Gedanken, daß er die Hervorbringung der Materie ſich ſo vorſtellt, wie die Hervorbringung der Accidenzen, die man ohne viele Schwierigkeit aus dem Nichts herleitet – und wenn er ſeine eigene Gedanken von der itzt eingeführten Philoſophie unterſcheidet, ſo verſteht er darunter vielleicht die Platoniker, die die Materie für etwas flüchtiges, vorübereilendes anſahen, die von Accidenzen, und den Geiſtern und Seelen eine ganz andre Idee hatten.

Philalethes. Denen, welche die Schöpfung der **Dinge aus Nichts leugnen**, weil ſie ſolche nicht begreifen können, jetzt unſer Philoſoph, welcher noch ſchrieb, ehe er ihre Entdeckung über die Art und Weiſe der **Vereinigung zwiſchen Seele und Körper** entgegen, daß, ob ſie gleich nicht begriffen, wie die freywilligen Bewegungen in dem Körper durch dem Willen der Seele hervorgebracht würden, ſie ſie doch glaubten, weil ſie die Erfahrung hievon überzeugte. Andere, welche ſich einbilden, die Seele könne keine neue Bewegung hervorbringen, ſondern erwecke nur eine neue Richtung der Lebensgeiſter, giebt er die Replik, daß eins ſo unbegreiflich, als das andre ſey. – Hiernächſt iſt es, fügt er hinzu, eine zu große Einbildung von uns ſelbſt, daß wir alles nach den engen Grenzen unſrer Fähigkeiten abmeſſen, und alles für unmöglich halten, was unſre Begriffe überſteiget. Das heiſſet **unſern Verſtand unendlich und Gott endlich machen**, wenn das, was Gott thun kann, nach dem eingeſchränkt wird, was wir davon begreifen können. – Verſtehen wir die Wirkungen unſrer eignen endlichen Seele der in uns denkenden Subſtanz nicht: – ſo darf es uns gar nicht befremden, daß wir die Wirkungen des ewigen und unendlichen Geiſtes, der alle Dinge gemacht hat, und ſie alle regiert, den aller Himmel Himmel nicht faſſen mögen, zu begreifen nicht vermögend ſind.

Theophilus. Wenn auch vorizt die Schwierigkeiten über die Vereinigung der Seele und des Körpers gehoben ſind, ſo bleiben doch verſchiedene andre übrig. Ich habe zwar durch die vorherbeſtimmte Harmonie a poſteriori bewieſen, daß alle Monaden von Gott ihr Daſeyn erhalten haben, und daß ſie beſtändig von ihm abhängen — — allein dabei bleibt doch immer unbegreiflich, wie ſie nun einzeln betrachtet von ihm abhängen; „und im Grunde iſt ihre Erhaltung nach dem ſehr guten Begrif der Scholaſtiker hievon, weiter nichts, als **eine fortgeſetzte Schöpfung.**“

Eilftes Hauptſtück.

Von der Erkenntniß, die wir von dem Daſeyn andrer Dinge haben.

Philalethes.

§. 1. Da die Exiſtenz Gottes allein mit der unſrigen in einer nothwendigen Verbindung ſtehet, ſo können auch unſre Ideen von irgend einem Dinge ſo wenig die Exiſtenz des Dinges darthun, als das Gemälde eines Menſchen ſein wirkliches Daſeyn beweiſet.

§. 2. Die **Gewißheit** indeſſen, die ich durch Hülfe meiner **Senſation** von dem Weiſſen, worauf ich ſchreibe, und dem Schwarzen auf dem Papier habe, iſt ſo groß als diejenige, daß ich die Hand beym Schreiben bewege. Sie iſt ſo groß als nur jeder menſchliche Verſtand ſie zu erlangen fähig iſt, diejenige ausgenommen, die wir von unſerm und dem Daſeyn Gottes haben.

§. 3. Dieſe Gewißheit verdient den Namen der Erkenntniß. Denn Niemand wird den Sceptizismus wohl ſo hoch treiben wollen, die Exiſtenz der Dinge zu leugnen, die er ſieht und empfindet. Wenigſtens würde derjenige, der ſo weit mit ſeinen Zweifeln gehen könnte, mit mir keinen Streit haben können, weil er nie verſichert ſeyn kann, daß das, was ich ſage, es ſey auch, was es wolle, ſeiner Meinung zuwider laufe. *)

§. 4. Die Perceptionen ſinnlicher Dinge werden von äuſſerlichen Urſachen bewirkt, die unſre Sinne rühren und in Bewegung ſetzen. Ohne Organen erhalten wir dieſe Perceptionen nicht, und wenn die Organen immer in dem gehörigen Zuſtande wären, und hinreichten, ſo würden ſie ſolche beſtändig hervorbringen.

§. 5.

---

*) Oben im zweyten Hauptſtücke hat Herr Loke die ſinnliche Erkenntniß der anſchauenden und demonſtrativiſchen nachgeſetzet, da doch jene bey dieſen allemal zum Grunde ſteht. Hier erſieht man die Urſache, warum er es gethan, nemlich weil die ſinnliche Erkenntniß nicht allezeit ſo gewiß als die anſchauende wäre. Allein ſoll wohl das Anſchauen der Seele den ſinnlichen Ideen eine gröſſere Gewißheit verſchaffen, wenn ſie nicht bereits an ſich Wahrheit und Gewißheit haben? Daran iſt gar ſehr zu zweifeln. Die Schulweiſen nannten ſie notiones fundamentales, oder auch primas, ohne Zweifel, weil die Gewißheit aller übrigen Erkenntniß auf ſelbigen beruhet. Denn ſind die ſinnlichen Begriffe nicht gewiß: ſo können es auch nicht die abgeſonderten ſeyn, weil doch das Abgeſonderte in dem noch Unabgeſonderten enthalten ſeyn muß. Und obgleich das Abgeſonderte allezeit ein einfacherer Begrif iſt, als der Begrif des noch Unabgeſonderten: ſo kann man doch jenem keine gröſſere Gewißheit beylegen, als dieſer hat; es wäre denn, daß man nach der Lehre einiger Schulweiſen, zuerſt abſtracta bildet, und hernach die concreta dazu einrichten, oder ſie in der Welt ſuchen wollte; welches aber zu Dichtungen verleitet. Herr Loke muß ebenfalls dieſer Meynung geweſen ſeyn.

Poley.

§. 5. Hiernächſt beweiſet auch dies, daß die Empfindungen von äuſſerlichen Urſachen entſtehen, weil ich zum öftern die Ideen nicht vermeiden kann, die in meiner Seele hervorgebracht werden. — — Eine ſolche unvermeidliche Idee iſt die des Lichts und der Sonne, wenn ich meine Augen an einem Ort offen habe, wo die Sonne und das Licht hinkommen können. Die im Gedächtniſſe befindliche Ideen kann ich nach meinem Belieben unterhalten. Es muß alſo eine äuſſerliche Urſache dieſes lebhaften Eindrucks vorhanden ſeyn, deren Kraft und Wirkſamkeit ich nicht überwinden kann.

§. 6. Verſchiedene dieſer Vorſtellungen, werden mit einigem Schmerze in uns hervorgebracht, ob wir uns gleich ihrer hernach wieder erinnern können, ohne nur die geringſte Unbequemlichkeit zu empfinden. Wenn alſo auch gleich die mathematiſche Demonſtrationen nicht von den Sinnen abhängen, ſo kann doch die Unterſuchung derſelben durch Figuren ſehr viel beytragen, daß unſer Geſicht zu einer Art von Evidenz gelange, und es zu einer Gewisheit bringen könne, die ſich der Gewißheit der Demonſtration nähert. —

§. 7. Selbſt unſre Sinnen geben in vielen Fällen einander von der Wahrheit deſſen Zeugniß, was ſie von dem Daſeyn der ſinnlichen Dinge auſſer uns, ſo zu reden, erzählen. Wer ein Feuer ſieht, der kann es, wenn er etwa zweifeln ſollte, ob es nicht eine Einbildung ſey, auch fühlen. Indem ich gegenwärtig ſchreibe, ſehe ich, daß ich die Erſcheinung des Papiers abändern, und durch das Zeichnen der Buchſtaben vorher ſagen kann, was für ein neuer Begrif an dem nächſten Augenblicke blos durch die Züge, die ich mit meiner Feder mache, dargeſtellt werden wird. Die Züge werden bey aller Geſchäftigkeit meiner Einbildungskraft weder zum Vorſchein kommen, wenn ich meine Hand ſtill halte, noch wenn ich meine Augen zuthue, und die Feder noch ſo bewege. Und ich muß auch hernach, wenn ſie einmal auf dem Papiere gemacht ſind, dieſe Buchſtaben ſo ſehen, wie ſie daſtehen, das iſt, ich muß die Jdeen von ſolchen Buchſtaben, die ich gemacht, wirklich haben. Hieraus erhellet, daß ſie nicht blos ein Spiel meiner eigenen Einbildungskraft ſind, weil ich ſehe, daß die Buchſtaben, welche nach dem Belieben meiner Einfälle gemacht ſind, ihnen nicht gehorchen, und nicht zu ſeyn aufhören, ſo ſcharf ich mir es auch immer einbilden werde, ſondern meine Sinne beſtändig nach der Figur, die ich ihnen gegeben habe, rühren. Wollen wir noch dazu ſagen, daß dieſe Buchſtaben, wenn ſie ein andrer ſieht, eben ſolche Töne bey ihm verurſachen werden, als ich dadurch habe andeuten wollen, ſo wird man wol keine groſſe Urſache zu zweifeln haben, ob auch die Worte, die ich ſchreibe, auſſer mir wirklich vorhanden ſind, indem ſie eine lange Reihe regelmäßiger Schälle, die meine Ohren rühren, hervorbringen. Dies kann ſicher keine Wirkung meiner Einbildungskraft ſeyn; – und mein Gedächtniß würde ſie auch in der Ordnung gewiß nicht behalten.

§. 8. Wellte man in ſeinen Zweifeln ſo weit gehen, nicht einmal ſeinen eignen Sinnen zu trauen, und zu behaupten, daß alles, was wir die ganze Zeit unſers Daſeyns über, ſehen und hören, was wir fühlen und ſchmecken, denken oder thun, nur eine Reihe und betrügliche Erſcheinung eines langen Traums, der gar keine Wirklichkeit hat, ſey; – der möchte doch zu erwegen belieben, daß wenn alles ein Traum wäre, ihm ſodann auch träume, daß er zweifle, und daß alſo gar nicht viel daran gelegen ſey, ob ihm ein Wachender darauf antworte. Indeſſen träume er immer, daß ich ihm dieſes zur Antwort gebe, daß die Gewißheit der in der Natur wirklich vorhandenen Dinge, da wir davon das Zeugniß unſrer eigenen Sinne haben, nicht nur ſo groß iſt, als unſre Natur erreichen kann, ſondern auch als unſer Zuſtand derſelben benöthigt iſt. Denn da unſre Kräfte der ganzen Erſtreckung der Weſen und einer vollkommenen und viel in ſich faſſenden von allem Zweifel freyen Erkenntniß der Dinge nicht gleich kommen, ſondern nur zur Erhaltung von uns, in denen ſie ſich befinden, und zum Gebrauche des Lebens eingerichtet ſind, ſo ſind ſie zu unſerm Vorhaben noch dienlich genug, wenn ſie uns nur diejenigen Dinge gewiß zu erkennen geben, die uns bequem und gut, oder nicht beſchwerlich ſind. Wer ein brennendes Licht ſieht, und die Kraft der Flammen, nachdem er ſeinen Finger in dieſelbe hereingehalten hat, erfahren, wird nicht ſonderlich zweifeln, daß das, was ihn verletzt und einen groſſen Schmerz verurſacht, nicht **wirklich** auſſer ihm vorhanden ſeyn ſollte. Und das iſt **Verſicherung genug**, weil doch niemand eine gröſſere Gewisheit verlangt, ſeine Handlungen dadurch zu beſtimmen, als **was ſo gewiß iſt, wie ſeine Handlungen** ſind. Wollte unſer Träumer es zu verſuchen belieben, ob die **Gluth einer Glashütte** blos die herumſchweifende Einbildung in der Phantaſie eines ſchläfrigen Menſchen ſey, – der wird, ſo bald er ſeine Hand in ſolche Gluth hält, vielleicht zu einer gröſſern Gewißheit aus ſeinem Traume erwecket werden, als er wünſchen könnte, daß es etwas mehr als eine bloſſe Einbildung ſey. ' Mithin iſt dieſe Ueberzeugung ſo groß, als wir nur verlangen können, – weil ſie uns ſo gewiß iſt, als unſer Vergnügen oder Schmerz, das iſt, als unſre Glückſeligkeit oder unſer Elend." Denn **auſſerdem** iſt uns weder an der **Erkenntniß**, noch an der **Wirklichkeit der Dinge** viel gelegen. * conf. 240.

§. 9. Doch dieſe Erkenntniß erſtreckt ſich nur ſoweit, als das gegenwärtige **Zeugniß unſrer Sinne**. Das andre iſt nur wahrſcheinlich. Z. B. der Satz, **es giebt Menſchen in der Welt**, iſt auſſerordentlich und höchſt warſcheinlich, bin ich aber in meinem Zimmer allein, wie ich itzt bin, da ich dies ſchreibe, ſo ſehe ich keinen auſſer mir, und es fehlt mir denn doch diejenige Gewißheit, welche im engern Verſtande **Erkenntniß** heiſſet.

§. 10. Nicht minder thöricht würde es für einen Menſchen, deſſen Erkenntniß doch auſſerordentlich begrenzt iſt, ſeyn, wenn er **Demonſtration** und **Gewißheit** bey ſolchen Dingen erwartet, die derſelben nicht fähig ſind, wenn er den vernünftigſten Sätzen ſeinen Beyfall verſagt, und den klärſten und handgreiflichſten Wahrheiten zuwiderhandelt, weil ſie nicht ſo augenſcheinlich können erwieſen werden, daß ſie, ich will nicht ſagen, die geringſte Urſache, ſondern den geringſten Schein zu zweifeln überwiegen. Wer in den alltäglichen Geſchäften des gemeinen Lebens nichts als eine klare und ſtrenge Demonſtration gelten laſſen wollte, — der könnte ſeines Untergangs gar bald verſichert ſeyn *)

Theo-

---

*) Herr Loke ſagt noch in dem erſten §. dieſes Hauptſtücks: „Was die Erkenntniß des Daſeyns anderer Dinge betrift, „ſo können wir dazu nur vermittelſt der ſinnlichen Empfindung gelangen. Denn da weder das wirkliche Daſeyn mit „irgend einem Begriffe, welchen ein Menſch in ſeinem Gedächtniſſe hat, eine nothwendige Verknüpfung hat: ſo kann „kein einzelner Menſch das Daſeyn eines andern Dinges „erkennen, als nur, wenn es ſelbſt, vermittelſt eines gegenwärtigen Wirkens, in ihm macht, daß es von ihm „empfunden wird.„ Es iſt wunderbar, daß der ſcharfſinnige Leibnitz ſich der vortreflichen Gedanken des engliſchen Philoſophen nicht beſſer zu Nutze gemacht hat, der ſich die Mühe gab, jeden einzeln Begrif der einfach iſt, aufzuſuchen, und ihn durch die Muſterung gehen zu laſſen. Er würde ſodann auf die einfachen Begriffe gefallen ſeyn, und das was Loken fehlte, ſupplirt haben. Der engliſche Philoſoph war, blos Weltweiſer und wenig Mathematicker, und daher kam es, daß er wegen Mangel der Methode viel zurück ließ. — Soll aber die philoſophiſche Erkenntniß wiſſenſchaftlich ſeyn: ſo muß ſie auch mathematiſch ſeyn. Leibnitz würde alſo weit mehr mit Hülfe des Lokes haben leiſten können, als er wirklich geleiſtet hat. — Es iſt leider wahr, daß wenn man unſere gewöhnliche Metaphyſicken zur Hand nimmt, es ſo ausſieht, als wenn das, was philoſophiſch wahr, mathematiſch falſch iſt, gerade als wenn eine Wahrheit die andere aufheben müßte: denn die einfachen Beſtimmungen, die der Philoſoph aufzuſuchen hat,

wenn

Theophilus. Ich habe in unſern vorigen Unterredungen ſchon bemerkt, daß die Wahrheit der ſinnlichen

Dinge

---

wenn er zur netten und völligen Deutlichkeit gelangen will, ~~ſind~~ eben diejenigen, welche der Mathematicker als Dimenſionen gebraucht und gebrauchen kann, ſobald ſie erſterer gefunden, hat man vernachläßigt. Man iſt ganz anders verfahren. Wolf machte ſich eine Ehre daraus, Dinge zu definiren, an deren Deutlichkeit und Evidenz noch niemand gezweifelt hat. Ueberdem geriethen dieſe Worterklärungen auch ſelten ſo genau, daß man nicht hätte ſagen können: daß die Schwierigkeit in die Definition gebracht wäre. Wir wollen ein Beyſpiel geben: Aus dem Begriffe, daß ein einfaches Ding keine Theile hat, — und aus den Worterklärungen, von Größe, und Ausdehnung, Raum ꝛc. ſchloß man: daß die einfachen Dinge keine Größe, keine Ausdehnung hätten. Hier hat man aber offenbar allerley untereinander geworfen. Das Zuſammenſetzte hat freylich Theile, und das Einfache im abſoluten Verſtande genommen, hat unſtreitig nicht mehrere Theile. Hieraus folgt aber keinesweges, daß jedes Zuſammengeſetzte nothwendig aus abſoluteinfachen Theilen beſtehen müſſe. Es kann ſo zuſammengeſetzt ſeyn, daß immer noch eine fernere Theilung möglich bleibt, und auf dieſe Art iſt Zeit und Raum, und alles das zuſammengeſetzt, was eine abſolute Continuität hat: denn ohne eine ſolche innere abſolute Continuität läßt ſich das innere Solide nicht gedenken. Demnach behält es eben ſo wie der Raum noch immer eine Ausdehnung und Größe, ſo klein man es auch gedenken will, und ſo muß es auch mit einem Male vernichtet werden, wenn es vernichtet werden ſoll, weil es durch die Theilung zwar in kleinere Theile abgeſondert, aber nicht vernichtet wird. Wo nun aber die wirkliche Theilung nicht mehr fortgeſetzt iſt, da hat das Solide allerdings noch Theile, aber keine getrennte oder von einander abgeſonderte, ungeachtet es noch gar wol in kleinere Theile getrennt werden könnte, wenn die Kraft, ſo ſie in Verbindung erhält, daraus weggenommen würde. Die Größe der Ausdehnung iſt, wie die Ausdehnung ſelbſt, ein einfacher Begrif, worinn ſich blos Grade unterſcheiden laſſen. Die Einheit iſt dabey willkührlich, und demnach kann die Größe nicht durch die Vielheit der Theile definirt werden, weil dieſe Theile ebenfalls, entweder als eine willkührliche Einheit angenommen, oder nach einer willkührlich angenommenen Einheit müſſen gemeſſen werden. Bey der Ausdehnung iſt

alles

Dinge durch ihre Verbindung, die von den intellektualiſchen in der geſunden Vernunft gegründeten Wahrheiten

ab-

---

alles, was man groß oder klein nennet, nur verhältnißmäßig groß oder klein. Will man aber von abſoluten Größen ſprechen: ſo muß es da geſchehen, wo ſchlechthin nur eine abſolute Einheit iſt. Z. B. der Begrif, den wir hier vor uns haben, die Exiſtenz. Die Definitionen, die man von Zeit und Raum gegeben, daß nemlich der Raum in der Ordnung der Dinge die auſſer einander ſind, die Zeit aber in der Ordnung der Dinge, die aufeinander folgen, beſtehe, zeigen keine innere Merkmale, ſondern nur Verhältniſſe an, das auſſer, neben, nach, enthält dieſe Begriffe ſchon ganz, und dieſe beyden Definitionen ſind einander viel zu ähnlich, als daß man daraus herleiten könnte, die Zeit habe nur eine, der Raum aber drey Dimenſionen. Daß man endlich durch dieſe Theorie der einfachen Dinge, die Geiſterwelt hat herausbringen wollen, da geſtehe ich gerne, daß es eher zu beweiſen iſt, wenn man die Kräfte als Subſtanzen anſieht, die von dem Soliden verſchieden ſind, und denken, wollen und wirken können, und in ſolchen Subſtanzen die Geiſterwelt aufſuchet. S. Lamberts Architektonick. S. 230.

Demohnerachtet muß man doch ſagen, daß Wolf mit den Definitionen noch einigermaſſen an ſich gehalten habe, woran vermuthlich die Kenntniß, die er von der Mathematik hatte, ſchuld war. Man ſchlage hingegen Baumgartens Metaphyſik §. 165 ſeq. nach: ſo findet man wunderſchöne Definitionen, nur Schade daß man ſieht wie Philoſophen von Dingen, die in der Mathematik ſonnenklar ſind, ſo blind urtheilen. S. Lambert an A. B. S. 72. §. 451.

Um nun wiederum auf den Begrif der Exiſtenz zurückzukommen, ſo merke ich nur an: daß wir ihn noch unmittelbarer aus dem Bewußtſeyn haben, daß wir ſind, als den Begrif von der Zeit. Carteſius verfiel deswegen darauf, daher ſeinen erſten Grundſatz zu nehmen: Cogito ergo ſum, welches auch Wolf in der deutſchen Metaphyſik nachahmete. Dieſer Begrif iſt unter allen ſchlechterdings klaren Begriffen der einfachſte, weil er keine innere Merkmale, auch nicht einmal Grade hat, wodurch etwas exiſtirender als ein anderes ſeyn könnte. Man hat mir es übel genommen, daß ich im erſten Band und ſonſt geſagt habe, daß es in Anſehung der Exiſtenz keine Gra-

de

abhängt, und durch richtige Beobachtungen in den ſinnlichen Objekten ſelbſt, wenn auch die Gründe wirklich nicht erſehen werden könnten, erkannt werden müſſe." Da nun dieſe Gründe und Betrachtungen, Veranlaſſung geben, von dem Zukünftigen allemal mit Rückſicht auf unſer Intereſſe zu urtheilen, und da der Erfolg dieſem unſern überlegten und vernünftig eingerichteten Urtheile entſpricht, ſo braucht man über dergleichen Objekte ſich keine gröſſere Gewißheit zu wünſchen." So läſſet ſich auch von den **Träumen**, und ihrer wenigen Verbindung mit andern Phänomenen den Grund angeben.

Demohnerachtet glaube ich doch, daß man den Namen **Erkenntniß** und Gewißheit noch weiter erſtrecken könne, als nur allein auf die Wahrheiten der Sinne, weil Klahrheit und Evidenz, welche ich als eine Art der Gewißheit anſehe, ſich weiter erſtrecken. Im Ernſt zweifeln, ob es Menſchen gäbe, weil ich keine ſehe, iſt wahre Thorheit. **Vernünftig zweifeln** heiſt zweifeln, ob etwas auch wirklich ſo ſey; – nun aber kann man die **Gewißheit** für eine ſolche Erkenntniß der Wahrheit halten, bey der man, ohne thörigt zu handeln, nicht mehr an der wirklichen Beſchaffenheit der Dinge zweifeln kann. Zuweilen giebt man ihr noch eine weitre Bedeutung, und dreht ſie auf Fälle aus, wo man nicht zweifeln kann, wenn man nicht verachtet werden will. Die **Evidenz** hingegen würde jene völlig helle Gewißheit

Die Gewißheit unſrer Erkenntniß findet ohne Evidenz ſtatt.

Erklärung der Evidenz.

ſeyn,

---

de gebe. Es iſt freylich wahr, daß man ſagen könne, eine Sache exiſtirt länger oder kürzer als die andere, alſo in Anſehung der Dauer; ingleichen auch, daß ſie mit gröſſern oder kleinern Kräften exiſtiren könne, — u. ſ. w. Alles dieſes aber will weiter nichts ſagen, als daß mit einer Sache zugleich mehr oder weniger exiſtirt. Doch ich will mich hiebey nicht länger aufhalten, da derjenige, welcher da weiß, was man unter einfache Begriffe verſteht, dieſes leicht von ſelbſt ſehen wird.

Anm. des Ueberſetzers.

ſeyn, da wir wegen der Verbindung, die ~~ich~~ wir unter den Ideen antreffen, nicht mehr zweifelen. Dieſer Erklärung von der Gewißheit zu folge ſind wir gewiß, daß **Konſtantinopel** in der Welt ſey, daß **Konſtantin**, **Alexander der Große** und **Julius Cäſar** gelebt haben. Ein Bauer könnte, weil er der Sache unkundig iſt, daran zweifeln, – aber ein Gelehrter würde eine große Unordnung ſeines Verſtandes verrathen, wenn es ihm nur einfiele, daran zu zweifeln *).

Phi-

---

*) In dem §. 8. ſucht Herr Loke die Idealiſten zu widerlegen, und da Herr von Leibnitz ſich nur kurz gefaßt hat, ſo will ich Poleys Anmerkung zu dieſem Spho mit herſetzen. Die Idealiſten läugnen eine wirkliche Körperwelt, und bereden ſich, unſere Seelen ſtelleten ſich dieſelben nur idealiſch vor. Seelen geben ſie zu, weil wir denken; ob aber auſſer unſern Seelen auch wirklich Körper vorhanden ſind, das läugnen ſie, weil weder die Zuſammenſetzung des Steten, noch die Wirkung der Seele in den Körper, und des Körpers in jene ſich begreifen lieſſen. Man hätte auch keine Körper nöthig: denn was die Empfindungen der Seele, und die empfundenen Dinge beträfe, ſo wäre es einerley, ob eine materialiſche Welt wirklich exiſtirte; oder ob nur die Idee davon in unſern Seelen vorhanden wäre, und die Erſcheinungen, ſo wie in der materialiſchen Welt, nach einander erfolgeten, und von einander abhiengen. Alſo läugnet zwar ein Idealiſt, daß ſein Körper wirklich vorhanden ſey, und daß er wirklich Speiſe und Trank zu ſich nehme; aber er leugnet doch nicht die Erſcheinung davon in ſeiner Seele, daß es nemlich ihm doch ſo vorkomme, als hätte er einen Körper, und als äſſe und tränke er; ſein Körper iſt eine bloße Idee in ſeiner Seele. So zieht er es auch nicht in Zweifel, daß die beſtändige Empfindung von ſeinem Körper, nicht fortdauern würde, wofern er nicht, vermittelſt der Empfindung, die er von dem Eſſen und Trinken hat, erhalten würde. Daher eſſen und trinken die Idealiſten zur Erhaltung ihres Körpers ſowol, als diejenigen, die das wirkliche Daſeyn ihres Körpers außer ihrer Seele behaupten: weil ſie wiſſen, daß dieſe Erſcheinungen ſo von einander abhängen, daß die eine ohne die andere gar nicht ſeyn kann. Wie bey dem Daſeyn einer wirklichen Welt der Genuß der Speiſen und des Getränks den zureichenden Grund von der Erhaltung des Körpers abgiebt: ſo gilt

cf. p. 249.

dieſer

Philalethes. §. 11. Unſer Gedächtniß verſchafft uns von vielen Dingen, die vergangen ſind, eine zuverläßige Erkennt-

---

dieſer Grund auch bey dem vermeinten Daſeyn einer idealiſchen Welt; jedoch mit dieſem Unterſchiede, daß alles in dieſer nur ſo erſcheint; in jener ſich wirklich ſo befindet.“

Der Idealiſten Meynung hat ſelbſt ein Idealiſt Georg Berkley zu Dublin in Irrland, in dreyen Geſprächen von der Unſterblichkeit der Seele, von der unmittelbaren Vorſehung Gottes, und von der Realität und Vollkommenheit der menſchlichen Erkenntniß, ſehr deutlich vorgetragen. Dieſe Geſpräche ſind zu London 1713 in 8v. in engländiſcher Sprache herausgekommen; doch kann man dieſelben nunmehro auch in einer deutſchen und franzöſiſchen Ueberſetzung leſen; ſie ſind mit vieler Scharfſinnigkeit geſchrieben.

Eine beſondere Art von Idealiſten machen die Egoiſten aus; ſie kommen mit jenen darinn überein: daß ſie das wirkliche Daſeyn einer Welt leugnen, und den Körpern nur in ihren Ideen eine Exiſtenz zugeſtehen; mithin ſind ſie ebenfals als Idealiſten anzuſehen. Sie ſind aber von dieſen darinn unterſchieden, daß ſie die Meynung der Idealiſten, die blos auf das Daſeyn der Körper auſſer uns eingeſchränkt iſt, auch auf die Seelen erſtrecken; ihr Hauptſatz iſt ego tantum exiſto. Es fand ſich vor einigen Jahren ein Anhänger des Pater Malebranche zu Paris, der den Egoiſmus behauptete; es kam auch nur ein einziges Stück von einer Monatſchrift zum Vorſcheine, die man aber ſogleich unterdrückte. Unterdeſſen bekam auch dieſer Anhänger wieder ſeine Anhänger, und ſie glaubten, auch Malebranche wäre ſelbſt dem Egoiſmus nicht abgeneigt, weil er doch in ſeinen Entretiens ſur la Métaphyſique & la Réligion und zwar Entret. 5. p. 195. den Beweis von dem wirklichen Daſeyn der Körper für unmöglich gehalten hatte.

Hier ſtehen nun viele in den Gedanken, man würde einem Idealiſten ſeine ſo groſſe Ungereimtheit am beſten vertreiben, wenn man ihn recht ausprügelte, indem derſelbe dadurch augenſcheinlich würde überzeugt werden, daß derjenige, der ihm Schläge und Schmerzen verurſachte, auſſer ihm müßte vorhanden ſeyn. Herr Loke iſt ebenfalls dieſer Meynung;* er ſagt, es möchten nur ſolche Träumer eine Hand in die Gluth eines Glasofens halten: ſo würden ſie kenntniß; — Doch erſtreckt ſich auch unſre Erkenntniß nicht weiter, als uns unſre Sinne ehedem davon vergewiſſert

---

gar bald erfahren, daß dieſe Gluth etwas Wirkliches auſſer ihnen wäre. „Allein dergleichen Ueberzeugung würde Statt finden, wenn die Idealiſten die Phönomena oder Erſcheinungen und ihre Abhänglichkeit von einander läugneten." Dies giebt deutlich zu erkennen, daß man dieſer Leute Meynung noch nicht recht gefaßt habe. Wenn man keine andere Gründe beybringt, als was man nur vermittelſt der Sinne wirklich empfindet: ſo wird man ſie ihres Irthums nicht überführen; indem ſie alles das, was durch die Sinne empfunden wird, zulaſſen. „Denn da ſie ſich ihren Körper nur in ihrer Seele idealiſch vorſtellen; ſo ſtellen ſie ſich auch alles, was ihrem Körper widerfährt, ſo vor, auch die heftigſten Schmerzen." Dergeſtalt wird man geſchickter Waffen nöthig haben, um die Idealiſterey völlig niederzuſchlagen. Fraget man nun nach ſolchen Waffen: ſo wird man nur den Idealiſten zeigen müſſen, daß ihr ſo groſſer Stein des Anſtoßes, nemlich die Zuſammenſetzung des Steten (compoſitio continui,) worüber ſchon die ganz alten Weltweiſen die Köpfe gewaltig zerbrachen, und es das Labyrinth der Philoſophen genannt, ſich noch zu unſern Zeiten aus dem Wege räumen laſſe, da man die wahren Elemente der Natur gefunden, und nunmehr zeigen kann, wie aus ſelbigen Körpern möglich ſind und entſtehen können. So kann man ihnen auch nun umſtändlich erklären, wie der Körper in der Seele, und wie jener in dieſe würke. Doch Herr Director Carpov giebt auch in ſeiner Abhandlung, die die Aufſchrift hat: Idealiſmus ex conceſſis exploſus, eine Art an, wie man einen Idealiſten vermittelſt der Sinne überführen könne. Sie iſt dieſe. „Wenn der Idealiſt alſo ſchließt: ich ſtelle mir auſſer mir Geiſter vor: derowegen ſind ſie auch auſſer mir wirklich vorhanden; ſo muß er auf gleiche Weiſe auch ſo ſchlieſſen! Ich ſtelle mir Körper auſſer mir vor; mithin ſind auch dieſe auſſer mir wirklich vorhanden. Schränket er nun dieſen Satz ein: was ich mir vorſtelle, und aus einem andern Grunde, nicht als unmöglich erkannt wird, das iſt auſſer mir wirklich vorhanden, nun ſind auſſer mir noch andere Geiſter nicht unmöglich, welches das Daſeyn meines Geiſtes erweislich macht, das Daſeyn aber der Körper auſſer mir iſt gar nicht möglich, welches die Zuſammenſetzung des Steten zur Genüge erweiſet: ſo hat man nur die Schwierigkeit wegen der Zuſammenſetzung des Steten aufwiſſert haben. Geſtern ſahe ich Waſſer, und auf demſelben verſchiedene ſchöne Farben in den Blaſen, die es aufwarf. Gegenwärtig weiß ich es freilich gewiß, daß das Waſſer und die Blaſen wirklich geweſen ſind; — indeſſen erkenne ich die gegenwärtige Exiſtenz des Waſſers nicht gewiſſer als die Exiſtenz der Waſſerblaſen, obgleich die Exiſtenz des Waſſers viel wahrſcheinlicher iſt; denn Waſſer kann lange dauern, aber Waſſerblaſen und Farben derſelben verſchwinden gar zu bald.

§. 12. Auſſer Gott und uns ſelbſt kennen wir keine andre Geiſter, wenn uns nicht die Offenbarung und der Glaube davon überzeugen.

Theophilus. Sehr oft täuſcht uns unſer eigenes Gedächtniß. Je mehr oder weniger Leben und Feuer es hat, je mehr oder weniger mit den Dingen, die wir wiſſen, in Zuſammenhange ſteht, je nachdem glauben wir demſelben oder nicht. Oft ſind wir von der Hauptſache überzeugt, und zweifeln an Nebenumſtänden. — Z. B. Ich erinnere mich einen Menſchen gekannt zu haben, denn ich empfinde, daß ſein Bild und ſeine Stimme mir nicht neu ſind; — dies doppelte Kennzeichen iſt mir ein glaubwürdigerer Gewährsmann, als eines allein. Ich weiß aber mich nicht zu erinnern, wo ich ihn geſehn habe. Zuweilen, wiewol ſelten, ſehen wir jemanden im Traum, ehe wir ihn von Angeſicht geſehen haben. — Man hat mir verſichert, daß eine gewiſſe bekannte Hofdame den, welchen ſie in der Folge heyrathete, und den Saal, in welchem die Verlobung geſchahe, im Traum geſehen, und ihren Bekannten alles vorher aufs allergenaueſte detaillirt habe, — und daß das alles geſchehen ſey, ehe ſie ihren Bräutigam und den Ort des Verlöbniſſes geſehn hatte. — Man pflegt nun freylich dergleichen Phä-

aufzulöſen, und die Möglichkeit der Körper darzuthun. Und ſodenn wird ſich erſt von den ſinnlichen Vorſtellungen, nach welchen Körper erſcheinen, auf die Wirklichkeit derſelben, ein richtiger Schluß machen laſſen.

nomene einer gewiſſen unerklärlichen Vorherſehung zuzuſchreiben; – doch ſehe ich nicht ab, ob nicht das Ohngefähr eben ſo gut beygetragen haben könne. Der Fall iſt doch immer ſelten, daß dergleichen Träume vorkommen. Ueberdem laſſen ſich die Träume auf verſchiedene nicht damit verwandte Umſtände anwenden, da ſie ganz verworren, und dunkel ſind.

Philalethes. §. 13. Hieraus erhellt, daß es **zwey** Gattungen von Sätzen giebt. Die **eine** Gattung enthält ſolche Sätze, die das Daſeyn eines einem ſolchen Begrif gleichförmigen Dinges betreffen. Wenn ich, z. B. die Idee von einem Elephanten, von dem Phönix, von der Bewegung oder einem Engel in meiner Seele habe, ſo fällt die erſte ganz natürliche Unterſuchung dahin aus: ob auch ein ſolches Ding wirklich ſey? Dieſe Erkenntniß geht nur auf **einzelne Dinge**. Kein Daſeyn eines Dinges auſſer uns, nur Gott ausgenommen, kann weiter mit Gewißheit erkannt werden, als in ſofern es uns unſre Sinne zu erkennen geben.

Hiernächſt giebt es noch andre Gattungen von Sätzen. Dieſe drucken die Uebereinſtimmung oder Nichtübereinſtimmung unſrer abgeſonderten Ideen, und ihre Abhänglichkeit von einander aus. Solche Sätze können allgemein und gewiß ſeyn. Wenn ich z. B. von Gott und von mir ſelbſt, von der Furcht und Gehorſam einen Begrif habe, ſo muß ich es gewiß wiſſen, daß **ich Gott fürchten und ihm gehorchen ſoll**. – Dieſer Satz wird auch in Anſehung des Menſchen überhaupt gewiß ſeyn, wenn ich nemlich von einer Art, von der ich auch eine beſondre Subſtanz bin, einen abſtrakten Begrif gebildet habe. Indeſſen beweiſet nur dieſer Satz, daß die Menſchen Gott fürchten, und ihm gehorchen ſollen, die Exiſtenz der Menſchen in der Welt keinesweges, ſo gewiß ſie auch ſonſt iſt; ſondern er wird von den Geſchöpfen denn allererſt wahr ſeyn, wenn ſie wirklich exiſtiren. Die Gewißheit ſolcher allgemeinen Sätze gründet ſich auf die Uebereinſtimmung oder Nichtübereinſtimmung, die man bey dergleichen abgeſonderten Begriffen entdecken kann.

Im **erſtern** Falle iſt unſre Erkenntniß die Folge aus dem Daſeyn der Dinge, welche vermittelſt der Sinne, in unſrer Seele Ideen hervorbringen; – im **letztern** aber iſt die Erkenntniß eine Folge der Begriffe, die in der Seele ſind, und allgemeine und gewiſſe Sätze darinnen hervorbringen, es mögen nun Begriffe ſeyn, welche es wollen.

Viele von dieſen Sätzen werden **ewige Wahrheiten** genannt, und in der That ſind ſie es auch alle; nicht weil alle, oder einige davon allen Menſchen ins Herz geſchrieben ſind; – oder weil ſie ſchon in der Seele eines jeden Menſchen Sätze waren, ehe er abſtrakte Begriffe erlangt, und ſie, vermittelſt der Bejahung oder Verneinung verknüpfet oder getrennt hat; – ſondern: wo wir uns nur ein ſolches Geſchöpf, wie der Menſch iſt, gedenken können, das mit ſolchen Kräften ausgerüſtet, und mit ſolchen Begriffen, wie wir haben, verſehen iſt; – da müſſen wir den Schluß machen, daß es, wenn es ſeine Gedanken zur Betrachtung ſeiner Begriffe anwendet, nothwendig die Wahrheit der gewiſſen Sätze einſehen müſſe, die von der Uebereinſtimmung oder Nichtübereinſtimmung entſtehen, welche es bey ſeinen eignen Begriffen gewahrnehmen wird. Dergleichen Sätze werden daher **ewige Wahrheiten** genannt, **nicht**, weil ſie von Ewigkeit her wirklich **eingerichtete Sätze** ſind, und noch vor dem Verſtande vorangehen, der ſie zu einer gewiſſen Zeit macht; **noch** weil ſie der Seele nach gewiſſen auſſer ihr ſich befindlichen Modellen eingedruckt ſind; – – – **ſondern** weil ſie, da ſie von **abſtrackten Begriffen** einmal ſo geformt worden, daß ſie wahr ſind, allezeit und in der That wahr ſeyn werden, wenn man ſich nur dieſelben gedenken kann, daß ſie zu aller Zeit, es ſey eine vergangene oder zukünftige, wieder von einem Verſtande gemacht worden, in dem ſich ſolche Begriffe befinden. Denn da man glaubt, daß die Namen ſtets eben dieſelben Begriffe bezeichnen, und dieſelben Begriffe beſtändig einerley Verhältniſſe gegeneinander haben;

ſo müſſen auch die Sätze von abſtrackten Begriffen, welche einmal wahr ſind, nothwendigerweiſe **ewige Wahrheiten** ſeyn.

Von allgemeinen Thatſätzen.

Theophilus. Ihre gemachte Eintheilung ſcheint mit der meinigen in **Thatſätze**, und **Vernunftſätze** vollkommen übereinzuſtimmen. Die **Erfahrungsſätze (Thatſätze)** können durch eine Induktion oder eine gemachte Beobachtung allgemein werden, doch ſo, daß dieſe Allgemeinheit nur eine Menge ähnlicher Faktorum iſt. Z. B. wenn man beobachtet, daß alles Queckſilber durch die Gewalt des Feuers evaporirt, ſo iſt dies kein allgemeiner Satz im allerengſten Verſtande, weil die Nothwendigkeit deſſelben nicht ſogleich erhellet.

Die Vernunftſätze ſind allgemein und nothwendig.

Die allgemeinen Vernunftſätze ſind **nothwendig**, obgleich die Vernunft einige nicht ſchlechterdings allgemeine, mithin blos wahrſcheinliche an die Hand giebt. Z. B. **wenn wir eine Idee ſo lange für möglich halten, bis wir durch genaue Unterſuchung das Gegentheil erkennen.**

Von den vermiſchten Sätzen.

Endlich giebt es auch noch **vermiſchte Sätze**, welche aus den Prämiſſen gezogen werden, von welchen einige aus **Faktis** und **Beobachtungen**, andre aus nothwendigen Sätzen hergeleitet werden. Hieher gehöret eine Menge geographiſcher und aſtronomiſcher Beobachtungen über unſre Erdkugel und den Lauf der Sterne, welche durch die angeſtellte Kombination der von Reiſenden und Aſtronomen gemachten Beobachtungen mit den geometriſchen und arithmetiſchen Lehrſätzen entſtehen. Da nun die Konkluſion ſich nach der ſchwächſten Prämiſſe richtet, und nicht gewiſſer ſeyn kann, als ſie, ſo bekommen dieſe vermiſchten Sätze nur in ſofern Gewißheit und Allgemeinheit, als ſie ſich auf angeſtellte Beobachtungen beziehen.

Die ewigen Wahrheiten ſind bedingt.

Die ewigen Wahrheiten ſind, wenn man die Sache genau überlegt, nur bedingt, und ſagen weiter nichts, als, – wenn dies ſich ſo verhält, ſo wird jenes auch ſo ſeyn. Wenn ich, z. B. ſage: **eine jede dreyſeitige Figur hat auch drey Winkel**, ſo ſage ich nichts anders, als: wenn es eine dreyſeitige Figur giebt, ſo hat **eben dieſe** dreyſeitige Figur auch drey Winkel. Ich ſage mit gutem Bedacht eben dieſelbe; – weil eben durch dieſe Einſchränkung, die kategoriſchen Sätze, welche ohne Bedingung behauptet werden können, ob ſie gleich im Grunde Bedingungsſätze ſind, von dem ſogenannten Hypothetiſchen ſich unterſcheiden. Z. B. Der Satz: **wenn eine Figur drey Seiten hat, ſo ſind ihre Winkel zwey rechten Winkeln gleich.** Hier ſieht man ſogleich, daß der erſte vorhergehende Satz, – (**eine Figur von drey Seiten**), und der zweyte, nachfolgende, (**die Winkel einer dreyſeitigen Figur ſind zwey rechten gleich**) nicht einerley Subjekt haben, wie in dem vorigen Fall, wo der vorhergehende Satz ſo hieß, **dieſe Figur iſt dreyſeitig** – und der nachfolgende, – **dieſe Figur iſt dreywinklicht.** „Indeſſen kann ein **hypothetiſcher** Satz gar füglich in einen **kategoriſchen** verwandelt werden, wenn die Wörter nur einigermaſſen abgeändert werden.“ Z. B. **wenn ich ſtatt des vorhergegangenen hypothetiſchen Satzes ſagte: – die Winkel einer jeden dreyſeitigen Figur ſind zwey rechten Winkeln gleich.**

Von kategoriſchen Sätzen.

Von der ſcholaſtiſchen *conſtantia ſubjecti.*

Die **Scholaſtiker** haben über die *conſtantia ſubjecti* lange und weitläuftige Streitigkeiten erhoben; – das heiſt, über die Frage, wie ein über ein gewiſſes Sujet gemachter Satz demohnerachtet wahr ſeyn könne, wenn auch das Sujet gar nicht exiſtirte. Dieſe Wahrheit iſt aber nur bedingt und ſagt nichts weiter, als daß man es ſo finden würde, wenn der Gegenſtand exiſtiren ſollte.

Man wird aber weiter fragen: worauf dieſe Verbindung gegründet iſt, da ſich doch Realität, die nicht täuſcht, darinn befindet? die Antwort darauf wird ſeyn, daß ſie ſich auf die Verbindung der Ideen gründe.

Man wird wieder fragen: wo dieſe Ideen ſeyn würden, wenn kein Verſtand exiſtirte, und welches in dieſem Falle der reelle Grund dieſer Gewißheit der ewigen Wahrheiten werden würde? dieß führet uns endlich auf den letzten Grund der Wahrheiten, nemlich auf den höchſt vollkommenſten Geiſt, der nothwendig da iſt, deſſen Verſtand ſo zu ſagen das Vaterland der ewigen Wahrheiten iſt. Dieß hat Auguſtinus ſchon eingeſehen, und drückt es auf eine ſehr lebhafte Art aus.

Damit man nicht denke, es ſey nicht nöthig, dahin zurückzugehen, darf man nur bedenken, daß dieſe nothwendigen Wahrheiten den Beſtimmungsgrund und die Urſache der Exiſtenz ſelbſt, kurz die Geſetze der ganzen Welt enthalten. Da dieſe nothwendigen Wahrheiten alſo vor der Exiſtenz der zufälligen Dinge vorhergegangen ſind, ſo müſſen ſie in der Exiſtenz einer nothwendigen Subſtanz ihren Grund haben. Hier finde ich das Urbild der Ideen und Wahrheiten, die nicht als Sätze ſondern als Quellen in unſerm Herzen eingegraben ſind, deren Gebrauch und Veranlaſſung wirkliche Aeuſſerungen hervorbringen.

Zwölftes Hauptſtück.

Ueber dem Wachsthum unſrer Erkenntniß.

Philalethes.

§. 1. Bis dahin haben wir uns über die mannigfaltigen Arten unſrer Erkenntniß unterredet. Nun iſt es Zeit, daß wir auf die Mittel kommen; wie wir unſere Er-

Erkenntniß vermehren. Es iſt eine von allen Gelehrten durchgängig angenommene Meinung, daß die Grundſätze von allen unſern Erkenntniſſen den Grund abgeben, und daß jede Wiſſenſchaft ſich auf **ſchon bekannte Dinge** (*praecognita*) gründe.

§. 2. Was vermuthlich Gelegenheit gegeben haben möchte, ſich dieſer Lehrart auch in andern Wiſſenſchaften zu bedienen, iſt, glaube ich, der erwünſchte Fortgang geweſen, welchen ſie in den mathematiſchen Wiſſenſchaften zu haben ſcheint, von denen man wahrgenommen hat, daß man darinn eine große Gewißheit der Erkenntniß erlangen kann. Daher hat man dieſe Wiſſenſchaften in der griechiſchen Sprache Μάθησιν, die Erlernung, und Μαθήματα erlernte Dinge, nehmlich, recht und vollkommen erlernte Dinge, genennet, die da von allen andern Wiſſenſchaften die gröſſeſte Gewißheit, Klarheit und Augenſcheinlichkeit in ſich hatten.

§. 3. Allein, wer es recht erwägen wird, der wird, denke ich, finden, daß der groſſe Wachsthum, und die groſſe Gewißheit der wahren Erkenntniß, dazu man in der Mathematik gelanget, nicht dem Einfluſſe dieſer Grundwahrheiten zuzuſchreiben ſind. So ſind ſie auch nicht von einem beſondern Vortheile, den ſie von zweyen, oder dreyen allgemeinen und gleich im Anfange feſtgeſtellten Grundſätzen erhalten, herzuleiten; ſondern von klaren, deutlichen und vollkommenen Begriffen, mit welchen ſich [illegible] ~~ihre Gedanken~~ beſchäftigen. Sie entſtehen von dem Verhältniſſe der Gleichheit und des Uebermaaßes, das unter einigen davon ſo klar iſt, daß die Menſchen davon eine anſchauende Erkenntniß und dadurch ein Mittel hatten, ſolches Verhältniß, auch bey andern Begriffen zu entdecken; und das ohne Beyhülfe der Grundſätze.

Ich frage nehmlich: ob es einem kleinen Knaben nicht [illegible] zu erkennen möglich ſey, daß ſein ganzer Körper dicker als ſein kleiner Finger iſt, als nur vermöge dieſes Grundſatzes:

ſatzes: **das Ganze iſt größer als ſein Theil davon**; und ob er nicht deſſen verſichert ſey, ehe er noch dieſen Grundſatz erlernt hat? oder, kann denn nicht ein Bauermenſch erkennen, wenn ſie von jemanden, der ihr drey Schillinge ſchuldig iſt, einen bekommen, und wenn ihr ein andrer, der ihr gleichfalls drey Schillinge ſchuldig iſt, auch einen bezahlet, daß die auf jeder Seite übrigbleibende Schuld einander gleich ſey? Kann ſie nicht, ſage ich, dieſes erkennen, ohne die Gewißheit davon von dieſem Grundſatze: **wenn man Gleiches vom Gleichen abzieht, ſo bleibet Gleiches übrig**: herzuholen, einem Grundſatze, von dem ſie vielleicht niemals etwas gehört, noch daran gedacht hat?

Ich bitte nur zu überlegen, was ich ſchon an einem andern Ort geſagt habe, nehmlich, welches von den meiſten Leuten zuerſt und am klärſten erkannt werde, ein beſonderes Exempel, oder eine allgemeine Regel, und welches von beyden dem andern den Urſprung gebe. Die allgemeinen Regeln ſind nichts anders, als eine Vergleichung unſerer allgemeinen und abgeſonderten Begriffe, die ein Werk der Seele ſind, die ſie machet, und ihnen Namen giebt, um in ihren Schlüſſen deſto leichter davon zu kommen, und ihre mannigfaltigen und vielen Beobachtungen in viel in ſich faſſende Worte und kurze Regeln zuſammenzuziehen. Allein, die Erkenntniß nahm zuerſt in der Seele ihren Anfang, und gründete ſich auf **einzelne Dinge**; ob man wohl vielleicht nicht darauf Acht gehabt hat.

Es iſt der Seele, die immer ihre Erkenntniß zu erweitern trachtet, ganz natürlich, mit der gröſſeſten Befliſſenheit **allgemeine Begriffe** zu ſammlen und ſich derſelben recht zu gebrauchen, welches ſo viel iſt, als das Gedächtniß von der beſchwerlichen Laſt **einzelner Begriffe** entladen. Denn man erwäge doch, ob ein Kind, oder ſonſt jemand, mehrere Gewißheit habe, daß ſein Körper und ſein kleiner Finger zuſammen größer ſind, als ſein kleiner Finger allein, nachdem man den Körper deſſelben ein

Ganzes, und ſeinen kleinen Finger einen **Theil** genennt hat, als es vorher haben konnte; oder was für eine neue Erkenntniß können ihm wohl von ſeinem Körper dieſe zwey **Beziehungswörter** verſchaffen, die es ohne ſelbige nicht haben konnte? Sollte es nicht zu erkennen vermögend ſeyn, daß ſein Körper größer ſey, als ſein kleiner Finger, wenn auch gleich ſeine Sprache annoch ſo unvollkommen wäre, daß es keine ſolche Beziehungswörter, wie **Ganz** und **Theil** hätte?

Ich frage weiter: wie **denn ein Kind, wenn es dieſe Namen gelernt hat**, es gewiſſer wiſſe, daß ſein Körper ein **Ganzes** und ſein kleiner Finger ein **Theil** iſt, als es gewiß wußte, oder gewiß wiſſen konnte, daß ſein Körper größer ſey, als ſein kleiner Finger, ehe es dieſe Wörter erlernete? Es kann einer mit ſo gutem Grunde zweifeln, oder es läugnen, daß ſein kleiner Finger einen Theil von ſeinem Körper ausmache, als daß er kleiner, als ſein Körper ſey. Und wer es in Zweifel ziehen kann, ob er kleiner ſey, der wird auch unfehlbar zweifeln, ob er ein Theil davon ſey. So daß der Grundſatz: **das Ganze iſt größer als ein Theil davon**, niemals zu einem Beweis gebraucht werden kann, daß der kleine Finger kleiner ſey, als der Körper; er müßte denn etwan brauchbar ſeyn, wenn er angebracht wird, einen von einer Wahrheit zu überführen, die er ſchon weiß. Denn derjenige, der es nicht gewiß erkennt, daß ein Stück Materie mit einem andern vereinbarten Stück der Materie größer iſt, als eins von ihnen allein, wird es auch niemals vermittelſt dieſer zweyen Beziehungswörter Ganz und Theil zu erkennen fähig ſeyn; man mag auch daraus einen Grundſatz machen, was für einen man will.

Die Grundſätze entſtehen aus keiner Intuition der Schlüſſe.

Theophilus. Wenn auch die Grundſätze keinen Nutzen mehr ſtifteten, als den, daß ſie das Gedächtniß von einer Menge ſpecieller Ideen entledigen, ſo wären ſie auch ſchon in dieſer Abſicht nützlich. Indeſſen behaupte ich,

„ daß ſie aus keiner Induktion der Beyſpiele entſtehen.“ Wer da glaubt, daß zehn gröſzer ſey als neun, der Körper gröſzer als der Finger und das Haus groß genug, um durch die Thüre herauszuflüchten — der erkennt dieſe Sätze aus einem allgemeinen, gleichſam darinnen enthaltenen und dadurch aufgehellten Grund.

Dieſer Grund iſt aber das Axiom ſelbſt, welches gleichſam *implicite* erkannt wird, ob man es gleich im Anfang nicht auf eine **abſtrakte** Weiſe einſehen kann. Die Beiſpiele erhalten von dem damit genau zuſammenhängenden Grundſatz ſeine Wahrheit, aber gewiß nicht umgekehrt. Da nun dieſer allgemeine Grund ſolcher ſpeciellen Wahrheiten gleichſam dem Verſtand eines jeden Menſchen eingedruckt iſt: ſo brauchen ſich die Wörter, **Ganzes** und **Theil** gar nicht in der Sprache desjenigen, der davon redet, [illegible].

Philalethes. §. 4. Sollte es aber nicht gefährlich ſeyn, unter den Namen der **Axiomen**, Vorausſetzungen zu autoriſiren? — Denn wird der eine mit den Alten annehmen, daß alles Materie ſey, ein andrer die Welt mit dem **Polemon** für Gott, ein dritter die Sonne dafür halten. Was würde aus der Religion werden, wenn dergleichen freyſtünde? —

Urtheilen Sie ſelbſt, lieber **Theophilus**, was es für groſzen Nachtheil bringen müſſe, ſolche Principien, ohne fernere Unterſuchung ihrer Natur, anzunehmen, zumal, wenn ſie die Moral nur einigermaßen angehen? — Der eine wird alsdenn mit dem **Ariſtipp** jenes Leben für einen ſolchen Zuſtand anſehen, worinn die Vergnügungen des Körpers die Seeligkeit ausmachen, da hingegen **Antiſthenes** glaubte, die Tugend wäre hinlänglich, uns glücklich zu machen. **Archelaus**, welcher als ein Principium annimmt, daß Recht und Unrecht, Ehrbarkeit und Schande, nicht durch die Natur, bloß durch die Geſetze beſtimmt werden, wird nun allerdings ganz andre Regeln des moraliſch Guten und moraliſch Böſen feſtſetzen, als diejenigen, welche noch ältere Verbindlichkeiten erkennen als menſchliche Verordnungen.

Die Principien müſſen alſo gewiß ſeyn. Dieſe Gewißheit entſteht aber lediglich aus der **Vergleichung der Jdeen**, wir haben alſo keine andre Principien nöthig, und werden bey getreuer Befolgung dieſer Regel weit ſichrer gehen, als wenn wir uns unter das Willkühr eines andern beugen.

Nothwendiger Unterſchied unter willkührlichen und bekannten Sätzen.

Theophilus. Es befremdet mich nicht wenig, daß ſie den Grundſätzen, das iſt, **evidenten Principien** das Schuld geben, was ſie auf die Rechnung bloß **willkührlicher Sätze** ſchreiben ſollten. Wenn man *Praecognita*, oder ſolche Kenntniſſe in den Wiſſenſchaften verlangt, welche zum Fundament der Wiſſenſchaft dienen, ſo will man **bekannte Principien**, aber keine **willkührliche Sätze** haben, deren Wahrheit noch gar nicht ausgemacht iſt. **Ariſtoteles** verſteht es ja ſelbſt ſo, daß die **niedrigere** Wiſſenſchaften von höhern ihre Principien entlehnen, wo ſie bereits demonſtrirt ſind, die **Metaphyſik**, als die erſte aller Wiſſenſchaften ausgenommen, welche von keiner andern irgend etwas verlangt, ſondern vielmehr ihnen die nöthige Principia an die Hand giebt. Wenn er ſagt, *δει πιςευειν τον μανθανοντα*, **der Schüler muß ſeinen Lehrer glauben**, ſo ſchränkt er dieſe Forderung doch nur auf eine gewiſſe Zeit ein, ſo lange er in jenen höhern Wiſſenſchaften noch nichts gethan hat. Sie ſehen alſo ſelbſt, wie ſehr ich davon entfernt bin, **willkührliche Sätze** zu vertheidigen.

Nutzen der aus bedingten Principien entſtehenden Demonſtrationen.

Hierzu ſetzen ſie, daß ſelbſt diejenige Principien, die noch nicht **unwiderſprechlich** gewiß ſind, auch ihren Nutzen haben können, wenn man nur hernach auf dieſelbe bloße Demonſtrationen bauet. Denn, wenn auch wirklich in dieſem Falle die Konkluſionen nur **bedingt** ſind, und nur in ſoweit gelten, als man vorausſetzt: das **Principium ſey wahr**, ſo würde doch dieſe Verbindung und dergleichen bedingte Sätze demonſtrirt worden ſeyn; – und es wäre zu wünſchen, daß wir viel Schriften in dieſer Art hätten, wobey man nicht ſo ſehr Gefahr liefe, zu irren, weil der Lehrer und der Schüler die **Bedingung** wüßten. So wird man auch von dergleichen **Konkluſionen** nur in ſo fern Gebrauch machen, als ſich dieſe Vorausſetzung auch ſonſt beſtättigen läſſet. Dieſe Methode iſt überdem ungemein dienlich, den **Hypotheſen** oft eine gewiſſe Wahrheit zu verſchaffen, wenn ſie nemlich an Konkluſionen fruchtbar ſind, deren Richtigkeit aus andern Gründen bereits entſchieden iſt. Der große **Konring**, ein Arzneyverſtändiger der Fakultät nach, – – – ſonſt aber in allen andern Fächern gewandt, die Mathematik vielleicht ausgenommen, ſchrieb einem von ſeinen Freunden, welcher eben in **Helmſtädt** beſchäftigt war, das Werk des **Viottes**, eines ſehr hochgeſchätzten **peripatetiſchen** Philoſophen wieder auflegen zu laſſen, in welchem die Demonſtration, und die letztern analytiſchen Werke des **Ariſtoteles** in ein helleres Licht geſetzt worden, und tadelte den **Pappus** darüber, daß er ſagt: **Die Analyſe beſchäftigt ſich damit, das Unbekannte durch Vorausſetzungen deſſelben, und durch Schlüſſe von dem Unbekannten aufs Bekannte zu finden.** – Dies, wendet er ein, ſey gegen alle logiſche Regeln, nach welchen man **aus falſchen Sätzen aufs Wahre einen Schluß machen könne**. Indeſſen zeigte ich ihm gar bald, daß in der Analyſe Erklärungen und andre **reziproke** Sätze vorkommen, welche Veranlaſſung genug geben, eine **Umkehrung** zu machen, und ſynthetiſche Demonſtrationen zu finden. – Selbſt denn, wenn auch eine dergleichen Umkehrung nicht demonſtrativiſch wäre, **wie in** der Naturlehre, ſo wird ſie doch zum öftern ſehr wahrſchein-

Sie können die Hypotheſen beſtätigen.

Konrings Fehler in Abſicht der Analyſe.

ſcheinlich ſeyn, wenn nehmlich die Hypotheſe viel Phänomene, die an ſich ſchwer zu erklären und auſſer aller Verbindung ſind, auf eine leichte und faßliche Weiſe in ein helles Licht ſetze.

Im Grunde, mein lieber Philaleth, iſt ein wohlangeſtellter und vorſichtiger Gebrauch der Ideen und Erfahrungen das erſte und ſicherſte aller Principien. Indeſſen wird es ſich doch bey einiger tiefern Eindringung in die Sache ſelbſt ergeben, daß der ganze Kunſtgrif darinnen beſtehe, Erklärungen vermitteiſt identiſcher Grundſätze zuſammenzuketten. Leicht und gerade auf das ebenſte gebahnt bleibt bey dem allen der Weg noch nicht, zur letztern Analyſe zu gelangen; – und die gröſten Geometer haben es bey allen ihren Bemühungen doch niemals ſo weit bringen können. Es wäre dabey ſehr zu wünſchen, daß eine Unterſuchung, welche ſchwerer und mühſamer iſt, als man glaubt, zu Ende gebracht würde.

Zum Beyſpiel; **Euklides** hat unter ſeinen Grundſätzen auch dieſen: **zwey gerade Linien können** ~~ſich nie zuſammen begegnen~~. [illegible] Freylich läſſet ſich nach unſerer Einbildungskraft und Erfahrung kein Fall ~~weiter~~ gedenken; [illegible] aber darauf kann man doch unmöglich eine Wiſſenſchaft aufbauen. Sollte ſich jemand einbilden, daß durch die Imagination die Ideen wirklich an einander gekettet würden, ſo kennt er das Hauptprincipium aller Wahrheit nicht, und alle die viele durch vorhergegangene Sätze erweisliche Wahrheiten, müſſen in ſeinen Augen **unmittelbare** Wahrheiten ſeyn. Dies haben alle, die den alten **Euklid** getadelt haben, nicht gehörig überlegt. — Dergleichen bildlichen Vorſtellungen ſind blos konfuſe Ideen, und, wer eine gerade Linie blos durch ſolch einen Weg kennt, wird nichts daraus beweiſen können. Daher muſte auch **Euklides**, (weil ſeine Erklärung **einer geraden Linie** ſehr **unbeſtimmt** war, denn die, welche er giebt, bleibt allemal dunkel, und hilft ihm zu ſeinen Demonſtrationen nichts,) zu den zwey

Konfuſe ſinnliche Ideen können unmöglich deutliche Ideen verſchaffen.

Grundſätzen, welche die Stelle einer Erklärung vertreten, und die er bey ſeinen Demonſtrationen beſtändig gebraucht, ſeine Zuflucht nehmen, – **nemlich**, daß zwey gerade Linien keinen gemeinſchaftlichen Theil haben, – und, – – daß ſie keinen Raum einnehmen. **Archimed** erklärte die **gerade Linie durch die kürzeſte unter zwey Punkten**; – aber er ſetzt dabey immer ſtillſchweigend voraus, (weil er ſeine Demonſtrationen auf **euklideiſchem** Fuße einrichtet, und ſich beſtändig an die **zwey** gedachte Grundſätze hält,) **daß die Affektionen, wovon dieſe Grundſätze reden, der Linie, die er erklärt, zugeſchrieben werden müſſen.**

Wenn Sie alſo mit Ihren Anhängern glauben, daß man, unter dem Vorwande der Uebereinſtimmung und Nichtübereinſtimmung der Ideen, in der Geometrie alles annehmen könne, ohne ſich gerade um die Strenge der Demonſtrationen, die aus den Erklärungen und Grundſätzen erhellt, zu bekümmern, worauf die Alten ſo ſehr drangen, – ſo muß ich Ihnen gerade herausſagen, daß ſie für einen jeden zureiche, der ſich blos auf die **praktiſche** Geometrie legt, gewiß aber für den nicht, der ſich um den **theoretiſchen** Theil bekümmert, der indeſſen zum **praktiſchen** geradezu hinführet. Hätten die Alten ſich blos hierauf eingeſchränkt, ſo würden ſie meiner Meynung nach nicht viel weiter gegangen ſeyn, und uns höchſtens eine **empyriſche** Geometrie, ſo wie die der **Egypter** war, und die der **Chineſer** noch iſt, hinterlaſſen haben. Dadurch würden wir die vorzüglich ſchöne mechaniſche und phyſiſche Kenntniſſe entbehren müſſen, zu denen die Geometrie ohne allem Zweifel den Weg gebahnt hat, und die überall, wo Geometrie geliebt und geſchätzt wird, gäng und gebe ſind. Denn wären durch den Gehorſam, den man den Sinnen und der Imagination geleiſtet haben würde, Irthümer auf Irthümer gehäuft worden, ſo wie noch itzt alle der höheren Geometrie Unkundige ihrer Einbildungskraft blindlings glauben, **daß zwey ſich beſtändig nähernde Linien ſich zulezt be-**

begegnen müſſen, da doch die Mathematiker an den **Aſymptoten** gerade das Gegentheil zeigen. Auſſerdem wäre noch der nach meinem Urtheil beträchtlichſte Schade entſtanden, daß wir nemlich die Quelle, aus der jene ewige Wahrheiten entſtehen, und das Mittel nicht kennten, wodurch wir von ihrer Nothwendigkeit überzeugt werden, wovon uns die konfuſe Ideen, die uns unſre ſinnliche Bilder geben, lange nicht ſo deutlich und vollſtändig belehren.

„**Euklid**, werden Sie ſagen, „**muſte ſich doch auch mit Grundſätzen begnügen, deren Evidenz nur vermöge ſinnlicher Bilder erhellt.**" Aber es war doch beſſer, ſich auf eine geringe Anzahl einfacher Wahrheiten von dieſer Beſchaffenheit einzuſchränken, und daraus andre abzuleiten, die ein andrer vielleicht ohne Demonſtration für gewiß angenommen hätte, – als eine ganze Menge **undemonſtrirt** zu laſſen, und was noch ſchlimmer iſt, es einem jeden zu überlaſſen, je nachdem es ihm beliebt, ſie auszudehnen und einzuziehen. „

Ihre Behauptungen, **daß die Verbindung der Ideen untereinander die eigentliche Quelle der Wahrheiten ſey**, haben alſo, wie Sie ſelbſt ſehen, ſehr große Einſchränkung und genaue Erklärung nöthig. Schien es Ihnen genug zu ſeyn, dieſe Verbindung **konfus** einzuſehen, ſo würden Sie die Strenge der Demonſtrationen ſchwächen; – **Euklid** hat auch weit beſſer daran gethan, daß er alles auf Definitionen und einige wenige Grundſätze reducirt hat. Soll nun aber nach Ihrem Syſtem dieſe **Verbindung der Ideen untereinander** deutlicher erkannt werden, ſo müſſen ſie gleichfalls zu **Definitionen** und **identiſchen** Grundſätzen ihre Zuflucht nehmen, und da werden Sie zum öftern mit ſolchen Grundſätzen zufrieden ſeyn müſſen, welche weniger **primitiv** ſind, (wie es **Euklid** und **Archimed** auch gethan haben,) weil ſie doch zu keiner vollſtändigen Analyſe kommen werden, und es immer beſſer iſt, ſich mit jenen zu begnügen, als nützliche und intereſſante Entdeckungen, worauf dieſe Methode geradezu führet, zu vernachläßigen und zu verſäumen. So würden wir gewiß keine Geometrie haben, (ich verſtehe den **demonſtrativiſchen Theil derſelben,**) wenn die Alten die Grundſätze, die ſie annehmen muſten, nicht erſt vorläufig angenommen hätten, ehe ſie ſie demonſtrirten.

Philalethes. §. 7. Itzt lerne ich einſehen, worinn eigentlich eine **deutlich bekannte Ideenverbindung** beſteht, und geſtehe, daß auf dieſe Art die Grundſätze nothwendig ſind. Eben ſo klar wird mirs itzt, wie wir unſre Methode nach der mathematiſchen einrichten müſſen. Die Mathematiker fangen nemlich von **ganz leichten** und **deutlichen** an, (und dies ſind die **Grundſätze** und **Erklärungen,**) gehen immer ſtufenweiſe weiter, und kommen durch eine feſte Zuſammenverkettung auf Entdeckungen und Wahrheiten, die anfänglich ganz über den menſchlichen Verſtand zu gehen ſchienen. Die Kunſt, die Proben zu finden, und die fürtrefliche Methoden, die ſie zur gehörigen Auseinanderſetzung und Ordnung der Mittelideen gefunden haben, hat zu allen den unerwarteten und wirklich merkwürdigen Entdeckungen Gelegenheit gegeben. Wenigſtens werden wir doch, wenn wir überall nach der **mathematiſchen** Lehrart verfahren wollten, weiter im Denken kommen, als wir glauben; und beſonders würde dieſe fürtrefliche Methode in der Moral glücklich angewandt werden können.

Theophilus. Sie haben vollkommen Recht, lieber Philaleth, und ich bin ſogar Willens, alles zu thun, um Ihre Wünſche wahr zu machen.

Philalethes. §. 9. Bey unſerer Forſchung nach der Erkenntniß der Subſtanzen, nöthiget uns der Mangel an Begriffen, die ſich zu einer ſolchen Art zu verfahren ſchicken, zu einer ganz andern Methode. Wir können hier nicht wie bey den **Zufälligkeiten**, wo unſere abgeſonderten Begriffe ſowol Sachweſen, als Naturweſen ſind, durch Betrachtung unſerer Begriffe und Erwägung ihrer Verhältniſſe und Uebereinſtimmungen unſere Erkenntniß erweitern. Das hilft uns ſehr wenig, wovon wir die Urſachen an einem andern Orte weitläuftig angeführet haben. Hieraus iſt, meines Erachtens, ſonnenklar, daß die Subſtanzen uns nur ſehr wenige allgemeine Erkenntniß verſchaffen, und daß die bloſſe Betrachtung ihrer abgeſonderten Begriffe uns in der Erforſchung der Wahrheit und Gewißheit nicht ſo gar weit bringen werde.

Aber wie iſt es denn anzufangen, damit wir unſere Erkenntniß von den Subſtanzweſen vollkommener machen? Wir müſſen hier einen ganz andern Weg nehmen. Der Mangel an Begriffen von ihren Sachweſen verweiſet uns von unſern eigenen Gedanken zu den Dingen ſelbſt, ſo wie ſie wirklich ſind. Die Erfahrung muß uns hier lehren, was die Vernunft nicht vermag. Und ich kann es nur durch Verſuche allein gewiß wiſſen, was für andere Eigenſchaften mit den Eigenſchaften meines zuſammengeſetzten Begriffes zugleich da ſind; z. B. ob der gelbe, ſchwere und ſchmelzbare Körper, welchen ich Gold nenne, ſich ſchlagen laſſe, oder nicht. Dieſe Erfahrung, wie ſie auch bey dieſem beſondern Körper, den ich unterſuche, gerathen mag, macht mich nicht gewiß, daß es auch ſo in allen, oder in einigen andern gelben, ſchweren und ſchmelzbaren Körpern ſey; ich nehme diejenigen aus, mit welchen ich den Verſuch angeſtellet habe. Die Schlagbarkeit folget auf keinerley Weiſe aus meinem zuſammengeſetzten Begriffe: und die Nothwendigkeit oder Unverträglichkeit derſelben hat mit der Vereinbarung ſolcher Farbe, Schwere und Schmelzbarkeit keine augenſcheinliche Verknüpfung in jedem Körper.

Was ich hier von dem Namenweſen des Goldes geſaget habe, geſetzt, daß es aus einem Körper von einer ſolchen beſtimmten Farbe, Schwere und Schmelzbarkeit beſtehe, das wird wahr bleiben, wenn die Schlagbarkeit, die Feuerbeſtändigkeit und die Auflöslichkeit in Goldſcheidewaſſer noch hinzugeſetzt werden. Unſere Vernunftſchlüſſe, die wir aus dieſem Begriffe ziehen, werden uns nicht ſogar weit in der ge-

gewiſſen Endeckung andrer Eigenſchaften in denjenigen Maſſen der Materie führen, in welchen alle dieſe Eigenſchaften zu finden ſind. Da die andern Eigenſchaften ſolcher Körper, ~~die~~ nicht von dieſen Eigenſchaften abhangen, ſondern von dem unbekannten Sachweſen, von welchem ſich auch dieſe herſchreiben: ſo können wir dadurch die übrigen nicht entdecken.

Wir können nicht weiter gehen, als uns die einfachen Begriffe unſers Namenweſens führen werden, nämlich nicht viel weiter über ſie ſelbſt; und alſo verſehen ſie uns nur ſehr ſparſam mit gewiſſen, allgemeinen und nützlichen Wahrheiten. Denn nachdem ich durch die Erfahrung gefunden habe, daß dieſes beſondere Stücke der Materie ſowohl, als alle andere von dergleichen Farben, Schwere und Schmelzbarkeit, davon ich allezeit die Probe gemacht habe, ſich ſchlagen laſſe: ſo machet es vielleicht auch itzo einen Theil von meinem zuſammengeſetzten Begriffe, einen Theil von meinem Namenweſen des Goldes aus. Allein, ob ich ſchon dadurch mache, daß mein zuſammengeſetzter Begrif, mit welchem ich den Namen **Gold** verknüpfe, aus mehr einfachen Begriffen, als vorher beſteht; ſo dienet er mir, indem er nicht das **Sachweſen** von einer gewiſſen Art der Körper in ſich faſſet, gleichwohl noch nicht, die übrigen Eigenſchaften dieſes Körpers gewiß zu erkennen (ich ſage **gewiß** zu erkennen: denn vielleicht kann man nur durch **Muthmaſſung** dazu gelangen,) als nur in ſoweit dieſe Eigenſchaften mit einigen, oder mit allen einfachen Begriffen eine augenſcheinliche Verbindung haben, welche mein **Namenweſen** ausmachen. Ich kann zum Exempel, vermittelſt dieſes zuſammengeſetzten Begriffs von dem **Golde**, nicht gewiß ſeyn, ob daſſelbe im Feuer daure oder nicht. Es läßt ſich keine nothwendige Verknüpfung oder Unverträglichkeit unter dem zuſammengeſetzten Begriffe von einem gelben, ſchweren, ſchmelzbaren und ſchlagbaren Körper, unter dieſen Eigenſchaften, ſage ich, und der Feuerbeſtändigkeit entdecken: ſo daß ich gewiß erkennen könnte, daß auch in jedwedem Körper, in welchem dieſe Eigenſchaften zu finden, die Feuerbeſtändigkeit gewiß zugegen ſey. Hier muß ich mich abermal der **Erfahrung** befleißigen, um zu einer völligen Gewißheit zu gelangen. So weit ſich dieſe erſtrecket, in ſoweit kann ich eine gewiſſe Erkenntniß haben, weiter aber nicht.

§. 10. Ich bin nicht in Abrede, daß nicht einer, der vernünftige und richtige Verſuche anzuſtellen pflegt, in die Natur der Körper eine größere Einſicht haben, und ihre noch unbekannte Eigenſchaften beſſer errathen könnte, als einer, der in dergleichen Verſuchen nicht bewandert iſt. Jedoch iſt dieſes, wie ich bereits geſagt habe, nur eine bloſſe **Meinung**; nicht aber **Wiſſenſchaft** und **Gewißheit**. Dieſer Weg zu der Erkenntniß der Subſtanzen nur durch die Erfahrung und Geſchichte zu gelangen, und ſie zu vermehren, welches alles iſt, was unſere ſchwachen Kräfte in dieſem nur mittelmäßigen Zuſtande erlangen können, in welchem wir uns auf dieſer Welt befinden, machet mich glauben: daß die **Naturlehre** nicht fähig ſey, zu einer Wiſſenſchaft erhoben zu werden. Ich halte gänzlich dafür, daß wir nur eine ſehr wenige allgemeine Erkenntniß von den Arten der Körper, und ihren verſchiedenen Eigenſchaften erreichen können. **Verſuche** und **hiſtoriſche Anmerkungen** können wir zwar haben, wovon wir die Vortheile der Erleichterung und Geſundheit ziehen, und dadurch wir den Vorrath der Bequemlichkeiten dieſes Lebens vermehren können. Allein ich zweifele, daß unſere natürliche Gaben ſich weiter erſtrecken: und ſoviel ich einſehe, ſo ſind unſere Kräfte, es höher zu bringen, nicht vermögend.

Theophilus. Darinn bin ich mit Ihnen einig, daß die Phyſik niemals ganz zu einer vollkommenen Wiſſenſchaft unter uns werden wird; allein demohnerachtet werden wir doch einige Kenntniß davon haben können; ja wir beſitzen auch ſchon davon verſchiedene Spuren. Zum Beyſpiel: Die **Magnetologie** iſt eine dergleichen Wiſſenſchaft; denn da wenig **Vorausſetzungen** auf Erfahrung beruhen, ſo können wir durch Folgerungen gewiſſe Er-

Erſcheinungen darthun, die in der That ſo geſchehen, wie die Vernunft ſie uns angiebt. Wir dürfen gar nicht alle Erfahrungen zu beweiſen hoffen, denn auch die Mathematiker haben alle ihre Axiomen noch nicht gehörig erwieſen. Allein ſo wie ſie ſich damit begnügten, eine anſehnliche Zahl Theoremen aus wenigen Vernunftſätzen herzuleiten, eben ſo können die Phyſiker vermittelſt einiger **Erfahrungsſätze** eine Menge **Erſcheinungen** ins Licht ſetzen; ja auch durch Uebung ſchon vorausſehen.

Philalethes. §. 11. Man kann alſo hieraus den Schluß machen, daß, **weil unſere Kräfte nicht geſchickt ſind, in den innern Bau und in das Sachweſen der Körper einzudringen, gleichwol aber uns das Daſeyn eines Gottes und die Erkenntniß unſer ſelbſt augenſcheinlich entdecken, welches hinlänglich genug iſt, uns auf eine völlige und klare Entdeckung unſrer Pflicht, und unſerer gröſeſten Angelegenheiten zu führen, es uns als vernünftigen Geſchöpfen gar wohl anſtehen würde, die Kräfte, die wir haben, dazu anzuwenden, wozu ſie am meiſten aufgelegt ſind, und der Anleitung der Natur zu folgen, wohin ſie uns den Weg zu zeigen ſcheint.** Denn es läßt ſich ganz vernünftig ſchlieſſen, daß unſere eigentliche Beſchäftigung in denen Unterſuchungen, und in derjenigen Art der Erkenntniß beſtehe, die unſerer natürlichen Fähigkeit am gleichförmigſten iſt, und von welcher unſere größeſte Angelegenheit, das iſt, der **Zuſtand unſers ewigen Lebens** abhängt. Hieraus denke ich denn auch ſchlieſſen zu können, daß die Sittlichkeit die eigentliche Wiſſenſchaft und größeſte Beſchäftigung aller Menſchen überhaupt ſey, denen nicht nur daran gelegen iſt, ſondern die auch geſchickt gemacht ſind, ihr höchſtes Gut auszuforſchen.

Gleichwie hingegen verſchiedene Künſte, welche mit unterſchiedlichen Theilen der Natur umgehen, das gefallene Loos und die beſondere Gabe gewiſſer Perſonen inſonderderheit ſind, daß ſie ſich darauf zum gemeinen Nutzen des menſchlichen Lebens, und zu ihrem eigenen und beſondern Unterhalte in dieſer Welt legen ſollen. Was für ein wichtiger Vortheil nur die Entdeckung eines einigen natürlichen Körpers und deſſen Eigenſchaften für das menſchliche Leben ſey, davon iſt das ganze und groſſe **Amerika** ein überzeugendes Beyſpiel. Die Unwiſſenheit deſſelben in nützlichen Künſten, und der Mangel an den meiſten Bequemlichkeiten des Lebens in einem Lande, das mit allen Gattungen der Naturgüter im Ueberfluſſe verſehen iſt, kömmt meines Erachtens daher, daß die Einwohner nicht wuſten, was man in einem insgemein ganz verachteten Steine, ich meyne den **Eiſenſtein**, finden könne. Und was wir auch von unſern Gemüthsgaben oder Vollkommenheiten in dieſem Vortheile, wo Wiſſenſchaft und Ueberfluß miteinander um den Vorzug zu ſtreiten ſcheinen, denken mögen: ſo wird doch, meines Ermeſſens, ein jeder, der dieſes wohl überleget, ſich überführt ſehen, daß, wofern der Gebrauch des Eiſens unter uns verlohren gienge, in wenig Jahrhunderten der Mangel und die Unwiſſenheit der alten wilden Amerikaner bey uns ganz unfehlbar einreiſſen würde, die an natürlichen Gaben und Lebensmitteln den geſitteſten und ſich in höchſtblühendem Zuſtande befindenden Völkern im geringſten nichts nachgeben. So daß derjenige, welcher zuerſt den Gebrauch dieſes verächtlichen Eiſenſteines bekannt gemacht, in Wahrheit der **Vater der Künſte** und der **Urheber des Ueberfluſſes** heiſſen kann.

§. 12. Ich möchte demnach nicht gern für einen ſolchen angeſehen ſeyn, der die Erforſchung der Natur verachtete, oder davon abrathen wollte. Ich gebe ganz gerne zu, daß die Betrachtung ihrer Werke uns Anlaß giebt, ihren Urheber zu bewundern, zu verehren und zu verherrlichen. Sie kann, dafern ſie recht eingerichtet wird, dem menſchlichen Geſchlecht gröſſern Nutzen verſchaffen, als die Denkmale der ausnehmenden Mildigkeit, die von den Stiftern der Hoſpitäler und Armenhäuſer mit ſo großen Koſten aufgerichtet werden. Derjenige, der zuerſt die **Buchdruckerey** erfand, den Gebrauch der **Magnetnadel** entdeckte, oder die Kraft und den rechten Gebrauch der **Chinawurzel** den Leuten bekannt machte, hat mehr zu dem Wachsthum der Erkenntniß und zu der Ergänzung und Vermehrung nöthiger Bequemlichkeiten beygetragen, und mehrere Leute vom Tode gerettet, als diejenigen, welche **Schulen**, **Werkſtätte** und **Hoſpitäler** gebauet und errichtet haben.

Alles, was ich hauptſächlich hierdurch ſagen will, iſt dieſes: daß wir nicht gar zu geneigt ſeyn ſollen, uns eine Erkenntniß einzubilden; oder zu erwarten, wo ſie nicht zu haben iſt, oder Mittel zu ergreifen, dadurch wir ſie nicht erlangen werden: auch daß wir nicht zweifelsvolle Lehrgebäude für vollkommene Wiſſenſchaften, noch unverſtändliche Begriffe für gründliche Demonſtrationen annehmen. Bey der Erkenntniß der Körper müſſen wir uns begnügen, dasjenige gleichſam nachzuleſen, was wir aus den angeſtellten abſonderlichen Verſuchen ſchlieſſen können; weil wir nicht vermögend ſind, von der Entdeckung ihrer Sachweſen jemals ganze Garben zu binden, noch die Natur und Eigenſchaften der ganzen Arten in Bündel zuſammenzufaſſen. Wo unſere Erforſchung das zugleiche Daſeyn oder den Widerſpruch deſſelben betrift, ſo wir durch die Betrachtung unſerer Begriffe nicht entdecken können: da müſſen Erfahrung, Beobachtung und die Naturgeſchichte uns, vermittelſt unſerer Sinne, und das nur ſtückweiſe, eine Einſicht in die körperlichen Subſtanzen geben. Die Erkenntniß müſſen wir vermittelſt unſerer Sinne erlangen, welche ſich in Beobachtung der Eigenſchaften und Wirkungen derſelben in einander, behutſam beſchäftigen. Was wir aber von den Geiſtern ohne Körper in dieſer Welt zu erkennen gedenken, das müſſen wir, meines Erachtens, von der Offenbarung erwarten. Wer in Betrachtung ziehen wird, wie wenig allgemeine

Grundſätze, erbettelte Hauptgründe und angenommene Hauptſätze, die wahre Erkenntniß befördert und beygetragen haben, den Nachforſchungen vernünftiger Perſonen nach dem wirklichen Wachsthume derſelben ein Genüge zu thun: wie wenig, ſage ich, die Unternehmung in dieſer Abſicht, viele Jahrhunderte nach einander, den Fortgang der Menſchen in der Naturwiſſenſchaft befördert haben: der wird leicht erachten, daß wir Urſache haben, es denen zu verdanken, welche in dieſen letztern Zeiten es auf eine andere Art angefangen, und uns, wo nicht einen leichtern Weg zu der gelehrten Unwiſſenheit, doch einen ſicheren zu nützlicher Erkenntniß gezeigt haben.)

Theophilus. Nichts können Sie wohl anführen, Freund, das mehr zu meiner Abſicht dient, als eben dieſes. Die wahre Moral oder die Gottesfurcht muß, weit entfernt, die Trägheit einiger fanatiſchen Quietiſten zu begünſtigen, uns vielmehr antreiben, das weite Feld der Künſte zu bebauen. Und eine beſſere Policey würde, wie ich erſt kürzlich geſagt habe, am beſten im Stande ſeyn, uns dermaleinſt beſſere Medicamente an die Hand zu geben, als diejenigen ſind, die wir anitzt haben. Dies kann man nächſt der Empfehlung der Tugend nicht oft genug ſagen.

Philalethes. §. 13. Ob ich gleich aus der **Erfahrung** das Wort rede, ſo tadele ich doch **wahrſcheinliche Hypotheſen** keinesweges. Sie können allerdings zu neuen Entdeckungen leiten, wenigſtens doch dem Gedächtniß ſehr zu Hülfe kommen. Unſer Geiſt iſt indeſſen ſehr dazu geneigt, ſich zu weit auszubreiten und um Mühe und Zeit zu erſparen, einige **ſeichte Wahrſcheinlichkeiten** anzunehmen, da doch beydes zur gehörigen Anwendung derſelben auf viele Erſcheinungen unumgänglich nöthig iſt.

Theophilus. Die Kunſt, die **Urſachen der Phänomene**, oder die **würklichen Hypotheſen** zu entdecken, iſt der Kunſt zu dechiffriren gleich, in der oft eine ſinnreiche Vermuthung den Weg ſehr verkürzt. Der Lord **Bako** hat angefangen, über die **Kunſt Verſuche zu machen**, Regeln zu geben, und der Ritter **Boyle** beſitzt viele Gaben, ſie in Ausübung zu bringen. Allein wenn man damit nicht die Kunſt verbindet, die Erfahrungen anzuwenden und daraus Folgerungen herzuleiten, ſo wird man auch mit königlichen Koſten nicht zu den Entdeckungen kommen, die ein Mann von großem Verſtande mit einem Blick machen konnte. **Karteſius**, – er war es ganz ſicher, – hat in einem ſeiner Briefe eine ähnliche Bemerkung bey Gelegenheit der Methode des engliſchen Kanzlers gemacht: und **Spinoza** (ich ſcheue mich nicht, **ihn anzuführen** *), wenn er gute Sachen ſagt) macht in einem ſeiner Briefe an den verſtorbenen Oldenburg, Sekretair der königlichen Geſellſchaft in England, eine ähnliche Bemerkung über ein Werk des Herrn **Boyle**, welcher ſich, die Wahrheit zu ſagen, ein wenig zu ſehr verweilt, um aus einer Menge ſchöner Verſuche keinen andern Schluß zu machen, als den, welchen er zum Grundſatz annehmen konnte, nemlich: daß alles in der Natur mechaniſch zugehe; ein Grundſatz, den man durch die bloſſe Vernunft und nie durch Verſuche zur Gewißheit erheben kann, ſo ſehr man auch ihre Anzahl vermehren mag.

Philalethes. Wenn man klare und deutliche Ideen mit beſtimmten Namen belegt hat, ſo iſt alsdenn zur Erweiterung unſerer Kenntniſſe am dienlichſten, wenn man **Mittelideen** aufzufinden ſucht, die uns die Uebereinſtimmung und den Widerſpruch anderer Begriffe zeigen können, die ſich nicht unmittelbar mit einander vergleichen laſſen. Bloße Maximen können ſie uns wenigſtens nicht verſchaffen. Geſetzt, man hätte keine richtige Idee von einem **rechten Winkel**, ſo wird man ſich vergebens bemühen, ihn zu demonſtriren. Wenn man gleich alle Grundſätze der Mathe-

ma-

---

*) Dies möchten doch die freygebigen Männer bedenken, die einen Gelehrten gleich zum Spinoziſten machen, wenn er ſeiner Schriften gedenkt, oder ihn lobt, wo er zu loben iſt.
Anm. des Uebersetzers.

matick zu Hülfe nimmt, ſo wird man demohnerachtet Mühe haben, zu erweiſen, daß die Quadrate der beyden Seiten eines rechten Winkels dem Quadrat der Hypothenuſe gleich ſind. Dieſe Axiome könnte jemand lange überdenken, ohne jemals eine deutliche Erkenntniß in mathematiſchen Dingen zu erlangen.

Theophilus. Ohne die Anwendung der Axiome zu wiſſen, hilft es zu nichts, wenn man auch ſcharf darüber nachdenkt. Oft dienen ſie dazu, die Ideen zu verbinden. Zum Beyſpiel: der Grundſatz, daß ähnliche Entfernungen von der zweyten und dritten Dimenſion ſich zu den gleichnamigen Entfernungen der erſten Dimenſion wie zwey und dreymal ſo groß verhalten, iſt von vorzüglichern Nutzen; wie das von der Quadratur der lunula des Hippocrates. –

Dreyzehntes Hauptſtück.

Beyläufige Betrachtungen über unſre Erkenntniß.

Philalethes.

Unſre Erkenntniß hat mit unſerm Geſichte wenigſtens darinnen eine groſſe Gleichheit, daß ſie weder ganz nothwendig, noch ganz freywillig iſt. Wenn wir unſre Augen offen haben, ſo müſſen wir ſehen, indeſſen ſteht es bey uns, ob wir auf dieſe oder jene Objekte unſre Augen richten wollen.

§. 2. Was wir aber einmal ſehen, das können wir auf keine andre Art ſehen, als wir es wirklich ſehen. Es hängt ſchlechterdings nicht von unſerm Willen ab, das Gelbe als Schwarz zu ſehen, oder das, was wirklich heiß iſt, als kalt zu halten. Im Winter werden wir das Feld mit Schnee und Reif bedeckt ſehen, wenn wir es beſchauen,

ſchauen, aber gewiß nicht anders. Sobald einmal die Denkkraft auf ein gewiſſes Objekt hingelenkt iſt, ſo kann der **Wille** auf keinerley Weiſe über die Erkenntniß gebieten, eben ſo wenig als ein Menſch das **nicht ſehen kann, was er ſieht.** Nur wird dabey allemal ein rechtmäßiger Gebrauch unſrer Kräfte vorausgeſetzt, wenn wir uns wirklich über eine Sache belehren wollen.

Theophilus. Wir haben bereits hierüber geſprochen, und da beſtimmt, daß es gar nicht auf den Menſchen ankomme, dieſe oder jene Empfindung zu haben, ſondern daß er weiter nichts thue, als ſich dazu vorzubereiten, ſie zu haben, oder ſie nicht zu haben, daß mithin unſre Meynungen nur auf eine mittelbare Weiſe **freywillig** ſind.

Vierzehntes Hauptſtück.

Ueber das Urtheilen.

Philalethes.

Es würde ganz ſicher ſchlecht um den Menſchen ſtehen, und er würde ſich bey den mannichfaltigen Handlungen ſeines Lebens zu nichts mit Gewißheit beſtimmen, wenn er auſſer einer vollkommen gewiſſen Erkenntniß nichts hätte, was ihm zum Leitſtern ſeiner Handlungen dienen könnte. Sehr oft müſſen wir in der **Dämmerung der Wahrſcheinlichkeit** wallen. Darum gab uns Gott das Vermögen, zu **urtheilen**, deſſen ſich unſre Seele oft aus Noth bedient, wo **Demonſtration** und **gewiſſe Erkenntniß** unmöglich iſt, zu welchem ſie indeſſen oft aus Faulheit, Unwiſſenheit, oder aus Uebereilung da, wo ſie Demonſtrationen und gewiſſe Beweiſe haben kann, ihre Zuflucht nimmt. Man nennt es **Beyfall** und **Verwerfung**, und es findet dann ſtatt, wenn man eine Sache **vermuthet**, das heiſt: wenn man ſie **als wahr annimmt**, bevor ſie bewieſen iſt. Wenn dieſer Beyfall mit der wahren und wirklichen Beſchaffenheit der Dinge übereinſtimmet, ſo iſt **das Urtheil wahr und richtig**.

Theophilus. Andre nennen es, eine **Handlung beurtheilen**, welches ſo oft geſchieht, als man nach der Erkenntniß der Urſache entſcheidet, und viele werden ſogar das Urtheil von einer bloſſen Meynung unterſcheiden, und jenem einen höheren Grad von Gewißheit zuſchreiben. – Doch, über Worte will ich nicht ſtreiten, und Sie mögen immerhin das Urtheil für eine wahrſcheinliche Meynung nehmen. Die Juriſten unterſcheiden auch **die Vermuthung** von einer bloſſen **Konjektur**. Jene iſt mehr als dieſe, und kann vorläufig als eine Wahrheit angeſehen werden. – Eine **Anzeige** aber und eine Konjektur müſſen öfters gegen eine andre Konjektur gehörig abgewogen werden. So wird von dem, der von einem andern Geld geliehen hat, **präſumirt**, daß er es bezahlen müſſe, wenn er nicht beweiſet, daß er es ſchon bezahlt habe, oder daß die Schuld aus einem andern Rechtsgrunde aufhöre. **Vermuthen** heiſt alſo in dieſem Sinne nicht, **etwas, ehe es bewieſen iſt**, ſondern, **vorläufig, im voraus** annehmen, aber mit Grunde, in Erwartung eines gegenſeitigen Beweiſes.

Funfzehntes Hauptſtück.

Von der Wahrſcheinlichkeit.

Philalethes.

§. 1. Wenn die **Demonſtration** die Verbindung der Ideen untereinander auseinander ſetzt, ſo beſteht die **Wahrſcheinlichkeit** nur in dem Scheine dieſer Verbindung, und gründet ſich auf Beweiſe, wo man keinen unveränderlichen Zuſammenhang unter den Dingen ſelbſt gewahr wird.

§. 2. Der Beyfall hat verſchiedene Stufen von der Zuverläßigkeit bis zur **Konjektur**, den **Zweifel** und das **Mißtrauen** herunter.

§. 3. Sobald wir von einer Sache **Gewißheit** haben, ſo befindet ſich in allen Theilen unſers Raiſonnements welche die Verbindung unſerer Ideen bezeichnen, eine anſchauende Erkenntniß. Das, was mich zum Glauben bringt, iſt etwas **auſſer der Sache ſelbſt gelegenes**, – etwas **fremdes**. Die Art, mit welcher die Seele dergleichen Sätze annimt, heißt Glaube, Beyfall oder eine Meynung *).

§. 4.

---

*) Glauben, Beyfall, Meynung ſind hier dem Herrn Loke einerley; da ſie doch ganz verſchiedene Begriffe ausmachen. Eine Meynung iſt ein noch nicht ſattſam bewieſener Satz, oder ein Satz, der nicht völlig erwieſen werden kann, mithin iſt ſie ungewiß. Sie iſt entweder noch wahrſcheinlich, wenn ſie auf wahrſcheinlichen Gründen beruhet; oder unwahrſcheinlich, wenn ſie aus keinen wahrſcheinlichen Gründen hergeleitet werden kann. Mit dem Glauben iſt es aber ganz anders beſchaffen. Im allgemeinen Verſtande iſt derſelbe ein Beyfall, der einem Satze wegen des Anſehens eines andern gegeben wird. In beſonderm Verſtande iſt der Glaube ein Beyfall, der einem Satze, wegen des Zeugniſſes einer andern Perſon, gegeben wird; und dieſes heißt denn ein hiſtoriſcher Glaube; mithin geht bey dem Glauben gleichſam die eigene Empfindung und die anſchauende Erkenntniß, ingleichen die Vernunft verloren. Dieſe Gründe der Erkenntniß braucht man hierbey nicht, ſondern es iſt genug, daß man für wahr hält, was ein anderer ſagt, oder erzählt. Dergeſtalt kömmt es blos darauf an, daß wir es gewiß wiſſen, ob diejenigen, welche geſchehene Dinge erzehlen, die Wahrheit davon recht inne haben, auch dabey aufrichtig ſind, und ſelbſt die Wahrheit lieben; oder ob dieſes nur wahrſcheinlich iſt. Iſt jenes: ſo iſt unſer Glaube gewiß; iſt dieſes: ſo iſt es freylich nur ein wahrſcheinlicher Glaube. Denn das heißt auch Gewißheit, wo keine Furcht des Entgegengeſetzten vorhanden iſt. Wo wird ſich wol eine Furcht des Entgegengeſetzten mit Vernunft gedenken können, daß ein Alexander in der Welt geweſen iſt, der die perſiſche Monarchie über den Haufen geworfen hat; oder daß Karl der Groſſe der erſte deut-

ſche

§. 4. Die **Wahrſcheinlichkeit** gründet ſich entweder auf die Gleichförmigkeit mit dem, was wir wiſſen, oder auf das Zeugniß derer, die es wiſſen.

Theophilus. Eher werde ich ſagen, daß ſie in der Gleichförmigkeit der Wahrheit ihren Grund habe. Das Zeugniß eines andern pflegt überdem in Abſicht der Thatſachen die Stelle der Wahrheit zu vertreten. Man kann alſo annehmen, daß die Aehnlichkeit des Wahrſcheinlichen mit der Wahrheit entweder aus der Sache ſelbſt, oder

aus

ſche Kayſer geweſen? folglich haben wir davon eine ſo gewiſſe Erkenntniß, als daß zweymal zwey viere machen. Denn was einmal gewiß iſt, das bleibt ewig gewiß, mithin kann die Glaubwürdigkeit der Geſchichte auch in den ſpäteſten Zeiten auf keinerley Weiſe abnehmen oder geſchwächt werden, daferne die Zeugniſſe und Schriften ſtets wirklich vorhanden ſind, und es bleiben.

Hier will nur der Verfaſſer dem hiſtoriſchen Glauben keine ſonderliche Gewißheit zugeſtehen, indem er die untrüglichen Kennzeichen und Merkmale eines richtigen Zeugniſſes mit unter die Gründe der Wahrſcheinlichkeit rechnet; ja in dem folgenden Hauptſtücke giebt er es deutlich zu verſtehen, daß die Glaubwürdigkeit einer Geſchichte, ſich mit der Zeit verringerte. Und mit dergleichen Wahrſcheinlichkeitsſucht mag er denn auch noch zu unſern Zeiten einige Deutſche angeſteckt haben, ſo daß ſie nicht nur der Geſchichte die Feſſel der Wahrſcheinlichkeit anlegen, ſondern auch ganzen Wiſſenſchaften die Gewißheit abſprechen. Es hat ſich aber dieſem Unfuge der berühmte Profeſſor der Gottesgelahrtheit zu Erlangen Herr D. Chladenius in einigen gründlichen Einladungsſchriften, die er vormals als Director des akademiſchen Gymnaſiums zu Coburg geſchrieben, entgegengeſetzet. Dieſe Einladungsſchriften ſind nachher vom Herrn M. Thorſchmieden deutſch überſetzt, und mit guten Anmerkungen zuſammen unter dem Titel: Vernünftige Gedanken von dem Wahrſcheinlichen, und deſſelben gefährlichen Gebrauche, herausgegeben worden. Sie verdienen geleſen zu werden. Von dem Wahrſcheinlichen an ſich, verdient zuförderſt des Herrn Geheimen-Rath *Daries*, Dialectica oder Logica probabilium geleſen zu werden; ſie befindet ſich in ſeiner Logica theoretico-practica, p. 775 ſeq.

Poley.

aus einer fremden hergenommen iſt. Die Rhetoriker nehmen eine **doppelte** Gattung der **Beweiſe** an – **Künſtliche**, die aus den Dingen ſelbſt vermöge eines Raiſonnements genommen ſind, und nicht **künſtliche**, die ſich auf das ausdrückliche Zeugniß **entweder** eines Menſchen, **oder** vielleicht auch der Sache gründen. Ueberdem giebt es noch **vermiſchte Beweiſe**, denn das Zeugniß kann ja ſelbſt ein Faktum an die Hand geben, welches abermals zu einem künſtlichen Beweiſe Gelegenheit geben wird.

Philalethes. Da es der Wahrſcheinlichkeit an derjenigen **anſchauenden** Klarheit mangelt, welche den Verſtand auf eine unbetrügliche Art beſtimmt, und eine gewiſſe Erkenntniß hervorbringt: ſo muß die Seele, wenn ſie vernünftig verfahren will, alle die Beweisgründe der Wahrſcheinlichkeit unterſuchen und ſehen, wie ſie mehr oder weniger für oder wider einen Satz ſind, ehe ſie demſelben Beyfall giebt, oder ihm ſelbigen verſagt. Und hat ſie alles recht überlegt: ſo muß ſie den Satz verwerfen, oder ihn mit einem ſtärkern oder ſchwächern Beyfall annehmen, nachdem die Gründe der Wahrſcheinlichkeit auf einer Seite wichtiger, als auf der andern ſind. Z. B. wenn ich ſelbſt einen Menſchen auf dem Eiß gehen ſehe: ſo iſt es nicht mehr eine Wahrſcheinlichkeit, ſondern Erkenntniß. Saget es mir, aber ein anderer: daß er einen Menſchen in **England** mitten in einem harten Winter auf dem Waſſer habe gehen ſehen, welches durch die Kälte hart gemacht iſt: ſo hat das eine ſo groſſe Gleichförmigkeit mit dem, was insgemein geſchieht und wahrgenommen wird, daß ich durch die Natur der Sache ſelbſt dahin gebracht werde, demſelben beyzupflichten; es wäre denn, daß die Erzählung einer ſolchen geſchehenen Sache mit einigen Umſtänden vergeſellſchaftet wäre, die ſie augenſcheinlich verdächtig machten. Wenn man aber eben das einem andern erzählte, der zwiſchen den Sonnenwenden gebohren iſt, und niemals vorher dergleichen geſehen noch gehöret hat: ſo beruhet die ganze Wahrſcheinlichkeit auf dem

Zeugniſſe. Und nachdem diejenigen, welche dieſes erzählen, in größerer Anzahl vorhanden, und glaubwürdig ſind, auch keinen Vortheil davon haben, wider die Wahrheit zu reden: nachdem findet die geſchehene Sache leicht mehrerern oder wenigern Glauben. Wiewol bey einem, der allezeit das Widerſpiel davon erfahren, und niemals dergleichen gehört hat, wird das Anſehen des unverdächtigſten Zeugens kaum Glauben finden können. Das widerfuhr einsmal einem holländiſchen Abgeſandten, welcher den König in Siam mit allerhand Merkwürdigkeiten von Holland, die er gerne wiſſen wollte, unterhielt, und unter andern erzählete: daß das Waſſer in ſeinem Lande zuweilen bey kaltem Wetter ſo hart würde, daß die Menſchen auf demſelben giengen, und es einen Elephanten tragen würde, wenn er da wäre: darauf denn der König ſagte: bisher habe ich die ſeltſamen Dinge, die du mir erzählet haſt, geglaubt, weil ich dich für einen vernünftigen und redlichen Mann angeſehen habe; aber nun bin ich verſichert, daß du lügeſt.

Auf ſolchen Gründen beruhet die Wahrſcheinlichkeit eines Satzes; und nachdem die Gleichförmigkeit unſerer Erkenntniß, nachdem die Gewißheit unſerer Beobachtungen, nachdem die öftere und beſtändigere Erfahrung, und die Anzahl und Glaubwürdigkeit der Zeugniſſe mehr oder weniger damit einſtimmig ſind oder ſtreiten: nachdem iſt iſt auch ein Satz an ſich mehr oder weniger wahrſcheinlich.

Ich geſtehe es, daß ſich noch etwas anderes findet, welches, ob es wol an ſich ſelbſt keinen rechten Grund der Wahrſcheinlichkeit abgiebt, dennoch öfters für einen ſolchen gebraucht wird, nach welchem die Menſchen gemeiniglich ihren Beyfall einrichten, und darauf ihren Glauben mehr, als auf etwas anders ſtellen. Und das iſt die Meynung anderer, obgleich nichts gefährlicher ſeyn kann: weil unter den Menſchen weit mehr Unwahrheit und Irrthum, als Wahrheit und Erkenntniß iſt. Und weſſen die Meynungen und Einbildungen anderer, die wir kennen und hoch halten, einen Grund des Beyfalls abgeben: ſo können die Menſchen mit gutem Grunde Heyden in Japan, Mahomedaner in der Türkey, Papiſten in Spanien, Proteſtanten in England und Lutheraner in Schweden ſeyn.

Wirkungen des Zeugniſſes und der Meynung.

Theophilus. Das Zeugniß der Menſchen *) hat in der That weit mehr Gewicht, als ihre bloße Meynung, man denkt auch

---

*) Der gröſſeſte Theil unſerer Erkenntniß hängt leider von der Glaubwürdigkeit der Zeugen ab, — es wäre alſo wol gut, wenn man dieſe Materie etwas ſorgfältiger unterſuchte, und alſo nicht einen jeden Menſchen, der ſich für einen Zeugen der Wahrheit ausgiebt, durchſchlüpfen lieſſe. — Hiebey käme es nun meines Erachtens zuförderſt darauf an, daß man erſt die Sache ſelbſt, von der der Zeuge redet, unterſuchte, und alſo einen Zeugen, der etwas metaphyſiſch oder phyſiſches Unmögliches erzählte — ohne Bedenken abwieſe, ohne darauf zu ſehen, was er etwan für ein Menſch ſey. — Daher kommen alle Unrichtigkeiten in den hiſtoriſchen Wiſſenſchaften, alle Betrügereyen in den Religionen — dieſes iſt aber das erſte Mittel ſie der vernünftigen Welt in ihrer ganzen Blöße darzuſtellen. — Sodenn kommt es auf die Vergleichung der Nachrichten mit den Umſtänden, die die erzählte Begebenheit vorausſezt, und auf die Folgen, die die Sache, wenn ſie wahr ſeyn ſoll, haben muß, an. Wird alſo eine wunderbare Begebenheit von jemanden erzehlt, die Umſtände aber, in welchen ſie nur hat geſchehen können, ſind nicht da — und die Folgen, die eine, ich möchte ſagen auſſerordentliche Begebenheit nach ſich zieht, bleiben aus, ſo iſt das vorgegebene Wunder erdichtet, geſezt auch, daß das erſtere Erforderniß vorhanden wäre. — Endlich kommt es nun auf die Glaubwürdigkeit des Zeugen ſelbſt an, den man aber nicht hören muß, als bis die beyden vorhergehende Erforderniſſe wirklich gefunden worden. — Man muß alſo wiſſen, ob er die Wahrheit ſagen könne, und auch ſagen wolle. Dieſes leztere Erforderniß iſt vielleicht dasjenige, woran man am erſten ſcheitert, und welches die leichtgläubige Welt, am wenigſten recht unterſucht. Geſezt es wolle uns jemand von einem Wunder überreden, ſo ſezt dieſes in dem Zeugen nach unſerer Regel voraus:

1) Daß

auch ungleich mehr über daſſelbe nach. Indeſſen iſt bekannt, daß der Richter ſehr oft einen den Eid de credulitate, wie

man

1) Daß er ſehr aufmerkſam bey der Begebenheit geweſen ſey — den Fehler des Erſchleichens vermieden habe.

2) Daß er ein gut Gedächtniß habe, und uns die Sache jezt nicht anders erzehlt, als er ſie wirklich empfunden hat.

3) Daß er weiß, was es vor eine Begebenheit ſey, mithin Scharfſinnigkeit genug beſitze, dieſe von allen andern zu unterſcheiden, und wirkliche Criteria angeben könne.

4) Daß er keine Affekten habe. (Welcher Menſch aber iſt frey davon.) Hier kann man mit dem Apoſtel ſagen: Unſer Wiſſen iſt Stückwerk, oder unſere ganze hiſtoriſche Kenntniß iſt niemals ganz wahr, wenigſtens nicht ſo, daß nicht ein anderer der nicht die Erfahrung unmittelbar gehabt hat, mit Grunde daran zweifeln könnte. —

Hieraus folgt alſo nun, daß man eine jede Erzählung ſtückweiſe betrachten, und dabey ſehen muß: ob der Erzehler nicht mehr ſagt, als er wirklich hat empfinden können? Dies kann man nun unter andern daran merken, wenn er aus ſeinen Erzählungen ſchon Schlüſſe zieht: alsdann iſt es ſehr verdächtig, ob er nicht die Praemiſſen, — wo nicht ſelbſt ganz gemacht, doch ſo eingerichtet, daß er die Schlüſſe daraus habe ziehen können. — Wenn er den empfundenen Sachen Namen giebt, die mehr in ſich begreifen als er wirklich hat empfinden können; ſo iſt er ebenfalls verdächtig. — Und endlich kann man dem Zeugen nicht trauen, wenn er ſtatt des Scheins, das erzehlt, was er dabey für das Wahre anſieht. — Es iſt wahr, es wäre mit einmal um unſere ganze hiſtoriſche Erkenntniß gethan, wenn man eine Erzählung, in welcher einige dieſer Mängel angetroffen werden, durchaus verwerfen wollte. Man muß alſo alsdenn einen andern Weg einſchlagen. Man muß in dem von mir angezeigtem erſten Falle ſeine Schlüſſe weglaſſen, und ſtatt ſeiner Wörter ſolche gebrauchen, die nicht mehr angeben, als der Erzählende wirklich hat empfinden können, — und im dritten Fall muß man ſeine Sprache in die Sprache des Scheins überſetzen. Das läſt ſich nun freylich ſo leichte nicht thun. Indeſſen kann man doch wol ſo viel ſagen: daß wenn wir alle dieſe Re-

geln

man ihn nennt, ablegen läßt: und in den Interrogatorien befrägt man nicht ſelten die Zeugen, **nicht allein** über das,

geln befolgen, und denn ſehen, daß die Empfindung nicht nur möglich iſt, und daß wir die Sache eben ſo würden empfunden haben, wenn wir an des Erzählers Stelle geweſen wären; — ſo können wir wol vermuthen, daß der Zeuge redlich und klug geweſen ſey.

Hierbey kommt es nun auch noch auf die Frage an: ob man das Anſehen des einen Zeugen, durch das Anſehen des andern ergänzen könne? Die Juriſten haben dieſe Frage bejahet, und dergeſtalt, daß in ciuilibus ein Zeuge qui omnibus exceptionibus maior iſt, nur einen halben Beweis mache — in criminalibus aber gar keinen, — höchſtens nur ſo, daß den Inculpaten der Reinigungseid aufgelegt wird.

Ich glaube nun, daß die Juriſten in der Frage, die ich aufgeworfen habe, Recht haben, ob ich gleich wegen den Punkt, daß ein Zeuge omni exceptione maior den Producenten nur zum ſuppletorio bringt, und daß in criminalibus ein Zeuge kein Zeuge iſt, anderer Meynung bin. Man ſieht aber ſehr wol, daß die poſitive Geſetze dieſes hauptſächlich befohlen haben, um der Boßheit der Menſchen einen Riegel vorzuſchieben, und ſie ſind lobenswerth — ſo wie auch in der Betrachtung wol nicht alle Richter Erfahrung und Pſychologie und überhaupt Philoſophie genug wiſſen, — mithin leichter von einem, als von zwey Zeugen können hintergangen werden. Inſonderheit iſt dies der Grund, warum man in peinlichen Fällen einen Zeugen nicht hört: denn die Confrontation mit dem Nebenzeugen, iſt ſchon ofte das Mittel geweſen, die Unſchuld wiederum aufzuhelfen. —

Die Hauptfrage bey dieſem allen möchte nun wohl ſeyn: ob unſere hiſtoriſche Gewißheit jemals vollſtändig werden könne? Und dieſes muß man, nach den vorhin von mir angeführten Grundſätzen bejahen, ob es gleich in den mehreſten Fällen ſehr ſchwer fällt. In einigen aber iſt auch dieſe Gewißheit ſehr leicht zu erhalten. Man nehme z. B. unſere Exiſtenz. Wir ſind von dieſer hiſtoriſchen Wahrheit ſo gewiß überzeugt, (eigentlich geht die hiſtoriſche Erkenntniß nur auf exiſtirende Dinge,) daß wir unſere Exiſtenz in hiſtoriſchen Sachen zum Maaßſtabe aller unſerer hiſtoriſchen Gewißheit machen, wenn wir zum Exempel ſagen: ſo gewiß als ich bin. Mehr können wir auch das, was ſie ſelbſt geſehen haben, **ſondern auch** darüber, was ſie davon urtheilen; zugleich will man auch die **Gründe ihres Urtheils** wiſſen; und alsdenn denkt man darüber gehörig nach. Auch richten ſich die Richter ſehr nach den Urtheilen und Meynungen derer, die in einer jeden Profeſſion Erfahrung beſitzen: und eben dieſes ſind auch andere zu thun verpflichtet, in ſo fern es nehmlich ſich für ſie nicht ſchickt, der eigentlichen Unterſuchung beyzuwohnen. – Eben ſo muß auch ein Kind und ein jeder andrer Menſch, deſſen Stand es in dieſer Abſicht nicht mit ſich bringt, ſelbſt auch denn, wenn er ſich in einer gewiſſen Lage befindet, ſich an die Religion ſeines Landes halten, ſo lange er nichts Böſes darinn findet, und ſo lange er nicht im Stande iſt, eine beſſere zu ſuchen. Und ein Führer junger Leute wird, von welcher Religionsparthey er auch ſeyn mag, einen jeden von ihnen anhalten, in die Kirche zu gehen, zu der ſich andere ſeines Glaubens halten. Man kann hierüber die Streitigkeiten zwiſchen den Herrn **Nikole** und andern, über den **Beweis der größern Anzahl in Anſehung des Glaubens**, worinn einer dem andern bisweilen zuviel nachgiebt, und der andre es wieder nicht genug durchdenkt, nachſehen.

Ueber die Präſcriptionen der Glaubensſachen.

Es giebt noch mehrere andere Vorurtheile, vermittelſt welcher die Menſchen ſich gern von Streitigkeiten loßmachen möchten. Deswegen bedient ſich **Tertullian** in einem beſondern Tractat unter dem Titel **Präſcriptionen** eines Ausdrucks,

---

auch zur Gewißheit einer Sache nicht fordern, als daß ſie ſo gewiß ſey, als wir ſind.

Da es alſo Fälle giebt, wo wir durch unſere eigne Empfindungen zu einer völligen Gewißheit gelangen können, ſo müſſen und können wir auch andern die Möglichkeit zutrauen, daß ſie das, was ſie empfunden, uns richtig benannt haben, um ſo mehr, wenn wir vorausſetzen können, daß ſie alle unſere vorgeſchriebene Erforderniſſe in Acht genommen haben.

Anm. des Ueberſetzers.

den die alten Rechtsgelehrten, deren Sprache ihm nicht gänzlich unbekannt war, von andern Arten von Exceptionen oder fremden und auffallenden Allegationen verſtanden, den man aber itzt wenig kennet, nemlich der temporellen Präſcriptionen, wenn man eines andern Frage widerlegen will, weil ſie nicht in der durch die Geſetze beſtimmten Zeit geſchehen iſt. Deswegen hat man auch von Seiten der **römiſchen** Kirche ſowol als von Seiten der **Proteſtanten geſetzmäßige Vorurtheile** bekannt machen können. Man fand, daß dieſes ein Mittel war, bey den Partheyen (in gewiſſer Abſicht etwas neues entgegen zu ſetzen); z. B. wenn der größte Theil der **Proteſtanten** die alte Art, **die Geiſtlichen zu ordiniren** verlaſſen, und die **Römiſchgeſinnten den alten Kanon der Bücher der heiligen Schrift altes Teſtaments verändert haben**, wie ich in einer ſchriftlich mit dem Herrn Biſchof von **Meaux**, den man nach den Nachrichten daher kürzlich verlohren hat, geführten Streitigkeit hinlänglich und deutlich bewieſen habe. Da man ſich alſo gegenſeitig Vorwürfe machen kann, ſo kann die Neuerung, wenn ſie gleich einigen Verdacht von Irrthum in dieſen Materien zuläßt, doch keinen gewiſſen Beweis derſelben abgeben.

Sechzehntes Hauptſtück.

Von den Stufen des Beyfalls.

Philalethes.

§. 1. In Anſehung der **Stufen des Beyfalls** muß man bemerken: daß, was für Beweisgründe der Wahrſcheinlichkeit es auch geben mag, ſie gleichwol in die Seele, die der Wahrheit nachforſchet und richtig zu urtheilen bemühet iſt, nicht weiter wirken, als in ſofern ſie ſich wenigſtens in dem erſten Urtheile, oder in der erſten

Nachforſchung, die ſie unternimmt, zeigen. Ich geſtehe es, daß bey den Meynungen, welche die Menſchen in der Welt hegen, und an die ſie feſt hangen, ihr Beifall ſich nicht allezeit von einer wirklichen Einſicht in die Beweisgründe herſchreibt, die ſie gleich anfangs überzeugten. In vielen Fällen iſt es faſt unmöglich, und in den meiſten ſehr ſchwer, auch bey denen, welche ein gut Gedächtniß haben, alle Beweisgründe zu behalten, die ſie nach gehöriger Unterſuchung dazu vermocht haben, bey der vorhabenden Sache die eine Meynung zu ergreifen. Es iſt nicht genug, daß ſie die Sache einmal mit Fleiß und Aufrichtigkeit, ſo viel ihnen möglich geweſen, erwäget und ſich aller Umſtände wegen erkundiget haben, von welchen ſie glauben konnten, daß ſie der ſtreitigen Sache einiges Licht geben würden, und daß ſie mit aller Geſchicklichkeit deren ſie fähig ſind, gleichſam die **Rechnung** über den **ganzen Beweis** ſchlieſſen. Und nachdem ſie ſolchergeſtalt einmal, nach einer ſo völligen und genauen Unterſuchung, als ſie nur anzuſtellen vermögend ſind, gefunden, auf welcher Seite ſich ihnen die **Wahrſcheinlichkeit** zeiget: ſo prägen ſie den Schluß davon, als eine von ihnen entdeckte Wahrheit, ihrem Gedächtniſſe ein, und laſſen ſich nachher an **dem Zeugniſſe ihres Gedächtniſſes** genügen, daß dieſes die Meynung ſey, welche vermöge der Beweisgründe, die ſie davon einmal unterſuchet haben, einen ſolchen Grad ihres gegebenen Beyfalls verdiente.

§. 2. Dieſes iſt alles, was die meiſten Menſchen bey **der Einrichtung ihrer Meynungen und Urtheile** thun können; es wäre denn, daß man von ihnen fordern wollte, **entweder** alle Beweiſe einer **wahrſcheinlichen Wahrheit deutlich** im Gedächtniſſe zu behalten; und zwar in eben der Ordnung und regelmäßigen Ableitung der Folgerungen, in welcher ſie ſelbige vormals geſtellet oder geſehen haben: welches denn zuweilen von einer einzigen Materie ein großes Buch anfüllen würde. **Oder** man müßte täglich die Beweisgründe von einer jeden Meynung, die man ergreiſt, unterſuchen; beydes aber iſt unmöglich. Die Menſchen müſſen ſich daher in dieſem Fall auf das Gedächtniß verlaſſen und viele Meynungen glauben, wovon ſie die Beweiſe nicht wirklich in ihren Gedanken haben; ja vielleicht können ſie ſich nicht wirklich wieder darauf beſinnen. Auſſerdem müſten die allermeiſten Menſchen **entweder** vollkommene Zweifler ſeyn, **oder** alle Augenblicke ihre Meynung ändern und ſich einem jeden ergeben, der, nachdem er vor kurzen der ſtreitigen Sache nachgedacht, ihnen Beweisgründe vorleget, die ſie **aus Ermangelung des Gedächtniſſes, ſogleich** zu beantworten nicht geſchickt ſind.

§. 3. Man muß geſtehen, daß die Menſchen aus dieſem Grunde oft in dem Irrthum ſehr hartnäckig beharren, wenn ſie bey ihrem vormaligen Urtheile verbleiben und den Schlüſſen feſt anhangen, die ſie ehemals gemacht haben. Allein der Fehler liegt nicht darinn, daß ſie ſich in Dingen, wovon ſie vorher wohl geurtheilet haben, auf ihr Gedächtniß verlaſſen; ſondern daß ſie urtheilen, ehe ſie dieſelben recht unterſucht haben.

Wieviel ſind nicht, wo es nicht der gröſieſte Theil der Menſchen iſt, welche in den Gedanken ſtehen, ſie hätten von verſchiedenen Dingen ein **richtiges Urtheil** gefaſſet; – und das aus keiner andern Urſache, als weil ſie niemals anders gedacht haben; welche ſich einbilden, **recht** geurtheilet zu haben, nur, weil ſie ihre eigene Meynungen niemals in Zweifel gezogen, niemals unterſucht haben? Dies iſt in der That ſo viel, als glaubten ſie, ſie urtheileten richtig, weil ſie niemals urtheileten. Gleichwol vertheidigen dieſe Leute ihre Meynungen mit der gröſſeſten Halsſtarrigkeit; wie denn überhaupt diejenigen in ihren Meynungen die **heftigſten** und **ſtandhafteſten** ſind, die ſie am wenigſten unterſucht haben. Von dem, was wir einmal erkennen, ſind wir verſichert, daß es ſo iſt; und wir können gewiß ſeyn, daß es keine **verborgene** und noch **unentdeckte** Beweisgründe gebe, welche unſere Erkenntniß umſtoſſen, oder zweifelhaft machen könnten.

Allein in wahrſcheinlichen Dingen können wir nicht ſicher ſeyn, daß wir in jeglichem Fall alle Umſtände, welche die vorhabende Sache einigermaßen angehen, vor Augen haben; und daß kein Beweis mehr zurück und noch nicht geſehen ſey, der die Wahrſcheinlichkeit auf die andere Seite bringen und alles, was uns voritzt den wichtigſten Grund zu haben ſcheint, überwiegen kann. Wer iſt wol, der genug ~~faſt~~ Zeit, Geduld und Mittel hat, alle die Beweisgründe von den meiſten Meynungen, die er heget, zuſammenzunehmen, ſo daß er den ſichern Schluß machen könnte, er habe davon einen klaren und völligen Begriff, und es könne nichts mehr zu ſeinem beſſern Unterrichte angeführet werden? Dieſem allen ungeachtet, ſehen wir uns gedrungen, uns für die eine oder die andere Seite zu beſtimmen. Die Einrichtung unſers Lebens und Beſorgung unſerer größeſten Angelegenheiten können keinen Aufſchub leiden. Dieſe Dinge beruhen größtentheils auf der **Beſtimmung unſers Urtheils**, in Sachen wo wir keiner gewiſſen und erweislichen Erkenntniß fähig ſind, und wo wir die **eine oder die andere Meynung nothwendig** ergreifen müſſen.

Theophilus. Das, was Sie itzt geſagt haben, iſt gut und gründlich. Es wäre indeſſen zu wünſchen, daß die Menſchen in gewiſſen Vorfällen, **ſchriftliche Entwürfe** (in Form der Gedächtnißbücher) von den **Urſachen** beſäſſen, die ſie zu einem wichtigen Urtheil, welches ſie in der Folge gegen ſich ſelbſt oder gegen andere rechtfertigen müſten, verleitet hätten. Wenn es gleich in Anſehung der Juſtitz gewöhnlicher Weiſe nicht erlaubt iſt, einmal **gefällete Urtheile** zu widerrufen und über abgelegte Rechnungen noch einmal ein Erkenntniß zu verlangen, (ſonſt müſte man beſtändig in Unruhe leben, welches um ſoviel unerträglicher wäre, je weniger man vergangene Dinge immer im Gedächtniß behalten könnte,) ſo kann man demohnerachtet bisweilen auf neue Entdeckungen ſtoſſen, um ſich Gerechtigkeit zu verſchaffen, und gegen das einmal Verordnete eine ſogenannte reſtitution in integrum zu erhalten.

Von dem Widerrufen unſerer Urtheile.

Nicht anders in unſern eigenen Angelegenheiten, beſonders wenn ſie wichtig ſind. Hier ſteht es uns vollkommen frey, entweder vorwärts in unſern Urtheilen zu gehen, oder wieder zurückzuziehen und die Ausführung aufzuſchieben. Ueberdem gereicht es uns nicht im geringſten zum Nachtheil, da ohnedem, die auf Wahrſcheinlichkeiten gegründete Entſchlüſſe unſrer Seele nicht in rem judicatam (wie die Juriſten reden), das iſt, als einmal feſtgeſezt gelten können, ſo daß man bey neuen ſich äuſſernden Gründen dagegen das vorhergefällte Raiſonnement nicht revidiren könnte. – So bald es aber nicht mehr Zeit iſt, die Sache zu überlegen, ſo erfordert es die Klugheit, dem einmal gefällten Urtheil ſo ſtrenge Treue zu leiſten, als wäre es untrüglich und unverbeſſerlich.

Philalethes. §. 4. Weil es nun den meiſten, wo nicht allen Menſchen unvermeidlich iſt, verſchiedene Meinungen zu hegen, ohne daß ſie gewiſſe und unſtreitige Beweisgründe von der Wahrheit derſelben haben; und weil auch die Leute einer Unwiſſenheit, Leichtſinnigkeit oder Thorheit beſchuldigt werden, wenn ſie bey einer entgegengeſetzten Schlußrede, die ſie nicht ſo leicht beantworten und die Unzulänglichkeit derſelben zeigen können, ihre vorige Meynung ſogleich verlaſſen; ſo würde es meines Erachtens einem jeden wohl anſtehen, wenn ſie bey ſo verſchiedenen Meynungen in Friede lebten, und die allgemeinen Pflichten der Menſchlichkeit und Freundſchaft unter ſich beobachteten. Nach der Vernunft können wir unmöglich fordern, daß jemand ſeine eigne Meynung ſo willig und mit einer Unterthänigkeit verlaſſen, und die unſrige auf unſer Wort blind annehmen ſollte. Denn wie ſehr der Menſch auch irren mag; ſo kann er doch nur die Vernunft als ſeinen Führer erkennen. Stellt derjenige, den man gerne zu ſeiner Meinung bereden will, vorher ehe er ſeinen Beyfall giebt, eine Unterſuchung an: ſo muß man ihm die Freyheit laſſen, bey guter Muße die ganze Materie wieder durchzugehen; ſich auf das, was ihm entfallen iſt, wieder zu beſinnen und alle Umſtände zu erwägen, um zu ſehen, auf welche Seite der Ausſchlag fällt. Und hält er unſere Gründe nicht für **wichtig genug**, uns Beyfall zu geben, ſo müſten wir ihn von neuem zu einer ſo mühſamen Unterſuchung bringen. Denn wir würden es in gleichem Fall auch übel nehmen, wenn man uns vorſchreiben wollte, welchen Dingen wir obliegen ſollten. Hat er aber ſeine Meynungen vom Hörenſagen, ſo dürfen wir uns nicht einbilden, daß er davon abgehen werde, da Zeit und Gewohnheit ſie ihm feſt im Kopf geſetzt haben. Wir können das um ſoviel weniger vermuthen, wenn ſich dabey einiger Verdacht eines Eigennutzes, oder eine beſondre Abſicht findet.

Wir thun alſo wohl, wenn wir mit unſrer beyderſeitigen Unwiſſenheit Mitleiden tragen, und uns beſtreben, ſie auf alle Weiſe mit einer leutſeeligen, und wohlmeynenden Art des Unterrichts wegzuſchaffen, und nicht ſogleich mit andern, als mit halsſtarrigen und verkehrten Leuten umgehen; weil ſie unſere Meynungen nicht annehmen wollen, da wir doch wahrſcheinlich nicht weniger hartnäckig in Annehmung der ihrigen ſind.

Sehr oft hat man auch die Meynungen, die man andern beybringen will, ſelbſt **nicht gehörig** unterſucht. Hätte man dieſes, ſo könnte man mit mehrern Recht fordern, daß andere ihnen folgen ſollen. Dieſe ſind aber in ſo geringer Anzahl und ſie finden ſo wenig Grund, in ihren Meynungen **Befehlsweiſe** zu verfahren, daß man von ihnen gar nichts **übermüthiges und herrſchſüchtiges** vermuthen kann.

Theophilus. Im Grunde kann man ſich mit Recht **nicht über die Meynung der Menſchen an ſich** ſelbſt, ſondern über ihr

Die Verſchiedenheit der Meynungen iſt nicht ſo nachtheilig als der Hang zur Ketzermacherey.

unbedachtſames Urtheil, die Meynungen anderer zu verkleinern, und ſie, weil ſie anders denken, für dumm und boßhaft zu halten, beklagen. Die Urheber dieſer Leidenſchaften und dieſes, ſich allenthalben verbreitenden Haſſes, beſitzen einen hochtrabenden und unbilligen Sinn, der über andre herrſchen will und keinen Widerſpruch von andern ertragen kann. Ich leugne nicht, daß man nicht oft Urſach finden ſollte, die Meynungen anderer zu unterſuchen, allein es muß mit Billigkeit geſchehen, ſo daß man die menſchliche Schwachheit nicht vergißt. – –

Vorſicht gegen gefährliche Lehren.

Man hat in der That nicht Unrecht, wenn man ſich gegen ſchädliche **Lehren** vorſichtig verhält, welche in Sitten und Ausübung der Frömmigkeit Einfluß haben, ob man ſie gleich Niemanden aufbürden muß, ohne ſichere Beweiſe davon anzugeben. Wenn die Billigkeit fordert, daß man andere mit dieſer Beſchuldigung verſchonen muß; ſo macht die Frömmigkeit zur Pflicht, ihnen, wo es nöthig iſt, die üble Wirkung ihrer Lehrſätze, wenn ſie wirklich ſchädlich ſind, vorzuſtellen. Hieher gehören ſolche, die gegen die **Fürſehung eines vollkommenen weiſen, gütigen und gerechten Gottes**, und gegen die **Unſterblichkeit der Seele** – welche die Menſchen fähig macht, die Würkungen ſeiner Gerechtigkeit zu erfahren, gerichtet ſind. Von andern **gefährlichen Meynungen** in Abſicht auf die Moral und allgemeine Ordnung, will ich nichts ſagen.

Ich weiß, daß vortrefliche Männer, welche die beſten Abſichten haben, behaupten, daß dieſe **theoretiſche Meynungen** weniger Einfluß auf **das Thun und Laſſen** haben, als man denkt. Ich weiß auch, daß es Menſchen von einer fürtreflichen Gemüthsart giebt, die ſich niemals durch Meynungen werden verleiten laſſen, **etwas zu thun, das ſie entehrte.** Ueberdem pflegen diejenigen, die durch Nachdenken zu dieſen Irrthümern gekommen ſind, von Natur weiter von den Laſtern entfernt ferne zu ſeyn, deren ſich der gemeine Haufen unter den Menſchen ſchuldig macht. Dazu kommt noch, daß ſie für das Anſehen der Seckte, deren Vorſteher ſie gleichſam ſind, Sorge tragen; und man kann ſagen, daß **Epikur** und **Spinoza** z. B. ein vollkommen nachahmungswürdiges Leben geführt haben. Allein dieſe Gründe hören ſehr oft bey ihren Schülern oder Anhängern auf, welche glauben: ſie wären von der verdrüßlichen Furcht vor einer über ſie wachenden Fürſehung und einer drohenden Zukunft befreyet. Sie laſſen daher ihren viehiſchen Leidenſchaften den Zügel ſchieſſen, und wenden ihren Verſtand an, andere zu verführen und zu verderben; und wenn ſie ehrgeitzig ſind und auf ihren Kopf beſtehen, ſo werden ſie ihres Vergnügen oder ihres Vortheils wegen im Stande ſeyn, an den **vier** Enden der Erde Feuer anzulegen. Ich habe dergleichen ſchlechte Leute gekannt, die **der Tod dahingeriſſen** hat.

Gefährliche Lehrſätze richten früh oder ſpät allemal in den Sitten eine allgemeine nachtheilige Revolution an.

Ich finde überdem, daß ſolche Meynungen nach und nach in den Geiſt der Menſchen von der ganzen Welt Eingang finden, welche andre regieren, und von denen die allgemeinen Angelegenheiten abhängen; und daß ſich dieſe Meynungen in die **modiſchen** Bücher einſchleichen, alles zu der allgemeinen Veränderung vorbereiten, womit **Europa** bedrohet wird, und alles völlig zerſtöhren, was noch in der Welt von den edlen Geſinnungen der alten **Griechen** und **Römer** übrig iſt, welche nemlich die Liebe zum Vaterlande und zum allgemeinen Wohl, und die Sorge für die Nachkommenſchaft, dem Glücke, ja ſelbſt dem Leben vorzogen.

Dieser publick spirit, wie ~~ſie~~ die Engländer nennen, verringert ſich ungemein und ~~ſind~~ nicht mehr Mode. ~~Sie~~ Er wird ~~werden~~ völlig verſchwinden, wenn ~~ſie~~ nicht mehr durch die gute Moral und wahre Religion unterſtützt werden ~~können~~ kann, welche uns die Vernunft ſelbſt lehret. Die Beſten von dem entgegengeſetzten Charakter, der **allgemein** zu werden anfängt,

Ueber den ſo genannten ehrlichen Mann.

haben keinen andern Grundſatz als die **Ehre**. Allein das Kennzeichen eines **rechtſchaffenen Mannes**, und eines **Mannes von Ehre**, iſt bey ihnen allein das, keine Niederträchtigkeiten zu begehen, nach dem Begriffe nemlich, den ſie davon haben. Und wenn jemand aus **Ehrſucht** oder **Eigenſinn** Ströme von Blut vergöße, wenn er alles über den Haufen würfe, ſo würde man dies für nichts achten, und ein **Heroſtratus** bey den Celten oder vielmehr ein **Don Juan Am Petersfeſt** würde für einen Helden angeſehen werden.

Man ſpottet laut **über die Liebe zum Vaterlande**. Man macht diejenigen lächerlich, die für das öffentliche Wohl Sorgfalt bezeigen. Und wenn jemand mit den beſten Abſichten von dem Zuſtande der künftigen Zeiten ſpricht, ſo antwortet man; kommt Zeit, kommt Rath. Aber dieſe Menſchen werden vielleicht ſelbſt die Uebel erfahren müſſen, von denen ſie glauben, daß ſie andern aufbehalten wären. Wenn man ſich noch jetzt von dieſer **epidemiſchen** Krankheit des Verſtandes heilet, deren böſe Wirkungen ſichtbar zu werden anfangen; ſo wird man dieſen Uebeln vielleicht vorbeugen. Wenn ſie aber immer zunimmt; ſo wird die Fürſehung die Menſchen durch die daher entſtehende Revolution ſelbſt beſſern, denn was ſich auch immer zutragen kann, ſo wird doch gewiß alles endlich zum Beſten des Ganzen gelenkt werden, wenn dies gleich nicht ohne Züchtigung derer, die durch ihre böſe Handlungen ſelbſt zum Guten etwas beygetragen haben, geſchehen darf und kann.

Aber ich komme von einer Digreßion zurück, wohin mich die Ueberſicht der **ſchädlichen** Meynungen, und des daher **entſtehenden Rechts, ſie zu tadeln**, gebracht hat. Die **theologiſchen Cenſuren** haben von jeher viele bürgerliche Kriege unter den Gelehrten verurſacht. Die Gottesgelehrten maßen ſich mehr Recht an, als irgend eine Geſellſchaft der Gelehrten. Um ihre **Orthodoxie** unter die Leute zu bringen, verdammen ſie eilfertig ihre Gegner. Daher ſind ſelbſt unter ihnen viele Synkretiſten, die ihres Glaubens ungewiß ſich bald auf dieſe, bald auf jene Seite ſchlagen.

Indeſſen muß man doch den **orthodoxeſten** Gottesgelahrten Recht wiederfahren laſſen. Sie wollen bey ihrem Verdammen und Verketzern nicht ſowol in die Rechte Gottes greifen, dem es allein zuſtehet, zu binden und loßzulaſſen, wen er will, ſondern vielmehr die armen unſchuldigen Seelen, die ſich nach ihrer Meynung ſehr gröblich irren, von ihrer großen Seelengefahr erretten, und überlaſſen daher die Heterodoxen der Gnade Gottes, welche ſie mächtig genug von ihrem Irthum loßreiſſen, und dem Unglück entziehen könne, welches ihnen gewiß drohet. Sie wenigſtens wollen auf ihrer Seite alles thun, um irrige Menſchen von den Strafen jenes Lebens zu befreyen.

Wenn dergleichen **gutmüthige Verfechter der Orthodoxie** nach vorher angeſtellter reifer Unterſuchung der Sache dies Urtheil fällen; ſo verdienen ſie nicht nur nicht Tadel, ſondern vielmehr Lob. So lange ſie den Weg der Güte und Sanftmuth verſuchen, wird ein jeder billigdenkender ihnen Beyfall geben. Gehen ſie aber einen Schritt weiter über die Grenzen der Toleranz, ſo verdienen ſie allgemeinen Tadel und öffentliche Züchtigung; nicht zu gedenken, daß ſie das Recht der Natur und alle Regeln der Billigkeit verletzen.

Solche Zeloten ſollten bedenken, daß andere eben ſo gut denken können, wie ſie; eben ſo gut von ihren Meynungen individualiſch überzeugt ſind, wie ſie, und gleiches Recht haben, ihre Meynungen, wenn ſie ſolche für wichtig halten, auszubreiten, wie ſie. Freylich müßte man Urtheile und Meynungen ausnehmen, die auf offenbare **Laſter und Vergehungen** führen. Die ſollten von der **Obrigkeit ſcharf** beſtraft werden, wenn auch ihre Vertheidiger es nicht ſo übel meynen. So muß man ein giftiges Thier vernichtigen, wenn es auch an ſeinem Gifte nicht Schuld hat.

Doch ich will den Sectengeiſt vertilgen, aber keinesweges die Menſchen beeinträchtigen, welche unrichtige Meynungen haben. Dieſe können belehrt werden, und man kann es verhindern, daß ſie nicht öffentlich ſchaden.

Philalethes. §. 5. Um aber wieder auf die Gründe des Beyfalls und auf die verſchiedenen Stufen deſſelben zu kommen, ſo müſſen wir bemerken, daß die Sätze, welche wir aus Bewegurſachen einer Wahrſcheinlichkeit annehmen, **zweyfacher** Art ſind. Denn ſie betreffen **entweder** ein beſonders Ding, oder wie es insgemein genennet wird, eine wirklich geſchehene Sache, welche, da man ſie wahrnehmen kann, des menſchlichen Zeugniſſes fähig iſt; **oder** ſie betreffen ſonſt Dinge, welche über die Entdeckung unſerer Sinne gehen, und alſo eines ſolchen Zeugniſſes unfähig ſind.

§. 6. Was die **erſte Art**, nemlich eine **beſondere und wirklich geſchehene Sache** anlanget, ſo bemerke ich fürs **erſte**: daß, wenn eine beſondere Sache, die unſerer eigenen, oder anderer beſtändigen Beobachtung in dergleichem Falle gleichförmig iſt, durch einhellige Erzählungen aller bezeuget wird, die derſelben Meldung thun, die ſie ſo leicht annehmen, und ſo feſt darauf bauen, als wäre es eine gewiſſe Erkenntniß; und daß wir davon reden, und darnach mit ſo wenigem Zweifel unſere Handlungen einrichten. Wenn alſo alle Engländer bekräftigen, daß es in England im Winter friere, oder daß es im Sommer daſelbſt Schwalben gäbe; ſo glaube ich, man kann daran ſo wenig zweifeln, als daß **Sieben und vier Eilfe** mache. Der erſte und **höchſte** Grad der Wahrſcheinlichkeit iſt demnach dieſer: **wenn die allgemeine Uebereinſtimmung aller Menſchen in allen Jahrhunderten, in ſoweit man es wiſſen kann, mit eines Menſchen beſtändigen und niemals triegenden Erfahrung in gleichen Fällen übereinkommt, um die Wahrheit einer beſondern und wirklichen geſchehenen Sache zu bekräftigen, die durch aufrichtige**

tige Zeugen bezeugt wird. **Zum Beyſpiel**, wenn behauptet wird, daß **das Feuer einen Menſchen erwärmet habe**, daß **das Eiſen im Waſſer untergeſunken ſey** und dergleichen. Solche Wahrſcheinlichkeiten kommen der Gewißheit ſo nahe, daß ſie über unſere Gedanken eine ſo **unumſchränkte Macht**, und in alle unſere Handlungen einen ſo ſtarken Einfluß haben, als die augenſcheinlichſte **Demonſtration**; und unſer **Glaube**, durch ſolche Gründe unterſtützt, erhebt ſich zur **Gewißheit.**

§. 7. **Zweytens**: der allernäheſte Grad der **Wahrſcheinlichkeit** iſt der, wenn ich aus meiner eigenen Erfahrung und aus einhelliger Erzählung aller andern befinde, daß eine Sache meiſtentheils ſo iſt, und daß das beſondere Exempel von vielen und glaubwürdigen Zeugen beſtätiget wird. Z. B. wenn uns die Geſchichte von den Menſchen zu allen Zeiten eine ſolche Nachricht giebt, und meine **eigene Erfahrung**, in ſoweit ich es wahrzunehmen Gelegenheit habe, es auch bekräftiget, daß die meiſten Menſchen ihren eigenen Nutzen dem allgemeinen vorziehen: ſo iſt es höchſt wahrſcheinlich, wenn alle Geſchichtſchreiber die von Tiberius geſchrieben, ſagen, daß **Tiberius** es auch ſo gemacht habe. In dieſem Fall kann unſer Beyfall ſich zu einem Grade erheben, welchen wir das Vertrauen nennen können.

§. 8. **Drittens**, in Dingen, welche geſchehen, ohne daß jemanden etwas daran gelegen iſt; als daß ein Vogel hier oder dahin fliegt; daß es zur Rechten oder linken eines Menſchen donnert u. ſ. w. iſt unſer Beyfall unvermeidlich, wenn eine **beſondere und wirklich geſchehene** Sache durch **einhellige Zeugniſſe** bekräftiget wird. Man kann alſo allerdings glauben, daß eine Stadt, wie **Rom in Italien**, ſey, daß in derſelben vor ohngefähr 1800 Jahren ein Menſch **Julius Cäſar** genannt, gelebt hat. Dieſe Dinge muß man glauben, wenn gleich in der Natur nichts für und nichts wider ſie ſich befindet; denn ſie werden von glaubwürdigen Schriftſtellern erzehlet, keiner widerſpricht dem andern.

§. 9. Widerſprechen aber die Zeugen der gemeinen Erfahrung und ſtreiten die **hiſtoriſchen** Erzehlungen und Zeugen **entweder** mit dem ordentlichen **Lauf der Natur, oder** mit **ſich ſelbſt**, ſo iſt es eine ganz andre Sache. Hier wird großer Fleiß und genaue Aufmerkſamkeit erfordert, wenn ein richtiges Urtheil abgefaſſet und der Beyfall der verſchiedenen Klarheit und Wahrſcheinlichkeit der Dinge gemäß eingerichtet werden ſoll. Man kann überhaupt ſagen, daß die Beweisgründe, die man **für oder wider** eine Sache vorbringen kann, nachdem ſie bey einer behörigen, und einen jeden beſondern Umſtand ſorfältig erwägenden Unterſuchung, endlich auf der einen oder andern Seite, wichtiger oder ſchlechter erſcheinen werden, einen ſolchen verſchiedenen Beyfall in der Seele bewirken können, den wir **Glauben, Muthmaßung, Vermuthung, Zweifel, Wankelmuth, Mißtrauen, Mißglauben**, u. ſ. w. nennen.

Verſchiedene Grade der Wahrſcheinlichkeit in der Rechtsgelehrſamkeit.

Theophilus. Die Juriſten haben, wenn ſie von Beweiſen, Vermuthungen, Muthmaßungen und Merkmalen handeln, viel gutes geſagt und umſtändlich erzählt. Sie fangen dabey an, daß etwas **ſtadtkundig** iſt, und hier hat man gar keine Beweiſe nöthig. Alsdenn kommen ſie auf **vollſtändige** Beweiſe, oder auf ſolche, die dafür gelten, worauf man wenigſtens in **bürgerlichen Sachen** einen Ausſpruch thut, worinn man aber in **Criminalſachen** an einigen Orten vorſichtiger iſt. Hier hat man auch nicht Unrecht, wenn man nach den **völligen Beweiſen** und überhaupt nach dem, was man corpus delicti nennt, nach der **Natur des Factums** fragt.

Es giebt folglich **mehr als vollſtändige** und auch **gewöhnlich vollſtändige Beweiſe**. Es giebt ferner **Vermuthungen**, welche **vorläufig** für hinlängliche

Be

Beweiſe gelten, daß heiße, ſo lange das Gegentheil noch nicht bewieſen iſt. Man hat auch mehr als **halb vollſtändige** Beweiſe, (um eigentlich zu reden,) wo man dem, der ſich darauf berufet, erlaubt, zu ſchwören, um ſie vollſtändig zu machen; dies iſt juramentum ſuppletorium ~~bey ihnen.~~ Noch giebt es andere, weniger als **halbvollſtändige**, wo man im Gegentheil dem den Eid deferirt, der das Faktum leugnet, damit er **ſich reinige**; das iſt alsdenn juramentum purgationis.

Auſſerdem giebt es noch eine Menge **Vermuthungen** und **Merkmale**. Beſonders hat man in Criminalſachen Merkmale (ad torturam) die zur Tortur hinreichend ſind. Es giebt Merkmale (ad terrendum); welche hinreichen, wenn man die Inſtrumente der Tortur und die Zubereitungen zeiget, als wolle man die Tortur ſelbſt vornehmen. Es giebt einige (ad capturam), um von einem verdächtigen Menſchen etwas gewiſſes herauszubringen; und (ad inquirendum), um ſich ohne vielen Lerm und unter der Hand darnach zu erkundigen.

Dieſe Verſchiedenheiten können noch in andern ähnlichen Fällen gut ſeyn. Die ganze **Einrichtung des Verfahrens bey Gericht**, iſt in der That nichts anders, als eine Art von **Logick**, die auf die gerichtliche Unterſuchungen angewendet wird. Die Aerzte haben noch eine Menge von **Graden** und **Verſchiedenheiten** von **Zeichen** und **Anzeigen**, die man bei ihnen wahrnehmen kann.

In der Medicin.

In der Mathematic.

Die Mathematicker unſerer Zeiten fingen an, das **Glück** bey Gelegenheit der Spiele zu ſchätzen. Der Ritter von **Mere**, deſſen Werke gedruckt ſind, ein Mann vom ſcharfen Verſtande, der zugleich Spieler und Philoſoph war, gab dazu Gelegenheit, indem er Fragen über die Partien machte, um zu wiſſen, wie das Spiel ſtehen würde, wenn man es in dieſem oder jenem Zuſtande unterbräche. Hierauf bewegte er ſeinen Freund, Herrn **Paſcal**, dieſes etwas näher zu unterſuchen. Die Frage wurde bekannt, und gab dem Herrn **Huygens** Gelegenheit, ſeine Abhandlung de alea zu ſchreiben. Andere gelehrte Männer vereinigten ſich mit ihnen. Man ſetzte einige Grundſätze feſt, deren ſich auch Herr von **Wit** in ſeiner kleinen Abhandlung, die in **holländiſcher** Sprache gedruckt iſt; über die **Einkünfte auf Lebenszeit** bediente.

Der Grund auf den man hier bauete, kommt auf die **Proſtrapherese** zurück, das heißt; **unter zwey gleich annehmbaren Suppoſitionen eine arithmetiſche Proportionalzahl zu nehmen.** Unſre Bauern haben ſich vor einiger Zeit nach **ihrer natürlichen Mathematik** dieß zu Nutze gemacht. Wenn Z. B. **eine Erbſchaft oder Landguth verkauft werden ſoll,** ſo machen ſie **drey Truppen, die die Sache taxiren müſſen, und jede Truppe ſchäzt das Vermögen.** Geſetzt, **die eine ſchäzt den Werth auf 1000 Thlr. die andere auf 1400, die dritte auf 1500; man nimmt alle drey Summen zuſammen, welche 3900 ausmachen! Weil nun drey Truppen geweſen ſind, ſo nehme man den dritten Theil davon, nehmlich 1300, für den Werth an; oder, welches einerley iſt, man nehme die Summe der drey Theile von jeder Schaꝛung.**

Dies iſt das Axioma aequalibus aequalia: bey gleichen Vorausſetzungen muß man auch gleiche Urſache haben. Allein, wenn die Vorausſetzungen ungleich ſind; ſo vergleiche man ſie untereinander. Geſetzt, Z. B. daß von zweyen einer gewinnen ſollte, wenn der eine ſieben Punkte hat, und der andere **neune**; ſo frägt man, was für eine Proportion von Wahrſcheinlichkeit findet ſich unter ihnen, in Anſehung des Gewinnes? Ich ſage, daß der **Letzte nicht mehr als zwey Punkte der Wahrſcheinlichkeit vor dem erſten voraus** hat. Denn der erſte kann ſieben **auf dreyerley** Art mit **zwey** von dieſen machen, nemlich ſich durch 1 und 6 oder 2 und 5 oder 3 und 4; und der andre kann neune nur auf zweyerley Art machen, indem er 3 und 6 oder 4 und 5 zuſammenſetzt; und alle dieſe Arten ſind gleich möglich. Die Wahrſcheinlichkeiten alſo, welche, wie die Zahlen den Möglichkeiten gleich ſind, werden ſeyn, wie 3 zu 2, oder wie 1 zu 2 Drittel.

Von der Unentbehrlichkeit einer Logik der Wahrſcheinlichkeiten.

Ich habe es mehr als einmal geſagt, daß man eine neue Art von Logick haben müßte, welche **die Grade der Wahrſcheinlichkeit** abhandelte, weil **Ariſtoteles** in ſeiner **Topik** nichts weniger als dieß gethan, und ſich damit begnügt hat, **gewiſſe faßliche Regeln** nach den **Gemeinörtern** eingetheilt zu geben, und in **einige Ordnung** zu bringen, dieſe können bey Gelegenheit genutzt werden, wenn man die Rede ausdehnen und ihr einige Wahrſcheinlichkeit geben will, ohne daß man ſich dabey zu bemühen braucht, das Gewichte anzugeben, das nöthig wäre, wenn man die Wahrſcheinlichkeiten abwägen, und ein richtiges Urtheil darüber fällen wollte. Es wäre gut, wenn derjenige, der dieſe Materie abhandeln wollte, die Unterſuchung der **Hazardſpiele** fortſetzte, und ich wünſchte überhaupt, daß ein geſchickter Mathematiker ein weitläuftiges umſtändliches und gründliches Werk über alle **Arten der Spiele** verfertigte: dies würde von einem groſſen Nutzen ſeyn, um die Erfindungskunſt zu vervollkommen, weil der menſchliche Verſtand ſich mehr bey den Spielen hervorthut, als bey ernſthaften Materien.

Philalethes. §. Das Geſetz Englands beobachtet dieſe Regel, daß die Abſchrift einer von Zeugen authentiſch erkannten Ackte, als ein ſichrer Beweis gilt; allein **eine Abſchrift von einer Abſchrift** wird in Gerichten nicht als ein **Beweis** zugelaſſen; ſo gut ſie auch durch noch ſo glaubwürdige Zeugen bekräftiget iſt. Dies wird ſo durchgängig, als etwas vernünftiges und der Weisheit und Vorſichtigkeit, die wir bey unſeren Unterſuchungen der wichtigſten Wahrheiten anwenden ſollen, gemäß iſt, gebilliget, daß ich noch nie jemand gehört habe, der es getadelt hätte. Iſt nun dieſe Gewohnheit in Gerichten bey den Entſcheidungen des Rechts und Unrechts zu billigen; ſo muß jedes Zeugniß um ſoviel weniger Kraſt und Beweis in ſich haben, je weiter es von der Hauptwahrheit entfernt iſt. – Ich nenne aber **Hauptwahrheit** das **Seyn** und die **Wirklichkeit eines Dinges**. – Ein glaubwürdiger Mann, der ſeine Erkenntniß, die er davon hat, bekräftigt, iſt ein **guter Beweis**. Bezeuget aber ein anderer von gleicher Glaubwürdigkeit deſſen Erzählung; ſo iſt das Zeugniß **ſchwächer**, und auf den dritten, welcher das Hörenſagen durch Hörenſagen bezeuget, hat man **noch weniger zu achten**.

Dieß merke ich deswegen an, weil einige Leute gerade das Gegentheil glauben, ſie halten dafür, die Meynungen erlangen mehr Kraft, je älter ſie werden. Denn was vor **tauſend** Jahren einem vernünftigen Menſchen, der mit dem, der es zuerſt behauptete, zu gleicher Zeit gelebt hat, ganz und gar nicht **wahrſcheinlich** geſchienen haben würde, das wird itzt für **gewiß** und für **ganz unſtreitig** ausgegeben; bloß weil es ihm ſeit der Zeit viele nach einander ſo **nachgeſagt** haben. Dieß iſt der Grund, warum **Sätze**, die bey ihrem erſten Anfange **offenbar falſch** oder **zweifelhaft** genug ſind, nach einer **verkehrten Regel der Wahrſcheinlichkeit** für bewährte Wahrheiten angeſehen werden. Man beredet ſich, daß die Wahrheiten, die in dem Munde ihres **erſten** Urhebers wenig Glauben fanden oder verdienten, durch ihr Alter ganz ehrwürdig wurden; und man geht wohl gar ſo weit, dergleichen Wahrheiten für **unläugbar** auszugeben.

Von dem hiſtoriſchen Glauben, den man den Zeitgenoſſen ſchuldig iſt.

Theophilus. Denen Geſchichtſchreibern, welche die Hiſtorie ihrer Zeit beſchreiben, kann man nicht ſo geradezu auf ihr Wort glauben. Man muß da eben ſo viel **kritiſche Unterſuchungen** anſtellen, als bey einer andern, oft wol noch mehr. Wenn ſie uns aber **Geſchichte** erzehlen, die hauptſächlich nur **Staatsbegebenheiten** betreffen, ſo muß man auch nicht gar zu ſcrupulös ſeyn; wenn er uns von den Gründen – den Geheimniſſen – den verborgenen Triebfedern – und ſtrittigen Umſtänden einer Begebenheit unterhält; – wie z. B. wenn er uns von **Vergiftungen** und dergleichen etwas erzehlt, – ſo müſſen wir dieſe Erzählungen als die damals gemein angenommene Meynung anſehen. **Prokopius** iſt ein ſehr glaubwürdiger Geſchichtſchreiber, in dem Buche, das er uns über den Krieg des **Beliſars** gegen die **Vandalen** und **Gothen** hinterlaſſen hat; ſo unglaubwürdig er im Gegentheil iſt, wenn er uns einige Anekdoten von der Kayſerinn **Theodora** erzählet. Ueberhaupt muß man bey **ſatyriſchen** Geſchichtſchreibern ſehr auf ſeiner Huth ſeyn: wir wiſſen, daß man ſelbſt in unſern Tagen dergleichen ausgeſtreut hat, die dem erſten Anſehn nach ſo grob waren, daß man ſich nimmermehr vorſtellen konnte, daß ihnen irgend ein Menſch Beyfall geben würde, demohnerachtet aber ſind ſie von unwiſſenden Leuten vor **baare Wahrheiten** angenommen worden. Und ich bin verſichert, daß man einmal ſagen wird: iſt **es wol möglich, daß zu der Zeit, dergleichen Sachen dem Publikum hätten debitiret werden können,** wenn die Schriftſteller nicht einigen Grund vor ſich gehabt hätten? Wenn man aber dies einmal ſagen wird, ſo wird man ſehr unrecht urtheilen. Die Welt iſt den ſatyriſchen Schriftſtellern gewogen, ich will davon nur ein Beyſpiel beybringen. Der ſeelige Herr **Maurier** ließ vor einigen Jahren gegen den unvergleichlichen **Grotius**, als ſchwediſchen Geſandten in **Frankreich**, verſchiedene ſehr nachtheilige Stücke drucken, deren Ungrund jedermann bekannt war, und von dem man ſich auch gar leicht aus den Briefen dieſes groſſen Gelehrten von Europa ohne Mühe überzeugen kann; demohnerachtet aber finden ſich viele Schriftſteller die dieſe Mauriſche Erfindungen für geſchehene Wahrheiten ausgeben, und alſo dadurch den groſſen Mann gar ſehr zu verkleinern ſuchen.

Unſere Geſchichtſchreiber ſind oft bloſſe **Romanen-Schreiber**. Der, welcher uns neuerlich **Cromwells** Leben beſchrieben hat, macht ſich kein Bedenken daraus, ſeinen Held von den **Toden** aufzuwecken, und ihn eine Reiſe nach **Frankreich** thun zu laſſen, wo er ihn in die Wirthshäuſer von **Paris** begleitet, gerade als wenn er ſein Hofmeiſter geweſen wäre. Aus einer andern Lebensbeſchreibung aber, die mehr Glauben verdient, weil ſie ſeinem Sohn **Richard** dedicirt iſt, und den Herrn **Corrington** zum Verfaſſer hat, lernen wir, daß **Cromwell** niemals **auſſer Brittanien** gekommen iſt. Auf das Detail einer Geſchichte kann man ſich **wenig oder gar nicht** verlaſſen. Von allen den Schlachten, die jemals geliefert ſind, haben wir faſt gar keine **glaubwürdige** Nachrichten: die Beſchreibung, die uns **Livius** von den mehreſten macht, haben wir faſt ganz der Einbildungskraft dieſes Geſchichtſchreibers zu verdanken; und eben ſo geht es auch und vielleicht noch ſchlimmer mit dem **Curtius**. Man müſte von beyden gegeneinander ſtehenden Feldherren eine Relation haben, ſo wie der Graf von **Dahlberg**, der erſt unter **Carl Guſtav** König von **Schweden** gedient hat, und nachher Statthalter von **Liefland** geweſen iſt, und **Riga** vertheidigt, uns ordentliche Karten von den **Schlachten** ſeines **Königes** hinterlaſſen hat. Unterdeſſen muß man auch nicht gleich einen Hiſtoriker wegen eines Worts, das etwann der Prinz oder der Miniſter geſagt hat, — **oder** wegen eines Gegenſtandes, den dieſe vielleicht anders beſchrieben zu ſeyn wünſchten, verſchreien, geſetzt auch, er habe wirklich geirrt. Man erzählt, daß **Karl der Fünfte**, da er einmal etwas im **Sleidan** habe leſen wollen, geſagt: **gebet mir den Lügner her**, — und daß **Carlowitz** ein ſächſiſcher Edelmann ſich ausgelaſſen habe: daß, ſeitdem er die Geſchichte des **Sleidan** geleſen, er alle gute Meynung, die er ehemals für die alten Schriftſteller geheget hätte, habe fahren laſſen. Alles dieſes wird dem **Sleidan** keinen ſonderlichen Abbruch thun, der ohne Zweifel das beſte Syſtem von den öffentlichen **Urkunden** und **Diplomen** der Reichstage geliefert hat.

Sell-

Sollte man an der Wahrheit ſeiner Nachrichten irgend noch Zweifel haben, ſo leſe man die **fürtrefliche Geſchichte** meines ſeeligen Freundes des Herrn von **Seckendorff**. Ich habe an derſelben nicht das geringſte auszuſetzen, auſſer daß er nach einer in **Sachſen** allgemein eingeführten ſträflichen Mode den Namen **Lutherthum** auf dem Titel gebraucht hat. Sonſt belegt er ſeine Nachrichten mit einer ſehr großen Menge von **Urkunden** aus den **ſächſiſchen Archiven**, die er nach ſeinem Belieben gebrauchen konnte. Der Tadel des Herren von **Meaux** trift ihn auch nicht im geringſten. Dieſer Mann, dem ich das Werk überſchickte, und welcher ſich in demſelben angegriffen fand, antwortete mir: daß es **auſſerordentlich weitſchweiſſig und langweilig geſchrieben wäre**. Ich an meinem Theile wünſche, daß er **es noch zweymal ſo weitläuftig geſchrieben hätte**. Je weitläuftiger es iſt, jemehr Gelegenheit giebt er in demſelben weiter nachzudenken; nicht zu gedenken, daß es noch mehr bewährte Geſchichten giebt, die noch weitläuftiger ſind.

Uebrigens muß man auch nicht immer diejenigen Schriftſteller verachten, welche nach der Zeit, von welcher ſie ſchreiben, gelebt haben; wenn das, was ſie erwehnen, anders woher genommen iſt. Denn man findet ſehr viele Beyſpiele, daß ſie die älteſten Facta richtig erzehlen. So hat man zum Beyſpiel lange Zeit nicht gewußt, aus welcher Familie Sigbert Biſchoff von Bamberg ſey, welcher hernach unter den Namen Clemens des IIten Pabſt wurde. Ein unbekannter Verfaſſer der Geſchichte von Braunſchweig, aus dem vierzehnten Jahrhundert, hatte ſeine Familie genannt und viele gelehrte Männer in der Geſchichte dieſes Hauſes hatten darauf keine Acht haben wollen. Ich hatte eine [illegible] ältere **ungedruckte Kronik**, in welcher dieſe ganze Begebenheit weit umſtändlicher enthalten war, aus welcher erhellet, daß er zur Familie der alten Allodial-Herren von Hornburg, nicht weit von Wolfenbüttel gehöre, deren Güter der letzte Beſitzer der Cathedral-Kirche in Halberſtadt ſchenkte.

Philalethes. [illegible] Ich will nicht dafür angeſehen ſeyn, als wollte ich die **Glaubwürdigkeit** und den **Nutzen** der **Geſchichte** ſchmälern. Sie verſchaffet uns eben alles das Licht, das wir in vielen Fällen haben; und wir empfangen von ihr mit einer überzeugenden Klarheit einen großen Theil der nutzbaren Wahrheiten, die wir haben. Ich halte nichts für ſchätzbarer als die Geſchichte des Alterthums. Ich wünſchte, daß wir mehr davon hätten, und daß ſie unverfälſchter wäre. Allein dieſe Wahrheit ſelbſt nöthiget mich zu ſagen, daß keine Wahrſcheinlichkeit höher als ihr erſter Urſprung ſteigen kann. Was keinen andern Beweis hat, als das Zeugniß eines einzigen Zeugen, das muß allein durch ſein Zeugniß beſtehen, oder hinfallen; es mag nun gut, untüchtig, oder noch leidlich ſeyn. Und ob es ſchon hernach von hundert Perſonen nach einander angeführt wird: ſo fehlet doch ſoviel, daß es dadurch eine Stärke erlangen ſollte, daß es vielmehr nur deſto ſchwächer iſt. Leidenſchaften, Eigennutz, Unachtſamkeit, Mißverſtand und tauſend ſeltſame Urſachen oder wunderliche Einfälle, dadurch der Menſchen Gemüther getrieben werden, und die ſich unmöglich entdecken laſſen, können machen, daß einer des andern ſeine Worte oder Meynung unrecht anführet. Wer nur ein wenig die Citationen der Schriftſteller unterſuchet, der kann nicht zweifeln, wie wenigen Glauben die Anführung der Stellen verdiene, wo die Hauptſchriften mangeln; und folglich wie noch vielweniger den angeführten Stellen zu trauen ſey, welche ſchon ein anderer aus einem Schriftſteller beygebracht hat. So viel iſt gewiß, daß das, was in einem Jahrhunderte mit ſchlechten Gründen behauptet worden iſt, niemals in den folgenden, durch öfters Wiederholen kräftiger werden kann. Je weiter es aber von dem Urſprunge iſt, deſto weniger Kraft hat es, und hat allezeit in dem Munde, oder in der Schrift deſſen, der ſich deſſelben zuletzt bediente, weniger Nachdruck, als es im Munde oder in der Schrift desjenigen hat, von welchem er es empfing.

Theophilus. Wenn man nur einen alten Autor zum Gewährsmann eines Factums hat, ſo können alle diejenigen, die ihn abkopirt haben, der Sache kein Gewicht geben, und ſie verdienen nicht den allergeringſten Glauben. Es verhält ſich alsdenn eben ſo, als wenn das, was ſie erwehnen, unter die Zahl der τῶν ἅπαξ λεγομένων gehörte, wovon Herr Menage einmal ein Werk herausgeben wollte. Wenn gegenwärtig hundert unbedeutende Schriftſteller die Verleumdung des Velſel wiederholen ſollten, ſo würde ſich ein vernünftiger Mann eben ſo wenig daran kehren, als an das **Geſchrey der Sperlinge.** – Viele Juriſten haben über den **hiſtoriſchen Glauben** (de fide hiſtorica) geſchrieben; die ganze Materie aber verdiente noch weit tiefere Unterſuchung als dieſe gar zu nachſichtsvolle Schriftſteller leiſten konnten. Verſchiedene der wichtigſten Begebenheiten aus dem grauen Alterthum ſind **ſehr zweifelhaft.** – So haben zum Beyſpiel viele gelehrte der Sache kundige Männer gezweifelt, ob Romulus wirklich der Erbauer der Stadt Rom geweſen ſey? – Man bezweifelt die Art, wie Cyrus geſtorben iſt; – und der **Widerſpruch des Herodots** und des Cteſias hat über die Geſchichte der Aſſyrer, Babylonier und Perſer viele Dunkelheit verbreitet. – Die Geſchichte des Nebucadnezars, der Judith und des Ahasverus leidet gleichfalls viele Einwendungen.

Die geheime und beſondere Geſchichte der Völker verdient vollends keinen Glauben, wenn ſie nicht aus ganz alten Urkunden genommen iſt, und mit der allgemeinen Geſchichte übereinſtimmt. Daher ſind auch die meiſten Erzählungen von den alten **deutſchen**, – **galliſchen**, – **brittiſchen**, – **ſchottiſchen** – **polniſchen** – und andern Königen faſt allemal fabelhaft und amuſante Lügen. Trebeta, der Sohn des Ninus und Stifter von Trier – Brutus Stammvater der Britten – gehören eben ſowohl in das Reich der Chimären, als die verſchiedene Amadis. Die Mährchen einiger Fabelſchreiber z. E. des Trythemius, — Aventinus — ſelbſt des Albinus und Siegfried Petri — von den alten **fränkiſchen** — **bayeriſchen** — **ſächſiſchen** — und **friſiſchen** Fürſten, und die Legenden der Edda von **den älteſten Zeiten** der **nordiſchen** Reiche, haben kein größeres Gewicht, als das, was Kadlubko der erſte polniſche Geſchichtsſchreiber von einem ihrer Könige, welcher der Eidam des Julius Cäſar geweſen seyn ſoll, ſagt.

Wenn aber die Geſchichten verſchiedener Völker in einem Punkte übereinſtimmen, wo ſie ſich nicht können einander abkopirt haben, ſo iſt dies ein ſehr groſſes **Kennzeichen der Wahrheit.** — Ein ſolches iſt die Uebereinſtimmung des **Herodots** mit der Geſchichte des alten Teſtaments in vielen Stücken. Z. B. wenn er von der Schlacht zu **Megiddo** zwiſchen den König von **Egypten**, und den **Syriern aus Paläſtina, oder** den Juden redet, in welcher nach der Erzehlung der **heiligen** Geſchichte der Juden der König **Joſias** tödlich verwundet war. — Die Uebereinſtimmung der **arabiſchen**, — **perſiſchen**, — und **türkiſchen** Geſchichtſchreiber mit den **griechiſchen** — **römiſchen** — und andern **abendländiſchen** — wird einem jeden, der die Geſchichte gründlich unterſucht, ungemein willkommen ſeyn. — Gleiches Vergnügen verurſacht das Zeugniß, welches die alten **Medaillen** und Inſchriften denen aus dem Alterthum auf uns gekommenen Werken geben, als welche im Grunde **Kopien von Kopien** ſind. Die **chineſiſche** Geſchichte wird uns auch ganz gewiß groſſe Vortheile ſtiften, wenn wir ſie nur erſt vollſtändig hätten, und richtig beurtheilen könnten, wie weit man derſelben Glauben zuzuſtellen hätte.

Der Nutzen der Geſchichte beſteht fürnemlich in dem Vergnügen, den **Urſprung der Völker zu kennen** — darin, daß man denen Gerechtigkeit wiederfahren läßt, die ſich vorzüglich um andere Menſchen verdient gemacht haben;

den; – in der Beſtimmung der Gränzen bey der Geſchichte überhaupt und beſonders der **Heiligen**, auf welche der Grund der Offenbarung beruhet, und (die **Geſchlechtsregiſter und die Rechte der Fürſten und Potentaten** will ich nicht einmal anführen,) in den **nützlichen Unterweiſungen**, welche die Beyſpiele geben.

Ich finde es gar nicht übel, daß man das Alterthum bis auf die gröſten Kleinigkeiten unterſucht; denn die Kenntniſſe, welche die Kritiker zum Vorſchein bringen, können oft zu ſehr wichtigen Dingen nutzbar ſeyn. Ich bin zum Beyſpiel der Meynung, daß man ſogar die ganze Geſchichte der Kleidungen und der Kunſt der Schneider von der Kleidung der **Hohenprieſter der Juden**, oder wenn man lieber will, von der Kleidung an, welche Gott dem erſten Menſchen gab, als ſie aus dem Paradieſe gehen muſten, bis auf die **Fontangen** und **Falbeln** unſerer Zeiten ſchreibe; und daß man dabey alles hinzufüge, was man aus den alten **Bildhauerarbeiten** und **Mahlereyen** auch denen, welche man einige Jahrhunderte nachher verfertigt hat – herausnehmen kann. Ich wollte auch gern, wenn es jemand verlangte, dazu die Nachrichten von einem Manne aus **Augsburg**, aus dem vorigen Jahrhunderte, hergeben, welcher ſich in allen Kleidungen abgemahlt, die er von ſeiner Jugend an bis ins drey und ſechzigſte Jahr getragen hat. Und ich weiß nicht, wer mir es geſagt hat, daß der verſtorbene Herzog von **Aumont**, ein groſſer Kenner der **ſchönen Alterthümer**, eine ähnliche Neugierde gehabt habe. Dies könnte vielleicht dazu dienen, daß die wahren Denkmäler von denen, die es nicht ſind, unterſchieden würden, ohne eines weitern Nutzens zu gedenken. Und da es den Menſchen erlaubt iſt zu **ſpielen**; ſo würde es ihnen noch mehr erlaubt ſeyn, ſich an dergleichen Arbeiten zu vergnügen, wenn ihre weſentliche Pflichten darunter nicht leiden.

Aber ich wünſchte, daß es Männer gäbe, die ſich beſonders angelegen ſeyn lieſſen, aus der Geſchichte das herauszuheben, was vorzüglich nutzbar wäre. Dahin gehöten zum Beyſpiel, auſſerordentliche Beyſpiele der Tugend — Bemerkungen über die Bequemlichkeiten des Lebens — Liſt in politiſchen Angelegenheiten und im Kriege. Ich wollte, daß man beſonders eine gewiſſe allgemeine Hiſtorie verfertigte, die nichts anders als ſolche Bemerkungen darſtellte; denn man lieſt oft ein dickes hiſtoriſches, gelehrtes, ſchön geſchriebenes und dem Zweck des Verfaſſers entſprechendes Buch, das aber wenig nützliche Anweiſungen enthält. — Dadurch verſtehe ich hier aber nicht die bloſſen moraliſchen Anmerkungen, womit das Theatrum vitae humanae und andere dergleichen Blumenleſen angefüllt ſind, [illegible] die Nachrichten und Kenntniſſe, deren niemand bedarf, in Ueberfluß liefern. — Ich wünſchte auch, daß man aus den Reiſebeſchreibungen viel dergleichen Sachen, von welchen man Nutzen hätte, ziehen mögte, und ſie nach den Materien ordnete. Aber es erregt unſere ganze Verwunderung, wenn wir daran denken, daß noch ſo viele nützliche Sachen zu bearbeiten übrig bleiben; — die Menſchen vergnügen ſich faſt immer nur an ſolchen Gegenſtänden, die ſchon bearbeitet ſind, oder an unnützen Dingen, oder doch an ganz unerheblichen. Ich ſehe auch kein anderes Heilmittel dagegen, als bis ſich das Publikum in ruhigern Zeiten mehr darinn miſchen wird.

Ueber die Wahrſcheinlichkeit der Meynungen.

§. 12. **Philalethes.** Die Wahrſcheinlichkeiten, von welchen wir bis itzt geredet haben, betreffen nur eine wirklich geſchehene Sache, oder ſolche Dinge, welche man beobachten kann, und die eines Zeugniſſes fähig ſind. — Es iſt aber noch eine andre Gattung übrig, welche diejenigen Dinge betrift, worüber man verſchiedene Meynungen hegt, obgleich dieſe Dinge nicht in die Sinne fallen. — Hieher gehören das Daſeyn, die Natur, und die Wirkungen endlicher und unmaterialiſcher Weſen auſſer uns, der Geiſter, der Engel, der Teufel, und ſo weiter, — oder das Daſeyn materialiſcher Weſen, die unſere Sinne entweder wegen ihrer Kleinheit an ſich, oder ihrer Entfernung von uns, nicht wahrnehmen können; als ob es auch Pflanzen, Thiere und mit Verſtand begabte Innwohner in den Planeten, und andern Wohnungen des ſehr großen Weltgebäudes gebe. Hernach gehört auch hieher die Art zu wirken in den meiſten Theilen der Werke der Natur, in welchen wir zwar die **ſinnlichen gewirkten** Dinge ſehen, ihre Urſachen aber unbekannt ſind; wie wir denn auch nicht die Art und Weiſe begreifen, wie ſie hervorgebracht werden. Wir ſehen, daß die Thiere erzeugt und genähret werden, und ſich bewegen; – daß der Magnet das Eiſen an ſich zieht; – daß die Theilchen eines Lichts nach und nach ſchmelzen – zu einer Flamme werden, und uns ſowol Licht als Hitze geben. Dieſe und dergleichen Wirkungen ſehen wir und erkennen ſie; – aber die Urſachen, welche wirken, und die Art, wie ſie hervorgebracht werden, können wir nur errathen, und mit einer Wahrſcheinlichkeit abnehmen. Denn da dieſe und dergleichen Dinge nicht in die menſchlichen Sinne fallen: ſo können ſie von ſelbigen nicht unterſuchet, noch von irgend jemanden bezeugt werden. Und daher können ſie uns nur in ſoweit mehr oder weniger wahrſcheinlich vorkommen, je nachdem ſie mehr oder weniger mit den Wahrheiten, die wir in unſerm Verſtande feſtgeſetzt haben, übereinkommen, und nachdem ſie mit andern Theilen unſerer Erkenntniß oder unſerer Beobachtung einige Verwandſchaft haben. Die **Aehnlichkeit** iſt hier das einzige Hülfsmittel, was wir haben, und von welcher allein wir alle unſere Fundamente der Wahrſcheinlichkeit hernehmen. Alſo, wenn wir wahrnehmen, daß das bloße ſtarke Reiben zweyer Körper aneinander Wärme und oftmals Feuer hervorbringt: ſo haben wir Urſache zu glauben, daß das, was wir Wärme und Feuer heiſſen, in einer heftigen Bewegung der unvermerkten kleinen Theile der brennenden Materie beſtehe. Nehmen wir gleichfalls wahr, daß die verſchiedene Brechungen der Lichtſtrahlen, vermittelſt durchſichtiger Körper, in unſern Augen verſchiedene Erſcheinungen von mancherley Farben hervorbringen, und daß auch die verſchiedliche Stellung und Lage der Theile auf der Fläche vieler Körper, als des Sammets, eines gewäſſerten ſeidenen Zeuges, und ſo weiter, eben dergleichen thue: ſo halten wir es für wahrſcheinlich, daß die Farbe und der Schein der Körper in ihnen nichts anders als die verſchiedene Stellung und Brechung ihrer ganz kleinen und unſichtbaren Theile ſey.

So auch, wenn wir in allen den Theilen der Welt, die von den Menſchen beobachtet werden können, ſehen, daß eins mit dem andern verknüpft iſt, ohne daß ſich ſogar große oder merkliche Klüfte bey aller der großen Mannigfaltigkeit der Dinge befinden, welche wir in der Welt gewahr werden, welche ſo verdeckt zuſammengefügt ſind, daß es bey den unterſchiedenen Ordnungen der Weſen eben ſo leicht nicht iſt, die Gränzen zwiſchen ihnen zu entdecken; ſo haben wir allerdings Urſache, uns zu bereden, daß mit ſolchen unvermerkten Schritten die Dinge auf den Stufen der Vollkommenheit aufwärts ſteigen. Es iſt ſchwer zu ſagen, wo das **Sinnliche und Vernünftige** anfängt, und wo das **Sinnloſe und Unvernünftige** ſich endiget. Und wer iſt wohl ſcharfſichtig genug, genau zu beſtimmen, welches die **unterſte Art der lebendigen Dinge** ſey, und welches die **erſte Art von denen Dingen ausmache, die kein Leben haben**? Die Dinge, in ſoweit wir ſie wahrzunehmen vermögend ſind, nehmen ab und zu, wie die Größe in einem ordentlichen Kegel ab- und zuzunehmen pflegt. Denn ob ſich gleich in ſelbigem zwiſchen der Größe des Diameters von einer entfernten Weite ein offenbarer Unterſchied zeiget: ſo iſt doch der Unterſchied zwiſchen der Obern und Untern, wo ſie einander berühren ſchwer zu erkennen. Der Unterſchied unter einigen Menſchen und einigen Thieren iſt überaus groß. Allein, wenn wir den Verſtand und die Fähigkeiten gewiſſer Menſchen und gewiſſer Thiere gegeneinander halten wollen: ſo werden wir einen ſo geringen Unterſchied antreffen, daß es ſchwer fallen wird zu ſagen, daß der Verſtand des Menſchen entweder aufgeklärter oder größer ſey.

Da wir nun, ſage ich, in denenjenigen Theilen der Schöpfung, die noch unter den Menſchen ſind, ein ſolches **allmähliges** und **unvermerktes Herabſteigen** wahrnehmen: ſo macht es die **Regel der Aehnlichkeit ganz wahrſcheinlich**, daß es auch nicht anders in den Dingen ſey, **welche über uns ſind**, und die wir nicht wahrnehmen können; und daß es verſchiedene Ordnungen von verſtändigen Weſen gebe, die uns an Graden der Vollkommenheit vielfältig übertreffen, die da aufwärts zu der unendlichen Vollkommenheit des Schöpfers mit unvermerkten Schritten und Unterſchieden ſteigen, davon ein jeglicher nicht ſogar weit von dem näheſten iſt. Dieſe Gattung der Wahrſcheinlichkeit, als welche die beſte Anleitung zu vernünftigen Verſuchen, und die Quelle von Hypotheſen iſt, hat auch ihren Nutzen und Einfluß: und ein behutſames Schlieſſen von der Aehnlichkeit führt uns oftmals auf die **Entdeckung der Wahrheiten** und **nützlicher Werke**, die ſonſt verborgen bleiben würden.

Theophilus. Huygens glaubt in ſeinem Cosmotheoros, wie er von der Aehnlichkeit der Planeten handelt, daß die **Beſchaffenheit der übrigen Hauptplaneten** dem unſrigen ſehr nahe komme, ausgenommen, daß die **verſchiedene Entfernung von der Sonne** auch eine gewiſſe Verſchiedenheit in denſelben hervorbringen müſſe, und **Fontenelle**, der ſchon vorher ſeine **ſinnreiche** und **gelehrte** Geſpräche von **mehr als einer Welt** herausgegeben hatte, hat ſchöne Bemerkungen darüber gemacht, und die Kunſt erfunden, eine ſchwere Materie angenehm vorzutragen. Man könnte faſt behaupten, daß es in dem Gebiete des Mondes eben ſowohl als hier **Harlequins** gebe. Man hat zwar von den Monden, welche blos Trabanten ſind, ganz andere Meynungen als von den Hauptplaneten. Keppler hat ein kleines Buch hinterlaſſen, das eine ſinnreiche Erdichtung von dem Zuſtande des Mondes enthält; und ein Engelländer ein Mann von Kopf hat die Erfindung eines

Spaniers ſehr unterhaltend beſchrieben, daß die Zugvögel nach den Mond zögen. Ich will den Cyrano nicht einmal erwähnen, der nachher dieſen Spanier wirklich angetroffen hatte. Wenn manche helle Köpfe ein ſchönes Gemälde von zukünftigen Leben zeichnen wollen, ſo laſſen ſie die glücklichen Seelen von einer Welt zur andern reiſen. Unſere Einbildungskraft findet darinn einen Theil der fürtreflichen Beſchäftigungen, welche die Genii haben würden. So viel Mühe man ſich aber auch deswegen giebt, ſo zweifle ich doch, daß dieſer witzige Einfall wegen des großen Unterſchieds zwiſchen uns und jener und wegen der großen Verſchiedenheit, die daſelbſt ſeyn muß, Statt finden kann. Und ehe wir die Fernröhre nicht haben, auf die uns Carteſius Hofnung machte, mit welchen wir im Monde ſolche Theile unterſcheiden ſollten, die nicht größer wären als unſere Häuſer – können wir nicht beſtimmen, was ein Himmelskörper für Verſchiedenheiten in Vergleichung mit unſerer Erde habe.

Von größerem und ſichtbarerem Nutzen werden die Muthmaſſungen über die innerlichen Theile der Körper ſeyn, die wir kennen; – ſie werden auch mehr Wahrheit haben. – Ich hoffe dabey auch ganz gewiß, daß man mit der Zeit dieß alles noch weiter bringen werde, als auf bloſſe Muthmaſſungen: – wenigſtens kann man ſchon itzt die ſtarke, heftige Bewegung der Feuertheile, von welcher Sie reden, unter die mehr als wahrſcheinlichen Dinge rechnen. – Es iſt auf alle Fälle Schade, daß **Deskartens** Hypotheſe von dem innern Bau und Gewebe der Theile dieſes ſichtbaren Univerſums durch ſo wenige Erfahrungen und Verſuche beſtätigt worden iſt, oder daß **Deskartes** nicht funfzig Jahr ſpäter gelebt hat, um uns über unſre gegenwärtige Erkenntniſſe eine ſo ſcharfſinnige Hypotheſe zu geben, als er über die Kenntniſſe ſeiner Zeit ertheilte.

Ueber die Stufenleiter der Arten.

In einer von unſern Unterredungen habe ich ſchon über die Stufenfolge der Arten verſchiedenes geſagt, und dabey bemerkt,

merkt, daß die alten Philoſophen bereits verſchiedene Raiſonnements über das Vakuum in den Formen und Arten angeſtellt haben. – –

Vom Geſetz der Stetigkeit.

Alles in der Natur geht ſtuffenweiſe. – Nichts durch einen Sprung. Dieſe Regel iſt in Anſehung der Veränderungen ein Theil meines Geſetzes der **Kontinuitát**. Aber die Schönheit der Natur, welche auch deutliche Begriffe haben will, verlangt in den gewöhnlichen Naturerſcheinungen gewiſſe ſcheinbare Sprünge, und ſo wie in der Muſik, am Ende gleichſam eine gewiſſe Stimmung und Fall des Tones, und hat ihr Vergnügen daran, daß die Gattungen vermiſcht ſind. –

Wenn es alſo gleich in einer andern Welt Mittelgeſchöpfe zwiſchen den Menſchen und den Thieren (im gewöhnlichen Sinne genommen,) geben, und ein Theil der vernünftigen Thiere uns ſogar übertreffen kann, ſo hat die Natur doch für gut befunden, ſie von uns zu entfernen, ohnſtreitig, damit wir den Vorzug erhalten könnten, den wir wirklich auf unſrer Erdkugel haben. – Ich rede hier von Mittelgeſchöpfen, und ich mag mich gar nicht auf die einzelnen Menſchen einlaſſen, die ſich den unvernünftigen Thieren nähern, – weil dieß wahrſcheinlicherweiſe kein Fehler der Seelenkräfte ſelbſt iſt, ſondern eine Vernachläßigung in der Uebung derſelben. – Ich glaube daher, daß der dummſte Menſch (der nicht durch eine Krankheit, oder durch einen anhaltenden Fehler, welcher die Stelle einer Krankheit vertritt, in einen widernatürlichen Zuſtand gekommen iſt,) ungleich vernünftiger und gelehriger iſt, als das verſtändigſte von allen Thieren, wenn man gleich bisweilen aus Scherz das Gegentheil ſagt. –

Indeſſen billige ich die Erforſchung der Analogien ungemein. – Die Pflanzen, die Inſekten, – und die Anatomie der Thiere werden ſie ſehr erleichtern, wenn wir zumal das Mikroſcop mehr gebrauchen, als wir gethan haben. – – Denn wird auch unleugbar erhellen,

daß

daß meine Gedanken über die in allen Körpern ausgebreitete Monaden, – über ihre unbegrenzte Dauer – über die Erhaltung des Thieriſchen mit der Seele, – über die konfuſe Vorſtellungen in einem Zuſtande, wie der Tod des Thieres an ſich iſt, über die Körper, die wir nach aller Wahrſcheinlichkeit den höhern Geiſtern geben müſſen, über die Harmonie zwiſchen Seele und Körper, vermöge welcher ein jeder von dieſen beiden Haupttheilen ſich nach ſeinen eigenen Geſetzen richtet, ohne ſich durch den andern beunruhigen zu laſſen, und ohne daß das Freywillige und Nichtfreywillige unterſchieden werden könnten, – – daß alle dieſe meine Meynungen mit der Analogie der Dinge ſelbſt, welche wir bemerken, und die ich blos über die Grenzen unſerer Bemerkungen hinaus erſtrecke] ohne ſie an gewiſſe materielle Theile oder gewiſſe Arten von Handlungen zu binden, vollkommen übereinſtimmen, und daß weiter kein Unterſchied anzutreffen ſey, als der des Gröſſeren und Kleinern, des Sinnlichen und deſſen, das nicht in die Sinne fällt.

§. 13. **Philalethes.** Und doch giebt es einen Fall, in welchem wir der durch Verſuche bemerkten **Analogie der natürlichen Begebenheiten** weniger Glauben beymeſſen, als dem ganz entgegenſtehenden Zeugniſſe eines ſeltſamen Faktums, welches ſich von jenen ganz und gar entfernt. – Denn wenn dergleichen übernatürliche Begebenheiten den Abſichten gemäß ſind, die ſich derjenige vorſetzt, welcher den Lauf der Natur ändern kann, ſo können ſie auch unter ſolchen Umſtänden deſto geſchickter ſeyn, einen **Glauben** zu verurſachen, jemehr ſie über die gewöhnliche Beobachtungen gehn, oder denenſelben zuwider ſind. – Hierauf kommt es eben bey den **Wundern** an, die, wenn ſie einmal richtig bezeuget ſind, **nicht nur** an ſich Glauben finden, ſondern ihn auch andern Wahrheiten mittheilen, welche eine ſolche Beſtätigung nöthig haben.

§. 14. Endlich giebt es noch eine Gattung, welche ſich auf ein bloſſes **Zeugniß** den höchſten Grad unſeres Beyfalls an-

anmaſſet, die vorgetragene Sache mag nun mit dem gewöhnlichen Laufe der Dinge übereinſtimmen oder mit demſelben ſtreiten. — Dieß iſt die **Offenbarung**, oder das Zeugniß Gottes ſelbſt, welcher von niemanden hintergangen werden, ſich auch ſelbſt nicht irren kann. — Der Beyfall, den wir dieſem Zeugniſſe geben, heiſt **der Glaube**, der unſern Verſtand ſo vollkommen und uneingeſchränkt beſtimmt, und allen Wankelmuth ſo vollkommen ausſchlieſſet, als ihn nur unſere Erkenntniß ſelbſt ausſchlieſſen kann. — Hiebey kommt es vornemlich darauf an, daß wir uns überzeugen, die Offenbarung ſey **göttlich**, und daß wir den richtigen Sinn derſelben inne haben. Sonſt laufen wir Gefahr, Schwärmer zu werden, und allerley falſche Auslegungen zu machen. Wenn überdem die Exiſtenz und der Sinn der Offenbarung nur wahrſcheinlich iſt, ſo kann auch der Beyfall keine gröſſere Wahrſcheinlichkeit haben, als die Beweiſe haben können. — Doch hiervon ein andermal.

Theophilus. Die Theologen unterſcheiden in ihrem Schulſyſtem die Bewegungsgründe der Glaubwürdigkeit, und den natürlichen Beyfall der daraus entſtehen muß, und nicht mehr Wahrſcheinlichkeit haben kann als dieſe Gründe, von dem übernatürlichen Beyfalle, welcher eine Wirkung der göttlichen Gnade iſt. Man hat über die Analyſe des Glaubens eigene Werke, welche aber ſich manchmal widerſprechen.

Jedoch, ich will dieſe Unterſuchung gleichfals verſchieben. —

Siebenzehntes Hauptſtück.

Von der Vernunft.

Philalethes.

§. 1. Bevor wir noch weiter über den Glauben reden, wollen wir die Lehre von der Vernunft berühren.

Ad. Die Vernunft ist das Vermögen zu schließen, d.i. das Vermögen der Seele, nach demjenigen Grundsatze zu urtheilen welches in Worte ausgedrückt, der Satz des zureichenden Grundes! [illegible]

[illegible] Satz der [illegible]

Unter dieſem Worte verſteht man öfters wahre und klare Principien, – oft klare und richtige Ableitungen aus denſelben, – oft die Urſache und zwar die Endurſache. — Gegenwärtig verſtehe ich unter dem Worte **Vernunft** diejenige Kraft, von welcher man glaubt, daß der Menſch dadurch von den Thieren verſchieden ſey, und worinnen er ſie auch augenſcheinlich übertrift *).

[illegible] Verſtandes) so bedeutet im lateinischen das Wort Ratio in den Tochtersprachen des Lateinischen die von Ratio abgeleiteten Wörter beydes, sowohl Vernunft als Grund.

§. 2.

---

*) Das Wort Vernunft hat auch in der deutſchen Sprache nicht einerley Bedeutung. Bisweilen heißt es ſo viel als Verſtand. Z. B. wenn man ſagt, unſere Vernunft oder unſer Verſtand ſey verfinſtert; die Logik ſey eine Vernunftlehre, das iſt eine Lehre von den Kräften des Verſtandes, und ihrem rechten Gebrauche. Eigentlich wird Vernunft für die dritte Kraft des Verſtandes genommen, nemlich für die Kraft zu ſchlieſſen, wobey denn allemal allgemeine Wahrheiten zum Grunde ſtehen, da man die eine aus der andern herleitet. Denn, auch unter dem niedrigſten Pöbel findet ſich keiner, der nicht nach Beſchaffenheit der Sache, eines aus dem andern herleitete, und alſo mit ſeinem Beyſpiele zu erkennen gäbe, daß das Eine mit dem Andern zuſammenhange und verknüpft ſey. Dergeſtalt iſt die Vernunft nichts anders, als die Kraft oder ein Vermögen den Zuſammenhang allgemeiner Wahrheiten einzuſehen. Ich ſage allgemeiner Wahrheiten, weil das Vermögen den Zuſammenhang einzelner Wahrheiten einzuſehen, eigentlich nur eine Erfahrung heißt. Die Vernunft führet ihre Beweiſe a priori, oder aus bloſſen Begriffen; die Erfahrung aber a poſteriori, das iſt, aus dem, was wir vermittelſt der Sinne wahrnehmen: ſo daß es eine reine und lautere Vernunft heißt, ſo lange als wir den Beweis auf bloſſe Begriffe bauen; gemiſcht nennt man hingegen dieſelbe, wenn ein Anſchauungs-Urthel ſich unter den Vorderſätzen einer Demonſtration befindet. Was nun mit bekannten allgemeinen Wahrheiten, oder wahren allgemeinen Sätzen zuſammenhängt, oder daraus durch richtige Folgerungen hergeleitet werden kann: das wird der Vernunft gemäß genannt. Hingegen iſt das der Vernunft zuwider, was den allgemeinen Wahrheiten widerſpricht. Man erſieht hieraus, daß es Grade der Vernunft gäbe, ſo daß derjenige eine gröſſere Vernunft hat, der den Zuſammenhang von mehrern allgemeinen Wahrheiten einſieht, auch ſich eine längere Reihe von ſolchen Wahrheiten vorſtellen kann, als ein anderer,

der

§. 2. Die Vernunft haben wir ſehr nöthig, ſowol zur Vermehrung unſrer Erkenntniß, als zur Einrichtung un-

der nur einen Zuſammenhang von wenigen allgemeinen Wahrheiten einſieht, und ſich eine kleine Reihe vorzuſtellen vermag.

Es beſteht aber der Zuſammenhang der allgemeinen Wahrheiten darinn: daß die eine in der andern, oder in mehrern ihren zureichenden Grund hat; mithin läßt es ſich aus der Wahrheit eines allgemeinen Satzes, oder mehrerer allgemeiner Sätze verſtehen, warum ein anderer allgemeiner Satz wahr ſey. Beyſpiele von ſolchem Zuſammenhange der allgemeinen Wahrheiten trift man in allen denen Syſtemen an, die nach einer ſtrengen und bündigen Lehrart abgefaßt ſind; und da auch Grundſätze allgemeine Wahrheiten abgeben: ſo iſt es klar, daß es der Natur derſelben nicht widerſpreche, wenn ſie von einander abgehen, oder miteinander zuſammenhängen.

Da die allgemeinen Wahrheiten aus Begriffen beſtehen, die vermittelſt der Abſonderungskraft von den einzelnen Dingen, von ihren Eigenſchaften, Zufälligkeiten, Verhältniſſen und Aehnlichkeiten gebildet worden: ſo kann man leicht denken, daß der Zuſammenhang derſelben ſich auf den Zuſammenhang der Dinge in der Welt gründe. Daß aber alle Dinge in der Welt miteinander verknüpft ſeyn, und zuſammenhangen, — das hat Herr von Wolf in ſeiner Kosmologie Sect. I. cap. 1. gründlich erwieſen; es iſt alſo der Zuſammenhang der allgemeinen Wahrheiten in dem Zuſammenhange der Dinge in der Welt gegründet, ſo wie bey der logiſchen Wahrheit die metaphyſiſche Wahrheit der Dinge zum Grunde ſteht.

Nimmt man nun die Vernunft in objektiviſchen Verſtande, nemlich für den Zuſammenhang der allgemeinen Wahrheiten: ſo kann kein Irthum aus derſelben kommen; — ſie kann nicht triegen; — denn eben dieſen Zuſammenhang hat die unendliche Weisheit des Schöpfers in die Welt geleget. Nimmt man aber die Vernunft im ſubjektiviſchem Verſtande, für das Vermögen den Zuſammenhang der allgemeinen Wahrheiten deutlich einzuſehen: ſo können falſche Vernunftſchlüſſe zum Vorſchein kommen, und Irthümer entſtehen: weil die Menſchen nicht allemal den völligen Zuſammenhang einſehen, und alſo falſch ſchlieſſen.

unſeres Beyfalles. Sie begreift, wenn man es recht genau nehmen will, zwey **Kräfte** in ſich, – die Scharfſinnigkeit, und das **Schließen.** Durch jene empfindet ſie die Mittelbegriffe, – durch dieſes ordnet ſie dieſelben, um nicht nur zu entdecken, was für Verbindung in jedem Gliede der Kette ſey, wodurch die äuſſerſten Glieder zuſammengehalten werden, – ſondern auch dadurch, die geſuchte Wahrheit **gleichſam** vor Augen zu ſtellen. –

§. 3. Wir können alſo bey der Vernunft füglich folgende vier Stücke unterſcheiden: –

1) **Die Entdeckung und Erfindung der Beweisgründe.**

2) Die regelmäßige und richtige Ordnung derſelben, aus welcher zugleich ihre Verknüpfung und Stärke erhellt.

3) Das Vernehmen ihrer Verbindung in einem jeden Theile der Deduktion. –

4) Die Richtigkeit eines Schluſſes.

Dieſe verſchiedene Stücke finden ſich bey einem jeden **mathematiſchen Beweiſe.**

Erklärung der Vernunft.

Theophilus. Der **Grund** iſt eine erkannte Wahrheit, deren Verbindung mit einer andern nicht ſo bekannten, uns zum Beyfall gegen die letztere beſtimmt.

Im engern Sinne und **vorzugsweiſe** nennt man das **Grund**, was nicht nur die **Urſache** unſres **Urtheils**, ſondern auch der Wahrheit ſelbſt iſt. – Dies heiſſet auch der

Daher vergehen ſich diejenigen nicht wenig, die die Vernunft überhaupt, bald eine alberne und thörichte, bald eine blinde ſchelten. Man darf es nur, was man die thörichte oder blinde Vernunft nennt, falſche und alberne Vernunftſchlüſſe nennen, die vielmehr den Namen einer Unvernunft, als der Vernunft verdienen.

Poley.

der Grund a priori, und die **Urſache** in den Dingen iſt mit dem **Grunde** in den Wahrheiten einerley.

Grund und Urſache ſind oft Synonimen.

Daher wird auch die **Urſache** beſonders die **Endurſache** öfters ein **Grund** genannt. – Das **Vermögen**, welches die Verbindung der Wahrheiten untereinander einſieht, oder das Vermögen zu **räſonniren**, heißt im eigentlichen Sinne **Vernunft**, und ſo nehmen Sie es auch hier. –

Dieſes Vermögen beſitzt der Menſch wirklich **ausſchlieſſungsweiſe** vor andern Thieren, an welchen man es keinesweges bemerkt. – Das **Schattenbild von Vernunft**, das wir an den Thieren gewahr werden, iſt nichts anders als die Erwartung einer **ähnlichen** Begebenheit, in einem Falle, der dem vorhergehenden **ähnlich** zu ſeyn ſcheint, ohne zu wiſſen, ob auch derſelbe Grund alsdenn ſtattfinden kann. – Die Menſchen ſelbſt handeln in Fällen, wo ſie gleichſam nur Empiriker ſind, auch nicht anders. – Aber ſie erheben ſich darinn über die Thiere, daß ſie die Verbindung der Wahrheiten einſehen; ich meine diejenigen Verbindungen, die die nothwendigen und allgemeinen Wahrheiten ausmachen. Selbſt dieſe Verbindungen ſind **nothwendig**; geſetzt, daß man auch nur **eine Muthmaßung** herausbrächte, denn ſobald man dieſe **Muthmaßung** bis zum höchſten Grad der **Wahrſcheinlichkeit** bewieſen hat, und alſo genugſam davon urtheilen kann: ſo hat man zwar freylich von einer ſolchen Wahrheit **keine geometriſche Demonſtration**, aber doch ſo viel Beweiſe als wir, um uns davon zu überzeugen nöthig haben.

Wenn man die Vernunft, daß ich ſo reden darf, theilte, ſo glaub ich, wir würden darinn nach einer angenommenen Meynung **zweierley** finden, das man die **Erfindung** und die **Beurtheilung** nennt.

Was die **vier** Stuffen betrift, die Sie in den **mathematiſchen** Demonſtrationen wahrgenommen haben, ſe ſo finde ich die **erſte**, die doch **hauptſächlich** in Erweiſung der Wahrheiten gebraucht wird, nicht ſo, wie es zu wünſchen wäre. Das ſind die **Synthesen**. – Die Geometer ſetzen in ihren Demonſtrationen zuerſt den Satz, welcher bewieſen werden ſoll, und um auf die Demonſtration zu kommen, bedienen ſie ſich gewiſſer **angenommenen Figuren**. – Hierauf kommen ſie auf die Vorbereitung – und ziehen ſoviel neue Linien, als ſie zu ihrer Demonſtration nöthig haben; ſehr oft beſteht die größte Kunſt darinn, dieſe Präparation zu finden. Sobald ſie hiermit fertig ſind, formiren ſie den Beweis, indem ſie daraus die Folgen ziehen, deſſen was man in der Ecthese gegeben, und in der Präparation zugefügt hatte; und indem ſie in dieſer Abſicht erkannte und bewieſene Wahrheiten zu ihren Endzweck gebraucht haben, kommen ſie endlich zum Schluß. Es giebt aber Fälle, wo man ſich bey der **Ecthese und Präparation** nicht aufhält.

§. 4. **Philalethes.** Ich wünſche nichts ſo ſehr, als daß man wohl erwäge, ob eine Schlußrede, wie man insgemein glaubt, das eigentliche Werkzeug der Vernunft, und die nützlichſte Art ſey, dieſe Kraft zu üben *). Die Urſachen, warum ich ſolches in Zweifel ziehe, ſind dieſe:

Fürs

*) Herr Loke beſchäftigt ſich hier zu zeigen, daß der Syllogiſmus oder die Schlußrede nicht das große Werkzeug der Vernunft ſey. Allein er mag wol noch nicht den deutlichſten Begrif von einer Schlußrede gehabt haben; — er hat es noch nicht eingeſehn; daß eben vermittelſt der Schlüſſe immer ein Gedanke, in einer unverrückten Ordnung aus dem andern erfolge. Nemlich eine ſinnliche Empfindung, oder ein Anſchauungsurtheil giebt allemal den Unterſatz ab; die Einbildungskraft giebt den Oberſatz her, welcher dieſer iſt: eine Sache von dieſer Aehnlichkeit hat dieſen Namen, hat dieſes Prädikat, hat einen ſolchen oder andern Ausgang; das Urtheil, das auch ein guter Rath ſeyn kann, und aus dieſen beyden Sätzen gefolgert wird, ſtellt ſodann den Schlußſatz dar. Z. B. Titius hat ſich vorgeſetzt, auf einen gewiſſen Tag zu verreiſen; er erkundigt ſich, wenn die Poſt abgehe, und man ſagt ihm, daß es um 10 Uhr geſchehe.

Hört

Fürs Erſte: die Schlußrede kömmt unſerer Vernunft nur in einem der obenerwähnten Theile zu ſtatten, nemlich die

Höret er nun den beſtimmten Tag zehne ſchlagen; und die Einbildungskraft bringt ihn wieder auf die Gedanken, daß um 10 Uhr die Poſt abgehe: ſo wird er ſich ſogleich entſchlieſſen, nach der Poſt zu gehen. Wer ſieht nicht, daß hier dieſer Schluß verborgen liege: Wenn es zehne ſchlägt, muß ich nach der Poſt gehen; jetzo ſchlägt es zehne, darum muß ich nach der Poſt gehen. Fehlte hier der eine oder der andere von den Forderſätzen; ſo würde Titius ſich nicht entſchlieſſen können, nach der Poſt zu gehen. Denn hörte er an dem beſtimmten Tage nicht, daß es zehne ſchlägt: ſo würde er ſich nicht entſchlieſſen, nach der Poſt zu gehen; hörte er gleich 10 Uhr ſchlagen, wüßte aber nicht, daß um 10 Uhr die Poſt fortgeht: ſo würde er ſich ebenfalls nicht entſchlieſſen, nach der Poſt zu gehen.

Aus dieſem kleinen Beyſpiele kann man ſchon ſehen, daß es allezeit ſyllogiſtiſch zugehe, wenn wir von dem einen Gedanken auf den andern kommen, oder eine Handlung unternehmen, und daß allemal ein allgemeiner Satz den Oberſatz ausmacht; ob wir uns gleich dergleichen Schlüſſe nicht allezeit deutlich bewußt ſind, oder bey dem geſchwinden Denken nicht darauf achten. Man darf auch nicht denken, als wenn Titius, indem er zehne ſchlagen hört, ſich auch der Worte gedenken müſſe: itzo ſchlägt es zehne; ſondern es iſt genug, daß er es zehne ſchlagen hört, und ſich die Sache gedenkt. Und ſo ſyllogiſtiſch geht es in aller Menſchen Seelen bey allen ihren Gedanken, Rathſchlägen und Geſchäften her. So erſieht man auch aus dieſem kleinen Exempel, daß in jeder Schlußrede die drey Sätze einen dreyfachen Zuſtand der Seele ausdrücken, nemlich den gegenwärtigen, welchen der Unterſatz darſtellt; den vergangenen, welchen der Oberſatz ausdrücket; und den zukünftigen zeiget der Schlußſatz an: ſo daß Herr von Leibnitz Recht hat, wenn er ſagt: Ex ſtatu præſenti per præteritum imprægnato enaſcitur futurum. Auch erſieht man aus beygebrachtem Beyſpiele, daß wir, vermittelſt der Forderſätze, zu den Schlußſatze gelangen, und daß es falſch ſey, daß keine Schlußrede könnte gemacht werden, wenn nicht die Konkluſion nebſt dem Mitgliede vorher bekannt wäre. Nun läugnet man es eben nicht, daß zuweilen ein Schlußſatz vorher bekannt ſey; und man giebt auch zu, daß ein Schluß kann gemacht werden, wenn der Schlußſatz nebſt dem die Verbindung der Beweisgründe in einem Beyſpiele zu zeigen, und weiter nicht. Allein ſie hat auch in dieſem Stücke keinen groſſen Nutzen: weil die Seele eine ſolche Verbindung, dafern ſie wirklich anzutreffen iſt, eben ſo leicht, ja vielleicht noch beſſer ohne eine Schlußrede einſehen kann. Wenn wir die Handlungen unſerer eigenen Seele beobachten: ſo werden wir finden, daß wir am beſten und gründlichſten ſchlieſſen, wenn wir nur auf die Verbindung der Beweisgründe Achtung geben, ohne unſere Gedanken nach irgend einer Regel der Schlußreden einzuſchränken. Und daher ſehen wir, daß es viele Leute giebt, welche überaus wohl und richtig ſchlieſſen, und doch nicht wiſſen ~~wie~~ eine Schlußrede zu machen. Wer von vielen Ländern in Aſien und Amerika Kundſchaft einziehen wird, der wird befinden, daß die Leute daſelbſt vielleicht ſo ſcharfſinnig, als er ſelbſt ſchlieſſen; die gleichwol niemals von einer Schlußrede etwas gehört haben, noch einigen Beweiß in ſolche Formen bringen können. Und ich glaube, daß nicht leicht einer Schlußreden macht, wenn er bey ſich ſelbſt ſchließt. Es kann zwar die Schlußrede zuweilen dienen, einen falſchen Schluß, der unter einem verblümten Zierrathe der Redekunſt verſtecket, oder in einer flieſſenden Periode geſchickt eingewickelt iſt, zu entdecken, und ſelbigen in ſeiner heßlichen

Geſtalt

[illegible]

dem Mittelgliede gegeben iſt; wie man den jungen Leuten einen Schluß auf ſolche Weiſe zu machen lehret. Allein an ſich iſt dieſe Art Schlüſſe zu machen wider die Ordnung der Gedanken, und es kömmt eben ſo ungereimt heraus, als wenn man bey Errichtung eines Gebäudes, das oberſte Stockwerk zuerſt in die freye Luft bauen, und hernach das Untere anbringen wollte. Da nun allemal ein Schlußſatz gefunden werden kann, wenn man die verſchiedenen Begriffe in den Forderſätzen verbindet, und dieſe Begriffe allerdings ſolche ſeyn können, deren Verbindung wir uns niemals vorhergedacht haben: ſo können wir auch durch Vernunftſchlüſſe von bekannten Forderſätzen auf vorher unbekannte Schlußſätze kommen: folglich geben Vernunftſchlüſſe ein vortreflisches Mittel ab, neue Wahrheiten zu erfinden.

Poley.

Geſtalt entblößt zu zeigen, wenn ſie ihm den ungereimten Schein eines beſondern Witzes, und der Schönheit der Sprache benimmt. Allein die Schwäche oder den falſchen Schluß einer ſolchen übel zuſammenhängenden Rede zeiget ſie vermittelſt der künſtlichen Form, in welche er gebracht iſt, nur denen, welche ſich auf die Arten und Figuren recht gelegt, und die vielen Weiſen, nach welchen drey Sätze zuſammengeſetzet werden, ſo unterſucht haben, daß ſie wiſſen können, welche von ihnen mit Gewißheit ſchließt, und welche nicht; und aus was für einem Grunde ſolches geſchieht. Ich gebe zu, daß alle diejenigen, die ſich auf die Schlußreden in ſoweit gelegt haben, daß ſie die Urſache ſehen können, warum in dreyen Sätzen, die man nach der einen Form zuſammengeſetzt hat, der Schlußſatz unfehlbar richtig ſeyn werde, aber nicht in der andern, der Folgerungen gewiß ſind, welche ſie aus den Forderſätzen, nach den gebilligten Arten und Figuren ziehen. Allein diejenigen, welche ſolche Formen nicht ſo tief eingeſehen haben, ſind vermöge einer Schlußrede nicht verſichert, daß der Schlußſatz gewiß aus den Forderſätzen folget. Sie nehmen es nur ſo von ihren Lehrern mit einem blinden Glauben an, und mit einem Vertrauen auf die förmlichen Verabfaſſungen des Beweiſes. Es iſt aber dieſes ſo viel, als nur immer glauben, und nicht gewiß ſeyn. — Da nun unter dem ganzen menſchlichen Geſchlechte derer, die eine Schlußrede machen können, überaus wenig ſind, gegen diejenigen zu rechnen, die ſolches nicht können, und ſich von den wenigen, welche die Vernunftkunſt gelernt, nur eine ſehr geringe Zahl findet, die etwas mehr thun, als nur glauben, daß die Schlußreden in denen ſo gebilligten Arten und Figuren richtig ſchlieſſen, ohne es gewiß zu wiſſen; dafern die Schlußreden, als das einzige eigentliche Werkzeug der Vernunft, und als die rechten Mittel der Erkenntniß anzuſehen ſind: ſo wird folgen, daß vor dem Ariſtoteles kein Menſch geweſen, der durch die Vernunft etwas erkannt hätte, oder es hätte wiſſen können; und daß ſeit Erfindung der Schlußreden, unter zehn Tauſend kein einziger iſt, der ſich dieſes Vortheils zu erfreuen hätte. — —

Doch Gott iſt gegen die Menſchen wol nicht ſo ſparſam geweſen, daß er ſie blos zu zweyfüßigen Geſchöpfen gemacht, und es dem **Ariſtoteles** überlaſſen hätte, dieſelben vernünftig zu machen, das iſt: nur die wenigen von ihnen, die er dazu vermögen konnte, den Grund der Schlußreden alſo zu unterſuchen, daß ſie ſehen könnten, daß unter mehr als ſechzig Arten, nach welchen drey Sätze zuſammengefügt werden können, nur etwan vierzehn ſind, da man verſichert ſeyn kann, daß der Schlußſatz richtig ſey, daß ſich in dieſen ſo wenigen Arten, mit Gewißheit ſchlieſſen laſſe, und nicht in den andern. Gott iſt freygebiger gegen das menſchliche Geſchlecht geweſen; er hat dem Menſchen eine Seele gegeben, die ſchlieſſen kann, ohne in der Schlußredekunſt unterrichtet zu ſeyn. Der Verſtand lernt gar nicht durch dieſe Regeln ſchlieſſen. Er hat ein natürliches Vermögen, den Zuſammenhang oder die Widerwärtigkeit ſeiner Begriffe einzuſehen, und kann ſie ohne dergleichen verwirrenden Wiederholungen in richtige Ordnung ſtellen.

Ich ſage dieſes nicht, den **Ariſtoteles** auf einige Weiſe zu verkleinern. Ich halte ihn für einen der größeſten Männer unter den Alten, dem wenige an groſſer Wiſſenſchaft, an Scharfſinnigkeit, an durchdringendem Verſtande, und an Stärke der Urtheilskraft gleichgekommen ſind. Er leiſtete mit eben dieſer Erfindung förmlicher Verabfaſſungen des Beweiſes, worinnen man zeigen kann, daß der Schlußſatz recht gefolgert ſey, groſſe Dienſte wider diejenigen, welche ſich nicht entblödeten, alles zu leugnen: und ich geſtehe es ganz gerne, daß alles richtige Schlieſſen ſich in ſeine Formen einer Schlußrede bringen läßt. Gleichwol glaube ich, ohne den **Ariſtoteles** herunterzuſetzen, mit Wahrheit ſagen zu können, daß ſie nicht die einige, noch die beſte Art zu ſchlieſſen ausmachen, um diejenigen auf die Wahrheit zu führen, welche ſie gerne finden wollen, und wünſchen, daß ſie ſich ihrer Vernunft, zu Erlangung der Wiſſenſchaften, aufs beſte ſo viel ihnen nur möglich, gebrauchen könnten. Und es iſt klar, daß **Ariſtoteles** es ſelbſt erfunden, daß einige Formen der Schlußrede ſchlieſſen, andere nicht, jedoch er erfand es nicht, vermittelſt der Formen ſelbſt, ſondern durch den allererſten Weg zu der Erkenntniß, das iſt: vermittelſt der offenbaren Uebereinſtimmung der Begriffe. Man ſage einem ~~adelichen~~ Frauenzimmer vom Lande, daß der Wind ſüdweſt gehe, daß das Wetter trübe ſey, und es bald regnen werde: ſo wird ſie es leicht begreifen, daß es nicht gut für ſie ſey, in leichter Kleidung an ſolchem Tage, da ſie kaum das Fieber verlaſſen, auszugehen. Sie ſieht klar die wahrſcheinliche Verbindung aller dieſer Dinge, nemlich des Südweſtwindes, der Wolken, des Regens, der Feuchtigkeit, des Erkältens, des Rückfalls in die vorige Krankheit, und die Todesgefahr, ohne ſelbige durch ſolche künſtliche und beſchwerliche Feſſel vieler Schlußreden mit einander zu verbinden. Dieſe beſchweren und verhindern die Seele, welche ohne dieſelbe von einem Theile zum andern geſchwinder und mit größerer Klarheit geht. Und die Wahrſcheinlichkeit, welche dieſe Perſon in den Dingen ſelbſt, die dergeſtalt in ihrem natürlichen Zuſtande ſind, leicht ſieht, würde ganz verloren gehen, dafern dieſer Beweis gelehrt eingerichtet, und nach den Arten und Figuren der Schlußreden vorgetragen würde. Denn dies verwirret ſehr oft die Verbindung, und ich glaube, ein jeder wird es an den mathematiſchen Beweiſen wahrnehmen, daß die dadurch erlangte Erkenntniß ſich ihm ohne Schlußreden am kürzeſten und kläreſten zeiget.

Das Schlieſſen hält man für die gröſſeſte That der vernünftigen Kraft: und ſo iſt es auch, wenn es recht geſchieht. Aber die Seele iſt ſehr geneigt, Schlüſſe zu machen, entweder weil ſie ſehr begierig iſt, ihre Erkenntniß zu vermehren, oder weil ſie den einmal eingeſogenen Meynungen leicht zugethan bleibt. Daher übereilet ſie ſich oft gar zu ſehr, ehe ſie die Verknüpfung der Begriffe einſieht, welche die beyden äußerſten Begriffe miteinander verbinden müſſen.

Schlieſſen iſt nichts anders, als vermöge eines Satzes, den man für wahr angenommen, einen andern als einen wahren Satz ableiten, das iſt: eben eine dergleichen Verknüpfung der zween Begriffe des gefolgerten Satzes ſehen oder vernehmen. Zum Exempel, es ſey dieſes der Satz, den man zum Grunde legte: die Menſchen werden in einer andern Welt geſtraft werden; und man folgerte dieſen zweyten Satz: derowegen können die Menſchen ſich ſelber beſtimmen. Hier iſt nun die Frage: ob der Verſtand richtig geſchloſſen habe, oder nicht? Hat er hier geſchloſſen, ſo daß er die Mittelbegriffe ausfindig gemachet, und die Verbindung derſelben, nachdem ſie in eine rechte Ordnung geſtellet worden, eingeſehen: ſo hat er vernünftig verfahren, und einen richtigen Schluß gemacht. Hat er ihn aber ohne eine ſolche Einſicht gemacht: ſo hat er nicht einmal einen Schluß gemachet, der da beſteht, oder der ſich auf die Vernunft gründet; ſondern nur ſein Verlangen an den Tag geleget, daß er ſo ſeyn, oder daß man ihn dafür anſehen möchte. Allein in keinem von dieſen Fällen entdecket die Schlußrede dieſe Begriffe, oder zeiget die Verbindung derſelben. Denn man muß ſie beydes erfunden, und die Verbindung eines jeglichen derſelben eingeſehen haben, ehe man ſie zu einer Schlußrede vernünftig brauchen kann; es wäre denn, daß man ſagen könnte, daß ein jedweder Begrif, ohne zu erwägen, was für eine Verknüpfung derſelbe mit zweenen andern Begriffen habe, deren Uebereinſtimmung gleichwol dadurch gezeiget werden ſoll, ſich noch gar wohl in einer Schlußrede brauchen laſſe; und daß man ihm auf allen Fall für das Mittelglied nehmen, und jeglichen Schlußſatz dadurch beweiſen könnte. Doch das wird keiner ſagen, weil man eben, vermöge der eingeſehenen Uebereinſtimmung der Mittelbegriffe mit den äußerſten Begriffen, folgert, daß dieſe äußerſten Begriffe mit einander übereinkommen. Und daher muß auch ein jeder Mittelbegrif ſo beſchaffen ſeyn, daß er in der ganzen Kette eine augenſcheinliche Verknüpfung mit den zween Begriffen habe, zwiſchen welche er geſtellet iſt; ſonſt kann der Nachſatz nicht daraus gefolgert, oder gezogen werden. Denn, wo auch nur in der Kette ein Glied los, und ohne Verbindung iſt: da verliert ſie ihre ganze Stärke, und es kann nichts daraus gefolgert oder gezogen werden; es ſey was es wolle. Was giebt wol in dem obenerwähnten Exempel die Gültigkeit der Folgerung, und folglich den Grund derſelben zu erkennen, als die Einſicht in die Verbindung aller der Mittelbegriffe, welche den Schlußſatz, oder den gefolgerten Satz mit ſich bringen? Z. E. der Menſch wird geſtrafet werden, – Gott iſt der da ſtrafet, – die gerechte Beſtrafung; – der geſtrafte Sünder, – er könnte anders gehandelt haben, – Freyheit, – Selbſtbeſtimmung. Vermittelſt dieſer Kette der Begriffe, die ſolchergeſtalt ganz augenſcheinlich in eine Reihe zuſammengefüget ſind, das iſt, vermittelſt eines jedweden Mittelbegriffes, der auf jeder Seite mit den zweyen Begriffen, zwiſchen welche er unmittelbar geſtellet iſt, übereinkömmt, ſieht man, daß die beyden Begriffe, nähmlich Menſchen und Selbſtbeſtimmung verknüpfet ſind, das iſt, daß dieſer Satz: die Menſchen können ſich ſelbſt beſtimmen; aus dieſem: die Menſchen werden in der andern Welt geſtrafet werden; gezogen oder gefolgert iſt. Denn da hier die Seele die Verknüpfung ſieht, die ſich zwiſchen dem Begriffe von der Strafe der Menſchen in der andern Welt, und dem Begriffe von einem ſtrafenden Gott; zwiſchen dem ſtrafenden Gott und der Gerechtigkeit der Strafe; zwiſchen der Gerechtigkeit der Strafe und der Mißhandlung, zwiſchen der Mißhandlung und der Macht es anders zu machen; zwiſchen der Macht es anders zu machen, und der Freyheit; und zwiſchen der Freyheit und der Selbſtbeſtimmung, findet: ſo ſieht ſie auch die Verbindung zwiſchen den Menſchen und der Selbſtbeſtimmung.

Nun frage ich: ob man nicht die Verbindung der beyden äuſſerſten Begriffe in dieſer einfältigen und natürlichen Ordnung klärer, als in den verwirrten Wiederholungen, und in der Vermengung von fünf oder ſechs Schlußreden ſehen wird. Ich muß um Verzeihung bitten, daß ich es eine Vermengung nenne, bis jemand dieſe Begriffe in ſo viel Schlußreden bringen, und ſodann ſagen wird, daß ſie weniger vermengt ſind, und ihre Verbindung augenſcheinlicher iſt, wenn ſie nach den künſtlichen Formen verſetzet, wiederholet, und mehr verlängert werden, als in der kurzen, natürlichen und deutlichen Ordnung, darein ſie hier gebracht ſind, in welcher ſie ein jedweder ſehen kann, und geſehen werden müſſen, ehe man ſie in eine Reihe von Schlußreden ſtellen kann. Denn die natürliche Ordnung die Begriffe zu verbinden, muß die Ordnung der Schlußreden einrichten, und man muß die Verbindung eines jeglichen Mittelbegrifs mit denenjenigen, die er verbindet, ſehen, ehe man ſich derſelben in einer Schlußrede vernünftig gebrauchen kann. Und wenn alle ſolche Schlußreden gemachet ſind: ſo werden weder diejenigen, welche die Logik verſtehen, noch diejenigen, die ſie nicht verſtehen, die Kraft von der Verfaſſung eines Beweiſes, das iſt: die Verbindung der äuſſerſten Begriffe, ~~nicht~~ in dem geringſten beſſer ſehen. Denn diejenigen, welche die Vernunftkunſt nicht inne haben, denen die wahren Formen der Schlußrede ſo wenig, als die Urſachen davon bewußt ſind, können nicht wiſſen, ob die Schlußreden in den rechten und richtig ſchlieſſenden Arten und Figuren gemacht ſind, oder nicht; und alſo iſt ihnen durch die Form, darein ſie gebracht ſind, ganz und gar nicht geholfen. Ja es wird die Folgerung weit ungewiſſer gemachet, als ohne dieſelben, indem durch ſelbige die natürliche Ordnung, in welcher der Verſtand von der beziehlichen Verknüpfung der Begriffe urtheilen könnte, verwirret wird. Und was diejenigen ſelbſt betrift, welche in der Vernunftkunſt wohl beſchlagen ſind, ſo ſehen ſie die Verknüpfung eines jeglichen Mittelbegriffes mit denjenigen, zwiſchen welchen er ſteht, (als wovon die Stärke einer Folgerung abhangt,) ſo wohl vor, als nach der gemachten Schlußrede; oder ſie ſehen dieſelbe gar nicht. Denn eine Schlußrede zeiget weder die Verbindung zweener unmittelbar zuſammengeſetzten Begriffe, noch befeſtiget dieſelbe; ſondern zeigt nur vermittelſt der in ihnen geſehenen Verbindung, was für eine Verbindung die äuſſerſten Begriffe miteinander haben. Welche Verbindung aber der Mittelbegrif mit einem jedweden der beyden äuſſerſten Begriffe in der Schlußrede habe, das zeiget keine Schlußrede, und kann es auch nicht zeigen. Dies ſieht nur die Seele, und kann es ſehen, nachdem die Begriffe darinnen nebeneinander geſtellet ſind; und zwar blos vermittelſt ihres Anſchauens: wozu denn die Schlußform, die ſich zufälligerweiſe darinn mit befindet, gar nichts hilft, und nicht das geringſte Licht giebt. Sie zeiget nur, wenn der Mittelbegrif mit denen Begriffen übereinſtimmet, bey welchen er auf beyden Seiten unmittelbar angebracht iſt, daß ſodann die zween entlegenen, oder wie man ſie nennt, äuſſerſten Begriffe gewiß übereinkommen. Daher wird die unmittelbare Verbindung eines jeden Begriffes mit denjenigen, bey welchen er auf einer jeden Seite angebracht iſt, als wovon die Kraft des Schlieſſens abhängt, ſowol vor, als nach der gemachten Schlußrede geſehen; auſſerdem wird derjenige, welcher die Schlußrede macht, dieſelbe niemals ſehen. Dieſe Verbindung wird, wie bereits angemerket worden, blos vermittelſt des Auges oder der vernehmenden Kraft der Seele geſehen, indem ſie nebeneinander geſtellte Begriffe anſchauet. Und ſie kann auch eben ſo allemal zweene Begriffe anſchauen, wenn ſie in einen Satz zuſammengeſetzet ſind; ſie mögen in einer Schlußrede die Stelle des Ober- oder Unterſatzes vertreten, oder nicht.

Aber wozu dienen denn nun die Schlußreden? Ich antworte: ſie haben hauptſächlich ihren beſondern Nutzen in den Schulen, wo es erlaubt iſt, ohne alle Schaam die Uebereinſtimmung der Begriffe, die offenbar miteinander übereinkommen, zu läugnen; oder auch auſſer den Schulen bey denen, welche in dieſen gelernet haben, die Verknüpfung der Begriffe, die ihnen eben ſo augenſcheinlich iſt, zu läugnen, ohne darüber zu erröthen? Allein bey einem, der nach der Wahrheit aufrichtig forſchet, und keine andere Abſicht hat, als ſie zu finden, iſt eine dergleichen Schlußform nicht nöthig, um ihn dadurch zu zwingen, die Folgerung zuzugeben. Die Wahrheit und die Gründlichkeit derſelben wird beſſer eingeſehen, wenn man die Begriffe in eine ungekünſtelte und deutliche Ordnung bringt. Und daher kommt es, daß die Menſchen ſich niemals der Schlußreden gebrauchen, um ſich ſelber zu überführen, wenn ſie der Wahrheit nachforſchen, oder ſelbige andern lehren, die ſie gerne erkennen wollen. Denn ſie müſſen, ehe ſie ihre Gedanken in eine Schlußrede bringen können, die Verbindung des Mittelbegriffes mit den andern zween Begriffen einſehen, zwiſchen welche jener geſtellet, und bey denen er angebracht wird, um ihre Uebereinſtimmung zu zeigen. Und ſehen ſie dieſe: ſo ſehen ſie es auch, ob die Folgerung gut iſt oder nicht; und alſo kommt die Schlußrede zu ſpät, dieſelbe zu befeſtigen. Denn daß ich mich des vorigen Exempels wieder bediene, ſo frage ich: Ob die Seele, indem ſie den Begrif von der Gerechtigkeit betrachtet, wie er als ein Mittelbegrif zwiſchen der Strafe der Menſchen, und der Mishandlung des Geſtraften geſtellet iſt, die Gültigkeit und Stärke der Folgerung ſo klar ſieht, als wenn ſie in einen förmlichen Schluß gebracht iſt? Denn bevor die Seele den Begrif von der Gerechtigkeit nicht ſo betrachtet, kann ſie ihn nicht als ein Mittelglied brauchen. Dieſes nun in einem ganz deutlichen und leichten Beyſpiele zu zeigen, ſey Animal der Mittelbegrif oder das Mittelglied, deſſen ſich die Seele gebrauchet, die Verbindung zwiſchen Homo und Vivens zu erkennen zu geben. Ich frage alſo: ob nicht die Seele ſolche Verbindung weit geſchwinder und deutlicher ſehe, wenn der verbindende Begrif nach dieſer ungekünſtelten und natürlichen Ordnung alſo in die Mitten geſtellet wird:

Homo — Animal — Vivens;

als nach dieſer verwirrten Art:

Animal ~~Homo~~ — Vivens — Homo — Animal;

welches eben die Stellung iſt, welches dieſe Begriffe in einer Schlußrede haben, um die Verbindung zwiſchen Homo durch Vermittelung des Worts Animal zu zeigen.

Zwar ſteht man in den Gedanken, als wäre die Schlußrede den Liebhabern der Wahrheit nöthig und nützlich,

lich, um ihnen die falſche Schlüſſe zu entdecken, welche oft unter verblümten, ſinnreichen, oder verwickelten Reden verſtecket ſind. Allein, daß dies ein Irrthum ſey, wird daher erhellen, wenn wir erwägen: daß die Urſache, warum die Menſchen, welche die Wahrheit aufrichtig ſuchen, oftmals durch ſolche umſchweifende Reden, oder wie man es heißt, durch ſolches eitle Wortgepränge hintergangen werden, keine andere ſey, als daß ſie, nachdem ihre Einbildungskraft durch einige lebhafte und verblümte Vorſtellungen gerichtet worden, unterlaſſen, genau Achtung zu geben, oder es nicht leicht einzuſehen pflegen, welches die rechten Begriffe ſind, von denen die Folgerung abhängt. Um nun ſolchen Leuten die Schwäche von einer dergleichen Verabfaſſung des Beweiſes zu zeigen, ſo iſt mehr nicht vonnöthen, als daß man ihr die überflüßigen Begriffe benimmt, die mit denen, worauf die Folgerung beruhet, vermiſchet und vermenget, eine Verknüpfung zu erkennen zu geben ſcheinen, wo doch keine vorhanden iſt; oder die wenigſtens verhindern, daß man den Mangel in der Verknüpfung nicht entdecken kann. Und ſodann muß man die bloßen und wahren Begriffe, von welchen die Stärke des Schluſſes abhängt, in ihre rechte Ordnung bringen, in welcher Stellung denn die Seele, wenn ſie ſelbige betrachtet, ſieht, was für eine Verknüpfung ſie mit einander haben; und alſo iſt ſie geſchickt, von der Folgerung zu urtheilen, ohne im geringſten einiger Schlußrede benöthiget zu ſeyn.

Ich gebe es zu, daß man gemeiniglich in ſolchen Fällen die Arten und Figuren brauchet, gleich als wenn die Entdeckung des übeln Zuſammenhanges ſolcher umſchweifenden Reden der Schlußforme gänzlich zuzuſchreiben wäre. Ich ſelbſt ſtund ehmals in dieſen Gedanken; aber nunmehro habe ich bey einer genauern Unterſuchung gefunden, daß es, wenn man die Mittelbegriffe blos in ihre behörige Ordnung ſtellet, den übeln Zuſammenhang der Verabfaſſung eines Beweiſes beſſer zu erkennen giebt, als ein förmlicher Schluß. Die Urſache davon iſt nicht nur, weil die erſtere

Art jedwedes Glied in der Kette der Seele unmittelbar an ihren eigentlichen Orte darſtellet, wodurch die Verbindung deſſelben am beſten wahrgenommen wird; ſondern auch weil die Schlußrede nur denen den übeln Zuſammenhang zeiget, welche die Arten und Figuren und den Grund, worauf dieſe Schlußformen errichtet ſind, vollkommen verſtehen, davon doch unter tauſenden kaum einer iſt. Hergegen giebt eine natürliche und ordentliche Stellung der Begriffe, davon die Folgerung abhängt, einem jeden den Mangel der Verbindung in der Verabfaſſung des Beweiſes, und die Ungereimtheit der Folgerung zu erkennen; er mag die Vernunftkunſt wiſſen oder nicht, wenn er nur die Worte verſteht, und das Vermögen hat, die Uebereinſtimmung oder Unübereinſtimmung ſolcher Begriffe einzuſehen. Denn ohne dieſes kann er die Stärke oder Schwäche, den richtigen oder übeln Zuſammenhang einer Rede nicht vernehmen.

Ich habe ſelbſt einen Menſchen gekannt, der in der Schlußredekunſt unerfahren war, und gleichwol, bey dem erſten Anhören, die Schwäche und das unrichtige Schlieſſen einer langen, gekünſtelten und ſcheinbaren Rede vermerken konnte, dadurch andere verführet worden, die in Schlußreden beſſer erfahren waren. Ich glaube auch, daß wenige von meinen Leſern ſeyn werden, die nicht dergleichen Leute kennen ſollten. Und in Wahrheit, wofern ſich nicht dieſes ſo befände: ſo würden die Streitigkeiten in den geheimen Rathsverſammlungen der meiſten Fürſten, und die Geſchäfte öffentlicher Zuſammenkünfte Gefahr laufen, übel ausgemacht und eingerichtet zu werden. Diejenigen, auf welche man ſich verläßt, die insgemein das Meiſte darinnen vermögen, ſind nicht allezeit ſolche Perſonen, die das Glück haben, die Schlußformen vollkommen zu verſtehen, oder der Arten und Figuren kundig zu ſeyn. Wäre eine Schlußrede das einige, oder auch nur das ſicherſte Mittel, die betrieglichen Schlüſſe gekünſtelter Reden zu entdecken: ſo glaube ich nicht, daß das ganze menſchliche Geſchlecht, und abſonderlich die Fürſten in Dingen, die ihre Kronen

* NB. man bedient sich bey diesen Berathschlagungen der Syllogismen nicht, weil man dabey ~~[illegible]~~ vorzüglich ~~[illegible]~~ ~~sondern nur das Wahrscheinlichste finden will [illegible]~~

die Sache nicht, worüber man raisoniren soll, als die [illegible] mehr diesen daraus gezogenen Schlüssen untersucht. doch conf. was bis. in Th. [illegible] p. 511.

und ihre Hoheit betreffen, das Falſche und den Irrthum ſogar ſehr lieben ſollten, daß ſie es allenthalben unterlaſſen hätten, ſtreitige Sachen von Wichtigkeit durch Schlußreden auszumachen; oder daß ſie es für lächerlich gehalten, ſich derſelben bey wichtigen Geſchäften* zu bedienen. Ein klarer Beweis für mich, daß Männer von Verſtande und Einſicht, die nicht Muße hatten, nach ihrer Bequemlichkeit zu diſputiren, ſondern ſich nach dem Erfolge ihrer Streitigkeiten richten, und oft für ihre Irrthümer mit ihrem Leben und Vermögen bezahlen mußten, geſehen haben, daß die Schlußformen der Schulen von ſchlechtem Nutzen ſind, die Wahrheit, oder einen falſchen Schluß zu entdecken; indem ſowol das eine, als das andere ohne dieſelben, auf eine beſſere und leichtere Art, denen kann gezeiget werden, die ſich nicht weigern zu ſehen, was ihnen augenſcheinlich gezeiget wird.

Fürs Zweyte, ſo iſt eine Urſache die mich in Zweifel ſetzet: ob eine Schlußrede das einige und bequeme Werkzeug der Vernunft in Entdeckung der Wahrheit ſey, auch dieſe, daß, was für Nutzen auch die Arten und Figuren in Entdeckung falſcher Schlüſſe haben ſollen, (als welches ſchon oben in Erwägung gezogen worden iſt,) die Schulformen der Schlußrede nicht weniger falſchen Schlüſſen unterworfen ſind, als die ſchlechten Arten der Verabfaſſung eines Beweiſes. Hier beziehe ich mich nun auf die gemeine Erfahrung, welche ſtets befunden hat, daß die gekünſtelten Arten zu ſchlieſſen bequemer eingerichtet ſind, den Verſtand zu überfallen und zu verwickeln, als ihm Wiſſenſchaft beyzubringen. Und daher kömmt es, daß die Menſchen, eben da ſie nach dieſer Methode der Schulen hintergangen, und zum Stillſchweigen gebracht werden, ſelten oder niemals ſo überführet worden, daß ſie auf des Ueberwinders Seite treten. Sie geſtehen es vielleicht, daß ihr Gegner in Diſputiren mehr erfahren ſey; ſie bleiben aber nichts deſtoweniger darauf beſtehen, daß die Wahrheit auf ihrer Seite ſey, und gehen,

ſo

ſo überwunden ſie auch ſind, mit eben der Meynung wieder davon, die ſie mit ſich brachten. Das könnten ſie nicht thun, dafern dieſe Art den Beweis abzufaſſen Licht und Ueberzeugung bey ſich führete, und machte, daß die Menſchen ſehen könnten, wo die Wahrheit iſt. Daher hat man die Schlußrede für bequemer angeſehen, den Sieg im Diſputiren davon zu tragen, als die Wahrheit durch aufrichtige Erforſchungen zu entdecken, oder zu bekräftigen. Und wenn es gewiß iſt, daß ein falſcher Schluß kann verſteckt werden, welches nicht geläugnet werden kann; ſo muß es etwas anders ſeyn, und nicht eine Schlußrede, das ihn entdecken muß.

Ich habe die Erfahrung gehabt, daß manche Leute, wenn man nicht allen den Nutzen zugeſteht, welchen ſie einem Dinge zuzuſchreiben gewohnt geweſen ſind, ſogleich ein Geſchrey erheben, als wollte ich die Schlußreden gänzlich abgeſchaffet wiſſen. Allein ſolche unbillige und ungegründete Beſchuldigungen abzulehnen, ſage ich ihnen, daß ich nicht derjenige bin, der dem Verſtande ein zu der Erlangung der Erkenntniß dienſames Hülfsmittel rauben wollte. Befinden diejenigen, die in den Schlußreden geübet und derſelben gewohnt ſind, daß ſie ihrem Verſtande in Entdeckung der Wahrheit zu ſtatten kommen: ſo bin ich der Meynung, daß ſie ſich derſelben gebrauchen ſollen. Meine ganze Abſicht geht nur dahin, daß ſie nicht den Schlußformen mehr zuſchreiben, als ihnen gehöret; und ſich nicht einbilden möchten, als könnten die Menſchen ohne dieſelben ihre Schlieſſungskraft gar nicht, oder nicht ſo gut brauchen. Manche Augen haben Brillen nöthig, damit ſie die Dinge klar und deutlich ſehen können; es müſſen aber diejenigen, welche ſich derſelben bedienen, nicht deswegen ſagen, daß keiner ohne Brille recht ſehen könnte. Man wird von denen, welche ſich alſo derſelben bedienen, urtheilen, daß ſie aus Liebe zur Kunſt, der ſie vielleicht viel zu danken haben, die Natur etwas zu ſehr niederſchlagen und verunehren. Die Vernunft,

nunft, wenn ſie geſetzt und geübt iſt, ſieht insgemein, vermittelſt ihrer eigenen Einſicht, ohne Schlußrede weit geſchwinder und klärer. Hat der Gebrauch ſolcher Brillen ihr Geſicht ſo verdunkelt, daß ſie ohne dieſelben nicht ſehen können, was bey der Verfaſſung eines Beweiſes folget, oder nicht folget: ſo bin ich eben ſo unverſtändig, daß ich dem Gebrauche der Schlußreden zuwider ſeyn ſollte. Ein jedweder weiß, was ſeinem Geſichte am zuträglichſten iſt. Er muß aber nicht daher den Schluß machen, daß alle diejenigen in der Finſterniß wären, welche ſich nicht eben derſelben Hülfsmittel gebrauchen, die er für nöthig befindet.

Vertheidigung und Lobrede der Syllogismen.

Theophilus. Ihr Räſonnement über den geringen Nutzen der Syllogismen beweiſet vielen Scharfſinn, und eine tief eindringende Beurtheilungskraft. – und dieſe zu verkennen, hieſſe ſehr unbillig denken. Auch das bin ich nicht in Abrede, daß die ſcholaſtiſche Methode ſehr wenig gebraucht wird, und daß, wenn man ſie im Ernſt einführen wollte, dadurch vielfache Unordnungen und Unbeſtimmtheit in den Begriffen entſtehen würde.

Allein, bey dem allen halte ich die Erfindung der ſyllogiſtiſchen Form für eine der ſchönſten, die dem menſchlichen Verſtand überaus viel Ehre macht. – Sie iſt eine Art einer **allgemeinen Mathematik**, deren Werth nicht genug bekannt iſt, und man kann in aller Abſicht ſagen, daß ſie die **Kunſt der Untrüglichkeit** enthalte, wenn man ſie nur gehörig verſteht, und auf einzelne Fälle gut anwendet.

Die Syllogismen ſind nicht die einzigen Argumente in Forma.

Unter den **Argumenten in Forma**, verſtehe ich nicht allein die ſcholaſtiſche Art zu argumentiren, die in den Schulbänken gänge und gebe iſt, ſondern überhaupt alle Räſonnements, welche durch die Form etwas erhärten, und wo man kein Glied zu ergänzen nöthig hat. – Auf dieſe Art werden ein **Sorites**, – eine andere **Reihe von Syllogismen**, die nicht wiederholt zu werden brauchen, auch ſogar eine **gut eingerichtete Rechnung**, eine **algebraiſche Ausrechnung**, eine **Analyſe der Infiniteſimalen**, beynahe Argumente in der Form ſeyn, weil ihre Form zu ſchlieſſen, vorher als richtig bewieſen iſt. – Daher iſt man ſicher, daß man ſich nicht irre. Beynahe ſind die Demonſtrationen des Euklides Argumente in der gewöhnlichen Form; denn, wenn er **Enthymemata** macht, ſo wird der verſchwiegene Satz und was noch zu fehlen ſcheint, durch Citate am Rande ſuppliret, worinnen man Anweiſung giebt, wie man ihn ſchon demonſtrirt finden kann. – Dadurch entſteht allerdings eine große Abkürzung, ohne daß dadurch der Stärke des Beweiſes im geringſten Abbruch gethan wird.

Dieſe Umkehrungen, Zuſammenſetzungen und Theilungen der Gründe, deren er ſich bedient, ſind nichts anders, als beſondere Formen zu argumentiren, welche für die Mathematiker und für den Gegenſtand, den ſie behandeln ſehr bequem ſind. Sie beweiſen dieſe Formen durch Hülfe der allgemeinen Formen der Logik. –

Es giebt ſogar ſehr **gute aſyllogiſtiſche** Folgerungen, die man durch keinen Syllogismus auf eine ſtrenge Art demonſtriren kann, wenn man nicht die Glieder verändert; und eben dieſe Veränderung der Glieder macht die aſyllogiſtiſche Folgerung aus.

Man hat viel derſelben. Zum Beyſpiel a recto ad obliquum.

Jeſus Chriſtus iſt Gott.

Folglich iſt die Mutter Jeſu Chriſti die Mutter Gottes.

Ferner, die ſogenannte Umkehrung des Verhältniſſes, (inverſio relationis).

Wenn David Salomons Vater iſt, ſo iſt Salomo ohne Zweifel Davids Sohn. –

Dieſe Schlußfolgen können auch aus Wahrheiten demonſtrirt werden, von denen die gewöhnlichen Syllogismen abhängen.

Die **Syllogismen** ſind hiernächſt nicht blos **kategoriſche**, ſondern auch **hypothetiſche**, worunter die **disjunktiviſchen** mitbegriffen ſind. Die **kategoriſche** ſind **entweder einfache, oder zuſammengeſetzte. Die einfache kategoriſche** ſind diejenigen, die man gewöhnlicherweiſe nach den verſchiedenen Arten der Figuren zu zählen pflegt. – – Eine jede Figur hat, ſo wie ich es ausgerechnet habe, ſechs Arten; – mithin kommen überhaupt vier und zwanzig heraus. – Die vier gemeinen Arten der erſten Figur ſind das Reſultat der Bedeutung der Zeichen. – Die zwey andern, die ich blos der **Vollſtändigkeit** wegen hinzuthue, ſind nichts weiter als Subalternationen allgemeiner Sätze. Denn aus den zwey gewöhnlichen Arten: *)

Von den kategoriſchen Syllogismen. Man kann vier und zwanzig Arten zu ſchließen zählen, unter welchen Leibnitz die meiſten erfunden hat.

Ein

---

*) Wolf hielt das dictum de omni & nullo für den Grund aller Schlüſſe, und ſchrieb daher der erſten Figur die größte Evidenz zu. Lambert aber hat gewieſen, daß eine jede Figur ihr beſonderes dictum habe, das eben ſo evident ſey, als das dictum de omni & nullo:

Für die erſte Figur ſetzt er dictum de omni & nullo.

Für die zweyte Figur dictum de diverſo.

Für die dritte Figur dictum de exemplo.

Für die vierte Figur dictum de reciproco.

1) Wenn kein A X iſt, ſo iſt auch kein X dieſes oder jenes A. 2) Wenn A dieſes X oder jenes X iſt, oder nicht iſt: ſo giebt es X die A ſind, oder nicht ſind.

Um ſich von der Evidenz aller Schlußarten zu überzeugen, ſo muß man nur bedenken, daß ſie alle unmittelbare Folgen

Ein jedes *B* iſt *C*,
und
Ein jedes *A* iſt *B*,
folglich iſt
Ein jedes *A* auch *C*.

und,
kein *B* iſt *C*,
Ein jedes *A* iſt *B*,
folglich iſt kein *A* ein *C*.

laſſen ſich zwey Arten machen, die man als **Zugabe** betrachten kann. Als:

Ein jedes *B* iſt *C*,
Ein jedes *A* iſt *B*,
Folglich iſt ~~jedes~~ [illegible] *A* ein *C*.

Ferner:

Folgen aus der Unterabtheilung unſerer Begriffe ſind. Wenn wir alſo unſere Begriffe in Gattungen, Arten ꝛc. eintheilen, ſo können

1) Die Merkmale einer jeden Klaſſe von allen was zu dieſer Klaſſe gehört, ausgeſagt werden. Der Grundſatz der erſten Figur.

2) Das gehört nicht zu einer Klaſſe, von dem die Merkmale dieſer Klaſſe nicht prädicirt werden können. Die zweyte Figur.

3) wenn ein niederer Begrif, zu zween höhern gehört; ſo ſchlieſſen ſie ſich nicht aus. Die dritte Figur

4) wenn ein höherer Begrif, der eine Gattung einſchließt oder nicht einſchließt, ſchließt auch die Arten dieſer Gattung ein und nicht ein, und wenn er die Art einſchließt oder nicht einſchließt, ſo ſchließt er auch einen Theil der Gattung ein oder nicht ein.

Man hat ſeit einiger Zeit angefangen alle Schlußarten, auſſer der erſten, als Schulfüchſereyen anzuſehen. Es ſcheint aber als wenn dieſe Feinde der Syllogiſtick, niemals ſich die Mühe genommen hätten, ſie zu lernen; — daher es denn ſehr natürlich iſt, daß ſie den Nutzen den ſie gewähret, nicht einſehen können.

Anm. des Ueberſetzers.

Ferner:

Kein *B* iſt *C*.

Ein jedes *A* iſt *B*.

Folglich iſt manches *A* kein *C*. –

Denn die Subalternation und die daraus entſtehende Folgen braucht eben nicht demonſtrirt zu werden.

Ein jedes *A* iſt *C*.

folglich iſt einiges *A* ein *C*.

Ferner:

Kein *A* iſt *C*.

Folglich iſt einiges *A* nicht *C*.

Indeſſen kann die Subalternation durch identiſche Sätze, wenn ſie mit dem ſchon angenommenen Arten der erſten Figur verbunden ſind, auf folgende Art demonſtrirt werden:

Jedes *A* iſt *C*.

~~Jedes~~ Einiges *A* iſt *A*.

Folglich iſt ~~jedes~~ einiges *A* ein *C*.

Ferner:

Kein *A* iſt *C*.

Einiges *A* iſt *A*

Folglich iſt einiges *A* nicht *C*.

Die zwey zugefügten Arten der erſten Figur laſſen ſich aus den zwey erſtern gewöhnlichen der gedachten Figuren vermittelſt der Subalternation demonſtriren, welche aus den zwey andern Arten derſelben Figur bewieſen werden kann.

Auf gleiche Weiſe bekommt die zweyte Figur noch zwey neue. – Die erſte und zweyte haben ſechs Arten, die dritte hat allemal ſechs. – – Der vierten

Figur gab man ehedem fünf, bey genauerer Ueberlegung hat ſie aber eben aus dem Principium der Addition ſechs Arten.

Hiebey muß ich aber die gegründete Anmerkung machen. –

Die logiſche Form verbindet uns keinesweges, die gewöhnliche und allgemeine eingeführte Reihe der Sätze zu folgen. Daher gebe ich Ihnen auch gern Recht, daß die andre Ordnung beſſer zu gebrauchen iſt:

Alles *A* iſt *B*,
Alles *B* iſt *C*,
Folglich iſt alles *A* ein *C*.

Hieraus laſſen ſich auch die **Soriten** beſſer herleiten, welche im Grunde betrachtet nichts anders, als eine ~~Folge~~ [illegible] von Syllogismen ſind. Es iſt noch ein andrer Syllogismus vorhanden:

Alles *A* iſt *C*,
Alles *C* iſt *D*,
Folglich iſt alles *A* auch *D*.

Aus welchen beyden ſich mit Vermeidung der Wiederholung ein Syllogismus folgendergeſtalt machen läſſet,

Alles *A* iſt *B*,
Alles *B* iſt *C*,
alles C iſt D
Folglich iſt alles *A* auch *D*.

Hier iſt der unnütze Satz alles *A* iſt *C*, und die gleichfalls unnütze Wiederholung dieſes Satzes, welche zwey Syllogismen erforderten, übergangen. – Dieſer Satz iſt nunmehr ganz unnütz, und die **Schlußkette** iſt ohne denſelben ein gutes und hinlängliches Argument, wenn ſie nemlich vermittelſt dieſer beiden Syllogismen hinlänglich bewieſen iſt.

Auſſerdem ſind noch weit mehr zuſammengeſetzte **Schlußketten, nicht nur**, weil viele **einfache** Syllogismen in demſelben begriffen werden, **ſondern auch** weil die darinn begriffene Syllogismen unter ſich ſehr verſchieden ſind. Denn es laſſen ſich daraus nicht blos **einfache kategoriſche**, ſondern auch **kopulative**, – nicht bloß **kategoriſche**, ſondern auch **hypothetiſche**; – nicht allein **formliche** und **vollſtändige** Syllogismen, ſondern auch **Enthymemata** formiren, wo die Sätze, die man für ausgemacht hält, ausgelaſſen werden.

Alles dies zuſammengenommen, mit den **aſyllogiſtiſchen** Folgerungen – den **Verſetzungen** der Sätze und der Menge **von Wendungen und Gedanken**, (welche der Abkürzungsmethode und den Eigenſchaften der Sprache zufolge, die ſich im Gebrauche der Partikeln beſonders auszeichnen, dieſe Sätze verbergen,) – giebt eine wohlgeordnete Folge von Räſonnements, welche einem Redner keine Schande machen würde, wenn man nemlich das eigentlich ſogenannte Oratoriſche, ich meyne die redneriſche Verzierungen wegnehmen, und ſie in eine **logiſche Form** bringen wollte. Sie wäre zwar keine **ſcholaſtiſche**, aber doch hinreichend, die Stärke derſelben nach den logiſchen Geſetzen, – (und dieſe ſind die Geſetze des geſunden Menſchenverſtandes), – einzuſehn. Es verſteht ſich hiebey von ſelbſt, daß ſie geordnet und ſchriftlich abgefaſſet ſind; – – (ſie ſind auch alsdann nicht mehr von einander verſchieden, als die Gebräuche einer Provinz von den vorigen ſich unterſcheiden, wenn die nicht geſchriebenen ſind aufgeſchrieben worden,) – in welchem Falle man ſie genauer überſehen und richtiger beurtheilen kann. Der geſunde natürliche Menſchenverſtand, ohne alle Kunſt, wird bey der Analyſe eines Räſonnements allemal bey der Stärke der Folgerungen anſtoſſen, wenn er zum Beyſpiel auf einige ſtöſſet, welche einen brauchbaren aber minder gebräuchlichen Modus einſchlieſſen.

Ein Logiker, welcher den Gebrauch ſolcher Schlußketten, **entweder** bey andern ganz verwerfen, **oder** nicht ſelbſt anwenden und verlangen wollte, daß man alle zuſammengeſetzte Argumente auf **einfache** Syllogismen reduciren ſollte, würde meiner Meynung nach einem Menſchen gleichen, der von einem Kaufmann, von dem er etwas kaufte, verlangte, daß er ihm alles **eins** bey **eins** herzählte, ſo wie man an den Fingern, oder, ſo wie man die Stunden nach einer Stadtuhr zählet. –

Er würde dadurch allemal **entweder** ſeine Dummheit verrathen, wenn er blos durch das Zählen am Finger finden konnte, daß **fünf** und **drey acht** ausmachen, **oder** einen Beweis ſeines Eigenſinnes geben, daß er dieſe Abkürzungen wohl verſtände, aber ſie **weder** ſelbſt gebrauchen, **noch** bey andern gebraucht ſehen wollte. – Er würde gerade wie ein Menſch handeln, der die Anwendung ſchon längſt demonſtrirter **Grund**- und **Lehrſätze** nicht zugeben, und ein jedes Räſonnement auf die Grund-Princips zurückgebracht wiſſen wollte, wobey man die unmittelbare **Ideenverknüpfung**, von der im Grunde dieſe **Lehrſätze** abhängen, ſogleich einſiehet. –

Doch ich muß auf die Prüfung Ihrer Gedanken zurückkommen, nachdem ich den Gebrauch der **logiſchen** Formen, ſo wie ich glaube, daß er beſtimmt werden muß, feſtgeſetzt habe. – Und da begreife ich gar nicht, wie Sie behaupten können, daß der Syllogismus zu nichts weiter helfe, als den Zuſammenhang der Beweiſe **in einem bloßen Beyſpiele** zu begreifen. Daß die Seele die Stärke der Folgerungen allemal gleich leicht einſehe und begreife, läſſet ſich unmöglich behaupten, – denn ſehr oft, – wenigſtens bey dem Raiſonnements andrer Leute, – kann man an vielen zweifeln, ſo lange man die Demonſtration nicht klar begreift. Gewöhnlicherweiſe bedient man ſich der Beyſpiele, um die Schlüſſe zu erhärten, und deſto ſtärker zu empfehlen, allein dieſer Weg iſt nicht allemal ſicher genug, ob es gleich immer eine Kunſt ſeyn wird, Beyſpiele zu wählen, die nicht wahr ſeyn würden, wenn der Schluß nicht gut wäre. – Ich glaube auch nicht, daß es in wohleingerichteten Schulen erlaubt ſeyn wird, **die offenbaren Uebereinſtimmungen** der Ideen **ohne Schaam** zu läugnen, ſo wie ich mir auch nicht vorſtellen kann, daß man Syllogismen gebrauchen wird, ſie darzulegen. –

Wenn man die Fehlſchlüſſe der Schriftſteller unterſuchet, ſo findet man öfter als man denkt, daß ſie wider die Logik geſündigt haben: und ich ſelbſt habe oft erfahren, ſogar, wenn ich ſchriftlich mit redlichen Männern geſtritten habe, daß man ſich nur alsdenn verſtanden hat, wenn man **förmlich** argumentirte, um ein Chaos von Raiſonnements in Ordnung zu bringen.

Es würde ohne Zweifel lächerlich ſeyn, wenn man in Sachen von Wichtigkeit auf **ſcholaſtiſche** Art beweiſen wollte; denn dieſe Form im Schlieſſen iſt zu weitläuftig und verwirrend: ſie gleichet den Ausrechnungen an den Fingern. Indeſſen iſt mehr als zu wahr, daß ſich die Menſchen in den wichtigſten Berathſchlagungen über ihre Lebensart, Stand und Wohlfart oft durch die Gröſſe des Anſehns, durch die Schminke der Beredſamkeit, durch unrecht angebrachte Beyſpiele, durch Schlüſſe, welche die Gewißheit des Satzes, den ſie auslaſſen, fälſchlich behaupten, und ſelbſt durch falſche Folgerungen blenden laſſen. Daher wäre ihnen eine ſtrenge Logik, doch von andrer Art als die Schullogik, mehr als zu nöthig, unter andern deswegen, damit ſie beſtimmen lernten, auf welcher Seite die gröſte Wahrſcheinlichkeit ſey. Daß der gemeine Mann die künſtliche Logik nicht verſtehe, und demohngeachtet ſehr gut und oft beſſer, als in der Logik geübte Männer, urtheile, beweiſt nicht, daß ſie unnütz ſey.

Eben ſo wenig kann man beweiſen, daß die künſtliche Arithmetik unnütz ſey, weil man ſiehe, daß manche

Menſchen, bey den gewöhnlichen Vorfällen gut rechnen können, wenn ſie gleich weder leſen noch ſchreiben, noch rechnen gelernt haben, und ſogar die Fehler eines andern verbeſſern, der rechnen gelernt hatte, und der bey den Charakteren und Zeichen leicht unachtſam ſeyn, und ſich verſehen kann.

Die Syllogismen können zwar auch ſophiſtiſch werden, aber ihre eigene Regeln können uns dieß aufdecken. Die Syllogismen weiſen freylich nicht immer zurecht, ſie überzeugen ſelbſt nicht allezeit. Allein dies kommt daher, weil der Mißbrauch der Diſtinktionen und übel verſtandener Ausdrücke, den Gebrauch derſelben zu weitläuftig macht, daß ſie ganz unleidlich werden, wenn man zuweit darinn gehet. – –

Ihr angeführtes Beyſpiel, womit ſie beweiſen wollen, daß ein Räſonnement auch ohne die **logiſche Form** klar ſey, verdient noch eine kleine Beleuchtung.

Gott ſtraft den Menſchen,

(dieß iſt ein vorausgeſetztes Faktum)

Gott ſtraft einen jeden, den er ſtraft, mit Gerechtigkeit.

(dieß iſt eine ſyllogiſtiſche Folgerung, die aber aſyllogiſtiſch a recto ad obliquum verſtanden wird),

Folglich, wird der Menſch mit Gerechtigkeit geſtraft.

(dieß iſt eine Umkehrung der Relation, welche aber wegen ihrer Evidenz ausgelaſſen wird),

Folglich iſt der Menſch ſchuldig.

(Dieß iſt ein Enthymen, *) wo der Satz, welcher im Grunde nichts anders, als eine Erklärung iſt, – wer gerecht geſtraft wird, iſt ſchuldig, – ausgelaſſen wird).

---

*) Man läßt ſowol im allgemeinen Leben als auch im ſchriftlichen Vortrage bisweilen den Oberſatz aus, weil er an ſich be-

Folglich konnte der Menſch anders handeln, als er gehandelt hat.

(Hier läſſet man den Satz weg, **der Schuldige konnte anders handeln**).

Folg-

---

bekannt und gewiß iſt. Z. B. die Menſchen ſind ſterblich, folglich Croeſus auch. Hier iſt der Unterſatz ausgelaſſen; oder die Sonne iſt ein Licht, folglich macht ſie die Körper ſichtbar; hier iſt der Oberſatz ausgelaſſen, das Licht macht die Dinge ſichtbar. Solche Schlüſſe, worinn ein Satz weggelaſſen, heißt ein Enthymema, ein verſtümmelter Schluß. Man muß aber hiemit die verſteckten Schlüſſe, die einen weit größern Umfang haben, nicht verwechſeln. Ein jeder Schluß, der nicht in der Form vorgetragen wird, iſt ein verſteckter Schluß. Es hat zwar Philoſophen gegeben, die alle drey übrige Figuren hierunter begriffen, und daher dieſe nur mittelbar eines Beweiſes für fähig hielten, ob ſie ihnen gleich die Schlußfolge zugeſtanden. Ich habe aber in einer vorhergehenden Anmerkung ſchon gezeigt, daß die drey übrige Figuren ebenfalls ihre beſondere dicta haben, die eben ſo gewiß ſind, als das dictum de omni & nullo, daher ich mich dabey nicht aufhalte. Wir müſſen alſo die verſteckten Schlüſſe in etwas anders ſuchen. So können z. B. in einer Rede, auch wol in einer ganzen Wiſſenſchaft die Vorderſätze eines Schluſſes verborgen liegen, wenn Vorderſätze und Schlußſätze untereinander geworfen werden, ohne ſolche zu verbinden. Und dies nenne ich verſteckte Schlüſſe. Man ſieht alſo leicht, daß die verſteckten Schlüſſe von einen konfuſen Vortrag herkommen, nicht aber eben daher, wenn man nicht alle Schlüſſe in logiſcher Form bringt. Dieſe Art des Vortrages würde zu ermüdend und ekelhaft ſeyn. Es thut der Deutlichkeit keinen Eintrag, daß man das Mittelglied eines Schluſſes in einem Vorderſatze, durch andere Worte ausdruckt, und in dem Schlußſatz ſtatt der Worte der Vorderſätze Umſchreibungen gebraucht. Freylich da, wo man blos mit der Wahrheit nur zu thun und dieſe zum einzigen Zweck gemacht hat, da iſt es immer beſſer, daß man ſich auch dieſer verdeckten Schlüſſe enthalte.

Anm. des Ueberſetzers.

Folglich war der Menſch frey.

(Auch hier wird weggelaſſen: wer anders handeln konnte, als er gehandelt hat, der war frey).

Folglich konnte er ſich (der Erklärung der **Freyheit** zufolge) ſelbſt beſtimmen.

Was zu erweiſen war.

Hiebey bedenke man, daß das Wort **folglich** den darunter verſtandenen Satz, – (wer frey iſt, hat das Vermögen ſich beſtimmen zu laſſen), einſchlieſſet, und auch zur Verhütung des Wiederholens der Glieder diene. – In dieſem Sinne iſt alſo bey dieſem Argumente nichts vergeſſen, und es kann für ein **vollſtändiges** angenommen werden. –

Ueberhaupt iſt dies ganze Räſonnement eine **Kette von Syllogismen**, welche alle **logiſch** richtig ſind. Die Materie deſſelben kommt hier nicht in Betrachtung; – bey der lieſſe ſich noch manches bemerken, und verſchiedene Erläuterung geben. – Zum Beyſpiel. Wenn ein Menſch nicht anders handeln kann, ſo giebt es doch Fälle, in welchen er vor Gott ſchuldig iſt, wenn er nemlich damit ſehr wohl zufrieden wäre, daß er ſeinem Nächſten nicht helfen könne, und dies als eine gute Entſchuldigung betrachtete, wenn er um Hülfe angeſprochen wird.

Zum Schluß geſtehe ich, daß die ſcholaſtiſche Methode zu argumentiren gröſtentheils ſehr beſchwerlich, unzulänglich, und übel angebracht ſey. Zugleich aber behaupte ich, daß nichts nützlicher ſeyn würde, als die Kunſt in der gehörigen Form nach der wahren Logik zu beweiſen, **das heiſt**, vollkommen der Materie gemäß und deutlich in Anſehung der Ordnung und Stärke der Folgen, dieſe mögen nun an und für ſich ſelbſt als richtig in die Augen fallen, oder ſchon vorher bewieſen ſeyn.

§. 5. **Philalethes.** Es mag aber auch mit der Schlußrede bey der Erkenntniß beſchaffen ſeyn wie es wolle;

ſo glaube ich doch mit Wahrheit ſagen zu können, daß ſie bey Wahrſcheinlichkeiten einen ſchlechten, oder gar keinen Nutzen hat. Denn da hier der Beyfall durch die größere Wichtigkeit der Beweißgründe, nachdem man ſie auf beyden Seiten, nebſt allen Umſtänden, gehörigermaßen erwäget hat, beſtimmet werden muß: ſo iſt nichts ſo unfähig, dem Verſtande hierinnen zu ſtatten zu kommen, als die ~~Schlußrede~~. ~~Der Verſtand~~ begnügt ſich an einer vorgegebenen Wahrſcheinlichkeit, oder an einem Beweis aus der Topik, und verfolgt dieſen ſo lange, bis ~~er ihn~~ [illegible] ganz von der Sache, die er betrachtete, abgeführt hat. [illegible] ~~Er~~ zwingt den Verſtand, bey einer noch entfernten Schwierigkeit, und hält ſelbigen dabey vielleicht mit einer Kette von Schlußreden feſt verwickelt, und gleichſam angefeſſelt, ohne ihm die Freyheit zu laſſen, vielweniger ihm die erforderliche Hülfsmittel zu verſchaffen, um zu zeigen, auf welcher Seite ſich, nach angeſtellter Betrachtung, alle dabey vorkommenden Dinge, die größeſte Wahrſcheinlichkeit finde.

16. Doch geſetzt, daß die Schlußrede, wie man vielleicht vorgeben mag, uns zu ſtatten komme, wenn wir die Menſchen ihrer Irrthümer überführen wollen, (wiewol ich gerne den Menchen ſehen möchte, der durch die Macht einer Schlußrede wäre gezwungen worden, ſeine Meynung zu verwerfen): ſo verläßt ſie dennoch unſere Vernunft ſtets in denjenigen Stücke, da ſie Beweisgründe erfindet, und neue Dinge entdeckt, welches gewiß, wo es nicht ihre höchſte Vollkommenheit, doch ihr ſchwerſtes und beſtimmtes Werk, und dasjenige iſt, wobey wir ihre Hülfe am mehreſten benöthigt ſind. Die Regeln der Schlußrede dienen nicht den Verſtand mit denjenigen Mittelbegriffen zu verſehen, welche die Verknüpfung der entfernten Begriffe zeigen können. Dieſe Methode zu ſchlieſſen entdeckt keine neuen Beweisgründe, ſondern iſt nur eine Kunſt, die Begriffe, die wir bereits haben, in eine Ordnung zu ſtellen. Der 47ſte Satz des erſten Buchs des Eu-

Euclydes iſt mehr als zu wahr: aber ich glaube nicht, daß die Entdeckung davon einigen Regeln der gemeinen Logik zuzuſchreiben ſey.

Der Menſch erkennt erſt eine Sache, und dann iſt er vermögend, dieſelbe durch förmliche Schlüſſe zu erweiſen: ſo daß die Schlußrede nach der Erkenntniß kömmt, und alsdenn hat man ſie wenig oder gar nicht nöthig. Es ſchreibt ſich hauptſächlich von der Erfindung der Begriffe her, welche die Verbindung der abgelegenen Begriffe zeigen, daß der Stamm der Erkenntniß vermehrt wird, und nützliche Künſte und Wiſſenſchaften höher ſteigen. Die Schlußrede iſt aufs höchſte eine Kunſt, mit der wenigen Erkenntniß, die wir haben, zu fechten, ohne ſelbige einigermaſſen zu vermehren. Und dafern ein Menſch ſeine ganze Vernunft auf dieſe Weiſe anwendete: ſo würde er nicht anders handeln, als der, welcher, wenn er einiges Eiſen aus dem Eingeweyde der Erde bekommen, lauter Schwerdter daraus ſchmieden lieſſe, und ſie ſeinen Dienern in die Hände gäbe, um ſich damit zu ſchlagen und einander umzubringen. Hätte der König von **Spanien** das in ſeinem Reiche befindliche Eiſen, und die Hände ſeines Volks ſo angewandt: ſo würde er ſehr wenig von dem Schatze ans Licht gebracht haben, der ſo lange in dem finſtern Eingeweyde von **Amerika** verborgen gelegen. –

Ich kann mich ſehr leicht bereden, daß der, welcher die ganze Stärke ſeiner Vernunft gleichſam nur zu Verſchieſſung der Schlußreden anwenden wird, überauswenig von dem größten Theil der Erkenntniß, die noch in dem Innerſten der Natur verborgen liegt, entdecken werde. Ja ich glaube, daß die natürliche **Bauervernunft**, wie ſie es ehemals gethan hat, einen leichtern Weg dazu öfnen, und den gemeinen Vorrath der menſchlichen Erkenntniſſe mehr vermehren möchte, als irgend ein Verfahren der Schulen nach den ſtrengen Regeln der Arten und Figuren.

Nutzen und Nothwendigkeit der Erkenntniſſen in der Kunſt zu erfinden.

Theophilus. Wenn man unter die Schlußreden auch die Formen derſelben, und alles das, was ich einen Beweis in Forma genannt habe, verſteht, ſo kann man ſagen, daß die Erkenntniß vor ſich nicht **evident** ſey, – und daß ſie es nur ſey, in ſofern ſie durch richtige Schlüſſe herausgebracht werden könne. In der Demonſtration des Quadrat von Ihnen angezeigten Satzes, daß der Hypothenuſe ſo groß iſt als Kateten, wird erfordert daß man das große Viereck zerſchneide, und die kleinen gleichfalls, woraus denn erhellet daß die zwey kleinen Vierecke ſich gerade in dem großen befinden. Das heißt die **Gleichheit nach der Kunſt beweiſen.** Die Analyſe der Alten beſtand, dem **Pappus** zu Folge darinnen, daß man mit dem, was man haben wollte, anfieng, und denn daraus ſo lange gewiſſe Schlüſſe zog, bis man auf den **entweder** gegebenen, **oder** auf einen bekannten Satz kam. Um dieſe Wirkung zu erhalten, habe ich bemerkt, daß man ſich der **reciproken** Sätze bedienen müſſe. Unterdeſſen muß ich hier bemerken, daß in aſtronomiſchen oder phyſiſchen Hypotheſen, die Umkehrung nicht ſtatt habe; daher man aber auch nicht aus dem Ausgang auf die Wahrheit der **Hypotheſe** einen Schluß machen kann. Es iſt wahr, ſie wird dadurch wahrſcheinlich, aber dieſe Wahrſcheinlichkeit ſcheint gegen die Regeln der Logik anzuſtoſſen, welche lehrt, daß eine Wahrheit aus falſchen **Vorderſätzen** gezogen werden könne. Man wird alſo ſagen, daß die Regeln der Logik bey wahrſcheinlichen Fragen nicht ganz anwendbar ſind. **Ich antworte, es iſt möglich, daß eine Wahrheit aus falſchen Vorderſätzen könne geſchloſſen ſeyn,** aber es iſt nicht immer wahrſcheinlich, da überdem eine bloſe Hypotheſe oft den Grund vieler Wahrheiten enthalten kann; und der Fall nur ſelten ſeyn kann *).

Man

---

*) Z. B. Jede gerade Linie iſt eine Figur.
Jeder Triangel iſt eine gerade Linie.
Folglich iſt jeder Triangel eine Figur.

Der

Man würde alsdenn mit **Cardan** ſagen können: daß die Logik des **Wahrſcheinlichen** andere Folgen hätte, als die Vernunftlehre der gewiſſen Wahrheiten. Aber ſelbſt die Wahrſcheinlichkeit dieſer Folgerungen müſſen nach den Regeln der **Logik** der nothwendigen Wahrheiten erwieſen werden.

§. 7. **Philaletheo.** Ich zweifele im geringſten nicht, daß nicht Mittel könnten gefunden werden, unſerer Vernunft in dieſem höchſtnützlichen Theile zu ſtatten zu kommen. Dieſes zu behaupten treibt mich Herr **Hoocker** an, ein Mann, der wohl zu urtheilen weiß, er ſagt in ſeiner Kirchenpolizey: „Könnte man noch die rechten Hülfsmittel „der wahren Kunſt und Gelehrſamkeit ausſindig machen, ſo „würde ohne Zweifel in der reifen Beurtheilung faſt ein ſo „großer Unterſchied unter den Menſchen, die ſich derſelben „bedienten, und unter denen ſeyn, die itzo ſind, als ſich un„ter den Menſchen, die itzo ſind, und unter einfältigen Leu„ten findet. Wiewol ich von dieſen Hülfsmitteln frey be„kennen muß, daß dieſes Weltalter, das den Namen eines

„ge-

Der Schlußſatz iſt wahr, der Oberſatz falſch. Denn hieraus würde folgen:

Keine gerade Linie iſt eine Figur.
Jeder Triangel iſt eine Figur.
Folglich iſt kein Triangel eine gerade Linie.

Dieſer Syllogiſmus ſtößt den Unterſatz der erſten Schlußrede ganz um. Behält man aber neben dem Schlußſatz dieſen Unterſatz hier bey,

Kein Triangel iſt eine gerade Linie.
Alle Triangel ſind Figuren.

ſo folgt nur:

Einige Figuren ſind keine gerade Linien.

Wenn alſo in Barbara der Schlußſatz ganz wahr, der Unterſatz aber ganz falſch iſt, ſo kann man daraus weder für noch wider die Wahrheit des Oberſatzes etwas ſchlieſſen.
Anm. des Ueberſetzers.

„gelehrten Jahrhunderts führt, dieſelben weder ſonderlich „kennt, noch ſich darum Mühe giebt.„ Ich will mich eben nicht rühmen, als hatte ich hier irgend eines von den rechten Hülfsmitteln der Kunſt gefunden oder entdeckt, deren dieſer große und grundgelehrte Mann gedenket. Gleichwol iſt es offenbar, daß die Schlußrede und die Logik, wie ſie itzo im Brauche ſind, und die zu ſeiner Zeit eben ſo bekannt waren, keins von dieſen Hülfsmitteln ſeyn können.

Mir genüget, wenn ich durch eine vielleicht von dem gemeinen Wege etwas abgehende Abhandlung, die in Anſehung meiner gewiß ganz neu, und nicht von einem andern entlehnt iſt, andern Anlaß werde gegeben haben, neuen Entdeckungen nachzudenken, und von ſich ſelbſt diejenigen rechten Hülfsmittel der Kunſt zu ſuchen. Ich befürchte aber, daß ſie nicht leicht von denen dürften gefunden werden, welche ſich auf eine ſclaviſche Art, nach anderer ihren Regeln und Lehren einſchränken. Denn die geſchlagenen Spuren führen dieſe Gattung vom Vieh, wie ſie ein verſtändiger Römer *) nennet, als deren Gedanken ſich nur auf die Nachahmung erſtrecken, nicht, wo man hingehen ſoll, ſondern wo man zu gehen pflegt. Non quo eundum, ſed quo itur.

Doch ich mag wol ſagen, daß dieſes Weltalter mit Männern von ſo ſtarker Beurtheilungskraft, und von ſolcher Fähigkeit des Verſtandes gezieret iſt, daß ſie zu dem Aufnehmen der Wiſſenſchaften neue und noch unentdeckte Wege öfnen könnten, dafern ſie ihre Gedanken mit dieſer Materie beſchäftigen wollten.

Theophilus. Sie haben mit dem ſeeligen Herrn Hoocker ſehr wohl bemerkt, daß die Welt mit der künſtlichen Logik eben nicht viel gewonnen hat; indeſſen aber glaube ich, daß es jederzeit Leute gegeben hat und noch gäbe, die

---

*) *Horatius* Epiſt. lib. I. Ep. 19.

O imitatores ſervum pecus!

darinn allerdings Nutzen geſchaft haben. Sie müſſen geſtehen, daß wir von Seiten der Mathematik ſowol als von Seiten der Philoſophie, wo das vortrefliche Werk ihres berühmten Freundes gewiß nicht das geringſte iſt, ſchönen Zuwachs zur Logik erhalten haben. Wir werden ſehen, ob wir nicht Nutzen davon haben ſollen.

§. 8. **Philalethes.** Da ich hier eine Gelegenheit gehabt habe, von der Schlußrede überhaupt, und von dem Nutzen derſelben im Schließen, und in dem Wachsthume unſerer Erkenntniß zu reden: ſo wird es, ehe ich dieſe Materie verlaſſe, nicht undienlich ſeyn, einen offenbaren Irrthum in den Regeln der Schlußrede zu bemerken; nemlich daß kein förmlicher Vernunftſchluß richtig und bündig ſeyn könnte, wenn er nicht wenigſtens einen allgemeinen Satz in ſich enthielte. Gleich als wenn wir nicht auch von beſondern Dingen richtig reden und eine Erkenntniß haben könnten; da doch in der That, wenn man die Sache recht erwägt, die beſondern Dinge der unmittelbare Vorwurf alles unſers vernünftigen Redens, und unſerer ganzen Erkenntniß ſind. Das vernünftige Reden und die Erkenntniß eines jeden Menſchen, geht blos mit denen Begriffen um, die in ſeiner eigenen Seele vorhanden ſind, davon gewiß ein jeglicher ein beſonderes Ding iſt. Und von andern Dingen haben wir nur eine Erkenntniß, und reden davon vernünftig, in ſo fern ſie mit beſondern Begriffen, die wir in der Seele haben, übereinkommen, ſo daß das Vernehmen der Uebereinſtimmung oder Unübereinſtimmung unſerer beſondern Begriffe, unſere ganze und vornehmſte Erkenntniß ausmacht. Die Allgemeinheit iſt ihr nur etwas Zufälliges, und beſteht blos darinn, daß die beſondern Begriffe, mit welchen ſie umgeht, ſo beſchaffen ſind, daß mehrere als ein einzelnes Ding mit ihm übereinkommen, und dadurch vorgeſtellt werden können. Es iſt aber das Vernehmen der Uebereinſtimmung oder Unübereinſtimmung zweener Begriffe, und folglich unſerer Erkenntniß gleich klar und gewiß; es mag nun einer von ſolchen Begriffen, oder keiner, oder es mögen beyde davon ge-

N3. [illegible]

geſchickt ſeyn, mehrere als ein wirkliches Weſen vorzuſtellen, oder nicht *).

Noch

---

*) Es giebt ja wol Schlußreden, da die Forderſätze beſondere Sätze ausmachen, und da der Schlußſatz wahr iſt. Z. B. etliche Chriſten ſind mit ihrem Zuſtande zufrieden; etliche Chriſten ſind arm: darum ſind etliche Armen mit ihrem Zuſtande zufrieden. Allein hier wird a veritate conſequentis ad veritatem conſequentiae geſchloſſen: und alſo treffen dergleichen Schlüſſe nur zufälligerweiſe ein: weil ſie ſich auf keine Nothwendigkeit einer Folge gründen. Das conſequens kann an ſich wahr ſeyn, ohne daß es aus den Forderſätzen nothwendig fließt. Und dergleichen Schlußreden mögen ohne Zweifel den Herrn Loken verleitet haben, daß er es für eine Grille der Schulen anſieht, wenn dieſe lehren, daß in jeder Schlußrede allemal ein allgemeiner Satz zum Grunde ſtehen müſſe. Nach des Herrn Lokes Regel der Uebereinſtimmung findet ſich zwar in den Forderſätzen der beygebrachten Schlußrede eine Uebereinſtimmung des Mittelgliedes mit den Begriffen des Schlußſatzes; aber wer mag wol eine Nothwendigkeit von einer Folge darinn ſehen können? Zu einer Schlußrede gehört nicht nur die Wahrheit der Forderſätze beſonders, ſondern auch die Wahrheit und Nothwendigkeit der Folge; ſoll anders die Wahrheit der Konkluſion in den Forderſätzen ihren zureichenden Grund haben, und daraus gewiß und verſtändlich werden.

Denn wäre die Folge nur zufällig: ſo wäre der Grund davon auch nur zufällig; mithin nicht zureichend. Wie kann aber eine nothwendige Folge ſich in einer Schlußrede finden, wenn kein allgemeiner Satz vorhanden iſt? Wenn ein allgemeiner Satz, unter welchem ein anderer Satz ſteht, wahr iſt: ſo iſt auch der Satz nothwendig wahr, der unter ſelbigen ſteht und von ihm abgeleitet wird. Denn was von allen geſagt werden kann, das kann auch von etlichen geſagt werden: und was von der Gattung gilt, das gilt auch von der Art, und von allen, was unter der Gattung und Art enthalten.

Herr Loke dringt auf Mittelbegriffe und meynt: wenn dieſe mit den Ideen des Schlußſatzes in den Forderſätzen übereinſtimmten: ſo wäre die geſuchte Wahrheit gefunden. Allein er muß es nicht wahrgenommen haben, daß jedes Mittelglied allemal von einer allgemeinen Erſtreckung iſt; folglich iſt die Allgemeinheit bey einem Schluſſe

nicht

Noch eins wird mir, ehe ich dieſe Materie verlaſſe, von der Schlußrede vorzubringen erlaubt ſeyn. Nemlich, kann man denn auch noch wol mit gutem Grunde unterſuchen, ob die Form, die voritzo die Schlußrede hat, eben diejenige iſt, die ſie billig haben ſollte? Denn da das Mittelglied die beyden äuſſerſten Glieder, das iſt, das Subjekt und Prädikat, durch ſeine Vermittelung vereinigen muß, um die Uebereinſtimmung oder Unübereinſtimmung der zween Begriffe, von welchen die Frage iſt, zu zeigen: würde denn nicht die Stellung des Mittelgliedes natürlicher ſeyn, und die Uebereinſtimmung oder den Streit der äuſſerſten Glieder klärer und beſſer zu erkennen geben, wenn es zwiſchen ihnen in die Mitten gebracht würde? Und das kann ganz leicht geſchehen, wenn man die Sätze verwechſelt, und das Mittelglied zum Prädikat des Oberſatzes und zum Subjeckte des Unterſatzes macht, zum Exempel:

Omnis homo eſt animal;
Omne animal eſt vivens:
Ergo omnis homo eſt vivens.

Omne

---

nicht zufällig; ſondern ſie befindet ſich bereits in dem Mittelgliede.

Wenn Herr Loke frägt: ob es nicht ſchicklicher wäre, wenn in einer Schlußrede, um die Uebereinſtimmung oder Unübereinſtimmung des Mittelgliedes mit dem Forder- und Hintergliede beſſer einzuſehen, der Oberſatz zwiſchen den Unterſatz und Schlußſatz zu ſtehen käme? ſo hat ſolches eben nicht viel auf ſich; wenn zumal der Schlußſatz ſchon bekannt iſt, und das Mittelglied dazu gefunden iſt. Da aber gleichwol eine jede Schlußrede den dreyfachen Zuſtand in der Seele, nemlich den vergangenen, den gegenwärtigen und künftigen vorſtellt; und der gegenwärtige durch den vergangenen beſtimmt wird: ſo iſt ein zureichender Grund vorhanden, warum der Oberſatz vielmehr die erſte Stelle, der Unterſatz die zweyte, und der Schlußſatz die dritte einnehmen muß; zumal, wenn man durch die Forderſätze den Schlußſatz zu erhalten ſucht.

Sonſt hat uns auch Herr Loke in dieſem §. ein vieles von dem ſchlechten Nutzen der förmlichen Schlüſſe erzehlet. Allein Herr von Wolf hat den Nutzen derſelben klar genug vor Augen gelegt. S. Logik H. 4. §. 10.

Poley.

Omne corpus eſt extenſum & ſolidum;
Nullum extenſum et ſolidum eſt pura extenſio:
Ergo corpus non eſt pura extenſio.

Ich habe nicht nöthig, Ihnen noch mit Beyſpielen von Schlußreden beſchwerlich zu ſeyn, davon die Schlußſätze beſondere Sätze ſind. Es bleibt aus einerley Grunde bey dieſen ſowol, als bey allgemeinen Schlußſätzen eben dieſelbe Form.

In einem jeden Syllogismus iſt ein allgemeiner Satz.

Theophilus. So wie Sie die Aehnlichkeit der Dinge ſich vorſtellen, denken Sie ſich gewiß mehr Gaben, als Sie ſollten. Sie werden kein einziges unſrer gewöhnlichen Argumente darſtellen können, ohne allgemeine Wahrheiten dazu zu gebrauchen. Indeſſen muß ich doch hiebey anmerken, daß man, (was die Form betrift), die ~~beſondere~~ individuellen Sätze unter den allgemeinen begreift. Denn, obgleich nur ein Apoſtel **Petrus** war, ſo kann man doch ſagen, daß der Apoſtel Petrus, wer er auch war, ſeinen Herrn verleugnet habe. Mithin gehört der Syllogismus

Der heilige Petrus hat ſeinen Herrn verleugnet;
Der heilige Petrus war ein Jünger,
Folglich hat ein Schüler ſeinen Herrn verleugnet,

ob er gleich nur aus ~~beſondern~~ individuellen Sätzen beſteht, zu denen, welche allgemein bejahende Sätze haben, und der Modus iſt aus Darapti der dritten Figur.

Ob ich nun gleich zum Theil mit ihnen einſtimmig denke, ſo ſcheint es mir doch mehr methodiſch zu ſeyn, von allgemeinen Sätzen anzufangen, ſo wie die Majoren in der erſten und zweyten Figur ſind. – Dieſen Weg haben auch verſchiedene Redner eingeſchlagen. – Die Verbindung ſteht freylich nach Ihren Ideen beſſer hervor. **Ariſtoteles** konnte für die gemeine Einrichtung einen beſondern Grund haben. – Anſtatt zu ſagen A iſt B, ſagt er B iſt in A. Und ſo beobachtet er freylich die ihnen gutdünkende Verbindung. Denn anſtatt zu ſagen:

B iſt C
A iſt B
Folglich iſt A – auch C,

wird er ſagen,

C iſt in B
B iſt in A
Folglich iſt C in A.

Ich will ein Beyſpiel geben. Anſtatt daß **Ariſtoteles** ſagen ſollte:

Ein Rektangulum iſt ein Iſogon,
Ein Viereck iſt ein Rektangulum,
Folglich iſt ein Viereck auch ein Iſogon, –.

wird er ſich ſo ausdrücken:

Das Iſogon iſt in dem Rektangulum,
Das Rektangulum iſt in dem Viereck,
Folglich iſt das Iſogon in dem Viereck.

So ganz übel iſt dieſes nicht. Denn im Grunde betrachtet iſt das Prädikat in dem Subjekt, oder vielmehr die Idee des Prädikats iſt in der Idee des Subjekts eingeſchloſſen. Das Iſogon iſt in dem Rektangulum, – denn ein **Rektangulum** iſt eine Figur, welche lauter rechte Winkel hat. Nun ſind alle rechte Winkel untereinander gleich, – – folglich iſt die Idee eines Rektangulum die Idee einer Figur, deren Winkel gleich ſind. Dieß iſt aber die Idee des Iſogons. Die gemeine Art ſich auszudrucken betrift mehr die Individua; – die ariſtoteliſche Methode nimmt mehr auf die Ideen oder auf das Allgemeine Rückſicht. Wenn ich z. B. ſage, ein jeder **Menſch iſt ein Thier**, ſo will ich ſo viel ſagen; – Alle Menſchen ſind unter den Thieren begriffen; – ich weiß aber auch zu gleicher Zeit, daß die Idee eines

Thieres in der Idee eines Menſchen mit einbegriffen iſt. Das Thier enthält mehr Individua als der Menſch, aber der Menſch begreift mehr Ideen, oder Formalitäten. Das eine hat mehr Beiſpiele, das andre mehr Stuffen der Realität. Jenes eine größere Extenſion, dieſes eine größere Intenſion.

Eben ſo kann man ſagen, daß die ganze ſyllogiſtiſche Lehrart aus der de continente & contento demonſtrirt werden kann. – Dieſe iſt jedoch von jener des Ganzen und des Theiles verſchieden. Denn das Ganze iſt allemal größer, als der Theil, – aber das **Enthaltende** und **Enthaltene** ſind ſich oft einander gleich. Dieſer Fall findet bey **reciprokiſchen** Sätzen oft ſtatt. – –

§9. **Philalethes.** Obgleich die Vernunft in die Tiefen des Meers und der Erde dringt; ob ſie gleich unſere Gedanken bis zu den Sternen erhebt, und uns durch die ſehr großen Räume und weiten Zimmer dieſes vortreflichen Weltbaues führet: ſo kömmt ſie doch bey dem wirklichen Umfange, auch nur der körperlichen Weſen, viel zu kurz. Und es ereignen ſich viele Fälle, da ſie uns verläßt und zwar:

I. verläßt uns die Vernunft ganz und gar, wo es uns an Begriffen fehlt; ſie erſtreckt ſich nicht weiter, als die Begriffe, und kann ſich auch nicht weiter erſtrecken. Derowegen, wo wir keine Begriffe haben, da höret unſer Schließen auf, und wir ſind mit unſerer Rechnung zu Ende. Und reden wir zuweilen von Wörtern, welche keine Begriffe bemerken: ſo beſchäftigen wir uns mit bloßen Schallen, und ſonſt mit nichts.

§10. II. Unſere Vernunft kann oft nicht fort, wegen der Dunkelheit, Verwirrung oder Unvollkommenheit der Begriffe, womit ſie beſchäftigt iſt, und ſie weiß alſo nicht, was ſie thun ſoll: und da ſehen wir uns mit Schwierigkeiten und vielen Widerſprüchen verwickelt. Alſo, da wir nur unvollkommene Begriffe von den

Wirkungen unſerer Seele, und von dem Anfange der Bewegung, oder eines Gedanken haben, wie nemlich die Seele das eine oder das andere davon in uns hervorbringt; ja da wir von den Wirkungen Gottes noch unvollkommene Begriffe haben: ſo verfallen wir, wegen der geſchaffenen freywirkenden Weſen in große Schwierigkeiten, dabey die Vernunft ſich nicht wohl herausfinden kann.

§. 11. III. Unſere Vernunft iſt oftmals ganz unſchlüßig: weil ſie diejenigen Begriffe nicht vernimmt, welche ihr dienen könnten, die gewiſſe oder wahrſcheinliche Uebereinſtimmung oder Unübereinſtimmung von zween andern Begriffen zu zeigen: und in dieſem Stücke ſind einige Menſchen den andern an Kräften weit überlegen. Ehe die Algebra, das vortrefliche Werkzeug und Exempel der menſchlichen Scharfſinnigkeit entdecket ward, ſah man viele von den Beweiſen der alten Mathematiker mit Erſtaunen an, und man konnte ſich kaum entbrechen zu glauben, daß die Erfindung einiger von dieſen Beweisthümern mehr als etwas menſchliches wäre.

§. 12. IV. Es wird die Seele, wenn ſie aus falſchen Gründen ſchließt, oft in Ungereimtheiten und Schwierigkeiten verwickelt, und in große Noth und Widerſprüche geſtürzt, ohne zu wiſſen, wie ſie ſich davon wieder frey machen ſoll. Und in dieſem Falle iſt es vergebens, bey der Vernunft Hülfe zu ſuchen: es wäre denn, daß ſie das Falſche entdecken, und den Einfluß ſolcher unrichtigen Gründe verwerfen müßte. Es fehlet ſo viel, daß die Vernunft die Schwierigkeiten heben ſollte, in welche den Menſchen das Bauen auf einen falſchen Grund ſtürzt, daß ſie ihn, wenn er ihr nachgehen wird, deſtomehr verwirrt macht, und in noch größere Schwierigkeiten verwickelt.

§. V. Wie dunkele und unvollkommene Begriffe unſere Vernunft oftmals in Verwirrung ſetzen: ſo pflegen auch, aus eben dem Grunde, zweifelhafte Wörter und ungewiſſe Zeichen oft im Reden und Diſputiren, wenn man nicht genau darauf Acht hat, die menſchliche Vernunft irre zu machen, und die Menſchen dahin zu bringen, daß ſie nicht wiſſen, was ſie weiter ſagen, oder thun ſollen. Jedoch in den beyden letztern Fehlern vergehen wir uns, und nicht die Vernunft. Indeſſen ſind die Folgen davon nichts deſtoweniger gemein, und man kann die Verwirrungen oder Irrthümer, womit ſie der Menſchen Gemüther anfüllen, allenthalben wahrnehmen.

Schwierigkeiten bey der Erfindungskunſt.

Theophilus. Ich weiß nicht, ob wir ſo wenige deutliche Begriffe haben wie man zu ſagen pflegt. Was die verworrenen Begriffe betrift, dergleichen wir von den Farben, Geſchmack u. ſ. w. haben: ſo ſind ſolche das Reſultat vieler an ſich deutlichen Begriffe, die wir aber an ſich nicht deutlich nachahmen. Dergleichen verworrene Begriffe kann es eine unendliche Menge geben, die aber mehr für andere Creaturen als für uns ſind. Dieſe Eindrücke aber, wie wir ſie nennen, dienen auch mehr gewiſſe Triebe hervorzubringen, als eben unſer Vernunft die Materialien zu verſchaffen, es wäre denn daß mit ihnen deutliche Begriffe könnten verbunden ſeyn. Der vornehmſte Fehler unſerer Erkenntniß beſtehe darinn, daß wir zwar deutliche Begriffe haben, daß ſie aber mit den verworrenen vermiſcht ſind. Dadurch werden wir öfters in unſern Beobachtungen aufgehalten, und oft ſtürzt uns die Menge und Mannigfaltigkeit der Objeckte, die wir betrachten müſſen, in Dunkelheit, wenn ſie auch unſern Sinnen und unſern Verſtand einzeln betrachtet, deutlich dargelegt ſeyn ſollten. Zum Beyſpiel, wenn wir tauſend Kugeln vor uns haben, ſo iſt es offenbar, daß wenn wir dieſelben in gewiſſe Hauffen und Figuren bringen, wir leicht die Zahl derſelben finden werden. Bey großen Magazinen verfährt man auf eine gleiche Weiſe, und es iſt offenbar, daß wir dadurch des Zählens überhoben ſind. Eben ſo geht es auch in den Wiſſenſchaften wo wir auf viele Dinge unſere Aufmerkſamkeit richten müſſen. Wir ſuchen uns allda auch einen kurzen Weg zu einer Wahrheit zu gelangen, wir wiſſen aber nicht immer ob er uns auch zu dem wahren Ziele hinbringt. Z. E. Was ſcheint wohl den erſten Anſehn nach leichter zu ſeyn als der Begrif der **Prim-Zahl?** das iſt diejenige Zahl die nur durch 1 kann getheilt werden. Demohnerachtet ſucht man noch ein poſitives Merkmal, woraus man auf eine leichte Art, |ohne zu den Primitiv-Diviſoren ſeine Zuflucht zu nehmen, welche geringer ſind, als ~~die Quadrat-Wurzel~~ die gegebenen ~~Prim-~~ Zahl,) dieſelben ſicher erkennen kann. Es ſind freylich viel ſolche Merkmale vorhanden, aus denen ohne weitläuftige Berechnung erhellt, daß eine ~~ſolche~~ Zahl keine Prim-Zahl ſey, – aber man will denn doch gern ein ſolches Merkmal haben, welches auf eine leichte und ſichre Art darthäte, daß es die Prim-Zahl ſey, wenn ſie es wirklich iſt.

Mängel der Algebra.

Daher entſteht auch die **Unvollkommenheit** der Algebra, obgleich die Begriffe, deren man ſich in derſelben bedient, bekannt genug ſind. Denn bis itzt weiß man noch keine Methode, die Irrationalwurzeln irgend einer Gleichung über den alten Grad, (einen ſehr eingeſchränkten Fall ausgenommen) zu finden. Denn die Methoden deren ſich **Diophant**, **Scipio**, **du Fer**, und Ludwig von **Ferrara** für dem **zweyten dritten** und **vierten** Grad bedient haben, um ſie auf den **erſten** Grad oder um eine **unreine** Gleichung auf eine **reine** zu reduciren, ſind unter ſich ungemein verſchieden, das heiſt, diejenige, welche für einen Grad taugt, iſt von der, nur einen Grad verſchieden, welche für den andern Grad angewandt werden kann. – Denn der zweyte, oder der Grad der **quadratiſchen** Gleichung wird auf den **erſten** reduzirt, indem man das **zweyte** Glied wegnimmt. Der **dritte**, oder der Grad der kubiſchen Gleichung wird aufgelöſet, indem durch die Zerlegung der **unbekannten** in **Theile**, eine Gleichung des **zweiten** Grades herauskommt. Bey dem **vierten** Grad darf man nur von beyden Seiten der Gleichung etwas hinzuthun, damit ſie von einer Seite zur andern gehe; – und dazu wird weiter nichts als eine **kubiſche** Gleichung erfordert. –

Jedoch alles das hängt gar zu ſehr **vom ohngefähr** und der Miſchung des Glücks und der Kunſt ab; – und bey einem angeſtellten Verſuche der **zwey letztern** Grade bliebe es immer ungewiß, ob er gelingen werde. – Auch beym **fünften** und ſechſten Grad wird Kunſt erfordert, wenn auch gleich **Deskartes** bey ſeiner Methode, ſich beym **vierten** Grade die Gleichung als ein Produckt zwey andrer **quadratiſchen Gleichungen** vorzuſtellen, (welche aber nicht mehr leiſtet, als die des Ludwig von **Ferrara**) glaubte, bey dem **ſechſten** Grade glücklich zu ſeyn. Wenigſtens hat der Erfolg widerſprochen. – Hieraus erhellt, daß unſre **Ideen**, ſo klar und deutlich ſie auch immer ſeyn mögen, uns nicht immer das gewähren, was man wünſcht. – Die **Algebra** iſt alſo auch nicht die Erfindungskunſt, weil ſie allemal eine noch allgemeinere vorausſetzt; – nicht zu gedenken, daß die **Buchſtabenrechnung** der Imagination ſehr zu Hülfe kommt.

Die Alten hatten eine Buchſtabenrechnung.

Wer des **Diophantus**, **Apollonius** und **Pappus** Werke kennt, der wird nicht daran zweifeln daß die Alten eine **Buchſtabenrechnung** hatten. – **Viet** gab ihr einen größeren Wirkungskreis, indem er nicht nur das, was man ſuchte, ſondern auch die **gegebenen** Zahlen durch **allgemeine Charaktere** ausdrückte, und ſo das durch Rechnen herausbrachte, was **Euklid** durch Räſonnements zuwege brachte. **Deskartes** wandte dieſe Berechnung auf die **Geometrie** an, und bezeichnete die Linie **durch**

Gleichungen. – Und doch verwunderte ſich **Jsmael Bulliald** und erſtaunte über **Archimeds** Demonſtrationen über die Spirale, und konnte nicht begreifen, wie dieſer große Mann es verſuchen konnte, die Tangente dieſer Linie zur Dimenſion des Zirkels zu gebrauchen. – Der Vater **Gregor von St. Vincent** glaubte aus einer Art von Vermuthung, das er durch den Parallelismus der Spirallinie mit der Parabel darauf gefallen ſey.

Alle dieſe Methoden ſind aber zu ſpeciell. Die Infiniteſimalrechnung zeigt eine **allgemeinere** an, wodurch die Erfindung der **Spirallinie** nur ein Spielwerk iſt, ſo wie auch alle vorige Bemerkungen über die Ausmeſſung der krummen Linien, nunmehro ihr Schweres verlieren. –

Dieſe **neue** Rechnung hat überdem den Vortheil, daß ſie auch den Aufgaben, welche **Deskartes** aus ſeiner Geometrie ausſchlieſſet, weil ſie zur **Mechanik** gehörten, – (eigentlich weil ſie zu ſeiner Rechnung nicht paſſeten), der Imagination ihr Geſchäfte abkürzen.

Die Irrthümer, die aus unbeſtimmten, zweifelhaften Worten entſtehn, – – können wir füglich verhüten. –

§. 14. **Philalethes.** Einige von denen Begriffen, die ſich in der Seele finden, ſind darinnen ſo beſchaffen, daß ſie ſich unmittelbar miteinander vergleichen laſſen. Bey dieſen Begriffen kann es die Seele ſo klar ſehen, daß ſie miteinander übereinkommen, oder miteinander ſtreiten, als ſie es ſieht, daß ſie ſelbige hat. Dergeſtalt vernimmt es die Seele ſo klar, daß das Bogenſtück eines Zirkels weniger iſt, als der ganze Zirkel, als ſie die Idee von einem Zirkel vernimmt; und daher nenne ich dieſes, wie ich geſagt habe, die anſchauende Erkenntniß. Dieſe Erkenntniß iſt gewiß und auſſer allen Zweifel geſetzt; ſie hat keines Beweiſes vonnöthen, und kann auch nicht bewieſen werden, weil das der höchſte Grad von aller Gewißheit iſt, die ein Menſch erreichen kann. Hierinnen beſteht die Augenſcheinlichkeit aller derjenigen Grundſätze, die niemand in Zweifel zieht. Ein jeder giebt ihnen nicht nur Beyfall, ſondern er weiß es auch, daß ſie wahr ſind, ſobald ſie nur dem Verſtande vorgebracht werden. Dieſe Wahrheiten zu entdecken und ihnen beyzupflichten, braucht man die ſchlieſſende Kraft nicht. Man hat keinen Vernunftſchluß dabey nöthig, ſondern ſie werden, vermittelſt eines höhern Grades der Augenſcheinlichkeit erkannt. Und ich glaube leicht, wofern ich von unbekannten Dingen muthmaßen kann, daß einen ſolchen Grad itzo die Engel haben, und die Seelen der zur Vollkommenheit gelangten Gerechten in der zukünftigen Herrlichkeit von unzählichen Dingen haben werden, die voritzo unſern Begriffen entweder gänzlich entwiſchen, oder nach welchen wir, da unſere nicht ſogar weitſehende Vernunft nur einigen ſchwachen Schein davon bekommen hat, in finſtern greifen.

§. 15. Allein ob wir gleich hie und da etwas weniges von dieſem hellen Lichte, einen Funken von der klaren Erkenntniß erblicken: ſo iſt doch der größeſte Theil unſerer Begriffe ſo beſchaffen, daß wir ihre Uebereinſtimmung oder Unübereinſtimmung durch eine unmittelbare Vergleichung derſelben nicht einſehen können. Bey allen dieſen Begriffen haben wir des Schlieſſens nöthig: wir müſſen uns der Beweißrede und der Folgerungen bedienen, wenn wir hier etwas entdecken wollen. Von dieſen Begriffen giebt es nur zwo Gattungen, deren hier abermals zu gedenken, ich mir die Freyheit nehmen werde. Denn erſtlich ſind es diejenigen Begriffe, deren Uebereinſtimmung oder Streit miteinander ſich, vermittelſt anderer Begriffe, die man mit ſelbigen vergleicht, erforſchen läßt; ob ſie ſchon dadurch nicht, daß man die Begriffe unmittelbar nebeneinander ſtellt, kann eingeſehen werden. In dieſem Falle, wenn nehmlich die Uebereinſtimmung oder der Streit des Mittelbegriffes auf beyden Seiten mit denen, mit welchen wir ſie vergleichen wollen, klar geſehen wird, läuft es auf eine Demonſtration hinaus, dadurch eine gewiſſe Erkenntniß zuwege gebracht wird; die aber, ob ſie wohl gewiß iſt, dennoch nicht ſo leicht, noch durchaus ſo klar iſt, als die anſchauende Erkenntniß. Denn bey dieſer iſt nur ein bloßes Anſchauen, wobey nicht der geringſte Irrthum oder Zweifel ſtatt findt: man ſieht die ganze Wahrheit vollkommen und auf einmal. Bey der Demonſtration findet ſich zwar auch ein Anſchauen; aber man ſieht nicht alles auf einmal. Denn da müſſen wir uns des Anſchauens der Uebereinſtimmung des Mittelgriffes mit demjenigen Begriffe erinnern, mit welchem wir jenen vorher verglichen, wenn wir ihn mit dem andern oder folgenden vergleichen: und wo viele Mittelbegriffe ſind, da iſt die Gefahr in Irrthum zu verfallen um ſoviel größer.

Denn eine jede Uebereinſtimmung oder Unübereinſtimmung der Begriffe muß bey jedem Schritte der ganzen Ableitung wahrgenommen, geſehen, und im Gedächtniſſe eben ſo, wie ſie iſt, behalten werden; und die Seele muß verſichert ſeyn, daß kein Stück von dem, was zu einer Demonſtration nothwendig erfordert wird, ausgelaſſen, oder überhüpfet ſeyn. Dies macht gewiſſe Demonſtrationen lang und verwirrt, und denen gar zu ſchwer, welche keinen durchdringenden Verſtand haben, ſo viel beſondere Stücke deutlich einzuſehen, und ſie genau und ordentlich in ihrem Kopfe zu führen. Selbſt diejenigen, die ſich ſolcher tiefen und verwickelten Nachſinnungen zu bemeiſtern im Stande ſind, ſehen ſich oftmals genöthigt, dieſelben wieder durchzugehen; ja es iſt mehr als ein Durchgehen nöthig, ehe ſie zur Gewißheit gelangen können. Jedoch wo die Seele die Anſchauung gänzlich behält, die ſie von der Uebereinſtimmung eines Begriffes mit dem andern, und dieſes mit einem dritten, und dieſes wiederum mit einem vierten und ſo weiter hatte: da iſt die Uebereinſtimmung des erſten und des vierten Begriffes, eine Demonſtration, und wirket eine gewiſſe Erkenntniß, welche man die ſchlieſſende Erkenntniß, gleich wie man das andere die anſchauende Erkenntniß nennen kann.

§16. Hernach giebt es andere Begriffe, von deren Uebereinſtimmung oder Unübereinſtimmung auf keine andere

B. Was [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Urtheil nennen, [illegible] [illegible] Meinung, Vermuthung.

Weiſe geurtheilt werden kann, als durch Vermittelung anderer Begriffe, die mit den Hauptbegriffen keine gewiſſe, ſondern nur eine gewöhnliche oder wahrſcheinliche Uebereinſtimmung haben. Und eben mit dieſen Begriffen beſchäftigt ſich eigentlich das Urtheil, welches die Beypflichtung der Seele iſt, daß gewiſſe Begriffe miteinander übereinkommen, indem man ſie mit ſolchen wahrſcheinlichen Mittelbegriffen vergleicht.

Ob nun wol dies niemals eine gewiſſe Erkenntniß, ja auch nicht dasjenige ausmacht, das der geringſte Grad davon iſt: ſo verbinden doch manchmal die Mittelbegriffe die äußerſten ſo feſt miteinander, und die Wahrſcheinlichkeit iſt ſo klar und ſtark, daß der Beyfall ſo nothwendig erfolget, als eine Erkenntniß auf die Demonſtration zu folgen pflegt. Die beſondere Vortreflichkeit, und der vornehmſte Gebrauch des Urtheiles beſteht darinn, daß man die Stärke und Wichtigkeit einer jeden wahrſcheinlichen Meynung genau beobachtet, und recht zu ſchätzen weiß, und ſodann, wenn man alle wahrſcheinliche Meynungen recht gegeneinander gehalten und erwäget hat, diejenige Seite erwählet, welche den gröſſeſten Ausſchlag giebt.

§.17. Die anſchauende Erkenntniß iſt das Vernehmen der gewiſſen Uebereinſtimmung oder Unübereinſtimmung zweener Begriffe, die man miteinander verglichen hat. Die ſchlieſſende Erkenntniß iſt das Vernehmen der gewiſſen Uebereinſtimmung oder Unübereinſtimmung zweener Begriffe durch Vermittelung eines andern oder mehrerer andern Begriffe. Ein Urtheil iſt, da man denkt oder glaubt, daß zweene Begriffe vermittelſt eines oder mehrerer Begriffe übereinkommen, oder einander zuwider ſind, deren gewiſſe Uebereinſtimmung oder Unübereinſtimmung mit jenen die Seele ausdrücklich nicht ~~ſieht~~, ſondern wahrgenommen hat, daß ſie gemein und gewöhnlich iſt. bemerkt,

§.18. Ob es nun wol einen wichtigen Theil der Vernunft ausmacht, und das iſt, womit ſie ſich gemeiniglich beſchäftigt,

tigt, wenn man einen Satz von einem andern ableitet, oder Folgerungen in Worten macht: ſo beſteht doch das Hauptwerk bey einem Vernunftſchluß darinn, daß man die Uebereinſtimmung oder Unübereinſtimmung zweener Begriffe mit einander, durch Vermittelung eines dritten, findet. So wie man vermittelſt der Elle findt, daß zwey Häuſer von gleicher Länge ſind, die man nicht zuſammenfügen, und aneinander halten kann, um ihre Gleichheit zu meſſen. Die Wörter haben ihre Folgen, als Zeichen von ſolchen Begriffen: und die Dinge kommen überein, oder ſtreiten miteinander, ſo wie ſie wirklich vorhanden ſind; wir nehmen es aber nur vermittelſt unſerer Begriffe wahr.

Von der anſchauenden Erkenntniß Gottes und der Geiſter.

Theophilus. Nur Gott alleine kommt es zu, von allen Dingen eine **anſchauende** Erkenntniß zu haben. Selbſt die **ſeligen Seelen**, die nicht mehr in dieſen groben Körper eingehüllt ſind, — auch die vollkommenſten endlichen Geiſter, werden bisweilen in Erkenntniß der Wahrheiten Schwierigkeiten finden, ſie würden auch ohne dieſen Schwierigkeiten des Vergnügens **Entdeckungen zu machen**, das eins der größeſten iſt, beraubt ſeyn, ob es gleich wahr ſeyn kann, daß ſie eine Sache mit einem Augenblick überſehen können, auf der wir viele Zeit wenden müſſen, und doch nicht ans Ende kommen. Man muß ſich nur immer vorſtellen, daß es eine unendliche Menge von Wahrheiten giebt, die ſie zum Theil niemals, zum Theil nach und nach und noch, und zum Theil erſt durch Vernunftſchlüſſe herausbringen, oder wol gar nur muthmaßen können.

Philalethes. Folglich ſind dieſe Geiſter nichts mehr als blos vollkommenere Thiere wie wir, es kommt eben ſo heraus, als wenn Sie mit dem Kayſer von dem Monde ſagten: **es iſt daſelbſt alles ſo, wie hier.**

Theophilus. Ich will das nicht ſo gerade zu behauptet haben, ich will nur ſagen, daß die Stufen der Vollkommenheit ins Unendliche fortgehen. Indeſſen bleibt der

Grund immer der nemliche. In meiner Philoſophie habe ich dieſen Satz zum Axiom gemacht, der allenthalben anwendbar iſt. Ich kann mich von dem Daſeyn **unbekannter** oder **verworrener** Wahrheiten nicht anders als durch ſolche Wahrheiten überzeugen, die bekannt und deutlich ſind; dieſe **Art zu philoſophiren** macht die Philoſophie an ſich nicht allein leicht, ſondern ich glaube auch daß man ſich ihrer alſo bedienen müſſe: So wie dieſe Philoſophie die aller einfachſte **dem Grunde** nach iſt; ſo iſt ſie um ſo viel fruchtbarer, da ſich die Natur bis ins Unendliche abändert, und da ſie dieſer beſtändig folgt, und ſich mit ſo vieler Würde, – Ordnung, und Reichthum in mannichfaltige Geſtalten abändert.

Daher ſtelle ich mir auch vor, daß es keinen Geiſt giebt, ſo ſehr er auch über uns Menſchen erhaben ſeyn möchte, der nicht **über ſich** einen höheren Geiſt haben ſollte. So ſehr wir aber auch unter ſo vielen Geiſtern ſtehen, ſo haben wir doch den Vortheil, daß wir in dieſer ſublunariſchen Welt nicht als ſolche **eingetragen**, ſondern immer dem **Range nach** die **erſten** ſind, und daß wir bey der großen Unwiſſenheit, in der wir uns befinden, doch nichts ſehen, was uns überträfe. Wären wir eitel, ſo könnten wir ſo denken, wie **Cäſar** dachte, – welcher **lieber in einem Flecken der erſte, als in Rom der zweyte ſeyn wollte.**

Ich rede indeſſen hier ganz allein von den natürlichen Erkenntniſſen dieſer Geiſter, und nicht von jenen **Viſionen** oder **übernatürlichen** Erleuchtungen, welche ihnen Gott geben und gönnen kann.

§. 19. **Philalethes.** Da ein jeder ſeine Vernunft **entweder** zu ſeinem eigenen Vortheile, **oder** gegen einen andern gebraucht, ſo wird es nicht unſchicklich ſeyn, wenn ich **über** die **vier Gattungen von Argumenten**, deren ſich die Menſchen bey ihren Streitigkeiten mit andern zu bedienen pflegen, um **entweder** ihren Beyfall zu erhalten, **oder** ſie doch zum Schweigen zu bringen, – hier einige Betrachtungen anſtelle.

Es giebt **vier** Gattungen Beweiſe:

I. Die **erſte** kann man einen Beweis *ad verecundiam* nennen. Sie beſteht darinnen, daß man Meynungen von ſolchen Perſonen anführet, deren Verſtand, Gelehrſamkeit, hohe Würde, – Macht, oder andre Urſachen ihnen einen Namen erwecken, und ihr Anſehen auf die gemeine Hochachtung mit einer gewiſſen Art der Herrſchaft feſtgeſetzt haben. – Wenn die Menſchen erſt eine gewiſſe Würde erlangt haben, ſo hält man es für eine Verletzung der Beſcheidenheit, wenn andre ſolche Würde auf irgend einige Art ſchmälern, und das Anſehen derer, die in dem Beſitze derſelben ſind, in Zweifel ziehen. – Man pflegt es als einen Stolz auszulegen, daß man ſich nicht ſogleich der Entſcheidung bewährter Schriftſteller unterwirft, die von andern mit Ehrerbietung und Gehorſam aufgenommen zu werden pflegt. – Nicht anders hält man es für eine ſträfliche und große Verwegenheit, wenn man ſeine eigene Meynungen auf die Bahn bringt, oder ſie gegen die Meynung eines hochgelahrten Doktors, oder ſonſt eines berühmten Schriftſtellers hält. Ein jeder, der ſeine Meynung mit Anführung gewiſſer Stellen beweiſet, denkt dadurch gewonnen zu haben, und nennt eine jede Widerſetzung eines andern **Unverſchämtheit.**

II. Der Beweis ad ignorantiam beſteht darinnen, daß man von ſeinem Gegner verlanget, das **entweder** zuzugeben, was ſie als einen Beweis anführen, **oder** einen beſſern anzuzeigen. –

III. Der Beweis ad hominem beſteht darinnen, daß man jemanden mit Folgerungen zuſetzt, die man aus ſeinen eignen Gründen, oder aus dem, was er einmal zugeſtanden, gezogen hat.

IV. Der

XLIV. Der Beweis ad indicium iſt die Anwendung der Beweiſe, welche aus einem von den Gründen gezogen ſind, auf welchen die Erkenntniß oder die Wahrſcheinlichkeit beruhet. Dies iſt unter allen **vier** Gattungen der **einzige**, der uns **wirklich** belehrt, und auf dem Wege zur Erkenntniß forthilft. Denn

es folgt nicht
1) ~~zeigt er~~, daß eines andern Meynungen ~~nicht~~ deshalb die gute und richtige iſt, weil ich ihm aus Ehrerbietung oder aus andern Abſichten nicht widerſprechen will; ~~ſondern weil ich davon überzeugt bin~~.

folgt nicht
2) ~~Beweiſet er~~, daß der andre ~~nicht~~ den rechten Weg gehe, und daß ich ~~nicht~~ deshalb eben den Weg gehn ſoll, weil ich keinen beſſern weiß. –

3) Daraus, daß mir ein andrer zeigt, ich gienge auf einem unrechten Weg, folgt auch gar nicht, daß er ſelbſt auf dem rechten Weg gehe.

Ich kann beſcheiden ſeyn, und deshalb der Meynung eines andern nicht widerſprechen. – Auch Unwiſſenheit kann Schuld ſeyn, daß ich keine **beſſere** vorzubringen im Stande bin. – Ich kann mich in einem Irthum befinden, und ein andrer kann mir ſelbigen zeigen. – Dies alles kann mich zur Annahme der Wahrheit **vorbereiten**; – es trägt aber gewiß nicht das geringſte bey, daß ich die **Wahrheit ſelbſt erkenne**. Dies müſſen **Beweisgründe** und **Vernunftſchlüſſe**, dies muß das **Licht**, das aus der **innern Einrichtung der Dinge kommt**, nicht aber **meine** Blödigkeit, oder Unwiſſenheit, oder Irthum bewirken. –

Theophilus. Man muß ohne Zweifel unter dem, **was man ſagen**, und unter dem, was **man als wahr glauben kann**, einen Unterſchied annehmen. – Jedoch, ſo wie die mehreſten Wahrheiten frey und ungezwungen behauptet werden können, ſo giebt es manches Vorurtheil gegen eine Meynung, das man aber ſorgfältig verhelen muß. –

Von dem Beweiſe ad ignorantiam,

Der Beweis ad ignorantiam iſt in den **Muthmaßungsfällen** gut, wo es der Klugheit gemäß iſt, eine Meynung ſo lange als **wahr** anzunehmen, bis die **gegenſeitige** bewieſen iſt.

Von dem Beweiſe ad hominem,

Der Beweis ad hominem hat den Nutzen, daß er darthut, eine oder die andre Behauptung ſey falſch, und der Gegner habe ſich auf irgend eine Art geirret.

ad vertiginem.

Hiezu könnte man noch **andre** Arten Beweiſe, deren man ſich bedient, ſetzen, zum Beyſpiel: denjenigen den man ad vertiginem nennt. Hiebey ſtellt man folgenden Schluß an: **wenn dieſer Beweis nicht angenommen wird, ſo haben wir gar kein Mittel, in der Sache, wovon die Rede iſt, zur Gewißheit zu gelangen. Das iſt aber eine Ungereimtheit.** In gewiſſen Fällen hat dieſer Beweis ſeinen groſſen Nutzen, als wenn jemand die **unmittelbaren** und **Primitivwahrheiten** leugnen wollte, zum Beyſpiel, daß **eine Sache nicht zu gleicher Zeit ſeyn und nicht ſeyn kann.** Denn, wenn man mit Grunde dieſes leugnen wollte, ſo könnte man nichts mehr; es ſey, was es wolle, erkennen. – Sobald man ſich aber gewiſſe Principien gemacht hat, und ſie auch aufrecht erhalten wiſſen will, weil ſonſt das ganze einmal angenommene Syſtem über den Haufen fallen würde, ſo iſt der Beweis keinesweges **entſcheidend**, weil man immer unter dem, was zur **Aufrechterhaltung** unſrer Erkenntniſſe nothwendig iſt, und dem, was bey **unſern einmal angenommenen Lehrſätzen, oder poetiſchen Maximen zum Grunde liegt,** einen **Unterſchied** machen muß. –

Die Juriſten haben manchmal ein **ähnliches** Räſonnement gebraucht, um die Tortur und die Verdammung der ſogenannten Zauberer zum Tode auf die **Ausſagen der eben dieſes Verbrechens angeklagten Gefangenen** zu rechtfertigen. Sie ſagen: wenn **dieſer Beweis** un-

gültig wäre, wodurch wollten wir ſie denn überführen? – So glauben auch verſchiedene gelehrte Juriſten, daß **in Criminalverbrechen**, wo die **Ueberführung ſehr ſchwer** iſt, **leichte** Beweiſe für **hinlänglich und zureichend** gehalten werden müſſen. Allein das iſt noch kein Grund. Daraus folgt nur, daß man ſorgfältiger dabey zu Werke gehe, aber nicht, daß man alles ſogleich glauben müſſe, ausgenommen bey Verbrechen von **der allergröſten Wichtigkeit**; zum Beyſpiel bey dem **Hochverrath**, wo dieſe Betrachtung allerdings von Gewichte iſt, nicht um jemanden zu verdammen, ſondern, um ihn zu verhindern, daß er ſchade. Mithin kann bey gewiſſen Gerichten, wo die Geſetze und die Gewohnheiten es verſtatten, noch ein gewiſſes Mittelding nicht unter **Schuldig** und **Nichtſchuldig**, ſondern unter **Verurtheilung und Verweiſung an ein anderes Gericht** ſtattfinden. –

Einen ähnlichen Beweis hat man ſeit kurzem in **Deutſchland** gebraucht, um das **Schlagen des ſchlechten Geldes** zu beſchönigen. – **Wenn man ſich**, ſagt man, **an die vorgeſchriebene Geſetze halten wollte, ſo könnte man kein Geld ſchlagen, ohne daran ſehr zu verlieren. Es kann alſo nicht unerlaubt ſeyn, die Vermiſchung der Metalle zu verfälſchen.** Allein, auſſerdem daß man blos das Gewicht und nicht die Vermiſchung der Metalle und alſo die innre Güte, (um die Betrügereyen deſto beſſer zu verhüten,) verfälſchen müſte, ſo ſetzt man etwas als nothwendig voraus, das es doch nicht iſt. Denn ich kenne **weder** ein göttliches noch ein menſchliches Geſetz, welches diejenigen, welche keine Bergwerke oder Silber in Stangen beſitzen, verbände, Geld zu ſchlagen. Geld von Geld zu ſchlagen, iſt aber eine ſehr ſträfliche Gewohnheit, die natürlicherweiſe die **Verfälſchung** nach ſich ziehn muß. **Wie ſollen wir es aber machen, um unſer Regale, Geld zu ſchlagen, gebrauchen zu können? – Begnügen Sie ſich, meine Herren**, würde ich denen antworten, die dieſe Frage aufwerfen, **wenig**, **aber gutes Geld** zu ſchlagen, wenn ſie auch dabey einen kleinen Verluſt hätten, weil ſie weder **berechtigt** ſind, und es auch das allgemeine Beſte nicht erfordert, die Welt mit elender **Scheidemünze** zu überſchwemmen. –

§. 23. **Philalethes.** Aus den vorigen Bemerkungen und Raiſonnements über die Beziehung unſerer Vernunft zu der Vernunft andrer Menſchen, können wir nun im Stande ſeyn über die Eintheilung **über** und **wider** die **Vernunft** einige Beobachtungen herzunehmen:

1) Diejenigen Sätze ſind **der Vernunft gemäß**, deren Wahrheit wir entdecken können, wenn wir die Ideen, die wir durch die **ſinnliche** Empfindung oder das **Ueberdenken** erhalten, unterſuchen, ihnen nachgehen, und durch natürliche Ableitung finden, daß ſie **wahr** oder wahrſcheinlich ſind.

2) **Ueber die Vernunft** ſind ſolche Sätze, deren **Wahrheit** oder **Wahrſcheinlichkeit** wir durch die Vernunft nicht aus dieſen Quellen herleiten können.

3) **Wider die Vernunft** ſind ſolche Sätze, die mit unſern klaren und deutlichen Ideen gar nicht beſtehen können. So iſt die Exiſtenz eines einigen Gottes **der Vernunft gemäß**; – das Daſeyn mehrerer als eines Gottes **wider die Vernunft**; die Auferſtehung der Todten **über die Vernunft**.

Ferner, da der Ausdruck **über die Vernunft** in einer doppelten Bedeutung genommen werden kann, daß er etwas bedeutet, welches **entweder** über die Wahrſcheinlichkeit, **oder** über die Gewißheit geht, ſo glaube ich auch, daß der Ausdruck **wider die Vernunft** in ſolchem weiten Verſtande müſſe genommen werden.

Theo-

Ueber den Ausdruck über die Vernunft.

Theophilus. Ueber Ihre Erklärung deſſen, was über die **Vernunft** iſt*), läſſet ſich eins und das andre ſagen, zumal, wenn Sie ſolche mit dem angenommenen Sprachgebrauche vereinigen wollen. Denn **mich dünkt immer**, dieſe Definitien gehe auf beyden Seiten zuweit. Wenn wir ſie annehmen, ſo würde **Alles**, was uns unbekannt iſt, und was wir in unſerm gegenwärtigen Zuſtande nicht einſehn, über

---

*) Hiemit vergleiche man des Verfaſſers Traktat von der Uebereinſtimmung des Glaubens mit der Vernunft, der ſeiner Theodicee vorgedruckt iſt. Herr von Leibnitz hat ſich in dieſer Abhandlung ungemein viel Mühe gegeben, dieſen Begrif klar und deutlich zu machen. Er ſagt: was wider die Vernunft iſt, das iſt wider die ganz unſtreitig gewiſſen und unveränderlichen Wahrheiten, und was über die Vernunft iſt, das iſt, nur blos wider das, was man gemeiniglich zu erfahren und zu begreifen pflegt. Zur letzten Klaſſe rechnet er die Lehre von der Dreyeinigkeit. Ob es ihm damit ein Ernſt geweſen ſey, wollen wir dahin geſtellt ſeyn laſſen. Wer eine Sache glauben ſoll, muß doch wol einen Begrif von der Sache haben, die er glauben ſoll, nun aber kann von der heiligen Dreyeinigkeit kein reeller Begrif gegeben werden, es iſt alſo offenbar, daß dies keine Glaubenswahrheit ſeyn könne. Denn ſobald wir einen reellen Begrif (nicht einen aus einer verlegenen Dogmatik,) von der Dreyeinigkeit haben: ſo hört ſie auf ein Geheimniß zu ſeyn, das ſoll ſie aber nicht, es iſt alſo offenbar, daß man ganz etwas kontradicktoriſches fordert, wenn man auf den Glauben an eine Dreyeinigkeit dringt. Jedoch wenn man ſich überreden kann, daß dieſe Lehre auf die Moralität Einfluß hat: ſo mag man ſie immer hin lehren; ſo wenig wie ich dem Glauben derer Abbruch thun will, die den Beyfall an unmögliche Dinge, den Triumph des Glaubens zu nennen belieben. Ich beneide es ihnen auch nicht, daß ſie treue Nachfolger Tertullians ſind, und die bekannte Stelle in ſeinem Buche de carne chriſti für lautere Wahrheit annehmen. Gottes Sohn iſt geſtorben, dies iſt glaublich, weil es ungereimt iſt; er iſt begraben und wieder lebendig geworden: dies iſt gewiß, weil es unmöglich iſt. Mortuus eſt Dei filius: credibile eſt, quia *ineptum* eſt; & ſepultus revixit, certum eſt, quia *impoſſibile*.

Anm. des Ueberſetzers.

über die Vernunft ſeyn, z. B. **daß dieſer oder jener Fixſtern größer oder kleiner iſt, als die Sonne; ferner,** daß der **Veſuv** in manchen Jahren Feuer auswerfen werde. Dies ſind Erſcheinungen, welche wir nicht begreifen können, **nicht**, weil ſie über unſere Sinne gehn, denn wir könnten hievon ſehr gut urtheilen, wenn wir vollkommnere Organe hätten, und von den Umſtänden näher unterrichtet wären. – Es giebt auch Schwierigkeiten, die über unſere itzige Fähigkeiten, nicht aber über die ganze Vernunft ſind. – So kann z. B. kein Aſtronom das Eintreffen einer Sonnenfinſterniß in einer Zeit von einem **Vaterunſer**, und ohne eine Feder in die Hand zu nehmen, ausrechnen. Vielleicht giebt es indeſſen ein **Genius**, dem dies nur ein **Spielwerk** iſt. Auf dieſe Art könnten alle Dinge durch Hülfe der Vernunft bekannt gemacht oder ausgeübt werden, wenn wir vollſtändigeren Unterricht über die Fakta ſelbſt, – feinere Organen, und einen höhern Geiſt vorausſetzen. –

Philalethes. Dieſer Einwurf fällt gleich über den Haufen, ſobald ich meine Definition nicht nur von unſerer Senſation oder Reflektion, ſondern auch von der, die ein jeder andrer geſchafner möglicher Geiſt hat, verſtehe.

Theophilus. Wenn Sie es ſo nehmen, ſo gebe ich Ihnen Recht. – Es wird aber denn doch eine andere Schwierigkeit übrig bleiben, daß nemlich Ihrer Erklärung zufolge nichts mehr **über die Vernunft** ſeyn wird, weil Gott immer Mittel an die Hand geben kann, wie wir eine jede Wahrheit durch die **Senſation** und **Reflektion** einzuſehn im Stande ſind. So werden uns wirklich die gröſten Geheimniſſe durch die Zeugniſſe Gottes bekannt, welche man durch die Bewegungsgründe der **Glaubwürdigkeit** kennet, worauf unſre Religion beruhet, und dieſe Bewegungsgründe hängen unſtreitig von der Senſation und Reflexion ab. Die Frage ſcheint alſo nicht die zu ſeyn, – ob die **Exiſtenz eines Faktums, oder die Wahrheit eines Satzes aus den Grundſätzen**

der

hergeleitet werden könne, deren ſich die Vernunft bedient, das heiſt, aus der Senſation und Reflexion, oder auch aus den äuſſeren oder innren Sinnen; ſondern, ob ein erſchafner Geiſt im Stande ſey, das wie dieſes Faktums, oder den Grund dieſer Wahrheit a priori zu erkennen. Auf dieſe Art kann man ſagen, daß man das, was **über die Vernunft** iſt, zwar einſehen, aber nicht durch die Wege und Kräfte der erſchafnen Vernunft begreifen könne, ſo groß und erhaben dieſe Vernunft auch ſeyn mag. Gott allein iſt es aufbehalten, es zu wiſſen: – ihm allein kommt es auch zu, es für gewiß auszugeben.

§ 24. **Philalethes.** Das Wort **Vernunft** hat noch eine andre Bedeutung, nach welcher es dem Glauben entgegengeſetzt wird. – Ohnerachtet nun dieß an ſich ſelbſt eine ſehr uneigentliche Art zu reden iſt: ſo hat es doch der gemeine Gebrauch ſo beſtätiget, daß es thöricht ſeyn würde, wenn man ſich **entweder** demſelben widerſetzen, oder ihn ſteuren wollte. Unterdeſſen ſtelle ich mir vor, und ich glaube nicht Unrecht zu haben, daß der **Glaube**, wie man ihn auch der Vernunft entgegenſetzen mag, nichts anders ſey, als ein feſter Beyfall der Seele, welcher, in ſofern er ſo eingerichtet iſt, wie es unſre Pflicht erfordert, jeder Sache mit gutem Grunde gegeben werden muß: – folglich kann er auch nicht der Vernunft entgegengeſetzt werden. Wer, ohne Grund zu haben, etwas glaubt, der kann in ſeine eigene Einbildungen verliebt ſeyn, er ſucht aber **weder** die Wahrheit, wie er ſoll, **noch** leiſtet er ſeinem Schöpfer den ſchuldigen Gehorſam, nach deſſen Willen er ſeine ihm verliehene Unterſcheidungskraft gebrauchen, und ſich ſo vor dem Irrthume hüten ſoll. – Wer dies unterläſſet, der befindet ſich, wie er auch zuweilen die Wahrheit finden mag, zufälligerweiſe auf dem rechten Wege, und ich weiß nicht, ob das gute Glück der zufälligen Begebenheit die Unrichtigkeit ſeines Verfahrens entſchuldigen wird. Soviel iſt doch gewiß, daß er für alle Irthümer, auf die er verfällt, Rechenſchaft geben muß. – Der hingegen der das ihm von Gott gegebene Licht und die mitgetheilten Kräfte gebraucht, und die Wahrheit aufrichtig zu entdecken ſucht, kann das Vergnügen haben, daß, da er als ein vernünftiges Geſchöpf ſeiner Pflicht nachkommt, die Belohnung dafür nicht ausbleiben könne, ob er gleich die Wahrheit nicht hat finden können.

Der Glaube muß ſich auf die Vernunft ſtützen.

Theophilus. Ich ſtimme Ihnen völlig bey, wenn Sie wollen, daß ſich der **Glaube** auf die Vernunft gründen müſſe. – Warum ſollten wir ſonſt die Bibel dem **Koran**, oder den alten Büchern der **Braminen** vorziehn *)? – Dies haben auch unſere Gottesgelehrten und andre geſchickte Männer ſehr wohl eingeſehen, und dies hat uns auch ſo ſchöne Werke über die **Wahrheit der chriſtlichen Religion** und ſo viel ſchöne Beweiſe verſchaft, die man den Heyden und alten und neuen Ungläubigen entgegengeſetzt. **Ferner** haben gelehrte Männer diejenigen allemal für **verdächtig** gehalten, welche vorgeben, man **müſſe ſich** in **Glaubensſachen nicht** um **Gründe** und **Beweiſe** bekümmern. – Eine in der That unmögliche Sache glauben, müſte denn nichts anders als **Herſagen** oder **Wiederholen**, und **Hingehen laſſen** ohne ſich darum zu bekümmern, bedeuten, wie es viele Leute machen, und wie dies einigen Nationen mehr als andern eigen iſt.

---

*) Wir wollen hiemit vergleichen, was er an einem andern Orte ſagt. Er führt den Celſus redend ein. Dieſer macht den Chriſten folgenden Einwurf: „Wenn ſie auch gleich „bey ihrem gewöhnlichen, grübelt nicht, glaubet nur! „beharren; ſo müſſen ſie mir doch wenigſtens ſagen, „was das für Dinge ſind, die ich glauben ſoll?„ Hierinnen hat er ohne Zweifel recht, und dieſes geht wider diejenigen, die z. B. Gott für gut und gerecht ausgeben, und dabey doch behaupten: wir hätten gar nicht den geringſten Begrif von der Gütigkeit und Gerechtigkeit, wenn wir ihm dieſe Vollkommenheiten zuſchreiben. Allein man muß nicht alle ~~ein~~mal adaequate Begriffe fordern, die nichts in ſich faſſen, das nicht deutlich erklärt worden; indem uns ſelbſt die empfindlichen Beſchaffenheiten, als die Wärme, das Licht, das Süße, dergleichen Begriffe nicht geben können. Alſo ſind wir hierinnen eins, daß die Geheimniſſe können erklärt werden: allein dieſe Erklärung iſt unvollkommen. Es iſt ſchon genug, wenn wir von einem Geheimniſſe, als von der Dreyeinigkeit und der Menſchwerdung einige analogiſche Erkenntniß haben, damit wir nicht leere Worte ſagen, die ſchlechterdings keinen Verſtand haben, wenn wir ſie annehmen: allein es iſt eben nicht nothwendig, daß die Erklärungen ſo weit gehen, als es wol zu wünſchen wäre: nemlich daß wir die Sache begreifen und eigentlich wiſſen können, wie es damit zugehe.

Anm. des Ueberſetzers.

Daher kam es, daß verſchiedene **ariſtoteliſche Philoſophen** des **funfzehnten** und **ſechszehnten** Jahrhunderts, von welchen man noch lange hernach Ueberreſte gehabt hat, (dies kann man aus den Briefen des Herrn **Naude** und den **Naudeaner** ſchlieſſen,) zwey ſich entgegengeſetzte Wahrheiten, eine philoſophiſche und eine theologiſche behaupten wollten, und daß ſich das letzte **lateraniſche Concilium** unter **Leo X.** ihnen mit Recht widerſetzte, wie ich ſchon werde bemerkt haben.

Zu unſerer Zeit ſagte zwar auch einmal ein ſehr angeſehener Mann: man müſſe ſich in Glaubensſachen die Augen ausſtechen, um helle zu ſehen, und **Tertullian** ſagt an einem Orte: dies iſt wahr, denn es iſt unmöglich; man muß es glauben, denn es iſt eine Ungereimtheit. Aber wenn auch die Abſicht derer, die ſich auf dieſe Art ausdrücken, gut iſt; ſo ſind doch die Ausdrücke übertrieben und können Schaden anrichten. Paulus redet viel richtiger, wenn er ſagt: Die Weisheit Gottes ſey den Menſchen eine Thorheit, weil ſie nur nach ihrer Erfahrung urtheilen, die ſehr eingeſchränkt iſt, und alles was nicht damit übereinſtimmt, ſcheint ihnen etwas Ungereimtes zu ſeyn.

Aber dies Urtheil iſt ſehr verwegen: denn es giebt ſelbſt unendlich viel natürliche Dinge, die bey uns für abgeſchmackt würden gehalten werden, wenn man ſie uns erzählte. So kam es dem Könige von **Siam** abgeſchmackt vor, da man ihm ſagte, daß unſere Flüſſe zufrören. Die Ordnung der Natur ſelbſt iſt nicht metaphyſiſch nothwendig, ſondern gründet ſich auf das Wohlgefallen Gottes. Er kann aus höhern Gründen der Gnade davon abweichen, wenn man dies gleich nur auf gute Beweiſe annehmen muß, und dieſe können nur aus dem Zeugniſſe Gottes ſelbſt herrühren, dem man ſchlechterdings nachgeben muß, wenn es völlig bewährt iſt.

Achtzehntes Hauptſtück.

Vom Glauben, von der Vernunft und ihren Grenzen.

§.1.2. Philalethes. 3. 9. 77.

Wir wollen uns einmal dem angenommenen Sprachgebrauch unterwerfen und zugeben, daß man in gewiſſen Verſtande den **Glauben** von der **Vernunft** unterſcheide. Es iſt aber billig, daß man dieſen Verſtand ſehr genau erkläre, und die Grenzen zwiſchen beyden Worten feſtſetze. Denn die Ungewißheit dieſer Grenzen hat in der That große Streitigkeiten in der Welt veranlaſſet, und iſt vielleicht gar die Urſache merkwürdiger Unordnungen geweſen.

Es iſt wenigſtens bekannt, daß man ſo lange, bis man ſie beſtimmte, vergebens ſtritte, weil man die Vernunft gebrauchen muß, wenn man über den **Glauben** ſtreitet *). Ich finde, daß ſich jede Seckte der Vernunft

mit

---

*) Es iſt elend genug, daß, da der gütige Gott den Menſchen zwey Lichter, ich meyne das Licht der Vernunft und der Offenbarung aufgeſteckt, ſie ſich gleichwol derſelben in ihrer Ordnung nicht recht gebrauchen, ſondern immer Ver-

nunft

mit Vergnügen bedienet; ſo lang ſie von ihr einigen Beyſtand zu haben glaubt. Indeſſen, ſeitdem der Gebrauch
der

nunft und Glauben miteinander vermengen: woraus denn nothwendig lauter Streitigkeiten entſtehen müſſen. Einige wollen gar keine Vernunft bey der Offenbarung und dem Glauben leiden; ſie ſagen: ein Chriſt müſſe aller Vernunft abſagen. Andere erheben die Vernunft zu ſehr; ſie machen dieſelbe zum Richter in Glaubensſachen; ſie ſoll den eigentlichen Erkenntniß- und Erklärungsgrund der göttlichen Offenbarung abgeben. Allein beyde machen keinen Unterſchied unter der Vernunft in objektiviſchen und in ſubjektiviſchen Verſtande genommen.

Denn da die Vernunft in objektiviſchem Verſtande eben der Zuſammenhang der allgemeinen Wahrheiten iſt, welchen der allweiſe Schöpfer ſelbſt in die Welt geleget: ſo kann unter der Vernunft und der göttlichen Offenbarung gar kein Widerſpruch möglich ſeyn, weil ſie beyde den allerweiſen Gott zum Urheber haben. Ja, die allgemeinen Wahrheiten der Vernunft kommen oft den geoffenbarten Wahrheiten zu ſtatten, und leiſten dieſen beſondern Nutzen, theils wenn man ſelbige wider ihre Gegner vertheidigen muß, indem doch die meiſten Einwürfe aus falſcher Philoſophie genommen ſind, theils wenn man zu einer Konkluſion, die bereits aus der Offenbarung gezogen iſt, Gründe der Vernunft ſuchet, um dieſelbe gehörig zu demonſtriren. Wem es gefällt, der kann hievon des Herrn Muſäus ſo gründlich geſchriebenes Buch, welches ihm die theologiſche Profeſſion zuwege brachte: de uſu Principiorum rationis & philoſophiae in controverſiis theologicis, nachleſen.

Was nun die Vernunft im ſubjektiviſchen Verſtande betrift, da ſie das Vermögen bemerket, den Zuſammenhang der allgemeinen Wahrheiten einzuſehen, die die göttliche Weisheit in die Welt geleget, ſo findet dieſelbe bey der göttlichen Offenbarung, auch in ſoweit Statt, daß ſie, in ſofern ſie von dem Verſtande an ſich betrachtet unterſchieden iſt, den Zuſammenhang der geoffenbarten Wahrheiten einſieht. Denn ſogleich wie der Verſtand nöthig iſt, die theologiſchen Wahrheiten zu vernehmen: ſo iſt auch die Vernunft im ſubjektiviſchen Verſtande genommen, vonnöthen, den Zuſammenhang ſolcher Wahrheiten einzuſehen.

Da nun aus dem Zuſammenhange der allgemeinen Wahrheiten, die in der Verknüpfung der Dinge in der Welt der Vernunft gefehlet hat, ruft man aus: dies iſt ein **Glaubensartikel**, der über die **Vernunft** iſt; aber der Gegner hätte ſich eben derſelben Entſchuldigung bedienen können, da man anfieng mit Vernunftgründen wider ihn zu reden: es ſey denn, daß man nicht bemerkt, warum ihm dies in einem gleich ſcheinenden Fall nicht erlaubt ſey. Ich ſetze voraus, daß die **Vernunft** hier die **Entdeckung der Gewißheit oder Wahrſcheinlichkeit der Säze iſt, die aus den Kenntniſſen gezogen ſind, welche wir durch den Gebrauch unſerer natürlichen Fähigkeiten, nemlich durch die Senſation und Reflexion** erlangt haben, – und daß der **Glaube** der **Beyfal** iſt, den man einem Satz giebt, welcher ſich **auf die Offenbarung**, das heißt, **auf eine auſſerordentliche Mittheilung Gottes gründet, der ſie den Menſchen bekannt gemacht hat.** Allein ein Menſch, der **göttliche Eingebungen** hat, kann den übrigen Menſchen keine **neue einfache** Ideen mittheilen, weil er ſich

---

enthalten ſind, nicht erkannt werden kann, wie wir zu der ewigen Glückſeligkeit gelangen können, die göttliche Offenbarung aber dieſen wichtigen Mangel auf eine gewünſchte Art erſetzet: wie mag es wol möglich ſeyn, daß die ſubjektiviſche Vernunft einen Erkenntnißgrund der Offenbarung abgeben kann; indem ſie kein Licht in dieſe bringt, ſondern von derſelben empfängt. Und nimmt ſie ſolches Licht behörig an, ſieht ſie den Zuſammenhang der geoffenbarten Wahrheiten ein, ſchließt ſie und führt Beweiſe aus ſelbigen: ſo heißt ſie ſodann eine erleuchtete Vernunft.

So kann auch die Vernunft keinen Erklärungsgrund bey einer göttlichen Offenbarung abgeben. Dies würde dem Begriffe von einer ſolchen Offenbarung widerſprechen, weil ſie ihr Licht mit ſich führet. Dergeſtalt irret ſich Herr **Loke** gar ſehr, wenn er die Vernunft zum Erkenntnißgrunde der göttlichen Offenbarung angiebt, und ſie als einen Richter über dieſelbe ſetzet. Uebrigens wird des Herrn von **Leibniz** ſchöne Abhandlung von der Uebereinſtimmung des Glaubens mit der Vernunft, bey dieſem ganzen Hauptſtücke viel Licht geben; ſie befindt ſich in ſeiner Theodicee.

Poley.

ſich der Worte oder anderer Zeichen bedienen muß, welche in uns **einfache Ideen** erregen, die durch die Gewohnheit damit verbunden worden, oder die es ſchon durch ihre Zuſammenſetzung ſind. Soviel neue Ideen auch **Paulus** bey ſeiner Entzückung in den dritten Himmel bekommen hat; ſo konnte er doch nur ſagen: es wären Dinge, die **kein Auge geſehen, kein Ohr gehöret und in keines Menſchen Herz nie gekommen wären.** Geſetzt auch, es wären im Jupiter Geſchöpfe, die **ſechs** Sinne hätten, und Gott gäbe einen unter den Menſchen auf eine **übernatürliche** Art die Ideen dieſes **ſechſten Sinnes**; ſo würde er ſie doch den übrigen Menſchen nicht mittheilen können. Man muß alſo die **urſprüngliche** und **fortgepflanzte** Offenbarung unterſcheiden. Die **erſte** iſt ein Eindruck, den Gott **unmittelbar** auf den Geiſt macht; und **dieſer können wir keine Grenzen anweiſen.** Die **andre** entſteht nur durch die gewöhnlichen Wege der **Mittheilung**, und kann keine **neue einfache Begriffe verſchaffen.** Die Wahrheiten, die man durch die **Vernunft** entdecken kann, können uns zwar durch eine **fortgepflanzte Offenbarung** mitgetheilet werden. So hätte Gott z. B. den Menſchen **geometriſche Lehrſätze** offenbaren können. Aber dies würde nicht mit ſo vieler Gewißheit geſchehen ſeyn, als wenn wir den Beweis davon haben würden, der aus der **Verbindung der Begriffe** hergenommen iſt. Eben ſo hatte Noah eine gewiſſere Erkenntniß von der **Sündfluth**, als wir durch **die Bücher Moſes** bekommen; und die Gewißheit desjenigen, der ſahe, daß **Moſes wirklich** ſchrieb, und daß er die Wunder wirklich verrichtete, die Beweiſe ſeiner göttlichen Eingebung ſind, war größer als die unſrige. Daher kann die **Offenbarung** einer **deutlichen** und **ausgemachten** Wahrheit, der **Vernunft** nicht entgegen ſeyn, weil man ſelbſt dann, wann die Offenbarung **unmittelbar** und **urſprünglich** iſt, ganz zuverläßig wiſſen muß, daß man ſich nicht betrügt, wenn man ſie Gott zuſchreibt, und daß wir den Sinn derſelden recht faſſen. Und dieſe Zuverläßigkeit kann nie größer ſeyn, als die Zuverläßigkeit unſerer **anſchauenden Erkenntniß**: folglich kann kein Satz als eine göttliche Offenbarung angenommen werden, wann er dieſer **unmittelbaren** Erkenntniß widerſpricht; ſonſt bliebe hier kein **Unterſchied** zwiſchen **Wahrheit** und **Falſchheit**, kein Maaß des **Glaublichen** und **Unglaublichen**. Man kann es ſich auch nicht vorſtellen, daß etwas von Gott, dem wohlthätigen Urheber unſers Daſeyns, kommen ſollte, das man für **wahr** angenommen hätte, und das doch **die Grundlage** unſerer **Kenntniſſe über den Haufen würfe**, und alle unſere Fähigkeiten unnütz machte. Diejenigen, welche die Offenbarung nur mittelbar oder durch Ueberlieferung oder ſchriftlich haben, brauchen die Vernunft noch mehr, um davon überzeugt zu werden. Indeſſen bleibt immer wahr, daß die Dinge, die durch unſere natürliche Fähigkeiten nicht entdeckt werden können, eigentlich Glaubensſachen ſind. Z. B. Der Fall der **widerſpenſtigen Engel und die Auferſtehung der Todten.** Hier muß man **allein** die Offenbarung hören, und in Anſehung der **wahrſcheinlichen Sätze** wird eine **zuverläßige Offenbarung** die **Wahrſcheinlichkeit** beſtimmen.

Erklärung des menſchlichen Glaubens.

Theophilus. Wenn Sie den Glauben nur für das halten, was ſich auf **Beweggründe der Glaubwürdigkeit** ſtützet: und wenn Sie ihn von der **innern** Gnade unterſcheiden, die den Geiſt **unmittelbar** regieret; ſo iſt alles, was Sie ſagen, ganz **ausgemacht**. Man muß geſtehen, daß es viele Urtheile giebt, die **zuverläßiger** ſind, als die, welche von dieſen **Beweggründen** abhangen. **Einige** ſind richtiger als **andere**. Es ſind auch viele Menſchen, welche ſie niemals erkannt, noch weniger abgewogen haben, und die folglich nicht einmal das haben, was für einen Bewegungsgrund der Glaubwürdigkeit gehalten werden könnte. Allein die **innre Gnade des heiligen**

Geiſtes ergänzt es bey ihnen auf eine **übernatürliche** Art, und dies nennen die Theologen eigentlich den göttlichen **Glauben.**

Vom göttlichen Glauben.

Dieſen verleiht Gott zwar niemals, als wenn das, was man glauben ſoll, in der **Vernunft** *) gegründet iſt: Sonſt

---

*) Herr von Leibnitz hat ſich in dieſem Kapitel faſt ein wenig zu kurz gefaßt. Herr Loke hat Dinge geſagt, die jener überhüpft hat, die aber allerdings des Nachdenkens werth ſind, wir wollen ſie hieher ſetzen: Alles, was Gott of- .§10.
fenbaret hat, iſt gewiß wahr, und es kann kein Zweifel dagegen gemacht werden. Ob es aber eine göttliche Offenbarung ſey oder nicht, davon muß die Vernunft urtheilen, die niemals der Seele geſtatten kann, eine gröſſere Klarheit zu verwerfen, um dasjenige zu ergreifen, was weniger klar iſt, noch ihr erlauben, die Wahrſcheinlichkeit gegen Erkenntniß und Gewißheit anzunehmen. Kein Beweisthum, daß eine überlieferte Offenbarung göttliches Urſprungs ſey, ſowol in Anſehung der Worte, darinn wir ſie empfangen, als des Verſtandes, in welchem wir ſelbige nehmen, kann ſo ſonnenklar, und ſo gewiß ſeyn, als es die Gründe der Vernunft ſind. Derowegen kann man nicht mit Recht auf etwas, das den offenbaren und an ſich klaren Ausſprüchen der Vernunft entgegen iſt, und nicht damit beſtehen kann, als auf eine Glaubensſache dringen, oder ihm Beyfall geben, wobey die Vernunft nichts zu ſchaffen hätte. Was nun eine göttliche Offenbarung iſt, das muß alle unſere Meynungen, Vorurtheile und Vortheile bemeiſtern, und hat gleichſam ein Recht, mit völligem Beyfalle angenommen zu werden. Ein ſolcher Gehorſam wie dieſer, mit welchem ſich unſere Vernunft dem Glauben unterwirft, verrücket die Grenzen der Erkenntniß nicht; ſie macht den Grund der Vernunft nicht wankend, ſondern läßt uns den Gebrauch unſerer Kräfte, wozu ſie uns gegeben waren.

.§11. Wenn die Aemter des Glaubens und der Vernunft durch dieſe Grenzen nicht ſorgfältig unterſchieden werden: ſo wird die Vernunft in Religionsſachen ganz und gar nicht Statt finden, und man wird nicht Urſache haben, diejenigen ungereimten Meynungen und Gebräuche zu tadeln, die bey verſchiedenen Religionen in der Welt anzutreffen ſind. Denn dieſer Erhebung des Glaubens über die Vernunft können wir, denke ich, die Ungereimtheiten gröſ-

Sonſt würde er die Mittel zur Erkenntniß der Wahrheit unbrauchbar machen und dem **Enthuſiasmus** die Thür öfnen. Es iſt aber nicht nothwendig, daß alle die dieſen **göttlichen** Glauben haben, die Gründe kennen, und noch weniger, daß ſie dieſelben immer vor Augen haben. Sonſt hät-

---

tentheils zuſchreiben, mit welchen faſt alle die Religionen angefüllt ſind, die das menſchliche Geſchlecht einnehmen und trennen. Da die Menſchen einmal mit der Meynung eingenommen ſind, daß ſie nicht in Dingen, welche die Religion betreffen, die Vernunft zu Rathe ziehen müßten, ſo handgreiflich ſie auch dem natürlichen Verſtande, und den wahren Gründen aller ihrer Erkenntniß widerſprechen: ſo haben ſie ihren thörichten Einbildungen und dem Aberglauben, dazu ſie von Natur geneigt ſind, den Zügel gelaſſen, und ſind dadurch auf ſo ſeltſame Meynungen, und ungereimte Uebungen in der Religion geführt worden, daß ein vernünftiger Menſch über die Thorheit derſelben erſtaunen muß. Er kann nicht anders urtheilen, als daß ſie einen vernünftigen und redlichen Menſchen lächerlich und widerlich vorkommen müſſen; zu geſchweigen, daß ſie dem großen und höchſtweiſen Gott angenehm ſeyn ſollten. So daß in der That die Religion, die uns von dem Vieh am meiſten unterſcheiden, und uns ganz beſonders, als vernünftige Geſchöpfe über die unvernünftigen Thiere erheben ſollte, das iſt, worinn die Menſchen oftmals höchſtunvernünftig und unverſtändiger als das Vieh ſelbſt zu ſeyn ſcheinen. Credo quia impoſſibile eſt; ich glaube es, weil es unmöglich iſt, möchte noch wol bey einem frommen Menſchen für einen brennenden und übermäßigen Eifer hingehen: allein das würde eine ſehr böſe Regel für die Menſchen ſeyn, wenn ſie darnach ihre Meynung oder ihre Religion erwählen wollten. Dieſe Gedanken ſind ſo vortreflich, daß ſie von einem jeden beherzigt zu werden verdienten. Herr Steinbarth hat in ſeinem vortreflichen Werke Syſtem der reinen Philoſophie oder Glückſeeligkeitslehre ꝛc. einen ſehr guten Verſuch in dieſer Materie gemacht, und man hat Urſache zu glauben, daß man mit der Zeit anfangen werde, die Vorurtheile und das Anſehen in der Theologie auf die Seite zu ſtellen, und die theologiſchen Sätze an den Probierſtein der Vernunft zu ſtreichen. Gott gebe nur, daß dergleichen Männer wie Herr Steinbarth, nicht müde werden, ſondern das Werk der Vernunft immermehr ihrer Vollkommenheit näher bringen mögen. Anm. des Ueberſetzers.

hätten die Einfältigen und Unwiſſenden, wenigſtens heut zu Tage, nie den wahren Glauben, und die Aufgeklärteſten hätten ihn auch nicht, wenn er ihm am nöthigſten wäre. Denn ſie können **ſich der Gründe des Glaubens** nicht erinnern.

Ueber die Frage **vom Gebrauch der Vernunft** in der Theologie iſt ſowol unter **Socinianern** als **Katholicken**, unter **Reformirten** als **Evangeliſchen** – ſo nennt man in Deutſchland vorzüglich diejenigen, welche die meiſten **unſchicklich Lutheraner** nennen – vielfältig geſtritten worden. Man kann überhaupt ſagen, daß die **Socinianer zu weit gehen**, wenn ſie alles verwerfen, was der Ordnung der Natur nicht gemäß iſt, ſelbſt in ſolchen Fällen, wo ſie die Unmöglichkeit nicht **ſchlechterdings** beweiſen können. Doch gehen auch bißweilen ihre Gegner zu weit, und treiben die Geheimniſſe bis an die Grenzen des Widerſpruchs. Hierinn thun ſie der Wahrheit Gewalt an, die ſie zu vertheidigen ſuchen, und ich wunderte mich, da ich einmal in des Pater **Honorius Fabri** kurzen Vorſtellung der Theologie ſah, – (dieſer Pater iſt ſonſt einer der geſchickteſten ſeines Ordens geweſen) – daß er in göttlichen Dingen mit einigen andern Theologen den großen Grundſatz leugnete: **daß die Dinge, die einem dritten gleich ſind, ſich ſelbſt gleich ſind.** Das heißt, **ſeinen Gegnern gewonnen Spiel geben**, ohne daran zu denken, und **allen Vernunftſchlüſſen die Gewißheit zu rauben.** Man muß vielmehr ſagen, daß dieſer Grundſatz hier übel angebracht ſey. Eben dieſer Schriftſteller verwirft in ſeiner Philoſophie die **virtuellen Unterſcheidungen**, welche die **Skotiſten** bey den erſchaffnen **Dingen** machen, weil ſie, ſagt er, **den Grundſatz des Widerſpruchs aufheben würden.** Wenn man ihm einwendet: **man müßte dieſe Unterſcheidungen bey Gott zulaſſen**; ſo antwortet er, daß **dieß der Glaube befehle.** Wie kann aber der Glaube etwas befehlen, das einen Grundſatz

ſatz umſtößt, ohne dem aller Glaube, jede Bejahung oder Verneinung vergeblich ſeyn würde. Zwey zugleich wahre Sätze müßten ſich alſo nothwendig nicht ganz und gar widerſprechen. Wenn ſich *A* und *C* nicht gleich ſind; ſo muß *B*, das *A* gleich iſt, in einem andern Sinn genommen werden, als *B* das *C* gleich iſt.

Nicolaus Vedelius, Profeſſor zu Genf und hernach zu Deventer, hat ehedem ein Buch unter dem Titel herausgegeben: Rationale theologicum, dem Johann Muſäus Profeſſor zu Jena, ein anderes über dieſe Materie entgegen ſetzte, nemlich vom Gebrauch der Vernunft in der Theologie. Muſäus behauptete ſelbſt, daß die logiſch nothwendigen Grundſätze der Vernunft, das heißt, ſolche, deren Gegentheil einen Widerſpruch in ſich faßt, ſicher in der Theologie angewendet werden können und müſſen. Er leugnete aber mit Recht, daß das blos phyſiſch Nothwendige, (das ſich nemlich auf einer Induktion aus der Natur und ihren Geſetzen gründet, die gleichſam von Gott ſelbſt angeordnet ſind,) hinreichend ſey, den Glauben eines Geheimniſſes oder eines Wunders zu widerlegen, weil es von Gott abhängt, den gewöhnlichen Lauf der Dinge zu verändern. Nach dem Lauf der Natur kann man als gewiß annehmen, daß eine Perſon nicht zu gleicher Zeit Mutter und Jungfer ſeyn kann, oder daß ein menſchlicher Körper nothwendig in die Sinne fallen müſſe, wenn gleich das Gegentheil bey Gott möglich iſt. Vedelius ſcheint auch dieſe Unterſcheidung anzunehmen. Man ſtreitet aber zuweilen über gewiſſe Grundſätze, ob ſie logiſch oder nur phyſiſch nothwendig ſind. Dahin gehört der Streit mit den Socinianern: ob die Subſtanz vervielfältiget werden kann, wenn das einzelne Weſen nicht vervielfältiget wird; wie auch der Streit mit den Zwinglianern: ob ein Körper nur an einem Ort ſeyn kann? Indeſſen muß man geſtehen, daß man in einem Satze, wenn die **logiſche Nothwendigkeit** nicht bewieſen iſt, allemal nur **die phyſiſche** annehmen kann. Mir ſcheint aber eine Frage übrig zu bleiben, welche die eben genannten Schriftſteller nicht genug unterſucht haben. Sie iſt folgende:

> **Geſetzt, es fände ſich auf der einen Seite der buchſtäbliche Sinn einer Stelle der heiligen Schrift, und auf der andern ein großer Anſchein einer logiſchen Unmöglichkeit, oder wenigſtens einer ſichtbaren phyſiſchen Unmöglichkeit. Wäre es in dieſem Verſtande vernünftiger von dem buchſtäblichen Sinn abzugehen, oder auf dem philoſophiſchen Grundſatz Verzicht zu thun?** Es ſind wirklich Stellen, wo man ohne Schwierigkeiten von dem Buchſtaben abgehet. Wenn z. B. die **heilige Schrift Gott Hände beylegt, und ihm Zorn, Reue und andere menſchliche Leidenſchaften zuſchreibt.** Man müßte ſich ſonſt zu den **Antropomorphiten** und gewiſſen **Schwärmern in England** ſchlagen, welche glaubten, **Herodes ſey wirklich in einen Fuchs verwandelt worden, weil ihn Chriſtus ſo nennet.** Hier finden die Regeln der Auslegung ſtatt. Wenn ſie nichts herausbringen, was den **buchſtäblichen** Sinn ſtreitig macht, um etwa eine **philoſophiſche Maxime** zu begünſtigen: – und wenn überdem der **buchſtäbliche** Sinn nichts enthält, was Gott eine Unvollkommenheit beylegt, oder die Uebung der Gottſeeligkeit in Gefahr ſetzt, ſo iſt es viel ſicherer und ſogar vernünftiger, ihm zu folgen.

Dieſe beyden Schriftſteller ſtreiten ſich noch über das Unternehmen des **Rekermann**, der die **Dreyeinheit aus der Vernunft** beweiſen wollte, welches **Rainmondus Lullus** ehedem auch verſucht hatte. Aber **Muſäus** erkennet mit genugſamer Billigkeit, daß man, wenn der Beweis des **reformirten** Schriftſtellers gut und richtig geweſen wäre, nichts darauf zu ſagen, und er Recht gehabt habe, in Anſehung dieſes Artikels zu behaupten, das Licht des heiligen Geiſtes könnte durch die Philoſophie angezündet werden.

Sie haben auch über die berühmte Frage geſtritten: ob diejenigen, **die ohne Kenntniß der Offenbarung des Alten oder Neuen Teſtaments mit natürlich tugendhaften Geſinnungen geſtorben ſind, durch dies Mittel haben ſelig werden und Vergebung ihrer Sünden erlangen können?** Es iſt bekannt, daß **Clemens Alexandrinus, Juſtin** der Märtyrer und **Chryſoſtomus** einigermaßen geneigt geweſen ſind, dies anzunehmen, und ich habe ſelbſt ehedem Herrn **Peliſſon** gezeigt, daß viele fürtrefliche Lehrer der römiſchen Kirche, weit entfernt, bußfertige Proteſtanten zu verdammen, ſogar die Seligkeit der Heiden geglaubt und behauptet haben, **ſolche Menſchen könnten durch einen Antrieb der Reue über ihre Sünden ſelig werden, wenn ſich dieſe auf die zärtlichſte Liebe gründete, nach welcher man Gott über alles liebet, weil ihn ſeine Vollkommenheiten höchſt liebenswürdig machen; dadurch werde man von ganzem Herzen geneigt, ſich ſeinem Willen zu unterwerfen, und ſeine Vollkommenheiten nachzuahmen, um uns mehr mit ihm zu vereinigen, weil es billig zu ſeyn ſcheint, daß Gott ſeine Gnade denen nicht verſage, die ſolche Geſinnungen haben.** Und ohne des **Erasmus** und **Ludwig Vives** zu erwähnen, führte ich die Meynung des **Jakob Payva Andradius**, eines zu ſeiner Zeit ſehr berühmten **portugieſiſchen** Lehrers an, welcher der **tridentiniſchen** Kirchenverſammlung beygewohnet, und ſogar geſagt hatte: **daß diejenigen, die ihm nicht beyſtimmten, Gott im höchſten Grad grauſam machten:** (*neque enim*, inquit, immanitas deterior vlla eſſe poteſt). **Peliſſon** konnte dies Buch in **Paris** nicht ausfindig machen. Er macht die Anmerkung, **daß die zu ihrer Zeit am meiſten geſchätzten Schriftſteller hernach oft nicht** geachtet würden. Daher ſagte **Bayle**: **Viele führten den Andradius** nur auf Treue und Glauben des **Chemnitz** ſeines Gegners an. Dies kann wol geſchehen ſeyn. Ich habe ihn aber geleſen, ehe ich ihn angeführt habe. Sein Streit mit dem **Chemnitz** machte ihn in **Deutſchland** bekannt. Er ſchrieb zum beſten der **Jeſuiten** gegen letztern. Man findet in ſeinem Buche einige beſondere Umſtände von **dem Urſprung dieſer berühmten Geſellſchaft** *). Ich habe bemerkt, daß einige Proteſtanten, diejenigen, die in der erwähnten Materie ſeiner Meynung waren, **Andradianer** nannten. Es haben verſchiedene nach dieſen Grundſätzen über die **Seligkeit des Ariſtoteles** mit Beyfall der Kunſtrichter geſchrieben. Die Schriften des **Collins** in lateiniſcher Sprache, und des **la Mothe le Vayer** in **franzöſiſcher über die Seligkeit der Heyden**, ſind bekannt. Aber ein gewiſſer **Franciſcus Puccius** **) gieng zu weit. **Auguſtinus**, ſo gelehrt und ſcharf-

---

*) Der Stifter der Jeſuiten war Ignatius Lojola, ein ſpaniſcher Edelmann. Er war anfänglich ein Soldat, in welchem Stande er ſeine Tapferkeit hauptſächlich bey der Belagerung von Pampelona zeigte. Er hatte zwar hier das Unglück von einer Kanonenkugel am Beine getroffen zu werden, dieſe Bleſſur aber gab nachher zur Stiftung des Ordens Anlaß. Er nahm ſeinen Abſchied — gieng nach Jeruſalem — fieng eine ganz ſonderbare Lebensart an — kurz er entſagte der Welt. Hierauf kam er nach Italien wieder zurück, und fieng an auf den Gaſſen zu predigen, wodurch er ſich ſo viel Anhänger erwarb, daß er eine Ordensregel machte, und ſich zum General deſſelben erklären ließ. Er ſtarb 1556 in Rom nachdem er folgendes Glaubensbekenntniß abgelegt hatte: Ich bin ein recht verfluchter Menſch, und nicht würdig, daß ich ehrlich begraben werde. Ich habe der römiſchen Kirche viel Gutes gethan, und unſern Orden durch alle Länder ausgebreitet — da es aber mit mir zum Ende geht, bin ich von allen verlaſſen. Pabſt Gregorius XV. verſetzte ihn 1622 unter die Heiligen.

Anm. des Ueberſetzers.

) Dieſer Mann glaubte, daß alle Menſchen durch die natürliche Kraft der Vernunft, oder durch den natürlichen Glauſcharfſichtig er auch war, verfiel in ein anderes Extrem. Er verdammte ſogar **die ohne Taufe verſtorbene Kinder, und die **Scholaſtiker** ſcheinen mit Grund von ihm abgegangen zu ſeyn, wenn gleich einige ſonſt geſchickte und verdiente, doch in dieſer Abſicht etwas menſchenfeindliche Männer, die Lehre dieſes Kirchenvaters wieder erneuert haben, und vielleicht zu weit darinn gegangen ſind.

Dies kann auf den Streit zwiſchen vielen allzuhitzigen Lehrern einigen Einfluß gehabt haben, und nachdem die **chineſiſchen** Mißionairs der **Jeſuiten** Nachricht gegeben hatten, daß die **alten Chineſer die wahre Religion ihrer Zeit und der wahren Heiligen gehabt hätten, und daß die Lehre des Con-fu-tſe nichts abgöttiſches noch atheiſtiſches in ſich begreiſe**; ſo ſcheinet man zu **Rom** nicht mehr Grund gehabt zu haben, eine der gröſſeſten Nation zu verdammen, ohne ſie zu hören. Es iſt Glück für uns, daß Gott ein größerer Menſchenfreund iſt, als die Menſchen ſelbſt ſind. Ich kenne einige, die ihren Eifer für harte Meynungen zu erkennen geben, und ſich dabey einbilden, man könne die Erbſünde nicht glauben, ohne mit ihnen übereinſtimmend zu denken; aber ſie irren ſich hierinn. Es folgt auch gar nicht, daß diejenigen, welche die Heyden oder andere, die den gewöhnlichen Beyſtand nicht haben, für ſelig halten, dies allein den Kräften der Natur zuſchreiben müßten, wenn gleich einige Kirchenväter vielleicht dieſer Meynung geweſen ſind. Denn man kann behaupten, daß, wenn ihnen Gott die Gnade ſchenket und Reue bey ihnen erwecket, er ihnen auch auf eine übernatürliche Art vor ihrem Tode, wenn gleich nur in

---

Glauben an den Schöpfer der Welt könnten ſeelig werden. Dieſe Meynung findet man in ſeinem Buche: de Efficacitate Chriſti ſeruatoris in omnibus & ſingulis hominibus, quatenus homines ſunt. Er iſt dieſerwegen ſehr verläumdet worden. Man hat ihm Schuld gegeben, daß er wenig oder nichts glaube, ein Indifferentiſt — ein Wetterhahn in der Religion ꝛc. ſey.

Anm. des Ueberſetzers.

in den letzten Augenblicken, das ganze Licht des Glaubens, und alle die inbrünſtige Liebe, die ihnen zu ihrer Seligkeit nöthig iſt, ſchenken werde. Auf dieſe Art erklären die Reformirten beym **Vedelius** die Meynung des **Zwinglius**, der ſich über die Lehre von der Seligkeit tugendhafter Heiden eben ſo deutlich ausgedruckt hatte, als die Lehrer der römiſchen Kirche nur immer thun konnten. Dieſe Lehre hat auch in dieſem Punkte nichts mit der beſondern Lehre der **Pelagianer** oder **Semi-Pelagianer** gemein, von welchen ſich **Zwinglius** – wie bekannt, – ganz entfernt hielt. Da man gegen die **Pelagianer** (hierinn ſtimmen die **drey** eingeführte Religionen überein, man müßt' etwan die Nachfolger **Pajons** *) ausnehmen in allen, die den Glauben haben) eine **übernatürliche** Gnade annimmt; und da man den Kindern, welche **die Taufe empfangen, entweder den Glauben oder** wenigſtens dieſem ähnliche Bewegungen eingeſtehet; – ſo iſt es nichts ungewöhnliches, ſie auch wenigſtens beym Tode ſolchen Perſonen zuzugeſtehen, die einen guten Willen, aber nicht das Glück gehabt haben, gewöhnlicherweiſe im Chriſtenthum unterrichtet zu werden. Das klügſte iſt aber, wenn man in dieſen ſo ungewiſſen Punkten nichts entſcheidet und ſich überhaupt mit den Gedanken beruhigt, **Gott könne nichts thun, was nicht im höchſten Grade gerecht und gütig zugleich iſt.**

---

*) Claude Pajon war Prediger in Orleans. Er lehrte, daß man dem Worte Gottes keine übernatürliche, ſondern nur bloß moraliſche Kraft zuſchreiben müſſe, die bey der Bekehrung eines Menſchen ohne Gott und deſſen wirklichen Einfluß in die Seele wirke.

Seine Herren Amtsbrüder verhielten ſich dabey nicht ruhig, ſondern brachten ihn, welches auch immer am vortheilhafteſten iſt, durch allerley Kalumnien, und Vorſtellungen von dem nahe bevorſtehenden Umſturz der Religion, vom Amte — faſt eben ſo wie Doctor Stauzius den ehrlichen Sebald.

Anm. des Ueberſetzers.

iſt. Melius eſt dubitare de occultis, quam litigare de incertis. Auguſt. Libr. VIII. Geneſ. ad litt. c. 5.

Neunzehntes Hauptſtück.

Vom Enthuſiasmus.

Philalethes.

Es wäre zu wünſchen, daß alle Theologen, ſelbſt **Auguſtinus**, die in dieſer Stelle ausgedruckte Maxime allezeit befolgt hätten. Die Menſchen glauben aber, daß der dogmatiſirende Geiſt ein Zeichen ihres Eifers für die Wahrheit ſey, und er iſt doch gerade das Gegentheil. Man liebt ſie nur alsdann wirklich, wenn man ihre Beweiſe mit Vergnügen unterſucht; denn dieſe zeigen uns erſt, was ſie iſt. Uebereilt man ſich in ſeinem Urtheile; ſo wird man immer durch unlautere Beweggründe dazu verleitet. Die **Herrſchſucht** iſt einer von den gewöhnlichſten, und eine gewiſſe **Gefälligkeit** gegen ſeine eigene Träume iſt noch **ein anderer**, der den **Enthuſiasmus** hervorbringt. Dieſen Namen legt man dem Fehler derer bey, die ſich einbilden, ſie hätten eine **unmittelbare** Offenbarung, wenn ſie ſich nicht auf die Vernunft gründet. So wie man ſagen kann, daß die Vernunft eine natürliche Offenbarung iſt, ſo kann man auch behaupten, daß die Offenbarung eine **übernatürliche Vernunft** iſt, das heißt, **eine durch viel neue unmittelbar von Gott gekommene Entdeckungen erweiterte Vernunft.** Allein dieſe Entdeckungen ſetzen voraus, daß wir ein Vermögen haben, ſie zu unterſcheiden, und dies iſt die **Vernunft** ſelbſt. **Dieſe verdammen** wollen, um der **Offenbarung** Platz zu machen, würde **eben** ſoviel ſeyn, als ſich die Augen **ausreiſſen**, um die **Trabanten Jupiters durch ein Fernglas deutlicher zu ſehen.**

Der **Enthuſiasmus** entſteht daher, weil eine **unmittelbare** Offenbarung bequemer und kürzer iſt, als ein langes und ekelhaftes Raiſonnement, das nicht immer den glücklichſten Erfolg hat. In allen Jahrhunderten hat man Menſchen geſehen, deren Schwermuth mit einem heiligen Weſen vermiſcht, und mit einer guten Meynung von ſich ſelbſt begleitet, ſie überredet hat, daß ſie mit Gott eine viel nähere Gemeinſchaft hätten, als andere Menſchen. Sie ſetzen voraus, daß er den Seinen dieſe Gemeinſchaft verſprochen habe, und glauben vorzüglich vor andern ſein Volk zu ſeyn. Ihre Phantaſie wird eine göttliche Erleuchtung und Autorität; und ihre Abſichten ſind eine untrügliche Lenkung des Himmels, dem ſie zu folgen verbunden ſind.

Dieſe Meynung hat groſſe Wirkungen hervorgebracht und viel Unheil angerichtet. Denn ein Menſch handelt mit mehr Nachdruck, wenn er ſeinem eigenen Antriebe folgt, und wenn der Gedanke an eine göttliche Autorität durch unſere Neigungen unterſtützt wird. Es iſt ſchwer ihn davon zurückzuziehen, weil dieſe vermeinte Gewißheit ohne Beweis, der Eitelkeit und Liebe zum Ungewöhnlichen ſchmeichelt. Die **Schwärmer** vergleichen ihre Meynung mit dem Anſchauen und der Empfindung; ſie ſehen das göttliche Licht, ſo wie wir das Sonnenlicht am hellen Mittage ſehen, ohne daß es ihnen die Morgendämmerung der Vernunft zeigen darf. Sie ſind überzeugt, weil ſie überzeugt ſind; und ihre Ueberzeugung iſt richtig, weil ſie ſtark iſt. Denn hierauf läuft ihre figürliche Sprache hinaus. Da aber zwey Begriffe ſind, der Begrif des Satzes und der der Offenbarung, ſo kann man ſie fragen, wo die Klarheit iſt. Iſt ſie in dem Anblick des Satzes: wozu dient dann die Offenbarung? – Sie muß alſo in der Empfindung der Offenbarung ſeyn, und wie können ſie wiſſen, daß Gott ihnen die Offenbarung einziebt, und daß ſie nicht eine närriſche Hitze in dieſem Cirkel herumführt?

führt? Es iſt eine Offenbarung, weil ich es gewiß glaube; und ich glaube es, weil es eine Offenbarung iſt. Können wir leichter in Irrthümer verfallen, als wenn wir die Einbildungskraft zur Führerinn wählen? **Paulus** bewies einen großen Eifer, da er **die Chriſten verfolgte, und irrte ſich doch.**

Es iſt bekannt, daß der Teufel ſeine Märtyrer gehabt hat, und wenn es genug iſt recht überzeugt zu ſeyn; ſo kann man die **Täuſchungen des Satans nicht von den Eingebungen des heiligen Geiſtes unterſcheiden.** Die **Vernunft** iſt es alſo, welche die **Wahrheit der Offenbarung** zu erkennen giebt: und wenn unſer Glaube dieſelbe bewieſe; ſo wäre dies eben der genannte Cirkel. Die heiligen Männer, welche Offenbarungen von Gott erhielten, hatten äußere Zeichen, die ſie von **der Wahrheit des innren Lichts** überführten. **Moſes ſah einen brennenden Buſch, der ſich nicht verzehrte,** und hörte mitten **aus dem Buſche eine Stimme.** Und Gott bediente ſich des Wunderwerks der Verwandelung **des Stabs in eine Schlange, damit er ihm ſeine Sendung deſtomehr verſicherte, wie er ihn nach Egypten zur Errettung ſeiner Brüder ſchicken wollte. Gideon würde von einem Engel zur Befreyung des iſraelitiſchen Volks von dem Joche der Medianiter geſendet;** indeſſen forderte er ein **Zeichen,** um ſich zu überzeugen, daß ihm dieſer Auftrag von Seiten Gottes ſey gethan worden. Ich leugne nicht, daß Gott nicht zuweilen den Geiſt der Menſchen erleuchten ſollte, um ihnen gewiſſe Wahrheiten begreiflich zu machen, oder um ſie durch unmittelbaren Einfluß und Beyſtand des heiligen Geiſtes ohne andere auſſerordentliche Zeichen, die dieſen Einfluß begleiten, zu guten Handlungen zu bewegen. Wir haben aber auch in ſolchen Fällen die **Vernunft** und die **Schrift – zwey untrügliche Maasſtäbe** – zu Richtern dieſer Erleuchtungen. Denn, wenn ſie ſich mit dieſen vertragen; ſo laufen wir wenigſtens keine

Gefahr, wenn wir ſie als von Gott eingegeben anſehen, ob dieſes gleich keine Unmittelbare Offenbarung iſt.

Verſchiedene Bedeutungen des Worts Enthuſiasmus.

Theophilus. **Enthuſiasmus** war anfangs ein guter Name, und ſo wie **Sophisma** eigentlich eine Uebung der Weisheit bedeutet; ſo zeigt auch der Enthuſiasmus an, daß eine Gottheit in uns ſey. Eſt Deus in nobis. Und **Sokrates** behauptete, daß ihm ein Gott oder Dämon innere Offenbarungen mittheilte, daß alſo **Enthuſiasmus** ein göttlicher Antrieb wäre. Da indeſſen die Menſchen ihre Leidenſchaften, ihre Einbildungen und ihre Träume, ja ſogar ihren Eifer zu göttlichen Dingen gewidmet hatten; ſo bekam der Enthuſiasmus die Bedeutung einer **Unordnung des Geiſtes**, die der Kraft einer Gottheit zugeſchrieben wurde, welche man in ſolchen vorausſetzte, die damit behaftet waren. – Denn die Wahrſager und Wahrſagerinnen lieſſen eine Verwirrung des Geiſtes blicken, wenn ſich ihr Gott mit ihnen verband, wie z. B. die **Sibille von Cumä** beym **Virgil.** Dann ſchreibt man ſie auch denen zu, die ohne Grund glauben, ihre Bewegungen kämen von Gott. Niſus fühlte ſich bey eben dieſem Dichter durch einen, ich weiß nicht welchen Antrieb, zu einer gefährlichen Unternehmung, bey der er mit ſeinem Freunde umkam, fortgeriſſen, und ſtellt ſie ſich in folgenden Worten vor, die voll vernünftigen Zweifels ſind:

Dine hunc ardorem mentibus addunt
Euriale, an ſua cuique Deus fit dira cupido?

Er folgte dieſem Trieb ſogleich, wuſte aber nicht, ob er von Gott kam, oder von einer unglücklichen Begierde herrührte ſich hervorzuthun. Wäre es ihm aber gelungen; ſo hätte er ſich dadurch in einem andern Falle für bevollmächtiget halten und glauben können, er würde durch eine göttliche Kraft angetrieben.

Die heutigen **Enthuſiaſten** glauben noch, daß ihnen Gott Lehrſätze offenbare, wodurch ſie aufgeklärter werden. Die **Quäcker** ſtehen in dieſer Ueberredung und **Barclay**, ihr erſter methodiſtiſcher Schriftſteller behauptet, daß ſie in ſich ein gewiſſes Licht fänden, daß ſich von ſelbſt ſichtbar macht. Warum ſoll man aber das Licht nennen, was nichts erleuchtet.

Von den Quäkern.

Es giebt Menſchen von der Beſchaffenheit des Geiſtes, daß ſie Funken und ſogar Feuer ſehen, aber dies Bild des körperlichen Lichts, das bey ihnen entſtehet, wann ihr Geiſt erhitzt wird, giebt dem Geiſt keine Klarheit. Einige unwiſſende Männer, deren Einbildungskraft allezeit verwirrt iſt, machen ſich Vorſtellungen, die ſie vorher nicht hatten. Sie können ihren Sinnen ſehr ſchöne Sachen, die wenigſtens ſehr lebhaft ſind, vorſagen; ſie bewundern ſich ſelbſt, und machen, daß andre ihre Fruchtbarkeit an Gedanken bewundern, die für göttliche Eingebung gehalten wird. Dieſen Vortheil erhalten ſie gröſtentheils von einer ſtarken Einbildungskraft, welche die Leidenſchaft belebt, und von einem glücklichen Gedächtniß, das das Gute behalten hat, wie die prophetiſchen Bücher reden, womit ſie das leſen, oder die Unterredungen mit andern darüber, vertraut gemacht hat. **Antoinette von Bourignon** *) ſah ihre Leichtigkeit zu reden und zu ſchreiben als einen Beweis ihrer göttlichen Sendung an,

Von der Antoinette Bourignon.

---

*) Sie war eine Kaufmannstochter aus Ryſſel 1616 geboren. Sie rühmt ſich die Gabe der Keuſchheit in ſo hohen Grade beſeſſen zu haben, daß ſie niemals einen unkeuſchen Gedanken gefühlt. Als ihr Vater ſie verehelichen wollte, machte ſie ſich mit der Flucht davon. 1653 wurde ſie in Ryſſel Aufſeherinn eines Hoſpitals, und 1658 begab ſie ſich in den Auguſtinerorden. Im Jahr 1667 kam ſie nach Amſterdam wo ſie allerley Erſcheinungen und Offenbarungen hatte. Unter andern ſah ſie den Menſchen im Stande der Unſchuld, und ohne Beyhülfe eines Frauenzimmers das menſchliche Geſchlecht fortpflanzen. Nach ihren Lehren

In

an, und ich kenne einen Schwärmer, der ſeine Sendung

---

zu urtheilen, war ſie mehr frey als abergläubiſch. Sie ſagte: ich bin mit der römiſchen Kirche einig in dem, was ſie gutes und wahrhaftiges haben: aber wenn die Lutheraner auch etwas gutes haben, bin ich auch mit ihnen darinnen einig, und ſo auch mit den Kalviniſten und andern. Und als man ihr vorwarf, als wenn ſie eine eigene Sekte zu machen ſuchte, ſagte ſie in einem ſehr anſtändigem Tone: Ich ſuche niemand an mich zu ziehen, ſondern ſchicke ſie alle zum Herrn Jeſu, welcher das rechte Kriegshaupt iſt. Ich habe keine Lehrlinge verſammlet, auch den Vorſatz nicht, ſolche zu verſammlen, damit ich neue Rotten ſtiften möchte, weil deren ſchon mehr als zu viel ſind. Und dieſes iſt wol zu bejammern, daß man ſoviel Spaltungen in der Chriſtenheit ſiehet, da doch unter allen ihren Kindern nur ein Herz und ein Wille ſeyn ſollte. Gleichwie nur ein Gott, eine Lehre und eine Wahrheit, welche die wahre Kirche ausmachet: Und wenn es in meiner Macht ſtünde, ſo wollte ich alle dieſe zertheilte Meynungen wieder in eine einige bringen, damit man nicht mehr, als nur eine einige Kirche hätte, deren Haupt der Herr Chriſtus, und alle Chriſten ſeine Glieder wären. Von der Dreyeinigkeit ſagte ſie: daß dieſe Lehre nur zu groſſer Verkleinerung der Heiligkeit, Vortreflichkeit und Gütigkeit Gottes diente. —

Dem Geitze kann man ſie aber nicht ſo leicht loßſprechen. Sie theilte zwar als Aufſeherinn über die Armen die Geſchenke anderer treulich aus, aber von dem Ihrigen gab ſie nichts, jedoch aus dieſem andächtigen Grunde, weil ſie ihr ganzes Vermögen nach ihrem Tode unſerem Herren Gott zuwenden wollte. Indeſſen lehrte ſie die Menſchen lieber öfters und ſprach gern über den Spruch: gebet den Armen; ſo wie vor einiger Zeit ein engliſcher Prieſter, der, da er ſich mit einem andern, welcher nicht glauben konnte, daß die Prieſter allezeit ſo thäten wie ſie lehrten, auf ein Paar Piſtolen herausgefordert, und nicht eher geruhet bis er ihm eine Kugel in der Achſel beygebracht hatte, — den folgenden Sonntag ſo fort die Verſöhnlichkeit predigte und den Spruch zum Grunde legte; Mein iſt die Rache, Ich will vergelten, ſpricht der Herr. — — Eine vortrefliche Beſtätigung der Lehre Chriſti: was ſie euch ſagen, das ihr thun ſollt, das thut, aber nach ihren Werken ſollt ihr nicht thun.

Anm. des Ueberſetzers.

darauf gründet, daß er die Gabe hat, faſt einen ganzen Tag mit lauter Simme zu reden und zu beten, ohne müde zu werden, und ohne im Reden ſtehen zu bleiben.

Es giebt Menſchen, die nach einer ſtrengen Lebensart oder traurigen Gemüthszuſtand einen Frieden und eine Beruhigung in der Seele fühlen, die ſie ganz entzückt. Sie finden darinn ſoviel Anmuth, daß ſie dies für eine Würkung des heiligen Geiſtes halten. Das Vergnügen, das man in der Betrachtung der Größe und Güte Gottes, in der Vollbringung ſeines Willens, in der Ausübung der Tugend findet, iſt eine Gnade Gottes und zwar eine der größeſten. Aber dies iſt nicht immer eine Gnade, die eines neuen übernatürlichen Beyſtandes bedürfte, wie viele von dieſen guten Leuten vorgeben. — Es iſt eben nicht lange, daß ein ſonſt kluges und gewanttes Mädchen ſich einbildete, daß ſie von ihrer erſten Jugend an mit Jeſu **Chriſto** geredet habe, und ſeine Braut auf eine ganz **beſondre Art** ſey. Die Mutter dieſes Mädchens war ſchon eingermaßen eine Schwärmerinn, aber die Tochter, da ſie ſo früh in die Fußtapfen der Mutter trat, war es in einem höhern Grade geworden. Sie war darüber auſſerordentlich vergnügt, bezeigte ſich in ihrer Aufführung ſehr klug und vorſichtig, und in allen ihren Unterredungen ungemein viel Beurtheilungskraft. — Der Anfall ihrer Krankheit gieng ſoweit, daß ſie Briefe von dem Herrn Jeſu empfangen zu haben glaubte, welche ſie demſelben **beantwortet**, und **verſiegelt** zurückſchickte. Auch in ihren Antworten zeigte ſie ſich als ein ſehr kluges Freuenzimmer. Zuletzt erhielte ſie aber keinen mehr. In **Spanien** würde ſie gar bald eine heilige **Thereſe** geworden ſeyn.

Man findet jedoch bey dieſen Leuten, die ſich ähnlicher Geſichte und Träumereyen rühmen, nicht immer ähnliche Aufführung. Manche ſind zu Unruhen geneigt, machen gar bald Sekten, und laſſen ſich ſogar zu Empörungen willig finden, ſo wie man davon in **England** traurige Beweiſe hat. Wenn ſie keine Betrüger ſind, und ehrlich handeln, ſo laſſen ſie ſich nur mit großer Mühe zurückbringen, – manchmal laſſen ſie ſich durch eine plötzliche Umwerfung ihrer Jdeen und Plane ändern, wiewohl auch dies ſehr oft zu ſpät geſchieht.

Ein gewiſſer Schwärmer hielt ſich für **unſterblich**, weil er ſchon bejahrt war, und ſich immer wohl befand, – und dachte viel Jahr lang (ohne ein kürzlich herausgekommenes engliſches Werk geleſen zu haben), daß Jeſus Chriſtus auch darum in die Welt gekommen wäre, um die wahren Gläubigen vom zeitlichen Tod zu befreyen. Als es aber mit ihm zu Ende gieng, ſo fieng er an der Wahrheit der Religion zu zweifeln an, weil ſie ſeine Grillen nicht begünſtigen wollte.

Quirin Kulman ein **Schleſier**, ein ſehr gelehrter und kluger Mann, hatte zwey gleich gefährliche **ſchwärmeriſche Grillen**; – er war ein **Enthuſiaſt**, und **Alchimiſt**, machte in **England**, **Holland**, bis in die **Türkey** ein großes Aufſehn, miſchte ſich zuletzt in **Moskau** in die unter der Regierung der **Sophia** entſtandene Unruhen und ward daſelbſt verbrannt.

Die vielen Spaltungen unter dieſer Raſſe von Schwärmern ſollte ihnen ſchon einen überzeugenden Beweis geben, daß ihr vorgegebenes **innres Zeugniß nicht göttlich** ſeyn könne, und daß ſie ganz andre Merkmale vorbringen müßten, wenn ſie daſſelbe erhärten wollten.

Die **Labbadiſten** *) zum Beyſpiel denken ganz anders als die **Bourignon**; – der Verſuch, den **William Pen**

---

*) Der Stifter dieſer Sekte war der Franzoſe **Labadie**, der anfänglich ſich zur römiſch-katholiſchen Kirche bekannte. Er ſtudirte in **Bourdeaux** bey den Jeſuiten. Jm Jahr 1639 gieng er von da weg, und fieng an, allenthalben zu predigen, und an der **Bekehrung** der **Menſchen** zu arbeiten. Er hatte einen guten Verſtand und eine einnehmende Beredſamkeit. Weil es ihm aber wohl gieng; ſo fehlte es nicht an Neider, die, wie es unter dergleichen Leute gewöhnlich iſt, ihn gefährlicher Ketzereyen beſchuldigten, und ihn ſodann

Pen auf ſeiner Reiſe nach **Deutſchland** machte, ſie zuſammen zu vereinigen, ſcheint auch übel ausgefallen zu ſeyn. – Es wäre zu wünſchen daß die **ehrlichen** Menſchen unter ihnen **einverſtändig** wären, und dies würde würklich zur Verbeſſerung des menſchlichen Geſchlechts viel beitragen. Sie müſſen aber auch in **der That ehrliche** Leute, das iſt, wohlwollende, gelehrige und vernünftige Menſchen, und nicht, wie man es gemeiniglich mit allem Rechte den Andächtlern vorwirft; – **ſtarrſinnig, herrſchſüchtig**, – und **unbeugſam** ſeyn.

Soviel erhellt, wenigſtens aus ihren vielfältigen Abweichungen untereinander, daß ihr **innres** Zeugniß, wenn man ihm Glauben beymeſſen ſoll, äuſſerliche Beſtättigungen bedarf, und daß ſie Wunder thun müſten, wenn man ſie wirklich für Propheten und Inſpirirte halten ſollte.

Doch wäre ein Fall, wo dieſe göttlichen Eingebungen ihre Beweiſe mit ſich führen könnten, wenn ſie nemlich den Geiſt würklich durch wichtige Entdeckungen einer auſſeror-

dent-

---

dann aus Guienne, wo er in ein Karmeliterkloſter gegangen war, herausbrachten. Er gieng darauf nach Montauban, wo er reformirt wurde. Dieſer Einfall gelang ihm ſehr gut, denn die Reformirten gaben ihm in dieſer Stadt ſogleich eine ſehr einträgliche Predigerſtelle. Dieſe Herrlichkeit aber dauerte nicht lange: Die reformirte Kleriſey machte es nicht ein Haar beſſer wie vorher die katholiſche. Sie jagten ihn fort. Er begab ſich hierauf nach Orange, wo er wieder Prediger wurde. Nachher gieng er nach Genf. Er hatte aber auch hier kein Bleibens. Nach vielen Herumirren und auf ihn abgeſchoſſenen Donnerkeilen der Kirche, ſtarb er in Altona 1674. Seine Hauptlehre waren z. B.: daß die heilige Schrift unvollkommen und kein nothwendig Mittel der Erleuchtung ſey; daß die Taufe ſo lange aufzuſchieben ſey, bis die Kinder erwachſen, und ſich ſelbſt beſtimmen könnten zu welcher Sekte ſie ſich ſchlagen wollten. Jungfer Anna Maria Schurmannin gehörte zu dieſer Sekte, und führte eine Zeitlang das Lehramt.

Anm. des Ueberſetzers.

deutlichen Erkenntniß aufklärten, welche die Kräfte desjenigen überſtiegen, der ſie ohne einen äuſſerlichen Beyſtand erlangt hätte. Wenn **Jacob Böhme** ein berüchtigter Schuſter in der Lauſitz, deſſen Schriften aus dem Deutſchen in andere Sprachen unter dem Nahmen des deutſchen Philoſophen ſind überſetzt worden, die wirklich für einem Mann von dieſem Stande etwas Großes und Schönes an ſich haben, hätte Gold machen können, wie einige glauben, oder wie der Evangeliſt Johannis that – wenn wir einem ihm zur Ehre gemachten Liede glauben wollen –

Inexhauſtum fert theſaurum
Qui de virgis fecit aurum
Gemmas de lapidibus.

ſo hätte man einige Urſache gehabt, dieſem auſſerordentlichen Schuſter mehr zu glauben. Und wann die **Ant. Bourignon** dem **Bertrand la Coſte,** einem franzöſiſchen Ingenieur in Hamburg, in den Wiſſenſchaften die Aufklärung gegeben hätte, die er von ihr bekommen zu haben glaubte – wie er in ſeinem Buche über die Quadratur des Cirkels bemerkte, das er ihr zueignete, und darinn auf **Antonia** und **Bertrand** Anſpielungen machte, in dem er ſie das A in der Theologie nannte, und ſich ſelbſt das B. in der Mathematick; – ſo hätte man nicht gewußt, was man dazu ſagen ſollte. Man hat aber weder Beyſpiele von einem wichtigen Erfolg dieſer Art, noch von genauen Vorherſagungen, die dieſen Leuten geglückt wären. – –

Die Weiſſagungen der Poniatovia *), des Drubitius und andrer, deren Comenius in ſeinem Buche Lux in te-

*) Chriſtina Poniatovia war 1619 in Meiſſen geboren, und kam mit ihrem Vater, der aus einem katholiſchen Prediger ein proteſtantiſcher geworden war, nach Böhmen. Hier erhielt ſie mit einemmale allerley ſonderbare Entzückungen. Zuletzt fieng ſie auch an zu weiſſagen. *Johann Amos Comenius* hat ihre Prophezeyhungen im Jahr 1657 unter dem Titel: Lux in tenebris herausgegeben, und auch gegen die Ungläubigen vertheidiget. Sie ſtarb 1644.

Anm. des Ueberſetzers.

nebris gedenkt, und die in den Erbländern des Kayſers ſo viel Unruhen erregten, wurden als **falſch** gefunden, und diejenigen, welche denſelben Glauben zuſtellten, hart beſtraft. – – **Ragozky** ward durch den **Drubitius** angefeuert, **Polen** zu erobern; – er verlor ſeine Staaten, und ſein Leben, und der arme **Drubitius** muſte lange Zeit darauf in ſeinem **achtzigſten** Jahre auf Befehl des Kayſers ſeinen Kopf hergeben. – Und doch glaube ich, daß viele bey den gegenwärtigen Unruhen in Ungarn dieſe ſogenannte Weiſſagungen wieder hervorſuchen werden, ohne zu bedenken, daß jene Propheten von Begebenheiten redeten, die zu ihrer Zeit ſich ereigneten, gerade ſo, als jener, der nach der Belagerung von **Brüſſel** eine kleine **fliegende Schrift** drucken ließ, in welcher er eine Stelle aus einer Schrift der **Bourignon** anführte, welche nicht nach **Brüſſel** gehn wollte, weil ſie (wenn ich nicht irre,) geträumt hatte, ſie ſähe dieſe Stadt in vollen Flammen, – – – ob gleich die Belagerung erſt lange Zeit nach ihrem Tod erfolgte. – Ich habe einen Menſchen gekannt, der während des Krieges, welcher durch den **niemwegiſchen** Frieden geendigt ward, nach **Frankreich** reiſete, um den Herrn von **Montauſier** und die Frau von **Pomponne**, über die von **Comenius** publicirte Weiſſagungen zu befragen, und ich glaube, er würde ſich ſelbſt fürs **inſpirirt** gehalten haben, wenn er ſeine Weiſſagungen zu einer Zeit hätte thun können, die der unſrigen **gleich** wäre. – Hieraus erhellt nicht nur das **Ungegründete**, ſondern auch die Gefahr ſolcher eigenſinnigen Einbildungen. – Ueberhaupt liefert die Geſchichte Beyſpiele genug, wie übel dergleichen falſche oder nicht recht verſtandene Weiſſagungen ausgefallen ſind. – Der ſelige Iakob Thomaſius hat hierüber eine leſenswürdige Abhandlung de officio viri boni circa futura contingentia geſchrieben. –

Dieſe Ueberredungen thun zwar zuweilen gute Wirkungen und befördern groſe Dinge. Denn Gott kann ſich des Irthums bedienen, um die Wahrheit zu befeſtigen, oder zu erhalten. Allein ich glaube nicht, daß es uns leicht erlaubt ſey, einen frommen Betrug zu einer guten Abſicht zu gebrauchen. Und in Anſehung der Lehrſätze der Religion haben wir keine Offenbarungen nöthig. Es iſt genug, daß man uns die Ordnung des Heils vorlegt, damit wir es uns zur Pflicht machen, ſie zu befolgen, wenn gleich derjenige, der ſie uns vorträgt, kein Wunderwerk verrichtet. Und wenn gleich Jeſus Chriſtus mit der Kraft begabt war, Wunder zu thun; ſo weigerte er ſich doch zuweilen ſie zu thun, wenn er einem verkehrten Geſchlecht gefällig ſeyn ſollte, das Zeichen forderte, wenn er blos Tugend predigte, und ſolche Wahrheiten, die ihnen ſchon durch die Vernunft und durch den Unterricht der Propheten bekannt waren.

Zwanzigſtes Hauptſtück.

Vom Irthum, beſonders in Religionsſachen.

§. 1. Philalethes.

Wir haben nun genug von den Mitteln geredet, durch welche wir die Wahrheit erforſchen können: wir wollen uns nun auch von unſern Irthümern und unrichtigen Urtheilen unterhalten. Die Menſchen müſſen ſich oft irren, weil ſo viel Uneinigkeit unter ihnen iſt. Die Gründe davon können auf folgende viere eingeſchränkt werden: a) den Mangel der Beweiſe: b) die geringe Fertigkeit, ſie zu gebrauchen: c) den Mangel des Willens, Gebrauch von ihnen zu machen, und d) die falſchen Regeln der Wahrſcheinlichkeit.

§. 2. Wenn ich von dem Mangel der Beweiſe rede, ſo begreife ich auch darunter diejenigen, die man finden könnte, wenn man die Mittel und die Bequemlichkeit dazu hätte. Aber hieran fehlt es am meiſten. Hieher rechne ich den Zuſtand ſolcher Menſchen, die ihr Leben damit hinbringen müſſen, ihren Unterhalt zu ſuchen. Sie haben dabey ſo wenig Unterricht von dem, was in der Welt vorgeht, ~~daß~~ als ein Laſtthier, das immer einerley Weg gehet, ~~die Gegenden~~ eines Landes. ~~beſſer kennen lernen kann~~. Sie hätten Sprachen, Beleſenheit, Umgang, Beobachtungen der Natur und die Erfahrungen der Kunſt nöthig. Da ſich aber dies alles mit ihrem Zuſtande nicht vereinigen läßt; – mögten wir da nicht faſt ſagen, daß die meiſten Menſchen nur durch ein blindes Ohngefähr glücklich oder unglücklich werden? Sollen ſie ſich den herrſchenden Meynungen und den in ihrem Lande eingeſetzten Führern ſelbſt in Abſicht auf ihr ewiges Glück oder Unglück überlaſſen? oder wird man ewig unglücklich ſeyn, weil man in dieſem und keinem andern Lande geboren iſt? Man muß doch immer bekennen, daß kein Menſch ſo ſehr mit der Sorge für ſeinen Unterhalt auf der Welt beſchäftiget iſt, daß er keine Zeit übrig habe, an ſeine Seele zu denken und ſich in Religionsſachen zu unterrichten. Wenn er nur eben ſo viel Eifer darinn bewieſe als in andern minder wichtigen Dingen.

Das Geſchäffte der göttlichen Gnade bey ſolchen Leuten, welche entweder durch ihre Geburt, oder durch ihre dürftige Umſtände ſich in Irrthümern befinden.

Theophilus. Wenn aber die Menſchen nicht immer im Stande wären, ſich ſelbſt zu unterrichten; wenn ſie die Sorge für den Unterhalt ihrer Familie nicht mit Klugheit fahren laſſen können, um ſchwere Wahrheiten aufzuſuchen; wenn ſie die bey ihnen geltende Meynungen annehmen müßten; ſo wird man doch immer dafür halten müſſen, daß die innere Gnade den Mangel der Beweggründe der Glaubwürdigkeit bey denen ergänzen werde, welche die wahre Religion haben, ohne ihre Beweiſe zu kennen: und die Liebe nöthiget uns zu dem Urtheil, daß Gott für Menſchen, die einen guten Willen haben, oder in der dickſten Finſterniß der gefährlichſten Irthümer erzogen ſind, alles thut, was ſeine Güte und Gerechtigkeit fordern, wenn dies gleich auf eine, uns unbekannte Art geſchehen kann. Man hat Geſchichten, die in der römiſchen Kirche Beyfall erhalten haben, daß

Menſchen ausdrücklich wieder von den Todten ſind auferweckt werden, damit ihnen der Beyſtand der Gnade nicht fehlen ſollte. Allein Gott kann den Seelen durch innere Wirkungen des heiligen Geiſtes Beyſtand leiſten, ohne ein ſolches Wunderwerk nöthig zu haben. Und das iſt doch wirklich für das menſchliche Geſchlecht heilſam und tröſtlich, daß man nur einen guten, doch aufrichtigen und ernſtlichen Willen nöthig hat, um in den Stand der göttlichen Gnade zu kommen. Ich weiß, daß man dieſen guten Willen ſelbſt ohne die Gnade Gottes nicht erlangen kann, da alles natürliche und übernatürliche Gute von ihm herrührt. Allein das iſt doch immer genug, daß man nur den Willen haben darf, und daß Gott unmöglich eine leichtere und vernünftigere Bedingung fodern kann.

§. 6. **Philalethes.** Es fehlt vielen nicht an **geſchickten Mitteln**, ihre Zweifel aufzulöſen, aber ſie werden durch betrügliche Hinderniſſe davon abgehalten, die man ſehr leicht wiſſen kann, ohne daß ich ſie erwähne. Ich will lieber von denen reden, die nicht geſchickt genug ſind, die Beweiſe geltend zu machen, die ſie gleichſam in Händen haben, und die eine lange Reihe von Folgerungen weder behalten, noch alle Umſtände abwägen können. Es giebt Leute von einem Vernunftſchluß und Leute von zwey Vernunftſchlüſſen. Hier iſt der Ort nicht zu beſtimmen, ob dieſe Unvollkommenheit von einem natürlichen Unterſchied der Seele ſelbſt, oder der Organe herrühre, oder ob ſie eine Folge der wenigen Uebung iſt, welche die natürlichen Fähigkeiten ausbildet. Es iſt uns hier genug, daß ſie merklich iſt, und daß man nur von dem Pallaſt oder von der Börſe nach Hoſpitälern und Tollhäuſern gehen darf, um ſie wahrzunehmen.

Theophilus. Die Armen ſind nicht allein dürftig: gewiſſen Reichen fehlt oft mehr als ihnen, weil dieſe zu viel verlangen, und ſich freywillig in eine Art von Dürftigkeit verſetzen, die ſie verhindert, an wichtige Betrachtungen zu denken. Das Beyſpiel thut hierinn viel. Man bemühet ſich, denen von ſeinem Stande zu folgen, mit welchen man umgehen muß; und dies macht, daß man ihnen leicht ähnlich wird. Es iſt ſehr ſchwer zu gleicher Zeit der Vernunft und der Gewohnheit Gnüge zu thun. Die Anzahl derer, welchen es an Fähigkeiten fehlt, iſt vielleicht geringer, als man denkt. Ich glaube, daß ein geſunder Verſtand, wenn er angewendet wird, zu allen Dingen hinreichend iſt, wozu keine Fertigkeit erfodert wird. Ich ſetze den geſunden Verſtand voraus, weil ich nicht glaube, daß Sie die Unterſuchung der Wahrheit von den Bewohnern der Tollhäuſer fodern werden. Es könnten zwar viele wieder daraus erlöſet werden, wenn wir die Mittel dazu kenneten; und ſo groß auch immer der urſprüngliche Unterſchied zwiſchen unſern Seelen ſeyn mag, (den ich wirklich glaube,) ſo iſt doch allezeit ſicher, daß eine ſo weit kommen konnte, als die andere (vielleicht nicht ſo geſchwind,) wenn ſie gehörig angeführt würde.

§. 6. **Philalethes.** Einer andern Gattung von Menſchen fehlt es an nichts, als am Willen; eine heftige Begierde nach Vergnügungen, eine ununterbrochene Aufmerkſamkeit auf das, was ihren Glückszuſtand betrift, eine allgemeine Faulheit oder Nachläßigkeit, eine beſondere Abneigung gegen Studiren und Nachdenken, verhindern ſie, ernſtlich an die Wahrheit zu denken. Einige befürchten, eine von aller Partheylichkeit freye Unterſuchung, mögte die Meynungen nicht begünſtigen, die ſich am beſten mit ihren Vorurtheilen und Abſichten vertragen. Manche Menſchen wollen einen Brief nicht leſen, von dem ſie glauben, daß er böſe Nachrichten überbringe. Viele vermeiden den Zeitpunkt, da ſie mit andern zuſammen rechnen oder ſich von dem Zuſtande ihres Vermögens unterrichten ſollen; denn ſie befürchten etwas zu erfahren, was ſie gerne nie hören mögten! —

Viele haben große Einkünfte, die ſie alle auf Bedürfniſſe für den Körper anwenden, ohne daß ſie auf Mittel ſinnen, ihren Verſtand zu vervollkommnen. Sie ſind ſehr beſorgt, daß ſie immer in ihrer eigenen und glänzenden Equipage erſcheinen, und leiden ohne Verdruß, daß ihre Seele mit dem jämmerlichſten Kittel des Vorurtheils und des Irthums bedeckt iſt, und daß ihre Blöße, nemlich ihre Unwiſſenheit durchſcheinet; ohne davon zu reden, wie wichtig ihnen ihr zukünftiger Zuſtand ſeyn müſſe, ſo vernachläßigen ſie eben ſo ſehr dasjenige, was in ihrem itzigen Leben zu wiſſen für ſie vortheilhaft wäre. Und es iſt doch befremdend, daß oft diejenigen, die Macht und Anſehen als eine Folge ihrer Geburt oder ihres Glücks betrachten, dieſelben verächtlich Leuten vom geringern Stande überlaſſen, die ſie aber an Kenntniſſen übertreffen. Denn Blinde müſſen durch Sehende geführt werden: oder ſie fallen in eine Grube, und es iſt keine ſchlimmere Sklaverey als die des Verſtandes.

Theophilus. Es iſt kein Beweis von der Nachläßigkeit der Menſchen, in Anſehung ihres wahren Vortheils deutlicher, als die geringe Mühe, die man ſich giebt, die Mittel kennen zu lernen und anzuwenden, die unſere Geſundheit befördern, die doch eine von unſern gröſſeſten Gütern iſt. Und wenn gleich die Großen die üblen Wirkungen dieſer Nachläßigkeit eben ſo ſehr, und noch mehr als andere fühlen; ſo befreyen ſie ſich doch nicht davon. In Anſehung des Glaubens ſehen viele den Gedanken, der ſie zu einer ernſthaften Unterſuchung führen konnte, als eine Verſuchung des Teufels an, welche ſie nicht beſſer überwinden zu können glauben, als wenn ſie ihren Geiſt auf jeden andern Gegenſtand richten. Die Menſchen, die nichts als Vergnügen lieben, oder die ſich an eine Beſchäftigung binden, pflegen ihre übrige Angelegenheiten zu vernachläßigen. Ein Spieler, ein Jäger, ein Säufer, ein Verſchwender, und ſogar ein Neugieriger, wird um Glück und Vermögen kommen, weil er ſich keine Mühe gab, einen Prozeß zu gewinnen, oder mit angeſehenen Männern zu ſprechen. Sie gleichen dem Kayſer **Honorius**, der, wie man ihm die Nachricht von Roms Verluſt überbrachte, glaubte, man verſtehe ſein Huhn, das dieſen Namen führte. Er betrübte ſich darüber mehr, als über die wahre Beſchaffenheit der Sache.

Es wäre zu wünſchen, daß die Menſchen, die Macht und Anſehen haben, auch verhältnißmäßige Kenntniſſe hätten: und wenn ſie die Wiſſenſchaften, die Künſte, die Geſchichte und die Sprache recht vollkommen verſtünden; ſo könnte ein gegründetes und geübtes Urtheil und eine Kenntniß ſowol wichtiger als allgemeiner Dinge, kurz, summa rerum, hinreichend ſeyn. So wie der Kayſer **Auguſtus** einen kurzen Abriß von der **Stärke** und **von den Bedürfniſſen ſeines Staats** hatte, den er *breuiarium imperii* nannte; ſo könnte man auch eine kurze Vorſtellung des **Intereſſe des Menſchen** haben, die Enchiridion ſapientiae genannt zu werden verdiente: wenn ſich die Menſchen um das bekümmern wollten, was ſie am meiſten angehet.

§. 7. **Philalethes.** [illegible] unſere meiſten Irthümer entſtehen aus unſerm unrichtigen Maaß der Wahrſcheinlichkeit, wir mögen nun unſer Urtheil, ohngeachtet der offenbaren Gründe zurückhalten, oder es bey vorhandener Unwahrſcheinlichkeit von uns geben. Dies unrichtige Maaß beſtehet 1) darinn, wenn man zweifelhafte Sätze oder Grundſätze aufnimmt: 2) wenn man Hypotheſen annimmt: 3) wenn man auf Anſehen bauet. Wir meſſen gewöhnlich die Wahrheit nach der Uebereinſtimmung mit den Grundſätzen, die wir für unumſtößlich halten. Daher verachten wir das Zeugniß anderer, und ſogar das Zeugniß unſerer Sinne, wenn ſie demſelben wirklich widerſprechen oder zu widerſprechen ſcheinen. Ehe man ſich aber ſo ſicher darauf verlieſſe, ſollte man ſie mit der möglichſten Genauigkeit unterſuchen. Die Kinder nehmen gewiſſe Sätze an, die ihnen von ihren Vätern, Müttern, Ammen, Lehrmeiſtern, und andern, mit denen ſie umgehen, ſind eingepräget worden. Dieſe Sätze faſſen Wurzel bey ihnen und werden ſo heilig als ein **Urim** und **Thummim** gehalten, als ob ſie ihnen Gott ſelbſt in die Seele gelegt hätte. Man kann kaum ertragen, was dieſen innern Orakeln anſtößig iſt, ſo lange man die gröſſeſten Ungereimtheiten, die damit übereinſtimmen, verdauet. Dies ſiehet man aus der äuſſerſten Hartnäckigkeit, mit der verſchiedene Menſchen gerade entgegen ſtehende Meynungen auf das feſteſte glauben, als ob es Glaubensarticke l wären, wenn ſie gleich ſehr oft beyde ungereimt ſind. Man nehme einen Menſchen von geſundem Verſtande, der aber von der Maxime überzeugt iſt: **man müſſe glauben, was man in ſeiner Kirche glaubt,** die man nemlich in Würtemberg oder in Schweden lehrt: wie geneigt wird er nicht ſeyn, die Lehre von der Conſubſtantiation ohne Schwierigkeit anzunehmen, und zu glauben: eine Sache ſey zugleich Fleiſch und Brod?

Vertheidigung und Erklärung der Lutheraner wegen der wirklichen Gegenwart des Leibes und Blutes Chriſti im heiligen Abendmale.

Theophilus. Sie ſcheinen nicht genug von der Meynung der Evangeliſchen unterrichtet zu ſeyn, die im Abendmal die wirkliche Gegenwart des Leibes unſers Heylandes annehmen. **Tauſendmal** haben ſie ſich erklärt, daß ſie keine Conſubſtantiation des Brods und Weins mit dem Fleiſche und Blute Jeſu Chriſti darunter verſtehen, und noch vielweniger, daß eine und dieſelbe Sache zugleich Fleiſch und Brod ſey. Sie lehren nur, daß man durch Annehmung der äuſſerlichen Zeichen auf eine unſichtbare und übernatürliche Weiſe den Leib des Heylandes empfange, ohne daß er in dem Brod enthalten ſey; und die Gegenwart, die ſie verſtehen, bezieht ſich nicht auf den Ort und Raum, das heißt, ſie wird nicht durch die Ausdehnung eines gegenwärtigen Körpers beſtimmt. Daher ſchadet ihnen das nicht, was die Sinne dagegen vorbringen können. Und um zu zeigen, daß die Schwierigkeiten, welche die Vernunft dagegen machen könnte, ſie eben ſo wenig treffen, erklären ſie, daß dasjenige, was ſie unter dem Weſen des Körpers verſtehen, nicht in dem Umfange und der Ausdehnung beſtehe. Sie geben auch ohne Schwierigkeit zu, daß der verklärte Leib Jeſu Chriſti in gewiſſer Abſicht eine gewöhnliche und lokale Gegenwart behalte, die ſich aber für ſeinen Zuſtand an dem erhabenen Ort ſchicke, wo er ſich itzt befindet, und von der ſakramentaliſchen Gegenwart, von der hier die Rede iſt, oder auch von ſeiner wunderthätigen Gegenwart ganz verſchieden ſey, mit welcher er die Kirche regieret, und welche macht, daß er nicht überall iſt, wie Gott, ſondern da, wo er ſeyn will. Dies iſt die Meynung der Beſcheidenſten. Wenn man alſo die Ungereimtheit ihrer Lehre zeigen wollte; ſo müßte man beweiſen, daß das ganze Weſen des Körpers nur in der Ausdehnung beſtehe. Und dies hat meines Wiſſens noch Niemand gethan. Dieſe ganze Schwierigkeit gehet die Reformirten eben ſo gut an, welche der galliſchen und belgiſchen Konfeßion und der Deklaration der Verſammlung zu **Caſſel**, die aus Männern beyder Konfeßionen, der **augsburgiſchen** und **ſchweitzeriſchen** beſtand, und mit der **ſächſiſchen** Konfeßion übereinkam, die für das **tridentiniſche** Koncilium beſtimmt war, folgen – wie auch dem Glaubensbekenntniß der Reformirten, die zum **Kolloquio nach Thorn** gekommen waren, das unter dem Schutz **Uladislai**, Königs von Pohlen zuſammenberufen wurde, – und endlich der unveränderten des **Calvin** und **Beza** folgen, die aufs deutlichſte und nachdrücklichſte erklärt haben: daß die Zeichen das würklich darreichen, was ſie vorſtellen, und daß wir an dem Weſen des Leibes und Blutes Chriſti ſelbſt Theil nehmen; und **Calvin** – nachdem er diejenigen widerleget hatte, die weiter nichts, als eine uneigentliche Theilhaftigwerdung der Gedanken, oder des Siegels, oder einer Glaubensvereinigung annehmen, – fügt hinzu: daß man nichts gründliches vorbringen könne, um die wirkliche Mittheilung zu beweiſen, das man nicht auch auf das Bezeichnen anwenden ſollte; man müßte nur an keinen Ort oder Ausdehnung gedenken, und auf dieſe Art ſey ſeine Lehre im Grunde betrachtet mit Melanchtons und ſogar Luthers ſeiner übereinſtimmend; (welches Calvin ſelbſt in einem ſeiner Briefe vermuthet) ausgenommen, daß er auſſer der Bedingung des Genuſſes der äuſſerlichen Zeichen, womit ſich Luther begnügt, noch die

Bedingung des Glaubens fodert, um die Unwürdigen von dieſer Theilhaftigwerdung auszuſchlieſſen. Ich habe den **Calvin** an **hundert** Orten in ſeinen Werken, und ſogar in ſeinen **freundſchaftlichen** Briefen, wo er es doch nicht nöthig hatte, in Anſehung dieſer **wirklichen Gemeinſchaft**, ſo zuverläßig und entſcheidend gefunden, daß ich keine Urſache ſehe, warum man ihn wegen einer **Vorſtellung** in Verdacht haben wollte.

Philalethes. Ich bitte um Verzeyhung, wenn ich von dieſen Männern der gemeinen Meynung gemäß, geſprochen habe. Ich erinnere mich itzt bemerkt zu haben, daß ſehr geſchickte Gottesgelehrte der engliſchen Kirche für dieſe wirkliche Gegenwart geweſen ſind. C. II. Wir wollen nun jetzt von **bewieſenen** Grundſätzen zu **angenommenen Hypotheſen** übergehen. Diejenigen, welche erkennen, daß dieſes nur Hypotheſen ſind, vertheidigen ſie doch oft mit Hitze, faſt als ausgemachte Grundſätze, und verachten die entgegengeſetzte Wahrſcheinlichkeit. Es wird einem gelehrten Profeſſor unerträglich ſeyn, wenn er ſein Anſehen in einem Augenblick durch einen neu Ankommenden, der ſeine Hypotheſen verwürfe, fallen ſähe, — ſein Anſehen, ſage ich, das ſeit dreyßig oder vierzig Jahren groß geweſen iſt, — das durch viele Nachtwachen erworben — durch weitläuftige Kenntniſſe der griechiſchen und lateiniſchen Sprache erhalten — durch eine allgemeine Uebereinſtimmung und ein ehrwürdiges Alter beſtätiget iſt. Alle Beweisgründe, durch welche man ihn von dem Ungrund ſeiner Hypotheſe überzeugen könnte, werden eben ſo wenig im Stande ſeyn, ihn von ſeiner Meynung abzubringen, als die Bemühungen des Nordwindes jenen Reiſenden bewegen konnten, ſeinen Mantel abzulegen, den dieſer um ſoviel feſter hielt, je heftiger dieſer Wind wehete.

Theophilus. Die **Copernikaner** haben in der That an ihren Gegnern erfahren, daß Hypotheſen, die man als **Hypotheſen** erkannt hat, doch noch mit vielem Eifer behauptet werden. Die **Carteſianer** bleiben eben ſo feſt bey ihren **hohlen Partickelchen** und kleinen Kügelchen des zweyten Elements, als ob es Lehrſätze des Euklides wären. Unſer Eifer für unſere Hypotheſen ſcheinet nichts anders, als eine Würkung unſerer heftigen Begierde, uns geehrt zu ſehen, zu ſeyn. Diejenigen, die den Galiläus verdammen, haben zwar geglaubt: das Stillſtehn unſrer Erde ſey mehr als Hypotheſe. Denn ſie hielten es für übereinſtimmend mit der Schrift, und der Vernunft. Allein ſeitdem man wahrgenommen, daß die Vernunft dieſelbe wenigſtens nicht ſicher behaupte, und daß in Anſehung der Schrift der Pater Fabry, ein fürtreflicher Theologe und Philoſoph, ſelbſt in Rom eine Vertheidigung der Beobachtungen des Eustachio de Divinis, eines berühmten Optikers, herausgab und freymüthig erklärte: man verſtünde nur vorläufig in der heiligen Schrift eine wahre Bewegung der Sonne, und daß, wenn man die Meynung des Copernikus richtig befunden hätte; man keine Schwierigkeiten machen würde, ſie ſo, wie jene Stelle Virgils auszulegen:

Terræque urbesque recedunt.

Indeſſen fährt man doch in Italien, Spanien, ja ſelbſt in den Erblanden des Kayſers noch fort, die Lehre des Copernikus zu unterdrücken — und zwar zum großen Nachtheil dieſer Nationen, deren Seelen ſich zu ſchönern Entdeckungen erheben könnten, wenn ſie eine vernünftige und philoſophiſche Freyheit genöſſen.

§. 12. **Philalethes.** Die herrſchenden Leidenſchaften ſcheinen in der That die Quelle unſerer Liebe zu den Hypotheſen zu ſeyn. Sie breiten ſich aber noch viel weiter aus. Die größte Wahrſcheinlichkeit wird unnütz ſeyn, wenn man einen Geitzigen und Ruhmſüchtigen ſeine Ungerechtigkeit zeigen will. Ein Liebhaber wird ſehr leicht von ſeiner Geliebten zu betrügen ſeyn. So wahr iſts, daß wir **leicht glauben, was wir wünſchen**, und ſo richtig iſt **Virgils** Bemerkung:

Qui amant, ipſi ſibi ſomnia fingunt.

Da-

§13. Daher bedient man ſich zweyer Mittel, der ſichtbarſten Wahrſcheinlichkeit auszuweichen, wann ſie unſere Leidenſchaften und Vorurtheile angreifen. Das erſte iſt, daß man denkt, es könnte wohl in dem uns vorgelegten Beweiſe eine verborgene Sophiſterey ſeyn. Und das andere iſt, daß man glaubt: man könnte eben §14. ſo gute, ja faſt noch beſſere Beweiſe vorbringen, um ſeinen Gegner niederzuſchlagen, wenn man Bequemlichkeit oder Geſchicklichkeit, oder die Unterſtützung hätte, die man nöthig hat, wenn man ſie finden will.

§15. Dieſe Mittel die Ueberzeugung zu hindern, ſind zuweilen gut: ſie ſind aber auch Trugſchlüſſe, wenn die Materie aufgeklärt genug iſt, und wenn man überall Parallelen gezogen hat; denn hierauf kann man erſt wiſſen, auf welcher Seite ſich die Wahrſcheinlichkeit befinde. Man hat alſo keinen Grund zu zweifeln, ob die Thiere mehr durch Wirkung eines verſtändigen Weſens, oder durch das ohngefehre Zuſammentreffen der Atomen entſtanden ſind. So zweifelt auch keiner, ob die Lettern, die eine zuſammenhängende Rede ausmachen, von einem denkenden Menſchen oder durch ein unordentliches Untereinanderwerfen ſind zuſammengeſetzt werden.

§16. Ich ſollte alſo glauben, daß es nicht von uns abhänge, ob wir in ſolchen Fällen unſern Beyfall zurückhalten wollen. Wir können es aber thun, wenn die Wahrſcheinlichkeit nicht ſo zuverläßig iſt, und wir können mit ſchwächern Beweiſen zufrieden ſeyn, wenn ſie gut mit unſerer Neigung übereinſtimmen. Man kann es, dünkt mich, nicht mit der Wahrheit vereinigen, daß ſich jemand auf die Seite neigen ſollte, wo er die wenigſte Wahrſcheinlichkeit ſieht. Empfindung, Erkenntniß und Beyfall ſind nicht willführlich. Es hängt nicht von mir ab, ob ich die Aehnlichkeit zweyer Begriffe ſehen will oder nicht, wenn meine Gedanken darauf gerichtet ſind. Doch können wir den Fortgang in unſern Unterſuchungen freywillig aufhalten; denn ſonſt könnten

Unwiſſenheit und Irrthum in keinem Falle eine Sünde ſeyn. Hierinn handeln wir frey. In Fällen, die uns nicht intereßiren, nimmt man zwar die gemeine oder die erſte, die beſte Meynung an. Aber in ſolchen Punkten, wo es zugleich auf unſer Glück oder Unglück ankommt, wiegt der Geiſt die Wahrſcheinlichkeiten viel ernſtlicher ab. In dieſem Falle, das heißt, wenn wir aufmerkſam ſind, haben wir nicht die Wahl, uns auf keine Seite zu wenden, auf welche wir wollen, wenn unter beyden Dingen ein ganz merklicher Unterſchied iſt, und wenn die größte Wahrſcheinlichkeit unſern Beyfall beſtimmt.

Theophilus. Ich bin im Grunde betrachtet Ihrer Meynung, und wir haben uns darüber in unſern vorigen **Unterredungen von der Freyheit** genug erklärt. Ich habe damals gezeigt, daß wir niemals das glauben, was wir wollen, ſondern das, was wir am deutlichſten ſehen; und daß wir uns [illegible] ~~zu~~ glaublich machen können, was wir ~~wollen~~, wenn wir unſere Aufmerkſamkeit von einem unangenehmen Gegenſtande abziehen und ſie auf einen andern richten, der uns gefällt. Dies macht, daß, wenn wir die Gründe eines vortheilhaften Vorſchlages genauer betrachten, wir ihn endlich für den wahrſcheinlichſten halten. Daß wir Meynungen die uns eben nicht interreßiren, auf leichte Gründe annehmen, kommt daher, weil wir faſt nichts bemerken, was ihnen entgegen ſteht. Wir finden daher, daß die Meynung, die man uns vortheilhaft vorſtellt, der entgegengeſetzten, die unſern Begriffen nach nichts für ſich hat, ſoviel und mehr vorzuziehen iſt, als wenn auf beyden Seiten viel Gründe vorhanden geweſen wären. Denn der Unterſchied zwiſchen 0 und 1 oder zwiſchen 2 und 3 iſt, eben ſo groß, als zwiſchen 9 und 10, und wir merken dies, ohne an die Unterſuchung zu denken, die zur Beurtheilung noch nöthig wäre, dazu uns aber nichts reizet.

§. 57. **Philalethes.** Die letzte falſche Regel der Wahrſcheinlichkeit, die ich anmerken will, iſt die **übel verſtandene Auctorität**, die mehr Leute in Unwiſſenheit und

Irrthum zurückhält, als alle übrige zuſammen. Wieviel Leute haben wohl einen andern Grund ihrer Meynungen, als weil ſie von ihren Freunden, oder von Leuten ihres Standes, oder von der Parthey, zu der ſie gehören, oder in ihrem Vaterlande angenommen werden? Eine gewiſſe Lehre iſt z. B. von dem ehrwürdigen Alterthum gebilliget worden. Sie kommt durch viele Jahrhunderte auf mich. Andere nehmen ſie an, daher bin ich vor dem Irrthum ſicher, wenn ich ſie auch annehme. Man würde eben ſoviel Grund haben, es aufs Ohngefehr ankommen zu laſſen, welcher Meynung man folgen ſolle, als ſie nach dergleichen Regeln zu wählen. Auſſer daß alle Menſchen dem Irrthum unterworfen ſind, glaube ich, daß, wenn wir die geheimen Bewegründe wiſſen könnten, welche die Gelehrten und Häupter der Partheyen thätig machen, wir oft etwas ganz anders als die reine Liebe zur Wahrheit entdecken würden. Das iſt wenigſtens gewiß: Keine Meynung iſt ſo ungereimt, die nicht aus dieſem Grunde Beyfall finden könnte. Denn es giebt wenig Irrthümer, die nicht ihre Anhänger gehabt hätten.

Einfluß des Anſehens auf unſre Meynungen.

Theophilus. Man muß aber geſtehen, daß man in vielen Fällen nicht vermeiden könne, der Autorität zu folgen. Auguſtinus hat ein ſehr artiges Buch de vtilitate credendi geſchrieben, das hierüber nachgeleſen zu werden verdient. Die angenommenen Meynungen haben etwas für ſich, was der **Präſumtion** der Juriſten nahe kommt. Darf man ihnen gleich nicht immer ohne Beweis folgen, ſo iſt man doch auch nicht berechtiget ſie zu verwerfen, ohne entgegengeſetzte Beweiſe zu haben. Denn man darf nichts ohne Grund ändern. – – Seit dem **Nikole** ſein Werk über **die Kirche** geſchrieben hat, ſind über den Beweis, den man von **der großen Anzahl der Vertheidiger einer Meynung** hernimmt, vielfältige Streitigkeiten entſtanden. – Alles aber, was man von dieſem Beweis erwarten kann, wenn es darauf ankömmt, einen Grund zu billigen, nicht aber ein Faktum zu bezeugen, kann auf das reducirt werden, was ich ſchon geſagt habe. **Zehn** Pferde können nicht geſchwinder laufen, als **ein** Pferd, wenn ſie gleich mehr ziehen können. – Eben der Fall iſt es wenn man **zehn** Menſchen mit **einem** vergleicht. – **Gerader** können ſie nicht gehen, ſie werden aber wirkſamer und geſchäftiger ſeyn, – beſſere Urtheile werden ſie nicht fällen, aber **mehr** **Stof** werden ſie geben, wo das Urtheil angewandt werden kann, als der **eine**, nach dem alten Sprüchwort, plus vident oculi, quam oculus. – Dieſe Bemerkung kann man in Geſellſchaften machen, wo viele Geſpräche aufgeworfen werden, welche vielleicht einem oder zweyen entwiſchen würden; – indeſſen läuft man oft Gefahr, daß man die richtigſte Meynung nicht annehme, wenn man ſich nach allen dieſen Unterredungen richten will, wenn nicht gelehrte und kluge Männer das Geſpräch **moderiren** und dirigiren. –

Von dem Anſehn in der Kirche.

Von den Traditionen in der Kirche.

Daher haben verſchiedene gelehrte römiſche katholiſche Theologen das **Anſehn der Kirche** oder derer, welche an Würde und Klugheit den großen Haufen übertreffen, blos auf die Bezeugung der Faktorum unter dem Namen **Tradition** eingeſchränkt, weil ſie wohl ſahen, daß man ſich, wenn es auf den Beweis ankam, nicht darauf verlaſſen konnte.

Heinrich Holden ein berühmter Lehrer **der Sorbonne** behauptet in ſeiner **Analyſe des Glaubens** nach den Principien **des Kommonitoriums** des Vincents von **Serino**, daß man in der Kirche nichts neues entſcheiden könne, und daß alle auf einem Concilium verſammlete Biſchöfe **lediglich** das Faktum einer in ihren Diözeſen angenommenen Meynung zu beſcheinigen im Stande wären. – So lange man beym allgemeinen ſtehen bleibt, ſo hat dies Principium einigen Schein, – ſobald man aber zu einem Faktum fortſchreitet, ſo ſieht man ſogleich, daß ſich die Meynungen in einem jeden Lande zu einem an-

andern anders verhalten, und daß man in einem und demſelben Lande die Meynungen unzählich oft abändert, und anſtatt etwas blos zu bezeugen, über das Faktum ſelbſt öfters urtheilet. Der berühmte **baierſche** Jeſuite **Gretſer**, der Verfaſſer einer andern **Analyſe des Glaubens**, die den Beyfall ſeines Ordens erhalten hat, denkt faſt eben ſo, daß die Kirche über ſtreitige Lehrſätze wohl urtheilen könne, indem ſie unter dem Beiſtand des heiligen Geiſtes **neue** Glaubensartikel mache, ob ſie gleich, beſonders in **Frankreich**, ſich ſtelle, als wenn ſie die einmal feſtgeſetzten **Lehrſätze** nur in ein helleres Licht ſtelle. – Dieſe ihre Aufklärung iſt aber doch **entweder** ein ſchon **angenommener oder** ein **neuer** Satz, den man aus einem bereits für wahr gehaltenen Lehrſatz zu ziehen glaubt. – Im **erſten** Falle widerſpricht die That dem Vorgeben; – und im andern kann der neue Satz nichts anders ſeyn, als ein **neuer** Glaubensartikel.

Ich bin nicht der Meynung, daß man die Alten in Religionsſachen verachten müſſe, und man kann wohl noch immer ſagen, daß Gott die allgemeinen Kirchenverſammlungen bisher vor allen Irrthümern bewahret habe, die der ſeeligmachenden Lehre entgegen ſind. Uebrigens iſt es mit den Vorurtheilen gewiſſer Partheyen eine ganz beſondre Sache. Ich habe Leute eine Meynung blos aus dem Grunde eifrig vertheidigen ſehen, weil ſie in ihrem Orden eingeführet war, oder auch darum, weil ſie der Meynung eines andern widerſprach, der ſich zu einer Religion bekannte oder von einem Volke herſtammete, die ſie nicht leiden konnten, wenn die Meynung gleich mit der Religion und dem Intereſſe der Völker in gar keiner Verbindung ſtand. Vielleicht wußten ſie nicht einmal, daß dies der Grund ihres Eifers war. Ich ſahe aber, daß ſie auf die erſte Nachricht daß ein ſolcher dies oder jenes geſchrieben hatte, in den Bibliotheken herumwühlten und ſich den Kopf zerbrachen, wie ſie zur Widerlegung deſſelben etwas finden wollten. Dies geſchiehet auch oft von denen, die auf Univerſitäten diſputiren und ſich gegen ihre Gegner recht hervorzuthun ſuchen.

Von den ſymboliſchen Büchern.

Was ſoll man aber von den Lehren ſagen, die in den **ſymboliſchen Büchern** jeder Parthey, ſogar unter den Proteſtanten, zu deren Annehmung man ſich oft durch einen Eyd verpflichten muß, vorgeſchieben ſind? Einige glauben zwar, daß der Eyd bey uns nur die Verbindlichkeit anzeige, das zu lehren, was dieſe Bücher oder Formular aus der heiligen Schrift enthalten. Darinn iſt ihnen aber von andern widerſprochen worden. In dem Mönchsorden begnügt man ſich nicht mit der in der **römiſchen Kirche** einmal feſtgeſetzten Lehre, ſondern man ſchreibt den Lehrern noch engere Grenzen vor. Ein Beweis davon ſind die Sätze, die der General der Jeſuiten (wo ich nicht irre) **Claudius Aquaviva** in ihren Schulen zu lehren verbeth.

Es würde gut ſeyn, (ich will dies nur ganz kurz berühren), wenn man eine ſyſtematiſche Sammlung von den Sätzen machte, die von **Kirchenverſammlungen, Päbſten, Biſchöfen,** und **Facultäten** ausgemacht und als irrig verworfen worden ſind. Es würde ein Beytrag zur Kirchengeſchichte ſeyn.

Man kann zwiſchen das **Annehmen** und **Lehren** einer Meynung einen Unterſchied machen. „**Weder** Eyd noch Geſetz können einen Menſchen zwingen, bey einerley Meynung zu bleiben.“ Denn die Gedanken ſind an und für ſich **unwillkührlich.**“ Aber er kann und muß ſich enthalten, etwas zu lehren, das man für gefährlich hält, er müßte ſich dann in ſeinem Gewiſſen dazu verbunden finden. In dieſem Falle kann man ſich aufrichtig erklären und ſeinen Poſten verlaſſen, wenn man in einem Lehramte ſteht; doch vorausgeſetzt, daß man es thun könne, ohne ſich einer groſſen Gefahr auszuſetzen, die einen nöthigen konnte, in aller Stille abzudanken. Man hat eben kein ander Mittel das öffentliche und Privatrecht auseinander zu ſetzen. Das eine muß verhindern, was es für Unrecht hält. Das andere kann nicht von den Verbindlichkeiten losmachen, die das Gewiſſen fodert.

Philalethes. Dieſer Widerſpruch des **öffentlichen** und **Privatrechts** und ſogar der angenommenen Meynungen verſchiedener Partheyen iſt ein unvermeidliches Uebel. Oft iſt es aber nur ein Scheinwiderſpruch, der K/S. nur in den Formeln liegt. Ich muß auch, um dem menſchlichen Geſchlecht Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, ſagen, daß nicht ſoviel Menſchen im Irrthum verwickelt ſind, als man gemeiniglich vorgiebt: nicht, weil ich glaube, daß ſie die Wahrheit einſehen, ſondern weil ſie zuverläßig von ſolchen Lehren, worüber man ſoviel Geſchrey macht, gar keine poſitive Meynung haben, und weil ſie, ohne etwas zu unterſuchen, und ohne die ſeichteſten Begriffe von der ſtreitigen Sache zu haben, ſich an ihre Parthey halten, gleich den Soldaten, welche die Sache nicht unterſuchen, die ſie vertheydigen. Und wenn das Verhalten eines Menſchen zeigt, daß er keine wahre Hochachtung gegen die Religion hat, ſo iſt es genug, wenn ſeine Hand und Zunge bereit ſind, die gemeine Meynung zu vertheydigen, um ſich denen zu empfehlen, die ihm Unterſtützung verſchaffen können.

Theophilus. Dieſe Gerechtigkeit, die Sie dem menſchlichen Geſchlecht wiederfahren läſſet, gereicht ihm nicht zur Ehre. Und die Menſchen ſind mehr zu entſchuldigen, wenn ſie aufrichtig ihrer Meynung folgen, als wenn ſie dieſelbe aus Eigennutz verſtellen. Doch iſt vielleicht mehr Aufrichtigkeit in ihrer Handlungsart, als ſie zu verſtehen zu geben ſcheinen. Denn ohne irgend eine Kenntniß des Grundes können ſie den **dunklen Glauben** erlangt haben, indem ſie ſich überhaupt und zuweilen blind, aber oft aus treuem Herzen dem Urtheil anderer unterwerfen, deren Autorität ſie einmal erkannt haben. Der Vortheil, den ſie dabey finden, befördert zwar dieſe Unterwerfung. Aber dies hindert doch nicht, daß nicht die eigene Meynung endlich entſtehen ſollte. Dieſer dunkle Glaube iſt in der römiſchen Kirche beynahe hinlänglich. Er enthält vielleicht keinen Artikel der eigentlichen Offenbarung, der als ein **Grundartikel** ganz **unentbehrlich** wäre, und der necessitate medii für **nothwendig** gehalten würde, oder deſſen Annehmung eine ſchlechterdings **nothwendige Bedingung** zur Seligkeit wäre. Sie ſind es zwar alle necessitate praecepti, durch die Nothwendigkeit, die man darinn lehret, der Kirche zu gehorchen und alle Aufmerkſamkeit auf das zu richten, was darinn vorgetragen wird, alles bey Strafe einer Todſünde. Aber dieſe Nothwendigkeit fodert nach dem Geſtändniſſe der geſchickteſten Lehrer dieſer Kirche nur eine vernünftige Lehrbegierde und verbindet nicht zum Beyfall. Der Kardinal **Bellarmin** glaubte ſogar, daß nichts beſſer wäre als der Glaube eines Kindes, der ſich einer eingeführten Autorität unterwirft; und erzählt mit Beyfall die Feinheit eines Sterbenden, der den Teufel durch den Cirkel abwies, den man ihn oft wiederholen hörte:

Ich glaube alles, was die Kirche glaubt,
Die Kirche glaubt, was ich glaube.

Ein und zwanzigſtes Hauptſtück.

Ueber die Eintheilung und Claßifikation der Wiſſenſchaften.

Philalethes.

Nun ſind wir am Ende unſrer Unterredungen, in denen wir die verſchiedenen Wirkungen des menſchlichen Verſtandes – In das Detail unſrer Erkenntniſſe ſelbſt einzudringen, leidet der von uns beyden gemachte Entwurf nicht. – – Indeſſen wird es doch nützlich und auch ſchicklich ſeyn, vor dem völligen Beſchluß derſelben, noch eine allgemeine Muſterung über die Wiſſenſchaften in Rückſicht auf ihre Eintheilung anzuſtellen.

Alles, worauf ſich die Fähigkeit des **menſchlichen** Verſtandes erſtrecken kann, betrift:

1) **entweder** die Natur der Dinge ſelbſt, ihre Verhältniſſe gegeneinander, – und ihre Art zu wirken,

2) **oder** den Menſchen als ein **handelndes**, vernünftiges und freywirkendes Weſen, in ſofern er nach einem gewiſſen Entzweck, beſonders nach ſeiner Glückſeligkeit ſtrebt,

3) **oder** die Mittel, Kenntniſſe zu erlangen, und ſie andern mitzutheilen.

Folglich kann die ganze Wiſſenſchaft in **drey** Gattungen abgetheilt werden:

I. Die erſte Gattung macht die Erkenntniß der Dinge aus, in ſofern ſie nach ihrer eigenen Wirklichkeit, nach ihren Einrichtungen, Eigenſchaften und Wirkungen betrachtet werden können. Ich verſtehe dadurch nicht nur die Materie und den Körper, ſondern auch die Geiſter, welche, wie die Körper ihre eigene Naturen, Einrichtungen und Wirkungen haben. Dies nenne ich, in einem weiterem Sinne die Phyſik, oder die Naturphiloſophie. Die Abſicht dieſer Wiſſenſchaft bezieht ſich blos auf die Wahrheit, in ſofern ſie ſich in dem Nachdenken endiget. – Was nur dem Verſtand des Menſchen irgend eine ſolche Wahrheit gewähren kann, das gehöret mit zu dieſer Gattung, – es mag nun Gott ſelbſt, – oder es mögen Engel, Geiſter, Körper, – oder einige ihrer zufälligen Beſchaffenheiten, als die Zahl, – die Figur u. ſ. w. ſeyn. – –

II. Die zweyte Gattung betrift die Ausübung, oder die Wiſſenſchaft, unſere eigene Kräfte und Handlungen zur Erlangung guter und nützlicher Dinge recht anzuwenden. — Der wichtigſte Theil hiebey iſt die Sittenlehre, welche ſich damit beſchäftiget, diejenigen Regeln und das Maaß der menſchlichen Handlungen zu finden, welche zur Glückſeligkeit und auf Mittel zur Ausübung dieſer Regeln führen. — Der Entzweck dieſer Wiſſenſchaft iſt nicht ein bloſſes Nachſinnen, und die Erkenntniß der Wahrheit, — ſondern das, was recht iſt, und eine demſelben gemäſſe Aufführung.

III. Die dritte Gattung iſt die Zeichenwiſſenſchaft, und da die gebräuchlichſten Zeichen die Wörter ſind, ſo kann man ſie auch die Logik nennen. — Ihr Geſchäfte beſteht in der Beobachtung der Natur der Zeichen, deren ſich die Seele bedient, die Dinge zu verſtehen, oder andern ihre Erkenntniß davon beyzubringen. — ⁴Weil nemlich unter den Dingen,
„welche die Seele betrachtet, kein einziges, auſ-
„ſer unſrer Seele, dem Verſtande gegenwärtig
„iſt," ſo müſſen derſelben etwas anderes, als ein Zeichen; oder als eine Darſtellung des Dinges, welches ſie betrachtet, gegenwärtig ſeyn. — Dies ſind die Ideen. — Weil aber der Inbegriff ~~Sinn~~ der ſich darſtellenden Ideen, der die Gedanken eines Menſchen ausmacht, nicht unmittelbar angeſchauet werden, — noch anderswo, als in dem Gedächtniſſe, einem nicht gar zu ſichern Behältniſſe, aufbewahrt werden kann: ſo ſind auch die Zeichen unſrer Begriffe nothwendig, ſowol einem andern unſre Gedanken mitzutheilen, als ſie zu unſerm eigenen Gebrauch gleichſam ins Gedächtniß einzu-

tragen. — Die Zeichen, welcher ſich die Menſchen am meiſten bedienen, weil ſie ihnen die bequemſten ſcheinen, ſind vernemliche Töne.

Folglich macht die Betrachtung der Begriffe und der Wörter, als der vornehmſten Werkzeuge der Erkenntniß keinen geringen Theil von der Betrachtung derjenigen aus, welche die menſchliche Erkenntniß nach ihrem ganzen Umfange, in Augenſchein nehmen wollen. — Und vielleicht würden die Ideen und Wörter, wenn man ſie beſonders in Betrachtung ziehn wollte, uns eine andre Logik und Kritik verſchaffen, als uns bis itzt bekannt geweſen iſt.

Theophilus. Die Alten kannten und ſchätzten bereits dieſe Eintheilung. — Ihre Logik begrif gerade, wie die Ihrige, lieber Philaleth, alles, was mit den Worten und der Erklärung unſrer Gedanken einen Zuſammenhang hat und ſich darauf bezieht, — die artes dicendi. Ich finde jedoch folgendes daran auszuſetzen:

Beurtheilung dieſer Eintheilung der Wiſſenſchaften.

1) Die Wiſſenſchaft zu ſchlieſſen, — zu urtheilen, zu erfinden, ſcheint von der Erkenntniß der Ethymologien der Wörter und dem Gebrauch der Sprache ſehr verſchieden zu ſeyn. — Denn dies iſt etwas unbeſtimmtes und willkührliches.

2) Bey Erklärung der Worte muß man die Wiſſenſchaften ſelbſt zu Rathe ziehn, wie dies bey den Wörterbüchern erhelt; — auf der andern Seite kann man keine Wiſſenſchaft abhandeln, ohne zu gleicher Zeit die Wörter zu erklären. —

3) Die vornehmſte Schwierigkeit, die ſich bey dieſer Eintheilung der Wiſſenſchaften findet, beſteht darinnen, daß jeder Theil das Ganze gleichſam zu verſchlingen ſcheint. Die Moral und Logik werden auf dieſe Art in die Phyſik ſchlagen, ſo allgemein man auch das

Wort nehmen möchte. Denn, wenn man von Geiſtern, das iſt, von Subſtanzen redet, welche Verſtand und Willen haben, und die Kräfte dieſes Verſtandes aus dem Grunde erkläret, ſo wird die ganze Logik dazu gehören. Wenn man hingegen in der Geiſterlehre das, was zum Willen gehört, aus einanderſetzt, ſo würde man von dem Guten, und dem Böſen, von der Glückſeligkeit und dem Elend reden müſſen, – und denn dürfen Sie nur dieſe Lehre gehörig ausdehnen, um die ganze praktiſche Philoſophie in dieſelbe aufzunehmen. Umgekehrt könnte man auch alles zur praktiſchen Philoſophie rechnen, weil ſie gerade zu unſrer Glückſeligkeit führt. Es iſt Ihnen bekannt, daß man die Theologie im Grunde als eine praktiſche Wiſſenſchaft anſieht; – die Rechtsgelehrſamkeit und Arzneywiſſenſchaft ſind es nicht weniger. Ueberhaupt wird die Lehre von unſerer Glückſeligkeit, oder von dem, was uns gut und nicht gut iſt, alle unſre Erkenntniß in ſich enthalten, wenn man nemlich alle die Mittel gehörig in ihr Licht ſetzen will, die den Entzweck befördern, den ſich die Vernunft vorgeſetzt hat.

So bringt Zwinger alles in ſein methodiſches Theater des menſchlichen lebens zuſammen, welches Beyerling dadurch verdorben hat, daß er es in die Form eines Alphabets brachte. – Denn, wenn man alle Gegenſtände, die man abhandelt, in alphabetiſcher Ordnung vortragen wollte, ſo würde die Sprachwiſſenſchaft (die Sie mit den Alten zu Ihrer Logik rechnen,) in das Gebiet der beyden andern einen Einfall thun. – Ihre drey großen Provinzen der Encyclopädie ſind alſo beſtändig im Kriege gegeneinander begriffen, weil eine immer in die Rechte der andern einen Eingrif wagt.

Die **Nominaliſten** nehmen ſo viel beſondre Wiſſenſchaften an, als Wahrheiten, welche ſie nach allen andern, je nachdem man ſie ordnete, auch zuſammenſetzten, – **andre** vergleichen den ganzen Inbegrif unſrer Erkenntniß mit dem Ocean, der ein aneinanderhängendes Ganze ausmacht, und nur durch **willkührliche** Linien ins **Caledoniſche**, – **Atlantiſche**, – **Aethiopiſche**, und **Indianiſche** Meer getheilt wird.

Sehr oft kann **eine und dieſelbe** Wahrheit, nach den **Gliedern**, aus denen ſie beſteht, ſelbſt **nach den Mittelſätzen**, oder **den Urſachen**, von denen ſie abhängt, und nach den **Folgen und Wirkungen**, die ſie haben kann, an verſchiedenen Stellen ſtehen. **Ein einfacher kathegoriſcher Satz** hat nur **zwey** Glieder, ein **hypothetiſcher** kann aber **vier** haben, ohne der **zuſammengeſetzten** Sätze itzt zu gedenken. – Ein **merkwürdiges** Faktum kann in der **allgemeinen**, – in der **Landesgeſchichte**, und in der **Biographie** eines großen Mannes aufbehalten werden, der auf dieſe Begebenheit Einfluß hatte, oder dabey intereßirt war. Würde hiernächſt dabey eine ſchöne **moraliſche und Klugheitsmaxime**, – eine **Kriegsliſt**, eine für **die Künſte**, die zur **Bequemlichkeit des Lebens oder zur Geſundheit** der **Menſchen beytragen**, erwähnt, ſo könnte man dies Faktum in der Wiſſenſchaft oder Kunſt, die ſie angeht, erwähnen, – ja es könnte **in zwey** verſchiedenen Stellen dieſer Wiſſenſchaft erwähnt werden, – in der **Geſchichte der Wiſſenſchaft um ihren höher erreichten Grad, und Wachsthum zu erwähnen**, und bey den **Lehrſätzen** ſelbſt, um ſie mit **Beyſpielen** zu beſtätigen und zu erläutern. –

Die Anekdote aus dem Leben des Kardinal **Ximenes**, daß ihn eine **Mohrinn blos durch Reiben von der Hecktik heilte**, verdient in der **ſyſtematiſchen Arzneigelehrſamkeit ſowol in dem Kapitel von den hecktiſchen Fiebern, als in dem**, wo von der **mediciniſchen** Diät gehandelt wird, zu ſtehen. – – Ich bin auch gewiß überzeugt, daß dieſe Bemerkung zur Entwickelung der **Urſachen** dieſer Krankheit vieles beytragen wird. Man könnte ihrer auch in der **medicinaliſchen** Logik, wo von der **Kunſt die Arzneimittel** zu **finden**, geredet wird, – und in der **Geſchichte der Arzneigelartheit** Erwähnung thun, um daraus zu zeigen, auf wie mannichfaltige Art die Menſchen die Heilungsmittel gefunden, und daß dazu öfters der Rath eines bloſſen Empirikers, manchmal gar eines Marktſchreiers Anleitung gegeben habe. – **Bevervizius** würde ſein ſchönes Werk über **die Arzneigelehrſamkeit der Alten**, welches er aus den Büchern ſolcher Gelehrten, die gewiß keine **Mediciner von Profeßion** waren, geſammlet hat, noch weit vollkommner haben machen können, wenn er auch die **neuern** Gelehrten zu Rath gezogen hätte. – Hieraus beſtätige ich den Satz, daß **eine und dieſelbe** Wahrheit nach dem verſchiedenen Verhältniſſe, daß ſie haben mag, auch an verſchiedene Orte geſtellt werden kann. – Daher weiß man zum öftern, wenn man eine Bibliothek in Ordnung ſtellen will, welchen Platz man gewiſſen Büchern, die an zwey oder **drey** andern Orten **gleich gut**, und **ſchicklich** ſtehen würden, anweiſen ſoll. –

Alle Lehrwahrheiten können eine ſynthetiſche und analytiſche Ordnung gebracht und eingetheilt werden.

Doch laſſen ſie uns nur von **allgemeinen** Wahrheiten reden, und ſpecielle Fakta. – **Geſchichte und Sprachen** übergehn. – Da finde ich nun daß man bey allen Lehrwahrheiten zwey **Eintheilungen** annehmen kann, von welchen eine jede ihr Gutes und ihren Nutzen hat, welche auch mit Vortheil zuſammen vereinigt werden können. – Die eine könnte die **ſynthetiſche** oder **theoretiſche** ſeyn, welche die Wahrheiten, ſo wie die Mathematiker thun, nach der Ordnung der Beweiſe ſtellet, ſo daß ein jeder Satz gerade hinter einen andern ſteht, von welchem es abhängt. – Die andre wäre die **analytiſche** oder **praktiſche**, welche mit dem Hauptzweck, den ſich alle Menſchen vorſetzen, ihrer **allgemeinen** Glückſeligkeit, den Anfang macht, und die **Mittel**, welche zur Erlangung dieſer Güter, und Vermeidung der entgegenſtehenden Uebel führen, der Reihe, und ihrer natürlichen Ordnung nach aufſucht. **Beide** Methoden haben, bey der **Encyclopädie** im **allgemeinen** ſtatt, – verſchiedene wenden ſie auch bey den **beſondern** Wiſſenſchaften an. Selbſt die **Geometrie**, welche **Euklid** auf eine **ſynthetiſche** Art als eine Wiſſenſchaft abhandelt, iſt von manchen andern als eine Kunſt angeſehn worden, ob ſie gleich nach der Methode, die ſo gar ihre **Erfindung** angäbe, ſehr gut **demonſtrativiſch** vorgetragen werden könnte. – So würde jemand, der alle **platte Figuren** ausmeſſen, und mit **rechtlinigten** den Anfang machen wollte, glauben, daß man ſie alle in **Dreiecke** eintheilen könne, daß jedes **Dreieck** die Hälfte eines Parallelogramms ſey, und daß die Parallelogrammen auf Rektangula zurückgebracht werden können, deren Maaß leicht iſt.

Nutzen und Nothwendigkeit der Regiſter.

Zu dieſen zwey Abtheilungen müßte man noch die dritte fügen, – welche in einer Art von **Regiſter** beſteht, welches **ſyſtematiſch**, wo die Artikel nach gewiſſen Klaſſen geſetzt werden – oder auch **alphabetiſch** ſeyn könnte. Dies **Regiſter** würde dazu dienen, und nöthig ſeyn, daß man alle Sätze, worinnen das Wort auf eine etwas auffallende Weiſe vorkommt, zuſammenfinden kann. – Nach den zwey vorhergehenden Methoden, da die Wahrheiten nach ihrem Urſprung und Gebrauch geordnet und geſtellet ſind, kann man diejenigen, – welche ein und daſſelbe Wort betreffen, nicht auf einmal und zuſammenfinden. Zum Beiſpiel. **Euklid** lehrte zwar, **wie man die Hälfte eines Winkels finden ſollte**, konnte aber keine Methode angeben, **den dritten Theil davon zu finden**, weil er ſonſt von **koniſchen Sectionen** hätte reden müſſen, deren Kenntniß aber an dieſer Stelle noch zufrüh geweſen wäre. – Ein **Regiſter** muß hingegen alle die Stellen anzeigen, wo ſehr interreſſante, ein und dasſelbe Sujet betreffende Sätze ſtehen. In der **Geometrie** fehlt uns ein ſolches Regiſter noch bis itz:, welches die Erfindung erleichtern, – die Wiſſenſchaft merklich erhöhen, – das Gedächtniß ſtärken, und ſehr oft die ſaure Mühe ſparen kann, etwas, ſo man ſchon gefunden hat, noch einmal zu ſuchen. –

Auch in andern Wiſſenſchaften, wo die **Kunſt zu ſchlieſſen** nicht ſo großen Einfluß und Anſehn hat, würden dieſe Regiſter großen Nutzen ſtiften; – in der **Arzneigelartheit ſind** ſie von der äuſſerſten Nothwendigkeit. – Nur käme es denn auf die Geſchicklichkeit an, **gute Regiſter** zu machen.

Dieſe gegenwärtige Eintheilung hat mit der alten, die Sie angeführet haben, eine große Aehnlichkeit, nach welcher die Wiſſenſchaft oder die Philoſophie in die **theoretiſche**, – **praktiſche** und **diskurſiviſche** oder in die **Phyſik**, – **Moral** und **Logik** zerfällt. – Die **ſynthetiſche** Eintheilung iſt mit der **theoretiſchen**, – die **analytiſche** mit der **praktiſchen** – die in Regiſter nach den Wörtern, mit der **Logik** einerley. Die **alte** Eintheilung kann alſo füglich beybehalten werden, wenn man nur dieſe von mir gemachte Abtheilungen nicht als **beſondre** Wiſſenſchaften, – ſondern als **verſchiedene** Stellungen derſelben Wahrheiten anſieht, in ſofern man es für gut hält, ſie zu wiederholen. –

Es giebt noch eine **bürgerliche** Eintheilung der Wiſſenſchaften nach den **Fakultäten** und **Profeßionen**. Auf **Univerſitäten** und bey Einrichtungen der Bibliotheken bedient man ſich derſelben. **Draudius** und ſein Nachfolger und Ergänzer **Lipenius** *) haben das **weitläuftigſte**,
aber

---

*) Seine Bibliotheca Iuridica mag wol die Beſte ſeyn. Wunderbar iſt es daß er kein Juriſt war, und doch dieſes Buch mit der Zeit das vollkommenſte von ſeinen Bibliothecken geworden iſt. Die Methode aber will doch den Juriſten nicht gefallen, wenigſtens Hommeln nicht. S. Litteratura
juris

aber ſicher nicht **das beſte Bücherverzeichniß** verfertiget. Anſtatt ſich nach der ganz ſyſtematiſchen Methode, die **Geßner** in den **Pandekten** beobachtet hat, haben ſie, (faſt wie die Buchhändler) die gemeine Methode beybehalten, die Bücher nehmlich nach den **vier** Fakultäten, in die **theologiſche**, **juriſtiſche**, **mediciniſche**, und **philoſophiſche** einzutheilen, und ſie **in alphabetiſcher** Ordnung nach den **Titeln** des Buchs zu ſtellen. – Dieſe Verfaſſer hatten hievon freylich Vortheile genug; denn ſie durften: das Buch weder anſehn, noch ſich mit dem Inhalt deſſelben näher bekannt machen; – **für andre** iſt es dagegen ſehr unbequem, man müſte denn die **Titel** und Anzeigen der Bücher auf andre von ähnlicher Bedeutung bringen. Die Menge von Fehlern, die ſie begangen haben, nicht einmal gerechnet, ſo benennen ſie eine und dieſelbe Sache oft ganz verſchieden. Zum Beyſpiel Obſervationes iuris, – miſcellanea, – conjectanea, – electa, ſemeſtria, – probabilia, – benedicta und andre ähnliche Aufſchriften ſolcher **juriſtiſchen** Bücher ſind nichts anders als Zuſammenmiſchung verſchiedener Materien aus dem **römiſchen** Rechte. –

Die **ſyſtematiſche** Eintheilung iſt ohne Zweifel die beſte; – Dieſer kann man die alphabetiſchen ziemlich weitläuftigen Regiſter nach den Wörtern und Schriftſtellern beyfügen. Die **bürgerliche** und **gewöhnliche** Eintheilung nach den **vier** Fakultäten iſt auch nicht zu verachten. – Die **Theologie** handelt von der ewigen Glükſeligkeit, und von allem dem, was ſich auf dieſelbe be-

juris p. 6. Der alte Lipen würde ſich über den Zuwachs, den ſein Buch nach ſeinem Tode erhalten hat höchlich freuen, und wenn ſich immer jemand findet, der Luſt hat Supplements dazu zu machen; ſo kann dies eins von den ewigen Büchern werden, und Lipens Namen ſo lange dauren als die Rechtsgelehrſamkeit ſtehen wird. Seine andern Bibliothecken ſind ziemlich vergeſſen.

Anm. des Ueberſetzers.

bezieht, in ſofern es von der Seele und von unſerm Gewiſſen abhängt.

Die **Rechtsgelehrſamkeit** hat die Regierung und die Geſetze zur Hauptabſicht, welche die Glückſeeligkeit der Menſchen, in ſofern ſie durch das **Aeuſſerliche** und **Sinnliche** befördert werden kann, erreichen ſollen. – Sie ſieht aber mehr und zunächſt auf die Natur der Seele und ihre Würkungen, ohne ſich eben in das Detail körperlicher Dinge einzulaſſen deren Natur ſie vorausſetzt, und ſie nur als Mittel gebraucht. – Mithin hat ſie mit einem wichtigen Punkt nichts zu thun, der **Geſundheit**, – der **Stärke** und der **Vollkommenheit** des **menſchlichen** Körpers, wofür die **mediciniſche** Fakultät ſorgen muß, zu deren **Departement** dieſe Beſorgung gehört.

Man hat auch noch eine **ökonomiſche** Facultät obigen vieren zufügen wollen, welche die **mathematiſchen** und **mechaniſchen** Künſte, überhaupt alles das, was das Detail der **Unterhaltung** des **Menſchen**, **und der Bequemlichkeiten** des **Lebens** beträfe, – mithin auch den **Ackerbau** und die **Architektur** in ſich begriffe. – Man hat aber der **philoſophiſchen** Fakultät alles überlaſſen, was nicht zu den drey höhern Fakultäten gerechnet werden kann. – Dies iſt nicht gut. Denn nun können ſich die Glieder der vierten Fakultät durch keine Uebung vervollkommnen, geſchweige denn, daß es die thun ſollten, welche in den andern vier Fakultäten Unterricht geben. Man ſieht alſo, (ich nehme die Mathematik aus), die **philoſophiſche** Fakultät nur als eine **Vorbereitung** zu den **andern** an. – Daher ſoll auch die Jugend in derſelben die **Geſchichte**, die **Wohlredenheit**, und einige Anfangsgründe der **natürlichen Rechtsgelehrſamkeit**, in ſofern ſie von göttlichen, und menſchlichen Geſetzen unabhängig ſind, unter dem Titel **Methaphiſik**, – oder **Geiſterlehre**, – **Moral** und **Politik** lernen. Hiemit iſt ein wenig Phyſik verbunden, welches beſonders den jungen Medizinern gut und vortheilhaft iſt. –

Dies iſt nun die gewöhnliche Eintheilung der Wiſſenſchaften nach den Fakultäten und Profeßionen der Gelehrten, die darinnen Unterricht geben. – Der Profeßionen derjenigen, welche für das Publikum auf eine andere Weiſe arbeiten, als durch ihre mündliche Vorträge, und die von wahren Gelehrten müſten näher angeführet werden, (wenn die **Theorie** gehörig abgemeſſen würde), will ich gar nicht einmal gedenken. – Selbſt bey den edelſten **Manual-Künſten** wird die **Theorie** mit der **Praxis** glücklich verbunden, und könnte noch enger damit verknüpfet werden, – ſo wie man ſie beyde in der Medicin, nicht blos bey den Alten, da die Mediziner Wundärzte oder Apotheker waren, ſondern auch noch itzt, beſonders bey den Chimiſten verbindet. –

* * *

Im **Kriege**, – bey den **Exercitienmeiſtern**, – bei den **Mahlern**, – **Bildhauern**, und **Tonkünſtlern**, und bey einigen andern Arten von **Virtuoſen**, findet dieſe Verbindung der **Theorie** und der **Praxis** auch ſtatt. – Lehrten die Philoſophen, oder andre Gelehrte aus einer andern Fakultät, die Grund-Principia aller dieſer Profeßionen und Künſte, ſelbſt der Handwerke, auf eine **praktiſche** Art, – ſo könnte man dieſe Gelehrte würklich für **Lehrer des menſchlichen Geſchlechts** halten. – Nur müſte zu dieſem Behuf die ganze gegenwärtige Verfaſſung der **Litteratur**, der **Erziehungskunſt**, mithin auch der **Polizei** um ein **merkliches** abgeändert werden. – Der Gedanke wieweit ſeit **einem** oder **zwey** Jahrhunderten die Menſchen in ihren Erkentniſſen **vorwärts** gerückt ſind, und mit welcher leichter Mühe ſie **auſſerordentlich** weiter **vorwärts** noch gehen könnten, –

um ſich recht glücklich zu machen, erregt die freudige Hofnung, daß noch eine Zeit komme, wo unter der ruhigen und glücklichen Regierung eines weiſen Monarchen, Wiſſenſchaften und Künſte zur Verwunderung der Welt und der Menſchen blühn und die ſchönſten Früchte tragen werden.

Ende des vierten Buchs.

Kleine Schriften.

I.

Prüfung
der Meynung des Pater Malebranche,
daß wir alles in Gott ſehen,
gegen
Johann Loke.

Nachricht.

Die Meynung des Pater Malebranche, daß wir alles in Gott ſehen, hat mit der Meynung des Herrn von Leibniz über die einfache und angeborne Begriffe ſehr große Aehnlichkeit; daher vertheidigt er auch den Pater Malebranche.

Einige Anmerkungen
über
# des Pater Malebranche Meynung
# daß wir alles in Gott ſehen,
auf Veranlaſſung
der Prüfung dieſer Meynung von Herrn Loke.

In dem nach dem Tode des Herrn **Loke** zu **London** 1706 in 8. herausgekommenen Werke befindet ſich eine Unterſuchung der Meynung des Pater **Malebranche, daß wir alles in Gott ſehen.** Der ſelige **Loke** thut dem Pater die Gerechtigkeit, daß ſein Werk **von der Unterſuchung der Wahrheit** voll von richtigen, – feinen und intereſſanten Beobachtungen ſey, und daß man eben deshalb auch erwarten könne, genugthuende Belehrung über die **Natur** unſrer **Ideen** zu bekommen.

Indeſſen macht er verſchiedene Anmerkungen, welche vorzüglich dahin gehen:

1) Er erwähnt, daß ſich der Pater eines Beweiſes bediene, (den er argumentum ad ignorantiam nennt,) weil er ſich ſonſt über ſein Süjet, nicht hinlänglich würde erklären können. Daher ſteht er in der Meynung, dieſer Beweis verliere ſeine Kraft, ſobald man auf die Schwäche und Unvollkommenheit des menſchlichen Verſtandes nur einige Rückſicht nehmen wolle. –

Ich denke hierüber ganz anders, und halte dieſen Beweis für ſehr gut und paſſend, ſo bald man alle Gründe herzählen, und ſie einen einzigen ausgenommen, verwerfen und ausſchlieſſen kann. – Freniete bediente ſich ſogar in der Analyſe dieſer Methode der Ausſchlieſſung, wie er ſie nennte. – Indeſſen hat Loke doch darinnen Recht, daß es gar nichts helfen würde, daß man behaupten wollte, dieſe Methode ſey unter allen andern die beſte, wenn ſie das, worüber man Aufklärung wünſcht, nicht nur nicht erklärt, und in das gehörige Licht ſetzt, ſondern ſogar Dinge hineinmiſcht, die ſich einander widerſprechen. –

2) Nachdem er die Stelle des Paters, die ſich in der zweyten Abtheilung *) des dritten Buches befindet,

---

*) Daran wird, ſagt der Pater S. 50. im zweyten Bande nach meiner Ueberſetzung, — meiner Meynung nach niemand zweifeln, daß wir die Dinge, welche auſſer uns ſind, nicht an und vor ſich gewahr werden. Wir ſehen die Sonne, die Sterne, und unzähliche Körper auſſer uns; es iſt aber keinesweges wahrſcheinlich, daß die Seele den Körper verlaſſen, und, ſo zu reden, gegen Himmel ſteigen ſollte, um dort alle dieſe Körper in Betrachtung zu ziehen. — Sie ſieht alſo dieſelben nicht an ſich ſelbſt. Wenn ſie, zum Beyſpiel, die Sonne ſieht, ſo iſt der unmittelbare Gegenſtand der Seele nicht die Sonne, ſondern ein anderes Etwas, welches mit ihr auf das allergenaueſte verbunden iſt. Dies nenne ich eine IDEE. Folglich verſtehe ich unter dem Wort

IDEE

findet, wo der Pater ſagt, daß das, was unſre Seele erkennen, und wahrnehmen könne, mit ihr unmittelbar verbunden ſeyn müſſe, angeführt hatte, ſo frägt er: was denn das heiſſe, unmittelbar mit einer Sache verbunden ſeyn? – dies könne er ſich allenfalls bey den Körpern erklären. –

Man könnte ihm vielleicht antworten, daß eins unmittelbar auf das andre wirke. Und da der Pater bey der Meynung und dem Geſtändniß, daß unſre Körper mit unſern Seelen verbunden ſind, hinzufügt, daß die Art und Weiſe dieſer Verbindung von der Seele mit keinem Bewußtſeyn erkannt werde; ſo dringt Loke darauf, daß er ihm die Art und Weiſe dieſer Verbindung, oder wenigſtens den Unterſchied von derjenigen, welche er nicht zugiebt, erkläre. Vermuthlich wird Malebranche ſagen, er kenne die Verbindung der Seele mit dem Körper blos durch den Glauben, man könne auch aus der Natur der Körper, welche in der Ausdehnung beſtehe nichts folgern, wodurch ſeine Wirkung auf einen andern Körper erklärt werden möchte. – Er geſteht eine unerklärliche Verbindung zu, aber er verlanget doch eine andre kennen zu lernen, wodurch die Verbindung der Seele mit dem Körper in ein helleres Licht geſetzt werde. – – Den Grund, warum die materialiſchen Dinge mit der Seele nicht vereinigt ſeyn können, ſetzt er darinn, daß jene ausgedehnt, – die Seele aber nicht ſey. Hier frägt Loke mit Recht: ob denn zwiſchen Gott und der menſchlichen Seele ein andres Verhältniß ſtatt finde? Ueber-

---

IDEE nichts anders, als den unmittelbaren Gegenſtand der Seele, oder das, was ihr am nächſten iſt, wenn ſie ſich einen Gegenſtand vorſtellet, — das iſt, was die Seele in Abſicht der Vorſtellung modificiret, die ſie von einer Sache hat.

Anm. des Ueberſetzers.

Ueberhaupt hätte der Pater Malebranche nicht ſowol das geringe Verhältniß, als den wenigen Zuſammenhang anführen ſollen, welcher zwiſchen der Seele und dem Körper zu ſeyn ſcheint. Gott hingegen ſteht mit den Kreaturen in einem ſo groſſen Zuſammenhange, daß ſie ohne ihm nicht exiſtiren können. – –

Ich geſtehe gern, daß ich den Pater nicht hinlänglich faſſe, wenn er ſagt, Gott ſey die einzige Subſtanz, die ohne Ideen unvermiſcht erkannt werden könne. Manches in unſrer Seele verſtehn wir nicht deutlich, – in Gott iſt vieles, was wir ſchlechterdings gar nicht verſtehn. –

3) Loke macht über den Schluß des gedachten Kapitels die Anmerkung: daß der Pater nicht alle Mittel, die Sache zu erklären, ausgeſchloſſen habe, und ſagt – wenn ich behauptete, es ſey möglich, daß Gott unſre Seelen auf die Art gemacht, und mit den Körpern verbunden habe, daß die Seele, wiewol auf eine für uns ganz unbegreifliche Weiſe, nach gewiſſen Bewegungen des Körpers dieſe oder jene Vorſtellungen habe, ſo würde ich etwas eben ſo wahrſcheinliches und lehrreiches behaupten, als der Pater behauptet hat. – Hierdurch giebt er meinem Syſtem von der vorherbeſtimmten Harmonie Beyfall, wenigſtens kommt er ihm nahe. –

4) Loke macht den Einwurf, daß, wenn wir alles in Gott ſehen, die Sonne ohne Nutzen ſey.

Da dieſer Einwurf auch gegen mein Syſtem gehet, in welchem ich ſage, daß wir die Sonne in uns ſelbſt ſehen, ſo will ich darauf nur dies antworten, die Sonne ſey nicht blos für uns geſchaffen,

ſchaffen, ſondern Gott will daß wir uns auch von dem, was auſſer uns iſt, richtige Vorſtellungen machen ſollen.

5) Ferner ſagt er, daß es ihm ganz unbegreiflich ſey, wie wir in Gott etwas auf eine verworrne Art ſehen könnteſt, wo doch keine Verwirrung anzutreffen ſey.

Man kann hierauf erwiedern, daß wir die Dinge verworren ſehn, wenn wir zu viel auf einmal ſehen.

6) Wenn der Pater Malebranche ſagt, daß Gott der Ort der Geiſter ſey, ſo wie der Raum der Ort der Körper, ſo meynt Loke, er verſtehe von dem allen nicht ein Wort.

Aber ſo verſteht er doch, was Raum, – Ort, und Körper iſt. – Auch das muß ihm begreiflich ſeyn, daß der Pater

a) zwiſchen Raum, Ort und Körper, und

b) zwiſchen Gott, Ort, und Geiſt,

eine Analogie mache. Ein großer Theil kann mithin wohl verſtanden werden. So viel läſſet ſich freylich dagegen einwerfen, daß dieſe Analogie nicht bewieſen ſey, ob wir uns gleich verſchiedener Verhältniſſe, welche zur Vergleichung Gelegenheit geben können, ſehr leicht bewuſt ſeyn können. – Ich mache überdem die Bemerkung ſehr oft, daß es gewiſſe Leute giebt, welche alles, was man ihnen ſagt, unter dem Vorwande, als verſtänden ſie es nicht, verwerfen, – dies thun ſie freylich nicht deshalb, um ſich ſelbſt zu widerſprechen und ihre eigene Unwiſſenheit an den Tag zu legen, ſondern entweder, um die, welche reden, zu tadeln, als wenn ihr Gewäſch unverſtändlich wäre, – oder um das ganze Sujet, oder den, der es vorbringt,

bringt, und darüber redet, mit Verachtung anzuſehn.

Darinn kann ich Loken gar nicht Unrecht geben, daß die Meynung des Pater Malebranche in Beziehung auf ſeine andre Meynungen unverſtändlich ſey, weil Raum und Körper bey ihm einerley iſt. Hier hat er ſich geirrt, und ſich etwas beſtändiges und unveränderliches gedacht, mit welchem die Körper in einem weſentlichen Verhältniß ſtünden, und das ihr ganzes Verhältniß untereinander beſtimme. – Dies giebt zu einer Erdichtung Gelegenheit, und ſich den Raum als eine unveränderliche Subſtanz vorzuſtellen; – das Reelle dieſes Begrifs betrift die einfachen Subſtanzen, unter welchen die Geiſter mit gerechnet ſind, und iſt in Gott, der ſie vereinigt.

2) Wenn Malebranche ſagt, daß die Ideen vorſtellende Weſen ſind, ſo fragt Loke mit allem Rechte: – ob dieſe Weſen Subſtanzen, – oder Modi, – oder Relationen ſind? –

Meiner Meynung nach ſind es nur Beziehungen, die aus den Eigenſchaften Gottes entſtehen. –

3) Wenn Loke ſagt, daß er die Mannichfaltigkeit der Ideen mit der einfachen Natur Gottes nicht zuſammenreimen könne, ſo ſollte er daraus nicht gleich gegen den Pater einen Einwurf hernehmen, denn es giebt kein einziges Syſtem, welches über ſo etwas vollkommenen Aufſchluß gäbe. Das Incommenſurable und tauſend andre Dinge begreifen wir nicht, – und doch kennen wir dergleichen Dinge nicht nur als Wahrheit, ſondern können ſie auch als einen Grund andrer, die davon abhängen, anſehn und gebrauchen. – Etwas ähnliches haben alle einfache Subſtanzen, bey

welchen ſich in der Einheit ihrer Subſtanz eine Menge von Affectionen befindet.

9) Der Pater behauptet, die Idee des Unendlichen gehe vor der Idee des Endlichen voran. –

Herr Loke macht den Einwurf, daß ein Kind ſich weit eher eine Zahl oder ein Viereck vorſtellen kann, als die Ideen des Unendlichen. –

Er hat Recht, ſobald er Ideen und Bilder für einerley hält; – wenn er ſie aber für den Grund unſerer Notionen annimt, ſo wird er gleich einſehen, daß bey einem Continuum die Notion eines im ſtrengſten Verſtande genommenen Extenſum eher iſt, als die Notion eines Extenſum, welches ſeine Modification erhalten hat. –

10) Der Beweis des Paters, welchen Loke unterſucht, daß Gott als der Entzweck aller Geiſter auch ihr einziges Objekt ſeyn müſſe, iſt gar nicht zu verwerfen. Zur Demonſtration kann er freylich nicht erhoben werden. Man hat auch noch einen mehr beweiſenden Grund, daß Gott das einzige unmittelbare äuſſerliche Objekt der Geiſter ſey, – weil er allein auf ſie wirken kann.

11) Loke wirft ihm ferner vor, daß der Apoſtel von der Erkenntniß der Kreaturen anfange und uns ſo zu Gott führe, – daß er aber gerade das Gegentheil thue.

Beyde Methoden laſſen ſich aber zuſammen verbinden, – – die eine nennt man a priori, die andre a poſteriori, – und die letztere iſt gewöhnlicher. Der beſte Weg die Dinge erkennen zu lernen iſt nun zwar der, daß man von ihren Urſachen ausgehet; – er erfodert aber eine zu ſcharfe und anhaltende Aufmerkſamkeit auf die ſinnliche Dinge und iſt eben deshalb gewiß nicht leicht.

12) Der Unterſchied den ich unter Idee und Bild, bemerkte, wird dadurch angefochten, daß eben die Verſchiedenheit zwiſchen Empfindung und Idee ſchwer zu begreifen iſt. Es kann ja aber ſeyn, daß der Pater unter Empfindung die Vorſtellung einer Einbildung verſtehet, anſtatt daß man von Dingen, die weder unter das Gebiet der Sinne, noch der Imagination gehören, Ideen haben kann. Ich bin auch gar nicht in Abrede, daß wir von der Violetfarbe eine eben ſo klare Idee haben, als von der Figur, ob ſie gleich nicht ſo deutlich iſt, als jene: –

13) Loke fragt ferner ob eine untheilbare und nicht ausgedehnte Subſtanz zu gleicher Zeit verſchiedene Modificationen, die ſich auf nicht beſtehende Objecte beziehen, haben könne? Ich antworte auf dieſe Frage ja. Denn, was in einem Objekt nicht beſtehend iſt, das kann in der Repräſentation verſchiedener Objekte, die man ſich auf einmal vorſtellt, beſtehend ſeyn. – Deshalb braucht man keine Theile der Seele anzunehmen, eben ſo wenig als ein Punkt Theile zu haben braucht, ob ſich gleich verſchiedene Winkel in demſelben endigen.

14) Eine andre Frage wird mit gutem Grund aufgeworfen, – wie wir nun die Geſchöpfe erkennen, wenn wir uns ſelbſt nicht anders als in Gott erblicken?

Auf die Art: da die Objekte, von denen uns Gott eine Vorſtellung giebt, etwas Aehnliches mit unſrer Idee von Subſtanzen haben, ſo urtheilen wir, daß es auch andre Subſtanzen gebe. –

15) Loke ſetzt voraus, daß Gott von einem Winkel, der einem rechten der nächſte iſt, eine Idee habe, daß er aber keinem ſeiner Geſchöpfe den natürlichen Wunſch einflöße, gleichfalls eine ſolche Idee zu haben. –

Darauf antworte ich: Ein ſolcher Winkel iſt eben ſowohl eine Erdichtung als der Bruch welcher der Einheit der nächſte iſt, oder die dem Zero nächſte Zahl, – oder die kleinſte unter allen Zahlen. – – Die Natur der Continuität geſtattet nicht, daß etwas dergleichen wirklich exiſtire.

16) Der Pater hatte geſagt, daß wir unſre Seele durch eine innere Empfindung des Bewußtſeyns erkännten, daß daher die Erkenntniß unſerer Seele weit unvollkommner ſey, als die Erkenntniß der Dinge, die wir in Gott erkennen. – Loke bemerkt hiebey ganz richtig, daß wir unſre Seele gleichfalls in Gott ſehen müſſen, weil die Idee derſelben eben ſo gut in ihm ſeyn müſſe, als die Idee andrer Dinge. – –

Wir ſehen alles in uns und in unſren Seelen, die Erkenntniß, die wir von der Seele haben, iſt wahr und richtig, wenn wir uns nur an dieſelbe halten; vermöge unſrer Erkenntniß von der Seele erkennen wir, das Ding überhaupt, die Subſtanz, – Gott ſelbſt, – vermöge des Nachdenkens über unſre Gedanken erkennen wir die Ausdehnung und die Körper; – Gott giebt uns freylich alles poſitive in dieſer Erkenntniß, und alle darinn liegende Vollkommenheit durch einen unmittelbaren und beſtändigen Einfluß vermöge der Abhängigkeit, in welcher alle Kreaturen von ihm ſtehen. Auf dieſe Art läſſet ſich die Redensart, Gott iſt das Objekt unſrer Seelen, – und wir ſehen alles in Gott, auf eine erträgliche Art erklären.

17) Vielleicht will der Pater mit der Behauptung, daß wir die Weſen der Dinge in den Vollkommenheiten Gottes ſehen, und dies aus der allgemeinen höchſten Vernunft ſoviel ſagen, daß unſre einfache Begriffe von den Dingen in den Eigenſchaften Gottes gegründet ſind; daß hingegen das Seyn, die Macht, die Erkenntniß, – die Ausbreitung, die Dauer, an und vor ſich betrachtet auch nur in ihm und in den Kreaturen auf eine ſehr eingeſchränkte Weiſe ſich befinden. –

II.

DIALOGVS
DE
CONNEXIONE
INTER RES ET VERBA,
ET VERITATIS REALITATE;
SCRIPTVS
ANNO 1677. MENSE AVGVSTO.

DIALOGVS
DE
CONNEXIONE INTER RES ET VERBA.

A. Si filum Tibi daretur, quod ita flectere debeas, vt in ſe redeat & quantum plurimum ſpatii comprehendat, quomodo id flecteris?

B. In orbem. Oſtendunt enim Geometrae circulum eſſe capaciſſimum figurarum eiusdem ambitus: & ſi duae ſunt inſulae, vna orbicularis, altera quadrata, quae aequali tempore circumiri poſſint, orbicularem plus agri continere.

A. Hoccine verum eſſe putas, etiamſi a Te non cogitetur?

B. Imo, antequam vel Geometrae id demonſtraſſent, vel homines obſeruaſſent.

A. Ergo in rebus non in cogitationibus veritatem ac falſitatem eſſe putas?

B. Ita ſane.

A. An res aliqua falſa eſt?

B. Non res puto, ſed cogitatio vel propoſitio de re.

A. Itaque falſitas eſt cogitationum, non rerum?

B. Cogor fateri.

A. Nonne ergo & veritas?

B. Videtur, ſubdubito tamen an valeat conſequentia.

A. Nonne propoſita quaeſtione, antequam ſententiae certus ſis, dubitas verumne aliquid vel falſum ſit?

B. Certe.

A. Agnoſcis ergo idem eſſe ſubiectum veritatis & falſitatis capax, donec alterutrum ex particulari quaeſtionis natura conſtet?

B. Agnoſco & fateor, ſi falſitas ſit cogitationum etiam veritatem eſſe cogitationum, non rerum.

A. Sed hoc illi contradicit, quod ſupra dixiſti, verum eſſe etiam quod a nemine cogitatur?

B. Perplexum me reddidiſti.

A. Tentanda tamen conciliatio eſt. Putasne omnes cogitationes, quae fieri poſſent, reapſe formari, vel, vt clarius iam dicam, putasne omnes propoſitiones cogitari?

B. Non puto.

A. Vides ergo veritatem eſſe propoſitionum ſeu cogitationum, ſed poſſibilium; ita vt illud ſaltem certum ſit, ſi quis hoc aut contrario modo cogitet, cogitationem eius veram aut falſam fore?

B. Recte nos expediiſſe videris ex lubrico loco.

A. Sed quoniam cauſſam aliquam adeſſe neceſſe eſt, cur cogitatio aliqua vera aut falſa futura ſit, hanc vbi quaeſo quaeremus?

B. In natura rerum puto.

A. Quid ſi ea oriatur ex natura Tua?

B. Certe non ex ſola, nam neceſſe eſt & meam & rerum, de quibus certe cogito, naturam talem eſſe, vt, quando methodo legitima procedo, propoſitionem, de qua agitur, ſeu veram ſeu falſam concludam.

A. Pulchre reſpondes. Sunt tamen difficultates?

B. Quaenam obſecro?

A. Quidam viri docti putant veritatem oriri ab arbitrio humano & ex nominibus ſeu characteribus?

B. Valde paradoxa haec ſententia eſt.

A. Sed eam ita probant. Nonne definitio eſt principium demonſtrationis?

B. Fateor, nam ex ſolis definitionibus inter ſe iunctis, propoſitiones aliquae demonſtrari poſſunt.

A. Talium ergo propoſitionum veritas pendet a definitionibus.

B. Concedo.

A. At definitiones pendent ab arbitrio noſtro?

B. Quid ita?

A. Nonne vides in arbitrio eſſe Mathematicorum vti voce Ellypſeos, vt ſignificet figuram quandam? Et in arbitrio Latinorum fuit, voci *Circulus* imponere ſignificationem, quam exprimit definitio?

B. Quid tum? Cogitationes fieri poſſunt ſine vocabulis?

A. At non ſine aliis ſignis. Tenta quaeſo an vllum arithmeticum calculum inſtituere poſſis ſine ſignis numeralibus? (Cum Deus calculat & cogitationem exercet fit mundus).

B. Valde me perturbas, neque enim putabam characteres vel ſigna ad ratiocinandum tam neceſſaria eſſe.

A. Ergo veritates Arithmeticae aliqua ſigna ſeu characteres ſupponunt?

B. Fatendum eſt.

A. Ergo pendent ab hominum arbitrio?

B. Videris me quaſi praeſtigiis quibusdam circumuenire.

A. Non mea haec ſunt, ſed ingenioſi admodum ſcriptoris?

B. Adeone quisquam a bona mente diſcedere poteſt, vt ſibi perſuadeat veritatem eſſe arbitrariam & a nominibus pendere, cum tamen conſtet eandem eſſe Graecorum, Latinorum, Germanorum Geometriam?

A. Recte ais. Interea difficultati ſatisfaciendum eſt.

B. Hoc vnum me male habet, quod nunquam a me vllam veritatem agnoſci, inueniri, probari animaduerto, niſi vocabulis vel aliis ſignis in animo adhibitis.

A. Imo ſi characteres abeſſent, nunquam quicquam diſtincte cogitaremus, neque ratiocinaremur.

B. At quando figuras Geometriae inſpicimus, ſaepe ex accurata earum meditatione veritates eruimus.

A. Ita eſt; ſed ſciendum etiam has figuras habendas pro caracteribus, neque enim circulus in charta deſcriptus verus eſt circulus, neque id opus eſt, ſed ſufficit eum a nobis pro circulo haberi.

B. Habet tamen ſimilitudinem quandam cum circulo, eaque certe arbitraria non eſt.

A. Fateor ideoque utiliſſimi characterum ſunt figurae. Sed quam ſimilitudinem eſſe putas inter denarium et characterem 10?

B. Eſt aliqua relatio ſeu ordo in characteribus, qui in rebus, imprimis ſi characteres ſint bene inuenti.

A. Eſto; ſed quam ſimilitudinem cum rebus habent ipſa prima elementa, verbi gratia o cum nihilo vel a cum linea? Cogeris ergo admittere ſaltem in his elementis nulla opus eſſe ſimilitudine. Exempli cauſſa in *lucis* aut *ferendi* vocabulo, tametſi compoſitum *Lucifer* relationem ad lucis & ferendi vocabula habeat ei reſpondentem, quam habet res, *Lucifero* ſignificata, ad rem vocabulis *lucis* & *ferendi* ſignificatam?

B. At Graecum φώσφορος eandem habet relationem ad φῶς & φέρω.

A. Poterant Graeci non hac ſed alia voce vti.

B. Ita eſt; ſed hoc tamen animaduerto, ſi characteres ad ratiocinandum adhiberi poſſint, in illis aliquem eſſe ſitum complexum ordinem, qui rebus conuenit, ſi non in ſingulis vocibus (quanquam & hoc melius foret,) ſaltem in earum coniunctione & flexu, & hunc ordinem, variatum quidem in omnibus linguis, quodammodo reſpondere. Atque hoc mihi ſpem facit exeundi e difficultate. Nam etſi characteres ſint arbitrarii, eorum tamen vſus & connexio habet quiddam, quod non eſt arbitrarium, ſcilicet, proportionem quandam inter characteres & res, & diuerſorum characterum, easdem res exprimentium, relationes inter ſe. Et haec proportio ſiue relatio eſt fundamentum veritatis. Efficit enim, vt ſiue hos ſiue alios characteres adhibeamus, idem ſemper ſiue aequiualens ſeu proportione reſpondens prodeat, tametſi forte aliquos ſemper characteres adhiberi neceſſe ſit ad cogitandum.

A. Euge: praeclare admodum Te expediſti. Idque confirmat calculus analyticus arithmeticusue. Nam in numeris eodem ſemper modo res ſuccedet, ſiue denaria ſiue, vt quidam fecere, duodenaria progreſſione vtaris & poſtea quod diuerſimodo calculis explicaſti, in granulis aliaue materia numerabili exſequaris; ſemper enim idem prouenit. Et in Analyſi, etſi diuerſis characteribus facilius appareant diuerſae rerum habitudines, ſemper tamen baſis veritatis eſt in ipſa connexione atque collocatione characterum; vt ſi quadratum ab a dicas a^2 pro a ponendo $b + c$ habebis quadratum $c^2 + b^2 + 2bc$; vel pro a ponendo $d - e$ quadratum a^2 habebis $\begin{matrix} +d^2 \\ +e^2 \end{matrix} - 2de$.

Priori modo exprimitur relatio totius a ad ſuas partes b c. Poſteriore modo partis a ad totum d eiusque ſupra partem a exceſſum e. Rem autem ſemper eodem redire appareſ paret ſubſtituendo. Nam in formula $d^2 + e^2 - 2de$ in locum ipſius d ſubſtituamus eius valorem $a + e$ tunc pro d^2 habebitur $a^2 + e^2 + 2ae$ & pro $-2de$ habebitur $-2ae - 2e^2$. Ergo in vnum addendo:

$$\begin{array}{lll} + d^2 & \text{aequal} & a^2 + e^2 + 2ae \\ + e^2 & \text{aequal.} & + e^2 \\ - 2de & \text{aequal} & - 2e^2 - 2ae. \\ \hline \end{array}$$

prodibit ſumma - - - a^2

Vides vtcunque pro arbitrio ſumantur characteres, modo tamen in eorum vſu certus ordo & modus ſeruetur, ſemper omnia conſentire. Quanquam ergo veritates neceſſario ſupponant aliquos characteres, imo aliquando de ipſis characteribus loquantur, (vt Theoremata de obiectione nouenarii agentia,) non tamen in eo, quod in iis eſt arbitrarium, ſed in eo quod eſt perpetuum, relatione nempe ad res, conſiſtunt, ſemperque verum eſt ſine vllo arbitrio noſtro, quod poſitis talibus characteribus talis ratiocinatio ſit proventura, & poſitis aliis, quamquam nota ad priores relatio ſit alia quidem ſed etiam relationem ſeruans ad priores, ex characterum relatione reſultantem, quae ſubſtituendo vel comparando apparet.

III.

III.

DIFFICVLTATES

QVAEDAM

LOGICAE.

Difficultates quaedam Logicae ſolutu dignae occurrerunt. Qui fit, quod in ſingularibus procedit oppoſitio: *Petrus Apoſtolus eſt miles & Petrus Apoſtolus non eſt miles*, cum tamen opponatur alias vniuerſalis affirmatiua & particularis negatiua? An dicemus ſingulare aequiualere particulari & vniuerſali? Recte. Itaque & cum obiicietur ſingulare aequiualere particulari, quia in tertia figura concluſio debeat eſſe particularis, & poſſit tamen eſſe ſingularis (v. g. *omnis ſcribens eſt homo, quidam ſcribens eſt Petrus Apoſtolus, ergo Petrus Apoſtolus eſt homo*) reſpondebo, concluſionem reuera eſſe particularem & perinde eſſe ac ſi concluſiſſemus, *quidam Petrus Apoſtolus eſt homo, nam quidam Petrus Apoſtolus & omnis Petrus Apoſtolus coincidunt*, quia terminus eſt ſingularis.

Maior haec eſt difficultas, quod conuerſio recepta videtur aliquando inducere falſum, nempe conuerſio per accidens vniuerſalis affirmatiua in caſu tali, *omnis ridens eſt homo, ergo quidam homo eſt ridens*; nam prior vera eſt, etiamſi nullus homo rideret, at poſterior non vera non eſt, niſi aliquis homo actu rideat. Prior loquitur de poſſibilibus, poſterior de actualibus.

At non occurrit difficultas ſimilis, ſi maneas in terminis poſſibilium, v. g. *omnis homo eſt animal, ergo quoddam animal eſt homo.* Dicendum ergo concluſionem, qui-

dam homo eſt ridens, eſſe veram in regione Idearum, ſeu ſi ridentem ſumas pro quadam ſpecie Entis poſſibilis, vt miles eſt ſpecies hominis, ſeu vt homo eſt ſpecies animalis, ita quidam homo eſt ridens, veraque erit propoſitio, etiamſi nullus homo ridens exiſtat. Sane conuerſio a me demonſtratur per Syllogiſmum tertiae figurae. *Omnis ridens eſt ridens. Omnis ridens eſt homo. Ergo quidam homo eſt ridens*, intelligo in regione Idearum, ſi *ridens* ſumatur pro hominis ſpecie non pro *ridente actuali*. Syllogiſmus hic in *Darapti* demonſtrari poteſt ex prima per regreſſum, ſeu nihil aliud aſſumendo quam leges oppoſitionum, dum ſcilicet ſumatur ſyllogiſmus in prima & aſſumitur concluſionem falſam eſſe & vnam praemiſſarum eſſe veram. Hinc ſequitur alteram praemiſſarum eſſe falſam. Falſae autem concluſionis oppoſita eſt vera.

Leges autem oppoſitionum primitiuae ſunt, v. g. *omnis homo eſt animal.* Huic aio opponi quidam homo non eſt animal. Nam *omnis homo eſt animal* idem eſt quod A homo eſt animal, B homo eſt animal, C homo eſt animal & ita in caeteris; & quidam homo non eſt animal, nihil aliud dicit quam B non eſſe animal vel aliquid tale. Itaque opponuntur: *omnis homo eſt animal, & quidam homo non eſt animal.* Sic opponuntur; *nullus homo eſt lapis & quidam homo eſt lapis;* nam *nullus homo eſt lapis* ſignificat A homo non eſt lapis, B homo non eſt lapis, C homo non eſt lapis, &c. Ergo falſa eſt talis: B homo eſt lapis, quae nihil aliud eſt quam aliquis homo eſt lapis. Atque hoc eſt proprie *dictum de omni & dictum de nullo*, tanquam fundamentum omnis doctrinae ſyllogiſticae, nempe doctrina oppoſitionum pariter ac primae figurae, veluti: *omnis homo eſt animal, omnis miles eſt homo; Ergo omnis miles eſt animal.* Iam miles homo & miles coincidunt (quia omnis miles eſt homo) Ergo coincidunt miles homo eſt animal, & miles eſt animal, Itaque recurrimus ad fundamentum illud meum reductionis, quo alias demonſtraui leges ſyllogiſticas. Omnis homo eſt animal, ſic interpretabar: Homo animal & homo aequiualent, ſeu qui dicit *te* eſſe hominem, dicit *te* eſſe animal. Quidam ſe appellabat *Grünberg*, viridis mons. Sodalis ei dicit, ſufficeret vt *te* appellares *Berg* mons. Quid ita reſpondet prior, putasne omnes montes eſſe virides? cui ſodalis, ita inquit, nunc certe, nam aeſtas erat. Ita illi naturalis ſenſus dictabat haec duo coincidere, omnis mons eſt viridis & aequiualent viridis mons & mons.

Reductio mea vetus talis fuit. *Vniuerſalis affirmatiua:* Omne A eſt B; id eſt aequiualent AB & A, ſeu A non B eſt non – ens. *Particularis negatiua:* quoddam A non eſt B ſeu non aequiualent AB & A ſeu A non B eſt Ens. At *vniuerſalis negatiua:* nullum A eſt B, erit AB eſt non – ens, & *particularis affirmatiua* quoddam A eſt B, erit AB eſt ens. Ex hac interpretatione ſtatim patent regulae oppoſitionum (quibus demonſtraui ſecundam & tertiam ex prima figura) & leges conuerſionum (quibus demonſtraui figuram quartam) vt manifeſtum eſt; nam V. A. & P. N. opponuntur quia aequipollentiam, quam vna affirmat, altera negat de iisdem; & ſimiliter V. N. & P. A. opponuntur ſimpliciter, quia entitatem, quam vna affirmat, altera negat de eodem. V. N. & P. A. conuertuntur ſimpliciter, nam cum dico AB eſt non ens, vel AB eſt ens, nihil refert vtrum dicam, etiam BA eſt ens vel BA eſt non ens, nam aequiualent. AB. & BA. Sed V. A. & P. N. non conuertuntur ſimpliciter, nam hae propoſitiones AB. aequipollet ipſi A, vel non aequipollet ipſi A, non eodem modo tractant A & B, nec inde ſequitur AB aequipollet vel non aequipollet ipſi B. At conuerſio per accidens propoſitionis affirmatiuae, hoc modo tractatae, praeſupponit conuerſionem ſimpliciter particularis Affirmatiuae, iam demonſtratam & praeterea demonſtrationem ſubalternationis ſeu demonſtrationem particularis affirmatiuae ex vniuerſali affirmatiua. Omne A eſt B. Ergo quoddam A eſt B. Demonſtratio ſic procedit. Omne A eſt B i. e. AB aequiualet ipſi A. Sed A eſt Ens (ex Hypotheſi) Ergo AB eſt ens, i. e. quoddam A eſt B. Sed quia pari iure etiam poterat dici BA eſt ens ſeu quoddam B eſt A hinc habebas iam conuerſionem per accidens ſeu talem collectionem: Omne A eſt B, ergo quoddam B eſt A.

Vniuerſalis negatiua etiam conuerti poteſt per accidens, ſed id alio modo demonſtratur, nam conuerti poteſt ſimpliciter & conuerſae ſumi poteſt ſubalterna. Conuerſionem eius ſimpliciter permiſſam iam demonſtrauimus. Supereſt vt in ea demonſtremus ſubalternationem. Nullum A eſt B; Ergo quoddam A non eſt B. Nempe nullum A eſt B i. e. AB eſt non - ens; Ergo AB non aequiualet ipſi A (quia A eſt ens) i. e. quoddam A non eſt B. Caeterum quia nullum A eſt B i. e. quia AB eſt non - ens & ideo BA etiam eſt non - ens, etiam BA non aequiualet ipſi B ſeu etiam quoddam B non eſt A. Habemus ergo hinc tam ſubalternationem quam conuerſionem per accidens ex vniuerſali negatiua.

Caeterum venit in mentem etiam propoſitiones, vniuerſalem negatiuam & ei oppoſitam particularem affirmatiuam reduci poſſe ad aequipollentiam, hoc modo: Nullum A eſt B. i. e. AB eſt non - ens, etiam ſic exprimi poterit: non aequiualent AB & AB Ens. Et ſimiliter quoddam A, eſt B, i. e. AB eſt ens, etiam ſic exprimi poterit: AB & AB ens aequiualent. Hinc ex iſto enuntiandi modo etiam habetur V. N. & P. A. Oppoſitio & earundem conuerſio ſimpliciter, itemque ex V. N. ſubalternatio; nam eſto nullum A eſt B, fiet inde AB & AB ens non aequiualent. Inferendum eſt hinc, quoddam A non eſſe B ſeu non aequiualere A & AB, quia A & A Ens aequiualent ex hypotheſi; quodſi ergo A & AB aequiualerent etiam AB & AB ens aequiualerent contra aſſumtum. Ita omnes propoſitiones logicas categoricas reduximus ad calculum aequipollentiarum.

Caeterum hinc etiam manifeſtius apparet fons erroris in tali conuerſione, *omnis ridens eſt homo*, ergo quidam homo eſt ridens, cum tamen fieri poſſet & fieri potuiſſet, vt nullus homo nunc reuera rideat, imo nunquam riſerit; immo vt nullus homo exſtiterit. Omnis ridens eſt homo i. e. ridens & ridens homo aequiualent. Sed ridens *eſt* ens ex Hypotheſi. Ergo ridens homo eſt ens, ſeu quidam homo eſt ridens. Vbi *Ens* in propoſitione, *homo ridens eſt ens* eodem modo ſumi debet vt in propoſitione *ridens eſt ens*, ſi ſumatur *ens* de poſſibilitate ſeu vt ſit *ridens* in regione Idearum; etiam *quidam homo eſt ridens* non aliter accipi debet; quam homo *ridens eſt ens*, nempe poſſibile ſeu in regione Idearum. Sed *ſi ridens eſt ens* pro tali ſumi poterit, verumque erit aliquem hominem actu ridere. Idem eſt ſi proceſſiſſemus per modum, quo etiam particularis affirmatiua ad aequipollentiam reducitur: Omnis ridens eſt homo, i. e. ridens & ridens homo aequiualent. Porro ridens & ridens ens aequiualent. Ergo ridens homo & ridens homo aequiualent; ergo homo ridens & homo ridens aequiualent, i. e. quidam homo eſt ridens, ſcilicet in regione Idearum, ſeu vt homo ridens ſit ens vel vt homo ridens & homo ridens ens aequiualeant non vltra, neque quidam homo eſt ridens ſignificat actu aliquem hominem ridere. Verba ergo linguae ambigua ſunt, ambiguitatem vero reductio noſtra tollit.

Hinc etiam patet vniuerſalem affirmatiuam cum ſua oppoſita P. N. toto coelo differre ab vniuerſali negatiua cum ſua oppoſita, cum in poſterioribus ens aſſumatur, non in prioribus. In omnibus tamen tacite aſſumitur, terminum ingredientem eſſe Ens:

Omne A eſt B, i. e. AB C A.

Quoddam A non eſt B, i. e. AB. non C A,

Nullum A eſt B, i. e. AB non eſt ens ſeu AB non C AB ens,

Quoddam A eſt B, i. e. AB eſt ens ſeu AB C AB ens.

Ex his patet in omni propoſitione affirmatiua praedicatum eſſe particulare; ſed non aeque patet in omni negatiua praedicatum eſſe vniuerſale ſeu remoueri. Generaliter agnoſcere poterimus an terminus A vel B ſit vniuerſalis. Si pro A vel B ſubſtitui poteſt V A vel V B vbi V poteſt eſſe quodcunque cum B compatibile velut C F. & cet. Iam ex AB C A non licet inferre A V B C A licet enim B contineatur in A non ideo V B continebitur in A. Similiter pro AB C AB ens non infertur AVB C AVB Ens. Etſi enim V B ſit ens ex hypotheſi, non ideo ſequitur A.V eſſe ens. Itaque hinc patet praedicatum propoſitionis affirmatiuae non eſſe vniuerſale. Oſtendamus iam ſimili methodo praedicatum propoſitionis negatiuae eſſe vniuerſale. Nempe, ſi AB non CA, etiam AVB non CA ſiue enim VB ſit CB, aut AVCB ſiue non, res procedit, nam ſi VBCB, vel AVCA ſubſtitui poterunt pro B vel pro A. Si vero non aequipolleant, multo magis AV B & A non aequipollebunt. Idem eſt in AB non C AB Ens.

Supereſt vt demonſtremus ſubiectum habere quantitatem ſuae propoſitionis. In U. A. AB CA. Ergo & V AB C VA. Sed in P. N. ſi AB non CA non hinc ſequitur VAB non CVA nam ſi VCB foret VABCVA. Rurſus vero in V. N. ſi AB non eſt ens etiam VAB non eſt ens; ſeu ſi AB non CAB ens, etiam V AB non CVAB ens. Sed in P. A. ſi AB eſt ens. non ſequitur etiam V AB eſſe ens; poteſt enim ſub V aſſumi aliquid incompatibile cum A & B Itaque ex noſtro calculo omnes collegimus regulas diſtributionum.

Caeterum & in altero illo modo demonſtrandi logicas formas, vbi non per Ideas ſed per exempla ſubiecta progredimur, referenda erit illa praua conſequentia: omnis ridens eſt homo; ergo quidam homo eſt ridens ſeu ridet. Senſus eſt omnis ridens poſſibilis eſt homo, ergo quidam homo eſt ridens poſſibilis; recte. Hunc ſenſum oſtendit noſtra interpretatio, quae per conuerſionem per accidens legitimam reddit. Ridens C ridens homo. Iam ridens C ridens ens. Ergo ridens homo C ridens homo ens, qui ridens C ridens ens.

Haec faciunt me vereri, vt ex interpretatione inductiva haec recte conſtitui poſſint. Ariſtoteles ipſe viam idealem ſecutus videtur, nam dicit animal ineſſe homini, nempe notionem notioni, cum aliis potius homines inſint animalibus. Videamus tamen quid ex collectiua ratiocinatione duci poſſit. *Barbara*. Omnes homines ſunt in animalibus. Omnes milites ſunt in hominibus. Ergo omnes milites ſunt in animalibus. *Celarent*. Omnes homines ſunt extra lapides. Omnes milites ſunt in hominibus. Ergo omnes milites ſunt extra lapides. *Darii*. Omnes homines ſunt in animalibus. Quidam intelligentes ſunt in hominibus. Ergo quidam intelligentes ſunt in animalibus. *Ferio*. Omnes homines ſunt extra lapides. Quaedam ſubſtantiae ſunt in hominibus. Ergo quaedam ſubſtantiae ſunt extra lapides. *In Darapti*: Omnis homo eſt intelligens. Omnis homo eſt animal. Ergo quoddam animal eſt intelligens. *Interpretatione collectiua:* omnes homines ſunt in intelligentibus. Omnes homines ſunt in animalibus. Ergo quaedam animalia ſunt in intelligentibus. Transferamus ad hunc ſyllogismum, quo conuerſio per accidens demonſtratur: omnis ridens eſt ridens, omnis ridens eſt homo, ergo quidam homo eſt ridens, interpretando: omnes ridentes ſunt in ridentibus, omnes ridentes ſunt in hominibus, ergo quidam homines ſunt in ridentibus. Sed quid ſi reuera nullus homo rideat? Dico hanc propoſitionem, omnes ridentes ſunt in hominibus, ſeu omnes ridentes ſunt homines, etiam falſam eſſe, nam vt vera ſit etiam vera erit: quidam ridentes ſunt in hominibus; ſed ea falſa eſt ſi nullus homo rideat. At ſecus eſt ſi dicas: *Omnes, ſi qui rident ſunt in hominibus:* nam ex hac non ſequitur: *quidam, qui rident, ſunt in hominibus*, ſed haec tantum: *quidam ſi qui rident, ſeu ſuppoſiti ridentes, ſunt in hominibus.* Itaque Syllogismus erit talis: *omnes ſuppoſiti ridentes ſunt ſuppoſiti ridentes*, (neque enim licet dicere, omnes ſuppoſiti ridentes ſunt actu ridentes), omnes ſuppoſiti ridentes ſunt homines. Ergo quidam homines ſunt ſuppoſiti ridentes, ſeu interpretando: omnes ſuppoſiti ridentes ſunt in hominibus, ſcilicet ſuppoſitis, ergo quidam homines ſuppoſiti ſunt in ſuppoſitis ridentibus. Hinc patet etiam ſubalternationis conſequentiam ſimili abuſui obnoxiam eſſe. Omnis ridens eſt homo, ergo quidam ridens eſt homo. Reuera enim nemine reapſe ridente nullus ridens eſt homo. Itaque patet in tali obiectione propoſitionem vniuerſalem intelligi ſolere de ſuppoſito ridente, particularem de actuali ridente. Itaque cum dicitur, omnis ridens eſt homo, ergo quidam ridens eſt homo, ſenſus erit: omnis ſuppoſitus ridens eſt homo, ergo quidam ſuppoſitus ridens eſt homo. Vnde recte concluditur, quidam homo (nempe ſuppoſitus) eſt ſuppoſitus ridens. Sed non inde infertur: *ergo quidam homo eſt actu ridens.* Sed ſi dicas, *omnis actu nunc ridens, eſt homo*, ponis reuera aliquem nunc actu ridere, eumque eſſe hominem, adeoque aliquem hominem actu ridere; ſemper enim aſſumendum eſt, terminum eſſe verum Ens, at actu nunc ridens ne quidem Ens erit ſi falſum ſit aliquem actu ridere.

IV.

Betrachtung
über
die Methode zur Gewißheit
zu kommen,
und
die Erfindungskraft
um
alle Streitigkeiten zu endigen
und
in kurzer Zeit es weit zu bringen.

Von der
Art und Weiſe zur Gewißheit zu gelangen und von der Erfindungskraft.

Dieſe kleine Abhandlung umfaßt eine der wichtigſten Materien, die mit der Glükſeligkeit des Menſchen in der größten Verbindung ſteht. Denn man kann dreuſt behaupten, daß die ſoliden und nützlichen Kenntniſſe der größte Schatz des menſchlichen Geſchlechts und das wahre Erbtheil ſind, das uns unſere Vorfahren hinterlaſſen haben, ein Erbtheil, das wir nicht allein in dem Falle nutzen und vermehren können, daß wir es unſern Nachkommen in einem beſſern Stande überliefern, als wir es bekommen haben, ſondern wir können auch den möglichſten Gebrauch für uns ſelbſt davon machen, um unſern Geiſt zu vervollkommnen, um unſere Geſundheit zu erhalten, und uns das leben bequemer zu machen.

Man muß mit dankbarem Gefühl der Güte Gottes gegen uns geſtehen, daß, ſo lange man aus der Geſchichte urtheilen kann, kein Jahrhundert zu dieſem groſſen Geſchäft geſchickter geweſen iſt, als das unſrige, das für alle übrige eine reiche Erndte verſpricht. Die Buchdruckerkunſt hat uns ein Mittel an die Hand gegeben, die auserleſenſten Gedanken und Beobachtungen der größten Männer des Alterthums ſowol als der neuern Zeiten auf eine ſo leichte Art zu erhalten. Die Fernröhre lehren uns ſogar die geheimſten Oerter des Himmels kennen, und machen uns mit dem bewundernswürdigen Syſtem der ſichtbaren Welt bekannt. Die Vergröſſerungsgläſer zeigen uns in dem kleinſten Atom eine neue Welt mit unzählbaren Geſchöpfen. Dieſe dienen noch vorzüglich dazu, uns die Bauart der Körper, die wir nöthig haben, kennen zu lehren. Die mit allen Elementen bewafnete Chymie bemühet ſich mit dem bewundernswürdigſten Erfolg, die natürlichen Körper in tauſend verſchiedene Lagen zu bringen, die ihnen die Natur nicht würde, oder wenigſtens ſehr ſpät, gegeben haben.

Es ſcheinet alſo itzt nur auf uns anzukommen, ob wir eine Menge Streitigkeiten, die unſre Vorfahren in Verwirrung ſetzten, mit Zuverläßigkeit und mit Gründen entſcheiden, mancherley Uebeln, die uns bedrohen, zuvorkommen und überwinden; beſonders in den Herzen Gottesfurcht und Liebe ſowohl durch die Erziehung als durch unwiderſprechliche Gründe feſtſetzen, die Geſundheit des Körpers erhalten, und beſſer wiederherſtellen wollen, als es ehedem geſchehen konnte. Denn wir haben zuverläßige Arzneymittel, welche der Alten ihre gänzlich verdrängen, und die Kenntniß des menſchlichen Körpers, die ſie hatten, iſt mit der unſrigen gar nicht zu vergleichen.

In der **Mathematik** kennen wir die **Analyſe der Alten**. Wir wiſſen mehr davon, als ſie und gehen weiter. Die geheimen Kunſtgriffe des **Archimedes**, welche die alten Geometers ſelbſt nicht kannten, ſo ſehr hatte er ſie verſteckt, ſind alle aufgedeckt.

Was die **ſchönen Wiſſenſchaften** betrift, ſo iſt **die heilige** und **Profangeſchichte** in ein ſo helles Licht geſetzt worden, daß wir oft die Fehler der Alten entdecken können, welche die Begebenheiten ihrer Zeit beſchrieben. Mann kann die erſtaunenden Ueberreſte des Alterthums, die vielen Medaillen, die Menge Inſchriften, die große Anzahl ſowohl **europäiſcher** als **orientaliſcher** Handſchriften ohne Verwunderung anſehen.

Ueberdem haben die alten Papiere, Chroniken, Stiftungsbriefe, Aufſchriften, die man aus dem Staube hervorgezogen hat, und die uns ungemein viel beſonders wichtige

tige Umſtände von dem Urſprung und den Veränderungen berühmter Familien, Völker, Staaten, Geſetze, Sprachen und Gebräuche bekannt machen, viel Licht verbreitet. Dies befriedigt nicht nur die Neugierigen, ſondern erhält und berichtiget auch die Geſchichte, deren Beyſpiele ein lebender Unterricht und angenehme Unterweiſer ſind, aber beſonders dient es zur Feſtſetzung der ſo wichtigen Kritick, die wir nöthig haben, um Erdichtung von Wahrheit, Fabel von wirklicher Geſchichte zu unterſcheiden, und die uns bey den Beweiſen der Religion ſehr gut zu ſtatten kommt.

Ich erwähne nichts von der Beredſamkeit, der Dichtkunſt, der Mahlerey, und von den übrigen ſchönen Künſten, noch von der Kriegeswiſſenſchaft, und allen denen, welche die Menſchen das Böſe thun lehren und einen ſo glücklichen Fortgang haben, daß zu wünſchen wäre, die reellen und nützlichen Wiſſenſchaften könnten den täuſchenden und ſchädlichen folgen.

Ich will nur noch anführen, daß mir die Entdeckung des Schießpulvers mehr ein Geſchenk des Himmels zu ſeyn ſcheint, wofür unſer Jahrhundert noch danken müßte, als ein Zeichen ſeines Zorns. Denn dies Schießpulver hat wahrſcheinlicher Weiſe das meiſte dazu beygetragen, daß die Türken, die unſer Europa überſtrömen wolten, abgehalten wurden. Und noch in der Folge wird man ſich durch dem Gebrauch deſſelben vielleicht gänzlich von ihren Beſuchen befreyen, oder vielleicht einen Theil ihrer Nation aus der Finſterniß und der Barbarey herausreiſſen können, daß ſie mit uns das angenehme eines anſtändigen Lebens und der Erkenntniß des höchſten Guts empfinden können. Wir ſind dann vielleicht im Stande, Griechenland, der Mutter der Wiſſenſchaften und Aſien, der Mutter der Religion, dieſe Güter wieder zu geben, die wir ihnen zu verdanken haben *).

Doch

---

*) Unter die erheblichſten Vorzüge rechne ich auch dies, daß wir einen Monarchen haben, der durch eine ungewöhnliche, und

Doch dünkt mich, daß wir die Gnade des Himmels, die Einſichten und die vortheilhafte Diſpoſition unſers

Jahr-

und überraſchende Miſchung des Verdienſtes und des Glücks auf allen Seiten Triumph eingeerndet, Ruhe und Ueberfluß in ſeinem Lande ausgebreitet, der nun nichts mehr zu befürchten hat, ſondern für das Glück der Völker alles ausführen kann, was er wünſcht. — Ein ſolcher Fürſt iſt allerdings ein ſeltenes und unſchätzbares Geſchenk des Himmels. Große Fürſten, beſonders Eroberer, müſſen gar zu tumultuariſch, und in ewigen Streitigkeiten leben, und können ſelten an das Glück des Friedens denken. — Schwächere Fürſten ſind faſt niemals ihre eigene Herren.

Ich habe deren verſchiedene gekannt, die auſſerordentlich große Verdienſte haben, denen das Glück ihrer Unterthanen über alles am Herzen lag, und die es ſich zum vorzüglichen Geſetz machen, Kenntniſſe und Wiſſenſchaften zu befördern und auszubreiten; — nur Schade daß ſie ihre Entwürfe und ſchöngemachte Plane nicht beſſer und ſchleuniger ausführen konnten, ſondern daß ſie durch Kriegesunruhen abgehalten wurden, ihren Abſichten thätiger zu entſprechen, und alle ihre Kräfte zuſammenraffen mußten, ihr Land in Sicherheit zu ſtellen.

Der erhabene Monarch, von dem ich rede, und den ein jeder gar bald erkennen wird, — — der über Länder und Völker Schiedsrichter iſt, und ihnen ihre Schickſale eigenmächtig abwiegt, — der unglaublich — ſcheinende und unſterbliche Thaten gethan hat, — würde ſicher in einem ſo aufgeklärten Jahrhunderte, in einem Reiche, welches von den erleuchteteſten Männern voll iſt, — bey der glücklichen Vorbereitung der ganzen Welt, Entdeckungen gern aufzunehmen, auſſerordentlich viel thun können, wenn er nur einmal ſich entſchlöße, für die Wiſſenſchaften etwas zu wagen?

Alexanders Beförderung der Gelehrſamkeit, die er durch den Ariſtoteles veranſtaltete, käme damit nicht in Vergleichung; — ſchon die gegenwärtigen Denkſchriften der Akademie, und die Produkte des Obſervatoriums übertreffen jene Anſtalten des Alexanders weit. — Noch weit mehr würden ſich dieſe ſchon getroffene rühmliche Verfügungen heben, wenn dieſer große Fürſt alles das thäte, was er thun könnte. An gutem Willen fehlt es ihm nicht im geringſten; — und man durfte nur die allgemeine Menſchenliebe zum Hauptbewegungsgrund machen, ohne gerade die Ehre mit in Anſchlag zu bringen, — ob ich

gleich

Jahrhunderts ſo wie die Neigung der Großen, die Wiſſenſchaften zu beſchützen und in Flor zu bringen, nicht genugſam nützen. Ich ſehe mich oft genöthigt, unſere Kenntniſſe mit einem großen Kaufmannsladen, mit einem großen Magazin oder Komtoir, darinn keine Ordnung, kein Inventarium iſt, zu vergleichen. Denn wir wiſſen ſelbſt noch nicht, was wir ſchon beſitzen, und können es im nöthigen Fällen nicht einmal brauchen.

Wir haben viel ſchöne Gedanken und nützliche Beobachtungen, die wir in den Schriftſtellern finden. Aber wir haben noch mehr, die unter den Menſchen in jeder Profeſſion, die ſie treiben, zerſtreuet ſind. Wenn wir das **auserleſenſte** und **weſentlichſte** von allem dieſem geſammlet, geordnet und mit Regiſtern verſehen, darinn man jede Sache ſo gleich finden und da anwenden könnte wo ſie ſich anwenden lieſſe, fänden, ſo würden wir unſre Reichthümer vielleicht ſelbſt bewundern und unſere Blindheit bedauern, daß wir ſie ſo wenig genutzt, und ſo wie diejenigen, welche ſchon viel haben, eher im Stande ſind, etwas zu gewinnen als die übrigen, ſo verlieren die, welche wenig haben, anſtatt verhältnißmäßig zu gewinnen, noch oft das wenige, was ſie haben, das nicht hinreichend iſt, etwas zu unternehmen, und ſie nöthigt, ſich lange mit einer Sache zu quälen. Eben ſo gehet es mit uns. So lange wir mitten im Ueberfluß arm ſind, ſo lange wir unſere Vortheile nicht in acht nehmen, nicht gebrauchen,

gleich ein ſolches Unternehmen für ehrenvoller halte, als Eroberungen. — Ich behaupte nicht zu viel, wenn ich ſage, daß er mehr thun und gröſſere Entdeckungen machen als alle Mathematicker, und beſſere Kuren ins Werk richten könne, als alle Mediciner ohne ihm zu machen im Stande ſeyn würden, weil er Anweiſung und Verordnung zu gleicher Zeit geben und alſo in kurzer Zeit zur Bewunderung des Jahrhunderts und zum Flor der Wiſſenſchaften, ſeine Regierung zu einer der merkwürdigſten in Europa machen, ſo daß ihm die itzige und künftige Generation der Menſchen dafür den lebhafteſten Dank abſtatten würde.

* * *

brauchen, und ſie nicht einmal kennen, ſo gehen wir rückwärts anſtatt vorwärts, ſo vernachläßigen wir alles, und wir laſſen das ohne es zu nutzen, verlohren gehen, was wir ſchon in Händen haben. Ferner ſiehet man, daß mehr Menſchen aus Gewohnheit, darum, weil ihr Stand es ſo mit ſich bringt, aus Gewinnſucht, zu ihrem Vergnügen und aus Eitelkeit arbeiten, als in der Hofnung und Abſicht, die Wiſſenſchaften zu vervollkommnen.

Ich will mich kurz und deutlich erklären. Man kann die nützlichen Warheiten in zwo Klaſſen eintheilen, in ſolche, die den Menſchen in unſerm jetzigen Zeitalter, wenigſtens in unſerm Europa, ſchon bekannt, und in ſolche, die ihnen noch zu lernen übrig ſind.

Die **erſten**, die in gedruckten Büchern, oder Handſchriften, alten oder neuen **orienatliſchen** oder **occidentaliſchen** aufbehalten ſind, haben **entweder** ihre rechte Stelle **oder** nicht. Jene haben die Verfaſſer der Syſteme und beſondrer Abhandlungen da bemerkt, wo es die Materie mit ſich brachte. Allein alles, was nur im Vorbeygehen geſagt iſt, oder alles, was an einem Orte ſtehet, wo man es ſchwerlich findet, hat ſeine rechte Stelle nicht.

Dieſer Unordnung abzuhelfen, wären **Verzeichniſſe** und eine **neue** Ordnung nöthig. Man müßte daher vollſtändige Verzeichniſſe von allem machen, was man in merkwürdigen Büchern anträfe, oft den Ort beyfügen, wo man ſie fände, beſonders wenn es Handſchriften oder ſehr ſeltne Bücher wären.

Eben ſo müßte man ihre Stärke und Seltenheit, aber noch mehr ihre Beſchaffenheit, ihren Innhalt und ihren Nutzen wenigſtens bey den beſten bemerken und dem ſchönen Beyſpiele folgen, das der Patriarch zu Conſtantinopel **Photius** zuerſt gab, und das die neuern Journale einigermaſen nachahmen. Man müßte ſich aber mehr als Photius an den Sachen ſelbſt halten. Dieſer hat zu viel Vergnügen daran, daß er ihre Schreibart beurtheilt.

Man müßte auch **allgemeine Regiſter** haben, darinn man über jede Materie die Stellen der Schriftſteller, die man am meiſten nutzen könnte, eintrüge. Dergleichen hat man ſchon in **Rechtsſachen**, allein hier wären ſie juſt am erſten entbehrlich. Denn die geſunde Vernunft, und die Geſetze würden hinreichend ſeyn, wenn kein anderer Schriftſteller darüber vorhanden wäre und wenn wir zuerſt davon ſchrieben. Allein in der **Arzneygelehrſamkeit** kann man nicht genug praktiſche Bücher bekommen, noch zu viel aus ihnen lernen. Hier kommt alles auf Beobachtungen an, und da einer nur wenig beobachten kann, ſo hat man in dieſem Stücke die Erfahrungen und Kenntniſe anderer am meiſten nöthig, und zwar viele Zeugen einer wichtigen Beobachtung, weil ein groſſer Theil dieſer Wiſſenſchaft auf **Erfahrung** beruhet. Indeſſen fehlt es hier am meiſten an einem guten Vorrath, den die **Rechtsgelehrten** hingegen reichlich haben. Es wäre in der **Arzneygelehrſamkeit** auch ſehr nöthig, daß man aus den Schriftſtellern ſo viel Regeln oder Aphorismen herauszöge, als möglich wäre, wenn ſie gleich noch nicht ganz zuverläßig oder allgemein genug wären und ſich nur auf Vermuthungen gründeten. Man müßte nur den Grad von **Gewißheit oder Wahrſcheinlichkeit** redlich beſtimmen, den man ihnen beylegen kann, und worauf man ſie gebauet hat. Denn mit der Zeit könnte man die Ausnahmen zuſetzen, und man würde denn bald gewahr werden, ob die Regel mehr Ausnahmen als Exempel hätte, oder ob ſie einigermaſſen zu gebrauchen ſey.

Die Regiſter ſind von **zwiefacher** Gattung: **Einige zeigen bloß an,** daß jemand über dieſe oder jene Materie geſchrieben hat, **andere** laſſen ſich mehr in **einzelne** Umſtände ein, und bemerken, wer dieſe oder jene Frage beantwortet, oder eine Meynung, Satz, wichtige Beobachtung behauptet, bemerkt, vertheydigt oder gut widerlegt habe. Dieſe ſind die beſten.

Jene erſte Gattung von **Regiſtern** könnte nach **alphabetiſcher** Ordnung eingerichtet werden. Die **zweyte** muß ſyſtematiſch ſeyn und zu einem vollſtändigen Lehrgebäude, das auſſer den Behauptungen auch die Gründe und Beweiſe enthielte, gute Materie hergeben. In Anſehung der Ordnung der Syſteme, wo gemeiniglich ſo viel verſchiedene Meynungen als Köpfe ſind, wird man in großer Verlegenheit ſeyn. Wenn die Ordnung aber auch nicht ganz vollkommen wird, ſo wird ſie doch fürs erſte hinreichend ſeyn. Das **Syſtem ſelbſt** wird von einer Stelle auf die andere weiſen, da die meiſten Dinge aus verſchiedenen Standpunkten betrachtet werden können, und denn kann noch ein Index angehangen werden, der vielen Nutzen haben wird. Die vollkommene **ſcientifiſche** Ordnung iſt, wo die Sätze nach ihren einfachſten Beweiſen, und nach der Art, wie einer aus dem andern entſtehet, geordnet ſind. Aber dieſe Ordnung iſt nicht immer bekannt geweſen, und ſie wird noch erſt mit der Zeit einleuchtender werden, je nach dem ſich die Wiſſenſchaften vervollkommnen.

Man kann faſt ſagen, daß die Wiſſenſchaften durch Erweiterungen verkürzt werden. Dies iſt ein ſehr **wahrer paradoxer Satz**. Denn je mehr Wahrheiten man entdeckt, deſto mehr iſt man im Stande, ihre natürliche Verbindung zu bemerken, und immer mehr allgemeine Sätze herauszuziehen, dazu die übrigen nur Exempel oder Folgerungen daraus ſind.

Man kann alſo vielleicht ein großes Buch mit der Zeit auf **zwey** oder **drey** allgemeine Sätze zurückführen. Je mehr ſich auch eine Wiſſenſchaft vervollkommet hat, je weniger hat man nöthig, große Bücher mit derſelben anzufüllen. Wenn ihre Grundſätze erſt gehörig feſtgeſetzt ſind, ſo kann man durch Hülfe der **allgemeinen Wiſſenſchaft** oder **Erfindungskunſt** das übrige herausbringen. Aber ſelbſt dann, wann man dieſe Grundſätze ſchon wirklich entdeckt hat, müßen die weit ausgebreiteten Syſteme nicht vernachläßiget werden, weil ſie uns ein Verzeichniß der ſchon erfundenen Lehrſätze geben und uns nicht nur die Mühe ſparen, ſie in nöthigen Fällen ſelbſt aufzuſuchen, ſondern weil ſie uns auch die beſte Veranlaſſung zu neuen Gedanken und neuen Anwendungen ſeyn können.

Ueberdem befriedigt die ſchöne **Harmonie der** Wahrheiten, die man in einem ordentlichen Syſtem mit einem Blick überſiehet, den Geiſt vielmehr als die angenehmſte Muſik und trägt überaus viel bey, den Urheber aller Weſen zu bewundern der die Quelle aller Wahrheit iſt. Und hierinn beſtehet der vornehmſte Nutzen der Wiſſenſchaften.

In Anſehung der nicht **aufgeſchriebenen Kenntniſſe**, die man unter Menſchen von verſchiedenen Profeßionen zerſtreuet findet, bin ich überzeugt, daß ſie in Betracht ihrer Menge ſowol als Wichtigkeit alles übertreffen, was man in Schriften bemerkt hat, und daß der beträchtlichſte Theil unſerer Schätze noch nicht in ſeine gehörigen Liſten eingetragen iſt. Manche ſind ſogar immer gewiſſen Perſonen eigen, und gehen mit ihnen verlohren. Keine mechaniſche Kunſt iſt ſo geringe und ſo verächtlich, die nicht einige merkwürdige Beobachtungen oder Bemerkungen aufweiſen konnte. Alle Profeßionen haben gewiſſe feine Kunſtgriffe, die man ihnen nicht leicht ablernen kann, und die doch erheblichere Folgen veranlaſſen können.

Ferner kann die wichtige Materie von den **Manufakturen** und dem **Handel** nicht anders als durch eine genaue Beſchreibung aller zu dieſen Künſten gehörigen Dinge gut behandelt werden, und die Kriegskunſt, das Finanz- und Seeweſen hängen ſehr von der **Mathematik** und **Naturlehre** ab.

Es iſt ein Hauptfehler vieler Gelehrten, daß ſie ſich mit unnützen und bis zum Eckel wiederholten Materien beſchäftigen, da ſie ein ſo ſchönes Feld vor ſich haben, wo ſie ihren Geiſt mit ſoliden und reellen Gegenſtänden zu des Publikums Nutzen beſchäftigen könnten. Die **Jäger**, die **Fiſcher**, die **Seefahrer**, die **Reiſenden** und ſelbſt die **Spieler** – es mag nun **Geſchicklichkeit** oder **Glück** die **Hauptſache** dabey ſeyn, – liefern **beträchtliche Zuſätze** zu den **nützlichen Wiſſenſchaften**.

Sogar in den Uebungen der Kinder trift man Dinge an, die den größten **Mathematiker** aufmerkſam machen können.

konnten. Wahrſcheinlicher Weiſe haben wir ihren Vergnügungen die **Magnetnadel** zu verdanken. Denn wer würde auf den Einfall gekommen ſeyn, zu beobachten, wie ſie ſich drehet? Ihnen haben wir gewiß die **Windbüchſen** zu danken. Dieſe hatten ſie vorher im **Kleinen**. Sie ſtopften nemlich einen **Federkiel** an beyden Enden mit einem Stück von einem Apfel zu, ſtieſſen einen Stöpſel durch und trieben denn das eine Stück durch die zwiſchen beyden zuſammengepreßte Luft mit Gewalt heraus. Lange hernach kam erſt ein geſchickter Künſtler aus der Normandie auf den Einfall, dies im Großen nachzumachen.

Endlich, damit ich keine auſſerordentliche Beobachtung vergeſſe, fehlt uns noch ein wahrer Schauplatz des menſchlichen Lebens, der ein Abriß von den gewöhnlichen Beſchäftigungen der Menſchen ſeyn müßte. Er muß aber ganz verſchieden von dem ſeyn, den uns einige Gelehrte hinterlaſſen haben, darauf man, – ſo groß er auch ſonſt iſt, – nichts anders antrift, als was nützlich ſeyn kann, wenn man Lobreden oder Predigten machen will.

Will man ſich einen Begrif von dem machen, was zu ſolchen **reellen** und **praktiſchen** Beſchreibungen gehörte, ſo darf man ſich nur vorſtellen, was man für Kenntniſſe nöthig hätte, wenn man ſich auf einer wüſten Inſel, dahin man durch widrigen Wind verſchlagen wäre, ſelbſt alles machen wollte, was der Ueberfluß einer großen mit den beſten Künſtlern und geſchickten Leuten aller Art beſetzten Stadt zum Nutzen und zur Bequemlichkeit liefern kann. Oder man muß ſich vorſtellen, daß eine Kunſt verloren gegangen ſey, die man wieder erfinden ſollte. Und dazu würden alle **unſere Bibliotheken** nicht hinreichen.

Wenn ich gleich zugebe, daß in den Büchern viele fürtrefliche Sachen anzutreffen ſind, die unſern **Profeßioniſten** ſelbſt unbekannt ſind, und von welchen ſie Gebrauch machen konnten; ſo iſt doch auch auf der andern Seite gewiß, daß die beträchtlichſten Beobachtungen und Kunſtgriffe in allen Handwerken und Profeßionen noch nicht ſchriftlich aufgeſetzt ſind. Dies kommt aber nicht etwann daher, daß dieſe **Praxis** nicht beſchrieben werden konnte, weil ſie im Grunde betrachtet nichts anders als eine mehr zuſammengeſetzte und beſondere Theorie iſt, als die gewöhnliche: ſondern die Künſtler ſind gemeiniglich nicht aufgelegt, einem andern als ihren Lehrburſchen etwas beyzubringen, und können ſich **ſchriftlich** nicht verſtändlich erklären. Und unſere Schriftſteller ſpringen über dieſe kleinen Umſtände weg. Sind ſie gleich **weſentlich**, ſo werden ſie doch von ihnen als Kleinigkeiten angeſehen, die ſie des Erlernens nicht für werth halten, und die ſie zu beſchreiben ſich auch die Mühe nicht geben wollen.

Doch ich will itzt kein ins Detail gehende Verzeichniß der Bemühungen liefern, die man übernehmen muſte, um alle unſre Kenntniſſe zu claßificiren. – So intereſſant und von ausgebreiteten Folgen auch dies Projekt iſt, ſo müſſen gar zu viel Hände an der Ausführung arbeiten, wenn man etwas Vortheilhaftes bald zu Stande gebracht ſehn will. Nicht einmal zu gedenken, daß es beſonders auf Beobachtungen, und **hiſtoriſche** Wahrheiten oder Fakta aus der **Kirchen- Staats-** und **Naturgeſchichte** ankommt. – Dieſe Fakta erfordern aber viele Sammlungen, – Autorität, und Inventarien. Die beſte Methode hiezu beſteht in der Sammlung ſo vieler Vergleichungen und **genauer**, – **mannichfaltiger**, – und **ſpecieller** Vergleichungen als man nur immer auffinden kann.

Ich rede gegenwärtig nicht von der Methode, die Fakta zu regiſtriren, ſondern von der, wie die Vernunft **glücklich** geleitet werden müſſe, um die Fakta, die die Sinne, und das Zeugniß andrer giebt, gut zu benutzen, damit man daraus wichtige noch nicht bekannte, oder nicht hinlänglich bewieſene, und auf die Praxis angewandte Wahrheiten erfinden, oder beweiſen könne. Denn die Wahrheiten, welche Beſtätigung und mehr Beweis verlangen, ſind von einer **doppelten** Gattung; – ſolche, die auf eine ſehr unvollkommne und verworrene Weiſe, und ſolche, die ganz und gar nicht bekannt ſind.

Bey der erſteren Gattung findet die **Methode der Gewißheit** ſtatt. – Bey der andern die **Erfindungsmethode**, – obgleich beyde Methoden nicht ſehr weit von einander abſtehen. –

Es iſt bekannt, daß man bey den Schlüſſen oft ſehr unſichre **Grundſätze** wähle. Wir ſehen faſt täglich Leute, die ſich in **philoſophiſche** die **Religion**, – die **Moral** und die **Naturgeſchichte** betreffende Unterſuchungen einlaſſen, ohne daß ſie darauf denken, die Sache auf die rechte Art zu entſcheiden. Auſſer der Mathematik iſt die **Erfindungsmethode** wenig bekannt, – denn die **Topika** enthalten gröſtentheils weiter nichts, als ein Verzeichniß von **unbeſtimmten** Wörtern, und Grundſätzen, welche, ohne gehörige Unterſuchung allgemein angenommen werden, und dienen alſo lediglich dazu, daß ſie dem **Gedächtniſſe** zu Hülfe kommen, und die Gedanken auf eine ſehr **unzulängliche** Art ordnen. – In der **Rhetorik** und bey populären Streitfragen und Unterſuchungen verkenne ich ihren Gebrauch nicht; – allein, wenn es darauf ankommt, zur Gewißheit zu kommen, und Wahrheiten, die in der Theorie unbekannt ſind, zu finden, ſo werden noch andre Vortheile und Kunſtgriffe erfordert, ſie in Ausübung zu bringen. – lange **Erfahrung**, und **Beobachtungen** über allerley Arten Gegenſtände, in ſo fern ſie bey der **Erfindung** und bey **neuen** Entdeckungen von glücklichem Erfolge ſind, haben mir gezeigt, daß in der **Kunſt zu denken** ſich eben ſo gut **Geheimniſſe** finden, wie in andren Künſten.

Dies iſt das **Objekt** der **allgemeinen Wiſſenſchaft**, welche ich abzuhandeln verſucht habe.

V.

HISTORIA ET COMMENDATIO
LINGVAE CHARACTERICAE
VNIVERSALIS,
QVAE SIMVL SIT ARS INVENIENDI
ET IVDICANDI.

Opuſculum elegantiſſimum, quo & quomodo in hanc mirabilem inuentionem inciderit, & quidnam proprie ea obtinere voluerit clare & grauiſſimis rationibus declarat.

Vetus verbum eſt, *Deum omnia pondere, menſura, numero feciſſe.* Sunt autem quae ponderari non poſſunt, ſcilicet quae vim & potentiam nullam habent; ſunt etiam quae carent partibus, ac proinde menſuram non recipiunt. Sed nihil eſt quod numerum non patiatur. Itaque numerus quaſi figura quaedam Metaphyſica eſt, & Arithmetica eſt quaedam Statica vniuerſi, qua rerum potentiae explorantur.

Iam inde a Pythagora perſuaſi fuerunt homines, maxima in numeris myſteria latere. Et Pythagoram credibile eſt, vt alia multa, ita hanc quoque opinionem ex oriente attuliſſe in Graeciam. Sed cum vera arcani clauis ignoraretur, lapſi ſunt curioſiores in futilia & ſuperſtitioſa, vnde nata eſt Cabbala quaedam vulgaris, a vera longe remota, & ineptiae multiplices cuiusdam falſi nominis Magiae, quibus pleni ſunt libri. Interea inſita manſit hominibus facilitas credendi mirifica inueniri poſſe numeris, characteribus & lingua quadam noua, quam aliqui Adamicam, Iacobus Bohemus die Naturſprache vocat.

Sed neſcio an quisquam mortalium veram rationem hactenus perſpexerit, qua cuique rei numerus ſuus characteriſticus aſſignari poſſit. Nam eruditiſſimi homines cum aliquid huiusmodi obiter apud ipſos attigiſſem, faſſi ſunt ſe non intelligere quid dicerent. Et quanquam dudum egregii quidam viri excogitauerint linguam quandam ſeu characteriſticam vniuerſalem, qua notiones atque res omnes pulcre ordinantur & cuius auxilio diuerſae nationes animi ſenſa communicare & quae ſcripſit alter in ſua quisque lingua legere queat, nemo tamen agreſſus eſt linguam ſiue characteriſticen, in qua ſimul ars inueniendi & iudicandi contineretur: id eſt cuius notae & characteres praeſtarent idem quod notae arithmeticae in numeris & algebraicae in magnitudinibus abſtracte ſumtis; & tamen videtur Deus, cum has duas ſcientias generi humano largitus eſt, admonere nos voluiſſe, latere in noſtro intellectu arcanum longe maius, cuius has tantum vmbrae eſſent.

Factum eſt autem, neſcio quo fato, vt ego adhuc puer in has cogitationes inciderem, quae, vt ſolent primae inclinationes, poſtea ſemper altiſſime infixae menti haeſere. Duo mihi profuere mirifice (quae tamen alioqui ambigua & pluribus noxia eſſe ſolent,) primum, quod fere eſſem αὐτοδίδακτος, alterum quod quaererem noua in vnaquaque ſcientia vt primum eam attingebam, cum ſaepe ne vulgaria quidem ſatis percepiſſem. Sed ita duo lucratus ſum; primum ne animum inanibus & dediſcendis implerem, quae autoritate potius docentium quam argumentis recepta ſunt; alterum vt ne ante quieſcerem quam vbi cuiusque doctrinae fibras ac radices eſſem rimatus, & ad principia ipſa perueniſſem vnde mihi proprio Marte omnia, quae tractabam invenire liceret.

Cum ergo a lectione hiſtoriarum, qua ab infantia mire fueram delectatus, & a ſtyli cura, quam ego in Proſa ligataque ea felicitate exercueram vt vererentur praeceptores ne ad has delicias obhaereſcerem, traductus eſſem ad Logicam & Philoſophiam, tum ego vt primum aliquid in his rebus intelligere coepi, Di boni, quam multas ſtatim chimaeras in meo cerebro enatas chartis illeui, quas ſubinde proponebam praeceptoribus mirantibus. Inter alia dubitationem aliquando mouebam de praedicamentis. Dicebam enim quemadmodum haberentur praedicamenta ſeu claſſes notionum ſimplicium, ita debere haberi nouum praedicamentorum genus, in quo & propoſitiones ipſae ſeu termini complexi ordine naturali diſpoſitae haberentur; ſcilicet demonſtrationes tunc nec per ſomnium cognoueram & neſciebam hoc ipſum, quod ego deſiderabam, facere Geometras, qui propoſitiones eo ordine collocant, quo vna ex alia demonſtratur. Itaque vana erat mea dubitatio, ſed cum ei non ſatisfacerent praeceptores, ego nouitate cogitationis proſecutus, moliebar condere huiusmodi praedicamenta Terminorum complexorum ſeu propoſitionum. Cui ſtudio cum intentius incumberem, incidi neceſſario in hanc contemplationem admirandam, quod ſcilicet excogitari poſſet quoddam Alphabethum cogitationum humanarum, & quod litterarum huius Alphabeti combinatione & vocabulorum ex ipſis factorum Analyſi omnia & inueniri & diiudicari poſſent. Hoc ego deprehenſo mirifice exſultaui, puerili quidem gaudio, nam tunc rei magnitudinem non ſatis capiebam Sed poſtea, quando maiorem in rerum cognitione progreſſum feci, magis confirmatus ſum in conſilio rem tantam proſequendi. Forte adultior & iam viginti annos natus moliebar exercitium academicum. Itaque ſcripſi *Diſſertationem de arte combinatoria*, quae libelli forma publicata eſt anno 1666 in qua mirabile hoc inuentum publice propoſui. Eſt quidem ea Diſſertatio, qualis ſcribi potuit a iuuene, nunc primum e ſchola prodeunte & nullis adhuc ſcientiis realibus imbuto (neque enim illis in locis mathematica excolebantur, & ſi Pariſiis exegiſſem pueritiam, quemadmodum Paſcalius, forte maturius ipſas ſcientias auxiſſem,) duas tamen ob cauſas eam diſſertationem ſcripſiſſe non poenitet; primum quod mirifice placuit multis ingenioſiſſimis viris, deinde quod iam tunc indicium aliquod orbi fecerim inuenti mei, ne nunc primum talia videar comminiſci.

Cur nemo mortalium, quouſque pertingit memoria hominum monumentis conſeruata, ad rem tantam acceſſerit, equidem ſaepe ſum miratus; ordine enim ratiocinantibus huiusmodi meditationes inter primas occurrere debebant, quemadmodum mihi contigit, qui in Logica occupatus adhuc puer nondum moralia aut mathematica aut phyſica attigeram, huc tamen deueni, ob hanc ſolam rationem, quod ſemper principia prima quaererem. Veram autem aberrationis a ianua cauſam arbitror, quod principia ſunt plerumque arida & parum grata hominibus, adeoque leuiter guſtata dimittuntur. Tres tamen viros maxime miror ad tantam rem non acceſſiſſe, Ariſtotelem, Ioachimum Iungium & Renatum Carteſium. Ariſtoteles enim, cum Organon & Metaphyſica ſcriberet, notionum intima magno ingenio rimatus eſt. Ioachimus Iungius Lubecenſis, vir eſt paucis notus etiam in ipſa Germania; ſed tanto fuit iudicio & capacitate animi tam late patente vt neſciam an a quoquam mortalium, ipſo etiam Carteſio non excepto, potuerit rectius exſpectari reſtauratio magna ſcientiarum, ſi vir ille aut cognitus aut adiutus fuiſſet. Erat autem iam ſenex cum inciperet florere Carteſius, vt dolendum admodum ſit nullam ipſis inter ſe notitiam interceſſiſſe. Quod ad Carteſium attinet, equidem huius loci non eſt laudare virum ingenii magnitudine laudes prope ſupergreſſum. Certe viam inſtitit per Ideas veram & rectam & huc ducentem; ſed cum ad plauſum ſua nimirum direxiſſet, videtur abrupiſſe filum inquiſitionis & contentus meditationes metaphyſicas & ſpecimina geometrica dediſſe, quibus hominum oculos in ſe conuerteret. De reliquo naturam corporum, Medicinae cauſſa, excolere conſtituit: recte profecto, ſi antea penſum Ideas animi ordinandi abſoluiſſet, inde enim lux oritura erat ipſis experimentis, maior quam credi poſſit. Cur ergo huc animum non applicuerit cauſſa nulla alia eſſe poteſt, quam quod rei rationem & vim non ſatis fuiſſet animo aſſecutus; nam ſi vidiſſet modum conſtituendi philoſophiam rationalem, aeque clare & irrefragabiliter ac arithmeticam, an credibile eſt alia potius quam hac via ad ſectam conſtituendam, quod tantopere ambiebat, vſurum fuiſſe. Nam ſecta quidem, hoc philoſophandi genere vſura, per ipſam rerum naturam, ſtatim vbi naſcetur, imperium in rationem exercebit, geometrico ritu, & non ante aut peribit aut labefactabitur quam cum in genere humano, ingruentę barbarie quadam noua, ſcientiae interibunt.

Me vero nulla alia cauſſa in his meditationibus detinuit, etſi tot aliis modis diſtractum, quam quod magnitudinem eius totam vidi & quod aſſequendi rationem mire facilem detexi. Hoc enim eſt illud, quod intentiſſimis meditationibus tandem inueni. Itaque nunc nihil aliud opus eſt, quam vt characteriſtica, quam molior, quantum ad Grammaticam linguae tam mirabilis dictionariumque plerisque frequentioribus ſuffecturum ſatis eſt, conſtituatur, vel quod idem eſt, vt Numeri Idearum omnium characteriſtici habeanbeantur. Nihil, inquam, aliud opus eſt, quam vt condatur curſus philoſophicus & mathematicus, quem vocant, noua quadam methodo, quam praeſcribere poſſum & quae nihil in ſe continet aut difficilius quam alii curſus aut ab vſu & captu remotius, aut a conſuetudine ſcribendi alienius. Nec multo plus laboris exigeret, quam in nonnullos curſus aut nonnullas Encyclopedias vt loquuntur iam impenſum videmus. Aliquot ſelectos homines rem intra quinquennium abſoluere poſſe puto; intra biennium autem doctrinas, magis in vita frequentatas, id eſt Moralem & Metaphyſicam, irrefragabili calculo exhibebunt.

Numeris autem characteriſticis plerarumque notionum ſemel conſtitutis habebit genus humanum organi genus nouum, plus multo mentis potentiam aucturum, quam vitra optica oculos iuuerunt, tantoque ſuperius Microſcopiis aut Teleſcopiis, quanto praeſtantior eſt ratio viſu. Nec vnquam acus magnetica plus commodi nauigantibus attulit, quam haec cynoſura experimentorum mare tranantibus feret. Quae alia inde conſequentur in fatorum arbitrio eſt; niſi magna autem & bona eſſe non poſſunt. Nam aliis omnibus dotibus homines deteriores reddi poſſunt, ſola recta ratio niſi ſalutaris eſſe non poteſt. Rectam autem tum demum fore quis dubitet, cum aeque clara certaque vbique erit atque in Arithmetica hactenus fuit. Itaque importuna illa obiectio ceſſabit, qua nunc alter alterum exagitare ſolet, & quae plurimos a ratiocinandi voluntate auertit, nimirum cum quis argumentatur, alter non tam examinat argumentum quam illud generale reponit: vnde tu noſti tuam rationem mea rectiorem? Quod habes criterion veritatis? Etſi prior ad argumenta ſua prouocet, tunc alterius patientia deficit examinandi. Plerumque enim multa admodum excutienda ſunt & aliquot ſeptimanarum futurus eſſet labor receptas hactenus ratiocinandi leges ſecuturo. Itaque poſt multam agitationem plerumque affectus potius quam rationes vincunt, & controuerſias abrupto potius nodo Gordio quam ſoluto terminamus. Hoc inprimis fit in deliberationibus ad vitam pertinentibus, vbi aliquid ſtatuendum eſt;

ſed commoda atque incommoda (quae ſaepe vtrinque multa ſunt,) velut in bilance examinare paucis datum eſt. Itaque prout hic vnam, ille aliam circumſtantiam eloquentius & efficacius ſibi aliisque repraeſentare, ornare & pingere nouit, mouetur, aut animos hominum ſecum rapit, praeſertim ſi affectibus eorum aſtute vtatur. Qui vero in aliqua deliberatione totam vtrinque tabulam accepti & expenſi ſubducere, id eſt commoda & incommoda non tantum numerare, ſed & recte ponderare poſſit, vix quisquam eſt. Itaque duo qui diſputant fere mihi duobus mercatoribus ſimiles videntur, qui ſibi mutuo ex multis capitibus debitores eſſent, ſed nollent vnquam ad generale eiusdem bilancis examen venire, interea varie merita quisque ſua erga alterum & quorundam ſingularium nominum veritatem ac magnitudinem exaggerarent. Hi certe ſic quidem nunquam litem terminabunt. Idque hactenus in plerisque controuerſiis, vbi res liquida (id eſt ad numeros reuocata,) non eſt, fieri mirari non debemus. Nunc vero characteriſtica noſtra cuncta ad numeros reuocabit & vt ponderari etiam rationes queant velut quoddam ſtaticae genus dabit. Nam etiam probabilitates calculo vt demonſtrationi ſubiiciuntur, cum aeſtumari ſemper poſſit, quodnam ex datis circumſtantiis probabilius ſit futurum. Denique qui certo perſuaſus eſt de religionis veritate & quod hinc ſequitur tanta alios caritate complectitur vt optet generis humani conuerſionem, is certe vbi haec intelliget, fatebitur ad propagandam fidem praeter miracula & ſanctitatem hominis cuiusdam Apoſtolici, aut victorias magni Monarchae, nihil efficacius hoc inuento eſſe; nam vbi ſemel a Miſſionariis haec lingua introduci poterit, religio vera, quae maxime rationi conſentanea eſt, ſtabilita erit & non magis in poſterum metuenda erit Apoſtaſia, quam ne homines Arithmeticam aut Geometriam, quam ſemel didicere, mox damnent. Itaque repeto, quod ſaepe dixi, hominem qui neque Propheta ſit neque Princeps, maius aliquid generis humani bono nec diuinae gloriae accommodatius ſuſcipere nunquam poſſe. Sed vltra verba eundum eſt. Cum vero ob admirabilem rerum connexionem

nem paucarum rerum, ab aliis diuerſarum, numeros characteriſticos dare difficillimum ſit, ideo elegans, ni fallor, artificium excogitaui, quo oſtendi poſſit, quod ratiocinationes per numeros comprobare liceat. Fingo itaque numeros characteriſticos illos, tantopere mirabiles, iam dari, obſeruataque illorum generali proprietate quadam, talibus numeris, qualescunque interim aſſumo, vſque adhibitis ſtatim mirabili ratione omnes regulas Logicas per numeros demonſtro & oſtendo, quomodo cognoſci poſſit an argumentationes quaedam ſint in forma bonae. An vero argumenta vi materiae bona ſint aut concludant, tum demum ſine vllo labore animi aut errandi periculo iudicari poterit, cum ipſi veri numeri characterici rerum habebantur.

F I N I S.

Leibnitzens
Syſtem der Theologie.

Nach
dem Manuſkripte von Hannover
(den lateiniſchen Text zur Seite)
ins Deutſche überſetzt

von

Andreas Räß und Nikolaus Weis,
Profeſſoren im biſchöflichen Seminar in Mainz;

mit einer Vorrede

von

Hrn. Lorenz Doller,
ehemaligem Profeſſor der Aeſthetik zu Heidelberg.

Zweite Auflage.

Mit Approbation des hochwürdigſten Generalvikariats.

Mainz 1820.
In der Simon Müller'ſchen Buchhandlung.

Quoties periculosum rerum statum et torporem nostrum praesentem, perversaque consilia considero, toties pudet me nostri in conspectu posteritatis. Manifestissimum est in eo rem esse, ut omnia in Europa susque deque vertantur; et tamen perinde agitur ac si omnia tuta essent, Deumque haberemus fidejussorem tranquillitatis nostrae. Interea de minutiis litigamus, magnorum incuriosi. Ea res facit, ut propemodum taedeat praesentis temporis historiam cogitare. Usque adeo Germani nostris actibus sinistra aliorum judicia confirmamus.

Ex epist. LEIBNITII *ad* J. LUDOLFUM,
12. *decemb.* 1698, *inserta* Otio
Hanover. *p.* 118 *et seq.*

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Vorwort.

Es ſind bereits fünf Monate, daß dieſes Werk in Deutſchland erſchienen iſt, und ſchon bedarf es einer zweiten Auflage; ein Beweis, daß daſſelbe ein hohes Intereſſe errege bei allen jenen, die den Namen eines Mannes, der als Philoſoph unter den Gelehrten den erſten Rang behauptet, und in vielen andern Zweigen der Wiſſenſchaften unter die Ausgezeichnetſten gehöret, mit Ehrfurcht ausſprechen.

Die Zwiſchenzeit von der erſten zur zweiten Auflage war zu kurz, als daß mehrere öffentliche Blätter über das Werk ihr Urtheil ſchon hätten fällen können. In zwei Zeitſchriften erſt wurde deſſelben erwähnt. Es ließ ſich aber zum Voraus beſtimmen, daß der Geiſt der erſten Rezenſion auch von dem, im Rezenſionsbüreau überhaupt herrſchenden, Geiſte angewehet werden mußte. Da alſo dieſelbe nur von Schmähungen ſtrotzet, und ſchließlich die Aechtheit des leibnitziſchen Syſtems ohne Beweiſe peremptoriſch weggeläugnet wird: ſo ſind wir diesfalls der (wiewohl leichten) Mühe einer doppelten Antwort überhoben; denn wir haben uns zum Grundſatze gemacht, alles, was nicht das Gepräge einer männlichen Beſcheidenheit an der Stirne trägt, und nicht mit beweisführendem Ausſpruche niedergeſchrieben wird, keiner Beachtung zu würdigen.

In einer andern Rezenſion, wo die Bemerkungen über den Inhalt und die Authentizität des Werkes den litterariſch-kritiſchen Journalen überlaſſen wird, heißt es: »Daß Leibnitz »manche Anordnungen und Lehren der katholiſchen »Kirche in einer Art erklärte, entſchuldigte, oder »auch guthieß, bei der er auf den Ruhm eines »orthodoxen Lutheraners keinen Anſpruch machen »könnte, iſt unläugbar; aber um deßwillen kann

»ſich keine Kirche ihn arrogiren, wie denn überhaupt ein ſelbſtdenkender Kopf, von ſeiner Kraft, »ſich unmöglich in die Formen einer äuſſern Confeſſion fügen kann, ſondern die Wahrheit ſelbſtſtändig auffaßt, und ſie überall ſucht, wo ſie zu »finden iſt.« Wer Leibnitzens Syſtem lieſt, wird ſehen, daß ſich derſelbe darin ganz katholiſch ausſpricht; alſo kann ſich die katholiſche Kirche denſelben arrogiren. — Daß ſich übrigens ein ſelbſtdenkender Kopf nicht in die Formen einer äuſſern Confeſſion ſchmiegen kann, iſt der Vernunft widerſprechend; denn wenn er ſie ſuchen ſoll, wo ſie zu finden iſt, und dieſelbe auch wirklich in einer Confeſſion findet, ſo wird er ſich ja doch wohl in die Formen dieſer Confeſſion fügen können und müſſen.

Was dieſe zweite Ausgabe betrifft, ſo iſt darüber wenig zu erinnern. Wir haben die Vorerinnerung der franzöſiſchen Ausgabe *), weil dieſelbe

---

*) Das Systema theologicum erſchien zuerſt im Jahre 1819 zu Paris.

wichtige Belege enthält, wieder beidrucken laſſen; in der Ueberſetzung wurden nur einige Veränderungen getroffen. — Die Vorrede des ſeligen Herrn Dollers, der im Jäner dieſes Jahres, zum großen Verluſt der theologiſchen Wiſſenſchaften und des kanoniſchen Rechtes, in ein beſſeres Leben hinübergegangen, iſt wörtlich abgedruckt worden.

Mainz, im Monate Juli 1820.

Räß und Weis.

Vorerinnerung

des franzöſiſchen Herausgebers.

Wir geben endlich dem Publikum das Syſtem der Theologie von Leibnitz — ein Werk, das noch nie erſchienen und von der größten Wichtigkeit iſt. Man wird da ~~ſehen,~~ daß dieſer große Mann niemals aufhörte, ſich mit den Glaubenspunkten zu beſchäftigen, welche die Katholiken und Proteſtanten entzweien; und dieſes Manuſkript kann als ſein religiöſes Teſtament angeſehen werden. Wir halten daſſelbe für geeignet, das große Werk der Vereinigung aller chriſtlichen Kommunionen zu fördern. Hr. Emery wußte, daß dieſes Manuſkript vorhanden ſey, und unterließ daher nichts, um daſſelbe zu erhalten. Er fühlte wohl, wie wichtig die Bekanntmachung dieſes Werkes für die Katholiken ſeyn müſſe. Er entdeckte endlich, daß das Manuſkript, von Leibnitz ſelbſt geſchrieben, in der Bibliothek von Hannover, wovon Hr. Feder Bibliothekar iſt, ſich befinde. In einem Briefe, den Letzterer an Hr. Emery unterm 19ten Auguſt 1809. ſchrieb, benachrichtigte er ihn, er arbeite an einem ſyſtematiſchen Kataloge der ganzen leibnitziſchen Korrespondenz; und ſchickte ihm nach und nach mehrere Abſchriften von verſchiedenen Theilen dieſer Korrespondenz, — unter andern die Korrespondenz Ihro hochfürſtlichen Durchlaucht der Gräſin Sophia von Hannover mit Leibnitz, und jene von Leibnitz mit dem Landgrafen Ernſt von Heſſen-Rheinfelds, an den, wie Hr. Feder vermuthet, gegenwärtiges Werk gerichtet war. Das Anſuchen um die Sendung des Manuſkriptes nach Paris wurde den 31. Julius 1810 gemacht, und ein Beſchluß der damaligen Regierung unterm 17. September deſſelben Jahres erlaubte, das Manuſkript zu beziehen, und dieſer Befehl ward am folgenden 16. Oktober Herrn Feder angedeutet. Er beeilte ſich ſogleich, Herrn Emery davon zu benachrichtigen durch einen Brief vom 27., der alſo beginnt: »Mit vielem Vergnügen, mein Herr! gehorſame ich dem Befehle, den ich geſtern erhielt, Ihnen das Manuſkript von Leibnitz zuzuſchicken.« *) Sobald Hr. Emery daſſelbe in die

---

*) Das Manuſkript von Leibnitz iſt in Klein-Folio, halbgerändert, mit vielen Durchſtrichen und Rückweiſungen, die oft ſchwer zu entziffern ſind, weil die Schrift ſehr ſchlecht iſt, und bisweilen ſehr fein in den Rückweiſungen. Es ſind auch einige Seiten,

Hände bekam, beſchäftigte er ſich, eine mit größter Sorgfalt kollationirte Abſchrift machen zu laſſen, und von jener Abſchrift wurde dieſes Werk abgedruckt. Die beigefügten Noten rühren von geſchickten Männern her, die Hr. Emery erſucht hatte, das Manuſkript ſorgfältig zu durchgehen. Man hat die Originale von den Briefen, die man ſo eben angeführt hat, wie auch den Befehl, das Manuſkript zu verſenden. Wir bemerken hier ausdrücklich noch, daß aus beſonderen Urſachen das Manuſkript der Bibliothek von Hannover noch nicht zurückgeſtellt worden, ſondern nur eine Abſchrift davon, welche um dieſelbe Zeit abgeſchickt wurde, und den Titel führt: Systema theologicum.

Nachſtehende Auszüge aus Leibnitzens Korreſpondenz mit ſeiner Durchlaucht dem Landgrafen Ernſt von Heſſen-Rheinfelds mögen wohl Leibnitzens Abſichten bei der Verfertigung dieſes Werkes, wie auch die Beweggründe, die deſſen Bekanntmachung verhinderten, enträthſeln.

»Ich kann Ew. Hochfürſtliche Durchlaucht ver-
»ſichern, daß die philoſophiſchen Zweifel, wovon

---

wo die erſte obere Zeile, wegen des Alterthumes des Papiers, halb zernagt iſt.

Das Werk hat keine Ueberſchrift.

Auf die Decke ſchrieb man: Systema theologicum Leibnitii.

»ich Ihnen in meinem letzten Briefe ſagte, den Geheimniſſen des Chriſtenthums, nämlich: der Dreieinigkeit, der Menſchwerdung, der Euchariſtie und der Auferſtehung der Körper nicht widerſtreiten. Ich begreife die Möglichkeit dieſer Dinge; und weil Gott dieſelben geoffenbaret hat, ſo halte ich ſie für wahr. Ich habe vor, dereinſt eine Schrift zu verfertigen über einige ſtrittige Punkte zwiſchen den Katholiken und Proteſtanten, und wenn dieſelbe den Beifall vernünftiger und gemäßigter Männer erhält: ſo werde ich mich darüber recht ſehr freuen. Allein man darf durchaus nicht wiſſen, daß der Verfaſſer davon nicht zu der römiſchen Kirche gehöre. Dieſe einzige Angabe macht die beßten Dinge verdächtig.

»In dem Briefe, den ich an Hrn. Alberti, Profeſſor der Theologie zu Leipzig, ſchrieb, habe ich ohne Rückhalt geäußert, daß, wenn man durch die Anerkennung des Primats des Pabſtes den Uebeln und Mißbräuchen, welche die Kirche belaſten, ſteuern könnte, man Unrecht haben würde, es nicht zu thun.

»Die meiſten Einwürfe, welche man gegen Rom vorbringt, betreffen mehr die Gebräuche des Volkes, als die Dogmen; da nun aber dieſe Gebräuche öffentlich mißbilligt ſind, ſo hören die Einwürfe auf.

»In Hinſicht der Dogmen beſteht, wie mich deucht, die Hauptſchwierigkeit in der Transſubſtantiation . . . . . Ich habe in betreff der wirklichen Gegenwart Beweiſe gefunden, die aus der Mathematik und der Natur der Bewegung hergenommen ſind, und mich ſehr befriedigen . . . . . Jedoch möchte ich wiſſen, ob die Art, wie ich es erkläre, in der römiſchen Kirche angenommen werden könnte.

»Die ſichtbare katholiſche Kirche iſt in allen Glaubenspunkten, die zur Seligkeit nothwendig ſind, durch einen beſondern, ihr verſprochenen, Beiſtand des heiligen Geiſtes untrüglich.

»Ich habe ſeit mehreren Jahre ſehr oft darüber nachgedacht; allein ich konnte noch kein Mittel ausfindig machen. *) Ew. Hochfürſtliche Durchlaucht ſehen, daß ich Hochderſelben mein ganzes Herz aufdecke, und weil ich meine Ehre darein ſetze, aufrichtig zu ſeyn, ſo hoffe ich, daß dieſes für Sie allein geſchrieben ſeyn wird: denn ich wünſche mich bei Ihnen zu rechtfertigen. Was mich noch dringender bewogen hat, mich ſo frei zu erklären, iſt, weil es mir einfiel, daß vielleicht Ew. Hochfürſtliche Durchlaucht beſſer

---

*) Leibnitz entgeznet den Vorwürfen des Landgrafen, warum er ſich nicht öffentlich als Katholik erklärte.

»als Jemand mir aus dieſer Unwiſſenheit helfen könnten.
»Denn ich geſtehe Ihnen aufrichtig, ich möchte,
koſte es was es wolle, in der römiſchen Kirche
»ſeyn, wenn es nur geſchehen kann mit wahrem Gei-
»ſtesfrieden und jener Gewiſſensruhe, die ich anitzt
»genieße, indem ich überzeugt bin, daß ich meiner
»Seits nichts unterlaſſe, um einer ſo erwünſchten
»Vereinigung theilhaftig zu werden. Wenn ich wüßte,
»daß Ew. Hochfürſtliche Durchlaucht die
»Sache zu Herzen nehmen ſollten, ſo würde ich mich
»beſtimmt erklären über die Art, wie aus dieſer Unwiſſenheit
»zu kommen ſey, wofür ich Ewr. Durchlaucht
»den verbindlichſten Dank wiſſen würde.

»Ich überſende das Uebrige, wovon Sie wohl
»wiſſen, und bin u. ſ. w.

Alle dieſe Auszüge ſind nach einer Abſchrift des Originals, welches in der königlichen Bibliothek von Hannover liegt, und dem Hrn. Emery zugeſchickt worden iſt.

In dem Werke des Herrn v. Stark: Theoduls Gaſtmahl, oder über die Vereinigung der verſchiedenen Religions-Societäten, Seite 209 (Ausgabe von 1817) lieſt man folgendes:

»Ich könnte Ihnen noch ein anderes weit wichtigeres
»Urtheil aus neuern Zeiten anführen, das Sie
»noch mehr befremden wird, weil der Gelehrte, von
»dem es iſt, nicht nur ein Gelehrter der erſten Gröſ-

»ſe, ſondern auch ſelbſt Proteſtant und Philoſoph geweſen iſt. . . . Und dies iſt kein anderer, als der große Leibnitz. Daß er die Lehre von der heiligen Dreifaltigkeit gegen den Socinianer Wiſſowatius vertheidigt und bewieſen hat, daß ſie mit einer geſunden Vernunft ſich ſehr gut vertrage, wird Ihnen bekannt ſeyn. Aber das iſt es nicht allein, ſondern in ſeinen von ihm hinterlaſſenen ſchriftlichen Aufſätzen, die in der Bibliothek von Hannover aufbewahrt werden, vertheidigt er auch die Lehren der katholiſchen Kirche, und zwar gerade in denjenigen Punkten auf's Nachdrücklichſte, in welchen die Proteſtanten von denſelben abgehen, und es iſt zu bedauern, daß man dieſe nicht durch den Druck bekannt machte.»

Hr. Emery wollte dieſes wichtige Werk ſelbſt zum Drucke fördern; der Tod aber verhinderte ihn daran. Wir wollen einen ſeiner Lieblingswünſche erfüllen, indem wir das Syſtem der Theologie von Leibnitz bekannt machen. Möchte doch der Wunſch des Hrn. Emery, in Betreff des chriſtlichen Religionsvereins, verwirklichet werden! Noch niemals war es nothwendiger, daß ſich die Chriſten gegen ihre gemeinſchaftlichen Feinde vereinigen. — So weit der franzöſiſche Herausgeber.

In einer zweiten Vorrede derſelben pariſer Ausgabe wird noch ein Zeugniß von Herrn von Murr angeführt, welcher in ſeinem ſiebenten Theile des

Journals zur Kunſtgeſchichte, Nürnberg 1779, S. 129, das Systema theologicum geleſen zu haben berichtet, und vermuthet, daſſelbe ſey zwiſchen den Jahren 1671 und 1680, oder doch nicht lange hernach, abgefaßt worden.

»Das Autographum,« ſchreibt Herr v. Murr, »findet ſich, aber ohne Titelblatt und Vorrede, zu »Hannover. Herr Hofrath und Bibliothekar Jung »hat dieſes ſonderbare Werk, das mehr Aufſehen »machen würde, als alle übrige Leibnitziſche Handſchriften, auf 159 Folioſeiten abgeſchrieben; Leibnitz vertheidigt in demſelben die katholiſche Religion »ſo ernſthaft, ſelbſt gegen diejenigen Punkte, worüber »zwiſchen den Proteſtanten und Katholiken bisher am »meiſten geſtritten wird, daß, wenn Leibnitzens »Handſchrift nicht auf viel tauſend Blättern genugſam bemerkbar wäre, man ſchwerlich ihn für den »Verfaſſer halten könnte. Es iſt voll edler Simplizität, ohne Wortgepränge und Animoſität, inſonderheit aber voll Scharfſinns.«

Einleitende Vorrede

zur

Ueberſetzung des Leibnitziſchen

Syſtems der Theologie

von

Lorenz Doller.

§. I. Leibnitzens Größe.

Daß Leibnitz einer der größten Männer der gelehrten Welt war, iſt nicht allein das Urtheil ſeiner Landesleute, der Deutſchen, ſondern auch der Ausländer. Die Akta Eruditorum von Leipzig nennen ihn einen über das gemeine Looß der Menſchen erhabenen Geiſt. Der Franzoſe Du Fraisne nannte den 25 jährigen Leibnitz den wunderbaren Sachſen, der durch das Auſerordentliche ſeines Geiſtes die andern in Erſtaunen ſetzt (Commercii Epistolici Leibnitiani T. prodromi S. 1380). Das Nouveau Dictionnaire Historique zählt ihn unter jene privilegirte Kinder der Natur, die alles unternehmen und Alles glücklich ausführen, hält ihn für einen Gelehrten, der keine Gattung der Gelehrſamkeit ausſchloß und ſich als ein Alles umfaſſendes Genie zeigte, welche Univerſalgelehrſamkeit ihm auch Feller vor andern damals in Europa lebenden Gelehrten einräumt. Der König von England nannte ihn ſein lebendiges Wörterbuch, der große Schweitzer Bonnet eine lebendige Encyklopedie, den größten Philoſophen; eines der tiefdenkendſten Genies, die je auf Erden geweſen ſind. Der Kardinal de Bauſſet, der wohl nicht gerne ſeinen Bouſſuet in einigen Schatten ſetzen mögte, geſteht jedoch daß »dieſer berühmte Philoſoph Deutſchland ja Europa in Erſtaunen ſetzte, wegen des großen Umfangs und der Mannigfaltigkeit ſeiner Kenntniſſe. Er war, ſagt er, Theolog und Geometer, Metaphyſiker und Rechtsgelehrter, Politiker und Hiſtoriker, und man ſtellte ihn an die Spitze aller Gelehrten ſeines Jahrhunderts» (Hist. de Bossuet T. IV. S. 190).

Sein Briefwechſel mit Fürſten und Fürſtinnen, mit großen Herren und Damen, Staatsmännern und Gelehrten aller gebildeten Nationen Europens, ja ſelbſt auſſer demſelben, hat kaum ſeines gleichen, den des Erasmus etwa ausgenommen. Denn er war nicht nur Gelehrter, er war auch Welt- und Staatsmann, voll Menſchenkenntniß, eben ſo bekannt mit den verſchiedenen Religionen, als der Politik und den Staatseinrichtungen mehrerer Länder, die er bereiſet hatte.

Mehr von dem großen Manne zu ſagen, iſt hier der Ort nicht, und wegen ſeines Allgemein anerkannten Gewichtes und Verdienſtes überflüßig. Wer Beweiſe vom Geſagten verlangt, ſehe ſein Lob in oben genannten Akten, dem Pantheon der Deutſchen; dem Leben und den Bildniſſen großer Deutſchen, ſein Leben von Neufville, Ludwig, Hißmann, Baile und Käſtner u. ſ. w.

§. II. Alſo dieſes ſein Werk höchſt intereſſant.

Eines ſolchen großen Mannes Werk iſt ſchon für ſich intereſſant; intereſſanter dadurch, daß es, ſo lange aufgefunden, ſo lange dem darnach lüſternen, ja es verlangenden, Publikum vorenthalten wurde, welches ohne Zweifel aus einer Urſache geſchah, die man gerne wiſſen möchte, und wohl am ſicherſten aus der Einſicht deſſelben errathen dörfte; endlich höchſt intereſſant wegen der höchſten Wichtigkeit des behandelten Gegenſtandes, der für die Menſchheit der heiligſte iſt, oder doch ſeyn ſollte. Ein ſolches Werk iſt das theologiſche Syſtem von Leibnitz, welches hier aus dem Lateiniſchen ins Deutſche überſetzt erſcheint.

§. III. Obſchon nicht das einzige des theologiſchen Faches.

Zwar hatte dieſer chriſtliche Philoſoph ſchon früher über einzelne theologiſche oder kanoniſche Gegenſtände geſchrieben, indem er theils in beſondern Abhandlungen, theils kürzer in Schriften und Briefen ſich darüber geäuſſert hat. Und es ſcheint hier der rechte Ort zu ſeyn, das Zerſtreute zu ſammeln und dem nun ans Licht tretenden Werke vorzuſetzen, theils um die Aechtheit deſſelben auch aus innern Merkmalen darzuthun, theils zu zeigen, daß Religionsſachen ſchon ſehr früh, und fortwährend durch das ganze Leben bis zu ſeinem Tode eine Herzensangelegenheit Leibnitzens war, wir alſo mit Grund annehmen dörfen, er habe ſich mit keinen oberflächlichen Kenntniſſen begnügt, ſondern geſucht in Allem ſich Beruhigung zu verſchaffen.

§. IV. Daß Er früh und gründlich ſtudierte.

»Ich habe, ſchrieb er an Thomas Burnet, über dieſe wichtige Materie nicht eher Partie genommen, als nach dem ich mehr als zehnmal darüber gedacht und wieder gedacht, und auſſerdem noch die Meinungen anderer geprüft habe. Das hat gemacht, daß ich in Materien, die von der bloſen Betrachtung abhangen, ſehr zu Hauſe bin. Mit den meiſten meiner Lehrſätze bin ich endlich fertig geworden, nachdem ich ſie 20 Jahre durchgedacht hatte. Denn ich habe ſehr *jung* zu denken angefangen (im Briefe an Basnage 1706 in der Fedriſchen Brieſſammlung S. 108 verſichert er: daß er ſchon vor 17 Jahren über die menſchliche Freiheit gedacht, Luther De servo arbitrio, Valla gegen Boetius und die Scholaſtiker geleſen, ja beſſer als jetzt gekannt habe) und doch habe ich oft nach neuen Einſichten an meinen Gedanken geändert und wieder geändert. Nur erſt nach 12 Jahren finde ich mich völlig beruhigt, und bin zu Demonſtrationen in ſolchen Materien gelangt, die keiner Demonſtration fähig ſcheinen.» An den nämlichen heißt es: »Wenn die ſchönen Entdeckungen Paskals in den tiefſinnigen Wiſſenſchaften der Gedanken, die er über die Wahrheit des Chriſtenthums verſprach, ein größeres Gewicht geben ſollten: ſo wage ich zu behaupten, daß meine glücklichen Entdeckungen in eben dieſen Wiſſenſchaften, meinen Meditationen über die Religion keinen Schaden thun werden. Denn meine Meditationen ſind die Frucht eines *größern* und *längern Fleißes* als Hr. Paskal auf die Lehren der geoffenbarten Theologie gewendet hat.

§. V. Und aus Religioſität gewählt hat.

Wenn mir Gott noch einige Zeit Geſundheit und Leben ſchenkt, fährt Leibnitz in dieſem Briefe fort, ſo hoffe ich daß er mir genug Muße und Freiheit des Geiſtes geben wird, damit ich die Wünſche erfüllen kann, die ich ſeit mehr als 30 Jahre gethan habe, das Meinige zur Frömmigkeit, und zum Unterricht in dem wichtigſten Punkte beizutragen.» In dieſem Briefe erſieht man, daß er die Kirchenväter ſtudirt, und die neuern Vertheidiger bis zu ſeiner Zeit benutzt hat. Und mit welchem Ernſte er in dieſem Studium verfuhr, äußerte er in zwei Briefen an Arnaud, wo er ſagt: »In Mitte meiner vielen Geſchäfte, glaube ich doch, daß mich nichts ſo ſtark beſchäftigt, als das, was mir über das künftige Leben Gewißheit geben kann,» und: »In einer Sache von ſolcher Wichtigkeit (wie die der Religion) nicht mit aller möglichen Genauigkeit unterſuchen, heißt ſie verrathen. Daher verſchaffte ich mir und las mit großer Aufmerkſamkeit alle Schriftſteller, welche am hitzigſten unſern Glauben angegriffen, und jene, welche ihn am gründlichſten vertheidigt haben. Ich wollte mir hierinn nicht die geringſte Nachläßigkeit vorzuwerfen haben.» Wie beſchämt der große Mann ſo viele Weltleute, ja Geiſtliche, die ſich ſo wenig bekümmern, mit den Gründen ihres Glaubens ſich und als Lehrer die Jugend bekannt zu machen! Daher ſo viele Deiſten und Indifferentiſten, ja Atheiſten!

§. VI. Dies Studium führte ihn zur Offenbarung.

Weder das eine, noch das andere war Leibnitz. Nicht das erſte, vielweniger das letzte. Denn er war ein Ofſenbarungsſchrift. »Was iſt wichtiger, ſchreibt er an Huetius, Ep. 3, 1679, als die Religion? iſt es nicht ungemein tröſtlich und angenehm, mitten in dem Elende dieſes Lebens mit Gewißheit zu lernen, daß wir zur Unſterblichkeit, und zwar zu einer ſolchen erſchaffen ſind, als wir hoffen können, oder wie ſie uns Chriſtus lehret. Beweiſen, daß Er der durch ſo viele Weiſſagungen verkündete Meſſias und Erlöſer des menſchlichen Geſchlechtes iſt, — dies iſt nach dem Beweiſe vom Daſeyn Gottes und der Unſterblichkeit der Seele der wichtigſte Beweis aller Beweiſe; und ich ſehe wirklich nicht ein, was man von der Hiſtorie und Gelehrſamkeit für einen größern Vortheil erlangen kann. Ja, das Studium des Alterthums ſcheint mir faſt keinen andern Nutzen zu haben, als daß es uns in Stand ſetzt, die alte Würde unſeres glücklichen Zuſtandes, und wenn ich mich ſo ausdrücken darf, unſeres Adels, den wir durch die Wiedergeburt der Taufe Jeſu Chriſto zu verdanken haben, an den Tag zu legen und getreu zu erhalten. — Daß der Urheber ſo großer Dinge vom Himmel iſt geſendet worden, bezeugen die Weiſſagungen, die ſo viele Jahrhunderte vor ſeiner Geburt ſind verkündigt worden; die Wunder, welche ſeine Jünger in ſeinem Namen verrichtet haben; die unvergleichliche Heiligkeit ſeiner Lehre, die Standhaftigkeit der Märtyrer, und der Sieg des Kreuzes.« Im fünften Briefe an Huet giebt er ihm das Zeugniß, »daß er den Hauptpunkt, nämlich: daß die Prophezeihungen in Jeſu erfüllt worden ſeyen, ſchön bewieſen haben. Und wie könnte auch, fährt er fort, eine ſo bewunderungswürdige Uebereinſtimmung das Werk eines Zufalls ſeyn? Ich ſehe es als einen beſondern Wink der göttlichen Vorſehung an, daß die chriſtliche Religion, deren Sittenlehre ſo heilig iſt, vor unſern Augen mit ſo bewunderungswürdigen Merkmalen iſt ausgezeichnet worden.» Im zweiten Briefe an Spizelius behauptet er, daß, da Gott die Menſchen nie ohne eine wahre Religion laſſen konnte, und es keine gäbe, die in Rückſicht auf die Gründe der Glaubwürdigkeit der chriſtlichen gleich zu ſtellen wäre, ſo ſey die Nothwendigkeit, ſie anzunehmen, eine unmittelbare Folge dieſer beiden unumſtößlichen Wahrheiten.» In den Adnotationibus zu Tolands Schrift: Chriſtenthum ohne Geheimniſſe, die wohl die Idee zu einem katholiſchen Katechismus ohne Geheimniſſe erweckt haben mag (S. 48. Weſſenberg auf der Kehrſeite), ſagt Leibnitz: »daß die chriſtliche Religion nichts in ſich enthalten müſſe, was der Vernunft zuwider iſt, wird allgemein zugegeben; aber ich ſehe nicht ein, wie ſie nichts enthalten könne, was über die Vernunft iſt, oder was wir Menſchen nicht begreifen können. Denn die göttliche Natur, die unendlich iſt, iſt ja ſelbſt nothwendig unbegreiflich. — Da Toland ſelbſt, und das mit Grund zugiebt, daß unſer Heiland Wunder gethan hat, ſo räumt er ein, wenn die Folge richtig iſt, daß man in der chriſtlichen Religion etwas glauben muß, was über die Vernunft iſt. Denn was ſind Wunder anders, als Wirkungen, die ein endlicher Verſtand aus den Geſetzen der erſchaffenen Natur nicht erklären kann, ſo viel ſcharfſinnige Eigenſchaften er auch haben mag. — Nichts, ſagt er weiter, hindert anzunehmen, daß uns Gott Lehrſätze offenbaren könne, die wir nie begreifen können, obſchon wir ſie gewiſſermaſſen doch erkennen, und ſie ſogar gegen den Vorwurf des Widerſpruchs vertheidigen können. — Auch kann eine

Wahrheit, deren Grund man nicht angeben kann, doch in der Ordnung des Heils von großer Wichtigkeit ſeyn, wie in der Ordnung der Natur die Magnetnadel immer eine Sache von großem Werthe bleiben wird, ſollten auch die phyſiſchen Urſachen ewig uns unbekannt bleiben.» Daß dieſe Gedanken Leibnitzens wahre Geſinnung waren, Zeugniſſe ſeiner religiöſen Ueberzeugung, glauben die Verfaſſer der Actorum Eruditorum Lipsiensium, 1729, S. 368, daraus folgern zu dörfen, daß er nicht vorausſehen konnte, ſein Brief an Toland, worin er ihm dieſe Bemerkungen mittheilte, werde je ins Publikum kommen; wie es auch erſt 1726 in der Sammlung der Schriften Tolands geſchah. Eben dies läßt ſich von dem oben citirten Briefe an Basnage ſagen, wo er erinnert: «Man müſſe nicht Geheimniſſe erklären, oder gar die Gründe derſelben angeben wollen. Aber man gehe bei der Behauptung, daß man gründlich auf alle Einwürfe antworten könne, nicht zu weit u. ſ. w.»

Weitläuftiger behandelt unſer deutſche Philoſoph dieſe Materie in ſeinem Geſpräche über die Uebereinſtimmung des Glaubens mit der Vernunft, woraus dies Wenige genüge: §. 23: «Mich wundert, daß Männer von Kopf den Unterſchied zwiſchen dem: wider und dem: über die Vernunft beſtreiten, und daß Baile*) von dieſer Zahl iſt, und doch iſt dieſer Unterſchied ſehr wohl gegründet. Eine Wahrheit iſt über die Vernunft, wenn unſer Geiſt oder auch jeder erſchaffene Geiſt ſie nicht begreifen kann, und eine ſolche Wahrheit iſt nach meiner Meinung die heilige Dreieinigkeit und die Wunder, welche allein Gott zukommen. — §. 27. Jedermann gibt zu, daß die Geheimniſſe nach der Vernunft betrachtet, wider allen Schein ſind, und nichts wahrſcheinliches an ſich haben; aber es iſt genug, daß nichts Ungereimtes in ihnen iſt, und man ſie nur durch Demonſtrationen widerlegen kann. — (Allein) es iſt eine unter gründlichen Theologen ausgemachte Sache, daß die Gründe der Glaubwürdigkeit, das Anſehen der h. Schrift vor dem Richterſtuhl der Vernunft ein für allemal rechtfertigen, damit die Vernunft der Offenbarung als einem neuen Lichte in der Folge nachgebe und derſelben alle ihre Wahrſcheinlichkeiten opfere. — §. 51. Origenes hat dem Celſus gezeigt, wie vernünftig das Chriſtenthum ſey, und warum doch die meiſten Chriſten ohne Unterſuchung glauben müſſen u. ſ. w.

---

*) Einen originellen Einfall Leibnitzens, dieſen Zweifler für die Offenbarung zu benutzen oder gar zu gewinnen, giebt das Concept zu dem eben angeführten Briefe, nämlich: „Baile über das, was er Gutes zur Gunſt der Religion hie und da hat, anzugreifen; wo er dann tauſend ſchöne Dinge vorzubringen genöthigt ſeyn würde, das Geſagte zu vertheidigen, und was der Religion ſowohl, als ihm ſelbſt

Aus dieſen und andern Stellen erhellet, daß Leibnitz eine, im ächten Sinne des Worts, geoffenbarte Religion annahm; in der Folge werden wir ſehen, wie er ihre Geheimniſſe ſogar aus der Vernunft vertheidigte, indem

---

erſprießlich ſeyn dörfte. Seine Einwürfe wider die Religion zu widerlegen, wollte der zu beſcheidne Leibnitz nicht übernehmen, weil er fürchtete, jenen noch mehr zu reitzen, und ſo ein Uebel zu ſtiften, welches zu heilen er ſich nicht möchte ſchmeicheln dörfen. Utinam notarent id ante aetatem sapientes et scribentes!

er wenigſtens zeigte, daß kein Widerſpruch mit derſelben bewieſen werden könne.

§. VII. Bewahrte ihn vor dem Indifferentismus.

Eben ſo wenig war Leibnitz ein Indifferentiſt in Rückſicht der verſchiedenen chriſtlichen Glaubenskonfeſſionen. Daß wirklich ihm der Vorwurf gemacht wurde, er habe ſein Syſtem allen herrſchenden Partheien anzupaſſen geſucht, belehrte mich das Pantheon II. im Leben Leſſings S. 135, aber es bemerkte zugleich, daß eben dieſer Leſſing gerade das Gegentheil gezeigt habe, indem er bewies, daß Leibnitz bei Unterſuchung der Wahrheit nie auf angenommene Meinungen Rückſicht genommen habe. Allein wir wollen ihn darüber wieder ſelbſt vernehmen. In dem Briefwechſel mit Pelliſon 1690 ſetzt er voraus, daß Niemand ſich zu einer Religionsparthie halte, oder ſie mit einer andern verwechsle, ohne daß er meine, er thue es mit Grund: daher müſſe jeder einige Unterſuchung anſtellen, ſonſt würde ja aus der Religion etwas Willkührliches werden. Im folgenden Schreiben behauptete er: daß »es gefährlich ſey, wenn man ſich nicht auf den ordentlichen Wegen des Heils befinde. Dieß erklecke, die Wichtigkeit der Kirche zu zeigen und verbinde zu Wiedervereinigung alle denkbaren Anſtrengungen vorzukehren. Wehe denjenigen welche die Trennung nähren und ohne auf Vernunftgründe zu hören, aus halsſtarrigem Eigenſinn die ſtäte Dauer der Trennung wünſchen.« Ja, er ſagte gerade zu, daß nicht allein in Fundamentalartikeln, ſondern auch »der geringſte Irrthum gegen den Glauben, wenn er mit Auflehnung gegen die rechtmäßige Gewalt (mit Halsſtarrigkeit) verbunden

den iſt, verdamme.» Man müſſe freilich ſich an den Glauben halten, welcher von der Kirche gutgeheißen iſt; nur erfodere es eine gründliche Unterſuchung über die Merkmale der wahren Kirche, deren Ungelehrte nicht fähig ſind. Pelliſon habe recht bei der Behauptung: »die ächte Liebe Gottes dörfe die von Gott geoffenbarten Wahrheiten nicht auf die Seiten ſetzen; auch das Urtheil der Kirche nicht verachten, und müſſe ſich alle mögliche Mühe geben, den göttlichen Willen zu erkennen und ihm nachzukommen.» Dieſe Stellen finden ſich im Auszuge der Leipziger Kritiker 1692, S. 234, und in der ſchönen Schrift des Abts Prechtl: Friedensbenehmen zwiſchen Boſſuet, Leibnitz und Molan, für die Wiedervereinigung der Katholiken und Proteſtanten. Sulzbach 1815, S. 31.

Stärker noch beweiſet der eilfte Brief an Löffler von 1698, daß unſer Philoſoph dem Indifferentiſmus gar nicht günſtig war. »Es iſt nicht zu bezweifeln, daß eine freiwillige Vernachläſſigung deſſen, was zur Erforſchung der Wahrheit in dem, was zu wiſſen nothwendig iſt, erfordert wird, eine Sünde ſey. Und das iſt, was man bei eigentlichen Ketzern (haereticis formalibus) Hartnäckigkeit nennt. Uebrigens kann jeder auch unfreiwillige, aber gefährliche Irrthum, ſey er auch ſonſt mit keinem Verbrechen verbunden, mit Recht ſo im Zaume gehalten werden, daß er nicht ſchade, wie wir einen von Wuth Befallenen anbinden, obſchon er unſchuldig iſt.» T. IV. Epp. collect. Kortholti, S. 268. Schon im dritten und erſten Briefe ſchreibt er an dieſen Gelehrten, daß er die Proteſtanten gegen den Einwurf des Indifferentiſmus vertheidigt habe, indem ſie ja die Ketzer, aber freilich nur *die hartnäckigen*, *verdammen*; ja die Katholiken ſeyen darin nachgiebiger (laxer), indem viele k. k. vorzügliche Theologen lehrten, daß ſelbſt ohne Schuld unwiſſende Heiden, alſo noch mehr unſchuldig irrende Chriſten (haeretici materiales) könnten Verzeihung ihrer Sünden erhalten und ſelig werden, wenn ſie nur Gott über Alles liebten (folglich thäten und thun wollten, was Gott von ihnen verlange) S. 216 u. 248. Uebrigens beweiſet ſchon das Beſtreben des großen Mannes, die Proteſtanten mit den Katholiken in eine Kirche zu vereinigen, daß er überzeugt war, daß man nur in *einer wahren Kirche die Seligkeit erhalten könne*. Wie eifrig aber, wie redlich von Anfang er dies Geſchäft übernommen und geführt, und wie nur Politik ſeines Hofes ihn abgehalten, darin fortzufahren, und den beſtgeſinnten Abt *Molanus*, mit dem er ſo ſehr, als mit *Fabricius* harmonirte, fortfahren zu laſſen, hat unſer Abt *Prechtl* weitläuftiger, wie auch *Bauſſet* im Leben *Boſſuets* dargethan. Auch wir werden auf dieſe Sache zurückkommen. Und nun fragt es ſich: *zu welcher Confeſſion gehöret Leibnitz?* Seine Schriften zeigen, daß er

§. VIII. Kein *Socinianer*, kein *Antitrinitarier* iſt.

Als 1694 ein Werk in England erſchien, deſſen Autor ſelbſt die *Socinaner* nicht *antitrinitariſch* genug fand, trieb er *Loffiern* an, daſſelbe zu widerlegen, als die aufgewärmte Lehre des *Arius*, was aber nicht ſowohl mit *Vernunftgründen*, als durch die Schrift und die *alte* Lehre der Kirche bewerkſtelligt werden könne. Hiebei ſchickte er ihm einen Plan zu einer Abhandlung, woraus ich nur folgende Sätze aushebe. Unter den vorausgeſchickten Ariomen heißt das zweite: »Wo es um die Gefahr des Heils zu thun iſt, da iſt der eigentliche Sinn der Schrift und der Sinn der wahrhaft katholiſchen Kirche ohne offenbare Nothwendigkeit nicht zu verlaſſen.« Unter den Sätzen, die durch Texte der Schrift und die Auslegung des heiligen Alterthums zu beweiſen wären, iſt der erſte: »Die h. Schrift ſchreibt Chriſto ſolche Eigenſchaften zu, die allein dem wahren höchſten Gott zukommen, wie, daß er ewig, Schöpfer aller Dinge ſey u. ſ. w. Und hier ſey keine Nothwendigkeit, vom eigentlichen Wortſinne abzugehen; Chriſtus ſey alſo anzubeten, wie denn das wahrhaft katholiſche Alterthum ihm die Anbetung und die Gottheit ſchon vor dem Nicänum zugeeignet habe; alles dieſes könne vom heiligen Geiſte eben ſo geſagt und bewieſen werden; alſo folge, daß Gott einzig in der Subſtanz, dreifach in den Perſonen ſey. Epp. T. IV. Ep. VIII. p. 254—262.

Schon früher, nämlich 1671 ſchrieb Leibnitz im Namen des Barons Boineburg eine beſondere Schrift in Form eines Briefes unter dem Titel: *Sacro sancta Trinitas per nova inventa Logica defensa.* Der Brief ward an den Neffen des Socins gerichtet, und thut dar, daß eine geſunde Vernunftlehre dem Glauben an dieß Geheimniß nicht nur nicht entgegen ſeyen, ſondern vielmehr Beweiſe an die Hand gebe, die Einwürfe der Socinianer ſiegreich zu widerlegen. Leſſing bemerkt bei dieſer Schrift: »Leibnitzen iſt die Lehre von der Dreieinigkeit ein Geheimniß einer übernatürlichen geoffenbarten Religion, und als dieſes ſchien ſie dem Philoſophen (da ein Geheimniß ſeiner Natur nach nicht verſtanden (begriffen) werden kann und nicht verſtanden werden ſoll) ungleich übereinſtimmender, als die Socinianiſche Meinung, welche das Geheimnißvolle der Lehre aufheben, und doch die übernatürliche Offenbarung deſſelben nicht fahren laſſen wollte; die das, was ſie zu erklären vorgäbe, nur noch unerklärbarer mache, indem ſie eben der Perſon, die ſie ihrer Göttlichkeit entkleide, und in ein bloſes Geſchöpf verwandle, zugleich nicht viel weniger als eine göttliche Anbetung zugeſtehe, ſo Abgötterei, d. i. die Verehrung eines kleinen untergeordneten Gottes, neben einem größern und höhern, predige — gegen dieſen Unſinn, und daß Gott durch ein Geſchöpf die Welt habe erſchaffen laſſen, empörte ſich Leibnitzens Philoſophie, mit deren Seele er ſo ſehr im Widerſpruch ſtand, und den Grund aller natürlichen und jeder geoffenbarten Religion ſo gewaltſam vernichtete.» Pantheon II. l. c. p. 141. So ſpricht vom Socinianismus ſogar ein Leſſing, und der oder die Verfaſſer der Stunden der Andacht ſtellen ihn ſo ungeſcheuet dem Andächtigen Chriſten zu ſeiner Geiſteserhebungen und Nutzanwendung auf, und zwar mit eben dieſem widerſpruchsvollen Unſinn, der alle Religion vernichtet. (ſ. die wohlgemeinte Warnung gegen dieſes Buch, Mainz 1819, und die Schrift: die Stunden der Andacht ein Werk des Satans, 1819)

Wenn aber Leſſing glaubt, daß Leibnitz zufriedener mit denjenigen Socinianern war, die Jeſum nicht anbeteten, ſo hat er nur in ſoweit Recht, daß er einen Irrthum weniger, weniger Inkonſequenz bei dieſen als bei den andern fand. Denn die Gottheit Jeſu war ihm eine heilige Lehre, und deſſen Anbetung eine offenbare Folge, wie ſchon aus Obigem erheilt. Doch davon zeugen noch mehrere Stellen. Im IV. Briefe an La Croze 176 (bei Kortholt I. B. S. 379) heißt es: »Was die Socinianer betrifft, ſo muß man geſtehen, daß ſie ſich ſehr den Muhamedanern nähern, und obſchon ſie Muhamed nicht als einen Geſandten Gottes annehmen, ſo folgen ſie ihm doch in ſeiner Hauptlehre, in wie weit er die Dreieinigkeit und Menſchwerdung verwirft. Ich erinnere mich deswegen in einer Schrift des Comenius geleſen zu haben, daß ein Türke, welcher einem polniſchen Socinianer zugehört hatte, ſich verwunderte, daß er ſich noch nicht habe beſchneiden laſſen. *) Wahr iſt es, daß ſie Jeſu

---

*) Hätten wir beinahe nicht mehr Urſache uns zu verwundern, als dieſer Türke, daß unſer Freiburger Univerſalgeſchichtſchreiber von Rotteck dieſe Operation noch nicht an ſich hat vornehmen laſſen, da Muhamed dieſem Pabſtfeinde der Gottgeſandte Lehrer der einzig wahren Religion iſt, folglich das Chriſtenthum ſie nicht ſeyn könnte. Denn ſo ſchreibt er in ſeiner allgemeinen Geſchichte, Freiburg 1816, S. 268: „Warum wäre Mahumed zu verachten oder zu haſſen? Wen Gott zum Werkzeuge einer weltumkehrenden Veränderung erkohren, der kann nicht verächtlich ſeyn, und es mag bezweifelt werden, ob ein Böſewicht je eine weitreichende bleibende Veränderung hervorgebracht habe.“ (Alſo, da der Muhamedismus ſchon ſo lange, ſo weit reicht, iſt es zweifelhaft, daß ſein Stifter ein Böſewicht war!) „Wegen eines Menſchen Sünde kann die Welt nicht dauernd büßen (alſo iſt falſch, was Paulus an die Römer V. 12 ſagt, alſo die Erbſünde eine Fabel?); aber die Erfindung eines Genies, eines Begeiſterten Heldenwerke (wie die des Mahomed!) dienen ihr zum bleibenden Gewinn.“ (Alſo weg mit jedem Beſtreben, die Türken zu Chriſten zu machen, welches doch Leibnitz im 213ten Briefe, 1. B., von Kortholt wünſcht, indem er hofft, daß das durch die Sekte Mahumeds zerſtörte Heidenthum ein Schritt zu dem viel

eine öffentliche Verehrung bezeugen, welche ihm die Muhametaner verſagen: aber es ſcheint, dieſe ſind hierinn conſequenter, als die Socinianer. Denn wozu ein bloſes Ge-

---

erhabnern Chriſtenthume führen werde, wenn es gehörig verkündet würde.) „Mahomed war 40 Jahre alt. Jetzt vernahm er den höhern Ruf — trat auf als Gottgeſandter Lehrer der einzig wahren Religion. Der vermeſſene Betrüger! alſo ruft frommer Unwille. Dennoch iſt Mahomeds Hauptlehre: Es iſt nur ein Gott, die heiligſte, die erhabenſte Wahrheit (die aber jedes gutunterrichtete Judenkind über 1000, jedes Chriſtenkind bei 600 Jahre vor ihm kannte) und auch der unlautere Zuſatz: (als doch: aber nur, unlauter, nicht lügenhaft!) Mahomed iſt ſein Prophet, möchte entweder als aufrichtige Selbſttäuſchung und Schwärmerei, oder als heilſamer Betrug, um die Hauptlehre wirkſamer einzuſchärfen (hat das Wohl dieſe Hauptlehre nöthig? iſt Betrug dazu geeignet, entdeckt nicht ſchädlich?) oder endlich durch eine freiere Deutung des Wortes Prophet entſchuldigt, oder (gar!) gebilligt werden, wenn er nicht durch ſeine Strenge in Fortſetzung, durch ſeine Härte in Behauptung ſeiner Prophetenwürde (und zwar in der engern Bedeutung. Denn er hatte die freiere der neuern Proteſtanten und des *servi pecoris* der katholiſch ſich nennenden Nachfolger noch nicht geſehen, noch nicht gehört) ſolche Nachſicht verwirkt hätte.“ Alſo kurz: der Betrüger Mahomed wäre zu entſchuldigen, ja zu billigen, nicht aber der mit dem Schwert zu der Annahme ſeiner unmittelbaren Offenbarung (dieſe gab er nach Eingeſtändniß Rottecks vor) drohende fodernde und dann zwingende und blutvergießende Krieger; wofür er ihn ſelbſt S. 273 u. 275 angiebt? doch nein, nachdem er ſeinen Mahomed „mit gerechter Entrüſtung auf ſeiner blutbefleckten Bahn, wo alle Menſchenſchöpf anbeten? Selbſt eine auch noch ſo groſſe Verbindung des Schöpfers mit dem Geſchöpfe, muß den Cultus nicht ändern. — Aber deswegen muß man die Vereini-

---

rechte mit Füßen getreten wurden, verfolgt hatte, ſo mögen doch zwei Betrachtungen die Strenge des Urtheils mildern: die Möglichkeit der Selbſttäuſchung, und die giftartige Einwirkung der Herrſchaft (wohl ein Schreibfehler ſtatt Herrſchſucht) auf das menſchliche Gemüth." Täuſchet ſich aber ein Gottgeſandter Lehrer der einzig wahren Religion ſo entſetzlich, daß er auch alle Menſchenrechte mit Füßen treten zu dürfen ſich überzeuget, und hat auch bei einem ſolchen Götterliebling das Gift der Herrſchſucht oder Herrſchaft ſo viel Gewalt, daß er es nicht gleich zurückſtoßen, oder durch Gegenmittel deſſen Kraft ſchwächen, ja verlieren könnte. Warum hatte dies Gift keine Wirkung bei dem, welchem der Satan die Reiche der Welt zeigte, und ſie ihm alle zu ſchaffen verſprach?

Aber nicht nur das öffentliche Leben Mahomeds findet an Rotteck einen Entſchuldiger, ſondern auch ſein Privatleben. S. 278 heißt es: Wenn wir ſeine Unenthaltſamkeit im Punkte der Liebe (ha, eine Kleinigkeit, ſonderbar zu unſern Zeiten, wo ſelbſt von einem Theologen ſie als erlaubt angegeben wird; freilich nicht nach Paulus, 1. Kor. VI. 9., und doch wird ſie noch durch Klima und Sitte entſchuldigt) ausnehmen, ſo war es unſchuldig, erbauend, tadellos." Alſo war es tadellos, daß er, um ſeinem Weibe ſeine Krankheit zu verbergen, ihr vorlog, die Erſcheinungen Gabriels ſtürzten ihn zu Boden; iſt ſeine Untreue gegen ſeine Weiber, iſt Ehebruch auferbaulich, oder doch wohl, daß er ſie prügelte, und die geſetzliche Erlaubniß dazu deswegen den Männern gab, weil ſein Beiſpiel Murren erweckt hatte? Iſt Vielweiberei unſchuldig, tadellos, erbauend? ſieh Baile im Artikel Mahomed, wo man noch andre Erbaulichkeiten dieſer Art angung des Worts mit der menſchlichen Natur nicht läugnen, noch die Verſchiedenheit der drei Perſonen, und der zwei Wirkungen (productions) welche die h. Schrift uns

---

treffen wird, wie den Meuchelmord ſeines Sekretärs u. ſ. w. Und wie kann nun Rotteck von Mahomed, welcher Vielweiberei erlaubt, und ſeine Ehebrüche, ja Blutſchanden obendrein als ihm von Gott beſonders erlaubt vorgab, ſagen S. 439: er habe ſeine Lehre auf eine ſehr geſchickte Weiſe (Leibnitz ſagt l. c. er habe oft ungeſchickt genug ſeine Vorſchriften mit der natürlichen Religion verbunden) mit dem Glauben der Juden und Chriſten in Verbindung geſetzt (alſo widerſprechende Dinge vereinigt?), ja als die Krone derſelben dargeſtellt, der Inhalt davon ſey: „Eine ewige Religion iſt es, welche Gott in mehreren aufeinander folgenden Offenbarungen, aber immer vollſtändiger und vollſtändiger nach dem ſteigenden Bedürfniſſe oder der größern Empfänglichkeit durch ſeine Auserwählten und Geſandten, zumal durch 6 Propheten von beſonders ſtrahlender Herrlichkeit verkündigt hat, nämlich: Adam, Noah, Abraham, Moſes, Chriſtus und Mohamed, von welchen jeder die wahren, doch nur bis zur Erſcheinung des größern Nachfolgers, genügenden Mittel des Heils gewieſen; Mahomed aber, deſſen Ankunft Chriſtus vorgeſagt (wo doch?), der Allergrößte, und keiner mehr wird ihm folgen." Wenn Rotteck verſichert, dies ſtehe im Koran, ſo bemerkt ein gründlicher Gelehrter und Hiſtoriker, dies ſey falſch, vielmehr ſtehe in den letzten Suren: einſt werde noch Mahdi kommen, welcher die Menſchen zur reinen Erkenntniß Gottes führen werde. Lächerlich iſt es, wenn unſer Hiſtoriker verſichert, Mahomed habe nicht nur die Einheit Gottes, ſondern auch ſeine Geiſtigkeit mit philoſophiſcher Strenge bewieſen. Die Kantiſche Philoſophie ſagt ja, daß nicht einmal die Exiſtenz Gottes bewieſen werden in Gott lehrt, ohne Gott ſelbſt zu vervielfältigen. — — Man muß ſehr verwegen und ausſchweifend ſeyn, wenn man die Stellen des Alkorans, welche mit Verehrung von Jeſus Chriſtus reden, als unterſchoben vorgibt, wie jene des Plinius, Tacitus und Sueton von den Chriſten *). Mir ſcheint, daß das Concil von Nicäa durch

---

könne, und wie wäre der orientale Dichter und Krieger, und mit oft 15 bis 17 Weibern und mehreren Kebsweibern umgebene Schwärmer zur philoſophiſchen Strenge gekommen? Doch genug vom Lobe Mahomeds, welches auch die ſo geprieſenen Andachtsſtunden anſtimmten, aber darüber nach Verdienſt in der ſchon citirten Schrift gegen ſie Seite 96 zurechtgewieſen wurden. Uebrigens widerlegt ſich das Rotteckſche Lob Mahomeds von ſelbſt, und kann ihm nur zur Schande gereichen. Doch ſollte er die Worte: „Er vernahm den höhern Ruf — bis „einzig wahren Religion“ nicht als ſein, ſondern als Mahomeds Urtheil hingeſetzt haben, ſo darf ich ihn freilich nicht zur Beſchneidung verdammen, aber einer großen Unbeſonnenheit mit Recht anklagen, da obige Stelle ihn bei Vielen zum Mahumedaner machen kann und ſchon gemacht hat.

*) Leibnitz mag hier die Stelle im Auge gehabt haben, welche Abulfeda in ſeinen Annalibus Muslemicis, die Reiske 1789 herausgab, anführt, und die, zu einem chriſtlichen Könige entflohenen Anhänger Mahomeds gebrauchten, als man ihre Auslieferung verlangte, um für Chriſten gehalten zu werden. „Chriſtus ſey im Koran das Wort Gottes, welches er in Maria gelegt habe.“ Wohl auch die 19te Sure Maria, wo die Verkündigung Mariä, aber mit fabelhaften Zuſätzen, erzählt wird: daß ſie als eine Jungfrau empfangen und gebohren habe, ihr Sohn aber ein Zeichen der Allmacht Gottes und ſeiner be-

ſeine Entſcheidungen nur eine in der Kirche ſchon herrſchende Lehre feſtgeſetzt. Es iſt wahr, daß man Stellen älterer Väter findet, deren Ausdrücke nicht ganz richtig waren, allein dieſes geſchah, weil man die Redensarten noch nicht beſtimmt, und oft nicht wohl verſtanden hat. — — Die Urheber der Sekte der Anti-Trinitarier haben unſere Religion, ſtatt zu reinigen, beinahe vertilgt. — Es iſt ein Glück, daß die Türken den Rath Reuſers, eines pfälziſchen Predigers, der eine Verbindung zwiſchen ihnen und den Anti-trinitariern ſtiften wollte, nicht benutzten.» *)

Allein würden wohl ſelbſt die Türken mit dieſen Leuten in Verbindung treten wollen, da Leibnitz in dieſem nämlichen Briefe ſie beſchuldigt, »daß ſie ihre Kühnheit in der Lehre noch weiter treiben, als die Muhamedaner, indem ſie nicht zufrieden das Geheimniß (der Dreieinigkeit) zu beſtreiten, und die ſtärkſten Beweisſtellen zu verachten, auch der natürlichen Theologie ſchaden. Denn ſie ſprechen Gott die Vorherſehung zufälliger Dinge ab, bekämpfen die Unſterblichkeit der menſchlichen Seele, und aus Begierde ſich recht weit von den Scholaſtikern zu entfernen, ſtürzen

---

ſondern Gnade ſey für Alle, die an ſeine göttliche Majeſtät glauben würden. So finde ich es in der franzöſiſchen Ueberſetzung des Alcoran von Du Ryer, Amſterdam. VI. 37, I. B. S. 275. Man ſehe auch H. Fr. Chriſtoph Schloſſers Weltgeſch. II. B. 1. Th. S. 221.

*) Da jetzt der Socinianiſmus ſo ſtark um ſich gegriffen hat, daß es wohl viele Reuſer geben könnte; ſonderbar wenn ſo, wie in der genannten allgemeinen Weltgeſchichte Rottecks, gelehrt wird, ſo möchte Leibnitzens Bemerkung dem chriſtlichen Fürſten nicht gleichgültig ſeyn.

ſie alles um, was die Theologie Großes und Erhabenes hat, und beſchränken ſogar die Gottheit. — Auch iſt es eine abweichende Lehre, zu ſagen: man könne ohne Kenntniß Gottes heilig leben.» Leibnitz gibt zu, hält es aber für höchſt ſchwer und höchſt ſelten, aber in auſſerordentlichen Umſtänden nicht unmöglich, daß ein Atheiſt moraliſch gut lebe; aber Frömmigkeit bringe leicht und Tag täglich dazu, und er ſchließt: »So ſcheinen die Socinianer ſowohl die natürliche als geoffenbarte Religion in der Theorie und Praxis herabzuwürdigen, und ihr einen guten Theil ihrer Schönheiten zu rauben.» Eben dies klagt Leibnitz in einem der Briefe an den Landgrafen von Heſſen-Rheinfelds von den Jahren 1683 und 1681, die Böhmer im Magazin für das Kirchenrecht herausgegeben hat. »Ich heiße die Geſinnungen der Socinianer nicht gut, und finde ſehr ſonderbar, daß ſie Jeſus Chriſtus göttliche Ehre erzeigen, da ſie ihn doch nur für einen puren Menſchen halten; da im Gegentheil die katholiſchen Kirche nur die höchſte Gottheit anbetet (alſo keine Abgötter ſind). Auch haben die Socinianer ſehr übelgegründete Meinungen von Gott und der Seele. — Ihre Vorſtellung von Gott iſt ſehr niederig. Ja es ſcheint, daß ſie ihm die Vorſehung, als der Freiheit entgegen geſetzt, abſprechen. Die Seele müßte nach Ihnen natürlicher Weiſe mit dem Körper ſterben, aber die Gnade erhält ſie.» Und in einem Briefe an Arnald klagt er, daß der Socinianismus, der ſich doch dem Muhamedanismus und Naturalismus mehr, als ſonſt was, nähere, ſich ſchon ſtark genug fühle, ſein Haupt in England, ja im Herzen Deutſchlands zu erheben. Und dieſe Sektirer ſeyen es, wie die Freunde dieſes Naturalismus, wider welche wir unſre

Angriffe richten müſſen.» Wie viel nöthiger iſt dieſes zu unſrer Zeit.

Daß aber Leibnitz nicht beim Aufrufe zum Angriff ſtehen blieb, ſahen wir ſchon oben zu Anfang dieſes §. Und oft kam er auf dieſe Sache zurück. In der Abhandlung über die übereinſtimmung des Glaubens mit der Vernunft heißt es §. 22: «Gewiſſe Schriftſteller gaben zu leicht zu, daß die heilige Dreieinigkeit dem Grundſatz widerſpreche, welcher feſtſetzt, daß zwei Dinge, die eins mit einem dritten ſind, auch unter ſich eins ſeyen. Allein wenn wir ſagen: der Vater iſt Gott, der Sohn iſt Gott, der h. Geiſt iſt Gott, und doch iſt nur ein Gott, ſo verſtehen wir im letzten Satze die göttliche Subſtanz, in den vorherigen eine göttliche Perſon.» — In einem Briefe von Basnage (bei Feder S. 82) ſagt er: «Man kann mit Zuverſicht ſagen, daß es drei relative Realitäten in einer einzigen abſoluten Subſtanz gebe.» Man vergleiche den IX. Br. an Löffler l. c. S. 261.

§. 51. Von der übereinſtimmung ſuchte Leibnitz abermal die angefochtnen Geheimniße zu ſchützen, und ſagt: «Man muß nicht immer vollſtändige Begriffe verlangen, weil ſelbſt Beſchaffenheit für die Sinne, wie Wärme, Licht u. d. gl. ſolche Begriffe nicht geben können. Die Geheimniſſe ſind einer Erklärung fähig, aber keiner Vollkommenen. Er iſt genug, daß wir einen analogiſchen Begriff davon haben. — Wenn wir von der Vereinigung des Worts Gottes mit der menſchlichen Natur reden, ſo müſſen wir uns mit einer analogiſchen Erkenntniß begnügen, dergleichen uns die Vereinigung der Seele mit dem Körper verſchaffen kann, und wir müſſen dabei ſtehen bleiben, daß wir die Menſchwerdung für die vollkommenſte Vereinigung, welche zwiſchen dem Schöpfer und einem Geſchöpfe möglich iſt, halten.»

In der Schrift Causa Dei ſpricht er ſo von Chriſtus: «Der Hauptgrund die beſte Reihe der Geſchöpfe zu wählen, war der Gottmenſch (θεάνθρωπος) aber der als Menſch, auf die höchſte Stufe erhoben in dieſer Reihe der edelſten erſchaffnen Dinge ſeyn mußte, als ein Theil oder vielmehr als das Haupt derſelben, welchem alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben worden iſt.» Und §. 140: »Außer Chriſtus und das von Gott vorgeſehene, bis ans Ende dauernde Halten an Ihn, gibts keinen Grund der Erwählung (zum ewigen Leben) oder der Glaubensgnade.»

Beweiſe genug, daß Leibnitz nicht nur die dem Socinianismus entgegen geſetzten Dogmen annahm und vertheidigte; ſondern auch dieſe Sekte verächtlich und gefährlich fand. Wie weit gefährlicher aber wird ſie zu unſern Zeiten, da man von ihnen nicht mehr behaupten kann, was §. 18, von der Uebereinſtimmung Leibnitz lobt. »Beide proteſtantiſche Partheien, ſagt er, ſind unter einander einig genug, wenn es auf einen Krieg wider die Socinianer ankömmt. Da die Philoſophie dieſer Sektirer die richtigſte nicht iſt, ſo hat man ſie oft glücklich beſiegt.» In unſern Tagen kann man mit Wahrheit ſagen, nicht nur ſehr viele Lehrer der beiden proteſtantiſchen Confeſſionen, ſondern auch katholiſche haben ſich zu dieſer Sekte geſchlagen, und arbeiten vereinigt, ſogar in Andachtsſtunden, ſie auszubreiten. Aber zählen dieſe Neuerer auch nur einen Leibnitz unter den Ihrigen? *)

---

*) Auch den Grotius dörfen dieſe Herren nicht zu den Ihrigen zählen. Denn er verließ gegen das Ende ſeines Lebens jeden Schatten des Socinianismus, dem er in jüngern Jahren ſich näherte. Er erklärte geradezu, daß er über

§. IX. Leibnitz iſt nicht reformirt.

Und zu welcher der herrſchenden chriſtlichen Kirchen kann man unſern Philoſophen mit Wahrheit rechnen? von der zwingliſch-kalviniſchen ſcheint er ſchon deswegen nicht zu ſeyn, da er in der Sprache der Katholiken im ſo eben angeführten Orte von ihr redet: »Ein Theil der Proteſtanten, die ſich Reformirte nennen.« Gewiß würde er nicht an Arnalden, den er für den Verfaſſer des Werks: De la Perpétuité de la foi hielt, welches nun aber wenigſtens mehr Nicole zugeſchrieben wird, geſchrieben haben: »Wir (nämlich er und Boineburg) *) wünſchten der Kirche Glück, daß ſie einen Mann erhalten hat, der den immer wiederhohlten Einwendungen zu Leibe gieng, und die einmal in die Klemme getriebenen Feinde nicht zu Athem kommen ließ. — Ich äußerte, daß ich nun nicht zweifelte, die Gegner würden nun, nach in die Flucht geſchlagner Pralerei von der Uebereinſtim-

---

die Lehre der Dreieinigkeit und der Menſchwerdung Jeſu Chriſti Alles glaube, was die römiſche Kirche und die Univerſität zu Paris lehre. Als man ihm ſeine frühern Geſinnungen vorwarf, antwortete er: „Es ſey kein Wunder, daß ſeine Beurtheilung täglich mit dem Alter reifer werde, da dies ſeine Unterhaltungen mit geſchickten Leuten, und eine unausgeſetzte Lektüre bewirke. Boſſuets Geſchichte von Bauſſet, IV. S. 315.

*) Dieſen großen Staatsmann, der nach gründlicher Forſchung und reiflicher Ueberlegung Katholik wurde (ſ. Zeugniſſe für die Kirchengewalt u. ſ. w. S. 250), charakteriſirt **Leibnitz**: „cet excellent personnage, qui réunit à une capacité extraordinaire le plus grand zèle pour l'unité de l'église et la réforme des moeurs.“

mung der *Väter*, zwar zum Rückzug blaſen, aber ſich auf ihre Triarier, die noch nicht völlig beſiegt worden ſind, zurück ziehen, d. i. auf das Argument von der Unmöglichkeit, auf welcher noch einzigen Stütze des ſchwankenden Schwarms ſelbſt ihrer Ausgezeichneten, ſie ſich noch aufrecht erhalten zu können wähnen, und *trotz der Uebereinſtimmung aller chriſtlichen Nationen und viele Jahrhunderte* das Geſchrei ertönen laſſen, man müſſe eher in allen Stellen uneigentliche Ausdrücke als Ungereimtheiten zulaſſen.» Wenn man weiß daß in dem genannten franzöſiſchen Werke die katholiſche Lehre vorzüglich wider die der ſogenannten reformirten Kirche aus der Tradition vertheidigt wird, ſo wird man obige Stelle *Leibnitzens* verſtehen, und ſehen, daß er ſich freuete, die letzte bis dahin widerlegt zu ſeyn, als man nicht ſeine Zuflucht, wie in andern Geheimniſſen, dazu nimmt, daß man behauptet, die katholiſche und zum Theil die *alt*lutheriſche Lehre *ſey der Vernunft zuwider.*

Aber auch gegen dieſen Einwurf ſchützet *Leibnitz* den Glauben beider Confeſſionen, ſonderbar gegen die härtere, aber jetzt vorgezogene Zwingliſche Abweichung von der alten Lehre. Schon 1671 verſprach der kühne junge Mann dem Herzog von Braunſchweig-Lüneburg eine *mathematiſche Demonſtration* von der Verwandlung des Brods und Weins im Abendmahle (der *Transſubſtantiation*) zu liefern, ſ. commercii LEIBNITIANI Prodromus S. 1326, und ſchickte ſie wirklich im nämlichen Jahre an *Arnald*, ibid. S. 1380 e. Dieſem hatten er ſchon vorher geſchrieben, «er habe vier Jahre lang (alſo ſeit ſeinem 21ten Jahre) ſich ein Geſchäft daraus gemacht, die Möglichkeit der Geheimniſſe der Euchariſtie zu zeigen, oder welches auf Eines hinauslaufe, ſie ſo zu erklären, daß durch eine ununterbrochene und genaue Analyſe wir über die göttliche Macht auf Prinzipien oder Poſtulate kommen, die entweder für ſich klar oder ſchon zugegeben ſind, und er glaube wirklch dazu gekommen zu ſeyn.» In ſeinen Remarques sur la perception réelle et substantielle du Corps et du Sang de notre Seigneur, die Kortholt im III. A. der Briefe, S. 101 mittheilt, fragte er: »Ob es nicht vernünftig ſey, in dieſer Sache, wo möglich, bei dem buchſtäblichen Sinne zu bleiben, um den Socinianern nicht eine Thüre zu öffnen, und dies deſto mehr, weil die Kirche immer einen wirklichen (réelle) Genuß geglaubt hat, wie auch alle orientaliſche Kirchen noch glauben» Und nun ſtellt er metaphyſiſche Gründe aus dem Begriffe des Körpers auf, um darzuthun, daß aus dem buchſtäblichen Sinne der Einſetzungsworte Jeſu keine Unmöglichkeit oder Wiederſinnigkeit anzunehmen ſey; Gott ſey nicht an die natürliche Ordnung der Dinge ſo gebunden, daß er aus Gründen einer höhern Ordnung ſie nicht ändern könne.» Auch in angezeigter Vorrede zur Theodicee, von der Uebereinſtimmung, läugnet er, daß die wahre Gegenwart des Leibs und des Bluts Jeſu in verſchiedenen Orten einen Wiederſpruch enthalte. Beide Stellen findet man weitläuftiger im Geiſt des Leibnitz, welchen ein porteſtantiſcher Prediger herausgab. Wittenberg 1773. II. Th. 115 u. 119. Im XXII. Briefe an Fabricius ſchreibt er:» wenn Kalvin gewußt hätte, was ich von der Natur des Körpers gelehrt habe, ſo würde er nicht, was Callixt an ihm tadelt, geſagt haben: »»der Leib Chriſti ſey von uns ſo weit entfernt, als der Himmel von der Erde iſt.»» Unterdeſſen bedauerte Leibnitz ſchon, daß Reformirte ſeiner Zeit in dieſer Lehre mehr zwingliſch, als kalviniſch dächten, hoffte aber, ſie würden beſſere Geſinnungen annehmen, in welcher Hoffnung er ſich aber ſehr getäuſcht hat.

Zwar hat in dieſem Dogma ſowohl, als noch in andern Leibnitz andere Grundſätze, als Zwingel und Kalvin, aber es ſind ſolche, die auch Luther lehrte. Er verläßt alle drei, erſtens darin, daß er die Transſubſtantiation annimmt.

§. X. Nicht Altlutheriſch.

Schon hörten wir, wie er früher darüber eine Demonſtration verſprach, §. 9, wie er der Kirche Glück wünſchte, daß ihre Lehre von Arnald (und dieſe war keine andere, als die katholiſche), ſo gründlich vertheidigt worden. In dem Briefe an dieſen, fährt er nach der Aeußerung, er glaube dazu (dies Dogma beweiſen zu können) gekommen zu ſeyn, fort und lobt das Conzil von Trident wegen des weislich gewählten Ausdrucks: Transſubſtantiation, welche er in dem Begriffe der reellen Gegenwart enthalten findet, wie dieſe in jenem. Daraus möchte nun freilich gerne unſer zum Ausgleichen ſo aufgelegte und geneigte Philoſoph ſchließen, daß das Tridentinum der Augsburgiſchen Confeſſion nicht zuwider ſey; allein es iſt doch ſehr offenbar, daß hier keine Wechſelbegriffe ſtatt haben, indem zwar die Transſubſtantiation die reelle Gegenwart, aber dieſe nicht jene nothwendig einſchließt. In der Augsburgiſchen Confeſſion wird von der Transſubſtantiation geſchwiegen, ja, wie bei den Katholiken im X. Artikel bei Chyträus, Roſtocker Ausgabe von 1576, S. 53 der Ausdruck: »unter der Geſtalt des Brods und Weins« gebraucht, ſo daß die Katholiken vermuthen durften, man denke wie ſie. Allein man weis, wie (um gelinde zu reden) unaufrichtig die proteſtantiſchen Theologen bei Verfaſſung der Confeſſion zu Werke giengen, wie zwar Luther heimlich zu dieſem Betragen rieth, doch ſo, daß er immer auſſer dem Spiel blieb, dann aber vieleß verwarf, und man Melanchthonen ſogar Verrath an der Sache des Proteſtantismus vorwarf, und öffentlich ganz anders lehrte (man ſehe Luthers katholiſches Monument S. 309—350).

Man weiß daß Luther in einer Collationsrede die Lehre von der Transſubſtantiation »einen lauſigen Artikel nennt, ein loſes Gedicht, in der falſchen unverſtandenen Philoſophie des Ariſtoteles, welcher, hätte er ſo was beim Leben gehört, ausgerufen hätte: Welcher Teufel hat ſo grobe Eſel über mein Buch geführt!« Man weiß, daß er dieſe Lehre einen »Irrthum nennt, daraus viel Abgötterei gefolgt, daß alſo keineswegs ein Glaubensartikel daraus zu machen, weils in der Schrift nicht klärlich ſtehe, ſondern (hörts ihr Rationaliſten) lauter Philosophia, *ratio* und Menſchendünkel iſt.« Siehe Luthers Werke von Walch, XIX. B. 1587 — 1593, auch 1609, und XVII. 729. Doch was braucht es viel? Leibnitz erkennt ſelbſt, daß »die Evangeliſchen, (»die ſich, zum Unterſchied von den Reformirten, in einem beſondern Verſtand ſo nennen«) die Lehre von der Transſubſtantiation verwerfen, und ſie für wenig gegründet in der Schrift halten. Auch geben ſie keine Einſchlieſſung des Leibs Chriſti im Brode zu, ſie fodern nicht einmal eine Vereinigung beider Subſtanzen, ſondern nur ein Beiſammenſeyn, ſo daß beide zu gleicher Zeit empfangen werden.« Von der Uebereinſtimmung l. c. Auch veränderte man den X. Artikel der Konfeſſion durch die Worte: »mit dem Brod und dem Wein, wie dies Hoſpinian, Schlüſſelburg und Heshuſius, keine Katholiken, bekennen (ſ. Discussion amicale sur l'Etablissement et la Doctrine de l'Eglise anglicane et en général sur la Réformation, Londres 1817, T. I. S. 186.), und theils Melanchthon zum Vorwurf ſeiner ſpätern Hinneigung zum Kalvinismus machen. Weitläuftiger machte ſchon dieſen Vorwurf der gründlich von der Wahrheit der katholiſchen Kirche unterrichtete und in jeder Rückſicht vortreffliche Fürſt Markgraf Jakob von Baden, in den Motiven ſeines Uebertritts zu dieſer Kirche, Kölln 1591, IV. Motiv. Beſonders in unſrer Sache, S. 320 — 331, und 382. Doch genug davon; Leibnitz dachte, wie der von ihm ſo ſehr verehrte Grotius, wie der von ihm wegen ſeiner gemäßigten Grundſätze gelobte Schottländiſche Biſchof Forbeſius, und ſein geliebter Molanus, alle aber dieſe, wie die katholiſche Kirche. Der erſte ſagte im Votum pro pace S. 51: »Ich denke, daß alle unſere großen Diſputanten wohl verſtehen, was die alte Kirche und noch die griechiſche und lateiniſche Kirchen lehren; aber ſie thun als wüßten ſie nichts davon, um bei denen ſchreien zu können, die mehr auf die Sinne als den Geiſt achten. Es iſt aber nach den Vätern und ſelbſt einer Menge Proteſtanten unwiderſprechlich, daß unter den Zeichen die Sache, aber auf eine für unſere Sinne nicht erkenntliche Weiſe da iſt. Forbes, deſſen Werk, der Freund unſres Philoſophen Fabricius zu Helmſtadt, glaublich wegen des Leibnitzianiſchen Urtheils: »die Controverſen würden mit großer Mäßigung und Gelehrſamkeit behandelt (Epp. I. S. 38) 1704, und deſſen Leben in ſeiner Bibliothek IV. 461 herausgabe, verwirft nicht nur die Zwingliſche Lehre, wie Kortholt in der Note zum 68 Briefe zeigt, ſondern (welches er nicht ſo, wie ſein Held, lieberale Lutheraner, und wohl auch in den Excerptis Fabricii S. 465

ausläßt), ſetzt noch hinzu: »die Behauptung vieler Proteſtanten, welche Gott die Gewalt abſprechen, das Brod in den Leib Chriſti verwandeln zu können, iſt zu verwegen und gefährlich (Discussion 289, wo noch mehrere große Theologen Großbrittaniens für dieſe katholiſche Lehre ſprachen). Und ſo konnte Leibnitz mit Wahrheit ſagen: »das von Forbes über das h. Abendmahl Geſagte ſtimme größten Theils mit ſeinen Erklärungen überein. Das nämliche gilt von Molanus noch mehr. Er ſagt in ſeinen Cogitationibus privatis, daß er nicht glaube, man nehme etwas gegen die Analogie des Glaubens an, wenn kraft der Einſetzungsworte im Abendmahl eine geheimnißvolle Veränderung geglaubt werde, ſo daß aus dem Brod der Leib Chriſti werde (man ſehe Boſſuets Werke, XXV. B. S. 303). Noch beſtimmter heißt es in ſeiner Summa Controversiae de Eucharistia: »Ich erkenne mit den Vätern Orients und Occidents eine wahre Umänderung in der Euchariſtie, die man durch die Worte Transmutatio, Transelementatio, Transsubstantiatio, welches die Griechen durch μετουσιωσις ausdrücken.« Er ſagt zwar, man könne dieſen Worten eine gelindere Bedeutung geben, aber endigt mit den Worten: »Ich unterwerfe dieß der Entſcheidung der Kirche, gegen welche ſich kein Vernünftiger aufwerfen kann.« Boſſuets Werke XXVI. S. 51. Es unterliegt alſo keinem Zweifel, daß auch Leibnitz die Transſubſtantiation der katholiſchen Kirche vertheidigt habe, wie dieß ſelbſt Proteſtanten eingeſtanden haben. Als die Berliner Allg. deutſche Bibliothek, im Anhang zum I. bis XXVIII. Band, I. Abtheilung, S. 232.

Auch in Rückſicht der Freiheit iſt Leibnitz mit Luthern und noch mehr mit Calvin im Widerſpruch. Daß dieſer mit ſeiner Lehre von der Pradeſtination die Freiheit zernichte, war nicht allein das allgemeine Urtheil der Katholiken, ſondern auch vieler Lutheraner, welche ihr vorwarfen, daß ſie zur Verzweiflung, oder zu einer ſchädlichen Sicherheit, alſo zu einem laſterhaften Leben führe. Quodsi enim Deus, ſagt die Formula Concordiae S. 800. Electos suos ad vitam aeternam praedestinavit — consequens est, quodsi ad vitam aeternam sum electus nihil saluti meae decedet, etiamsi absque omni poenitentia omnis generis scelera atque flagitia designavero, verbum et sacramenta contemsero, neque unquam de poenitentia cogitavero. — Ex opinione hac (de absoluto Decreto) multi absurdas et perniciosas cogitationes hauriunt, quae aut securitatem et impoenitentiam aut angustias et Desperationem in mentibus hominum gignunt et confirmant. Von Luther bewies das katholiſche Monument aus ihm, und dem Bekenntniſſe Planks, daß er die Freiheit des Menſchen eben ſo wie Calvin läugne, S. 130, verglichen mit S. 57. Plank zieht S. 131 der Geſchichte der Entſtehung des proteſtantiſchen Lehrbegriffs die reformirten Schriftſteller an, welche, wie ſogar Lutheraner als Chyträus, Pfaff und Callixt, unverhohlen behaupteten, daß die Meinungen Luthers in der Schrift: de servo arbitrio mit der Lehre der Reformirten überein käme; Spanheim und Turretin, daß er noch härter geredet habe, als die Theologen ihrer Kirche.

Freilich wird Leibnitzen auch der Vorwurf gemacht, daß ſeine Philoſophie der Freiheit des Menſchen nicht günſtig ſey. Allein hierüber hat er ſich ſelbſt und andre ihn ſo vertheidigt, daß wenn man auch nicht alle ſeinen Hypotheſen de Harmonia praestabilita, de Commercio inter Corpus et animam gemachte Einwürfe als vollkommen gehoben anſehen kann, oder will; man ihm doch gewiß keine Lehre aufbürden darf, die offenbar nach ſeinen Erklärungen mit der Freiheit ſtreitet, weit entfernt, daß er dieſes Kleinod der Menſchheit ſo wie Luther mißhandelt, oder ſo wie Calvin untergraben hätte. Vertheidigt iſt er worden von dem Herausgeber ſeiner Briefe Kortholt IV. B. Vorrede; von Reinbek Erörterung der philoſophiſchen Meinung von der Harmonia praestabilita u. a. Er ſelbſt vertheidigte ſich in der fünften Antwort an Klarke. Gewiß iſt es, ſein Begriff von der Freiheit mag nicht ganz richtig ſeyn, daß er ſie nicht verworfen, ſondern vertheidigen wollte, und dieß vorzüglich in der Theodicee und der Causa Dei, in der erſten §§. 31, 35 und 45, II. Th. §. 326, 405, und den Antworten auf Baile's Einwürfe; in der Causa Dei, §. 105. Ja ſchon in der Vorrede der erſten Schrift ſcheint er die beiden Reformatoren lächerlich zu machen, wenn er ſchreibt: »Die Menſchen ſind faſt zu allen Zeiten durch einen Trugſchluß beunruhigt worden, den die Alten die faule Vernunft nannten, weil er darauf hinausgieng, daß man nichts thun, oder ſich wenigſtens um nichts bekümmern und dem Hang zum gegenwärtigen Vergnügen folgen ſollte. Denn, ſagte man, iſt das Zukünftige nothwendig, ſo wird das, was geſchehen ſoll, geſchehen, ich mag thun, was ich will. Das Zukünftige iſt aber nothwendig, entweder weil Gott Alles vorherſieht, da er Alles in der Welt regiert (dies war die Lehre Calvins und Luthers), oder weil Alles durch die Verkettung der Urſachen nothwendig geſchieht: alſo u. ſ. w.

Vielleicht aber ſagt man, die Theodicee ſey nur ein Spiel ſeines Witzes geweſen, beweiſe alſo nichts. Dieſen Einwurf des Theologen Pfaff hat zwar der franzöſiſche Ueberſetzer der Theologie Leibnitzens in der Vorrede ſchon hinreichend beantwortet, wie er es auch in der Vorrede des Esprit gethan hatte: allein es mag nichts ſchaden, auch hier Beweiſe dagegen anzuführen. Wenn Leibnitz dies Werk für ein Spiel des Witzes hielt, warum iſt er ſo ſehr beſorgt, daß es von einem dazu tüchtigen Gelehrten ins Deutſche überſetzt, daß es nur von einem Theologen recenſirt werde. Warum wünſchte er, daß ihm die Recenſion ſeines Freundes Hanſchius vorher, als ſie erſchien, wäre mitgetheilt worden; weil das Franzöſiſche von einem in dieſer Sprache nicht gründlich Erfahrnen leicht mißverſtanden werden könne. Epp. T. III. 11, 15, 16. Warum mißfällt ihm, daß Buddeus eine Diſſertation gegen ſie geſchrieben habe, worin er »die gefährliche Meinung, daß alle Gerechtigkeit, alle Moralität ſich auf eine despotiſche göttliche Willkühr (despotico quodam Dei arbitrio) gründe,« aufſtellt, welches man, ſagt er, wenn ich nicht irre, oft bei unſern Theologen ſehr getadelt hat. Da dieſe Lehre (Luthers servum arbitrium) beinahe die meiſten reformirten Theologen verworfen haben, ſo ſollte mich's wundern, wenn die Unſrigen, ohne ſich dagegen zu ſetzen, ſie auf den Akademien öffentlich vertheidigen laſſen, welche mir ſelbſt die Fundamente der natürlichen Theologie zu zerſtören ſcheint. Ep. 14 u. 15. Warum verdroß es ihn, daß Hanſchius die Bemerkung ſeiner Ueberſetzung beifügte: »Er mache das, was von der gemeinen Lehre ſeiner Kirche abzuweichen ſcheine, nicht zu dem Seinigen. Ep. 16. Wenn Leibnitz hier erwiedert, er weiche nicht von den ſymboliſchen Büchern ab, wohl aber könne er von der gemeinen Lehre der Gelehrten abweichen, ohne von der gemeinen Lehre der Kirche abzuweichen: ſo ſähen wir, was von dem ſymboliſchen vorzüglichſten Buche zu halten iſt, und ſehen hier, wie **Leibnitz** wirklich von der damals noch öffentlich vertheidigten Lehre **Luthers** in Rückſicht der Lehre von der Freiheit, und wohl noch in andern Punkten, nach dem Urtheile ſeines Freundes, abwich. Warum nimmt's den Philoſophen Wunder, daß das Journal des savans ſein Spielwerk ſo lange unangezeigt laſſe; warum freuet es ihn, daß es zu Rom und zu Genf von manchen gutgeheiſſen wurde, ſelbſt **Malebranche** es nicht geringſchätzte, Ep. 42; ja, daß es von Theologen aller drei Religionen mit größerm Lob, als er erwartet, ſey aufgenommen worden, IV. Ep. VII. Resp.; daß endlich ſogar einige gelehrte Jeſuiten, die ſonſt in dieſer Sache verſchiedene Meinungen zu haben ſchienen, doch darin übereinſtimmten, dies Werk ſey nicht zu verachten. Ep. IX. Resp. Nein, die Theodicee iſt das Werk eines religiöſen Ernſtes und ernſten langen Forſchens. An **Toland** ſchreibt er darüber: »Meine Freunde haben in mich gedrungen, die Betrachtungen über die Freiheit des Menſchen und die Gerechtigkeit Gottes in Rückſicht des Urſprungs des Uebels ins Reine zu bringen. Ein guter Theil davon war ſchon vorher zu Papier gebracht, um ihn der Königin von Preuſſen, welche dies gewünſcht, vorzuleſen. **Ich unterſuche alle Einwürfe Baile's und ſuche ſie zu löſen**, ohne ſein Verdienſt zu mißkennen.« An **Bonneval** (bei **Feder**, S. 423) rühmt er die königliche Prinzeß, welche im Begriffe war, nach England abzureiſen, daß ſie noch vorher mit ihm die Theodicee, die ſie ſchon mehr als einmal durchgeleſen hätte, durchgehen wolle. Denn wenn dies Werk auch nicht **gründlich** ſeyn ſollte, ſo iſt es doch immer für eine ſolche hohe Dame, die Alles, was zerſtreuen kann, umgiebt, viel, **ſo viel Aufmerkſamkeit ſo erhabenen Materien,** die in demſelben behandelt werden, zu widmen.“ Konnte Leibnitz von einem Spiele des Witzes ſo viel Weſen machen, mit ſo hohen Perſonen ein Spiel treiben? Schon Bulfinger glaubte, wie der Verfaſſer des Geiſtes, daß Leibnitzens Antwort auf Pfaffens, gewiß unüberlegte Auslegung der Theodicee, nicht Ernſt, wohl aber Scherz geweſen ſey. Oder verdiente wohl, ſagt Dutens, ein ſolcher Brief eine ernſthafte Antwort. Daß H. Pfaff anders dachte, wird niemanden wundern, der ihn als einen eifrigen Lutheraner kennt. (Acta Erud. Lips. 1728, S. 127.) Bulfingern ſtimmte auch Wolf bei l. c. 550. Kurz: wer wird ein Werk, über deſſen Gegenſtand ein ſo religiöſer Mann über 20 Jahre geleſen, gedacht und geſchrieben hatte (§. 4. u. 5), als ein Spiel des Witzes anſehen! Als er als ein Schüler in einem Tage 300 lateiniſche Verſe ohne Eliſion verfertigte, das war ein, obſchon ſchweres, Spiel des Witzes. Die Theodicee bleibt hiemit ein wichtiges Zeugniß eines großen Mannes wider Luthers und Calvins Lehre über die menſchliche Freiheit.

§. XI. Nicht Neucalviniſch-lutheriſch oder Neuproteſtantiſch.

Es iſt eine bekannte Sache, eingeſtanden von ſo vielen Proteſtanten, daß der Socinianismus und Rationalismus bei dem gebildeten und vorzüglich dem gelehrten Theile beider ehemaligen Confeſſionen des Proteſtantismus herrſchend geworden iſt; aus §. 5, 6, 7 und 8, aber erhellet ſchon hinlänglich, daß Leibnitz nicht zu dieſen Parthien gehöre. Er will aus der Vernunft nichts dargethan wiſſen, als daß die Geheimniſſe nicht als ihr widerſprechend können überwieſen werden, im übrigen müſſe der Verſtand ſich dem Glauben unterwerfen.

Wie viele dieſer neuern Proteſtanten verwerfen die Lehre von der Erbſünde, der Ewigkeit, der Höllenſtrafe. Leibnitz behauptet im Gegentheil, I. Th. der Theodicee, §. 92, dieſe beiden Dogmen ſeyen nur dem Scheine nach hart und ungerecht. Im II. Th. §. 266, vertheidigt er gegen den Sonnerus die letzte Lehre, indem er viele und verſchiedene Beweiſe anführt, unter andern: »Es ſey hinlänglich zu ſagen, daß die Fortdauer des Verbrechens die Fortdauer der Strafe verurſache, und ſchließt mit den Worten: Gott hat uns geoffenbaret, was nöthig iſt, vor dem größten Unglück eine Furcht zu haben, nicht aber, was uns vollſtändige Begriffe davon geben kann. Im Briefe an Placcius heißt es (im Geiſt Leibnitzens S. 482: Man muß als gewiß anſehen, daß Niemand anders als durch ſich ſelbſt verdammt werde, und zwar vermöge ſeines Willens nur im Zuſtande des Elendes beharre. Die Socinianer haben Unrecht, wenn ſie Gott weder Genugthuung noch gerechte Rache zulaſſen wollen. Man muß in der Beſtrafung nicht nur Beſſerung des Sünders und das warnende Beiſpiel für Andre, ſondern auch was der Grund der allgemeinen Harmonie fodert, welche nicht vollſtändig ſeyn würde, wenn Gott ſeine gerechte Rache nicht endlich ausbrechen ließe. Im Staate Gottes iſt kein gutes Werk ohne Belohnung, keine Sünde ohne Beſtrafung. Nimmt man dem Zorn das Unvollkommene, was ihn (bei dem Menſchen) begleitet, und ſieht in ihm nur den Willen zu ſtrafen, ſo kann man ihn mit der heiligen Schrift Gott zueignen.«

In der Harmonie, ſagt Leſſing, fand Leibnitz den Bewegungsgrund ſich für die Ewigkeit der Strafen zu erklären, Pantheon l. c. S. 136. Auch ließ Leſſing Leibnitzens Vorrede zu dem berufenen Buche des Alldorfer Profeſſors Sonner Demonstratio quod aeterna impiorum supplicia non arguant Dei justitiam drucken, wo er ebenfalls für dies Dogma ſpricht, ſo daß Leſſing ausruft: »O! meine Freunde, warum ſollten wir ſcharfſinniger als Leibnitz und menſchenfreundlicher ſcheinen wollen, als Sokrates? denn auch dieſer im Gorgias, wie ſein Schüler Plato im Phädon, ſprachen von ewiger Züchtigung ſolcher Gottloſen die ſich nicht beſſern.«

Was die Erbſünde betrifft, bezeuget abermals die Theodicee, daß Leibnitz ſie geglaubt habe. Man ſehe unter andern §. 8, wo er die katholiſche Kirche anführt, welche von Adams Sünde ſingt: »O glückliche Schuld, die gewürdigt ward einen ſolchen, einen ſo großen Erlöſer zu erhalten; — die berühmten Prälaten, fährt er fort, welche gegen Sfondrat an Innocenz XII. geſchrieben haben, haben ſehr wohl bemerkt, der Apoſtel habe Recht, wenn er tadelt, daß man Böſes thun will, damit Gutes daraus entſtehe, deßwegen dörfe man aber nicht mißbilligen, daß Gott aus Zulaſſung der Sünde mehr und größeres Gutes ziehe, als das iſt, was vor der Sünde war; ſondern wir glauben eben dieſem Apoſtel, wenn er ſagt: »Wo die Sünde groß war, war die Gnade noch größer, und wir erkennen es wohl, daß der Sünde wegen wir Jeſum Chriſtum bekommen haben.« Auch in der Schrift Causa Dei, redet er von dieſem Dogma, indem er die Wirkungen der Erbſünde angibt. »Sie hat die Kraft, daß ſie die Menſchen im Körperlichen ſchwächt, im Geiſtigen tödtlich verwundet, indem vor der Wiedergeburt der

Verſtand aufs Sinnliche, der Wille aufs Fleiſchliche ſich neiget, ſo daß wir nach der Natur Kinder des Zornes ſind. §. 86.

Eine Folge dieſer Lehre war, daß Leibnitz ebenfalls die Verſöhnung des menſchlichen Geſchlechtes durch den Tod Jeſu im eigentlichen Sinne des Wortes annahm, und ſich dadurch von unſern hyperaufgeklärten Proteſtanten, und noch vor Kurzem in den Andachtsſtunden ſich ausſprechenden ſocinianiſchgeſinnten Indifferentiſten *) ſtark unterſchied. Schon hörten wir von ihm, daß der Gottmenſch Jeſus der ſey, durch welchen alle Menſchen ſollten befreit werden von der Dienſtbarkeit des Verderbniſſes, und ſo kommen in die glorreiche Freiheit der Kinder Gottes. Causa Dei §. 49. Er zählt die Erbſünde und die Gnade Gottes in Chriſto unter die Artikel der geoffenbarten Religion, §. 43, von der Uebereinſtimmung u. ſ. w. und in der Theodicee ſelbſt, §. 8, heißt er gut, daß in der katholiſchen Kirche am Vorabend der Oſtern von der Sünde Adams geſungen werde, daß ſie durch den Tod Chriſti vertilgt wurde. §. 92, Redet er von der Taufe, als Wiedergeburt von der Erbſünde (die es aber nur durch die Verdienſte des Gottmenſchen iſt — abermal ein großer Abſtand von ſo Vielen, denen ſie eine bloße Ceremonie iſt!) Er heißt die Lehre jener katholiſchen großen Theologen gut, welche behaupteten, daß ein aufrichtiger Beweis der Liebe zu Gott über Alles, bei denen, die nie was von der Lehre

---

*) Siehe die nothwendige und wohlgemeinte Warnung vor dem Gebrauche der Stunden der Andacht. Mainz, bei Buchhändler Müller, S. 16; oder die Stunden der Andacht ein Werk des Satans. Frankfurt 1817, S. 27.

Chriſti (in welcher allein, etwa noch mit dem von Jeſu gegebenen Beiſpiel, man die Erlöſung der Welt zu ſetzen beliebt) gehört haben, wenn jener Beweis durch die Gnade Jeſu Chriſti erweckt wird.“ In den Observationibus bringt er aus der Abhandlung des Taurellus, den er den Scaliger der Deutſchen nennt, folgenden Gedanken vor: „Es iſt billig, daß diejenigen, die durch eines andern Sünde Sünder geworden, auch durch eines andern Gerechtigkeit gerecht werden, und ſo erklärt er, wie das Leiden unſeres Heilandes für die Sünden der Welt genug gethan hat.“ Geiſt II. 113. Man ſehe noch oben §. 6.

Daß Leibnitz nicht wie Luther (man ſehe S. 57 und 135, das Monument) von den Unterſuchungen der Religion, die Vernunft ganz ausgeſchloſſen haben will, und ſie nicht ſo tief herabwürdigt, wie jener, ſahen wir oben §. 6, aber auch, daß er ſie nicht, wie unſere Rationaliſten zur Richterin aufſtellt. Um noch etwas aus ihm über beide Punkte vorzubringen, gehe ich das Geſpräch zwiſchen einem Schüler Locks und Leibnitzens durch, das aus den Nouveaux Essais sur l'Entendement humain, der Geiſt, II. 59, aufgenommen hat, da er wirklich hierin wie viele katholiſche Lehrer denket, S. 62, heißt es: „die größeſten Geheimniſſe werden uns wirklich durch die Zeugniſſe Gottes bekannt, welche man (aber) durch die Bewegungsgründe der Glaubwürdigkeit, worauf unſre Religion beruhet, kennet, und dieſe Bewegungsgründe hängen unſtreitig von der Senſation und Reflexion (alſo dem Gebrauch der Vernunſt) ab. — Man hat zwar von dem, was über die Vernunſt iſt, einige Vorſtellung, aber nicht ſo, daß man es durch die Wege und Kräfte der erſchaffnen

Vernunft, ſo groß und erhaben ſie auch ſeyn mag, begreifen könne (alſo Richterin ſeyn dörfe). Es iſt Gott allein aufbehalten, es zu wiſſen, wie es ihm auch allein zukömmt, es für gewiß auszugeben (und dies Faktum unterſucht die Vernunft). — Der Glaube iſt ein gewiſſer Beifall, und der vernünftige Beifall kann nur aus guten Gründen gegeben werden. Wer alſo glaubt, ohne irgend einen Grund dazu (daß Gott geredet) zu haben, der kann ſich in ſeine eigne Phantaſien verlieben, aber er ſucht die Wahrheit nicht, und beweiſet auch gegen ſeinen göttlichen Lehrer nicht den rechten Gehorſam. Denn dieſer will, daß er von den Kräften Gebrauch machen ſolle, womit Er ihn (was nur Gott zukömmt) begabt, um ihn vor Irrthum ſicher zu ſtellen. — Man kann ſich nicht vorſtellen, daß etwas von Gott (durch Offenbarung) kommen ſollte, das man für wahr angenommen hätte, und welches doch die Grundlage unſrer Kenntniſſe über den Haufen würfe, alſo alle unſere Fähigkeiten unnütz machte. Diejenigen, welche die Offenbarung nur mittelbar, oder durch Ueberlieferung, oder ſchriftlich haben, brauchen die Vernunft noch mehr, um davon (daß die Offenbarung geſchehen ſey) überzeugt zu werden. Indeſſen bleibt immer wahr, daß die Dinge, die durch unſere natürliche Fähigkeiten nicht entdeckt werden können, eigentliche Glaubensſachen ſind, wie der Fall der widerſpenſtigen Engel und die Auferſtehung der Todten (abermal zwei ſtarke Abweichungen von der aufgeklärten Theologie, ſelbſt der der Andachtsſtunden) hier muß man allein die Offenbarung hören. — Die Socinianer gehen zu weit, wenn ſie alles verwerfen, was der Ordnung der Natur nicht gemäß iſt, ſelbſt da, wo ſie ſchlechterdings die Unmöglichkeit nicht beweiſen können. — Muſäus, Profeſſor in Jena, läugnet mit Recht, daß das blos phyſiſch nothwendige, das ſich auf eine Induction gründet, hinreichend ſey, den Glauben eines Geheimniſſes oder Wunders zu widerlegen, weil es von Gott abhängt den Lauf der Natur zu ändern, ſo daß es durch Gott möglich iſt, daß eine Perſon zugleich Mutter und Jungfrau ſey (wir kennen doch die vielen, welche alle Geheimniſſe und Wunder aus der Bibel wegexegeſieren, wir kennen die Unverſchämten, welche Marien in obiger Rückſicht läſterten, um wiederholen zu müſſen, daß Leibnitz nicht von ihrer Zahl iſt). Geſetzt aber, es fände ſich auf der einen Seite der buchſtäbliche Sinn einer Stelle der h. Schrift, und auf der andern ein großer Anſchein einer logiſchen Unmöglichkeit, oder wenigſtens einer ſichtbaren phyſiſchen Unmöglichkeit: wäre es in dieſem Falle vernünftiger von dem buchſtäblichen Sinne abzugehen, oder auf den philoſophiſchen Grundſatz Verzicht zu thun. Es gibt freilich Stellen, wo man ohne Schwierigkeit vom Buchſtaben abgeht, wie, wenn die h. Schrift Gott Hände beilegt, Zorn und andre Leidenſchaften zuſchreibt. Wollte man dieſes nicht, ſo müßte man ſich zu den Antropomorphiten und jenen Schwärmern in England ſchlagen, die glaubten, Herodes ſey in einen Fuchs verwandelt worden, weil ihn Chriſtus ſo nennet. Hier finden die Regeln der Auslegung ſtatt, und wenn ſie nichts herausbringen, was den buchſtäblichen Sinn (mit Grund) ſtreitig macht, um etwa eine philoſophiſche Maxime zu begünſtigen, — und überdem der buchſtäbliche Sinn nichts enthält, was Gott eine Unvollkommenheit beilegt, oder die Uebung der Gottſeligkeit in Gefahr ſetzt: ſo iſt es viel ſicherer und vernünftiger ihm zu folgen.“ (wie wir ſchon die Regel darüber §. 8, anführten). Leibnitz findet übrigens die Verſuche Geheimniſſe auch aus der Vernunft zu beweiſen nicht verächtlich; er machte ſie ja ſelbſt. Ihm iſt zwar »Vernunft (auch) eine natürliche Offenbarung, die von Gott herkömmt.« Allein ſie iſt ihm nicht die höchſte oder gar die einzige. Denn er fährt fort und ſagt: »daß die Offenbarung eine übernatürliche (alſo höhere, vollkommnere) Vernunft ſey, d. i. eine durch viele neue Wahrheiten, die unmittelbar von Gott gekommen ſind, erweiterte Vernunft.« S. 80.

§. XII. Selbſt nicht neu unirt reformirt lutheriſch.

Doch genug hierüber. Es wären aber vielleicht noch die ganz neuen unirten Reformirt Lutheriſche oder Lutheriſch-Reformirte zu betrachten übrig. Allein da der Charakter dieſer Unierten noch nicht fixirt genug, ſie unter ſich nicht einig genug, von vielen Provinzen Deutſchlands (andere Länder zu geſchweigen) noch nicht aufgenommen; ihr Werk von vielen angefochten, verworfen, wo nicht verdammt wird; da vorzüglich bei manchen das Dogma ganz unberührt gelaſſen wurde, ſo iſt es, wie keine Schuldigkeit, ſo eine Unmöglichkeit zu beſtimmen, wie weit der größte deutſche Philoſoph von ihrer Parthei ſeyn, oder wie weit er ſich von ihnen entfernt halten würde. Wahr iſt es, daß auch er eine Zeitlang an der Vereinigung beider Confeſſionen arbeitete. Aber es war ihm um Ausgleichung der divergierenden Dogmen zu thun; daher ſein Beſtreben den Lutheranern die Lehren Calvins von der Prädeſtination und dem Abendmahl gelinder darzuſtellen. Man ſehe Ep. ad Fabricium Ep. 16 bis 21 und 27. Allein er fand unüberſteigliche Hinderniſſe, ohnerachtet einer vom Preuſſiſchen Könige veranſtalteten Verſammlung einiger Theologen von beiden Confeſſionen Ep. 57, und ohnerachtet der 50 Dukaten ſchweren Goldmünzen, die von dieſem Monarchen auch an auswärtige Theologen, die Union zu befördern, geſchickt wurden, ſ. Feders Briefwechſel S. 29, 30 und 31, ward aus der Vereinigung nichts. Selbſt ein lutheriſcher zu jenem Unionsconvent gewählter Theolog, Winkler, verdarb 1703 die Sache, der andere trat nach der erſten Seſſion ab, Ep. 57, 59 und 60. Jener übergab dem Könige eine Schrift unter dem Titel: Arcanum regium, welches aber zum Unglück kein Arkanum blieb, und ſogar Leibnitz und Molan, ja die theologiſche Fakultät zu Helmſtädt kamen in Bewegung. (Appendix ad T. I. Epp. N.° 5, 6 und 7). Das Urtheil der zwei erſten ſteht deutſch als Poſtſcript zum 59ten Briefe, und iſt merkwürdig. »Das ſogenannte Arcanum, heißt es, ſoll irenicum ſeyn, man könnte aber wohl ſagen, es ſey ein Classicum belli sacri inter Evangelicos, und nicht wohl leicht etwas, was unſern Feinden den hitzigen Papiſten angenehmer aufs Tapet kommen könne. Es ſcheint zu gewaltſamen Verfahren und Unterdrückung der Evangeliſchen zu rathen (dieſe Furcht äußerte man auch in unſern Tagen). Und darauf tadeln dieſe ſo aufgeklärten und gewiß den Mißbräuchen ſo abholden Männer den Antrag den Exorcismus abzuſchaffen, da »ja bekannt iſt, daß *Exorcismus* eine *antiquissima Ecclesiae christianae praxis*, und *optimum sensum* haben könne, maßen nicht eine leibliche Beſitzung (wohl aber?) die Macht des Teufels aufs ſündige Gemüth verſtanden wird.« O Leibnitz, wie ganz anders denken auch hierin unſere philoſophiſchen Theologen, ſie können alſo Dich ſich nicht zueignen, und werden wohl nun auch vielmehr anfangen Dich herabzuſetzen, wie es bei andern großen Männern, als Stolberg, ſobald ſie katholiſch geworden ſind, oder auch nur des Katholicismus verdächtig gemacht, geſchah und noch geſchieht, wie von Voß und Paulus kurz vor Stolbergs Tode noch das ekelhafte Beiſpiel vorliegt. Doch ehe wir den Beweis führen, daß dieſer Verdacht bei Leibnitz wirklich viel Grund habe, müſſen wir noch das Urtheil, welches Molanus und Leibnitz auf hohen Befehl, wahrſcheinlich nach 1708, wo er mit dieſer Vereinigungsſache nichts mehr zu thun haben wollte, Ep. 92, über die Union der beiden proteſtantiſchen Confeſſionen abgegeben haben; und Kortholt T. I. Epp. S. 164 mittheilt, den Evangeliſch-Lutheriſchen vorhalten, um ihnen begreiflich zu machen, wie deſto gewiſſer ihnen das bevorſteht, was jene Männer damals aus Erfahrung fürchteten; als jetzt ſchon die meiſten ihrer Lehrer zum reformirten Syſtem, wenn nicht gar zum Socinianismus ſich hinneigen. „Wie wohl,“ ſagen beide für die Union arbeitende Gelehrte, „und chriſtlich, wie löblich und nützlich die mutua tolerantia, oder virtualis unio unter den Evangeliſchen in Theoria gethan zu ſeyn ſcheint, ſo ſchlimme Effectus hat ſie dennoch durch Satans Neid und paſſionirten Zeloten Anſtiften in Praxi und Applicatione je und allemal nach ſich gezogen, ſo, daß auch den Moderatis, ja Moderatissimis h. e. denjenigen Evangelicis, welche die abſonderlichen Lehren der Reformirten nicht für fundamental, ſondern die Reformirten vielmehr für Brüder in Chriſto halten, jedennoch für eine ſolche per Declarationem publicam einzuführende Toleranz billig grauet, weil die Conditio der evangeliſchen Kirchen dadurch immer ſchlimmer geworden, und allemal, zum wenigſten, eine heimliche Verfolgung und Unterdrückung, mehrmal eine öffentliche Reformation und Perſecution der Unſrigen darauf erfolget.« Sie beweiſen dies aus den Folgen der ſo herzlichen Verbrüderung zu Kaſſel 1660, die zu Rieteln ſo freundlich öffentlich, trotz der Schriften der ſich dagegen ſetzenden ſächſiſchen Theologen, angenommen und vertheidigt wurde, aber für die Lutherauer ein trauriges Ende hatte, ſo daß ſelbſt die Friedensſtifter ihre Stellen zu verlaſſen ſich bewogen, wo nicht genöthiget fanden. Glaublich wirkte auch bei dem klugen Manne die Ueberzeugung, daß die beiden Partheien noch zu feindſelig in Rückſicht der Lehre gegeneinander ſtanden. Noch ſahen ſpäter die unſchuldigen Nachrichten von 1708 den neuerrichteten Concordientempel zu Erlangen als ein Zeichen an, daß man den Indifferentismus befördern wolle. Er kannte viele der merkwürdigſten Hiſtorien bei den Religionsſtreitigkaiten mit den Reformirten, die Bambenius 1706 herausgab, und wie ſollte ihm bei reiflicherm Nachdenken entgangen ſeyn, daß eine Vereinigung, wo jede Parthie etwas nachgiebt und von der andern annimmt, der Tod der alten Kirchen und die Geburt einer ganz neuen ſey; daß Luther und Zwingli, die einander ſo derb beſchimpften, verketzerten, verdammten, nun ſelbſt verlaſſen, verketzert und verdammt werden müßten; und da dies wohl ſchwerlich allgemein und einformig beliebt werden mögte, nun anſtatt zweier Kirchen, mehrere neue und verſchiedene entſtehen würden, welche Revolution endlich mit dem Indifferentismus oder Deismus, wo nicht Atheismus endigen könnte, wie er dann einſt äuſſerte, dieſer würde die letzte Ketzerei ſeyn.

Und nun, wenn Leibnitz weder Atheiſt, noch Deiſt, noch Indifferentiſt, noch Zwinglo-Kalviniſt, noch Lutheraner im alten Sinne, noch Rationaliſt, oder unirter Proteteſtant, wohl auch kein Herrnhuter, Pietiſt, Wiedertäufer, Quacker u. ſ. w. iſt; aber doch ein Chriſt iſt, der die **eigentliche Offenbarung** anerkennt: was iſt er? Wir wollen hören.

§. XIII. Leibnitz zeigt ſich dem Katholicismus ſehr geneigt.

a) Ueberhaupt.

Nichts zu ſagen von dem ſtarken Briefwechſel und Umgang mit Katholiken, ſelbſt mit Ordensleuten, und ſogar mit den, den Proteſtanten ſo verhaßten und wegen Proſelitenmacherei (wie man das Werk der von Chriſtus anempfohlenen Liebe, die Alles mit Chriſtus vereinigt wünſcht, ſpöttiſch zu nennen pflegt) verdächtigen Jeſuiten, die er in Schutz nimmt, (wie z. B. 86. Brief an **Tenzel** III. S. 397) von der Freundſchaft, in der er mit verſchiedenen Katholiken, ſelbſt einem Kapuziner, lebte (Brief an **Boſſuet** vom 13. Juli 1692), von ſeiner erſten Anſtellung an einem katholiſchen geiſtlichen Hofe. Und doch zeigen dieſe Umſtände, daß **Leibnitz** die Katholiken nicht, wie der Heidelberger Katechismus, als Abgötterer, ihre Geiſtlichen als Götzenpfaffen, die Kapuziner als Bären (welchen Namen noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts dieſen Geiſtlichen proteſtantiſche Kinder nachrieſen), die Jeſuiten nicht als peſthauchende Thiere anſah, gegen die mehr als das gelbe Fieber ein Kordon zu ziehen ſey, wie ſich noch in dieſem Jahre eine Zeitung herausließ). So lobte er auch mehrere Religionsbücher, die eben nicht zur Ehre der proteſtantiſchen Dogmatik und Reformationsgeſchichte geſchrieben waren, wie das ſo eben genannten Kapuziners Via pacis, welches er **Boſſueten** ſchickte, und dann l. c. ſeine Freude bezeigte, daß es dieſem Prälaten gefallen habe. Noch mehr aber gab er ſeine Hochſchätzung gegen dieſes Biſchofs Werkchen: Doctrinae Catholicae expositio, wie **Molanus** Explicatione ulteriori zu erkennen in Ep. à Mad. de Brinon 1691, 29. Sept. (oeuvres de Bossuet, T. XXVI. S. 82 und 156, 157, auch 166); ſelbſt ſeine Histoire des Variations übergab er der Herzogin von **Zell** zum Leſen (Brief an **Boſſuet** vom 13. Juli, S. 235) und er ſelbſt zweifelt nicht, daß der Biſchof ſich beſtrebt habe, die Thatſachen getreu zu erzählen. Brief an **Boſſuet** vom 8. Januar 1692 l. c. S. 181. Auch des Jeſuiten **Veronius** Secretio gefiel ihm ſehr, Epp. T. I. S. 54, und ſein Freund **Fabricius** gab ſie, ſicher nicht ohne ſein Vorwiſſen mit des **Forbeſius** Considerationes controversiarum, welches dem Katholicismus ſehr günſtige Buch **Leibnitz** ihm zuerſt bekannt gemacht hatte, Ep. XXI., heraus, den er deßwegen lobt, und ſich über den Beifall, welchen dieſe Edition von den gemäßigten Theologen der proteſtantiſchen Kirche erhielt, freuet. S. 95. Er liebte Alle von beiden Partheien, welche Vereinigung ſuchten, und die von der proteſtantiſchen der römiſchen ſich näherten. So wie ſchon geſagt den **Molanus**, **Fabricius** und deſſen Colleg **Schmid**, und den Abt **Calixt** (Epp. I. S. 11, 14, 23, 31 u. ſ. w.) vom **Fabricius** lobt er deßwegen ſeine Paradoxa Thologica, S. 38, und wünſcht, daß es viele ſeines Gleichen gebe, wovon er aber das Gegentheil bedauert. S. 81. Und doch hatte **Fabricius** ſein Werk de Controversiis, welches **Leibnitz** ſo erhebt, S. 91 *), daß er mehrere dergleichen

---

*) Praeclari operis tui controversiarum bona ex parte legi, valdeque sum delectatus et doctrina plena judi-

Schriften von ihm wünſchet, 1701 kaum herausgegeben, ſo ward er von Edzard und einem Anonymen auf eine ſo ſchändliche Art angegriffen, daß Leibnitz ſogar die weltliche Macht zur Ahndung wollte aufgerufen haben. S. 99 und 101. Doch anderswo hält er die Verachtung, welche dieſe crabrones (Horniſſe) der Gegenrede nicht würdigt, für's Klügſte. S. 54, 103.

b. Gegen Rom insbeſondere.

Weit entfernt Rom für ein Babel oder gar mit Luthern für die Babiloniſche H** zu halten, und ſeinen Biſchof und Regenten für den Antichriſt, ſchrieb Leibnitz von dieſem mit Achtung, und ſcheute ſich nicht nach dem erſten eine Reiſe zu machen und ſich dort aufzuhalten. Er gab ihm das Lob: »Ich muß Rom die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß dort Alles viel beſſer geht als vorher, daß man dort nicht zu günſtig für nichtsbedeutende Andachten iſt, und daß es wohl wieder den Ruhm, welchen es in den alten Zeiten hatte, andern das gute Beiſpiel zu geben und zur Regel zu dienen, erhalten dürfte« (Brief an Mad. de Briere a. 1691, Oeuvres de Bossuet XXVI. S. 168). Eben ſo lobt er Innocenz den XI. und ſeinen Nachfolger wegen der Reinheit ſeines Eifers (Brief an Boſſuet 1692, 8. Jän. l. c. S. 188). Statt die alte Fabel von der Päpſtin wieder aufzuwärmen, wie es nicht vor langer Zeit geſchah, verwarf er ſie mit Verachtung im Briefe an Basnage, bei Feder S. 97, wo er ſagt: »Ich bin völlig von der Meinung

---

eii et nervosa perspicuitate, video enim et selecta afferri et utilia eaque passim eruditionis ac expositionis lumine collustrata.

derjenigen, welche die Geſchichte der Päbſtin für eine lächerliche Fabel halten, die keinen Schriftſteller auch nicht ganz von dem nämlichen Alter (alſo vielweniger einen Gleichzeitigen) hat, weil die meiſten und beßten Manuſcripte kein Wort davon ſagen, übrigens, da ich die Sache zu einer andern Zeit gründlich unterſucht habe, ſo habe ich dieſe Geſchichte aus ſolchen Gründen vernichtet befunden, daß man ſie wohl als unwiderleglich anſehen darf. Man halt alſo nicht nöthig, ein ſehr großes Vertrauen Baile zu ſchenken, der eine vollkommene Widerlegung (dieſer Erdichtung) verſprach. Die Chronologie jener Zeiten iſt nicht ſo in Dunkelheit verhüllt, als es ſich jene einbilden, welche ſich nur damit abgeben, in wie weit es ihnen zu ihren Religionsſtreitigkeiten dient.« Merkts euch, ihr liebloſen Spötter, ohne hiſtoriſchen Grund! Wirklich hatte Leibnitz, weil, wie er im Briefe an Abbe Bignon 1712 (bei Feder S. 261) ſagt: Sirmond, Blondel und Labbe die Päbſtin ſchon begraben hätten, nur noch Blumen auf ihr Grab ſtreuen wollen, und ſeine kleine Schrift über dieſe berüchtigte Sache: Flores sparsi in Tumulum Papissae genannt. Auch dieſe Schrift hatte, wie das Systema Theologiae, das Schickſal, lange in der Bibliothek von Hannover ungedruckt liegen zu müſſen, ſo daß die Leipziger Acta 1732, darüber Klage führen, als ſie dieſelbe in Eckhards II. B. des Commentars: De rebus Franciae orientalis angeführt und ſo beſtättigt fanden, daß ſie den Ausſpruch thun: »*Fugas* istas Autor quoque solide discutit.« Die Bibliotheca histor. Gottingensis erbarmte ſich endlich dieſer literariſchen Seltenheit, und übergab ſie dem gelehrten Publikum im 1. Band, wo ſie aber freilich nicht ſo bekannt wurde, als ſie es verdiente. Allein danken wir den Göttingiſchen Gelehrten, daß ſie ſich über das Geſchrei hinausſetzten, welches nun wieder viele Zeloten ihrer Confeſſion erheben konnten, das ſchon Blondel erfahren hatte, dem man ein Hauptverbrechen, und zwar ein ſkandalöſes, alle Proteſtanten beleidigendes Verbrechen daraus machte. Man ſehe Baile im Artikel Blondel Anmerk. 1, und den eignen Artikel Papesse, und höre doch einmal auf, dies Mährchen den Katholiken vorzuwerfen. Denn, ſchließt Baile: »Jene, die hartnäckig ſolche Traditionen vertheidigen, beſchimpfen ihre eigne Kirche.«

Weiter lobt Leibnitz den Gehorſam katholiſcher Biſchöfe gegen den römiſchen Stuhl. Im Briefe an Ancillon bei Feder, S. 2, ſagt er: »Hr. v. Joncourt hat wohl gethan, daß er widerrief, was er etwas leichtſinnig behauptet hatte, und ſo dem H. v. Cambrai nachgeahmt hat, welcher, aber vergebens den Janſeniſten predigt, ſeinem Beiſpiele zu folgen. — Ich glaube, daß er (Joncourt) erkannte, ſich übereilt zu haben, alſo wie ein rechtſchaffener Mann durch ſeine Erklärung gehandelt hat. Eben ſo will ich hoffen, daß Hr. v. Cambrai den nämlichen Bewegungsgrund gehabt habe.« Ja wohl! hielt ja Leibnitz Fenelon für einen ſo groſſen Mann, daß er ſelbſt von ſeinem ſo ſehr von ihm gelobten und überſetzungswürdig gehaltnen Werke vom Daſeyn Gottes urtheilte, es ſtehe unter der Größe ſeines Verfaſſers, von dem er jedoch wünſchte, er ſchriebe ein ähnliches über die Unſterblichkeit, weil er ſehr geſchickt ſey auf das Gemüth zu wirken. Konnte alſo Leibnitz Fenelon für ſo groß halten, ohne überzeugt zu ſeyn, daß er, wie ein rechtſchaffener Mann handelte? Wohl hatte er damals 1708 noch nicht die Beweiſe und Zeugniſſe von der in der Unterwerfung gezeigten erhabenen Tugend Fenelons gehabt, wie wir ſie haben (man ſehe Weſſenberg auf der Kehrſeite, S. 70—77 u. 198); ſonſt hätte er nicht nur gehofft, ſondern gewußt und bewundert. Aber heutzutage, ohnerachtet man alles dieſes weiß, fährt man fort, Fenelon die Krone ſeines Ruhmes vom Kopfe zu reiſſen, blos weil man Rom die Ehre mißgönnt, daß ein ſo groſer Mann ſich vor ſeinem geiſtlichen Regenten beugte, und ſich demüthig und unbedingt ſeinem richterlichen Urtheile unterwarf. O, daß doch wenigſtens jetzt der Lobſänger Fenelons ſeinem Beiſpiele nachahmte, und Leibnitzens Lob verdiente, wie Hr. v. Joncourt.

c) Gegen Ordensſtände.

Leibnitz erkennt das Heilige der Ordensſtände In der Vorrede zur Theodicee: »Dies war der Zweck guter Geſetzgeber, weiſer Stifter geiſtlicher Orden und vornehmlich Jeſu Chriſti des göttlichen Stifters der reinſten und aufgeklärteſten Religion dem göttlichen Geſetze zum Schutze zu dienen, um uns vom Laſter zu entfernen, zum Guten zu gewöhnen, und uns nur mit der Tugend vertrauter zu machen.« Gewiß ein großes Lob eines uneingenommenen groſen Mannes zur Beſchämung ſo mancher kleinen!

d) Auſerordentliche Schrift für die Erhebung eines katholiſchen Fürſten.

Ueber alles geht Leibnitzens Bemühung einen katholiſchen Prinzen den Polen zum König nicht nur vorzuſchlagen, ſondern ihnen zur Pflicht zu machen, keinen andern zu wählen. Die Sätze, die er in der Schrift: Specimen Demonstrationum politicarum pro eligendo Rege Polonorum, aufſtellt, ſind ſo beſchaffen, ſagt Vogt II. B.

3. St. der Staatsrelationen 1801, daß ſelbſt in langer Zeit kein katholiſcher Theolog ſie mehr ſo ſtark aufſtellte, ich alſo wohl Urſache hätte ſie in folgenden §. zu bringen, wenn man nicht ſagen könnte, er habe nicht in eigner Perſon, ſondern der des Pfalzgrafen Philipp Wilhelm, oder des Barons Boineburg, der für dieſen Prinzen arbeitete, geſchrieben. Aber ſo viel iſt gewiß, kein dem Katholicismus nicht ſehr geneigter Proteſtant hätte es über ſich genommen für einen Katholiken folgende Sätze niederzuſchreiben und zum Druck zu befördern, wie es Leibnitz 1669, unter dem Namen Georgius Ulicovius Lithuanus und dem Druckort Vilna, aber wirklich zu Danzig und nicht, wie andre vergaben, zu Frankfurt, that. Daß ſie jedoch Leibnitz verfertigte, iſt gewiß, da die Acta Lipsiensia, von 1717, S. 325, ſie als die ſeinige angeben, die dabei bemerken: »dieſes ſehr gelehrte Werkchen habe der in dieſem Fache ſich auszeichnende, und durch ſein Verdienſt berühmte Bäckler, als ein ſolches angeſehen, das ſeines Gleichen nicht habe. Doch wir haben ſein eigenes Bekenntniß in dem Briefe an ſeinen Freund, *) den berühmten Jeſuiten Orban, vom 30. Juli 1708, den uns der ſchon citirte Prodromus, S. 1260, aufbewahrte. Auch zeigt dieſer Brief, daß Leibnitz ſeine Schrift nicht, um dem Fürſten ſelbſt zu gefallen, verfertigt habe, da er ſogar zweifelt, ob er als Verfaſſer derſel-

---

*) Wer daran zweifelt, daß Leibnitz dieſen Jeſuiten ſeinen Freund, ja Patron und Gönner nannte, ſehe ſeine Briefe an ihn, welche Altdorfer Profeſſoren 1778 zu Nürnberg herausgaben, wo er ſich ſogar für einen warmen Freund der Jeſuiten überhaupt will gehalten und ſo genannt haben. Nichts für ungut!

ben, bis 1708, dem Neuburger Hofe bekannt geworden ſey; ſo daß der Verfaſſer des Leibnitziſchen Elogiums l. c. Actor. Lips. irrte, wie das Pantheon S. 39, l. c., wenn er vorgiebt, glänzende Verſprechungen an genannten Hof ſeyen die Früchte dieſer literariſchen Arbeit geweſen. Und nun zu den wahrhaft auffallenden Sätzen in der Sprache, wie ſie Leibnitz geſchrieben hat:

„Catholicus est, qui in unitate catholica et *Sedis Apostolicae communione*, christianae Ecclesiae pars est — — Ecclesia Catholica est coetus caritate unus, religione catholicus. — Religio Catholica est, quae a Christo per Apostolos continuo universalitate temporis ad nos derivata est. Haereticus extra religionem catholicam est, ergo *extra Christum*. *Ergo haeretici salus nulla.* — Schismaticus extra caritatis unionem est, ergo in peccato mortali continuo. *Ergo damnandus* nisi mutatur. Mutatio difficilis: Ergo salus Schismatici difficilis: Ergo *Catholicum esse maximum bonum;* Ergo in Republica ejus impedimenta vitanda: impedimentum tanto majus, *quanto plus et potest nocere et vult*, u. ſ. w. *)

---

*) „Katholiſch iſt, der in der allgemeinen Einigkeit und in der Gemeinſchaft mit dem apoſtoliſchen Stuhle ein Theil der chriſtlichen Kirche iſt. Die katholiſche Kirche iſt eine Verſammlung, durch Liebe in Eins vereinigt, aber in Betreff der Religion überall verbreitet. Dieſe allgemeine Religion aber iſt jene, die von Chriſtus durch die Apoſtel, ohne Unterbrechung, durch alle Zeiten bis auf uns gekommen iſt. Ein Ketzer iſt auſſer der katholiſchen Kirche, alſo auſſer Chriſtus. Alſo iſt für einen Ketzer kein Heil. Ein Schismatiker iſt nicht in der Vereinigung der Liebe. Alſo in einer beſtändigen Todtſünde (hörts, ihr Schismaprediger!); alſo verdient er verdammt zu werden, wenn

e) Schreibt den Katholiken größere Toleranz als Proteſtanten zu.

Gewiß auffallende Sätze, da Leibnitz, wie wir eben §. 7 hörten, freilich ſpäter, bei doch wohl auch zum Theil 1669 ſchon geleſenen katholiſchen Theologen größere Toleranz gefunden zu haben betheuert, als bei Proteſtanten, ja ſich in den nouveaux essais sur l'entendement humain (im Geiſte II. 75) rühmet, Pelliſon gezeigt zu haben: »daß viele vortreffliche Lehrer der katholiſchen Kirche, ſtatt bußfertige Proteſtanten zu verdammen, behauptet hätten, ſelbſt Heiden könnten durch einen Antrieb der Reue aus zärtlicher Liebe Gottes über Alles wegen ſeiner liebenswürdigen Vollkommenheit, und kraft welcher man von ganzem Herzen geneigt iſt, ſich ſeinem Willen zu unterwerfen und ſeine Vollkommenheiten nachzuahmen, um uns mehr mit ihm zu vereinigen, ſelig werden; wie Erasmus, Vives und Andradius, und nach S. 9 aus der Theodicee, §. 96, I. Th., ſpäter die h. h. Franz und Xavier und Sales, wie Friedrich Spee, einer der vortrefflichſten Jeſuiten, gelehrt hätten.

f) Eben ſo die Abſchaffung des Hexen-Verbrennens.

Dieſem Jeſuiten und dem Erzbiſchof Johann Philipp v. Schönborn ſchrieb auch der billigere, als viele

---

er ſich nicht beſſert. Dies iſt ſchwer, alſo das Heil für ihn ſchwer zu erhalten. Alſo katholiſch zu ſeyn, iſt das größte Gut. Alſo muß das, was dies hindert, in einem Staate vermieden werden. Dieſes Hinderniß iſt deſto größer, je mehr es ſchaden kann und will." Ich laſſe das Uebrige weg, weil ich kein Leibnitz bin.

andere Proteſtanten, und als Zeitgenoß gründlicher erfahrne Leibnitz die Abſchaffung der Hexenprozeſſe zu. Jener ſchrieb die Cautio criminalis, und dieſe (nebſt einer Unterredung mit dem Verfaſſer) bewog den andern, ſobald er zur Regierung kam, den erſten Schritt zu thun, welchem Beiſpiele dann die Herzoge von Braunſchweig und endlich die meiſten Fürſten und Stände Deutſchlands folgten. (Pantheon l. c. S. 78. Geiſt S. 60, III.)

g) Empfiehlt katholiſche Religionsbücher.

Weitläuftiger in einem Briefe an Planius, welchen der neueſte Herausgeber der Trutz-Nachtigall in der Vorrede mittheilt, wo er noch ſeine Aſcetiſchen Schriften, ſonderbar ſein goldnes Tugendbuch lobt, ja bekennt, daß er es auch ſeinen proteſtantiſchen Freunden ſo ans Herz gelegt, daß ſie die ſchöne Kunſt, Gott immer zu loben, welche er (dieſer Jeſuit!) in dieſem (deutſchen) Büchlein vorträgt, in thätige Ausübung gebracht hätten. An die Frau von Scudery ſchreibt er: »In dieſem Tugendbuch bewunderte ich Alles, auſſer die deutſchen Verſe (welche aber eben, ſagt der Herausgeber, ihn uns bewundern machen); doch habe ich es um der ſchönen und tiefſinnigen Gedanken, die es vortrefflich genug vorträgt, um auch die geringſten und die weltverſunkenſten Seelen zu rühren, ganz ungemein liebgewonnen.« Und doch läßt Spee in dieſem Büchlein den Apoſtel Alphai ſingen:

„Sein' Kirch hat er auf dieſer Welt
Verſehn mit Sakramenten;
Drin wohnen Völker ungezählt,
Ohn' Ketzer und Verblendten.

Und da ſich jene darüber beklagten, ſo ließ ſich der Apoſtel im Geringſten nicht bewegen, und Simon Zelotes fährt fort:

Mit Gottes Heiligen wir All
  Gemeinſchaft ſollen pflegen;
Sie retten uns für Ungefall,
  Wir ehren ſie dagegen.

Eben ſo bezeuget Köhler in ſeinem Diſkurs über die Moral, K. VI. §. 252, daß der Jeſuit Saraſa von Leibnitz, deſſen vertrauteſte Freundſchaft Köhler genoß, ſehr geſchätzt, und ſeine Werke ihm viel Vergnügen gewährt haben, ja daß er mehrere Grundſätze aus deſſen Kunſt, ſich immer zu freuen, für ſeine Theodicee genommen habe (ſiehe das Leben des Saraſa in der ſchönen Ausgabe Fiſchers, Leipzig 1750); und doch ſuchte der Proteſtant Bockerrödt auch dieſes, von ſo vielen Gelehrten ſeiner Kirche gelobte Werk, den Seinigen als ein Lojolitiſches, ſelbſt in Rückſicht der Hauptſache, verdächtig zu machen. Aber Leibnitz fand es anders. Er nahm, ſagt der proteſtantiſche Biograph, mit geringer Veränderung das, was er von der Wiſſenſchaft Gottes, P. I. §. 40 vorbringt, aus Saraſa, P. I. Tr. 4, N.° 21, seqq. 38, andere Stellen zu übergehen. Dann empfiehlt Saraſa, als ein Mittel, ſich immer zu freuen, die Ohrenbeicht u. ſ. w.

Gewiß hinlängliche Beweiſe der, der katholiſchen Kirche, ihrer Lehre und ſelbſt dem, von den Proteſtanten und einigen Neuerern unter Katholiken ſo genannten und von dem Katholicismus unterſchiedene, Pabſtthum günſtigen, ja ſich ſchon ſehr nähernden Geſinnungen, wozu auch noch ſein Lob des Thomas von Kempen von der

Nachfolge gehört. »Es iſt ihm eines der vortrefflichſten Werke, das je geſchrieben worden, und ſelig iſt ihm der, welcher es nicht nur bewundert, ſondern ſeinen Inhalt befolgt (Sailers Vorrede). Zu dieſem Inhalte gehört aber auch das Gebet für Verſtorbene und die Heiligen-Verehrung, I. B. 23. K. II. 10. IV. 58., und andres zu geſchweigen, was alles ſo katholiſch iſt, daß alle Jeſuiten es täglich leſen müſſen. Endlich das ganze IV. Buch vom Sakramente. Doch, ohe jam satis est!

h) Iſt ſogar Proſelytenmacher.

Ward ja Leibnitz wegen ſeiner nicht nur toleranten, ſondern auffallend günſtigen Geſinnungen gegen Katholiken, Katholicismus und Pabſtthum von Proteſtanten nach ſeinem Tode getadelt. Selbſt die Acta Eruditorum, um die er ſich ſo viele Verdienſte erworben hatte, enthielten ſich nicht 1735, ſeine Gunſt den Schmeicheleien der Katholiken und andern philoſophiſchen (und dies ſoll Tadel ſeyn, was nun höchſtes Lob iſt!) Urſachen zuzuſchreiben, »aus welchen er auch dem Herzog Ulrich gleiche Geſinnungen eingehauchet habe, wobei ihm der jüngere Calixt, der ſeinem zu liberalen Vater in Allem ſeinen Beifall gab, beiſtimmte, und Johann Fabricius, der viel beleſene und vorzüglich mit der Literaturgeſchichte ausgerüſtete Mann, als der dritte ſich dazuſchlug (aber freilich auch nicht aus guten Abſichten, ſondern) um ſich nicht zu ſchaden, wenn er ſich gegen jene, die ihm im Wege ſtehen könnten, härter erzeigte!« Ich ſage nichts gegen dieſen hämiſchen Tadel über berühmte und einen großen Mann. Aber ſieht man nicht aus eben demſelben, wie weit dieſer große Mann, ſelbſt nach dem Zeugniſſe eines gelehrten Proteſtanten, in ſeiner Gunſt gegen den Katholiciſmus gieng, da er auch ſeinen Fürſten demſelben geneigt machte; ſieht man nicht, wie er nicht ohne ſtarken Grund günſtig ſeyn mußte, und andre günſtig machen dorfte, da ſolche Männer, wie beide Calixte, wie Fabritz, den unſer Kritiker mit dem Beiworte *Venerabilis* beehrt, dann noch die Aebte Molan und Schmid, ihn den Layen und Philoſophen ſie die Geiſtlichen und Theologen aufmunterten!

§. XIV. Iſt wenigſtens im Herzen und nach den Hauptgrundſätzen Katholik.

Aber laßt uns weiter gehen. Schon die obigen Deduktionen, daß Leibnitz ein aufrichtiger Offenbarungschriſt, kein Indifferentiſt, kein Socianer, Lutheraner, Kalviniſt, noch unirter Proteſtant war, hingegen ſo geneigt für die katholiſche Kirche und das Pabſtthum, mit deſſen erzkatholiſchen Lehrern, beweiſen mehr, als ich noch beweiſen wollte; ſie machen es höchſt wahrſcheinlich, daß er im Herzen ein Katholik, und zwar ein römiſchkatholiſcher Katholik war. Und dies geſteht er ſelbſten im Briefe an Madame de Brinon im Juli 1691, wo er ſagt: „Sie haben Recht, wenn Sie glauben, ich ſey im Herzen ein Katholik. Ich bin es ja ſogar öffentlich. Denn es iſt ja nur die Hartnäckigkeit, welche den Ketzer macht, und darüber klagt mich, Gott ſey es gedankt, mein Gewiſſen nicht an.“ (Oeuvres de Bossuet, XXVI. S. 111.) Nur glaubte er damals noch nicht, daß es nöthig ſey, ſich dem Concil von Trident zu unterwerfen, weil er es nicht in Frankreich und in der Mainzer Erzdiözeſe als ein allgemein angenommenes hielt, worüber ihn ſpäter Boſſuet zurechtwieß.

Im Briefe vom 29. September des nämlichen Jahrs äuſſert er darüber noch ſolgendes: »Man ſeye auch bei einem Irrthum noch kein Ketzer oder Schismatiker, wenn man nur keine zur Schuld gereichende Unwiſſenheit über das hat, was von der Kirche als Glaubensartikel definirt iſt, und überhaupt die Grundwahrheiten der Katholicität annimmt.« Nun ſind verſchiedene Glaubensartikel, welche die Katholiken von den Proteſtanten unterſcheiden, offenbar vor dem Tridentinum ſchon von der Kirche als ſolche definirt geweſen, die alſo Leibnitz annahm, da er gewiß ſich keine Unwiſſenheit zur Schuld kommen ließ. (§. 5.) Doch er rede ſelbſt.

1) Vom Pabſte.

Schon 1677 ſchrieb Leibnitz unter dem Namen Cäſarinus Fürſtenerius ein Werk: De jure Supremalus Principum Imperii (die Acta Lipsiensia bis auf das Pantheon erkennen es als ein ächtes Werk unſres Gelehrten), und einen Auszug unter dem Titel: Entretien de Philoréte et d'Eugen sur la Question du temps agitée à Nimwege touchant le Droit d'Ambassade des Electeurs et Princes de l'Empire. In dieſer Schrift, wer hätte dieß in ihr geſucht? wird der Primat des Papſtes als uralt aufgeſtellt, und was die Hauptſache betrifft, als göttlichen Urſprungs und Rechtes anerkannt. Im XXXI. K. (ich gebrauche die zweite Ausgabe von 1678) heißt es: »Man muß in Betrachtung ziehen, daß (nach der Meinung unſrer Voreltern) die ganze allgemeine Kirche gleichſam für einen einzigen Staat unter dem Papſt als Gottes Stellvertreter und dem Kaiſer als weltlichen Stellvertreter Gottes gehalten werden müſſe. In der geldnen Bulle heißt der Kaiſer das weltliche Haupt der Kirche und nichts iſt bekannter und gewöhnlicher in öffentlichen Akten, wie in den Geſchichten, als daß die kaiſerliche Macht auch die Advocatie der Römiſchen, das iſt (hörts ihr Neurer unter den Katholiken, die ihr euch unterſteht die katholiſche von der Römiſchen zu unterſcheiden) das iſt: der allgemeinen in ſich einſchließe. Es iſt auch hierin nichts, wogegen die Proteſtanten zu proteſtieren Urſache hätten. Denn der Schutzherr der Kirche iſt nur zum Schutz für das, was gut iſt, verpflichtet, und wird nicht gehindert gegen eingeſchlichne Mißbräuche Mittel zu gebrauchen. —— Diejenigen irren ſich ſehr, welche die Macht des römiſchen Kaiſers in dem Recht, das derſelbe über Rom und einige kleine damit verbundne Diſtrikte hat, ſetzen. Denn ſein weltliches Recht erſtreckt ſich ſo weit, als das geiſtliche des Pabſtes über die ganze Kirche, in welcher ihm einen Primat der Ordnung nicht allein, ſondern ſelbſt auch eine Beſtimmte Art den der Jurisdiction auch die Alten nicht abſprechen. Hier kömmt es nicht darauf an, ob Er dieſen Primat aus göttlichem oder menſchlichem Rechte beſitze, wenn es nur ausgemacht iſt, daß er durch viele Jahrhunderte, mit großer und allgemeiner Einſtimmigkeit, ja mit (applausu) Beifall die größte Macht im Occident ausgeübt hat. Viele vortreffliche Männer des Preteſtantismus haben geurtheilt, daß man dieſes Recht dem Papſte laſſen könne, und daß dies, wenn nur einige Mißbräuche abgeſchafft würden, nützlich ſey (er citirt Melanchthon und Calixt, der wenig ſeines Gleichen an Gelehrtheit und Urtheilskraft gehabt habe, mehrere vor und nach Leibnitz, ſiehe in den angezogenen Zeugniſſen). Und wie könnte man auch läugnen, daß man die römiſche Kirche lange Zeit als die Lehrerin der übrigen occidentaliſchen Kirchen gehalten habe; was ſchon deßwegen nicht auffallend iſt, weil ſie wirklich die Mutter der meiſten war.«

Ich übergehe was Leibnitz von der weltlichen Macht des Pabſtes über andere chriſtliche Fürſten ſowohl hier als in der Vorrede zum Behuf des Satzes: Sic Christus regnat, vicit, imperat, ſchreibt und doch war der Mann, der dies ſagte, ein großer Philoſoph, Hiſtoriker, Politiker und Staatsmann, vom Kaiſer der Deutſchen, dem Czar, Peter dem Großen, den Königen von Polen und Preußen und mehrern Fürſten Deutſchlands um Rath gefragt, geehrt und bewundert. Nur bitte ich unſere Politiker in Schriften und auf dem Katheder, unſere fürſtlichen Räthe und Miniſter, ja unſere Fürſten ſelbſt dieſe beiden Stellen zu leſen und zu erwägen, um von den ſo auffallend mit den Leibnitzianiſchen Aeußerungen contraſtirenden Grundſätzen wider die rechtmäßige geiſtliche Gewalt des Oberhauptes der katholiſchen Kirche abzuſtehen. Doch was ein proteſtantiſcher Schriftſteller, der ſogar Hofprediger war, vor kurzem noch aus Leibnitz anführen dorfte, wird auch mir, dem Katholiken, anzuführen erlaubt ſeyn. »Man muß zugeben, daß die Wachſamkeit der Päbſte über die Beobachtung der Canonen und die Erhaltung der kirchlichen Zucht von Zeit zu Zeit gute Wirkungen hervorgebracht hat, und daß ſie, indem ſie ſich zur Zeit und Unzeit in die Angelegenheiten der Könige miſchten, bald durch Erinnerungen, die das Anſehen ihres Amtes ihnen zu thun erlaubte, bald aus Furcht vor kirchlichen Cenſuren viele Unordnungen abwandten. Nichts war nachher gewöhnlicher, als Könige ſich in ihren Verträgen dem Urtheile und der Rüge der Päbſte unterwerfen zu ſehen, wie zu Bretigni 1360 und zu Etaples 1393 (Theoduls Gaſtmahl 5. Ausgabe S. 309, Kortholts Briefſammlung III. 117).

Darauf geht unſer Rechtsgelehrte ins Einzelne und behauptet: »daß man, ſich vorzüglich über zwei ſehr wichtige Geſchäfte an den römiſchen Papſt wenden zu müſſen, vor Alters nicht einmal einen Zweifel gehabt habe, nämlich was Eid- und Eheſachen betrift.« Dies Recht erkannte noch Heinrich IV. und vor kurzem Portugall. »Er hat (einmal) vollſtändige Gewalt von Gott das Heil der Seelen zu bewirken.« Aus dem folgenden XXXII. K. ſtehe nur noch dieſes da: »Welch ein Stolz iſt das, den römiſchen Pabſt, den Urheber der öffentlichen Freiheit, der Freiheit (nach Gefallen nach Rom zu gehen) zu berauben, ſo daß der, dem Alles zu Gebote ſtehen ſoll, ſelbſt ſein eigener Herr nicht ſey u. ſ. w.«

Wie beſtändig Leibnitz bei dieſen Grundſätzen blieb, zeigen ſeine ſpätern Briefe und Schriften. An den Landgrafen von Heſſen-Rheinfelds ſchreibt er 1683: »daß die Hierarchie, welche man hier (in der katholiſchen Kirche) ſieht, nämlich mit der Auszeichnung des höchſten Biſchofs eine Sache des gewöhnlichen göttlichen Rechtes ſey, weil ein Direktor der Biſchöfe und Prieſter nothwendig iſt.« Und in einem ſpätern Briefe: »Ich halte dafür, wenn man den Uebeln und Mißbräuchen dadurch abhelfen könnte, daß man den Primat des Papſtes annimmt, man Unrecht hätte, es nicht zu thun.« Dieſe Stellen zieht Böhmer in ſeinem Magazin für Kirchenrecht an, und er oder ſein Recenſent in der allgemeinen Literaturzeitung, Jena 1788, macht die Bemerkung: »Leibnitz würde wohl ſelbſt in ſpätern

Jahren nicht ſo viel eingeräumt haben. Aber man fühlte, wie wichtig dieſe Zeugniſſe für die katholiſche Kirche ſeyen, und hoffte ſie ſo ſchwächen zu können und zu müſſen. Doch vergeblich. Bis ans Ende änderte Leibnitz dieſe Geſinnungen nicht, wie es der Bemerker wohl noch beſſer, als ich wußte.

Im Briefwechſel mit Boſſuet von 1691 bis 1693 kommt, weil Leibnitz hierin im Reinen war, wenig über die päbſtliche Gewalt vor, wohl aber das ehrenvolle Zeugniß, daß Rom herrſchende Mißbräuche mißbillige (Brief vom 13. Juli 1692, oben §. 13); und ſchon früher im Briefe vom 29. September 1691: daß »Seiner Heiligkeit es zukomme, Biſchöfe anzuerkennen und zu konfirmiren (XXVI. B. oeuvres de Bossuet, S. 158). S. 168 nennt er Rom die Metropolitankirche der Welt. 1693 gab Leibnitz das unſterbliche Werk: *Codex diplomaticus juris gentium* mit einer vortrefflichen, der Religioſität ihres Verfaſſers entſprechenden Einleitung heraus, die auch Kortholt, ſeiner Briefſammlung zur Zierde, im III. B. mittheilt; darin wird manches wiederholt, was wir aus dem Cäſarinus auszeichneten. »Die Chriſten, heiſt es (bei Kortholt, S. 115), haben noch ein andres gemeinſchaftliches Band, nämlich das göttliche poſitive Recht, welches in den heiligen Schriften enthalten iſt. Zu dieſem kamen die hh. Kanonen, welche die ganze Kirche angenommen hat, und darauf die päbſtlichen Rechte, da ſich Könige und Völker unterwarfen. Ueberhaupt, und gewiß nicht ohne Vernunft, geſchah es lange vor dem Schisma des vorigen Jahrhunderts, daß man eine Art gemeinſchaftlichen Staates aller chriſtlichen Völker annahm, deſſen Häupter im Geiſtlichen der höchſte Biſchof, im Weltlichen der Kaiſer wäre.«

Im Jahre 1697 fängt das unſerm Braunſchweig-Wolfenbüttelſchen Hofrath und Bibliothekar von dem Herzog Anton Ulrich aufgetragene Geſchäft an, ihm über ſeine große Religionsangelegenheit thätig beizuſtehn. Dieſer religiöſe Fürſt hatte, wie er in der Vorrede zu ſeinen fünfzig Motiven, warum der Alleinige römisch-katholische Glaub zu erwählen, ſelbſt ſagt: »Mit großem Fleiß, Ernſt und Emſichkeit viele Jahre den wahren ſeeligmachenden Glauben (dann ich mußte wohl, daß nur einer ſeyn könne) auszukundſchaften, zu dieſem Ende viele Univerſitäten beſuchte, ganze Bibliotheken durchgegangen, viele Controverſiſten, ſowohl katholiſche als unkatholiſche, die von jetzigen Glaubensſtreitigkeiten geſchrieben, geleſen, viele Doktores unterſchiedlicher Religionen befragt, (die Wahrheit zeigen die Briefe Leibnitzens, *T. I.* Kortholt 4 bis 15), den öffentlichen von Glaubensſachen gehaltenen Diſputationen beigewohnt, ja auch mit den vornehmſten jedes Glaubens-Genoſſenen befundne Geſpräche geführt (ſicher alſo auch unſern oder vielmehr ſeinen Leibnitz darüber öfters gehört und mit ihm dieſe wichtige Sache überlegt, da er den Briefwechſel mit Peliſſon und Boſſuet kannte). Er fieng 1697 damit an, durch Leibnitz ein Reſponſum von J. Fabricius und D. Schmid über eine von einem reformirten Theologen zugeſchickte Abhandlung zu fordern, wie dies der vierte und fünfte Brief ſchon ausweiſet. Zugleich wird aber auch ſchon eines andern Auftrags gedacht, über den man eine mehr dem Zweck des Herzogs geeignete Antwort erwartet. Und dieſer betraf, wie Kortholt ſelbſt vermuthet und die Folge zeigt, die Unterſcheidungslehren der Katholiken und Proteſtanten. Dieſen Auftrag würden wir näher kennen, wenn Kortholt Leibnitzens Brief, von Peina datirt, hätte mittheilen wollen oder können; denn auf dieſen beziehet ſich der achte, wo, wie ſchon im vorhergehenden, der Herzog genannt wird. In dieſem achten Briefe nun iſt die ſchöne Stelle, welche Leibnitz den übrigen Punkten des neu zu entwerfenden Reſponſums zugeſellt zu werden wünſcht, in dem er ſagt: „In peinensi epistola venerat mihi in mentem suggerere, ut majoris claritatis causa talia fere adjicerentur circa jus Romani Pontificis: *Cum Deus sit Deus ordinis, et corpus unius Ecclesiae catholicae et apostolicae* (welche in Deutſchland kann ſich ſo nennen?) *uno regimine, Hierarchiaque universali continendum juris divini sit, consequens est, ut ejusdem sit juris supremus in eo spiritualis Magistratus terminis se justis continens* (haec verba nunc addo) *directoria potestate, omniaque necessaria ad explendum munus pro salute Ecclesiae agendi facultate instructus, tametsi locus et sedes hujus potestatis in Metropoli christiani orbis Roma ex humanis considerationibus placuerit.*" *) Das und ſo weiter zeigt, daß davon ſchon im Briefe von Peina und noch von andern Punkten die Rede war. Gewiß ein großer Verluſt am Verluſte dieſes Briefes! Leibnitz fährt fort, indem er bittet: »daß Fabricius bei gegebner Gelegenheit darauf Rückſicht nehmen möge. Denn der erlauchte Herzog habe darauf gedrungen, daß vorzüglich von dem höchſten Magiſtrate in geiſtlichen Dingen Meldung geſchehen müſſe, und dies wohl mit Rechte. Denn in jedem Staate, alſo auch in der chriſtlichen Kirche, muß nach der Anweiſung das Rechte, ein höchſter Magiſtrat ſeyn, er mag nun in einer Perſon, oder in mehreren beſtehen. Im letzten Falle jedoch ſey es natürlich, daß bei einem das Recht eines Direktors oder höchſten Magiſtrats ſey, das jedoch durch gewiſſe Gränzen eingeſchränkt ſey.« Ferner zeigt dieſer Brief, daß Leibnitz die Grundlinien zu dieſem Reſponſum deutſch, nach des Herzogs Sinn, ſeinem Freunde zugeſchickt, und zwar ihm freigelaſſen habe, zuzuſetzen, wegzulaſſen, zu ändern, und ſo lateiniſch an den Herzog, als ſeinen Aufſatz, einzuſenden, womit ſie (der Herzog, Calixt und er) wohl zufrieden ſeyn würden, weil ſie wüßten, daß ihm der Zweck (dieſes Geſchäftes) ſelbſt am Herzen liege, doch daß Leibnitz auch gewünſcht habe, Fabricius halte ſich, wenn es ihm nur erlaubt ſchiene, an die Worte ſeiner deutſchen Grundlinien (dieſer Brief iſt von 1698, den 22. Februar); doch erlaubte er ihm im neunten Briefe mehrere Freiheit (wir werden weiter unten ſehen, wie Fabricius über dieſe Sache dachte). Im zehnten Briefe bemerkt Leibnitz, wenn Calixten ſeine Formel vom göttlichen Rechte nicht gefalle, ſo müßten die Gründe darüber dem Herzog vorgelegt werden, wiederholt dabei den ſchon angegebenen Unterſchied, daß zwar das Recht Roms (nämlich auf den Sitz der höchſten Magiſtratur) menſchlich, ſie ſelbſt aber göttlichen Rechtes ſey. Im eilften und zwölften Briefe verſichert er, daß Abt Molanus ganz mit ihm hierin gleichen Sinnes ſey. Er war es ſchon, als der letzte ſeine Cogitationes privatas (oeuvres de Bossuet, XXV. 267, 270 und 272) durch Leibnitz Boſſueten zuſchickte, wo er dem Papſt die Gewalt einräumt, die proteſtantiſchen Prediger in der Ehe ungeſtört zu laſſen, bis dies einer conciliariſchen Entſcheidung vorgelegt würde. Würdige ſich der Papſt, dieſe und einige andere Poſtulate, z. B. von den beiden Geſtalten, einzugehen: ſo werden die mit ihm gleichgeſinnten Proteſtanten den Papſt als den oberſten Patriarchen und erſten Biſchof der ganzen Kirche halten und ehren, und ihm in geiſtlichen Dingen den ſchuldigen Gehorſam leiſten wollen.“ Dies hatte er ſogar mit den andern Theologen von Hannover ſchon früher in den an den vom Kaiſer Leopold zum Werk der Vereinigung bevollmächtigten Biſchof von Neuſtadt 1691 eingeſchickten Regeln geſagt, welche die Herzogin von Hannover und hernach Leibnitz (Brief vom 29. September 1691) an Boſſuet ſchickte und guthieß, indem er im folgenden Briefe an Madame de Boinon ſchreibt: „Seit dem Colloquium zu Regensburg ſey nichts unternommen worden, was ſich ausführen ließe und den Grundſätzen beider Partheien angemeſſener wäre.“ (Oeuv. de Bossuet, S. 170, XXVI.) „In dem, heißt es, was weder die Schrift, noch die Kirche entſchieden hat, muß das Urtheil des römiſchen Biſchofs, als erſten und (doch nach menſchlichem Rathe) höchſten, der Meinung jeder Privaten, welche es auch ſeyen, vorgezogen und ihm darin eine fromme Gläubigkeit, und in allen geiſtlichen und erlaubten Dingen Gehorſam geleiſtet werden.“ l. c. XXV. S. 214.

---

*) Der Hofprediger v. Stark giebt den größten Theil dieſer Stelle S. 16 des Gaſtmahls alſo: „Da Gott ein Gott der Ordnung iſt, und der Körper einer einzigen katholiſchen und apoſtoliſchen Kirche, der durch eine allgemeine hierarchiſche Regierung zuſammengehalten werden ſoll, göttlichen Rechts iſt, ſo folgt daraus, daß der höchſte Magiſtrat, der in gerechten Gränzen ſich hält, in demſelben eben deſſelben Rechtes ſey, mit Anordnen der Gewalt, und mit der Kraft verſehen iſt, alles Nothwendige, um ſein Amt für das Wohl der Kirche zu erfüllen, in Ausübung zu bringen."

Im Jahre 1699 ſchreibt Leibnitz an Fabricius: „Daß ohne Gutheiſung des Papſtes von den Katholiken in der Vereinigungsſache nichts feſtgeſetzt werden könne, und im folgenden äußert er zwar den Wunſch, daß der Pabſt keinen Glauben an ſeine Unfehlbarkeit fordere, ja ihm entſage,“ (das erſte hat er als einen Glaubensartikel nie verlangt) doch ſetzt der ſehr nüchterne Mann hinzu: „er getraue ſich nicht zu behaupten, dieſe Forderung ſey nothwendig.“ Abermal ein Wink, nicht ſo verächtlich über dieſe theologiſche Lehre zu ſprechen!

Merkwürdig und unſern Febronianern gewiß nicht günſtig iſt die Bemerkung in der zweiten Diſſertation *De actorum publicorum usu*, die vor dem II. Bande *Codicis juris Gentium* 1701 ſteht, und auch bei Kortholt III. Band S. 168 zu leſen iſt. „Da zu jener Zeit 1276 (alſo lange vor den deutſchen Concordaten und den Konſtanzer Dekreten), bei den geiſtlichen Wahlen noch oft die Frage geweſen, nicht allein, welches der größere Theil, ſondern auch, welches der beſſere ſey (quae sanior der vernünftigere), der aber für den beſſern gehalten wurde, welcher des Papſtes Wohlgefallen hatte, woher dann auch nach und nach ſein großes Anſehen bei Vergebung der Kirchenpfründen entſtanden iſt.“ S. 193.

Im Jahre 1702, ſchreibt er an Fabricius, in Betreff der kirchlichen Regierungsart, daß die gemäßigt-monarchiſche, wie ſie Katholiken annehmen, angenommen werden könne.

Dieſer Gelehrte gab kurz darauf ſeine Consideratio variationum 1704 zu Helmſtadt heraus, die, wie wir im vorigen §. hörten, Leibnitz außerordentlich lobte, und doch nennt er darin mit den Worten des Erasmus den Pabſt den Stellvertreter Chriſti, auch habe es nicht viel auf ſich, ihm den Primat der Ordnung aus göttlichem Rechte zuzuſchreiben.« Er erweckte dadurch die Klagen der unſchuldigen Nachrichten von 1705, und der ſich unpartheiiſch nennenden Kirchenhiſtorie II. S. 871, wo ihm noch andere vertheidigte k. k. Lehren als Syncretismus zugerechnet werden. Weit entfernt die Dekretale der Päpſte mit Luthern zu verbrennen, geſteht er, daß die jezige Jurisprudenz ihnen vieles verdanke, und hatte ein großes Vergnügen an der Abhandlung von der päbſtelnden Rechtsgelehrſamkeit, welche Kaſtner ihm zugeſchickt hatte. (Brief an dieſen Gelehrten vom 12. Auguſt 1711). Kurz vor ſeinem Tode noch ſchrieb er an Heräus den 2. Auguſt 1716: »Nur Socinianern oder Antitrinitariern könnte es vortheilhaft ſeyn (convenire) ſich wider den Pabſt mit den Türken einzulaſſen. Denn ihre Grundſätze ſind von denen der Türken nicht ſehr verſchieden.« Am Ende des Briefs geſellt er den beiden Sekten noch die Fanatiker bei. Unſere neuen Pabſtfeinde, und Mahomedsfreunde, wiſſen alſo, wohin ſie der große Leibnitz hinſetzt. *)

---

*) Daß der große Grotius wie Leibnitz über den Pabſt dachte, haben die ſchon citirten Zeugniſſe bewieſen S. 238, 293, 314, wo man glauben ſollte, Leibnitz habe ihn vor Augen gehabt. Mehrere Stellen findet man in dem ſchönen Werke: Des deux puissances, T. II. 477, woraus ich nur eine Stelle aushebe: „Ich wandte mich zum Leſen derjenigen Schriftſteller, die, obſchon einer andern Kirche zugethan, doch geneigter waren, die Spaltungen zu heilen, als zu unterhalten. Da ich mich dieſer Unter-

2) Kirche und Hierarchie.

Aus dem Geſagten erhellet ſchon, daß Leibnitz, wie

ſuchung widmete, fand ich, daß ſie alle ſich dahin bemühten, damit, da die alte Lehre ſo gut beſchaffen und nie unterbrochen worden iſt, man alle von mir bemerkten Hinderniſſe aus dem Wege räumen müſſe. Damit aber dies zur Vereinigung auf eine erſprießliche Art geſchehe, ſo mußten nicht Einzelne, ſondern Alle die nämlichen Wege betreten. Deren gab es aber drei: entweder das Anſehen eines guten Pabſtes, oder in einem päbſtlichen Interregnum (interpapatu) ein, nach den Geſetzen verſammeltes, allgemeines Concil, oder Unterredungen der Regenten, welche ſie den Biſchöfen mit dem Willen mittheilen, daß das Ueberdachte an den römiſchen Stuhl, als das Band der Einigkeit, gebracht werde. Ich redete noch darüber mit vortrefflichen Männern, theils Theologen, theils Politikern, ſowohl von ſolchen, die dem römiſchen Stuhle ergeben, als ſich von ihm getrennt haben. Und ihr Gutachten war das nämliche, als jenes gedachter Schriften. „Votum pro pace, T. IV. opp. Ed. 1679. fol, S. 655.

Leſſing, der im Pantheon Leibnitzen zugeſellte Leſſing, ſagte bei Gelegenheit der Reiſen der Päbſte vom Schweitzer Müller: „Es ſey eine unverſchämte Schmeichelei gegen die Fürſten, was Febronius und ſeine Anhänger behaupteten. Denn alle Gründe gegen die Rechte der Päbſte ſeyen entweder keine Gründe, oder (o daß unſere Großen doch dies wohl bedächten!) ſie gelten doppelt und dreifach den Fürſten ſelbſt. Begreiffen könne dies ein jeder, daß es aber noch keiner öffentlich geſagt habe, und zwar mit aller Bündigkeit und Schärfe, die ein ſolcher Gegenſtand geſtattet und verdienet, unter ſo vielen, die den dringendſten Beruf dazu gehabt, dieſes ſey ſeltſam genug, und ein äuſſerſt ſchlimmes

Grotius in Voto de Pace, Vorrede *), die göttliche Stiftung einer, und zwar einer einzigen, wahren Kirche, und die Hierarchie der römiſchen Kirche annahm. Siehe §. 7, 8, 10, 14. N.° 1. Doch kommen dafür noch beſondere Stellen vor.

In ſeinem Briefe an Madame de Brinon, l. c. 163, ſagt er: »Ich bin mit Peliſſon einig, daß es eine und eine ſichtbare Kirche giebt, und man ſich bemühen müſſe, ſich mit ihr zu vereinigen, und S. 171, meint er, die Proteſtanten ſeyen nicht auſſer der Kirche, weil ſie glaubten, nichts wider die wahre Lehre der Kirche anzunehmen; S. 173, daß man die Trennung mit allen unſern Thränen nicht genug beweinen könne.« Wozu Thränen, wenn es mehrere Kirchen giebt, wo-

---

Zeichen.“ Man ſehe Friedr. Heinrich Jakobi ſämmtliche Werke, II. B. S. 384. Doch darin irrt Leſſing, daß keiner vor ihm darüber öffentlich geſprochen habe. (Man ſehe nur S. 9 und 35 Beleuchtung des Rechtsgutachtens von Dr. Koch. Mainz 1819.)

*) Eine hieher gehörende Stelle hob ſogar Arnold in ſeiner Ketzergeſchichte, II. B. S. 800, aus: „Da ich, ſagt Grotius, von Jugend auf in der heil. Schrift unterwieſen worden, und ſolche Lehrer gehabt, die in göttlichen Dingen nicht einig geweſen; habe ich leicht Chriſti Willen erkannt, daß nämlich Alle, die von ihm genannt und durch Ihn ſelig werden wollen, unter ſich eins ſeyen (Joh. XVII. 11. u. 12) und nicht im Herzen allein, ſondern auch in der ſichtbaren Gemeinſchaft (Röm. XII. 5. u. ſ. w). Es gefiel mir deswegen die Schönheit der alten Kirche vortrefflich, welche ohne Zweifel die allgemeine geweſen.“ u. ſ. w.

rin man ſelig werden kann? Noch ſpäter, 1700 im April, nannte er ſie »eine Wunde, zu deren Heilung das Gewiſſen auffodert.« Im Briefe an Boſſuet vom 12. Juli 1694 (B. XXVI. S. 311) heißt es: »Der große Punkt, den man von unſerer Seite eingeht, iſt, daß man ſich allgemeinen Concilien und der hierarchiſchen Einheit unterwirft.« In dem Antijakobite bekennt er, daß die alte Kirche, die an die Apoſtelzeiten ſtößt, ſchon ſcheine (Leibnitz dachte wohl in dieſem Augenblick nicht an Timotheus und Titus) das Episkopat eingeſetzt zu haben, — und wenn ſchon der neue König Englands es nicht als Sache eines nicht zu dispenſierenden göttlichen Rechtes anſehe, er doch dafür halte, daß es nicht nur der engliſchen Conſtitution, ſondern auch dem Intereſſe der Könige angemeſſener ſey.« Daher trug er auch im Preußiſchen auf eine biſchöfliche Verfaſſung an. Siehe Theoduls Gaſtmahl S. 16.

3) Kirchengewalt.

Da Leibnitz, wie wir N.° 1. hörten, die Kirche als die geiſtliche Macht anſieht, ſo hat er ihr ſchon dadurch eine wahre Jurisdictionsgewalt zugeſchrieben. Dieß that er noch mehrmalen.

Im Briefwechſel mit Peliſſon ſagt er: »Ich gebe zu, daß die Vortheile anderer Staaten der Kirche in vorzüglichem Grade zukommen; Sie muß eine Gewalt, auch eine exekutive Gewalt haben; im gewiſſen Sinne nimmt Gott ſelbſt die Vollſtreckung ihrer Urtheile über ſich. Den Vorgeſetzten und der Kirche iſt man mehr als jedem andern Gehorſam ſchuldig. Dieß heißt viel geſagt und ich ſage es doch.« Otium Hanoveranum 293. In der Antwort auf eine Schrift des

Abbé **Pirot** erkennt er das Recht der **Excommunication** ſelbſt **gegen Regenten** (oeuvres de Bossuet XXVI. S. 286). Im Briefe an **Brinon** verehrt er die Kirchengewalt und ihre Cenſuren, wenn ſie nur kanoniſch und nicht ungerecht ſind, clave non errante l. c. 169 und 170, daß er ſelbſt den von **Luthern** den proteſtantiſchen Fürſten überlaſſenen Epiſkopalrechten nicht hold war, zeigt ſein LIX. Brief an **Fabricius** oder vielmehr das Urtheil über das Arcanum Regium, welches er und **Molan** gefällt haben. »Die **neue** Regel, quod Princeps evangelicus sit Papa in sua Ditione, muß man nicht mißbrauchen. Bei den verſtändigen römiſchen Katholiken ſelbſt iſt Concilium universalis ecclesiae; wo nicht supra, doch nicht infra Papam. Alſo iſt billig, daß ein großer evangeliſcher Herr in wichtigen Religionsſachen nicht Alles vor ſich allein thue, ſondern mit andern evangeliſchen Potentaten communicire. *Ne rumpatur vinculum ecclesiae.*« Und dieſe ſollen wohl ein Concilium universale berufen? Ein neuerer Proteſtant ſagt kurz: **Luther** hat die Staaten von der Kirche emancipirt; es wäre zu wünſchen, daß nun einmal die Staaten die Kirche von ſich emancipirten. **Schuderof.**

4) Unfehlbarkeit der Kirche.

Ich ſehe große Augen ſelbſt bei einigen ſich noch ſo nennenden, aber ſelbſt von Proteſtanten nicht dafür anerkannten katholiſchen Theologen aus der Ulmer Schule; aber ſehen ſollen ſie, daß ein Mann, der ſie alle, wohl auch zuſammen genommen, überſieht, anders dachte, als ſie.

Schon 1779 bekennt **Leibnitz** im fünften Briefe an **Huetius**, »daß ſich die göttliche Vorſehung in Erhaltung der katholiſchen Kirche offenbare« (Geiſt S. 103), und wodurch, als durch Erhaltung der ächten Lehre? er bekennt, daß »Chriſtus, ſeiner Kirche wunderbar gegenwärtig, ſie regiere« (im Geſpräch zwiſchen einem Schüler Locks und Leibnitzens, im Geiſt II. 99 u. 108). Aus den nouveaux essais, IV. 20, heißt es: »Man kann wohl ſagen, daß Gott die allgemeinen Concilien bisher vor allen Irrthümern, die der ſeligmachenden Lehre entgegen ſind, verwahret habe«, worin er mit Molanus Regula IV., IX. u. X. übereinſtimmt, der auch in ſeinen Privatgedanken ſagt, daß die Proteſtanten die Deciſionen eines wahrhaft allgemeinen Concils annehmen müſſen und wollen (oeuvres de Bossuet, XXV. 265 u. 312); und in ſeiner explicatio ulterior, daß Chriſtus durch alle Jahrhunderte ſeiner Kirche gegenwärtig bleibt, und niemal zulaſſen wird, daß die allgemeine Kirche etwas auf einem Concil ausſpreche, was dem Glauben entgegen wäre (XXVI.). Eben ſo ſpricht Leibnitz mit Molanus in ſeinem Briefe vom 29. September 1691, wo er zugiebt, daß Rom nie etwas in dem nachgeben werde, was von der Kirche entſchieden worden, daß man hierüber nicht kapituliren könne. — Um kein Ketzer oder Schismatiker zu ſeyn, müſſe man die Hauptgrundſätze der Katholicität annehmen, als: daß der Beiſtand, welchen Gott ſeiner Kirche verſprochen habe, nicht zulaſſen werde, daß ein allgemeines Concil ſich von der Wahrheit entferne in dem, was das Heil betrifft (XXVI. 155 u. 159). Auf eine ähnliche Art redet er in der Antwort auf die Schrift des Abbe Pirot: »Hierin, heiſt es, hat der heil. Geiſt vorzüglich die Verſammlungen, welche in ſeinem

Namen gehalten werden, privilegirt, und wobei ſich die göttliche Leitung zu erkennen giebt.« Daher nennt er die Statuten der Concilien, in einem Briefe an Boſſuet, ſolche, denen nicht zu widerſtehen, nicht zu widerſprechen ſey, irresistibilia, irrefragabilia (XXVI. B. 575). Als ihn der franzöſiſche Biſchof im Jänner 1692 gefragt hatte, ob er die Infallibilität eines allgemeinen Concils nicht ſo glaube, daß ſogar, wo möglich, ſie größer, in dem ganzen, obſchon nicht verſammelten Körper der Kirche exiſtire, antwortete der deutſche überlegende Philoſoph, daß man ſagen könne, Gott habe eine beſondre Gnade, oder ein beſondres Verſprechen den Verſammlungen der Kirche anheften können, und ſie ſeyen die Stimme der Kirche ex Cathedra. Die Kirche überhaupt genommen ſchien ihm ein zu unbeſtimmter Begriff. Er geſteht dabei, daß es ſchwer ſey, an dem ökumeniſchen Anſehen der alten Concilien von Nicäa oder Calcedon zu zweifeln (Hist. de Bossuet IV. 190 u. oeuvres XXVI. 183). Der über obige Frage von Leibnitz an Boſſuet verlangte Aufſchluß ſcheint jene Bedenklichkeit gehoben zu haben, da der Prälat ihm ſchreiben konnte: »Diejenigen, welche wie Sie, mein Herr, die kirchliche Untrüglichkeit bekennen und ſich den Concilien unterwerfen«, und wieder: »Man muß alſo eine Vereinigung ſuchen, welche den großen Grundſatz der kirchlichen Unfehlbarkeit, in welchem Sie mit uns übereinkommen, ganz unverletzt läßt« (XXVI. S. 237 u. S. 292). Nie hat Leibnitz dieſem Urtheil Boſſuets widerſprochen, vielmehr im Briefe vom 1. Oktober dieſes Jahrs proteſtirt, daß, wenn er von überflüſſigen Entſcheidungen geſprochen habe, er nicht, wie Boſſuet es verſtanden, Kirchen- oder allgemeiner Concilien

Entſcheidungen, ſondern jene einiger Partikular-Synoden, der Päpſte, oder der Doktoren gemeint habe (ibid. 243). Ja Leibnitz nahm nun auch die Unfehlbarkeit der zerſtreuten Kirche an, da er in der Antwort auf die Schrift des Abbe Pirot geſteht: »daß die Zahl der auf den Concilien verſammelten Biſchöfe nichts thue, wenn nur der Beifall (der Kirchen) bekannt ſey (S. 278). Im Briefe an Boſſuet vom 23. Oktober 1693 beklagt er ſogar, daß der Biſchof geglaubt zu haben ſcheine, »er und Molanus wünſche, man gebe katholiſcher Seits Deciſionen auf, welche ſie als (von einem Concil) gegeben annähmen, oder auch dieſe Deciſionen in Rückſicht der Proteſtanten ſuspendire« (S. 326); und 328: »Gott muß die Frage durch den Schluß eines allgemeinen Concils, welchem man ſich ſchon vorher unterworfen hat, entſcheiden; und obſchon jeder (von zweien Partheien) vorausſetzt, das Concil werde für das ſprechen, was er für eine Heilswahrheit anſieht, ſo iſt doch jeder verſichert, daß dieſes Concil nicht fehlen könne, und daß Gott ſeiner Kirche die Gnade erzeigen werde, daß er jene, welche ſolche gute Geſinnungen haben, bewegen werde, dem Irrthum zu entſagen, ſobald die allgemeine Kirche wird geſprochen haben.» Im Briefe an die Herzogin von Braunſchweig vom 2. Julius 1694 drückt er ſeine groſſe Verehrung gegen die allgemeinen Concilien ſo aus: »Nichts auf der Erde ſoll uns verehrungswürdiger ſeyn, als die Entſcheidung eines wahrhaft ökumeniſchen Conciliums.» Endlich im Briefe vom 14. Mai 1700 nimmt er an, daß die allgemeine und ſtete Einſtimmung der ganzen Kirche die unfehlbare Regel der Glaubenswahrheiten ſeye. Er geſteht dabei, daß keine vollkommene Einſtimmung nöthig ſey» (l. c. 392 u. 408). Man kann, nebſt den oben citirten Stellen von *Molanus*, noch mehrere bei *Boſſuet* in den citirten Bänden, kürzer beim Abte *Prechtl*, §§. 39 und 73 des Friedensbenehmens, und hieraus ihre Uebereinſtimmung in dieſem *Grundartikel* des Katholicismus ſehen. Ich gehe zu einem andern über, nämlich der Annahme der *apoſtoliſchen Tradition*.

h) Tradition.

Schon in den §§. 8, 9, 10 und 11 kam ſie, als von *Leibnitz* angeführt, vor, und zwar als Beweis der Aechtheit einer Lehre, als eine Quelle, aus welcher wir die Offenbarung ſchöpfen. Alſo nur noch Einiges! In der citirten Antwort an Abbe *Pirot*, heißt es: »Alles was zum göttlichen Glauben gehört, da uns neue Offenbarungen mangeln, können uns nicht anders als durch die heilige Schrift oder durch die Tradition der alten Kirche zukommen. Oeuvres de Bossuet XXVI. S. 281 und 394, im Briefe an *Boſſuet* 11. December 1699. »Die Frage iſt: ob die alten Revelationen alle in der heiligen Schrift enthalten ſind, oder ob ſie wenigſtens *eine apoſtoliſche Tradition* für ſich haben. *Dies letzte nehmen ſelbſt gemäßigte Proteſtanten* an.« In einem Briefe an *Arnald*, glaubt er: »daß man aus den Schriften der Ungläubigen eine wahrhaft wunderbare Lehrſammlung machen könne, ſonderbar, wenn man die Stellen bemerke, welche mit der *Tradition der katholiſchen Kirche harmoniren*.« Er ſelbſt harmoniert in dieſem Punkte mit *Molanus*, der in ſeinen Cogitationibus privatis nebſt der Schrift auch *den Conſens* der alten Kirchen der fünf erſten Jahrhunderte von den Concilien »als *Fundament* und *Norm* will beachtet wiſſen.“ Vorher heißt es: „die gemäßigtern Proteſtanten nehmen an, daß wir nicht allein die heilige Schrift ſelbſt der Ueberlieferung ſchuldig ſind, ſondern auch in den Fundamentalartikeln den ächten orthodoxen Sinn der Schrift, andere Dinge, die ſchon Calixt, Horneus und Chemnitz bemerkt haben, zu übergehen, welche man nur aus der Tradition erkennen kann.“ (l. c. XXV. S. 309 und 311.) *)

§. XV. Auch in einzelnen Dogmen.

Wenn nun Leibnitz in den Hauptgrundſätzen mit dem Katholicismus übereinſtimmt, ſo iſt es beinahe überflüßig in die einzelnen Dogmen, worin er mit dem vorzüglich heutigen Proteſtantismus nicht einig war, einzugehen. Wenigſtens will ich mich nicht ſo lange dabei aufhalten. Dreifaltigkeit, Erbſünde und Verſöhnung durch Chriſtus, Tauf als Wiedergeburt, Fall der Engel und Verſuchung von dem Teufel, ſelbſt Exorcismus, reelle Gegenwart im Abendmahl, ja Transſubſtantiation ſind wie die Hölle in hinlängliche Betrachtung gekommen von §. 8 bis 12. Nur etwas weniges vom Reinigungsorte, §. 13. g.

---

*) Grotius wieder Rivet behauptet, daß die Schrift allein nicht hinreiche, ſondern daß die Traditionen nothwendig ſeyen. Man ſehe auch ſeine Prolegomena in librum de jure belli et pacis S. 10, und ſeinen Brief an Uytentogard von 1614. 6. Juni S. 305 Epp. Ecclesiastic. praest. virorum, endlich Votum pro pace, S. 187. Niemand hat die Nothwendigkeit der Tradition mehr bewieſen, als Leſſing in ſeinen Beiträgen, IV. 181. V. 177. VI. 15.

a. Fegfeuer und Gebet für die Verſtorbenen.

Hierüber war Leibnitz lange in der Meinung, daß es in der alten Kirche (Tradition) keine Gewißheit für ſich aufweiſen könne, da die Meinungen verſchieden geweſen, folglich keine apoſtoliſche Tradition zu beweiſen ſey (worin ihm aber ſelbſt Kortholt nicht ſcheint beizuſtimmen, indem er die älteſten Väter dafür anführt, 1. B. der Briefe 34 und 35, mit der Note). Unterdeſſen geſteht Leibnitz ſchon im Jahr darauf 1700, im 37. Briefe: „Uebrigens getraue ich mich ſelbſt nicht zu ſchwören, es gebe nicht etwas dem Fegfeuer ähnliches. Aber dieſer Mittelzuſtand iſt eine dunkle Sache, und nicht genug (alſo doch in etwas!) geoffenbaret.“ Allein andre Stellen zeigen, daß Leibnitz wenigſtens ein Analogum des Fegfeuers annahm; Karl Friedrich von Gerault, in ſeiner Urſache des Uebergangs zur katholiſchen Religion, citiert das Otium Hannoveranum, S. 178 und 179. Ildefons Schwarz, der auch von Proteſtanten geſchätzte Benediktiener, III. B. ſeines Handbuchs der Religion, führt folgende Worte Leibnitzens an: „Tempus purgationis tam est diuturnum, quamdiu opus est, animam in intelligenda satis pristini peccati sui malitia versari.“ Die Zeit der Reinigung dauert ſo lange, als nöthig iſt, daß die Seele hinlänglich die Bosheit ihrer vergangenen Sünden einſehen könne.“ Sein Freund Fabricius, in dem von Leibnitz gutgeheiſenen Buche: Controversiarum, bezeugt, daß alle gemäßigtere proteſtantiſche Theologen das Gebet für die Verſtorbenen gutheißen, S. 103, und der eben ſo mit Leibnitz gleichdenkende Molanus gab nicht nur in ſeinen Vereinigungspunkten dieß Gebet als erlaubt zu (Prechtl l. c. S. 95), ſondern er verordnete ſogar in ſeinem Teſtament, daß man nach ſeinem Tode für ihn beten ſolle. (v. Gerault giebt dieſe Verordnung S. 135). *)

β. Heiligen-Verehrung.

Nebſt dem was N.° g. §. 13 vorkömmt, daß er Franz von Xavier und Saleſius als Heilige anſieht, alſo gewiß auch verehrt, ſo geſteht er an Madam de Brinon »daß die Ehre, welche man ihnen erzeiget, wenn ſie nach dem Sinne des Tridentinums gelehrt werde, ſehr zu entſchuldigen ſey,« XXVI. S. 167, und ebenſo nimmt ſein Freund Molan dieſe Verehrung und Anrufung der Heiligen in ſeinen Cogit. priv. an (man ſehe XXV. S. 304), wie ſie vorher Grotius in ſeinem Votum pro pace angenommen hatte, S. 93.

λ. Gute Werke.

Mit den K. K. nahm Leibnitz verſchiedene Grade der Seligkeit bei den Heiligen an, Otium Hannov. S. 10. Die Nothwendigkeit der guten Werke (17. Br. an Fabricius, T. I. S. 29). Molanus will in ſeinen Privatgedanken l. c. 297, »daß die Proteſtanten dahin beredet werden, daß ſie in dieſem Stücke wie die ganze katholiſche Kirche lehrten, weil Paulus ausdrücklich ſage, daß ohne Heiligkeit, d. i. ohne gute Werke Niemand Gott ſehen werde, an die Hebr. XII. 14.« Dieß bewog auch unſern Philoſophen in der Vorrede ſeiner Theodicee den

---

*) Auch hierin folgte Leſſing den Gemäßigten. „Jener mittlere Zuſtand, den die ältere Kirche glaubt und lehrt, und den unſere Reformatoren nicht ſo ſchlechterdings hätten wegwerfen ſollen, was iſt er im Grunde anders, als eine beſſernde ſokratiſche Hölle. Bei Schwarz l. c. 250.

ſchönen Ausſpruch zu thun: »Es kann keine Frömmigkeit ſtatt finden, wo keine Liebe iſt, und ohne Dienſtfertigkeit und Wohlthätigkeit kann man keine wahre Gottſeligkeit zeigen.« Alſo aux diables mit der sola fides!

2. Meſſe.

Sogar die Privatmeſſen will Leibnitz geduldet haben (Ep. 53. I. S. 79), wie dann auch Molanus bekennt, daß ſie nicht unerlaubt ſeyen (l. c. 268), und S. 278, »daß gewöhnlich die hh. Väter und unter dieſen der heilige Cyrill von Jeruſalem die Euchariſtie, ein ſehr wahres und ſonderbares, — der heilige Cyprian ein von der Gottheit erfülltes mit Ehrfurcht und Zittern zu betrachtendes, hochheiliges Opfer nennen;« alſo »daß man es, in einem gewiſſen Sinne ein eigentliches Opfer nennen könne; wie er am Ende wünſcht, daß die Proteſtanten es mit den Vätern anſehen möchten.«

Doch wofür ſuche ich mehr einzelne Dogmen auf, für welche Leibnitz beſonders geſprochen hätte, da drei öffentliche von ihm, wenigſtens in den meiſten Stücken gutgeheiſſene Schriften, wo nicht *Acta publica* vorhanden ſind — die von Molan, zum Theil mit Zuziehung andrer Theologen und nicht ohne Theilnahme Leibnitzens, an Boſſuet durch ihn eingeſchickte Unionsſchriften, die wir ſchon genennt und großentheils benutzt haben. Man bemerke wohl, daß viele dieſer Schriften und wenigſtens die mitgeſandten Briefe Leibnitzens eben ſo, wie in den Werken Boſſuets, in denen Leibnitzens vorkommen, ja aus jenen in dieſe, unter dem Titel: Recueil de plusieurs Dissertations et letteres composées dans la vûe de réunie les Protestans Allemands de la Conf. d'Augsb. à l'Eglise Catholique, aufgenommen wurden, wie der Abt Prechtl mich belehrt, l. c. S. 27.

ε. Viele von Molan ausgeglichene Artikel.

Nun behauptete Leibnitz nicht einmal, daß er ſeinen Beifall allen geben werde, was beide große Theologen ausgleichen würden (z. B. Brief an Boſſuet 29. März 1693). Er ſchrieb ein andermal freudig, daß die durch Molan ausgeglichenen Punkte (dieſer gab ſie auf 50 an, XXVI. S. 86) Boſſuets Gutheißung zu haben ſchienen (S. 242), wie auch Molan darüber entzückt ſey. In wie vielen Artikeln alſo waren beide, und wohl noch Fabricius, Calixt und Schmid mit den Katholiken einig? O daß man uns dieſe 50 Punkte gedruckt mitgetheilt hätte, oder noch mittheilen wollte!

ζ. Vom berühmten Reſponſum zugegebene Artikel.

Wir kommen nun auf die berühmte Geſchichte des Helmſtädter Gutachtens über die Frage: Ob eine proteſtantiſche Prinzeſſin, die einen katholiſchen Fürſten heurathen will, mit unverletztem Gewiſſen die römiſchkatholiſche Religion annehmen dürfe? worauf die bejahende Antwort von der theologiſchen Fakultät, an deren Spitze Fabricius ſtand, der auch für den Hauptverfaſſer des Reſponſums gehalten wurde, erfolgte. Ich enthalte mich, darüber weitläufiger zu ſeyn, da wir eine, zwar kleine, aber unpartheiſche Geſchichte darüber von dem vortrefflichen Abte Prechtl unter dem Titel: »Gutachten der Helmſtädter Univerſität bei der einer proteſtantiſchen Prinzeſſin angeſonnenen Annahme der katholiſchen Religion, Salzburg 1815, beſitzen. Nur was für einen Antheil Leibnitz daran hatte, und welche Glaubensgrundſätze er dadurch an Tag legte, bin ich befugt, hier beizubringen, aber eben deswegen auch etwas über die Aechtheit des ſpäter von der Fakultät abgeläugneten Reſponſums zu dem, was obige Schrift davon Gründliches hat, beizuſetzen. Die Nova Acta Eruditorum vom Jahre 1795 in der Relation der Kortholtiſchen Briefſammlung ſprachen aufrichtig über die Sache. S. 281 heiſt es: „Das Reſponſum, welches Joh. Fabricius mit noch einem oder dem andern 1708 über den verſprochenen Uebergang zu den Päbſtlern (Pontificios) geſchmiedet hatte, hatten die Jeſuiten in den Mémoires de Trévoux im nämlichen Jahre mitgetheilt. Die theologiſche Fakultät gab eine Proteſtation heraus, und ſuchte den angehängten Schändflecken abzuwaſchen. Dem Herausgeber der Briefe Leibnitzens ſind (wohl) die Gutachten der Helmſtädter Theologen, die ſie wegen des Uebergangs 1705 ſchon an Herzog Ulrich geſchickt haben, unbekannt geweſen. Das Meiſte hat ſpäter Fabricius herausgegeben, und Chriſtian Thomaſius hat in den gemiſchten juridiſchen Händeln freimüthig genug ſeine Gedanken darüber mitgetheilt, aber freilich iſt noch das Meiſte bekannter Urſachen (Englands) wegen geheim gehalten werden, was doch endlich ans Licht kommen wird, ſobald es aus dem Pulte des Abts Specht in mehrere Hände gekommen iſt. Dies Reſponſum iſt den Päbſtlern ſehr günſtig. Die Berliner Monatſchrift, gewiß dem Katholicismus nicht hold, erzählt die Sache, ohne nur den geringſten Zweifel dawider zu erheben (ſ. Jahrgang 1786, II. B. S. 411). Auch die allgemeine deutſche Bibliothek, die Prechtl anführt, läßt die Thatſache unangefochten. Mehrere Beweiſe ſehe man bei dieſem Schriftſteller aus den Briefen Leibnitzens ſelbſt, obſchon er aus politiſchen Urſachen die Abläugnung rieth, weil, wie er 1708 an Fabricius den 15. Oktober ſchreibt: „Omne nostrum in Britanniam jus in Religionis romanae exclusione odioque fundamentum est." »Unſer ganzes Recht auf Britannien gründet ſich auf die Ausſchließung der römiſchen Religion, ja auf den Haß derſelben.« Dieß iſt alſo die Auflöſung des Räthſels, warum unſer ſonſt große Freund der römiſchkatholiſchen Kirche zur Abläugnung des gutgeheiſenen Reſponſums rieth, wie daß er das ſo ſchön angefangene Unionswerk abbrach, wovon noch anderswo.

Daß aber Leibnitz das Reſponſum gutgeheiſen habe, kann nicht bezweifelt werden. Seine intime Verbindung mit Fabricius und ſeinem Collegen Schmid, ſeine große Anhänglichkeit an Herzog Anton Ulrich, der wollte und mußte durch ein theologiſches Reſponſum beruhigt und gerechtfertigt werden; ſeine Mitwirkung zu dem früher 1697, von dem nämlichen Fürſten geforderten oben erwähnten Reſponſum, §. XIV. N.° 1, das wohl von dem jetzigen nicht oder wenig abweichen möchte, bürgen dafür. Er hieß ja die Verlobung der Prinzeſſin gut und hoffte viel Gutes daraus, mußte er alſo nicht auch das Mittel dazu gutheiſen. Im 82. Briefe an Fabricius ſchreibt er: »Mein Wunſch war, daß aus dieſer bevorſtehenden Eheverbindung eine nützliche Vorbereitung zu einer ſehr vortrefflichen Sache (der Vereinigung) die man ſchon lange betrieben hat, entſtehen könne.« Aehnlichen Bewegungsgrund führt das Reſponſum ſelbſt an. Siehe die Note Kortholts zum 96. Brief. In dieſem Brief dankt er für überſchickte Proteſtation der Helmſtädter Theologen, und bemerkt, wenn man in der Apologie in den Gränzen Calixt und Horneus bliebe, ſo könne man leicht das Bellen der Orthodoxen verachten. In keinem dieſer und der folgenden ſelbſt, noch dem 100 Briefe läugnet Leibnitz die Aechtheit der Reſponſen, ja er ſetzt ſie voraus, tröſtet Fabricius damit, daß die zwei andern Reſponſa mit den ſeinigen einſtimmten, aber man müſſe ſie, beſonders, was die Antwort auf die zweite Frage betrifft, unterdrücken. Die Antwort auf die erſte wird von Kortholt in der Note zum 97. Br. ſo ausgedrückt: ob der Unterſchied in der Lehre zwiſchen den Katholiken und Proteſtanten Fundamentalartikel beträfe, und die Antwort war: Nein. Leibnitz ſagt: dieſe Antwort enthalte nichts, was nicht viele proteſtantiſche Theologen öffentlich behauptet und gutgeheißen haben, »er alſo auch gutheiße.« Die Antwort auf die zweite Frage, ob die Princeſſin übergehen könne, muß Leibnitz ebenfalls bejahen, wie die Theologen thaten, und die Seligkeit eines Katholiken, der Mißbräuche ohngeachtet, wie auch aus dem 91. Briefe erhellet, zugeben. Er will freilich als Hof- und Staatsmann die Abläugnung des Reſponſums, aber nur, weil ein ſolches Reſponſum ſo ſehr die Proteſtanten, ſonderbar die Engländer, beleidigt, Br. 97, 98, 100 und 101, ja im 99. muntert er den vielleicht zaudernden Fabricius damit auf, daß er ſagt: »Wir verwerfen auch etwas in Rückſicht eines Theils, wegen der Form, wegen den Umſtänden.« Alſo nicht wegen der Sache ſelbſt! Hier redet offenbar der Hofmann, der die Sache beim hannövriſchen Hof und in England wieder gut machen will, ſie aber im Herzen, und bei dem Braunſchweig-Wolfenbüttliſchen Hofe beibehält; alſo mit den drei Helmſtäter Theologen (nebſt Schmid und Fabricius wird Wideburg, als ein ausgezeichneter Mann, Br. 98 genannt) anerkannt, daß die katholiſche Kirche diejenigen Lehren führt, welche zur chriſtthätigen Erkenntniß erfordert werden; wozu auch ausdrücklich die Lehre gerechnet wird,

αα. Wie die Beicht.

Daß den Dienern der Kirche die Macht gegeben worden, die Sünden dem Bußfertigen zu erlaſſen, dem Unbußfertigen zu behalten, und damit wir von unſern Sünden losgeſprochen werden, unſere Sünden zuweilen beichten; daß man in der katholiſchen Kirche ſelig werden könne. (Dies wollte ſogar Leibnitz in der Apologie beibehalten haben, wie die allgemeine deutſche Bibliothek XCI. S. 551 anzieht. Wie auch Fabricius in ſeinem Briefe ad Britannos es that, und beiſetzte: dieſe Lehre, daß die Katholiken im Fundamente des Glaubens nicht irren, habe die Akademie Helmſtädt berühmt und glänzend gemacht. Unſchuld. Nachrichten, 1710, S. 15. Daß, wie Luther bekennt, den ſie anführen und deſſen Worte ſie zu den ihrigen machen, unter dem Papſtthum viel chriſtliches Gutes, ja Alles chriſtliches Gutes ſey; daß, nach der Aeuſſerung Melanchthons, im Papſtthum eine wahre Kirche ſey, daß die Rechtfertigungslehre der Katholiken keines Irrthums beſchuldigt werden könne, da die göttliche und apoſtoliſche Tradition mit eben dem Reſpekt anzunehmen ſey, als das geſchriebene Wort Gottes; daß die Verehrung der Heiligen und Anrufung um ihre Fürbitte ſchon über 1400 Jahre in der lateiniſchen und griechiſchen Kirche ausgeübt wurde, ohne daß man glaubte, Gottes Ehre leide darunter; eben ſo ſey die Lehre vom Reinigungsorte von vielen alten Kirchenvätern angenommen worden; daß ſelbſt die Ceremonien der Meſſe eine gute Bedeutung haben;

ββ. Eine Geſtalt.

Daß man auch unter einer Geſtalt den Leib und das Blut Chriſti empfange;

ss. Sieben Sakramente.

Daß man, nach dem man das Wort Sakrament verſteht, auch mehr als zwei annehmen könne, Tauf und Abendmal, ſeyen auch bei den Katholiken die vornehmſten.

t. Von Herzog Ulrich bekannte Glaubenslehren.

Daß Anton Ulrich, Herzog von Braunſchweig-Wolfenbüttel durch Leibnitz der katholiſchen Religion geneigt wurde, daß dieſe gute und wohlunterrichtete Fürſt nebſt andern auch, und wohl vorzüglich ſeinen Rath und Bibliothekar in Religionsgeſchäften gebrauchte, ſahen wir §. XIII. b. u. XIV. n. 1. Mußte ſogar unſer Philoſoph, der wegen der engliſchen Königskrone von dem Hannövriſchen Hofe bewogen, den ſo eifrig angefangenen Briefwechſel mit Boſſuet 1694 unterbrach, denſelben als Stellvertreter des Herzogs Ulrich 1699 wieder aufnehmen und bis 1801 fortſetzen. Welche Geſinnungen und Grundſätze er dabei geäuſſert, iſt ſchon benutzt worden. Der Erfolg dieſer, wie der erſtern Unterhandlungen, dann des erſten Reſponſums der Helmſtädter Theologen und endlich desjenigen, welches die Fakultät ausſtellte, als der erlauchte Großvater in Betreff ſeiner Enkelin es verlangte, war, daß der religiöſe Herzog zur katholiſchen Religion öffentlich 1710 überging, und ſeine Motive herausgab.

Ich bin weit entfernt, Leibnitzen anzugeben, daß er dem Herzog alle dieſe Motive beigebracht, und daß er unmittelbaren Einfluß auf dieſen Uebertritt gehabt habe; allein da er in einem Briefe an Fabricus vom 17. März 1712 dieſe Motive als voll Klugheit und Mäßigung anſieht, und findet, daß auch manches des Beifalls nicht unwürdig ſey, ja daß ein, nicht auf viele andre

Dinge genug Rückſicht nehmendes Gemüth zur Nachahmung bewegen könne." Ohnerachtet dieſes Beiſatzes, der verrathen möchte, Leibnitz habe noch manches von dieſer Nachahmung abgehalten, ſo erlaubt doch das nicht beſchränkte Lob der Mäßigung und Klugheit, wovon die Betrachtungen voll genannt werden, folgende Bemerkungen:

1) Klug fand alſo der Herzog und mit ihm Leibnitz, was jener in den Grundregeln feſtſetzt, daß man vorziehe das Beſſere dem minder Guten, das Sichere, ja Sicherſte dem Ungewiſſen und Zweifelhaften; und angewandt auf die Religion diejenigen Mittel zur Seligkeit anwende, durch welche bekannt iſt, daß ſchon viele das ewige Heil erhalten haben, beſonders, wenn auf der andern Seite nicht bekannt iſt, daß Jemand ohne jene Mittel ſie erhalten habe; und noch näher in der vierten und fünften Betrachtung auf die verſchiedenen Confeſſionen angewandt: „daß da, nach Eingeſtändniß der Proteſtanten, es gewiß iſt, daß viele, die in (ja nach) dem römiſch-katholiſchen Glauben gelebt und geſtorben, ſelig worden ſind; daß aber etliche aus andern Religionen ſeyen ſelig worden, nicht gewiß iſt; folglich die römiſch-katholiſche Religion ein gewiſſerer Weg, die Seligkeit zu erlangen, ſey, als alle andere Religionen, und alſo vor allen andern zu erwählen."

2) Es iſt nicht der Mäßigung zuwider, wenn der Fürſt behauptet (1. Betrachtung), die beiden Confeſſionen, welche ſich evangeliſch nennen, könnten, zuſammen genommen, nicht evangeliſch ſeyn, da ſie ſich widerſprechen, alſo eine nothwendig falſch ſeyn müßte; hingegen die katholiſche Religion allzeit und überall einförmig und einhellig geweſen ſey. Dieſer Punkt möchte ſogar zu jenen gehören, die Leibnitzens Beifall erhielten, da im Gegen-

theil neuere Proteſtanten dieſe Einigkeit uns zum Vorwurf machen. Man ſehe Nikolais Reiſen, VII. Band 150 ff. und im Anhang 45 ff. 120.

3) Es iſt klug, daß der Fürſt keiner beider Confeſſionen beipflichtet, weil ſie einander, und zwar aus der Bibel verwerfen, jede recht haben will und wohl nicht mit beſſerm Grund, als Wiedertäufer und Arianer (2. und 3. Betrachtung).

4) Es iſt nicht zu viel geſagt, wenn es in der 6. Betrachtung heißt, wie nur ein Gott, ſo ſey auch nur ein ſeligmachender Glaube, und dieſer ſey der katholiſche; dieſer deſto ſicherer zu wählen, weil die Proteſtanten bekennen, man könne in dieſem ſelig werden, welches aber die Katholiken von den abweichenden Confeſſionen läugneten (7. Betrachtung).

5) Es iſt immer noch gemäßigt geſprochen, wenn es in der 11. Betrachtung ein Irrthum genannt wird, daß man die Gebote Gottes nicht halten könne; ein Irrthum Calvins Prädeſtination; ein Irrthum, daß alle Sünden gleich ſeyn (15. Betr.), daß die guten Werke Sünden ſeyn (16. Betr.); ein Irrthum, daß man die Gebote Gottes nicht halten könne (22. Betrachtung).

6) Der Fürſt überſchreitet die Gränzen der Mäßigung und Klugheit nicht, wenn er in der 25. Betrachtung verſichert: »Das Leben der neuen Stifter der Religionen, ſtehe ſo weit von dem Leben der apoſtoliſchen Männer, welche die Heiden zu dem römiſch-katholiſchen Glauben bekehrt haben, ab, als der Himmel von der Erde abſteht.« Ich übergebe den Beweis, wie das Lob der römiſchen Miſſionäre, der aus den vornehmſten, ja fürſtli. Ständen in den Ordensſtand eingetretene Perſonen in der 26., 27. und 28. Betrachtung, in welcher letzten

der Cölibat gelebt wird. Worin Leibnitz wohl einſtimmig ſeyn mußte, da er unverheirathet blieb, alſo ganz anders hierüber dachte, als der Reformator Luther (ſiehe Luthers kath. Monument, S. 285). Ich übergehe die Lügen, deren er proteſtantiſche Lehrer wieder die k. k. beſchuldigt, in Rückſicht der Verehrung der Heiligen, des Papſtes, in zu großer Werthſchätzung eigener Verdienſte (30. Betrachtung).

7) Die Mäßigung Ulrichs bleibt unangefochten, wenn er die auffallenden Abweichungen der verſchiednen Katechiſmen Luthers und der A. Confeſſion verſchiedner Editionen rüget, wie ſie vor ihm Markgraf Jakob gerüget hatte (B. B. 33 und 34), wenn er die neuen Religionen als den breiten Weg, der zum Verderben führt, betrachtet, ſo Luther lehre, der Glaube allein mache ſelig, allein der Unglauben verdamme: daß dieſer Reformator hierin, wie noch öfters, die Schrift verfälſchet (B. B. 35 und 36). Wenn er die Allgemeinheit, Sichtbarkeit, Hierarchie, unter einem Vereinigungspunkte dem römiſchen Nachfolger des Petrus, endlich die Heiligkeit der wahren Kirche nur in der römiſch-katholiſchen findet (37, 38 und 41). Wenn er die Tradition)39 und 41), daß die Sittenlehre der katholiſchen Kirche allein gute Gewiſſensregeln aufſtellt, wozu er auch die Beicht (mit Grotius in Annotat. ad Consult. Cassandri Art X.) zählet. (46.—49. Betrachtung).

So dachte, ſo ſchrieb der Fürſt, welcher noch fünf Jahre vor ſeinem Uebertritt mit dem preußiſchen Hofprediger und Biſchof Urſinus, mit den Landgrafen von Heſſen und dem Herzog von Gotha, und durch den erſten mit dem König von Preußen ſelbſt die Vereinigung der beiden proteſtantiſchen Hauptkonfeſſionen betrieb. Siehe Feders Sammlung S. 18—33. Aber entweder ſah auch er wie der Landgraf von Heſſen, daß noch eine allzugroße Kluft zwiſchen beiden Theilen befeſtiget ſey (l. c. S. 36), oder wurde wie Grotius *) überzeugt, daß keine wahre Vereinigung ſtatt finden könne, wenn man ſie nicht mit der alten Kirche vereinige. So dachte und ſo ſchrieb ein „einſichtsvoller, ja gelehrter Fürſt,“ wie ihn Leibnitz im nämlichen Monate 1710, als Er Katholik zu Bamberg wurde, nannte. S. Ep. 181 vom

---

*) Restitutionem Christianorum in *unum idemque* corpus semper optatam a Grotio (er redet von ſich in der dritten Perſon) sciunt, qui eum norunt. Existimant autem aliquando incipi posse a Protestantium inter se conjunctione. Postea vidit id plane fieri nequire; quia praeterquam quod Calvinistarum ingenia ferme omnium ab omni pace sunt alienissima, Protestantes inter se nullo communi ecclesiastico regimine sociantur: quae causae sunt, cur factae partes in unum Protestantium corpus colligi nequeant, imo cur partes aliae atque aliae sunt exsurrecturae. Quare nunc plane ita sentit Grotius et *multi* cum eo, *non posse Protestantes inter se jungi, nisi simul jungantur cum iis, qui Romanae sedi cohaerent, sine qua nullum sperari potest in Ecclesia commune regimen*; Ideo optat, ut ea divulsio, quae evenit, et causae divulsionis tollantur. *Inter eas causas non est Primatus Episcopi Romani*, secundum canones, fatente Melanchthone, qui eum *Primatum* etiam *necessarium* putat ad retinendam unitatem. Neque enim hoc est Ecclesiam subjicere pontificis libidini, sed reponere ordinem sapienter institutum.„ Rivetiani Apologetici discussio T. IV. p. 761. opp. Ed. 1679 in fol.

15. April der Kortholtiſchen Sammlung I. B. So dachte und ſchrieb der gute Fürſt, der ſeinen wider alle Klugheit und Billigkeit öffentlich ihn, wegen der Erklärung, daß der Uebergang zur katholiſchen Religion erlaubt ſey, tadelnden Hofpredigern großmüthig verzieh (Ep. 75 und 76), und den, wegen des Recenſums zum Opfer gewordenen, Fabricius hinlänglich entſchädigte. Und wir ſollen denken, ſein in dieſen Geſchäften über zwölf Jahre zu Rath gezogene und gebrauchte Geheimerath, wie Er ihn nennt (bei Feder S. 23), ſein Bibliothekar Leibnitz habe nicht im Meiſten gleichförmig gedacht? Der Zuſatz: »Wenn man nicht auf vieles Andre Rückſicht nimmt«, wirft von dem, was der Herzog ſagte, nichts um, ſondern bemerkt nur, daß man noch auf vieles Andre ſehen könne, was einen vom Uebertritt abhalten könnte.

§. XVI. Seine Bedenklichkeiten hielten ihn vom Katholicismus nicht ab.

Dies Andre wollen wir, wie das Günſtige, in Leibnitzens Schriften aufſuchen, und ſehen, ob es ihn hinderte, im Herzen und nach den Hauptgrundſätzen Katholik zu ſeyn.

a) Nicht die Mißbräuche.

Die erſtere Bedenklichkeit erweckten die Mißbräuche. Aber dieſe hebt Leibnitz ſelbſt. Im 53ten Briefe an Fabritz (I. 97) »Der Kultus allein fodert am meiſten eine Verbeſſerung, dieſe wünſchen jedoch die Klägern unter den Katholiken ſelbſt.« Aber auch er ſieht ein (im 96ten Briefe), daß man vieles duldet, was man nicht anrathet, und verhinderte, wenn es bei uns ſtünde. Er kommt zwar abermal im 99ten Briefe auf die großen Mißbräuche in der römiſchen Kirche, und »die nicht ohne Gefahr ſeyen;« allein er ſetzt hinzu: »daß mit der Gnade Gottes dieſe Gefahren von dem Katholiken vermieden werden können, und nichts hindere, daß er ſelig werde, weil das Fundament (des Glaubens) nicht angegriffen iſt. („Fundamento salvo“) Dies ſey die gewöhnliche Meinung der Unſrigen.« Da nun Leibnitz als klug die Betrachtung ſeines einſichtsvollen Fürſten hält, nach welcher man diejenige Kirche wählt, in der man ſelbſt nach Zeugniß ihrer Gegner ſelig werden kann, welches dieſe ſo große und alte Kirche von den ihr widerſprechenden Kirchen längnet, da Leibnitz ſo ſtark dies ſchon in der an die Polen gerichteten Schrift behauptete: ſo können Mißbräuche ihn den klugen und behutſamen Mann nicht vom Katholicismus abgeſchreckt haben, ſonderbar, da er ſchon 17 Jahre früher der Madam v. Brinon geſtand, daß »die Kirche ſie nicht gutheiße (XXVI. Oeuvres de Bossuet, S. 167), ja die das Concil von Trident mißbilligt habe, und hierin erhebe man ſich nicht gegen die katholiſche Kirche, ſondern gegen einige nicht gut geordnete Partikularkirchen« (ſiehe §. XIII. b). In einem ſpätern Briefe an ebendieſelbe (S. 18), bekennt er: »daß dieſe Mißbräuche eine Haupturſachen der Trennung ſeyen, er geſtehe jedoch, daß ſelbſt die Lehre der katholiſchen Kirche einen guten Theil derſelben verwerfe.« Siehe auch Prechtl, l. c. S. 169.

b) Nicht das Concil von Trident.

Ein weit wichtigerer Punkt ſcheint Leibnitzen wirklich mehr und ſtark am Herzen gelegen zu haben. Schon im Briefwechſel mit Peliſſon trat er mit der Behauptung auf, die Tridentiniſche Synode ſey auch in Bezug auf Dogmen in Frankreich nicht angenommen. In der Unterhandlung mit Boſſuet dehnte er dieſe Behauptung auch auf die Erzdiözeſe Mainz aus, wofür er jedoch keinen andern Grund anführte, als, er glaube dies von dem Erzbiſchof ſelbſt gehört zu haben (je crois l'avoir entendu de la bouche du feu Electeur Jean-Philippe. ſind die Worte in der Antwort auf die Abhandlung des Abbe Pirot, XXVI. S. 270); ſo ſchrieb er 1693, alſo wenigſtens 20 Jahre nach der Zeit, wo er es gehört haben konnte, aber gewiß nicht mehr gehört hatte, als daß das Concil nicht in allen Disciplinarſachen überall in Deutſchland ſey angenommen worden, da ſelbſt der nicht ultramontaniſche Neller annimmt, daß in Glaubensſachen es ohne Ausnahme überall, in Disciplinarſachen in manchen deutſchen Provinzen ebenfalls ohne Ausnahme, hie und da aber in Deutſchland mit Ausnahme weniger Dekrete ſey angenommen worden. Von Frankreich bewieſen ihm, nebſt Pirot, die zwei großen Männer, wofür ſie Leibnitz ſelbſt hält, Peliſſon und Boſſuet, die gewiß ihr Vaterland beſſer kannten, als dem Deutſchen möglich war, daß es ſo unbezweifelt in ganz Frankreich in Glaubensſachen angenommen ſey, daß ſie ihn aufforderten, auch nur einen Katholiken namhaft zu machen, von dem er gehört habe, er halte ſich nicht für verbunden, dieſen Kirchenrath in Glaubensartikeln anzunehmen (Brief Boſſuet vom 10. Jänner 1792). Nun gab er dies in der Antwort Pirot (XXVI. l. c. S. 257 und ſchon an Boſſuet S. 151), und wie ſollte er wirklich an dieſer Thatſache zweifeln aus dem Grunde, daß die weltliche Macht es nicht feierlich als ein allgemeines Concil angenommen habe. Er bekennt ja doch ſelbſt in eben jener Antwort: »es ſchiene wirklich, daß nur Biſchöfe und Hirten der Völker eine deliberative und deciſive Stimme auf den Concilien haben ſollen« (S. 273). Dies lehrten ja auch ſeine hannöveriſchen Theologen ſchon (ſiehe die obencitirten Regeln). Mußte der weiſe Mann nicht ſchließen, daß auch zur Annahme in einer Partikularkirche nur der Conſens der Biſchöfe erfodert werde, und hinlänglich ſey, und daß dies in Glaubensſachen geſchehen ſey, konnte ſchon allein das Zeugniß Peliſſons und Boſſuets ihm genügen, ohnerachtet es ihm auch an andern Beweiſen nicht fehlte, und ſeine Einwürfe ihm hinlänglich beantwortet wurden. So bekennt er, daß de Marca bezeuge, die Annahme Heinrichs III. geſchehen zu haben; daß er zugebe, auch Heinrich IV. habe ein Glaubensbekenntniß durch Du Perron und d'Oſſat zu Rom abgelegt, welches dem von Pius IV. gleichförmig war; er wußte, daß eben die Biſchöfe, welche die vier Propoſitionen 1681 aufgeſtellt hatten, in ihrem Schreiben an die übrigen Biſchöfe ſagten: »die Glaubenswahrheiten ſeyen in Frankreich wie in Rom die nämlichen.« Bercaſtell XXIII. S. 91.

Leibnitz brachte zwar noch Verſchiedenes gegen das Concil von Trident vor, wovon aber wirklich einige als Spitzfindigkeiten des großen Mannes unwürdig ſind, ſo daß man wegen ſeiner gründlichen Einſichten Urſache hat zu zweifeln, daß er ein Gewicht darauf gelegt, ſondern etwa dazu, daß er auch darüber Boſſuets Gedanken hörte, aufgeſtellt habe. Oder kann man auch nur denken, Leibnitz habe ſich überredet, man habe zwar das Concil angenommen, aber ſeine Entſcheidungen nicht als Glaubensregeln, oder doch nicht, weil daſſelbe ſie als ſolche dekretirte, ſondern weil man ſie als vorher ſchon entſchieden anſah? Geſteht er nicht dadurch, daß die Entſcheidungen gegen die Reformatoren ſchon von der ältern Kirche geſchahen, alſo mit Recht vom Tridentinum als ſolche zu glauben geboten wurden? Was gewinnt alſo Leibnitz, wenn er das Concil nicht annimmt, und doch ſeine Entſcheidungen als vorher ſchon angenommene Glaubensartikel hält?

Wichtiger ſind ſeine Einwürfe, wegen der kanoniſchen Bücher; wegen der Unauflösbarkeit der Ehe, von der nicht hinlänglichen Anzahl der Biſchöfe auf dem Concil, wovon die Rede.

Allein alle dieſe Einwürfe wurden von Boſſuet, ja ſelbſt von ihm und den Theologen, ſeinen Freunden, vollkommen beantwortet. Ich müßte noch viele Blätter anfüllen, wenn ich dies darthun wollte. Boſſuet verdient hierüber im XXVI. B. mit Zuziehung des XXV. eingeſehen zu werden. Kürzer findet man dies im Leben Boſſuets T. IV. und in dem Friedensbenehmen Prechtls. Ich gebe zu mit dieſen Schriftſtellern, daß das Unionswerk aus politiſchen Urſachen, 1694, unterbrochen worden. Ich gebe zu, daß ſelbſt nach dem Auftrag Anton Ulrichs, es wieder aufzunehmen, der ebenfalls in hannövriſchen Dienſten ſtehende Staatsmann, nicht ſo offen betrieben habe, als ganz von Anfang, weil die Krone Großbritanniens noch nicht auf dem Haupte Georgs des Erſten glänzte. Aber ich behaupte zugleich, daß Leibnitz im Herzen und in Grundſätzen dem Concil von Trident, wenigſtens nach den gemeinſchaftlichen Erläuterungen Melans und Boſſuets, huldigte.

Leibnitz geſteht, in Betreff des erſten Einwurfs der von Proteſtanten nicht als kanoniſch angenommenen Bücher, »daß ſie, wie die auch von Proteſtanten als göttlich anerkannten Bücher in allen Kirchen geleſen würden, da hingegen der Paſtor und die Briefe des Klemens nur in einigen Kirchen dieſe Ehre hatten, daß eben deswegen jene von vielen Alten den Namen der kanoniſchen, d. i. von den Kanonen autoriſierten Bücher erhielten; man könne alſo ſagen, daß jene Väter, welche ſie als auſſer dem Kanon anſahen, dieß von Kanon der Hebräer, nicht der Chriſten, verſtanden hätten; daß die Kirche vom Occident, und ein großer Theil des Orients als kanoniſch angenommen; endlich, daß die Moral dieſer Schriften höchſt rein, und die Geſinnungen eben ſo religiös ſeyn (Briefe vom 14. und 21. Mai 1700, XXVI. 400 ff. und das Leben Boſſuets IV. 230). Nahm nun Leibnitz auch nur einige Beweiſe Boſſuets dazu, ſo mußte das Tridentinum bei ihm ſiegen.

Der Einwurf, wegen der Unauflößbarkeit, den auch Molanus machte, beruhete auf einem Mißverſtändniß, als habe das Concil von Trident das decidirt, was jenes zu Florenz unentſchieden ließ; und eben ſo die Griechen, welche man in dieſem geſchont habe, in jenem wie die Proteſtanten verdammt, da doch das Anathem nur gegen jene, ausgeſprochen wurde, welche behaupteten, die römiſch-katholiſche Kirche irre, wenn ſie lehre, daß ſelbſt im Falle eines Ehebruchs die Ehe unauflößlich bleibe. Sess. XXIV. Can. 7. Es ward alſo kein förmliches Dogma aufgeſtellt, wie mehrere gewiſſenhafte katholiſche Theologen behaupten, die aber deßwegen dieß Dekret nicht, wie neulich ein junger Theolog zu Breßlau gethan, zu einer bloſen Disciplinar-Sache herabſetzen, ſondern wie Ries u. a. den Mittelweg gehen (ſiehe XXVI. S. 130).

Den letzten Einwurf hatte zum Theil Leibnitz ſchon zuvor dadurch entkräftet, daß er, wie die Theologen von

Hannover, annahm, daß man bei Concilien nicht auf die Menge und die Nationen ſehen müſſe, wenn nur alle Biſchöfe wären berufen worden, und zwar nicht in größter Ausdehnung als es bei den erſten Concilien geſchehen iſt; daß auch zu einem Dekret es hinlänglich ſey, daß der größte Theil es annimmt. Wer ſich ſolchen Deciſionen widerſetze, könne als Ketzer erklärt werden, wie dieß nie anders auf Concilien geſchehen und ſelbſt Dordrecht that. (Hist. de Bossuet IV. 171, 201 und XXVI. 278); daß nun der Conſens über Glaubensſachen allgemein unter den Katholiken aller Länder vorhanden war, konnte dem umſichtigen Leibnitz nicht unbekannt ſeyn, wie daß man ſogar auch die Proteſtanten auf das Concil berufen hatte, ſie aber nicht erſcheinen wollten um gehört zu werden, welches aber Leibnitz l. c. verlangt; daß man keine Urſachen hatte die ſchismatiſchen Griechen zu berufen, von denen man wohl wußte, daß ſie nicht kommen würden, und der Zweck des Concils war, die Irrthümer des Norden, an denen jene keinen Theil hatten, zu unterſuchen.

Kurz, Boſſuet beantwortete dieſe und andre Einwürfe ſo, daß er auf dem Schlachtfelde als Sieger ſtehen blieb und Leibnitz nichts mehr antwortete, alſo nach dem Sprichwort: Qui tacet, consentire videtur, wer ſchweigt, ſcheint einzuſtimmen, wirklich Boſſueten beipflichtete, und das Concil annahm, wie er ſchon viele Lehren deſſelben angenommen hatte.

Zu dieſem Urtheil, welches gewiß Leibnitzen mehr zur Ehre gereicht, als wenn man ſeiner Politik Chikanen und unaufrichtiges Betragen zuſchreiben müßte, bewegt mich erſtens:

Daß Leibnitz bis ans Ende ſeines Briefwechſels wahrhafte religiöſe Geſinnungen äußerte. Er ſchreibt noch den 3. September 1700: »Man muß die Sorge über dieſe Sache und die Wirkung davon der Verſehung überlaſſen. Das was ſie thun wird, wird das Beſte ſeyn, wenn auch unſre Uebel bleiben, ja ſich auf lange Zeit vergrößern ſollten. Unterdeſſen müſſen wir uns nichts vorzuwerfen haben. Ich thue, was ich kann, und bin ich auch in meinem Unternehmen nicht glücklich, ſo werde ich doch nicht unzufrieden. Gott wird ſeinen Willen erfüllen, und ich werde meine Schuldigkeit gethan haben. — Man glaube nicht, daß Ehre und Ruhm mich reitze, dies Geſchäft zu betreiben. Vernunft und Pflicht ſind es.« Es iſt alſo von dieſem religiöſen Mann (wofür ihn eben ſo der franzöſiſche katholiſche Herausgeber des Geiſtes Emery, als der Proteſtant Johann Müller hielt *). Ich ſchließe mit Grund daraus, daß er ſein Gehör vor der ihm von Peliſſon und Boſſuet ſtark und kräftig dargelegten Wahrheit nicht verſchloß. Da er überdieß

Zweitens ſchon ſo ſchöne Geſtändniſſe für das Concil gethan hatte; wie im Briefe an Mad. de Brinon (XXVI. S. 165): »Daß man viel Weisheit und Ordnung in den Akten deſſelben wahrnehme; und obſchon auch ſich etwas Weltliches mit eingemiſcht habe (und was iſt ganz rein davon?) ſo bin ich doch nicht von der Zahl derer, die ſich gegen daſſelbe ereifern; daß es wirklich viel Vortreffliches enthalte« (S. 144). Er entkräftet ſeinen Einwurf von

---

*) Er ſagt: die Briefe Leibnitzens ſind voll ächter Weisheit, Klugheit und Religioſität im hohen reinen Sinne ohne Partheigeiſt (S. 126). Daß auch dieſer große Schweizer in vielem katholiſch dachte, zeigen ſeine Werke und meine Zeugniſſe aus allen Jahrhunderten für die Gewalt der Kirche u. ſ. w.

der Nichtannahme des Concils in Frankreich dadurch, daß er ſelbſt anführt, S. 263: daß die franzöſiſchen Prälaten Alles, was auch unter Julius III. geſchah, gutgeheißen haben; daß ſie zu Trident blieben, obſchon ſie ſollten vom Könige zurückberufen werden; daß die Rede des königlichen Geſandten, die dem Concil nicht zuſagte, unterblieb, die weltliche Geſandtſchaft blos aus einer weltlichen Urſache geſchah, und dadurch, daß man die Prälaten zurückließ, dem Concil die Freiheit der Stimmen zurückgab (2[illegible]4). Daß das Glaubensbekenntniß Pius IV. von den Biſchöfen Frankreichs angenommen, und dem Clerus zur Ablegung bei Beſitznahme eines Beneficiums oder eines Lehrſtuhls vorgeſchrieben, und das Concil als von der Kirche Frankreichs angenommen 1715 erklärt worden ſey (268). In dem Briefe an die Herzogin von Braunſchweig den 2. Juli 1691 ſagt er, daß er in vielen Dingen mit dem Concil einverſtanden ſey (S. 335), und weiter unten, S. 339: »Die meiſten Entſcheidungen ſind mit vieler Weisheit gemacht worden.»

Drittens enthielt ſich auch Leibnitz zu verlangen, daß das Concil als aufgehoben in dem Vereinigungsgeſchäfte ſollte betrachtet werden, ſondern nur als für die Proteſtanten ſo lange ſuspendirt ſeye, bis durch beiderſeitiges Beſtreben entweder alle Punkte ausgeglichen, oder die wenigen nicht ausgeglichenen durch ein neues Concil entſchieden wären. Aber auch hierin ſchien er, durch die Vorſtellungen Boſſuets von der Gefährlichkeit dieſes Anſinnens, der Unzulänglichkeit und der Unthunlichkeit, und weil ſogar ſein lieber Molanus dies nicht verlangte, ſtillſchweigend nachgegeben zu haben. Molanus ſagte: Wenn nur, wie Boſſuet und er ſchon glücklich angefangen, alle Controverſen, welche das Concil unter dem Anrathen definirt habe, könnten ſo erklärt werden, daß kein reeller Unterſchied mehr zwiſchen den Lehren beiden Theile vorhanden wäre: wozu dann Verſammlungen? wozu Unterhandlungen mit dem Pabſte und Kaiſer, und andern Großen der Erde? Wozu die Suſpenſion des Tridentins und ein neues Concil, wenn man zeigen kann, daß unſre Lehrer das Concil von Trident nicht recht verſtanden haben u. ſ. w. (XXVI. 85, 111.) Nun waren aber ſchon über 50, und zwar von größter Wichtigkeit, ausgeglichen (S. 86), und Molan hofte, daß es noch von mehreren geſchehen könnte, worunter gewiß die Lehre von beiden Geſtalten (welche die Helmſtäder annahmen, §. XV.) war, da ſie Luthern ſelbſt nicht wichtig ſchien. Was ſollte alſo Leibnitzen hindern, ſich dem Tridentinum, wie andern Concilien, zu unterwerfen, da er bekennt, »es ſey gefährlich, Verwände aufzuſtellen, um Zweifel über Concilien zu erwecken; wie es gefährlich ſey, zweifelhaften Anſehen zuzuſchreiben« (Briefe an Boſſuet vom 8. Jänner 1692(. Da er überdies ſelbſt glaubt, wegen eben des Vorwurfs über den Kanon der Vulgata könne das Concil gerettet werden (S. 386), bei welchem er ſich am längſten verweilt, und ſo viel Kunſt, Scharfſinn, Geſchichtkunde und Gelehrſamkeit angezeigt hat, daß Bauſſet bekennt, daß man auf Leibnitzens Seite treten würde, wenn man ihn ohne Boſſuets Antwort läſe, daß man ſeine Arbeit nicht genug bewundern könne.

Viertens, ſcheint es mir unwahrſcheinlich, daß Anton Ulrich, in deſſen Namen der letzte Schritt geſchah, das Glaubensbekenntniß Pius des IV. würde abgelegt, folglich das Tridentinum als Glaubensregel angenommen haben, wenn ihm Leibnitz nicht bekannt hätte, ſeine Zweifel ſeyen ihm von Boſſuet alle aufgelößt werden. Wenigſtens kann ich nicht denken, der Fürſt habe nicht ſich beide Abhandlungen dieſer großen Kämpfer von dem ihm gegenwärtigen referiren, und des letzten Urtheil hören wollen. Daß dies Urtheil nicht öffentlich mitgetheilt wurde, hinderte Großbritanniens Krone. Seine Realität der beiden Urtheile gründet ſich genug auf ſeine Hochſchäzzung des Concils, auf das Gutheiſen der meiſten Dekrete, der, ſelbſt gegen ſich unternommenen Rettung deſſelben, wovon nebſt der letzten noch eine S. 281, in andern Rückſichten vorkömmt.

Ich geſtehe unterdeſſen, daß in eben dem 112. Briefe an Fabricius, wo er die Betrachtungen des Herzogs Ulrich lobt, wider den Kanon der Vulgata, als ein Haupthinderniß der Vereinigung vorſchützt, und vorgiebt, Boſſuet habe ſich umſonſt Mühe gegeben, ſeine Beweiſe zu widerlegen. Allein da er die Widerlegung unangetaſtet und unbeantwortet ließ, ſo mußte er ſeinem Fürſten unter vier Augen anders geſprochen haben, als die Klugheit erlaubte in einem Briefe von Hannover, da die Königin Anna noch lebte, zu ſchreiben. Uebrigens hatte ja Leibnitz im Briefe an Boſſuet, 14. Mai 1700, (XXVI. S. 413), dieſem Prälaten ſeinen Beifall gegeben, »daß die Kirchen der alten Zeiten in Rückſicht des Anſehens der Bücher der heiligen Schrift in ihrem Urtheil getheilt waren, ohne daß ſie auch in der Lehre uneinig geweſen wären. Und ſie hatten Recht, weil ſie einſahen, daß jene Verſchiedenheit des Kanons, die aber nach meinem Urtheile nur ſcheinbar war (alſo nicht ſo widrig in der Hauptſache wirken konnte), keine Verſchiedenheit im Glauben nach ſich zog. Ich glaube alſo, daß auch noch jetzt jene Verſchiedenheit ohne Folge der andern beſtehen könne.» Alſo konnte unſer Philoſoph kein ſo großes Gewicht auf die Sache ſetzen, daß er deswegen die vielen Dogmen, denen er ſchon beigepflichtet hatte, hätte aufgeben, d. i. weniger Katholik ſeyn wollen.

Er iſt es ſogar noch in einer Sache, die jetzt ſo vielen Lärmen macht, nämlich über das unbedingte Bibelleſen. Unmittelbar nach obiger Stelle folgt dieſe, welche auch der gelehrte Verfaſſer der Schrift, die ſo eben in Frankfurt erſchienen iſt: »Sind die Vorſchriften der römiſch-katholiſchen Kirche in Anſehung des Verbots die heil. Schrift in der Landesſprache zu leſen ärgerliche päbſtliche Verordnungen zu nennen«, nebſt vielen andern Stellen proteſtantiſcher Schriftſteller aushob. Die Worte ſind: »Ich geſtehe auch, daß nicht allein die Kenntniß des Kanons, ſondern ſelbſt die Kenntniß der ganzen heil. Schrift nicht unentbehrlich nothwendig iſt, daß es Völker ohne Bibel giebt, und daß der mündliche Unterricht, oder die Tradition den Mangel derſelben erſetzen könne. Freilich iſt der göttliche Beiſtand nöthig, daß ſich die Tradition rein erhalte.« Nun dieſer Beiſtand iſt nach Leibnitzens Bekenntniß von Gott ſeiner Kirche verſprochen.

Der Kanon konnte alſo in den Geſinnungen Leibnizzens mit Grund nichts ändern. Vielmehr da Boſſuet ſich zu ſagen getraute: »Er erwarte nun von der Billigkeitsliebe Leibnitzens, er werde nun vielmehr ſeine Beweiſe als unwiderleglich anſehen, als daß er dies von den ſeinigen behaupten wolle. Auch ſey er überzeugt, daß der Abt von Lokkum dieſen Punkt nie als eine Urſache der Trennung, oder als einen Grund, ſich gegen das Concil zu Trident zu ſträuben angeſehen habe« (Br. vom 17. Auguſt 1791, XXVI. S. 509). Und ſo iſt es wirklich: Molanus würdigte, ſagt Prechtl S. 180, bei Aufzählung der Divergenzpunkte dieſer Sache, ſie nicht einmal mit einer Erwähnung.

§. XVII. Der wichtigſte Einwurf iſt nichtig.

Aber nun entſteht der wichtigſte Einwurf! Wenn im Herzen und nach Hauptgrundſätzen und ſo vielen andern Lehren Leibnitz römiſch-katholiſch war, warum trat er nicht zu dieſer Kirche öffentlich über? Denn was heimlich geſchah wiſſen wir nicht, würden es aber wohl wiſſen, wenn alle ſeine Briefe bekannt geworden wären, welche zwar als nicht geſchehen Feder, in der Vorrede zu ſeiner Sammlung, bedauert, aber ſelbſt dem Verluſt nicht abhalf, theils daß er ſie nicht continuirte, theils, obſchon er die alphabetiſche Ordnung erwählte, aber zwei Hauptnamen Anton Ulrich und Arnald übergieng. Von der letzten Uebergebung bringt der Recenſent dieſer Sammlung die Urſache bei, daß Feder dieſe Briefe in Abſchrift habe unter der Napoleoniſchen Regierung an einen Gelehrten nach Paris ſchicken müſſen, alſo vermuthet ſie würden dort gedruckt werden, Hall. allg. Litt. Zeit. Auguſt S. 278. 1805, welches aber aus eben ſo wenig genügendem Grunde bis 1819, nicht geſchehen iſt. Nur theilt Hr. Emery im Anhang zur Theologie einige Stellen mit, die ich benutzte, wenn ich keine andre Quelle angebe. Warum aber die Rubrik Anton Ulrich weg blieb, altum silentium, bei Feder und Recenſenten!

Doch ſey Leibnitz nicht heimlich zur römiſch-katholiſchen Kirche übergetreten, was beweiſet dies? Im Briefe an Madám Brinon ſehen wir, daß er im Irrthum, und zwar, wie er äuſſert, in einem unſchuldigen Irrthum war, die Gemeinſchaft mit Rom ſey nicht nothwendig (XXVI. S. 142), daß er es aber herzlich wünſchte, beweiſen die Stellen, welche in der überſetzten Vorrede des franzöſiſchen Herausgebers VI. — VIII., aus der Correſpondenz mit dem Landgraſen Ernſt von Heſſen-Rheinfelds mitgetheilt worden ſind. Der deutſche Herausgeber dieſer Briefe Böhmer, oder ſein Recenſent, von dem wir ſchon einmal ſprachen, hatte nicht die Güte die Hauptſtelle, ſiehe VIII. den Katholiken auszuheben, wohl aber was Zweifel gegen die dem Fürſten entdeckte Geſinnung erregen könnte, wobei noch zu bemerken, daß Böhmer nur die Briefe aus den Jahren 1683 und 1681 lieferte, und was Alles nachher von Leibnitz, ſeit 1691 geſchah, ſeine Geſinnung und Grundſätze uns verheimlicht wurden. —

Als Urſache daß der hannövriſche Staatsmann aus Liebe zu ſeinem Hofe, den Uebertritt verſchob, bis er die dreifachkönigliche Krone auf dem Haupte Georgs des I. ſah, iſt aus Allem von mir und Abt Prechtl Geſagten wahrſcheinlich. Zwar ſah er ſie, aber noch angefochten, und er glaubte noch etwas, durch ſeine Schrift: Anty. beitragen zu können, daß ſie feſt ſtände; aber kaum hatte er ſie in Deutſchland erblickt, als er erkrankte und in kurzer Zeit durch einen Trank, den ihm einer der Loyoliten von Regensburg (von Ingolſtadt, alſo wohl der P. Orban) ſoll angerathen haben, der ihm die Gicht in den Rücken trieb, den heftigſten Schmerzen unterlag. So erzählt es ein Proteſtant, und bewies dadurch, daß die Jeſuiten nicht allein Königsmörder, ſondern auch Mörder ihrer ſie ſchätzenden Freunde ſind. Aber zum Glück für die Jeſuiten wollte der Erzähler ſelbſt ſo was nicht beweiſen. Er ſagt nichts gegen Mittel ſelbſt, ſondern gegen die Anwendung deſſelben, welche ſachkundige Aerzte, wenn ſie doch befragt wurden, zu beſtimmen hatten. Es heißt: das Mittel konnte, (wegen Schwäche des alten ſiebenzigjährigen Mannes) durch die gewöhnlichen Wege nicht weggeſchaft werden; nebſt dem geſellten ſich Steinſchmerzen dazu, u. ſ. w. (Acta Lips. 1717, S. 336) Anders erzählt den Tod das Pantheon.

Endlich iſt die Vermuthung, daß Leibnitz ſeinen Tod nicht ſo nahe geglaubt habe, alſo wohl hoffen könnte, in Umſtände zu kommen, wo er ſeinem ſchon an den Landgrafen gethanen Wunſch nachkommen könnte. Er wollte noch in dem letzten Jahre ſeines Lebens Wien zum künftigen Aufenthaltsort nehmen. Zwar mögen Kränkungen, die der verdienſtvollſte Mann des Landes vom Miniſter erlitt, zwar mag die Hoffnung die projektirte Akademie noch dort zu Stande zu bringen, viel zu dieſem Entſchluß beigetragen haben, aber Recenſent der Feder'ſchen Sammlung geſteht: »daß auch perſönliche Rückſichten mitwirkten, in allen übrigen jedoch (alſo hier iſt was Mehr!) wo man ihn mit ſelbſt ſtrengkatholiſchen In- und Ausländern eine Vertraulichkeit unterhalten ſieht, zu der unſere Zeloten ziemlich ſcheel (ja wohl, wie wir gleich ſehen werden) ſahen, war unſtreitig ſein Zweck kein andrer als Wahrheit, Vernunft und Wiſſenſchaft, durch jedes in ſeiner Gewalt ſtehende Mittel, überall zu verbreiten.« Recht, aber noch mehr Gewißheit in der Wiſſenſchaft des Heils, das ihm über Alles gieng, zu erhalten (§. V.). Hier wird man abermals verſucht, ſich Verheimlichung vieler Briefe zu denken.

Doch genug über dieſe Frage, deren gewiſſer Aufſchluß nach jetziger Lage noch bei Gott ſteht. Wir wünſchen daß Er ſowohl, als vor ihm Grotius und nach ihm der Hofprediger Stark, nebſt andern nicht freventlich irrenden nicht katholiſchen Brüdern die Gnade ertheilt, von jenem Akt der Liebe Gottes über Alles in den letzten Augenblikken ſeines Lebens recht herzlich durchdrungen zu werden, die ihn zur Reue bewegen mußte, daß er vielleicht zu lange, und aus vor Gott nicht ſo wichtigen Gründen, den Hauptſchritt zur Kirche des ewigen Heils zu thun verſchoben.

Man wird mir ſagen: Was redeſt Du unwiſſender? Stand ihm nicht ein proteſtantiſcher Prediger bei? Ich weiß es, weiß aber auch, daß er in ſo vielen Dogmen mit dem katholiſchen Kaſſander und dem aus dem Lutherthum zu der kathliſchen Kirche übertretenen Gelehrten Wicelius übereinſtimmt, und ſein Anſehen wohl ſehr auf Leibnitz wirkte, daß er auch mit ihm und jenem gleich dachte; ich weiß, und ihr leſet es in dieſer Schrift, daß er den Kalvinismus, und ſpäter den Socinianismus verließ, endlich weiß ich, daß er an ſeinen Bruder zwei Jahre vor ſeinem Tode (1643) ſchrieb: »Was die Kirche von Occident, die mit der römiſchen vereinigt iſt, annahm, ward einförmig von den griechiſchen und lateiniſchen Vätern angenommen, daß man die Gemeinſchaft mit dieſen eingehen müſſe, werden wenige ſich zu läugnen unterſtehen.« Der berühmte Hieronymus Bignon, der mit Grotius ſehr verbunden war, hat nach deſſen Tod erklärt, daß Er ihm ſeinen Entſchluß, ſich öffentlich nach ſeiner Rückkehr aus Schweden mit der römiſchen Kirche zu vereinigen, entdeckte. Allein der Tod überraſchte ihn auf der Reiſe nach Frankreich. Bausset Vie de Bossuet IV., S. 318 und 319. »Die Thatſache hört Arnald von Herrn Bignon.« Discussion amicale, S. 290, I. B.

Zum Schluſſe dieſes Einwurfs bemerke ich noch, daß Proteſtanten ihn machen ſollten. Lange Jahre hatte Leibnitz keine äußerliche Gemeinſchaft mehr mit lutheriſchen kirchlichen Gemeinden. Er beſuchte nicht mehr oder höchſt ſelten den öffentlichen Gottesdienſt, wie ihm ſeine Geiſtlichen oft, auch öffentlich, vorwarfen (Vorrede des Geiſtes). Leibnitz, ſagt Bougine, wollte ſich weder mit

Predigten, noch mit den Predigern und mit Beſuchung des öffentlichen Gottesdienſtes abgeben (Handb. der allg. Litt. Zeit., II. B. S. 395). Weil er nicht zum Abendmahl gieng, ſchalten die Prediger öffentlich auf ihn, aber er blieb bei ſeiner Weiſe, ſagte **Eckart** in ſeiner Lebensbeſchreibung.

Will man deswegen auf das Alte wieder verfallen:

Leibnitz glaubt nichts,

ſo iſt dies oben §. §. VI, VII, VIII hinlänglich widerlegt worden. Unter allen Vorwürfen, die man **Leibnitzen** gemacht hat, iſt keiner ungegründeter geweſen, als der Vorwurf des **Unglaubens**. Es ſind noch **irgendwo viele ungedruckte Briefe vorhanden**, aus denen man ſieht, daß **Leibnitz** nicht nur ein **rechtgläubiger** Chriſt war, ſondern daß er auch eine **beſondre Vorliebe für die katholiſche Religion** hatte.« **Meiners** Grundriß der Geſchichte der Weltweisheit. S. 285. »Gewiß, ſagt **Herder**, V. Samml. der Briefe zu Beförderung der Humanität, S. 23, kann man **Leibnitzen** den Vorwurf nicht machen, zu **Wenig** geglaubt zu haben.«

Und nun da wir aus dieſer Abhandlung von **Leibnitzens** Vorliebe für die katholiſche Religion, von der **Annahme ſo vieler Hauptgrundſätze** und **andrer** Lehren derſelben überzeugt worden ſind, wie dörfen wir zweifeln, daß das Syſtem der Theologie dieſes großen Mannes nicht ächt, ſondern wohl gar die Erfindung eines Jeſuiten oder Exjeſuiten ſey. Gewiß dies Werk machte ihnen, auch als Erdichtung, Ehre. Und ſo ſprach, ehe noch dies Werk erſchien, ein hochgelehrter proteſtantiſcher Doktor der Theologie bei einer berühmten Univerſität. Aber dies glaubte der Hr. Doktor wohl ſelbſt nicht. Denn er konnte doch wohl wiſſen, was Hr. v. Murr 1779 von der Entdeckung dieſes Syſtems in die Welt hinein ſchrieb, und daß dieſe Nachricht ſogleich der eifrige Goldhagen freudig in ſein Religionsjournal, VI. St. S. 595, aufnahm; daß, ſtatt dieſer Nachricht zu widerſprechen, die Acta Historico — ecclesiastica (ein ächt proteſtantiſches Produkt) Nostri Temporis, im LXXXIV. Theil 1786, wo alſo Zeit genug vorhanden war, die Sache kritiſch zu unterſuchen, nicht nur die Thatſache nicht läugnen, ſondern NB. durch ein »NB.» jedermann benachrichtigt haben wollen, »daß Leibnitzens Apologie der katholiſchen Religion wirklich exiſtiere.» Und nun konnte die Kritik über gewiſſe Kritiker 1796, ſich darauf, als ein unbezweifeltes Zeugniß berufen, das Leibnitz' die Union nicht hinderte, welches wie ſeinem Charakter, ſo dieſem Syſteme, widerſprach; ſo konnte Feller, die ſchon von zwei Proteſtanten gegebene Nachricht von dieſem Glaubensbekenntniſſe Leibnitzens, in ſein hiſtoriſches Lexikon aufnehmen, und der dritte Proteſtant, der Darmſtädtiſche Hofprediger v. Stark, ſie nachſchreiben, obſchon ihm ſicherlich die vorhergehenden Zeugniſſe, und noch andere Gründe bekannt waren. Er ſchließt ſeine Anzeige mit den Worten: »Es iſt zu bedauern, daß man dieſe Vertheidigung noch nicht durch den Druck bekannt macht.»

Das ganze Zeugniß von Herrn v. Stark iſt ſchon oben S. VI. angeführt worden. — Uebrigens halte ich es für unnöthig, noch mehr Beweiſe über die Schrift Leibnizens anzuführen; wem dieſes, was in der franzöſiſchen Vorerinnerung von S. I. bis VIII. hierüber geſagt worden, nicht genüget, den möge das von Leibnitzens Hand geſchriebene und in Paris liegende Manuſcript — als lebendiges Zeugniß — ſelbſt überweiſen.

Beſchluß.

Da nun Leibnitz ſich frühzeitig ſchon mit der Theologie (§. IV.), und zwar aus Religioſität (§. V.), abgegeben, dadurch zur Offenbarung geführt ward (§. VI.), und deshalb kein Indifferentiſt (§. VII.), kein Socinianer, kein Antitrinitarier (§. VIII.), nicht reformirt (§. IX.), nicht altlutheriſch (§. X.), nicht neuproteſtantiſch (§. XI.), nicht neu unirt reformirt-lutheriſch (§. XII.): ſo iſt es aus ſo vielen Gründen möglich, daß er die Grundſätze, die im Systema Theologicum ausgeſprochen ſind, erklären konnte; — da er ſich überdies dem Katholicismus ſehr geneigt beweißt (§. XIII.), wenigſtens im Herzen und nach den Hauptgrundſätzen (§. XIV.), wie auch in einzelnen Dogmen (§. XV.), ein Katholik iſt, und ihn ſeine Bedenklichkeiten nicht vom Katholicismus abhielten (§. XVI.): ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß er der Verfaſſer des Syſtems ſey; — da endlich Zeugniſſe jeglicher Art vorhanden ſind (§. XVII., und Vorerinnerung S. I. — VIII.), ſo kann hierüber kein Zweifel mehr obwalten, und ein ſo wichtiges Werk (§. II.), von einem ſo großen Manne (§. I.), verdient von Wahrheitliebenden gewiß eine genaue Beherzigung.

Inhalt
der
Vorrede.

Leibnitzens Größe .... Seite IX
Alſo iſt dieſes ſein Werk höchſt intereſſant . . . XI
Obgleich nicht das einzige Werk des theologiſchen Faches XI
Er hatte früh und gründlich die Theologie ſtudiert XII
Und dieſelbe aus Religioſität gewählt XIII
Dies Studium führte ihn zur Offenbarung . XIII
Bewahrte ihn vor dem Indifferentiſmus . . . XVIII
Er war kein Socinianer und kein Antitrinitarier XX

Er war nicht reformirt XXXII

— — nicht altlutheriſch XXXV

— — nicht neucalviniſch-lutheriſch oder neuproteſtantiſch XLIII

— — ſelbſt nicht neu-unirt-reformirt-lutheriſch L

Leibnitz zeigt ſich dem Katholicismus geneigt

a) Ueberhaupt . . . . Seite LIV

b) Gegen Rom insbeſondere LVI

c) Gegen Ordensſtände LIX

d) Deſſen auſſerordentliche Schrift für die Erhebung eines katholiſchen Fürſten LIX

e) Schreibt den Katholiken gröſſere Toleranz als den Proteſtanten zu . . LXII

f) Eben ſo die Abſchaffung des Hexen-Verbrennens LXII

g) Empfiehlt katholiſche Religionsbücher LXIII

h) Iſt ſogar Proſelitenmacher LXV

Leibnitz iſt wenigſtens im Herzen und nach den Hauptgrundſätzen Katholik LXVI

1) Vom Papſte LXVII

2) Kirche und Hierarchie LXXVIII

3) Kirchengewalt LXXX

4) Unfehlbarkeit der Kirche LXXXI

5) Tradition LXXXV

Er iſt auch in einzelnen Dogmen Katholik . . LXXXVI
- α) Fegfeuer und Gebet für Verſtorbene LXXXVII
- β) Heiligen-Verehrung LXXXVIII
- γ) Gute Werke LXXXVIII
- δ) Meſſe LXXXIX
- ε) Viele von Molan ausgeglichene Artikel XC
- ζ) Vom berühmten Reſponſum zugegebene Artikel XC
  - αα. Wie die Beicht XCIV
  - ββ. Eine Geſtalt XCIV
  - γγ. Sieben Sakramente XCV
- η) Von Herzog Ulrich bekannte Glaubensartikel XCV

Leibnitzens Bedenklichkeiten hielten ihn nicht vom Katholicismus ab C
- a) Nicht Mißbräuche C
- b) Nicht das Concil von Trident CI

Der Haupteinwurf gegen Leibnitzens Katholicität iſt nichtig CXII

Beſchluß CXVIII

Inhalts-Anzeige

des

Syſtems der Theologie.

Von Gott . . . . Seite 1
Von den Engeln 11
Ihr Fall 13
Von dem Menſchen 13
Von der Erbſünde 13
Von den wirklichen Sünden 15
Die Vorſehung hatte von Ewigkeit her beſtimmt, den Menſchen nach ſeinem Falle zu erlöſen 17

Begriff der Stadt Gottes 19

Von der Offenbarung 21

Kennzeichen der Offenbarung 21

  Prophezeihung 25

  Wunder 25

Von der heiligen Dreieinigkeit 29

Wie die Dreieinigkeit zu verſtehen ſey 29

Von der Menſchwerdung 31

Beleuchtung dieſes Geheimniſſes 33

Ketzerei der Arianer und Photinianer 37

Ueber die Art der Vereinigung der zwei Naturen in Chriſto 39

Von der Rechtfertigung des Sünders 41

Von der Gnade 41

Sie hebt die freie Willkühr nicht auf 43

  Zureichende 45

  Wirkſame 47

  Zuvorkommende Gnade 49

Von der Art der Rechtfertigung 53

Von dem Glauben und der Liebe 57

Vom Glauben insbeſonders 59

Von der Liebe 65

Von der Hoffnung 67

Worin die Erbſünde eigentlich beſteht 71

Von dem Werth der guten Werke 77

Von den Ordensſtänden 85
Streitigkeiten über die Verdienſte der guten Werke . 89
Von dem Gottesdienſte 99
Nothwendigkeit des äuſſern Kultus 107
Von der Bilderverehrung 117
Ihr Nutzen 119
Geſchichte der Bilderverehrung 129
Worin die Bilderverehrung beſtehe 135
Fernere Erörterung 145
Es wird dabei Vorſichtigkeit erfordert 151
Reliquien= und Heiligen=Verehrung 155
Ueber die Art, wie die Heiligen Kenntniß der menſchlichen Dinge haben 159
Es ſind zuweilen hierin auch Mißbräuche eingeriſſen . 173
Unterſchied zwiſchen Latria und Dulia 185
Von den Reliquien insbeſonders 195
Von den Sakramenten überhaupt . . . . Seite 197
Zahl und Erklärung 199
Ausſpender 203
Kraft der Sakramente 207
Taufe 211
Firmung 213
Eucharistie 215
Lehren der Neuerer 217
Transſubſtantiation 221

Vernunftbeweiſe ihrer Möglichkeit 229
Von der Kommunion 239
Urſachen, warum der Gebrauch des Kelchs abgeſchaft worden 247
Von der Anbetung des allerheiligſten Altareſakramentes 251
Buße 261
Beicht 263
Losſprechung 263
Ein kluger Beichtvater iſt ein großes Geſchenk Gottes 265
Vollkommene und unvollkommene Reue . 269
Genugthuung 271
Letzte Oelung 275
Meßopfer 277
Prieſterweihe 289
Pabſt 297
Biſchöfe und Prieſter 303
Ehe 309
Vielweiberei 309
Eheſcheidung 313
Ehehinderniſſe 319
Cölibat 323
Lob des Cölibats 325
Von dem zukünftigen Leben. 331

Ewige Verdammung der Sünder 333

Ewige Belohnung der Gerechten 335

Auferſtehung der Körper 339

Fegfeuer 341

Berichtigungen.

Vorwort.

Seite	V	Zeile	22	ſtatt:	ſie	lies:	die Wahrheit.

Vorerinnerung.

Seite	IV	Zeile	20	ſtatt:	Rückfalt	lies:	Rückhalt.
—	V	—	8	—	rönuſchen	—	römiſchen.
—	V	—	14	—	Jahre	—	Jahren.

Vorrede.

Seite	XII	Zeile	2	ſtatt:	Daß	lies:	Das.
—	XIV	—	29	—	haben	—	habe.
—	XVI	—	24	—	das	—	daß.
—	XIX	—	1	—	bleibt den weg.		
—	XXI	—	24	—	ſeyen	—	ſeye.
—	XXIV	—	1	—	wilche	—	welche.
—	—	—	1	—	dia	—	die.
—	—	—	17	—	Wohl	—	wohl.
—	XXIX	—	19	—	katholiſchen	—	katholiſche.
—	XXXIII	—	29	—	hatten	—	hatte.
—	XXXIV	—	3	—	wirflich	—	wirklich.
—	XXXIX	—	24	—	käme	—	kämen.
—	LII	—	21	—	paſſonirten	—	paſſionirten
—	LIV	—	28	—	das	—	deß.
—	LXVI	—	23	—	Socianer	—	Socinianer.
—	LXVII	—	8	—	ſiud	—	ſind.
—	LXXIII	—	17	—	orbie	—	orbis.
—	LXXXVI	—	22	—	wieder	—	wider.
—	XCIII	—	27	—	Jahrcnd	—	Jahrend.
—	XCVII	—	31	—	eingetretene	—	eingetretenen.
—	XCIX	—	19	—	is	—	in.
—	—	—	31	—	pontiſicis	—	pontificis.

Systema Theologicum.

Seite 24 Zeile 3 ſtatt: [illegible] lies: [illegible].
— 25 — 25 — bleibt das Comma weg.
— 45 — 7 — Heil — Heils.
— 51 — 10 — ganz die — ganz in die
— 85 — 27 — [illegible] — [illegible].
— 125 — 26 — Orient — Orients.
— 176 — 18 — ipso — ipsi.
— 179 — 24 — [illegible] — [illegible].
— 181 — 1 — ſo müſſen wir uns — müſſen wir.
— 221 — 10 — allgemeine — [illegible].
— 239 — 7 — nothwendigſt — nothwendig.
— 247 — 27 — Begreiffe — Begreiffe.
— 288 — 20 — [illegible] — [illegible].

Syſtem der Theologie.

SYSTEMA THEOLOGICUM.

Cum diu multumque invocato divino auxilio, depositisque, quantum forte homini possibile est, partium studiis perinde ac si ex novo orbe Neophytus nulli adhuc addictus venirem, controversias de religione versaverim, haec tandem mecum ipse statui, atque expensis omnibus sequenda putavi, quae et scriptura sacra et pia antiquitas et ipsa recta ratio et rerum gestarum fides, homini affectuum vacuo commendare videntur.

Primum ita sentio esse substantiam perfectissimam, eamque unicam, aeternam, ubique praesentem, omnisciam et omnipotentem, quam Deum vocamus, a quo omnia alia pulcherrima ratione creata sunt et perpetua quadam productione conservantur. Itaque minime ferri debet eorum doctrina qui Deum

Syſtem der Theologie.

Nachdem ich lange und reif, nach Anrufung des göttlichen Beiſtandes und Beſeitigung aller Parteilichkeit, in ſo fern dies etwa einem Menſchen möglich iſt, die Religionsſtreitigkeiten erwägt, gleich als wäre ich als Neuling, keiner Partei noch zugethan, aus einem andern Weltkreiſe dahergekommen: habe ich endlich dieſes bei mir feſtgeſetzt, und nach allſeitiger Ueberlegung als Richtſchnur befolgen zu müßen geglaubt, was die h. Schrift, das ehrwürdige Alterthum, die geſunde Vernunft und die Zuverläßigkeit der Thatſachen, einem unbefangenen Manne anzuempfehlen ſcheinen.

Vor allem glaube ich, daß es ein vollkommenes, und zwar einziges, ewiges, allgegenwärtiges, allwiſſendes und allmächtiges Weſen gebe, welches wir Gott nennen, von dem alles Andere durch eine höchſt weiſe Vernunft erſchaffen worden, und gleichſam durch eine immerwährende Schöpfung erhalten wird. Durchaus unerträglich iſt daher die Lehre derjenigen,

corporeum, finitum, loco circumscriptum, futurorum contingentium, absolutorum vel conditionatorum ignarum sibi fingunt; et proinde antitrinitarios quosdam et his vicinos, valde improbo, qui ne hoc quidem caput fidei intactum reliquere, et de Deo sentiunt indignius.

Haec porro intelligentia suprema alias mentes condidit a quibus glorificaretur, quas justissima ratione gubernat, ita ut qui totam divinae oeconomiae rationem intelligeret, perfectissimae reipublicae exemplar esset deprehensurus, in quo nihil desiderare sapiens aut voto supplere possit. Itaque fugiendi sunt qui Deum concipiunt tanquam vim quamdam summam a qua cuncta quidem emanant, sed indiscriminatim quadam existendi necessitate sine delectu pulchri aut boni, tanquam hae notiones vel arbitrariae essent, vel non in natura sed humana tantum imaginatione consisterent. Deus enim non est tantum auctor maximus rerum sed et optimus princeps mentium et legislator quidem, sed qui nihil aliud a subditis suis *) exigit, quam animos sincere affectos ac recta intentione praeditos et

---

*) Sed hi cogitare debent ecclesiam non velle patrem, exempli gratia, aut filium esse trinum personis,

welche einen körperlichen, endlichen, im Raum eingeſchränkten Gott, der des zufällig, unbedingt und bedingt Zukünftigen unkundig ſey, ſich erdichten; und deßhalb verabſcheue ich gewiſſe Dreieinigkeitsläugner und die in ihrem nahen Gefolge ſind, welche ſogar dieſen Hauptartikel des Glaubens nicht verſchont haben, und von der Gottheit ſo unwürdige Geſinnungen hegen.

Nun hat dieſes höchſte Verſtandesweſen noch andere Geiſter gebildet, von welchen daſſelbe verherrlichet werden ſollte, und dieſe regirt es durch eine unendlich gerechte Vernunft; ſo, daß wer einen vollkommenen Begriff von dieſer göttlichen Ordnung hätte, das Muſter des vollkommenſten Staates darin erblicken würde, in welchem der Weiſe nichts vermißt, nichts hinzu wünſchen kann. Man hat ſich alſo vor jenen zu hüten, welche ſich zwar Gott vorſtellen als die höchſte Kraft, von welcher alles ausſtrömt, aber ohne Unterſchied und durch eine gewiſſe Nothwendigkeit des Daſeyns, ohne irgend eine Auswahl des Schönen oder Guten, gleich als wenn dieſe Begriffe entweder willkürlich wären, oder nicht in der Natur, ſondern nur in der Einbildung des Menſchen beſtänden. Denn Gott iſt nicht nur der höchſte Urheber alles deſſen was iſt, ſondern auch der beſte Herr und ein Geſetzgeber der Verſtandesweſen, der aber nichts anders von ſeinen Unterthanen verlangt, als aufrichtig liebende Herzen, die mit geradem Sinne begabt

de hac ipsa beneficentia et justissima gubernatione et pulchritudine ac bonitate domini omnium amabilissimi persuasos et proinde non timentes tantam *) potentiam, summi omniaque perspicientis monarchae, sed et benevolentiae ejus confidentes ac denique quod cuncta complectitur, amore Dei super omnia accensos.

Qui enim haec sentiunt, penitusque animo infigunt et vita exprimunt, hi nunquam obmurmurant divinae voluntati, scientes omnia Deum amantibus in bonum cedere debere, et quemadmodum praeteritis contenti sunt, ita circa futura agere ipsi conantur, quidquid praesumptae Dei voluntati congruere judicant: ea autem praemiis poenisque propositis, pos-

---

sed unam esse personam Divinitatis: itaque multiplicatis personis non multiplicatur Deus personis trinus; ecce proinde ob tres personas tres Dii fiunt. Persona porro quae in Deo substantia unica numero et incommunicabilis essentialiter relationem involvit et cum ~~correlatis suis omnium numero substantiam~~ absolutam constituit. *Sunt ergo tres substantiae singulares, relatio una absoluta quae illas complectitur* et cujus ipsa individualis natura singulis communicatur, cujus simulacrum aliquod in mente nostra seipsam cogitante atque amante intelligimus.

Dieſe Stelle ſteht im Manuſcripte am Rande. Es iſt ein Zuſatz, den Leibnitz machen wollte:

und von ſeiner Wohlthätigkeit, von der gerechten Regierung, von der Schönheit und Güte des liebevollſten aller Herren überzeugt ſeyen, und mithin eine ſo große Macht des höchſten und allwiſſenden Monarchen nicht fürchten, ſondern auf ſeine Güte vertrauen, und endlich, was alles umfaſſet, von der Liebe Gottes über alles entbrannt ſeyn müſſen.

Wer nun dieſe Geſinnungen hat, und dieſelben tief in die Seele eingräbt, und durch ſeinen Wandel ausdrückt, der wird niemals murren gegen den göttlichen Willen, in der Ueberzeugung, daß denjenigen, welche Gott lieben, alles zum Beſten gereichen müſſe; und gleichwie er mit dem Vergangenen zufrieden iſt, ſo beſtrebt er ſich auch für die Zukunft das zu thun, was er dem vermeintlich göttlichen Willen am beſten zu entſprechen glaubt: indem aber Gott Beloh-

---

allein es ſcheint derſelbe wäre weiter unten — im Artikel von dem Geheimniſſe der heiligen Dreieinigkeit — beſſer an ſeinem Orte. Der Anfang dieſes Zuſatzes iſt im Original ſehr verworren: er iſt bald ausgeſtrichen. Der Satz: *sunt ergo tres substantiae, etc.*, den ich unterſtrichen habe, iſt ſehr dunkel. Ich weiß nicht, ob die Abſchrift den Gedanken von Leibnitz genau ausdrücke. Im Original iſt *relatio* oder *relativ* durch einen Beiſtrich von *una absoluta* getrennt.

Pariſer Ausgabe.

*) *Tantum*, manuscript.

tulat ut quisque spartam suam ornet, ad instar primi hominis, hortum in quo collocatus est, colat, et ad imitationem divinae bonitatis beneficentiam suam in res vicinas, maxime autem in obvium quemque hominem, tanquam proximum suum, proportione justitiae servata, diffundat, quoniam inter creaturas quibuscum nobis agendum est, nulla homine praestantior est et quam perfici, Deo sit gratius.

Si mentes igitur universae hoc semper cogitarent actionibusque exequerentur, beate sine controversia viverent. Quod cum neque fieri semper neque factum esse constet, quaeritur unde peccatum et per peccatum miseria in mundum intraverit; nam Deus auctor omnis boni, utique causa peccati esse non potest. Considerandum est igitur in omnibus creaturis utcumque eminentibus, esse quamdam limitationem seu imperfectionem congenitam atque originalem ante omne peccatum; quae facit ut sit labilis; atque ita intelligendum est quod JOBUS significasse videtur, ne sanctissimos quidem angelos labis, hoc est, imperfectionis expertes esse. (Itaque cum justitia originali aut imagine Dei non pugnat.)

nung und Strafe verhält, ſo will er, daß ein Jeder ſeine Pflichten erfülle, und, gleich dem erſten Menſchen, den Garten, in welchen er geſetzt worden, bebaue, und nach dem Beiſpiele der göttlichen Güte ſeine Wohlthaten, über alles was ihn umgibt, vorzüglich aber über jeden Menſchen, als ſeinen Nächſten, nach den Regeln der Billigkeit, ausſchütte; denn unter allen Geſchöpfen, mit welchen wir in Verbindung ſtehen, iſt der Menſch das vortrefflichſte, deſſen Vervollkommnung Gott am wohlgefälligſten ſeyn muß.

Wenn daher alle Geiſter dieſe Gedanken nie aus dem Auge verlören und ihre Handlungen darnach einrichteten, ſo würden ſie ohne Zweifel glücklich fortleben. Da dies aber bekanntlich nicht immer geſchieht und noch nicht geſchehen iſt, ſo fragt es ſich, wie die Sünde und wie durch die Sünde das Elend in die Welt kam; denn Gott, der Urheber alles Guten, kann wohl nicht die Urſache der Sünde ſeyn. Es iſt alſo zu bemerken, daß allen Geſchöpfen, ſo erhaben ſie auch ſeyn mögen, eine gewiſſe Beſchränktheit oder Unvollkommenheit angeboren und anerblich ſey, vor aller Sünde, welche macht daß daſſelbe fehlen kann; und ſo muß man auch verſtehen, was Job auszudrücken ſcheint, daß nämlich die heiligſten Engel ſogar von dieſem Flecken, das heißt, von dieſer Unvollkommenheit nicht frei ſeyen. (Er widerſpricht alſo der urſprünglichen Gerechtigkeit oder dem Ebenbilde Gottes nicht.)

In quantum creatura rationalis perfectione ornata est, hoc habet a divina imagine, in quantum vero limitata est et quibusdam perfectionibus caret, ea tenus de privatione seu de nihilo partem capit.

Et huc redit sancti AUGUSTINI sententia, quod causa mali non sit a Deo sed a nihilo, hoc est, non a positivo sed a privativo, hoc est, ab illa quam diximus limitatione creaturarum.

Quanquam autem possibile fuerit Deo eas solum mentes creare, quae etsi labi possent, tamen non essent lapsurae, attamen placuit imperscrutabili sapientiae ejus, hunc quem experimur producere ordinem rerum in quo quaedam mentes possibiles, certam quamdam seriem actionum liberarum et divinorum auxiliorum, itemque fidei, charitatis, beatitudinis aeternae aut horum *) . . . . . . in notione sua possibili, seu existente de ipsis in Deo idea, involventes ex innumeris aliis atque possibilibus selectos ad existentiam admitterentur seu crearentur, ut ADAMUS futurus exul,

---

*) Observat Editio paris. hic aliquod verbum deesse supplendumque, prout exigere videtur sensus. Adjecimus nullum. — Editio Moguntina.

Das vernünftige Geſchöpf hat die Vollkommenheit, mit der es ausgeſchmückt iſt, von dem göttlichen Ebenbilde; in ſoweit daſſelbe aber beſchränkt iſt, und gewiſſer Vollkommenheiten entbehrt, in ſoweit nimmt es an der Beraubung oder dem Nichts Theil.

Und hierauf zielt auch der Gedanke des h. Auguſt., daß die Urſache des Uebels nicht von Gott herkomme, ſondern von dem Nichts, das heißt: nicht vom Poſitiven, ſondern Privativen, von jener Beſchränktheit der Geſchöpfe nämlich, wovon wir ſo eben geſprochen haben.

Obwohl es aber Gott möglich geweſen wäre, nur ſolche vernünftige Geſchöpfe zu erſchaffen, welche, obgleich ſie hätten fallen können, doch nicht würden gefallen ſeyn, ſo gefiel es jedoch ſeiner unerforſchlichen Weisheit, jene Ordnung der Dinge, die wir nunmehr erblicken, hervor zu bringen, in welcher gewiſſe mögliche Vernunftweſen, die auf eine genau berechnete Reihe freier Handlungen und göttlicher Gnaden, und Werke des Glaubens, der Liebe, der ewigen Glückſeligkeit, oder was ſonſt dergleichen iſt, beſchränkt, in dem Allgemeinbegriff ihrer Möglichkeit, oder in dem Urbilde, das von ihnen in Gott exiſtirte, aus unzähligen andern, eben auch möglichen, auserwählt, und in das Daſeyn hervorgerufen, oder erſchaffen würden; — wie Adam, der in der Folge aus dem Paradieſe verbannt worden, wie Petrus, der Apoſtelfürſt, in der Folge Läugner Chriſti, dann Bekenner und Blutzeuge,

PETRUS apostolorum princeps, abnegator, confessor et martyr, JUDAS proditor etc.: idque haud dubie, quia Deus malum quod in nonnullis intercurrere praevidebat, permittebatque, vertere noverat in bonum multo majus, quam quod futurum erat sine hoc malo, ita ut series ista denique, in summa, perfectior futura esset aliis omnibus: ita lapsus ADAMI per incarnationem Verbi, proditio JUDAE per redemptionem generis humani immenso perfectionis lucro, correcta est.

Cum ergo angeli quidam per superbiam, ut videtur, et malo angelo deinde seductore, etiam homo primus per concupiscentiam, quorum illud diabolicum, hoc bestiale peccatum est, lapsus esset; peccatum originale genus humanum, in primo parente, invasit; id est, contracta est pravitas quaedam quae facit ut homines sint ad bene agendum segnes, ad male agendum prompti, obnubilato intellectu, sensibus vero praevalentibus. Etsi autem anima pura a Deo emanet (neque enim adhuc animarum intelligi potest) *) tamen vi unionis cum corpore ex parentum vitio, prave consti-

---

*) In hac parenthesi, ut apparet, verbum desideratur, Versio germanica gallicam secuta est.

Editio Moguntina.

wie Judas, der Verräther u. ſ. w.: und dies ohne Zweifel darum, weil Gott wußte, daß er aus dem Uebel, welches er ſchon in der Zukunft in einigen Theilen der Schöpfung blickte und zuließ, ein weit größeres Gut zöge, als jenes, ohne das Uebel, würde geweſen ſeyn, —, ſo, daß dieſe Ordnung endlich, im Ganzen betrachtet, vollkommener, als jegliche Andere, wäre: ſo ward Adams Fall durch die Menſchwerdung des Wortes, Juda's Verrätherei durch die Erlöſung des Menſchengeſchlechtes, auf eine unendlich vortheilhaftere und vollkommnere Weiſe erſetzt.

Da nun alſo einige Engel dem Stolze, wie es ſcheint, und nachher durch die Verführung eines böſen Engels, auch der erſte Menſch der Begierlichkeit unterlagen, weßhalb jene die Sünde des Teufels, dieſe aber die Sünde des Fleiſches genannt wird: ſo kam die Erbſünde in der Perſon des erſten Menſchen über das ganze Menſchengeſchlecht; das heißt: es kam in die Menſchen ein gewiſſes Verderbniß, wodurch geſchieht, daß ſie zum Guten träge, zum Böſen raſch ſind, indem ihr Verſtand verdunkelt iſt, die Sinne hingegen die Oberhand erlangen. Obgleich aber die Seele rein von Gott ausgeht (denn man begreift nicht, wie Seelen ſich einander hervorbringen können), ſo wird ſie doch, Kraft ihrer Vereinigung mit dem Körper, durch die Schuld der Eltern, verderbt; die Erbſünde oder der Hang zur Sünde mag

tuitur, sive per connexionem cum externis peccatum originale seu dispositio ad peccandum in ea exoritur, quanquam nullum momentum intelligi possit quo pura erat a labe et in corpus *infectum* (*infectionis*) *) intrudenda. Atque ita facti sunt omnes filii irae et conclusi sub peccato et in exitium praecipites ituri, nisi magna Dei gratia subleventur: non eo tamen extendenda est vis peccati originalis ut parvuli qui nullum actuale peccatum commiserunt, damnentur, quemadmodum multi volunt: sub justo enim judice Deo sine culpa sua miser esse nemo potest.

Peccata actualia sunt duorum generum, alia venialia quae temporali castigatione expiari debent, alia vero mortalia quae aeternum exitium merentur; eaque divisio quemadmodum vetus est, ita divinae justitiae prorsus consentanea videtur; neque illos laudare possum qui stoicorum ad instar, peccata omnia pene aequalia, sive summo supplicio aeternae damnationis digna faciunt: prae caeteris autem ea videntur mortalia quae malo animo et contra conscientiam expressam et virtutum principia menti insita, admittuntur. Qui enim ex hac

---

*) Alterum ex his duobus verbis, non utrumque legendum. Editio Parisiensis.

nun aus der Verbindung mit äußern Gegenſtänden in ihr entſtehen, obwohl kein Augenblick denkbar iſt, in dem ſie makellos geweſen wäre, um dann in den angeſteckten Körper eingeengt zu werden. So wurden Alle Kinder des Zornes, Sklaven der Sünde, und würden in's Verderben hinab ſtürzen, wenn die mächtige Gnade Gottes ſie nicht wieder empor hübe. Man darf dennoch die Wirkung der Erbſünde, nicht ſo weit ausdehnen, daß auch die Kinder, welche keine wirkliche Sünde begangen haben, verdammt werden, wie Viele behaupten: denn unter einem gerechten Richter kann Niemand ohne ſeine Schuld unglücklich ſeyn.

Es gibt zweierlei Arten wirklicher Sünden: läßliche, welche durch zeitliche Strafen getilgt werden, und Todſünden, welche eine ewige Qual verdienen. Dieſe Eintheilung iſt alt, und ſcheint der göttlichen Gerechtigkeit ganz angemeſſen zu ſeyn; ich kann daher jenen nicht beiſtimmen, die, nach ſtoiſcher Art, alle Sünden faſt gleich machen oder dieſelben der größten Strafe der ewigen Verdammung würdig machen. Vor allen aber ſcheinen jene Todſünden zu ſeyn, welche aus einem böſen Gemüthe, gegen das ausdrückliche Verbot des Gewiſſens, und die der Seele inwohnenden Tugendgrundſätze, begangen werden. Denn diejenigen, welche mit dem Haſſe Gottes im Herzen aus dieſem Leben ſcheiden (indem ſie forthin

vita discedunt male affecti erga Deum (cum nullis amplius sensibus externis revocentur) *) videntur prosequi coeptum iter, eumque in quo deprehensi sunt animi statum servare atque eo ipso a Deo separantur, unde consequentia quadam in summam animi infelicitatem incidunt, ac proinde, ut ita dicam, damnant semetipsos.

Omnes autem homines in peccato nati et nondum per Spiritus Sancti gratiam renati, aut certe nulla singulari Dei gratia retenti ubi ad rationis usum pervenere, peccata mortalia committere solent. Omnes enim a conscientia pravi rectique admonentur, et tamen subinde ab affectibus superantur; et proinde genus humanum periret nisi Deus de redemptione ejus, sive expiatione, dignum misericordia sua, dignum inenarrabili sapientia consilium ab aeterno cepisset quod suo tempore est executus.

Illud enim pro certo habendum est Deum nolle mortem peccatoris, omnesque salvos fieri cupere, non quidem absoluta illa inevitabili voluntate, sed certis legibus ordinata et

---

*) Quæ includuntur hac parenthesi addita fere sunt ad marginem, nec verborum ordo facile discernitur.
Editio Parisiensis.

durch keine äußere Sinne können zurückgerufen werden), ſcheinen den einmal angetretenen Weg fortzuſezzen, und jene Stimmung der Seele, in welcher ſie überraſcht worden, beizubehalten; und eben darum werden ſie von Gott getrennt; weßhalb ſie denn, durch eine gewiſſer Maßen nothwendige Folge, in das tiefſte Unglück der Seele verfallen, und mithin, um mich ſo auszudrücken, ſich ſelbſt verdammen.

Alle Menſchen, in der Sünde geboren, und durch die Gnade des heiligen Geiſtes nicht wiedergeboren, oder doch wenigſtens durch keine beſondere Gnade Gottes zurückgehalten, pflegen, wenn ſie zum Gebrauche der Vernunft gelanget ſind, Todſünden zu begehen. Denn Alle werden durch das Gewiſſen auf das Böſe und Gute aufmerkſam gemacht, und doch werden ſie je zuweilen von den Begierden überwältigt; und ſohin wäre das menſchliche Geſchlecht verloren geweſen, wenn nicht Gott, in Betreff unſerer Erlöſung oder Verſöhnung, den ſeiner Barmherzigkeit und unausſprechlichen Weisheit ganz würdigen Plan von Ewigkeit her gefaßt hätte, welchen er zu ſeiner Zeit ausgeführet hat.

Denn wir müſſen als ſicher annehmen, Gott wolle den Tod des Sünders nicht, und wünſche, daß Alle ſelig werden, nicht zwar durch jenen unbedingten und unvermeidlichen Willen, ſondern durch einen Willen der ſich auf gewiſſe Geſetze ſtützet und be-

circumscripta, ac proinde juvare unumquemque, quantum per sapientiae et justitiae suae rationes licet.

Et quidem quae hactenus diximus fere omnia ipso ex rationis lumine manifesta sunt; at quae fuerit, in restituendis hominibus divini consilii arcana oeconomia, a solo Deo revelante disci potuit.

Considerandum est itaque Deum non tantum esse substantiam primam, omnium aliarum autorem et conservatorem, sed et esse mentem perfectissimam, eaque ratione induere qualitatem moralem et in quamdam cum caeteris mentibus societatem venire, quibus omnibus tanquam monarcha summus subditis in perfectissima quadam republica collectis, quam civitatem Dei appellare possumus, praeest.

Itaque Deus non tantum agit generali illa atque occulta voluntate qua totam universi machinam certis regulis gubernat, et cum quibuslibet mentium actionibus concussit, *) sed et

---

*) Melius forte *concurrit*: concussit tamen legitur in Editione Parisiensi, et ita vertimus in prima nostra Editione, quia antiquissimum nobis erat, ne *litteram* immutare in Originali, ut omne suspicionis periculum evitaremus. Qui *concurrit* præfert, tunc sequenti modo reddenda phrasis:

ſchränkt, und laſſe demnach einem Jeden in ſo weit Hülfe angedeihen, als es ihm die Regeln ſeiner Weisheit und Gerechtigkeit geſtatten.

Was wir bisher geſagt haben, erhärtet ſich beinahe ganz durch das Licht der Vernunft: was aber die geheimen Anordnungen der göttlichen Rathſchlüſſe in der Menſchenerlöſung anbetrifft, dies konnten wir blos durch Gottes Offenbarung erlernen.

Es iſt alſo zu bemerken, daß Gott nicht nur das erſte Weſen, der Urheber und Erhalter aller übrigen Weſen, ſondern auch der vollkommenſte Geiſt ſey, und aus dieſer Urſache, eine ſittliche Eigenſchaft annehme, und in eine gewiſſe Verbindung trete mit allen andern Geiſtesweſen, denen er ſämmtlich als ſeinen Unterthanen, die in das vollkommenſte Staatsſyſtem zuſammentreffen, und welches wir nun die Stadt Gottes nennen können, als oberſter Monarch vorſteht.

Daher wirket Gott nicht nur durch jenen allgemeinen und verborgenen Willen, durch welchen er das ganze Weltall nach beſtimmten Regeln leitet, und daſſelbe mit allen Handlungen der Geiſtesweſen in

---

Daher wirket Gott nicht nur durch jenen allgemeinen und verborgenen Willen, durch welchen er das ganze Weltall nach beſtimmten Regeln leitet, und bei allen Handlungen der Geiſtesweſen mitwirket; ſondern u. ſ. w.

Mainzer 2te Ausgabe.

voluntatem suam particularem et apertam circa mentium actus, gubernationemque civitatis suae, tanquam legislator declarat ac praemiis poenisque sancit, eumque in usum revelationes instituit.

Porro revelatio notis quibusdam insignita esse debet (quas vulgo motiva credibilitatis vocant) ex quibus constet id quod in ea continetur, nobisque ostenditur, Dei esse voluntatem, non illusionem mali genii, neque nostram sinistram interpretationem; si quae vero talibus notis destituitur revelatio, huic impune non paretur nisi quod *) . . . . . . in dubio cum mandatum ipsum neque cum ratione neque cum alia revelatione pugnet, et probabilibus rationibus adjuvatur, melius est parere quam sese peccandi periculo exponere. Sed hic cauto opus est, ne in superstitionem degeneret timor et quibusvis anilibus narrationibus adhibeatur fides. Divina enim sapientia dignum est, quod nullus legislatorum prudentium negligit, ut scilicet jubentis voluntas sufficienter innotescat. Itaque sortibus, visionibus, som-

---

*) Vox quae hic omissa est, quia lectu difficilis, videtur esse *interdum*, aut *interim*, forte *inest*.

Editio Parisiensis.

Einklang bringt; ſondern er offenbaret noch als Geſetzgeber ſeinen beſondern und beſtimmten Willen, in Betreff der Handlungen der Geiſtesweſen, und der Verwaltung ſeines Staates, — bekräftigt denſelben durch Belohnungen und Straſen, und zu dieſem Gebrauche gab er uns die Offenbarungen.

Ferner muß die Offenbarung einige Kennzeichen haben (wir nennen ſie gemeiniglich Gründe der Glaubwürdigkeit), wodurch wir erkennen, daß dasjenige, was ſie enthält und uns kund macht, Gottes Wille ſey, und nicht Täuſchung eines böſen Geiſtes, oder unſere eigene verkehrte Auslegung; vermißt man nun bei irgend einer Offenbarung dieſe Kennzeichen, ſo kann man derſelben ungeſtraft ſeinen Glauben verſagen; wenn wir aber im Zweifel ſchwebten, indem das Gebot ſelbſt der Vernunft oder einer andern Offenbarung nicht widerſtritte, und auf wahrſcheinlichen Gründen beruhete, ſo thut man beſſer, wenn man ſich unterwirft, als der Gefahr zu ſündigen ſich ausſetzt. Da iſt aber Vorſicht nöthig, damit die Furcht nicht in Aberglauben ausarte, und man nicht jedem Altweibermärchen Glauben beimeſſe. Denn es iſt der göttlichen Weisheit würdig, was auch kein kluger Geſetzgeber je vernachläßiget, daß nämlich der Wille deſſen, der befiehlt, genugſam bekannt werde. Dem zufolge darf man den Weiſſagungen, Erſcheinungen, Träumen nicht leicht, den Wahrſagereien

niis non facile, auguriis, ominibus, aliisque id genus nugis quas inepte divinationes (quasi divini cujusdam consilii signa) appellamus, nullo modo fidendum est.

Itaque proinde necesse est rectam rationem tanquam interpretem Dei naturalem, judicare posse de autoritate aliorum Dei interpretum, antequam admittantur; ubi vero illi semel personae suae legitimae fidem, ut ita dicam, fecerunt, jam ratio ipsa obsequium fidei subire debet: quod exemplo gubernatoris intelligi potest qui nomine principis in provincia aut praesidio est; is successorem sibi datum non temere, nec nisi accurate inspectis mandati tabulis admittit, ne ea specie hostis irrepat. Ubi vero semel voluntatem domini agnoverit, jam seipsum universumque praesidium sine controversia submittet.

Interea, praeter humanae fidei rationes seu motiva credibilitatis, requiritur interna quaedam Spiritus Sancti operatio quae, ut fides divina appelletur, efficit, animumque in veritate firmat, unde fit ut fides adesse possit, etiam cum de persuasionibus illis ab humana ratione petitis non cogitatur, aut fortasse nunquam est cogitatum: neque enim semper, neque omnium analysis fidei neces-

aber und Vorbedeutungen, und was dergleichen Poſſen ſind, die wir ſo unſchicklich Weiſſagungen (gleich als wenn ſie Zeichen der göttlichen Rathſchlüſſe wären) nennen, durchaus keinen Glauben beimeſſen.

Folglich iſt es nothwendig, daß die geſunde Vernunft, als Gottes natürliche Dolmetſcherin, über das Anſehen der übrigen Dolmetſcher Gottes urtheilen könne, bevor man ihnen beipflichte; ſobald aber dieſe einmal ihre Vollmacht beglaubigt haben, wenn ich ſo reden darf, da muß ſelbſt die Vernunft ſich dem Glauben unterwerfen: welches man aus dem Beiſpiele eines Befehlshabers erſehen kann, welcher im Namen des Fürſten in einer Provinz oder Feſtung iſt. Dieſer wird ſeinen Nachfolger nicht unvorſichtig, ohne genaue Einſicht ſeiner Vollmacht anerkennen, damit nicht unter dieſem Vorwande der Feind ſich einſchleiche. Sobald er aber den Willen ſeines Herrn erkennt, da wird er ſich und die ganze Beſatzung ohne Widerrede unterwerfen.

Doch nebſt den menſchlichen Zeugniſſen oder den Gründen der Glaubwürdigkeit, wird noch eine gewiſſe innere Wirkung des h. Geiſtes erfodert, welche das, was man göttlichen Glauben nennt, hervorbringt, und den Geiſt in der Wahrheit befeſtigt; wodurch geſchieht, daß man den Glauben haben kann, ohne jener Ueberzeugungen, die in der menſchlichen Vernunft ihren Grund haben, zu gedenken, oder vielleicht je daran gedacht zu haben: denn nicht allzeit, und nicht für Alle

saria est, neque omnium conditio fert hujus examinis difficultatem: necesse est tamen, ex ipsa natura verae fidei, ut, cum opus est, institui possit analysis ab his qui in timore Dei veritatem attentius scrutantur; alioquin nihil haberet christiana religio, quo a falsa in speciem adornata, discerni posset.

Omnis nota divinae revelationis, praeter doctrinae ipsius excellentiam, huc redit ut miraculo seu circumstantia quadam eventuve, aut consensu admirabili et inimitabili quem casui adscribere non licet, confirmetur. Id enim peculiare signum est Providentiae nos admonentis, quam in rem imprimis facit prophetia; futura enim accurate ac singulatim praedicere, supra vires est, non humanas tantum sed et creatas omnes. Itaque tam prophetae quam ei quem praedictum apparet, credendum est. Si quis etiam alia miranda et super fidem hominum posita, efficiet, vim humana majorem ei assistere agnoscendum est.

Porro si miracula hujus modi olim facta, iis argumentis probentur, quibus alioqui ve-

iſt die Zergliederung des Glaubens nöthig, und nicht eines jeglichen Umſtände mögen ſich wohl mit einer ſo beſchwerlichen Unterſuchung vertragen: doch erfordert die Beſchaffenheit des wahren Glaubens ſelbſt, daß, wenn es nöthig iſt, von jenen eine Zergliederung angeſtellt werden könne, die in der Furcht Gottes die Wahrheit etwas näher erforſchen; ſonſt hätte die chriſtliche Religion nichts, wodurch ſie ſich von der Falſchen, die im Truggewande auftritt, unterſcheiden ließe.

Jedes Kennzeichen der göttlichen Offenbarung, nebſt der Vortreflichkeit der Lehre, beruht darauf, daß ſie durch ein Wunder, oder irgend einen Umſtand, oder eine Begebenheit, oder durch eine auffallende und unnachahmliche Uebereinſtimmung, die man dem Zufalle nicht zuſchreiben könnte, beſtätigt werde. Denn dieſes iſt ein beſonderes Zeichen der uns annahenden Vorſehung, wozu beſonders die Prophezeihung dient; denn das Zukünftige beſtimmt und einzeln vorherſagen, das überſteigt nicht nur die Kräfte der Menſchen, ſondern auch aller erſchaffenen Weſen. Man muß daher dem Propheten ſowohl, als jenem, welchen man als vorverkündigt erkennt, glauben. Wirket Jemand noch andere Wunderdinge, die den menſchlichen Glauben überſteigen, ſo muß man da den Beiſtand einer mehr als menſchlichen Kraft, anerkennen.

Wenn nun Wunder von dieſer Art, die längſt ſchon geſchehen ſind, durch ſolche Beweiſe dargethan

ritas rerum gestarum legitime firmari solet, iis perinde ac hodie gestis fidendum est; quam multa enim tanquam indubitata in humanis quoque admittimus, idque recte et prudenter quae nec sensibus nostris exploravimus, nec demonstrativis rationibus firmare possumus; et quemadmodum praeclare ostendit sanctus Augustinus in libro de utilitate credendi, pleraeque actiones nostrae fide nituntur, etiam in rebus vitae communis, neque ideo minus succedunt ac prudenter geruntur; et omnino tenendum est Providentiam universi gubernationem *), non esse admissuram, ut mendacium omnia induat insignia, atque, ut ita dicam, paludamenta veritatis.

Non patitur praestituta nobis brevitas, ut religionis christianae veritatem hoc loco comprobemus: praestitere id abunde insignes quidam viri ut Origenes, Arnobius, Lactantius, Eusebius, Cyrillus, Theodoretus, D. Thomas, contra gentes; tum recentiores Steachus, Mornaeus **), Grotius, Huetius, quibus etsi multa adjicere possemus,

---

*) Editio Parisiensis *gubernationem* habet an fortassis non legendum *gubernatricem?*

Editio Moguntina.

**) *Mornaeus*, Deplessis-Mornay.

werden, mit welchen man die Wahrheit der Thatſachen gehörig zu belegen pflegt, ſo muß man ihnen, gleich Thatſachen, die heutzutage geſchehen, Glauben beimeſſen: denn wie viele Dinge nehmen wir als unbezweifelt, ſogar im menſchlichen Leben, an, und zwar ohne die Vernunft oder Klugheit zu verletzen, da wir ſie doch weder mit unſern Sinnen durchforſcht haben, noch mit anſchaulichen Beweisgründen dieſelben zu belegen im Stande ſind: und wie der heilige Auguſtin ſehr ſchön zeigt in ſeinem Buche von der Nützlichkeit zu glauben, unſere meiſten Handlungen, ſogar im gemeinen Leben, beruhen auf Glauben, und gelingen darum nicht weniger, und werden mit nicht minder Klugheit geführt; und man muß durchaus annehmen, die Vorſicht, welche das Weltall regirt, werde niemals zulaſſen, daß die Lüge mit allen Merkmalen, oder um mich ſo auszudrücken, mit dem ganzen Prunkkleide der Wahrheit auftrete.

Es läßt der Raum, in den wir uns eingeſchränkt haben, nicht zu, daß wir die Wahrheit der chriſtlichen Religion hier Orts beweiſen: dies thaten zur Genüge einige berühmte Männer, wie Origenes, Arnobius, Lactanzius, Euſebius, Cyrillus, Theodoretus, der h. Thomas gegen die Heiden, ſo wie auch unter den Neuern, Steachus, Mornay, Grotius, Huetius, deren Verdienſte, obgleich wir ihren Beweiſen noch vieles beifügen

innumeris enim modis ipsa sese confirmat veritas, minime tamen detrahimus.

Docent autem sacra christianorum monumenta, Deum summum (quem ipsa ratione constat esse unicum numero), nihilominus personis trinum esse ac proinde tres in unico Deo existere personas Divinitatis (quod rationem omnem supergreditur), easque optime ad humanum captum appellari posse Patrem, Filium sive Verbum, et Spiritum Sanctum, Filiumque ex Patre nasci, Spiritum Sanctum procedere ab utroque; ut aiunt Latini, vel ut Graeci loquuntur, ex Patre per Filium (idque per modum principii unius).

Hoc autem ita accipiendum est ut omnis tritheismi suspicio evitetur; itaque cum dicitur, Pater est Deus, Filius est Deus, Spiritus Sanctus est Deus et hi tres inter se discreti *) sunt (ita ut nec Pater sit Filius aut Spiritus Sanctus, nec Filius sit Spiritus Sanctus aut Pater, nec Spiritus Sanctus sit Pater aut Filius), hoc ita intelligendum est, ut nihilominus non tres sint Dii sed unicus tantum

---

*) Leibnitius scripsisse videtur *diversi*, quod certe accuratius.
Editio Parisiensis.

könnten, denn die Wahrheit beſtätigt ſich ſelbſt auf tauſenderlei Arten, wir keineswegs Abtrag thun.

Nun aber lehren uns die geheiligten Denkmäler des Chriſtenthums, der höchſte Gott (deſſen Einheit der Zahl nach wir aus der Vernunft ſelbſt wiſſen) ſey nichtsdeſtoweniger dreifach in den Perſonen, und es ſeyen folgſam in Einem Gott drei Perſonen der Gottheit (welches alle Vernunft überſteigt), und dieſelben können für die menſchliche Faſſungskraft Vater, Sohn oder Wort, und heilige Geiſt ſehr gut genannt werden; der Sohn werde vom Vater gezeugt, der heilige Geiſt gehe von beiden aus, wie die Lateiner ſagen, oder wie die Griechen ſich ausdrücken, von dem Vater durch den Sohn, (und dies gleichwie aus einem einzigen Prinzip).

Dies muß man aber doch ſo nehmen, daß man allen Verdacht des Tritheismus vermeide: wenn man alſo ſagt, der Vater iſt Gott, der Sohn iſt Gott, der heilige Geiſt iſt Gott, und dieſe drei ſind unter ſich verſchieden (ſo daß der Vater nicht der Sohn oder der heilige Geiſt, weder der Sohn der heilige Geiſt oder der Vater, noch der heilige Geiſt der Vater oder Sohn iſt), muß man es ſo verſtehen, daß darum doch nicht drei Götter ſeyen, ſondern nur ein Einziger, obwohl dreifach in den Perſonen. Die Antitrinitarier behaupten zwar, dies wäre ein Widerſpruch, und die mehrfache Zahl bedeute nichts anders, als daß

licet trinus personis. Antitrinitarii quidem urgent id esse contradictorium, et pluralem numerum nihil aliud significare quam ut tres diversi quorum quilibet est Deus, tres Dii dicantur, nec posse plura diversa numero, esse unum numero. Solita est autem antiquitas, et ut mihi videtur sapienter, et ad captum nostrum accommodate, mysterium hoc illustrare analogia trium potissimarum mentis facultatum, sive agendi requisitorum quae sunt posse, scire, velle, ita ut Patri tanquam fonti divinitatis potentia, Filio tanquam Verbo mentis sapientia, Spiritui Sancto autem voluntas, sive amor adscribatur: nam ex divinae essentiae virtute sive potentia, promanant ideae rerum, sive veritates quas sapientia complectitur, atque inde postremo pro cujusque perfectione, objecta voluntatis fiunt; unde ordo quoque divinarum personarum declaratur.

Cum igitur decretum fuisset in aeterno divini consilii arcano, ut persona Divinitatis creaturae naturam superassumeret, atque civitatem Dei, sive mentium rempublicam peculiari et ad captum accommodata ratione, familiarius manifestiusque ad regis instar, gubernaret, Filium Patris unigenitum hoc in se recipere placuit, cum Verbum divinae mentis, jam

drei Verſchiedene, deren jeder Gott iſt, drei Götter genannt werden, und daß Mehrere, der Zahl nach verſchieden, nicht Eins in der Zahl ſeyn können. Das Alterthum pflegte, und wie es mir ſcheint ſehr weislich, und auf eine unſrer Faſſungskraft angemeſſene Art, dieſes Geheimniß durch die Analogie unſrer drei vorzüglichſten Seelenvermögen, oder der zur Handlung erforderlichen Eigenſchaften, die im Können, Wiſſen und Wollen beſtehen, zu erklären, — ſo daß dem Vater, als der Quelle der Gottheit, die Macht, dem Sohne, als dem Worte, die Weisheit, dem heiligen Geiſte aber der Wille oder die Liebe zugeeignet wird: denn aus der Kraft oder Macht der göttlichen Weſenheit entſtehen die Begriffe der Dinge, oder die Wahrheiten, welche die Weisheit umfaſſet, und die ſodann, nach der Vollkommenheit einer jeden Perſon, die Gegenſtände des Willens werden; und eben hierin ſpricht ſich die Ordnung zwiſchen den drei Perſonen aus.

Da es alſo in den ewigen Geheimniſſen der göttlichen Rathſchlüſſe ausgemacht war, daß eine Perſon der Gottheit die Natur des Geſchöpfes annehmen werde, um die Stadt Gottes oder das Reich der Geiſteswеſen, auf eine beſondere und faßliche Weiſe, nach Art eines Königs, vertraulicher und ſichtbarer zu regieren: ſo ward für gut befunden, daß der eingeborne Sohn des Vaters dieſes auf ſich nehme, indem das Wort des gött-

tum creaturarum ideas sive naturas in sese eminenter contineat.

Hominum autem naturam assumpsit, tum quia in homine superiores atque inferiores naturae quasi in confinio quodam conjunguntur, tum vero quia expiatio generis humani, quae Deo imprimis curae fuit, non alia dignius ratione fieri poterat; et placuerat ut Filius homo factus omnia virtutis exempla ederet priusque summa humilitate ac patientia vinceret, quam incredibili illa gloria homo coronaretur.

Diximus ergo ex divina revelatione Verbum seu Filium Dei unigenitum, praestituto tempore adveniente, assumpsisse totam humanam naturam ex anima et corpore constantem, et dum in terris vixit, instar hominis egisse, excepto peccato quo caruit, et miraculis quibus se homine majorem ostendit. Apellatus autem est Jesus, cognomento Christus, tanquam unctus Domini, sive Rex vel Messias, generis humani restaurator, prophetarum oraculis dudum promissus.

Incarnationis mysterium sancti Patres optime illustrant comparatione unionis animae et

lichen Verſtandes ohnehin ſchon die Begriffe der Geſchöpfe oder ihre Naturen vorzugsweiſe in ſich ſchließe.

Die menſchliche Natur aber nahm er an, weil in dem Menſchen die mehr oder weniger vollkommenen Naturen gleichſam wie in einem Gränzpunkte zuſammentreffen; dann auch weil die Ausſöhnung des Menſchengeſchlechts, welche Gott vorzüglich am Herzen lag, auf keine würdigere Weiſe geſchehen konnte, und überdies noch für gut befunden ward, daß der Menſch gewordene Sohn alle Beiſpiele der Tugend gäbe, und durch ſeine vollkommenſte Demuth und Geduld obſiegte, bevor er mit jener unglaublichen Herrlichkeit, als Menſch, gekrönt würde.

Wir ſagten daher der göttlichen Offenbarung zufolge, das Wort und der eingeborne Sohn Gottes habe, da die vorbeſtimmte Zeit angekommen war, die ganze menſchliche Natur, aus Seele und Körper beſtehend, angenommen, und, ſo lange er auf Erde wandelte, als Menſch gehandelt, mit Ausnahme der Sünde, wovon er frei war, und der Wunder, wodurch er ſich über den Menſchen erhaben bewies. Er ward Jeſus genannt, mit dem Zunamen Chriſtus, als der Geſalbte des Herrn, der König oder Meſſias, Wiederherſteller des menſchlichen Geſchlechtes, der durch die Ausſprüche der Propheten ſchon längſt verheiſſen war.

Das Geheimniß der Menſchwerdung beleuchten die heiligen Väter ſehr gut durch die Vergleichung der

corporis: nam sicut anima et corpus unus est homo, ita Deus et homo unus est Christus. Hoc tamen interest, quod anima de corporis imperfectionibus aliquid trahit, divina autem natura imperfectionem pati non potest. Caeterum congrue admodum *personae naturaeque* vocabula adhibentur; ut enim unam divinitatis naturam plures personae habent, ita vicissim una personarum Divinitatis plures naturas, divinam et humanam complectitur.

Nihil autem causae video, cur veteres novique sectarii multi tantopere ab his sententiis abhorreant: si quis enim rem recte expendat, reperiet Ecclesiae catholicae dogmata circa trinitatem et incarnationem esse tuta, adversariorum vero periculosa. Ecclesia enim statuit non nisi unicam esse substantiam absolutam adorandam, nempe Deum summum, omniscium et omnipotentem, neque in Verbo et Spiritu Sancto aut in homine Jesu, aliud quam unicum illud aeternum ens summa illa latria colit.

Itaque praxis Ecclesiae, si modo quemadmodum oportet populis inculcetur, irreprehensibilis est: nec apparet cur indigna Deo putetur vel interna illa individua trinitas, vel

Vereinigung der Seele mit dem Körper: denn ſo wie die Seele und der Körper Einen Menſchen ausmachen, ſo iſt Gott und Menſch Ein Chriſtus. Doch iſt dieſer Unterſchied, daß von den Unvollkommenheiten des Körpers der Seele etwas anhangen bleibe, da die göttliche Natur keiner Unvollkommenheit unterworfen ſeyn kann. Uebrigens bedient man ſich ſehr ſchicklich der Ausdrücke: Perſon und Natur; denn gleichwie mehrere Perſonen Eine göttliche Natur haben, ſo begreift auch Eine Perſon aus der Gottheit mehrere Naturen, die göttliche und menſchliche, in ſich.

Ich ſehe aber die Urſache nicht ein, warum der ältern und neuern Sektirer viele einen ſo großen Abſcheu vor dieſen Lehren haben: denn wer die Sache recht erwägt, der wird finden, daß die Glaubenslehren der katholiſchen Kirche von der Dreieinigkeit und Menſchwerdung ſicher ſind, jene der Gegner aber gewagt. Denn die Kirche beſchloß, man dürfe nur Eine abſolute Weſenheit anbeten — nämlich den höchſten, allwiſſenden und allmächtigen Gott; und auch in dem Worte und dem heiligen Geiſte oder in dem Menſchen Jeſus betet ſie nichts anders an als jenes Eine — ewige Weſen.

Sonach iſt der Gebrauch der Kirche, wofern man ihn, wie ſich ziemt, dem Volke einprägt, untadelhaft: und man ſieht nicht ein, warum entweder jene innere, untheilbare Trinität, oder die äußerliche An-

externa naturae humanae assumptio quae perfectiones a Deitate accepit, imperfectiones vero Deitati non reddit. Ariani vero Filium Dei volunt esse primam creaturam, et nonnulli eorum per Spiritum Sanctum intelligunt angelos, et creaturam divinis honoribus prosequi non verentur. Photiniani autem ex simplici homine faciunt Filium Dei adoptivum, eumque Deum factitium, summo minorem adorant, quod utique paganum videtur: rectiusque ex eorum hypothesibus, FRANCISCUS DAVIDIS omnem ei adorationem negabat, quem nudum hominem profitebatur, quod tamen quantum abest a MAHOMETE?

Circa modum unionis naturarum, multae subtiles quaestiones moventur, quas praestiterat non attingi. Inter alia de communione idiomatum, utrum scilicet et quatenus proprietates unius naturae alteri attribui possunt, quasi hoc sit necesse. Sufficit concreto recte tribui, quod singulis alioqui naturis; recte enim dicitur Deum in Christo esse passum, hominem esse omniscium et omnipotentem: at humanitati omnipotentiam, ubiquitatem atque (quod praecipue sequitur) aeternitatem, ex vi unionis tribuere, aeque alienum est, ac

nahme der menſchlichen Natur, welche die Vollkommenheiten von der Gottheit empfieng, mit Ausſchlieſſung aller Unvollkommenheiten von der Gottheit, als Gottes unwürdig erachtet werden ſollte. Die Arianer behaupten, der Sohn Gottes ſey das erſte Geſchöpf, und Einige aus ihnen verſtehen durch den h. Geiſt die Engel, und erkühnen ſich dem Geſchöpfe göttliche Ehre zu erweiſen. Die Photinianer hingegen machen aus einem bloſen Menſchen einen Kürſohn Gottes, und dieſen gemachten, dem Allerhöchſten untergeordneten, Gott beten ſie an, was allerdings heidniſch zu ſeyn ſcheint. Weit folgerechter nach dieſer Annahme verſagte Franz Davidis jede Anbetung dem, welchen er blos als Menſchen bekannte; doch wie weit iſt dieſes noch von Muhamed?

Was die Art der Vereinigung der Naturen angehet, hat man tauſend ſpitzfindige Fragen aufgeworfen, die man beſſer nie berührt hätte. Unter andern von der Mittheilung der Idiomen, ob nämlich und in wie fern die Eigenſchaften der einen Natur der andern zukommen können, — gleich als wenn dieſes nothwendig wäre. Genug iſt, daß man beiden vereinten Perſonen mit Recht zueigne, was einer jeden Perſon in's Beſondere zukommt: denn ich ſage ganz richtig, Gott habe in Chriſto gelitten, der Menſch ſey allwiſſend — allmächtig: allein der Menſchheit die Allmacht, die Allgegenwart, und (was vorzüglich erfolgt) die Ewig-

Divinitati adscribere nativitatem et passionem, quod vel antropomorphosis *) est vel contradictio.

Interea ipsi in se humanitati ex unione cum Verbo, tantum perfectionis, scientiae et potentiae tributum esse dicendum est, quantum in hominem, quatenus homo est, cadere potest; quod etiam de statu exinanitionis tutius affirmatur, nisi quod tum, corpore manente passibili, suprema gloria **) non nisi quibusdam radiis velut per noctem emicantibus interdum appareret.

Christus itaque Filius Dei atque hominis ex virgine matre sine viri opera genitus, omnisque peccati expers, Deo patri sese hostiam dignissimam obtulit expiando generi humano, et summa humilitate sua atque passione pro peccatis hominum satisfecit, ac proinde pro omnibus mortuus est, quantum in ipso fuit.

Ea autem Deo placuit lex redemptionis humanae ut beneficium ejus ad eos omnes perveniret, qui in Christo per Spiritus Sancti gratiam renati, actum fidei et dilectionis filia-

---

*) Hic vox graeca a Leibnitio usurpatur.

**) In Ms. Leibnitii legitur ut mihi videtur *supressa gloria.* Editio Parisiensis.

keit, Kraft der Vereinigung, zugeſtehen, dies wäre eben ſo unſchicklich, als der Gottheit die Geburt und das Leiden zueignen, welches entweder eine Vermenſchlichung oder ein Widerſpruch ſeyn würde.

Jedoch muß man ſagen, daß der Menſchheit an ſich durch die Vereinigung mit dem Worte ſo viel Vollkommenheit, Wiſſenſchaft und Macht zugetheilt ward, als es immer bei einem Menſchen, in ſoweit er Menſch iſt, möglich iſt; welches man auch von dem Zuſtande ſeiner Erniedrigung ſicher bejahen kann, außer daß damals, indem der Körper des Leidens fähig blieb, die höchſte Herrlichkeit nur mit einigen wie durch die Nacht hervorſchimmernden Strahlen ſich zuweilen zeigte.

Chriſtus alſo, der Sohn Gottes und des Menſchen, aus einer jungfräulichen Mutter, ohne Mitwirkung irgend eines Mannes, geboren, und von jeglicher Sünde frei, brachte ſich Gott dem Vater als ein würdiges Opfer zur Ausſöhnung des Menſchengeſchlechtes dar, und durch ſeine tiefeſte Demuth und ſein Leiden hat er für die Sünden der Menſchen genug gethan, und iſt mithin für alle geſtorben, in ſoweit es von ihm abhieng.

Gott gefiel es aber bei der Menſchenerlöſung feſtzuſetzen, daß ihre Wohlthat ſich auf alle jene erſtrecke, welche in Chriſto durch die Gnade des heiligen Geiſtes wiedergeboren, ein kindlich aufrichtiges Bekennt-

lem exercerent; cum enim secundum rigorem justitiae perpetuo necessaria sit mens pura ac bene erga Deum animata, per Christum ex divinae gratiae aequitate factum est, ut vel semel nato, sincero erga Deum affectu adeoque poenitentia primum *) ac melioris vitae proposito, omnia retro peccata delerentur.

De conversione hominis et justificatione peccatoris ac meritis bonorum operum, superiore saeculo, natae sunt importunae quaedam lites quibus incommodae nonnullorum locutiones et aliorum excessus in alteram partem occasionem praebuerunt. Arbitror tamen facile illis finem imponi posse, si quis, omissis sophisticationibus, rem ipsam expendere velit.

Ante omnia igitur tenendum est, hominis naturam lapsu ita corruptam esse ut sine auxilio divinae gratiae, nullum opus bonum, nullumque actum Deo gratum, non tantum non perficere, sed nec inchoare possit. Itaque nec preces, nec votum desideriumve corrigendae vitae, aut verae fidei quaerendae, et generaliter nullus bonus mo-

---

*) In Ms. *priorum*.

niß des Glaubens und der Liebe ablegen; denn da nach der Strenge der Gerechtigkeit die Seele beſtändig rein und gut gegen Gott geſtimmt ſeyn ſollte: ſo geſchah es, gemäß der gerechten Spendung der göttlichen Gnade, durch die Verdienſte Jeſu Chriſti, daß in demjenigen, welcher einmal wiedergeboren wäre, aufrichtig Gott liebte, und folgſam zuförderſt Buße wirkte und ſich zu einem beſſern Wandel entſchlöſſe, alle begangene Sünden getilgt würden.

Ueber die Bekehrung des Menſchen und Rechtfertigung des Sünders, wie auch über das Verdienſt der guten Werke, entſtanden im vorigen Jahrhunderte einige Streitigkeiten, wozu die unpaſſenden Ausdrücke der Einen und die Abſchweifungen der Andern auf die entgegengeſetzte Seite, Anlaß gaben. Meines Erachtens jedoch könnte denſelben leicht abgeholfen werden, wenn man alle Spitzfindigkeiten bei Seite ſetzte, und die Sache ſelbſt in Betrachtung ziehen wollte.

Vor allem muß man alſo annehmen, daß des Menſchen Natur durch ſeinen Fall ſo verderbt worden, daß ſie, ohne den Beiſtand der göttlichen Gnade, kein gutes Werk, und keine gottgefällige Handlung, nicht nur nicht vollführen, ſondern nicht einmal beginnen könne. Alſo weder die Gebete, noch der Wunſch oder das Verlangen der Beſſerung des Lebens oder der Erlangung des wahren Glaubens, und überhaupt keine gute Regung kann ohne die zu-

tus sine praeveniente atque excitante gratia a nobis proficisci potest; ab altera tamen parte vicissim tenendum est non esse sublatum hominis liberum arbitrium per lapsum, ne in divinis quidem et ad salutem pertinentibus, sed omnes actus voluntarios, licet a gratia excitentur, si boni sunt, aut a natura corrupta oriantur, si mali, tamen spontaneos cum electione, ac proinde liberos esse, quemadmodum nihil libertati actionum nostrarum in communi vita officit, quod per radios lucis, oculorum officio transmissos ad agendum aliquid excitamur, et aliquando tam valide, ut non obstante deliberatione nostra et superstite resistendi impressionibus facultate, tamen praevideri possit actum certo esse secuturum; aliud enim est quid certum, aliud quid necessarium sit: itaque et peccare contingens est, et bonos motus exercere, liberum est: et quamvis a Deo sit excitatio et auxilium, tamen in homine semper aliqua est cooperatio, alioqui dici non posset eum egisse. Utrum autem ipsae vires bonos motus efficiendi in irregenitis sint fractae, an tantummodo impeditae; et quibusnam similitudinibus optime explicari possit gratiae auxilium, valde inutiliter et frigide ab illis dispu-

vorkommende und antreibende Gnade in uns ſtatt finden; doch auf der andern Seite muß man auch annehmen, daß durch den Fall des Menſchen ſeine freie Willkühr nicht aufgehoben worden, nicht einmal in göttlichen und den auf ſein Heil Bezug habenden Dingen, ſondern daß alle willkührliche Handlungen, (obgleich die Gnade dazu antreibt, wenn ſie gut, oder ſie aus der verderbten Natur entſpringen, wenn ſie böſe ſind), freiwillig mit Wahl und mithin frei ſeyen, ſo wie auch der Freiheit unſrer Handlungen im gemeinen Leben dadurch kein Eintrag geſchieht, daß wir durch die Lichtſtrahlen, welche uns die Augen mittheilen, zu einer Handlung angereizt werden, und zwar bisweilen ſo heftig, daß wir ungeachtet unſrer Ueberlegung und des Vermögens den Eindrücken zu widerſtehen, dennoch die zuverläßig erfolgende Handlung vorſehen können; denn ein anders iſt, daß etwas gewiß, ein anders, daß etwas nothwendig ſey: ſündigen alſo iſt etwas zufälliges, und gute Regungen hervorbringen, etwas freies: und obwohl der Antrieb und die Hülfe von Gott herkommt, ſo iſt doch allzeit im Menſchen eine gewiſſe Mitwirkung: ſonſt könnte man nicht ſagen, er habe gehandelt. Ob aber die Kraft, gute Regungen hervorzubringen, in dem nicht Wiedergebohrenen aufgehoben, oder nur gehemmt ſey, und durch welche Gleichniſſe die Hülfe der Gnade am beßten erklärt werden könne, dies gehört zu den unnützen und

tatur, qui undecumque conquirunt, quod in Ecclesiae dogmatibus cum aliqua specie vellicare possint.

Porro omnibus hominibus *gratiam* dat Deus *sufficientem*, hactenus ut posita modo ipsorum voluntate seria, nihil amplius ad salutem eorum desideretur quod non sit in potestate, et proinde multi viri pii persuasi sunt, omnem hominem venientem in hunc mundum a luce illa mentium, Filio Dei aeterno, ejusque Sancto Spiritu ita illuminari, ut saltem ante mortem, sive per externam praedicationem, sive per internam mentis illustrationem, ad notitiam perveniat, quantam haberi satis et necesse erat, ut salutem obtinere posset, si modo ipse vellet eo fine scilicet ut saltem, si obstinate resistit vocanti Deo, inexcusabilis constituatur; id enim divina justitia omnino exigit. Quanam autem ratione id praestet Deus, etiam in illis, ad quos nulla suspicio evangelii Christi per aliquam externi verbi praedicationem pervenit, non temere definiendum est a nobis, sed sapientiae ejus ac misericordiae relinquendum est.

At efficacem illam aut victricem *gratiam* quae ipsam bonam voluntatem efficit, atque

geſchmackloſen Streitfragen von jenen ausgeheckt, die alles aufſuchen, was ſie an den Dogmen der Kirche mit einem gewiſſen Anſcheine bekriteln können.

Ferner ertheilt Gott allen Menſchen *zureichende Gnade*, ſo zwar, daß in der bloſen Vorausſetzung eines ernſten Willens ihrer Seits, ſie in Betreff ihres Heil nichts wünſchen könnten, das nicht in ihrer Gewalt ſtünde: und deßhalb ſind auch viele fromme Männer überzeugt, jeder Menſch, der auf dieſe Welt kommt, werde von jenem Lichte der Geiſter, dem ewigen Sohne Gottes, und ſeinem heiligen Geiſte ſolcher Art erleuchtet, daß er wenigſtens noch vor dem Tode, entweder durch äußere Kundmachung oder durch innere Erleuchtung des Verſtandes zu einer Kenntniß gelange, die ihm hinlänglich und vonnöthen iſt, um ſeine Seligkeit zu erhalten, wenn er nur den Willen dazu hat; auf dieſe Art, wenn er hartnäckig dem Rufe Gottes widerſteht, iſt er nicht zu entſchuldigen, denn dies erheiſcht allerdings die göttliche Gerechtigkeit: auf welche Weiſe aber Gott dieſes bewirke, ſogar bei jenen, zu denen nie ein Strahl des Evangeliums Jeſu Chriſti, durch irgend eine äußerliche Verkündigung gedrungen iſt, ſteht uns nicht zu, verwegen zu entſcheiden, ſondern wir müſſen es ſeiner Weisheit und Barmherzigkeit überlaſſen.

Allein jene wirkſame und obſiegende Gnade, die ſich ſelbſt den guten Willen ſchafft, und die Neigun-

inclinationes hominis vincit, et contrariis imperfectae aut corruptae naturae sollicitationibus praeponderat, non semper dat omnibus Deus, alioqui omnes salvarentur; quod cur non fiet *), hoc est, cur aliquae personae prae aliis multis aeque possibilibus a Deo ad existentiam admittantur, quarum notio seu praevisio involvat impoenitentiam aliasque actiones liberas saluti contrarias, certosque divinae gratiae gradus summo victricis gratiae inferiores; pertinet ad arcana divinae gubernationis inaccessa mortalibus, de quibus hoc unum nobis teneri sufficit, optimum esse quod Deo placuit, et non alia melius ratione sibi perfectionem rerum constare, et mala quae a Deo permittuntur in bonum multo majus verti, quemadmodum jam supra monuimus.

Non tamen putandum est divinam salvandi homines voluntatem et meritum Christi, vel saltem efficacem gratiam pertinere ad solos electos, quibus scilicet summa illa datur gratia finalis beatae perseverationis. Nam Christus quidem pro omnibus mortuus est, efficax autem gratia, et vera conversio ac

---

*) Potius *fiat*. Editio Moguntina.

gen des Menſchen beſiegt, auch die entgegengeſetzten Reizungen einer unvollkommenen und verderbten Natur überwiegt, ſpendet Gott nicht immer Allen, ſonſt würden Alle ſelig werden: warum aber dieſes nicht geſchieht, das heißt: warum Gott vor vielen andern ebenfalls möglichen Einige in's Daſeyn rufe, in deren Begriff und Vorausſehung ſchon die Unbußfertigkeit liege, nebſt andern dem Heil widerſtrebenden freien Handlungen und gewiſſen Stufen der göttlichen Gnade, die weit unter jener Stufe der obſiegenden Gnade ſind: dies gehört zu den, allen Sterblichen unzugänglichen, Geheimniſſen der göttlichen Regierung, wovon wir nur dies Einzige zu wiſſen brauchen, daß das am beßten iſt was Gott gefällt, daß die Dinge auf eine andere Art nicht ſo vollkommen wären, und die Uebel, die von Gott zugelaſſen werden, ein weit größeres Gut hervorbringen, wie wir oben ſchon angemerkt haben.

Jedoch muß man nicht glauben, daß der göttliche Wille die Menſchen ſelig zu machen, und die Verdienſte Chriſti, oder wenigſtens die kräftige Gnade den Auserwählten allein zugehöre, denen nämlich jene höchſte und endliche Gnade der glückſeligen Beharrlichkeit zugetheilt wird. Denn Chriſtus iſt zwar für alle Menſchen geſtorben, die kräftige Gnade aber, die wahre Bekehrung, und Wiedergeburt durch den Geiſt Gottes, wodurch wir in die Zahl ſeiner Kinder aufgenommen werden, kann vielen zukommen, die nicht

regeneratio per spiritum Dei, qua in filiorum numerum recipimur, multis concedi potest, qui non sunt perseveraturi; nec video quid viros quosdam doctos ad grandia illa paradoxa defendenda impulerit, a quorum interiore sensu et consequentiis ipsi abhorrebant, ut scilicet Deo leges praefigentes et divinae gratiae oeconomiam pro arbitrio circumscribentes, putarent eum qui perseveraturus non est, gratiam et Spiritum Sanctum revera non accipere quidquid agat, aut utcumque pius ac bene animatus sibi aliisque videatur; contra vero qui electus et finalem poenitentiam vere acturus est, eum acceptam a Deo gratiam et Spiritus Sancti inhabitationem non amittere, utcumque inter adulteria et homicidia vitam agat. Quae quidem dogmata nova et offensionis plena, etiamsi excusari possent, non video tamen quo fundamento nitantur aut quem usum habeant ad aedificationem. Si quae enim alicubi locutiones occurrunt, quae sententiae tam crudae favere videntur, praestat eas aliarum multo plurium comparatione mollire, quam rigorosa interpretatione exasperare et Deo dignius videtur gratiam dare temporalem et revocabilem, sed conspicuam, quam perpetuam et inamissibilem, sed plane

darin beharren werden; und ich ſehe nicht ein, was einge gelehrte Männer verleitet habe, jene äußerſt ſeltſamen Meinungen zu verfechten, vor deren innerm Sinne und Folgen ſie ſelbſt zurückſchauderten, daß ſie nämlich Gott Geſetze vorſchrieben, die göttlichen Gnadenſpendungen nach Willkühr beſchränkten, und glaubten, jener, welcher nicht ausharren würde, erhalte die Gnade und den heiligen Geiſt in der That nicht, was er auch immer thun, und ſo fromm und rechtſchaffen er auch ſich ſelbſt und andern ſcheinen möge; und jener hingegen, welcher auserwählt iſt und die endliche Buße in der That wirken wird, verliere die von Gott empfangene Gnade, und den inwohnenden heiligen Geiſt nicht, möge er auch in Ehebrüchen und Mordthaten ſeine Tage verleben. Dieſe Lehrſätze ſind zwar neu und anſtößig, obgleich ſie könnten entſchuldigt werden; doch ſehe ich nicht ein, auf welcher Grundfeſte ſie beruhen, und wie ſie frommen zur Erbauung. Denn wenn irgend einige Ausdrücke aufſtoßen, welche eine ſo harte Meinung zu begünſtigen ſcheinen, ſo iſt es beſſer, dieſelben im Vergleich mit unzählig mehr andern zu mildern, als denſelben durch eine allzuſtrenge Auslegung Zwang anzuthun; und es ſcheint Gottes würdiger zu ſeyn, eine zeitliche und wiederrufliche, aber doch ſichtbare Gnade zu ertheilen, als eine immerwährende und unverlierbare, aber ganz verborgene,

obrutam et tum pessimo animae habitu summisque sceleribus consistentem.

Homo igitur, praeveniente Dei gratia, a mortifero peccati sopore, ad agnitionem suae miseriae attentionemque animi et firmum propositum scrutandae ac sequendae veritatis salutaris excitatus, et missis aut posthabitis aliis cogitationibus et affectibus, ac mundi carnisque documentis, totus in salutis curam incumbens, ex naturali lumine animadvertit quae sit lex voluntasque Dei, et memoria admonente, gemens tremensque agnoscit, quantum inde deviaverit, quam gravem poenam meruerit, quantumque offenderit creatorem suum, cui cultum amoremque supremum debebat, cujus contemplationi insistens, in mediis conscientiae terroribus lumen haurit novae spei; agnoscit enim eumdem justissimum judicem pro summa bonitate sua humanae infirmitatis misereri, nec dum benevolentiam erga peccatores deposuisse, qui dum tempus est, in misericordia ejus perfugium quaerunt, et cum evangelium, omnibus serio ad Deum sese convertentibus, Christum, salutis portum ostendat, ad quem per veram poenitentiam (quae ut sufficiat, non solo poenae metu aut praemiorum spe,

und vereint mit den abſcheulichſten Gewohnheiten und ſchändlichſten Laſtern.

Der Menſch alſo, durch die zuvorkommende Gnade Gottes aus dem tödtlichen Schlummer der Sünde zur Erkenntniß ſeines Elendes und Berückſichtigung ſeiner Seele, und zum feſten Entſchluß die heilſame Wahrheit zu erforſchen und derſelben zu folgen, aufgeweckt, vergißt oder verdrängt alle andere Gedanken, Neigungen und Maximen der Welt und des Fleiſches, vertieft ſich ganz die Sorge ſeines Heils, und erkennt ſodann durch das Licht der Vernunft, was Gottes Geſetz und Wille ſey, und vermittelſt ſeines Gedächtniſſes erkennt er ſeufzend und bebend, wie ſehr er ſich davon verirrt, welche ſchwere Strafe er verdient, und wie gröblich er ſeinen Schöpfer beleidigt habe, den er hätte über alles verehren und lieben ſollen; auf dieſer Betrachtung haftend, leuchtet ihm, mitten in ſeiner Gewiſſensangſt, das Licht einer neuen Hoffnung; denn er erkennt, daß derſelbe gerechte Richter in ſeiner großen Güte ſich über die menſchliche Schwachheit erbarme, und ſein Wohlwollen noch nicht abgelegt habe für die Sünder, welche, da es noch Zeit iſt, in ſeiner Barmherzigkeit ihre Zuflucht ſuchen; und da das Evangelium allen, die ſich aufrichtig zu Gott bekehren, Chriſtum — den Hafen des Heils — zeigt, zu dem man durch wahre Bußfertigkeit (die, um zu erklecken, nicht blos durch die Furcht vor der Strafe

sed sincero amore Dei, agi debet) accessus datur: sive illa in baptismo adultorum his adsit, qui primum in ecclesiam Dei recipiuntur, sive postea ab his qui denuo in peccati gurgite periclitantur, tanquam secunda post naufragium tabula, arripiatur: Deus autem non tantum veniam peccatorum admissorum sed et novas vires ad meliorem vitam, ac Spiritum Sanctum et regenerationem ad se conversis et poenitentibus polliceatur; hinc jam justificatio peccatoris utique consequitur, et per Christi satisfactionem fidei apprehensam a reatu absolvitur, et infusa divini affectus caritate, habitum justitiae ac novum hominem induit.

Quae cum ita sint atque ab omnibus fere admittantur, valde inutiles videntur esse controversiae, quas nonnulli excitarunt de forma justificationis; utrum scilicet in imputatione meriti satisfactionisque Christi, an vero in justitia habituali infusa consistat: cum enim utrumque requiri omnes fateri cogantur; quid porro litigant, et quid est, *logomachia*, si hoc non est? si justificatio sumatur, uti solet apud jurisconsultos, ut ju-

und die Hoffnung der Belohnung, ſondern durch aufrichtige Liebe Gottes bewirkt werden ſoll) Zutritt findet: möge nun dieſelbe in der Taufe der Erwachſenen bei jenen ſtatt finden, die zum erſtenmal in die Kirche Gottes aufgenommen werden, oder nachher von jenen, die aufs neue im Strudel der Sünde gefährdet ſind, als zweites Rettungsbret nach dem Schiffbruche, ergriffen werden: allein Gott verſpricht nicht nur die Verzeihung der begangenen Sünden, ſondern auch neue Kräfte zu einem beſſern Leben, den heiligen Geiſt und die Wiedergeburt denjenigen, welche ſich reumüthig zu ihm bekehren: ſo wird alsdann der Sünder gerechtfertigt, und durch die Genugthuung des Erlöſers, deren er durch den Glauben theilhaftig wird, von der Schuld befreit, und durch die eingegoſſene Liebe ſeines Gottes zieht er das Kleid der Gerechtigkeit und den neuen Menſchen an.

Da ſich nun die Sache ſo verhält, und beinahe allgemein angenommen wird, ſo ſcheinen die Streitfragen ſehr unnütz, welche einige über die Art der Rechtfertigung aufgeworfen haben: ob ſie nämlich in der Zueignung des Verdienſtes und der Genugthuung Chriſti, oder in der eingegoſſenen, inwohnenden Gerechtigkeit beſtehe: denn da alle einzugeſtehen gezwungen ſind, daß beides erfordert werde, warum noch lange zanken, und was iſt dies wohl anders als ein Wortſtreit? Nimmt man die Rechtfertigung in dem

stus sit, qui reatus expers est, manifestum est essentiam justificationis, hoc est innocentiae nostrae in imputata nobis satisfactione Christi consistere, propter quam credentibus ac poenitentibus venia conceditur; sin justificatio sumatur, uti in doctrina morali, ut justus sit qui habitu justitiae est praeditus quemadmodum in Apocalypsi dicitur, qui justus est justificetur adhuc, id est, justitiae habitu crescat, manifestum est habitum illum justitiae a Deo nobis infundi in regeneratione, cum novum hominem induimus. Unde non male dici potest poenitentiae et veniae concessionem (ut alia Dei beneficia taceam, quibus nos juvat et praevenit etiam ante perfectum regenerationis negotium) esse gratiam gratis datam, non autem habitus infusionem esse ex congruo divinae sapientiae instituto datam poenitentibus, gratiam gratos nos Deo ac placentes efficientem, nostram mentem reapse in melius immutantem; qua totum opus nostrae renovationis absolvitur. *) Interim tenendum est ad illam quoque justificationis notionem quae in dimissione reatus consistit,

---

*) Secuti sumus versionem gallicam.

Editio Moguntina.

Sinne der Rechtsgelehrten, daß nämlich der gerecht ſey, welcher ſchuldlos iſt, ſo iſt es offenbar, daß das Weſen der Rechtfertigung, das heißt, unſrer Unſchuld, in der uns zugeeigneten Genugthuung Chriſti beſtehe, wodurch jenen, die glauben und reumüthig ſind, Verzeihung zugeſtanden wird: wenn aber die Rechtfertigung genommen wird wie in der Sittenlehre, daß nämlich der gerecht ſey, in dem die Fertigkeit der Gerechtigkeit iſt, ſo wie in der Apokalypſe geſagt wird, »Wer gerecht iſt, der werde noch gerechter,« das heißt, er nehme noch zu in der Fertigkeit der Gerechtigkeit: ſo iſt es offenbar, daß jene Fertigkeit der Gerechtigkeit uns von Gott eingegoſſen werde in der Wiedergeburt, da wir einen neuen Menſchen anziehen. Daher läßt ſich ganz gut ſagen, daß die Ertheilung der Buße und Verzeihung (um aller übrigen Wohlthaten Gottes zu geſchweigen, womit er uns unterſtützt und zuvorkommt, vor dem vollendeten Werke der Wiedergeburt) eine ſonder Verdienſt geſpendete Gnade ſey; nicht aber eine eingegoſſene Fertigkeit, die nach beſtimmter Maßgabe der göttlichen Weisheit den Büßenden mitgetheilt wird, noch eine Gnade, die uns Gott angenehm und wohlgefällig macht, unſern Verſtand wirklich beſſert, wodurch das ganze Werk unſrer Erneuung vollendet wird. Indeſſen muß man nicht außer Acht laſſen, daß zu dem Begriffe der Rechtfertigung, welche in der Nachlaſſung des Fehlers be-

non fidem tantum sed et poenitentiam ideoque caritatem requiri.

Valde supervacuum quoque est duas divinas virtutes fidem et caritatem inter se committere velle, quasi praerogativae *praecedentiae* lite excitata atque anxie disquirere, utrius potiores sint in justificatione partes. Quemadmodum enim certum est fidem sine caritate esse *mortuam*, ita quoque constat caritatem sine fide (dilectionem sine cognitione) esse nullam: et proinde fides est caritatis requisitum, caritas fidei complementum.

Videntur autem nonnulli eorum qui totam justificationis vim in sola fide constituunt, et virtutes alias tanquam fructus hominis per fidem justificati indubitate secuturos considerant, aliam notionem fidei habere quam quae antea in scholis erat recepta; fidem enim non tantum in intellectu sed et in voluntate constituunt, imo fidei naturam eo usque extendunt, ut fiduciam filialem erga Deum complectatur; in qua mihi caritas sive dilectio Dei videtur involvi, et mirum non est si tota fide justificari homines volunt, qui sub fide spem et caritatem complectuntur; itaque si

ſteht, nicht nur der Glaube, ſondern auch die Buße, alſo auch die Liebe, erfordert werde.

Es iſt auch ſehr unnöthig, die zwei göttlichen Tugenden, den Glauben und die Liebe, miteinander vergleichen zu wollen, indem man einen Vorrangsſtreit aufwürfe, um ängſtlich zu unterſuchen, welche aus beiden den meiſten Antheil an unſrer Rechtfertigung habe. Denn ſo wie es gewiß iſt, daß der Glaube ohne Liebe todt ſey, ſo iſt es ebenfalls ausgemacht, daß die Liebe ohne Glauben (die Liebe ohne Kenntniß) nichts ſey: und folgſam iſt der Glaube die erforderliche Eigenſchaft der Liebe, und die Liebe des Glaubens Krone.

Es ſcheint aber, daß Einige aus denjenigen, welche die ganze Kraft der Rechtfertigung in den alleinigen Glauben ſetzen und die übrigen Tugenden als ſicher erfolgende Früchte des durch den Glauben gerechtfertigten Menſchen anſehen, einen andern Begriff vom Glauben haben, als bis dahin in den Schulen angenommen war: denn ſie laſſen den Glauben nicht blos in dem Verſtande, ſondern auch in dem Willen beſtehen, und dehnen überdies die Natur des Glaubens ſo weit aus, daß er auch noch das kindliche Vertrauen auf Gott in ſich faſſe, worin, dünkt mich, die Caritas oder die Liebe Gottes begriffen iſt; und ſo iſt es nicht zu verwundern, daß ſie behaupten, der Menſch werde ganz durch den Glauben gerechtfertigt, da ſie unter Glauben auch

sic sentiunt, controversiam de vocabulis movent.

Equidem fatendum est secundum receptas quoque notiones fidem sive assensum, de voluntate aliqua ratione participare, alioquin enim juberi a Deo non posset, nec ab hominibus licet volentibus praestari: et videmus saepe homines aliquid pro vero habere, etiam si rationem sententiae suae reddere non possint, imo nullam unquam habuerint, qualem fidem a Deo in mentibus hominum etiam simplicium et in credendo rationes non inquirentium, excitari supra diximus, ita ut revera assensus rationibus destitutus consistat in eo mentis statu quo fit ut qui eum habent, perinde affecti, atque *) agendum patiendumque compositi sunt, ac illi qui rationum sibi sunt conscii, imo aliquando efficacius: quod comparatione ostendam: videmus esse homines qui argumentis satis convicti, sibi videntur nulla spectra occursura esse in tenebris, iidem tamen non audent soli noctu ambulare, aut si audeant terrore quodam panico corri-

---

*) Sensus postulare videtur hic addi particulam *ad*. Deest tamen in autographo.

Editio Parisiensis.

hoc : adque.

Hoffnung und Liebe verſtehen: wenn alſo dies ihre Meinung iſt, ſo iſt es nur ein Wortſtreit.

Doch muß man auch wieder eingeſtehen, ſogar gemäß den angenommenen Begriffen, daß der Glaube oder die Beipflichtung einigermaßen von dem Willen etwas in ſich ſchließe; ſonſt könnte Gott denſelben nicht gebieten, noch könnten die Menſchen, wenn ſie auch wollten, ihn leiſten: und oft ſehen wir die Menſchen Etwas für gewiß annehmen, obgleich ſie nicht im Stande ſind, von ihrer Meinung einen Grund anzugeben, ja noch nie einen dazu gehabt hatten; welcher Glaube, wie wir ſchon vorhin bemerkt, im Geiſte der Menſchen, ſogar der Einfältigen, welche die Gründe ihres Glaubens nicht unterſuchen, von Gott erweckt wird, ſo daß wirklich jene Beipflichtung ohne Gründe jener Zuſtand des Geiſtes ſey, wodurch geſchieht, daß derjenige, der ſich darin befindet, ebendieſelben Gefühle, eben die Stimmung zum Handeln und Leiden in ſich empfindet, wie jene, welche die Bewegurſachen inne haben; — ja oft ſogar noch in einem höhern Grade. Dies will ich durch ein Gleichniß zeigen. Wir ſehen Menſchen, die auf genügende Vernunftgründe geſtützt keine Geſpenſter in der Nacht anzutreffen glauben, und doch getrauen ſie ſich nicht in der Nacht allein zu gehen, oder wenn ſie es auch wagen, ſo werden ſie von einem paniſchen Schrecken durchſchauert: andere hingegen

piuntur: contra sunt alii qui de argumentis contra spectrorum metum ne cogitant quidem, iidem tamen firma fide et persuasione muniti, totas noctes soli in silvis atque inter spelaea ferarum versantur. Itaque in illis theoretica quaedam opinio, in his assensus practicus magis esse videtur, quem potissimum in fide desiderari constat. Et Christus ipse dixit plures esse fidei gradus quorum potissimi non tam *) penes nudum intellectum sumendi sunt: alioqui major eorum esset fides quorum major est doctrina (qualis in muliere Chananea aut centurione Capharnaitico, quibus magnam fidem Christus ipse tribuit, utique non fuit) quam penes affectum animi in sententiam perceptam sequendam propensi, etiamsi ratio non tantum non favere, sed et reclamare videretur. Interea fides sive assensus practicus circa articulos christianae religionis, tamquam universalia, omnino a spe et caritate ac fiducia filiali distingui potest, quibus generalia nobis singulatim applicamus.

---

*) „Loco hujus vocis *tam*, forte melius legeretur *tamen*. Leibnitius scripsit *tam*, sed videtur abbreviasse vocem, quod duobus punctis indicare forte voluit. Cur enim hic duo puncta?“

gibt es, die an Vernunftgründe wider die Furcht vor den Geſpenſtern nicht einmal denken, und doch mit der Wehr des Glaubens und der Ueberzeugung durchwandern ſie ganze Nächte einſam die Wälder, zwiſchen den Klüften wilder Thiere. In jenen alſo iſt eine theoretiſche Meinung, in dieſen eine praktiſche Beipflichtung, welche hauptſächlich im Glauben erfordert wird. Und Chriſtus ſelbſt hat geſagt, es gebe mehrere Glaubensſtufen, wovon aber die erhabenſten nicht ſowohl dem bloſen Verſtande eigen ſind (ſonſt wäre der Glaube derjenigen größer, welche mehr Wiſſenſchaften beſitzen, welches doch wahrlich auf das Chananäiſche Weib und den Hauptmann von Kapharnaum, in welchen Chriſtus ſelbſt einen großen Glauben erkannte, nicht anwendbar iſt), als auch der fühlenden Seele, welche einem Gedanken, den ſie empfand, beizupflichten ſich hinneigt, obgleich die Vernunft dieſelbe nicht nur nicht zu begünſtigen, ſondern ſogar ihr zu widerſtreben ſcheint. Der Glaube jedoch oder die praktiſche Beiſtimmung, in Betreff der chriſtlichen Glaubensartikel überhaupt genommen, kann gänzlich von der Hoffnung, der Liebe und dem kindlichen Vertrauen unterſchieden werden, wodurch wir das Allgemeine einzeln auf uns anwenden.

Editio parisiensis haec notat; sed quorsum plane non video.

Nec vero cum aliquibus putandum est ad justificationem requiri ut quis se justificatum, multo minus et electum et perseveraturum divina fide credat: nam, cum multi veram fidem habeant qui perseveraturi non sunt, sequeretur eos vi fidei ad justificationem necessariae, falsum credere debuisse. Sed et qui justificationem a justificato credi debere volunt, in tricas incidunt; si enim credere se justificatum requiritur ad justificationem et proinde justificationem praecedit; utique credere se justificatum debet qui justificatus nondum est, debet ergo credere falsum. Quod si velint ut quis saltem justificandum se certo credat, has quidem contradictiones evitant, attamen sine ratione, sine scriptura, conditiones justificationis sibi fingunt. Si quis enim fidem et caritatem habeat, justificationem habebit, etiamsi de actu hoc reflexo ne cogitet quidem, utrum eam accipiat nec ne *). Fiducia vero illa filialis sive spes qua credimus et confidimus nobis remitti peccata, nos esse

---

*) In Editione Parisiensi *nec ne* a *Fiducia* non separatur, sed hoc mendum esse nemo non videt.

Editio Moguntina.

Man darf aber nicht, wie Einige, glauben, es werde zur Rechtfertigung erfodert, daß man mit einem göttlichen Glauben glaube, man ſey wirklich gerechtfertigt, und noch vielweniger, daß man auserwählt ſey und beharren werde: denn, da Viele den wahren Glauben haben, ohne Beharrlichkeit, ſo würde daraus folgen, daß ſie, Kraft des zur Rechtfertigung nothwendigen Glaubens, etwas Falſches hätten glauben müſſen. Nun aber, wer behauptet, daß die Rechtfertigung von dem Gerechtfertigten geglaubt werden müſſe, der verſteigt ſich in Spitzfindigkeiten; denn wenn der Glaube, daß man gerechtfertigt ſey, zur Rechtfertigung erfordert wird, und alſo der Rechtfertigung vorangeht: ſo muß demnach derjenige, der noch nicht gerechtfertigt iſt, glauben, er ſey gerechtfertigt; er muß alſo etwas Falſches glauben. Geben ſie aber vor, daß man zum wenigſten glaube, man werde ſicher gerechtfertigt werden, ſo weichen ſie zwar dieſen Widerſprüchen aus; allein ſie erdichten ſich nichtsdeſtoweniger, ohne Vernunft- und Schrift-Gründe, Bedingniſſe der Rechtfertigung. Denn wer den Glauben und die Liebe beſitzt, der wird auch die Rechtfertigung inne haben, ohne zu erwägen, ob er dieſelbe erlange oder nicht. Allein jenes kindliche Vertrauen oder die Hoffnung, wodurch wir glauben und vertrauen, daß uns die Sünden nachgelaſſen und wir in Gnaden wieder aufgenommen und Gottes

in gratiam receptos et Dei filios factos, non pertinet ad fidem illam divinam circa generalia Dei promissa et revelationes quibus falsum subesse non potest, quia illa fiducia, praeter divinae bonitatis contemplationem, versatur circa res humanas et singulares quae sunt facti et a consideratione ac memoria eorum quae in mente nostra fiunt, proficiscitur, nec proinde ultra certitudinem moralem assurgit. Itaque si quae interveniunt dubitationes ex infirmitate nostra profectae, non tollunt fiduciam filialem, quemadmodum etiam tentationes dubitationem circa articulos religionis, non tollunt ipsam fidem, etiamsi languida sit. Interim debemus niti ut dubitationes illas excutiamus, animo enim in Dei bonitatem defixo firmiter, statuendum est non passurum illum ut qui veritatem sitiunt et gratiam quaerunt, a mendacio exitialiter decipiantur, aut misericordiam non consequantur.

Caritas autem illa, sive dilectio quae divina est virtus, in eo consistit ut Deum super omnia amemus et in eo summum bonum nostrum — quaeramus: itaque amabimus ipsum non tantum propter bona quae nobis largitur, sed propter se et tanquam finem ulti-

Kinder geworden ſind, gehört nicht zu jenem göttlichen Glauben an die allgemeinen Verheiſſungen Gottes und Offenbarungen, in welchen nichts Falſches ſtatt finden kann, weil jenes Vertrauen, ohne auf die Beſchauung der göttlichen Güte Rückſicht zu nehmen, ſich auf menſchliche und einzelne Dinge, welche nichts anders als Thatſachen ſind, bezieht, und von der Betrachtung und dem Gedächtniſſe, welches alles in unſerm Geiſte vorgeht, herrühret, und mithin ſich nicht über die moraliſche Gewißheit erhebt. Wenn alſo einige Zweifel aus unſrer Schwachheit mitunter entſtehen, ſo heben ſie das kindliche Vertrauen nicht auf, gleichwie auch die Verſuchungen zum Zweifeln in Hinſicht der Glaubensartikel den Glauben ſelbſt nicht aufheben, obgleich derſelbe ſchwankend iſt. Indeß müſſen wir uns bemühen, daß wir dieſe Zweifel zerſtreuen; und ſeinen Geiſt tief in Gottes Güte verſenkend, muß man ſich überzeugen, er werde nimmerdar zulaſſen, daß diejenigen, welche nach Wahrheit dürſten, und die Gnade ſuchen, je von der Lüge zu ihrem Untergange verführt werden oder keine Barmherzigkeit erhalten.

Die Liebe, welche eine göttliche Tugend iſt, beſteht darin, daß wir Gott über alles lieben und in ihm unſer höchſtes Gut ſuchen: daher werden wir ihn lieben nicht nur der Güter wegen, die er uns ſpendet, ſondern auch ſeinetwegen und als unſer letztes Ziel. Denn überhaupt beſteht die Beſchaffenheit der wahren

mum. Ea enim in universum natura est veri amoris, quem amicitiae vocant, ut in perfectione sive felicitate rei amatae ipsam nostram felicitatem et perfectionem collocemus, ex parte quidem, si illa finitae perfectionis est (ut liberos aut amicos diligimus), ex toto autem, si summae sit excellentiae et bonitatis.

Spes vero apud theologos, est amor quem vocant concupiscentiae, seu affectus erga Deum qui non ex consideratione praestantiae et perfectionis Dei, sed beneficentiae ejus erga nos, bonisque maximis, aeternae imprimis vitae quam suis spondet, nascitur, quanquam fieri possit, ut consideratio beneficiorum Dei bonitatem quoque et perfectionem ejus nobis manifestet, quo facto spes in caritatem assurgit.

Cum autem ratio dictet et scriptura confirmet dilectionem veram et sinceram, non tantum a Deo praeceptam esse, sed etiam esse summum eorum quae ab homine erga Deum fieri possunt, et sine ipsa fidem esse mortuam, *merito* et *congrue* statutum est per eam quoque justificationem et reconciliationem et renovationem nostram compleri, quanquam ipsa dilectionis gratia nobis antea a Deo divi-

Liebe, welche wir Freundſchaft nennen, darin, daß wir in die Vollkommenheit und Glückſeligkeit des geliebten Gegenſtandes unſere eigene Glückſeligkeit und Vollkommenheit ſetzen, und zwar nur zum Theil, wenn dieſer Gegenſtand von einer beſchränkten Vollkommenheit iſt (wie wenn wir Kinder oder Freunde lieben), gänzlich aber, wenn derſelbe von einer unendlichen Erhabenheit und Güte iſt.

Die Hoffnung hingegen iſt, was die Theologen Liebe des Verlangens oder Zuneigung zu Gott nennen, und welche nicht aus der Betrachtung der Vortrefflichkeit oder Vollkommenheit Gottes, ſondern aus ſeiner Wohlthätigkeit gegen uns, und aus den unendlichen Gütern, vorzüglich aus dem ewigen Leben, das er den Seinigen verheiſſet, entſpringt, obwohl es geſchehen kann, daß die Betrachtung der Wohlthaten Gottes uns auch ſeine Güte und Vollkommenheit aufdecke; und ſodurch erhebt ſich die Hoffnung zur Liebe.

Da aber die Vernunft ſagt und die Schrift beſtätigt, daß die wahre und aufrichtige Liebe nicht nur von Gott befohlen, ſondern auch die Krone aller Pflichten des Menſchen gegen Gott ſey, und ohne dieſelbe der Glaube todt ſeyn müſſe: ſo ward billig und ſchicklich feſtgeſetzt, daß durch dieſelbe auch unſere Rechtfertigung und Wiederverſöhnung und Erneuung vollbracht werde, obgleich die Gnade der Liebe ſelbſt, weil wir zuvor von Gott getrennt waren, von

sis, non nisi per Christum mediatorem impetretur et concedatur, et haec ipsa ejus efficacia, ut peccata deleat, solo merito Christi per fidem vivam nobis imputato, nascatur: alioqui enim, ut supra diximus, secundum rigorem justitiae divinae non semel diligere sufficit, ut omnia retro peccata condonentur, sed semper bene affectum fuisse necesse est; at quia Christus pro nobis satisfecit, faciles sunt conditiones quas Deus exigit ut meriti Christi participes reddamur, neque ulla *) intelligi fingive potest quae salvis divinae justitiae ac sapientiae rationibus, facilior esset, quam amor rei omnium amabilissimae pulcherrimaeque, hoc est, ipsius Dei qui post Christi solutionem, hoc unicum a nobis reddendae amicitiae suae pretium, per se minime valiturum, poscit. Cum autem nullum amplius peccatum, nihil Deo exosum, nulla condemnatio in illis sit in quibus gratia Dei per Christum habitat, non videtur formae sanorum verborum consentaneum, dicere peccatum originis, in regeneratione restare, licet debilitatum aut non imputatum: et convenientius est ut dicamus in regeneratione per Christi meritum et Spiritus

---

*) In Editione Paris. legitur *nulla;* sed melius, ut videtur, *ulla*. Editio Moguntina.

uns nicht anders als durch unſern Vermittler Jeſus Chriſtus erfleht und erlangt wird, und ſelbſt dieſe Kraft die Sünden zu tilgen allein aus den Verdienſten Chriſti, welche uns durch einen lebendigen Glauben zugeeignet werden, entſtehen muß: denn ſonſt, wie oben bemerkt worden, wäre es, nach der Strenge der göttlichen Gerechtigkeit, nicht genug, daß man nur einmal liebe, damit uns alle vorige Sünden nachgelaſſen werden, ſondern man müßte eine beſtändige Liebe gehabt haben: weil aber Chriſtus für uns genug gethan hat, ſo ſind die Bedingniſſe ſehr leicht, welche Gott von uns fodert, um der Verdienſte Chriſti theilhaftig zu werden, und man kann ſich keine leichtere denken, noch vorſtellen, die der göttlichen Gerechtigkeit und Weisheit angemeſſener wäre, als die Liebe des allerliebenswürdigſten und ſchönſten Weſens, nämlich Gottes ſelbſt, welcher, nach der Genugthuung Chriſti, nur dieſen einzigen, in ſich ſo ganz geringen, Werth fodert, um uns in ſeine Freundſchaft wieder aufzunehmen. Da nun keine Sünde, nichts was Gott zuwider iſt, nichts verdammliches mehr in jenen iſt, in welchen die Gnade Gottes durch Chriſtus wohnet, ſo ſcheint man wohl von dem natürlichen Sinne der Worte abzuweichen, wenn man ſagt, die Erbſünde verbleibe nach der Wiedergeburt, obwohl ſie jedoch geſchwächt oder nicht zugerechnet wird: und es ſcheint mir viel beſſer, daß man ſage, es werde in der Wiedergeburt durch die Verdienſte Chriſti und die Kraft des h. Geiſtes dasjenige getilgt,

Sancti efficaciam, deleri id quod in malo originali rationem peccati habet, tametsi fomes naturae corruptae non funditus tollatur et venialia quoque errata subinde a justis admittantur ob humanae naturae infirmitatem.

Quaeritur autem quid sit id quod in peccato originis proprie rationem peccati habet, nam nec sola privatio justitiae originalis, nec positiva naturae nostrae labes quae nobis semper inhaeret, peccati rationem faciunt: itaque sunt theologi catholici qui sentiunt, in peccato originali, nihil aliud esse quod peccati formam constituat, quam imputationem criminis ab ADAMO admissi, seu nihil aliud quam ipsum reatum: alii nihil saltem in eo agnoscunt positivi in quo peccati ratio collocari possit, totumque quaerunt in defectu justitiae originalis: his tamen videtur aliquod posse addi quod comparatione declarant; constat intentionem aliumve actum mentalem, esse duplicem, virtualem et actualem; talis est aliquando intentio virtualis in eo qui baptizat vel aliud sacramentum administrat: intentio enim durare censetur toto tempore actus, modo initio fuerit, licet non semper mens cogitet quid agat, aut fortasse plane durante actu, aliis cogitationibus sit distracta et nunquam amplius

was in der Erbſünde eine Sünde zu rechnen ſey, obgleich der Zunder der verderbten Natur nicht von Grund aus gehoben wird, und je zuweilen auch läßliche Sünden von den Gerechten aus Schwachheit der menſchlichen Natur begangen werden.

Nun fragt ſich aber, was denn eigentlich in der Erbſünde als Sünde zu rechnen ſey: denn weder die bloſe Abweſenheit der urſprünglichen Gerechtigkeit, noch die wirkliche, uns immerdar anhängige, Makel unſrer Natur, können als Sünde angerechnet werden: daher gibt es einige katholiſche Theologen, welche glauben, daß in dem Erbübel nichts anders die Sünde ausmache, als die Anrechnung des Fehlers, welchen Adam begieng, oder nichts anders als die Schuld ſelbſt: Andere erkennen in ihm nichts wirkliches, was eigentlich die Sünde ausmachen könnte, und ſuchen dieſelbe blos in der Abweſenheit der urſprünglichen Gerechtigkeit: doch halten dieſe dafür, man könne noch etwas hinzufügen, welches ſie durch ein Gleichniß erklären: es iſt bekannt, daß die Meinung oder jegliche Geiſteshandlung zweierlei iſt — virtuell und actuell; ſo iſt zuweilen die Meinung desjenigen virtuell, welcher tauft oder ſonſt ein Sakrament ausſpendet: denn die Meinung wird die ganze Zeit der Handlung als fortdauernd angenommen, wenn ſie nur im Anfange gemacht worden, obwohl der Geiſt nicht immer denkt, was er verrichtet, oder vielleicht gar während der Handlung von andern

ad rei agendae considerationem revertatur; itaque dici potest simile quid contingere his qui peccato originali obnoxii sunt, et in ADAMO arcana quadam ratione peccasse omnes, et depravata per Adae peccatum voluntate, semper ante redonatam gratiam aliquid analogum virtuali intentioni peccandi, retinuisse intelligantur, quae bonis etiam motibus ante regenerationem praevalet, aut certe admiscetur. At haec intentio mala virtualis per veram poenitentiam una cum reatu sublata intelligenda est, restante tantum fomite carnis contra spiritum rebellis: minime autem extenuanda est peccati originalis pravitas, tanquam vires naturales quae ante lapsum fuere, non multum sint imminutae et depravatae, ne liberati divino beneficio detrahamus; neque de reliquiis ejus in nobis haerentibus abjecte sentiendum est, tanquam exiguae sint et superatu faciles, ne forte insolentiores reddamur. Vicissim tamen non eo usque exaggeranda est mali vis ut nihil bonum restare, et quidquid ab infidelibus fit per se peccatum esse dicatur, cum sanctus AUGUSTINUS agnoscat (ep. 5 Polemonis) *) continentiam esse

---

*) Fortasse mendum est; et legendum *ad Polemonem*.
Editio Moguntina.

Gedanken zerſtreut iſt, und niemals mehr wieder auf die zu verrichtende Handlung merkt; man kann daher ſagen, daß es ſich ungefähr ſo mit jenen verhalte, auf welchen die Erbſünde haftet, und daß alle auf eine gewiſſe verborgene Weiſe in Adam geſündigt haben; und da durch Adams Sünde der Wille verderbt worden iſt, ſo läßt ſich ſchon denken, daß allzeit noch vor der Erlangung der Gnade etwas, das der virtuellen Meinung zu ſündigen ähnlicht, in ihnen bleibe, und dies unterdrückt ſogar die guten Bewegungen vor der Wiedergeburt, oder mengt ſich gewiß in dieſelben ein. Allein man muß wohl einſehen, daß dieſe böſe virtuelle Meinung durch die wahre Buße zugleich mit der Schuld aufgehoben wird, da indeß nur noch der Stachel des gegen den Geiſt ſich empörenden Fleiſches bleibt: man darf jedoch keineswegs das Verderbniß der Erbſünde vermindern, gleich als wenn die natürlichen Kräfte, welche wir vor dem Falle beſaßen, nur unbedeutend verringert und verderbt worden wären, aus Furcht, wir möchten nach unſrer Befreiung der göttlichen Wohlthat Abtrag thun: noch dürfen wir ihre Folgen, welche in uns zurückbleiben, gering achten, als wären ſie nur unbedeutend und leicht zu beſeitigen, damit wir nicht etwa vermeſſen werden. Auf der andern Seite muß man aber auch nicht die Stärke des Uebels ſo ſehr übertreiben, als bliebe nichts Gutes mehr in uns, und daraus folgern, es wäre alles Sün-

donum Dei; quis autem asserat quod a Deo donatur peccatum esse? nec tam altas radices egisse putandum est originale peccatum, ut etiam divinae gratiae et abluenti nos atque sanctificanti sanguini Salvatoris non cedat, tanquam si involuntaria quoque concupiscentia quae in piis etiam, ex ipsa compositione machinae praesentis humanae, residua est, peccatum esset, cum nullum peccatum involuntarium sit, nec veras rerum notiones praetextu Scripturae Sacrae male acceptae, pervertere deceat.

Videamus jam qui sint regenerationis fructus, quomodo bona opera inde oriantur, et quae sit eorum efficacia. Diximus autem ante regenerationem, dilectione Dei opus esse ad poenitentiam salutarem agendam, unde propter Christi meritum fide apprehensum, venia sequitur peccatorum et renovatio hominis, seu virtus divinae caritatis quae, cum alii *) habitus, non nisi crebris actibus comparentur, benignitate Dei ob unum actum dilectionis infunditur. Habitum autem oportet esse

---

*) Scripsisse videtur LEIBNITIUS *alias.*

Editio Parisiensis.

de, was immer die Heiden thun möchten, da der h. Auguſtin anerkennt (5. Br. an Polemo), die Enthaltſamkeit ſey eine Gabe Gottes; wer wird nun aber behaupten, daß das was von Gott komme eine Sünde ſey? Man glaube ja nicht, die Erbſünde habe ſich ſo tief eingewurzelt, daß ſie der göttlichen Gnade und dem uns reinigenden und heiligenden Blute des Erlöſers nicht weichen ſollte, gleich als wenn ſogar die unwillkührliche Begierlichkeit, welche auch in den Frommen, vermöge des Baues dieſer irdiſchen Maſchine, zurückbleibt, Sünde wäre, da es doch keine unwillkührliche Sünde gibt, und es ſich nicht geziemt, die wahren Begriffe der Dinge, unter dem Vorwande der heil. Schrift, die man übel auslegt, zu verkehren.

Wir wollen nun ſehen, welches die Früchte der Wiedergeburt ſind, wie ſie die guten Werke hervorbringt, und wie kräftig ihre Wirkung iſt. Wir ſagten vorhin, daß vor der Wiedergeburt die Liebe Gottes vonnöthen ſey, um eine heilſame Buße zu wirken, woraus, vermöge der Verdienſte Chriſti, die uns durch den Glauben angeeignet werden, die Verzeihung der Sünden entſtehet, und die Erneuung des Menſchen, oder die Tugend der göttlichen Liebe, welche, obwohl man eine jegliche andere Fertigkeit nur durch öftere Wiederholung erwirbt, von der Allgüte Gottes wegen einer einzigen Uebung der Liebe eingegoſſen wird. Die Fertigkeit aber muß wirkſam ſeyn:

efficacem: ea enim hujus natura est, ut semper in actum prorumpere nitatur; quaerendo occasiones agendi et inventis utendo: itaque secure asseri potest bona opera quatenus in seria voluntate consistunt ad salutem necessaria esse: nam qui Deum non amat, nec Dei amicus est, nec in statu gratiae existit cum nec poenitentia nec renovatio hominis, sine dilectione *).......... Omnia autem bona opera in ipsa recta intentione sinceroque erga Deum affectu virtualiter, ut aiunt, continentur, atque hoc illud unum necessarium est, quod Christus aliis omnibus praeferendum admonebat. Itaque qui Deum super omnia amat is, quemadmodum jam supra attigi, circa praeterita quidem voluntati ejus acquiescit, etiamsi derelictus videatur et cum multis adversitatibus conflictandum sibi videat, certo persuasus Deum esse bonum, fidelem, hominum bonae voluntatis amantissimum, omniaque ita ordinare ut denique in eorum bonum cedant, qui ipsum amant: circa futura autem idem Dei mandatis obtemperare summo studio nititur, sive expressis, sive ex divinae gloriae bonique publici consideratione praesumptis: et

---

*) Voces hic omissae videntur esse: sibi constet. Rectius *esse possint.* Editio Parisiensis.

denn dies iſt ihre Weſenheit, daß ſie immerdar in Thätigkeit auszubrechen ſtrebt, indem ſie die Gelegenheiten zu handeln ſucht, und ſie benutzet, wenn ſie ſelbige auffindet: man kann daher ſicher behaupten, daß die guten Werke, in ſofern ſie auf einem ernſten Willen beruhen, zur Seligkeit nothwendig ſind: denn wer Gott nicht liebt, der kann weder Gottes Freund, noch im Stande der Gnade ſeyn, da weder an die Buße, noch an die Erneuung des Menſchen, ohne Liebe, zu denken iſt. Alle gute Werke ſind in eben der guten Meinung und in der aufrichtigen Liebe gegen Gott auf virtuelle Weiſe, wie man ſagt, eingeſchloſſen, und dies iſt jenes einzig Nothwendige, was Chriſtus allem Andern vorzuziehen anempfiehlt. Folglich wer Gott über Alles liebt, der unterzieht ſich, wie wir oben ſchon angedeutet haben, in Betreff des Vergangenen ſeinem Willen, wenn er auch verlaſſen zu ſeyn ſcheint, und mit vielen Unfällen zu kämpfen hat, innigſt überzeugt, daß Gott gütig, getreu iſt, herzlich liebend die Menſchen, welche eines guten Willens ſind, und Alles ſo ordnet, daß es zum Wohle derjenigen, die ihn lieben, gereiche: in Hinſicht des Zukünftigen aber beſtrebt er ſich, mit glühendem Eifer den Geboten Gottes zu gehorchen, ſie mögen nun ausdrücklich, oder gemäß der Betrachtung der Ehre Gottes und der öffentlichen Wohlfahrt muthmaßlich ſeyn: und im Zweifel thut er, was am ſicherſten, am wahrſchein-

in dubio id agit quod est latius et probabilius et conducibilius, quemadmodum ageret vir acer et industrius et studio rei bene gerendae accensus, quem magnus princeps ad negotia aliqua obeunda destinasset; nullus enim Deo major meliorque dominus est — cui uni quidquid in nobis virium est, rectius impendatur.

Ex divino autem amore constat nasci caritatem fratris, id est, hominis cujusque cum quo nobis aliquod negotium ulla ratione esse potest, et frustra falsoque Dei dilectionem jactare, qui fratrem non amat. Praeclare [illegible] JOANNES monuit, quem HIERONYMUS narrat, in summa senectute, cum inter discipulorum manus ad ecclesiam deferretur, nihil aliud dicere solitum, quam *Filioli, diligite invicem:* tandem, aliquis taedio eadem audiendi victus, quaesivit cur hoc unum semper inculcaret, cui reposuit ille dignam JOANNE sententiam, quia, inquit, praeceptum Domini est, et solum sufficit. Praeclaram autem fraternae dilectionis regulam Christus praescripsit, etiam ethnicorum applausu celebratam, ut proximum diligamus sicut nosmetipsos, ac proinde faciamus aut non faciamus aliis quae vellemus aut nollemus ab aliis fieri nobis. Quanquam autem dubium nullum sit caritatem incipere a

lichſten iſt, und am meiſten frommet, gleichwie ein emſiger Biedermann handeln würde, der vom Eifer recht zu thun entglüht iſt, den ein großer Fürſt wichtige Geſchäfte zu ſchlichten erkor; denn es gibt kein größerer, kein vortrefflicherer Herr als Gott, und dem wir allein alle unſere Kräfte billiger widmen könnten.

Nun aus dieſer göttlichen Liebe, wie bekannt, entſpringt die Bruderliebe, das heißt, die Liebe zu einem jeglichen Menſchen, mit dem wir auf irgend eine Art in Verhältniſſen ſtehen, und vergebens und fälſchlich brüſten ſich jene mit der Liebe Gottes, welche ihren Bruder nicht lieben. Sehr wohl mahnet der h. Johannes, von dem der h. Hieronymus erzählt, er habe im hohen Alter, wann er in den Armen ſeiner Jünger in die Kirche getragen wurde, nichts anders geſprochen, als: Kinder, liebet einander: endlich, aus Ueberdruß immer daſſelbe zu hören, fragte Einer, warum er allzeit nur dieſes einſchärfe; da gab er ihm dieſe des Johannes würdige Antwort: weil dies des Herrn Gebot iſt, und allein genüget. Eine herrliche Regel der Bruderliebe hat Chriſtus vorgeſchrieben, die ſogar den Beifall der Heiden erhielt, daß wir nämlich den Nächſten lieben, wie uns ſelbſt, und mithin andern thun oder nicht thun ſollen, was auch wir wollten oder nicht wollten, daß uns von Andern geſchähe. Obgleich es aber nicht in Zweifel gezogen werden kann, daß die Liebe von ſich ſelbſt anfange,

semetipso *) ac de reliquo benevolentiam illam in omnes exprompiam ac generalem, hoc ipsum efficere ut ille praeferatur in quo melius collocatur beneficium ad gloriam Dei et communem fructum, ita **) ut salus, vita et magnum hominis etiam ignoti bonum, nostro aliorumve mediocri incommodo anteponendum est.

Bona opera igitur sunt quae recta intentione ad gloriam Dei et commune bonum suscipiuntur. Itaque sub illis continetur, ut quisque vocationem suam sequatur, id est, ut iis se applicet ad quae bene gerenda ei a Deo vires occasionesque oblatae videntur: deinde ut muneri publico aut generi vitae quod suscepit, curate satisfaciat, atque spartam quam nactus est, ornet, ac de reliquo cummunia hominum officia omnibus praestet, neminem cui in periculo opem ferre potest, sine summa necessitate deserat, et si quis auxilium etiam ad commodita-

---

*) Scripsisse videtur Leibnitius *a semetipsa.*

Editio Parisiensis.

**) Particula *ita ut* a Leibnitio scripta non est, nec cum verbo *anteponendum* est, concordat; quid vero scripserit, haud facile est legere; forte le-

ge, und übrigens jenes bereitwillige und allgemeine Wohlwollen nichts anders erzwecke, als daß man jenen vorziehe, bei dem das Wohlthun mehr zur Ehre Gottes und zum allgemeinen Beßten gereiche: ſo ſollen wir doch das Heil, das Leben oder ſonſt einen großen Vortheil eines auch unbekannten Menſchen einem geringen Nachtheil unſrer oder Andrer Seits vorziehen.

Gute Werke alſo ſind jene, welche mit einer guten Meinung zur Ehre Gottes und zum allgemeinen Beßten geſchehen. Folglich gehört auch dahin, daß ein Jeder ſeinem Berufe folge, das heißt, daß er ſich auf jene Dinge verlege, zu deren vollkommenen Verrichtung er von Gott Kräfte und Gelegenheit erhalten zu haben glaubt: dann daß er ſeinem öffentlichen Amte oder dem Stande, dem er ſich gewidmet, pünktlich genug thue, die Pflichten, die ihm auferlegt worden, mit Ehren erfülle, und überdies Allen die gewöhnlichen Dienſtgefälligkeiten erweiſe; Niemanden, dem er in der Gefahr Hülfe leiſten kann, ohne äußerſte Noth verſtoße, und ſollte Jemand auch wohl zu ſeiner eigenen Bequemlichkeit ihn um ſeinen Beiſtand anſprechen, er ihm denſelben nicht verſage, wenn er und andere dadurch keinen Schaden leiden. Ueberhaupt ſollen

---

gendum *quamvis* seu *itaque* sensus rectius est, si loco *ut* legatur *et*. Editio Parisiensis.

tes suas augendas postulat, ne huic quidem desit ad innoxias sibi aliisque utilitates. In universum autem cogitationes eo referet ut quam maxime et quam plurimis potest, prosit, curabitque ut in omnibus rebus Deus laudetur. Itaque super omnia temporis parcus erit homo vere pius, ne quam vitae partem inutilem transmittat: et a recreationibus etiam honestis sibi admodum temperabit, nisi aut necessaria animi relaxatio curaque sanitatis aliquid postulet, aut rerum gerendarum occasiones ac decori servandi ratio, hominem in rerum actu constitutum, illuc trahant, ubi versari homines solent. Nec enim tanta est austeritas pietatis, ut omnes conviviis, spectaculis, ludis, choreis ac caeteris aularum jocis et exercitamentis perpetuo excludat. Interdum enim non temporis perditio *) sunt sed instrumenta negotiorum. Sobrie tamen tractari debent. Ostendet enim vir probus haec parerga esse, nec nisi quadam necessitate a se admitti.

Cum autem variis modis, sive jussu, sive exemplo, pro conditione et ingenio cujusque, divinam gloriam celebrare et prodesse morta-

---

*) Haec vox non videtur a Leibnitio scripta, sed alia ejusdem sensus, quam indicare facile non est. Forte *temporis jactura*. Editio Parisiensis.

alle ſeine Gedanken darauf berechnet ſeyn, daß er ſo ſehr und ſo vielen als möglich nützlich werde, und darauf bedacht ſey, daß in allen Dingen Gott verherrlichet werde. Zuvörderſt alſo wird der wahrhaft fromme Mann mit ſeiner Zeit karg ſeyn, damit er nicht einen Theil des Lebens unnütz zubringe: und er wird ſich ſogar von ehrbaren Erholungen enthalten, wofern nicht eine nothwendige Abſpannung des Geiſtes und die Sorgfalt für ſeine Geſundheit dies erheiſche, oder ſeine Geſchäfte, oder der Anſtand, auch wenn er in der Arbeit begriffen iſt, ihn dahin rufen, wo die Menſchen zuſammen kommen. Denn ſo groß iſt die Strenge der Frömmigkeit nicht, daß ſie einem Jeglichen die Gaſtmäler, das Theater, die Spiele, Tänze, und die ſonſtigen Kurzweile und Beluſtigungen des Hofes auf ewig verſage. Denn zuweilen ſind ſie nicht Zeitverluſt, ſondern ein Mittel, Geſchäfte zu ſchlichten. Spärlich jedoch muß man ſich damit abgeben. Denn ein rechtſchaffener Mann wird dies blos als eine Nebenſache anſehen, und ſich nur aus einer gewiſſen Nothwendigkeit dazu verſtehen.

Da indeß ein Jeder auf verſchiedenerlei Art, entweder durch Befehl, oder durch Beiſpiel, nach Stand und Fähigkeit, die Ehre Gottes befördern und ſeinem Mitmenſchen nützlich ſeyn kann: ſo iſt es offenbar, daß es nebſt denen, welche als Staatsbeamte und Privatperſonen leben, zum größten Nutzen auch in der

libus liceat, manifestum praeter eos qui in rerum actu et vita communi versantur, utiliter admodum dari in Ecclesia homines asceticos et contemplativos qui, semotis vitae curis, domitisque voluptatibus, in contemplationem divini numinis operumque ejus admirationem toti ferantur, vel etiam propriis negotiis soluti, in hoc unum intenti sint atque excubent ut aliorum necessitatibus succurrant, sive docendo ignaros aut errantes, sive egentibus atque laborantibus opem ferendo: neque id ex minimis eorum est quae Ecclesiam illam commendant, quae una catholicae nomen et insignia retinuit, in qua sola videmus excellentium virtutum asceticaeque vitae eminentia exempla passim edi atque curari.

Itaque fateor mihi semper religiosos ordines piasque confraternitates, ac societates, aliaque hujusmodi laudabilia instituta, miro probata fuisse: sunt enim quasi coelestis quaedam militia in terris, si modo, remotis depravationibus et abusibus, secundum instituta fundatorum regantur, et a summo Pontifice in usum universalis Ecclesiae temperentur. Quid enim praeclarius esse potest quam lucem veritatis per maria et ignes et gladios ad remotas gentes ferre, solamque animarum

Kirche asketiſche und contemplative Männer gebe, die, losgetrennt von allen irdiſchen Sorgen, und abgeſchält von den Vergnügungen, ſich ganz in die Anſchauung des göttlichen Weſens und in die Bewunderung ſeiner Werke verſenken, oder auch aller eigenen Geſchäfte entlöſt, nur auf das bedacht ſind und feſt darauf haften, daß ſie den Nöthen Andrer zu Hülfe kommen, indem ſie entweder die Unwiſſenden und Irrenden belehren, oder den Dürftigen und Mühſeligen beiſtehen; und dies iſt nicht die geringſte aus den Eigenſchaften, welche jene Kirche empfehlen, die allein den Namen und das Kennzeichen der Katholizität zu jeder Zeit behauptete, und in der wir allein die hehren Beiſpiele der herrlichſten Tugenden und des asketiſchen Lebens allenthalben glänzen und ſich fortpflanzen ſehen.

Ich geſtehe alſo, daß ich allzeit die klöſterlichen Vereine, die frommen Confraternitäten und Geſellſchaften und andere dergleichen lobenswürdige Anſtalten vorzüglich gebilligt habe: denn dieſe ſind gleichſam eine Himmelsmiliz auf Erde, wenn ſie nur fern von Verderbniß und Mißbräuchen nach den Satzungen ihrer Stifter regirt, und vom oberſten Biſchofe zum Nutzen der allgemeinen Kirche hingelenkt werden. Was ſollte wohl in der That ruhmvoller ſeyn, als das Licht der Wahrheit durch Fluthen, Feuer und Schwerter zu den entferteſten Völkern tragen, nur mit dem Heile

salutem negotiari, interdicere sibi variis illecebris atque ipsa jucunditate colloquii convictusque, ut contemplationi abstrusarum veritatum ac divinae meditationi vacetur; dedicare sese educationi juventutis ad spem doctrinae ac virtutis; miseris, desperatis, perditis, captivis, damnatis, aegrotis, in squalore, in vinculis, in remotis terris auxilium ferre atque adesse, ac ne pestis quidem metu ab effusae caritatis officio deterreri: quicumque haec ignorant aut spernunt, hi nihil nisi plebeium et vulgare de virtute sapiunt et hominum obligationem erga Deum solemnium qualicumque obitione et frigida illa consuetudine vivendi, quae vulgo sine zelo sine spiritu in animis regnat, inepte metiuntur. Non autem consilium, ut quidam sibi persuadent, sed praeceptum est, ut quisque in quovis vitae genere ad perfectionem christianam totis animae corporisque viribus nitatur; cui neque conjugium, neque liberi, neque magistratus, neque militia obsunt, etsi majora impedimenta objiciant: consilium autem est eligere vitae genus ab impedimentis terrenis magis solutum, de quo Dominus MAGDALENAE gratulabatur.

der Seelen ſich beſchäftigen, auf verſchiedene Vergnügungen und ſelbſt auf den Reiz der Unterhaltungen und der Geſellſchaften verzichten, um der Betrachtung der unergründlichen Wahrheiten und der göttlichen Beſchauung obzuliegen; ſich der Erziehung der Jugend widmen, um ſie zu den Wiſſenſchaften und zur Tugend zu bilden; den Elenden, Verzweifelten, Unglücklichen, Gefangenen, Verurtheilten, Kranken, im Unflath, in den Banden, in weitentfernten Gegenden Hülfe leiſten, ihnen beiſtehen, und ſich ſogar nicht einmal durch die Schreckniſſe der Peſt von ausgebreiteten Liebeswerken abſchrecken laſſen: wer dieſes verkennt oder verachtet, der hat nur einen gemeinen und niedern Begriff von der Tugend, und beſchränkt in dummer Einfalt die Pflichten des Menſchen gegen Gott ſchlechthin auf äuſſerliche Verrichtungen und geiſtloſe Gewohnheiten, welche insgemein ohne Eifer und Gefühle geſchehen. Es iſt aber kein bloſer Rath, wie Einige ſich einbilden, ſondern ein Gebot, daß Jeder in jeglichem Stande nach der chriſtlichen Vollkommenheit mit allen Kräften Leibs und der Seele ſtrebe, wovon weder Eheband, noch Kinder, noch obrigkeitliches Amt, noch Kriegsdienſt losſagt, obgleich ſie größere Hinderniſſe entgegen ſtellen dürften: ein Rath aber iſt es, eine Lebensart zu wählen, die uns mehr von zeitlichen Sorgen abtrennt, worüber Chriſtus der Magdalena Glück wünſchte.

Sed a descriptione bonorum operum, ad effectum eorum veniamus, ubi video passim de eorum merito disputari et sententiam in Ecclesia a tot saeculis receptam acerbe traduci *), tanquam pharisaicae fiduciae et superbiae plenam. Puto tamen, verbis rite explicatis, nullam reprehendendi causam superfore. Sciendum igitur est obligationem et jus nobis respectu Dei, non nisi analogia quadam tribui. Omnia enim Dei sunt, quia creavit et conservat, et solus sapienter gubernare potest. Itaque ex ipsa vi summae perfectionis, sive summae sapientiae ac potentiae, Deus naturaliter omnium Dominus est, et nos ejus servi sumus, quibus ille peculium quoddam concessit negotiandi causa, quod Christus talentum vocavit. Servo autem cum domino, respectu peculii, tantum imaginarium jus intercedit ex ipsius domini benignitate ac condescensu: quemadmodum alias, si dominus cum servo ludet latrunculis, nemo nescit quod perditur aut acquiritur, domini esse; non tamen sapiens dominus leges ludi turbabit intempestiva dominatus sui ostentatione. His positis ac subintellectis, de jure

---

*) A Lutheranis praecipue, Editio Moguntina.

Allein laßt uns jetzt von der Darſtellung der guten Werke auf ihre Wirkung übergehen, wo ich nun ſogleich wegen ihrer Verdienſte Streitigkeiten ſich erheben, und eine Lehre, die in der Kirche ſo viele Jahrhunderte hindurch angenommen war, mit Unglimpf behandelt ſehe, als eine Lehre voll des phariſäiſchen Stolzes und Selbſtvertrauens. Ich halte jedoch dafür, daß, ſobald die Ausdrücke genau werden beſtimmt ſeyn, keine Urſache zu tadeln mehr übrig bleibe. Man muß alſo wiſſen, daß wir uns eine Verbindlichkeit und ein Recht in Rückſicht auf Gott nur durch eine gewiſſe Analogie zumaßen. Denn Alles gehört Gott zu, weil er ſchuf und erhält, und allein mit Weisheit herrſchen kann. Alſo ſelbſt vermöge ſeiner höchſten Vollkommenheit, oder ſeiner höchſten Weisheit und Macht iſt Gott urweſentlich der Herr aller Dinge, und wir ſind ſeine Knechte, denen er ein gewiſſes Gut anvertraute, womit wir wuchern ſollten, welches Chriſtus Talent nannte. Allein zwiſchen dem Knechte und Herrn, in Hinſicht des anvertrauten Gutes, findet nur ein eingebildetes Recht ſtatt, welches von des Herrn Güte und Willfährigkeit herrühret, wie wenn der Herr mit dem Knechte Schach ſpielt, ſo weiß Jedermann, daß, was verloren oder gewonnen wird, dem Herrn angehöre; es wird jedoch ein vernünftiger Herr die Regeln des Spieles nicht verwirren, durch ein unzeitiges Prahlen mit ſeiner Macht. Dieſes nun feſtgeſetzt oder darunter verſtan-

Dei, ac jure nostro vel quasi jure tuto ac sine reprehensione dicamus.

Porro quemadmodum verum jus duplex est, plenum scilicet, quod actionem parit, quale est quod ex contractu nascitur, et imperfectum quod obligationem parit, non tamen actionem ut exigi possit, quale est jus egeni ad eleemosinam quam ei dives debet; ita quasi jus nostrum quod in Deo quasi obligationem parit, etiam est duplex, vel ex congruo scilicet vel ex condigno: congruit enim justitiae Dei ut eos a quibus diligitur, aeterna felicitate remuneretur *), non absolute quidem et ex sola justitiae consideratione (si promissio sejungatur): minor enim retributio sufficeret; sed accedente sapientia quatenus decrevit Deus felicitatem quantam maximam **) licet in sua civitate diffundere, hoc omni decreto sapientiae semel posito, justitiae distributivae est, non aliquos tantum ex Deum diligentibus, cum quadam acceptione personarum, sed omnes admitti ad beatitudinem aeternam. At majorem sibi obligationem

---

*) In orginali Editione *renumeretur* legimus.
Editio Moguntina.

**) *Quantum maximam* licet. Ita videtur scripsisse Leibnitius.
Editio Parisiensis.

den, können wir von dem Rechte Gottes und unſerm Rechte oder Scheinrechte ſicher und tadelfrei ſprechen.

Nun aber gleichwie das eigentliche Recht zweifach iſt, das vollkommene nämlich, welches vor Gericht zu laden bevollmächtigt, desgleichen aus Kontrakten entſtehet, und das unvollkommene, welches eine Verbindlichkeit hervorbringt, nicht aber die Vollmacht, dieſelbe zu betreiben, ſo wie das Recht des Dürftigen das Almoſen zu verlangen, welches ihm der Reiche ſchuldig iſt: eben ſo iſt auch unſer Scheinrecht, welches Gott eine Scheinverbindlichkeit auferlegt, von doppelter Art, das Recht der Congruität nämlich, und das Recht der Condignität: denn es ſteht der Gerechtigkeit Gottes zu, daß er diejenigen, die ihn lieben, mit der ewigen Glückſeligkeit belohne, obwohl nicht unbedingt und aus bloſer Berückſichtigung ſeiner Gerechtigkeit (wenn man ſich das Verſprechen wegdenkt); denn eine geringere Belohnung würde hinlänglich ſeyn: allein wenn man ſeine Weisheit in Betracht zieht, in ſofern Gott feſtgeſetzt hat, die höchſt mögliche Glückſeligkeit über ſein Reich auszugießen, ſo haftet es, wofern dieſer Beſchluß der Gerechtigkeit einmal gethan iſt, auf der diſtributiven Gerechtigkeit, nicht nur einige aus jenen, die Gott lieben, mit Rückſicht der Perſonen, ſondern Alle in die ewige Freuden aufzunehmen. Allein Gott hat ſich ſelbſt eine größere Verbindlichkeit auferlegt, woraus, deucht mich, das Verdienſt der Condignität gefolgert

Deus ipse imposuit, unde meritum ex condigno mihi derivari posse videtur, et jus aliquod plenius nobis nascitur secundum commutativae justitiae leges. Deus enim cum Filio suo contractum iniit et nos per Christum in idem foedus admissi sumus; ea autem pacti vis est ut, Christo satisfaciente et nobis per fidem ac poenitentiam Christo concorporatis ac Deo reconciliatis, non tantum iniquitates nostrae deleantur, sed et haeredes vitae aeternae efficiamur, et nobis praeterea legitime currentibus certantibusque, corona justitiae imponatur, multaque et magna praemia distribuantur, quibus ipsi beati inter se discernentur. Nam ne frigidae quidem aquae haustus egeno praebitus sine remuneratione *) abibit, Deo in nobis sua dona ex facto coronante. Alioqui, nos servi inutiles qui tantum fecimus quae debebamus, nulla merita praetendere aut praemia flagitare possemus.

Quaeritur etiam an renati, divina gratia adjuti, legem Dei perfecte atque ita implere possint, ut nullum committant peccatum mortale cui sua natura aeterna mors debeatur. Verum cum pro certo habendum sit nullum legislatorem sapientem praecipere impossibilia,

---

*) In originali *renumeratione*. Editio Moguntina.

werden kann, und für uns ein größeres Recht entſteht, nach den Geſetzen der commutativen Gerechtigkeit. Denn Gott iſt mit ſeinem Sohne ein Bündniß eingegangen, und wir ſind durch Chriſtus in denſelben Bund aufgenommen worden; nun iſt die Kraft dieſes Vertrages, daß, vermöge der Genugthuung Chriſti und unſerer Einverleibung mit ihm durch den Glauben und die Buße, und vermöge der Verſöhnung mit Gott, nicht nur alle unſere Miſſethaten getilgt, ſondern wir auch Erben des ewigen Lebens werden, und überdies, wenn wir rechtmäßig laufen und ſtreiten, die Krone der Gerechtigkeit empfangen, und viele und große Belohnungen erhalten, wodurch ſelbſt die Seligen von einander unterſchieden werden. Denn nicht einmal ein Trunk kalten Waſſers, den man einem Dürſtigen darreicht, wird ohne Belohnung ſeyn, indem Gott in uns ſeine Gaben krönt. Sonſt könnten wir, als unnütze Knechte, die nichts gethan hätten, als was befohlen ward, auf keine Verdienſte Anſpruch machen, und keine Belohnungen fordern.

Es fragt ſich nun auch noch, ob die Wiedergebornen, mit Beihülfe der göttlichen Gnade, das Geſetz Gottes vollkommen und ſo erfüllen können, daß ſie keine Todſünde begehen, welche aus ihrer Weſenheit des ewigen Todes ſchuldig wäre. Da man aber als ausgemacht annehmen muß, daß kein weiſer Geſetzgeber unmögliche Dinge befehle, ſo muß man auch als ge-

pro certo etiam habendum est, nunquam homini reconciliato sufficiens Dei auxilium potestatemque deesse, non singula tantum sed et omnia divinae legis praecepta adimplendi, si modo velit; dixit enim Christus jugum suum suave esse et onus leve; et manifesta est haec possibilitas, ex eo quod tota lex nihil aliud postulat quam sincerae voluntatis serium conatum, sive ut Deum totis viribus diligamus; quid autem sit quod hanc dilectionem nobis impossibilem reddat, non apparet, cum idea Dei nobis sit insita qua summam ejus pulchritudinem agnoscimus et aliarum rerum imperfectio et indignitas ab attentis facile perspiciatur.

Interim fatendum est in hac infirmitate et reluctatione carnis et distractionibus variis difficile esse semper conservare puritatem animi, paucosque adeo a peccato mortali immunes vixisse, a venialibus erratis, nullum! et si Deus cum eo ipso, qui peccati' mortalis expers post renovationem fuit, in judicium intraret, ne is quidem tueri se posset, nisi opposita Christi satisfactione: saltem enim hujus intuitu priorum ei gratia facta est, postea autem si sanctus vixit, cui alteri hoc debet quam divino auxilio per Christum impetrato?

wiß annehmen, daß es dem einmal ausgeſöhnten Menſchen nie an zureichender Hülfe und Kraft von Seiten Gottes ermangle, um nicht nur einige, ſondern, wenn er nur ernſtlich will, alle Vorſchriften des göttlichen Geſetzes zu erfüllen; denn Chriſtus ſagt: mein Joch iſt ſüß und meine Bürde leicht; dieſe Möglichkeit erhellet auch daraus, weil das ganze Geſetz nichts anders fodert, als ernſte Anſtrengung eines aufrichtigen Willens, oder daß wir Gott aus allen Kräften lieben: was uns aber dieſe Liebe unmöglich machen ſollte, ſehe ich nicht ein, da wir durch den uns inwohnenden Begriff von Gott ſeine höchſte Schönheit erkennen, und die Unvollkommenheit und Niedrigkeit der übrigen Dinge jedem Aufmerkſamen einleuchtet.

Indeß muß man auch geſtehen, daß es bei unſerer Schwachheit, bei dieſem Widerſtreben des Fleiſches und den verſchiedenen Zerſtreuungen ſchwer iſt, immerdar die Reinigkeit der Seele zu bewahren, und daß ſehr wenige frei von der Todſünde gelebt haben, von den läßlichen Sünden aber keiner; und wenn Gott denjenigen, welcher ohne Todſünde nach ſeiner Erneuung gelebt hat, vor Gericht fordern würde, ſo könnte ſogar dieſer nicht beſtehen, würde er nicht durch die Genugthuung Chriſti geſchützt: wenigſtens iſt ihm in Betracht derſelben für ſeine vorigen Fehler Gnade ertheilt worden; und wenn er nachgehends heilig gelebt hat, wem hat er es ſonſt zu verdanken, als dem

Itaque nemo nisi in Domino gloriari debet *), cum quo omnia possumus et cujus potens est virtus in infirmis.

Explicata hominis reconcilatione et renovatione, novaeque vitae fructibus (quae sunt bona opera a lege Dei praecepta) videndum etiam erit quaenam Christus instituerit praeceperitque, praeter communem, naturalem et perpetuam Dei legem. Sciendum ergo est Christum esse non tantum mediatorem nostrum qui suo merito suaque passione nos expiavit Deoque reconciliavit, sed et esse legislatorem qui pro data sibi omni in coelo terrisque potestate, praescribere voluit quae sine salutis periculo sperni non possent, servata autem, plurimum ad salutem prodessent.

Huc tamen ea non pertinent quae a nonnullis creduntur, ut, quod ferendae sint injuriae, quod amandi sint inimici, aliaque id genus: nam amare inimicos lex moralis dudum jubet neque ideo minus repellere malos et punire licet, dareque operam, ut vel cor-

---

*) I. Corinth. I. 31. — Item II. Corinth. X. 17. et Jeremiae IX. 23, 24.

göttlichen Beiſtande, den er durch Chriſtum erhält? Man rühme ſich daher in Gott allein *), mit dem wir alles vermögen und deſſen Kraft mächtig iſt in dem Schwachen.

Nachdem wir nun des Menſchen Verſöhnung und Wiedergeburt beleuchtet haben, wie auch die Früchte des neuen Lebens (welche die von dem Geſetze vorgeſchriebenen guten Werke ſind), ſo müſſen wir auch ſehen, welche Gebote Chriſtus eingeſetzt, und was er nebſt dem allgemeinen, natürlichen und ewigen Geſetze Gottes, befohlen habe. Man muß alſo wiſſen, daß Chriſtus nicht nur unſer Mittler ſey, welcher durch ſein Verdienſt und Leiden uns erkauft und mit Gott verſöhnt hat, ſondern auch ein Geſetzgeber, welcher vermöge der Gewalt, die ihm im Himmel und auf Erde gegeben iſt, Vorſchriften machen wollte, die man ohne Gefahr des Heils nicht verachten darf, deren Erfüllung aber zur Seligkeit höchſt erſprießlich iſt.

Hierher gehört keineswegs, — wie Einige dafür halten, — daß man die Unbilden ertragen, ſeine Feinde lieben ſolle, und ſonſt dergleichen: denn die Feinde zu lieben befiehlt ſchon lange das ſittliche Geſetz; doch iſt es darum nicht weniger erlaubt, die Böſen zu verſtoſſen und zu beſtrafen, und ſich zu beeifern, auf daß ſie

---

*) I. Korinth. I. 31. — Wie auch II. Korinth. X. 17, und Jeremias IX. 23, 24.

rigantur vel certe nocendi facultate priventur: imo jubet hoc ipsa caritas in reliquos; et cum amare debeamus omnes, ne inimicis quidem exceptis, beneficia tamen nostra proportione quadam dispensare debemus, quando alter *) alteri obstat. Hinc quod dictum est, debere ferri injurias, vel consilium est tantum pro iis qui vitae genus eligunt remotum a negotiis et singularia patientiae eminentis documenta daturum, vel significat magistratui etiam malo non esse resistendum, vel tantum vindictae cupiditatem prohibet, ut quidquid fit contra malos, ex sola caritate fieri intelligatur. Itaque valde errant anabaptistae et humanam societatem evertunt qui magitratu, bello, armis interdicunt homini pio; quo admisso quis non videt *deserta a bonis republica pessimum quemque aut quemvis potentissimum fore?* **)

Quaecunque autem Christus tanquam legislator instituit, consistunt in cultu divino christianis peculiari et sacramentis novae legis: de sacramentis postea: cultus divini apud christianos hoc peculiare est ut in Christo homine Deum omnipotentem et aeternum adoremus,

---

*) Forte legendum est: *alterum.* Haec adnotat Editio Parisiensis.

**) Observat Editio parisiensis, haec ultima verba lectu fuisse perquam difficilia. Editio Moguntina.

entweder gebeſſert, oder uns zu ſchaden außer Stande geſetzt werden: ja dies befiehlt ſelbſt die Liebe gegen Andere: und wenn wir auch verpflichtet ſind Alle zu lieben, die Feinde nicht ausgenommen, ſo müſſen wir dennoch unſere Wohlthaten nach einem gewiſſen Ebenmaß austheilen, wofern Einer dem Andern im Wege ſteht. Wenn geſagt worden, man müſſe die Unbilden ertragen, ſo iſt das nur ein Rath für jene, welche ein vom Geſchäftsgetümmel abgeſondertes Leben erwählen, und vorzügliche Beiſpiele einer erhabenen Geduld geben wollen; oder es bedeutet, man dürfe ſogar einer ſchlechten Verwaltung ſich nicht widerſetzen; oder es unterſagt blos die Rachſucht, damit alles was gegen die Böſen geſchieht, allein das Gepräge der Liebe an ſich trage. Die Wiedertäufer betrügen ſich alſo gröblich und untergraben die menſchliche Geſellſchaft, wenn ſie einem frommen Manne die obrigkeitliche Würde, den Krieg und die Waffen unterſagen. Wenn dieſer Grundſatz angenommen würde, wer ſieht nicht, daß das Ruder des Staats von den Guten wiche und in die Hände der Böſen fiele?

Was aber Chriſtus als Geſetzgeber eingeſetzt hat, das beſteht in der den Chriſten eigenen Gottesverehrung und in den Sakramenten des neuen Geſetzes: von den Sakramenten weiter unten. Der Gottesdienſt bei den Chriſten hat dieſe Eigenheit, daß wir in der Menſchheit Chriſti den allmächtigen und ewigen Gott

Christum tanquam salutis mediatorem invocemus, ipsique Deo juge sacrificium propitiationis, corpus scilicet et sanguinem Domini sub specie panis et vini secundum ordinem MELCHISEDECH qui Christum aeternum sacerdotem praefiguravit, offeramus (cujus tractationem differemus ad locum de Eucharistia). Quibus subjici possunt quae ordinis et decori causa, addidit Ecclesia, et quae ad imaginum sanctorum et reliquiarum venerationem pertinent quae religiosi cultus aliquid in se habent, atque utilitate sua non carent, si a superstitione et abusu sint purgata ac de his nunc dicemus distincte.

Quod cultum Salvatoris nostri attinet, expresse dixit PAULUS in nomine JESU quidquid ubique est, genuflectere debere: unde omnes christiani, ne socinianis quidem exceptis, consentiunt Christum esse adorandum: verum Ecclesia catholica recte docet, nisi CHRISTUS Deus esset sine idololatria adorari non posse, et omnino divini honores ipsi non nisi ob divinitatem debentur. Manet enim illud omnipotentis et zelotae Dei irrefragabile verbum, ego honorem meum alteri non dabo *): nec proinde eorum sen-

---

*) Isai. XLII. 8. et XLVIII. 11.

anbeten, Chriſtum als den Vermittler des Heils anrufen, und Gott ſelbſten ein immerwährendes Verſöhnungsopfer, den Leib und das Blut des Herrn, unter den Geſtalten des Brods und Weins, nach der Ordnung Melchiſedechs, welcher Chriſtum — den ewigen Prieſter — vorbildete, darbringen; (die Abhandlung hievon bewahren wir bis zur Euchariſtie auf). Hier mag ſeinen Platz finden, was die Kirche, für die Ordnung und Würde, beigefügt hat, wie auch was zur Verehrung der Heiligenbilder und der Reliquien gehört, welches etwas von religiöſer Verehrung an ſich hat, und nicht ohne Nutzen iſt, wofern man den Aberglauben und die Mißbräuche wegſchneidet; und hiervon wollen wir jetzt beſonders handeln.

Was die Verehrung unſers Erlöſers angehet, ſo hat der h. Paulus ausdrücklich geſagt, es müſſe Alles im Namen Jeſu, aller Orten, die Kniee beugen: daher ſtimmen alle Chriſten, die Socinianer nicht einmal ausgenommen, überein, man müſſe Chriſtum anbeten: allein die katholiſche Kirche lehrt mit Recht, daß man Chriſtus, wenn er nicht Gott wäre, ohne Abgötterei nicht anbeten könnte, und die göttliche Verehrung gebühre ihm durchaus nur wegen der Gottheit. Denn unerſchütterlich bleibt jener Ausſpruch des allmächtigen und eiferſüchtigen Gottes: »ich werde meine Ehre keinem Andern geben:« und darum kann ich die Meinung derjenigen nicht billigen, die behaupten, daß ſo-

tentiam probare possum, qui volunt ipsi per se humanitati CHRISTI communicatum esse jus divini honoris. Quod non sociniani tantum defendunt, sed et, quod mireris, alii a sua illa communicatione idiomatum seducti. Verum longe prudentius doctores catholici statuunt, ipsi per se humanitati, neque proprietates neque honores Divinitatis competere, licet summa perfectio summusque honor qui in creaturam cadit, ei sit a Divinitate datus.

Hoc autem, etiam praxeos causa, notandum est ne animi hominum a summi illius atque aeterni boni consideratione ad anthropolatriam vertantur, judaeique et mahumetani in falsa sua de nobis concepta opinione confirmentur, tanquam nos aliquid aliud quam unum omnipotentem Deum adoremus. Hinc nata illa fabula de Deo christianorum in hostia cuidam sultano Aegypti oppignerato, acerbumque nescio cujusdam philosophi arabis dicterium, qui multas ridiculas religiones sibi visas auditasque aiebat, nullam autem ineptiorem christiana quae suum Deum comedi juberet; quae calumnia sive ex illorum odio, sive ex nostrorum imprudentia nata est.

gar der Menſchheit Chriſti, für ſich betrachtet, das Recht der göttlichen Ehre mitgetheilt worden ſey. Dies vertheidigen nicht nur die Socinianer, ſondern auch, was zum erſtaunen iſt, noch Andere, durch ihre Mittheilung der Idiomen irregeleitet. Allein weit vernünftiger nehmen die katholiſchen Theologen an, der Menſchheit, für ſich betrachtet, kommen weder die Eigenſchaften, noch die Ehrenerweiſungen der Gottheit zu, ob ihr gleich die höchſte Vollkommenheit und größte Ehre, der ein Geſchöpf theilhaftig werden kann, von der Gottheit mitgetheilt worden.

Doch muß man ſich der Praxis halber in Acht nehmen, damit die Menſchen, durch die Betrachtung jenes höchſten und ewigen Gutes nicht in die Anthropolatrie fallen, und die Juden und Mohametaner in ihrer falſchen von uns gefaßten Meinung nicht beſtärkt werden, als beteten wir nämlich etwas anders als den Einzigen allmächtigen Gott an. Daher entſtand jene Fabel von dem Gott der Chriſten, der in einer Hoſtie einem Sultane aus Aegypten verpfändet worden ſeyn ſoll, und jene bittere Schmähung von ich weiß nicht welchem arabiſchen Philoſophen, der ſagte, er habe viele lächerliche Religionen geſehen und gehört, es käme ihm aber keine ſo abgeſchmackt vor als die chriſtliche, die ihren Gott zu eſſen befehle; welche Verläumdung entweder aus ihrem Haſſe oder unſerer Unklugheit entſtanden iſt.

Sed nec periculo vacat, plebem in hoc genere negligentia docentium minus instrui: cum enim summus actus pietatis sit amor Dei super omnia, natus ex consideratione perfectionis, bonitatis, ac pulchritudinis divinae, in cujus possessione verum summum bonum mentis consistit, cavendum est ne dum actum contritionis atque amoris divini elicere nos credimus, tantum in humanitatis Christi amore atque veneratione consistamus: cujus consideratio etsi efficacissima sit super omnium aliarum creaturarum contemplationem ad excitandam mentem, quo magis ea divinam sapientiam, justitiam et bonitatem in Christo manifestatam agnoscat, tamen gradus tantum, non fastigii ultimi in colendo Deo rationem habere debet; et tamen in hoc passim a nonnullis peccari videmus, qui devotionem populi voce aut scriptis accendere contendunt, potius imaginationi et sensuali cuidam affectui hominum carnalia sapientum servientes, quam adorationi studentes invisibilis Divinitatis, quae in spiritu et veritate consistit, atque in cultu nostro, ultimum supremumque est. Interea cum totus CHRISTUS Deus et homo adoretur et sanctissimam ejus animam et ipsam sacratissimam carnem adorari non per se quidem sed ob unionem cum divi-

Allein es iſt auch zu befürchten, die Lehrer möchten aus Nachläßigkeit das Volk hierin nicht gehörig unterweiſen: denn da die erhabenſte Handlung der Frömmigkeit die Liebe Gottes über alles iſt, welche aus der Betrachtung der göttlichen Vollkommenheit, Güte und Schönheit entſtehet, deren Beſitz das wahre höchſte Gut des Verſtandes ausmacht: ſo muß man ſich in Acht nehmen, damit wir nicht, indem wir die Reue oder göttliche Liebe zu erwecken glauben, blos auf die Liebe und Verehrung der Menſchheit Chriſti uns beſchränken: denn obgleich dieſe Betrachtung kräftiger iſt als die Anſchauung aller anderen Geſchöpfe, um den Geiſt anzuflammen, damit er die in Chriſto geoffenbarte Weisheit, Gerechtigkeit und Güte deſto deutlicher einſehe: ſo darf ſie dennoch nur eine Stufe zur Verehrung Gottes, nicht aber der höchſte Grad ſeyn. Deſſenungeachtet verfehlen ſich zuweilen hierin Manche, welche die Andacht des Volkes durch Reden und Schriften beleben wollen, indem ſie vielmehr der Einbildungskraft und einem gewiſſen ſinnlichen Gefühle der nach Fleiſchlichem lüſternen Menſchen fröhnen, als daß ſie bedacht ſind auf die Anbetung der unſichtbaren Gottheit, welche im Geiſt und in der Wahrheit beſteht, und in unſrer Verehrung das Letzte und Höchſte iſt. Da indeß der ganze Chriſtus — Gott und Menſch — angebetet wird, und es außer allem Zweifel iſt, daß

nitate, et quatenus in Divinitatem ratio honorandi resolvitur, dubium nullum est *), ut rem paucis complectar, cum honor sit personae, dirigitur adoratio in personam CHRISTI, neque duae adorationes fingendae sunt, sed una totius Domini, cujus tamen ratio ultima a natura divina petenda est. Unde Ephesinum quoque concilium **) decrevit una supplicatione venerandum EMMANUEL, unamque ei glorificationem dependendam.

Non tamen illis assentior qui praetextu adorationis in spiritu et veritate, rejiciunt in divino cultu quidquid in sensus incurrit et imaginationem excitat, parum memores infirmitatis humanae: nam qui naturam mentis nostrae qualis in hoc corpore est, considerabit diligentius, is facile agnoscet, etiamsi ideas rerum a sensibus remotarum intus habeamus, non posse nos tamen in iis cogitationem defigere atque immorari cum attentione, nisi notae quaedam sensibiles accedant, ut vocabula, characteres, repraesentationes, similitudines, exempla, connexa, effectus, quae quidem

---

*) Scripsit LEIBNITIUS, ut hic legitur. Melius tamen legeretur *dubium nullum sit*. Editio Parisiensis.

**) Cap. VIII.

ſeine allerheiligſte Seele und ſelbſt ſein geheiligter Körper nicht zwar durch ſich angebetet wird, ſondern wegen der Vereinigung mit der Gottheit, und inwiefern die Verehrung ſich auf die Gottheit bezieht; kurz da die Ehre für die Perſon iſt, ſo bezieht ſich die Anbetung auf die Perſon Chriſti, und daher ſoll man ſich keine zwei Anbetungen denken, ſondern nur Eine Anbetung des ganzen Herrn; die letzte Urſache davon liegt jedoch immer in der göttlichen Natur. Weßhalb auch der Kirchenrath zu Epheſus *) beſchloß, man ſolle den Emmanuel durch Eine Bitte verehren und ihm Eine Verherrlichung abſtatten.

Keineswegs jedoch bin ich der Meinung derjenigen, die unter dem Vorwande der Anbetung im Geiſt und in der Wahrheit, alles im Gottesdienſte verwerfen, was unter die Sinne fällt und die Einbildungskraft aufreget, uneingedenk der menſchlichen Schwachheit: denn wer die Beſchaffenheit unſers Geiſtes, ſo wie er dieſem Körper inwohnet, etwas genauer betrachtet, der wird leicht einſehen, daß wenn wir auch innerlich Begriffe von den unſern Sinnen verborgenen Gegenſtänden haben, wir doch nicht im Stande ſind, unſere Gedanken auf dieſelben zu heften, und darauf zu beharren mit Aufmerkſamkeit, wofern nicht einige ſichtbare Merkmale hinzukommen, als wie

---

*) VIII. Kap.

notae atque admonitiones quo sunt significantiores, pluresque rei consideratae proprietates repraesentant, eo sunt utiliores, praesertim si sint extantes et insignes; quin et proderit, si per se sint gratae: debent tamen exui superfluis quibusdam ornamentis et quae mentem potius distrahunt quam juvant: quae omnia similitudine scripturae alicujus legendae illustrari possunt ac locum habent, sive dicendi genus autoris, sive characterem scribae inspicere placeat. Nam ab autore, praeter accuratam rei de qua agitur expressionem et hypotyposin *), similitudines, exempla, acute dicta, numeri ipsi atque cum harmonia quadam cadentia verba, non sine fructu et eloquentiae laude adhibentur: ampullae tamen et sesquipedalia verba et pro numeris rhythmi, omnisque affectatio, et quidquid denique non insensibili jucunditate mulcet sed mentem a cogitatione rei de qua agitur ad ipsa illa parerga attentius consideranda avertit, non oratoris est persuasionem auditorum lectorumve quaerentis sed rhetoris umbratici in schola otiose ad aurium voluptatem declamantis, qui non effica-

---

*) In originali Edit. legitur post *hypotyposin* haec vox *posui*; quid autem significet prorsus ignoro.

Editio Moguntina.

Worte, Buchſtaben, Vorſtellungen, Gleichniſſe, Beiſpiele, Umſtände, Wirkungen; und je ausdrucksvoller dieſe Merkmale und Erinnerungen ſind, und je mehr Eigenſchaften des betrachteten Gegenſtandes ſie vorſtellen, deſto mehr Nutzen haben ſie, beſonders wenn ſie recht hervorſtechen und kenntlich ſind. Es wird auch nützlich ſeyn, wenn ſie angenehme Empfindungen erregen: ſie müſſen aber ohne gewiſſe überflüſſige Zierrathen ſeyn, die den Geiſt eher zerſtreuen als unterſtützen: dies alles kann man durch das Gleichniß eines Werkes, das man leſen will, verdeutlichen, und es findet auch wirklich dabei ſtatt, man mag die Schreibart des Verfaſſers, oder die Buchſtaben des Abſchreibers in Betracht ziehen. Denn der Verfaſſer kann, nebſt dem beſtimmten Ausdruck und der lebhaften Darſtellung des Gegenſtandes, den er abhandelt, auch Gleichniſſe, Beiſpiele, witzige Gedanken, einen abgemeſſenen Redeklang ſogar, und mit einem gewiſſen Wohllaute dahingleitende Worte, nicht ohne Frucht und redneriſches Lob gebrauchen: allein hochtrabende Reden und achthalbzollige *) Worte, ein allzu ſchlichtes Klangmaß, und jede Künſtelei, und alles was nicht durch ungezwungene Anmuth die Ohren ergötzet, ſondern den Geiſt von der Betrachtung der Sache, von welcher gehandelt wird, ablenkend

---

*) Voß.

cia dixisse, sed doctas posuisse figuras laudatur. A scriba quoque et typographo exigimus chartam mundam et elegantem, atramentum non pallescens, litteras probe distinctas, bene formatas *) et cum quadam facilitatis imagine profluentes: sed nolumus chartam picturatam et varios pro atramento colores praeter rem et nescio quos inanium **)........ ubique se ingerentes labyrinthos: haec enim legentem perturbant et avertunt. Ita, in sacris, quidquid mentem ad cogitationem divinae magnitudinis et bonitatis quam efficacissime ducit, quidquid attentionem nostram excitat, quidquid affectus pios ingenerat, imo quidquid devotionem dulcem et gratam reddit, probandum est: sed si appareant ***) periorgia, si auditores magis ad puritatem dictionis, elegantiam gestus, eruditionemque concionatoris laudandam, quam Deum amandum, peccata agnoscenda, vitam emendandam rapiantur; si potius orator quam CHRISTUS menti obvertatur: si decor sacrorum in pompam theatralem ver-

---

*) In autographo legitur, ni fallar, *tornatas.*

Editio Parisiensis.

**) Vox hic omissa videtur esse: *ductuum*; rectius zyphrarum.

***) *Appareat.* Editio Parisiensis.

an Nebenſachen heftet, iſt nicht würdig eines Redners, der die Zuhörer und Leſer zu überzeugen ſucht, wohl aber eines lichtſcheuen Rhetors, welcher vom Katheder die Ohren kitzelnd, in müßigem Prunkgerede, herab leiert, und nicht weil er mit Nutzen geſprochen, ſondern gelehrte Verzierungen angebracht hat, belobet wird. Vom Abſchreiber und Drucker ſodern wir ein reines und nettes Papier, Tinte, die nicht blaß ſey, ganz deutliche, wohl geformte, und mit anſprechenden Reizen dahingleitende Lettern: wir mögen aber kein buntes Papier, keine Verſchiedenheit in der Tinte, kein abgeſchmacktes und überall angebrachtes Irrgeſchlängel von unnützen Schnörkeln: denn das verwirrt den Leſer, und zerſtreut ihn. So auch was in der geiſtlichen Beredſamkeit den Geiſt zur Betrachtung der göttlichen Größe und Güte mächtig emporhebt, was unſere Aufmerkſamkeit rege macht, was in uns fromme Schwünge erzeugt, ja alles was die Andacht ſüß und angenehm macht, verdient unſern Beifall: wenn aber ein Bombaſt hervorſchwillt, wenn die Zuhörer mehr die Feile der Schreibart, die Zierlichkeit der Geberden, die Gelehrſamkeit des Redners zu loben hingeriſſen werden, als zur Liebe Gottes, zur Erkenntniß der Sünde, und Beſſerung des Lebens; wenn mehr der Redner, als Chriſtus dem Geiſte vorſchwebt; wenn die Verzierung des Heiligthums in ein Theatergepränge umgewandelt wird; wenn die heilige

tatur: si musica sacra aurium potius voluptatem quam pia desideria efficiat, jam corrumpitur sincera devotio profanis ornamentis.

Itaque nec organa musica, nec suaves concentus, nec hymnos pulchros, nec sacram eloquentiam, nec lumina, nec suffitus, nec pretiosas vestes, vasa gemmata, aliave donaria, nec statuas aut imagines pietatis incitatrices, nec architecturae aut perspectivae artis leges, nec visendas in publicum processiones, et campanarum sonitus et stratas tapetibus vias, et quidquid aliud honori divino effusa populorum pietas invenit, et morosa quorumdam fastidit simplicitas, dedignari Deum arbitror. Idque rationes pariter et exempla firmant. Omnium enim rerum atque artium primitiae atque, ut ita dicam, flos delibatus, Deo debentur: et totius poëseos quae quasi divinior quaedam eloquentia est, et velut lingua angelorum, non alius usus potior et olim creditus fuit inter ipsa artis incunabula, et nunc quoque videri debet, quam hymnos canere et Dei laudes quam exquisitissime celebrare. Idem de musica judicari debet, quae poëseos soror gemella est; et non alia in re excellentes architecti artem suam, principes magnificentiam rectius osten-

Muſik mehr die Ohren lüſtern macht als fromme Gemüthserhebungen hervorbringt, ſo verderbt man die wahre Andacht durch dieſen profanen Prunk.

Deſſenungeachtet glaube ich, daß Gott das Klangſpiel, die ſchmelzenden Harmonieen, die prachtvollen Hochgeſänge, die geiſtliche Beredſamkeit, das Geleuchte, das Rauchwerk, die koſtbaren Kleider, die von Edelſteinen funkelnden Gefäße, oder die ſonſtigen Geſchenke, die Statüen und Bilder, welche die Frömmigkeit erwecken, die Regeln der Architektur und Perſpektiv, die öffentlichen Prozeſſionen, den Schall der Glocken, die mit Teppichen bedeckten Straßen, und was ſonſt die fromme Ergießung des Volkes für die Ehre Gottes erfand, und von Einigen in ihrer finſtern Einfachheit verachtet wird, keinesweges verſchmähe. Dies wird durch die Vernunft, wie auch durch die Erfahrung beſtätigt. Denn die Erſtlinge von allen Dingen und Künſten, und, um mich ſo auszudrücken, die erſtgepflückte Blume, gehöret Gott zu: und die ganze Dichtkunſt, welche gleichſam eine göttlichere Beredſamkeit, und die Sprache der Engel iſt, kann nicht beſſer angewandt werden, wie es denn auch einſt bei ihrer Entſtehung geglaubt ward, und itzt noch ſeyn ſoll, als wenn ſie im Hochgeſange ſich erhebt, und Gottes Lob mit höchſt möglicher Würde beſingt. Daſſelbe Urtheil ſoll von der Muſik gefällt werden, welche der Dichtkunſt Zwillingsſchweſter iſt; und nirgendwo zeigen die

tant quam in templis aut basilicis aliisque operibus quae ad honorem Dei et pias causas destinentur, construendis atque procurandis. Habemus in Scriptura Sacra praeeuntem Deum cujus mandatis MOSES in tabernaculo, SALOMON in templo satisfecerunt: legimusque concentus et hymnos et organa et cymbala a Davide in laudibus divinis usurpata; sic, licet nullum dignius Deo templum sit pura mente, nec suavior musica devota prece, nec gratior suffitus odore sanctitatis, nec ampliora *) donaria eleemosynis, et pro auro in sacris compositum jus fasque animi etiam a profano scriptore commendetur; non ideo tamen negligenda sunt exteriora quia internis post habenda: quemadmodum et amicos et principes non tantum rebus et factis sed et verbis et gestibus et omni significatione amoris et honoris colere et prosequi ipsa insita ratio jubet: reprehenditque eos Dominus qui vas pretioso unguento plenum effundi in honorem ejus indignabantur, quasi pretium in usus pauperum rectius versum fuisset. Satis enim opum mortalibus suppeditavit Deus,

---

*) Loco hujus vocis, melius legeretur *acceptiora*, atque ita scripsisse videtur LEIBNITIUS. Edit. Par.

berühmteſten Architekten ihre Kunſt, und die Fürſten ihre Pracht paſſender, als bei dem Bau der Tempel, und Dome und anderer Denkmale, die zur Ehre Gottes und zu frommen Zwecken errichtet werden. Wir haben in der h. Schrift Gottes Beiſpiel ſelbſt, auf deſſen Befehle Moſes die Stiftshütte, und Salomo den Tempel bauen ließen; auch leſen wir, daß David Geſang, Hymnen, Harfen und Zymbeln, das Lob Gottes zu beſingen gebrauchte; und obwohl es kein gottgefälligerer Tempel gibt als ein reines Herz, keine angenehmere Muſik als ein brünſtiges Gebet, kein düftenderes Rauchwerk als der Geruch der Heiligkeit, keine verdienſtvollere Geſchenke als Almoſen, und ſelbſt ein profaner Schriftſteller ſtatt Golds im Heiligthume Gerechtigkeit und Geradheit des Herzens vorzieht: ſo dürfte doch blos darum das Aeußerliche nicht vernachläßigt werden, weil es dem Innern nachſtehen muß: gleichwie die uns inwohnende Vernunft uns lehrt, Freunde und Fürſten nicht nur durch Thaten und Handlungen, ſondern mit Worten und Geberden, und allen Liebes- und Ehrenbezeugungen zu überhäufen: daher verweiſet es der Herr denjenigen, welche das von einer köſtlichen Salbe angefüllte Gefäß zu ſeiner Ehre nicht ausgeſchüttet haben wollten, als wäre der Werth zum Beßten der Armen viel ſchicklicher verwendet worden. Denn Gott hat den Sterblichen genug Reichthümer geſpendet, daß ſie dieſer zweifa-

ut utrique officio satisfacere possint: et sapienter pia antiquitas constituit ut pars proventuum sacrorum (post sustentationem cleri) in pauperes et caritatis opera, pars in structuras basilicarum aliasque ejus generis impensas erogaretur.

Gravior quaestio est de cultu imaginum, quatenus uti illis in sacris et earum intuitu honorem exhibere prototypo liceat. Nam Deus utique populo suo non sine gravi ratione omni usu sculptilium interdixisse et similitudines rerum fieri noluisse censetur, ne pro idolis usurpari possent: et vetus Ecclesia, primis temporibus quemadmodum ex Illiberino concilio aliisque veterum locis, discimus, imagines in oratorio *) non admisit, aut certe non sine difficultate; deinde episcopi Galliae et Germaniae in synodo Francofordiensi sub CAROLO Magno habita, acriter in Orientales imaginum cultores et synodum Nicaenam secundam invecti sunt: et sane haec controversia multis caedibus, tumultibus et rerum conversionibus in Oriente occasionem praebuit, nec minima causa est Asiae amissae. Judaei autem et Sarraceni inter alias sui in Christia-

---

*) In oratoriis, Ms.

chen Pflicht Genüge leiſten können: und ſehr weislich hat das fromme Alterthum beſtimmt, daß ein Theil der kirchlichen Einkünfte (nach dem Unterhalte des Klerus) für die Armen und Liebeswerke, der andere zur Errichtung der Dome und Beſtreitung andrer Unkoſten ſolcher Art dienen ſollte.

Schwieriger iſt die Frage von der Bilderverehrung, in wie weit nämlich erlaubt ſey, dieſelben in religiöſer Hinſicht zu gebrauchen, und ob man durch ſie dem Prototyp Ehre erweiſen könne. Denn Gott hat gewiß nicht ohne wichtige Urſache ſeinem Volke jeden Gebrauch der geſchnitzten Bilder unterſagt, und man glaubt, er habe jedes Ebenbild verboten, damit man ſich nicht derſelben als Götzen bedienen möchte: und die alte Kirche hat in den erſten Zeiten, ſo wie ſich aus dem Kirchenrathe von Ellvir und andern Stellen des Alterthums erhärtet, keine Bildniſſe in die Bethäuſer aufgenommen, oder gewißlich nicht ohne Schwierigkeit: hernach haben die Biſchöfe von Gallien und Germanien in der Synode von Frankfurt, unter **Karl** dem Großen, heftig gegen die morgenländiſchen Bilderverehrer, und die zweite nizäiſche Kirchenverſammlung geeifert: und in der That gab dieſer Streit zu vielem Blutvergießen, zu großen Stürmen und Umwälzungen im Orient Anlaß, und iſt nicht die geringſte Urſache des Verluſtes von Aſien. Die Juden indeß und die Sarrazenen rechneten unter

nos odii rationes, etiam imaginum venerationem habuere; negarique non potest magnos in cultu divino abusus in plebe jam tum invaluisse, et vel ideo MAHUMETEM ejusque sectatores tantum applausum invenisse, quod unius Dei honorem a se restitui jactitarent. Superiore quoque saeculo, reformationis venditatores magnam coeptis suis speciem in hac ipsa materia invenere.

Ab altera parte pro imaginum usu in sacris manifesta utilitas et ratio stare videtur. Quam enim aliam ob causam legimus vel audimus historias, quam ut imagines earum in memoria nostra depingantur, sed eae, cum admodum fluxae sint, nec semper distinctae satis et lucidae, pro magno Dei munere, ars pingendi sculpendique, habenda est, qua imagines durabiles nanciscimur, quibus res accuratissime et vivacissime, adde et pulcherrime exprimuntur, quarum inspectione (cum originalia semper consulere non liceat) imagines internae renoventur, et, quasi sigillo cerae applicato, profundius menti imprimantur, et cum tam excellens sit usus imaginum, ubinam, quaeso, rectius adhibebitur quam ubi maxime utile est imagines memoriae nostrae

die übrigen Urſachen ihres Haſſes gegen die Chriſten auch die Verehrung der Bilder; auch kann nicht geläugnet werden, daß ſchon damals im Gottesdienſte große Mißbräuche bei dem Volke überhand genommen, und Mahomet und ſeine Anhänger nur deßhalb ſo vielen Beifall erhielten, weil ſie ſich rühmten, die Verehrung des einzigen Gottes wieder herzuſtellen. Auch im vorigen Jahrhundert haben die Reformationsprahler eine treffliche Beſchönigung ihres Unternehmens in eben dieſem Gegenſtande gefunden.

Auf der andern Seite ſcheint für den religiöſen Gebrauch der Bilder der offenbare Nutzen und die Vernunft zu ſtreiten. Denn aus welchem andern Grunde leſen und hören wir die Geſchichten, als um uns die Bilder derſelben ins Gedächtniß einzuprägen: da dieſelben aber ſehr flüchtig, und nicht immer beſtimmt genug und anſchaulich ſind, ſo muß die Maler- und Bildhauerkunſt als eine große Wohlthat Gottes angeſehen werden, weil wir durch ſie dauerhafte Abbildungen erhalten, die Gegenſtände ſehr deutlich und lebhaft und dazu noch äußerſt ſchön ausgedrückt werden, bei deren Anblick (da es nicht immer vergönnt iſt, das Urbild ſelbſt zu ſchauen), die innern Bilder erneuert werden, und ſich, wie ein auf Wachs gedrücktes Petſchaft, tiefer in den Geiſt einprägen: wenn alſo die Bilder einen ſo trefflichen Dienſt gewähren, wo können ſie wohl, frage ich, beſſer gebraucht werden als wo es ſehr nütz-

durabilissimas atque efficacissimas esse, hoc est, in negotio pietatis, ac divini amoris? Praesertim cum supra monuerimus omnium artium et scientiarum (adeoque et picturae) usum in colendo Deo potissimum elucere debere.

Haec consideranti dubium nullum est quin rem per se innoxiam, imo perutilem, si caste tractetur, divina tamen lex et sancti viri ideo tantum certis temporibus locisque prohibere maluerint, quod graves abusus parere posset; contra quos tunc cautio erat difficilis: videndum ergo in quo consistant potissimum abusus illi. Primum igitur cum nulla adhuc scripta lex a Deo promulgata esset, verusque Dei cultus sola seniorum traditione propagaretur, homines multi unius omnium rerum Creatoris infiniti atque invisibilis obliti, ad res imaginationi subjectas, solem, lunam, stellas, coelum, elementa, colenda delapsi sunt. Paulatim ambitione tyrannorum vel etiam veneratione hominum bene meritorum factum est ut mortales Dii consecrarentur: et quanquam aliqui Deum quemdam caeteris superiorem colerent, tamen non infinito ab aliis intervallo remotum, sed tantum ut hominem inter homines excellentiorem cogitabant. Plurimum autem imagines et

lich iſt, unſerm Gedächtniſſe die dauerhafteſten und ſtärkſten Abbildungen einzugraben, — ich meine in Betreff der Frömmigkeit und göttlichen Liebe? Beſonders da ich oben erinnert habe, daß alle Künſte und Wiſſenſchaften (alſo auch die Malerei) bei der Gottesverehrung am vorzüglichſten hervorglänzen ſollen.

Nach dieſer Erwägung waltet kein Zweifel mehr ob, daß das göttliche Geſetz und weiſe Männer eine an ſich unſchädliche, ja ſogar ſehr nützliche Sache, wenn ſie in den gehörigen Schranken bleibt, nur in gewiſſen Zeiten und Orten lieber verbieten wollten, weil ſie große Mißbräuche erzeugen könnte, gegen die man ſich damals nur mühſam verwahren konnte: ſehen wir alſo worin vorzüglich dieſe Mißbräuche beſtanden. Im Anfange, da noch kein geſchriebenes Geſetz von Gott verkündet worden, und die wahre Gottesverehrung allein durch die Ueberlieferung der Aeltern fortgepflanzt wurde, vergaßen viele Menſchen den einzig unendlichen und unſichtbaren Schöpfer aller Dinge und ſanken bis zur Verehrung der Gegenſtände, welche ihre Sinne ſchauten, als der Sonne, des Mondes, der Sterne, des Himmels, der Elemente, herab. Bald aber verleitete die Menſchen Ehrgeiz der Tyrannen, oder auch Hochachtung für verdienſtvolle Männer, daß ſie Sterbliche zu Göttern erhuben, und obſchon Einige einen gewiſſen, über alle übrige erhabenen, Gott verehrten: ſo dachten ſie ſich denſelben doch

statuae perversum hunc cultum auxerunt. Ita enim pravae atque paulatim inolitae *) inclinationis perpetua incitamenta ante oculos habebant et mortuos sibi tanquam vivos exhibentes falsissimam Divinitatis imaginationem adjuvabant. Et cum superstitio paulatim nescio quae ostenta aut etiam auxilia Deorum apud statuas sibi finxisset, vel notare visa esset, quae sacrifici lucri cupidine spargebant vel augebant, inde visa est ipsis statuis peculiaris quaedam inesse virtus Divinitatis.

His gentium corrupti **) patriarchae, invisibilis substantiae cultores, sese fortiter opposuerunt. Quos inter ABRAHAMUS peculiari se foedere Deo vero obstrinxit, eaque religione posteros feliciter devinxit. Certe ab illis maxime populis qui ABRAMIDAE habentur, servata est unius Dei religio et in reliquas iterum

---

*) In originali editione legitur *incolitae*, quod aperte mendum est.

Editio Moguntina.

**) Ita sonat in Editione parisiensi. Forte legendum est: *corruptelis* aut simile nomen, quod exigere videtur sensus.

Editio Moguntina.

nicht entfernt von den Andern durch einen unendlichen Raum, ſondern nur einem Menſchen gleich, der unter ſeines Gleichen der vornehmſte wäre. Unläugbar gaben die Gemälde und Bildſäulen dieſem verkehrten Götterdienſte die größte Stärke. Denn ſo hatten ſie beſtändig einen Reiz zu dieſem verkehrten und bald eingewurzelten Hange vor Augen, und indem ſie ſich die Todten lebendig vorſtellten, wurden dadurch ihre falſchen Begriffe von der Gottheit begünſtigt. Als nun der Aberglaube bald, ich weiß nicht welche Wunderdinge oder auch göttliche Gunſtbezeugungen bei den Statüen ſich erdichtete, oder wahrzunehmen glaubte, welches die Opferprieſter aus Geldgier auspoſaunten oder vergrößerten, da glaubte man es wäre in den Statüen ſelbſt eine gewiſſe beſondere Kraft der Gottheit.

Dieſem Verderbniſſe der Heiden ſetzten ſich die Patriarchen, Anbeter der unſichtbaren Weſenheit, männlich entgegen. Unter denſelben ſchloß ſich Abraham durch einen beſondern Bund an den wahren Gott, und denſelben Gottesdienſt übertrug er glücklicher Weiſe auf die Nachkommenſchaft. Gewiß ward von jenen Völkern vorzüglich, welche für Abrahams Abkömmlinge gehalten werden, die Verehrung eines Gottes fortbewahrt, und wieder allmälig unter die übrigen Völkerſchaften ausgebreitet; und als Iſrael, Abrahams Enkel, durch die Theurung der Früchte genöthigt, gen Aegypten gezogen und ſich da die Iſraeliten vermehrt

gentes paulatim diffusa: et cum Israël ABRAMI nepos annonae caritate compulsus in Aegyptum descendisset, ibique Israëlitae multiplicati fuissent, visum est Deo ne paulatim illorum constantia, superstitiosissimae nationis contagio labasceret, gentem sibi delectam manu forti ex servitute PHARAONIS educere, et leges novas illi per MOSEM dare, quarum una usu simulacrorum vel omni vel certe sacro, ipsis interdixit, quo magis ab idolorum cultu, quo nihil tum erat receptius, puri conservarentur. Eadem ratio fortasse durabat sub primis christianis, tutiusque et Deo et Sanctis tum viris visum est in contrariam partem declinare et re per se bona atque utili, sed adiaphoria tamen, carere, quam teneros adhuc animos parumque firmatos periculo objicere. Itaque si magna ratio cautionis adesset atque idololatriae metus, non dubito recte fieri posse de imaginibus quod serpenti aeneo fecit EZECHIAS, qui tamen ipsius Dei jussu fuerat erectus. Abstinere quoque iisdem consultum foret apud populum, qui forte odio imaginum a christiana fide amplectenda absterreretur, quod aliquando apud Arabes, et Persas, et Scythas et alios Orientis populos usu venire posset, Deo christianorum armis vel potius

hatten, ſo gefiel es Gott, auf daß nicht nach und nach ihre Standhaftigkeit durch den Umgang mit einer äuſſerſt abergläubiſchen Nation erſchüttert werden möchte, ſein auserwähltes Volk durch ſeinen ſtarken Arm aus Pharao's Dienſtbarkeit zu befreien, und ihm neue Geſetze durch Moſes zu geben, deren eines entweder unbeſchränkt den Gebrauch der Bilder, oder doch wenigſt den religiöſen verbot, damit daſſelbe rein vom Götzendienſte, der damals allgemein herrſchte, bewahret würde. Dieſelbe Urſache war vielleicht auch noch bei den erſten Chriſten, und es ſchien Gott und den heiligen Männern ſicherer, auf die entgegengeſetzte Seite ſich zu neigen, und eine an ſich gute und nützliche, aber doch gleichgültige Sache, zu vermiſſen, als noch zarte und unbefeſtigte Gemüther der Gefahr auszuſetzen. Wenn alſo ein ſtarker Beweggrund der Vorſichtigkeit vorhanden wäre, oder eine Furcht vor Abgötterei, ſo zweifle ich nicht, daß ganz gut mit den Bildniſſen geſchehen könne, was Ezechias mit der ähernen Schlange gethan, welche doch ſelbſt auf Gottes Befehl aufgerichtet worden war. Es wäre ebenfalls rathſam ſich derſelben bei einem Volke zu enthalten, das etwa aus Haß gegen die Bilder von der Annahme des chriſtlichen Glaubens abgeſchreckt wird, welches dereinſt bei den Arabern, Perſern und Scythen, und andern Völkern des Orient der Fall ſeyn könnte, wann Gott die Waffen der Chriſten, oder eher ihre

praedicationibus favente, cum fatalis aderit mahometicae tyrannidis dies.

Nunc autem omnibus accurate expensis, lex Dei, si qua fuit, contra imagines ipsumque earum cultum, in quantum illae nihil divino honori adversum continent, non nisi ceremonialis fuisse judicanda est, et pro tempore condita et a primis christianis forte ob graves causas aliquandiu retenta, quemadmodum illa de die sabbati, item illa de sanguine et suffocato, quae multo expressiorem novi testamenti locum habet *), nec ideo minus tamen apud maximam christianorum partem antiquata est, cum ratio servandi cessaret.

Sane apud Judaeos dispensationi locum fuisse constat exemplis: nam etsi simulacra et sculptilia penitus vetita videantur, tamen, ut similitudines rerum inanimarum taceam, certe cherubini aurei, et serpens Mosis itemque alii cherubini et boves et leones Salomonis, plerique etiam in loco sacro positi, partim jussi, partim probati leguntur. Et quanquam sub initio christianismi, aut nullas aut perraras in oratoriis fuisse imagines probabilius vi-

---

*) Actor. XV, 20.

Predigten begünſtigen, und der endliche Tag der Tyrannei des Mahomets ankommen wird.

Aus dieſer genauen Erörterung ergibt ſich nun, daß Gottes Geſetz, wenn Eines vorhanden war, gegen die Bilder und ſelbſt gegen ihre Verehrung, in ſofern dieſelbe nichts gegen die Ehre Gottes enthält, als ein bloſes Ceremonialgeſetz zu beachten ſey, das nur für eine gewiſſe Zeit beſtimmt und von den Chriſten vielleicht aus wichtigen Urſachen eine Zeitlang beibehalten ward, welches — wie jenes vom Sabbattage und jenes von dem Blute und erſtickten Fleiſche, noch viel deutlicher im N. T. ausgedrückt, und doch darum nicht minder bei dem größten Theile der Chriſtenheit veraltet, da die Urſache, daſſelbe beizubehalten, aufhörte.

Daß ſogar bei den Juden eine Erlaſſung ſtatt ſand, erhellet aus Beiſpielen: denn obgleich die gemalten und geſchnitzten Bilder durchaus verboten waren, ſo wurden doch, um der Vorſtellungen lebloſer Dinge zu geſchweigen, gewiß goldene Cherubinen und die Schlange von Moſes, wie auch andere Cherubinen, und Ochſen und Löwen von Salomo, die auch meiſtens im Heiligthume aufgeſtellt waren, theils vorgeſchrieben, theils gebilligt, wie zu leſen iſt. Und obwohl im Beginne des Chriſtenthums wahrſcheinlicher keine oder ſehr wenige Bildniſſe in den Bethäuſern ſtanden (denn nur von dem Bildniſſe Chriſti,

deatur, unius enim imaginis CHRISTI sub habitu boni pastoris ovem errantem requirentis sacris calicibus insculpti mentio reperitur apud TERTULLIANUM, paulatim tamen fuisse receptas, negari non potest, et apud sanctum GREGORIUM Nyssae episcopum describitur pictura laborum martyris cujusdam in pariete templi artificiose expressa, ut alia nunc loca non attingam.

Quod vero attinet ipsam venerationem imaginum, negari non potest metu superstitionis diu inde abstinuisse christianos, praesertim cum adhuc passim pagani mixti essent. Tandem ubi in maxima noti cultique orbis parte, daemonum cultus profligatus fuit, nec jam amplius Dii nisi per jocum memorantur, nulla amplius causa gravibus etiam viris visa est cur imagines, alphabetum idiotarum magnumque rudis populi ad pietatem incitamentum, a Divino *) cultu excluderentur: fluctuatum tamen diu fuisse monstrant certamina Orientis iconoclastica et oppositiones francofordiensium patrum, quia **) et his vetustior sanctus GREGORIUS cogno-

---

*) Vocem *divino* jam a se scriptam delevit LEIBNITIUS.

**) *Quin.*

welcher unter der Geſtalt des guten Hirten das verirrte Schäflein ſucht, und auf den heiligen Gefäßen eingegraben war, geſchieht Meldung bei **Tertullian**), ſo kann doch ihre allmälige Aufnahme nicht in Abrede gebracht werden; und bei dem heil. **Gregorius**, Biſchof von Nyſſa, wird das Gemälde der Leiden eines gewiſſen Märtyrers beſchrieben, welches an der Mauer eines Tempels künſtlich angebracht war, um andrer Stellen jetzt noch nicht zu erwähnen.

Was aber die Verehrung der Bilder ſelbſt betrifft, ſo kann nicht geläugnet werden, daß aus Furcht des Aberglaubens die Chriſten ſich lange davon enthielten, beſonders als ſie noch an verſchiedenen Orten mit den Heiden vermiſcht lebten. Endlich, da in dem größten Theile der bekannten und geſitteten Welt die Verehrung der Dämonen ausgetilgt worden, und von den Göttern nur noch ſpottweiſe Erwähnung geſchieht, ſo ſchien auch ehrwürdigen Männern keine Urſache mehr obzuwalten, warum man die Bilder — ein Alphabet der Einfältigen und ein mächtiger Antrieb zur Frömmigkeit für das Volk, von dem Gottesdienſte ausſchließen ſollte: daß man aber lange unentſchloſſen geweſen, beweiſen die Streitigkeiten der Bilderſtürmer im Orient und die Widerſtrebung der Väter zu Frankfurt, und ſogar ein Aelterer als dieſe, der h. **Gregor**, der Große genannt, der römiſchen Kirche Biſchof, ſcheint hierin nicht immer auf derſelben Meinung geblieben zu ſeyn.

mento Magnus romanae ecclesiae pontifex, variasse visus est. Nam, in epistola ad Serenum massiliensem episcopum, probat quod hic imagines adorari vetuisset, reprehendit quod fregisset. Et idem tamen ad Secundinum quemdam scribens cui imaginem Salvatoris miserat: nos quidem, inquit, non quasi ante Divinitatem, ante illam prosternimur sed illum adoramus quem per imaginem aut natum aut passum, sed in throno sedentem recordamur. Quae quidem non obscure ostendunt Gregorium coram imagine sive obversum imagini solitum fuisse Christum adorare et revera id ipsum est quod alii imagines adorare appellant, ut postea dicam: et videtur Gregorius in re quam per se adiaphoram putabat, scandali vitandi causa sese accommodasse iis ad quos scribebat. In Gallia enim tardius invaluit imaginum veneratio, multo ante in Oriente et Italia: et Claudius quidam presbyter a Ludovico Pio ex Gallia ad Italos missus atque ob doctrinam factus taurinensis episcopus narrat se in periculo fuisse, quod imaginum cultui restitisset, quemadmodum apparet ex refutatore ejus Jona aurelianensi. Cujus rei petendam rationem arbitror ex genio populorum; sem-

Denn in dem Briefe an den Serenus, Biſchof von Marſeille, billigt er, daß dieſer verboten die Bilder anzubeten, und tadelt ihn, daß er ſie zertrümmert habe. Und eben derſelbe ſagt in einem Schreiben an einen gewiſſen Secundinus, dem er ein Bild des Erlöſers zugeſchickt hatte: Nicht wie vor der Gottheit werfen wir uns vor daſſelbe hin, ſondern jenen beten wir an, den wir uns durch das Bildniß in ſeiner Geburt oder in ſeinen Leiden, jetzt in der Herrlichkeit thronend, vorſtellen. Welches deutlich beweiſt, daß Gregorius vor dem Bildniſſe oder gegen daſſelbe hingewandt Chriſtum anzubeten pflegte. Und dies iſt wirklich, was Einige Anbetung der Bilder nennen, wie ich weiter unten darthun werde: auch ſcheint es, Gregorius habe in einer Sache, die er für gleichgültig hielt, um das Aergerniß zu verhüten, ſich nach jenen gerichtet, an die er ſchrieb. Denn in Gallien fand die Bilderverehrung ſpäter Aufnahme; lange vorher hatte ſie ſchon im Orient ſtatt und in Italien: und ein gewiſſer Prieſter, mit Namen Claudius, von Ludwig dem Frommen aus Gallien nach Italien geſchickt und wegen ſeiner Lehre zum Biſchof von Turin ernannt, erzählt, daß er in Gefahr geweſen ſey, weil er ſich der Bilderverehrung entgegengeſetzt, wie aus ſeinem Widerleger Jonas von Orleans erhellet. Die Urſache dieſer Verſchiedenheit muß, wie ich glaube, aus dem Genius der Völker hergeleitet werden; weil die Einwoh-

per enim illarum regionum incolae vivacioris imaginationis fuere et proinde in ritibus exactiores. Unde statuis quoque imperatorum et regum habiti honores, quasi principi praesenti, quod Gallia et Germania fere ignorant. Itaque non mirum cohorrescere illas gentes quasi sacrilegia, cum honorem CHRISTI et Sanctorum imaginibus qualem ipsi exhibent, alicubi negari intelligunt (quod tamen aliquando bono zelo et laudando fieri potuit), nam ipsi quasi praesens in illis prototypon intuentur; rerum enim connexiones longius extendunt ingenio, ideoque magis delicati sunt atque exquisiti. Quanquam eaedem gentes, ubi contraria opinione imbutae sunt, in alteram partem nimiae esse possent, quemadmodum mahumetanos videmus ne picturas quidem rerum animatarum in profano usu ferre posse. Paulatim autem Orientem et Italiam, Gallia quoque et Germania et totus pene christianus orbis secutus est, usque ad superioris saeculi mutationes.

Antequam autem definiamus quid de cultu imaginum recepto sit sentiendum, videndum in quo ille consistit, quod non aliunde rectius discemus quam ex verbis concilii tridentini quae ita habent. »*Imagines porro Christi,*

ner jener Länder immer eine lebhaftere Einbildungskraft gehabt, und alſo feſter an dem äußern Gepränge hafteten. Daher ward auch den Statüen der Kaiſer und Könige Ehre gezollt, wie der Perſon des Fürſten; was in Gallien und Germanien faſt unbekannt iſt.[3] Es iſt demnach nicht zu verwundern, daß jene Völker es als einen Gottesraub verabſcheuten, wann ſie erfuhren, daß man den Bildniſſen Chriſti und der Heiligen die Ehre, ſo wie ſie dieſelbe erwieſen, anderweitig verſage (welches dennoch zuweilen aus gutem und löblichem Eifer geſchehen konnte), weil ſie ſich darunter das Urbild vergegenwärtigten: denn ſie erweiterten die Verhältniſſe der Dinge, und darum ſind ſie auch empfindlicher und zartfühlender: obgleich dieſelben Völker, wenn ſie von der entgegengeſetzten Meinung eingenommen ſind, zu ſehr in das andere Extrem fallen können; wie wir bei den Mahometanern ſehen, die nicht einmal die Vorſtellungen lebendiger Dinge im Profanen ausſtehen können. Allmälig aber iſt dem Oriente und Italien auch Gallien und Germanien und faſt die ganze chriſtliche Welt beigetreten, bis die Veränderungen des vorigen Jahunderts begannen.

Bevor wir aber beſtimmen, was von der nun angenommenen Bilderverehrung zu halten ſey, wollen wir ſehen, worin dieſelbe beſtehe, welches wir nirgendwo beſſer erfahren können, als aus den Worten der Kirchenverſammlung von Trient, welche alſo lau-

Deiparae Virginis et aliorum Sanctorum in templis praesertim habendas et retinendas, eisque debitum honorem et venerationem impertiendam, non quod credatur inesse aliqua in eis divinitas vel virtus propter quam sint colendae; Vel quod ab eis aliquid sit petendum, vel quod fiducia in imaginibus sit figenda; veluti olim fiebat a gentibus quae in idolis spem suam collocabant; sed quoniam honos qui eis exhibetur, refertur ad prototypa quae illae repraesentant; ita ut per imagines quas osculamur et coram quibus caput aperimus et procumbimus, Christum adoremus et Sanctos quorum illae similitudinem gerunt, veneremur; et mox: *per historias mysteriorum nostrae redemptionis picturis vel aliis similitudinibus expressas, erudiri et confirmari populum in articulis fidei commemorandis, et assidue recolendis; tum vero ex omnibus sacris imaginibus magnum fructum percipi, non solum quia admonetur populus beneficiorum et munerum quae a Christo sibi collata sunt; sed etiam quia Dei per Sanctos miracula et salutaria exempla oculis fidelium subjiciuntur: ut pro iis Deo gratias agant ad Sanctorumque imitationem vitam moresque componant, excitenturque ad adoran-*

ten: »Die Bildniſſe Chriſti, der jungfräulichen Gottesgebährerin und andrer Heiligen ſoll man vorzüglich in den Tempeln haben und beibehalten, ihnen die gebührende Ehre und Ehrerbietigkeit erweiſen: nicht als glaube man, es wohne in ihnen die Gottheit, oder eine Kraft, weßhalb ſie ſollen verehrt werden; oder als ſollte man etwas von ihnen erbitten, oder ſein Vertrauen auf die Bildniſſe heften, wie es ſonſt bei den Heiden geſchah, welche auf die Götzen ihre Hoffnung ſetzten: ſondern weil die Ehre, welche denſelben erwieſen wird, auf die Urbilder, welche ſie vorſtellen, zurückfällt; ſo daß wir durch die Bildniſſe, welche wir küſſen, und vor denen wir unſer Haupt entblößen und uns niederwerfen, Chriſtum anbeten, und die Heiligen, welche ſie vorſtellen, verehren ...« und weiter unten ... »Durch die Geſchichten der Geheimniſſe unſrer Erlöſung, welche durch Gemälde oder andere Vorſtellungen abgebildet werden, wird das Volk unterrichtet und beſtärkt in den Glaubensartikeln, zu deren Erlernung und beſtändigen Ausübung wir verpflichtet ſind: dann entſpringen aus allen heiligen Bildern große Früchte, nicht nur weil das Volk an die Wohlthaten und Gunſtbezeugungen, welche ihm von Chriſto ertheilt worden, erinnert wird; ſondern auch weil die göttlichen Wunder durch die Heiligen und heilſame Beiſpiele den Augen der Gläubigen vorgeſtellt werden: auf daß ſie für dieſelben Gott danken, und

dum ac diligendum Deum et ad pietatem colendam *). In quibus concilii verbis non video quid reprehendi possit. Et postea subjicitur, abusus qui irrepserint aboleri sanctam synodum vehementer cupere.

Sed ut rem distinctius tractemus, considerandum est duplicem esse honorem imaginum, unum qui proprie est imaginis, ut cum in loco spectabili et honorato collocatur, ornatur, cereis accensis dignoscitur, circumgestatur, quae ut puto minus habent difficultatis, facileque ab iis tolerabuntur qui imagines non omnino rejiciendas putant: alterum qui ad prototypum refertur, de quo diligentius dispiciendum est, et haec est, de qua quaeritur, imaginis veneratio, cum scilicet homines imaginem osculantur, aut coram ea caput nudant, genu flectunt, procumbunt, preces effundunt, vota concipiunt, laudes dicunt, gratias agunt. Verum enim vero etsi usus loquendi effecerit ut dicatur honor imagini adhibitus, reapse tamen non res inanima et incapax honoris

---

*) Sess. XXV., de Invocatione et veneratione et Reliquiis Sanctorum et sacris imaginibus.

nach dem Beiſpiele der Heiligen ihr Leben und ihre Sitten einrichten und zur Anbetung und Liebe Gottes und Uebung der Frömmigkeit angefeuert werden.« In dieſen Worten des Kirchenraths ſehe ich nichts, was man tadeln könnte. Nachher wird noch beigefügt, die heilige Synode wünſche ſehr, daß die eingeſchlichenen Mißbräuche möchten abgeſchafft werden.

Damit wir aber die Sache noch deutlicher erörtern, ſo iſt zu bemerken, daß es eine zweifache Bilderverehrung gebe, die Eine, welche die eigentliche Verehrung des Bildes iſt, wenn nämlich daſſelbe an einem anſehnlichen und ehrwürdigen Orte aufgeſtellt, ausgeſchmückt, mit flammenden Kerzen umleuchtet, umhergetragen wird, welches, wie mich deucht, am wenigſten Schwierigkeiten macht, und von jenen leicht geduldet wird, welche die Bilder nicht ganz verwerfen wollen: — die Andere, welche ſich auf das Prototyp bezieht, und einer genauern Unterſuchung bedarf, weil hierin die bemeldete Verehrung des Bildes beſteht; wenn nämlich die Menſchen daſſelbe küſſen, oder vor ihm das Haupt entblöſen, die Kniee beugen, niederfallen, Gebete verrichten, Gelübde thun, Lob verkünden und Dank ſagen. Obgleich es aber Sprachgebrauch iſt, daß man ſagt: »das Bild verehren«, ſo wird doch in der That nicht die lebloſe und der Verehrung unfähige Sache verehrt, ſondern das Prototyp vor dem Bildniſſe und durch das Bildniß, wie der Kirchenrath die

sed prototypon honoratur coram imagine aut per imaginem, quemadmodum concilium honorem imaginibus habendum interpretatur; et hinc factum arbitror, quod scholastici disputaverint imaginem CHRISTI illo ipso summo latriae cultu adorari quo ipse CHRISTUS Deus. Actus enim qui adoratio imaginis dicitur, revera est adoratio ipsius CHRISTI, occasione intuituque imaginis et obverso ad eam corpore quasi ad ipsum CHRISTUM ut illius praesentia manifestius exhibeatur; magisque animus ad contemplandum Dominum elevetur: nemo enim sanus cogitabit, da mihi, o imago, quod peto, tibi, o marmor aut lignum, gratias ago, sed te, Domine adoro, tibi laudes cano; interea ex usu esse videtur atque interesse pietatis ut offendiculi causa locutionibus illis scholasticorum hodie abstineatur, quibus imaginem divino honore latriae afficiendam aiunt, quas sane phrases concilium prudenter vitavit parumque probari sibi satis ostendit.

Posito igitur nullam aliam admitti venerationem imaginum quam quae sit veneratio prototypi coram imagine, non magis in ea erit idololatria quam in veneratione quae Deo et CHRISTO exhibetur, sanctissimo ejus nomine pronuntiato. Nam et nomina sunt notae et

den Bildern ſchuldige Verehrung auslegt: und daher geſchah es, glaube ich, daß die Skolaſtiker behaupteten, man müſſe dem Bildniſſe Chriſti jene höchſte Ehre der Anbetung erweiſen, die man dem Gottmenſchen erweiſ't. Denn die Handlung, welche Anbetung des Bildes genannt wird, iſt eigentlich die Anbetung Chriſti ſelbſt, bei der Gelegenheit und dem Anblicke des Bildes, und durch Hinwendung des Körpers gleichſam gegen Chriſtum ſelbſt, um ſich ſeine Gegenwart lebhafter vorzuſtellen, und ſein Herz brünſtiger zur Schauung Gottes zu erheben; denn es wird kein vernünftiger Menſch denken: verleih mir, o Bild! was ich begehre, Dir o Marmor oder Holz, danke ich; ſondern, Dich, o Herr! bete ich an, Dir laß ich mein Loblied tönen. Indeß ſcheint es nützlich und für die Frömmigkeit zuträglich, daß man, um nicht anzuſtoßen, heutzutage dieſer ſkolaſtiſchen Redensarten ſich enthalte, wodurch den Bildern eine göttliche Anbetung zugeſtanden wird; dieſe Ausdrücke hat gewiß die Kirchenverſammlung ſehr weislich vermieden, und dadurch genugſam angedeutet, daß ſie dieſelben nicht gut heiße.

Nachdem wir alſo feſtgeſetzt haben, daß keine andere Verehrung der Bilder könne angenommen werden, als jene, welche vor dem Bild auf das Urbild gerichtet iſt; ſo wird darin eben ſo wenig eine Abgötterei liegen, als in der Verehrung, die man Gott und Chriſto erzeigt, wenn man ſeinen heiligſten Namen

quidem imaginibus longe inferiores, rem enim multo minus repraesentant. Itaque cum dicitur imaginem honorari, non id aliter intelligi debet quam quo modo dicitur, in nomine Jesu genua flecti, nomen Domini benedici, nomini ejus gloriam dari: et coram imagine externa adorare, non magis reprehendendum est quam adorare coram imagine interna quae in phantasia nostra depicta est; nullus enim alius usus est externae imaginis quam ut interna expressior fiat. Sapienter vero monuit concilium ut, ne credatur virtus aliqua sive divinitas ipsi imagini inesse, atque inhabitare; quemadmodum Trojani putabant, Palladio ablato urbem casuram, et romani Deos ex templis hostium, conceptis quibusdam verbis evocabant et cum imagine ipsum Deum transferri credebant: aut quemadmodum sculptum signum alicujus Dei gestatum successus prosperos efferre quondam *) apud ethnicos persuasio erat, quas imaginum superstitiones Arabes in quibusdam figurationibus ac talismanibus, Judaei in nominibus scriptis aut pronuntiatis imitabantur, quae utique est iconolatria aut onomatolatria.

---

*) Leibnitius scripsisse videtur, *quorumdam.*

ausſpricht. Denn auch die Namen ſind Zeichen, und zwar noch weit unvollkommenere als die Bilder, weil ſie die Sache noch viel weniger vorſtellen. Daher, wenn man ſagt, man verehre ein Bild, ſo muß dieſes nicht anders verſtanden werden, als wenn man ſagt, im Namen Jeſu beugen ſich alle Kniee, der Name des Herrn werde geprieſen, ſeinem Namen werde die Ehre gegeben: und vor einem äußerlichen Bilde anbeten, iſt nicht tadelhafter, als vor einem innerlichen Bilde anbeten, welches in unſrer Einbildung abgemalt iſt; denn das äußere Bild dient nur dazu, um dem innern mehr Ausdruck zu geben. Weislich aber hat der Kirchenrath die Mahnung gegeben, man ſolle nicht glauben, in den Bildern ſey oder wohne eine gewiſſe Kraft oder Gottheit; gleichwie die Trojaner glaubten, nach der Raubung des Palladiums werde die Stadt zu Grunde gehen; und die Römer durch gewiſſe Worte die Götter aus den Tempeln der Feinde riefen, und glaubten, die Gottheit ſelbſt werde mit dem Bilde fortgetragen; oder wie einige Heiden wähnten, daß, wenn ſie die Statüe eines gewiſſen Gottes mit trügen, ſie dadurch einen glücklichen Erfolg haben würden. Dieſen Bilderaberglauben ahmten die Araber in gewiſſen Figuren und Zauberbildern nach, und die Juden in geſchriebenen oder ausgeſprochenen Namen, welches in der That eine Bilder- oder Namen-Anbetung iſt.

Nec minus praeclare addidit concilium ne fiduciam quidem in imaginibus esse figendam, scilicet quasi forte sublata illa aut amissa aut mutata, minus grata Deo devotio, minorque precum successus sit futurus, quod utique superstitiosum est credere: idemque de reliquiis dicendum est quarum amissio aut etiam suppositio, manente eadem colentium pietate nil noceret; ita enim censendum est equidem pietatis aliquando esse, loca quaedam sacra prae aliis vel libere vel ex voto visere, aliaque id genus obire, quoniam ipsius*) caeteraeque circumstantiae propositi singulares partes sunt honoris; et laudanda est praeparatio animi sibi aliquam poenam legemque certam dicentis, serii propositi ac zeli nostri peculiaris ostensio et cum publica concurrentium hominum pietatis significatione privata conspiratio ad Dei honorem; et locus ipse divinis beneficiis insignis recordatione illa et commemoratione fortius movet animum et sacro quodam horrore percellit: quod ne protestantes quidem quibus sepulchrum Domini adire datum est, dif-

---

*) Hic scripsisse videtur LEIBNITIUS, quoniam *ipsum iter* caeteraeque.

Editio Parisiensis.

Eben ſo trefflich fügte noch der Kirchenrath bei, man ſolle ſein Vertrauen nicht einmal auf die Bilder ſetzen, als ſey nämlich, wenn das Bild geraubt oder verloren oder verändert worden, die Andacht Gott weniger angenehm, und die Wirkung der Gebete geringer; denn dies glauben wäre abergläubiſch; daſſelbe muß man auch von den Reliquien ſagen, deren Verluſt oder Unterſchiebung, wofern in ihren Verehrern dieſelbe Andacht bleibt, nichts ſchadet; eben ſo muß man erkennen, daß es je zuweilen nützlich ſey, gewiſſe heilige Oerter vor andern entweder aus freiem Willen, oder wegen eines gemachten Gelübdes zu beſuchen, oder andere dergleichen fromme Werke zu verrichten, weil die Weiſe ſelbſt und die übrigen beſondern Umſtände des gefaßten Vorhabens einen Theil der Ehre, die man den Heiligen erweiſt, ausmachen; auch jene Stimmung der Seele iſt lobenswerth, wodurch man ſich eine Strafe oder ein gewiſſes Geſetz auferlegt; dieſes beweiſt unſern ernſten Vorſatz und vorzüglichen Eifer, und vereinigt die beſondre Andacht mit der öffentlichen Verehrung, die eine zuſammenſtrömende Menge Gott erzeigt; und jener Ort ſelbſt, der durch göttliche Wohlthaten berühmt iſt, rührt und erſchüttert mit heiligem Schauer die Seele mächtiger durch deren Erinnerung und Andenken; welches ſelbſt Proteſtanten, die das Glück hatten das Grab des Herrn zu beſuchen, wie ich mich erinnere, nicht in Abrede ſtellen. Nichtsdeſtowe-

fiteri memini. Nihilominus etiam in loco quovis ubi eadem est fides, animique devotio, etiamsi imagines, reliquiae, aliaque id genus externa adminicula absint, eadem gratia obtinebitur, talia enim non habent efficaciam ex opere operato, ut ita dicam, quemadmodum sacramenta, sed ex opere operantis, ut in scholis loquuntur; et quemadmodum igitur tempora certa, ita et loca quaeve in his fiunt aut asservantur, ideo tantum prosunt quia singulari quadam admonitione incitamenta sunt ad pietatem. Itaque qui temporum electionem probant, et quae in his peculiariter geruntur, non debent damnare locorum delectum aut eorum quae in his asservantur, neque a Deo *) majori jure peregrinationes sacrae quam festi dies rejicientur.

Porro procumbere coram imagine crucifixi, eamque intuendo honorare eum qui repraesentatur, non video quid mali habere possit; fructus autem manifestus est; affectum enim ea re mirifice excitari constat. Vidimus paulo ante, hoc factitasse sanctum GREGORIUM Magnum, nec ab ea consuetu-

---

*) Sensui magis congruere videtur *adeo* vel *ideo*.
Editio Moguntina.

niger wird auch an jedem andern Orte, wo derſelbe Glaube, dieſelbe Frömmigkeit iſt, obgleich die Bilder, Reliquien und andere dergleichen äußerliche Hülfsmittel nicht da ſind, doch dieſelbe Gnade erlangt werden; denn dergleichen Dinge haben ihre Wirkſamkeit, um mich ſo auszudrücken, nicht ex opere operato, wie die Sakramente, ſondern ex opere operantis, nach der Schulſprache, gleichwie auch beſtimmte Zeiten und Oerter, und was da geſchieht oder aufbewahrt wird, nur deßwegen frommen, weil ſie uns durch beſondere Erinnerung zur Andacht aufwecken. Daher dürfen jene, welche die Auswahl der Zeiten, und was man da vorzüglich verrichtet, billigen, die Auswahl gewiſſer Orte, und was da aufbewahrt wird, nicht tadeln; man wird daher mit eben ſo wenigem Recht die Wallfahrten, als die Feſttage, verwerfen können.

Nun alſo, vor dem Bilde des Gekreuzigten ſich niederwerfen, und bei dem Anblicke deſſelben denjenigen, welchen es vorſtellt, verehren, kann nach meiner Anſicht nichts böſes ſeyn; der Nutzen aber iſt offenbar; denn es iſt bekannt, daß die Gefühle wunderbar dadurch erweckt werden. Wir haben oben geſehen, daß der h. Gregor der Große dieſes öfters that; auch jene welche ſich zur Augsburger Konfeſſion bekennen, ſind dieſem Gebrauche nicht ganz abhold; und in der That, wenn man nicht wüßte daß vor Zeiten große Mißbräu-

dine penitus abhorrent qui confessionem augustanam sequuntur; et profecto nisi constaret magnos olim abusus fuisse imaginum, qui rem bonam suspectam reddidere, et nisi sciremus quantae et olim et nunc quoque de illa re motae sint concertationes, nemo fortasse in cultu coram imagine exhibito aliquid mali vel periculi imo scrupuli latere posse facile suspicaretur, usque adeo illa res per se innoxia, imo recta et laudabilis videtur. Equidem objici solet ethnicos eadem exceptione usos: dicebant enim non marmora et ligna a se coli, sed Deos. Verum, praeter quam quod illi virtutem et fiduciam in imaginibus collocabant, responsum supra est imaginum cultum non per se malum et prohibitum olim fuisse, sed quia ad falsos Deos inclinabat; vere enim idololatricum (ex recepto vocis usu) est id tantum quod divinum honorem alio vertit. Hodie autem in Ecclesia omnis imaginum honor non nisi ad ea prototypa refertur, per quae unum illud aeternumque numen veneramur, cui soli divinos honores deferre didicimus et cujus beneficia in aliis intuemur, ut eo magis admoniti, cultum in ipso terminemus.

che in Betreff der Bilder eingeſchlichen, welche die gute Sache verdächtig gemacht haben, und uns nicht bekannt wäre, welche Streitigkeiten vor Zeiten und auch in unſern Tagen hierüber entſtanden ſind: ſo würde vielleicht niemand auf den Verdacht gekommen ſeyn, als läge in der Verehrung die vor einem Bilde ſtatt findet, etwas Böſes, Gefährliches oder Anſtößiges; ſo unſchuldig, ja ſo vernünftig und löblich ſcheint die Sache an ſich ſelbſt. Zwar pflegt man dagegen einzuwenden, auch die Heiden haben ſich dieſer Ausnahme bedient; denn ſie ſagten: nicht Marmor und Holz werde von ihnen angebetet, ſondern die Götter. Allein außerdem, daß dieſe eine gewiſſe Kraft in den Bildern anerkannten, und Vertrauen auf dieſelben ſetzten, iſt auch ſchon oben bemerkt worden, daß die Verehrung der Bilder ehehin verboten war, nicht weil ſie in ſich böſe iſt, ſondern, weil ſie zur Verehrung falſcher Götter hinleitete; denn in der That iſt (in dem gewöhnlichen Sinne des Worts) nur dasjenige abgöttiſch, was die Gott gebührende Ehre einem andern Gegenſtande zuwendet. Allein heutzutage wird in der Kirche alle Verehrung der Bilder blos auf jene Vorbilder bezogen, durch die wir jenes einzige Weſen verehren, dem wir allein göttliche Ehre zu erzeigen gelernt haben, und deſſen Wohlthaten wir in andern ſchauen, damit wir deſto mehr dadurch angemahnt werden, Gott als den Mittelpunkt aller unſrer Verehrung zu betrachten.

Unam speciosam objectionem video, quod re quae aliquid dubitationis habet, tutius sit abstinere. Verum si exiguum sit dubium, scrupulosa conscientia est, quam ille scrupulus urget. Equidem fateor, ut nunc sunt animi multorum inter protestantes (ut de Judaëis et muhametanis nihil dicam) plurimum offensionis nasci ex imaginum usu: sed vicissim cogitandum est, quantis turbis et offendiculis, quibus sanguinis rivis opus futurum esset, ut Ecclesia eliminaretur ea res quae per se, remotis utrinque abusibus atque offendiculis, egregia et laudanda est. Itaque retinendam esse, recte decretum est. Et non potest ea cuiquam schismatis causa justa esse nec putandum est, usque adeo contra Ecclesiam et promissum Christi auxilium invaluisse inferorum portas, ut damnatum idololatriae genus toto orbe christiano per tot saecula praevaleret.

Omnibus igitur expensis, cum videam nihil esse in imaginum veneratione qualem Tridentini Patres probant, quod honori divino sit adversum; cum his temporibus nullum periculum idololatriae appareat, quae divinum honorem aliorum vertit *); quandoquidem

---

*) Scripsit LEIBNITIUS *vertat.* Editio Parisiensis.

Ein einziger ſcheinbarer Einwurf ſtößt mir auf, daß es nämlich ſicherer ſey ſich von einer Sache, die einigem Zweifel unterworfen iſt, zu enthalten. Allein wenn der Zweifel gering iſt, ſo iſt es weiter nichts als Skrupel, wodurch nur ein ängſtliches Gewiſſen kann beunruhigt werden. Ich geſtehe gerne ein, daß bei der jetzigen Stimmung eines großen Theils der Proteſtanten (von den Juden und Mahometanern will ich nicht reden) der Gebrauch der Bilder ein großer Stein des Anſtoſſes ſey; aber man muß auch auf der andern Seite überlegen, welche Unruhen und Kränkungen erwüchſen, welche Ströme von Blut vergoſſen werden müßten, um eine Sache aus der Kirche zu verbannen, die, nach Beſeitigung aller Mißbräuche und alles Anſtößigen, in ſich ſehr vortrefflich und lobenswürdig iſt. Daher wurde weislich beſchloſſen, man müſſe dieſelbe beibehalten. Und dieſer Gebrauch kann für niemand eine gerechte Urſache zur Spaltung ſeyn, und man darf nicht glauben, daß in der Kirche, troß der von Chriſto verſprochenen Hülfe, die Pforten der Hölle eine ſolche Obergewalt erhalten haben, daß ſo viele Jahrhunderte hindurch eine ſo verdammliche Abgötterei in der ganzen chriſtlichen Welt eingeriſſen wäre.

Da ich alſo nach genauer Prüfung in der Bilderverehrung, ſo wie ſie die Trientiniſchen Väter gut heiſſen, nichts finde, was der Ehre Gottes zuwider wäre; da zu dieſen Zeiten keine Gefahr der Abgötterei zu be-

omnes satis sciunt unum omnipotens numen divino honore coli; cum praeterea adsit tot saeculorum usus in Ecclesia qui sine maximis rerum conversionibus tolli non potest; denique cum remotis abusibus, fructus rei insignis sit ad pietatem, concludo venerationem prototypi coram imagine (in quo uno cultus imaginis consistit) recte et pie retineri, modo suis limitibus maxima cautione abhibita accurate circumscribatur. Docendi autem sunt homines ut recte sapere et loqui discant de re quae ad divinum honorem pertinet *), ut quae maximo cum scandalo contingunt, quae animos ab Ecclesiae unitate magis abalienare, aut redire paratos deterrere possint.

Recitabo exemplum quod accidere memini. Miles aliquis desertor ordinum laqueo adjudicatus erat: jamque in conspectum patibuli adductus, et postremum nuntium suae gratiae

---

*) Hic certe planus non est sensus, ita tamen scripsit Leibnitius. Forte verba quaedam omisit. v. g. ista: nec temera jactant apocrypha facta aut imprudentia, ut quae, etc.

Ita Editio Paris.

fürchten iſt, wodurch die Gott allein gebührende Ehre Geſchöpfen könne zugewandt werden, weil alle hinlänglich unterrichtet ſind, daß man nur dem einzigen höchſten Weſen göttliche Ehre erweiſen müſſe; da übrigens ſchon ſo viele Jahrhunderte hindurch dieſer Gebrauch in der Kirche herrſcht, welcher, ohne die größten Veränderungen zu verurſachen, nicht könnte aufgehoben werden; zuletzt, da nach Abſchaffung der Mißbräuche, die Verehrung der Bilder vieles zur Frömmigkeit beiträgt: ſo ſchließe ich daraus, daß die Verehrung des Urbildes vor dem Bilde (worin allein der Bilderdienſt beſteht) ſehr gut und nützlich beibehalten werde; nur muß man die größte Vorſorge anwenden, um ihn in die gehörigen Gränzen genau zu beſchränken. Man muß aber die Menſchen wohl unterweiſen, auf daß ſie von Dingen, welche die Ehre Gottes betreffen, richtig denken und reden lernen, damit nicht zum größten Aergerniſſe ſich etwas zutrage, wodurch die Gemüther der Kircheneinheit abgeneigt, oder jene, welche bereit ſind zurückzukehren, abgeſchreckt würden.

Ich will eine Thatſache erzählen, die mir hier beifällt. Ein Soldat hatte ſeine Fahne verlaſſen, und wurde deßwegen zum Galgen verurtheilt. Schon ſtand er vor demſelben, und den letzten Ausſpruch der Gnade oder des Todes von dem proteſtantiſchen Fürſten, in deſſen Sold er ſtand, erwartend, benetzte er mit ſeinen Thränen ein aus Silber gegoſſenes Bild des

sive mortis a principe protestante cujus stipendiis merebat, expectans, crucifixi imagunculam ex argento fusilem lacrymis inter metum et vota rigabat, ad laetae autem vocis superventum exultans atque oscula imagini figens exclamat: tu es cui salutem debeo, tu me mortis faucibus eripuisti, tu me liberasti. Hactenus recte: sed cum adstantium aliquis, vir primarius (plerique autem omnes protestantes erant) quasi admonens subjiceret, non hic utique quem manu tenes, sed ille qui pro nobis est passus; tunc homo oscula ingeminans, etiam hic, inquit, et *cettuy-ci* aussi, Gallus enim natione erat. Quae vox magno coronae horrore excepta est, quasi scilicet duo liberatores essent, alter vivus, alter argenteus: et fuit qui mihi asseverabat nunquam sibi foeditatem idolomaniae papisticae (sic enim loquuntur misere decepti) clarius apparuisse. Equidem arbitror miserum illum in tanta perturbatione animi non satis cogitasse quid diceret, et in verbis potius quam in animo crimen fuisse: interest tamen haec expendi, ut homines recte instruantur.

Porro quemadmodum protestantes in cultu imaginum causam justam non inveniunt cur Ecclesiae unitatem scindant, ita vicissim sen-

Gekreuzigten zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwebend; als er aber hörte, daß er begnadigt worden, küßte er ganz freudenentzückt ſein Bild, und rief aus: du biſt es, dem ich mein Heil zu verdanken habe, du haſt mich aus dem Rachen des Todes geriſſen, du haſt mich befreit. Bis dahin iſt nichts zu tadeln; da aber einer von den Angeſehenſten aus den Umſtehenden (beinahe waren ſie aber alle Proteſtanten) ihn gleichſam zurechtweiſend, bemerkte: doch gewiß nicht dieſer, welchen du in der Hand hältſt, ſondern jener, welcher für uns gelitten hat; küßte der Soldat das Bild mit gedoppelter Inbrunſt und ſagte: auch dieſer, cet-luy-ci aussi (er war ein geborner Franzoſe). Allen Umſtehenden graußte es bei dieſen Worten, gleichſam als gäbe es zwei Erlöſer, einen lebendigen und einen ſilbernen; und einer verſicherte mich, noch nie habe er die Abſcheulichkeit der papiſtiſchen Abgötterei (denn ſo reden dieſe elend Betrogenen), klarer geſehen. Meiner Seits glaube ich, daß dieſer Unglückliche in einer ſo großen Geiſtesverwirrung, was er ſagte, nicht genug überdacht habe, und ſein Irrthum ſey mehr in den Worten, als in dem Geiſte geweſen. Doch verdient dies eine Beherzigung, damit die Menſchen beſſer unterrichtet werden.

Gleichwie nun die Proteſtanten in der Verehrung der Bilder keine gerechte Urſache finden zur Trennung von der Einheit der Kirche, ſo denken auf der andern

tiunt viri docti et catholici, si protestantes et in universum, si populi qui cultum istum ignorant et refugiunt, in eo non usurpando quadam animi innata repugnatione, perstarent; caetero *) autem se melioribus paratos docilesque ostenderent, intereaque catholicos, ob eam causam non improbandos faterentur, in Ecclesiae gremium recipi posse. In hujus modi enim rebus quae nullam necessitatem nec divinum praeceptum habent, aliquid hominum inclinationi ac consuetudini tribuendum est, ut offensio infirmorum evitetur.

Connexa est cum imaginum negotio causa Sanctorum et reliquiarum; et multa, quae circa imagines diximus, huc quoque referri debent; et generaliter tenendum, neque adorationem coram imagine, neque cultum Sanctorum aut reliquiarum probari, nisi quatenus ad Deum refertur, nullumque religionis actum esse debere qui in honorem unius omnipotentis Dei non resolvatur ac terminetur. Itaque cum Sancti honorantur, hoc ita intelligendum est quemadmodum in scriptura dici-

---

*) Videtur LEIBNITIUS scripsisse *in caetera*.

Editio Parisiensis.

Seite gelehrte und ächt katholiſche Männer, daß, wenn die Proteſtanten, und überhaupt, die Völker, welche nichts von dieſer Verehrung wiſſen, und eine Abneigung dagegen haben, und durch einen ihnen angebornen Widerwillen, darauf beſtünden, dieſelbe nicht anzunehmen, übrigens aber in wichtigern Punkten ſich bereit und gelehrig zeigten, und zugleich bekennen würden, die Katholiken dürfen dieſer Urſache halber nicht verachtet werden, ſie in den Schoos der Kirche könnten aufgenommen werden. Denn in dergleichen Dingen, die weder nothwendig, noch durch ein göttliches Gebot befohlen ſind, kann man auch etwas der Neigung und Gewohnheit der Menſchen nachgeben, um die Schwachen nicht zu ärgern.

Mit dem Zwiſte über die Bilder iſt auch noch jene Streitigkeit über die Heiligen und Reliquien verbunden; und vieles, was wir bereits in Betreff der Bilder geſagt haben, muß auch hier angewandt werden; und im Allgemeinen muß man anerkennen, daß weder die Anbetung vor einem Bilde, noch die Verehrung der Heiligen oder Reliquien könne gebilligt werden, als inſofern ſie auf Gott bezogen wird, und daß in der Religion keine Handlung ſtatt haben dürfe, welche nicht zum Ziel und Ende jedesmal die Ehre des einzigen allmächtigen Gottes habe. Wenn alſo die Heiligen verehrt werden, ſo iſt dieſes zu verſtehen, gleichwie die Schrift ſagt: »deine Freunde, o Gott, ſind

tur, honorificati sunt amici tui, Deus, et laudate Dominum in Sanctis ejus. Et cum invocantur Sancti auxiliumque eorum expetitur, semper subintelligendum consistere auxilium eorum in precibus quas pro nobis magna efficacia fundunt, quemadmodum et Bellarminus notavit: juva me, Petre aut Paule, nihil aliud significare debere, quam ora pro me, aut juva intercedendo pro me.

Equidem Angelos custodes nobis a Deo additos certum est, beatos autem Angelis comparat Scriptura *) eosque curam humanarum rerum gerere, doceri videtur colloquio MOISIS et ELIAE cum Christo, et particularia etiam ad Sanctorum atque Angelorum notitiam pervenire sive in speculo divinae visionis sive ipsa claritate, et late patente perspicacia naturali gloriosae mentis, insinuat quod Christus ait, coram Angelis in coelo gaudium esse super uno peccatore poenitentiam agente, et Sanctorum intuitu etiam post eorum mortem Deum aliquid indulgere (quanquam ipsis Sanctis sive veteris

---

*) Hic addit LEIBNITIUS *et vocat* graeco nomine quod expressum est in Ms.; sed illud legere non potui. Legendum et *vocat ierous.*

Editio Parisiensis.

verherrlichet worden«, und »lobet den Herrn in ſeinen Heiligen.« Und wenn die Heiligen angerufen werden, und ihr Beiſtand begehrt wird, ſo muß man immer darunter verſtehen, daß ihre Hilfe in Gebeten beſtehe, die ſie nicht ohne große Wirkſamkeit für uns vor Gott ausgießen, und wie Bellarmin bemerkt, ſo bedeuten die Worte: »Heiliger Petrus, oder Paulus helfe mir«, nichts anders, als: »bitt für mich, oder helfe mir durch deine Fürſprache.«

Gewiß iſt es, daß uns Schutzengel von Gott gegeben ſind, die Seligen aber vergleicht die Schrift mit den Engeln, und nennt ſie ιερους; es ſcheint auch, durch die Unterredung des Moſes und Elias mit Chriſto werden wir belehrt, daß ſie für die menſchlichen Angelegenheiten Sorge tragen, und daß die Heiligen und Engel auch von beſondern Dingen Kenntniß erhalten, entweder in dem Spiegel der göttlichen Anſchauung oder durch die Klarheit und die ſich weit erſtreckende natürliche Scharfſichtigkeit ihres verklärten Geiſtes; Chriſtus ſcheint auf dieſes hinzuzielen, wenn er ſagt, daß die Engel im Himmel ſich erfreuen über einen Sünder, der Buße thue, auch daß in Betracht der Heiligen Gott nach ihrem Tode eine oder die andere Wohlthat erzeige, obgleich den Heiligen ſowohl des alten als neuen Teſtaments nur allein durch Chriſtus den Erlöſer und Meſſias aller Vorzug zugetheilt ward, ſo wie uns die in der Schrift vorkommen-

sive novi Testamenti non nisi per Christum Salvatorem et Messiam dignitas sua constet) indicant preces in Scriptura positae; recordare, Domine, servorum tuorum ABRAHAM, ISAAC et JACOB: quae formula non multum ab illa abest quam passim habet Ecclesia, fac, Domine, ut meritis et intercessione Sanctorum tuorum juvemur; hoc est, respice eorum labores, quos pro nomine tuo, te dante, sustinuerunt, exaudi eorum preces quibus Filius tuus unigenitus vim et pretium tribuit.

Disputant aliqui quo modo notitiam habere possint sancti rerum humanarum et D. AUGUSTINUS ipse in ea re haesisse et subdubitasse videtur, sed non puto consentaneum vero, sanctissimas animas alicubi clausas fingere ubi deliciis quidem fruantur, sed rerum quae geruntur sint expertes aut non nisi internuntiis forte Angelis aliquid resciscant: mentium enim potissimas delicias facit cognitio rerum. Et cum ipsae divinam sapientiam ac perfectionem propius intueantur, credibile est ad Providentiae arcana quae in corpore existentes, eminus admirabantur, nunc propius admitti, et gubernationem Dei justissimam creditam illis antea, nunc cognitam esse: quod sine notitia rerum singularium quae inter homines gerun-

den Gebete zu erkennen geben: erinnere Dich, o Herr, deiner Diener Abraham, Iſaak und Jakob; dieſe Formel iſt von jener, welche die Kirche allenthalben gebraucht, wenig unterſchieden: verleihe, o Herr, daß uns durch die Verdienſte und Fürbitte der Heiligen geholfen werde; das heißt, nimm auf die Müheſeligkeiten Rückſicht, die ſie für deinen Namen, von dir unterſtützt, ausgeſtanden haben, erhöre ihre Bitten, welchen dein Eingeborner Sohn Kraft und Werth verleiht.

Einige ſtreiten über die Art, wie die Heiligen Kenntniß von menſchlichen Dingen haben können, und der h. Auguſtin ſelbſt ſcheint in dieſer Sache ungewiß und zweifelhaft geweſen zu ſeyn! allein ich glaube nicht, daß es der Wahrheit entſpreche, wenn man ſich die heiligſten Seelen an einem Ort eingeſchloſſen vorſtellt, wo ſie zwar von Wonne überſtrömt werden, aber keine Kenntniß andrer Ereigniſſe haben, oder nur durch die Engel als Unterbothſchafter etwas erfahren; denn die Kenntniß der Dinge iſt für Geiſter die Quelle der größten Wonneempfindungen. Und da ſie ſelbſt nun die göttliche Weisheit und Vollkommenheit näher ſchauen: ſo werden ſie, glaublich, indem ſie im Körper aus der Ferne die geheimen Rathſchlüſſe der Vorſicht bewunderten, zu denſelben nun näher zugelaſſen, und mit der gerechteſten Anordnung Gottes, die ſie vorhin geglaubt, wirklich vertraut ſeyn; welches nach meiner Meinung ohne die Kenntniß der beſondern Begebenheiten, die

tur intelligi, opinor, non potest. Multi eo inclinant ut putent Angelos et Sanctos res omnes intueri in speculo divinae visionis. Verum si rem recte expendas, etiam num solus Deus immediatum est mentis objectum extra mentem positum, et solo Deo mediante ideae nostrae nobis repraesentant quae in orbe geruntur: nec enim intelligi potest alioqui quomodo corpus animam afficiat, aut diversae substantiae creatae per se communicant; imo sciendum est mentem nostram semper esse speculum Dei et universi, nisi quod obnubilata nunc intuitio et confusa cognitio est. Nube igitur remota et Deo se magis manifestante, Deum quidem facie ad faciem videbimus, res autem caeteras mediante ipso (quemadmodum nunc quoque) sed multo quam nunc clarius, distinctius, diffusius atque haec partim ex ipsa natura gloriosae mentis, partim peculiari gratia Dei.

Nemo autem mirari debet Angelum fortasse aliquem aut beatam animam simul Asiae et Europae res intueri, et cum magnam molem complectatur, penetrare tamen et in minutas partes. Cogitemus ducem exercitus in eminente loco positum lustrare copias aciemve disponere, quam multa ille eodem tempore

unter den Menſchen ſich zutragen, nicht kann erfaßt werden. Viele ſind geneigt zu glauben, die Engel und die Heiligen ſehen alle Dinge im Spiegel der göttlichen Anſchauung. Allein wenn man die Sache genau erforſchet, ſo iſt Gott wirklich das unmittelbare, außerhalb dem Geiſte, exiſtirende Objekt, und allein durch Gott ſtellen uns unſere Ideen das, was in der Welt geſchieht, vor; denn anders kann man nicht begreifen, wie der Körper auf die Seele wirke, oder wie die verſchiedenen erſchaffenen Weſen unter ſich in Gemeinſchaft ſtehen; ja ſogar muß man eingeſtehen, daß unſer Geiſt allzeit der Spiegel Gottes und des Weltalls iſt, nur daß jetzt unſer Schauen verdunkelt, und unſere Kenntniß verwirrt iſt. Iſt nun die Wolke zerſtreut, und offenbart ſich Gott mehr, dann werden wir ihn von Angeſichte zu Angeſicht ſchauen, und die übrigen Dinge durch ihn (wie auch jetzt); allein viel klarer als jetzt, viel deutlicher und umfaſſender, und dies theils aus der Natur eines verklärten Geiſtes ſelbſt, theils aus beſondrer Gnade Gottes.

Niemand aber darf ſich wundern, daß vielleicht irgend ein Engel, oder eine himmliſche Seele zugleich die Begebenheiten von Aſien und Europa überſchaue, und da ſie dieſen großen Raum umfaſſet, doch auch in die geringſten Theile eindringe. Denken wir uns einen Heerführer, der von einem erhabenen Ort aus Heerſchau hält, oder die Truppen in Schlachtordnung ſtellt;

intuetur! quod si cogitetur in tantum auctam esse mentis gloriosae perspicaciam, in quantum orbis noster campo spatiosior est, jam cessabit admiratio. Si telescopiis atque microscopiis plus quam millies extenditur visus, an dubitabimus multo plus Deum beatis tribuere quam Galileum aut Drebelium nobis? at, inquies, eadem instrumenta non patiuntur ut multa simul distincte videantur, et quantum augetur campus tubi, tantum minuitur efficacia. Ita est, fateor: quia scilicet oculis praestatur auxilium qui dimensionibus alligantur; mentis autem vim intendit Deus quae nullos habet fines determinatos atque immobiles. Videmus tribunum aliquem vel saltem centurionem milites suos productos atque dispositos ita sub conspectu habere posse, ut nullus eorum motus ipsum fugiat; et qui latrunculis ludit, quam multis uno obtutu animum adhibet? quin igitur mens pluribus simul distincte considerandis sufficiat *), nihil prohibet: quin multis millenis modis augeatur numerus objectorum, salva distincta cognitione; et varietatum notatu

---

*) Hic scripsisse videtur LEIBNITIUS: quia igitur mens... sufficit. Editio Paris.

wie vieles überſchaut er zu derſelben Zeit! Denken wir uns nun die Scharfſichtigkeit einer verklärten Seele um ſo viel vermehrt, als unſere Erde ein Schlachtfeld an Raum übertrift, ſo wird ſogleich alle Verwunderung aufhören. Wenn durch Spiegelfernröhre und Vergrößerungsgläſer der Blick tauſendfach weiter dringt, werden wir wohl zweifeln, daß Gott den Seligen vielmehr ertheile als uns Galiläus und Drebelius geben? allein, wird man ſagen, dieſe Werkzeuge ſind nicht geeignet, daß man vieles zugleich deutlich ſehen kann, und jemehr man den Raum des Fernrohrs vergrößert, deſto mehr wird deſſen Wirkſamkeit geſchwächt. Das iſt wahr, ich geſtehe es ein; weil unſern Augen, die auf ein gewiſſes Maaßverhältniß beſchränkt ſind, dadurch eine Hülfe geleiſtet wird; Gott aber gibt unſerm Geiſt eine ſolche Kraft, die keine beſtimmte und unbewegliche Gränzen hat. Wir ſehen daß ein Kriegsoberſter oder wenigſt ein Hauptmann ſeine Soldaten, wenn ſie ausgezogen und in Ordnung geſtellt ſind, ſo im Auge haben kann, daß ihm keine Bewegung derſelben entgeht; und wieviel muß im Schachſpiel der Geiſt mit einem Blick erfaſſen? Nichts hindert alſo, daß der Geiſt auf einmal mehrere Dinge deutlich betrachte, noch daß die Anzahl der Gegenſtände auf viele tauſend Arten vermehrt werde, ohne daß die deutliche Kenntniß dabei aufgehoben würde; denn unter den merkwürdigen Ereigniſſen, die im ganzen

dignarum quae in toto genere humano contingunt, ad variationes illas quae latrunculis recte ludenti simul expendendae sunt, multo minor fortasse proportio est quam mentis gloriosae ad nostram: cum videamus etiam in terris quantum in magna diversitate rerum simul intuenda inter rudem et exercitatum intersit et pro miraculo sit, quod tamen verum experimur, esse qui maximos calculos sola mente ita conficiunt, ut de scripto recitare videantur, et innumeras phantasiae imagines ita in conspectu habent ut momento illam seligere possint, quae postuletur.

Sed a rationibus ad exempla et auctoritatem veniamus. Certum est secundo christianae Ecclesiae saeculo jam natalitia martyrum celebrata et apud monumenta eorum sacros conventus fuisse institutos, et creditum est orationes Sanctorum juvare. Nam tertii saeculi scriptor ORIGENES [*]), quis dubitat quin Sancti et orationibus nos juvent et gestorum suorum confirment atque hortentur exemplis? Loquitur igitur tanquam de re explorata et suis

---

[*]) In num. c. 31.

Menſchengeſchlechte ſich zutragen, und unter den Veränderungen, auf die ein geſchickter Schachſpieler zugleich merken muß, iſt vielleicht ein viel kleineres Verhältniß, als eines verklärten Geiſtes zu dem unſrigen; wir ſehen ſogar ſchon auf dieſer Erde, welch ein Unterſchied unter einem Geübten und einem Ungeübten iſt; wenn viele verſchiedene Gegenſtände auf einmal ſollen überſchaut werden, und daß es als ein Wunder angeſehen wird, was doch die Erfahrung als wahr beſtätigt; nämlich daß es Menſchen gebe, welche die größten Rechnungen im Geiſte allein machen, ſo daß es ſcheint, ſie leſen dieſelben geſchrieben herab, und die in ihrer Einbildungskraft unzählige Bilder ſo gegenwärtig beſitzen, daß ſie im Augenblicke jenes, welches man begehrt, auswählen können.

Gehen wir nun von den Gründen zu Beiſpielen, und zum Anſehen über. Gewiß iſt es, daß ſchon im zweiten Jahrhunderte der chriſtlichen Kirche die Todesgedächtniſſe der Märtyrer gefeiert, und bei ihren Gräbern heilige Zuſammenkünfte gehalten wurden; auch hat man geglaubt, durch die Bitten der Heiligen Hülfe zu erlangen. Denn Origenes, ein Schriftſteller aus dem dritten Jahrhundert ſagt *): wer zweifelt wohl, daß die Heiligen durch ihre Gebete uns helfen, und uns durch die Beiſpiele ihrer Thaten ſtärken

---

*) In num. c, 31.

temporibus recepta. Ipse autem ORIGENES privatim videtur eo indicasse ut crederet Beatos non tantum intercessione, quae recepta Ecclesiae sententia est, sed et factis juvare ad instar Angelorum in epistola ad Romanos: dubitans tamen loquitur, et si ita sit, hoc inter secreta, nec chartulae committenda, mysteria referendum, quam cautionem forte adhibendam putavit vitandae superstitionis causa. Sanctus CYPRIANUS *) viventibus se commendabat ut sui post mortem memores essent **). Quod si, ut quidam volunt, ut cultus imaginum, ita et invocationis Sanctorum exempla, illis temporibus reperiri nequeant, dicendum est ante profligatam a CONSTANTINO idololatriam curiosius vitasse Ecclesiam quae ad superstitiones ethnicorum confirmandas trahi aliquomodo possent, etiam per se innoxia: saltem ex sancto BASILIO Magno et sancto GREGORIO Nazianzeno ***) apparet jam quarto saeculo receptum fuisse ut nominatim vocarentur martyres et opitulari crederentur: et sanctus

---

*) Saeculo III.

**) Libr. I, epist. 1.

***) Ambo saeculo IV vixerunt.

und ermuntern. Er redet alſo wie von einer ausgemachten, und zu ſeiner Zeit angenommenen Sache. Origenes ſelbſt aber ſcheint für ſich geglaubt zu haben, die Seligen leiſten uns nicht nur durch ihre Fürbitte, welches die von der Kirche angenommene Meinung iſt, ſondern auch durch ihre Thaten Hülfe, ſo wie die Engel, wie erhellet aus dem Briefe an die Römer; doch redet er hiervon nur zweifelhaft, und wenn es auch wirklich ſo iſt, ſo gehört dieſes unter die verborgenen Geheimniſſe, die dem Papiere nicht anvertraut werden dürfen: dieſe Vorſorge glaubte er vielleicht, müſſe man deßhalb gebrauchen, um allen Aberglauben zu verhüten. Der h. Cyprian empfahl ſich den Lebendigen, daß ſie ſeiner nach dem Tod eingedenk ſeyn möchten (1 Buch, 1 Brief). Wenn man, wie Einige wollen, keine Beiſpiele ſowohl von Verehrung der Bilder, als auch von der Anrufung der Heiligen zu jener Zeit auffinden kann, ſo antwortet man, daß, bevor von Konſtantin die Abgötterei darniedergeſtürzt ward, die Kirche mit größter Sorgfalt alles vermied, was nur einigermaßen zur Beſtätigung des heidniſchen Aberglaubens hätte verleiten können, ſollte auch die Sache an ſich unſchuldig geweſen ſeyn. Wenigſtens ergibt ſich aus dem h. Baſilius dem Großen und dem h. Gregor von Nazianz, daß es ſchon im vierten Jahrhundert üblich war, die Märtyrer namentlich anzurufen, und daß man glaubte ſie

GREGORIUS Nyssenus *) ait martyri supplicari ut quasi legatione pro nobis fungatur apud Deum; et sanctus AMBROSIUS **), cum notasset PETRUM et ANDREAM rogasse Dominum pro socru SIMONIS quae febri laborabat ***), ait magnis peccatis obnoxium ad medicum alios precatores recte adhibere obsecrandosque esse Angelos et martyres. Quod si ergo idololatria est, vel certe cultus damnabilis Angelos et Sanctos compellare ut pro nobis apud Deum intercedant, non video quomodo BASILIUS et NAZIANZENUS et AMBROSIUS et alii qui hactenus pro Sanctis sunt habiti, ab idololatria aut certe turpissima abominatione excusari possint. Neque enim naevi erunt patrum, uti vulgo dicuntur, sed magna manifestaque crimina. Verendum autem est ne qui ita sentiunt, viam aperiant ad omnem rem christianam convellendam; nam si jam ab illis temporibus horrendi errores in Ecclesia praevaluerunt, arianorum et samosateniorum causa mirifice juva-

---

*) Saeculo IV, sub fine.

**) In libro de viduis. — Sanctus AMBROSIUS sancti GREGORII Nysseni contemporaneus.

***) Matth. VIII.

Editio Moguntina.

gewähren uns Hülfe; und der h. Gregor von Nyſſa ſagt, daß man zu den Märtyrern flehe, damit ſie bei Gott Fürſprache für uns einlegen," und der h. Ambroſius, in dem Buche von den Wittwen, da er bemerkt hatte, daß Petrus und Andreas den Herrn für Simons Schwiegermutter, welche an einem Fieber krank lag, gebeten hatten, ſagt, daß derjenige, welcher große Sünden auf ſich habe, ſehr gut Andere als Fürſprecher bei dem Arzte gebrauche, und daß man die Engel und Märtyrer anflehen ſolle. Wenn es alſo Abgötterei oder wenigſtens doch eine verdammliche Verehrung iſt, die Engel und Heiligen anzurufen, damit ſie bei Gott unſere Fürſprecher ſeyen, ſo ſehe ich nicht, wie Baſilius und Gregor von Nazianz und Ambroſius und andere, welche bisher als Heilige angeſehen worden ſind, von der Abgötterei, oder doch von dem ſchändlichſten Aberglauben können entſchuldigt werden. Denn dieſes ſind alsdann nicht mehr bloſe Flecken an den Vätern, wie man zu ſagen pflegt, ſondern es ſind große und offenbare Verbrechen. Allein man hat zu befürchten, daß jene, welche ſo denken, den Weg zum Umſturz des ganzen Chriſtenthums bahnen; denn wenn ſchon zu jener Zeit ſo erſchreckliche Irrthümer in der Kirche überhand genommen haben, ſo erhält die Sache der Arianer und der Anhänger des Paulus von Samoſat einen außerordentlichen Vorſchub, welche den Urſprung des Irr-

tur, qui originem erroris ab illis ipsis temporibus computant atque obscure defendunt Trinitatis mysterium et idololatriam simul invaluisse. Itaque periit primorum conciliorum auctoritas, et cum fatendum sit sacro-sanctam Trinitatem non usque adeo clare ex scriptura Sacra demonstrari, ut remota Ecclesiae auctoritate satisfieri dubitationibus possit; judicandum cuique relinquo quo res sit evasura: quin imo procedet ulterius suspicio audacium ingeniorum: mirabuntur enim Christum promissis tam largum erga suam Ecclesiam, tantum hosti generis humani indulsisse ut, una idololatria profligata, succederet alia et ex sedecim saeculis vix unum aut duo sint in quibus vera fides utcumque inter christianos sit conservata, cum judaicam et mahumeticam religionem videamus tot saeculis satis puram secundum fundatorum instituta perstitisse. Quo igitur loco manebit consilium GAMALIELIS *), qui de christiana religione et Providentiae voluntate ex eventu judicandum dictitabat, aut quid de ipso christianismo judicabitur, si lapidem hunc lydium parum adeo sustineret.

---

*) Actor V.

thums gerade jener Zeit zuſchreiben, und in dunkeln Ausdrücken behaupten, das Geheimniß der Dreieinigkeit und die Abgötterei haben zu gleicher Zeit Aufnahme gefunden. Auf dieſe Art geht das Anſehen der erſten Konzilien zu Grunde, und da man eingeſtehen muß, die allerheiligſte Dreieinigkeit könne nicht ſo ganz klar aus der h. Schrift bewieſen werden, ſo daß man ohne das kirchliche Anſehen allen Zweifeln genug zu thun vermöchte: ſo überlaſſe ich es einem jeden ſelbſt zu urtheilen, wohin endlich die Sache käme und wie weit verwegene Geiſter in ihren Zweifeln gehen würden: ſie werden ſich verwundern, daß Chriſtus, der in ſeinen Verſprechen gegen die Kirche ſo freigebig war, dem Feinde des menſchlichen Geſchlechts ſo viel Gewalt eingeräumt habe, daß, nachdem eine Abgötterei zu Boden geſchlagen worden, eine andere ihr Haupt erhebe, und daß unter ſechzehn Jahrhunderten kaum eins oder zwei geweſen ſeyen, wo der Glaube unter den Chriſten erhalten worden iſt, da wir ſehen, daß die jüdiſche und mahometaniſche Religion ſo viele Jahrhunderte hindurch ziemlich rein nach den Lehren ihrer Stifter ſich erhalten habe. Wie wird es alſo mit dem Rath Gamaliels ausſehen, der den Vorſchlag that, man ſolle aus dem Erfolg über die chriſtliche Religion und den Willen der Vorſehung urtheilen, oder was wird man von dem Chriſtenthum ſelbſt denken müſſen, wenn es dieſen Probſtein nicht ſo ganz aushält.

Non ideó tamen nego passim abusus irrepsisse eosque satis graves qui subinde in superstitionem periculosam degenerarint. Itaque sanctus Epiphanius *) (qui et imaginem in velo depictam ex templo sustulerat ne abusui esset) acriter in Collyridianos aliosque invectus est qui Dei genitricem et Sanctos reliquos ultra modum honorabant **); et nostris temporibus extant graves querelae episcoporum non Galliae tantum et Belgii, sed et Hispaniae atque Italiae aliorumque insignium virorum: et concilium ipsum tridentinum prudenter constituit, ut abusibus obex poneretur; neque dicis causa, ut aliqui cavillantur, sed serio nec sine fructu: nam et in congregationibus cardinalium multa salutariter sunt decreta coërcendae levitati et superstitioni quorumdam hominum, et extant complures bullae praeclarae summorum pontificum, ut Urbani VIII et Innocentii XI, quorum ille eruditionis, hic pietatis eximia laude celebrantur, quibus multi abusus reipsa sunt sublati aut saltem repressi.

---

*) Saeculo V.

**) Haeresi 79.

Doch läugne ich nicht deßwegen, daß auch hier und da Mißbräuche, und zwar bedeutende, die zuweilen in gefährlichen Aberglauben ausarteten, eingeſchlichen ſind. Aus eben dieſer Urſache hat ſich der heil. Epiphanius (der ein auf Tuch gemaltes Bild aus dem Tempel hat entfernen laſſen, damit es nicht zu Mißbrauch Anlaß gäbe) heftig gegen die Collyridianer und andere mehr erklärt, welche der Mutter Gottes und den übrigen Heiligen eine unbeſchränkte Ehre erwieſen; auch zu unſern Zeiten haben nicht nur die Biſchöfe von Frankreich und den Niederlanden, ſondern auch jene von Spanien und Italien, und andere ausgezeichnete Männer große Klagen dagegen erhoben; und ſelbſt der Kirchenrath zu Trient hat weislich beſchloſſen, daß man den Mißbräuchen einen Damm entgegenſetzen ſolle; und dieſes iſt aus vollem Ernſte — auch mit Erfolge — geſchehen, und nicht blos zum Scheine, wie Einige boshaft vorwitzeln; denn in den Verſammlungen der Cardinäle ſind viele heilſame Beſchlüſſe abgefaßt worden, um dem Leichtſinn und Aberglauben gewiſſer Leute Einhalt zu thun, und wir haben auch mehrere vortreffliche Bullen von Päbſten, wie jene von Urban VIII. und Innozenz XI, unter denen der erſte durch ſeine Gelehrſamkeit, der andere durch ſeine Frömmigkeit in vorzüglichem Ruhme ſtehen, durch welche in der That viele Mißbräuche gehoben oder wenigſtens unterdrückt worden ſind.

Neque dubito paulatim pontificum et magnorum principum et piorum ac doctorum Ecclesiae praelatorum studio eradicari posse maximam partem zizaniae *) ex agro Dei: nam qui uno ictu omnem tollere volet, cavere debet ne Ecclesiam perturbet et tritico noceat; sequendumque est in tolerabilioribus consilium sancti Augustini qui ad Januarium queritur et fatetur multa se propter nonnullarum vel sanctarum vel turbulentarum personarum scandala devitanda, liberius reprehendere non audere, et contra Faustum manichaeum scribens, aliud est, inquit, quod docemus, aliud quod sustinemus, aliud quod praecipere jubemur, aliud quod emendare praecipimur, et donec emendemus, tolerare compellimur. Haec vir non minoris prudentiae quam sanctitatis. Sed haec ita intelligenda sunt ut ad bonum Ecclesiae et pacem respiciatur, non ut vel turpi indulgentia hominibus adulemur, vel contra ira et contradicendi studio atque reprehensionis impatientia abrepti, in vetitum nitamur, et quae tranquilla mente rejiceremus ipse, ideo tantum probemus ut adversariis aegre facia-

---

*) Videtur scripsisse Leibnitius *hujus zizaniæ*.
Editio Parisiensis.

Ich zweifle nicht, daß nach und nach durch den Eifer der Päbſte, der Fürſten und der frommen und gelehrten Kirchen-Prälaten der größte Theil des Unkrauts aus dem Acker des Herrn könne ausgerottet werden: denn wer mit einem Streich alles vertilgen wollte, würde Gefahr laufen, die Kirche in Verwirrung zu bringen und dem Waizen zu ſchaden; in den Punkten, die etwas erträglicher ſind, muß man dem Rathe des h. Auguſtin folgen, der ſeufzend dem Januarius geſteht, er wage es nicht manches, um die Aergerniſſe entweder frommer oder aufbrauſender Perſonen zu verhindern, freier zu tadeln, und in ſeiner Schrift gegen Fauſtus, den Manichäer, ſagt er: »Es iſt ein Unterſchied zu machen unter dem was wir lehren, und unter dem was wir blos dulden; unter dem was wir vorſchreiben müſſen, und unter dem was wir verbeſſern müſſen, und bis es verbeſſert iſt, genöthigt ſind zu ertragen.« Dieſes iſt die Sprache eines Mannes der nicht weniger Klugheit als Heiligkeit beſaß. Aber dies iſt ſo zu verſtehen, daß der Friede und das Beſte der Kirche uns leiten müſſe, nicht daß wir aus ſchädlicher Nachſicht den Menſchen ſchmeicheln, oder auch im Gegentheil aus Leidenſchaft oder Widerſprechungsſucht, oder Empfindlichkeit gegen jeden Tadel, wir nur zum Verbotenen uns neigen, und das was wir bei ruhigem Sinne ſelbſt verwerfen würden, nur deßwegen billigen, um die Gegner zu kränken,

mus, aut ab iis magis abhorrere videamur. Vicissim protestantes cogitare debent nimium altercando, veritatem amitti et odiis mutuis in excessus iri *) et ecclesiae dicam non esse scribendum ideo tantum quod quae serio et graviter improbat, statim omnia tollere non potest. Nec vero irritae sunt protestationes quemadmodum adversarii accusant: reperient enim in catholicorum virorum scriptis eas cautiones, quae si observentur, nulla magnopere queritandi causa supererit, ut cum cardinalis Bellarminus scripsit, quoties auxilium Sanctorum petitur subintelligendum esse, quod diligenter inculcandum et plerumque praesertim in solemnioribus precibus expresse addendum est, et episcopus Meldensis cujus aurea exstat fidei expositio, egregie monuit omnem cultum religiosum ultimo in Deum debere terminari. Similes extant aliorum admonitiones quas brevitatis causa non recito: aliquas tantum attingam quae majoris momenti sunt, qualis et ista, ut cum sanctos precamur, nihil misericordiae divinae detrahamus. Non tantum enim justitiam sed et misericordiam

---

*) Videtur LEIBNITIUS scripsisse *rui*, recte *iri*.
Editio Paris.

oder um uns das Anſehen zu geben, als ſeyen wir noch weiter von ihnen entfernt. Die Proteſtanten ſollen ihrer Seits bedenken, daß durch zu viele Zänkereien die Wahrheit verloren gehe, und durch wechſelſeitigen Haß alles Maaß überſchritten werde, und daß man nicht deßhalb der Kirche den Prozeß machen dürfe, weil ſie nicht ſogleich alles, was ſie nachdrücklich und ernſtlich mißbilligt, heben kann. Die Gegenvorſtellungen ſind auch nicht ohne Wirkung, wie die Gegner vorwerfen; denn ſie werden in den Schriften von Katholiken jene Klugheitsregeln finden, deren Beobachtung jede Urſache zu erheblichen Klagen beſeitigen würde. Der Kardinal Bellarmin ſchreibt: ſo oft man die Hülfe der Heiligen anflehe, ſey immer darunter zu verſtehen u. ſ. w., und dies ſolle fleißig eingeſchärft, vorzüglich aber in den feierlichen Gebeten ausdrücklich beigefügt werden; und der Biſchof von Meaux, deſſen goldene Darſtellung des Glaubens bekannt iſt, ermahnt mit vieler Weisheit, daß jede religiöſe Verehrung auf Gott als das letzte Ziel und Ende ſich beziehen müſſe. Aehnliche Mahnüngen haben wir noch von andern, die ich Kürze halber nicht anführe; nur noch einige will ich berühren, die von größerm Gewichte ſind, wie jene, daß, wenn wir die Heiligen anflehen, wir der göttlichen Barmherzigkeit keinen Abtrag thun. Denn nicht nur die Gerechtigkeit, ſondern auch die Barmherzigkeit des Herrn werde ich beſingen,

Domini cantabo, inquit Psaltes, et in aeternum durare bonitatem ejus atque misericordiam, viginti septem vicibus in uno psalmo *) repetiit **) idem: et severe admodum interdictum est ne fiduciam (supremam scilicet) in hominibus collocemus: et cum misericordia sit inter attributa Dei quibus maxime animi hominum conciliantur, non videtur recte amare Deum qui misericordiam ei negat, neque ideo sunt ferendae ***) voces dicentium Deum, justitia sibi servata, Beatae Virgini misericordiam cessisse, et hoc Estherem praesignasse cui dimidium regni Assuerus pollicetur; ipsius enim Domini misericordia fit quod Sanctorum preces prodesse possunt. Haec igitur probe inculcanda sunt animis; periculum enim esse potest ne prava persuasione simplices recedant ab amore Dei, veraque poenitentia et contritione.

Praeterea licet Sanctorum intercessionem adhibeamus tanquam appendicem aliquam exi-

---

*) Ps. CXXXV. 1.

**) *Repetiit.*

***) *Ferendae* sunt. Scripserat Leibnitius *neque adeo nisi benigna interpretatione addita ferendae sunt.* Delevit quinque voces positas post vocem *adeo*,

ſagt der Pſalmiſt, immerdar bleibe ſeine Güte und Barmherzigkeit; ſieben und zwanzigmal wiederholt er immer daſſelbe in Einem Pſalm *); und es iſt ſehr ſtreng verboten, unſer Vertrauen (unſer höchſtes nämlich) auf Menſchen zu ſetzen: und da die Barmherzigkeit unter jene Eigenſchaften Gottes gehört, wodurch die Herzen der Menſchen am meiſten für Gott gewonnen werden, ſo ſcheint derjenige Gott nicht recht zu lieben, der ihm die Barmherzigkeit abſpricht, und deßhalb iſt es ſehr verwerflich, wenn einige behaupten Gott habe ſich die Gerechtigkeit vorbehalten, der allerſeligſten Jungfrau aber die Barmherzigkeit abgetreten, und **Eſther** ſey hiervon das Vorbild geweſen, welcher **Aſſuerus** die Hälfte des Reichs verſprach; denn durch die Barmherzigkeit des Herrn werden uns die Bitten der Heiligen nützen. Dieſes muß man alſo dem Geiſte recht einſchärfen; denn ſonſt iſt zu befürchten, daß Einfältige aus falſcher Ueberzeugung von der Liebe Gottes, der wahren Buße und Zerknirſchung des Herzens abweichen.

Uebrigens müſſen wir uns, obgleich wir die Fürbitte der Heiligen gleichſam als Beiſatz zu unſrer Andacht

---

sed erravit delendo vocem *ferendae*. Jam enim sensum eorum quae reliquit intelligi non potest.
Editio Parisiensis.

*) Pſ. CXXXV. 1.

guam nostrae devotionis, simul tamen recta ad Deum ire debemus. Omnes enim Sancti, quanticumque sint, conservi nostri sunt: unusque verus mediator Dei et hominum est Christus in tantum ad Patrem elevatus, in quantum Sancti ad nos depressi sunt: hi enim tanquam a parte nostra sive nobiscum consistunt tanquam comprecantes *) .... cum officio Christi mediatorio intercessiones eorum nullo modo in comparationem venire possunt, non magis quam viventium Sanctorum preces nostris additae, quas etsi multis modis transcendant eae quae a Beatis funduntur, si tamen ad Christi mediationem conferantur, nulla proportio est, non magis quam soli propior factus censetur, qui saltu a terra sese elevare contendit. Deus autem expresse et minis promissisque additis jubet se invocari. Ipse appellatur spes nostra, fiducia, via, ostium, robur, adjutor, praeter quem nulla est salus, nullus auxiliator alius, qui scilicet ullo modo in considerationem venire possit, si Deo, si Christo conferatur: neque ulla indignitas nos-

---

*) Vox quae hic omissa est, videtur esse *adeoque* aut conjunctio hujusmodi quae terminetur syllaba *que*.

Editio Paris.

gebrauchen, ſo müſſen wir uns dennoch unmittelbar an Gott wenden. Denn alle Heilige, ſo groß ſie auch immer ſeyn mögen, ſind unſere Mitknechte; und der einzige wahre Mittler zwiſchen Gott und den Menſchen iſt Chriſtus Jeſus, der eben ſo hoch zu ſeinem Vater erhoben iſt, als die Heiligen in einem nahen Verhältniſſe mit uns ſtehen; denn dieſe ſind für uns oder ſtehen mit uns als Mitbittende, daher können ihre Fürbitten keineswegs mit dem Mittleramte Chriſti in Vergleich kommen, eben ſo wenig als die Bitten der Heiligen in dieſem Leben, wenn ſie mit den unſrigen vereint ſind; obwohl die Bitten der Seligen dieſe weit überſteigen, ſo iſt doch kein Verhältniß, wenn man ſie mit der Vermittlung Chriſti zuſammenſtellt, eben ſo wenig, als wenn man glauben würde jener ſey der Sonne näher, der ſich durch einen Sprung von der Erde zu ſchwingen bemüht. Gott aber befiehlt ausdrücklich mit Drohungen und Belohnungen, daß wir ihn anrufen. Er ſelbſt wird unſere Hoffnung, Zuverſicht, Thüre, und Stärke, unſer Weg und Helfer genannt, außer dem kein Heil, kein andrer Helfer iſt, welcher mit Gott, mit Chriſto verglichen, auf irgend eine Weiſe könne in Betracht kommen; und nie kann unſere Unwürdigkeit ſo groß ſeyn, daß ſie uns vom Throne ſeiner Gnade zurückſtoße, woſern unſere Buße aufrichtig iſt. Er ſelbſt ruft uns, da er ſagt: kommt alle zu mir, die ihr beladen ſeyd, und ich will euch erquik-

tra tanta esse debet quae nos a throno gratiae repellat, cum sincera poenitentia est. Ipse nos vocat, cum ait: Venite qui onerati estis et ego reficiam vos *); et, si quis peccaverit, advocatum habemus apud Patrem Jesum Christum qui propitiatio est pro peccatis nostris. **) Quanquam autem laudanda sit reverentia semetipsum indignum conspectu Dei ducere, et omnibus humilitate mentis signis uti, ex quibus hoc non aspernandum sed probandum maxime, ut pios viros in terris comprecatores adhibeamus, multo magis autem Beatos in coelis, tamen quia nos vocat ipse, parendum accedendumque est ne pro filiali humilitate servilis abalienatio et diffidentia nascatur. Itaque de muliere Chananea praeclare CHRYSOSTOMUS: vide prudentiam mulieris, non rogat JACOBUM, non obsecrat JOANNEM, neque pergit ad PETRUM, non intendit ad apostolorum chorum, ita scilicet (quemadmodum ex aliis locis interpretari CHRYSOSTOMUM decet) ut apud se aut in iis solis aliquid momenti ponat: nam alioqui videtur et discipulis importuna fuisse, ut vel ipsi indicant. Pergit CHRYSOSTOMUS, non quaesivit mediatorem,

---

*) Matth. XI. 28. **) I. Joan. II. 1.

ken *); und wenn jemand geſündigt hat, ſo haben wir bei dem Vater einen Fürſprecher Jeſus Chriſtus, der die Verſöhnung für unſere Sünden iſt **). Obgleich es aber eine löbliche Sitte iſt, ſich ſelbſt des göttlichen Antlitzes unwürdig zu halten, und alle Zeichen eines gedemüthigten Geiſtes zu geben, woraus erfolgt, daß es nicht nur nicht zu verwerfen, ſondern ſehr zu billigen ſey, daß wir die Fürſprache frommer Männer auf Erde, und noch viel mehr jene der Seligen begehren: ſo müſſen wir doch, weil er uns ſelbſt zu ſich ruft, gehorchen und zu ihm hintreten, damit nicht ſtatt kindlicher Demuth knechtiſche Abneigung und Mißtrauen entſtehe. Der h. Chryſostomus ſagt daher ſehr ſchön von dem chananäiſchen Weibe: ſchaue auf die Klugheit dieſes Weibes, ſie bittet den Jakobus nicht, ſie beſchwört nicht den Johannes, ſie geht nicht zu Petrus, ſie richtet ihre Bitte nicht an die Verſammlung der Apoſtel, gleichſam als ſetze ſie einiges Vertrauen auf ſich ſelbſt, oder auf die Apoſtel allein (wie man aus andern Stellen den h. Chryſostomus erklären muß); denn es ſcheint auch noch, daß ſie den Jüngern läſtig war, wie ſie ſich ſelbſt darüber erklären. Chryſostomus fährt fort: ſie hat keinen Mittler geſucht, ſondern ſtatt aller dieſer nahm ſie die Buße als Beglei-

---

*) Matth. XI. 28.

**) I. Joh. II. 1.

sed pro omnibus illis poenitentiam accepit comitem quae advocati locum implevit, et sic ad summum fontem perrexit. Haec igitur semper meminisse oportet, ut si qua adhibetur compellatio Sanctorum, pro appendice habeatur et nota tantum nostrae reverentiae et humilitatis erga Deum, affectusque erga amicos Dei, substantia autem cultus in ipsum Deum recta dirigetur.

Itaque censent viri pii et prudentes dandam esse operam ut omnibus modis discrimen infinitum atque immensum inter honorem qui Deo debetur et qui Sanctis exhibetur, quorum illum latriam hunc duliam post AUGUSTINUM theologi vocant, non tantum inculcetur audientium ac discentium animis, sed etiam externis signis, quoad licet, ostendatur. Quanquam enim infiniti ad finitum nulla sit proportio, ac proinde impossibile sit signa proportionata utriusque reperiri, cum ne in rebus quidem finitis sed valde distantibus hoc liceat: quemadmodum videmus veram proportionem systematis mundani, vel ideo commode in pictura exhiberi non posse quia immensa est fixarum distantia: non ideo tamen omittenda sunt quae saltem significare maximam differentiam queant, quoad usque

terin mit ſich, welche die Stelle eines Fürſprechers vertrat, und ſo begab ſie ſich zur Urquelle. An dieſes ſollen wir alſo immer denken, daß wenn wir die Fürbitte der Heiligen begehren, dieſes nur als ein Zuſatz und ein Merkmal unſrer Ehrfurcht und Demuth gegen Gott und unſrer Zuneigung gegen die Freunde Gottes angeſehen werde; die Weſenheit unſrer Verehrung aber ſoll geradehin auf Gott ſelbſt bezogen werden.

Daher glauben auch fromme und kluge Männer, man müſſe ſich beſtreben, auf alle Weiſe den unendlichen und unermeßlichen Unterſchied zwiſchen der Ehre, die wir Gott ſchuldig ſind, und jener, die wir den Heiligen erweiſen, (die Verehrung Gottes nennen die Theologen nach dem h. Auguſtin latria, und jene der Heiligen dulia), nicht nur den Gemüthern der Zuhörer und der Lernlinge einzuprägen, ſondern auch durch äußerliche Zeichen, in ſo weit es geſchehen kann, zu verſinnlichen. Obgleich aber vom Unendlichen zum Endlichen kein Verhältniß ſeyn kann, und es daher unmöglich iſt angemeſſene Zeichen für beides zu erfinden, da nicht einmal in endlichen aber ſehr weit von einander entfernten Dingen dieſes thunlich iſt; wie wir denn ſehen, daß das wahre Verhältniß des Weltſyſtems eben nicht füglich in einem Gemälde könne dargeſtellt werden, wegen des unermeßlichen Zwiſchenraumes der Fixſterne: ſo darf man doch das nicht

fieri potest: et praestat omnino negligi quod finitum et comparari indignum est, quam cum infinito illo ac divino ita coaequari ut periculum grave nocentissimae confusionis incurratur. Quanquam autem in hac cautela non usque adeo exquisiti et scrupulosi esse possimus, tamen tutius erit quam minimum negligere. Itaque suadendum est, ut certa quaedam signa externa servemus uni Deo, ut honorem Sanctorum non temere cum divino honore permisceamus, sed quoad commode licet, si non locis, saltem temporibus discernamus, ut denique cum conjungi opus est, frequenter verba adjiciamus quibus discrimen immensum indicetur appareatque quidquid dignitatis atque efficaciae est in Sanctis a divina gratia et merito Christi esse, Deique ipsius misericordiam et bonitatem infinitis modis superabundare.

His utique cautionibus adhibitis, ut summa rei salva sit et divinus honor sibi constet, multa cum AUGUSTINO ferre poterimus in Ecclesia quae, modo prudenter fieri possit, praestaret aliquando emendari; nec proinde recte neque ex caritate faciunt qui idolola-

unterlaſſen, was wenigſtens den größten Unterſchied, ſo viel als möglich, anzuzeigen vermag; und es iſt beſſer dasjenige was endlich und der Vergleichung unwürdig iſt, ganz zu unterlaſſen, als es ſo mit jenem unendlichen und göttlichen zuſammenzuſtellen, daß man Gefahr läuft, in eine ſehr ſchädliche Verwirrung zu verfallen. Obgleich wir aber in dieſer Vorſorge nicht zu genau und ängſtlich ſeyn können, ſo wird es doch ſicherer ſeyn, auch nicht das geringſte zu vernachläßigen. Daher iſt es rathſam, einige äuſſere Zeichen für Gott allein aufzubehalten, um die Ehre der Heiligen mit der göttlichen nicht unbedachtſamer Weiſe zu vermiſchen, ſondern in ſoweit es füglich geſchehen kann, dieſelbe wo nicht dem Orte, doch wenigſtens der Zeit nach, zu unterſcheiden; und endlich, wenn es nothwendig iſt ſie mit einander zu verbinden, öfters Worte beizufügen, durch welche der unermeßliche Unterſchied angezeigt werde, und es jedem einleuchte, daß alle Würde und Gewalt in den Heiligen von der göttlichen Gnade und dem Verdienſte Chriſti herkomme, und daß Gottes Barmherzigkeit und Güte unendlich überſchwenglich ſey.

Hat man nun dieſe Vorſichtigkeitsregeln angewandt, damit das Höchſte in der Religion gerettet und die göttliche Ehre nicht beeinträchtigt werde, ſo werden wir mit Auguſtin vieles in der Kirche ertragen können, welches, wofern es mit Klugheit thunlich iſt, zu ſeiner Zeit mit Nutzen verbeſſert werden

triam ethnicorum Ecclesiae impingunt. Aiunt quidem ethnicos quoque coluisse Deos suos tanquam summo minores, neque hos adeo a Divis christianorum alia re distingui, quam quod illi Dii, hi Divi *) vocentur. Sed hoc quidem iniqua accusatio est. Nam praeter quam quod illorum vel Dii vel indigetes erant homines eo honore indigni (Sanctos autem amicos Dei esse constat), et quod omnis cultus Angelorum et Sanctorum in Deum terminatur, qui Angelis suis mandata de nobis dedit, et Sanctorum precibus movetur, ethnicorum autem Dii non tanquam ministri sed socii Jovis colebantur: his, inquam, missis summa rei eo redit quod ethnici neque in Jove suo, neque in ullo alio suorum Deorum, infinitum illud summeque perfectum satis agnovere, itaque omnes eorum Dii, ne summis quidem exceptis, idola erant, saltem quantum ex publico eorum cultu constat: christiani autem qui summum illud et aeternum et infinite perfectum divinis honoribus sive latria colunt, quantumcumque aliis

---

*) Non credo, haec ad verbum dari posse germanice. Secuti sumus versionem gallicam.

Editio Moguntina.

dürfte; daher handeln jene weder recht, noch liebevoll, welche der Kirche heidniſche Abgötterei anſchuldigen. Sie ſagen zwar, die Heiden haben ihre Götter verehrt als dem höchſten Gott untergeordnete Weſen, und dieſe ſeyen von den Heiligen der Chriſten in nichts unterſchieden, als daß jene der Heiden — Götter, die der Chriſten aber glückſelige Weſen genannt werden. Allein dies iſt eine unbillige Anklage; denn ohne in Betracht zu ziehen, daß die Götter und vergötterten Vorfahren der Heiden dieſer Ehre unwürdige Menſchen waren (von den Heiligen aber iſt bekannt, daß ſie Freunde Gottes ſind), und alle Verehrung der Engel und Heiligen ſich auf Gott beziehe, der ſeinen Engeln unſertwegen Befehle gegeben hat, und durch die Bitten der Heiligen ſich bewegen läßt, die Götter der Heiden aber nicht als Diener, ſondern als Jupiters Gehülfen verehrt wurden; ohne dieſes, ſage ich, in Betracht zu ziehen, beſteht die Hauptſache darin, daß die Heiden weder in ihrem Jupiter, noch in irgend einem andern ihrer Götter jenes unendliche und höchſt vollkommene Weſen genugſam anerkannt haben. Darum waren alle ihre Götter, die höchſten nicht einmal ausgenommen, nichts anders als Götzen, wenigſtens ſo viel aus ihrer öffentlichen Verehrung bekannt iſt. Die Chriſten aber, die jenem höchſten, ewigen und unendlich vollkommen Weſen göttliche Ehre oder latreutiſche Verehrung erweiſen, machen ſich, ſo viel ſie auch andern Din-

rebus finitae perfectionis, salvo supremo honore Dei tribuunt, idololatriam non committunt, cum has ipsas perfectiones ex fonte divinae bonitatis gratiose profluere fateantur.

Cum igitur beatae mentes multo magis nunc rebus nostris intersint quam quando in terris vivebant, multoque omnia praesentius intueantur (nam homines pauca tantum quae in conspectu geruntur aut ab aliis nuntiantur cognoscunt) cum caritas earum aut voluntas juvandi longe sit ardentior, denique cum preces earum longe sint efficaciores quam quas olim fundebant in hac vita, constet autem quantum Deus etiam viventium intercessionibus tribuerit et quam utiliter nos fratrum preces nostris conjungi expectamus: non video quomodo crimini dari possit compellare felicem animam vel sanctum Angelum, ejusque intercessionem vel auxilium postulare prout persona et res gestae martyris aliaeve circumstantiae admonere videntur, praesertim si cultus ille consideretur tantum ut exigua accessio summi illius qui in unum Deum recta dirigitur, et quidquid id est ipsius nostrae erga Deum reverentiae atque humilitatis et affectus in amicos Dei testandi causa fiat et a pia illa sollicitudine

gen von endlicher Vollkommenheit, ohne die Gott allein gebührende höchſte Ehre zu verletzen, zugeſtehen, keiner Abgötterei ſchuldig, indem ſie bekennen, daß ſelbſt jene Vollkommenheiten aus der Quelle der göttlichen Güte ihnen unverdient zufließen.

Da alſo die glückſeligen Geiſter itzt größern Antheil an unſern Angelegenheiten nehmen, als da ſie noch auf Erde lebten, und alles viel gegenwärtiger ſchauen (denn die Menſchen erkennen nur das wenige was vor ihren Augen geſchieht oder von andern ihnen verkündigt wird), da ihre Liebe oder ihr Verlangen uns zu helfen viel brennender iſt, endlich da ihre Bitten weit wirkſamer ſind, als zu jener Zeit, wo ſie noch auf Erde lebten, es aber bekannt iſt, welche Gnaden Gott auf die Fürbitten der Lebenden ertheilt hat, und welchen Nutzen wir aus der Vereinigung der Gebete unſrer Brüder mit den unſrigen erwarten können: ſo ſehe ich nicht, wie man es einem Menſchen zum Verbrechen machen könne, eine himmliſche Seele oder einen heil. Engel anzurufen, und ſeine Fürſprache oder ſeine Hülfe zu begehren, wie die Perſon und die Thaten des Märtyrers, oder andere Umſtände dazu anzumahnen ſcheinen. Hauptſächlich wenn dieſe Verehrung nur als ein kleiner Zuwachs jener Verehrung betrachtet wird, die geradezu auf Gott hinzielet, und alles nur geſchieht, um unſere Ehrfurcht und Demuth gegen Gott, unſere Liebe gegen die Freunde

proficiscatur qua aliorum piorum et maxime Beatorum preces nostris eo magis conjungere optamus, quo magis nos indignos demisse sentimus; atque adeo etiam haec ipsa cultus accessio analysi sua in Deo ipso terminatur, cujus unius beneficium est quidquid Sancti illi vel sunt vel possunt et cujus honor amorque supremus incomparabiliter eminere debet. His enim terminis si circumscribatur Sanctorum veneratio atque invocatio, non ferenda tantum sed et probanda est, tametsi necessaria non sit: certe idololatria aut damnabilis esse non potest, nisi magno fidei periculo affirmare velimus Ecclesiam veram, elusis Christi promissis, mox ab ipsis initiis horribili apostasia intercidisse; quod si autem fatemur illam contra portas inferorum integram huc usque substitisse, non debemus ab ejus complexu ideo avelli quod abusus quos ipsa serio improbat, uno ictu amputare non potest: neque dubitandum est facilius illis occurri posse quando restituta erit unitas et pace facta, cessantibusque respectibus variis, omnis sollicitudo in domestica mala curanda vertetur.

---

*) Matth. XVI et XXVIII.

Gottes zu bezeigen, und alles aus jener frommen Beſorgniß entſpringt, wodurch wir wünſchen, daß die Gebete anderer frommen und beſonders jene der Seligen mit den unſrigen um deſto mehr vereinigt werden, je unwürdiger wir uns ſelbſt in unſerer Demuth fühlen. So endigt ſich doch zuletzt jene Verehrung in Gott ſelbſt, von deſſen Wohlthat allein alles, was die Heiligen ſind und können, herkommt, deſſen Liebe und höchſte Ehre unvergleichlich hervorleuchten muß. Wenn die Verehrung und Anrufung der Heiligen ſo beſchränkt wird, ſo muß man ſie nicht blos dulden, ſondern ſogar billigen, ob ſie gleich nicht nothwendig ſeyn mag: wenigſtens kann es keine verdammliche Abgötterei ſeyn, wofern wir nicht mit großer Gefahr des Glaubens behaupten wollen, daß die wahre Kirche, trotz der Verſprechungen Chriſti, bald von ihrer erſten Reinheit durch gräuliche Apoſtaſie abgewichen ſey; bekennen wir aber, ſie ſey bis jetzt gegen die Pforten der Hölle unverſehrt beſtanden, ſo dürfen wir von ihr nicht deßwegen getrennt bleiben, weil ſie einige Mißbräuche, die ſie ſelbſt ernſtlich mißbilligt, auf einmal nicht zu beſeitigen vermag: auch iſt nicht zu bezweifeln, daß es viel leichter ſeyn wird dagegen Mittel aufzufinden, wann einmal die Einigkeit hergeſtellt iſt, und nach einem Friedensſchluß und nach Aufhebung der Verſchiedenheit der Meinungen, alle Sorge auf die Heilung der häuslichen Uebel verwandt wird.

De reliquiis non est cur multa addamus. Deum iis tanquam instrumentis miracula patrasse, constat exemplo ossium ELISEI. Itaque in pretio haberi et coram ipsis non minus quam coram imaginibus eum ad quem pertinent, honorare fas erit, postquam venerationem Sanctis recte exhiberi, modo certi limites praescripti serventur, ostendimus: quoniam autem pii tantum affectus res est, nihil refert, etiamsi forte contingeret reliquias quae pro veris habentur, supposititias esse. Interea danda opera est ne imprudenti devotione nos risui, Ecclesiam contemptui exponamus apud eos qui foris sunt. Semper autem meminisse debemus ita agendum ut appareat haec accessoria pietatis non admodum occupare mentem nostram, neque divertere ab unico illo primario ac supremo cultu unius Dei omnipotentis, prae quo omnia alia negligi potius quam huic uni per alia quaequae *) decedere praestat.

Absolutis, quantum in hac brevitate licuit, illis quae ad cultum generalem pertinent (nam de sacrificio incruento et adoratione corporis Christi sub panis et vini speciebus, dicemus ubi de Eucharistia) veniendum est ad sacra-

---

*) Videtur aut *quicquam*. Editio Paris.

Es iſt nicht nothwendig, über die Reliquien noch vieles beizufügen. Daß Gott durch dieſelben als durch ſeine Werkzeuge Wunder gewirkt habe, iſt aus dem Beiſpiele der Gebeine des **Eliſäus** bekannt. Alſo iſt es auch erlaubt, dieſelben hoch zu ſchätzen, und vor ihnen, wie vor den Bildern, jenem, dem ſie angehören, Ehre zu erzeigen, nachdem wir bewieſen haben, daß man mit Recht die Heiligen verehre, wofern gewiſſe vorgeſchriebene Gränzen nicht überſchritten werden. Da es hier blos fromme Gemüthsregungen betrifft, ſo liegt nichts daran, wenn es etwa auch geſchähe, daß untergeſchobene Reliquien als wahre angeſehen würden. Wir müſſen uns inzwiſchen bemühen, damit wir uns nicht durch unkluge Andacht dem Gelächter, und die Kirche der Verachtung jener, die draußen ſind, ausſetzen. Doch müſſen wir uns allzeit erinnern, daß dieſes Zufällige der Frömmigkeit unſern Geiſt nicht ganz beſchäftigen dürfe, und ihn nicht von jener einzigen, erſten und höchſten Verehrung des alleinigen allmächtigen Gottes abziehe; denn ſonſt iſt es beſſer, alles andere eher zu vernachläßigen, als von dieſem Einzigen auf irgend eine Art abzuweichen.

Nachdem wir nun ſo kurz als möglich von dem Gottesdienſt im allgemeinen gehandelt haben (denn von dem unblutigen Opfer, und der Anbetung des Leibes Chriſti unter den Geſtalten des Brods und Weins werden wir bei der Euchariſtie ſprechen), müſſen wir

menta tanquam peculiare genus cultus, ritusque sacros a Christo addita gratiae promissione institutos, quo tamen non pertinet promissio facta his qui in nomine Domini congregantur *). Haec enim etsi facta non esset, per se intelligeretur: omnis enim religio postulat ut Deus in hominum coetu colatur **). Nobis autem sacramentorum nomine veniunt singularia quaedam instituta: porro licet de nominibus magnopere litigandum non sit, tamen postquam sacramenti appellatio in Ecclesia recepta est, non debet a privata libidine sed usu publico aestimari. Sacramenti igitur nomine hodie in Ecclesia intelligitur ritus cui a Deo peculiaris promissio gratiae adjecta est: addunt aliqui, ut ritus expresse extet et sufficienter descriptus sit in Scriptura Sacra; sed constat, verbo Dei tradito, suppleri posse et debere quod scripto deest; volunt etiam adesse aliquod corporale ac visibile elementum, sed nec hoc necessarium apparet; gratiam aliqui restringunt ad justificationem et peccatorum remissionem, sed hoc quoque pro arbitrio suo.

---

*) Matth. XVIII. 20.

**) In Editione originali *colatur.*

Editio Moguntina.

zu den Sakramenten als einer beſondern Art des Gottesdienſtes und zu jenen heiligen Ceremonien, denen Chriſtus eine Gnade angeheftet hat, übergehen. Hieher gehört jedoch das Verſprechen nicht, welches jenen, die im Namen des Herrn verſammelt ſind, gemacht worden; denn wäre es auch nicht vorhanden, ſo würde es ſich ſchon von ſelbſt verſtehen, weil jede Religion erfordert, daß Gott in der Verſammlung der Menſchen verehrt werde. Unter dem Namen der Sakramente begreifen wir einige beſondere Einrichtungen. Obgleich man nie über Namen ſich ſehr ſtreiten ſoll, ſo muß man jedoch, nachdem einmal der Name »Sakrament« in der Kirche angenommen iſt; denſelben nicht nach eigener Willkühr, ſondern nach dem öffentlichen Gebrauche beachten. Unter dem Namen »Sakrament« verſteht man heutzutage ein religiöſes Zeichen, dem ein beſonderes Verſprechen der Gnade angeheftet iſt; einige fügen noch bei, dieſes Zeichen müſſe ausdrücklich in der h. Schrift ſtehen, und hinlänglich beſchrieben ſeyn; allein es iſt gewiß, daß durch das überlieferte Wort Gottes, das, was dem geſchriebenen mangelt, könne und müſſe erſetzt werden; auch wollen ſie noch, daß irgend ein körperliches und ſichtbares Element da ſey, allein auch dieſes ſcheint nicht nothwendig zu ſeyn; einige beſchränken die Gnade auf die Rechtfertigung und die Nachlaſſung der Sünden, aber auch hierin folgen ſie ihrem eigenen Gutdünken.

Porro ritus sacri quales definimus, numerantur septem; Baptismus, Confirmatio, Eucharistia, Poenitentia, Extrema Unctio, Ordo, Matrimonium. In Baptismo, ritus est ablutio per aquam in nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti: gratia est mundatio animae, donatio fidei ac poenitentiae, adeoque remissio peccatorum et renovatio. In Confirmatione, ritus est unctio: gratiae effectus ipso Confirmationis vocabulo indicatur. In Eucharistia, ritus est symbolorum praescripta tractatio: gratia est nutritio animae sive augmentum caritatis. In Poenitentia, ritus est confessio et absolutio: gratia est peccatorum remissio. In Unctione infirmorum quis ritus sit, appellatio indicat: gratia est virium sustentatio in infirmitate, maxime ut in vitae periculo anima contra tentationes muniatur. In Ordine, ritus est impositio manuum et quidquid praeterea ad eam rem pertinet: gratia est potestas spiritualis ordinato collata, quae in sacrificio jugi celebrando peccatisque dimittendis retinendisque consistit. In Matrimonio denique, ritus est legitima consensus declaratio: gratia est divina benedictio cui matrimonii vinculum tanquam spiritualis quidam effectus accedit.

Es werden ſieben ſolcher Zeichen, wie wir ſie angaben, gezählt: die Taufe, die Firmung, die Euchariſtie, die Buße, die letzte Oelung, die Prieſterweihe, die Ehe. In der Taufe iſt das Zeichen die Abwaſchung durch Waſſer im Namen des Vaters und des Sohnes und des h. Geiſtes: die Gnade iſt die Reinigung der Seele, die Gabe des Glaubens und der Buße, und daher die Nachlaſſung der Sünden, und die Erneuung. In der Firmung iſt die Salbung das Zeichen: die Wirkung der Gnade wird ſelbſt durch das Wort Firmung angedeutet. In der Euchariſtie iſt das Zeichen die vorgeſchriebene Anwendung der Sinnbilder; die Gnade iſt die Nahrung der Seele oder die Vermehrung der Liebe. Im Bußſakrament iſt das Zeichen das Sündenbekenntniß und die Losſprechung; die Gnade iſt der Sündennachlaß. In der letzten Oelung deutet der Name das Zeichen an: die Gnade iſt die Stärkung der Kräfte in der Krankheit, vorzüglich damit die Seele in der Gefahr des Lebens gegen die Verſuchungen befeſtigt werde. In der Prieſterweihe iſt das Zeichen die Auflegung der Hände, und was ſonſt noch dazu gehört: die Gnade beſteht in der geiſtlichen Gewalt, die dem Geweihten mitgetheilt iſt, das immerwährende Opfer darzubringen, die Sünden nachzulaſſen oder zu behalten. In der Ehe endlich iſt das Zeichen die geſetzliche Erklärung der Einwilligung: die Gnade iſt der göttliche Segen, wozu das Band der Ehe, als eine geiſtliche Wirkung, kommt.

Nullus autem hactenus reperiri potuit ritus qui vel specie aliqua his septem addi possit, praeter quam quod ab aliquibus ablutio pedum huc referatur *): sed haec testimonium Ecclesiae non habet, quod si accessisset, admitti ab ipsa debuisset. Sacramenta quaedam ad salutem necessaria sunt, ita ut sine eis aut eorum voto vel expresso vel virtuali, nemo salvari possit, nam qui contemnit, eo ipso peccatum mortale committit. Ponamus ab aliquo contritionis actum exerceri, is remissionem utique consequetur sine sacramento, etiamsi expresse de sacerdote ubi primum possit adeundo non cogitet, adeoque votum sit tantum virtuale. Nam in amore Dei, obsequium et voluntas faciendi quae Deus jussit atque instituit virtute continetur. Si vero aliquis tunc cum contritionem exercere dicitur, de confessionis necessitate cogitans, careat animo sacerdotem adeundi, ubi possit, contritionem revera non exercuit. Et si post absolutam contritionem superveniente cogitatione de sacerdote, animum adeundi non habeat, in novum peccatum mortale incidens, contritionis fructum amittit.

---

*) Licet scripturae verba nonnihil favere videantur tamen. Editio Parisiensis,

Bisher konnte aber kein anderes Zeichen aufgefunden werden, das man mit einigem Grunde dieſen ſieben hätte beifügen können, außer daß von einigen die Fußwaſchung noch dazu gezählt wird; allein dieſe hat das Zeugniß der Kirche nicht für ſich; denn hätte ſie daſſelbe erhalten, ſo hätte man ſie auch unter die Sakramente aufnehmen müſſen. Einige Sakramente ſind zum Seelenheil nothwendig, ſo zwar, daß ohne dieſelben, oder den ausdrücklichen oder virtuellen Wunſch, niemand ſelig werden kann; denn wer ſie verachtet, der begeht eben dadurch eine Todſünde. Nehmen wir an, es erwecke Jemand eine Uebung der Reue, ſo erhält dieſer gewiß die Sündennachlaſſung ohne Sakrament, obwohl er nicht ausdrücklich denkt, daß er bei der erſten Gelegenheit zu einem Prieſter gehen wolle, und er daher nur einen virtuellen Wunſch habe. Denn in der Liebe Gottes iſt der Gehorſam und der Wille, das zu thun, was Gott befohlen und eingeſetzt hat, im Grunde enthalten. Denkt aber einer im Augenblicke, wo er die Uebung der Reue erweckt, an die Nothwendigkeit der Beicht, hat aber den Willen nicht zu dem Prieſter hinzugehen, ſobald er kann, ſo erweckt dieſer in der That keine Reue. Hat einer nach Erweckung der Reue bei dem Gedanken an den Prieſter den Willen nicht zu demſelben hinzugehen, ſo verliert er, wenn er in eine neue Todſünde fällt, die Frucht ſeiner Reue.

Sacramenti minister est interdum episcopus, ut in sacramentis Ordinis et Confirmationis: interdum sacerdos, ut in sacramento Eucharistiae, Poenitentiae et Extremae Unctionis; interdum quivis fidelium, ut in sacramento Baptismi et Matrimonii: et hos quidem ministros ordinarios ipso jure divino constitui tenendum est; ita ut sine ipsis actus sit nullus. Aliquando tamen hoc ipso jure divino concedi videtur ut a ministro ordinario recedatur, sive dispensante Ecclesia, sive necessitate ipsa; multa enim quae iuris divini positivi sunt, dispensabilia sunt, atque ab Ecclesiae dispositione aliisve circumstantiis suspenduntur, ut ex impedimentis Matrimonii, una specie Eucharistiae, divortio et polygamia in veteri Testamento sane *) permissis, aliisque hujusmodi rebus apparet. Itaque non tantum variatum fuit apud veteres, sed et concilium Tridentinum alicubi ordinarium ministrum ab alio distinguit. Interea tutissimum est ab ordinario ministro non facile recedere.

In ministris autem requiritur intentio faciendi quod facit Ecclesia: si enim jocularem tantum et mimicum actum exercere constat,

---

*) *Sane*, in Mss. legitur *tane*. deletum est verbum *tate* prius ab auctore scriptum. Editio Paris.

Der Ausſpender des Sakraments iſt zuweilen der Biſchof, wie bei den Sakramenten der Prieſterweihe und Firmung; zuweilen der Prieſter, wie bei dem Sakramente der Euchariſtie, der Buße, der letzten Oelung; zuweilen jeder Gläubige, wie bei dem Sakramente der Taufe und Ehe; und zwar muß man annehmen, daß dieſe von Gott ſelbſt als ordentliche Ausſpender eingeſetzt ſind; ſo daß ohne ſie die Handlung nichtig ſey. Doch ſcheint von Gott ſelbſt geſtattet zu werden, daß man manchmal vom ordentlichen Ausſpender abweiche, entweder durch Dispenſation der Kirche, oder ſelbſt aus Nothwendigkeit; denn in vielem was poſitiven göttlichen Rechtes iſt, kann dispenſirt und durch die Anordnung der Kirche oder andere Umſtände eine Ausnahme gemacht werden, wie man erſieht in den Ehehinderniſſen, in der einen Geſtalt des Abendmahls, in der Eheſcheidung und Vielweiberei, die im alten Teſtament erlaubt waren, und in andern dergleichen Dingen. Nicht nur im Alterthume fanden Veränderungen hierin ſtatt, ſondern auch der Trientiniſche Kirchenrath unterſcheidet hier und da den ordentlichen von dem außerordentlichen Ausſpender. Indeſſen iſt es doch das ſicherſte, vom ordentlichen Ausſpender der Sakramente nicht leicht abzuweichen.

In dem Ausſpender der Sakramente wird aber die Meinung erfordert, das zu thun was die Kirche thut; denn wenn es bekannt iſt, daß er die Handlung blos aus

non videntur baptizasse aut a peccatis absolvisse. Itaque etsi baptizans aut absolvens esset atheus qui nullum crederet effectum Baptismi, non ideo minus serio baptizare velle potest, quod sufficit. Quanquam si contingeret sacerdotem improbum subtrahere debitam intentionem, etsi sacramentum non adsit, tamen fructum ejus supplere summum sacerdotem praeclare innuit sanctus THOMAS; eique sententiae in libro de Baptismo favet sanctus AUGUSTINUS: impietas autem ministri non obstat quominus sacramentum celebratur, si caetera essentialia adsint *). . . . .

. . . .

. . . .

De caractere seu signo indelebili quod imprimitur in anima ejus qui sacramenta Baptismi, Confirmationis aut Ordinis suscipit, multa nonnulli disputant ex scholasticis: sed res plana est, si tantum cogitetur hominem, suscepto hoc sacramento, aliquam qualitatem permanentem nactum esse quae et invalide et illegi-

---

*) Hic ad marginem scripserat LEIBNITIUS quaedam ab ipso expuncta. In iis, quae adhuc legi possunt, favere videtur opinioni eorum theologorum, qui intentionem, ut aiunt, externam in sacramentis sufficere judicant. Editio Parisiensis.

Scherz oder mimiſch verrichtet, ſo ſcheint er nicht getauft, noch von den Sünden losgeſprochen zu haben. Daher wenn auch derjenige, welcher tauft oder losſpricht, ein Gottesläugner wäre, der glaubte die Taufe habe keine Wirkung, ſo kann er doch deſſen ungeachtet ernſtlich taufen wollen, welches hinlänglich iſt. Wenn es ſich auch zutrüge, daß ein gottloſer Prieſter die erforderliche Meinung nicht mache, obgleich alsdann kein Sakrament da iſt, ſo erſetzt doch, wie der heil. Thomas ſehr ſchön lehrt, der oberſte Prieſter die Frucht deſſelben; und dieſe Meinung begünſtigt der h. Auguſtin in ſeinem Buche von der Taufe; die Gottloſigkeit des Ausſpenders iſt aber kein Hinderniß, daß ein Sakrament wirklich vollbracht werde, wenn das übrige Weſentliche dabei iſt. . . . .

. . . .

. . . .

Ueber den Charakter oder das unauslöſchliche Zeichen, welches die Sakramente der Taufe, der Firmung oder Prieſterweihe in die Seele deſſen, der ſie empfängt, eindrücken, ſtreiten ſehr heftig einige Schultheologen; die Sache iſt aber ganz klar, wenn man nur bedenkt, daß der Menſch nach Empfange dieſes Sakraments eine gewiſſe, immer bleibende, Eigenſchaft erlangt habe, deren Wiederholung ungültig und geſetzwidrig iſt. Solche Eigenſchaften werden auch im bürgerlichen Rechte gefunden. Denn niemand kann ſein

time iteratur. Et tales qualitates reperiuntur et in jure civili. Nam nemo rem suam acquirere potest, seu qui in solidum dominus rei est, dominus ejus amplius fieri non potest; quod si eam non posset ex toto vel parte ulla ratione alienare, lege forte aliqua id impediatur, quemadmodum jus regni vel etiam alicubi domanium constat esse inalienabile. Jam habemus aliquid caracteri simile, quod scilicet invalide iteratur: eo ipso autem, dum actus (iteratus scilicet) administrandi sacramentum, est irritus sive nullus, etiam fit illegitimus sive prohibitus. Sacrilegium enim est, vel certe grave crimen sacramentum inaniter celebrare scientem: per Baptismum autem, homines christiani redduntur, per Confirmationem novo arctiore quasi sacramento christianae militiae adstringuntur, per Ordinem susceptum Ecclesiae ministri fiunt: quae sane qualitates sunt permanentes.

Superest ut explicemus quid de efficacia sacramenti ex opere operato sit sentiendum. Reperio autem quod circa characterem contingit, hic etiam evenisse, ut insolita appellatio a scholasticis introducta, rem ipsam consideranti, manifestam et per se planam,

Eigenthum erwerben, und wer vollkommen Herr einer Sache iſt, kann nicht Herr davon in einem vollkommenern Grade werden. Wenn er nun dieſe Sache weder theilweiſe, noch ganz auf irgend eine Art veräuſſern könnte, ſo mag dies vielleicht irgend ein Geſetz verhindern, gleichwie die Rechte der Krone, oder auch in einigen Ländern die Kammergüter unveräußerlich ſind; hier haben wir nun etwas, das dem Charakter ähnlich iſt, und nicht gültig wiederholt werden kann. Allein eben dadurch, daß die Handlung (die wiederholte nämlich) der Ausſpendung des Sakraments ungültig oder nichtig iſt, wird ſie auch geſetzwidrig oder verboten. Denn es iſt ein Sakrileg, oder doch gewiß ein ſchweres Verbrechen, wenn man wiſſentlich ein Sakrament vergeblich ausſpendet. Nun aber durch die Taufe werden die Menſchen zu Chriſten umgeſchaffen, durch die Firmung werden ſie durch neue und ſtrengere Verpflichtung der chriſtlichen Miliz einverleibt; durch die empfangene Prieſterweihe werden ſie Diener der Kirche; — welche Eigenſchaften gewiß bleibend ſind.

Es übrigt uns noch die Erklärung deſſen, was unter der Wirkſamkeit des Sakraments ex opere operato zu verſtehen ſey. Ich finde, daß ebendaſſelbe, was bei dem Charakter des Sakraments geſchieht, auch hier ſtatt gehabt, daß nämlich die neue Benennung, die von den Schultheologen eingeführt worden,

cavillationibus obnoxiam et novitatis suspectam reddiderit; nimirum si sacramenta tantum prodessent ex opere operantis, non ex opere operato, revera nulla specialiter his ritibus addita esset gratia, sed essent ceremoniae jussae fortasse et sine crimine non omittendae, non tamen per se efficaces; quia quidquid inesset boni, aeque eveniret sine ipsis (nisi obstaret prohibitio) vi generalium promissionum erga eos qui fidem et caritatem habent. Quemadmodum igitur in jure civili romano nulla nascebatur verborum obligatio, neque actio ex stipulato, nisi certa interrogandi et respondendi forma, ut adeo dici posset ritus efficaciam consistere in opere operato, non in opere operantis *); ita de Baptismo quoque **) dici potest, cujus effectus integer non imprimitur, nisi essentialia ritus observentur. Interim ut gratia sacramenti suscipiatur, animam suscipientis bene constitutam esse necesse est, ne obex ponatur; et ita aliquod opus operan-

---

*) Cum nondum vernaculo idiomate expressiones his aequivalentes suppetant, latinas voces plerumque retinuimus.

Editio Moguntina.

**) *In Ms. idem dici.*

die an ſich offenbare und jedem einleuchtende Sache vielen Spitzfindigkeiten ausgeſetzt und der Neuerung verdächtig gemacht habe; denn würden die Sakramente blos nach der Würdigkeit des Ausſpenders wirken, und nicht durch ſich ſelbſt: ſo wäre ja in der That ſelbſt keine beſondere Gnade mit dieſen Zeichen verbunden, ſondern es wären nur verordnete Ceremonien, die man etwa, ohne ſich eines Verbrechens ſchuldig zu machen, nicht unterlaſſen dürfte, ob ſie gleich nicht durch ſich ſelbſt wirkſam ſind, weil das Gute, das ſie haben, auch ohne ſie geſchähe (woſern nicht ein Hinderniß im Weg ſtünde), Kraft der allgemeinen Verſprechungen in Hinſicht jener, welche den Glauben und die Liebe haben. Gleichwie daher in dem römiſchen bürgerlichen Rechte aus einem blos wörtlichen Verſprechen keine Verbindlichkeit entſteht, und aus einer Stipulation keine Klagebefugniß, außer wenn eine gewiſſe Form von Fragen und Antworten beobachtet worden, ſo daß man ſagen kann die Wirkſamkeit dieſes Ritus beſtehe in opere operato, und nicht in opere operantis; alſo kann man es auch von der Taufe ſagen, deren völlige Wirkung nicht mitgetheilt wird, woſern man nicht das Weſentliche des Ritus beobachtet. Doch um die Gnade des Sakraments zu empfangen, muß die Seele des Empfangenden gehörig bereitet ſeyn, damit nicht ein Hinderniß im Wege ſtehe; und auf dieſe Art iſt eine gewiſſe Mitwirkung des Han-

tis (hoc est status suscipientis) est requisitum operis operati.

Nunc de sacramentis in specie dicamus; et primum quidem de Baptismo, sed paucis: non enim usque adeo graves aut multae circa eum controversiae nunc agitantur. Equidem fatendum est, si Ecclesiae abesset autoritas, Baptismum parvulorum non satis posse defendi: nullum enim exemplum habet in Scriptura Sacra quae videtur praeter aquam requirere et fidem quam rationis usu destitutis tribuere, ut quidam faciunt, nimis precarium atque elusorium est et a verisimilitudine abhorrens. Nam, ut ait AUGUSTINUS in epistola ad Dardanum, scire divina parvulos qui nec humana noverint, si verbis velimus ostendere, vereor ne ipsis sensibus nostris facere videamur injuriam, quando id loquendo suademus, ubi omnes vires officiumque sermonis superat evidentia veritatis. Itaque qui Ecclesiae traditionem respuunt, non videntur mihi vim anabaptistarum posse sustinere. Baptismum quorumvis christianorum ipsorumque adeo haereticorum esse validum, etiam non satis ex Scriptura probari potest: videtur enim Apostolis et ab his missis potestas baptizandi tributa, de aliis nihil extat. Et videmus eos

delnden (das heißt, die Vorbereitung des Empfangenden) das Erforderniß des vollbrachten Sakraments.

Nun wollen wir von den Sakramenten insbeſondere reden, und zwar zuerſt kurz von der Taufe; denn über dieſelbe ſind bis jetzt noch nicht viele oder wichtige Streitigkeiten entſtanden. Man muß eingeſtehen, daß ohne das Anſehen der Kirche die Taufe der Kinder nicht hinlänglich könne vertheidigt werden; denn ſie hat für ſich kein Beiſpiel in der h. Schrift, welche außer dem Waſſer auch den Glauben zu erfordern ſcheint, den man bei jenen, die den Gebrauch der Vernunft nicht haben, noch nicht annehmen kann, obwohl einige dieſe Vorausſetzung, die zu willkührlich, trügeriſch und unwahrſcheinlich iſt, machen. Denn, wie der h. Auguſtin in ſeinem Brief an den Dardanus ſagt: wenn wir mit Worten zeigen wollen, daß die Kinder das Göttliche wiſſen, welche nicht einmal das Menſchliche kennen, ſo fürchte ich, wir thun unſern eignen Sinnen Unrecht, wenn wir unſere Sprache anwenden um zu etwas zu überreden, wo die Evidenz der Wahrheit die Kräfte der Sprache und ihre Beſtimmung überſteigt. Daher ſcheint mir, daß jene, die das Anſehen der Kirche nicht annehmen, den Einwürfen der Anabaptiſten nicht widerſtehen können. Daß die Taufe aller Chriſten und der Ketzer ſogar gültig ſey, kann auch nicht zur Genüge aus der h. Schrift bewieſen werden; denn man ſieht, daß den Apoſteln und ihren Abgeord-

qui reformati vocantur aegre concedere ut ab iis qui ministri Ecclesiae non sunt exerceatur. Nostrum autem non esset ulterius extendere institutionem Dei quam ipse significavit; cum vero Ecclesia, quae ex ipsius Scripturae promissis columna est et fundamentum veritatis, voluntatem Dei nobis tradiderit, securi esse possumus.

De Confirmationis sacramento, quod aliqui *) in dubium vocant, praeter id quod Scriptura Sacra de manuum impositione paucis insinuat, extat traditio apostolica Ecclesiae primitivae cui testimonium perhibent CORNELIUS episcopus romanus apud EUSEBIUM, et CYPRIANUS martyr et concilium laodicenum et BASILIUS et CYRILLUS jerosolymitanus aliique veterum multi: fuisse autem aliquando cum Baptismo celebratum viri docti arbitrantur, distincta tamen fuere sacramenta. Ecclesiae enim definire placuit (post rem satis agitatam) Baptismum ab haereticis et in haereticos conferri posse, Confirmationem a legitimo ministro esse conferendam. Placuit etiam Baptis-

---

*) Hic in Mss. vox habetur lectu difficilis: videtur esse *penitus* aut *periti*, sed parvi momenti est ad sensum. Editio Paris.

neten die Gewalt zu taufen ertheilt worden; von Andern wird nichts geſagt. Und wir ſehen, daß jene, welche ſich Reformirt nennen, ungern geſtatten, daß dieſelbe von andern, welche nicht Diener der Kirche ſind, ausgeübt werde. Uns aber kommt es nicht zu, die von Gott beſtimmten Gränzen zu erweitern; da aber die Kirche, welche nach den Verheißungen der Schrift ſelbſt die Säule und Grundfeſte der Wahrheit iſt, uns den Willen Gottes überliefert hat, ſo können wir ruhig ſeyn.

In Betreff des Sakraments der Firmung, welches einige in Zweifel ziehen, haben wir, außer dem was die Schrift von der Handauflegung kurz andeutet, die apoſtoliſche Ueberlieferung der erſten Kirche, wovon *Kornelius*, Biſchof von Rom, bei *Euſebius*, und *Cyprian* der Märtyrer, das Konzil von Laodicäa, *Baſilius* und *Cyrillus* von Jeruſalem, und andere Väter mehr zeugen. Gelehrte Männer glauben, die Firmung ſey vormals mit der Taufe ausgeſpendet worden; es waren jedoch zwei von einander unterſchiedene Sakramente. Denn die Kirche fand für gut zu entſcheiden (nachdem genug darüber geſtritten worden), daß Ketzer taufen und getauft werden können, die Firmung aber von dem geſetzlichen Ausſpender derſelben ertheilt werden müſſe. Auch fand ſie für gut, die Taufe ſobald als möglich den Kindern zu ertheilen; allein die Firmung kann

mum quam primum parvulis dari, sed Confirmationem posse etiam ad annos discretionis differri. Ex quibus apparet Baptismi quidem qui fundamenta jacit majorem esse necessitatem, Confirmatione autem coronidem imponi operi quod Baptismus inchoavit: unde quidam veterum ad nomen chrismatis seu unguenti attendentes *), eum qui post Baptismum est unctus, tum demum censent, Spiritus Sancti donis acceptis, christiani nomen prorsus mereri quasi regem sacerdotemque factum, ut Apostolus loquitur.

Venio ad Eucharistiae sacramentum in quod major certaminum moles incubuit. Quidam enim liberius ratiocinantes in judicandis divinis mysteriis, et verbis quibusdam Chrysostomi et Augustini aliorumque veterum abutentes, defendunt in coena Domini corpus et sanguinem Christi non adesse realiter, sed tantum repraesentari seu significari: tantum enim distare a nobis quantum coelum a terra, nec in pluribus locis esse posse quidquid veram corporis naturam habet. Quidam liberalius (quanquam non sine ambiguitate)

---

*) In Mss. legitur ut mihi videtur *alludentes*, recte.

Editio Paris.

nach ihrem Gutachten bis zu den Jahren der Vernunſt verſchoben werden. Woraus erhellt, daß die Taufe, welche den Grund legt, viel nothwendiger ſey, die Firmung aber dem durch die Taufe begonnenen Werke die Krone aufſetze; daher glauben Einige der Alten, die auf den Namen des Chriſams, oder die Salbung Anſpielung machen, daß derjenige, welcher nach der Taufe geſalbt worden, erſt nach empfangenen Gaben des Geiſtes, den Namen eines Chriſten vollkommen verdiene, weil er, wie der Apoſtel ſagt, da gleichſam König und Prieſter geworden iſt.

Ich komme nun zum Sakrament der Euchariſtie, gegen welches größere Kämpfe ſich erhoben. Denn Einige, die freier denken in Beurtheilung der göttlichen Geheimniſſe, und einige Worte des h. Chryſoſtomus und Auguſtin und andrer Väter mißbrauchen, behaupten, der Leib und das Blut Chriſti ſey im Abendmahle des Herrn nicht weſentlich zugegen, ſondern werde nur vorgeſtellt oder angezeigt; denn er ſey von uns ſo weit entfernt, als der Himmel von der Erde entfernt iſt, und alles was die wahre Natur eines Körpers habe, könne nicht an mehreren Orten ſeyn. Einige, die etwas gelinder denken, ſcheinen (wiewohl nicht ohne Zweideutigkeit) zuzugeben, daß wir den Leib Chriſti weſentlich empfangen, aber nur indem wir den Geiſt durch den Glauben zum Himmel erheben, und deßwegen, da wir ihn durch den Glauben allein empfangen,

concedere videntur realiter a nobis percipi corpus Christi, sed mente ad coelum per fidem erecta, atque ideo, cum sola fides percipiendi instrumentum sit, non percipi sacramentum ab indignis, quod satis contrarium videtur Apostoli verbis. Verum hi quoque cum explicare sententiam coguntur, eo tandem venire videntur, ut mens non aliter in coelum evolet ad corpus Christi percipiendum, quam quo modo nos cogitatione Romae aut Constantinopoli esse dicimur; alioqui enim menti nostrae tribuere cogentur, quod corpori Christi negant, ut simul in coelo terraque sit. Nos autem tutius verbis Salvatoris insistemus, qui cum panem et vinum accepisset, dixit: hoc est corpus meum; et pia antiquitas in hoc sacramento semper magnum mysterium agnovit super humanae mentis captum, quod sane nullum est, si pro re signum datur. Et vero omnes totius orbis Ecclesias, exceptis quae reformatae et infra reformatos novando descenderunt, dicuntur hodie realem corporis Christi praesentiam agnoscere, nuper viri egregii adeo liquide evicerunt, ut fatendum sit vel hoc esse probatum vel nihil unquam circa remotarum gentium sententias probari sperandum.

werden Unwürdige des Sakramentes nicht theilhaftig, welches den Worten des Apoſtels nicht wenig zu widerſtreben ſcheint. Allein dringt man in ſie, daß ſie ihre Meinung erklären, ſo ſcheinen ſie endlich dahin zu kommen, der Verſtand ſchwinge ſich nicht anders in den Himmel um den Leib Chriſti zu empfangen, als wie man ſagt, daß wir mit dem Gedanken zu Rom oder Konſtantinopel ſind; denn ſonſt müſſen ſie jene Eigenſchaften unſerm Geiſte beilegen, welche ſie dem Leibe Chriſti abſprechen, daß er nämlich zugleich im Himmel und auf Erde ſey. Wir werden uns aber ſicherer an die Worte Chriſti halten, welcher, indem er das Brod und den Wein nahm, ſagte: »Das iſt mein Leib«, und das fromme Alterthum hat in dieſem Sakramente immer ein großes, über des menſchlichen Geiſtes Faſſungskraft erhabenes, Geheimniß anerkannt, was es doch gewiß nicht iſt, wenn ſtatt der Sache nur das Zeichen gegeben wird. Und in der That, alle Kirchen der ganzen Erde, ausgenommen jene, welche ſich reformirt nennen, und jene die durch ihre Neuerungen noch weiter giengen als die Reformirten, nehmen heutzutage, ſagt man, die weſentliche Gegenwart des Leibes Chriſti an, wie neulich gelehrte Männer ſo einleuchtend dargethan, daß man eingeſtehen muß, dieſes ſey entweder dargethan, oder man müſſe alle Hoffnung aufgeben, daß jemals in Betreff der Meinungen entfernter Völker etwas könne bewieſen werden.

*) Equidem si demonstrari posset invictis argumentis metaphysicae necessitatis omnem corporis essentiam in extensione sive spatii determinati implemento consistere, utique cum verum vero pugnare non possit, fatendum esset unum corpus non posse esse in pluribus locis ne per divinam quidem potentiam, non magis quam fieri potest ut diagonalis sit lateri quadrati commensurabilis: eoque posito utique recurrendum esset ad allegoricam divini verbi sive scripti sive traditi interpretationem: sed tantum abest ut quisquam philosophorum jactatam illam demonstrationem absolverit, ut contra potius solide ostendi posse videatur, exigere quidem naturam corporis ut extensum sit, nisi a Deo obex ponatur, essentiam tamen corporis consistere in materia et forma substantiali, hoc est in principio passionis et actionis: substantiae enim est agere et pati posse. Itaque materia est prima potentia passiva, forma autem substantialis est actus pri-

---

*) Haec usque ad finem paginae sequentis addita sunt ad marginem Mss. et forte posita fuissent inferius a Leibnitio, si operi ultimam admovisset manum. Inferius enim ad idem redibit plenius exponendum.

Editio Paris.

Es iſt wahr, wenn man mit unwiderſprechlichen Beweiſen der metaphyſiſchen Nothwendigkeit darthun könnte, daß die ganze Weſenheit eines Körpers in der Ausdehnung oder in der Ausfüllung eines beſtimmten Raumes beſtehe, ſo müßte man wirklich, da das Wahre dem Wahren nicht widerſtreiten kann, eingeſtehen, daß ein Körper nicht an mehreren Orten, nicht einmal durch die göttliche Macht, ſeyn könne, eben ſo wenig als es möglich iſt, daß eine Querlinie mit der Seite eines Viereckes gleiches Maaß habe; nähme man dieſes an, ſo müßte man wohl zu einer allegoriſchen Auslegung des göttlichen ſowohl geſchriebenen als überlieferten Wortes ſeine Zuflucht nehmen: allein es fehlt noch ſo viel, daß je ein Philoſoph den ſo hoch geprieſenen Beweis vollkommen gegeben habe, daß es im Gegentheil das Anſehen habe, man könne gründlich zeigen, die Natur eines Körpers erheiſche zwar eine Ausdehnung, wenn nicht Gott ein Hinderniß ſetze, allein die Weſenheit deſſelben beſtehe in der Materie und in der weſentlichen Form, das heißt, im Prinzip des Leidens und Handelns: denn zu einem ſelbſtſtändigen Weſen wird erfordert, daß es handeln könne. Demzufolge iſt die Materie die erſte leidende Potenz, die weſentliche Form aber iſt die erſte Handlung, oder die erſte handelnde Potenz; und obgleich die natürliche Ordnung der Dinge erfordert, daß ſie in einen gewiſſen beſtimmten Raum beſchränkt ſeyen, ſo iſt dies keine unbeding-

mus, sive prima potentia activa, quae ut loco certae magnitudinis definiantur, ordo quidem rerum naturalis postulat, non vero necessitas absoluta cogit. Sunt qui praesentia reali admissa, quamdam, ut ita dicam, impanationem defendunt. Aiunt enim corpus Christi exhiberi in, cum, et sub pane; itaque cum Christus dixit: hoc est corpus meum; intelligunt quemadmodum, si quis sacco ostenso diceret, haec est pecunia. Sed pia antiquitas aperte satis declaravit panem mutari in corpus Christi, vinum in sanguinem passimque hic veteres agnoscunt *μεταϛοιχειωσιν* *) quam Latini transsubstantiationem recte verterunt, et definitum est totam substantiam panis et vini transire in totam substantiam corporis et sanguinis Christi; et quemadmodum igitur alias, ita hic quoque explicanda est Scriptura ex traditione quam custos Ecclesia ad nos usque transmisit.

Interea saepe superstitibus speciebus, nomen panis et vini attributum est, cum sensu non distinguantur: sic S. Ambrosius dixit ita efficacem esse sermonem Domini ut sint quae erant, et in aliud convertantur, scilicet accidentia sunt quae erant, substantia conversa

---

*) Mutatio essentiae corporis.

te Nothwendigkeit. Es gibt noch andere, welche die weſentliche Gegenwart annehmen, aber eine gewiſſe Impanation vertheidigen. Denn ſie ſagen, der Leib Chriſti ſey in, mit und unter dem Brode gegenwärtig; folglich da Chriſtus geſagt hat: das iſt mein Leib, ſo verſtehen ſie es, als wenn einer, indem er eine Börſe zeigt, ſagt: das iſt Geld. Allein das fromme Alterthum hat deutlich genug erklärt, daß das Brod in den Leib Chriſti verwandelt werde, und der Wein in ſein Blut, und die Alten erkennen allgemeine die μεταςοιχειωσιν (Verwandlung der Beſtandtheile eines Körpers) an, welches die Lateiner richtig durch transsubstantiatio gegeben haben, und es iſt beſchloſſen worden, daß die ganze Weſenheit des Brods und Weins in die ganze Weſenheit des Leibs und Bluts Chriſti übergehe; und wie in andern Fällen, ſo muß man auch hier die Schrift aus der Ueberlieferung erklären, welche die Kirche als Bewahrerin auf uns überbracht hat.

Indeß ward oft den bleibenden Geſtalten der Name Brod und Wein beigelegt, da hierin die Sinne keinen Unterſchied wahrnehmen: daher hat der h. **Ambroſius** geſagt, die Rede des Herrn ſey ſo wirkſam, daß was geweſen, noch iſt und in etwas anders verwandelt wird; das heißt, die Accidenzien ſind, was ſie waren, und die Weſenheit iſt verwandelt worden; denn derſelbe ſagt, nach der Wandlung dürfe man

est: nam idem ait post consecrationem nihil aliud quam carnem et sanguinem Christi credendum esse: et GELASIUS pontifex romanus innuit panem transire in corpus Christi, manente natura panis, hoc est, qualitatibus ejus sive accidentibus: neque cum tum ad metaphysicas notiones formulae exigebantur, quo sensu et THEODORETUS dixit in hac conversione quam ipse *μεταβολην* vocat, mystica symbola propria natura non exui quae contra illos quoque notari possunt, qui hodie ne accidentia quidem panis vere remansisse volunt, sed tantum eorum speciem sive apparitionem inanem et somnio similem.

Accidentia autem symbolorum non sunt in corpore Christi tanquam in subjecto, sed in nullo subjecto sustentantur *), et videtur ipsa moles (quae sane differt a materia) respectu caeterorum accidentium officio subjecti per divinam potentiam fungi. Sapienter autem haec docent theologi, ne in cultu aliquid absonum oriatur: nam si accidentia quae panis fuere de corpore Christi praedicari possent, sequeretur corpus Christi esse rem fragilem, rotundam, tenuem, albicantem: sequeretur

---

*) *Sustantur*, Mss. Editio Paris.

hier nichts anders gegenwärtig glauben als das Fleiſch und das Blut Chriſti. Und Gelaſius, Biſchof von Rom, gibt zu verſtehen, daß das Brod in den Leib Chriſti übergehe, obgleich die Natur des Brodes bleibe, das heißt, die Qualitäten oder Accidenzien deſſelben: denn damals wurden die Ausdrücke nicht nach metaphyſiſchen Begriffen verlangt; in dieſem Sinne hat auch Theodoretus geſagt, daß in dieſer Verwandlung, die er μεταβολην nennt, die myſtiſchen Symbole ihre Natur nicht verlieren, welches man auch gegen jene bemerken kann, die heutzutage behaupten wollen, daß die Accidenzien wahrhaft nicht zurückbleiben, ſondern nur ihre Geſtalt, oder ein leerer, einem Traum ähnlicher, Schein.

Die Accidenzien der Symbole ſind aber nicht an dem Leibe Chriſti, als in ihrem Subjekt, ſondern ſie haben kein Subjekt in dem ſie beſtehen, und es ſcheint, daß die Maſſe ſelbſt (welche von der Materie unterſchieden iſt) in Betreff der übrigen Accidenzien, durch die göttliche Macht die Stelle des Subjekts vertrete. Die Theologen lehren dies ſehr weislich, um alles Abgeſchmackte von dem Gottesdienſte zu entfernen: denn könnte man ſagen, daß die geweſenen Accidenzien des Brods dem Leibe Chriſti nur eigen wären, ſo würde daraus folgen, daß der Leib Chriſti etwas zerbrechliches, rundes, dünnes, weißliches ſey; es würde daraus folgen, daß man etwas dünnes, weißes, run-

item aliquid minutum, album, rotundum, uno verbo, quod panis affectiones habet, adorari, et quae in species indigna patrari aut incidere possunt, ipsi corpori Christi obvenire.

Porro certum est antiquitatem tradidisse ipsa consecratione fieri conversionem, quemadmodum apparet ex verbis Ambrosii paulo ante allatis [*]), neque unquam veteribus auditum est novum quorumdam dogma quod in momento perceptionis demum adsit corpus Christi. Certum enim est nonnullos sacrum hunc cibum non statim consumpsisse, sed aliis misisse et secum domum, imo in itinera, in deserta tulisse, eumque morem aliquando fuisse commendatum, quamquam postea abrogatus sit majoris reverentiae causa: et profecto aut falsa sunt quae a sacerdote pronuntiantur verba institutionis, quod absit, aut necesse est quod benedictum est, esse Corpus Christi, etiam antequam manducetur. Ut taceam qui sic sentiunt in tricas incidere, utrum in labiis, aut in ore, aut in gula, aut in stomacho primum incipiat, anne in hoc quidem, si vitio ejus symbola non consumantur.

---

[*]) Pag. 220.

des, mit einem Wort, etwas, das die Eigenſchaften des Brodes hätte, anbetete, und daß das Unanſtändige, welches an den Geſtalten verübt oder damit geſchehen könnte, dem Leibe Chriſti ſelbſt widerführe.

Ferner hat uns ganz gewiß das Alterthum die Lehre überliefert, daß Kraft der Conſekration ſelbſt die Veränderung geſchehe, wie dies aus den oben angeführten Worten des h. Ambroſius erhellt; auch haben die Alten nie etwas von dem Dogma einiger Neuerer gehört, daß in dem Augenblicke des Genuſſes erſt der Leib Chriſti zugegen ſey. Denn es iſt gewiß, daß Einige zuweilen dieſe h. Speiſe nicht ſogleich genoſſen, ſondern andern geſchickt, und mit ſich nach Hauſe, ja ſogar mit auf Reiſen und in Einöden getragen haben, und daß dieſer Gebrauch einſtens anempfohlen war, ob er gleich nachher größerer Ehrerbietung wegen abgeſtellt worden: und in der That ſind die Worte der Einſetzung, welche der Prieſter ausſpricht, entweder falſch, was fern ſey, oder das Conſekrirte muß nothwendiger Weiſe der Leib Chriſti ſeyn, auch vor dem Genuſſe. Ich will von den Schwierigkeiten, in welche jene, die dieſe Meinung haben, ſich verwickeln, nicht reden, ob nämlich dieſe Veränderung auf den Lippen, im Munde, in der Kehle, oder im Magen erſt vorgehe, oder ob vielleicht nicht einmal da, wenn durch irgend einen Zufall die Symbole ſich nicht verzehren.

Quoniam autem egregia quaedam et acuta ingenia inter reformatos potissimum, novae cujusdam ac blandientis imaginationi philosophiae principiis imbuta, clare distincteque, ut ipsorum stylo utar, intelligere sibi videntur, corporis essentiam in extensione consistere, accidentia autem non esse nisi modos substantiae, adeoque non posse subsistere sine subjecto, nec a substantia posse separari, non magis quam uniformitatem peripheriae a circulo, inde deplorabilis et probe insuperabilis eorum aversio a catholicae Ecclesiae dogmatibus nascitur: utique succurrendum eorum morbo arbitror, dandamque operam philosophis catholicis, quod concilium lateranense contra eos fieri voluit qui circa animae naturam aliena a fide docebant, ut clare et lucide satis fiat objectionibus, quin et contrarium accurate doceatur: vociferantur enim nullum decretum Ecclesiae, nullam legem, nullam denique vim efficere posse ut, quod impossibile est ac contradictionem implicat vel certe tale manifeste apparet, a quoquam, etiamsi vellet obedire, vere atque ex animo credatur; itaque protestantur schisma non sibi sed illis imputandum esse, qui non nisi

Weil aber einige große und ſcharfſinnige Geiſter, vorzüglich unter den Reformirten, von den Grundſätzen einer neuen und der Einbildungskraft ſchmeichelnden Philoſophie angeſteckt, klar und deutlich, um mich ihres Ausdruckes zu bedienen, einzuſehen glauben, die Weſenheit eines Körpers beſtehe in der Ausdehnung, die Accidenzien aber ſeyen nichts anders als Seynsarten der Subſtanz, können alſo weder ohne Subjekt beſtehen, noch von der Subſtanz getrennt werden, eben ſo wenig als die Einförmigkeit des Umkreiſes vom Zirkel, daher ihre bedaurungswürdige und beinahe unüberwindliche Abneigung gegen die katholiſchen Dogmen: ſo glaube ich doch, man müſſe ihrer Krankheit zu Hülfe kommen, und katholiſche Philoſophen ſollen ſich Mühe geben, nach der Vorſchrift des lateranenſiſchen Kirchenraths, welcher gegen jene, die in Betreff der Natur der Seele dem Glauben widrige Lehren vortrugen, wollte beobachtet wiſſen, daß man klar und einleuchtend ihre Einwürfe beantworte, und auch zugleich das Gegentheil ſorgfältig lehre: denn ſie ſchreien unaufhörlich, kein Dekret der Kirche, kein Geſetz, keine Gewalt endlich könne bewirken, daß etwas unmögliches, ſich widerſprechendes, oder doch offenbar ſo ſcheinendes, von irgend jemand, wenn er auch gehorſamen wollte, wahrhaft und aus ganzer Seele könne geglaubt werden. Daher wenden ſie ein, die Trennung dürfe man nicht ihnen, ſondern blos je-

sub impossibili conditione, recipere avulsos velint.

Equidem non patitur brevitas nostra ut in philosophiam longius excurramus, illud tamen obiter attigisse suffecerit, nos quoque non perfunctorie studiis mathematicis mechanicisque, et naturae experimentis operam dedisse, et initio in illas ipsas sententias quas paulo ante diximus, inclinasse fatendum est; tandem progressu meditandi, ad *) veteris philosophiae dogmata nos recipere fuisse coactos. Quarum meditationum seriem, si exponere liceret, fortasse agnosceretur ab his qui nondum imaginationis suae praejudiciis occupati sunt, non usque adeo confusas et ineptas esse eas cogitationes, ac illis vulgo persuasum est, qui receptorum dogmatum fastidio tenentur, et PLATONI, ARISTOTELI, divo THOMAE, aliisque summis viris tanquam pueris insultant.

Certe si locus a locato, sive spatium a corpore differt, etiam materia differet ab extensione. Omnes autem natura ferimur ad hanc distinctionem, et in materia, praeter dimen-

---

*) Legitur ad in Editione Paris.; sed videtur esse mendum. Editio Moguntina.

nen zuſchreiben, welche die Getrennten nur unter einer unmöglichen Bedingung wieder annehmen wollen.

Die Kürze erlaubt nicht, uns tiefer in die Philoſophie einzulaſſen; nur kurz wollen wir berühren, daß auch wir uns nicht oberflächlich mit mathematiſchen, mechaniſchen Wiſſenſchaften, und der Experimentalphyſik abgegeben haben, und wir müſſen eingeſtehen, daß wir anfangs ſelbſt jenen obenerwähnten Meinungen nicht abhold waren, endlich aber durch reiferes Nachdenken uns genöthigt fanden, wieder auf die Dogmen der ältern Philoſophie zurückzukommen. Wäre es uns geſtattet, die Verkettung dieſer Betrachtungen darzulegen, ſo würden vielleicht jene, die noch nicht durch die Vorurtheile ihrer Einbildungskraft eingenommen ſind, erkennen, daß jene Begriffe nicht ſo verworren und ungereimt ſind, als ſich jene gemeiniglich bereden, welche gegen die einmal angenommenen Dogmen einen Ekel haben, und den Plato, den Ariſtoteles, den h. Thomas und andere große Männer als Kinder verhöhnen.

In der That, wenn der Ort von dem, was ſich darin befindet, oder der Raum vom Körper unterſchieden iſt, ſo wird auch die Materie von der Ausdehnung unterſchieden ſeyn. Die Natur ſelbſt führt uns alle zu dieſer Unterſcheidung, und in der Materie denken wir uns, nebſt dem Maaßverhältniſſe noch etwas, welches die Alten πυκνοτης (Feſtigkeit) nannten, wir aber

siones, aliquid intelligimus quod veteres vocabant πυκνοτης *) nos molem vocare possumus, ex quo nascitur ut corpora non penetrent se mutuo, quasi vacua essent, sed inter se concurrere et a se invicem pati possint, et ut in corpore majoris molis, eadem licet posita celeritate, major sit impetus sive vis: quae profecto ex sola extensione deduci non possunt. Est etiam de natura corporis ut continue agat vibratione quadam aliaque corpora repellat ac suum locum tueatur, licet hoc in exiguis partibus contingat, et in majoribus notari non possit, substantia enim cujus effectus ordinarius nullus est, ne esse quidem arbitror: et ab hoc corporis motu interno nascitur partium connexio, major minorve, prout motus eorum sunt inter se et cum externis consentientes.

Haec antitypia sive moles, et hic agendi conatus, seu vis motrix, distinguuntur a materia, seu potentia prima agendi, quam alii actum primum vocant, possunt enim coërceri et intendi secundae potentiae primis manenti-

---

*) Haec vox eadem fortassis est, quae infra latinis litteris scribitur *antitypia*. *Antitypia* significat *resistentiam*. Vox a Leibnitio hic citata haud dubie est πυκνοτης, quae idem est ac *densitas* aut *moles*, licet

Maſſe nennen können, woraus die Eigenſchaft der Körper entſpringt, daß ſie ſich nicht ſelbſt wechſelſeitig durchdringen, gleich als wären ſie etwas Leeres, ſondern daß ſie unter ſich zuſammenſtoßen, und in Wechſelbewegung geſetzt werden können, und daß in einem Körper von größerer Maſſe, wenn er in dieſelbe ſchnelle Bewegung geſetzt wird, auch eine größere Heftigkeit oder Gewalt iſt: welches man gewiß aus der bloſen Ausdehnung nicht herleiten kann. Es liegt auch in der Natur des Körpers, daß er ſich unaufhörlich bewege, durch eine gewiſſe Schwingung andere Körper zurückſtoße, und ſeine Stelle behaupte, obgleich dies in den kleinen Theilen geſchieht, und in den größern nicht kann bemerkt werden; denn ich glaube nicht einmal, daß es eine Subſtanz gebe, die keine gewöhnliche Wirkung habe: und von dieſer innern Bewegung des Körpers entſteht die Verbindung der Theile, die verhältnißmäßig größer oder kleiner iſt, nach der Uebereinſtimmung der Bewegungen unter ſich, und mit den Körpern von außen.

Dieſes Entgegenſchlagen, oder dieſe Maſſe, und dieſes Thätigkeitsſtreben, oder dieſe Bewegkraft, unterſcheidet ſich von der Materie, oder von der erſten Potenz zu handeln, welche Einige die erſte Handlung nennen; denn die zweiten Potenzen können verringert oder vermehrt werden, ohne daß die erſten etwas dadurch leiden; in der That nichts verhindert Gott, daß

bus: nam nihil prohibet quin Deus eidem materiae, ne aucta quidem dimensione, augere molem seu densitatem possit, quando scilicet, eadem manente ejus celeritate, majorem vim ei tribuit, ut videmus majorem esse percussionem a ferro quam a ligno ejusdem dimensionis, quod quamquam in alia causa contingat naturaliter, quia scilicet in ligno plus fluidi heterogenei non simul moti, intersparsum est, nec proinde a tota materia sub ejus dimensione comprehensa, ictus infligitur; Deum tamen revera manente materia et celeritate, posse efficere ut major sit percussio, adeoque ut corpora non in speciem tantum sed reapse mole sive densitate specifica differant, non video quid prohibeat; conatum vero continuandi motum, seu potentiam motricem mutari posse, salva corporis substantia, etiam naturaliter utique manifestum est. Habemus ergo duas qualitates absolutas sive accidentia realia, molem seu potentiam resistendi, et conatum seu potentiam agendi, quae qualitates sane non sunt modi substantiae corporeae, sed aliquod absolutum et reale ei superadditum; ipsis enim

---

infra voce antitypia in eodem sensu utitur, ut ejus principium innotescat.

Editio Paris,

er die Maſſe oder Feſtigkeit derſelben Materie, ohne Vermehrung ihrer Ausdehnung, vermehren könne, wenn er ihr nämlich, ohne daß die Geſchwindigkeit verändert wird, eine größere Kraft beilegt; ſo ſehen wir daß das Eiſen einen größern Stoß verurſacht, als ein ihm an Größe gleiches Holzſtück; und wiewohl dieſes in verſchiedenen Dingen auf eine natürliche Weiſe geſchieht, weil nämlich in dem Holz mehr flüßige heterogene Theile, die nicht zugleich bewegt werden, ſich befinden, und auch der Stoß nicht von der ganzen Materie, die in derſelben Ausdehnung begriffen iſt, mitgetheilt wird: ſo ſehe ich doch nicht ein, was Gott verhindern könne zu bewirken, daß, ohne die Materie und Schnelligkeit zu verändern, ein ſtärkerer Stoß entſtehe, und ſogar daß die Körper nicht blos dem Scheine nach, ſondern wirklich in ihrer Maſſe oder verhältnißmäßigen Feſtigkeit ſich unterſcheiden; daß aber das Beſtreben die Bewegung fortzuſetzen, oder die bewegende Kraft, unbeſchadet der Subſtanz des Körpers, geändert werden könne, ergibt ſich ſogar aus den Geſetzen der Natur. Wir haben alſo zwei abſolute Eigenſchaften, oder reelle Accidenzien, — die Maſſe, oder die Kraft zu widerſtehen, und das Streben oder die Kraft zu handeln, welche Eigenſchaften gewißlich nicht die Seynsarten der körperlichen Subſtanz ſind, ſondern etwas abſolutes und reelles, das dieſer Subſtanz noch beigefügt iſt: denn werden dieſe verändert, ſo geſchieht eine reel-

mutatis, realis mutatio contingit substantia manente: et in universum necesse est vel dari accidentia realia sive absoluta, quae non tantum modaliter a substantia differant ut ea solent quae relationes appellamus vel omnem mutationem realem etiam esse essentialem sive substantialem, quod ne illi quidem admittunt qui accidentia realia negant.

Itaque rei essentia singularis, quae facit ut sit haec, et ut maneat una atque eadem inter multiplices mutationes, consistit in quadam potentia, vel facultate actuali sive entelechia eaque primitiva, quae exigit quidem certas secundas potentias certosque actus; sed a natura quibusdam exui potest aliis substitutis, a Deo autem omnibus: porro si essentia rei consistit in eo quod eamdem esse facit, sub diversis licet dimensionibus et qualitatibus, atque adeo quandiu eadem essentia non statim divisibilis aut variabilis est cum dimensionibus, nec mutabilis cum qualitatibus, sequitur eam ab ipsis realiter distingui. Regulariter autem quaecumque realiter distincta sunt per potentiam Dei absolutam possunt separari, et quidem ita ut, vel alterutrum subsistat altero destructo, vel utrumque, sed separatim: et quidem natura ipsa dimensiones qualitates-

le Veränderung, die Subſtanz aber bleibt, und im Allgemeinen iſt es nothwendig, daß es entweder reelle oder abſolute Accidenzien gebe, welche nicht blos in der Art und Weiſe von der Subſtanz unterſchieden ſeyen, wie dasjenige, was wir Beziehung nennen, oder daß jede reelle Veränderung auch weſentlich oder ſubſtantiel ſey, was jene nicht einmal annehmen, welche die reellen Accidenzien läugnen.

Demzufolge beſteht die beſondere Weſenheit eines Dinges, welche daſſelbe conſtituirt, und macht, daß es eins und daſſelbe unter den vielfachen Veränderungen bleibe, in einer gewiſſen Potenz, oder in einem wirklichen Vermögen, oder in einer ununterbrochenen Urthätigkeit, welche zwar gewiſſe untergeordnete Potenzen und Handlungen erheiſcht, wobei jedoch die Natur einige derſelben entziehen und andere ſubſtituiren, Gott aber alle aufheben kann: wenn nun die Weſenheit eines Dinges in dem was daſſelbe wirklich ausmacht, beſteht, obgleich unter verſchiedenen Ausdehnungen und Beſchaffenheiten, und wenn mithin dieſelbe Weſenheit nicht zugleich weder theilbar oder wandelbar mit den Ausdehnungen, noch mit den Beſchaffenheiten veränderlich iſt, ſo erfolgt daraus, daß ſie von denſelben wirklich unterſchieden ſey. Ordentlicher Weiſe aber kann das was wirklich unterſchieden iſt, durch die abſolute Macht Gottes getrennt werden, und zwar ſo, daß entweder das eine nach Zerſtörung des

que tollit, salva essentia, sed aliis in locum eorum substitutis; nihil autem prohibet quin Deus substitutionem naturalem immutare vel etiam plane intercipere et impedire possit, ut essentia maneat dimensionibus et qualitatibus plane exuta; idem efficere potest ut eadem res diversas dimensiones qualitatesque simul habeat, aut idem accidens reale ad diversas substantias pertineat: denique re sive essentia sublata, poterit sustentare dimensiones et qualitates, neque vero in his ulla contradictio intelligi potest; nam par *) ubique ratio est, reali discrimine semel admisso, et existentia pariter atque unio substantiae et accidentium realium in Dei arbitrio est; et cum natura rerum nihil aliud sit quam consuetudo Dei, ordinarie aut extraordinarie agere aeque facile ipsi est, pro ut sapientia ejus exigit. Modalia autem accidentia quae ex realibus per necessariam sive metaphysicam consequentiam resultant, mutare, contradictio sive absurditas est, ideo nec in Deum cadit. Tales autem

---

*) In originali Editione legitur *per*, quod nullum sensum efficeret.

Editio Moguntina.

andern, oder beides, aber getrennt, beſtehe, und die Natur ſelbſt nimmt die Ausdehnungen und Eigenſchaften weg, unbeſchadet der Weſenheit, allein ſie ſetzt wieder andere an ihre Stelle; nichts aber ſteht im Wege, daß Gott die natürliche Subſtitution verändere, oder völlig unterbrechen und hindern könne, damit die Weſenheit gänzlich ihrer Ausdehnungen und Eigenſchaften beraubt bleibe; er kann auch bewirken, daß dieſelbe Sache verſchiedene Ausdehnungen und Eigenſchaften zugleich habe, oder daß daſſelbe zufällig Reelle verſchiedenen Subſtanzen zugleich angehöre; endlich nachdem eine Sache oder Weſenheit vertilgt iſt, könnte er noch die Ausdehnungen und Eigenſchaften erhalten, und nicht einmal hierin kann ein Widerſpruch gefunden werden: denn nehmen wir einmal den reellen Unterſchied an, ſo iſt überall ein gleichſtarker Grund, und die Exiſtenz wie die Vereinigung der Subſtanz und der reellen Zufälligkeiten iſt in Gottes Willkühr. Und da die Natur der Dinge nichts anders iſt als der fortdauernde Wille Gottes, ſo iſt es ihm gleich leicht auf ordentliche oder außerordentliche Weiſe zu handeln, je nachdem es ſeine Weisheit erfordert. Allein die beiweſentlichen Accidenzien, welche aus den reellen durch eine nothwendige oder metaphyſiſche Folgerung hergeleitet werden, verändern, iſt ein Widerſpruch oder eine Ungereimtheit; daher hat dieſes bei Gott auch nicht ſtatt. Dergleichen Seynsarten aber

modi sunt, qui sine ulla mutatione reali per solam connexionem exsurgunt, quemadmodum relationes: itaque sine absolutis sustentantibus concipi non possunt.

Explicato, quantum fert captus noster, et quantum amoliendae contradictioni opus visum est Eucharistiae mysterio, de ipsa communione eucharistica dicendum est, ubi se nobis quaestio objicit de communione sub una vel sub utraque specie, quam magnis motibus causam dedisse constat; et quidem Christum instituisse panis pariter et vini consecrationem et corpus ac sanguinem suum sub utriusque speciebus Apostolis dedisse dubium nullum est; eumdem morem Corinthiis tradidit **Paulus**, et frequentavit primitiva Ecclesia, ut orientalis nunc quoque, donec paulatim reverentiae imprimis causa, quia facilius aliquid de liquido perire potest, ut alia taceam, in Occidente placuit solam panis speciem communicantibus dari, vini vero a solo sacerdote consecrante sumi. Id tamen non factum est sine insinuatione Scripturae Sacrae, aut exemplo veteris Ecclesiae. Nam *) .... coenam, ubi

---

*) Verbum quod hic omissum est ob legendi difficultatem, mihi videtur esse, *Emateuticam*, (*Emmatis*)

ſind jene, welche ohne eine reelle Veränderung blos durch Verbindung entſtehen, gleichwie die Beziehungen; alſo können ſie ohne abſolutes Subjekt nicht gedacht werden.

Da wir nun, ſo viel als es unſere Faſſungskraft erträgt, und es uns zur Beſeitigung der Widerſprüche nothwendigt dünkt, das Geheimniß des Altarsſakraments erklärt haben: ſo wollen wir von dem Genuſſe deſſelben reden, wo ſich uns gleich die Frage von der Kommunion unter einer oder beiden Geſtalten, welche bekanntlich zu großen Streitigkeiten Anlaß gegeben, aufwirft. Zwar iſt es keinem Zweifel unterworfen, daß Chriſtus zugleich die Conſekration des Brodes und Weines eingeſetzt, und ſeinen Leib und ſein Blut unter beiden Geſtalten ſeinen Apoſteln gegeben habe; denſelben Gebrauch hat Paulus bei den Korinthern eingeführt, und die erſte Kirche beobachtete ebendaſſelbe, wie die Orientaliſche es dermalen noch thut, bis nach und nach, hauptſächlich der Ehrfurcht wegen, weil ſehr leicht etwas von dem Flüßigen, um anderer Urſachen zu geſchweigen, kann verſchüttet werden, man es in der abendländiſchen Kirche für gut befand, daß die Brodsgeſtalt allein den Kommunizirenden dargereicht werde, und nur der Prieſter, der die heilige Handlung verrichtet, jene des Weins genieße. Doch hierzu fand man auch einigen Grund in der h. Schrift und in dem Beiſpiele der alten Kirche. Denn jenes

sola panis fractio memoratur, de Eucharistia plerique Patres interpretantur et episcopi invicem communicantes, testandae fraternae caritatis gratia, sibi mutuo eucharisticum cibum, velut unius fidei et consensus tesseram mittebant ex Roma in Asiam usque, ut taceam sacrum hoc alimentum quod communicantibus in manus dabatur, in itinera et eremos delatum, aut alias asservatum et cum aliqui, credo, ut aliamque **) speciem asservare possent, intinctum panis symbolum assumerent, Julius episcopus romanus circa medium saeculum quartum eam consuetudinem reprehendit: et saeculo quinto liberam fuisse et a multis usurpatam sacri calicis praetermissionem, exinde apparet quod manichaei inter caeteros mixti et latentes semper ita agerent, quibus deprehendendis Leo pontifex romanus jussit a communicantibus utramque speciem sumi; et in eadem sede, Gelasius paulo post eos repulit (ex manichaeorum, ut puto, reliquiis) qui

---

et sensus huic lectioni omnino favet. Recte *Emmaulicum*.

**) Hic in Ms. videtur esse: *utramque*. Ita legendo plenior est sensus.

Editio Paris.

Mahl von Emmaus, wo blos vom Brodbrechen Meldung geſchieht, erklären die meiſten Väter von der Euchariſtie, und die Biſchöfe, welche in Gemeinſchaft mit einander ſtunden, ſandten ſich von Rom bis in Aſien wechſelſeitig zum Zeichen der brüderlichen Liebe dieſes Brod der Euchariſtie, als ein Pfand der Uebereinſtimmung im Glauben und der wechſelſeitigen Eintracht; ich will hier nicht einmal davon reden, daß man den Kommunizirenden dieſe h. Speiſe in die Hände gab, daß man dieſelbe mit auf die Reiſen und in die Einöden nahm, oder ſonſtwo aufbewahrte: als daher Einige, wie ich glaube, um beide Geſtalten aufbewahren zu können, das Symbol des Brods in Wein getunkt mit ſich nahmen, tadelte der römiſche Biſchof Julius, um die Hälfte des vierten Jahrhunderts, dieſe Gewohnheit; und daß es im fünften Jahrhundert frei ſtand den Kelch wegzulaſſen, und viele es thaten, erhellet daraus, weil Pabſt Leo, da die Manichäer, welche unter den Uebrigen vermiſcht und verborgen immerhin dieſes thaten, um ſie zu entdecken, den Gläubigen befahl, die Kommunion unter beiden Geſtalten zu nehmen; und auf demſelben Sitze verſtieß Gelaſius kurz nachher jene (wie ich glaube aus den Ueberbleibſeln der Manichäer), welche nur den Leib Chriſti empfiengen, und, ich weiß nicht aus was für einem Aberglauben, von dem Kelche des h. Blutes ſich enthielten. Im zehnten, eilften, zwölften Jahrhunderte

sumpta tantummodo corporis sacri portione, nescio qua superstitione, a calice sacrati cruoris abstinebant. Saeculo decimo, undecimo, duodecimo coepit intinctio rursus frequentari, ut ex institutis cluniacensium, concilio turonensi, YVONE ostendit Cassander; sed hoc ob reverentiam, nam cluniacenses allegant ruditatem novitiorum. Alicubi adhibitum est instrumentum suctorium, ut cessaret metus effusionis, quemadmodum testimoniis doceri potest; hodieque nonnulla talia vasa servantur. Alicubi tamen calix non dabatur populo, quam suo tempore nonnullarum Ecclesiarum fuisse consuetudinem testatur D. THOMAS. Et idem CASSANDER citat PETRUM de Palude et WILHELMUM de monte Laudino, testantes utramque speciem in quibusdam tantum Ecclesiis fuisse retentam, sed magna adhibita cautione, et RICHARDUM de media villa qui testatur sua aetate, tantum majoribus e populo datum calicem ubi minus effusio timebatur: quod et factum est tempore THOMAE *) .... paulo ante concilium constantiense, qui refert regibus, praelatis, viris insignibus, majoribus e populo hoc concessum; et hinc cre-

---

*) Vox quae hic omissa est ob difficultatem legendi videtur esse, *Waldensis*. Editio Paris.

fieng man wieder häufig das Eintunken an, wie **Caſſander** aus den kluniazenſiſchen Verordnungen, dem Konzilium von Tours und aus Ivo gezeigt hat; allein dieſes geſchah aus Ehrfurcht, denn die Mönche von Kluni führen als Beweggrund die Ungeſchicklichkeit der Novizen an. An andern Orten bediente man ſich eines Sauginſtrumentes, aus Furcht das h. Blut zu verſchütten, wie ſich aus Zeugniſſen ergibt; und heutzutage werden noch dergleichen Gefäße aufbewahrt. Es wurde jedoch anderweitig dem Volke der Kelch nicht gereicht, und der h. **Thomas** verſichert uns, dies ſey der Gebrauch einiger Kirchen ſeiner Zeit geweſen. Derſelbe **Caſſander** führt auch **Peter Paludanus** und **Wilhelm** von Monte Laudino an, die bezeugen, daß nur in einigen Kirchen beide Geſtalten beibehalten waren, allein nicht ohne große Behutſamkeit; **Richard** von Middleton verſichert, daß zu ſeiner Zeit der Kelch nur den Aeltern aus dem Volke, wo man das Verſchütten weniger befürchtete, dargereicht worden. Daſſelbe geſchah auch zur Zeit des **Thomas** von **Walden**, kurz vor dem Konzilium von Konſtanz, welcher erzählt, dieſes ſey blos den Königen, den Prälaten, und andern Männern von Anſehen, und den Aeltern aus dem Volke, geſtattet worden. Es iſt auch glaublich, daß daher die Gewohnheit beibehalten worden ſey, den Königen von Frankreich, wenigſtens bei ihrer Krönung, beide

dibile est retentum ut regibus Galliae, saltem cum coronantur, utraque species praebeatur *). Tandem generaliter recepta est communio sub una: et in actis concilii constantiensis petunt procuratores synodi, quia quidam sacerdotes laicos sub utraque specie communicare non cessant, ut salubriter Ecclesiae provideatur.

Et quidem negari non potest sub alterutra specie integrum sumi Christum vi concomitantiae, ut loquuntur theologi: neque enim caro ejus a sanguine separata est. Illud tantum quaeritur, an sine peccato liceat a forma recedere quae in Scriptura Sacra videtur praescripta. Et fateor, si privati hoc egissent, non potuisse absolvi a gravi crimine temeritatis; nunc vero Ecclesiae usus a tot saeculis ostendit a primis temporibus creditum posse calicem ob probabiles causas praetermitti: et protestantes quidam **) fatentur, si quis a vino abhorreret cum sola panis communicatione posse contentum esse: quaenam autem gravior nunc causa intelligi potest quam evitatio schismatis et conservatio unitatis Ecclesiae ac publicae caritatis? Itaque pro certo habeo ademptionem calicis

---

*) In Originali Editione *probatur*.

Editio Moguntina.

**) Ita legitur in Editione Parisiensi; gallica tamen

Geſtalten darzureichen. Endlich iſt die Kommunion unter einer Geſtalt allgemein angenommen worden, und in den Akten des Konziliums von Konſtanz begehren die Bevollmächtigten der Synode, weil einige Prieſter nicht aufhören, Laien unter beiden Geſtalten die Kommunion darzureichen, daß die Kirche heilſame Vorkehrungen dagegen treffen möge.

Auch iſt nicht zu läugnen, daß unter jeder der beiden Geſtalten der ganze Chriſtus, Kraft der Konkomitanz, wie die Theologen ſich ausdrücken, empfangen werde: denn ſein Fleiſch iſt nicht von ſeinem Blute getrennt. Hier kommt es blos auf die Frage an, ob man ohne Sünde von der in der heil. Schrift vorgeſchriebenen Form abweichen dürfe. Ich geſtehe, wenn Privatperſonen dieſes gethan hätten, ſo hätte man ſie von einer ſträflichen Verwegenheit nicht frei ſprechen können; nun aber zeigt der Gebrauch der Kirche ſeit ſo vielen Jahrhunderten, daß man von den erſten Zeiten her geglaubt habe, man könne wegen wichtiger Urſachen den Kelch unterlaſſen; und Proteſtanten ſelbſt geſtehen ein, wenn jemand vor dem Wein einen Abſcheu hätte, ſo könnte er ſich mit der Kommunion des Brodes begnügen: was für eine wichtigere Urſache kann aber wohl gedacht werden, als die Vermeidung einer Trennung und die Erhaltung der Kircheneinheit und der allgemeinen Liebe? Daher glaube ich feſt, die Entziehung des Kelches

nemini causam justam praebere posse ab Ecclesia recedendi.

Ecclesiae autem rectores, quod egerunt, bono egere animo et ex gravi causa. Constat enim de liquore, cum in minutissimas partes sit divisibilis, facilius aliquid perire cum variis periculis effusionis adhaesionisque sit expositus: unde et panis forma mutata est. Et pro grumoso, unde aliquid facile decidere possit, alius substitutus est. At, inquies, cur hodie periculum timent, quod Christus, Apostoli et Sancti Patres a tot saeculis non timuerunt. Verum tenendum est, quod saepius dixi, offensionem et scandalum ex parte ab hominum opinione pendere. Olim autem certum est minus offensos fuisse homines casibus hujusmodi, quam hodie fieret. Certum quidem est nihil Christo, ipsiusque sanctissimo corpori posse evenire indigni, sed quidquid id est, visibilibus symbolis tantum obtingere. Hodie tamen, multo major exterius reverentia erga illa ipsa ostenditur, praesertim ex quo Christum in symbolis corporis sui honorari mani-

---

versio legit *quidem*; et sensus revera exigere videtur *quidem*. Verum parvi admodum interest, cum non agitatur de dogmate quaestio.

Editio Moguntina.

könne niemanden eine gerechte Urſache geben, ſich von der Kirche loszutrennen.

Was aber die Hirten der Kirche gethan haben, das haben ſie aus guter Abſicht und wichtigen Gründen gethan. Es iſt bekannt, daß von dem Flüßigen, weil es in die kleinſten Theile zerfällt, leicht etwas kann zu Grunde gehen, da es verſchiedenen Gefahren, entweder verſchüttet zu werden, oder am Gefäße hangen zu bleiben, ausgeſetzt iſt: dieſer Urſache halber wurde auch die Form des Brodes verändert, und ſtatt des krümlichten, wovon leicht etwas herabfallen könnte, ward anderes gebraucht. Allein, wird man ſagen, warum fürchtet man heutzutage die Gefahr, welche Chriſtus, die Apoſtel und die heil. Väter von ſo vielen Jahrhunderten her nicht gefürchtet haben? Man vergeſſe doch nicht, was ich öfters ſchon geſagt habe, daß das Anſtößige und die Ärgerniſſe zum Theil von der Meinung der Menſchen abhangen. Es iſt ſicher, vor Zeiten wäre ein ähnlicher Zufall für die Menſchen nicht ſo anſtößig geweſen, wie heutzutage. Gewiß iſt es zwar, daß nichts Unanſtändiges Chriſto und ſeinem h. Leibe widerfahren könne, ſondern daß alles, was geſchehen mag, nur auf die ſichtbaren Symbole Einfluß habe. Doch heutzutage erweiſt man auch dieſen, ſelbſt äußerlich, viel größere Ehrfurcht, beſonders ſeitdem die Andacht der Völker angefangen, Chriſtum in den Symbolen ſeines Leibes gepräugvoller

festius, pietas populorum probavit: quod olim minus frequentabatur; constat enim in ritibus sacris ac divino cultu, quaedam non necessaria temporibus variare.

An autem nunc praestet calicem reddi populis, hoc est, an non praeponderant rationes quas tot principes et nationes allegarunt; id quidem definire non pertinet ad privatos, sed ad Ecclesiae rectores, maxime autem ad summum pontificem cui concilium tridentinum totum hoc negotium reliquit. Sane ab aliquot saeculis integrae nationes usum calicis restitui postularunt, partim et impetrarunt; ut Bohemi olim et jam dudum Graeci catholici in ditione Venetorum, imo in ipsa urbe Roma: notumque est quod *) legati imperatoris, regis Galliae, ducis Bavariae, principum sane catholicorum, sollicitarunt et **) apud pontificem maximum et synodum tridentinam, et quod ipse postremo pontifex concesserit precibus imperatoris, de quo legi Cassander potest. Et putem, si hodie hujusmodi indulgentia reconciliari posset aliqua gens vel certe

---

*) In Ms. *quid.*

**) *Sollicitarint* in Ms.

zu verehren, welches ehehin weniger üblich war; denn es iſt bekannt, daß in den Gebräuchen und in dem Gottesdienſte manches nicht nothwendige mit der Zeit ſich ändere.

Ob es aber wirklich erſprießlicher wäre, dem Volke den Kelch wieder zu geben, das heißt, ob die Urſachen, welche ſo viele Fürſten und Nationen anführten, nicht überwiegen; dies zu entſcheiden ſteht Privatmännern nicht zu, ſondern hängt von den Kirchenvorſtehern ab, und hauptſächlich von dem Pabſte, welchem das Konzilium von Trient dieſes ganze Geſchäft überlaſſen hat. Wahr iſt es, ſeit einigen Jahrhunderten haben ganze Nationen begehrt, daß man ihnen den Gebrauch des Kelches zurückſtelle, und zum Theil auch erhalten, wie die Böhmen vormals und ſchon längſt die katholiſchen Griechen, in dem Gebiete der Venetianer und in der Stadt Rom ſelbſt: es iſt auch bekannt, was die Geſandten des Kaiſers, des Königs von Frankreich, des Herzogs von Baiern, gewiß ächt katholiſcher Fürſten, inſtändig bei dem Pabſte und dem Konzilium von Trient begehrt haben, und was endlich der Pabſt den Bitten des Kaiſers zugeſtanden, worüber man Caſſander nachleſen kann. Und ich glaube, wenn in unſern Tagen durch ähnliche Nachſicht irgend ein Volk mit der Kirche wieder verſöhnt, oder ſonſt ein großes Gut ihr verſchafft werden könnte, der Pabſt etwas nachgiebig ſeyn würde. Wenn indeß die

magnum Ecclesiae bonum procurari, pontificem difficilem non fore. Interea si forte peccarent Ecclesiae rectores nimia severitate, ipsorum id periculo foret, neque ad subditos perveniret crimen, quos par est obedire in illis circa quae data est rectoribus statuendi potestas. Rectorum autem est dare operam ut potestate sua bene utantur. Nihil autem dubito de rebus hujusmodi statuere posse eos qui praesunt, iisque parendum potiusquam schisma faciendum esse, quod super omnia pene mala grave malum AUGUSTINUS ostendit. Ecclesiae quidem potestas definiendi late porrigitur, ad ea etiam (sed certo modo) quae juris divini positivi sunt, ut patet ex mutatione sabbati in dominicam diem, permissione sanguinis et suffocati, canone librorum sacrorum, abrogata immersione in baptismo matrimoniique impedimentis, quae partim ipsi protestantes sola Ecclesiae autoritate quam in aliis spernunt, tuti sequuntur.

Adoratio sacratissimi Eucharistiae sacramenti, tametsi non semper aeque usitata fuerit, laudabili tamen pietate recepta est. Primi enim christiani in omnibus quae ad externam cultus demonstrationem pertinent, summa simplicitate utebantur, quae quidem reprehendi

Kirchenvorſteher durch allzu große Strenge ſündigten, ſo wären ſie dafür verantwortlich, und die Untergebenen hätten keine Schuld auf ſich; denn an ihnen iſt es, den Vorſtehern in dem, worüber ſie zu verfügen Gewalt haben, zu gehorſamen. An den Vorſtehern aber iſt es, darauf bedacht zu ſeyn, damit ſie ihre Gewalt gut gebrauchen. Ich zweifle aber nicht, daß Vorſteher in dergleichen Dingen verfügen können, und man ihnen lieber gehorchen müſſe, als eine Trennung verurſachen, welche, wie der h. Auguſtin beweiſt, vielleicht unter allen Uebeln das größte iſt. Die Gewalt der Kirche zu entſcheiden, dehnt ſich in der That weit aus, ſogar auch auf jene Dinge (doch unter gewiſſen Rückſichten), welche poſitiven göttlichen Rechtes ſind, wozu als Belege die Verſetzung des Sabbats auf den Sonntag, die Erlaubniß vom Blut und dem Erſtickten zu eſſen, der Kanon der göttlichen Bücher, die Abſtellung des Eintauchens beim Taufen, die Ehehinderniſſe, welches theils die Proteſtanten ſelbſt blos durch das Anſehen der Kirche, das ſie in andern Stücken verwerfen, geſichert befolgen.

Die Anbetung des allerheiligſten Sakraments der Euchariſtie iſt, ob ſie ſchon nicht immer auf gleiche Art gebräuchlich war, aus einer löblichen Frömmigkeit in Aufnahme gekommen. Denn die erſten Chriſten bedienten ſich in allem, was auf den äußern Gottesdienſt Bezug hatte, der größten Einfachheit, welche zwar

non potest: intus enim animi vera pietate flagrabant: cum vero paulatim refrigesceret zelus, necessarium fuit adhibere exteriora signa ritusque solemnes instituere quae officii admonerent, ardoremque devotionis resuscitarent, praesertim ubi magna ratio, aut occasio esset: nulla autem facile major praeberi christianis potest, quam quae se offert in divino hoc sacramento ubi Deus ipse nobis praesentiam assumti corporis praestat. Etsi enim semper et ubique aequaliter adsit substantia pariter et auxilio, tamen quia nobis impossibile est semper et ubique cogitatione expressa in ipsum dirigere mentem, et perpetua honoris signa dare, prudentiae est in divino cultu ordinando, ut certa tempora, loca, causae, occasiones designentur, et cum Deus assumserit humanum corpus in personae suae unitatem, ipse nobis peculiarem maximeque insignem adorandi occasionem praebuit; neque enim dubium est quin omnes recte et congruenter adorarent apparentem visibili Christi forma Deum. Idemque est, ubi constaret adesse Christum corpore suo (nam divinitas semper et ubique adest) etsi invisibili ratione: hoc autem certo utique constat evenire in sacratissimo sacramento. Itaque, si unquam,

nicht kann getadelt werden; denn ihre Gemüther waren durchglüht von wahrem Andachtsgefühle; da aber der Eifer allmälich erkaltete, war es nothwendig äuſſerliche Zeichen zu gebrauchen und feierliche Ritus einzuführen, die an die Chriſtenpflicht erinnerten, das Feuer der Andacht anfachten, vornehmlich wo eine wichtige Urſache oder Gelegenheit wäre; nun aber kann der Chriſt nicht leicht eine wichtigere finden, als jene, welche ſich in dieſem göttlichen Sakramente darbietet, wo Gott ſich ſelbſt für uns in ſeinem angenommenen Leibe vergegenwärtigt. Denn obgleich er allzeit und überall ſeiner Weſenheit und Hülfe nach zugegen iſt, ſo iſt es doch, weil es uns unmöglich iſt allzeit und überall unſern Geiſt zu ihm in lebhafter Vorſtellung zu erheben, und ſtets unſere Verehrung durch äuſſerliche Zeichen ihm zu beweiſen, der Klugheit gemäß, bei Anordnung des Gottesdienſtes gewiſſe Zeiten, Orte, Beweggründe und Gelegenheiten zu beſtimmen, und da Gott einen menſchlichen Körper mit ſeiner göttlichen Perſon vereint angenommen, ſo hat er ſelbſt uns eine beſondere und treffliche Gelegenheit gegeben, ihn anzubeten; denn es iſt nicht zu bezweifeln, daß jedermann Gott allein recht und würdig anbeten würde, wenn er unter der ſichtbaren Geſtalt des Chriſtus erſchiene; eben ſo wäre es auch wenn man die Gewißheit hätte, daß Chriſtus mit ſeinem Leibe (denn die Gottheit iſt allzeit und überall gegenwärtig) auf eine

tum certe maxime conveniens fuit adorationem institui: recteque adeo introductum est, ut in sacramento Eucharistiae, externi christianorum cultus quasi summum fastigium collocaretur, quod ad supremum etiam cultum christianorum internum, hoc est, divinum amorem inflammandum, et caritatem testandam atque nutriendam a Salvatore est institutum: voluit enim nos Dominus *cum ultima* (*sive ultimae*) *voluntatis suprema mandata in novissima coena daret* *) hic meminisse (ut solent desiderare qui amant et qui amantur) et nos invicem amare tanquam membra unius corporis sui cujus nos **) omnes participes fecit; itaque Eucharistia semper usa est Ecclesia tanquam tessera unitatis, neque ad ejus mysteria quasi intimos christianismi recessus, nisi probati purgatique admittebantur: alios enim ne interesse quidem mysteriis fas erat. Adorasse autem et veteres constat; et sane AMBROSIUS atque AUGUSTINUS illud psalmi, adorate scabellum pedum

---

*) Haec ad marginem a LEIBNITIO scripta.

Editio Parisiensis.

**) In Originali Editione legitur non; at sensus evidenter nos exigit.

Editio Moguntina.

unſichtbare Weiſe zugegen ſey; nun aber haben wir vollkommene Gewißheit, daß dies im allerheiligſten Sakramente geſchehe. Wenn es alſo jemals ſchicklich geweſen, eine Anbetung einzuführen, ſo war es vorzüglich hier der Fall; und alſo hat man ſehr guten Grund gehabt, das Sakrament der Euchariſtie als das Erhabenſte in dem chriſtlichen Gottesdienſte anzunehmen, welches auch zur höchſten innern Gottesverehrung der Chriſten, das heißt, zur Entflammung göttlicher Liebe, zum Beweiſe und zur Nahrung kindlichen Gefühls von dem Heilande iſt eingeſetzt worden: denn der Herr wollte, da er beim letzten Mahle ſeines höchſten Willens letzte Befehle ertheilte, daß wir uns da erinnerten (wie jene, welche lieben und geliebt werden, zu wünſchen pflegen), daß es unſere Pflicht ſey, uns unter einander als Glieder ſeines einzigen Leibes, deſſen er uns alle theilhaftig gemacht hat, zu lieben; daher hat ſich die Kirche allzeit dieſes Sakraments, als des Zeichens der Einigkeit bedient, und zu deſſen Geheimniſſe, die gleichſam des Chriſtenthums verborgenſtes Heiligthum ſind, wurden nur die Geprüften und Gereinigten zugelaſſen; andern war es nicht einmal erlaubt, den Geheimniſſen beizuwohnen. Es iſt auch außer Zweifel, daß die Alten dies Sakrament angebetet haben; und Ambroſius und Auguſtinus erklären die Worte des Pſalmen: »betet

ejus [*]), de adoratione carnis Christi in mysteriis interpretantur.

Denique ex quo respectus paganorum cessavit, qui vel occuli mysteria vel a quibusdam externis signis quae poterant offendiculo esse infirmis, aut speciem paganismi dare, abstineri suadebat; placuit in occidente praesertim, ubi sane non Sarracenorum rationem haberi opus erat, ut quidquid in externo cultu exquisitissimum est, paulatim sacramento venerabili decerneretur. Hinc non tantum ad elevationem ejus, consecratione facta, procumbi placuit, sed et constitutum est ut cum maximo honore, vel ad infirmos portaretur, vel alias circumgestaretur, vel in publica causa vel alias subinde exponeretur, ut quotannis peculiari festo cum maxima velut triumphantis Ecclesiae laetitia, divinum pignus in terris coleretur; atque haec sane convenienter recepta esse adeo manifestum est, ut lutherani quoque adorationem in ipsa perceptione Eucharistiae exhibeant, quanquam ultra non progrediantur, quia extra usum manducationis corpus Christi sacramentaliter adesse non putant: sed a nobis supra ostensum est commentum hoc novum et incongruum esse.

---

[*]) Ps. XCVIII. 5.

den Schemel ſeiner Füße an« von der Anbetung des Fleiſches Chriſti in den Geheimniſſen.

Als man endlich nicht mehr im Falle war, auf die Heiden Rückſicht zu nehmen oder die Geheimniſſe ihrem Blicke zu entziehen, oder ſich einiger äußern Zeichen, welche Schwachen zum Aergerniſſe ſeyn konnten, oder einen Anſchein des Heidenthums hätten geben können, enthalten zu müſſen: ſo fand man vorzüglich in der abendländiſchen Kirche, wo es ſicher nicht nöthig war ſich an die Sarrazenen zu kehren, für gut, alles was der Gottesdienſt nur prachtvolles hat, nach und nach bei dieſem hochheiligen Sakramente aufzubieten. Daher entſchloß man ſich, nicht nur bei deſſen Aufhebung bei der Wandlung ſich niederzuwerfen, ſondern man verordnete auch, daſſelbe mit dem höchſten Ehrengepränge den Kranken zu bringen, oder in Prozeſſionen herumzutragen, in öffentlichen Angelegenheiten, oder aus andern Urſachen zuweilen auszuſetzen, und dies göttliche Pfand auf Erde jährlich durch ein beſonderes Feſt mit dem größten Jubel der gleichſam triumphirenden Kirche zu verehren; wie weislich dieſe Anordnung iſt, leuchtet ſogar daraus hervor, daß die Lutheraner ſelbſt, im Genuſſe, dieſes Sakrament anbeten, ob ſie gleich nicht weiter gehen, weil ſie glauben, der Leib Chriſti ſey außer dem Genuſſe nicht ſakramentaliſch zugegen; allein oben haben wir ſchon gezeigt, daß dies eine neue und unſchickliche Erdichtung ſey.

Cum autem institutum Ecclesiae improbant, reipsa vel abusus tantum ipsi Ecclesiae improbatos, vel suas quasdam imaginationes impugnant. Putant enim terrena symbola a catholicis adorari; et cum fateantur substantiam panis ab adorationis objecto expresse excludi, quam Ecclesia plane abesse docet, tamen verentur ne saltem ipsae species adorentur; praeter quam quod incertam esse aiunt transsubstantiationem, sive quia ipsum dogma ipsorum opinione per se vacillat; sive quia potest sceleratus presbyter invalideve ordinatus, aut subtrahere voluntatem consecrandi, aut nihil agere. Verum scire debent ne in species quidem dirigi adorationem: neque enim albedo panis, sapor, figura, et reliqua accidentia in corpore Christi sunt tanquam in subjecto; neque de eo possunt praedicari. Et proinde cum adoratio in Christum ipsum convertitur, minime adoratur res aliqua minuta, rotunda, tenuis, albicans quae panis qualitates habet, multo minus ipsa albedo aut rotunditas. Etsi autem contingeret consecrationem revera non esse factam, non ideo idololatria ulla committeretur, neque enim aliud adoratur aut aliter adoratur Christus Deus sive caro ejus adsit, sive non adsit; et cum nulla Christi

Indem ſie aber die Anordnung der Kirche mißbilligen, ſo bekämpfen ſie in der That entweder nur Mißbräuche, welche die Kirche ſelbſt verdammt, oder ihre eigenen Phantaſiegebilden. Denn ſie glauben, die Katholiken beten irdiſche Symbole an, und da ſie bekennen, die Subſtanz des Brodes werde ausdrücklich vom Gegenſtande der Anbetung ausgeſchloſſen, von der die Kirche offenbar lehrt, ſie ſey nicht mehr da, ſo fürchten ſie doch, die Geſtalten wenigſtens möchten angebetet werden; ferner ſagen ſie, daß die Tranſſubſtantiation etwas ungewiſſes ſey, entweder weil nach ihrer Meinung dieſes Dogma wankend iſt, oder weil ein laſterhafter oder ungültig geweihter Prieſter den Willen zu conſekriren nicht haben könne, oder gar nicht conſekrire. Allein ſie ſollen wiſſen, daß die Anbetung nicht auf die Geſtalten gerichtet werde; denn die Weiße des Brods, der Geſchmack, die Geſtalt, und die übrigen Zufälligkeiten ſind nicht im Leibe Chriſti, als in ihrem Subjekt, und können ihm auch nicht zugeeignet werden; folglich wenn die Anbetung auf Chriſtus ſelbſt bezogen wird, ſo wird keineswegs ein dünnes, rundes, kleines, weißliches Ding, welches die Eigenſchaften des Brodes hat, angebetet, und noch viel weniger die Weiße oder Runde ſelbſt. Trüge es ſich aber auch zu, daß wirklich nicht conſekrirt werden, ſo würde doch deßwegen keine Abgötterei begangen; denn nichts anders wird angebetet, oder

adoratio superflua sit, nihil oberit, si occasio adorandi quam praesentia corporis ejus credita praebuit, falsa esset; neque proinde illa quorundam protestatione opus est, si tu Christus es, adoro te, si non es, non adoro: praeterquam enim quod tale quid per se intelligitur, *atque intelligeretur si visibiliter Christus appareret* *), sciendum est illud album et minutum et paniforme, non esse Christum, nec credi esse, nec adorari: quod si plebs aliquando de vero adorationis objecto in hoc sacramento non recte edocta est, id graviter ferre Ecclesiam et omnibus modis corrigendum censere dubium nullum est **).

Expositis controversiis potioribus quae circa sanctissimam Eucharistiam motae sunt, caeteris sacramentis minore multo prolixitate defungi poterimus. Et quidem quae ad Poenitentiae sacramentum pertinent, magnam partem attigimus, cum de remissione peccatorum et justificatione hominis. Semper enim in adulto, qui Deo reconcilietur, opus est poe-

---

*) Haec in margine addita in Mss.

Editio Parisiensis.

**) Transpositionem hic esse evidenter apparet, et quidquid de sacrificio dicitur pag. 276, huc referri debere.

Editio Parisiensis.

Chriſtus unſer Gott wird auf keine andere Weiſe angebetet, möge nun ſein Fleiſch zugegen ſeyn oder nicht. Und da die Anbetung Chriſti nie überflüßig iſt, ſo ſchadet dies nichts, wenn der Körper, deſſen geglaubte Gegenwart zur Anbetung Gelegenheit gab, wirklich nicht zugegen iſt; folglich iſt auch jene Proteſtation nicht nothwendig, »wenn du Chriſtus biſt, ſo bete ich dich an, wo nicht, ſo bete ich dich nicht an«; auſſerdem daß ſich dies von ſelbſt verſteht und auch verſtanden würde, wenn Chriſtus ſichtbarlich erſchiene, ſoll man noch wiſſen, daß jenes Weiße, Dünne und Brodförmige nicht Chriſtus ſey, auch nicht für Chriſtus gehalten oder angebetet werde. Wenn das Volk vom wahren Gegenſtande der Anbetung in dieſem Sakramente nicht recht belehrt iſt, ſo duldet dies zweifelsohne die Kirche ungern, und will daß man es auf alle Weiſe verbeſſere.

Nachdem wir nun die wichtigern Streitigkeiten, die in Betreff des allerheiligſten Altarsſakraments entſtanden ſind, dargelegt haben, ſo können wir wohl bei den übrigen Sakramenten viel gedrängter ſeyn. Was das Bußſakrament betrifft, haben wir ſchon großentheils erörtert, als wir von der Nachlaſſung der Sünden, und der Rechtfertigung des Menſchen handelten. Denn ein Erwachſener, der mit Gott will verſöhnt werden, hat allzeit die Buße vonnöthen, er mag nun entweder zum erſtenmale durch das h. Taufbad einge-

nitentia, sive cum primum sacro lavacro initiatus in Ecclesiam recipitur, sive cum denuo maculatus per sacramentum absolutionis mundatur, cui peculiariter poenitentiae appellatio adhaesit. Est autem profecto magnum Dei beneficium, quod Ecclesiae suae potestatem dedit remittendi et retinendi peccata quam Ecclesia per sacerdotes exercet, quorum ministerium sine magno peccato contemni non potest. Eaque ratione et jurisdictionem Ecclesiae confirmat Deus et munit, atque in refractarios armat, dum rebus ab ea judicatis executionem commodare promittit, magno schismaticorum malo qui Ecclesiae autoritatem spernentes, et bonis ejus carere coguntur.

Porro utraque remissio quae vel in Baptismo vel in Confessione fit, aeque gratuita est, aeque fide Christi nititur, aeque Poenitentia in adultis indiget; sed interest quod illic, praeter ablutionis ritum, nihil a Deo peculiariter praescriptum est, hic vero mandatum est ut qui mundatus esse vult se sacerdoti ostendat peccataque confiteatur et subinde sacerdotis judicio castigationem aliquam subeat, quae admonitionis alicujus loco in posterum esse possit; et cum Deus sacerdotes constituit medicos animarum, voluit patere ipsis mala aegro-

weiht in die Kirche aufgenommen werden, oder, nachdem er ſich von neuem mit Sünden befleckt hatte, durch das Sakrament der Losſprechung, dem beſonders der Name »Buße« beigelegt iſt, gereinigt werden. Es iſt aber in der That eine große Wohlthat Gottes, daß er ſeiner Kirche die Gewalt gegeben hat, die Sünden nachzulaſſen und zu behalten, welche die Kirche durch die Prieſter ausübt, deren Amt ohne Sünde nicht kann verachtet werden. Auf dieſe Weiſe bekräftigt und befeſtigt Gott die richterliche Gewalt der Kirche, und rüſtet ſie gegen die Halsſtarrigen mit Waffen aus, indem er verſpricht, das von ihr ausgeſprochene Urtheil in Vollzug zu bringen, zur großen Strafe der Schismatiker, die, das Anſehen der Kirche verachtend, auch ihre Güter entbehren müſſen.

Ferner iſt jede Sündennachlaſſung, ſowohl jene in der Taufe, als auch jene in der Beicht ebenmäßig unverdient, ſtützt ſich gleichmäßig auf den Glauben in Chriſtum, bedarf gleichmäßig der Buße bei den Erwachſenen; allein in der Taufe iſt der Unterſchied, daß außer dem Ritus der Losſprechung nichts beſonders von Gott vorgeſchrieben iſt, in dem Bußſakrament aber iſt befohlen, daß wer gereinigt ſeyn will, ſich dem Prieſter zeige, die Sünden beichte, und noch dazu nach dem Urtheile des Prieſters einer Züchtigung ſich unterziehe, welche für die Zukunft als Warnung dienen könne; und da Gott die Prieſter als Aerzte der

ti et nudari conscientiam: unde sapienter AMBROSIO poenitens THEODOSIUS dixisse fertur: tuum est pharmaca ostendere et miscere, meum suscipere. Pharmaca autem sunt leges quas imponit sacerdos poenitenti, tum ut sentiat praeteritum malum, tum ut vitet futurum, eaque satisfactionis nomine designantur, quia grata Deo haec obedientia est sese castigantis, et poenam temporalem mitigat vel tollit quae alioqui a Deo expectanda esset. Totum autem hoc institutum divina sapientia dignum esse negari non potest, et si quid aliud, hoc certe in christiana religione praeclarum et laudabile est, quod et Sinenses ac Japonenses sunt admirati: nam et a peccatis multos deterret confitendi necessitas, eos maxime qui nondum obdurati sunt et lapsis magnam consolationem praestat, ut adeo putem pium, gravem et prudentem confessarium magnum Dei organum esse ad animarum salutem, prodest enim consilium ejus ad regendos affectus, ad animadvertenda vitia nostra, ad vitandas peccatorum occasiones, ad restituendum ablatum, et reparandum damnum [*]) datum, ad dubia exi-

---

[*]) Dubitari potest an recte legatur hic *damnum*. Sed vox quae in Ms. habetur difficillime legitur. Primo

Seelen eingeſetzt hat, ſo wollte er auch, daß ihnen die Uebel des Kranken entdeckt und das Gewiſſen entſchleiert werde; daher hat, wie man erzählt, der bußfertige Theodoſius ſehr weislich zu dem Ambroſius geſagt: »an dir iſt es, die Arzneimittel anzugeben und zuzubereiten, an mir aber iſt es, dieſelben einzunehmen.« Die Arzneimittel aber ſind die Geſetze, welche der Prieſter dem Büßenden auferlegt, damit derſelbe ſowohl das vergangene Uebel fühle, als das zukünftige vermeide, und dies wird mit dem Namen »Genugthuung« bezeichnet, weil dieſer Gehorſam des ſich ſelbſt Züchtigenden Gott angenehm iſt, und die zeitliche Strafe lindert oder aufhebt, welche er ſonſt von Gott zu erwarten gehabt hätte. Es kann aber nicht geläugnet werden, daß dieſe ganze Einrichtung der göttlichen Weisheit würdig ſey; und gewiß wenn etwas ſchön und lobenswürdig iſt in der chriſtlichen Religion, ſo iſt es dieſes; welches ſelbſt Chineſer und Japaneſer bewundert haben: denn die Nothwendigkeit zu beichten ſchreckt viele, beſonders jene, welche noch nicht verhärtet ſind, von der Sünde ab, und gewährt den Gefallenen großen Troſt, ſo daß ich glaube, ein frommer, geſetzter und kluger Beichtvater ſey ein großes Werkzeug Gottes zum Heil der Seelen; denn ſein Rath nützt uns zur Reglung unſrer Neigungen, zur Wahrnehmung unſrer Fehler, zur Vermeidung der Gelegenheiten zur Sünde, zur Wie-

menda, ad erigendam mentem afflictam, ad omnia denique animae mala aut tollenda aut mitiganda: et cum fideli amico vix quidquam in rebus humanis praestantius reperiatur, quanti est, eum ipsa sacramenti divini inviolabili religione, ad fidem servandam opemque ferendam adstringi? Quamvis autem olim, ubi major erat fervor pietatis, publica confessio et poenitentia inter christianos usurparetur, nihilominus ut infirmitati nostrae consuleretur, placuit Deo ut per Ecclesiam ostenderetur fidelibus sufficere confessionem privatam apud sacerdotem, adhibito silentii sigillo, quo magis confessio facta ab omni humano respectu sequestraretur; neque ideo minus juris divini erit confessio, quemadmodum statuit et praescripsit Ecclesia, licet circa modum ejus variatum esse diversis temporibus constaret; nam multa Deus circa sacramentorum suorum dispensationem, Ecclesiae suae statuenda ordinandaque reliquit, non quod Ecclesia facere directe possit ut aliquid divini juris sit, sed quod Deus ipse conditiones quasdam et cir-

---

aspectu videtur esse, *summum*, sed quo sensu? Forte *scandalum*.

Editio Parisiensis.

dererſtattung des Entwendeten, zum Erſatz des Schadens, zur Zerſtreuung der Zweifel, zur Aufrichtung des niedergebeugten Geiſtes, endlich zur Tilgung oder Linderung aller Seelenübel: und wenn man auf Erde kaum etwas vortrefflicheres als einen treuen Freund finden kann, wie wichtig erſt wird er denn für uns, wenn derſelbe durch die unverletzbare Heiligkeit eines göttlichen Sakraments zur Haltung der Treue und zur Hülfleiſtung verpflichtet wird? Obgleich aber vor Zeiten, wo der Eifer der Frömmigkeit noch glühender geweſen, die öffentliche Beicht und Buße unter den Chriſten üblich war: ſo gefiel es doch Gott, um unſrer Schwäche zu Hülfe zu kommen, durch die Kirche den Gläubigen zu erkennen zu geben, es genüge eine beſondere Beicht vor einem Prieſter, wobei er annoch um alle Menſchenfurcht vor der Beicht zu beſeitigen, das unverbrüchlichſte Stillſchweigen beobachtet wiſſen wollte; darum iſt die Beicht nicht weniger göttlichen Rechtes, wie die Kirche beſchloſſen und vorgeſchrieben hat, obgleich in der Art dieſelbe abzulegen, bekanntlich zu verſchiedenen Zeiten Aenderungen geſchahen; denn Gott hat vieles in Betreff der Ausſpendung ſeiner Sakramente dem Gutachten und den Anordnungen der Kirche überlaſſen, nicht als könnte die Kirche geradehin bewirken, daß eine Sache göttlichen Rechtes ſey, ſondern weil Gott ſelbſt gewiſſe Bedingungen und Umſtände derſelben, die göttlichen Rechtes ſind,

cumstantias eorum quae divini juris sunt, ex Ecclesiae dispositione suspendit: ut exemplo impedimentorum matrimonii jam monuimus. Idem ergo circa formam judiciarii processus cujus exercendi potestatem, clavibus concessis, Christus Ecclesiae dedit, recte dicetur: id ipsum enim de jure divino est ut absolutionem non consequatur, qui Ecclesiae judicium contemnit, et quas illa conditiones sive in confitendo exigit, sive post confessionem imponit, negligere audet. Hinc etiam in pontifice maximo et episcopis potestas est statuendi casus reservatos, qui a quovis sacerdote remitti non possunt nisi in periculo mortis, et praescribendi canones poenitentiales et definiendi quantum opus sit ad sufficientem confessionem ut singulares peccatorum circumstantiae enumerentur; quibus legibus a confitente temere neglectis, utique etiam ob peccatum mortale novum atque ideo impoenitentiam, irrita absolutio esset.

Illa gravis quaestio superest, utrum ad sacramentum Poenitentiae opus sit perfecta contritione, sive amore Dei super omnia, an vero attritio sufficiat. Equidem in confesso est, quemadmodum et superius attigimus, eum qui actum amoris illius supremi, vel certe

der Anordnung der Kirche überläßt, wie wir in Betreff der Ehehinderniſſe ſchon oben erinnert haben. Ebendaſſelbe wird man auch in Betreff des gerichtlichen Verfahrens, zu deſſen Ausübung Chriſtus durch die Uebergebung der Schlüſſel die Kirche befugt hat, mit gutem Grunde behaupten; denn eben dies iſt göttlichen Rechtes, daß derjenige die Losſprechung nicht erhalte, der das Urtheil der Kirche verachtet, und ſich erkühnt, jene Bedingungen, die ſie entweder in der Beicht erfordert, oder nach der Beicht auferlegt, zu vernachläßigen. Daher haben auch der Pabſt und die Biſchöfe die Gewalt, vorbehaltene Fälle zu beſtimmen, ſo nicht jeder Prieſter, außer in Todesgefahr, nachlaſſen kann, auch Bußkanonen vorzuſchreiben, und zu entſcheiden, in wie weit es nöthig ſey zu einer guten Beicht, daß die beſondern Umſtände der Sünden hergeſagt werden; würde der Büßende freventlich dieſe Geſetze vernachläßigen, ſo wäre, wegen einer neuen Todſünde, und folglich wegen Unbußfertigkeit, die Losſprechung nichtig.

Es übrigt uns noch jene wichtige Frage, ob zum Bußſakramente eine vollkommene Reue, oder eine Liebe Gottes über alles nothwendig ſey, oder ob eine unvollkommene Reue erklecke. Es iſt allerdings anerkannt, wie wir oben ſchon bemerkt, daß jener, welcher eine Uebung der höchſten Liebe Gottes, oder we-

contritionem intuitu divini amoris exercet in quo votum sacramenti vel expresse vel virtualiter comprehendatur, etiam ante confessionem absolvi: fatendum etiam est aliquam facilitatem majorem fidelibus sacramento ipso praestari debere, in qua potissimum sacramenti hujus virtus consistit. Omnibus ergo expensis, rectissime etiam ad concilii tridentini *) mentem dici posse videtur, quamvis attritio seu imperfecta poenitentia quae non amore Dei puro sed metu poenae aut spe vitae aeternae aliisque ex causis similibus nota est, per se ad justificationem perducere nequeat, superveniente tamen sacramento accedere ipsam gratiam, hoc est, radium infusum gratiae divinae caritatis qui contritioni aequivalet et virtute meriti Christi peccata delet, ut adeo ratum maneat divino amore, sive is studio hominis a Deo excitato et adjuto, sive peculiari sacramenti virtute obtineatur, ad justificationem poenitentis opus esse.

Satisfactiones pro peccatis quas quisque vel jussu sacerdotis, vel spontanea pietate suscipit, duplicem vim habent; unam ut animae

---

*) Sess. XIV. Cap. IV.

nigſtens eine Reue in Betrachtung der göttlichen Liebe erweckt, worin der Wunſch das Sakrament zu empfangen, entweder ausdrücklich, oder virtuell inbegriffen iſt, auch vor der Beicht losgeſprochen werde: auch muß man geſtehen, daß den Gläubigen durch das Sakrament ſelbſt eine gewiſſe größere Leichtigkeit ertheilt werden müſſe, worin hauptſächlich die Kraft dieſes Sakraments beſteht. Nach dieſer Erwägung ſcheint es, man könne nach dem Sinne des Kirchenraths von Trient ganz richtig ſagen, daß, obgleich die unvollkommene Reue, die nicht aus reiner Liebe Gottes, ſondern aus Furcht der Strafe, oder aus Hoffnung des ewigen Lebens, und aus andern ähnlichen Urſachen entſprungen iſt, durch ſich zur Rechtfertigung nicht führen kann, jedoch durch das damit verbundene Sakrament die Gnade erhalte, das heißt, den eingegoſſenen Strahl der Gnade der göttlichen Liebe, welcher der vollkommenen Reue gleich iſt, und durch die Kraft des Verdienſtes Chriſti die Sünden tilgt, ſo daß es ſicher bleibe, die göttliche Liebe ſey zur Rechtfertigung des Büßenden nothwendig, möge nun dieſelbe durch den von Gott im Menſchen aufgeweckten und unterſtützten Eifer, oder durch eine beſondere Kraft des Sakraments erhalten werden.

Die Genugthuungen für die Sünden, welche ein jeder entweder auf Befehl des Prieſters, oder aus freiwilliger Andacht unternimmt, haben eine zwiefache

medeantur et prophylactica sint contra recidivam, alteram ut divinam castigationem mitigent, quae sive in hac vita, sive postea ex justitiae rationibus irrogatur, de quo pluribus dicemus in loco de purgatorio, ac de his satisfactionibus sapienter sanctus GREGORIUS Magnus, qui se illicita meminit commisisse a quibusdam studeat licitis abstinere, quatenus per hoc Conditori suo satisfaciat; huc etiam propter cognationem argumenti referri possunt castigationes et carnis mortificationes, aliaque exercitia aut opera utilia cum aliqua molestia juncta, non ob expiationem commissi delicti, sed simpliciter ob praeventionem futuri, animaeque emendationem suscepta. Quae quidem non reprehendi sed laudari et commendari debent, cum magnum fructum habeant et Deo placere luculentis Scripturae testimoniis doceantur: et sane non inepte dicebant veterum Hebraeorum sapientes, quasi sepem aut aggerem legi circumdari debere, hoc est, utiliter a licitis abstineri, ut a confinio illicitorum *) magis removeamur, et unumquemque sibi ipsi

---

*) In Editione Paris. legitur *illicitarum*. Fortasse vox *rerum* omissa est.

Editio Moguntina.

Kraft; die Eine, daß ſie die Seele heile, und gegen den Rückfall verwahre, die Andere, daß ſie die göttlichen Züchtigungen lindere, welche entweder in dieſem oder im künftigen Leben nach den Verfügungen der göttlichen Gerechtigkeit dem Sünder auferlegt werden, wovon wir mehreres ſprechen werden, wenn von dem Fegfeuer die Rede ſeyn wird. Von dieſen Genugthuungen gibt der h. Gregor der Große die weiſe Mahnung: »wer ſich erinnert etwas unerlaubtes begangen zu haben, der ſoll ſich bemühen, ſich einiger erlaubten Dinge zu enthalten, damit er dadurch ſeinem Schöpfer genugthue.« Bei dieſer Gelegenheit können wir auch von den Züchtigungen und Fleiſcheskreuzigungen Erwähnung thun, und von andern Uebungen oder nützlichen Werken, die mit einiger Beſchwerde verbunden ſind, welche nicht zur Sühnung irgend eines Fehlers, ſondern blos zur Verwahrung gegen einen zukünftigen, und zur Seelenbeſſerung unternommen werden. Dieſe können gewiß nicht getadelt, ſondern müſſen gelobt und anempfohlen werden, da ſie einen großen Nutzen gewähren, und, wie häufige Zeugniſſe der Schrift lehren, Gott gefallen; und gewiß ſagten die Weiſen der alten Hebräer nicht unſchicklich, man müſſe das Geſetz gleichſam mit einem Zaune oder Walle umgeben, das heißt, man müſſe ſich heilſam von dem Erlaubten enthalten, um von dem daran gränzenden Unerlaubten deſto wei-

legislatorem recte fieri praescriptis quibusdam veluti formulis et observationibus sive cautionibus, tanquam custodiendae innocentiae munimentis. Abesse autem debet pharisaica opinio sanctitatis nec in operibus nostris sed gratia et misericordia Domini fiducia omnis nostra reponi debet; quidquid enim boni praestiterimus, munus Domini et nostrum officium fuit, et quantacumque nostra solutio sit, imperfecta erit, quidquid enim nobis restat, adhuc Dei est: atque haec nunc quidem de poenitentiae sacramento sufficere possunt.

De unctione infirmorum, non est cur multis nunc disputemus: verba habet Scripturae Sacrae, interpretationem Ecclesiae cui pii et catholici homines tuto fidunt: nec video quid in eo more quem recepit Ecclesia, reprehendi a quoquam possit. Videmus olim et donum sanationis saepe affuisse, cujus usus nunc cum aliis extraordinariis beneficiis, stabilita Ecclesia, infrequentior factus est, semper tamen ne tunc quidem sanatos fuisse credendum est, qui ungebantur. Superest igitur saltem hodieque efficacia illa sanitatis perpetua et nunquam fallens quae ad animam ipsam bene dispositam pertinet, atque a Jacobo Apostolo additur,

ter entſernt zu werden, und ein jeder könne für ſich ein Geſetzgeber ſeyn, durch gewiſſe vorgeſchriebene Regeln, Gebräuche, oder Verwahrungsmittel, als Bollwerke zur Bewachung der Unſchuld. Fern aber ſey der phariſäiſche Heiligkeitswahn, und es ſtütze ſich all unſer Vertrauen nicht auf unſere guten Werke, ſondern auf die Gnade und Barmherzigkeit des Herrn; denn alles Gute, das wir auch immer mögen gethan haben, war ein Geſchenk des Herrn und unſere Pflicht; und wie groß auch immer unſer Schuldenabtrag ſeyn mag, ſo wird derſelbe doch unvollkommen ſeyn; denn alles was uns übrigt, gehört noch Gott zu: dieſes dürfte nun von dem Bußſakramente genügen.

Ueber die letzte Oelung iſt es nicht nöthig, vieles zu ſagen: ſie hat die h. Schrift für ſich und die Auslegung der Kirche, welcher ſich fromme und katholiſche Chriſten ſicher anvertrauen; auch ſehe ich nicht, was an jenem Gebrauche, den die Kirche angenommen hat, von jemand könne getadelt werden. Wir ſehen, daß ehedeſſen oft die Gabe der Heilung damit verbunden war; und obgleich dieſe Wirkung, eben ſo wie andere außerordentliche Wohlthaten, nach Gründung der Kirche nicht mehr ſo häufig iſt: ſo glaube man jedoch nicht, daß damals alle, welche die Oelung empfiengen, geſund geworden ſind. Wenigſtens hat ſie jetzt noch für wohlbereitete Seelen jene fortwährende und niemals trügende Kraft der Heilung, welche der

quando hujus sacramenti usum describit, et in peccatorum remissione ac fidei virtutisque munimento collocatur, quo nunquam magis opus est quam in vitae periculo atque terroribus mortis ad ignea tela Satanae, tum maxime ingruentia, repellenda.

Superest ut sacrificium Missae explicemus, quod in Eucharistiae sacramento contineri semper docuit Ecclesia. Est autem in omni sacrificio, tum qui offert, tum quod offertur, tum causa offerendi. Offerens autem in hoc Altaris sacramento est sacerdos: et quidem summus sacerdos est ipse Christus qui sese non tantum semel in cruce obtulit, cum pro nobis pateretur, sed et perpetuo ad saeculi usque consummationem sacerdotale suum officium exercet, et nunc quoque se Deo Patri pro nobis offert per ministerium sacerdotis seu presbyteri. Diciturque proinde in Scriptura sacerdos in perpetuum secundum ordinem MELCHISEDEC *), qui cum panem et vinum obtulisse dicatur **), nihil manifestius esse videtur quam sacrificium eucharisticum in eo praefigurari ipsa Scriptura allegoria praeeunte. Res autem

---

*) Ps. CIX. 4.

**) Gen. XIV. 18.

Apoſtel Jacobus ihr beilegt, wo er den Gebrauch dieſes Sakraments angibt, und welche er in den Sündennachlaß und die Befeſtigung im Glauben und in der Tugend ſetzt. Dieſe iſt aber niemals nothwendiger als in der Gefahr des Lebens und den Schreckniſſen des Todes, um die feurigen Pfeile des Satans, mit denen er uns da am heftigſten anfällt, zurückzutreiben.

Es bleibt uns noch die Erklärung des Meßopfers, welches, nach der beſtändigen Lehre der Kirche, in dem Sakramente der Euchariſtie enthalten iſt. Bei jedem Opfer aber iſt einer welcher opfert, etwas das geopfert, und eine Urſache, warum geopfert wird. Im Altarsſakramente iſt der Prieſter der Opfernde; und zwar iſt der höchſte Prieſter Chriſtus ſelbſt, welcher ſich nicht nur einmal am Kreuze dargebracht hat, da er für uns litt, ſondern immerdar bis zum Ende der Welt ſein prieſterliches Amt ausübt, und jetzt auch Gott dem Vater durch den Prieſter ſich für uns aufopfert. Daher wird er auch in der Schrift ewiger Prieſter nach der Ordnung Melchiſedechs *) genannt, welcher, indem von ihm geſagt wird, er habe Brod und Wein dargebracht **), offenbar das Opfer der Euchariſtie, das die Schrift ſelbſt zum voraus durch eine Allegorie andeutete, vorgebildet zu haben ſcheint.

---

*) Pſ. CIX. 4.

**) I. B. Moſ. XIV. 18.

oblata sive victima aut hostia, est ipse Christus cujus caro et sanguis sub specie symbolorum utique immolationis atque libamenti officium subit. Nec video quid hic desit ad veram sacrificii rationem: quidni enim id quod sub symbolis praesens est, Deo offerri possit, cum panis et vini species ad oblationem aptae sint, et in his constiterit oblatio MELCHISEDECI et quod sub his in Eucharistia continetur sit omnium rerum pretiosissimum, Deoque offerri dignissimum. Itaque hoc pulcherrimo invento, divina benignitas egestatem nostram juvit ut afferre possimus aliquod munus quod Deus aspernari non possit: et cum ipse infinitus sit, quidquid autem alias a nobis proficisci potest, ad infinitam ejus perfectionem nullam proportionem habeat, nullum libamentum placando Deo par inveniri potuit, quam quod infinitae et ipsum perfectionis esset: mirablii enim ratione fit ut Christus in hoc sacramento quoties consecratio fit, se nobis semper redonans, semper denuo offerri Deo possit, eoque modo perpetuam efficaciam suae primae oblationis quae in cruce facta est, repraesentet atque obsignet. Neque enim aliqua nova hujus sacrificii propitiatorii repetiti ad remissionem peccatorum efficacia est efficaciae Pas-

Die Sache aber, welche geopfert wird, oder das Sühn- oder Dankopfer iſt Chriſtus ſelbſt, deſſen Fleiſch und Blut unter der Geſtalt der Symbole als Schlacht- und Trankopfer dargebracht wird. Ich ſehe nicht, was hier fehle zu einem wahren Opfer: ſollte denn wohl das, was unter den Symbolen zugegen iſt, Gott nicht können dargebracht werden, da die Geſtalten des Brods und Weins zum Opfer geeignet ſind, und das Opfer Melchiſedechs darin beſtand, und dasjenige was in der Euchariſtie enthalten iſt, das Koſtbarſte und Würdigſte iſt, was Gott geopfert werden kann. Durch dieſe herrliche Einrichtung alſo iſt die göttliche Güte unſrer Dürftigkeit zu Hülfe gekommen, damit wir im Stande wären, Gott eine Gabe darzubringen, die er nicht verſchmähen konnte; da er ſelbſt unendlich iſt, alles aber was von uns herkommen kann, in keinem Verhältniſſe zu deſſen unendlicher Vollkommenheit ſteht: ſo konnte kein Opfer gefunden werden, das vermögend wäre Gott zu beſänftigen, als was ſelbſt eine unendliche Vollkommenheit beſäße: denn es geſchieht auf eine wunderbare Weiſe, daß Chriſtus in deſem Sakramente, ſo oft conſekrirt wird, ſich ſelbſt uns wieder ſchenkend, allzeit von neuem Gott könne aufgeopfert werden, und auf dieſe Art die immerwährende Kraft ſeiner erſten Aufopferung an dem Kreuze vorſtelle und beſiegle. Denn durch dieſes wiederhohlte Verſöhnungsopfer wird der Kraft des

sionis superaddita, sed vis ejus in primi illius cruenti sacrificii quod semel omnia consummavit repraesentatione atque applicatione consistit, cujus fructus divina est gratia quae ad illos pervenit qui tremendo huic sacrificio intervenientes, oblationem cum sacerdote digne celebrant. Et cum praeter remissionem aeternae poenae et donationem meriti Christi in vitae aeternae spem, multa alia a Deo, salutaria petere possimus pro nobis aliisque vivis aut mortuis, et ex his quae peti possunt potissimum sit mitigatio paternae castigationis quae omni peccato debetur, etiamsi poenitens in gratiam receptus sit, utique manifestum est nihil in omni cultu nostro esse pretiosius et *) efficacius quam sacrificium hujus divini sacramenti cui ipsum corpus Domini praesens intervenit. Neque enim Deo gratius quicquam et cujus suavior odor sit, a nobis, si mundo corde ad hanc aram accedamus, immolari potest. Et praeclare BERNARDUS, totum quod dare possum, miserum corpus istud est, et si minus est addo et corpus ipsius.

---

*) *Ad impetrandum*, additum est hoc verbum ad marginem a LEIBNITIO.

Editio Parisiensis.

Leidens Jeſus keine neue Kraft zur Nachlaſſung der Sünden beigefügt, ſondern deſſen Kraft beſteht in der Darſtellung und Anwendung jenes erſten blutigen Opfers, welches auf einmal alles vollbracht hat, deſſen Frucht die göttliche Gnade iſt, die jenen zu Theil wird, welche dieſem ſchaudervollen Opfer beiwohnen, und daſſelbe mit dem Prieſter würdig darbringen. Und da wir auſſer dem Nachlaß der ewigen Strafe, und der Ertheilung des Verdienſtes Chriſti zur Hoffnung des ewigen Lebens noch vieles andere Heilſame für uns, und für viele andere ſowohl Lebende als Todte, von Gott begehren können, und unter dem was kann begehrt werden, vorzüglich die Linderung der väterlichen Züchtigung iſt, die jede Sünde verdient, obgleich der Büßende zur Gnade aufgenommen ſey: ſo iſt es gewiß offenbar, daß in unſerm ganzen Gottesdienſte nichts köſtlicher und wirkſamer iſt, als das Opfer dieſes göttlichen Sakraments, wo ſelbſt der Leib des Herrn gegenwärtig erſcheint. Auch kann Gott nichts angenehmeres und ſüßern Geruches von uns als Opfer dargebracht werden, als wenn wir mit reinem Herzen zu dieſem Altare hintreten. Daher ſagt Bernard ſehr ſchön: das Ganze, was ich geben kann, iſt dieſer elende Leib, und wenn er nicht hinreicht, ſo gebe ich noch ſeinen eigenen Leib darzu.

Porro sacrificium hoc ipsa Sacra Scriptura comparatione MELCHISEDECI cum Christo in psalmo decimo centesimo et epistola ad Hebraeos manifeste innuit, quemadmodum jam attigimus, ut de jugi sacrificio DANIELI memorato aliisque locis nihil dicam; et sane conveniens erat religionem christianam sine sacrificio non esse, et oblationem nostram in veteris Testamenti sacrificiis tantum praefiguratam, quemadmodum omnium dignissima et perfectissima est, ita et jugem et perpetuam esse, cum et summi sacerdotis nostri officium sacerdotale perpetuum esse in psalmo supra dicto insinuetur. Et vero veteres passim ita interpretantur et mundam quoque oblationem de qua MALACHIAS *) loquitur, jam JUSTINUS martyr et IRENAEUS, ut de AUGUSTINO et posterioribus nihil dicam, Eucharistiae accommodarunt. Denique innumera sunt loca Sanctorum Patrum quibus dicitur Christum quotidie in sacramento populis immolari, ut ait AUGUSTINUS, incruentum sacrificium esse, quando id quod confectum nominamus corpus et sanguinem Christi, ut ait CYRILLUS, in pane supersubstantiali simul esse holocaustum

---

*) Mal. I, 11.

Ferner deutet die h. Schrift ſelbſt durch Vergleichung des Melchiſedechs mit Chriſto in dem Pſalme 110, und in dem Brief an die Hebräer, offenbar auf dieſes Opfer, wie wir oben ſchon kurz erwähnt, um des immerwährenden Opfers Daniels, von dem Meldung geſchieht, und anderer Stellen zu geſchweigen; und gewißlich ziemte es ſich, daß die chriſtliche Religion nicht ohne Opfer ſey, und daß unſer Opfer, in den Opfern des A. T. nur vorgebildet, gleich wie es das würdigſte und vollkommenſte unter allen iſt, ſo auch ununterbrochen fortdaure, indem das Prieſteramt unſers Oberprieſters in dem oben angeführten Pſalme als ewig angedeutet wird. Und in der That legen dies die Alten durchgehends ſo aus; und ſchon Juſtin, der Märtyrer, wie auch Irenäus, ohne von dem h. Auguſtin und den ſpätern zu reden, wenden die Worte des Propheten Malachias*) von dem reinen Opfer auf die Euchariſtie an. Endlich haben wir unzählige Stellen aus den hh. Vätern, worin es heißt: daß Chriſtus täglich in dem Sakramente für die Völker geſchlachtet werde, wie Auguſtin ſagt, daß es ein unblutiges Opfer ſey, wenn wir das Verwandelte den Leib und das Blut Chriſti nennen, wie Cyrill ſagt; daß wir in dem himmliſchen Brode zugleich ein Opfer und ein Arzneimittel finden, nach Cyprians

---

*) Mal. 1. 11.

et medicinam, ut ait CYPRIANUS, quaeque alia passim prostant.

Cum vero in honorem Sanctorum celebrari missae dicuntur, hoc non cavillatorie sed ex mente dicentium interpretandum est; nam uni Deo sacrificatur, unius Dei potissimum honor quaeritur; nec Sancti nisi ut amici Dei coluntur. Interim Sancti alicujus utique honori datur, quod aliquando illo ipso tempore et loco potissimum et singulariter celebratur sacrificium quo et laudes Sancti commemoramus et preces atque intercessionem expetimus, quibus a Christi merito et oblatione omnis dignitas sua qualiscumque conciliatur: sacrificium ergo divinum non magis sancto tribui dicendum est in ejus festo aut in altari vel basilica quae ab ipso nomen habet, quam officium divinum quod in electione aut coronatione fit, regi dicatum est, quamvis ad ejus honorem pertinere non negetur.

Porro cum jugis sacrificii tanta sit dignitas atque utilitas, receptum denique est, ut creberrime Deo offerretur pro fidelium necessitatibus, etiamsi non semper accederet dispensatio. Olim quidem omnes qui sacrificio intererant, etiam communionis participes fie-

Ausſpruch; mehrere Stellen ſind noch allenthalben vorhanden.

Wenn es heißt: es werden Meſſen zu Ehren der Heiligen geleſen, ſo darf man dieſes nicht aberwitzig auslegen, ſondern nach dem Sinne derjenigen welche ſich dieſes Ausdruckes bedienen: denn nur Gott allein opfert man, Gottes Ehre allein wird hauptſächlich dadurch geſucht; die Heiligen werden nur als Freunde Gottes verehrt. Indeß feiert man auch zuweilen beſonders das Meßopfer zu Ehren eines Heiligen zu jener Zeit und an jenem Orte vorzüglich, wo man das Lob des Heiligen verkündigt und deſſen Gebete und Fürſprache erfleht, welchen von dem Verdienſt und Opfer Chriſti alle ihre Kraft ertheilt wird. Man kann alſo eben ſo wenig ſagen, das göttliche Opfer, welches am Feſte oder an dem Altar oder in der Kirche, die ſeinen Namen führt, gehalten wird, werde dem Heiligen zugeeignet, als man ſagen kann, daß der Gottesdienſt, welcher bei einer Wahl oder Krönung ſtatt hat, dem Könige gewidmet ſey, obgleich nicht geläugnet werden kann, daß er zu ſeiner Ehre beitrage.

Da alſo die Würde und der Nutzen des immerwährenden Opfers ſo groß iſt, ſo hat man endlich die Gewohnheit eingeführt, daſſelbe Gott ſehr oft für die Anliegen der Gläubigen darzubringen, wiewohl nicht jedesmahl dabei die Kommunion ertheilt ward. Wahr iſt es, vor Zeiten empfiengen alle, die dem Opfer bei-

bant; paulatim vero ad paucos redacta est communio, ex quo primae pietatis fervore diminuto, merito timeri coeptum est ne crebrior perceptio et promiscua distributio venerationem diminueret, multisque peccandi occasionem faceret: si enim nunc quoque omnes fideles post celebrata mysteria, ad mensam Domini accederent, quis dubitat plurimos indigne manducaturos: nunc autem per intervalla temporum ad hanc coenam venientibus praeparandi spatium datur, ne sine veste nuptiali reperiantur; non ideo tamen honori divino aliquid detrahendum fuit, quia communicantes non semper habebantur. Quare ex quo sanctissimum sacrificium in omnibus Ecclesiis quotidie celebrari laudatissima pietate institutum est, consequens fuit ut sufficere judicaretur perceptio offerentis sacerdotis; atque haec missarum quas privatas vocant, origo est, quarum fructu sane maximo privari Ecclesiam, cum divini honoris detrimento, aequum non est; tametsi nec quia diu illis caruit Ecclesia Christi, hodie cum summa offensione fidelium praeclara instituta sunt abolenda, nec protinus ad veterem simplicitatem in externis redeundum est, nisi forte ab his qui intus primorum christianorum pium

wohnten, die Kommunion; nach und nach aber wurde ſie auf wenige eingeſchränkt, ſeitdem man nach Erkaltung des erſten Andachtseifers, mit Recht zu fürchten anfieng, daß, wenn dieſelbe zu häufig empfangen, und ohne Unterſchied ausgetheilt würde, die Verehrung vermindert, und Vielen Gelegenheit zur Sünde gegeben werden möchte: denn träten jetzt noch alle Gläubige nach der Feier der hh. Geheimniſſe zum Tiſche des Herrn, wer zweifelt daß die meiſten die h. Speiſe unwürdig genöſſen? Jetzt wird denen, welche zu dieſem Mahle kommen, eine Zwiſchenzeit zur Vorbereitung gegeben, damit ſie nicht ohne hochzeitliches Kleid befunden werden; darum aber durfte der göttlichen Ehre nichts entzogen werden, weil nicht immer Kommunizirende zugegen waren. Daher hielt man ſeit der Zeit, als durch eine ſehr löbliche Frömmigkeit die Anordnung getroffen ward, täglich in allen Kirchen das allerheiligſte Opfer zu begehen, es für hinlänglich, daß der opfernde Prieſter daſſelbe empfange; und dies iſt der Urſprung der ſogenannten Privatmeſſen, deren Frucht, die gewiß ſehr groß iſt, man die Kirche zum Nachtheil der göttlichen Ehre billiger Weiſe nicht berauben darf; indeß darf man jene herrliche Einrichtung, weil dieſelbe lange nicht in der Kirche Chriſti üblich geweſen, zum größten Anſtoß der Gläubigen in unſern Tagen nicht abſchaffen, und nicht plötzlich zur alten Einfachheit in dem äuſſern Cultus zurückkehren; dies könnten höchſtens jene vielleicht, die ohne Verwegenheit glau-

ardorem sese praestare posse, non temere confidunt, quales utinam multi essent!

De aquae admixtione, de azymo aut fermentato, de lingua qua celebretur divinum officium, neque *) caeremoniis sacris pie introductis, non est quod multa dicam. Constat enim de his statuendi potestatem penes Ecclesiam esse, modo decor servetur et eorum quae submisse et lingua sacra dicuntur notitia et interpretatio fideli populo non desit; atque certe nunc nihil in eo genere desiderari potest, ex quo complures libelli vernaculi prodiere in quibus canon missae et quidquid ad rem divinam pertinet, abunde explicatur.

Sacramentum Ordinis sive hierarchiae ecclesiasticae est, quo officium et potestas ecclesiastica sive spiritualis, suis gradibus distincta, certis hominibus confertur quorum ministerio utitur Deus ad sacramentorum suorum gratiam dispensandam, hominisque alios docendos, regendos et unitate fidei et obedientia caritatis retinendos, addita vi cujusdam jurisdictionis quae in clavium usu optissimum comprehen-

---

*) Forte omissum est *de*, aut pro *atque* scriptum est *neque*.

Editio Moguntina.

ben, den frommen Eifer der erſten Chriſten wieder innerlich aufleben machen zu können; und wollte Gott es gäbe viele dergleichen.

Es iſt nicht nothwendig, daß ich über die Miſchung des Weines mit Waſſer, über das ungeſäuerte oder geſäuerte Brod, über die Sprache in welcher der Gottesdienſt gehalten werden ſoll, über die h. Ceremonien, welche die Andacht eingeführt hat, vieles ſage. Denn es iſt bekannt, daß die Kirche die Gewalt habe hierüber zu verfügen, wenn man nur Anſtand beobachtet, und dem gläubigen Volke das, was leiſe und in der h. Sprache geſagt wird, bekannt macht und erklärt; und gewiß kann hierin nicht mehr verlangt werden, ſeitdem mehrere Bücher in der Mutterſprache herausgekommen ſind, in denen der Kanon der Meſſe, und was immer auf den Gottesdienſt Bezug hat, zur Genüge erklärt wird.

Das Sakrament der Prieſterweihe, oder die kirchliche Hierarchie iſt das, wodurch der Dienſt und die kirchliche oder geiſtliche Gewalt, in ihre verſchiedenen Abſtufungen getheilt, gewiſſen Menſchen übertragen wird, deren ſich Gott bedient, um die Gnade ſeiner Sakramente auszuſpenden, andere Menſchen zu lehren, zu leiten, ſie in der Einheit des Glaubens und im Gehorſame der Liebe zu erhalten, mit der Gewalt einer gewiſſen Juriſdiction, die vorzüglich im Gebrauche der Schlüſſel enthalten iſt. Zur Hierarchie der

ditur. Pertinent autem ad pastorum Ecclesiae hierarchiam, non tantum sacerdotium et hujus praeparatorii gradus, sed et episcopatus et ipse primatus maximi pontificis, quae omnia divini juris esse credendum est: quando quidem sacerdotes per episcopum ordinantur et episcopus et maxime is cui universalis Ecclesiae cura commissa est, potestatem habet sacerdotis munus moderandi ac limitandi ut jus clavium in quibusdam casibus reservatis, non tantum non licite sed nec valide exercere possit. Praeterea episcopus, et super omnes, qui oecumenicus dicitur ac totam Ecclesiam repraesentat, potestatem habet excommunicandi et privandi sacramentorum gratia, ligandique, ac peccata retinendi et rursus solvendi et recipiendi, neque enim in clavium jure tantum jurisdictio voluntaria continetur, quae sacerdotis est in confessionali; sed et procedi potest ab Ecclesia in invitos, et qui Ecclesiam non audit, ejusque mandata quantum per salutem animae potest, non servat, velut ethnicus et publicanus haberi debet [*]), et regulariter, accedente ad terrenam coelesti sententia, suae animae malo, vim ecclesias-

---

[*]) Matth. XVIII., 17.

Hirten der Kirche gehören nicht nur das Prieſterthum und die verſchiedenen dazu vorbereitenden Stufen, ſondern auch das Biſchofthum, und ſelbſt der Primat des Papſtes, welches alles unläugbar göttlichen Rechtes iſt, weil die Prieſter durch den Biſchof ordinirt werden, und der Biſchof, vorzüglich jener, dem die Sorge über die allgemeine Kirche anvertraut iſt, die Gewalt hat das Prieſteramt zu leiten und zu beſchränken, ſo daß der Prieſter in gewiſſen vorbehaltenen Fällen die Schlüſſelgewalt nicht nur nicht rechtlich, ſondern nicht einmal gültig ausüben kann. Uebrigens hat auch der Biſchof, und vor allen jener, welcher ökumeniſch genannt wird und die ganze Kirche vorſtellt, die Gewalt, den Bannfluch auszuſprechen, der Gnade der Sakramente zu berauben, zu binden, die Sünden zu behalten und wieder zu löſen, und wieder in die Gemeinſchaft aufzunehmen; denn die Schlüſſelgewalt ſchließt nicht nur eine willkürliche Gerichtsbarkeit in ſich, wie jene des Prieſters im Beichtſtuhle; ſondern die Kirche kann auch gegen Widerſpenſtige dieſelbe Gewalt brauchen, und wer die Kirche nicht hört, und ihre Befehle, in ſoweit er es zu ſeinem Seelenheile thun kann, nicht beobachtet, ſoll für einen Heiden und Publikanen gehalten werden, und da der Regel nach der Ausſpruch auf Erde durch den himmliſchen bekräftigt wird, ſo gereicht es jenem zum Schaden ſeiner Seele, auf dem die Gewalt der Kirche laſtet,

ticae potestatis experitur cui Deus ipse accommodat quod in jurisdictione omni ultimum ac supremum est, hoc est, executionem.

Ut autem vis hierarchiae melius intelligatur, sciendum est omnem civitatem sive rempublicam adeoque ecclesiasticam considerari debere ut corpus civile sive unam personam moralem: id enim interest inter coetum plurium, et unum corpus, quod coetus per se ex pluribus unam personam non facit, corpus vero personam constituit cui proprietates et jura varia competere possunt distincta a juribus singulorum: unde et jus corporis vel collegii in uno conservatur, coetus autem necessario in pluribus consistit. Porro personae sive naturalis sive moralis natura est, ut habeat aliquam voluntatem, ut nempe sciri possit quid ipsa velit. Itaque si forma regiminis sit monarchica, voluntas monarchae est voluntas civitatis, sin polyandrica sit, tunc alicujus collegii vel concilii sive id ex aliquibus, sive ex omnibus civibus constet, voluntas quae sive per numerum suffragiorum, sive per alias certas conditiones cognoscitur, censetur voluntas civitatis esse.

welcher Gott ſelbſt das Letzte und Höchſte jeder Gerichtsbarkeit — die Vollziehung — verleiht.

Damit man ſich aber einen beſſern Begriff von der Gewalt der Hierarchie machen könne, muß man wiſſen, daß jeder Staat, oder jede Republik, alſo auch der kirchliche Staat, als ein geſellſchaftlicher Körper oder eine einzige moraliſche Perſon zu betrachten ſey; darin beſteht nämlich der Unterſchied zwiſchen einem Verein von mehreren, und einem einzigen Körper, weil der Verein durch ſich aus mehrern nicht eine einzige Perſon bildet, der Körper aber eine Perſon ausmacht, welcher Eigenſchaften und gewiſſe Rechte, die von den Rechten der Einzelnen unterſchieden ſind, zukommen können: daher wird das Recht eines Körpers oder Kollegs in einem einzigen erhalten, das Recht eines Vereins aber beſteht nothwendig in mehreren. Nun aber liegt es in der Natur einer Perſon, ſey es nun eine natürliche oder moraliſche, daß ſie einen gewiſſen Willen habe, damit man nämlich wiſſen könne, was ſie wolle. Wenn daher die Form der Regierung monarchiſch iſt, ſo iſt der Wille des Monarchen der Wille des Staats; iſt ſie unter vielen gemeinſchaftlich, ſo ſieht man den Willen eines Kollegs oder eines Raths, möge nun dieſer aus einigen oder allen Bürgern beſtehen, und der Wille, entweder durch die Anzahl der Stimmen, oder durch andere feſtgeſetzte Bedingungen erkannt werden, als den Willen des Staats an.

Cum igitur Deus optimus maximus Ecclesiam constituerit in terris tanquam Civitatem Sacram super montem positam, sponsam suam immaculatam et voluntatis suae interpretem; cujus unitatem per totum orbem caritate colligandam usque adeo commendavit, et quam audiri jubet ab omnibus qui ethnicis aut publicanis aequiparari nolunt, consequens est, ut modum constituerit quo voluntas Ecclesiae, interpres voluntatis divinae, cognosci possit: et hunc jam tum Apostoli ostendere, qui corpus Ecclesiae repraesentabant. Hi enim concilio hierosolymis coacto, sententiam suam explicantes, inquiunt, visum est Spiritui Sancto et nobis; *) neque hoc privilegium assistentis Ecclesiae Spiritus Sancti Apostolorum morte cessavit, sed usque ad consummationem saeculi durare debet, atque in toto corpore Ecclesiae per episcopos tanquam Apostolorum successores, fuit propagatum. Quoniam autem non semper nec frequenter haberi potest concilium, nam episcopi populos quibus praesunt, crebro deserere non possunt, et tamen semper persona Ecclesiae vivere ac subsistere debet; ut voluntas ejus possit cognosci, con-

---

*) Actor. XV., 28.

Da alſo der beſte und höchſte Gott auf Erde eine Kirche, als die auf dem Berg' erbaute heilige Stadt, ſeine unbefleckte Braut, und die Auslegerin ſeines Willens, gegründet hat, deren Einheit, durch das Band der Liebe auf dem ganzen Erdkreiſe geknüpft, er ſo hoch angeprieſen hat, und überdies allen die nicht Heiden und Publikanen gleichgeſtellt werden wollen, befiehlt dieſelbe zu hören: ſo folgt daraus, daß er auch eine Vorſchrift geben mußte, wodurch der Wille der Kirche, der Dolmetſcher des göttlichen Willens, könne erkannt werden, und dieſe erſah man ſchon an den Apoſteln, welche den Körper der Kirche vorſtellten. Dieſe nämlich ſprachen, da ſie in dem zu Jeruſalem vereinten Rathe ihren Richterſpruch kund machten: es ſchien dem heil. Geiſt und uns *); und dieſes der Kirche zugeſtandene Beiſtandsrecht des h. Geiſtes hat mit dem Tode der Apoſtel nicht aufgehört, ſondern muß bis zum Ende der Welt fortbeſtehen, und war auch im ganzen Körper der Kirche durch die Biſchöfe als Nachfolger der Apoſtel fortgepflanzt worden. Weil es aber nicht möglich iſt, daß allzeit oder oft ein Kirchenräth gehalten werde, — denn die Biſchöfe können das Volk, über das ſie geſetzt ſind, nicht ſo verlaſſen, — und dennoch die Perſon der Kirche allzeit leben und fortbeſtehen muß, damit ihr Wille erkannt werden könne: ſo war es eine nothwendige Folge, die

---

*) Apoſtelg. XV. 28.

sequens fuit, ipso divino jure, et memorabilibus admodum Christi ad PETRUM verbis *), (quando claves regni coelorum specialiter commisit, pariter ac cum oves suas pascendas tribus emphatice commendavit) insinuatum, atque in Ecclesia creditum est, ut unus inter Apostolos, hujusque successor unus, inter episcopos majore potestate exornaretur, ut per eum tanquam visibile centrum unitatis, colligari corpus Ecclesiae, provideri communi necessitati, convocari, si opus, concilium, et convocatum dirigi, et tempore interconciliari dari opera posse, ne quid res fidelium publica detrimenti caperet (et cum PETRUM Apostolum in principe orbis terrarum urbe Roma et Ecclesiam gubernasse, et martyrium subiisse et successorem sibi designasse constanter veteres tradunt **), neque ullus alius episcopus unquam *ea ratione* venerit, romanum caeterorum principem merito agnoscimus). Itaque saltem illud certum esse debet in omnibus quae moram concilii universalis non ferunt, aut concilium universale non merentur, interim

---

*) Joan. XXI., 15, 16, 17.

**) Scripsisse videtur LEIBNITIUS *tradant.*

Editio Parisiensis.

ſelbſt durch das göttliche Recht, und jene merkwürdige Worte Chriſti zu Petrus *) (als er ihm beſonders die Schlüſſel des Himmelreichs anvertraute, und auch als er ihm dreimal nachdrucksvoll empfahl ſeine Schafe zu weiden) angedeutet und in der Kirche geglaubt worden iſt, daß einer unter den Apoſteln, und ein Nachfolger deſſelben unter den Biſchöfen mit größſerer Gewalt ausgerüſtet würde, damit durch ihn, als den ſichtbaren Mittelpunkt der Einheit, der Körper der Kirche verbunden, dem gemeinſamen Bedürfniſſe geſteuert, ein Kirchenrath, wenn es nothwendig iſt, zuſammenberufen, und der zuſammenberufene geleitet, und in der Zwiſchenzeit der Kirchenräthe alle Sorge angewandt werden könne, um jeden Schaden von der Gemeinſchaft der Gläubigen abzuwenden. Da nun nach einſtimmiger Ueberlieferung des Alterthums der Apoſtel Petrus in Rom, der Hauptſtadt der Welt, die Kirche regiert, den Martertod gelitten und ſich einen Nachfolger beſtimmt, und nie ein andrer Biſchof dieſes Recht ſich angemaßt hat: ſo geſtehen wir dem römiſchen Biſchof unter allen billig den Vorrang zu. Daher muß wenigſtens dies als ſicher angenommen werden, daß in allem, was bis auf einen allgemeinen Kirchenrath nicht kann verſchoben werden, oder keinen allgemeinen Kirchenrath verdient, der Erſte der Biſchöſe oder der Pabſt mittlerweile dieſelbe Gewalt

---

*) Joh. XXI. 15. 16. 17.

eamdem *) esse episcoporum principis sive pontificis maximi potestatem, quae totius Ecclesiae, per eum excommunicari quemvis et restitui posse, eique omnes fideles veram debere obedientiam, cujus vis eo porrigitur ut quemadmodum juramentum servandum est in omnibus quae cum salute animae servari possunt, ita et pontifici magno tanquam uni visibili Dei vicario in terris sit obediendum in omnibus quae sine peccato salvaque conscientia fieri posse ipsi nosmetipsos interrogantes judicamus, usque adeo ut in dubio, caeteris paribus, obedientia tutior sit censenda, idque faciendum est amore unitatis Ecclesiae et ut Deo in his quos misit, obediamus. Quidvis enim libentius pati debemus etiam cum magna jactura nostra, quam ut ab Ecclesia divellamur ac schismati causam praebeamus: sed de primatu et autoritate romani pontificis postea pluribus erit dicendum.

Haec tamen omnia intelligenda sunt, salvo jure terrenarum potestatum, quod Christus

---

*) Leibnitius ita primo scripserat. Deinde alio modo sententiam suam expressit, additis vocibus quibusdam interlinearibus, ex quibus ita legi posset: *interim succedere episcoporum principis sive pontificis*

habe, welche die ganze Kirche hat, daß durch ihn ein jeder aus der Gemeinſchaft ausgeſchloſſen und in dieſelbe wieder aufgenommen werden könne, und ihm alle Gläubige einen wahren Gehorſam ſchuldig ſeyen, deſſen Gewalt ſoweit ſich erſtreckt, daß gleichwie in allem, was dem Seelenheile nicht nachtheilig iſt, der Eidſchwur muß gehalten werden, man eben ſo verpflichtet iſt dem Pabſte, als dem einzigen ſichtbaren Stellvertreter Gottes auf Erde, zu gehorſamen, in allem was wir ohne Sünde und mit gutem Gewiſſen, nach eigener Ueberlegung thun zu können urtheilen, ſo zwar, daß im Zweifel, wenn von beiden Seiten gleich ſtarke Gründe ſind, der Gehorſam als der ſicherſte Theil anzuſehen ſey; — und dies ſoll man thun aus Liebe der Kircheneinheit, und damit wir Gott in denen, ſo er geſandt hat, gehorſamen. Denn wir müſſen lieber alles, auch ſogar mit dem größten Schaden, ertragen, als uns von der Kirche losreiſſen, und eine Kirchenſpaltung verurſachen. Doch in der Folge werden wir noch mehreres über den Primat und das Anſehen des römiſchen Pabſtes zu erörtern haben.

Alles dieſes jedoch muß ohne Verletzung des Rechtes der irdiſchen Mächte, welche Chriſtus nicht aufge-

---

maxime potestatem potestati totius Ecclesiae. Per eum, etc. Verba prius scripta non tamen ipse delevit, verum accurate parenthesibus inclusit.

Editio Parisiensis.

non sustulit: etsi enim christiani principes non minus Ecclesiae obedientiam debeant quam minimus quisque fidelium, tamen nisi ipso jure regni aliter provisum actumque esse constet, ecclesiastica potestas eo extendenda non est ut subditos in veros dominos armet: Ecclesiae enim arma sunt lacrymae et preces; et haec optima tutissimaque saecularis atque ecclesiasticae potestatis collimitatio est primitivae Ecclesiae exemplo, ut Deo ejusque ministris quidem potius sit obediendum, terrenis tamen potestatibus non sit resistendum, sed si prava imperent quidvis potius patiendum, dummodo sine certa fidei pernicie fieri possit. Nec diffiteor interim et principibus ac populis christianis aliquam eamque sane maximam, debere esse curam sacrorum, ita tamen ut nec manus arcae admoveant nec thuribulum cum Osia *) capiant, sed auxilio suo juvent Ecclesiam quo melius puritatem atque unitatem servet, ac jure suo utatur. Quibus observatis, imperium in imperio, sacrum in terreno sine permixtione ac perturbatione subsistet ac florebit. Quod ad ipsorum principum securitatem et subditorum fidem, ipsa christianae

---

*) II. Paralip. XXVI.

hoben, verſtanden werden: denn obgleich die chriſtlichen Fürſten der Kirche eben ſowohl Gehorſam ſchuldig ſind, als der Geringſte der Gläubigen, ſo darf doch die Kirchengewalt, außer wenn ſchon durch das Reichsrecht ſelbſt anders verfügt und gehandelt worden, nicht ſo weit gehen, daß ſie die Unterthanen gegen ihre wahren Herren bewaffne; denn die Waffen der Kirche ſind nur Thränen und Gebete, und die ſicherſten Gränzen zwiſchen der weltlichen und kirchlichen Macht ſind, nach dem Beiſpiele der erſten Kirche, daß man zwar vorzugsweiſe Gott und ſeinen Dienern gehorſamen müſſe, aber doch auch gegen irdiſche Mächte ſich nicht auflehnen dürfe; allein wenn ſie etwas böſes befehlen, ſo ſolle man lieber alles leiden, wenn es nur ohne offenbare Gefahr des Glaubens geſchehen könne. Doch ſtelle ich auch nicht in Abrede, daß die Fürſten und das chriſtliche Volk eine und ſogar eine große Sorge für das Heiligthum tragen müſſen, ſo doch, daß ſie weder die Hand an die Bundeslade legen, noch mit Oſias das Rauchfaß ergreifen; ſondern mit ihrer Hülfe der Kirche beiſtehen, damit ſie ihre Reinheit und Einheit beſſer erhalte, und ihre Gerechtſame ungeſtört genieße. Wenn man dieſes beobachtet, ſo wird das Reich im Reiche, das Heilige im Irdiſchen ohne Miſchung und Verwirrung beſtehen und blühen; daß dieſes einen Einfluß habe auf die Sicherheit der Fürſten, und die Treue der Untergebenen, welche

religionis disciplina magis stabilitam, pertinere negari non potest.

De discrimine episcopi et presbyteri utrum et quatenus a jure divino proficiscatur, in Ecclesia quidem nulla magnopere dubitatio aut obscuritas est: protestantes vero non tantum contra Ecclesiam contendunt, sed et inter se. Scimus enim episcopales in Anglia et Scotia contra presbyterianos autoritate tum Scripturae, tum veteris Ecclesiae divini privilegii praerogativam tueri. Et sane discrimen Apostolorum ac reliquorum Discipulorum et Christus ipse instituit et post ascensum ejus in coelum, communis consensus ex magistri disciplina servavit, et Apostolos sibi successores episcopos constituisse Ecclesia tenuit. Itaque Aerius quidam pro haeretico habitus est quod episcopi ac presbyteri munera confudisset; Hieronymus tamen alicubi dicere videtur differentiam episcopi et presbyteri ab ecclesiastico esse instituto, magis consuetudine quam dispositionis dominicae veritate; et scribit idem facere episcopum quod presbyter facit: alibi tamen limitationem adjicit: quid, inquit, facit, excepta Ordinatione, episcopus, quod non facit presbyter? Fortasse igitur transigi cum Hieronymo potest, ut episcoporum quidem

durch die Kirchenzucht der chriſtlichen Religion noch mehr befeſtigt wird, kann nicht geläugnet werden.

Die Frage über den Unterſchied der Biſchöfe und Prieſter, ob und wie weit derſelbe göttlichen Rechtes ſey, iſt in der Kirche ziemlich ausgemacht und erörtert; die Proteſtanten aber ſind nicht blos im Streite gegen die Kirche, ſondern auch unter ſich ſelbſt: denn wir wiſſen, daß die Episkopalen in England und Schottland gegen die Presbyterianer ſowohl mit dem Anſehen der Schrift, als auch der ältern Kirche, göttliche Vorrechte verfechten. Und in der That hat Chriſtus ſelbſt einen Unterſchied unter den Apoſteln und den übrigen Jüngern feſtgeſetzt, und nach der Auffahrt Chriſti in den Himmel ward derſelbe durch eine allgemeine Uebereinſtimmung nach des Lehrers Einrichtung beibehalten; und die Kirche hat ſtets gelehrt, daß die Apoſtel ſich die Biſchöfe als Nachfolger beſtimmt haben. Aus dieſem Grunde wurde Aerius als ein Ketzer angeſehen, weil er unter den Verrichtungen des Biſchofs und jenen des Prieſters keinen Unterſchied machte; doch ſcheint Hieronymus irgendwo ſagen zu wollen, der Unterſchied zwiſchen einem Biſchof und einem Prieſter ſey kirchlicher Einrichtung, und ſtütze ſich mehr auf die Gewohnheit, als auf die Wahrheit einer göttlichen Anordnung; auch ſagt er, der Biſchof thue daſſelbe was der Prieſter; doch fügt er anderswo eine Einſchränkung bei,

autoritas seu gubernatio qualis tunc erat et nunc quoque est, ab Ecclesia recepta; potestas autem spiritualis ordinaria quae potissimum in jure ordinandi consistit, ex Christi instituto ut Apostolis, ita episcopis reservata esse intelligatur. Nam Confirmationis administrationem facilius subinde presbyteris concessam constat *). Licet enim fingamus nihil apostolica traditione contineri de potestate episcoporum excommunicandi presbyteros et ligandi hos quos presbyteri solverunt, etiam sine aliorum presbyterorum suffragiis; quia tamen Ecclesiae potestas supra presbyteros, divini juris est, hanc illa per episcopos exercere posset et fortasse debuisset; neque enim alia commoda ratio apparet. Quod si igitur Hieronymum putaremus gradus quosdam in divino instituto agnovisse, et ubi ex ejus sententia Ecclesiae autoritas ad divinae traditionis complementum accedere debuit, institutum humanum appellasse, condonari ea libertas viro summo posset, tamen non temere imitanda est: et simplicius

---

*) Nostris quoque temporibus hoc subinde fieri constat,

Editio Moguntina.

indem er ſpricht: was thut der Biſchof, die Ertheilung der Weihe ausgenommen, was nicht auch der Prieſter thut? Vielleicht kann man mit Hieronymus dahin ſich vereinigen, daß man annehme, jenes Anſehen, mit dem die Biſchöfe ſchon damals ihre Kirchen regierten, und die ſie auch jetzt noch ausüben, ſey ihnen von der Kirche übertragen; die ordentliche geiſtliche Gewalt, die hauptſächlich in dem Rechte die Weihen zu ertheilen beſteht, durch die Anordnung Chriſti den Biſchöfen, ſo wie den Apoſteln, vorbehalten worden. Denn es iſt bekannt, daß man je zuweilen ohne große Schwierigkeiten den Prieſtern die Gewalt gegeben, die Firmung zu ertheilen. Nehmen wir auch an, die apoſtoliſche Ueberlieferung ſage uns nichts von der Gewalt der Biſchöfe, die Prieſter mit dem Bannfluche zu belegen, und jene, welche die Prieſter gelöſt haben, zu binden, auch ohne die Beiſtimmung anderer Prieſter: ſo konnte und mußte vielleicht doch die Kirche, weil ihre Gewalt über die Prieſter göttlichen Rechtes iſt, dieſelbe durch die Biſchöfe ausüben; denn ſonſt ſcheint kein anderes bequemes Mittel vorhanden zu ſeyn. Wenn wir alſo glaubten, daß Hieronymus gewiſſe Stufen in der göttlichen Anordnung anerkannt, und, weil nach ſeiner Meinung das Anſehen der Kirche zur Ergänzung der göttlichen Ueberlieferung hinzukommen mußte, er dies eine menſchliche Anordnung genannt habe: ſo könnte man

est dicere ipso jure divino ordinario episcopum presbyterumque functionibus discerni. Caeterum quae ad electionem nominationemque pertinent humana autoritate constitui possunt, modo id cum ratione et ex usu Ecclesiae fiat.

Etsi autem jus divinum ordinarium pro certo habendum sit, multi tamen disputant quid fieri possit in summa quadam necessitate. Fingunt christianum sive presbyterum tantum sive etiam plane laicum ejici tempestate in littus insulae remotae, et multos ad Christum convertere, neque illi cum reliquo orbe christiano communicandi copiam esse. Quaeritur an presbyter ordinare presbyteros possit, ne ipso extincto sacramentorum admodum ad salutem necessariorum beneficio careant novi christiani. Et quidem FRUMENTIUM narrant apud Aethiopes quaedam egisse ante episcopatum quae necessitate excusabantur, cum laicus esset. Quod si igitur Apostolus gentis ne presbyter quidem ordinatus sit, quaeritur an, Ecclesia nova Deum implorante, spondere ille sibi aliisque desuper presbyterii et connexorum sacramentorum gratiam possit. Fuere

jene Freiheit dieſem großen Manne verzeihen, doch ſoll man dieſelbe nicht verwegen nachahmen; und es iſt viel natürlicher zu ſagen: daß ſelbſt nach dem ordentlichen göttlichen Rechte der Biſchof und Prieſter in ihren Verrichtungen unterſchieden ſeyen. Was übrigens die Erwählung und Ernennung betrifft, ſo kann menſchliches Anſehen dieſelben beſtimmen, wenn es nur mit Weisheit und nach dem Kirchengebrauche geſchieht.

Obgleich man aber das ordentliche göttliche Recht als unbezweifelt halten muß, ſo ſtreiten doch viele darüber, was in einer auſſerordentlichen Noth geſchehen könne. Sie ſetzen den Fall, es werde ein Chriſt, entweder ein bloſer Prieſter, oder auch ſogar ein bloſer Laie durch ein Ungewitter auf das Ufer einer entfernten Inſel geworfen, und bekehre viele zu Chriſtus, wäre aber von aller Gemeinſchaft mit der übrigen chriſtlichen Welt abgeſchnitten. Hier fragt ſich nun, ob ein Prieſter könne Prieſter weihen, damit nicht nach ſeinem Ableben die Chriſten der Wohlthat der zum Heil unumgänglich nothwendigen Sakramente beraubt ſeyen. Und man erzählt ſogar, daß Frumentius in Aethiopien, ehe er Biſchof war, als bloſer Laie, einiges gethan habe, das wegen der Nothwendigkeit entſchuldigt wurde. Iſt alſo der Apoſtel dieſer Nation nicht einmal zum Prieſter geweiht worden, ſo fragt ſich, ob er, wenn die neue Kirche Gott anfleht, ſich ſelbſt und andern die Gnade des Prieſterthums, und

enim quidam veterum quibus persuasum fuisse verisimile est in necessitatis casu non tingere tantum sed et offerre posse christianum quemvis, quemadmodum indicare videtur locus TERTULLIANI. Verum mihi istas quaestiones privatim definire neque necessarium videtur neque tutum. Praestat supremam curam Ecclesiae atque animarum Deo relinquere cujus misericordia nullis limitibus circumscripta, semper aget quod in summa fieri praestat. Interea tutissimum est a linea Ordinationis non discedere, quae per Apostolorum successores continua propagatione gratiam ministerii ad nos usque deduxit.

Postremum superest Matrimonii sacramentum quod ex primitiva institutione atque destinatione Dei pariter et contrahentium esse unius viri atque unius foeminae conjunctionem inseparabilem Christus optimus divinae legis interpres docuit. Nihilominus dispensatione divina in veteri Testamento concessa est polygamia, sive ut uni viro multas simul uxores habere permitteretur; itemque potestas divortii, ut discedere a se invicem conjuges et aliud conjugium inire possent: Christus autem monuit id non nisi ob duritiam cordis hominum fuisse concessum, adeoque ex divina lege rec-

der damit verbundenen Sakramente verſprechen könne. Denn es iſt wahrſcheinlich, daß einige Alten glaubten, jeder Chriſt könne im Fall der Noth nicht nur taufen, ſondern auch das Opfer verrichten, wie eine Stelle aus Tertullian anzudeuten ſcheint. Allein mir ſcheint es weder nothwendig, noch ſicher, daß ein Privatmann dieſe Fragen entſcheide. Es iſt viel beſſer, man überlaſſe die höchſte Sorge der Kirche und der Seelen Gott, deſſen gränzenloſe Barmherzigkeit immer das Beſte thun wird. Indeſſen iſt es am ſicherſten, von der Weihefolge nicht abzuweichen, durch welche von den Nachfolgern der Apoſtel ununterbrochen die Gnade des Prieſteramtes bis auf uns fortgepflanzt worden iſt.

Jetzt haben wir noch von dem Sakramente der Ehe zu reden, welches, — gemäß der urſprünglichen Einſetzung und Beſtimmung Gottes, ſo wie auch derjenigen, welche das Ehebündniß eingehen, nach der Lehre Chriſti des beſten Auslegers des göttlichen Geſetzes, — die unzertrennliche Verbindung eines einzigen Mannes und eines einzigen Weibes iſt. Doch ward im A. T. durch göttliche Dispens die Vielweiberei geſtattet, oder es wurde einem Manne erlaubt, viele Weiber zugleich zu haben, auch wurde die Ehetrennung geſtattet, daß die Ehegatten ſich von einander ſcheiden und eine andere Ehe eingehen konnten. Chriſtus aber mahnt-

tius intermitti; merito igitur in Ecclesia sublata est polygamia quam nulla hodie inter nos necessitatis ratio excusare potest. Sed quid dicemus de nationibus infidelibus, si quae ad Christum converti possent indulgentia polygamiae dudum inolitae, eaque negata vel solam hanc rationem tanto bono adhuc obstare appareret. Mihi quidem tutius videtur pontifici maximo eam rem definiendam relinquere. Illud tamen pronunciare ausim, si pontifici e re videretur concedere polygamiam regno Sinarum, si quidem ad Christi fidem ea ratione adduci possit: (constat enim hanc christianorum legem institutis ejus populi vetustissimis contrariam inter potissima fidei impedimenta ill . . . *) censeri) nihil doctrinae Christi adversum esse facturum: ipsum enim Dei nomine salutem populorum curare convenit, quando nunc nova revelatio frustra expectaretur. Itaque divino exemplo praeeunte rationeque habita cordis humani, non male opinor, ob tantum bonum concederet hanc non intolerabilem Deo visam in ipsis Sanctis imperfectio-

---

*) Ultimae hujus verbi litterae non apparent. Scripserat LEIBNITIUS *illa*, vel *illic*.

Editio Parisiensis.

uns, dies ſey nur wegen der Herzenshärte der Menſchen zugegeben worden, und werde dem göttlichen Geſetze gemäß beſſer unterlaſſen; mit Recht iſt alſo in der Kirche die Vielweiberei verboten worden; denn in unſern Tagen hat ſie keinen Grund der Nothwendigkeit zu ihrer Entſchuldigung. Allein was iſt von ungläubigen Nationen zu ſagen, wenn einige derſelben durch Geſtattung der ſchon lange da beſtehenden Vielweiberei zu Chriſtus könnten bekehrt werden, die Verweigerung derſelben aber einem ſo großen Gut allein ein Hinderniß zu ſeyn ſchiene? Ich halte für ſicherer, dieſe Sache der Entſcheidung des Oberhirten der Kirche zu überlaſſen. Doch getraue ich mir zu ſagen, daß wenn es dem Pabſte nützlich ſchiene, den Chineſern die Vielweiberei zu erlauben, weil ſie auf dieſe Weiſe zum chriſtlichen Glauben könnten gebracht werden (denn es iſt bekannt, daß dieſes Geſetz der Chriſten, welches den älteſten Gewohnheiten dieſes Volkes entgegen iſt, unter die Haupthinderniſſe gegen den Glauben gerechnet werde), er da nichts thun würde, was der Lehre Chriſti zuwider wäre; ihm ſteht es zu, im Namen Gottes für das Heil der Völker zu ſorgen, indem man jetzt eine neue Offenbarung umſonſt erwarten würde. Wenn wir alſo das göttliche Beiſpiel und das menſchliche Herz in Betracht ziehen, ſo meine ich nicht ganz ohne Grunde, wegen eines ſo großen Gutes könne dieſe Unvollkommenheit, die Gott ſelbſt in Heiligen

nem, quando non tam novam legem tulisse hic Christum quam veterem recte interpretatum esse constat.

De divortio frequentius inter christianos difficultates incidunt. Saepe enim sive ob adulterium, sive ob alias graves causas necessitas conjugibus imponitur a se invicem discedendi: et cum difficile sit efficere ut se contineant, inquaeritur an, majoris mali vitandi causa, indulgere novum conjugium Ecclesia possit. Quidam intuitu humanae infirmitatis faciliores se praebent, cum melius sit nubere quam uri *), ne forte homines in aeternae salutis periculum incidant, si districtius prohibeantur conjugii usu. Alii saltem duas admittunt divortii veri causas, adulterium et desertionem, praesertim cum in adulterii casu verba Christi favere videantur. Plerique nullam rationem tanquam divina lege satis approbatam, admittendam censent qua vinculum Matrimonii rati et carnali copula consummati ita dissolvatur, ut novi conjugii omni modo atque omni reprehensione carens licentia fiat, quorum hodie potior est autoritas. Quoad indulgentiam tamen quam Deus in genere praeceptorum sibi suaeque Ec-

---

*) I. Corinth. VII.

ertragen zu können glaubte, überſehen werden, indem Chriſtus, wie wir wiſſen, nicht ſowohl ein neues Geſetz gegeben, als vielmehr das alte richtig ausgelegt hat.

Häufiger werden unter den Chriſten Schwierigkeiten gemacht in Betreff der Eheſcheidung. Denn es ereignet ſich oft, daß Eheleute, entweder wegen eines Ehebruches, oder anderer wichtigen Urſachen halber in die Nothwendigkeit verſetzt werden, ſich von einander zu trennen: und da es ſchwer iſt zu bewirken, daß ſie enthaltſam leben, ſo fragt ſich, ob die Kirche, um ein größeres Uebel zu verhindern, ein neues Ehebündniß einzugehen geſtatten könne. Einige zeigen ſich hier aus Berückſichtigung der menſchlichen Gebrechlichkeit nachgiebiger, da es beſſer ſey zu heurathen als Brunſt leiden, damit die Menſchen nicht Gefahr laufen ihr ewiges Heil zu verlieren, wenn man ihnen den Gebrauch der Ehe zu ſtreng verbietet. Andere nehmen wenigſtens zwei Urſachen der wahren Ehetrennung an, den Ehebruch, und die Verlaſſung, vorzüglich da im Falle des Ehebruchs die Worte Chriſti günſtig zu ſeyn ſcheinen. Die meiſten glauben, man könne keine, im göttlichen Geſetze hinlänglich gebilligte, Urſache anführen, wodurch das Band der geſchloſſenen und durch fleiſchliche Beiwohnung vollzogenen Ehe ſo getrennt werde, daß man ein neues Ehebündniß mit völliger Freiheit, und ohne allen Vorwurf eingehen dürfe. Das Anſehen dieſer Letztern hat heutzutage das

clesiae servavit, variavit pia antiquitas: nam ex imperatorum christianorum legibus constat fuisse permissa divortia etiam ab optimo imperatore Theodosio Magno aliisque: episcopos tamen aliquando desiderasse ut lege imperiali prohiberentur, patet ex concilio milevitano. Nihilominus metu incontinentiae ipsa Ecclesia aliquid in hoc genere saepe indulsit: et ut concilia eliberitanum, triburiense, atque alia quae Gratianus citat, taceam, ipse Ambrosius vir sanctissimus, viro, inquit, licet ducere aliam, si dimiserit uxorem peccantem; et notum est quid rescripserint Zacharias et Gregorius, pontifices romani. Nihilominus praevaluit tandem severior Augustini sententia ad id *) ..... quod rectius et melius est, eamque in milevitano concilio expressam et praxi Ecclesiae roboratam ipsa synodus tridentina, denique, nonnullis etiam verbis retentis, confirmavit, cujus ita habet canon **): si quis dixerit Ecclesiam errare cum docuit et docet (juxta evangelicam et apostolicam doc-

---

*) Vox quae hic omissa est, ob legendi difficultatem, mihi videtur esse *contendens* aut *conscendens*.

Editio Parisiensis.

**) Sessione XXIV, Can. VII.

Uebergewicht. Doch was die Vergünſtigung in Betreff der Geſetze angeht, welche Gott ſich und ſeiner Kirche vorbehalten hat, finden wir Aenderungen in dem ehrwürdigen Alterthum: denn aus den Geſetzen der chriſtlichen Kaiſer iſt gewiß, daß auch von dem beſten Kaiſer Theodos, dem Großen, und andern, die Ehetrennungen erlaubt worden ſind; daß aber doch die Biſchöfe zuweilen verlangt haben, ſie möchten durch ein kaiſerliches Geſetz verboten werden, erhellet aus dem Conzil von Milet. Dennoch hat die Kirche ſelbſt aus Furcht der Unenthaltſamkeit in dieſem Punkte einige Nachſicht gebraucht: und ohne von dem Conzil zu Elvir und Tribur und andern, welche Gratian anführt, zu reden, bemerke ich, daß der heil. Lehrer Ambroſius ſagt: dem Manne iſt es erlaubt eine andere Frau zu nehmen, wenn er ſeine Frau der Sünde halber entlaſſen hat; bekannt iſt auch, was die römiſchen Päbſte Zacharias und Gregorius hierüber für einen Beſcheid gegeben haben. Deſſenungeachtet überwog endlich der ſtrengere Ausſpruch des h. Auguſtins, der das behauptet, was billiger und beſſer iſt; denſelben hat auch das Conzil von Milet gegeben, und der Gebrauch der Kirche bekräftigt, ſelbſt die trientiniſche Synod hat denſelben, ſogar mit Beibehaltung einiger Worte, beſtätigt; der Canon lautet alſo: wenn einer ſagt, die Kirche irre, da ſie gelehrt hat oder lehrt (nach der Lehre des Evangeliums und der

trinam) propter adulterium alterius conjugum Matrimonii vinculum non posse dissolvi, anathema sit. Ubi tamen temperamento synodus usa est, ut non eos damnaret qui contrarium sensere, quales fuere viri magni complures, sed tantum eos qui Ecclesiam hic errare dicerent, quorum pertinaciae merito dicitur anathema. Hoc tamen non ita accipiendum esse arbitror, quasi Ecclesia quae etiam ob maximas rationes, polygamiam indulgere posset, divortium non posset: sed hoc statuitur secundum expressam Christi sententiam, divortium non minus quam polygamiam divinae legis primitivae scopo esse contrarium, quae tantum duos colligat in carnem unam, et quod Deus conjunxit, non vult ab homine separari, ita tamen ut ipso Christo teste *), ob duritiam divino exemplo; ex magna ratione vel necessitate dispensatio concedi possit, quemadmodum circa votum dispensari potest: nam cum multo majora Ecclesiae christianae dederit Deus, non est putandum aliquid ad salutem animarum utile aut necessarium in hoc genere negasse, aut minorem ei potestatem reliquisse quam veteribus concesserat ante Christi ad-

---

*) Marc. X. 5.

Apoſtel), wegen des Ehebruches eines der beiden Ehegatten, könne das Band der Ehe nicht aufgelöſt werden, der ſey verflucht. Doch hat der Kirchenrath ſeinen Ausſpruch gemäßigt, um nicht jene, welche anders dachten, zu verdammen, unter denen mehrere große Männer waren, ſondern nur jene, welche ſagten, die Kirche irre hierin; über deren Widerſpänſtigkeit mit Recht der Fluch geſprochen wird. Dieſes aber, glaube ich, darf man nicht ſo verſtehen, als wenn die Kirche, welche aus ſehr wichtigen Gründen bei der Vielweiberei Nachſicht gebrauchen könnte, es bei der Eheſcheidung nicht vermöchte. Allein dieſes Geſetz iſt nach dem ausdrücklichen Ausſpruche Chriſti gegeben, daß die Eheſcheidung eben ſo ſehr als die Vielweiberei dem Zwecke des urſprünglichen göttlichen Geſetzes zuwider ſey, welches nur zwei in ein Fleiſch verbindet, und nicht will, daß was Gott gebunden hat, von dem Menſchen getrennt werde, ſo doch, daß nach dem eigenen Zeugniſſe Chriſti, wegen der Herzenshärte oder der menſchlichen Schwäche, wo uns ſelbſt das göttliche Beiſpiel vorangegangen iſt, aus wichtiger Urſache oder Nothwendigkeit eine Vergünſtigung könne zugeſtanden werden, gleichwie in Betreff eines Gelübdes diſpenſirt werden kann. Denn da Gott der chriſtlichen Kirche noch viel größere Rechte ertheilt hat, ſo darf man nicht glauben, er habe ihr in dieſer Art etwas, das zum Seelenheil nützlich oder nothwendig wäre, verſagt, oder ihr eine

ventum, licet voluerit ut majore cautione Ecclesia novi Testamenti hoc suo jure uteretur, omnique conatu fideles a pharisaicis observationibus litterae ac justitia exteriore ad majorem interioris pariter atque exterioris hominis puritatem ac verum sensum divinae legis a se, tum in aliis capitibus, tum circa naturam Matrimonii explicatum revocaret. Scire enim debent fideles etiam tolerabilia quaedam sibi, quantum licet, vitanda esse, si vitam christiana sanctitate dignam vivere velint.

Itaque praestat in his omnibus Ecclesiae judicium sequi et potestatem agnoscere quae etiam circa impedimenta Matrimonii elucet. Proinde si olim pontifex maximus HENRICO octavo, Angliae regi, etiamsi constituisset primum cum CATHARINA matrimonium fuisse ob antecessoris sui dispensationem validum divortii facultatem et novi cum ANNA conjugii jus indulsisset, eaque facilitate regnum Ecclesiae conservasset, vel nunc pontifex sinense imperium in fidem reciperet, permissa polygamia, quae sine maxima rerum conversione in tanto populo subito aboleri non posset,

geringere Gewalt hinterlaſſen, als er den Alten vor der Ankunft Chriſti zugeſtanden hatte; obgleich er wollte, daß die Kirche des N. T. mit größerer Behutſamkeit ſich ihres Rechtes bediene, und mit allem Streben dahinarbeite, die Glaubigen von den phariſäiſchen Beobachtungen des Buchſtabens der äuſſern Gerechtigkeit, zur größern Reinheit des innern und zugleich des äuſſern Menſchen, und zum wahren Sinne des göttlichen Geſetzes, den er ſelbſt ſowohl in andern Stücken, als auch über die Beſchaffenheit der Ehe erklärt hat, zurückzurufen. Denn die Glaubigen ſollen wiſſen, daß ſie auch erträgliche Dinge, in ſoweit es thunlich iſt, vermeiden müſſen, wofern ſie ein der chriſtlichen Heiligkeit würdiges Leben führen wollen.

Es iſt daher beſſer, hierin dem Urtheile der Kirche zu folgen, und die Gewalt anzuerkennen, welche auch in Betreff der Ehehinderniſſe ſichtbar iſt. Wenn daher ehedeſſen der Pabſt Heinrich dem VIII, Könige von England, — wäre man auch gewiß, daß die erſte Ehe mit Katharina wegen der Dispens ſeines Vorfahrers gültig geweſen, — die Erlaubniß, die Ehe zu trennen und das Recht eine neue mit Anna einzugehen, ertheilt, und durch dieſe Nachgiebigkeit das Reich der Kirche erhalten hätte, oder wenn wirklich der Pabſt das chineſiſche Reich zur wahren Religion bekehrte, nach Geſtattung der Vielweiberei, welche ohne die größte Umänderung bei einem ſo zahlrei-

vel etiam cum pontifex in gradibus a Deo et Ecclesia regulariter prohibitis dispensationem ex gravi causa concedit, non puto sine temeritate vel dispensandi jus negari vel consilium ejus reprehendi posse; licet enim protestantes Ecclesiae potestatem circa interpretationem divinae legis ac dispensationem sacramentorum in dubium revocent, et speciatim contendant Matrimonia in gradibus omnibus capite octavo decimo et vigesimo Levitici et capite septimo vigesimo Deuteronomii prohibitis, esse contra jus divinum indispensabile, quia Deus pronuntiat se gentes propter incestas illas conjunctiones punire: attamen cum Deus ipse ostenderit quosdam gradûs aut his pares indulgentiam recipere, ut quando eamdem duobus fratribus successive copulari etiam jubet, ut taceam quod JACOBUM duas sorores simul ducere permisit, Ecclesia merito judicavit omnes gradus praeter primum dispensationem ex causa, hodieque recipere posse, quae quanta esse debeat, rectorum Ecclesiae et dispensationem petentium conscientiis permissum est. Eadem Ecclesia etiam nova impedimenta statuere potest, quae contractum Matrimonii irritum faciant, quod etiam alicubi sibi potestas saecularis tribuit: unde lege in

chen Volke nicht auf einmal könnte aufgehoben werden, oder auch, wenn der Pabſt in den von Gott und der Kirche der Regel nach verbotenen Graden aus einer wichtigen Urſache die Dispenz geſtattet: ſo glaube ich, man könne ohne Verwegenheit ihm das Recht zu dispenſiren nicht abſprechen, noch ſeine Abſicht tadeln. Denn obgleich die Proteſtanten die Gewalt der Kirche in Betreff der Auslegung des göttlichen Geſetzes, und der Ausſpendung der Sakramente in Zweifel ziehen, und beſonders behaupten, daß die Ehen in allen Graden, die im XVIII. und XX. Hauptſtücke des dritten, und im XXVII. Hauptſtücke des fünften Buchs Moſes verboten ſind, gegen das göttliche Recht ſeyen, worin nicht könne dispenſirt werden, weil Gott erklärt, er ſtrafe die Völker wegen jener blutſchänderiſchen Verbindungen: ſo hat doch die Kirche, da Gott ſelbſt gezeigt hat, daß in gewiſſen oder ähnlichen Graden eine Vergünſtigung erhalten werde, z. B. da er befiehlt, daß zwei Brüder nach einander dieſelbe Frau nehmen ſollen, ohne zu erwähnen, daß er dem Jakob erlaubt habe zwei Schweſtern zugleich zu heurathen, mit Recht geglaubt, daß in allen Graden, der erſte ausgenommen, aus Urſachen, deren Beſtimmung den Vorſtehern der Kirche, und dem Gewiſſen jener, welche Dispenz begehren, überlaſſen iſt, heutzutage Dispenz ertheilt werden könne. Die Kirche kann auch ebenſo neue Hinderniſſe feſtſetzen, die das Eheband

Gallia lata, Matrimonia liberorum, invitis parentibus, contracta, censentur ipso jure nulla, quia scilicet consensus legitimus contrahentium quasi materia sacramenti est; quis autem legitimus sit a legibus civilibus pendere videatur. Caeterum jure divino ad validitatem Matrimonii requiri consensum parentum nuspiam extat, tametsi is sine gravi peccato non negligatur.

Caeterum etsi Matrimonium sit sacramentum et irreprehensibile censeri debeat, fatendum tamen est ob manifestas rationes et consensum populorum et verba expressa *) Scripturae Sacrae, plus laudis habere caelibatum caste servatum; nam et mens solutior est ad coelestium rerum contemplationem et animo ac corpore integro atque mundo a libidine et carnali affectu, purius digniusque sacra tractantur. Itaque paulatim eo contendit ac tandem pervenit Ecclesia maxime occidentalis **), ut sacerdotes caelibes essent, nam Oriens indulgentior in eo genere fuit. In ipso etiam Oc-

---

*) In Editione Paris. *expresse.*

Editio Moguntina.

**) Ms. *occidentalis.*

ungültig machen; dieſes Recht hat ſich ja in einigen Staaten die weltliche Macht zugeeignet: daher auch ein in Frankreich gegebenes Geſetz die Ehen der Kinder, ſo wider den Willen der Eltern geſchloſſen werden, ſelbſt nach dem bürgerlichen Recht, als ungültig angeſehen ſind, weil nämlich die geſetzliche Einwilligung der Contrahenten gleichſam die Materie des Sakramentes iſt; welche Einwillgung aber geſetzlich ſey, ſcheint von den bürgerlichen Geſetzen abzuhangen. Uebrigens finden wir nirgends, daß zur Gültigkeit der Ehe die Einwilligung der Eltern erfordert werde, ob man gleich dieſelbe, ohne ſchwere Sünde, nicht übergehen kann.

Obgleich übrigens die Ehe ein Sakrament iſt, und als untadelhaſt angeſehen werden ſoll, ſo muß man doch wegen offenbarer Urſachen, der Uebereinſtimmung der Völker und der ausdrücklichen Worte der h. Schrift eingeſtehen, daß der Cölibat, keuſch beobachtet, lobenswürdig ſey; denn der Geiſt ſchwingt ſich leichter zur Beſchauung himmliſcher Dinge, und das Heilige wird, wenn Körper und Seele keuſch, frei von Begierlichkeit und fleiſchlichen Gelüſten ſind, reiner und würdiger behandelt. Daher hat nach und nach die Kirche und am meiſten die abendländiſche dahin geſtrebt, und iſt auch endlich dahin gelangt, daß die Prieſter unbeweibt bleiben; denn die morgenländiſche Kirche war hierin nachſichtiger. Auch ſelbſt im

cidente res magnam habuit difficultatem, praesertim cum multi reapse ostendant se dono continentiae carere, unde innumerabiles querelae partim ipsorum clericorum, partim populorum natae sunt. Et pii atque catholici principes apud pontificem maximum et tridentinam synodum vehementer flagitarunt conjugia sacerdotum permitti: magnae tamen rationes fuere, quibus hactenus impeditum est quominus indulgendi voluntas effectum sortiretur; atque haec quidem divinae Providentia relinquenda sunt, quae opinione nostra citius viam ac rationem melioris successus ostendere potest ad restituendam Ecclesiae pacem et causas querelarum tollendas. Interea aequum est ut protestantes considerent quam multa in rebus humanis sint ferenda quibus remedium statim adhiberi non potest: neque ob hominum improbitatem aut difficultatem temporum, accusandos esse Ecclesiae rectores. Ipsi autem clerici ac religiosi sibi firmiter persuadere debent ad castitatem servandam, vix alia re opus esse solere quam vitatione otii atque malarum occasionum et seria cujusque voluntate cujus gratiam Deus devote invocatus nemini negat. De votis continentiae, paupertatis aut obedientiae, idem dicendum est, ad servan-

Abendlande hatte die Sache große Schwierigkeiten, hauptſächlich da viele in der That bewieſen, daß ihnen die Gabe der Enthaltſamkeit fehle; daher entſtanden unzählige Klagen ſowohl von den Geiſtlichen ſelbſt, als auch von den Völkern. Und fromme und katholiſche Fürſten haben bei dem Pabſte und dem trientiniſchen Kirchenrath inſtändig begehrt, man möge die Prieſterehen erlauben: doch waren bisher wichtige Urſachen, welche verhinderten, daß der zur Nachſicht geneigte Wille nicht in Wirklichkeit übergieng; und dies muß man nun der göttlichen Vorſehung überlaſſen, welche eher, als wir es vermuthen, einen Weg und ein Mittel eines beſſern Erfolges zur Herſtellung des Kirchenfriedens und zur Hebung der Klageurſachen anzeigen kann. Indeß erfordert die Billigkeit, daß die Proteſtanten erwägen, wie vieles man bei den menſchlichen Angelegenheiten ertragen müſſe, gegen welches man nicht auf der Stelle Mittel anwenden kann, und daß man wegen der Gottloſigkeit der Menſchen, oder der ſchwierigen Zeitumſtände, die Vorſteher der Kirche nicht anklagen dürfe. Die Geiſtlichen aber ſelbſt und die Ordensmänner ſollen feſt überzeugt ſeyn, daß zur Erhaltung der Keuſchheit kaum etwas anderes nothwendig ſey, als die Vermeidung des Müßiggangs, der böſen Gelegenheiten und ein ernſter Wille bei jedem, und dieſe Gnade verſagt Gott niemanden, der ihn eifrig darum anruft. Von den Gelübden der Ent-

dam promissionem Deo factam tantum opus esse bona voluntate: itaque sine gravissimo peccato votum religionis violari non potest; Ecclesiae tamen sua potestas ob graves causas, ipsius Dei nomine, dispensandi vel remittendi obligationem vel commutandi, integra est. Interea quia mens humana multis infirmitatibus laborat, ideo in religiosis societatibus opus est prudentissima directione superiorum et magna caritate fratrum, ut suavibus remediis aegritudini minorum occurratur, ac piis gratisque occupationibus tentationes excutiantur. Quoniam vero saepe oscitantia eorum ad quos ea res pertinet, multi abusus irrepunt, et passim contingit sine divina vocatione per errorem aut fraudem illaqueari simplices, immaturos, imperitos; superiores autem esse discolos, negligentes, superbos; socios vero duros, acerbos, morosos, invidos, ambitiosos, et interdum hos pariter et illos esse dissolutos, improbos et mali exempli *): mirum non est tot animas etiam in religiosorum societatibus ubi pacem spiritus sperare debebant in

---

*) In Editione Paris. hic ponitur *punctum*; at sequens phrasis manifeste apodosim periodi efficit.

haltſamkeit, der Armuth oder des Gehorſams kann man ebendaſſelbe ſagen, daß nämlich zur Haltung eines Verſprechens, das man Gott gethan hat, nur ein guter Wille nöthig ſey. Daher kann man ohne die ſchwerſte Sünde das Gelübd eines Ordens nicht brechen; doch behält die Kirche ihre Gewalt, wichtiger Urſachen halber, ſelbſt im Namen Gottes die Verbindlichkeit aufzuheben oder nachzulaſſen, oder dieſelbe zu verändern. Indeß, weil der menſchliche Sinn vielen Schwachheiten unterworfen iſt, ſo wird in den religiöſen Geſellſchaften eine ſehr kluge Leitung der Obern, und eine große Nächſtenliebe unter den Brüdern erfordert, damit durch ſanfte Mittel der Krankheit der Schwächern geſteuert, und durch fromme und angenehme Beſchäftigungen, die Verſuchungen verſcheucht werden. Weil aber öfters durch Nachläßigkeit jener, welchen die Obſorge anvertraut iſt, viele Mißbräuche einſchleichen, und es öfters geſchieht, daß ohne göttlichen Beruf, aus Irrthum oder Betrug, Gutmüthige, Unerfahrene und Unwiſſende ſich in die Schlinge locken laſſen; die Vorſteher aber eigenſinnig, nachläßig, ſtolz ſind; die Mitgenoſſen hart, bitter, mürriſch, neidiſch, herrſchſüchtig ſind, und zuweilen die einen wie die andern ausgelaſſen, gottlos ſind, und ein böſes Beiſpiel geben: ſo iſt kein Wunder, daß ſo viele Seelen auch in den Klöſtern, wo ſie den Frieden hoffen ſollten, von den größten Beängſtigungen und

summis inquietudinibus atque malis versari, ac saepe sine solatio, et instrumentis salutis in exitium versis, quo nihil est miserabilius. Orandus itaque Deus est ut bonos ac prudentes directores Ecclesiae suae, et quos officio suo et munere digno *) dedit, diu conservet atque virtute ex alto confortet, tum ut intelligere possint quibus potissimum malis laboret Ecclesia et quibus remediis sit opus, tum ut satis virium et constantiae habeant ad superanda impedimenta quae hominum carnalium licentia et improbitate aut male zelosorum imprudentia objiciuntur. Interea manet verissimum, quod superius alia occasione discernimus, ritè ordinata Ecclesiae velut castrorum acie, distinctisque officiis, sollicitudinibus atque occupationibus clericorum et religiosorum, si institutionum leges serventur, nihil pulchrius, nihil praestabilius, nihil denique ad divinam gloriam, ad lucrum animarum, ad exercendam caritatem efficacius, excogitari facile posse.

Finita tractatione de christianis officiis cultuque divino et sacramentis, superest ut no-

---

*) *Fortasse dignos.*

Editio Moguntina.

Uebeln herumgetrieben werden, oft ohne Troſt ſind, und in den Werkzeugen des Heils ihren Untergang finden; ein ſolcher Zuſtand iſt gewiß der elendeſte. Zu Gott muß man daher beten, damit er ſeiner Kirche gute und weiſe Vorſteher gebe, und jene, welche ihre Pflicht und ihr Amt würdig erfüllen, lange erhalte, und mit Kraft von oben ſtärke, auf daß ſie ſowohl einſehen möchten, welche Uebel auf der Kirche am ſchwerſten laſten, und welche Mittel dagegen nothwendig ſeyen, als auch Kräfte und Standhaftigkeit genug beſitzen, um die Hinderniſſe zu überwinden, welche die Ausgelaſſenheit fleiſchlicher Menſchen, die Gottloſigkeit und Unklugheit eines übel verſtandenen Eifers ihnen entgegen ſetzen. Indeß bleibt es doch immer wahr, wie wir weiter oben bei einer andern Gelegenheit feſt geſetzt haben, daß, wenn die Schlachtordnung der Kirche, wie bei einem Lager recht geſtellt, die Poſten, die Obſorge und Aemter der Geiſtlichen und Religioſen ausgetheilt, wenn die Regeln der Stiftungen beobachtet werden, nicht leicht etwas ſchöneres und vortrefflicheres, noch zur Beförderung der göttlichen Ehre, zum Gewinnſte der Seelen, und zur Ausübung der Nächſtenliebe wirkſameres, ausgedacht werden kann.

Da nun die Abhandlung über die Pflichten des Chriſten, den Gottesdienſt und die Sakramente geendigt iſt, ſo übrigt uns noch, daß wir die letzten Dinge

vissima quoque attingamus, sive futuram vitam. Pessima quorumdam (ex antitrinitariis imprimis) sententia est animam quoque humanam sua natura esse mortalem, nec nisi ex gratia subsistere, et post hominis mortem dormire animas ipsas omnis perceptionis cogitationisque expertes, in die demum judicii resuscitandas; sed philosophia vera pariter et revelatio contrarium docent. Nam anima nostra est substantia quaedam, nulla autem substantia, nisi per miraculum annihilationis, penitus interire potest, et cum anima careat partibus, ne dissolvi quidem poterit in substantias plures; itaque naturaliter immortalis est anima: praeterea semper actu cogitat, nam et hoc pro certo habendum est nullam substantiam in natura rerum dari, quae vel uno momento penitus sit otiosa, atque actione passioneque destituta. Omnis autem animae actio passioque cogitationem involvit. Hoc unum tantum ex peculiari Dei ordinatione est, et ad Providentiae supremae rationes pertinet, quod anima separata memoriam atque conscientiam rerum prioris vitae retinet, ut praemii ac poenae capax esse possit. Interea de loco, natura et functionibus animarum separatarum pauca asseri possunt, praeter id quod Deus per Scrip-

oder das zukünftige Leben berühren. Einige (vorzüglich aus den Dreieinigkeitsläugnern) haben jene verderbliche Meinung, die menſchliche Seele ſey ihrer Natur nach ſterblich, und beſtehe nur aus Gnade, und nach des Menſchen Tod ſchlafen die Seelen ſelbſt aller Empfindung und Gedanken beraubt, und werden erſt am Gerichtstage wieder aufgeweckt; allein die wahre Philoſophie und auch die Offenbarung lehrt das Gegentheil. Denn unſere Seele iſt eine gewiſſe Subſtanz; keine Subſtanz aber kann ohne ein Wunder der Vernichtung gänzlich zu Grunde gehen; und da die Seele keine Theile hat, ſo kann ſie nicht einmal in mehrere Subſtanzen aufgelöſt werden: daher iſt die Seele ihrer Natur nach unſterblich. Ferner denkt ſie unabläſſig; denn auch dies muß man als gewiß annehmen, daß es in der Natur keine Subſtanz gebe, die auch nur einen Augenblick gänzlich unthätig und nicht in einem Zuſtande des Handelns und Leidens wäre. Jedes Handeln und Leiden der Seele ſchließt aber einen Gedanken in ſich. Dieſes einzige nur geſchieht aus beſonderer göttlichen Fügung, und gehört zu den Abſichten der höchſten Vorſehung, daß die Seele vom Körper getrennt das Andenken und Bewußtſeyn der Dinge des vorhergehenden Lebens behält, damit ſie der Belohnung oder Strafe empfänglich ſeyn könne. Indeß kann man von dem Orte, der Natur und den Verrichtungen der abgeſchiedenen Seelen wenig

turam Sacram aut Ecclesiam suam nobis revelavit.

Quotiescumque anima corpore discedens, in statu est peccati mortalis, adeoque male affecta erga Deum, sponte quadam sua (quemadmodum pondus semel abruptum neque ab externa causa denuo retentum atque exceptum) in exitii baratrum delabitur, atque a Deo abalienata, sibi ipsi damnationem irrogat, quemadmodum et supra attigimus: usque adeo ut pii quidam viri sentiunt tantum esse damnatorum odium erga Deum ut nolint ad gratiam ejus confugere, ac vel ideo aeternam sibi infelicitatem accersant prorogentve, eoque minus mirari debemus justi judicis severitatem, neque ad Origenis clementiam devenire necesse est, qui illud Pauli mysterium quo omnis Israel salvus fore dicitur *), pro suo arbitrio interpretatus, omni denique creaturae divinam misericordiam indulget, a qua sententia fatendum est etiam alios viros sanctos non fuisse penitus alienos, imprimis Gregorium nyssenum, ipse Hieronymus etiam quando velut coactus contradicit, mollius loquitur, atque eo saltem inclinat ut impiorum, tamen chris-

---

*) Rom. XI. 26.

ſagen, auſſer was Gott durch die h. Schrift, oder die Kirche uns geoffenbaret hat.

Wenn die Seele, die aus dem Körper ſcheidet, in einer Todſünde iſt, daher in einer böſen Stimmung gegen Gott, ſo ſtürzt ſie einiger Maßen freiwillig in den Abgrund des Verderbens (gleich einer losgeriſſenen Maſſe, die von keiner äuſſern Urſache zurückgehalten und aufgenommen iſt); und einmal von Gott abgewandt, zieht ſie ſich ſelbſt die Verdammung zu, wie wir oben ſchon geſagt haben, und ſo zwar, daß einige fromme Männer dafür halten, der Haß der Verdammten gegen Gott ſey ſo groß, daß ſie zu ſeiner Gnade ihre Zuflucht gar nicht nehmen wollen, und daß ſie deßhalb eine ewige Unglückſeligkeit ſich zuziehen, oder dieſelbe immer verlängern. Deſtoweniger alſo dürfen wir uns über die Strenge des gerechten Richters verwundern; auch iſt es nicht nothwendig, zu Origenes Gütigkeit ſeine Zuflucht zu nehmen, der jenes Geheimniß des h. Paulus, wo er ſagt: ganz Israel werde gerettet werden, nach eigener Willkühr auslegt, und zuletzt jedes Geſchöpf an der göttlichen Barmherzigkeit Antheil nehmen läßt. Man muß geſtehen, daß auch andere h. Männer dieſer Meinung nicht ganz abgeneigt waren, beſonders Gregor von Nyſſa; ſelbſt auch Hieronymus, obwohl er gleichſam gezwungen widerſpricht, lindert ſeine Rede, und ſcheint wenigſtens dafür geneigt zu ſeyn, daß die Wer-

tianorum, opera sint igne probanda et purganda, mixta clementiae judicis sententia, quasi scilicet nullus saltem christianus aeternum perire possit: sed haec vel condonanda sunt summis viris, vel in melius interpretanda.

Quicumque autem moriuntur Deo amici, hos aeternam felicitatem manere quae maxime in divinae pulchritudinis fruitione consistit, ex Scriptura sacra manifestum est. Scio a quibusdam heterodoxis visionem Dei beatificam in dubium vocari, sed sine causa: jam tum enim Deus est lumen animae unumque objectum immediatum externum intellectus nostri; sed nunc omnia videmus velut in speculo, quasi radio cogitationis per corporeas qualitates reflexo aut refracto: unde confusae sunt cogitationes nostrae. Tum demum vero cum distincta nostra notitia erit, potabimus fontem verum ac Deum facie ad faciem intuebimur. Cum enim Deus sit ultima rerum ratio, ideo tunc utique videbimus Deum cum cognitio erit a priori, per causam causarum, quatenus demonstrationes nostrae neque hypothesibus indigebunt, neque experimentis, et rationes reddere poterimus usque ad primitivas veritates.

ke der Gottloſen, wofern ſie Chriſten waren, im Feuer müßten geprüft und geläutert werden, indem der Richter ſeinen Ausſpruch durch Güte mäßigt, als wenn nämlich kein Chriſt ewig zu Grunde gehen könne: allein dieſes muß man ſo großen Männern verzeihen, oder auf eine günſtigere Weiſe auslegen.

Jener aber, welche als Freünde Gottes ſterben, wartet, wie es aus der h. Schrift erhellet, eine ewige Glückſeligkeit, die vorzüglich im Genuſſe der göttlichen Schönheit beſteht. Ich weiß, daß einige Irrgläubige die beſeligende Anſchauung Gottes in Zweifel ziehen, aber ohne Urſache: denn alsdann iſt Gott das Licht der Seele, und der einzige unmittelbare Gegenſtand unſers Verſtandes: itzt ſehen wir alles wie in einem Spiegel, gleich als wenn der Strahl des Gedankens durch die körperlichen Eigenſchaften zurückgeworfen und gebrochen würde; daher die Verwirrung unſrer Gedanken. Dann erſt aber, wann unſere Erkenntniß klar ſeyn wird, werden wir aus der wahren Quelle trinken, und Gott von Angeſicht zu Angeſicht ſchauen. Denn da Gott die Endurſache aller Dinge iſt, ſo werden wir alsdann Gott, wann unſere Kenntniß a priori ſeyn wird, durch die Urſache der Urſachen ſehen, wo nämlich unſere Erweiſungen weder der Hypotheſen noch der Erfahrungen mehr bedürfen werden, und wir die Gründe bis zu den Unwahrheiten werden angeben können.

Difficilis quaestio multis visa est, utrum animae ante diem judicii ad beatitudinem aut etiam miseriam aeternam perveniant. Constat **Joannem** secundum vigesimum pontificem, aliorsum inclinasse, ut antiquiores taceam, et sane videri possit, hoc admisso, supervacuum fore judicium illud cujus forma a Christo describitur, nec eos qui damnandi sunt, quicquam allegare posse, tanquam ad excusationem sui profecturum, si negotium omne dudum transactum est, nulla mutandi spe. Verum res ipsa ostendit Christum ibi mentem suam expressisse anthropologicos et cujusque conscientiam in suprema illa die, cum animabus reddentur corpora, pro accusatore ac judice pariter ac pro reo verba facturam. Interea fateor Scripturae locis addendum esse quod magis consentaneum est traditiôni Ecclesiae ad hanc controversiam, pariter ac multas alias similes, definiendas.

Limbum infantum seu locum ubi animae solam poenam damni, non vero poenam sensus patiantur, non ausim improbare, cum in Ecclesia passim defendatur a viris summae doctrinae ac pietatis, ac justitiae divinae satis consentaneus videatur. Neque enim eos lau-

Vielen ſchien die Frage ſchwierig, ob die Seelen vor dem Gerichtstage zur Glückſeligkeit oder auch zur ewigen Verdammniß gelangen. Es iſt bekannt, daß Johannes XXII. zur entgegengeſetzten Meinung ſich geneigt habe, von Aelteren will ich gar nicht reden; und in der That, wenn man dieſes zugibt, ſo ſcheint es, daß jenes Gericht, deſſen Art und Weiſe Chriſtus beſchrieben hat, überflüßig ſeyn würde, und daß die, welche verdammt werden ſollen, nichts vorbringen können, was ihnen zur Entſchuldigung dienen werde, wofern die ganze Sache, ohne irgend eine Hoffnung der Abänderung, ſchon abgethan iſt. Allein man ſieht, daß ſich Chriſtus da auf eine menſchliche Weiſe ausgedrückt, daß eines jeden Gewiſſen an jenem letzten Tage, wann die Seelen mit dem Körper wieder werden vereinigt werden, ſowohl für den Ankläger und Richter, als auch für den Schuldigen das Wort ſprechen werde. Uebrigens geſtehe ich, daß man, um dieſe und viele andere Streitſachen zu beenden, mit den Stellen der Schrift, auch das, was mit der Tradition am meiſten übereinſtimmt, verbinden müſſe.

Ich möchte mich nicht erkühnen, etwas gegen den Limbus der Kinder oder den Ort zu ſagen, wo die Seelen blos die Strafe des Verluſtes, nicht aber die Strafe des Gefühls leiden ſollen, da dieſe Lehre in der Kirche allgemein von den gelehrteſten und frömmſten Männern vertheidigt wird, und ziemlich mit der gött-

dare possum, qui, quemadmodum ipsi, nil nisi extrema norunt, ita etiam Deum facere arbitrantur.

Resurrectio corporum inter difficiliores christianae fidei articulos censetur, et finguntur nonnulli casus quos putant inexplicabiles. Ponunt cannibalem anthropophagum toto vitae tempore humanis carnibus fuisse nutritum, et quaerunt quid illi corniculae superfuturum sit, quando suas repetiturus venerit ut olim grex avium plumas, hoc est, quando caro cujusque ad pristinum dominum redibit. Verum sciendum est non illud ad essentiam uniuscujusque corporis pertinere quod ei unquam unitum fuit; certum est enim corpus nostrum perpetuo permeari accipereque et amittere partes, et si omnia nobis reddenda essent quae nostra fuere, nos millecuplo et multo amplius fore majores quam sumus. Itaque dici posset in unoquoque corpore esse quemdam substantiae florem cujus natura etiam ex chimicorum *) placitis illustrari posset, qui inter tot mutationes servetur et pro ut nascendo cuique obtigit, semper subsistat neque aut

---

*) *Potius chemicorum.*

lichen Gerechtigkeit übereinzuſtimmen ſcheint. Denn jene kann ich nicht loben, welche, gleichwie ſie ſich ſelbſt immer in Extremen verlieren, ſich einbilden, auch Gott handle auf ſolche Weiſe.

Die Auferſtehung der Körper wird unter die ſchwierigern Artikel des chriſtl. Glaubens gerechnet, und Einige erdichten Fälle, welche ſie als unauflösbar anſehen. Sie nehmen an, daß ein Canibal ſein ganzes Leben hindurch mit Menſchenfleiſche ſich genährt habe, und fragen: was jener Krähe übrig bleiben wird, wann jeder, wie einſt der Vögel Schwarm, kommen wird, um ſeine Federn zurückzufodern, das heißt: wann das Fleiſch eines jeden zu ſeinem alten Herrn wieder zurückkehren wird. Allein man muß wiſſen, daß das, was je einmal mit irgend einem Körper vereint war, nicht zu deſſen Weſenheit gehört; denn es iſt gewiß, daß unſer Körper immerfort durchdrungen werde, daß er Theile empfange und verliere; und wenn uns alles, was unſer war, wieder müßte zurückgegeben werden: ſo würden wir mehr als tauſendmal größer werden als wir ſind. Daher könnte man ſagen, in jedem Körper ſey eine gewiſſe Blume der Subſtanz, deren Natur man ſelbſt aus den Grundſätzen der Chemie erklären könnte, welche ſo wie ſie einem jeden durch die Geburt zu Theil ward, unter ſo vielen Veränderungen erhalten werde, immer beſtehe, und weder durch die Nahrung vermehrt, noch durch die Ausdünſtung verringert werde, ob ſie

alimentis augeatur aut transpiratione minuatur; quamquam in infantibus contractus, in adultis per majorem assumtitiae et variabilis materiae massam expandatur, quod si concedatur et illum dissipari, tamen cum efficacia ac virtute quasi seminali, non vero mole valeat, sine aliorum detrimento cuique poterit reddi. Itaque anthropophagus ille retinebit suum tantum, quemadmodum et illi quos devoravit, nulla eorum confusione quae cuique propria per universam corporis molem diffusa, et a superadditis atque in perpetuo fluxu positis distincta Deus assignavit. Verum etiam sine tali hypothesi casus solvi posset, si intelligamus antropophagum qui sola humana carne vixit, de singulis aliquid, nullo ipsorum detrimento, posse tanquam suum retinere: satis enim monuimus non omnia cuique reddi quae ad corpus ejus unquam pertinuere.

Sed his missis, veniamus ad *)..... quaestionem de purgatorio sive poena temporali post hanc vitam. Protestantes enim sentiunt, eorum qui moriuntur animas statim aut ad aeternam felicitatem pervenire aut in aeternum

---

*) Vox quae hic deest videtur esse *vexatissima* aut *veratissima*. Legendi difficultas oritur ex litteris quae secundam syllabam formant. Edit. Par.

gleich in den Kindern zuſammengezogen, in den Erwachſenen aber durch eine größere Maſſe des annehmbaren und veränderlichen Stoffes ausgedehnt wird. Gibt man auch zu, daß ſie ſich zertheile, ſo kann dieſelbe deſſenungeachtet, da ihre Intenſität von der Wirkſamkeit und gleichſam der Saamenkraft, nicht aber von der Maſſe abhängt, Jedem ohne Nachtheil der Andern zurückgegeben werden. Auf dieſe Art wird jener Menſchenfreſſer nur das Seinige behalten, ſo wie auch jene, welche er verzehrt, ohne Vermiſchung deſſen, was Gott einem jeden als eigen zugetheilt hat, und nun durch die ganze Maſſe des Körpers verbreitet, und von dem was hinzugefügt ward, und in ewigem Umlaufe ſich bewegt, abgeſondert iſt. Allein, auch ohne eine ſolche Hypotheſe, könnte dieſer Fall aufgelöſt werden, wenn wir annehmen, daß der Menſchenfreſſer, der blos von Menſchenfleiſch gelebt, von jedem einzelnen etwas, ohne derſelben Nachtheil, als das Seinige behalten könne; denn wir haben ſchon zur Genüge gezeigt, daß nicht jedem alles, was zu ſeinem Körper jemals gehört hat, zurückgegeben werde.

Allein laſſen wir dieſes, und kommen wir zu der ſo ſehr beſtrittenen Frage vom Fegfeuer, oder von der zeitlichen Strafe nach dieſem Leben. Denn die Proteſtanten glauben, daß die Seelen der Verſtorbenen entweder gleich zur ewigen Seligkeit gelangen, oder auf ewig verdammt werden. Daher verwerfen ſie die

damnari. Itaque preces pro mortuis tanquam supervacuas rejiciunt, aut ad inania vota reducunt, qualia etiam de rebus praeteritis et transactis, consuetudine potius humana quam ulla utilitate concipiuntur. Contra vetustissima Ecclesiae sententia est orandum esse pro mortuis et mortuos precibus juvari, et eos qui ex hac vita discesserunt, etsi in gratiam per Christum a Deo recepti, remissa aeterna poena, haeredes vitae aeternae effecti sint, subinde adhuc pro peccatis castigationem aliquam paternam sive purgationem pati, praesertim si hanc labem in hac vita non satis diluerunt et huc accommodarunt alii verba Christi de solvendo novissimo quadrante, et quod omnis caro igne salietur, alii locum Pauli de his qui fundamento inaedificaverunt lignum, foenum, stipulam, et salvi erunt quasi per ignem, alii locum de Baptismo pro mortuis. Sancti Patres variant quidem circa purgationis modum; alii enim animas certo in loco aliquandiu (quod nonnulli extenderunt usque ad diem judicii, aliqui etiam ultra) detineri ibique ad tempus purgari sunt arbitrati. Castigationis modum alii igne corporeo collocarunt, nonnulli in igne tribulationis quo inclinavit aliquando AUGUSTINUS, et hodie qui-

Gebete für die Todten als etwas überflüſſiges, oder rechnen ſie unter die unnützen Wünſche, dergleichen auch von verfloſſenen und geſchehenen Dingen mehr aus menſchlicher Gewohnheit als aus irgend einem daraus entſpringenden Nutzen im Menſchen entſtehen. Hingegen war es von jeher die Meinung der Kirche, daß man für die Verſtorbenen beten ſolle, daß ihnen durch unſer Gebet geholfen werde, und daß jene, welche aus dieſem Leben geſchieden ſind, obgleich ſie von Gott in Gnaden durch Chriſtum aufgenommen, und nach Erlaß der ewigen Strafe, Erben des ewigen Lebens geworden ſind, doch zuweilen noch für ihre Sünden eine väterliche Züchtigung oder Reinigung leiden, beſonders wenn ſie ſich von dieſen Flecken auf Erde nicht genugſam gereinigt haben; und einige wandten auf dieſes die Worte Chriſti von der Zahlung des letzten Pfennigs, und daß alles Fleiſch durch das Feuer ſoll gereiniget werden, an; andere beziehen hierauf die Stelle des h. Paulus, wo er ſagt: daß jene, welche auf das Fundament Holz, Heu, Stoppeln gebaut haben, ſelig werden, wie durch das Feuer; andere die Stelle von der Taufe für die Todten. Die h. Väter ſind zwar nicht einig über die Art und Weiſe der Reinigung: die einen nämlich glaubten, daß die Seelen in einem beſtimmten Ort eine Zeitlang (welches einige bis zum Gerichtstage, einige noch weiter hinaus ausgedehnt haben) eingeſchloſſen ſeyen, und da bis auf eine gewiſſe Zeit gereinigt werden. Andere ließen die

dam ex Graecis: et nonnulli vero putarunt ignem purgantem eumdem esse cum igne gehennae, alii vero separatum: fuere etiam qui purgatorium peculiariter collocarunt in tempus resurrectionis, ubi omnibus etiam sanctis transeundum sit per ignem, sed eos tantum comburendos et detrimentum passuros, quorum opus *) ita male compositum sit ut ardere possit. Quidquid hujus sit, plerique omnes consenserunt in castigationem paternam, sive purgationem post hanc vitam, qualiscumque ea esset quam ipsae animae ab excessu ex corpore, illuminatae, et sibi **) conspecta tunc imprimis praeteritae vitae imperfectione, et peccati foeditate maxima tristitia tactae sibi accersunt libenter, nollentque aliter ad culmen beatitudinis pervenire. Voluntariam enim esse purgatoriam hanc afflictionem recogitantis acta sua animae, praeclare multi viri notarunt et inter caeteros illustris est granatensis locus, qui Philippo secundo in novissima aegritudine magnam consolationem attulit.

---

*) *Corpus.* Editio Parisiensis.

**) Verbum *sibi* videtur ex Ms. delendum, inferius positum. Editio Parisiensis.

Züchtigungsart in einem körperlichen Feuer beſtehen, mehrere im Feuer der Trübſal, zu welcher Meinung ehehin Auguſtin ſich neigte, und heutzutage einige aus den Griechen: mehrere aber hielten dafür, das reinigende Feuer ſey daſſelbe wie jenes der Hölle; andere, es ſey abgeſondert; es gab auch, welche das Fegfeuer ganz beſonders in die Zeit der Auferſtehung ſetzten, wo alle, auch ſogar die Heiligen, durch das Feuer gehen müſſen; doch würden nur jene brennen und Qual leiden, deren Gebäude ſo ſchlecht zuſammen gefügt ſey, daß es brennen könne. Doch dem ſey wie ihm wolle, alle beinahe kommen darin überein, daß nach dieſem Leben eine väterliche Züchtigung oder Reinigung, wie ſie auch beſchaffen ſeyn mag, ſtatt habe, welche die Seelen, die nach dem Hinſcheiden aus dem Körper erleuchtet, und dann ganz beim Anblick der Unvollkommenheit des verfloſſenen Lebens, und über die Schändlichkeit der Sünde von der größten Traurigkeit gerührt ſich wünſchen, und nicht anders zur höchſten Seligkeit gelangen wollten. Denn viele Männer haben ſehr ſchön bemerkt, daß dieſe reinigende Trübſal der über ihre Handlungen nachdenkenden Seele freiwillig ſey; und unter andern verdient die Stelle aus Ludwig von Granata bemerkt zu werden, welche Philipp dem II. in ſeiner letzten Krankheit großen Troſt gewährt hat.

Mainz, gedruckt bei J. Wirth, biſchöflichem Buchdrucker.

Leibnitz's

Deutſche Schriften.

331.

Leibnitz's

Deutſche Schriften.

Herausgegeben

von

Dr. G. E. Guhrauer.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Erſter Band.

Berlin:
Verlag von Veit und Comp.

1838.

b [illegible] 97

[illegible] | 331

Seiner Hochwohlgeboren

dem

Königlichen Geheimen Legationsrath

Herrn

K. A. Varnhagen von Enſe

ehrerbietigſt und dankbarſt

zugeeignet.

Ihr gefeierter Name ſollte, nach meinem urſprünglichen Wunſche, diesmal ſchon die Biographie Leibnitzens ſchmücken, zu welcher Sie mir vor anderthalb Jahren die Anregung gaben; und gewiß dachte ich, im erſten Feuer, womit ich die Grundlinien zu einer Lebensgeſchichte Leibnitzens ausarbeitete, und ſelbſt ſpäter, als ich, um meine Materialien zu vervollſtändigen, die Reiſe nach Hannover unternahm, nicht daran, ſtatt mit einer hiſtoriſchen Darſtellung zuvor mit einem hiſtoriſch- und philologiſch-kritiſchen Werke hervorzutreten; um ſo weniger, als ich bis dahin faſt gar nicht hiſtoriſch, noch kritiſch, ſondern meiſt philoſophiſch mit Leibnitz mich beſchäftigt hatte, ſo daß es bei mir auf eine neue Darſtellung ſeines ſpekulativen Syſtems abgeſehen war. Und gegenwärtig giebt mir blos die Kritik von Leibnitz's Leben und Schriften ſo viel zu thun, daß ich dadurch von ſpekulativen Studien faſt abgeſchnitten zu werden fürchten ſollte. —

Wenn indeſſen dieſer Wechſel als kein zufälliges Springen von Objekt zu Objekt, ſondern als ein von den innern Bedingungen ein und des nemlichen Objekts motivirter, ſtetiger Uebergang ſich erweiſen, wenn namentlich das allgemeiner gewordene ſpekulative Intereſſe an Leibnitz ſelbſt durch eine kritiſche Reviſion der bisherigen hiſtoriſchen und literariſchen Grundlage dieſer Studien gefördert werden ſollte, dann dürfte ich mir zu dieſem Wechſel Glück wünſchen; und wenn meine

Bemühungen auf dieſem Felde nicht ohne alle Frucht bleiben, ſo bin ich nicht allein, ſondern auch alle durch dieſelben wiſſenſchaftlichen Intereſſen mit mir Verbundenen Niemand anders als Ihnen den erſten und größten Dank ſchuldig, weil Sie den Anſtoß dazu gegeben haben.

Man darf behaupten, daß für Kritik des Leibniz ſeit Ludovici, alſo ganzer hundert Jahre, kein Schritt vorwärts gethan wurde. Denn der Herausgeber von Leibniz's ſämmtlichen Werken, Ludwig Dutens, bauete ganz auf Ludovici; daher ganze Sammlungen, wie die des Profeſſor Kapp von 1745, Dutens entgangen ſind und ſeiner Sammlung fehlen, dagegen Schriften, deren Echtheit noch der Kritik unterliegt, lediglich auf Ludovici's Autorität aufgenommen ſind. Was vollends die Biographie Leibnizens betrift, ſo hat dieſe ſeit 1737 eher Rück- als Fortſchritte gethan; man darf nur einige Seiten in Eberhard's, dem Pantheon der Deutſchen einverleibten Arbeit, prüfen, um meine Behauptung nicht zu ſtreng zu finden. Was aber vor Ludovici in dieſer Beziehung erſchienen iſt, fließt meiſt aus Eckhart's dürren, über alle Maaßen überſchätzten, keine Prüfung aushaltenden, erſt im Jahre 1679 aus der Handſchrift vollſtändig abgedruckten Nachrichten.

Es iſt beinahe zum Gemeinplatz geworden, daß man, um Leibniz zu faſſen und darſtellend in die Geſchichte einzuführen, Leibniz ſein müſſe, — unterdeſſen hat Niemand etwas gethan, um dem Leibniz kommender Jahrhunderte Vorarbeiten zu überliefern, wenigſtens das nöthige Material, wovon im Strome der Zeit mehr oder weniger verloren geht, der ſpätern Generation zu erhalten. Was ſoll indeß jener Satz eigentlich bedeuten? Ich glaube, man könnte ihm mit Grund einen andern entgegenſetzen und behaupten, Leibniz habe ſich ſelbſt zu ſeiner Zeit nicht ſo gut verſtanden, als ein jeder von uns, welcher, getragen von dem Bewußtſein der Weltgeſchichte, zu der Betrachtung des großen Mannes ſich zurück wendet, von welchem uns bald der lange Zeitraum von anderthalb Jahrhunderten trennt. Aber denken wir uns Leibnitzen, als er auf der Höhe ſeines Bewußtſeins vor ſich und der Welt ſtand, im Begriffe ſich ſelbſt zu erfaſſen: ſo dürfen wir uns keinen momentanen Akt der Reflexion vorſtellen, ſondern ein ſimultanes Ueberblicken und Beziehen aller in der Zeit außereinander liegender Momente der Geſchichte ſeines Geiſtes, ein Herabſteigen in der Erinnerung bis zu den früheſten Stadien ſeiner Entwickelung in wechſelnder Berührung mit der Welt, mit Perſonen, Verhältniſſen und Schickſalen, deren genetiſcher Komplex, daß ich in Leibnitzens Sprache rede, das Princip ſeiner Individualität konſtituirte. Mit einem Worte, Leibnitz konnte ſich ſelbſt nur erkennen, wenn er ſich in ſeine Geſchichte lebendig hinein verſetzte.

Das eben iſt es aber, was wir thun müſſen, aber auch thun können, um eine der Vergangenheit bereits angehörende, große Individualität kennen zu lernen und zu begreifen, ihre Geſchichte, den Uebergang vom Werden zum Sein, der Kraftentwickelung zum vollen Wirken, zu verfolgen, mit den Mitteln der Wiſſenſchaft zu erforſchen und darzuſtellen.

Um jedoch die Geſchichte eines Leibnitz zu ſchreiben, dazu bedarf es eines ganz andern Anlaufs, als wozu unſre Altvordern ſich jemals entſchließen konnten. Es giebt keine fertige Form, in welche man das fertige Material zu dieſer Geſchichte nur zu gießen hätte — was ſage ich? es fehlt viel, daß das Material dazu ſchon ausgemittelt und vorhanden wäre, auch nur ſo viel, um in der Nation ein allgemeines Intereſſe für das Andenken Leibnitzens zu erwecken und dauernd zu erhalten.

Es ſei mir erlaubt, an das mir unmittelbar Vorliegende anzuknüpfen. Wir ſtehen gegenwärtig in dem letzten Decennium vor der zweihundertjährigen Jubelfeier des Geburtstages des großen Leibnitz, des Stolzes der deutſchen Nation: und doch iſt vielleicht der größere Theil, ich will nicht ſagen der Gelehrten, aber der wiſſenſchaftlich Gebildeten in Deutſchland durch die bloße Ankündigung „der deutſchen Schriften“ von Leibnitz überraſcht worden. Wie anders? da ja vor wenigen Jahren noch einer unſrer Gelehrten eine kleine Abhandlung Leibnitzens in deutſcher Sprache in der beſtimmten, unbefangen ausgedrückten Ueberzeugung von neuem herausgab, er laſſe Leibnitzens einzige Schrift im mütterlichen Idiome wieder abdrucken, eine Schrift, meinte er, durch welche der große Mann in ſeinen letzten Jahren der von ihm im Leben nie gebrauchten Mutterſprache gleichſam eine Ehrenerklärung gegeben habe, eine Teutodicee, wie er es nennt! — und daß dieſe Behauptungen nicht ſogleich den Einſpruch eines Kritikers hervorrieſen, welcher in der Eile, wenn auch nur zehn von Leibnitzens gedruckten deutſchen Schriften anführte! Woher, wird man fragen, ein ſo ſchroffes Begegnen dieſes Buches mit jener nur um einige Jahre ältern, literariſchen Erſcheinung? woher endlich — darauf wollte ich doch hinaus — jene lebendige Theilnahme des ganzen gebildeten Theils der Nation für Leibnitz, wo das Vorurtheil ſo tief eingewurzelt war, der große Mann ſei — wie man gedruckt leſen kann – ſeiner Mutterſprache nicht mächtig geweſen, oder er habe ſie verachtet?

Weil nun unbeſtreitbar Leibnitz ſeiner innerſten Bedeutung nach ſo ſehr dem deutſchen Geiſte angehört, als er bei ſeinem Leben mit ganzer Seele und Innigkeit des Gemüths an ſeinem Vaterlande hing, ſo mußten die erſten Steine zu einem Neubau für Leibnitzens Denkmal aus jenem bisher verſchütteten Schachte hervorgeholt werden. Leibnitz muß bei ſeinem Auferſtehen unter einer Nachwelt, welche ihn zu würdigen verſteht, zu ſeinen theuern Deutſchen deutſch zu reden den Anfang machen.

Frankreich und Holland tragen jetzt gleichzeitig, wie durch Verabredung dazu bei, das Andenken des großen Leibnitz würdig zu erneuern. In England wagt Niemand heute ungeſtraft, aus vererbter Eiferſucht, welche bis zu den Zeiten Georg's I. und dem früheſten Kampfe der politiſchen Partheien hinaufſteigt, auf den Namen des Nebenbuhlers Newton's einen Flecken zu werfen. Ja, Jene haben uns längſt den Ruhm weggenommen, die zerſtreuten Schriften und Werke unſers Leibnitz in eine Sammlung zu bringen: keinem deutſchen Könige oder Fürſten ſind ſeine ſämmtlichen Werke zugeeignet; und Ludwig Dutens ſah in ſeinem Helden eigentlich nur den einſtigen Unterthan des Königs von England. Deutſchland konnte hier alſo nur zu kurz kommen; und bis auf eine kleine Schrift, ſind alle deutſchen Schriften Leibnitzens, welche der Sammler und Herausgeber kannte, und deren er habhaft werden konnte, nicht in der Urſchrift, wie ſie aus Leibnitzens Feder gefloſſen waren, ſondern nur in lateiniſchen oder franzöſiſchen Ueberſetzungen dort zu leſen! — Allein ſtimmte, ich will nicht ſagen heute nach ſiebenzig Jahren, nein ſelbſt damals die Beſchaffenheit dieſes Corpus zu ſeiner Beſtimmung, Leibnitzens ſämmtliche Werke zu enthalten? — und wie viel Neues iſt in dem hinter uns liegenden Zeitraum ſeit 1768 in verſchiedenen Gegenden Europa's an's Licht gefördert worden? wie viel des Koſtbarſten liegt noch ungedruckt und wartet, der Welt mitgetheilt zu werden, ja wie vieles bleibt noch erſt zu erforſchen, zu ermitteln, und der Vergeſſenheit oder eigentlich völliger Vernichtung zu entreißen? Halten wir uns jetzt aber an die Sammlung, die wir dem Fleiße des Auslandes verdanken, und welche die Grundlage einer künftigen, wahren Geſammtausgabe von Leibnitzens Schriften bilden wird, wie viel iſt hier für die Kritik, oder vielmehr, was wäre ihr zu thun nicht übrig geblieben? Unterſcheidung des Echten vom

Unechten, Erſetzung der Uebertragungen in fremde Sprachen durch die Urſchriften, methodiſche Anordnung, Reinigung und Herſtellung des Textes von unzähligen Verſtümmelungen und Lücken, und wie geſagt, Einverleibung einer Menge Schriften, welche wie zerriſſene Glieder eines Körpers, noch immer zerſtreut, ungekannt und ungenoſſen, umherliegen. Dazu kämen nothwendig kritiſche, einleitende Abhandlungen nach dem heutigen Standpunkte der Wiſſenſchaft, wo jede bedeutende Schrift oder Gruppe von Schriften in ihr rechtes Licht und ihren Zuſammenhang mit dem Organismus des Leibnitzſchen Geiſtes geſetzt würde.

Wenn man nun die ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen eines Gelehrten ſeine Thaten nennen kann, und alle Geſchichte auf Thaten, als ihrem Grunde, beruht, ſo ſcheint, daß der künftige Geſchichtſchreiber Leibnitzens auf die Verwirklichung dieſes ſo eben angedeuteten Entwurfes warten müſſe, wofern er ſeiner Beſtimmung entſprechen will. Und der Hoffnung darf man ſich auch hingeben, daß die Staaten von Hannover und Preußen dem unſterblichen Manne, welcher einen ſo ausgezeichneten Platz in der Geſchichte ihrer intellektuellen und damit ſo eng verbundenen politiſchen Entwickelung einnimmt, zu dieſem würdigſten Denkmale ſeines Geiſtes verhelfen werden. Alsdann ließe das Material zu einer Geſchichte Leibnitzens, und zwar von der wichtigſten Seite, nichts zu wünſchen übrig; wenigſtens würde den Intereſſen der Gelehrten vom Fach mehr oder minder vollſtändig Genüge gethan ſein.

Hier tritt nun aber der Punkt hervor, wo der künftige Geſchichtſchreiber Leibnitzens über den frühern Standpunkt ſich wird erheben müſſen. Die Thaten Leibnitzens gehen nicht, wie bei den meiſten Gelehrten, in ſeine Schriften auf: denn er bedeutet uns keinen bloßen Gelehrten. Sie ſind auch gar nicht ſeine Thaten, denn dieſe liegen anderswo. Sie mögen uns auch nicht überall ſowohl dasjenige gelten, was ſie an ſich ſind, als was ſie bedeuten. Wie todt ſcheint uns vielleicht ein beträchtlicher Theil dieſer Schriften, wie abſeits von unſern gegenwärtigen, geiſtigen Intereſſen: aber man befreie ſie aus ihrer ſtarren Iſolirtheit, welche keine Brücke zu unſerm Bewußtſein zuläßt; man verſammle ſie um den lebendigen Mittelpunkt, den unſterblichen Geiſt, dem ſie gleich Fulgurationen entſtrömten, und ein Hauch von dieſem Geiſte vermag ſie für uns mit Leben und Wärme zu beſeelen.

Leibnitz war gelehrter, als alle Gelehrten, und doch kein Gelehrter; er war von Beruf ein Staatsmann, doch von welthiſtoriſcher Wirkſamkeit. Churſachſen, ſein eigentliches Geburtsland, verlor ihn früh, zu einer Zeit aber, wo deſſen politiſche Bedeutung für das Reich, welche im ſechzehnten Jahrhundert ihren Gipfel erreicht hatte, lange zuſammengeſchmolzen war, ein untergehendes Geſtirn. Als junger Mann kam er bald in die Dienſte des großen Erzkanzlers und Direktors der Reichs-Angelegenheiten, des Churfürſten Johann Philipp von Mainz, und wirkte ſchon dort durch die Genialität ſeines Geiſtes, verbunden mit einer ſeltenen, echt deutſch patriotiſchen Geſinnung, gleich den erſten Rathgebern und Miniſtern des Churfürſten, dieſes Gleichgewichthalters der Angelegenheiten Europa's. Die Jahre des kräftigſten Mannesalters widmete er der Begründung der aufblühenden Macht und Größe des Hauſes Hannover unter der Regierung von Ernſt Auguſt und Sophien, den Stammeltern, wie in männlicher Linie der Könige von England, ſo in weiblicher der Könige von Preußen. Den langen Abend ſeines Lebens verherrlichte aber der eifrige, ja leidenſchaftliche Antheil an der Beförderung des Flors und der Glorie des jungen preußiſchen Königshauſes, deſſen Bedeutung in chriſtlich-religiöſen, wie intellektuell-politiſchen Bezügen für Deutſchlands Zukunft der große Mann mit Seherblick vorausgeſehen, ja verkündet hat. So entfaltet eine auch nur flüchtige Muſterung ſeines Lebens ganz deutlich die Stadien in dem Zeitraum von einem halben Jahrhundert (1666 bis 1716), doch auf eine ferne, vor unſern Blicken bereits enthüllte Zukunft hinaus deutend. Ein ſolcher Geiſt gehört alſo mit Fug und Recht heute dem ganzen Deutſchland, wie im Allgemeinen, ſo in den individuellſten Beziehungen zu, ein Geiſt, um den Europa uns beneiden möge.

Was dieſer Heros weiter in der Philoſophie und in allen Wiſſenſchaften göttlicher und menſchlicher Dinge durch neue Methoden und unzählige Entdeckungen und Erfindungen aufgeſtellt, was er, wie ſchlummernde Funken, aus der Tiefe des Geiſtes hervorgeholt und zu hellleuchtenden Flammen angefacht; wie er, gleich einem, des Friedens und der Liebe wegen vom Himmel geſandten Geiſte, die Harmonie, welche er in ſeinem Gottesbewußtſein ſchaute, durch raſtloſe Vermittelungen unter den Menſchen, als Chriſten, als Gliedern des bürgerlichen, wie des gelehrten Staates, überhaupt aber als Menſchen, zu verwirklichen ſtrebte; daß er die Weisheit aus der Schule in das Leben hinüberführte und aus den Hörſälen in die Säle der Großen — alles dieſes, was von zehn verſchiedenen Seiten angeſehen, ebenſo viel Leibnitze giebt; alles dieſes, bedeutet es etwas anders, als eine organiſirte Welt von angebornen und erworbenen, geiſtigen und ſittlichen Mitteln, durch deren Anwendung Leibnitz jene Höhe welthiſtoriſcher Wirkſamkeit erſtieg, und über ein gewöhnliches Menſchenalter oben wandelte? er, der Herkunft nach der nachgelaſſene jüngſte Sohn eines armen, bürgerlichen Profeſſors? —

Wenn nun einer auch Leibnitzens Schriften vollſtändig geſammelt, kritiſch geſichtet und chronologiſch beſtimmt, vor ſich haben möchte — wie viel fehlt, daß er den Schriftſteller ſelbſt habe?

— Möge alſo die Geſchichte Leibnitzens, dem vollen Begriffe nach, lange noch Ideal bleiben, ſo wird doch dieſer Begriff den Beſtrebungen des Forſchers eine neue Richtung und Spannkraft geben müſſen. Man wird nicht mehr, wie ſonſt, das Studium ſeines Lebens und ſeiner Schriften oder ſeiner Philoſophie für ganz geſonderte, von einander unabhängige Studien halten und betreiben; beide müſſen vielmehr ſtetig unter einander, und in dieſer Wechſelbeziehung auf ihre höhere Einheit, auf den unſterblichen, erhabenen Geiſt bezogen werden, welcher ja ſelbſt die ſittlichen, religiöſen und wiſſenſchaftlichen Bewegungen unter ſeinen Zeitgenoſſen weder durch ſeine Schriften, noch durch ſein Leben allein, ſondern durch die verſtärkte Geſammtwirkung beider hervorgerufen hat. —

Wenn Sie bei dieſem erſten Bande der deutſchen Schriften Leibnitzens, ſowohl in ihrer Anordnung, als ihrer kritiſchen Einleitung und Erklärung das Beſtreben erkennen möchten, jenem Begriffe nahe zu kommen, und der Verſuch in einigem Verhältniſſe zu der Aufgabe ſich verhielte, würde ich mich glücklich ſchätzen. Geſtatten Sie mir an dieſem Punkte, über die Grundſätze, welche bei der Herausgabe mich leiteten, einiges Nähere auszuſprechen, und verzeihen, wenn ich hier vielleicht ein wenig zu ſehr in den Ton des trocknen Berichterſtatters herabſinke. Was alſo die Anwendung betrifft, ſo ſei, mit Hinſicht auf den folgenden zweiten Band, die Bemerkung geſtattet, daß, wie in dem erſten Bande die Beziehungen zum deutſchen Reiche überhaupt und dem Hauſe Hannover insbeſondere, als Grundfaden die einzelnen Schriften zuſammenhalten, ſo im folgenden Bande das Verhältniß Leibnitzens zum preußiſchen Königshauſe, in den deutſchen Schriften, welche die preußiſche Krone, die Stiftung der Societät der Wiſſenſchaften und der Union zwiſchen den Lutheranern und Reformirten betreffen, zu Grunde liegen wird. Ein Theil deſſelben Bandes wird überdies eine Reihe von Aufſätzen und Briefen enthalten, welche zur Charakteriſtik Leibnitzens gehören.

Den eigentlichen Stamm dieſes erſten Bandes bilden nun die aus den Schätzen der Königlichen Bibliothek von Hannover, unter der Aegide des durch Munificenz und Freiſinnigkeit hoch ausgezeichneten, dortigen Kabinets-Miniſteriums, geſchöpften, bisher ungedruckten, handſchriftlichen Quellen, worüber das Buch im Beſondern und Einzelnen nähere Rechenſchaft giebt.

In der Recenſion des Textes überhaupt habe ich mir in Abſicht auf Eigenthümlichkeiten in den Wortformen, Wendungen, Konſtruktionen, Einmiſchung fremder Sprachelemente u. ſ. w. vollkommne Treue zur Richtſchnur gemacht; und daher z. B. Formen, wie das alterthümliche unde für und, und einmal is für iſt, geſchont. Man wird daher die von der modernen in ſo vielen Stücken noch abweichende Etymologie und Syntax Leibnitzens, beſonders in den Schriften aus der Jugendperiode um das Jahr 1670, durchaus wiederfinden. Mehreres in dem Bedenken von 1670 in zwei Abtheilungen, ſcheint die Spuren der eigenthümlichen Zeit- und Localitätsverhältniſſe zu verrathen, unter welchen das Ganze gearbeitet iſt. Es trägt, im Vergleiche mit den übrigen Schriften aus derſelben Periode, bei aller innern Durcharbeitung des Gedankens, mehr das leichte Gepräge einer geiſtreichen Konverſation als den Charakter eines bei Muße mit Sorgfalt gearbeiteten, und für den Druck beſtimmten Schriftwerks.

Wenn indeß die überall, mehr oder weniger hervorſtechende Eigenthümlichkeit in Ausdruck, Wortbildung und Figuren ein Geſetz befolgt, welches eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit von ſelbſt mit ſich führt, ſo hat es, mit der Schreibung (Orthographie), als ſolcher, eine entgegengeſetzte Bewandtniß. Der Vorwurf kann faſt allen Schriftſtellern jener Periode in Deutſchland gemacht werden, daß ſie, abgeſehen von dem, was bei Druckſchriften auf Rechnung des Setzers gebracht werden möge, bei ihrer Schreibung auf das Auge des Leſers faſt gar keine, aber ſelbſt nicht immer auf das Ohr des Leſers Rückſicht nahmen. So auch Leibnitz. Er ſieht die Schrift als ein Inſtrument an, das er für die Fixirung ſeiner Gedanken gebraucht, und welches nur dem Klange des Worts im Allgemeinen entſprechen ſoll. Dieſe Willkühr erſtreckt ſich in den Schriften jener Zeit bis auf die Eigennamen, die jeder ſchreibt, wie ſie ihm, nach der Färbung des Dialekts, den er zu hören gewohnt iſt, ins Ohr fällt; man erinnere ſich z. B., wie verſchieden der Name Leibnitz ſowohl in den vokaliſchen als konſonantiſchen Beſtandtheilen des Worts geſchrieben vorkommt. Man ſchreibt ferner, Trippelallianz, Logick, Metaphyſick und dgl. ohne die ſorgfältige Beachtung der Etymologie, welche nur der Idiot heute unterläßt. Zwiſchen den verwandten Vokalen und Doppelvokalen iſt auch bei Leibnitz in einer und derſelben Schrift ein ſtetes Schwanken. Am meiſten fällt uns eine gewiſſe Willkühr im Gebrauche der großen Anfangsbuchſtaben der Worte auf: die Abſtracta ſchreibt Leibnitz in der Regel klein, eine Menge von Adjectiven, welche etwas Weſentliches bezeichnen, dagegen groß; und wiederum Hauptwörter, welche bloße Dinge benennen, klein. Kommt hiezu der ſchwankende Gebrauch des unorganiſchen h oder die Verdoppelung von Vokalen, um Dehnung anzuzeigen, ſo entſteht eine Schreibung, welche jetzt das an eine geregelte Orthographie gewohnte Auge häufig verwirren müßte, wie wenn „wahren„ ſo viel als „Waaren“, dagegen „Waaren“ ſo viel als „wahren“, oder „viel“ das nemliche was „fiel“ und umgekehrt bedeutet. Dies ließe ſich leicht durch die ganze Tonleiter der alphabetiſchen Laute durchführen und mit Beiſpielen belegen: und es gilt von Druckſchriften nicht minder, als von Handſchriften. Belehrend iſt die Vergleichung einer deutſchen ſtaatsrechtlichen

Abhandlung Leibnitzens, wie ſie in den Jahren 1694 und 1695, einmal zu Frankfurth, ein anderesmal zu Hannover, beidemal aber nach einem Manuſkripte des Verfaſſers gedruckt erſchienen iſt; (ich meine die Schrift: Von dem Unterſcheide des Reichs-Banniers und der Würtembergiſchen Sturmfahne) ſo verſchieden iſt an beiden Orten die Schreibung, ſo wenig ließe ſich behaupten, daß der eine Druck die urſprüngliche Schreibart treuer wiedergebe, als der andere.

Nicht genug alſo, daß in die Schreibung von Schriften aus ſo verſchiedenen Perioden Einheit und Konſequenz zu bringen ein nutzloſes Bemühen geblieben wäre, ſo machte mir es der Vorgang ſo anſehnlicher Autoritäten, als Dutens und Feder, zur unabweislichen Pflicht, hinſichtlich der Orthographie auf den großen Kreis derjenigen Leſer Rückſicht zu nehmen, welche, um ein Wort von Goethe zu gebrauchen, nicht ſowohl an Leibnitzens deutſchen Schriften, als mit ihnen ſich zu beſchäftigen Neigung haben werden. Nicht etwa, als hätte ich nur daran gedacht, die Eigenthümlichkeiten von Leibnitz durch konſequente Einführung der modernen, ſelbſt einer gründlichen Reform noch bedürfenden Schreibung zu verwiſchen; vielmehr habe ich mir folgende Maxime als Richtſchnur geſetzt. diejenige Färbung der urſprünglichen Schreibung, ſowohl in Druck- als in Handſchriften, welche eine Verſchiedenheit des Klanges und der Ausſprache vorausſetzen, desgleichen alle Eigenſchaften, welche als Reſte einer organiſchen Bildung oder Wandelung des Wortes erkennbar ſind, habe ich ſorgfältig beibehalten, nach dem Grundſatze, daß nicht das Auge, ſondern das Ohr das urſprünglich Maaßgebende für Sprache ſei: hingegen Abweichungen von unſerer Schreibung, welche ſich auf nichts als Konvenienz oder Willkühr ſtützen, der Rückſicht auf das Auge der heutigen Leſer ohne Bedenken zum Opfer gebracht. Nicht um das hiſtoriſche Wiſſen zu bereichern, wenigſtens nicht deßhalb allein habe ich zu dieſem Unternehmen meine Kräfte verſucht, ſondern aus der vollen Ueberzeugung, daß dieſe, zum Theil bisher ganz unbekannt gebliebenen Schriften Geiſt und Leben genug in ſich haben, um auf den Geiſt und den Sinn der deutſchen Leſer nachhaltig zu wirken.

Sie dürfen mit Recht die Forderung ſtellen, daß der Herausgeber Leibnitzens vor Allem trachte, im Geiſte Leibnitzens dabei zu verfahren. Sollte es wohl dieſem Geiſte gemäß ſein, an Zufälligkeiten mit Aengſtlichkeit zu haften, welche für das Weſentliche der Sache, wenn auch eine noch ſo geringe Hemmung werden könnten? Leibnitz war einer der gründlichſten Sprachforſcher; aber auch hier war die Rückſicht auf die Methode, den Gebrauch, die Leichtigkeit der Verbreitung fernliegender Kenntniſſe bei ihm vorwiegend. Darum wollte er auch, daß die Alphabete und Schriften orientaliſcher Sprachen zum Gebrauche der meiſten abendländiſchen Gelehrten in das lateiniſche Alphabet ſämmtlich übertragen werden ſollten. „Denn auf dieſe Art, ſchreibt er an ſeinen Freund, den berühmten Orientaliſten Hiob Ludolf, würden wir dieſe Sprachen vielleicht mit halber Arbeit lernen. Mich wenigſtens haben die fremden Charaktere mehr als alles andere abgeſchreckt, gleich ſteinharten Schalen, welche einen Kern oder ein Mark einſchließen, und welches Viele genießen möchten, wenn ſie dieſe Nuß aufgebrochen vorfänden. Jene barbariſchen Charaktere ſind wenigſtens etwas Zufälliges, ohne welche die Sprache ſelbſt beſtehen, und ſowohl geſprochen, als geſchrieben werden kann. Warum verdoppeln wir uns alſo eine Schwierigkeit, welche für ſich groß genug iſt?“ — (Opp. Omn. VI., 88.). Dies wohlerwogen möge mich vor dem Vorwurf der Unwiſſenſchaftlichkeit ſchützen.

Und ſo nehmen Sie dieſe Ihnen ehrerbietigſt dargebotene Leiſtung als den Ausdruck meiner Geſinnung und der Empfindungen auf, welche Sie durch Ihre im reichſten Maaße mir bewieſene Güte für ewig in mir erweckt haben. Erwäge ich die Entſtehung dieſer Arbeit, als eine Frucht der Beſtrebungen, welche erſt durch Ihre Theilnahme einigen Halt und Folge gewannen, blicke ich auf den innern Muth, welcher bei dieſen Anſtrengungen mich begeiſterte, rufe ich mir zurück, wie Sie dabei vom Anfang mit Rathſchlägen und Aufmunterungen mir zur Seite ſtanden, wie Sie ſelbſt wirkſam und thätig meinem Streben aufhalfen, ſo darf ich das Buch dem Geiſte nach, wie alles, was ſich vielleicht in der eingeſchlagenen Richtung daran noch anſchließt, als Ihr eigenes anſehen, und mir nur in der Ausführung einiges Verdienſt beimeſſen. Dies alles darf mir zu gleicher Zeit eine Bürgſchaft ſein, daß dieſe kritiſchen Bemühungen bei einem größern Kreiſe Eingang finden werden, als es Büchern von einer ſtrengern Farbe vielleicht ſonſt gelingt. Ich hoffe es um ſo viel mehr, als Sie ſelbſt vor Kurzem durch das Leben der unſterblichen Königin von Preußen, Sophie Charlotte, zugleich auch das Andenken Leibnitzens in herrlicher Weiſe wiedererweckt und alſo Leibnitz's deutſchen Schriften im voraus Bahn gebrochen haben.

Berlin, im October 1837.

G. E. Guhrauer.

Schriften aus der Jugendperiode.

Kritiſch-hiſtoriſche Einleitung.

Die Schriſten, welche wir durch nachſtehende Betrachtungen einzuleiten unternehmen, haben das beſondere Intereſſe, daß ſie, außer dem wiſſenſchaftlichen Gehalte, eine Beziehung auf das Leben und den Entwickelungsgang des großen Verfaſſers ausſprechen. Dadurch ſteht dieſe erſte Gruppe Leibnitzſcher deutſcher Schriſten in genetiſch innerm Zuſammenhange.

Unter dieſen Schriſten geben wir dem „Bedenken“ von 1670 in zwei Abſchnitten, welches Leibnitz in ſeinem vierundzwanzigſten Jahre aufgeſetzt, wie billig, den erſten Platz; es macht ein kleines Werk aus, um welches die übrigen, wie um ihren Mittelpunkt, ſich reihen. Außer daß durch dieſe bedeutende Schriſt die Geſchichte der deutſchen Diplomatie um einen ſo originell, wie dieſer, ſelten gebotenen Beitrag, und die vaterländiſche Literatur um eine wahre Zierde bereichert wird, wird uns durch ſie Leibnitzens Geiſt, Gemüth und Charakter in einer eigenthümlichen und neuen Weiſe aufgeſchloſſen. Nur darf die Schätzung dieſes Erzeugniſſes keine blos perſönliche bleiben; denn obſchon es, wie es iſt, ganz ſein zu nennen iſt, ſo wird man doch auch behaupten müſſen, daß es nicht Leibnitz allein zugehört. Die Zeit nämlich, die Oertlichkeit, die eigenthümlichſte Verwickelung und Entwickelung der Verhältniſſe, und außerdem bedeutende geſchichtliche Namen, ein Churfürſt Johann Philipp, ein Johann Chriſtian von Boineburg, dieſe Perſonen und jene Umſtände haben Theil an der Bedeutung der Schrift; und nur, indem wir ſie in der organiſchen Verknüpfung aller dieſer Bezüge zu verſtehen ſuchen, erheben wir uns zu geſchichtlicher Betrachtung. Die Lebensgeſchichte des Verfaſſers iſt jedoch der eigentliche Faden, der dieſe Schriften innerlich verknüpft; daher er auch für unſre Darſtellung den leitenden Faden abgeben wird.

Wir bevorworten jedoch, daß auf dieſen einleitenden Blättern weder ein aus der Lebensgeſchichte Leibnitzens herübergezogener, fertiger Abſchnitt, noch auch ein in den Grenzen hiſtoriſcher Darſtellung hinfließendes Gemählde erwartet werden möge; in erſterer Hinſicht haben wir uns, bei der Fülle des Stoffs, auf dasjenige zu beſchränken, was für das Verſtändniß der Schriften nicht entbehrt werden kann; in Rückſicht auf die Behandlung aber wird es uns nicht erlaſſen werden, ſo oft, als die Gelegenheit dazu auffordert, gegen die, für die Geſchichte Leibnitzens geltenden, Autoritäten polemiſch zu verfahren. Wir knüpfen an den wichtigen Zeitpunkt an, wo Leibnitz den großen Schritt aus der Schule in das Leben thut, die Studirſtube hinter ſich läßt, und ſeine Kräfte in der großen Welt zu entfalten beginnt.

Im Frühjahre 1666, noch vor ſeinem zurückgelegten zwanzigſten Lebensjahre *) nahm Leibnitz, als eine vater- und mutterloſe Waiſe, von ſeinen Geſchwiſtern und Verwandten und einem großen Kreiſe von Freunden und Verehrern — wie ein, bald näher anzugebendes, handſchriftliches

---

*) Leibnitz ſchreibt 1699 an L. H. Vetter, daß er die Nova methodus docendae discendaeque jurisprudentiae — vor ſeinem 20. Jahre entworfen habe. Dieſe Schrift aber brachte er auf ſeiner Reiſe von Leipzig nach Altdorf in den Gaſthäuſern zu Papier. Vgl. Feder specimina selecta etc. 145. Leibn. Opp. Omn. VI. 4.

Bekenntniß uns wiſſen läßt — Abſchied, um nach der Univerſität Altdorf, unweit der alten Reichsſtadt Nürnberg, abzugeben, wo er zum Doctor Juris promoviren wollte. Die juriſtiſche Fakultät der Univerſität in Leipzig, ſeiner Geburtsſtadt, hatte ihn von dieſer Ehre ausgeſchloſſen, und durch dieſe Handlung, welche bisher niemals recht aufgeklärt werden konnte, den Vorwurf des Neides und der Beſchränktheit, von Leipzigs eigenen Gelehrten und Koryphäen, ſich zugezogen.[*] Man erzählte ſich darüber verſchiedene Anekdoten. Eckhart[**] ſchreibt: „Er wollte hierauf in ſeinem Vaterlande in Doctorem Juris promoviren; es wurde ihm aber ſeiner Jugend halben von dem damaligen Decano Facultatis, aus Angeben deſſen ihm nicht eben wohlwollenden Frau, vor dieſesmal verſagt, wie er mir verſchiedentlich ſelber erzählet.“ Fontenelle enthielt ſich nicht, einen Scherz an dieſes Geſchichtchen zu knüpfen. Die Leipziger gelehrten Zeitungen geben an, daß er ſich durch ſeine Oppoſition gegen den Ariſtoteles und die Scholaſtiker die Profeſſoren zu Feinden gemacht habe. Ludovici, um die Ehre der Fakultät zu retten, will die ganze Schuld auf die böſe Frau des Dekan's geſchoben wiſſen. — „Die Würde der Geſchichte, ſagt endlich, mit einer redneriſchen Wendung, Eberhard, verſchmähet die Erforſchung der geheimen Gründe einer ſo unbegreiflichen Zurückweiſung; und ſie würde ſie ſelbſt nicht einmal erwähnen, wenn dieſe Begebenheit nicht einen ſo entſcheidenden Einfluß auf die Schickſale des deutſchen Philoſophen gehabt hätte.“ Dieſe geheimen Gründe werden wir jetzt, und zwar mit Leibnitzens eigenen Worten kund thun, wie wir ſie in der zu Hannover handſchriftlich aufbewahrten, leider nur Fragment gebliebenen Selbſtbiographie des großen Mannes, überſchrieben: „Vita Leibnitii a se ipso breviter delineata“ entdeckt haben. Die Stelle, treu aus dem Lateiniſchen überſetzt, lautet folgendermaßen:

---

[*] Vgl. Erneſti in dem Elogium G. Heinsii. p. VII. Habuit Lipsia — — — Leibnitium, ipsum Lipsiensem, sed ereptum Lipsiae patriaeque communi per inscitiam invidiamque! — —

[**] „Herrn von Leibnitz Lebenslauf,“ in von Murr Journal zur Kunſtgeſchichte und Literatur VII Bd. 1779. Die Quelle der meiſten (nicht aller) Lebensbeſchreibungen von Leibnitz. Eckhart war acht Jahre Secretair von Leibnitz und ſpäterhin ſein Gehülfe und Nachfolger in der Hiſtoriographie des Hanöverſchen Hauſes. Man hat früher dieſen Aufſatz keiner Prüfung unterworfen, weil man an keine höhere Inſtanz, als Eckhart, dachte.

„— Jetzt aber ſollte wegen des künftigen Lebensberufes und meiner Promotion ein Entſchluß gefaßt werden. Die juriſtiſche Fakultät zu Leipzig beſteht aus zwölf Beiſitzern (assessoribus), welche von den Profeſſoren unterſchieden ſind. Dieſe wenden ihre Zeit und Mühe weit mehr auf Ertheilung von Reſponſen und auf Conſultationen, als auf Vorleſungen und Disputationen. Unter dieſelben werden, nach der Zeitfolge in der Erlangung des Doctorates, alle Leipziger Doctores Juris aufgenommen, ſo bald durch das Ausſcheiden eines der Mitglieder ein Platz offen wird. Ich ſah alſo ein, daß, wenn ich recht früh zum Doctor gemacht würde, ich einer von den Erſten werden, und meine Lage für die Zukunft ſicher ſtellen würde; allein gerade zur nämlichen Zeit hatte ſich ein großer Streit entſponnen, indem etliche Mitbewerber allein Doctoren werden und andere, jüngere Perſonen für diesmal ausgeſchloſſen wiſſen wollten, welche erſt bei einer andern Promotion an die Reihe kommen ſollten. Dieſe nun gewannen die meiſten Stimmen in der Fakultät für ſich. Doch ich hatte nicht ſobald den Kunſtgriff meiner Mitbewerber gemerkt, als ich meinen Entſchluß änderte und mir vornahm, in die Welt zu gehen (ad peregrinationes animum applicans), weil ich es für unwürdig hielt, daß ein junger Mann an der Scholle, wo er geboren, kleben bleiben ſollte (indignum ratus, ſind die eigenen Worte, juvenem velut clavo affigi certo in loco). Denn ſchon lange Zeit brannte der Durſt nach höherem Ruhme in den Wiſſenſchaften und höherer Kenntniß in meiner Seele.

(Nam diu ardebat animus ad majorem gloriam studiorum et cognitionem) . . . . .“

Welch ein Glück für die Wiſſenſchaften, wie für die Menſchheit, daß der, Leibniz angeborne, Trieb zum Höhern, ja zum Höchſten, durch dieſen an ſich freilich widerwärtigen Zufall nun vollkommen in Freiheit geſetzt war! Er wäre wahrſcheinlich, wie ſein Vater, ein tüchtiger Geſchäftsmann, ein fleißiger Profeſſor, und, gleich andern deutſchen Gelehrten, der Verfaſſer zahlreicher, umfaſſender Werke in allen den Wiſſenſchaften, wozu die deutſchen Univerſitäten ihm den Grund gelegt, geworden; aber nicht er ſelbſt, nicht Leibniz!

Wenn Eckhart auf ſeine Verſicherung, die Anekdote in Betreff der Frau des Dekans, von Leibniz gehört zu haben, zu trauen iſt; ſo hätte man ſchon einen Fall, um abzumeſſen, wie weit Leibniz mit ſeinem Vertrauen gegen Eckhart gegangen ſei, ohne daß jenem aus ſeiner Zurückhaltung der geringſte Vorwurf erwüchſe. Wer Leibnizens überaus milde und ſchonende Geſinnung kennt, begreift leicht, warum er ein Ereigniß, das einen häßlichen Fleck auf die Gelehrten ſeiner Vaterſtadt, mit denen er ſpäter im beſten Vernehmen ſtand, werfen mußte, gern im Dunkeln ließ, und ſogar jener durch die Tradition fortgepflanzten komiſchen Geſchichte nicht widerſprach, welche am Ende glauben konnte, wer wollte. Denn das von uns benutzte Fragment hat er offenbar nicht für die Oeffentlichkeit beſtimmt. Wir bekennen indeß, daß Eckhart, auch wo er ſich auf mündliche oder ſchriftliche Zeugniſſe beruft, bei uns nicht immer beglaubigt iſt; wir werden beweiſen, daß er, bei offenbar irrigen Behauptungen, auf Zeugniſſe ſich beruft, die ſchwerlich vorhanden geweſen ſein können.

In Altdorf fand Leibniz die glänzendſte Anerkennung. Er wurde auf ſeine ſehr gelehrte und ſcharfſinnige Inaugural-Diſſertation[*]), wie auf ſeine mündlich überſtandnen Prüfungen und Diſputationen, nicht nur zum Doctor gemacht, ſondern man wollte ihn ſogleich dort behalten, und es hing von ihm ab, auf der Stelle außerordentlicher Profeſſor der Juriſprudenz noch vor ſeinem zwanzigſten Jahre zu werden. Dies erzählen die Europe Savante von 1717 und die Acta Eruditorum 1717. Eckhart ſchweigt davon. (von Murr a. a. O. 137.). Man ſollte alſo, wenn dieſe Autorität bedeutet, wofür ſie ſich giebt, an dieſer für Leibnitz ſo ehrenvollen Thatſache, ganz zweifeln, zumal wenn man lieſt, was Eckhart ſelbſt dem Seb. Kortholt *) darüber ſchreibt: —

---

[*]) Disputatio inauguralis de casibus perplexis in jure. Altorfii 1666. Opp. Omn. IV, 3.

„(Pag. 126. Europe Savante 1717): On lui offrit une chaire de Professeur" — „„der ſeel. Mann hat ſehr vertraut öfters von ſeinen jungen Jahren mit mir geredet; allein hievon weiß ich nichts““ d. h. daran wird wohl keine Wahrheit ſein. Unſer handſchriftliches Fragment jedoch beſtätigt vollkommen jene Ausſage. Nachdem nämlich Leibnitz mit der Wärme, welche Erinnerungen aus der Jugend in höherm Alter erregen, die Feierlichkeit bei ſeiner Promotion geſchildert hat, die ein unerhörtes Aufſehen unter Einheimiſchen und Fremden gemacht hatte, fährt er fort: — „Dieſes (ſeine Diſputation) verſchaffte mir großen Beifall bei den Nürnbergern, ſo daß bald darauf der erſte geiſtliche Vorſtand der Stadt (Nürnberg), Dillher, im Auftrage der Behörde für das Unterrichtsweſen (scholarchorum jussu) mir ankündigte, daß ich, wenn ich Neigung hätte, eine Zeitlang die Stelle eines Profeſſors an jener Akademie einzunehmen, er mir ſogleich (mature) dafür haften wolle. Allein ich führte ganz Anderes im Sinne!" (sed ego longe alia animo agitabam). —

Leibnitz lehnte alſo dieſe Auszeichnung dankbar ab. Jetzt begab er ſich von Altdorf hinüber nach Nürnberg, damals einem der berühmteſten Orte Deutſchlands, gleich ſehr in Anſehung auf Kunſt und wiſſenſchaftliche Bildung, als auf gewerbliches und bürgerlich-thätiges Leben. Der Prediger Dillher, deſſen Leibnitz Erwähnung thut, wohnte in Nürnberg, und wird, auch nach andern Nachrichten, als einer von Leibnitzens Gönnern während ſeines Aufenthaltes in dieſer Stadt (z. B. bei von Murr S. 140) angeführt; ſo daß vermuthlich Leibnitz auf die Einladung dieſes und anderer Nürnberger Gelehrten und angeſehener Perſonen nach ſeinem jetzigen Aufenthalte ſich begeben hat, wo er ſeine Bildung zu fördern befliſſen war, und für's erſte unabhängig lebte. In der Geſchichte eines deutſchen Gelehrten, welcher nicht eben durch die Geburt mit beſondern Glücksgütern begabt werden, ſoll man die Frage nicht abweiſen: woher der Mann zu leben hatte? Der einzige Jaucourt, hat, durch glücklichen Takt (indem die bekannten Quellen ſchweigen), dieſe Lücke ergänzen wollen, und bemerkt, Leibnitz habe ein kleines Vermögen von ſeinen Eltern ererbt. Die handſchriftlichen Zeugniſſe thun nun wirklich dar, daß Gottfried Wilhelm mit ſeiner leiblichen Schweſter, Anna Katharina, ein mütterliches Erbtheil zu theilen hatte, deſſen Zinſen er auch in der Fremde zog, welche indeß eben ſo unregelmäßig, als ſparſam eingingen. Vielleicht war dieſer Umſtand eines der begleitenden Motive, welche ihn beſtimmten, eine Zeit lang der Sekretair einer geheimen Geſellſchaft von Alchemiſten und Roſenkreuzern in Nürnberg zu ſein. Die Mitglieder dieſes Bundes waren ihrem Stande nach ehrbare, angeſehene Männer, darunter ſogar Geiſtliche, wie der ſchon genannte Dillher und, durch ein ſeltſames Zuſammentreffen, ein Verwandter unſers Leibnitz, gleiches Namens, Juſtus Jakob Leibnitz, Senior des geiſtlichen Miniſteriums in Nürnberg. Daß dieſer, ſeinem Weſen nach, ſonſt als beſchränkt und wunderlich geſchilderte Mann wirklich mit Leibnitz aus einer Familie ſtammte, wenigſtens es ſelbſt glaubte, lehrt uns der handſchriftliche Briefwechſel deſſelben mit Leibnitz aus einer ſpäteren Zeit. In einem Briefe von 1703 aus Stockholm (wohin er nemlich ſpäter verſchlagen worden iſt), den wir in Abſchrift vor uns haben, nennt er den Geheimenrath Leibnitz ſeinen Vetter, handelt von dem Stammbaum der Familie Leibnitz, und erinnert ſich endlich daran, wie er ſeinem berühmten Verwandten „bei den Nürnbergern Münzmeiſtern" aufgewartet habe. Dadurch werden diejenigen widerlegt, welche wollen, daß der Prediger Leibnitz blos ein Namensverwandter des großen Leibnitz geweſen ſei. Andrerſeits wird die Thatſache, daß Leibnitz mit den Alchymiſten in Nürnberg Gemeinſchaft machte, eine Thatſache, welche ſchon durch den Auszug eines Briefes Leibnitzens an den Nürnberger Arzt Gottfried Thomaſius (einen Bruder Chriſtians) von 1691 *) eine Beſtätigung erhält, durch dieſe Ausſage eines Augenzeugen über allen Zweifel erhoben. Ich führe es an, weil der ſonſt ſehr unterrichtete Gruber die ganze Erzählung in die Reihe der Fabeln ſtellt und meint, Leibnitz habe ſeinen Amanuenſen dieſes Geſchichtchen aus Scherz weisgemacht, weil er ſich ſeiner, in Gemeinſchaft mit Boineburg, im Ernſt getriebenen alchymiſtiſchen Verſuche geſchämt habe. **) Man ſieht, daß ſchon Gruber den Nachrichten dieſer Amanuenſen (Feller und Eckhart) nicht ſehr zu trauen geneigt war; überhaupt hat Gruber in ſeinen Anmerkungen zu dem Boineburg-Conringſchen Briefwechſel, der Hauptquelle für dieſe Periode, mehrere ſehr bedeutende Berichtigungen der Eckhartſchen Darſtellung gegeben, ohne daß bis auf dieſen Tag kaum ein Schriftſteller darauf geachtet hat.

---

*) Leibnitii Epistolae ad Diversos ed. Kortholt, p. 126. Es ſtehen hier im Ganzen 12 deutſche Briefe von Eckhardt an Seb. Kortholt; der achte enthält Zuſätze und Erläuterungen zu dem Nekrolog von Leibnitz in der Europe Savante.

---

*) Im Vaterl. Muſeum V Heft. Hamburg 1810. S. 626. Me Norimbergae primum chemicis studiis imbuit, nec poenitet adolescentem didicisse, quod viro cautioni esset. etc.

**) Commercium Epistolicum Leibnitianum (Anecdota Boineburgica). ed. Gruber 1745. 2 Bde. 8. p. 1172. — „ut cum rem negare non posset, illudendi animo inter flatores se Norimbergae versatum Amanuensibus suis narraret, qui tam jucunda auditu vitae ejus postmodum inseruerunt."

Leibnitz ſollte nicht zu lange in dieſer unfruchtbaren und unſichern Lage bleiben. Eine höhere Hand führte ihn, nach Verlauf von etwa dreiviertel Jahren, mit dem großen Manne zuſammen, den wir nur zu nennen brauchen, um ſagen zu dürfen, daß erſt hier die eigentliche Einleitung in die zu betrachtenden Schriften Leibnitzens beginnt, während das Vorhergehende blos dazu diente, dem Leſer die Perſönlichkeit Leibnitzens näher zu bringen. Der Baron von Boineburg, einer der größten Männer dieſes Zeitalters und eine Zierde der Nation, kehrte in der erſten Hälfte des Monat März 1667 von einer Reiſe nach ſeinem Wohnorte Frankfurth am Main zurück; *) ſein Weg führte ihn über Nürnberg, wo er Leibnitz kennen lernte und ihn bewog, Nürnberg mit Frankfurth zu vertauſchen, welches ſofort geſchah. Von nun ab iſt es das Verhältniß Leibnitzens und Boineburgs zu einander, welches uns vorzugsweiſe beſchäftigen wird.

Schon die bloße Erwähnung Boineburgs bei den geltenden Autoritäten für Leibnitz's Geſchichte enthält eine Unrichtigkeit, welche den wahren Geſichtspunkt verrückt. Ueberall lieſt man, der berühmte Chur-Mainziſche erſte Miniſter Boineburg habe Leibnitz getroffen, er habe ihm verſprochen, ſich bei ſeinem Herrn, dem Churfürſten, für ihn zu verwenden u. ſ. w.; ſo namentlich Eckhardt **) (S. 140). Dies iſt falſch; Boineburg war Chur-Mainziſcher Miniſter geweſen, war es aber ſeit einigen Jahren nicht mehr, ſondern lebte jetzt als Privatmann; und er konnte Leibnitz ſo wenig, als einen Andern bei dem Churfürſten empfehlen, da er bei demſelben in die höchſte

---

*) Gruber II. 1197.

**) „In dieſem Stande war er, als der berühmte Chur-Mainziſche Miniſter Herr von Boineburg durch Nürnberg reiſte" — — „Er verſprach ihm auch, bei ſeinem Herrn, dem Churfürſten, Johann Philipp von Schönborn, eingedenk zu ſein, und ſein Glück zu machen.

Ungnade gefallen, ſogar in das Gefängniß geworfen werden, und, nach ſeiner Freilaſſung, einer Verſöhnung mit ſeinem ehemaligen Herrn ſtandhaft aus dem Wege gegangen war. Man begreift, welch einen Unterſchied dieſer Umſtand in Bezug auf ſein Verhältniß mit Leibnitz, im Vergleiche mit der hergebrachten Erzählung, bewirken wird.

Unumgänglich wird es hier, für ein gründlicheres Verſtändniß der weitern Schickſale, Bildung und Schriften Leibnitzens, ein Bild von dem Leben und Charakter Boineburgs in einigen Zügen zu umreißen. Wir werden den Vortheil haben, daß wir, bei dem Zeitpunkte anlangend, wo das perſönliche Verhältniß zwiſchen beiden Männern beginnt, mit der Geſchichte der Regierung, wie mit der Perſönlichkeit des ſo ausgezeichneten Churfürſten von Mainz vertraut genug ſein werden, um alle an dieſe Sphäre ſich knüpfenden Beziehungen der zu betrachtenden Schriften Leibnitzens zu verſtehen. *)

Johann Chriſtian Freiherr von Boineburg, geboren zu Eiſenach den 12. April 1622, war der einzige Sohn des Sachſen-Eiſenachſchen Geheimen-Raths-Präſidenten und Ober-Marſchalls Johann Berthold von Boineburg, und ſtammte aus einem der älteſten Häuſer des deutſchen Reichsadels, welches ſeinen Namen von dem heſſiſchen Stammſchloſſe Boineburg ableitete. Seine Eltern waren Proteſtanten. Unter den Gräueln des dreißigjährigen Krieges aufgewachſen, fand er ſehr früh eine Heimath in den Wiſſenſchaften, und ſuchte ſie da auf, wo ſie, in jener Schreckenszeit für Deutſchland, eine Freiſtätte gewonnen hatten, auf den Univerſitäten Jena, Mar-

---

*) Die beſten Quellen zur Geſchichte Boineburgs, darunter eine Biographie von ihm ſelbſt, ſind noch ungedruckt. Die durch den Druck bekannt gewordenen, ſind: Boineburgii epistolae ad Dietericum 1703. in 12. Excerpta epistolarum Boineburgii et Pruschenkii in Struvii Acta Litteraria Fasc. III. 1706. und vor allen das von Gruber 1745 edirte Commercium epistol. Leibnit. Vgl. auch „die Boyneburge“ in Hormayr's Archiv für Geſchichte etc. Wien. 1826. № 109. 140 — 141. wegen der Familiennachrichten.

burg und Helmſtädt. Auf letzterer Univerſität war Herrmann Conring, der berühmte Polyhiſtor, in den diplomatiſchen Wiſſenſchaften ſein Lehrer und Anführer; es knüpfte ſich zwiſchen ihnen ein freundſchaftliches Verhältniß, welches ſich immer inniger befeſtigte, da es auf beiden Seiten auf aufrichtige Hochachtung gegründet war. Vor ſeinem Abgange von Helmſtädt disputirte Boineburg unter Conring ſehr gelehrt: de Germanorum Romano Imperio. Damals hielt man univerſelles und tief gegründetes Wiſſen, vor allem die innigſte Vertrautheit mit dem klaſſiſchen Alterthum für ein unbedingtes Erforderniß, auf der diplomatiſchen Laufbahn an das höchſte Ziel getragen zu werden. Schon in ſeinem zweiundzwanzigſten Jahre wurde Boineburg Hofrath bei dem Landgrafen Johann von Heſſen-Braubach, und ging darauf als Geſandter an den Hof der Königin Chriſtine von Schweden, um Forderungen ſeines Herrn, welche aus dem Kriege herrührten, ins Reine zu bringen. Er brachte über ein Jahr in Stockholm zu, und hatte das Glück, den Umgang des großen Kanzlers Axel Oxenſtierna zu genießen, welcher unauslöſchliche Eindrücke für ſein ganzes Leben hinterließ.*) Von dort zurückgekehrt brachte er einige Zeit an den verſchiedenen ſächſiſchen Höfen zu, und erwarb ſich allgemeinen Ruf als Diplomat erſten Ranges durch die glückliche Vermittelung gewiſſer Streitigkeiten unter mehrern deutſchen Fürſten zu Frankfurth (1650), welche durch Jahrhunderte gedauert hatten. Als ſein Herr ſtarb, bewarben ſich mehrere Höfe um ſeine Perſon; er aber, von dem höchſten Ziele und dem weiteſten und bedeutendſten Wirkungskreiſe angezogen, nahm das Anerbieten des Churfürſten von Mainz, Johann Philipp von

---

*) Gruber I, 399. Mihi nihilominus gratulor in omni vita mea, quod antehac et Axelium Oxenstiernam, Seniorem, Sueciae Cancellarium, magnum utique in re civili heroa, non modo viderim, sed in Suecia cum illo ultra ipsum annum egerim, dignissimo certe, qui juxta cum Purpurato illo (Mazarino) memoretur.

Schönborn an, deſſen Geheime-Raths-Präſident und Ober-Marſchall er, in ſeinem dreißigſten Jahre (1652), wurde; er ſtieg zuletzt zu der Würde eines churfürſtlichen Statthalters von Höchſt und Hochheim.*) Um dieſe Zeit (1653) ging Johann Chriſtian zur römiſch-katholiſchen Kirche über.**)

Wenn Boineburg bis dahin ſeinen Scharfſinn und ſeine diplomatiſche Kunſt meiſt Privatintereſſen kleiner deutſcher Fürſten gewidmet hatte, ſo war er nun an einen Hof gekommen, deſſen politiſche Aufgabe ſich zur höchſten Allgemeinheit erhob, und wo der Regent Principien bekannte, denen auch die hervorragendſte Perſönlichkeit nur ſich unterzuordnen brauchte. Dies that Boineburg und gründete ſich dadurch bleibenden Ruhm. Der Churfürſt von Mainz, Johann Philipp, bewies ſeinerſeits ſeine Größe, als Regent, ſchon dadurch, daß er den beſten Mann zu ſeinem Gehülfen und Rathgeber machte. Ein Churfürſt und Erzbiſchof von Mainz war ſchon durch ſeinen Platz der bedeutendſte Fürſt im Reiche***); vereinigte ſich erſt eine große Perſönlichkeit mit dieſer Stellung, ſo wiederholte ſich hier im Kleinen, was die chriſtliche Welt an dem römiſchen Oberhaupte im Mittelalter zu ſehen gewohnt war, das Wunderbare nämlich, daß ein Mann von niederer, oder verhältnißmäßig geringer Herkunft durch ſeine Stellung und den geſchickten Gebrauch der Mittel, ohne die Macht eines Königs, Königen imponirte, und, im Reiche, ſelbſt dem Kaiſer die Waage hielt. Wir finden wirklich, daß Leibnitz in einer ſpätern, berühmten Staatsſchrift, (De Jure Suprematus. cap. XXXII) die Stellung des Papſtes zum chriſtlichen Europa unter andern nicht beſſer, als durch die Analogie derjenigen des Erzbiſchofs von Mainz, als Reichserzkanzlers und Reichs-Directors, erläutern zu können glaubte. *) Nik. Vogt ſagt: **) „Hatto und Willigis regierten das Reich. Gerhard rühmte ſich, die Kaiſer in ſeiner Taſche ſtecken zu haben. Diether beſchränkte lange vor den Reformatoren die Anmaßungen des päpſtlichen Stuhls, Berthold war der erſte Beförderer des Landfriedens und der hohen Reichsgerichte: Johann Philipp der Gleichgewichtshalter im Reiche und folglich in Europa.“ Mit dieſem Worte iſt das Princip der Regierungsgeſchichte Johann Philipp's treffend bezeichnet.

---

*) Gruber II. 1097.

**) Gruber I, 70. Durch dieſes Zeugniß hat ſchon Leſſing die irrigen Angaben der Biographen berichtigt, welche dieſen Uebertritt ins Jahr 1669 ſetzten. Leſſings Beiträge I, 376. auf welche wir verweiſen.

***) Boineburg ſchreibt vom 12. Juni 1663 (Gruber II, 1091) an Conring: Quod de Moguntinae Sedis juribus ac praerogativis elaboraveris, non erit tibi inutile. Argumentum hoc ego contrahere soleo in tres classes: Primatus, seu primi Archiepiscopatus aut Metropolitanatus primi, et re unici per Imperium universum; Archicancellariatus et primi Electoratus. Neque peccaverit qui addat quartam, nempe primum in Germania principatum. Früher, vom 5. Mai, ſchrieb Conring: Quae ad illustrandam dignitatem Moguntinae sedis possunt facere, curabo: idque quoniam illa mihi cordi est, cumprimis propter Principem, quo non temere alius Germaniae rebus est aut esse potest hodie utilior.

Johann Philipp von Schönborn wurde geboren zu Eſchbach im Weſterwalde, als der Sohn Georgs von Schönborn, den ſechſten Auguſt 1605. „Der Weſterwälder Bauer (ſo nannte ſich oft der beſcheidene Fürſt) wußte ſeinen Geiſt frühe zu den hohen Stellen zu bilden, welche ihn erwarteten. Er ſchmückte ſeinen Verſtand mit gründlichen Wiſſenſchaften und Gelehrſamkeit; er ſtählte ſeinen Muth unter den Truppen des Generals von Hazfeld; er übte ſich in Staatsgeſchäften auf den Stellen, welche er (in verſchiedenen Dikaſterien) als junger Domherr bekleidete.“ (Vogt. a. a. O. 304). Wir gedenken hier eines ſchönen Zuges aus ſeiner frühern Geſchichte, (als Schönborn noch Kanonikus war), den Leibnitz in der Theodicee (No. 97) bei paſſender Gelegenheit erwähnt. Veranlaſſung dazu giebt ihm ein Hinblick auf die milden Religionsgrundſätze des, auch als lyriſchen Dichters wohl bekannten, Pater Spee, Verfaſſer des Buches gegen die Hexenverbrennungen: Cautio criminalis circa processus contra Sagas. Dies Buch, ſagt Leibnitz, welches berechnet war, eine Menge Unſchuldiger von dem ſchrecklichſten Tode zu retten, und wegen der Kühnheit neuer Anſichten großes Aufſehen machte, bekehrte in dieſem Punkte den Churfürſten Johann Philipp, damals noch ein einfacher Canonikus, dann Biſchof von Würzburg und endlich auch Erzbiſchof von Mainz; denn ſogleich, als er zur Regierung kam, hieß er die Verbrennungen der Hexen einſtellen; eine Maßregel, worin ihm die Herzöge von Braunſchweig, und endlich die meiſten andern Fürſten und Staaten von Deutſchland nachfolgten!

---

*) Itaque Ecclesia universalis pro una Republica habenda est, in qua omnia ad salutem animorum et generale bonum dirigi debent, cujus velut Primus est Romanus Episcopus, Archi-Marechallus vero, sive Ensifer Imperator; quemadmodum — — apud nos in Comitiis Electoralibus, cum de Imperatore novo tractatur, interea Moguntinus et Saxo cuncta moderantur, ille togatus, hic armatus.

**) In ſeiner Abhandlung: Was war und iſt der Kurfürſt Erzkanzler im deutſchen Reiche! in deſſen: Europäiſche Staatsrelationen Bd. I. (№ XI. 299 – 315); das einzige, uns bekannte, biographiſche Bild des Churfürſten Johann Philipp, welches nur, was Leibnitz, als Staatsdiener in Mainz, betrifft, (bei dem Uebrigen maaßen wir uns kein Urtheil an) durchaus unkritiſch gearbeitet iſt. Vogt giebt dieſe Skizze als einen gedrängten Auszug aus dem II. Theil ſeiner „Geſchichte von Mainz.“

Es war im Jahre 1642, daß Johann Philipp zum Fürſtbiſchof von Würzburg gewählt wurde; zu einer Zeit, wo die Ausſichten zum Frieden und gänzlicher Beendigung des (dreißigjährigen) Krieges noch trübe waren. Die franzöſiſch-proteſtantiſche und die kaiſerlich-katholiſche Parthei ſtanden ſchroff einander gegenüber. Die Franzoſen waren mächtig und einflußreich am Rheine, und die geiſtlichen Fürſten hatten, wollten ſie die Sache des Vaterlandes nicht fallen laſſen, einen ſchweren Stand gegen jene Nachbarn. Der bisherige Churfürſt von Mainz, Anſelm Caſimir von Umſtedt, zeigte ſich als offnen Gegner Mazarin's und der Franzoſen. In dieſem Konflikte der Intereſſen und Partheien bedurfte es aber eines weiſen, milden und mäßigen Reichs-Direktors, und ſo vereinigte ſich das gemeinſame Bedürfniß in der Erhebung Johann Philipp's zum Churfürſten von Mainz (im Jahre 1647), als die Friedensunterhandlungen zu Münſter im vollen Gange, aber noch viele Schwierigkeiten zur Schlichtung des Partheienkampfes zu beſeitigen waren.*) Seine bisherigen Würden behielt Johann Philipp bei, und zu der neu errungenen wurde ſpäter noch die Würde eines Fürſtbiſchof's von Worms hinzugefügt, ſo daß er als der mächtigſte geiſtliche Fürſt in Deutſchland da ſtand. Von ihm erwartete man nicht vergebens Beſchleunigung und endliche Bewerkſtelligung des Friedens, und dies Verdienſt erwarb er ſich beſonders dadurch, daß er die katholiſche Parthei dahin brachte, von ihren hartnäckigen Forderungen nachzulaſſen und ſich mit den Proteſtanten zu verſtehen.**) Allgemein galt er ſeitdem als ein Freund und Vater des Vaterlandes; wie aber den Eigenſchaften eines Regenten, welcher durch den Frieden und im Frieden für das Glück ſeiner Unterthanen und der Menſchheit zu wirken bedacht iſt, ſelten eine glänzende oder nur entſprechende Anerkennung zu Theil wird, ſo hat auch Johann Philipp das Loos erfahren, daß einige Geſchichtſchreiber ſeinen nachhaltigen Eifer für den Frieden und die Ruhe des deutſchen Reich's ins Unbedeutende, faſt in's Lächerliche herabzuziehen ſuchten, wie dies namentlich bei Schmid***) recht auffallend iſt. Leugnen läßt ſich indeſſen nicht, daß unter den, auf den Weſtphäliſchen Frieden folgenden, gar zu mißlichen und beengenden Zeitverhältniſſen, die ſonſt ſo ehrwürdige und wohlthuende Geſtalt dieſes ausgezeichneten Fürſten etwas Gedrücktes erhält *).

---

*) In ejus (Anselmi Casimiri) locum suffectus est Joannes Philippus, evangelicis aeque ac catholicis dilectus ac aestimatus, qui neque Caesari neque Bavaro obnoxius, sed patriae amantissimus habebatur. Puffendorf. de rebus Suedicis XIX. 73.

**) Moguntinus Elector, hactenus egregiis consiliis usus, ad conclusionem pacis ejusque executionem haud spernendam operam contulerat, velut qui prae omnibus catholicis moderata consilia secutus fuerat. Ib. XXI. 28—53.

***) Geſchichte der Deutſchen, XII Theil.

Wie vor, ſo auch nach dem weſtphäliſchen Frieden ſuchte nemlich Frankreich ſeine gegneriſche Stellung gegen das Haus Habsburg nach zwei Seiten, in Spanien und in Deutſchland, feſtzuhalten; dort durch Fortſetzung des Krieges, hier durch die Mittel einer verderbten Staatsklugheit, welche ganz auf die Lage und Verhältniſſe des Reichs berechnet waren. Damals freilich ſahen ſelbſt die Beſten nicht voraus, welche übergreifende, gefährliche Macht Frankreich endlich erringen würde; noch wurden ſolche Entwürfe im Stillen gehegt, und verheimlicht **). Bei dem einſeitigen Streben nach Unabhängigkeit und Souveränität fanden viele deutſche Fürſten Anhalt und Unterſtützung in Frankreich. Mazarin konnte daher immer auf eine ſtarke Parthei im Reiche gegen das Reich und den Kaiſer zählen. Eine direkte Oppoſition gegen Frankreich war nun unter den damaligen Verhältniſſen für die Fürſten am Rhein gewiß eine Unmöglichkeit; auch der Churfürſt von Mainz mußte alſo den Schein annehmen, als begünſtige er franzöſiſche Abſichten, wie ſehr er auch im Herzen deutſch geſinnt war. Für die innern Verhältniſſe im Reiche machte er aber, ſo lange er regierte, den Vermittler zwiſchen dem Kaiſer und den Ständen. Die öffentliche Meinung erkannte dieſes Streben dankbar an. Eine vollgültige Stimme haben wir in dieſem Bezuge an einem Bekenntniſſe des Mömpelgardſchen Geheimen-Raths Chriſtoph Forſtner, eines ſehr gelehrten, an Charakter durchaus biedern Geſchäftsmanns, deſſen Andenken Herder ſo ſchön wieder erneuert hat*). Er ſchreibt (vom 15. October 1662) an Boineburg**): Dieſen Fürſten (den Churfürſten nemlich) kenne ich unter Wenigen faſt allein als die Stütze (Atlantem) unſers Deutſchlands, und als den wachſamſten Hüter der Freiheit und des Friedens, welchem nicht nur das gemeine Weſen, ſondern auch der Einzelne Wohlfarth und Sicherheit, und deshalb auch Gelübde und Gebete für ſein Leben, ſein Heil und ſeine Erhaltung ſchuldig iſt."

---

*) In dieſer Abhandlung haben wir uns auf die Politik Johann Philipp's zu beſchränken, weshalb das Bild dieſes Fürſten hier nur unvollſtändig wird. Da indeß in Bezug auf die Stellung des Churfürſten zur Kirche eine ſonderbare Fabel in die Kirchen- und Profangeſchichte ſich eingeſchlichen hat, die noch Pfiſter (a. a. O. 200) als ganz authentiſch und ſchon nicht einmal mit einer Rückweiſung auf ſeine Quelle (Schröth — nach Moſer) erzählt, überdies ein unter Leibnitzens Papieren gefundener deutſcher Aufſatz ihr zu Grunde liegt, ſo haben wir es der Mühe werth gehalten, dieſer Frage einen Excurs zu widmen.

**) Mon Cousin, (ſchrieb noch 1662 Ludwig XIV. eigenhändig an Johann Philipp) je suis avertis, qu'il y a des certains esprits artificieux et brouillants, qui travaillent depuis quelque tems, à rendre mes bonnes intentions suspectes à mes alliés et aux autres princes de l'empire, supposant des desseins chimériques et se mêlant d'expliquer mes pensées à contre-sens. Et quoique ma sincérité vous soit connue néanmoins, pour desabuser ceux, qui n'en estant pas si bien informés, pourroient s'arrêter à ces faux bruits, il m'a semblé à propos de vous assurer encore par ces lignes escrits de ma propre main, qu'il n'y a personne sans exception, qui soit plus zélé que moy pour la manutention de la paix de Westphalie, laquelle sera toujours le but de mes voeux et de mes soins (!). Vogt. a. a. O. S. 326.

Boineburgs politiſche Stellung richtet ſich nun im Ganzen nach der ſeines Herrn. Auch er iſt im Grunde ſeines Herzens deutſch geſinnt, obwohl er mit den Franzoſen im beſten Vernehmen bleibt. Die Franzoſen durchſchauten auch mit der Zeit die innern Geſinnungen des Churfürſten und ſeines Miniſters, und ließen ihr Mißtrauen gegen letztern bei mehreren Veranlaſſungen blicken. Es wird z. B. berichtet***) daß auf dem Reichstage zu Regensburg (1663) dem franzöſiſchen Bevollmächtigten, Robert de Gravel die Inſtruktion zukam, „den Umgang mit Boineburg zu vermeiden“ weil er ſich über Frankreichs Entwürfe zum Verderben Deutſchlands und des Hauſes Oeſterreich freimüthig geäußert hatte. —

---

*) Briefe zur Beförderung der Humanität, № 36.

**) Gruber II, 1006.

***) Struvii Acta Litteraria fasc. III. Praef.

So lange der Kaiſer Ferdinand III. regierte, beſtand zwiſchen dem Wiener Hofe und dem Reichsdirektorium das beſte Einverſtändniß, welches ſich denn auch auf das Verhältniß zu Boineburg, als dem erſten Miniſter und Geſandten Johann Philipps, erſtreckte. So, als er im Jahre 1653 ſeinen Herrn auf den Reichstag zu Regensburg begleitete, wo (am 28. Juni) der hoffnungsvolle, kaiſerliche Prinz Ferdinand zum römiſchen König (Ferdinand IV.) gekrönt wurde, war Boineburg der erſte unter den vierzehn Baronen aus verſchiedenen Nationen, welche bei dieſer Ceremonie, unter Anſtimmung des Ambroſianiſchen Geſanges und dem Schalle der Trompeten, von dem jungen Könige zu römiſchen Rittern geſchlagen wurden*). Auch verſprach der Kaiſer dem Churfürſten von Mainz, daß, ſobald der jetzige Reichs-Vicekanzler (Graf Kurtz) abgehen würde, ſein Geheime-Raths-Präſident Boineburg mit dieſer wichtigen Funktion bekleidet werden ſollte**). Indeß iſt dies Verſprechen von ſeinem Nachfolger Leopold nicht erfüllt worden, weil unter dieſem, vom erſten Augenblicke an, die Verhältniſſe ganz zu Ungunſten Boineburgs ſich umgeſtalteten. Hier ſind wir nun bei der wichtigſten Epoche in der Geſchichte Johann Philipps, wie Boineburgs, angelangt.

Am 2. April 1657 ſtarb der Kaiſer Ferdinand III. Das hierauf eintretende Interregnum brachte das Reich und die bei dem weſtphäliſchen Frieden betheiligten Kronen, Frankreich und Schweden, in große Bewegung. Seit jenem Frieden geriethen die ſtreitenden Intereſſen jetzt zum erſtenmale wieder in lebendigen Konflikt, denn dieſe Wendung konnte von jeder

---

*) Umſtändlich beſchrieben bei Gruber II, 1097. Vergl. Hormayrs Archiv a. a. O.

**) Gruber I. zu Anfang.

Parthei vortheilhaft, zum Nachtheil ihrer Gegenparthei benutzt werden. Große Schwierigkeiten häuften ſich ohnedies bei dieſer Kaiſerwahl. Ferdinand IV. war ſchon ein Jahr nach ſeiner Krönung an den Blattern verſtorben; und ſein jüngerer Bruder Leopold, König von Ungarn und Böhmen, welcher mit den nächſten Anſprüchen auf die kaiſerliche Krone auftrat, war bei dem Tode ſeines Vaters noch minderjährig. Eine große Verlegenheit entſtand zweitens dadurch, daß König Philipp IV. von Spanien ſeine damals einzige Erbin und Tochter Leopolden zu geben beſchloſſen hatte; indem vermöge eines alten Geſetzes Spanien und Oeſterreich nie von Einem Oberhaupte beherrſcht ſein ſollten. Einige, an deren Spitze Johann Philipp ſich befand *), wollten daher Leopold's Oheim, den Teutſchmeiſter Leopold Wilhelm, der keine Hausmacht hatte, zum Kaiſer wählen; doch er lehnte die Ehre ab und war edel genug, für ſeinen Neffen zu wirken. Darauf entſchied ſich der Churfürſt ſelbſt für Leopold und lud denſelben nach Frankfurth ein. Mittlerweile wurde nemlich dem Könige von Spanien ein Prinz geboren, womit die Hauptſchwierigkeit wegfiel; Leopolds Minderjährigkeit aber erreichte nach Ablauf deſſelben Jahres ihr Ende. Nur der franzöſiſche und ſchwediſche Hof bot alles auf, das öſterreichiſche Haus von der Kaiſerwürde auszuſchließen; denn Ferdinand III. hatte kurz vor ſeinem Tode den Spaniern 12,000 Mann nach Italien zu Hülfe geſchickt, und mit König Johann Caſimir von Polen ein Bündniß gegen Schweden geſchloſſen. Die franzöſiſchen Abgeſandten zu Frankfurth, Grammont und Lionne, bearbeiteten in dieſem Sinne die Churfürſten. Sie wagten ſich zuerſt mit dem Anſinnen hervor, die Krone auf ihren König Ludwig XIV. zu übertragen! — Darauf aber ſchlugen ſie den jungen Churfürſten Ferdinand Maria von Bayern zum Kaiſer vor, und die Blicke richteten ſich wirklich einen Augenblick nach München.

---

*) Pfiſter, Geſchichte der Teutſchen V. 11.

Bei dem ganzen Wahlgeſchäfte nun ſtellte Johann Philipp, als Reichsdirektor und Erzkanzler, die Hauptperſon vor und bewährte ſich in dem vollen Glanze und Einfluſſe ſeiner Prärogativen. Die goldene Bulle beſtimmt ſehr umſtändlich die Vorrechte des Erzkanzlers bei der Wahl und Krönung des neuen Kaiſers; — uns indeß beſchäftigen vorwiegend die ſchwierigen Zeitverhältniſſe, unter denen der Churfürſt jezt handelt. Er ſteht gedrängt zwiſchen der franzöſiſchen und kaiſerlichen Parthei; und wenn er jener innerlich abgeneigt iſt, ſo ſieht er doch auch in dieſer das deutſche Interreſſe nicht rein vertreten, da die Spanier, welche, noch mit Frankreich im Kriege begriffen, Oeſterreich zur Seite ſtehen, ein der deutſchen Sache ganz fern liegendes Intereſſe verfolgen. Bei dieſen Mißlichkeiten, erzählt der Geſchichtſchreiber Leopolds I. *), zog ſich Johann Philipp für ſeine Perſon in den Hintergrund zurück, und ſpielte ſeine Rolle ſo, daß jede Parthei von ihm ſich bald begünſtiget, bald hintergangen zu ſein glaubte. Während **Boineburg** zu Frankfurth das franzöſiſche Intereſſe begünſtigte, durfte ſein kaiſerlich geſinnter Kanzler **Mehl** die öſterreichiſche Parthei fördern; ſo daß jeder von beiden den Haß ſeiner Gegenparthei dem gemeinſchaftlichen Herrn gleichſam abnahm **). Es war ſchon eine Connivenz gegen die Franzoſen, daß ihre Geſandten zu Frankfurth zugelaſſen wurden. Boineburg begab ſich in Perſon nach München, um den Churfürſten von Bayern wegen ſeiner Geſinnungen zu erforſchen ***); dieſer, von ſeiner Mutter und dem Grafen Kurtz zurück gehalten, lehnte den Antrag ab †). Um Boineburg bewarben ſich diesmal beide Partheien, und er war einen Augenblick geneigt geweſen, ſich den Spaniern hinzugeben, als die franzöſiſche Parthei ihn auf ihre Seite zog. Dies alles trug dazu bei, Boineburg die Ungnade und den Haß Leopolds zuzuziehen, welches denn ſpäter die Folge hatte, daß das Geſuch Johann Philipps bei dem jungen Kaiſer, vom 28. April 1659, die Verleihung der erledigten Reichsvicekanzlerſtelle betreffend, unberückſichtigt blieb. *) Als Leopold endlich (den 18. Juli 1658) zum Kaiſer gewählt worden war, mußte der Churfürſt von Mainz den Franzoſen ſo viel nachgeben, daß dieſe Wahl ihnen wenigſtens nicht nachtheilig oder gefährlich werden konnte.

---

*) Wagner, Historia Leopoldi I. Lib. 1.

**) In his vero comitiis adeo rarum se et suas inter latebras reductum praebuit, ut suum pars utraque crederet et optaret, ab eodem foveri se utrinque et ludi existimaret. Bei Vogt a. a. O. 326.

***) Struve a. a. O.

†) Allgem. Weltgeſch. 39,530.

In der That wurde der Kaiſer durch die Wahlkapitulation, zum Vortheil der Franzoſen, ſehr beſchränkt **). Um dieſe Zeit, als zu Frankfurth die Wahl Leopold's zu Stande kam, wo, der goldnen Bulle zufolge, alle nicht zur Wahl gehörigen Geſandten die Stadt verlaſſen mußten, geſchah zu Mainz, wohin jene ſich zurückzogen, die Einleitung und, nach der Kaiſerkrönung, daſelbſt am 15. Auguſt 1658 ***), die Vollziehung der in mehrerer Hinſicht merkwürdigen Stiftung des Rheiniſchen Bundes, woran, ohne Rückſicht auf die Religion der Bundesgenoſſen, doch auch ohne ein Intereſſe der Religion, außer Frankreich, das Lüneburgiſche Geſammthaus, Schweden, Heſſenkaſſel, Münſter, Pfalzneuburg und mehrere Fürſten des ſüdlichen Deutſchlands Theil nahmen. (Den Inhalt des Traktat's giebt Pfiſter V, 27—28). Der Stifter und das Haupt dieſer Allianz war der Churfürſt von Mainz. Bei der Verlängerung des Bundes (1659) traten auch Würtemberg, Darmſtadt und der Biſchof von Baſel, Zweibrücken, und, bei der zweiten Verlängerung (1661), auch Brandenburg bei. Der für die Franzoſen ſo günſtige Artikel dieſes Bündniſſes lautete, daß dem Kaiſer nicht geſtattet werden ſollte, den Spaniern durch deutſche Länder Hülfe zu ſenden. Dadurch ſollten dieſe deſto leichter zum Frieden gezwungen werden. Mit Recht wird daher der das Jahr darauf, den 7. November 1659, auf der Faſaneninſel in den Pyrenäen abgeſchloſſene Friede mit dem Rheiniſchen Bündniſſe in Zuſammenhang gebracht. Der Churfürſt von Mainz, den hier, wie überall, ein unbedingter Eifer zur Herſtellung der Ruhe und des Friedens leitete, hatte unmittelbaren Antheil daran. Der ſchmeichelhaften Aufforderung Mazarin's nachgebend, übernahm er die Herbeiſchaffung der Vollmachten und die Beſeitigung verſchiedener Irrungen und Schwierigkeiten*). Boineburg ging als Abgeſandter nach den Pyrenäen, und wirkte dort im Bunde mit Mazarin, ſeinem Freunde, welchen er doch genug ſchätzte, um ihn mit ſeinem Herrn, Johann Philipp, auf eine Stufe zu ſtellen**). Die Idee, welche dieſem Regenten damals vorſchwebte, war eine Art heiligen Bündniſſes zwiſchen den Häuſern Bourbon und Habsburg, als den beiden größten Mächten der Chriſtenheit, zum Heil derſelben***).

---

*) Dies Schreiben (in deutſcher Sprache) eröffnet den Gruberſchen Briefwechſel. Es heißt darin gegen das Ende: — „Wie ich denn Ew. Kayſ. Majeſtät allerunterthänigſt woll verſichern kann, daß gegen Dieſelbe und das heil. Reich er (Boineburg) ſich dergeſtalt, ohne einzig ander Abſehen, treu, eiferich, ſorgfältig, emſig und fleißig erweiſen wird, wie es ſeine treue Pflichten erfordern, und daß verhoffentlich Ew. Kayſ. Majeſtät dareb ein ſonderbares Vergnügen, auch auf Ihn dero Kayſerl. Vertrauen zu ſetzen, Urſach haben und ſolches nicht bereuen werden.“

**) Vgl. Pfiſter V. 12 f.

***) Flassan, Histoire de la Diplomatie française III. 220

Das folgende Jahr, 1660, bezeichnet den Anfang einer zwar kurzen, doch allgemeinen Ruhe für Europa; die Reſtauration Carls II. beendigt die innern Kämpfe Englands auf längere Zeit; die Kriege aber, welche der Kaiſer in Ungarn;

---

*) Schmid a. a. O. 13.

**) Bei Gelegenheit zweier Schriften Conrings, verwandten Inhalts, davon ihm die eine dem Churfürſten, die andere Mazarin zu widmen, Boineburg rieth, ſchrieb dieſer d. 1. Dez. 1660: Neque materiei consanguinitas incongrue pari mactat honestamento, quos haut dispari studio consiliorum eorundem jungit consensio, solitoque solidior publicae tranquillitatis communio. I. 424.

***) Das Weitere davon nach den Quellen auszuführen, behalten wir uns für eine andere Gelegenheit vor.

die Portugieſen, unter Leitung des großen Schomberg, zur Vertheidigung ihrer politiſchen Unabhängigkeit führen, und ſelbſt der dreijährige Handelskrieg zwiſchen den Engländern und Holländern (1665—67) greifen in die allgemeinen Angelegenheiten Europa's nicht ein. Dagegen ließ die mit Mazarin's Ableben (1661) beginnende Selbſtſtändigkeit Ludwig's XIV. ganz neue, das Gleichgewicht der Staaten erſchütternde Begebenheiten befürchten.

Das Rheiniſche Bündniß wurde von Ludwig XIV. mehrmals erneuert, und es dauerte fort bis zu dem Zeitpunkte, den Ludwig, Sprache und Handlungsweiſe zu ändern, reif genug hielt, nemlich bis 1667. — Weil Leibnitz in ſeinem „Bedenken", im Jahr 1670 am Hofe zu Mainz einen deutſchen Fürſtenbund, unabhängig von Frankreich und andern auswärtigen Mächten, entwirft, ſo kann nichts unterrichtender ſein, als ſich ſchon hier über den wahren Charakter und das Verdienſt des Rheiniſchen Bundes zu verſtändigen, damit man zu der Beurtheilung der Leibnitzſchen (oder Boineburgſchen) Ideen einen richtigen Maaßſtab mitbringe. Es iſt bekannt, daß der Rheiniſche Bund vom Jahre 1658 von den Hiſtorikern theils als eine unnöthige, theils gar als eine unpatriotiſche Stiftung beurtheilt werden.

Schon Friedrich Wilhelm, der große Churfürſt, welcher zuletzt ſelbſt der Allianz beitrat (am 8. November 1664.) war zu Anfang (1658) auf das lebhafteſte gegen ſie.*) Der hinter dem Namen Menzambano verkappte **Puffendorf** gab dem Bunde Schuld, „daß er die deutſche Freiheit zu Grabe getragen" *); **Spittler** bezeichnet ihn als unnöthig und unmotivirt **), und **Rühs** findet nichts paſſender mit ihm zu ver-

---

*) Zum Eintritt in die Allianz aufgefordert, ſchrieb er an den Churfürſten von Köln: „Wir müſſen es zwar für eine ſonderbare Strafe, ſo der gerechte Gott über das römiſche Reich verhängt, achten, daß auch die vornehmſten Säulen deſſelben von dem rechten Wege, daſſelbe in beſtändigen Friedenſtand zu erhalten, durch die Widerwärtigen ableiten laſſen; leben aber dennoch der feſten Zuverſicht, es werden Ew. L. ſich nach wohlerwogner Sache zu andern Gedanken wieder bewegen laſſen — wie dann dieſelben hoffentlich endlich ſelbſt nicht anders urtheilen werden, denn daß die Allianz ſolche Dinge in ſich begreift, welche mit den Reichsverfaſſungen und noch vielmehr mit dem Churverein gar nicht übereinkommen." (Pfiſter V, 30).

---

*) Samuel von Puffendorf, in ſeinem 1667 unter dem Namen Severinus de Monzambano herausgegebenen Buche: De statu Imperii Germanici. „Hoc modo planissimum aeterni aditum subruendae Germanicae libertatis stupidus sit, qui non animadvertat." Man wird ſich verwundern, wie ein Hiſtoriker, wie **Pfiſter** (V. 30.) hier in einen ſo großen Irrthum gerathen konnte, zu ſchreiben: „Der **Spanier** Mezambano bemerkte andrerſeits beklagend" u. ſ. w. Der eigentliche Name des Verfaſſers blieb zwar in der erſten Zeit verborgen; und Boineburg z. B. hielt einen der Brüder Fürſtenberg für den Verfaſſer. (Gruber II. 1198); doch bald wurde der rechte Autor entdeckt, und ſchon den 26. April 1668 (II. 1207) ſchreibt Boineburg: Monzambanum seu **Puffendorfium**, Heidelberga in Scaniam a Suedis vocatum, brevi istuc convolabit, und, als Conring es noch in Zweifel ſtellte, verſicherte er den 7. Juni (II. 1220). Puffendorfium esse Monzambanici aureoli libelli (ironiſch?) auctorem, saltem conscriptorem unicum, certus esto. Leibnitz greift ihn an in dem Specimen Demonstr. (wir kommen darauf zurück) und bezeichnet ihn deutlich genug: Quidam **Germanus** nuper, qui se ficto Itali nomine **Severinum de Monzambano** vocat etc. Daß dieſer ſpäter ſo berühmte Gelehrte bei dieſer Schrift den Conring, wie in den Elementa Juris den Weigel compilirt habe, behaupten die Zeitgenoſſen. (Vgl. Leibnitz de pr. indiv. Einleitung. S. 35). Man vergleiche endlich: **Pfanner.** Historia Pacis Westphalicae, Edit. 3. Vorrede. Wer ſo unredlich als Gelehrter verfahren konnte, auf deſſen Aufrichtigkeit und politiſche Geſinnung iſt auch nicht ſonderlich viel zu bauen.

) „So ſind nie vorher in halben Jahrhunderten ſo viele Correſpondenzen, Einungen und Allianzen geſchloſſen worden, als itzt in einem Jahrzehend geſchah, ſo verbreitete ſich nie vorher eine Allianz benachbarter Fürſten zur großen allgemeinen Staatsconföderation, an welcher ohne Unterſchied katholiſche und proteſtantiſche Prinzen, auswärtige und teutſche Mächte Theil nahmen, nie war ein Bund geſchloſſen worden, wie die **große Rheiniſche Allianz, daß ſich, ohne drängende allgemeine Noth, ohne irgend ein Intereſſe der Religion (folgen die Namen der Verbündeten) — verbanden." (Dies war zum Theil eine Folge des dem weſtphäliſchen Friedens den Ständen beſtätigten Rechtes, in **Bündniſſe** zu treten.)

gleichen, als den Rheiniſchen Bund von 1806, unter Napoleons Protectorat! Ueber die Folgen des Bundes läßt ſich vielleicht ſtreiten; die Abſicht des Stifters aber war, wenn anders Leibnitz Glauben verdient, die Sicherheit des Reichs durch eine engere Verbindung der mächtigern Staaten; die Einſchränkung des Hauſes Oeſtreich war nur Vorwand. „Pro colore, heißt es Bedenken I. Nr. 65., bediente man ſich damals, occasione belli Belgici, der Wort des Instrumenti Pacis, ſo dem Reich und dem Erzhaus Oeſterreich Succurs in die Niederlande zu ſchicken verboten, gleich als ob ſolches Foedus, die Paſſage der Völker zu verwehren, in Favorem Galliae angeſtellet wäre. Der wahre finis Directorii foederis aber war ſchon damals: securitas publica, arctiore potentiorum statuum unione procuranda, wie aus dem foedere cum Gallia klar erhellet:“ Vorher ſagt er — „ſolches (foedus Rhenense), wenn es in etlichen wenig Stücken verbeſſert geweſen, ſo aber die damaligen Zeiten nicht anders gelitten, (hätten) endlich zu einem ſolchen Foedere, wie das jetzige projectirt wird, gedeihen können.“ — (Vgl. noch Bdken. II, 50.) Wir kennen wenigſtens einen Schriftſteller der neueren Zeit, welcher, in einer faſt überraſchenden Uebereinſtimmung mit Leibnitz, den Patriotismus Johann Philipp's, als Stifter des Rheinbundes zu rühmen verſteht. Es iſt der Verfaſſer des berühmten Buches: „Napoleon Bonaparte und das franzöſiſche Volk unter ſeinem Conſulate. 1804.“ (Nach Varnhagen von Enſe, der Graf Schlaberndorf). Die Analogie der Verhältniſſe des deutſchen Reichs zu Frankreich in den Jahren 1658 und 1804 läßt ihn an Johann Philipp denken; wir können nicht umhin, die Stelle (S. 367), der Vergleichung wegen, hieher zu ſetzen. (Wir ſchicken voraus, daß Ludwig XIV., nach dem Aachner Frieden von dem Reichstage zu wiſſen begehrte, ob er, da er das Verſprechen, Nichts abzureißen, heilig halten wolle, mit den im Aachner Frieden erlangten Beſitzungen zum Mitſtand angenommen werde; wo nicht, ſo möge das

Reich die Anſprüche abtreten — ein Anſinnen, welches beſonders die evangeliſchen Stände ablehnten, beſorgend, ein ſolcher Mitſtand würde nicht nur den katholiſchen das Uebergewicht geben, ſondern auch bald die Kaiſerkrone erlangen). „Wenn Bonaparte, heißt es, gleich Ludwig dem Vierzehnten, den Gedanken faßt, oder ſchon gefaßt hätte, ein deutſcher Reichsſtand zu ſein — und warum ſollte er es nicht eben ſo gut ſein können, als es der König von England ſeit einem Jahrhundert geweſen? — wenn er dadurch nun um ſo ſicherer jedes kleinere Intereſſe der deutſchen Reichsſtände beſorgen will, damit ſich das große Intereſſe des Ganzen deſto ſicherer verliere, und er nachher Deutſchland wie Italien beherrſche, — wird ihm ſich dann auch ein weiſer Reichsfürſt, wie Johann Philipp von Mainz, für das allgemeine Beſte erheben, und einen ſchützenden Fürſtenbund zu vereinigen wiſſen? für dieſen ſelbſt den zurückgedrängten, beſchwerlich ſich aufdringenden Nachbar zu gewinnen wiſſen? Auch jenem edeln Churfürſten aus dem edeln Hauſe der Schönborn machten damals zwei Männer ganz widerſprechende Gegenvorſtellungen; auch damals waren die Reichsfürſten daran gewohnt, ihre Sicherheit in der Verbindung mit Frankreich zu ſuchen; auch damals vermochte keiner allein ihm zu wehren, ihm, dem unumſchränkten Herrn der ſchönſten Monarchie, mit Kräften, die er mit äußerſter Ueberſpannung anſtrengte, ſich als Geſetzgeber der Könige und Republiken aufzuwerfen.“ Johann Philippen ſtellt alſo dieſer Schriftſteller den deutſchen Fürſten ſeiner Zeit als preiswürdiges Vorbild hin! Was würde er erſt geurtheilt haben, wenn ihm Leibnitzens „Bedenken“ bekannt geweſen wäre, wo ein deutſcher Fürſtenbund nach den reinſten und höchſten patriotiſchen Tendenzen entworfen wird? Wie vortheilhaft endlich unterſcheidet ſich dieſer Schriftſteller von Rühs, (in dem Buche: Vom Einfluſſe Frankreich's u. ſ. w. auf Deutſchland. S. 120. und ſonſt) mit welchem er zwar in der Poſition gegen den „Erbfeind Deutſchlands“ eine ſehr große, doch in der Leidenſchaftlichkeit und daraus entſpringenden Ungerechtigkeit ſo wenig Aehnlichkeit hat! —

Wir werden unten, wo wir auf das Bedenken zu reden kommen, an dieſe allgemeinen Ereigniſſe anknüpfen. Jetzt lenken wir unſre Aufmerkſamkeit auf den Mann wieder hin, welcher in dieſer ganzen Betrachtung ebenſo ſehr, ja, in gewiſſer Rückſicht, in höherm Grade als Leibniz uns intereſſirt — auf Boineburg.

Im Jahre 1663 rief der Kaiſer die Stände nach Regensburg zuſammen; die urſprüngliche Veranlaſſung zu dieſer Handlung war die dringende Türkennoth. Die Stände wollten mit der Hülfe des Reichs zurückhalten: da trat Boineburg auf, und feuerte die Stände zur Eintracht und zur Verbindung gegen den Erbfeind der Chriſtenheit an! Sein Eifer wurde von dem glänzendſten Erfolge gekrönt.*) Der Sieg bei St. Gotthardt erfüllte das chriſtliche Europa mit Jubel und den größten Hoffnungen. Der übereilte Waffenſtillſtand mit den Türken, wodurch die Früchte des Sieges verloren gingen, kränkte auch Niemanden mehr, als Boineburg, ſo daß er ſeinen Unwillen gegen des Kaiſers Liebling, den Fürſten Portia, bei mehreren Gelegenheiten unvorſichtig äußerte. Dieſes ruhmvolle Auftreten in Regensburg war Boineburgs letzter Act, als Miniſter und Geſandter des Churfürſten von Mainz; ſchon heimlich war ſein Fall vorbereitet, und bei der nächſten Gelegenheit, welche ſich zu bald ereignete, erfolgte er ſo hart, als vollſtändig.

Ein Miniſter von dem Standpunkte Boineburgs, gleich erhaben, nach welcher Seite man ihn betrachtete, konnte unmöglich ohne ſtarke Oppoſition bleiben. Dieſer Miniſter

---

*) Barbarus arma movet contraque Ratisbonam magnus
Teutoniae proceres ad pia signa vocat.
Noster adest et monstrat amico foedere Rhenum
Danubio certam ferre salutis opem.
(Aus Leibniz's Epitaph auf Boineburg, 1696. Feder specimin. 412.)

war die Seele aller Regierungsgeſchäfte, und bildete den Mittelpunkt aller Thätigkeit, in der innern Verwaltung, wie nach außen. Könige ſchäzten ihn hoch; Friedrich Wilhelm der Große, deſſen Geſchichtſchreiber Puffendorf der Erzählung von dem Falle Boineburgs einen eigenen Abſchnitt gewidmet hat *) wußte ihn, ſelbſt nachdem er ſich in das Privatleben zurückgezogen hatte, herauszufinden. Die Gelehrten wiederum erheben ihren Mäcen bis an die Sterne, und bekannten ſich unfähig, ihn nach Verdienſt zu loben. Ein ſolches Bekenntniß führt Struve an; es bezieht ſich auf die lezte Zeit ſeines Lebens, und zeigt, daß die öffentliche Meinung in Bezug auf ihn ſich ſtets gleich geblieben **). Kein Wunder, wenn er in dem Kreiſe, welchen er unmittelbar beherrſchte, Neid und Haß auf ſich geladen hat.

An der Spitze einer fanatiſchen und Boineburg lange nachtrachtenden Parthei am Hofe ſtand ein Herr von Reiſenberg, mit welchem der eigene Bruder des Churfürſten, Philipp Erwin von Schönborn, zu dem Sturze Boineburg's ſich verband. Dieſer Herr war theils durch Vorenthaltung gewiſſer Geldnießungen, (wie Puffendorf erzählt) theils durch Entfernung von der Verwaltung, durch Boineburg (welcher ihn für unfähig hielt) ſehr verlezt worden. Wenn nicht eben zu loben, ſo iſt es doch erklärlich, wenn der große Staatsmann Andere ſein geiſtiges Uebergewicht fühlen ließ. Dieſes erfuhr ſogar der Churfürſt ſelbſt, und ihr gegenſeitiges Verhältniß war ſeit geraumer Zeit ein kaltes und geſpanntes geworden. Eines Tages, erzählt Puffendorf, als ſeine Vorſchläge bei dem

---

*) Res gestae Electoris M. l. X, § 79.

**) Acta Litteraria l. l. — Ut taceam alia elogia, quae ipsi a Burgoldensi atque omnibus conceduntur eruditis. Inter quae praecipuum illud: „Moguntiae, immo totius Germaniae, oraculum hodie est Illustris Baro de Boineburg, virtuosus, bonus, utriusque fortunae capax, prudens, magnanimus, immo omnibus encomiis major. v. Oldenburger Thesaur. Rerumpp. p. IV. 745. Ein ähnliches Lob aus Speners Feder, s. Jac. Ph. Spener. Consilia Latina etc. I, 159.

Churfürſten auf Widerſtand ſtießen, nannte er ihn in aufgeregter Stimmung „unwiſſend oder furchtſam“ (rerum ignarum aut meticulosum); dazu vor Freunden, welche dieſe Aeußerungen dem Churfürſten hinterbrachten. Auch wurde der Churfürſt von Eiferſucht und Neid ergriffen, daß das Anſehen dieſes Miniſters bei dem Kaiſer*) und den Franzoſen täglich wuchs, daß jener endlich meiſt nach eigenem Willen und ſogar dem Churfürſten zum Trotze (ingratiis) handeln wollte. Daher wurde ſeit längerer Zeit eine Gelegenheit abgewartet, ihn zu ſtürzen.“ Dieſe kam bei folgendem Anlaſſe: Die dem Churfürſten von Mainz zugeſprochene Stadt Erfurt verſagte im Sommer 1664 den Gehorſam; zu ſchwach, ſie zu zwingen, wandte ſich jener an ſeinen Verbündeten, Ludwig XIV, welcher ihm auch eine anſehnliche Hülfe unter dem General von Pradel zuſchickte, der mit den mainziſchen und lothringiſchen Truppen die Stadt Erfurt den 15. October 1664 zur Kapitulation nöthigte, worauf ſie die Herrſchaft von Mainz anerkannte.**)

Zum Abgeſandten in dieſer Angelegenheit war, wie bei allen wichtigen Geſchäften, Boineburg beſtimmt worden, und dieſem lag an der Botſchaft diesmal perſönlich viel, um gewiſſe Mißhelligkeiten, welche durch Lionne, Mazarins Nachfolger, bei Hofe gegen ihn aufgekommen waren, durch ſeine Erſcheinung auszulöſchen. Der Bruder des Churfürſten aber wußte es bei dieſem durchzuſetzen, daß ſtatt Boineburg, Reifenberg, deſſen Hauptgegner, abgeſandt wurde. Höchlich erzürnt und beleidigt wollte Boineburg doch etwas für ſich thun, und ſo ſchrieb er hinter dem Rücken des Churfürſten an Lionne, ſchilderte ihm den ſchlechten Menſchen, wie er ihn kannte, namentlich nannte er ihn den falſcheſten aller Menſchen (mendacissimum mortalium), der nur gekommen ſei, die Franzoſen zu hintergehen. Dieſen Brief zeigte der von Boineburg, bei Mazarin's Lebzeiten, mehrmals zurückgeſetzte Miniſter dem Reifenberg vor! und ſprach ſich vor dieſem mißfällig darüber aus; und dieſer benutzte die gute Gelegenheit, die Stütze, welche Boineburg an dem franzöſiſchen Hofe von alter Zeit her hatte, vollends zu untergraben.

---

*) Dies dürfte bezweifelt werden: Non certe apud Caesarem, quod vel hae testantur epistolae, bemerkt auch Gruber (II, 1154).

**) Allgem. Welthiſtorie 39,567.

Wie ſchlecht Boineburg am kaiſerlichen Hofe angeſchrieben ſtand, wiſſen wir ſchon. Der Miniſter Portia war ſein perſönlicher Feind, und alles, was in dem Reichsdirectorium dem Wiener Hofe zuwider geſchah, wurde dort Boineburg Schuld gegeben.

„Sobald als dieſe beiden Stützen fortgezogen waren, erzählt Puffendorf, gab der Churfürſt ſeines Bruders Verſtellungen nach, den einflußreichen Miniſter, welcher ſeinem Herrn hemmend im Wege ſtand, zu entfernen.“ Dies geſchah gegen das Ende des Jahres 1664. Boineburg wurde nicht nur von ſeinen hohen Würden abgeſetzt, ſondern auch auf der Feſtung Königſtein eingekerkert, und hier bis zum Frühjahr 1665 in enger Haft gehalten. Man hoffte, ihn des Verbrechens zu überführen; ſeine Papiere wurden ſtreng unterſucht; allein, ſagt Puffendorf, alles legte nur Zeugniß ab von dem ſich hingebenden Eifer des treuen und rechtſchaffenen Miniſters!“ (sed ea omnia nil nisi enixum fidi atque cordati Ministri studium expresserunt). Endlich wurde er auf Bürgſchaft, keine Rache zu nehmen, (data cautione de non ulciscendo) ſeiner Haft entlaſſen. Der von ſeinem Irrthume zurückgekommene Churfürſt wollte voll Bedauern den ſchwer gekränkten, treuen Diener ſich verſöhnen; er bat, er ließ durch Freunde Boineburgen ohne Unterlaß bitten: „wieder zu ihm zurückzukehren und ſeinen Platz wieder einzunehmen; er ſolle doch nur kommen und den Churfürſten anhören!*)“

---

*) Eigenes Bekenntniß Boineburg's, aus ſeinem Schreiben an Jo. Linker, ſeinen vertrauten Freund, vom 27. März 1666 (ein Jahr nach

alle dieſe Reue, dieſe Wünſche und Klagen blieben fruchtlos. Die Erſchütterung wirkte zu tief und anhaltend nach; er nahm die Glückwünſche und Tröſtungen ſeiner zahlreichen Freunde und Verehrer gleichgültig entgegen, entſchloſſen, in das Privatleben zurückzutreten. Seine Seelenergüſſe und Bekenntniſſe aus dieſer Zeit gehören zu den anziehendſten Denkmalen einer großen Geſinnung. Was ſeinen Geiſt ſo tief herabbeugte, war nicht der erfahrne Undank allein: dieſer löſte ſich auf in den tiefen Schmerz über das Unglück des Vaterlandes, über den unterhöhlten Zuſtand Deutſchlands bei der ganz Europa drohenden Kataſtrophe, und als Deutſcher fühlte er doppelt. Er ſah, daß der reinſte Wille des Einzelnen, der ſeines früheren Herrn, wie ſein eigener, an den verworrenen Zuſtänden der Gegenwart ſich abſtumpfend, fruchtlos bleiben und einem unaufhaltſamen Geſchicke weichen müſſe. In ſolcher Stimmung warf er ſich der Religion in die Arme; religiöſe Studien und Uebungen nahmen den größten Theil ſeiner Zeit ein*). Die übrige Zeit ſchenkte er der Literatur und den Wiſſenſchaften. Keine Wiſſenſchaft war ihm fremd. Er ſelbſt hatte ein, ſchon der Aufgabe wegen, anziehendes Werk: De usu errorum in republica, in 5 Büchern, verfaßt, welches noch, handſchriftlich

---

ſeinem Sturze) aus Frankfurt: Landgravius Ernestus nuper me hic domi meae convenit perclementer et comiter. Apud ipsum, prout scribit, Heros olim noster mei praeclaras nec unas, solito liberaliores in speciem mentiones fecit, semper ingeminans carmen tristissimum: „eccur non ad se redeam? quare ipsius alloquium tam perseveranter defugiam?" sed contineo me, sub Dei manu, intra metas modi privati, qui indies mihi incipit magis allubescere. Gruber I. 8.

*) Non ambio limina Potentum, nedum ut in curae pro publico partem resumi appetam. Procul esto omnis haec profanitas. Aeternitatem commentemur propius, quae forte ad portas. Tempora qualia impendeant, conjectatio est satis liquida. Curae politicae alios excedant, nos stabilia distineant. Praecordii metus deinceps exeunto. Quisque suos patimur manes. Anxia cautio multaque sollicitudo summos agitat Monarchas. Nostra nos quies exhilaret. Cum horrore interim expendo praesentem rei Christianae positum . . . . ibd.

aufbewahrt, vorhanden ſein ſoll. Jetzt arbeitete er an einem umfaſſendern Werke, welches, vollendet, für künftige Zeitalter ein Hauptwerk geblieben wäre, nämlich einer allgemeinen Geſchichte der Literatur. *) Auch führte er ohne Unterbrechung ſeinen Briefwechſel mit der gelehrten Welt nach allen Gegenden fort. Sein gegenwärtiger Aufenthalt war Frankfurt, von wo aus er von Zeit zu Zeit Reiſen machte. Diejenige, auf welcher er Leibnitz kennen lernte, ſchien (nach der Lücke in ſeinem Briefwechſel mit Conring zu vermuthen) längere Zeit gedauert zu haben. Hier alſo in Frankfurt, im Frühling des Jahres 1667, zwei Jahre nach ſeinem Rücktritt in das Privatleben, finden wir ihn im Anbeginne lebendiger Wechſelwirkung mit ſeinem Leibnitz. Dieſe merkwürdige Begegnung wirft einen neuen Glanz auf das Leben Boineburgs. Seine Lebensfreudigkeit erwacht ſogar von neuem; die Zeit hat beſchwichtigend auf das verwundete Gemüth eingewirkt; ſein Unwille gegen den Hof hat abgenommen, und kaum verfließt ein Jahr, ſo reicht er dem Churfürſten verſöhnend ſeine Hand. Dieſe Verſöhnung wird durch ein Familienband, eine Heirath zwiſchen des Churfürſten Neffen, Melchior Friedrich Grafen von Schönborn und Boineburgs älteſter Tochter, Sophie, beſiegelt; Boineburg lebt von dem Frühling 1668 an in den alten Verhältniſſen wieder in Mainz. Nur von amtlicher Stellung und der Uebernahme ſeiner früheren Würden hält er ſich frei. **) —

---

*) Moliebatur opus de universa Re litteraria, quod pro immensa eruditione sua felicissime dedisset procul dubio, nisi mors subitanea destinatis ejus intervenisset. Reelführer. Access. histor. ad Biblioth. promiss. et latent.

**) Dieſe hatte der Churfürſt auf ſeinen Bruder übertragen, welcher ſie bis an ſeinen Tod, d. 4. Nov. 1668, behielt. (Gruber II, 1275). Nachher erhielt ſie deſſen Sohn und Boineburgs Schwiegerſohn (der Stammvater des noch blühenden gräflichen Schönbornſchen Geſchlechts), welcher nämlich in den hochſtiftiſchen Reiſen als Ober-Marſchall angeführt iſt.

In dieſem Bilde ſeines Charakters, ſeiner Schickſale und Lebensweiſe ſteht der Mann vor uns, welcher auf die ganze Lebenszeit Leibnitzens auf die entſcheidenſte und lange nicht hinreichend bekannte Weiſe eingewirkt hat. Sein Verhältniß zu Leibnitz aufzufaſſen iſt nicht leicht, obſchon die plumpen Verſtellungen Mancher unſchwer zu beſeitigen ſind.

So müſſen wir von vorn herein die gäng und gebe Vorſtellung abweiſen, als habe ſich Leibnitz im gemeinen Sinne des Wortes bei Boineburg in den Dienſt begeben, und gegen beſtimmten Lohn ſich und ſeine Zeit ihm vermiethet. Die Thatſachen ſprechen dagegen. Wir ſehen es, Leibnitz handelt ganz frei und ſelbſtändig; er geht bald bei ſeiner erſten Anweſenheit in Frankfurt hinüber nach Mainz, läßt ſich am Hofe vorſtellen, nimmt auf der Stelle Beſchäftigung in Mainz an und lebt, wie die Data ſeiner Briefe zeigen, abwechſelnd in Frankfurth und in Mainz. Sehr häufig und auf unbeſtimmt lange Zeit iſt ſein Umgang mit Boineburg unterbrochen, und dann füllt ihr Briefwechſel dieſe Lücke aus. Daß er für ihn ſorgte, deſſen rühmt ſich allerdings Boineburg in ſeinem Briefe an Conring aus Cöln vom 26. April 1668 (II, 1209), doch in keiner andern Weiſe, als wie ein Gönner für ſeinen Günſtling ſorgt, dem er Verbindlichkeiten genug ſchuldig iſt; er ſchreibt nämlich: Moguntiae nunc degit — — nec extra curam meam. Damit ſtimmt Leibnitzens Beſchwerde in einem „Memorial aus Paris“ überein *), wenn er ſagt: „und ſolche meine Forderung iſt umb ſo viel deſto mehr gegründet, dieweil ich von dem ſeeligen Herrn Baron für alle die Zeit meines Verbleibens zu Mainz ihm geleiſtete Dienſte nicht die geringſte wirkliche Vergeltung erhalten,“ indem er ſich durch den Ruhm, „in eines ſolchen Mannes Achtung zu ſtehen, damals belohnt genug gefunden habe.“ Wir erwägen die von Leibnitz verrichteten Lei-

---

*) Wir werden es vollſtändig in der Biographie Leibnitzens mittheilen.

ſtungen, wie ſie in demſelben Dokumente namhaft gemacht werden. Es ſind Leiſtungen, welche mit Geld nicht abgelohnt zu werden pflegen. Mechaniſche Beſchäftigungen, wie eine Stellung der vermeinten Art unvermeidlich mit ſich bringt, waren von Leibniz's Thätigkeit in den Angelegenheiten Boineburgs ganz ausgeſchloſſen, z. B. ein Bücherverzeichniß nach einer neu erfundenen Methode, das Leibniz von Boineburgs Bibliothek anfertigte, und deſſen Leibniz bei demſelben Anlaſſe gedenkt, mußten Andere abſchreiben. Mit einem Worte, die Stellung, welche Leibniz ſich ſelbſt und welche Boineburg vor der Welt ihm giebt, dieſe Stellung im Ganzen muß man in's Auge faſſen. Damit wäre die Frage für den Unbefangenen erledigt, wenn wir nicht fänden, daß Gruber, deſſen Stimme in dieſem Felde immer gehört werden muß, die verworfene Anſicht von einem eigentlichen Dienſtverhältniſſe Leibnitzens zu Boineburg gar durch Beibringung von Quellenzeugniſſen zu erhärten ſuche. Dieſe müſſen wir alſo in Kürze doch beleuchten. Zu jener vorhin angeführten und ausgelegten Stelle aus Boineburgs Briefe an Conring vom 26. April 1668 macht er eine ausführliche Anmerkung folgenden Inhalts: „Vor Leibniz ſchon hatte Boineburg andere Gehülfen in ſeinen Studien (alios studiorum adjutores). Das Amt (officium) des letzten beſchreibt er in Ep. XLII ad Dietericum (vom 1. März 1666 p. 205) folgendermaßen: „Homini illi paedagogo, quem librorum callentem (!) esse dixi, scribas velim, ut me frequentet — desit id genus notor vel anagnostes, dum sub aliis aestuo curis; neque ejusmodi indicem opis suae operaeve poenitebit." Dieſer Schreiber und Vorleſer Boineburgs wird in einem der folgenden Briefe von Boineburg genannt und — verwünſcht! Er hatte ihm nämlich mit größtem Undank und ſchändlicher Aufführung gelohnt. Boineburg ſchreibt (Epp. ad Dietericum p. 248. ep. LVI): „Jener Hermann Schein aus Weſtphalen, den du mir vor nicht langer Zeit empfohlen, war ein undankbarer Menſch und ſchändlicher Schurke (turpis nebulo). Wenn ich deine ehrliche Geſinnung nicht hinreichend kennte, ſo könnte ich über deine Leichtgläubigkeit heftig zürnen. Wehe dem erbärmlichen Menſchen, der mir mit vielen meiner ſchönſten Bücher und einer Menge Münzen davon gegangen iſt! Gieb mir wieder, mein Dietrich, was du durch deine Uebereilung (facilitate tua) mir geraubt haſt!" Doch ſpäter (sed mox), fährt Gruber fort, war Boineburg in der Wahl Leibnitzens (in adlegendo Leibnitio) glücklicher; obſchon in dieſem Punkte Leibnitz nicht glücklicher als Boineburg geweſen iſt, da er Leute angenommen hatte, welche ihm, ich will nicht ſagen Bücher oder Münzen oder Exemplare von Schriftſtellern, ſondern ſehr viele Autographa entwendeten." So weit Gruber. Dieſer gute Gelehrte hielt alſo im Ernſte den Doctor Leibnitz für den Nachfolger und Stellvertreter jenes im höchſten Grade ungebildeten und ungeſitteten jungen Menſchen, welcher, der Beſchreibung nach, welche wir mit Boineburgs eignen Worten wiedergegeben, gar keine eigentliche gelehrte Bildung, wenigſtens ſie nicht auf Univerſitäten erworben hatte. Gruber nennt dieſen Menſchen den letzten vor Leibnitz. Einmal iſt es eine bloße Vorausſetzung von ihm, daß er ſagt: Boineburg habe ſchon andere „studiorum adjutores" vor Leibnitz gehabt; denn er weiß nur etwas von dem Weſtphalen; er hätte alſo ſagen müſſen, Boineburg habe Leibnitz an die Stelle ſeines Vorleſers und Schreibers, Hermann Schein, angenommen, welcher ihm mit ſeinen Sachen davongegangen ſei. Alsdann aber begeht Gruber einen Anachronismus, wodurch die Grundloſigkeit ſeiner Annahme ſogleich in die Augen fällt. Der Brief Boineburgs, worin er Dietrich um einen Vorleſer anſpricht, iſt datirt vom 1. März 1666 und bildet den 12ſten Brief. Das andere Schreiben, worin er ſolche Verwünſchungen über den von Dietrich Empfohlenen ausſtößt, bildet den 36ſten Brief. Derſelbe trägt zwar, wie eine ganze Reihe vorhergehender Briefe, kein beſtimmtes Datum; allein ſo viel iſt gewiß, daß er, wo nicht in das Jahr 1668, wenigſtens gegen das Ende von 1667 zu ſetzen iſt. Denn dieſe Briefe ſind chronologiſch geordnet, und zwiſchen dem 42ſten und dem 56ſten Briefe liegt der 45ſte in der Mitte, welcher das Datum vom 27. April 1667 trägt (Ep. ad Dietericum p. 218); es ſteht alſo der entſcheidende Brief eilf Nummern weiter als das Schreiben vom 27. April 1667. Nun wiſſen wir aber aus dem Briefe Boineburgs an Conring (bei Gruber II, 1178), mit dem Datum: Frankfurt den 15. März 1667, daß Boineburg in der erſten Hälfte des März von ſeiner Reiſe zurückgekehrt war, auf welcher er Leibnitz in Nürnberg kennen lernte und ihn dieſen Aufenthaltsort mit Frankfurt zu vertauſchen bewog; wie konnte alſo Gruber ſchreiben, „mox in adlegendo Leibnitio fuit felicior," da Boineburg den Brief an Dietrich, in dem er die Entlaſſung oder Entweichung des „homo paedagogus" meldet, zu einer Zeit ſchrieb, da er Leibnitz lange vorher kennen gelernt und dieſer längſt in Frankfurt oder Mainz lebte und von der Aufführung des weggejagten Schreibers ſelbſt noch Zeuge war? Offenbar ſtellte ſich Gruber aber die Sache ſo vor, daß jener unangenehme Vorfall für Boineburg ſich noch ereignet, ehe er Leibnitz kennen lernte; offenbar war, Gruber zufolge, der Wunſch, die leer gewordene Stelle mit einem beſſern Subjekte auszufüllen, das Motiv, warum Boineburg Leibnitzen aufforderte, zu ihm nach Frankfurt zu kommen! Doch es wird läſtig, eine am Tage liegende Ungereimtheit ſo ernſt und rückſichtsvoll zu behandeln. Man leſe doch nur die Stelle im Zuſammenhange, welche Gruber ſo unglüklich kommentirt. Boineburg ſchickt Conring ein Exemplar von Leibnitzens Schriftchen: Methodus nova docendae etc. jurisprudentiae, und begleitet ſie mit folgender Empfehlung: Auctor mihi notissimus est, Doctor Juris 22 annorum; eruditus, bene philosophus, assiduus, speculari validus et promptus. Jam meo suasu apparat elementa Jurisprudentiae solito curatiora. Est certe multae doctrinae vir, subacti judicii et magni laboris. Moguntiae nunc degit, nec extra meam curam etc. Wem daraus die wahre Beſchaffenheit des Verhältniſſes zwiſchen Leibniz und Boineburg nicht hervorleuchtet, den getrauen wir uns weiter nicht zu überzeugen.

Wir begleiten jetzt Leibniz an den Hof des Churfürſten von Mainz, wohin er noch im Jahre 1667 (opp. IV. 3, 165), und zwar allein, ohne Empfehlung, ohne Bekanntſchaft ſich begiebt. Diejenigen, welche in dem Glauben ſtehen, daß Leibniz durch den Miniſter Boineburg an den Hof berufen oder eingeladen worden ſei, müſſen ſich ſchon durch folgendes Bekenntniß Leibnizens widerlegt finden. „Zudem habe ich doch meiſtentheils das Glück gehabt, an ſteinfremden Orten, ſobald ich mich zu expliciren Gelegenheit gefunden, in einige Conſideration, auch ohne alle Recommendationes gezogen zu werden. Maaßen zu Maynz, als ich dahin zuerſt kommen, mich kein Menſch gekennet, und gleichwohl Churf. Gn. gleich anfangs favorable Gedanken von mir geſchöpft.“ *) Um dieſen Eindruck beſſer zu würdigen, muß man wiſſen, daß Leibnizens perſönliches Auftreten an ſich nicht geeignet war, viel Erwartungen zu erregen. Nach den vorhandenen Zeugniſſen haben wir uns den Doctor Leibniz als eine zwar zarte, aber unanſehnliche, mittelmäßige Geſtalt zu denken, mit einem Wort, als eine Erſcheinung, die nicht leicht den außerordentlichen Geiſt dahinter ahnen ließ.

Auf den Rath ſeiner Freunde (opp. VI, 4) gab Leibniz in Mainz die methodologiſche Schrift: Methodus nova etc. zum Drucke und eignete ſie dem Churfürſten zu. Dieſer nahm Leibniz auf das gnädigſte auf und ermunterte ihn zur Ausführung ſeiner reformatoriſchen Entwürfe für Rechtswiſſenſchaft und Geſetzgebung.

Der Gedanke, die Geſetzbücher zu verbeſſern oder ein neues

---

*) Aus Leibniz's Schreiben an den Herzog von Hannover aus Paris vom 26. März 1673.

an ihre Stelle zu ſetzen, war in Mainz nicht ganz neu. Für das Gerichtsweſen und die Gerechtigkeitspflege war hier ſchon manches geſchehen. Boineburg ſelbſt ſoll die Proceßordnung, ſo wie die Hofgerichts-Ordnung vom Jahre 1661 entworfen haben, welche bis zur Auflöſung des Churfürſtenthums fortbeſtand*). Noch vor Leibnitzens Ankunft und während ſeines Aufenthaltes in Mainz war, wo nicht auf Befehl des Churfürſten, doch gewiß unter deſſen beſonderer Begünſtigung, der Hofrath und Hofgerichts-Aſſeſſor D. *Hermann Andreas Laſſer* mit der Ausführung eines Werkes beſchäftigt, wie Leibnitz es beabſichtigte. Der Churfürſt erklärte ihm daher: „er ſolle bei dieſem juriſtiſchen Werk die Hand anlegen helfen“ wogegen ihm ein Gewiſſes wöchentlich aus der Kammer verſprochen wurde**). Leibnitz gab, als eine Frucht dieſer gemeinſchaftlichen Arbeiten, die: Ratio corporis juris reconcinandi heraus***), wo er von ſeinem eigenen Bildungsgange ſpricht, ſofern ſie ihn auf jene Reformvorſchläge geführt hätten. Er zählt ſich hier zu den im Dienſte des Churfürſten ſtehenden Staatsbeamten †); man hüte ſich aber, daraus zu ſchließen, daß er es damals wirklich geweſen wäre. Er mußte eine ſolche Stellung gegen das Publikum hier annehmen.

Dieſen wichtigen Gegenſtand behandelt nun Leibnitz in *deutſcher Sprache*: umſtändlicher in dem „Bedenken, wie den Mängeln des Juſtizweſens in Theoria abzuhelfen;“ allgemeiner und hiſtoriſch in dem *erſten* und *dritten* Briefe an den Herzog von Hannover. Aber auch die größere Schrift, das „Bedenken“ enthält an mehreren Stellen, zwar ganz allgemeine, doch bedeutſame Beziehungen auf dieſe Frage, und hebt uns für die Würdigung jener Vorſchläge auf einen höhern Standpunkt. Das juriſtiſche Bedenken ſchließt ſich inſofern dem politiſchen organiſch an. In jener Staatsſchrift nämlich kommen die weſentlichſten Bedürfniſſe und Mängel in dem öffentlichen Leben der Deutſchen zur Sprache, und zwar ſolche, deren Abhülfe lange ſchon dringend gewünſcht wurde; die künftige Verbeſſerung des Polizei- und Juſtiz-Weſens im deutſchen Reiche war in dem Inſtrumente des Weſtphäliſchen Friedens für den nächſten Reichstag feſtgeſtellt worden *). So durfte alſo Leibniz, Bedenken I, 5: „die Ungewißheit der Rechte und Saumſeligkeit der Proceſſe“ unter die empfindlichſten öffentlichen Gebrechen zählen und (ebend. 86.), die Hoffnung ausſprechen, daß in Zukunſt; „das Juſtitienwerk, unordentliche, ungewiſſe Rechte, und langweilige Proceßordnungen verbeſſert werden würden.“

---

*) Hormayrs Archiv a. a. O. S. 746. Vogt a. a. O. S. 337.

**) Laut einer ungedruckten: „Vorſtellung Leibnitzens an den Churfürſten vom 27 März 1669“ welche wir in der Biographie mittheilen werden.

***) Opp. IV. 3. 235—252.

†) Erunt fortasse, qui nos in Aula et apud Judicia supremo versantes, tantum nobis sumere mirabuntur . . . . ib. 249.

Für die genauere, kritiſche Beſtimmung der ebengenannten kleinern deutſchen Schriften bringen wir folgendes bei.

Der zuerſt angeführte Aufſatz iſt, wie ſo viele Schriften von Leibniz, ſeit langer Zeit den Gelehrten nur in der lateiniſchen Ueberſetzung in Leibniz's Opera Omnia, herausgegeben von Dutens, unter der Ueberſchrift: Epistola ad amicum de naevis et emendatione jurisprudentiae (IV, 3. 230—24) bekannt; allein er findet ſich im Original längſt abgedruckt an zwei Orten: das erſtemal in den Deutſchen Acta Eruditorum von 1719 (65ten Theil, № V. S. 287-291) mit der Ueberſchrift: „Auszug aus des ſeligen Herrn von Leibniz zu Maynz in ſeiner Jugend an einen Freund datirten Schreibens, von den Mängeln der römiſchen Geſetze und Verbeſſerung der Rechts-Gelehrſamkeit.“ Hiernach iſt die lateiniſche Ueberſetzung gefertiget, welche ſich in den Sämmtlichen Werken befindet, nur daß erſtens nicht angegeben,

---

*) Moſer (J. J.) Grundriß der Staatsverfaſſung des deutſchen Reichs 1748. 6te Aufl. S. 468.

daß das Original deutſch abgefaßt ſei; zweitens ein falſches Citat (nämlich Deutſche Acta Bd. XXII. ſtatt LXV.) hinzugeſetzt iſt. Der nämliche Aufſatz ſteht außerdem in Ch. G. Buders: „Nützliche Sammlung verſchiedener meiſtens ungedruckter Schriften, Berichte, Urkunden, Briefe, Bedenken u. ſ. w. 38. Stück. 1735. 8.“ mit folgender Aufſchrift: „Gedanken des Herrn von Leibnitz, welche er in der blühenden Jugend von den Mängeln der Römiſchen Rechts-Gelahrtheit und von derſelben Verbeſſerung entworfen“ mitgetheilt von J. F. Feller*).

Wir haben alſo einen und denſelben deutſchen Aufſatz an zwei verſchiedenen Orten und unter ganz verſchiedenen Beſtimmungen, von welchen nur eine die richtige ſein kann. Nach der ältern Bezeichnung hätten wir ein Bruchſtück, nach der ſpätern aber ein Ganzes. Der Herausgeber der ſämmtlichen Werke, und Ueberſetzer des Originalaufſatzes in das Lateiniſche hat ſich für die ältere Beſtimmung entſchieden, oder vielmehr, er iſt ihr ohne nähere Prüfung gefolgt, außer daß er die Bezeichnung: Auszug aus einem Schreiben, kurzweg durch Epistola wiedergiebt, und einige andere Zeit und Ort betreffende Beſtimmungen übergeht. Allein ungeachtet die ältere Beſtimmung, eben weil ſie die ältere iſt und durch eine genauere Angabe ſich auszeichnet, vor der Fellerſchen ſich empfiehlt, ſo nöthiget uns doch die innere Beſchaffenheit des Aufſatzes, von ihr, ſo wie von Dutens, abzuweichen und keinen Brief, ſondern „ein Bedenken“ darin zu erkennen und ihm diejenige Beſtimmung zu ertheilen, unter welcher wir ihn in unſre Sammlung eingeführt haben**). Gegen die Anſicht, welche in dieſer Schrift den Auszug eines Briefes, kurz einen Brief an einen Freund erblickt, ſpricht zunächſt der Umſtand, daß dieſe Schrift von Feller 1735 ganz genau ſo mitgetheilt wird, wie ſie 1719 die deutſchen Acta Eruditorum enthalten, ohne daß Feller weiß, daß er eine Schrift für ungedruckt annimmt, welche längſt gedruckt geweſen. Daß Feller das Publikum mit Wiſſen und Willen habe täuſchen und einen gedruckten Aufſatz unter einem andern Titel als einen ungedruckten habe einführen wollen, wäre ein zu harter und ſehr ſchwer zu begründender Vorwurf gegen jenen, obſchon zweideutig erſcheinenden Autor; auch hat Feller außer unſerer Schrift noch eine andere, nämlich die Kritik einiger Weigelſchen Vorſchläge vom Jahre 1697, in deutſcher Sprache, an demſelben Orte bekannt gemacht, welche wirklich vorher ungedruckt war; Grund genug, zu glauben, daß er über den andern Aufſatz blos im Irrthum geweſen. Nun iſt es aber im höchſten Grade unwahrſcheinlich, daß, angenommen, unſre Schrift ſei der Auszug eines Briefes, dieſer Auszug unter zwei verſchiedenen Händen vollkommen gleich gerathen ſein, und daß weder im Eingange, noch am Schluſſe irgend ein Mehr oder Weniger, oder eine noch ſo geringe Veränderung ſtatt gefunden haben ſolle. Eine ſo vollkommene Uebereinſtimmung kann nicht zufällig ſein; und es iſt ſo gut als gewiß, daß die Herausgeber der deutſchen Acta Eruditorum ſo wenig, als Feller, an unſrer Schrift etwas durch Zuthun oder Wegnehmen verändert, kurz daß ſie keinen Auszug aus einer größern Schrift, aus einem vollſtändigen Briefe gemacht, ſondern ſie ſchon ſo vorgefunden haben, als ſie ſie mittheilten, und wir ſie jetzt kennen; ſo daß es nun nicht auffällt, wenn die Beſchaffenheit dieſer von ganz verſchiedenen Herausgebern mitgetheilten deutſchen Schrift beidemal ganz dieſelbe iſt. Steht dies feſt, und ſpricht die von den Herausgebern der Acta gegebene Bezeichnung nur ihre Anſicht über einen fertigen Aufſatz aus, ſo ſteht es bei uns, dieſer Anſicht beizutreten oder nicht. Dies können wir nun auf keine Weiſe. Denn wenn wir die Schrift unbefangen, doch auf merkſam von Anfang bis zu Ende leſen, ſo finden wir in ihr eine zwar kurze, doch in ſich abgeſchloſſene, fertige Abhandlung, welche mit ſich ſelbſt in beſter Uebereinſtimmung ſteht, deren Eingang auf nichts Früheres zurück, deren Schluß auf keine Fortſetzung, wenigſtens nichts Zurückgelaſſenes hinweiſt. Abhandlungen in Form von Briefen, wo bloß Anrede und Schluß dieſe Form ganz äußerlich bezeichnete, ſchrieb Leibnitz nicht; ſeine wiſſenſchaftlichen Briefe, z. B. die Briefe an den Herzog Johann Friedrich, oder der große Brief an G. Wagner über die Logik, hören niemals auf Briefe zu ſein, d. h. in beſtändig wiederkehrenden Beziehungen zu dem Empfänger und dem Briefſteller ſich zu bewegen; welches hier aber durchaus der Fall nicht iſt. Aber einen Gebrauch mußte dieſe Schrift haben, dies fühlten die Herausgeber der Acta; und inſofern taugt ihre, obſchon unrichtige Beſtimmung, mehr als die geiſtloſe Fellerſche, wonach wir eine Art von Exercitium in dem Aufſatze Leibnitzens vor uns hätten. Jenen bot ſich der Brief als die unmittelbarſte Weiſe des Gebrauchs einer Schrift dieſer Art dar; welches aber der wahre Gebrauch geweſen ſei, lernen wir aus der Schrift ſelbſt. Es heißt hier: „Wiewohl einem Privato von Art und Weiſe der Executionen Vorſchläge zu thun, keinesweges gebührt — — ſo können wohl zu deren (der Prozeſſe) Kürze und Richtigkeit zu gelangen, Bedenken geſtellt werden, ſo, obwohl nicht in Reichsjudiciis, doch in Erblanden und Fürſtenthümern inter privatos zu practiciren u. ſ. w.“ Wir haben alſo in Wahrheit eine Denkſchrift oder, in der Sprache jener Zeit, ein Bedenken vor uns, welches Leibnitz zu Mainz, höchſt wahrſcheinlich 1669 oder 1670, auf Boineburgs Anregung, vor den gehörigen, weiter nicht zu ermittelnden Ort gebracht hat. Das politiſche Bedenken von 1670 wirft auf dies juridiſche, in Abſicht auf Beruf und perſönliche Stellung des Verfaſſers, viel Licht und erſpart uns, zur Beſtätigung unſrer Anſicht, anderweitige Motive herbeizuziehen. Wie ſehr der Hof und namentlich die Juriſten, an Leibnitzens, in dieſem Bedenken, wie in den Briefen an den Herzog, angegebenen Arbeiten, Theil nahmen, zeigt ein Schreiben des Hofraths **Arnold Dunker**, eines gelehrten Freundes Boineburgs, an Conring aus Köln vom 2. Februar 1669 (Gruber II. 1275), woraus wir folgende Stelle entnehmen: „Molitur idem **Leibnizius** opus incomparabile, quantum ad **utilitatem Reipublicae** id spectat, nempe Corpus Juris Reformatum, ubi superflua et abrogata sunt elisa, et leges consonantes vel declarantes, uno ictu oculi conspiciuntur; **ut nobis idem sit**, quod Theologis Concordantia Biblica.“ Boineburg aber giebt ſich in einem Schreiben an Conring vom 26. April 1668 (II., 1208) ſelbſt als den Förderer Leibnitzens in dieſen Beſtrebungen an: „Jam meo suasu apparat (Leibnizius; Boineburg nennt diesmal den Namen noch nicht —) **elementa Jurisprudentiae** solito curatiora.“ Uebrigens verſchweigen wir nicht, daß Leibnitz von Mainz aus ſehr wahrſcheinlich über denſelben Gegenſtand **deutſche Briefe** gewechſelt hat, und zwar nach der Angabe des Verfaſſers des Elogiums in den Acta Eruditorum 1717, mit dem Reichshofrath **Johann Albert Portner***), welcher in Regensburg lebte, und ein ebenſo berühmter Gelehrter, als Geſchäftsmann war; auch ſelbſt, außer vielen lateiniſchen, gelehrten Schriften, ein aſcetiſches Buch in **deutſcher** Sprache geſchrieben hat**). Könnte alſo dieſe unſre Schrift als der Auszug eines Briefes aus Mainz gelten (denn daß Leibnitz ſie in **Mainz** verfaßt habe, bezeugt der letzte Theil derſelben), ſo wüßten wir auch ſchon, an wen ein ſolcher Brief gerichtet worden wäre. —

---

*) Das iſt der Feller, auf den Gruber eben (S. 37) angeſpielt hat. Vgl. Leibnitii Epp. ad A. Schmidium ed. Veesenmayer. Nr. 52. 53. „Homunculus corrupit puerum [illegible], ut posset scripturas meas la-[illegible] [illegible] . . . (es folgt noch Schlimmeres).

**) Wie ſich verſteht, hat alſo Leibnitz an ſeiner Ueberſchrift, auch nicht an der unſrigen Theil.

---

*) p. 326. Opusculum edidit (Moguntiae) sub titulo Corporis juris reconcinnandi, et de eodem argumento cum Jo. **Alberto Portnero**, Icto celebri, qui idem animo volvebat, per litteras egit.

) Unter dem Namen des **Sorgſamen (vermuthlich als Mitglied des Pegnitzſchäferordens): „Sonn- und Feſttags-Betrachtungen aus den Evangelien und den Epiſteln gezogen“ (Jöcher).

Das Schreiben an den Herzog Johann Friedrich von Hannover aus Mainz den 21. Mai 1671, iſt zuerſt abgedruckt in G. W. Böhmers Magazin für das Kirchenrecht, die Kirchen- und Gelehrtengeſchichte ꝛc. Erſter Band. 1787. (S. 123—133; mit des Herzogs Antwort bis 134) und gehört, ungeachtet Phyſik und Theologie darin den meiſten Raum einnehmen, und die Jurisprudenz auf ein paar Seiten ſich beſchränkt, doch deshalb hierher, weil Leibnitz am Schluſſe bekennt, daß „die genaue Unterſuchung der Jurisprudenz“ ihn auf jene Gedanken, und zwar mittelbar, durch eine Unterſuchung von der Natur des Gemüths, geleitet habe. Die Jurisprudenz erſcheint hier alſo als Ausgangspunkt zwar fernabliegender, jedoch in einem ſo univerſellen Kopfe als Leibnitz ſich durchſchlingender wiſſenſchaftlicher Tendenzen.

Zuerſt das Perſönliche. Aus dem Eingange des Briefes geht hervor, daß dieſes Schreiben nicht das erſte an den Herzog geweſen, ſondern daß vielmehr in einem frühern Schreiben, welches aber zu unſerer Kenntniß nicht gelangt iſt, die rationelle Jurisprudenz Hauptgegenſtand der Mittheilung geweſen war, ein Grund, warum Leibnitz hier ſo kurz darüber weggeht. Wenn Leibnitz ferner bemerkt, daß er von dem Baron von Boineburg, als ſeinem ſonderbaren Förderer, verſtanden, daß der Herzog ſeine ihm „ehemalen erzeigte hohe Gnade annoch continuire“ ſo giebt uns ein Brief Boineburgs von Conring vom 22. Februar 1671 (Gruber II., 1326 ff.) aus Hannover Aufſchluß, da wir aus ihm erſehen, daß Leibnitz bei Boineburgs Anweſenheit, im Februar, in Hannover Gegenſtand der Unterhaltung zwiſchen jenem und dem Herzog geweſen ſein muß. Nur werden wir Gruber nicht beiſtimmen, wenn er in einer Anmerkung zu jenem Briefe (a. a. O.) zu verſtehen giebt, der Herzog habe Leibnitz damals durch den Baron kennen gelernt, und ſei ſeitdem mit ihm in Briefwechſel getreten; wir wiſſen nämlich aus einer ganz andern Quelle ganz genau, wann, und durch wen Leibnitz dem

Herzoge empfohlen wurde. Dies geſchah nun nicht durch Boineburg — ſondern durch einen andern Gönner, welcher Leibnitzen in Frankfurt hatte kennen lernen. Es war dies der däniſche, nachher ſchwediſche Reſident bei den rheiniſchen Höfen Johann Habäus (Habbeus) von Lichtenſtern, aus Oſtfriesland gebürtig, ein Geſchäftsmann nicht ohne gelehrte Kenntniſſe, den ſelbſt Conring ſchätzte, und welcher ſich in der Regel in Frankfurt aufhielt. Kein Biograph Leibnitzens erwähnt dieſes Mannes mit einem Worte, obſchon, nächſt Boineburgen, Leibnitz keinen wärmern, ausdauerndern Freund und Helfer in jener Periode ſeines Lebens hatte, als jenen. Wir werden an ſeinem Orte ausführlich von dem Manne handeln *). Hier ſo viel, daß Habbeus bei ſeiner Anweſenheit in Hannover, gegen Ende des Novembers 1669, kurz nach dem Tode des Hannoverſchen Kanzlers Langerbeck, als der Herzog klagte„ man könnte jetzo gute Leute wenig habe" Leibnitzen zum erſtenmal dem Herzog nahmhaft machte und empfahl; daß der Herzog auf der Stelle Luſt bezeigte, den Doctor in ſeine Dienſte zu nehmen, und daß nur Boineburg und auch, einem handſchriftlichen Briefe Leibnitzens zufolge, Laſſer Leibnitzen damals davon abhielt, ſich zu entfernen und ſchon 1669 Hannover mit Mainz zu vertauſchen, obſchon Leibnitz erſt im nächſten Jahre 1670 als Canzlei-Reviſionsrath in Mainz angeſtellt wurde. Der Brief, welchen Habbeus in dieſer Angelegenheit aus Hamburg d. 30. November 1669 an Leibnitz nach Mainz ſchrieb, findet ſich, obſchon lückenhaft, abgedruckt bei Böhmer (a. a. O. 121—123). Wir werden ihn, aus dem handſchriftlichen Originale ergänzt, in der Biographie Leibnitzens mittheilen. Sehr früh alſo, und lange vor Boineburgs Beſuche in Hannover im Februar 1671, hat die Bekanntſchaft und der Briefwechſel mit dem Herzog ſeinen Urſprung genommen **); er

---

*) . . . cum Habbeo magna Leibnitio quoque familiaritas, multos annos fuit ſchreibt indeß ſchon Gruber zu II, 850.

**) Dankbar erinnerte ſich Leibnitz lange nachher daran, daß er dem war nur unterbrochen worden, und kam durch Boineburgs perſönliche Empfehlungen bei dem einen, und Aufmunterungen bei dem anderen Theile wieder in einen friſchen Gang.

Was nun die Mannichfaltigkeit des Stoffes in dieſem Briefe betrifft, ſo möge, um die eine Seite, die Jurisprudenz nämlich, für die Betrachtung zuſammenzufaſſen, vorerſt bemerkt ſein, daß die Arbeiten Leibnitzens in Verbindung mit Laſſern über das in obigen Schriften als fertig Abgehandelte nicht hinausgeführt, zuletzt aber abgebrochen wurden. Die Reiſe nach Paris und ſeine ſpäterhin erfolgte Ausſcheidung aus den Verhältniſſen zum Hofe von Mainz, der Tod des Churfürſten und ſpäterhin Laſſers, dies alles unterbrach und ſtörte das mit dem regſten Eifer begonnene Unternehmen. In Paris, wo ſich Leibnitz bis zu ſeiner Anſtellung in Hannover, im Herbſte 1676, aufhielt, verlor er die Jurisprudenz, ſein eigentliches Berufsfach, zwar nicht ganz aus dem Geſichte, davon zeugt der Brief an den Herzog aus Paris vom 26. März 1673, wo er ſeiner Leiſtungen in der Moralphiloſophie und Jurisprudenz reſumirend gedenkt; indeß machte er darin doch keine Fortſchritte und er entſchuldigt ſich noch kurze Zeit vor ſeiner Rückkehr nach Deutſchland deshalb bei ſeinem Freunde Placcius *). —

Habbeus die erſte Bekanntſchaft mit dem Herzoge ſchuldig wäre. In einem ungedruckten Briefe an Habbeus vom 14. Febr. 1676 aus Paris, ſchreibt er: Monsieur le Duc de Hanovre m'a fait une grace fort signalée, dont je vous parlerai plus amplement une autre fois. Car je sais bien que c'est à Vous que je suis redevable originairement de cette connaissance.

*) Quaeres, quid a me, promissis olim tam liberali, ab eo tempore actum sit? Respondeo, adfecta esse multa; perfectum et omnibus numeris absolutum, nihil. Nam cum itineris Gallici imposita mihi fuisset necessitas, ab eo tempore, usus loci opportunitate et doctorum virorum consuetudine, quidvis potius, quam jurisprudentiam cogitavi: non ita tamen, ut aliquando incepta resumere desperem . . . . Lut. Parisiorum 10. Maji 1676. VI., 4.

Der phyſikaliſche Theil des Briefes, zu dem wir übergehen, iſt ein gedrängter, lichtvoller Auszug zweier von Leibnitz 1671 herausgegebener und dem Briefe beigeſchloſſener Abhandlungen, welche darin benannt werden, nämlich: Theoria motus abstracti und Theoria motus concreti. (Moguntiae 1671.) Sie ſtehen in den Opp. Omn. ed. Dutens II. und ſind früher durch den Kabbaliſten und Dichter Chr. Knorr von Roſenroth, (Verfaſſer des Neuen Helikons) unter dem Namen Peganius ins Deutſche überſetzt worden. Leibnitz iſt in dieſem Briefe deutlich und vollſtändig genug, als daß wir etwas hinzuzufügen brauchten. Der Philoſoph iſt bekanntlich über den darin noch feſtgehaltenen Carteſianiſchen Standpunkt hinausgegangen, wie er unter andern an Herrn von Bauval (Feder 102) 1691 ſchrieb: .... Ils peuvent avoir quelque chose de bon, puisque vous le jugez ainsi, Monsieurs, avec d'autres. Cependant il y a plusieurs endroits sur lesquels je crois être mieux instruit présentement, et entre autres je m'explique tout autrement aujourd'hui sur les indivisibles. C'étoit l'essai d'un jeune homme qui n'avait pas encore approfondi les Mathématiques" ... (Vgl. beſonders den Aufſatz: Specimen dynamicum pro admirandis naturae legibus circa corporum vires et mutuas actiones detegendis et ad suas causas revocandis, 1695. Opp. III. 315—324). Jene beiden Abhandlungen machten jedoch Leibnitz in London und in Paris ſchon ſehr vortheilhaft bekannt; mit dem Sekretair der Königlichen Societät in London, Oldenburg, ſtand Leibnitz in lebhaftem Briefwechſel, wahrſcheinlich nicht ohne vorhergegangene Empfehlung Boineburgs, welcher unter den Mitgliedern dieſer damals noch jungen Societät mehrere Freunde und Anhänger hatte.

Zur Beurtheilung der Geſchichte und des Geiſtes der Londoner Societät iſt die günſtige Aufnahme, welche Leibnitzens ihr zugeeignete Hypotheſe bei ihr erfuhr, von beſonderer Merkwürdigkeit. Goethe hat derſelben bekanntlich allen Sinn für Methode und Theorie abgeſprochen *).

Hier wird am paſſendſten des ungedruckten Auszugs aus Leibnitzens Schreiben von Mainz an Otto von Guerike zu gedenken ſein, welches Leibnitzens Anſichten über die allgemeinen kosmiſchen Geſetze enthält. Guerikes Name kommt auch in dem Briefe an den Herzog vor.

Der in letzterem Briefe erwähnte Diskurs: De usu et necessitate demonstrationum immortalitatis animae iſt zwar nicht bekannt; dagegen ſteht der hier ausgeführte Beweis „von der Einheit und Unſterblichkeit der Seele“ dem Principe nach auch in der Theoria motus abstracti, einem Principe, welches dem Verfaſſer den Verdacht zuzog, als wäre er Hobbeſianer **). — Den weiterhin gedachten Appendix de resurrectione corporum haben wir handſchriftlich in dem Leibnitziſchen Nachlaſſe (acht Paragraphen groß) vorgefunden. Gedruckt iſt er noch nicht. Sein Inhalt, verglichen mit der Ausführung in unſerm Briefe, findet ſich übrigens wieder in dem Buche: „Leibnitzens Syſtem der Theologie“ (systema Theologicum). Mainz 1825 (dritte Auflage). S. 338—340.

Was dem freiſinnigen Antwortſchreiben des Herzogs, (aus Ridagshauſen am 6. Juni 1671) einen noch höhern Werth verleiht, iſt der Umſtand, daß es von dem Herzoge im Geräuſche eines kriegeriſchen Lagers erlaſſen worden iſt. Vom 14. Mai bis zum 12. Juni nämlich belagerten die Braunſchweigiſchen Fürſten, Georg Wilhelm von Zelle, Rudolph Auguſt von Wolfenbüttel und Johann Friedrich die ihnen den Gehorſam aufſagende Stadt Braunſchweig. Das Maniſeſt der drei Fürſten, aus dem Lager vom 1. Juni, ſteht bei Gruber (II, 1334—35). Der Sache gedenkt Leibnitz umſtändlich in dem Lebenslaufe des Churfürſten Ernſt Auguſt; und in dem Bedenken II. 58 hat er ſie ſogar vorhergeſagt (vgl. die Anmerkung zu dieſer Stelle) — ein eigenthümliches Zuſammentreffen! —

---

*) Geſchichte der Farbenlehre. Zweiter Theil. 5te Abth. Erſte Epoche (Von Newton bis auf Dollond).

**) (Opp. II, 2. 40. No. 17). Beſonderes wegen der Stelle „Nullus conatus sine motu durat ultra momentum praeterquam in mentibus“ Vergl. Ludovici I, 336.

Der Brief Leibnitzens hatte dem Herzoge in ſo hohem Grade gefallen, daß er eine Fortſetzung des Briefwechſels wünſchte. Wir ſind ſo glücklich, in dem ungedruckten Schreiben Leibnitzens an den Herzog ein zweites Glied aus der Reihe dieſer Mittheilungen gewonnen zu haben, welches in mehr als einer Hinſicht anziehend und wichtig iſt*). Das es zu Mainz abgefaßt ſei, lehrt uns der Eingang, wo auf das perſönliche Verhältniß mit Boineburg hingedeutet iſt; der Schluß aber, wo es heißt, er habe über den Gegenſtand „dem Herrn Baron von Boineburg ausführlicher zugeſchrieben“ darf uns nicht irre machen, da wir wiſſen, daß Leibnitz und Boineburg nicht immer an demſelben Orte, in Mainz oder in Frankfurt, ſich aufhielten, und in dieſem Falle einander fleißig ſchrieben. Ein Brief, den Leibnitz aus Mainz im September 1670 an Boineburg geſchrieben, iſt z. B. zu leſen bei Gruber (II. 1748-99). Das Jahr unſers Briefes kann nur 1671 ſein, weil Leibnitz im erſten Viertheil des folgenden Jahres (1672) Mainz verließ, und vor dieſer Zeit faſt nur mit Politik beſchäftigt war.

Der Inhalt dieſes Schreibens betrifft die natürliche Theologie mit Rückſicht auf die Vereinigung der getrennten chriſtlichen Kirche, und wird inſofern als ein wichtiges Dokument dienen, um die bereits oben (S. 18 Anm. (*)) angedeuteten herrſchenden Vorſtellungen über die Art und Weiſe der Bemühungen des Mainzer Hofes um den Kirchenfrieden zu berichtigen. Wir verweiſen wiederholt auf den Excurs am

---

*) Der Herausgeber verdankt deſſen Kenntniß und Mittheilung (in Abſchrift nach dem Autographon) der Güte des Bayeriſchen Miniſter-Reſidenten in Hannover, Hrn. Freyherrn von Hormayr.

Ende dieſer Abtheilung, wo die Bezüge dieſes Schreibens zu den übrigen Verhältniſſen, in welchen Leibnitz ſich bewegte, aufgenommen werden ſollen. Dagegen haben wir an eben dieſes Schreiben eine Betrachtung anzuknüpfen, welche uns ganz unmittelbar intereſſirt, und wozu ein Wort Leibnitzens uns anregt; — nämlich über Leibnitzens Verhältniß zur deutſchen Mutterſprache überhaupt.

Boineburg hatte, ohne Leibnitz's Vorwiſſen, einen von ihm lateiniſch geſchriebenen (nicht weiter bekannt gewordenen) ireniſchen Aufſatz dem Herzoge mitgetheilt; Leibnitz giebt nachträglich dem Herzoge nähere Rechenſchaft über dieſen Aufſatz, und rechtfertigt ſich hier darüber, daß er ihn nicht deutſch geſchrieben: „Ich hätte es lieber teutſch geſchrieben, heißt es, ſonderlich weil die teutſche Sprache keine Terminaiſonen leidet, man wollte denn fremde Worte ungeſcheut hinein flicken; allein es hätte dergeſtalt dem Ausländer nicht communicirt werden können.“ Gewichtige Worte! Gerade dieſe Anſicht hat Leibnitz im Jahre 1670 wiſſenſchaftlich entwickelt in der den Philoſophen wohl bekannten Einleitung zu des Marius Nizolius Anti-Barbarus*), zu deſſen Herausgabe Boineburg ihn bewogen hatte. Dort wo er von der Klarheit, als einem Haupterforderniſſe der philoſophiſchen (wiſſenſchaftlichen) Schreibart handelt, rechnet er es (§. XIII) der deutſchen Sprache als eine ſie vor allen lebenden Sprachen auszeichnende Eigenſchaft an, daß ſie an ſich ſelbſt zum Probirſteine der Gedanken diene, (hauptſächlich in der Phyſik und damit verwandten Wiſſenſchaften); dagegen erdichtete Dinge und Hirngeſpinnſte wiederzugeben, dazu ſey ſie die ungeſchickteſte von allen Sprachen, und zwar, faſt wie es in unſerm Briefe heißt: weil in den Tochterſprachen des

---

*) G. G. Leibnitii dissertatio de stilo philosophico Marii Nizolii. Opp. IV. 1, 36—63. Der Titel des Buches lautet: Marii Nizolii Brixellensis de veris principiis et vera ratione philosophandi contra Pseudophilosophos libri IV. Parmae 1553.

Lateiniſchen durch eine bloße Endung ein barbariſches Wort das Anſehen eines „nicht barbariſchen," erhalte; was im Deutſchen niemand wagen dürfe. Daß die Philoſophie von den deutſchen Philoſophen weniger in ihrer Mutterſprache behandelt und gelehrt worden ſei, rühre daher, weil die Scholaſtik in Deutſchland am längſten ſich erhalten habe *). Es war dies ein Lieblingsgedanke unſers Leibnitz, womit er gegen ſeine Freunde und die Gelehrten des Auslandes häufig ſtolz that, welches wir aus den vortrefflichen: „Unvergreiflichen Gedanken" (No. 11) erſehen. Es war gewiß für jene Zeit ein eben ſo origineller, als kühner Gedanke; deſſen Keim, wie wir ſchon einmal angedeutet **), in *Erhard Weigels* Schule zu ſuchen ſein möchte. — Wenn man in der Literatur

---

*) Illud tamen asserere ausim, huic *tentamento probatorio atque examini philosophematum* per linguam aliquam vivam nullam esse in Europa *lingua Germanica* aptiorem; quia Germanica in realibus plenissima est ac perfectissima ad invidiam omnium caeterorum, quum artes reales et mechanicae a multis seculis a nulla gente sint diligentius excultae, usque adeo, ut ipsi Turcae in fodinis Graeciae et Asiae minoris vocabulis metallicis Germanorum utantur. Contra ad commentitia exprimenda *lingua Germanica* est facile ineptissima, longe quidem Gallica Italicaque et caeteris Latinae propaginibus ineptior; quia in Latinae filiabus voce Latino-barbara leviter inflexa statim fit Gallica aut Italica non-barbara; unde et multa philosophiae scholasticae in Gallicum quomodocunque tamen translata habentur; at in *Germania* nemo hactenus tale quicquam nisi omnium sibilis exceptus tentavit. Sed si terminos Latinos retinere aut detorquere voluisset aliquis, hoc non erat jam Germanice, sed Latine philosophari, nec habuisset ullum usum, nec intellectum fuisset a quoquam Latinitatis imperito, quia Germanica a Latina toto coelo distat, quod secus est in Italica Gallicaque. Atque haec causa fuit philosophiae apud nos serius vernaculo sermone tractatae, quia *lingua Germanica non a philosophia quidem, a barbara tamen philosophia abhorruit*, cum vero barbara philosophandi ratio sero sit pulsa, mirum etiam non est, tardigradam in philosophando nostram linguam fuisse. opp. IV. 48.

**) Leibnitz's Diſſertation de principio individui. Die Einleitung.

früher die Frage aufgeworfen hat: „warum Leibnitz nicht deutſch geſchrieben?“ ſo kehrt ſich natürlich für uns die Frage um und das Problem ſtellt ſich ſo: „wie Leibnitz, als eine Ausnahme von der Regel, unter den deutſchen Gelehrten ſo früh und ſo jung zu der Achtung und der fleißigen Anwendung der Mutterſprache gekommen ſei?“ Auf den erſten Anblick ſcheint es bloß Konvenienz gegen gewiſſe Korreſpondenten, nämlich Fürſten und Geſchäftsmänner geweſen zu ſein, welchen lateiniſch zu leſen aus Rückſichten nicht zugemuthet werden durfte. (So ſchrieb Leibnitz noch 1697 an den Herzog Rudolph Auguſt den metaphyſiſchen Brief über das dyadiſche Zahlenſyſtem in deutſcher Sprache, obſchon dieſer Fürſt lateiniſch verſtand und ſelbſt vortrefflich ſchrieb *). Daß Johann Friedrich ein gründlicher Kenner des klaſſiſchen Alterthums, alſo auch des Lateiniſchen war, bedarf kaum der Erinnerung). Denn ſonſt war es für einen deutſchen Gelehrten um 1670 ebenſo ungewöhnlich, deutſch als franzöſiſch zu ſchreiben. Der berühmte Conring ſchrieb wenig oder gar nicht deutſch; das Franzöſiſche las er nicht einmal. Für ihn war das Lateiniſche zur andern Mutterſprache geworden, und trotz ſeiner ungeheuern Gelehrſamkeit verſtand er keinen franzöſiſchen Brief, was heute jeder deutſche Schulknabe vermag **). Boineburg war zwar vermöge ſeiner Stellung frühzeitig mit der franzöſiſchen Sprache vertraut geworden und ſchrieb ſie ſehr geläufig; dennoch, was ſein Zeitalter ſo charakteriſirt, ſtimmt er Conring in ſeinem Unwillen darüber gänzlich bei, daß die Gelehrten in Frankreich franzöſiſch zu ſchreiben anfingen! Des Kontraſtes wegen zu Leibnitz und ſeinem Zeitalter verdient dies unſere Beachtung. Ich erwähne folgendes Vorfalls. Boineburg hatte Conring des Antoine Godeau (Godelius, Godavius), Biſchofs zu Graſſe und Vence, (Verfaſſer vieler franzöſiſchen Werke, z. B. Paraphrases sur les Espitres de St. Paul, Morale Chretienne, Paraphrase des Pseaumes en vers etc.) Histoire de l'Eglise (5 Bände Fol.) empfohlen, und dadurch jenem den Mund nach einem Buche wäſſern gemacht, das er nun aber zu ſeinem Verdruß nicht ſelbſt leſen konnte. „Weil dir die Kirchengeſchichte des Godeau ſo gefällt, ſchreibt er vom 1. März 1663 (Gruber II., 1062), ſo muß das meine Begierde danach im höchſten Grade rege machen. Belehre mich doch, ob er in der Kirchengeſchichte bis auf die erſten Anfänge zurückgeht, und ſie bis auf unſere Zeit herabführt. Franzöſiſch zu ſchreiben aber iſt eines Gelehrten unwürdig, als welcher, denke ich, zum Nutzen der ganzen Gelehrten-Republik geboren iſt, und nicht bloß für ein einziges Volk, deſſen größter Theil ungebildet und roh und unfähig iſt, Dinge zu lernen oder zu beurtheilen, welche nach gründlicher Gelehrſamkeit ſchmecken *).“ Und Boineburg, welcher doch ein franzöſiſches Buch genießen konnte, pflichtet ihm in zu ernſtlichem Tone bei, als daß man es für bloße Nachſicht und Schonung für den Freund halten dürfte, indem

---

*) S. das Schreiben an Chriſtoph Schrader, des Herzogs Lehrer in Helmſtädt, vom 1. Mai 1696. Gruber II. 1338—39.

**) Wegen ſeiner völligen Unkenntniß des Franzöſiſchen entſchuldigt ſich Conring beim Abbé de Gravel 19. Nov. 1660 (Gruber I. 402) . . . Non enim nescio, hoc etiam incivile esse, praesertim in tam familiari nostris etiam hominibus Gallicae linguae usu. Sed spero ego veniam a confessione inscitiae meae . . . Conring hatte gute Freunde, welche ihm die aus Frankreich kommenden franzöſiſchen Briefe ins Lateiniſche überſetzen mußten. Als nun das erſte Gnadengeſchenk aus Paris mit den Briefen Colberts und des franzöſiſchen Schatzmeiſters anlangte, kam Conring in große Verlegenheit, und bat jetzt ſeine Freunde in Paris öfter, ihm lateiniſch zu ſchreiben, damit er keinen Dollmetſcher mehr nöthig hätte.

Gruber in der Note zu II. 533. So auch mit dem Italiäniſchen: ego vero quamquam minus italice doctus . . . . . I. 381.

*) Gallice autem scriptum esse indignum est viro docto, nato scilicet bono communis reipublicae literariae; non unius gentis, cujus pars potior est imperita et rudis, non idonea, quae discat aut judicet, quod solidam sapit doctrinam.

er ſich über die Frage allgemeiner verbreitet. Er ſchreibt: (vom 20. März 1663. S. 1068): „Auch mich empört es, (ipse quoque stomachum mihi commoveri sentio), ſo oft ich daran denke, daß die Franzoſen beinahe alle ihre Bücher in ihrer Mutterſprache ſchreiben, obſchon ich ſie ziemlich gut zu verſtehen mir ſchmeichle. Auch die Engländer, die Italiäner, die Spanier, die Belgier, ſie alle, gerade als wenn ſie lateiniſch weder verſtänden noch gelernt hätten, verfaſſen die ſchönſten Bücher (libros quam elegantissimos) — in ihrer Mutterſprache! Ja, in Spanien greift die Sache ſo weit um ſich, daß man nicht einmal beim Disputiren in den akademiſchen Uebungen eine andere, als die Mutterſprache gebraucht! Es thäte Noth, daß Folieta, die Conradus, die Manutius, Germonius und Andere, welche für die Beibehaltung des Lateiniſchen ſchrieben, ... aus dem Grabe aufſtänden.“ — Aus dem gänzlichen Uebergehen der deutſchen Gelehrten ſieht man, daß ihm ſo gut als Conring der Gedanke nicht einmal in den Sinn kam, daß ein deutſcher Gelehrter deutſch ſchreiben könnte: und hiernach muß man die Kühnheit und Selbſtſtändigkeit Leibnitzens ermeſſen, der in einer Boineburg zugeeigneten Schrift, ihm und ganz Europa ins Geſicht zu ſagen wagte, die deutſche Sprache ſei der beſte Probierſtein für die Gedanken! Und er ließ es nicht (wie man ihm vorgeworfen hat), bei dem bloßen Gedanken bewenden, ſondern führte ihn auch, ſo oft es anging, aus, ſo daß er, wie er hier dem Herzog ſchreibt, einen gelehrten Aufſatz lieber deutſch geſchrieben hätte, wenn er nur hätte hoffen dürfen, daß das Ausland ihn verſtehen würde! Nichts kann beſſer den Wendepunkt in der allgemeinen Bildung (mit Bezug auf die deutſchen Gelehrten) in dem folgenden Zeitraum bezeichnen, als die Vergleichung der Bekenntniſſe Boineburgs und Conrings mit denjenigen von Leibnitz, welcher alſo ſchon in ſeiner Jugend über beide Gelehrte ſich erhob, indem er wiſſenſchaftliche Gegenſtände in deutſcher und franzöſiſcher Sprache, kurz in lebenden Sprachen (dies iſt der höhere Geſichtspunkt!) zu behandeln anfing. — Es hat das Anſehen einer geiſtigen Revolution, wenn Leibnitz, der das Lateiniſche, ſo zu ſagen, mit der Muttermilch eingeſogen hatte, das franzöſiſche Idiom ſich mit der Zeit ſo zu eigen machte, daß er 1679 in dem gelehrten Streite mit einem Profeſſor (Eckhart), worin Melanus den Vermittler machte, regelmäßig auf die lateiniſchen Repliken des Gegners aus Bequemlichkeit franzöſiſch antwortete, und ſich ſchalkhaft entſchuldigte, das Latein würde ihm gar zu mühſam*); ein lateiniſcher Brief käme ihm weit ſchwerer an, als dem Gegner die Auflöſung eines ihm geſtellten mathematiſchen Problems! Was möchte Conring, welcher damals noch (1679) lebte, zu dieſer Dreiſtigkeit geſagt haben! — Vergeſſen wir jedoch nicht, daß Conring und Boineburg ſich nicht denken konnten, daß die franzöſiſche Sprache vor Ablauf weniger Generationen Weltſprache werden würde; daß auch Leibnitz ſeinem Zeitalter nicht ſo vorgeeilt wäre, wenn er nicht die vortreffliche Schule zu Mainz durchgemacht und ſpäterhin in der Hauptſtadt Frankreichs, in mehrjährigem Umgange mit der Blüthe der Geſellſchaft, ſeine Bildung vollendet hätte. So viel von dem Franzöſiſchen. Jedoch was die Deutſchheit in Leibnitz, ſeinen tiefſchauenden Blick in die Natur unſerer Mutterſprache und ſeine Begeiſterung für ſie betrifft, dieſe konnte ihm die große Welt, in welche er getreten war, nicht geben, eben ſo wenig geben — als ſeinen Glauben, ſeine Religion; er mußte Beides mit hingebracht, er mußte es in ſich feſt begründet, klar entwickelt haben. Und wahrlich, dieſe Berührung zweier auf den erſten Blick ſo verſchiedener Elemente und Gemüthsrichtungen iſt nichts Zufälliges; ſie hängen innigſt zuſammen, wie uns ſogleich einleuchten wird, wenn wir zum Behufe einer möglichſt erſchöpfenden Behandlung der aufgeworfenen Frage auf Leibnitzens Herkunft und Erziehung zurückgehen. Wenn hier etwas als merkwürdig erſcheinen kann, ſo iſt es der eigene Umſtand, daß die in Leibnitzens Weſen verſchmolzenen Elemente norddeutſcher Bildung und des Lutherthums ihre erſte und nachhaltige Wirkung an dem Hofe eines katholiſchen Prälaten Süddeutſchlands im Verkehr mit Katholiken äußern ſollten. Der größte Mann, welcher aus Leipzigs, und der größte Mann, welcher aus Frankfurts Mauern als ein Licht für die deutſche Nation ausgegangen iſt — Leibnitz und Goethe, ſie erinnern durch ihre erſten Reiſen ſymboliſch an eine höhere Vereinigung zwiſchen Nord- und Süddeutſchland, jenen durch Religion und Kultur ſo beſtimmten Gegenſätzen: wie Leibnitz als Jüngling von Leipzig nach Frankfurt geht, ſo begiebt ſich hundert Jahre ſpäter der junge Goethe von ſeinem Geburtsorte Frankfurt nach Leipzig. —

---

*) Je vous supplie, Monsieur, d'excuser que j'écris en Français, car je crois que votre ami l'entend; et quoique j'entends assez le Latin en lisant ce que les autres ont écrit, je n'ai pas assez d'habitude pour y expliquer distinctement mes pensées, surtout dans une lettre entière, qui me donneroit bien plus de peine, sans comparaison, que la solution du problême n'en donnera à votre ami! (Opp. III., 623).

Wir wollen nun die Geſchichte ſeiner Bildung bis zu den erſten Einflüſſen auf das Gemüth des aufwachſenden Knaben und Jünglings hinauf verfolgen.

So werde denn zuerſt im Allgemeinen erinnert an die Bedeutung Chur-Sachſens in der Geſchichte der Reformation, der deutſchen Literatur und Nationalbildung ſeit Luther, wie an den Antheil, welchen ſeit jeher Leipzig durch ſeine Univerſität und durch den regen, empfänglichen Sinn ſeiner Bürger an jenen Entwickelungen genommen*). In Rückſicht auf Schreibart und Sprache weiß man, daß Luther die ſächſiſche Canzlei als Norm benutzt hat, „als welcher nachfolgen alle Fürſten und Könige in Deutſchland,“ wie er in den Tiſchreden ſagt. „Alle Reichsſtädte, Fürſtenhöfe ſchreiben nach der ſächſiſchen Canzlei; — Darum iſt's auch die gemeinſte deutſche Sprache.“ Jener rege Sinn für vaterländiſche Poeſie, dieſer ſprachliche Vorzug der Gerichtshöfe, dies Feſthalten am reinen deutſchen Worte iſt auch im ſiebzehnten Jahrhunderte, auch beim Ausgange des dreißigjährigen Krieges, in welchem Leipzig ſo hart gelitten hat, lebendig und kräftig vorhanden.

---

*) Die Epistolae Obscurorum virorum enthalten einen ſehr rühmlichen Spott auf dieſe Stadt. Magister Irus Pelirus ſchreibt einmal: Ego credo, quod si esset unus poeta (d. i. nach damaligem Sprachgebrauche überhaupt ein Mann von gelehrter Bildung) ibi ubi piper crescit, ipse etiam veniret Lipzick!“

Die Epoche der National-Literatur, welche mit Martin Opitz eintrat, übte ihre Wirkſamkeit hauptſächlich in Norddeutſchland, und, wie wir durch Leibnitz wiſſen, auch in Leipzig aus. Bis an ſein Ende hielt Leibnitz feſt an ſeiner Verehrung für den Vater der deutſchen Poeſie, wie lange Zeit Opitz von uns mit Ehrfurcht genannt worden iſt, und ihn betrachtete er jederzeit als Kanon für dieſelbe; und wenn er ſich in dieſer Rückſicht zu wenig über den Geſchmack und den Schönheitsſinn ſeines Zeitalters erhebt, ſo zeugt es doch, wie tief die Jugendeindrücke in ihm haften. Beziehungsweiſe auf den niederen Stand der damaligen deutſchen Poeſie that er auch Recht daran. Die lateiniſche Bildung in den Schulen, hinter welcher das Griechiſche zu ſehr zurücktrat, ließ keine höheren Muſter erkennen, als Horaz, Ovid, Virgil, Seneca. Leibnitzens Verſe auf „das vorhabende deutſche Florilegium von Chr. Meiſch zu Frankfurt“ 1667 geſchrieben, das älteſte ſeiner Produkte in deutſcher Sprache in dieſer Sammlung, iſt dafür ein merkwürdiger Beleg. Das Dreigeſtirn am poetiſchen Himmel der Periode um 1650 (Leibnitz iſt 1646 geboren) nemlich Opitz, Flemming und Gryphius werden hier dem Horaz, Ovid und Seneca verglichen *). Noch im

---

*) Opitz ſtarb 1639, Flemming 1640, Gryphius (Andreas) 1664. Gleichwohl konnte Eberhard (Pantheon II., Leibnitz S. 42), um die Heraus-

Jahre 1715 erinnerte ſich Leibnitz bei einem bemerkenswerthen Anlaſſe, daß er als Knabe auf dem Theater von Leipzig einer Aufführung des Trauerſpiels Leo der Armenier von Andreas Gryphius beigewohnt, und das Stück auch oft für ſich ſelbſt mit Vergnügen geleſen habe; — welches auf den guten Geſchmack in jenen Kreiſen vortheilhaft hinweiſt. Der gedachte Anlaß iſt folgender. Ein junger, gelehrter Jeſuit in Paderborn, Namens G. C. Drieſch, welcher ſich als epiſcher und dramatiſcher Dichter in deutſcher, und beſonders in lateiniſcher Sprache verſuchte, wandte ſich mit ſeinen Arbeiten an Leibnitz, und dieſer theilt ihm nicht nur ſeine kritiſchen Bemerkungen mit, ſondern giebt ſich auch große Mühe mit der Verbeſſerung der holprigen deutſchen Verſe des Jeſuiten, dadurch daß er ſie auf den Opitz'ſchen regelrechten Alexandriner und die Regeln der hochdeutſchen Grammatik zurückführt. Hier äußert er denn freimüthig, daß die Jeſuiten und überhaupt der katholiſche Theil der Bewohner Deutſchlands hinter dem durch Opitz längſt bewirkten Fortſchritt der deutſchen Poeſie zurückgeblieben ſeien, und empfiehlt ihm ſchließlich das Studium von Opitz's Gedichten und von deſſen Buche: Von der deutſchen Poeterei, wie auch der Trauerſpiele des Gryphius recht angelegentlich *). Andere Zeugniſſe übergehen wir und

---

gabe des Nizolius durch Leibnitz zu motiviren, ſchreiben: „Opitz, Flemming, Logau, (ſtarb 1655) Lohenſtein (welche alle von ihm unter einander geworfen werden), hatten noch nicht angefangen (die Rede iſt von 1670!), in das Chaos der deutſchen Sprache einige Regelmäßigkeit, Ordnung und Licht zu bringen . . . .“

*) Opp. V, 430—31. Germanici carminis leges apud Vestros (ignosce verbo) ignorari solent. Neque enim emendatio patriae Poeseos, quam inde ab anno fere trigesimo superioris seculi magna Germaniae pars amplexa est, in Collegia Patrum Societatis Jesu, quod sciam, penetravit. — (Quarto Nonas Junias MDCCXV). Dieſem Briefe ſind Leibnitzens Verbeſſerungen an dem übergeſchickten deutſchen Gedichte beigefügt, welche (a. a. O.) nachgeleſen zu werden verdienen.

verweiſen für das Ganze dieſer Anſichten Leibnitzens nur auf deſſen: „Unvorgreifliche Gedanken.“

Zu dieſen Bildungselementen geſellte ſich von ſeiner Kindheit auf das noch innigere Element der religiöſen Erziehung. Der proteſtantiſche Chriſt fühlte ſich in damaliger Zeit nirgends heimiſcher und wohler als in der Sphäre, welche ſeine Bibel, die Predigt und vor allen das geiſtliche Lied zu täglicher, ja ſtündlicher Erbauung ihm aufſchloß; und wenn, was die Predigt betrifft, der Sprachſinn Leibnitzens, wie wir aus den Unvorgreiflichen Gedanken wiſſen, durch die Sprachmengerei ſo ſehr verletzt wurde, ſo war dieſe damals (vor 1670) bis zu einem ſo hohen Grade noch nicht eingeriſſen; ja nach dem, was die Kirchengeſchichte uns lehrt, zeichnete ſich zu Leibnitzens Jugendzeit der Oberhof-Prediger, Doctor Martin Geier, Profeſſor der Theologie an der Univerſität Leipzig, der Taufpathe Gottfried Wilhelms, als Kanzelredner vortheilhaft unter den wenigen aus, welche (ſagt Schröckh) ſtatt des damals auf den Kanzeln vorherrſchenden „Gelehrten- und Methodenkrams,“ an das Herz und die ganze Seele der Gemeine ihren einfachen Vortrag richteten. In ungetrübter Herrlichkeit hielt aber zu allen Zeiten die Lutherſche Bibelüberſetzung und das evangeliſche Lied dem Proteſtanten den Kern und den Glanz ſeiner Mutterſprache vor Sinn und Gemüth, und es iſt nicht unintereſſant, zu bemerken, daß eine der vornehmſten Ausgaben der Bibelüberſetzung im ſiebzehnten Jahrhundert, welche auf Befehl des Churfürſten von Sachſen, Johann Georg II., 1671 zu Lüneburg erſchien, von dem oben erwähnten Pathen Leibnitzens, Martin Geier, und dem uns nicht minder wohlbekannten Lehrer Leibnitzens, Johann Ad. Scherzer*) (unter deſſen Rektorate er, wie die aufbewahrte Matrikel uns belehrt, immatrikulirt wurde) gemeinſchaftlich beſorgt worden iſt *). Kaum bedarf es beſonderer Erwähnung, daß Leibnitz jenes Nationalwerk der Deutſchen, gerade in Bezug auf die Sprache, außerordentlich hoch ſtellte: man leſe z. B. nur die Unvorgreiflichen Gedanken, wo (Nr. 66.) Luthers Werke, behufs „der Wiederbringung vergeſſner und verlegener, aber an ſich ſelbſt guter Worte und Redensarten“ allen übrigen vorangeſtellt werden. „Der liebe Lutherus“ — findet ſich öfter bei Leibnitz in ſeinen deutſchen Schriften.

---

*) Vgl. die Einleitung zu: Leibnitz's Diſſertation de principio individui.

Zum Liede übergehend kommt uns der hohe Begriff, welcher ſich unter uns von dem ſprachlichen und dem poetiſchen Werthe eines ſehr großen Theils proteſtantiſcher geiſtlicher Lieder gebildet hat, vortheilhaft entgegen. Wir gedenken gern des Verdienſtes, welches Franz Horn um die Würdigung dieſes früher faſt überſehenen Zweiges vaterländiſcher Poeſie ſich erworben. Zu dergleichen Betrachtungen erhob ſich jenes Zeitalter zwar nicht, dafür war der Gehalt jener Produkte in das eigene Weſen der Altvordern übergegangen, und ließ ſich kaum von dieſem abſondern. Man weiß, welch eine tiefgreifende ethiſche und pſychologiſche, faſt wunderbare Wirkung das geiſtliche Lied zur Zeit der Reformation ausgeübt hat. Bekannt iſt der ſchöne lateiniſche Aufſatz Leibnitzens über die ſittliche Macht der Muſik und der bildenden Künſte, wo er unter andern jene Thatſache erklärt **). Leibnitz konnte, wie Eckhart erzählt, bei ſeinem unvergleichlichen Gedächtniſſe die Kirchenlieder bis in ſein Alter auswendig. Manchem unſerer Leſer fallen hier vielleicht die Beiſpiele der Herzogin Eliſabeth von Orleans, der Tochter des Churfürſten von der Pfalz, Karl Ludwigs, oder, aus neuerer Zeit, Johann Winkelmanns bei, welche beide, obſchon ſie zur katholiſchen Kirche übergetreten waren, ihren eigenen Bekenntniſſen nach, immer noch die proteſtantiſchen Lieder auswendig wußten und ſich daran erquickten. Bei Leibnitz war es ein viel tieferer und reinerer Eindruck. Seine Erziehung war unbedingt orthodox geweſen, ſeine Eltern zeichneten ſich durch die innigſte Frömmigkeit im Glauben wie im Handeln aus, und daher zeigt ſich noch in Leibnitzens akademiſchen Abhandlungen der kindlichſte, ganz unmittelbare Glaube *). Daß dieſer Glaube in reiferen Jahren, obſchon er Gegenſtand unabläſſiger Unterſuchung und Forſchung wurde, immer auch in Leibnitzens Empfindung eine Stätte behielt, beweiſt das geiſtliche Lied, das er 1684 am Charfreitage dichtete, alſo ein ächtes Gelegenheitsgedicht. Mancher erinnert ſich an Goethe's Bekenntniß, daß unter allen ſeinen Gedichten kein einziges vorkomme, das in dem proteſtantiſchen Geſangbuche ſtehen könnte. Sollte dieſes Lied von Leibnitz nicht einen Platz darin finden dürfen? — Wie tief empfunden iſt der Schlußvers!

---

*) Monatlicher Auszug neuer Bücher 1701 November S. 15, aus: D. J. Frid. Meieri Historia Versionis Germanicae Bibliorum D. Martini Lutheri. Hamburgi 1701.

**) Opp. VI, 306. Et video postremos religionis restauratores hac arte usos esse, ut plebem cantionibus tota Germania Galliaque ad veriora sacra allicerent. Quod quam incredibilem vim habuerit, norunt, qui sciunt, perpetuis earum repetitionibus plebem tenerrima nunc quoque voluptate perfundi, et vix esse opificem, vix nutricem, quae non hac sibi jucunditate condiat labores et taedium fallat.“

Laß die matte Seel' empfinden
Deiner Liebe ſüßen Saft.
Wem nicht deines Leidens Kraft
Kann ſein kaltes Herz entzünden,
Jeſu, der muß wie ein Stein
Ohne Lieb' und Leben ſein.

---

*) Specimen Difficultatis in Jure 1664. Opp. IV. 3, 383. Quaestio XI. init.,, Recentium hominum proterva audacia eo delapsa est, ut negare etiam audeant, essentiam omnibus hominibus communem, eandem esse; quod si ita est, debilitatur profecto et eluditur ingens fiducia et humani generis solatium: quomodo enim tum Christus aliter sit noster, quam communi nomine humanitatis, non video. —

Ein Lieblingslied Leibnitzens war Luthers „Eine feſte Burg iſt unſer Gott“ *). — Nicht ganz mit Unrecht könnte erwiedert werden, daß jene geiſtlichen Bildungsmittel, wie die Geſchichte der Literatur beweiſt, keineswegs eine ſo allgemeine und ſichtliche Wirkung auf Reinhaltung und Sicherung des Sprachſinns gehabt: warum ſollten ſie dies aber nicht bei Einzelnen, warum nicht beſonders bei Leibnitz, geäußert haben? — Wir können von Leibnitzens deutſchen Gedichten nur ſehr wenige mittheilen; daß indeß die Verſe, die er zu Frankfurt 1667 gemacht, nicht die erſten ihrer Art geweſen ſeien, iſt kein Zweifel; denn da er ſchon als Schüler ſo fleißig metriſche Arbeiten lieferte (wie er in ſeinem Schreiben an G. Wagner von 1696 bekennt: .. „in den Verſen fand ich große Luſt und Leichtigkeit“ . . . .), ſo lagen metriſche Verſuche in der Mutterſprache ihm mindeſtens eben ſo nahe, als in der lateiniſchen. —

Mit dieſen Betrachtungen wäre aber ein Rückblick auf jene aus der Jugend herrührenden, den Sinn für die Mutterſprache nährenden und bildenden Einflüſſe, die auf Leibnitz einwirkten, lange nicht erſchöpft. Bis hieher ſahen wir eigentlich nur auf das Allgemeine; jetzt aber kommt ein individuelles Moment zur Sprache, wir meinen Leibnitzens Lebensberuf. Leibnitz war Juriſt; wie es ſein Vater, wie ſein Großvater mütterlicher Seite, Wilhelm Schmuck, wie es ſein berühmter Oheim Johann Strauch der Jüngere geweſen, und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß dieſe vorherrſchende Richtung in ſeiner Familie auch ihn zur Ergreifung dieſes Faches hingelenkt habe, wie wir ja finden, daß gewiſſe Familien lauter Aerzte oder Geiſtliche in Folge von Vater und Sohn nennen können. Von dieſer Familienauszeichnung läßt ſich für Leibnitz geradezu der Hauptſtrom ſeiner ganzen Lebensrichtung ableiten. Leibnitzens Vater, Johann Friedrich, wird, wie wir recht gut wiſſen, in

---

*) Der Aufſatz, auf den wir uns berufen, wird mitgetheilt werden.

der Regel als Profeſſor der Moral und höchſtens noch als Aktuarius der Univerſität Leipzig bezeichnet; dies war er allerdings in der ſpätern Hälfte ſeiner Laufbahn; indeß lange vorher war er mit großem Ruhme Notarius (und zwar den bedeutenden Zeitraum von 28 Jahren*)) geweſen. Alſo ein Geſchäftsmann, ein Mann von vorherrſchend praktiſchen Tendenzen war Leibnitzens Vater, wozu es auch ganz wohl ſtimmt, daß er eine Profeſſur in der Moral bekleidete, in dem Sinne, wie ſpäter ein Gellert etwa ſie geleſen hat, nemlich als ein Collegium, worin Ermunterungen und Ermahnungen zum Guten und Rechten dem Abſtrakten oder Spekulativen zur Seite gingen**). Dieſer Umſtand wirft ein Licht auf den Charakter ſeines Sohnes, welcher dieſe vorwiegend praktiſche Tendenzen im Leben mit ſeinem Vater gemeinſchaftlich hat. Es iſt, um dies hinzuzufügen, bemerkenswerth, daß Leibnitzens Vater bei einer ſehr gründlichen und umfaſſenden Gelehrſamkeit, die ihm nachgerühmt wird, außer einigen Diſſertationen (ſiehe Jöcher) kein Buch geſchrieben, obſchon ſeine Bibliothek ſehr reich, und mannichfaltig genug war, ſo daß ſie durch den Sohn eine Art von Berühmtheit erlangt hat. Sein Sohn theilte aber die Unluſt, Bücher zu machen, mit ſeinem Vater; beide den Gelehrten nicht zu Danke, welche an den Vater vergeſſen und ſeinen großen Sohn ſo oft getadelt haben, daß er kein „justum opus“ hinterlaſſen! —

Sein Großvater Wilhelm Schmuck iſt als namhafter Gelehrter in ſeinem Fache von Hugo***) als einer von den Schülern des Marburger Juriſten Johann Goddeus und als Herausgeber gelehrter Schriften angeführt, und Leibnitz hat die Gelegenheit nicht vorüber gelaſſen, (in der „Nova Methodus“) ſeines Großvaters in wackerer Verehrung zu gedenken*). Viel berühmter und bekannter als Schmuck iſt Johann Strauch, von deſſen wiſſenſchaftlicher Stellung und Beziehungen zu ſeinem Neffen wir hier nichts anführen, da Andeutungen dazu ſchon früherhin bei nöthiger Veranlaſſung gegeben worden**).

---

*) S. Das Leichenprogramm bei Ludovici I. 16. — Deinde Notariatus insignia . . . suscepit, militiaeque togatae auctoratus omni hominum generi in Rep. providit et per XXVIII annos militavit non sine gloria.

**) ib . . . quam benevole studiosos ad moralis philosophiae cultum et studium advocaverit, quam indefesse docuerit . . . .

***) Geſchichte des römiſchen Rechts ſeit Juſtinian, S. 324.

Fünf Jahre, 1661 — 1666 (ſo lange dauerte damals der geſetzliche akademiſche Kurſus für den Juriſten, von dem auch Leibnitz nicht befreit wurde, wie er beim Abgange von Leipzig nicht ohne Scham und Bedauern geſteht***), ſtudirte Leibnitz die Jura in Jena und Leipzig, er ſtudirte ſie als junger vielſeitiger Gelehrter, vor allem als philoſophiſcher Kopf: — aber von ihnen wollte er doch im Leben Profeſſion machen, ſie ſollten ihm eine Stellung in der Welt verſchaffen, und wie durchdacht und klug ſein Plan, in Leipzig zu promoviren, geweſen ſei, haben wir zu Anfange dieſer Abhandlung geſehen. Frühzeitig verband er daher die juriſtiſche Praxis mit der Theorie; und erwarb ſich dadurch eine ſolche Anſtelligkeit, daß ein Boineburg ihn bewundern mußte. Die Theorie, ſagt er in dem ſchon gedachten Fragmente einer Selbſtbiographie, kam ihm zu leicht vor, und er wandte ſich deshalb zur Anwendung — „et non diu haerens in theoria, quam velut facilem despiciebam, ad praxin juris animum appuli.“ Weiter berichtet er uns unverhofft, daß er, weil er in die Praxis der Advokaten ein wenig tiefer hineingeſchaut, und ihre Ränke (versutias) entdeckt, früh einen Widerwillen vor der öffentlichen Führung von Prozeſſen faßte. Eigne Erfahrungen ſind es alſo, welche er in dem juriſtiſchen Bedenken und dem Briefe an den Herzog von 1673 mit ſolcher Wärme und Beredſamkeit zur Sprache bringt; und dies waren auch die praktiſchen Motive zu ſeinen reformatoriſchen Beſtrebungen für Jurisprudenz, worauf ſchon eine beinahe heftige Aeußerung in der Nova Methodus *) hindeutet. Er erzählt ferner aus jenen Jahren: ein Freund und Landsmann, welcher Aſſeſſor beim Hofgerichte zu Leipzig war, habe ihn, als Studenten, oft mitgenommen, ihm Acten zu leſen gegeben und ihm an Beiſpielen gezeigt, wie Rechtsſprüche abgefaßt werden müßten (. . et me secum ducebat saepe et acta legenda dabat et qua ratione concipiendae essent sententiae, exemplis docebat). „So, fährt er fort, drang ich zeitig in das Innere dieſer Wiſſenſchaft ein, das Geſchäft eines Richters machte mir Vergnügen, den Ränken der Advokaten arbeitete ich entgegen (advocatorum versutiis adversabar) und aus dieſem Grunde wollte ich niemals einen Prozeß mündlich führen — ob ich ſchon nach aller Uebereinſtimmung ziemlich tüchtig und geſchickt auch in deutſcher Sprache ſchrieb.“ (eamque ob rationem nunquam causas orare volui, tametsi omnium consensu valide satis atque apte

---

*) Nova Meth. § 53. (Opp. IV., 3. 202) . . . . . (Sequitur Interpretatio legum . . . . series legum haberi non potest, nisi habita serie titulorum) . . . Tabellis usus est Wilh. Schmuccius in nervosa synopsi juris civilis et canonici, cum ceteri plerique posterius neglexerint.

**) S. die Einleitung zur Diſſ. de principio individui.

***) Nova Meth. § 99. Atque ita totum studium juridicum bienni spatio finietur, et plus fortasse efficietur quam quinquennio illo vulgari — ut me lustri hujus pudeat misereatque. Nach Eckhart, Ludovici und den übrigen ſollte man nicht anders glauben, als habe Leibnitz bei ſeiner Immatriculation nicht recht gewußt, was aus ihm werden ſolle. (Natürlich konnte ein ſolches Genie ſich nicht 5 Jahre ausſchließlich mit einem Gegenſtande beſchäftigen.)

---

*) § 99. — Deinde in vastum controversiarum pelagus progressus observabit dicasteriorum consuetudines . . . . . discetque ex immotis juris naturae principiis et utilitate publica continuo nexu firmas demonstrationes deducere et inanes pragmaticorum argutias et allegatiunculas, et contortos ex doctorum auctoritate impertinente, et applicatione Brocardicorum inepta nodos, scientiae invictae gladio secare!

germanica quoque lingua scriberem). Hier, in dieſem wie abſichtslos im Vorübergehen hingeworfenen Bekenntniſſe, haben wir den Schlüſſel zur Löſung der Frage, woher Leibnitz ſo frühzeitig zum fleißigen ſchriftlichen Gebrauche der deutſchen Mutterſprache gekommen ſei? Er ſchrieb ſchon im ſiebzehnten Jahre deutſche Prozeßakten! er ſchrieb ſchon als Student und wie viel mehr im ſpätern Leben, ein gutes, treffliches Deutſch, was ihm alle ſeine Bekannten zugeſtanden, worauf er ſich ſelbſt recht viel zu Gute that! Wer von unſern Literatoren hätte dies früher geahnet! Und dies ſchätzbare Bekenntniß ſteht keineswegs iſolirt: es dient eigentlich nur zur Erläuterung und Bekräftigung einer wichtigen Textesſtelle der Nova Methodus, wo Leibnitz verlangt, der Juriſt ſolle ſchon auf der Akademie im praktiſchen deutſchen Vortage geübt werden, ein für das Jahr 1666 gewiß kühner Gedanke! — Der Schüler lerne „vom Mund aus in die Feder verfahren,“ der Kläger bilde den Fall „in ſeinem Satz,“ u. ſ. w. Dieſe Formeln kommen wörtlich im lateiniſchen Texte vor *). — Jetzt kommt ein neues Moment von Wichtigkeit dazu: die Führung von Prozeſſen lehrte und veranlaßte ihn wohl, fleißig deutſch zu ſchreiben; doch es gut, doch es möglichſt rein, gedrängt, nervigt zu ſchreiben, darin waren die ſächſiſchen Gerichts-

---

*) § 98. Nunc ad breviarium controversiarum accedat studiosus juris non quasi jam judex, sed hactenus ut cognitor tantum. . . . . Modus tractandi non sit diffusus syllogisticus, sed Germanicus practicus, ut in judicio. Inde discent „vom Mund aus in die Feder verfahren“ seu oretenus proponere, et ex tempore respondere et replicare. Actor formet casum in seinem Satz, in sua propositione . . . . et afferat argumento pro etc . . . . Neque enim Logicae neque Latinae linguae discendae causa tale collegium disputatorio-practicum habetur . . . . . quare et juvenes in Academiis paulatiim ad usum communis vitae sunt praeparandi . . . . (In dieſer ganzen, kleinen aber höchſt merkwürdigen Schrift hat überhaupt der junge Leibnitz ſein eigenes Bild gegeben. — Daher dieſe Methodologie vielleicht nur für ihn paßte.)

böſe für ihn eine treffliche Schule! Schon im Eingange dieſer Betrachtung berührten wir im Allgemeinen den der ſächſiſchen Canzlei von Luther ſelbſt zugeſtandenen Vorzug in Rückſicht auf Sprache; hier ſtoßen wir auf den realen hiſtoriſchen Grund dieſer Erſcheinung. Churſachſen, ſagt Pfiſter (V, 263), hat durch eine ſelbſtſtändige Geſetzgebung, da es ſeit der Entſtehung der Reichsgerichte ſeine Unabhängigkeit von denſelben erhalten hatte, alle andere Staaten übertroffen, ſo wie im Reformationszeitalter durch ſeine Kirchen- und Staatsverfaſſung. Wir verſtehen jetzt das ausgezeichnete Lob, welches Leibnitz, auch hier unſer beſter Gewährsmann, in dieſem Bezuge ſeiner Vaterſtadt beilegt. Wo er von den Sammlungen der Rechtsfälle und Controverſen (§. 82.) handelt, rügt er dieſelben ziemlich ſcharf ſowohl in Hinſicht des Inhalts, als der Form, und indem er ihren Verfaſſern die Kürze und Schärfe eines Ulpian und Scävola vorhält, weiß er aus der neuern Rechtsgeſchichte keine Nation und keinen Gerichtshof in eine jener Alten würdige Paralelle zu ſtellen, als die Sachſen, und in Sachſen die Leipziger Rechtsfakultät und Gerichte wegen der Kürze und Nervoſität, womit ſie in den deutſch abgefaßten Informat-Urtheilen die Gründe vorſtellen *). Er mußte dieſe

---

*) .... Utinam imitarentur illos, quos toties citant et crepant, Jurisconsultos veteres, qui paucissimis saepe lineis magnam argumentorum vim presserunt. Ego non dubito, responso aliquo Ulpiano vel Scaevolae vix paginam occupante, nostros illos bonos decisionarios supra 10. plagulas impleturos. Ab hoc tamen vulgi grege sejunxit se Anton. Faber in codice Sabaudico, egregieque nostris hominibus praeluxit facem, quomodo solide simul breviterque disputari posset. „Laudabilis quoque et ad veterum Jurisconsultorum dicendi rationem compositus mos est, quo Facultates Scabinatusque Saxonici, Lipsiae imprimis, in suis consiliis Germanicis (vocant Informat-Urtheil) rationes utrinque summa brevitate et nervositate ventilant." (Dies war eine edle Rache wegen der eben erlittenen Beſchimpfung und Zurückſetzung von Seiten dieſer Fakultät.)

alſo gründlich ſtudirt und ſie ſich zum Vorbilde gewählt haben; und dieſes Verhältniß iſt zur Würdigung ſeiner Leiſtungen in der Mutterſprache von nicht geringerer Bedeutung, als die Beziehung überhaupt, welche er zwiſchen ſeinen Beruf als Sachwalter, und ſeine Kunſt, deutſch zu ſchreiben, in dem obigen Bekenntniſſe hinſtellte. —

Wenn dieſe Verknüpfung der Rechtswiſſenſchaft mit der Cultur der deutſchen Sprache, vorzüglich bei einem Leibnitz, welchen man ſich immer nur als Philoſophen oder Mathematiker denkt, vielleicht überraſcht, ſo werden wir durch einen Hinblick auf die allgemeine hiſtoriſche Bedeutung des deutſchen Rechtsweſens für die Nationalcultur, und endlich auf die Wechſelbeziehung zwiſchen den modernen Studien des deutſchen Rechts und denen der deutſchen Sprache (ſeit Jakob Grimm), in Leibnitzens Bildungsgeſchichte ein allgemeineres Geſetz anerkennen. — Dieſe Betrachtung führt uns auf eine andere hin, welche ſich von einem ganz verſchiedenen Ausgangspunkte her bewegt, um mit jener in einem gemeinſchaftlichen Mittelpunkte zuſammen zu treffen. Die Anknüpfungspunkte nemlich, welche Leibnitzens Philoſophie in der Jurisprudenz gefunden hat, ſind zu deutlich und markirt, als daß ſie der Beobachtung hätten entgehen können; als ein prägnanter Ausdruck dieſes Verhältniſſes iſt einmal im Vorbeigehen von Rehberg*) die Theodicee angeſehen worden. Der Quelle aber von jenen nach verſchiedenen Seiten ſich theilenden Strömungen ſtehen wir hier in Leibnitzens Jugendſchriften unmittelbar nahe; wir gewahren die Idee einer Theodicee ſchon in der von ihm als Studirendem herausgegebenen, ſo beziehungsreichen Schrift De arte combinatoria (1666), wo er die Theologie geradezu unter die Jurisprudenz befaßt, und jene nur als eine beſondere Geſtalt der andern, dem Begriffe nach viel höhern Wiſſenſchaft, bezeichnet, und durch ein Schema dieſes Verhältniß nachzuweiſen ſucht.*) Dieſelbe Vorſtellung wird von ihm in die, einige Monate darauf verfaßte Nova Methodus aufgenommen, wie ſchon die Eintheilung der Rechtswiſſenſchaft beweiſt.**) Wie nun dieſer geniale Kopf vom Anfang an mit dem ſpeculativen immer das entſprechende praktiſche Intereſſe verbindet, ſo iſt es die nämliche Idee, welche, wie er nur ſeinen Platz in der Welt erlangt, den *Doctor Juris* zum Entwurfe einer Theodicee, (wir beziehen uns auf den zweiten Brief an den Herzog von Hannover) den *Advokaten* und *Geſchäftsmann* aber zum Entwurfe einer *Union* zwiſchen den getrennten Religionspartheien anregt. — Dies iſt etwa keine Allegorie; Leibnitz faßt das Verhältniß zwiſchen dem Theologen und Juriſten ganz eigentlich und praktiſch auf. Wir müſſen auf ſeine Anſichten weiter eingehen. Er hatte wahrgenommen, daß gewiſſe Stifter und Verbreiter ketzeriſcher Lehren, z. B. ein Fauſt *Socinus*, das Haupt der damals ſich immer mehr ausbreitenden Socinianer, den Orthodoxen deshalb ſo viel zu ſchaffen machten, weil ſie von der *Jurisprudenz* hergekommen waren, und daß den Socinianern nur ein Mann, welcher beide Wiſſenſchaften, Jurisprudenz und Theologie, in ſo hohem Grade vereinigte, als *Hugo Grotius*, gewachſen war. Er hatte auch bemerkt, daß katho-

---

*) In deſſen biographiſchen Aufſatze über Leibnitz im Hannoverſchen Magazin von 1787, wo die Tradition auf eine geiſtreiche, bündige Weiſe, wie aus dem Gedächtniſſe, erzählt iſt. Die Theodicee, ſagt dort Rehberg, ſchrieb ein Advocat.

---

*) Opp. II., 363. Par in Theologia terminorum ratio est, quae est quasi *Jurisprudentia specialis*, sed eadem fundamentalis ratione caeterarum. Est enim doctrina quaedam de Jure publico, quod obtinet in *Republica Dei* in homines....

**) Opp. IV., 3.180. Merito autem partitionis nostrae exemplum a *Theologia* ad Jurisprudentiam transtulimus, quia mira est utriusque Facultatis similitudo. — Nec mirum est, quod in Jurisprudentia, idem in Theologia usu venire, quia Theologia species quaedam est Jurisprudentiae universim sumtae.....

liſche Theologen, wie die Walenburge[*]), und proteſtantiſche, wie Zimmermann, auf das Feld der Jurisprudenz ſich begeben hatten, wo beiderſeits ihre Kräfte ſich unzulänglich bewieſen; ſo entſtand das Beſtreben in ihm, als ein anderer Hugo Grotius auf die Kampfbahn zu treten. Dies iſt wieder keine Vermuthung von unſerer Seite, ſondern wir können Thatſachen anführen. Eben in der Periode, welche uns hier beſchäftiget, in den erſten Jahren ſeines Aufenthalts am Rhein und Main hat er, wie er ſeinem Schwager, dem Licentiaten Löffler in Leipzig aus Frankfurt, den 25. September 1[illegible]9 meldet, einmal auf eine ſeiner Reiſen eine Hauptſchrift der Walenburge von mäßigem Umfange (Fratrum Walenburgiorum tractatus generales contracti) zu ſich genommen und das „oberflächliche juriſtiſche Gewebe dieſer Theologen mit leichter Mühe aufgetrennt[**]);" er war auch Willens, ſeine Bemerkungen als eine vollſtändige Refutation des ſo viel Aufſehen machenden Syſtems der Walenburge (ohne Namen) einmal herauszugeben; er muß es jedoch der Umſtände wegen unterlaſſen haben.

Kehren wir jetzt zu dem ſprachlichen Geſichtspunkte zurück, indem wir einer Betrachtung Raum geben, welche die innere Durchdringung von Form und Inhalt bei Leibnitz uns erkennen laſſen wird, wodurch manche frühere gegen einander convergirende Fäden feſt zuſammengeknüpft werden. Oben (S. 10.) haben wir den Platz, welchen wir dem erſten Briefe an den Herzog anweiſen, ungeachtet Phyſik, Phyſiologie, Pſychologie darin am ausführlichſten beſprochen werden, dadurch motivirt, daß Leibnitz die Geneſis dieſer, von der Jurisprudenz abliegenden Studien auf dieſe wieder zurückführt; hier erſt würdigen wir dieſes Verhältniß nach ſeinem ganzen Umfange. Die Jurisprudenz führt ihn in alle übrigen Wiſſenſchaften, alſo nicht allein in die Theologie, ſondern auch in die Phyſik und Mathematik, obwohl letzteres indirekt, durch die Reflexion auf ſich ſelbſt, und durch die Unterſuchung „von der Natur des Gemüths, der Gedanken und Affecte“ deren letzte urſprünglichen Gründe er (damals) in der von Größe, Figur und Bewegung handelnden Kunſt, das iſt in der Matheſi, und Phyſika“ gefunden. So macht die Jurisprudenz für Leibnitz alſo den Vereinigungspunkt aller Wiſſenſchaften in Bezug auf den Inhalt. Ebendieſelbe bedingt aber auch ſeine allgemeine Anſicht von der wiſſenſchaftlichen Brauchbarkeit der deutſchen Sprache für ſchlechthin alle Wiſſenſchaften, als ihrem Organe. Denn wie er unter allen neueren Sprachen kein angemeſſeneres Organ einer geſunden Phyſik und Philoſophie ausgefunden, als das Deutſche, wie er ferner die Theologie am meiſten deutſch zu bearbeiten Luſt bezeigt, ſo hat er auch in der Nova Methodus es nahe genug gelegt, daß nicht nur die Advokaten, ſondern auch die Doctoren in den Lehrvorträgen und Schriften, der Mutterſprache mit gleich großem Erfolge, als des Lateins ſich bedienen würden: indem er theils in den lateiniſchen Text die deutſchen Redensarten aus der Gerichtsſprache aufzunehmen ſich genöthigt ſieht (vom Mund aus in die Feder verfahren — in ſeinem Satz u. ſ. w.), weitmehr aber noch dadurch, daß er hier ſchen, ſo früh für ſeine Jugend, wie in Bezug auf das Zeitalter — der deutſchen Sprache die Fähigkeit und Kraft zutraute, dem „faſt unnachahmlichen Stile der Digeſten“ ebenſo nachzuringen, wie der urſprünglichen kräftigen Eigenart eines *Salluſt* und *Tacitus*; und daß er, mit einem Worte, im Jahre 1670 eine *deutſche Ueberſetzung des Corpus Juris* als ein *zeitgemäßes*, und, der Sprache wegen, *nicht ſchwieriges* Unternehmen anempfiehlt *). Wir erhalten hier den Schlüſſel, den *Geiſt* ſeiner merkwürdigen Diatribe: de stilo philosophico zu verſtehen. Der *Juriſt* ſpricht dort aus dem *Philoſophen* und *Anti-Scholaſtiker*! Denn in dem Rechte, beſonders in dem *deutſchen* Rechte, hatte glücklicherweiſe keine Scholaſtik den Sinn der Worte verhüllt oder verwirrt, wie in der Phyſik und in der Philoſophie; und er brauchte deshalb nur, wie er auch that, auf die ältern und neuern Rechtsbücher, den alten Sachſen- und Schwabenſpiegel, die Reichsabſchiede und den neuern Curialſtil verweiſen. „Und ich weiß, ſchließt er hier, wieder nicht ohne Hinſicht auf ſeine Vaterſtadt, ich weiß, daß bei gewiſſen berühmten Gerichtshöfen ſorgfältig darauf geſehen wird, daß *kein lateiniſches Wort in die Richterſprüche ſich einſchleiche*.“ *Die Reinheit des Ausdrucks* lag ihm ſchon ſehr früh am Herzen. Ueberhaupt wie kam er zu dieſen *neuen* Anſichten über die wiſſenſchaftlichen Eigenſchaften und Vorzüge der deutſchen Mutterſprache, wenn nicht eigene Thätigkeit, d. h. Uebung in ſchriftlichen Ausdruck bei ihm vorangegangen, und dieſer ihm geläu-

---

[*]) Die Walenburge, Gebrüder Adrian und Peter, geborne Niederländer, ſind aus der Kirchengeſchichte bekannt. Adrian, Suffraganeus zu Köln, ſtarb ſchon 1669, Peter, der die gleiche Würde zu Mainz bekleidete, mit dem Leibnitz einige Jahre zuſammen lebte, wurde von dieſem an Gelehrſamkeit und Fähigkeit weit über ſeinen Bruder geſtellt. Beide Brüder hatten ſich die Jurisprudenz als einen neuen Geſichtspunkt zur Einführung der katholiſchen Religionsſätze bei den Proteſtanten erwählt. Das Weitere ſ. in dem Excurſe.

[**]) Opp. V., 408. — Ego aliquando eum libellum, quia exiguus est, itineris alicujus comitem mihi elegeram, adscripseramque notas perpetuas succinctas marginales, refutatorias. In iis multis modis detexi ridiculas illas ineptias speciosas, sed in vulgus tantum, methodi Veronianae ..... (Franz Veron, Jeſuit, Miſſionär und Controverſiſt, welcher 1649 ſtarb) ſchrieb eine Methodus Veronica convincendi haereticos, welche die Walenburge zu Grunde legten.

---

*) § 65. — Difficilis labor, inprimis in Digestis ob inimitabilem prope styli in tanta simplicitate brevitatem. Sed quoties velocissimos historicorum eosdemque acutissimos sententiis *Sallustium* ac *Tacitum* non incommode Germanos factos cogito; apparet rem vastam magis, quam arduam esse. Praesertim cum *terminos Juridicos Latinos* plerosque satis bene *Germanicis* expresserint Speculum vetus Saxonicum et Suedicum, Recessus Imperii et hodiernus Curiarum Stylus. Et scio, in celeberrimis quibusdam dicasteriis studio caveri, ne qua *Sententiis vox Latina inseratur*.

ſig werden wäre? und woher hatte er dieſe Uebung, als durch die Praxis? Unabweislich drängt ſich uns die Bemerkung auf, daß das Studium der Rechte eine Wirkung ohne Gleichen auf Leibniz geübt. Er war als Knabe Scholaſtiker geweſen, und hatte ſich mit allem Gewichte ſeiner Kräfte auf das Studium der ſcholaſtiſchen Philoſophen geworfen; er war darin ſo tief eingedrungen, erzählt er in dem autobiographiſchen Aufſatze, daß er den Suarez (das Haupt der neuern Scholaſtiker) mit derſelben Leichtigkeit las „wie man einen Roman lieſt!“ . . . „et eousque profeceram, ut Suaresium non minore facilitate legerem, qua Milesias fabulas solemus, quas vulgo Romanos vocant.“ Den Beweis haben wir in der Diſſertation de principio individui, welcher eine erſtaunliche Vertrautheit mit den Scholaſtikern der verſchiedenſten Farben zu Grunde liegt, und die uns zur Würdigung ſeines Entwickelungsganges ein unſchätzbares Dokument bleiben möge, wie wenig es durch ſeinen Inhalt den heutigen Leſer anſpreche. Den Nominalismus hoben wir in der Einleitung zu dieſer Diſſertation als Anknüpfungspunkt für Leibniz's geſammte ſpekulative Fortbildung hervor; wir halten an dieſer Anſicht feſt und ergänzen ſie hier, indem wir das Moment des Sprachlichen, das ganz beſonders im Nominalismus liegt, hinzufügen und behaupten, daß das Studium der Rechte recht geeignet war, Leibnizen die ſcholaſtiſche Form des Philoſophirens nach und nach zu entfremden und zu verleiden. Wie charakteriſtiſch iſt es auch, daß Leibniz, im Widerſtreite mit der Geſinnung der deutſchen Gelehrten ſeiner Zeit, bei ſeinem erſten Auftreten einen ſo hohen Werth auf die lebenden Sprachen, die Rede des Volks legt, während gleichzeitig ein Conring, ein Boineburg auf die „lingua vernacula“ ſo wegwerfend, ſo verächtlich hinſehen; ja, wie iſt's noch nach mehr als zwanzig Jahren dem Chriſtian Thomaſius ergangen! Leibniz will, der gebildete und gelehrte Juriſt ſoll außer den Wiſſenſchaften auch das Franzöſiſche und

Italieniſche verſtehen; (Nov. Meth. I. §. 42. Daraus läßt ſich vermuthen, daß Leibnitz, ehe er nach Mainz kam, mit dieſen Idiomen ſich bekannt gemacht habe;) er ſoll ferner, heißt es ausdrücklich, die Redekunſt, dieſe Krone aller Künſte und Wiſſenſchaften (aliarum artium coronis) nicht auf die lateiniſche Sprache beſchränken, ſondern ſie auch auf die Mutterſprache anwenden (sit autem exercitium hoc non in Latina solum, sed et vernacula) .... Hier, wie in der Abhandlung über die philoſophiſche Schreibart, ſind bedeutende Momente und Ahnungen künftiger volksthümlicher Bildung und Entwickelung ausgeſprochen, für welche ſein Zeitalter keine Empfänglichkeit bewies. —

Daß ein ſo weſentliches und integrirendes Moment, als das Verhalten der deutſchen Mutterſprache zu Leibnitz's geiſtiger Geſammtrichtung den Forſchern faſt ganz entſchlüpfen konnte, dies iſt für die Geſchichte Leibnitzſcher Studien in Deutſchland charakteriſtiſch. Jenes Verhältniß ſprechen wir als etwas mehr, denn ein formelles, nemlich als ein konkret-ſpekulatives, ein wahrhaft organiſches an. Aber nicht einmal die formelle Seite wurde beachtet; und wunderlich genug iſt es, daß in dem Kreiſe derjenigen, welche das ſprachliche Moment, als ſolches, überall zunächſt interreſſirt, kaum anders, als beklagend oder tadelnd, von Leibnitz Notiz genommen werden, daß wir noch vor wenig Jahren von einem Sprachgelehrten den unbefangenen Ausſpruch vernehmen mußten, Leibnitz habe nur einen einzigen deutſchen Aufſatz, ja in einer allgemeineren Wendung: Leibnitz habe im Leben der der Mutterſprache ſich nie bedient! *) Leibnitz war Juriſt. Hätte man dieſes gewußt oder bedacht, alsdann brauchte niemals eine Zeile deutſch von ihm in den Druck gekommen zu ſein, um

---

*) Leibnitzens Unvergreifliche Gedanken u. ſ. w. (herausg. von Heinrich Lindner) 1831; in der Einleitung. Auch auf Friedrich den Großen kann dieſer Satz nicht ſo allgemein angewandt werden, worüber Preuß's: Friedrich der Große als Schriftſteller 1837. trefflichen Aufſchluß giebt.

gleichwohl ſagen zu dürfen, daß er Viel, und zwar, wie wir wiſſen, auch gut in deutſcher Sprache geſchrieben habe. So hat er in Mainz in den Privatangelegenheiten Boineburgs wie ich in dem Memorial aus Paris leſe „erſtlich unterſchiedliche Verſchreibungen, Judicial- und andere Schriften concipirt;“ dies alles, wie ſich verſteht, in deutſcher Sprache; und weiterhin gedenkt er, daß er in einem gewiſſen Prozeſſe „nicht anders, als ein Advokat gedient, und alle Artikel, Wechſelſchriften und Deductiones (alles in deutſcher Sprache!) aufgeſetzet“, die noch bei den Akten befindlich waren, und vielleicht noch jetzt ſind. In dem ungedruckten Briefe von gleichem Inhalt mit der Denkſchrift heißt es noch genauer: „. . . Habe ich nicht in der Urbanſchen Sach fünf oder ſechs Hauptſchriften aufgeſetzt! . . .“ Man denke ſich alle dieſe und ähnliche deutſche Schriften Leibnitzens, der, wie er ſchreibt, mehr als die Hälfte ſeiner Zeit Boineburg allein gewidmet hat, vorhanden und in den Druck gegeben, und wir erhielten an ihnen einige Bände nur von ſeinen deutſchen Jugendſchriften . . .

Auch für die Beurtheilung des Stils in den uns erhaltenen deutſchen Schriften, vorzüglich denen aus der Jugendperiode, iſt es nicht gleichgültig, zu wiſſen, daß Leibnitz bei den Juriſten und Advokaten ſeine Schule gemacht hat; die häufigen lateiniſchen Wendungen und beſonders der Periodenbau erinnern an den Kanzleiſtil; jedoch dieſe, manchmal ſtörende Eigenheit verliert ſich in den reifern Arbeiten der ſpätern und ſpäteſten Periode immer mehr. Man darf endlich bei einem Schriftſteller wie Leibnitz nicht zu viel auf jenen Umſtand legen; denn in dem wiſſenſchaftlichen Vortrage über Phyſiologie (in den Briefen an den Herzog), zeigt ſich ein ſchöpferiſches, von allem Zwange conventioneller Form befreites Sprachtalent; und nicht nur aus dem Jahre 1671, ſondern lange nach- wie vorher wird die deutſche Literatur nichts Aehnliches, oder gar Vorzüglicheres in der deutſchen didaktiſchen Proſa aufzuweiſen haben. Man führe uns die Schriften der Myſtiker nicht dagegen an: denn was die höchſte Aufgabe philoſophiſcher Proſa ausmacht, Klarheit, Deutlichkeit, und feſte Beſtimmtheit mit Tiefe zu verbinden, darin müſſen ſie gegen Leibnitz zurückſtehen. —

Wie ſehr wir den Verluſt jedes deutſch geſchriebenen Blattes von Leibnitzens Hand, namentlich aus ſeinem ſchon in Mainz ſehr fleißig geführten Briefwechſel, zu bedauern haben, ſo können wir doch, die koſtbaren, hier dargebotenen Ueberreſte mit ſeinen lateiniſchen Schriften aus dieſer Periode vergleichend, mit wahrer Genugthuung bemerken, daß, wenn die letztern verloren gingen, und wir nur noch im Allgemeinen ihren Inhalt wüßten, ihr Kern und ihre Tendenz aus den deutſchen Schriften uns jetzt hinlänglich aufgeſchloſſen würde; — kurz es iſt ausgemacht, daß Leibnitz ſeine wiſſenſchaftlichen Gedanken ſeit ſeiner Jugend ſo gut in deutſchen wie in lateiniſchen Vortrag gekleidet und daß die deutſche Sprache in jeder Hinſicht ſeine eigentliche und wahre Mutterſprache geweſen iſt; — die wahre Löſung des aufgeworfenen Problems: „warum Leibnitz deutſch geſchrieben habe.“ —

So viel auf Veranlaſſung eines merkwürdigen Wortes in dem ungedruckten Schreiben Leibnitzens an den Herzog. Was ſeinen Brief an eben denſelben aus Paris (vom Jahre 1673) betrifft, ſo gehört er ſchon einem ganz andern Standpunkte, ſo in perſönlicher, als in wiſſenſchaftlicher Beziehung an, wie auch die Gelegenheit ſeiner Abfaſſung an ganz beſondere, von den frühern weſentlich verſchiedene Bedingungen geknüpft iſt. Wir ziehen ihn daher füglich nachher erſt in Betracht und wenden uns nunmehr zu der Hauptſchrift in dieſer ganzen Gruppe, nemlich zu dem „in Gegenwart Boineburgs zu Schwalbach im Auguſt und November 1670 von Leibnitz verfaßten: Bedenken, welchergeſtalt Securitas publica interna et externa und status praesens im Reich jetzigen Umbſtänden nach auf feſten Fuß zu ſtellen; in zwei Theilen.“

Auf die hiſtoriſche Wichtigkeit dieſer Schrift, einer der umfangsreichſten aller deutſchen Schriften Leibnitzens, haben wir im Eingange zu dieſer Abhandlung vorbereitend hingewieſen. Wenn wir durch die bisherigen Betrachtungen mit des Verfaſſers Bildungsgange vertraut genug worden ſind, um die Abfaſſung einer hiſtoriſch-politiſchen Denkſchrift Leibnitzens von dieſer Bedeutung in dem mütterlichen Idiome nicht mehr überraſchend zu finden, ſo bedarf es hier doch inſofern eines neuen Anlaufs, als die Anknüpfungspunkte zum Verſtändniſſe des Inhalts und der Tendenz dieſes Leibnitziſchen Jugendwerkes in einer der Zeit nach ihm vorhergehenden anderen, aber unter ähnlichen, ſowohl perſönlichen, als geſchichtlich gegebenen Bezügen verfaßten Staatsſchrift aufgeſucht werden müſſen*). Dieſe Staatsſchrift, in lateiniſcher Sprache, iſt bekannt: es iſt das Specimen Demonstrationum Politicarum, pro eligendo Rege Polonorum (novo scribendi genere ad claram certitudinem exactum) auctore **Georgio Ulicovio Lithuano***). 1669.

---

*) Was die Authencität des „Bedenkens“ von 1670 betrifft, ſo iſt dieſe dadurch hinreichend feſtgeſtellt, daß das Manuſkript, aus welchem gegenwärtiger Abdruck gefloſſen und das die Königliche Bibliothek in Hannover aufbewahrt, von Leibnitzens eigener Hand (auf halb gebrochenen Foliobogen) geſchrieben iſt, und auf der erſten Seite, gleichfalls von Leibnitzens Hand, die wichtige, Zeit und Ort der Abfaſſung genau beſtimmende Anmerkung enthält, welche hier auf dem Titel befindlich iſt: Triduo composui Sualbaci etc. praesente B. d. i. Boineburgio. Das nemliche Werk iſt an demſelben Orte in einer treuen, nach dem Autographen im Jahre 1746 gefertigten und von Gruber (welcher 1749 geſtorben iſt) revidirten, auch hie und da mit Scholien verſehenen Abſchrift vorhanden, welche Scholien dem Standpunkte ihres Verfaſſers gemäß gehalten ſind. Ihrer Bekanntmachung, aber zugleich auch einer Kritik derſelben haben wir uns hier billig enthalten.

*) „Exstat autem liber Dantisci tunc pro caussa Neoburgica typis editus — — sub nomine Georgii Ulicovii Lithuani, id est, Godefridi Vuilelmi Leibnitii. Volui enim initialium saltem literarum consensu judicare nomen meum.“ Leibnitz an Orbanus, Gruber II., 1262.

Die Aehnlichkeit der perſönlichen Bezüge bei den beiden Staatsſchriften von 1669 und 1670 beſteht nun darin, daß ſowohl die erſte, als die andere (es wird auch noch an ſeinem Orte von einer dritten die Rede ſein!) von Leibnitz Boineburg zu Liebe, aus Dankbarkeit gegen dieſen ſeinen Gönner und Freund, ausgearbeitet worden. Der Veranlaſſung muß hier um ſo mehr gedacht werden, als der Verfaſſer des Bedenkens die Natur der Ereigniſſe in Polen in den Jahren 1668 bis 1670, wie wir ſehen werden, zu politiſchem Zwecke zu benutzen wußte.

Wir haben es eben (S. 34) hervorgehoben, daß der Baron von Boineburg ſeit ſeiner gänzlichen Verſöhnung und ſeiner Verſchwägerung mit der Familie Schönborn, von Amt und Geſchäften zurückgezogen, ſeiner Muße in Mainz zu leben begann**); auch angemerkt, daß der Bruder des Churfürſten, ehedem ſein Hauptgegner, nunmehr der Vater ſeines Schwiegerſohnes, Boineburgs ehemaligen Würden am Hofe bis an ſeinen Tod, im November 1668, bekleidete. Noch bei deſſen Leben aber, gegen den Herbſt dieſes Jahres, erwacht in Boineburg noch einmal mächtig die Luſt, auf dem großen politiſchen Schauplatze zu erſcheinen; ſo ſehr hatte er ſeine frühern Entſchlüſſe und Gelübde vergeſſen. Wie ſehr bedauerte er dieſen Schritt hinterher; denn unter ſehr ſchlimmen Auſpicien, trotz den Warnungen ſeiner beſten Freunde, trat er jetzt, zum letztenmal in ſeinem Leben, eine der glänzendſten Geſandſchaften an.

Der König Johann Kaſimir von Polen, ermüdet durch eine zwanzigjährige, unglückliche und traurige Regierung führte ſeinen längſt gehegten, geheimen Wunſch aus und legte den 16. September 1668 freiwillig die Krone nieder. Bei

---

**) Hactenus (ſchreibt B. an Conring von Mainz den 15. Juni. 1671) ab triennio saltem, ex quo Schonborniana familia et mea junctae sunt, hic in domo mea constanter habito —"

der großen Bedeutung, welche die polniſche Republik in der politiſchen Wagſchale der europäiſchen Chriſtenheit hatte, nahm ein ſolches Ereigniß kein geringeres Intereſſe in Anſpruch, als zehn Jahr vorher die Wahl eines deutſchen Kaiſers. Unter mehreren Mitwerbern um die erledigte Krone hatte keiner beſſere und begründetere Anſprüche aufzuzeigen, als **Philipp Wilhelm**, Pfalzgraf von **Neuburg**. Auf ſeiner Seite ſtand unter den einflußreichern Mächten Friedrich Wilhelm, der große Churfürſt; auch Oeſterreich und Frankreich verſprachen ihm ihre Unterſtützung; doch im Geheimen wirkten ſie ihm entgegen*). Die franzöſiſchen Geſandten in Warſchau, der Baron von **Liſola** und der Biſchof von **Beziers** (nachherige Cardinal von Bonzy) waren als die gewandteſten, ränkevollſten Diplomaten ihrer Zeit bekannt, und es war keine leichte Aufgabe, einen Staatsmann zu finden, der ihnen an Kunſt und perſönlichem Ruhme gewachſen wäre. Der große Churfürſt in Berlin ſchlug daher den Baron von Boineburg vor, wie Pufendorf**) berichtet, bei dem man die ganze Verhandlung in aller Ausführlichkeit findet; und Boineburg entſchloß ſich noch im Herbſte 1668, als Geſandter des Pfalzgrafen von Neuburg zu der im neuen Jahre abzuhaltenden Königswahl nach Polen abzugehen***). Der dazwiſchen liegende

---

*) Aulae Caesarea et Gallica favebant in speciem, sed in arcano omnia alia agebant. Leibnitz an Orbanus 1708. N. a. D. 1261.

**) Pufendorf lib. X. 79.

***) Dominus Boineburgius hodie redibit, et brevi a Principe Neoburgico mittetur in Poloniam, ut ibi verba faciat. Colon. d. 27. Oct. 1668. Dunker an Conring II. 1274. Gelegentlich bemerken wir, daß nach der Vorſtellung eines **Eckhart** und aller ſeiner Nacherzähler der Geheime-Raths-Präſident des Churfürſten von Mainz Boineburg als Geſandter des Pfalzgrafen von Neuburg nach Polen gegangen wäre. Eine ſolche Conjunctur, obſchon nach den **formellen** Verhältniſſen der damaligen Diplomatie nicht unmöglich, wäre es jedoch hier der **reellen** Verhältniſſe wegen geweſen. Denn ein **Diener** des Churfürſten von Mainz hätte nicht 1669 in ſo offener, ſchneidender Oppoſition gegen die franzöſi-

Winter wurde von ihm in Verbindung und unter Unterſtützung von Leibnitz mit den nöthigen Vorbereitungen zu ſeiner Miſſion zugebracht; denn Leibnitz ſchreibt in dem mehrgedachten Memorial aus Paris in Bezug auf ſeine Boineburg geleiſteten Dienſte: „Die ander Arbeit iſt von weit mehr Wichtigkeit geweſen, maßen den ganzen Winter über vor der polniſchen Reiſe ich nicht nur mit den in Druck kommenden, ſondern viel andern Schriften zu dem Ende beſchäftigt geweſen, und dem Herrn Baron ſeel. eines nicht geringen Theils ſeiner Mühe überhoben*).“ — Endlich im März 1669 ging Boineburg, reich an Hoffnung, voll Vertrauen auf ſeine gute Sache, nach Warſchau ab; während ſein beſorgter Freund in Helmſtädt ihm den ſchlimmſten Erfolg ahnend vorherſagte**), und ihn zugleich auf mild ſchonende Art bedeutete, ſich mit ſeinem alten begründeten Ruhme, ſeiner wiedererlangten Würde und Ehre und ſeines glücklichen Friedens mit der Welt zu begnügen. Wie richtig die Berechnungen Conrings geweſen ſind, hat der bekannte Erfolg und der Ausgang des ganzen Wahlgeſchäfts gelehrt. Auf das Ein-

---

ſchen Intereſſen und Intentionen aufzutreten gewagt, wie der unabhängige Boineburg doch gethan hat. —

*) Von dieſer Reiſe handelt Leſſing (Beiträge II., 376) in ſeinem Aufſatze: Des Wiſſowatius Einwürfe wider die Dreieinigkeit, wo er zeigt, daß Boineburg Leibnitzens Schrift: Defensio Trinitatis per nova Reperta Logica damals mit nach Polen genommen habe.

**) Conring an Boineburg v. 18. Febr. 1669 (II., 1228). — Et longinquitas illius itineris, et legationis summa difficultas salutare te abiturientem jubent et fausta quaeque tibi apprecari. Et vero utrumque jam facio; quamquam animo, ne quid dissimulem, nonnihil turbato et sollicito. Enimvero non fugit me negotium, quod agitandum suscipis. Simul autem existimo vix aliquod te facturum pretium operae in gente perquam tumida et turbulenta, interque validos adeo competitores. Utinam, mi Domine, salvum te et incolumem Deus nobis reddat! Ulterius ne sperare quidem ausim aliquid. Ego certe nunquam tibi hujus consilii fuissem auctor: praesertim cum satis sit reparata dignitas tua, et vivas in re lauta felixque multis necessitudinibus.

zelne können wir jedoch nicht eingehen. Genug, obgleich Boineburgs Rede auf die verſammelten Polen den günſtigſten Eindruck gemacht*), wurde doch im Juni 1669, gegen die herkömmlichen Grundſätze, ein Piaſt, Michael Wisnewiecky unter dem heftigſten Tumulte ausgerufen. Boineburg entkam, wie Conring vorherſagt, kaum eigener Lebensgefahr; er nahm ſeinen Rückweg über Wien und kam erſt im Auguſt, voll Verdruß über die unglückliche Unternehmung, in Mainz wieder an**). Dieſer für den Fürſten von Neuburg und deſſen Geſandten ſo unglückliche Ausgang der Miſſion beraubte auch unſern Leibnitz der Belohnung, auf welche er für ſeine gediegene Leiſtung, das genannte Specimen Demonstrationum, (von dem wir bald ausführlicher re[illegible]n werden) die gegründetſten Anſprüche hatte. Edler Geſinnung, wie er war, gab er ſich in jener Zeit Niemanden als Verfaſſer jener, europäiſches Aufſehen machenden Schrift, zu erkennen; auch Boineburg verſchwieg wohlweislich Leibnitzens Namen — und was Eckhart***) und alle ſeine Nachfolger, keinen ausgenommen, von glänzenden Anerbietungen erzählen, welche der Hof von Neuburg Leibnitzen 1669 aus Erkenntlichkeit gemacht habe, iſt wie ſo viele ihrer Angaben aus der Luſt ergriffen.

---

*) Laudabatur oratio juxta et orator, Pufendorf. — „Die erſte Geſandtſchaft hatte der hochfürſtl. Pfalz-Neuburgiſche Geſandte, Herr Baron von Boineburg, und wurde zu derſelben mit anſehnlicher ſtarker Cavalcade und groſſer Frequenz geführt. Seine Oration und ausführlicher Vortrag war ſehr wichtig.“ Theat. Europ. X. (1669).

**) Boineburgius noster nunc, te vale, infortunatus rediit, totumque negotium turbulentum et barbarum appellat. Nae quandoque bonus dormitat Homerus! Dunker an Conring 17. Aug. 1669 (II., 1276). Später vom 23. Aug. — „Sed actum est negotium et dolor nimis serus. Noli tamen tibi persuadere in eo solo bonum nostrum Baronem lapsum esse. Nam et 24.000 Imperiales Principi suo mutuo dedit, quos certe posteri ejus valde aegre extorquebunt debitori. Nae! bonus aliquando . . . .

***) Von Murr Journal etc. VII. 141. „Der Pfalzgraf ließ ihm vor ſeine Bemühung eine anſehnliche Bedienung an ſeinem Hofe anbieten“ u. ſ. w.

Man hat nicht die geringſte Notiz damals in Neuburg von Leibnitz genommen — weil man gar nichts von einem Leibnitz wußte*). In dem Memorial aus Paris berührt Leibnitz dieſen Umſtand (die vorhin abgebrochene Rede fortſetzend): — „Dagegen ſich dann gebühret, daß man mir von Ihr Fürſtl. Durchlaucht von Neuburg eine Recompenſe zuwege gebracht hätte, ſo aber auch wider Verhoffen unterblieben . . .“ „welches gleichwohl nicht ſage, mich über ihn (Boineburg) zu beſchweren, dieweil feſtiglich dafür halte, dafern er noch am Leben ſey, ſolches alles wirklich und nachdrücklich erkennet haben würde.“ —

Wie ſehr wir nun durch die Würdigung dieſer Umſtände zu einer richtigern Schätzun[illegible] von Leibnitzens Charakter und ſeinem Verhältniſſe zu Boineburg [illegible]ſchickt gemacht werden — ſo ſehr iſt ein Blick auf die inne[illegible] Beſchaffenheit der für Neuburg verfaßten Staatsſchrift geeignet, uns im Voraus über die Bedeutung der bisher ganz unbekannt gebliebenen deutſchen Staatsſchrift zu orientiren. An und für ſich iſt es ſchon nicht unerheblich, daß wir an der ältern Schrift einen Maaßſtab für die nachfolgende haben; einen Maaßſtab, welcher uns zu den größten Erwartungen in Hinſicht auf die Staatsſchrift von 1670*) berechtigt. Ein Beineburg nennt den (verkappten) Verfaſſer des Specimen einem der größten Staatsrechtslehrer, J. H. Böcler, ins Geſicht: „summus summarum rerum tractor et actor!**)“. Leibnitz war damals zwei und zwanzig Jahre alt; nichts deſtoweniger giebt der größte Gelehrte und Staatsmann ſeiner Zeit dem Jünglinge einen Platz neben ſich. Bei ſeinem erſten Auftreten erweiſt ſich dieſer — wer leugnet es? — als Meiſter. Um ſo mehr lohnt es ſich der Mühe, nach denjenigen Beziehungen zu forſchen, welche uns hier auf das „Bedenken“ vorzubereiten fähig ſind.

---

*) Dies wiſſen wir durch den ſchon angeführten Brief Leibnitzens an Orbanus (Gruber II. 1260—1263), aus Hannover vom 30. Juli 1708. Orbanus war Beichtvater des damaligen Churfürſten von Pfalz-Neuburg (bekanntlich wurde Philipp Wilhelm nach dem Tode Karl Ludwigs 1680 zum Churfürſten von der Pfalz erhoben). — — Ego vetus sum cliens, etsi incognitus, inclytae Neoburgicae domus: quod etsi parum consistens videbatur, tamen ita habet. Wir übergehen die uns bekannte Erzählung, welche mit dem bedeutenden Bekenntniſſe ſchließt: Caeterum qui amici Boineburgii in gratiam, extra Principis notitiam laboraveram, nolui post rem irritam venditare operam meam. Ita me Aulae Neoburgicae tunc innotuisse non puto. (Vgl. hier Grubers Anmerkung.) — Daß auch Boineburg ſchwieg, erſehen wir aus dem Auszuge ſeines Briefes von 1669 an Böcler in Straßburg, den dieſer in ſeiner 1670 erſchienenen Diſſ. De utilitate ex historiae universalis compositione capienda angeführt, bei Gruber II., 1262.

Welche Gelegenheit, fragt man, hatte aber Leibnitz bei dieſer ſcheinbar ſo ganz verſchiedenen Aufgabe, ohne die von der Staatsklugheit gebotene Objektivität zu verleugnen — er tritt ja als polniſcher Edelmann auf***) — die Intereſ-

---

*) Auch auf eine noch ungedruckte von 1671. —

**) Gruber a. a. O. Böcler lehrte in Straßburg, ein Rival Conrings, und von dieſem ſelbſt „vir excellens et seculi nostri ornamentum“ (Gruber II., 763) genannt. Dieſer nun ſagt in Bezug auf Beineburgs hier angeführtes Urtheil: Opportunum sane est, quod de Ulicovio affertur. Indagavit ille utilitates regni Poloniae tam exquisito ratiocinationis et demonstrationis genere, ut simile exemplum forsan nominari nequeat. Multum negotii frustra suscepturus erat, qui ante electionem novi regis contradicere instituisset.“ —

***) Dieſen Charakter nimmt er ſchon durch den Namen (Lithuanus) an; ganz beſtimmt zeigt dieſen auch der Schluß (Epilogus): „Quid restat ergo „Carissimi Populares, quid habemus, cur moremur? — Die Herausgeber von „Leibnitzens Syſtem der Theologie“ (Vorrede IX. d. Außerordentliche Schrift für die Erhebung eines katholiſchen Fürſten) ſind alſo in einem großen Irrthum, wenn ſie zugeben, daß man ſagen könnte: „er habe nicht in eigener Perſon, ſondern der des Pfalzgrafen Philipp Wilhelm oder des Baron Beineburg, der für dieſen Prinzen arbeitete, geſchrieben.“ Es war überhaupt ein unglücklicher Einfall, dieſe Schrift zu Gunſten von Leibnitzens römiſch-katholiſcher Geſinnung anzuführen. Nik. Vogt II. Bd. 3 St. der Staatsrelationen ſoll nach den Herausgebern geſagt haben „daß ſelbſt in langer Zeit kein katholiſcher Theolog die Sätze für die katholiſche Religion ſo ſtark aufſtellte.“ Begierig dieſe ſen Deuſchlands zu berückſichtigen? Wir antworten: Dieſe Gelegenheit fand er in den erſten Bedingungen ſeiner Aufgabe. Sein Klient war ein deutſcher Reichsſtand; als ſolcher trat er mit ſeinen Anſprüchen vor den Polen auf; deutſcher Reichsſtand zu ſein hätte er auch niemals verzichtet. Leibnitz hatte alſo in dieſer Beziehung den Beweis zu führen, daß das Verhältniß des neuen Königs der Polen, als Stands des deutſchen Reichs, nicht nur kein Hinderniß für ſeine Erhebung, ſondern ſogar für das Königreich Polen von den erſprießlichſten Folgen ſein müßte. Hinter ſeiner Maske, als polniſchen Patrioten, wird hier Leibnitz-Lithuanus mit Nothwendigkeit darauf geführt, das europäiſch-politiſche Moment des deutſchen Reichs mit beſonderer Beziehung auf das Königreich Polen zu beleuchten. Er ſagt (Propos. LVII): Das Ziel und der Genius des deutſchen Reichs und Polens coincidiren; denn das Ziel beider Republiken iſt die Selbſterhaltung; keine von beiden ſtrebt nach Erweiterung ihrer Grenzen *). In dieſen Worten klingt das Grundthema des Bedenkens an, die Sicherſtellung des Reichs d. h. ſeine Selbſterhaltung! — Leibnitz fährt fort: „Daraus, daß das deutſche Reich nach keiner Seite eine Vergrößerung anſtrebt, folgt, daß ein König von Polen, der ein Vaſall des deutſchen Reiches iſt, niemals zwiſchen die Intereſſen beider benachbarter Republiken ſich gedrängt finden wird. Für die Erhaltung des Reiches (conservationi) zu arbeiten, dies geſchieht ſogar im eigenen Intereſſe Polens, ja Europa's, kurz aller chriſtlicher Potentaten; man wird ſolches von dem künftigen Könige von

---

Stelle zu leſen, haben wir ſie zwar in dem ganzen Bande aufgeſucht doch nirgends gefunden. — Auf Vogt kommen wir jedoch in dieſem Bezuge zurück.

*) . . . Et vero Imperio obnoxium esse periculosum Poloniae non est, quia scopus et ingenium Imperii et Poloniae coincidunt; utriusque enim scopus est conservatio sui; neutra Respublica proferre fines affectat. Opp. IV, 3,588.

Polen fordern, in ſofern Allen daran gelegen iſt*), daß das Reich weder unterdrückt, noch aufgelöſt, daß ſeine Fürſten in einem gewiſſen Gleichgewichte erhalten, ſeine Feinde von außen abgewehrt, und den ſpaniſchen und franzöſiſchen Intentionen in dem Reiche ein Damm entgegengeſetzt werde: ſonſt dürfte ſich ein Mächtigerer finden, der bei den allgemeinen Schwankungen Europa's, mit den Spolien eines ſolchen Gebiets bereichert, ehe man es denkt, zur Alleinherrſchaft ſich hinaufſchwingt!" Hier iſt die Stimmung, in welcher Leibniz ſein Bedenken gegeben, ſchon deutlich ausgeſprochen. — Von fern hat ſo eben der Verfaſſer auf die inneren Gebrechen Deutſchlands hingewieſen; ſein Ziel hat ihn nur bei ihnen ſchnell vorübereilen heißen; in der deutſchen Denkſchrift hält er ſich lange genug bei dieſer Frage auf. Eines der erſten Gebrechen aber und vielleicht die Wurzel aller übrigen kommt jedoch kurz vorher zur Sprache, wir meinen die ſeit etwa einem Menſchenalter in Deutſchland und Europa um ſich greifende Verwirrung der Begriffe über die Natur des deutſchen Reichs. Wir erinnern an die während Leibnitzens Jugend in Deutſchland faſt berüchtigten Namen Hippolytus a Lapide (1640) und Monzambano (1667). Es kam auf den Punkt, daß eine Parthei in Deutſchland die Einheit des deutſchen Reichs ganz aufgehoben wiſſen wollte. Die deutſchen Fürſten, welche nur nach Unabhängigkeit und Souveränität ſtrebten, begünſtigten und beſchützten die Uebertreibungen jener Staatsgelehrten. Das allmählige Sinken der Autorität des römiſchen Rechts, überhaupt das immer weitere Zurücktreten des juridiſchen Elements im Organismus der deutſchen Staatsverwaltung, beraubte den Kaiſer und ſeine Anhänger ihrer größten Stütze. Immer mehr ſank das Anſehen der Doctoren, welche den vom römiſchen Geſetzkörper entlehnten monarchiſchen Geſichtspunkt zu einſeitig auf „das heilige-römiſche Reich“ anwandten. Leibnitz nun, obſchon ſelbſt Doctor, obſchon mit einer Art von Religion für das Anſehen des Kaiſers und die Heiligkeit des Reiches aufgewachſen, zeigt ſich im Gegenſatze gegen die Theoretiker (in unſerer Sprache zu reden) conſtitutionell und zwar bereits in der Nova Methodus *). Hier nun, wo die Gelegenheit ihn auffordert, unternimmt er als Philoſoph eine wiſſenſchaftliche Vermittelung der Gegenſätze durch Einführung feſter, ſcharf umgrenzter Begriffe. Er beleuchtet das Verhältniß des Pfalzgrafen, als Reichsſtandes. „Ein deutſcher Reichsfürſt,“ ſagt Leibnitz, „iſt deshalb, daß er vom Reiche ein Lehen trägt und inſofern ihm und dem Kaiſer unterworfen iſt (obnoxius), noch immer kein Unterthan (subditus) zu nennen. Das erſtere iſt er allerdings, weil das Reich, nicht wie Monzambano will, ein bloßer Staatenbund iſt, (foedus multarum rerumpublicarum), ſondern eine einige Perſon, nämlich eine moraliſche Perſon (una persona est, nempe civilis), alſo keine bloße Verbindung oder Geſellſchaft, ſondern ein Staat oder Republik.“ Hier haben wir den leitenden ſtaatsrechtlichen Begriff, unter welchen alle gegebenen Elemente in dem „Bedenken“ von 1670 gefaßt werden (I. Nr. 13): „Denn das Reich ſoll eine persona civilis ſeyn“ u. ſ. w. Einheit in der allgemeinen Leitung, ein Schatz und eine Armee, das ſind nemlich die drei Lebensbedingungen, welche von Leibnitz

---

*) .... Imperium non opprimi, non dissolvi, sed Principes ejus in aequilibrio quodam conservari, externos arceri, actus Hispanicos Gallicosque hoc velut repagulo coerceri, denique prohiberi, ne potentior aliquis, tantae ditionis spoliis auctus, nutantia hac illac et incertis vestigiis titubantia Monarchiae Europaeae fata in se inclinet. ib. 587.

---

*) Omittendum est praeterea Jus vetus et abrogatum ..... inferuntur juventuti falsae opiniones de republica hodierna et regimine Romani Imperii, ut eundem cum veteri esse arbitrentur statum, nempe monarchicum; in quem errorem lectio juris veteris et hodierni ignoratio plurimos Ictos duxit, quod non male conqueritur pessimus alioquin autor Hippolytus a Lapide. §. 95.

mit den Lebensgeiſtern und dem Verſtande, dem Blute und den Gliedern eines organiſirten Leibes verglichen werden. Wenn ihm hier eine lebendige Naturanſchauung verſchwebt, ſo wendet er dort in dem Specimen, bei der Erklärung des Verhältniſſes eines Reichsfürſten zu Kaiſer und Reich, den höchſten Begriff der Ethik auf das Staats-Ganze, nemlich den ſittlichen Begriff von Freiheit, an. Er ſagt: „Der Fürſt, ich gebe es zu, iſt mit ſeiner Perſon unterworfen (obnoxius); nur leugne ich, daß er es dem Kaiſer allein ſei: dem Reiche iſt er unterworfen (subest), den Ständen, Reichstagen, und ſo zum Theil ſich ſelbſt (et ita partim Sibi Ipsi)." —

Ein und derſelbe und zwar philoſophiſche Geiſt bekundet ſich in dieſen Analogieen; eine innere Verwandſchaft beider verglichenen Schriften geht daraus zur Gnüge hervor. Wenn wir hievon uns überzeugt haben, ſo wird es gut ſein, beim Allgemeinen zu verbleiben und in der Vergleichung nicht zu weit zu gehen; man vergeſſe nicht, daß die deutſche Denkſchrift nicht wie die lateiniſche für das Publikum geſchrieben worden iſt. Wir beſchränken uns daher auf folgende kurze Andeutungen zu einer Paralelle zwiſchen dem Bedenken von 1670 mit der ihr vorangehenden, bekannten Denkſchrift. Charakteriſtiſch iſt in beiden Schriften das Beſtreben, die Rechnung der Wahrſcheinlichkeit auf politiſche und ethiſche Begriffe anzuwenden. (Prop. LVIII. und Bedenken II, 15.). Viele Jahre nachher, 1697, hat ſich noch Leibnitz dieſes Verſuchs, als einer Erweiterung der Logik mit Vergnügen erinnert, und gab es für ihn eine Gelegenheit, des Bedenkens von 1670 zu erwähnen, ſo war es in folgender Stelle, welche hier einen Platz verdient: J'ai ſort approuvé moi-même autreſois les pensées de ſeu Mr. Petty, qui ſaisoit voir l'application des mathématiques aux matières oeconomico-politiques dans un petit livre imprimé l'an 1669 sans mon nom sur l'Election d'un roi de Pologne à la prière d'un Ambassadeur qui devoit aller à Varsovie:

Je fis voir qu'il y a une espèce de Mathématiques dans l'estime des raisons, et tantôt il faut les ajouter, tantôt les multiplier ensemble pour en avoir la somme. Ce qui n'a pas été remarqué des Logiciens. (An Thomas Burnet Opp. VI, 243). Eigenthümlich iſt ebenſo beiden Staatsſchriften die Aufnahme wiſſenſchaftlicher Lehnſätze aus der allgemeinen Ethik und der Pſychologie, und ihre Anwendung auf Staats- und Völkerrecht (Prop. XXVII bis XLVI und Bedenken II, 17. ff.). — Hinwiederum bieten dieſelben Schriften ſolche Gegenſätze dar, welche zur Charakteriſtik beider beachtet zu werden verdienen. Die Form des Vortrags in dem Specimen Demonstrationum hat etwas Geſuchtes, faſt Abſchreckendes; das ganze Buch ſtellt ſich dar als ein einziger Phalanx von ſtreng und ſchroff an einander geketteten Schlußreihen, nur durch längere Excurſe unterbrochen, worin ein noch unbenutzter Schatz des gediegenſten hiſtoriſchen Details enthalten iſt. Das deutſche Bedenken dagegen iſt einladend durch ſeinen einfachen, leicht fließenden und natürlich ſich gliedernden Vortrag. Ferner hat Leibnitz dem angenommenen Charakter, als polniſchen und katholiſchen Edelmanns, getreu eine Objektivität angeſtrebt, wie ſie die Staatsklugheit gewiß mit Nothwendigkeit gebot, die aber unſre größte Bewunderung erregt. Dadurch bekam das Ganze eine gewiſſe Kälte und Starrheit. Dagegen in dem „Bedenken“ fühlen wir uns ganz heimiſch; der Grundton iſt ſubjectiv und elegiſch. Dieſer Gegenſatz iſt um ſo merklicher, als Leibnitz in beiden Staatsſchriften ſeine eigene Perſon redend einführt. Dies veranlaßt uns zu einer für die Kritik nicht unwichtigen Bemerkung. Jener Umſtand kann zu Mißverſtändniſſen führen, wie er es denn auch gethan hat. Ich — und Mein, oder Wir — und Unſer, ſo ſpricht Leibnitz wie jeder Publiciſt. Geblendet von dem großen Namen des Autors haben nun Schriftſteller Leibnitzen bisweilen eine Rolle ſpielen laſſen, wie ſie zu ſeinen Verhältniſſen nicht im entfernteſten paßte.

Wie einen Deus ex machina läßt Eberhard den Philoſophen Leibnitz auf dem politiſchen Theater auftreten kraft ſeines Willens und Wohlgefallens: „Mitten unter dieſer Gährung der Gemüther, ſchreibt er auf Anlaß des berühmten Buches De jure suprematus (1678), trat Leibnitz auf dem die Wiederherſtellung der Ruhe ſo ſehr, als die Würde der Fürſten ſeines Vaterlandes am Herzen lag!! . . . .“ Er ſchrieb aber das Buch, wie man wiſſen muß, auf den Befehl oder im Auftrage ſeines Vorgeſetzten. Freilich tritt der (verkappte) Publiciſt mit der Maske des unpartheiſchen Sachwalters und vollkomner Selbſtſtändigkeit auf: aber ſollte es nöthig ſein einzuſchärfen, daß dieſes Ich und Mein hier eine bloße Form iſt? und daß die Subjektivität eines Schriftſtellers aus dem Geiſte ſeines Buches, nicht von den grammatiſchen Flexionen oder rhetoriſchen Wendungen darin zu holen iſt? — In dieſem Betrachte ſagen wir in unſerm Fall, daß Leibnitz als Lithuanus ſeine Subjectivität auf das entſchiedenſte verleugnet — ſo weit nemlich der Zweck es forderte — dagegen als Verfaſſer des Bedenkens ſich mit der Perſönlichkeit desjenigen, für welchen er ſchrieb, mit Boineburg nemlich, identificirte, und bei der ihm hier gelaſſenen Freiheit ſeine Individualität nach Luſt und Bedürfniß walten ließ — ohne daß er gleichwohl als der Doctor Leibnitz ſich vordrängte; denn er ſchrieb für Boineburg, welcher von dem Entwurfe Gebrauch machen wollte. Doch es iſt Zeit, dieſe Schrift an und für ſich in Betracht zu ziehen.

Was beſagt erſtlich der Titel der Schrift oder die Aufgabe, welche der Verfaſſer ſich ſtellt: ein Mittel zu erfinden, um die „securitas publica interna et externa“ und status praesens im Reich auf feſten Fuß zu ſtellen? Wir erkennen nun erſtlich in dieſen Ausdrücken keine Bezeichnung gewiſſer von Leibnitz dem Bedürfniſſe erſt angepaßter oder vielleicht erfundener Begriffe, ſondern feſtſtehende, in der deutſchen Reichsgeſchichte ausgeprägte und geläufige Formeln, der Art, daß

Leibnitzens Leſer 1670 aus der Ueberſchrift ſogleich wußten, wohin die Tendenz des Bedenkens ſich richte, wenn ſie auch nicht vermutheten, welches das Mittel wäre, die Securität des Reichs feſtzuſtellen — ein für unſerer Orientirung ſehr wichtiger Umſtand, weil er uns ſogleich mitten in die Geſchichte des deutſchen Reiches in jener verhängnißvollen Periode hineinverſetzt. Dieſe Kenntniß ſetzt auch Leibnitz voraus, wenn er Wrken I, 17. von dem „anjetzo mehr vorgenommenen, als gehobenen puncto securitatis" ſeinen eigentlichen Anlauf in der Entwickelung des Beſondern nimmt, welcher das vorhergehende Allgemeine zur Einleitung diente.

Der punctus securitatis oder, wie wir ſagen würden, der Punkt der Sicherſtellung, bezog ſich im Beſondern auf die Exekution der vom Reichstage gefaßten Beſchlüſſe und war doppelt, in ſo fern er ſich entweder auf den innern Reichs- und Landfrieden (securitas interna) oder auf die Selbſterhaltung des Reichs gegen äußerere Feinde (damals namentlich gegen die Türken und die Franzoſen) bezog (securitas externa). Beide bedingten in der Regel einander, doch werden ſie durch den Begriff unterſchieden. So ſagt Leibnitz in dem juridiſchen Bedenken über die Mängel des Juſtizweſens, welches mit dem politiſchen in ſo enger Beziehung ſteht: —" Wiewohl — einem Privato von Art und Weiſe der Executionen wider thätliche Halsſtarrigkeit Vorſchläge zu thun keinesweges gebühret, weil ſolches nicht anders als der punctus securitatis internae und Palladium eines Reichs iſt, daran der ganze Staat (status) des Regiments hanget, jedennoch u. ſ. w." (Dieſe Stelle iſt ſehr wichtig, Leibnitzens verſchiedene Stellung als Verfaſſers des politiſchen und des juridiſchen Bedenkens zu unterſcheiden.) Die securitas externa aber, von welcher auf dem Reichstage gewöhnlich vorwiegend die Rede war, bezog ſich auf die, bekanntlich ſehr ſchlecht beſchaffene, und der Reform ſtets bedürfende Reichskriegsverfaſſung, welche mit noch weit mehrerem

Rechte das Palladium des Reichs heißen konnte. — Zur Erläuterung dieſer wichtigen Punkte können wir nicht beſſer thun, als eine Stelle aus Pfiſters Geſchichte der Teutſchen (V. 201.) hieher ſetzen, welche ſich eigentlich auf die Verdienſte des edeln Churfürſten Johann Philipp bezieht und ganz wie zur Vorbereitung dieſes „Bedenkens“ Leibnitzens vom Jahre 1670 hingeſtellt zu ſein ſcheint. Sie lautet dort: „In den Reichsverhältniſſen zeigte dieſer Erzkanzler ebenſo patriotiſche Geſinnungen *): er ſuchte die Partheien zu vergleichen oder doch zu beſänftigen. Da die Untauglichkeit der alten Reichskriegsverfaſſung am Tage lag, und der Reichstag mit den Berathungen über „Sicherſtellung des Reichs überhaupt nach innen und außen (Leibnitzens securitas interna et externa) nicht weiter kam, arbeitete man von verſchiedenen Seiten wenigſtens theilweiſe neue Formen unterzulegen (wie ein ſolches in dem „Bedenken“ offenbar geſchieht); vor allen die vordern Kreiſe in eine engere Vereinigung zu bringen, und dieſe hernach auf die ganze Reichsverfaſſung auszudehnen. Ueberhaupt hat ſich der Gedanke, daß die Formen des Reichsverbandes ſich verjüngen laſſen, auch in den folgenden Perioden nie ganz verloren.“ Der Verfaſſer ſetzt noch hinzu: „Die Fortſchritte der einzelnen Staaten in der Ausbildung ihrer beſtehenden Soldaten hätte billig auch auf das Reich zurückwirken ſollen.“ —

Suchen wir uns jetzt einige nähere Momente dieſer wichtigen Zeitangelegenheit zu vergegenwärtigen. In den etwa vierjährigen Zeitraum der Entfernung und Abweſenheit Boineburgs von Mainz fiel die Eroberung der ſpaniſchen Niederlande durch Ludwig XIV. im Jahre 1667, deren glücklicher Erfolg ſeinen Planen auf Macht und Herrſchaft über

---

*) Dies iſt mit Bezug auf die mehrgedachten, ſo eben von Pfiſter nacherzählten, angeblichen Vorſchläge Johann Philipps und Boineburgs zur Vereinigung der chriſtlichen Kirchen im Jahr 1660 geſagt, welche (am angezeigten Orte) kritiſch beleuchtet werden ſollen.

Europa den größten Vorſchub that. Als Boineburg, wie ſchon erwähnt, in den alten Kreis zurückkehrte, wurde der Friede zu Aachen (im Mai 1668) eben abgeſchloſſen. Auch iſt bereits (S. 27.) gedacht werden, daß Ludwig XIV. (am 11. September 1668) auf dem Reichstage den Antrag ſtellte, zum Mitſtand des Reichs angenommen zu werden. — „Indeſſen", ſchreibt Pfiſter (a. a. O. 51), „indeſſen gab das Anſinnen doch Anlaß, die Frage von der Sicherſtellung des Reichs wieder ernſtlicher vorzunehmen. Man vereinigte ſich, die im letzten Türkenkriege beſchloſſenen 20,000 Mann zu Fuß und 10,000 zu Pferd wieder aufzuſtellen. Uebrigens (heißt es weiter) wurde das Nähere an die Kreiſe verwieſen, und ſomit, wie gewöhnlich, auf die lange Bank geſchoben. (Nur der Federkrieg zwiſchen franzöſiſchen und deutſchen Schrifſtellern ging ſeinen Gang)." Dies war im Januar 1669.

Wie es im nächſten Jahre mit dem Punkte der Securität auf dem Reichstage herging, nachdem dieſe durch die Wegnahme Lothringens mitten im Frieden am 25. Auguſt 1670, im höchſten Grade gefährdet ſchien, lernt man am anſchaulichſten aus folgenden, dem Theatrum Europäum (X, p. 356) entlehnten Berichte: „Mit ausgehendem Jahr (1670) hat man auf dem Reichstag das aufgeſetzte Project wegen der Difficultät, ſo ſich in dem fürſtlichen Collegium, die Perpetual-Capitulation betreffend, eräuget, dem Reichs-Director übergeben, um ſelbiges dem Churfürſtlichen und Reichsſtädtiſchen Collegio zu communiciren; weil aber dieſe Sache nicht ſo geſchwind terminiret werden können, hat man inmittelſt die Puncta von dem Münzweſen in Berathſchlagung gezogen, (vergl. Bedenken I, 5), wiewohl auch ohne Succeß, weil man wegen verſchiedener Meinungen hierin keinen gewiſſen Schluß machen können. Eben ſo wenig hat man mit dem Punkte, die allgemeine Securität des Reichs betreffend, fortkommen können; wiewohl dieſelbe von vielen Ständen ſehr eifrig betrieben wurde, alldieweilen Andere ſo viel neue Diffficultäten auf die Bahn gebracht, daß daß man nicht dafür hielte, daß ſelbige bey dieſer Reichsverſammlung würde ausgemacht werden können.“ — In dieſem Geiſte ſorgte man auf dem Reichstage für die Sicherheit des Reichs!

Als im Frühjahr 1672 der Rachekrieg Ludwigs XIV. ausgebrochen war, als endlich im Jahre 1674 das Reich Frankreich den Krieg erklärte, war man noch mit dem Punkte der Securität auf verfaſſungsmäßigem, gewöhnlichem Wege, keinen Schritt weiter gekommen. Das Nähere und zugleich für den von uns umfaßten Zeitraum Abſchließende geben wir wieder nach Pfiſter (V, 62): „Am 31. März 1674 erfolgte das Reichsgutachten über eine rechtſchaffene, einmüthige Zuſammenſetzung zwiſchen Oberhaupt und Gliedern. Der Kaiſer beſtätigte ſolches und ermahnte zur Vollziehung um ſo mehr, da die ſeitherigen Berathungen über den Punkt der allgemeinen Sicherſtellung des Reichs noch nicht weiter vorgerückt waren. Ein ferneres Reichsgutachten (vom 25. April) trug darauf an, einſtweilen und bis zur völligen Berichtigung jenes Punktes die Kreiſe durch Excitatorien zur ſchleuniger Abſchickung ihres Contingents und zur Vereinigung mit der kaiſerlichen Armee aufzufordern: welches wiederholte Gutachten auch vom Kaiſer beſtätigt wurde.“ —

So viel von der Geſchichte der Berathungen über den Punk der Securität auf dem Reichstage von 1668 bis 1674, beim Ausbruch des Reichskrieges, wodurch die Abfaſſung eines Bedenkens im Jahre 1670, „dieſen Punkt auf feſten Fuß zu ſtellen,“ hinreichend motivirt erſcheint. Daher ſagt Leibnitz (I, 8): Es ziehen aber dieſe Worte (punctus securitatis) ein Großes nach ſich, und wird durch bloße Reichsverfaſſung und ſtets währende Miliz, wo nicht anderswo auch geholfen, nicht feſtgeſtellet.“ Hier beleuchtet er nun (9—22) die Mängel der Reichsverfaſſung und die Hinderniſſe zur Feſtſtellung jenes Hauptpunktes und wirft dann die Frage auf: „Soll denn aber gleichwohl ſolcher Hinderniſſen wegen der ſo wichtige punctus securitatis publicae unerörtert bleiben? Mit Nichten. Und würden wir bey der Poſterität dieſe ſchändliche Nachläſſigkeit nicht verantworten können.“ —

Demnach, fährt Leibnitz (24) fort, ſind mit Verſtand und Anſehen begabte, in der teutſchen Republik verſirte Leute in die Gedanken gerathen, daß durch kein einzig Mittel, als eine wohlformirte, beſtändige Allianz Teutſchland wider innerliche Unruhe, und äußerliche, mehr und mehr ein gefährliches Ausſehen gewinnende Macht in Sicherheit beſtändig zu ſetzen: — (daß) nichts anders, als eine Particular-Union gewiſſer conſiderabler, der Gefahr näheſt, oder des Reichs Angelegenheiten ſich für Anderen annehmenden Stände — das iſt, eine Allianz zu machen übrig.“ — Bei dieſem wichtigen Punkte dürfen wir verweilen, weil von ihm aus faſt ſämmtliche Fäden der Discuſſion in beiden Theilen des Bedenkens auslaufen.

Wen meint alſo der Verfaſſer unter „den mit Verſtand und Anſehen begabten und in der teutſchen Republik verſirten Leuten?“ Es ſind offenbar zunächſt der Churfürſt von Mainz und der Baron von Boineburg; und zum dritten konnte er mit gutem Recht ſich ſelber, als Verfaſſer des Bedenkens, dazu rechnen. Darin nemlich beſteht der hiſtoriſche und urkundliche Werth dieſer Denkſchrift, daß wir hier nicht die individuellen, iſolirt ſtehenden Anſichten des vierundzwanzigjährigen Leibnitz, ſondern die Wünſche und Beſtrebungen des Kabinets erfahren. Gleichwohl waltet hier ein ganz eigenthümliches, der nähern Betrachtung ſehr bedürftiges Verhältniß. Wäre nemlich, wie man nach frühern Vorſtellungen zu denken geneigt ſein möchte, Boineburg der Miniſter Johann Philipps, und Leibnitz der Sekretair Boineburgs geweſen, dann allerdings wäre das Verhältniß ſehr einfach und regelmäßig. Leibnitz wäre in dieſem Falle der anſpruchsloſe Interpret

Boineburgs, als des Rathgebers Johann Philipps. Allein ſo iſt es nicht; vielmehr ſtehen die drei: der Churfürſt, Boineburg und Leibnitz in einer gewiſſen, wenigſtens formellen Unabhängigkeit nebeneinander. Es iſt namentlich, was das Verhältniß Leibnitzens als Staatsdieners am Mainzſchen Hofe betrifft, nicht einmal ausgemacht, ob derſelbe im Auguſt des Jahres 1670, als er den erſten Theil des Bedenkens ſchrieb, als Rath bei dem Kanzlei-Reviſions-Gerichte zu Mainz bereits angeſtellt war. Geſetzt aber (was wir bald unterſuchen wollen) er war es — ſo bliebe hier nichts deſtoweniger ſeine Stellung zu Boineburg vorwiegend in Betracht zu ziehen, und dann finden wir, daß Leibnitz im Allgemeinen ſo zu Boineburg ſteht, als dieſer zu Johann Philipp. Das Perſönliche ſpielt alſo bei der zergliedernden Betrachtung dieſes politiſchen Bedenkens eine wichtige Rolle, wenigſtens ſo weit es als Träger des Allgemeinen und Geſchichtlichen erkennbar iſt. Wenden wir daher hierauf zunächſt unſre Aufmerkſamkeit, indem jedes dieſer individuellen Verhältniſſe zuletzt in der Betrachtung des Allgemeinen aufgehen wird.

Wenn wir oben gelegentlich (S. 47) bemerkten, daß Leibnitz im Jahre 1670 zu Mainz angeſtellt worden, ſo berichtigten wir ſtillſchweigend die Angaben der bisherigen Quellen für Leibnitz's Biographie, namentlich Eckharts und des Verfaſſers des Elogiums in den Acta Eruditorum 1717, Chriſtian Wolfs, welcher, wie er geſteht, die Materialen von Eckhart dazu erhalten hat. *) Nach dieſen Berichterſtattern wäre Leibnitz bereits im Jahre 1669 in Mainz angeſtellt worden. Sie ſtützten ſich nemlich auf die, oben von

---

*) Daß der Philoſoph Chriſtian Wolf der Verfaſſer dieſes Elogiums geweſen, berichtet Ludovici, Entwurf einer Hiſtorie der Wolfiſchen Philoſophie II, p. 82. — (Im Vorbeigehen ſei bemerkt, daß Johann Georg von Eckhard, ehe er geadelt wurde, ſich Eccard ſchrieb; wir nennen ihn hier durchweg Eckhart.)

uns widerlegte Anſicht, der Pfalzgraf von Neuburg habe Leibnitzen für die Schrift, die er zu ſeinen Gunſten herausgegeben, eine anſehnliche Bedienung an ſeinem Hofe angeboten, welche er auf Boineburgs Rath ausgeſchlagen und dafür die Stelle eines Kanzlei-Reviſionsraths bei dem Churfürſten von Mainz angenommen habe. Wir haben uns jetzt nach neuen Daten umzuſehen, um den Zeitpunkt, wann Leibnitz in Mainz angeſtellt worden, ſo genau als möglich zu ermitteln. Dieſe Data lehren nun, daß die Anſtellung nicht vor dem Sommer 1670, doch noch vor Ablauf dieſes Jahres erfolgt iſt. Das letztere beſagt folgendes unzweideutige Bekenntniß Leibnitzens, in ſeinem Briefe an Peliſſon (vom 19. November 1691. Opp. I, 34.): — — „La jurisprudence et l'histoire m'ont occupé dès ma jeunesse, et ce fut déja à l'âge de vingt-quatre ans que je fus Assesseur ou Conseiller d'un Electeur Ecclesiastique, car les Electeurs ont le privilège *de non appellando*" (Vergl. Leibnitz an Seb. Kortholt, Opp. V, 303). Dies war alſo 1670, da Leibnitz den 21. Juni 1646 geboren wurde. Das Bedenken (1. Theil) ſchrieb Leibnitz zu Anfang des Auguſt 1670. Wir wiſſen nun aber aus einem Schreiben Boineburgs an Conring vom 22. April 1670 (Gruber II, 1287), daß Leibnitz gegen Anfang des Mai 1670 noch als Privatmann in Mainz lebte*). Wenn er nun im Sommer oder ſpäteſtens im Herbſte dieſes Jahres angeſtellt wurde, ſo ſieht man ſchon, daß dieſe ganz neuerdings erworbene, oder eben zu erwerbende Würde im Staatsdienſte mit der Abfaſſung des politiſchen Bedenkens in keinem nähern Zuſammenhange ſtand; und obſchon dieſelbe für Leibnitzens Stellung und Perſönlichkeit überhaupt von großer Bedeutung war (vielleicht war Leibnitz der einzige Proteſtant in dieſem, unter einem katholiſchen Prälaten ſtehenden, hohen Kollegium); obſchon ferner Leibnitz als Juriſt, nach dem damaligen Standpunkte der Staatswiſſenſchaften und der Staatsverwaltung, zur Abfaſſung eines politiſchen Bedenkens ſich vor andern berufen wußte, ſo ſcheint dennoch dieſe Würde an unſerm Ort nicht ſehr urgirt werden zu dürfen*). —

---

*) In dem Briefe an Orbanus (a. a. O.) leſen wir einen ſcheinbaren Widerſpruch gegen obige chronologiſche Beſtimmungen: Juvenis admodum inclyto Viro, Dno. Johanni Christiano Baroni Boineburgio, familiaris factus sum, cum Consiliarium Eminentissimi Electoris Moguntini, Johannis Philippi in Revisionum collegio agerem. Hiernach ſcheint es, als wäre Leibnitz ſchon 1668 chur-mainziſcher Rath geweſen. Dies war indeß nicht der Fall; — man ſieht aber auch bald, daß es hier Leibnitz nicht darauf ankam, chronologiſche Beſtimmungen ſeiner Lebensgeſchichte zu geben, ſondern daß er nur allgemein ſeine damaligen Verhältniſſe zum Hofe und zu Boineburg klar machen wollte. Man merke auch, daß er ſich als den Freund des letztern (und mit Recht!) einführt.

Wir wenden uns jetzt zu Boineburg. Seit ſeiner Rückkehr aus Polen, wo er ſo unglücklich geweſen, lebte er wieder in Mainz ganz von den Geſchäften zurückgezogen, als Privatmann, und ſuchte ſeinen Verluſt an Zeit, Mühe, Ruhm und Vermögen möglichſt zu verſchmerzen. Seine Bekenntniſſe aus dieſer Periode, nemlich aus der erſten Hälfte des Jahres 1670 ſind zum Verſtändniſſe der uns angehenden, individuellen wie allgemeinen Zuſtände höchſt anziehend und unterrichtend. So leitet er den unterbrochenen und neuerdings wieder angeknüpften Briefwechſel mit Conring, vom 15. Januar 1670, (Gruber II, 1277—78) durch folgende Confeſſion ein, wonach ſein perſönlicher Antheil an dem politiſchen Entwurfe im Auguſt und November ſchon einigermaßen beſtimmt werden könnte. „Uebrigens melde ich, was meine Perſon betrifft, nur Weniges. Noch lebe ich innerhalb der Grenzen eines Privatmanns

---

*) Wenn Ludovici (I, 59) das rechte Jahr der Anſtellung Leibnitzens in Mainz, 1670, trifft, ſo kommt dies bei ihm durch einen doppelten Irrthum heraus: 1) nimmt er mit den Actis an, daß Leibnitz einen Antrag von Pfalz Neuburg erhielt 2) daß die Wahl des neuen Königs von Polen im Juni 1670 vorgenommen wurde — da ſie doch bekanntlich 1669 geſchehen. So kam er auf das Jahr 1670! —

(sum adhuc intra modum privati), und freue mich meiner Lage ganz beſonders, indem ich den über unſern Nacken ſchwebenden Einſturz der Angelegenheiten unſers Vaterlands (rerum nostratium impendentem cervicibus nostris ruinam) aus verſchiedenen Urſachen ziemlich klar vorherſehe (provideo), und die Stellung und die Unmäßigkeit (intemperies) der Höfe daneben mir, ſo oft ich an dergleichen denke, Schwindel erregt. Du ſiehſt die ſchlüpfrigen Wege in der Verworrenheit des Jahrhunderts, und wie alles unſicher iſt." — Merkwürdig iſt es, daß er hiemit ſeine politiſchen Bekenntniſſe darum abgebrochen wiſſen will, „weil gegenwärtig unter dieſer räuberiſchen Frechheit alle geheim beförderten Briefe erbrochen würden."

Hierauf antwortet ihm Conring vom 16. Februar: „Daß er ſchon ſeines längern Stillſchweigens wegen in Unruhe geſchwebt habe, ob ihm etwa am Hofe zu Mainz etwas Unangenehmes begegnet wäre; um ſo mehr freue er ſich, daß ſeine frühere Gunſt in jener Athmoſphäre dieſelbe geblieben ſei (nunc autem integrum favorem tuum pristinum esse intelligo). Nicht minder freue ihn, etwas über ſeinen gegenwärtigen Zuſtand zu erfahren, welchen er, bei der jetzigen Lage der Dinge für Boineburg ſehr nützlich finde — „cum collabescenti reipublicae a prudentibus consiliis tuis vix liceat remedium expectare!" Hier folgt eine beredte Schilderung von dem traurigen und kläglichen Zuſtande der vaterländiſchen, innern wie äußern Angelegenheiten. *)

Boineburg ſchreibt nun in Erwiederung auf Conrings obige Aeußerung, vom 22. April 1670 (II, 1285): „Ich bin ganz deiner Anſicht, daß dieſer mein von allem Gewühl der Ge-

---

*) „Scilicet eo jam deventum pene est, ut propediem, nisi Deus vicinorum felicitatem insperato aliquo malo sufflaminet, aut nullam aut novam habituri simus rempublicam; domesticis nostris omnibus luxuria, luxu, desidia, discordia jam deplorate corruptis, populoque passim in summam egestatem durissimo dominatu redacto."

ſchäfte befreiter Zuſtand meinem Geiſte und allen meinen Angelegenheiten ganz beſonders zuſage, und ich will aufrichtig dahin arbeiten, wenn es Gott ſo will, daß ich in dieſem Zuſtande alt werde.“ Weiter unten meldet er, daß er vor wenigen Tagen ſein 48ſtes Jahr zurückgelegt habe. Ueber die politiſchen Zuſtände ſchreibt er die bedeutenden Worte: „Germania modo stat seu haeret in praecipiti adeo usque, ut vix ei subveniri posse quoquo modo videatur. Loqui de talibus coramque cum de malorum caussis, tum remediis agitare, o! quam vellem!“ — Wir können dieſes Bekenntniß als den Keim des in Rede ſtehenden politiſchen Entwurfs anſprechen: denn wonach Boineburg ſo ſehr ſich ſehnt, ſich mündlich über die Urſachen der Uebel und ihre Heilmittel mit einem Freunde zu beſprechen, dies hat er gegen Leibnitz, bei Muße, in Schwalbach gethan. In demſelben Briefe giebt er auch Conring zum erſtenmale eine ausführliche Schilderung von Leibnitzens Stand, Geiſt und Charakter — wir müſſen hier aber vorübergehen, um die eben angeregte Spur, ſo weit als ſie ſich darbietet, zu verfolgen. Dieſe findet ſich in dem, in dem Gruberſchen Corpus vorhandenen, letzten Briefe Boineburgs an Conring aus dem Sommer 1670, ehe er in das Bad Schwalbach abging, nemlich aus Mainz vom 14. Juni 1670 (II, 1297). Er beginnt mit einer Entſchuldigung ſeines längern Schweigens. „Auf dein Schreiben vom 23. Mai habe ich ſchon ſehr lange antworten wollen, allein ich wurde bis heute nach den verſchiedenſten Seiten außerordentlich hin und her gezogen; auch bin ich von Hauſe abweſend geweſen. Jetzt vom Churfürſten von Trier zurückgekehrt, ſtrebe ich zu dem Churfürſten von der Pfalz: darauf zu dem Sauerbrunnen (Schwalbach nemlich: tum ad acidulas). Der König von Frankreich iſt (von den Bädern zu Aachen, vergl. II, 1286) richtig nach Hauſe zurückgekehrt, und wir fürchten nichts weiter. In Wien geht alles einen intricaten und langſamen Weg und des Kaiſers Gutheit mißbrauchen Alle. Die Tripelallianz wird durch ſo mannigfaltige und ſich kreuzende Wünſche und Hoffnungen durchlöchert, daß über ihre Feſtigkeit (solidamentum) nichts Gewiſſes und Zuverläſſiges gilt. Auf dem Reichstage wird nichts gefördert; durch weſſen Schuld — obſchon wir es wiſſen — werde ich jedoch niemals ausſprechen. Die Stände machten vor dieſem mit dem Reichstage Lärm. (Bekanntlich wurde die Reichsdeputation zu Frankfurt, welcher der Reichstag zu Regensburg folgte, nur mit dem größten Widerwillen von Chur-Mainz, noch während Boineburg's Verwaltung, aufgelöſt). Jetzt haben ſie ihn; allein ſie verſtehen es nicht, ihn zu benutzen. (Status antehac comitia crepabant. Jam habent; sed uti nesciunt). Es iſt eine alte Rede: Die Deutſchen ſchreien; aber ſie thun nichts; die Gelegenheit, für ſich zu ſorgen, auch wenn ſie dieſe noch ſo ſehr in ihrer Gewalt haben, laſſen ſie vorübergehen. *)“ — „Möchte doch ein Vermittelnder aufſtehen zwiſchen den Theilen, welche, möge Gott es abwenden, gegen einander Krieg führen werden, — welche jedermann kennt! (Frankreich und Holland). Jener vermittelnde Theil könnte recht gut in's Daſein gerufen werden, wenn die Kraft alter Entſchließungen in unſere Seele wiederkehrte (Illa conflari

---

*) Vetus vox est: Germani clamant: agunt nil: occasione excidunt sibi accomodandi; etiamsi vel in numerato habent. Viel nachdrücklicher und ſchärfer ſchrieb Boineburg in ſeinem freiwilligen Exil vom Hofe 1666 (an Linker I, 12): Impedita hodie patriae opera navatur, plerisque respectantibus externos. Miseri sumus Germani. Alienae ambitioni sanguinem commodamus. Poteramus majorum exemplo sine cupiditate, sine impotentia, quieti omnibusque reverendi vivere. Helvetii rectius sapiunt, prisca indole securi. Nos alienis bellis [illegible] accessio, et materia sumus praedae parata. Accidit nobis quod incautis aviculis, quae parantem laqueos et retia tendentem aucupem ex vicina arbore secure despectantes, exitium parari non advertunt . . . Vergl. Bedenken I, 6. und 87 ff. und die Mittheilung aus Boineburgs Briefen oben S. 33. Anm.

posset optime, si pristinorum consiliorum robur in praecordia rediret). Allein *Alles iſt gegenwärtig unſicher*, ja nicht einmal der Gedanke hat Sicherheit genug. Bis auf einen ſolchen Grad verwickeln ſich jetzt überall die Dinge.“ — — Ganz deutlich, und viel beſtimmter als in dem Briefe vom 22. April ſieht man hier, worauf der patriotiſche Staatsmann hinaus will; das „Bedenken“ vom Auguſt dient dieſen dunkeln Worten als Kommentar; denn wer merkte nicht, daß er unter der „media quaedam pars“, welche ſich zwiſchen die Krieg drohenden Mächte vermittelnd, doch kräftig werfen ſoll, nichts anders als die teutſch *geſinnte Allianz* deutſcher Fürſten meint, welche *Leibnitz*, wie wir geſehen, als das noch einzig übrige Mittel, die Sicherheit des Reichs nach innen und außen feſtzuſtellen, vorſchlägt? —

Wenn dem ſo iſt, ſo fragt es ſich, welchen Antheil man *Leibnitz* an der Erfindung, Durch- und Ausführung des betrachteten politiſchen Entwurfs zugeſtehen ſolle, den er im Juli, wie wir aus dem Anfang des zweiten Theils erſehen, concipirt, und Anfang Auguſt zu Papier gebracht hat. Nach einer unpartheiiſchen Berückſichtigung aller zu unſrer Kenntniß gelangten Momente dieſes in ſeiner Art einzigen Verhältniſſes, ergiebt ſich nun ſo viel, daß jener Entwurf, wie er vor uns liegt, ſowohl der Erfindung, als der Ausführung nach, weder Boineburg, noch Leibnitz, dem einen oder dem andern Theil, ſei es überſchätzend, ſei es herabſetzend, allein und einſeitig zuzuſchreiben, ſondern als *das Ergebniß gemeinſchaftlicher, vertraulicher Berathung, wie zwiſchen Freunden*, zu betrachten ſei, wo Gleichheit der Geſinnung und des Charakters auf ein und das nemliche Ziel hingeleitet hat*). Sollte dieſe Entſcheidung Jemandem immer noch zu partheiiſch für Leibnitz lauten, ſollte man wegen des großen Abſtandes zwiſchen Boineburg und Leibnitz an Jahren, an Welterfahrung, dieſen doch nur die Rolle des Sekretairs hiebei ſpielen laſſen wollen, ſo ſind wir freilich diesmal noch nicht im Stande, auf die Geſchichte desjenigen politiſchen Entwurfes hinzuweiſen, welchen beide Freunde das Jahr darauf 1671 und Anfang 1672 in Gemeinſchaft ausführten, nemlich: Ludwig XIV. zu einer Waffenunternehmung gegen Aegypten und ſo zu einem indirekten Angriffe auf die Holländer zu bewegen. Die Geſchichte dieſes Entwurfs, welche auf das Bedenken von 1670 und beſonders das Verhältniß zwiſchen Boineburg und Leibnitz die hellſten Lichter werfen wird, ruht bisher noch theils ganz im Dunkeln, theils iſt ſie nur bruchſtückweis und in der Hauptſache ganz entſtellt, ja ungereimt dargeſtellt worden; wofür wir aus der neueſten Zeit noch Pfiſter anführen müſſen, welcher (a. a. O. V., 56) das Unglaubliche und Abentheuerlichſte als etwas, das ſich ganz in der Ordnung befinde, ganz unbewußt vorgetragen hat. — Einſtweilen geben wir jedoch dem Unbefangenen das hohe Anſehen zu bedenken, in welchem Leibnitz, obſchon ſo jung und in einem Verhältniſſe der Pietät, damals bei Boineburg geſtanden, ſo daß dieſer den jungen Mann ganz als ſeinen Freund und Vertrauten ſehr oft in ſeinen Rath gezogen hat. Wir haben mehrmals des handſchriftlichen Memorials Leibnitzens aus Paris an die Familie Boineburgs gedacht und beziehen uns hier wieder darauf. Es heißt dort: „Senſten kann ich nicht erzählen, wie oft dem Baron ſeel. über allerhand vorfallende Religions- ſowohl als Staats-Angelegenheiten mein Bedenken

---

*) Auf die politiſchen Entwürfe, welche Boineburg in ſeiner Verbindung mit Leibnitz in den Jahren 1670—1672 beſchäftigten und welche mit dem Entwurfe von 1670 keinesweges abgeſchloſſen waren, zielen folgende bedeutende Wendungen in dem erwähnten Epitaph, das Leibnitz auf B. gemacht hat:

— Mox alius gliscit fatis urgentibus ignis
Nec tunc consiliis defuit ille bonis.
Credita sed nunquam Cassandrae tristia vati
Heu nimium verum comprobat ipsa fides. —

ſchriftlich geben; deren er ſich an gehörigem Ort bedient — — „Offenbar iſt das Bedenken aus dem Sommer 1670, ohne Zweifel das bedeutendſte von allen „Bedenken, welche Leibniz in Staatsangelegenheiten dem Baron ſchriftlich gegeben“ ſtillſchweigend hierunter von jenem ſubſumirt. Und „ein Bedenken geben“ iſt doch wohl deutlich genug. — Um ein anderes ungedrucktes Zeugniß für unſre Anſicht aufzuführen, ziehen wir folgende Stelle aus einem Briefe Boineburgs an Leibniz nach Paris vom 7. November 1672 hieher, welche ſich auf des Erſtern Angelegenheiten bezieht: „Quid agam? ſchreibt er dort, Tuo in consilio et judicio ac advisu omnia mea sita sunt modo“. Kann man erwartungs- und hochachtungsvoller reden? —

Jetzt aber, da wir uns die beiden Freunden vorſtellen, wie ſie in Schwalbach*) gemeinſchaftlich die Mittel zur Wiederherſtellung der ſchwankenden Angelegenheiten Deutſchlands und zwar im Juli und Auguſt 1670 (vor der franzöſiſchen Occupation Lothringens), mit einander berathen, und wovon wir das Ergebniß in dem erſten Theil des Bedenkens vor uns haben; — wenden wir uns zur Betrachtung der politiſchen Lage des Churfürſten von Mainz, Johann Philipp; denn dieſe wird für die Wünſche, Ausſichten und Vorſchläge der berathenden Freunde das definitiv Maaßgebende ausmachen.

Wir haben oben, als wir die Geſchichte des deutſchen Reichs in ſeiner Beziehung zu dem übrigen Europa bis zu der Stiftung und endlichen Auflöſung des Rheiniſchen Bundes flüchtig zeichneten*), von der Politik Johann Philipps mehr die allgemeine Seite hervortreten laſſen; und gewiß iſt dieſe bei der Würdigung des Boineburg-Leibnitzſchen Entwurfs immer im Auge zu behalten; denn nur daher, daß der Churfürſt von Mainz das Reichsdirektorium führte und nächſt dem Kaiſer für die Reichsangelegenheiten am meiſten zu wachen, auch in der Stiftung des Rheiniſchen Bundes früher die Initiative ergriffen hatte, daher, ſage ich, erklärt ſich das ſonſt auffallende Faktum, daß Leibnitz in Mainz ein Bedenken zur Feſtſtellung der allgemeinen Securität überhaupt aufgeſetzt hat. Nun hatte aber Johann Philipp auch als Reichsſtand und ſouverainer Fürſt, und zwar, wie gleich anfangs angemerkt worden, als der mächtigſte geiſtliche Fürſt durch die Vereinigung mehrerer, ſonſt getrennter Würden und Herrſchaften, einiges Gewicht in die Schale zu legen; wenn auch nicht allein und gegen die übrigen Reichsſtände und am allerwenigſten gegen eine Macht wie Frankreich, doch immer als Verbündeter anderer Mächte; und wir werden bald einen Fall anführen, der beweiſt, wie ſehr ſein Bündniß geſchätzt und geſucht wurde. Dies giebt nun auch dem „Bedenken“ einen neuen Werth, daß es ſich nicht in der Weite des Allgemeinen verhält, ſondern ſich durchaus innerhalb des Intereſſe von Mainz als ſelbſtſtändiger, deutſcher Macht begränzt, daß es hievon den Ausgang nimmt und ſelbſt die allgemeinen Zwecke deutſcher Politik nach dem ſpeziellen Intereſſe von Mainz modificirt, und alsdann auch dieſe Macht als ein Glied des größern Ganzen und Einen betrachtet, welchem nur in und mit dem Ganzen wohl ſein könne. Ein Hauptwerth der Schrift liegt in ihr, als Quelle der Spezialgeſchichte von Mainz unter der Regierung Johann Philipps.

---

*) Schwalbach war im 17. ja ſchon im 16. Jahrhundert den Sommer über ein berühmter Sammelplatz aller in der Nähe lebenden Gelehrten, Geiſtlichen und Staatsmänner. Wir leſen z. B. in Leibnitzens Bedenken über des Renault Buch: „Von unſerer lieben Frauen“ (Mon. Auszug 1702) von einem Colloquium, das „der berühmte Theologus von Heidelberg, David Paräus mit dem nicht weniger berühmten Jeſuiten Martino Becano von Mainz beim Sauerbrunnen zu Schwalbach gehalten.“

---

*) Er lief zu Ende am 15. Auguſt 1667 (Gruber II, 1064) während des Feldzuges Ludwigs XIV. in den Niederlanden. Die katholiſchen Mitglieder ſtimmten zwar (am 18. Jan. 1668) für die Fortſetzung, indeſſen erloſch er völlig. Pfiſter V, 50.

Dies giebt denn auch dem Verfaſſer des Bedenkens den Faden zur Entwickelung ſeiner Propoſitionen, welche durchgängig auf die hiſtoriſch-politiſchen Verhältniſſe der unmittelbarſten Gegenwart (Sommer 1670) gebaut ſind. Die allgemeinen Ereigniſſe werden auf die Bedürfniſſe und die Zukunft von Mainz bezogen.

Wie billig geht der Verfaſſer, ehe er eine *neue* Anſicht aufſtellt, von dem gegenwärtig (1670) Beſtehenden, nemlich der *Tripelallianz* aus, auf deren mißliche Lage ſchon Boineburg in ſeinem Briefe vom 14. Juni hingewieſen hat. Nachdem die Rheiniſche Allianz erloſchen war, hatte an allgemeiner Bedeutung und Wirkſamkeit jener berühmte Dreibund ihre Stelle eingenommen. Sein Urſprung iſt bekannt. *Holland* hatte ſich mit *England* und *Schweden* (am 23. Januar 1668) dazu als einem Bündniſſe für *die allgemeine Freiheit gegen Frankreich* vereinigt und Ludwig XIV. genöthigt, bei ſeinen Eroberungen, welche ihm durch den Aachner Frieden geſichert wurden, einſtweilen ſtill zu ſtehen. Daher auch nach Leibnitz (Wdken I, 25) um das Jahr 1670 „verſtändige Leute“ ſie als einen feſten Stützpunkt den deutſchen Patrioten empfahlen „dieweil ſolche mit dem Reich einerlei Zweck habe, indem *Beider* Intereſſe, die Sachen *in gegenwärtigem Stand zu conſerviren*, bei fürfallenden Strittigkeiten ſich ins Mittel zu ſchlagen, *alle Gewaltſamkeit in der Chriſtenheit zu hindern*, gemeine Ruhe *zu conſerviren*, und ſonderlich *Frankreich*, deſſen *Progreſſus auch dem Reich formidabel*, von fernern *unverſehenen*, geſuchten, unerwieſenen Prätenſionen und *Conqueſten abzuhalten*.“ —

Wenn die Tripelallianz wirklich ſo Großes leiſtete, alsdann hätte vielleicht Leibnitz ſeinem Hofe geradesweges den *Eintritt* in die Tripelallianz rathen dürfen — und nicht blos Chur-Mainz, ſondern allen Ständen des deutſchen Reichs ſammt dem Kaiſer — wie denn wirklich gleich anfangs, obwohl vergeblich, verſucht wurde, den Kaiſer in die Garantie des Aachner Friedens und zugleich in die Tripelallianz aufzunehmen, kurz aus der Tripel- — eine Quadrupel-Allianz zu bilden; ein Plan, welchen, nach den Briefen des Ritter Temple, vorzüglich Lord Arlington hintertrieben hat.

Doch ſo leicht hat es ſich Leibnitz nicht machen können. Seine eigene Ueberzeugung, ſieht man wohl, ſteht von Anfang an feſt, daß es (im Juli 1670) mit der Tripelallianz bereits höchſt unſicher ſtehe (worin er nur Boineburgs Anſicht theilt), und wirklich ſpricht er zuletzt dieſe Ueberzeugung unumwunden aus — doch beginnt er behutſam die politiſche Dialektik gegen die Anhänger der Tripelallianz im Reiche (er nennt ſie die Tripliſchen, wie ihre Gegner die Antitripliſchen) — und ſpricht zuerſt nur von Vorſichtsmaßregeln (Präcautiones), wobei, wie geſagt, auf die Lage der Länder des Churfürſten von Mainz vorzüglich geſehen wird. Bei ſolchen Maßregeln, meint der Verfaſſer, dürfte vielleicht ein Bündniß mehrerer deutſcher Stände unter Leopold, als Haupt des Hauſes Oeſterreich, eine Berührung mit der Tripelallianz nicht gerade ſcheuen. Dieſe Maßregeln wären:

1. (Nr. 34) Der unmittelbare Zweck und Titel ſolcher Allianz habe ſich zu beſchränken Securitas Imperii et conservatio status praesentis zu ſein — während die Tripelallianz viel weiter und auf die Ruhe ganz Europa's gehe. Dies wird näher motivirt (34—36).

2. Es dürfe keine Trennung im Reiche dadurch bewirkt werden; weil dann anſtatt securitas publica das Widerſpiel, eine innerliche Unruhe, erfolgen, und „dem äußerlichen Unfall Thür und Thor öffnen würde." (Schilderung von dem traurigen Stande der Reichsverfaſſung). — Es würde eine Gegen-Allianz gebildet und Nord-Deutſchland von Süd-Deutſchland getrennt werden. „Man weiß, was bei Ausgang vorigen und Eingang dieſes Jahres in mächtigen Kreiſen unter der Hand geweſen und gekünſtelt worden. Die Execution der Conſilia iſt in der Feder blieben,

weil man auch anderſeits etwas gemächlicher (ſchneller) mit Treibung des puncti securitatis gangen“ (38). Auf welche Umtriebe Leibniz ſo geheimnißvoll anſpielt, hat die Geſchichte offenbart.

Ohne Zweifel ſind hier nemlich von Leibniz die verrätheriſchen Umtriebe der in der Geſchichte jener Zeit berüchtigten Gebrüder Fürſtenberg gemeint, Wilhelm, Franz und Hermann — der Egoniſten, wie man ſie, nach ihrem Stammvater Egon, beißend genannt hat. Obſchon kaiſerliche Unterthanen begaben ſie ſich, weil ſie ſich vom Kaiſer zurückgeſetzt glaubten, gänzlich auf die Seite des Feindes des Vaterlandes. Wilhelm beherrſchte ganz den ſchwachen Churfürſten von Cöln, Maximilian Heinrich von Bayern, und bewog ihn unter andern zu einer Erneuerung der Rheiniſchen Allianz (am 16. Februar 1669. Allgem. Welthiſt. 39, 579). Außerdem hatten jene Fürſten die ernſte Abſicht, einen großen Bund der norddeutſchen Kreiſe indirekt zu Gunſten franzöſiſcher Entwürfe herzuſtellen. Gegen Ende des Jahres 1669 *) kam Wilhelm von Fürſtenberg, als Cölniſcher Geſandter, nach Berlin „mit großen und ſonderbaren Entwürfen.“ Zur Abwendung des Holland drohenden Krieges ſollte ein Bündniß einiger Churfürſten und Fürſten zu Stande gebracht werden — und weil wahrſcheinlich England ſo wenig, als Schweden Holland gegen Frankreich werde halten können und wollen, ſo brachte er nichts Geringeres, als eine Theilung der Niederlande zwiſchen Cöln, Brandenburg, Lüneburg, Neuburg und dem Prinzen von Oranien in Vorſchlag, ſo jedoch, daß die Regierungsform des Staates unverändert, und nur im Namen der verbündeten Mächte geführt und ſtatt der allgemeinen Staaten ein allgemeiner Statthalter beſtellt werden ſollte. „Dies ſchiene zwar einer Chimäre ſehr ähnlich, aber es könnte doch

---

*) Pufendorf, Res G. Elect. M. XI, 4—5. Allgem. Welth. 35, 130—131.

ausgeführt werden, und alsdann würde die Republik allen fürchterlich ſein, und zugleich dreien Reichskreiſen, dem Rheiniſch-Churfürſtlichen, dem Weſtphäliſchen und dem Niederſächſiſchen zur großen Sicherheit gereichen." — Das alſo war das Projekt, worauf Leibnitz anſpielt, und welches an dem Verſtande und Patriotismus des großen Churfürſten ſcheiterte *).

---

*) Rühs (Hiſt. Entwickl. des Einfluſſes Frankreichs u. ſ. w. S. 161) führt dies an, wie ſich gebührte, zum Ruhme des großen Churfürſten. Er erzählt ferner, wie Friedrich Wilhelm für ſich ſelbſt ein Bündniß zur Sicherheit des weſtphäliſchen Kreiſes zu Stande zu bringen ſuchte, daß aber Frankreich bei allen Ständen die Eiferſucht und das Mißtrauen gegen Brandenburg ſo lebendig hervorzurufen wußte, daß ſeine Bemühungen fruchtlos waren. „Man ſuchte ihn auch durch Drohungen abzuſchrecken. Das Verfahren des Churfürſten in dieſen Verhandlungen iſt vielleicht zu ſcheu und bedachtſam, was ſich aus dem Geiſt der Zeit und ſeiner höchſt ſchwierigen Lage leicht erklärt, übrigens aber deutſch und würdig." Wenn Rühs das Verfahren des Churfürſten von Brandenburg (mit Recht) gegen Mißverſtändniſſe ſo trefflich in Schutz zu nehmen weiß — wie erklärt man ſich nur ſeinen Zorn, ſeine immer wiederkehrende Polemik gegen den Freund Friedrich Wilhelms, unſern Churfürſten von Mainz! Von dieſem ſagt er bei dem Jahre 1670 (S. 194): „Auch der Churfürſt von Mainz war für Frankreich, wenigſtens — begünſtigte er keine entſcheidende Entſchlüſſe!" und bald darauf (151): „So war ganz Deutſchland untergraben, verpeſtet, franzöſirt; nur wenige meiſt unbeträchtliche Deutſche Höfe waren von der allgemeinen Anſteckung nicht ergriffen, und unter ihnen war der wichtigſte Churfürſt Friedrich Wilhelm von Brandenburg." Alſo den Hof Johann Philipps zählt dieſer Schriftſteller, welcher (Vorrede XII) verſichert: „er habe keine Beſchuldigung ohne urkundliche oder unwiderlegliche Beweiſe aufgeſtellt" unter die verpeſteten und franzöſiſchen, und als den reinſten Gegenſatz zu ihm nennt er den Brandenburgiſchen. Hat er denn nicht in ſeinem Pufendorf (Lib. XI, 41. ꝛc.) von den ununterbrochenen Berathungen geleſen, die in den Jahren 1671 und 1672 zwiſchen dem Hofe Friedrich Wilhelms und Johann Philipps (durch den Geſandten von Marenholz) zur Abwendung der allgemeinen Gefahr für das Vaterland gepflogen wurden! nichts von den Audienzen, worin Johann Philipp dem Brandenburgiſchen Geſandten ſeine Beſorgniſſe, ſeinen Kummer, aber auch ſeine Handlungen mittheilte? und paßt nicht Rühs's Apologie Friedrich Wilhelms mit noch viel größerem Rechte auf Johann Philipp! — —

Leibnitz giebt hier mit Recht zu bedenken, daß durch eine Gegenallianz der untern Kreiſe das Gebiet des Churfürſten von Mainz von allen Seiten den feindlichen Angriffen blosgeſtellt ſein würde, und ſolche nothwendig vermieden werden müßte. Er macht daher lieber Vorſchläge, ſogar die Antitripliſchen, jedoch ohne daß ſie es merkten, tripliſch zu machen: — dergeſtalt, daß Frankreich ſelbſt ein teutſches Bündniß (wie ehedem das Rheiniſche) befördern müßte. (40—45)

Am wichtigſten nun iſt die dritte Maxime (46), „daß durch ſolche neue Allianz Frankreich keine Gelegenheit zur Feindſeligkeit gegeben werde.“ Dieſer Punkt iſt auf die Lage von Mainz, überhaupt der am Rheine gelegenen Staaten berechnet. Diejenigen, welche Frankreich am nächſten ſind, müſſen mit ihm Freundſchaft halten. Dieſe Freundſchaft würde aber augenblicklich geſtört, wenn ein Reichsſtand am Rheine in die Tripelallianz treten wollte. „Denn die Tripelallianz und ſonderlich Holland, als Heber und Leger dieſes Werks, ſich gleichſam offen vernehmen läſſet: Non plus ultra ....“

Ludwig XIV. hatte nemlich durch den Aachner Frieden von dem Staatspenſionär de Witt ſich überliſtet geſehen, und dieſem blutige Rache geſchworen*). Die ſtolze Siegesmünze, welche die Holländer auf dieſen Frieden hatten ſchlagen laſſen, beleidigte auf's empfindlichſte ſeinen Stolz**). Daher ward der Vernichtungskrieg gegen die Staaten in ſeinem Herzen beſchloſſen, und ſeine Politik ging in dem Zeitraume, den wir hier betrachten, nur darauf aus, die Holländer ſo ſehr als möglich zu iſoliren und zuletzt ihre frühere Freunde und Verbündete ihnen zu Gegnern zu machen. Die Tripelallianz mußte untergraben werden. Dies war mit England und

---

*) Van Kampen Geſchichte der Niederlande 1833. II, 213.

**) Die Inſchrift lautete: Assertis legibus, emendatis sacris, adjutis, defensis, conciliatis regibus, vindicata marium libertate, pace egregia virtute armorum parta, stabilita orbis Europaei libertate (van Kampen II., 221).

Schweden nachgerade gelungen, daher Leibnitz (61) ſagen durfte: „Die Tripelallianz ſtehet gewiß vel partium ipsarum confessione auf ſo ſtarken Füßen nicht.“ Der König von England hatte es von Anfang nicht aufrichtig gemeint. Wenn er im Jahre 1669 den Ritter Gabriel Sylvius nach Berlin ſcheinbar in der Abſicht ſchickte, um Friedrich Wilhelm zum Beitritt in die Tripelallianz einzuladen, ſo war ſeine eigentliche Abſicht, die Geſinnungen des Churfürſten auszuforſchen*). Dieſer dagegen ſandte zu Anfange des Jahres 1670 einen Geſandten nach Frankreich, um von dem wider die Niederlande beſchloſſenen Kriege Gewißheit zu erlangen und in dieſem Falle ſeine Vermittlung anzubieten**). Derſelbe erfuhr bald die Verbindung der Könige von Frankreich und England.

In England waltete 1670 das berüchtigte Miniſterium Cabal. Beſonders thätig gegen das Intereſſe ihres Vaterlandes waren darin der Chevalier Thomas Clifford, der Graf von Arlington und der Herzog von Buckingham***). Colbert ſchrieb damals als Geſandter in London an den Marſchall von Turenne: „er habe die ſich weit erſtreckende Freigebigkeit ſeines Königs die engliſchen Miniſtern ſehen laſſen†).“ Um das begonnene Werk zu vollenden, bediente ſich Ludwig XIV. ſeiner Schwägerin, der durch ihre Schönheit berühmten Henriette, Herzogin von Orleans, Schweſter Karls II. Im Frühjahr 1670 reiſte dieſelbe unter einem Vorwande nach Dover hinüber, wo ihr Bruder ſie erwartete; in ihrem Gefolge war das ſchöne Fräulein Queroual. Karl ließ ſich in Kürze zu Ludwigs Abſichten ſtimmen, und als die Herzogin im Juni 1670 zurückkam — bald darauf ſtarb ſie, nicht ohne Verdacht der Vergiftung — wär die ſo gefährliche Tripelallianz eigentlich ſchon aufgelöſ't. Im Monat Auguſt, da Leibnitz ſein Bedenken ſchrieb, konnte man dies bereits vermuthen, wie er auch mit beißendem Witze fragt: „Und ſie (Madame) iſt doch gewißlich vor die Langeweile nicht kommen, die ſchottiſchen aufn Bäumen wachſenden Gänſe zu fangen?“ — Nach dem Tode der Herzogin kam unter dem Scheine der Beileidsbezeugungen der Herzog von Buckingham nach Paris, und legte zu dem Bündniſſe zwiſchen England und Frankreich gegen Holland den erſten Grund.

---

*) Allgem. Welth. 35, 129.

**) Ebend. 131.

***) Die beiden übrigen Mitglieder waren der Ritter Aſhley, Cooper und der Herzog von Lauderdale.

†) Allg. Welth. 35. 132.

Die Unterhandlungen, Schweden von Holland abzuziehen, begannen eigentlich ſchon im Jahre 1669*). Den eigentlichen Grund zu einem Bündniſſe zwiſchen Frankreich und Schweden legte aber erſt 1671 Simon Arnaud Marquis de Pomponne, auf welchen zu Anfang 1672 der Marquis von Vaubrun folgte, bis endlich Honoré Courtin den Vertrag zu Stockholm den 14. April 1672 zu Stande brachte**).

Dieſe Ereigniſſe waren theils geſchehen, theils noch vorbereitet in dem Augenblicke, da Leibnitz die Frage verhandelte, ob es für ſeinen Hof nützlich ſei, ein Mitglied der Tripelallianz zu werden? Um die Frage erſchöpfend zu beantworten, ſetzt der Verfaſſer die möglichen Fälle: welchem Gebiete an der Grenze des Reichs wohl der (im Juli 1670) beſorgte Angriff des Königs gelten dürfte? — Es bieten ſich auf der Karte dieſe drei dar: Burgund, Lothringen und der Rhein.

Die Garantie des in dem pyrenäiſchen Frieden freilich ſehr verſchmälerten, immer aber noch für das Reich höchſt wichtigen burgundiſchen Kreiſes war mehr eine Sache des deutſchen Reichs, als einer einzelnen Macht; daher Leibnitz dieſem Kreiſe eine verhältnißmäßig ſehr kurze Betrachtung widmet und ſich begnügt, zu ſagen, daß dem Churfürſten von Mainz bei der ſchlechten Wehrverfaſſung des Reichs niemand zumuthen werde, „ſich als eine victima expiatoria für den Burgundiſchen Kreis darzuſtellen; — ſeine Intervention werde mehr eine Zugabe der Niederlage, als ein Ausſchlag der Defenſion ſein.“ — (150).

---

*) von Kampen II., 221.

**) Allg. Welth. 35, 138.

Ganz anders aber ſtellte ſich das Verhältniß zu Lothringen; hier war von Seiten Johann Philipps ein Spezial-Bündniß in Kraft; hier waren alſo gewiſſe Pflichten zu erfüllen, und dieſe mit der Politik in Uebereinſtimmung zu bringen war die Aufgabe. Da nun überdies gerade Lothringen den Anlaß zu der allgemeinen Kriſis zu geben vom Geſchicke beſtimmt war, ſo verlohnt es ſich doppelt, in dieſe eigenthümlichen Verhältniſſe näher einzugehen.

Der regierende Herzog von Lothringen Karl IV. (geb. 1604; regierte im Ganzen von 1624 bis 1675) iſt aus der Geſchichte des dreißigjährigen Krieges, wie der folgenden Periode, bis an ſein Ende als einer der unruhigſten, unbeſtändigſten und leidenſchaftlichſten Charaktere des 17. Jahrhunderts bekannt, welcher ſeine entſchiedenen Anlagen als Feldherr zu ſeinem und ſeiner Unterthanen Unglück mißbrauchte und der es einem Richelieu ſehr leicht machte, mit ſeinen Ländern nach Gutdünken zu ſchalten. Das eigentliche Herzogthum Lothringen ſtand von lange her mit dem deutſchen Reiche in einer loſen und faſt gewiſſermaßen zweifelhaften Verbindung [*]); die Verbindung mit dem Reiche ſchien beinahe aufgelöſt und vergeſſen; und dies war der Grund, daß bei dem weſtphäliſchen Frieden die deutſchen Fürſten um Lothringen ſich wenig bekümmerten, daß nicht einmal ein lothringiſcher Bevollmächtigter in Münſter erſcheinen durfte, und der Herzog gar nicht mehr für einen deutſchen Reichsſtand gehalten wurde. Nach dem weſtphäliſchen Frieden verdarb es der Herzog mit dem Könige von Spanien ſo ſehr, daß er ihn „wegen der Veränverlichkeit und Seltſamkeit ſeiner Denkart“ *) gefangen nehmen und nach Spanien bringen ließ. Erſt bei dem pyrenäiſchen Frieden wurde er wieder freigelaſſen, auch in ſeine Länder wieder eingeſetzt, doch nicht ohne den Verluſt von Bar, Clermont, Dun und Jamez, und auf ſehr harte Bedingungen, welche ihn von jetzt ab ganz und gar von Frankreich abhängig machten; ein Schein von Souveränität wurde ihm zu ſeinem Verderben gelaſſen. Im Jahre 1661 wurde der Herzog zu einem neuen, noch nachtheiligerm Vertrage genöthigt, und mußte eine Militärſtraße von Metz nach Pfalzburg mit völliger Oberherrſchaft abtreten. Kurz darauf ließ er ſich durch ſeine Hitze, über einen Familienzwiſt, verleiten, den König von Frankreich gegen gewiſſe, doch vom Parlamente zurückgewieſene Bedingungen, zum Erben ſeiner Länder zu erklären **). Nach Anderer Darſtellung hat man ihm die gänzliche Abtretung Lothringens gegen eine Abfindung zugemuthet ***). Dies habe ihn bewogen, ſich wieder an das Reich zu wenden, ſo daß ſein Geſandter wieder zum Reichstage (1663) zugelaſſen wurde. Der Schutz des Reichs konnte aber bei dieſen Verhältniſſen nur ſehr unkräftig ſein; und ihm ſelbſt waren die Hände dadurch gebunden, daß er nicht anders, als mit ausdrücklicher Erlaubniß des Königs Truppen werben und halten durfte, eine Lage, welche den unruhigen Fürſten in immer neue Irrungen ſtürzte.

---

[*]) Rühs a. a. O. 125.

Um dieſe Zeit aber, als Lothringen von verſchiedenen Seiten ſich bedroht ſah und der Herzog Schutz bei dem Reiche ſuchte, ſchloß oder vielmehr erneuerte er mit den Churfürſten von Mainz und von Trier ein Bündniß, worin jeder Theil den beiden andern auf den Nothfall 4000 Mann Hülfe zu ſenden und ihre Länder zu garantiren ſich verpflichtete. Eine Wirkung dieſes Bündniſſes zu Gunſten des

---

*) Allg. Welth. 39, 524.

**) Allg. Welth. 39, 551.

***) Pfiſter V., 34.

Churfürſten von Mainz zeigte ſich z. B. im Jahre 1664 bei der Belagerung und Einnahme von Erfurt*) (ſ. o. S. 31). Von dieſem Bündniſſe nun handelt Leibnitz an unſerm Orte umſtändlich unter der Benennung des foedus Limburgense, als einem ihm ganz geläufigen Inſtitute. Der Herzog drohte ſeinen Verbündeten (51): „wenn man ihm nicht gegen Frankreich foederi Limburgensi gemäß, ſowohl ihn, als ſeinen Succeſſor in Sicherheit ſtelle, müßte er ſich mit Frankreich vergleichen. Die Art und Weiſe der Sicherheit ſey, daß die foederati Limburgenses conjunctim beim Kaiſer anhalten und ſich in die Tripelallianz begeben ſollten" — ferner (56): „obgleich geſagt werden möchte, das foedus Limburgense verbinde die foederatos, Lothringen — eine Genüge zu thun, ſo zweifle er doch" u. ſ. w.**)

Nicht zu verwechſeln iſt unſers Ermeſſens dieſes Limburger Bündniß mit einem andern, bekannten Bündniſſe geiſtlicher und anderer Fürſten, welches unter andern in den Vertheidigungsſchriften des lothringiſchen Geſandten beim Reichstage nach der Occupation (Th. Europ. X. 2. 217.) namhaft gemacht wird als ein Bündniß zwiſchen Lothringen und Mainz, Trier, dem Biſchof von Speier und allen wegen des

---

*) Theat. Eur. X., 2, 255.

**) Zur Erläuterung und Begründung theilen wir folgenden Bericht (Theat. Europ. a. a. O.) vom Jahre 1670, mit: „Nachdem auch J. Churfürſtl. Gnaden zu Mainz von Würzburg zu Höchſt ankommen, hat ſich Sr. Durchl. der Herzog von Lothringen gleich bei Denſelben eingefunden und gefragt, wo anjetzo die 4000 Mann wären, welche laut der zwiſchen ihnen und Chur-Trier gemachten Allianz jeder Theil dem andern auf den Nothfall zu liefern verſprochen, die er auch bereits vor etlichen Jahren zum Sucurs wider Erfurth geſchickt, da er jetzt keinen einzigen Mann, weder von Chur-Mainz noch Trier ſehe, der ihm zur Aſſiſtenz dienen möchte." Worauf aber Ihre Churf. Gnaden anders nicht, als auf franzöſiſch: „Wir wollen ſehen" geantwortet; der Herzog hingegen in eben dieſer Sprache replicirt: „Jetzo iſt nicht Zeit zu ſagen, wir wollen ſehen, ſondern wir wollen thun." —

Wildfangs-Rechts intereſſirten Fürſten gegen Churpfalz*): ungeachtet der lothringiſche Geſandte vom 27. September 1670 (Ebend. 219) bemerkt: „Im zweiten Artikel des 1661 geſchloſſenen pyrenäiſchen Friedens wäre zwar ausgemacht, daß der Herzog aller Intelligenzen, Bündniſſe, Ligen, Tractaten und Handlungen zum Präjudiz Frankreichs ſich begeben, und dabei geloben ſollte, inskünftige ſich in keine Negociation oder Tractate, welche Sr. Majeſtät einen rechtmäßigen Eifer verurſachen möchten, einzulaſſen. So viel nun dieſes belange, ſo ſey mit Wahrheitsgrund zu beſtätigen, daß Se. Durchl. ſeithero der Wiederkunſt in ihre Lande keine andere Tractate, als mit den Herrn Churfürſten Mainz und Trier gemacht, und daß dieſe drei Fürſten die alten Bündniſſe, ſo zur Sicherheit und Erhaltung ihre reſpectiven Land und Leute unter ihnen vormals geweſen, einhaltig renovirt und erneuert haben.“ Wenn dies nun jenes foedus Limburgense iſt, ſo war daſſelbe nicht lange nach dem weſtphäliſchen Frieden geſchloſſen. Daß es aber zu Limburg geſchloſſen wurde, erklärt ſich wohl daher, daß dieſe Stadt und Gebiet bereits im Jahre 1646 pfandweiſe an den Herzog von Lothringen kam. (Theat. Europ. V. 346.)

Weiter macht die angeführte Urkunde einen beſonderen Fall namhaft, wo der Churfürſt von Mainz den Herzog von Lothringen, wenn auch nicht mit Truppen, doch mit ſeinem Anſehen bei Ludwig XIV. unterſtützt habe. Dies trug ſich zu in dem erwähnten Streite von dem Wildfangs-Rechte, dahinein Ludwig unberufen ſich miſchte — wie Leibnitz Bedkn. II, 42. unter andern ihm vorwirft. Obſchon nemlich der weſtphäliſche Friede jenes aus barbariſchen Zeiten übrig gebliebene Recht bedeutend beſchränkt hatte**), ſo fing doch der Churfürſt von der Pfalz, deſſen ſchöne, wiederum angebaute Länder von allen Seiten Einwandrer herbeizogen, an, das Wildfangsrecht über die Gebühr und zwar auf die angrenzenden Territorien, und namentlich auf Lothringen auszudehnen *). Nun war ſchon auf dem erſten Reichstage (1654) von der Reichsritterſchaft, den Wild- und Rheingrafen und dem Biſchof von Speier eine ſtarke Beſchwerdeſchrift gegen den Churfürſten übergeben, und darauf eine Unterſuchungskommiſſion angeordnet worden. Da ſie jedoch jener verwarf, vereinigten ſich die genannten Stände mit dem Herzoge von Lothringen zur verfaſſungsmäßigen Gegenwehr. Des Kaiſers Vermittlung wurde von dem Churfürſten zurückgewieſen. Jetzt trat Frankreich auf ſeine Seite. Es kam zu Feindſeligkeiten, endlich zu einem Treffen bei Bingen. Der Churfürſt ließ das Lothringiſche Schloß Falkenſtein einnehmen und ſchleifen, wofür der Herzog in deſſen Lande ſich Genugthuung verſchaffte. Als endlich der Streit, 1668, durch Frankreich beigelegt war, und der Herzog ſeine Truppen aus der

---

*) Vgl. Pfiſter V., 42. und Bedenken II., 45.

**) Leibnitz knüpft an dieſes Inſtitut bei ſchicklicher Gelegenheit eine erhebende Betrachtung über die Fortſchritte der Humanität, indem er zugleich den Begriff der Sache entwickelt (De jure suprem. cap. 28)

Magna olim de jure emigrandi quaestio erat, et Bodinus autor harum rerum non malus contra multos disputat: hodie vero eo jure utimur, ut subditis plena sit facultas mutandi domicilii. Foederatas Provincias Germanis, Gallis, Anglis repletas constat, et unicuique Germano in Gallia jus civitatis sive, ut vocant, literas naturalitatis impetrare licet. Vicissim Gallos admittimus et Rex eos nullo jure revocaret, quando ipse Germanos, Caesare revocante, non esset dediturus. Olim dura erant in peregrinos jura, et nonnullis in locis, cum domicilium posuerant, capti censebantur instar ferae bestiae, et in quandam asscriptitiorum reducti conditionem, unde Wildfangatui nomen fuit: quanquam sint, qui asserant, vetere lingua Wild idem esse, quod peregrinum, unde hodieque dicitur ein Wildfremder (Vgl. Unvergr. Gel. Nr. 49.). Nunc alia est, ni fallor, ratio rerum. Quare peccant illi in nostri seculi felicitatem, qui subinde homines liberos in servitutem trahere et antiquata veteris servitutis carmina revocare contendunt! — (Geſchrieben 1678. — Opp. IV., 3, 397.).

*) Pfiſter V., 42.

Pfalz zurückgezogen hatte, verlangte der franzöſiſche Commiſſair d'Aubeville „ſtracks deren Desarmirung." „Der Herzog, ein ſo unbilliges Begehren ſehend, remonſtrirte Herrn d'Aubeville, wie er ihm doch von wegen ſeines Königs ein ſolches zumuthe — — ob ein ſouveräner Fürſt, wenn er angegriffen wird, ſich nicht wehren dürfte." Darauf heißt es (a. a. O.): „Es fügten S. Churfürſtl. Gnaden zu Mainz denen von S. Durchl. angeführten Demonſtrationen als Beyder Intereſſe concernirend die ſeinige bei, und ſchickte zu dem Ende einen expreſſen Courier nach Frankreich. Es mochten aber weder die Propoſitionen, noch das Intereſſe beider Fürſten nicht das geringſte verfangen, ſondern man ſahe den Marſchall de Crequi mit dem Donner in Händen kommen, welcher den Herzog von Lothringen mit gänzlicher Verheerung und Deſolation androhte, ſo fern er ſeine Truppen nicht desarmiren würde." —

So lag die Sache des Herzogs von Lothringen; und leicht erwägt man, ob es dem Churfürſten von Mainz jetzt möglich geweſen wäre, ſeinem gehetzten Bundesgenoſſen wirkſam zu Hülfe zu kommen, oder gar deſſen Aufforderung, ſich mit ihm in die Tripelallianz zu begeben, zu erfüllen. Der Herzog von Crequi ſtand eben „mit dem Donner in den Händen" bereit, in Lothringen einzufallen (55): „Wenn der Duc de Crequi über die Maaße gangen, iſt Lothringen ſchon ſein, ehe auch die Holländer kommen würden." — Leibnitz räth alſo in Erwägung dieſer Umſtände nachdrücklich von der Einwilligung in das Begehren des Herzogs ab, und zeigt den Beſtand ſeiner Drohungen in ihrem wahren Lichte. Auch ſieht er ſchon voraus: „daß der König, durch viele Irritationen des Herzogs, durch ſein Werben, Negotiiren, Machiniren — immo per haec ipsa consilia cum triplo foedere se conjungendi überdrüſſig gemacht, und der Pauke auf einmal ein Loch machen werde." „Unſre Völker aber (die im Limburgiſchen Bündniſſe ſtipulirten 4000 Mann) „würden viel zu wenig ſeyn, und zu nichts dienen, als den Feind uns übern Hals ziehen“ . . . Dieſe Intervention hat denn auch Chur-Mainz wohlweislich unterlaſſen, ſo gut, als in die Tripelallianz zu treten. Denn „Nemo tenetur vi cujuscunque pacti ad procurandum exitium suum.“ (56) —

Den Rheinſtrom, meint endlich Leibnitz, würde der König wohl nicht, „vor bemächtigten Niederlanden“ angreifen; es ſei denn, daß man durch Eintritt in die Tripelallianz vor der Zeit ihn reize (87).

Hier wirft Leibnitz einen Blick auf die Tripelallianz (58—61) mit beſonderm Bezuge auf Hollands und Schwedens gegenwärtige Lage, und gelangt ſo zu dem Schluſſe, (62) daß die Teutſchen Fürſten ſich nicht ſo ſehr auf die Tripelallianz, die ein zerbrechlich Rohr ſei, lehnen, ſondern für ſich einen Grund legen ſollen. —

In eine ausführliche Schilderung des allgemeinen politiſchen Zuſtandes der europäiſchen Staaten im Jahre 1670 einzugehen, ſcheint um ſo weniger hier erforderlich, als Leibnitz im zweiten Theile des Bedenkens eine ſolche ſehr lebendig entworfen hat*). Ebenſo wenig dürfen wir uns auf eine Kritik des Entwurfs, wie er (von Nr. 68 bis 85) ausgeführt wird, einlaſſen. Zu deſſen Würdigung reiche hin, daran zu erinnern, daß Boineburg den zwei und zwanzigjährigen Publiciſten und Politiker ſchon summus summarum rerum actor et tractor genannt hat. Nur die äußerſten Linien des Entwurfs werden hier angedeutet. Die die neue Allianz conſtituirenden Punkte ſind: Vermeidung jedes Scheins von religiöſer oder politiſcher Partheilichkeit. Oſtenſibler und allgemeiner Zweck: die Garantie des weſtphäliſchen Friedens. Indirekte und vermittelte Folgen werden ſein: die Garantie des burgundiſchen Kreiſes und des Herzogthums Lothringen

---

*) Einige der Erläuterung bedürftige Einzelnheiten ſind in die hinter dem Texte befindlichen Noten verwieſen worden, wobei indeß weder Vollſtändigkeit, noch erſchöpfende Ausführung beabſichtigt werden konnte.

(68—70). Die Form der Allianz anlangend, betrachte man letztere als eine Ergänzung und Verbeſſerung, nicht aber als eine Aufhebung der Reichsverfaſſung (71). Hier folgen Vorſchläge in Betreff des Kommando, der Leitung und der Finanzen des neuen Bündniſſes (72—74); über die Rechte und Pflichten des Direktoriums (mit Berückſichtigung des herkömmlichen Vorzugs von Churmainz (75—78); über die Rechte und Pflichten des Kaiſers in ſeinem Verhältniſſe zum Bunde (70); über die durchgängig und verhältnißmäßig gleiche Vertheilung der Laſten auf die Bundesgenoſſen (80 bis 83). Daran knüpfen ſich Erwartungen allgemeinerer, tieferer Wirkſamkeit der Deutſchen Allianz für die Zukunft und eine zu hoffende politiſche Wiedergeburt des deutſchen Reichs und Volkes (84—86). Hier entfalten ſich dem Blicke des jungen Staatsmanns Ausſichten zu einem ewigen Frieden innerhalb der Chriſtenheit, aus welcher aller Zündſtoff zu allgemeinen Kriegen in die unchriſtliche und uncivilisirte Welt ausgeſchüttet werde zur Eroberung der Küſten fremder Welttheile, zur Vertreibung der Türken aus Europa (87—100). Sehr merkwürdig iſt die Stelle über die Rolle, welche in dieſer neuen Art von Kreuzzügen Frankreich zugedacht wird. —

Wir wenden uns zum zweiten Theile oder der Fortſetzung, geſchrieben zu Mainz und zwar begonnen den 14. November 1670, wie das von Leibniz darüber geſetzte Datum anzeigt. Höchſt wahrſcheinlich iſt auch dieſe andere Abtheilung in einem Guſſe binnen wenigen Tagen gearbeitet worden.

Sie beginnt mit der Bemerkung, daß das im Juli und Anfang Auguſt entworfene und zu Papier gebrachte Bedenken vom Ausgange nur zu ſehr gerechtfertigt worden ſei. Dies bezieht ſich namentlich auf das Schickſal des Herzogs von Lothringen. Am 25. Auguſt überfiel der Herzog von Crequi Nancy in der Abſicht, den Herzog ſelbſt aufzuheben, der ſich mit Mühe nach Epinal rettete. Das Land wurde überſchwemmt und in königlichen Schutz genommen; das Schloß wurde völlig ausgeplündert. Der franzöſiſche Bevollmächtigte erklärte am 29. Auguſt auf dem Reichstage, der König ſei zu dieſem Gewaltſchritt gezwungen worden, um den Herzog zu entwaffnen, ihn zur Genugthuung und Sicherheitsleiſtung in Abſicht ſeiner Verträge anzuhalten u. ſ. w. Er hoffe, man werde dieſen Schritt billigen*). — Dieſer Gewaltſchritt beunruhigte jetzt nicht nur die Holländer, ſondern auch die Deutſchen recht ernſtlich. Der Kaiſer ſchickte den Grafen von Windiſchgrätz nach Paris, und forderte im Namen des Reichs und des Fürſtenraths Lothringen zurück. Allein der Geſandte wurde abgewieſen. „Die verbündeten geiſtlichen Fürſten, unter Anführung des Churfürſten von Mainz, machten dem Könige Vorſtellungen; er entwarf endlich Friedensbedingungen; ſie waren aber ſo hart, daß die Vermittler ſelbſt ſie verwarfen**).“ —

Hier wird man mit Intereſſe einen Brief Leibnitzens leſen, den er gerade während der friſchen Gährung der Gemüther, in Folge jenes bedrohlichen Ereigniſſes, nach der Abfaſſung des erſten und vor der des zweiten Theiles des Bedenkens, aus Mainz an Boineburg (in lateiniſcher Sprache) geſchrieben hat. Dieſer Brief enthält Leibnitzens Urtheil über die politiſchen Weiſſagungen Bartholomäus Holzhauſers***), und dient durch den Kontraſt zu einer

---

*) Die vielfachen, aufeinander folgenden Wechſelſchriften des franzöſiſchen Bevollmächtigten und des lothringiſchen Geſandten in Regensburg giebt das Theatrum Europ. a. a. O.

**) Pfiſter V., 83.

***) Bartholomäus Holzhauſer, bekannt als der Stifter der Congregation der Bartholomiten, welche ſich im 17. Jahrhunderte in Deutſchland, Spanien und Pohlen ausbreitete, nachdem der Papſt Innocenz XI. ſie beſtätiget, war bis an ſeinen Tod 1658 Dekan von Bingen, wohin Johann Philipp ihn berufen hatte. Er wurde 1613 geboren, ſtudirte in Ingolſtadt, wurde Doctor der Theologie und Jeſuit. Seine politiſchen eigenthümlichen Vermittelung des Verſtändniſſes ſeiner eigenen politiſchen Weltanſicht, die er in dem Bedenken niederlegte.

Leibnitz an Boineburg.

Mainz den $\frac{8}{18}$. September 1670.

Die Vigilien des Bartholomäus glaube ich jetzt, vorzüglich mit Hülfe deiner Anmerkungen, vollkommen zu verſtehen. Das Meiſte hängt ſehr gut zuſammen, wenn man dasjenige

---

Prophezeiungen, welche unter dem Namen „Vigiliae" gedruckt wurden (z. B. de Lyco, de Ingolstadiensi civitate, de regno Angliae) machten während des dreißigjährigen Krieges in Deutſchland und ganz Europa allgemeines Aufſehen. Sie wurden vielfach kommentirt. In **Mainz** ſchienen ſie beſondern Glauben und Anerkennung gefunden zu haben, da ſogar Boineburg die mündlichen Auslegungen des Bartholomäus aufzeichnete — wie wir durch Leibnitz erfahren. Jener Geiſtliche zeichnete ſich in allen übrigen Dingen durch Simplicität im Leben und Denken aus. Nähern Aufſchluß über ihn giebt ein Brief des Ingolſtädter Jeſuiten **Lyprandus** vom Jahre 1660 (zwei Jahre nach Holzhauſers Tode) bei Gruber II., 792—798., wo ihm hohe Tugenden beigelegt werden (Virtutes in D. Bartholomaeo foerunt insignes. Primo notissima fuit in hac Academia ipsius humilitas etc.). — Hier iſt der Ort, einen auffallenden Verſtoß gegen die Geſchichte bei **Nik. Vogt** (a. a. O.) zu berichtigen. Dieſer widmet dem Bartholomäus eine beſondere Aufmerkſamkeit, und um ſeiner Erzählung größeres Intereſſe zu geben, läßt er ihn in **Gemeinſchaft** mit **Leibnitz** an der Kirchenvereinigung arbeiten. Ja er ſchreibt (S. 340.): „Es iſt ein Verluſt für die Geſchichte der Menſchheit, daß wir nicht umſtändlicher das wichtige **Geſpräch** kennen, was **Johann Philipp, Leibnitz** und **Holzhauſer** in dem Schönborner Hofe zu Geiſſenheim mit einander hielten" u. ſ. w. und ſucht dieſes Geſpräch gleich dahinter aus dem Leben und den Schriften dieſer Männer zu reproduziren. Aber ein ſolches Geſpräch iſt eine bloße Erdichtung, da Bartholomäus, laut den biographiſchen Nachrichten (bei Jöcher, bei Zedler) 1658 geſtorben, Leibnitz aber erſt 1667 nach Mainz gekommen iſt; wie denn ſowohl der Brief des Lyprandus, als der von Leibnitz ganz unverkennbar von jenem als einem **lange Verſtorbenen** reden; und doch hat Vogt die Stellen, die **gegen** ihn ſprechen, unbefangen ſelbſt wörtlich im Originale angeführt. An der vermeintlichen Kirchenverbeſſerung und Vereinigung hat gar kein Bartholomäus Theil genommen. — (Ein andermal ſchreibt Vogt über wegnimmt, was dem guten und, in Wahrheit, einfältigen Manne in ſeinem mit der Muttermilch gegen die Proteſtanten eingeſogenem Haſſe entfallen iſt; nimmt man dieſes heraus oder verändert es ein wenig, ſo mangelt der ganzen Reihe nichts. Wenn man mit Conring, Usher*) und Anderen ſtatt Luther, welchen Bartholomäus in der Poſaune des letzten Engels bezeichnet glaubt, ... ſubſtituirt, ſo ſtimmt das Uebrige ebenſo gut. Es iſt daher ſchön, daß die Sache ſich halten läßt, nachdem der Leidenſchaftlichkeit bei keiner Parthei Nahrung übrig gelaſſen iſt. Wenigſtens wenn jener große Monarch, welchen Bartholomäus uns verſpricht, die Kirche ſo verbeſſern wird, als Du aus ſeinem Munde in den Anmerkungen verzeichnet haſt, dann wird er eher in der römiſchen, als der Genfer oder lutheriſchen Kirche auf Gegner ſtoßen. Was hat jener Lambert von Aſchaffenburg, aus dem von Dir überſchickten Werke zu ſchließen, durch Schaffen hervorgebracht**)? — Es iſt ein bekanntes Wort: Fatis accede Deisque. Aendert ſich nichts im Laufe der Zeiten? Das Gerücht über Spanien iſt noch nicht erloſchen. Die Brandenburgiſchen Geſandten unterhandeln in Heidelberg. Der Franzoſe, fürchtet man, wird nach Bewältigung von Lothringen bis an den Rhein kommen, was Gott verhüten möge! Doch mein Wahlſpruch iſt: Fata

---

Leibnitz's Entfernung von Mainz, als eines Grundes für deſſen liegen gebliebenen juriſtiſchen Reformen: „Er entfernte ſich, als Boineburg in Ungnade fiel!“ —)

*) Jakob Usher, der berühmte Irländiſche Erzbiſchof zu Armach, Neffe Heinrich Usher's, des Stifters der Univerſität Dublin, geb. 1580, ſtarb 1655.

**) Hier iſt im Original ein Wortſpiel: Quid Lambertus ille Schafnaburgensis ex transmisso a te foetu lambendo effinxit? — Wahrſcheinlich iſt dies eine Anſpielung auf ein den Vigilien ähnliches Produkt des berühmten Geſchichtſchreibers des eilften Jahrhunderts, welches Leibnitzens Spott erregte.

viam invenient *). Das Verhängniß, wenn anders der Dichter Recht hat, das Verhängniß bereitet allmählig die Dinge zu ihrer Umgeſtaltung vor. Die lothringiſche Kanzlei iſt den Franzoſen in die Hände gefallen. Wie Vieler Namen und Briefe werden daſelbſt geleſen werden **)!" ...

Merkwürdig iſt es, welche Umſtimmung der Gewaltſchritt des Königs von Frankreich in dem Verfaſſer des zweiten Theils des Bedenkens hervorgebracht hat. Die Milde und Weichheit, welche in dem Schluſſe des erſten Theils herrſcht, iſt in einen harten und ſtrengen Ton übergegangen; nichts mehr von Ausſichten auf einen ewigen Frieden, und wenn er im Auguſt noch ſchrieb (I., 99), daß Anſchläge auf die Ruhe Europa's „dem allerchriſtlichſten König nicht zuzutrauen ſeien" — ſo bildet der Beweis, daß des Königs Intentionen auf nichts anderes, als eine Univerſalmonarchie ausgehen, den Kern des ganzen zweiten Theils.

Einiger Beſonderheiten in dieſem letztern Theile iſt vorbin bereits (im Vergleiche mit dem Specimen Demonstrationum) gedacht worden. Dieſer Abſchnitt enthält mehrere meiſterhafte, philoſophiſch-politiſche Ausführungen; einiges deutet im Voraus auf den „Geiſt“ des großen Monteſquieu. Bemerkenswerth und originell iſt hier der Plan, daß die Staaten dem Könige von Frankreich, ohne alle Formalitäten, mit dem Kriege zuvorkommen, England ſich mit ihnen verbinden, und die übrigen Mächte ſich den Seemächten anſchließen ſollten, um das Europa und namentlich Deutſchland drohende Unheil in der Geburt zu erſticken. Ueberhaupt iſt es in dieſem andern Theile Holland, welches die Aufmerkſamkeit des Verfaſſers vorwiegend auf ſich lenkt, wie es im erſten Theile Lothringen geweſen iſt. —

---

*) Vollſtändig führt Leibnitz dieſen Wahlſpruch ſchon 1667 in der Zueignung ſeiner Nova Methodus an den Churfürſten an:

„Fata viam invenient aderitque vocatus Jova."

**) Den Ständen auf dem Reichstage ward gerade um dieſe Zeit handſchriftlich eine lateiniſche Aufforderung unter dem Titel: Veridicus Gallus ad S. R. J. principes ablegatus circa sept. 1670 zugeſandt; darin hieß es: „Erwacht ihr deutſchen Fürſten: ſchon habt ihr den Franzoſen ganz in der Nähe: nachdem er das zwiſchenliegende Lothringen weggenommen, ſteht ihm der Weg bis zum Rhein offen. Erwacht, verſcheucht den Schlaf, beſchleunigt eure Rathſchläge, ergreift die Waffen, damit euch nicht länger unſer Lionne verſpotte, der dem Könige ſchreibt, von den deutſchen Fürſten ſei nichts zu befürchten, à cause de la lenteur des délibérations de l'empire. — Hütet euch daher vor den falſchen Propheten — die Egoniſten mein' ich — duldet keinen Verzug, leiſtet muthig Vorſtand, rückt entgegen und erwählt, ob ihr lieber Adler unter dem Adler, mit dem Löwen Löwen, oder mit dem Hahn Hühner ſein wollt." Rühs a. a. O. 143—144.

Wenn der Patriot der Geſchichte die Deutſchen in dem Zeitraum von 1670 bis gegen Ende des Jahrhunderts, da Wilhelm III. den Plan wirklich ausführte, den Leibnitz 30 Jahre früher England zugedacht — nicht ohne Trauer und Schmerz überblickt, ſo gereicht es doch zu großem Troſte, daß die größten, edelſten Geiſter des Vaterlandes ihren Scharfſinn anwandten und ihren ganzen Einfluß daran ſetzten, den verachteten deutſchen Namen wieder zu einem Schrecken ſeiner Feinde zu machen. Auch wenn Entwürfe dieſer Art, wie der hier ans Licht gezogene, zu keiner äußern geſchichtlichen Realiſation gelangten, ſo bleiben ſie ewig koſtbare Denkmale einer männlich hohen und ſtarken Geſinnung, welche, gleich einer unverſiegbaren Quelle, im achtzehnten, wie im neunzehnten Jahrhundert große Nationalthaten hervorgerufen und den deutſchen Namen zu neuem Glanze erhoben hat.

Jetzt wird man denn auch die politiſch-patriotiſche Bedeutung der mehr als blos grammatiſchen Werth enthaltenden und allbekannten „Unvorgreiflichen Gedanken“ von Leibnitz beſſer verſtehen. Dieſer köſtliche Aufſatz iſt von Leibnitz — wie wir darthun werden — kurz nach dem Ryßwicker Frieden im Jahre 1697 verfaßt; — alſo zu der Zeit, wo die ganze Periode, welcher Leibnitz dreißig Jahre vorher eine andere Wendung geben wollte, ihren traurigen Umlauf durchgemacht und die ſchmerzlichſten Spuren im Vaterlande, die betrübendſten Gefühle in den Herzen der Deutſchen zurückgelaſſen hatte. Wie rührend und erhebend iſt nun die verſöhnende, milde, durch einen Blick auf die Zukunft gehobene Stimmung des *Mannes* im Vergleich gegen den herben, trauervollen Ton in dem Bedenken des *Jünglings*. So ergänzen und vereinigen ſich beide durch einen 27jährigen Zeitraum von einander getrennte Schriften auf das ſchönſte. Bei der Betrachtung des kurz darauf, im März 1698 von Leibnitz verfaßten Lebenslaufs des Churfürſten *Ernſt Auguſt* kommen wir auf dieſe troſtreichen Bemerkungen zurück.

Hier iſt denn auch der Ort, wiederholt des kleinen Gedichts zu gedenken, welches Leibnitz 1667 zu Frankfurt auf eine noch zu beſorgende Blumenleſe aus deutſchen Dichtern*) geſchrieben hat. Dies Gedicht iſt uns als Dokument ſeiner Geſinnung in den Jugendjahren weit koſtbarer als wegen des ihm eigenen poetiſchen Gehalts, obſchon ein ſolcher, unſerm Gefühle nach, weder im Ausdruck, noch in den Gedan-

---

*) „Verſe, ſo ich 1667 in Frankfurth am Main auf Herrn *Chriſtian Meiſch's* vorhabendes Deutſches Florigelium gemacht.“ Ueber dieſen längſt verſchollenen Gelehrten giebt das Univerſal-Lexicon (Jöcher aber keinen) Aufſchluß. *Johann Chriſtian Meis* (Meis oder Meiſch iſt blos ein Unterſchied in der Ausſprache; in der Schreibung der Eigennamen folgte damals jeder ſeinem Gehör) lebte lange Zeit als Syndikus in *Nürnberg* (da hatte ihn alſo Leibnitz kennen gelernt und wahrſcheinlich zu dem Florilegium ermuntert). Sein Geburtsjahr iſt nicht angegeben, er ſtarb 1726; er muß alſo, wenn wir ihn 1667 in ein gleiches Alter mit Leibnitz ſetzen, ein ſehr hohes Alter erreicht haben. Im Jahre 1693 vertauſchte er Nürnberg mit Leipzig, nahm hier die Doctorwürde an, wurde (1709) Aſſeſſor in der juriſtiſchen Fakultät (wohin Leibnitz, wiewohl vergebens, in ſeiner früheſten Jugend geſtrebt hatte!) und endlich Profeſſor. Außer Deductionen und Disputationen hat er nichts geſchrieben. Jährlich reiſte er nach Nürnberg, wo er ſeine Frau zurückgelaſſen hatte.

ken vermißt wird; er athmet friſche Empfindung, jugendliche Begeiſterung. Prägnant iſt die Sehnſucht nach einem deutſchen Nationalepos; er hatte da den wunden Fleck der deutſchen Nationalliteratur getroffen. Wie voll Hoffnung iſt er hier noch! Horaz, Ovid und Seneca, meint er, wären in Flemming, Opitz und Gryphius deutſch geworden; aber ein Virgil und eine Aeneis fehle den Deutſchen:

— „Doch wenn die Teutſche Degen
Die werden niederlegen,
So uns jetzt ſtolz zu Leibe gehn,
Wird ſich noch einer finden,
Auch ſie zu überwinden
Und Auſtrias wird höher gehn“...

— Ueber die Schreibart in dem Bedenken wie in den übrigen Jugendſchriften gedenken wir einſt im Zuſammenhange zu handeln, wenn wir dem Publikum das Wichtigſte, was Leibnitz Deutſch geſchrieben hat, vorgelegt haben. Die Empfindung des Leſers wird ſich des deutſchen Kernausdrucks und eigenthümlichen Sprachgehalts in dieſen Schriften unmittelbar bemächtigen. Hervorſtechend iſt hier ein gewiſſes Behagen an bildlichen Ausdrücken und Wendungen, ſprichwörtlichen, aus dem Volksleben gegriffenen oder vom Bedürfniſſe geſchaffenen, oft derb kräftigen Redensarten, welche der Rede bald etwas Scharfes, bald etwas Treuherziges, immer aber etwas Bedeutendes geben; es finden ſich hier Bilder, welche nur eine echt productive Phantaſie ſchafft und die poetiſch wirken. Hat Leibnitz dieſe den Süd-Deutſchen eigene Vorliebe für lebendige Sinnlichkeit in der Sprache bei ſeinem längern Aufenthalt am Rhein und Main erſt angenommen? — Gewiß aber zeugt dieſe Eigenheit von der, Leibnitz angebornen, höchſt regen, fruchtbaren, überall, wo nicht geſtaltenden, doch ſchematiſirenden Phantaſie, und als eine Wirkung dieſer Eigenthümlichkeit erkennen wir auch in ſeinen reifern deutſchen Schriften, wo nur die Gelegenheit es geſtattet, etwas

Blühendes und Prächtiges, aber doch immer Elegantes, weſentlich unterſchieden von dem matten Schwulſte der Hoffmannswaldau und Lohenſtein. —

Zuletzt ſtellen wir noch die Frage hin: warum Leibniz dieſes Bedenken deutſch und nicht (Boineburg zu Liebe!) lateiniſch geſchrieben habe? Die Antwort iſt leicht. Der Verfaſſer dachte ſich unter ſeinen Leſern vorzugsweiſe die Geſandten an dem Reichstage, wo alles, was Reichsangelegenheiten betraf, in deutſcher Sprache verhandelt wurde, ferner Geſchäftsmänner überhaupt und endlich Fürſten, welche durch eine Schrift in ihrer Mutterſprache am natürlichſten angeregt werden ſollten. Hauptſächlich aber bedingte wohl der Inhalt an ſich die Wahl des Idioms. Der Leſer befrage ſein Gefühl, ob Leibniz die in dieſer Schrift waltende Innigkeit, Wärme und edle Simplicität, dieſe völlige Reinheit von hohlem Phraſengetön (wovon der oratoriſche Zuſchnitt des Lateiniſchen beinahe Niemanden entbindet) in einer andern Sprache, als der deutſchen „Haupt- und Heldenſprache“ hätte erreichen können? — Daran halte man ſich auch und laſſe ſich nicht ſtören durch die häufig eingeflochtenen lateiniſchen Worte, Wendungen und Reminiscenzen. Vieles der Art konnte als zur politiſchen Kunſtſprache gehörig (wie gleich die Worte auf dem Titel), gar nicht umgangen werden. Auch hüte man ſich, mit den Puriſten einen rein äſthetiſchen Geſichtspunkt zu einem ſprachlichen oder gar ſittlich-patriotiſchen umzuſtempeln; denn hauptſächlich iſt es das Bunte, Unſymmetriſche in dieſer Einmiſchung fremder Worte, das unſren Sinn heute verletzt. Dieſe merken wir ſchon bei weitem weniger empfindlich, wenn wir alles Fremde, ſo weit es angeht, mit den deutſchen Worten gleichmäßig ſchreiben: wie denn bekanntlich Goethe, vornemlich in den Proſaſchriften der mittlern Gattung ohne Aufhören aller ſich darbietenden „bequemen“ Ausdrücke (wie Leibniz das Wort für paſſend gebraucht) gern bedient; wie ſelbſt Varnhagen, welcher bis zum Purismus fremde Laute vermeidet, ſobald es von Wirkung iſt, ohne Bedenken ein franzöſiſches Wort ſeiner Proſa einflicht. Die Philologen nehmen es auch heute einander nicht übel, (und im 17. Jahrhunderte thaten ſie es noch weniger) wenn Jemand dem reinſten Latein griechiſche Worte und Wendungen einmiſcht; und um nicht gar zu weit zu gehen, ſo vermieden es die deutſchen Gelehrten des 17. Jahrhunderts gar nicht, deutſche Ausdrücke und Sätze in den lateiniſchen Text hineinzunehmen. — Die philoſophiſchen Schriften Leibnitzens, namentlich der höhern Lebensperiode, zeigen ein unverkennbares Streben nach vollkommener Reinigkeit von allen fremden Sprachelementen. Im Uebrigen haben wir Gott Lob die Zeiten überwunden, da man, ſo zu ſagen, eine Seite Deutſch viſitirte, wie viel Ausländiſches ſich hineingeſetzt habe. „Es iſt nichts bequemer — mit dieſen Worte unſres Goethe dürfen wir dieſe Betrachtung ſchließen — als von dem Inhalt abſehen und auf den Ausdruck paſſen. Der geiſtreiche Menſch knetet ſeinen Wortſtoff, ohne ſich zu bekümmern, aus was für Elementen er beſtehe; der geiſtloſe hat gut rein ſprechen, da er nichts zu ſagen hat. Wie ſollte er fühlen, welches kümmerliche Surrogat er an der Stelle eines bedeutenden Wortes gelten läßt, da ihm jenes Wort nie lebendig war, weil er nichts dabei dachte.“ —

Zur Denkſchrift ſelbſt eigentlich nicht gehörend ſind die kurzen lateiniſchen Sätze im Lapidarſtile, welche dem Texte gegenüber (zu Anfange) dem Leſer in die Augen fallen werden. Leibnitz hat ſie mit eigener Hand, natürlich in ſpäterer Zeit, an den untern Rand der erſten Seite der Urſchrift in ſehr kleinen, mühſam zu entziffernden Schriftzügen geſchrieben. Sie ſind ſehr merkwürdig, ſchon als Beweis, daß Leibnitz auf dieſe, von ihm unſers Wiſſens nirgends erwähnte Jugendſchrift etwas hielt. Die Erklärung dieſer Andeutungen macht gar keine Schwierigkeit. Es ſind ſechs Punkte, von denen die erſtern auf den erſten, die letztern auf den andern

Theil des Bedenkens ſich beziehen. In den Anmerkungen zu den betreffenden Stellen (II. 58 und 61.) haben wir auf die Beſonderheiten der Geſchichte der Städte Braunſchweig und Cöln hingewieſen; das Uebrige iſt aus der allgemeinen Geſchichte bekannt.

Außerdem wäre zu gedenken, daß auf der letzten, leer gelaſſenen Seite der Leibnitzſchen Urſchrift ein Anſchlag für ſämmtliche deutſche Stände, als eventuelle Mitglieder „der Deutſchen Allianz“ in Bezug auf ihre Kontingente von dem Verfaſſer ausgeworfen iſt; jedoch nur in roher Skizze zu weiterer Verarbeitung und Verknüpfung, zu welcher es aber nicht gekommen iſt. In ſolcher Beſchaffenheit ſchienen ſie zur Mittheilung ſo wenig geeignet, als zum Verſtändniſſe des Ganzen nützlich.

Ueber den Gebrauch dieſer Schrift und des darin enthaltenen Entwurfs ſind wir aus Mangel anderweitiger, archivaliſcher Nachrichten bis jetzt im Dunkeln, und nur ſo viel iſt leider gewiß, daß, mit Leibnitz zu reden, „die Execution dieſer Conſilia in der Feder blieben.“ Daß jedoch Johann Philipp nach der Occupation von Lothringen nicht nur bei Frankreich, ſondern auch beim Kaiſer — obſchon fruchtloſe — Schritte gethan, den Frieden zu erhalten und zu ſichern, bezeugt ein in dieſem Falle beſonders glaubwürdiger Hiſtoriker, Schmid (a. a. O. XII., 126), „Der Churfürſt von Mainz ſah es freilich ein, ſchreibt er, wie viel dem deutſchen Reiche an der Erhaltung der Holländer liege. Aus dieſem Grunde verwandte er ſich nicht nur bei Ludwig, um den Frieden zwiſchen ihm und den Niederländern wieder herzuſtellen, ſondern ermahnte auch den Kaiſer, er möchte für die Wohlfahrt des Reichs ſorgen, damit nicht bei Entſtehung eines Krieges auch den Rheinprovinzen daſſelbe widerfahre, was der franzöſiſche Hof jüngſt bei ſeinem unvermutheten Ueberfall gegen den Herzog von Lothringen verhängt.“

Leider erlebte der Churfürſt noch den Ausbruch eines

Krieges, an deſſen Erfolg ihm das Glück und die Freiheit Europa's, und Deutſchland's insbeſondere gebunden zu ſein ſchien. Dieſe ſeine Bekümmerniß äußerte er noch kurz vor der franzöſiſchen Kriegserklärung in der Audienz, welche er (am 14. Februar 1672) dem brandenburgiſchen Geſandten gab*).

Johann Philipp ſtarb das Jahr darauf am 12. Februar 1673, von allen Patrioten bedauert**). Die Nachwelt nannte ſtets mit höchſter Verehrung ſeinen Namen, und die Art und Weiſe, wie er erſt in neuerer Zeit durch einen deutſchen Hiſtoriker verunglimpft wurde, wird gewiß von Niemand mehr gebilligt werden.

Leibnitz ſprach, wo irgend eine Gelegenheit ihn anregte, ſtets mit Liebe und Devotion von Johann Philipp, ſeinem erſten, ihm gar gnädigen Herrn. So erzählt uns Leibnitz, (opp. IV., 3, 284.) daß der Churfürſt ihm des Pater Spee „Güldenes Tagebuch" anempfohlen und es ihm ſogar ſelbſt zum Leſen gegeben habe. An der oben (S. 16.) mitgetheilten Stelle aus der Theodicee bezeichnet er den Churfürſten, doch ohne ihn zu nennen, als: un très grand personnage dont le charactère était un des plus relevés qu'on puisse avoir dans l'église Romaine; — (Vgl. Feder Specim. p. 381.), und in einem ungedruckten Aufſatze: Lettre à un Ministre touchant l'intervalle du temps, depuis la paix de Westphalie jusqu'à la Guerre de Hollande (1648 bis 1672) (aus Hannover, doch ohne Datum) redet Leibnitz mit folgenden Worten von Johann Philipp: „C'était un génie élevé et qui n'agitait rien moins dans son esprit que les affaires générales de la Chretiennité. Au reste bien intentionné et cherchant le fondement de sa gloire dans l'assurance du repos de sa patrie, croyant de pouvoir accomoder son interêt avec celui de l'Empire." —

---

*) Pufendorf l. l. XI., §. 44.... Sane ubi destinata Gallo succedunt, non posse aliam rerum per Europam faciem et imperii ruinam provenire. —

**) Einige Monate vor dem Churfürſten, am 15. December 1672, war auch Johann Chriſtian von Boineburg, während Leibnitzs Abweſenheit von Mainz, daſelbſt in Folgen eines Schlagfluſſes geſtorben.

Zwiſchen die Abfaſſung des Bedenkens von 1670 in Mainz und den Brief Leibnitzens an den Herzog von Hannover aus Paris im Jahre 1673 fällt eine Begebenheit in Leibniz's Geſchichte, welche ſowohl bei ſeinem Leben, als auch ſpäter und bis an ſeinen Tod in das tiefſte Dunkel verhüllt geblieben iſt, und von welcher die Biographen, Eckhart nicht ausgenommen, keine Ahnung hatten. Leibniz's Reiſe nach Paris im Jahre 1672 hängt auf das genaueſte damit zuſammen. Was Eckhart und die Uebrigen als Grund dieſer Reiſe angeben, iſt eine leicht zu zerſtreuende Erdichtung, erfunden, um eine empfindliche Lücke auszufüllen. Dies alles, auf den Grund gedruckter und ungedruckter Zeugniſſe mit kritiſcher Behandlung durchzuführen und hiſtoriſche Reſultate an die Stelle der mythiſchen Tradition zu ſetzen, erfordert und verdient künftig eine ſelbſtändige Betrachtung.

Wir überſpringen alſo dieſen Zeitraum und treffen Leibniz, als Verfaſſer des Briefes vom 26. März 1673, in Paris, nach einem kurzen Aufenthalte in London dahin zurückgekehrt. Seinen Souverain, den Churfürſten von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, wie ſeinen Gönner und Freund, Johann Chriſtian von Boineburg, hatte er kurz hintereinander durch den Tod verloren. Der Brief an den Herzog war darauf berechnet, die früher genoſſene Gnade dieſes Herrn von neuem auf ihn zu lenken.

Dieſes, Mißverſtändniſſen leicht ausgeſetzte, merkwürdige Schreiben veranlaßt uns zu folgenden Bemerkungen.

Man hüte ſich, daſſelbe als eine Confeſſion anzuſehen und darnach auf das Innere, den Geiſt, den Charakter des

Verfaſſers einen Schluß zu ziehen. Es iſt vielmehr dieſer Brief — wie uns ungedruckte Dokumente belehren — das Werk der vollendetſten *Reflexion*, auf die Perſönlichkeit des fürſtlichen Empfängers mit großem Verſtande angelegt und durchgeführt; daher es ſeine *Wirkung* ſo trefflich erreichte, wie die *Antwort* des Herzogs beweiſt*).

Die Freunde der Geſchichte der Philoſophie lernen aus dieſem merkwürdigen Briefe, daß Leibnitz das Princip ſeiner eigenthümlichen Speculation, den Begriff der *individuellen, geiſtigen und lebendigen* Subſtanz ſchon im Anfang des Jahres 1673 concipirt hatte, und mit Bewußtſein von dem Principe der Carteſianiſchen Phyſik unterſchied: „Ich will beweiſen, ſagt er, (behufs einer Demonſtration der *metaphyſiſchen Möglichkeit* der Transſubſtantiation) vi principiorum philosophiae emendatae necesse esse, ut detur in *omni corpore* principium ultimum *incorporeum, substantiale*, a mole distinctum, et hoc illud esse, quod veteres, quod Scholastici *substantiam* dixerunt, etsi nequiverint se distincte explicare". Dieſer unkörperlichen, einem jeden Körper einwohnenden Subſtanz hat er nachher, nach dem Vorgange älterer Philoſophen, den Namen *Monas* gegeben. Ohne ein ſolches Bekenntniß würde man dieſen Entwickelungsknoten in der Geſchichte der Leibnitz'ſchen Philoſophie viel ſpäter zu ſetzen ſich veranlaßt ſehen, weil die bekannten Aufſätze, darin Leibnitz ſeine philoſophiſchen Grund-

---

*) Dieſes Antwortſchreiben findet man, außer bei *Böhmer* (a. a. O. hinter dem *dort zuerſt* abgedruckten Briefe Leibnitzens, wozu es gehört), in dem oft genannten Aufſatze Eckharts bei von Murr VII. 169—148, und in dem Leben Leibnitzens von *Lamprecht* 1640 (ganz nach Eckharts Papieren, welche Friedrich II. aus Paris erhalten, gearbeitet). Eckhart hat hier wieder *gefehlt*, daß er annimmt, Leibnitz ſei in Folge ſeines Schreibens gleich 1673 aus Mainziſchen in die Dienſte des Herzogs von Hannover übergegangen. Dies geſchah, laut eigenhändigen Bekenntniſſen von Leibnitz, erſt — gegen Ende des Jahres 1675.

ſätze entwickelte, in eine viel ſpätere Zeit fallen (1694, 1695, 1696, 1697 u. ſ. w. Die Principes de la Nature et de la Grace [Principia Philosophiae] erſt 1714), und weil Leibnitz einmal ſelbſt bekennt, daß er erſt nach zwanzigjähriger Meditation und Selbſtprüfung, ungefähr um 1684 zu einer innern Befriedigung, zu einer philoſophiſchen Ueberzeugung gelangt ſei*). Es iſt nun bemerkenswerth, daß die beiden Briefe an den Herzog von Hannover, der erſte von 1671 und der aus Paris von 1673 uns dieſen Gegenſatz und Fortſchritt in Leibnitzens Denken und philoſophiſchem Forſchen in einem der Zeit nach ſo ſehr unbedeutenden Abſtande aufzeigen. So nimmt dieſer, in ſo vieler Hinſicht merkwürdige, obwohl meiſt unbekannt gebliebene Brief von 1673, einen wahrhaft vermittelnden Platz unter den Leibnitz'ſchen Schriften überhaupt ein, und ſchließt die erſte Gruppe Leibnitz'ſcher deutſcher Schriften auf das Befriedigenſte.

Auf Veranlaſſung deſſelben Briefes müſſen wir aber nothgedrungen die bereits oben (S. 46.) gegen Gruber begonnene Polemik hier aufnehmen und zum Abſchluße führen. In der Anmerkung nemlich (II., 1326) wo er unrichtig behauptete, Leibnitz habe erſt nach der Zeit, da Boineburg in Hannover zu Beſuch geweſen, im Februar 1671, dem Herzog zu ſchreiben angefangen (welches widerlegt worden), ſagt er auch, daß Leibnitz ſeitdem die Freigebigkeit des Herzogs bisweilen genoſſen habe — „cum mira et in his Transsubstantiationis demonstrationem mathematicam promitteret“. Mit dieſen zwei Worten iſt nun unſer Brief aus Paris vom 26. März 1673 ganz unverkennbar bezeichnet, und es iſt gewiß belehrend zu erfahren, daß das Autographon dieſer Schrift zu Grubers Zeiten in der Königlichen Bibliothek von Hannover ſich befunden, und er, wie wir ſogleich ſehen werden, die Abſicht gehabt habe, ihn herauszugeben*). Nun aber wenden wir uns zu einer andern Stelle in demſelben Bande S. 1380, wo Gruber auf ſeine Anmerkung S. 1326 zurückkommt. Hier wird der Brief eines Mr. du Fraisne an Boineburg aus Paris vom 27. November 1671 mitgetheilt, wo folgende in Bezug auf Leibnitz höchſt merkwürdige Stelle vorkömmt: „Si Monsieur Arnauld n'avoit point fait un petit voyage à la campagne, je n'attendrais pas jusques à l'ordinaire suivant à faire savoir ses sentimens à Votre Excellence touchant les pensées de ce merveilleux Saxon, qu'elle m'a addressées, pour les lui presenter. C'est un prodige d'esprit à estonner les autres." Hierüber giebt Gruber folgende Aufklärung: „Ce merveilleux Saxon est Mr. Leibnitz et la merveille, qu'il proposa alors à Mr. Arnauld au plus fort de ses disputes contre Mr. Claude est celle, dont j'ai touché quelque chose à la page 1326. Il en parlera luimême plus amplement dans une Lettre addressée à son Prince, que nous publierons dans le Tome suivant." (Dieſer iſt aber nicht erſchienen). —

---

*) Schreiben an Th. Burnet vom Mai 1697. Opp. VI. 253. Vgl. Leibnitz Disp. de princ. indiv. Einleitung S. 18. Bei Leibnitz muß man die Geſchichte ſeines Geiſtes am wenigſten an die Erſcheinung ſeiner Schriften anknüpfen! —

Dieſe mit ſo vieler Sicherheit hingeſtellten Sätze leiden an einer merklichen Verwirrung und können zu ſtarken Irrthümern verleiten.

Wenn wir erſtlich bei der frühern Anmerkung Grubers

---

*) Böhmer läßt es unbeſtimmt, ob er dieſen Brief, wie die übrigen von ihm mitgetheilten Stücke, nach den Autographis oder nach Abſchriften von denſelben herausgegeben; jedoch ihre Echtheit verbürgt er mit ſeiner Ehre (Magazin für Kirchenrecht I., 117.): — „Ich frage: Sollte nicht vielleicht das von mir gelieferte Gemählde (Imago Leibnitii) — für deſſen Authencität ich mich, wie für die Echtheit aller künftig von Leibnitz zu liefernden Stücke (dahin gehören die Briefe an Johann Friedrich) mit meiner Ehre verbürge — eben dasjenige ſein, welches Leibnitz für Peliſſon aufſetzte! u. ſ. w.

(zu S. 1326), erſehen haben, daß er Leibnizens Brief vom 26. März 1673 aus Paris dabei vor Augen hatte, ſo enthält die leztere Anmerkung ein noch entſchiedneres Merkmal und Kennzeichen, daß Gruber beidemal Leibniz's Brief aus Paris von 1673 gemeint habe, durch die Angabe des Streites zwiſchen Arnaud und Claude, der eben (man leſe den Abſaz: „In Theologia revelata übernehme ich zu demonſtriren u. ſ. w.) in unſerm Briefe erwähnt wird. Mithin iſt der Brief von 1673 die einzige und wahre Quelle der Belehrung, welche Gruber hier ſeinen Leſern über die Stelle in dem Briefe des Mr. du Fraisne an Boineburg giebt. Wie ſehr übereilt war es alſo doch von ihm, zu ſchreiben: la merveille qu'il proposa alors à Mr. Arnaud etc., da zwiſchen dem Briefe des Mr. du Fraisne an Boineburg und dem Leibnizens an den Herzog aus Paris ein Zeitraum von ungefähr anderthalb Jahren lag und Leibniz 1671 zu Mainz, 1673 aber in Paris lebte. Dieſer Anachronismus könnte den Geſchichtſchreiber der Leibnizſchen Philoſophie zu dem Glauben verleiten, Leibniz habe den Fortſchritt in ſeiner ſpekulativen Forſchung, deſſen wir ſo eben gedachten, bereits im Sommer oder Herbſt 1671 gethan*); eine Annahme, welche um ſo unwahrſcheinlicher iſt, als Leibniz in ſeinem Briefe an den Herzog vom Mai 1671 den carteſianiſchen Standpunkt noch ſtreng feſthält, und es einem Sprunge gleich ſähe, wenn er unmittelbar darauf eine den Carteſianismus weſentlich und innerlich umgeſtaltende, ſpekulative Entdeckung gemacht hätte. Dahingegen erſcheint dieſelbe im Anfange des Jahres

---

*) Wirklich leſen wir bei von Murr (a. a. O. 129.): „In des ſeel. Geh. Juſtizrath Grubers Prodromo Commercii Epistolici Leibnitiani II. p. 1326 ſteht, daß Leibniz 1671 ſeinem Fürſten einen mathematiſchen Beweis der Transſubſtantiation verſprochen habe in einem Briefe, den Gruber (nach S. 1380 Anm.) im folgenden Bande würde herausgegeben haben.“ —

1673 hinreichend vermittelt durch die Fortſchritte in der höhern Mathematik, welche Leibnitz im verfloſſenen Jahre gemacht hatte, Fortſchritte, welche ihn, wie man weiß, in Einem Zuge ſtetig zu dem Unendlich-kleinen hingedrängt haben*). Zweitens ſteht im Texte kein Wort von „merveille," ſondern nur: les pensées de ce merveilleux Saxon; Gruber anticipirt hier nur jene Stelle in dem Briefe aus Paris von 1673, die ihm einmal im Sinne lag; man ſieht aber ſchon aus der Weiſe beider Anmerkungen, (welche hier wörtlich beigebracht ſind) daß ſie mit einem gewiſſen Tic gegen Leibnitz geſchrieben ſind, dem der ſtrenge Gruber das Verſprechen einer Demonſtration der Transſubſtantion nicht verzeihen konnte**). Gruber macht alſo mit

---

*) Vgl. das Bekenntniß an Bantal, oben S. 49. über die phyſikaliſchen Hypotheſen vom Jahre 1671, wo er ſelbſt bekennt, daß es ihm damals eben nur an Kenntniß der höhern Mathematik gefehlt habe; — obſchon, was bemerkenswerth bleibt, Fontenelle in ſeinem Eloge, wo er ſich bei dem Streite zwiſchen Leibnitz und Newton aufhält, den erſten Keim des Unendlich-kleinen in der Theoria motus abstracti auffindet. Er ſagt nemlich: Dans la théorie du mouvement abstrait qu'il dédia à l'Académie en 1671, et avant que d'avoir rien vu de M. Newton il pose déjà des infiniment-petits plus grand les uns que les autres. C'est là une des clefs du système et ce principe ne pouvoit guère demeurer stérile entre ses mains. Opp. I., XXXVIII.

**) Wir haben den allgemeinen Geſichtspunkt, aus welchem der ganze Brief zu beurtheilen ſei, oben angegeben, und wir werden noch Gelegenheit haben, Leibnitz gegen Mißverſtändniſſe in Beziehung auf ſein Verhalten zu Katholiken und Katholicismus in Schutz zu nehmen. Einſtweilen wird es manchen Leſern intereſſant ſein zu erfahren, wie der berühmte Käſtner, in einigen Bemerkungen zu den von Böhmer bekannt gemachten Aufſätzen Leibnitzens, ſich dieſen Brief (die „mira" und die „demonstratio Transsubstantionis) zurechtzulegen ſuchte; er ſchreibt (Böhmer a. a. O. 150.): „Die Sachen, die Leibnitz in dem Briefe an Johann Friedrich zu leiſten verſpricht, hätte er ſchwerlich alle geleiſtet. Man ſieht aber daraus, daß er über eine Menge nützlicher Kenntniſſe nachdachte und darin neue Ausſichten gehabt."

„Die possibilitas Eucharistiae iſt ſo was, wie wenn ich ſagte:

Ungrund den Leſer gegen das von Leibnitz 1671 Geleiſtete mißtrauiſch, und verdirbt uns den ganzen Eindruck dieſer Stelle. Glücklicherweiſe haben wir zu den bewundernden Ausdrücken des Franzoſen eine treffende Parallele in einem Briefe Conrings an Boineburg vom Mai 1670 (Gruber II., 1281), in Erwiederung auf ein Schreiben, wo jener Leibnitzen als ein Genie ohne Gleichen ſchildert: — „(quales) Tuus est Leibnitius, miraculum profecto ingenii, uti quidem illum tuae literae descripserunt*). Vermuthlich hatte nun Boineburg von Leibnitz dem Arnaud oder du Fraisne eine ähnliche Schilderung gegeben, und ſo heißt es hier faſt mit denſelben Worten: „c'est un prodige d'esprit" etc. und „ce merveilleux Saxon," ohne daß daraus auf die nähere Beſchaffenheit der dem Arnaud überſchickten Gedanken Leibnitzens (und am allerwenigſten zu ſeinem Nachtheile) geſchloſſen werden könnte. Endlich iſt auch der Beiſatz: une lettre adressée à son Prince, unhiſtoriſch, da der Herzog, als Leibnitz dieſen Brief ſchrieb, keineswegs

---

„„Es iſt wohl möglich, daß der Biſchof zu Rom Chriſti Statthalter ſeyn könnte, wenn Chriſtus es gewollt hätte. Ob aber Chriſtus es gewollt habe, das laſſe ich unentſchieden.""

„Auf das Exegetiſche der Einſetzungsworte läßt ſich Leibnitz gar nicht ein." — — „Uebrigens hat L. in der Lehre vom Raume und in der Theorie der Bewegung nachher ſeine Gedanken geändert." —

Wir bemerken noch, daß wir dieſen von Leibnitz hier verſprochenen Beweis, in den Grundzügen wenigſtens, in dem „Systema Theologicum" p. 213 ff. vorfinden.

*) Wir mögen dem Leſer dieſe Schilderung nicht vorenthalten, es iſt dieſelbe, auf welche (S. 101.) hingedeutet worden. „Est juvenis 24 annorum, Lipsiensis, Juris Doctor: imo doctus supra quam vel dici potest vel credi. Philosophiam omnem percallet, veteris et novae felix ratiocinator. Scribendi facultate apprime armatus. Mathematicus, rei naturalis, medicae, mechanicae omnis sciens et percupidus, assiduus et ardens. In religione suae sponte, vestrati coetui concorpor. Juris philosophiam imo et praxin, quod mirandum, in numerato habet". — —

ſchon „ſein Fürſt“ war; welches auch Gruber ſelbſt nicht gemeint haben dürfte, da er ja S. 1326 ſchrieb, daß Leibnitz in Folge eben dieſes Briefes die Freigebigkeit des Herzogs zu genießen angefangen habe. Mithin fällt Grubers mit ſo vieler Sicherheit über die fragliche Stelle gegebene Erläuterung aus äußern, wie innern Gründen zuſammen; und indem wir uns von einem Wahne befreien, welcher uns, alles Andern zu geſchweigen, die Geſchichte der geiſtigen Entwickelung des großen Mannes ganz verwirrt und verſchoben hätte, gewinnen wir freien Raum, die richtige Erklärung dieſer ein wenig dunkeln Stelle zu verſuchen.

Wir irren ſehr, oder der Schlüſſel zu dieſem Räthſel iſt uns ſchon vorhin in die Hand gegeben. Denken wir nur zurück an den ungedruckten Brief Leibnitzens an den Herzog von Hannover, den wir aus innern Gründen nach Mainz, und zwar in den Sommer oder Herbſt 1671 ſetzen mußten. Leibnitz giebt darin, wie wir (S. 52.) auseinandergeſetzt, nähere Rechenſchaft über einen lateiniſchen Aufſatz von der Prädeſtination, von dem er hofft, daß er „ein Gewicht dem ganzen Werke zu geben ſcheint.“ Hierunter iſt nun die Kirchenvereinigung gemeint. Dieſer Aufſatz erſchien Beineburg ſo wichtig, daß er nicht einmal wartete, bis ihn Leibnitz in's Reine ſchrieb, ſondern das Concept „voll Lituren“ dem Herzog überſchickte. Ferner motivirt Leibnitz, daß er den Aufſatz nicht deutſch geſchrieben: „weil es dergeſtalt dem Ausländer nicht hätte communicirt werden können.“ Beineburg, ſieht man hieraus ganz klar, überſchickte alſo gleichzeitig dieſen Aufſatz an Ausländer und ohne allen Zweifel an den berühmten Antoine Arnaud, welcher als Janſeniſt, an dem ſtreitigen Punkte über die Gnadenwahl ein Hauptintereſſe nahm*). Wir haben andrerſeits ein Bekenntniß von

---

*) Nach Beilegung der Janſeniſtiſchen Händel kam Arnaud nach einem 25jährigen Aufenthalte in der Einſamkeit 1668 wieder nach Paris,

Leibnitz, daß er ſich von ſeiner Kindheit an gerade mit dieſem wichtigen Glaubenspunkte forſchend abgegeben, und ſpäterhin auf Reiſen „ſonderlich mit dem berühmten Arnaud conferiret“ **). In dem lateiniſchen, in Rede ſtehenden Aufſatze ſcheint er auf die franzöſiſchen Controverſiſten zurück, und ſogar bis auf den Cardinal Richelieu hinaufgegangen zu ſein, deſſen er in dem ungedruckten Briefe gedenkt*). Daß

---

von wo er ſich wieder 1679, dem Haſſe ſeiner Gegner nachgebend, freiwillig entfernte.

*) „Mein hochgeehrter Herr ſagt, daß ihm oft bange werden, wenn er die Schwürigkeiten in puncto art. praedestinationis circa praevisionem und dergleichen, und ſowohl der Ihrigen als der Unſrigen Eyfer bedenket. Solche Sorge iſt nicht ohne Urſache. Aber ich erkühne mich faſt, meinen hochgeehrten Herrn zu verſichern, dieſe ganz Materie gründlich zu heben, wenn nur dasjenige in salvo bleibet, ſo von uns bedungen, wie mein hochgeehrter Herr mich deſſen verlängſt verſichert. Bin alſo wegen dieſes ganzen Articuli, ſo ſchwer er auch gemacht wird, außer Sorgen, und getraue mir den Mr. Jurieu ſelbſt und andere, rigidissimos, ja Wittebergenses ſelbſt diesfalls . . . . . zu machen, ſowohl als Herrn Dr. Spener und ſeines Gleichen andern Theils, wenn nur einsmals Gott Gelegenheit geben ſollte, mit ihnen darüber in Converſation zu kommen. Ich habe von meiner zarten Jugend an, als ich kaum ſolcher Dinge fähig, über dieſe Materie meditiret, da mir, ehe ich noch ein Academicus worden, einestheils Lutheri Buch De servo arbitrio, andern Theils Jacobi Andreä Colloquium Mompelgardense und des Aegidii Hunnii Scripta zu Handen kommen. Worauf ich ferner nicht nur viele Streitſchriften der Unſrigen und Reformirten darüber zu leſen begierig geweſen, ſondern nach der Hand auch theils der Jeſuiter und Arminianer, theils der Thomiſten und Janſeniſten Bücher zu Rath gezogen; hernach auf meinen Reiſen mit viel vornehmen Theologis und Andern, ſonderlich dem berühmten Arnaud darüber conferiret. Habe aber von dem ſechzehnten Jahre meines Alters, aus ſonderbarer Schickung Gottes, wie es ſcheint, mich zu einer an ſich ſelbſt ſchweren, und dem Anſehen nach unannehmlichen Unterſuchung angetrieben gefunden, aber für wenig Jahren erſt mich völlig vergnüget“ . . . . Leibnitz an Jablonski vom 23. Januar 1700. Kapp. 133—134.

*) Richelieu ſchrieb als Cardinal in ſeinem Exil in Avignon 1618 ſeine: Méthode des controverses sur les principaux points de la foi.

endlich Boineburg mit religiöſen Controverſen und Verſuchen zur Kirchenvereinigung ſich mit größtem Eifer beſchäftigte, werden wir in unſerm mehrgedachten Excurſe mit vielen Belegen darthun. Dieſe und keine andere Gedanken ſind es alſo, welche wir unter „les pensées de ce merveilleux Saxon" zu verſtehen haben. Es fällt dadurch ein neues Licht auf jenes ſchätzbare Dokument, und die ausgezeichnete Stelle darin über die deutſche Mutterſprache gewinnt jetzt auch eine wichtige hiſtoriſche Bedeutung. Beide Briefe, welche wir ſo mit einander in Beziehung geſetzt, erklären, ergänzen und beſtätigen ſich gegenſeitig, und insbeſondere können wir die Chronologie des ungedruckten deutſchen Briefes jetzt genauer beſtimmen und denſelben in den Anfang des Novembers oder das Ende des Octobers 1671 ſetzen*). —

Mehrere andere, obwohl ſehr bedeutende Punkte übergehen wir, eingedenk, daß wir hier eigentlich keinen Kommentar zu liefern uns anheiſchig machten, und bemerken nur in Betreff des Corallorariums oder der „Staatsinvention", daß dieſer Gegenſtand erſt in der vollſtändigen kritiſchen Darlegung der Geſchichte des oben (S. 104.) berührten Projekts von Boineburg und Leibnitz ſeine Aufklärung erhalten wird.

Endlich iſt zu bemerken, daß dieſer Brief bei weitem nicht der einzige von Leibnitz zu Paris verfaßte Aufſatz in deutſcher Sprache iſt; mehrere werden wir der Biographie einverleiben, noch andere dürfte eine erneuerte Forſchung an's Licht bringen.

---

*) Dürfte man aus Grubers Schweigen über Leibnitzens Briefe an den Herzog aus Mainz von 1671 und früher, etwa ſchließen, daß ihm dieſe nicht zur Hand geweſen ſeien? Keineswegs; denn er hebt den Brief von 1673 nur unter den übrigen hervor, wenn er (II. 1326) ſchreibt ... ab hoc tempore ad Principem literas dare ... coepit; und wegen ſeiner hervorſtechenden Eigenthümlichkeit und großen Reichhaltigkeit verdiente er es auch, ſelbſt wenn Gruber bei deſſen Anführung nicht ſo mit unverhaltenem Unwillen gegen ſeinen Verfaſſer erfüllt geweſen wäre. Wir dürfen hoffen, daß wir noch auf unbekannte, koſtbare Stücke dieſes gelehrten Briefwechſels ſtoßen werden.

Wir könnten dieſe Einleitung hiermit für geſchloſſen anſehen, wenn nicht die eigenthümliche Beſchaffenheit einer ganzen Klaſſe der hier mitgetheilten Schriften zu einer kritiſchen Betrachtung von allgemeiner Anwendung aufforderte.

Eine der ſchwierigſten, doch nicht abzuweiſenden Fragen der höhern Kritik, beſonders bei Briefen, ſowohl aus dem Alterthum als der neuern Zeit iſt die, ob man die vom Verfaſſer an den Empfänger wirklich abgefertigte Reinſchrift (Mundum) oder nur das Concept davon vor ſich habe. Dieſe Frage iſt von einem Philologen, Dr. Friedrich Chriſtian Matthiä, Direktor des Gymnaſiums in Frankfurt am Main, in einem im Jahre 1820 herausgegebenen Programm: „Probe einer neuen Ausgabe des Leibniz-Ludolfiſchen Briefwechſels" auf Veranlaſſung dieſes Thema's aufgenommen, oder vielmehr in Bezug auf eine frühere Anfrage dieſer Art wiederholt und zugleich auf die von Tiro herausgegebenen Briefe des Cicero ausgedehnt worden. Matthiä hatte Leibnitzens Original-Briefe an Ludolf mit der, nach den in der Königlichen Bibliothek von Hannover befindlichen Concepten, übrigens höchſt nachläſſig angeſtellten Recenſion dieſer Briefe durch A. B. Michaelis (vom Jahre 1755) verglichen, und, die dem Herausgeber zur Laſt fallenden Fehler und Auslaſſungen abgerechnet, gewiſſe Modificationen und Veränderungen im Vergleiche mit den Original-Reinſchriften gefunden. Er ſtellt daher die Frage auf: welche Geltung das Concept neben dem Mundum habe, inwiefern das letztere doch das wahre Original wäre, und welchen Einfluß dieſe Diſtinktion auf die Kritik wie moderner, ſo antiker Epiſteln üben möchte? —

Um dieſe Frage und die ihr zu Grunde liegende Unterſcheidung in Rückſicht auf die eben betrachteten deutſchen, wie auch andern Briefe von Leibnitz in Betracht zu ziehen, ſo iſt es nothwendig, dieſe Unterſcheidung ein wenig weiter auszuführen, nämlich die Fälle zu erwägen, welche einen Unterſchied zwiſchen Concept und Reinſchrift bewirken, und welche Grade dieſer Unterſchied annehmen könne? Dieſer Unterſchied kann nun nicht blos bei Briefen, ſondern auch andern und größern Schriftgattungen ſo weit gehen, daß beides, Concept und Reinſchrift, ganz verſchiedene Werke werden können. Uns liegt in dieſem Augenblick eine ſolche Frage in Bezug auf Leibnitz ſelbſt vor. Die Königliche Bibliothek von Hannover bewahrt ein Fragment der von Leibnitz 1672 an Ludwig XIV. gerichteten Denkſchrift in Betreff einer Unternehmung gegen Aegypten in lateiniſcher Sprache*). Die Urſchrift dieſes Manuſkripts war offenbar das Concept Leibnitzens. So lange wir nun aber von der nach Frankreich abgeſchickten und dort in das Reichsarchiv niedergelegten Denkſchrift keine authentiſchen Beſtimmungen haben, ſteht der Kritik immer der Zweifel frei nicht allein an der wörtlichen Uebereinſtimmung zwiſchen Reinſchrift und Concept, ſondern ſogar an der Identität beider in Hinſicht auf Sprache: d. h. die Möglichkeit muß zugegeben werden, daß Leibnitz ſeine Gedanken in lateiniſcher Sprache, weil ihm dieſe viel geläufiger war, nur concipirt, dagegen zum diplomatiſchen Gebrauche ſie hernach ins Franzöſiſche gekleidet hätte: ſo daß das Lateiniſche und Franzöſiſche immer noch das Verhältniß zwiſchen Concept und Reinſchrift unter einander nicht aufgegeben und beides im Grunde doch ganz verſchiedene Werke ausgemacht haben würden.

---

*) De expeditione Aegyptiaca ad Regem Franciae in Geſtalt einer Epiſtel. Daß dieſes, von fremder, nicht von Leibnitzens Hand geſchriebene Manuſkript, der im Texte ausgeſprochenen Anſicht gemäß, nur Fragmente einer größern Denkſchrift enthalte, werden wir in einer nächſtens bekannt zu machenden hiſtoriſchen Unterſuchung zu beweiſen ſuchen.

Dieſem verwickelten Falle ſteht als der einfachſte der gegenüber, wenn die Reinſchrift nichts als die wörtlich treue Abſchrift des Conceptes iſt, ganz ſo wie etwa der Herausgeber eines aufgefundenen Concepts heute verfahren würde. Wo dies erweislich ſtattgefunden hat, iſt zwiſchen Concept und Reinſchrift gar kein Unterſchied. — Dieſer Fall dürfte ſo oft wenigſtens vorkommen, wo man nachweiſen könnte, daß das vorliegende Concept im Grunde keines, ſondern vielmehr eine von der Reinſchrift genommene Abſchrift ſei: ein bei Geſchäftsmännern und Kaufleuten beſonders üblicher Gebrauch. An der durchgängigen Identität der Rein- und Abſchrift zu zweifeln iſt alsdann kein Grund vorhanden. In dieſe Kategorie gehört nun vielleicht ein bedeutender Theil der in der Königlichen Bibliothek von Hannover aufbewahrten, ſowohl bereits gedruckten als ungedruckten Briefe Leibnitzens an ſeine Korreſpondenten. Es iſt bekannt, daß Leibnitz bei ſeiner unermeßlichen Korreſpondenz nach allen Weltgegenden, welche den größern Theil ſeiner Zeit einnahm, dennoch faſt von jedem Billet, wie viel mehr von einem irgend bedeutenden Briefe ſich eine Abſchrift zurückbehielt; eine ſehr große Anzahl dieſer Briefe, wozu mehrere der noch in Zukunft von uns herauszugebenden gehören, ſind alſo in Wahrheit nicht als Concepte, ſondern als Abſchriften der abgefertigten Briefe oder Reinſchriften anzuſehen, und die von Matthiä angeregten Bedenken fallen natürlich dann ganz fort. Wir ſind wenigſtens berechtigt, die meiſten Briefe an Gelehrte hieher zu rechnen, weil es dem Briefſteller hier weniger auf die Form, als auf den Gegenſtand ankam, und dieſer ihm überall ſo geläufig war, daß er nicht nöthig hatte, ſeine Gedanken vorher erſt im Brouillon zu entwerfen. — Als ein äußeres Kennzeichen zur Unterſcheidung von Concept und Abſchrift bei den vorhandenen Autographis dieſer Art dient vielleicht die Handſchrift, in Bezug auf ihre graphiſche Schönheit und Deutlichkeit. Bei Autographis, deren Schrift oft bis zur

Unleſerlichkeit undeutlich und ſchlecht geſchrieben ſind, läßt ſich vielleicht mit einigem Rechte immer annehmen, daß ſie keine Concepte, ſondern Abſchriften ſind.

Schwieriger iſt aber der Fall, wo es ſich um ſeine Briefe an hohe Perſonen, an Fürſten, Fürſtinnen, Prinzeſſinnen oder Miniſter handelt. Denn hier, wo die Form jedenfalls ſo viel Rückſicht als der Gegenſtand verlangte, war ein Concept gewiß nothwendig; und demgemäß werden die betreffenden Autographa in dem Leibniz'ſchen Nachlaſſe auch vielmehr als Concepte denn als Abſchriften anzuſprechen ſein, obſchon auch hier wieder mit Vorſicht und Berückſichtigung des einzelnen Falles; denn möglicherweiſe nahm Leibniz, neben dem urſprünglichen Concepte von der darnach, vielleicht mit Aenderungen verfertigten Reinſchrift wieder eine Abſchrift! und dann träte nur der vorige Fall wieder ein. In dem „alphabetiſch-kritiſchen Verzeichniſſe des noch im Manuſkript vorhandenen Leibniz'ſchen Briefwechſels mit Gelehrten, Künſtlern und Geſchäftsmännern" das Feder (Vaterländ. Muſeum, Hamburg bei Perthes, 2tes und 5tes Heft) 1810 bekannt gemacht hat, ſchreibt er (S. 243.): „daß Leibniz ſeine meiſten Briefe, wenn ſie nur von einiger Bedeutung waren, nicht nur ein, ſondern oft zwei, bisweilen drei und mehrermals entwarf und abſchrieb, ehe er ſie abgeben ließ." Dies lehrt auf die Schwierigkeiten noch aufmerkſamer werden, welche der Unterſcheidung von Concept und Abſchrift entgegentreten.

Endlich iſt noch ein ſpezieller Fall in Betracht zu ziehen, welcher mit des großen Mannes Eigenthümlichkeit zuſammenhing. Eine Anzahl ſeiner, dem Inhalte nach anziehendſten Briefe unter ſeinem Nachlaſſe ſind nemlich Concept geblieben, d. h. die Briefe gingen an ihre Beſtimmung nicht ab, und dies iſt von Leibniz jedesmal mit den zwei Worten am Rande angegeben: „nicht abgangen." Der Grund ihrer Zurückhaltung lag oft weniger an der Beſonderheit des

Inhalts als an der momentalen Stimmung, in welcher der Brief abgefaßt wurde; wenn z. B. der Briefſteller durch Perſönlichkeiten gereizt oder gekränkt worden und ſeine Antwort in dieſer Stimmung abgefaßt war, alsdann dachte Leibnitz zu mild und zu ſchonend, um einen ſolchen Brief abgehen zu laſſen. Wir werden einen Brief Leibnitzens dieſer Art aus Hannover an den alten Conring in der Biographie mittheilen. — Daß in dieſem Falle nun die Unterſcheidung von Concept, Reinſchrift, Kopie ganz wegfällt, leuchtet ein.

Wenn wir jetzt die drei ſo bedeutenden Briefe Leibnitzens an den Herzog Johann Friedrich von Hannover von 1671 und 1673 unter einen dieſer Geſichtspunkte zu ſtellen haben, um den kritiſchen Werth des Textes zu ſchätzen, ſo haben wir ſie vor allem anzuſehen: nicht als aus den in das ehemalige herzogliche Archiv in Hannover gelegten, mundirten Briefen an den Herzog, ſondern als aus den in Leibnitzens Nachlaſſe in der K. Bibliothek aufbewahrt geweſenen Concepten dieſer Briefe gefloſſen. Daß ſich dies ſo verhalte, geht ſchon aus der verhältnißmäßig weit größern Leichtigkeit hervor, welche man auch in der andern Hälfte des vorigen Jahrhunderts hatte, zu den handſchriftlichen Schätzen der Königlichen Bibliothek, als denen des Königlichen Archivs zu gelangen: wie denn Raspe ſeine höchſt bedeutende Sammlung unedirter Leibnitz'ſcher Schriften aus der Bibliothek im Jahre 1765, alſo noch vor der Sammlung der ſämmtlichen Werke durch Dutens herausgegeben und der Liberalität der höchſten Behörden im größten Maaße ſich zu rühmen gehabt hat. (Vgl. Préface de l'éditeur p. XIV.). Ein beſonderer Grund für dieſe Annahme liegt in den eben mitgetheilten, obſchon beziehungsweiſe zu verwerfenden Bemerkungen Grubers, aus denen, wie auch vorhin erwähnt, ſo viel hervorgeht, daß er den Brief an Johann Friedrich aus Paris vom 26. März 1673 und wahrſcheinlich auch die übrigen ſelbſt herauszugeben die Abſicht hatte, daß mithin dieſe Briefe, wie ſich verſteht, im Concept*) in der Königlichen Bibliothek beſindlich geweſen, welche dann als Autographa oder in einer Abſchrift an Böhmer gelangten**). Daß nun jene Autographa, welche der Recenſion in vorliegender Sammlung zu Grunde liegen, wahre Concepte und keine bloße von den Reinſchriften gewonnene Kopieen ſeien, iſt kaum zu bezweifeln, weil Leibniz unmöglich Briefe von ſolchem Umfange und an einen Fürſten gerichtet ohne vorhergehenden, gewiß ſehr verbeſſerten und gefeilten Entwurf geſchickt haben kann; und dies wird auf diejenigen Briefe aus dieſem Briefwechſel auszudehnen ſein, welche vielleicht künftig noch zu Tage kommen.

Fragt man nun aber, wiefern dieſe Beſchaffenheit der Handſchriften den Werth des nach ihnen gelieferten Textes bedinge, ſo ſcheint uns für die Sache ſelbſt der ganze durch Matthiä angeregte Fragepunkt von keinem ſo großem Belange, um der Kritik damit gleichſam eine neue Wendung zu geben. Denn einmal würden wir ſchon nicht die Reinſchrift im Gegenſatze gegen das Concept mit dieſem Philologen das Original nennen, eben weil uns der rechte Gegenſatz hiezu mangelte; da das Originalconcept offenbar ſo viel Anſpruch darauf hat, Original zu heißen, als die Reinſchrift. Mithin iſt hier allewege nur von Originalen die Rede, welche in Concept und Reinſchrift allerdings durch Abänderungen und Zuſätze ſich von einander unterſcheiden werden, doch nicht weſentlich, ſondern nur wie verſchiedene Ausgaben und Recenſionen, welche ein Autor von ſeinem eigenen Werke beſorgt. Und auch, ob die angebrachten Aenderungen in der Reinſchrift wirkliche Verbeſſerungen des Conceptes ſeien, iſt nicht immer ausgemacht; während wir in beiden Fällen eine Originalſchrift des Verfaſſers haben, welche eine Beurtheilung in Bezug auf ſich ſelbſt verlangt und, bei einem Verfaſſer wie Leibnitz, in allen Fällen auch werth iſt. Daher der kritiſche Herausgeber, welcher ſo glücklich wäre, von einer unedirten Schrift Concept und Reinſchrift in ſeine Hand zu bekommen, und zwiſchen beiden Abweichungen in den Lesarten wahrnähme, gehalten wäre, dieſe Abweichungen anzugeben. Kehren wir aber zu der erſten hypothetiſchen Annahme zurück, daß Concept und Reinſchrift gar durch die Sprache verſchieden ſeien, dann hätte man in der That daſſelbe Originalwerk in zwei verſchiedenen, an Werth vielleicht ſich gänzlich gleichenden Geſtalten. Die bildenden Künſte zeigen uns ganz analoge Fälle. Große Meiſter copirten ihre eigene Werke zuweilen mehrmals; man wird nun mit Recht auch die Kopieen als Originale anſprechen, und ſie oft von dem erſten Gemählde, dem ſogenannten Originale, gar nicht unterſcheiden können. Nichts deſto weniger wird der geniale, ſchöpferiſche Künſtler ſich ſelbſt nicht ſklaviſch copiren, ſondern jedesmal, wenn auch nur leiſe Variationen in der Stimmung des Ganzen oder deſſen Theilen hervorbringen, der Kenner ſie herausfinden und, wenn man ſo ſagen darf, dem Concept, der Abſchrift oder Reinſchrift, jedem ſeinen eigenthümlichen Rang und Werth zuerkennen.

---

*) Obſchon der umgekehrte Schluß, daß nämlich die im ehemaligen herzoglichen Archive aufbewahrten Autographa nur Reinſchriften und keine Concepte wären, nicht durchgängig Stich hielte, indem z. B. Boineburg 1671 an Johann Friedrich ein „Concept Leibnitzens voll Lituren" geſchickt hat. —

**) Eine Vergleichung mehrerer von Böhmer mitgetheilter Stücke, z. B. des oben S. 47. mitgetheilten Briefes des Habbeus, und des franzöſiſchen Aufſatzes von Leibnitz über die Erziehung eines Prinzen, mit den in Hannover befindlichen handſchriftlichen Originalen, haben uns indeß belehrt, daß der Abſchreiber, Böhmer oder einer ſeiner Freunde, ſich genaue Vollſtändigkeit nicht zur Regel machte, wie denn der Abdruck des letztgenannten Aufſatzes bei Böhmer des Einganges wie des Schluſſes von Leibnitz ermangelt, beinahe wie der Brief von Johann Friedrich aus Paris, den wir mit dem Autographen diesmal noch nicht vergleichen konnten.

Wir können nicht beſſer ſchließen, als indem wir auf eine Beſonderheit gewiſſer von Leibnitz aus Paris erlaſſener Schreiben in deutſcher Sprache im Voraus hindeuten.

In einer Umgebung, wo er kaum eine andere als die franzöſiſche Sprache hörte, mußte es gewiß und für jene Zeit doppelt ſchwer für ihn fallen, ſich der Einmiſchung franzöſiſcher Worte in den deutſchen Vortrag zu enthalten. Nichts deſto weniger zeigt ſich gerade hier das bewußte Beſtreben nach Reinigkeit. Die Concepte enthalten nämlich an mehreren Stellen vor dem reinen deutſchen Ausdruck den gleichbedeutenden, aber durchſtrichenen franzöſiſchen. Einige Beiſpiele erläutern dieſes. Ueber eine gewiſſe Familienangelegenheit der Baronin von Boineburg äußert er ſich unter andern: — „man wolle mir demnach hinterſtattige 50 Thaler auszahlen laſſen“, wo ausgeſtrichen war: reſtirende. — „Auf den Fall der Zweck erreicht war“ u. ſ. w., wo (ausgeſtrichen) vorher ſtand: dessein reuſſire. — „Bin ich alſo davon entbunden“; ausgeſtrichen: dechargirt u. ſ. w. Wenn nun das betreffende Dokument, wie ſich zeigen wird, die Spuren ſtarker, innerer Aufreibung ſeinem Inhalte nach an ſich trägt, ſo haben dergleichen Verbeſſerungen noch den pſychologiſchen Reiz, daß ſie uns in die Seele des Schreibers hineinblicken laſſen, und als charakteriſtiſche Zeichen ungewöhnlicher Stimmung daſtehen; wie ſie denn in den übrigen Schriften nur ſpärlich angetroffen werden.

Bedenken
welchergeſtalt
Securitas publica
interna et externa
und status praesens im Reich jetzigen Umbſtänden nach
auf feſten Fuß zu ſtellen.

Pars I.

Triduo composui Sualbaci d. 6. 7. 8. Augusti st. n. 1670, praesente B. (Boineburgio.)

Praedicta in his: Lotharingiae occupatio. Tripli foederis incertitudo. Angliae defectio. Sueciae mutabilitas. Brunsvici occupatio. Coloniae liberatio.

Anmerkungen von Leibnitz.

1.

Das Römiſche Reich iſt ein Land, ſo vor ſich ſelbſt beſtehet, und deſſen Macht iſt, glückſelig zu ſeyn, wenn es will; denn es weder dem Lande an Leuten zu Beſchützung, noch den Leuten an Land zu Unterhaltung mangelt. Die Leute ſind herzhaft und verſtändig, das Land groß und fruchtbar genugſam, alſo daß die Menge der Waaren der Kunſt und Verſtand, die Kunſt zu verarbeiten und Menge zu verführen den Waaren nicht weichet.

2.

Gleichwohl aber giebt nichts deſto minder die tägliche Erfahrung, daß Teutſchland oder, welches ich anjetzo für eines nehme, das Römiſche Reich bei weiten nicht in ſolchen Flor und Stande ſey, als zu ſeyn in ſeinen Kräften iſt. Denn, der Schade zu geſchweigen, ſo es in dieſem letzten Krieg gelitten, den nichts als die Zeit verbeſſern kann, ſo ſind doch gleichwohl auch der Mängel viel, die ein großes Theil unſers Uebelſtandes machen, und wir niemand als uns ſelbſt zu danken.

3.

Solche ſind nun unzählig und mit wenig Worten nicht zu begreifen. Die Urſprünge und Quellen aber laſſen ſich vielleicht ehe erforſchen, und, da man anders endlich einmal erwachen, der Sach mehr als obenhin nachdenken, und einen rechten Eifer zu Vollſtreckung guter Concepte bringen will, auch verhoffentlich mit Gottes Hülfe gründlich ſtopfen.

4.

Gleichwie aber der Methodus medendi erfordert, denen

Symptomatibus vor allen Dingen zu begegnen, ſo der gründlichen Cur nicht erwarten dürften, ſondern dem Patienten den Garaus unverſehens machen könnten, ſo iſt auch hier in dieſer politiſchen Cur für allen Dingen auf die preſſirende, nähere und gleichſam übern Kopf ſchwebende Hauptgefährlichkeiten allerserſte zu denken.

5.

Dieſe ſind nicht etwa die übel eingerichtete Commercien und Manufacturen, das grundverderbte Münzweſen, die Ungewißheit der Rechte und Saumſeligkeit der Proceſſe, die nichtswürdige Erziehung und unzeitige Reiſen unſrer Jugend; der überhand genommene Indifferentismus cum in fidei, tum in moralibus et politicis rebus, und der folglich einreißende Atheismus; die gleichſam mit einer frembden Peſt angeſteckte Sitten, der Religion verbitterte Zwiſtigkeiten: welche Stücke zuſammengenommen uns zwar langſam ſchwächen, und, wenn wir nicht uns bei Zeiten entgegenſetzen, endlich unfehlbar ruiniren, nicht aber verhoffentlich alſobald übern Haufen werfen können.

6.

Was unſre Republik aber auf einmal ſtürzen kann, iſt ein inn- oder äußerlicher Hauptkrieg, dagegen wir ganz blind, ſchläferig, blos, offen, zertheilt, unbewehrt, und nothwendig entweder des Feindes oder, weil wir bei jetziger Anſtalt ſolchem ſelbſt nicht gewachſen, des Beſchützers Raub ſeyn.

7.

Dieſes iſt nun das preſſirende Hauptſymptoma, ſo einem hitzigen Fieber, gleichwie die andern febri hecticae zu vergleichen, und daher langen Verzugs und noch zehnjähriger Comitia nicht erwartet. Deſſen Cur aber iſt formà particularis, efficacià seu virtute universalis; denn ſie gleichwohl ſo beſchaffen, daß ſie den andern Mängeln allen wider fernere Einreißung einen Riegel verſchieben, ja zu völliger Austilgung der Krankheit, ſo aller dieſer Zufälle Mutter iſt, einen

Grund legen kann, welche Cur denn freilich beſtehet in dem anjetzo mehr vorgenommenen, als gehobenen puncto securitatis.

8.

Es ziehet aber dieſes Werk ein Großes nach ſich, und wird durch bloße Reichsverfaſſung und ſtets währende Miliz, wo nicht anderswo auch geholfen, nicht feſtgeſtellet.

9.

Denn erſtens, die mehr als hundert Jahr eifrigſt getriebene Streitigkeiten von der Matricul, Exemtionen und Anſchlägen beſorglich ſobald nicht auszumachen. Bursa non minus, quam venter caret auribus. Keine Rationes, keine amicable Compoſitiones ſind ſtark genugſam, die theils zwar nur vorgeſchützte, theils aber vielleicht auch allzuwahrhafte Nothdurft der Stände zu überwinden. Majora vota wollen allem Anſehen nach nicht gelten; ſo auch executio cogens weder vorhanden, noch ohne innerlichen Krieg thunlich; und iſt zu beſorgen, es werde endlich das Reich, weil der eine erledigt ſeyn, der ander nichts über ſich nehmen will, ein Großes an der Summa ſchwinden laſſen müſſen, welches denn ſeine Kräfte und Anſehen vollends ſchwächen wird. Zu geſchweigen, daß, wenn einmal dieſe Thür aufgethan, es denen Ständen an neuen Querelen, daß die Zeiten ſich verändert, daß ihre Länder ärmer, andere reicher werden und dergleichen, nicht mangeln wird.

10.

Geſetzt aber zweitens, man vergleiche ſich unde werde diesfalls zum wenigſten auf ein Interim eins; geſetzt auch ferner, welches doch ſchwer zugehen wird, daß jeder Stand mit ſeinen Contingent entweder an Volk oder Geld richtig inhalte, wird ferner zu fragen ſeyn, ob ſo wohl, außer auf den Fall der Noth, die Völker zuſammenſtoßen, oder jeder mit den Seinen apart agiren ſolle.

11.

Sollen ſie nicht zuſammengeſtoßen ſeyn, noch unter einem Haupt und Gouverno ſtehen, wie ſchläferig wird mancher auf den Nothfall mit den Seinen umbgehen; wie leere papierne Compagnieen, was für Soldaten wirds abgeben, die in einen jeden Land ſich häuslich niederlaſſen, bürgerlich einrichten, wackere Kerls hintern Ofen ſeyn, und wenn mans beim Liechte beſiehet, auf einen Ausſchuß hinaus laufen werden; zu geſchweigen, daß endlich aufn Fall der Noth ſie doch zuſammengeſtoßen werden müſſen, welches denn bisweilen zu ſpät iſt, et dum singuli cunctantur, omnes vincuntur, praeoccupantur, praefestinantur.

12.

Sollen ſie aber continuirlich auch außer den Fall der Noth unter einem Haupt und Directorio ſtehen, ſo muß ſolches Directorium eine ziemliche Macht darüber haben, wie ein Uſufructuarius oder Sequeſter über einen Fundum, der ihn zwar beſtellen, aber nicht alieniren kann. Ebenmäßig muß ſolches Directorium nicht zwar die Völker abzudanken, zergehn zu laſſen, an Andere zu überlaſſen, und in Subſtantia etwas an ihnen zu ändern; wohl aber ſolche zu regieren, zu verpflegen, zu verlegen, gewiſſen Compactatis mit den Statibus gemäß einzuquartieren, marſchieren zu laſſen, Officirer, doch auf gewiſſe Maaße, anzunehmen und abzudanken Macht haben.

13.

Aber hier ereignet ſich drittens die gewiſſe und bei jetzigen Zuſtand des Reichs kaum überwindliche Difficultät, wie ſolches ſtets währende Directorium Imperii eingerichtet ſeyn, und denn, wo es Mittel ſowohl zu ſeiner, als der Völker Verpflegung hernehmen ſolle. Denn das Reich ſoll eine persona civilis ſeyn. Gleichwie nun in einer persona naturali oder menſchlichen Leibe ſich die Spiritus, das Blut und die Glieder finden, alſo iſt in der persona civili ein perpetuum consilium, welches den Verſtand und die Spiritus, ein perpetuum aerarium, welches Geblüth und Adern, ein perpetuus miles, welcher die Glieder repräſentirt, von nöthen. Und gleichwie die Glieder von dem Blut ſich nähren, das Blut ohne der spirituum Bewegung ſich nicht reget, alſo kann der perpetuus miles ohne ſtets währendes aerarium nicht verpfleget, das aerarium ſowohl, als miles sine consilio perpetuo in ordentlicher Bewegung nicht erhalten oder redigiret werden.

14.

Ein consilium perpetuum wäre dem Reich freilich zu wünſchen, es iſt aber dazu bei gegenwärtigen Stand keine Hoffnung. Man weiß, wie der Regiments-Rath theils aus Mangel des Unterhalts, welches gewißlich unſer Nation nicht wenig verkleinerlich, theils aus differenten Maximen der Kayſer und Fürſten zergangen.

15.

Geſetzt aber, daß man ein ſolches Conſilium aufrichten wollte, auch jeder dazu gehörender Stand den Seinen nöthigen Unterhalt zu verſchaffen erbietig und beſtändig wäre, wozu man bisher nicht einmal in der ſo wenigen Unterhaltung des Cammergerichts gelangen können, ſo würden dennoch bei der Einrichtung ſelbſt ſich große Schwürigkeiten finden.

16.

Denn dadurch nothwendig der ganze Status Imperii hauptſächlich geändert werden würde. Es müßte aus comitiis temporalibus nach Hippolyti a Lapide Meinung ein neu Regiment oder in effectu Comitia vel saltem Deputationes perpetuae werden. Es würden ſolche aller wichtigen Geſchäften, Deliberationen und Streitigkeiten ſich anmaßen, supremum arbitrium rei justitiariae an ſich ziehen, alle Executiones thun, und das Reich ſo bald glücklich zu machen, als zu ruiniren Macht haben. Da würden keine Oppoſitiones, keine contrariae rationes, keine amicable Compoſitiones gelten, und würde man entweder eine Oligarchie bekommen, oder, da einer in dieſem Conſilio Meiſter wäre, würde er mit Hülff der Waffen die Andern zwingen können. Denn zugleich das

Aerarium und Miles demſelben einhändig wäre, und er dadurch Perpetuus Dictator oder ein abſoluter Monarch werden würde.

17.

In Specie aber würde bei Aufrichtung eines ſolchen Conſilii die erſte Frage ſeyn, ob es, ad imitationem comitiorum, in drei collegia Electorum, Principum, Civitatum einzutheilen oder nicht. Jenes würden beſorglich die Fürſten, dieſes außer allen Zweifel die Churfürſten nicht zulaſſen. Denn die Fürſten dadurch die ihnen ſo verhaßte Macht der Churfürſten ex interrupta continuam machen, die Churfürſten aber cedendo, vim ipsam suae potestatis auf einmal gänzlich fahren laſſen würden.

18.

Ueberdies mußte ſolches alle in Comitiis geſchloſſen werden. Nun aber ſind die meiſten Stände dieſer Comitiorum praesentium ſo überdrüſſig, daß ſie leichtlich nicht zur Erörterung einer ſo großen weit ausſehenden Sach zu bringen. Es iſt auch ein gutes Theil der Legaten des Contradicirens, Litigirens, Schulmeiſterirens ſo gewohnt werden, daß ſie auch in der geringſten Sach nicht eins werden können. Weil auch ferner nichts, ſo in Comitiis geſchloſſen werden ſoll, heimlich gehalten werden kann, iſt kein Zweifel, daß von hohen Orten, ſo ſolcher Reichsverfaſſung gänzlich entgegen, alles gar leicht bei einer ſolchen unzählbaren Menge der ſich ereignenden Difficultäten verſtört und zu nicht gemacht werden würde.

19.

Zu geſchweiger, was für bekannte Difficultäten die Stände großentheils unlängſt ſelbſt auf die Bahne gebracht. Der eine fürchtet der Religion, der andere der Policey, der dritte ſorget, es möchten die Mächtigen durch eine ſolche Verfaſſung die Uebrigen zu unterdrücken ſuchen. Und obs gleich Oeſterreich ſo ſehr nicht treibt, noch fördert, ſo ſind doch Unterſchiedliche ſo wunderlich, daß ſie, bei ſtabilirter Miliz-Vermehrung der Oeſterreichiſchen Macht, dominatum paucorum, Ferdinandiſche Executiones, wiewohl unbillig, dennoch ſich träumen laſſen.

20.

Und gewißlich, wenn auch alle dieſe Einwürfe aufs vollkommenſte unterbrochen, ſo iſt dennoch wegen der Urſachen, ſo man mehr denkt, als ſagt, zum successu ſchlechte Hoffnung. Denn welches ſonderlich zu bedauern, nicht wenig Stände in trübem Waſſer fiſchen, des Reichs Zerrüttung gerne ſehen, eine richtige Juſtiz, eine promte Execution, wie das Feuer ſcheuen; hingegen gegenwärtige Confuſion lieben, darin jeder Factiones machen, ſeinen Gegentheil aufhalten, Urtheil und Recht eludiren, an Frembde ſich hängen, und ohne Verantwortung leben kann, wie er will. Die Kleinen fürchten eine Unterdrückung, die Großen eine Beſchneidung ihrer unbeſchränkten, keine Obrigkeit in der That recognoscirenden Macht; beide meinen, ſo viel dem Reich und per consequens dem Kayſer, Churfürſten und Directoren zugehet, werde ihrer allzu irregulären, vermeinten Freiheit benommen. Diejenigen ſelbſt, ſo ſich das Werk nicht entgegen ſeyn laſſen, ſind gutentheils eben ſo eifrig nicht, ſonderlich weil jetzo keine allgemeine Noth, wie etwa unlängſt der Türkenkrieg war, ſichtbarlich für den Augen ſchwebt, der ſie aufmuntern und zu ihren eigen Nutzen, felici infortunio, treiben könne.

21.

Endlich iſt für eine gewiſſe Regel zu halten, daß in öffentlichen Tägen, Deliberationibus, Comitiis, da Alles mit Solennität, mit Parade, mit Propoſitionibus und ordentlich scilicet geführten Votis zugehet, nimmermehr etwas Hauptſächlichs auszumachen, und daher, geſtalten Sachen nach, eine öffentliche Reformation der Republik und Conſtitution, perpetui consilii, aerarii, militis, die anders nicht wohl geſchehen kann, nicht zu hoffen.

22.

Vom aerario perpetuo will ich nichts ſagen, welches gleichwohl zu Unterhaltung ſowohl des consilii, als militis perpetui erfordert, und dennoch von Jedermann vor impracticabel gehalten wird. Denn entweder eine ſtetswährende Reichscontribution angelegt, oder ein gewiſſer Fundus gemacht werden müßte. Jene iſt ungewiß; denn wer würde jedesmal die Stände richtig einzuhalten zwingen? Dieſer faſt unmöglich; denn wo wird auf einmal eine ſolche Summa baares Geldes in Teutſchland herzunehmen ſeyn, von deren Zinſen ſowohl das Directorium als die Miliz erhalten werden könne, welches ein richtiger, ſtets währender Fundus erfordert?

23.

Soll denn aber gleichwohl ſolcher Hindernuſſen wegen der ſo wichtige punctus securitatis publicae, daran des Reiches Wohlfahrt hänget, unerörtert bleiben? Mit nichten. Und würden wir bei der Poſterität dieſe ſchändliche Nachläſſigkeit nicht verantworten können. Iſt derowegen auf andere Mittel zu denken nöthig, durch welche ohne Commovirung der Comitien, ohne Aenderung der äußerlichen Form der Republik, sine strepitu ac pompa, consiliorum optimorum perditrice, gleichſam mit halben Winde, obliquatis velis, dahin zu gelangen, wozu man recto cursu, mit vollen Segeln, auf öffentlichem Reichstag nicht kommen kann.

24.

Demnach ſind mit Verſtand und Anſehen begabte, in der Teutſchen Republik verſirte Leute in die Gedanken gerathen, daß durch kein einzig Mittel, als eine wohlformirte, beſtändige Allianz Teutſchland wider innerliche Unruh, und äußerliche, mehr und mehr ein gefährliches Ausſehen gewinnende Macht in Sicherheit beſtändig zu ſetzen. Dieweil gleichwohl, es gehe nun zu wie es wolle, einige Union der Stände ad commune bonum nöthig, und von jetzigen, diſſoluten, zerſtreuten Conſiliis nichts zu hoffen; eine Union aber des ganzen Reichs auf öffentlichen Reichstag, wie bereits nach der Länge erwieſen, ein desparates, der ganzen Republik Umkehrung nach ſich ziehendes, faſt unmügliches Werk iſt: ſo iſt nichts anders als eine Particular-Union gewiſſer conſiderabler, der Gefahr näheſt-, oder des Reichs Angelegenheiten ſich für Andern annehmender Stände, das iſt, eine Allianz zu machen übrig.

25.

Ferner, nun der Art und Weiſe ſolcher Allianz nachzudenken, ſind verſtändige Leute dahin inclinirt, daß eine gewünſchte Gelegenheit zu deren Stabilirung vermittelſt der bereits ſtehenden, conſiderabeln Tripel-Allianz den teutſchen Fürſten an die Hand gegeben werde, dieweil ſolche mit dem Reich einerley Zweck habe, indem Beider Intereſſe, die Sachen in gegenwärtigem Stand zu conſerviren, bei fürfallenden Strittigkeiten ſich ins Mittel zu ſchlagen, alle Gewaltſamkeit in der Chriſtenheit zu hindern, gemeine Ruhe zu conſerviren und ſonderlich Frankreich, deſſen Progreſſus auch dem Reich formidabel, von fernern, unverſehenen, geſuchten, unbewieſenen Prätenſionen und Conqueſten abzuhalten. .

26.

So beruhe auch ja die Tripel-Allianz auf einem feſten, unumbſtößlichen Grund, der, ſo vieler Machinationen und Kunſt ungeacht, glücklich gelegt worden. Es ſey an deren Execution ein Anfang gemacht, Spanien habe die Gelder zu zahlen angefangen, und werde es ſonderlich nach Ankunft, der Sage nach, vor den König ſo reich beladenen, weſtindiſchen Gallionen, außer Zweifel ferner continuiren. Holland ſtoße immediate an das Reich, ſey gleichſam deſſen Oſtium oder Seehafen. Schweden ſey unterſchiedner Lande wegen ein conſiderables Glied des Reichs. Jenes habe an Geld wegen der, ſonderlich dies Jahr, ungewöhnlich reichen Commercien, dieſes, mit Zulauf des Volks, wegen der noch nicht erloſchenen, einmal erworbenen, und vielleicht bei inſtehender Minorität des jungen Königs ſich erneuernder Renommee niemals Mangel. Und könne England zum wenigſten zur See Frankreich Schrecken einjagen, Diverſion machen, und ſelbiger Cron entweder ihre neu angeſponnenen Handlungen ruiniren, oder ſie zum Accommodement zwingen.

27.

Dieſe Raiſonen ſind guten Theils gegründet, daher ich ſelbſt mich nicht ſcheue, zu ſchließen, daß man ſich gegenwärtiger glücklicher Conjunctur der Tripel-Allianz zu Wohlfahrt des Reichs bedienen ſolle; doch daß hiebei ſonderliche Precautiones, wie bald hernach ausgeführt werden ſoll, gebraucht werden, damit man ſich nicht auf-einmal, ehe es Zeit iſt, blosgebe und in Extremitäten gerathe.

28.

Sonderlich aber fragt ſich, wie und welchergeſtalt man ſich ſolche Tripel-Allianz zu Nutzen machen könne, dieweil, allem Anſehen nach, das Reich an ſich ſelbſt, bei gegenwärtigen Diviſionen der Gemüther, nimmermehr in ſelbige treten wird. Wollte man nun gleichwohl in Particulari ſich ſelbiger bedienen, ſo müßten gewiſſe Reichsfürſten ſolches entweder für ſich jeder ſingulatim thun oder mit einander, und ſonderlich nach Gutfinden Kayſerlicher Majeſtät ſich verbinden, und denn ſich ſolcher Tripel-Allianz auf gewiſſe Maaße brauchen.

29.

Daß ein oder der andre Fürſt in Particulari mit der Tripel-Allianz ſich conjungiren ſolle, wird von keinem verſtändigen Politico gerathen werden. Denn bei den vorigen Bundsgenoſſen der Allianz theils ſolches verächtlich, theils ihn anzunehmen (als einen, durch den mehr Onera, ihn zu defendiren, als conſiderable Commoda in die Societät bracht werden würden) bedenklich fallen wird. Man weiß wie kaltſinnig man ſich im Haag gegen Etliche vernehmen laſſen. So ſind ſchier die mächtigſten Häuſer in Teutſchland gar nicht tripliſch geſinnet, daß alſo Andere, ſo einzeln gezogen kämen, bei

Spanien ſchlechten Dank verdienen, von den Bundsgenoſſen nicht geachtet, ja mit Mühe und Arbeit oder wohl gar nicht ausgenommen werden; hingegen aber bei Frankreich als einzige Aufwickler des Reichs gegen ſelbige Cron, als unzeitige, ſich ſelbſt obtrudirende, wiewohl ungeachtete, vergebliche, ohnmächtige Garantie-Richter und Schiedesleute fremder Dinge, als ihr feindlich Gemüth mit präconcipirter Furcht, mit augenſcheinlichen hostilibus consiliis allzufrühe blickenlaſſende, gegen ſich einen unverſöhnlichen, gefährlichen, verderblichen Haß erwekken.

30.

Sollten aber etliche einsgeſinnte Stände zuſammen ſich verbinden und ein Corpus formiren, welches allerdings zu rathen, ſo würden ſolche vor allen Dingen, da ſie anders der Tripel-Allianz ſich brauchen wollten, außer Zweifel das Haus Oeſterreich, ſo für Andern an dem Zwecke der Allianz intereſſirt, wenn es anders begehrt, hineinnehmen und wohl gar auf gewiſſe Maaße pro capite foederis erkennen müſſen.

31.

Ob mit dem Kayſer, als Kayſer, oder vielmehr ſeiner Erblande wegen zuſammenzutreten, wäre an ſeinen Ort zu ſtellen. Denn ihm, als Imperator die Capitulation jus foederum pangendorum nicht abſolute, auch vielleicht nicht anders, als, ne ex nomine imperii pangat, genommen, ſondern consentiente imperio vel collegio Electorali zugelaſſen. Zu geſchweigen, daß die Disputation mehr de nomine als re ſeyn würde. Genug iſts, wann mit Leopoldo Bündnüß gemacht wird, und Leopoldus aus ſeinen Erblanden — denn wo anders her? dum nihil ab imperio habet — das Seinige dabei thut: es ſeye mit dem Kayſer gemacht oder nicht. Doch ſoll davon unten, bei Einrichtung der Form der Allianz, ein näherer Vorſchlag gethan werden.

32.

Sollte nun dergeſtalt der Kayſer oder das Haus Oeſterreich mit im Bündniſſe ſeyn, ſo iſt vor ſich und, außer Zweifel, der Vernunft gemäß, daß die bundsverwandte Fürſten nicht nur als Appendices ſich nachſchleppen laſſen oder als ſtumme Perſonen in der Comödie ſpielen, ſondern alle Verrichtungen, Legationen, Expeditionen im Namen des Corporis föderati und deſſen Schlüſſen gemäß gehen müſſen. Maaßen mit dem Schwäbiſchen Bund und der noch im friſchen Gedächtnüß ſchwebenden Liga gnugſam bekannt iſt. Wäre ſonſt wie in den Fabeln Aeſopi, da der Löwe mit dem Wolf, Fuchs und Eſel eine Societät zu jagen anſtellete.

33.

Iſt alſo dies der Schluß, daß etlichen Ständen mit Kayſerlicher Majeſtät und dero Haus, doch ſo viel deſſen im Reiche habende Lande anbetrifft, wohl und nützlich, in ein Bündniß zu treten, und dergeſtalt conjunctim der Tripel-Allianz ſich gebrauchen können. Wie und welcher Weiſe man ſich aber ſolcher am ſicherſten, mit weniger Jalouſie, Partialität und Gefahr bedienen könne, damit man inter Scyllam der Fahrläſſigkeit und Charybdim der Extremität durchkomme, ſolches iſt mit mehreren Fleiß zu erwägen, weil die Sachen alſo auf der Spitze ſtehen, daß ein einig übelgeführtes Conſilium, da Gott vor ſey, ein Anfang der Ruin des Vaterlandes ſeyn kann.

34.

Wollen derowegen etliche Maximen und Grundregeln ſetzen, aus welchen ſich der Schluß ſelbſt finden wird. Nehmlich erſtens, hätte ſolche neue Allianz Teutſcher Stände ſich in nichts weiter, als was das Reich angehet, zu miſchen. Obgleich die Tripel-Allianz viel weiter und directe auf die Ruhe ganz Europä gehet, dahin ſich aber dieſer neuen Allianz Effectus nur per conſequens erſtrecken würde, wie unten zu erweiſen. Denn der wahre, einige, nähere, unmittelbare Zweck und Titulus ſolcher Allianz: Securitas Imperii et conservatio status praesentis in demſelben ſeyn ſoll; und kann uns bei

Niemand, auch Uebelgeſinnteſten, einige Reproche oder praetextum hostilitatis bringen, si rerum nostrarum satagimus: ſonderlich weil eine ſolche Allianz, nicht weniger als die von Frankreich ſelbſt approbirte, ja portirte Rheiniſche, dem Inſtrumento Pacis und demſelben einverleibter Garantiä gemäß. Cur non liceat facere conjunctis, quod licet singulis? Zweitens ſind wir inſonderheit verbunden, daran zu ſeyn, damit das Inſtrumentum Pacis in Vigore bleibe, ſo können ſie ſich ja dazu mit einander zu beſſerer Execution noch mehr verbinden. Zudem ſind wir gewißlich in der Poſtur zu Haus nicht, daß wir Andere außerhalb des Reichs zu garantiren uns verbinden und offeriren ſollten. Offen ſage ich: denn ja die Wahrheit zu bekennen, kein Menſch außer dem Reich von uns defendiret zu werden hoffet oder begehret.

35.

Holland gewißlich hat uns niemals darumb angeſprochen; angebotene Dienſte, ſonderlich von einem Schwachen an einen Mächtigern, ſind ſelten angenehm, und haben das Anſehen, als ob man ein Mehrers dagegen begehre, ſonderlich wenn mans ſelbſt bedarf. Man weiß die Maxim, ſo der Autor des Intereſſe von Holland führet, darin er mit klaren Worten Holland ein foedus mutuum defensionis mit dem Kayſer oder Reichsfürſten für unnütz, ja ſchädlich ausſpricht. Welches denn kein Wunder iſt bei gegenwärtigen unſern Zuſtand, da Niemand, der ſich in Bündnüß mit uns einläßt, ſich etwas anders zu getröſten, als daß er uns werde beſchützen müſſen, und hingegen von uns wenig zu gewarten haben. Alleine laſſet uns erſt vor uns in eine beſtändige, conſiderable Poſtur und außer allen Schein der Partheylichkeit ſetzen, ſo werden alle Potentaten, auch ſo bisher oftmals unſer angebotene Mediationes und Interpoſitiones verlachet, wohl eine andere Reflexion auf uns machen müſſen.

36.

Aber zum Vorigen wieder zu kommen, ſo begehrt ja auch Spanien unſer Garantie außer dem Reich nicht. Es wird uns weder wegen Neapolis, noch Catalonien, viel weniger wegen Weſtindien umb Hülfe anſprechen. Der einzige Burgundiſche Crais iſts, der unſern Schutz ſuchet, und den wir ihme, wie anjetzo ausführlich bewieſen werden ſoll, ohnedas, vigore Inſtrumenti Pacis, mit guten Recht widerfahren laſſen können und ſollen, und daher deswegen nicht von nöthen haben, gebeten zu werden.

37.

Die ander Hauptmaxime einer ſolchen kleinen Allianz iſt zweitens, daß durch ſolche keine Trennung im Reich verurſacht werde. Denn dann, anſtatt ihres Zwecks, ſo Securitas publica ſeyn ſoll, gerade das Widerſpiel, nemlich eine innerliche Unruhe, ſo dem äußerlichen Unfall Thür und Thor öfnet, erfolgen wird. Es hat nie ſo ſchlecht geſtanden und hanget gewißlich das Corpus Imperii anjetzo kaum mit einem ſeidnen Faden zuſammen, alſo daß wir uns ein wenig bewegen dürfen, ihn vollends zu zerreißen. Evulgato illo imperii arcano sane pudendo, posse nos tot annorum comitiis, omni licet conatu adhibito, nihil agere, et quod summum postremumque malorum remedium habebatur, irritum fuisse — ſo iſt ja gewißlich bei Vielen alle Hoffnung gefallen. Andere Mächtige, ja wohl ſelbſt Reichsglieder freuen ſich, daß kein Flicken an der Form unſer Republic geholfen, und hoffen vom einfallenden Haus gute Stücken zu erwiſchen, etwas Neues damit zu bauen, und warten daher auf Gelegenheit, noch einen guten Stoß, doch alſo, daß man ihnen die Schuld nicht geben könne, daran zu thun.

38.

Denen nun, wenn man ſich nicht wohl verſiehet, würde durch dieſe neue Allianz, ſonderlich wenn man die geringſte Partialität dabei verſpüren läſſet, die gewünſchte Gelegenheit und Schein des Rechts an die Hand gegeben werden, eine Gegen-Allianz zu machen, Germaniam superiorem ab inferiori zu trennen, und alſo der Republic unſers Reichs die letzte Oelung zu geben. Es ſind keine leere Suſpiciones nicht, man weiß, was bei Ausgang voriges und Eingang dieſes Jahres in mächtigen Craiſen unter der Hand geweſen und gekünſtelt worden. Das Project war ſchon gemacht, denen, ſo die Reichsverfaſſung zu tripliſchem End treiben wollten, ſich entgegen zu ſetzen. Die Execution der Conſilia iſt in der Feder blieben, weil man auch anderſeits etwas gemächlicher mit Treibung des Puncti Securitatis gangen. Die Concepten aber ſind viel tiefer eingewurzelt, als daß ſie ſobald erloſchen ſollten ſeyn, und daher nichts gewiſſer als die Reaſſumtion und, ſobald man ſich dieſſeits einiger Triplicität merken laſſen ſollte, Formirung einer Gegen-Allianz ſeyn wird.

39.

Folget alſo aus dieſer Maxim, daß man kein Foedus eingehen ſolle, ſo vielen Reichsfürſten zuwider, und ſie zu einer Gegen-Allianz verurſachen könnte: denn dadurch das Reich hauptſächlich getrennet und manche, ſo ſonſt ſtill geſeſſen, einem Andern gar gleichſam per Antiperiſtaſin zugejaget werden dürften: welches denn um ſo viel gefährlicher, weil wir, an der Spitze Teutſchlands, offen und blos, der Gefahr unterworfen, und vor Ankunft Oeſterreichiſchen oder Tripliſchen Succurſes guten Theils verloren wären; jene hingegen im Kern und Herzen Teutſchlands geſeſſen und im Rücken ſeyn, daß wir dergeſtalt hinten und vornen umbgeben; und ohne das; an Macht nicht wenig überlegen. Ja wir haben Nachbarn, ſo nur auf unſre Erklärung warten, ſich ganz auf jene Seite zu wenden, die ſich unſer Präcipitanz freuen werden, denen wirs aber nicht müſſen ſo gut werden laſſen.

40.

Vielmehr muß das Foedus alſo eingerichtet ſeyn, daß es auch diejenigen Reichsſtände zu conſentiren, ja gar einzutreten anlocken könne, die im höchſten Grade antitripliſch ſeyn. Denn wenn ſie in dieſe teutſche Allianz nicht kommen, machen ſie gewiß eine andere dagegen. Welches denn wohl practicirlich und einen groſſen Nutzen hat, wenns auch kein ander wär, denn daß ſie dadurch in Neutralität erhalten; ſich auf jene Seite zu werfen, dazu es leider allzu nahe kommen, verhindert, und ihre Hitze künſtlich durch ſolches Bündnüß temperiret würde. Dieweil einmal ausgemacht, daß der tripliſchen Partie nützlicher, jene nicht antitripliſch, als uns tripliſch zu haben; denn ihnen jene weit mehr ſchaden, als wir nützen können.

41.

Aber das iſt nicht genug. Man könnte noch wohl ein Mehrers verſprechen, ſie ſelbſt unvermerkt wider ihr Wiſſen und Willen gutentheils antitripliſch zu machen, und ſolches umb ſo viel leichter, je weniger man bei ihnen in der Suspicion iſt, tripliſch zu ſeyn. Welches ihnen beizubringen und die bisher tief gefaſſete Opinion zu benehmen, man ſich allerhand Künſte bedienen muß, davon zu ſeiner Zeit.

42.

Sie ſind ja antitriplich, theils wegen Intereſſe gegen die Tripliſchen, theils wegen des Nutzens vom Haupt der Antitripliſchen. Die, ſo wegen Intereſſe gegen die Tripliſchen antitripliſch, als wegen Jalouſie gegen Oeſterreich, Schweden, Holland, ſind leichtlich tripliſch zu machen, ſo viel unſer Intention gemäß. Denn ja unſre Intention, nicht weiter tripliſch zu ſeyn, oder Andre tripliſch zu machen, als nur, damit franzöſiſche Progreſſe im Reich, id est, auch im Burgundiſchen Crais, davon man doch eben nicht ſprechen muß, verhindert werden. Worin alle diejenigen beiſtimmen können, ſo gleich noch ſo übel gegen Holland und Oeſterreich (Schweden hat gar nichts damit zu thun) affectionirt. Denn ſie wohl wiſſen, daß durch Verlierung des Burgundiſchen Craiſes Oeſterreich nichts, wenn mans recht beim Liechte beſiehet, das Reich aber ein Großes verlieret, und ſie ſelbſt mehr als Holland ſich für Frankreich alsdenn würden zu fürchten haben.

43.

Die Andern aber, ſo wegen des Nutzens, ſo ſie von Frankreich, als Haupt der Antitripliſchen, ziehen oder gewarten, antitripliſch, ſind gleichwohl alle ſo geſonnen, daß ſie Frankreich große Progreſſen, und ſonderlich Eroberung des Burgundiſchen Craiſes nicht gönnen. Daß ſie aber unterdeſſen den Nutzen annehmen und durch die Finger ſehen, kommet daher, weil ſie meinen, es werden ſich doch wohl Leute finden, die Frankreich gewachſen ſeyn, und ſeine Progreſſus hindern würden; gleichwie (doch ſolches ohne Jemands Beſchimpfung, nur zu Erklärung der Sache beizubringen) Judas nicht zweifelte, Chriſtus würde ſeines Verrathens ungeacht den Juden wohl entwiſchen; unterdeſſen, meinte er, bliebe ihm das Geld. Wenn aber Alle ſo dächten, wäre das Vaterland verloren, und indem einer des andern erwartete, käme Niemand.

44.

Allein fragt ſichs, wie dieſe in unſre Allianz zu bringen; denn ſie ja dadurch allen bei Frankreich habenden Nutzen ſchwinden würden laſſen müſſen? Respondetur: Keinesweges! und muß vielmehr die Allianz alſo eingerichtet ſeyn, daß ſie Frankreich weder verhaßt noch ſuſpect, ja daß ſich Frankreich wohl einbilde, ſie ihm zu nutz zu machen, und daher ſolche mehr fördere, als hindere. Unterdeſſen wird die Allianz, nemine contraeunte, auf feſten Fuß geſtellet und in ein Corpus gebracht; welches wenn es geſchehen, alsdann iſt erſt Zeit paulatim durch gute Conduite Directorii alle zu Schaden des Reichs gerichtete Conſilia zu eludiren. Und wird keiner von denen, ſo noch ſo ſehr gallice geſinnet, ſich ſo hart opponiren, weil er Frankreich um ſeines Nutzens wegen die Stange hält, und ſelben doch ziehen kann, aliquid saltem agendo: weil er, wenns im ganzen Collegio eben nicht dahin ausſchlägt, wie Frankreich gewollt, Gelegenheit genugſam hat, die Schuld von ſich zu wälzen, welches ohnedas einer der größten Nutzen, ſo von wohleingerichteten Collegiis und Corporibus, daß Niemand weiß, wem er den Ausgang beimeſſen ſoll.

45.

Freilich aber wäre zu wünſchen, daß alle Glieder ſambt ihren Bedienten endlich verbunden würden, alle Largitiones auszuſchlagen, gleichwie bekannt, daß Holland es ſeinen Miniſtris aufs rigoroſeſte eingebunden. Sollte auch anfangs ſolches nicht möglich ſeyn, müßte doch allmählig dahin gearbeitet werden, daß alle ſolche höchſt ſchändliche Factiones abgethan würden. Anfangs aber muß man ſo viel möglich gelind gehn, und nicht mit Knütteln unter die Vögel werfen.

46.

Die dritte Hauptmaxim iſt, daß durch ſolche neue Allianz Frankreich keine Gelegenheit zur Feindſeligkeit gegeben werde. Dieweil Frankreich zum Feind haben, ſonderlich den am Rheinſtrom gelegenen Fürſten höchſt gefährlich. Es iſt in ſeiner Macht, ſie allzeit zu überſchwemmen; ſolches aber ſobald zu thun, wird ihm ſein Intereſſe widerrathen, es ſey denn, daß er durch apertas hostilitates und contrarias machinationes exacerbire, nach Art generoſer Herrn die Paſſion ſich übernehmen laſſe, und allen politiſchen Subtilitäten ungeacht (wie vielleicht mehrmals geſchehen) einen Streich wage, der uns exitialis, ihm auch ſelbſt vielleicht (denn wagen verliert, wagen gewinnt) ſchädlich, vielleicht aber auch wohl nützlich ſey. Gewißlich es ſorgen manche verſtändige Leute, denen die jetzige Kriegsanſtalt des Königs und Anderer Mangel bewußt, wenn er einmal am Rhein Poſto gefaſſet, es werde ihn wohl keine Macht davon abtreiben. Geſetzt nun, daß er die Gedanken vom Burgundiſchen Crais eine Zeit lang abwendete, und uns, da wir uns tripliſch erkläret, einen unverſehenen Tanz zumuthete, ſollte wohl von Holland und Oeſterreich zeitlich genug Hülfe zu gewarten ſeyn?

47.

Hingegen iſt gewiß, und ein bewährter Staatsſtreich, daß

Frankreich nicht beſſer zurückzuhalten, als wenn diejenigen mit ihm Freundſchaft halten, die ihm am nächſten ſeyn. Denn ihm dadurch alle Gelegenheit, ſie anzugreifen und per conſequens weiter zu avanciren, benommen; unterdeſſen müſſen ebendieſelben, doch unvermerkt, Andere ihm aufn Hals zu ſetzen ſuchen. Dahingegen wenn mans nicht thut, per Antiperiſtaſin, Andere, Entlegene ſich deſto mehr zu ihm ſchlagen, dadurch er doppelten Nutzen hat: daß er die zu Feinden hat, denen er ſchaden kann, daß er die zu Freunden hat, denen er nicht ſchaden kann, welches alles vermieden wird, wofern die neue Allianz ſo ſubtil eingerichtet, daß hiebei Frankreich nicht die geringſte Ombrage ſchöpfen kann.

48.

In die Tripel-Allianz treten iſt bei Frankreich ſo viel, als ſich Feind erklären. Denn die Tripel-Allianz und ſonderlich Holland, als Heber und Leger dieſes Werks, ſich gleichſam offen vernehmen läßet: Non plus ultra, hic tibi meta datur, nolumus te crescere, qualicumque tandem jure nitaris! Dies aber iſt ſo viel, als Krieg ankündigen: nicht einmal ein Recht, ſondern ein Intereſſe vorſchützen, eines andern Progreſſus aufzuhalten. Es können ja wohl die Bauern greifen, daß Frankreich und Holland ſo viel als öffentliche Feinde ſeyn, und nichts als ein Schwert das ander in der Scheide hält. Hierin ſich miſchen iſt ſo viel, als in aufgezuckte Schwerter greifen, zwiſchen Thür und Angel ſich ſtecken, und ohne Noth einen mächtigen Herrn irritiren, der auf einmal uns überſchwemmen, da hingegen der Ander ſich ohne uns beſchützen, uns aber nicht helfen kann.

49.

Und was ſoll uns helfen, ein Mitglied der Tripel-Allianz ſeyn, als daß man uns die Nouvellen fülle! Entweder Frankreich wird das Reich ohnedem angreifen oder nicht. Wird ers ohnedem nicht angreifen, ſo bedürfen wir nicht allein der Tripel-Allianz nicht, ſondern können auch leicht machen, daß er, als ein aller Irritation impatienter Herr, thue, was er ſonſt gelaſſen hätte.

50.

Wird er das Reich angreifen, ſo wird er entweder den Burgundiſchen Crais oder Lothringen oder den Rheinſtrom angreifen. Greift er den Burgundiſchen Crais an, ſo ſind wir, ehe wir in einer beſſern Verfaſſung ſtehn, welches erſt durch Formirung einer Allianz unter uns ſelbſt — desperato comitiorum remedio — geſchehen muß, weder ſchuldig, noch ſtark genugſam, ſolchen zu defendiren; und da wir uns einer ſo unbeſonnenen Kühnheit unterfangen wollten, dürften wir uns auf einmal molem belli übern Hals ziehen, und vielleicht ehe fertig werden, als derjenige, den wir beſchützen wollten, ohne uns worden wäre. Daß wir aber uns als eine victimam expiatoriam für den Burgundiſchen Crais darſtellen ſollen, wird uns das teutſche Oeſterreich ſelbſt nicht rathen, hats auch nie gethan, ja nicht einmal bei vorigen, von Holland dem übrigen Burgundiſchen Crais zunahenden Gefährlichkeiten, das Reich zu Beiſtand zu diſponiren jemals begehret. Si Pergama dextra defendi possent, etiam haec defensa fuissent. Kann Oeſterreich, England, Schweden, Holland den Burgundiſchen Crais nicht defendiren, ſo wird unſre Intervention mehr eine Zugabe der Niederlage, als ein Ausſchlag der Defenſion ſeyn, es ſey denn, daß wir uns zuvor fein ſtillſchweigend, ohne Wiſſen, ohne Suſpicion, nemine impediente, imo utraque parte promovente, in ander Poſtur geſtellet.

51.

Sollte Lothringen an Frankreich kommen, ſo iſt nicht ohne, daß dadurch kein geringer Abbruch dem Reich geſchehen würde. Daher der Herzog drohet, wofern man nicht ſeinen Vettern ſein Begehren zu Wien, conjugium et gubernationem Belgii accordire, und hier gegen Frankreich, foederi Limburgensi gemäß, das Herzogthum Lothringen, ſowohl ihm, als ſeinem Succeſſori in Sicherheit ſtelle, müßte er ſich mit Frankreich vergleichen. Die Art und Weiſe aber der Sicherheit ſey, daß die Foederati Limburgenses conjunctim bei Kayſerlicher Majeſtät anhielten, ſich mit ihnen in die Tripel-Allianz zu begeben, und alſo Lothringen ſowohl, als den Burgundiſchen Crais ob paritatem causae in die tripliſche Garantie zu bringen. Thue mans nicht, ſo ſey Lothringen verloren, und entweder durch Gewalt oder gütlich Accomodement in Franzöſiſchen Händen; ſey Lothringen verloren, ſo ſey man hier am Rheinſtrom auch ſoviel als verloren.

52.

Hier iſt viel zu bedenken. Denn erſtlich iſt nicht wohl zuzugeben, daß, wenn Lothringen verloren, wir am Rheinſtrom deswegen auch verloren. Wir haben ja von Lothringen keine Hülff, die gegen Frankreich conſiderabel ſey; ſo iſt auch Lothringen kein Land, darin etwa die Päſſe mit Feſtungen verwahret, franzöſiſche Durchzüge abzuhalten, au contraire hat ja Lothringen dem König den Paß in Teutſchland accordiren und ſeine Feſtungen, die hindern könnten, demoliren müſſen; darf auch nie kühnlich Völker werben, daß nicht der König mit gewehrter Hand, vi pactorum, ſolches unterbreche. Und dergeſtalt haben wir keinen andern Vortheil von Conſervirung des Herzogthums Lothringen, als daß die königliche Armee, ſo uns überrumpeln will, um etliche Tagreiſen ſpäter, deßwegen aber nicht ſchwächer kommen müſſe; — iſt ein groſſer Vortheil scilicet, darumb wir Urſache haben ſollten, alles auf die Spitz zu ſtellen. Mit dem Burgundiſchen Crais, ſo ein herrliches, reiches, feſtungvolles, maritimes Land, iſt es gar ein anders, und kann derſelbe ſich länger aufhalten, und, da er überwunden ſeyn ſollte, der Cron Frankreich ſowohl zur See, als Land magnum momentum ad arbitrium Europae sibi plene vindicandum geben.

53.

Von Lothringen hat man dergleichen nicht zu ſorgen;

und ich glaube, daß uns weit ſchädlicher, Philippsburg, als Nancy in franzöſiſcher Gewalt zu ſehen, und daß der König, wenn er Lothringen noch in Händen behalten hätte und Philippsburg nicht hätte, von Herzen gern einen Tauſch treffen, Lothringen in gegenwärtigen Stand, da er das jus aperturae oder Oeffnungs-Recht drinnen hat, ſetzen, und jus praesidii in Philippsburg dafür nehmen würde. Aber was darfs deſſen? Der König hat gutwillig ganz Lothringen, ſo ja in ſeinen Händen war, ohne einigen Tauſch, ohne einige Recompenſation abgetreten; da doch die Spanier ſelbſt bei den Pyrenäiſchen Tractaten, da ſie den Herzog in Arreſt hatten, darauf ſo ſehr nicht drungen, auch nimmermehr deswegen ein Jahr, ja einen Monat länger den Krieg continuiret haben würden. Wer hätte es ihnen denn nehmen wollen? Allein es hat der Cardinal ſelbſt befunden, daß die Poſſeſſio von Lothringen wegen der Jalouſie mehr Schaden als Nutzen bringe, und daher ſich contentirt, es in einen ſolchen Stand zu redigiren, daß es ſeinen Conſiliis nicht im Wege ſtehe, und alſo haben ſie es reſtituirt. Warumb nun Frankreich ſolche Conſilia changiren ſolle, iſt kein Apparenz noch Urſach, was das Intereſſe betrift; es ſey denn, daß le point d'honneur dazu komme, und der König durch viele Irritationen des Herzogs, durch ſein Werben, Negotiiren, Machiniren, das den Franzoſen nicht verborgen ſeyn kann, imo per haec ipsa consilia cum triplo foedere se conjungendi überdrüſſig gemacht werde und der Pauke auf einmal ein Loch mache, welches denn, wie gedacht, durch Eintretung in die Tripel-Allianz mehr accelerirt, als verhindert würde.

54.

Und wie, wann der Herzog, aufn Fall franzöſiſchen Anfalls, ſich accommodirte und uns im Stich ließe, welches nicht allein ſeinen Actionen gemäß, ſondern auch allezeit mit der Noth zu entſchuldigen ſeyn würde? Würden nicht ſeine Confoederati ad Rhenum in Gefahr ſeyn, den Schwall der Franzöſiſchen Macht über ſich zu nehmen, und das Gelag zu bezahlen, oder zum wenigſten mit Frankreich denen Lothringiſchen ähnliche, desavantageuſe und dem Reich nachtheilige Verträge aus Noth einzugehen? denn dahin würde es zweifelsohne, wenn der König aufs gelindſte mit uns verfahren wollte, kommen: welches denn beſorglich ſo geſchwind zugehen dürfte, daß man Oeſterreichiſcher oder Teutſcher Hülfe nicht würde erwarten können. Hingegen, wenn ſich gleich jetzo der Herzog mit Frankreich gänzlich vereinigen und alle Differenzen abthun wollte, würde er uns damit nichts ſchaden. Denn will uns Frankreich angreifen, iſt es ohne Lothringen mächtig genug, und ſind wir an den Grenzen, ohne beſſere Verfaſſung, ihnen auch mit Lothringen viel zu ſchwach.

55.

Aber das alles an ſeinen Ort geſtellet, ſo ſehe ich gleichwohl nicht, wie, Lothringen zu garantiren, bei gegenwärtigen Zuſtand müglich ſey. Denn entweder Frankreich wirds ohnedem angreifen oder nicht; greift ers nicht an und iſt ſolches ſeinem Intereſſe zuwider, ſo brauchen wir keines Garantirens; greift ers an, ſo werden ja alle unſre ſowohl, als tripliſche und Oeſterreichiſche Succurſe zu ſpät oder zu ſchwach ſeyn. Mit den Oeſterreichiſchen und Schwediſchen Völkern iſts augenſcheinlich. Wenn der Duc de Crequi über die Maaße gangen, iſt Lothringen ſchon ſein, ehe auch die Holländer kommen würden, die ja ganz nicht zu einer Campagne und Miliz zu Land ſich bereiten, wie aus ihrer wenigen Werbung genugſam zu ſehen. So iſt ja keine Feſtung in Lothringen, ſo an einem Paß gelegen, darein ſie Garniſon legen und alſo zum wenigſten den Feind eine Zeitlang aufhalten könnten. Unſer Völker aber würden viel zu wenig ſeyn, und zu nichts dienen, als den Feind uns übern Hals zu ziehen: hingegen nach ſtabilirter Reichs-Allianz Frankreich das Herzogthum Lothringen wohl unangegriffen laſſen, auch aufn Fall der Noth genugſamen Widerſtand finden wird.

56.

Wird daher Lothringen ſeinem eignen Begehren nach übel, aber durch jetzo projectirte neue Allianz weit beſſer garantirt werden. Denn ſeinem Begehren nach, da er in die Tripel-Allianz tritt, wird er ihm und uns ſchaden. Ihm: denn der König alsdann der Feſtſtellung ſolches Vorhabens nicht erwarten, ſondern ſich des Landes titulo duplorum pactorum verſichert machen dörfte. Denn gleichwohl die Lothringiſchen Verträge mitzubringen ſcheinen, nichts wider Frankreich zu machiniren. Uns, die wir uns in der That in statum hostilitatis mit Frankreich ſetzen würden, indem wir ſeinen apertis hostibus, Holland und Lothringen, uns anhängen wollten. Dieſer projectirten Allianz aber nach wirds Frankreich nicht allein an Prätext, ſondern auch ſogar an Willen mangeln, ſich der Aufrichtung der Allianz zu opponiren. Iſt ſie aber einmal im Stande, ſo wirds ihm wohl gar an Kräften mangeln, ſolche übern Haufen zu ſtoßen, und etwas, ſo dem Reich zuſtändig, als Niederland, Lothringen, Rheinſtrom, ferner anzugreifen. Hingegen wird man bei deren Verfaſſung, dem äußeren Scheine nach, ſo wenig als möglich mit Oeſterreich, Holland, Lothringen ſich verwirren müſſen. Und könnte nicht ſchaden, daß man majoris dissimulationis causa Lothringen nicht gleich anfangs hineinnehme, ſondern hernach erſt, stabilitis rebus. Unterdeſſen kann Lothringen ſein Contingent vor ſich, wie er ohnedas thut, gleich Andern ſchon darin unterhalten. Zum wenigſten muß mans alſo anſtellen, daß es das Anſehen habe, als ob Lothringen nur ein Acceſſorium, keineswegs aber principalis motor et stimulator foederis ſey, wie es ſich ſonſt, da man ſeinem Begehren nachkäme, anlaſſen und uns die ganze Charte verderben würde. Daher, obgleich geſagt werden möchte, daß Foedus Limburgense verbinde die Foederatos, Lothringen wegen ſeines Begehrens, es ſey wie es wolle, ein Genüge zu thun, ſo zweifle ich doch nicht, Lothringen werde dieſen zu ſeinen Frieden dienenden Vorſchlag ſelbſt faſſen und approbiren. Da aber wider Verhoffen es auf ſeinen vorigen Begehren beſtehen ſollte, ſo iſt ja klar, quod nemo teneatur ad impossibile. Nun wäre das ja ein impoſſibel Werk, Lothringen dergeſtalt garantiren wollen, wie ers begehrt, wie bewieſen; ja es wäre auch exitiosum Foederatis, wie ebenmäßig bewieſen. Jam nemo tenetur vi cujuscunque pacti ad procurandum exitium suum. So hat man ja nicht ſich verbunden, illimitate Lothringen, wie es dermaleins begehren möchte, zu garantiren: quae promissio esset irrationabilis, et proinde non praesumitur, ſondern, maßen ſich ſelbſt verſiehet, spe ac fiducia accessus ad foedus triplum, vel praesuppositis majoribus aliunde viribus, wie ſolches am möglichſten und den Umbſtänden und Raiſon gemäß ſeyn möchte.

57.

Sollte man aber ſich fürchten, daß der König den Rheinſtrom ſelbſt angreifen wolle, welches doch, ohne gegebene Urſach, vor bemächtigten Niederlanden nicht vermuthlich, gleichwohl aber, weil er kann, wenn er will, zum wenigſten beſorglich iſt, ſo würde ſolche öffentliche Eintretung in die Tripel-Allianz eine Entdeckung unſers Mißtrauens und eine Beſchleunigung der Execution bei Gegentheil ſeyn, nachdem er ſeine Conſilia gemerkt ſähe, ſolche je eher je beſſer nunmehr ohne Scheu, nachdem man ihn zu affrontiren und ſuſpect zu halten angefangen, zu vollſtrecken. Es iſt nichts Neues, daß ein Herr gethan dasjenige, damit man ihn ſuſpect gemacht, ſo ihm ſonſt nimmermehr in Sinn gekommen; und iſt hinwiederumb wohl eher geſchehn, daß er dasjenige unterlaſſen, ſo er thun wollen, gleichſam Schande halben, weil er der Andern entweder wahrhaftes, oder der Wahrheit ähnlich angeſtelltes Vertrauen geſehen. Et hoc imprimis minores decet, dare operam, ut nunquam majorum consilia, etiam adversa sibi sensisse videantur, tantum enim executionem accelerabunt.

58.

Dieſes wäre aber wohl zu wagen, wenn wir von der Tripel-Allianz eine ſolche Hülfe zu gewarten hätten, vermittelſt deren wir allen dieſen Drohungen die Spitze bieten könnten. Aber deſſen haben wir uns ſorglich nicht zu getröſten. England wird bei uns ſo viel als nichts thun; denen Schweden kann von Frankreich per tertium vollauf zu ſchaffen gemacht werden, daß ſie unſer mit ſamt der Tripel-Allianz wohl vergeſſen. Zu geſchweigen, daß ſowohl Schweden als England wider Frankreich vielleicht nicht ſo bös ſeyn, die Spanier ſelbſt auch mit Frankreich ſich endlich ſetzen dörften. Wer weiß, wohin den jungen König in Dennemark ſein noch unbekannter Humeur und der Schmerzen des friſchen Verluſts treibe! Die Holländer haben allezeit vor Expeditiones ins feſte Land ſich geſcheuet, auch nie dabei Glück gehabt; man weiß, wie wenig die Unien ihrer und der Engländer Hülfe genoſſen; ſo iſt auch bekannt, daß jetzt militia terrestris der Holländer nicht ſonderlich, daß ſie wenig Volk werben, mit dem Sold gleichſam marchandiren, ohne Caution den Officierern nichts vertrauen wollen; daher ſie faſt niemand, als reiche, des Kriegs zu Land unerfahrne Landeskinder dazu nehmen, ſonderlich ab equitatu, ſo zu expeditionibus mediterraneis nöthig, übel verſehen ſeyn. Garniſonen in die Feſtungen zu legen iſt vergeblich, wenn man mit keiner Armee zum Succurs ins Feld kommen kann.

59.

Die Verſtändigſten unter ihnen ſtehen in den Gedanken, daß Holland gegen Frankreich der consiliorum Themistoclis zu Athen wider den Xerxen ſich gebrauchen ſolle, deſſen Rath war, das feſte Land ganz zu abandonniren, die Städte in Brand zu ſtecken, die Felder zu verwüſten, ſich mit Sack und Pack an die Schiffe zu begeben, durch welchen Rathſchlag Griechenland erhalten worden. Gleichergeſtalt iſt ihre Meinung, nicht daß Holland ſeine Städte verwüſten ſolle, es darf deſſen nicht, und iſt gleichſam ohnedas ein Pertinenzſtück der See; ſondern daß es nur die Seeküſten anderer Potentaten conſerviren, das feſte Land aufn Fall der Noth Preis geben ſolle. Ebenmäßig, gleich wie ſie dem König in Schweden ganz Polen gern gegönnet, wenn nur die Preußiſche Küſt frei geblieben wäre; alſo bin ich gewiß, daß ſie die bisherigen Conqueſten des Königs in den Niederlanden mit weniger ſcheelen Augen, als die einzige Erkaufung der Stadt Dünkirchen anſehen. Welche Politik denn auf feſtem Grunde beruhet. Denn geſetzt, daß ganz Teutſchland einen abſoluten Herrn hätte, und nur Embden, Bremen, Hamburg, Lübeck, Wismar, Stralſund, und mit einem Wort die teutſche Seeküſte entweder der Holländer, oder nur, wie Danzig, frei und mit ihnen verbunden wäre, ſo iſt gewiß, daß die ganze Force des Reichs nicht genug ſeyn würde, ſich deren mit Kriege zu bemächtigen, oder im Frieden zu entbehren. Denn allzeit die Noth das feſte Land dringen würde, Leute und Waaren der Seeküſte zukommen zu laſſen. Leute würden ſelbſt zulaufen, Waaren würden, wollte man ſie anders verſilbert haben, zugeführt werden müſſen. Gewißlich wenn Rochelle jetzo noch eingenommen werden ſollte, dürfte es wohl kein Richelieu bei ankommenden Holländiſchen Succurs übermeiſtern, (denn die Engländer damals mit der Sach ſehr ſchläfrig umbgangen) ſo wenig als der Wallenſteiner Stralſund, der es zu haben vermeinte, und wenns mit Ketten an den Himmel gebunden wäre.

60.

Daß dieſes der Gedanke der vornehmſten Staatsleute in Holland ſeye, iſt mehr als zu gewiß und am Tage, und werden ſie, obgleich ſie uns mit Hofnung lactiren, doch nimmermehr unſertwegen ihre Grundmaximen ändern. Was nutzet ihnen groß die Zufuhr des Rheinſtroms, von dem ſie wegen der übermächtigen Zölle wohl nicht ſo viel jährlich, als aus einen einzigen Hafen in Bretagne an Waaren bekommen? Was ſollte ihnen derer Bündnüß helfen, denen ſie ſtets mit Volk und Geld werden ſecundiren müſſen? Ich glaub, daß ſie lieber den ganzen Rheinſtrom, als Antwerpen und Oſtende verloren ſähen.

61.

Die Tripel-Allianz an ſich ſelbſt ſtehet gewißlich vel partium ipsarum confessione auf ſo ſtarken Füßen nicht. Wie ſehr hat ſich Holland ob Madamen Reiſe entſetzet? wie hat man gefürchtet, eine Weibsperſon möchte ein scilicet ſo ſtarkes Band zerreißen? Und ſie iſt auch gewißlich vor die lange Weil nicht kommen, die ſchottiſchen aufn Bäumen wachſenden Gänſe zu fangen? Wie übraus groß scilicet des Königs in England Eifer bei dieſer Sache ſey, iſt allzubekannt. Nun kann er ja nach ſeinen Belieben mit kaltſinnigen Executionen alle optima deliberata Parlamenti insensibiliter zunicht machen. Das Parlament ſelbſt, ſagt man, habe faſt gewanket, und die antitripliſche Parthie mit wenigen Stimmen übertroffen worden: wie leicht ſind die Wenigen auch gewonnen? Wie leicht wacht in den Gemüthern der engliſchen Nation auf der übelbegrabene, friſche, unſägliche Schmerzen, den ſie im holländiſchen Kriege empfunden? Nulla voluptas ultione dulcior. Sollte nun eine neue Ruptur zwiſchen England und Holland entſtehen, ſo fürwahr müglicher, als man meinet, würde man wohl der Tripel-Allianz gute Nacht ſagen müſſen. Holland hat zu Land der einige Biſchof von Münſter allarmiren, ja wenn Brandenburg und Braunſchweig nicht gethan, zwacken können; aber dieſe beide werdens jetzo wohl bleiben laſſen. Ueberdieß iſt man der Prinziſchen Faction, ſo in Holland wieder ein wenig das Haupt emporzuheben beginnet, auch nicht verſichert, als die ihren Mantel nach des Königs in England Mantel hänget, welches des Prinzen Reiſe in England mehr und mehr entdecken wird. Wie leicht Schweden durch ſeine Nachbarn zu divertiren, iſt bekannt, und zum Theil erwähnt. Und wer weiß des jungen Königs Inclination, deſſen Majorennität nun für der Thür iſt, ob er gar zu tripliſch, oder mehr ſeines Herrn Vatern Tod an den Holländern zu rächen eifrig ſeyn werde? Daß der Senat bei Schließung der Tripel-Allianz ſehr zertheilt geweſen, und viele Grandes zu gänzlicher Abrumpirung der mit Frankreich gepflogenen Correſpondenz wenig Luſt gehabt, jezo auch bereits zwiſchen Frankreich und Schweden zu renoviren ein Anfang gemacht werde, iſt gnugſam zu Tage.

62.

Erſcheinet alſo daraus, daß die teutſche Fürſten ſich nicht ſo ſehr auf die Tripel-Allianz, als die ein zerbrechlich Rohr iſt, lehnen, noch ſolche als ein Fundamentum ihrer Conſiliorum anſehen, ſondern für ſich einen Grund legen, und denn ſich ſolcher ſo wohl, ja beſſer als wenn ſie Glieder und simplex accessio potentiorum wären, bedienen können und ſollen. Unterdeſſen ſie außer Haß und Gefahr ſeyn, und ihr Corpus mit Concurſu der Stände und Applauſu Europä ohne manniglichs Hindern fördern können.

63.

Sollte man aber meinen, obgleich die Tripel-Allianz wanken möchte, würde doch das Haus Oeſterreich gnugſam unſer Schutz und Schirm ſeyn, ſo ſage ich, man fovire eine Opinion, ſo durch Erfahrung unſers Seculi allzu klar widerlegt werde. Denn ungeacht, daß damals ſonderlich der Bayerſche und Weſtphäliſche Crais dem Kayſer mit aller Macht beiſtunden, mit dem es doch jezund eine weit ander, ja conträre Gelegenheit hat, ſo hat man doch dieſe Grenzen nicht mainteniren können. Geſezt aber, daß wir durch Oeſterreichiſchen Succurs wider feindlichen Anfall erhalten würden, würde man nicht überall Oeſterreichiſche Garniſonen einnehmen, und alſo entweder dem Feinde oder dem Helfer ſich ergeben müſſen? Und wie, wann Spanien oder das geſammte Haus Oeſterreich ſich mit Frankreich einmal vertragen ſollte, würden ſie uns als inermes nicht unter ſich theilen? Aber ſo weit nicht zu gehn, wenn, wie obgedacht und der Vernunft gemäß, Spanien an Frankreich mit guten Conditionibus, unter andern auch, umb Portugal zu recuperiren, die Niederlande überlaſſen und alſo unſer nicht mehr bedürfen ſollte, würden wir uns nicht alsdann, ſo wir ohne eigne Verfaſſung ſeyn, mit ſambt der Tripel-Allianz zwiſchen zwei Stühlen niedergeſetzt, und, ohne Dank von Spanien, Frankreich zum Feinde gemacht haben?

64.

Iſt derowegen mein verhoffentlich gegründeter Schluß, daß man ſich in die Tripel-Allianz dem äußerlichen Anſehen nach nicht das geringſte einlaſſe, Frankreich und einen oder den andern teutſchen Fürſten ſo wenig als möglich Jalouſie gebe, alle Partialität vermeide, keine Inclination weder nach Oeſterreich, noch Frankreich ſich merken laſſe, dem Kayſer und Reich tragenden Pflichten gemäß, wider alle unbillige Gewalt, die nicht allein ſonſt andern Gliedmaßen, ſondern in Specie dem Burgundiſchen Crais und Lothringen angethan werden möchte, kräftig (formato foedere) beiſpringe, anjetzo aber von Defenſion des Burgundiſchen Craiſes wenig Geſchrei mache, ſondern Frankreich, ne pascens foedus in partu suffocet, spe aliqua lactire, und ſich ja hüte, ihm die Hoffnung, uns mit ſambt dem foedere zu gewinnen und an ſich zu ziehen, nicht gar abzuſchneiden. Dadurch er angelocket werden kann, gar ad foedus, quasi scilicet sibi admodum favens zu cooperiren, ſeine adhaerentes ſelbſt dazu zu ermahnen, oder doch zum wenigſten denen neutralen, gleichwohl aber ſehr auf Frankreich ſehenden Ständen ſeine Complacenz zu verſtehen zu geben.

65.

Quo colore aber will man Frankreich, ſo alles, das nur einen Schatten vom puncto securitatis publicae Imperii hat, haſſet, die Approbirung einer ſolchen, dahin einig und allein gerichteten Allianz bereden? Respondeo, eodem colore, quo ipsi persuasum est foedus Rhenense. Denn ſolches, wenn es in etlichen wenig Stücken verbeſſert geweſen, ſo aber die damaligen Zeiten nicht anders gelitten, endlich zu einem ſolchen foedere, wie dies jetzige projectirt wird, gedeihen können. Pro colore bediente man ſich damals occasione belli Belgici der Wort des Inſtrumenti Pacis, ſo dem Reich und dem Erzhaus Oeſterreich Succurs in die Niederlande zu ſchikken verboten, gleich als ob ſolches Foedus, die Paſſage der Völker zu verwehren, in favorem Galliae angeſtellt wäre. Der wahre finis Directorii foederis aber war ſchon damals securitas publica, arctiore potentiorum statuum unione procuranda, wie aus dem foedere cum Gallia klar erhellet. Ebenmäßig muß man jetzo einen neuen Prätext vom Zaun zu brechen wiſſen, und finde ich keinen beſſern, als daß man mit Frankreich ſelbſt communicire, wasmaßen man ein wenig Furcht wegen der gar zu glücklichen Progreſſen der Kayſerlichen in Ungarn geſchöpft; die Sachen ſeyn in einen andern Stand gerathen, dies augmentum virium Caesarearum ſey gar zu groß, und könne mit Stilleſchweigen nicht übergangen werden. Der Kayſer ſey durch dieſen Succeß um etlich hunderttauſend bewehrter Mann ſtärker geworden, habe den Schlüſſel zu Polen ſelbſt durch Eroberung der Oberungariſchen Feſtungen in ſeinen Händen, lebe mit dem König in Polen in höchſter Vertraulichkeit, ſo außer allen Zweifel der ſo nahen öſterreichiſchen Victorien entweder zu Dämpfung, oder doch wenigſtens zum Schrecken ſeiner Rebelles brauchen werde. Dergeſtalt, wenn der König in Polen recht in ſeinem Land Meiſter werden, und, wie vermuthlich, mit Oeſterreich vor einen Mann ſtehe, habe ſich ganz Teutſchland vor dieſer Conjunctio zu fürchten. Denn was für eine Macht ſey das, wenn die Cronen Polen, Ungarn, Böhmen mit ihren Pertinenzen, dann Oeſterreich und andre Erblande ihre Kräfte vereinigen ſollten! Die Polen würden ſich allem Anſehen nach von dieſem ſo lang gewünſchten Piaſte, wo er anders kluge Conſilia führen werde, unvermerkt, retentis simulacris, und ihre

Freiheit bringen laſſen. Si ferocissimi ditissimique, captante hanc occasionem liege, proditionis, rebellionis, perduellionis accusentur, exiliis confiscationibusque puniantur, würde unterdeſſen dem Könige mit Hülf der Oeſterreicher und Ungarn nicht ſchwerer ſeyn, als Stephano Bathorio geweſen mit Hülfe ſeiner Siebenbürger, ſich abſolute zum Meiſter zu machen, accedente vulgi erga indigenam amore, der Bathorio gemangelt. Wer würde den König anjetzo verdenken, wenn er, wie er bereits angefangen, untern Schein der Tartar- und Türken-Gefahr, Teutſche und Ungarn auf ſeine (oder vielmehr heimlich des Kayſers) Koſten unter die Cron-Armee ſtecken, ſolche dadurch dem Cronfeldherrn aus den Händen ſpielen, und dann ein wenig umb ſich greifen, illusas oder plebis destinatas victimas, Morsteinum, Sobieskium und Ander dämpfen würde? Und dieſes wären alles Sachen, ſo man zu Wien nach Belieben, wo man nur ſich bei dieſer Occaſion auf gut Ferdinandiſch etwas eifrig angreifen, die Waffen in Händen behalten, und der gewündſchten Occaſion inſiſtiren wollte, beſſer als jemals effectuiren könne; ja ſey zu beſorgen, es dürfte geſchehen. Man müſſe ſich nicht mehr mit des Kayſers ruhliebenden, mit Gegenwärtigen ſich contentirenden ſtillen Gemüthe ſchmeicheln, er ſey ſowohl durch Glück als Unglück nunmehr aufgewecket werden, es ſey nichts Neues, daß ein Herr im dreißigſten Jahr ſeines Alters ſich erſt recht zu regen angefangen. Dieſes nun ſo große Wachsthum der kayſerlichen Macht ſey den teutſchen Fürſten ſelbſt gefährlich, die meiſten Fürſten ſchlaffend oder erſchöpft, die wenigſten mit Miliz verſehen. Prätexte wären leicht vom Zaune zu brechen, man könne ja etliche wichtige Streitigkeiten, als zum Exempel der Juliacenſer vor oder wider das Haus Sachſen, und andere in judicio aulico per sententiam decidiren; dadurch die Status ad bella mutua an einander hetzen, denn einem oder dem andern Theil contra obstinatiorem ſich zuſchlagen, und alſo beide aufreiben. Bei dieſem Zuſtand ſey das vorige Conſilium de securitate publica in Comitiis stabilienda, mutatis rebus, gänzlich zu quittiren; man würde die Macht dadurch dem Kayſer nun vollends in die Hände ſpielen, und ſich zum Schlachtopfer liefern. Es ſey jetzo eben der Stand des Kayſers, wie er war, da man die Rheiniſche Allianz machte, nemlich da er victorem exercitum auf den Beinen und magnos socios, nemlich Polen, Dennemark, Brandenburg u. ſ. w. wie jetzo Spanien, Schweden und Polen auf der Seite habe. Dürfte vielleicht priorem errorem nicht noch einmal begehen, und die Waffen aus den Händen legen. Derowegen, wie damals, alſo jetzt vielmehr securitas Imperii non tam in comitiis contra externum, quam foedere inito contra internum hostem unter und mit den Ständen ſelbſt feſtzuſtellen.

66.

Mit dieſen Scheingründen dürften Frankreich und Franzöſiſch-Geſinnte oder Oeſterreich ſich opponirende Stände, als Cöln, Bayern, Brandenburg, leicht in die Allianz zu locken, oder doch ſolche zu approbiren zu bewegen ſeyn, indem ſie ſich einen Rückweg zu den vorigen Reichsconſiliis bei Chur-Maynz, Trier und Ander einbilden würden. Weniger Mühe würden wir mit den Herzogen von Neuburg und Jülich, dem Hauſe Braunſchweig und Lüneburg, dem geſammten Hauſe Heſſen, Herzog von Würtenberg und Andern, ſo theils Profeſſion von einer teutſchgeſinnten Parthey machen, haben; durch deren Menge man doch die Majora machen und saluti Imperii providiren kann. Dazu kann kommen die Inclination theils Räthe und Abgeſandten, ſo nicht gern nach geſchloſſenen Reichstag nach Hauſe wollten, ſondern wieder etwas zu thun zu haben wünſchen, lieber aber mit Publicis, als mit Viſitation des Cammer-Gerichts, Canzley-Sachen und Proceſſen zu thun hätten.

67.

Kayſerlicher Majeſtät aber muß die Sache, wie ſie an ihr ſelbſten iſt, vorgeſtellt und repräſentirt werden: daß die franzöſiſche Gefahr je mehr und mehr aufn Hals dringe und näher komme; dagegen ſey man in keiner Verfaſſung. Die franzöſiſche Faction in Teutſchland habe spem securitatis Imperii in comitiis solide stabiliendae faſt zu nichte gemacht. Man müßte ein Fechterſtücklein brauchen, und dem Feind cedendo Abbruch thun. Weil nun in comitiis res desperata, müßte securitas durch eine wohlformirte Allianz ſtabiliret werden, und könne Frankreich dieſen modum procedendi nicht improbiren, als dazu es bei Aufrichtung des Rheiniſchen ſelbſt gut Exempel geben. Die Allianz aber müßte ſich ihrer wahren Intention nicht merken laſſen, damit ſie nicht alsbald directe von der franzöſiſchen Faction impugnirt werde und in ihrer Blüthe verdorre. Daher auch Anfangs weder des Burgundiſchen Craiſes noch der Tripel-Allianz einige Meldung geſchehen müſſe, bis das Corpus formirt und eingerichtet, welches verhoffentlich im erſten Jahr ziemlich geſchehen könnte. Es müßte aber ferner mit Kayſerlicher Majeſtät ſowohl, als andern Ständen de modo concipiendi foederis conferirt, eines jeden vernünftige Erinnerungen in Acht genommen, und eine dem Meiſten gefallende Harmonie herausbracht werden.

68.

Wir wollen unterdeſſen verſuchen, in antecessum per praeludii modum des Werk ein wenig abzureißen. Denn wird rathſam ſeyn, daß ein jeder Stand des Reichs (denn mit Frembden iſts jetzo bedenklich) in dieſes Bündniß zu treten, auch Votum und sessionem darin zu erlangen Macht habe, damit, wann die Thür Allen ohne Unterſchied der Religion offen ſtehet, ſie ſeyn Städte oder Fürſten, tripliſch oder antitripliſch geſinnet, man die Allianz keiner Partialität beſchuldigen könne. Doch daß ein jeder 1000 Mann, 600 zu Fuß, 400 zu Roß ſtets dem foederi zu Nutzen zu unterhalten ſich obligire, ſolche bei ſeine Einnehmung alsbald ſtelle, und dann continuirlich verpflege, auch ſobald er manquirt, ipso jure a sessione und voto ſuſpendirt, die Völker aber, als die einmal zur Allianz-Armee geſtoßen, der Allianz billig verbleiben. Da auch einer oder der ander ſolche Summa nicht ſtellen könnte, ſollen etliche mit einander zuſammenzutreten, und ſich des Voti, es ſey nun durch Alternation oder ſonſten, zu vergleichen erlaubt ſeyn.

69.

Der Zweck ſolcher Allianz ſoll nichts anders ſeyn, als blat und blos, garantiam Instrumenti pacis, darinnen ohnedas alle Stände begriffen, einander zu leiſten, und alſo die Ruhe des Reichs bei jetziger Extremität, Diſſolution und ſo langwierig in Comitiis vergeblich tentirter Emendation, zu erhalten. Was nun aus ſolchen Principiis fleußt, was dem Friedensſchluß gemäß, was der Wohlfahrt des Reichs nöthig, dies alles gehört zum Zweck der Allianz. Woraus denn erhellet, daß, ob mans gleich bei Eintretung in die Allianz nicht ſagt, ſichs doch ſelbſt verſtehet und zu ſeiner Zeit herausbrechen muß: daß die Allianz ſowohl dem Burgundiſchen Craiſe, als Lothringen Garantie zu leiſten, Urſache, auch Fug und Recht habe.

70.

Sollte man dieſes anfangs ſagen und ſich verreden, was der wahre Zweck der Allianz ſey, würde, wie oft gedacht, gewiß gnugſam nichts daraus werden, Frankreich mit aller Macht ſich dagegen ſetzen, und uns eine ſolche Gegen-Allianz im Reich erwecken, dafür wir uns nicht regen könnten, ſondern gleichſam im Sack ſteckende, erwarten würden müſſen, wann Frankreich beliebe und Zeit zu ſeyn bedünke, ihn zuzuziehen. Dahingegen, wenn die Allianz in terminis generalibus beſtehet, weder Frankreich noch ſeine Faction es apprehendiren, ſondern es wohl gar befördern, und ſeine Adhärentes ſich hineinbegeben laſſen wird. Dadurch dem Reich doppelter Nutzen entſtehen wird, indem ſo viel Stände, ſo jetzo auf der Spitze ſtehen, und, wenn wir nicht bald dazu thun, den Sprung wagen, abgehalten werden, ſich ganz auf franzöſiſche Seite zu werfen, und das Reich zu trennen; und dann, indem ſie, einmal hineingelockt, per majora und Directorium gezaumet und allmählich, nec sentientes, ad consilia patriae salutaria werden geleitet werden können. Wie denn auch, wenn eine Frage vorfällt, ob etwas dem Inſtrumento Pacis gemäß, oder zur Wohlfahrt des Reichs gehöre, ſolches per majora dijudicirt werden muß.

71.

Die Form der Allianz muß alſo eingerichtet ſeyn, damit, ſo viel müglich, die Mängel, ſo die Form des Reichs beſchmitzen, und die Reichstäge gleichſam unnützlich machen, durch dieſe Allianz als succenturiatis quibusdam comitiis ſupplirt und verbeſſert werden können. Jedoch muß man ſich hüten, daß es nicht das Anſehen habe, als ob man Rempublicam in Republica, und Imperium in Imperio ſtiften wolle: denn ſolches Gegen-Coitiones verurſacht, maßen man ſich noch wohl zu erinnern weiß, wie odios es auf dem Reichstag geweſen, wenn die Rheiniſche Allianz ihre eigne Zuſammkünfte gehalten, und wie andere, auch Particular-Deliberationes, wiederumb dagegen zu opponiren gezwungen werden. Deswegen vielleicht nicht rathſam, daß Anfangs ein ſtets währendes Conſilium oder Conſeſſio Foederatorum aufgerichtet werde, ob es gleich mit der Zeit wohl und füglich dazu kommen kann; ſondern es wird gnugſam ſeyn, wenn die Alliirten zu gewiſſen Zeiten ordinarie, oder auch auf Zuſchreiben des Directorii extraordinarie zuſammen kommen, die übrige Zeit gewiſſe Sachen per Directorium, was aber wichtiger und der Zuſammenkunſt nicht erwartet, per literas circulares expediret wird.

72.

Bei erſter Zuſammenkunſt könnten ſich die Stände zuſammen verbinden, und mit einander de forma foederis deliberiren, auch dem Geſchloſſenen nachzukommen, endlich, wo es anders ihnen alſo gefällig, verſprechen; alsdann ihre Völker an gehörigen Sammelplatz liefern, und ſelbige ihrer Pflicht erlaſſen, welche denn zu den Fahnen der Allianz ſchwören müſſen. Alsdenn müſſen erfahrne und unverdächtige Generals-Perſonen aus Kriegsverſtändigen, wohl meritirten Cavalieren erwählet, von der Allianz in Pflicht genommen, und weil gleichwohl ein Menſch, er ſey wer er wolle, veränderlich, ihm durch gewiſſe Zugeordnete die Hände etlichermaßen gebunden werden. Wäre auch vielleicht rathſam, wenn die Officierer, ſonderlich aber die Generals-Perſonen, ohne Caution nicht angenommen, die Völker auch nicht durch die Officierer, welches einer der größten Mißbräuche des Kriegs iſt, ſondern immediate durch die Einnehmer und Bediente der Allianz, ſo auch jedesmal auf die Muſterung genaue Acht haben müſſen, bezahlt würden. Wann nun dergeſtalt ein Corpus von zwölf bis zwanzig tauſend Mann in Bereitſchaft, wäre es zum Anfang gnugſam.

73.

Dieſe Völker nun hätten dem Directorium zu gehorchen, und von ihm Ordre, zu marſchiren, in die Quartier ſich auszutheilen, und einige Entrepriſe oder Attaque zu thun, zu gewarten; das Directorium aber, wie gedacht, nichts Wichtiges ohne Communication, es ſey dann periculum in mora, vorzunehmen, welches denn nicht allein von Kriegsſachen, ſondern auch Legationen und Correſpondenzen und andern Verrichtungen zu verſtehen. In welchen allen das Directorium nichts Wichtiges ohne dringende Noth anzuordnen, ſondern nur die conclusa in conventu, oder ad consultationem circularem rescripta zu exequiren hat.

74.

Weil aber, ſowohl zu der Völker Verpflegung, als Räthe und Bediente Beſold- und Unterhaltung continuirliche Mittel erfordert werden, ſo wäre zwar zu wündſchen, daß ein gewiſſer Fundus oder Caſſa gemacht, und von den Zinſen die Ausgaben genommen würden. Und könnte gewißlich nichts zu gemeinem Beſten Nützlichers, als eben dieſes angeſtellet werden. Denn dadurch die Glieder weit mehr gebunden wären, alles auch richtiger, als durch einzelne Contributiones machen müßte. Alleine der große Geldmangel, darüber man in Teutſchland hohes und niedrigen Orts zu klagen hat, will ein Solches beſorglich nicht zulaſſen. Inzwiſchen ein Merkliches mehr, als das ordinari Contingent der Allianz iſt: austragende Aemter unter der Allianz, gleichſam Jure Antichreſeos zu aſſigniren (deren Einnehmere ſie in Pflicht zu nehmen, und von ihnen jedesmal das Contingent zu erheben hätten) wäre wohl rathſam. Es iſt aber zu beſorgen, daß die Stände ſchwer dazu zu bereden ſeyn werden, dieweil bei Manchem kein ſchlecht Motivum zur Allianz ſeyn wird, daß er dadurch Prätext bekommt, ſeine Unterthanen zu Verwilligung und (von!) neuen Anlagen zu bringen, und dann mehr, als er braucht, zu fodern, welches aber durch ſolche Aſſignation gewiſſer Aemter ſich nicht ſo wohl thun zu laſſen ſcheinet. Ich glaub aber, es könne dennoch, wenn gleich gewiſſe Aemter aſſignirt, jedesmal vermittelſt beeydigter Leute, ſowohl der Allianz als des Standes, das Contingent heimlich gehalten, und alſo, wenn man ja ohne dieſen Nutzen nicht dran will, nach Belieben eines jeden Standes Unterthanen umb Beihülf angelanget werden. Wo aber, wie gedacht, die Stände nicht dazu zu bringen, ſo wird ein jeder Stand zum wenigſten von Meſſen zu Meſſen ſein Contingent richtig liefern müſſen. Da auch größere Ausgaben ein, als das andere Mal, wie es pflegt, vorfielen, könnte jedesmal in der letzten Zuſammenkunft von den Bedienten der Allianz Rechnung gefodert, und eine Repartition in singulos gemacht werden.

75.

Das Directorium hätte Macht, die untern Bediente vor ſich, die höhern, und ſo umb die Affairen wiſſen müſſen, mit Vorwiſſen dazu zu nehmen; Ordre an die Einnehmers zu geben, die Gelder ad certam quantitatem auszuzahlen; was drüber, müßte in conventu oder durch Circularbriefe geſchloſſen werden. Item es hätte Macht, die Inſtructionen und Creditiven dem Abgeſandten auszufertigen, Recreditiven und Relationen anzunehmen, frembder Geſandten Propoſitiones anzuhören, auf deren, ſonderlich aber auf Kayſerlicher Majeſtät Propoſitiones an die alliirten Mitglieder Notification zu thun, und in Summa die Canzley zu führen, bei währender Zuſammenkunft die Protocollen zu halten, die Propoſitiones distincte, minutatim et ordinate zu formiren, die Vota zu colligiren, das Concluſum inter membra zu publiciren, und denn die Expedition zu thun.

76.

Weil aber gleichwohl das Directorium viel Gutes und Böſes bei der Sach thun kann, als wird es auch, wie billig, beſchränket werden müſſen. Und erſtlich weil es in wenig Perſonen beſtehen muß, ſo können ja nicht aller Stände Geſandten ſtets dabei ſeyn, weit weniger würde erleidlich ſeyn, daß Gewiſſen allein ſolches zugelegt würde. Iſt alſo das remedium alternationis übrig. Hingegen iſt wiederumb bekannt, daß eine ſtets währende Wechſelung der Perſonen eine ſtets währende Confuſion und Aenderung der Rathſchläge macht. Denn nicht leichtlich ein Nachfolger gnugſame Nachricht von des Verfahren Abſehen und Deſſeinen haben kann, auch, da er kann, ſie ſelten faſſet und eifrig treibet.

77.

Wird alſo perpetuitas alternationi in etwas vermiſchet werden, und Jemand zum wenigſten allzeit bleiben müſſen; welches denn zweifelsohne Niemand als dem Maynziſchen Abgeordneten mit beſſerm Recht gehöret; dem ja die Reichs-Canzley, und alſo auch die zu Securitas des Reichs angeſehene Allianz-Canzley zu führen gebühret. Und ließ ſich ſolches ohne Maaßgebung dergeſtalt vielleicht füglich anordnen, daß dem Maynziſchen zweyer andern Glieder Abgeordneten zugeben, davon alle ſechs Wochen der erſte geändert, und ein ander, des folgenden Mitgliedes Abgeordneter an ſeine Stelle genommen würde. Dergeſtalt bliebe ein jeder ein Vierteljahr dabei, und kämen doch alle nach einander dazu. Die Präcedenzſtreite betreffend, könnte man ſich sortis oder alternationis oder ander dergleichen Mittel bedienen. Es ſtünde auch dahin, ob die Allianz ſelbſten ſowohl, als der Stand den Abgeordneten in ſeine Pflicht und Dienſte nehmen ſolle. Auf welchen Fall in der Glieder Macht nicht ſtünde, ihre Abgeordneten ohne der Allianz oder zum wenigſten des Directorii Gutachten zu ändern, welches vielleicht nützlich wäre, damit gewiſſe Perſonen dabei bleiben, auch diejenige, ſo der Affairen Wiſſenſchaft haben, nicht durch ihres Herrn Caprice geändert, vor den Kopf geſtoßen, zu Andern ſich zu begeben und der Allianz Vorhaben zu entdecken veranlaßt würden. Ob aber die Herrn dahin zu bringen, ſtünde dahin; wo nicht, muß mans, wie viel anders Dings, beim Alten bleiben laſſen.

78.

Das Directorium nun müßte ſtets beiſammen ſeyn, wozu ſich Frankfurt oder, nach Nothdurft der Kriegsoperationen und ander Umbſtände, ein ander, näher gelegene Ort füglich ſchickte. Die General-Zuſammenkunft der Alliirten aber an ſich ſelbſt betreffend, könnte ſolche von halben Jahren zu halben Jahren, nach Gelegenheit ordentlich, außer wenn ſolche vom Directorio extra ordinem ausgeſchrieben, gehalten werden. Da denn ſowohl als auch in den ſchriftlichen Circular-Umbfragen die majora vota gelten müſſen, dieweil amicabilis compositio ein gar ungewiſſes Remedium iſt, und oftmals in inimicabilem dissolutionem zu degeneriren pflegt, welches man aufm Reichstag allzuſehr erfahren muß. In Religionsſachen hätte ſich die Allianz nicht zu mengen, oder da ſolche nothwendig indirecte vorfallen ſollten, müßte alsdann die im Reich eingeführte paritas votorum unverſehrt bleiben.

79.

Jeder Stand, oder etliche mit einander, ſo tauſend Mann ſamt gehöriger Verpflegung in Soldaten und Allianzbedienten liefern, hat oder haben eine Stimme. Einem Stande oder einer Linie eines fürſtlichen Hauſes ſoll nicht freiſtehn, wegen unterſchiedlicher Fürſtenthümer oder Abtheilungen unterſchiedliche Vota zu führen, es ſey denn, daß ſie von jedem Fürſtenthumb die ganze Quotam geben, ausgenommen, daß dem Haus Oeſterreich zween Vota wegen aller ihrer im Reich gelegener Lande sub duplicato onere vergönnet werden könnten. Es ſind gleichwohl die Oeſterreichiſchen Länder überaus groß, und ſowohl Böhmen vor ſich, als Oeſterreich vor ſich, jedes mit ſeinen Pertinenzen abſonderlich genommen, ſo mächtig, als ſonſt der mächtigſte Stand des Reichs. Kann alſo ſich niemand beſchweren, wenn man dem Königreich Böhmen, als das ſonſten in Comitiis zu erſcheinen, und ſomit dem Reich zu contribuiren nicht ſchuldig, damit es gleichwohl allmählig herbeigezogen werde, eine ſonderliche Stimm vergönnete. Oeſterreich aber ſamt ſeinen Zugehörungen hätte wiederumb eine ſonderliche Stimme, wie Brandenburg und andere Stände, ſo ihre Zugehörungen, vermögen deren ſie in Comitiis abſonderliche Vota führen, in der Allianz nicht rechnen dürften. Mit Böhmen aber, ſo ganz von Neuen dazu käme, und, ob es gleich ein Reichsglied, doch bisher nichts contribuiret, wäre es ein anders. Kayſerliche Majeſtät aber, als Kayſer, könnte ſich bei gegenwärtigen foederi verhalten, wie bei der Liga geſchehen, da ſie per insignem status rationem nicht hineingetreten, ſondern beſſer ſich dannoch von außen der Liga zu ihrem und des Reichs Nutzen bedient, oder bedienen können. Und ſo iſts auch hier noch vielmehr. Denn wenn Kayſerliche Majeſtät in die Allianz treten, und deren Haupt und Glied ſeyn wollten, würden wir gleich eine Gegen-Allianz haben. Beſſer iſts, wenn Kayſerliche Majeſtät wegen ihrer Erblande nur, wie gedacht, um von Allem zu wiſſen, hineinträte, zwei Stimmen und, als König von Böhmen, die erſte unter allen Andern habe, abſonderlich aber als Kayſer zwar kein Votum, aber nichts deſto minder ſowohl, als in Comitiis das jus ordinarium (den extra ordinem eines oder das andere zu proponiren, ſtehet ohnedas einem jeden frei, und hats Frankreich und Schweden ſelbſt dem Kayſer bei der Rheiniſchen Allianz verſtatten müſſen) proponendi, das Directorium aber proposita ordine dirigendi exercire; obgleich keine Re- und Correlationes, noch abſonderliche Anbringung bei Kayſerlicher Majeſtät und Tractirung mit derſelben, wie aufm Reichstag nach der Stände Concluſo geſchicht, weil ſolche auf amicabiles compositiones auslaufen, allhier ſtatt haben können.

80.

Dieſes Fundamentum iſt naturgemäß. Denn in einer jeden Societät jedem ſo viel Macht gebühret, als er beiträgt, und daher auch Ungleiche, die doch ein Gleiches beitragen, billig für gleich gehalten werden. Es ſteckt aber dahinter ein nicht geringer politiſcher Griff, indem auch mächtige, ſich in die Bündniſſe einlaſſende Häuſer, ſich doch eo ipso andern Geringern, ſo ein Gleiches, weil ja die Societät ein Geringes erfordert, gleich machen, und dadurch, wann ſie auch ſchon anders inclinirt, dennoch ihrer Macht ſich nicht gebrauchen, ſondern per majora aliorum abripirt und übertroffen werden könnten. Dadurch gleichſam eine aequatio civium libertati aequissima zuwege gebracht wird, daß alſo dieſes fundamentum voti et sessionis in der Allianz zwar eine Reflexion auf die Macht hat, (denn freilich hier ſich nicht practiciren läſſet, und viel zu verhaſſet iſt, was aufm Reichstag hergebracht, daß collegium Electorum collegio Principum gleich gilt, und alſo 7 ſo viel als 90, oder ein Churfürſt ſo viel, als vierzehn andre Fürſten gilt) doch nicht auf die, ſo ein jeder hat, ſondern die er beiträgt: welches dann eine recht proportionirte Gleichheit verurſachet, ſo dennoch eines jeden Würde in imperio et comitiis nichts benimmt.

81.

Solche nun dergeſtalt wohl abgefaßte Allianz iſt mächtig genug, mit der Zeit das Reich in völlige Securität zu ſtellen, und deſſen meiſte, Eingang dieſes Bedenkens erzählte Mängel zu erſetzen: denn allmählig die meiſten Stände ſich damit einlaſſen werden, ſonderlich wenn ſie ſehen, daß ſowohl Frankreich, als Oeſterreich nicht zuwider. Dadurch hören auf die Diſputen wegen der Anſchläge, Exemptionen und Matricul; denn man Niemand in die Allianz zwingt; wer aber hinein will, muß ſich ſelbſt für ſich den Anſchlag machen, ob ſeine Mittel zureichen, und wo nicht, dafern ihn gleichwohl ſeine Luſt oder Intereſſe zu ſolcher Allianz treibt, Andere zu ſich nehmen, ut ita arbitrarium hoc, quantum sit. Es erlangt das Reich dadurch einen perpetuum militem und continuirlich consilium; und gebe Gott, daß, wie oben (§. 75.) erwähnet, es zu einem gewiſſen aerario oder fundo perpetuo endlich dergeſtalt gedeihe! Es hören auf die ungewiſſen, in Caſu beſtehenden, a potentioribus prätendirten, amicabiles compositiones, weil die majora den Schluß machen. Kayſerlicher Majeſtät Propoſitiones und des Reichs Intereſſe werden höchſtes Fleißes in Acht genommen, und dennoch kann Frankreich und Andere mit ihren Affectionirten ſelbſt nichts daran zu tadeln finden.

82.

So hält auch ferner dieſe Allianz eine Art der Execution und gewiſſes Zwangsmittel in ſich, ſo nicht zu verachten, welches nicht einmal die Comitia haben, dadurch derjenige, ſo ſich einmal engagirt, gezwungen wird, zu continuiren, und ſich, vor wie nach, den majoribus zu conformiren, oder des einmal Conferirten ſich verluſtig zu machen; welches umb ſo viel deſto nachdrücklicher, wenn es mit der Zeit dahin zu bringen, daß die Glieder einen gewiſſen Fundum einmal für allemal aufzurichten, zu bereden. Auf welchen Fall keiner ohne großen, faſt unwiederbringlichen Verluſt abſpringen könnte, welche Art des realen Bandes zu ſchleuniger Execution freilich die beſte, ja einige, ſo ohne Weitläufigkeit, Blutvergießen und Ruin Land und Leute geſchehen kann, und freilich gar anders, als die kaum practicabeln, gewaltſamen Crais-Executionen, welche entweder ſelten geſchehen und lieber unterlaſſen, oder doch faſt nie den legibus Imperii gemäß vollſtrecket werden. Sollte aber auch gleich eine Caſſa oder Fundus nicht aufzurichten ſeyn, wäre es doch kein geringer Verluſt, ein wohlgerichtetes, completes, eine Zeit lang unterhaltenes Regiment im Stich laſſen müſſen, dieweil, wie öfters erwähnet, die Glieder die Völker nicht in ihrer Macht behalten, ſondern ihrer Pflichten erlaſſen und der Generalität der Allianz übergeben, nichts deſto minder aber allezeit zu deren Verpflegung, ſo lange kein richtiger Fundus gelegt, contribuiren. Und vielleicht ſind etliche von den potentioribus (nam debiliores nec poterunt, nec volent resilire) zu bereden, einmal für allemal anſtatt Contribution des Intereſſe, das Capital ſelbſt als einen Fundum in die Caſſa beizutragen, oder ein gewiß Amt oder Aemter, Jure Antichreſeos, wie oben erwähnt, dazu zu aſſigniren und zu übergeben, welches ihnen ſelbſt, da ſie beſtändig ſeyn wollen, nicht unbequem, der Allianz aber noch nützlicher, indem ſolchen Contribuentibus der Regreß dadurch noch mehr benommen; die Schwächern aber ſind nicht ſo ſehr zu Ablegung und Formirung eines Fundi zu treiben, als denen mit Continuation der Allianz ohnedas gedienet. Es iſt auch ein Realband dabei, nemlich vinculum religionis et jurisjurandi, damit ſich die Glieder binden, den Regeln der Allianz, und per consequens, majoribus votis absolute sine exceptione, ſo viel die Unterhaltung der Soldaten und Contribuirung an Nothdurft betrift, nachzukommen.

83.

Die Stände ſelbſt, die ſowohl von Oeſterreich oder Spanien, als die von Frankreich Nutzen ziehen, werden, da ſie anders dieſen geringen, allzugefährlichen Gewinn gemeinem Beſten nicht ſchenken wollen, bona venia ihrer Faction hineintreten und nichts verlieren; dennoch aber, nichts dem Vaterlande Schädliches zu thun, praetextu foederis gewünſchte

Entſchuldigung, und, da ſie über die Schnur hauen wollten, per majora Widerſtand finden.

84.

Welchergeſtalt nun die Sach anzuſtellen, daß ohne Suſpicion die Gemüther zu gewinnen, und die Stände ohne Unterſcheid der Factionen anzulocken, ja wie bei Frankreich ſelbſt der Sache einen Schein zu geben, iſt oben erwähnet, wird aber ſonderlich dem hohen Verſtand des Reichs-Directorii anheim gegeben, und beſtehet zuförderſt in höchſter Diſſimulirung aller Partialität, aller Averſion von franzöſiſchem Intereſſe und Inclination zu Oeſterreich. Haben wir dies effectuirt, ſo iſt die Sach halb gewonnen, und an glücklichen Progreß nicht mehr zu zweifeln.

85.

Stehet die Allianz, und hat, wie ich hoffe, zwanzigtauſend bewehrter Mann auf den Beinen, alsdann werden uns die Herrn Triplanten ſelbſt ſuchen, und wir nicht zu ihnen in ein Corpus treten, ſondern unſer Corpus mit ihrem gewiſſe defenſive Bündnüß machen, die weder Frankreich, noch ſonſt jemand uns wird verdenken; ja ſolch Bündnüß ſo leicht mit ihnen, als mit Frankreich oder, des Reichs Gelegenheit nach, mit allen beiden wird eingegangen werden können. Sollten wir aber jetzo zuplatzen, und an die Tripel-Allianz uns hängen wollen, werden wir nicht allein bei ihren Gliedern nicht geachtet, ſondern auch wegen unausbleiblicher Gegen-Allianz in Teutſchland alsdann gebunden und gedämpfet ſeyn.

86.

Stehet nun, wie gedacht, die Allianz, alsdann werden auch viel ander, zu Wohlfahrt des Reichs und gemeiner Ruhe nöthige Dinge gehoben; die Streitigkeiten der Stände entweder Interimsweiſe (nach dem Exempel der Niederländer, welche, als ſie wider Spanien sine distinctione religionis zuſammentraten, alle ihre Proceſſen und nachbarliche Irrungen auf einmal ſuspendirten, und bono publico ad tempus, bis ihr Bund feſtgeſtellt) condonirt oder gänzlich aufgehoben, das Juſtitienwerk, unordentliche, ungewiſſe Rechte und langweilige Proceß-Ordnungen verbeſſert, zur Einrichtung der Commercien und Policey insgemein nachdrückliche Conſilia gefaßt, ja mit der Zeit zu Synodis provincialibus, oder gar, beneplacito sedis Apostolicae, nationalibus und ungezwungener Convention oder Moderation, Duldung in Religionsſachen gelanget werden.

87.

Gewißlich, wer ſein Gemüth etwas höher ſchwinget und gleichſam mit einem Blick den Zuſtand von Europa durchgehet, wird mir Beyfall geben, daß dieſe Allianz eines von den nützlichſten Vorhaben ſey, ſo jemals zu allgemeinen Beſten der Chriſtenheit im Werk geweſen. Das Reich iſt das Hauptglied, Teutſchland das Mittel von Europa. Teutſchland iſt vor dieſen allen ſeinen Nachbarn ein Schrecken geweſen; jetzo ſind durch ſeine Uneinigkeit Frankreich und Spanien formidabel geworden, Holland und Schweden gewachſen. Teutſchland iſt das pomum Eridos, wie anfangs Griechenland, hernach Italien. Teutſchland iſt der Ball, den einander zugeworfen, die umb die Monarchie geſpielt, Teutſchland iſt der Kampfplatz, darauf man um die Meiſterſchaft von Europa gefochten. Kürzlich, Teutſchland wird nicht aufhören, ſeines und fremden Blutvergießens Materie zu ſeyn, bis es aufgewacht, ſich recolligirt, ſich vereinigt und allen Procis die Hoffnung, es zu gewinnen, abgeſchnitten.

88.

Alsdenn werden unſre Sachen ein ander Ausſehen haben. Man wird allmählig eine Civil-Perſon und Form im Reich wahrnehmen, an der beiderſeits projectirten Monarchie verzweifeln; ganz Europa wird ſich zur Ruhe begeben, in ſich ſelbſt zu wühlen aufhören und die Augen dahin werfen, wo ſo viel Ehre, Sieg, Nutzen, Reichthum mit guten Gewiſſen, auf eine Gott angenehme Weiſe zu erjagen. Es wird ſich ein ander

Streit erheben, nicht wie einer dem andern das Seinige abdringen, ſondern wer am meiſten dem Erbfeind, den Barbaren, den Ungläubigen, abgewinnen, und nicht allein ſein, ſondern auch Chriſti Reich erweitern könne.

89.

Was placken wir uns hier umb eine Hand voll Erden, die uns ſo viel Chriſtenblut zu ſtehen kommt?

Heu quantum terrae potuit pelagique parari
Hoc, quem civiles fuderunt, sanguine dextrae!

Wenn Schweden und Polen die Macht, die ſie gegen einander geführet, auf die Barbaren gewendet, ſollte nicht jener bis in Severien, dieſes bis in Tauricam gedrungen ſeyn? Und gewißlich wir wollen von beiden jungen Königen etwas dergleichen hoffen, wenn der eine ſeine ſchon in der Kindheit herfürleuchtende Gemüthsgaben, der andere ſeine ihm durch göttliche Providenz wunderlich in die Hand gegebene Macht zu brauchen anfangen würde. Und was kann ſich beſſer zu dieſen Gedanken ſchicken, denn der jetzige ſo glückliche, unverhoffte Succeß des Kayſers in Ungarn, damit ihm Gott gezeiget, wohin er ſeine Waffen wenden ſollte? Sollten nun Kayſer, Polen, Schweden auf eine Seite, paralellis lineis, auf die Barbaren gehen, und die Pomöria der Chriſtenheit zu erweitern ſuchen; der Kayſer und Polen auf die Türken, Muscau auf die Tartarn mit Ernſt dringen, und keiner in andere Conſilia vertieft ſeyn, oder andere Feinde a tergo zu fürchten haben: wie bald ſollte bei gerechter Sache der Seegen Gottes zu ſpüren ſeyn!

90.

Hingegen hätten England und Dännemark Americam Septentrionalem gegen ſich, Spanien Meridionalem, Holland Indicam Orientalem. Frankreich iſt fatal und von der Vorſehung Gottes vorbehalten, ein Führer der Chriſtlichen Waffen in die Levante zu ſeyn und Godofredos, Balduinos, vor allen Dingen aber Ludovicos Sanctos der Chriſtenheit zu geben, das ihm gegenüber liegende Africam anzugreiſen, die Raubneſter zu zerſtören, Aegypten ſelbſt, ſo eins der beſtgelegenſten Länder in der Welt, anzugreiſen, und weils ihm weder an Volk noch Geld mangelt, ſelbige Länder aber ob longam pacem übel bewehrt und keines Krieges ſich verſehen, wohl gar zu übermeiſtern; von Führung der Colonien in Weſt- und Oſtindien, darauf man ohnedas gnugſame Reflexion anjetzo in Frankreich machet, zu geſchweigen. Und was ſind für weitläuftige, unerforſchte Küſten übrig, die Allen ohne Unterſcheid, was jeder zuerſt entdecket, Preis zu geben! Hiebei würde unſterblicher Ruhm, ruhiges Gewiſſen, Applauſus univerſalis, gewiſſer Sieg, unausſprechlicher Nutzen ſeyn.

91.

Alsdann wird jenes Philoſophi Wunſch wahr werden, der da dies riethe, daß die Menſchen nur mit Wölfen und wilden Thieren Krieg führen ſollten, denen noch zur Zeit vor Bezähmung die Barbaren und Ungläubigen in etwas zu vergleichen.

92.

Zu dieſem ſo glücklichen Zuſtande der Chriſtenheit kann derjenige den Grund legen helfen, der dieſes bisher aufgeführte, zur Ruhe und Sicherheit Teutſchlandes ſo nöthige, als kräftige Werk befördern hilft. Denn wenn Teutſchland dadurch unüberwindlich gemacht, wenn, wie gedacht, alle Hoffnung, es zu dämpfen, verſchwunden, wird ſich die Bellicoſität ihrer Nachbarn nach eines Stromes Art, der wider einen Berg trift, auf eine andere Seite wenden.

93.

Man wird weder Spanien, noch Frankreich mit monarchiſchen Gedanken weiter verdächtig halten, es werden allen (wird alles?) Mißtrauen zwiſchen Haupt und Glieder, ja der Glieder unter ſich, ſo gegenwärtig unſichere, mit Furcht überall angefüllte Diſſolution ernähret, verſchwinden.

94.

Das alsdenn feſtgeſtellte Reich wird ſein Intereſſe mit Italien, Schweiz und Holland vereinigen, und Profeſſion machen, wie Holland zu Waſſer, als dieſe zu Land, allen Chriſten wider unrechte Gewalt beizuſtehen, und die Ruhe Europä zu erhalten, damit das weltliche Haupt der Chriſtenheit mit dem geiſtlichen zu Einem Zweck vereinigt ſeye, titulum Advocati Ecclesiae universalis wirklich exercire, das allgemeine Beſte ſuche, und ohne Schwertſtreich die Schwerter in der Scheide behalte.

95.

Alſo und anders nicht ſind allezeit verſtändige Päpſte geſinnet geweſen, die keiner Arbeit und Koſten geſcheuet, wo nur Hofnung geweſen, die Potentaten zu vereinigen und zu einem beſtändigen Schluß wider den allgemeinen Feind zu bringen. Man faſſet auch anjetzo zu Rom gnugſam, daß durch Religionskriege nichts zu gewinnen, daß die Gemüther nur verbittert und die Meynungen entfernet werden, daß man ſich zu Friedenszeiten kennen lerne, und nicht ſo wilde, abſcheuliche Ideen einer von dem andern mache, wie man damals zu machen pflegte, da man ſolcher Sachen wegen einander todtſchlug, Summa, daß endlich, da Gott ſeinen Seegen giebt, durch friedliebende Conſilia zur chriſtlichen Liebe und Einigkeit in der Chriſtenheit ſich alles anlaſſe.

96.

Solches friedliches Intereſſe des Pabſts ſowohl, als des Reichs, iſt auch den italieniſchen Fürſten und Republiken gänzlich gemäß, welche, von Ambition entfernt, nichts als gegenwärtige Ruhe ſuchen, und wohl wiſſen, daß, wenn ſie die Schwerter wider einander zucken, ſie jedesmal ihren mächtigen Nachbarn die Schlüſſel von Italien entgegen tragen.

97.

Spanien ſelbſt ſcheinet anjetzo an kein Plus ultra zu gedenken. Es hat mit Experimentis eines ganzen Seculi ſo viel begriffen, wie gebrechlich, wie koſtbar, wie gefährlich, wie verhaſſet alle weitausſehende Conſilia ſeyn, dadurch man ſuſpect wird, eine Herrſchaft über Andere zu affectiren; wie unnütz es ſey, weit entlegene Länder in Devotion zu erhalten, wie viel Millionen Americaniſchen Silbers in den Oceanum Germanicum geſchüttet worden, die kein urinator herausholen wird; wie glücklich dieſe Nation ſeyn könne, wenn ſie ihrer indianiſchen Schätze ruhig genoſſen hätte, wie unglücklich, wie arm an Geld und Leuten ſie hingegen durch ſo viel longinquas expeditiones worden. Ich geſtehe zwar, daß ich ihnen die Wiedererlangung des Königreichs Portugal wohl gönnen möchte, doch mit Recht, doch ohne Krieg, wo, wie jetzo leicht müglich, der Bragantiniſche Stamm abgehen ſollte.

98.

England wird nichts als Commercien, Schiffarthen, Colonien ſuchen. Holland zwar desgleichen; doch mit dem Unterſchied, daß die Holländer Andre nur mit Verſtand, nicht aber mit Gewalt abzuhalten ſich bemühen. England aber, weiß nicht was für ein dominium maris ſich arrogiren wollen. Es ſeynd aber ſolche Zeiten eingefallen, daß England verhoffentlich zu Beider Beſten mit Holland ſich verſtehen wird. Wenn ſie nun andere Nationen auch, wie billig, ihre Nahrung ſuchen laſſen, und, wie gedacht, der Natur gemäß, mit andern nicht mit Gewalt, ſondern mit Kunſt certiren, (dazu ſie denn Frankreich, deſſen Intereſſe hierin mit Teutſchland, Spanien, Schweden und Dennemark eins, ſchon bringen) und hierinnen mit dem durch gegenwärtige Conſilia mit Gottes Hülf befeſtigten Reich ſich conjungiren wird, ſo wird kein Menſch ihre Progreſſen tadeln können.

99.

Frankreich wird allein einer ſuchenden Monarchie verdacht. Nun iſt nicht ohne, daß der König, als ein ſo verſtändiger, als genereuſer Herr, indem er den zerrütteten Zuſtand von Europa ſiehet, welcher da er bleiben ſollte, doch einer den andern aufreiben wird, die Chriſten in ein Regiment zu ihrem Beſten zu vereinigen, im Vorſchlag haben mag; daß er aber ihre wohlſtabilirte Einigkeit, und mit ihm ſelbſt, zum gemeinen Beſten und Erweiterung der chriſtlichen Macht conſpirirende Gedanken allein, ohne ſonderbaren Nutzen, mit großer Gefahr, und, wenn das Reich in Verfaſſung, apparenter vergeblich verſtören werde, iſt dem Allerchriſtlichſten König nicht zuzutrauen.

100.

Aus dieſem allem nun erſcheinet der unglaubliche Nutzen einer dem Aeußerlichen nach ſo ſchlechten Sache, die zur ganzen Chriſtenheit Beſten den Grund legen, ja allen Fürſten und Republiken, ſo ihres wahren Intereſſe berichtet, gefallen kann, wenn ſie nur einmal ſtehet; daß alſo die Kunſt einmal darin beruhet, wie man ſie ohne manniglich Suſpicion und Oppoſition nur einmal, je eher je beſſer, ſtehen machen möge. So verhoffentlich mit Gottes Hülfe, obgedachten Regeln gemäß, ſich practiciren laſſen wird.

101.

Damit ich nun endlich zu Teutſchland wiederkomme, und aufhöre, womit ich angefangen, iſt dieſer mein Schluß, daß das bisher projectirte Werk, wie ich mich nicht ſcheue zu ſagen, das einige nächſte Erhaltungsmittel ſey allgemeiner Sicherheit, gewiſſer Ruhe und gewündſchter Wohlfahrt unſers Vaterlandes. Denn wird man erſt die Früchte des Friedens genießen, wenn man im Frieden zum Krieg geſchickt iſt. Alsdann wird Teutſchland ſeine Macht erkennen, wenn es ſich beiſammen ſiehet, und Manchem andre Reflexion machen, der jetzo nicht weiß, wie er verächtliche Worte genugſam zu deſſen Beſchimpfung zuſammenklauben ſoll. Was kann weniger ſuſpect ſeyn, als alle Partialität bei Seite ſetzen, und zu nichts anders, als Conſervirung des Inſtrumenti Pacis secundum judicia majorum, doch nur, ſo viel rem in foedus collatam betrift, wie in einer Compagnie (denn abſolute arrogirt ſich die Societät keine ſolche Macht) ſich verbinden, und Jedermann, ſo zum Reich gehöret, darein zu nehmen erbötig ſeyn? Was iſt untadeliger, als ausländiſcher Händel ſich entſchlagen, und nur vor uns vigiliren wollen? Was iſt edeler, höher und Gott angenehmer, als dieſen letzten Dienſt, dieſe ſo gewünſchte Herzſtärkung ſeinem in agone liegenden Vaterlande wiederfahren laſſen? Gewißlich, wer dieſes Project faſſet, wer ſich die Mühe nimmt, ein ſo importirendes Werk zu erwägen, wird verhoffentlich dadurch ein wenig zu bewegen ſeyn, und erkennen, daß ſeine eigne Intention, wo ſie anders vernunft- und rechtmäßig, nicht beſſer, nicht ſicherer, nicht nachdrücklicher zu exequiren. Ich habe ohne Paſſion geſchrieben, wündſche ohne Paſſion geleſen zu werden, und Gemüther zu finden, ſo endlich aufwachen, in ſich gehen, und erkennen, daß alsdenn jedem inſonderheit wohl ſey, wenns insgemein wohl geht, daß gemeine Ruhe ohne Einigkeit, Einigkeit anjetzo ohne Allianz, Allianz, ſo durch Gegen-Allianz nicht unterbrochen, ohne Impartialität und Jedermann gefälligen Zweck nicht zuwege zu bringen, da ſie aber zuwege gebracht, mit Gottes Hülfe auch vermittelſt aufs äußerſte differirender Gemüther zu einem heilſamen Zweck und Ziel zu bringen ſey. Iſt dieſes nicht zu faſſen, oder, wann mans faſſet, aller Raiſonen ungeachtet, nicht zu erhalten, quando adeo fatis urgemur iniquis, ſo bekenne ich, daß ich an Verbeſſerung unſers Elendes und Aufhaltung unſers übern Hals ſchwebenden, herannahenden, keine Säumung leidenden Unglücks verzweifle, und die gerechte Sache des uns ſtrafenden Gottes für Augen ſehe. Es wird aber die ſchwere Verantwortung vor Gott und der verſtändigen Poſterität denen aufn Hals liegen, deren Affectus oder Fahrläſſigkeit die Remedia ausgeſchlagen, ja den Untergang accelerirt haben. Ich an meinem Ort, si meliora monentes fata audire sinunt, hoffe gleichwohl noch von allen redlichen, teutſchen, gewiſſenhaften, ihres Vaterlands liebenden, und um Ehr und Nachrede bei der Nachwelt ſich bekümmernden Gemüthern, ſie werden dieſes wohlmeinende Concept nicht in die Luft geſchrieben ſeyn laſſen. Diejenigen aber, ſo ohnedas durch ihren Verſtand, Intereſſe und Liebe des Vaterlandes getrieben werden, darunter ſonderlich außer allen Zweifel Kayſerliche Majeſtät, ſamt deren ihr wahres Intereſſe verſtehenden Miniſters; und denn Chur-Maynz, als Reichs-Director, deſſen hohen Verſtand und dieſem Vorhaben durchaus verwandte, bisher geführte Conſilia die göttliche Providenz zu Legung des erſten Steins bei dieſem unſterblichen, Ruhms würdigen, der Chriſtenheit heilſamen, Gott höchſt gefälligen Inſtituto, vorbehalten, begriffen ſind, ermahne ich, weil die Sache wenig Verzug leidet, Alles auf der Spitz einer weit andern Allianz bei franzöſiſch Geſinnten ſtehet, und bei geringer Zeitverſäumung ein irreparabler Schaden ſeyn kann, ſich nicht zu ſäumen, ſondern zum Werk zu greifen, und an glücklichen Ausgang einer ſo gerechten Sache nicht zu zweifeln. Dabei ich ihnen Großmüthigkeit zum Anfang und Verſtand zum Vollführen (da denn die Art und Weiſe es zu examiniren, zu vermitteln und werkſtellig zu machen für allen Dingen der in ſolchen hohen Affairen probirten und bekannten Vorſichtigkeit des hochlöblichen Reichs-Directorii anheimzugeben) wündſche und mit dieſem Omine endlich ſchließe.

Finis.

Salvis tamen addendis et demendis.

Continuatio
oder
Pars II.

Begonnen a. d. 21. Nov. 1670.

1.

Vorhergehende, exeunte Julio und Augusto 1670 erwogene und zu Papier gebrachte Bedenken hat der Ausgang nur allzuviel bekräftiget. Denn nicht allein die Anti-Triplarii oder Gegen-Allianz ſich mehr und mehr herfürthut, ſondern auch im Herbſt die franzöſiſche Waffen Lothringen unverſehens überſchwemmet, des Herzogs Perſon, wiewohl vergebens, ſich zu ſichern getrachtet, und nunmehr dahin, auch in die benachbarte drei Biſthümer zuſammen über 20,000 Mann in die Winterquartier, doch, der Sage nach, mit ziemlicher Beſcheidenheit und Verſchonung des Landmanns gelegt, die Feſtungen, ſo noch übrig, zu demoliren Befehl gegeben, das Land aber dem nächſten Anverwandten vom Haus, doch mit ſolchen Conditionen, als es ſein Vorfahr beſeſſen, wo nicht mit ärgern, angetragen.

2.

Welches außer allem Zweifel geſchehen, wie in obgemeldten Bedenken weitläuftig ausgeführt und gleichſam prognoſticirt worden, nicht das Land zu haben (denn das hat und will man wiedergeben); ſondern weil der König des Herzogs Negotiationen, damit er Andere, den Harniſch anzulegen und Frankreich Trutz zu bieten, auch gar Armeen zu ſtellen, bereden wollen, wegen ſeiner wahren oder fingirten Intereſſen länger nicht zuſehen können, ſondern die glimmende Funke zeitlich auslöſchen müſſen. Und iſt gewiß gut, daß es bei Zeiten geſchehe, ehe Andere zu ihrem Schaden noch hineingeſtecket werden.

3.

Denn ſollte, wie etwa der Herzog vorgeſchlagen, Kayſerliche Majeſtät und etliche am Rheinſtrom gelegene Reichsglieder ſich haben bereden laſſen, unterm Vorwand securitatis publicae eine Armee von zwanzig tauſend Mannen oder mehr auf die Beine zu bringen, und zwiſchen dem Rhein und Maaſe unter des Herzogs Direction, oder bundsverwandten Namen (denn das Reich dazu den ſeinigen nicht würde geliehen haben) zu halten, und dann zu der Tripel-Allianz zu ſtoßen, wie glauben wir, daß dies dem Könige würde zu Gemüth geſtiegen ſeyn, der an dem Herzog ſo ſehr den Willen geahndet! Denn fürwahr, die nachbarliche Irrungen und der erhöhete Preis des Salzes und dergleichen, die Urſach zu ſolcher Härte nicht geweſen ſeyn mag. Gewißlich, er würde vielleicht dahin getrachtet haben, ihnen, wie dem Herzog, nicht zwar das Land, doch aber die Kräfte zu ſchaden, zu benehmen, und wo nicht durch Beſetzung, doch Demolirung feſter, ſonderlich auf ſeiner Seite des Rheins gelegener Plätze ſie zu exarmiren.

4.

Fragt ſich nun ferner, was jenſeits zu vermuthen, dieſſeits zu thun, dort zu fürchten, hier zu wagen ſey? Daher dieſes andre Theil mehr von Frankreich, als vom Reich, mehr was auß- als innerlich zu thun ſey, handeln, doch endlich Beides conciliiren, und auf eben den Schluß de modo stabiliendae per foedus securitatis hinauslaufen wird. Nun zum Werk zu kommen, ſo iſt augenſcheinlich, daß die in Lothringen gelegte ſtarke Macht dahin nicht nöthig, weil das Land übermeiſtert, die Bewahrung deſſen leicht, die Einwohner gedämpft, die Nachbarn theils ſtill, theils furchtſam, theils ohne Willen, theils ohne Kräfte; der Herzog vor ſich zu ſchwach, und nirgends zu einer Aſſiſtenz und Werkſtatt, vielweniger Sammel- oder Muſterplatz gelangen kann.

5.

Weil aber die bereits habende ſtarke Armatur, und ſo viele abermals zu neuer Werbung ausgegebene Patenta zu keinem Fiſchfang in die Luft angeſehen, das Corpus der Armee auch in und an den Lothringiſchen Grenzen bleiben, muß gewiß, Aller Beſorgniß nach, etwas anders gegen das Vorjahr obhanden ſeyn.

6.

Daß der König in Frankreich, wie Etliche fürchten, das Römiſche Reich anzugreifen ſich unterſtehen, zu überwältigen deſſen, und Charlemagne-, Charlequintiſche, oder Guſtav Adolfiſche Conſilia führen werde, das iſt weder ſein-, noch ſeiner Miniſtrorum Prudenz zuzutrauen. Denn er kein Herr, ſo dergeſtalt zum Krieg erzogen, oder geneigt, daß er zu plötzlicher Durchſtreifung der Lande Luſt habe, und durch verſchwindende, nur im Verderb der Einwohner ihre Fußtapfen hinterlaſſende Victorien ſich einen Namen zu machen ſuche; ſondern es ſcheinet, er wolle mit gemach- und langſamen, doch gewiſſen, feſten Tritten die Staffeln zum arbitrio rerum in Europa hinaufſteigen.

7.

Dieſe Hoffnung aber würde gewiß auf einmal verſchwindet ſeyn, daſern ein ſolches zum Vorſchein kommen ſollte; denn dadurch er alle andere Potentaten wider ſich zur Feindſchaft nöthigen, alle ſeine Freunde und Bundsverwandten, deren Anzahl er doch auch in Teutſchland zu vermehren ſucht, auf einmal verlieren, und doch nichts ausrichten, als nur etwa das Land verwüſten und einer oder andern Feſtung auf eine gewiſſe Zeit, bis er endlich Schande halber alles wiedergeben müßte, ſich bemächtigen würde.

8.

Daß dieſergeſtalt einiges teutſches Haus, wie etwa in vorigen Krieg geſchehen, ſich an ihm henken würde, iſt vermuthlich nicht zu beſorgen. Im vorigen Krieg waren die teutſchen Fürſten fremdde Hülfe anzurufen ſchier gedrungen, ſahen auch wohl, daß weder Frankreich noch Schweden die Sache alſo anſtellete, wie ſie das Reich in Provinciam redigiren möchten. So hat ſich auch zu Frankreich Niemand damals, ſondern nur zum Haus Oeſterreich monarchiſcher Conſiliorum verſehen.

9.

Teutſchland iſt nicht ein Land, ſo mit weniger als zwei bis dreimal hunderttauſend Mannen im Zwang zu halten. Wer Teutſchland dämpfen will, muß mehr als hunderttauſend Mann zu Beſatzung und jederzeit vier ſtarke Armeen im Feld haben. Wer aber nicht überall iſt, der wird ein Loch zu und zehen andere aufmachen; welches der alte Oxenſtiern oft zu ſagen pfleget und die Spanier ausgelacht, die ein ſolches Land unter Joch zu bringen hofften, daran auch Carolus Quintus ſelbſt mit aller ſeiner Macht, Verſtand und Tapferkeit einen vergebenen Verſuch gethan.

10.

Man bedenke die Menge der hohen Häuſer, mit denen ganz Europa verbunden, die ehe alle Extrema ausſtehen, als Titular-Fürſten und Gouverneurs der Provinzen werden ſeyn wollen. Man erwäge die unglaubliche Anzahl feſter Plätze, welche viel Armeen zu ſchanden machen können; man hat die Kunſt, ſich zu wehren, gelernet. Nimmermehr würde ein Guſtavus Adolphus jetzo von Pommern bis an den Rhein einen ſolchen Streich impune thun. Wie hat ſich Prage gegen Carl Guſtavus gewehret, da Arnheim ohne Verluſt eines Mannes einzog! Uneroberte Feſtungen hinter und neben ſich laſſen, wäre den Krieg ewig machen; alle einnehmen und nach einander die Fortificationen zu Boden werfen laſſen, würde ſeyn, ſich des Zaums berauben, damit man die Ueberwundene im Zwang halten könne und die Reparation, ſo in kleinen wohlgelegenen Orten gemeiniglich leicht, doch nicht verwehren: beſetzen, würde ganze Colonien aus Frankreich erfodern. Denn wie ſchwer die Teutſchen dran zu bringen, unter den Franzoſen beſtändig zu dienen, haben viele dieſes und vorigen Krieges Exempel geben. Wie oft die Weimariſchen ſchwürig geweſen, wie endlich ein groß Theil derſelben ganz durchgangen, iſt bekannt. Wie wenig dieſe an Sprach und Art ganz verſchiedene Nationen einander dulden können, bezeugt die tägliche Erfahrung. Mit denen ſpaniſchen Niederlanden, mit der freien Grafſchaft iſts ein ander Werk; die ſind ohnedas, der Nation nach, ſo viel als Franzöſiſch. Oeſterreich iſt teutſch, iſt in Teutſchland mächtig, hat faſt alle katholiſche Fürſten und nicht wenig der Proteſtirenden an ſich. Wie lange die Franzoſen, wo ſie Meiſter geweſen, die Liebe der Unterthanen erhalten, können Sicilien, Neapolis, ja ganz Italien zeugen; ich will von Polen nichts ſagen. Alle Inſolentien vermeiden und den Ackerbau, die Manufacturen, die Commercien ſowohl in Kriegs- als Friedenszeiten erhalten, erfodert eine ſolche militäriſche Disciplin, dergleichen ich nicht weiß, ob in unſerm Seculo zu hoffen; und da ſie von der einen Partie gehalten, von der andern aber gebrochen wird, muß auch jene nachfolgen, dieſer keine Avantage zu geben. Gleichwie die Kayſerlichen des Mansfelders und der Schweden Exempel folgen müſſen, damit jene nicht allein ohne Koſten kriegen, und dieſe ihnen nur die Beute aufheben bis auf Wiederkommen. Wenn auch Disciplin gehalten werden ſoll, müſſen die Soldaten richtig bezahlt werden. Was würde aber koſten, zwanzigtauſend Mann außer ſeines Landes ſtets zu beſolden! und doch überdies anderwärts allezeit wider Spanien, England, Holland, Italien noch mit Armeen gefaßt ſeyn müſſen! Sollen aber die Soldaten durch Contributionen erhalten werden, ſo muß nothwendig der Bürger- und Bauersmann vertrieben, jener in andre Länder gejagt, dieſe zu Schnapphahnen gemacht, und bis auf etliche wenige große Städte, ſo im Krieg florieren, das Land verwüſtet werden; welche Verwüſtung aber wiederumb, wie obgedacht, den Krieg ewig machet.

11.

Iſt alſo dieſes meine Meinung, daß Frankreich ſo wenig, als Oeſterreich und Schweden baſtant ſey, ſich mit Gewalt zum Meiſter Teutſchlands zu machen. Es wäre dann, daß Bürger und Bauer taedio praesentium, aus hoffender Verbeſſerung zu ihm ſich ſchlügen; ſo aber wegen Unterſchied der Nation, Religion und Sprache wohl nimmermehr geſchehen wird. Dürfte alſo mit Vergießung des Bluts vieler hunderttauſend Teutſchen und Franzoſen nichts anders ausgerichtet werden, als daß ein langwieriger, mehr als zehnjähriger Krieg entſtehen, Arme ſich auf den Raub legen, die wohlhabende Leute in Holland und andere Seeplätze ſich retiriren, und allda ad summam rerum dem König mehr, als er hier gewonnen, ſchaden, und dennoch der Rhein das Ziel der franzöſiſchen Macht bleiben würde.

12.

Will man nun ſagen, des Königs in Frankreich Vorhaben ſey, ſein Reich bis an die alten Grenzen, den Rheinſtrom nemlich, zu erweitern, maßen er an Lothringen bereits angefangen, und, an beiden Enden den Fluß zu ſchließen, an Cöln und Straßburg durch ſeine Bundsgenoſſen Urſach habe: ſo kann ich doch ſolches auch nicht glauben; denn er ebenmäßig dadurch gleichſam auf einmal der ganzen Chriſtenheit die Fehde ankündigen würde. So würden auch Kayſer und Stände, als die inwendig Ruhe hätten, außer Zweifel ſich dadurch enger vereinigen, da hingegen franzöſiſche Intention iſt, ſie zu theilen. So nun Teutſchland inwendig einig, würde es nie an ſtarken Armeen mangeln, ſo dem König die Behauptung des Rheinſtroms ſchwer gnug machen würden. Es wäre dann, daß Frankreich einem mächtigen Haus, als Bayern, Brandenburg oder wohl Oeſterreich ſelbſt (ſo doch von dieſem nicht zu glauben, als welches ſich dadurch der kayſerlichen hohen Präminenz verluſtig machen würde), einen Zippel vom Reck verſprechen wollte; ſo aber, als von franzöſiſcher Hülf entfernet, von den Andern unſchwer gedämpft werden dürfte. Schweden iſt ohne erwachſen König, der in Dennemark hat zu thun, ſich ſelbſt zu ſetzen. Der Türk gönnet dem Franzoſen auch keine allzu groſſe Macht nicht, und hat mit Jedermans Verwunderung im teutſchen Kriege ſich nicht geregt, und den Kayſer nicht gar zu liefern.

13.

Und endlich, wenn mans beim Lichte beſieht, wäre dieſe Conqueſte des Rheinſtroms, den man ohnedas allezeit in wenig Wochen überrumpeln, nicht aber ohne koſtbare Beſatzungen mainteniren kann, des allgemeinen Haſſes und der Hinderungen nicht werth, ſo dadurch größern Intentionen, die Frankreich etwa haben mag, in den Weg geworfen werden würden. Ein Herr, er ſey ſo groß, als er wolle, muß ſich vor Extremitäten hüthen. Denn da er weiſen ſollte, daß bei ihm Treu und Glauben, Juſtiz, Discretion, und, mit einem Wort, Humanität erloſchen, und gleichſam commercium generis humani aufgehoben, alsdenn iſt das Odium aufs höchſte geſtiegen; denn mangelts auch an verwegenen, tollſinnigen Menſchen nicht, die an ihm zu Märtyrern werden wollen, vor welchen kein Potentat ſicher.

14.

Daß es den Spaniſchen Niederlanden gelten ſollte, iſt, nachdem das Arbitrium England und Schweden mit Conſens der Partheyen übernommen, die Tripel-Allianz auch expreſſe, ſie zu ſchützen, gemacht, nicht wohl zu vermuthen. Des Königs Intention iſt vielmehr, durch dieſen Griff England und Holland zu theilen. Und gleichſam jenem zu Ehre und Liebe der Spaniſchen Niederlande zu verſchonen, den Holländern aber, die er auch beim Arbitrio nicht haben wollen, zu Trotz, andere, ſie choquirende Attentata, (darein ſich England, als welches nur den Spaniſchen Niederlanden die Garantie verſprechen, und durch jenen Fuchsſchwanz beſänftiget wird, nicht mengen dürfte) vorzunehmen: ſonderlich, da die Holländer gegen Frankreich oder deſſen Alliirten etwas offenſive für ſich, (ob es gleich in respectu ihrer Alliirten vielleicht nur defenſive geſchähe) und ohne Communication oder gemeines Intereſſe mit England tentiren ſollten, auf welchen Fall es in England bei den Großen an allerhand Ausflüchten und Entſchuldigungen, oder doch Dilationen, und Cluſionen der Exemtion nicht mangeln würde.

15.

Iſt demnach das Glaublichſte, daß es Holland, doch auf gewiſſe Maße gelten werde. Wie ſehr der König in Frankreich gegen ſie erbittert, iſt nicht allein leicht zu ermeſſen, ſondern es gebens auch genugſame öffentliche Zeichen. Kein Haß iſt größer, als der aus der Freundſchaft geboren worden, gleichwie kein Gift ärger, als der aus der Fäulung der köſtlichſten Arzeneien entſtanden. Es kömmt dem König der Glaube in die Hand von dem, was ſeinem Ahnherrn Henrico Quarto der Marſchall de Baſſompierre prophezeiet. Eine einige Offenſion deren, ſo man erhalten, erhoben, mit vielen Gutthaten ſich verbunden, ſchmerzet mehr als eine öffentliche Feindſchaft deſſen, dem man nie etwas beſſers zugetrauet. Wie ſchwerlich auch ein Monarch, deſſen ganze Felicität in der Gloire und Weide des Gemüths, nachdem dem Leibe ohnedas nichts mangelt, beſtehet, verdauen könne, daß einige Kauf- oder doch ſonſten bürgerliche, zuſammengetretene Leute und Deputirte etlicher Handelsſtädte ihm Grenzen ſeiner Siege ſetzen, und wie ihrem wallenden Oceano einen Damm vorſchieben, und gleichſam ſagen dürften: „Hier ſollen ſich legen deine ſtolze Wellen!“ das kann ein jedweder bei ſich und niemand beſſer als ein Edelmann abnehmen, der von einer Gemeine benachbarter Bauern affrontirt wird.

16.

Ob nun zwar man ſich auf die Affecten nicht zu gründen, welchen, da ſie allein, nachzuhängen keinem Politico anſtändig; dennoch aber, wo ſie von feſten Vernunft- und Staatsgründen begleitet werden, folgt nicht nur eine verdoppelte oder addirte, ſondern gar multiplicirte Intention daraus. Denn gleichwie wenn die Länge 4 und die Breite 4, der Inhalt der Figur nicht 8 iſt, ſondern 16, alſo, wenn die Affecten, zu thun, zehnmal ſtärker, als nicht zu thun, und die Vernunftgründe, zu thun, zehn mal ſtärker, als zu laſſen, iſt die ganze Inclination nicht wie 20, ſondern wie 100. Solches nun kürzlich zu demonſtriren und ausfündig zu machen, daß Frankreich von Intereſſe wegen mit Holland anbinden müſſe, iſt nöthig, das Intereſſe von Frankreich an ſich ſelbſt kürzlich zu weiſen, und dann darzuthun, daß daraus eine Hoſtilität gegen Holland folge.

17.

Das Intereſſe von Frankreich nenne ich hier nicht, was Frankreich etwa ſuchen möchte, da es eine Republik wäre, ſondern was Frankreich ſucht, oder der Vernunft nach zu ſuchen hat, nachdem es einen, und zwar verſtändigen und tapfern König hat. Nun iſt zuvörderſt klar, daß Frankreich ein Land iſt, ſo vor ſich ſelbſt beſtehet, und nicht allein an Größe, Fruchtbarkeit und Mannſchaft, ſondern auch an Gelegenheit ganz Europa entweder auffodern, oder viel zu thun (machen), wo nicht gar überwinden kann. Zu dem kommt, daß es in Seemacht ziemlich, und ſehr an Reichthum und Commercien floriret; daß an Künſten, Ingeniis, Soldaten, Herz, Verſtand und Mitteln kein Mangel, und täglich durch gegenwärtige gute Anſtalt mehr und mehr zunimt, und, ſoviel es zunimt, Andere abnehmen, und doch ſolches Abnehmen nicht verwehren können, welches denn der Vollkommenheit höchſter Grad iſt.

18.

Daß nun ein König, ſo eines ſolchen Landes Meiſter iſt, weiter gehet, und über Andere zu herrſchen ſucht, iſt kein Wunder: denn allezeit nicht allein wer da hat, dem wird gegeben werden, ſondern auch, wer da hat, der wird mehr haben wollen. Ipsum habendi dulce experimentum, plus habendi libidinem facit. Das menſchliche Gemüth kann nicht ruhen. Es iſt ihm eine Pein, ohne Bewegung, das iſt (weil andere Bewegungen beſchwerlich), ohne Bewegung zu einem weitern Aufnehmen ſeyn. Wer Alles wüßte, würde der Luſt zu erfinden, und wer Alles hätte, der Luſt zu gewinnen beraubet ſeyn. Daher der Creaturen, als die endlich, Glückſeligkeit iſt, nicht Alles auf einmal haben, ſondern ohne Hinderniß allezeit weiter kommen können. Gleichwie Alexander Magnus beſorgt, ſein Vater möchte die ganze Welt übermeiſtern, und ihm nichts übrig laſſen. Und was kann einen generoſen Herrn mehr entzünden, als die Gemüths-Luſt, das iſt, wie obgemeldt, Ehre, Ruhm und unſterblicher Namen nicht nur eines Tapfern, ſondern auch Verſtändigen. Alle andere Wolluſt, bis auf dieſe, iſt erſättlich; und wer andere hat, wird ſich hierauf deſto eifriger wenden, ſonderlich weil ſeine bereits habende Macht das kräftigſte Inſtrument iſt, eine größere zu haben. So lange Frankreich mit innerlicher Unruhe angefüllet, ſo lang jedem Gouverneur zu rebelliren leicht war, ſo lange Rochelle den Engländern ein neues Calais werden konnte, ſo lange die Cronmittel zerſtreuet und die königlichen Güter mit Schulden beladen, ſo lange die Spanier zu fürchten waren, mußte Frankreich geſchäftig ſeyn, ſich dieſe Dörner aus den Fußſohlen zu ziehen, und vor dieſem formidabeln Feind ſich zu hüthen. Nun aber, nachdem alle Furcht vorüber, was iſt Wunder, daß ſich die Hoffnung mit Begierde herfürgethan, auch Herz und Muth gewachſen? Der nur Streiche auszutheilen und keine einzunehmen hat, wird ſich nicht viel bedenken: denn ihm das Fehlſchlagen kein Schade, dem Andern auch jeder Schlag, wo nicht in den Leib, doch in das Herz dringet und Furcht einjaget. Auch Bauern wiſſen, was Vortheil der hat, ſo die erſte Maulſchelle austheilt; wo Hoffnung ohne Furcht, da iſt Courage, wo Courage, da iſt Glück.

19.

Iſt demnach nicht zu zweifeln, daß Frankreich eine Monarchie ſuche; vielleicht aber auf eine andere Weiſe, als man ſichs insgemein einzubilden pfleget; wie denn auch vielleicht die Spanier die Meinung nicht gehabt, die man ihnen Schuld gegeben. Insgemein nennt man Monarchia universalis, wenn ein König mit einem gewaltigen Heer ein Land nach dem andern angreift, überwältiget, und ſich endlich zum Meiſter der bekannten Welt macht, auf gut Alexandriniſch, Cäſariſch oder Türkiſch. Dieſes möchte vielleicht angehn, wenn der Münch, ſo das Büchſenpulver erfunden, jetzo erſt hinter dieſes ſo kräftig ſchädliche Secret käme, und gegen eine mit Diamanten verſetzte Kutte dem König in Frankreich allein eröffnete. Alsdenn, glaub ich, ſollte das Spiel nicht lange währen. Der einigen Phalangi haben die Macedonier, der testudini, scutis in capita sublatis und etlichen andern Vortheilen die Römer alle ihre Siege zu danken. Auch der Schweden Siege haben ihre Urſachen. Nachdem man aber jetzo mit gleichen Waffen und Vortheilen ſtreitet, iſt keine Hoffnung, auf ſolche Art zur Monarchie zu gelangen.

20.

Wie denn ferner auch nicht allein die Victorien ſchwer, ſondern auch die Conſervation noch ſchwerer. Man wollte denn nach Art der alten Conquirenten die Länder wüſt machen, die Ueberwundene ausrotten, oder in andere Länder mit ganzen Colonieen, wie Carolus Magnus die Sachſen, verſetzen und theilen; welches alles aber jetzo ſchwer, ja faſt unmöglich, maßen auch eben, da von Bezwingung Teutſchlands geredet, mit Mehrern erwähnet. Ueberdies ſo hat Alexandrum Magnum, Julium Cäſarem, Kayſer Severum und Andere fürnemlich geholfen, daß die zwar große, von ihnen eingenommene Länder doch nur Einen Herrn hatten. Nachdem Alexander Magnus den Darium, Cäſar den Pompejum, Auguſtus den Antonium, Severus den Albinum und Peſcennium Nigrum u. ſ. w. überwunden, war, ſo zu ſagen, die ganze Welt in ihrer Macht, denn man gewohnt, Einem zu gehorchen. Jetzo iſt Alles mit feſtgewurzelten hohen Häuſern, in Europa ſonderlich, gleichſam beſäet, welche ſich nicht leicht austretten, ohne Austrettung aber gar nicht unter das Joch mit Gewalt bringen laſſen. Von Aſien aber glaube ich ſelbſt, daß wenn der König in Frankreich Conſtantinopel und Cairo hätte, das ganze türkiſche Reich zugleich erobert ſeyn würde. Und wollte Gott, er ſuchte einen ſolchen Weg zur Monarchie! dazu aber noch zur Zeit ſchlechtes Anſehen.

21.

Weil nun mit Gewalt die Monarchie nicht einzuführen, mit Güte aber auch die königlichen und fürſtlichen Häuſer nimmermehr von ihrem Thron herabſteigen werden, ſo kann nicht ſehen, wie es zu einer ſolchen Monarchia Univerſalis kommen könne, dadurch andre Republiken und Herrſchaften in formam provinciae redigirt und zu Einem Reiche gemacht würden. So iſt denn nun nichts übrig? Ja freilich haben wir noch eine, zwar etwas niedrigere, doch ſichere Staffel, daran ſich ein großer Herr, ſo nicht nur tapfer, ſondern auch verſtändig, billig begnügen läßet. Dieſe Monarchie kann ich nun nicht beſſer nennen, als arbitrium rerum.

22.

Ein ſolches arbitrium rerum hatten die Römer unter ihren Bundsgenoſſen, den Königen von Bithynien, Syrien, Aegypten, Numidien u. ſ. w. den freyen Republiken in Griechenland, auch zum Theil in Italien, und allen denen, ſo nicht in formam provinciae redigirt, ſondern socii waren. Durch welchen gelinden und freundlichen Namen die Römer ebenſo viel erlangt, als wenn ſie ſie alle überwunden hätten, und mit Beſatzungen zwingen müſſen. Sie genoſſen ihrer Beihülfe ſowohl an Geld, als Volk, nach Belieben; ſie waren Schiedsleute aller ihrer Streitigkeiten, und daferu einer oder der andere ſich ſperrete, ſchleunige, und einen Schein des

Rechtens habende Executores. Und iſt nicht ohne, daß eine nicht geringe Urſache des Ruins der Republik geweſen, als man aus den Sociis endlich mit der Zeit Provinzen gemacht. Denn dadurch man ſolche Provinzen nicht allein mit ſtetswährenden Beſatzungen zwingen, ſondern auch noch dazu beſchützen müſſen; da ſie zuvor ſich ſelbſt, wenn man ein wenig unter die Arme gegriffen, beſchützet, und auf Begehren wiederumb treulich beigeſtanden. Solche überall haltende Kriegsmacht hat nicht allein endlich den Rectoribus provinciarum zu rebelliren Gelegenheit, und dem Mario, Syllä, Cäſari, Pompejo, Antonio und Anderen das Schwert, matrem rempublicam zu juguliren, in die Hand geben, ſondern auch hernach unter den Kayſern die Reichsmacht geſchwächet, die Unterthanen an (in?) den Provinzen theils imbelles, theils rebelles gemacht, und endlich den Teutſchen, Scythiern, Perſen und Saracenen, welche vier das Reich in alle vier Theile der Welt, jene gegen Abend, die andern gegen Mitternacht, die dritten gegen Morgen, die vierten gegen Mittag gezogen und zerriſſen, Thür und Thor eröfnet. Daraus zu ſehen, was für ein Unterſchied ſey inter imperium aequabile in socios, et violentum in victos, oder inter monarchiam et arbitrium rerum: denn ja doch endlich, wenn mans recht überleget, vernunftmäßiger Glimpf und Billigkeit die beſte Staats-Regel iſt.

23.

Ein ſolches arbitrium rerum und Directorium maßete ſich auch Philippus Macedo unter den griechiſchen Republiken an, richtete unter ihnen ein Bündniß auf, deſſen Haupt aber er war. Sie ſtellten ein gemein Tribunal, ſo sub specie religionis (denn es beim Apollini Delphico gehalten wurde) ihre Strittigkeiten entſcheiden, das iſt, in der That Philippo ſein Vorhaben wider einen und den andern zu exſequiren, einen Schein des Rechtens geben ſollte. Wie denn aus dem Prätext er die Athenienſer gedemüthiget, ſein Sohn die Thebaner gedämpfet, Beide zu Heerführern Griechenlands wider die Barbaren erkohren werden. Nec ovum ovo est similius, als dieſem Fund des Philippi, bei unſern Zeiten, Henrici Quarti Deſſein: welcher Vorhabens war, wie Philippus gegen die Perſer denen Griechen, alſo er ebenmäßig wider die Spanier den Teutſchen und Italienern zum Heerführer ſich darzuſtellen, alsdenn nach deren Dämpfung einen allgemeinen Bund zu gemeiner Ruhe der Chriſtenheit und Schrecken der Ungläubigen aufzurichten, bei welchen auch alle Streitigkeiten entſchieden, die Religionen vereiniget, und gänzlich scilicet alle Mißverſtände und Mißbräuche aufgehoben, das iſt mit einem Wort, Henricus Quartus und ſeine Nachfolger zu Directoren und Arbitris rerum ſtabilirt werden: welches alles aber durch eines Meuchelmörders Hand unterbrochen.

24.

Die Türken ſelbſt haben nicht alles in formam provinciae redigirt, was ſie überwunden: denn ſie der Tartarn, der Araber, Theil der Georgianer, der Moldauer, Wallachen und Siebenbürger nicht anders, als die Römer ihrer sociorum, ſich gebrauchen. Auch diejenigen, die Curiae Romanae, was ſie nur wiſſen und können, unter andern auch affectatam monarchiam verwerfen, können nicht ſagen, daß ſie die fürſtlichen Familien austreiben, oder die Räthe aus den Städten jagen wollen, und dergleichen; ſondern daß ſie alle Controverſien entſcheiden, den legitimis imperantibus, successionibus, conjugiis richten, und die Chriſtlichen Waffen, sub specie praedicandae crucis et instrumento indulgentiarum, Meiſter zu ſeyn, und anderer dieſen anhängiger Dinge ſich angemaßet haben ſolle.

25.

Alſo glaub ich ebenmäßig, daß die ſpaniſche Monarchie zu nichts anderm, als zu einer ſolchen Direction, sub specie protegendae religionis Catholicae et eradicandorum haereticorum et infidelium, geneiget geweſen. Nur daß ſie es zu gewaltſam angegriffen, ſich immer mit Austreibung nicht allein der Ungläubigen, ſondern auch nur Verdächtigen aufs äußerſte geſchwächet (da ſie doch der Sach, wenn ſie ſie gleich nicht in Spanien laſſen wollen, mit Colonieen viel anders helfen können) äußerlich aber durch allzugroße, gegen die Proteſtirenden gebrauchte Grauſamkeit verhaßt, und endlich alles wohl ausgekünſtelte Vorhaben zunichte gemacht. Doch wenn nur die ſpaniſche, gegen England geſchickte Flotte zum Anlanden auch zum wenigſten in Irland kommen, hätte vielleicht alles anders ablaufen mögen, und dann, wenn dieſer Streich gerathen, wäre die Monarchie auf ſolche Weiſe ſo viel als gemacht geweſen. Denn in Frankreich war die Meinung, entweder einen ſchwachen, ohnmächtigen, wie der Cardinal von Bourbon war, zum König zu machen, oder die Infantin von Spanien zur Erbprinceſſin erklären zu laſſen, und ſie an einen vom Haus Lothringen oder Guiſe zu verheurathen, der denn den Namen eines Königs in Frankreich geführt, im übrigen ſpaniſch regiert hätte. Wider welche Concepte aber ſich Sixtus, Henricus, Eliſabetha und Mauritius ernſtlich geleget. Und wäre gut, wenn jetzo dergleichen nur Einer, er ſey Mann oder Weib, Frankreich entgegengeſetzet werden könnte; und ſcheint, man werde in fatali omnium ignavia, in deren Mangel, zu etlichen Handels-Compagnie-Directoren ſeine Zuflucht nehmen müſſen.

26.

Jam igitur Hispania Galliae lampada tradidit.
    Alter erit jam Tiphys, erunt etiam altera bella
    Atque iterum ad Trojam magnus mittetur Achilles.

Aber das Aergſte iſt, daß Frankreich weit mehr Vortheils als Spanien hat, ſich in Poſſeſſion des arbitrii rerum zu ſetzen. Denn obgleich die ſpaniſchen Schätze in America Wurzel haben, welches der ſpaniſche Ambaſſadeur zu Venedig dem Schatz zu St. Marx zu mangeln angemerket, ſo ſind doch dieſe radices gar zu exoticae und peregrinae, und unterwegens der Corruption, das iſt, den auflaurenden Feinden unterworfen geweſen, auch ſehr verfälſcht werden, d. i. haben durch viele Hände der Kaufleute gehen müſſen. Frankreich giebt die Erde ſein Geld auch ohne Queckſilber, ſo wir beim Potoſi und Silber brauchen, außer daß dieſe den Mercurium im Gehirn, jene nur gar zu viel Geld oder Blei im Kopf haben. Zu welchem kommt, daß Frankreich ſein ausgeſpendetes Geld durch Moden, Galanterien, und andere nichtswürdige Manufacturen, auch Beſuchung und Reiſen der Fremden, alle Jahre cum foenore wiederbekommt, ſo Spanien auch gemangelt, davon unten (48.). Zu geſchweigen auch, was jedermann angemerket, daß die ſpaniſchen Kräfte zerſtreuet, die franzöſiſchen beiſammen, daß Spanien zum wenigſten den dritten Theil von Europa allezeit zu öffentlichen, geſchwornen Feinden gehabt, mit einem gar zu großen Religionseifer ſich verhaßt gemacht, in ſeinen Conſiliis theils von Natur, theils weil es die Mittel gemeiniglich von weitem erwarten müſſen, langſam geweſen, und daher die Occaſiones verſäumet, und was dergleichen mehr. Deſſen allen, ſag' ich, zu geſchweigen, iſt dieſes das größte, daß alle, die ſich Frankreich opponiren können, entweder getheilet, oder leicht zu theilen ſeyn. Teutſchland hängt, wie oft gemeldet, kaum mit einem ſeidenen oder ſtröhern Faden an einander: Italien iſt bereits zerriſſen, Spanien, das Gott verhüthe, ſtehet aufm Punct, wiederumb in ſeine alte Stücke zu zerfallen; England iſt gar ſchlecht befeſtiget, wenn anders der Name Buckingham fatal iſt, das Haupt und Oberhaus von ſeinen eigenen, des Landes und Unterhauſes Intereſſe ab auf franzöſiſche Seite zu ziehen. Norden iſt auch getheilet, Dennemark wird gegen Schweden aufgefriſchet, und einem jungen, muthigen König aus ſeinem Fenſter das ſchöne, durch ſeines Herrn Vater, weiß nicht, Glück oder Unglück verlorene Schonen täglich gezeiget; ja eben der Terlon, der einmal dem Herrn Vater gerathen, eine Wand aufzuführen, es nicht zu ſehen, wird jetzo dem Sohn eine Schiffbrücke vorſchlagen, ihm wieder näher zu kommen. Wie in Polen die Zwieſpaltung zwiſchen König und Senat, Senat und Adel, Adel und Armee unterhalten werde, iſt Niemand verborgen.

27.

Aus dieſem allen nun erſcheinet ſo viel, daß der Cron Frankreich, zum Arbitrio rerum zu gelangen, zweierlei hauptſächlich nöthig ſey: ſich ſtärken, und Andere theilen. Wiewohl wer ſich ſtärkt, Andere ſchwächet, und wer Andere theilet, ſie ſchwächet, und wer Andere ſchwächet, ſich ſtärket. Sich kann man innerlich und äußerlich ſtärken; äußerlich, durch Eroberung neuer Länder, innerlich durch Vermehrung der Kräfte, das iſt, ſowohl des Reichthums, als der Populace des Landes, ſo man bereits hat. Andre kann man theilen, theils wenn man macht, daß ſie die Conſilia nicht conjugiren, theils und noch mehr, wenn man macht, daß ſie einander zugegen ſeyn. Beydes, wenn man zuwege bringet, daß ſie weder können, noch wiſſen, noch wollen eins ſeyn.

28.

Neue Länder zu erobern, verſäumet zwar Frankreich nicht, hat ſich aber bisher alſo zu temperiren gewußt, daß es nie ohne Schein des Rechten dergleichen gethan; welches denn doch nöthig, damit durch gewaltſame, kundbarlich unbefugte Zugriffe Andere, aus Furcht dergleichen zu erfahren, nicht aufgemuntert, und ſich zu vereinigen gezwungen werden. Weil gemeiniglich die Leute durch keine Raiſon genugſam erinnert werden, ja ob ſie es gleich denken, dennoch bei leeren Diſcurſen und Speculationen bleiben, bis ihnen die sensus externi movirt zu werden anfangen, das iſt, wenn das Feuer zu des Nachbarn Giebel herausſchlägt, denn ſucht man erſt Leitern und Spritzen. Wer weiß nicht tauſenderlei Dinge von der Türken-Gefahr zu ſagen, und dennoch machet man keine Anſtalt, bis es vor den Wiener Pforten gefährlich. Wer weiß nicht, was securitati publicae Imperii mangelt, und dennoch denket man an deſſen Sicherheit nicht, bis es nach und nach unſicher. Iſt alſo franzöſiſcherſeits der rationi status gemäß, ohne genugſame Urſach nicht leicht etwas zu tentiren und Ander nicht zu alarmiren. Es iſt nicht allemal rathſam, Andern zeigen, was man könne, wenn man dadurch Andern zeigt, was ſie ſollen, und was ſie können, wenn ſie wollen. Was in den Niederlanden geſchehen, hat man ſo hin müſſen ſtreichen laſſen, und nutzt eben Frankreich nit überviel. Auch die Holländer haben geſtehen müſſen, daß das Jus Devolutionis auf Brabant einigen Schein habe. Der jetzige Lothringiſche Handel war vielleicht ebenſo nöthig und nützlich nicht; nicht, daß es an Prätext mangele, ſondern weil durch dieſes Exempel manchen, ſo ſonſt ſich nicht reflectirt, gewieſen wird, wie leicht es ſey, Seinesgleichen von Land und Leuten zu depoſſuliren. Beſſer iſts, ſoviel möglich durch Tractatus, Compromiſſa und Arbitragen, als Waffen, ſein Recht ſuchen; es ſey denn wider diejenigen, ſo auch bei Andern verhaſſet, als Holland und Schweden, davon unten ein Mehrers.

29.

Und ſcheinet demnach ziemlich, daß Frankreich ſolche Staatsregel in Acht nehme und in Acht nehmen wolle. Denn daß in ihrer einmal entzündeten Hitze ganz Niederland würde übergangen ſeyn, iſt wenig Zweifel. Und was bedurfte man wegen Condé, Luck und ander neuen Grenzſtreitigkeiten England und Schweden zu Schiedesleuten zu leiden, wenn man nicht den Glimpf erhalten und die ſchöpfende Opinion der Gewaltſamkeit den Leuten benehmen wollte? Doch wird ein ſolches Temperament gebraucht, daß auch keine Verachtung daraus entſtehe. Wo man klares Recht hat, braucht Frankreich nicht viel Ceremonieen, und hat ſich nicht viel bedacht, in Wegnehmung des Roux de St. Marſilly den König in England und die Schweizer auf einmal zu affrontiren, da er doch jenes Miniſter, wie man ſagt, und dieſer das Territorium war.

30.

Sich innerlich ſtärken iſt, theils ſeines Landes Kräfte vermehren, theils deren Gebrauch verbeſſern. Kräfte ſind Fruchtbarkeit, Volk und Geld. Der Gebrauch ſtehet in guter Erziehung der Leute, Uebung in Künſten und der Miliz, in Employirung der Leute und Fruchtbarkeit oder Waaren zu Manufacturen, der Waaren und Geldes zu Commercien. Und in dieſen Punkten ſich innerlich zu ſtärken, läſſet Frankreich gewißlich nicht das Geringſte an ſich ermangeln, ſo wenig als in dem, was zu äußerlichen Auf- und Zunehmen ſeiner durch Kriegs-Expeditionen auf den Fall der Noth, und Schwächung Andrer durch Theilungen, Cabalen und Künſte erfordert wird. Ja es ſcheint als ob die drei Miniſtri ſolche drei Hauptſtücke dieſes Catechiſmi Politici unter ſich getheilet, nachdem dem Lyonne die Intriguen, dem Tellier die Miliz, dem Colbert die Commercien anbefohlen.

31.

Wie ſehr ſich nun Frankreich bisher geſtärket, können auch Blinde ſehen. Vor dieſen waren ſie nichts als Caper zur See, jetzt können ſie täglich hundert Orlogsſchiffe auslaufen laſſen. Was man von Impatienz und Ungeſchicklichkeit der Nation ſagt, iſt nichts, und dienet nur, die Leute in ſüßer Einbildung der Schwachheit ihrer Nachbarn zu unterhalten. Adreſſe, Fleiß und Zeit überwinden Alles. Die Schweden waren ja Schüler zur See, und dennoch haben ſie im Sund auch ſogar den alten Meiſtern, den Holländern, einen guten Fechterſtreich verſetzet.

32.

Wie das inwendige Gouverno ſo wohl regulirt, allen Rebellionen, ſo viel menſchlich und möglich, etliche in den Gebürgen liegende, aber unberuhigte und bezäumte Winkel ausgenommen, vorgebauet; den Gouverneurn, den Commandanten, den Fürſten des Geblüts, den hohen Häuſern alle Macht genommen, die Religion ſo viel als vereiniget, die

Pfandsinhaber des königlichen Einkommen als Blutegeln herabgeriſſen und ausgedruckt, die Einnahmen in die höchſte Richtigkeit gebracht, allerhand Handlungs-Compagnien aufgerichtet, eigne Academien der Künſtler, Schulen der Soldaten, Zünfte der Handwerksleute geſtiftet, neue Manufacturen introducirt; was an Ingeniis und Köpfen Italien Schönes, Holland Solides, Teutſchland Herzhaftes hat, evocirt oder ſonſten verbunden: davon weiß jetzo Jedermann zu ſingen und zu ſagen. Wie Frankreich ohnedas den umbliegenden Landen daran überlegen, daß ſie ihrer, und ſie ſeiner nicht entbehren können, iſt bereits gemeldet. Aus welchen allen folgt, daß Frankreich alle Jahr mehr an Geld einnehme, als ausgebe, wie der Eibenbaum andere mit ſeinem, ſich je mehr und mehr ausbreitenden Schatten tödtet; ein unſägliches Reichthum zuſammenbringe, die Andern alle mit ihren eigen Waffen zwinge, in die Intima per corruptiones penetrire, die beſten Köpfe an ſich ziehe, die alte Averſion gegen ſich austilge und endlich überall Meiſter werde. Die Spanier hätten nimmermehr in alle Cabinet von Europa die Köpfe geſteckt, wenn ſie nicht mit ihren amerikaniſchen Matten und Platten an die Thüren geklopft; daß alſo eigne Mittel, Andere zu menagiren, zu verwirren und zu theilen, das beſte, bewährteſte Inſtrument ſeyn.

33.

Nun Andre zu theilen, wird auch in Frankreich nicht gefeyert. In Spanien fomentirt man Portugal gegen Spanien, Aragonien gegen Caſtilien, Don Jean gegen die Königin, die Königin gegen die Grandes und wiederumb dieſe gegen jene. Bezieres wird die Kunſt, ſo er in Polen practicirt, hier auch erweiſen wollen. Die Spanier habens mehr als einmal dahin gebracht, daß die Königinnen in Frankreich gut ſpaniſch geweſen, und dies hat man der Maria de Medici, ja auch des damaligen Königs Bruder fürnemlich Schuld geben. Vielleicht wollen die Franzoſen anitzo in Spanien dergleichen verſuchen, und dieſe Nation vollends einſchläfern, die anitzo ohnedas gleichſam erſtarret iſt. Denn daß ſowohl zu Madrid, als zu Wien ein Mehres und Gefährlichers und zu nennen Schädlichers tentirt werden ſolle, kann ich keinem verſtändigen Herrn und Miniſter zutrauen, der nicht Andern den Weg bahnen will, gegen ſich dergleichen zu wagen.

34.

In Italien hat der Roſpiglioſi Exempel gewieſen, daß ein verſtändiger Pabſt und geſcheidter Nepot franzöſiſch inskünftige ſeyn werde. Es iſt gewiß, daß mit der Zeit auch das collegium Cardinalium eingenommen ſeyn wird. Iſt ein Papſt, der ſich ſperren will, ſo hat man das Heft in Händen, ihn mit der Execution der Piſaniſchen Tractaten zu vexiren, welches Werk man nach Belieben ſuſpendirt und herfürſucht, und bald mit dem Herzog von Parma, bald mit der Curia aus der Taſchen ſpielet. Sollte auch der Türk ferner ſein Heil auf Italien verſuchen, dazu er wohl zu animiren, denn auch Candia nicht vergebens verloren gangen: was iſt gewiſſers, als daß man Frankreich umb Hülf anflehen, und als Protectorem und Servatorem wird erkennen müſſen! Wir wollen zwar nicht hoffen, daß die liguriſche Küſte ſo unſicher werden ſoll, daß ſich der Pabſt aus Rom machen, und ſeiner Vorfahren Retraite zu Avignon ſuchen müſſe; ſtünde auch dahin, wie nützlich es Frankreich ſeyn dürfte. Daß aber Italien nicht, wenn es von den Türken mit Macht angegriffen würde, ohne franzöſiſche Hülfe in höchſter Gefahr ſeyn würde, dürfte vielleicht kein Verſtändiger verneinen. Wenn die Türken dermaleins einen klugen Kayſer bekommen, oder der jetzige Vezier, der an Verſtand keinen Mangel leidet, ſeinen Herrn ad militiam navalem ferner erwecken ſollte, weil ja die Länder, die vor Andern in der Welt den Ruhm zur See vor dieſen gehabt, Athen, Rhodus, Phönicien, Aegypten, Cypern, Candien und andere in ſeinen Händen, ſo ſtünde es gewiß umb Italien mißlich. Das Land iſt der Ruhe gewohnt, in Wolluſt erſoſſen, und von der alten Martialität nichts, als die Rachgier übrig. Die köſtlichſten ſchönſten Gaben ſind eben nicht die feſteſten, und hat man im teutſchen Kriege der italiäniſchen Tapferkeit oder auch Addreſſe in Kriegsſachen wenig Proben geſpüret. Das Cabinet zu durchkriechen, einander aufzulauern, zu verunglimpfen, über den Stock zu ſtoßen, ſind ſie beſſer. Aber die Türken wiſſen von ſolchen Künſten nicht, ſie führen keine Wegenſchüſſe ex professo, ihre Politik iſt gradzu und dennoch gleich durch. Wer weiß, wie Gott unſre Sünden ſtrafen will; denn wir unabläſſig zu bitten haben, daß nur unſre Feinde die Augen nicht aufthun, ſonſten ſollte die Chriſtenheit übel ſtehen. Es iſt ein großer Unterſchied, an die Ecken ſich reiben und an die Grundſäulen ſtoßen. Hannibal wußte wohl, daß man den Römern nach dem Herzen zielen müſſe. So lang die Türken an Ungarn die Köpfe ſtoßen, hat es, da Gott nicht ſonderlich verhängt, keine Noth. Daß es auch in Polen Männer gebe, haben ſie dem Osmanen gewieſen, wiewohl jetzo die, ſo das Beſte gethan, das iſt, die Coſacken, verloren. Aber Italien iſt beſſer verſehen, einen curieuſen Reiſenden zu contentiren, als einen grimmigen Feind zu widerſtehen; und wenn die Arſenal noch ſo groß, und die Rüſtkammern noch ſo blank, ſo mangelts doch am Beſten, nemlich Soldaten.

35.

Weil nun der König in Frankreich hoffet, daß Spanien ſich theilen, auch nicht zweifelt, daß Italien ſeine Zuflucht zu ihm einmal nehmen werde, von beiden auch nunmehr nichts wider ihn offenſive gethan werden kann, als iſt Teutſchland, England, Holland und Norden übrig.

Norden iſt conſiderabel, theils wegen der Handlung der gröbſten, rauheſten und dabei zu gemeinen Leben und dem Kriege ſelbſt nöthigſten Waaren, ſo Holland guten Theils daher bekommt, welche ihm abzuſtricken, zu ſchmälern oder gar auf ſich zu transferiren Frankreich vor ein großes Theil des

Sieges hält; theils auch weil ein in Norden mächtiger König jederzeit der Teutſchen Führer und Haupt ſeyn kann gegen den, ſo mit Monarchien ſchwanger gehet. Nachdem aber jetzo die beiden nordiſchen Reiche in capitaler Feindſchaft begriffen, auch in dem einen der König die Stände und Senat unterdrücket, im andern von Senat und Ständen unterdrückt wird, der eine König auch ein Kind, des andern Königreich oder Souveraineté aber annoch in ihrer Kindheit: ſo iſt nicht allein daher gegenwärtig wenig zu beſorgen, ſondern auch, der Venalität und Dürfnüß bei Manchem zu geſchweigen, der Cron Frankreich leicht, des Verletzten, Munterſten, Nützlichſten Parthie zu nehmen, den Andern gungſam zu incommodiren, und ihn bei der Tripel-Allianz ein unnütz Glied zu machen, ſo mehr Geld-Hülfe braucht, als Volk-Hülfe geben könne.

36.

Ich ſorge, die Spanier werden bald merken, daß ſie ihre Gelder in einen löcherichten Beutel ſtecken, und es bisweilen heiße: „Aber was iſt das unter ſo Viele? wo bleiben aber die zehntauſend Mann zu Fuß und ſechstauſend zu Pferd, zu Dienſt der Tripel-Allianz? Wo bleibt eine nöthige Macht, ſowohl zu Land, als Waſſer, wider alle ungewiſſe, unverſehene, oder auch vielleicht vorgeſehene Fälle?“ Es iſt nicht zu leugnen, daß Dennemark anitzo große Vortheil vor Schweden habe, nicht ſowohl in ſeiner Macht, als durch Anderer Neigung. Nulla invidia gravatur Dania. Es hat Niemand das Seinige genommen, iſt durch Andrer Ruin nicht gewachſen, contra ab ipsa miseratione amicitia auspicatur. Sachſen, Lüneburg, Caſſel ſind ihm durch ſolche Bande verbunden, ſo ſtark genug, ſo lange kein Intereſſe dagegen läuft, dergleichen jetzo nicht iſt. Pfalz wird folgen; Brandenburg aber iſt mit ihm durch einen weit feſtern Knoten des gemeinen Intereſſe gegen Schweden verknüpfet, welcher nicht aufzulöſen, bis einer oder der ander Pommern oder Bremen u. ſ. w. wiederbekommen. Hier weiß nun Frankreich meiſterlich ſeine Perſon zu agiren, und mit Geld, Rath und That, Schweden und Holland viel Feinde auf den Hals zu hetzen; unterdeſſen er ſeine Conſilia deſto ungehinderter ausführen, die Intima penetriren, die Rathſchläge dirigiren, caput foederum ſeyn, und durch Ander, ohne Friedebruch mit jenen, ſeinen Muth nur zuſehend kühlen, und den Zweck erlangen kann.

37.

Was England anbetrift, ſo iſt ſolches ſchon gnugſam getheilet, wenn anders der König und das Oberhaus dem Unterhaus und der Republik, wie etliche vorgeben, entgegen iſt. Solches nun zu unterſuchen, muß man diſtinguiren. Denn auf den Fall, daß ſich der König Meiſter macht, die Presbyterianer geſtillet, die unruhigen Gemüther der Independenten gedämpfet, die Königreiche England und Schottland vereiniget, und alle die Steine, ſo Jacobo zu ſchwer, Carolo I. fatal geweſen, gehoben, aller Feſtungen und Häfen ſich verſichert, das Arbitrium der Finanzen und Anlagen, ſonderlich aber die Miliz in ſeine Hand gebracht, auf den Fall, ſag ich, hat er keine Urſach, einem Andern obnoxius zu ſeyn, ſondern er kann vielmehr dem Henrico VIII. und Cromwell folgen, deren Politik war, unter Andern die Waage zu halten und ſich des Symboli zu rühmen: Cui accedo, praeest.

38.

Weil aber allem Anſehen nach der König es dahin nicht gebracht, ſo iſt die Frage ferner, ob ers auch dahin bringen wolle oder nicht. Sucht ers dahin zu bringen, und ſich zum Monarchen ſeines orbis a reliquo divisi zu machen, ſo kann er dazu franzöſiſcher Hülfe, ſonderlich die Miliz ſich gänzlich zu obligiren und, die ſich opponiren könnten, zu corrumpiren, nicht wohl entbehren. Denn dazu ein groſſes Geld erfordert wird, wozu aber des Königs Renten nicht eben erklecklich, ſondern annoch ſogar mit Schulden beſchweret ſeyn. Und obwohl der König, ſobald er ſolches erlangt, ſtracks aufhören würde, Frankreich verbunden zu ſeyn, ſo denkt doch Frankreich: interea fiet aliquid! und, es werde noch viel Waſſer die Themſe hinabfließen, ehe der König ſolches erreichet; der unterdeſſen auch ſich und ſein Land in eine ſolche Unruhe vielleicht geſetzet, daß er gnug zu löſchen, und Frankreich hingegen ſeinen Zweck gegen Holland unterdeſſen zu erreichen, übrige Zeit haben würde. Denn ich nicht glaube, daß Frankreich könne, oder hoffe, mehr als Neutralität, Indifferenz und ſtillſchweigendes Zuſehen von England zu erlangen. Denn was einmal verſäumet, da England ſelbſt wider Holland offenſive agirte, und Frankreich gleichſam ſupplicando um Cooperation anlangte, iſt nun nicht ſo leicht wieder einzubringen.

39.

Iſt aber der König in England ruhig, ſtill, friedliebend, und von ſolchen Intriguen entfernet, ſo wird er das Parlament in ſeiner Autorität, die Finanzen und Miliz in deren Hand, ſo darin concurriren, die Presbyterianer in ihrer Freiheit, alles in jetzigen Stand und guter Ruhe laſſen. Auf den Fall nun wird Frankreich England nicht bereden, es berede denn die Republik zugleich. Denn obsgleich das Anſehen hat, der König habe jus foederum, etiam sine Parlamento pangendorum, ſo ſcheint doch, ſie müſſen dem Parlamento saltem ex postfacto proponirt und explicirt werden, ſo der König von ihnen Verwilligung haben will, gravamina, querelas, suspiciones und odia subditorum zu vermeiden. Nun iſt aber das Unterhaus die Grundſäule der Republik, beſtehet aus Deputirten der Städte, ſo zu beſtechen in ſolcher Menge unmüglich, ſo Kauf- und Handwerksleute, bei denen ein tiefer Haß gegen die Franzoſen eingewurzelt, denen ſie all ihr Unglück Schuld geben, die Verführung des guten Königs Caroli I. imputiren, anjetzo dergleichen in filio beſorgen, denen ſie den jüngſten unglückſeligen Krieg als Anhetzern zurechnen, die ſie als hostes religionis, et, per regiminis Episcopalis cuniculos, Romanae religionis et regiae potestatis absolutae deduclores anſehen, denen ſie von Alters her ſeind, und feſtiglich dafürhalten, daß ihnen durch Franzoſen, deren in England eine unglaubliche Menge, nicht allein innerlich die Nahrung abgeſtrickt werde, ſondern auch äußerlich mehr und mehr abgeſtrickt werden wolle. Dazu helfen die Holländer nicht wenig, die ſich überall bei ihnen als Brüder zu aller Vertraulichkeit anerbieten, ſie des unſeeligen, unnützlichen, von den Grandibus eigennützig angeſponnenen Krieges, der gemeinen Religion, des gemeinen Intereſſe, der zu beider Ruin in der Nähe aufwachſenden Macht erinnern, und hingegen zu Gemüth führen, daß, wenn ſie beide einig, ſie dieſes großen Vortheils der Commercien, darumb Frankreich anjetzo mit aller Macht buhle, vor andern Nationen, ohne Furcht, ruhig genießen können. Daß nun der gemeine Mann durch ſolche Gedanken eingenommen, iſt unter andern auch daraus zu erſehen, daß ſie dem König mit ſolcher Willfährtigkeit eine ſo große Summe Geldes zur Schiffrüſtung verwilliget, daß der König, umb allen Argwohn zu benehmen, dem Herzog von Buckingham nach ſeiner Rückkunft nicht anders als öffentliche Audienz geben wollen, daß auch Reiſende aus und in England ein ſolches eigenhellig bezeugen.

40.

Beruhets alſo auf der Alternativa, ob der König in England ſtille, friedliebende, oder aber monarchiſche, despotiſche Conſilia führe. Denn auf dieſen Fall er Frankreich ein ſolches, ſo nur in Nichtsthun beſtehet — weil jedermann ohnedas zu kriegen langſam, und Bedenken träget, auch einem König nicht ſchwer, in Anfangung und Führung eines Krieges die Execution ſchwer zu machen, und Alles aufzuhalten oder gar zu vernichten — leicht zu gefallen thun, und gegen ſeine Stände mit allerhand Prätext beſchönen würde, ſonderlich, dafern Frankreich die Spaniſche Niederlande nicht angreifet, und alſo, salvis tripli foederis verbis, von England, das ohnedas delatione arbitrii careſſiret und ſonſt mit Zeigung güldener Berge verſuchet wird, ſtill geſeſſen werden kann; auch etwa zwiſchen Frankreich und Holland einiges holländiſchen Privatintereſſe wegen, Krieg entſtehen, oder Holland dem äußerlichen Schein nach, Urſach zum Krieg geben ſollte, davon auch oben (13.). Denn das zwiſchen England und Holland ohne die Tripel-Allianz apart eingegangene Bündnüß ja nur defenſiv iſt, da ein Theil aus ihnen von einen dritten, scilicet dem man dazu nicht Urſach geben (denn dieſe Conditio ſteckt in ſolchen Föderibus ipso jure), angegriffen werden ſollte, einander beizuſtehen.

41.

Welches Theil aber der Alternativa wahr, ob der König in England mehr quieta, als rebus novandis apta consilia führe, iſt facti occulti, in animo consistentis, und ſchwerlich zu errathen. Es wollen etliche anmerken, daß der König in Gefahr herzhaft und genereus, in der Ruhe aber aliquando solutior ſey, und alsdann würde er auch ſo große Luſt zu Neuerungen nicht haben. Zu dem kommt, daß er ohne Erben noch zur Zeit, und allem Anſehen nach einem Andern mit ſeiner Gefahr verarbeiten würde. Andre aber halten dafür, daß der König nicht vergebens einen ſo ſcharfen, blutigen Krieg mit den Holländern angefangen, und mit ſolchem Eifer continuiret; er müſſe secretas causas, entweder ſeinen unruhigen Unterthanen zur Ader zu laſſen, oder aber Frankreich zu gefallen zu ſeyn, oder ſonſt etwas gehabt haben. Einmal ſey gewiß, daß der Krieg mehr vom Hof, als Parlament herkommen; wo dem alſo, ſo ſey der König ja ſo ruheliebend und ſchläferig nicht, man wiſſe, wie er ſich ſeine Frau Mutter, auch nach empfangener Schlappe, zu Frankreich verleiten und von der Tripel-Allianz abhalten laſſen. Daß Madame de Hoffnung gehabt, in ihrer Frau Mutter Fußtapfen zu treten und die Douvriſche Reiſe nicht vergebens gethan, daß Frankreich zu ihm ein Vertrauen gehabt, als es ſein Arbitrium wegen Spanien zugelaſſen; daß der König gewohnt ſey, von

Franzoſen ſich leiten zu laſſen, und deſſen eine Probe gethan, als er ihnen Dünkirchen übergeben, daß er im Land ſelbſt, wenn er nicht Neuerung und ſeiner Macht Vermehrung ſuchte, ſo wichtige, weit ausſehende Sachen, als die Unio regnorum und Dämpfung derer Anti-Epiſcopalium iſt, nimmermehr ſo eifrig treiben würde; daß mota in praesenti Parlamento (wie man ſagt) ab ipso rege de Successore quaestio vielleicht ein Myſterium habe, und nicht zu dem Ende geſchehen ſey, daß dem Herzog von York gleichſam die Crone bei ſeinen Lebzeiten aufgeſetzt werde, ſondern sic negotiantibus Gallis, weil die Herzogin von York und deren progenies, ihres Vaters wegen, der dadurch Miniſter werden würde, verhaſſet, daß etwa die alten Murmelungen contra sterile Regis matrimonium wieder angiengen, und der König daher occasionem divortii und matrimonii Gallis grati, quasi invitus nehmen könne, auf welchen Fall objectio superior de Rege.... et proinde quieto, aufhören könne. Wie ſonſten ein auch friedliebender Herr durch etliche Intimos und erkaufte Ohrenbläſer auch contra interesse proprium ad quidvis zu bereden, haben wir auch an ſichern Orten Exempel. Die Armatur der Flotte, ſo im jetzigen Parlamento proponirt, dient dem König zum Prätext, Geld zu heben, und dennoch iſt der Gebrauch ſolcher Seemacht, wenn ſie auch bereit, gladii versatilis instar, annoch in Suſpenſo. Alle dieſe Raiſons gelten, es ſey denn, daß der König einen heimlichen Haß gegen Frankreich, das ſeinen Herrn Vater und ihn abandonnirt, ja gar in dem Moment der Reſtitution, nach Etlicher Vergeben hindern wollen, auch in den letzten ſchädlichen Krieg geſteckt, bei ſich trage, und ohne franzöſiſches Zuthun zur Meiſterſchaft in ſeinem Land zu kommen ſich getraue. Welche Gemüths-Neigung bei ihm die Oberhand erhalten werde, iſt ſchwer zu errathen. Und daher wollen wir England, als ungewiß, was bei ihnen Frankreich wirken werde, ausſtellen.

42.

In Teutſchland oder dem Reich können wir ein wenig leichter rathen, was Frankreich darin thun könne und wolle, ausgenommen, daß ihm Schuld gegeben wird, die Kayſerliche Crone zu affectiren, welches, ob es wahr oder nicht wahr ſey, ich mir zu ſagen nicht getraue. Man hat von ihren jüngſten Negotiationen, vom Weſtphäliſchen Frieden her, dergleichen nichts von ihnen vernehmen können. Wer weiß aber, was ſie gedenken? Es wird geſagt, daß ſchon Anno 1608, 1609 u. ſ. w., bei Henrici IV. Lebzeiten noch, viele geſcheuete Leute und hernach der weitſichtige Cardinal Richelieu gänzlich dawider geweſen; ja eigne Bedenken aufſetzen laſſen, daß die Kayſerliche Crone Frankreich mehr ſchädlich, koſtbar, diſtrahirend und, exemplo stirpis Carolinae, zu Schwächung der abſoluten Macht des Königs in ſeinem eigen Land, indem man wie der Aeſopiſche Hund, nach dem Schatten in einen andern ſchnappe, gereichend ſeyn werde. Ob aber ſolches Ernſt geweſen oder nicht, ſtehet dahin. Die Gründe ſind theils ſcheinbar, theils ſo bewandt, daß ſie ſich auf Incommodität berufen, denen vorzubiegen. Hingegen weiß man, was Philippus Pulcher und Franciscus I. geſucht. Man glaubt, daß Frankreich ſowohl auf letzten Frankfurtiſchen Wahltag 1657 und 1658, als anfangs jetzigen Reichstags nicht vergebens begehret, durch Reincorporirung des Elſaſſes ein Glied des Reichs zu ſeyn: daß es der kürzeſte Weg zum arbitrio rerum in der Chriſtenheit ſeyn werde, und daß dadurch nicht allein eine unſtreitige General-Präcedenz, ſondern ihm das weitausſehende jus Advocatiae in Ecclesiam Romanam, praetextus indicandorum consiliorum, reducendae disciplinae ecclesiasticae, reformandarum rerum, in ordinem redigendae Italiae, allda das Reich annoch ſo große Jura hat; revocandorum, illicite a quibusdam Imperatoribus alienatorum, jus generalatus Christiani nominis contra Barbaros, und unzählige andere Dinge mehr auf einmal gewonnen würden; daß es auch ſo ſchwer nicht ſey, die Rheiniſche Churfürſten, vel terrore vel gratioribus vinculis, zu verbinden, welche, wenn Böhmen vacant, ſchon die Majora machen; zu geſchweigen, daß den andern Churfürſten auch auf gewiſſe Weiſe Satisfaction gegeben, und das ganze Collegium Electorum der Vermehrung und Behauptung ſeiner Praeeminenz gegen die übrigen Stände verſichert würde.

43.

Ob aber auch dieſe Rationes ſtark, und Frankreich nicht gar andere Gedanken führe, ſtelle ich dahin. Einmal iſt gewiß, daß Frankreich das Arbitrium rerum in Europa ſuche; daß aber dazu nöthig, in Teutſchland Meiſter zu ſeyn, iſt gewiß; denn mit Gewalt iſt, wie obgedacht, nicht durchzudringen. Sich durch Commercien zu bereichern, iſt zwar ein richtiger Weg, aber darin langſam fortzukommen zu Ander gänzlicher Schwächung (die Noth lernt doch ein jedes Land wiederumb ſeine Nahrung und Erhaltung ſuchen), der auch bald zu obſtruiren, ſobald die Nachbarn geſcheidt zu werden anfangen. Denn obgleich die Nachbarn einzeln Frankreich nicht entbehren können, ſie doch ſeiner conspiratione entbehren, dazu ſie denn endlich die Noth treibet. Dieſe Conſpiration aber muß durch Intriguen verhindert, das Hauptwerk des Arbitrii rerum aber an ſich ſelbſt, dazu durch Commercien nicht anders, als langſam oder niemals zu kommen, durch andre Mittel beſchleunigt werden. Das vornehmſte iſt, Andere menagiren können, fürnemlich aber die, ſo am conſiderabelſten, und zugleich zu lenken am leichteſten. Keines aber unter den conſiderabelſten iſt leichter zu beugen, und unter den flexibelſten mehr conſiderabel, als Teutſchland.

44.

Iſt alſo ebenmäßig einmal gewiß, daß Frankreich, ſeinen Zweck zu erreichen, von innen oder von außen die Meiſterſchaft in Teutſchland haben, das iſt, entweder öffentlich des Reichs, oder heimlich gewiſſer im Reich gemachter Allianzen und Factionen Haupt ſeyn müſſe. Deren dies leichter, jenes ſchwerer zu erhalten; aber hingegen dieſes weniger, jenes mehr zum Hauptwerk thut. Welches aber, in hac proportione reciproca et compensata, in der That, oder in den Gedanken überſchlage, ſtellt man dahin. Doch wollen wir hoffen, daß, da Gott Kayſerlicher Majeſtät, wie wir alle wünſchen, männliche Erben, und bis zu deſſen Erwachſung langes Leben gnädig verleihet, jenes von Frankreich entweder gar nicht, oder vergebens geſucht werden ſolle. Und daher wollen wir jenes vor diesmal fahren laſſen, und bei Allianzen bleiben, weil auch dieſe zu jenem als Präparatoria zum voraus nöthig.

45.

Solche Allianzen zu ſchmieden giebts viel Prätexte und Occaſiones; kein Prätext aber iſt ſcheinbarer und univerſaler, als der praetextus a garantia Instrumenti pacis sumtus, vermittelſt deſſen Frankreich ſich in alle des Reichs Sachen miſchen kann, wie wir mit Lüttich, Münſter, dem Lüneburgiſchen Theilungsſtreit, Erfurt und der Wildfangsſache, anderer auf den Reichstag geführter Negociationes zu geſchweigen, geſehen; ja gar de facto ſich eines Mehren heimlich im Reich anmaßet, als man dem Kayſer bisweilen öffentlich geſtehet. Sobald nun ein Mächtiger gegen einen Geringen, als zum Exempel ein Fürſt gegen eine Stadt, denn alle Republiken ohnedas Königen verhaſſet, Streit hat, iſt Frankreich bald fertig, den Mächtigen, wo er ſein Alliirter noch nicht iſt, oder aufhören will zu ſeyn, dazu zu machen, oder darinnen zu erhalten, und zu ſeinem Zweck entweder titulo foederis als Bundsgenoß, oder titulo Instrumenti pacis als Executor zu helfen. Sonderlich nachdem ſuſtinuirt werden will, daß in causis Instrumenti pacis, id est, omnibus, man an die alten langſamen Crais-Executionen nicht gebunden.

46.

Sind aber beide gleich angenehm, oder conföderirt oder conſiderabel, ſo iſt Frankreich eben ſo fertig, den Streit in Güte beizulegen, als ſonſt einem oder dem andern mit Macht beizuſpringen. Und dies eodem executionis jure, und als Garant, Cuſtos und Erhalter des Friedens. Denn wer das jus executionis hat, hat auch secundum violentas maximas, potentia fultas das jus cognitionis, an sit exequendum. Daher müſſen beide Theile, wo der Widerſpenſtige nicht die Execution gegen ſich, gleichſam in contumaciam leiden will, ſich zum Compromiß oder Laudo, ja deſſen Interpretation und Execution, denn das hänget alles daran, bequemen. Durch welche Griff es endlich beſorglich dahin kommen wird, oder auch an etlichen Orten de facto bereits dahin kommen, daß eine franzöſiſche Deputation mehr als der Reichshofrath oder eine Kayſerliche Commiſſion geſucht und reſpectirt, oder darüber gefährliche Weiterung und Mutation verurſacht wird.

47.

Und dies noch mehr ex praetextu particulari bei denen, ſo in Allianz begriffen. Denn die haben Streitigkeiten entweder unter einander oder mit einen dritten. Haben ſie ſolche unter einander, ſo wirds Frankreich an Mitteln nicht mangeln, ſie zu ſchlichten, auch jenen an Reſpect und Intereſſe nicht, ſich zu accomodiren. Iſts gegen einen dritten, ſonderlich da Frankreich gegen denſelben apart ein Abſehen hat, als Schweden, Holland, Reichſtädte und Republiken, ſo wird man nicht fragen de jure foederati, sed sufficiet, esse foederatum. Gleich als ob man ſeinem Föderato beizuſtehen ſchuldig ſey, oder zum wenigſten Fug und Recht habe, contra quemcunque non foederatum, er ſey fundirt, wie er wolle. Und das wollen etliche Politici alſo entſchuldigen: „Quis me judicem constituit inter te et fratrem tuum? Weil ich nun Euer beider Richter nicht bin, ſo ſtehe ich, in pari, quantum me attinet, causa seu in dubio, meinem Föderato bei“. Aber ſolche Luſtſtreiche und Sophismata, damit man alles Recht verdunkeln und alles Unrecht entſchuldigen kann, dürften, ſorg' ich, bei jenem allmächtigen Oberrichter den Stich nicht halten. Der da ſagen wird: „Hätteſtu kein Richter in der Sach ſeyn wollen, ſo hätteſt Du Dich nicht drein zu miſchen, viel weniger Macht gehabt, Födera mit Andern einzugehen, ihnen contra quoscunque, das iſt, nullo juris respectu, zu helfen. Nach Du aber Dich der Sach angenommen, haſtu nicht ſowohl von ander Leute, als Deinen eignen Actionen, ob ſie rechtmäßig, oder zu Unterdrückung der Gerechtigkeit und Erhebung der ungerechten Sache gerichtet, zu richten. Sonſt kann auch ein Cauſenmacher ſagen: „Wer hat mich zum Richter inter actorem et reum geſetzt? ich halte ſie pro paribus, und in pari causa diene ich dem, ſo mir Geld giebt". Und ein Duellant: „Ich ſchlage mich für meinen guten Freund und Saufbruder; Gott gebe, was er für Recht habe mit dem, ſo mir meine Tage nichts gethan." Solches nun, was man an Geringern tadelt, iſt an Höhern nichts deſto rechter. Ja dieſe Politici, ſo dergleichen ſuſtinuiren, wiſſen ihre eigne Argumenta ſelbſt gnugſam zu eludiren, wenn ſie nicht in den Kram dienen. Denn wenn ein Bundsgenoß Hülf begehrt, da man anders Abſehen halben nicht daran will, weiß man nicht gnugſam zu entſchuldigen, zu diſtinguiren und zu Gemüth zu führen, daß man mit Fug und Recht eines ſolchen Handels ſich nicht theilhaft machen könne. Doch von dieſer Digreſſion wieder zurückzukommen, kann ich eben in particulari nicht ſagen, daß Frankreich einem Foederato in injustis beigeſtanden oder beiſtehen werde, ſondern habe nur diejenigen, ſo ein ſolches vor Recht ausgeben, desabuſiren wollen.

48.

Bleibt unterdeſſen dabei, daß Frankreich alle Mittel und Wege ſuche, wie er die teutſchen Häuſer ſich verbinden und conſiderabler Allianzen oder Factionen darin Haupt ſeyn möge. Der Kayſer mag unterdeſſen das äußerliche Haupt der Stände bleiben, und mit ihnen deliberiren und ſchließen, ſo lange er will, da doch, wenn die Schlüſſe zu Realitäten kommen ſollen, die Räder inwendig verſtellet ſeyn, und alles überall anſtoßet und nirgend fort will. Dazu braucht man ſich nun andrer Hülfe und an ſich unſchädlicher Gutthaten, als, daß man Cöln zu Lüttich, und Pfalz-Neuburg zu Jülich geholfen, daß man ſeine Parthie in Polen dem Anſehen nach (wiewohl zu ſeinem Schaden) ſecundiret, daß man Cöln und Brandenburg mit Titeln careſſiret und königlich zu tractiren, nicht ungeneigt. Zu geſchweigen zweier Hauptinſtrument, nehmlich Volk und Geld. Aber Volk verſtehe ich hier auf eine etwas andre Manier als ſonſten, das iſt, nicht Manns- ſondern Weibs-Volk. Mit welchen beiden Inſtrumenten alle Schlöſſer ſich aufthun, alle Pforten ohne Petarde eröfnen, auch alle Winkel bis in die innerſte Cabinette unvermerkt, auch ohne Gygis Ring, durchkriechen laſſen. Zwar ſelten wird man in Frankreich eine teutſche Dame holen; aber ſolche, bei ihnen überflüſſige Waare mit einer ganzen Laſt Mode- und anhängiger lebendigen und todten Galanterie, gleichſam als Handlungsweiſe bei uns anzubringen, und ſolchen Saamen des Unkrauts auszuſtreuen, daran wird nichts geſparet. Durch ſolches Mittel werden die Höfe und fürnehme Familen eingenommen, andere, die auch etwas ſeyn oder werden wollen, zu franzöſiſcher Sprache, Reiſen, Trachten neceſſitiret; überdieß aber die ſtetswährende Correſpondenzen in Teutſchland juſtificiret, die Einmiſchung in die Conſilia mit dem Schein der Vorſorge bemäntelt, die Gemüther der franzöſiſchen Art gewohnt gemacht, eine Heirath aus der andern geſtiftet, die jungen Herrn bei Zeiten von der Frau Mutter angeführet, und, mit einem Wort, Alles zu franzöſiſchen Zweck disponirt. Welches ich nicht dahin geſagt haben will, als ob es an Herrn mangele, die durch ihren Verſtand und Gravität allen ſolchen Ungelegenheiten vorkommen, ſondern, dieweil alle ſolche Conſequenzen, da ſie nicht durch ſonderbaren Verſtand, der aber nicht einem jeden gegeben, auch nicht ſucceſſiv noch erblich iſt, verhütet werden, ohnfehlbar zu gewarten.

49.

Aber Geld iſt nun vollends gar irriſiſtibel. Wer kann ſo viel geharniſchten Männern widerſtehen? ſonderlich auf den Fall des Bedürfnüß, welcher in Teutſchland nur gar zu regularis und ordinarius worden, daß wir zu keinen casibus specialibus kommen dürfen. Denn weil wir durch unſre närriſche Reiſen der noch unverſtändigen Jugend und affentheuerliche, nachgeäffte Trachten insgemein ganzer Laſten Geld und Millionen jährlich unwiderſprechlich quitt werden: was iſts Wunder, daß Frankreich Ueberfluß an Mitteln hat, einige an Autorität, Verſtand und Land mehr als Geld mächtige Leute zwar zu obligiren, aber dadurch zu ſeinen Sclaven ſo viel müglich zu machen? welches denn geſchicht, wenn ſie zugleich nicht allein in Intriguen, ſondern auch in Pracht, Koſtbarkeit und Luxum geſteckt werden. Daraus denn folgt, daß es wieder allmählich aufgezehrt, und ihnen der franzöſiſchen Beihülfe Continuation unentbehrlich wird, ſie auch alſo gnugſam unvermerkt angefeſſelt werden: wie an Schweden ein Exempel zu ſehen, ſo den Schaden, nachdem es ſich von Frankreich gewendet, gnugſam empfindet. Und dennoch hat Frankreich alle ſein Geld in einem Jahr, auch von denen ſelbſt, die es bekommen, doch nur inter caeteros cum foenore, wieder; welcher Vortheil Spanien auch gemangelt, ſo zwar die ganze Welt mit Silber angefüllet und in Corrumptionen nicht ſparſam geweſen, aber dagegen ſich zu Haus mit Kupfer behelfen müſſen, weil ihnen der Silbermagnet gemangelt, den Frankreich auch ohne Silberbergwerken dennoch in ſeinem Lande hat. Mit Schweden und Polen iſt dergleichen practiciret, und die Italiäner, ſo ſonſt vor Alters Meiſter der Galanterieen waren, ausgebiſſen worden. Und iſt gewißlich bei uns in Teutſchland keine Aenderung zu ſpüren oder zu hoffen, bis ſich die pospolite Ruſſenie auch einmal aufſetzt, ſo aber ſobald nicht geſchehen dürfte, noch in gemeiner Ruhe erſprießlich wäre. Unterdeſſen bleibt das franzöſiſche Geld angenehm, und muß das

Vaterland leiden, nicht aus Intention deren, ſo es annehmen, ſondern weil ſie theils bonorum praesentium genießen, und de futuris die Poſterität ſorgen laſſen, theils denken, Andere oder ſie ſelbſt werden doch ſchon den Franzoſen eine Naſe drehen, daß ſie zu ihrem Zweck nicht gelangen. Indem aber alle ſo denken, hindert jene niemand.

50.

Es braucht ſich auch Frankreich noch andrer Maximen in ſeinen Allianzen, welche faſt ähnlich dem Conſilio, ſo Mr. de Lyonne in ſeinen Memoiren, ſo intercipiret worden ſeyn ſollen, ſeinem König, als er mit der Armee in Niederland war, gegeben: nicht in einem Bezirk zu bleiben und ſich deſſen Meiſter zu machen, ſondern bald hier, bald dort, die Quer und die Länge, gleichſam zerſtreuet etwas einzunehmen, damit den Spaniern deſto ſchwerer falle, bei den Tractaten dem König zu laſſen, was er ſchon hat, und man hernach überall ihnen gleichſam im Herzen ſitze. Ebenmäßig ſucht Frankreich jetzo nicht eben die ſich zu verbinden und zu obligiren, die ihm am nächſten ſitzen; nein, es hält ſich die ohnedas für gewiß: ſondern es bemühet ſich, die am meiſten an ſich zu locken, ſo es im wenigſten dürfen, und im innerſten Herz Teutſchlands geſeſſen ſeyn. Dahingegen die Rheiniſche Allianz mehr den Alliirten in der That, als Frankreich genutzet, wie im erſten Theil des Bedenkens gnugſam ausgeführet. Denn auch, daß der Kayſer keine Völker in Niederland ſchicken ſollte, durfte keiner Allianz nicht; es iſt der Pyrenäiſche Friede ſtracks drauf gemacht worden, und hats der Kayſer hernach nicht gethan, da ihn kein Menſch gehindert, noch hindern ſollen.

51.

Nun iſt Zeit, den Rhein hinabzufahren, wieder von Teutſchland zurück nach Holland zu kehren, und denn endlich den Diſcurs zuſammenzufaſſen, und zu ſchließen, was jetzo, dem Anſehen nach, Frankreich gegen das Frühjahr vorhabe, und was dagegen zu thun ſey. Holland betreffend, iſt nicht zu leugnen, daß die Form der Republik eben ſo tröſtlich nicht beſtellet ſey. Denn der Oraniſchen Prätenſionen zu geſchweigen, ſo iſt zweifelsohne ein ewiger Staatskrieg (ἀντιπολίτευσις) zwiſchen Holland und andern Provinzen. Denn jenes der Natur gemäß, ſo viel Autorität, als es Macht und Luſt hat, fodert; dieſe aber ſolches nicht eingehen können, oder ſich ſämmtlich der einigen Provinz unterwerfen müſſen. Dazu kommt, daß in einer jeden Provinz die Städte nicht eben ſo feſte mit einander verbunden, daß auch gar jede Stadt die Souveränität ſich vindiciren will, daß wiederumb in jeder Stadt Rebellionen und Aufſtänden, ſonderlich bei ſolcher Menge der Einwohner, nicht gnugſam vorgebauet. Wird alſo Frankreich allezeit Materie, ſie zu theilen und zu verwirren haben.

52.

Alleine es ſcheint, es werde wohl nichts Hauptſächliches in Holland gegen Holland zu thun ſeyn. Denn der Prinz von Oranien, ſo das beſte Inſtrument ſeyn könnte, iſt jung und ein Angänger und Tiro dieſer Dinge, hat keine Miliz, kein Gouvernement in ſeiner Hand, und wirds auch leichtlich nicht dahin bringen, daß man ihm die Miliz anvertraue. Ein Aſſeſſor des Staats-Raths ſeyn iſt etwas; aber ohne einiger Autorität und Directorio thuts wenig zur Sache. Die andern Differenzien zwiſchen den Provinzen und Städten ſind ſo hitzig nicht, und werden vom gemeinen Nutzen überwogen. Denn weil es in Holland mit der materia Reipublicae et, ut sic dicam, substantia wohl beſchaffen, das iſt, weil alle Einwohner geruhlich, content, in guten Zuſtand und aller Dinge Ueberfluß leben, und die Gemüther mit der bisher nach Wunſch gehenden Handlung eingenommen, hingegen niemand iſt, der nicht mit Händen greifen könne, wie es ſo gar anders im Land ſtehen würde, wenn es in eines Monarchen Händen wär, deſſen Intereſſe iſt, mehr Soldaten und Cavaliers, das iſt, satellites dominationis suae, als Kaufleute, Compagnien, Zünfte, Innungen, es ſey denn zu ſeinen Nutzen, und daß er wiſſe, wo er Geld, wenn ers bedarf, nehmen ſolle, zu foviren: ſo iſt niemand leichtlich, der unruhigen Anſchlägen Gehör gebe, und etliche leidentliche Incommoditäten ſich aus gegenwärtiger Ruhe ſetzen laſſe. Da es hingegen den Ländern, da das Regiment in des Adels und der Gelehrten mehr, als in der Kauf- und Handwerksleute Händen iſt, an armen, doch ambitiöſen Leuten, welche eben diejenigen ſeyn, ſo Alles turbiren, und ſich durch Neuerungen emporſchwingen müſſen, niemals mangelt.

53.

Ob nun zwar Holland zu trennen und zu verwirren ſchwer fallen wird, ſo iſt doch der Cron Frankreich Intereſſe vor allen Dingen, Holland zu dämpfen oder zum wenigſten zu ſchwächen. Denn erſtlich alle Republiken den Königen verhaſſet ſeynd, weil ſolche, ſonderlich, wo die Leute darinnen ihrer Nahrung obliegen, auch Niemand müßig, und alſo keiner Demagogie, welche Rom und Athen verderbten, kein Gehör gegeben wird, ſich nicht leicht übern Stock ſtoßen laſſen, ſondern die geringſte Abnahm ihrer Nahrung ſpüren, dawider ihnen denn alsbald magister artis ingeniique largitor venter allerhand Künſte und Gegenſtreiche eingiebt. Ferner, ſo ſind Republiken asyla exulum, ſo ſich bei Monarchen übel befinden; ſie machen ihren Nachbarn das Maul nach gleicher Freiheit wäſſerig, laſſen alle Religionen zu, ſo andere neben ſich leiden können; ſie laſſen ſich den gemeinen Nutzen heftig angelegen ſeyn, ſind keinen Corruptionen unterworfen, ſind Seminaria herrlicher Ingeniorum, ſo nicht nur Galanterien erfinden und von der Eloquenz Profeſſion machen, ſondern Realitäten präſtiren, weil in ihrem Vaterland nichts anders äſtimirt wird, auch ſie zu nichts anders erzogen. Es mangelt ihnen niemals an Leuten, haben aus der ganzen Welt Zulauf und würden auch, wie Jener de Essenis ſagt, gens sine connubiis aeterna ſeyn; ja wenn ſie an der See gelegen, ſind ſie nicht weniger hominum, als ihre litora fluminum confluges.

54.

So ſehr nun Republiken Königen verhaſſet, ſo ſehr und noch zehnmal mehr wird Holland der Cron Frankreich verhaſſet ſeyn. Denn Holland hat alle oberzählte Avantagen der Republiken (die wohlbeſtallte Regiments-Form ausgenommen) im höchſten Grad; gleichwie Frankreich allen andern Monarchieen überlegen. Seine Religion iſt der franzöſiſchen conträr, und Frankreich dämpft bei ſich eben diejenige, die Holland foviret. Die Gelegenheit der Oerter iſt faſt unüberwindlich; die Schiffsmacht nicht allein bereits in guten, ſondern auch vollkommnen Stand, und hat der nächſte Krieg Holland den Preis vor allen andern Nationen zugeſprochen. So lange ſie dieſe erhalten, ſind ſie nicht zu dämpfen; und wenn ihnen gleich ganz Europa abgeſchnitten, würde ihnen doch beides Indien aller Nothdurft, und zu Colonieen, ja auf den Fall der Noth, Transmigration Platz geben. Daher ſie einig und allein, und wenn auch alle Andere ſtill ſitzen, baſtant, dem König in Frankreich den Platz zu disputiren, alle ſeine Compagnien niederzulegen, alle in Oſtindien, Norden, und ſonſten angefangene Werke, wie Spinnengeweb zu zerreißen; doch wenn es bei Zeiten geſchicht, und ſie das: melius est praevenire zu ſpielen das Herz haben. Weil nun Frankreich, wie billig, fundum consiliorum suorum auf die Commercien gründet, Holland aber einig und allein competiret, ſo iſt Frankreich unvermeidlich, Holland auf alle mögliche Weiſe zu ſchaden. Eben dieſe Contrarietät findet ſich auch in Affairen. Frankreich iſt mit neuen, Holland mit unveränderten Dingen gedienet. Frankreich trachtet, Andere zu verwirren, umb ſich groß zu machen, und treibt das Werk aufs höchſte; hingegen iſt bei Holland nicht weniger Vigilanz und Eifer, ſich dagegen zu ſetzen, alle Andere aufzuwickeln, ihnen ihr wahres Intereſſe zu repräſentiren, Vorſchub zu thun, Profeſſion von Protection der Republiken zu machen, Spanien aufzumuntern, Frankreich an Waaren, hin und wieder durch Remonſtration ſchwarz zu machen; ſo ſie in Polen gethan; in Teutſchland thun, und den Fürſten und Herren zu einer (alles Intereſſe auf die Seite geſetzt) ſo nützlichen Sach alle nöthige Nachricht geben werden. Welches da es vor ſich gehet, und, wenn nichts dazwiſchen kommt, aus unvermeidlicher Noth endlich vor ſich gehen muß, Frankreich jährlich etliche Millionen ſchaden kann.

55.

Dies ſind nun Sachen, ſo Frankreich und Holland gegen einander nöthigen. Nun iſt die Frage, ob wohl vermuthlich es gegen das Vorjahr zwiſchen Frankreich und Holland zur Ruptur kommen werde? Was dieſes anbetrift, ſo iſt nicht ohne, daß Frankreich gegen Holland viele Vortheil und unter andern dieſen habe, daß Holland faſt bei allen Königen und Fürſten ſchwarz und verhaſſet, und jedermann ihnen eine kleine Schlappe gönnet. Hingegen aber wiederumb, wo Frankreich Engellands nicht verſichert ſcheinet, es mit Holland noch zur Zeit nicht brechen werde. Ja, wenn es auch wüßte, daß England ſtill ſitzen würde, wäre es doch vielleicht nicht rathſam; denn ich nicht glaube, daß Frankreich anjetzo bereits ſeinen Kräften zur See trauen dürfe; zu Lande aber alle Jahr auf gut Spinoliſch eine Feſtung einnehmen, iſt eine ſchlechte Sach, und ſpüret man erſt den Nutzen alle hundert Jahr davon. Daher ich gänzlich glaube, daß, wenn Holland von England nur des Stillſitzens verſichert, es nicht beſſer thun, als je ehe, je beſſer brechen könnte. Könnte aber England gar dahin beredet werden, mit einzutreten, und den aufſteigenden Coloſſum zu ſubruiren, wäre es unvergleichlich rathſamer. Und auf dem Fall, weil in re manifesta et plus quam declarata, und necessaria hostilitate, alle caeremoniae nichts als Kinderſpiel ſeyn, wäre das Beſte, unverſehens und alſo zu brechen, daß Knall und Fall eins ſey, und ſich wohl gar bemühen, eines Hafens in Frankreich, oder etwa zum wenigſten einer Inſel im Franzöſiſchen Meer, als Belle-Isle oder dergleichen durch Prodition oder Ueberfall zu bemächtigen, Frankreich einen Dorn in den Fuß ſtechen, peregrinantia per orbem consilia domum zu revociren, dem, der nur Andere ſchrecken will, zu Haus auch eine Furcht einzujagen, und hoc ulcere intestino, dazu ſtets mehr böſe Humores, das iſt, Malcontenten im Land fließen würden, zu ſchaffen zu machen. Wiewohl es ſcheint, surdas ad fortia utcunque necessaria consilia Hollandorum aures esse, indem ſie auch ihrer Republik Form entſchuldiget; ſie wollten gern Frankreich anderswo Feinde erwecken, und ruhig zuſehen, mögen ſich aber hüthen, daß ſie nicht mit eben dem Strick gefangen werden und die Cunctation zu ſpät bereuen. Denn jedermann auf ſie ſiehet und ſie anfangen läſſet, weil man weiß, daß ſie einen Puff ausſtehen können.

56.

Hingegen gehet Frankreich mit eben der Kunſt und vielleicht beſſer umb, und gedenket, mit ihnen durch Andere zu kriegen, und die Polzen zu drehen, ſo dieſe verſchießen ſollen. Denn dadurch mattet er ſie ab, wie ein wildes Thier, darauf man viele kleine Stäuber hetzet, ſiehet ruhig zu, und thut alles, was ein Feind thun kann, mit allen ſeinen Kräften, die er Andern leihet, und leidet, noch fürchtet nichts dagegen. Unterdeſſen gewinnet er Zeit, ſeine Seemacht vollends zu perfectionniren, und endlich, wie ein Jäger mit dem Schweinſpieß, dem Wildpret den Garaus zu geben. Daß dieſes Frankreich müglich, iſt klar, daß er dieſen ſeinen Nutzen ſehe, iſt vermuthlich, und erſcheinet auch daher, daß man vernimmt, als ob der König gegen den Holländiſchen Ambaſſadeur wegen der Belaſtung der Waaren aller Billigkeit ſich zu bezeugen erboten; welches nichts als ein Aufenthalt iſt, der den Holländern ſelbſt in der That am ſchädlichſten.

57.

Diejenigen nun, ſo Frankreich an Holland hetzen kann, ſind Cöln, daran Bayern hänget, Brandenburg, Braunſchweig, Münſter, dazu ſich wohl, dafern keine andere Charte gegen Schweden gemenget wird, oder doch zum wenigſten beide Wolken gegen Holland und Schweden nicht zugleich ausbrechen, Dennemark fügen kann. Cöln fodert ſein Rheinbergen wieder, Maſtricht zu geſchweigen; Brandenburg ſein Emmerich und Weſel; Braunſchweig ſtelle ich dahin, ob es nicht vielleicht ſonſten disgouſtirt. Münſter wird nie einige Gelegenheit verſäumen, dieſen ſo ungleichen, unangenehmen Nachbarn zu ſchaden. Durch ſolche Allianz verbindet ſich Frankreich die, ſo ſein an meiſten entbehren können; satisfacit Statibus maxime considerabilibus; ſchadet den Holländern, offendirt England nicht, und, welches das Größte, wird dadurch mehr und mehr der Allianz und Factionen im Reich Haupt und Meiſter. Dieſe Conjunctur nun, darein Neuburg leicht zu ziehen, wo er anders gezogen werden darf, dürfte eine ſchöne Kette geben, den Nieder-Rheinſtrom zu ſchließen, und den Teutſchland ſo nütz-, als Frankreich ſchädlichen Vorſchlag der Holländer, die Conſumtion der teutſchen Wein und Brantewein, ſo am Necker, Mayn, Rhein und Moſel überflüſſig wachſen (denn nicht nur von Haupt- ſondern auch gemeinen Trinkweinen die Rede) in Holland und andern nordiſchen Orten durch Verminderung der Zölle zu vermehren, zunicht zu machen. An deſſen Wichtigkeit und Conſequenzen man vielleicht mehr zu Paris, als zu Heidelberg, Maynz und Coblenz denket.

58.

Damit ſich aber Alles fein ſäuberlich ſchicke, giebt die jetzige Cölniſche Diſputation eine ſchöne Gelegenheit. Denn dieweil die Stadt ſtark fortificiret, der Churfürſt aber, er wolle denn inskünftige allen ſeinen Forderungen renunciren, dazu nicht ſtill ſitzen kann; als hat er ſeiner Meynung ein gnugſames Zeichen durch die neuliche, ſcharfe Proteſtation geben, welche, da man keinen Hinterhalt wüßte, und nichts dagegen fürzunehmen ſich getrauete, mehr ſchädlich als nützlich geweſen, indem die Stadt nur eifriger gemacht, ihr angefangenes Werk zu vollführen, auch gemeiniglich Drohungen ohne Kräfte mehr hindern, als fruchten. Dazu komt, daß man lange Zeit mit dem Werk ſchon ſchwanger gangen; daß ſich Chur-Cöln ſamt dem Biſchof von Straßburg und ſeinem Bruder der Sach eiferig annimmt, und bei gegenwärtiger Verbündnüß zweifelsohne ſeines Nutzens wegen gleichſam das Ruder führet, oder doch, wo nicht Directoris zum wenigſten instigatoris partes vertritt; daß überdieß in der Nähe franzöſiſche Völker einquartieret, umb alsbald, ehe es noch recht Frühling werden, fertig zu ſeyn, ſich, ehe mans verſiehet, mit den Cöln- und Münſterſchen, die theils in Bereitſchaft ſeyn (wie man denn viel ſpargiret hat, als ob Münſter scilicet ſeine dem Kayſer überlaſſen werde) theils alsdann ſeyn werden, zu conjugiren, und allen holländiſchen Succurs, ja Garniſon den Paß zu verlegen. Alsdann dürften wohl auch die in Lothringen liegenden Völker ſich moviren, Stücke, Munition und andere Nothdurft von Briſach und Philippsburg uns vor der Naſe herabgeführt werden, wenn Holland ſich drein mengen würde, Brandenburg und Münſter zufallen, und nach eroberter Stadt, mit Chur-Cöln, conjunctim scilicet, auf franzöſiſche Koſten gegen ſie agiren, und das Ihrige wiederhaben wollen. Und wer weiß, was auf ſolchen Fall von England zu gewarten ſeyn würde, ſonderlich da Dennemark, Brandenburg und Lüneburg Schweden anfallen, der eine nach Schonen, der andre nach Pommern, der dritte nach Bremen greifen (wiewohl ich glaube, daß man franzöſiſcherſeits dem Hauſe Brandenburg einen ſo großen Zuwachs nicht ſehr gönnen würde; man weiß aber auch, daß es nicht ſtracks erhalten ſeyn würde) Holland ſich ebenmäßig drein mengen, und alſo zu Waſſer und Land zu thun bekommen ſollte. Occasio facit non solum furem, sed et hostem. Denn man ungern unterlaſſet, nach der Occaſion zu greifen, die man vor vier Jahren, aber vergebens, gewündſchet. Unterdeſſen dürfte die Stadt Braunſchweig ihrer Schweſter Cöln auf Fuß folgen, andere Städte dergleichen erfahren, der Reichstag, der Chur-Bayern ohnedas zu lang wird, geendiget werden; alsdann Regenspurg ſich auch bequemen; in Holland, bei abgeſchnittener Nahrung, ſich Alles zu Revolten disponiren, und alsdann der Ober-Jägermeiſter, das iſt, der König in Frankreich dazu kommen, und den letzten Fang geben; und wenn denn nun Holland unters Joch gebracht wäre, das Arbitrium rerum, mit oder ohne Kayſerthum, völlig erhalten: was unterdeſſen mit Oeſterreich und Spanien ſich ereigen möchte, zu geſchweigen.

59.

Et haec est imaginaria quidem, aliquatenus tamen vera, magnam certe partem verisimilis linea consiliorum Gallicorum. Fragts ſichs nun endlich, was Kayſer, Reich und Reichsliebende Stände dagegen zu thun. Welches hier kürzlich zu durchlaufen, dieweil faſt Alles ſowohl im vorigen Theil, als jetzigen Anhang weitläuftig ausgeführet, und alſo von dar der Beweis zu nehmen; ſo müßte man dem am meiſten preſſirenden Symptomati, das iſt, dem Cölniſchen Unweſen, zum erſten vorkommen. Wiewohl, das Lothringiſche Werk iſt auch eine Hauptſach und von ſonderlicher Conſequenz, wie auch im erſten Theil des Bedenkens ſchon längſt erwähnet; gleichwohl an Reſtitution, wie vor dieſen, doch an den nächſten Succeſſorem, weil man dieſem nichts mehr trauen will, nicht zu zweifeln; ob man auch dieſen außer Zweifel, wie ſeinen Vorfahr, alſo binden wird, daß man ſich nichts von ihm zu befahren habe, zumal auch, daß ein von Feſtungen entblößtes Land, ihn, wo er anders denket, was zu ſeinen Frieden dienet, eine Zeitweil ein ſolches ohnedas ſchon lehren wird. Daher auch Kayſerliche Majeſtät und das Reich des Lothringiſchen Weſen ebenſo ſtark ſich anzunehmen nicht Urſach haben, ſondern ein ſolcher Nachdruck und Zelus zu einer mehr proportionirten Sach und beſſern Zeit, da das Reich ein idoneum corpus ſeiner virium hat, geſparet werden kann. Denn Frankreich, was es wegen Lothringen thun will, doch auch ohne unſer Zureden thun wird. Dieweil weder unſre minae einen Mächtigen und Tapfern ſchrecken, noch unſre gute Wort und Beredſamkeit einen Verſtändigen von ſeinen, einmal gefaßten Zweck und Intereſſe verleiten wird. Ja es iſt zu beſorgen, je härter man drauf dringe, je weniger werde man ausrichten. Denn ein Herr, ſo ein großes Stück ſeines Intereſſe aus dem puncto honoris macht, auch nicht thut, was er in Guten gethan hätte, wenn es den Schein einiger Nöthigung hat, welcher aber bei einer ſtarken Interpoſition des Reichs nicht wohl zu vermeiden. Derowegen, wo Prinz Carl vor ſich auf königliche Parole nach Paris gienge, dürfte er nicht allein avantageuſere Conditiones herausbringen, ſondern das Reich auch erhielte ſeine Jura und Reſpect, und könnte ihm keine Cooperation zu einigen duris conditionibus et forte jura imperii imminentibus, die doch nicht ausbleiben, über lang oder kurz imputiret werden.

Daß aber die Cölniſche Sache ein Großes nach ſich ziehen könne, iſt hiernächſt ausgeführt. Müßte man derowegen die Cölniſche Sach aufm Reichstag vornehmen, und, wo möglich, dahin ſchleunigſt bringen, daß die Stadt, als ein Frontier-Platz, vom Reich auf ihre Koſten, da ſie denn nominetenus Imperii, re ipsa der Stadt ſeyn würde, ihrer Freiheit dadurch nichts zu beſchaden, dem Reich und der Stadt zugleich verpflichtete Garniſon einnehme. Sollte man aber merken, daß ein ſolches aufm Reichstag nicht ſchleunig durchzubringen, auch der Kayſer vor ſich allein ſich bedenken ſollte, müßte die Stadt ingeheim erinnert werden, nicht viel Cäremonias zu machen, ſondern von den Holländern je eher, je beſſer, ehe es, wenn man nur ein wenig zu lang verziehet, verboten würde, gnugſame Völker- an und einnehmen, welches, da auch nichts tentirt werden ſollte, dennoch dieſen großen Effect haben würde, daß die Stadt mit Hülfe einer anſehnlichen Anzahl der Soldaten, ihre Werke beſchleunigen und realiter ausmachen, ihre zu Rebellionen geneigte, ungezäumte Bürgerſchaft mit ein Paar nöthigen Citadellen in Zaum bringen, und ſich dieſen Winter gewißlich vor hundert Jahr entweder ſchaden oder zu Nutz machen könnte.

60.

Ferner müßte Holland disponirt werden, Brandenburg, und, da auch dieſe etwas prätendiren, Braunſchweig mügliche Satisfaction zu geben, Brandenburg endlich ſeine Feſtungen, zum wenigſten zum Theil (umb ihn mit Zurückhaltung des Uebrigen ein wenig noch zu binden) zu reſtituiren, und alſo vor diesmal das Ungewitter abzuwenden, und die Uebrigen, als Cöln und Münſter (da vielleicht Cöln mit Lüneburg wegen Hildesheim, Münſter und Brandenburg wegen Höxter zuſammengeſetzet werden könnten) zu enerviren. Könnte auch ja, wo es ja nicht anders ſeyn könnte, und entweder Schweden oder Holland Krieg haben müßte, der ganze Schwahl, als Dennemark, Brandenburg, Braunſchweig auf Schweden gewälzet werden, wäre es weit beſſer ſowohl vor das Reich, als alle dieſe Intereſſenten. Und weil ja Brandenburg und Braunſchweig nicht zugleich mit Schweden anbinden, und doch auch Holland zu ſchaffen geben können, ſo wäre dieſes endlich das letzte und, in casu necessitatis, vielleicht beſte Temperament, ſo aber Frankreich, als welches lieber Holland angegriffen hätte, eben nicht ſo gar angenehm ſeyn dürfte. Denn ſich Frankreich von Schweden, geſtalten Sachen nach, ohnedas nicht zuviel befahret. Noch beſſer wäre es aber, wenn beides zu vermeiden, und, ohne Krieg mit Schweden, Holland durch Beilegung der Cölniſchen Sache und ander mit ihren Nachbarn habenden Irrungen, unberuhigt bleiben könnte.

61.

Wäre nun dieſes zuwege gebracht, Cöln errettet, Holland befreiet, und die Charte vermengt, dann wäre das Nächſte unſerſeits, daß wir Holland, und, wo möglich, England, zu einer unverſehenen Ruptur mit Frankreich disponirten; und ihnen demonſtrirten, daß unſerſeits gegenwärtig unmöglich, ja mehr ſchädlich, als nützlich, ſich zu moviren, daß Frankreich nicht uns, ſondern ſie meine, daß Frankreich wiſſe, daß wir ihm nicht entlaufen, wenn er ſie und die Commercien hat; daß er, je länger ſie warten, immer ſtärker und formidabeler werde, daß er gegen dreißig Orlogsſchiffe vor dieſen, jetzo hundert habe; daß ſolche unſre längſte auch im obigen Bedenken erwähnte Conjunctur, England ſelbſt beſtärket, maßen bei der jetzigen Propoſition des Königs ans Parlament angemerket, wasmaßen die franzöſiſche Seemacht jetzo dreimal ſtärker ſey, als ſie zeit Anfangs des letzten englichen Krieges mit Holland geweſen; daß er eigene militariſche und navaliſche Schulen halte, daß es ihm an Verlag, Addreſſe und höchſten Eifer, das iſt, potentia, scientia et voluntate, nicht mangele; daß daraus nothwendig, wo mans nicht verſtöret, der Effect folgen müſſe; daß es ein vergeblich Werk ſey, ſich mit einer ganzen Nation Incapacität zu einer gewiſſen Entrepriſe, zu ſchmeicheln: kürzlich, daß Frankreich binnen zehn Jahren ihnen beiden gewißlich zu ſtark, und unfehlbar (audenter dico) überlegen ſeyn werde, deſſen tentamenta imperfecta jetzo einer von jeden vermuthlich, beide gewißlich ruiniren können. Welches denn auch wohl nicht anders iſt, und daher ihnen gründlich ſich demonſtriren läſſet; zu geſchweigen, daß, wie bereits unterſchiedlich gemeldet, derjenige es allemal am beſten hat, ſo nur Andere attaquirt und nichts dagegen fürchtet. Er hat nicht allein mehr Herz und Courage, quia spem habet nullo metu, nisi non lucrandi, mixtam, ſondern auch mehr Verſtand. Denn er die Meſure ſeiner Conſiliorum vor ſich abnehmen darf, und daher ſeine Schlüſſe faſſen, und die allemahl nach ſeiner guten Gelegenheit exequiren kann; auch alle die Koſten erſparet, die man auf Defenſion wenden muß, und doch nicht weiß, ob, wie, wann und wozu man ſie brauchen wird, weil ſolches von des, zu attaquiren allezeit freie Hand habenden Nachbarn Einfällen dependiret, und daher oft vergebens, und an unrechten Orten gebrauchet wird. Dahingegen ein allzeit Attaquirender und nichts Fürchtender nichts, das er nicht ſelbſt wolle, und deſſen Gebrauch nicht in ſeiner freien Hand ſtehet, anwendet. Dieſen Vortheil nun, den Frankreich socordia nostra, vor allen andern Potentaten jetzo hat, muß man ihm nicht gönnen, ſondern durch einen unvergeſehenen Angriff und unverhofften Streich den Compaß etwas verrücken, und ſeiner Conſiliorum auch ein wenig, wie andern Leuten geſchicht, ungewiß machen.

62.

Capiren ſie dieſes, beide oder einer, brechen mit Frankreich unverſehens, überrumpeln einen Seeplatz, transferiren dadurch sedem belli in ſein Land, und bringen gewiſſe innerliche Unruhe zuwege, denn wird Frankreich wie eine Schnecke ihre Hörner einziehen, und in ihr Haus kriechen müſſen. Dann wird ganz Europa, als wenn ihnen eine Laſt vom Halſe, reſpiriren, für allen andern das Reich spatium componendarum rerum haben. Und das wäre alſo die gewündſchte Zeit, die im erſten Theile deſes Bedenkens weitläuftig projectirte, teutſchgeſinnte Allianz, immittelſt die weder per comitia, noch per singulorum accessus ad triplum foedus....., in dieſem Winter fertig werden kann, mit keines Menſchen Jalouſie, beider Parthieen Approbation, öſterreichiſchem und franzöſiſchem Vorſchub, einzugehen und unſer Schiff ins Trockne zu bringen.

63.

Wo ein ſolches ſtabilirt, wo wir denn nicht mehr ſo diſſolut, als nun ſeyn, wenn wir, plerisque nec sentientibus, zu einer richtigen Form, consilio, aerario, milite, kommen: denn iſt Zeit, den verderblichen und endlich unſer Wohlfahrt letalen Mißbrauch abzuſchaffen, dadurch alle Jahr zu wenigſten das zehende Theil unſerer Subſtanz, ohne etwas, als Lumperei dagegen zu haben, in Frankreich gehet, abzuſchaffen.

Es hat ja kein Fürſt noch Herr, der auch doppelt und dreifach franzöſiſch, einiges Intereſſe, vielmehr aber unwiederbringlichen Schaden dabei. Was hilft ihm, was er von Frankreich bekommt, wenn er es in etlichen Jahren cum foenore wieder ſchicket? Denn ſeine Unterthanen verarmen laſſen, iſt ſich ſchaden. Wenns in Pleno geſchloſſen und jeden Stand bei ſeinen Pflichten injungirt wäre, dürfte mans keinem in particulari verdenken. Man darf nicht ſagen, es ſey unmüglich. Nein! nein! die Erfahrung hat etlich mal gewieſen, daß nichts als Ernſt und Nachdruck erfodert wird, auch inveteratissima mala abzuſchaffen. Man ſehe Nürnberg und etliche wenige andere Städte an, ob nicht darin noch die alten Trachten gelten, der meiſte Luxus beſchnitten, und daß ein ſolches ein große Urſach ihres annoch dauernden Florirens ſey? Soll man die Handwerksleute nicht mit Ayden und Strafen zwingen können, gewiſſe Sachen nicht zu verarbeiten? Soll einen jungen Menſchen, der ohne Erlaubniß in fremde Länder reiſen will, nicht ſchrecken, wenn er weiß, daß es ihm zu Haus die Verlierung ſeiner Beförderung, ſeinen Eltern, Freunden, Vormunden, da ſie cooperiren, annoch Geldſtrafe koſtet? Gewißlich, mancher wird Gott danken, einer ſo koſtbaren Neceſſität überhoben zu ſeyn. Es wird doch bei uns an Schulen der Politeſſe nicht mangeln, und, was nicht iſt, anzuſtellen ſeyn. Was Commercien betrift, könnten ſie durch Reſtabilirung der Hanſeſtädte wieder aufgerichtet, den Manufacturen, den mediterraneis civitatibus anheim gegeben werden. Rohe Waaren bei uns ſauber gnugſam zu verarbeiten, nöthige Manufacturen zu introduciren, werden ſich Köpfe und Künſtler genugſam finden, denen man mit Impoſten auf fremde helfen muß. Und würde uns Frankreich und Holland einen ſchlechten Poſſen thun, wenn ſie wiederumb Impoſten auf unſre Waaren ſchlügen, die ſie entweder ohnedas liegen laſſen, oder deren nicht entbehren können, und wäre gut, daß ſie theils rohe Waaren liegen, und unſre Leute ſelbſt verarbeiten und verführen ließen. Endlich würden wir mit Wein und Brantewein großentheils ganz England, Holland und Norden verſehen, und damit Frankreich mehr Schaden thun, als wenn wir ihm zehn Armeen ruiniret hätten.

Nun es lieget nur am Wollen; doch nicht nur Eines, auch nicht Aller, ſondern Vieler, welchen anheim zu geben, ob ſie lieber einander nachgeben und zuſammentreten, oder, separatis consiliis, alle einzeln drauf gehen, und ſich ihrer Caprice oder eingebildeten Intereſſe, oder verderblichen Cunctation oder unnöthigen albernen Luxu (daraus lächerliche Mendacität und Implorirung der Liberalität deſſen folget, der uns nur darumb giebt, daß er uns bei der Bettelung und Armuth erhalte, und alleſamt uns ein Stückchen von dem Unſrigen und Broſamen von dem Brot, ſo er uns Blinden doch vom Maule weggenommen, zurückzugeben habe) mit ewiger Schande und Verfluchung der Poſterität aufopfern wollen. Gott, in deſſen Hand das Wollen und das Vollbringen, das iſt, ſowohl Intentiones als Succeſſus der Menſchen, wird nichts deſto minder Alles alſo lehren, daß es doch, nach vorgehender Beſtrafung der Turbatoren und Hinderer gemeinen Beſtens, einen ſo gerechten Ausgang haben wird, als ſeiner Majeſtät und unerforſchlichen Weisheit gemäß iſt.

Finis.

Bedenken

welchergeſtalt den Mängeln des Juſtiz-Weſens in Theoria abzuhelfen.

Wie ſehr das Juſtiz-Weſen, ſowohl in Schulen als Gerichten, verwirret, iſt nur allzuviel bekannt, maßen man oftmals weder in Schulen, was Recht ſey, klärlich finden, noch in Gerichten darzu kürzlich gelangen kann. Denn obzwar in Schulen, was Juris, fleiß- und weitläuftig genugſam diſputirt, und in Gerichten, was Facti, gar bedacht- und langſam unterſuchet wird: ſo kann man doch oftmal weder in Schulen zu Erörterung der Frage, oder transitu ex facto ad jus, noch im Gericht zur Entſcheidung des Proceſſes, oder transitu juris in factum oder Execution, daß, was Recht iſt, auch in der That wahr gemacht werde, bald und richtig kommen.

Wiewohl nun einem Privato von Art und Weiſe der Executionen wider thätliche Halsſtarrigkeit Vorſchläge zu thun, keineswegen gebühret, weil ſolches nicht anders, als der punctus securitatis internae und Palladium eines Reichs iſt, daran der ganze Staat des Regiments hanget; jedennoch, weil der Proceß nicht allein in der Execution, ſondern und zuvörderſt in cognitione causae beruhet, ſo können wohl, zu deren Kürze und Richtigkeit zu gelangen, Bedenken geſtellet werden, ſo, obwohl nicht in höchſten Reichs-Judiciis, doch in Erblanden und Fürſtenthümern inter privatos zu practiciren. Wie denn Mittel vorhanden, zuwege zu bringen, daß kein Theil den statum controversiae verwirren, ſich verſtoßen und ſeine eigene Präſidia vergeſſen; den andern mit allerhand

Vortheilen hintergehen, auf das, was ihn am meiſten drucket, nicht antworten, ſondern es fein ſäuberlich übergehen, benebeln oder kaum obenhin berühren; hingegen das Seinige, ob es ſchon oft abgelehnet, mit Verſchweigung der Antwort repetiren, eine Sache hundertmal vorbringen, und dadurch die Acta unendlich, die Sache dunkel, den Richter müde machen, und viel andrer Künſte, ſo geübte Advocaten wohl wiſſen, ſich gebrauchen könne: wie denn auch Anſtalten zu machen, daß nicht einmal in eines Unter-Richters oder falſcher Zeugen Macht ſey, das Factum oder Jus zu verdrehen, dem Kläger die Erlangung des Seinigen zu hemmen, dem Beklagten oder Inquiſiten ſeine Unſchuld zu verdunkeln, und ihren Geiz oder Haß oder ander Paſſionen auszuüben. In welchen Dingen die Subſtanz des Proceſſes und Unterſuchung der Wahrheit beſtehet, obwohl darauf weder die Gerichtsordnungen noch Autoren, ſo von Einziehung der Proceſſe geſchrieben, ſonderlich Reflexion gemacht, ſondern in Externis: Fatalien, Formalien und Solennitäten ſich mehrmals aufgehalten. Der verſtändige Octavius Piſani aber, ſo vor Andern dieſen Sachen nachgedacht, hat, nicht wie die Proceſſe zu erörtern, ſondern wie ſie aufzuheben und zu verhüthen; nicht wie man damit fertig werden, ſondern wie man ihrer gar in der Welt durch Aufrichtung guter Zucht und Ordnung überhoben ſeyn könne, gelehret, welches aber hieher nicht gehöret, noch auch ſo leicht, als dieſe gegenwärtig erwähnte Vorſchläge, ins Werk zu richten. Solches alles nun zu erklären, würde allhier zu weitläuftig fallen, derowegen ich, was die Form der Proceſſe, Factum, Gerichte und Praxin belanget, ausſetze, und bei dem, was Privat-Vorſchläge mehr zuläſſet, auch, ohne einige Aenderungen und Geſetze durch bloßen Privat-Fleiß zu verbeſſern, nehmlich quaestione juris und theoria, bleibe.

Es iſt bekannt, daß die Römiſchen, in Corpore Juris begriffenen Rechte faſt durch ganz Europa, im Römiſchen Reich aber durchgehends unſtreitig, ſofern ihnen nicht ausdrücklich durch Statuta oder notorie durch Gewohnheiten derogirt wird, gelten, und in Gerichten zu attendiren. Und dahero zu Abhelfung der Rechts-Mängel bei ihnen als Grund der andern, ja als meiſt bedürfenden, der Anfang zu machen, das Uebrige aber einem jedem Ort in Particulari zu überlaſſen.

Sind demnach zwei Haupt-Tugenden aller Geſetze: Klarheit und Kürtze; denn daß ſie gerecht und vernunftmäßig ſind, präſupponirt wird; wiewohl auch oft beſſer, unbillige, als ungewiſſe oder dunkele, das iſt, in der That keine Rechte haben. Dieſe Tugenden nun beide mangeln den Römiſchen Geſetzen nur allzuviel; denn wie vernunftmäßig ſie auch größtentheils, ſo ſind ſie doch durch ihre dunkele Weitläuftigkeit ein Deckmantel vieler Ungerechtigkeiten worden.

Dunkel ſind ſie hauptſächlich daher, dieweil 1) die Compilatores ſie aus vieler, oft ſtreitender oder zu unterſchiedenen Zeiten lebender, Kayſer Conſtitutionen zuſammengetragen, und alſo unterſchiedene Principia und status reipublicae et jurium mutatorum durch einander gemenget. Und denn 2) weil ſie ſelber von ihrem Ort, allda ſie per antecedentia und consequentia erkläret worden, abgeriſſen, und in ein fremdes Feld verſetzet; wie denn oftmals die Erklärung des Edicti perpetui und anderer Geſetze ohne die Worte ſelbſt, und alſo der Commentarius ohne Textu zu finden, daraus unzählige Verſtümpelungen, Verdrehungen und unrechte Applicationen gefolget; zu geſchweigen, daß die Compilatores zu Zeiten gar den Autorem, deſſen ſie ſich gebrauchet, wegen alter rituum und formularum nicht verſtehen, und wegen der notarum oder vielfältiger, damals gebräuchlicher Abbreviaturen wohl nicht leſen können. Und endlich 3) weil ſie ihre Excerpta in eine ſo verwirrte Ordnung gebracht, daß, wenn auch ein jeder Text inſonderheit noch ſo klar wäre, dennoch übel draus zu kommen. Denn oft ſtehet das Geſetz da, deſſen Aenderung dort; der Text hier, die Erklärung dort; der Grund in dem letzten, die Conſequenzen und Applicationes aber in den erſten Büchern.

Weitläuftig ſind die Römiſche und überbliebene Rechte (davon die Obſcurität auch unterhalten, vermehret, und gleichſam unüberwindlich gemacht wird) hauptſächlich aus folgenden Urſachen: 1) Daß eine Sache an unterſchiedenen Orten vielfältig wiederholet wird. 2) Daß unzählig viel darinne zu finden, ſo gänzlich, theils durch die römiſche, neuere, im Corpore ſelbſt befindliche Geſetze aufgehoben, theils auch 3) nunmehr ſich ſelbſt aufheben, indem die Sache, davon ſie reden, nicht in rerum natura iſt, als z. B. eine Quantität von alten, nunmehr gänzlich verloſchenen Officiis, und viel anders Dinges mehr, ſo nicht nur in gewiſſen Büchern beiſammen, ſondern auch im ganzen Corpore dick geſäet, welches manche mit Haaren auf den heutigen Zuſtand ziehen wollen. Da doch ſolches, wiewohl es billig wegen des darinne herfürleuchtenden Verſtandes, und oft mit Nutzen nachthunlichen Abſehens der Alten, erhalten wird, und in Schulen und Bibliotheken bleibt, dennoch auch billig, zu mehrern Licht der Angehenden und Gebrauch der Gerichte, von andern nützlichen Stücken geſondert werden ſollte. 4) Daß noch viel mehr darinn, ſo in der Wahrheit und eigentlich von der Sache zu reden, kein Geſetz iſt, ſondern daß theils eine unzählbare Menge durch kayſerliche Reſcripta oder Rechts-Gelehrter Reſponſa decidirter Particular-Fälle, deren doch viel hundert oft, zuſammen genommen, mit wenig Worten gegeben, und in eine Univerſal-Regel, oder wahrhaftig Geſetz gebracht werden könnten, eingerücket werden, ja das größte Theil machen. Welches alles zu Geſetzen machen, nichts anders iſt, als heut zu tage die Reichs-Abſchiede mit etlichen praejudiciis cameralibus vermehren, oder, um die Rechen- und Buchhalterkunſt zu lehren, zehn Handelsbücher zuſammendrucken laſſen wollen. Theils daß 5) ein nicht geringes Stück in definitionibus, divisionibus, etymologiis, Diſcurſen, observationibus historicis, criticis, und scholasticis, nicht auf Art und Weiſe eines Geſetzgebers, ſondern eines Profeſſoris, der etwa einen

Tractat ſchreibet, verzehret wird, welches zwar ſeinen Nutzen hat; wenn man es aber vor ein Geſetz halten, oder mit den Geſetzen alſo vermiſchen will, daß in einem Meer ſo vieler Impertinentien nur wenig wahre Geſetze gleichſam ſchwimmen, ſo iſt es nicht allein ungereimt, ſondern auch höchſt ſchädlich. Zu geſchweigen 6) wie oft Disputen, ja Antinomien ſein über Dinge, ſo ſcheinen ad quaestionem juris zu gehören; wenn man ſie aber unterſuchet hat, findet ſich, daß nichts dahinter, ſondern de nomine et formula Actionis aut Interdicti geſtritten worden, und nichts deſto minder beiderſeits einerley heraus kommet. Zugeſchweigen auch 7) wie oft über eine gewiſſe Subtilität oder apicem juris heftig disputiret worden, hernach aber ſich befindet, daß ein ander Jctus uns aller Mühe überhebet, und bezeuget, aequitatis causa aliud receptum esse. Zugeſchweigen endlich, wie oft die natürlichen Sachen mit terminis und formulis Ictorum veterum, auch Verwirrung des Caſus, und Menge der Circumſtantien alſo verdunkelt ſeyn, daß man meinet, es ſtecke etwas Wichtiges und Schweres darunter, da doch oft, wenn mans mit Mühe auseinander geleſen, es ſich ſelbſt verſtehet, und ein verſtändiger Bauer, wenn mans ihm auf gut teutſch vorgeleget hätte, nicht anders geſprochen haben würde.

Dieſen Mängeln nun gründlich abzuhelfen, kann man wohl kühnlich ſagen, daß bisher ſich, ſo viel bekannt, Niemand ernſt- und nachdrücklich unterfangen. Wir haben ſo viel Methodos, und iſt doch keiner, der zuwege bringe, daß ein jeder lex, Propoſition, Deciſion, oder Conſequenz, unter ihren Grund und Ration, daraus ſie fließet, gebracht werde; da doch ſolches der einige Weg, die gleichſam luxurirende Strahlen wie durch ein Fern-Glas abzuſchneiden, und den Kern rein zu bekommen. Wir haben ſo viel Compendia, und iſt doch keines, das ſich rühmen und verſichern könne, hier ſollte man des ganzen Corporis Kern alſo haben, daß man aufn Nothfall des übrigen Allen, als welches daraus fließet, entbehren, und, was Juris, auf alle begebende Fälle, den gemeinen römiſchen Rechten nach, beſtändig antworten könne. Beſtehet demnach das ganze Werk ſowohl in Verfertigung eines Ausbunds kurzer und klarer Rechte, als in deren Juſtification.

Der Ausbund römiſcher Rechte oder Elementa Juris Romani hodieque attendendi, brevis et certi können beſtehen in einer einigen Tafel, etwa in Gröſſe einer groſſen holländiſchen Landcharte, darinne alle Haupt-Regeln alſo begriffen, daß aus deren Combination alle vorfallende Fragen entſchieden, und aller Actionen, Exceptionen und replicarum Fundamenta, gleichſam als in einem Imitamine Edicti perpetui novi mit Fingern gezeiget werden können, dergleichen noch nie vorgenommen, vielweniger geſehen worden.

Die Juſtification ſolcher Elementorum beſtehet in den Worten der römiſchen Geſetze ſelbſt, ſo nach ſolchen Elementis disponirt, hierein eingetheilt, daraus deduciret, und ſolche klar beſtärken. Und hat zween Gradus, nehmlich Nucleum legum und endlich ipsum Corpus Juris reconcinnatum. Beide begreifen die Worte der Geſetze ſelbſt in ſich, jedoch mit dieſem Unterſcheid, daß der Nucleus ein Compendium der Worte, doch auf eine eigne, gar bequeme, nicht viel gebrauchte Weiſe, mit den Worten ſelbſt giebt, kein Wort darzu, nur davon thut, und, mit einem Wort, aus dem ganzen Corpore nur dasjenige, ſo wahrhaft, naturam legis und vim novi alicujus dispositivam hat, herauszieht, und ſolches mit der Tabula Elementorum zu deren Beſtärkung confrontiret. Das Corpus Juris reconcinnatum aber nichts, weder von, noch zu den Legibus thut, alle Worte haarklein behält, und alle Leges nicht allein nach Ordnung der Elementorum und des Nuclei austheilet, ſondern auch, welches das Hauptſächlichſte, ſie als Concluſiones unter ihre Principia, und nehmlich jeden Legem oder nach Gelegenheit, Paragraphum, unter ſeine Regulam in Tabula Elementorum positam, davon ſie dependiret, bringet, und heraus führet, alſo zugleich rationem legis giebt, daraus denn deren Verſtand und Erklärung Extenſion und Reſtriction in casu cessantis vel similis rationis klärlich hanget, und alſo nichts, ſo zu Verbeſſerung Römiſcher Rechte, (ſo lange ſie ungeändert behalten werden ſollen) nöthig ſey, unterlaſſen wird.

Dieſes Alles nun iſt theils unter Handen, theils geſchehen. Denn nachdem ich von den erſten Jahren meines Studii Juridici an, mit dergleichen umbgangen, und hernach zu Maynz Hermann Andreas Laſſern, Curfürſtlichen Maynziſchen Hof-Rath und Hof-Gerichts-Aſſeſſoren, ſo auch dergleichen Gedanken und Anſtalt längſt gehabt, angetroffen, Churf. Gnaden zu Maynz es auch ſich ſehr wohl gefallen laſſen, und zu aller Beförderung und Recommendation ſich gnädigſt erboten, ſo iſt die Sache angegriffen, und wiewohl unter unzählbaren Diverſionen und Hindernuſſen, dahin getrieben worden, daß nunmehr nicht allein die Tafel, ſo den Kern in ſich begreift, größten Theils zu ihrer Vollkommenheit, und da ſtehet, ob ſie wohl unter der Hand im Durchgehen aller Legum ſtets ſupplirt, polirt und ausgebeſſert wird, ſondern auch faſt die Hälfte des mit Worten der Legum ſelbſt gemachten Nuclei Legum ausgezogen, und ſo viel endlich den letzten Grad, oder corpus reconcinnatum, Austheilung aller Legum, und Reduction zu ihren Quellen, daraus ſie fließen, das iſt zu den Regeln der Tafel, betrift, (deren eine oft mit wenig Worten ſo viel ſagt, als etlich hundert Leges, ſo ſie in ſich begreift, und die nichts als etwa Subſumtiones oder von ihr dependirende casus particulares ſeynd) ſo werden alle ſchwere und dunkele, dem äußerlichen Anſehen nach keine Rationes habende, und mit den Fundamentis Juris ſtreitende Leges, in Durchgehung des ganzen Corporis, welche zu Formirung des Nuclei erfordert wird, aufs genauſte unterſucht, und wo müglich auf einen rechten Verſtand, und vernunftmäßige, oder in andern fundamentis legum Romanorum gegründete

Ration gebracht. Wie man dann kühnlich ſagen kann, daß bereits etliche hundert ſchwere Textus, deren Erklärung man nicht gnugſam bei andern gefunden, examinirt, und auf gedachte Maße abgefertiget worden, daß alſo mit den übrigen, bey der Eintheilung und dem Rationali aller Legum, faſt keine Difficultät übrig bleiben wird.

Leibnitz an Otto von Guerike.

(Ein Auszug.)

Maynz 1671.

Wenn m. H. H. nichts anders jemals erfunden oder entdecket hätte, als die Kugel von wunderlicher Wirkung zu Erleichterung menſchlicher Wiſſenſchaften, und die Ausſchöpfung der Luft zu Vermehrung menſchlicher Kräfte, hätte derſelbe das menſchliche Geſchlecht ſich gnugſam verbunden. Und wer auch in einem oder andern etwa von den daraus formirten Hypotheſibus oder Theoriis abweichen würde, wird dennoch, wenn er anders eine Ader der Billigkeit in ſich hat, der Experimenta (welche ſo beſchaffen ſind, daß ſie nicht von ungefähr, ſondern durch reifes Nachſinnen gefunden) hohe Wichtigkeit bekennen müſſen.

Sonſten meines hochgeehrten Herrn Hypotheſin betreffend, iſt allerdings zu billigen, daß derſelbe die Sonn im Mittelpunkte ſtellet, und von der Bewegung um ihren eigenen, d. i. den allgemeinen Mittelpunct dieſer Planetenwelt (magni orbis) die Bewegung der Planeten herführet; daß derſelbe ferner dazuthut, je größer der Planet, ſe mehr ſey er von der Sonne entfernet blieben; und je weiter er ſich von der Sonne entfernet, je langſamer ſey die Bewegung, und in deſto längerer Zeit vollende er ſeinen Lauf; daß auch die Sonne und Planeten gleichſam mit einem allgemeinen Band, welcher die Kräfte von einem auf den andern trägt, an einander gehanget, und dadurch gleichſam an einander, wie weit ſie auch entfernt, ſtoßen; welches mein H. H. spatium, ich aber aetherem, Andere ſonſt nach Gelegenheit nennen. — —

Leibnitz an den Herzog von Hannover, Johann Friedrich.

Durchlauchtigſter Herzog,
Gnädigſter Fürſt und Herr.

Nachdem ich von dem Herrn Baron von Beineburg, als meinen ſonderbaren Förderer verſtanden, daß Ew. Hochfürſtliche Durchlaucht Dero mir ehemalen erzeigte hohe Gnade annoch continuiren, als habe meiner unterthänigſten Schuldigkeit zu ſeyn erachtet, bei dieſer Gelegenheit zu bezeugen, wie ſehr ein ſo unverdientes Glück mich vergnüge, und was es mir doch auch hingegen für Unruhe erwecke, ſo lange ich nicht in der That erweiſen kann die unterthänigſte Devotion, ſo zu Ew. Hochfürſtlichen Durchlaucht ich ſchuldigſtermaßen trage.

Ew. Hochfürſtliche Durchlaucht geruhe ſonſten ſich gnädigſt zu erinnern, was einsmals von vorhabender Rationali Jurisprudentia ich unterthänigſt berichtet, und welchergeſtalt ich mich getraue, ſolche in dergeſtalt wenige klare, und bishero faſt unberührte Regeln zu bringen, daß, wer dieſelben ſich eingebildet, oder gleichſam in einer Tafel vor ſich hat, daraus alles, was nicht allein in römiſchen Rechten vernunftmäßig erörtert, ſondern auch jemals ſich zutragen und geſtritten werden kann, leicht und gründlich entſcheiden könne. Wie auch im Proceß ſolche neue Vortheile anzugeben, daß man zu aller Bedrängten Wohlfahrt, zu Erhaltung der Juſtiz, zu Abwendung des Ruins vieler Familien, mit einer ſo viel müglich ſichern Geſchwindigkeit zur Wahrheit kommen könne.

Gleichwie ich nun darin Gottlob nicht wenig Fortgang gehabt und ziemlich auf den Grund kommen zu ſeyn verhoffe, ſo werde doch durch die römiſchen Rechte ſehr aufgehalten; dieweil alle Leges des ganzen Corporis Juris, gegen ſolche vernunftmäßige Gründe natürlichen Rechts gehalten, in ſolche eingetheilt, und alſo in eine natürliche Ordnung bracht, auch entweder, da ſie es leiden, darauf geführt und demonſtrirt, oder aber, da ſie ſolchen zuwider, oder doch zum wenigſten etwas Willkührliches, aus bloßen Willen des Geſetzgebers Herrührendes, dazu thun, auch ſolches angezeigt; und die ſchlechterdings civile römiſche Rechte, welche in Europa ſo allgemein worden, daß man faſt allemal und überall aufn Fall ſtillſchweigender Gewohnheiten und Landes-Ordnungen, dahin ſeine Zuflucht nimbt, ebenmäßig in einen kurzen, alles in ſich begreifenden und zu Entſcheidung der jemals vorkommenden Sachen gnugſamen Kern gleichſam zuſammengepreſſet werden ſollen.

Doch hoffe, es werde vielleicht der Nutzen einbringen, was die Langſamkeit geſchadet. Denn weil mich die Begierde, ſo ich von Jugend auf gehabt, in dieſen Sachen auf einen beſtändigen Grund zu kommen, getrieben, weiter zu gehen, und die Natur des Gemüths, der Gedanken und Affecten zu unterſuchen, habe ich mit Suchen allezeit neue Materie, zu ſuchen, funden, und nicht geruhet, bis ich zu den letzten, urſprünglichen Gründen kommen, ſo in der von Größe, Figur und Bewegung handelnde Kunſt, das iſt, in der Matheſi und Phyſica ſich befunden.

Dieſe Arbeit iſt auch an ſich ſelbſten nicht unmüglich geweſen: denn in dieſen Wiſſenſchaften ſelbſt ich eines und das andere entdecket, ſo bisher nicht in Acht genommen. Ich habe gewieſen, was die wahre Urſache in den Dingen ſey, warumme das eine leicht zu trennen, das ander aber aus feſt zuſammenhaltenden Stücken beſtehet: ſo ich einer innerlichen ſubtilen Bewegung, und das Corpus gleichſam wölbenden

Circulation um ein Centrum proprium zuſchreibe, vermittelſt deren jedes Theil auf ſeinen Nachbar dringet. Ich habe eine Hypotheſin formirt, und gewieſen, daß ein einiger, von niemand verneinlicher Univerſal-Motus und Circulation (alle 24 Stunden) des Lichts um unſre Erdkugel, ſo kein Tychonicus noch Copernicanus verwerfen kann, es ſtehe gleich oder gehe die Erde, faſt aller wunderlichen Effecten der Natur Urſach ſey. Nemlich, ich ſetze, daß die ſtarke Bewegung, ſo das Licht, oder der ſubtile, mit dem Licht oder Sonnen ſich bewegende, alles durchdringende Aether (welcher von der Luft unterſchieden, weil ſolche ſchwer; er aber, als ein Kind der Sonnen, nicht; ſondern mit ſeiner Bewegung eine Urſache aller Schwere) täglich um die Erde thut, eine Urſache ſey Gravitatis, Elaterii et Verticitatis, oder des Gewichts, der Feder und des Compaſſes. Das iſt:

1) Warum die Dinge, ſo man ſchwer nennet, zu Boden fallen?

2) Warum gewiſſe geſpannte oder gepreſſete Dinge, als geſpannte Bogen, Federn in Uhren, die gepreßte Luft in den Windbüchſen u. ſ. w. mit ſolcher Gewalt, ſo bald ſie befreiet, ſich in vorigen Stand ſtellen?

3) Warum der Magnet und andere Cörper (doch nicht alle in gleicher Vollkommenheit), wenn ſie ſich frei bewegen können, ihre Ende nicht zwiſchen Oſten und Weſten, oder anders, ſondern zwiſchen Nord und Süden ſtellen? Welches alles dreies aus dieſer Bewegung des Lichts ganz klar ſich ereignet. Denn dieſe Alles durchgehende, wohl 5400 Meilen laufende Verticitation bemühet ſich, alles, was dick und grob, ſo deswegen die ſubtile Bewegung verhindert und turbirt, entweder zu zerſtreuen, ſo viel ſie kann, und das thut ſie allen nur friſch geſpannten Sachen, welche ſie wieder in ihren vorigen Stand, ſobald ſie erlaſſen, reſtituirt. Wenn ſie ſie aber gar nicht, oder nicht weit zerſtreuen kann, dieweil ſie vor langer Zeit durch ihren eignen motum intestinum gnugſam

befeſtiget und gleichſam gewölbet, oder doch von ſolchen Dingen zuſammengehalten werden: ſtößet ſie ſolche zu Boden, das iſt, näher zum Centro, allwo, wie allezeit, die Bewegung ſchwächer, und daher die Verhinderung ehe vertragen werden kann und muß. Wenn etwas frei ſtehet, das ſich wenden kann, wie es will, als eine Magnet-Nadel, ſo kann es ſich nicht wohl zwiſchen Oſten und Weſten, es ſey gleich oder ſchräg, ſetzen; denn es ſich dadurch dem torrenti aetheris moti, ſo von Oſten gegen Weſten gehet, entgegen ſtellen würde; ſondern es richtet ſich nach vielen Wankeln endlich (die wenige Declination, deren Urſache man noch nicht gnugſam weiß, vielleicht aber aus dieſer Hypotheſi mit der Zeit zu finden, ausgenommen) zwiſchen Nord und Süden. Daß alſo aus dieſer einigen Bewegung des Lichts um die Erde 1) Gewicht, 2) Feder, 3) Compaß entſtehen. Aus welchen dreien alle andere, ſowohl natürliche, als künſtliche Uhren und Maſchinen, entſpringen. Und inſonderheit von dem Principio der geſpannten Feder auch aller Streit zwiſchen Waſſer und Feuer, Schwefel und Salpeter, und, wie es die Chymici nennen, Acido und Alcali, und folglich alle Solutiones, Präcipitationes, Fermentationes, Reactiones, die doch ſo vielfältig und unendbar ſeynd, ihren Urſprung nehmen. Denn als ich lange Zeit den Urſachen ſolchen Streits nachgedacht, hab ich endlich befunden, daß allemal deren eines zu ſehr erſchöpft, das andere zu voll gepreſſet ſeyn müſſe.

Um beſſerer Erklärung wollen wir ſetzen, das eine, ſo erſchöpft, ſey wie ein Recipient, daraus der berühmte Guericke zu Magdeburg die grobe Luft gepumpet, und der, ſobald er eröffnet, ſolche mit unglaublicher Gewalt wieder in ſich ſchluckt; das andere, ſo vollgepreſſet, ſey wie eine Windbüchſe, da die Luft hineingepreſſet. Geſetzt nun, daß beide, ſowohl der Recipient, als Windbüchſe von Glas wären, und deren ein ganzer Korb voll durch einander geſchüttet würden, daß ſie brechen müßten, ſo kann man ſich leicht einbilden, was für ein Tumult entſtehen, das eine von ſich ſtoßen, das andere in ſich ſchlucken, Wind, Brauſen, Nebel, und durch ſtarke Bewegung endlich Hitze ſich ereignen würde. Solche unſichtbare, ſowohl erſchöpfte, als zu ſehr vollgepreßte, durch einander geſchüttete, ſpringende, gläſerne Bullas muß man ſich einbilden, wenn der neue Wein und andere Liquores fermentiren, wenn Waſſer und Feuer, Schwefel und Salpeter, Vitriol und Weinſtein, Scheidewaſſer und Spiritus Vini, Salz und Silber, Eſſig und Krebsaugen, Zucker und gewiſſes Sauerwaſſer u. ſ. w. mit einander ſtreiten; wenn Wein und ander Liquores, ſo der innerlichen Widerwärtigkeit noch nicht befreiet, indem die im Wege ſtehende Faſſe fallen, durch innerlichen Streit fermentiren; wenn Scheidewaſſer das Silber, Aqua Regis das Gold, Mercurius beide, Magnet das Eiſen, trockene Erde das Waſſer, der Rauch das Feuer, an ſich zeucht oder in ſich ſchluckt. Ja es folgt daraus, ſo von nicht weniger Importanz in re medica, daß erſchöpfte durch gepreßte, und hinwiederum gepreſſete durch erſchöpfte Dinge, doch ſo einander proportionirt, und alſo contraria contrariis substantia, similia similibus gradu, curirt werden müſſen. Welches alles weitläuftiger, doch etwas dunkel (dieweil es an ſich ſelbſt kurz, und an diejenigen geſchrieben, ſo mit ſolchen Speculationen heutiger Philoſophie umgehen) in beigefügten beiden Tractätlein, deren eines ich Theoriam motus abstracti oder Rationes motuum universales sensu et phaenomenis indepedentes; das andere Theoriam motus concreti oder Hypothesin Physicam Novam nenne, ausgeführet; davon ich jenes der Königlichen Engliſchen Societät zugeſchrieben, und beide Ew. Hochfürſtlichen Durchlaucht unterthänigſt hiebei zuzuſchicken, mir wegen Dero weltbekannten Gültigkeit die Kühnheit nehme: geſammt einem vor etlichen Jahren von mir zwar ausm Stegreif und auf der Reiſe aufgeſetzten Tractätlein, ſo ich Methodum novam docendae discendaeque jurisprudentiae genennet, welches aber gleichwohl unterſchiedenen gelehrten Leuten nicht unangenehm geweſen, ſo gar, daß auch ein gelehrter Jctus zu Roſtock für ſich es durchgangen, auch Notas und gar einen accuraten Indicem, als müglich, darüber gemacht. Maßen mir das Mstum nach ſeinem Tode zugeſchicket worden.

Sonſten habe unterthänigſt beigefüget einen kurzen geſchriebenen Diſcurs, den ich einsmals auf Begehren aufgeſetzt, de vsu et necessitate demonstrationum immortalitatis animae; darinnen ich eines oder das andere de demonstrationibus meis circa naturam Dei et Mentis gedencke; obgleich ſolche Demonſtrationes ſelbſt, wegen ihrer unzertrennlichen Kette, damit ſie einander nicht allein beſtärken, ſondern auch erläutern, extracts- oder ſtückweiſe verſtändlich beizufügen, unmüglich geweſen. Denn auch meine Demonſtrationen gegründet ſeyn auf der ſchweren Doctrina de puncto instanti, indivisibilibus; conatu. Denn gleichwie actiones corporum beſtehen in motu, ſo beſtehen actiones mentium in conatu seu motu, ut sic dicam, minimo vel puncto. Dieweil auch mens ſelbſt eigentlich in puncto tantum spatii beſtehet, hingegen ein Corpus einen Platz einnimmt. Welches ich, nur populariter davon zu reden, daher klärlich beweiſe, dieweil das Gemüthe ſeyn muß in loco concursus aller Bewegungen, die von den Objectis uns imprimirt werden. Denn wenn ich ſchließen will, daß ein mir vorgegeben Corpus Gold ſey; ſo nehme ich zuſammen ſeinen Glanz, Klang und Gewicht, und ſchließe daraus, daß es Gold ſey. Muß alſo das Gemüth an einem Ort ſeyn, da alle dieſe Linien (visus, auditus, tactus) zuſammen kommen, und alſo in einen Punct. Geben wir dem Gemüth einen größeren Platz, als einen Punct, ſo iſt's ſchon ein Körper und hat partes extra partes, iſt daher ſich nicht ſelbſt intime praesens, und kann alſo auch nicht auf alle ſeine Stücke und Actiones reflectiren, darin doch die Eſſenz gleichſam des Gemüths beſtehet. Geſetzt nun das

Gemüth beſtehe in einem Punct, ſo iſt es unzertheilig und unzerſtörlich.

Aus welchen und andern dazu genommenen Fundamenten ich viel wunderlichs Dings von Eigenſchaft der menſchlichen Seele, und insgemein aller verſtändigen Gemüther bewieſen, daran wohl bisher Niemand gedacht; obgleich der Religion, der göttlichen Providenz, der Unſterblichkeit unſrer Seelen und vielen hohen Myſterien (als der Gerechtigkeit der Prädeſtination und Gegenwart im Sacrament) Müglichkeit auf ganz niemals geſehene Manier daraus fließet: welches alles ich einsmals, wills Gott, ſo klar, als etwas ſeyn kann, zu machen und damit bei allen verſtändigen, den itzo eingeriſſenen Atheismus haſſenden, und um die Ewigkeit ſich bekümmernden Menſchen, einigen Dank zu verdienen hoffe.

Ich habe auf Erinnern H. Barons von Boineburg, welcher zu verſtehen gegeben, daß ein ſolches Ew. Hochfürſtlichen Durchlaucht vielleicht ſich gnädigſt gefallen laſſen möchte, bei obgedachten Diſcurs angehängt Appendicem de resurrectione corporum. Nemlich, ich bin faſt der Meinung, daß ein jeder Leib, ſowohl der Menſchen, als Thiere, Kräuter und Mineralien, einen Kern ſeiner Subſtanz habe, der von dem Capite Mortuò, ſo, wie es die Chymici nennen, ex terra damnata et phlegmate beſtehet, unterſchieden. Dieſer Kern iſt ſo ſubtil, daß er auch in der Aſche der verbrannten Dinge übrig bleibt, und gleichſam in ein unſichtbarliches Centrum ſich zuſammenziehen kann. Wie man denn der Aſche der Gewächſe ſich auf gewiſſe Art zum Saamen gebrauchen mag, und in dem foetu oder Frucht der Thiere das Punctum ſaliens, den Kern des ganzen Cörpers bereits in ſich begreiſt. Nun glaub ich ferner, daß dieſer Kern des ganzen Menſchen weder ab- noch zunehme, obgleich ſein Kleid, noch Decke in ſtetem Fluß begriffen, und bald wegraucht, bald wiederum aus der Luft oder Speiſe ſich vermehrt. Daher wenn ein Menſch vom andern verzehrt wird, bleibt der Kern eines jeden, wer und wie er geweſen, und wird alſo niemals die Subſtanz des einen durch die Subſtanz des andern ernähret. Wird nun einem Menſchen ein Glied abgeſchnitten, ſo zieht ſich dieſer von der Subſtanz zurück zu ſeinem Brunnquell, und hat auf gewiſſe Maße die Bewegung noch, als wenn das Glied noch da wäre. Wie denn Leute, die einen Arm verloren, ſagen, daß ihnen oft dünke, ſie hätten ihren Arm noch und fühleten alle Finger, welches von denen zurückbliebenen Spiritus oder Kern der Subſtanz herrühren muß.

Kann nun das geſchehen, wenn ein Glied abgeſchnitten wird, ſo kann es auch geſchehen, wenn ſie alle gelöſet und zerſtöret werden, weil ohnedas ſolches nicht in einem instanti, ſondern per partes geſchiehet. Denn ſich nichts deſto minder der Kern des ganzen Cörpers in eine ſolche Subtilität zuſammenziehen wird, daß ihm weder Feuer noch Waſſer, noch einige ſichtbare Gewalt ſchaden könne. Wenn nun dieſer Kern der Subſtanz in puncto physico consistens (proximum instrumentum et velut vehiculum animae, in puncto mathematico constitutae) allzeit bleibt: ſo iſt ja wenig angelegen, ob alle grobe Materie, ſo an uns iſt, die doch ohnedas in ſteter Veränderung, und täglich entweder ausrauchet, oder, wo ſie ſitzen bleibt, in sordes, ſo man abſpülen muß, coagulirt wird, übrig bleibe: maſſen klar, daß ſolche exuviae wohl faſt alle Jahr ganz neu ſeyn, ſonderlich wenn man Sanctorii Experimenta, ſo in Medicina Statica beſchrieben, etwas gnauer einſiehet. Können wir ſie nun in dieſem Leben, salva identitate corporis nostri, verändern: viel weniger werden die verklärten Leiber daran gebunden ſeyn. Wir werden mit eben dieſer Haut, das iſt, mit alle dem, ſo in ihrer Subſtanz und Kern iſt, wieder umgeben werden. Ein Mehrers begehren, iſt ſich ſelbſt in unnöthige Scrupel ſtecken, und verſtändige Menſcher, mit einem ſo wunderlich ausgelegten Articul, daß nemlich millies transmutirte fuligines und sordes aus allen vier Enden der Welt zuſammengeleſen werden müßten, ärgern.

Dies und anders nun ſind meine Gedanken: dazu mich die genaue Unterſuchung der Juriſprudenz geleitet, welche aus vorgedachten meinen Principiis von der Natur des Gemüths allerdings gegründet, und dennoch ſo practiſch iſt, daß deren wenige Regeln genug ſeyn, alle Fälle, der Vernunft nach, wie oben erwähnt, zu erörtern: welches ich mit dem Exempel römiſcher Geſetze, als welche noch bis Dato nicht allein die ausführlichſten, ſondern auch die insgemein gültigſten, die ich alle, ſofern ſie rational, aus dieſen Reguln herausführen will, zu erweiſen hoffe. — —

Mayntz, den 21. Mai 1671.

Des Herzogs Johann Friedrich Antwort an Leibnitz.

Von Gottes Gnaden Johann Friedrich, Herzog zu Braunſchweig und Lüneburg u. ſ. w. Unſern gunſt- und geneigten Willen zuvor,

Veſter, Hochgelahrter, Lieber Beſonder,

Es iſt Uns deſſelben beliebtes Schreiben vom 21. Mai nebenſt dem Beiſchluß zu recht geliefert, und deſſen allerſeits zum öftern wiederholende Verleſung über alle Maße angenehm. Gleichwie wir nun darab ſeinen Uns zutragenden Wohlwillen ſattſamlich verſpüren; alſo ſagen wir Ihme desfalls geziemenden Dank, verlangen ſothaner beliebigen Correſpondence fernerweite Continuation, und werden nicht ermangeln, bei fürkommender Gelegenheit ſolches allemal dankbarlich zu erkennen, geſtalt wir demſelben mit Gunſt und geneigten Willen ſonders wohl beigethan. Gegeben zu Riddagshauſen am 6ten Junii 1671.

Johann Friedrich manu propria.

(Aufſchrift:
Dem Veſten, hochgelahrten, Unſerm
Lieben Beſondern, Gottfried Wilhelm Leibnitzen, der Rechte Doctoren.)

Leibnitz an denſelben.

Durchlauchtigſter Herzog,
Gnädigſter Fürſt und Herr.

Als ich unlägſt meine wenige Meditation, vom freien Willen des Menſchen, göttlicher Vorſehung, Glück und Unglück und Verſehen oder Schickung, Gnadenwahl, Mitwirkung mit dem Thun und Laſſen der Creaturen, Gerechtigkeit in Verlaſſung des einen, und Annehmung des andern und von Recht oder Unrecht, ſo den Verdammten geſchieht, zu Papier gebracht und aus meinem erſten Concept um beſſern Gebrauchs willen, copieren laſſen, auch dem Herrn Baron von Boineburg zu leſen geben, hat wohlgedachter Herr von Boineburg Eure Hochfürſtliche Durchlaucht ſolches gleich zugeſchickt, um der Zeitgewinnung; wiewohl ich es nicht gewußt und Willens war, ſolche erſte Copie, als die voll Lituren, vor mich zu behalten und eine andere verfertigen zu laſſen und alsdann unterthänigſt zu ſchicken. Daß nun ſolches nicht geſchehen, wollen Eure Hochfürſtliche Durchlaucht nicht mir, noch einigem Manquement höchſt ſchuldigſten Reſpects, ſondern erwähnter Urſache zuzuſchreiben gnädigſt geruhen.

Die Sache ſelbſt belangend, ſo hoffe, eines und das andere beigebracht zu haben, ſo bisher wenig oder gar nicht in Acht genommen, gleichwohl aber ein Gewicht dem ganzen Werk zu geben ſcheint. Mein Zweck aber iſt, wie ſonſt, alſo auch hier geweſen, nicht etwa mit leeren, in die Luft geſchriebenen Büchern die Läden zu füllen, ſondern wo möglich damit einen Nutzen zu ſchaffen; und habe daher gegenwärtige Arbeit vorgenommen, um mit dieſem Specimine zu beweiſen, wie ſo oſt wichtige Dinge leicht und durch wunderliche Terminos verdunkelt werden, wenn man dieſe Nebelkappe abziehe und alles mit ſolchen Worten gebe, ſo Jedermann in ſeiner Sprache braucht. Was iſt wohl jemals mit mehrer Hitze verfochten worden von allen Seiten der Philoſophen und Religionen der Völker, als die Materie von der Prädeſtination und was ihr anhängig? und gleichwohl hat der unvergleichliche Richelieu, der ſo viel geſehen, auch hier recht geſehen, daß einer den andern nicht verſtehe, daß aller dieſer Zank von Mißbrauch der Worte komme, daß (kürzlich zu ſagen) in der That der Unterſchied gering und zum wenigſten nicht capital, oder wie man heutzutage redet, fundamental ſey. Ich getraue mir, wenns der Mühe werth wäre, über hundert unterſchiedene Secten und Meinungen, (dem Anſehen nach) in der That widereinander laufende Arten zu reden, in dieſer Materie zuſammen zu bringen. ſo ihre Autores nicht anders, als wenn der menſchliche Wohlſtand daran hinge, verfolgt, und dieſen Artikel zu einem ſolchen Labyrint gemach thaben, daß dergleichen keiner in der Welt zu finden und daß der längſtlebende Menſch nicht Zeit genug haben würde, nur die und dergleichen Diſtinctionen und Verdrehungen der Worte zuſammen zu bringen und aus einander zu ſetzen.

Weil aber ein einiges, klares, von Jedermann erkannt- aus gemeinem Leben genommen- mit einer gewiſſen Definition unbeſchränktes Wort, mehr Kraft hat, die Gemüther zu erleuchten, als tauſend Termini Scholaſtici und Diſtinctiones, ſo habe ich das wiewohl unzählbare Spinngewebe abgekehrt und mit natürlichen Redearten, deren ſich auch ein lateiniſcher Bauer (wenn einer in der Welt wäre) gebrauchen würde, alles geben. Ich habe (hätte?) es lieber teutſch geſchrieben, ſonderlich weil die teutſche Sprache keine Terminaiſonen leidet; man wollte dann fremde Worte ungeſcheut hineinflicken; allein es hätte dergeſtalt dem Ausländer nicht communicirt werden können. Meine Intention nun damit iſt geweſen, zu verſuchen, ob etwa mit guter Manier, verſtändiger Sanftmuth, Theologen von allen Seiten, von Katholiſchen, Evangeliſchen, Reformirten, Remonſtranten und ſogenannte Janſeniſten, practicirte Judicia, und dieſes zum wenigſten erhalten werden könnte, da, wo ſie nicht alles billigten, dennoch bekenneten, nichts darin, ſo verdammlich oder dem alſo Lebenden und Sterbenden an ſeiner Seeligkeit ſchädlich, zu finden. Welches gewißlich ein ſchöner Grad zu einer mehreren Näherung und Einigkeit wäre, wenn in einer ſo wichtigen und ſchweren Sache dergleichen Specimen zu bewirken wäre. Es müßten aber die, ſo judiciren ſollen, weder den Autorem und deſſen Religion, noch die Intention der Mitcenſores wiſſen, und jeder der Meinung ſeyn, daß es von einem ſeiner Parthey komme.

Wie ſolches vielleicht am füglichſten zu thun, habe dem Herrn Baron von Boyneburg ausführlicher zugeſchrieben. Bitte, Eure Hochfürſtliche Durchlaucht wollen ſolches alles gnädigſt vermerken und ich verbleibe der Hochfürſtlichen Durchlaucht unterthänigſter

Gottfried Wilhelm Leibnitz.

Maynz (November) 1671.

Leibnitz an denſelben.

Durchlauchtigſter Herzog,
Gnädigſter Fürſt und Herr.

Weil mir meine Eltern zeitlich geſtorben, und ich faſt ohne einige Direction meiner Studien geweſen, habe ich das Glück gehabt, vor mich über Bücher von allerhand Sprachen, Religionen und Scientien, wiewohl ohne gebührende Ordnung, zu kommen, und ſolche anfangs nur aus Trieb der Delectation zu leſen; davon ich aber unempfindlich den Nutzen geſchöpft, daß ich von gemeinen Präjudiciis befreiet worden, und auf viele Dinge kommen, daran ich ſonſt nimmermehr gedacht hätte. Und weil ich faſt propria speculatione Philoſophiam und Jura lernen müſſen, wie ich denn im ſiebzehnten Jahre Magiſter Philoſophiä und im einundzwanzigſten Dr. Juris worden, und beiderſeits ungemeine Teſtimonia, ohne Ruhm zu melden, erhalten, ſo habe ich auch dabei dieſe und andere Scientien aus dem Fundament zu unterſuchen mich bemühet, und nun verhoffentlich in Theologia, Jure und philosophia solidiore einige Dinge, mit Gottes Hülfe, funden, an deren Ausarbeitung Reipublicae civili et literariae vielleicht gelegen: von denen einige ich, doch nächſt abermals gebetener gnädigſter Permiſſion, erzählen will.

In Philoſophia habe ich ein Mittel funden, dasjenige was Carteſius und Andere per Algebram et Analysin in Arithmetica und Geometria gethan, in allen Scientien zuwege zu bringen per Artem combinatoriam, welche Lullius und Kircherus zwar excolirt, bei weitem aber in ſolche deren Intima nicht geſehen, dadurch alle notiones compositae in der ganzen

Welt in wenig simplices, als deren Alphabet, reducirt, und aus ſolches Alphabets Combination wiederum alle Dinge, ſamt ihren Theorematibus, und was uns von ihnen zu inventiren müglich, ordinata methodo, mit der Zeit zu finden, ein Weg gebahnet wird. Welche Invention, dafern ſie wills Gott zu Werk gerichtet, als mater aller Inventionen, von mir vor das Importanteſte gehalten wird, ob ſie gleich das Anſehen noch zur Zeit nicht haben mag. Ich habe dadurch Alles, was erzählet werden ſoll, gefunden, und hoffe noch ein Mehreres zuwege zu bringen.

In Philosophia naturali bin ich der erſte vielleicht, ſo vollkommen demonſtriret: terram moveri; item, dari vacuum; nicht durch Experimenta, denn die thun nichts; ſondern demonstrationes geometricas, dieweil ich de natura motus etliche Propoſitiones bewieſen, ſo noch niemands in die Gedanken kommen. Ich habe eine Hypotheſin publicirt, ſo klar und leicht die Urſache giebt des Gewichts, der Feder und des Compaſſes, und aus dieſen ferner faſt aller hauptſächlichen Phänomenorum der Natur, daß es auch die Exteri dafür erkennet, und in Specie ein vornehmer Mann Societatis Jesu, welcher einer ihrer conſiderabelſten Gelehrten iſt, aus Italien mir geſchrieben, daß er noch niemals einige ihn mehr contentirende Hypotheſin geſehen. Aus England habe ich gar favorable Judicia erhalten, und iſt meine Hypotheſis drinnen alsbald nachgedruckt worden.

In Mathematicis und Mechanicis habe ich vermittelſt artis combinatoriae einige Dinge gefunden, die in praxi vitae von nicht geringer Importanz zu achten, und erſtlich in Arithmeticis eine Maſchine, ſo ich eine lebendige Rechenbank nenne, dieweil dadurch zuwege gebracht wird, daß alle Zahlen ſich ſelbſt rechnen; addiren, ſubtrahiren, multipliciren, dividiren, ja gar radicem quadratam und cubicam extrahiren, ohne einige Mühe des Gemüths. Wenn man nur die numeros datos in machina zeichnet, welches ſo geſchwind gethan, als ſonſt geſchrieben: ſo kommt die Summa motu machinae ſelbſt heraus. Und iſt der Nutzen noch dazu dabei, daß ſo lange die Machina nicht bricht, kein Fehler im Rechnen begangen werden kann: welches was für einen Nutzen in Cammern, Contorn, Re militari, Feldmeſſen, Tabula sinuum und Aſtronomie habe, und wie großer Mühe es die Menſchen überheben könne, leicht zu erachten.

Ein ander Inſtrument, ſo ich ebenermaßen eine lebendige Geometriam nenne, habe ich ex eodem fundamento gefunden, dadurch die ganze Geometria, quantum ad usum vitae, auf einmal perficirt, und ein Mittel gegeben wird, aller erdenklichen Linien und Figuren, ſie mögen ſo krumm ſeyn, als ſie wollen, Inhalt, Additiones und Multiplicationes, auch Propoſitiones und Veränderungen in einander, ohne einiges Kopfbrechen, dergeſtalt mechanice (wo es anders, als mechanice, in der Natur nicht ſteckt) zu finden, daß man einiges mehrern ſo wenig, als itzo quadraturae circuli, ad praxin von nöthen habe; welches von mehrer Importanz iſt, als der Proportional-Circul oder andere bisherige Inſtrumenta.

In Opticis habe ich entdeckt, 1) ein gewiſſes genus Tuborum oder Lentium, ſo ich Pandochas nenne, dieweil ſie das ganze Objectum uniformiter faſſen, und nicht weniger die Strahlen extra axem opticum als in axe optico distincte colligiren, dadurch dasjenige, was man bisher vergebens geſucht, zuwege gebracht wird, wie nehmlich den vitris objectivis eine ſo große Apertura gegeben werde, als wir wollen, um der Strahlen deſto mehr damit zu faſſen. 2) Tubos Catadioptricos, da in einen Tubo ein Spiegel und Perſpectiv mit einander conjungirt, und dadurch viel, ſonſt unvermeidlich draus gehende Strahlen, zum wenigſtens noch eins ſo viel, als itzo müglich, erhalten werden. 3) Ein Mittel, ſo bishero vergeblich geſucht werden, mit Perſpectiven aus einem Stande zu meſſen. Ich höre, daß dergleichen auch Andere tentirt; welcher geſtalt aber, habe noch von keinen Menſchen verſtanden, und daher per artem combinatoriam gefunden.

Eine vollkommene practiſche Demonſtration eines längſt geſuchten mechaniſchen Werks will ich nicht nennen, bis ichs, wills Gott, in der That exhibirt, um für keinen Aufſchneider angeſehen zu werden.

In Re nautica mangelt mir eine genaue Erkundigung eines einigen Experiments, ſo für wahr vorgegeben wird. Wenn ſolches wahr, ſo will ich, die Longitudines vollkommen zu finden, demonſtriren, und an die Hand geben, dadurch man ein Schiff ohne Hülfe Sonne, Mond und Sterne, als die man nicht allezeit obſerviren kann, darauf doch Hugenii viel gerühmte Invention allein beruhet, den Ort, da man iſt, gewiſſe wiſſen könne. Und wenn auch gleich ſolches Experiment den Stich nicht halten, und nicht allerdings accurat ſeyn ſollte; wird doch dieſe Invention die accurateſte und univerſaleſte ſeyn unter allen, die wir haben.

In Hydroſtatica oder Waſſerkunſt habe ich das verlorene Inventum Drebelii mit einem Schiff unter Waſſer bei Sturm (denn es unterm Waſſer ganz ſtill) oder Seeräubern, und nach Belieben wieder heraus zu gehen, ſo Merſennius vergeblich nachthun wollen, reſtituirt.

In Pneumatica oder Luft-Kunſt habe ich ein Mittel gefunden, dadurch in eine Büchſe oder andern Recipienten tauſend und mehr mal Luft als jetzo, doch mit geringer Gewalt, gepreſſet, und alſo eine Kraft zuwege gebracht werden könne, der bisher in der Welt nichts zu vergleichen, auch höher zu treiben als das Büchſen-Pulver ſelbſt, in welchem die Luft bereits von der Natur zuſammen gepreſſet worden. Eben dieſe Preſſung iſt auch mit Waſſer zu practiciren, dadurch Spritzen zu Wege zu bringen, dergleichen noch nicht geſehen worden, und eine ſolche Gewalt zu erlangen, daß man mit derſelben in der See gegen den Wind ſelbſt ſegeln könne, und ſo wenig aufgehalten werde, als ein Canon-Schuß von conträren Sturme.

Aber von Mechanicis will ich ferner nichts gedenken, bis ich die Demonſtrationes in Praxin ſelbſt werde transferiren können.

In Philoſophia Morali und Jurisprudentia habe ich vor, erſtlich Elementa juris naturalis, ſo ein kleines Werk ſeyn, aber viel in ſich begreifen wird, mit ſolcher Klarheit und Kürze, daß auch die wichtigſten Fragen juris gentium und publici von jeden vernünftigen Menſchen, wenn er nur dem darin vorgeſchriebenen Methodo folgen will, erörtert werden können.

Und dann Elementa juris Romani hodierni, daß man alle deſſen Fundamenta in einer einzigen Tafel vor ſich haben, und durch deren Combination in casu proposito, vorgeſchriebenem Methodo gemäß, alle vorgegebene Fragen nach den gemeinen römiſchen Rechten auflöſen könne. Solche Elementa Juris Romani werden mit einem Nucleo Legum Romanorum, ipsis earum verbis contexto, authentiſirt, darin in natürlicher Ordnung klar und kürzlich begreifen alle dasjenige, ſo in jure Romano annoch vim Legis haben könne.

Endlich kann ich Mittel, den Proceß zu contrahiren, an die Hand geben, dergleichen bisher nicht gebraucht werden. Denn die Proceß-Ordnungen insgemein den fundum calamitatis nicht rühren, ſondern nur externa emplastra appliciren, indem ſie die Partheyen zwingen, zu gewiſſen Zeiten zu erſcheinen, gewiſſe Fatalia in Acht zu nehmen, eine gewiſſe Anzahl Schriften zu wechſeln und dergleichen: ſo etwas, aber nicht alles hilft, bisweilen aber auch wohl ſchadet, als, zum Exempel, wenn die Ausführung der Innocenz mehr Schriften, als die gemeine Anzahl mit ſich bringt, erfordert; aber die Form und Weiſe zu ratiociniren und die Wahrheit zu eruiren, dadurch die Disputen in die Enge getrieben würden, einer nicht einerlei oft vorbringen, keiner Gegentheils Argumenta oder Reſponſiones mit Stillſchweigen übergehen, auch keine Parthei ihr Recht zu allegiren vergeſſen, oder betrogen werde und könnte, und wenn ſie gleich den elendeſten, und Gegentheil den beſten Advocaten hätte. Dieſes ſind Dinge, ſo nicht allein müglich, ſondern auch leicht, und doch nirgend proponirt ſind.

In Theologia Naturali kann ich ex natura motus, in physicis a me detecta, demonſtriren, daß motus in corporibus per se sumtis, nicht ſeyn könne, nisi accedat mens; daß eine ratio ultima rerum seu harmonia universalis, id est Deus, ſeyn müſſe: daß ſolche keine Urſache der Sünden, und dennoch peccato, poenis semet punientia et compensantia der Harmoniae universali gemäß ſeyn, ſo wohl als die Schattirungen und wiedereingebrachte Verſtimmungen, jene das Bild, dieſe den Ton lieblicher machen. Daß mens incorporea ſey, mentem agere in se ipsam; nullam actionem in se ipsam esse motum; nullam esse actionem corporis praeter motum, ac proinde mentem non esse corpus. Mentem consistere in puncto, seu centro, ac proinde esse indivisibilem, incorruptibilem, immortalem. Gleichwie in centro alle Strahlen concurriren, ſo laufen auch in mente alle impressiones sensibilium per nervos zuſammen und alſo iſt mens eine kleine in einen Punct begriffene Welt, ſo aus denen Ideis, wie centrum ex angulis, beſtehet. Denn angulus iſt pars centri, obgleich Centrum indiviſibel. Dadurch die ganze natura mentis geometrice erkläret werden kann.

In Theologia revelata übernehme ich mich, zu demonſtriren, nicht zwar veritatem, denn die fleußt a revelatione; ſondern possibilitatem mysteriorum, contra insultationes infidelium et Atheorum, dadurch ſie von allen contradictionibus vindicirt werden, nehmlich: possibilitatem trinitatis, incarnationis, eucharistiae. Und in specie, de Eucharistiae realitate contra significatores zu gedenken, ſo hat nun Monſieur Arnaud ex perpetua veterum traditione realitatem gegen Mr. Claude zur Genüge erwieſen; aber es wird alles vergebens ſeyn, dafern nicht die einige clava impossibilitatis et contradictionis ex manibus horum Herculum extorquirt wird. Denn ſie bleiben dabei, es ſey eine unmügliche, ſich ſelbſt contradicirende, alle Vernunfft chagrinirende Sache, die nothwendig figurate müßte verſtanden werden, ſo wohl, als: Herodes est vulpes. Agnus est pascha. Und wenn tauſend loca Patrum und Scripturae angeführet würden; ſo iſt doch dieſe Replique unbenommen. Und darin werden ſie confirmirt per philosophiam hodiernam, a Galilaeo, Bacone, Gassendo, Cartesio, Hobbesio etc. emendatam. Denn ſolche Philoſophia cum universali applausu bei allen Curioſis angenommen wird, weil ſie alles Cörperliche per magnitudinem, figuram et motum mechanice ohne Fictitiis entibus erkläret. Allein ſo ſehr die Philoſophie von Politicis geliebt; ſo ſehr wird ſie von eifrigen Theologis catholicis gefürchtet, dieweil auf einmal alle die wunderlichen notiones tenebrosae fallen, damit die Scholaſtici Euchariſtiam ſtützen wollen. Und iſt Carteſio, Magnano, Digbäo und Thomä Anglo, Borello, Bonarti, und etlichen andern gar übel gangen, die Eucharistiae mysteria cum philosophia emendata conciliiren wollen. Daher Arnoldus, ob er wohl Philosophiae emendatae scientissimus iſt, ſich doch nicht daran wagen dürfen, wie oft ihm gleich Claude impossibilitatem und contradictionem objicirt. Ich aber bin endlich durch tiefe Unterſuchung dahin kommen, daß ich possibilitatem Eucharistiae, wie ſie in Concilio Tridentino erkläret worden, salva philosophia emendata, welches vielen unglaublich vorkommen wird, zu demonſtriren mir getraue. Ich will weiſen: Vi principiorum philosophiae emendatae necesse esse, ut detur in omni corpore principium ultimum incorporeum, substantiale, a mole distinctum, et hoc illud esse, quod veteres, quod Scholastici substantiam dixerunt, etsi nequiverint se distincte explicare, multo minus sententiam suam demonstrare.

Ich will ferner weiſen, daß dieſes Principium zugleich an mehr Orten, ja unter weit entlegenen, unterſchiedenen speciebus zugleich ſeyn könne. Dadurch nicht allein der praesentiae realis, ſondern auch transsubstantiationis ſelbſt, davon zu reden auch Arnoldus ſich ſcheuet, Müglichkeit klar gemacht wird. An welchen Dingen allen gewiſſenhaften Menſchen, ſonderlich hohen Potentaten, denen vieler Menſchen Wohlfahrt zu verantworten, höchlich gelegen.

Endlich will ich, mit Ew. Hochfürſtlichen Durchlaucht gnädigſter Permiſſion, zum Corollario eine, wenn ich ſo reden darf, mir in Sinn gekommene Staats-Invention anhängen. Ich ſorge, man wird ſagen: Ne sutor ultra crepidam. Gleichwohl iſt das Proponiren Niemand verboten, und das Judicium hochverſtändigen Staatsleuten vorbehalten. Es iſt klar, daß ſo große Franzöſiſche Armaturen endlich ausbrechen müſſen, daß wenn ſie in Europa ausbrechen, ein langer Univerſal-Krieg und jämmerlicher Ruin vieler hunderttauſend Menſchen zu beſorgen, daß alſo alle, nicht allein catholiſche, ſondern auch andere Chriſten, deren Verwendung in die Levante gegen den Erbfeind wünſchen.

Allein alle, die bisher ein ſolches gerathen, haben mehr theologicas als politicas rationes gebraucht, und geſagt, daß mans thun ſolle, etliche auch ihre Meſures übel genommen, und daher von verſtändigen Staatsleuten verachtet werden, und alſo iſt eine Sache, daran die Ehre Gottes und die allgemeine Wohlfahrt hanget, nur auf Canzeln und nicht in Cabinetten in Conſideration kommen. Ich aber habe durch fleißiges Leſen und Erwägen der glaubwürdigſten Voyagen einen ſo wichtigen, von Niemand, meines Wiſſens, berührten Vorſchlag gefunden, daß ich kühnlich ſagen darf, nächſt Erfindung des fabelhaften Lapidis Philoſophorum, könne einem ſolchen Potentaten, als der König in Frankreich iſt, nichts Importanters vorgetragen werden; denn mehr daran hanget, als vor deſſen Erklärung zu glauben. Ich habe ihn noch Niemand zuvor, als dem Hrn. ..... zu erkennen geben, der ihn äſtimirt, und mich ein Bedenken drüber zu verfaſſen eifrigſt urgirt, ſo ich thun will, und ſolches auch bei dem ſchärfeſten Examine der raffinirteſten Staatsleute zu ſuſtiniren getraue. Saepe etiam olitor valde opportuna locutus. Vielleicht giebt Gott die Gnade, daß durch mich an einem hohen Orte res Ecclesiae et patriae tam salutaris mit Nachdruck angebracht werden könne.

Ob ich zwar in Frankreich ſo große Freundſchaft noch nicht habe, ſo bin ich doch bereits an den Herrn Colbert recommendirt, und auf deſſen Befehl zu Verfertigung meiner Arithmetiſchen Maſchine urgirt worden; und nunmehr auch an Mr. de Pomponne, als Secretarium Status, wird mir durch ſeinen Vetter, Mr. Arnaud, den ich in vindicatione philosophica mysteriorum Eucharistiae hoch genug zu obligiren verſichert bin, an Addreſſe nicht mangeln.

Zu dem habe ich doch meiſtentheils das Glück gehabt, an ſtemfremden Orten, ſo baldig mich zu expliciren Gelegenheit gefunden, in einige Conſideration, auch ohne alle Recommendationes, gezogen zu werden. Maßen zu Maynz, als ich dahin zuerſt kommen, mich kein Menſche gekennet, und gleichwohl Churfürſtliche Gnaden gleich anfangs favorable Gedanken von mir geſchöpft. Auch viele Curioſi, zu denen ich das geringſte Kundſchaft nicht gehabt, haben auf meine Briefe an ſie mit einer extraordinairen Höflich- und Willfährigkeit geantwortet. —

Des Herzogs Johann Friedrich Antwort.

Von Gottes Gnaden Johann Friedrich Herzog zu Braunſchweig und Lüneburg ꝛc.

Unſern gnädigſten Willen zuvor, Ehrbarer, Hochgelahrter, Lieber, Beſonder.

Wir haben Ewer zu Paris den 26ten Martii anhero abgelaſſenes Schreiben, zu recht geliefert empfangen, und daraus ſowohl von Ewerer eine zeithero gehabten Peregrination in Frankreich und England, und daſelbſt mit verſchiedenen vertreflichen Leuten zugelegten Kundſchaft, als auch bei denenſelben allenthalben gefundenen rühmlichen Beifall, Ewrer erſonnenen künſtlichen arithmetiſchen Maſchine; zu ſamt Ewrer, Uns beſtändig zutragenden Dienſtbegierigkeit, ganz gerne, und höchſt vergnüglich vernommen.

Gleichwie wir nun von verſtändigen und gelahrten Leuten, und alſo unter denenſelben auch von Ewrer Perſon, jederzeit ſonderbare Eſtime gemacht, und noch dieſe Stunde, bei Unſern obhabenden vielfältigen, und faſt ſchweren Regierungsgeſchäften, aus der mit denenſelben je zuweilen pflegenden anmuthigen Converſation und Correſpondence große Ergetzlichkeiten empfunden. Alſo würde uns ſo viel mehr zu gnädiger und danknehmiger Gefälligkeit gereichen, wan wir Ewrer nähern Converſation, und ſogar perſönlichen Gegenwart an dieſen Ort zu genießen, und aus ein und andern vorkommenden, curioſen Dingen uns mit Euch mündlich beſprechen und divertiren möchten.

Wir erinnern uns, daß der wohlſeel. Freiherr von Boineburg hiebevor, und bei angelegentlicher Recommendirung Ewrer Perſon ſich vernehmen laſſen, dar Wir belieben möchten, Euch nebenſt dem zulegenden Prädicat unſers Raths von Hausaus eine jährliche Beſoldung von etwa 600 Rthlr. zu vermachen, Ihr alsdenn nicht abgeneiget wäret, Euch dieſes Orts her in Unſere würkliche Dienſte zu begeben.

Wir ſeynd dazu, gleich damals, auch noch allerdings erbötig, wollten auch dafür halten, daß Euch ſolches itzo um ſo viel mehr annehm- und thunlich ſeyn könnte, weiln nach nunmehrigen Ableben des obwohl gedachten Baron de Boineburg ſeel. Ihr an dieſem Orte, nicht allein zu Fortſetzung Ewrer lobwürdigen Studien und Lucubrationen und völliger Excolirung Ewrer bisher dabei erwieſenen ſonderbaren Scharfſinnigkeit, allerhand gute und dienliche Bequemlichkeit finden werdet, ſondern auch dabei guten Reſpect, und unter unſerer dazu gerne mit herleihender Fürſtlichen Autorität der gelahrten Welt euch Ferneres bekannt machen, und mit den allerberühmteſten und vortreflichſten Leuten jetziger Zeit in vertrawliche Correspondence gefüglich gelangen könnet; der zu unſern Händen ſich hierdurch legenden guten Gelegenheit, Euch Unſerer zutragende aufrichtige Affection und beſonderbare Gnadenneigung in mehrerm Werke, und thätiger zu erkennen zu geben, vorjetzo zu geſchweigen.

Wollen demnach hierüber Ewrer eigentlichen Erklärung demnächſt erwarten, und Uns inmittelſt ſonders lieb ſeyn laſſen, wann Ihr mit Ewrer angefangenen angenehmen Correspondence, nicht weniger auch Communicirung Ewrer nach und nach

verfertigende Arbeit, fürders zu continuiren ohnbeſchwert ſeyn werdet. Geſtalt wir ſolchen Ewren Fleiß, in alle ablängliche Wege danknehmig zu erkennen ohnvergeſſen bleiben, als ohnedem euch mit Gnaden und geneigten Willen wohlbeigethan. Geben in Unſrer Reſidenz-Stadt
Hannover, den 15. Apr. 1673.

Johann Friedrich mpp.
Ad mand. Serm.

J. Rettberg mpp.

Schriften aus der mittlern Periode.

Einleitung.

Wenn die Schriſten der vorhergehenden Abtheilung, als eine einzige, durch innere wie äußere Bezüge ſich unter einander ergänzende Gruppe, eine dieſem Verhältniſſe entſprechende, zuſammenfaſſende Betrachtung und kritiſche Behandlung erlaubten, ja weſentlich bedingten, ſo bedarf es wohl keiner weitläuftigen Erklärung, warum die Schriſten der jezt folgenden, weit umfangsreichern und verſchiedenartigern Abtheilung einer ſolchen Behandluhg widerſtreben. Wenn dort der bloße Ausdruck „Jugendperiode“ von ſelbſt auf einen innern Mittelpunkt hindeutet, nemlich auf die innere Entwickelung des Individuums im Konflikte mit den Verhältniſſen; ſo zeichnet dagegen die Ueberſchrift der gegenwärtigen Abtheilung wenig mehr als ein äußerer Rahmen, welcher für ganz verſchiedene Felder innerhalb ſeiner Umgrenzung Raum gewährt. Demgemäß haben wir das kritiſche Material, welches hier allerdings, wegen der Neuheit der Gegenſtände, ſich ſtärker häufte, als bei einer, auch nur einigermaßen kritiſch bearbeiteten Literatur nöthig ſcheinen möchte, in die beſondern Einleitungen zu den verſchiedenen Schriſten oder Schriftgruppen vertheilt.

Wenn wir nichts deſto weniger einige allgemeine Betrachtungen hier folgen laſſen, ſo ſind dieſe eigentlich mehr von der Form als dem beſondern Inhalte dieſer Schriſten, oder beſſer von dem allen gemeinſamen Geiſte hergeleitet.

Ueberſehen wir Leibniz's deutſche Schriſten, ſo viele deren bis jezt zu unſrer Kenntniß gelangt und als echt ermittelt ſind, mit einem Blicke, ſo drängt dies ſich als ein gemeinſam Charakteriſtiſches auf, daß ſie ausſchließlich, wenigſtens vorwiewiegend deutſche Intereſſen, deutſche Objecte betreffen, und Deutſche, als ſolche, als Leſer vorausſetzen. Mit dieſem Merkmale iſt zu gleicher Zeit im Allgemeinen das Motiv ſowohl, als die Grenze des Gebrauchs der deutſchen Sprache bei Leibnitz gegeben; wer alſo an Leibnitz den Anſpruch machte, daß er bei dieſem Gebrauche jene Grenze überſchritten und z. B. ſeine philoſophiſchen Ideen und mathematiſche Methoden innerhalb der Marken des deutſchen Reichs hätte eindämmen ſollen, zeigt nur ſeine eigne Beſchränktheit. Genug wenn der große Mann keine Anläſſe vorbeiließ, die deutſche Mutterſprache auf eine, nicht blos für die Sprache, ſondern auch für die darin abgehandelten Gegenſtände fruchtbare Weiſe zu behandeln. Wenn ſich dies ſo verhält, (wie es ſich wirklich verhält), ſo werden ſeine deutſche Schriften, auch wenn ſie, wie bisher geſchehen, faſt nur in Ueberſetzungen bekannt wären, nichts deſto weniger den urſprünglichen Charakter als deutſcher Schriften Leibnitzens beibehalten.

Leibnitzens beinahe 170 Jahre ungedruckt, ja unbekannt gebliebenes Bedenken über securitas publica (vom Jahre 1670) erſpart uns jeden Beweis für ſeine aus dem Innerſten quillende deutſche Geſinnung; man erlaube den Ausdruck: ſeine ſtockdeutſche Geſinnung, worin er Viele unſrer heutigen deutſchen Schriftſteller weit hinter ſich laſſen möchte. Allerdings gab ihm ſein Wirkungskreis und Leben am Hofe des deutſchen Reichsdirektors und Reichscanzlers für jene Geſinnung reichliche Nahrung; ja in einem Maaß, wie ſeine Stellung an dem Hofe von Hannover ſie ihm, ſo direkt auf keinen Fall, gewährte.

Zu Johann Friedrich, dem gelehrten und liberalen Fürſten, welcher ſich ſchon ſeit dem Jahre 1670 von dem Doctor Leibnitz durch wiſſenſchaftliche Briefe hatte unterhalten laſſen, kam Leibnitz in dienſtliche Verhältniſſe im Herbſte des Jahres

1676, als der allgemeine Krieg, welcher 1672 ſeinen Anfang genommen hatte, nachgerade ſeiner Entſcheidung und Beendigung ſich näherte, welches zwei Jahre darauf, durch den Frieden zu Nimwegen, (für das Reich erſt den 5. Februar 1679) erfolgte. In demſelben Jahre 1679, den 18. December, ſtarb der Herzog, ſo daß ihm Leibnitz den ſehr kurzen Zeitraum von drei Jahren gedient hat. Was Leibnitzen dieſem Fürſten ſo theuer machte, wiſſen wir aus ihrem gegenſeitigen Briefwechſel; auch Leibnitz fühlte ſich mit den Banden der Dankbarkeit und Verehrung aufrichtig an ihn gefeſſelt*). Spittlers Verdacht, daß „die Pfaffen" Johann Friedrichs „Leibnitzen als einen verdächtigen oder halbverdächtigen Mann glücklich in Dienſt brachten**)", wird durch die Geſchichte der Verhältniſſe zwiſchen Johann Friedrich und Leibnitz hinlänglich widerlegt. So verehrungswürdig und achtbar uns jener Fürſt aber auch in ſeinen Privatverhältniſſen, wie als Beſchützer der Wiſſenſchaften und Mäcen erſcheint, ſo hart trift ihn gleichwohl der Tadel der Geſchichte, ſobald man ſeine Stellung zum Reiche und deſſen Feinden in den verhängnißvollen Zeiten bedenkt, welche Leibnitzens Bedenken über securitas publica uns ſo lebendig vergegenwärtigte. Unter den franzöſiſchgeſinnten Reichsſtänden war Johann Friedrich der mächtigſte, wie der eifrigſte, als der größte Verehrer Ludwigs XIV., dem er in ſeinem eignen Lande nachzuahmen ſtrebte***). „Ludwigs ſchlaue Politik (ſchreibt ein Hannoveraner, Hüne in ſ. Geſchichte des Königreichs Hannover 1824., I., 696, mit einer Vorrede von Heeren) hatte auch ihn zu gewinnen gewußt, ſo daß er, nachdem er Hameln von 1666 bis 1670 ſtark hatte befeſtigen laſſen, gegen Empfang beträchtlicher Subſidiengelder erſt mit Frankreich (1671), und dann auch auf deſſen Veranſtaltung, mit Schweden, Frankreichs Alliirten, ein Bündniß errichtete, ohnerachtet das deutſche Reich und ſelbſt ſeine Brüder, die kaiſerlich geſinnt blieben, (Georg Ludwig von Zelle und Ernſt Auguſt als Biſchof von Osnabrück) gegen Frankreich waren.“ Ihn in ſeiner franzöſiſchen, wenigſtens undeutſchen Geſinnung zu erhalten, trug gewiß ſeine Gemahlin, eine pfälziſche Prinzeſſin bei, welche einen Schwarm franzöſiſcher und italieniſcher Fremdlinge nach Hannover brachte, nur keinen von den Anhängern des Herzogs und „den Pfaffen“ ſehnlichſt gewünſchten männlichen Leibeserben.

---

*) An ſeinen Pathen, Dr. Martin Geier in Dresden, ſchreibt Leibnitz im erſten Jahre ſeines Aufenthalts in Hannover: Nunc apud Principem ago, cujus tantae sunt virtutes, ut ipsi obsequi, quavis libertate dulcius putem. ſ. Böhmer Magazin ꝛc. I, 123.

**) Geſchichte von Hannover II., 292. Spittler ſtellt ſich hier ganz auf einen Standpunkt mit ſeinem Landsmanne, dem gelehrten J. D. Gruber, (vgl. oben Einleitung S. 135—140), unterliegt alſo auch derſelben Beurtheilung mit ihm.

***) Man leſe die Andeutungen über jene dem Despotismus ſich nähernde Richtung Johann Friedrichs bei Spittler a. a. O. S. 306 ff. Um ſo viel weniger brauchte ihn Rühs zu ſcheuen. —

Man ſollte glauben, daß der perſönliche Umgang, wie der Dienſt bei einem ſolchen Fürſten auf Leibnitzens Geſinnung gegen Kaiſer und Reich einen nachtheiligen Einfluß habe üben, und ihn mit ſich ſelbſt in Widerſpruch ſetzen müſſen. Nichts weniger. So ſelbſtſtändig Leibnitz ſchon in Mainz und nachher in Paris, wie in Hannover, ſo lange Johann Friedrich lebte, im Punkte der Religion daſtand, nicht minder ſelbſtſtändig und innerlich frei war er in ſeinen politiſchen Geſinnungen; beide Richtungen waren freilich bei ihm ſo in eins verſchlungen, daß er aus Patriotismus die Differenz zwiſchen Katholiken und Proteſtanten zu mildern, ja aus dem Wege zu räumen beſtändig arbeitete, und hinwiederum aus Anhänglichkeit und Treue für ſeine evangeliſchen Glaubensgenoſſen die Sache der Freiheit Deutſchlands und Europa’s gegen Frankreich, den Unterdrücker der reformirten Religion, durch ſeinen weitgreifenden Einfluß bei Fürſten und Staatsmännern unterſtützte. Uns liegt nun ob, eine Betrachtung anzuſtellen, wie Leibnitz dieſe ſeine Geſinnungen in ſeiner

Wirkungskreiſe zu Hannover, und zwar zunächſt im Dienſte Johann Friedrichs bethätigte; namentlich fragt es ſich hier, ob wir keine Schriften in deutſcher Sprache in Beziehung darauf zu nennen haben.

Zu nennen — vielleicht; aufzuweiſen aber leider nicht. Nach zwei, an ſich untrüglichen Zeugniſſen exiſtirte nemlich von Leibnitz eine deutſche Schrift oder vielmehr eine Sammlung von deutſchen Schriften, die er bei Johann Friedrichs Leben im Jahre 1678 unter dem Titel: „Einige Schriften den Characterem der Chur- und Fürſtlichen Geſandten betreffend“ (ohne ſeinen Namen) herausgegeben hätte. So führt dieſelben der Verfaſſer des Elogiums in den Actis Erud. (Chriſtian Wolf) an, wo er der berühmten, publiciſtiſchen Originalſchrift Leibnitzens von 1678: De Jure Suprematus Principum Germaniae, und deren Verſion in franzöſiſcher Sprache durch Leibnitz*) gedenkt, mit den Worten: Ejusdem argumenti est scriptum germanicum: Einige Schriften ꝛc. Außer Wolf citirt dieſelbe Schrift der Verfaſſer des Nekrologs Leibnitzens in den neuen Leibziger gelehrten Zeitungen vom Juni 1717: „Einige Schriften den Charakter“ u. ſ. w. Allein dieſe Schrift haben wir noch nicht zu Geſicht bekommen**). Schon Ludovici, welcher (I., p. 349) dieſer Schrift unter den „ſämmtlichen gedruckten Schriften Leibnitzens“ gedenkt, bekennt, ſie nicht geſehen haben; und vermuthet: „ſie möge auch wohl nur eine deutſche Ueberſetzung dieſes Tractats (De Jure Suprematus) ſein.“ Ob von Leibnitz oder einem andern, ſetzt er zwar nicht hinzu; dachte ſich aber wahrſcheinlich das erſtere, weil er ſie in das Verzeichniß der Schriften Leibnitzens aufgenommen. Wenn erſt konſtatirt wäre, daß Leibnitz der Verfaſſer jener Schrift ſey, ſo wäre man gewiß, daß ſie auch mehr, als eine bloße Ueberſetzung, nemlich eine freie, auf ein deutſches Publikum berechnete Bearbeitung (wie die Entretiens de Philarète etc. für franzöſiſche und franzöſiſch gebildete Diplomaten) geweſen: und eine ſolche Bearbeitung würde ſich vollkommen, als an ſich nützlich, wie des Verfaſſers würdig bewährt haben; — allein, daß wir, ſo lange wir jener Schrift nicht anſichtig werden, Anſtand nehmen, ſie mit Beſtimmtheit Leibnitzen zuzuſchreiben, bewirkt eine Notiz in dem Artikel Leibnitz bei Jöcher, wo zwar nicht jener Schrift in der Weiſe der Acta Eruditorum, doch einer deutſchen Ueberſetzung des Buches: De jure Suprematus aus dem Jahre 1717 von einem gewiſſen Szakwitz gedacht wird. Wer weiß nun, ob dieſe Ueberſetzung und: „Einige Schriften, betreffend den Characterem u. ſ. w.“ nicht identiſch ſeyen? — Vielleicht wird dieſe Anregung die Veranlaſſung, daß ein Literator unſerm Zweifel ein Ende macht, und die Literatur vielleicht mit einer authentiſchen deutſchen Schrift Leibnitzens bereichert.

---

*) Entretiens de Philarète et d'Eugene sur la question du temps agitée à Nimwègue, touchant le droit d'Ambassade des Electeurs et Princes de l'Empire.

**) Unſere Nachfragen bei mehreren Bibliotheken, namentlich der Königl. Bibliothek von Hannover, ſind erfolglos geblieben und man kennt dort kein deutſches Buch dieſer Art. — Eckhart erwähnt zwar eines ſolchen Buches gar nicht; er iſt aber in der Literatur Leibnitzens überhaupt ſo unzuverläſſig, als in deſſen Biographie.

Wie dieſer Zweifel aber noch in Zukunft ſich löſen möge: ſo viel iſt gewiß, daß die lateiniſche Originalſchrift de jure Suprematus, deren nächſter Zweck die Vertheidigung der Rechte ſeines Herrn, als eines Fürſten, gegenüber den Churfürſten, war[*]) als ein ebenſo redendes Denkmal der patriotiſchen Geſinnung des Verfaſſers der Nachwelt vorliegt, als wir heute in dem deutſchen Bedenken von 1670 gefunden haben.

---

[*]) Vgl. oben S. 91. Aus einem Bekenntniſſe Leibnitzens (opp. VI., 334) erſehen wir, daß der Präſident Grote und die andern Miniſter Johann Friedrichs damit nicht zufrieden waren, daß Leibnitz den Churfürſten gegen die Fürſten ſo viel Rechte eingeräumt; daß aber der Herzog ſich für Leibnitzens Syſtem gewinnen ließ.

Was hier aber unſre beſondere Theilnahme erregen muß, iſt, daß Leibniz nach dem Tode Johann Friedrichs, obſchon ohne Erfolg, um die Stelle eines kaiſerlichen Bibliothekars und zu gleicher Zeit eines Reichs-Hofraths ſich beworben (bekanntlich wurde ein Theil des Reichshofraths mit Proteſtanten beſetzt) alſo in den Brennpunkt öffentlicher deutſcher Wirkſamkeit verſetzt zu werden geſtrebt hat. Der Brief, den er in dieſer Abſicht an einen Freund in Wien geſchrieben, iſt uns durch Feller erhalten (Opp. V., 215). Hören wir, wie er ſich dort über ſeine patriotiſche Beſtrebungen und Geſinnungen für Deutſchland im Vertrauen äußert. „Multa ego (ſchreibt er) meditata habeo in rem Caesaris et Imperii, quae Consultationum Germanicarum inscriptione complecti decreveram; sed taedet verba in ventos effundere, et declamatorum ritu, qui in scholis de republica Atheniensi aut Carthaginiensi recte constituenda deliberant, successu caritura proponere. Quin imo vilescunt optima cogitata, si publice prostituantur, et hostes nostri admonentur potius, quam coercentur"*). — Eine wichtige Andeutung enthält daſſelbe Bekenntniß zur Erweiterung unſeres Wiſſens von dem Gebrauche der deutſchen Sprache bei Leibniz. Denn daß unter dieſen „deutſchen Bedenken" (consultationes Germanicae) wenigſtens ein Theil in deutſcher Sprache geſchrieben geweſen ſey, ſind wir ſchon durch das Daſein eines Bedenkens, wie das von 1670, in deutſcher Sprache, wenigſtens vorauszuſetzen berechtigt. —

Der Regierungsantritt des jüngſten der vier Brüder, und Söhne Georgs, welche nach einander in Hannover regierten, nemlich des bisherigen Biſchofs von Osnabrück, Ernſt Anguſt*) und ſeiner Gemahlin Sophie machte auch in Leibnitzens Geſchichte Epoche. Beide fürſtliche Gatten wußten den mit dem Lande gleichſam ererbten Diener nach ſeinem vollen Werthe zu ſchätzen; daher er, obſchon ohne Namen und Rang eines Miniſters, in den wichtigſten Fällen die Dienſte eines ſolchen leiſtete, ja, als Freund und Vertrauter noch mehr als Miniſter ihnen ſein und bedeuten konnte. In ſeiner amtlichen Stellung, als Staatsgelehrter, mußte derſelbe bei vorkommenden ſtaatsrechtlichen Schwierigkeiten ſeine Feder leihen; und hier, unter ſeinen Acten und Deductionen, wie z. B. bei der Sachſen-Lauenburgiſchen Angelegenheit (nach dem Tode des letzten Herzogs von Lauenburg 1689, auf deſſen Land auch die Häuſer Sachſen, Anhalt, Mecklenburg u. a. Anſpruch machten), welche das königliche Archiv aufbewahrt, muß ſich noch ſo manche Schrift Leibnitzens in deutſcher Sprache hervorfinden laſſen. Eine der bedeutendſten dieſer Leiſtungen von Leibnitz in deutſcher Sprache iſt jedoch gedruckt, und, wie die meiſten übrigen deutſchen Druckſchriften Leibnitzens, nur dem Bewußtſein der Literatoren entgangen.

---

*) Ganz denſelben Gedanken hatte Leibniz kurz vorher öffentlich, de Jure Supr. cap. 54 (opp. IV., 3. 490) ausgeſprochen. „....Praeterea, etsi fortasse de Republica nec pauca, nec contemnenda, nec omnino aliena dici possent, ea tamen hoc loco producere, prostituere esset."

Es iſt erwähnt, daß Ernſt Auguſt mit ſeinem Bruder Georg Wilhelm von Zelle, und ſeinem Sohne, und ſpäterm Nachfolger und König von Großbrittanien, Georg Ludwig, in den Reichskriegen gegen Frankreich durch beharrliches Aushalten bei der guten, deutſchen Sache, ja durch Beweiſe perſönlichen Heldenmuths vor den meiſten deutſchen Reichsſtänden ſich ausgezeichnet habe. Durch ſo große und vieljährige, Kaiſer und Reich geleiſtete Dienſte erwarb er ſich Anſprüche auf einen Churhut, welcher ihm auch, allerdings unter großen, ſogar von ſeinen eignen Verwandten ihm bereiteten Hinderniſſen, vom Kaiſer im Jahre 1692, noch während des Krieges mit Frankreich, gewährt und zuletzt allgemein anerkannt wurde.

---

*) Die vier Brüder, welche einander folgten, waren Chriſtian Ludwig 1641—1648. Georg Wilhelm, bis 1665, Johann Friedrich bis 1679 und Ernſt Auguſt bis 1698. Eine kurze Charakteriſtik des verſchiednen Geiſtes dieſer vier Regierungen giebt Spittler, Geſchichte von Hannover II., 199.

Bei dieſer Belehnung mit einem neuen, und zwar dem neunten Churhute, war man um ein neues Erzamt verlegen; und man kam endlich zu Wien überein, das Reichsbanner dafür zu wählen. Hätte man Leibnitz gefragt, ſo würde er ein anderes und für das gegenwärtige Bedürfniß zweckmäßigeres Erzamt vorgeſchlagen haben*); allein in Wien hatte man die

---

*) Dies geht aus dem Briefwechſel zwiſchen Ludolf und Leibnitz hervor. Nemlich Pregitzer (Sohn und Enkel vom Gelehrten gleiches Namens — Johann Ulrich — geb. zu Tübingen 1647, ſeit 1675 Profeſſor der Geſchichte in Tübingen, darauf Hofgerichtsaſſeſſor und Lehrer des Staatsrechts und 1691 Würtembergiſcher Regierungsrath), war Mitglied eines von Leibnitz und Ludolf um 1688 geſtifteten Hiſtoriſchen Collegiums, und ward von Ludolf Leibnitzen vom $\frac{2}{12}$ Juni 1694 mit folgenden Worten ſehr gerühmt: Pregizerum Tubingensem, nunc consiliarium Wurtembergensem, procul dubio nosti, virum impigrum, cordatum et historicum egregium. Is primum saeculum Annalium nostrorum elaborandum suscepit, sed partim negotiis heri sui, partim motibus bellicis impeditus fuit, quominus pensum suum absolveret. Multum quoque temporis circa Imperii vexillum Domui Wurtembergicae vindicandum impendere illum oportuit. Scilicet de vexillo disputatur, quod nemo unquam in hostem laturus est. Dieſem Briefe iſt ein Auszug aus Pregitzers Schreiben aus Stuttgart vom 25. März 1694 beigefügt, darin es heißt: — Sileo quid temporis vel curae circa Imperii vexillum mihi cum aliis inter nos impendendum fuerit. Hieraus geht nun zwar hervor, daß Pregitzer mit andern, vielleicht alſo auch mit Kulpis in Gemeinſchaft arbeitete, indeß wird dieſer, zwiſchen Ludolf und Leibnitz gar nicht, ſondern Pregitzer allein genannt. Letzterer ſchreibt nun aus Hannover vom 21. März 1695, nachdem das Buch, die im Text angeführten „Wechſelſchriften“ herausgekommen waren, an Ludolf (opp. VI., 122): Puto Dominum Pregizerum laboribus suis vestro instituto adhuc subinde inservire posse. Nam de vexillo Imperii disquisitionem dudum absolvit, nisi forte denuo aggredietur ex quo responsum adversum prodiit. (Damit meint Leibnitz ſein eignes responsum ſ. den Text). Ego quidem difficile puto ostendere, vel probabilibus argumentis utcunque firmare, Würtembergicum vexillum idem esse cum supremo Bannerii Imperio, olim tamen, cum primum de of-

Initiative dabei ergriffen, und der Miniſter Grote, welcher dort Geſandter war, ſeine Einwilligung gegeben*). Kaum war die Sache ruchbar geworden, ſo trat auch ſogleich Würtemberg auf, und proteſtirte dagegen, als wenn ihm ſein eignes Erzamt entriſſen würde, indem es behauptete, die von ihm geführte Reichs-Sturmfahne ſei nichts anders als das an Hannover verliehene Reichs-Banner, welches ihm auf dieſe Weiſe entriſſen würde. Die Rechte Würtembergs vertheidigte nun ein angeſehener Staatsgelehrter und Hiſtoriker in Würtembergiſchen Dienſten, Johann Ullrich Pregitzer (nicht wie noch Ludovici und ſeine Quellen, auch Eckhart (1694) wollen und bisher angenommen worden, Johann Georg von Kulpis*)), in einer beſondern, dem Druck übergebnen Deduction. Gegen ihn nun trat in demſelben Jahre Leibnitz für die Rechte ſeines Herrn, aber anonym, auf, mit einem Buche, das folgenden Titel führt:

> „Wechſelſchriften vom Reichs-Banner, in ſich haltend einen
> „Beweis vom Unterſchied zwiſchen demſelben und der Wür-
> „tembergiſchen Sturmfahne. Dann ferner die hochfürſtliche
> „Würtembergiſche Deduction ſammt deren Beantwortung
> „auch dazu gehörenden Beilagen und Kupfern. Bei Nico-
> „laus Förſtnern (in Hannover). Anno MDCXCIV. Zu-

---

ficio novi Electoris quaereretur, de alio, ut sic dicam, objecto, majoris fortasse ad usum momenti futuro, cogitaveram: sed Viennae propositum fuit Bannericum, placuitque Grotio nostro, insigni viro, illic tunc versanti, ubi vocare nemo dubitabat." Obſchon hier Leibnitz ſich als Gegner des literariſch ihm verbündeten und werthen Mannes, des Pregitzer, nicht nennt, ſo verräth er ſich doch als ſolchen durch den ganzen Charakter ſeines Bekenntniſſes. Da ſich aber auch ſein Gegner nicht öffentlich nannte, ſo war dies wohl der Grund, daß die öffentliche Meinung denſelben in dem berühmteſten damaligen Staatsgelehrten Würtembergs, nemlich Kulpis, vermuthete.

*) ſ. die vorige Anmerkung.

„ſammen 237 S. in 4to. (ohne die Beilagen und die „Vorrede*)).

In dem Titel liegt ſchon, daß dieſes Buch zwei verſchiedene Beſtandtheile habe. Und zwar iſt der erſte Theil, über den Unterſchied des Reichsbanners u. ſ. w. eine ſelbſtſtändige Abhandlung von Leibnitz, um zwei Jahre älter, als der andere (nemlich von 1692), die Würtembergiſche Deduction, mit der Beantwortung, und erſchien zuerſt abgedruckt hinter jener Deduction in des **Caſſander Thucelius** Electa Juris publici curiosa. Dieſe Abhandlung nun findet ſich in einer lateiniſchen Ueberſetzung**) mit Angabe der Urſchrift und Quellen, in den Opera Omnia Leibnitii ed. Dutens (IV., 3. 503 bis 521). Dagegen fehlt hier ganz, ja iſt nicht einmal als fehlend gedacht: die Würtembergiſche Deduction mit Leibnitzens, Paragraph für Paragraph erwiedernder Beantwortung (obſchon dieſe wieder beſonders abgedruckt ſich findet in des Pierre Marteau Electa juris publici curiosa S. 1—46), ſo wie Leibnitzens **Vorrede** in den Wechſelſchriften. Das Buch muß ſelten geweſen ſein (ich benutze das Exemplar der Königlichen Bibliothek von Berlin), da Ludovici (I., 397) bekennt, daß er es nicht habe zu Geſicht bekommen können, daher er es auch unter einem ſelbſterfundenen Titel — Schriftliches Bedenken von dem Reichspanier und der Würtembergiſchen Sturmfahne, Hannover 1694 — anführt. Er kannte indeß die beiden, bei Thucelius und Marteau befindlichen, aber getrennten Beſtandtheile des Buches, nur nicht die Vorrede.

---

*) Daß Leibnitz der Verfaſſer dieſes Buchs ſei, bezeugen Eckhart, Feller u. a. Fellerſ macht überdies die frappante Bemerkung, daß damals der Vicekanzler **Ludolf** den deutſchen Stil Leibnitzens vor dem Drucke — verbeſſert habe (Leibnitii stylum germanicum corrigente)! Feller iſt nur für uns eine zu zweideutige Autorität, um auf eine Ausſage der Art von ihm irgend ein Gewicht zu legen.

) Brevis deductio, sistens discrimen, quod intercedit inter vexillum seu Bannerium Imperii Primarium et Vexillum conflictus Wurtembergicum. **Germanice scripta et ex Cassandri Thucelii etc. depromta.

Dieſe „Wechſelſchriften“ nun wären ein ganzes Buch unſers Leibnitz in deutſcher Sprache, das für ſich allein einen Band ausmacht. Es fragt ſich, ob der darin verhandelte Gegenſtand das für Leibnitzens deutſche Schriften intereſſirte Publikum hinlänglich anſprechen möchte, um durch den Wiederabdruck des Buches das gegenwärtige Unternehmen um einen Band (wenigſtens den größern Theil eines Bandes) zu vermehren. Wer Leibnitz von allen Seiten kennen lernen will, würde auch von dem Studium dieſer, allerdings ſich ein wenig trocken ausnehmenden heraldiſchen, genealogiſchen und ſtaatsrechtlichen Unterſuchungen, nicht unbelohnt bleiben; denn, univerſell und gründlich, wie der mit beſter Ueberzeugung*) abhandelnde Verfaſſer hier verfährt, ſtreift er an die anziehendſten hiſtoriſchen Fragen aus dem Kriegs- und Republikenweſen des Mittelalters**), und legt ſo das intereſſanteſte hiſtoriſche Detail nieder. Aber auch hinſichtlich der Sprache hatte der Verfaſſer Gelegenheit, nicht wenig Schwierigkeiten zu überwinden und manche Eigenthümlichkeit des Ausdrucks an den Tag zu legen. Weil nun das Buch ſo ſelten iſt, und ſelbſt die Urkundenſammlungen des Thucelius und Marteau nicht das ganze Buch, das Leibnitz herausgegeben, repräſentiren, ſo glauben wir bei den Leſern Dank zu verdienen, wenn wir ihnen hier wenigſtens Leibnitzens kurze Vorrede mittheilen, welche folgendermaßen lautet:

„Es iſt bekannt, daß bei Aufrichtung der neunten Chur zugleich auch auf ein neues Erzamt gedacht worden, und zu dem Ende unter andern die Beſorgung des Reichsbanners in Vorſchlag kommen; weil weltkündig, daß dieſe hohe Verrichtung Niemand bisher erblich zugeſtanden, ſondern bei anſtändigen, wichtigen Begebenheiten einem dazu erwählten zeitlichen Reichs-Bannerherrn nach Gelegenheit aufgetragen worden; wiewohl dergleichen innerhalb zweihundert Jahren, ſeither dem Zug Kaiſer Friedrichs gegen Herzog Karln zu Burgund, nicht geſchehen. Daher auch wohl ſo wenig an Seiten Kayſerlicher Majeſtät, als ſonſt bei Jemand vermuthet werden können, daß die, wegen der Burg Gröningen in Schwaben, dem Hochfürſtlichen Hauſe Würtemberg etwa von Reichs wegen zuſtehende Sturmfahne vor des Heil. Römiſchen Reichs Hauptbannier angegeben werden dürfte.

---

*) Dies geht aus obigem Bekenntniſſe an Rudolf hinreichend hervor.

**) Dahin gehört z. B. §. 7. der „Beantwortung“: die Abhandlung von den verſchiedenen Gattungen der Fahnen und Standarten, namentlich des berühmten Carrocio der Italiäner; über die Abſtammung der Hohenſtaufen; von dem Urſprung der Erblichkeit der Lehne u. ſ. w.

Nachdem aber ſolches nicht allein wider alles Verhoffen geſchehen, ſondern auch bei kaiſerlicher Majeſtät, und ſonſten hin und wieder man ſich an Seiten Würtemberg, gleich als gegen ein diesfals zuziehendes Präjudiz beſchweren wollen: ſo iſt ein Bedenken oder kurze Schrift vom Unterſchied zwiſchen des Reichs Hauptbannier und der Würtembergiſchen Sturmfahne zwar abgefaſſet, aber mit der Publicirung etwas angeſtanden worden; der Hoffnung, man würde bei dem Hochfürſtlichen Hauſe Würtemberg nach eingezogenen nähern Bericht ſolche Klagten von ſelbſten fallen laſſen.

Alleine nachdem es dabei nicht geblieben, ſondern zu Ende vorigen Jahres eine ausführliche Würtembergiſche Deduction in öffentlichen Druck kommen, darin nicht nur die erwähnte Sturmfahne vor das rechte Hauptbanner des Heil. Römiſchen Reiches angegeben: und unter ſolchen Vorwand Kaiſerl. Majeſtät Gewalt und Macht, dieſes uralte große, doch von keiner gewiſſen Familie erblich gehabte Reichsamt zum Erzamt zu qualificiren, und ihm sedem fixam bei einem gewiſſen hohen Haus zu geben, praetextu juris quaesiti Wurtemburgici angefochten werden wollen; ſondern auch die oberwähnten Klagten öffentlich wiederholt werden: —

So hat man endlich gut befunden, durch Publicirung obermelter Schrift, und beigefügter Beantwortung der Würtembergiſchen wörtlich angeführten Deduction, der Welt zu zeigen, daß das erwähnte Erz-Banneramt des heiligen Reichs von dem Würtembergiſchen Amt der Gröningiſchen Sturmfahne in Schwaben allerdings unterſchieden und weit entfernet; alſo die geführte Klagten und Imputationen, als ob durch ein ſolches Erzamt die Würtembergiſchen jura gekränket würden, ganz nicht nöthig noch gegründet. Wie man dann auch nicht glauben kann; daß Kaiſ. Majeſtät, oder ſonſt Jemand im Reich, dem Haus Würtemberg etwas zu entziehen gemeinet; ſondern deſſen Flor um ſo viel deſto mehr von männiglich zu wünſchen, weilen daran dem gemeinen Vaterland Deutſcher Nation ſelbſt ein Großes gelegen, und die ganz friſche Verdienſte dieſes Hochfürſtlichen Hauſes bei jetzigen gefährlichen Zeiten, zu deſſen großen Ruhm ſich täglich zeigen."

In der Beantwortung der Deduction (§. 4) nimmt Leibnitz unter andern den Charakter ſeines Herrn, des jetzigen Churfürſten, in Schutz, indem er ſchreibt: „Gleichwie weltkündig, daß des Churfürſten zu Braunſchweig-Lüneburg Durchl. zeit ihrer Regierung ſich jedesmal höchſtens angelegen ſein laſſen, nicht nur niemand an ſeinem Recht zu beeinträchtigen, ſondern auch mit andern Churfürſten und Ständen, auch abſonderlich mit dem Hochfürſtlichen Hauſe Würtemberg in guten Vernehmen und Vertrauen zu ſtehen, ſo kann man ſich von Höchſtgedachter Seiner Churfürſtlichen Durchl. wohl verſichert halten, daß, dafern ſie die geringſte Vermuthung haben können, als ob unter der Würtembergiſchen Sturmfahne des Reichs Haupt-Banner zu verſtehen, Sie nimmermehr einigen darauf gerichteten Vorſchlägen oder Abſehen das geringſte Gehör gegeben haben würden. Maßen es auch allezeit die Meinung gehabt, bei denen an Seiten des Hochfürſtl. Hauſes Würtemberg wegen ſolcher Sturmfahne etwa exercirten Actibus oder daran haftenden Gerechtſamen niemals einigen Theil zu nehmen. Nachdem man ihr aber imputiren will, daß Sie Prätenſiones auf aliena jura formiren, und Kaiſerl. Majeſtät ſelbſt an Seiten Würtemberg durch Schreiben erſuchet worden, von ſolcher Prätenſion Sie abzumahnen, ſo wird allhier gezeiget, wie weit dasjenige, ſo eines, der neuen Chur künftig beilegenden Erz-Amts wegen vorkomme, von demjenigen, ſo das Hochfürſtl. Haus Würtemberg herbracht, unterſchieden.“ — — Und ſo werden zuletzt die von dem Gegner am Schluſſe ſeiner Deduction gegen die Perſon Ernſt Auguſts inſinuirten, patriotiſchen Bemerkungen in folgender Art von Leibniz zurückgewieſen: — „Was Kaiſerl. Majeſtät noch diesfalls ſchließen würde, wird die Zeit geben. Was respectu Caesaris angeführet wird, daß Kaiſerl. Maj. das Haus Würtemberg ſchützen würde, und zwar: ut dominus Vasallum tueri tenetur, gehöret zwar mehr ad rationes justificas, als suasorias, wie Grotius redet; man ſiehet aber auch niemand, gegen den dies hochfürſtliche Haus bei ſeinem Fahnenrecht geſchützet zu werden bedürfe. Was aber in Regard des Reichs mit nachdrücklichen, doch glimpflichen Worten erwähnet wird: von Befriedigung der Gemüther, von Unterbrechung vorgekommener, nachtheiliger Sentimenten, wie auch von harmonia animorum und deren Wiederbringung zu einem neuen Vigor, dafern dem Würtembergiſchen Suchen gefuget; und im Gegentheil von Präjudiz des Fürſtenſtandes und Folgſamkeit ſolches Exempels, auch mehrer Differenz, dafern ſolchem petito nicht deferirt würde; ſo wird man verhoffentlich weder Kaiſerl. Maj. noch des Churfürſten zu Braunſchweig-Lüneburg Durchl. dadurch gleichſam accuſiren wollen, als ob ſie an einigen Widerwärtigkeiten Schuld hätten, ſo ſich herfürgethan haben mögen. Kaiſerl. Maj. haben allezeit mit höchſter Sorgfalt einen jeden hohen und niedrigen Stand bei ſeinem Recht zu ſchützen ſich angelegen ſein laſſen. Und Churfürſt Ernſt Auguſti Durchl. haben Zeit ihrer ganzen Regierung bei allen Gelegenheiten, und wie ſehr ſie ab alieno appetendo entfernet, zu erkennen geben. Werden auch gewißlich nimmer es dahin kommen laſſen, daß ſie von einigen Menſchen, will geſchweigen von dem Hochfürſtl.

Haus Würtemberg, deſſen Freundſchaft ſie jederzeit ſo hoch geſchätzet, eines Widrigen, mit Beſtande des Rechten, beſchuldiget werden ſollte!“ —

Außer daß dieſe Auszüge hinreichend ſind, uns Leibnitzens Schreibart aus dem Jahre 1694 zu vergegenwärtigen, dienen ſie auch, die Aufmerkſamkeit auf die Schrift im Voraus hinzulenken, welche der Geſchichte und der Perſönlichkeit Ernſt Auguſts ausſchließlich von Leibnitz gewidmet iſt, ich meine deſſen von Leibnitz verfaßten und nur einige Jahre ſpäter, nemlich 1698 gedruckten Lebenslauf des Churfürſten Ernſt Auguſt. Das Kritiſch-Literariſche über dieſen, ſeit faſt 140 Jahren hier zum erſtenmal wieder abgedruckten deutſchen Originalaufſatz Leibnitzens findet der Leſer in der demſelben vorangeſchickten Einleitung. Hier ſei uns geſtattet, über die hiſtoriſche Bedeutung jenes Fürſten einiges voranzuſchicken.

Ernſt Auguſt iſt in neuern Zeiten weniger durch eigne, perſönliche Bedeutung, als dadurch denkwürdig und intereſſant geworden, daß er Sophieen, die berühmte Tochter des Winterkönigs und Freundin des großen Leibnitz zur Gemahlin, und dann, daß er die Königin von Preußen, Sophie Charlotte zur Tochter hatte, wenn man es außerdem etwa noch als wichtig genug bemerken zu dürfen glaubte, daß er der Stammvater der bis auf unſre Zeiten auf dem Throne von Großbrittannien blühenden deutſchen Regentenlinie geweſen. Zum Gegenſtande einer beſondern, hiſtoriſch-biographiſchen Darſtellung iſt er, unſers Wiſſens, von einem Neuern nicht wieder gemacht worden, während ſeiner Gemahlin Sophie durch Feder ein Denkmal der Pietät geſetzt*) und ganz neuerdings durch die Meiſterhand Varnhagens von Enſe das Bild und

---

*) Sophie, Churfürſtin von Hannover, im Umriß Hannover, bei den Gebr. Hahn 1810.

Andenken der Königin Sophie Charlotte*) uns vergegenwärtigt werden iſt. Um ſo willkommer, hoffen wir, wird den Verehrern jenes erlauchten Hauſes und ſeiner Verwandten die ihnen hier dargebotene Skizze des Lebens, Charakters und der Regierungsgeſchichte Ernſt Auguſts durch die Hand des großen Leibnitz ſein.

Aus Spittlers Geſchichte von Hannover (II., 314) ſei indeß geſtattet, folgende ſchöne Schilderung des Charakters Ernſt Auguſts und ſeiner Gemahlin hieher zu ſetzen: „— So iſts ſchön, wenn ſich bisweilen auch Prinzen bei ihrer Heirath auf den guten Gott verlaſſen müſſen, der ihren Kindern einſt doch noch forthelfen, chriſtlich redliche Erziehung ſegnen, den Söhnen ihr Auskommen, den Töchtern einen Mann ſchenken werde! So bildeten ſich in Ernſt Auguſts und Sophiens Charakter jene himmliſch ſchönen Züge veredelter Menſchlichkeit, deren ihre Geſchichte ſo voll iſt, jene teutſchgründliche, überfürſtliche Aufklärung, die ſie zu Leibnitzens Freunden machte, jene planmäßige Feſtigkeit, die ſo auszeichnend in ihrer Regierung war, und bei dem lebhafteſten Selbſtgefühl, bei dem unermüdetſten Aufſtreben in einen noch glücklichern Zuſtand, jene überall umherſchauende Duldſamkeit, die man durch Trübſale jüngerer Jahre ſo leicht lernt, und durch glücklich gewonnene Tage nachfolgender Jahre ſo leicht wieder vergißt.“ — —

Leibnitzens patriotiſche Beſtrebungen (in wiefern ſie durch Schriften in deutſcher Sprache beurkundet werden) nach dem Tode Ernſt Auguſts, und unter der Regierung Georg Ludwigs zu verfolgen iſt deshalb der Ort noch nicht, weil dieſe, um den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, nach einer ganz eigenthümlichen Richtung hin ſich entfalten, nemlich in der Berührung mit dem neuen Preußiſchen Königshauſe, zu deſſen Flor und Glorie Leibnitz durch Wort und That nach

---

*) Leben der Königin von Preußen, Sophie Charlotte. Berlin, Duncker und Humblot 1837.

Kräften beizutragen beſtrebt war. Die dahin gehörigen Betrachtungen werden alſo in der Einleitung zu Leibnitz's deutſchen Schriften in Bezug auf die neue preußiſche Krone, die Stiftung der Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin und die Unionsverſuche zwiſchen den Reformirten und Evangeliſchen ihren Platz finden.

Daß endlich auch die bekannten „Unvorgreiflichen Gedanken“ aus einem höhern politiſch-patriotiſchen Geſichtspunkte zu faſſen ſind, iſt bereits in der Einleitung zu den Jugendſchriften S. 126 oben angemerkt worden.

Lebenslauf des Churfürſten von Hannover Ernſt Auguſt.

Literäriſch-kritiſche Einleitung.

Diejenigen Schriftſteller, welche früher von dieſer Schrift wiſſenſchaftlichen Gebrauch gemacht haben, führen ſie alle nur als eine lateiniſche Schrift unter dem Titel an: Vita B. Ernesti Augusti Electoris Brunsvicensis primi, wie ſie in den von Dutens 1668 herausgegebenen Opera omnia, und zwar im vierten Bande, angetroffen wird. Ich berufe mich nur auf zwei, für Geſchichte und Literatur von Hannover geltende Autoritäten. Feder in ſeiner gehaltreichen Schrift: Sophie, Churfürſtin von Hannover im Umriß. Hannover 1810 ſchreibt S. 252 (als Zuſatz zu S. 190): „Auch Leibnitz im Leben des Churfürſten Ernſt Auguſt (Opp. IV. p. I. p. 216) giebt den Tag der Vermählung (Ernſt Auguſts mit Sophien) nicht genau an, ſagt nur: gegen Ende des Septembers, „exeunte Septembri." Dann citirt er eine andere Angabe aus derſelben Vita, (ib. p. 219). Auf eine kritiſche Erörterung in Hinſicht der Echtheit, oder eine Frage nach dem Original u. ſ. w. läßt Feder ſich nicht ein; doch laſſen ſeine Worte glauben, daß er die Vita in der vorliegenden Geſtalt für Leibnitzens eigene und urſprüngliche Arbeit gehalten habe.

Bedeutender iſt die Angabe eines hier auf literarhiſtoriſche Vollgültigkeit Anſpruch machenden hannoverſchen Schriftſtellers, Friedrichs von Ompteda in dem Buche: Neue Vaterländiſche Literatur, eine Fortſetzung älterer, hiſtoriſch-ſtatiſtiſcher Bibliotheken der Hannoverſchen Lande bis zum Jahre 1807. (Hannover, Gebr. Hahn): wo S. 141 unter der Rubrik

„Churf. Ernſt. Auguſt“ zu den ältern Literaturen eines Praun und Anderer Nachträge geliefert werden; unter dieſen nimmt aber die erſte Stelle ein:

Vita Ernesti Augusti Electoris Brunsvicensis primi. In G. W. Leibnitii opera omnia nunc primum collecta etc. studio L. Dutens. Genevae 1768 im 4ten Theil Nr. 2. p. 211 bis 275.

Dahinter iſt jedoch weiter nichts bemerkt, als folgende kurze, mit des Verfaſſers eigenen Worten wiedergegebene Weiſung:

„Dieſer Aufſatz von Leibnitz war vorher nie gedruckt.“ Wer ſollte nicht glauben, daß hier von einem lateiniſchen Originalaufſatze die Rede ſei! —

Jetzt ſehen wir aber bei Dutens ſelbſt nach.

Hier ſteht denn im Index p. VI. bei der Anführung unſerer Schrift nach dem letzten Worte Primi der wichtige Beiſatz: ex Germanico sermone in Latinum versa, und dahinter eingeſchloſſen: Ritmeieri Chronicon Brunsvic. Und im Texte p. II. p. 211. heißt es noch einmal: Vita Ernesti Augusti etc. ex Germanico sermone in Latinum versa.

Wie ſtimmt dies zu der kategoriſchen Verſicherung jenes Autors: „dieſer Aufſatz von L. ſei vorher nie gedruckt!“ Warum verſchweigt er die definitive Angabe von Dutens, daß dieſer Aufſatz aus dem Deutſchen ins Lateiniſche überſetzt und zwar von ihm aus Rethmeiers Braunſchweig-Lüneburgiſcher Chronik entlehnt ſei! Dieſer Widerſpruch löſt ſich wohl ſo. Ompteda hatte (wenn man nicht annimmt, daß er ſo wichtige, in die Augen fallende Beſtimmungen ganz überſehen) den Rethmeier aufgeſchlagen und darin nach dem deutſchen Original geforſcht — und nichts gefunden! Die Angabe von Dutens mußte ihm alſo in Bezug auf die Quelle falſch, in Hinſicht auf die urſprüngliche Schreibart (vielleicht, weil Leibnitz keine ſo bedeutende Schrift in deutſcher Sprache verfaßt haben ſollte —) verdächtig vorkommen; um nun dem Leſer alle kritiſchen Bedenklichkeiten abzuſchneiden, ſich ſelbſt aber die weitere Mühe des ſehr ſchwer ausſehenden Forſchens zu erſparen, unterdrückte er den vollſtändigen Titel der Schrift bei Dutens, welcher doch, treu wiedergegeben, vielleicht ſchon einen andern zu weiterm Nachforſchen hätte anregen können, und ſtellte die, nur in einem gewiſſen Sinne richtige Behauptung auf: „Dieſer Aufſatz von L. wäre vorher (d. h. vor 1768) nie gedruckt geweſen.“ Wäre der Autor konſequent geweſen, ſo mußte er an der Authenticität des Aufſatzes zweifeln.

— Es iſt wahr, man durchſuche den Rethmeier von Anfang bis zu Ende alle 3 Bände in Folio, auf das ſorgſamſte vor- und rückwärts, man wird auf kein Leben Ernſt Auguſts von Leibnitz ſtoßen. Denn der Abſchnitt im dritten Bande (das 90ſte Kapitel) mit der Ueberſchrift: Von Herzog Ernſt Auguſt, Biſchofen zu Osnabrück und Churfürſten, ſeiner Regierung, Gemahlin und Kindern, iſt ja nicht weniger Rethmeiers Arbeit, (ſollten wir denken), als alles Uebrige; kann alſo nicht etwa von Leibnitz herrühren. Der Name Leibnitz findet ſich nur am Ende dieſes 90ſten Kapitels, als Verfaſſer eines lateiniſchen Epigramms auf den verſtorbenen Churfürſten, des nemlichen, welches man aus Ludovici I. §. 136. und den opp. omn. hinter der Vita B. Ernesti Augusti kennt, und das beide von Rethmeier entlehnten. Dieſer ſelbſt nemlich ſchreibt S. 1745, jenes Epigramm bevorwortend: „Der weltberühmte Churfürſtl. Geheime-Rath, Herr von Leibnitz verfertigte damals folgendes Epigramma.“ Von einem Lebenslaufe des Chufürſten von Leibnitz, ſagt er kein Wort; und weiter wird Leibnitzens auch nicht gedacht. Enthielt Rethmeiers Chronik wirklich eine ſolche Arbeit, ſo hätte der fleißige und ehrliche Ludovici ſie gewiß angegeben, der in dem Paragraphon, wo er des Lebenslaufs Ernſt Auguſts denkt, (a. a. O.) nichts weiter ſagt, als:

„Dieſes Gedichte findet man in dem dritten Theile von des Rethmeiers Chron. Brunsv. auf der 1745 Seite.“ Daß nun Rethmeier (im Jahre 1724), ich will nicht ſagen, Leibnitzens Arbeit nicht benutzt — ſondern ſie gar nicht zu kennen ſcheint, ſie wenigſtens nicht einmal nennt, obſchon der Anlaß ihm ganz unmittelbar nahe lag; dieſes abſolute Stillſchweigen könnte uns wohl gar die Authenticität der Leibnitz beigelegten Vita Ernesti Augusti im höchſten Grade verdächtig machen. —

Daß Leibnitz bei dem Ableben ſeines Herrn, des Churfürſten von Hannover Ernſt Auguſt, (am 23. Januar 1698) den Auftrag erhalten habe, ſeinen Lebenslauf aufzuſetzen, und dieſen Auftrag vollzogen habe, wird uns als Thatſache berichtet von Eckhart, im Lebenslaufe Leibnitzens (von Murr Journal 2c. VII., 170), in folgenden Worten: „Im Jahr 1698 verfertigte er die Personalia oder den Lebenslauf des im ſelben Jahr verſtorbenen hochſeligſten Churfürſten Ernesti Augusti.“ Eckhart mußte dies ſehr gut wiſſen, da er in demſelben Jahre (1698) nach Hannover gekommen, und, was die Hauptſache, nach Leibnitz's Tode Hiſtoriograph des Hauſes war. Auch Ludovici führt dieſe Thatſache aus Leibnitz's Leben (I., 142 §. 136) wohl aus guter Quelle an, obſchon er ſie gegen ſeine Gewohnheit nicht nennt; er ſchreibt: „Im Jahre 1698 geſchah es, daß ſein gnädigſter Herr, der Durchlauchtigſte Ernſt Auguſt, erſter Churfürſt von Braunſchweig-Lüneburg, am 23. Jenner — ſtarb. Es wurde alſo Herrn Leibnitzen die Beſorgung des Lebens-Laufes nur gedachten Churfürſten — aufgetragen, welchen er auch aufgeſetzet hat.“ Und darauf: „Nächſt dem verfertigten Lebenslaufe hat unſer Hr. Baron auch alles dasjenige in kurze und ſinnreiche Verſe geſchickt zuſammengebracht u. ſ. w.“ Hiezu kommt endlich, daß Ludovici in dem (VII.) Kapitel von den ſämmtlichen gedruckten Schriften Leibnitzens §. 407 Nr. 133. I., 429 beim Jahr 1698 den „Lebens-Lauff des Hochſeeligen

Churfürſten Ernesti Augusti" mit Rückweiſung auf §. 136 anführt. Daß zweitens dieſe Schrift urſprünglich deutſch abgefaßt worden ſei, geht nicht nur aus dem Titel derſelben bei Eckhart und Ludovici, ſondern auch aus ihrer Beſtimmung hervor. Denn wenngleich Eckhart dieſe Beſtimmung an jenem Orte nicht ausdrücklich angegeben hat, ſo kann es nicht unbekannt ſein, daß im 17ten bis noch gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Deutſchland die Perſonalien, welche bei dem Tode eines bedeutenden Mannes, eines Gelehrten, Staatsmanns, beſonders eines regierenden Fürſten abgefaßt wurden, eine kirchlich religiöſe Beſtimmung hatten, nemlich um von dem Paſtor oder Geiſtlichen bei der Beerdigung abgeleſen zu werden; es verſteht ſich daher von ſelbſt, daß dieſe Perſonalien deutſch abgefaßt ſein mußten, um von dem Volke und der Gemeine verſtanden zu werden*). Perſonalien und Funeralien dieſer Art ſind nicht ſelten die einzigen, oft die anziehendſten, an einzelnen zur Charakteriſtik des Verſtorbenen wichtigen Zügen reichhaltigſten Quellen und ſchätzbarer als die ſpätern, ſo trocknen Nekrologe**; und Niemand wird anſtehen, den Perſonalien oder Funeralien eines Churfürſten Ernſt Auguſt von der Hand eines Leibnitz (in deutſcher Sprache) für die Literatur einen dreifach hohen Werth beizulegen.

---

*) Eine Ausnahme machten nur diejenigen Funeralien, welche zum akademiſchen Gebrauche auf den Univerſitäten beſtimmt und auf ein gelehrtes Publikum berechnet waren; ſo beſitzen wir z. B. die lateiniſchen Funeralien auf Leibnitzens Vater und Mutter, bei Ludovici I. §. 12. 13.

**) Vgl. Spittler Geſchichte von Hannover II., 288. über die Lebensnachrichten von Otto Grote. „Wer ſollte glauben, daß das einzige Denkmal eines ſolchen Mannes die Perſonalien ſeien, die der Paſtor bei der Beerdigung ablas! Mit dem Angedenken der größten Miniſter und Männer unſers Zeitalters wird es bei der Nachwelt noch ſchlimmer gehen, denn die Leichenpredigten und Paſtorperſonalien ſind abgekommen“ u. ſ. w. So beklagt auch Feder (Sophie, Churfürſtin von Hannover, Vorr. XI.), daß ſich nirgends Funeralien dieſer ſo merkwürdigen Fürſtin fänden.

Da ſich dies ſo verhält, ſo wird die Authenticität der Vita Ernesti Augusti bei Dutens, ſo wie deſſen Beiſatz ex Germanico sermone in latinum versa in ſo weit, gegen Rethmeiers Stillſchweigen, gerettet, als wir mit Zuverläſſigkeit auf einen deutſchen Originalaufſatz Leibnitzens zurückgeführt werden, welcher der Vita etc. zu Grunde liegt: allein wo und in welcher Beſchaffenheit befindet ſich dieſer Aufſatz? Exiſtirt er nur in der Handſchrift oder iſt er gedruckt, und iſt das letztere, wann und wo und in welcher Geſtalt iſt er gedruckt? Hierüber laſſen die Nachrichten uns ganz im Dunkeln. Nach Ompteda und Feder wäre der Originalaufſatz — wofern er exiſtirt — gar nicht gedruckt; eigentlich exiſtirte er aber überhaupt nicht. Ludovici läßt uns im Ungewiſſen, ebenſo Eckhart. Ludovici kann ſogar dieſe Schrift niemals geſehen haben; denn er, welcher überall die Titel der Leibnitzſchen Schriften mit bibliographiſcher, faſt ängſtlicher Genauigkeit, bis auf die Anzahl der Bogen, der Seiten, des Formats, des Druckorts u. ſ. w. und, findet ſie ſich in einer Sammlung oder einem Journal, auch dieſes ſorgfältig angiebt, führt dieſe Schrift nur wie von Hörenſagen an; und man überzeugt ſich von ſeiner eignen Unkunde vollends, wenn man den Titel des aufgefundenen Originalaufſatzes mit Ludovicis Angabe zuſammenhält.

So bleibt denn nichts übrig, als zu Dutens zurückzukehren, welcher doch, da die Hauptſachen ſo gut ſtimmen, ſeine Angabe des Orts nicht eben nur aus der Luft gegriffen und daher vielleicht nur ein Verſehen in der Weiſe des Citirens begangen haben wird? — Alſo noch einmal den Rethmeier vorgenommen und das Kapitel von Ernſt Auguſt aufgeſchlagen! Es iſt eine kleine Mühe, zwiſchen Rethmeier und Leibnitz einmal eine Collation anzuſtellen.

Doch hier wird es uns geſtattet ſein, in den erzählenden Ton überzugehen. Wir haben eine Collation zwiſchen Rethmeiers Kapitel 90: Von Ernſt Auguſt ꝛc. und der Vita B. Ernesti Augusti wirklich angeſtellt und, es kurz zu ſagen —

im Rethmeier ein bedeutendes Fragment des geſuchten deutſchen Originalaufſatzes unſers Leibnitz Wort für Wort wiedergefunden; wodurch ſich das Räthſel ſeines Stillſchweigens überraſchend löſte.

Es wäre für den Leſer ermüdend, dieſe Vergleichung hier im Einzelnen durchgängig wiederholen zu wollen; da Rethmeiers Chronik und Leibnitzens Sämmtliche Werke überall zu haben ſind, ſo kann man, beide Bücher neben einander legend, dieſe Vergleichung bequem ſelbſt vornehmen. Nur müſſen wir folgendes bemerken.

Die Eingänge der Vita und der Rethmeierſchen Darſtellung ſtimmen allerdings ganz und gar nicht, die Vita beginnt mit einer religiöſen Betrachtung, auf welche ein Rückblick auf die frühere Geſchichte des Hauſes und dann die Genealogie folgt; von alledem hat R. nichts, ſondern nur die einfache Angabe des Geburtsjahrs. Was in der Vita, mithin in dem Originale mehr iſt, hat Rethmeier zu Anfang ganz fortgelaſſen. Dieſe Verſchiedenheit des Anfangs iſt auch als Grund anzuſehen, daß es bisher Niemand einfiel, hier in Rethmeier den Plagiarius zu vermuthen.

Es beginnt die wörtliche Uebereinſtimmung mit Leibnitz bei Rethmeier erſt S. 1725 (Dutens S. 213). Rethmeier: „Sr. Churfürſtl. Durchl. ſind zwar unter Dero fürſtl. Herrn Gebrüdern der jüngſte geweſen; es hat aber doch der kleine Prinz bald aus allem ſeinem Weſen in ſeiner zarten Jugend etwas herfürblicken laſſen, darob man ſich ein Großes verſprechen können.“ Dutens: Ac fuit ille quidem Fratrum suorum natu minimus; sed tamen vel parvulus indolem ostendit ejusmodi, quae magnam sui spem concitaret.“ So geht es weiter eine ganze Strecke fort, wo Zeile für Zeile der lateiniſche Text dem deutſchen ſo genau folgt, als eine Ueberſetzung nur folgen kann — aber nur bis S. 1217, wo es heißt, Rethmeier: Nun ſollte man von ſeiner Churfürſtl. Durchl. vortreflichen Leibes- und Gemüthsbeſchaffenheiten, beroiſchen Tugenden und andern denkwürdigen Umſtänden noch ausführliche Meldung thun; maßen gewiß und bekannt, daß Er einer der vollkommenſten Herrn ſeiner Zeit geweſen; man will ſich aber damit, weil doch alles viel zu wenig vor dieſen großen Churfürſten ſein dörfte, nicht aufhalten, ſondern theils auf die vorhergehende Erzählung, theils auf das gemeine Urtheil berufen. Dutens: Jam debebat mentio fieri virtutum corporis et animi, quae cum aliis multis rebus in eo suspicienda sunt, quippe constat, fuisse illum unum de principibus Principum suae aetatis. Neque tamen ei negotio immorabimur, cum sit ei satisfactum partim iis, quae sunt commemorata, partim communi omnium testimonio summa illius laus comprobetur. —

Hier folgt bei Leibnitz (nemlich in der lateiniſchen Vita) eine viertehalb Seiten große, ſehr anziehende Schilderung der leiblichen und geiſtigen Perſönlichkeit des berühmten Fürſten, von den Worten: Nec tamen alienum fuerit unum et item alterum afferre bis S. 334 zu Ende: cui sit laus in aeternum — von welchem allem Rethmeier kein Wort weiter hat. Vielmehr bricht dieſer nach den mitgetheilten Worten plötzlich ab; und was weiter folgt, ſind trockne, wer weiß woher geſchöpfte Nachrichten über Begräbniß, Münzen u. ſ. w. welche uns hier nichts angehen.

Das Stück im Rethmeier, deſſen Anfang und Ende wir ſo eben beigebracht haben, umfaßt nun in der That den größten Theil und den eigentlichen hiſtoriſchen Kern von Leibnitzens Darſtellung — nach der Vita Ernesti Augusti; was aber dem Rethmeier den Schein der Originalität giebt und zugleich die Vergleichung erſchwert, iſt, daß erſtens der mit der Vita Ernesti Augusti übereinſtimmende deutſche Text theils durch Einſchiebung von ganzen, oft ſehr langen, übrigens werthvollen, Urkunden z. B. des Churvertrags von 1692 S. 1736 ff. („den Churvertrag ſiehe bei Rethmeier S. 1736" bemerkt daher Hüne in: Geſchichte des Königreichs Hannover 1824 I., 701), theils durch eine Menge kleiner Notizen und Lokalnachrichten unterbrochen iſt (ſo jedoch, daß dieſe Einſchaltungen von dem eigentlichen, mit dem Lateiniſchen übereinſtimmenden, Texte durch kleinern Druck unterſchieden ſind, was die Vergleichung wieder erleichtert), zweitens aber, was wichtiger, der deutſche Text theils weniger giebt, als der lateiniſche, theils gewiſſe kleine Veränderungen zeigt z. B. bei Dutens p. 228. Atque etiam idem noster mense Decembre ann. 1692 illi foederi socius accessit, quod primum inter Imperatorem et Ordines Belgicos etc. Dieſe nicht unwichtige Thatſache fehlt bei Rethmeier ganz; während das Vorangehende und Nachfolgende wieder mit dem Lateiniſchen genau übereinſtimmt. Eine andere Weglaſſung bei Rethmeier ſiehe S. 1727, und Aenderungen S. 1730 Z. 22, S. 1733 Z. 26, S. 1734 Z. 27, S. 1735 Z. 29, S. 1736. Z. 29, S. 1739 Z. 30 u. ſ. w.

Eine dritte Art der Verſchiedenheit zwiſchen Rethmeier und der Vita bei Dutens beſteht endlich darin, daß Rethmeier häufig auf Quellen, als das Theatrum Europäum und die andern bekannten Geſchichtsautoritäten jener Periode zurückweiſt, während die Vita ohne alle Citate und Unterbrechungen, von Anfang bis zu Ende in einem Fluſſe bleibt.

Wo die Thatſachen ſo laut ſprechen, wäre jede weitere Argumentation und kritiſches Künſteln Ziererei. Wir haben alſo durch dieſe Entdeckung doppelt gewonnen: nicht nur wiſſen wir, daß Leibnizens Originalaufſatz, die gemeinſchaftliche Quelle des Rethmeier und Dutens (oder desjenigen, der ihm die Ueberſetzung machte) längſt gedruckt vorhanden ſeyn muß, ſondern auch, daß ein bedeutendes Stück deſſelben in Rethmeiers Chronik, obſchon unter Rethmeiers Namen, uns vorliegt, und als Rethmeiers Erzählung neben Leibniz — d. h. Leibniz neben ſich ſelbſt, in Original und Ueberſetzung, doch als ein von ſich ſelbſt verſchiedener Autor, z. B. von Feder gehalten, benutzt und angeführt worden iſt*).

Uns wundert in der That, daß Feder, als er das Leben der Churfürſtin Sophie ſchrieb, wobei er ſowohl die Vita Ernesti Augusti bei Dutens als Rethmeier benutzte und verglich, auf die Identität dieſer Quellen nicht gekommen iſt. Denn was er aus Rethmeier citirt, konnte er wörtlich in der Vita Leibnitzens antreffen und umgekehrt. Gewiß, dieſer große Verehrer jener erhabenen Freunde, der Churfürſtin und Leibnitzens hätte ſich gefreut, in den gemüthlichen Worten zum Lobe der Churfürſtin, die er dem Plagiarius zuſchrieb, Leibnitzens Feder wiederzuerkennen**).

Es bleibt jetzt noch übrig zu berichten, wie wir zu dem deutſchen Originalaufſatze ſelbſt gekommen ſind. Dies geſchah, in der Königlichen Bibliothek von Hannover, demjenigen Ort in Deutſchland, wo dieſe Schrift zu finden, faſt allein zu hoffen war***).

Das Hannöverſche Exemplar und editio princeps, woraus der nachſtehende Aufſatz gefloſſen iſt, bildet eine ſelbſtſtändige Schrift in klein Folio (18 Seiten) mit dem Titel: Personalia oder chriſtlicher Lebens-Lauf des durchlauchtigſten

---

*) Wie Dutens, deſſen unrichtigem Citate wir dieſe Reſultate verdanken, zu jenem gekommen ſei, bleibe übrigens dahingeſtellt.

**) Feder S. 15. „In den letzten Jahren ſeines Lebens litt ſeine (Ernſt Auguſts) Geſundheit an mancherlei Beſchwerden, wobei, wie Rethmeier es ausdrückt, die Fürſtin oft Tag und Nacht, mit großer Aſſiduität und Hintanſetzung ihrer eignen Ruhe und Geſundheit, Beiſtand geleiſtet, und darin ein ſo löbliches Exempel ehelicher Treue gegeben, als immer gefunden werden kann.“ Vita Ernesti l. l. p. 230. In hoc diuturno et molesto Beati Electoris morbo Electrix propemodum dies noctesque ad finem usque vitae assidue conjugi adfuit, nec suae vel quieti vel valetudini parcens; in quo praebuit exemplum fidei conjugalis, vix usquam reperiendum. Ein anderes Beiſpiel ſ. Feder S. 22.

***) Der Herausgeber bekennt mit wahrer Genugthuung, daß er nur mit Hülfe der zuvorkommenden Theilnahme ſeines verehrten Gönners, des

Fürſten und Herrn, Herrn Ernſt Auguſten, Herzogen zu Braunſchweig und Lüneburg, des Heil. Röm. Reichs Churfürſten, Biſchofen zu Osnabrück ꝛc. Wie ſolcher nach dem Leichen-Sermon über den Text 1ſten Maccab. XIV. V. 4, 8, 9, 10, 11, 12, 13 bei der Beiſetzung in dem Churfürſtlichen Begräbniß in der Schloßkirche in Hannover, den 23. Martii 1698, und Sonntags darauf Vormittags nach der Predigt in den Kirchen Dero Lande von den Canzeln abzuleſen verordnet worden. Hannover. Gedruckt bei dem Churfürſtl. Hofbuchdrucker Samuel Ammon. MDCXCVIII.

Zuſammengebunden iſt dieſe Schrift mit vier andern Gelegenheitsſchriften, welche alle einen dünnen Band ausmachen, mit der Aufſchrift: Ernestus Augustus I. Dux et Elector Brunsvic. Luneb. Episcop. Osnabr., und zwar iſt ſie unter fünf Schriften die vierte; und, wie man leicht zugeben wird, und auch die That erweiſt, in jeder Beziehung die anſehnlichſte und des Churfürſten würdigſte. In ihr haben wir denn das wahre und vollſtändige Original zu der Vita Ernesti Augusti, welche in den Opera Omnia Leibnitii ſteht, wovon jeder Leſer durch Gegeneinanderhaltung ſich überzeugen kann; namentlich haben wir den bei Rethmeier ſchmerzlich vermißten Anfang und den Schluß des Ganzen. Obſchon alſo dieſe Schrift Leibnitzens Namen nicht führt, (welches ganz unangemeſſen geweſen wäre) ſo wäre doch ein jeder kritiſche Zweifel an der Identität derſelben mit derjenigen, welche Eckhart und Ludovici namhaft machen, zu ſpät.

Denn außer dieſen äußern Zeugniſſen ſtimmte die innere Beſchaffenheit dieſer anſehnlichen Schrift vollkommen für Leibnitz als Verfaſſer. Es iſt ganz ſein Stil, ſeine Sprache, ſeine

---

Königlichen Oberbibliothekars und Archivraths Dr. Pertz ſo glücklich geweſen iſt, den ſchon beinahe aufgegebenen Originalaufſatz Leibnitzens in ſeine Hand zu bekommen und dadurch von allen quälenden Zweifeln in einem Augenblicke befreit zu werden.

Wendungen*). Eine Wendung z. B. wie dieſe im Eingange: „was wegen Alterthums unſern Archiven dieſfalls ſelbſt abgehet, erſetzt das allgemeine Archiv der Völker, nemlich die weltbekannte, wichtige Hiſtorie" — und ähnliche, woran namentlich der letzte Theil ſo reich iſt, dieſe bekunden den höhern Geiſt, zu welchem ein gewöhnlicher Chroniken- oder Funeralienſchreiber ſich nicht erhebt. Der Stil ſtreift oft an das Erhabene, und die ganze Behandlung läßt uns ahnen, wie dies Denkmal auf den Churfürſten ausgefallen wäre, wenn Leibnitz längere Zeit als zwei Monate mitten unter den Strömungen und Unruhen eines Regierungswechſels, bei welchem er perſönlich betheiligt war, im Gefühle der friſchen Trauer um den Verſtorbenen, endlich aber auch zu einem andern, als einem nur vorübergehenden Zwecke, zur Ausarbeitung vergönnt geweſen wäre; wenn es daher Göthe geſtattet war, ſeine geiſtreiche, ganz analoge Skizze zum Andenken der Herzogin Amalia, (gebornen Herzogin von Braunſchweig und Lüneburg) „einen eiligen Aufſatz, mehr in Geſchäftsform, als in höherm inneren Sinne abgefaßt" zu nennen, ſo wie „ein bleibendes Bekenntniß, wie viel mehr er ihrem Andenken zu widmen" verpflichtet ſei (Werke 32, 6), wie ſehr muß und darf erſt Leibnitz die Rückſicht der Nachwelt wegen der von ihm gelieferten Skizzen, recht eigentlich in Geſchäftsform abgefaßt, in Anſpruch nehmen**)!

---

*) Was Dutens in der Vorrede zu der ganzen Abtheilung von Leibnitz's hiſtoriſchen Schriften ſagt (IV. praef. p. 4) gilt ganz beſonders von unſerer: „In nullo ex Leibnitianis istius modi opusculis offendet Lector aridum illum ac jejunum stylum, quo persaepe magna cum legentium satietate haec argumenta tractantur. Norat minimum, quaecunque versaret, lepore quodam non usitato condire, etsi ea nihil veneris atque elegantiae recipere posse viderentur."

**) Wie ſehr Leibnitz durch den Tod Ernſt Auguſts und den dadurch verurſachten Regierungswechſel auf lange Zeit aus ſeiner gewöhnlichen Muße und Thätigkeit geriſſen wurde, bezeugt folgende Stelle ſeines ungedruckten

Man erkennt nichts deſto weniger in dem Verfaſſer den Philoſophen, den Weiſen, den tiefen Herzens- und Seelenkundigen, zugleich aber auch den vieljährigen Vertrauten und treuen Diener des Fürſten wieder, dem dieſes Denkmal geſetzt iſt; mit einem Worte die innere Beſchaffenheit unſerer Schrift, in Bezug auf Form und Inhalt, iſt Bürge, daß wir keinen andern Lebenslauf Ernſt Auguſts hier vor uns haben, als eben den, welchen Leibnitz im Jahre 1698, laut den Zeugniſſen Eckharts und Ludovicis, verfertigt hat.

In Anſehung des hiſtoriſchen Werths dieſer Schrift, als Quelle zur Geſchichte des Hauſes Hannover, giebt man gern zu, daß mehrere ſehr wichtige, in Ernſt Auguſts letzte Lebensjahre fallende, nur ſchmerzliche Erinnerungen hervorrufende Ereigniſſe am Hofe, von Leibnitz ganz mit Stillſchweigen übergangen ſind, und überdies von manchen ſchwachen Seiten des hingeſchiedenen Fürſten nichts erwähnt iſt. Der Character der ältern Perſonalien aus dem Anfang und der Mitte des 17. Jahrhunderts in Beziehung auf die Fürſten des Hauſes ſoll in dieſer Hinſicht ein ganz anderer geweſen ſein: „Noch Friedrich Ulrich (ſtarb 1634), ſagt Spittler (II., 180), war wenigſtens von ſeinen Leichenrednern ſo unparteiiſch gerichtet worden, als ehedem Aegypten, wie die Fabel ſagt, ſeine todten Könige richten ließ; aber bei dem Sarge der drei Söhne Georgs, ſelbſt am Grabe des katholiſch gewordenen Herzogs Johann Friedrich wurden Perſonalien verleſen, eine Predigt gehalten, bei welchen keinem Nachfolger auch für ſeine Leichenpredigt

---

Briefes an Thom. Burnet vom [illegible] Jan. 1699, wo er um Verzeihung ſeines langen Stillſchweigens bittet: — „Vous me l'accorderiez aisement, si vous saviez tous les embarras que j'ai eu depuis la mort de feu Mgr. l'Electeur, auxquels se joint par surcroit la nécessité de me menager sans parler des travaux ordinaires et extraordinaires. J'ai été mauvais payeur à l'égard presque de tous mes amis et il s'en est peu fallu, que toutes mes correspondances n'ayent été abandonnées." —

bange werden durfte[*]).“ — Nichts deſto weniger entſchuldigt ſich dieſer ſonſt ſo freimüthige Hiſtoriker in der Vorrede zum zweiten Theile durch eine redneriſche Wendung „daß er oft auf Dinge nur angeſpielt habe, die ganz und klar hätten erzählt werden ſollen“ — und namentlich „daß er von den großen Revolutionen, die an Ernſt Auguſts Hofe 1694 vorgingen, kein Wort beigebracht, und ſelbſt von dem, was 1692 vorging, kaum ein Wort geſagt habe“ — und daß er ſich über den Tadel herzlich freuen werde „daß nicht freimüthig genug habe geſchrieben werden können.“ Wenn dies der Hiſtoriker nach beinahe hundert Jahren geſteht, was ſollte erſt der Leichenredner ſagen! —

Um nun zu Rethmeier zurückzukommen, ſo kann vielleicht darüber geſtritten werden, ob er bei ſeinem Plagiat gewußt habe, wen er eigentlich ausſchreibe. Das bleibe nun dem Ermeſſen eines jeden überlaſſen. Man muß aber zugeben, daß er das Plagiat mit vielem Geſchick zu verbergen verſtand. Den in ſtiliſtiſcher und redneriſcher Hinſicht ausgezeichneten Schluß der Perſonalien ließ er lieber ganz fort, ehe er ſich ſo leicht der Gefahr, ertappt zu werden, ausſetzte[**]). Daß er den Text eines Andern auf hiſtoriſche Autoritäten überall ſtützt, welche umgekehrt von Leibnitz eher zu lernen hatten, war klug berechnet. Für die Geſchichtſchreiber des Hauſes Braunſchweig erwächſt aber die Pflicht, dieſes Factum nicht iſolirt ſtehen zu laſſen, ſondern eine allgemeinere kritiſche Reviſion an ihrem Rethmeier, deſſen Originalität und Ehrlichkeit vielleicht noch nie angezweifelt worden iſt, anzuſtellen, ſollte auch nicht überall der Fußſtapfen eines Leibnitz aufgeſpürt werden.

---

[*]) Spittler citirt in der „Geſchichte der Regierung Ernſt Auguſts“ weder Rethmeiers noch Leibnitz's Vita in den Opp. Omn., welche letztere er indeß wohl gekannt haben wird. Aus der im Texte mitgetheilten Aeußerung ſollte man vielleicht ſchließen, daß er die Perſonalien Ernſt Auguſts (doch ohne den Verfaſſer zu vermuthen) in der deutſchen Urſchrift geleſen habe.

[**]) Den Anfang konnte er freilich nicht brauchen.

Anlangend die lateiniſche Ueberſetzung, welche früher für ein Original gegolten hat, ſo kann man ihr (bis auf eine Lücke in der Genealogie) Vollſtändigkeit und im Allgemeinen Treue nicht abſprechen: allein wer ſich die Mühe geben will, Original und Ueberſetzung zu vergleichen, wird bald finden, wie gar weit die letztere hinter dem erſtern zurückgeblieben, ja wie gewiſſermaßen der Geiſt der Urſchrift von dem Ueberſetzer ganz ausgetrieben worden iſt.

Zum Schluſſe wird man gern die Quelle erfahren wollen, woher Rethmeier das lateiniſche Epigramm Leibnitzens auf Ernſt Auguſt geſchöpft habe. Denn hinter der deutſchen Urſchrift ſteht es nicht, konnte füglich dort auch nicht geſtanden haben. Auch dieſe waren wir ſo glücklich in Leibnitzens Nachlaſſe anzutreffen (und zwar in dem Faſcikel mit der Aufſchrift: Miscellanea literaria, critica, phil. histor. curiosa; es findet ſich beſonders gedruckt auf einem einzelnen halben Bogen mit einem eigenen Titelblatte: Epigramma in Gesta Electoris Brunsvicensis Primi etc, autore G. G. L. Anno MDCIIC. Von dort iſt das Epigramm in Rethmeiers Chronik und aus dieſer in Pfeffingers Hiſtorie des Braunſchweig-Lüneburgiſchen Hauſes (III. Th.), in Ludovici und endlich in Leibnitz's Opera omnia IV. 3. p. 235 gefloſſen. Auch wir haben es, als eine Recapitulation des Lebenslaufes, aufgenommen.

Personalia

Electoris Brunsvicensis Primi

Nachdem es nun Gott nach ſeinem allweiſen Rath alſo geſchicket, daß unſer Landes-Vater und Churfürſt, der ſehr wohl regieret und dem Land viel gutes gethan, daß wir alle Ihn gern zum Herrn gehabt ſein Leben lang, uns durch den zeitlichen Tod entriſſen, und in das ewige Reich verſetzet worden, ſo iſt bei dieſer ſeiner Ehren-Begräbniß nach Chriſtlichem Gebrauch nöthig, Seiner Churfürſtlichen Durchlaucht löblichen Lebenslauf Deroſelben zum ſteten Nachruhm, andern Chriſtlichen Regenten zum Exempel, und uns zur dankbarlichen Erinnerung annoch kürzlich vorzuſtellen.

Und iſt demnach der weiland durchleuchtige Fürſt und Herr, Herr Ernſt Auguſt, Herzog zu Braunſchweig und Lüneburg, des heiligen Römiſchen Reichs Churfürſt, Biſchof zu Osnabrück u. ſ. w., unſer nunmehr in Gott ruhender Churfürſt und Herr, entſproſſen aus dem hohen Stamm des uralten großen Hauſes Braunſchweig-Lüneburg, ſo bekannter maßen eines der edelſten in Europa; von welchem, was von den wenigſten Häuſern verſichert werden kann, daß, obgleich in die ſieben Secula zurückgegangen wird, man dennoch ſolches ſchon damals in großer Macht und Anſehen findet, da die meiſte andere, auch jetzo hohe Häuſer bei weitem ſolchen Glanz nicht gehabt. Und darf man zu deſſen Beweis ſich nicht, wie ſonſten oft geſchehen muß, auf ungewiſſe Zeugen, angenommenen Wahn, eigne beſondere Nachrichtungen und domeſtica Teſtimonia, oder dunkle Muthmaßungen berufen; ſondern weil die Herrn dieſes Hauſes bereits vor ſolchen Zeiten große Figur in der Welt gemachet, findet man von Ihrer Stammfolge und von Ihren Thaten eine untrügliche Beglaubigung, ſo auf den unbeweglichen Grund der zuſammentreffenden gleichzeitigen Scribenten gebauet: alſo daß, was wegen Alterthums unſern Archiven diesfalls ſelbſt abgehet, das allgemeine Archiv der Völker, nemlich die weltbekannte richtige Hiſtori erſetzet, und uns alles Privatbeweiſes überhebet.

Es iſt nemlichen bekannt, daß ſchon vor ſiebenhundert Jahren in Welſchland gelebt habe Margraf Azo, von dem urälteſten Geſchlecht, ſo man in Italien und faſt in Europa weiß, nemlich Eſte. Dieſer Herr hat ein großes Theil von Ligurien und Lombardei von dem hadriatiſchen Meer bis an die Rivier von Genua beherrſchet. Deſſen älteſter Sohn, Welf, hat ſeiner Mutter Bruders, eines teutſchen Fürſten, alten Welfiſchen Stammes, anſehnliche Lande in Bayern und Schwaben ererbet; iſt ſelbſt Herzog in Bayern worden, alſo in Teutſchland blieben, und hat ſeinen Brüdern ander Ehe ein Theil der Italiäniſchen Lande, mit gewiſſen Ihm vorbehaltenen Recht überlaſſen, von welchen das Eſtenſiſche, Gottlob! noch blühende Geſchlecht in Italien fortgepflanzet worden, daraus endlich die berühmten und tapfern Herzoge von Ferrara, Modena und Reggio entſtanden.

Herzog Welf aber, deſſen Macht und Angelegenheiten Teutſchland und Welſchland befaſſet, hat ſeinem älteſten, gleichbenannten Sohne die weltberühmte, mächtige italiäniſche Erbfürſtin Mathild zur Ehe erhalten. Der andere, Heinrich, genannt der Schwarze, hat des letzten Herzogs zu Sachſen, Billingiſchen Stammes, Tochter Wulfhild geheirathet; alſo daß durch jene Vermählung das Haus ein Recht auf die Mathildiſchen Erblande erlangt und zur Wirklichkeit bracht durch die andere aber Gelegenheit funden, Bayern und Sachſen zu vereinigen, ſo in Perſon des aus dieſer Ehe erzeugten

Heinrichs des Welfen geſchehen, als ſolcher Kaiſer Lotharii Tochtermann worden, und dergeſtalt noch dazu die Erblande Braunſchweig, Lüneburg, Nordheim u. ſ. w. mit den Herzogthümern von Sachſen, Engern und Weſtphalen verknüpfet; welches alles auf ſeinen Sohn Heinrichen, mit dem Zunamen den Löwen, theils vom Vater, theils von der Mutter gefallen, und durch Bezwingung der Wendiſchen Völker, und ihre Bekehrung zum Chriſtenthum, daran dieſer Fürſt ſo groß Theil gehabt, auch durch andere Wege rühmlich vermehret werden; bis Neid und Eiferſucht ſeine Macht unterbrochen, doch aber ein gutes Theil der Erblande ſeinen Nachkommen laſſen müſſen. Es ſind auch von Ihm zweene Kaiſere, zwo Kaiſerinnen, und verſchiedene tapfere im Orient und Occident berufene Fürſten Braunſchweig-Lüneburgiſchen Geſchlechts herkommen: unter welchen zuletzt unſer Ernſt Auguſt, nebenſt ſeinem Gottlob! noch lebenden heldenmäßigen Herrn Bruder das Haus wieder erhoben, und ihm die Churwürde zuwege bracht.

Aus dieſem großen Geſchlecht nun hat Unſer nunmehr höchſt ſeeligſter Churfürſt ſeine Ankunft; dem er nicht weniger Glanz gegeben, als von ihm empfangen. Iſt zur Welt geboren auf dem Schloß Herzberg im Jahr nach Chriſti, unſers Herrn, Geburt 1629 den 20. des Monats Novembris, und zwar als Zwilling mit einer Princeſſin, Dorothea Magdalena in der Taufe genannt, ſo aber kaum ein Jahr überlebet, und den 12. November. 1630 wieder verſterben.

Seiner Churfürſtl. Durchlaucht Herr Vater iſt geweſen der weiland durchleuchtigſte Fürſt und Herr, Herr Georg, Herzog zu Braunſchweig und Lüneburg, deſſen großmüthige Thaten wohl allhier einige Meldung verdienen, weil daraus abzunehmen, daß der Helden Söhne auch wohl Helden werden können, und daß ſowohl die gute Art, als gute Exempel auf die Nachkommen wirken. Herzog Georg iſt der jüngſte, ohne einen, geweſen unter ſieben*) Brüdern, deren vier, nemlich

---

*) [illegible] Vita B. Ernesti Augusti.

Ernſt, Chriſtian, Auguſt und Friedrich, einer nach dem andern, zu Zell die Regierung geführet. Hat mit allen ſeinen Herren Brüdern in vollkommener, brüderlicher Liebe, Eintracht und Vergnügung gelebet, alſo daß ſolche Eintracht von Männiglich bewundert worden, und auch jetzo der Welt zum Beiſpiel angeführet wird. Hat ſich nach Studien, Reiſen, Feldzügen, und glücklichen, am kaiſerlichen Hof und ſonſt gehabten Staatsverrichtungen, von denen andern Herrn Brüdern, ſo den Cölibat erwählet, zur Heirath bewegen laſſen, und den Stamm fortgepflanzet; in den Teutſchen Unruhen des Craiſes und Hauſes Angelegenheiten männlich verfochten, den Feind in einer Hauptſchlacht bei Adenburg aus dem Felde geſchlagen und ſonſt vielfältig beſieget, und eine der vornehmſten Perſonen der evangeliſchen Parthei im Reich dargeſtellet; das Ambt eines niederſächſiſchen Crais-Oberſten angenommen und treflich verwaltet, auch die Weſer von frembden Beſatzungen befreiet; Osnabrück, Minden, Hildesheim wieder erobert, die Stadt Lüneburg auch wieder behauptet, und bei Ausgang der Calenberg-Wolfenbüttelſchen Linie, obſchon zween ältere Herrn Brüder noch am Leben, und deren nur einer regieret, mit ihrem guten Willen die Churfürſtenthümer Calenberg und Göttingen erhalten; und endlich, nach ſo vielen Proben eines chriſtlichen, tapfern, weiſen und glücklichen Regenten, den 11. April 1641 zu Hildesheim das Leben beſchloſſen.

Die Frau Mutter unſeres hochſeeligen Churfürſten iſt geweſen die weiland durchleuchtigſte Fürſtin und Frau, Frau Anna Eleonora, Herzogin zu Braunſchweig und Lüneburg, geborne Landgräfin zu Heſſen, Gräfin zu Katzelnbogen, Dietz, Ziegenhain und Nedda u. ſ. w.

In der väterlichen aufſteigenden Linie iſt ſeiner Churfürſtlichen Durchlaucht Groß-Herr-Vater geweſen der weiland auch durchleuchtige Fürſt und Herr, Herr Wilhelm, Herzog zu Braunſchweig und Lüneburg.

Die Groß-Frau-Mutter iſt geweſen die durchleuchtige Fürſtin und Frau, Frau Dorothea, geborene aus dem königlichen Stamm zu Dennemark.

Der Elter-Herr-Vater iſt geweſen der durchleuchtige Fürſt und Herr, Herr Ernſt, Herzog zu Braunſchweig und Lüneburg.

Die Elter-Frau-Mutter, die durchleuchtige Fürſtin und Frau, Frau Sophia, geborene Herzogin zu Mecklenburg.

Der Ur-Elter-Herr-Vater, der durchleuchtige Fürſt und Herr, Herr Heinrich, Herzog zu Braunſchweig und Lüneburg.

Die Ur-Elter-Frau-Mutter, die durchleuchtige Fürſtin und Frau, Frau Margaretha, geborene aus dem churfürſtlichen Stamm zu Sachſen.

Der Ur-Ahn-Elter-Herr-Vater, der durchleuchtige Fürſt und Herr, Herr Otto, Herzog zu Braunſchweig und Lüneburg*).

Der Groß-Herr-Vater von der mütterlichen Linie iſt geweſen der weiland durchleuchtige Fürſt und Herr, Herr Ludewig, Landgraf zu Heſſen, Graf zu Katzelnbogen, Dietz, Ziegenhain und Nedda.

Die Groß-Frau-Mutter, die weiland durchleuchtige Fürſtin und Frau, Frau Magdalena, geboren aus dem churfürſtlichen Stamm zu Brandenburg.

Der Elter-Herr-Vater der durchleuchtige Fürſt und Herr, Herr Georg, Landgraf zu Heſſen, Graf zu Katzelnbogen, Diez, Ziegenhain und Nedda.

Die Elter-Frau-Mutter die durchleuchtige Fürſtin und Frau, Frau Magdelena, Landgräfin zu Heſſen, geborene Gräfin zu der Lippe.

Der Ur-Elter-Herr-Vater, der durchleuchtige Fürſt und Herr, Herr Philipp, Landgraf zu Heſſen.

Die Ur-Elter-Frau-Mutter, die durchleuchtige Fürſtin und Frau, Frau Chriſtiana, geberne Herzogin zu Sachſen.

---

*) Dieſer Vorfahr iſt in Vita D. Ern. Aug. ausgelaſſen.

Der Ur-Ur-Elter-Herr-Vater, der durchleuchtige Fürſt und Herr, Wilhelm der Mittlere, Landgraf zu Heſſen.

Die Ur-Ur-Elter-Frau-Mutter, die durchleuchtige Fürſtin und Frau, Frau Anna, geborene Herzogin zu Mecklenburg*).

Dies ſind nun geweſen die königlichen, chur- und fürſtlichen Eltern und Ahnherrn des höchſtſeligſten Churfürſten, in deren Erzählung man viel weiter hinauf ſteigen könnte, ſo aber wegen der allerſeits bekannten hohen Ankunft vergeblich ſein würde.

Seine Churfürſtliche Durchlaucht ſind zwar unter Dero Fürſtlichen Herrn Gebrüdern der Jüngſte geweſen; es hat aber doch der kleine Prinz bald aus allem ſeinem Weſen in ſeiner zarten Jugend etwas herfür blicken laſſen, darob man ſich ein Großes verſprechen können. Und ob er ſchon den Herrn Vater ſehr jung verloren, hat er doch deſſen noch in ſo weit genoſſen, daß dieſer vortreffliche kluge Fürſt, ſo bei ſeinen ſchweren Regierungs- und Kriegsgeſchäften die Erziehung ſeiner jungen Herren, darauf des Vaterlandes Hoffnung beſtanden, ſich am meiſten angelegen ſeyn laſſen, nebenſt ſeiner gottesfürchtigen und hochverſtändigen Frau Gemahlin, auch dieſen jüngſten Herrn Sohn, mit der Furcht des Herrn, die Lieb zu Ehr und Redlichkeit, Abſcheu vor Betrug und Bosheit, und Begierde zu tapfern Thaten einprägen, und den Grund zu denen heroiſchen Tugenden legen können, ſo nachmals im ganzen Lauf des Lebens Se. Churfürſtlichen Durchlaucht herfürgeleuchtet.

Man hat Se. Durchlaucht ſowohl, als Dero ältere Herrn Brüdere ſofort, im fünften Jahr Dero Alters, mit treflichen, verſtändigen und gelahrten Hofmeiſtern, Informatoren und andern Bedienten alſo verſehen, daß ſie zur reinen und ungefärbten Gottesfurcht, und der evangeliſchen, von dem Herrn Vater ſo rühmlich geſchützten Wahrheit, allen hohen fürſtlichen

---

*) Die beiden letzt genannten Verfahren ſind a. a. O. wieder ganz fortgelaſſen.

Tugenden, und wohlanſtändigen Sitten, auch guten Wiſſenſchaften, Sprachen, und nachmals Exercitien beſtmöglich angeleitet worden. In welchen allen auch der junge Herr großen Fortgang gehabt, und das herrliche Anſehen mit überaus großer Geſchicklichkeit, und ſonderbarer Annehmlichkeit begleitet, alſo daß Männiglich daran ſeine Freude gehabt. Die Studien haben Se. Durchlaucht nicht verachtet, ſondern Luſt dazu gezeigt, und deren großen Nutzen ſo wohl begriffen, daß Sie hernach, Zeit ihres Lebens, die Lectur geliebet, und die von Geſchäften und Converſation übrige Zeit großen Theils darauf verwendet.

In währender Zeit, daß der junge Prinz den Anfang gemacht den Herrn Vater mit ſüßer Hoffnung zu erfreuen, hat es Gott gefallen, dieſen vortreflichen Fürſten, ſo eben beſchäftiget war, die Braunſchweig-Lüneburgiſchen Lande von frembder Gewalt vollends gänzlich zu befreien, aus dieſer Zeitlichkeit abzufordern; wodurch zwar deſſen chriſtlicher Wandel, große Arbeit und ausgeſtandene Gefahr vor das Vaterland und reine Lehre belohnet und gekrönet, die hohe Angehörige aber, mit allen Unterthanen in großes Leid, die Bundesverwandten auch, und ganze deutſche Evangeliſche Parthey in nicht geringe Sorgen geſetzt worden. Inmaßen dann durch dieſen Fall, nachdem kein evangeliſcher regierender Fürſt mehr übrig geweſen, der ſelbſt ſeine Armee zu Felde geführt, und dadurch die teutſche höchſtnöthige Ruhe gegen allerhand fremde Abſehen befördern können, viel Gutes vor das Reich, Religion und gemeine Beſte unterblieben, das Haus aber in unwiederbringlichen Schaden geſetzt werden.

Zeit dieſes Trauerfalles, ſo ſich begeben den 2. April 1641 war unſer Prinz im zwölften Jahr ſeines Alters. Die beide ältere Herrn Brüder hatten ihre Reiſe angetreten, und waren in den vereinigten Niederlanden; wurden aber, da ſie eben ſegelfertig, nach England überzugehen, nachher Haus berufen; da dann der Aelteſte, Herr Herzog Chriſtian Ludewig, chriſtmildeſten Andenkens, die Regierung der Lande Calenberg und Göttingen, anſtatt des höchſtſeligen Herrn Vatern angetreten: die beiden nächſten Herrn Brüder aber, nemlich Herr Herzog Georg Wilhelm und Herr Herzog Johann Friedrich mit einander in fremde Lande gereiſet, Herr Herzog Ernſt Auguſt aber, als der jüngſte, um ſich zu Troſt der Frau Mutter (die auch inzwiſchen ihre einzige Tochter, Sophia Amalia, im October 1643 an den Königlichen Däniſchen Prinzen, damals Erz-Biſchofen zu Bremen, hernach König Friedrich III., ausgeſteuert) weniger zu entfernen, Seine Studien fortgeſetzet, und ſich in den Jahren 44, 45, auf der Fürſtlichen Heſſiſchen Univerſität Marburg aufgehalten; allda Er auch, als Ihm das Officium Rectoris Magnificentissimi aufgetragen worden, mit deſſen Annehmung die Univerſität beehret, und noch mehr wegen der treflichen, bereits herfürleuchtenden Gaben, als wegen der ſchönen Geſtalt und hohen Geſchlechts, von Jedermann hochgehalten und mit Verwunderung betrachtet worden. Wie man denn wohl von denen Herren Brüdern ſämmtlich, wiewohl auf unterſchiedliche Weiſe, ſagen kann, daß Sie ſowohl auf Reiſen und Zügen, in und außer Deutſchlandes, als zu Haus von Männiglich vor einen Ausbund und Zierde der teutſchen Fürſten, an innerlichen Licht und äußerlichen Glanz, an Verſtand, Aufrichtigkeit, Großmuth, Annehmlichkeit und tapfern Weſen angeſehen worden.

Im Jahre 1645 als Dero nächſt vorhergehenden Bruders Herrn Herzog Johann Friedrichs Durchl. Ihre erſte Reiſe abgelegt, und kurz vor der an Herrn Herzog Chriſtian Ludewigs Durchl. abſtattender Landes-Huldigung, nach Hannover kommen, da haben Herrn Herzog Ernſt Auguſt Durchl. Ihre erſte Reiſe in fremde Lande über Holland und England nach Frankreich angetreten, und um Michaelis 1646 ſich in Paris befunden: dann ferner Frankreich beſichtiget, ſich unbekannt, nicht ohne Gefahr, bis in Spanien begeben, ſind durch ganz

Italien, über Sicilien, bis nach Malta gangen, und endlich wiederum glücklich zurück nach Hauſe angelangt.

Zeit währender ſolcher Reiſe iſt die Wahl des Dom-Capitels, des Primat- und Erz-Stifts Magdeburg zu dero Erzbiſchöflichen Coadjutore cum promissione successionis, auf Seine Durchlaucht ordentlich gefallen, weilen Sie bereits im September des Jahres 1638 durch des Herrn Vaters Vorſorge ein Canonicat und Präbendam bei der hohen Erzſtiftlichen Kirche per resignationem in favorem erhalten und alſo ex gremio eligiret werden können, da dann im December 1649 die Tractaten mit denen Abgeordneten des Dom-Capitels zu Zell geſchloſſen, auch das decretum Electionis de dato Magdeburg den 20. November 1646 ausgehändigt, und von wegen Seiner Durchlaucht acceptiret werden.

Es iſt nun zwar dieſe Magdeburgiſche Coadjuterie an ſich ſelbſt ohne Effect geweſen, und spes Successionis nicht erfüllt werden; indeſſen iſt doch unter andern Urſachen hernach daraus gefloſſen, daß Se. Durchl. zum Biſthum Osnabrück gelanget. Innaßen bei dem Osnabrückiſchen Friedensſchluß, im Jahre 1648, endlich aus vielen wichtigen Motiven feſtgeſtellet werden, daß das Biſthum alternativo jure dem Hauſe Braunſchweig verbleiben, und bei erſter Erledigung auf Herrn Ernſt Auguſt Durchlaucht fallen ſollte.

Als nun, bald nach dem Weſtphäliſchen Frieden, Herr Herzog Friedrich regierender Herr zu Zell, Sr. Durchl. Herren Vaters letzt überlebender Bruder, den 10. December 1648 mit Tode abgegangen, alſo Herren Herzog Chriſtian Ludewigs Durchlaucht die eröfnete Zell- und Grubenhagiſche Regierung angetreten, und Dero nächſten Bruders, Herrn Herzog Georg Wilhelmen Durchl. die Regierung der Fürſtenthümer Calenberg und Göttingen überlaſſen; da haben Herrn Herzog Ernſt Auguſten Durchl. zu Hannover bei Denenſelben ſich meiſt aufgehalten, und weilen dieſe beiden Herrn Gebrüdere ſich ſonderlich geliebet, ſind ſie auch gemeinlich in und außer Landes beiſammen geweſen, und haben zu verſchiedenen Malen in Italien zuſammen gereiſet. Zu Zeiten hat auch der höchſtſelige Herr die Frau Schweſter, Ihre Majeſtät, die damalige Königin zu Dänemark, beſuchet.

Als im October Herr Herzog Chriſtian Ludewig Beilager gehalten, haben höchſtermelte beide Herren Brüdere auch dabei ſich eingefunden, und folgende Jahre wiederum einige Reiſe gethan, da ſich dann begeben, daß, als Herrn Ernſt Auguſten Durchl. im Frühling 1657 von Venedig nacher Wien gewollt, ſie auf dem Innſtrom mit Krankheit befallen, und mit einem hitzigen Fieber zu Wien angekommen; dadurch ſie in große Lebensgefahr geſetzet, und wegen ganz widriger Zeichen von den Medicis faſt aufgegeben, doch endlich durch Gottes Hülfe und Stärke der Natur gerettet worden, und bei dieſem Zuſtande von des Herrn Herzog Georg Wilhelms herzlicher, mehr als brüderlichen Liebe ein großes Probſtück erfahren, da ſeine Durchl. auf vernommene Gefahr Dero Herrn Bruders mit unglaublicher Geſchwindigkeit Tag und Nacht, faſt ohne Ruhe, Speiſe und Trank, von Venedig nach Wien auf der Poſt geeilet, um treuen Beiſtand leiſten zu können, darauf Sie mit einander zurück ins Land gekommen.

Inzwiſchen weilen damals im Haus, bei dieſer Linie noch keine Erben geweſen, ward gut befunden, daß der Herr Herzog Ernſt Auguſt ſich verheirathen ſollte, darauf die Heirath mit der durchlauchtigſten Fürſtin, Princeß Sophia, geborne Pfalz-Gräfin beim Rhein und Herzogin in Bayern, Churfürſt Fridrici V. zu Pfalz und Eliſabethä von England Tochter, beſchloſſen, und im Jahr 1658 gegen Ende des Septembers ein ſolenner Einzug in Hannover geſchehen: alda auch die Hofhaltung bis in das Jahr 1661 beſtändig verblieben.

Im Jahre 1659 den 6ten Maji iſt die Durchleuchtigſte Frau Mutter zum Herzberg in Gott ſeelig verſchieden, welche in dem fürſtlichen Begräbniß zu Zell Ihrem höchſtſeeligen Gemahl an die Seite geſetzt werden, da Se. Durchl. mit ihren

Herrn Brüdern den 31. Auguſti der Leichenbegängniß aus kindlicher Schuldigkeit beigewohnet.

Im Jahre 1660 den 28. Mai ſind Se. Durchl. und Dero Gemahlin zu Hannover durch Gottes Gnad erfreuet worden mit ihrem erſtgebornen Prinzen, Herrn Herzog Georg Ludewigen, Herzogen zu Braunſchweig und Lüneburg, anjetzo des heil. Röm. Reichs Churfürſten und Könige in Großbritanien. Das Jahr darauf, den 3. October 1661 iſt der andere Durchl. Prinz, Herr Friedrich Auguſt, nunmehr in Gott ruhend, auch zu Hannover zur Welt geboren worden.

Als nun den 21. November 1661 der Hochwürdigſte Hochgeborne Fürſt, Herr Franz Wilhelm, Cardinal von Wartenberg, in ſeiner Biſchöflichen Reſidenz zu Regensburg Todes verblichen, und damit das Biſthum Osnabrück eröfnet worden, haben Se. Durchl. kraft habender Anwartung, allda bald darauf Poſſeſſion, als Biſchof und Landes-Fürſt nehmen laſſen, und damit die Regierung auf verglichene Maße angetreten; aber der ſolenne Einzug in die Hauptſtadt des Landes, und die Introniſation in der Dom-Kirche des Biſthums iſt erſt geſchehen den 20. September 1662, als Se. Durchlaucht Ihre Hofſtaat von Hannover in das Land Osnabrück zu Iburg genommen.

Nachdem nun oft höchſtgedachte Durchlaucht dergeſtalt ein regierender Herr worden, haben Sie dasjenige in der That erwieſen, was Jedermann vorlängſt von Ihro erwartet. Ihr hohes Anſehn, mit einer anreizenden Freundlichkeit temperiret, welches Reſpect und Liebe zugleich erwecket, und zwar von ihren neuen Unterthanen bewundert, noch mehr aber das gute Betragen und gnädige Bezeigen gegen Männiglich, hohes und niedriges Standes, von allen gerühmet und erkennet; woraus dann ein ſonderbares Vertrauen und algemeines Vergnügen erfolget, ſo daß nicht leicht ein angeborner Herr, von Unterthanen ſeiner altväterlichen Erblande mehr geliebet und geehret werden können.

Se. Durchl. haben ſofort ſich der Regierungsſorgen emſig angenommen, denen getreuen Land-Ständen alle Vergnügung geben, und wiederum von ihnen empfangen, die Landes-Sachen zu deſſen Sicherheit und Aufnahm beſtens eingerichtet, gute Policei unterhalten, allerhand Mißbräuche abſchaffet, die liebe Juſtiz ſorgfältig adminiſtriren, und jedermann gleich und recht wiederfahren laſſen. Sonderlich aber haben Sie durch die große Conſideration, die man vor Sie ſelbſt, und vor Ihr Haus gehabt, auch durch eigne perſönliche trefliche Conduite und wachſame Vorſorge, allen feindlichen Einbruch, ſchädliche, eigenwillige Durchzüge, und anders Unheil in den erfolgten gefährlichen Läuften, Zeit ihrer ſechs und dreißigjährigen glücklichen Regierung, nächſt Gott verhüthet, und damit Land und Leute in ſolchen Flor und Aufnahm gebracht, daß man ſich einer ſo lang beſtändig beglückten Regierung bei dem Biſthum Osnabrück aus den Hiſtorien wohl nicht erinnert.

Nach angetretener Regierung haben Se. Durchl. die erſten Jahre in vollkommener Ruhe genoſſen; allein die Zeiten, ſo bald hernach eingefallen, ſind alſo bewandt geweſen, daß ſie Ihres hohen Verſtandes und großer Tapferkeit wohl von Nöthen gehabt; welche Tugenden gleichwohl auch mit ſolcher Moderation begleitet geweſen, daß dadurch Se. Durchl. nicht wenig beitragen können, eine im Durchlauchtigſten Hauſe ſelbſt darauf entſtandene, gefährliche Streitigkeit beilegen zu helfen, und die zerfallene Einigkeit unter denen Herren Brüdern wiederzubringen, welche hernach bei den erfolgten, geſchwinden und gefährlichen Läuften hochnöthig geweſen, ſowohl die Sicherheit dieſes hohen Hauſes zu erhalten, als deſſen Glanz zu vermehren.

Dann als Gott den Durchl. Fürſten und Herrn, Chriſtian Ludewig aus dieſer Zeitlichkeit den 15. Martii 1665 abgefordert, und darüber zwiſchen beiden nächſten Herren Brüdern, Herrn Herzog Georg Wilhelms und Herrn Herzog Johann Friedrichs Durchl. Durchl. wegen Option und Exäquation der Lande ein Streit entſtanden; und Herr Herzog Johann Friedrich, ſo ſich eben bei dem Todesfall zu Zell befunden, allda, und ſonſt im zelliſchen Fürſtenthum die Poſſeſſion ergriffen, ſolche aber von dem ältern Herrn Bruder geſtritten, beiderſeits Völker angenommen, Fremde zu Hülfe gerufen, und ſolche Anſtalt gemacht worden, daß es zu einem innerlichen Kriege ein höchſt gefährliches Anſehen gewonnen; haben Unſers höchſtſeligſten Herrn Durchl. mit deren Vettern, Herrn Herzog Auguſten zu Braunſchweig Wolfenbüttel Durchl., ſich ſofort darein geſchlagen, und erſtlich zu Braunſchweig, hernach nebenſt Chur-Brandenburg und Schweden, Bremen, zu Hildesheim, nach langen, mühſamen Tractaten das Werk zu einem gütlichen Vergleich vermittelt, ſo endlich im Anfang des Septembers zu ſeiner Vollkommenheit gediehen: dabei zwar auch Miniſtri von Frankreich und andern Potenzen mediando und ſonſt interveniret, aber des höchſtſeligen Herrn brüderliche Interpoſition wohl das meiſte Moment gegeben.

Gleichwie nun Se. Durchl. Reputation dergeſtalt mehr und mehr gewachſen, alſo haben Sie auch von ſolcher Zeit an immer fort an großen Europäiſchen und Reichs-Geſchäften Theil genommen, und ſind Dero Haus nach Land und Leuten zum beſten in Verfaſſung ſtehen blieben.

Im October, gleich nach dem Hildesheimſchen Vergleich, hat ſich ein königlicher Abgeſandter wegen des zwiſchen dieſer Cron und Holland entſtehenden Krieges zu Iburg eingefunden, und gewiſſe Propoſitionen gethan, Se. Durchl. haben ſich bemüht zu verhindern, daß der Krieg zwiſchen den Herrn General-Staaten der vereinigten Niederlanden, und dem mit England in Bündniß getretnen Herrn Biſchof zu Münſter ſich nicht in das Reich und ſonderlich in Ihre nächſtbenachbarte Lande ziehen möchte, daher ſie auch nöthig befunden, Ihre Hofſtaat zu mehrerer Sicherheit in die Hauptſtadt Osnabrück zu verſetzen, und ein anſehnliches Reſidenzhaus darin auf ihre eigne Koſten erbauen laſſen. Als auch Chur-Pfalz zu der Zeit mit Lothringen und andern benachbarten Fürſten ſchwere

Streitigkeiten gehabt, hat Se. Durchl. Dero Frau Gemahlin Herrn Bruder nicht ohne Beiſtand laſſen wollen, ſondern ihm Hülfe geſchickt und es zum Vergleich richten helfen.

Inzwiſchen hat Herr Georg Friedrich, Graf, hernach Fürſt von Waldeck, mit einem holländiſchen, gevollmächtigten Abgeſandten im Namen der Herren General-Staaten mit ſeiner und Dero Herrn Bruders zu Zell Durchl. gewiſſe Defenſiv-Tractaten im Monat December zu Nienburg geſchloſſen, in Anſehung deren Ihre Durchl. beiderſeits Dero Armatur vermehrt. Es iſt aber die Sache im April folgenden Jahres zu Cleve durch Vermittelung verſchiedner hoher Herrn, mit Einſchließung des Hauſes Braunſchweig, zum Vergleich kommen.

Als kaum dieſe Unruhe geſtillet, da hat ſichs mit der Stadt Bremen zur Weitläuftigkeit angelaſſen, welcher vorzukommen Tractaten angeſtellt wurden, die Se. Durchl. mit beſchicket und es endlich dahin bringen helfen, daß der Receß zwiſchen dem damaligen ſchwediſchen Feldherrn und der Stadt den 15. Novembris 1666 unterzeichnet, und damit Fried und Ruhe in dieſen Quartieren erhalten worden.

Hingegen iſt anderswo bald darauf die Kriegsflamme recht ausgeſchlagen; denn als die Cron Frankreich im Jahre 1667 mit Eroberung vieler Feſtungen in die Spaniſche Niederlande eingebrochen, haben Se. Durchl. mit Chur- und Fürſten den Cöllniſchen Convent beſuchen laſſen; und ſind allda nach dem Kaiſerl. Hof, Frankreich und Spanien, gewiſſe Abſchickungen reſolviret worden, welchem Schluß zufolge Se. Durchl. die Sendung nacher Spanien zu Beförderung des Friedens mit übernommen, auch im Haag ſammt Herrn Herzog Georg Wilhelmen Durchl. eine Allianz mit Dänemark, Chur-Brandenburg und Holland, zu Erhaltung und Wiederbringung gemeiner Ruhe den 15. October 1667 unterzeichnen laſſen; und ſind Sie hernach zu Beitretung in die bekannte Tripel-Allianz und zu beſſerer Garantie und Verſicherung des zu Aachen, zwiſchen Frankreich und Spanien im Majo 1668 getroffenen Friedens von Engel- und Holland invitiret werden, welches aber keinen Effect nicht erreichet.

Es hat Se. Durchl. ſich zu dieſer Zeit mit Ihren durchlauchtigſten Herrn Brüdern entſchloſſen, Völker nacher Candia gegen den Erbfeind chriſtlichen Namens gehen zu laſſen, wozu Se. Durchl. aus Begierde zu Ehr und Ruhm, zu Dienſt der Chriſtenheit, auch der durchlauchtigſten Republik Venedig, von der Sie allerhand Höflichkeit empfangen, Ihre Affection zu bezeigen, Ihr Antheil dergeſtalt dargeſtellt, daß ein anſehnliches Corpus Lüneburgiſcher Truppen unter Commando des Herrn Grafen Joſiae von Waldeck, nicht nur in Candia kommen, ſondern auch bis zu der Stadt Uebergab im September 1669 der Republik und Chriſtenheit allda Dienſte geleiſtet, durch welches Exempel auch einige andere Chur- und Fürſten des Reichs zu dergleichen animiret worden, die ihre Völker dem Lüneburgiſchen General mit untergeben.

In währenden Zeiten ſind Se. Durchl. und Dero durchlauchtigſte Gemahlin noch mit zwei Prinzen und einer Prinzeſſin von Gott geſegnet worden; nemlich den 13. December 1666 ward in Oſnabrück mit einem todt zur Welt gekommenen Bruder geboren, der Durchl. Fürſt und Herr, Maximilian Wilhelm, und den 2. October 1668 die Durchl. Fürſtin, Sophia Charlotta, nachhero Churfürſtin zu Brandenburg, und folgendes Jahr 1669 den 3. October der Durchl. Fürſt und Herr Carl Philip.

Im Jahre 1670 iſt man wegen der Corverſchen Prätenſion auf die Stadt Höxter und des Hauſes bei ſelbiger habenden Schutz-Gerechtigkeit, mit Münſter in Streit gerathen, indem beiderſeits ſtark animiret worden; daher auch die Hochfürſtl. Herren Brüder und Vettern ſich im Winter 1671 zu Hameln in hoher Perſon befunden, gemeinſame Menſuren zu nehmen; bis es ſich auf fremder ſowohl, als benachbarter Potentaten Interpoſition zum Vergleich angeſchicket, darauf die Streitigkeit zu Bielefeld zum Proviſionaltractat, und endlich zu Cöln zum Compromiß gediehen.

Weilen auch im Reich und Nachbarſchaft die anſcheinende Gefahr ſich täglich vermehret, und alſo vor das Haus Braunſchweig gar nicht ſicher, noch anſtändig geſchienen, deſſen uralte Erb-Stadt Braunſchweig in ſolchen Stand zu laſſen, daß ſie mitten im Lande einen Feind zum Sitz oder Rücken dienen könnte; hat man der Nothdurft ermeſſen, darauf zu gedenken, wie erwähnte Stadt zu Gehorſam zu bringen. Und nachdem die Juſtiz dieſes hohen Hauſes und qualitas municipalis der Stadt in keinen Zweifel gezogen werden können, haben die ſämmtliche Glieder des Hauſes ſich im Frühling zu Burgwedel beiſammen gefunden, allda die Sach verglichen und den Schluß zu Ihro und des Hauſes großen Ruhm ſchleunig und glücklich vollſtrecket; alſo daß die, den 19. Maji belagerte Stadt den 12. Juni ſich ergeben, und ihre Erb- und Landes-Fürſten gebührend erkennet; nachdem ſie ſich etliche Secula widerſetzlich, auch wohl zu Zeiten feindſelig bezeiget, und denen Feinden zu des Hauſes großen Schaden Vorſchub gethan, auch etliche Mal vergeblich belagert werden.

Als auch gegen Ende dieſes und Anfang folgenden Jahres die Streitigkeit zwiſchen Churfürſtl. Durchl. zu Cöln und der Stadt Cöln zu einer ſolchen Feindſeligkeit ausſchlagen wollen, daß es geſchienen, als ob die denen vereinigten Niederlanden von Frankreich damals bevorſtehende Krieges-Gefahr dadurch in das Reich gezogen werden dürfte; weilen ſich eine holländiſche Garniſon in der Stadt und die franzöſiſche Macht im Erz-Stift befunden, hat Se. Durchl. mit Herrn Herzog Johann Friedrichs Durchl. auch Chur Maynz, und andern es endlich über Verhoffen zu einem glücklichen Schluß bringen helfen, dadurch das dem Reich, ſonderlich dem Weſtphäliſchen Crais, drohende Wetter ſich noch damal verzogen.

Nachdem auch Seine Durchl. vor einiger Zeit die Heyrath zwiſchen dem damaligen Chur-Prinzen zu Pfalz, hernach Churfürſt Carln, und der Königlichen Princeſſin zu Dennemark, Wilhelmina Erneſtina, tractirt gehabt; ſind Sr. Durchl. und dero Frau Gemahlin bald nach der Braunſchweigiſchen Belagerung nacher Harburg, und von dannen nacher Altenau kommen, wohin Ihro Majeſtät die verwitwete Königin zu Dennemark Ihre Tochter, die Königliche Princeſſin, gebracht, die Se. Durchl. nach Heidelberg zur Vermählung geführet, in Begleitung Dero Gemahlin Durchl., welche gleich nach der Ankunft, nemlich den 19. September 1671 mit dem Durchl. Prinzen Chriſtian niedergekommen, darauf der höchſtſeligſte Herr ſeine Reiſe nach Italien fortgeſetzet, und in folgendem Frühling mit der Frau Gemahlin Durchl. wieder in Oſnabrück angelanget.

Wie endlich nun der fatale Krieg mit dem Sommer 1672 angangen, und Frankreich in Bündniß mit Engelland, Chur-Cöln und Münſter, die vereinigte Niederlande gleichſam als mit einer Fluth überſchwemmet; da haben Seine Durchl. mit Dero Herren Brüdern im Pyrmonter Sauer-Brunnen Sich unterredet, und gemeinnütze heilſame Conſilia gepflogen, auch denen zu folge es mit müglichſter Sorgfalt dahin gerichtet, daß aller Einbruch, Durch-Marſchen und Quartiere von Ihren Landen abgewendet werden. Dahero, da die Kaiſerliche Armee unter dem General-Lieutenant Montecuculi im Anfang des Jahres 1673 im Stift Paderborn und andern benachbarten Orten Weſtphäliſchen Craiſes ſich einlogirt, haben Sie durch Ihr und Ihres Hauſes Anſehen es dahin gebracht, daß das Bisthum Oſnabrück mit ſolcher Beſchwerung verſchonet blieben; ſo nicht weniger geſchehen, als der Marſchall Türenne im October 1672 und Winter 1673 ins Reich eingebrochen, und bis an die Weſer kommen, mithin dadurch zum Theil theatrum belli in erwähnten-Crais, und ſonderlich in die darin gelegene Chur-Brandenburgiſche Lande, transferiret.

Nun hatten zwar Se. Durchl. ſolches abzuwenden und zu vermitteln, unterſchiedene Abſchickungen gethan, es wurde auch nicht lang darnach dieſer Crais durch den Vergleich zu Voſſem im Junio 1673 von der Laſt befreiet, und erſchiene

Hofnung zu einem gänzlichen Frieden: welche aber gefehlet, nachdem Frankreich ferner in das Herz des Reichs eingedrungen, und alſo Kaiſerliche Majeſtät ſich des Werks mit mehrer Macht annehmen müſſen, die Cron Spanien auch nöthig gefunden, mit Frankreich im October 1673 zu brechen.

Inzwiſchen hat man, unter engliſcher und ſchwediſcher Mediation, an den Friedens-Tractaten zu Cöln im Junio dieſes Jahres 1673 zu arbeiten angefangen, die Se. Durchl. auch beſchicket, und mit Ihrem Hauſe, auch Maynz, Neuburg, Heſſen, beſondere Officia allda und ſonſten angewendet, bis die Cölniſche Verſammlung, wegen Gefangennehmung Prinz Wilhelms von Fürſtenberg, im May 1674 zerriſſen worden.

Den 7. September 1674 ward geboren der Durchl. Fürſt und Herr, Herr Ernſt Auguſt, Herzog zu Braunſchweig und Lüneburg.

In dieſem Jahr ward Chur-Pfalz und andern Reichs-Ständen dergeſtalt von feindlicher Macht zugeſetzet, daß Se. Durchl. unumgänglich gefunden, zu Rettung der teutſchen Wolfahrt, Freiheit und Ehre, ſich mit Kaiſerl. Maj., der Cron Spanien und den Herrn General-Staaten in Allianz einzulaſſen; und der, ſo bereits Herrn Herzog George Wilhelmen und Herrn Herzog Rudolf Auguſten Durchl. Durchl. geſchloſſen gehabt, mit Uebernehmung gleichmäßiger Conditionen, durch einen Tractat, ſignirt im Haag den $\frac{18}{28}$ Januar 1675, zu accediren.

Bisher hatten Se. Durchl. einen weiſen Regenten dargeſtellet; von der Zeit an haben Sie ſich auch als einen vortreflichen Feldherrn erwieſen. Dann nachdem das Reich den Krieg gegen die Cron Frankreich zu Regensburg erkläret, haben Sie wider ſolchen Reichs-Feind ihr eigenes Corpus geführet, mit denen von Ihres Herrn Bruders Durchl. auch in hoher Perſon commandirten Zell- und Wolfenbüttelſchen Truppen ſich conjungirt, und ſind zuſammen bei Cöln im Junio über den Rhein gangen; zwar erſt des Vorhabens, in Niederland mit andern zu agiren: man hat aber hernach beſſer geſunden, dem Feind durch einen eignen Zug am Mittel-Rhein Diverſion zu machen, und die Stadt Trier, welche er bereits ins andere Jahr inne gehabt, anzugreiſen; um ſowohl ihren rechtmäßigen Herrn in ſeine Hauptſtadt wieder einzuſetzen, als durch deren Wieder-Eroberung ſich Metz und Lothringen zu nähern. Darauf beide Durchlauchtigſte Herren Brüdere mit einer Armee von etwa 20000 Mann, ſo aus 14000 der Ihrigen, mit einigen kaiſerlichen, ſpaniſchen und lothringiſchen beſtanden, gegen Ende des July erwähnte Stadt zu belagern angefangen, darinn eine Beſatzung von 6000 Mann, geweſen. Solche zu entſetzen, iſt der franzöſiſche Mareſchal Crequi mit einer ziemlichen Macht auserleſener Truppen angerücket, und hat ſich unweit bei der über die Saar gehenden Kunzer-Brück, vortheilhaft geſetzet. Als höchſt gedachten Herren Herzögen kund worden, daß der Feind ſich dergeſtalt nähere, haben Sie ſo fort frühmorgens den 1. Auguſti Krieges-Rath gehalten, und ihn ohn Verzug anzugreiſen beſchloſſen, obſchon die meiſten Generalen und hohen Befehlshaber einer andern Meinung geweſen.

Dann weilen dieſe tapfere Fürſten dafür gehalten, daß zwiſchen einem mächtigen Succurs, der täglich verſtärket werden könnte, und einer ſtarken Garniſon, die Belagerung ohne Gefahr nicht fortzuſetzen; und ſolche bei erſtem Anblick des Feindes aufzuheben, ihnen ſchimpflich geachtet, dabei auch, ihrem erleuchteten Verſtand nach, wohl überleget, daß, wann der ſich viel zutrauende und eines ſolchen Vigoris der Unſrigen nicht verſehende Feind, übereilet, und ihm ſich feſtzuſetzen oder zu verſtärken keine Zeit gegeben würde, Hofnung zum Siege vorhanden: haben Sie einen ſo vernünftigen als glücklichen Schluß ergriffen, und mit großer Geſchwindigkeit, guter Anſtalt und tapfern Muth vollſtrecket.

Sobald man nun über den Saar-Strom in ſolcher Eil geſetzet, daß es dem ſtutzenden Feind an Zeit und Reſolution oder Entſchluß gefehlet, ſolches zu verhindern; hat man ihn dergeſtalt angegriffen, daß er mit ſeinen alten, ſonſt ſieghaften Truppen von den Braunſchweig-Lüneburgiſchen obſchon theils neu geworbenen Völkern, ein Anderes erfahren, als er vermeinet gehabt. Inzwiſchen hat der Commandant mit einem Theil der Beſatzung einen ſtarken Ausfall auf die bei der Stadt zurückgelaſſenen 6000 Mann vergeblich gethan, wobei er, mit dem Pferd in den Graben ſtürzend, umkommen.

Von der Schlacht aber ſelbſten kurz zu ſagen, ſo iſt, die feindliche Armee dergeſtalt aufs Haupt geſchlagen worden, daß faſt alle Generalen gefangen oder geblieben, die wenigſten Soldaten entkommen, auch Stück, Bagage, Fahnen und alles den Unſrigen zu Theil worden. Iſt es alſo der vollkommenſten Siege, und der ſchönſten Actionen eine geweſen, dergleichen in demſelben ganzen Kriege nicht vorgangen. Der Mareſchal Crequi hat ſich inzwiſchen in die Stadt geworfen, welchem alsbald von neuen hart zugeſetzet wurde, bis ſie endlich den 25. übergangen, und er, der Mareſchal, zum Kriegs-Gefangenen der Herren Herzoge gemacht worden. Bei dieſem Zug hat des älteſten Prinzen, jetzo unſers gnädigſten Churfürſten und Herrn Durchlaucht Ihre erſte Campagne gethan und dem Herrn Vater überall gefolget, auch bei deſſen folgenden Expeditionen ſich allezeit befunden.

Nach dieſer Victori und Eroberung, hätten Se. Durchl. ſehr gewünſchet, daß man den Sieg verfolgen, und in des Feindes Provinzien Poſto faſſen mögen; es hat ſich aber nicht thun laſſen wollen, ſowohl weil die kaiſerliche Armee am Ober-Rhein die Quartiere jenſeits des Stroms nicht behaupten können; als weilen die beide Durchlauchtigſte Herren Brüder in eigner hohen Perſon und mit ihren meiſten Truppen nacher Haus eilen müſſen, und wegen des in der Nachbarſchaft entſtandenen neuen Reichs-Krieges Ihre und Ihres Hauſes ſo wenig, als des Nieder-Sächſiſchen Craiſes Nothdurft und Angelegenheiten verſäumen können.

Folgendes Jahr 1676 haben Se. Durchl. ſich wieder nach den Niederlanden gewendet, und amore boni publici ihr Allianz-Quantum mit etlichen Regimentern vermehret, alſo ſamt ihrem Corpo bis zu Ende des Krieges alle Feld-Züge mit dem Herrn Prinzen von Oranien, hernach Königlicher Majeſtät von Groß-Britannien, gethan.

Im Julio 1676 haben Sie Maſtricht belagern helfen, und ihre eigene Attaque an der Maaße ſehr weit gebracht; allein die unterſchiedliche Meinungen der Ingenieurs, und endlich die viele Krankheiten, dadurch das Volk ſehr abgenommen, haben bei annahenden Entſatz gegen End des Auguſti die Belägerung aufzuheben gezwungen; doch hat ſie die Würkung gehabt, daß der Feind verhindert worden, der Feſtung Philipsburg mit gnugſamer Macht zu Hülfe zu kommen, welche im Anfang folgenden Monats Septembris ſich an des Herrn Herzog von Lothringen, Kaiſerlichen General-Lieutenants, Durchl. ergeben.

Ob nun gleich Se. Durchl. nichts an ſich erwinden laſſen, ſo dienen mögen dem Feind Abbruch zu thun, und Ihre eigne und beider älteſten Prinzen Perſonen, geſchweige denn Ihre Völker, ſowohl in dieſem, als auch noch in beiden Feldzügen vielfältig gewaget, auch ein Anſehnliches von dem Ihrigen drangeſetzet, und mehr auf das publicum als das Interesse privatum geſehen; ſo haben doch die unvermeidliche Ungelegenheiten, ſo ſich zu ereignen pflegen, wann viele Alliirte und Befehlshaber etwas Wichtiges zu vollziehen zuſammengeſtimmet werden ſollen, den guten Succeß gegen den wohlverſehenen, mächtigen Feind oftmals gehindert.

Im Sommer 1677 iſt Se. Durchl. mit Ihren Truppen bei der Belägerung der Feſtung Charleroy geweſen, bei deren Aufhebung man mit Sr. Durchl. der Meinung war, dem Feind eine Schlacht zu liefern, ſo aber hernach geändert wurde.

In der folgenden und letzten Campagne dieſes Krieges, nemlich im Jahr 1678, wurde dem Feind von der Alliirten

Macht, dabei Se. Durchl. die Ihrige, wie allezeit ſelbſt commandiret, bei St. Denis unweit Bergen im Hennegau in einer ſcharfen Action im Auguſto dergeſtalt begegnet, daß, wann die Nachricht der zwiſchen Frankreich und Holland unterzeichneten Friedens-Tractaten nicht eingelaufen, ein großer Vortheil zu erhalten geweſen: und nachdem Chur-Brandenburg, das Haus Braunſchweig und andere Alliirten, nunmehro faſt den Rücken ganz frei gehabt und in Stand ſich befunden, alle Macht gegen Frankreich zu wenden, mit Engelland ſelbſt es auch zu einer Ruptur ſich angelaſſen, der Krieg eine andere Geſtalt gewonnen haben würde, wenn man ſich noch etwas gedulden und mit dem Frieden nicht voreilen wollen.

Die General-Tractaten, welche zu Nimwegen unter engländiſcher Mediation bereits im Jahre 1675 angangen, hat Se. Durchl. hernach mit einem Plenipotentiario beſchicket. Weil ſie auch dem gemeinen Weſen erſprießlicher zu ſeyn erachtet, wenn mit zuſammengeſetzter Macht der Krieg fortgeſetzet, als Particular-Frieden, wie es ſich dazu angelaſſen, eingegangen würden; haben Sie durch Ihre Miniſtros hin und wieder die Nothdurft deswegen vorſtellen laſſen. Weilen aber das Verlangen zu dem Frieden bei den Meiſten vorgedrungen, haben Sie es auch dabei bewenden laſſen müſſen.

Wie kurz nach dem mit der Cron Frankreich zu Nimwegen und ſonſt allerſeits getroffenen Frieden, eine Unruhe wegen der Stadt Hamburg ſich im Jahr 1679 herfür gethan; haben Se. Durchl. auch Volk in die Nähe geſchickt, und dahin cooperiret, daß im November ſelbigen Jahres zu Pinnenberg das Werk beigeleget und die beſorgende Weiterung verhütet worden.

Als nun dergeſtalt die gemeine Ruhe überall wiederbracht, hat es Gott gefallen, Se. Durchl. zu einer neuen Regierung zu berufen, indem Dero Herr Bruder, der Durchl. Herzog Johann Friedrich, auf der nach Italien vorhabenden Reiſe, zu Augspurg, nach einer Krankheit von wenig Tagen, den 18. Decembris 1679 durch einen ſel. Tod von dieſer Welt abgefordert worden. Darauf Se. Durchl die Leiche von Augspurg mit einem fürſtlichen Gefolg abholen laſſen, und Dero höchſtſel. Herrn Bruder, durch ein ſolennes Begräbniß den 21. April 1680 zu Hannover die letzte Ehre erwieſen; nachdem Sie ſich ſelbſt vorhero den 3 März mit der ganzen Hoffſtatt nacher Hannover erhoben; haben auch von ſolcher Zeit an allda reſidiret, und den 12. October darauf die Huldigung eingenommen.

Kaum waren Seine Durchl. zu dieſer neuen Regierung gelanget, da ließ es ſich wiederumb zu großer Unruhe an; weil die Cron Frankreich bald nach dem Nimwegiſchen Frieden ihre ſogenannte Reunionen angefangen; wogegen man an Seiten des Reichs geſprochen, und endlich den Congreß zu Frankfurt am Mayn beiderſeits beliebet, zu welchem Se. Durchl. von Reichs wegen deputiret worden, und ihren Geſandten im Auguſto 1681 dahin geſchickt; als aber Frankreich inzwiſchen fortgefahren, und die Stadt Straßburg im September weggenommen, haben Seine Durchl. bei ſolcher Reichs-Deputation patriotiſch votiren, und auf Redreſſirung und Hemmung der Thätlichkeiten ſowohl, als auf discursionem gravaminum und nöthige Anſtalt zu Erreichung ſolches rechtmäßigen Zwecks antragen laſſen: weil Sie es vor der ganzen Welt vor ſchimpflich und bei der Poſterität vor unverantwortlich gehalten, wann ſoviel Reichs-Stände ſo ſchlechterdings verlaſſen, und unter fremde Bothmäßigkeit dahin gegeben werden ſollten. Darauf endlich der Congreß im November 1682 zergangen, und die fernere Handlung nach Regensburg transferirt worden.

Nachdem auch Se. Durchl. von ihrer Frau Mutter Schweſter, der verwittibten Königin, und ihrer Majeſtät Sohne, Herrn Georgen, Königlichen Prinzen zu Dennemark, eine Viſite im angehenden Sommer 1681 zu Hannover empfangen, haben Sie ſelbige nach dem Pyrmonter Sauerbrunnen begleitet; wo auch des Herrn Churfürſten zu Brandenburg und Herrn Herzogen Georg Wilhelmen Durchl. Durchl. geweſen: Und weilen die Frau Churfürſtin zu Pfalz auch zu Pyrmont eingetroffen; ſo haben hernach, bei der Königin Majeſtät Rückkunſt nach Hannover, dahin auch die Frau Churfürſtin von Sachſen kommen, beide Churfürſtinnen Ihrer Majeſtät Frauen Töchter, nebenſt höchſtgedachten Prinzen, allda ſich mit eingefunden.

Im Jahre 1681 bis 1682 hatte ſich die leidige Contagion dieſen Landen genähert, ſo aus Orient nacher Wien, und ferner durch Böhmen und Ober-Sachſen, endlich bis an das Harz-Gebirge ſich ausgebreitet. Allda aber durch Gottes Gnade, vermittelſt großer Vorſorge und ohngemein guter Anſtalt Sr. Durchl. ihr Ziel gefunden.

Als auch im Junio 1682 zwiſchen Kaiſerl. Majeſtät und einigen Reichs-Craiſen und Ständen, zu Beſtätigung und Wiederbringung gemeiner Ruhe und Sicherheit, der Luxenburgiſche Tractat errichtet worden; haben Se. Durchl. ſolchen Zweck zu befördern, und den Frieden im Reich, nach Inhalt der Weſtphäliſchen und Nimwegiſchen Tractaten aufrecht zu erhalten, den 14. Januarii 1683 mit allerhöchſt gedachter Sr. Kaiſerl. Majeſtät eine Allianz zu Wien geſchloſſen, vermöge deren Se. Durchl. 10000 Mann zu Dienſt des Publici zu ſtellen übernommen: darauf Sie auch in ſelbigem Jahr mit denen Craiſen und vereinigten Ständen, ſo zu dem Scopo des Luxenburgiſchen Tractats concurrirt, in eine Defenſions-Verfaſſung und Allianz ſich eingelaſſen.

In dieſem Jahr 1683 und folgenden 1684 haben die Conjuncturen in der Nachbarſchaft und ſonſt, überaus ſorgſam und gefährlich angeſchienen; alſo daß das Haus Braunſchweig in einer ſehr großen und ſchweren Armatur von 9000 Mann zu Pferd und 18000 Mann zu Fuß zu ſtehen, und Se. Durchl. allein darunter in die 5000 Mann zu Pferd und 10000 zu Fuß, alles auf eigne Koſten und in Ihren Landen zu halten, genöthiget worden. Indem nicht allein der Türk im Jahr 1683 gebrochen, und gar vor Wien gangen, wodurch ein groſſes Theil der Reichs-Macht dahin gezogen, und folgende

Jahre bei noch vorwährendem Türken-Krieg damit continuirt werden müſſen; ſondern es iſt auch die von Seiten Frankreich und Norden androhende Gefahr vor den Nieder-Sächſiſchen Crais und vor dies Haus, dem die Laſt in dieſen Quartiren faſt allein obgelegen, und welches bei ſolcher Beſchaffenheit ſeine ſtarken Truppen anderswo in dieſem und folgenden Jahr nicht agiren laſſen dürfen, auf den höchſten Grad geſtiegen; alſo daß alles auf der Spitz geſtanden, und eine groſe Veränderung, wo nicht gänzliche Diſſolution des Reichs, zumahl zu Zeit der Wieneriſchen Belägerung, zu beſorgen geweſen.

Bei ſolcher Bewandniß haben Se. Durchl. ihre Beſtändigkeit und unerſchrockenen Muth nicht weniger, als großen Verſtand rechtſchaffen erwieſen, und ſich von dem rechten Wege abzuweichen, durch Offerten ſo wenig, als durch Drohungen bewegen laſſen. Hat man alſo es Ihro und Ihrem Haus mehrerntheils mit zu danken, daß man die Hände nicht gar ſinken, noch ſo viel Reichs-Stände und Lande, wie es faſt damals darauf geſtanden, gänzlich dismembriren laſſen, ſondern zu einiger Redintegration des Entriſſenen, ſo Se. Durchl. hernach noch endlich erlebt, die Zeit gewonnen.

Se. Durchl. haben demnach durch eine Schickung zu dem im Haag angeſtellten Convent der hohen Alliirten im Jahre 1684 generosa consilia recommendiret; haben auch zu dem, mense Junio im Haag beſchloſſenen, und im Auguſto zu Regensburg angenommen zwanzigjährigen Stillſtand, dadurch dem Gegentheil Alles in Händen blieben, nicht rathen wollen. Weilen aber bei dem Zuſtand der zertrennten Gemüther ſowohl im Reich als in Holland. damals dasjenige, was die gemeine Wohlfahrt erfordert hätte, nicht allerdings erreichet werden können; haben Sie ſich damit conſoliren müſſen, daß gleichwohl die beſorgte gänzliche Alienation ſo vieler anmaßlich reunirten Reichs-Lande, und auch andere präjudicirliche Dinge verhütet und gehindert werden.

Um die Zeit hat Se. Durchl. dies ſonderbare Vergnügen gehabt, daß die Heirath zwiſchen dem damaligen Herrn Chur-Prinzen zu Bandenburg und Dero Tochter, Prinzeß Sophia Charlotta, geſchloſſen worden, und die Trauung den 28. September 1684 zu Herrenhauſen geſchehen.

Im Majo hat ſich der tödtliche Hintritt des Durchl. Fürſten, Herrn Carln, Churfürſten zu Pfalz, begeben; welcher Unſeren Durchl. Herzog mit dem Chur-Fürſten zu Bandenburg, und Land-Grafen zu Heſſen Caſſel in ſeinem Teſtament zu deſſen Executoren verordnet gehabt. Welches Officii Se. Durchl. ſich auch nicht entbrochen, ſondern ſowohl deswegen, als wegen Dero Gemahlin Befugniß, und ſonderlich weil die Cron Frankreich im Namen der Frau Herzogin von Orleans, als des höchſtſel. verſtorbenen Churfürſten Schweſter, auch auf die Pfälziſchen Lande ſelbſt, gleich als ob ſie höchſtgedachter Fürſtin erblich zugefallen wären, prätendiren wollen, eine Abſchickung nacher Heidelberg gethan, und alles zu möglichſter Richtigkeit in Eccleſiaſticis und Politicis bringen zu helfen, ſich ſorgfältigſt angelegen ſeyn laſſen.

Nach getroffenen Stillſtande mit Frankreich hat Se. Durchlaucht ein Theil Dero Macht gegen den Erbfeind zu wenden ſich entſchloſſen; und Kaiſerl. Maj. die folgende Campagne 1685. 5000 Mann nach Ungarn zu Hülf geſchickt, welche mit den übrigen dazu geſtoßenen Hülfs-Truppen des Hauſes, unter des damals älteſten Prinzen, jetzo Chur-Fürſten und Königs, und des Herrn General Chauvet Commando, ein Corpus von 10000 Mann (außer des mit dem damals zweiten Prinzen in Kaiſerl. Dienſte geſchickten Regiments von 1000 Pferden) gemacht. Welchergeſtalt man denn ſelbigen Sommer die Feſtung Neuheuſel erobern, auch den Feind bei Gran in die Flucht ſchlagen helfen.

Se. Durchl. haben auch der Chriſtenheit große Dienſte geleiſtet mit ihren in dem Jahr 1685, 1686, 1687 abermals vor die Venetianiſche Republik gegen den Türken unter Sr. Durchl. General nach Morea geſchickten Hülfs-Völkern, die ſich nach und nach auf 6700 Mann belaufen, ſo zu den von der Republik gemachten Conqueſten bei Belagerungen und Schlachten viel contribuiret, wobei des damals dritten Prinzen Herrn Herzog Maximilian Wilhelms Durchl. erſt als Obriſter mitgezogen, hernach als General-Major in der Republik Dienſt geweſen, und etliche Jahr darin ſtehen blieben.

Im Auguſt Monat des Jahrs 1686 hat ſich eine neue Unruhe wegen der Stadt Hamburg angeſponnen. Solche beizulegen, und die beſorgende Weiterung zu verhüten, hat Se. Durchl. ſich in die Nachbarſchaft begeben, und ein ziemliches Corpus Ihrer Truppen nach der Elbe vorrücken laſſen; dabei auch nebenſt höchſt gedachten Dero Herrn Bruders Durchl. und andere Potenzen die Sache ſo kräftig vermitteln helfen, daß ſie endlich im Anfang des Octobris zum Vergleich kommen.

Im Jahr 1687 haben Se. Durchl. ſich hin und wieder ſehr dahin bearbeitet, daß es zwiſchen der Cron Dennemark und Holſtein-Gotterp zur Richtigkeit kommen möchte.

Folgendes Jahr 1688 iſt der letztere Krieg angangen, da der Feind im Herbſt die Feſtung Philipsburg belägert, und die Franzöſiſchen Truppen bis an die Donau und in Franken eingedrungen. Weil nun die Gefahr, den ganzen Rheinſtrom zu verlieren, groß, die Bereitſchaft aber derſelben zu begegnen, indem man faſt alle Macht nach Ungarn und Holland gewendet gehabt, gering geweſen; haben Se. Durchl. nicht allein ſofort auf Erſuchen von Chur-Trier und Heſſen-Caſſel, die aus den Heſſiſchen Garniſonen in Coblenz geworfene Truppen mit den Ihrigen erſetzet, ſondern auch eine perſönliche Unterredung zu Magdeburg zwiſchen Chur-Sachſen, Chur-Brandenburg, Sr. Durchl. ſelbſt, und dem Herrn Land-Grafen zu Heſſen-Kaſſel aufs förderlichſte veranlaſſet; allwo auch den 15. October eine gewiſſe Abrede genommen, und allerſeits unterzeichnet werden, zu ſchleuniger Hemmung des ferneren feindlichen Einbruchs ins Reich; Herzog Ernſt Auguſts Durchl. aber ein Corpo von 8000 Mann nach dem Mittel-Rhein ſelbſt geführet, dergleichen Chur-Sachſen auch mit ſeinem Corpo gethan, wozu auch Chur-Brandenburgiſche und Heſſiſche Völker geſtoßen. Daß alſo, obſchon Philipsburg und die belägerte Oerter in der Pfalz zu ſalviren nicht mehr müglich geweſen, dennoch durch ſolchen Widerſtand weiterer Einbruch ins Reich gehindert, und Coblenz nicht weniger als Frankfurt erhalten werden.

Nachdem der Winter eingefallen, haben Se. Durchl. 4000 Mann am Rhein ſtehen laſſen, mit den andern aber wieder in ihre Lande gezogen, und bis auf 8000 verſtärket und weilen die Sicherheit des Craiſes nicht weniger als die Angelegenheit des ganzen Reichs erfordert, daß man eine ſo weit ausſehende Unruhe, als die, worin man damals wegen der Uneinigkeit zwiſchen der Cron Dennemark und Holſtein-Gottorp geſtanden, nicht hinter ſich laſſen dürfen, haben Se. Durchl. im Vorjahr 1689 ein conſiderabel Corpus nach der Elbe geſchickt, wozu auch die Cron Schweden und Herzog Georg Wilhelm die Ihrige anrücken laſſen; und hat Gott ſeine Gnade geben, daß dadurch die Altonaiſchen Tractaten, (welche Se. Durchl. mit beſchicket) zum Schluß, der den 20. Juny erfolget, befördert, und des Herrn Herzogs zu Holſtein-Gottorp Durchl. reſtituiret werden.

Se. Durchl. haben alſo zu dieſer Zeit zugleich an der Elbe und am Rhein dem Vaterlande erſprießliche Dienſte geleiſtet. Denn Dero älteſter Prinz bei Belägerung der Stadt Maynz ein Corpus von 8000 Mann, wovon 4000 Se. Durchl. eigne am Rhein gebliebene, die übrigen aber des Hauſes Truppen geweſen, commandiret: Sie ſelbſt aber haben nach dem Altonaiſchen Vergleich aus ihren Landen mit 8000 Mann, vermöge eines mit der Cron Spanien aufgerichteten Hülfs-Tractats, nachher Brabant gewollt; und ſind die Völker würklich im Anmarſch begriffen geweſen.

Weil aber inzwiſchen eine Armee über Rhein gangen, und in Schwaben eingefallen, alſo daß auch der Bayerſche

Crais in Gefahr geweſen, und es darauf geſtanden, daß die Belagerung aufgehoben werden ſollen: da haben Ihre Churfürſtl. Durchl. Durchl. zu Bayern und Sachſen, auch des Kaiſerl. General-Lieutenants Herzog zu Lothringen Durchl. durch Schreiben und eine Abſchickung aus dem Lager vor Maynz Se. Durchl. inſtändigſt erſuchet, Kaiſerl. Maj. auch ſelbſt darauf durch eine eigne Schickung gezeiget, zu verlangen, Sie möchten ihre Truppen vor dem Marſch nach den Niederlanden contramandiren, und in müglichſter Eile nacher Maynz ſich wenden laſſen; worin Se. Durchl. auf die erſte Anſuchung ſofort gewillfahret, und in eigener hoher Perſon mit nach Maynz gegangen; es hat auch deren Ankunft vornemlich die Wirkung gehabt, und iſt die eigentliche bewegende Urſach geweſen, daß die Uebergabe bald darauf den 1. September erfolgte.

Sobald dies geſchehen, haben mehrgedachte nach den Spaniſchen Niederlanden zuvor deſtinirte, wie auch die anfangs vor Maynz mitgeweſene Truppen Sr. Durchl. ihren Marſch dorthin fortgeſetzet, Se. Durchl. ſind auch ſelbſt mit dahin gangen, haben aber keineswegs etliche Regimenter vor Bonn, ſo von Churf. Durchl. zu Brandenburg belagert war, dabei ſtehen laſſen, bis ſolche Feſtung ſich den 2. October ergeben.

Nun war für etzlichen Jahren bereits die Chur-Würde von Se. Durchl. in Anſehen Dero großen Meriten, und dem Reich geleiſteter Dienſte, auch aus andern triftigen Urſachen, bei denen Herren Churfürſten aufs Tapet gebracht worden, und Kaiſerl. Majeſtät ſelbſt hatten Sich dazu nicht ungeneigt vermerken laſſen.

Weil nun zu Augsburg im Jahr 1689 gegen den Herbſt eine Churfürſtl. Zuſammenkunft wegen der Wahl eines Römiſchen Königs angeſtellet werden; Kaiſerl. Majeſtät auch mit denen meiſten Herren Churfürſten ſich perſönlich nach gedachtem Augsburg erhoben; haben Se. Durchl. den Herrn Graf von Platen dahin geſchickt, und dieſes wichtige Werk dergeſtalt fruchtbarlich incaminiren laſſen, daß die Herren Churfürſten mehrentheils Ihrer Kaiſerl. Majeſt. dazu eingerathen. Wiewohl nachdem des Römiſchen Königs Majeſtät den 25. Januari 1690 gekrönet worden, und die Zeit keinen längern Aufenthalt an dem Ort gelitten, es damals nicht zum Stande gebracht werden können.

Im Jahr 1690 haben Se. Durchl. die Affliction der kläglichen Trauer-Fälle zweener Dero Prinzen gehabt, nemlich des damals andern und vierten; deren dieſer zu Anfang, und jener zu Ende des Jahres vor die Chriſtenheit in Kaiſerlichen Dienſten das Leben gelaſſen; indem Herr Herzog Carl Philipp in Albanien ohnweit Priſtina den 1. Januar 1690 in einer Action gegen die Tartarn geblieben; Herr Herzog Friedrich Auguſtus ſeel. aber in Siebenbürgen bei St. Georgen, da er den Feind in einem Paß forciren wollen, den 30. Decemb. erſchoſſen worden.

Im Majo 1690 iſt des älteſten Prinzen Durchl. nebſt Dero General-Feldmareſchal Pedevils noch mit einigen Regimentern nach den Spaniſchen Niederlanden gangen, und hat in die 11000 Mann Ihres Herrn Vaters eigner Truppen daſelbſt, Zeit währender Campagne, commandiret. Im Herbſt ſind dieſe Völker wieder zurück kommen, weil der Hülfs-Tractat mit der Cron Spanien zu Ende gangen, und deſſen Continuation an Seiten dieſer Cron nicht verlanget worden, wobei es denn im Jahr 1691 verblieben.

Im Jahr 1692 zu Anfang des Frühlings haben Se. Durchl. 5000 Mann Kaiſerl. Maj. gegen den Erb-Feind nach Ungarn zu Hülfe geſchicket; welche auch ferner allda der Chriſtenheit Dienſte gethan, und die vielen Merita Sr. Durchl. vergrößert. Sonſt iſt auch des Herrn Herzogs Maximilian Wilhelms Durchl. in Kaiſerl. Dienſte gangen; worinnen er in Italien, am Rhein und in Ungarn den Feldzügen beigewohnet, und als General-Feldmareſchal-Lieutenant in ſolchen Dienſten geſtanden; in welche auch Herrn Herzog Chriſtian Durchl. nach denen in Niederland gethanen Campagnen ſich letztens eingelaſſen.

Den $\frac{22}{38}$ Juny 1692 iſt der Hülfsſchickungs-Tractat, den Se. Durchl. mit Königl. Maj. von Groß-Britannien und den Herrn General-Staaten der vereinigten Niederlande geſchloſſen, im Haag unterzeichnet worden, vermöge deſſen 8000 Mann wiederum nach den Hiſpaniſchen Niederlanden gangen, um gegen die Cron Frankreich zu agiren.

Inzwiſchen iſt die zu Augsburg angeſtellete Negotiation wegen Erhaltung der neunten Chur wieder reaſſumiret worden, und nunmehr zu glücklichem Ende kommen; nachdem Kaiſerl. Majeſt. in dieſem Jahr 1692 zu Creirung und Conferirung dieſer hohen Würde an Se. Durchl. ſich gänzlich erkläret, und die ſämmtliche Herren Churfürſten mit Vorſtellung einiger wichtigen, dazu bewegenden Urſachen, auch Anführung deſſen, ſo zu Augsburg bereits fürgangen, durch Schreiben, theils auch durch Schickungen erſuchet, darein zu willigen. Worauf den $\frac{7}{17}$ Octobris Concluſum des Churfürſtlichen Collegii zu Regensburg per majora vor den neunten Electorat ausgefallen, und darauf den $\frac{8}{18}$ Decembr. die Inveſtitur deſſelbigen von Kaiſerl. Majeſtät vor Se. Churfürſtl. Durchl. und deren Poſterität durch eine Geſandſchaft zu Wien empfangen worden. Weswegen höchſtgedachte Se. Churf. Durchl. von allen Cronen und auswärtigen Potenzen, welche mit dem Reich nicht in Krieg geſtanden, noch gegen Se. Churfürſtl. Durchl. ein abſonderliches Unvernehmen damals verſpüren laſſen, vor einen Churfürſten erkennet worden.

Es iſt auch Se. Churf. Durchl. umb dieſe Zeit, nemlich im December 1692, in die groſſe Allianz getreten: ſo zuerſt zwiſchen Kaiſerl. Majeſtät und denen Herren General-Staaten den 12. May 1689 errichtet, und hernach durch verſchiedener hohen Alliirten Beiſtand vermehret worden.

Im folgenden Jahr 1693, da Se. Churfürſtl. und Dero Hrn. Brudere Durchl. Durchl. Lande wegen Abweſenheit ihrer in Ungarn und gegen Frankreich geſchickten meiſten Truppen etwas entblößet geweſen, hat die Bombardirung der Stadt Ratzeburg nicht verhindert werden können. Doch haben auswärtige und benachbarte Herren, die Zurückrufung beſagter Truppen, ſo dem gemeinen Weſen ein groß Nachtheil gebracht haben würde, zu verhüten, durch ihre Interpoſition fernere Weitläuftigkeit abgewendet.

Im Auguſto 1695 ward von allerſeits hohen Bunds-Genoſſen bei dem Congreſſe im Haag gut befunden, beſagte große Allianz zu erneuern; iſt es alſo von wegen Sr. Churfürſtl. Durchlaucht auch geſchehen.

Weilen auch Churfürſtlichen Durchlaucht Dero höchſtſel. Herrn Bruders Töchter als ihre eigene conſideriret, und bei höchſtgedachten Princeſſinnen die Vaters-Statt vertreten; ſo iſt Ihr zu ſonderbarer Freude gereichet, daß durch Gottes Schickung, und Kaiſ. Maj. gnädigſte Cooperation zwiſchen dem Durchlauchtigſten Fürſten und Herrn, Herrn Rainaldo, Herzogen zu Modena und Reggio ꝛc. und der auch Durchlauchtigſten Fürſtin, Princeß Charlotta Felicitas, Herzogin zu Braunſchweig und Lüneburg ꝛc. Herrn Herzog Johann Friedrichen höchſtſel. Andenkens, älteſten Tochter, eine Heyrath geſchloſſen worden, und die Trauung den 18. November per Procuratorem höchſtgedachten Herrn Herzogs von Modena, zu Hannover geſchehen, wodurch die beide von einem männlichen Urſprung herſtammende Häuſer Braunſchweig und Eſte, im ſiebenten Seculo ihrer Sonderung wieder verknüpfet worden.

In der Campagne des Jahres 1696 haben Se. Churfürſtl. Durchl. über Dero in den Niederlanden beſtändig habende Truppen noch 4000 Mann zu Dienſt des Vaterlandes nach dem Rhein gehen laſſen; welche aber auf Ihr Königlichen Maj. zu Groß-Britannien Verlangen, und Ihrer Kaiſerl. Maj. mit Gutfinden, nach gedachten Niederlanden gezogen werden, und zu rechter Zeit ins Lager von Namur kommen, als der Feind den Entſatz zu verſuchen, im Begriff geweſen;

er hat aber die Eroberung dieſer importanten Feſtung nicht verhindern können.

In der folgenden und zwar letzten Campagne dieſes Krieges 1697 haben Se. Churfürſtl. Durchl. über die in den Niederlanden habende Völker noch 6000 Mann gegen den Rhein marſchiren laſſen; weil es geſchienen, als ob allda ein großer Effort geſchehen möchte. Nachdem aber Frankreich ſeine größeſte Macht nach den Niederlanden gezogen, iſt abermals begehret worden, es möchte Se. Churfürſtl. Durchl. die Ihrigen dahin ſich wenden laſſen, ſo auch geſchehen; haben alſo den Feind verhindern helfen, nach Eroberung Ath etwas weiter allda auszurichten: womit zugleich dieſer Krieg ſeine Endſchaft erlanget.

Denn nachdem endlich allerſeits beliebet worden, daß die allgemeine Friedens-Handlung in dieſem Jahre in Holland auf dem Haus Ryßwick vorgenommen werden ſollte; iſt ſolche noch in ſelbigem Jahre unter Mediation der Cron Schweden zwiſchen Kaiſerl. Majeſt. mit dem Reich und den übrigen hohen Herren Alliirten eines- und der Cron Frankreich andern Theils dergeſtalt zum Schluß kommen, daß endlich die Reſtitution der meiſten reunirten Oerter erhalten, und der von Sr. Churfürſtl. Durchl. von vielen Jahren her intendirte Zweck bei Dero Lebzeiten noch zum Theil erreichet worden.

Zu dieſem General-Friedens-Tractaten zu Ryßwick, und dabei continuirenden Congreß der hohen Alliirten im Haag, haben Se. Churfürſtl. Durchl. einen Ambaſſadeur und Plenipotentiarium, Herrn Baron von Bethmar, geſchickt, der auch von der Mediation und von allen in der großen Allianz begriffenen auswärtigen Potenzen und Miniſtris, als ein Churfürſtl. Geſandter erkennet und tractiret worden, und alle Honores Legatorum primi ordinis unweigerlich erhalten.

Se. Churfürſtl. Durchl. haben auch noch im ſelbigen und zwar letzten Jahre ihres Lebens, die zwiſchen Chur-Sachſen und dem Haus Braunſchweig wegen der Lauenburgiſchen Lande obgeſchwebte Streitigkeit heben helfen.

Nachdem alſo Sr. Churfürſtl. Durchl. Verrichtungen kürzlich und nach Nothdurft vorgeſtellet worden, ſo iſt es nun an dem, daß von Dero Leibesſchwachheit und ſeligen Abſchiede Meldung geſchehe. Es ſind Se. Churfürſtl. Durchl. neben andern Gemüths- und Leibesvollkommenheiten auch mit einer ſtarken Natur von Gott begabt geweſen, alſo daß ſie viel ausſtehen können. Und obſchon von langen Jahren her zu Zeiten große Kopfſchmerzen, Suppreſſion des Herzens und dergleichen Beſchwerungen ſich angemeldet, ſo ſind ſelbige doch allemal bald fürbei gangen, und Se. Churfürſtl. Durchl. dabei ſo ſtark geblieben, daß Sie große Reiſen, Kriegs-Expeditionen und andere Fatiguen ohne Beſchwerung gethan, und in etliche dreißig Jahren faſt niemale Krankheit halber bettlägrig geweſen.

Seit A. 1695 aber haben die Kräfte merklich abgenommen, und ſind Sie zuſehens ſchwächer geworden, alſo daß Sie im Jahr 1696 im Wisbaden einen ſtarken Zufall erlitten, doch ziemlich reſtituiret worden. Sie haben aber bald hernach immer mehr und mehr Beſchwerungen in genere nervoso, und ſonderlich bald vom Schwindel bald vom Schimmern für den Augen, bald von Sauſen für den Ohren empfunden. Man hat zwar alle erſinnliche Mittel angewandt, ſolchen theils aus dem Magen kommenden und andern Symptomatibus zu wehren, und die Nerven zu ſtärken. Es hat aber wenig verfangen wollen, ſondern es ſind noch zu verſchiedenen Malen ſchwere Zufälle erfolgt, nach welchen allemal mehr und mehr Kräfte zurück blirben.

Den 13. Octobris vorigen Jahrs, nachdem auch der ſonſt noch beſtändig erhaltene Appetit und die Nachtruhe abgangen, auch Leibesverſtopfungen überhand genommen; haben Se. Churfürſtl. Durchl. Nachts um zwölf Uhr einen ſchweren Zufall gehabt, daß Sie gleichſam für todt gelegen. Es hat aber dem gütigen Gott gefallen, damalen den Gebrauch der Medicamenten alſo zu ſegnen, daß Sie ſich wieder erholet; Se. Churfürſtl. Durchl. haben dergeſtalt noch drei Monat hingelebet, alſo, daß man zu Zeiten wieder einige Hofnung zur Geneſung geſchöpfet, weilen der Schlaf und Appetit ſamt der Digeſtion und davon dependirenden functionibus naturalibus ſich dann und wann in etwas erzeiget.

Bei dieſer langwierigen und beſchwerlichen Krankheit hat Ihro die durchlauchtigſte Churfürſtin faſt Tag und Nacht bis zuletzt, mit großer Aſſiduität und Hintanſetzung ihrer eignen Ruhe und Geſundheit Beiſtand geleiſtet, und darin ein ſo löbliches Exempel ehelicher Treu gegeben, als immer gefunden werden kann. Gleichwie ſie auch allezeit von dem höchſtſel. Herrn Chur-Fürſten, ihrem Ehegemahl, in einer von Gott geſegneten, glücklichen und vergnügſamen Ehe höchlich geliebet werden.

Die Leibes-Schwachheiten haben Se. Churfürſtl. Durchl. bis auf eine wenige Zeit vor Ihrem Ende nicht verhindert, mit Ihren geheimen Staats-Miniſtris Rath zu halten, und ſich von den wichtigſten oder ſonſt angelegenen Sachen referiren zu laſſen, auch zu reſolviren und zu verordnen, was von Ihr gut befunden werden.

Nicht lange vor Ihrem Ende haben Sie das heilige Abendmahl verlanget, ſich mit dem himmliſchen Viatico des wahren Leibes und Bluts Chriſti zu verſehen, welches Sie auch von Dero Beichtvater nach chriſtlichen evangeliſchen Gebrauch, unter eifrigen Gebet mit wahrer Contrition und inniglicher Erhebung des Herzens zu der Liebe Gottes, ihres Herlandes, andächtigſt empfangen.

Darauf es ſich endlich nach Gottes Willen den 23. Januari des Jahrs 1698 begeben, daß Se. Churfürſtl. Durchl., da Sie auf eingenommene Mittagsmahlzeit, im Stuhl ſitzend geſchlafen, einen Anſtoß vom Schlag empfunden, alſo daß Sie aus dem Schlaf kommend ohne Bewegungen geweſen, außer daß das Herz und die Adern noch gar ſchwach geſchlagen. Des Tages vorher ſind Dero Herrn Brudere Herzog Georg Wilhelms Durchl. nach Herrnhauſen kommen, und haben ſich bei dieſem traurigen Zuſtand ihres herzgeliebteſten Herrn Bruders mit befunden, auch alle mügliche Aſſiſtenz leiſten helfen; aber mit inniglicher, höchſter Betrübniß ſehen müſſen, daß die bewährteſten Mittel, ſo man in- und äuſerlich gebrauchet, nichts verfangen: es hat derowegen alles Gott heimgeſtellet werden müſſen, zu dem man ſich mit inbrünſtigen Gebet gewendet; dem auch der höchſtſelige Churfürſt ſeine mit Chriſti Blut erkaufte Seele anbefohlen, und als Er deswegen von ſeinem Beichtvater befraget worden, mit einem merklichen Ja beantwortet. Letzlich als der Odem ausblieben, hat auch die Bewegung des Geblüts aufgehöret: da denn Se. Churfürſtl. Durchl. unter der Umſtehenden Gebet, Nachts gleich für zwölf Uhr, ohne alle Ungebärde, ſanft und ſeelig in dem Herrn entſchlafen; Ihres Alters 68 Jahr, 2 Monat und 3 Tage.

Nun ſollte man von Sr. Churfürſtl. Durchl. vortreflichen Leibes- und Gemüths-Beſchaffenheiten, heroiſchen Tugenden und andern denkwürdigen Umſtänden, noch ausführliche Meldung thun; maßen gewiß und bekannt, daß Er einer der vollkommenſten Herrn ſeiner Zeit geweſen; man will ſich aber damit, weil doch alles viel zu wenig vor dieſen groſen Churfürſten ſeyn dörfte, nicht aufhalten, ſondern theils auf die vorhergehende Erzählung, theils auf das gemeine Urtheil, berufen.

Doch ein und anders noch zu erwähnen, ſo iſt es ein Herr geweſen, ſtark von Gliedmaßen, anſehnlicher, ganz wohl proportionirter Statur, und ſo angenehmen Geſichts, daß man ihme mit allem Recht eine ſchöne Geſtalt zuſchreiben können, ſo theils Liebe, theils Reſpect und Veneration jederman, der ihn geſehen, inſpirirt.

Die innerliche Talenten des Gemüths, damit Gott Se. Churfürſtl. Durchl. ausgerüſtet gehabt, etwas Großes zu thun, ſind gewißlich nicht geringer geweſen, alſo daß durch deren

Zuſammenſtimmung mit dem, ſo in die Augen gefallen, etwas Unvergleichliches entſtanden, womit Sie ſowohl bei Verſammlungen, als bei beſondern Unterredungen Ihren Glanz blicken laſſen, und die Gemüther oder Leute, von was Stande ſie auch ſein mögen, gewinnen und lenken können; dergeſtalt daß Ihre Entrevuen mit andern hohen Perſonen, und Ihre Unterredungen mit Deren Miniſtris wohl ehr die Wirkung gehabt, ſo ſonſt kaum eine langwierige Negotiation erreicht haben würde.

Was Se. Churfürſtl. Durchl. Verſtand betrift, ſo ſind zwar mit einem herrlichen Gedächtniß begabt geweſen, alſo daß Sie vieler längſt verwichenen Dinge ſich zu rechter Zeit wohl erinnern können; vielmehr aber war Dero ſcharfſinniger Geiſt hoch zu ſchätzen, indem man weiß, daß Sie zum öftern, bei wichtigen Begebenheiten ſonderbare Expedientia ausgefunden, ſo Niemand ſonſt beigefallen. Ihr geſundes Urtheil aber war über alles, inmaßen Sie ſofort in das Innerſte der Dinge, ſo man Ihr vorgetragen, eingeſehen, die Schwachheit der Schein-Gründe entdecket und das Beſte gleichſam als durch ein ſonderliches Eingeben erwählet, darüber diejenigen, ſo ſich Dero Conſiliis zu nähern die Ehre gehabt, ihre Verwunderung vielfältig bezeiget. Sie haben auch ein ſonderbares Talent gehabt, in die zukünftige Begebenheiten weit hinaus zu ſehen, und zu ermeſſen, was in großen Dingen geſchehen, oder nicht geſchehen möge: wie ſichs hernach zum öftern erwieſen.

Aus dieſen Vortreflichkeiten des Verſtandes iſt eine natürliche Eloquenz hergefloſſen, die einem großen Fürſten recht anſtändig; indem die ohngezwungene Wort ſo annehmlich, als kräftig, auch wohl oft apophtegmatiſch gefallen, und ohne Weitſchweiſigkeit die Sachen gleichſam vor Augen geleget, alſo daß Ihren rationibus zu begegnen, oder Ihnen persuasionibus zu widerſtehen, nicht leicht geweſen.

Ihre eigene ſelbſt abgefaßte Hand-Briefs hat man nicht wohl verbeſſern können; als in welchen, nebenſt der ohngeſuchten Wahl der Worte, und auserleſenen Gedanken, ein beſonder

Character zu ſpüren geweſen, ſo ohne Abſehen auf den hohen Stand dennoch etwas Hohes zu erkennen geben.

Es iſt bekannt, daß Se. Churfürſtl. Durchl. unterſchiedene Sprachen, und ſonderlich neben Ihrer Mutter-Sprache das Italiäniſche und Franzöſiſche, gleich als nativa perfectione, geredet und geſchrieben. Die lateiniſche Sprache haben Sie in Ihrer erſten Jugend gefaſſet, und ob Sie ſolche ſchon hernach wegen Abgang der Uebung nicht im Gebrauch gehabt, doch gar wohl verſtanden und in erfordernden Fällen bei den Negotiis der Worte Vermögen und Deutung recht beurtheilet, auch ſonſt bei Converſation nachdenkliche sententias wohl anbracht.

Es iſt zwar von Se. Churfürſtl. Durchl. Studien und Lectur bereits oben einige Erwähnung geſchehen, anjetzo aber noch wohl zu melden dienlich, daß Sie bei müßigen Stunden ſehr viel geleſen, und ſonderlich die Weltbegebenheiten aus den Hiſtorien zu vernehmen, eine große Beliebung gehabt. Daher dann auch ſowohl, als wegen des vielfältigen Umgangs mit vortreflichen, erfahrnen, gelehrten und meritirten Leuten, die ſich bei Dero Hof oder auf Reiſen bei Dero hohen Perſon zu unterſchiedenen Zeiten in großer Anzahl gefunden, welche Sie auch hochgeſchätzet und deren Converſation gern genoſſen, Seine Churfürſtl. Durchl. viel mehr gewußt, als man ſich von einen ſolchen großen Herrn einbilden möchte. Welche erlangte Nachrichtungen Sie ſelbſt auch, nächſt der Erhaltung der Geſundheit, wozu Sie die Bewegung und Reiſen höchſt nöthig gefunden, vor eine der größten Nutzbarkeiten ſolcher Ihrer Reiſen gehalten.

Gleichwie die jetzterwähnten Vollkommenheiten des Gemüths den Verſtand des höchſtſel. Churfürſten erleuchtet, ſo haben die Tugenden ſeinen Willen zum rechten Zweck der wahren Glückſeligkeit geleitet: immaßen man mit Grund der Wahrheit ſagen kann, daß er ein ſehr löblicher Fürſt geweſen, der die Gottesfurcht, Gerechtigkeit und alle gute Ordnung nicht nur durch ſeine Handhabung, ſondern auch durch ſein Exempel befördert.

Die ungefärbte Gottesfurcht haben Se. Churfürſtl. Durchl. zuvörderſt wahrhaftig und ernſtlich geliebet und geübet; die Heuchelei und falſchen Schein gehaſſet, die Ruchloſigkeit aber nicht geduldet. Kirchen und Schulen haben Sie nicht nur in guten Stande erhalten, ſondern auch gebeſſert, und bei allem, was zur Ehre Gottes gereichen mögen, Ihren Eifer, und ad pias causas Ihre Mildigkeit ſehen laſſen.

In Religionsſachen haben Sie der reinen evangeliſchen Lehre, darin Sie erzogen, beſtändigſt beigepflichtet, und ſelbige auch, wie es einem evangeliſchen Fürſten anſtehet, geſchätzet und gefördert; gleichwohl aber gegen die Andersgeſinnte keinen Haß oder Animoſität, ſondern Moderation erwieſen, und eine chriſtliche Concordiam gewünſchet.

Die Tugenden, ſo die Bezeigung gegen den Nächſten angehen, ſind die Gerechtigkeit und Gütigkeit. Beide werden zumal bei einem großen Herrn erfordert, dem Gott viel Andere zu regieren anvertrauet; und beide haben ſich bei Seiner Churfürſtl. Durchl. in hohem Grad gefunden.

Ueber die Gerechtigkeit haben Sie mit Ernſt gehalten, einem jeden Recht widerfahren laſſen, auch das Gute belohnet und das Böſe beſtrafet; und ſolches Ihr Gemüth nicht nur in denen Dingen erwieſen, ſo Andere betroffen, ſondern auch in denen, die Sie ſelbſt angangen; alſo, daß Sie nichts mit Unrecht zu erlangen begehret.

Aus dieſer vortreflichen Gemüths-Beſchaffenheit iſt auch gefloſſen, daß Se. Churfürſtl. Durchl. ſonderlich auf guten Glauben und Aufrichtigkeit gehalten; und Ihre gegebene Parole in kleinen und großen Dingen ſteif und unverbrüchig beobachtet, vor Falſchheit aber und Betrug einen rechten Abſcheu gehabt, als vor Dingen, ſo gleichſam Ihrer Natur zuwider geweſen.

Die ſonderbare Gütigkeit Sr. Churfürſtl. Durchl. war zwar jedermann, ſonderlich aber denen bekannt, ſo die Gnad gehabt, ſich Ihrer hohen Perſon zu nähern. Sie haben ſich ſelbſt große Freude gemacht, Ander Glückſeligkeit zu befördern, daher Sie auch Ihre Unterthanen, ſo viel es die ſchwere Zeiten leiden wollen, möglichſt ſubleviret; und ſonſt getrachtet, jedermann nach dem Maaß ſeines Verdienſtes und ſeiner Gelegenheit Gutes zu thun; und wenn Sie des Zuſtandes der Sachen, und der Bewandniß der Perſonen genugſam berichtet geweſen, hat es keines Erinnerns noch Anhaltens bedurft, ſondern die Gnad und Gutheit iſt aus freien Stücken und aus eigner Bewegniß kommen, welches deren Werth bei erkenntlichen Gemüthern verdoppelt.

Die Ihrigen haben Sie zu wählen und auch zu ſchützen gewußt, und Einigkeit unter ihnen haben wollen, unter andern treflichen Wirkungen aber Ihrer Gütigkeit und edeln Naturels auch dieſe gezeiget, daß Sie alle Verleumdungen und übels Antragen gehaſſet: des Angetragenen Parthei gegen den Anbringer genommen; Argwohn und Mißtrauen nicht geheget; was zu Nachtheil und Beſchimpfung der Leute gereichen können, mit ſonderbarer Circumſpection vermieden, was man Ihr ſelbſt anvertrauet, im höchſten Geheim gehalten, und alſo durch eine ſeltene Combination bei Ihren hohen Verſtand und großen Elevation, welche ſonſt gemeiniglich verurſachet, daß man andere Leute wenig achtet, dennoch ſich charitabel oder gutherzig, und vor ander, auch geringer Menſchen Angelegenheit beſorget erwieſen.

Von Seiner Churfürſtl. Durchl. Tapferkeit und Großmuth bei den gefährlichſten Umſtänden, auch von deren Beſtändigkeit und Fermeté bei dem nach reiflicher Ueberlegung einmal gefaßten Schluß, kann die bereits gethane Erzählung Ihrer Thaten zeugen, und iſt gewiß, daß zu Zeiten, wann die Difficultäten in einer Sach ſo groß geweſen, daß ſie faſt jederman inſuperabel angeſchienen, Seine Churfürſtl. Durchl. unbeweglich blieben, und die Hofnung nicht fallen laſſen: und zwar ſolches nicht aus einem Eigenſinn oder vorgefaßten Wahn, ſondern aus gründlicher Erkenntniß und reifen Nachſinnen, welches der Ausgang mehr als einmal dargethan und Ihre Conſilia juſtificiret.

Aus dem wohl zuſammenſtimmenden Chor dieſer und anderer Tugenden, iſt eine heroiſche Generoſität entſtanden, welche allen hohen Geiſtern gegeben, und aus allem Thun und Laſſen Sr. Churfürſtl. Durchl. herfürleuchtet. Ihr angenommener Wahlſpruch:

Sola Bona quae Honesta

hat ſich wohl recht auf Ihr Gemüth ſowohl, als Ihre Thaten geſchicket; indem Sie Ehr, Redlichkeit, Gerechtigkeit und gemeines Beſte, welche alle unter dem Namen des Honesti begriffen, zum innerlichen Zweck gehabt, und weiln Sie ſich deſſen bewußt geweſen, auch Ihre Zufriedenheit dabei gefunden; äußerlich aber bei Ihren Verrichtungen keine andere Mittel und Wege brauchen wollen, als die anſtändig und auch dem Honesto gemäß geweſen.

Es iſt aber allhier der Ort und die Zeit nicht, eine Lob-Schrift dieſes großen Fürſten zu machen: was bisher geſagt worden, ſind ſolche Erzählungen Dero Thaten und Beſchaffenheiten, die man ohne Dero Gedächtniß ſein Recht und Gebührniß zu verſagen, nicht wohl übergehen können. Ein Mehreres aber iſt umb ſo viel weniger allhier nöthig, weiln die Notorietät in- und außerhalb des Reichs ein weltkündiges Zeugniß giebt, und da die Tugend nicht ohne Neid, es Sr. Churfürſtl. Durchl. auch an Widerwärtigen und Mißgünſtigen nicht gefehlt, haben dennoch dieſelbige Ihro die Juſtiz thun müſſen, Dero hohe Meriten zu erkennen.

Man iſt verſichert, nachdem Se. Churfürſtl. Durchl. rühmliche Verrichtungen nicht nur in factis transeuntibus beſtanden, welche blos auf die Zeit gehen, darinnen ſie geſchehen, ſondern auch große Würkung nach ſich gelaſſen, davon das publicum, auch Dero Haus und Lande einen beſtändigen

Nutzen empfunden, und ſolchen dermaleins noch mehr empfinden können, es werde die Hiſtori bei der Nachwelt an Dero Andenken die wohlverdiente Erkenntlichkeit eines unſterblichen Lobes abſtatten. Das Haus Braunſchweig aber wird allezeit dieſen Herrn unter diejenigen ſetzen, mit denen es am meiſten zu prangen Urſach hat.

Weil nun dieſer vortrefliche Herr uns durch den Tod entriſſen worden, ſo wolle der allmächtige Gott des Herrn Succeſſoren, unſers jetzigen gnädigen Churfürſten und Herrn Durchl. nebenſt Dero Churprinzen und Princeſſin Durchl. Durchl. bei langen Leben, guter Geſundheit und allen hohen Wohlergehen erhalten und nach dieſem großen Trauerfall kräftig tröſten. Er wolle auch höchſtgedachte Se. Churfürſtl. Durchl. zu fernerm Succeß mit Seinen heiligen Geiſt, dem Geiſt der Weisheit und der Kraft ausrüſten, und Dero Rathſchläge und Vorhaben alſo ſegnen, daß ſie zu des Vaterlandes Wohlfahrt und gemeinem Beſten ſowohl, als Dero ſelbſt eigenem beſtändigen Vergnügen und Glori gereichen, Land und Leute aber lange Zeit durch Dero glückliche Regierung bis auf die ſpäte Nachwelt floriren mögen.

Die durchlauchtigſte Churfürſtin, unſers jetzigen Herrn Churfürſtin Durchl. Frau Mutter, ſampt höchſtgedachte Unſers Hrn. Churfürſten Frau Schweſter, die Churfürſtin zu Brandenburg Durchlaucht und deren drei Herrn Brüdere, der Herzoge Durchl. Durchl. Durchl. wolle der Allerhöchſte auch ſämmtlich tröſten und Sie lange geſund und glücklich zu allen hohen Vergnügen erhalten, auch vielfältig wiederum erfreuen.

Herrn Herzog Georg Wilhelms zu Braunſchweig und Lüneburg Durchl., denen des hochgeliebten Herrn Bruders Todesfall ſehr zu Herzen gegangen, wünſchen wir auch kräftigen Troſt von dem Allmächtigen und bitten denſelben, daß er höchſtgedachte Se. Durchl. bei noch langem Leben, beſtändiger Geſundheit und vollkommenen Wohlſtand ein ſehr hohes Alter erreichen laſſen wolle. Wie wir dann auch allen andern hohen Angehörigen und dem ganzen Haus Braunſchweig alle hohe Erſprießlichkeit annoch hiermit ſchuldigſt anwünſchen.

Schließlichen zweifeln wir nicht, es werde der grundgütige, barmherzige Gott unſern ſeel. verſtorbenen Chriſtlöblichſten Churfürſten, der einen guten Kampf gekämpfet und den Lauf vollendet, und hier auf Erden Sola bona quae honesta geſuchet, dort in ſeinem himmliſchen Reich die unverwelkliche Crone der Gerechtigkeit beigeleget haben, damit die ewig-beſäligte Seele bei ſteter Freud und Wonne in dem Herrn das allein wahre Gut und Sola Bona quae aeterna finden möge.

Und wünſchen demnach dem verblichenen Churfürſtlichen Leichnam in der Erden, eine ſanfte Ruh, und dermaleins an dem jüngſten Tage mit allen Heiligen und Auserwählten eine fröhliche Auferſtehung zur ewigen Freud und Seeligkeit. Zu welcher uns alleſamt, wenn eines jeden Zeit und Stunde vorhanden, aus Gnaden durch das Verdienſt Chriſti verhelfen wolle die heilige Dreieinigkeit, Gott, Vater, Sohn und heiliger Geiſt, hochgelobet in Ewigkeit! Amen.

In Gesta Electoris Brunsvicensis Primi Ernesti Augusti.

Epigramma.

Prima operum sacrata Deo; sibi caetera tellus
    Patria et Imperii vindicat altus honos.
Creta jacens Ponto testesque Alpheus et Ister
    Barbaricae cladis, res orientis habent.
Teutoniae fines gelidam servatur ad Arcton,
    Et pulso bimaris terra recepta Duci.
Parte alia medii jam libera flumina Rheni,
    Et Mosula et gratis, Moge, fateris aquis.
Praedicat assiduum spectator Belga laborem
    Et bello socii, Britto, Batavus, Iber.
Antiquus renovatur honos Brunsvigidos orae,
    Primus ubi Elector cui Leo plaudat avus.
Consilii pars magna, Aquilae non vellier alas,
    Et fructum vivo debuit illa Viro.
Pax datur Europae pulchraeque catastropha vitae. —
    Ernesti Augusti facta notanda vides.

Schreiben an den Herausgeber der „Vernunft-Uebungen“ Gabriel Wagner in Hamburg.

Einleitung.

Der Herausgeber wurde auf das Vorhandenſein dieſer koſtbaren Schrift, als eines Manuſkripts unter den Schätzen der Königlichen Bibliothek von Hannover, aufmerkſam gemacht durch Feders alphabetiſch-kritiſches Verzeichniß des noch im Manuſkript vorhandenen Leibnizſchen Briefwechſels u. ſ. w. (Vaterl. Muſeum V. Heft 1810) bei dem Artikel Gabriel Wagner*). Hier heißt es: Mit dieſem wunderlichen Menſchen (ſ. Jöcher) hat Leibniz viel zu thun gehabt, und viele Geduld dabei bewieſen. In einem 5 Bogen ſtarken deutſchen Briefe von 1696 vertheidigt Leibniz gegen ihn den Werth der Logik. Zur Geſchichte dieſes unpraktiſchen Philoſophen enthalten dieſe Briefe manche Belege. Leibniz ſchreibt einmal an Madame de Kielmansegge, geborne Gräfin Platen**), über dieſen homme à chimère, wie er ihn nennt: „Je ne connois que trop par mon expérience l'intractabilité de cette façon de philosophe, mais moins il s'attire vos bontés, Madame, plus votre charité est grande de l'empêcher de périr, au moins qu'il est parmi nous.“ Dieſer

---

*) In Ludovici's Alphabetiſchem Verzeichniſſe des Briefwechſels Leibnizens mit Gelehrten iſt nur (II., S. 190) Rudolph Chriſtian Wagner, Profeſſor der Mathematik in Helmſtädt, noch kein Gabriel W. angegeben.

**) Es iſt dieſelbe, an welche Leibniz den Brief vom 18. April 1716 (opp. III., 456—461) gerichtet hat, wo er ſeinen damaligen Streit mit Newton dieſer wiſſenſchaftlich gebildeten Dame hiſtoriſch auseinanderſetzt.

Brief rührt, wie die nähern Lebensumſtände des hier charakteriſirten Mannes darthun werden, aus einer ſpätern Zeit, als der vorliegende deutſche Brief Leibnitzens an Wagner ſelbſt nach Hamburg.

Wir wiſſen von dem Leben dieſes längſt verſchollenen, doch für ſeine Zeit nicht ganz unbedeutenden Gelehrten und Literaten wenig im Zuſammenhange, jedoch genug, um die in Leibnitzens Briefe vorkommenden Bezüge auf ihn zu verſtehen. Er war ein Magiſter der Philoſophie, gebürtig aus Quedlinburg (wann? giebt weder das Univerſallexicon, noch Jöcher an, ſo wenig als das Jahr ſeines Todes; doch ſcheint er 1696 in dem Anfang der Dreißiger geſtanden zu haben). Polyhiſtoriſche Bildung hatte er ſich auf verſchiedenen Univerſitäten erworben. Zuerſt verſuchte er ſein Glück zu Wien; hier aber gerieth er in Verhaft, „da es ihm ziemlich nahe ans Leben gegangen wäre, wenn er ſich nicht durch die Flucht ſalviret hätte“ drückt ſich der Berichterſtatter (im Univerſal-Lex.) aus. Unter dem verſtellten Namen Realis de Vienna, alſo vermuthlich von Wien aus, trat er zuerſt als Schriftſteller auf und bekundete ſchon durch den Namen (Realis) die Tendenz, die er bekannte, nemlich den Realismus im Gegenſatze gegen die in den Schulen fortwuchernde Scholaſtik, mit beſonderm Bezug auf Mathematik und Naturwiſſenſchaften. Er hatte alſo manche Berührungspunkte mit ſeinem berühmten Zeitgenoſſen Chriſtian Thomaſius; doch unerwartet treffen wir ihn faſt überall nur als eifrigen Bekämpfer des Thomaſius. So erſchien 1691 von Realis de Vienna: Discursus et dubia in Christiani Thomasii introductionem in philosophiam aulicam zu Regensburg, auf deren Veranlaſſung dieſer in ſeiner Entgegnung über Wagner (in ſeiner Vorrede zur Ausübung der Vernunftlehre) urtheilte: „daß es ein Mann verfertiget, dem Gott eine ziemliche Fähigkeit zur Erkenntniß der Wahrheit verliehen, der aber dieſelbige mehr zur Erkenntniß etlicher allgemeiner Irrthümer angewandt, als daß er den Urſprung derſelbigen, nemlich die Präcipitenz und Dependenz von andern Autoren unterſuchen und ſich dafür hüthen, oder auf die Erforſchung der Wahrheit mit gnugſamer Aufmerkſamkeit ſich legen ſolle, hingegen von Haß und Liebe ohne vernünftige Urſache ſich hin und wieder reißen, und den Verſtand ſich unterdrücken laſſen.“ Er geſteht ferner in der Vorrede, wo er auf die Dubia antwortet: „daß Wagner in der Hiſtorie, Phyſik und Mathematik nicht gemeine Kenntniſſe haben müſſe, die Syllogismuskunſt herzhaft befechte, aber davon ſich habe verführen laſſen, die Vernunftlehre ganz zu verwerfen und übel zu ſchließen; daß er zu viel lobe und zu viel ſchelte und von gar zu großer Paſſion gegen die Phyſik und Mathematik eingenommen ſei.“

Er ſchrieb noch verſchiedene Schriften unter dem Namen Realis de Vienna, und erwarb ſich in mancher Hinſicht den Beifall Leibnitzens, welcher ihm ſchreibt: „Es iſt viel Schönes im Reali de Vienna und dies iſt vielleicht die Urſach, warum man ihn deſto weniger widerlegt.“

Im Jahre 1696 gelangte dieſer unruhige Kopf nach Hamburg und hielt daſelbſt um eine Profeſſur am Gymnaſium an; allein ohne Erfolg. Jetzt gab er an dieſem Orte eine populär-philoſophiſche Zeitſchrift in deutſcher Sprache unter dem Titel: Vernunftübungen heraus, wo er unter andern ſeine Anſichten gegen gewiſſe Vorurtheile der Zunftgelehrten ausſprach; und ſuchte, wie uns Leibnitzens Schreiben im Eingange lehrt, für manche ſeiner Sätze einen Anhalt bei Leibnitz, dem er denn auch ſeine „Vernunftübungen“ mit einem deutſchen Schreiben zuſchickte, eine Höflichkeit, welcher wir die gegenwärtige Abhandlung Leibnitzens (ſo muß man ſeinen Brief nennen) zu verdanken haben. Nur Wenige bezeigten ihm die Anerkennung oder Schonung, wie Leibnitz, ſondern es hatten ſeine Vernunftübungen „einigen gelehrten Leuten Gelegenheit gegeben, ſich zu entrüſten;“ und kurz, er mußte ſeine Vernunftübungen zu ſchreiben aufhören. „Er ſuchte ſich zwar, ſagt unſer Berichterſtatter, durch eine wöchentliche Schrift, die er unter dem Titel: Vernunftübungen herausgab, empor zu bringen; weil er aber beſondere Meinungen hegte, ward ihm die Fortſetzung vom Stadt-Magiſtrat unterſagt." Hierüber führte Wagner in einer Bittſchrift beim Magiſtrat, doch nutzlos, Beſchwerde; ja man kränkte ihn durch Bekanntmachung ſeiner Schrift, unter dem Titel: „Libellus artium liberalium ac scientiarum pedibus amplissimi Senatus ac Collegii Scholarchici advolatarum et propter injuriam sibi Hamburgi haud adeo pridem illatam in questus effusarum supplex, einen Bogen ſtark; der Herausgeber ſoll Gerhard Meier geweſen ſein. Wagner ließ hierauf eine beſondere Vertheidigungsſchrift folgen, verließ aber endlich Hamburg und ſuchte ein Unterkommen in Hannover; wo er ſich indeß in keinen beſſern Kredit als an andern Orten geſetzt haben wird, wie wir aus dem mitgetheilten Fragmente von Leibnitzens Briefe an die Gräſin Kielmansegge ſchließen müſſen. Gewiß war auch hier Leibnitz ſein einziger Annehmer und Beſchützer, und ſeine Fürſprache für ihn bei der gebildeten Hofdame iſt ein ſchöner Zug von der Menſchenfreundlichkeit des Philoſophen, welcher gewiß beſſer als alle Andern den wunderlichen Gelehrten durchſchaute, aber es doch nicht mitanſehen konnte, daß er Noth litte. — Notizen über ihn findet man in: Bruckers Kurze Fragen aus der Philoſophie und Hiſtorie, Walch's Religionsſtreitigkeiten der evangeliſchen Kirche III., 45. Stollens Hiſtorie der Gelahrtheit, 163. Zuſatz. Heinſius Kirchenhiſtorie VIII., 647. (Univerſallexicon).

So viel über die Perſon des Empfängers. Für die Verehrer Leibnitzens wird dieſes Schreiben einen unſchätzbaren Werth behaupten. Noch jetzt dürfte mancher Verächter der formellen Logik durch dieſe Fülle geiſtreicher Bemerkungen über dieſe Wiſſenſchaft zu einem ernſtern Studium derſelben angeregt werden. Auch hat uns bisher eine Schrift Leibnitzens über dieſen Gegenſtand aus ſeiner höhern Lebensperiode in dieſer Ausführlichkeit gefehlt, während wir aus ſeiner Jugendperiode an der Schrift de Arte Combinatoria (opp. II. p. 1.) einen ſehr intereſſanten Beitrag zur Logik haben. Man vergleiche endlich auch dieſen Brief mit den Briefen an den Herzog Johann Friedrich von 1671 und 1673.

Zur Geſchichte ſeines Geiſtes hat hier Leibnitz bedeutende Züge niedergelegt, welche, in Verbindung mit Bekanntem, uns in den Stand ſetzen werden, das Bild ſeiner Eigenthümlichkeit, wenigſtens in den Hauptumriſſen, zu erweitern.

In Bezug auf Sprache, Schreibart und Darſtellung darf man behaupten, daß dieſer Aufſatz in der philoſophiſchen Literatur Deutſchlands in jenem Jahrhundert nicht ſeines Gleichen hat. Die Klarheit und Deutlichkeit des Vortrags bei einer an ſich ſo trocknen Materie kann noch als Muſter gelten; die Sprache iſt ausgezeichnet durch Reinheit, welche bis zum Purismus geht, durch Originalität und Eigenheit der Ausdrücke und Wendungen und innerer Ausarbeitung — und dies alles in einem Briefe an einen in jedem Betrachte tief unter dem Philoſophen ſtehenden, von der Welt ganz verkannten Mann; wie Viele geben ſich dieſe ſichtbar große Mühe nur bei der Ausarbeitung von Druckſchriften, und wie viele von unſeren Gelehrten möchten die Zuſendung eines Wochenblattes gleich mit einem ſolchen Briefe beantworten? —

Das Autographen Leibnitzens, welches dieſem Abdrucke zu Grunde liegt, iſt, wie zu erinnern kaum nöthig iſt, nicht der an Wagner abgeſandte Brief, ſondern Leibnitzens Concept davon, oder vielmehr unſerer Anſicht zufolge, eine von dem abzuſendenden Briefe genommene Abſchrift; ſo daß eine Differenz zwiſchen Originalconcept und Originalreinſchrift (ſ. unſre kritiſchen Bemerkungen S. 143 bis 150) hier nicht ſtatt fände. Es liegt eine mit Sorgfalt gearbeitete Abſchrift dieſes Autographen von fremder Hand neben ihm in demſelben Convolute.

Ein längſt vorhandenes Seitenſtück zu den in dieſem

Briefe enthaltenen Bekenntniſſen und Erinnerungen Leibnitzens aus ſeinem Knabenalter, exiſtirt in dem lateiniſchen Aufſatze in Raspe's Sammlung (Oeuvres Philosophiques de feu Mr. de L.): Historia et commendatio linguae characteristicae universalis quae simul sit ars inveniendi et judicandi, welcher mit dieſem Briefe verglichen zu werden verdient, weil man vergleichen kann, wie Leibnitz dieſelben Gedanken in deutſche und lateiniſche Sprache zu kleiden wußte.

Wohledler, inſonders geehrter Herr!

Nachdem derſelbige ſeine zu mir habende Neigung und von mir habende gute Meinung öffentlich, und zwar allerdings über mein Verdienſt bezeiget, ehe er mit mir einige Kundſchaft gehabt, ſo iſt mir deſſen unlängſt erhaltenes Schreiben ſamt denen beigefügten gelehrten und nachdrücklichen Vernunft-Uebungen, ſo er durch den Druck herausgegeben, um ſo viel mehr angenehm geweſen. Und befinde ich mich dadurch verbunden, demſelben Dank zu erſtatten, auch mich zu angenehmen Dienſten zu erbieten, dabeneben auch über ein- und anders meine wohlmeinende, doch ohnvorgreifliche Gedanken aufrichtig zu eröffnen, der Hofnung, es werde es mein geehrter Herr im Beſten aufnehmen, und vielleicht bei reiflicher Ueberlegung darunter etwas Dienliches finden.

Ich vernehme demnach, daß deſſen Vernunſtübungen einigen gelehrten Leuten Gelegenheit gegeben, ſich zu entrüſten, und ſolche alſo aufzunehmen, als ob er der in Schwang gehenden Gelehrſamkeit, ſo auf den hohen und andern Schulen getrieben, und insgemein gelobet und verlanget wird, zum Theil, und ſonderlich ſo weit ſie von der Naturkunde etwas entfernet, gleichſam den Krieg damit angekündiget, und ihm fürgenommen, den ganzen Orden deren, ſo ſich darauf legen, bei anderen Leuten in Schimpf und Verachtung zu bringen. Nun bin ich zwar verſichert, daß ſolches ſeine Meinung ganz nicht ſei, kann auch nicht loben, daß man ſie ihm zum ärgſten ausdeutet; zumalen er ſich ſelbſt deswegen verwahret, und ich aus dem Lateiniſchen, ſo ich von ihm geſehen, wahrgenommen, daß es ihm ſelbſt an ſolcher Gelehrſamkeit nicht ermangele, und ſeine Schreibart, ſo er darin gebrauchet, oft (nicht weniger, als im Teutſchen) etwas ohngemein Zierliches und Nachdrückliches, auf Schlag der Alten in ſich habe, ſo da weiſet, daß ihm deren Kundſchaft gar nicht abgehe, noch zuwider ſein müſſe. Weilen aber gleich wohl ein- und anderes den widrigen Urtheilen einen Schein gegeben, ſo ſollte ich faſt dafür halten, mein geehrter Herr würde löblich thun, ſowohl zur Rettung der vermeint verletzten Ehre ſolcher Gelehrten, als auch zu ſeiner Entbürdung, wenn er ein- und anderes erklären, und etwa bei dem Fortſatz der Vernunftübungen, oder ſonſt öffentlich zu vernehmen geben wollte, daß er nicht die Wiſſenſchaften oder Arten der Gelehrſamkeit, auch nicht die, ſo denenſelben fleißig obliegen und ſolche wohl verſtehen, weniger den ganzen Orden gewiſſer Gelehrten tadeln, am allerwenigſten Jemand ſchimpfen oder verachten wollen.

Ich bekenne an meinem wenigen Ort, daß ich in meiner erſten Jugend geneigt geweſen, viel zu verwerfen, ſo in der gelehrten Welt eingeführet. Aber bei anwachſenden Jahren und näherer Inſicht habe den Nutzen mancher Dinge befunden, die ich zuvor gering geachtet, mithin nunmehr gelernet, nicht leicht etwas zu verachten, welche Regel ich für beſſer und ſicherer halte, als die, ſo einige ſtoiſche Liebhaber der Weisheit und aus ihnen Horatius gelehret: nichts zu bewundern. Wie ich denn in Frankreich und ſonſten den ſogenannten Carteſianern ſolches zu verſtehen geben, und ſie gewarnet, daß ſie durch Anzapfung der Schulen, weder für ſich, noch für die Studien wohlthun, und nur gelehrte Leute gegen neue, auch ſonſt gute Gedanken verbittern würden. So auch zum Theil erfolget, wie des hochgelehrten Hrn. Biſchofs von Avranches, Huetii nicht ganz unverdiente Cenſur ausweiſet; und habe ich an den Hrn. Pater Malebranche, ſo ſonſt mein guter Freund, nicht billigen können, daß er bald die Critik und Unterſuchung des Römiſchen und Griechiſchen Alterthums, bald die Leſung der Rabbiniſchen und Arabiſchen Bücher, bald den Fleiß der Sternſeher, bald ſonſt etwas durchziehen will, da doch alle dieſe Dinge ihren Nutzen haben, und gut, daß Leute ſeien, ſo ihr Werk davon machen, welche man durch Lob bei ihrer Mühe aufriſchen, und nicht durch Verachtung von der vor das gemeine Weſen, oft ohne Belohnung unternommenen, großen Arbeit abſchrecken muß. Zweifle auch nicht, daß mein geehrter Herr hierinn mit mir guten Theils einig ſein werde, inmaßen er ſich wegen der orientaliſchen Sprachen, der Sternkunſt und anderen ganz wohl erklärt.

Weilen aber gleichwohl mein geehrter Herr hauptſächlich, wie ich ſehe, dahin zu gehen ſcheint, daß die Vernunft-Kunſt oder Logik, ſamt ihrer nahen Anverwandtinn, der gemeinlichen Wiſſenſchaft oder Methaphyſik gänzlich zu verwerfen und gleichſam zu verbannen, und mich ſelbſt, den er zwar eines allzu großen Lobes würdigt, unter die Verächter der Logik ausdrücklich zählet, hat mich ſolches um ſo viel mehr bewegen, meine Erklärung darüber an ihn zu thun. Und zweifle ich zwar zuvörderſt nicht, daß mein geehrter Herr aus wohlmeinendem Eifer zu Aufnahme der wahren und nützlichen Wiſſenſchaften ein ſolches geſchrieben, damit die Menſchen mit vergebenen Grübeln zu Verluſt der edlen Zeit nicht aufgehalten würden, und mir darin eine Ehre gethan, daß er mich gleichſam zum Zeugen einer ſo wohl gemeinten Erinnerung gerufen. Weilen aber gleichwohl ich von der Sache ſelbſt auf gewiſſe Maaße eine andere Meinung führe, ſo habe verſuchen wollen, ob wir uns drüber in etwas verſtehen, und vergleichen könnten, ich glaube auch, daß mein geehrter Herr, wie er's im Sinn hat, Recht habe, nur daß ſeine Ausdrückung weiter gehet, als ſeine Befindung.

Unter der Logik oder Denk-Kunſt verſtehe ich die Kunſt, den Verſtand zu gebrauchen, alſo nicht allein, was fürgeſtellt, zu beurtheilen, ſondern auch, was verborgen iſt, zu erſinden. Wenn nun eine ſolche Kunſt müglich, das iſt, wenn trefliche Vortheile in ſolchen Wirkungen darzugeben, ſo folget, daß dieſe Kunſt auf alle Weiſe zu ſuchen und hochzuſchätzen, ja aller Künſte und Wiſſenſchaft Schlüſſel zu achten. Nun ſcheinet, daß mein geehrter Herr zugebe, daß im Nachdenken und Erforſchen ſich ſchöne Vortheile finden; wenn er derohalben nicht zugeben wollte, daß man deren Begriff eine Logik nennen ſoll, ſo würde der Streit vom Worte ſeyn; weil ihm aber dergleichen nicht zutraue, ſo ſehe nicht, wie ſeine Gedanken anders zu nehmen, als daß er zwar nicht die wahre Logik, wohl aber dasjenige verwerſe, was wir bisher unter deren Namen verehren.

Wenn es nun dieſe Meinung hat, ſo muß ich zwar bekennen, daß alle unſere bisherigen Logiken kaum ein Schatten deſſen ſein, ſo ich wünſche, und ſo ich gleichſam von ferne ſehe, muß aber gleichwohl der Wahrheit zur Steuer und einem jedem ſein gebührend Recht zu thun, bekennen, daß ich auch in der bisherigen Logik viel Gutes und Nützliches finde, dazu mich denn auch die Dankbarkeit verbindet, weilen ich mit Wahrheit ſagen zu können vermeine, daß mir die Logik, auch wie man ſie in Schulen lehret, ein Großes gefruchtet.

Ehe ich noch zu einer Schul-Claſſe kam, da man ſie treibet, war ich ganz in den Hiſtorien und Poeten vertiefet; denn die Hiſtorien hatte ich angefangen zu leſen, faſt ſobald ich leſen können, und in den Verſen fand ich große Luſt und Leichtigkeit; aber ſobald ich die Logik anfing zu hören, da fand ich mich ſehr gerührt durch die Vertheilung und Ordnung der Gedanken, die ich darin wahr nahm. Ich begundt gleich zu merken, daß ein Großes darin ſtecken müßte, ſo viel etwa ein Knabe von dreizehn Jahren in dergleichen merken kann. Die größte Luſt empfand ich an den ſogenannten Prädicamenten, ſo mir vorkam als eine Muſter-Rolle aller Dinge der Welt, und ſuchte ich in allerhand Logiken nach, um zu ſehen, wo ſolch allgemein Regiſter am beſten und ausführlichſten zu ſinden; ich fragte oft mich und meine Mitſchüler, in welches Prädicament und deſſen Fach wohl dies oder jenes gehören möchte, ob mir wohl nicht anſtund, daß man ſo viel davon ganz ausſchloß; einige der Prädicamenten, als ſonderlich die zwei, wo nicht vier letzten, auch bei mir bald wegfielen, weil ſie in den vorigen begriffen oder deren Nutzen ſich in der That nicht zeigen wollte. Ich kam bald auf einen luſtigen Fund, wie man oft vermittelſt der Prädicamente etwas errathen und ſich erinnern könne, was einem ausgefallen, wenn man nemlich das Bild davon noch hat, aber ſolches in ſeinem Hirn nicht ſofort ertappen kann; denn da darf man ſich oder Andere nur nach gewiſſen Prädikamenten und deren ferneren Eintheilungen (davon ich gar ausführliche Tafeln aus allerhand Logiken zuſammengetragen hatte) befragen und gleichſam examiniren, ſo ſchließet man bald aus, was zur Sache nicht dienet, und treibet das Werk dergeſtalt in die Enge, daß man auf das recht Schuldige kommen kann, und dergeſtalt hätte vielleicht Nebucadnezar auch ſeinen vergeſſenen Traum wieder erwecken können. Bei ſolchem Eintäfeln der Kenntniſſe kam ich in Uebung der Eintheilung und Aftereintheilung (divisionis und subdivisionis) als einen Grund der Ordnung und als ein Band der Gedanken. Da mußten die Ramiſten und halben Ramiſten herhalten, ſobald ſich ein Regiſter zuſammen gehörender Dinge fand; und ſonderlich ſo oft ich ein Geſchlecht oder Gemeines antraf, ſo eine Zahl der beſonderen Arten unter ſich hatte, als z. E. die Zahl der Gemüthsbewegungen oder der Tugenden und Laſter, ſo mußte ich ſie in eine Tafel bringen und verſuchen, wie die Arten nach einander heraus kämen, und da fand ich gemeiniglich, daß die Erzählung unvollkommen, und noch mehr Arten beigeſetzt werden könnten. Mit ſolchen allen hatte ich meine beſondere Luſt, ſchrieb auch allerhand Zeug zuſammen, ſo zwar nicht geachtet, ſondern verloren, doch lange Jahre hernach etwas davon ohngefähr gefunden, ſo mir noch jetzt nicht ganz mißfällt. Den Nutzen dieſer Uebung befand ich hernach, wenn ich eine Materie ausführen wollte, und erinnere mich, daß einſtmals, da etwas von mir aufgeſetzt, mich ein gelehrter Freund gefraget, wie mir doch alles, ſo ich anbracht, auch dienlich, aber nicht ſofort zu erblicken, beigefallen. Dem ich geantwortet (wie es dann auch wahr) daß es durch divisiones und subdivisiones geſchehen, die ich gleichſam als ein Netz oder Garn gebrauchet, das flüchtige Wild zu fangen. Ich fand auch, daß die Eintheilung diene, rechte Beſchreibungen von den Dingen zu machen, ander Nutzen zu geſchweigen. Zu allem Glück war ich in den ſogenannten Humanioribus ziemlich fortgeſchritten, ehe ich zu dieſen Gedanken kommen, ſonſt würde ich mich ſchwerlich haben überwinden können, wieder zurück von den Sachen zu den Worten zu gehen.

Ich hatte auch ſonſten viel Einfälle, die ich zu Zeiten den Lehrmeiſtern fürtrug, als unter andern: ob nicht gleich, wie die Termini simplices oder Kenntniſſe (Notiones) durch die bekannten Prädicamente in Ordnung bracht, alſo auch eigne Prädicamente und ordentliche Reihen für die Terminos complexos oder Wahrheiten zu machen. Ich wußte nemlich damals nicht, daß der Wißkünſtler Grundbeweiſe (Mathematicae demonstrationes) eben dasjenige ſei, was ich wünſchte; Ich bemerkte auch, daß die Topica oder Sammelplätze der Erklärungs- und Beweismittel nicht wenig dienen, uns dasjenige, ſo wir zwar im Kopf, aber nicht in Gedanken haben, zu gehöriger Zeit zu erinnern, alſo nicht nur von den Sachen viel herzuſchwätzen, ſondern auch ſie beſſer zu unterſuchen, und bemerkte ich bereits damals, daß ſolche Plätze (Loci) oder Hauptſitze als Quellen zu gebrauchen, nicht nur der Beweismittel einer dargeſtellten Wahrheit, ſondern auch der Erklärungsmittel einer vorgegebenen Sache, und daß ſie alſo nicht allein Beweislichkeiten (argumentabilia) ſo zu reden, ſondern auch Beileglichkeiten (praedicabilia) ſeien, alſo die bekannten fünf praedicabilia des Porphyrii beiweiten nicht zureichen, welche nur die praedicata in recto oder Benennungen, und auch die nicht alle in ſich halten, maßen noch die Begränzung (definitio, bepaeling nennen es die Holländer) und Eintheilung (divisio) beizufügen. Denn es ja auch eine Beilage iſt, daß z. E. jeder regulirter Körper entweder 4- oder 6- oder 8- oder 12- oder 20ſeitig ſey; aber diejenigen praedicabilia, ſo da dienen pro praedicatis in obliquo oder die Quellen der Anbeilagen, wenn ich ſo reden ſollte, hat Porphyrius übergangen und dieſe ſtecken in Topicis, maßen Urſach, Werk, Ganzes, Theil ꝛc. in der That dergleichen ſein, und finde ich daß Hr. Placcius, berühmter Ictus in Homburg, (deſſen Gelehrſamkeit, Fleiß, Nachdenken und ſonderlich gutes Abſehen ich hochſchätze und deſſen Kundſchaft mein geehrter Herr wünſcht) von den Locis vor andern wohl gehandelt und den Kern zuſammengefaßt; die Juriſten haben ſich in ihren Locis legalibus und ſonſt der Dinge nützlich bedient. Es entſteht auch eine gewiſſe Kunſt zu fragen, nicht nur den Richtern und Berichtenden dienlich, ſondern auch auf Reiſen wohl zu gebrauchen bei denen Gelegenheiten, da ſeltſame Dinge oder ſonderbare Perſonen zu ſehen oder zu ſprechen, von denen viel zu erfahren ſtehet, damit man nemlich ſolche vorbeiſtreichende und nicht wiederkommende Fügung wohl brauche und nicht hernach auf ſich ſelbſt böſe ſei, daß man dies oder jenes nicht gefraget oder beobachtet. Dahin gehöret auch die Kunſt, die Natur ſelbſt auszufragen und gleichſam auf die Folterbank zu bringen, Ars experimentandi, ſo Verulamius wohl angegriffen. Mein geehrter Herr wird ſagen, daß die wackerſten Köpfe ſich ſolcher Vortheile wenig bedienen, ſondern mit ihrem natürlichen Verſtande genung zu recht kommen, und daß ſchlechte Tropfe mit allen Vortheilen es ihnen nicht gleich thun. Es iſt nicht ohne; es iſt aber auch wahr, daß wenig ſein, ſo die Vortheile wiſſen oder brauchen und daß es gleichſam ein Verhängniß für das menſchliche Geſchlecht, daß es die von Gott erzeigte Gnade und Schätze der gütigen Natur ſo wenig ſich zu Nutz macht; wie ich dann der Meinung bin, daß die Menſchen bereits jetzo unglaubliche Dinge leiſten können, wenn ſie recht dazu thun wollten, aber ihre Augen werden annoch gehalten, und Alles muß Zeit haben, reif zu werden; demnach ſtehe ich in den Gedanken, daß ein ſchlechter Kopf mit den Hülfsvortheilen und deren Uebung es dem Beſten bevorthun könnte, gleichwie ein Kind mit dem Lineal beſſere Linien ziehen kann, als der größte Meiſter aus freier Hand. Die herrlichen Ingenia aber würden unglaublich weit gehen können, wenn die Vortheile dazu kämen.

Bisher habe von dem Theil der bekannten Logik geredet, ſo zur Erfindung dienet, nun muß auch von dem Theil gedenken, ſo zum Urtheil gehöret, welches zwar einigermaßen vorhergehen ſollte; und da kommen für die Schlußfolgen mit ſamt den Figuren und Arten der Schlüſſe. Dies Theil hält man für das unnützlichſte und ſpottet über Barbara, Celarent, ich habe es aber auch anders befunden, und ob zwar Hr. Arnauld in ſeiner Denkkunſt ſelbſt meinet, die Menſchen fehlten nicht leicht in der Form, ſondern faſt allein in der Materie, ſo verhält ſichs doch in der That ganz anders, und hat Herr Hugens mit mir beobachtet, daß gemeiniglich die mathematiſchen Fehler ſelbſt, ſo man Paralogismos nennet, von verwahrloſeter Form entſproſſen.

Es iſt gewiß kein Geringes, daß Ariſtoteles dieſe Formen in unfehlbare Geſetze brachte, mithin der erſte in der That geweſen, der mathematiſch außer der Mathematik geſchrieben. Ich habe auch etwas zur Neugierigkeit beigetragen, indem ich wißkünſtig bewieſen, daß jede der vier Figuren juſt nur ſechs gültige Arten habe, und alſo (gegen die gemeine Lehre), eine ſo viel, als die andere; inmaßen die Natur in allen Dingen regulär; und dies deucht mich nicht weniger beachtungswürdig, als die Zahl der regulären Körper. Zwar iſt dieſe Arbeit des Ariſtoteles nur ein Anfang und gleichſam das A B C, wie es dann andere, mehr zuſammengeſetzte und ſchwerere Formen giebt, die man alsdann erſt brauchen kann, wenn man ſie mit Hülfe dieſer erſten und leichten Formen feſtgeſtellt, als zum Exempel, die Euclidiſchen Schlußformen, da die Verhaltungen (proportiones) verſetzt werden invertendo, componendo, dividendo rationes etc. Ja ſelbſt die Additionen, Multiplicationen oder Diviſionen der Zahlen, wie man ſie in den Rechenſchulen lehret, ſind Beweisformen (Argumenta in forma) und man kann ſich darauf verlaſſen, weil ſie kraft ihrer Form beweiſen; und auf ſolche Weiſe kann man ſagen, daß eine ganze Buchhalterrechnung förmlich ſchließe und aus Argumentis in forma beſtehe. So iſt es auch mit der Algebra und vielen andern förmlichen Beweiſen bewandt, ſo nemlich nackend und doch vollkommen. Es iſt nicht eben nöthig, daß alle Schlußformen heißen: Omnis, atqui, ergo; in allen unfehlbaren Wiſſenſchaften, wenn ſie genau bewieſen werden, ſind gleichſam höhere logiſche Formen einverleibt, ſo theils aus dem Ariſtoteliſchen fließen, theils noch etwas Anderes zu Hülfe nehmen. Cardan hat dies in ſeiner Logik erſehen, und gleich wie man den Bauern überläßt, mit den Fingern zu zählen, und mit Strichen und Kreuzen ſich zu behelfen, da hingegen ein Rechner viel höhere Künſte hat, alſo, nachdem man die Logik in den rechten Wiſſenſchaften höher geſteigert, hat man den Schülern überlaſſen, daß ſie mit omnis, atqui, ergo gleichſam an den Fingern rechnen, und ſo zu ſagen auf einmal nicht mehr als 3 zählen können, weil ihre Schlüſſe und Syllogismi tritermini nur 3 Sachen und 3 Sätze haben. Doch iſts bisweilen rathſam, daß man ſich an ſolche Bauer-Rechnung und Kinder-Logik halte. Denn gleichwie man geringer Geld mit Würfen annimmt, große Stücke aber, zumal von Gold, lieber zählet, und wenn man Diamanten zu berechnen hätte, gern die Mühe nehmen würde, ſolche an den Fingern abzuzählen, weilen dieſe Rechnung zwar am ſchlechteſten doch aber am ſicherſten iſt, dahingegen je höher, künſtlicher und geſchwinder die Rechnung, je leichter auch ſich zu verrechnen; ſo iſt es auch mit der Logik bewandt, daß man nemlich in wichtigen, zumal theologiſchen Streitſachen, ſo Gottes Weſen und Willen, auch unſere Seele betreffend, wohl thut, wenn man alles mit großem Fleiß auflöſet, und auf die allereinfaltigſten und handgreiflichſten Schlüſſe bringt, da auch der geringſte Schüler ohnfehlbar ſehen kann, was folge oder nicht; und wird ſich finden, daß man oft bei wichtigen Geſprächen ſtecken bleiben und ſtill ſtehen müſſen, weil man von der Form abgewichen; gleichwie man einen Zwirnsknaul zum Gordiſchen Knoten machen kann, wenn man ihn unordentlich aufthut.

Und muß ich hierbei meine Gedanken von rechten Gebrauch des förmlichen Disputirens in etwas ſetzen. Man hat es in die Auditoria der hohen und niederen Schulen verbannet, und eines der wichtigſten Mittel, die menſchlichen Fehler zu meiden, faſt bloß zu einem Kinderſpiel gemacht, deſſen man ſich hernach gleichſam ſchämet, wenn man zu was Rechtes ſchreitet. Es iſt auch kein Wunder, wie mans damit macht; denn oft ſcheinet, daß mans nicht brauchen wolle, hinter die Wahrheit zu kommen, ſondern nur jungen Leuten ein wenig Muth zu machen, um ſich öffentlich zu zeigen und zu verantworten. — Daher fängt man etwa einen Syllogismum an, aber den Satz, ſo verneinet, oder unterſchieden wird, beweiſet man ſelten wieder mit einem neuen Syllogismo; viel weniger den ſtreitigen Satz des Proſyllogismi und ſo fort; wie es denn ſein ſollte, wenn man wahrhaftig in Form disputiren wollte; ſondern man bricht bald ab, fällt auf die Geſpräche und Discurſe, und endlich auf ein Ehrenwort oder Compliment.

Nun bekenne ich, daß es bei dem Zweck einer bloßen Uebung der Jugend nicht wohl anders ſein kann; denn wenn man förmlich ausdisputiren wollte, würden etliche Tage auf einen Syllogismum gehen, um ſolchen recht zu verfolgen, und wo bliebe das Auditorium mit den übrigen Opponenten? So würde auch die große Zahl der Proſyllogismorum einen rechten Irrgarten machen, daraus ohne Protocoll nicht zu kommen, zu geſchweigen des großen Verſtandes und ungemeiner Scharfſinnigkeit, ſo erfordert würde, aus dem Stegreif ſich recht zu begreifen und den Beweis immer bis auf die erſten Urſprünge und Grundwahrheiten fortzuſetzen. Iſt es derowegen eines von den menſchlichen Verkehrungen, daß man die Form allein brauchet, wo ſie wenig helfen kann, und bald abgebrochen werden muß, nemlich bei mündlichen Streitgeſprächen, und zwar junger Leute, und bloß zur Uebung; aber wo die Form aus großen Schwierigkeiten helfen könnte, nemlich bei ſchriftlichen Disputations-Geſetzen, zumal in wichtigen geiſtlichen Streitigkeiten, da wird ſie außer Acht gelaſſen; ſogar daß oft dadurch ſchädliche Irrthümer entſtehen, auch unterhalten werden; weilen in freien Discurſen mehr auf die Fertigkeit, Beredſamkeit, Spitzfindigkeit, auch Gunſt und Anſehen, als Grund der Wahrheit ankommt, und wenn beiderſeits anſehnliche wackere Leute die Rede führen, nichts gerichtet wird, ſondern die Parteien nur geſteifet werden.

Ich habe zu unterſchiedenen Malen der Sache nachgedacht, auch einige Proben angeſtellt, und ſehe, daß nicht fehlen kann, wenn derjenige, ſo etwas zu beweiſen unternimmt, bei einem jeden ganz oder zum Theil geleugneten Satze wieder einen Syllogismum formiren ſollte, er endlich nothwendig entweder aus Mangel des Beweiſes aufhören und das erkennen, oder den Gegenpart auf unverneinliche Sätze, mithin auch zum Geſtändniß treiben, oder doch (welches zumal in zufälligen Materien zu Maße kommt) ſich des Beweiſes auf ihn entladen werde. Daher die Disputirform zwar in nothwendigen Sachen, da ewige Wahrheiten vorfallen, zur Nothdurft ausgemacht, nicht aber in Zufälligkeiten, wo man das Wahrſcheinlichſte wählen muß, allda zweierlei annoch auszuführen. Erſtlich von der Präſumtion, das iſt, wenn und wie einer den Beweis von ſich auf einen andern zu legen Macht habe, vors andere von den gradibus probabilitatis, wie man die Anzeigungen, ſo keinen vollkommenen Beweis machen und gegen einander laufen (indicantia et contraindicantia wie die Medici reden) abwägen und ſchätzen ſolle, um den Ausſchlag zu geben. Denn man insgemein gar wohl ſagt, rationes non esse numerandas, sed ponderandas, man müſſe die Anzeigungen nicht zählen, ſondern wägen, aber Niemand hat noch dazu die Waage gezeiget, wiewohl keine dem Werk näher gekommen, und mehr Hülfe an Hand gegeben, als die Juriſten; daher ich auch der Materie nicht wenig nachgedacht, und dermaleins den Mangel in etwas zu erſetzen hoffe. Und dieſes dienet auch zur Auslegungskunſt und einfolglich in der Theologie, und ſtecket darin ein untrüglicher Schiedsrichter der Streitigkeiten, nicht daß uns allemal erlaubt, die Wahrheit auszufinden, denn ſolche in dem hohen Geheimniſſe ſich Gott oft ſelbſt vorbehalten und uns, was wir gerne wiſſen wollten, nicht allemal offenbaret; ſondern man kann dies zum wenigſten allemal ausmachen: erſtlich ob die Sache vollkömmlich bewieſen, vorsandere ob nicht, ob und wie weit ſie glaublich gemacht worden.

Ich habe in einer halb-mathematiſchen Streitigkeit einsmals mit einem gelehrten Mann einen Verſuch gethan; wir beide ſuchten die Wahrheit und wechſelten Briefe mit einander, zwar mit Höflichkeit, doch nicht ohne Klage des einen gegen den andern, als ob einer dem andern ſeine Meinung und Reden wiewohl unſchuldig verkehrte; da ſchlug ich die ſyllogiſtiſche Form für, ſo mein Gegenpart beliebte, wir triebens über den zwölften Proſyllogismum. Von Stund an, da wirs angefangen, hörte das Klagen auf und einer verſtund den andern, nicht ohne ferneren Nutzen zu beiden Seiten. Weil nun dieſes leicht und luſtig zu practiciren, daß man ſich die Syllogismos und Proſyllogismos mit den förmlichen Antworten ſchicke und wiederſchicke, ſo ſollte man oft dadurch auch in wichtigen Fragen der Wiſſenſchaften auf den Grund kommen und ſich aus ſeinen Einbildungen und Träumen helfen können, weil dergeſtalt alles Wiederholen, Ausſchweifen und unnöthige

Weitläuftigkeit, denn ferner alle Mangelhaftigkeit, Verſchweigung und gefliſſenes oder verſehenes Uebergeben, letztlichen auch alle Unordnungen, Mißverſtände und unanſtändige Bewegungen durch die Art des Proceſſes ſelbſt abgeben würden.

Dies iſt, was ich von dem groſſen von mir mehrentheils verſuchten Nutzen der bekannten Logik, da ſie recht gebrauchet wird, diesmal melden wollen; daß aber dieſe Vernunftkunſt noch unvergleichlich höher zu bringen, halte ich vor gewiß, und glaube es zu ſehen, auch einigen Vorſchmack davon zu haben, dazu ich aber ohne die Mathematik wohl ſchwerlich kommen wäre; und ob ich zwar ſchon einigen Grund darin gefunden, da ich noch nicht einmal im mathematiſchen Novitiat war, und hernach im zwanzigſten Jahre meines Alters bereits etwas davon in Druck gegeben, ſo habe doch endlich geſpüret, wie ſehr die Wege verhauen und wie ſchwer es würde geweſen ſein, ohne Hülfe der innern Mathematik eine Oeffnung zu finden. Was nun meines Ermeſſens darin zu leiſten müglich, iſt von ſolchem Begriff, daß ich mir nicht getraue, ohne wirkliche Proben genugſamen Glauben zu finden, und werde alſo lieber eine mehrere Ausführung annoch ausſetzen. Will derowegen für diesmal davon abbrechen und etwas auf meines geehrten Herrn Gründe erwähnen, ſo er der Logik entgegengeſetzet. Ich finde aber, daß ſie nur gegen deren Unbrauch und Mißbrauch gehen; denn 1) kann die Logik als Denkkunſt zum Ordnen und Wohlreden dienen, obſchon die, ſo ſie lehren insgemein weder wohlordnen, noch wohlreden. Nur dies folget daraus, daß ſie ihre Kunſt entweder nicht wohl verſtehen, oder wenigſtens nicht üben, denn, es kann einer alles verſtehen, was Ptolemäus, Ariſtoxenus und Zarlinus von der Muſik geſchrieben, der doch weder ſingen noch ſpielen kann. 2) Daß keiner den andern überweiſet iſt die Urſach, weil man die Form, das iſt, den ordentlichen Proceß, nicht zum Ernſt, ſondern gleichſam zum Spiel der Jugend brauchet, oder vielmehr kaum zu brauchen ſich ſtellet. 3) Es iſt nicht ohne, daß man einen großen Theil der Künſte mit der bloßen natürlichen Logik erfunden habe und auch lehren könne; aber es kann auch ein vernünftiger Menſch, der weder Schrift noch Ziffern verſtehet, mit einer natürlichen Arithmetik die Nothdurft ausrechnen; ſollte deswegen die Rechenkunſt nichts ſein? Ich bin ſelbſt der Meinung, man thäte wohl, daß man die Mathematik, Hiſtorie und anderes vor der ausführlichen Logik lernte; denn wie will der die Gedanken wohl ordnen, der noch wenig bedacht. Wenn man aber mit einem Vorrath guter Gedanken verſehen, dann kann man ſie muſtern und abmeſſen, und mit Hülfe der darin ſich zeigenden Ordnung deſto beſſer auf etwas Neues kommen. Es iſt hierin wie mit der Sprachkunſt, da bin ich auch der Meinung, man ſolle ſich bei Erlernung einer Sprache mehr an die Uebung, als Grammatik halten; wenn man aber ſchon ziemlich in der Sprache erfahren, dann dienet die Grammatik, darin höher zu ſteigen. Sonſten muß bei dem, ſo allda vorkommt, erwähnen, daß Plato nicht wenig in der Logik gethan und hatte das Frag-Diſputiren auch ſeinen Nutzen. Sonſt weiß ich nicht, ob Archimedes und Carteſius unter die Verächter der Logik zu zählen, wenigſtens hat ſie Carteſius bei den Jeſuitern zur Flèche mit großem Fleiß gelehret, und iſt er in der ſcholaſtiſchen Philoſophie ganz wohl erfahren geweſen, welche auch viel Gutes in ſich hat, wenns nur ausgeklaubet wäre. Jungium halte ich überaus hoch, und kann den Verluſt ſeiner Manuſcripte nicht genug beklagen. Felden iſt auch bei mir in keinem geringen Prädicament, die übrigen dabei erwähnten gelehrten Leute ſind auch nicht zu verachten. 4) Daß durch die Logik nichts erfunden, kann ich nicht allerdings zugeben; alles, was durch den Verſtand erfunden, iſt durch die guten Reguln der Logik erfunden, obſchon ſolche Regeln anfangs nicht gleich ausdrücklich aufgezeichnet, oder zuſammen geſchrieben geweſen. Ein guter Maler, der ſich durch die Uebung an die rechte Proportion gewöhnet, zeichnet nach der Meß- und Sehkunſt; und wenn auch ſolche Künſte gleich nicht beſchrieben oder wenigſtens ihm nicht ausdrücklich bekannt, ſo iſt doch der Grund in ihm. Inzwiſchen iſt alles auch in der Malerei weit vollkommener worden, nachdem die Perſpective zu einem Theil der Wißkunſt erwachſen. 5) Es iſt kein Zweifel, daß der, ſo die Vortheile der Vernunftkunſt zu brauchen gewohnt, ſcharfſinniger als andere verfahren. 6) Die Menſchen ſind vernünftig auch ohne beſchriebene Vernunftkunſt, gleichwie ſie ſingen können auch ohne Kunſt der Muſik; wenn man aber ſo viel Fleiß angewendet hätte, die rechte Vernunftkunſt in Uebung zu bringen, als man auf die Singkunſt gewendet, würden die Menſchen Wunderdinge geleiſtet haben; allein das iſt unterblieben, weil man wenig auf die Dinge geachtet, ſo nicht ſofort mit den äußerlichen Sinnen zu bemerken. Cicero ſagt wohl, es ſei nichts ſchöner, als die Tugend, aber wie wenig ſehens? Was von Erklärung der Worte gemeldet wird, darauf diene, daß ſolche zugleich die Dargebung der Urſache mit ſich führen, wenn es durch ſolche Definitiones geſchieht, die ich reales nenne, welche anderswo erkläret. Man nehme ein Exempel, ſo ein wenig ſchwerer, als das angeführte, warum 3 mal 4 ſei 12; nemlich, warum durch Zuſammenſetzung der ungeraden Zahlen nach einander, lauter gevierte Zahlen entſtehen, als

1 3 5 7 9 11 13

1 - 4 - 9 16 25 36 49

1 iſt 1 | 3 u. 1 iſt 4 | 5 u. 4 iſt 9 | 7 u. 9 iſt 16 | ꝛc.

ſo wird man bei Auffindung der Urſache wohl den rechten Gebrauch der Denkkunſt bemerken. 7) Daß alles ohne Folgerkunſt gelernet werden könne, iſt ſchon geſtanden und beantwortet. Allein wie die Chineſen viel treffliche Dinge gethan, ohne eine andere als natürliche Meßkunſt zu haben, alſo iſt auch viel, ja das meiſte ohne den Gebrauch einer eigentlichen Denkkunſt geſchehen. Unterdeſſen bleibt doch der Denkkunſt ihr Preis und Nutz, ſowohl als der Meßkunſt. 8) Es iſt wahr, daß man erſt die Denkkunſt in den guten Gedanken von den Dingen, gleichſam als in Modellen ſuchen müſſen, nachdem ſie aber daraus einmal gefunden, ſo richtet man ferner die Gedanken nach der Kunſt, damit ſie auch gut und modellmäßig werden; doch ohne Beiſeitſetzung der Uebung und Betrachtung guter Gedanken. Ein Maler, Bildhauer und Baumeiſter ſtudiret an den Antiken, und formirt ſich daraus ein Vorbild. Man hat auch die Sache daraus in Regeln bracht, denen nunmehr gefolget wird, inzwiſchen unterläßt man nicht, ſchöne Kunſtwerke fleißig zu beſchauen. 9) Ohngeachtet der Veränderung und Mannigfaltigkeit der menſchlichen Gemüther, bleibt doch nur eine Denkkunſt vor Alle, obſchon im Gebrauch ſich ein jeder nach ſeinem Naturell richtet, gleichwie eine Reitkunſt vor alle Bereiter und Pferde, ungeachtet nicht jeder Sattel auf alle Pferde gerecht. Die Zahlen ſelbſt werden auf vielerlei Arten begriffen. Die Mathesis pura iſt zwar nicht die Vernunftlehre an ſich ſelbſt, wohl aber eine dero erſten Geburten und gleichſam deren Gebrauch bei den Größen oder bei Zahl, Maaß und Gewicht; ich habe auch befunden, daß die Algebra ſelbſt ihre Vortheile von einer viel höheren Kunſt, nemlich der wahren Logik, entlehne. 10) Die Logik hat viel Schweres und viel Leichtes in ſich, wie die Rechenkunſt. Was iſt leichter als deren erſte Lehren, was iſt ſchwerer als die unausſprechliche Zahlwurzel, Radices surdae? Man fängt billig vom Leichteſten an, und ſparet das Schwere, bis andere Wiſſenſchaften begriffen; das erſte dient der Jugend zum Vorſchmack; was aber höher in der Logik und in der Arithmetik, gehöret vor die, ſo bereits in Sachen und Sprachen weit kommen, und nun noch höher ſteigen wollen. Bekannt iſt, daß Ariſtoteles von der Ethik und Grotius von der Rhetorik geſagt, ſie gehörten nicht für Schüler, ſo ich verſtehe vom höheren Gebrauch dieſer Wiſſenſchaften, indeſſen wird weder Ariſtoteles die Civilitatem morum Erasmi noch Grotius die Progymnasmata Aphthonii der Jugend nehmen wollen. 11) Ich ſollte dafür halten, alle Folge ſtecke in den abgezogenen Dingen und nicht in den Umſtänden, als nur, inſoweit ſolche etwas an Hand geben, ſo der abgezogenen Form gemäß; und dies hat Statt bei allem Gebrauch der Wiſſenſchaften in zufälliger Materie. Die Kunſt der Practik ſteckt darin, daß man die Zufälle ſelbſt unter das Joch der Wiſſenſchaft ſo viel thunlich bringe; je mehr man dies thut, je bequemer iſt die Theorie zu Practik. Zum Exempel, vor Alters bedachte man nur die Bewegungskräfte in der Mechanik. Galiläus fing an, die Stärke der Körper, die man bei der Bewegung braucht, mathematiſch zu betrachten, und überlegte, welche Form bei gleicher Materie zum Widerſtande am beſten, wie ich denn auch ſeine Regeln verbeſſert und vermehrt. Galiläus hat von ſchwerer Dinge Wurf gehandelt, ohne den Widerſtand der Luft in Rechnung zu bringen. Blondel, da er von Bommen ſchreibt, meinet auch, ſolches ſei nicht nöthig; ich habe das Gegentheil aus Vernunft- und Erfahrungsgründen.

12) Die gemeine Logik iſt freilich oft fehlſam; was ſie von Geſchlecht und Unterſchied (Genere und Differentia) ſagt, hat wohl eine Verbeſſerung nöthig, und kann man aus dem genere eine Differenz machen, und hinwieder jenes aus dieſer, und wenn ich alſo zwar lächerlich (doch deutlich) reden ſoll, kann man mit eben dem Recht ſagen: homo est rational animale, als man ſaget homo est animal rationale, wenn ich ſage, cubus est parallelopipedum regulare, ſo kann ich welches ich will pro genere oder differentia halten; 13) ſtelle dahin, ob und wie weit zu ſagen, purus Logicus est asinus. Scaliger wollte auch dergleichen von Mathematicis ſagen; auch ein Fuhrmann, wenn er keinen Verſtand zeiget, ſobald er vom Wagen oder aus dem Stall kommen, würde unter die Menſchen nicht dienen. 14) Die Mathesis pura weiſet

nichts, das der Logik entgegen, ſondern, gleichwie ſie viel von ihr geborget, alſo kommt ſie ihr auch wieder zu Hülfe und lehret ihr Exempel, die Menſchen zu warnen, als in meines geehrten Herrn 23ſter Uebung zu ſehen. In Archimedes Schnecken, deren allda erwähnet, iſt das Wunder nicht ſo groß, als man meinet; wenn eine Sache immer mehr gehoben wird, als ſie fället, was iſt Wunder, daß ſie endlich in die Höhe kommt!. Was vom rührenden Winkel geſagt, hat auch ſeine Maaße, wo mans recht nimmt; wenn eine unendliche Ausdehnung zugelaſſen, ſo folget freilich, daß eine größer als die andere. Was in der 20ſten Uebung ſtehet, daß etwas in dem Bewegten ſein könne, ſo ohne Bewegung, iſt nicht gegen die gemeine Vernunft, ſondern nur gegen den gemeinen Vernunftſchein, und alſo paradox; doch iſt allda zu bemerken, daß die Axlinie kein Theil ſei. Sonſt gleichwie es ſich nicht ſchicket, allezeit Verſe zu machen, ſo ſchicket ſichs auch nicht, alle Zeit mit Syllogyismis um ſich zu werfen. Alle Terminos definiren oder begränzen iſt eben ſo wenig thunlich, als alle Zahlen theilen wollen, daß ſie gerade aufgehen. Inzwiſchen halte dafür, daß auch die juriſtiſche Definitionen der Logik gemäß. —

15) iſt die Logik ein Sack voll guter Erinnerungen, ſo iſt ſie ja nicht vergeblich; die neue Logicos, ſo die alten tadeln und nicht verbeſſern, lobe ich nicht. — Es iſt nicht allemal in unſerer Macht, die Wahrheit zu finden, wenn nicht genugſame Data vorhanden, doch können wir uns alle Zeit, wenn wir der Sachen nachzudenken Zeit haben, vor Irrthum hüten und da wir die Logik vollends zur Perfection bringen, alles finden, was ex datis möglich, wie ich denn z. E. mit meinem Calculo infinitesimali den Differenzen und Summen die Sach dahin gebracht, daß man in physico-mathematicis viel übermeiſtern kann, was man vor dieſen anzutaſten nicht einmal ſich erkuhnen dürfen. Wenn die Data ſelbſt mangeln, kann man wenigſtens bemerken, was uns für Data fehlen.

Wofern wir gnugſame Uebung der wahren Vernunftkunſt hätten, würde ſie uns auch in den Gedanken helfen, die aus dem Stegreif genommen werden müſſen; aber noch zur Zeit fehlet uns hierin noch am meiſten und ich habe nicht Zeit gehabt, dieſen Punkt anzugreifen. Sonſt bekenne, daß, wenn ein Logicus Regeln ohne Exempel giebt, es eben ſei, als wenn man mit bloßen Worten wollte fechten lehren. 17) Es iſt viel Schönes in Reali de Vienna und dies iſt vielleicht die Urſach, warum man ihn deſto weniger widerlegt. Ich an meiner Art halte wenig vom Widerlegen, viel aber vom Darlegen, und wenn mir ein neu Buch vorkommt, ſehe ich was ich daraus lernen, und nicht was ich darin tadeln kann. 18) Ich ſollte meinen, die Sorbona und andere Collegia wären nicht zu verachten. Meines Wiſſens verachtet man die Logik in Frankreich und England eben ſo wenig, als in Teutſchland, doch muß bekennen, daß die gelehrten Leute, zumal wenn ſie vor Jedermann ſchreiben, beſſer thun, wenig Terminos scholae zu gebrauchen, ſonſt iſt es, als wenn ein Schneider die Näthe ſehen läßt, wie mir Hr. Dillherr einsmals gar artig von denen ſagte, die dergleichen auf die Canzelen bringen. Schließlich bin ich mit meinem geehrten Herrn einig, daß man ohne allzuviel Weſen von der Logik und dergleichen zu machen, die Jugend ſofort auf die thätlichen Wiſſenſchaften führen ſolle; gleichwie ich davor halte, daß Sprachen hauptſächlich aus der Uebung zu lernen, obſchon deswegen die Grammatik nicht zu verwerfen, ſondern zu mehrerer Sprachrichtigkeit wohl zu gebrauchen.

Hoffe dieſes (ſo weitläuftiger worden als ich vorgehabt) werde genug ſeyn, meine Gedanken alſo zu erkennen zu geben, daß ſie vielleicht zu einem Vergleich oder Temperament dienen könnten, zumal man beiderſeits ja die Vernunftkunſt ſelbſt annimmt, ob mein geehrter Herr ſie ſchon allein bei Mathesi pura ſuchen will, darin ſie ſich zwar am ſchönſten zeiget, doch aber nicht gänzlich und allein daran gebunden. Sollte ich das Glück haben, zwiſchen ihm und der gebräuchlichen Lehrart Frieden zu machen, würde ich die Vergnügung dabei finden, daß mein geehrter Herr dadurch mehr Gelegenheit bekommen würde, nicht nur, was unnütz, einzureißen, ſondern auch ſelbſt zu gemeinen Nutzen ohne Verhinderung etwas Taugliches zu erbauen. Der ich verbleibe meines inſonders geehrten Herrn

(Hannover 1696.)

dienſtergebenſter

G. W. L.

Schreiben an den Herzog von Braunſchweig-Wolfenbüttel Rudolf Auguſt.

Einleitung.

Der nachſtehende Brief iſt im Originale an drei Orten gedruckt; zuerſt in Köhlers: „Des Herrn von Leibnitz Lehrſätze über die Monadologie u. ſ. w. Frankfurth und Leipzig 1720. 8.,“ dann wurde er einzeln herausgegeben von R. A. Nolten unter dem Titel: G. W. Baron von Leibnitz mathematiſcher Beweis der Erſchaffung und Ordnung der Welt in einem Medaillon an u. ſ. w. 1734. in 4., auf deſſen Titel dieſe emblematiſche Medaille gezeichnet ſteht, und wonach der Holzſchnitt S. 402 verfertigt worden iſt. (Zugeeignet der Herzogin von Braunſchweig-Wolfenbüttel Philippine Charlotte, gebornen Brandenburgiſchen Prinzeſſin). Nach dieſer, jedoch dem Texte nach ſehr verſtümmelten Ausgabe iſt nun drittens, der Abdruck bei Ludovici I., S. 132—138; man findet jedoch die Verbeſſerungen nach der Köhlerſchen Ausgabe nachgetragen in dem (171.) Capitel über die ſämmtlichen gedruckten Schriften S. 413—414.

Unabhängig von dieſer Gelegenheit und perſönlichen Beziehung, ſo wie von der theologiſch-metaphyſiſchen Anwendung hat Leibnitz dieſe ſeine, in deutſcher Sprache zuerſt dargeſtellte, mathematiſche Erfindung öffentlich mitgetheilt in der Explication de l'Arithmétique binaire qui se sert des seuls charactères 0 et 1 avec des remarques sur son utilité et sur ce qu'elle donne le sens des anciennes figures Chinoises de Foby, in den Mémoires de l'Académie des Sciences de Paris 1703. Opp. III., 390—394. Man findet außerdem in demſelben Bande einen ins Lateiniſche überſetzten Auszug des deutſchen Briefes (entlehnt aus Jaucourts Biographie Leibnitzens) S. 346—348. und mit der Ueberſchrift: De inventione Arithmeticae binariae a G. G. Leibnitio. Eine klare Darſtellung dieſer Anſichten gab auch Leibnitz in dem vor ſeinem Tode geſchriebenen: Lettre sur la Philosophie Chinoise à Monsieur de Remond, Conseiller du Duc Régent et Introducteur des Ambassadeurs, welche Eckhart 1718 Sebaſtian Kortholt überſchickte, und welche deſſen Sohn Chriſtian Kortholt in ſeiner bekannten Briefſammlung II., 413—415 herausgegeben hat. (Opp. omn. IV., 207—210. Section quatrième. Des Charactères, dont Fohi, fondateur de l'empire chinois, s'est servi dans ses écrits et de l'Arithmétique binaire. — Sehr ausführliche Explicationen über dieſe Rechnungsart findet man in Leibnitzens Briefwechſel mit Johann Bernoulli; die Stellen zeigt das Sachregiſter am Ende des Werkes an.

Aus einem Briefe Leibnitzens an Fontenelle, den Sekretair der Akademie der Wiſſenſchaften in Paris, von Luzenburg (Charlottenburg) bei Berlin vom 12. Juli 1702 (Feder Specimina 280 ff.) ſehen wir, daß er den Druck der vorhin angezeigten Explication gern noch ſo lange verſchoben haben wollte, bis er beſſere Proben von der Fruchtbarkeit dieſer Erfindung der Welt mittheilen könnte. Seine Worte ſind in mehrerer Hinſicht bedeutend und anziehend. Fontenelle hatte Leibnitz Ausſtellungen an jener Rechnungsart gemacht, welche Leibnitz mit den ausgeſuchteſten Wendungen der Höflichkeit erwiedert und dann im Verfolge ſchreibt: „Mais j'ose vous supplier, Monsieur, comme j'avois déjà fait, de ne point publier mon Essai des Binaires, par ce qu'étant très docile et me mettant facilement du côté d'autrui, je vois bien par ce que vous en dites, que ce que j'en ai dit ne suffit pas pour donner envie à quelqu'un de le pousser, ce qui étoit pourtant mon but. Ce seroit le décrier plutôt et lui faire perdre inutilement et intempestivement la grace de la nouveauté. Ainsi il vaut mieux le différer, jusqu'à ce que je puisse donner des meilleurs échantillons, autre que je devrois déjà ajouter quelque chose à ce que je vous ai envoyé. Et il ne seroit point juste sans doute de vouloir que d'autres y entrent, sans qu'on ait de quoi leur en faire naitre l'envie*)".

Nicht minder bemerkenswerth iſt eine Stelle in Leibnizens Briefe an Johann Chriſtian Schulenburg, Rector in Bremen über denſelben Gegenſtand, vom 17. Mai 1698, weil daraus hervorgeht, daß er ſchon vor dem Jahre 1678, alſo mehr als zwanzig Jahre vor der erſten Mittheilung und gegen dreißig Jahre vor ihrer Bekanntmachung, mithin ungefähr um dieſelbe Zeit, als er auf die Differenzialrechnung geführt wurde, auf die Dyadik gekommen ſei. (Vgl. Ludovici I., 430. II., 308). Er ſchreibt: Etsi haec a viginti ac amplius annis jam in mente habuerim, ita raro tamen animum huc adjeci, ut de nominibus imponendis non cogitaverim, quia potius soleo enuntiare ad morem vulgaris Arithmeticae, 10 per decem, 100 per centum, etsi significent 2 et 4 etc. Noch mehrere Bekenntniſſe Leibnizens darüber ließen ſich leicht auffinden; aber die vorſtehenden werden genügen.

Eine wiſſenſchaftliche Würdigung dieſes Zahlenſyſtems wird von ſeinem Zuſammenhange mit der Rechentheorie überhaupt, welche durch Leibniz's Differentialrechnung eine neue Epoche erfahren hat, ausgehen müſſen. Einen populären und bürgerlichen Gebrauch dieſes Syſtems, oder gar eine Verdrängung des dekadiſchen Syſtems durch das dyadiſche hat übrigens Leibnitz niemals im Sinne gehabt. Die Anwendung deſſelben auf die Zeichen des Fohi iſt auch nur eine Nebenſache für uns, ſeitdem wir über die wahre Beſchaffenheit der in jenen Zeiten ſo großes Aufſehen erregenden und weit überſchätzten chineſiſchen Bildung und Philoſophie aufgeklärt ſind. Die ſymboliſche Verſinnlichung des chriſtlichen Begriffs der Schöpfung, noch immer das höchſte Problem der Speculation, war endlich am meiſten geeignet, den hohen Empfänger des Briefes für den ſo abſtrakten Gegenſtand einzunehmen.

---

*) Fontenelles beiſtimmende Antwort auf obiges, vom 13. November 1703. S. Seite 292.

Der fleißige Ludovici giebt im XXI. Kapitel des zweiten Theils (S. 307—317) die literariſche Geſchichte dieſer Entdeckung. Wir lernen hier, daß dieſelbe beinahe einen Streit um die Priorität der Erfindung erregt hatte, da ein franzöſiſcher Mathematiker, Lagni zu Rochefort behauptete, er ſei bei ſeinen Bemühungen um Verbeſſerung der Trigonometrie und des Logarithmenſyſtems, auf dieſelbe Methode, ohne von Leibnitz zu wiſſen, gekommen. Fontenelle benahm ſich hier eben ſo geſchickt, wie bei ſeiner Darſtellung des Streites zwiſchen Leibnitz und Newton über die Differentialrechnung*), und Ludovici irrt, wenn er ſchreibt, daß Fontenelle ſeinem Landsmann dieſe Erfindung ganz abzuſprechen ſcheint.

Es fanden ſich auch ſowohl ſchon bei Leibnitzens Leben als nach ſeinem Tode Gelehrte, welche dieſe Methode weiter zu begründen und anzuwenden ſuchten; als Peter Damicourt in: Miscellanea, Berolini 1710. W. J. Pelican

---

*) „Comme les plus grands Mathématiciens peuvent très légitimement être jaloux de la gloire de s'être rencontré avec Mr. Leibnitz, sans l'avoir suivi, nous devons ici ce témoignage à Mr. Lagni, qu'ayant été toujours à Rochefort, il ne parait point avoir eu aucune connaissance de ce que Mr. Leibnitz avoit envoyé à l'Académie sur le calcul binaire."

1712 in einer beſondern Monographie, J. B. Wideburg desgleichen im Jahr 1718, der vorhin genannte Schulenburg mit Anwendung auf Aſtronomie 1724, endlich G. B. Bülfinger de literatura Sinensi 1724. Dagegen ward ein Mathematiker, J. F. Weidler in Wittenberg, durch Leibnitz angeregt, der Dyadik des Leibnitz wie der Tetraktys des Weigel eine Dodekadik gegenüberzuſtellen. —

Ein wenig ſeltſam nimmt ſich endlich ein ſehr ausführlicher Bericht über dieſe „Rechnung mit Null und Eins“ hinter der deutſchen Ueberſetzung der Theodicee durch Gottſched (von 1744 die letzte Beilage) aus. Er rührt jedoch nicht von Leibnitz, ſondern von Tenzel, dem Verfaſſer der „Curieuſen Bibliothek oder Fortſetzung der Monatlichen Unterredungen“ her, welchem Leibnitz in einem (unbekannt gebliebenen) Briefe im Jahre 1705 eine Nachricht davon mitgetheilt hatte (Jahrgang 1705. S. 81—112). Der Artikel führt die Ueberſchrift: „Erklärung der Arithmeticae binariae, welche vor 3000 Jahren bei den Chineſern in Gebrauch geweſen, und bisher bei ihnen ſelbſt verloren, neulich aber bei uns wieder funden worden,“ und beginnt: „Denen Curiosis insgemein, ſonderlich den Mathematicis und Rechenmeiſtern offerire ich zum neuen Jahre etwas recht Neues, welches der Herr Geheimbde Rath Leibnitz zu Hannover erfunden, und mir nach ſeiner gewöhnlichen Gütigkeit neulichſt mitgetheilt hat.“ Die Sache iſt recht deutlich erklärt und die Rechnung mit den vier Species nach dieſem Zahlenſyſtem an Beiſpielen erläutert. Man beachte aber die Vorzüge nur in Sprache und Schreibart, welche hier Leibnitz vor ſeinem Zeitgenoſſen und Freunde voraus hat.

Ueber die vorzügliche Bildung des Herzogs Rudolph Auguſt iſt im Vorbeigehen (S. 54) ein Wort geſagt worden. Sein Vater war der berühmte Herzog Auguſt, der Stifter der Bibliothek zu Wolfenbüttel; ſein jüngerer Bruder,

der in der deutſchen Literaturgeſchichte durch ſeine Romane berühmte Anton Ullrich. Rudolph August, der älteſte von drei aus verſchiedener Ehe entſproſſenen Brüdern, geb. den 1ſten Mai 1627, hatte zwar nach des Vaters Tode 1666 die Regierung angetreten, und 1671 ſeinen Bruder Anton Ullrich apanagirt, blieb indeß mit ihm in eng vertrauter Verbindung, ſo daß eigentlich der fähigere Anton Ullrich mehr als er regierte. Anfangs ſein Statthalter, wurde dieſer endlich 1683 mit Bewilligung der Stände zum Mitregenten ernannt. „Bis an ſeinen Tod — den 26. Januar 1704 — bewahrte er die Liebe zu ſeinem Bruder durch nichts auszulöſchende Zuneigung treu und redlich, ein Zug, der ſeinem Herzen gewiß zu großer Ehre gereicht.“ (Hüne, Geſchichte des Königreichs Hannover u. ſ. w. I., 717).

„Herzog Rudolf August war ein chriſtlich geſinnter, frommer Fürſt, ein treuer und redlicher Vater ſeiner Unterthanen, und ein Freund der Wiſſenſchaften, der ſelbſt einen reichen Schatz gelehrter Kenntniſſe beſaß.“ (Derſelbe). Wachler ſtellt ſeinen Namen (Lehrbuch der Litteraturgeſchichte 1830. S. 384) neben diejenigen eines Ernſt der Fromme, Anton Ullrich, Johann Philipp und andere Große, welche ſich um Volksbildung und Litteratur ruhmwürdiges Verdienſt erwarben, welches um ſo höher zu würdigen ſei, da Deutſchland in den letzten Jahrzehnten des XVII. Jahrhunderts Gefahr lief, durch vorwaltenden Einfluß franzöſiſcher Sitte, Sprache und Litteratur ſich ſelbſt veruntreut zu werden.“ Gewiß, wenn man bedenkt, daß der ſiebzigjährige Fürſt ſich zum neuen Jahre mit einer tiefſinnigen mathematiſch-philoſophiſchen Erfindung Glück wünſchen läßt, ſo ſind jene Berichte nicht übertrieben.

Leibnitz ſtand bei beiden fürſtlichen Gebrüdern in vorzüglichem Anſehen und großer Vertrautheit, wie der vorhandene Briefwechſel beweiſt. Jedesmal während der Braunſchweiger Meſſe (welche ihre Herſtellung und Blüthe Rudolph Auguſt verdankt) begleitet er ſeinen Hof dorthin und manches wichtige Inſtitut wurde bei dieſen Gelegenheiten von Leibniz hier angeregt und ins Leben gerufen. Die von Leibniz erfundene Schaumünze iſt übrigens nach Ludovici „nicht in Metall geprägt werden,“ welches dem bald darauf erfolgten Ableben des Herzogs zugeſchrieben werden müſſe.

Durchlauchtigſter Herzog

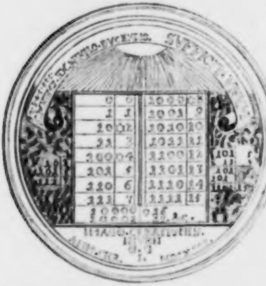
Gnädigſter Fürſt und Herr.

Ich hoffe, es werden Ew. Hochfürſtliche Durchlaucht in Gnaden vermerken, daß ich ſowohl dem Gebrauche, als meinem Gemüths-Triebe zu Folge, bei dem eingetretenen neuen Jahre, auf dieſes und viele folgende, Denenſelben in beſtändiger Geſundheit alle ſelbſt verlangende hohe Fürſtliche Erſprießlichkeit zu gemeinem und Dero Lande beſondern Beſten, aus treuem Herzen anwünſche.

Und damit ich diesmal nicht ganz leer komme, ſo ſchicke ich ein Sinnbild auf dasjenige, davon leztens bei Deroſelben zu reden die Gnade gehabt. Es iſt in Form eines Denkpfennigs oder Medaille; und obſchon mein Entwurf gering, und nach Gutbefinden zu verbeſſern, ſo iſt die Sache doch ſelbſt alſo bewandt, daß ſie wohl werth wäre, ſich bis auf die Nachwelt in Silber zu zeigen, wenn dergleichen auf Ew. Hochfürſtlichen Durchl. gnädigſten Befehl gepräget würde. Denn einer der Hauptpuncten des chriſtlichen Glaubens, und zwar unter denjenigen, die den Weltweiſen am wenigſten eingegangen, und noch den Heiden nicht wohl beizubringen ſind, iſt die Erſchaffung aller Dinge aus Nichts durch die Allmacht Gottes. Nun kann man wohl ſagen, daß nichts in der Welt ſie beſſer vorſtelle, ja gleichſam demonſtrire, als der Urſprung der Zahlen, wie er allhier vorgeſtellet iſt, durch deren Ausdrückung blos und allein mit Eins und mit Nulle oder Nichts alle Zahlen entſtehen. Und wird wohl ſchwerlich in der Natur und

Philoſophie ein beſſeres Vorbild dieſes Geheimniſſes zu finden ſein, daher ich auch auf die entworfene Medaille geſetzt:

IMAGO CREATIONIS.



Es iſt aber doch dabei nicht weniger betrachtungswürdig, wie ſchon daraus erſcheinet, nicht nur, daß Gott Alles aus Nichts gemacht, ſondern auch daß Gott Alles wohl gemacht, und daß Alles, was er geſchaffen, gut geweſen; wie wirs hier denn in dieſem Vorbilde der Schöpfung auch mit Augen ſehen. Denn anſtatt, daß bei der gemeinen Vorſtellung der Zahlen keine Ordnung noch gewiſſe Folge in den Characteren oder Bezeichnungen derſelben ſich ſpüren läſſet, ſo erweiſet ſich hingegen anitzo, da man auf deren innerſten Grund und Urſtand ſiehet, eine wunderbar ſchöne Ordnung und Einſtimmung, ſo nicht zu verbeſſern iſt, inmaßen eine beſtändige Wechſel-Regel des Fortgangs vorhanden, kraft deren man alles auch ohne Rechnung und ohne Hülfe des Gedächtniſſes dahin ſchreiben kann, ſo weit man will, wenn man in der erſten Columne zur rechten Hand, oder in der letzten Stelle nur immer wechſelsweiſe unter einander ſetzet: 0,1,0,1,0,1,0,1, u. ſ. w.; in der nächſten aber oder andern Stelle (von der rechten Hand an zu rechnen) kommt unter einander zu ſtehen: 0,0,1,1,0,0,1,1, u. ſ. w., in der dritten kommt: 0,0,0,0,; 1,1,1,1,; 0,0,0,0,. 1,1,1,1,. u. ſ. w. in der vierten: 0,0,0,0,0,0,0,0,; 1,1,1,1,1,1,1,1,; 0,0,0,0, 0,0,0,0,; 1,1,1,1,1,1,1,1, und alſo fort; daß der Periodus oder Wechſels-Umgang allezeit noch eins ſo groß wird. Und ſolche einſtimmige Ordnung und Schönheit kann man auch auf der kleinen Tafel in der Medaille bis auf 16 oder 17 ſehen; denn einer größern Tafel, etwa bis 32, der Platz nicht fähig iſt. Und kann man daraus abnehmen, daß die Unordnung, ſo man ſich in den Werken Gottes einbildet, nur alſo ſcheine; wenn man aber, wie in einem Perſpective, die Sachen aus dem rechten Punct anſiehet, ſo zeiget ſich deren Symmetrie. Welches uns denn die Weisheit, Güte und Schönheit des höchſten Gutes, von dem alle Güte und Schönheit hergefloſſen, zu loben und zu lieben mehr und mehr anreget. Daher, weilen ich anitzo nach China ſchreibe an den Pater Grimaldi, Jeſuiter-Ordens, Präſidenten des mathematiſchen Tribunals daſelbſt, mit dem ich zu Rom bekannt werden, und der mir auf ſeiner Rückreiſe nach China, von Goa aus, geſchrieben; ſo habe gut gefunden, ihm dieſe Vorſtellung der Zahlen mitzutheilen, in der Hofnung, weilen er mir ſelbſt erzählet, daß der Monarch dieſes mächtigen Reichs ein ſehr großer Liebhaber der Rechenkunſt ſey, und auch die europäiſche Weiſe zu rechnen, von dem Pater Verbieſt, des Grimaldi Vorfahr, gelernet; es möchte vielleicht dieſes Vorbild des Geheimniſſes der Schöpfung dienen, ihm des chriſtlichen Glaubens Vortreflichkeit mehr und mehr vor Augen zu legen.

Damit ich aber auch das Uebrige in der Medaille erkläre, ſo habe die Hauptſtellen nähmlich 10 oder 2; 100 oder 4; 1000 oder 8; 10000 oder 16, mit * oder Aſteriscis bezeichnet; denn wenn man nur dieſe beobachtet, ſo ſiehet man daraus die Urſache der andern Zahlen. Als zum Exempel: warum 1101 ſtehe vor 13, giebt dieſe Demonſtration:

1	1
00	0
100	4
1000	8
1101	13

und alſo mit allen andern. Ich habe auch ein Exempel der Addition und eines der Multiplication in der Medaille an die Seiten der Tafel geſetzet, damit man auch daraus den Grund der Operationen und wie die gemeine Rechnungs-Regeln oder Species auch hier angehen, vermerken könne; ob es ſchon die Meinung ganz nicht hat, dieſe Rechnungs-Art anders, als zur Betrachtung und Erfindung der Geheimniſſe in den Zahlen, keinesweges aber in gemeinem Leben zu gebrauchen.

Auf daß aber die Schöpfung beſſer abgebildet würde, und auch die Medaille ſelbſt nicht nur Zahlen, ſondern auch ſonſt etwas haben möchte, ſo den leiblichen Augen angenehm wäre; ſo habe darauf entworfen Licht und Finſterniß, oder, nach menſchlicher Abbildung, den Geiſt GOttes über dem Waſſer: denn Finſterniß war auf der Tiefe, und der Geiſt GOttes ſchwebete auf dem Waſſer. Da ſprach GOtt: Es werde Licht, und es ward Licht. Und kommt ſolches um ſo mehr zu Paſſe, weilen die leere Tiefe und wüſte Finſterniß zu Null und Nichts; aber der Geiſt GOttes mit ſeinem Lichte zum allmächtigen Eins gehöret.

Wegen der Worte des Sinnbilds, oder Motto dell' impresa, habe mich eine Zeitlang bedacht, und endlich gut befunden, dieſen Vers zu ſetzen:

2,3,4,5 etc. 0
(Uncial) Omnibus ex nihilo ducendis
SUFFICIT UNUM,

weil ſolcher gar klar andeutet, was mit dem ganzen Sinnbilde gemeinet, und warum es ſey Imago Creationis. So kann man auch dieſen Vers füglich in zwei Theile theilen, ſo auch vermittelſt des Unterſchieds unter den Buchſtaben ſowohl, als auch des dazwiſchen gelaſſenen kleinen Platzes, ſichtbarlich geſchehen, damit das letzte Theil davon, SUFFICIT UNUM vor den rechten Hauptſpruch erkennet werde, welcher, wie in dergleichen erfordert wird, einige arguliam und Tiefſinnigkeit in ſich hat. Denn dieſes sufficit unum, ob es ſchon hier von den Zahlen und der von ihnen angedeuteten Schöpfung eigentlich geſaget wird, ſo gehet es doch weiter, nemlich zu unſrer Lehre, und hält in ſich die Hauptregel unſers Lebens und Chriſtenthums, daß das einige Gut uns genug ſey, wenn wir uns nur recht daran halten. Ueber omnibus ſind die Ziffern 2, 3, 4, 5 u. ſ. w. und über nihilo das 0 geſetzt, damit jedermann die Deutung des Verſes deſto eher auf die Zahl-Tafel ziehen könne.

Was auf die noch leer gelaſſene Seite der Medaille kommen könnte, ſtünde, wie alles, in Ew. Hochſl. Durchl. gnädigſten Belieben, ob Bruſtbild, Namenszug oder ſonſt etwas gefallen möchte Φ zwiſchen R und A als R Φ A mit einer Crone über dem Φ, da O mit I durchſtrichen, wäre vielleicht nicht unbequem, weilen φ das grichiſche phi oder ph mit andeutet, ſo in Ew. Durchl. Namen ſich findet, nemlich zu Ende des erſten Wortes von den zweien, daraus Dero Namen beſtehet. Das (Uncial) Unum autem necessarium, ſo Chriſtus ſelbſt uns anbefohlen, wäre ein Symbolum, ſo hierzu vielleicht nicht übel käme, oder was ſonſt anſtändig ſein möchte.

Letzlichen, weil viel Geheimniſſe der Zahlen in dieſer Vorſtellung ſtecken, ſo möchte wünſchen, daß ſie dergeſtalt bis 16000 oder vielmehr bis 16384 wirklich geſchrieben wären, das iſt (nach dieſer Art):

1	1
10	2
100	4
1000	8
10000	16
100000	32
1000. 000	64
10000. 000	128
100. 000. 000	256
1000. 000. 000	512
10. 000. 000. 000	1024
100. 000. 000. 000	2048
1000. 000. 000. 000	4096
10. 000. 000. 000. 000	8192
100. 000. 000. 000. 000	16384

welches über ein Alphabet oder Buch Papier nicht füllen würde. Das Schreiben wäre leicht, weilen man nur in gewiſſer Ordnung 0 und 1 aus dem Kopfe hinſchreiben darf, alſo eben ſo geſchwind und noch geſchwinder, als wenn man etwas abſchreibet. Eine Zahl, nach dieſer Art geſchrieben, wird nicht über viermal länger, als nach der gemeinen Weiſe. Es ſtecken aber, wie gedacht, noch ſo viel wunderbare und auch nützliche Obſervationen zur der Wiſſenſchaft Vermehrung darin, daß die Hamburgiſche Rechnungsgeſellſchaft, deren Fleiß und Abſehen lobenswerth ſind, wenn einige derſelben die Gedanken mit zu Luſt darauf bisweilen wenden wollten, ſolche Dinge, wie ich verſichern kann, darin finden würden, welche zu ihrem, ja der teutſchen Nation nicht geringen Ruhme gereichen würden, weil es in Teutſchland zuerſt herfürgebracht werden. Denn ich ſehe, daß ſich aus dieſer Schreibart der Zahlen wunderliche Vortheile ergeben werden, die hernach auch in der gemeinen Rechnung zu ſtatten kommen würden, davon einsmals ein Mehreres erwähnet werden könnte.

Die Medaille belangend, würde ſolche um ſo viel leichter in den Stämpſel vom Eiſenſchneider zu bringen ſeyn, weil ſie meiſt in Buchſtaben und Zahlen beſtehet, dazu die Arbeiter ihre Nummern und Alphabete haben, damit ſie ſolche in das noch ungehärtete Eiſen ſchlagen. Ich aber verſtelle alles zu gnädigſten Gutfinden und verbleibe Lebenszeit

Wolfenbüttel den 2. Jan. 1697.

Ew. Hochſt. Durchlaucht

unterthänigſter, treugehorſamſter
Gottfried Wilhelm Leibnitz.

Einige ungedruckte, philoſophiſche Abhandlungen.

Vorwort.

Die hier zuſammengeſtellten philoſophiſchen Abhandlungen ſcheinen uns ſowohl des Inhalts, als beſonders auch der Darſtellung und Sprache wegen der Mittheilung beſonders würdig; ſie gehören zu einer größern Reihe ähnlicher, deutſch geſchriebener Aufſätze von Leibnitz, welche zwar über die Philoſophie des Verfaſſers keine neuen Aufſchlüſſe geben, deren hoher Werth jedoch eben darin beſteht, daß wir erkennen, wie treflich und leicht Leibnitz ſeine Gedanken dem mütterlichen Idiom anzupaſſen verſtanden hat.

Einige dieſer Abhandlungen tragen das Gepräge von Confeſſionen, andere laſſen vermuthen, daß ſie zum Gebrauche von Freunden oder hohen Gönnern abgefaßt ſeien.

Zu den letztern gehört ohne Zweifel die Abhandlung von der Weisheit. Die perſönlichen Bezüge treten hier zu deutlich hervor: es iſt nemlich die Glückſeligkeit eines Fürſten, welche Leibnitz „einer hohen Perſon“ wie in einem Spiegel vorhält. Dieſe Schrift fällt in eine Zeit, da Leibnitz auf der Höhe ſeiner philoſophiſchen Ueberzeugung ſtand, und ſcheint deshalb in das letzte Decennium des ſiebzehnten Jahrhunderts geſetzt werden zu müſſen. In dieſem Aufſatze herrſcht eine Milde, eine Befriedigung, welche dem leichten Fluß der Rede, dem Ungezwungenen der Sprache zu Grunde liegt, ein Vorzug, deſſen man Leibnitz gar nicht für fähig halten ſollte, wofern man nur noch die Unvergreiflichen Gedanken kennte, welchen man dieſe glückliche Harmonie der Rede nicht beilegen kann. Auch von Leibnitz gilt mithin die Erfahrung, daß man in demjenigen Felde am beſten ſchreibt, wo man ſeine eigentliche innere Heimath hat*).

Die Aphorismen „von der wahren Theologia Myſtica“ dürfen wir für eine Confeſſion anſehen. Sie ſind unvollendet und unausgearbeitet. Das Concept zeigt ſpätere Zuſätze am Rande, welche hier durch Klammern, als dem urſprünglichen Texte ſpäter hinzugefügt, angedeutet ſind. Der philoſophiſche Ausdruck iſt hier auf einer für Leibnitzens Zeitalter bewundernswürdigen Höhe; ja es zeigt ſich hier das Beſtreben, die philoſophiſche Kunſtſprache von allen Reſten der Scholaſtik völlig zu befreien, viel konſequenter, als bei den neuern Philoſophen, von denen z. B. keiner das Wort Subſtanz entbehren konnte. Leibnitz ſchreibt dafür, für ſeinen ſpekulativen Standpunkt recht bezeichnend: Selbſtſtand.

Die Aphorismen vom Naturrecht und der urſprünglichen Entſtehung der Geſellſchaft bereichern unſre Kenntniß von der Ethik Leibnitzens und überraſchen durch originelle Züge. Ihren Zuſammenhang mit dieſem Syſteme in Betracht zu ziehen, iſt hier der Ort noch nicht.

Auch dieſe beiden andern Aufſätze ſind in die letzten zehn oder funfzehn Jahre des ſiebzehnten Jahrhunderts zu ſetzen.

---

*) Schleiermacher hat in ſeiner Abhandlung: Ueber die verſchiedenen Methoden des Ueberſetzens den Satz aufgeſtellt: „Grotius und Leibnitz konnten nicht, wenigſtens nicht ohne ganz andere Menſchen zu ſein, Deutſch und Holländiſch philoſophiren“ Mich dünkt, daß dieſer große Mann hier auf keiner richtigern Spur geweſen iſt, als wenn er in ſeinem Syſtem der Ethik (Nachgelaſſene Schriften) dem Plato und Spinoza eine „höhere Sittlichkeit“ zuſchreibt, im Gegenſatze zu Ariſtoteles und Leibnitz. —

Von der wahren Theologia mystica.

Eine jede Vollkommenheit fleußt unmittelbar von Gott (als Weſen, Kraft, Wirklichkeit, Geiſt, Wiſſen, Wollen).

Das inwendige Licht, ſo Gott ſelbſt in uns anzündet, iſt allein kräftig, uns eine rechte Erkenntniß Gottes zu geben.

Die göttlichen Vollkommenheiten ſind bei allen Dingen verborgen, aber die wenigſten wiſſen ſie darin zu finden.

Daher mancher wohl gelehrt iſt, aber doch nicht erleuchtet, weilen er nicht Gott oder dem Licht, ſondern nur ſeinem irdiſchen Lehrer oder auch ſeinen äußerlichen Sinnen glaubet, und bei Betrachtung der Unvollkommenheiten bleibet. Dies Licht kommt nicht von außen, wiewohl auch äußerliche Lehren Gelegenheit geben können und bisweilen geben müſſen, daß uns ein Blick davon erſcheinet.

Unter den äußerlichen Lehrern ſind zwei, die das innerliche Licht am beſten erwecken: das Buch der heiligen Schrift und die Erfahrung der Natur. Doch helfen beide nicht, wenn das innerliche Licht nicht mitwirket. (Die Kenntniß Gottes iſt der Weisheit Anfang, die göttlichen Beſchaffenheiten ſind die Grundwahrheiten in der rechten Ordnung der Erkenntniß).

Das weſentliche Licht iſt das ewige Wort Gottes, in welchem alle Weisheit, alles Licht, ja das Urbild aller Weſen und der Urſprung aller Wahrheit. Ohne dieſes Lichts Beſtrahlung wird Niemand rechtgläubig, und ohne den rechten Glauben wird niemand ſelig.

Gott iſt das Leichteſte und Schwerſte, ſo zu erkennen; das Erſte und Leichteſte in dem Lichtweg, das Schwerſte und Letzte in dem Weg des Schattens.

Das meiſte Wiſſen und Tichten gehört zum Schattenwege, als Hiſtorien, Sprachen, menſchliche Gebräuche, Naturgebräuche. — Es iſt auch etwas Licht bei dieſem Schatten, aber wenige können es davon theilen.

Dies Licht erfüllet das Gemüth mit Klarheit und Verſicherung, nicht aber mit Einbildung und toller Bewegung. Einige bilden ſich in ihrem Hirn eine Lichtwelt ein, meinen, ſie ſehen einen Glanz und Herrlichkeit, und ſeien mit viel tauſend Lichtelein umgeben. Das iſt aber nicht das wahre Licht, ſondern eine Erhitzung ihres Geblüts.

Wenn man das rechte Licht ſiehet, iſt man überzeuget, daß es von Gott ſei und nicht vom Teufel oder Fleiſch. Gleichwie die Sonne ſich ſelbſt beweiſet, alſo auch dieſes Licht.

Alle Geſchöpfe ſind von Gott und Nichts; ihr Selbſtweſen von Gott, ihr Unweſen von Nichts. (Solches weiſen auch die Zahlen auf eine wunderbare Weiſe, und die Weſen der Dinge ſind gleich den Zahlen).

Kein Geſchöpf kann ohne Unweſen ſein; ſonſt wäre es Gott. Die Engel und Heiligen müſſens haben.

Die einige Selbſterkenntniß iſt: unſer Selbſtweſen von unſerm Unweſen wohl unterſcheiden (dadurch Verhinderung, im Lichtweg aus dem Wege zu kommen. Aber man muß ſich der ſinnlichen Ergetzlichkeiten und Beſchauung der Schattenbilder nur als einer Nothdurft und eines Werkzeugs gebrauchen, und nicht darin ruhen).

In unſerem Selbſtweſen ſtecket eine Unendlichkeit, ein Fußſtapf, ein Ebenbild der Allwiſſenheit und Allmacht Gottes.

Ein jeder einzelner Selbſtſtand, als ich und du, iſt ein einig, unzertheilig, unverderblich Ding, und beſtehet nicht aus drei Theilen: Seel, Geiſt und Leib. Doch ſind mehr Dinge zu dem einigen Dinge nächſt gehörig und gleichſam einverleibet.

Obgleich jeder einzelne Selbſtſtand ohne Theile, ſo ſind doch in ihm andere Dinge eingedruckt, ohne daß ſie daſelbſt

Raum einnehmen. — In Allem und Jedem ſtecket Alles, doch mit gewiſſer Kraft der Klarheit.

Die Leiber ſind das bloße Werk Gottes; die Geiſter ſind eigentlich das Reich Gottes.

Gott iſt mir näher angehörig, als der Leib. (Die Leiber an ſich ſelbſt ſind keine Selbſtſtände: Schatten, ſo dahin fließen). Die leiblichen Dinge ſind nur Schatten, ſo dahin fließen, Blicke, Geſtalten, wahrhafte Träume. Die weſentliche Wahrheit iſt allein im Geiſt. Obwohl unerfahrene Menſchen, was geiſtlich, vor Traum, und was greiflich, vor Wahrheit halten.

Die Sünde iſt nicht von Gott; ſondern in einigen Geſchöpfen iſt die Erbſünde aus dem Unweſen entſtanden, und alſo aus dem Nichts.

Gott hat die Sünde zugelaſſen, weil er gewußt, ein größeres Gut aus dem Böſen zu bringen. Nur die Böſen allein haben durch die Sünde Verluſt gelitten, das geſammte Geſchöpf Gottes hat dadurch nicht verloren, ſondern gewonnen. (Gott hat keinen ausgelaſſenen Machtwillen, ſondern will Alles aus Urſach und zum Beſten. Seine Gnadenwahl kommt urſprünglich aus ſeiner vorgeſehenen Würdigkeit der Menſchen, alſo weder aus vorgeſehenem Glauben noch aus vorgeſehenen Werken, ſondern aus viel hohen Urſachen. Denn daß der Menſch glaubet oder ſagt, oder ſonſt etwas Gutes denket oder thut, hat er auch aus vorhergeſehener Wahl Gottes in Chriſto. — Denn ein geringes Ding zu einem geringen geſetzet kann oft etwas Beſſers zuwegebringen, als die Zuſammenſetzung zweier andern, deren jedes an ſich ſelbſt edler als jedes von jenen. Hierin ſtecket das Geheimniß der Gnadenwahl und Auflöſung des Knotens. Duo irregularia possunt aliquando facere aliquid regulare. — Gott will aller Geſchöpfe Heil und Beſtes).

Die Verleugnung ſein ſelbſt iſt der Haß des Unweſens, ſo in uns, und die Liebe des Urſprungs unſers Selbſtweſens, das iſt Gottes.

Darin beſtehet, den alten Adam kreuzigen, Chriſtum anziehen, dem Adam abſterben und Chriſto leben: daß man dem Unweſen abſage und dem Selbſtweſen anhange.

Wer das innerliche Licht denen Sinnbilden, oder das Selbſtweſen dem Unweſen vorzuziehen weiß, der liebet Gott über alle Dinge.

Wer Gott nur fürchtet, der liebt ſich und ſein Unweſen mehr als Gott.

Der Glaube ohne Erkenntniß iſt nicht vom Geiſt Gottes, ſondern vom todten Buchſtab oder vom Schall.

Der Glaube ohne Licht wecket keine Liebe, ſondern nur Furcht oder Hoffnung und iſt nicht lebend.

Wer nicht thut nach dem Glauben, der glaubet nicht, obſchon er ſich deſſen rühmet. Es iſt zu beklagen, daß ſo wenig Menſchen wiſſen, was Licht und Glaube, Liebe und Leben, Chriſtus und Seligkeit ſei.

Chriſti Lehre iſt Geiſt und Wahrheit; aber viele machen daraus Fleiſch und Schatten.

Den meiſten Menſchen iſt es kein Ernſt. Sie haben die Wahrheit nicht gekoſtet, und ſtecken in einem heimlichen Unglauben.

Jeder prüfe ſich ſelbſt, ob er Glauben und Leben habe; findet er einige Freude und Luſt größer, als dieſe in der Liebe Gottes und Verherrlichung ſeines Willens, ſo kennt er Chriſtus nicht genugſam, und fühlet noch nicht die Regung des heiligen Geiſtes.

Die Schrift giebt eine ſchöne Probe zu wiſſen, ob der Menſch Gott liebe, wenn er nemlich ſeinen Bruder liebet, und Andern, ſo viel müglich und thunlich, zu dienen trachtet. Wer das nicht thut, rühmet ſich fälſchlich der Erleuchtung, oder Chriſti und des heiligen Geiſtes.

Vom Naturrecht.

1.

Die Gerechtigkeit iſt eine gemeinſchaftliche Tugend, oder eine Tugend, ſo die Gemeinſchaft erhält.

Die Gemeinſchaft iſt eine Vereinigung verſchiedener Menſchen, zu einem gemeinen Abſehen.

Eine natürliche Gemeinſchaft iſt, ſo die Natur haben will.

Die Zeichen, daraus man ſchließen kann, daß die Natur etwas will, ſind, wenn uns die Natur eine Begierde gegeben und Kräfte oder Wirkung ſolche zu erfüllen: denn die Natur thut nichts vergebens.

Vors andere, wenn die Sach eine Nothwendigkeit oder beſtändigen Nutzen hat: denn die Natur fügt überall das Beſte.

Die vollkommenſte Gemeinſchaft iſt, deren Abſehen iſt die allgemeine und höchſte Glückſeligkeit.

Das natürliche Recht iſt, ſo die natürlichen Gemeinſchaften erhält oder befördert.

Die erſte natürliche Gemeinſchaft iſt zwiſchen Mann und Weib, den die iſt nöthig, das menſchliche Geſchlecht zu erhalten.

Die andere zwiſchen Eltern und Kindern; die entſtehet nächſt aus der vorhergehenden; denn wenn die Kinder einmal gezeugt, oder doch freiwillig angenommen, müſſen ſie erzogen werden, das iſt regieret und ernähret. Dagegen ſie den Eltern Gehorſam und Hülfe ſchuldig, wenn ſie einmal erzogen. Denn in Hofnung ſolcher Dankbarkeit wird ſolche Gemeinſchaft erhalten und befördert, welche aber die Natur fürnemlich um der Kinder willen haben will. Denn ſolche dermaleinſt zur Vollkommenheit gelangen. Denn vornemlich ſind die Eltern um der Kinder willen, das Gegenwärtige, nicht lange mehr beſtehende, um des Zukünftigen.

Die dritte natürliche Gemeinſchaft iſt zwiſchen Herr und Knecht, welche der Natur gemäß, wenn eine Perſon Mangel an Verſtand hat, nicht aber Mangel an Kräften, ſich zu ernähren. Denn eine ſolche Perſon iſt ein Knecht von Natur, welcher arbeiten muß, wie es ihm ein Ander vorſchreibt, und hat davon den Unterhalt; der Ueberſchuß iſt des Herrn. Denn alles, was der Knecht iſt, iſt er ſeines Herrn wegen, dieweil alle ander Kräfte nur des Verſtandes wegen ſein. Nun iſt der Verſtand im Herrn, alle andern Kräfte aber nur im Knechte. Weil ein ſolcher Knecht des Herrn wegen iſt, ſo iſt ihm der Herr nichts als Unterhalt ſchuldig, umb ſein ſelbſt willen, damit er ihm nicht verderbe: dies iſt zu verſtehen, wenn keine Hofnung wäre, daß der Knecht zu Verſtand kommen könnte, denn ſonſt wäre der Herr ſchuldig, ſeines Knechts Freiheit durch Erziehung zu befördern, ſo viel dem Knecht zu ſeiner Glückſeligkeit nöthig. Allein die Wahrheit zu bekennen, ſo zweifle ich, ob ein Exempel einer ſolchen Knechtſchaft, darin der Knecht gänzlich ſei umb des Herrn willen, zu finden; zumal da die Seelen unſterblich, und dermaleinſt zu Verſtande kommen und der Glückſeligkeit jenes Lebens theilhaftig werden können. Hat alſo meines Bedünkens dieſe Geſellſchaft nur ſtatt zwiſchen Menſchen und Vieh. Denn wenn ein Menſch gleich ganz thumb geboren und aller Lehre unfähig, ſo ſtünde doch nicht bei uns, ihn, unſers Nutzens willen, zu martern, zu tödten, oder den Barbaren zu verkaufen. Wären aber die Seelen ſterblich, ſo könnte dieſe Knechtſchaft oft bei ganzen Völkern ſtatt haben, ſo faſt ſo thumb wie das Vieh, und zu Nutzen ihrer Herrn bei ſolcher Thümmigkeit erhalten werden könnten. Maßen gewiß, daß leicht die Kinder alſo zu erziehen, daß ſie dem Vieh nichts bevorgeben. Weil man nun die gemeinen Regeln der Gerechtigkeit lehrt, welche auch Gottloſe*) annehmen müſſen, ſo kann man auch wohl von natürlichen Knechten der Menſchen handeln, auf den Fall, daß ſolche zu finden wären. Ob auch gleich ſolche Knechtſchaft der Schärfe nach unter Menſchen nicht zu dulden, ſo iſt doch etwas, ſo ihr ähnlich und nahe kommt, zu Zeiten der Natur gemäß. In Summa, die natürliche Knechtſchaft hat gegen unverſtändige Menſchen ſtatt, ſofern ſie nicht durch die Regeln der Gottesfurcht beſchränkt wird.

Die vierte natürliche Gemeinſchaft iſt die Haushaltung, ſo aus obgemeldeten Geſellſchaften, etlichen oder allen, zuſammengeſetzet. Ihr Abſehen iſt die tägliche Nothdurft.

Die fünfte natürliche Gemeinſchaft iſt die bürgerliche Gemeinſchaft (iſt ſie klein, ſo wirds eine Stadt genannt; eine Landſchaft iſt eine Gemeinſchaft unterſchiedener Städte und ein Königreich oder große Herrſchaft iſt eine Gemeinſchaft verſchiedener Landſchaften — alles um zur Glückſeligkeit eher zu gelangen und dabei ſicher zu bleiben) deren Glieder bisweilen zuſammen wohnen in einer Stadt, bisweilen im Land ausgebreitet. Ihr Abſehen iſt zeitliche Wohlfahrt.

Die ſechſte natürliche Gemeinſchaft iſt die Kirche Gottes, welche auch wohl ohne Offenbarung unter den Menſchen beſtehen, und durch Fromme und Heilige hätte erhalten und fortgepflanzt werden können. Ihr Abſehen iſt eine ewige Glückſeligkeit. Und iſt kein Wunder, daß ich ſie eine natürliche Geſellſchaft nenne, maßen ja auch eine natürliche Religion und Begierde der Unſterblichkeit uns eingepflanzet. Dieſe Gemeinſchaft der Heiligen iſt katholiſch oder allgemein, und verbindet die ganze menſchliche Geſellſchaft zuſammen. Kommet eine Offenbarung dazu, wird das vorige Band nicht zerriſſen, ſondern verſtärket.

---

*) durchſtrichen: Atheiſten.

2.

Divisio Societatum.

Abtheilung der Geſellſchaften oder Gemeinſchaften.

Alle Geſellſchaft iſt *gleich* oder *ungleich*. Gleich, wenn einer ſo viel als der andere dabei Macht hat, ungleich, wenn einer den andern regieret.

Alle Geſellſchaft iſt entweder *unbeſchränkt* oder *beſchränkt*. Eine unbeſchränkte Geſellſchaft geht aufs ganze Leben und gemeine Beſte. Eine beſchränkte Geſellſchaft geht auf gewiſſe Abſehen, zum Exempel, Handel und Wandel, Schiffahrt, Kriegsdienſt, Reiſen.

Eine *unbeſchränkte gleiche* Geſellſchaft iſt zwiſchen wahren Freunden. Und ſolche iſt ſonderlich zwiſchen Mann und Weib, zwiſchen Eltern und erwachſenen Kindern, zwiſchen Herren und Freigelaſſenen, insgemein aber zwiſchen allen verſtändigen Menſchen, ſo mit einander genugſame Kundſchaft haben.

Eine *unbeſchränkte ungleiche* Geſellſchaft iſt zwiſchen den Regierenden und Untergebenen. Solche Regierung nun geſchieht entweder umb der Verbeſſerung oder umb der Erhaltung willen. Iſt ſie umb der Verbeſſerung willen, ſo hat ſie eigentlich Statt zwiſchen Eltern und Kindern, auch zwiſchen uns und denen, ſo wir an Kindes Statt aufnehmen, oder doch dazu erziehen, daß ſie alle ihre Wohlfahrt von uns haben und allein unter unſer Regierung ſein. Denn zwiſchen Lehrmeiſter und Schüler hat ſie nicht Statt, weil dieſe jenen nur auf eine gewiſſe Maße und Weiſe untergeben werden; wir aber hier von unbeſchränkter Geſellſchaft reden, ſo aufs ganze Leben und Wohlfahrt gehet. Thumme Menſchen ſind erwachſene Kinder. Iſt aber ſolche Regierung um der Erhaltung willen, ſo iſt ſie zwiſchen Herrn und Knecht, und beſtehet darin, daß ein Herr dem Knecht ſeine Wohlfahrt ſicher ſtellet, dieſer dagegen ſich jenes Regierung davor untergiebt.

Alle dieſe Geſellſchaften ſind *einfach* oder *zuſammengeſetzt*, auch zwiſchen wenig oder viel Menſchen. Wären demnach alle unbeſchränkte oder Lebensgeſellſchaften auf gewiſſe Puncte zu bringen, nemlich die Erziehung und Lehre; die Regierung und Gehorſam und rücklich, die Freundſchaft oder Mithülfe, adjutorium etc.

Kinder, ſo in etwas erzogen, ſind ſchon, in ſo weit ſie Kräfte haben, einen Gehorſam, in ſo weit ſie zu Verſtand kommen, dem Herrn Freundſchaft und Beihülfe ſchuldig, obſchon ihre Erziehung nicht vollbracht.

Mann und Weib ſind durch die Natur zu Freundſchaft und Lebenshülf auf eine brüderliche Weiſe verbunden. Desgleichen Eltern und Kinder und auch Verwandte und Gemeine, als welche Kundſchaft mit einander haben; denn zur Freundſchaft gehört Kundſchaft.

Einer kann erziehen, der ſelbſt erzogen wird, auch regieren, wenn er gleich regiert wird. Doch muß eine Subordination da ſein.

Alle unbeſchränkte Geſellſchaften gehen zwar auf die Wohlfahrt, können aber nicht ſolche allemal leiſten; daher haben mehr Menſchen zuſammentreten und größere und kräftige Gemeinſchaft machen müſſen. Daher Haushaltungen, Geſchlechter, Dörfer, Klöſter, Orden, Städte, Landſchaften, und endlich das ganze menſchliche Geſchlecht, welches unter dem Gebiet Gottes gleichſam eine Gemeine macht.

Wenn Alles in der Welt aufs vollkommenſte eingerichtet wäre, ſo würden erſtlich Eltern, Kinder, Verwandte, die beſten Freunde ſein, und ganze Familien eine gewiſſe Art zu leben erwählet haben, alles das Ihrige dazu einrichten, und dabei bleiben, und ſich in ihrer Kunſt vollkommen machen, und ihrer Kinder Erziehung darnach einrichten, und von einerlei Beruf ſich zuſammen verheirathen, um ſchon durch die Erziehung gleichſam von den Eltern vereinigt zu ſein. Dieſe Geſchlechter würden Zünfte oder Kaſten machen, aus denen würden Städte entſtehen, ſolche zu einer Landſchaft treten, und alle Länder endlich unter der Kirche Gottes ſtehen.

Von der Weisheit.

Weisheit iſt nichts anders, als die Wiſſenſchaft der Glückſeligkeit, ſo uns nemlich zur Glückſeligkeit zu gelangen lehret.

Die Glückſeligkeit iſt der Stand einer beſtändigen Freude. Wer glückſelig iſt, empfindet zwar ſeine Freude nicht alle Augenblicke, denn er ruhet bisweilen vom Nachdenken, wendet auch gemeiniglich ſeine Gedanken auf anſtändige Geſchäfte. Es iſt aber genug, daß er in Stand iſt, die Freude zu empfinden, ſo oft er daran denken will, und daß inzwiſchen daraus eine Freudigkeit in ſeinem Thun und Weſen entſtehet.

Die gegenwärtige Freude macht nicht glücklich, wenn kein Beſtand dabei, und iſt vielmehr derjenige unglückſelig, der um kurzer Freude willen, in lange Traurigkeit verfällt.

Die Freude iſt eine Luſt, ſo die Seele an ihr ſelbſt empfindet. Die Luſt iſt die Empfindung einer Vollkommenheit oder Vortreflichkeit, es ſey an uns oder an etwas anders; denn die Vollkommenheit auch fremder Dinge iſt angenehm, als Verſtand, Tapferkeit und ſonderlich Schönheit eines andern Menſchen, auch wohl eines Thieres, ja gar eines lebloſen Geſchöpfes, Gemäldes oder Kunſtwerkes.

Denn das Bild ſolcher fremden Vollkommenheit, in uns eingedrücket, macht, daß auch etwas davon in uns ſelbſt gepflanzet und erwecket wird, wie denn kein Zweifel, daß wer viel mit treflichen Leuten und Sachen umgehet, auch davon vortreflicher werde.

Und obſchon bisweilen fremde Vollkommenheiten uns mißfallen, als zum Exempel, der Verſtand oder die Tapferkeit eines Feindes, die Schönheit eines Mitbuhlers oder Glanz einer fremden Tugend, die uns verdunkelt oder beſchämet, ſo geſchicht es doch nicht aus der Vollkommenheit an ihr ſelbſt, ſondern wegen des Umſtandes, dadurch uns Ungelegenheit entſtehet, und wird alsdann die Süßigkeit der erſten Empfindung einer fremden Vollkommenheit durch den Erfolg und die Bitterkeit des Nachdenkens ausgethan und verderbet.

Man merket nicht allezeit, worin die Vollkommenheit der angenehmen Dinge beruhe, oder zu was für einer Vollkommenheit ſie in uns dienen, unterdeſſen wird es doch von unſerm Gemüthe, obſchon nicht von unſerm Verſtande, empfunden. Man ſagt insgemein: es iſt, ich weiß nicht, was, ſo mir an der Sache gefället, das nennet man Sympathie, aber die der Dingen Urſache forſchen, finden den Grund zum öftern, und begreifen, daß etwas darunter ſtecke, ſo uns zwar unvermerket, doch wahrhaftig zu ſtatten kommt.

Die Muſik giebt deſſen ein ſchönes Beiſpiel. Alles was klinget, hat eine Bebung oder hin und her gehende Bewegung in ſich, wie man an den Saiten ſiehet, und alſo was klinget, das thut unſichtbare Schläge; wenn ſolche nun nicht unvermerkt, ſondern ordentlich gehen, und mit gewiſſen Wechſel zuſammentreffen, ſind ſie angenehm, wie man auch ſonſt einen gewiſſen Wechſel der langen und kurzen Sylben und Zuſammentreffen der Reimen bei den Verſen beobachtet, welche gleichſam eine ſtille Muſik in ſich halten, und, wenn ſie richtig, auch ohne Geſang angenehm fallen. Die Schläge auf der Trommel, der Takt und die Cadenz in Tänzen und ſonſt dergleichen Bewegungen nach Maaß und Regel haben ihre Angenehmlichkeit von der Ordnung, denn alle Ordnung kommt dem Gemüthe zu ſtatten, und eine gleichmäßige, obſchon unſichtbare Ordnung, findet ſich auch in den nach Kunſt verurſachten Schlägen oder Bewegungen der zitternden oder bebenden

Saiten, Pfeiffen oder Klocken, ja ſelbſt der Luft, ſo dadurch in gleichmäßige Regung gebracht wird, die denn auch ferner in uns vermittelſt des Gehörs einen mitſtimmenden Wiederſchall machet, nach welchem ſich auch unſre Lebensgeiſter regen. Daher die Muſik ſo bequem iſt, die Gemüther zu bewegen, obgleich insgemein ſolcher Hauptzweck nicht genugſam beobachtet noch geſucht wird.

Und iſt nicht zu zweifeln, daß auch im Fühlen, Schmecken und Riechen die Süßigkeit in einer gewiſſen, obſchon unſichtbaren, Ordnung und Vollkommenheit oder auch Bequemlichkeit beſtehe, ſo die Natur darein geleget, uns und die Thiere zu dem, ſo ſonſt nöthig iſt, zu reizen und daß alſo aller angenehmer Dinge rechter Gebrauch uns wirklich zu Statten komme, obſchon durch Mißbrauch und Unmäßigkeit anderwärts ein weit größerer Schade daraus zum öftern entſtehen kann.

Vollkommenheit nenne ich alle Erhöhung des Weſens, denn wie die Krankheit gleichſam eine Erniedrigung iſt und ein Abfall von der Geſundheit, alſo iſt die Vollkommenheit etwas, ſo über die Geſundheit ſteiget; die Geſundheit aber ſelbſt beſtehet in Mittel und in der Waage, und leget den Grund zur Vollkommenheit.

Gleichwie nun die Krankheit herkommet von verletzter Wirkung, wie ſolches die Arzneiverſtändige wohl bemerket, alſo erzeiget ſich hingegen die Vollkommenheit in der Kraft zu wirken, wie denn alles Weſen in einer gewiſſen Kraft beſtehet, und je größer die Kraft, je höher und freier iſt das Weſen.

Ferner bei aller Kraft, je größer ſie iſt, je mehr zeiget ſich dabei Viel aus einem und in einem, indem Eines viele außer ſich regieret, und in ſich vorbildet. Nun die Einigkeit in der Vielheit iſt nichts anders, als die Uebereinſtimmung, und weil eines zu dieſem näher ſtimmet, als zu jenem, ſo fließet daraus die Ordnung, von welcher alle Schönheit herkommt, und die Schönheit erwecket Liebe.

Daraus ſiehet man nun, wie Glückſeligkeit, Luſt, Liebe, Vollkommenheit, Weſen, Kraft, Freiheit, Uebereinſtimmung, Ordnung und Schönheit an einander verbunden, welches von Wenigen recht angeſehen wird.

Wenn nun die Seele in ihr ſelbſt eine große Zuſammenſtimmung, Ordnung, Freiheit, Kraft oder Vollkommenheit fühlet, und folglich davon Luſt empfindet, ſo verurſachet ſolches eine Freude, wie aus allen dieſen und obigen Erklärungen abzunehmen.

Solche Freude iſt beſtändig und kann nicht betrügen, noch eine künftige Traurigkeit verurſachen, wenn ſie von Erkenntniß herrühret, und mit einem Licht begleitet, daraus im Willen eine Neigung zum Guten, das iſt die Tugend, entſtehet.

Wenn aber die Luſt und Freude ſo bewandt, daß ſie zwar die Sinnen, doch aber nicht den Verſtand vergnüget, ſo kann ſie ebenſo leicht zur Unglückſeligkeit, als zur Glückſeligkeit helfen, gleichwie eine wohlſchmeckende Speiſe ungeſund ſein kann.

Und muß alſo die Wolluſt der Sinnen nach den Regeln der Vernunft, wie eine Speiſe, Arznei oder Stärkung gebraucht werden. Aber die Luſt, ſo die Seele an ſich ſelbſt, nach dem Verſtand, empfindet, iſt eine ſolche gegenwärtige Freude, die uns auch vors Künftige bei Freude erhalten kann.

Daraus denn folget, daß nichts mehr zur Glückſeligkeit diene, als die Erleuchtung des Verſtandes und Uebung des Willens, allezeit nach dem Verſtande zu wirken, und daß ſolche Erleuchtung ſonderlich in der Erkenntniß derer Dinge zu ſuchen, die unſern Verſtand immer weiter zu einem höhern Licht bringen können, dieweilen daraus ein immerwährender Fortgang in Weisheit und Tugend, auch folglich in Vollkommenheit und Freude entſpringet, davon der Nutzen auch nach dieſem Leben bei der Seele bleibet.

Was das für Dinge ſeien, deren Erkenntniß einen ſolchen glücklichen Fortgang verurſachet, erfordert eine eigene Ausführung; inzwiſchen kann man ſagen, daß Niemand leichter zu einer hohen Staffel der Glückſeligkeit ſteigen könne, als hohe Perſonen, und doch Niemand in der That, wie Chriſtus uns ſelbſt geſaget, ſchwerlicher dazu gelange, als eben ſie. Deſſen Urſache iſt, daß ſie zwar viel Gutes thun können, aber ſelten ihre Gedanken darauf richten.

Denn weilen ſie ſtets Gelegenheit zu ſinnlichen Ergötzungen haben, ſo werden ſie gewohnt, ihre Freude meiſt in der Wolluſt zu ſuchen, ſo vom Leib herrühret, und wenn ſie ſich hoch ſchwingen, ſo ſuchen ſie doch mehr Lob und Ehre bei Andern, als eine wahre Vergnügung bei ſich ſelbſten. Daher wenn die Wolluſt des Leibes durch Krankheiten, und der Ruhm durch Unglücksfälle abgehet, da höret der Selbſtbetrug auf und ſie finden ſich unglücklich.

Sie haben von Jugend auf dem Trieb äußerlicher Dinge gefolget, wegen der Luſt, ſo ſie dabei gefunden, zumal weil es Anfangs etwas beſchwerlich iſt, dieſem Strom zu widerſtehen; haben alſo großen Theils die Freiheit des Gemüths verloren.

Daher es ein Großes, wenn eine hohe Perſon ſich ſelbſt auch in Krankheit, Unglück oder Verachtung vergnüget; und zwar, wenn ſie ſich zufrieden geben kann nicht nur aus Noth, weil man ſiehet, daß es ſo ſeyn muß, welcher Troſt nichts anders iſt, als wenn man einen Schlaftrunk einnimmt, um die Schmerzen nicht zu empfinden, ſondern durch Erweckung in ſich ſelbſt eine große Freude, ſo dieſe Schmerzen und Unglücksfälle überwindet.

Solche Freude, welche der Menſch ſich allezeit ſelbſt machen kann, wenn das Gemüth wohl beſchaffen, beſtehet in Empfindung einer Luſt an ihm ſelbſt, und an ſeinen Gemüthskräften, wenn man in ſich eine ſtarke Neigung und Fertigkeit zum Guten und zur Wahrheit fühlet, ſonderlich vermittelſt der gründlichen Nachricht, die uns ein erleuchteter Verſtand darſtellet, alſo daß wir den Hauptquell, Lauf und Endzweck aller Dinge, und unglaubliche Vortreflichkeit der Alles in ſich begreifenden, höchſten Natur erfahren, und dabei über die Unwiſſenden empor gehoben werden, gleich als ob wir aus den Sternen herab die irdiſchen Dinge unter unſern Füßen ſehen könnten. Zumal wir endlich daraus gar erlernen, daß wir Urſach haben, über alles, ſo bereits geſchehen, und auch das noch geſchehen ſoll, uns zum höchſten zu freuen, doch, daß wir gleichwohl ſuchen, was noch nicht geſchehen, ſo viel an uns, auf das Beſte zu richten. Denn das iſt eins der ewigen Geſetze der Natur, daß wir der Vollkommenheit der Dinge und der daraus entſtehenden Luſt nach Maaß unſrer Erkenntniß, guter Neigung und vorgeſetzten Beitrags genießen werden.

Wenn nun eine hohe Perſon dieſes erlanget, alſo daß ſie auch mitten in allem Ueberfluß und Ehren dennoch ihre große Vergnügung findet in den Wirkungen ihres Verſtandes und ihrer Tugend, die halte ich doppelt für hoch. Vor ſich, wegen dieſer ihrer Glückſeligkeit und wahren Freude, für Andere aber, weil ganz gewiß, daß dieſe Perſon wegen ihrer Macht und Anſehens kann und wird auch vielen andern Licht und Tugend mittheilen, indem eine ſolche Mittheilung eine Rückſtrahlung auf ſie ſelbſt machet, und die, ſo dergleichen gemeinſamen Zweck haben, in Unterſuchung der Wahrheit, Erkenntniß der Natur, Vermehrung menſchlicher Kräfte und Beförderung ihres gemeinen Beſten einander helfen und neues Licht geben können.

Erſcheinet alſo die hohe Glückſeligkeit hoher und dabei erleuchteter Perſonen daraus, daß ſie zu ihrer Glückſeligkeit ſo viel thun können, als wenn ſie tauſend Hände und tauſend Leben hätten, ja als wenn ſie tauſendmal ſo lange lebten, als ſie thun. Denn ſo viel iſt unſer Leben für ein wahres Leben zu ſchätzen, als man darin wohlthut. Der nun viel wohlthut in kurzer Zeit, der iſt dem gleich, ſo tauſendmal länger lebet; welches bei denen ſtatt findet, ſo machen können, daß tauſend und aber tauſend Hände mit ihnen wirken; dadurch in wenig Jahren mehr Gutes geſchehen kann zu ihrem höchſten Ruhm und Vergnügen, als ſonſt viel hundert Jahre nicht bringen könnten.

Die Schönheit der Natur iſt ſo groß, und deren Betrachtung hat eine ſolche Süßigkeit, auch das Licht und die gute Regung, ſo daraus entſtehen, haben ſo herrlichen Nutzen bereits in dieſem Leben, daß, wer ſie gekoſtet, alle andern Ergötzlichkeiten gering dagegen achtet. Thut man aber noch dazu, daß die Seele nicht vergehet, ja daß jede Vollkommenheit in ihr Beſtehen und Frucht bringen muß, ſo ſiehet man erſt recht, wie die wahre Glückſeligkeit, ſo aus Weisheit und Tugend entſtehet, ganz überſchwenglich und unermeßlich ſei über alles, das man ſich davon einbilden möchte.

Einige Gedichte.

Vorwort.

Ludovici hat ein ganzes Kapitel: „Von des Herrn von Leibnitz Gedichten in deutſcher, franzöſiſcher und lateiniſcher Sprache“ (II., 71 ff.) geſchrieben, wo er ſehr bedauert, daß er von der deutſchen Sprache den Anfang machen müſſe; denn in ſelbiger, ſagt er, können wir kein einziges Gedicht von unſerm Dichter aufweiſen.“ Er iſt indeß nicht lange darauf von Gottſched berichtigt worden, welcher in einer Anmerkung zu dem von ihm überſetzten Eloge des Fontenelle (Deutſche Theodicee 1744 S. 6.) ſchreibt: Fontenelle irre, wenn er glaube, daß Herr von Leibnitz nicht deutſche Verſe machen können, denn außer den Beweiſen, die Ludovici davon mitgetheilt (!), habe er ein gedrucktes Gedicht des Herrn von Leibnitz geſehen, das zwiſchen dem 60ſten und 70ſten Jahre des vorigen (XVII.) Jahrhunderts, als er noch Magiſter geweſen, in 4. gedruckt war. „Es war ſelbiges im Opitzſchen Geſchmack mit einer recht männlichen Art zu denken geſchrieben in einem Bande alter Diſſertationen“; und Gottſched bedauerte nur, keine Abſchrift davon genommen zu haben.

Hier hätten wir denn eine authentiſche Nachricht von einem gedruckten deutſchen Gedichte Leibnitzens vor dem Jahre 1666 (wo er zum Doctor promovirte, alſo aufhörte, Magiſter zu heißen) und können unſre in der Einleitung zu den Jugendſchriften (S. 64.) gegebene Beſtimmungen durch dieſes Zeugniß bekräftigen und ergänzen.

Ueber das Hiſtoriſche in den ungedruckten Verſen auf Chriſtian Meiſchs Florilegium von 1667 iſt das Nöthige in derſelben Einleitung S. 59. und 127. ff. beigebracht worden.

Das Epigramm auf die Nachahmer der Franzoſen findet ſich abgedruckt in dem Neuen Hannöverſchen Magazin, Jahrgang 1815. 32 St., geſchöpft aus den nachgelaſſenen Manuſkripten Leibnitzens auf der königlichen Bibliothek und mitgetheilt von dem ehemaligen Sekretair dieſer Bibliothek Koch, welcher durch jenes Organ nach und nach manches früher Ungedruckte von Leibnitz bekannt machte, wovon aber das größere Publikum niemals Kenntniß genommen zu haben ſcheint*). — Das nemliche gilt von dem Sinngedicht auf den Tod der Königin von Preußen, Sophie Charlotte, welches Varnhagen von Enſe in das „Leben der Königin von Preußen, Sophie Charlotte 1837“ aufgenommen hat, und deſſen Authenticität auf die Urſchrift des Verfaſſers ſich gründet.

Das geiſtliche Lied „Jeſus am Kreuze“ iſt ebenfalls aus dem Neuen Hannöverſchen Magazin (Jahrgang 1814. 35. St. 2 Mai) entlehnt, wo es die Ueberſchrift führt: Leibnitzens Genius am Charfreitage, vom Doctor Böhmer. Aus deſſen Vorwort entlehnen wir folgendes: „Leibnitz verfertigte daſſelbe zu Oſterode am Charfreitage 1684 und ſchickte es Tags darauf den 29. März an ſeinen Bruder M. Johann Friedrich Leibnitz nach Leipzig. In dem etwas unleſerlichen Begleitungsſchreiben, welches ich, wie das Gedicht ſelbſt, von ſeiner eignen Hand geſchrieben vor mir liegen habe, heißt es in Bezug auf dies Gedicht:

---

*) Ein ähnliches Gedicht von Käſtner theilt Koch bei dieſer Gelegenheit mit:

Allemands, grands admirateurs.

Bewundernd haben ſie ſonſt die Monſieurs verehrt,
Wie ſie bewundernd nun die Citoyens begaffen.
Nie waren ſie des Namens Teutſche werth;
Sie ſind ja nichts, als Franzen-Affen.

„Ridebis me fortasse Poetam Germanum, at sensa animi credo non ridebis. Heri enim cum esset animadversarius dies recolendus redemtionis nostrae in cruce consummatae, a Christo ipso in cruce ostensas nobis amoris sui notas peculiares accendendo amori nostro aptas paucis verbis attigi. Quod scilicet visus est nobis et aperto latere cor suum amore abundans ostendere et brachiis in cruce extensis nos amplecti, et inclinato moribundo capite amanter nos osculari voluisse." — (Vgl. oben S. 62—63.)

„Hier folgt nun das Gedicht ſelbſt — ſchließt der Einſender — unverändert bis auf die Rechtſchreibung.“ —

Ueber Leibnitzens Anſichten von deutſcher Dichtkunſt iſt ſchon in der Einleitung zu den Jugendſchriften S. 59—60 gehandelt worden. Hier wäre noch zu bemerken, daß Leibnitz auch deutſche Gedichte im anapäſtiſchen Sylbenmaße zu machen verſucht hat. Er bekennt dies ſelbſt in ſeinem Briefe an Sebaſtian Kortholt vom 2. Juli 1715 (opp. V., 331): — „Dr. Heraeus, elegans Poeta Germanus, mihi Viennae, ubi Antiquarius est Imperatoris, carmen suum Germanicum metri Latini monstravit. Allegavit ipse carmen gallicum sapphicum*). Fluit non male pro dialecto Gallica ante 100. annos usitata. In Germanico res non ita bene succedere potest: Anapaesticum tamen carmen aliquando in Germanico tractavi ad morem Senecae Tragoedi et videbatur procedere mediocriter ad imitationem illius: „Nunquam Stygius fertur ad umbras" etc., sed haec talia in usum communem traduci non suaserim. — Auf des Kortholt Erſuchen, ihm jenes anapäſtiſche Gedicht mitzutheilen, entſchuldigte er ſich, vom 15. October 1715: „Versus meos Anapaesticos Germanicos olim ad Latinorum morem scriptos non invenio, neque alicujus inde particulae nunc recordari possum. Illud mihi tunc videbatur id genus prae caeteris plerisque Germanicae poesi adoptabile esse. — Quaeram carmen meum Epicedium, ut tibi mittere possim, si tanti est."

---

*) „Si le tout-puissant n'établit la maison, l'homme y travaillant se peine outre raison; Vous veillez en vain la cité défendant, Dieu ne le gardant."

Fontenelle ſagte in ſeinem Eloge Leibnitzens: „Mr. Leibnitz faisoit même des vers françois, mais il ne réussissoit pas dans la poësie allemande. Notre préjugé pour notre langue, et l'estime qui est due à ce poëte, nous pourroient faire croire que ce n'étoit pas tout-à-fait sa faute." Dieſe ſeine Erklärung des franzöſiſchen Panegyrikers kränkte unſere Eckharte und Gottſchede und veranlaßte ſie zu weitläuftigen Schutzreden für deutſche Poeſie. Sie ſind unnöthig. Wir ſind übrigens weit entfernt, dem großen Leibnitz wegen ſeiner deutſchen Gedichte einen Platz unter unſern vaterländiſchen Dichtern anzuweiſen. Allein voll Bedeutung und ſehr ſchätzbar ſollen uns die hier mitgetheilten Proben von ſeinen metriſchen Verſuchen bleiben, als ein redender Beweis, daß der große Mann auch dieſer Gattung geiſtiger Thätigkeit Ehre und Liebe erwieſen hat. Nicht in ſeinen Verſen haben wir den hohen poetiſchen Gehalt des Leibnitzſchen Genius zu ſuchen, ſondern in deſſen ſpekulativen Conceptionen und Ideen. — Im nächſten Bande werden wir übrigens Leibnitzen als ſeinen äſthetiſchen Kunſtrichter kennen lernen.

Die Art und Weiſe aber, wie Ludovici den Mangel an deutſchen Gedichten unter Leibnitzens mannichfachen poetiſchen Verſuchen zu motiviren ſucht, können wir nicht ganz mit Stillſchweigen übergehen, weil wir dem bis auf unſre Tage fortgepflanzten Vorurtheile in Hinſicht auf Leibnitz's Verhältniß zur Mutterſprache dort auf den Grund kommen möchten. Es iſt nicht möglich – ſchreibt Ludovici II., 78 — daß jemand in einer Sprache vortrefliche Gedichte verfertigen ſollte, wenn er ſelbiger nicht vollkommen mächtig iſt (!!). Betrachten wir den ganzen Lebenslauf und die ſämmtlichen Schriften des Herrn von Leibnitz, ſo können wir nicht anders muthmaßen, als daß ſelbiger ſich mehr mit Erforſchung der alten deutſchen Wörter, ihrer Abſtammung und Bedeutung beſchäftiget habe, als daß er ſich um die Zierde der deutſchen Sprache, ſo wie ſie zu ſeiner Zeit ſchon anfing verbeſſert zu werden, groß gekümmert hätte: da hingegen er, was die franzöſiſche und lateiniſche Sprache betrift, den Ruhm mit Recht erhalten hat, daß er in ſelbigen rein und zierlich geſchrieben habe.“ In Bezug auf die letzte Aeußerung im Betreff der Reinigkeit verbinden wir eine ähnliche, die ſich bei demſelben Schriftſteller I, S. 452, findet. Die Frage gilt, ob ein gewiſſer deutſcher Aufſatz, welcher die Namen von Leibnitz und Molanus führt, von dieſem oder jenem herrühre: — „doch ſcheint aus der Schreibart ſo viel zu folgen (heißt es), daß Hr. Leibnitz wenigſtens die Feder geführet. Denn Hr. Leibnitz pflegte unter das Deutſche beinahe die Hälfte lateiniſcher Wörter zu miſchen, wie wir ſolches in einem andern Capitel anmerken werden.“ Der Leſer wird mit Recht über dieſe Behauptungen dieſes deutſchen Gelehrten und Geſchichtſchreibers Leibnitzens erſtaunen, welcher den Lebenslauf des Churfürſten Ernſt Auguſt und beſonders auch die „Unvergreiflichen Gedanken“ ſelbſt anführt! vieler andern gedruckten, durch Sprache und Reinigkeit ausgezeichneten deutſchen Aufſätze zu geſchweigen, deren Kenntniß der Herausgeber Niemand als Ludovici verdankt. Wie erklärt ſich nun eine ſo auffallende, alle Wahrheit beleidigende, mit ſolcher Breite und ſogar Anſpruch auf Originalität vorgetragene Denkart? — Was zuvörderſt den Lebenslauf Ernſt Auguſts betrift, ſo haben wir ſchon in der Einleitung zu dieſem Aufſatze bewieſen, daß Ludovici ihn, obſchon er 1698 gedruckt iſt, nie in Händen gehabt haben kann; die Unvergreiflichen Gedanken aber, eine Abhandlung, welche hinreicht, Ludovici's Raiſonnement völlig umzuſtoßen — führt Ludovici als einen lateiniſchen Aufſatz an! (I., S. 512). Nemlich in dem Auszuge aus Eckharts Vorrede vor den Collectanea Etymologica: — 6, „des Herrn von Leibnitz Dissertationem de augenda ornandaque lingua nostra*), und weiter unten: Gottſcheds Beiträge zur critiſchen Hiſtorie u. ſ. w. enthalte die „in der 6. Ziffer gedachte Leibnitzſche Dissertatio de augenda ornandaque lingua nostra, welche hier ganz eingerückt iſt mit der Ueberſchrift: „Unvergreifliche Gedanken“ u. ſ. w. und nichts weiter. Daß hier eine kleine Unredlichkeit im Spiele war, kann man nicht leugnen. Ludovici's Leſer, welche die gedachte Abhandlung von Leibnitz noch nicht kannten, wurden offenbar durch ihn überredet, jene Abhandlung ſei im Original lateiniſch geſchrieben und Gottſched gebe davon — die deutſche Ueberſetzung; Ludovici ſelbſt aber mußte fühlen, daß ſeine bei allen Gelegenheiten auf Leibnitzens deutſche Schriften wiederholten Ausfälle durch die Unvergreiflichen Gedanken Lügen geſtraft wurden. Woher aber dieſe Einſeitigkeit und Unbilligkeit? Offenbar floß dieſelbe aus der bewußten Abſicht, Leibnitz in dieſem Bezuge gegen Chriſtian Wolf herabzuſetzen und dadurch deſſen Verdienſt um die deutſche Sprache in einen deſto höhern Glanz zu ſtellen. Die Wolfianer haben dies mit einer gewiſſen Zudringlichkeit ſo oft wiederholt, daß es gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts niemand mehr zu bezweifeln gewagt hätte, bis es endlich zu einem literariſchen Glaubensartikel wurde, der ſeitdem unzähligemal vorgebracht und, den längſt verſchollenen Wolfianern zu Dank, bis in unſre Zeit durch das Bewußtſein der Litevatern fortgepflanzt worden iſt*). Nach Ludovici und ſeinen Zeitgenoſſen hätte vor Wolf kein Deutſcher ein erträgliches Deutſch in Philoſophie und den allgemeinen Wiſſenſchaften geſchrieben. Man leſe das Kapitel im erſten Bande von Ludovici's Geſchichte der Wolfiſchen Philoſophie, wo er ein Regiſter aller der Worte zuſammenſtellt, welche vor Wolf kein deutſcher Philoſoph, alſo auch Leibnitz nicht, gebraucht haben ſoll. Allein nicht wenige darunter zeigen uns ſchon Leibnitzens deutſche philoſophiſche Schriften. Unſre Zeit, welche ſo viele Ungerechtigkeiten der Vergangenheit gut zu machen den Beruf hat, wird dem großen Mann auch in dieſem Punkte Gerechtigkeit angedeihen laſſen.

---

*) Dieſen Titel hat nun Ludovici etwa nicht von Eckhart entlehnt, vgl. deſſen Praef. p. 33. wo es nur heißt: scriptum, quo modos indicat, quibus cultus nostrae linguae promoveri possit. — Er hat ſich ihn eigens gemacht! —

---

*) Der Recenſent der Preisſchrift: Sur l'Universalité de la Langue française. Précis de la Dissertation Allemande de Mr. Schwab, qui a partagé le Prix de l'Academie Royale des Sciences et belles Lettres de Prusse etc. 1784. par Mr. Merian 1785. (Allg. L. Zeit. 1785. Nr. 262.) ſagt unter andern: „Leibnitz wagte es nicht, das Deutſche zur Sprache der unter ſeiner Aufſicht errichteten Kön. Geſellſchaft, die vor der unſrigen berging, zu machen. Dieſer große Mann bediente ſich derſelben faſt gar nicht; wenigſtens ſchrieb er darin nichts von Belang." —

Verſe, ſo ich 1667 zu Frankfurt am Main auf Herrn Chriſtian Meiſche vorhabendes deutſches Florilegium gemacht.

Den Blumenſaft gepreſſet
Herr Meiſch hier miſchen läſſet,
Zu füllen mit Geruch die Welt.
Wie mancher ſüßer Zungen
Der Honigſeim gelungen
Bei ihm allein zu koſten fällt.
Was lebt man viel die Griechen?
Sie müſſen ſich verkriechen,
Wenn ſich die teutſche Muſe regt.
Was ſonſt die Römer gaben,
Kann man zu Hauſe haben,
Nachdem ſich Mars bei uns gelegt.
Horaz in Flemming lebet
In Opitz Naſo ſchwebet,
In Greiff Senecens Traurigkeit.
Nur Maro wird gemiſſet,
Hier hat man eingebüſſet,
Aeneis uns nicht weichen will.
Doch wenn die teutſche Degen
Die werden niederlegen,
So uns jetzt ſtolz zu Leibe gehn,
Wird ſich auch einer finden,
Auch ſie zu überwinden,
Und Auſtrias ſoll höher gehn.

Er aber wird verdienen,
Herr Meiſch, den Ruhm der Bienen,
Daß er der Blumen Kraft trägt ein.
Wem werd' ich ihn vergleichen?
Er ſoll zum Lobeszeichen
Stobäus bei den Teutſchen ſeyn.

Auf den Tod der Königin von Preußen. 1705.

Vor dieſem ſah ich zwar den Dichter Claudian
Vor eitel und bethört in dem Gedanken an,
Da er frei ausgeſagt, wie Majeſtät und Liebe
Niemalen vergeſellt auf einem Throne bliebe*):
Die große Königin der Preußen, fiel mir ein,
Könnt' uns ein Gegenſatz bei ſeiner Regel ſeyn;
Ich fand auch, daß ein Falz von ihr dergleichen Gaben
Mit Aller Billigung in harten Stahl gegraben**).
Doch da der Himmel ſie, ſein Unterpfand, entreißt,
So ſeufz' ich: Claudian hat leider recht gewieſt,
Daß Huld nebſt Majeſtät zwar dann und wann bekleibe,
Doch niemals lange Zeit allhier beiſammen bleibe.

---

*) Claudiani Worte ſind: Nec in una sede morantur majestas et amor.

**) Hier wird auf die Medaille gezielt, ſo man auf die höchſtſelige Königin geſchlagen, welche zur Ueberſchrift hatte: In una sede morantur majestas et amor.

Anmerkungen von Leibniz.

Jeſus am Kreuze.

Jeſu, deſſen Tod und Leiden
Unſre Freud und Leben iſt,
Der Du abgeſchieden biſt,
Auf daß wir nicht von Dir ſcheiden,
Sondern durch des Todes Thür
Zu dem Leben folgen Dir.

Als der ſcharfe Speer gedrungen
In die Seite, da das Blut
Und die reine Waſſerfluth,
Die uns labet, hehr geſprungen,
Läß'ſt Du ſehen uns Dein Herz
Voll von Lieb und voll von Schmerz.

Deine Arme ausgeſtrecket
Zeigen Deine Freundlichkeit,
Zu empfangen die bereit,
So Dein Kreuz zu Lieb erwecket;
Wer nicht unempfindlich iſt,
Sich in Deine Arme ſchließt.

Als ſich, Herr, Dein Haupt geneiget,
War es um zu küſſen mich,
Da der Geiſt ſchon lezet ſich,
Noch ſich Deine Liebe zeiget.
Selig wer auch Zeichen giebt,
Daß er bis in Tod Dich liebt.

Laß die matte Seel empfinden
Deiner Liebe ſüßen Saft.
Wem nicht Deines Leidens Kraft
Kann ſein kaltes Herz entzünden,
Jeſu, der muß wie ein Stein
Ohne Lieb und Leben ſeyn.

Auf die Nachahmer der Franzoſen.

Wenn der Franzoſen Schaum die teutſchen Häupter ehren
Und unſre Nation das Joch zu tragen lehren
Von denen, die ihr Land auch ſelbſten unwerth acht,
Wenn, was in Frankreich alt, bei uns die Mode macht,
Wenn ihre Grillen uns Geſetze geben ſollen,
Wenn wir die Kleider ſelbſt aus Frankreich holen wollen,
Wenn auf der Teutſchen Kopf muß ſtehn ein fremder Hut,
Wenn man faſt nichts bei uns mehr ohne Larve thut,
Wir Andrer Affen ſeyn, und ſie uns äffen müſſen,
Wenn keiner wird gehört, er muß franzöſiſch wiſſen,
In Frankreich aber man aus uns ein Sprichwort macht,
Und lebt das teutſche Geld, wenn man des Teutſchen lacht,
Wenn manche Höfe ſich der teutſchen Sprache ſchämen,
Franzoſen an den Tiſch und gar zu Rathe nehmen,
Bis die Franzoſen ſelbſt uns kommen auf den Leib,
Und eine lange Pein lohnt kurzen Zeitvertreib;
Was iſt es Wunder dann, daß auf der teutſchen Erden
Die Unterthanen auch zuletzt franzöſiſch werden!
Bei Herren wird der Schad am allergrößten ſeyn.
Der Bürger lernet Franzſch weit leichter als Latein.

Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbeſſerung der teutſchen Sprache.

Einleitung.

Was wir dieſer, keiner Empfehlung bedürfenden, Schrift voranzuſchicken haben, betrift hauptſächlich die Conſtatirung der Zeit, wann Leibnitz ſie verfaßt habe. Wir ſtoßen nemlich in dieſem Bezuge auf zwei verſchiedene Anſichten, an welche in Kürze zu erinnern geſtattet ſei.

Die eine finden wir ausgeſprochen und vertreten in der Vorrede des jüngſten Herausgebers dieſer Schrift, (Deſſau, bei Ackermann 1831 vgl. ob. S. 76.) welcher, in der Ueberzeugung, daß er Leibnitzens *einzige* Schrift in deutſcher Sprache herausgebe, annimmt, ſie ſei eine nachgelaſſene, von Leibnitz in ſeinen letzten Jahren, nicht lange vor ſeinem Tode, jedenfalls im achtzehnten Jahrhundert, verfaßte Schrift. Er ſagt nemlich: „Beide Männer — Leibnitz und Friedrich der Große — haben auch darin Aehnlichkeit, daß ſie in ihren *letzten Jahren* ihrer deutſchen Mutterſprache, deren ſie ſich im Leben nie bedient, ja der große König wirklich verachtet hat, gleichſam eine Ehrenerklärung geben mußten; man könnte, wollte man wie die Sprachmenger mit Worten ſpielen, die Leibnitzſche Schrift eine *Teutodicee* nennen.“ —

Dahingegen iſt in den „Beiträgen zur deutſchen Sprachkunde, vorgeleſen in der Königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin, Erſte Sammlung, Berlin 1794,“ welche durch die Unvorgreiflichen Gedanken ſelbſt veranlaßt wurden, und wo dieſer Aufſatz auch den Vorleſungen der Mitglieder vorangedruckt iſt, die Anſicht feſtgehalten: Leibnitz habe in dieſer Schrift nur den Plan niedergelegt, wonach die im Jahre 1700 errichtete Societät in Berlin die deutſche Sprache wiſſenſchaftlich behandeln ſolle, kurz er habe ſie zum Gebrauche derſelben eigends (alſo im Jahre 1700) aufgeſetzt: ſie ſei alſo mit dieſem wiſſenſchaftlichen Inſtitute gleichen Urſprungs*). — Beide Anſichten ſtützen ſich auf keine Unterſuchung, ſondern ſind bloße Vorausſetzungen. Keine von beiden iſt jedoch die richtige. Leibnitzens Schrift ſteht auch urſprünglich mit der Stiftung der Königlichen Societät im Jahre 1700 in gar keiner Beziehung, obgleich ſie bei derſelben von Leibnitz allerdings benutzt worden iſt. Die Zeit ihrer Abfaſſung läßt ſich genau ermitteln: ſie fällt zwiſchen das Ende des Jahres 1697 und Neujahr 1698; alſo noch vor Ablauf des ſiebzehnten Jahrhunderts.

Aus der Schreibart dieſer Abhandlung läßt ſich, im Vergleiche mit den übrigen deutſchen Schriften von Leibnitz, ſo viel mit Beſtimmtheit annehmen, daß ſie aus der ſpätern Periode ſeines Lebens herrührt: aus dem Inhalte aber noch viel beſtimmter, daß ſie nach dem Frieden zu Ryßwick, doch nicht lange Zeit nach demſelben, geſchrieben iſt. Denn §. 4. rühmt der Verfaſſer: „es hat ſich die teutſche Tapferkeit zu unſern Zeiten gegen Morgen- und Abendländiſche Feinde durch große von Gott verliehene Siege wiederum merklich gezeiget: da auch meiſtentheils die gute Parthei durch

---

*) „Die deutſchen Mitglieder unſerer Akademie haben ſich, nach meinem Rath, zur Ausführung des großen Plans verbunden, den der unſterbliche Leibnitz, ſchon bei Errichtung unſerer Akademie zu Anfange dieſes Jahrhunderts bezweckte, nemlich auf die Vervollkommnung der deutſchen Sprache hinzuarbeiten. Im ſechſten Theil ſeiner Werke findet man ſeine Gedanken darüber.“ — Auszug aus der von dem Staatsminiſter Herzberg gehaltenen Vorleſung vom 26. Jan. 1792. S. 8. Vgl. die Rede des Oberconſiſtorialraths Zöllner S. 73.

Teutſche gefochten.“ — So konnte Leibnitz nicht vor dem Frieden ſprechen. Ferner §. 26.: „Es haben ſolche Franz-Geſinnte viele Jahre über Teutſchland regieret und ſolches faſt, wo nicht der franzöſiſchen Herrſchaft (daran es zwar auch nicht viel gefehlet) doch der franzöſiſchen Mode und Sprache unterwürfig gemacht: ob ſie gleich ſonſt gute Patrioten geblieben und zuletzt Teutſchland vom franzöſiſchen Joch, wiewohl kümmerlich, annoch erretten helfen.“ Endlich heißt es §. 28.: „Wann wir nun etwas mehr als bisher teutſch geſinnet werden wollten, und den Ruhm unſerer Nation und Sprache etwas mehr beherzigen möchten, als einige dreißig Jahr her in dieſem gleichſam franzöſiſchen Zeitwechſel (periodo) geſchehen, ſo könnten wir aus unſerm Unglück Nutzen ſchöpfen und — unſern innern Kern des alten ehrlichen Teutſchen wieder herfürſuchen“ — Dieſe einzige Stelle reichte hin, uns über die Zeit der Abfaſſung zu orientiren: man weiß, daß dieſe franzöſiſche Periode mit den franzöſiſchen Kriegen erſt gegen die ſpaniſchen Niederlande, dann gegen die Holländer begonnen und einige dreißig Jahre — d. h. alſo bis zum Ryßwicker Frieden 1697 dauerte. Der ganze, wie in einem Guß (in wenigen Tagen) hingeworfene Aufſatz athmet auch ganz jene friſche, heitere, behagliche Stimmung, welche ein lang erſehnter Frieden in den Menſchen erregt.

Dazu kommt jetzt ein äußeres Zeugniß, welches das Obige völlig beſtätiget. In demſelben Buche, wo dieſer Aufſatz zum erſtenmale gedruckt erſchien, nemlich den Collectanea Etymologica kommt ein Schreiben von Gerhard Meier aus Bremen an Leibnitz vor, welches kritiſche Bemerkungen über die „Unvergreiflichen Gedanken“ (mit einigen Gegenbemerkungen Leibnitzens) in aller Breite enthält (von S. 243 bis 252.) und dieſer Brief trägt das Datum vom 5ten Februar 1698. (opp. Omn. VI., 2. 149—153). Leibnitzens Antwort darauf, welche dahinter folgt und wo auf jenen Aufſatz

Rückſicht genommen wird, trägt (als ein Concept) zwar kein Datum, kann aber nicht lange darauf, im Februar oder März 1698 abgefaßt ſein — weil in dieſer Zeit der Tod Ernſt Auguſt's fiel, wo Leibniz deſſen Perſonalien auszuarbeiten und ſehr viel andere Abhaltungen hatte. Indeß iſt das Datum des Correſpondenten hinreichend, unſre Angabe zu konſtatiren, namentlich wenn man deſſen Eingang erwägt,: nolo dissimulare causam taciturnitatis fuisse novos quosdam impetus in opere meo Etymologico. Da Meier Zeit brauchte, einen ſo reichhaltigen, zum Nachdenken bei jedem Punkte auffordernden Aufſatz zu ſtudiren und zu prüfen, und er ſich obenein wegen ſeines langen Schweigens entſchuldigt, ſo müſſen wir die Zuſendung des Aufſatzes mindeſtens auf vier Wochen vom Tage der Antwort Meiers (5. Febr. 1698), wo nicht höher hinaufrücken, ſo daß deſſen Abfaſſung ſpäteſtens in den December 1697 fiele. Wir erhalten alſo eine Zeitbeſtimmung, ſo genau, als bei wiſſenſchaftlichen Schriften nur irgend zu wünſchen übrig bleibt.

Wir wollen Gerhard Meier jetzt um ſo lieber ſelbſt reden laſſen, als es nur anziehend ſein muß, zu vernehmen, welchen Anklang Leibnizens Gedanken bei einem Zeitgenoſſen, ganz friſch nach ihrer Aufzeichnung gefunden haben*).

— „Nunc pergo ad dissertationem Tuam Germanicam de lingua Germanica (adjicitur huic collectioni, ſchaltet der Herausgeber ein) qua consultas inque media inquiris, quibus ritu aliarum gentium doctarum etiam noster sermo patrius ad ἀκμὴν suam perveniat. Sane quicquid hic instituis, quicquid in medium adfers, illud non ad proletarias pertinet causas. Quae enim lingua elegans vastaque magis est, quam haec nostra? Verum enim quod Plinius de suis, idem nos de nostris merito temporibus querimur; nempe „aliarum rerum curiosos, negligentius proprias divitias habere." Neque tamen despondendus est animus, sperandumque, locum inventura apud Doctos luce exorta, quae eleganter sane disseris*)." —

---

*) Gerhard Meier war Paſtor in Bremen und befaßte ſich eifrig mit Etymologie. Leibniz ſchätzte ihn ſehr. So ſchreibt er an Magliabechi um 1693 (opp. V., 103.): Gerardus Meierus, V. Cl. apud Bremenses Theologus olim tibi notus coram, jussit, ut tibi salutem nomine suo nuntiem, quod et facio. Doctrina ejus et virtus apud omnes in pretio habetur, und an denſelben vom 13. Dec. 1695 (ib. 115.): Meo hortatu Meierus Bremensis, vir egregie doctus, de Glossario Saxonico cogitat, in quo multa eruditio erit. Vgl. Feder Specim. p. 179.

Leibnitz erwiedert ihm darauf: „Dissertatiunculam meam extemporaneam de linguae Germanicae cura gaudeo tibi non displicere. Vellem aliquis, cui otium, haec ampliaret illustraretve magis."

Wir ſagten, daß Leibnitz zur Zeit der Stiftung der Akademie, deren Präſident er wurde, von dieſer Abhandlung Gebrauch gemacht habe. Dies geht aus ſeinem Briefe an Daniel Ernſt Jablonski in Berlin vom 30. Auguſt 1700 (Kappens Sammlung S. 206.) hervor; die Stelle im Zuſammenhange heißt dort: „Herrn Herzog Anton Ulrichs Durchl. applaudiren ſehr dem Vornehmen wegen Auszierung der teutſchen Sprache. Wenn Leute gefunden werden könnten, die nach Herrn Grauens**) Vorſchlag in Teutſch dociren wollten, würde es gut, und ſolch Vorhaben zu befördern ſeyn. Ich habe meinen kleinen Aufſatz von der Teutſchen Sprache wieder zurück zu fordern vergeſſen, werde ihn nach meines hoch geehrten Herrn Hof-Predigers guter Gelegenheit wieder zurück bekommen, und bin Willens, ihn nunmehr, doch vielleicht mit einer kleinen Aenderung, in Druck zu geben, damit auch Andere aufgemuntert werden.“

---

*) Einige von ſeinen Bemerkungen mit Leibnitzens hinzugefügten Gegenbemerkungen bringen wir in den Anmerkungen hinter dem Texte nach.

**) Chriſtian Gottlieb Grau, Profeſſor der Phil. und Prediger hatte 1695 zu Herborn in 4. herausgegeben: „die unmaßgeblich neu" angegebene hochteutſche Grund- und hohe Landesunterrichtung u. ſ. w. Den vollſtändigen Titel giebt Kapp.

Mancher wundert ſich vielleicht, warum Leibniz drei Jahre ſpäter erſt nur noch den Vorſatz faßte, den Aufſatz drucken zu laſſen und warum er ſo lange damit zögerte, daß er erſt nach ſeinem Tode herauskam. Darauf erwiedern wir im Allgemeinen, daß Leibniz die Maxime befolgte, ſeine Gedanken und Erfindungen, ehe er ſie durch den Druck bekannt machte, in der Handſchrift unter ſeinen gelehrten Freunden ihren Umlauf nehmen zu laſſen, um ihre Anſichten darüber einzuholen und zu gleicher Zeit zwar im Stillen, doch nur um ſo ſicherer zu wirken. Unter andern hat daher ſein Briefwechſel die wichtige Bedeutung, daß er uns zur Wünſchelruthe dienen kann, ungedruckten Schriften von ihm auf die Spur zu kommen, und wir könnten ein ganzes Verzeichniß ſolcher Schriften, deren Auffindung vom höchſten Intereſſe wäre, ſchon jetzt aufſtellen. Man muß freilich ſo reich ſein, als Leibniz, um ſeine eignen Schätze mit einer ſolchen Sorgloſigkeit, ja Gleichgültigkeit für ſeinen Ruhm zu behandeln. — Im Beſondern aber, und mit Bezug auf die Unvorgreiflichen Gedanken, hatte Leibniz in der That während ſeines Lebens Anſtalten zum Drucke, und zwar ſamt allen für die Collectanea Etymologica beſtimmten Manuſkripten getroffen, und es war nicht ſeine Schuld, daß das, noch vor ſeinem Tode der Preſſe übergebene und bereits angekündigte Buch erſt nachher durch Eckhard herausgegeben werden mußte*).

---

*) „Interea primus e typographeo exeat libellus publico usui jamdudum destinatus, cui ipse per omnem pene orbem celeberrimus autor ante aliquot annos titulum „Collectaneorum Etymologicorum" indiderat in Catalogo Lipsiense nundinali. — Dedit illas, ut hic exhibentur, industrio Bibliopolae nostro Forstero imprimendas. Animus erat epistolam opusculo praefigere mihi inscriptam atque in illa de iis, quae non attigeram, quaeque me porro juvare posse judicaret, agere. Sed iter Viennense, aliae inde occupationes ac tandem

Das Verdienſt, die allgemeine Aufmerkſamkeit auf Leibnitzens Aufſatz zuerſt durch ſeine, damals in Deutſchland faſt unbeſchränkte Autorität gelenkt zu haben, gebührt Gottſched, welcher ihn vollſtändig in ſeine kritiſchen Beiträge (III. St.) aufnahm und nach Gebühr würdigte. „Es iſt zu verwundern, ſagt er gar treffend, daß dieſer große Mann in allen Arten der Dinge, daran er ſich gewaget, ſolche Meiſterſtücke verfertiget, als ob er ſich ſein Lebelang auf nichts anders geleget hätte.“ — Dagegen hat ſich Ludovici in dieſem Punkte, wie bereits dargethan, an Leibnitz ſtark verſündigt. Wie ſehr wäre er beſchämt werden, hätte er es erlebt, mit welcher feurigen Begeiſterung Dutens, ein Ausländer, an mehreren Orten von dieſem Aufſatze geredet hat! Er zeichnete ihn ſchon dadurch aus, daß er ihn allein unter allen deutſchen Schriften neben der Ueberſetzung im Originale mittheilte — „Germanis in eo obsequentes (entſchuldigt er ſich gleichſam vor dem gelehrten Europa, welches nicht deutſch verſtand) ne Gallice tantum opusculum illud aureum edentes nos iis disertissimum omnium de lingua Germanica scriptum denegavisse quererentur.“ Heutzutage hätte er einer ſolchen Entſchuldigung nicht mehr bedurft. (Vgl. Opp. V. Praef. mit Opp. VI., 2. Praef.). — Schade nur, daß der gelehrte Freund, welcher für Dutens die Unvorgreiflichen Gedanken in's Franzöſiſche überſetzte, durch einige grobe, ſinnentſtellende Druckfehler in dem erſten Abdruck in den Collectanea Etymol. zu ſtarken Mißverſtändniſſen verleitet wurde, während ſchon Gottſched jene ſtillſchweigend berichtigt hatte*).

---

mors inopina institutum hoc ejus et tot alia majoris ponderis molimina sufflaminarunt.“ Praef. ad Lectorem (Eccardi).

*) §. 49. fehlt in dem Satze: „doch will man mit denen ſo es ihnen das Wort nicht; die franzöſiſche Ueberſetzung lautet: je ne suis pas du sentiment de ceux qui pretendent — alſo das Gegentheil von dem, was Leibnitz gemeint. §. 89. heißt es ganz ohne Sinn: — „viel in Teutſch zu geben, ſo anders, wo nicht anders als Lateiniſch genennet werden; —

Später hat Peterſen in ſeiner bekannten Preisſchrift (Schriften der Mannheimer Geſellſchaft II., 1687.) auf die Bedeutung dieſer Abhandlung nachdrücklich hingewieſen, und einen großen Theil daraus excerpirt — daß indeß Leibnitz außer dieſer Schrift noch andere Schriften in deutſcher Sprache verfaßt habe, ſcheint er nicht gewußt oder geglaubt zu haben. Er erwähnt ihrer als eines Unicums.

Eigentliche Epoche hat nun dieſer Aufſatz erſt gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts gemacht, da der damalige Curator der Königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin, der Miniſter von Herzberg, einen eignen Ausſchuß beſtimmte, den Plan Leibnitzens mit vereinigten Kräften auszuführen. „Wir dürfen ihm nur pünktlich folgen, ſagte er in ſeiner Vorleſung, und die letzte Hand daran legen, indem wir die Veränderungen hinzufügen, die durch die Fortſchritte der Wiſſenſchaften und ſelbſt in der deutſchen Sprache während dieſes langen Zeitraums von beinahe einem Jahrhundert nothwendig gemacht werden." — „Die Akademie zu Berlin, die unter ihren Mitgliedern mehrere anſehnliche deutſche Gelehrte zählt, glaubt ſich zur Ausführung dieſes großen Plans berufen." Als dieſer berühmte Staatsmann und Gelehrte dies ſprach (1792) konnte er noch nicht ahnen, welch eine Revolution die Sprachwiſſenſchaft überhaupt, und die deutſche insbeſondere im Laufe von wenigen Decennien, namentlich durch Engländer und Deutſche erfahren würde: in Deutſchland bezeichnen die Namen Grimm, Bopp, Graff und Andere dieſen mächtigen

---

ſtatt: „ſo anderswo nicht anders." Dieſe Wendung ließ der franzöſiſche Ueberſetzer ganz fort, weil ſie keinen Sinn gab; endlich §. 110. ſteht „Orten" ſtatt „Werten" welches der Ueberſetzer glücklich berichtigte. Der neuſte Herausgeber, Hr. Linder, hat nichts deſto weniger die ſinnentſtellenden Fehler der editio princeps mit diplomatiſcher Treue wieder abdrucken laſſen. — In den „Beiträgen zur deutſchen Sprachkunde" ſind ſie zwar auch berichtigt, dagegen hat der Text durch Wegfallen ganzer Zeilen und Sätze gelitten, z. B. §. 38

Umſchwung in der Wiſſenſchaft; — in der Kunſt, d. h. der Poeſie wie in der Proſa hat ſich eine Periode abgeſchloſſen, über deren Umkreis der Name Goethe, wie eine prächtig untergehende Sonne, noch jetzt einen erhabenen Glanz verbreitet: unſer Jahrhundert hat alſo eine Stufe erſtiegen, bis wohin vielleicht der weitſchauende Seherblick eines Leibnitz vor hundert und vierzig Jahren nicht mehr reichte.

1.

Es iſt bekannt, daß die Sprach ein Spiegel des Verſtandes, und daß die Völker, wenn ſie den Verſtand hoch ſchwingen, auch zugleich die Sprache wohl ausüben, welches der Griechen, Römer und Araber Beyſpiele zeigen.

2.

Die Teutſche Nation hat unter allen chriſtlichen den Vorzug wegen des Heiligen Römiſchen Reichs, deſſen Würde und Rechte ſie auf ſich und ihr Oberhaupt gebracht, welchem die Beſchirmung des wahren Glaubens, die Vogthey der allgemeinen Kirche, und die Beförderung des Beſten der ganzen Chriſtenheit oblieget, daher ihm auch der Vorſitz über andere hohe Häupter ohnzweifentlich gebühret und gelaſſen worden.

3.

Derowegen haben die Teutſche ſich deſto mehr anzugreifen, daß ſie ſich dieſer ihrer Würde würdig zeigen, und es Andern nicht weniger an Verſtand und Tapferkeit zuvor thun mögen, als ſie ihnen an Ehren und Hoheit ihres Oberhaupts vorgehen. Derogeſtalt können ſie ihre Mißgünſtige beſchämen, und ihnen wider ihren Dank eine innerliche Ueberzeugung, (und) wo nicht äuſſerliche Bekentniß der Teutſchen Vortrefflichkeit abdringen.

Ut qui confessos animo quoque subjugat hostes.

4.

Nachdem die Wiſſenſchaft zur Stärke kommen, und die Krieges-Zucht in Teutſchland aufgerichtet worden, hat ſich die Teutſche Tapferkeit zu unſern Zeiten gegen Morgen- und Abendländiſche Feinde, durch große von Gott verliehene Siege wiederum merklich gezeiget; da auch meiſtentheils die gute Parthey durch Teutſche gefochten. Nun iſt zu wünſchen, daß auch der Teutſchen Verſtand nicht weniger obſiegen, und den Preis erhalten möge; welches ebenmäßig durch gute Anordnung und fleißige Uebung geſchehen muß. Man will von allem dem, ſo daran hanget, anizo nicht handeln; ſondern allein bemerken, daß die rechte Verſtandes-Uebung ſich finde, nicht nur zwiſchen Lehr- und Lernenden, ſondern auch vornehmlich im gemeinen Leben unter der großen Lehrmeiſterin, nehmlich der Welt, oder Geſellſchaft, vermittelſt der Sprache, ſo die menſchlichen Gemüther zuſammen füget.

5.

Es iſt aber bei dem Gebrauch der Sprache, auch dieſes ſonderlich zu betrachten, daß die Worte nicht nur der Gedanken, ſondern auch der Dinge Zeichen ſeyn, und daß wir Zeichen nöthig haben, nicht nur unſere Meynung Andern anzudeuten, ſondern auch unſern Gedanken ſelbſt zu helfen. Denn gleichwie man in großen Handels-Städten, auch im Spiel und ſonſten, nicht allezeit Geld zahlet, ſondern ſich an deſſen Statt der Zeddel oder Marken bis zur letzten Abrechnung oder Zahlung bedienet; alſo thut auch der Verſtand mit den Bildniſſen der Dinge, zumahl wenn er viel zu denken hat, daß er nehmlich Zeichen dafür brauchet, damit er nicht nöthig habe, die Sache jedesmahl, ſo oft ſie vorkommt, von neuen zu bedenken. Daher wenn er ſie einmahl wohl gefaſſet, begnügt er ſich hernach oft nicht nur in äußerlichen Reden ſondern auch in den Gedanken und innerlichen Selbſt-Geſpräch das Wort an die Stelle der Sache (zu) ſetzen.

6.

Und gleichwie ein Rechen-Meiſter, der keine Zahl ſchreiben wolte, deren Halt er nicht zugleich bedächte, und gleichſam an den Fingern abzählete, wie man die Uhr zählet, nimmer mit der Rechnung fertig werden würde: alſo wenn man im Reden und auch ſelbſt im Gedenken kein Wort ſprechen wollte, ohne ſich ein eigentliches Bildniß von deſſen Bedeutung zu machen, würde man überaus langſam ſprechen, oder vielmehr verſtummen müſſen, auch den Lauf der Gedanken nothwendig hemmen, und alſo im Reden und Denken nicht weit kommen.

7.

Daher braucht man oft die Wort als Ziffern, oder als Rechen-Pfennige, an ſtatt der Bildniſſe und Sachen, bis man Stufenweiſe zum Facit ſchreitet, und beym Vernunft-Schluß zur Sache ſelbſt gelanget. Woraus erſcheinet, wie ein Großes daran gelegen, daß die Worte als Vorbilde und gleichſam als Wechſel-Zeddel des Verſtandes wohl gefaſſet, wohl unterſchieden, zulänglich, häufig, leichtfließend und angenehm ſeyn.

8.

Es haben die Wiß-Künſtler (wie man die, ſo mit der Mathematik beſchäftiget, nach der Holländer Beiſpiel gar füglich nennen kann) eine Erfindung der Zeichen-Kunſt, davon die ſogenannte Algebra nur ein Theil: Damit findet man heute zu Tage Dinge aus, ſo die Alten nicht erreichen können, und dennoch beſtehet die ganze Kunſt in nichts, als im Gebrauch wol angebrachter Zeichen. Die Alten haben mit der Cabbala viel Weſens gemacht, und Geheimniſſe in den Worten geſuchet, und die würden ſie in der That in einer wohlgefaſſeten Sprache finden: als welche dienet, nicht nur vor die Wiß-Kunſt, ſondern für alle Wiſſenſchaften, Künſte und Geſchäfte. Und hat man demnach die Cabbala oder Zeichen-Kunſt nicht nur in denen Hebräiſchen Sprach-Geheimniſſen, ſondern auch bey einer jeden Sprach nicht zwar in gewiſſen buchſtäblichen Deuteleyen, ſondern im rechten Verſtand und Gebrauch der Worte zu ſuchen.

9.

Ich finde, daß die Teutſchen ihre Sprache bereits hoch bracht in allen dem, ſo mit den fünf Sinnen zu begreifen, und auch dem gemeinen Mann fürkommet; abſonderlich in leiblichen Dingen, auch Kunſt- und Handwerks-Sachen, weil nemlichen die Gelehrten faſt allein mit dem Latein beſchäftiget geweſen, und die Mutter-Sprache dem gemeinen Lauf überlaſſen, welche nichts deſto weniger auch von den ſo genannten Ungelehrten nach Lehre der Natur gar wohl getrieben worden. Und halt ich dafür, daß keine Sprache in der Welt ſey, die (zum Exempel) von Erz und Bergwerken reicher und nachdrücklicher rede, als die Teutſche. Dergleichen kann man von allen andern gemeinen Lebens-Arten und Profeſſionen ſagen, als von Jagt- und Waid-Werk, von der Schiffahrt und dergleichen. Wie dann alle die Europäer, ſo aufm großen Welt-Meer fahren, die Namen der Winde und viel andere Seeworte von den Teutſchen, nehmlich von den Sachſen, Normannen, Oſterlingen und Niederländern entlehnet.

10.

Es ereignet ſich aber einiger Abgang bey unſerer Sprache in denen Dingen, ſo man weder ſehen noch fühlen, ſondern allein durch Betrachtung erreichen kann; als bey Ausdrückung der Gemüths-Bewegungen, auch der Tugenden und Laſter, und vieler Beſchaffenheiten, ſo zur Sitten-Lehr und Regierungs-Kunſt gehören; dann ferner bey denen noch mehr abgezogenen und abgefeimten Erkenntniſſen, ſo die Liebhaber der Weisheit in ihrer Denk-Kunſt, und in der allgemeinen Lehre von den Dingen unter dem Namen der Logik und Metaphyſik auf die Bahne bringen; welches alles dem gemeinen Teutſchen Mann etwas entlegen, und nicht ſo üblich, da hingegen der Gelehrte und Hofmann ſich des Lateins oder anderer fremden Sprachen in dergleichen faſt allein und, in ſo weit, zu viel beſliſſen: alſo daß es denen Teutſchen nicht am Vermögen, ſondern am Willen gefehlet, ihre Sprache durchgehends zu erheben. Denn weil alles was der gemeine Mann treibet, wohl in Teutſch gegeben, ſo iſt kein Zweifel, daß dasjenige, ſo vornehmen und gelehrten Leuten mehr fürkommt von dieſen, wenn ſie gewollt, auch ſehr wohl, wo nicht beſſer in reinem Teutſch gegeben werden können.

11.

Nun wäre zwar dieſer Mangel bey denen logiſchen und metaphyſiſchen Kunſtwörtern noch in etwas zu verſchmerzen, ja ich habe es zu Zeiten unſer anſehnlichen Haupt-Sprache zum Lobe angezogen, daß ſie nichts als rechtſchaffene Dinge ſage, und ungegründete Grillen nicht einmal nenne (ignorat inepta). Daher ich bei denen Italiänern und Franzoſen zu rühmen gepfleget: Wir Teutſchen hätten einen ſonderbaren Probierſtein der Gedanken, der andern unbekant; und wann ſie denn begierig geweſen, etwas davon zu wiſſen, ſo habe ich ihnen bedeutet, daß es unſere Sprache ſelbſt ſey; denn was ſich darin ohne entlehnte und ungebraüchliche Worte vernehmlich ſagen laſſe, das ſeye würklich was Rechtſchaffenes: aber leere Worte, da nichts hinter, und gleichſam nur ein leichter Schaum müßiger Gedanken, nehme die reine Teutſche Sprache nicht an.

12.

Alleine, es iſt gleichwohl an dem, daß in der Denk-Kunſt und in der Weſen-Lehre auch nicht wenig Gutes enthalten, ſo ſich durch alle andere Wiſſenſchaften und Lehren ergießet, als wenn man daſelbſt handelt von Begrenzung, Eintheilung, Schluß-Form, Ordnung, Grund-Regeln, und ihnen entgegengeſetzten falſchen Streichen; von der Dinge Gleichheit und Unterſcheid, Vollkommenheit und Mangel, Urſach und Würkung, Zeit, Ort, und Umſtänden, und ſonderlich von der großen Muſter-Rolle aller Dinge unter gewiſſen Haupt-Stücken, ſo man Prädicamenten nennet. Unter welchen allen viel Gutes iſt, damit die Teutſche Sprache allmählig anzureichern.

13.

Sonderlich aber ſtecket die gröſte natürliche Weisheit in der Erkäntniß Gottes, der Seelen und Geiſter aus dem Licht der Natur, ſo nicht allein ſich hernach in die offenbahrte Gottes-Gelehrtheit mit einverleibet, ſondern auch einen unbeweglichen Grund leget, darauf die Rechts-Lehre ſowohl vom Rechte der Natur, als der Völker insgemein und inſonderheit, auch die Regierungs-Kunſt ſamt den Geſetzen aller Lande zu bauen. Ich finde aber hierin die Teutſche Sprache noch etwas mangelhaft, und zu verbeſſern.

14.

Zwar iſt nicht wenig Gutes auch zu dieſem Zweck in denen geiſtreichen Schriften einiger tiefſinnigen Gottes-Gelehrten anzutreffen; ja ſelbſt diejenigen, die ſich etwas zu denen Träumen der Schwärmer geneiget, brauchen gewiſſe ſchöne Worte und Reden, die man als güldene Gefäße der Egypter ihnen abnehmen, von der Beſchmitzung reinigen, und zu dem rechten Gebrauch wiedmen könnte. Welchergeſtalt wir den Griechen und Lateinern hierin ſelbſt würden Trotz bieten können.

15.

Am allermeiſten aber iſt unſer Mangel, wie gedacht, bey denen Worten zu ſpüren, die ſich auf das Sittenweſen, Leidenſchaften des Gemüths, gemeinlichen Wandel, Regierungs-Sachen, und allerhand bürgerliche Lebens- und Staats-Geſchäfte ziehen, wie man wohl befindet, wenn man etwas aus andern Sprachen in die unſrige überſetzen will. Und weilen ſolche Wort und Reden am meiſten fürfallen, und zum täglichen Umgang wackerer Leute ſo wohl, als zur Brief-Wechſelung zwiſchen denſelben erfordert werden; ſo hätte man fürnehmlich auf deren Erſetzung, oder weil ſie ſchon vorhanden, aber vergeſſen und unbekannt, auf deren Wiederbringung zu gedenken, und wo ſich dergleichen nichts ergeben will, einigen guten Worten der Ausländer das Bürger-Recht zu verſtatten.

16.

Hat es demnach die Meynung nicht, daß man in der Sprach zum Puritaner werde, und mit einer abergläubiſchen Furcht ein fremdes aber bequemes Wort als eine Tod-Sünde vermeide, dadurch aber ſich ſelbſt entkräfte, und ſeiner Rede den Nachdruck nehme; denn ſolche allzu groſſe Scheinreinigkeit iſt einer durchbrochenen Arbeit zu vergleichen, daran der Meiſter ſo lange feilet und beſſert, bis er ſie endlich gar verſchwächet, welches denen geſchieht, die an der Perfectie-Krankheit, wie es die Holländer nennen, darnieder liegen.

17.

Ich erinnere mich gehöret zu haben, daß wie in Frankreich auch dergleichen Rein-Dünkler aufkommen, welche in der That, wie Verſtändige anitzo erkennen, die Sprache nicht wenig ärmer gemacht, da ſolle die gelehrte Jungfrau von Journay, des berühmten Montagne Pflege-Tochter, geſaget haben: was dieſe Leute ſchrieben, wäre eine Suppe von klarem Waſſer, (un bouillon d'eau claire) nehmlich ohne Unreinigkeit und ohne Krafft.

18.

So hat auch die Italiäniſche Geſellſchaft der Cruſka oder des Beutel-Tuchs, welche die böſe Worte von den guten, wie die Kleyen vom feinen Mehl ſcheiden wollen, durch allzu eckelhaftes Verfahren ihres Zwecks nicht wenig verfehlet, und ſind daher die itzigen Glieder gezwungen worden, bei der letzten Ausgebung ihres Wörter-Buchs viel Worte zur Hinterthür einzulaſſen, die man vorhero ausgeſchloſſen; weil die Geſellſchaft anfangs ganz Italien an die Florentiniſche Geſetze binden, und den Gelehrten ſelbſt allzu enge Schranken ſetzen wollen. Und habe ich von einem vornehmen Glied derſelbigen, ſo ſelbſt ein Florentiner, gehöret, daß er in ſeiner Jugend auch mit ſolchem Toſcaniſchen Aberglauben behaftet geweſen, nunmehr aber ſich deſſen entſchüttet habe.

19.

Alſo iſt auch gewiß, daß einige der Herren Fruchtbringenden und Glieder der andern Teutſchen Geſellſchaften hierin zu weit gangen, und dadurch Andere gegen ſich ohne Noth erreget, zumalen ſie den Stein auf einmal heben wollen, und alles Krumme ſchlecht zu machen gemeinet, welches wie bey ausgewachſenen Gliedern (adultis vitiis) ohnmöglich.

20.

Anitzo ſcheinet es, daß bey uns übel ärger worden und hat der Miſchmaſch abſcheulich überhand genommen, alſo daß die Prediger auf der Canzel, der Sachwalter auf der Canzley, der Bürgersmann im Schreiben und Reden, mit erbärmlichen Franzöſiſchen ſein Teutſches verderbet; mithin es faſt das Anſehen gewinnen will, wann man ſo fortfähret, und nichts dargegen thut, es werde Teutſch in Teutſchland ſelbſt nicht weniger verlohren gehen, als das Engelſächſiſche in Engelland.

21.

Gleichwohl wäre es ewig Schade und Schande, wenn unſere Haupt- und Helden-Sprache dergeſtalt durch unſere Fahrläſſigkeit zu Grunde gehen ſollte, ſo faſt nichts Gutes ſchwanen machen dörfte; weil die Annehmung einer fremden Sprache gemeiniglich den Verluſt der Freyheit und ein fremdes Joch mit ſich geführet.

22.

Es würde auch die unvermeidliche Verwirrung bey ſolchem Uebergang zu einer neuen Sprache hundert und mehr Jahr über dauren, bis alles Aufgerührte ſich wieder geſetzet, und wie ein Getränke, ſo gegohren, endlich aufgekläret. Da inzwiſchen von der Ungewißheit im Reden und Schreiben nothwendig auch die Teutſchen Gemüther nicht wenig Verdunkelung empfinden müſſen. Weilen die meiſten doch die Kraft der fremden Worte eine lange Zeit über nicht recht faſſen, alſo elend ſchreiben, und übel denken würden. Wie dann die Sprachen nicht anders als bey einer einfallenden Barbarey oder Unordnung oder fremder Gewalt ſich merklich verändern.

23.

Gleichwie nun gewiſſen gewaltſamen Waſſerſchüſſen und Einbrüchen der Ströme nicht ſowohl durch einen ſteifen Damm und Widerſtand, als durch etwas, ſo Anfangs nachgiebt, hernach aber allmählig ſich ſetzet und feſt wird, zu ſteuren; alſo wäre es auch hierin vorzunehmen geweſen. Man hat aber gleich auf einmahl den Lauf des Uebels hemmen, und alle fremde auch ſogar eingebürgerte Worte ausbannen wollen. Dawider ſich die ganze Nation, Gelehrte und Ungelehrte geſträubet, und das ſonſten zum Theil gute Vorhaben faſt zu Spott gemacht, daß alſo auch dasjenige nicht erhalten worden, ſo wohl zu erlangen geweſen, wann man etwas gelinder verfahren wäre.

24.

Wie es mit der Teutſchen Sprach hergangen. kann man aus den Reichs=Abſchieden und andern Teutſchen Handlungen ſehen. Im Jahrhundert der Reformation redete man ziemlich rein Teutſch; außer weniger Italiäniſcher, zum Theil auch Spaniſcher Worte, ſo vermittelſt des Kayſerlichen Hofes und einiger fremder Bedienten zuletzt eingeſchlichen, dergleichen auch die Franzoſen bey ſich, Zeit der Catharina vom Haus Medices, geſpühret, und damals mit eignen Schriften geahndet, wie denn etwas dagegen von Henrico Stephano geſchrieben worden. Solches aber, wann es mäßiglich geſchieht, iſt weder zu ändern, noch eben ſo ſehr zu tadeln, zu Zeiten auch wohl zu loben, zumahl wenn neue und gute Sachen, zuſammt ihren Nahmen, aus der Fremde zu uns kommen.

25.

Allein wie der dreyßigjährige Krieg eingeriſſen und überhand genommen, da iſt Teutſchland von fremden und einheimiſchen Völkern, wie mit einer Waſſerfluth überſchwemmet werden, und nicht weniger unſere Sprache, als unſer Gut in die Rappuſe gangen; und ſiehet man, wie die Reichs-Acta ſolcher Zeit mit Worten angefüllet ſeyn, deren ſich freilich unſere Vorfahren geſchämet haben würden.

26.

Bis dahin nun war Teutſchland zwiſchen den Italiänern, ſo Kayſerlicher und den Franzoſen, als Schwediſcher Parthey, gleichſam in der Wage geſtanden. Aber nach dem Münſterſchen und Pyrenäiſchen Frieden hat ſo wohl die Franzöſiſche Macht, als Sprache bey uns überhand genommen. Man hat Frankreich gleichſam zum Muſter aller Zierlichkeit aufgeworfen, und unſere junge Leute, auch wohl junge Herren ſelbſt, ſo ihre eigene Heimath nicht gekennet, und deswegen alles bei den Franzoſen bewundert, haben ihr Vaterland nicht nur bei den Fremden in Verachtung geſetzet, ſondern auch ſelbſt verachten helfen, und einen Ekel der Teutſchen Sprach und Sitten aus Ohnerfahrenheit angenommen, der auch an ihnen bey zuwachſenden Jahren und Verſtand behenken blieben. Und weil die meiſten dieſer jungen Leute hernach, wo nicht durch gute Gaben, ſo bey Einigen nicht gefehlet, doch wegen ihrer Herkunft und Reichthums, oder durch andere Gelegenheiten zu Anſehen und fürnehmen Aemtern gelanget, haben ſolche Franz-Geſinnete viele Jahre über Teutſchland regieret, und ſolches faſt, wo nicht der franzöſiſchen Herrſchaft (daran es zwar auch nicht viel gefehlet) doch der franzöſiſchen Mode und Sprache unterwürfig gemacht; ob ſie gleich ſonſt, dem Staat nach, gute Patrioten geblieben, und zuletzt Teutſchland vom Franzöſiſchen Joch, wiewohl kümmerlich, annoch erretten helfen.

27.

Ich will doch gleichwohl gern jedermann recht thun, und alſo nicht in Abrede ſeyn, daß mit dieſen Franz- und Fremdenzen auch viel Gutes bey uns eingeführet worden; man hat gleichwie von den Italiänern die gute Vorſorge gegen anſteckende Krankheiten, alſo von den Franzoſen eine beſſere Kriegs-Anſtalt erlernet, darin ein freyherrſchender großer König andern am beſten vorgehen können; man hat, mit einiger Munterkeit im Weſen, die Teutſche Ernſthaftigkeit gemäßiget, und ſonderlich ein und Anders in der Lebens-Art etwas beſſer zur Zierde und Wohlſtand, auch wohl zur Bequemlichkeit eingerichtet, und ſo viel die Sprache ſelbſt betrift, einige gute Redens-Arten, als fremde Pflanzen, in unſere Sprache ſelbſt verſetzet.

28.

Derowegen wann wir nun etwas mehr als bisher teutſch geſinnet werden wollten, und den Ruhm unſerer Nation und Sprache etwas mehr beherzigen möchten, als einige dreyßig Jahr her in dieſem gleichſam franzöſiſchen Zeit-Wechſel (periodo) geſchehen; ſo könnten wir das Böſe zum Guten kehren und ſelbſt aus unſerm Unglück Nutzen ſchöpfen, und ſowohl unſern innern Kern des alten ehrlichen Teutſchen wieder herfür ſuchen, als ſolchen mit dem neuen, äußerlichen, von den Franzoſen und andern gleichſam erbeuteten, Schmuck ausſtaffieren.

29.

Es finden ſich hin und wieder brave Leute, die ſonderbare Luſt und Liebe zeigen zur Verbeſſerung und Unterſuchung des Teutſchen. So ſind auch deren nicht wenig, die ſehr gut Teutſch ſchreiben, und ſo wohl rein als nachdrücklich zu geben wiſſen, was ſonſt ſchwer und in unſerer Sprach wenig getrieben. Neulich hat ein gelehrter, wohlmeinender Mann ein Regiſter von Büchern gemacht, darin allerhand Wiſſenſchaften gar wohl in Teutſch verhandelt werden; ich finde auch, daß oft in Staats-Schriften jetziger Teutſchen zu Regenspurg und anderswo etwas Beſonders und Nachdenkliches herfür blicket, welches, da es vom überflüſſigen Fremden, als von angeſprützten Flecken, nach Nothdurft und Thunlichkeit geſaubert würde, unſer Sprache einen herrlichen Glanz geben ſollte.

30.

Weilen aber die Sach von einem großen Begriff, ſo ſcheinet, ſelbige zu beſtreiten, etwas Gröſſers als Privat-Anſtalt nöthig, und würde demnach dem ganzen Werk nicht beſſer, noch nachdrücklicher, als mittelſt einer gewiſſen Verſammlung oder Vereinigung, aus Anregung eines hocherleuchteten, vornehmen Haupts, mit gemeinem Rath und gutem Verſtändniß zu helfen ſeyn.

31.

Das Haupt-Abſehen wäre zwar der Zier des geliebten Vaterlandes Teutſcher Nation, ſein beſonderer Zweck aber und das Vernehmen (oder Object) dieſer Anſtalt wäre auf die Teutſche Sprache zu richten, wie nehmlichen ſolche zu verbeſſern, auszuzieren und zu unterſuchen.

32.

Der Grund und Boden einer Sprache, ſo zu reden, ſind die Worte, darauf die Redens-Arten gleichſam als Früchte herfür wachſen. Woher dann folget, daß eine der Haupt-Arbeiten, deren die Teutſche Haupt-Sprache bedarf, ſeyn würde eine Muſterung und Unterſuchung aller Teutſchen Worte, welche, dafern ſie vollkommen, nicht nur auf diejenige gehen ſoll, ſo jederman brauchet, ſondern auch auf die, ſo gewiſſen Lebens-Arten und Künſten eigen; und nicht nur auf die, ſo man Hochteutſch nennet, und die im Schreiben anitzo allein herrſchen, ſondern auch auf Platt-Teutſch, Märkiſch, Ober-Sächſiſch, Fränkiſch, Bäyriſch, Oeſterreichiſch, Schwäbiſch, oder was ſonſt hin und wieder bey dem Landmann mehr als in den Städten bräuchlich; auch nicht nur, was in Teutſchland in Uebung, ſondern auch was von Teutſcher Herkunft in Holl- und Engelländiſchen: wozu auch fürnehmlich die Worte der Nord-Teutſchen, das iſt, der Dänen, Norwegen, Schweden und Isländer (bey welchen letztern ſonderlich viel von unſer uralten Sprach geblieben) zu ziehen: und letzlichen nicht nur auf das, ſo noch in der Welt geredet wird, ſondern auch was verlegen und abgangen, nehmlichen das Alt-Gothiſche, Alt-Sächſiſche und Alt-Fränkiſche, wie ſichs in uralten Schriften und Reimen findet, daran der trefliche Opitz ſelbſt zu arbeiten gut gefunden. Denn anders zu den wahren Urſprüngen nicht zu gelangen, welche oft die gemeinen Leute mit ihrer Ausſprache zeigen; und ſagt man, es habe dem Kayſer Maximilian dem I. einsmahls ſonderlich wohl gefallen, als er aus der Ausſprache der Schweitzer vernommen, daß Habsburg nichts anders, als Habichtsburg ſagen wolle.

33.

Nun wäre zwar freylich hierunter ein groſer Unterſchied zu machen, mithin was durchgehends in Schriften und Reden wackerer Leute üblich, von den Kunſt- und Land-Worten, auch fremden und veralteten, zu unterſcheiden. Ander Manchfaltigkeiten des Gebräuchlichen ſelbſt anietzo zu geſchweigen, wären derowegen beſondere Werke nöthig, nehmlich ein eigen Buch vor durchgehende Worte, ein anders vor Kunſt-Worte, und letzlich eines vor alte und Land-Worte, und ſolche Dinge, ſo zu Unterſuchung des Urſprungs und Grundes dienen, deren erſtes man Sprachbrauch, auf Lateiniſch Lexicon; das andere Sprach-Schatz, oder cornu copiae; das dritte Glossarium, oder Sprachquell nennen möchte.

34.

Es iſt zwar auch an dem, und verſtehet ſich von ſelbſten, daß die wenigſten derer, ſo an Verbeſſerung der Sprache arbeiten wollten, ſich des Alt-Fränkiſchen und des außer Teutſchland in Norden und Weſten gleichſam wallfahrenden Teutſchen Sprach-Reſtes, ſo wenig als der Wark-Sprüche der Künſtler und Handwerker, und der Landworte des gemeinen Mannes anzunehmen haben würden. Weil ſolches vor eine gewiſſe Art der Gelehrten und Liebhaber allein gehöret.

35.

Alleine es gehöret doch gleichwol dieſes alles zur vollkommenen Ausarbeitung der Sprache, und muß man bekennen, daß die Franzoſen hierin glücklich, indem ſie mit allen drey oberwähnten Werken, ſo ziemlich in ihrer Sprache nunmehr verſehen, indem die ſo genannte Franzöſiſche Academie nicht allein ihr lang verſprochenes Haupt-Buch der läufigen Worte herausgegeben, ſondern auch, was vor die Künſte gehöret, vom Furetiere angefangen, und von einem andern Glied der Academie fortgeſetzet worden. Und ob ſchon darin aus der Maßen viel Fehler und Mängel, ſo iſt doch auch ſehr viel Gutes darunter enthalten. Dieſem iſt das herrliche Werk des hochgelehrten Menage, wie es nun vermehret, beyzufügen, welcher den Urſprung der Worte unterſucht, und alſo auch das Veraltete, auch zu Zeiten das Bäuriſche, herbey gezogen.

36.

Es iſt bekannt, daß die Italiäniſche Sprach-Geſellſchaft, die ſich von der Cruſca genennet, bald Anfangs auf ein Wörter-Buch bedacht geweſen. Und als der Cardinal Richelieu die Franzöſiſche Akademie aufgerichtet, hat er ihr auch ſofort ein ſolches zur Arbeit aufgegeben. Sie waren aber beyderſeits nur auf läufige Worte bedacht, und vermeinten die Kunſt-Wörter an die Seite zu ſetzen, wie auch die Cruſca würklich gethan; ich habe aber in Frankreich ſelbſt etlichen vornehmen Gliedern meine wenige Meynung geſagt, daß ſolches nicht wohl gethan und zwar den Italiänern, als Vorgängern, zu gut zu halten, es werde aber von einer Verſammlung ſo vieler treflicher Leute in einem blühenden Königreiche unter einem ſo mächtigen König ein Mehrers erwartet; inmaßen durch Erklärung der Kunſt-Worte die Wiſſenſchaften ſelbſt erläutert und befördert würden, welches auch einige wol begriffen.

37.

Weilen ſie aber inzwiſchen bei der angefangenen Arbeit geblieben, hat einer unter ihnen, Furetiere genannt, ſich aus eigener Luſt über die Kunſt-Worte zugleich mit gemachet, welches die Akademie übel genommen und ſein Werk verhindert, und da es in Holland herauskommen, einem andern aus ihrem Mittel dergleichen aufgetragen: alſo daß die Leidenſchaften zuwege gebracht, was die Vernunft nicht erhalten mögen.

38.

Als mir nun auch vor einigen Jahren Nachricht geben werden, daß die Engländer ebenmäßig mit einem großen Werk umgiengen, ſo dem Franzöſiſchen, damals noch nicht erſchienenen Wörter-Buch, nichts weichen ſollte, habe ich ſo fort angehalten, daß ſie auch auf Kunſt-Worte denken möchten, mit dem Bedeuten, was maßen ich Nachricht erhalten hätte, daß die Franzoſen ſich auch in dieſem Stück eines Beſſern bedacht; vernehme auch nunmehr, daß die Engländer würklich mit dergleichen anitzo begriffen.

39.

Ich hoffe auch, daß die Welſchen, um andern nicht nachzugeben, endlich nicht weniger dieſen ihren Abgang erſetzen dürften, zumahlen ich ſelbſt bey guten Freunden deswegen Anregung zu thun die Freyheit genommen. Und wenn man dergeſtalt die Technica oder Kunſt-Worte vieler Nationen beyſammen hätte, iſt kein Zweifel, daß durch deren Gegeneinander-Haltung den Künſten ſelbſt ein großes Licht angezündet werden dürfte, weiln in einem Land dieſe, in dem andern die andern Künſte beſſer getrieben werden, und jede Kunſt an ihrem Ort und Sitz mehr mit beſondern Namen und Redens-Arten verſehen.

40.

Und weiln, wie oberwähnet, die Teutſchen ſich über alle andere Nationen in den Würcklichkeiten der Natur und Kunſt ſo vortreflich erwieſen, ſo würde ein Teutſches Werk der Kunſt-Worte einen rechten Schatz guter Nachrichtungen in ſich begreifen, und ſinnreichen Perſonen, denen es bisher an ſolcher Kunde gemangelt, oft Gelegenheit zu ſchönen Gedanken und Erfindungen geben. Denn weil, wie oberwähnet, die Worte den Sachen antworten, kann es nicht fehlen, es muß die Erläuterung ungemeiner Worte auch die Erkäntniß unbekannter Sachen mit ſich bringen.

41.

Was auch ein wohl ausgearbeitetes Glossarium Etymologicum, oder Sprach-Quell, vor ſchöne Dinge in ſich halten würde, wo nicht zum menſchlichen Gebrauch, doch zur Zierde und Ruhm unſerer Nation und Erklärung des Alterthums und der Hiſtorien, iſt nicht zu ſagen; wenn nehmlich Leute, wie Schottel, Praſch oder Morhof bey uns, oder wie Menage bey den Franzoſen, und eben dieſer mit dem Ferrari bey den Welſchen, Spelman in England, Worm oder Verhel bey den Nordländern ſich darüber machten.

42.

Es iſt handgreiflich und geſtanden, daß die Franzoſen, Welſchen und Spanier (der Engländer, ſo halb Teutſch, zu geſchweigen) ſehr viel Worte von den Teutſchen haben, und alſo den Urſprung ihrer Sprachen guten Theils bey uns ſuchen müſſen. Giebt alſo die Unterſuchung der Teutſchen Sprach nicht nur ein Licht vor uns, ſondern auch vor ganz Europa, welches unſerer Sprache zu nicht geringem Lob gereichet.

43.

Ja, was noch mehr, ſo findet es ſich, daß die alten Gallier, Zelten, und auch Scythen, mit den Teutſchen eine große Gemeinſchaft gehabt, und weiln Welſchland ſeine älteſten Einwohner nicht zur See, ſondern zu Lande, nemlich von den Teutſchen und Celtiſchen Völkern über die Alpen herbekommen, ſo folget, daß die Lateiniſche Sprache denen uralten Teutſchen ein Großes ſchuldig, wie ſichs auch in der That befindet.

44.

Und ob zwar die Lateiner das Uebrige von den Griechiſchen Colonien bekommen haben mögen, ſo haben doch ſehr gelehrte Leute auch außer Teutſchland wohl erwogen, daß es vorher mit Griechenland eben, wie mit Italien zugangen; mithin die erſten Bewohner deſſelbigen von der Donau und der Donau und angränzenden Landen hergekommen, mit denen ſich hernach Colonien über Meer aus Jonien, Aſien, Aegypten und Phönicien vermiſchet, und weil die Teutſchen vor Alters unter dem Namen der Gothen, oder auch, nach etlicher Meinung, der Geten, und wenigſtens der Baſtarnen, gegen dem Ausfluß der Donau und ferner am ſchwarzen Meer gewohnet, und zu gewiſſer Zeit die jetzt genannte kleine Tartarey innegehabt, und ſich faſt bis an die Wolga erſtrecket, ſo iſt kein Wunder, daß Teutſche Worte nicht nur im Griechiſchen ſo häufig erſcheinen, ſondern bis in die Perſianiſche Sprache gedrungen, wie von vielen Gelehrten bemerket worden. Wiewohl ich noch nicht finden kann, daß ſo viel Teutſches in Perſien ſey, als nach Elichmanns Meinung vorgegeben wird.

45.

Alles auch, was die Schweden, Norwegen und Jsländer von ihren Gothen und Runen rühmen, iſt unſer, und arbeiten ſie mit aller ihrer zwar löblichen Mühe vor uns; maſſen ſie ja vor nichts anders, als Nord-Teutſche gehalten werden können, auch von dem wohlberichteten Tacito und allen alten und Mittel-Autoren unter die Teutſche gezählet werden; mit ihrer Sprach auch ſelbſt nicht anders zu Tage legen, ſie mögen ſich krümmen und wenden, wie ſie wollen. Daß auch die Dähnen zu Zeiten der Römer bey dem abnehmenden Reich unter dem Namen der Sachſen begriffen geweſen, kann ich aus vielen Umſtänden ſchlieſſen.

46.

Stecket alſo im Teutſchen Alterthum und ſonderlich in der Teutſchen uralten Sprache, ſo über das Alter aller Griechiſchen und Lateiniſchen Bücher hinauf ſteiget, der Urſprung der Europäiſchen Völker und Sprachen, auch zum Theil des uralten Gottesdienſtes, der Sitten, Rechte des Adels, auch oft der alten Namen der Sachen, Oerter und Leute, wie ſolches von Andern dargethan, und theils mit mehrern auszuführen.

47.

Welches uns ſo viel mehr erinnern müſſen, damit deſto deutlicher erſcheine, wie ein Großes an einem Teutſchen Glossario Etymologico gelegen; immaßen mir bewußt und aus Briefen an mich ſelbſt kund worden, daß hochgelehrte Leute anderer Nationen ſehr darnach wünſchen, und wohl erkennen, was ihnen ſelbſt zu Erleuchtung ihrer Alterthümer daran gelegen; und daß nicht wohl andere, als der Teutſchen Sprache im Grund Erfahrne, alſo weder Engländer noch Franzoſen, wie gelehrt ſie auch ſeyn, damit zurechte kommen mögen.

48.

Bey uns Teutſchen aber ſollte die Begierde darnach ſo viel größer ſeyn, weil uns nicht allein am meiſten damit geholfen wird, ſondern auch ein ſolches zu unſerm Ruhm gereichet; je mehr daraus erſcheinet, daß der Urſprung und Brunquell des Europäiſchen Weſens großen Theils bey uns zu ſuchen. Es finden ſich aber auch täglich bey uns ſelbſt in der Sprache allerhand erläuterungswürdige Dinge und Anmerkungen, ſo Gelegenheit zu ſonderlichen Nachdenken geben.

49.

Zum Exempel, wenn man fraget, was Welt im Teutſchen ſagen wolle, ſo muß man betrachten, daß die Vorfahren geſaget Werelt, wie ſichs noch in alten Büchern und Ländern findet, daraus erſcheinet, daß es nichts anders ſey, als Umkreiß der Erden oder Orbis terrarum. Denn Wirren, Werre, (Wire bey den Engländern, Gyrus bei den Griechen) bedeutet, was in die Runde herum ſich ziehet. Und ſcheinet die Wurzel ſtecke im Buchſtaben W, der eine Bewegung mit ſich bringet, ſo ab- und zugehet, auch wohl umgehet, als bey wehen, Wind, Waage, Wogen, Wellen, Wheel, oder Rad. Daher auch nicht nur Wirbel, Gewerrel oder Querl, (ſo im alt Teutſch eine Mühle bedeutet, wie an Quernhameln abzunehmen) ſondern auch bewegen, winden, wenden, das Franzöſiſche vis (als vis sans fin) auch Wello-

Walze, das Lateiniſche volvo und verto, vortex, ja der Name der Walen, Wallonen oder Herumwallenden, (das iſt der Gallier oder Frembden). Wild (das iſt frembd, davon wildfrembd, Wildfangs-Rechtes) von dieſem aber Wald und anderes mehr entſtanden. Doch will man mit denen ſtreiten, die das Wort Wereld, von währen oder dauren herführen, und darunter Seculum (vor Alters ew) verſtehen. Weil dieſe Dinge ohne gnugſame Unterſuchung zu keiner völligen Gewißheit zu bringen, und die alten Teutſchen Bücher den Ausſchlag geben müſſen.

50.

Dergleichen Exempel ſind nicht wenig vorhanden, ſo nicht allein der Dinge Urſprung entdecken, ſondern auch zu erkennen geben, daß die Wort nicht eben ſo willkührlich oder von ohngefehr herfürkommen, als einige vermeynen, wie dann nichts ohngefehr in der Welt, als nach unſerer Unwiſſenheit, wenn uns die Urſachen verbergen. Und weilen die Teutſche Sprache vor vielen andern dem Urſprung ſich zu nähern ſcheinet, ſo ſind auch die Grund-Wurzeln in derſelben deſto beſſer zu erkennen, davon auch bereits der tiefſinnige Claubergius ſeine eigene Gedanken gehabt, und davon etwas in einem kleinen Büchlein angezeigt.

51.

Ich habe auch bereits vor vielen Jahren einen ſehr gelehrten Mann dahin vermocht, daß er auf die Arbeit eines Sächſiſchen Gloſſarii die Gedanken gerichtet, und etwas davon hinterlaſſen, und ſind mir noch einige andere trefliche Leute bekannt, ſo mit dergleichen umgehen, theils auch von mir dazu bracht worden, alſo daß wenn ſie und andere durch kräftige Hülfe und nahe Zuſammenſetzung aufgemuntert würden, etwas Schönes herfürkommen dürfte.

52.

So viel aber einen Teutſchen Wörter-Schatz betreffen würde, gehöreten Leute dazu, ſo in der Natur der Dinge, ſonderlich der Kräuter und Thiere, Feuer-Kunſt (oder Chymi) Wiß-Kunſt oder Mathematik und daran hangenden Bau-Künſten und andern Kunſt-Werken, Weberey und ſo genannten Manufacturen, Handel, Schiffahrt, Berg- und Salzwerks-Sachen und was dergleichen mehr, erfahren. Welche Perſonen dann, weil einer Allen nicht gewachſen, die deutliche Nachrichtungen durch gewiſſes Verſtändniß unter einander zuſammen bringen könnten, und dazumahl in groſſen Städten die beſte Gelegenheit dazu finden würden. So auch wohl vor ſich gehen dürfte, wenn einige Beförderung von hoher Hand nicht ermangeln ſollte.

53.

Man hat bereits abſonderliche Teutſche Werke verſchiedener Profeſſionen, ſo hierin zu ſtatten kämen, und zu ergänzen wären; ſo würde auch, was von den Franzoſen und Engländern geſchehen, einige Hülfe und Anlaß zur Nachfrage geben; das meiſte aber müßte von den Leuten jeder Profeſſion ſelbſt erfraget werden; wie mich dann erinnere, daß zu Zeiten berühmte Prediger in die Kram-Winkel oder Läden und Werkſtätte gangen, um die rechten Nahmen und Bedeutungen zu erfahren, und ſo wohl richtig als verſtändig von allen Dingen zu reden.

54.

Es iſt auch bekannt, daß viel Worte in gemeinen Gebrauch kommen ſeyn, die von den Künſten entlehnet oder doch eine gewiſſe Bedeutung von ihnen bekommen, deren Urſach diejenigen nicht verſtehen, ſo von ſolcher Kunſt oder Profeſſion nichts wiſſen, als zum Exempel: Man ſagt Ort und Ende, man ſagt erörtern; die Urſache wiſſen Wenig, allein man erräthet es aus der Sprache der Berg-Leute; bey denen iſt Ort ſo viel als Ende, ſo weit nemlich der Stollen, der Schacht oder die Strecke getrieben, man ſagt zum Exempel: Dieſer Bergmann arbeitet vor dem Ort, das iſt, wo es aufhöret, daher erörtern nichts anders iſt, als endigen (definire).

55.

Ich habe bey den Franzoſen etwas Löbliches darin gefunden, daß auch vornehme Herren ſich befleißigen, von allerhand Sachen mit den eigenen Kunſt-Wörtern zu reden, uns zu zeigen, daß ſie nicht gar der Sachen unwiſſend ſeyn; und hat man mir erzählet, daß das Exempel des vorigen Herzogs von Orleans, **Ludwigs** des XIII. Bruders, ſo darin Beliebung gehabt, nicht wenig dazu geholfen. Ein gleichmäßiges, da dergleichen Arbeit in unſerer Sprache herfür kommen ſollte, würde bey den Teutſchen mehr denn bisher erfolgen, und zu einer allgemeinen Wiſſens-Luſt (oder Curioſität) und zu fernerer Oeffnung der Gemüther in allen Dingen nicht wenig dienen.

56.

Allein ich komme nunmehro zu dem, ſo bey der Sprache in dero durchgehenden Gebrauch erfordert wird, darauf die Herren Fruchtbringenden, die Cruſca und die Franzöſiſche Akademie zuerſt allein geſehen, und auch anfangs am meiſten zu ſehen iſt, in ſo weit keine Frage iſt von dem Urſprung und Alterthum, oder von den verborgenen Nachrichtungen, Künſten und Wiſſenſchaften, ſondern allein vom gemeinen Umgang und gewöhnlichen Schriften, allwo der Teutſchen Sprache Reichthum, Reinigkeit und Glanz ſich zeigen ſoll, welche drey gute Beſchaffenheiten bey einer Sprache verlanget werden.

57.

Reichthum iſt das Erſte und Nöthigſte bey einer Sprache und beſtehet darin, daß kein Mangel, ſondern vielmehr ein Ueberfluß erſcheine an bequemen und nachdrücklichen Worten, ſo zu allen Vorfälligkeiten dienlich, damit man alles kräftig und eigentlich vorſtellen und gleichſam mit lebenden Farben abmahlen könne.

58.

Man ſagt von den Sineſern, daß ſie reich im Schreiben vermittelſt ihrer vielfältigen Zeichen, hingegen arm im Reden und an Worten, weiln (wie bekannt) die Schrift bey ihnen der Sprache nicht antwortet; und ſcheinet, daß der Ueberfluß der Zeichen, darauf ſie ſich geleget, verurſachet, daß die Sprache deſto weniger angebauet worden, alſo daß wegen geringer Anzahl und Zweideutigkeit der Worte ſie bisweilen, um ſich zu erklären und den Zweifel zu benehmen, mitten im Reden gezwungen werden ſollen, die Zeichen mit den Fingern in der Luft zu mahlen.

59.

Es kann zwar endlich eine jede Sprache, ſie ſey ſo arm als ſie wolle, Alles geben; ob man ſchon ſaget, es wären barbariſche Völker, denen man nicht bedeuten kann, was GOtt ſagen wolle. Allein, ob ſchon Alles endlich durch Umſchweiſe und Beſchreibung bedeutet werden kann, ſo verlieret ſich doch bei ſolcher Weitſchweifigkeit alle Luſt, aller Nachdruck, in dem, der redet, und in dem, der höret; dieweil das Gemüthe zu lange aufgehalten wird und es heraus kommt, als wann man einen, der viel ſchöne Palläſte beſehen will, bey einem jeden Zimmer lange aufhalten, und durch alle Winkel herum ſchleppen wollte; oder wenn man rechnen wollte, wie die Völker, die (nach der Weigelianiſchen Tetractys) nicht über drey zählen können, und keine Wort oder Bezeichnung hätten, vor 4. 5. 6. 7. 8. 9. ꝛc. wodurch die Rechnung nothwendig ſehr langſam und beſchwerlich fallen müßte.

60.

Der rechte Probier-Stein des Ueberfluſſes oder Mangels einer Sprache findet ſich beym Ueberſetzen guter Bücher aus anderen Sprachen. Dann da zeiget ſich, was fehlet, oder was vorhanden; daher haben die Herren Fruchtbringenden und ihre Nachfolgere wohl gethan, daß ſie einige Ueberſetzungen vorgenommen, wiewohl nicht allemal das Beſte ausgewählet worden.

61.

Nun glaub ich zwar nicht, daß eine Sprache in der

Welt ſey, die ander Sprachen Worte jedesmal mit gleichem Nachdruck, und auch mit einem Worte geben könne. Cicero hat denen Griechen vorgeworfen, ſie hätten kein Wort, das dem Lateiniſchen ineptus antworte: er ſelbſt aber bekennet zum öftern der Lateiner Armuth, und ich habe den Franzoſen zu Zeiten gezeiget, daß wir auch keinen Mangel an ſolchen Worten haben, die ohne Umſchweif von ihnen nicht überſetzt werden können. Und können ſie nicht einmal heut zu Tag mit einem Worte ſagen, was wir Reiten, oder die Lateiner Equitare nennen. Und fehlet es weit, daß ihre Ueberſetzungen des Tacitus oder anderer vortreflicher Lateiniſcher Schriften die bündige Kraft des Vorbildes erreichen ſollten.

62.

Inzwiſchen iſt gleichwohl diejenige Sprache die reichſte und bequemſte, welche am beſten mit wörtlicher Ueberſetzung zurechte kommen kann, und dem Original Fuß vor Fuß zu folgen vermag, und weiln, wie oberwähnet, bey der Teutſchen Sprache kein geringer Abgang hierin zu ſpüren, zumal in gewiſſen Materien, abſonderlich da der Wille und willkürliches Thun der Menſchen einläuft, ſo hätte man Fleiß daran zuſtrecken, daß man diesfals Andern zu weichen nicht mehr nöthig haben möge.

63.

Solches könnte geſchehen durch Auſſuchung guter Wörter die ſchon vorhanden, aber itzo faſt verlaſſen, mithin zu rechter Zeit nicht verfallen, wie auch ferner durch Wiederbringung alter verlegener Worte, ſo von beſonderer Güte; auch durch Einbürgerung (oder Naturaliſirung) fremder Benennungen, wo ſie ſolches ſonderlich verdienen, und letzens (wo kein ander Mittel) durch wohlbedächtliche Erfindung oder Zuſammenſetzung neuer Worte, ſo vermittelſt des Urtheils und Anſehens wackerer Leute in Schwang gebracht werden müßten.

64.

Es ſind nemlich viel gute Worte in den Teutſchen Schriften, ſo wohl der Fruchtbringenden, als Anderer, die mit Nutzen zu gebrauchen, aber darauf man im Nothfall ſich nicht beſinnet. Ich erinnere mich ehmalen bey einigen gemerket zu haben, daß ſie das Franzöſiſche Tendre, wann es vom Gemüth verſtanden wird, durch innig oder herzinnig bey gewiſſen Gelegenheiten nicht übel gegeben. Die alten Teutſchen haben Innigkeit vor Andacht gebrauchet. Nun will ich zwar nicht ſagen, daß dieſes Teutſche Wort bey allen Gelegenheiten für das Franzöſiſche treten könne; nichts deſto minder iſt es doch werth, angemerkt zu werden, damit es ſich bey guter Gelegenheit angäbe.

65.

Solches zu erreichen, wäre gewiſſen gelehrten Leuten aufzutragen, daß ſie eine Beſichtigung, Munſterung und Ausſchuß anſtellen, und desfalls in guten Teutſchen Schriften ſich erſehen möchten, als ſonderlich in des Opitzens Werken, welche nicht nur in Verſen herauskommen, ſondern auch in freyer Rede, dergleichen ſeine Hercynia, ſeine Ueberſetzung der Argenis und Arcadia. Es wäre auch hauptſächlich zu gebrauchen, eines durchlauchtigſten Autoren Aramena und Octavia, die Ueberſetzungen des Herrn von Stubenberg und mehr dergleichen, wie dann auch Zeſens Ibrahim Baſſa, Sophoniſbe, und andere ſeine Schriften mit Nutzen dazu gezogen werden könnten, obſchon dieſer ſinnreiche Mann etwas zu weit gangen. Man kann auch in weit ſchlechtern Büchern viel Dienliches finden; alſo zwar von den Beſten anfangen, hernach aber auch andere von geringern Schlag zu Hülfe nehmen könnte.

66.

Ferner wäre auf die Wiederbringung vergeſſner und verlegener, aber an ſich ſelbſt guter Worte und Redens-Arten zu gedenken, zu welchem Ende die Schriften des vorigen Seculi, die Werke Lutheri und anderer Theologen, die alten Reichs-Handlungen, die Landes-Ordnungen und Willkühre der

Städte, die alten Notariat-Bücher, und allerhand geiſtliche und weltliche Schriften, ſo gar des Reinecke Voß, des Froſchmäuſelers, des Teutſchen Rabelais, des überſetzten Amadis, des Oeſterreichiſchen Theuerdanks, des Bäyerſchen Aventins, des Schweizeriſchen Stumpfs und Paracelſi, des Nürnbergiſchen Hans Sachſen und ander Landes-Leute nützlich zu gebrauchen.

67.

Und erinnere ich mich bey Gelegenheit der Schweizer, ehmals eine gute alte Teutſche Redens-Art dieſes Volks bemerket zu haben, die unſern beſten Sprachs-Verbeſſerern nicht leicht beyfallen ſollte. Ich frage zum Exempel, wie man Foedus defensivum et offensivum kurz und gut in Teutſch geben ſolle; zweifle nicht, daß unſere heutige wackere Verfaſſer guter Teutſcher Werke keinen Mangel an richtiger und netter Ueberſetzung dieſer zum Völker-Recht gehörigen Worte ſpüren laſſen würden; ich zweifle aber, ob einige der neuen Ueberſetzungen angenehmer und nachdrücklicher fallen werde, als die Schweizeriſche: Schutz- und Trotz-Verbündniß.

68.

Was die Einbürgerung betrifft, iſt ſolche bey guter Gelegenheit nicht auszuſchlagen, und den Sprachen ſo nützlich als den Völkern. Rom iſt durch Aufnehmung der Fremden groß und mächtig worden, Holland iſt durch Zulauf der Leute, wie durch den Zufluß ſeiner Ströhme aufgeſchwollen; die Engliſche Sprache hat Alles angenommen, und wann jedermann das Seinige abfodern wolte, würde es den Engländern gehen, wie der Eſopiſchen Krähe, da andere Vögel ihre Federn wieder geholet. Wir Teutſchen haben es weniger vonnöthen als andere, müſſen uns aber dieſes nützlichen Rechtes nicht gänzlich begeben.

69.

Es ſind aber in der Einbürgerung gewiſſe Stufen zu beobachten; dann gleichwie diejenigen Menſchen leichter aufzunehmen, deren Glauben und Sitten den Unſern näher kommen, alſo hätte man ehe in Zulaſſung derjenigen fremden Worte zu gehelen, ſo aus den Sprachen Teutſchen Urſprungs und ſonderlich aus den Holländiſchen übernommen werden könnten, als deren, ſo aus der Lateiniſchen Sprache und ihren Töchtern hergeholet.

70.

Und ob zwar das Engliſche und Nordiſche etwas mehr von uns entfernet, als das Holländiſche, und mehr zur Unterſuchung des Urſprungs, als zur Anreicherung der Sprache dienen möchte, ſo wäre doch gleichwol ſich auch deren zu dieſem Zweck in ein und andern nüzlich zu bedienen ohnverboten.

71.

Was aber das Holländiſche betrifft, würden unſere Teutſchen zumal guten Fug und Macht haben, durch gewiſſe Abgeordnete, das Recht der Mutterſtadt von dieſer Teutſchen Pflanze (oder Colonie) einzuſammlen, und zu dem Ende durch kundige Leute die Holländiſche Sprache und Schriften unterſuchen, und gleichſam wardiren zu laſſen, damit man ſehe, was davon zu fodern, und was bequem dem Hochteutſchen einverleibet zu werden. Dergleichen auch von den Platt-Teutſchen und andern Mund-Arten zu verſtehen. Wie dann zum Exempel, der Platt-Teutſche Schlump, da man ſagt: es iſt nur ein Schlump, oder was die Franzoſen Hazard nennen, oft nicht übel anzubringen.

72.

Es iſt ſonſt bekannt, daß die Holländer ihre Sprache ſehr ausgebuzet, daß Opiz ſich den Heinz, Caz und Groot, und andere vortrefliche Holländer wol zu Nuz gemacht, daß Vondel und andere es noch höher gebracht, und daß anjezo viel unter ihnen mit groſſer Sorgfalt ſich der Reinigkeit befleiſſen, und doch ihre Meynung ziemlich auszudrücken wiſſen, alſo uns mit ihren Schriften wol an Hand gehen werden.

73.

Die Lateiniſche, Franzöſiſche, Italiäniſche und Spaniſche Worte belangend (dann vor den Griechiſchen haben wir uns nicht zu fürchten) ſo gehöret die Frage, ob und wie weit deren Einbürgerung thunlich und rathſam, zu dem Punct von Reinigkeit der Sprache; dann darin ſuchet man eben zum Theil die Reinigkeit des Teutſchen, daß es von dem überflüſſigen fremden Miſchmaſch geſäubert werde.

74.

Erdenkung neuer Worte oder eines neuen Gebrauchs alter Worte, wäre das letzte Mittel zu Bereicherung der Sprache. Es beſtehen nun die neuen Worte gemeiniglich in einer Gleichheit mit den alten, welche man Analogie, das iſt, Ebenmaß nennet, und ſo wohl in der Zuſammenſetzung, als Abführung (Compositione et Derivatione) in Obacht zu nehmen hat.

75.

Jemehr nun die Gleichheit beobachtet wird und je weniger man ſich von dem, ſo bereits in Uebung, entfernet, je mehr auch der Wohlklang, und eine gewiſſe Leichtigkeit der Ausſprache dabey ſtatt findet, um jemehr iſt das Schmieden neuer Wörter nicht nur zu entſchuldigen, ſondern auch zu loben.

76.

Weil aber viel gute und wohlgemachte Worte auf die Erde fallen, und verloren gehen, indem ſie niemand bemerket oder beybehält, alſo daß es bisher auf das blinde Glück desfalls ankommen, ſo würde man auch darinn Nutzen ſchaffen, wenn durch grundgelehrter Kenner Urtheil, Anſehen und Beyſpiel dergleichen, wohl erwogen, nach Gutbefinden erhalten, und in Uebung bracht würde.

77.

Ehe ich den Punct des Reichthums der Sprache beſchließe, ſo will erwähnen, daß die Worte oder die Benennung aller Dinge und Verrichtungen auf zweyerley Weiſe in ein Regiſter zu bringen, nach dem Alphabet und nach der Natur.

Die erſte Weiſe iſt der Lexicorum oder Deutungs-Bücher, und am meiſten gebräuchlich. Die andere Weiſe iſt der Nomenclatoren, oder Nam-Bücher, und geht nach den Claſſen, Sorten der Dinge. Iſt von Stephano Doleto, Hadriano Junio, Nicodemo Friſchlino, Johanne Jonſtono, und andern nicht übel getrieben worden: und zeiget ſonderlich der Sprache Reichthum und Armuth, oder die ſo genannte Copiam Verborum; daher auch ein Italiäner (Alunno) ſein dergeſtalt eingerichtetes Buch Ricchezza della Lingua volgare benennet. Die Deutungs-Bücher dienen eigentlich, wenn man wiſſen will, was ein vorgegebenes Wort bedeute, und die Nam-Bücher, wie eine vorgegebene Sache zu nennen. Jene gehen von dem Worte zur Sache, dieſe von der Sache zum Wort.

78.

Und ſollte ich dafür halten, es würde zwar das Glossarium Etymologicum oder der Sprach-Quell nach den Buchſtaben zu ordnen ſeyn, es könnte aber auch ſolches auf zweyerley Weiſe geſchehen, nach der jetzigen Ausſprache und nach dem Urſprung, wenn man nemlich nach ſeinen Grund-Wurzeln gehen, und jeder Wurzel oder jedem Stamm ſeine Sproſſen anfügen wolte; welches auf gewiſſe Maße ſehr dienlich, auch eine Ordnung mit der andern zu vereinigen nützlich wäre. Der Sprach-Schatz aber, darin alle Kunſt-Worte begriffen, wäre beſſer und nützlicher nach den Arten der Dinge, als nach den Buchſtaben der Worte abzufaſſen, weilen allda die verwandten Dinge einander erklären helfen, obſchon letztens ein Alphabetiſches Regiſter beyzufügen. Aber die Wort und Reden des durchgehenden Gebrauchs könnten nützlich auf beyde Weiſe, vermittelſt eines Deutungs-Buchs, (Lexici) nach dem Alphabet, und vermittelſt eines Nam-Buchs nach den Sorten der Dinge dargeſtellet werden; beides könnte den Namen eines Dictionarii oder Wörter-Buchs verdienen, und beydes würde ſeinen beſondern, die letzte Art aber, meines Erachtens, den größten Nutzen haben.

79.

Es ſind auch gewiſſe Neben-Dictionaria, ſo zu ſagen, ſo die Lateiner und Griechen brauchen, und bei den Teutſchen dermaleins nicht allerdings außer Augen zu ſetzen, als Particularum, Epithetorum, Phrasium etc., der Proſodien und Reim-Regiſter zu geſchweigen; welches alles aber, wann das Haupt-Werk gehoben, ſich mit der Zeit von ſelbſten finden wird. Bis hieher vom Reichthum der Sprache.

80.

Die Reinigkeit der Sprache, Rede und Schrift beſtehet darin, daß ſo wol die Worte und Red-Arten gut Teutſch lauten, als daß die Grammatic oder Sprach-Kunſt gebührend beobachtet, mithin auch der Teutſche Priscianus verſchonet werde.

81.

Was die Wort und Weiſen zu reden betrift, ſo muß man ſich hüten vor Unanſtändigen, Ohnvernehmlichen und Fremden oder Unteutſchen.

82.

Unanſtändige Worte ſind die niederträchtige, oft etwas Gröbliches andeutende Worte, die der Pöbel braucht, plebeja et rustica verba, wo ſie nicht eine ſonderliche Artigkeit haben, und gar wohl zu paſſe kommen, oder zum Scherz mit guter Manier anbracht werden. Es giebt auch gewiſſe niedrige Worte, ſo man im Schreiben ſo wohl, als ernſthaften, förmlichen Reden gern vermeidet, dergleichen zu bezeichnen wären, damit man desfalls ſich beſſer in Acht nehmen könnte. Daher das Wort ſo aus dem Griechiſchen Κόρη kommt, billig ausgeſetzet werden ſollte. Es ſind auch einige von unangenehmen Klange oder lauten lächerlich, oder geben ſonſt einen Uebelſtand und widrige Deutung, dafür man ſich billig hütet.

83.

Es ſind auch unvernehmliche Worte und unter andern die veraltet, verba casca, osca, obsoleta, dergleichen zwar etliche noch Lutherus in ſeiner Bibel behalten, ſo aber nach ihme vollends verblichen, als **Schächer**, das iſt Mörder, **Raunen** ſo mit den **Runen** der Nordiſchen Völker verwandt, **Kogel**, das iſt eine gewiſſe Bedeckung des Haupts.

84.

Dahin gehören die unzeitig angebrachte Verba Provincialia oder Land-Worte gewiſſer Provinzen Teutſchlandes, als das **Schmecken** anſtatt **Riechen**, wie es bey einigen Teutſchen gebraucht wird, von denen man deswegen ſagt, ſie haben nur vier Sinne, item der **Kretſchmar** in Schleſien, der ſo viel als **Krug** in Niederſachſen: von welcher Art auch die **Meißner** ſelbſt nicht wenig haben, und ſich deren zumal im Schreiben enthalten müſſen, als wann ſie ſagen: der Zeiger ſchlägt, oder wann ſie den Rock einen Pelz nennen, welches ihm nicht zukommt, als wann er gefüttert, und was dergleichen mehr.

85.

Was aber die fremde oder unteutſche Worte anbetrift, ſo entſtehet darin der gröſte Zweifel, ob nemlichen, und wie weit ſie zu dulden, nachdem ſie Vielen annoch unverſtändlich. Nun will ich ſolches der künftigen Teutſch-Geſinnten Verfaſſung zu entſcheiden zwar überlaſſen, doch anietzo ein und anders, obſchon vorgängig, doch unvorgreiflich zu erwägen geben.

86.

Und ſollte ich demnach zuförderſt dafür halten, daß man des Fremden ehe zu wenig, als zu viel haben ſolle, es wäre dann, daß man mit Fleiß etwas machen wollte auf den Schlag des Liedes:

Da die Engel ſingen Nova Cantica,
Und die Schellen klingen in regis Curia.

87.

Hernach vermeyne, daß ein Unterſcheid zu machen unter den Arten der Zuhörer oder Leſer; dann was für männiglich geredet oder geſchrieben wird, als zum Exempel, was man prediget, ſoll billig von jedermann verſtanden werden, was aber für Gelehrte, für den Richter, für Staats-Leute geſchrieben, da kann man ſich mehr Freyheit nehmen.

88.

Es kann zwar auch zu Zeiten ein Lateiniſches, oder aus dem Lateiniſchen gezogenes Wort, dabey ein ſonderlicher Nachdruck, von einem Prediger gebrauchet werden; ein Lateiniſches ſage ich, dann das Franzöſiſche ſchicket ſich meines Ermeſſens gar nicht auf unſere Canzel, es iſt aber alsdann rathſam, daß die Erklärung alsbald dabey ſey, damit beyder Art Zuhörer ein Genügen geſchehe.

89.

Sonſt iſt von alten Zeiten her bräuchlich geweſen, in Rechtshandlungen, Libellen und Producten Lateiniſche Worte zu brauchen; es thun es auch die Fremden ſo wohl, als die Teutſchen, obſchon einige Gerichte, Facultäten und Schöppenſtühle, zumal in Abfaſſung der Urtheile und Sprüche, von geraumer Zeit her die nicht unlöbliche Gewohnheit angenommen, viel in Teutſch zu geben, ſo anderswo nicht anders als Lateiniſch genennet werden; als Krieg Rechtens befeſtigen, litem contestari; Gerichts-Zwang, Instantia, End-Urtheil, Definitiva und dergleichen viel.

90.

In Staats-Schriften, ſo die Angelegenheiten und Rechte hoher Häupter und Potenzen betreffen, iſt es nun dahin gediehen, daß man nicht nur des Lateiniſchen, ſondern auch des Franzöſiſchen und Welſchen ſich ſchwerlich allerdings entbrechen kann, dabey doch eine ungezwungene und ungeſuchte Mäßigung wohl anſtändig ſeyn dürfte, wenigſtens ſollte man ſich befleißen, das Franzöſiſche nicht an des Teutſchen Stelle zu ſetzen, wann das Teutſche eben ſo gut, wo nicht beſſer, welches ich gleichwohl gar oft bemerket habe.

91.

So könnte man ſich auch zum öftern dieſer Vermittelung mit Nutzen bedienen, daß man das Teutſche Wort mit dem fremden verſetzte, und eines zu des andern Erklärung brauchte, da denn auch eines des andern Abgang ſo wohl an Verſtändigkeit, als an Nachdruck, erſetzen könnte.

92.

Und dieſer Vortheil würde auch ſonderlich dienen, gute und wohlgemachte, aber noch nicht ſo gar gemeine, noch durchgehends angenommene, Teutſche Worte in Schwang zu bringen, wann ſie Anfangs mit den fremden, oder mit einheimiſchen zwar mehr gebräuchlichen, aber nicht zulänglichen zuſammen gefügt, oder auch ſonſt mit einer Erklärung begleitet würden, bis man deren endlich mit der Zeit gewohnet werden, da ſolche Vorſorg: nicht weiter nöthig.

93.

Ueber dergleichen gute Anſtalten zu Beybehaltung der Teutſchen Sprache Reinigkeit, ſo viel es immer thunlich, hätten die vornehmen Scribenten durch ihr Exempel die Hand zu halten, und damit den einbrechenden Sturm der fremden Worte ſich nicht zwar gänzlich, ſo vergebens, doch gleichſam lavirend zu widerſetzen, bis ſolcher Sturm vorüber und überwunden.

94.

So ſollte ich auch dafür halten, daß in gewiſſen Schriften, ſo nicht wegen Geſchäfte und zur Nothdurft, auch nicht zur Lehre der Künſte und Wiſſenſchaften, ſondern zur Zierde heraus kommen, ein mehrer Ernſt zu brauchen und wenige fremde Worte einzulaſſen ſeyn.

95.

Dann gleichwie in einem ſonſt ſchönen Teutſchen Gedichte ein Franzöſiſches Wort gemeiniglich ein Schandfleck ſeyn würde, alſo ſollte ich gänzlich dafür halten, daß in den Schreib-Arten, ſo der Poeſie am nächſten, als Romanen, Lobſchriften und öffentlichen Reden, auch gewiſſer Art Hiſtorien, und auch bey Ueberſetzungen aller ſolcher Werke aus fremden Sprachen und Summa, wo man nicht weniger auf Annehmlichkeit, als Nothdurft und Nutzbarkeit ſiehet, man ſich der ausländiſchen Worte, ſo viel immer möglich, enthalten ſolle.

96.

Damit aber ſolches beſſer zu Werk zu richten, müßte man gewiſſe, noch gleichſam zwiſchen Teutſch und Fremd hin und her flatternde Worte einmal vor alle mal Teutſch erklären, und künftig nicht mehr zum Unterſcheid mit andern Buchſtaben, ſondern eben wie die Teutſchen ſchreiben, alſo damit den Gewiſſens-Scrupel der wohlgemeinten, ehrlichen Teutſchen und Eiferer vor das Vaterland, und noch überbliebenen Herren Fruchtbringenden, verhoffentlich mit ihrem guten Willen, gänzlich aufheben.

97.

Es hat ja der trefliche Opitz, ſo bey uns, wie Virgilius bey den Römern, der erſte und letzte ſeines Schrots und Korns geweſen, kein Bedenken gehabt, dergleichen zu thun, als zum Exempel, wann er zum Heinſio ſaget:

Daß deine Poeſie der meinen Mutter ſey;

Damit hat er, meines Erachtens, dies Wort Poeſie aus habender ſeiner Macht einmal vor alle mal vor Teutſch erkläret, ſo gut und unwiderruflich, als ob ein Act of parliament über eine Engliſche Naturaliſirung ergangen.

98.

Und ſehe ich nicht, warum man den auswärtigen Potenzen ſo wohl, als Potentaten, der Galanterie, ſo wohl als ſchönſter Gala, und hundert andern nicht ebenmäßig dergleichen Recht der Teutſchen Bürgerſchaft widerfahren laſſen könne, mit etwas beſſerer Art, als etliche neuliche Gelehrte Souverainitäten zum Lateiniſchen Wort machen wollen, um den Suprematum zu meiden, den ein ander gebrauchet.

99.

Es haben unſere Vorfahren kein Bedenken gehabt, ſolch Bürgerrecht zu geben. Wer ſiehet nicht, daß Fenſter vom Lateiniſchen Fenestra? und wer Franzöſiſch verſtehet, kann nicht zweifeln, daß Ebentheuer, ſo bey uns ſchon ſehr alt, von Avanture herkomme, dergleichen Exempel ſehr viel anzutreffen, ſo dieſes Vorhaben rechtfertigen können.

100.

Was ich von Aufhebung des Unterſcheids der Schrift gedacht, daß in Schreiben und Drucken dergleichen Wort von Teutſchgebohrnen nicht mehr zu unterſcheiden, deſſen Beobachtung, ob ſie ſchon gering ſcheinet, würde doch nicht ohne Nachdruck und Würckung ſeyn. Es haben auch ſonſten viele dafür gehalten, man ſollte zu einem guten Theil Teutſcher Bücher beim Druck keine andere als Lateiniſche Buchſtaben brauchen, und den unnöthigen Unterſcheid abſchaffen, gleich wie die Franzoſen auch ihre alte Buchſtaben, ſo ſie Lettres de finance nennen, und die in gewiſſen Fällen noch gebräuchlich, im gemeinen Gebrauch und ſonderlich im Druck faſt nunmehr aufgehoben.

101.

Ich will zwar ſolches an meinem Orte dahin geſtellet ſeyn laſſen, habe doch gleichwohl befunden, daß den Holl- und Nieder-Ländern die Hoch-Teutſche Schrift bey unſern Büchern beſchwerlich fürkommt, und ſolche Bücher weniger leſen macht, daher ſie auch ſelbſt gutentheils das Holländiſche mit Lateiniſchen Schriften drucken laſſen, dieſe Behinderung zu verhüten. Und erinnere ich mich, daß, als ich etwas vor Nieder-Länder einsmals Teutſch ſchreiben laſſen ſollen, man mich ſonderlich gebeten, Lateiniſche Buchſtaben brauchen zu laſſen.

102.

Das ander Theil der Sprach-Reinigkeit beſtehet in der Sprach-Richtigkeit nach den Regeln der Sprach-Kunſt; von welchem auch nur ein Weniges allhie gedenken will; denn ob wohl darin ziemlicher Mangel befunden wird, ſo iſt doch nicht ohnſchwer, ſolchen mit der Zeit zu erſetzen, und ſonderlich vermittelſt guter Ueberlegung zuſammengeſetzter tüchtiger Perſonen ein und andern Zweifels-Knoten aufzulöſen.

103.

Es iſt bekannt, daß ſchon Kayſer Carl der Große an einer Teutſchen Grammatic arbeiten laſſen, und nichts deſto minder haben wir vielleicht keine bis dato, die zulänglich; und ob zwar einige Franzoſen ſich darüber gemacht, weilen viele ihrer Nation ſich von weniger Zeit her aufs Teutſche zu legen begonnen, ſo kann man doch leicht erachten, daß dieſe Leute dem Werk nicht gewachſen geweſen.

104.

Man weiß, daß in der Franzöſiſchen Sprache ſelbſt noch unlängſt viele Zweifel vorgefallen, wie ſolches die Anmerkungen des Vaugelas und des Menage, auch die Zweifel des Bouhours zeigen, anderer zu geſchweigen; ohngeachtet die Franzöſiſche Sprache aus der Lateiniſchen entſproſſen, (welche bereits ſo wohl mit Regeln eingefaſſet) und ſonſten von mehrer Zeit her als die unſere von gelehrten Leuten bearbeitet werden, auch nur einen Hof als den Mittel-Punct hat, nach dem ſich alles richtet; welches uns mit Wien auch um deswillen noch nicht wohl angehen wollen, weil Oeſterreich am Ende Teutſchlandes, und alſo die Wieneriſche Mund-Art nicht wol zum Grunde geſetzet werden kann, da ſonſt, wann ein Kayſer mitten im Reiche einen Sitz hätte, die Regel der Sprache beſſer daher genommen werden könnte.

105.

So geht auch den Italiänern noch bis dato ein und anders annoch hierin ab, ohngeachtet alles Fleißes, den die Crusca angewendet, gegen welche der ſcharfſinnige Taſſoni und Andere, geſchrieben, und ihr Urtheil nicht allemal ohne Schein in Zweifel gezogen. Und alſo, obſchon die Italiäniſche Sprache unter allen Europäiſchen die erſte geweſen, ſo zu dem Stande kommen, darin ſie ſich ietzo im Hauptwerk noch befindet, immaßen Petrarca und Dante noch ietzo gut ſeyn, welches von keinem Teutſchen, Franzöſiſchen, Spaniſchen oder Engliſchen Buch ſelbiger Zeit geſaget werden kann, ſo ſind doch annoch viele Grammatiſche Knoten und Scrupel auch bey ihr übrig blieben.

106.

Ob nun ſchon wir Teutſche uns alſo deſto weniger zu verwundern oder auch zu ſchämen haben, daß unſere Grammatik noch nicht in vollkommenem Stande, ſo dünket mich doch gleichwol, ſie ſey noch allzuviel davon entfernet und habe daher einer großen Verbeſſerung nöthig, ſey alſo auch dermaleins von Teutſchgeſinneten Gelehrten ſolche mit Nachdruck vorzunehmen.

107.

Und zwar nicht allein um uns ſelbſt aus einigen Zweifeln zu helfen, weilen endlich ſolche nicht ſo gar wichtig ſeyn, ſondern auch ſo wohl unſere Leute zu unterrichten, zumal die kein Lateiniſch ſtudiret haben, welche gar oft ſchlecht Teutſch ſchreiben, als auch den Frembden die Teutſche Sprache leichter und begreiflicher zu machen; welches zu unſerm Ruhm gereichen, andern zu den Teutſchen Büchern Luſt bringen, und den von Etlichen gefaßten Wahn benehmen würde, als ob unſere Sprache der Regeln unfähig, und aus dem Gebrauch faſt allein erlernet werden müßte.

108.

Sonſt ſind wohl einige Zweifel bey uns vorhanden, darüber ganze Länder von einander unterſchieden und Canzeleyen ſelbſt gegen Canzeleyen ſtreiten, als zum Exempel, was für Geſchlechts das Wort Urtheil ſey. Im Reiche beym Reichs-Hof-Rath, beym Reichs-Cammer-Gerichte und ſonſt iſt Urtheil weiblichen Geſchlechts und ſaget man die Urtheil; hingegen in denen Ober-Sächſiſchen Gerichten ſpricht man das Urtheil.

109.

Die Urtheil hat nicht allein die höchſten Gerichte, ſondern auch die gröſte Zahl vor ſich. Das Urtheil aber beruft ſich auf den Sprach-Grund oder Analogie. Dann weil Theil nicht weiblichen Geſchlechtes und ehe geſaget wird: das Theil als die Theil, (in singulari) ſo ſollte man meynen, es müſte auch ehe das Urtheil, als die Urtheil heißen. Doch der Gebrauch iſt der Meiſter.

Non nostrum inter vos tantas componere lites.

Ich überlaſſe es künftiger Anſtalt, mit vielen andern dergleichen Fragen, welche endlich ohne Gefahr etwas warten und auf die lange Bank geſchoben werden können.

110.

Nun wäre noch übrig vom Glanz und Zierde der Teutſchen Sprache zu reden, will mich aber damit anietzo nicht aufhalten; dann wann es weder an bequemen Worten, noch tüchtigen Redens-Arten fehlet, kommt es auf den Geiſt und Verſtand des Verfaſſers an, um die Worte wohl zu wählen und füglich zu ſetzen.

111.

Und weil dazu viel helfen die Exempel derer, ſo bereits wohl angeſchrieben, und durch einen glücklichen Trieb der Natur den andern das Eis gebrochen, ſo würde nicht allein nöthig ſeyn, ihre Schriften hervor zu ziehen, und zur Nachfolge vorzuſtellen, ſondern auch zu vermehren, die Bücher der alten und auch wohl einiger neuen Haupt-Autoren in gutes Teutſch zu bringen, und allerhand ſchöne und nützliche Materien wohl auszuarbeiten.

112.

Bey welcher Gelegenheit ich erinnern ſollen, daß einige ſinnreiche Teutſche Scribenten, und unter ihnen der ſonſt Lobwürdige Herr Weiſe ſelbſt, gleichwohl dieſen merklichen Fehler noch nicht abgeſchaffet, (den auch etliche Italiäner behalten) daß ſie etwas ſchmutzig zu reden kein Bedenken tragen, in welchem Punct ich hingegen die Franzoſen höchlich loben muß, daß ſie in öffentlichen Schriften nicht nur ſolche Wort und Reden, ſondern auch ſolchen Verſtand vermeiden, und daher auch in den Luſt- und Poſſen-Spielen ſelbſt nicht leicht etwas Zweydeutiges leiden, ſo man, anders als ſich gebühret, gemeynet zu ſeyn vermerken könne. Welchem löblichem Exempel billich mehr, als bisher geſchehen, zu folgen, und zumal häßliche Worte, ohne ſonderbare Nothdurft, nicht zu dulden. Es iſt freylich in der Sitten-Lehre mit Sauberkeit der Worte nichts ausgerichtet, es iſt doch aber auch ſolche kein Geringes.

113.

Die Teutſche Poeſie gehöret hauptſächlich zum Glanz der Sprache; ich will mich aber anietzo damit nicht aufhalten, ſondern nur annoch erinnern, was Geſtalt meines Bedünkens einige vornehme Poeten zu Zeiten etwas hart ſchreiben, und von des Opitzens angenehmer Leichtflüſſigkeit allzuviel abweichen, dem auch vorzubauen wäre, damit die Teutſchen Verſe nicht fallen, ſondern ſteigen mögen.

114.

Endlich die rechten Anſtalten ſind billig zu künftiger Zuſammenſetzung vortreflicher Leute auszuſetzen, doch hoffet man, es werde dieſe kleine Vorſtellung, ſo in der Eil binnen ein paar Tagen entworfen werden, nicht übel aufgenommen werden, welche als ein kleiner Schatten-Riß dienen kann, gelehrter und wohl Teutſchgeſinneter Perſonen Bedenken einzuholen, und vermittelſt einiger Hohen Anzeigung dermaleins dem Werk ſelbſt näher zu kommen.

Inhalt des erſten Bandes.

Dedikation. (Statt der Vorrede.)

Schriften aus der Jugendperiode.

Kritiſch hiſtoriſche Einleitung.
*1. Bedenken, welchergeſtalt Securitas publica interna et externa und status praesens im Reich jetzigen Umſtänden nach auf feſten Fuß zu ſtellen. In zwei Abſchnitten. S. 151.
2. Bedenken, welchergeſtalt den Mängeln des Juſtizweſens in Theoria abzuhelfen. S. 256.
*3. Leibnitz an Otto von Guerike. (Ein Auszug.) S. 264.
4. Leibnitz an den Herzog von Hannover, Johann Friedrich. S. 265.
Des Herzogs Antwort. S. 273.
*5. Leibnitz an denſelben. S. 274.
6. Leibnitz an denſelben. (Aus Paris.) S. 277.
Des Herzogs Antwort. S. 286.

Schriften aus der mittlern Periode.

Einleitung. S. 291.
7. Lebenslauf des Churfürſten von Hannover, Ernſt Auguſt. S. 309.
*8. Leibnitz an den Herausgeber der „Vernunft-Uebungen“ M. Gabriel Wagner in Hamburg. S. 368.
9. Leibnitz an den Herzog von Braunſchweig-Wolfenbüttel, Rudolph Auguſt. S. 394.

Einige ungedruckte philoſophiſche Abhandlungen.

*10. Abhandlung von der wahren Theologia mystica. S. 410.
*11. „ vom Naturrecht. S. 414.
*12. „ von der Weisheit. S. 420.

Einige Gedichte.

*13. Verſe, ſo ich 1667 zu Frankfurth am Main auf Herrn Chriſtian Maiſche vorhabendes Deutſches Florilegium gemacht. S. 434.
14. Auf den Tod der Königin von Preußen. S. 436.
15. Lied. Jeſus am Kreuze. S. 437.
16. Epigramm auf die Nachahmer der Franzoſen. S. 439.
17. Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbeſſerung der teutſchen Sprache. S. 440.

Beilagen.

I. Kritiſcher Excurs über den unter Leibnitzens Papieren gefundenen und dem Churfürſten Johann Philipp von Mainz beigelegten Entwurf: Politiſche Vorſchläge, wie die Catholiſche und Evangeliſche Kirche zu vereinigen. S. 1.
II. Anmerkungen zu dem: Bedenken, welchergeſtalt Securitas publica etc. und einigen andern Schriften. S. 24.

(Die mit * bezeichneten, ſämmtlich bisher ungedruckten Schriften, ſind bis auf Nr. 5. aus den Schätzen der Königlichen Bibliothek von Hannover.

Beilagen.

Kritiſcher Excurs

über den unter Leibnitz's Papieren gefundenen und dem Churfürſten Johann Philipp von Mainz beigelegten Entwurf:

Politiſche Vorſchläge,

wie die Catholiſche und Evangeliſche Kirche zu vereinigen.

Dem Herausgeber ungedruckter und unbekannter Quellen und Dokumente wird gewiß Niemand ein Urtheil über deren Werth und Bedeutung, und am wenigſten eine Stimme über ihre Authenticität ſtreitig machen, inſofern die Aufnahme und Bekanntmachung jedes Dokuments dadurch ſelbſt bedingt iſt. Sobald jedoch das Werk dem Publikum vorliegt, iſt der Herausgeber und ſeine Kritik wiederum dem Forum der allgemeinen und öffentlichen Kritik unterworfen; und die Anmaßung eines diktatoriſchen Anſehens gegen das Publikum, als welchem man neue, vorher ganz unbekannte Quellen darbringe, würde ihren Herausgeber eben ſo ſchlecht kleiden, als ein unbedingtes Vertrauen zu ihm die Gelehrten, welche das Neue benützten, bevor ſie es einer Kritik unterworfen, wiewohl beides zuweilen zuſammentrift, wie in dem beſondern Falle, welchem dieſe Unterſuchung gewidmet iſt.

In der That, wenn Gruber, wie ſich zeigen wird, durch die Aufnahme des in der Ueberſchrift bezeichneten Dokuments in das Corpus der Anecdota Boineburgica Urheber eines Irrthums geworden iſt, welcher mit der Zeit in die Schriften unſrer anſehnlichſten Kirchen- und Profanhiſtoriker übergegangen und zu dem Anſehen einer ausgemachten Wahrheit gelangt iſt, ſo hat man nicht ihm, dem Einzelnen, allein, ſondern auch denjenigen Gelehrten die Schuld beizumeſſen, welche ihm, in ſeiner Eigenſchaft als Verwalter und Herausgeber ungedruckter Schätze, ein gewiſſes diktatoriſches Anſehen zugeſtanden, von deſſen Anmaßung er nicht frei zu ſprechen ſein möchte. Es ſind hier aber die bedeutendſten Namen unſerer Literatur, ein C. F. von Moſer, ein Febronius (der Biſchof Joh. Nik. von Hontheim*)), ein Schröckh, Nik. Vogt, Pfiſter und A. zu nennen, durch deren Autorität Gruber, mit dem wir es früher ganz allein zu thun hatten, ſcheinbar unterſtützt wird; — Autoritäten, welche wir nicht vorbeigehen dürfen, obſchon wir, um ſtreng innerhalb der Grenzen unſerer Kritik zu verbleiben, über Gruber nicht hinauszugehen brauchten.

Um denjenigen Leſern aber, welchen Grubers Commercium Epiſtolicum, oder Schröckhs Kirchengeſchichte nicht zur Hand ſein möchte, auf das kürzeſte das fragliche Faktum nahe zu bringen, ſetzen wir aus der neueſten Geſchichte der Deutſchen (von Pfiſter, in der Heeren und Ukertſchen Sammlung 1835. V., 200) folgenden Auszug her**): „— Auch fehlte es nicht an Männern, welche die Gebrechen der teutſchen Staats- und Kirchen-Verfaſſung mit redlichem Eifer zu verbeſſern ſuchten. Der Erzkanzler Johann Philipp von Schönborn, der erſte teutſche Fürſt, der bei der Rheiniſchen Allianz keinen Unterſchied der Religion machte, traf zugleich (1660) bei dem Papſte durch ſeinen Rath Boineburg Einleitung zur wirklichen Vereinigung der beiden Religionen. Sein Vorſchlag war: durch eine Synode von 24 Männern, von beiden Theilen in gleicher Zahl, welche feierlich zur Mäßigung verpflichtet werden mußten, einen Entwurf fertigen zu laſſen, nach welchem die beiden Kirchen, die Alt-Katholiſchen und die Reformirt-Katholiſchen, wie er die Proteſtanten nannte, nur Eine Kirche unter dem Papſte ausmachen ſollten, der von beiden Seiten Räthe um ſich haben müßte, und nicht mehr Richter, ſondern nur Oberhaupt der Geiſtlichkeit wäre, und in ſchweren Gewiſſensfällen allein der h. Schrift gemäß zu entſcheiden habe. — Wenn dieſe Bedingungen (urtheilt der Geſchichtſchreiber) auch zum Theil in ſich ſelbſt widerſprechend gefunden werden möchten, ſo hat der Vorſchlag doch die gut gemeinte Abſicht gezeigt, unter Feſthaltung einſtiger Vereinigung der Religion, die Quelein der vielen Zänkereien zu verſtopfen, welche dagegen durch die jeſuitiſchen Bekehrungen auf's neue geöffnet wurden." —

---

*) Verfaſſer des Buches: De statu Ecclesiae et legitima potestate Romana Pontificis etc. III. Tomi. 1765—74.

**) Er bezieht ſich auf die Ueberſchriften: „Verbeſſerungsverſuche in den Kirchen- und Reichsverhältniſſen: der Erzkanzler Johann Philipp von Schönborn.“

Dies iſt nun nichts anders, als ein gedrängter Inhalt jenes, unter Leibnitzens Papieren gefundenen Aufſatzes, welchen zuerſt Gruber (Comm. Epist. I., 411—415) mitgetheilt hat, und welcher ſpäter aus Gruber übergegangen iſt: in Moſers Patriotiſches Archiv für Deutſchland, V., 271—282, und in Nik. Vogt's Europäiſche Staatsrelationen (vgl. oben S. 15.) I, 312—315, wo ſogar Leibnitz als Verfaſſer des Entwurfs angegeben, und Febronius angezogen wird. Zwar nicht wörtlich, doch vollſtändig dem Inhalte nach, Artikel um Artikel wiedergegeben, findet man denſelben in Schröckh's Chriſtlicher Kirchengeſchichte der neuern Zeit VII., 94 ff., welcher im Uebrigen auf Moſer zurückweiſt.

Man überzeugt ſich hiemit, daß die obige Erzählung von ziemlich jungem Urſprunge iſt, und noch vor hundert Jahren die Kirchengeſchichte von Unionsverſuchen Johann Philipp's und Boineburg's um das Jahr 1660 nichts zu ſagen wußte; ſo daß, wenn keine ſonſtige Quelle vorhanden wäre, als jenes myſterieuſe Dokument, es um den Ruhm und Namen jenes Fürſten und ſeines Miniſters bei den Kirchenhiſtorikern übel ſtünde.

Gehen wir aber an die Prüfung jenes Dokuments, und zwar der Gründe, welche Grubern beſtimmten, es als ein Aktenſtück aufzunehmen. Unter ganz eigenthümlichen Umſtänden hat nemlich daſſelbe ſeinen von Gruber ihm angewieſenen Platz erhalten.

— Conring ſchließt ſeinen Brief an Boineburg vom 14. November 1660 mit folgenden Sätzen:

„Rumor est, ab ipso Eminentissimo Domino Electore Moguntino agitari Romae consilia de ineunda Pace Ecclesiastica, et jam tum sparguntur hic ejus argumenti chartae. Mihi fabulae videntur inanes. Si quid subsit tamen, fortassis licebit sub silentii fide ejus me facere participem."

Zu dem Satze: „Mihi fabulae videntur inanes" macht Gruber folgende kritiſche Anmerkung:

„Adstipulatur quidem huic judicio Boineburgius infra, ep. 115. et ipse Leibnitius Epistolarum Tom. I. p. 65. Cum tamen in schedis Leibnitianis ipsa manu Leibnitii scriptam formulam invenerim, eam hic subjicio, ut de proposito isto judicare quilibet possit, ut volet."

Jene: ipsa manu Leibnitii scripta formula, welche Gruber unter Leibnitz's Papieren gefunden zu haben glaubt, und welche er hinter den genannten Brief Conrings vom 14. November 1660 einſchaltet, dies ſind eben die „Politiſche Vorſchläge" u. ſ. w., übrigens ohne Datum, ohne Angabe des Orts oder des Verfaſſers, ſo daß jede dergleichen Beſtimmung hier bloße Vorausſetzung und Vermuthung wäre.

Gruber, vermuthe ich, hat den Entwurf in Rede unter Leibnitzens Papieren zu Geſicht bekommen, und iſt mit ſeiner Anſicht darüber fertig geweſen, ehe er jene Textesſtelle von Conring und die darauf bezüglichen, von ihm angeführten Bekenntniſſe von Boineburg und Leibnitz geleſen und damit in Beziehung gebracht hatte; ſo daß es ihm nachher keine Ueberwindung koſtete, an ſeiner vorgefaßten Ueberzeugung: in dem Leibnitziſchen Papiere einen authentiſchen Entwurf des Kabinets des Churfürſten Johann Philipp aufgefunden zu haben, feſtzuhalten, ungeachtet die dagegen ſprechenden Stimmen Boineburgs und Leibnitzens die Echtheit des Entwurfs ihm wenigſtens verdächtig machen mußten. Nur ſo können wir uns vielleicht den handgreiflichſten Trugſchluß, welcher ſich uns in Grubers Argumentation, als Motiv der Aufnahme der „Politiſchen Vorſchläge", aufdrängt, einigermaßen erklären.

Gehen wir zuvörderſt den Spuren nach, auf welche der ehrliche Herausgeber ſelbſt uns leitet.

Boineburgs Antwort aus Mainz (ep. 115.) vom 1. December 1660 ſchließt nemlich mit folgender Erinnerung (ib. 426.):

„De conciliatura partium in sacris dissidentium, quam molitur Herus meus, recte arbitraris. Utinam perinde fieri illa et in opus conferri posset, atque nos optamus! Praestaremus tunc libentissime, neu fabulae materiam vulgi rumoribus praeberemus gratis. Saltem omnis illius scenae te hautquamquam sinerem inconscium."

Bleiben wir vorläufig bei dieſer gegenſeitigen Verſtändigung zwiſchen Boineburg und Conring; Leibnitzen, welchen Gruber gleichzeitig citirt, wollen wir nachher vernehmen. Und jetzt zergliedern wir den Inhalt der hier angezogenen Textesſtellen.

Im November des Jahres 1660 iſt in Deutſchland das Gerücht im Umlauf, der Churfürſt von Mainz habe dem Pabſte zu Rom Vorſchläge machen laſſen, zur Vereinigung der Katholiken und Proteſtanten, und zugleich theilt man ſich unter der Hand bereits den **handſchriftlichen Entwurf** jener vom **Kabinet zu Mainz** vorgeblich ausgegangener Vorſchläge mit.

Dieſer geſchriebene Entwurf, oder **eine Abſchrift deſſelben**, iſt auch **Conring zu Geſicht gekommen**. Conring aber, der vertraute Kenner der Verhältniſſe, wie des Charakters Johann Philipps, eines Fürſten, welchen er überhaupt auf das höchſte ſchätzt und liebt, und dem er bei den ſchwierigſten ſtaatsrechtlichen Fragen ſeine Feder geliehen hat, er, der jahrelange Freund Boineburgs endlich, findet jenes Gerücht mit ſamt dem ihm zum Grunde liegenden **Entwurfe** im **Widerſpruche** mit der Politik Johann Philipps und erklärt beides **für Fabel und Betrug**.

Boineburg, der erſte Miniſter Johann Philipps und gleichſam ſeine rechte Hand, giebt Conringen vollkommen Recht. Noch mehr! er bekennt bei dieſer Veranlaſſung die aufrichtige Neigung ſeines Herrn, einen vernünftigen Weg zur Kirchenvereinigung einzuſchlagen, um den Gerüchten des Pöbels nicht ſo ohne allen Grund **Stoff zu Erfindungen** zu geben.

Daß Boineburg mit ſeinem Freunde Conring, hier wie überall, ohne Rückhalt und aufrichtig umgegangen ſei, haben wir zu zweifeln nicht den geringſten Grund; der **ganze** vorliegende Briefwechſel weiſe einen ſolchen Zweifel zurück. Wenn wir dies durch Zeugniſſe erhärten können — wie wir es können — ſo brauchen wir eigentlich nichts mehr. Setzen wir uns alſo an die Stelle des Herausgebers des Boineburg-Conringſchen Briefwechſels: wir finden, von Leibnitzens oder eines Andern Hand geſchrieben, gleichviel! — ein Papier vor mit der Aufſchrift: Politiſche Vorſchläge, wie die Catholiſche und Evangeliſche Kirche zu vereinigen, deſſen Eingang lautet, wie folgt: „Chur-Maynz hat zu dem allgemeinen Frieden zu Münſter viel geholfen; läſſet Ihm auch alſo die Religionsvereinigung angelegen ſein: Zu dem Ende Er den Herrn von Wallendorf **nach Rom geſchickt** u. ſ. w." — ſteht dieſes Papier in irgend einem Widerſpruche mit obiger Anſicht Conrings und der Erklärung Boineburgs, wie Gruber es angenommen hat? — und wird Boineburg durch dies Papier widerlegt?

— Mit nichten! ſo viel bedeutet gar der Fund nicht: wir entdecken in ihm nichts — als eine Abſchrift desjenigen handſchriftlichen Entwurfs, welcher im Jahre 1660 im deutſchen Publikum cirkulirte, eben desjenigen, welcher Conring zu Geſichte gekommen war, den er aber für apokryph erklärte, und den Boineburg geradezu desavouirte. — Durch das „tamen" in Grubers Satze: cum tamen in schedis Leibnitianis . . . invenerim, iſt freilich die Sache auf den Kopf geſtellt; denn während ſich das Vorhandenſein dieſes Entwurfs mit den Bekenntniſſen Conrings und Boineburgs in trefflichſter Uebereinſtimmung findet, und uns zum Kommentar derſelben dienen wird, will jener Gelehrte ſeltſamer Weiſe Boineburg mit Conring und mit ſich ſelbſt in Widerſpruch geſetzt, und letztern gleichſam Lügen geſtraft wiſſen. — Indem Gruber ſich an das Papier, als eine Art körperlichen Beweiſes gegen Conring und Boineburg hält, hat er ganz außer Acht gelaſſen, daß von einem Papiere der bezeichneten Art und des nemlichen Inhalts zwiſchen Conring und Boineburg ſchon 1660 die Rede war; daß auch Boineburg nicht daran denken konnte, das Daſein jenes desavouirten Entwurfs abzuleugnen (dieſen hatte Conring ja in Händen!): ſondern eben die Authenticität leugnete er. — So gut alſo im Jahre 1715, um ſo viel eher hätte ja 1660 Boineburg durch Vorhaltung jenes geſchriebenen Entwurfs, nach Grubers Argumentation, zum Lügner gemacht werden können; da aber das Vorhandenſein eines ſolchen Entwurfs in den Händen des Publikums 1660 nichts für ſeine Echtheit bewies, ſo hat es im Jahr 1745 für ſeine Echtheit ebenſo wenig beweiſen können; und von dem Daſein eines Aktenſtückes auf deſſen Authenticität zu ſchließen, blieb, noch dazu für einen Juriſten, wie der geheime Juſtizrath Gruber war, doch gar zu ſeltſam! —

Ich ſehe aber, was Grubern bei Anſicht jenes handſchriftlichen Entwurfs ſtutzig gemacht, und noch manchen Leſern für Augenblicke ein Bedenken erregt haben wird: er war von Leibnitzens Hand geſchrieben! ipsam manu Leibnitii scriptam formulam fand Gruber unter den Leibnitziſchen Papieren. Was ſollen doch dieſe Worte bedeuten? etwa daß Leibnitz der Verfaſſer der Formeln geweſen? Es iſt möglich, daß Gruber es ſo gemeint hat, und ſein Ausdruck bleibt wenigſtens zweideutig; ganz beſtimmt aber hielt Nik. Vogt (a. a. O.) Leibnitz für den Verfaſſer, indem er ihn ein thätiges, ja eines der leitenden Mitglieder des Vereins von Theologen und Staatsmännern, (Wallendorf, Holzhaußer, Boineburg) bei dem Projekte ſein läßt! E. F. von Moſer erklärt nicht Leibnitz, ſondern Boineburg für den Verfaſſer (Schröckh läßt es unbeſtimmt, ob Johann Philipp oder Boineburg der Verfaſſer, geweſen) und den in Rede ſtehenden Entwurf für eine Abſchrift nach dem echten Originale, von Leibnitzens Hand; ſeine Worte lauten: „Nach Leibnitzens Tode, der zu jener Zeit (alſo da Boineburg und Conring über die Sache korreſpondirten) in Boineburgs Haus und Dienſt geweſen, fand ſich dieſer von Boineburg desavouirte Entwurf von Leibnitzens eigner Hand copirt wirklich, aus welcher Abſchrift er denn von dem ſeel. G. J. R. Gruber im vorhin bemerkten Werke erſtmals öffentlich bekannt gemacht worden.“ —

Schade, daß wir unſre Sammlung deutſcher Schriften von Leibnitz mit einem ſo intereſſanten Stücke nicht bereichern können; — denn dieſes Stück datirt vom Jahre 1660, und Leibnitz kam erſt im Jahre 1667 zu Boineburg und an den Hof zu Mainz, zu einer Zeit, da Boineburg nicht mehr Rath des Churfürſten war. Leibnitz kann alſo ſo wenig der Verfaſſer davon geweſen ſein, als zu jener Zeit (1660) in Boineburgs Haus und Dienſt eine Abſchrift davon genommen haben — deswegen, weil er niemals im Hauſe und Dienſte Boineburgs geweſen. Dies wäre ein recht ſchlagendes Beiſpiel, wie Unbeachtung der Chronologie und unbegründete Vorurtheile ſich rächen. Hätte Moſer nicht mit Gruber den Wahn getheilt, Leibnitz ſei (1660) Sekretair und Schreiber Boineburgs geweſen, ſo würde er ſich viel größere Fehlſchlüſſe, Schröckh aber und der Kirchengeſchichte — als deren Repräſentant immer noch Schröckh daſteht — einen großen Irrthum erſpart haben.

Wir wiſſen jetzt ſoviel, daß die Politiſchen Vorſchläge erſtlich nicht von Leibnitz herrühren können; daß er ſie zweitens, aus doppelten Gründen, auch nicht im Dienſte Boineburgs abgeſchrieben haben kann, wohl aber, daß ſie eine von ihm eigenhändig genommene Abſchrift überhaupt ſeien. Berechtigt uns dies im Geringſten, ihre Authencität anzunehmen? Wer weiß, wann und an welchem Orte und in welcher Abſicht Leibnitz dieſe Abſchrift gemacht hat? Und iſt alles authentiſch, wovon ein Leibnitz eine Abſchrift nimmt? Schreibt man ſich nicht ſelbſt Apokryphen ab, wenn ſie eine Bewegung im Publikum hervorgerufen, und dadurch eine gewiſſe Bedeutung erlangt haben? und von wie vielen gedruckten, wie ungedruckten Sachen hat nicht Leibnitz ſich Auszüge und Abſchriften gefertigt? und endlich kann denn nicht ſelbſt Leibnitz, wenn er auch ein authentiſches Dokument zu beſitzen glaubt, ſich geirrt haben? Eine Prüfung alſo mußte ein kritiſcher Herausgeber in jedem Falle hier anſtellen — und dieſe konnte ihn auf kein anderes Reſultat führen, als das, welches dem Unbefangenen von ſelbſt ſich aufdrängt: daß das Dokument eine von ihm aufbewahrte Abſchrift des 1660 unter der Hand verbreiteten, von Boineburg desavouirten Entwurfes war. Gruber hätte demnach entweder den Entwurf gar nicht aufnehmen, oder, that er es, etwa dieſe Bemerkung zur Warnung des Leſers voranſchicken müſſen: Conrings Urtheil findet ſich durch Boineburg und Leibnitz vollkommen beſtätiget — und da ſich unter Leibnitzens Papieren ein gewiſſer Entwurf von deſſen eigner Hand geſchrieben findet, in welchem man aus äußern und innern Gründen (ſie werden unten entwickelt) eine Abſchrift jenes Apokryphons wiedererkennt, ſo theilen wir ihn der Merkwürdigkeit wegen mit, ſowohl um den Text dadurch zu erläutern, als auch um durch die innere Unwahrſcheinlichkeit jenes Machwerkes, und beſonders durch den Gegenſatz gegen die im Verfolge dieſes Briefwechſels zu Tage kommenden wahren Bemühungen Boineburgs und ſeines Herrn um Herſtellung des Kirchenfriedens, ſowie die ganze damalige Stellung Johann Philipps zur römiſchen Kurie, darzuthun — wie ungereimte Erdichtungen zu allen Zeiten auf leichtgläubige Menſchen Eindruck machen! — Verfolgen wir den eingeſchlagenen Weg.

Zuvörderſt darf der Leſer nicht glauben, daß Conring auf den von Boineburg erhaltenen Beſcheid ſtillgeſchwiegen habe. Im Gegentheile knüpft ſich an dieſe von Conring zuerſt angeregte Frage eine intereſſante Verhandlung, deren Mittheilung das größte Licht auf dieſen Gegenſtand zu werfen geeignet iſt.

Um aber das Intereſſe des Leſers für dieſe Mittheilung noch zu erhöhen, gedenken wir vorher der gewaltſamen Art, wie Moſer jenen Beſcheid Boineburgs vom 1. Dec. auslegt. Er ſchreibt *): Acten-

---

*) A. a. O. Die Abhandlung, welche ſich allein mit der Kritik und Auslegung des in Rede ſtehenden Entwurfs beſchäftigt, heißt: „Churfürſtens Johann Philipp von Mainz Politiſche Vorſchläge zur Vereinigung der ka-

mäßig erwieſen, ob dieſer Aufſatz vom Churfürſten Johann Philipp herrühre, würde es freilich erſt dann ſein, wenn er durch Archivalzeugniſſe beurkundet würde. Höchſt wahrſcheinlich iſt er es aber nach dem ganzen Zuſammenhang der Umſtände." — Hier folgt die Anfrage Conrings vom 14. November 1660 im Originale abgedruckt. Darauf theilt nun Moſer den uns bekannten Beſcheid Boineburgs vom 1. December 1660, gleichfalls im Originale mit; da er aber, nach Gruber, den aus Leibnitzens Papieren mitgetheilten Entwurf ohne alle weitere Unterſuchung, eo ipso, weil er da ſei, für echt erklärt, ſo mußte auch er zwiſchen Boineburg und jenen Entwurf einen Widerſpruch ſetzen, und dieſen löſt er durch folgende Bevorwortung: — „Boineburg aber, der Conring in allem Andern traute, nur in dem Punkte der Religion und kirchlichen Syſteme erſt Jahre lang mit ihm zankte, und dann zuletzt verſchloſſen und zurückhaltend war, fertigte ihn mit folgender Miniſterialantwort ab —" und zuletzt heißt es, wie wir ſchon angeführt: „Nach Leibnizens Tode u. ſ. w. fand ſich dieſer von Boineburg desavouirte Entwurf — wirklich. (Dieſes „wirklich" enthält das πρῶτον ψεῦδος der ganzen Argumentation, gerade wie das Gruberſche tamen)." Damit hielt Moſer die Sache für abgemacht. —

Vielleicht iſt niemals eine ſo offenbare Verletzung des Factiſchen mit ſolcher Zuverſicht begangen worden, als hier von dieſer, ſonſt ſo verehrlichen Autorität geſchehen: das Gruberſche Werk iſt in Aller Händen, und wer es bis zu den Stellen, wo wir eben ſind, geleſen hat, wird bezeugen, daß der Ausdruck: „Boineburg zankte jahrelang (vor 1660) mit Conring u. ſ. w." rein aus der Luft gegriffen iſt. Man findet von beiden Seiten zwar große, echt freundſchaftliche Freimüthigkeit und Ingenuität, die aber von Conrings Seite durch ehrerbietige Haltung gegen den hochſtehenden Miniſter, von der letztern Seite durch höhere Weltbildung, und angeborne Milde und Zart-

---

tholiſchen und evangeliſchen Kirche vom Jahre 1660." Sie beginnt ſchon mit einem Fehler, indem dieſe Vorſchläge mit der Stiftung des Rheiniſchen Bundes in Zuſammenhang gebracht werden, welche Moſer gegen alle Zeugniſſe ins Jahr 1660 (ſtatt 1658) ſetzt — ein Fehler, den Schröckh wörtlich nachſchrieb, und deſſen Spur ſich noch in Pfiſters eben mitgetheiltem Bericht nachweiſen läßt.

heit durchgängig in den Schranken des feinſten Anſtandes gehalten wird. Zudem kommt, daß, obſchon Boineburg aus Ueberzeugung Catholik geworden, Conring aber ſtandhaft Proteſtant geblieben war, beide Männer weſentliche **Berührungspunkte** in Theologie und Religion für das ganze Leben behielten, indem Conring, als Lehrer an der Univerſität **Helmſtädt**, die freiſinnigen Grundſätze des großen **Georg Calixtus**, ſeines Zeitgenoſſen und Collegen (welcher 1656 ſtarb) zu den ſeinigen gemacht hatte und vertheidigte, ſo wie ſein Schwiegerſohn, der als Orientaliſt ausgezeichnete Profeſſor der Theologie in Altdorf, **Johann Saubertus**, ein Schüler des Calixtus, die liberalen Grundſätze ſeines unſterblichen Lehrers nach Altdorf verpflanzte, und daher, in Folge der Umtriebe der rigiden, intoleranten **Calovianer** in Wittenberg, vielfach zu leiden hatte*). Hauptſache iſt hier aber, daß Conring nicht lange vor 1660 zu einer **Vereinigung zwiſchen Catholiken und Proteſtanten** ſich von Herzen geneigt zeigte, wie er denn zu dem Buche des, auch in dieſem Bezuge ſo berühmten, **Hugo Grotius**, De Christianae Religionis veritate einen Kommentar ſchrieb, den ſich Boineburg von ihm am 22. Juli 1655 (I. 118.) und noch zuletzt den 10. Mai 1660 (I. 342.) ausbittet; wie er auch ferner im Jahre 1659 eine neue Ausgabe der berühmten **katholiſchen Henotiker des ſechzehnten** Jahrhunderts, **Georg Wicelius** und **Georg Caſſander** veranſtaltet, zur großen Freude Boineburgs. Endlich zeigt er ſich als einen Beförderer der **Toleranz**, welche damals die rigiden Katholiken unter dem Namen „**Indifferentismus**," mit beſonderer Rückſicht auf die Geſinnungen am Hofe **Johann Philipps**, zelotiſch angriffen, und in Verruf zu bringen ſtrebten; — der Hauptſtein des Anſtoßes bei Conring iſt nur die von dem Pabſt angemaßte Infallibilität und Statthalterſchaft Gottes; eher wolle er glauben, daß Mahomet ein wahrer Prophet, als daß der Pabſt Statthalter Gottes auf Erden ſei (I. 36. u. a. O.); was im Munde eines frommen Chriſten des 17. Jahrhunderts ganz außerordentlich viel geſagt war! So viel von Conring. Von Boineburg gilt ein Gleiches. Die Katholiken jener Zeit ſind nemlich getheilt in **Servile**, Anhänger der römiſchen Curie, wie man ſie am Hofe des Kaiſers Leopold I. antrift, und in Liberale, Verfechter des Anſehens der allgemeinen (katholiſchen) Kirche über den Pabſt, repräſentirt durch die franzöſiſche Geiſtlichkeit. Boineburg iſt nun erklarter Anhänger der gallikaniſchen Kirche in Betreff des Supremats des Pabſtes! (I. 106. vom 29. Dec. 1656. und a. O.), und ſteht ſeinem Herrn bei in Erhaltung der Unabhängigkeit der deutſchen Kirche. Aus Leibnitz (Opp. I. 559.) wiſſen wir z. B., daß das Tridentiniſche Concil niemals in den Ländern des Churfürſten von Mainz, Johann Philipps, wie ſeiner Vorgänger, anerkannt werden — und, was zur Sicherung des richtigen Standpunktes in dieſer Streitfrage von der höchſten Wichtigkeit iſt: Johann Philipp ſtand im Jahre 1660 mit dem Pabſte, dem zelotiſchen Alexander VII. in offener Spannung! Die Stiftung des Rheiniſchen Bundes im Jahre 1658 und ihre Erneuerung im Jahre 1660 war dem Pabſte zum Trotze geſchehen: auf den Einſpruch des Nuncius wurde keine Rückſicht genommen, und Boineburg ſchickt deſſen Libell — an Conring zur Begutachtung, am 14. Mai 1658 (I. 290.), mit der prägnanten Aufforderung zu: Si stricturis tuis interlinearis et refutaveris illas naenias, rem mihi gratissimam effeceris. Was brauchts des Mehrern? — Das Jahr darauf 1659 erließ der Pabſt die heftigſten Drohungen gegen Johann Philipp, welche durch Oeſterreich ausgeführt werden ſollten, um welche man ſich jedoch in Mainz, der guten Sache gewiß, im Geringſten nicht kümmerte*). Nun ſage man, ob es nicht an Verrücktheit gegränzt hätte, wenn Johann Philipp, in dem Momente der heftigſten Reibung, einem Pabſte wie Alexander VII, im Ernſte Vorſchläge gemacht hätte — die darauf hinausgingen, ihn ſo gut als *abzuſetzen*! Denn ſo heißt der 18. Artikel: „Der Pabſt *ſoll nicht als Richter*, ſondern als Haupt aller Geiſtlichkeit geachtet werden —!" Und ſetzten nicht Verhandlungen der Art an ſich und im Allgemeinen das beſte Einverſtändniß zwiſchen Mainz und Rom voraus? Alſo auch *ohne* Conring und Beineburg müßten wir hinter die wahre Beſchaffenheit dieſer Vorſchläge kommen, welche gerade in das Jahr 1660 geſetzt werden, und merken, daß ſie nichts enthalten — als eine beißende Ironie auf die damaligen Verhältniſſe Johann Philipps zu Rom! Zugleich geht hervor, daß zwiſchen Beineburg und Conring bis 1660 ein unbedingtes Vertrauen in *allen* Dingen ſtatt fand, wenn ſogar Beineburg gegen Conring über die *katholiſchen Zeloten* ſich beklagt *)! — daß ſomit Moſer unſerer Textesſtelle offenbar Gewalt anthut.

---

*) Man leſe Conrings Briefe an ſeinen Schwiegerſohn, bei Gruber II. 1159. f. 1162. f.

---

*) Conring und Boineburg waren beide in Wien höchſt verhaßt; daher ſchreibt jener vom 2. Jan. 1659: Accepi, et tibi vehementer eosdem illos meos calumniatores minari, imo graviter quoque succensere Eminentissimo Principi Electori, ceu invisi illius foederis auctori potissimo, atque adeo ex Romana Curia ingentem molestiae cumulum jam tunc parari. Scio vos quidem haec ridere! Worauf Boineburg vom 23. Jan. Quid in me? quid in meum Principem? oderint, dum metuant. Darauf Conring vom 14. März 1659. Adjuvet quoque Deus … et quidquid sive Roma, sive qua alia Aula machinetur, forti dextera evertat. Vana sunt Alexandri terriculamenta, modo foedus probe firmetur! —

Moſer ſagt aber gar: Beineburg ſei *zuletzt* im Punkte der Religion und kirchlichen Syſteme verſchloſſen und zurückhaltend geworden. Dies iſt der beſte Beweis, daß er weder vorwärts noch rückwärts von dem Conringſchen Briefe vom 11. Novbr. ſich umgeſehen habe. Wir thun dies jetzt an ſeiner Statt.

Conring ſchreibt nun vom 28. November (nemlich: *alten Stils*, alſo den 8. December n. *St.*) folgende merkwürdige Worte an Beineburg, (I. 429.): als Erwiederung auf den erhaltenen Beſcheid vom 1. December.

„De animo *etiam* in *Ecclesiasticam* pacem prono Eminentissimi Domini Electoris nunquam dubitavi. Tantum mihi visum fuit indignum tanti Principis prudentia, expectare, ut *Roma* quidquam abeat a sua *Vicedeatus* infallibilis profeſsione: a qua tamen nisi discedat, frustra consensio aliqua Romana expectatur. Quod usu longo edocti, tandem ex *Cassandri* et *Wicelii* sententia rem aggressi sunt Ferdinandus et Maximilianus Caesares, ceu novisti. Optimum vero factum Heri tui, quod curet *Germanice* imprimi *Biblia sacra*. Nec enim verbi divini lectione quidquam etiam vulgo utilius. Quaeso vero, an hoc ſit non *impetrata Romae venia*? Cujus etiam est illa Germanica versio? Deus prudentissimo Principi felicia quaeque tribuat."

---

*) Nosti zelotas nostras . . . 20. Sept. 1656.

— Ein Mann von dem Verſtande Conrings war nicht ſo leicht zu hintergehen: und wenn er hier Boineburg vollkommenes Vertrauen ſchenkte, hatte es ſeine gute Bewandniß damit. Was lernen wir nicht aber aus dieſen wenigen Sätzen? Für die Geſchichte der angeblichen Verhandlungen erſtlich, daß ſchon Conring ſie ſo beurtheilte, wie auch wir ſie nothwendig anſehen müſſen; für die Kritik des fraglichen Entwurfs aber können wir uns jetzt vollends überzeugen, daß er in Wahrheit, der Hauptſache nach (denn Variationen im Einzelnen waren möglich, ja gewiſſermaßen nothwendig), identiſch ſei mit den Papieren, welche ſchon Conring geleſen und für Betrug erklärt hat: dies beweiſt der 18. Artikel, den wir oben angeführt, und den Conring, als den wichtigſten, vor den übrigen heraushebt. — Aber wie überraſcht uns zweitens der Nachſatz in obigem Auszuge? Johann Philipp läßt in demſelben Augenblicke eine deutſche Bibelüberſetzung in Mainz drucken, da er eben den „Politiſchen Vorſchlägen" zu folge, bei dem Pabſte darauf angetragen haben ſoll, daß durch eine problematiſche Synode von 24 Geiſtlichen eine neue Bibel gedruckt werde? So lautet ja der 17. Artikel: „Die heilige Schrift ſoll der Richter und Grund aller Artikel ſeyn, und die Texte aus den Patribus und 70. Dollmetſchern gezogen werden. Zu dem Ende ſollen die 24 Perſonen eine neue Bibel drucken laſſen, und ſich dazu der Grundſprachen, Manuſcripte und aller Orientaliſchen und anderer Verſionen bedienen."

Einen grellern Widerſpruch kann man ſich nicht denken. Conring aber freut ſich aufrichtig über dieſe Handlungsweiſe Johann Philipps*), — und gewiß wiegt dies einzige konſtatirte Faktum, daß der erſte

---

*) Dieſes Bekenntniß Conrings, verglichen mit demjenigen über den Gebrauch der Mutterſprache bei wiſſenſchaftlichen Werken, oben S. 56, giebt zu fruchtbaren Betrachtungen Anlaß; die Schroffheit in jenem Bekenntniſſe erſcheint uns durch ſeine Aeußerungen über die Bibelüberſetzung, wenn auch nicht verwiſcht, doch ſehr gemildert: — wie denn das dort von uns gebrauchte Wort: „Conring ſchrieb wenig oder gar nicht deutſch" eben auch nur auf Schriften höhern und allgemeinen wiſſenſchaftlichen Gehaltes bezogen werden konnte; publiciſtiſcher Schriften aus dem deutſchen

Prälat Deutſchlands 1660 eine deutſche Bibelüberſetzung drucken läßt, die ſeitenlange Erzählung bei Schröckh auf — nur will er wiſſen, ob dies ohne Erlaubniß Roms (non impetrata Romae venia) geſchehe — und endlich von wem dieſe Ueberſetzung ſei?

Ihm antwortet vom 13. Dec. 1660 (I. 435.) kurz Boineburg: Biblia vernacula eduntur ex versione Ulembergii*), idque inconcessu Urbis. Cui enim bono in talibus consensio istius? Der letzte, zum Schluſſe des Briefes hingeworfene Satz iſt im Munde des erſten Miniſters des Churfürſten von Mainz gegen einen Proteſtanten höchſt bedeutend: dieſe einzige Zeile lehrt hinreichend die Stimmung von Mainz gegen die Kurie kennen, und iſt der ſtärkſte Beweis von dem unbegrenzten Vertrauen Boineburgs zu Conring, ſelbſt „im Punkte der Religion.“ Für unſern Zweck können wir es bei dieſen Mittheilungen bewenden laſſen; und verweiſen nur auf die Fortſetzung dieſer Verhandlung in Conrings Briefe vom 19. Decbr. 1660 (S. 438.), Boineburgs vom 24. Januar und 29. Januar 1661, und Conrings vom 26. Januar 1661, wo mit einem kräftigen Ausfalle gegen die „tyrannis Romana“ der ganze angeregte Punkt zum Abſchluſſe geführt iſt.

Wenden wir uns jetzt zu dem Zeugniſſe Leibnitzens, auf welches der gewiſſenhafte Gruber in ſeiner obigen Anmerkung, als mit Boineburgs Beſcheid übereinſtimmend, hingewieſen, den Moſer aber mit

---

Staatsrechte enthalten ſeine Werke (Herausg. von Göbel I.) ſieben an der Zahl; ein deutſcher Brief Conrings an den kaiſerlichen Geſandten von Lamberg, kurz vor ſeinem Tode, nemlich 6. October 1681, ſteht bei Gruber II. 1481—1481.

*) Der Verfaſſer dieſer in proteſtantiſchen Landen wenig bekannt gewordenen deutſchen Bibelüberſetzung aus der andern Hälfte des 17. Jahrhunderts, unter dem Titel: „Biblia sacra oder die ganze heilige Schrift nach der letzten römiſchen Sixtiner Edition,“ Caspar Ulemberg (richtiger Ulenberg) war ein geborner Proteſtant, aus Lippſtadt in Weſtphalen (geboren 1549), wurde aber 1572 in Köln katholiſch und ſtarb 1617 als Director des Gymnaſiums zu Köln. Seine Schriften, unter welchen der größte Theil in deutſcher Sprache geſchrieben iſt, als: die Pſalmen Davids in Reime gebracht 1582, ein Katechismus, ferner eine Chronik von den Jahren 1575—1586, giebt das Univerſal-Lexicon. Vgl. Leſſings Sämmtl. Schr. VII., 118.

vollkommenen Stillſchweigen vor ſeinen Leſern übergangen hat. Die Identität der Leibnitzſchen Kopie mit dem, Conring 1660 zu Geſichte gekommenen Entwurfe wird hier vollends an's Licht treten; und zugleich hervorgehen, welch gute Dienſte Leibnitzen dieſe ſeine Abſchrift bei einer ſeltſamen Veranlaſſung gethan habe.

Schlagen wir alſo Leibnit. Epistol. I. p. 65. (ed. Kortholt; Opp. Omn. V. 251.) nach. Hier weht uns eine ganz andere Atmoſphäre an. Leibnitz iſt Geheimer Rath in Hannover und ſteht im Anfang des neuen, achtzehnten Jahrhunderts mit Jablonski in Berlin, Fabricius in Helmſtädt und Andern im Briefwechſel über die Union zwiſchen Lutheranern und Reformirten. Jablonski ſeinerſeits hat ſich zu Jeremias Sterki, Profeſſoren der Theologie in Lauſanne (nachmaligen Paſtor der reformirten Kirche zu Berlin) in Beziehung geſetzt. Unverſehens wird nun Jablonski durch einen Brief des Schweizers vom 19. December 1699 in keine geringe Verwunderung und Beſtürzung verſetzt*). Dieſer meldet nemlich, das Gerücht gehe, der franzöſiſche Reſident am Hofe des Churfürſten von Mainz, Hyberville, arbeite an dem Unionsgeſchäfte zwiſchen Katholiken und Proteſtanten; und obſchon es ihm, Sterki, höchſt unwahrſcheinlich vorkomme: „septendecim ab illo Rom. Eccl. praesule ineundi cum Lutheranis syncretismi articulos vel ab illo proponi bona fide, vel ab his unquam admissum iri“ — ſo rühme ſich jener doch, den Landgrafen von Darmſtadt und Andere auf ſeine Seite gezogen zu haben. Daher ſei er, Sterki, bereits vor ſechs Monaten, ſobald ihm von geheimer Freundeshand eine Abſchrift von jenen Artikeln zugekommen ſei (illorum articulorum ab amica quadam secretaque manu copia mihi facta est) im Begriffe geweſen, ſie Jablonski zu ſchicken und zugleich von der Ablegation des Raths Blume an den Pabſt in Kenntniß zu ſetzen, (de Consiliarii Blumii ad Rom. Pont. ablegatione), um Alles den hohen Miniſtern mitzutheilen; — nur der Gedanke habe ihn bis dahin davon abgehalten, daß einem ſo ſcharfſinnigen Hofe als dem Berliner dergleichen Entwürfe nicht unbekannt ſein könnten (nullatenus ignoral), und daß er ſich beim Hofe lächerlich machen würde, wenn er — privatus ego homuncio — denſelben erſt belehren wollte! —

---

*) S. das Excerptum ex Epist. D. Jer. Sterkii Theologi Lausann. ad D. E. J. die XIX. Dec. 1699 data a. a. O.

Jablonski weiß nun nicht das Geringſte von einem Entwurfe zur Vereinigung der Katholiken und Proteſtanten, nichts von einem Mainziſchen Rath Blume u. ſ. w., und ſo ſchickt er den von Sterki übermachten Entwurf an Leibnitz, um ſich Rath zu erholen. Man merkt wohl, daß hier eine Myſtification vorgefallen; daß aber der verſchollene Entwurf von 1660 dabei im Spiele geweſen ſei, dürfte nichts deſtoweniger überraſchen. Doch ſo war es! und Leibnitz erkannte in dem ihm überſchickten Entwurfe im Augenblick — jene berüchtigten Politiſchen Vorſchläge, welche der kluge Conring ſchon vor 40 Jahren durchſchaut hatte. Leibnitzens Worte an Fabricius vom 22. Januar 1700 lauten nun:

Mitto ecce excerptum ex literis **Domini Sterkii Theologi Lausannensis**, quod **Dm. Jablonskius** tibi communicari petit. Sed articuli illi pure sunt fictitii. — Et quidem jam conficti olim tempore Jo. Philippi, et quod videas — **Blumius Consiliarius ad Papam** ablegandus, dudum obiit. **Fuit** enim Consiliarius ejusdem Jo. Philippi ante annos plus quam 40. (Alſo etwa 1660!) Itaque hac de re securi esse possunt Domini Reformati, quos omnis suspicio nostri cum Pontificiis syncretismi male habet. — Durch dieſe Erklärung ward die Aufregung unter den aufgeſchreckten Theologen völlig beſchwichtigt.

Zeit und Umſtände treffen hier ſo genau zuſammen, daß an der Identität des apokryphiſchen Entwurfs in den Händen Conrings im Jahre 1660 mit demjenigen im Beſitze des Sterki und endlich dem im Beſitze Leibnitzens, welchen uns Gruber als ein echtes Aktenſtück hat abdrucken laſſen, kein gegründeter Zweifel mehr übrig iſt. Man ſieht auch, daß Leibnitz nicht der einzige war, welcher ſich von jenem, zu ſeiner Zeit Aufſehen erregenden Entwurfe eine Abſchrift genommen und bewahrt hatte; und dieſe kam ihm ſehr zu ſtatten, ſonſt hätte er die Natur jenes ſeit 40 Jahren verſchollnen Machwerks vielleicht nicht ſobald wieder erkannt.

Oben haben wir indeß ſchon erwähnt, daß bei einem Papiere dieſer Art, welches in hunderten von Abſchriften ſich verbreitet und nun gar 40 Jahre ſpäter noch einmal an's Licht trat, Abweichungen im Einzelnen nothwendig ſtatt finden werden; doch die Differenz zwiſchen der Kopie Leibnitzens und der des Profeſſor Sterki erſcheint verhältnißmäßig ſo gering, als man ſie kaum erwarten möchte. Sie ſtellt ſich nemlich in zwei Nebenumſtänden heraus.

Das Exemplar, womit Sterki myſtifizirt wurde, beſtand aus ſiebzehn Artikeln; dasjenige aber, welches Gruber nach Leibnitzens Abſchrift gegeben, zählt einen mehr, nemlich achtzehn. Dies iſt eine ſehr unerhebliche Differenz; es fiel in einem Exemplar ein Artikel fort, oder es wurden zwei in einen zuſammengezogen. Daß Sterki's Abſchrift ungefähr 18 einzelne Artikel überhaupt zählte, (Leibnitz's Abſchrift aber gerade deren achtzehn), dies giebt hier den Ausſchlag.

Der andere Punkt iſt nicht erheblicher. In der Sterkiſchen Abſchrift wird als Abgeſandter an den Pabſt der Rath **Blume** genannt; dagegen in der Leibnitzſchen ein Herr von **Wallendorf**, und Moſer hat, in der Anmerkung zu dem Namen dieſes Edelmanns, daraus ein Argument für die Aechtheit des Ganzen ziehen wollen; er führt (nur ohne ſeine Quelle zu nennen) an, daß Wilderich von Wallendorf oder Waldendorf, welcher zuletzt als Reichsvicekanzler in öſterreichiſchen Dienſten ſtarb, im Jahre 1660 in Rom geweſen, und von da auf der Rückreiſe nach Wien (1661) gelangt ſei. — Wir wollen darüber keine Unterſuchung anſtellen: obgleich Gauhens Adels-Lexicon, (Artikel: Wilderich von W.) von einem Aufenthalte Wilderichs in Rom 1661 nichts meldet, und endlich Wilderich vier Brüder hatte, welche alle in Mainziſchen Dienſten ſtanden und, was die Hauptſache iſt, wir Wilderich im Sommer 1661, in Wien, ganz öſterreichiſchen Intereſſen hingegeben finden — wie er denn in dem Briefwechſel zwiſchen Beineburg und Conring von 1661 auf allen Blättern vorkommt, ohne daß ſeiner Geſandſchaft nach Rom jemals nur gedacht würde; — — kurz Moſer ſoll in Hinſicht dieſer biographiſchen Nachricht ganz Recht haben: was folgt hieraus für die Aechtheit des Entwurfs? So viel als nichts! — Wie, wenn Sterki oder Jablonski Leibnitzen den ganz ſichern Umſtand entgegengehalten hätte, daß **Blume** 1660 wirklich in Rom war *)? Leibnitz würde es kaum der Mühe werth gehalten haben, darauf zu antworten. — Alſo, um die eigentliche Frage nicht zu vergeſſen, da Wallendorf und Blume zu gleicher Zeit 1660 in Rom waren, und dieſer Umſtand bekannt war, ſo erklärt ſich die Differenz leicht, wie ein Entwurf den Namen Blume, ein anderer den des Wallendorf enthielt; denn beide waren zur Zeit noch von dem Hofe zu Mainz abhängig. —

---

*) Gruber I. 410. Conring fragt: Flori (seu Blumii) literas non sine voluptate legi. Verum quid aget Romae? Intelligo Viennae ab illo dictum: Romam sese petere ceu filium devotum Ecclesiae. vgl. Blume's Brief aus Rom an Beineburg vom 1. Febr. 1661. Ib. 478.

Es war gewiß ſehr lächerlich, daß jener Schweizeriſche Theolog von einem 40 Jahr alten, längſt vergeſſenen, geſchmiedeten Aktenſtücke ſich myſtifiziren ließ: wie lächerlich muß es nun erſt uns vorkommen, daß dem nemlichen Machwerk gar, nach hundert Jahren, die Ehre widerfuhr, von der Feder eines Moſer mit der größten Ernſthaftigkeit kommentirt und kritiſirt zu werden, daß, ohne von Moſer zu wiſſen, im neunzehnten Jahrhundert Nik. Vogt daſſelbe Stück mit nicht mindern Ernſt kommentirte — ſeiner daran geknüpften bodenloſen Kombinationen hier zu geſchweigen? Die Schuld aber, wie geſagt, trägt nicht Gruber, wenigſtens nicht er allein, ſondern diejenigen, welche ihm hier ohne Kritik gefolgt ſind.

Die negative Seite dieſer Betrachtungen darf hiemit als abgeſchloſſen angeſehen werden. Um zu dem poſitiven, hiſtoriſch conſtatirten Ergebniſſe derſelben zu gelangen, bedarf es nur noch eines einfachen Berichtes.

Wenn Boineburg in ſeinem Beſcheide vom 1. December 1660 bekannte, daß ſein Hof zu einer Vereinigung der katholiſchen und evangeliſchen Kirche (mit beſonderm Bezuge auf Deutſchland) von Herzen geneigt ſei, ſo bewies er die Aufrichtigkeit ſeiner eignen Wünſche und Vorſätze durch ſeinen, nur um wenige Monate jüngern Brief an Conring vom 31. März 1661 (Gruber I. 499—508), ein Dokument, welches die Aufmerkſamkeit des Kirchenhiſtorikers in hohem Grade verdient. In dieſem Briefe entwirft Boineburg nemlich den Vorſchlag, daß die theologiſche Fakultät zu Helmſtädt mit den katholiſchen Theologen in dem freiſinnigen Kapitel zu Mainz in Unterhandlung trete über die Vereinigung, wenigſtens zur Annäherung beider getrennten Konfeſſionen; und fordert zugleich Conring auf, auf der Seite ſeiner Glaubensgenoſſen den Vermittler zu machen, ſo wie Boineburg es auf der Seite der Katholiken ſein wolle. Dies iſt in Summa die Einleitung in der

Geſchichte der verdienſtvollen Bemühungen Johann Philipps um den Kirchenfrieden *), welche von da ab bis an ſeinen Tod, 1673, fortdauern, und durch Boineburgs Fall im Jahre 1664 keine Unterbrechung erleiden, in welche endlich Leibnitz bei ſeinem Aufenthalte zu Mainz während der letzten Regierungsjahre Johann Philipps mit Eifer eingreift, — wovon der ungedruckte Brief an Johann Friedrich, ſo wie der damit in Beziehung gebrachte Brief des Du Fraisne an Boineburg von 1671 und endlich Leibnitzens Brief an Johann Friedrich von 1673 redende Zeugniſſe ſind. Nur der allgemeinſte Umriß kann hievon hier gegeben werden, ihn auszufüllen muß Anderen überlaſſen bleiben.

Conring alſo geht, aus rein chriſtlicher Frömmigkeit, auf die erhaltene Aufforderung ein. Er wechſelt Briefe und Controversſchriften mit den von ihm wegen ihres Charakters und ihrer Gelehrſamkeit geſchätzten Brüdern, Peter und Adrian Walenburch (ſ. Einleitung S. 72.) in der erſten Zeit unter Vermittlung Boineburgs. Ueber die Grenzen der Privatkorreſpondenz erweitert ſich die Verhandlung zu Druckſchriften **). Die Zeloten auf beiden Seiten nahmen zwar ein Aergerniß daran; die Helmſtädter Katholiken hießen Conring und ſeine Kollegen in Wittenberg (Gruber II., 1185. 8. Aug 1667 — novam provideo insurrecturam adversus vos Juliae Academiae Catholicos tempestatem ſchreibt Boineburg); die Patrioten und Gemäßigten ſegneten aber Johann Philipp. Das Welthiſtoriſche in dieſen Beſtrebungen liegt nun wohl hauptſächlich darin, daß durch ſie Leibniz den gleichen Anſtoß erhielt und jene zu einer Lebensaufgabe machte.

---

*) Ich gebe von dieſem Briefe einige Auszüge: „Utinam et Christianis in fidei dogmatis sua quoque redeat consensio, tranquillitas atque dilectio! Sed Vestrates in eam tam parum videntur propendere, ut spes de illa omni sit in praecipiti vel penitus decollet. Nolunt enim anquiri in germanas et genuinas suae secessionis causas convenientesque medelas. — — Si forte Titius (Profeſſor der Theologie in Helmſtadt, Schüler Calixts des Aeltern) a sua (Hulsemanni) facilitate impetrare sustineat, ut salubrem istam operam Christianismo catholico una enavare destinaturus sit, obsecro id significa. — — Tantum tibi esse otii a politicis laboribus, — et a publicis, quos Serenissimo tuo et Germaniae universae debes, nec credo, nec velim. Si tamen proxenetes et conciliator illic tu operis hujus utilissimi operis, perinde ac ego hic, si ita me sinis, facere occupo; poteris tum et facillime et ubere cum fructu tuas praeclaras cogitationes in literis ad me capitali negotio collustrando atque compendifaciendo impertiri et commodare. —

**) Von Conring erſchienen: Animadversiones in Walenburchicos. 1665. P. I. Dagegen: De missione Protestantium etc. von den Gebrüdern Wallenburch, dem Herzoge Anton Ulrich zugeeignet 1665 und andere Schriften ſ. Gruber II, 1164.

Mit dieſem Schlüſſel verſehen, verſtehen wir ſchließlich „einen klaſſiſchen Ort“ in der Zueignung der uns wohlbekannten Nova Methodus an Johann Philipp, welcher von Gruber, Moſer, Schröckh u. A. ganz überſehen worden iſt.

Nachdem nemlich Leibniz den Charakter des großen Fürſten im Allgemeinen geprieſen, daß er ſich weder durch die Lockungen des Neuen verleiten, noch durch den „heiligen Schauer des Alterthums“ abſchrecken laſſe, fährt er fort: Debet Tibi Germania Pacem inter primos; debebit Ecclesia prope inter nullos, si consiliis conlum accesserit. Majus profecto opus est pennas, quam arma pacare: pennas, inquam, illas, quae pro atramento nobis sanguinem fuderunt; sed nihil impossibile est conspirantibus Principum animis; indigent tamen Duce quodam et velut Instigatore. Cumque Te primo in loco Virtus, imprimis vero Fortuna, id est, Providentia collocaverit: perge uti sapientia tua viribusque in hoc negotium divinitus destinatis. Favet coelum, optimi quoque utrinque applaudunt, reliquorum pertinacia bonis pro incitamento est. Viam vero stravere viri incomparabiles, moderatisque consiliis tumores dissentientium complavarunt.

Hier iſt uns nichts dunkel. Das „pennas pacare“ bezieht ſich auf die oben angeführten Druckſchriften und andere ähnlichen Inhalts; die „viri incomparabiles“ ſind die gemäßigten Männer von beiden Seiten, Conring, Titius, ſo wie die Walenburge in Mainz; das: „conspirantibus Principum animis“ bezieht ſich auf den Beifall eines Anton Ullrich, welchem, als evangeliſchen Fürſten, die Walenburge ihre Schriften dediciren; eines Johann Friedrich, welcher, wie Boineburg, Convertit, Anhänger der gallikaniſchen Kirche und zur Union höchſt geneigt iſt; eines Ernſt von Heſſen-Rheinfels, ebenfalls Convertit, und vertrauten Freundes von Boineburg, ſpäter auch Leibnitzens, eines Karl Ludwig von der Pfalz, welcher in ſeinem Garten zu Mannheim einen Friedenstempel für die drei chriſtlichen Konfeſſionen baute, und ähnlich geſinnter Fürſten; und was von großer Wichtigkeit iſt: lauter deutſcher Fürſten, welche das Bedürfniß des Vaterlands direkt vor Augen haben, und um Pabſt, Spanien und Jeſuiten ſich wenig kümmern; ein nicht genug hervorzuhebender Punkt, von dem auch Leibnitz ſo ganz durchdrungen iſt, daß er in den Wunſch ausbricht:

O mihi tam longe maneat pars ultima vitae, donec videre liceat coeuntia Germaniae ulcera, Principumque concordiam inter mutuos amplexus exultantem. Tum vero redibit honor templis, charitas animis, virtus genti, exteris terror, salus omnibus. — — Nicht ohne Rührung werden wir dadurch an den Zuſtand Deutſchlands zurückerinnert, den uns Leibnitz drei Jahre nachher in dem Bedenken vorgeführt hat. — Man wird endlich bemerkt haben, daß von politiſchen, zwiſchen den Kabinetten verhandelten Vorſchlägen, nicht die leiſeſte Spur in dieſer Stelle vorkommt. Nichts von den ſpäter ſo oft vorkommenden Umtrieben — alles iſt hier vor den Augen der Welt aufgedeckt und offen. —

Anmerkungen.

Bedenken, welchergeſtalt Securitas publica u. ſ. w. auf feſten Fuß zu ſtellen.

Pars I.

(Die Zahlen beziehen ſich auf die Capitel).

5. **„Die übel eingerichteten Commercien und Manufacturen.“** Die wenigen deutſchen Fürſten jener Periode, welche an die Verbeſſerung dieſer wichtigen Quellen der Volkswohlfahrt eifrig dachten, macht Leibnitz in ſeiner Historia Inventionis Phosphori (Opp. II. 2, 104) namhaft, als den Churfürſten **Johann Philipp** von Mainz, den **großen Churfürſten** Friedrich Wilhelm und den Churfürſten **Johann Georg von Sachſen**; ſeine Worte lauten: „Johannes Daniel Kraft . . . Principibus rerum egregiarum curiosis et de opificiorum commerciorumque emendatione atque amplificatione serio cogitantibus, inprimisque eminentissimo Electore Moguntino **Joanni Philippo** et **Saxonico** et **Brandenburgico** Electoribus gratus erat et Consiliarii Commerciorum officio fungebatur apud Moguntinum et Saxonem.

„Das grundverderbte Münzweſen.“ Vergl. die Einleitung S. 91. Seit dem Jahr 1603 war man im Reiche zu keiner Uebereinkunft in dem ſo verwirrten Münzweſen gelangt. (Moſer, Staatsverfaſſung des deutſchen Reichs 458). Wenig halfen die angeſetzten Probationstage, die kaiſerlichen Kommiſſarien auf den Meſſen, oder die Vergleichung einzelner Stände und Kreiſe mit einander. So ging es auch länger fort, und daher kam das deutſche Sprichwort: „Münz- und Polizey-Ordnungen im Reiche währen nicht länger, als von zwölf Uhr bis Mittag“ (Ebend.).

„Die Ungewißheit der Rechte.“ S. Einleitung S. 41. Auf dem Reichstage von 1653 kam nichts weiter in der Verbeſſerung des Juſtizweſens zu Stande, als was von der Deputation im J. 1643 vorgearbeitet worden war. S. **Pütter** Hiſt. Entw. der heutigen Reichsverf. II, 122.

9. **Matrikul, Exemptionen und Anſchläge.** Die Reichsmatrikel, betreffend die in ſogenannten Römermonaten zu entrichtenden Steuern zu den allgemeinen Bedürfniſſen, datirte 1670 noch vom J. 1521.

Gegen dieſe proteſtirten von Anfang an die Reichsſtädte und andere Stände, ſich beſchwerend, daß ihnen ein *überſpannter Anſchlag* aufgebürdet ſei. Durch Veränderungen in den Territorien, durch Bewilligung von *Exemptionen* oder *Moderationen* der Anſchläge an Einzelne u. ſ. w. war mit der Zeit das Reichsſteuerweſen in die größte Verwirrung gekommen; und der weſtphäliſche Friede ſetzte (nur ohne Wirkung), endlich feſt, daß auf dem nächſten Reichstag eine *Erneuerung* der Matrikel vorgenommen werden ſollte. *Moſer*. S. 466.

14. **„Man weiß wie der Regiments-Rath … zergangen.“** Der Regimentsrath, Reichs-Regimentsrath (Regimentum Imperii) war ein vorübergehendes, doch wegen ſeiner nachhaltigen Folgen auf die Reichsverfaſſung merkwürdiges Inſtitut des ſechzehnten Jahrhunderts; geſtiftet durch Kaiſer Maximilian I., mit Bewilligung der Reichsſtände auf dem Reichstage zu Worms den 2. Juli 1500. Fürſtennoth und im Reiche überhandnehmende Unordnungen gaben dazu die Veranlaſſung. Der Regimentsrath, unter Vorſitz des Kaiſers oder eines von ihm eingeſetzten „Statthalters“, zählte anfangs 20 Mitglieder, welche bei der Erneuerung durch Karl V. noch durch zwei vermehrt wurden. Einer von den Churfürſten ſollte jedesmal ein Vierteljahr den Sitzungen beiwohnen, und die Beſchlüſſe mit dem Anfangsbuchſtaben ſeines Namens unterzeichnen. Die Befehle des Regimentsrath's, des Reichsmanns und äußere Securität betreffend, ſollten die Geltung von Reichstagsbeſchlüſſen haben; unterzeichnet waren ſie: ad mandatum Domini Regis in Consilio Imperii. Es wurden auch den Mitgliedern gewiſſe Einkünfte und Freiheiten zugeſtanden, ſie ſelbſt mit dem Namen: „des Kaiſers und des heil. Reichs Räthe, ſpäter: des Kaiſers und des Reichs Regenten, belegt. Bereits im Jahre 1512 gerieth aber der Regimentsrath in Stocken. — In der Wahlcapitulation Karls V. wurde ihm von den Fürſten auch die Erneuerung dieſes Inſtituts (welches Pütter mit dem Conseil permanent der Polen vergleicht) zur Pflicht gemacht. Karl machte ſeinen Bruder Ferdinand zum Statthalter. Es erhielt ſich aber der erneuerte Regimentsrath auch wieder nur bis 1531, da er zum andernmal und für immer verfiel. Er erſchien nemlich dem Kaiſer neben dem ordentlichen Reichstage und den Reichsgerichten überflüſſig. Den nähern Grund giebt uns in Kürze Leibnitz an. Der Sitz des Regimentsraths war anfangs Nürnberg, ſpäter Speier, endlich Eßlingen. — Dieſes Inſtitut nun ward die eigentliche Veranlaſſung zu der geographiſchen Eintheilung des deutſchen Reichs in die bekannten *Kreiſe*; und zwar wurde bei ſeiner Stiftung 1500, behufs der Ueberſicht in den Steuern zur Unterhaltung des Raths, das Reich, mit Ausſchluß der churfürſtlichen Länder und der kaiſerlichen Erbländer, Oeſterreich und Burgund, in ſechs Kreiſe getheilt: und da dieſe Eintheilung bald auf das Kammergericht, wie auf den Landfrieden und die Execution angewandt wurde, wurden die ſechs (alten) Kreiſe mit vier (neuen) vermehrt. (Pütter a. a. O. I. 311. 351. Ziemlich ausführlich und nach den Quellen im Zedlerſchen Univerſal Lexicon. Rechenberg ſchrieb: Dissertatio de S. R. Imperii Regimento Lipsiae 1694).

16. **Hippolytus de Lapide.** Vergl. Einleitung S. 87. Er hieß eigentlich Bogislaus Philipp von Chemnitz (1605—1678). Sein Buch: De Ratione Status in Imperio Nostro Romano-Germanico, welches im Jahre 1640 erſchien, übte augenblicklich eine ſolche Wirkung auf die von Ferdinand III. zu einem Reichstag berufenen Stände, daß es dem Kaiſer nicht gelang, ſein Vorhaben, die beiden Kronen, Frankreich und Schweden, von deutſchem Grund und Boden zu entfernen, auszuführen. Pütter II, 42. Chemnitz ſchrieb außerdem in deutſcher Sprache: „Königlich ſchwediſcher in Deutſchland geführter Krieg, 1649." 1653. (Vergl. Piſchon Handbuch der deutſchen Proſa. Berlin 1818. S. 281—289.)

19. **Ferdinandiſche Executionen.** Ferdinand II. hatte ſtärker als ſeine Vorgänger die Eiferſucht und den Haß der Fürſten auf ſein Haus gelenkt, und Hippolytus de Lapide glühte ſo ſehr von Haß gegen das Andenken dieſes Kaiſers, daß er ſich zu ſchreiben nicht ſcheuete: „man ſolle gegen die Kinder des verſtorbenen Tyrannen geſammter Hand die Waffen ergreifen, ſein ganzes Haus vom teutſchen Boden vertreiben und ſeine Länder confisciren." Pütter a. a. O.

26. **Spanien habe die Gelder zu zahlen angefangen.** Bei Errichtung der Tripelallianz hatten England und Holland an Schweden eine anſehnliche Geldhülfe verſprochen, welche die Spanier zahlen ſollten, doch ſchwer daran gingen. Nach vielen Verhandlungen in Madrid, in Brüſſel und im Haag entſchloß ſich der ſpaniſche Hof 1669 zur Zahlung gegen die Garantie ſämmtlicher ſpaniſcher Königreiche und Länder; wenigſtens ſtellte der ſpaniſche Geſandte, Don Esteban de Gamarra, ein Verſprechen aus, die in der Tripelallianz der ſchwediſchen Krone verſprochenen 480,000 Thaler zu zahlen. Allgem. Weltb. XXV, 126.

35. **Der Autor des Intereſſe von Holland.** Die von Leibnitz angeführte Schrift iſt das: Interest von Holland. Amsterdam 1663. (van Kampen Geſch. der Niederl. II, 228).

51. **Der Herzog drohet, wenn man nicht ſeinen Vettern ſein Begehren zu Wien, conjugium et gubernationem Belgii accordiren ... müßte er ſich mit Frankreich vergleichen.** Ueber dieſen Punkt, wie über Verhältniſſe und den Charakter ſowohl Karls IV. von Lothringen, als ſeines Vetters (Neffen) Karl Leopold, Sohnes ſeines Bruders Nicolaus Franciscus giebt Leibnitz in dem Specimen Demonstrat. die vollſtändigſten Aufſchlüſſe. Durch die ganze Schrift geht nemlich eine fortgeſetzt ſcharfe Polemik gegen das Haus Lothringen, weil der Neffe des Herzogs, als Mitbewerber um die polniſche Krone, eine heftige Schmähſchrift gegen den Pfalzgrafen von Neuburg hatte ausgehen laſſen, welche Leibnitz beantworten zu müſſen glaubte. (Prop. 31. „Eligendus ex familia turbulenta ne esto".) — „Carolus Candidati nostri patruus, quoties patronos mutavit, quoties a Gallis ad Hispanos aut contra transiit? Ab utrisque certe mercedem tulit, nam a Gallis ditione exutus, ab Hispanis, quibus tam diu militaverat, ad extremum captus, et in Hispania diuturno carcere detentus est. (Prop. 60. concl. 3). Lotharingorum Semigallica, imo Sesqui-

Gallica levitas; Patruum patremque Protea habuit, modo Gallicissantes, modo Hispanistas; sed utrobique male meteriatos, male mulctatos.

(Prop. 33. Eligendus quietus esto). De Lotharingio haec in parte non satis (dici potest), ferociam tamen nonnulli et nobilitatem ex natura familiae, gentis educationis, tum etiam ex transfugio ab Hispanis ad Gallos (quod contigit cum Patruo ab Hispanis vinclo speraret, Gallos ablatam ei ditionem sibi soli reddituros) et refugio a Gallis ad Austriacos cum factam a Gallis spem decollare videret, non absurde nominantur." Das Letztere geſchah 1662. Er hatte anfangs, nach dem Wunſche ſeines Oheims Mademoiſelle von Montpenſier, darauf, durch Vermittelung der Herzogin von Orleans, die älteſte Prinzeſſin von Nemours heirathen ſollen; dies zerſchlug ſich, und Karl IV. wollte in der Aufregung Ludwig XIV. zum Erben ſeines Herzogthums einſetzen. Sein Neffe, Karl, floh heimlich nach Wien, wo er geboren und erzogen worden war, nahm Dienſte, und zeichnete ſich 1664 in der Schlacht bei Gotthard vortheilhaft aus. Seit dieſer Zeit war er der Liebling des Kaiſers, welcher ihn zu ſeinem Schwager beſtimmte, oder ihm wenigſtens Ausſichten dazu gemacht hatte, worauf ſich ſein Begehren des Conjugium (wovon im Text die Rede) bezieht. Daher Leibnitz (1668) ſchreibt (Prop. 46): Lotharingus nisi prorsus, ingratus est, aliquo necesse est amore Caesaris Domusque Austriacae teneatur, in qua educatus est, cujus beneficio tam diu laute vivit, quae summa quaeque licet aliquando non satis merito procurare studet, quae secretionibus cum pignoribus sibi obstrinxit; quae non obscure generum designatum habet. — Ferner: Lotharingus, cum gener erit, orbitati Caesareae imminebit. (Vor 1678 wurde Leopolden kein Sohn geboren.). (Prop. 58) Lotharingus vero certus Austriacorum gener, quorum domus uno mare adulto constat, orbitat. (Prop. 52) Sed et teneriore aliquo nexu Austriacis constrictum constrigendumque nec amici dissimulant et in parte gloriae ponunt: Caesaris sororem pactam esse — etc.

Der Prinz von Lothringen verblieb nach der Zeit in öſterreichiſchen Dienſten, wie er denn 1670 als General der Reiterei gegen die empörten Ungarn geſchickt wurde. Im Laufe der folgenden Kriege ſchwang er ſich, wie bekannt, zum Ruhme eines der größten Feldherrn ſeiner Zeit empor. Nach ſeines Oheims Tode (1675) nahm er zwar den Titel eines Herzogs von Lothringen an, weigerte ſich jedoch, auf die Bedingungen des Nymweger Friedens die Regierung anzutreten. Er ſtarb 1690.

58. **Der junge König in Dänemark.** Chriſtian V. folgte in dieſem Jahre (1670) den 9. Februar ſeinem Vater Friedrich III., welcher in dem Kriege mit Karl Guſtav viele Länder verloren hatte. Man war daher auf die Politik des jungen Königs ſehr geſpannt. Boineburg ſchreibt Conring, vom 22. April 1670: In Dania numqua mutatio impendeat, tute noris, worauf Conring vom 23. Mai: In Danis multa quidem novantur, utinam vero in melius!

59. Wie ſie (die Holländer) dem König in Schweden ganz Polen gern gegönnt. Karl Guſtav hatte Johann Caſimir zur Flucht aus ſeinem Königreiche genöthigt, das er in wenigen Monaten beinahe ganz verloren hätte, wenn nicht die Holländer und Oeſterreich ſich ſeiner angenommen hätten.

61. Holland hat zu Lande der einige Biſchof von Münſter allarmiren … können. An dem kriegeriſchen Biſchof von Münſter, Chriſtoph Bernard von Galen hatten die Holländer den unruhigſten Nachbarn im Reiche. Schon im Jahre 1657 war er mit den Staaten in Streit gerathen, weil ſie der Stadt Münſter, welche nahe daran war, ſich zur freien Reichsſtadt zu erheben, und daher das Beſatzungsrecht ſich zueignen wollte, beiſtanden, während der Kaiſer für den Biſchof war. Erſt im Jahre 1660 gelang es dieſem, ſich die Stadt zu unterwerfen. Ein neuer Anlaß zu Irrungen ward beiden Theilen 1664 gegeben, ſo daß der Biſchof den 1664 ausbrechenden Krieg zwiſchen Holland und England zur Feindſeligkeit gegen jene benutzte. Im September 1665 brach er mit 18000 Mann in Holland ein, und eroberte in Kurzem mehrere wichtige Plätze. „Die Landmacht des Staats war durch die ſtarken Abdankungen ſo vermindert worden, daß ſie nicht zureichte, dem Biſchof zu widerſtehen. (Allgem. Welthiſt. XXV, 88). Man ſchloß mit den Herzögen von Braunſchweig, Lüneburg, Georg Wilhelm und Ernſt Auguſt einen Vertrag; doch erſt am Ende des Jahres wurde, nach Beitritt franzöſiſcher Hülfstruppen, der Feldzug beendigt.

Des Prinzen in England Reiſe. Die inneren Zerwürfniſſe der Staaten in Folge des ewigen Edikts (von 1667) ſind bekannt. Erſt im März 1670 gelangte der Prinz von Oranien, in Folge eines unter dem Namen der Harmonie bekannten neuen Edikts in den Staatsrath. Jetzt war der Prinz von ſeinen, durch de Witt ihm zugeordneten, holländiſchen Aufſehern befreit, und machte im Sommer eine Reiſe nach England, durch den Admiral Lord Oſſory dorthin abgeholt. Die Feinde des Prinzen ſtreuten aus, daß er nach England gereiſt wäre, um mit dem Könige die Maaßregeln zum Umſturz des Staates und ſeiner eignen Erhebung zu bereden. Der oſtenſible Zweck der Reiſe war der, vom engliſchen Hofe die Bezahlung des ſeiner Mutter verſprochenen Brautſchatzes und der Gelder, die das Haus Oranien Karln I. geliehen hatte, zu fordern. Allg. Welthiſt. XXV, 145.

65. — „wasmaßen man ein wenig Furcht wegen der gar zu glücklichen Progreſſen der Kaiſerlichen in Ungarn geſchöpft. — Dies bezieht ſich auf den Aufſtand der Ungarn im Frühjahr und Sommer dieſes Jahres unter Anführung mehrerer Magnaten, als des Grafen Serinus, des Grafen Ragoczy, deſſen Schwiegerſohns, der Grafen von Tettenbach, Frangipani, Nadaſti u. Anderer, welche indeß meiſt gefangen genommen und das nächſte Jahr (1671) enthauptet wurden. Die Aufrührer verhandelten, unter Vermittelung der Siebenbürger, mit den Türken. Dem Kaiſer ſoll mit Gift nachgeſtellt worden ſein. Den 17. Juli gelang es den Kaiſerlichen, Kaſchau einzunehmen, wohin die Ungarn eine Reichsverſammlung ausgeſchrieben hatten, um ihre vielen Beſchwerden gegen den Kaiſer vorzu

bringen. Theat. Eur. X. 256.) (Dieſes Ereigniß wirkte auch inſofern auf die allgemeinen Angelegenheiten, als der Herzog von Lothringen, unter dem Vorwande, dem Kaiſer gegen die Ungarn zu Hülfe zu kommen, gegen den Willen Frankreichs, nur Werbungen veranſtaltete und die Kataſtrophe dadurch beſchleunigte.)

— „Dergeſtalt war der König in Polen recht in ſeinem Lande Meiſter werden. Schon am 22. April 1670 ſchrieb Boineburg an Conring: In Hungaria atrae et teterrimae nubes et in Polonia denuntur fructum electionis Piasteae editurae; und Conring erwiedert im Mai 1670 (Gruber II., 1289) Polonia populi pessimis moribus pariter ac legibus ipsis eo redacta videtur ut nisi vel civilibus vel externis, armis ferocissimi quique perierint haud videatur vel exspectari posse ullam tranquillitatem. So hatte auch Leibnitz das Unheil, welches unmittelbar in der erſten Regierungszeit des Piaſten Michael das Land zerrüttet, vorhergeſagt. Dieſer ſah es auf Unterdrückung des Adels ab. Unter den Großen des Reichs, welche ſich ihm am meiſten widerſetzten, nennt Leibnitz vor den Andern: Sobiecki und Morſtein. Der erſtere iſt durch ſeine Thaten und ſpätere Regierung bekannt. — Andreas Morſtein, aus einer deutſchen Familie Mendtörn am Rheine ſtammend, ward vor 1667 Kron-Referendar und 1670 Kronſchatzmeiſter. 1672 ſtellte er ſich an die Spitze der Unzufriedenen. Als Sobiecki 1674 König in Polen wurde, war er ihm anfangs treu, half auch 1683 unter ihm Wien entſetzen. Später aber gerieth er in Verdacht heimlicher Correſpondenz mit Frankreich, weshalb er ſich als in ein freiwilliges Exil für immer zurückzog. — Im Frühling 1670 war der Reichstag zu Warſchau zum zweitenmale zerriſſen worden. Wie die Zuſtände gegen Ende des Jahres beſchaffen waren, lehrt uns Pufendorf. (Res gest. Elect. M. XI. 13): Sane Archiepiscopus Gniesnensis Electori significaverat, nullam reconciliationis spem inter Regem et Proceres praesentium pertaesos superesse, quod is auctoritatem Senatus opprimeret, nec honestae tractationi secum concedere vellet, unde et hos extrema tentaturos. Totum Exercitum cum Tartaris et Cosacis ab ipsis stare. Exercitum, cui Procerum sese turmae junxerint, denuo pro libertate, pro auctoritate senatus, pro Archistratego Sobieskio, pro suis stipendiis tutandis conspirasse."

— „Was für eine Macht ſey das, wenn die Kronen Pohlen und Böhmen mit ihren Pertinenzen, dann Oeſterreich und andere Erblande ihre Kräfte vereinigen ſollten? — Dieſes Schreckbildes einer Vereinigung von Polen und Oeſterreich bediente ſich Leibnitz ſchon 1669 als eines Hauptmotivs gegen die Wahl des Herzogs von Lothringen, als präſumtiven Schwiegerſohns des öſterreichiſchen Hauſes. (Prop. 50.) — Sed vero cogitandum est, si Lotharingus Austriacus cliens, nec dubius gener, Polonia potiatur, continuo odium et Monarchiae universalis motum rursus velut jactantis fortunae pila a Gallis ad Austriacos, tum grandi accessione firmatos translatum iri. Nam caeterorum omnium gentium generalis illa regula est: neque Borbonicae neque Austriacae domus nimiam potentiam ferre. Austriaca vero domus adeo debilitata non est, quam imperiti putant. Languet maxime ob aetatem Hispani, ob orbitatem Caesaris, quibus omnibus tempus medebitur. Modo, ut speramus, Caesar habeat:

Et Natos Natorum et qui nascentur ab illis,

Et Hispanus: (hier ſcheint im Texte ein Wort ausgefallen zu ſein) rursus in antiquam virtutem animosque viriles adolescat. — Germani nupera electione Imperatoris, debilissimo Austriacorum statu, tentatis omnibus, documentum dederunt, ne, si velint quidem, ab Austriaca domo abiri posse. Hoc imperii arcano evulgato, jam nihil est quod Austriaci in Germania vereantur. — Illud persequendum est, Polonia ad Lotharingiam delata, fore ut Austriacorum opes reviviscant. Jam ergo odio in Gallum cessabunt, nec dubitabunt Sueci ad ejus stipendia redire. —

— Etliche wichtige Streitigkeiten, z. E. der Juliacenſer. — Damit iſt der Jülichſche Succeſſionsſtreit gemeint, welcher ſich durch den größten Theil des 17. Jahrhunderts hindurchzog, ſeit dem Tode des letzten Herzogs Johann Wilhelms, 1609. Churſachſen und die ſächſiſchen Häuſer der erneſtiniſchen Linie machten, außer Pfalz-Neuburg und Brandenburg, auf die Erbſchaft Anſpruch. Am 9. September 1666 war zum erſtenmal ein Vergleich zu Stande gekommen.

67. Kayſerlicher Majeſtät aber muß die Sache, wie ſie an ſich ſelbſten iſt, vorgeſtellt werden u. ſ. w. Dieſe Hoffnungen ermangelten wohl des Grundes, da der öſterreichiſche Miniſter, Lobkowitz, ganz franzöſiſch geſinnt war, wie er denn auch das Jahr darauf, am 1. November 1671, ein geheimes Bündniß mit Frankreich ſchloß, worin beide Mächte ſich anheiſchig machten, die Feinde des Andern nicht zu unterſtützen.

79. Re- und Correlationes. „Wenn die beiden höhern Collegia — der Churfürſten und der Fürſten — über eine Sache einen Beſchluß abgefaßt, wird eine öffentliche oder Privat Re- und Correlation zwiſchen ihnen angeſtellt, d. i. ſie geben einander Nachricht von ihren Schlüſſen, und wenn ſie zweierlei Meinungen ſind, wird die Sache von Neuem ſo lange überlegt, bis man entweder eins wird, daß keine Einigkeit zu hoffen iſt. In jenem Fall pflegt ſodann gleich ein Conclusum commune beider höheren Reichscollegia abgefaßt zu werden, zu deſſen Grund man meiſtens das Conclusum electorale legt, nöthigen Falls darüber Monita macht, und ſich darüber reciproce ſo lange erklärt, bis man eins wird." Moſer. p. 687. —

— So ſchreibt einmal Boineburg (I, 470. 16. Febr. 1661). — In Comitiis res secus incedit. Quae in collegio Electorali peccantur, vel uno Electorum rectiora edocto, Principum ope, in correlatione emendari possunt.

Pars II.

14. Der Marſchall de Beſſampierre. François de Beſſampierre, Marquis von Harouel, geb. 1579, kam, nach größern Reiſen durch Europa, 1599 an den franzöſiſchen Hof und wurde und blieb der Vertraute Heinrichs IV. bis an deſſen Tod. Nachher trat er auf die Seite der Königin Mutter, 1631 hatte er das Unglück, durch den Kardinal Richelieu in die Baſtille zu kommen. Er ſtarb 1646. Von ihm findet ſich folgende Schilderung: Beſſampierre war ein vollkommen geſchickter Hofmann, der ſich gemeiniglich zu denen hielt, die das Heft in Händen hatten, ſonſt aber auch mit Niemanden es leicht verdarb, und dabei zuweilen mit einem großen Schein die Aufrichtigkeit auf zwei Achſeln zu tragen wußte. Doch waren ſeine Reden und Antworten auf gar zu beißende Art ſpöttiſch, ſo daß er ſelbſt den Kardinal nicht ſcheute. Uebrigens war er wohlgeſtalt, prächtig, gaſtfrei, dem Spiel und der Liebe ſehr ergeben u. ſ. w. (Zedler. Univerſal-Lexikon.)

15. Ueber den Gebrauch der Wahrſcheinlichkeitsrechnung und der Demonſtration in der Politik überhaupt, hier und in dem Specimen Demonstr. ſiehe Einl. S. 89. Zur Erläuterung werden folgende Erklärungen und Beiſpiele Leibnitzens aus letzterem dienen: (Aus der Vorrede) — Me vero incuriae humanae admiratio percutit: qui motus corporum ad calculos revocamus, iidem motus animorum nobis intimos nec minus certa lege constantes obiter percutimus; de horologio aliquo demonstrationes, de salute tot populorum declamationes habemus. — (Prop. 13. Nova sunt caeteris paribus periculosa.) Caeteris paribus i. e. nisi periculum aliunde aut spe magna aut certo bono compensetur vel superetur. Et ita omnes demonstrationes in rebus concretis, ubi multae qualitates et circumstantiae concurrunt, uti in Physicis, Mechanicis, Medicis, Civilibus, intelligendae sunt. Nam et in Machina aliqua aut horologio demonstratio motus certo secuturi sic imitanda est, si scilicet externi alicujus impulsu non disturbetur aut confrigatur. Tales vero limitationes ex natura rei subintelliguntur et ideo adjici non debent: quod semel in universum monuisse eos sufficiat, qui artem demonstrandi non tenent. — Prop. (58. IV. 3. 589). — Quam facile est, fieri alterius quoque Regni Regem cum periculosum fore periculum est. Jam periculum periculi minus quidem est periculo simplici. „Quemadmodum si fractionem fractione multiplices, factos factoribus minus est, et dimidium dimidia vice sumptum pars quarta est“ Non tamen contemnendum etc.

23. — Bei unſern Zeiten Henrici Quarti Deſſein ꝛc. Eine Erinnerung an dieſen Plan Heinrichs IV. findet ſich noch in dem von Leibnitz im hohen Alter geſchriebenen Aufſatze: Observations sur le projet d'une paix perpetuelle de Mr. l'abbé de St. Pierre. (opp. V, 56—60.) — — „Mais j'avoue que l'autorité de

Henri IV vaut mieux que toutes les autres. Et quoiqu'on le puisse soupçonner d'avoir eu en vue, de renverser la maison d'Autriche, que d'établir la Société des Souverains, on voit toujours qu'il a cru ce projet recevable etc.

26. **Terlon.** Der Chevalier von Terlon hielt ſich ſeit 1669 zum andernmale als Geſandter in Stockholm auf, da er, von Pomponne unterſtützt, Schwedens Stimme und Einfluß für Condé oder Enghien als Bewerber um die polniſche Krone gewinnen ſollte. Flaſſan III. 322.

28. **Auch die Holländer haben geſtehen müſſen** ꝛc. Hier wird folgende Anmerkung (**Leibnitzens**) zu dem Auszuge aus den Briefen des Ritters Temple (Monatl. Auszug. 1700. S. 588) an ihrem Orte ſtehen: „Die Prätenſiones, welche man auf Flandern zu haben vermeinte, wurden von einem Anonymo unter dem Titel: Des chriſtlichſten Königs Rechte auf unterſchiedliche Länder der ſpaniſchen Monarchie im Jahr 1667, in franzöſiſcher und lateiniſcher Sprache publicirt, und nachmals auch ins Deutſche überſetzt. (Traité des droits de la Reine très Chrétienne sur divers états de la Monarchie d'Espagne. à Paris 1667. 12. Tractatus de Jure devolutionis, auctore Petro Stockmanno, Regis Catholici consiliarii sanctione. 1668. Es hat aber dieſelbe der Baron de **L'Iſola**, auch ohne Namen in ſeinem ſogenannten franzöſiſch geſchriebenen und ins Deutſche überſetzten: Schild des Staats und der Gerechtigkeit wider das entdeckte Vorhaben zu einer allgemeinen Monarchie unter dem Schein einiger Anſprüche der Könige in Frankreich zu gelangen (Bouclier d'état et de justice contre le dessein manifestement decouvert de la monarchie universelle etc.), gründlich über den Haufen geſtoßen. — Sonſt hat noch ein ſogenannter **Ramus** auf dieſen Devolutionspunkt der Cron Spanien ſehr wohl geſchrieben, von welchem der franzöſiſche Geſandte, Mr. d'Ambrun, zu Madrid geſagt hat: „Es habe ſelbiger die Intereſſen der ſpaniſchen Cron allein defendirt, dahergegen ſein Prinzipal, der König in Frankreich, die Sache als das Haupt mit einer Hülfe von 60,000 Advocaten (Soldaten) vertrete." Vgl. „Das Entlarvte Frankreich p. 56. — Bei den Holländern hieß dies Recht: Verſterfrecht d. i. Anſterberecht, wonach auf den Todesfall eines der Eltern das Eigenthum der Güter des Ueberlebenden gleich auf die Kinder fällt, ſo daß dieſer bloß den Beſitz und Genuß ſolcher Güter behält.

29. **Und hat ſich nicht viel bedingt in Wegnehmung des Roux de St. Marſilly.** Das hier gedachte Ereigniß war, als Leibnitz ſchrieb, noch ganz neu. Roux de St. Marſilly, ein Hugenott, aus Rochelle gebürtig, durch Reiſen und Aufenthalt an verſchiedenen Höfen gebildet, war 1669 nach England gegangen, um dem Könige Carl II, damals noch Mitglied der Tripelallianz, Eröffnungen über angebliche geheime Abſichten des franzöſiſchen Hofes gegen die Proteſtanten zu machen. Er wurde zu einer Unterredung mit des Königs Bruder, dem Herzog von York, zugelaſſen, auf deſſen Veranlaſſung, wie es hieß, der franzöſiſche Geſandte, von Ruvigny, ein unbemerkter Zeuge des Geſpräches war. Dieſer berichtete darüber an

ſeinen Hof, und da man ſich in England der Perſon des Marſilly nicht bemächtigen konnte, ſo hob man ihn kurz darauf auf einer Reiſe durch die Schweiz an der Grenze des Canton Bern auf und brachte ihn nach Paris, wo er aber durch keine Mittel zur Entdeckung ſeiner Geheimniſſe gebracht werden konnte und zuletzt lebendig gerädert wurde. Bei dieſem das Völkerrecht verletzenden Gewaltſtreiche gab man allgemein dem engliſchen Miniſterium Verrath an jenem Edelmann Schuld. Es hieß, Carl II habe Marſilly nach Deutſchland geſandt, um die Höfe zum Beitritt zu der Tripelallianz anzulocken (wie ihn denn Leibnitz des Königs in England Miniſter nennt); ſeine Miniſter aber, welche die Allianz trennen wollten, hätten jenen an die Franzoſen verrathen. Das engliſche Miniſterium vertheidigte ſich gegen dieſen Vorwurf, indem es das Factum ableugnete, und verſicherte, der kaiſerliche Hof habe ſich Marſilly's zu verſchiedenen, Frankreich nachtheiligen Handlungen bedient, und deshalb ſei er in der Schweiz aufgehoben worden. (Nach Arlington, Lettres. Basnage II, 77. Univerſal-Lexicon.)

30. Ja es ſcheint, als ob die drei Miniſter u. ſ. w. Tellier (Franz Michael le) iſt hier der unter dem Namen Marquis von Louvois bekannte Staatsſekretair und Miniſter Ludwigs XIV, der älteſte Sohn des berühmten Kanzlers von Frankreich Michael le Tellier, welcher jenem im Jahr 1660 das Staats-Sekretariat des Kriegsweſens überließ, wozu er ſchon 1651 die Anwartſchaft erhielt. Louvois wurde 1668 General-Surintendant der Poſten und Großmeiſter der Couriers in Frankreich und fremden Ländern und bekleidete andere hohe Würden. Sein Antheil an dem Kriege von 1672 und den folgenden Kriegsjahren iſt bekannt. — Joh. Baptiſt Colbert, Marquis de Seignelay ꝛc., geb. 1619, war der Sohn eines Handelsmannes, und widmete ſich anfangs dem Stande ſeines Vaters, machte darauf den Sekretair bei verſchiedenen Advokaten, bis er zu dem Staatsminiſter le Tellier kam, welcher ihn dem Kardinal Mazarin überließ. Dieſer empfahl ihn 1661 bei ſeinem Tode dem Könige als den tüchtigſten Mann für die königlichen Finanzen, und er erhielt ſofort die Stelle des in dieſem Jahre in Ungnade gefallenen Nik. Fouquet. Ueber Lionne ſ. d. Einl. S. 31 und die Anm. zu 50.

32. Eigne Academieen der Künſtler. Colbert ſtiftete 1664 die Maler- und Bildhauerakademie in Paris, ſpäter die Akademie der Muſik, der Inſchriften, endlich 1666 die Akademie der Wiſſenſchaften.

33. Ueber Bezières in Polen ſ. Einleitung S. 81.

34. Der Rospiglioſi Exempel. — Die Execution der Piſaniſchen Traktate. Den 29. April 1670 beſtieg Aemilius Altiere als Clemens X den päbſtlichen Stuhl an die Stelle Clemens IX, ſeines Vorgängers, eines Julius Rospiglioſi. Conring ſchreibt an Beineburg vom 23. Mai (II. 292): Tandem aliquando' desiisse Cardinalium furiosas factiones (das Conclave hatte 6 Wochen gedauert) et prodiisse ex conclavi novum Clementem, gaudeo. Si enim is est, qui libro libra Cardinalium dicto Jo. Baptista Altieri audit, videtur promittere

bonum Principem ad exemplum Rospigliosi. Hier muß man noch weiter, auf Roſpiglioſi's Vorgänger, **Alexander VII**, aus dem Hauſe Chigi, zurückgehen, eines geſchwornen **Feindes der Franzoſen** und Ludwig XIV. Ihn zu kränken forderte letzterer durch ſeinen brutalen Geſandten, Crequi, unter andern, daß der Pabſt dem Herzog von **Parma** wegen des Herzogthums Caſtro und der Grafſchaft Ronciglioni, welche die päbſtliche Kammer pfandweiſe in Beſitz genommen hatte, Genugthuung leiſten ſollte. Darauf fielen die bekannten Unruhen in Rom zwiſchen der Leibwache des Pabſtes und den Leuten der franzöſiſchen Geſandtſchaft vor. Die dadurch entſtandenen Irrungen zu ſchlichten ſchickte der gedemüthigte Pabſt 1663 den Abt Raſponi mit Vollmachten nach **Parma**. In den hier geſchloſſenen Traktaten verſprach der Pabſt, die Einverleibung der Staaten Caſtro und Ronciglione in die päbſtliche Kammer zu widerrufen, und dem Herzoge von Parma eine achtjährige Friſt zur Auslöſung einzuräumen. Während indeß der übrige Vertrag treu vom Pabſt erfüllt wurde, kamen die Staaten des Herzogs von Parma nicht an ihn zurück. — Clemens IX kam den 20. Juni 1667 zur Regierung. Dieſer und ſeine Nepoten, die **Roſpiglioſi, Jacob, Felix, Johann Baptiſta**, welche ſich mehr oder weniger auszeichneten, waren franzöſiſch geſinnt. Der Pabſt vermittelte 1668 die Janſeniſtiſchen Händel in Frankreich, wie er auch den Frieden zwiſchen Spanien und Frankreich in Aachen befördern helfen wollte. Unter ihm ging Candia (1669) an die Türken verloren, worüber er aus Verdruß ſtarb. Sein Neffe **Jacob** leiſtete als Diplomat Dienſte an dem franzöſiſchen Hofe. **Felix** wurde unter Clemens X. 1673 Kardinal. **Johann Baptiſta** kaufte dem Herzog Ludoviſio das Herzogthum di Zagarolo nebſt andern Herrſchaften ab. (Allgem. Welth. XXXIX. 555. 558. Univerſal-Lexicon.)

39. **Friedrich III, König von Dänemark, hatte 1660 die Krone erblich und unumſchränkt gemacht.**

40. **Das zwiſchen England und Holland ohne die Tripelallianz apart eingegangene Bündniß.** „Den 23. Januar 1668 wurden im Haag drei unterſchiedliche, zu denſelben Traktaten gehörige Inſtrumente in höchſter und nöthiger Eile unterſchrieben, in deren erſtem ein immerwährendes Defenſiv-Verbündniß zwiſchen England und den verein. Staaten gegen jedermann gleich enthalten war" u. ſ. w. Monatl. Auszug 1700. 590.

42. **Die Kaiſerliche Krone zu affectiren.** Ein franzöſiſcher Schriftſteller, **Anton Aubery**, hatte (1667) herausgegeben: Des justes Pretensions du Roi sur l'Empire. Par le Sieur Aubery. Advocat au Parlament et aux conseils du Roi à Paris, avec Privilège du Roi. woraus Rühs (a. a. O. 135—140) einen Auszug giebt. „Das Buch machte großes Aufſehen; ſelbſt die deutſchen Fürſten fühlten ſich durch den Uebermuth, womit ſie behandelt waren, gekränkt und erhoben Klagen." Er kam zwar deshalb in die Baſtille, wurde jedoch bald befreit und erhielt eine anſehnliche Belohnung. Ebend.

Das weitausſehende Jus advocatiae. Bereits 1663 hatte indeß Ludwig XIV in einem Aufruf, den Leopold I zur Vertreibung der Türken an die Potentaten Europa's ergehen ließ, aus Eiferſucht jene Titel und Prärogativen tilgen laſſen. Flaſſan. III. 220.

48. Einmiſchung Frankreichs in Reichsangelegenheiten. Lüttich. 1669 wurde durch Frankreich ein Streit zwiſchen den Staaten und dem Churfürſten von Köln, als Biſchofs von Lüttich, wegen des beiden Gerichtsgebiets über die Herrſchaft und Schloß Rochette verholfen. — Von Münſter, Erfurt und dem Wildfangsrecht iſt oben abgehandelt. Ueber den Lüneburgiſchen Erbſchaftsſtreit ſ. den Lebenslauf des Churfürſten Ernſt Auguſt, Spittler, Geſchichte von Hannover II. 277 ff.

Nicht Manns-, ſondern Weibsvolk. Was die Agenten nicht vermochten, das geſchah, wie der Machiavellus Gallicus ſagt, „durch junge franzöſiſche Weiber, die man den Fürſten an den Hals henkt, um die Conſilia zu penetriren, Factiones zu machen, Alles in Unruhe zu ſetzen, oder wenigſtens, wenn es wohl abgeht, durch franzöſiſche Pracht und Muthwillen die Landkammer auszuleeren." Pfiſter V. 197.

49. Bis ſich die Pospolite Ruſſenie auch einmal aufſetzt. Ein aus der polniſchen Reichsverfaſſung bekanntes Inſtitut Pospolite ruszenie heißt Generalaufgebot (ban et arrière ban), und trat jedesmal ein, ſo oft ein Reichstag zerriſſen wurde, wofern nicht unmittelbar ein neuer Reichstag angeſetzt ward. So ſchreibt das Theatr. Europ. von dem letzten Reichstag, welcher in dieſem Jahre 1670 den 19. April zerriſſen worden: „Nach zweien Reichstagen hat man eine Convocation gegen den 29. Juni in Concilio geſchloſſen, worauf gegen den letzten September abermals ein Reichstag ausgeſchrieben werden ſolle; denn die Herren Senatores wie auch viel Andere Grandes hatten dem Könige zur Pospolite Ruſſenie aus gewiſſen Urſachen (ſ. Anm. zu I, 85) nicht rathen wollen." Späterhin heißt's: „Sie ſeyen uneins, indem einige eine Pospolite Ruſſenie, andere hingegen einen Reichstag begehren." In neueſter Zeit hat Kosciusko dies Inſtitut wieder zu heben geſucht.

50. Aehnlich dem Conſilio, ſo Mr. de Lionne in ſeinem Buch... Das Buch, worauf Leibnitz hinweiſt, führt folgenden Titel: Memoires de Monsieur de Lyonne au Roy interceptez par ceux de la Garnison de Lille la campagne passée, le Sr. Héron Courier du Cabinet les portant de l'Armée à Paris 1668, und ſteht im Diarium Europaeum pars XVI. Ein 1667 erſchienenes Buch: Les Pourtraits de la Cour pour le present, c'est à dire du Roy, des Princes et des Ministres d'Estat et autres enthält eine Charakteriſtik Lyonne's und eine deutliche Anſpielung auf deſſen aufgefangene Memoiren (er war bekanntlich 1657 mit Gramment Geſandter in Deutſchland): „Il est fort homme de bien et de conscience, et ne se veut servir d'aucune personne, qui ne soit vertueuse et bonne; quoyqu'il ayt eu le malheur ces jours passés d'avoir dans sa maison un Traistre et infidel à son maistre, au Roy et à l'Estat; mais il avoit été choisi par un de ses Commis et non par luy même et ayant decouvert que son

secret se produisoit aux Ambassadeurs estrangers, il l'a fait chastier selon ses merites — après l'avoir fait avouer, qu'il ne luy avoit jamais parlé. (bei Gruber I. 491—96, wo jedoch das Verſehen gemacht iſt, daß eine Stelle, wo Boineburg offenbar vom Könige Ludwig XIV redet, auf Lionne bezogen worden iſt. Die gelehrte Anmerkung Gruber's muß auf einen Satz weiter zurück (Rex regere negotia ipse orsus est feliciter, Lioneo exoliciis in solidum concreditis) bezogen werden.

51. **Was Frankreich gegen das Frühjahr vorhabe.** Hier täuſchte ſich Leibnitz mit vielen Zeitgenoſſen, welche den Ausbruch des Rachekriegs gegen Holland bereits im Frühjahr 1671 erwarteten, was wohl auch eingetroffen wäre, wenn die Bündniſſe gegen Holland damals zum Abſchluß reif geworden wären.

Ein ewiger Staatskrieg zwiſchen Holland und den Provinzen. Den Prinzen von Oranien von der Statthalterſchaft und andern Würden ſeiner Vorfahren auszuſchließen, bildete bekanntlich den Mittelpunkt der Politik des Rathspenſionairs de Witt, ſeit ſeiner Wahl im Jahr 1653. — „Was ehemals der Prinz Moritz dem Advokaten von Holland, Oldenbarneveld, vorgeworfen hatte, daß er aus Holland die allgemeinen Staaten machen wolle, konnte mit noch größerm Recht von de Witt geſagt werden" u. ſ. w. Allgem. Weltg. XXXV, 101.

52. **Daß man ihm die Miliz anvertraue.** In der That gelang es erſt nach vielen Schwierigkeiten, den Prinzen im November 1672 unter vielen Einſchränkungen zum Generalkapitän für den bevorſtehenden Feldzug zu ernennen.

53. **— laſſen alle Religionen zu.** Vgl. von Kampen II, 229. „Er (de Witt) verlangte die jetzt noch beſchränkte völlige Religionsfreiheit auch auf die Katholiken ausdehnen zu dürfen, die für ihren Kultus von den Amtleuten eigenmächtig beſtimmte Schatzungen bezahlen mußten. Noch war jedoch der Zeitgeiſt nicht genug vorgerückt, um dies öffentlich zu vergönnen. — Unter de Witt's Verwaltung hörte man von keiner Verfolgung einer einzigen Sekte; blos der Socinianismus war verboten."

54. **Die Schiffsmacht nicht allein bereits in guten, ſondern auch vollkommnen Stand.** Nach einer merkwürdigen politiſch-ſtatiſtiſchen Schrift zur Vertheidigung der de Wittſchen Ariſtokratie von ſeinem Vertrauten v. d. Hove (wohl aber auch zum Theil von ihm ſelbſt) gab es damals in Holland 3000 Fiſcherfahrzeuge in den Strömen und auf den Küſten, 800 zum Kabeljaufang in der Nordſee und 1600 Heringſchiffe, doch die Zahl aller Fahrzeuge, die zum Salzholen, Ueberbringen und zu den weitern Bedürfniſſen des Heringfangs und deſſen Handels gehörten, belief ſich auf 6400 und beſchäftigte 112,000 Seeleute. — Die Provinz Holland hatte damals 10,000 Kauffartheiſchiffe und 168,000 Seeleute. Faſt alle großen Schiffe für die Völker Europa's wurden in Holland gebaut." Van Kampen a. a. O. nach: Interest van Holland Bl. 13.

56. **Wegen der Belaſtung der Waaren.** Die franzöſi-

ſche Regierung hatte die nach Frankreich gehenden Waaren der Holländer theils verboten, theils mit übermäßigen Zöllen beſchwert, daher verboten 1671 die Staaten die Einfuhr gewiſſer franzöſiſcher Waaren oder belegten ſie mit Abgaben von 50 bis 100 Procent. Dies ward als Vorwand zum Kriege benutzt.

57. **Diejenigen nun, ſo Frankreich an Holland ſetzen kann.** Der Ausgang rechtfertigte meiſtentheils dieſe Combinationen. Der Churfürſt von **Köln** erklärte ſich beim Ausbruch des Krieges zwar zuerſt neutral, doch bald hernach für einen Feind der Staaten und vereinigte ſeine Truppen mit den Münſterſchen. **Rheinbergen** war der Vorwand, ungeachtet der Churfürſt durch einen den 11. Februar 1667 geſchloſſenen Vergleich den Holländern, wenigſtens ſtillſchweigend, den Beſitz davon gelaſſen hatte. Der Biſchof von **Münſter** erklärte dieſen den Krieg, unter dem Vorgeben, daß ſie die Befehlshaber in ſeinen Feſtungen zu beſtechen, ſeine Vorrathshäuſer zu verbrennen und in ſeinem Lande einen Aufſtand zu erregen geſucht hätten. Ernſt Auguſt, Biſchof von Osnabrück, blieb neutral; **Johann Friedrich** machte ſich 1671 anheiſchig, Ludwig XIV 10,000 Mann zu Hülfe zu ſchicken (Rühs 150). Nur der große Churfürſt von Brandenburg, ohnehin unzufrieden wegen der ihm verweigerten Räumung ſeiner Clevischen Städte, ſchloß am 26. April 1672 mit den Staaten ein Bündniß. (Allg. Weltb. XXXV, 139).

58. **Die jetzige Cölniſche Disputation.** Mehrere bedeutende Städte im Reich ſuchten in jener Periode, im Bewußtſein innerer Kraft und Macht, zu freien Reichsſtädten ſich zu erheben und lehnten ſich gegen ihre Oberherren auf; allein keiner gelang es, und manche verlor die Freiheiten, die ſie vordem hatte. Daher der liberal denkende **Boineburg** bei Gelegenheit der bald zu erwähnenden Unterwerfung Braunſchweigs (vom 15. Juni 1671. II. 1232) die Worte hinwarf: Urbibus aevum hoc per est inimicum. Von **Erfurt** handelten wir Einleitung S. 31, wie vorhin von **Münſter**. Aehnliches betraf Magdeburg. Ueber die Kölniſche Streitigkeit nun belehren wir uns aus Leibnitz's: Lebenslauf des Churfürſten Ernſt Auguſt. Den Verlauf der Sache erzählt Pfiſter (V, 45) in Kürze: „Aehnlicher Zwiſt, wie zu Münſter, beſtand zu Köln zwiſchen Churfürſt und Reichsſtadt. Da der niederländiſche Krieg bereits bevorſtand, unternahm die Stadt mit Unterſtützung der Holländer einen neuen Feſtungsbau, der Churfürſt hingegen begehrte franzöſiſche Hülfsvölker. Mit kaiſerlichen Kommiſſarien arbeitete (1671 Juni) der weſtphäliſche Kreis an einem Vergleich, dem der Biſchof von Münſter endlich die Richtung gab, daß die Stadt eine Beſatzung von weſtphäliſchen Kreistruppen ſtatt der Holländer einnahm und den Feſtungsbau einzuſtellen verſprach, ſobald der Grund und Boden als Eigenthum des Churfürſten anerkannt ſein würde (2. Jan. 1672). Die übrigen Streitigkeiten blieben an das Kammergericht verwieſen.“ Nach Leibnitz waren der Churfürſt von Mainz und die Herzöge von Braunſchweig-Lüneburg, Johann Friedrich und Biſchof Ernſt Auguſt die Vermittler.

Unterdeſſen dürfte die Stadt Braunſchweig ihrer Schweſter Cöln auf dem Fuße nachfolgen. S. Einleitung

S. 51 und die Anmerkung Leibnitzens auf dem Titel. Ferner den Lebenslauf des Churfürſten Ernſt Auguſt. Den 12. Juni huldigte die Stadt. Aus dem S. 51 erwähnten Manifeſte der Herzöge theilen wir folgende, den Geiſt der Zeit charakteriſirende Stelle mit: Diu est, ex quo civitas haec, numero atque opulentia civium ferociens, Domus Nostrae imperium excutere annixa est, et inprimis juvit improbum hoc conatum lis inter Majores Nostros, lineae Cellensis et Guelpherbytanae Duces de dominio et jurisdictione civitatis exorta. Ita enim factum, ut dum quaeque pars, sibi studens, alteram in jure suo exercendo expediret, civitas, paullatim obsequendi necessitate soluta, etiam ea usurpavit, quae Principum propria, nec a subditis attrectari citra nefas posse communi gentium bono placuit. Weiterhin heißt es: Nam nec illud dissimulandum, jam ab initio sic Nobis visum, cives ex diuturna illa licentia, tantum in Principis nomen odium et contemtum cepisse, ut nisi simul vis adhiberetur, illos ad debita subjectionis munia vocare velle, nihil aliud foret, ac jus suum auctoritatemque illorum ludibrio exponere. Nach Gruber wäre Gemma, wo nicht der Herzog Rudolph August von Braunſchweig ſelbſt der Verfaſſer dieſes Manifeſts geweſen.

Die Königliche Bibliothek von Hannover beſitzt einen Band von (21) meiſt deutſchen politiſchen Pamphlets aus dem Zeitraum von 1681 — 1689, unter dem Titel Varia ad Historiam Gallicam ab anno 1681 — 1689, welche indeß nur einen Theil dieſer ſehr zahlreichen Literatur ausmachen, von der man unter andern bei Rühs (Hiſtoriſche Entwickelung des Einfluſſes Frankreichs u. ſ. w.) ein Verzeichniß findet. In dieſem Bande jedoch zeichnet ſich vor allen übrigen eine Schrift aus, welche den Titel führt: „Der Allerchriſtlichſte Mars außgerüſtet von Germano Gallo-Graeco oder Schutzſchrift des Allerchriſtlichſten Königs Waffen wider die Chriſten.“ (Mit dem Motto:)

Auff, Teutſcher, auff, dein Heil ruht faſt auf ſchlechtem Fuß,
Auff, Teutſcher, heb, bedenk und mach den rechten Schluß.

Aus dem Frantzöſiſchen ins Teutſche überſetzet und gedruckt Im Jahr 1685 in 4. 52 S. Das Auffallende iſt nun, daß dieſe Schrift — dem großen Leibnitz zugeſchrieben wird; denn über den angenommenen Namen Germano Gallo-Graeco ſteht geſchrieben: Godofredo Guilelmo Leibnitio, woraus hervorgeht, daß der Schreiber dieſer Worte eine Uebereinſtimmung in den Anfangsbuchſtaben der Vornamen Leibnitzens mit dem Namen Germano Gallus — ſich dachte — (etwa wie in dem verſtellten Namen Georgius Ulicovius Lithuanus); endlich iſt von derſelben Feder am untern Rande des Titelblattes bemerkt: „Das franzöſiſche Exemplar iſt in 12 mo.

Unter Leibnitzens Namen iſt, wenn wir uns recht erinnern, dieſe Schrift auch in dem Cataloge der genannten Bibliothek aufgezeichnet.

Wenn nun auch das handſchriftliche Zeugniß eines Unbekannten keine hinreichende Autorität iſt, ſo wird es doch wenigſtens dienen, auf dieſe Schrift aufmerkſam zu werden; und es rechtfertigen, daß wir ihrer an dieſem Orte Erwähnung thun.

Es iſt nun gewiß merkwürdig, daß Leibnitz zweimal in ſeinen gedruckten Schriften und Briefen dieſer Schrift mit beſonderer Auszeichnung gedenkt, und zwar, das einmal des *franzöſiſchen Originals*, das andere mal der vor uns liegenden *deutſchen Ueberſetzung*.

Die erſte Stelle findet ſich in einem ſeiner Briefe an *Magliabechi* vom 16. Juli 1690, alſo während des Krieges mit Frankreich (Opp. V. 89):

Apud nos omnia perstrepunt libellis in Gallos, sed pauci leporem habent. *Duos* prae caeteris laudari video: *Fecialem Gallum* eruditum, sed vehementibus verbis affectum scribentis testantem; et *libellum lingua Gallica*, licet ab homine *Germano in negotiis publicis*, ut apparet, *versato* scriptum et in Batavis editum, cui titulus: *Mars très Chretien*. — Scio vestrates improbare hanc nostrorum vehementiam in dicendo, sed si hic essent (hoc est si tecta et agri eorum urerentur) aliter credo sentirent: et nunc, vel exemplo Sabaudiae, intelligere possunt, quid sit Gallum vicinum habere. —

Die andere Stelle findet ſich in einem im nächſten Bande dieſer Schriften mitzutheilenden, deutſchen Aufſatze, nämlich einer Kritik des in Holland erſchienenen „*Lebens des Père la Chaiſe*, in *Tenzels* Monatl. Unterredungen von 1691. S. 1110. Leibnitz nimmt den Verfaſſer dieſes Buches, welches eine Menge Fabeln gegen jenen berühmten Beichtvater Ludwigs XIV. enthält, ſcharf durch, und ſchließt mit folgender allgemeiner Betrachtung: — „Es iſt gewiß eine große Kühnheit, daß ſolche Leute ſich dergleichen in öffentlichen Druck zu geben unterfangen und ſo wenig Reſpekt vor der Wahrheit und dem Leſer haben.“ — — „Zwar daß man nicht nur mit dem Degen ficht, ſondern auch die Schärfe einer wohlgeſpitzten Feder brauchet, iſt wohl und gut; allein es muß Art haben, ſo doch bei wenig Büchern, die über die Staatsgeſchäfte und gegenwärtige Läufte herauskommen, zu ſpüren. Denn faſt nur allein diejenigen daran ſchreiben, die nichts davon wiſſen, und ſiehet man jetzo unter den Scribenten keinen Liſola noch Verjus mehr. Doch *will ich ausnehmen*: die „Anmerkungen über des Rebenaks Rede, den *Martem Christianissimum*“ — (folgen noch drei andere) und einige wenige andere, *daraus noch etwas zu lernen*.

Das franzöſiſche Exemplar, welches der Urheber der Bezeichnung: Godofredo Guilelmo Leibnitio mit der deutſchen Ueberſetzung zugleich kannte, haben wir uns leider nicht verſchaffen können; auch die Ueberſetzung gehört zu den größten Seltenheiten und nur der unermüdlichen Gefälligkeit des Herrn Archivrath Pertz, welcher das Exemplar der Königlichen Bibliothek in Hannover mir hieher (nach Berlin) überſandte, danke ich eine nähere Einſicht in daſſelbe.

Ich lerne vor Allem aus der Schreibart des deutſchen Ueberſetzers, daß es *nicht Leibnitz ſelbſt* geweſen ſein kann, der, im Fall er Autor des franzöſiſchen Originals geweſen ſein mag, auch die Ueberſetzung anfertigte. Die Frage hat alſo ein eigentlich kritiſches Intereſſe lediglich bei dem Original, dem Mars très Chretien in 12mo.

Nachdem aber ſcheue ich nicht zu bekennen, daß die Angabe, obſchon von unbekannter Hand,*) auf dem Titel der deutſchen Ueberſetzung in dem uns vorliegenden Exemplar viel für ſich hat, daß nämlich kein anderer, als Leibnitz, Verfaſſer des Mars très chretien geweſen iſt, und zwar aus folgenden Gründen:

1. Der Verfaſſer war, laut Leibnitz (an Magliabechi) ein Deutſcher, und zwar ein in den Geſchäften wohlbewanderter Mann. Der Mars très Chretien erſchien noch vor dem Jahre 1683, nämlich vor dem Entſatze Wiens durch den König von Polen, welches die Vorrede des Druckers, aus innern Gründen, richtig angiebt: „Die deutſchen Staatsmänner und Gelehrten um das Jahr 1683, welche im Stande geweſen wären, ein franzöſiſches Buch zu ſchreiben, waren gewiß zu zählen; und wenn man uns fragt, welcher deutſche Gelehrte, Philoſoph und Juriſt damals außer Leibnitz das Buch hätte ſchreiben können, ſo bekennen wir offen unſere Unwiſſenheit.“ Wir erinnern an das in der Einleitung über den Gegenſatz von Conring und Leibnitz Vorgetragene; wenn Conring, welcher 1681 ſtarb, nicht einmal franzöſiſch leſen konnte, wie ſollte ein anderer, geringerer Gelehrter als er, außer Leibnitz, gar franzöſiſch geſchrieben haben? Leibnitzen aber war 1679 dies Idiom ſo geläufig, daß er es lieber als lateiniſch brauchte. Dazu kommt

2. daß der Verfaſſer kein gewöhnlicher, ebenhin raiſonnirender oder leidenſchaftlicher Publiciſt, ſondern ein gründlicher Kenner der alten Philoſophie, namentlich des Plato, und überhaupt ein feiner, witziger Kopf iſt, welches ſelbſt durch die ein wenig zu derb und unbeholfen lautende deutſche Ueberſetzung nicht verwiſcht werden konnte. Das Büchlein iſt nemlich ein ſatyriſcher und ironiſcher Beweis, daß alle Handlungen Ludwigs XIV. gerecht ſeien, weil er ſelbſt der abſolut Gerechte und Großmächtigſte ſei, deſſen Handlungen eo ipso gerecht wären; und der Verfaſſer citirt das bekannte Wort des Sophiſten Thraſymachus (Thratimacus ſteht zwar, doch offenbar entweder durch abſichtliche Verdrehung oder einen Druckfehler) in der Republik des Plato: Justum est Potentiori utile. (S. 12). (Hier fällt mir ein, daß Leibnitz in ſeiner Disputatio Arithmetica de Complexionibus von 1666 unter den Corollaria IV. 2. dieſes Wort des Thraſymachus vertheidigt: „Non inepte dicit Thrasymachus apud Platonem de Republ. Lib. 1. Fol. 379. Justum esse Potentiori utile etc. (Opp. III. 10). Nun iſt es bekannt, daß damals Plato ziemlich allgemein ungekannt, vergeſſen und verachtet war; und daß in dieſem ganzen Zeitalter eigentlich nur Ein

---

*) Unter den verſchiedenen Handſchriften ehemaliger Bibliothekare und Sekretaire, welche mir in der königl. Bibliothek von Hannover vor Augen gekommen ſind, ſcheinen mir die Schriftzüge auf dem Buche in Rede mit der Handſchrift des ehemaligen Sekretairs Barning die meiſte Aehnlichkeit zu haben.

Philoſoph war, der den Plato nach den Quellen kannte, liebte und gegen ſeine Verächter vertheidigte — nemlich Leibnitz!

3 Die Schrift beginnt mit einer Sentenz, welche man in Leibnitzens Schriften nicht ſelten antrifft, ich ſetze ſie nach der Ueberſetzung her: „Alldieweilen man gemeiniglich mehr auf das Eigene, als gemeine Beſte und mehr auf das Gegenwärtige, als Zukünftige zu ſchauen pflegt, ſo habe mich um ſo weniger verwundert, Leute gefunden zu haben, welche der Kirchen Heil auf Frankreichs Wachsthume ruhen ſehen, und mehr auf ihrer gnädigſten Herrn Sondernutz als einer ganzen Völkerſchaft oder des Chriſtenthums gemeiner Wohlfahrt Acht haben u. ſ. w.

Es wäre unnöthig, eine Schrift dem Inhalte und der Behandlung nach rühmen zu wollen, nachdem Leibnitz ſie mit ſo ſichtbarem Intereſſe gelobt und eine ſo genaue Bekanntſchaft von ihrem Verfaſſer an den Tag gelegt hat. Darum ſchon verdiente der Mars Chrétien hervorgeſucht und der Vergeſſenheit entriſſen zu werden, weil er Leibnitzens Beifall in ſo hohem Grade hatte.

— Hätte aber Leibnitz ſich als Verfaſſer nicht auf dem Titel nennen ſollen? Dieſe Frage wird Niemand im Ernſte aufwerfen. Er hätte dann unter hundert und mehr Schriftſtellern eine Ausnahme machen müſſen: eine Unklugheit, die man einem Leibnitz am wenigſten zumuthen wird. Leibnitz ſah es ſogar ungern, wenn man ihn öffentlich als Verfaſſer der Schrift De jure Suprematus nannte: einer Schrift, welche lange in Deutſchland Autorität behielt. Er ſchrieb an einen Gelehrten (Ludovici I. 134): „Interim ut Libri de Suprematu expressam mentionem facias aut ut mihi eam tribuas nihil necesse est.“ Ja ſogar in der Abhandlung, betreffend dasjenige, was nach heutigem Völkerrecht zu einem König erfordert wird (Monatl. Auszug 1701, Auguſt 40) beruft er ſich auf ſich ſelbſt als Anonymus und „den Autor de suprematu.“ Aber, könnte man einwenden, Leibnitz lobt ſich ſelbſt in dem Briefe an Magliabechi — warum durfte er es nicht thun? Eine ſchlagende Parallele liefert mir ein ungedruckter Brief Leibnitzens an Conring vom 3. Jan. 1628, kurz nach dem Erſcheinen jenes Buches: De jure Suprematus Leibnitz will Conringen über das Buch ausholen und deshalb kritiſirt er ſich hier ſelbſt ſo objektiv, daß, wenn man nicht beſtimmt wüßte, kein Anderer als Leibnitz ſei der Verfaſſer dieſes Buches, man durch dieſe Stelle wenigſtens zweifelhaft werden könnte. Denn nachdem Leibnitz den Inhalt angegeben, fährt er fort: „Mihi in hoc libello illud ipsum placet, quod monstrat, Principes nostros nihilo inferiores haberi Principibus Italiae, quorum Legatis hoc, quod in quaestione est, etiam a Regiis concedi exemplis confirmet. Multa alia in hoc libello non contemnenda animadverto, sunt tamen et alia, crepera nonnihil et dubitationi obnoxia.“ Dieſe merkwürdige Stelle wird bei unſrer Kritik Leibnitzens noch künftig ihre Wirkung üben müſſen. —

Vorläufig halten wir uns an Thatſachen, 1) daß der Mars très Chrétien allgemeine Aufmerkſamkeit erregte, 2) daß Leibnitz das Büchlein durch ſeinen beſondern Beifall auszeichnete und 3) daß es ihm von Gelehrten und Politikern beigelegt worden ſein muß. Das Original und weitere Forſchung dürfte mit der Zeit zu beſtimmteren Reſultaten führen.

Bedenken über die Mängel des Juſtiz-Weſens.

„Der verſtändige Octavius Piſani.“ Ueber dieſen Rechtsgelehrten giebt Struve (Bibl. Juris selecta p. 260) folgende dürftige Auskunft: Octavius Pisani breviorem viam ad decisionem praescribit in Lycurgo suo, qui italice editus primum, post germanice versus prodiit Sulzbaci 1666. in quem dein commentatus est Hermann. Hoffmannus 1669. Der Titel des Buches heißt bei Jöcher: Lycurgus seu leges promptam justitiam promoventes. Wer das Buch ins Deutſche überſetzt, wenigſtens neu herausgegeben habe, erfahren wir durch Leibnitz: es war Franz von Helmont der jüngere. (Opp. V, 43.) „Ce fut lui qui fit réimprimer le Lycurgus d'Ottavio Pisani, qui avoit donné des avis au public sur la manière d'abréger les procès. Derſelbe italieniſche Rechtsgelehrte findet ſich noch einmal bei Leibnitz in einem Kapitel, wo man ihn nicht ſuchen würde, nemlich in den Nouveaux Essays sur l'entendement humain (ed. Raspe), chap. 33. De l'Association des Idées. (p. 229). Dieſe Stelle findet hier noch einen Platz. „Un premier Ministre, qui portoit dans la cour de son maitre le nom de Président, se trouva offensé par le titre du livre d'Ottavio Pisani, nommé Lycurgue et fit écrire contre ce livre, parceque l'Auteur, en parlant des officiers de justice, qu'il croyoit superflus, avoit nommé aussi les Présidens, et quoique ce terme dans la personne de ce Ministre signifiât toute autre chose, il avoit tellement attaché le mot à sa personne, qu'il était blessé dans ce mot.“ — Dieſe Stellen thun dar, welch allgemeine Aufmerkſamkeit jener Schriftſteller unter den Zeitgenoſſen erregt haben müſſe.

Lebenslauf des Churfürſten Ernſt Auguſt.

Es wird anziehend ſein, die Schilderung, welche Leibnitz von der Perſönlichkeit dieſes Fürſten giebt, mit der eines ſeiner vertrauteſten Diener, eines Herrn von Ilten, zu vergleichen, wie ſie Feder aus deſſen handſchriftlich vorhandener Lebensgeſchichte mittheilt (Churfürſtin Sophie S. 14—15): „Sein Aeußeres war einnehmend und flößte Ehrfurcht ein. Galant und freigebig wußte er das ſchöne Geſchlecht leicht zu gewinnen. Er war muthvoll im Kriege, thätig bei den Regierungsgeſchäften, und glücklich in den Staatsangelegenheiten, weil er die rechten Männer dazu brauchte und auch kein Geld ſparte, wenn ſie dadurch in Gang gebracht oder erleichtert werden konnten. Seine Freigebigkeit bewies er auch gegen die, ſo in ſeinen Dienſten ſtanden, oft ganz in Geheim; überhaupt aber Liebe und Anhänglichkeit, ohne doch zu vertraut mit ihnen zu werden. In ſeiner Familie wußte er ſich Ehrfurcht und Gehorſam zu verſchaffen. Ohnerachtet des großen Aufwandes, den ſein Hofſtaat und ſeine Reiſen verurſachten, hinterließ er doch ſeine Finanzen und ſein Land in einem weit beſſern Zuſtande, als er es gefunden hatte." —

Schreiben an Gabriel Wagner.

„Placcius, berühmter JCtus in Hamburg." Vincentius Placcius war geboren zu Hamburg d. 4. Febr. 1642. Sein Vater, Johann Placcius, ſtarb 1656 als Doctor der Medicin und Stadtphyſikus daſelbſt. Er beſuchte deutſche, italiäniſche, franzöſiſche und niederländiſche Univerſitäten. Zu Padua wurde er 1664 bei der deutſchen Nation Bibliothekar und erlangte dort noch höhere Würden. Seit 1667 practicirte er in Hamburg, ward dann 1675 Profeſſor der Moral und Beredſamkeit und ſtarb 1699. Sein Werk: Theatrum Pseudonymorum et Anonymorum gab Fabricius 1708 heraus. Leibnitz knüpfte ſchon von Paris aus mit ihm Verbindungen an (vergl. oben S. 48), wie ſein Briefwechſel mit ihm, Opp. VI. 3—84 vom Jahre 1676 bis 1697 beweiſt. Die Briefe Leibnitzens an ihn aus dem Jahre 1696. — da er an Wagner nach Hamburg ſchrieb — gehören zu den anziehendſten; ſie handeln von Volksſchulen und Volksunterricht. Des Wagner wird jedoch nirgends gedacht.

„Des Horatius: nichts zu bewundern." Ueber das nil admirari des Horaz ſpricht ſich Leibnitz ſpäter, vom 2. Juli 1715 (an Seb. Kortholt Opp. V. 330) folgendermaßen aus:

In versum Horatii:
Nil admirari prope res est una, Numici
Solaque, quae possit facere et servare beatum —

nuper quidam in nescio qua Ephemeride commentatus est, insultatque Horatii interpretibus, quod non animadverterint, hoc Epicureum esse et in eo latere dogma Epicuri, omnia casu fieri, adeoque nihil in mundo esse dignum admiratione; quae satis stulta sententia est; et praefero Aristotelis doctrinam, admirationem laudantis, fontem Philosophiae. Legi in quodam itinerario, barbaros nescio cujus insulae australis, stupidissimos merito habitos, quod nihil rerum nostrarum essent admirati.

„Jungium halte ich überaus hoch." Dieſes hamburgiſchen Gelehrten wird von Leibnitz in ſeinen Briefen vielfach gedacht. Ich führe nur eine Stelle aus einem Briefe an Placcius vom 25. Juni 1695 (VI. 54) an: Raro postuma recte eduntur, quod vel exemplo vides schedarum Jungianarum, quas plerasque interiisse irreparabili jactura magnopere doleo. Fac mihi quaeso hanc gratiam, ut cures indiculum eorum, quae supersunt, pro me transscribi: qualescunque enim tanti viri reliquiae non spernendas censeo. Duo maxime servata vellem, quae ad physicam et quae ad mathesin specialem pertinent. Logicae quoque accessiones periisse valde nollem: etsi sperem pro bona parte repertum iri in logicis notatis Vogelianis et Vogetianis, quae fortasse apud vos supersunt. In mathematicis quoque abstractioribus scio magnum fuisse Jungium, sed repertis ejus in eo genere facilius carere putem. quod nunc multo longius provecti sumus; quamquam non dubitem, non pauca in illis quoque aureola esse aut fuisse: Stellen über **Felden** zeigt das Sachregiſter zum 6. Bande der Opp. Omn. Leibnitz.

Unvorgreifliche Gedanken.

Aus Gerhard Meiers Anmerkungen zu dieſem Aufſatze wollen wir hier diejenigen nachtragen, welche Leibnitz durch Gegenbemerkungen am Rande ausgezeichnet hat. Zu §. 32. bemerkt Meier, das Niederſächſiſche wäre die Mutter des Oberdeutſchen, daher man nicht ſchreiben und ſprechen dürfe **ein Thor** (porta) ſondern eine **Dör**, als herſtammend von **dor** (per). **Leibnitz**: „Sed d et th facile permutantur, nam et Graecis θύρα est Thüre, janua, porta.“ — Ferner bemerkt Meier: Talia occurrunt passim, ita v. g. Spate Lex. 681. rubrica **Bargegeld**, pretium pro bonis naufragorum, addit: melius diceretur **borgegelt** a **borgen** conservare, custodire. Respondeo: hoc fit, quia Spate radicem vult ad dialectum suam referre, quae exstat in nostro Sassonico. Nos enim dicimus **bargegelt**, nempe a **bargen**, defendere, **verbargen**, tueri. **Leibnitz**: „Res ad idem redit.“

Zu §. 43. Meier ſtimmt Leibnitz bei, und bemerkt: Verum enim res haec a nemine penetrari potest, nisi qui juxta principia mea indagaverit: juxta quae **abacus**, **amygdalum**, **adamas** etc. facile ad nostra vocabula reducuntur. **Leibnitz**: „Ego hic nonnihil haereo.“

Zu §. 45. Aborigines, id est, indigetes, sed certarum aliarum gentium parentes. Leibnitz: „Mihi **Aborigines** sunt, non qui originibus carent, sed quos aliunde venisse nulla memoria est.“

Zu §. 49. Adducis consonam w inque ea vim etymorum ponis, nempe notare posse motum aliquem et spirationem lenem. Respondeo: consona w proprie non pertinet ad essentiam vocum; hinc ab aliis populis omittitur, ab aliis praeponitur. Leibnitz: „Etiam radicales literae saepe ab iis omittuntur, qui eas commode pronuntiare non possunt.“ Quando vero praefigitur notat aliquam vehementiam, ut in **Wetern**, **Werold**; et in eo distinguitur a **Van** quod w notet, quid asperius. Huc pertinet **Wrake**, **wrangen**, **wringen**. Item vox irati et actio ejus pro **rake** vindicta, **reken**, **Wrake**, **Wreken**. Leibnitz: „Vehementia hic est ab adjecta litera canina.“ Patet idem in vocibus **Werre**, **gewerrel**, **gewèl** tumultus, **verwarren**, turbare. **Warwelwind**, ventus impetuosior. **Leibnitz**: „Hic litera w non vehementiam indicat, sed flexum, involutionem, motum circularem.“

Endlich: Quaeritur porro, an de rotundiori circumvolutione, mundo universo quicquam applicari; an mundus universus, qualenus compages est et systema universitatis creatae, id est, coeli et terrae, dici possit rotunde globi in modum circumgyrari, et an hoc veteribus creditum sit? **Leibnitz**: „**Welt** non solet nobis semper accipi de universo, sed saepe de globo terrarum. Caeterum fateor, mihi sententiam Meierianam, Welt, Wereld proprie esse seculum et dici a durando, wören, non displicere.“ — Hiemit vergleiche man eine Stelle aus Leibnitzens Briefe an Hiob Ludolf vom 28. Dec. 1697. Opp. VI. 2. 178.

§. 44. gedenkt Leibnitz der Anſicht Elichmanns, welcher die deutſche Sprache im Perſiſchen wiedergefunden, ſtellt ſie aber in Frage. Mit größerer Zurückhaltung ſpricht er aber ſeinen Zweifel dagegen aus gegen Ludolf (vom 21. März 1695. Opp. VI. 121): Putabam Salmasii et aliorum testimonio magnam esse cognationem linguae Germanicae et Persicae; sed cum aliquando Gazophylacium Persicum inspexissem, spe pauciora reperi, quae faverent; oportet ergo, cognationem illam magis, ut saepe fit, in occulto latere, non facile nisi Elichmanno et similibus interiora linguae doctis apparituram.“ Folgender Satz, der ſich unter ſeinen Aphorismen (ib. 299) findet, muß daher aus einer frühern Zeit herrühren: Lingua Persica plurimum e Germanica habet. Integri versus Persice scribi possunt, quos Germanus intelligat. Hiezu bemerkt Leibnitz: Voluit Elichmannus, medicus, qui diu in Persia vixerat, integrum opus scribere „de affinitate linguae Persicae et Germanicae“ teste Salmasio etc. Mit Hülfe des Sanskrit iſt dieſe Verwandtſchaft heutzutage durch den Scharfſinn eines Bopp zur Thatſache erhoben.

Hätte Leibnitz das Sanskrit gekannt, wodurch die Etymologie erſt den Anfang zur Wiſſenſchaft in dieſem Jahrhundert gewonnen hat, ſo würde er hier bis an die Grenzen der Forſchung gedrungen ſein; wenigſtens hatte er den Begriff der Etymologie in echt wiſſenſchaftlicher Form aufgefaßt, wie folgende Stelle über das Hebräiſche, als Urſprache, beweiſen wird (an Tenzel. Opp. VI. 232): Linguam Hebraicam primigenam dicere idem est ac dicere truncos arborum esse primigenos, seu regionem dari, ubi trunci pro arboribus nascantur. Talia fingi possunt, sed non conveniunt legibus naturae et harmoniae rerum, id est, sapientiae divinae, scilicet homines de Deo non satis pro dignitate sentire assueti, facile quidvis ei tribuunt. Illud tantum quaeri cum ratione potest, „an lingua Hebraea cum cognatis sit origini vicinior, quam caeterae, et fontium verorum retinentior.“ Semper judicavi ad Hebraeam recte noscendam necessario adhibendas esse Syriacam et Arabicam, sed ex omnibus tamen conjunctis non puto radices exsculptum iri cohaerentes inter se et rationem significatus ostendentes, quod linguae primigenae criterion haberi debet. Si lingua primaeva adhuc tempore Mosis extitit, unde quaeso Egyptiaca nata est? Linguae naturaliter corrumpuntur. Graeca lingua, diutissime conservata per eruditos, post Heraclii tempora valde corrupta.

Berichtigungen.

In der Einleitung zu den Schriften aus der Jugendperiode (S. 9—10) iſt des Familienverhältniſſes Leibnitzens mit der Familie Leibitz in Nürnberg, aber blos des Juſtus Jacob Leibnitz gedacht. Es hätte aber zugleich auch ſeines (des Juſtus Jacob) Sohnes, Johann Jacob Leibnitz Erwähnung geſchehen müſſen, indem der dort angezogene Brief aus Stockholm von letzterm, nicht Juſtus Jacob, ſeinem Vater herrührt, welcher durch Verſehen mit ſeinem Sohne verwechſelt worden iſt. Der Vater, Juſtus Jacob, kam nicht aus Nürnberg und ſtarb ſchon 1683. Sein Sohn aber ging nach Leibnitzens Zeiten von Nürnberg nach Eßlingen als Paſtor, wurde ſpäter Doctor der Theologie in Tübingen und kam endlich nach Stockholm als Oberaufſeher der dortigen deutſchen Kirchen, wo er auch geſtorben iſt. (S. Univerſal-Lexicon, wo die Angabe „er ſtarb um 1700" durch den ungedruckten Brief von 1703 widerlegt wird.)

S. 79 iſt das Todesjahr Grubers zu berichtigen. Er ſtarb nicht 1749, ſondern 1748.

S. 97. Anmerk. 3. 4. iſt **Eckhard** ein Druckfehler; es ſollte **Eckhart** heißen.

Berlin, gedruckt bei Julius Sittenfeld.
Burg-Straße No. 25.

Leibnitz's
Deutsche Schriften.

Herausgegeben

von

Dr. G. E. Guhrauer.

Zweiter Band.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Berlin:
Verlag von Veit und Comp.

1840.

1744

Seiner Excellenz

dem

Königl. Wirklichen Geheimen Rath und Kammerherrn,

Herrn

Freiherrn Alexander von Humboldt

ehrfurchtsvoll zugeeignet.

Als ich in Paris die Ehre hatte, Ew. Excellenz meine Aufwartung zu machen, wo Sie mich durch erneuerte Zeichen aufmunternder Theilnahme an meinen Beſtrebungen beglückten, und bereichert mit Winken zu fruchtbarer Benutzung meiner damaligen Lage entließen, nahm ich den ſtillen Wunſch mit, Ihnen meine Ehrfurcht und meinen Dank öffentlich ausdrücken zu können. Ich wünſchte, ſobald ich dazu käme, das gegenwärtige Werk plangemäß zu ergänzen, Ihrem Namen denjenigen zu verbinden, welcher die Reihe der großen Männer, auf denen unſer Vaterland, wie auf lebendigen Säulen, ruht, eröffnet: den Namen Leibnitzens. Ich beeile mich, es auszuſprechen: *Leibnitzens wegen!* Denn jedesmal iſt dem Leben das Pfand der Unſterblichkeit anvertraut; mit der Nachwelt wächſt oder nimmt ſie ab; in allen Krümmungen, welchen der menſchliche Geiſt in ſeiner Fortbewegung ausgeſetzt iſt, geht ein Name den Strom der Zeit hinab. Daher eile man mit den Monumenten, wenn eine Generation von ihren Führern Licht genug erhält, um auch in den unterirdiſchen Gängen der Geſchichte ſich zu finden, und durch die innerſte Wärme ihr das eigene Leben einzuhauchen: glücklich, daß unſre Zeit dafür geſchaffen iſt! Denn, welch große Geſtalten auch aus der Vergangenheit heraufragen, welch große Ereigniſſe vormals die beſtehenden Schranken durchbrochen oder überfluthet haben: die heut Lebenden haben die größten Ereigniſſe, haben die größten Geſtalten vorbeiziehen ſehen; ſie ſind ſtrenge Richter!.. Friedrich dem Großen winkt Napoleon. Und Leibnitzens Ruhm beſteht darauf, daß die geiſtigen Führer unſrer Zeit ihm die Größe zuſprechen: — da ſonſt andere fertig ſind, ſie ihm abzuſprechen. Indem Ew. Excellenz mir geſtatten, Ihren Namen dieſem Bande vorzuſetzen, zeigen Sie, daß Sie auch einen Stein zu dem Monumente des großen Mannes nicht verachten.

Es iſt ein einziger Moment. Wir begehen diesmal die Sekularfeier der Thronbeſteigung Friedrichs des Großen, welcher ſelbſt ja die Thronbeſteigung des großen Kurfürſten gefeiert hat; und wie dieſe Ereigniſſe an die höchſten und heiligſten Intereſſen unſerer Lande, die der Religion, Humanität und Cultur anſchlagen, trift es ſich, daß auch das Sekularfeſt der Buchdruckerkunſt, dieſer Aera der neuern Geſchichte, bei uns, wie aller Orten in Deutſchland gefeiert wird. Eines davon wäre genug geweſen, den Patrioten, den Menſchenfreund zu erheben: und iſt auch das Zuſammentreffen hiſtoriſch ein zufälliges, ſo wird beides durch die Idee im innigſten auf einander bezogen. Und dieſer Idee wegen freut es mich, daß dieſer Band, welcher von dem erſten durch einen mehrjährigen Zeitraum auseinander ſteht, darum nur verſpätet worden zu ſein ſcheint, um, durch den eigenthümlichen Inhalt ſeiner Schriften, als eine großartige Beſtätigung unſers Jubels, als der Gruß und Zuruf eines Unſterblichen zu ſprechen!

Der Stamm dieſer Schriften hat eine ausſchließliche Beziehung zu der Geſchichte des preußiſchen Königs-Hauſes und Volkes: deſſen Erhebung in den Rang der europäiſchen Reiche fiel in einen Wendepunkt der Geſchichte Europa's und Deutſchland; und Leibnitz, mit ſeinem Seherblick, ſchloß ſich mit einer Begeiſterung an das junge Königshaus, welche an ſeiner perſönlichen Stellung zum Hofe, vorzüglich zu der erlauchten Königin Sophie Charlotte, zwar ihren Halt, in den höchſten Ideen und Hoffnungen aber ihre Quelle hatte; Ideen, Hoffnungen, welche das Jahrhundert Friedrichs des Großen, und die Mitwelt unter der glorreichen Regierung unſers Königs, nach und nach ſich hat erfüllen ſehen.

Welchem Preußen, welchem Deutſchen endlich ſollte das Andenken des großen Leibnitz nicht theuer bleiben? Binnen hier und einigen Jahren erleben wir die zweite Sekularfeier ſeines Geburtstags. Wie ſchön, wenn unterdeſſen an ein des großen Mannes und der Nation würdiges Monument gedacht würde: jenes monumentum aere perennius aber, eine kritiſche Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke. Es wäre der Augenblick, Europa zu beweiſen, daß auch unſer Land auf ſeine Großen ſtolz und eiferſüchtig ſei. Erlauben Sie mir, ein Wort aus der Denkſchrift: „Ideen zu einer künftigen kritiſchen Geſammtausgabe der Werke von Leibniz," welche ich vor Kurzem an die Königliche Academie der Wiſſenſchaften zu richten die Ehre hatte, zu wiederholen: „Ein jeder, ſagte ich, da ich von den Urſachen einer ſo empfindlichen und ſchreienden Lücke in der National-, ja in der Weltliteratur handelte, ein jeder, welcher ſich in dem Gefühle des Ganzen weiß, iſt gehoben in einer aus der Nation hervorgegangenen und hervorragenden Größe. Es iſt ein gegenſeitiges Heben und Tragen zwiſchen der Nation und ihren Großen; und das Monument, das ſie ihnen ſetzt, ſetzt ſie ſich ſelbſt!" —

Ew. Excellenz, welche jedem Streben in dieſem Geiſte Ihre Aufmunterung und Unterſtützung angedeihen laſſen, bereiten dadurch die Reſultate ſchon vor.... mir aber wird es hier geſtattet ſein, den eigenen, perſönlichen Ausdruck der Ehrfurcht und des Dankes niederzulegen.

Berlin im April 1840.

G. E. Guhrauer.

Inhalt des zweiten Bandes.*)

Nachtrag zu den Schriften aus der Jugendperiode.

Vorwort.
Troſtſchreiben an die Baronin von Boineburg über den Tod ihres Gemahls. (1672). S. 14.
Auszug eines Schreibens aus Paris über die Studien und die Ausführung des jungen Baron Philipp Wilhelm von Boineburg. (1673). S. 16.
Denkſchrift an die Baronin von Boineburg. (1674). S. 20.
Aus einem Schreiben Leibnitzens an ſeinen Bruder M. Johann Friedrich in Leipzig. (1675). S. 24.

Nachtrag zu den Schriften aus der mittlern Periode.

Vorwort.
*Von dem höchſten Gute S. 35.
*Von dem Verhängniſſe. S. 48.

Schriften der höhern Periode.

Briefwechſel zwiſchen dem Berliniſchen Hofprediger D. E. Jablonski und Leibnitz über die Union der Proteſtanten und über die Errichtung der Königlichen Societät der Wiſſenſchaften.

Einleitung.
Der Briefwechſel S. 78.

Beilagen zu vorſtehendem Briefwechſel.

Ueber das donum perseverantiae S. 212.
Anmerkungen über ein Büchlein genannt: Pacifici Verini Bedenken über die Vereinigung der Evangeliſchen und Reformirten. 1700. S. 244.
H. L. Benthem an Leibnitz, mit des letztern Antwort. S. 251.
Kurze Anmerkungen über die Schrift: Das einzige wahre Mittel zur Vereinigung der beyden evangeliſchen Religionen in Teutſchland. 1702. S. 254.
Anmerkungen über das Arcanum Regium. 1703. S. 255.
Anmerkungen über die Schrift: Entwurf evangeliſcher und ſehr leichter Mittel zur Vereinigung der Proteſtanten. 1703. S. 258.
Vorſchlag für die Wiedereinführung der alten Kirchen-Hierarchie. 1701. S. 259.

---

*) Der Inhalt des erſten Bandes befindet ſich daſelbſt vor den Beilagen.

Unpartheiliſches Urtheil von dem Nutzen, welchen die Evangeliſch-Lutheriſchen von der Vereinigung mit den Reformirten zu erwarten haben u. ſ. w. von Molanus und Leibniz. (Fragment). 1701. S. 263.
Denkſchrift über die Errichtung einer Churfürſtlichen Societät der Wiſſenſchaften. 1700. S. 267.
Andere Denkſchrift. 1700. S. 272.
Einige Vorſchläge pro fundo Societatis Scientiarum. S. 278.
Entwurf eines Chur-Brandenburgiſchen Befehls, weshalb der Societät der Wiſſenſchaften frey ſtehen ſoll, ein oder mehrere Lotterien ohne oder in ihrem Namen anzuſtellen. S. 282.
Erzählung von der Abſicht der Preußiſchen Societät der Wiſſenſchaften u. ſ. w. S. 284.
Ohnmaßgeblicher Vorſchlag, vom Auguſt 1704, wie durch allerhand Königliche und gemeinnützige Conceſſiones der Societät der Wiſſenſchaften aufzuhelfen. S. 289.
Vortrag auf der Conferenzſtube von Berlin, den 27. Dec. 1706. an die anweſenden Associatos, welche ſich der rei mathematicae annehmen. S. 293.
Gedanken u. ſ. w. die Erziehung der Maulbeerbäume betreffend. S. 295.
Kurze Nachricht von den Fürſten zu Hohenzollern. S. 297.

Auszug verſchiedener die neue Preußiſche Crone angehender Schriften, verfertigt im Julio und Auguſto 1701.

Vorrede (von Leibniz). S. 300.
Beſtand der Würde und Cron des Königreiches Preußen. Anno Christi 1701. S. 302.
Anhang, betreffend dasjenige, was nach heutigem Völker-Recht zu einem König erfordert wird. S. 303.

Monatlicher Auszug aus allerhand neu herausgegebenen, nützlichen und artigen Büchern. (1700—1702).

Essai Philosophique concernant l'entendement humain etc. traduit de l'anglais de Mr. Locke par M. P. Coste. 1700. S. 313.
D. Edmundi Dickinsoni M. D. Physica vetus et vera, sive Tractatus de naturali veritate hexameri Mosaici. MDCCII. S. 331.
Μυστήριον ἀποκαταστάσεως πάντων, das iſt, das Geheimniß der Wiederbringung aller Dinge ꝛc. 1701. S. 342.
Ernſt Salomon Cypriani, Allgemeine Anmerkungen über Gottfried Arnolds Kirchen- und Ketzerhiſtorie. 1700. S. 347.
NN. Erinnerung, die in Herrn Arnolds Kirchen- und Ketzerhiſtorie befindlichen Special- und hiſtoriſchen Fehler betreffend. 1700. S. 350.
Augenſcheinliche Erweiſung, daß Gottfried Arnold das Valentinianiſche Ketzer-Fragmentum weder verſtändlich noch treulich überſetzet ꝛc. vorgeſtellet von H. G. W. E. M. und herausgegeben von D. E. V. (Elias Veiel). 1701. S. 359.
Les Avantures de la Madonne et de François d'Assise, etc. par M. Renoult. 1702. S. 365.

Kurzes Bedenken über des Herrn Renault Abentheuern unſer lieben Frauen, ſo von einem vornehmen Manne mitgetheilt worden. 1702. S. 368.
Parodia in Hymnum: Dies irae, dies illa etc. Leodio missa. 1700. S. 371.
Lebens-Beſchreibung des Herrn Ulrich Obrechts, Praetoris Regii zu Straßburg. 1700. S. 372.
Thomae Ittigii etc. Exercitationum Theologicarum varii Argumenti-Enneas. 1702. S. 375.
Jo. Clerici Epistolae Criticae et Ecclesiasticae. MDCC. S. 384.
Optati Afri, Milevitani Episcopi, de Schismate Donatistarum libri septem, opera et studio M. Lud. El. Dupin MDCCI. S. 386.
D. Martin Luthers Bücher, Schriften und Predigten ꝛc. mit einer Vorrede von Herrn Joh. Franz Buddeus. 1702. S. 389.
Jo. Frid. Mayeri. Historia versionis Germanicae Bibliorum D. Martini Lutheri. 1701. S. 393.
Eine Probe des Teutſchen Geiſtlichen Rechts ꝛc. von Gottl. Gebh. Titius. 1702. S. 395.
Nebenſtunden unterſchiedener Gedichte (von Herrn von Canitz). 1700. S. 398.
S. v. G. (Freiherr von Logau) auferweckte Gedichte. 1702. S. 399.
Des Schleſiſchen Helikons auserleſener Gedichte Ander Theil. 1700. S. 401.
Thesée, Tragédie par M. de la Fosse. 1700. S. 402.
Absalon, Tragédie tirée de l'Ecriture Sainte. MSC. 1700. S. 404.
Die Türkiſche Hiſtorie ꝛc. 1700. S. 405.
Le Festin Nuptial, dressé dans l'Arabie heureuse etc. par M. de Palaidor. 1700. S. 406.
In Nativitatem Archi-Ducis Leopoldi-Inscriptiones. MDCC. S. 408.
Mythoscopia Romantica, oder Discurs von den ſogenannten Romans ꝛc. von Gotthard Heidegger. 1698. S. 409.
Mademoiſelle de Scudery. S. 414.
Kurze Lebens-Beſchreibung der Fräulein von Scudery. 1701. S. 416.
Testament des Princes d'Oranges etc. 1702. (Ueberſetzung einer franzöſiſchen Relation über dieſes Buch). S. 421.
Discurs von Erfindung der löblichen Buchdrucker-Kunſt in Teutſchland, bei Gelegenheit ihres anſcheinenden fünften Jubeljahres, kurz und gründlich entworfen von W. E. Tenzeln. 1700. S. 427.

Von dem Urſprung der Franken. 1716. S. 441.

Briefe und Denkſchriften.

An Herrn Marci. 1681. S. 456.
An den Hofrath Hertel. 1691. S. 457.
An den Herausgeber der Monatlichen Unterredungen (W. E. Tenzel). 1692. S. 459.
An denſelben. 1694. (Ueber den Tod von Molière und das Leben des P. de la Chaiſe). S. 463.
An den Herzog Anton Ulrich. 1701. S. 466.
*An Herrn Leſczynski, General-Feldzeugmeiſter des Czaren Peter I. 1712. S. 468.
*An den Grafen von Golofkin, Großkanzler des Czaren. S. 469.

An einem fürſtlichen Hofe überreichte ſchriftliche Vorſtellung ꝛc. über Erhaltung und Vermehrung der Bibliothek. S. 470.
Ueber einige von Erhard Weigel vor den Reichstag zu Regensburg gebrachte Vorſchläge. 1697. S. 473.
Vorſchlag, daß man in Teutſchland wenigſtens eine Perſon beſtellen ſollte, die jura imperii ex archivis, historiis et documentis zu beobachten ꝛc. S. 477. S. 477.
Ueber die Sprachen der Tartarey. 1698. S. 478.

Vermiſchte Bemerkungen und Urtheile.

Ueber einige Stellen in den Leipziger gelehrten Zeitungen des Jahres 1715. S. 480.
Zufällige Gedanken von Erfindung nützlicher Spiele. S. 491.
*Fragment einer Kritik der „Neuen Monatlichen Unterredungen von 1703." S. 493.
Aus dem Monatlichen Auszuge. S. 499.

Beilagen.

Excurs über den „Monatlichen Auszug" ꝛc. S. 3.
Bemerkungen. S. 85.
Berichtigungen.

(Die mit * bezeichneten Stücke rühren aus den Handſchriften der Königlichen Bibliothek von Hannover).

Nachtrag

zu den

Schriften aus der Jugendperiode.

Vorwort.

Der folgende Nachtrag zu den deutſchen Schriften aus der Jugendperiode ſteht mit den im erſten Bande S. 151—288 enthaltenen in ſo engen Zuſammenhange, daß ich hier nicht umhin kann, auf dieſe ganze Gruppe von Schriften einen die früher gegebene kritiſch-hiſtoriſche Einleitung erläuternden und ergänzenden, zum Theil aber berichtigenden Rückblick zu werfen; und zwar verweiſe ich wegen der nähern Begründung und Ausführung der hier nachzutragenden hiſtoriſchen und kritiſchen Aufſchlüſſe auf meine unterdeſſen erſchienene Schrift: Kur-Mainz in der Epoche von 1672. (2 Theile. Hamburg bei Fr. Perthes. 1839. 8.).

Wenn ich zuerſt in Betreff der bedeutendſten jener Schriften, nemlich des: „Bedenken welchergeſtalt Securitas publica interna et externa und status praesens im Reich jetzigen Umbſtänden nach auf feſten Fuß zu ſtellen,“ pars I. und pars II., in der Einleitung dazu S. 131 mit Bedauern das Bekenntniß that, wir ſeien über den Gebrauch dieſer Schrift und des darin enthaltenen Entwurfs aus Mangel anderweitiger, archivaliſcher Nachrichten im Dunkeln, und nur ſo viel ſei gewiß, daß, mit Leibnitz zu reden, „die Execution dieſer Conſilia in der Feder blieben,“ ſo wiſſen wir nun, auf Grund der aus den franzöſiſchen Archiven gezogenen Urkunden, mit einer früher gewiß unverhofften Umſtändlichkeit, wie tief dieſe Leibnitzſche Jugendarbeit in das politiſche Gewebe am Hofe und im Kabinet des großen Kurfürſten von Mainz, zwiſchen dem Frieden von Aachen und dem Kriege Ludwigs XIV. gegen Holland 1672, eingegriffen hat; daß wir alſo ein hiſtoriſches Dokument für jene Epoche der Geſchichte des Reichsdirectoriums in dem Schwalbacher Bedenken beſitzen. Es iſt nemlich von den Geſchichtſchreibern nicht genug beachtet oder ihnen bekannt worden, daß mit dem Jahre 1667, als Ludwig XIV. in die ſpaniſche Niederlande einfiel, in der Politik des großen Kurfürſten von Mainz Johann Philipp von Schönborn ein Wendepunkt eintrat. Bis dahin war er ein treuer Anhänger Frankreichs geweſen, und hatte dies durch ſeine Mitwirkung zur Gründung und zweimaligen Erneuerung der Rheiniſchen Allianz bewieſen, einer Allianz, vermöge welcher Frankreich den Einfluß des Hauſes Habsburg in Deutſchland und mittelbar auch in Spanien niederzuhalten hoffte; — nun aber erkannte Johann Philipp in dem eroberungsſüchtigen, ehrgeizigen Ludwig den künftigen Feind des Friedens und der Freiheit von Deutſchland. So legte er denn bald im Jahre 1667 der dritten Erneuerung der Rheiniſchen Allianz Hinderniſſe in den Weg — kurz, er verwandelte ſich auf einmal ebenſo ſehr in Frankreichs größten Gegner im Reiche, als er ehedem deſſen größte Stütze geweſen war. Eine Spannung zwiſchen ihm und Ludwig XIV. war die unvermeidliche Folge dieſer Wandelung; ſie dauerte zunehmend bis in den Sommer 1671, als Johann Philipp, hauptſächlich der Stimme des Baron von Boineburg nachgebend, Schritte that, das gute Vernehmen mit dem drohenden Nachbar über den Rhein wiederherzuſtellen. Zwei Partheien arbeiteten in jener Periode zu Mainz einander entgegen, die franzöſiſche und die kaiſerliche, welche ſich die patriotiſche nannte; während dieſe den Kurfürſten in der eingeſchlagenen, Frankreich feindlichen Bahn immer weiter und bis zu offener Feindſeligkeit zu führen ſuchte, gab es Andere, welche, ohne weniger patriotiſch geſinnt zu ſein, die offene Feindſchaft der Nachbarn Frankreichs gegen daſſelbe als wider alle geſunde Politik und höchſt gefährlich bekämpften. Das Haupt derſelben war der Baron von Boineburg. Wegen dieſer Verſchiedenheit der Grundſätze herrſchte trotz der im Jahre 1668 gefeierten Wiederverſöhnung des Kurfürſten mit Boineburg *) zwiſchen beiden eine große Kälte. Nichts deſto weniger machte Boineburg im Auftrage des Kurfürſten im Frühjahr und Sommer 1670 diplomatiſche Reiſen, unter welchen uns keine hier näher angeht, als die zu dem Kurfürſten von Trier, Karl Kaspar, im Juni 1670. Dieſer Fürſt folgte in der Richtſchnur ſeiner Politik durchaus dem Beiſpiele des Kurfürſten von Mainz, hielt ſich daher auch damals von Frankreich entfernter; zu gleicher Zeit aber war doch auch Boineburg ſein Orakel, und beſonders wollte er ohne deſſen Rath den wichtigen Schritt nicht thun, zu dem Johann Philipp ſeine Anhänger drängte, der Tripelallianz ſich anzuſchließen. Dagegen war aber Boineburg in jeder Hinſicht und aus tiefſter Ueberzeugung. **Damals war es, daß** *eine Zuſammenkunft und mündliche Unterredung zwiſchen dem Kurfürſten von Mainz und dem Kurfürſten von Trier in dem unweit Mainz gelegenen Sauerbrunnen Schwalbach* durch den Baron von Boineburg vermittelt wurde. Hier kommt uns denn der Name Schwalbach in Verknüpfung mit den damaligen Ereigniſſen und den Perſonen des politiſchen Schauplatzes entgegen. Die Zuſammenkunft der beiden Fürſten zu Schwalbach, in Gegenwart Boineburgs, kam Ende Juli zu Stande.

---

*) Ueber die *wahren* Urſachen des Falles Boineburgs und ſeiner Haft im Jahre 1664 und deren Folgen — wodurch dasjenige umgeſtoßen wird, was in der Einleitung des 1. Bandes S. 31—33 nach *Pufendorf* erzählt worden, ſiehe Kur-Mainz in der Epoche von 1672: Erſtes Buch.

Der damals ſo eben zum kurmainziſchen Rathe ernannte *) Doktor Leibnitz war in Begleitung Boineburgs. — Diejenigen, welche dieſen Fürſten näher ſtanden, verbreiteten unter ihren Vertrauten die Meinung: die Abſicht der Konferenz von Schwalbach wäre, die Bildung einer **Verſammlung** (assemblée) am Rheine, entweder in Mainz oder in Speier oder in Worms, ſo wie die Berathung der Mittel, dieſe ins Werk zu richten, eine Verſammlung, an welcher der Miniſter des Herzogs von Lothringen, Riſaucourt, der kurſächſiſche Geſandte, Baron von Gersdorf, und der holländiſche Reſident zu Frankfurt Theil nehmen ſollten. Wie dem auch ſei, ſo haben wir heute ein authentiſches Dokument zur Geſchichte dieſer Konferenz; ich brauche es nicht näher zu charakteriſiren; ich kann nur das Bedenken Leibnitzens über securitas publica meinen, namentlich den erſten Theil davon, der den 6. 7. und 8. Auguſt zu Schwalbach in Gegenwart Boineburgs zu Papier gebracht wurde. Es ſei mir geſtattet, einige allgemeine Betrachtungen (aus „Kur-Mainz" I. S. 118) über dieſe Schrift, die uns heute in einem neuen Lichte erſcheint, hier zu wiederholen: „Wie viel beſtimmter und gefärbter, ſagte ich, treten uns jetzt die innern Bezüge dieſer anziehenden Schrift entgegen, als noch vor einiger Zeit, da wir aus ganz dunkeln und zerſtreuten Winken über den Geiſt und die Tendenz deſſelben etwas auszumachen ſuchten. — Hier ſind wir in die Strömung der hiſtoriſchen Ereigniſſe mitten hinein verſetzt; wir kennen die Perſonen, ihre Intereſſen, ihre Konflikte; wir verſtehen die Rolle, welche Boineburg, das Orakel der in Schwalbach zuſammenkommenden Fürſten, dabei ſpielt, und die Differenz, welche in Bezug auf die allgemeine Politik zwiſchen ihm und dem Kurfürſten von Mainz ſtatt findet. Im Widerſtreite mit letzterm dringt jener Staatsmann, wie wir wiſſen, auf Feſthaltung **des guten Einver-**

---

*) Vgl. die Zuſätze zu „Kur-Mainz in der Epoche von 1672." II. Thl

ſtändniſſes mit Frankreich, daher im Beſondern auf Vermeidung der Tripelallianz und jeder Maßregel, welche Frankreich reizen könnte, warnt z. B. auch vor dem zu engen Bündniſſe mit dem Herzog von Lothringen. Zum Erſatze ſchlägt er eine Defenſivallianz zwiſchen dem Kaiſer und mehreren Ständen vor, welche, bei allen patriotiſchen Tendenzen, Frankreich keinen Verdacht einflößen dürfte. Dies iſt der Inhalt und der Geiſt von Leibnitzens Rathſchlägen, welche im Grunde die Rathſchläge des Baron von Boineburg ſind, denen Leibnitz ſeine Feder leiht, wenn gleich nicht in der Weiſe eines bloßen Sekretairs, ſondern eines vertrauten Mitarbeiters an Kopf und Herzen. Man hat alſo gewiß nicht die herrſchende Anſicht des Kurfürſten von Mainz in dieſer Schrift zu ſuchen, da im Gegentheile dieſe in den Grundmaximen bekämpft wird. Allein weil, wie wir ſehen werden, die Maximen Boineburgs bei Johann Philipp zuletzt durchgedrungen, da ſeine Rathſchläge zur Gründung einer Partikular-Allianz nicht ohne Erfolg geblieben ſind, ſo wird es wiederum von Wichtigkeit, die Ideen zu kennen, welche in der Politik des Kurfürſten von Mainz und ſeiner Parthei ſo großen Einfluß ausübten. Eines erklärt das andere; und ſo ſcheint es zweckmäßig, mit den Wirkungen dieſes Einfluſſes hier anzufangen, um das Intereſſe für die Ideen Boineburgs zu erhöhen. Dieſer Staatsmann ſetzte alſo im Laufe des Jahres, vom Herbſte 1670, bis zum Herbſte 1671, zwei Dinge durch, welche dem oberflächlichen oder unkundigen Blicke ganz unverträglich mit einander ſcheinen: Frankreich gegenüber brachte er den Kurfürſten von Mainz dahin, ſich mit Ludwig XIV. wieder zu verſöhnen, und den beſtehenden Reibungen ein Ende zu machen; — für Deutſchland aber war er der wahre und eigentliche Urheber derjenigen Defenſivallianz, deren Beſchaffenheit und Zweck aus authentiſchen, zum Theil früher geheim gebliebenen, zum Theil aber verkannten Urkunden hier ans Licht treten wird. Dieſe Dinge aber floſſen ſo gewiß aus einem und demſelben Principe, als die Denkſchrift Leibnitzens von 1670, welche alle dieſe Ideen enthält, aus einem und demſelben Geiſte entſprungen iſt.“

Welches iſt denn nun die Allianz geweſen, welche der Hiſtoriker der Zeit, wie der Form und dem Zwecke nach auf die Konferenz von Schwalbach im Juli 1670 und die damals dort von Leibnitz und Boineburg entworfene Denkſchrift, als ihren Grund, zurückzuführen hat? Das allgemeine Reſultat ſtehe als Antwort darauf an dieſer Stelle: Es iſt diejenige Allianz, deren Urkunde, von uns zuerſt der Zeit und Bedeutung nach genau feſtgeſetzt, folgende Aufſchrift führt:

> Defenſiv-Allianz zwiſchen Ihro Kayſerl. Majeſt. Leopoldo, denen hochwürdigſten Churfürſten, Johann Philipp zu Mainz und Carl Caſparn zu Trier, Ihro Churfürſtl. Durchl. Johann Georg zu Sachſen, Chriſtoph Bernard, Biſchoffen zu Münſter, und Marggraf Chriſtian Ernſt zu Brandenburg-Baireuth, zu Erhaltung eines jeden Dignitat und Rechte, ſonderlich aber der teutſchen Freiheit, um beſtändigen Genuß des Weſtphäliſchen Friedens geſchloſſen.
>
> Geſchehen auf dem Schloſſe Marienburg ob Würzburg den 10. Januarii 1672, unterzeichnet Johann Philipp.

Das Nähere über dieſe Allianz, welche wir, nach Analogie des um dieſelbe Zeit und in ähnlicher Abſicht von dem großen Kurfürſten von Brandenburg geſtifteten Bielefelder Vertrags — die Würzburger Allianz nennen, findet der Leſer in der genannten Schrift „Kur-Mainz“ im zweiten Buche. Um das Mislingen, oder genauer, das unwirkſame Verhalten der Marienburger Defenſiv-Allianz zu erklären, äußerten wir uns dort im Allgemeinen folgendermaßen: „Es ſind drei Momente zu gleicher Zeit dabei zu berückſichtigen. Erſtlich die moraliſche und politiſche Schlaffheit der deutſchen Fürſten und ihrer Miniſter, und der Mangel an innerer wie äußerer Einigkeit. Zum andern, die unüberwindliche Hemmung, welche die Corruptionen und Intriguen der Franzoſen einer Allianz zur Einigung Deutſchlands entgegenſetzten, und drittens, die Oppoſition gewiſſer Stände gegen das Haus Oeſterreich. Unter ſolchen Umſtänden hätte der Kurfürſt von Mainz Wunder thun müſſen, um ſeine Allianz und die dadurch erzielten Wirkungen, um die politiſch-moraliſch-ſociale Wiedergeburt Deutſchlands, und einen Damm gegen Frankreichs Vorſchreiten gegen den Rhein ins Leben zu rufen. In keinem Falle war dieſe Allianz vermögend, den Strom, der ſich auf Deutſchland wälzte, zu hemmen; dies lag in den geſammten politiſchen Conjunkturen: Frankreich in ſeinen Grenzen zurückzuhalten, lag nicht in der Verfaſſung des deutſchen Reichs, in ſeiner Zerſplitterung und Theilung gegenüber der Monarchie Ludwigs XIV. Auch hatte Leibnitz dieſes Werk eigentlich nicht von Deutſchland, ſondern von einer Vereinigung der Seemächte, Holland und England, gegen Frankreich erwartet, und die Wirkung der deutſchen Allianz von einer Ruptur der Seemächte mit Frankreich abhängig gemacht. Dies iſt der Punkt, bei welchem die Betrachtung der in dem Jahre 1672 von Kur-Mainz dem franzöſiſchen Kabinette gemachten Vorſchläge zur Eroberung von Aegypten anknüpfen muß“ .... und ſo viel an dieſem Orte von dem Bedenken Leibnitzens von 1670, und den für die kur-mainziſche und Reichsgeſchichte damit zuſammenhängenden hiſtoriſchen Momenten. (Die Marienburger Allianz, ſetzte ich dort hinzu, iſt übrigens für die deutſche Geſchichte auch deshalb bemerkenswerth, als ſie die einzige iſt, worin wir Johann Philipp mit dem Kaiſer im Bündniß ſehen: noch kurze Zeit vorher hätte man eine ſolche Verbindung für unmöglich gehalten: ja, ohne die Aufſchlüſſe, welche uns die franzöſiſche Geſandſchaftsberichte über die plötzliche und gänzliche Umſtimmung des Kurfürſten gegen Frankreich geben, wäre dieſe Allianz auch jetzt räthſelhaft.)

Der kurmainziſchen Vorſchläge an Ludwig XIV. zur Eroberung von Aegypten muß jetzt noch mit wenigen und inſofern gedacht werden, als durch die Geſchichte jener Vorſchläge einige andere Leibnitzſche deutſche Schriften aus derſelben Periode ihren Aufſchluß erhalten. Hierüber findet man die kritiſche und urkundliche Begründung und Ausführung in dem dritten und vierten Buche der Schrift: Kur-Mainz in der Epoche von 1672. Der Verlauf jener Entwürfe, Unterhandlungen und Schritte, war folgender. Im September 1671, nach dem Tode Liennes, des franzöſiſchen Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten, vereinigte ſich der Baron von Boineburg mit Leibnitz zu dem Plane, Ludwig XIV. eine oder mehrere Denkſchriften, über die Eroberung von Aegypten ſtatt des Krieges gegen Holland, zu überreichen. Leibnitz, welchem die Idee gehörte — wie ſie denn in dem Schwalbacher Bedenken von 1670, am Schluſſe der erſten Abtheilung, deutlich ausgeſprochen vorliegt — Leibnitz alſo brachte eine ſehr umfangsreiche und eine kürzere lateiniſche Denkſchrift an Ludwig XIV. über die Eroberung von Aegypten ſtatt des Krieges gegen Holland zu Papier, welche beide im Originalentwurf in Hannover aufbewahrt werden, und wovon die eine, die kürzere, die Beilage IV. der Schrift „Kur-Mainz" ausmacht, die größere aber durch einen 1803 in London erſchienenen engliſchen Auszug bekannt iſt (hierüber die Einleitung zu „Kur-Mainz). Ehedem galt es als unzweifelhaft, daß jene Denkſchriften zur ſelben Zeit in die Hände Ludwigs XIV. gelangt, nur aber wirkungslos geblieben wären: — es war eine irrige Vorausſetzung. Niemals, dies ſteht nun feſt, hat Leibnitz von jenen Denkſchriften Gebrauch gemacht. Warum nicht? Weil Leibnitz und Boineburg unterdeſſen die Ueberzeugung gewonnen hatten, daß es, beſonders wegen des zwiſchen Ludwig XIV. und dem Könige von England ſo eben geſchloſſenen Bündniſſes zum gemeinſamen Angriffe auf Holland, zu ſpät ſei, dieſen Krieg ablenken zu wollen. Der Plan wurde jedoch nicht ganz aufgegeben, ſondern nur nach den Umſtänden modificirt. Am 20. Januar 1672 ſchickte der Baron von Boineburg an Ludwig XIV. zwei im franzöſiſchen Archive der auswärtigen Angelegenheiten aufgefundene kleine Denkſchriften auf einem Bogen, und begleitete ſie mit einem eigenhändigen Briefe an den König von Frankreich. Der Antrag ging darauf hinaus, Ludwig XIV. ſollte bald nach dem Frieden mit den Holländern, welcher als ſehr nahe gedacht wurde, die Eroberung von Aegypten unternehmen; nur daß dieſes Wort „Aegypten“ ſo wie die Mittel zur Ausführung der Unternehmung nicht deutlich und offen ausgeſprochen wurden. Das letzte und eigentliche Geheimniß des Vorſchlags zu offenbaren, wollte der Verfaſſer des Vorſchlags, Leibnitz, zu einer mündlichen Zuſammenkunft an den franzöſiſchen Hof kommen. Ludwig XIV. willigte ein. Den 19. März 1672 verließ Leibnitz in der Stille, nur von einem Bedienten begleitet, Mainz und begab ſich an den franzöſiſchen Hof. Aber daß er mit ſeinem Vorſchlage abgewieſen worden, lehrt die Geſchichte. Dies war gleichſam der erſte Akt dieſer denkwürdigen, ſo lange in Dunkel verhüllt gebliebenen Handlung; und hiermit wäre den in der Einleitung zu den Jugendſchriften, I. Band, S. 133. gegebenen Andeutungen genug geſchehen. Was wir als den zweyten Akt der Handlung anſprechen können, iſt der, auf Antrieb Boineburgs, bald nachher im Juni 1672, von dem Kurfürſten Johann Philipp ſelbſt dem Könige Ludwig gemachte Vorſchlag, unmittelbar nach dem Frieden mit Holland ſich an die Spitze eines Kreuzzugs gegen die Türken zu ſtellen, indem er Aegypten eroberte. Dem Kurfürſten hatte damals eine von Leibnitz vorher ausgearbeitete Denkſchrift (Consilium Aegyptiacum, die fünfte Beilage zu „Kur Mainz“) gedient. Aber auch Er hoffte und ſtrebte ohne Erfolg. — Leibnitz war nach ſeiner Abreiſe von Mainz nach Paris nicht mehr nach Deutſchland zurückgekehrt, ſondern blieb in Paris, theils, um über gewiſſe Geldgeſchäfte Boineburgs am franzöſiſchen Hofe zu unterhandeln, theils um die Ankunft des Baren von Boineburg, welcher ſeinen Sohn, den ſiebzehnjährigen Philipp Wilhelm, nach Paris bringen wollte, zu erwarten. Der Baron konnte den Sommer über Mainz nicht verlaſſen. Als aber deſſen Schwiegerſohn, der Obermarſchall Baron von Schönborn, im November 1672 eine Geſandſchaft an den franzöſiſchen Hof antrat, um die Vermittelung des Kurfürſten zur Beilegung des Krieges anzutragen, nahm er den jungen Boineburg mit. Bald darauf, im December, ſtarb der Vater, der Baron von Boineburg, an den Folgen eines Schlagfluſſes. Bei dieſer Gelegenheit erließ Leibnitz das Troſtſchreiben an die verwitwete Baronin von Boineburg. — Da die mainziſche Geſandſchaft zu Paris ihren Zweck unterdeſſen nicht ganz erreicht hatte, ſo begab ſie ſich im Januar 1673 nach London. Leibnitz war in ihrem Gefolge. Aber ſchon Ende Februar ging der Baron von Schönborn, Leibnitz mit ihm, an den franzöſiſchen Hof zurück; denn am 12. Februar 1673 war der Kurfürſt von Mainz geſtorben, und von ſeinem Nachfolger erwartete man eine Aenderung in der Politik gegen Frankreich. Der Baron von Schönborn kehrte bald ganz nach Deutſchland zurück; Leibnitz aber blieb in Paris, indem der ihm perſönlich zugethane Baron von Schönborn ihm die Erlaubniß längern Bleibens bei dem neuen Kurfürſten von Mainz (vorher Biſchof von Speier) ausgewirkt hatte: kaum bedarf es alſo noch der Bemerkung, daß Leibnitz die Stellung und Würde eines kurmainziſchen Raths beibehielt.

Dieſes alles ſteht nur hier, um den Leſern den Schlüſſel zum wahren Verſtändniſſe des Briefes von Leibnitz aus Paris an den Herzog Johann Friedrich von Hannover, vom 26. März 1673 (I. Band, S. 277 — 285 ſamt der Antwort des Herzogs) in die Hand zu geben. Was iſt in jüngſter Zeit noch über dieſen merkwürdigen und ſeltſam ſcheinenden Brief für Leibnitzens perſönlichen und wiſſenſchaftlichen Charakter mißurtheilt worden! Die Quelle aller Mißverſtändniſſe war die von Eckhart urſprünglich herrührende Vorausſetzung, Leibnitz habe ſich mittelſt dieſes Briefes um die Gnade, kurz um einen Platz bei dem Herzog von Hannover beworben: wir ſelbſt ſtanden noch in der Bevorwortung jenes Schreibens (S. 133) unter dem Einfluſſe dieſer irrigen Tradition. Es würde zu weit führen, auf die Widerlegung dieſer Annahme hier noch einmal einzugehen; dies iſt in meiner Schrift „Kur-Mainz“ (Viertes Buch) geſchehen; dort hat ſich ergeben, daß: der Brief Leibnitzens an den Herzog dasjenige Schreiben iſt, in welchem jener den Herzog für die Idee zu gewinnen ſuchte, Ludwig XIV. den Vorſchlag zur Eroberung von Aegypten zu machen; Die Antwort des Herzogs beweiſt', daß dieſer Verſuch mißlungen iſt. Daraus erklärt ſich die Form der Schrift in aller Rückſicht. — Wenn Leibnitz zum Schluſſe ſagt; „ich habe ihn (den Vorſchlag) noch niemand als dem Herrn ...... zu erkennen gegeben, der ihn äſtimirt, und mich ein Bedenken darüber zu verfaſſen eifrigſt urgirt, u. ſ. w. (I. Band. S. 284), ſo kann in der im Concepte befindlichen Lücke an dieſer Stelle kein andrer Name als der des Baron von Schönborn geſtanden haben. Für das Nähere verweiſe ich den Leſer auf meine vorhererwähnte Schrift.

Ich ſage nichts über die in derſelben Schrift zum erſtenmale mitgetheilten und hier nachgetragenen deutſchen Schriften von Leibnitz aus derſelben Periode, als den Brief über die Studien des jungen Boineburg (über den Leibnitz die Aufſicht zu Paris übernommen hatte*), die Denkſchrift an die Baronin von Boineburg, endlich den Auszug aus einem Briefe Leibnitzens an ſeinen Bruder: ſie ſind theils an ſich ſelbſt deutlich, theils erhalten ſie durch das Vorangeſchickte ihr Licht.

---

*) Es iſt der nachher ſo berühmt gewordene Statthalter von Erfurt, Graf von Boineburg.

Troſtſchreiben von Leibnitz

an die Baronin von Boineburg über den Tod ihres Gemahls.

Paris. December 1672.

Den unverhofften Trauerfall, ſo Gott der Allmächtige Euer Gnaden zugeſchickt, haben wir bei Gelegenheit eignen franzöſiſchen, von Mainz abgelaufenen Courriers nur allzufrüh erfahren müſſen.

Wenn ich Euer Gnaden ſonderbaren Verſtand, und beſtändiges, in alles Unglück ſich findendes Gemüth nicht wüßte, ſorgte ich, ich würde durch einen Troſtbrief den Schmerzen vermehren. Nun weiß ich aber, daß Sie des wahren Troſtes fähig ſeyen, deſſen ein Theil iſt, die Größe des Verluſts ſelbſt erkennen. Denn das unvergleichliche Talent, hohes Anſehen und wichtige Actionen Dero uns entrückten ſeeligen Herrn, ſo viel ſie das Verlangen der Perſon vermehren, ſo viel ſollen ſie den Schmerzen vermindern; denn er nicht todt, ſondern noch auf dieſer Welt unſterblich iſt. Deren Tod ſoll troſtlos ſeyn, mit denen all ihr Ruhm begraben wird; die aber, ſo durch eine unvergeßliche Glori ſich ſelbſt überleben, ſind glückſeelig zu achten, ſie ſterben, wenn ſie wollen. Denn ſie ſich ſelbſt nie zu frühe ſterben, dieweil ſie alles erreichet, was ein verſtändiger Menſch wündſchen kann. Den Ihrigen aber und guten Freunden ſterben ſie allezeit zu zeitlich, wenn ſie auch noch tauſend Jahre lebten.

Die unſterbliche und nun von allem Braß zeitlicher Unvollkommenheit entbundene Seele triumphiret zweifältig, wegen der ſowohl hier, als dort erlangten Ehrenkron. —

Wir können auf dreierlei Art auch nach unſerm Tode leben, was ſowohl der Seele, als auch des Namens und denn der Poſterität Unſterblichkeit betrift. Denn wir auch in unſerm Leben nicht allein in uns, ſondern auch Anderer Gemüth leben, und, da wir nicht tumm ſeyn, uns todt achten würden, woferne Niemand von uns dächte.

Der ſeelige Herr von Boineburg iſt zu einer . . . (hohen) Staffel der Glori und Unſterblichkeit auf alle drei Arten geſtiegen, man nehme ſein Leben, wie man wolle. Denn (ſein) hoher Verſtand und ungefärbte Gottesfurcht und . . (ſein Eifer für) das gemein Beſte, ſo ſeine Seele ewiger Freude verſichern, hinterlaſſen zugleich ſeinen Freunden das angenehmſte Gedächtniß eines ſo groſſen Mannes.

Es iſt aber Ihnen noch ein kräftiger Troſt übrig, daß Sie ihn in ſeinem Herrn Sohn wieder lebend zu ſehen hoffen. Die vortrefflichen Gaben, damit die Natur und das Glück bei dieſem jungen Herrn freigebig geweſen, können uns nichts anders verſprechen; und zweifle ich nicht, es werde das hochrühmliche Gedächtniß ſeines Herrn Vaters, ſo er überall in der Welt, wo er auch hinkommen mag, erſchallen hören wird, ihn zu einer beſtändigen Nachfolge unaufhörlich treiben. Dies iſt vielleicht der größte Troſt, den die hohe Famili nach einem ſo harten Verluſt haben kann, und werde mir für eine hohe Ehre rechnen, des ſeeligen Herrn Vertrauen zu mir, ſo er auch noch in ſeinem letzten Brief (de dato 9. Decembr.) bezeiget, wahrzunehmen. Ich weiß, daß ich Euer Gnaden nichts Größers noch Angenehmers, als deſſen Aufnehmen wünſchen kann. Gott wolle durch dieſe und andre glückliche Begebniß dieſen groſſen Verluſt beſänftigen. Und ich nächſt Empfehlung Euer Gnaden und der ganzen hohen Famili in den göttlichen Schutz, und meiner in Dero Gewogenheit, verbleibe

Euer Gnaden

. . . .

G. W. Leibnitz.

Auszug

aus einem Schreiben Leibnitzens aus Paris, über die Studien und Aufführung des jungen Baron Philipp Wilhelm von Boineburg. (1673.)

— Sonſten was unſer Thun allhier betrift, ſo wiederhole nochmals, daß ohne ernſte Erinnerung der gnädigen Frauen an dero Herrn Sohn, von ihm nicht zu erhalten, etwas Anſtändigs, Ordentlichs und Nützlichs ſowohl in Studien als Converſation zu thun. Denn was die Converſation betrift, ſo giebt er kaum alle acht Tage, ja bisweilen vier Wochen einmal eine Viſite, die vor nützlich paſſiren könne. Ich weiß nicht, wie es kommt, daß er zu keinen Menſchen, da er einigen Reſpect tragen und ein wenig ſich zwingen muß, gehen will. Beim Marſchall de Grammont war er etwa in allem einmal oder drei geweſen, und hätte er gern, daß Herr Schönborn ihm ſagen ließe, wenn er kommen ſollte, da man doch bei ſolchen Herrn oft kommen und ihnen aufwarten muß. Herr Schönborn hat hierin auch nichts gethan. Unterſchiedliche Leute von Conſideration allhier, denen er auf mein Zureden zugeſprochen, haben ihm gleich wieder Viſite gegeben. Er hat aber zu allen ſolchen Viſiten, da er Reputation weiſen muß, wie ich ſehe, keine Luſt. Da doch gewißlich darin der größte Nutz, ſo man von Paris haben kann, beſtehet. Welches ihm unlängſten weitläuftig demonſtriret, und gemeinet, es dahin zu bringen, daß er ſich reſolviren ſollte, täglich eine Viſite zu geben; es will aber nicht ſeyn.

Die Studia betreffend, ſo thut er nichts mehr richtig und beſtändig ſeither; er weiß nicht, mit was für Prätext, die ſehr nützliche Methode, ſo ich mit ihm gehalten, ihm Anderes, ſo von Staatsſachen handeln, ſonderlich in franzöſiſcher Sprache geſchrieben, zu geben, und den Kern darein zu zeigen, den er hernach herausgezogen und bisweilen überſetzet, und ſich alſo auf alle Manieren in Hiſtorien, Sprachen und Stylo exerciret, quittirt hat. Und kann ich ſagen, daß er ein gutes Ingenium hat, die Sachen bald zu begreifen, auch gute Gedächtniß, ſie zu behalten, welches zwei herrliche Gaben Gottes ſeyn; ſo geräth es ihm auch gar wohl, wenn er ſich einmal ein wenig appliciren will. Allein der Wille mangelt, und ſucht er tauſend Prätexte ſeiner Nachläſſigkeit.

Neulich habe ich ein Langes und Breites über ſolche Dinge mit ihm raiſonnirt; darauf er denn endlich in Herrn Schützen Beiſeyn eine Beichte gethan, und ſich herausgelaſſen. Er befinde, daß er mehr Luſt habe zu Fatiguen des Leibes, als zu Studien des Gemüths; und hielte er deswegen dafür, es ſey das Beſte, ſich in eine Academie zu begeben, und ſich darinne, wozu er inclinire, völlig zu exerciren. Allein es war gleich zu merken die ganze Subtilität dieſes Vorſchlags: denn wir Nachricht haben, daß ihm Verſprechen gegeben war, mehr Freiheit zu haben, als insgemein die jungen Academiſten, die unter der Diſciplin ſeyn, haben; wie denn auch zu geſchehen pflegt, und mehr dergleichen, darin . . . . . ſeyn, mit denen einigen er geredet haben mag. Und weil er ſiehet, daß er dergeſtalt Prätext haben würde, erſtlich die Studia gänzlich zu abandonniren, fürs andere faſt keine Viſiten zu geben, und die Gelegenheit finden wird, mit einem Schwarm junger Leute umbzugehen, wornach er ſich längſt ſehnet, ſo iſt er jetzo damit auf die Bahne kommen. Denn er dann gewißlich wohl kein Buch mehr anſehen würde, maßen jetzt ſchon wirklich, wenn er die geringſte Diſtraction hat, ſo fängt er gleich von vierundzwanzig Stunden her an, Präparatoria darauf zu machen, um Prätext zu haben, nichts zu thun. Denn der Nachmittag in der Academie geht ganz auf Exercitia, oder vielmehr, die Zeit hin untern Schein der Exercitien. Den Vormittag geht es mit Aufſtehen, Ankleiden ſo langſam her. Und denn unter einer ſolchen Menge junger beiſammen wohnender Leute liegt einer ſtets beim andern, daß ohnfehlbar alle Zeit verſchwinden, und dabei alle Converſation mit verſtändigen, geſetzten Leuten, dahin man allezeit den Herrn Baron gern bringen, und von junger Burſch und Compagnie ſeines gleichen abhalten wollen, ganz und gar erlöſchen würde. Zumal ohnedas gar ſelten denen, die in Academien wohnen, wiederumb Viſiten gegeben werden.

Weil ich nun aus dieſer Propoſition die ganze Fineſſe leicht merken können, habe ich ihm geantwortet, daß ſolche Reſolution ganz ladre, und gleichſam eine Deſparation an gutem Succeß ſey, und daher als eine Peſt geflohen und ausn Sinn geſchlagen werden müſſe. Sie ſey der Intention des ſeeligen Herrn Vaters, der Hoffnung der ganzen Freundſchaft und Reputation der Familie ganz und gar zuwider. Er habe alles, was ein Menſch wündſchen könne, zu einer, einem Cavalier anſtehenden, Perfection in allen Dingen zu gelangen. Er ſolle ſelbſt bedenken, wie ſehr die Feinde ſeines Hauſes lachen würden, daß alle Hoffnung von ihm in Brunnen gefallen. Daß er aber ſage, er habe mehr Luſt zu Leibesfatiguen, als Gemüthsübungen, dieſes ſey kindiſch; denn alle Kinder in der Schule würden dergleichen ſagen, und lieber Arbeit, als: laufen, ſpringen, thun, als lernen wollen. Man müſſe aber bedenken, daß dieſes, ſo er Fatiguen nenne, nichts, als ein Kinderſpiel, ſo zu ſagen, und Bagatellen von Fatiguen ſeyn. Die wahren Fatiguen ſeyn, Hunger und Durſt, Froſt und Hitze leiden, im harten Winter Schildwach ſtehen, Wunden bekommen, etliche Tage nach einander zu Fuß marſchiren, wenn das Pferd unterm Leibe erſchoſſen; dieſes aber lerne ſich in Academien nicht, ſondern in Campagnen und weiten Reiſen.

Alles, was in der Academie zu lernen, reducire ſich fürnemlich auf Fechten und Reiten. Welches er ebenmäßig und beſſer lernen würde; wenn er nicht drinne wohnet. Denn was das Fechten betrift, ſo könne er ja bei dem Monſieur de l'Isle Fechtmeiſter, ſo ein ſehr feiner Mann, wohnen, und ſich darin aufs höchſte perficiren. Das Reiten anlangend, ſo ſey die Academie ja nahe dabei, und ohne das nur etliche Tage der Woche, wie auch das Tanzen. Die übrigen Tage könne er in eben derſelben Academie, ja ander Exercitien der Pique, des Mousquett, der Fahne ꝛc. dabei lernen. Es ſey die gegenwärtige Opinion, daß derjenige, ſo außer der Academie wohne, von den Meiſtern weit beſſer unterwieſen werde, als die, ſo darin; welche man nicht mehr ſo conſiderire, dieweil man ſie einmal in der Macht hat. Betreffend die Koſten, ſo wollte ich wetten, und getraue es mir, ausführlich zu beweiſen, daß ſie weit höher kommen werden, wenn er in der Academie ſeyn werde. Denn über die Lectiones publicae müſſe man ſich doch von den Meiſtern apart unterweiſen laſſen, dafür man ihnen denn Geld apart geben muß, daß alſo über die Hälfte deſſen, das man zu erſparen meine, abgehen werde. Aber welches das Fürnehmſte, ſo ſeyn in der Academie viel junge Leute, ſo Geld haben, und ſich toll halten, einer den andern umb die Wette. Da denn der Herr Baron auch nicht würde wollen der letzte ſeyn. Man giebt Collationes und macht kleine Debauchen, dazu der Meiſter der Academie conniviret, oder auch wohl Anlaß giebt, weil es ſchön profitirt. Wenn einer in Kleidung etwas Neues hat, wollens die Andern ebenſo gut oder beſſer machen, welches jährlich leicht auf ein Paar hundert Thaler laufen kann. Seine eigne Koſt — —

Denkſchrift Leibnitzens

an die Baronin von Boineburg.

Paris, 1674.

Es hat die hochwohlgeborne Frau, Frau Anna Chriſtiana Freifrau von Boineburg nach Abſchied des ſeeligen Herrn mich erſuchet, zu Paris, allda Dero Herr Sohn denen Studien und Exercitien eine Zeitlang abwarten ſolle, ſowohl für ihn, als alle ſeine allda habende Geſchäfte Sorge zu tragen; auch ſeine Studien durch guten Rath alſo zu dirigiren, damit ſeines ſeeligen Herrn Vaters mir wohlbekannte Intention durch gute Aufführung des Herrn Sohnes erreichet werden möchte. Zu dem Ende Sie mir eine allgemeine Vollmacht überſendet, und nicht allein die Koſt, ſondern auch ſolches dankbar, wie die eigene Wort lauten, zu erkennen verſprochen.

Dieſem zufolge kann ich nicht allein 1) die Continuirung der Koſt, ſo lange der Herr Baron zu Paris ſich befindet, ſondern auch 2) wegen der verfloſſenen Zeit ein jährliches, meiner Perſon anſtändiges Salarium, als aller allhier habenden Geſchäfte Mandatarius generalis mit Beſtande prätendiren; maßen ſolches Mandati Revocation nicht geſchehen, ſondern ich alles, was man mir auftragen würde, zu thun bereit geweſen, einen und andern nützlichen Vorſchlag gethan, und ſolche zu deſſen Herrn Baron Beſten, ſowohl ſeine Studien, als Geſchäfte betreffend, wofern man ſich deſſen zu bedienen gemeinet geweſen, vollſtrecken wollen, auch ſonſten in meinen wirklichen Fleiß nichts ermangeln laſſen. Daher ſolches jährliche Salarium als liquid und richtig, der verfloſſenen Zeit wegen, zu fordern habe, ob ich mich wohl inskünftige zur Continuirung des Mandati, wofern ich wegen des vergangenen wegen contentiret, nicht obtrudiren kann, noch will. Dafern aber ſolche Vergnügung nicht erfolgen ſollte, ſo iſt bekannten Rechtens, daß ein Mandatarius auf die Dinge, derentwegen ihm Vollmacht aufgetragen, das jus retentionis hat.

Und ſolche meine Forderung iſt umb ſo viel deſto mehr gegründet, dieweil ich von dem ſeeligen Herrn Baron für, alle die Zeit meines Verbleibens zu Mainz, ihm geleiſtete Dienſte nicht die geringſte wirkliche Vergeltung erhalten. Ja ich kann ſagen, daß ſogar zu meiner Beförderung nicht das Geringſte von ihm geſchehen, alſo ſeiner mit nichts gefördert worden, als daß ich Reputation gehabt, in eines ſo großen Mannes Eſtime zu ſein. Und dieweil gleichwohl, die Wahrheit zu bekennen, ich durch keine Präſcription noch zur Zeit von Liquidirung ſolcher meiner Mühewaltung ausgeſchloſſen, ſo achte nöthig, dies mit Wenigen zu gedenken.

Und wird man demnach nicht in Abrede ſeyn, daß ich erſtlich unterſchiedliche Verſchreibungen, Memoriale, Judicial- und andere Schriften concipirt; daß ich in specie die mir nacher Düſſeldorf mithabende Vollmacht verrichtet, und in dem Uhrbainſchen Prozeß nicht anders als ein Advokat gedienet, und alle Artikel, Wechſelſchriften und Deductiones aufgeſetzet, ſo denn noch bei den Actis zum Theil befindlich und alſo äſtimiret werden können, welches alles mir niemals bezahlet worden.

Sonſten kann ich nicht erzählen, wie oft der Herr Baron ſeel. über allerhand vorfallende Religions- ſowohl als Staats-Angelegenheiten mein Bedenken ſchriftlich geben, deren er ſich an gehörigen Ort bedienet; wie oft ich ihm Extracta aus Anderer Schriften ſamt meinen Sentiments darüber zugeſtellet; wie oft ich auf ſein Begehren und zu ſeiner Satisfaction Briefe hin und wieder abgehen laſſen; wie ich auf ſein

Einrathen ſogar aufgetragene Conditions ausgeſchlagen, maſſen ich etliche dieſe Dinge zum Theil annoch durch ſeine Briefe oder Zeddel erweiſen kann. Was für Proteſtation und hohe Conteſtation de recognoscendis laboribus meis er mir gethan, kann ich mit hundert ſeiner Briefe belegen. Was aber wirklich erfolget, weiß man.

Inſonderheit aber kann ich zweene Hauptpunkte nicht übergehen, dieweil ich mit jedem faſt einen ganzen Winter zu bracht, deren der eine iſt ein Index, welchen ich über ſeine ganze Bibliothek auf ſein inſtändig Begehren dergeſtalt verfertiget (obſchon die Mühe des Abſchreibens von Andern geſchehen), daß dergleichen wohl zuvor nicht geſehen worden; maßen Alles auf das genaueſte darin gebracht, und vermöge deſſen über alle Materien die davon handelnde Autores zu finden, und ein einiger Tractat oft an mehr als zehn Orten allegirt wird. Wer die Menge der Bücher, und ſonderlich die unzählbar kleinen, zuſammengebundenen Tractat weiß, wird dabei die Größe ſolcher Arbeit abnehmen können.

Die ander Arbeit iſt von weit mehr Wichtigkeit geweſen, und hätte davor billig ein Anſehnliches zu erwarten gehabt; maßen den ganzen Winter über vor der polniſchen Reiſe ich nicht nur mit dem in Druck kommenden, ſondern viel andern Schriften zu dem Ende beſchäftiget geweſen, und dem Herrn Baron ſeel. eines nicht geringen Theils ſeiner Mühe überhoben. Dagegen ſich dann gebühret, daß man mir von Ihr fürſtlichen Durchlaucht von Neuburg eine Recompens zuwege gebracht hätte, ſo aber auch, über Verhoffen, unterblieben, obwohl der ſeel. Herr Baron ſich ſelbſt, wie billig, nicht vergeſſen. Welches gleichwohl gar nicht ſage, mich über ihn zu beſchweren, dieweil feſtiglich dafür halte, dafern er noch am Leben ſey, ſolches alles wirklich und nachdrücklich erkennet haben würde.

Was die franzöſiſche Reiſe betrift, kann ich mit gutem Gewiſſen ſagen, daß auf des ſeel. Herrn Barons Wort und

Ordre ich ſolche gethan; und haben wir einen Verſchlag gehabt, welcher, da er angangen, ich den Herrn Baron ſeel. gern ſchadlos gehalten, und ihm, meinem Conditional-Verſprechen gemäß, die hundert Thaler Reiſekoſten, welches Alles iſt, ſo er mir gegeben, gern erſtatten wollen, weil ich einen großen, anderwärtlichen Nutzen würde gehabt haben. Es iſt aber ſolches, wie ich aus ſeinen eigen Brief belegen kann, wegen der widrigen Zeiten nicht angangen. Darauf ich auf des ſeel. Herrn Baron Begehren zu Paris verblieben, theils ſeine Reſten zu ſollicitiren, theils ſein und ſeines Herrn Sohn, den er hieher zu führen gemeinet war, zu erwarten. Es iſt aber er ſelbſt verhindert, und der Herr Sohn vom Herrn Obermarſchall Freiherrn von Schönborn mitbracht worden. Darauf die unverhoffte Poſt des ſeeligen Abſchieds des oft wohlbedachten Herrn Baron erfolget, und damit alle meine Hoffnungen, ſo er mir zur Vergeltung ſo vielfältiger meiner Arbeit gemachet, zu Schanden gangen.

Und laſſe darnach Sie ſelbſt judiciren, ob die bloße vor zwei Jahr hergegebene Koſt, dagegen man mir auch oberwehntes Mandatum aufgetragen, eine proportionirte Vergeltung ſey; hoffe, man werde hierin der Billigkeit Platz geben, und ſich alſo bezeigen, daß ich mich, darüber zu beklagen, nicht Urſach haben möge.

Aus einem Schreiben Leibnitzens

an ſeinen Bruder M. Johann Friedrich in Leipzig.

Paris, October 1675.

— Meine Maximen ſind ehrlich und generös. Niemals habe ich umb einiges Gewinnſtes willen das Geringſte gethan, ſo mir mein Gewiſſen verwerfen könnte. Ich habe bey Fürſten und Herren, deren einige mir nicht gemeine Gnade bezeiget, oft mit höchſter, doch vernünftiger Freiheit, meines Glaubens Freiheit vertreten, und bin nichts deſto weniger mit Gnaden angeſehen worden. Dann man dabei die Aufrichtigkeit meines Gemüths erkennet. Ich habe niemals Andern zu ſchaden geſucht, daraus gefolget, daß auch ich niemals einigen Feind gehabt. Ich habe niemals davor gehalten, ſolche Künſte von nöthen zu haben, und hat mich ein richtiger Weg weiter, als manchen ſeine Fußſtäge geführet. Maßen ich das Glück gehabt, wo ich auch hinkommen, daß vornehme Leute mich kennen lernen und an ſich zu ziehen getrachtet, alſo bisher nicht Mangel, ſondern zu wählen gehabt, wie ich mit einiger großen Fürſten und Herrn Briefe belegen kann. Was mir aber jetzt zu Handen ſtehet, iſt wie ich es gewündſcht, daraus ich erkenne, daß Gott niemals diejenigen verläßt, ſo ſeinem Ruf und ihrer Schuldigkeit folgen. Ich ſage dieſes nicht, damit ich mich weißbrennen wolle, geſtehe gern, daß ich durch Mangel an Erfahrung viele und große Fehler begangen; es hat aber das Glück, d. i. die Providenz ſolche corrigiret, und mein guter Willen und richtige Intention angeſehen worden, von dem ich auch wills Gott nimmermehr abweichen will. Dieſes ſchreibe ich deswegen, dieweil der Herr Bruder daran etwa einsmals gezweifelt haben mag, ſo zweifelsohne aus Mangel an Nachricht geſchehen, denn die Abweſenheit mir nicht zugelaſſen, durch umbſtändliche Berichte allen Argwohn zuvorzukommen. —

Nachtrag

zu den

Schriften aus der mittlern Periode.

Leipzig.

1877

[illegible] phil [illegible]

Vorwort.

Unter den Schriften, welche durch die beiden folgenden ungedruckten Abhandlungen Leibnitzens vermehrt werden, meine ich namentlich die mit der Ueberſchrift: „Einige ungedruckte philoſophiſche Abhandlungen“, im erſten Band S. 408 — 426. Ich nehme daher Gelegenheit, über dieſe Gruppe von Schriften noch einmal ein Wort im Allgemeinen zu ſagen, und zwar was die Aechtheit dieſer Schriften betrift.

Nachdem ein Band deutſcher Schriften von Leibnitz den materiellen Beweis in die Hand gab, daß der große Mann die deutſche Mutterſprache unendlich mehr in Ehren gehalten, als vordem gedacht und geglaubt wurde, bedienten ſich einige Kritiker jetzt der Form als eines ſkeptiſchen Moments gegen die Aechtheit einiger der ungedruckten deutſchen Schriften, und zwar der ſo eben bezeichneten philoſophiſchen: daß Leibnitz ein ſo ausgearbeitetes, reines, kräftiges und zugleich zierliches Deutſch wie dort gefunden wird, geſchrieben haben ſolle, ſchien unwahrſcheinlich, zweifelhaft. So hat denn eine Stimme (in der Berliner literariſchen Zeitung) ſich dahin erklärt, daß jene Aufſätze mit den übrigen deutſchen Schriften der Form nach ſo wenig übereinſtimmen, daß man ſie gar nicht für Leibnitziſch halten könne, und Leibnitz ſie wohl aus Büchern abgeſchrieben haben müſſe. Ein anderer gewiß achtungswerther Beurtheiler, in den Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik, Herr Profeſſor Roſenkranz, ſuchte dieſelbe Meinung vorzüglich bei dem Aufſatz „Von der wahren Theologia mystica" (S. 410 — 415) geltend zu machen: er hielte dieſen Aufſatz (ſo ungefähr lauteten ſeine Worte) für eine Zuſammenſtellung von Sätzen älterer Myſtiker, mit Zuſätzen oder Bemerkungen von Leibnitz — damit meinte er die in Parentheſen eingeſchloſſenen Sätze. Einſprüche dieſer Art ſind dem Herausgeber nur willkommen, indem ſie ihm die Momente liefern, die Authenticität der angezweifelten Schriften aus äußern wie aus innern Gründen feſtzuſtellen.

Die äußern Gründe anlangend, ſo kann und muß ich mich auf die Beſchaffenheit der Autographa (in der königlichen Bibliothek von Hannover) beziehen, aus welchen die genannten Schriften gefloſſen ſind. Es iſt bekannt, daß Leibnitz ſeine Schriften nicht in Einem freien Guſſe zu Papier brachte, ſondern überall ſtark änderte, ſtrich, zuſetzte, was ſeine Concepte oft ſo ſchwer zu leſen macht. Daſſelbe iſt auch bei der Klaſſe von Schriften in Rede der Fall, ſämmtlich tragen ſie den Stempel Leibnitzſcher Originalentwürfe: woher wäre dies gekommen, wenn dieſe Papiere Abſchriften von Werken anderer Schriftſteller bedeuteten? Keinen dieſer Aufſätze geht dies mehr an, als den „Von der wahren Theologia mystica;" — auf der einen Seite des halbgebrochenen Blattes ſtehen nachträgliche Zuſätze, welche ich, um den urſprünglichen erſten Guß der Feder erkennen zu laſſen, in Parentheſe faßte: ich glaubte, daß mir, als Herausgeber, dieſe Einrichtung frei ſtehe; nun ſehe ich, daß ich dadurch wider Willen der, wir werden ſehen, ganz unhaltbaren Annahme, daß das Uebrige nicht von Leibnitz herrühre und von ihm nur abgeſchrieben ſei, Vorſchub that... Aber iſt denn, muß ich, ehe wir noch zur Betrachtung der innern Gründe fortſchreiten, iſt denn zwiſchen dem vermeintlich abgeſchriebenen Texte und der in Parentheſe gebrachten Sätzen, der Schreibart und der Sprache, ſo wie dem Geiſte nach, ein Unterſchied anzugeben? iſt es möglich, zwei verſchiedene Federn hier anzunehmen? und wenn dies nicht iſt, warum will man einen Theil dieſer Sätze, ihrer innern Beſchaffenheit nach, Leibnitz beilegen, das Uebrige aber ihm abſprechen? Um konſequent zu ſein, müßte man lieber alles als eine Kopie bezeichnen. Doch ob ganz oder zum Theil Kopie — ſo genügt es nicht, daß ein Kritiker und Literator bei einem Klaſſiker (und man wird doch Leibnitz unter die Klaſſiker rechnen!) behaupte, eine gewiſſe Schrift ſey von ihm entlehnt, abgeſchrieben, wenn er nicht der Quelle nachſpürt, woher die fragliche Schrift gefloſſen ſei: wir würden dann der deutſchen Literatur Glück wünſchen müſſen, daß ein Schriftſteller vor Leibnitz — wie Leibnitz philoſophirt und geſchrieben hätte . . .

In der That, ich würde in meiner Ueberzeugung von der Aechtheit dieſer Aufſätze dennoch einen Augenblick geſchwankt haben, wenn nicht aus jeder Zeile der Geiſt und Gehalt der Leibnitzſchen Philoſophie unverkennbar ſpräche, und dieſes Argument müßte man umſtoßen, um an der Aechtheit der Schriften in Rede Zweifel zu erregen. Ich will nur die ſchlagendſten Sätze hervorheben, den Kennern der Leibnitzſchen Philoſopie die nähere Paralelliſirung mit den übrigen Dokumenten dieſer Philoſophie überlaſſend, als: „Alle Geſchöpfe ſind von Gott und Nichts, ihr Selbſtweſen von Gott, ihr Unweſen von Nichts. Solches weiſen die Zahlen u.ſ.w. S. 213 (von der wahren theologia mystica);“ hier brauche ich nur auf das dyadiſche Zahlenſyſtem und die Imago Creationis, in dem Briefe an Herzog Rudolph Auguſt, in demſelben Bande S. 401 — 407 zu verweiſen; ferner: Obgleich jeder einzelne Selbſtſtand (Subſtanz) ohne Theile, ſo ſind doch in ihm andere Dinge eingedruckt, ohne daß ſie daſelbſt Raum einnehmen. In Allem und jedem ſteckt Alles, doch mit gewiſſer Kraft der Klarheit.“ Wer verkennt hier die Lehre von den Monaden, ihrer Per- und Apperceptionen, ihrer präſtabilirten Harmonie in nuce? — und ſo alles übrige. Dahin gehört z. B. auch, was in dem Aufſatze „Von der Weisheit“ S. 421

von der dunkeln Empfindung der Vollkommenheiten der Dinge, mit beſonderer Beziehung auf Muſik geſagt wird. Mit einem Worte, ſagen, Leibniz habe dieſe Aufſätze von irgend einem, ich weiß nicht, welchem Autor entlehnt, hieße ſo viel, als ſagen, er habe ſeine ihm eigenthümliche Philoſophie — von einem andern abgeſchrieben.

Dabei bin ich weit entfernt zu leugnen, daß der an die Myſtiker des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts hie und da erinnernde Ton und Ausdruck von Leibniz aus ſeinem Umgange mit jener Gattung von Schriften hergefloſſen und von ihm ſich angeeignet worden ſei: darin that er dasjenige, was er in den „Unvorgreiflichen Gedanken zur Verbeſſerung und Auszierung der teutſchen Sprache (I. Band S. 454) den Andern empfahl, wenn er § 13. erſt bemerkt, daß „ſonderlich die größte natürliche Weisheit in der Erkenntniß Gottes, der Seelen und der Geiſter aus dem Licht der Natur (ſelbſt eine an das Myſtiſche ſtreifende Wendung) ſtecke — er aber finde hierin die teutſche Sprache noch etwas mangelhaft, und zu verbeſſern“ und dann (§ 14) fortfährt: zwar iſt nicht wenig Gutes auch zu dieſem Zweck in denen geiſtreichen Schriften einiger tiefſinnigen Gottesgelehrten anzutreffen; ja ſelbſt diejenigen, die ſich etwas zu denen Träumen der Schwärmer geneiget, brauchen gewiſſe ſchöne Worte und Reden, die man als güldene Gefäße der Egypter ihnen abnehmen, von der Beſchmutzung reinigen und zu dem rechten Gebrauch widmen könne.“ Brauchts des Mehrern, um das, was in jenen Leibnizſchen Aufſätzen, namentlich dem von der wahren Theologia mystica (wo wahren nicht umſonſt ſteht) an die Myſtiker erinnert, zu erklären! ... und gehören ſie dieſer Beſchaffenheit wegen Leibnizen weniger an?

Zu alle dem, über Gehalt und Form ſo eben Bemerkten, geben nun die beiden, hier nachträglich mitgetheilten, aus der königlichen Bibliothek von Hannover geſchöpften Aufſätze, welche in der Leibnitzſchen Urſchrift übrigens keine Ueberſchrift tragen, einen Beleg. Beſonders iſt der erſtere, „von dem höchſten Gute“ über die Natur dieſer Aufſätze Licht zu verbreiten geeignet. Fanden ſich nemlich hinter der, ein für ſich beſtehendes Ganze bildenden Abhandlung, eine Anzahl, durch einen Strich von dem Vorhergehenden getrennte Anmerkungen, mit beſtimmter Hinweiſung auf das Werk eines dritten (als: ad cap. 1. §. 4. ad §. 22. etc.), nur ohne dieſes Werk ſelbſt anzugeben: wo drängte ſich mit mehr Scheine von Grund der Gedanke auf, die vorſtehende Abhandlung ſei wohl von Leibnitz aus einem fremden Werke abgeſchrieben, und mit einigen beſondern Anmerkungen zu demſelben Werke begleitet worden! — Wer nur das Werk nennte!... Dies war, zum Glück, nicht ſo ſchwer zu ermitteln: das Werk, wovon Leibnitz Kapitel und Paragraph citirt, iſt kein anderes als des: „Chriſtian Thomaſens, (Thomaſius): Von der Kunſt vernünftig und tugendhaft zu lieben, oder Einleitung zur Sittenlehre. Halle, 1692 (erſte Ausgabe). Erſtes Hauptſtück. Von der Gelahrtheit das Gute und Böſe zu erkennen überhaupt.“ Auf das erſte Hauptſtück und deſſen Paragraphen beziehen ſich Wort für Wort die hinter der Abhandlung Leibnitzens folgenden, abgeriſſenen Anmerkungen. Dies iſt ein Fingerzeig, um in die Natur der Abhandlung ſelbſt einzudringen: bildet ſie vielleicht ein Stück von des Thomaſius Einleitung in die Sittenlehre? daß dies der Fall nicht ſei, lehrt ein erſter Blick in jenes Buch. Ein zweiter Blick dagegen lehrt mit eben ſo großer Gewißheit: daß dieſe Abhandlung ein von dem erſten Hauptſtücke der Einleitung in die Sittenlehre veranlaßtes, freies Gegenſtück zu dieſem Kapitel, gleichſam eine allgemeine Einleitung zu einem Kommentar oder einer Widerlegung und Ergänzung des ganzen Werkes ſei. Dies beſtätigt bald eine Vergleichung des erſten Satzes der Abhandlung mit dem erſten unter den Anmerkungen. Wie beziehungsreich iſt dieſer Umſtand! Denn erſtlich irren wir gewiß nicht, dieſe Leibnitzſche

Schrift mit der erſten Ausgabe der „Einleitung in die Sittenlehre“ in dieſelbe Zeit, mithin in das Jahr 1692 zu ſetzen. Ferner treten die Eigenthümlichkeiten und Vorzüge von Leibnitzens (ich will nicht ſagen Philoſophie, ſondern, wie innig es ſonſt auch damit zuſammenhängt, ſeiner) philoſophiſcher Sprache und Schreibart neben der ſeines berühmten Zeitgenoſſen deſto ſchärfer ins Licht; endlich iſt die Einſicht in die Veranlaſſung dieſes Aufſatzes für die Entſtehung ähnlicher Schriften für uns lehrreich. Aber iſt denn Leibnitz wirklich der Verfaſſer? Kaum wird dieſe Frage ernſtlich erhoben werden. Indeß würde auch der leiſeſte Zweifel an der Aechtheit durch Hinweiſung auf den hier deutlich zu uns redenden Geiſt der Leibnitzſchen Philoſophie abgewieſen werden. Die Zergliederung unſerer Erkenntniſſe und Empfindungen in deutliche und undeutliche; die Definition der Liebe, als der Luſt an der Vollkommenheit oder Glückſeligkeit eines Andern; der Gerechtigkeit, als einer allgemeinen Gutwilligkeit, der Weisheit gemäß *) u. ſ. w. ſind ſchlagende Momente, die uns jedes weitern Beweiſes überheben. Anderſeits ſpricht uns auch hier jener feierliche, an die Sprache der Myſtiker erinnernde Ton an, wie in dem Aufſatze über die wahre theologia mystica; ich weiſe auf die Wendungen von „Strahlen der göttlichen Weisheit“, von „den Flammen des göttlichen Willens, ſo einen Trieb zum Guten geben, Wirkungen des Geiſtes Gottes, dem Triebe des Geiſtes und des Fleiſches“ u. d. gl. Um die Schönheit, die ſiegreiche Erhabenheit dieſer Gedanken und ihrer feierlich religiöſen Einkleidung neben den ziemlich trivialen Sätzen und Ausdrücken des Thomaſius zu fühlen, müßte man das genannte Kapitel der Einleitung in die Sit-

---

*) Justitiam .. definiemus caritatem sapientis, hoc est sequentem sapientiae dictata. Amare est felicitate alterius delectari ... Leibn. Opp. IV. 3, 294 295.

tenlehre ſelbſt zur Seite haben*). Wir bemerken hier, daß Leibnitz auf Chriſtian Thomaſius, ſo wenig er deſſen Verdienſte ſonſt verkannte, doch als Philoſophen wenig gab. In einem Briefe von 1711 charakteriſirt er deſſen Philoſophie mit zwei Worten folgendermaßen (ad Kaestnerum. Leibn. Opp. IV. 3. 264): Philosophia ejus adhuc sylvestris est, ut sic dicam, et archipodialis. —

Der Aufſatz „von dem Verhängniſſe" (deſſen Authenticität zu beweiſen, der Leſer Leibnitzſcher Schriften mir jetzt erlaſſen wird) darf mit den ihm verwandten Schriften dieſer Art (denen eine praktiſche Tendenz gemeinſchaftlich iſt) in dieſelbe Periode, alſo allgemein zwiſchen 1690—1700 geſetzt werden. Wahrſcheinlich wurde auch dieſer Aufſatz durch das Leſen eines neuen Buches, vielleicht mit Rückſicht auf eine hohe Perſon abgefaßt, wegen einer Stelle, wo er als wünſchenswerth aufſtellt: „hohe Gemüther, denen es ihr Stand zulaſſet, ſollen ein groſes Theil ihrer Luſt in der Ergründung der natürlichen Wunderwerke u. ſ. w. ſuchen. Die ſchönen Entdeckungen ſeien nicht allein denen rühmlich, die ſolche befördert, ſondern ſie vermehren auch die Nahrung der Unterthanen“ u. ſ. w. So viel kann man für gewiß ſagen, daß der Philoſoph bei Abfaſſung dieſer und ähnlicher Schriften einige wenige Perſonen als Leſer im Auge hatte: — in Deutſchland gab es wohl damals kein Publikum, ſelbige zu genießen und zu würdigen. . . . Oder ſprechen wir damit unwillkührlich eine Anklage gegen den großen Mann aus? Möchten wir nicht glauben, daß er den argen Ungeſchmack der deutſchen Zeitgenoſſen unendlich geläutert, ja die goldne Zeit der vaterländiſchen Literatur beſchleunigt haben müßte, wenn er recht viel Blätter dieſer Art, ſtatt ſie auf Einen oder Einige zu beſchränken, in ihrer erſten Friſche fröhlich in die Welt hinaus geſtreut hätte? . . . .

---

*) Damit der Leſer ſehe, wie weit Leibnitz dem Gange, den Thomaſius genommen, folgt, will ich den „Inhalt" zum Theil hieher ſetzen.

Der Sittenlehre erſtes Hauptſtück. u. ſ. w.

Inhalt.

Connexion mit der Vernunft-Lehre. n. 1. Unterſchied zwiſchen dem Wahren und Guten, Falſchen und Böſen. n. 2 — 11. Beſchreibung des Guten und Böſen überhaupt. n. 6. Hieher gehört abſonderlich das Gute und Böſe des Menſchen. n. 9. und zwar das wahrhaftig-Gute, welches dem Scheingut entgegengeſetzet wird. n. 12. Was dem Menſchen gut oder böſe iſt, iſt entweder an ihm oder außer ihm. n. 13. Was zwiſchen dieſen beiden Arten für ein Unterſchied ſey. 14. 15. Die äußerlichen Dinge nennt man a potiori gut oder böſe. n. 16. Was die menſchlichen Kräfte auf eine kurze Zeit vermehrt, und ſeine Dauerung verkürzet, iſt böſe. n. 17. 18. 19. 20. — Alle Dinge und folglich auch der Menſch werden von der Unvollkommenheit zur Vollkommenheit beweget, und nehmen darnach wieder ab. — Dieſe Bewegung hat dieſe Eigenſchaften, daß ſie entweder ſteiget oder fallet, auch eine gewiſſe und etwas langſame Periode hat u. ſ. w.

Von dem höchſten Gute.

Weilen, was wahr iſt, wahr bleibt, wenn es gleich von keinem Menſchen erkannt würde; und was gut iſt, ſeine Güte behält, wenn es gleich kein Menſch ſich zu nutze machte; hingegen wenn kein Gott wäre, nicht allein nichts würklich ſich befinden würde, ſondern auch nichts müglich wäre, und alſo Wahres und Gutes mit einander vernichtiget würden, ſo kann man wohl ſagen, das Wahre ſey das, ſo mit dem Verſtande, und das Gute das, ſo mit dem Willen Gottes, als des Urweſens, übereintrifft.

Und dieſes kann uns auch dienen, das Wahre vom Falſchen, und das Gute vom Böſen zu unterſcheiden. Denn es befinden, ſich in uns gewiſſe Strahlen der göttlichen Weisheit und des ewigen Wortes, nemlich die erſten ewigen Wahrheiten, welche ein Maaß ſind der andern, ſo daraus entſpringen. Gleichwie er nemlich ein Urquell aller Ding iſt, ſo iſt auch alle gründliche Erkänntniß aus dem Erkänntniß Gottes zu leiten, und in ſeinem Liecht ſehen wir das Liecht. Es befinden ſich in uns auch ebenmäßig Flammen des göttlichen Willens, ſo uns einen Trieb zum Guten geben, und Würkungen ſeyn des Geiſtes Gottes. Und gleichwie viel Menſchen in Dunkelheit bleiben, weilen ſie die reinen Strahlen des göttlichen Liechts von dem falſchen Schein der ſinnlichen Blendungen nicht unterſcheiden, alſo bleiben auch viele im Argen, weilen ſie den Trieb des Geiſtes und des Fleiſches nicht wohl zu ſondern wiſſen. Zu beyden wird eine gewiſſe Ruhe des Gemüths, und Eingang in ſich ſelbſt erfordert, und das iſt eben die rechte Kunſt zu denken, von der ſo viel ſchreiben, aber darin ſo wenige einen ſonderbaren Fortgang haben und tüchtige Proben geben können weilen ſie weder die Wahrheit noch das Gute mit Ernſt ſuchen, alſo ſich nicht recht zu Gott wenden, und auch daher deſſen Seegen nicht genießen.

Weilen nun Gott iſt das vollkommenſte Weſen, und der Will nichts anders, als ein verſtändiger Trieb, ſo bringt der Wille Gottes mit ſich einen vollkommnen Trieb zu einen vollkommenen Erkänntniß, oder zu Nießung und Empfindung der Vollkommenheiten, welche aus dem göttlichen Hauptquell auch in andre Dinge gefloſſen. Solches alles iſt bei Gott auf einmal im höchſten Grad beiſammen, aber der Creaturen und alſo auch Unſre Vollkommenheit beſtehet in einem ungehinderten ſtarken Fort-Trieb zu neuen und neuen Vollkommenheiten.

Die Luſt iſt nichts anders, als die Empfindung einer Vollkommenheit; und die Vollkommenheit iſt eine Größe des Weſens, oder dasjenige, dadurch das Weſen mehr iſt, als es ſonſt wäre, alſo daß in deren Wiſſenſchaft der Vollkommenheit gleichſam eine metaphyſiſche Meßkunſt beſtehet. Weilen aber oft Luſt mit Unluſt vergeſellet, alſo daß wir zugleich beydes empfinden, und auf einmal eines Orts vermehret, andern Orts hingegen verringert werden, ſo entſtehet aus Ueberſchuß der Luſt eine Freude, und aus Ueberſchuß der Unluſt eine Traurigkeit, aus welchem denn endlich abzunehmen, daß die Glückſeligkeit ſey ein Zuſtand leſtändiger Freude, und die Unglückſeligkeit ein Zuſtand beſtändiger Traurigkeit; mithin, daß alle unſre Gedanken dahin zu richten, wie wir die Glückſeligkeit, und alſo einen beſtändigen Ueberſchuß unſrer Verbeſſerung in Empfindung wahrer Vollkommenheiten erreichen mögen.

Solchem nach iſt ferner zu wiſſen, daß die Empfindungen ſeyn von zweyerlei Art, etliche deutlich oder mit

Erkänntniß, etliche undeutlich oder ohne genugſame Erkänntniß. Deutliche Empfindungen ſind, wenn wir deren Urſachen und Inneres ſehen, alſo daß wir gleichſam ausrechnen können, was damit verbunden und daraus folgen kann, dies ſind die Empfindungen, die wir haben von Weſen, Ordnung, Reimung, Zahl, Maaße, Ort, Zeit, Veränderung, Empfindung ſelbſt, Kraft oder Trieb, Würkung und Bewegung, auch Leidenſchaft und Widerſtand, ſo ſich dabei findet. Hingegen undeutliche Empfindungen ſind ſo bewandt, daß wir das, ſo wir empfinden, zwar kennen, und von einem andern unterſcheiden, aber worin es beſtehe, und alſo auch was es mit ſich führe, nicht erkennen, ſondern durch den Ausgang erfahren und abwarten müſſen. Und dies ſind die Empfindungen aller unbekannten Beſchaffenheiten, dergleichen uns die äußerlichen Sinne darſtellen, als das ſichtbare Liecht, die Farben, der Ton, die vielen Arten des Geruchs und Geſchmacks, ja Wärme und Kälte ſelbſt mit vielen andern Arten der Fühlung, ſo nicht blos durch Figur, Bewegung und Widerſtand begriffen werden, obgleich die Philoſophen endlich deren ezlich zum Theil errathen haben mögen.

Nun iſt vor feſt zu ſetzen, daß alle neue Erkänntniß ſey ein Wachsthum unſrer Vollkommenheit, und daher ſind die deutlichen Empfindungen, ſo uns was Neues erzählen, allezeit mit Luſt verknüpfet; es iſt auch ſolche Luſt in ſo weit ſicher, daß wir allezeit ſelbſt ausrechnen können, wie weit uns dienlich, ihr nachzuhängen. Es werden auch durch diß Uebung eines deutlichen Begriffs die Kräfte des Gemüths ohnfehlbar vermehret, alſo daß dieſe Luſt die ſicherſte unter allen, zumal da man ſich nicht zu ſehr in einerley, ſondern in vielen, ſonderlich aber in denen Dingen übet, deren man am meiſten von nöthen hat, und die es ſonſt am beſten verdienen, wenn man damit ordentlich und alſo ohne Mühſeligkeit und vergebenes Suchen verfähret. Die undeutlichen Empfindungen dagegen haben an ſich ſelbſt etwas Schädliches in ſich, daß ſie uns an ſich gewöhnen und locken, alſo von Erkänntniß des Verſtandes zur Sinnlichkeit des Leibes führen; dadurch wir in ſo weit verdunkelt und unvollkommner werden. Und außerdem ſind ſie zum öftern ſehr unſicher, indem wir nicht wiſſen, ob nicht ein Gift unter ihrem Zucker verborgen. Zwar hat die Erfahrung die Menſchen bereits viel mit Schaden hierin gelehret, es hat auch die gütige Natur, oder vielmehr der grund-gütige Gott in uns nicht weniger, als in andre Thiere eine gewiſſe verborgene Kraft oder Inſtinct geleget, ſo uns anſtatt der Vernunft in ſinnlichen Dingen auch vor der Erfahrung einigermaßen zum Leitſtern dienet. Es muß aber ſolcher Inſtinct von dem Verſtande regieret und ſonderlich Mäßigkeit dabey gehalten werden.

Hieraus nun iſt die Rechnung leicht zu machen, daß man die undeutliche Empfindungen und ſinnliche Luſtbarkeiten nicht weiter brauchen ſolle, als die Erfahrung gelehret, daß ſie zur Erhaltung und Verbeſſerung des Leibes dienen. Hingegen ſollen wir unſern Verſtand, ſo viel immer des Leibes wegen thunlich, in den deutlichen Begreifungen üben, als welche zugleich eine Erkänntniß der Vollkommenheiten Gottes geben, den Willen verbeſſern und mit Gott vereinigen. Und ſollen wir demnach durch ſolche Uebung unſern Willen dazu gewöhnen, daß er ſeine Hauptluſt in Gott und denen reinen und lautern Empfindungen oder Erkänntniſſen finde, und uns hernach beſtändig dazu treibe.

Und dies demnach iſt vor den rechten Endzweck des Menſchen zu halten; denn ſo weit er ſchöne Wahrheiten begreifet, iſt er ein Spiegel der Schönheit Gottes, breitet ſeine Ehre aus, und nähert ſich zu deſſen Vollkommenheit, ſo viel immer müglich. Er lebet deswegen, hat auch Leib und Sinne, damit er die Erkänntniß Gottes und daraus entſtehende Liebe haben und mehren ſolle; immaßen die Liebe nichts anders iſt, als eine Luſt an der Vollkommenheit oder Glückſeligkeit, zumal deſſen, ſo ſie überſchwenglich beſitzet. Und weil alle Luſt einen Trieb in ſich hat, ſo folgt aus ſolcher Liebe durch eine herrliche ſtete Circulation ein Trieb zu neuer Erkänntniß und folglich zu neuer Liebe. Und weilen auch die Erkänntniß nicht beſſer vermehret werden kann, als durch Mithülfe ander Menſchen, die Tugend auch nichts anders iſt, als eine Fertigkeit mit Verſtand zu handeln, gleichwie die Gerechtigkeit iſt eine allgemeine Gutwilligkeit, der Weisheit gemäß, ſo erſcheinet daraus klärlich, daß aller Ethik und Politik Zweck dies ſeyn ſollte, ſo am wenigſten geachtet zu werden pfleget: wie andere dahin zu bringen, daß ſie zu unſer und auch ihrer Erkänntniß, Liebe, und alſo auch Glückſeligkeit beſtens arbeiten, mithin die Ehre Gottes vergrößern mögen.

Aus dieſen Gründen nun iſt leicht zu erkennen, welch Gut dem andern fürzuziehen, welches Böſe ärger iſt, als das andere, und folglich welche man am meiſten nachtrachten, und wofür man ſich am meiſten hüten ſolle. Zuförderſt weil unſre Seele unſterblich und unendlich, ſo müſſen wir auf ſolche Vollkommenheiten fürnemlich denken, die ihr auch nach dem Tode bleiben. Und das ſind diejenigen, welche uns am nächſten mit Gott vereinigen, und die Strahlen ſeines Lichts ſowohl, als die Flammen ſeiner Liebe mehr und mehr anzünden, daher, was uns macht Gottes Weisheit und Macht erkennen, was uns treibet, deren Erkänntniß weiter zu ſuchen, das gibt uns eine beſtändige Verbeſſerung, welche uns auch im Tod nicht entgehen kann.

Hingegen iſt gewiß, daß die meiſte menſchliche Nachrichtungen, damit ſich die Gelehrten insgemein viel wiſſen, nur vor dieſes Leben ſeyn, darinne ſie aus Noth getrieben und beibehalten werden, dem Gemüth aber eine beſtändige Vollkommenheit noch allhier ſelbſt nicht beilegen. Ich vergleiche ſie mit der Kundſchaft, ſo ich habe von den Gaſſen einer groſſen Stadt, wie etwa Paris oder London, welche mir dienet, ſo lange ich darin wohne, hernach aber keinen Nutzen an ſich ſelbſt, auch keine Vollkommenheit und Verbeſſerung bringet. Alſo iſt es bewandt mit Sprachen, mit der Hiſtori, mit der Geographi, mit Genealogi, Wappenkunſt, angenommenen Rechten und Gebräuchen der Völker, ja ſelbſt mit der Experimental-Nachricht der Gewohnheiten der Natur, in ſo weit ich in dieſen Dingen nicht Gelegenheit zu einer ſonderbaren Weisheit und Betrachtung ſinde.

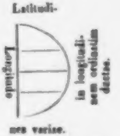
Quantula pars rerum est, in qua se gloria tollit!

Wie iſt doch unſre ganze Erdkugel für ein kleines Ding in der Natur? Wie viel unendlich andere Arten, Beſchaffenheiten, Gewohnheiten würde man in den andern großen Weltkörpern finden? Alſo außer daß uns des Erdbodens Natural- und Civil-Kundſchaft in dieſem Leben und menſchlichen Umbgang nöthig, ſo kann ſie unſer wahren Vollkommenheit nicht dienen, es ſey dann, daß ſie uns Gelegenheit giebt, ewige und allgemeine Wahrheiten zu finden, ſo in allen Weltkugeln, ja in allen Zeiten und mit einem Wort, bei Gott ſelbſt gelten müſſen, von dem ſie auch beſtändig herfließen. Inzwiſchen geſtehe ich gern, daß auch dieſe Kundſchaften nöthig und beförderswürdig ſeyn; man kann aber diejenigen, ſo ſie allein beſitzen, nicht vor verſtändig und noch weniger für weiſe, am allerwenigſten für glückſelig halten.

Was ſonſt die zeitlichen Güter betriſt, ſo iſt gewiß, daß wenn zwei gute Dinge an Grad der Güte einander gleich, eines aber an Zeit und Ort weiter ausgeſtrecket, als das andere, alsdann ſolches auch höher zu ſchätzen. Wenn aber eines dauerhafter, das andere aber an Grad vortrefflicher, da kann wohl der Fall kommen, daß das kürzere dem längern fürzuziehen. Eine Stunde, darin man etwas herrliches ausgerichtet, iſt beſſer als viel Stunden, ſo man vergebens zubracht. Alſo daß auch ein kürzeres Leben voll tapferer Thaten höher als ein hundertjähriges Alter eines untauglichen Menſchen zu halten. Und ſcheinet in Schätzung der Zeit, müſſe man nicht ſowohl auf das Continuum, als auf das utile tempus ſehen, wie die Juriſten zu reden pflegen. So ſagt auch der Poet wohl:

Non est vivere, sed valere vita.

Kann man derowegen nicht ſchlechterdinges ſagen, daß ein kurzes Gute mit einem langwierigen Uebel für bös zu halten; denn es könnte dieſes kurze Gute ſo groß ſeyn, und das langwierige Uebel ſo klein, daß dennoch das Gute überwöge. Demnach eigentlich davon zu reden, muß man auf mathematiſch damit verfahren, und ſagen, die ganze Größe der Gute entſtehe daraus, daß man die Gute in Daure führe (ex ductu bonitatis in durationem). Wie bei dem Meßkünſtler die Feldgrößen (Areae) aus der Führung der Breiten in die Länge (ex ductu latitudinis in longitudinem).



Welches auch ſtatt hat, wenn gleich die Breite unterſchiedlich, alſo daß ſie bald ſteigt, bald fallet. Daraus aber folgt, daß ein ewiges, obſchon kleines Uebel einem zeitlichen Gut, ſo groß es auch immer ſeyn möchte, vorzuziehen. Wiewohl in der That die ewige Uebel auch an ſich ſelbſt zu jeder Zeit groß ſeyn werden. Im Uebrigen iſt gewiß, daß alle ſtarke ſinnliche Empfindungen ſchädlich ſeyn, und mit einer allzuſtarken Flamm einer Lampe zu vergleichen, die das Oel zu früh verzehret, und obſchon ſolches eigentlich den Körper angehet, ſo hat man doch deſſen auch zu den Verrichtungen des Gemüths von nöthen.

Dieweilen nun der Hauptzweck iſt die Erkänntniß der Vollkommenheit und daraus entſtehende Luſt und Liebe zu

Gott, aber, wie oberwähnet, nichts zu unſer Erkenntniß mehr dienen, noch mehr daran hindern kann, als andere Menſchen, ſo folgt daraus, daß man trachten müſſe, ſich dazu mit ihnen beſtens zu verſtehen. Und weilen der Menſch das mächtigſte Thier auf Erden, wenn ich ihn anders ein Thier nennen ſoll, und ſich ſchwer von einem Menſchen zu haben, der ſich vernimmt uns zu ſchaden, es koſte was es wolle; der Schaden aber an unſerm Leibe und Anderm, ſo uns dienlich, auch die Verrichtung unſers Amts, das iſt die Verfolgung der Erkänntniß hindert, ſo müſſen wir zuförderſt beachten, die Menſchen, die einigermaßen unſere Nachbarn ſeyn, und mit uns zu thun haben können, ſo viel immer thunlich nicht gegen uns zu haben, und zu dem Ende ihnen von unſern Abſtand und Willen eine gute Meinung beizubringen, wozu den Wohlſtand oder das Decorum in Acht zu nehmen dienlich. Denn ferner zu thun, was ſie und uns erbauen, und zur Tugend leiten kann, wodurch man dann eigentlich die Liebe des Nächſten gebührend übet. Immaßen die Tugend darin beſtehet, daß man eine Neigung und Fertigkeit habe, nach dem Verſtand zu würken, und folglich alles zum rechten Endzweck, das iſt zur wahren Erkänntniß und Liebe Gottes zu richten.

Weilen demnach in andern Menſchen ſowohl als in uns ein verſtändiger Geiſt, ſo der Erkänntniß fähig, der uns alſo zu unſerm wahren Endzweck auf eine mehr unmittelbare Weiſe helfen kann, als die Leiber, ja als unſer Leib ſelbſten, auch ſolche Vereinigung durch Mittel des Verſtandes erhalten wird, ſo habe ich erſt von der Muthülfe ander Menſchen und Geſellſchaft, als von dem leiblichten Gut reden wollen, damit die Anweiſung des Gebrauchs leiblicher Dinge beyſammen bleibe. Weilen aber gleichwohl unſers Leibes Geſundheit und Bequemlichkeit ein groſſes zu Verrichten unſers Amtes beyträgt, ſo iſt das nächſte, daß man bedacht ſey, daß unſer Leib nicht nur in Geſundheit, ſondern auch in gewiſſem vigore durch die gebührende Nahrung und Uebung erhalten werde, und dann, wie man allerhand andere leibliche Dinge und zeitliche Güter anſchaffe, deren Menge man Reichthum nennet. Dadurch man nicht nur ſich in ziemlichen Stand erhalten, ſondern auch nach Gelegenheit ſeines Standes und Berufes viel Gutes ausrichten und das Böſe von ſich abtreiben möge. Welches alles umb ſo mehr dienlich, weilen dergleichen Dinge noch zur Freundſchaft und Mitwirkung andrer Menſchen helfen. Zwar wenn viele Menſchen treulich vor einen Mann ſtünden, und unter einander die Verrichtungen ſowohl und den Genuß der Güter alſo austheilten, wie es zu gemeinem Beſten, als der Ehre Gottes, am dienlichſten, dergleichen einiger Orden Abſehen zu ſeyn angegeben, und bey den erſten Chriſten in der That verſuchet werden, ſo wären die Menſchen vieler Ungelegenheit und Hinderniß überhoben. Alleine weilen dazu eine nicht gemeine gute Anſtalt, Tugend und Weisheit gehöret, ſo hat ſichs damit unter den Menſchen noch nicht ſchicken wollen, ſondern die Societäten und Obrigkeiten haben gewiſſe Dinge ſich gezogen, andere einem jeden zu eigener beſtmöglichſter Beſorgung (außer des Nothfalls) überlaſſen. Doch gewiß, daß je näher man der wohlgefaßten Gemeinſchaft kommt, je mehr die Menſchen begehren, viel Gutes zu verrichten.

Wer nun vollends die ganze practiſche Philoſophie recht beſchreiben wollte, der würde ſolche Lehren geben, wie Anſtalt zu machen, daß die Menſchen zu Tugend, Verſtand und Liebe beſtens erzogen und darin, ferner geübet und unterhalten, dabei aber auch nach eines jeden Stand und Fähigkeit, wie es die gegenwärtige Weltverfaſſung am beſten leiden will, in Wiſſenſchaften und Künſten unterwieſen würden, einander zum Hauptzweck zu Hülfe zu kommen. Dann ferner wie mit gemeinſamlicher Zuſammenſetzung die Natur der Körper unterſuchet, ſie zu menſchlichen Dienſt bequem gemacht, die Wunder Gottes darin mehr und mehr entdecket, und endlich und außer der Arbeit, die einem jeden in Mitteldingen oder utilibus obliegt, die bona per se oder unmittelbare Güter des Gemüths, nemlich die göttliche Erkänntniß und Liebe durchgehends getrieben, und in dieſem der rechte Gottesdienſt und Feyrung des Sabbats geſetzet würde. Denn man weder rechte geiſtige Betrachtung haben, noch Gott gebührend lieben oder lieben kann, wenn keine Eräkntniß der göttlichen Vollkommenheit, ſondern auf Papageien-Art ein bloßes Nachſprechen ohne Nachdenken vorhanden.

Anmerkungen

zu dem erſten Hauptſtücke der Einleitung in die Sittenlehre von Chriſtian Thomaſius (1692).

Ad cap. 1. §. 4.*) Ob nicht beſſer, das Wahre zu ſuchen in Uebereinſtimmung der Dinge mit divino intellectu, als mit dem menſchlichen Verſtande; gleichwie auch das wahre Gute mit dem göttlichen Willen übereinkommt; es ſind aber in unſerm Verſtand Strahlen des göttlichen Liechts und in unſerm Willen Funken der göttlichen Kraft oder Geiſtes Gottes, dadurch wir das Wahre und Gute erkennen.

ad §. 22.**) Ein kurzes Gute mit einem langwierigen Uebel iſt nicht allezeit böſe. Denn das Uebel kann ſo klein und das Gute ſo groß ſein, daß die Zeit den Unterſchied nicht erſetzet. Eine Stunde darin man etwas herrliches ausgerichtet, iſt beſſer als viel Stunden, ſo man vergebens zubracht. Ein kürzeres Leben von herrlichen Thaten zur Ehre Gottes und gemeinen Beſten iſt einem hohen Alter eines untauglichen Menſchen vorzuziehen, und ſcheinet daß hier nicht tempus continuum, ſondern utile zu rechnen.

---

*) Einleitung in die Sittenlehre etc. I. n. 4. „Denn das Wahre haben wir beſchrieben, daß es beſtehe aus der Uebereinſtimmung der äuſſerlichen Dinge und des menſchlichen Verſtandes, und das Falſche, wenn dieſe beide einander zuwider ſind.“

**) ib. n. 22. (Hieraus folget . .) „Daß ein kurzes Gute, das mit einem dauerhaften Uebel nothwendig oder ſehr wahrſcheinlich vergeſellſchaftet iſt, für böſe und nicht für gut zu halten ſey, und das Gegentheil von einem kurzen Uebel, das mit einem dauerhaften Gute vergeſellſchaftet iſt, müſſe geſagt werden. Und gehet es dießfalls nicht anders zu, als in Anrechnung des Gewinnſts und Verluſts in einer Handlung.“

Non est vivere sed valere vita.

Mit einem Wort: ad aestimandam Boni integram quantitatem ducenda est ordinatim bonitas quaeque in suum tempus; ut area fit in geometria ex latitudine in longitudinem ordinatim ducta.

ad § 89 *) Obſchon Gott ein Quell alles Guten iſt, ſo genieſſen wir doch ſeiner vornemlich mit den Seelen, ſollte alſo meynen, daß die Eintheilung der Güter in äußerliche und innerliche, dieſe aber wieder in Leibes- und Seelen-Güter nicht aufzuheben, auch nicht wegen des Decori oder Wohlſtandes, denn ſolchen verſtehen iſt ein Gut der Seele, ein wohlanſtändiges Anſehen haben iſt ein Gut des Leibes, äußerliche Mittel habe, den Wohlſtand zu behaupten, iſt ein äußerliches Gut.

ad § 91. **) Die Eintheilung der Alten in bonum honestum, jucundum et utile iſt auch nicht zu verachten. Das

---

*) Ib. n. 89. „Alſo ſieheſt du, daß wir alles bishero einzeln erzehletes Gute unter die gewöhnlichen Klaſſen gebracht haben, bis auf Gott und das Decorum, die ſich nach der gemeinen Beſchreibung nicht füglich zu einer von derſelben ſetzen laſſen. Was das Decorum betrift, daran hat bishero niemand gedacht, was es für ein Gut ſey, obgleich alle Philoſophen darinnen wider die Cynicos einig geweſen, daß über die Tugend noch etwas anders ſey, daß man im gemeinen Leben und Wandel als eine Richtſchnur in Acht nehmen müſſe.

**) Ib. n. 91. „Ferner lehret man durchgehends in denen Schulen, quod bonum sit honestum, utile et jucundum, daß ein ehrbares oder ehrliches, oder rechtmäßiges, nützliches und beluſtigendes Gut ſey, und machet in Beſchreibung dieſer unterſchiedlichen Arten, ſowohl auch in denen Exempeln den Unterſchied derſelben mehr verwirret als deutlich, indem man dieſe falſche Meinung hat, als wenn dieſe dreyerley Güter würklich von einander unterſchieden wären, da doch ihr Unterſchied nur darin beſtehet, daß das Gute in unterſchiedener Betrachtung bald ehrbar oder ehrlich, oder rechtmäßig, bald beluſtigend, bald nützlich genennet werde. n. 12.

Gute iſt es entweder an ſich ſelbſt, oder als Mittel zu einem andern. add. ad § 128. An ſich ſelbſt iſts, was in ſich hält eine Vergnügung und Luſt des Verſtandes oder einer Luſt des Leibes; jenes iſt honestum, dieſes jucundum. Ein Mittel zu dieſen per se bonis iſt das utile. Inzwiſchen kann ein per se bonum wohl zugleich ein utile ſeyn, ja das honestum iſt es insgemein. Dies hindert aber nicht, daß man die Arten der Gutigkeit unterſcheidet, ob ſie ſchon ſich zu Zeiten beiſammen finden laſſen. Das Decorum kann dieſen nicht entgegengeſetzet werden, ſondern es bringt ſelbſt Luſt und Nutzen, und deswegen iſt es uns gut. Alle Luſt bringt eine Vollkommenheit mit ſich, allein die ſinnliche Luſt, weilen ſie in einer zwar kräftigen, doch aber undeutlichen Empfindung beſtehet, und alſo wir in deren Innerſtes nicht ſehen können, ſo ſtecket oft ein Gift in ihrem Zucker, welches ſich bei der Luſt des Verſtandes nicht alſo verhält.

ad § 130 sqq.*) Was von Vorzug des Boni privativi vor dem positivo geſagt wird, iſt nicht ohne Grund,

---

Hiernächſt iſt auch das Gute entweder ein unmittelbares Gut, das des Menſchen Dauerung und Weſen für ſich erhält, als Leben, Geſundheit, Weisheit, Tugend, oder ein mittelbares Gut, welches zu Erlangung und Vermehrung beſagten unmittelbaren Gütern dienet, als Geld Speiſe und Trank; Studiren, Uebung in tugendhaften Thaten; jenes iſt der Zweck des menſchlichen Thuns und Laſſens, dieſes die Mittel dazu. Und je entfernter dieſe Mittel ſeyen, oder je leichter der Menſch derſelben entbehren kann, je in geringern Grad des Guten verdienen ſie auch geſetzet zu werden.“

*) n. 130. „Wir haben oben geſagt, daß die bisherigen Eintheilungen unterſchiedener Grade des Guten vorſtellen würden; und alſo wollen wir nunmehro kürzlich anzeigen, welches unter denen bishero erzählten Arten die alleredelſten ſeyn, nemlich das ordentliche Gute, das Gute, das in Benehmung einer unangenehmen Sache beſteht (bonum privativum), das in Anſehung des menſchlichen Weſens nothwendige Gute, das unmittelbare Gute, und endlich das würkliche Gute. Auf dieſe Arten muß ein Menſch hauptſächlich ſein Abſehen richten, und auf dieſelbigen ſchickt ſich auch fürnemlich unſere gegebene Beſchreibung des Guten.

wenn mans recht nimmt. Nemlich wenn beides gleich, und man lieber eines Schmerzens entbehren, als eine Luſt empfinden wollen. Weil man auch ohne Luſt, aber nicht mit Schmerzen wohl ſeyn kann, aber nicht ohne Schmerzen übel ſeyn kann. Daraus folgt aber auch, daß minus malum beſſer als ein majus bonum, und alſo die Vermeidung des Schmerzens beſſer, als eine Vermehrung der Luſt.

Von dem Verhängniſſe.

Daß alles durch ein feſtgeſtelltes Verhängniß herfürgebracht werde, iſt eben ſo gewiß, als daß drey mal drey neun iſt. Denn das Verhängniß beſteht darin, daß alles an einander hänget wie eine Kette, und eben ſo unfehlbar geſchehen wird, ehe es geſchehen, als unfehlbar es geſchehen iſt, wenn es geſchehen.

Die alten Poeten, als Homerus und andere, haben es die güldene Kette genennet, ſo Jupiter vom Himmel herab hängen laſſe, ſo ſich nicht zerreißen läſſet, man hänge daran, was man wolle. Und dieſe Kette beſteht in den Verfolg der Urſachen und der Wirkungen.

Nemlichen jede Urſach hat ihre gewiſſe Würkung, die von ihr zuwege bracht würde, wenn ſie allein wäre; weilen ſie aber nicht allein, ſo entſtehet aus der Zuſammenwirkung ein gewiſſer ohnfehlbarer Effect oder Auswurf nach dem Maaß der Kräfte, und das iſt wahr, wenn nicht nur zwey oder 10, oder 1000, ſondern gar ohnendlich viel Dinge zuſammen würken, wie dann wahrhaftig in der Welt geſchicht.

Die Mathemathik oder Meßkunſt kann ſolche Dinge gar ſchön erläutern, denn alles iſt in der Natur mit Zahl, Maaß und Gewicht oder Kraft gleichſam abgezirkelt. Wenn zum Exempel eine Kugel auf eine andere Kugel in freier Luft trift, und man weiß ihre Größe und ihre Lini und Lauf vor dem Zuſammentreffen, ſo kann man vorherſagen und ausrechnen, wie ſie von einander prallen, und was ſie vor einen Lauf nach dem Anſtoß nehmen werden. Welches gar ſchöne Regeln hat; ſo auch zutreffen, man nehme gleich der Kugeln ſo viel als man wolle, oder man nehme gleich andere Figuren, als Kugeln.

Hieraus ſieht man nun, daß alles mathematiſch, das iſt, ohnfehlbar zugehe in der ganzen weiten Welt, ſo gar, daß wenn einer eine gnugſame Inſicht in die innern Theile der Dinge haben könnte, und dabey Gedächtniß und Verſtand gnug hätte, umb alle Umbſtände vorzunehmen und in Rechnung zu bringen, würde er ein Prophet ſeyn, und in dem Gegenwärtigen das Zukünftige ſehen, gleichſam als in einem Spiegel.

Denn gleichwie ſich findet, daß die Blumen, wie die Thiere ſelbſt ſchon in dem Saamen eine Bildung haben, ſo ſich zwar durch andere Zufälle etwas verändern kann, ſo kann man ſagen, daß die ganze künftige Welt in der gegenwärtigen ſtecke und vollkommentlich vorgebildet ſey, weil kein Zufall von außen weiter dazu kommen kann, denn ja nichts außer ihr.

Aber einem beſchränkten Verſtand iſt unmöglich, künftige Dinge mit Umbſtänden vorherzuſehen, weil die Welt aus ohnendlichen Dingen beſtehet, die zuſammenwirken, alſo daß nichts ſo klein, noch ſo weit entfernet, welches nicht etwas beytrage nach ſeinem Maaß. Und ſolche kleine Dinge machen oft große mächtige Veränderungen. Ich pflege zu ſagen, eine Fliege könne den ganzen Staat verändern, wenn ſie einen großen König vor der Naſe herumſauſet, ſo eben in wichtigen Rathſchlägen begriffen; denn weil es kommen kann, daß ſein Verſtand gleichſam in der Wage ſey, ja dann beyderſeits ſtarke Gründe ſich finden, ſo kann doch kommen, daß diejenigen Vorſchläge den Platz gewinnen, bey denen er ſich mit Gedanken am meiſten aufhält, und das kann die Fliege machen, und ihn eben verhindern und verſtören, wenn er etwas anders recht betrachten will, ſo ihm hernach nicht juſt wieder auf ſolche Art ins Gemüth kommt.

Diejenige ſo die Artillerie in etwas verſtehen, wiſſen, wie eine kleine Aenderung machen kann, daß eine Kugel einen ganz andern Lauf nimmt; daher hat es an einem kleinen gelegen, daß Turenne (zum Exempel) getroffen worden, und wenn das gleichwohl nicht geſchehen, hätte der ganze damalige Krieg anders laufen können, und alſo wären auch die jetzigen Sachen anders herauskommen. So weiß man auch, daß eine Funke Feuer, ſo in ein Pulvermagazin fället, eine ganze Welt verderben kann.

Und eben dieſe Wirkung der Kleinigkeiten verurſacht, daß diejenigen, ſo den Dingen nicht recht nachdenken, ſich einbilden, es geſchehe etwas ohngefähr, und nicht durch Verhängniß, da doch der Unterſcheid nicht in der That, ſondern nur in unſern Verſtand, als der die große Menge aller Kleinigkeiten, ſo zu einer jeden Wirkung gehören, nicht begreifet, und die Urſach nicht bedenket, die er nicht ſiehet, alſo ſich einbildet, die Augen in den Würfeln fallen von ohngefähr.

Dieſe Unfehlbarkeit des Verhängniſſes kann uns dienen zu Beruhigung des Gemüths; denn wer zweimal Geld eingenommen, und jedesmal nicht mehr als tauſend Thaler, der wäre unverſtändig, wenn er hernach bös ſeyn ſollte, daß in ſeinem Beutel ſich nur zweitauſend und nicht drei tauſend Thaler finden. Nun iſt alles eben ſo juſt und richtig in der Natur abgemeſſen. Man möchte zwar ſagen, eben darüber bin ich bös, daß ich nicht mehr als zweimal die tauſend Thaler eingenommen, wäre es dreimal geſchehen, ſo hätte ich, was ich jetzo brauche; allein wer da betrachtet, daß die ganze Natur ihr richtig Maaß habe, der ſchließet eben daraus, weil es nicht herfür kommen, daß es in der Natur vor diesmal nicht geweſen, und alſo ebenſo ungereimt, es von ihr zu begehren, als ohngereimt vom Beutel fordern, was nicht hinein kommen.

Man möchte ferner ſagen, wie kommt es aber, daß die ganze Natur von allezeit her ebenſo gefaſſet, wie wir ſie befinden, da es doch wohl beſſer nach unſern Sinn hätte ſeyn können. Die Antwort iſt, daß zweifelsohne auch ſolches ſeine gewiſſe Urſach habe, was umb die ganze Natur einen ſolchen Lauf hat, und keinen andern. Daher gleichwie man zufrieden iſt, wenn man die Urſache erfährt, worumb die Sach ſeyn müſſen, alſo ſoll man allezeit (ſo viel müglich), ſich bemühn, ſein Gemüth zufrieden zu ſtellen; weil man weiß, das unfehlbar die Urſache vorhanden ſeyn, ob uns ſchon nicht müglich, ſolche alle umbſtändlich zu erfahren.

Es ſtecket aber darin noch eine weit höher Urſach unſer Zufriedenheit. Denn die Zufriedenheit oder Stillhaltung iſt zweyerley, die eine heißet Geduld (patience par force); die andere heißet Vergnügung und giebt ein rechtes Gefallen an dem ſo geſchicht, bringt auch dem Gemüth nicht nur eine Sille oder Ruhe, daß es ſich nicht vergeblich bemühe, ſondern auch eine Luſt und Freude; und dieß zu erlangen, wenn es widerlich gehet, iſt zwar ſchwer, (weil man ſich nicht darauf übet), aber doch in etwas thunlich; und in der That und Vernunft gegründet.

Nemlichen wir befinden in den Zahlen, Figuren, Kräften und allen gemeſſenen Dingen, von denen wir einen genauen Begriff haben, daß ſie nicht nur richtig und unfehlbar, ſondern auch ganz ordentlich und ſchön, alſo daß ſie nicht zu verbeſſern, noch von dem, ſo ſie verſtünde, beſſer könnte gewünſchet werden.

Zwar können wir ſolche Ordnung nicht ſehen, weilen wir nicht in dem rechten Geſicht-Punkt ſtehen, gleichwie ein preſpectiviſch Gemählde nur aus gewiſſen Stellen am beſten zu erkennen, von der Seite aber ſich nicht recht zeigen kann.

Allein wir müſſen uns mit den Augen des Verſtandes dahin ſtellen, wo wir mit den Augen des Leibes nicht ſtehen, noch ſtehn können. Zum Exempel wenn man den Lauf der Sterne auf unſrer Erdkugel betrachtet, darin wir ſtehen, ſo kommet ein wunderliches verwirretes Weſen heraus, ſo die Stern-Kündige kaum in etlich tauſend Jahren zu einigen gewiſſen Regeln haben bringen können, und dieſe Regeln ſind ſo ſchwer und unangenehm, daß ein König von Caſtilien, Alphonſus genannt, ſo Tafeln vom Himmelslauf ausrechnen laſſen, aus Mangel rechter Erkenntniß geſaget haben ſolle, wenn er Gottes Rathgeber geweſen, da er die Welt geſchaffen, hätte es beſſer herauskommmen ſollen.

Aber nachdem man endlich ausgefunden, daß man das Auge in die Sonne ſtellen müſſe, wenn man den Lauf des Himmels recht betrachten will, und daß alsdann alles wunderbar ſchön herauskomme, ſo ſiehet man, daß die vermeinte Unordnung und Verwirrung unſers Verſtandes ſchuld geweſen, und nicht der Natur.

Ein Gleichmäßiges nun ſoll man von allen Dingen urtheilen, die uns auffallen. Und ob man gleich nicht jedesmal den rechten Punkt des Anſchauens ſo fort mit dem Verſtande finden kann, ſo ſoll man ſich doch vergnügen, daß man wiſſe, es ſey dem alſo, daß man einen Wohlgefallen an allen Sachen haben würde, wenn man ſie recht verſtünde, und alſo ſolchen Wohlgefallen daran bereits haben ſolle, gleichwie man an ſeines Freundes oder Fürſtens Thun ein Wohlgefallen ſchöpfet, wenn man ein vollkommenes gutes Vertrauen zu ihm hat, das iſt, wenn man ſeines Verſtandes und guts Gemüths verſichert, ob man ſchon nicht allemal gleich ſiehet, warumb ein und anders geſchehn, und es äußerlich oft nicht wohlgethan ſcheinet.

Und eben dieſes Wohlgefallen an der allgemeinen höchſten Verordnung, es laufe wie es wolle, wenn man das Seinige gethan, iſt der rechte Grund der wahren Religion. Und beruhet dabei in der Vernunft, dienet auch zu unſer Vergnügung. Und gleichwie faſt nichts den menſchlichen Sinnen angenehmer, als die Einſtimmung in der Muſik, ſo iſt nichts dem angenehmer, als die wunderbare Einſtimmung der Natur, davon die Muſik nur ein Vorſchmack und kleine Probe. Daher ſtehe ich in den Gedanken, hohe Gemüther, denen es ihr Stand zuläſſet, ſollen ein großes Theil ihrer Luſt in der Ergründung der natürlichen Wunderwerke, und herrlichen ſchönen Wahrheiten ſuchen, ſo in denen rechtſchaffenen*) Wiſſenſchaften ſtecken. Die ſchönen Entdeckungen ſind nicht allein denen rühmlich, die ſolche befördert, ſondern ſie vermehren auch die Nahrung der Unterthanen, helfen zur menſchlichen Bequemlichkeit, ja ſelbſt zur Erhaltung der Geſundheit. Aber welches das heiße, ſo geben ſie ein ſolches Liecht vom ganzen Hauptwerk der Natur und ſolche daher entſtehende Vergnügung, daß die, ſo deſſen ermangeln, denen zu vergleichen, die allezeit im Finſtern tappen müſſen; die aber, ſo darin erleuchtet, können ſich in die Höhe ſchwingen, und alles von oben herab, gleichſam aus den Sternen unter ſich ſehen. Wenn auch dem nicht alſo wäre, würde folgen, daß die Erkenntniß der Wahrheit, das Hauptwerk betreffend, nicht ſo gut ſey, als die Unwiſſenheit darin. Denn die unwiſſenden und abergläubiſchen Menſchen vergnügen ſich mit allerhand falſchen Einbildungen; daher wenn von der Natur nichts von Verſtand und Tugend zu gewarten wäre, ſo wäre es beſſer ſich mit Andern betriegen, als die Wahrheit erkennen. Allein das wäre aus der Maaßen ungereimet und aller Ordnung zuwider, wenn ſich zuletzt befinden ſollte, daß der Unverſtand einen Vortheil geben könnte dem, der damit behaftet. Und weil alles in der Natur ſeine Urſache hat, und daher alles ordentlich, ſo kann es nicht anders ſeyn, es muß Verſtand und Würkung nach dem Verſtand (das iſt Tugend), ſich beſſer befinden, als das Gegentheil. Denn die Natur bringt alles zur Ordnung, wer nun der Ordnung bereits am nächſten ſtehet, kann am leichteſten zu einer ordentlichen Beſchauung oder ordentlichen Begriff, das iſt zu einer empfindlichen Vergnügung gelangen, weil doch keine höhere Vergnügung ſeyn kann, als in der That befinden, und ſehen, wie alles wohl und (wir) nicht beſſer wündſchen können.

---

*) wohlgegründeten (ausgeſtrichen.)

Man möchte dagegen ſagen, daß das Böſe nicht böſe iſt an ſich ſelbſt, ſondern vor den, der es gethan, und alſo die Strafe zwar dazu gehöre, aber, dem Ganzen nach, die Natur aus dem vermeinten Böſen dergeſtalt das Böſe zu bringen wiſſe, daß alles viel beſſer herauskommt, als wenn es anders hergangen, ſonſt würde ſie es auch gewiß nicht verſtattet haben. Zwar wir hätten es lieber, wenn auch kein Schein des Böſen überbliebe und die Sachen ſo gebeſſert wären, damit wir nicht nur insgemein wiſſen könnten, daß alles wohl und gut iſt, ſondern auch es inſonderheit begreifen, ja würklich empfinden möchten. Denn ſo wäre unſere Vergnügung größer und lebhafter, und die Luſt, ſo wir an ſolcher Begreifung und Empfindung hätten, würde alle Beſchwerlichkeiten verſüßen, ja vernichtigen. Allein wir müßten dafür halten, daß ſolches nicht allemal thunlich, ja dieſes ſelbſt alſo beſſer ſei; und gleich wie es ſeine Zeit haben müſſen, ehe die Menſchen vollkommentlich ausgefunden, daß der rechte Schaupunkt des Himmelslaufs in der Sonne iſt, alſo iſt dafür zu halten, daß unſre Seele, wenn ſie ſich wohl dazu gerichtet, zu dem Begriff und der Empfindung ſolcher Schönheit der Natur ſobald und ſoviel es immer thunlich, endlich und allmählig mehr und mehr gelangen werde.

Und was noch mehr iſt, weil alles aufs beſte gefaſſet, ſo iſt dafür zu halten, daß diejenigen vor andern auch ehe und mehr zu der Vergnügung dieſer Beſchauung gelangen müſſen, welche ſich durch den Verſtand beſſer den Weg dazu geöffnet, in ſo weit ſie ihr Thun nach ihrem beſten Begriff, mit Ordnung oder der Vernunft nach, und zum Guten gerüſtet, worin dann die Tugend eigentlich beſtehet, alſo daß auch die inſonderheit zu ihrer eignen Glückſeligkeit vor andern arbeiten, ſo dieſe Unterſuchung der Wahrheit und der herrlichen Wunder der höchſten, alles würkenden Natur befördern, immaßen auch darin die rechte Erkenntniß beruhet, daß die Menſchen dieſen Hauptpunkt noch begreifen, daran Tugend, Vergnügen und wahre Glückſeligkeit hanget.

Kommt es alſo endlich auf dieſe zwei große Regeln an, ſo uns die Vernunft bei dem Verhängniß ſelbſt und der darin begriffenen unvergleichlichen Ordnung lehret, erſtlich, daß wir alle bereits vergangene oder geſchehene Dinge ſollen vor gut und wohl gethan halten, als ob wir es ſchon aus dem rechten Geſicht-Punkt ſehen könnten; vors Andre, daß wir alle künftige oder noch ungeſchehene Dinge, ſo viel an Uns, und nach unſerm beſten Begriff, ſollen gut und wohl zu machen ſuchen, und uns dadurch ſo viel immer möglich näher zu dem rechten Schaupunkte folgen. Deren jenes uns bereits alle vor jetzt mögliche Vergnügung giebt, dieſes uns den Weg zu künftiger, weit mehrerer Glückſeligkeit und Freude bahnet.

Schriften der höhern Periode.

Briefwechſel
zwiſchen dem Berliniſchen Hofprediger
D. E. Jablonski und Leibnitz

über die Union der Proteſtanten, und über die Errichtung der
Königlichen Societät der Wiſſenſchaften.

Einleitung.

„Schon meine in Gott ruhenden und erleuchteten Vorfahren — ſo beginnt König Friedrich Wilhelm des Dritten, am Vorabend des Jubeljahrs der Reformation (vom 27. September 1817.) an ſeine Unterthanen erlaſſene Aufforderung — „der Kurfürſt Johann Sigismund, der Kurfürſt Georg Wilhelm, der große Kurfürſt, König Friedrich I., und König Friedrich Wilhelm I. haben, wie die Geſchichte ihrer Regierung und ihres Lebens beweiſet, mit frommem Ernſt ſich angelegen ſein laſſen, die beiden getrennten proteſtantiſchen Kirchen, die reformirte und lutheriſche, zu einer evangeliſch-chriſtlichen in Ihrem Lande zu vereinigen. Ihr Andenken und ihre heilſame Abſicht ehrend, ſchließe Ich mich gern an ſie an und wünſche ein Gott wohlgefälliges Werk, welches in dem damaligen unglücklichen Sectengeiſte unüberwindliche Schwierigkeiten fand, unter dem Einfluſſe eines beſſern Geiſtes, welcher das Außerweſentliche beſeitigt und die Hauptſache im Chriſtenthume, worin beide Confeſſionen Eins ſind, zur Ehre Gottes und zum Heil der chriſtlichen Kirche, in meinen Staaten zu Stande gebracht und bei der bevorſtehenden Secularfeier der Reformation damit den Anfang gemacht zu ſehen! Eine ſolche wahrhaft religiöſe Vereinigung der beiden, nur noch durch äußere Unterſchiede getrennten proteſtantiſchen Kirchen iſt den großen Zwecken des Chriſtenthums gemäß; ſie entſpricht den erſten Abſichten der Reformatoren; ſie liegt im Geiſte des Proteſtantismus; ſie befördert den kirchlichen Sinn; ſie iſt heilſam der häuslichen Frömmigkeit; ſie wird die Quelle vieler nützlichen, oft nur durch den Unterſchied der Confeſſion bisher gehemmten Verbeſſerungen in Kirchen und Schulen.“ Durch einen Hinblick auf dieſes königliche Wort, welches ſeit dem es nicht allein im preußiſchen, ſondern allen proteſtantiſchen Landen Europas wiederhallte, in der Geſchichte evangeliſchen Lebens und Glaubens eine große Epoche herbeigeführt, glauben wir in den nachſtehenden, der Union überwiegend gewidmeten Briefwechſel ſowohl dem Geiſte, als dem Geſchichtlichen nach am beſten einzuführen.

Um alſo den hiſtoriſchen Faden eben da, wo die königliche Aufforderung zur religiöſen Vereinigung 1817. ihn aufnimmt, anzuknüpfen, ſo iſt bekannt, daß während des ſiebzehnten Jahrhunderts, nach Kurfürſt Johann Sigismund, welcher im Jahre 1614. eine Verordnung gegen das Schmähen und Verdammen der Reformirten, und für die Uebung der Toleranz hatte ergehen laſſen, kein deutſcher Fürſt ſpäterhin den Geiſt chriſtlicher Liebe und Duldung in ſo beſtändigen, zuſammenhängenden und erleuchteten Beſtrebungen und Anordnungen gegen den finſtern Verfolgungsgeiſt der Theologen aufrecht zu erhalten geſucht hat, als der große Kurfürſt. So ließ er nicht nur unterm zweiten Juni 1662 ein, ganz auf das zur gegenſeitigen Duldung unter den Proteſtanten gehaltene Religionsgeſpräch zu Caſſel gegründetes Edict ausgehen, worin die von ſeinem Großvater Johann Sigismund 1614 ausgegangene Verordnung erneuert wurde*), ſondern er trat bald darauf durch ein Edict vom 21. Auguſt deſſelben Jahres mit größter Energie zur Steuer des von den zelotiſchen Wittenbergern gegen jede religiöſe Duldung getriebenen Unfug auf, indem er allen Landeskindern den Beſuch der Univerſität Wittenberg ſtreng unterſagte; und den Kurfürſten von Sachſen, obwohl erfolglos, ſelbſt erſuchte, die Wittenberger vor dem Uebermaß ihres feindlichen Eifers zu warnen. Damit nicht zufrieden, entſchloß der große Kurfürſt ſich zur Veranſtaltung eines ähnlichen Zuſammentritts der Berliner Theologen, als der in Caſſel ſo eben ſtatt gefunden, und erließ unterm 21. Auguſt 1662 an das Berliner Conſiſtorium ein Schreiben, worin er bezeugte, wie er, gleich ſeinem Vater und Großvater es gewünſcht und ſich begierig bezeigt, es bei den Geiſtlichen jenes Landes dahin zu bringen, damit doch das unchriſtliche Verketzern, Verläſtern und Verdammen, auch falſche Deuteleien und erzwungene Beſchuldigungen gottesläſterlicher Lehren alleſeits eingeſtellt, hingegen das wahre Chriſtenthum und die Uebung der wahren, klaren, unſtreitigen Gottſeligkeit den Zuhörern ins Herz gepredigt werden möchte." Wären die Theologen von demſelben Geiſte als der Fürſt beſeelt geweſen, ſo würde dieſe durch ſiebzehn Sitzungen hingezogene Konferenz am Ende (den 29. Mai 1663) nicht fruchtlos aufgelöſt werden ſein. Eine darauf vom Kurfürſten geordnete Zuſammenberufung friedfertiger Theologen aus den Provinzen erfolgte erſt nicht. Von dieſer Zeit an tritt ein gänzlicher Stillſtand aller Verſuche zur Union der evangeliſchen Kirchen ein. Hier und da, ſagt Hering, läßt eine einzelne Stimme ſich hören, welche den Wunſch einer ſolchen Vereinigung auszuſprechen wagt, aber ein Zuſammenberuf und Zuſammentritt zu Religionsgeſprächen erfolgt nirgends. Die Scheidung der Proteſtanten wird an manchen Orten noch ſchroffer, als ſie es war, und auch die reformirte Kirche beobachtete nicht überall da, wo die politiſche Macht ihr zur Seite ſteht, die weiſe Mäßigung. Nur der große

---

*) Siehe C. W. Hering Geſchichte der kirchlichen Unionsverſuche ſeit der Reformation bis auf unſre Zeit. 1838. 2. Band. S. 137. Dies Werk wird hier mehrmals benutzt.

Kurfürſt fuhr fort, mit fürſtlichem Ernſte in ſeinen Landen der öffentlichen Verunglimpfung der proteſtantiſchen Kirchen entgegenzutreten, nicht ohne allen Erfolg. „Obſchon, (ruft in ſeiner derben Sprache der große Prediger der Duldung, Chriſtian Thomaſius) der Satan, dieſer Tauſendkünſtler, unglaublich viel Kriegsliſt anwandte, um die ſo fromme Abſicht des für das Wohl ſeiner Unterthanen ſo wahrhaft beſorgten Fürſten zu vereiteln, und ſich dazu beſonders der papiernen Waffen ſeiner Jünger und der aus der Rüſtkammer der ſcholaſtiſchen Pſeudotheologie mit großer Sorgfalt zuſammengeſuchten Sophismen bediente, ſo hat doch die gerechte Sache geſiegt, und jene üble Gewohnheit, zu ſchmähen, iſt durch Gottes Gnade in den kurfürſtlichen Landen, wenn auch nicht ganz aufgehoben, doch ſo viel gemäßigt, daß die Ketzermacher nicht mehr aus vollem Halſe ſchreien, wenn ſie auch zuweilen noch hinterliſtig muckſen.“ *) Was ſchneller und unwiderſtehlicher zur Vorbereitung einer mildern menſchlichen Stimmung unter den verſchiedenen Religionspartheien wirkte, als Toleranz-Edikte und Religionsgeſpräche, das war, nach der Aufhebung des Edict von Nantes (1685) in Frankreich, und während der Auswanderung vieler Tauſende von Reformirten ins Ausland, die großmüthige Aufforderung des großen Kurfürſten an die ausländiſchen Unglücklichen, womit er ihnen in ſeinem Lande und in ſeiner Hauptſtadt ein bleibendes Aſyl anbot. So wurde Religionsduldung und Hinwirkung auf Geiſtesfreiheit und Verträglichkeit für die Nachfolger des großen Kurfürſten auf dem brandenburgiſchen Throne ein Vermächtniß, welches als ein Princip des Staates und Volkes ihrem Bewußtſein lebendig vorſchwebte.

Gegen den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts war der Geiſt der äußern Duldung in den brandenburgiſchen Staa-

---

*) Thomas. Disputatio de felicitate subditorum Brandenb. ob emendatum statum ecclesiae. § 8. Bei Hering a. a. O. S. 166.

ten ſo weit eingedrungen, daß der Kurfürſt Friedrich III, als König Friedrich I, ſeine Wünſche und Entwürfe über die blos äußerlich bürgerliche Duldung zu dem Gedanken einer wahrhaften Union unter den Proteſtanten erheben konnte. Klar und beſtimmt iſt die königliche Willensmeinung in dem Schreiben des Preußiſchen Hofpredigers Biſchof Urſinus von Bär an den Herzog Anton Ulrich von Braunſchweig aus Berlin vom 1. Auguſt 1705 folgendermaßen ausgeſprochen:*) „Es haben Seine Königl. Majeſtät allergnädigſt mir anbefohlen, Dero Sentiment auf die obgemeldte Beilage (über die Union) ... kürzlich zu eröffnen: — Und zwar ſind S. K. M. damit ganz einig, daß man nicht, auf eine ſogenannte Toleranz, ſondern auf eine ſolche Union zu arbeiten habe, dadurch die unſelige Trennung aufgehoben werde, und ein Theil bey dem andern in rechter Gewiſſensfreiheit ſich des Gottesdienſtes und Abendmahls des Herrn gebrauchen könne und möge. Daher auch S. K. M. vermeynen, daß die partheylichen Namen Lutheriſch oder Reformirt aufhören, und beide Kirche ſich hinfüro allein Evangeliſch nennen. Damit aber auch bekannt werde, was man für eine Union unſerer Seits verſtehe und zu befördern vorhabe: ſo haben S. K. M. allergnädigſt approbirt, daß der bekannte Theologus D. Strimeſius, nach ſeinem bereits angegebenen Entwurf von der Einigkeit im Grunde des Glaubens, noch einen Entwurf edirет, von der Natur und Beſchaffenheit chriſtlicher Vereinigung derer, die im Grunde einig ſeyn. Die Streitſchriften aber, und was zur Verbitterung Anlaß geben kann, werden S. K. M. Verordnung nach, in Dero Landen allen Fleißes gehemmt. — Indem haben S. K. M. vor einiger Zeit mir aufgetragen, aus der engliſchen Liturgie einen ſolchen Extract zu machen, welcher eine Gleichförmigkeit mit der Engliſchen Kirche in ſich halte. Sie werden auch ferner bedacht ſeyn auf die Engliſche Hierarchie, ſo weit es ſich in dero Kirchen und Landen thun läßt. Und ſind dabey willens, einen von dero Theologen, wiewohl ohne Charakter und Eclat, unter einem andern Vorwand, an andere reformirte fürſtliche Höfe reiſen zu laſſen, welcher die auswärtigen Theologos zu dem chriſtlichen Friedenswerke mit Hand anzulegen aufmuntere, und in aller Stille von dem Wege und Methode dazu zu gelangen, handle. Und wie S. K. M. bis dato allergnädigſt die Unkoſten fourniren laſſen, welche zum Anfange dieſes heilſamen Werkes nöthig geweſen, auch Dero königliche Huld demjenigen, ſo an dieſem Werke zu arbeiten angefangen, wirklich bezeigt: alſo ſeyn Sie auch noch geneigt, Dero chriſtlich königliche Milde ferner zu erweiſen, und an nöthigem Vorſchub nichts mangeln zu laſſen, in Hoffnung andere Hochfürſtliche Häuſer werden dergleichen thun, und auch dergeſtalt mit cooperiren. — Wiewohl nun (heißt es im Verfolg) dieſes vorhabende Friedenswerk ſo leicht nicht zu erhalten ſeyn dürfte, als es etwa nun und dann anſcheinen mag, iſt doch die gläubige Hoffnung beyzubehalten, und das Vertrauen nicht wegzuwerfen, daß der Gott des Friedens ferner die Gedanken des Friedens ſegnen werde, daß endlich unterm Erzhirten Jeſu Chriſto auch eine Heerde und evangeliſche Kirche werde, und bis ans Ende der Welt wider die Pforten der Hölle ſelbſt beſtehen möge.“

---

*) Feder specimina comm. ep. Leibn. p. 19.

Wenn man in dieſer beredten Erklärung ſchon ganz den Geiſt erkennt, welcher in unſern Tagen die Union „dadurch die unſelige Trennung aufgehoben ward“ unter den Auſpicien unſers frommen Monarchen ins Leben gerufen hat — nur daß, was heutzutage in die Maſſen allgemein eingedrungen iſt, damals über den kleinen Kreis der weiſeſten und erleuchtetſten Staatsmänner und Theologen nicht hinausging — ſo knüpfen ſich die anziehendſten, religiöſen und pſychologiſchen Intereſſen an dieſer geheime und genaue Geſchichte jener auf denſelben Boden und mit reinſter Abſicht, doch aber vereitelten Beſtrebungen.

Die Unterhandlungen, die Berathungen, der Schriften- und Briefwechſel in dieſer heilig-ernſten Angelegenheit dauerte über zehn Jahre: der Briefwechſel zwiſchen Jablonski und Leibnitz verſetzt uns in den Anfang und die Vorbereitung zu derſelben mitten hinein. Die Veranlaſſung dazu rührte nach beglaubigten, nemlich von Jablonski ſelbſt *) herrührenden Nachrichten, von dem Kurfürſten ſelbſt her, bei welchem dieſer ſein Hofprediger, nicht minder als bei der hocherleuchteten Kurfürſtin, Sophie Charlotte, ſo wie bei den Miniſtern, von Fuchs und von Danckelmann, wegen ſeiner milden, verſöhnlichen und frommen Denkart ſehr beliebt und geachtet war. Der Kurfürſt alſo trug im Jahre 1697 Jablonski die Abfaſſung einer Schrift über die Union zwiſchen den Lutheranern und Reformirten auf. Jablonski bemühte ſich in dieſer Schrift „zu beweiſen, daß in den wichtigſten und nöthigſten

---

*) In Bruckers Bilderſaal heutiges Tages lebender und durch ihre Gelahrtheit berühmter Schriftſteller. 2tes Zehend. Daniel Ernſt Jablonski war der Sohn eines Predigers und Biſchofs der böhmiſchen Brüdergemeinde, welcher urſprünglich Figulus hieß, dieſen Namen aber, um der Verfolgung zu entgehen, in Jablonski, nach ſeiner Vaterſtadt Jablunka in Schleſien geändert hatte. Er wurde den 20. November 1660 zu Naſſenhuben bei Danzig geboren. Sein Großvater mütterlicher Seite war Amos Comenius, der berühmte Reformator des Erziehungs- und Unterrichtsweſens. Er erhielt ſeine gelehrte Bildung auf der Schule von Liſſa in Großpolen; ſtudirte nachher Theologie zu Frankfurt an der Oder. Drei Jahre, von 1680—1683, reiſte er in Holland und England, in Oxford ſtudirte er ein Jahr lang die orientaliſchen Handſchriften. Darauf ward er Prediger bei der neuangelegten reformirten Gemeine in Magdeburg. 1686 ging er als Prediger und Rector Gymnasii nach Liſſa. 1690 berief ihn der Kurfürſt von Brandenburg als Hofprediger nach Königsberg in Preußen, und 1693 in gleicher Eigenſchaft nach Berlin, wo er bis zum Jahre 1741 lebte, und ſowohl als Theolog und Geiſtlicher, wie als Gelehrter (ſchon wegen ſeiner Verdienſte um die königliche Societät der Wiſſenſchaften, als deren dritter Präſident er geſtorben iſt), einen ausgezeichneten Platz einnahm.

Grundwahrheiten der chriſtlichen Religion zwiſchen beiden Kirchen kein Unterſchied und keine Urſache, ſich zu trennen ſei.“ Dieſe Schrift wurde den geiſtlichen und weltlichen Collegien zur Cenſur vorgelegt und gebilligt. Der kurbrandenburgiſche Geſandte am franzöſiſchen Hofe, **Ezechiel Spanheim**, welcher zur ſelben Zeit ſeinen Weg nach Paris über Hannover nahm, brachte dieſe ireniſche Schrift an letztern Ort mit; nachdem bereits mit Leibnitz von Berlin aus darüber korreſpondirt worden war, worauf Spanheim in der Audienz ſich beziehen durfte. Vom Kurfürſten Ernſt Auguſt, welcher damals noch lebte, ward Leibnitz beauftragt, in das beabſichtigte Vereinigungswerk thätig einzugreifen, wie er, aus Hannover den 19. September 1697, hoffnungsvoll ſeinem Freunde Hiob Ludolph in Frankfurt mittheilte.*) (Daß Leibnitz, ſeine eigne innere Neigung zur Sache vorausgeſetzt, hier nur auf höhern Befehl handelte, geht auch daraus hervor, daß er die Berliner Denkſchrift dem Theologen Fabricius in Helmſtädt, zu Ende des Jahres 1697, ſein und ſeines Kollegen, Johann Andreas Schmid, Gutachten darüber in aller Stille einholend, mittheilte.)**) Denn ſchon die Politik empfahl in den damaligen Zeitumſtänden den proteſtantiſchen Fürſten und Völkern, an eine engere Verbindung zu denken und ſich wo möglich in Einen Körper zu verſchmelzen, um den Proteſtantismus ſelbſt, welcher in Folge des Ryßwiker Friedens (1697) in großer Gefahr ſchwebte, zu ſtützen. Darüber ſprach Leibnitz unter andern in einem Briefe an den in Zelle ſich aufhaltenden engliſchen Geſandten Creſſet vom 16. September 1698 ſich aus: „Bisher haben viele Theologen der Augsburgiſchen Confeſſion ſich ſehr abgeneigt bewieſen, in Unterhandlung mit den Reformirten zu treten. Nun ſcheinen aber gemäßigtere Geſinnungen zu entſtehen, da die gemeinſchaftliche Gefahr auch die härteſten Gemüther zum Nachdenken bringt. Die römiſche Parthei macht ſehr große Fortſchritte; die Einſtimmigkeit zwiſchen Frankreich und den katholiſchen Höfen Deutſchlands, die zu Ryßwick ſichtbar wurde, zielt auf Untergrabung der Grundlagen des weſtphäliſchen Friedens und der Sicherheit der Proteſtanten ab. Wir ſind alſo jetzt in einer Zeit, die dem Zuſtande nur allzu nahe kommt, der um 1630, als man den Leipziger Bund ſchloß, ſtatt fand.“ (Feder's Sophie, S. 61.)

---

*) Intentior mihi nuper ex jussu meditatio fuit de religionis controversiis, quod ego argumentum inde a prima juventute tractavi, si quisquam, nec tantum legendo, sed et conferendo cum celeberrimis adversariorum, per literas pariter et coram. Ac de Reformatis quidem semper judicavi, vix digna lite esse, quae agitantur, nedum scissione, neque mentem ea de re meam unquam dissimulavi. Nam quae Pufendorfius, vir doctus alioquin et acutus, in postremo opere contra absolutum decretum paratragoediatur, profecta sunt ex rebus non satis profunde intellectis. De Pontificiis longe aliter sentio, arbitrorque, non posse cum iis conveniri, nisi quaedam ipsorum decreta mitigentur exponanturque in theoria, multique abusus insoliti rejiciantur in praxi. Leibn. opp. om. II. 139. etc. Vgl. X. zu Kur-Mainz in der Epoche von 1672. S. 228.

**) Leib. Opp. V. p. 226. Neque id ego a vobis peterem meo nomine, sed, ut facile judicabitis, ab altiore causa est, quod postulo . .

Wir nehmen den Faden der Erzählung wieder auf. Leibnitz und Molanus überſchickten im folgenden Jahre 1698 eine Beantwortung der Denkſchrift Jablonski's nach Berlin, der Weg zum Frieden betitelt, welche in dem königlichen Archive aufbewahrt wird. Doch beſitzen wir (in der Beilage I zu dieſem Briefwechſel) einen Nachtrag Leibnitzens zu dem „Weg zum Frieden“ welcher von der Beharrlichkeit der Heiligen (de perseverantia Sanctorum) handelt. Dieſe in deutſcher Sprache abgefaßte Schrift war für den Hof, namentlich den Miniſter von Fuchs, beſtimmt. Gleichzeitig überſchickte aber Leibnitz zum Gebrauche der Theologen eine lateiniſche Denkſchrift: Tentamen irenicum, welche nach Speners Tode in deſſen nachgelaſſenem Werke: Consilia latina, 1709 p. 105 ff. mit Speners Reflexionen darüber ans Licht kam. (Bei der

Herausgabe der Opera omnia Leibnitii von Dutens iſt dieſe Schrift überſehen worden). Darauf nun wurde der Hofprediger Jablonski in Perſon an den Hof von Hannover abgeſandt: um mit Leibnitz und Molanus mündlich über die Wege und Mittel zur Union zu berathen; dies geſchah im Sommer 1698. Nach vielen Ueberlegungen, heißt es, kamen ſie darin überein, daß drei Steine bei dieſem Werke zu heben ſeien: die Uneinigkeit in den Lehrſätzen und die in den Kirchengebräuchen, und die Verſchiedenheit in der Benennung der Religionsverwandten aufzuheben. Man ſollte ausmachen, daß die Irrthümer, welche ein Theil dem andern vorzuwerfen pflege, den Glaubensgrund nicht berührten und daher geduldet werden könnten, die Ceremonien müßten frei geſtellt werden, es müßte denn ſein, daß man friedliebenden und in den alten Kirchengebräuchen wohlerfahrnen Männern auftrüge, zuſammenzukommen, und nachher das Ergebniß ihrer Berathung den Kirchen zu unterwerfen. Die beſondern Benennungen ſollte man unterlaſſen, und die proteſtantiſche Kirche, im Gegenſatz zu der römiſchen, die evangeliſche nennen. „Es kam alſo, lauten die Worte, nach ihren Urtheilen in den Lehrſätzen auf die Toleranz, in Kirchengebräuchen auf die Freiheit, und bei den Benennungen auf die Vereinigung an. Man verſprach ſich von beiden Seiten Beifall, beſonders hoffte man, daß die beiden letzten Punkte bei den Lutheranern keinen Anſtoß geben würden, wenn man *den erſten Punkt glücklich ausmachte: daß in den ſtreitigen Lehren keine Grunduneinigkeit ſei*, und man die vorgefaßten Meinungen ablegen wolle. Man achtete deswegen für nöthig, daß die Sache entweder zwiſchen gelehrten und friedliebenden Männern unter der Hand, oder unter öffentlichem Befehl und Anſehen der Fürſten, gründlich und friedfertig abgehandelt würde, und dahin gingen die vereinigten Vorſchläge dieſer hannoverſchen Unterredungen.“ (Brucker). Wir wiſſen nun, daß dieſe Vorſchläge ohne Zeitverluſt ausgeführt wurden. Uns aber intereſſirt hier hauptſächlich, daß bald nach ſeiner Rückkehr von Hannover, Jablonski ſich in einen lebhaften Briefwechſel mit Leibnitz verſetzte — eben den, welchen wir durch vorſtehende Betrachtungen zur Genüge eingeleitet zu haben hoffen. Denn zu der Geſchichte dieſer Angelegenheit ſelbſt liefert dieſer Briefwechſel mit den Beilagen die Hauptquelle.*) Der erſte Brief in nachſtehender Sammlung iſt ein kurzes Schreiben von Jablonski an Leibnitz aus Berlin, den 12. November 1698, welches aber zeigt, daß ein oder einige Briefe der Sammlung von früherm Datum uns verloren ſind. Daß ſie aber auch ſpäterhin Lücken habe, wird der Leſer von ſelbſt bemerken.

Indem wir ſo auf die erſte und hauptſächlichſte Veranlaſſung zu dieſem Briefwechſel zurückgegangen ſind, ſieht der Leſer ſchon, daß ein direktes perſönliches Verhältniß zwiſchen Leibnitz und Jablonski ſonſt und früher nicht ſtatt gefunden hat. Doch hatte Leibnitz in Folge ſeines Verkehrs mit Jablonski vor deſſen Wiſſen und Charakter ſo viel Achtung gewonnen, daß er im Jahre 1700 an Thomas Burnet (Opp. VI., 265) ſchrieb: Mr. Jablonski a bien du mérite et du savoir. Nur bei einer Gelegenheit bezeigte Leibnitz ſeine Unzufriedenheit mit Jablonski, wegen deſſen zu heftiger Angriffe in einer Streitſchrift gegen den Probſt Lütke in Cöln, als dieſer gleich nach der erſten, im Mai 1703 gehaltenen Sitzung des vom Könige geordneten Collegium charitativum, ausſchied, und eine Rechtfertigungsſchrift ſeiner Weigerung bei dem Könige einreichte, welche, angeblich ohne ſein Wiſſen, in Druck herausgegeben, dadurch aber der bis dahin geheim gehaltene Unionsplan veröffentlicht wurde. Daß Jablonski alſo damals ſich hinreißen ließ, ſchmerzte Leibnitz, wie wir aus ſeinem Schreiben an Fabricius aus Hannover vom 31. December

---

*) Man leſe übrigens den betreffenden Abſchnitt der „Geſchichte der kirchlichen Unionsverſuche“ von Hering. II. 312. f.

1703 erkennen.*) — Ueberhaupt wird derjenige, welcher an dem Verlaufe dieſer Verhandlungen ein näheres Intereſſe nimmt, nicht unterlaſſen, die Briefe Leibnitzens an die damaligen Profeſſoren zu Helmſtädt, Johann Albert Fabricius (opp. V.) und an Johann Andreas Schmid (herausgegeben 1788 von G. Veſenmayer) mit unſerm Briefwechſel zu vergleichen. Und wie das Heilige in den Abſichten und Werken der Menſchen das Menſchliche nicht ausſchließt, ſo mag hier gedacht werden, wie ſehr, namentlich durch Leibnitzens Aufmerkſamkeit, darauf geſehen wurde, daß die Eigenliebe der Mithandelnden nicht verletzt, und durch die Magnificenz des preußiſchen Hofes, ihr Eifer durch Gnaden und Aufmunterungen belohnt oder rege gemacht würde. So ließ der König durch den Biſchof Urſinus im Sommer 1705 an den Abt Molanus „eine güldene Medaille von 50 Ducaten, darauf geprägt war: Incrementum Domus Augustae überſenden, um denſelben zum Negotio Irenico zu animiren“ wie Urſinus an Leibniz mittheilt (Feder Specimina, 30): „Gott erhalte ferner dieſen Sinn in Sr. Majeſtät Herzen zum gemeinen Beſten. Sie fragten bei der Gelegenheit, wie der Herr Carpzovius die Medaille von Ew. Wohlgeboren aufgenommen? darauf Sie bei Gelegenheit werden belieben einige Nachricht zu geben. Und Leibniz ſchrieb den 5. October 1705 an den

---

*) Opp. V, 265. Equidem scripsi nuper, pro te, pro Domino Abbate Schmidio et pro Domino Praeposito Hardtio, accepisse me exempla ab eodem Domino Jablonskio scripti, his adjecti, quod vellem minus acre esset in D. Praepositum Lutkenium. Talia enim bello irenico ciendo apta sunt, quod utinam ἀδιαφόρητον esset . . . Non dissimulo apud Dn. Jablonskium talia scripta, etsi erudita, alioqui et bonis rebus referta, nisi imposterum ademtis acrimoniis castigentur, magis ad res turbandas, quam componendas pertinere . . . . Rogandi erunt amici Berolinenses, ut imposterum, quoad ejus fieri potest, moderatius agant, ne novo bello sacro dent occasionem, dum pacem moliuntur. Quasdam offensiunculas condonare, quasdam et dissimulare praestat: nec tam habenda est viris gravibus piis in causa Dei personarum ratio, quam rerum.

Gothaiſchen Miniſter Baron von Schleunitz in der Unionsangelegenheit, welcher der Herzog von Gotha ſich angeſchloſſen hatte: Je reserve même une belle médaille Prussienne d'or pour un tel Théologien Evangélique, dont la conquête paroisse de quelque conséquence, non pas comme si je prétendois de corrompre avec un peu d'or un personnage de mérite et de poids, mais pour exciter son attention et pour reconnaître un peu par avance la peine qu'il sera obligé de se donner en examinant l'affaire et s'en expliquant là — dessus (Feder l. l. 29). — Der erſte Brief Jablonski's, den wir in unſrer Sammlung leſen, enthält die Meldung, daß er ſich die Freiheit nehme, Leibnitz zu bitten, Herrn Abt Molanus (welcher, gelegentlich erwähnt, eines der reichſten und werthvollſten Münzkabinette ſeiner Zeit beſaß) eine ſchöne Münze (den ſogenannten raren kurfürſtl. Brandenburgiſchen Fehrbelliniſchen Siegesthaler von 1675 De septimestribus praedonibus septem diebus expulsis) zu übergeben! —

Unſer Briefwechſel umfaßt nur den frühern Zeitraum dieſer Verhandlungen, er geht nemlich nicht über das Jahr 1704 hinaus, weiht uns aber ganz in den Geiſt dieſer Verhandlungen ein. Die Perſonen, welche von Seiten des Preußiſchen Hofes hier genannt werden, namentlich der ſehr eifrige Förderer, Miniſter von Fuchs, ſind bekannt genug. Man wird finden, daß dieſer Staatsmann von Anfang an dem Erfolge zweifelte, wie Jablonski an Leibnitz offen (vom 19. September 1699) meldet. „Se. Kurfürſtl. Durchlaucht wären noch in ihrem erſten Eifer, und Sie an Ihrem Theil wollten auch nichts, ſo zu Fortſetzung eines ſo heiligen Werkes gereichen könnte, ermangeln laſſen. Zwar hatten Sie einige Sorge dabey, und ſehen beſondere Hinderungen: als die Kaltſinnigkeit, welche zwiſchen hieſigen und Hannoverſchen Hofe ſich blicken laſſen: den Genium des Hannoverſchen Hofes ſelbſt; und ſonderlich die Härtigkeit der Evangeliſchen

Cleri, welche faſt inexpugnable ſchiene. Dieſe Dinge müßten ſeyn, die da Riegel verſchieben. Er und ſein Fürſt würden es nimmermehr thun.“

Leibniz ſelbſt hatte (wie er in ſeinem Briefe an Jablonſki vom 8. Januar 1699 gedenkt) zu Anfang die Opfer nicht geſcheut, um „etwas Gutes, ſo viel an ihm beyzutragen.“ Aber zehn Jahre nachher gab er für ſeine Zeitgenoſſen die Hoffnung auf, daß die Union zu Stande käme: übrigens voll Vertrauen, daß die Sache ſich einmal von ſelbſt machen werde: „A negotio irenico, ut nunc est rerum habitus, nil amplius expecto. *Ipsa se res aliquando conficiet.*“ ſchrieb er im Januar 1708 an Fabricius.*) —

Ich komme zu dem andern, in ſeiner Art nicht minder anziehenden und wichtigen Gegenſtande des Briefwechſels zwiſchen Jablonſki und Leibniz: ich meine die Errichtung der anfangs kurfürſtlichen, dann königlichen Societät (jetzt Akademie) der Wiſſenſchaften zu Berlin. Hier darf ich aber um ſo kürzer ſein, als die königliche Stiftung, nach mehrmaliger Metamorphoſe, noch in lebendiger Wirkſamkeit unter uns ein beredteres Zeugniß und Lob der Stifter und Ordner ablegt, als todte Worte vermögen. Um ſo anziehender iſt es, die erſten Anfänge dieſer berühmten Verſammlung mit allen Umſtänden hier kennen zu lernen. Es iſt bekannt, daß die erlauchte Kurfürſtin Sophie Charlotte es war, welche die Anregung dazu gegeben hat. Eines Tages, wird erzählt, im Jahr 1697, hörte der Hofprediger Jablonski bei Tafel die Kurfürſtin darüber klagen, daß in Berlin, dem Zuſammenfluß ſo vieler Gelehrten, kein eigener Kalender ausgegeben, noch ein Aſtronom und ein Obſervatorium vorhanden ſei; Jablonski faßte dies auf und trug es dem Miniſter von Dankelmann vor, welcher ſich auch bereit zeigte, vierhundert Thaler an ein Obſervatorium zu wenden. Durch den Fall dieſes Miniſters kam die Angelegenheit in Stocken. Als bald darauf auf dem Reichstage zu Regensburg die Kalender-Angelegenheit für die proteſtantiſchen Länder aufgenommen, auch glücklich zu Ende geführt wurde, gab dies zu Berlin Gelegenheit, die Errichtung eines Obſervatoriums wieder aufzunehmen. Es wurde die Veranlaſſung zur Stiftung der Societät, welche durch das Patent des Kurfürſten vom 12. Juli 1700 (gegenunterzeichnet durch von Fuchs) (Leibnitii Opp. V. 179) mit Ernennung von Leibnitz als Präſidenten der Societät eingeſetzt ward. Noch heute feiert die königliche Akademie alljährlich den Geburtstag dieſes ihres erſten Präſidenten und Begründers.

---

*) Man vergleiche damit was Leibniz 1715 hierüber in der Schrift Anti-Jacobite. Opp. V, 594 über die Reſultate dieſer Verhandlungen gelegentlich bemerkte; man wird dann nicht ſagen können, daß ſie ohne eigentliches denkwürdiges Reſultat geblieben ſeien. Nachdem der Sendung des Johann Duräus aus England nach Deutſchland zur Aufhebung des Schisma gedacht iſt, zu welchem der große Kurfürſt die Hand geboten heißt es weiter: Son fils Fréderic, dépuis roi de Prusse, étoit dans les mêmes sentimens; et il avoit une grande estime pour l'Eglise Anglicane, dont il avoit quelque disposition d'introduire la Liturgie dans sa Chapelle Royale. Des Théologiens, moderés insignes, autorisés de part et d'autre, sont convenus, que le schisme pouvoit être levé par des éclaircissemens très naturels; et qu'au bésoin, et dans des dispositions convenables, l'un pouvoit être admis à la communion de l'autre, sans avoir bésoin de se retraiter, ni mêmes d'entrer dans certains sentimens particuliers contestés entre les Théologiens, qu'on ne jugea point essentiels.

So viel vom gegenſtändlichen Inhalte dieſes Briefwechſels ſammt den ihn begleitenden kleinern Denkſchriften. Was die Form anlangt, ſo iſt es nicht zufällig, daß die beiden Korreſpondenten ſich hier ſtatt der unter den Gelehrten damals faſt allein üblichen lateiniſchen, der deutſchen Mutterſprache bedient haben. Offenbar war bei der Zuſammenkunft in Hannover dies unter den Berathenden im voraus verabredet worden, damit der Schriftwechſel auch den Ungelehrten am Hofe zugänglich würde. Wir ſchließen dies aus einem Briefe Jablonski's an einen Hamburger Theologen Dr. Mayer, vom Januar 1700, auf Anlaß der Unionsverhandlungen, wo es (Kappens Sammlung S. 130.) am Schluſſe heißt: „Ew. Hochwürden eröfnen mir Dero Theologiſche liebreiche Gedanken, welche den Kirchenfrieden betreffend, ihnen etwa beiwohnen; ich werde bemüht ſeyn, ſelbige zum Beſten der Kirche an gehörigen Ort anzubringen: und obwohl dieſe Materie vielleicht in lateiniſcher Sprache bequemer ſich handeln ließe, habe doch unſre teutſche lieber wählen wollen, weil, wann Gott den erwünſchten Seegen geben wollte, unſere Schreiben in dergleichen Hände kommen möchten, welchen ſelbige in der Mutter-Sprache am liebſten ſeyn würden." So weit für die Würdigung des Gebrauchs der Mutterſprache in der Unions-Angelegenheit. Viel tiefer geht dieſer Grund bei dem die Societät der Wiſſenſchaften betreffenden Schriftenwechſel. Wie es feſtſteht, daß, nach dem Plane des königlichen Stifters ſelbſt, der Pflege und dem Anbau von deutſcher Geſchichte und Sprache in der neuen Societät, der erſten in Deutſchland nach dem Muſter der engliſchen und franzöſiſchen, ein eigener Sitz angewieſen wurde, ſo iſt es nicht zu überſehen, daß von Anfang an die Geſchäftsführung zwiſchen dem Präſidenten und dem ihm untergeordneten Sekretair und den übrigen Mitgliedern in deutſcher Sprache geführt ward; ſo haben wir den deutſchen Briefwechſel zwiſchen Leibnitz und dem Sekretair J. Th. Jablonſki (Bruder des Hofpredigers) und zwiſchen Leibnitz und dem Aſtronomen der Societät, Gottfried Kirch. In dieſer Beziehung machen dieſe Briefwechſel in der Geſchichte deutſcher wiſſenſchaftlicher Inſtitute in ähnlicher Art Epoche — wie die deutſchen Vorleſungen des Chriſtian Thomaſius auf der preußiſchen Univerſität Halle. Freilich gingen auch darin in der Folge Veränderungen vor; bis man in neueſter Zeit nach langen Umwegen, zu der erſten urſprünglichen Abſicht des Stifters nach Geiſt und Form zurückgekehrt iſt.

Bei der Beurtheilung der Form und der Sprache dieſer Briefe und Denkſchriften erwäge man, daß ſie zur Veröffentlichung urſprünglich nicht geſchrieben worden waren. Bei den Verhandlungen über das Dogma vom Abendmahl war es kaum möglich, wenigſtens nicht räthlich, die lateiniſchen oder griechiſchen Ausdrücke der Schule deutſch wiederzugeben. Wo dieſe Hinderniſſe wegfielen, wird man, in den Leibnitziſchen Schriften, den in der Sprache ſich abſpiegelnden Kern der Geſinnung und die Luſt an der Reinheit und Kraft des Ausdrucks mit Vergnügen empfinden. Was indeſſen dieſem deutſchen Briefwechſel, wie überhaupt Leibnitz's deutſcher Schreibart aus den letzten zwanzig Jahren ſeines Lebens, im Gegenſatz gegen die Schriften aus der mittlern Periode eignet, iſt hie und da etwas Breites, ſo zu ſagen, Gemächliches — ein unwillkührlicher, doch eben nicht unangenehmer Ausdruck der Stimmung und des Temperaments in dieſer höhern Altersſtufe des menſchlichen Lebens.

Die Sammlung kam 1745 unter folgendem Titel heraus: Johann Erhard Kappens, Profeſſoris zu Leipzig, Sammlung einiger vertrauten Briefe, welche zwiſchen dem weltberühmten Freiherrn, Gottfried Wilhelm von Leibnitz, und dem berühmten Hofprediger, Herrn Daniel Ernſt Jablonski, auch andern Gelehrten, beſonders über die Vereinigung der Lutheriſchen und Reformirten Religion, über die Auf- und Einrichtung der Königl. Preuß. Societät der Wiſſenſchaften rc. rc. gewechſelt worden ſind. Aus ihren Handſchriften mit einigen Anmerkungen, nebſt neun Leibnitziſchen Aufſätzen und Vorſchlägen zuerſt ans Licht geſtellet." Leipzig. 8. 476 Seiten, ohne das Regiſter.

Ich rücke die Stelle in Kapp's Vorrede, wo er erzählt, wie er zu den Handſchriften gekommen ſei, mit ſeinen eignen Worten hier ein. „Ich muß, ſagt er, vor allen Dingen dem hochberühmten Preußiſchen Geheimen Rath, Herrn Carl Stephan Jordan *), der Berliniſchen Societät Vice-Prä-

---

*) Von Friedrich dem Großen ſehr geſchätzt. Das Journale littéraire d'Allemagne ſchrieb in der Recenſion von Jordans Histoire de la

ſchenten, öffentlichen und verbundendſten Dank abſtatten, daß er mir bereits vor eilf Jahren die hier nunmehr durch den Druck bekannt gemachten Briefſchaften communiciret hat. Im Jahr 1733 auf einer gelehrten Reiſe hat er auch mir allhier die Ehre angethan und mich beſucht, auch nachdem er bei mir eine Hochachtung gegen den Herrn von Leibnitz, und Liebe zur Kirchen- und Gelehrten-Hiſtorie verſpüret, mir ſofort ſeinen damals in Händen habenden Vorrath Leibnitziſcher und Jablonskiſcher Briefe aus eigener Bewegung verſprochen, und richtig überſchicken laſſen. Wenn ich mich anders recht entſinne, ſo hat mir damals der Herr Geheime Rath gemeldet, daß er dieſe Briefſchaften von dem berühmten Aſtronom, Herrn Chriſtfried Kirchen, welcher den 9. März 1740 zu Berlin verſtorben iſt, erhalten, bei deſſen Vater, gleichfalls berühmten Berliniſchen Aſtronom, und deſſen in unſern Briefen öfters Erwähnung geſchieht, der Herr von Leibnitz dieſelben gelaſſen haben mag." u. ſ. w. Von Leibnitzens Zuſchriften befanden ſich unter dieſen Papieren größtentheils nur die Koncepte.

Kapp edirte dieſe Papiere mit aller gelehrten Ausſtattung, wie ſie in jenen guten Zeiten durch die Pietät gegen die geiſtigen Ueberreſte großer Männer eingegeben wurde. Dabei ſchaltete er manches fremde Stück ein, das nur dem Theologen werth ſein muß; dadurch wurde ein ſtarkes Buch. Man wird uns nicht tadeln, daß wir, den Geſichtspunkt dieſer Ausgabe im Auge behaltend, mit den von Kapp edirten Papieren, auf welchen wir dann und wann verweiſen, eine ſtrengere Sichtung vorgenommen, auch die Anordnung faßlicher zu machen geſucht haben. Ueberall iſt Kapp's dankbar gedacht. Es iſt endlich nicht überflüſſig zu bemerken, daß in

---

vie et des ouvrages de Mr. la Croze. I. p. II. p. 23. Ainsi le public doit savoir bon gré de l'ouvrage, que nous annonçons, à Mr. Jordan, connu déja par d'autres écrits, mais surtout distingué par le cas, qu'un Monarque, dont les lumières sont supérieures à l'éclat de la Couronne, fait de son mérite et de ses talens. (Note von Kapp).

in der von Dutens beſorgten Ausgabe der Opera omnia Leibnitii die ganze Kappſche Sammlung fehlt — obſchon ſie an einem Orte (Opp. VI. 139.) nach Michaelis citirt iſt. Gewiß ſchreckte das deutſche Idiom den ſonſt gewiſſenhaften Herausgeber hier ab. Möge der Leſer dieſe nach Form und Gehalt ſo anziehenden und lehrreichen Briefe aus dem doppelten Grunde willkommen heißen.

1.

Jablonski an Leibniz.

Hochedler Herr,
Inſonders hochgeneigter Herr Geheimbter Rath.

Mein Vorachttägiges dörfte Selbten einigermaßen allarmiret haben, dahero die folgende Poſt eine nähere Nachricht gern gemeldet hätte, wenn nur etwas Zuverläßiges, betreffend des Hofes Abreiſe, in Erfahrung hätte bringen können. Nunmehro ſtehet feſt, daß ſelbige bis nach dem Neujahr verſchoben bleibet, und hat demnach mein hochgeehrteſter Herr Zeit genug, auf des Herrn Geheimbten Raths von Fuchs durch mich gethane Frage, beliebig antworten zu können. In welcher Antwort Erwartung, bei treuem Empfehl in göttlicher Obhut, erſterbe

Meines hochgeehrteſten Herrn

Gebeth- und Dienſtergebener Diener
Berlin, den 12. Nov. 1698. D. E. Jablonski.

Mein hochgeehrteſter Herr laſſe ihm nicht zuwider ſeyn, daß die Freyheit nehme, Selbten dienſtlich zu erſuchen, beyliegende Medaille des Herrn Abtes Hochwürden ohnbeſchwert zu überreichen, und Selbte zu bitten, nicht übel zu deuten, daß dieſen Tropfen in dero Meer zu tragen mich erkühne: zumal mich erinnere, daß dieſer Stempel annoch manquirete.

2.

Leibniz an Jablonski.

à Mons. Jablonski.
16. Novbr. 1698.

P. S. *)

—— Gleich itzo ſpat habe eine Conferenz mit dem Herrn Abt von Loccum zu Beförderung der Reviſion gehabt, und bey der Gelegenheit das von meinem hochgeehrten Herrn Hofprediger überſchickte Numisma, de ſeptimestribus praedonibus ſeptem diebus expulsis, ihm zugeſtellet, deßwegen er höchlich verbunden, und ſich zu revangiren nicht ermangeln wird. Inzwiſchen kann nicht bergen, daß ich den Herrn Abt überaus allarmiret gefunden über eine von Berlin gekommene Zeitung, als ob man entſchloſſen, die bey den Evangeliſchen der Orte gebräuchliche Art der Beichte abzuſchaffen, und diejenigen Prediger, die davon nicht abſtehen wollen, ihrer Dienſte zu erlaſſen. Es iſt der Herr Abt von Rinteln her noch allezeit in Sorge, daß man des Friedens zu der Evangeliſchen Nachtheil ſich Reformirter Seite zu bedienen gewohnet, und befürchtet, was man itzo dießſeits aus guter Meynung thue, dürfte auch dazu dienen, und ihm bey den andern Evangelicis und der Nachwelt zu einem Vorwurf gereichen: kann nicht ſagen, wie ſehr ihm dieß zu Gemüthe gehe. Ich habe ihm dagegen beſtens zugeſprochen, und beſſere Information gegeben, ſo ich zu Wolfenbüttel von ſicherer Hand durch einen letzt von Berlin gekommenen Freund erhalten, wie daß nehmlich Churfürſtl. Durchl.

---

*) Die bezügliche Zuſchrift ſelbſt iſt nicht vorhanden.

die in Frankfurt am Mayn, Straßburg, und einigen andern Orten gebräuchliche Art der Beichte auf gewiſſe Maaße als ein Arbiratium zu erlauben, und keinem Evangeliſchen Prieſter wider ſeinen Willen aufzudringen geſonnen. Welches den Herrn Abt zwar einigermaßen zufrieden geſtellet, er wünſchet aber doch höchlich, daß die Sache in Statu quo bleiben möge, immaßen er ſo dafür hält, es werde ſonſt bey dem gegenwärtigen wichtigen Vorhaben zu großem Nachtheil gereichen, und die Gemüther ſehr verwirren, weil man es nicht nur als einen Pietiſtiſchen Streich, ſondern auch gar als eine Oppreſſion der Evangeliſchen aufnehmen würde. Ich habe es auf ſein ausdrücklich Erſuchen meinem hochgeehrten Herrn Hofprediger überſchreiben wollen, der es beſtens zu menagiren und zu brauchen wiſſen wird. Ich glaube, ohnmaßgeblich wäre das beſte, dieſe ſeine wohl- und treugemeinte Beſorgniß bey Churfürſtl. Durchl. ſelbſt allein, in der Stille unterthänigſt anzubringen, es wäre denn, daß Churfürſtl. Durchlaucht ſelbſt für ſich zu dieſer Veränderung ſonderliche Neigung haben ſollten, auf welchen Fall ich zu meines hochgeehrten Herrn Hofpredigers großen bekannten Prudenz ſtelle, wie es zu machen, daß weder bey Churfürſtl. Durchl., noch bey den Evangeliſchen, durch Remonſtrirung gegen die Veränderung, oder durch Fortſetzung derſelbigen, dem großen Werke am wenigſten Tort geſchehe. Für meine Perſon, wenn kein Schade dadurch geſchicht, wäre ich ſehr indifferent deßwegen, und was ich anhier ſetze, geſchicht auf des Herrn Abts Inſtanz, und aus Beſorgniß, daß Andere, die bey weiten ſo wohl als derſelbe nicht geſinnet, noch weit mehr dadurch verſtöret werden dürften. Denke meines wenigen Orts auf gewiſſe Temperamente und Gradus, davon dermahleins verhoffentlich zu conferiren die Ehre haben werde. Wenn mein hochgeehrter Herr Hofprediger nur wegen dieſer Materi antwortet, bitte, was ich weiſen kann und ſoll, in den Brief: was ander Natur aber, ins P. S. zu ſetzen, und im übrigen Churfürſtl. Durchl., da es dienlich, meinetwegen unterthänigſt zu verſichern, daß ich hoffe, es werde ſich alles zu Dero hohen Vergnügen, ſo wohl in dieſem, als andern Stücken ſchon dirigiren laſſen.

3.

Jablonski an Leibniz.

Berlin den 1. Jan. 1699.

Hochedler Herr
Inſonders hochgeehrter Herr Geheimbder
Regierungs= und Juſtitien=Rath,
Wertheſter Gönner.

Vorgehendes Schreiben ſollte ſchon vor drey Poſten den 21. Dec. abgehen, weil es aber dazumal mit Abfertigung der Poſt früher als gewöhnlich werden, blieb es zurück: und hatte ich wenig Stunden nach abgegangener Poſt das Glück, meines hochgeehrteſten Herrn wertheſtes vom XV. Dec. zu behandigen, welches mich bewegte, mein Paquetchen bis zu der verſprochenen baldigen Ankunft bey Seit zu legen. Habe zugleich beſagten Schreibens Inhalt dem Herrn Präſidenten von Fuchs ſofort fürgetragen, und waren Se. Excellence über Meines Hochgeehrteſten Herrn Reſolution und zu verhoffender Ankunft recht ſehr erfreuet; des Herrn D. Strimeſii Herüberkunft aber betreffende, hielten Sie dafür, weil damahl grundbös Wetter, welches M. H. Herrn Ankunft wohl retardiren dörfte, wäre damit nicht zu eilen, ſondern M. Hochgeehrteſten Herrn Ankunft erſt abzuwarten; vornehmlich da ſolche Veranlaſſung von Sr. Durchl. ſelbſt geſchehen müßte, dahero ſicherer Grund darzu erfordert werden wollte: übrigens aber die Poſt von hier nach Frankfurt wöchentlich vier mal abgienge, daß alſo gedachter Herr Strimeſius allemal innerhalb 2 oder 3 mahl 24 Stunden hier ſeyn könnte.

In dem wir nun in voller Erwartung der hocherwünſchten Ankunft ſtehen, lauft M. H. Herrn jüngſtes von 21. December ein, da deſſelben verlangte Herüberkunft noch auf einige Zeit ausgeſetzet, und ich daher bewogen worden, nicht allein mein altes Paquetchen wieder hervorzuſuchen, ſondern auch gegenwärtige gehorſamſte Zeilen ſelbigem beyzulegen.

Das Beicht-Weſen betreffend, kann mein hochgeehrteſter Herr, wie auch des Herrn Abtes Hochwürden ſich diſpenſiren, ſelbiges hinführo einigermaßen mehr zu apprehendiren, weil die Sache nunmehro hier dergeſtalt ſtille und aſſopiret, als ob nie einige Quäſtio darüber geweſen, und wird davon nicht mehr geredet.

Herrn D. Strimeſium betreffend, ſo habe bald nach meines hochgeehrten Herrn Abreiſe von hier ein Exemplar Dero friedfertigen Tentaminis ſowohl demſelben, als deſſen Collegen, Herrn D. Holzfuß (einem vortrefflichen, gelehrten und moderaten Mann) zugefertiget; ſo doch, daß keiner von beiden wußte, was es damit weiter vor Bewandniß habe, auch keiner, daß ſelbiges dem andern communicirt worden. Beyder vernünftige und friedfertige Judicia habe wenig Tage darauf erhalten, und werden ſie, will es Gott, in Originali darlegen können. Sonſten halte nach meiner Wenigkeit dafür, daß man am ſicherſten gienge, ſo man Evangeliſcher Seiten mit der Reformirten Bekanntniß de vera et reali praesentia et manducatione corporis Christi in S. coena ſich vergnügete, (davon beygehende Bogen wohl zu leſen p. 413.) die localem aber, Kraft welcher corpus Christi ori corporis nostri ἀδιαστάτως praesens ſey, und von welcher Calvinus ja ſo weit entfernt geweſen, als die heutige Reformirte, nicht zu ſehr treiben möchte, ſondern dieſelbe reſervirte, und, nachdem beide Theile auf ihre bisherige Confeſſion, wie itzt angeregter Blätter Unter uns anleitet, vereiniget werden, ſodann placide in der Furcht Gottes, zu mehrerer Erklärung der Wahrheit und vollkommener Vereinigung, auch der Opinionen ventiliret zu werden. Denn ehe beyde Parten in dieſer Theologie ſich vergleichen, müſſen ſie erſt in der philosophia corporum eins werden, und zwar in einer ganz neuen Philoſophie, deren man in Theſi noch nicht gewohnet, und dabei in hypothesi corporis Christi noch manche Schwürigkeiten ein und andern Ingenio vorkommen dörften: indeme nicht leicht zu begreifen, welchergeſtalt, geſetzt auch, daß corpus in genere in loco praesens ſey per immediatam operationem, welchergeſtalt, ſage ich, ſolches von einem Corpore vere humano nobis per omnia simili concipiret werden möge, und welchergeſtalt ſelbigem in einerlei Moment zugleich ein zwiefacher, ſo unterſchiedener modus praesentiae zugeeignet werden könne: dimensionalis im Himmel, und non-dimensionalis an viel tauſend Orten auf Erden zugleich, ſo daß es doch ein wahrer menſchlicher Leib verbleibe: von welchem man meinen ſollte, daß dimensio ein eſſentielles und inſeparabiles Stück ſey. Mich deucht, des tiefſinnigen ſel. D. Calixti Erinnerung diene nicht uneben hieher: Neque, abrogata veteri, addiscatur nova aliqua philosophia: mutata enim philosophia invehit quoque mutationem in Theologiam, ubi scholastice tractanda venit. Wie denn leicht zu erachten, wie ſehr die Carteſiani, welche in der Reformirten Kirchen dieſſeits Meeres die Oberhand, und in der Evangeliſchen hin und wieder auch einigen Platz inne haben, dieſe Philoſophie, die ich doch meines wenigen Orts für ſehr raiſonnabel und der Natur der Dinge gar gemäß urtheile, widerfechten werden, und demnach um den hochgewünſchten Frieden und Vereinigung der Kirchen es gar gefährlich ſtehen würde, wenn ſie auf die Vereinigung in der Philoſophie und derſelben Application zur Theologie gegründet werden müßte. Man vergnüge ſich damit (muß ich nochmals wiederholen) wie ſich die Reformirte Kirche ſo wohl durch privates Doctores als publike Confeſſiones, ſonderlich die Thorniſche Profeſſion, erkläret: dabey ſie feſte bleibet, und meines Wiſſens nicht einen einzigen Theologum in ihrem Schooß heget, der in dieſem allerſeits erkannten hohen Geheimnüß Zwinglianiſch ſey. Wir alle glauben praesentiam realem, ja realissimam, obgleich nicht ἀδιάστατον. Spiritualis enim et hyperphysica praesentia est magis realis, quam corporalis et physica. Dahero auch viele der Unſrigen dieſe praesentiam substantialem genennet, wie zur Behauptung dieſes Prädicati der noch lebende D. Andreä zu Marpurg eine beſondere Diſſertation geſchrieben, damit, wills Gott, bey glücklicher Ankunft dienen kann. Ich will hoffen, daß mein hochgeehrteſter Herr meinen Canderem, in welchem mich wie ſonſt, ſo auch hie ſchriftlich ſo weitläufig ausgelaſſen habe, zum beſten deuten werde. Ich wünſchte an meinem wenigen Ort, daß das große Werk, deſſen glückſeliger Architectus mein hochgeehrteſter Herr bisher geweſen, ſo wohl gefaſſet, und ſo feſt gegründet werde, damit es nicht manquiren könne: kann aber kaum glauben, daß vorn Anfang beiderſeits Gemüther präciſe zu einer vollkommenen Uebereinſtimmung in ihren Meynungen oder Concepten circa praesens mysterium werden zu bringen ſeyn. Die Möglichkeit und Hoffnung der Vereinigung beſtehet auch nicht darauf, daß beider Theile Meinung durchaus eins ſey, ſondern daß die diversitas nicht die essentia ſey: καὶ εἴ τι ἑτέρως φρονεῖτε, καὶ τοῦτο ὁ ϑεὸς ὑμῖν ἀποκαλύψει πλὴν εἰς ὃ ἐφϑάσαμεν, τῷ αὐτῷ στοιχεῖν κανόνι, τὸ αὐτὸ φρονεῖν. {Phil. III. 15. 16.

Und nun wünſchte wohl, daß M. H. Herrn hocherwünſchte Ankunft uns eheſtens erfreuen, und dem großen Werk gehörigen Nachdruck geben möchte. Zumal der Hof beſtändig auf der Preußiſchen Reiſe beſtehet, und auch ich Initio Februarii eine Reiſe nach Groß-Pohlen thun muß, einem alda angeſtellten Synodo beyzuwohnen, und von daſiger Kirchen, welche (als ein Abſprößling der Huſſitiſchen) die einige Reformirte außer Engelland iſt, in welcher legitima sucessio episcopalis viget, ſothanen ordinem sacrum, zu welchem voriger Synodus meine Wenigkeit erwählet, und dazu Se. Churfürſtl. Durchlaucht gnädiſtens Conſens ertheilet haben, anzunehmen: wiewohl von dertiger Reſidentia diſpenſirt bleibe, und meiner Function allhie ferner nach Gottes Willen abwarten mag. Melde ſolches nicht allein, M. H. Herrn zu bewegen, deſſen hocherſprießliche Ankunft vor ſolcher meiner Abreiſe zu bewerkſtelligen; nachdem vermuthe, daß M. H. Herrn vielleicht nicht unlieb ſein würde, bey Dero Ankunſt meine Wenigkeit allhie anzutreffen und zur Hand zu haben: ſondern auch des Herrn Abtes Hochwürden Verſicherung zu geben, daß ein unwürdiger Liebhaber veteris ordinis et Hierarchiae ſey, und wie zur Wiederbringung der Kirchen-Einigkeit, ſo nicht weniger auch zu Wiederbringung des Kirchen-Regimentes und Disciplin alles, ſo in meinen wenigen Kräften iſt, darſtrecken werde. Empfehle hiemit M. H. Herrn in göttlichen Gnaden-Schutz, und herzlichen Anwunſch eines geſegneten und glückſeeligen Neuen Jahres nebſt der Suite unzählig vieler folgenden, verharrre in ſchuldigſten Reſpect

Meines hochgeehrteſten Herrn Geheimbden Raths
und hochwerthen Gönners

Gebeth- und dienſtergebenſter Diener
D. E. Jablonski.

Für das geneigte Verſprechen, meiner in Puncto des Codicis Hebräi bey dem Herrn Prof. von der Hardt eingedenk zu ſeyn, danke dienſtlich und recommendire ſothane Sache M. H. Herrn hoher Gütigkeit aufs allerfleißigſte.

4.

Leibnitz an Jablonski.

An Herrn Hofprediger
Jablonski nach Berlin.

Hannover 8. Jan. 1699.

Hoch-Ehrwürdiger Hochgelahrter,
Inſonders hochgeehrter Herr und werther Gönner.

Von meinem hochgeehrten Herrn habe geſtern zugleich einen Brief und ein Paquet, in welchem neben dem Fragmento eines Buchs in der That zwei Briefe, alles höchſt angenehm zu recht erhalten. Statte zuvörderſt ſchuldigſten Dank ab vor den ſo gut gemeinten Neuen-Jahres-Wunſch, wiederhohle nur meinen vorigen, daß der Höchſte M. H. Herrn Hofprediger der Kirchen zum Beſten viele Jahre in vollkommener Geſundheit und blühendem Wohlſeyn erhalten wolle.

Bedanke mich dann auch höchlich wegen des ſo geneigten Erbietens, ſchätze dergleichen vor eine hohe Gnade an Seiten unſerer gnädigſten Churfürſtin Durchl. und von wegen M. H. H. vor eine ſonderbare große Ehre, wenn es nur nicht zu Beſchwerung und Ungelegenheit gereichet. Gratulire annebenſt von Herzen, daß Sie zu dem hohen Amt eines Biſchofs deſigniret werden. Es iſt mir der Umſtand von der bei Ihnen erhaltenen Successione Episcopali lieb zu vernehmen, wünſche auch hiebey zu dem Nutz der Kirche göttlichen Seegen; nur iſt mir leid, daß Ihre Reiſe ſobald für ſich gehet, denn ich ſo viel möglich eile, und gewiß nichts verſäume, aber es nicht allemal zwingen kann. Bedanke mich auch wegen des inliegenden überſchickten Fragmenti einer ſehr guten Schrift, möchte wünſchen, daß ſie allen ſo gefalle, wie mir. Dasjenige ſo ich annoch darin geleſen mit dem, was da vom heiligen Abendmahl geſagt, bin ich allerdings einig, und daß es M. H. Herrn Hofprediger auch anſiehet, iſt mir deſto lieber. Was angeführet wird von dreierlei manducatione naturali, ſo jedermann verwirft; mere spirituali, welche auch außer dem Sacrament bei allen Gläubigen, und nichts anders als der wahre Glaube ſelbſt iſt, et inter has media, sacramentali hyperphysica; item daß ihm p. 420., bei der Erklärung sacramentalis manducationis, das oraliter, in, cum et sub nicht gefället, und er Consubstantiationem, immo localem praesentiam verwirft: ſolches alles billige ich nicht wenig.

Nun komme ich auf M. H. Herrn Hofpredigers Brief, vom 21. Dec. welcher der ausführlichſte und wichtigſte, mir aber erſt anjetzo beigeſchloſſen zukommen. Bin zuvörderſt verbunden, daß Selbige mit einigen Bedenken und Scrupeln aufrichtig heraus gehen wollen, dies dienet, ſie zu benehmen. Bitte auch ſolches allemal erſt gegen mich ſelbſt zu thun, ehe man ſie an andere gelangen läſſet, damit nicht ſolche Impreſſiones entſtehen, die darnach nicht leicht wieder zu heben. Es ſcheinet, als wenn M. H. Herr Hofprediger damal in einigen Beſorgen geſtanden, ſo wohl, als ob man unſers Orts in puncto modi realis praesentiae allzuſehr und weit in ſie dringen, als auch zu deſſen Behuf, weiß nicht was für eine neue Philoſophie einführen wolle, in welchen beiden Puncten aber ich M. H. Herrn Vergnügung zu geben hoffe, und wünſche, daß man ihres Orts nicht weniger ſie den Unſrigen geben möge. Glaube es ſoll dies Eclairciſſement zu einem vollkommenen Verſtändniß und deſto mehr nachdrücklicher Cooperation nicht wenig helfen, maßen mir nichts lieber, als Bedenken, ſo von grund-verſtändigen, wohlmeynenden Perſonen herrühren. Ich komme aber zu M. H. Herrn Worten ſelbſt. M. H. Herr hält dafür (1), daß man am ſicherſten gienge, ſo man an Evangeliſcher Seiten mit der Reformirten Bekänntniß de vera et reali et substantiali praesentia et manducatione (davon beigehende Bogen p. 413. wohl zu leſen,) und, wie M. H. Herr hernach ſich inſonderheit erkläret, mit der Thorniſchen Profeſſion ſich vergnügte; darauf antworte, daß ich damit vollkömmlich vergnüget: und nur wünſche, daß man nichts verfüge, ſo etwa, als dieſen zuwider, und mit der andern Hand wiedernehmend, was mit der erſten gegeben, von einigen aufgenommen werden, und große Hinderniß bey denen ohnedem ſehr Eingenommenen bringen könnte. Dergleichen iſt, wenn man ohne Noth das ἀδιαστάτως ſchlechterdings verwerfen wollte, davon bald hernach. (2) Räthet M. H. Herr, daß beyde Theile auf ihre itzige Confeſſiones vereiniget würden, der Meinung bin auch ich itzt gänzlich, daß keinem Theil zuzumuthen, davon abzuweichen, iſt auch Gott Lob nicht nöthig. Inzwiſchen da zu Beförderung des Friedens und Beruhigung der ſorgvollen Gemüther beyderſeits dienliche Erklärungen noch etwas beytragen könnten, wie ſonſt bei dergleichen wichtigen Handlungen geſchehen, wäre es meines wenigen Erachtens nicht zu unterlaſſen. (3) Der ganze Nervus der Schwürigkeit nun ſtehet darinne, daß M. H. Herr ſagt, man möchte localem praesentiam, kraft welcher corpus Christi ori corporis nostri ἀδιαστάτως gegenwärtig ſey, nicht zu ſehr treiben. Scheinet ſelbiger alſo, was von uns, und mir inſonderheit etwa geſprochen und geſchrieben, dahin aufzunehmen. Allein es wird ſich dergleichen in dem, ſo ich geſaget, und diesſeits verſchaffen werde, nicht finden. Arbitramur quidem, mediante ore corporis nostri, nobis exhiberi corpus Christi, id est, ut oralis manducatio rei terrenae sit conditio perceptionis substantialis corporis Christi (cui conditioni nostrae Calvinus addit conditionem fidei); aber daß die Substantia corporis Christi an Mund, und an unſern Labiis, unter unſerer Zung und Zähnen ſtecke, und er uns ſo zu ſagen labialiter, dentaliter und gutturaliter gegenwärtig ſey, davon ſind wir ganz entfernet. Und eine ſolche localem praesentiam, da eine inclusio und impletio eines gewiſſen ποῦ verſtanden wird, als ob Christi corpus in dieſem oder jenem fragmine, atomo, puncto, und bezeichnelichen Ort ſtecke, das begehren wir nicht allein von ihnen nicht, ſondern ſind auch der Meinung ſelbſt nicht. Sind es Einige der Unſrigen, die alſo zu reden ſcheinen, ſo ſtelle dahin, wie ſie ſich erklären. Wir werden von den Herren Reformirten dergleichen in, cum et sub und oralitatem nicht erfodern. (4) Nun komme auf das ἀδιαϛάτως, das hat nun meines Ermeſſens damit nicht zu thun. Ein anders iſt praesentia localis, ein anders indistantia. Wie iſt anima praesens in corpore? Gewißlich indistanter, und doch iſt kein ποῦ anzuzeigen, da ſie eigentlich ſtecke. Durch die Verwerfung des ἀδιαϛάτως würde es je ſcheinen, man verwerfe praesentiam vere realem ſelbſt, und wolle die harten Reden als: tantum abesse a coena corpus Christi, quantum coelum a terra, dadurch die Unſrigen, auch Moderateſten, ſo ſehr abgeſchrecket werden und noch werden, alſo verneuern, daß man auch keiner mildern Erklärung Statt geben wolle. Wer nicht indistanter gegenwärtig, der iſt allerdings distans oder absens. Sollte aber man, wie es ſcheinet, durch das ἀδιαϛτάτως verſtehen contactum localem, den wollen wir ſelbſt nicht, das gehöret alles ad dimensionalia. Denn freilich Christi corpus nicht bey uns secundum διαστήματα et dimensiones, wohl aber quoad substantiam. (5) Mit Calvini Erklärungen circa realem perceptionem Christi iſt der Herr Abt Molanus und ich, auch Andere, denen ich ſie deutlich vorgeſtellet, ganz wohl vergnügt, und erfordern wir keine andere Präſentiam, als die eine ſolche immediata substantiae applicatio, exhibitio, perceptio mit ſich bringet. Wir erigiren nicht, Christum ori nostro, sed substantiam ejus substantiae nostrae praesentem vel immediatam sisti. Freylich, wie M. H. Herr ſagt, iſt eine ſolche praesentia quam maxime realis. Die absentiam Calvini vel distantiam, qua introducitur aliquod intervallum vel διάϛημα, legen wir aus de corporis dimensionibus et localitate circumscriptiva, nach welcher es ein διάϛημα oder Diſtanz von uns hat, und alſo dergeſtalt freilich das ἀδιαϛάτως nicht ſtattfindet, und conciliiren wir alſo Calvinum mit ſich ſelbſt, anſtatt daß der ſel. Calixtus in ſeinem Scripto de tolerantia ihn einer Contradiction beſchuldiget. Scheint es nun M. H. Herrn auch alſo, ſo iſt zwiſchen uns kein Streit. Wird es anders genommen, ſo wäre Erklärung nöthig, was denn das vor eine praesentia ſeyn könne, dabey keine indistantia: ſie würde ja ſeyn, nicht immediata, nec substantialis, sed mediata et accidentalis, mit welcher freilich die Unſrigen ſich nicht vergnügen würden: aber Ihre Confeſſiones und Calvinus auch nicht, welche gewißlich auf die substantialem perceptionem ſo ſtark gedrungen, als wir ſelbſt. Dahero (6) wenn M. H. Herr ſpricht gegen einen zweifachen modum praesentiae, dimensionalem vel circumscriptivam, sed coelestem an einem Ort, und non-dimensionalem an viel tauſend Orten auf Erden zugleich, ſo kann die Schwürigkeit, die darin zu finden, in nichts anders beſtehen, als daß er die Gegenwart an ſo viel tauſend Orten nach dem ποῦ designabili per dimensiones aufgenommen, welche aber in der That dimensionalis wäre. Wir verſtehen nichts als praesentiam substantialis perceptionis vel immediatae applicationis substantiae mit Calvino und Ihren Confeſſionibus, und das iſt eben, was wir nennen non-dimensionalem praesentiam. Wer dies verwirft, weichet von den Confeſſionibus und Calvino ab, und iſt Zwinglianiſch, deſſen Gegentheil M. H. Herr verſichert. Was (7) M. H. Herr von einer neuen Philoſophia ſaget, davon weiß ich nichts. Wir bleiben vollkommlich bey der alten, welches die nicht thun, welche substantiam in den dimensionibus beſtehend machen wollen, nehmen keine neue sententias an, erklären nur ein und anders etwas deutlicher ad evitandas et manifeste elidendas absurditates, die uns imputiret werden wollen. Zeigen dadurch, wie wir nichts lehren, das denen Herren Reformirten Marcionismi und Cyclopismi im geringſten verdächtig ſeyn dürfte, und daß von uns natura corporis vera: localitas, dimensionalitas, circumscriptio, vollkommlich beybehalten, und nichts, ſo deren entgegen, gelehret, dennoch aber die praesentia realis corporis in sacra coena beſtens ſalviret werde. Ich geſtehe, daß dergleichen Beſorgniß und dieſer Scrupulus ꝛc. den dies M. H. Herrn Schreiben mir gemacht, möchte die Sache bey einigen (da die Menſchen ohnedem zu allerhand Suſpicionibus und Widrigkeiten geneigt ſind) alſo aufgenommen werden, gleich als ob ich eine eitele Ehre mit neuen philoſophiſchen Grillen hiebey ſuchen wollte, mich faſt in Zweifel geſetzt, ob nicht alle das Wenige, ſo hierin beigetragen, weg zu thun. Aber der Herr Abt und Andere ſind anderer Meinung geweſen, finden darin keine geringe Vergnügung zu beſſern Verſtändniß, hoffen, es könne auch bey Andern Nutzen ſchaffen. Bey M. H. Herrn hat es mir anfangs einige Approbation zu haben geſchienen. Sollte es aber anſtatt des Nutzen Schaden und Anſtoß bringen: hoc ipso renuncire ich darauf solennissime, quantum ad praesens negotium. Man ſchlage bequemere, vergnüglichere Redensarten vor, ich will der erſte ſeyn, zu applaudiren. Nur daß man nicht palliative, ſondern realiter verfahre. Denn wir haben mit Leuten zu thun, das ohnedem hart genug halten wird. Was (8) de natura corporis distinctius explicanda von uns geſetzt worden, nicht die Philoſophiam zu ändern, ſondern vielmehr beyzubehalten und zu ſalviren, ſolches, in ſo weit es mere philosophicum, wird in keine Confeſſionem eigentlich gehören, dienet etwa in scholis, und bey Leuten, ſo den Dingen treulich nachdenken wollen, daß ihnen wegen der vermeinten Abſurditäten Vergnügen geſchehe. (9) Noch eines muß noch berühren: mein hochgeehrter Herr ſagt, wie das nicht zu concipiren, welchergeſtalt ein Corpus an einem Ort non dimensionaliter ſeyn könne, da doch dimensio corpori connexa. Allein wenn die Objection ſtatt haben ſollte, würde ſie ja auch contra perceptionem substantialem non-dimensionalem ſtreiten, die M. H. Herr ja zuläßet. Ich habe bereits bey einer Converſation das Exempel gebraucht Deitatis, quae humanitati est unita ut inseparabilis, und dennoch laſſen ſie die Folge nicht zu: ubi divinitas, ibi humanitas, und ich ſehe nicht, daß es folge. So folgt es also auch nicht: Substantia corporis salvas habet dimensiones suas, ergo ubi substantiae perceptio et praesentia, ibi praesentia vel perceptio secundum dimensiones. Sollte das folgen, ſo müſſen wir auch perceptioni substantiali Confessionum vestrarum et Calvini gute Nacht geben, und Zwingliansch werden, wenn wir nicht Cyclopiſch ſeyn wollen. Dies habe wegen der Sache Wichtigkeit, um dem ungleichen Verdacht bey Zeiten vorzubeugen, aufs allerforderlichſte, und daher ſofort in der erſten Hiz des Gemüths (doch mit deſto mehrern Bedacht, weil die Sach von mir vorlängſt fleißig und gründlich überlegt worden) zu Papier bringen ſollen, erſuchende M. H. Herrn Hofprediger dienſtlich, nicht allein ſolches mit ſeiner gewöhnlichen gründlichen Nachdenklichkeit zu überlegen, ſondern auch ſeine Reflexiones darüber gleichfalls, als ob er dieſen Brief beantworten wollte, ohnbeſchwert zu Papier zu bringen, damit ich ſie, wills Gott, bey meiner Ankunft zu erhalten die Vergnügung haben, und wir, wo nicht möglich, eine vollkommene Harmonie, wo nicht circa sententias, (denn ſonderlich etwa dies discrimen de manducatione indignorum, etwa einigermaßen übrig bleiben möchte,) doch circa agendi modum zuvörderſt unter uns geſtift werden möge.

Sollte M. H. Herr mit dieſer meiner Erklärung vergnügt ſeyn, und aber ſeine Scrupel Andern vorher mitgetheilt, oder bey ihnen vermerken, ſo bitte ſie auch ihnen wieder zu benehmen zu ſuchen. Ich werde mich, ſobald ich nur das Scriptum vollends in Händen habe, wills Gott auf den Weg machen. Bey dieſer Jahreszeit und meinem Zuſtand kann mit dem Poſtwagen nicht reiſen, ſondern werde in einem eigenen Wagen, doch mit Poſtpferden mich fortbringen laſſen, und wie bisher die Koſten, (ob mir ſchon hier deswegen nicht das geringſte gut gethan, noch von mir gefodert wird) nicht anſehen, um etwas Gutes ſo viel an mir beyzutragen. Werde auch möglichſt eilen, und die Nacht zu Hülfe nehmen, und verhoffe, weil in Ihren Landen die Poſten ſo wohl beſtellt, ich werde wenn ich Magdeburg erreicht, nicht aufgehalten werden. Wünſche M. H. Herrn, auch alle Patronen und Freunde in vollkommener Geſundheit und Vergnügung anzutreffen, verbleibende Lebenszeit

Meines inſonders hochgeehrten
Herrn Hofpredigers ꝛc.

Leibniz.

Noch muß wegen der Carteſianer melden, daß ſie in Frankreich nicht nur multipraesentiam, ſondern gar auch Transsubstantiationem zulaſſen, wie inſonderheit der P. Malebranche; ſie ſagen nehmlich, wenn corporis natura in dimensionibus geſetzt werde, ſo ſey es nur secundum cursum naturae ordinarium zu verſtehen. Was die reformirten Carteſianer anbetrift, ſo fern ſie Confeſſionibus und Calvino folgen, werden ſie auch wohl die Sach anderſt nicht nehmen können, und haben deswegen ihrer philosophiae naturali zu renunciren nicht nöthig. Sollten ſie aber die Natur der Corporum in dimensionibus ſetzen, daß ihrer Meinung nach substantiae corporis perceptio non-dimensionalis contradictionem involvire, ſo iſt alles, was von Substantialitate bei ihnen geſagt wird, nur ein lusus in verbis, die praesentia und perceptio auch nur metaphorica, mit einem Wort sententia erit Zwinglii, non Calvini. Solche verdammen wir zwar auch nicht, und ſind zur tolerantia Ecclesiastica mit ihnen bereit. Aber wenn es dieſe Meinung hat, wird ſich die Hoffnung zu etwas Hauptſächlichen ſehr vermindern. Ich hoffe aber ein beſſers, weil M. H. Herr ſagt: ihm ſey jetzo kein Theologus reformatus bewußt, der in dieſen Geheimniſſen Zwinglianiſch ſey. Ich füge noch dieſes hinzu, daß

M. H. Herr ſagt: geſetzt corpus in genere könne in loco ſeyn per immediatam substantiae et operationis applicationem, ſo ſey es doch nicht leicht zu begreifen de corpore nobis simili. Aber ich ſollte vermeinen, die perfectiones, ſo corpori in generi oder einigen corpori per absolutam Dei potentiam beyzulegen, ſollten corpori glorioso et quidem summe glorioso am allerehiſten zukommen können. Vermeine alſo, es ſey kein Zweifel in M. H. Herrn Schreiben vorkommen, dem nicht gebührend begegnet, es ſey denn, wie vor gedacht, daß man vom corpore ſolche Notiones hätte, die das Myſterium zu einer ohnmöglichen Abſurdität und die Substantialitatem zu einer metaphorica machen. Welche Furcht M. H. Herrn Cander mir gänzlich benommen, den auch künftig gegen mich in allem, daß man rechte Meſuren nehme, frey zu gebrauchen bitte.

Den 8. Januar 1699.

P. S.

Dem großen übelgeſchriebenen Briefe muß ich noch dies Poſtſcriptum beyfügen, und melden, daß ſobald das vollzogene Scriptum gänzlich in Händen haben werde, mich wills Gott auf den Weg machen will. Bey dieſer Jahreszeit und meinem Zuſtand, kann mit dem Poſt-Wagen nicht reiſen, ſondern werde in meinem eigenen Wagen, doch mit Poſtpferden mich fortbringen laſſen, und die Koſten, (ob mir ſchon deswegen hier nicht gut gethan, noch von mir gefordert wird) nicht ſcheuen, um zu etwas Guten, ſo viel an mir, beyzutragen. Werde auch dergeſtalt deſto mehr eilen können, und die Nacht zu Hülfe nehmen. Ich verlange ſehr, mit meinem hochgeehrten Herrn Hofprediger bald ſelbſt zu ſprechen, um aus dem Zweifel des letzten Briefs zu kommen, und gründliche Meſuren mit ſelbigem zu nehmen. Ich obtrudire niemand einige Meinung, werde aber die Conſilia nach dem, ſo thunlich, richten müſſen. Es heißet: est aliquid prodire tenus, si non datur ultra. Der Herr Abt läſſet ſich dienſtlich befehlen, ich habe ihm vorgeleſen, ſowohl meines hochgeehrten Herrn Zweifel, als meine Antwort, damit er vollkömmlich eins. Vermeint auch, wenn man nicht Zwinglianiſch ſeyn wolle, ſo könne weiter keine Zweifel übrig bleiben (nachdem ich mich ſo deutlich erkläret, daß praesentia localis sive dimensionalis oder einig ποῦ designabile per dimensiones nicht verlanget werde, ſondern die praesentia, die man unſer Seits treibet, ein weiters nicht erfordere, als Calvinus zugiebt, nehmlich perceptionem substantialem, und kein anderer Unterſchied verbleibet als in conditionibus requisitis, indem Calvinus pro tali perceptione vel praesentia beydes, manducationem oralem elementi und auch fidem erfordert. Wir aber jenes allein und daher auch indignorum perceptionem zulaſſen, welche Ihres Orts nicht zugeſtanden wird. Allein dies würde veram unionem ſelbſt inter partes nicht verhindern können). Ich verhoffe, wenn ich Magdeburg erreichet, alsdann, weil die Poſt in Ihrem Lande ſo wohl beſtellet, nicht aufgehalten zu werden, hoffe alſo bald meinen hochgeehrten Herrn, auch alle Patrone und Freunde in vollkommener Geſundheit und Vergnügung, ſobald ich nur allhier des langweiligen Trainirens ein Ende erleben werde, (anzutreffen).

5.

Jablonski an Leibnitz.

Hoch=Edler Herr,
Inſonders hochgeehrter Herr Geheimbder Regierungs=
und Juſtitien=Rath, hochgeneigter Gönner.

Nachdem meine pohlniſche Reiſe gegen das vergangene H. Oſterfeſt glücklich abgeleget, hätte meine Schuldigkeit erfodert, ſchon längſt mit einem gehorſamen Schreiben aufgewartet zu haben: es haben aber mancherlei Zufälligkeiten, weiß nicht wie, mich allemal divertiret und gleichſam eingeſchläfert, bis Dero geehrtes jüngſtens mich wiederum nicht ſonder Schamröthe erwecket: dahero meiner Saumlichkeit geneigten Pardon gehorſamſt erbitte, auch von M. Hochgeehrten Herrn Gütigkeit erwarte.

Bey meiner Wiederkunft fand vor mir ein Schreiben von Hrn. Steinberg aus Paris, deſſen Formalia dieſe: „Ill. Spanhemius Tibi salutem dicit plurimum etc. Aperuit mihi Vir Illustris, verum esse, quod ipsemet Ill. Dn. Leibnitzii apud supremum Praesidem de Dankelmann habuerit mentionem in locum defuncti Dn. Puffendorfii substituendo, eundem quoque huic propositioni manum dedisse, hac una exceptione, quod ill. Leibnitzius pro praesentis temporis statu non ultra 1600. Imperial. salarii nomine posset frui, cum D. Puffendorfius p. m. habuerit 2000. An vero Sereniss. Elector aliquid hac de re resciverit, se ignorare, exposuisse se haec omnia Ill. Dn. Fuchsio ante discessum suum, ad quem, si Tibi libuerit, se hac de re scripturum esse mihi pollicitus est, dignum enim (quod et Tu facis) virum incomparabilem arctiore cum aula nostra conjunctione judicat.“ Hierauf ſchrieb ich ſofort zurück, und bat Hr. Steinbergen, bey dem Herrn von Spanheim allerdings dahin es zu richten, damit ſelbiger in ſothaner Sache an den Herrn von Fuchs ſchreiben möchte. Habe ſeitdem ein Schreiben von Herrn Steinberg gehabt, darinnen aber ſelbige Sache nicht berühret worden, und erwarte ehiſtens nähere Nachricht.

In unſerm großen Negotio hat nicht ſo ſehr anfänglich meine Abweſenheit, als beſtändig die große Affairen-Laſt, welche den Herrn von Fuchs drücket, gehindert, daß darinnen ſeithero nichts gethan worden. Der Herr von Fuchs hat ſich einmahl vorgenommen, die Schrift erſt ſelbſt durchzuleſen, kann aber dazu nicht wohl kommen, und indem er es von einem Tag auf den andern aufſchiebet, verſtreichen indeß Wochen und Monate. Und muß ich bekennen, daß ich ſelbſt dergeſtalt bishero vinculirt geweſen, daß dieſen großen Miniſter nicht ſo fleißig, als wohl geſchehen ſollen, habe pouſſiren können. Werde jedoch ſuchen, dieſe Scharte beſtens auszuwetzen. Inzwiſchen melde, nicht ohne beſondere Freude, daß die friedliche Controvers zwiſchen dem Dr. Sterke zu Lauſanne und Herrn Scultete zu Hamburg mit beſonderer Moderation und Freundlichkeit continuiret wird. Und kann man von dieſer mehr, als einiger ſeit dem gemachten Schiſmate, Hoffnung geben, daß dadurch die Wahrheit merkliches Licht bekommen werde, weil die Paſſiones beiderſeits nicht erreget, ſondern mehr und mehr gedämpft und beyſeit gethan werden. Es iſt eine gnädige Providenz, daß, da an unſerm Ort man bemühet iſt, die Controvers zu componiren, zugleich am andern Ort Leute erweckt werden, ſelbige gründlich, aber doch friedfertig zu unterſuchen, damit bey dem Bau dieſes Frieden-Tempels die einen zwar ſägen und ſchneiden, die andern aber zuſammenfügen und cementiren.

Herr Bentley iſt ſo glücklich nicht in ſeiner Controvers, welche ihm nicht moviret worden, um einige Wahrheit zu entdecken, ſondern allein ſeiner Perſon Tort zu thun. Seine Theſin, daß Phalaridis epistolae supposititiae ſeyn, darf ſelbſt ſein Gegner nicht leugnen, leugnet nur, Bentley habe dieſe Theſin nicht genugſam erwieſen, ſpricht: ſeine Argumenta ſeyn nicht zulänglich, er ſey ein unhöflicher Mann, ein Plagiarius u. ſ. w. Jammer, daß über ſo unnöthige Privat-Animoſitäten ſo viel Ingenii muß verderbet werden!

Das Buch Les doutes de Bernier habe ich nicht; doch hat mein Freund mir Hoffnung gemacht, ſelbiges herbey zu ſchaffen. Geſchichts, ſo werde damit zu dienen ſuchen. — Man flattiret ſich hieſiges Orts, als ſollten wir in kurzem der verwittweten Churfürſtin von Hannover Durchl., und in deros Geleit M. Hochgeehrten Herrn mit allhier zu erwarten haben. Gott laſſe es wahr werden, damit M. H. Herrn hochgeehrte Perſon ſich einmahl cognito allhier aufführen könne, welches ja zu vielem ſollte dienlich ſeyn. Ich verharre in ſolchem Wunſch

Meines hochgeehrteſten Herrn
Gebeths- und Dienſtergebenſter
Berlin den 3. Juni 1699. Diener
D. E. Jablonski.

6.

Jablonski an Leibnitz.

Hoch-Edler Herr,
Inſonders hochgeneigter Herr Geheimbder
Regierungsrath, hochgeneigter Gönner,

Von des Bernier ehemals gedachten Werk kann nun ſo viel melden, daß ein ſicherer hieſiger Freund mir communiciret hat ein Buch, deſſen Titul: Abregé de la Philosophie de Gassendi en VII. Tomes. Par Fr. Bernier, Docteur en Medecine de la Faculté de Montpellier. Seconde Edition à Lyon 1684. 12. Der zweite Tomus von dieſen VII. hat a pag. 379. ad fin. einen Appendicem von 100 Paginis, davon der Titel lautet: Doutes sur quelques uns des principaux chapitres de ce Tome. Es ſind dieſer Dubiorum insgeſamt XV. (Dieſe werden aufgezählt). Ich habe dieſes alſo weitläuftig anführen wollen, damit mein hochgeehrter Herr deſto bequemer urtheilen möge, ob dieſes das eigentlich gemeinte Werk ſey, und werde ich deſſelben geneigten Befehl hierüber nach Belieben ferner erwarten.

Der Herr von Fuchs hat bereits vor drei Wochen verſprechen gehabt, die bewußte Schrift ohnverzüglich denen übrigen committirten Theologis auszuantworten: es iſt aber damahls nicht geſchehen. Ehegeſtern hat er das Verſprechen wiederholet, und werde ich Sorge tragen, daß es je eher je beſſer bewerkſtelliget werde. Herr D. Spener hat noch vor wenig Tagen ſich entſchuldiget, daß ſeine anderweitige Verrichtungen denſelben gehindert, an ſein längſt projectirtes Judicium über das Tentamen letzte Hand anzulegen: zugleich aber hat er verſprochen, es dennoch eheſtens zur Perfection zu bringen, und mir aufzuantworten. Da dann an meinen hochgeehrten Herrn ſelbiges zu bringen, ich nicht ermangeln werde.

Das Beichtweſen macht den geringſten Bruit nicht mehr. Es wird dieſe Ceremonie gemäß dem Churfürſtl. Mandat in den Kirchen der Stadt Berlin und Cölln verrichtet: jedoch finden ſich gar ſehr wenige, welche der ertheilten Freiheit ſich gebrauchen und nicht beichten wollten. Alſo, daß die Herren Geiſtlichen vielmehr Urſache haben, mit der Verbeſſerung ihres Salarii vergnügt zu ſeyn, und über einiges widrige (davon nicht mehr gehöret wird) ſich zu beklagen. Ich habe vor einigen Tagen des D. Bentley Beantwortung der Boyliſchen Schrift erhalten, und muß bekennen, daß es ein ohnvergleichlich Scriptum. Er hat die Perſonalia in der Präfation, die Hauptfragen von der ſtreitigen Sache aber in dem Tractat ſelbſt dergeſtalt ausgeführet, daß wohl ſchwerlich etwas mit einigem Schein dagegen wird aufgebracht werden können. Gewiß wird er durch dieſe Schrift den Titel eines *unvergleichlichen* Critici erwerben.

Ich habe dieſer Tagen die unverhoffte Vergnügung gehabt, daß von dem Herrn D. Fabricio zu Helmſtädt ein ſchön Buch nebſt einem ſehr angenehmen Schreiben, in welchem des Autoris friedfertig Gemüth deutlich zu ſehen, erhalten habe. Gleichwie meinem hochgeehrteſten Herrn dieſe neue Vergnügung alleinig zu danken habe, alſo bekenne mich zu dieſer mir hierdurch angelegten Obligation, und werde mir angelegen ſeyn laſſen, die neu angelegte Correſpondenz beſtens zu cultiviren und zu unterhalten.

Ich empfehle hiermit meinen hochgeehrteſten Herrn in göttliche Obhut, und bey Verſicherung meines gehorſamſten Reſpects verharre

Meines hochgeneigten Herrn Regierungsraths
Gebeth- und dienſtergebenſter
Diener
D. E. Jablonski.

Berlin den 1. Juli 1699.

7.

Leibnitz an Jablonski.

à Mons.
Monsieur Jablonski,
Concionateur à Berlin.

Wolfenbüttel den 25. Aug. 1699.

Hoch-Ehrwürdiger, inſonders hochgeehrter
Herr Hofprediger.

Auf dero werthes verſchub ich ſo fort zu antworten, weil ich mich wegen der Doutes de Bernier erſt erkundigen wollte. Darüber iſt die Zeit hingegangen, alſo daß ich inzwiſchen nacher Braunſchweig verreiſet; allwo die Meſſe, der Hof und die Geſellſchaften mir viel Zeit weggenommen, bis ich mich endlich entriſſen, und hierher nach Wolfenbüttel in mein Quartier begeben, um meine zurückgelegten Briefe zu beantworten. Da denn meines hochgeehrten Herrn Hof-Predigers ſeiner von den erſten geweſen. Es ſcheinet, daß die Doutes de Bernier abſonderlich herausgekommen, hernach aber bey der Lyoniſchen Edition vom Jahr 1684, deren mein hochgeehrter Herr gedenket, beygefüget worden. Ich vermuthe deswegen, daß ſich dergleichen auch bei einigen der andern Tomorum finden möchten. Auf allen Fall, wenn ich das abſonderliche Buch nicht erlangen kann, werde gezwungen werden, meinen hochgeehrten

Herrn Hofprediger zu bitten, daß er mir des ganzen Werks Communication auf eine kurze Zeit erhalte. Dem ich inzwiſchen höchlich verbunden bin wegen übernommener Mühe der Nachſuchung und Ueberſchreibung der Rubriken der Dubiorum. Was die bewußte etwas ruhende Sache betrifft, ſo ſcheinet wohl, man habe ganz andere Gedanken, darüber ich mich eben nicht verwundere. Es ſcheinet auch der bewußte vornehme Miniſter, glaube ſelbſt, das wenig zu thun. Dergeſtalt iſt natürlich, daß er, der ſonſten ſo viel Geſchäfte hat, ſich nicht vergebens bemühet. Mag auch wohl ſeyn, daß er ein wenig geblättert, und nicht eben juſt im Augenblick gefunden, was ihm angeſtanden, welches ich auch wohl begreife, weilen die Feder von mehr als einem geführet worden, und alſo nicht alles ſeine letzte Politur erhalten. Ueberdieß, ſo ſind ihm die großen Schwürigkeiten mehr als zu wohl bekannt, wie er auch wohl in Briefen zu verſtehen gegeben, daß es geheißen: sapienti sat; und daher gehen ihnen die anderwärts vermeinten Leichtigkeiten nicht leicht ein. Und gleichwie dieſe Herren nicht ſofort ſehen können, was wir begreifen zu gedenken, alſo wiſſen wir auch nicht recht die Hinderungen, die ſie wiſſen, deren wohl die größte iſt, daß man ſich wenig darum bekümmert, und in Staats-Sachen ſo wohl, als ſonſt auf ganz andere Dinge die Gedanken theils unvermeidlich richtet. Im übrigen halte ich bey ſo bewandten Sachen vors beſte, daß von aller anderweiten Communication aus denen und mit den Artikeln abſtrahiret werde, und erſuche M. H. Herrn Hof-Prediger, ſolche zu verhüten, zweifle auch nicht, er werde mir vollkommen beyfallen. Denn wenn keine große Apparenz zum Succeß, wie denn ſolche ſich in meinen Gedanken ſehr vermindert, ſo iſt am rathſamſten pro ipso negotio, man halte anjetzo zurück, bringe nichts in eine vergebene oder doch mißliche, ungewiſſe Deliberation, und erwarte eine Zeit, da mehr Eifer. Sonſt wird das jetzige nur alt, und verlieret gratiam. Man verfället auf geſuchte Schwürigkeiten, und denn heißt künftig, wenn kein höherer Trieb vorhanden, die Sache iſt bereits vorkommen und nicht zulänglich. Ich befinde mich ſchuldig, und muß M. H. Herrn pro bono rei ſolches höchſtens recommandiren, und dabey erinnern, wie auch anfangs gemeldet, daß alles nur als ein Privat- und Particular-Commercium anzuſehen, und niemand nennen, damit alle beſorgte Präjudicia vermieden bleiben. Mir ſind noch neulich ſtarke Rationes aufgeſtoßen, die mich wohl begreifen machen, was zu erwarten, auch nicht; und will mich hiermit beſtens verwahret haben. Hoffe aus ſonderbarer Confidenz zu meinem hochgeehrten Herrn, er werde dießfalls nicht weiter ſchreiten noch ſchreiten laſſen, bis man die Sache ferner, und ſonderlich mit dem bewußten vornehmen Miniſtro überleget, auch mit mir Rückſprache gehalten. Ich vermuthe, daß er mir beyfallen werde. Weil ich von dem Communicirten keine eigene vollkommene und ganz demſelben gemäß kommende Copey nicht habe, würde mein hochgeehrter Herr Hofprediger mich höchlich verbinden, wenn er mir dergleichen durch eine Perſon, die von der Materie wenig verſtehet, und eben darauf nicht ſonderlich Acht hat, aufs förderlichſte verfertigen laſſen wollte. Es geſchähe mir damit ein ſonderbarer Gefallen, und verbleibe jederzeit ſolches zu erkennen bereit und

Meines hochgeehrten Herrn Hof-Predigers

Dienſtergebenſter

G. W. L.

8.

Jablonski an Leibnitz.

Hoch-Edler Herr,
Hochzuehrender Herr Geheimbter Regierungsrath,
mein hochgeſchätzter Gönner.

Da jüngſtens die Ueberleſung deſſelben werthen letzt an mich abgelaſſenen Schreibens mich nicht wenig alteriret und betrübet hatte, fügte es die gütige Providenz (die auf ſolches Zufalls Linderung bedacht war) daß eben des Herrn v. Fuchs Exellence, ehe ich wußte, daß ſie in meinem Hauſe wären, unverhofft in meine Kammer traten, und mich veranlaſſeten, den Unmuth, den ſie mir am Geſichte angemerket, in Dero Schooß auszuſchütten. Ich communicirte ihnen meinen behändigten Brief, welches zu thun, außer ſolcher Uebereilung, etwa hätte Bedenken tragen mögen, S. Exellence aber, um mir einen Troſt einzuſprechen, proteſtirten erſtlich, daß die Hinderung an ihnen nicht läge, hätten zwar die Schrift zu lang bey ſich aufgehalten, daran ihre Affairen-Laſt ſchuldig; hätten ſie aber ſchon vor 6 Wochen dem Herrn Hofprediger Schmettau zugeſchickt, wüßten nicht, wo ſelbige ſo lange aufgehalten würde: Se. Churfürſtl. Durchl. wären noch in ihrem erſten Eifer, und ſie an ihrem Theile wollten auch nichts, ſo zu Fortſetzung eines ſo heiligen Werkes gereichen könnte, ermangeln laſſen. Zwar hätten Sie einige Sorge dabey und ſehen beſondere Hinderungen; als die Kaltſinnigkeit, welche zwiſchen hieſigem und Hannoveriſchen Hofe ſich blicken zu laſſen: den Genium des Hannoveriſchen Hofes ſelbſt: und ſonderlich die Härtigkeit des Evangeliſchen Cleri, welche faſt inexpugnable ſchiene. Dieſe Dinge müſtens ſeyn, die da Riegel vorſchieben. Er und ſein Fürſt würden es nimmermehr thun. Schließlichen erklärten Se. Exellence, daß, nachdem Sie von meines hochgeehrten Herrn geheimten Rathes hoher Capacität ſo wohl, als reiner Intention verſichert wären, ſie Selbſten nebſt mir freie Hand wollten laſſen, vorzuſchlagen, was etwa zu dem angezielten Zweck dienlich möchte erachtet werden, und obligireten ſich, ſolches alles Se. Churfürſtl. Durchl. treulich vorzutragen, und ihme den möglichſten Nachdruck zu geben, u. ſ. w. Ich habe mich über dieſe Reden, welche recht von Herzen zu gehen ſchienen, ſehr erfreuet, trieb auch die Durchleſung der Schrift bey meinen Herrn Collegen, welche ehegeſtern wieder bekommen, und geſtern dem Herrn Geheimen Rath davon part gegeben, mit Bitte, weiter darin zu ordnen, da denn Selbter beliebet, noch die Woche uns zu convociren, und, was ferner vorzunehmen, zu deliberiren, damit was etwa zu thun wäre, auch in absentia des Hofes in Preußen, verrichtet werden möchte. So weit iſt man kommen, und habe ich meinen hochgeehrten Herrn Regierungsrath, umb Gottes und der Kirche willen zu bitten, in dem wohl angefangenen Lauf nicht ſofort zu ermüden. Zumahl da auch hieſige Schrift bey Ihnen über ein Jahr geweſen, ehe die erwünſchte Antwort zurückkommen. Sie behaupten doch ferner den Ruhm, den die chriſtliche Moderation und Liebe des Friedes Ihnen längſt erworben: und gedenken, daß ſo Sie diesmahl wollten Hand abziehen, könnte wohl Gott anders woher ſeiner Kirche Heil und Hülfe ſchaffen; aber Sie würden der Ehren-Krone beraubet, Architecti eines ſo herrlichen Werkes zu ſeyn. Im übrigen wird das ganze Werk möglichſt ſecretiret, jedoch erängen ſich hin und wieder gleiche Fermenta, welche die Kirche wallend machen. Der Herr Graf von Dhona ſagte mir vor weniger Zeit, daß ein ſicherer vornehmer Mann aus der Schweiz an ihn geſchrieben und urgiret, Se. Churfürſtl. Durchl. möchten behülflich ſeyn, daß ein Colloquium zwiſchen beyder Evangeliſchen Theile Theologis angeſtellet würde. u. ſ. w. Ich ſchreibe hierauf an den ehemals gedachten D. Sterky nach Lauſanne, daß man auf Colloquia noch zur Zeit nicht zu bringen hätte, da die Gemüther noch nicht genug präpariret wären: es müßte der Weg zum Frieden erſt durch Fürſten gebahnet werden, ehe Theologi denſelben ſchließen könnten, und möchten wohl einige Potentaten unter der Hand darauf bedacht ſein, u. ſ. w. Worauf ſelbiger mir folgendes ſchrieb: „Qui scriptis ad Illm. Comitem de Dhona literis colloquium inter Theologos instituendum ursit, Gallus est, Charentonianae antehac Ecclesiae Senior, vir certe praestans, politioribus literis imbutus, primaeque quoad eruditionem, pietatem et zelum existimationis, qui cum de meis opusculis aliquid ex Genevensibus rescivisset, illorum inspiciendorum copiam sibi fieri optavit, quibus perlectis, deinceps me rogavit, ut brevissimam saltem totius mei instituti delineationem in chartam conjicere vellem, quo uno quasi mentis obtutu omnia simul optimus ille senex intelligere posset; id vero, quamvis propositi ejus prorsus ignarus, tantorum tamen meritorum viro recusare non potui; postea vero et eodem rescivi, ipsum Delineationis meae exempla ad Illm. Comitem de Galloway, Hyberniae ex parte Proregem, et ad Marchionem de la Forest, consanguineos suos, una cum literis misisse, ut videlicet ille apud sacratissimam Majestatem Britannicam: Iste vero apud cel. Ducem Lun. Cellensem negotium Irenicum strenue commendarent, atque Dynastas illos ad illud suscipiendum incenderent. Idem vero etiam ad Illm. Comitem de Dhona, vel potius ad Gen. Dn. de Rosey, Tribunum Equitum, bonum illum virum, praestitisse audio. Is vero juxta mecum prorsus ignorabat, ullum Principem tam desiderabilis negotii patrocinium in sese suscepisse.“ — — Weil denn nun beide dieſe hohe Häupter, vielleicht durch einen beſondern Trieb der gnädigen Providenz dieſe Zeit über beyſammen geweſen; mags vielleicht geſchehen ſeyn, daß ſie bey ihren Divertiſſementen etwa auch an dieſes serium gedacht; ſonderlich da aus Engelland an einen meiner Bekannten geſchrieben werden, es würden Se. Großbrittanniſche Majeſtät zu Loo mit einigen Reichsfürſten zuſammen kommen, und unter andern auch wegen einer Religions-Vereinigung deliberiren. Dem ſey wie ihm wolle, ich führe es nur an, zu zeigen, wie daß hin und wieder an viel Orten dergleichen Friedens-Gedanken aufſteigen, auch hohe Häupter ſelbten zu patrociniren, ſollicitiret werden. Ich habe mir auch von etwas dergleichen in Dänemark und Schweden ſelbſt ſagen laſſen. Ob nun wohl alles ſolche Handlungen wären, die von der unſrigen ganz ſepariret, würde doch endlich die eine der andern wohl zu ſtatten kommen, und hülfliche Hand bieten. Weil auch Herr Stepney ſich fertig macht, in wenig Tagen von hier zu gehen, und an ſeine Statt der Herr Graf von Frieſe anhero kommen ſoll, welcher des Herrn Grafen von Dhona Schweſter zur Gemahlin hat, iſt dieſes wiederumb ein neuer gar gütiger Aſpect, weil der Herr Graf von Dhona, als ein vor die Einigkeit im höchſten Grad (wiewohl in ſtiller Emſigkeit) portirter Herr, nicht unterlaſſen wird, ſolcher Conjunctur ſich nützlich zu gebrauchen; der Herr Graf von Frieſe auch, als ſelbſt ein Sachſe, in die Gemüther der Sächſiſchen Theologen beſondere Influence prätendiren kann. — Der Herr Doctor Spener hat ſein Bedenken über das communicirte Tentamen mir noch nicht gegeben; ſondern verſprochen, weil er nach Lichtenburg zu denen Durchl. Perſonen geholet worden, ſelbige unterwegens, da er die beſte Zeit haben würde, zu verfertigen. Es iſt mir nicht eben leid; daß es damit ſo lange ſich verſchleppet, weil, wenn ich nicht irre, ich vermeine inzwiſchen gedachten Theologi Gemüth etwas angewonnen zu haben, daß es mir itzo nicht mehr gar ſo hart vorkommt, als wohl anfänglich: dergleichen ich auch bey einigen mehr ſelbiger Partey bemerke. — Herr Steinberg ſchreibt in ſeinem jüngſten von Paris folgendes: „De negotio Illustris Leibnitzii cum Excellentissimo Domino Spanheimio collocutus sum, qui proximis nuntiis ad Illustr. Dn. Fuchsium de illa re se literas daturum esse promisit, ipsumque nostrum musarum Patronum in Illustr. Dn. Leibnitzii partes admodum propensum comperi; nec enim dubitat, quin, si illustr. Leibnitzius in ordinem Ministrorum publicorum semel admissus sit, salario quoque honorabili sit compensandus, quod ipsi eo facilius concedi posset, si viduae Puffendorffianae, quae hactenus ob certam summam, quam p. m. marito pro labore Historiae Brandenburgicae Serenissimus Elector promiserat, quotannis adhuc usque ad 1500 vel 1600 Imperal. accipit, satisfactum fuerit." Zwar iſt bieher der Herr von Fuchs nicht im Stand geweſen, in Sachen, die Geld-Unkoſten involviren, etwas ſonderliches zu thun; jedoch ſo viel man wahrnehmen kann, ſteiget dieſes vortrefflichen Miniſtri Anſehen und Autorität bey ſeinem Herrn täglich höher, und dörfte in kurzem freie Hände bekommen, ein mehrers pro bono publico zu thun, nachdem er die ſchwereſten Obſtacula überwunden. — Da ich ehegeſtern das Glück hatte, der Churfürſtin Durchl. in Dero Andacht zu Lützenburg zu bedienen, ſprachen Sie bey der Tafel nach Gewohnheit von M. H. Herrn gar gnädig, und bezeugten, wie ſehr ſie gewünſcht hätten, Selbten einmal hie zu ſehen. Ihro Churfürſtl. Durchl. beliebten auch, mir die Sorge für das Obſervatorium ernſtlich anzubefehlen: dabey ich doch bey jetzigen Conjuncturen wenig zu thun vermag: jedoch hat der Ober-Hof-Marſchall Dobrzynski verſprochen, mit mir zuſammen zu ſpannen.

Br. Walton in ſeinen Prolegomenis Bibl. Polyglott. Prol. III. § 41. citiret folgendes aus des Jeſuiten Semedo l. 3. c. 13.: „Judaeorum Synagogas quasdam repertas fuisse; et penes eos fuisse librum legis Hebraicum, ante annos 600 et amplius sine punctis vocalibus descriptum: Judaeos vero istos de Christo nihil unquam audivisse: (unde liquet ante ejus adventum eos illuc appulisse) imo nomen Judaeorum ignorabant, sed Israëlitas se esse dixerunt. Unde probabile est, eos reliquias quasdam fuisse X. tribuum, quae abductae erant.“ Nun wünſchte von Herzen, 1) daß ein ſolcher unpunctirter alter Codex, ſo das Pretium nicht gar zu ungeheuer, erkauft und in Europam geſchickt würde, das ausgelegte wollte mit Dank erſtatten; 2) daß fleißig nachgeforſcht würde, ob nicht auch einige punctirte Codices, ſonderlich alte zu finden, und zu erkaufen wären ꝛc. Dieſes ſollte mir in ſichern philologiſchen Dubiis ungemeines Licht geben, und wenn durch meines hochgeehrten Herrn Geh. Rathes hochgeneigte Vermittlung dergleichen acquirirt werden könnte, würde unſere Europäiſche Chriſtenheit Selbtem höchlich obligiret ſeyn. Ich erſterbe in treuer Empfehlung zu Gottes Gnadenhut

Meines hochgeneigten Gönners

Gebeth und dienſtergebenſter

Berlin den 19ten September 1699.

Diener

D. E. Jablonski.

9.

Leibniz an Jablonski.

Extract meines Antwort-Schreibens an Herrn Jablonski, Hof-Predigern zu Berlin, $\frac{1}{11}$ October 1699.

— Ich habe wegen der Juden, ſo in China ſeyn ſollen, nach Paris geſchrieben, und nicht allein einen Extract aus dem Semedo (deſſen Worte nachgeſchlagen) beygefüget, ſondern auch einen andern aus des Berniers Relation vom Mogol, dem ein Schreiben an Herrn Thevenot beygefüget, welcher, wie es ſcheinet, aus dem Semedo eben das gefragt, worauf Bernier ihm Bericht erſtattet von dem, was ein Jeſuiter in China nach Indien geſchrieben. In meinem Semedo iſt es nicht l. 3. c. 13., wie Walton in prolegom. polyglott. citiret, ſondern p. 1. c. 30. — Wenn man auf ein Obſervatorium einsmahls mit Ernſt bedacht ſeyn ſollte, könnte ſolche Anſtalt gemacht werden, daß Entdeckungen von Wichtigkeit dadurch geſchehen möchten, zu welchem Ende ein und anders dienlich fürzuſchlagen wäre. Ich wünſche, daß des Herrn von Spanheim übrige herrliche Notae in Julianum und ſonderlich in Cyrillum contra Julianum herauskommen mögen, weil ſolche zu dem hochnöthig- und nützlichen Punct der Wahrheit Chriſtlicher Religion nicht wenig ſchöne Beobachtungen beytragen werden. — Ich habe A und B der Brandenburgiſchen catalogiſchen Pandecten jüngſt geſehen, die Arbeit iſt zu rühmen. —

10.

Leibnitz an Jablonski.

An Herrn Jablonski,
Churbrandenb. Hof-
Prediger.

Hannover $\frac{11}{21}$ October 1699.

Hochehrwürdiger, inſonders hochgeehrter
Herr und Gönner,

Meines hochgeehrten Herrn Hof-Predigers werthes Schreiben habe zu recht erhalten, und daraus mit ſonderbarer Vergnügung verſtanden, daß man zu dem hochlöblichſten Vorhaben noch allezeit wohl geneigt verbleibet, an ſtatt daß mir geſchienen, die Hitze ſey allda verringert worden. Die Urſache, warum ich angefangen gehabt zu glauben, daß beſſer mit der fernerweiten Communication, auſſer meinem hochgeehrten Herrn und dem fürnehmen Miniſtro, zurück zu halten, iſt ganz nicht, wie mein hochgeehrter Herr zu beſorgen geſchienen, als ob ich die Hand ſinken lieſſe, und nicht mehr ſo wohl geſinnet, ſondern vielmehr eben dieſes, daß ich wohl geſinnet, und daher gefürchtet, man werde, wie ich deutlich in meinem vorigen zu erkennen gegeben, anjetzo zur Unzeit kommen, und damit nur, wie man ſagt, Kraut und Loth in die Luft verſchießen. Denn bekannt, daß auch die beſten Vorſchläge von der Welt, wenn ſie nicht zu rechter Zeit angebracht werden, nicht nur vor das mahl vergebens ſeyn, ſondern auch, welches das ärgſte, vors künftige unwerther geachtet werden, und nicht nur die angenehme Neuigkeit verlieren, ſondern auch einen ſteten anklebenden Vorwurf bekommen, daß es hernach heißet, man hat die Dinge ſchon längſt vorbracht, ſind aber nach reifer Ueberlegung verworfen worden. Daher ich noch bis dato in den Gedanken bin, daß, wenn nicht große Hoffnung zu einer guten Verrichtung vorhanden, beſſer ſey, etwas in Ruhe zu ſtehen. Weilen aber dieſe meine Meinung bedinglich, und aber dem fürtrefflichen Miniſtro mit ſamt meinem hochgeehrten Herrn Hof-Prediger am beſten bewußt, wie es mit der Bedingung bewandt, ſo kommt es auf Dero Gutbefinden an, darauf ichs lediglich beruhen laſſe, nachdem ich durch die Verwahrung meiner Schuldigkeit und Gewiſſen eine Genüge gethan, und nur aus hochdringenden Urſachen wiederhohlen muß. Doch hoffe, mein hochgeehrter Herr werde meinem Suchen Statt geben, und es alſo angebracht haben, daß meine gethane ſchriftliche Communication bloß und allein, wie ſie iſt, als ein Privat-Werk anzuſehen, auch woher es kommen ſey, den übrigen Herren Deputirten ſelbſt nicht bekannt gemacht werde, immaßen ſolches meines Theils zu nichts helfen, und andern Theils viel ſchaden kann.

Daß in der Schweiz und ſonſt hin und wieder ſich die Gemüther wohl anlaſſen, iſt mir ſehr lieb. So lang aber die Leute in allzu gemeinſchweifigen Reden bleiben, ſo ſind es nur Ehren-Worte, die nichts koſten, geſchieht auch oft, daß ſie ſich das, ſo ſie wünſchen, allzuleicht fürbilden, und vermeynen, es werde ſich über die Schwürigkeiten hinfahren laſſen, wie ich ſehe, daß zum Exempel Herr Pictetus denen Sachen ſich wenig nähere, und ſo finde ich die meiſten ireniſchen Schriften, doch eine vor der andern. Wenn man aber zu denen Knoten kommt, da ſteckt es. Ich meines wenigen Orts hielte zwar ſelbſt dafür, daß man nicht nur zur Toleranz, ſondern auch zur vollen Kirchen-Vereinigung gelangen könnte, ja ſollte. Wenn gleich ein jeder beyderſeits lediglich, ohne einigen Schritt oder Erklärung zu thun, in dem gegenwärtigen Stand, der Art zu lehren, zu reden und zu ſchreiben (die Verdammung ausgenommen), bliebe. Allein, wann ich die Beſchaffenheit der Gemüther bedenke, ſo muß ich faſt mit dem Herrn Abt Molano einig ſeyn, welcher vermeinet, daß nicht allein nicht die Kirchen-Vereinigung, ſondern nicht einſt eine rechte und durchgehende Toleranz, und rechtſchaffenes Vernehmen oder Vertrauen zu erhalten, wenn man nicht ſonderlich über zwey Artikel: von der Gnadenwahl und vom Abendmahl, ſich beyderſeits alſo aufrichtig erkläre, daß beyderſeits die vorſchwebende Haupt-Urſachen der Klagen gehoben werden. — Ich kann nicht finden, daß man an dem Hofe des Königes von Groß-Brittannien noch zur Zeit auf dergleichen einen großen Eifer zeige, wie ſehr es auch deſſen Politik ſelbſt zu erfordern ſcheinen möchte. Daher ich auch verſichert bin, daß zu Loo in dieſen und dergleichen Sachen weniger geſchehen, als man wohl vermeynen ſollte. Solche Dinge kommen gemeiniglich ſehr auf die Miniſtros und deren Eifer an, daß die ihr Werck daraus machen; ſonſt werden die Herren, ſo gut ſie auch geſinnet ſeyn mögen, ſelten ſich hiervon ſo nachdrücklich zeigen, als Cromwell, vielleicht nur bloß zum Schein (welches doch dabey faſt ſo viel als der Ernſt werden würde), gethan. Es ſind auch zweyerley Intereſſen in der Welt, diejenigen, die man haben könnte, und diejenigen, die man ſich machet, und das könnte man wohl von vielen Höfen ſagen. Der Herr de la Foreſt iſt in andere Dienſte gegangen. Der Herr Graf von Galloway möchte vielleicht mehr am Eingang, als guten Willen Mangel haben. Was der wackere Mann aus der Schweiz, ſo dieſen beyden verwandt, von ihnen für Antwort erhalten, wäre dienlich zu wiſſen. — Der Herr Probſt Spener gehet billig in dieſen Sachen mit großem Bedacht, und hält an ſich, alſo daß eben auf ſeine Erklärung über das bewußte Tentamen nicht zu dringen, auch wohl noch nicht nöthig, daß es allzu viel herum gehe, und hat man ſonſt in Ihrem geheimen Rath, wie mir Herr von Spanheim berichtet, wohl geurtheilet, daß beſſer, mit den Evangeliſchen Ihrer Oerther ſich dießfalls eben in keine Negotiation einzulaſſen, wegen der Weiterung, darinnen Theils dieſelbigen mit andern ſtehen, und Verdacht eines allzu groſſen Nachgebens ſo wohl, als ἀνθολκὴν, ſo es anderswo verurſachen würde. Inzwiſchen iſt doch gut, daß man hin und wieder anſchlage, die Gedanken herfür locke, und die Gemüther vorbereite. Denn ſolches hernach trefflich zu ſtatten kommen würde, wenn man zum Haupt-Werk ſchreiten ſollte. Es iſt derowegen alles, deſſen mein hochgeehrter Herr erwähnet, mir ſehr angenehm und zum Zweck dienlich, ob es gleich noch keinen Fortgang machet. Was der Herr von Fuchs gemeldet, hat mich ſehr erfreuet. Ihm giebt die Haupt-Direction hierinnen kein großes Licht nicht weniger, als Churfürſtl. Durchl. Die Hinderniſſe, die ſeine Excellence ſiehet, ſind freylich nicht gering, und ich ſorge, er ſiehet noch einige, die er nicht ſaget. Eines, ſo er darunter angeführet, kann ich ſchriftlich nicht berühren, hoffe doch, daß es hierin nicht ſchaden werde. Die Härtigkeit des Evangeliſchen Cleri haben Zeit und Umſtände etwas erweichet. Es bleibt aber viel davon beyderſeits übrig, und ſehe ich noch zur Zeit freylich kein Mittel, ſolche ganz und gar zu überwinden, als durch den dieſſeitigen Vorſchlag. Ich hätte wünſchen mögen, aus M. H. Herrn Hofpredigers Schreiben einige Spur zu haben, ob dieſes hochverſtändigen Miniſtri ſo viele überhäufte große Geſchäfte gelitten, davon eigentlichen Bericht einzunehmen, und was es für Eingang gefunden. Verlange höchlich einig Licht deßwegen, immaßen ichs als einen Grund der ganzen fernern Handlung anſehen würde. Scheinets nicht thunlich, ſo müßte der Sache weiter nachgedacht, und gleichſam von ferne angefangen werden. Und mich deucht, das ſey das rechte κρίνομενον vor anjetzo. Inzwiſchen giebt mir M. H. Herrn Stillſchweigen wegen dieſes Puncts keine geringe Vorſorge, weil von der Schrift Durchgebung etwas, vom Urtheil aber im geringſten nichts gemeldet wird. Daß endlich Se. Excellenz ſich ſo hochgeneigt erkläret, was etwa von M. H. Herrn Hofprediger mit meiner Wenigkeit zu Beförderung dieſes überaus wichtigen Werks in Vorſchlag bracht werden möchte, bey Churfürſtl. Durchl. vorzutragen und zu unterſtützen, daraus erkenne nicht nur Dero höchſtrühmliche Neigung zum Werk, ſondern auch Dero unverdiente hohe Gütigkeit gegen mich, und bitte, M. H. Herr wolle ohnbeſchwert bey Gelegenheit aufs beſte bezeigen, wie ſehr ich mich dadurch zu aller erſinnlichen Erkänntlichkeit verbunden erachte. Die Sache ſelbſt belangend, ſo hat M. H. Herr durch Antrieb zu der Convocation, ſo noch ſelbige geſchehen ſollte, ſich bereits eines ſo wohl gewünſchten Erbietens in etwas bedienet, und weil von ſolcher Zeit an etliche Wochen verfloſſen, ſo erwarte ich bald von M. H. Herrn, wie es damit gangen, auf daß man ſeine Rechnung darnach mache. Nachdem aber die Preußiſche Reiſe etwas verſchoben worden, (welches mich auch immer geſchwahnet) ſo könnte bey Fortgange des Werks dieſes Miniſtri Gegenwart einen großen Nachdruck geben, und M. H. Herr mit deſſen Hülf, die ſich, über die vorſchlägliche Gedanken, etwa ereignende Schwürigkeiten beſſer überwinden. Werde alſo meine wenige fernere Bedenken bis zu Erlangung der erwartenden Nachricht verſparen. Und verbleibe im übrigen jederzeit M. H. Hofpredigers u. ſ. w.

P. S.

Dem Herrn Abt Molano iſt ein Brief vom Herrn Sterky, Professeur de Lausanne, an, weiß nicht wen, committirt werden, darüber ich auf des Herrn Abts Begehren einen Brief im Franzöſiſchen geſchrieben, worinnen einige Obſervationes enthalten. In dem Brief des Herrn Sterky wird M. H. Herrn gedacht.

11.
Jablonski an Leibniz.

Berlin den 8. Nov. 1699.

Hochedler Herr,
Inſonders hochgeehrteſter Herr Geheimbter Rath,
mein hochgeſchäzter Gönner.

Meines hochgeehrteſten Herrn ſehr werthes Schreiben habe heut acht Tage wohl erhalten; die Antwort aber darauf bisher verſchoben, umb mit des Herrn Geheimbden Raths von Fuchs Excellence zuvor daraus ſprechen zu können. Nachdem aber wegen dieſes Miniſtri überhäufter Arbeit an denen Poſttagen, und Abweſenheit von Haus an denen übrigen, noch keine bequeme Gelegenheit dazu ſich finden wollen, habe es meiner Schuldigkeit zu ſeyn erachtet, nicht länger zu verſchieben, die Freude, welche aus meines Hochgeehrteſten Herrn höchſt angenehmen Schreiben geſchöpfet, Selbtem zu bezeugen, und für den anhaltenden Eyfer in der einmahl gefaßten heiligen Reſolution Selbtem herzlich zu danken.

Zwar uns allhie betreffend, muß mit Schamröthe bekennen, daß nachdem die Neu-Märckiſch-, und Pommerſche Huldigung im Anfang vergangenen Monaths uns divertiret, eben wohlgedachter Miniſter noch nicht darzu kommen können, unſer Werk mit Ernſt anzugreifen; als an dem des Herrn Chriſti Wort erfüllet wird: Der Geiſt iſt willig, aber das Fleiſch iſt ſchwach; da ſeine beſte Intentiones durch die zwiſchen kommende Laſten enerviret und abgemattet werden. Inzwiſchen kan wohl verſichern, daß er das Negotium ſehr zu Herzen nimmt, ich ihn auch ſo wohl von M. H. Herrn deßfalls gottſelig übernommener Bemühung, als der uns zugeſchickten Schrift anders nicht, als honorificentissime (gleichwie es gerecht war) habe urtheilen hören: ich hoffe jedoch eheſtens zu berichten, daß wir unſere Scharte ausgewetzet: wozu Gott Seegen gebe!

Damit aber M. H. Herr gleichwohl etwas Neues zu unſerm Negotio von hier aus habe, ſo gehen hierbey Herrn D. Speners Reflexiones über das neuliche Tentamen (Beylage n. 1.) welche zwar mir überaus wohl gefallen, nachdem dieſer ſcharfſinnige Theologus die prudentiam und circumspectionem necessariam dergeſtalt beybehalten, daß Er zugleich eine beſondere Neigung zur Einigkeit darin ſpüren laſſen, deren Saamen er auch daſelbſt ohnvermerkt ausſtreuet, wo er eigener Sicherheit wegen gegen die Reformirte Kirche ſich etwas auſter erzeigen muß. Meines Theils, wenn das Tentamen mit den Reflexionen conferire, bete an die gnädige Providenz Gottes, welcher dieſer beyden Schriften junctim ſich gebrauchet, die zwey ſchwerſten Steine des Anſtoßes (die controversias de praedestinatione et S. Eucharistia) aus dem Wege zu räumen: da das Tentamen die erſtere, und die Reflexiones die zweytere ſo erklären, wie es zum Frieden dienlich ſeyn mag. Und gebe Gott, daß meine hochgeehrte Herren Dero gelinde Sentiments in puncto controversiae de praedestinatione, Spenero et Spenerianis; dieſe aber Ihnen ihr Sentiment in der andern Controvers beybringen: ſo wären alle Difficultäten hierin fernerhin gehoben.

Wann aber dieſes Orts wenig, wird in der Schweiz deſto mehr gethan. Herr Scultetus iſt noch beſchäftiget mit Beantwortung der letzten Defenſion Herrn Sterkii, welche Controvers doch nur ſchriftlich geführet wird. Hingegen, damit die Particulariſten in dieſe Controvers auch eingezogen werden, hat er beygehenden Tractat wider Herrn Pictetum in Druck ausgehen laſſen, und das gedruckte Buch mit einem ſehr ſchönen und friedfertigem Brief begleitet, davon eine Abſchrift hierbey lieget n. 2. Herr Pictetus, deſſen Schreiben an den Herrn Grafen von Dohna ich geſehen, hat verſprochen bald, und modeſte, zu antworten. Inzwiſchen arbeiten die Herrn Politici in der Schweiz an dem Königlichen Engliſchen Hofe, beſage Beylage n. 3. und 4., welche Stücke mir von hochgedachtem Herrn Grafen communiciret worden, und kann M. H. Herr denſelben ſicher Glauben beymeſſen. Ich habe auch von dem Erzbiſchof von Canterbury und dem Biſchof von London wiederhohlete Verſicherung, daß ſie bey St. Majeſtät alles, ſo in ihrem Vermögen, beytragen wollen zu Beförderung dieſes heilſamen Werks. Die in der Schweiz dringen ſehr auf eine Conferenz der Theologen. Dem Herrn Grafen beliebet, daß den Winter durch die Controvers ſchriftlich geführet und, wenn alſo der Grund glücklich geleget iſt, und gute Hoffnung ſich hervor thut, daß die Conferenz den gewünſchten Zweck erreichen möchte, ſelbige im bevorſtehenden Frühling bewerkſtelliget werde; ſo doch, daß die Theologi an einem indifferenten dritten Ort incognito, auch nur als für ſich, sine auctoritate publica zuſammen kommen mögen. Dieſe Conferenz wäre nur praeliminaris oder exploratoria, zu ſehen, ob die Evangeliſchen Herrn Theologi ſich friedfertigen Vorſchlägen bequemen wollten; in specie, ob man denen Particulariſten, derer Holland und Schweiz voll iſt, und welche auf einmal zu andern Gedanken zu bringen, ohnmöglich fallen will, auch einig Quartier zu geben gemeynet; und hinwiederum, ob dieſe in ihren Landen dem Univerſaliſmo und Hunnianiſmo die völlige Freyheit geben werden, damit dieſe Controvers in der Evangeliſchen Kirche gleichſam ſequeſtrirt bleibe. Zu ſolchem Ende könnten die zwey Schweizeriſchen Theologi, Herr Sterckius und Pictetus (jener ein Univerſaliſte, dieſer ein Partikulariſte) nebſt Herrn Sculteto und etwa einem Theologo aus Sachſen, unter denen einen nicht untüchtigen in Vorſchlag zu bringen meynete, dieſe Conferenz halten. Liefe ſie glücklich ab, könnten hernach die Dinge beſſer gefaßt, und nach reifer Ueberlegung zu einer größern Conferenz, zu welcher alle Evangeliſche Staaten ihre Theologos deputiren möchten, geſchritten werden. Dieſes ſind ſo meine unvergreifliche Gedanken aus Gelegenheit der Herrn in der Schweiz: davon M. H. Herrn gütiges Urtheil zu vernehmen ſonderlich verlange. Für allen Dingen aber wäre inzwiſchen nöthig, die Gemüther der Sächſiſchen Hofe und Univerſitäten zu präpariren, zu welchem großen und wichtigen Werk mein hochgeehrter Herr nunmehro ſo wohl ſchreiten mag, als ob unſere Antwort auf das unvorgreifliche Bedenken bereits eingelaufen wäre, immaßen ich par avance melden kann, daß ſelbige ſchier nur in Bekräftigung deſſen, ſo daſelbſt gründlich angeführet worden, in ſchuldiger Dankſagung für das freundliche Tractament, ſo unſere Lehre und Lehrer darinnen genoßen, und in ſolchen Erklärungen, damit man hoffentlich wird zufrieden ſeyn, beſtehen wird. Das übrige auf ein andermahl. Jetzt empfehle M. H. Herrn in göttlicher Obhut als

Meines hochgeehrteſten Herrn Geheimbten
Raths und hohen Gönners
Gebeth- und Dienſtergebenſter
Jablonski.

12.

Jablonski an Leibnitz.

Berlin den 16. Nov. 1699.

Hochedler Herr,
Hochzuehrender Herr Geheimbder Regierungs- und Juſtitienrath, werthgeſchätzter Gönner.

Es hat Gott gefallen, mir die Gnade zu thun, daß mein heutiges mit mehrerer Gemüths-Ruhe und Vergnügen, als das vorachttagige (welches hoffentlich zu recht wird eingelaufen ſeyn) abgehen laſſen möge. Verwichenen Sonntag nach der Vormittags-Predigt fand ein bequemes Moment, des Herrn von Fuchs Exellenz (von welchem an M. H. Herrn ein dienſtlicher Befehl mir aufgetragen worden) weitläufig zu ſprechen, und M. H. Herrn werthes Schreiben zu communiciren: wodurch wohlgedachter Miniſter in ein ſo heiliges Feuer geſetzt worden, daß Er noch ſelbigen Tag, nach der Veſper, die committirte Theologos zu ſich erfordern ließ. Sie ſämmtlich bezeugten ihre höchſte Vergnügung über der Uns zugeſandten Schrift (dem unvorgreiflichen Bedenken) und gratulirten ſich herzlich über dem ſo hoch erſprieslichen beyderſeitigen Conſens in der Haupt-Theſi, daß die beyde Evangelichen Kirchen in fundamento fidei einig. Das Reſultat dieſer Conferenz beſtund hierin, 1) daß auf die werthe Schrift eine Antwort möchte verfertiget werden, darinn die Freude, welche über dortiger Moderation man dieſſeits geſchöpfet, bezeuget; ein und andere Materie, wenns ja nöthig ſcheinen möchte, noch mehr erkläret: und dortiges Theil erſuchet würde, nachdem man in Theoria ſo weit einig, daß nehmlich die Evangeliſchen beyderſeits in Glaubens-Grund nicht geſchieden, man nun ad praxin ſchreiten und rathſchlagen wolle, wie und welchermaſen die betrübte Trennung auch würklich zu heben ſey; dazu man unſerſeits allezeit bereit geweſen, und noch iſt. 2) Daß auf bevorſtehendes Früh-Jahr eine Conferenz von einigen Theologis (wie die Herren in der Schweiz ſelbige preſſiren) möchte gehalten werden, dabey verſuchet würde, ob und wie der Sache näher zu kommen ſey u. ſ. w. Ueber das habe ich mit gedachtek Sr. Exellenz einige Umſtände dieſer Conferenz abgeredet, auch woher die Sumptus kommen ſollten: als zu welchen Sr. Churfürſtl. Durchl., unſer gnädigſter Herr zum Theil, zum Theil aber S. Großbrittanniſche Majeſtät ſich gern verſtehen werden. Sonſt beliebten auch Se. Excellenz, daß nebſt einem Lüneburgiſchen und Brandenburgiſchen, die neulich gedachten zween Schweizeriſchen Theologi, und denn Herr Scultetus von Hamburg, nebſt noch einem Theologo aus Sachſen hierzu gebrauchet würden. Den Lüneburgiſchen betreffend, hat man, (weil von des Herrn Abts Hochwürden ſchwerlich zu hoffen, daß ſie dieſer Fatigue ſich unterziehen würden) auf Herrn D. Fabricium zu Helmſtädt reflectiret, doch unter hohem Wohlgefallen derer, die desfalls ihres Orthes einzurathen oder zu gebiethen haben. Unter denen Sächſiſchen iſt man auf Herrn D. Rechenberg, gegenwärtig Prof. Theologiae primarium zu Leipzig, gefallen. Alles ſind nur Vorſchläge, darüber meines hochgeehrten Herrn hochweiſes Urtheil und Gutachten fürnehmlich wird erwartet werden.

Was aber bey dem ganzen Werk das allernothwendigſte könnte erachtet werden, iſt dieſes, daß mein hochgeehrteſter Herr, Gott dem Herrn zu Ehren es zu thun gelieben, und in unſere Handlungen mit Engelland influiren wolle. Es iſt ohnedem bekannt, daß mein hochgeehrter Herr, durch eine ſpeciale Gnade des großen Gottes, dieſes herrlichen Werkes primum mobile geweſen, und daſſelbe kräftigſter Förderer auch weiter ſeyn könne; hielte ich demnach ohnmaßgeblich dafür, daß es der ganzen Affaire unausſprechlichen Vortheil geben würde, ſo mein hochgeehrter Herr (möchten doch unſere Acta

Hannovero-Berolinensia entweder ganz diſſimuliret oder, ſo weit als gut gefunden würde, angeführt werden) aus Gelegenheit derer Schweizeriſchen Handlungen, welche zwar von denen Hannöveriſchen etwas ganz ſeparirtes ſind, doch aber damit wohl und nützlich können combinirt werden, entweder mit denen Engliſchen Biſchöfen, oder wenigſtens mit dem Herrn Creſſet desfalls in eine Correſpondence ſich einließe. Nicht weniger würde höchſt nöthig ſeyn, ehemaliger Abrede gemäß, die Sächſiſchen Höfe und Theologos allmählig zu präpariren, welche Vorſorge meinem hochgeehrten Herrn, als *der allein die Fähigkeit hat*, der ſolches auszurichten, ich hiermit gehorſamſt und eifrigſt will recommandiret haben, mit Verſprechen, an meinem wenigen Theil hinwiederum alles mögliche zu präſtiren, der ich im ſchuldigſten Reſpect erſterbe

Meines hochgeneigten Gönners

Gebeth- und Dienſtergebenſter Diener

D. E. Jablonski.

Vor die hochgeneigte Bemühung wegen der Chineſiſchen Nachricht danke gehorſamſt u. ſ. w.

13.

Leibnitz an Jablonski.

An Herrn Jablonski,
Churfürſtl. Hof-Prediger in Berlin.

Hannover den 28. Nov. 1699.

Hoch-Ehrwürdiger und Hochgelahrter,
inſonders hochgeehrter Herr.

Dero zwey werthe Schreiben, das eine vom 8. November, das andere acht Tage hernach, ohne ausgedrucktem Dato gegeben, habe zu recht erhalten, und hat mich das erſte mit ſeinen Verlagen nicht wenig vergnüget, das andere aber zum höchſten erfreuet. Ich will ſie nach ihrer Ordnung beantworten. Und ſage zuförderſt ſchuldigen Dank wegen des Buchs des Herrn Sculteti, und wegen Communication des Schreibens deſſelbigen an Herrn Pictetum. Mich dünket, Herr Scultetus deute die Meynung der Particulariſten zu übel aus, und ſcheine ſo ſehr gegen ſie eingenommen, daß er ſich verwundert, wenn ſie was gutes ſagen, und es entweder als eine Verſteckung ihrer wahren Gedanken, oder als eine Contradiction aufnimmt. Ich halte einige ihrer Redens-Arten nicht für allzu erbaulich, und glaube alſo, daß ſie zu mildern; vermeyne aber, (wie meinem hochgeehrten Herrn Hof-Prediger bewußt) daß das Uebel mehr in den Worten, als in der That ſtecke, wenn nemlich dasjenige nur erhalten wird, was in dem communicirten Scripto erinnert. Ich werde eine kleine continuationem tentaminis entwerfen, und darinnen verſuchen, Herrn Probſt Spenern dießfalls einige Vergnügung zu geben, wiewohl mich nicht merken werde laſſen, zu wiſſen, daß die Reflexiones von ihm kommen, vor welche mich auch gegen meinen hochgeehrten Herrn höchlich bedanke, und ſie ſehr in dem Meiſten nach meinem Sinn finde. Was er ſagt, gehet gewißlich ſchon ziemlich weit, und wenn die Herrn Reformirten (wie ich glaube) in puncto praedestinationis mit dem eins, ſo in dem dieſſeitigen Scripto bedungen, ſo ſollte ich meinen, er würde auch dießfalls ſich beruhigt finden. Verjetzo ſchicke meinen jüngſt erwähnten Brief, den ich wegen der Epistolae Sterckii geſchrieben, worüber M. H. Herrn Urtheil verlange; kann bereits loco continuati tentaminis dienen.

Die Communication des Schreibens aus Loo iſt mir auch ſehr lieb. Der König würde wohl gern das Seinige thun, wenn jemand bey ihm rechte Anregung thäte. Es würde aber gut ſeyn, daß es die Engliſchen Herrn Prälaten utner ſeiner Autorität trieben, wenn die Sache anders rechten Nachdruck haben ſoll. Ich habe bereits mit Herrn Creſſet wegen dieſer Dinge correſpondirt, und werde es ferner thun, zweifele, daß Ihres Orts davon mit Herr Stepney geredet werden, deſſen Gedanken auch vielleicht nicht ſo wohl, als Herrn Creſſets, auf dergleichen gehen. Ob mit Herrn von Opdam etwas dießfalls vorgenommen werden, würde auch zu wiſſen dienlich ſeyn. Er ſcheinet zwar wohl geneigt, mich dünkt aber nicht, daß man ihm etwas, ſo eine mühſame Attention erfordert, dabey zumuthen dürfe.

Mein hochgeehrter Herr ſcheinet die Sache zu nehmen, als ob wir zwar gelinder, als Herr Spener in Materia der Gnaden-Wahl, er aber gelinder, als wir, in Materia vom heiligen Abendmahl ſcheine. Ich kann aber nichts finden, ſo er nachgäbe, ſo wir nicht ſchon auch bewilliget. Vielmehr deucht mich, daß er einigermaßen wolle: corpus Christi ore immediate manducari, da wir uns doch vergnügen, den Verſtand oralis manducationis alſo wenigſtens zu erfordern: quod ore manducetur panis, quo mediante corpus Christi a nobis percipitur. Sollte aber mein hochgeehrter Herr etwas beobachten oder mündlich vernommen haben, darinnen Herr Spener in dieſem oder anderm Artikel eine Erläuterung gebe, bitte, mir es ohnbeſchwert zu bezeichnen, damit man es auch unſers Orts überlege. Mich dünkt ſonſt, als ob er der ganzen Negotiation wegen ſehr anſtehe.

Nun zu dem andern werthen Schreiben zu kommen, ſo bringt mir ſelbiges die gewünſchte Zeitung, daß das bewußte Werk, auf meines hochgeehrten Herrn Veranlaſſung, bey dem Herrn von Fuchs vermittelſt Convocation der von Churfürſtl. Durchl. zu der Sache deputirten Herrn Theologen wiederum in Motum kommen. Vernehme gerne, daß die dieſſeitige Schrift ſie vergnüge, auch daß in der Beantwortung ein und anders ferner erkläret, und dann, nachdem man in theoria eins, ad praxin geſchritten werden ſolle. Nun will ich gänzlich hoffen, daß die vorhabende Beantwortungs-Schrift, vermittelſt meines hochgeehrten Herrn Hof-Predigers groſſer Dexterität, zu Ihrer und unſerer Vergnügung und groſſer Beförderung des Werks gereichen werde. Es wird aber darinnen nöthig ſeyn, nicht nur von den Autoribus des von mir Communicirten zu abſtrahiren, ſondern auch lieber von den Contentis, als von einer formalen Schrift ſelbſt, zu ſprechen. Denn ſolche Communication annoch einigermaſſen pro re privata anzuſehen.

So viel aber den von den Herren Schweizern in Verſchlag gebrachten modum negotiationis, und einige dem zufolge etwa künftigen Frühling anzuſtellende Theologiſche Zuſammenkunft betrift, deswegen mein hochgeehrter Herr Hof-Prediger meine wenige Gedanken zu wiſſen verlanget, ſo finde dieſe Deliberation über die maſſe wichtig, und hat man wohl Urſache, Gott anzurufen, daß er dasjenige eingeben wolle, ſo ſeines Nahmens Ehre, und dieſe dazu gerichtete groſſe Sache erfordert. (Ich ſorge gänzlich, Herr Propſt Spener werde auch dieſer Meynung in ſoweit ſeyn, und gänzlich davor halten, daß durch dieſen Weg jetzo vor der Hand nicht allein wenig Nutzen zu hoffen, ſondern auch ein groſſes und gefährliches Nachtheil zu beſorgen, wenn die Gemüther nicht erſt beſſer präpariret werden, wie ſeine Reflextiones ad tentamen genugſam zu verſtehen geben, da dieſe Worte ſich finden: „utrum vero, si animorum habitus et Ecclesiarum, qualis est, intuear conditionem, spes aliqua boni, optandi quidem, esse possit, altioris res est indaginis, nec ego affirmare ausim, cum contrarii rationes plures ita oculis obversentur, ut successus etiam infelicior novaeque scissiones timendae sint.“ Nun ſcheinet er zwar eines Theils die Sache faſt allzuweit wegzuwerfen, andern Theils aber zu ſeiner Verwahrung eine übrige Auſterität anzunehmen; allein im Mittel zu bleiben, iſt es wohl zu erachten, daß er zu keiner ſolchen Conferenz vorjetzo leicht ſtimmen werde. Wenn dahero unſer geringer Rath etwas gilt, der gewiß zum wenigſten aus aufrichtigen Herzen herrühret, ſo erſuche meinen hochgeehrten Herrn Hof-Prediger, ja wohl zu überlegen, ob man durch ſolche von den Herrn Schweizern verlangende, oder auch ſonſt zwiſchen Theologis beyder Partheyen anzuſtellende Conferenz, nicht gegen ſolche Klippen ſegeln dürfte, darüber das ganze Negotium zu Trümmern gehen dürfte. Es ſind einige Urſachen meiner Beſorgniß, die ich der Feder nicht vertrauen darf, Theils habe ſie ehemals in etwas zu verſtehen gegeben, vornehmlich aber wird ſie mein hochgeehrter Herr ſelbſt leicht ſehen, und Herr Probſt Spener, den Sie bey ſich haben, wird auch die ſeinigen wohl vorzuſtellen wiſſen. Ich ſehe große Hoffnung, etwas erſpriesliches zu thun, wenn man per gradus und nicht per saltum gehet; wir glauben alſo ſelbſt, daß mein hochgeehrter Herr unſere Gedanken von Präperirung der Gemüther am ſicherſten, leichteſten und thunlichſten finden werde. Die Herren Schweizer, ſo auf die Conferenz am meiſten dringen, ſcheinen mir wohl zur Zeit am allerwenigſten dazu bequem zu ſeyn. Freilich wird man ſie ſo wohl, als die Herren Holländer von dem Particularismo ſo leicht nicht abbringen, und werden Herrn Sculteti mündliche und ſchriftliche Perſuaſiones darinnen wohl gleich viel würken. Mich dünket auch, daß dergleichen Retractation von ihnen zu erhalten, ſo wenig nöthig, als ſogleich zu hoffen. Daß ſie aber ſelbſt bey ihnen ſich gegen die Univerſaliſten glimpflich bezeigen, dazu haben ſie keine Conferenz vonnöthen. Es iſt auch ſogar nicht vor der Hand nöthig, daß ſie zu Hauſe ihre Resolutiones contra universalistas würklich aufheben; genug, daß man ſpüre, ſie ſeyen (wie ich es auch in der That davor halte) dazu nicht ungeneigt, wenn an Seiten der Evangeliſchen auch dienliche Paſſus vermuthet werden ſollten. Inzwiſchen iſt ja das rathſamſte, die würklichen Negotiationes mit denen anzufangen, ſo am wenigſten von einander entfernet. Daher die Teutſchen und Engliſchen Herren Reformirten mit den Teutſchen Evangeliſchen vor der Hand die bequemſten ſcheinen. An Seiten aber der Evangeliſchen muß man diejenigen, ſo am meiſten hindern können (die im — — — — *) von der daſigen jetzigen Regierungs-Art geſtärket werden möchten), ſonderlich aber wenn man der Römiſchen Parthey mächtige Oppoſitiones und weit ausſehende, dagegen vielleicht nehmende Meſuren vermeiden will, unter der Hand mit der gröſten Circumſpection und Secretezza zu gewinnen ſuchen, wenn man eine Liga der Rigoriſten, ſo ſonſt faſt unvermeidlich, verhüten will. Herrn Dr. Fabricio dürfte ſchwerlich erlaubet werden, ſich bey einem ſolchen Convent einzufinden. Herr Rechenberg iſt meines Erinnerns Herrn Probſt Speners Tochter-Mann, alſo leicht zu erachten, daß man deſſen Intervention bey den Rigoriſten und Antipietiſten vor ein Spiel von Herrn Spenern halten würde. Herrn Sculteti Perſon, Gelegenheit und Relationes weiß ich ſo eigentlich nicht. Ich habe aber in dem, ſo ich von ihm geſehen, wohl friedſuchende Worte, aber dabey nichts anders, als exhortationes ad retractandum, und gar keine Erklärungen oder Temperamenta gefunden, die der Sache einige Leichtigkeit geben. Den Detail, wie ſolche Negotiation etwa am beſten zu führen, und was dabey für ſonderbares zu bedenken, ſtehet jetzo der Feder, wie bereits gedacht, nicht zu vertrauen. Nur dieſes wäre überhaupt zu melden, daß, unſers Ermeſſens, bequemen, wohl inſtruirten Perſonen aufzutragen ſeyn werde, ganz unter andern Prätext, und alſo unvermerkt, zu vornehmen Miniſtris und Theologis, wo Hoffnung, daß es wohl angelegt, ſich zu begeben, und durch geheime Unterredungen ihre Gemüther vorſichtig zu ſondiren und präpariren, damit ſonſten, wenn man, ohne einige Communication mit ihnen, zu wirklichen Conferenzen mit andern ſchreiten ſollte, ſie ſich nicht vor präterirt und ſurprenirt halten, mithin wie es herzugehen pfleget, dagegen arbeiten, und iſt bekannt, daß zu ſchaden weniger gehöret, als zum helfen. Wenn man denn der vornehmſten

---

*) Kur-Sachſen? . .

Leute und Oerter ziemlich verſichert, ſo könnte dann zu einer, mit den wohldisponirten Perſonen ſelbſt concertirten Conferenz geſchritten werden, da würde es gleichſam knall und fall eins ſeyn, die wohl präparirte Materie bald Feuer fangen, und die Widrigen alſo überſchnellet werden, daß ihnen nicht genugſame Zeit, das Werk zu hindern, verbliebe. Kommt es alſo darauf an, daß zuvörderſt einige der vornehmſten Theologorum, zumahl vermittelſt der Direction einiger wohlgeſinnten Staats-Miniſtrorum gewonnen, und auf gute Gedanken gebracht werden. Und wo das nicht geſchiehet, ſo iſt wohl zu fürchten, daß entweder nichts ausgerichtet werden, oder unter den Evangeliſchen eine Trennung entſtehen werde. Und wird man nicht allein zu dem Zweck nicht gelangen, ſondern auch für eine lange Zeit ſich auſſer Hoffnung ſetzen, und nicht allein der Kirche nicht Nutzen bringen, ſondern vielmehr, bey dieſem ohne dem höchſt gefährlichen Zuſtand, dem ganzen Corpori der Evangeliſchen einen fatalen Stoß geben, ſo Gott verhüten wolle! Gleichwie ich der Ihrigen guten Intention, ohngeachtet was viele andere ſentimentiren mögen, mich verſichert halte, alſo hoffe ich, M. H. Herr Hofprediger wird mir das Recht thun, zu glauben, daß dieſe ohnmaßgebliche Vorſtellungen ſo ich vor nothdringlich gehalten, aus einem aufrichtigen, wohlgeſinnten Gemüthe herrühren, und würde ich mich nimmermehr ſoweit emancipiret haben, wenn es nicht eine Sache, daran zur Ehre Gottes und Beſten der wahren Kirchen ein ſo groſſes gelegen, wobey die Diſſimulation ganz unverantwortlich und recht criminal ſeyn würde. M. H. Herr wird unſere wenige Bedenken ſchon bey dem Herrn v. Fuchs alſo anzubringen wiſſen, damit Sr. Excellenz es nicht übel nehmen, ſondern unſere gute Meynung dabey erkenne, und weil M. H. Herr ſelbſt meldet, daß noch nichts beſchloſſen, ſondern alles nur noch vorgeſchlagen ſey.) *) Er beſorget

---

*) Das Leibnitziſche Koncept, welches dieſem Briefe zu Grunde lag, hatte hier folgende Anmerkung: Omnia inclusa usque prope finem pa-

nicht ohne Urſach, dergleichen Conferenz werde Eclat machen, der werde auch Wohlgeſinnete alieniren und vor den Kopf ſtoßen, die Rigoriſten (deren einige in Schriften ſich zu regen beginnen) und die Papiſten ſelbſt ganz aufrühriſch machen, und nicht allein ohne Nutzen ſeyn, ſondern auch etwas beſſers hernach verhindern und ein damnum irreparabile, ja wohl gar eine scissionem inter Evangelicos (da Gott vor ſey) verurſachen. Vermeinet auch, man müſſe erſt insgeheim die Gemüther präpariren, (welches auch unſere Geſammt-Gedanken Anfangs geweſen) und nichts anders als de concert mit den fürnehmſten Evangeliſchen Theologis zur Conferenz ſchreiten, welche auch dergeſtalt eine große und geſchwinde Würkung haben würde. Von den Herren Schweizern, Herren Sculteto, erwarte vorjetzo Erklärung, als die zu ſehr in extremis. Vermeinet auch, man ſollte ſich ja in Acht nehmen, daß es nicht ſchiene, als wenn die Herren Speneriani die Sache vor andern trieben; ſonſt würde man alle vom Gegenpart auf dem Halſe haben. Mein hochgeehrter Herr wolle alles nach ſeiner Prudenz und höchſt löblichen Zelo, und dieſes dabey ſonderlich überlegen, ob die Hoffnung von einer ſolchen baldigen Conferenz die Gefahr und Beſorgniß, ſo Andern dabey fürkommt, überwegen könne. Es iſt zu ſolchen reifem Bedenken um ſo viel mehr noch Zeit, weil mein

---

ginae sequentia omisi hac vice, iisque substitui, quae sub finem — (Es ſind folgende Worte):

„Nachdem ich alles in der Furcht des Herrn, nach meinem beſten Wiſſen und Gewiſſen überleget, ſo befinde mich dennoch in nicht geringem Zweifel, habe derowegen die Sache an den Herrn Abt Molanum, weil ich anjetzo nicht in Hannover, ſondern in Wolfenbüttel bin, und gleichwohl allen Verzug gern verhüten wollen, durch Schreiben gelangen laſſen, der iſt faſt darüber erſchrocken, findet die Conferenz viel zu frühzeitig, beſorget daher ein groß Unglück, und erſuchet mich inſtändig, es aufs nachdrücklichſte abzurathen, und uns dadurch der Verantwortung zu erſchütten." Der Text geht fort mit den Worten: „Er beſorget nicht ohne Urſach ꝛc.

hochgeehrter Herr ſelbſt meldet, daß es alles nur noch Vorſchläge, und keine Reſolution ergriffen werden. Ich geſtehe ſelbſt, daß ich partem tutiorem (den auch ſogar pro faciliori halte) zu wählen mehr geneigt; allein ich finde auch ſonſt bey dem ganzen Werk ſehr wichtige Conſiderationes, ſo der Feder wohl nicht zu vertrauen, und bleibe gleichwohl auch in den Gedanken, daß mit Gottes Hülfe ein Großes und bald auszurichten ſey, wenn man den rechten Weg nimmt. Hoffe meines hochgeehrten Herrn, und auf deſſen Relation des hohen Miniſtri Meynung förderlichſt zu erfahren, und wäre das geneigte Schreiben nach Hannover, wie ſonſt, zu richten.

14.

Jablonſki an Leibnitz.

Hoch-Edler Herr,
Inſonders Hochzuehrender Herr Geheimbter
Regierungs und Juſtitien-Rath,
Hochgeſchätzter Gönner.

Einige kleine Reiſen und anderweitige Diſtractiones haben an Leiſtung meiner Schuldigkeit bishero mich behindert, zu welcher noch itzund ſchreitende, meinem hochwerthen Gönner für die Ehre und das Vergnügen deſſelben jüngſten ſehr werthen Schreibens gehorſamſt danke. Den Brief, welchen mein hochgeehrter Herr, wegen der Epistolae Sterckii geſchrieben, habe mit der Vergnügung und Applauſu, wie die andern, von derſelben Feder kommende Stücke geleſen: alles darin dienet vollkommentlich, die controverſe Fragen zu erläutern, und die Harmonie der Gemüther zu befördern. Und hat inſonderheit das Reformirte Theil wegen ſo glimpflicher Handlung derer Streitigkeiten ſich höchlich zu gratuliren. Ich werde jedennoch aber mit meines hochgeehrteſten Herrn Vergünſtigung, der gütigſt verſprochenen Continuation Tentaminis erwarten, nicht allein, damit man bey einerley Sprach, ſondern fürnemlich bey einerley Methode und in einerley Schranken bleibe; zumal durch die Epistolam Sterckianam einige von den Hauptfragen ſtammende Nebenfragen mit eingeſchoben werden, da ich für rathſamer halten wollte, um Weitläuftigkeit zu vermeiden, bey den Hauptfragen, ſo wie das Tentamen zuerſt ſie geſetzet hat, zu verbleiben. Daß ich den Herrn D. Spener im Punkt vom H. Abendmal für gelinder angeſehen, das hatte dieſen Grund, weil, da das Tentamen itzt gedachte Controvers genennet hatte: primam et primariam, Herr Spener zwar geſtanden, ſie ſey prima in Abſehen der Zeit, nicht aber primania in Abſehen der Wichtigkeit: weil, obwohl es bey Zeiten das Anſehen gehabt, daß der Streit de re wäre, ſo man ſich doch eine Zeithero dergeſtalt erkläret, daß in der That er nur de modo ſey: und was gedachter Herr Spener dort tacite zu verſtehen giebt, hat er ſonſt mündlich rund heraus geſagt, daß nemlich die Controvers de S. Coena für keine gnugſame und rechtmäßige Urſache des schismatis evangelici halten könnte. Dieſes iſt sententia regnans unter denen mir bekannten Märkiſchen Theologis, unter welchen der Conſiſtorial-Rath und Probſt in Cölln, Herr Lütkens, ein rechter harter Orthodoxus, mir ehemals dieſen Grund dabey geſagt, daß kaum zu vermuthen, daß die Jünger des Herrn Jeſu bey dem erſten Abendmal präciſe die Ideam und Erklärung des heil. Sacraments möchten gehabt haben, wie die Evangeliſche Kirche ſelbige hat, und gleichwohl habe ſie der Herr Jeſus nicht excludiret. Sehr merkwürdig iſt, daß ſelbſt der ſo eifrige Herr Scultetus in beygehendem Schreiben an Herrn Stercky über die zwo Fragen, de persona Christi et S. Eucharistia zu einer mutua dissidii tolerantia ſich erbeut, und ſelbige für nöthig hält. Sind demnach die hieſige Herrn Theologi im Artikel des heil. Abendmals ſo glimpflich und friedlich geſinnet, als man es wünſchen kann: aber deſto härter ſind ſie im Artikel von der Gnadenwahl. Denn da das Tentamen fürnemlich dahin nur abzielet, daß alle unerbauliche harte Red-Arten abgeſchaft, und dann bey dem absoluto decreto die profunditas Sapientiae et Consilii divini erkannt, und dem ſo weiſ- als heiligen Gott nichts Eigenſinniges oder Jrraiſonables angedichtet werde, (womit die Reformirten ſämtlich, und ſelbſt Calvinus in terminis terminantibus einig, wie ſolchen ſeinen ſchönen Locum man in unſrer Antwort auf das unvorgreifliche Bedenken anführen wird): ſo will hingegen D. Spener den Particularismum mit einander ausgemuſtert haben, ehe an einen Frieden zu gedenken wäre; und müßte ich an aller Hoffnung einiges guten Succeſſes ſeinethalb verzweifeln, wenn er uns nicht damit eine rimam offen gelaſſen: daß er die, die an des ſel. Lutheri Moderation ſich halten, dennoch nicht ausſchließen wolle ꝛc. Daß aber die Reformirten ſolches thun, iſt offenbar, und von denen Herrn Rintelern ſelbſt unwidertreiblich erwieſen.

Meines hochgeehrten Herrn hochweiſes Bedenken wegen der vorgeſchlagenen Conferenz hat der bekannte Etats-Miniſter allerdings wohl gegründet gefunden, und hat man dieſes Orts alle Gedanken davon (in ſo weit es eine ireniſche Conferenz ſeyn ſolle) bey Seit geleget. Jedoch hält man nützlich zu ſeyn, daß die drey bishero in Schriften kämpfende Theologi, Pictetus, Stercky und Scultetus, welche von denen hieſigen ireniſchen Handlungen ohnedem nichts wiſſen, ohne Anderer Beyſeyn, nicht zwar Friedes, aber doch Streits halber zuſammen kommen; wie wohl auch dieſes incognito und ohne Eclat geſchehen muß. Es geruhe mein hochgeehrter Herr nur beygehenden Brief Herrn Sculteti zu erwägen, und wie nahe die guten Herren ſchon vermeinen, zuſammen gekommen zu ſeyn: aber in einem andern Schreiben, acht Tage ſpäter datirt, ſind ſie wieder ſo weit von einander, als jemalen; davon

Copiam nicht nöthig achte zu ſchicken, weil es lauter Controvers, und dreymal länger, als beygehendes. So war auch das Examen modestae defensionis ein ſolch Manuſcriptum, daß es in Druck bey zwey Alphabet ausmachen ſollte. Wenn nun Herr Stercky wieder darauf antworten, wenn Herr Pictet den Kampf von neuem anfangen ſollte, ſo weiß nicht, was endlich aus dem allen werden, und wenn man zu Ende kommen wolle. Unterdeſſen iſt unumgänglich nöthig, daß die Herrn Schweizer ihre Formulam Consensus aufheben, und daß das Certamen Picteto-Scultetianum hiezu die Bahn mache; und daß ſolches je ehe, je beſſer geſchehe. Wenn wir, wie ich hoffe, dieſe Frucht von ihrer Conferenz erhalten, haben wir ein vieles erhalten: und werde ich meines hochgeehrten Herrn Meinung hierüber mit Verlangen erwarten.

Ich will hoffen, mein jüngſtes vom 25. Nov. werde nebſt der Beylage wohl überkommen ſeyn.*) Der Herr D. Götze, der mit meiner Antwort etwas ſäumig war, hat durch einen ſichern Freund mich dazu anhalten laſſen, und dadurch ſeinen Eifer zu dieſem Werk erwieſen. Ich habe demſelben vermeldet, daß deſſen Project nicht allein meiner Wenigkeit, ſondern auch des Herrn von Fuchs Exellence und ſelbſt Se. Churfürſtliche Durchl. ſonderlich vergnüget habe, und würde man ſothane Vorſchläge hieſiges Ortes ad deliberandum nehmen: nur weil beym vierten Punkt die größte Schwierigkeit zu erwarten ſtünde, erſuchte ich ihn, für ſich ſelbſt, und in aller Stille, einige der fürnehmſten ihme bekannten Sächſiſchen Theologen zu ſondiren, wie ſie in negotio irenico geſinnet u. ſ. w. damit hieſelbſt die Meſures darnach nehmen könne.

Aus Engelland habe noch nichts, erwarte aber täglich etwas von Wichtigkeit. Der Herr von Opdam iſt die ganze

---

*) Dies Schreiben fand ſich nicht vor. (Anm. von Kopp).

Zeit über in Dresden bey dem König geweſen, auch noch nicht revertiret. Nebſt treueſter Empfehlung in göttliche gnädige Obhut verharre

Meines hochgeehrteſten Herrn und hochgeſchätzten
Gönners

Gebeth- und dienſtergebenſter
Diener
D. E. Jablonski.

Berlin den 17. Dec. 1699.

15.

Jablonski an Leibnitz.

Berlin den 13. Jan. 1700.

Hochedler Herr
Inſonders hochgeehrter Herr Geheimbder
Regierungs Rath, hochgeneigter Gönner.

Für die Ehre Deſſelben beyder jüngſter geehrten vom 4. und 6. Jan. *) danke gehorſamſt, und wie den beygefügten geneigten Wunſch, als mein beſonders Theil, mit Freude mir zueigne, alſo wünſche meinem hochgeehrteſten Herrn Geheimbten Rath hinwieder von dem barmherzigen Gott alles geiſt- und leibliche Wohlergehen, zu unzählig vielen geſegneten Jahren; abſonderlich damit der Herr ſein, durch meinen hochgeehrten Herrn Geheimbten Rath angefangenes Werk herrlich hinausführen, und Selbten zu einem geſegneten Werkzeug brauchen wolle, ſeiner Kirchen die längſt verlangte Ruhe wieder zu bringen.

---

*) Dieſe beiden Briefe ſind verloren gegangen. Ihr Inhalt geht aber aus dieſer Antwort Jablonski's hervor.

Eben dieſes wünſche des Herrn Abts Hochwürden herzlich, denen zugleich vor dero communicirtes hochweiſes Bedenken gehorſamſt verbunden bin. Der darin hervorleuchtende Eifer zu der guten und heiligen Sache hat mir ſonderbare Freude gemacht, und würde dieſelbe vollkommen geweſen ſeyn, wenn nicht ein zwiefacher daraus hervorblickender Verdacht ſelbige in etwas geſchwächet hätte. Denn eines theils befürchtet man ſich von uns, ob hegeten wir sub titulo tolerantiae Gedanken von Uebereilung und Unterdruckung der andern Parthey: dagegen ich den allſehenden Gott zu einem Zeugen anrufe auf meine Seele, daß wie dergleichen nie in mein Herz kommen, alſo auch von Se. Churfürſtlichen Durchlauchtigkeit ſelbſt, und andern Großen, ſo viel man eines Menſchen Gedanken, nach ſo vielen Bezeugungen urtheilen kann, ich mich verſichern mag, daß ſie nichts anders, als eine redliche eradicationem schismatis und unionem Ecclesiarum intendiren. Andern theils will man der Neigung, die man unſers Orts hat zu dem Colloquio einiger Theologen, und welche unterhalten zu haben ich mich nicht ſcheue zu geſtehen, alſo deuten, ob geſchehe hiemit etwas wider die ehemalige Hannöveriſche Abrede; da doch, wenn mein hochgeehrter Herr Geheimbter Rath den Grund der Sachen ſehen wird, ich hoffe, Selbter werde mir zuerkennen, daß mich ſothaner Abrede in allem vollkommnen gemäß verhalten. Ich ſetze voraus, daß die projectirte Zuſammenkunft derer Theologen, welche, wenn ja noch eine ſeyn ſollte (alle Apprehenſiones deſto mehr zu verhüten, bis auf zween, Herrn Doctor Stercky und Herrn Scultetum reduciret iſt) unſer Negotium gar nicht touchiret, und damit für ſich keine Gemeinſchaft hat. Man hat dieſes Orts kaum gewußt, ob ſolche Leute in der Welt ſeyn. Man hat weder zu ihrer Controvers, noch zu ihrer Unterredung ihnen Anleitung gegeben, ſondern ſie haben für ſich jene angefangen und dieſe verlanget, und kanns demſelben weder etwas geben, noch nehmen, ob ein paar fremde Theologi, welche auſſer unſerm Dienſt, ja auſſer unſrer Kundſchaft ſind, in einem fremden Land, etwa in einem abſcuren Ort um Nürnberg (denn dahin incliniret man meiſtens) einander ſprechen, ſo wenig es etwas Aufſehens in der Welt gemacht, da ein Georg Calixtus mit einem P. Auguſtino zu Hemelſcheburg conferiret, oder andere dergleichen private unverfängliche Unterredungen hie und wieder gehalten worden. Wie aber die Liebe zu einer Sache macht, daß man alle Gelegenheiten, welche uns etwa unverhofft vorkommen, ſelbige zu fördern, gern ergreift, ſo hat mans mit dieſer verlangten Conferenz auch gemacht, da es ſchien, daß dieſelbe mir eine Thür öfnen würde, dasjenige, ſo ich zu Folge unſerer Abrede längſt gewünſcht, aber keine Möglichkeit zu effectuiren geſehen, zu bewerkſtelligen. Ich muß nun mein ganzes Herz meinen hochgeehrten Herrn Geheimbten Rath entdecken, und völlig ausbeichten, was in demſelben verborgen iſt: bitte, daß mein hochgeehrter Herr dieſen meinen Candorem im beſten vermerke. Unſere Hannoveriſche Abrede war, daß man unionem ſuchen ſollte vermittelſt Tolerirung der Controverſien, als problematum in Sinu Ecclesiae, und Bringung der diversorum rituum (ſo viel nöthig) zu einer erbaulichen Uniformität u. ſ. w. Wie nun wir damals daſeyende unter uns eins waren, ſo blieb das vornehmſte große Penſum übrig, daß ein jeder ſeine Parthey ſuchen ſollte zur Einſtimmung zu bewegen; wie denn Ihres Orts man Hoffnung gegeben, in Sachſen an denen Höfen Verſuch zu thun; ja wohl Reiſen dahin unter Prätext der Archiven vorzunehmen u. ſ. w., dergleichen ich auch an meinem Theil mich erboten. Ob nun wohl ungern dazu komme, kann doch bey gegenwärtiger Offenherzigkeit unmöglich umhin, meinem hochgeehrten Herrn Geheimbten Rath zu bekennen, daß die Obſtacula unſers großen Vorhabens nicht allein bey Ihnen, ſondern leider! auch unter uns ſelbſten ſinde. Selbſt hier in der Mark, da wir billig die erleuchteſten und moderateſten ſeyn ſollten, giebts Zeloten, welche, da ſie nur äuſſerlich von Friedens-Vorſchlägen gehöret, dafür erſchrocken, quasi Hanibal ante portas, der Reformirten Kirchen und Glauben daher einigen Präjudiz befürchtet, und ſelbſt unſerm gnädigſten Lands-Herrn in die Ohren geſetzet, man könnte durch dergleichen Conatus einige neue Trennungen in der Reformirten Kirche ſelbſt erwecken. Daher des Herrn von Fuchs Excellence mir neulich anbefohlen, eine kurze Vorſtellung zu thun, wie es itzo mit unſern Jreniſchen Handlungen bewandt, und dabey die Frage, ob eine ſolche gedreuete Trennung wohl zu befürchten ſey, zu erörtern, wie mein hochgeehrter Herr Geheimbter Rath hiebey sub litera A *) ſehen kann; in welcher Schrift nicht zu verdenken bitte, daß in ein und andern man ſich der Zeit nud dem Anſehen accommodiret. Was wird erſt Heſſen ſagen? ja was die Schweiz? und am allermeiſten Holland, welches den Präciſismum, der jezo in Ecclesia Lutherana fundamentalis will gehalten werden, in denen Arminianern aus ihrem Schooß heraus geworfen hat, da ſie in demſelben waren. Mir iſt bey dieſen Gedanken oft bange worden, und habe ich kein bequemeres Mittel erfinden können, die ausländiſche Gemüther beydes, zu ſondiren und auch zu präpariren, als, ſo ſelbſt eine Reiſe thun, und mit denſelben mich beſprechen könnte. Weil aber, wenn dero Vorſchlag bey Hofe thäte, mich dahin gehen zu laſſen, keine Hoffnung habe zu reuſſiren, iſt mir oft gedachte Conferenz als die bequemſte Gelegenheit vorgekommen, meinen Zweck zu erreichen, und das auf ſolche Weiſe. Blos Herr Scultetus, der auch von mir nichts wiſſen müßte, ſollte mit Herrn Doc-

---

*) Nachzuleſen bey Kapp S. 116—129 unter der Ueberſchrift: (Jablonski's) Bewandniß der Kirchen-Friedens-Handlung, im Monat Jenner 1700 aufgeſetzet. Der Miniſter von Fuchs ſchrieb darüber an Jablonski (a. a. O. 170): „Die Schrift von jetziger Bewandniß der Kirchen-Friedens-Handlung hat mir ſehr wohl gefallen. Ich will nicht allein Se. Churfürſtl. Durchl. daraus referiren, ſondern Ihro auch ſelbige zu leſen geben.“

ter Sterckj umb trent Nürnberg zuſammenkommen. Da wollte ich (nachdem vorher zu Hannover geweſen, und mit meinem hochgeehrten Herrn Geheimbden Rath ſowohl, als mit des Herrn Abtes Hochwürden Abrede genommen, ſonderlich wie es zu veranlaſſen, damit bey folgender Union, auch status Ecclesiae in guter Ordnung gebracht würde), unterm Prätext einer Brunnen-Reiſe mich auch unvermuthlich einfinden. Der erſte Vortheil würde ſeyn, daß ich die Controvers von zween habilen Männern aufs neueſte und doch freundlichſte würde pouſſirt ſehen, und hiernächſt, daß Herrn Scultetum zur Moderation und Toleranz mit könnte disponiren helfen: auch von ihm manche gute Nachricht, Hamburg, die dortigen Theologos, und andres betreffend, erlernen. Herr Stercki ſollte vorher noch einmal nach Genf, und mit Herrn Picteto (welchen wir gleichſam gewonnen haben, durch Interpoſition des Herrn Grafen von Dhona und Andrer) aufs genaueſte überlegen, wie die Sache mit der Schweiz anzufangen, und würde ſolches Licht mir hinwieder zu geben. Sodann hielte mich im Stande zu ſeyn, Churfürſtl. Ordre auszubringen, nacher Caſſel zu rücken, und die Sache (ſo weit es noch zur Zeit thunlich) bey des Herrn Landgrafen Hochfürſtl. Durchlaucht zu incaminiren; wozu die gegenwärtige Harmonie hieſiges und dortigen Hofes vortrefflich zu ſtatten käme. Wann es da wohl liefe (wie faſt nicht zu zweifeln) würde unſer Hof encouragiret werden, dafern Se. Majeſtät aus Engelland in Holland wären, mich auch dahin, oder, ſo ſie nicht wären, mich gar in Engelland gehen zu laſſen, da mit den Häuptern der Cleriſey mich zu ſetzen, und ſelbige in unſer Intreſſe verkömmlich zu ziehen verhoffte. Wann dann Se. Majeſtät ſich mit eingelaſſen, und mit Recommendations-Schreiben an Dero Theologos in Holland mich verſehen, wollte verſuchen, wie weit mit ſelbten kommen könnte; dazu der Herr Envoyé von Spanheim bey ſeinem Herrn Bruder in Leiden mir gleichfalls zu ſtatten kommen würde. Doch ſinds dieſe Leute, welche ich auf die letzte verſparen wollte:

inzwiſchen aber mit Hannover die beſtändige Correſpondenz, wo ich auch wäre, unterhalten, von meinen Fortgang Bericht thun, und dero nöthigen Raths mich erholen. Alſo vermeinte, dasjenige rechtſchaffen gethan zu haben, was laut der Hannoveriſchen Abrede ſchuldig bin. So inzwiſchen an den andern Seiten etwas gleiches verſuchet würde, die dissonantes in Harmonie zu bringen, könnte in kurzer Zeit ein vieles ausgerichtet werden. Ich verſäume vor mein Theil keine Gelegenheit, auch in dem letztern etwas zu thun, und da Herr Doctor Götze in ſeinem letzten gemeldet, daß er das Ministerium Tripolitanum, Hamburg, Lübeck und Lüneburg, welche, wie er ſchreibet, nicht einmal einen Helmſtädtiſchen Theologum förderten, mehr als alle Sächſiſche Univerſitäten apprehendirete, weil dieſe durch ihre fürſtlichen Nutritios könnten im Zaum gehalten werden, die aber ihre Freiheit mißbraucheten, habe ich mit des Herrn von Fuchs Gutbefinden an Herrn Doctor Meyer mich addreſſiret, wie sub litera B.*) hiebey zu ſehen, und hat wohlgedachter Miniſter verſprochen, mit einem eignen Schreiben an den Herrn Mayer mich zu ſecundiren. Den Erfolg melde mit nächſten. Hiemit ſiehet mein Hochgeehrter Herr Geh. Rath meines Herzens Grund, welchen allhie noch keinen Menſchen entdecket, und bitte Dero hochweiſes Urtheil hievon mir hochgeneigt mitzutheilen. Hätte ein vieles noch zu melden, nur weil über Verhoffen mich verweilet, breche hie ab, und nebſt treuer Empfehlung in Göttlicher Obhut verharre

Meines hochgeehrten Herrn Geheimbten Raths

Gebeth- und Dienſtergebener Diener
D. E. Jablonski.

---

*) Ebenfalls bei Kapp S. 125—130, daſſelbe, deſſen in der Einleitung Erwähnung geſchehen.

16.

Leibnitz an Jablonski.

An Herrn Jablonski
nach Berlin.

Hannover 23. Jenner 1700.

Hochwürdiger, inſonders hochgeehrter Herr,

Meines hochgeehrten Herrn Hofpredigers Werthes ſamt Beylagen habe zurecht erhalten, bedanke mich wegen vertraulicher Apertur, welche ſehr dienlich, und wenn ehe gewußt, daß mein hochgeehrter Herr die bewußte Conferenz vorgeſchlagen, und ſelbſt dabey ſeyn wolle, hätte die Sache bey uns eine andere Geſtalt gewonnen. Wenigſtens werde mich bemühen, den Herrn Abt wohl zu informiren, und ihm ſeine Beſorgniſſe zu benehmen. Welches aber nach ſeiner Rückkunſt von Lokkum erſt wird geſchehen können, und ſich durch Briefe nicht wohl thun läſſet. Er hält nichts von negotiatione tolerantiae, hält ſie mehr vor ſchädlich als nützlich, wie mein hochgeehrter Herr ſowohl vor dem, als letztens aus ſeinem Schreiben an mich wird vermerket haben. Er verlanget, daß man extinctionem schismatis ſuche, welches ich auch wünſche, aber wohl begreife, daß man ſchrittweiſe gehen, und die Gemüther allmählig ſtimmen muß. Gleichwie ich hier, ſo zweifle nicht, mein hochgeehrter Herr werde auch Ihres Orts ſeine Schwürigkeiten finden, wie ſein letztes auch deſſen erwähnet. Ich hoffe aber, wenn man unſer Concert wohl fortſetzet, werde ſich alles ergeben. Ich meines Orts habe bei dem Colloquio, wenn es nur heimlich bleibt, kein Bedenken. Das Schreiben an Hrn. D. Mayern zu Hamburg kann zu einem nützlichen Verſuch dienen.

Mein hochgeehrter Herr ſaget, daß ihm oft bange geworden, wenn er die Schwürigkeiten in puncto artic. praedestinationis circa praevisismum und dergleichen, und ſowohl der Ihrigen als Unſrigen Eifer bedenket. Solche Sorge iſt nicht ohne Urſach. Aber ich erkühne mich faſt, meinen hochgeehrten Herrn zu verſichern, dieſe ganze Materie gründlich, und mit Vergnügen der Partheien zu heben, wenn nur dasjenige in Salvo bleibet, ſo von uns bedungen, wie mein hochgeehrter Herr mich deſſen verlängſt verſichert. Bin alſo deswegen dieſes ganzen Articuli, ſo ſchwer er auch gemacht wird, außer Sorgen, und getraue mir den Mr. Jurieu ſelbſt und Andere, rigidissimos, ja Wittebergenses ſelbſt diesfalls ..... zu machen, ſo wohl als Herrn D. Spener und ſeines gleichen andern Theils, wenn nur einsmals Gott Gelegenheit geben ſollte, mit ihnen darüber in mündliche Converſation zu kommen. Ich habe von meiner zarten Jugend an, als ich kaum ſolcher Dinge fähig, über dieſe Materie meditiret, da mir, ehe ich noch ein Academicus worden, eines Theils Lutheri Buch De servo arbitrio, andern Theils Jacobi Andreä Colloquium Mompelgardense und des Aegidii Hunnii Scripta zu Handen kommen. Worauf ich ferner nicht nur viele Streitſchriften der Unſrigen und Reformirten darüber zu leſen begierig geweſen, ſondern nach der Hand auch theils der Jeſuiter und Arminianer, theils der Thomiſten und Janſeniſten Bücher zu Rath gezogen, hernach auf meinen Reiſen mit viel vornehmen Theologis und Andern, ſonderlich dem berühmten Arnaud darüber conferiret. Habe aber von dem ſechzehnten Jahr meines Alters, aus ſonderbarer Schickung Gottes, wie es ſcheinet, mich zu einer ſonſt an ſich ſelbſt ſchweren, und dem Anſehen nach unannehmlichen Unterſuchung angetrieben gefunden, aber für wenig Jahren erſt mich völlig vergnüget, als ich rationes contingentiae recht ausgefunden, da ich zuvor des Hobbii und Spinoſä Argumentis pro absoluta omnium, quae sunt, necessitate nicht ſo vollkommen Gnüge thun können, als ich gewollt. Ich hatte mir einsmals vorgenommen, eine Theodicäam zu ſchreiben, und darinnen Gottes Gütigkeit, Weisheit und Gerechtigkeit, ſo wohl als höchſte Macht und unverhinderliche Influenz zu vindiciren. Aber es wird beſſer angewendet ſeyn, wenn mir Gott einsmals die Gnade verleihen ſollte, ſolche Gedanken (davon Sie noch nur kleine Echantillons geſehen) bey mündlicher Conferenz mit vortreflichen Leuten, zu Gewinnung der Gemüther und Beförderung der Einigkeit der Proteſtirenden Kirchen, glücklich anzubringen. Nur werden bequeme Gelegenheiten dazu erfodert.

Mein hochgeehrter Herr ſchreibt wohl, daß man unſers Orts Hoffnung gegeben, in Sachſen und an den Höfen der Evangeliſchen Verſuch zu thun, ja auch wohl Reiſen unter Prätext der Archiven und Hiſtorien dahin vorzunehmen, um die Gemüther zu ſtimmen. Aber mein hochgeehrter Herr wird ſich gleichwohl erinnern, mit was vor Condition ich von dergleichen gedacht, und daß es ſolches nur zum Theil des Herrn Abts und meine Privatgedanken geweſen, darein unſere Herrſchaft ſich nicht eingelaſſen, wir aber fürzutragen (wie leicht zu erachten) noch nicht zeitig gefunden. Müßte alſo dergleichen von mir privatim vorgenommen werden, dann ich mir auch freylich bequeme Gelegenheit dazu leicht machen könnte. Ich habe ſo viel pro publico, immensis laboribus maximisque sumtibus, auch nicht ohne Schwächung meiner Geſundheit gethan, daß ein Weiteres de meo zu thun, mir allzu ſchwer fället. Siehet alſo mein hochgeehrter Herr, ob unſers Orts an dem Concert ein Mangel erſchienen; und ob nicht, ſo weit meine Sphära annoch reichen können, durch mich geſchehen, was ſonſt wohl unterblieben, wie man vielleicht einmal, ſo ich daraus oder davon, wird beſſer ſpüren können. Wenn aber etwas von demjenigen, ſo Anfangs angetragen werden, Verfolg gehabt, könnte ein weit Anders geſchehen ſeyn, oder noch geſchehen. Ich begreife nun gar wohl meines hochgeehrten Herrn Abſehen bei dieſer Conferenz, und finde es gar wohl ausgedacht. Man muß bisweilen obliquato cursu gehen, wo man nicht geradezu kann. Die Contradictiones, denen mein hochgeehrter Herr durch ſeine Schrift begegnen müſſen, werden zum Theil ab invidia herrühren. Multi sunt osores consiliorum, tantum quia non dederunt. Daraus erſcheinet, wie hoch daran gelegen, daß die Negotiationes nicht vor der Zeit eclatiren; denn manche Leute ſetzen ſich dagegen, weil ſie erfahren, daß man Andere vor ihnen dazugezogen.

Mit dem Miniſterio Tripolitano hat es nicht mehr die Bewandniß, wie vor Alters, indem der Zelliſche Hof zu Lüneburg weiſer, und ſich an ſolche Grillen nicht kehret.

Ich hoffe, meines hochgeehrten Herrn und deſſen Herrn Mitdeputirten ſchriftliche Reflexiones über die dieſſeitigen Gedanken werden auch nicht vergeſſen, ſondern befördert; und ſonderlich zu Vergnügung des Herrn Abts gezeiget werden, daß man nicht nur auf die Toleranz, ſondern auch abolitionem schismatis habe abgezielt, wie auch mein hochgeehrter Herr in ſeinem herrlichen Bericht an Churfürſtl. Durchlaucht ſehr wohl zu verſtehen giebt, allwo ich ſonderlich die 4 agenda ſamt den 3 partibus des ultimi vortreflich finde, und nicht hoffen will, daß uns das andere agendum hinderlich ſeyn werde. Der Brief an Herrn D. Mayern zu Hamburg iſt auch nicht zu verbeſſern: es wird an einem Gegencompliment nicht fehlen, ob er aber ad rem kommen wird, erwarte mit Verlangen, und verbleibe u. ſ. w.

17.

Leibnitz an Jablonski.

An Herrn Jablonski nach
Berlin, aufgeſetzet im Fe-
bruar 1700, aber nicht
abgangen.

Meines hochgeehrteſten Herrn Hofpredigers werthes Schreiben habe zurecht erhalten; bedanke mich zuvörderſt wegen vertraulicher Apertur, und wenn, wie im Vorigen gemeldet, alle ſolche Nachrichtungen eher gewußt und gehabt hätte, würde die Sache ganz anders angeſehen worden ſeyn. Den Herrn Abt Molanum betreffend, ſo habe ihm auch von dem Subſtantialibus Part gegeben. Es liegen ihm die zu Rinteln vormals paſſirte Sachen, quorum pars magna fuit, noch ſehr im friſchen Gedächtniß. Und wer einmal gebrannt, fürchtet hernach auch das bloße warme Waſſer. Daher der Herr Abt, ob er ſchon in summa rei ganz wohl geſinnet, dennoch in modo ſehr ſorgſam, aus Furcht, es möchte den Unſrigen ein Präjudiz dadurch zugezogen werden. Er ſagt, wenn man ſincere auf die gänzliche Hebung des Schismatis abziele, ſo wolle er dabey alles thun, was immer möglich; ſey es aber nur um die declarationem tolerantiae zu thun, ſo wollte er (als gewitziget) nichts damit zu thun haben. Daher ihn die aparte Negotiation in Nachdenken geſetzet; dagegen ich ihm zu erkennen geben, daß man alles darinnen mit uns communiciren würde. Wie er auch aus meines hochgeehrten Herrns Apertur nunmehr erſehen könnte. Er erkennet meines hochgeehrten Herrn Candorem, ſaget aber, daß es die Reformirten Theologi, ſo zu der Caſſeliſchen Conferenz mit den Rintelensibus kommen, auch wohl gemeynet, hernach aber durch Intriguen einiger Zeloten alles verderbet worden, und zu der Unſrigen großen Präjudiz ausgeſchlagen. Daher wünſchet er, daß jemand von den Unſrigen dieſer Conferenz (wenn ſie ja vor ſich gehen ſoll) beywohnte; allein ich habe ihm vorgeſtellet, daß ja kein Theologus dieſer Lande (der hierin confident) ohne Aufſehen abkommen könne, und ein Großes daran gelegen, daß alles geheim bleibe. Darauf er denn vermeynet, ich ſollte mich zu beſtimmter Zeit dazu erheben, weil man meiner Abweſenheit, und daß ich wegen hiſtoriſcher Unterſuchungen oft ausreiſe, wohl gewohnet. Er hält auch dafür, ich würde durch meine Repräſentationes, aus unſern bekannten Principiis in puncto praedestinationis bey den Unſrigen, ſo ſich allda finden möchten, und in puncto coenae bey den Reformirten ein Großes richten können, weil ja ſolche Expedientien von mir zum Theil ins Mittel bracht worden. Nun bin ich zwar (die Wahrheit zu bekennen) ſelbſt der Meynung, daß man verſtändigen, wohlgeſinnten Theologis eines und andern Theils diesfalls gründliche Vergnügung geben, und ſie durch dienliche Vorſtellungen wohl gewinnen könne; und dürfte faſt verſuchen, daß wenn ich mit andern, auch rigidioribus, doch bene animalis in gründliche, doch freundliche Diskuſſion kommen ſollte, ich mit göttlicher Hülfe ſie ganz wohl zu unſerm Zweck zu disponiren mir ſelbſt getrauen ſollte. Wie ich deſſen eine Probe bey dem Herrn Abt Molano ſelbſt habe, der in puncto absoluti decreti faſt ſo hart, als Herr Spener geweſen, wie deſſen ehemalige, mit mir gewechſelte Briefe zeigen, aber durch meine Remonſtrationes ſich erweichen laſſen. Daher wenn die Execution dieſes wichtigen Werks an Ihrem Hofe, conjunctim mit meinem hochgeehrten Herrn Hofprediger mir aufgetragen, und unſern Vorſchlägen Raum gegeben würde, allem Anſehen nach dieſes große Werk mit göttlicher Hülfe ſich zu einem glücklichen Ausgang ergeben dürfte. Alleine mir ſind dabey allerhand Bedenken zu Gemüth geſtiegen; indem ich nicht allein mit großen Koſten und Hintanſetzung meiner Geſundheit, auch anderer Unvantagen, in dieſer Sache mit Arbeit und Reiſen ohne einigen Entgeld nicht wenig gethan, und alſo vor mich nicht wohl mit gleichem Nachdruck fortfahren kann, ſondern auch faſt aus allerhand Umſtänden nichts anders beſorgen muß, (als) daß man Ihres Orts nicht gerne gegen eine Perſon, ſo in andern Dienſten, mit völligem Vertrauen in dieſer Materie herausgehen wolle; und alſo nebſt meinem hochgeehrten Herrn Hofprediger auch die Beſorgniß der Negotiation nicht gerne auftragen werde. Und daher ich dem Herrn Abt Molano zu verſtehen geben, daß ich zweifele, ob ſolcher Vorſchlag, mich incognito zu der Conferenz zu ziehen, bey Ihnen Approbation finden wird. —

18.

Leibnitz an Jablonski.

An Herrn Jablonski,
Churbrand. Hofprediger.

Wolffenbüttel den 12. Mart. 1700.

Hochwürdiger, inſonders hochgeehrter
Herr und werther Gönner.

Als ich M. H. Herrn Hofpredigers werthes Schreiben ſamt Beylagen erhielt, war ich begriffen, von Wolffenbüttel nach Hannover abzureiſen; weilen ich aber wieder hieher zu eilen gezwungen worden, hat mich ſolches und anders verhindert, darauf zu antworten; ſo aber nunmehr thue, und wegen des Verſchubs um Verzeihung bitte.

Aus dem Schreiben ſehe ich überflüſſig meines hochgeehrten Herrn Hofpredigers Zelum vor die Ehre Gottes und das gemeine Beſte, ſo wohl als deſſen Gütigkeit gegen mich. Damit aber alles ordentlich beantworte, ſo iſt mir zuförderſt lieb, daß die vorgehabte Replic wieder vorgenommen wird. Denn eine gründliche Einſtimmung Ihres Orts mit unſern „unvorgreiflichen Gedanken" kann uns in Stand ſetzen, auch die diesſeitigen Schwürigkeiten bey Andern zu überwinden.

Daß die vorgeweſene Conferenz zurückgangen, kann nicht ſchaden, weil ſie doch nur zum Prätext dienen können; aber meines hochgeehrten Herrn Reiſe wird hochnützlich ſeyn, von der ich mir ein Großes promittire. Mir iſt erfreulich zu vernehmen, daß es ſich in der Schweiz ſo wohl anläſſet, als mein hochgeehrter Herr meldet; ich finde aber bey deſſen Schreiben die Beylage nicht, darauf es ſich diesfalls beziehet; wird beyzulegen in der Eil vergeſſen worden ſeyn.

Höre auch gern, daß mein Einfall wegen des Calenders Ingreß gefunden, und Gelegenheit gegeben, die ehemaligen Gedanken von einer Churfürſtlichen Societät, dadurch gründliche Wiſſenſchaften und gemein nützliche Kenntniſſe zu verbeſſern, wieder vorzunehmen. Und will ich meines wenigen Ortes gern alles beytragen; werde auch dabey, meiner Gewohnheit nach, mehr auf Ehre und Ruhm, als meine Privat-Angelegenheiten ſehen; doch ein und anders dabey in Betrachtung zu ziehen haben, welches aber keine Hinderung bringen wird. Das vornehmſte aber, ſo vorjetzo zu erinnern habe, iſt dieſes, daß man die Sache nicht hauptſächlich und allein auf das Obſervatorium richte, noch an die proventus Calendarios binde, weilen ſolches nicht anſtändig genung ſcheinet. Ich hätte gern etwas mit der Zeit, davon ein realer Nutz und nicht bloße Curioſitäten zu erwarten. Nun wird das Obſervatorium, wenn es auch noch ſo wohl eingerichtet wäre, daran doch Anfangs viel fehlen wird, lange Zeit wenig merklichen Nutzen ſchaffen können, und viele Jahre dazu gehören, ehe man ſich was Rechtes davon wird verſprechen dürfen, ſo weiter gehe, als man bisher in Frankreich, Engelland und anderswo bereits entdecket. Iſt demnach ſolches zu conſideriren als ein ſchön Acceſſorium, und nicht als das Principale; mithin wäre meines wenigen Ermeſſens das Project ſofort anfangs zu extendiren, und auf etwas

Wichtigers und Größers mit zu richten; zu deren künftiger Execution mir einige Vorſchläge beygefallen, welche neben dem Calender-Weſen die Nothdurft darzu auf eine zulängliche Weiſe ex ipso publico bono dargeben würden. Derowegen ſtehe ich in den Gedanken: die Societät, unter Churfürſtlicher Protection, (denn ſo wollte ichs nach dem exemplo Regiae et Leopoldinae lieber nennen, als Academie) ſollte aus einigen membris ordinariis nebſt einem Directore mit vielen Honorariis beſtehen, welche nicht nur die Aſtronomie, ſondern totam Matheseos et Physices latitudinem zu dem hauptſächlichen Objecto hätten, ſonderlich aber auf gemeinnützige Applicationes bedacht wären. Dazu würde gehören cura Astronomiae, Mechanicae, Architectonicae, Chymiae, Botanicae et Anatomicae, alſo neben dem Obſervatorio auch ein Laboratorium, ſamt allerhand Kunſt-Werken; zu geſchweigen des übrigen physici apparatus, daran denn bey eines großen Potentaten Hof nicht wohl ermangeln kann. Sollte nun gleich anfangs die Sache nicht in dieſer Extenſion zu exequiren ſeyn, ſo müßte doch um der Reputation Willen das Concept alſo gefaſſet werden, damit man ſich vorſetze einen scopum, dignum magnitudine et gloria fundatoris. Wenn ich aber füglich meine Gedanken der Feder vertrauen könnte wegen Erhaltung eines zulänglichen Fundi, bilde ich mir ein, mein hochgeehrter Herr würde es neben dem Herrn Requeſten-Meiſter ſehr approbiren, und nicht anſtehen, ſofort auf die Vollſtreckung zu gedenken, zumalen dadurch die große Abſehen nach Moscau und China, zu Ausbreitung der Evangeliſchen Wahrheit, auch zu befördern. Sollte man aber ad plenam executionem ſo bald nicht kommen können, wäre inzwiſchen genung, nachdem das Werk wenigſtens pro dignitate gefaſſet, die Execution per gradus zu veranſtalten, und zuförderſt von dem Obſervatorio und re Calendaria anzufangen, weilen bey dieſen beiden periculum in mora. Denn wenn ſie jetzo nicht getrieben werden, ſie gar unterbleiben möchten.

Doch wenn es möglich, wäre gut, da gleich anfangs neben dem Aſtronomo oder Obſervatore ein Phyſicus und ein Mathematicus in re architectonica et mechanica probe versatus beſtellet würden, des Directoris und Secretarii zu geſchweigen.

Gott gebe nur, daß unſere gute Gedanken in dieſer ſowohl, als in der andern großen Sache durch einen neuen Sturmwird aus Norden nicht verrücket werden. Denn nachdem Dännemark und in effectu Polen in Liefland mit Schweden gebrochen, man auch aus Holſtein nunmehr ein Gleichmäßiges beſorget, in Sachſen gleichſam einen Fecialem geſchickt und alſo ein ſchwerer Krieg entſtehen könnte, ſo dürften die Proteſtirendey ſich vollends aufreiben, und ihren Feinden ein gladiatorium spectaculum geben, wenn Churfürſtl. Durchlaucht von Brandenburg nicht ins Mittel treten. Alles kommt auf ſelbige an, ſie ſind arbiter belli et pacis, und ihre hohe Weisheit wird ſie und ihre vortrefliche Miniſtros überlegen machen, was vor große Dinge zu Gutem und Böſen entſtehen könnten, um den rechten Ausſchlag zu geben. Es geſchehen aber was da wolle, ſo haben wenigſtens Churfürſtl. Durchlaucht vor ihre Lande nichts zu beſorgen, und können alſo unſere Concepte doch vielleicht, wo nicht ſo bald den völligen, doch einigen Fortgang haben. Mein hochgehrter Herr Hofprediger, als gegenwärtig, wird von allem beſtens, inſonderheit auch vor fortgehender Reiſe nach Preußen, urtheilen können. Sollte das vorhabende Project de societate mir mit communiciret werden, würde ich gern das Meinige beytragen.

Ich hätte bald der überſchickten Beylagen vergeſſen, dafür mich dienſtlich bedanke. Die Confessionem Polonicam finde ſehr ſchön, und wird gut ſeyn, ſich zu erkundigen, von wem, und bey was für Umſtänden ſie abgefaſſet worden. Herr D. Mayer unterrichtet nicht übel, und wirft die Sache nicht weit. Aber was mein hochgeehrter Herr ihm weiter darauf ſchreibt, iſt das rechte Mittel, von Complimenten zu Realitäten zu kommen.

Ich glaube ſo wohl als mein hochgeehrter Herr, daß Herr Breithaupt es nicht übel gemeynet; ja man kann einen Nutzen aus deſſen ſeinem Verſehen nehmen, nehmlich dieſen, daß man durch ein lebendiges Exempel ſiehet, wie es in primitiva Ecclesia zugangen, daß man erſtlich es mit der compellatione sanctorum ſo, wie hernach, nicht gemeynet, bis man endlich auf einen ſo ſchlüpfrigen Weg in die Superſtition verfallen. Ich verbleibe u. ſ. w.

19.

Moritz von Wedel, Requêten-Meiſter zu Berlin, an Jablonski.

Hochehrwürdiger, hochedler und hochgelahrter, hochgeehrteſter Herr Hofprediger, wertheſter Gönner.

Se. Churfürſtl. Durchl. haben gnädigſt reſolviret, eine Academie des sciences und ein Obſervatorium, wie vorgeſchlagen, in Berlin zu etabliren, welches in Eil hiermit melde, und Particularia reſervire, bis ich die Ehre habe, meinen hochgeehrten Herrn Hof-Prediger zu ſprechen, der ich bin

Ew. Hoch-Ehrwürden

Oranienburg den 19. Mart. 1700.

bereitwilligſter Diener
M. v. Wedel.

20.

Jablonski an Leibniz.

Hoch-Edler Herr,
Inſonders hochgeehrter Herr Geheimbter Rath,
hochgeneigter Gönner.

Meine Verwegenheit, ein Project wegen der Societät und Obſervatorii Sr. Churfürſtl. Durchl. zu Brandenburg zu überreichen, unerwartet meines hochgeehrten Herrn Geheimbden Raths hochweiſen Judicio und Erinnerung (namque periculum in mora), iſt endlich doch gar glücklich ausgeſchlagen, weil man dieſſeits dasjenige, ſo mein hochgeehrteſter Herr Geheimbter Rath hochgeneigt erinnert, ſo ziemlich obſerviret hat, und ſchwerlich etwas, als die Botanica und Anatomia, in unſerm Project ausgelaſſen worden, ſo aber daher geſchehen, weil allhier ſeit einiger Zeit ein Collegium medicum etabliret worden, ſo zwar noch nichts publice präſtiret, jedoch hat man, um anfänglich Colliſion zu vermeiden, ſolche Dinge, darauf ſie ein beſonders Recht ſich zuſchreiben möchten, verbeygehen wollen. Mit der Zeit wird es ſich denn von ſelbſten geben, weil nicht nur die scientiae connexae ſeyn, ſondern auch wir die beſten Leute aus ſolchem Collegio an uns ziehen können.

Ich überſende dann hiebey das entworfene Project, und hoffe, es werde meinem hochgeehrten Herrn Geheimbten Rath nicht zuwider ſeyn, daß wir deſſelben ſolchermaßen drinnen gedacht: zum wenigſtens hat unſre ſchuldige Hochachtung gegen deſſelben vornehme geehrte Perſon ſich nicht anders gewußt auszudrücken.

Neben dieſem großen Project iſt ein kleineres, ſo von dieſem ein kurzer Auszug geweſen, beygeleget worden, damit Se. Churfürſtl. Durchl. in einem Augenblick den Grund-Riß des ganzen Werkes ſehen können: und ſollten beide ſolche Projecte nebſt dazu gehörigen Beylagen an verwichener Mittwoch früh Sr. Churfürſtl. Durchl. überreichet worden ſeyn; Se. Churfürſtl. Durchl. aber nahmen des Morgens früh eine unverhoffte Reiſe nach Oranienburg vor, dahin der Herr von Wedel (welcher die Commiſſion dieſer Sache hatte) ihnen folgen mußte, und dadurch eine herrliche Gelegenheit erhielte, Sr. Churfürſtl. Durchl. in der favorabeln Solitüde, da ſie von allem strepitu entfernet, und Zeit hatten, dergleichen anzuhören, unſre Deſſeins vorzuſtellen. Geſtern Abend erhielte Beylage von ihm, und das iſt alles, was ich von dem Succeß annoch weiß oder ſagen kann. Doch iſts genug vor dem Anfang: und mag dieſes kleine Billet mir eben das ſeyn, was dem, einen Weg nach Indien ſuchenden di Gama dasjenige Vorgebürge war, dem er den Namen von der guten Hoffnung beygeleget. So wenig aber es iſt, ſo habe ich doch nicht umhin gekonnt, meinem hochgeehrteſten Herrn Geheimbten Rath daſſelbe hiemit dienſtlich zu communiciren, damit derſelbe über den Anſchein einer guten Hoffnung zu einem ſo großen und nobeln Deſſein, nebſt mir ſich erfreuen möge. Diesmal nicht mehrers. Ich empfehle meinen hochgeehrten Herrn Geheimten Rath in Gottes gnädige Obhut und verharre in ſchuldigem Reſpect

Meines hochgeehrteſten Herrn Geheimbten Rathes
Gebeth- und Dienſtergebenſter
Diener
D. E. Jablonski.

Berlin den 20. Mart. 1700.

21.

Jablonſki an Leibnitz.

Hoch-Edler Herr,
Inſonders hochzuehrender Herr Geheimbter Rath,
hochgeſchätzter Gönner.

Ich will hoffen, mein bey jüngſter Poſt Abgegangenes werde das Glück gehabt haben, von M. H. Herrn Geheimbten Rath behändiget zu werden. Was mir der Herr von Wedel in damals dienſtlich überſchickter Beylage gemeldet, ſolches hat ſelber geſtern mündlich confirmiret, mit dieſen Umſtänden: 1) daß Se. Churfürſtl. Durchl. das ganze Project in allen ſeinen Stücken vollkommentlich genehm halten, und die Societät gnädigſt fundiren und protegiren wollen, nur noch gnädigſt hinzufügen, daß man auch auf die Cultur der teutſchen Sprache bey dieſer Fundation gedenken möchte, gleichwie in Frankreich eine eigne Academie hiezu geſtiftet u. ſ. w. 2) daß man ſolche Sr. Churfürſtlichen Durchl. gnädigſte Intention den ſämmtlichen Intereſſirten, vornehmlich dem Herrn Präſidi und Obſervatori kund thun, und ſelbige invitiren ſolle, Hand anzulegen, und die würkliche Ausführung des geſchehenen Projects zu befördern, auch zu ſolchem End, ſo bald es ihre Gelegenheit leiden möchte, dahin perſönlich ſich einzuſtellen. Das erſtere habe mit beſonderm Vergnügen angehöret, und daher nicht allein erſehen, wie Se. Churfürſtl. Durchl. an unſerm Project ſelbſt Theil nehmen und Dero fürſtlichen Gedanken damit bemühen, wie es zu befeſtigen und noch mehr auszuzieren ſey; ſondern zugleich Urſach gehabt, diejenige Generoſität, welche Se. Churfürſtl. Durchl. hiedurch blicken laſſen, zu bewundern. Immaßen einem teutſchen Fürſten freylich nichts mehr anſtehen will, als der edeln, aber ſehr verwilderten Mutter-Sprache ſich anzunehmen, welche fürſtliche Sorge ſo viel mehr zu preiſen iſt, je weniger es Fürſten giebt, die ſelbige zu Herzen nehmen. Und wird nur zu denken ſeyn, wie die teutſche Sprach-Kunſt mit denen übrigen Wiſſenſchaften zu verbinden ſeyn werde. Das zweite exequire mit höchſter Freude, und danke dem barmherzigen Gott, daß er mich ſo unverhoft das Glück erleben laſſen, daß im Namen Sr. Churfürſtl. Durchl., meines gnädigſten Herrn, meinen hochgeehrten Herrn Geheimbten Rath invitiren darf. Ich vermuthe, daß unſere gnädigſte Churfürſtin wohl eheſtens zurückkehren dörfte, ſo würde dann es meinem hochgeehrten Herrn Geheimbten Rath bequem fallen, Selbte anhero zu begleiten. Doch ſtelle ich es Selbtem anheim, nach Gefallen alles einzurichten. Es würde aber Dero geehrte Gegenwart wohl recht nöthig ſeyn. Se. Churfürſtl. Durchl. (zwar noch in Oranienburg abweſend), ſind in der Sache ganz eifrig, und haben dem Herrn von Wedel Ordre ertheilet, da er ehegeſtern hereinfuhr, mit dem Baumeiſter Grünberg wegen Erbauung des Obſervatorii, und Optirung des dazu gewidmeten Pavillons u. ſ. w. zu ſprechen: ſo auch geſchehen. Herr Grünberg forderte zu den Unkoſten 6 bis 700 Rthlr., der Herr von Wedel aber verſtund ſich zu tauſend. Man hat geſtern Abend das Gebäud in Augenſchein genommen, und genau alles überleget. Es finden ſich auf allen Seiten Schwürigkeiten; und daher, wenn wir Hoffnung haben können, daß mein hochgeehrter Herr die Ehre dero Anweſenheit eheſtens uns zu gönnen gemeinet, wollten wir bis dahin alles anſtehen laſſen. Sonſt hatte Herr Grünberg Ordre, nächſte Woche mit dem Bau den Anfang zu machen. In Erwartung meines hochgeehrten Geheimbten Raths geneigte Erklärung und Befehls, empfehle Selbten in göttliche treue Obhut und verharre

Meines hochgeehrteſten Herrn Geheimbten Raths
Gebeth- und Dienſtergebenſter
Diener
D. E. Jablonſki.

Berlin den 23. Mart. 1700.

Wenn mein hochgeehrteſter Herr Geheimbter Rath die Gütigkeit haben wollte, Ihro Churfürſtl. Durchlaucht, meiner gnädigſten Frau, nebſt Empfehlung meiner unterthänigſten Devotion, unterthänigſt zu hinterbringen, daß mir ſonderbare unterthänigſte Freude mache, das Deſſein, ſo erſtens auf Ihro Churfürſtl. Durchl. gnädigſtes Gutbefinden und Befehl angefangen worden, nun in ſoweit ausgeführet zu ſehen, würde Selbſter höchlich mich obligiren.

In Eil.

22.

Leibnitz an Jablonski.

Hochwürdiger ꝛc.
inſonders hochgeehrter Herr und werther Gönner.

Mich erfreuet ſehr, daß der Anſchlag bis Dato ſo wohl von ſtatten gangen. Meines hochgeehrten Herrn Hofpredigers Project, wie alles, was von ſelbem kommt, iſt allezeit vollkommlich wohl ad scopum gerichtet. Das Wenige, ſo mich unterwunden, zu erinnern, kann dienen ad melius esse, zumal wenn vom Project zur Sache ſelbſt geſchritten werden ſoll. Da ich dann vermeine, es werde dienlich ſeyn, weder das Obſervatorium als das primarium objectum, noch das negotium Calendarium als primarium fundum, wenn es gleich ſeyn ſollte, vorzuſtellen, auch bey den Scientiis ja nicht mechanicae et chemiae, und folglich auch des Laboratorii nicht zu vergeſſen, und die Sache in allem alſo einzurichten, daß ſie ſich auf alle reales scientias erſtrecke. Daher man die beiden Königlichen Societäten gar weislich zum Modell angenommen. Ich hoffe, der Herr von Wedel werde damit, ratione mechanicorum et laboratorii, einig ſeyn, und was den Fundum betriſt, wäre vielleicht in genere dermaleins zu melden, daß bey neuen Anſtalten zu gemeinem Nutzen der Ueberſchuß zu dergleichen rühmlichen und gemeinnützigen Vorhaben zu widmen, und das Calenderwerk Exempelweiſe zu ſpecificiren. Vielleicht läßt ſichs thun, daß, ehe Churfürſtl. Durchlaucht Etwas würklich ausfertigen laſſen, ich durch M. H. Herrn Hofpredigers Gewogenheit den Entwurf in Forma zu ſehen bekommen könne. Ich habe inzwiſchen Beykommendes*) aufgeſetzt, und darinnen des Werks künftigen großen Nutzen, wenn man es damit recht anfängt, gleichſam in einer Perſpectiv, von fern in etwas zeigen wollen. Weil mich bedünket, einem hohen Potentaten, der etwas Großes zu Gottes Ehre und der Menſchen Beſten thun könnte, ſey man einigermaßen ſchuldig, ſolches anzuzeigen; und werden große und heroiſche Gemüther auch am beſten durch ſolche Gedanken gerühret, die ihrer Macht und hohen Muth proportioniret. Wie dann auch mein hochgeehrter Herr ſelbſt in ſeinem Project davon bereits Erwähnung gethan, daher ich wünſchen möchte, daß durch M. H. Herrn Hofprediger ſelbſt Churfürſtl. Durchlaucht einen nähern Guſtum davon bekommen möchten, wozu von mir einige Argumenta, ſo ziemlich ad Hominem ſcheinen, ſuppeditiret werden. Inzwiſchen bleibt es doch bey allen dem, ſo in deſſen Project vorgeſtellet, hauptſächlichen billig. Es iſt aber dies mein Beyfügen vielleicht nicht ſo bequem, noch zur Zeit von Vielen geſehen zu werden, deren recht real-guten Intention man nicht verſichert, theils weil es einigen, nach guten Sachen wenig fragenden und nur auf ſich ſehenden Leuten, daran es nirgends fehlet, Nachdenken und Jalouſie geben, theils weil es ſonſt übel ausgeleget werden könnte. Inzwiſchen ſollten Churfürſtl. Durchlaucht einmal des Werks Wichtigkeit recht faſſen, und dazu einen beſondern Trieb bekommen, ſo wären mit der Zeit große Efſecten zu hoffen. Nun komme ich zu meines hochgeehrten Herrn treflichen, pro initiis faſt unverbeſſerlichen, Project, und gehe es kürzlich durch. Mich dünkt:

---

*) S. die Beilage VIII. zu dieſem Briefwechſel.

1) Es wäre künftig der Name der Societät beſſer, als der: Academie. Denn in Teutſchland „Academie" mehr von Lehr- und Lernenden verſtanden zu werden pfleget; allhier auch wahrhaftig eine Societät vieler, auch entfernter Perſonen dienlich.

2) Obſervatorium wäre nicht pro primario, ſondern parte insigni aufzunehmen, weilen, wenn es hauptſächlich darinnen beruhet, alles auf eine bloße Curioſität ohne beſondern Nutzen auslaufen würde. Denn es wird doch viel zu thun haben, ehe man etwas recht Wichtiges auf dem Obſervatorio allein entdecken wird. Es ſind aber andere Sachen zu thun, dadurch man verſichert, in kurzer Zeit etwas Wichtiges zu leiſten.

3) Was mein hochgeehrter Herr Hofprediger von meiner Wenigkeit gedacht, iſt mehr als zu favorabel, nur füge bey, daß ich von ohngefähr 1673 oder 74 ein Mitglied ſey der Engliſchen Königlichen Societät, und alſo darinne nun einer von den Aelteſten. Scheinet, meinem hochgeehrten Herrn ſey ſolches nicht bewußt geweſen, weil er der Königlichen Franzöſiſchen allein erwähnet. Es iſt aber daran wohl wenig gelegen, gedenke es nur, weil mein hochgeehrter Herr, ſeiner Gütigkeit nach, pfleget auf meine wenige Perſon Reflexion zu machen, et meas esse aliquid putare nugas.

4) Ob ich ſchon von Herrn Kirchs Perſon keine ſonderbare Kundſchaft habe, ſo iſt er mir doch von jedermann ſehr gerühmet worden. Will hoffen, er werde nicht nur ein guter Calculator, ſondern auch ein guter Obſervator, auch ſonſt tractabel ſeyn.

5) Zum Secretario möchte ich wünſchen einen jungen Medicum, der dabey in Matheſi, Mechanica und Chymia Kundſchaft habe. Denn weil man doch eine ſolche Perſon beſolden muß, ſo iſt es deſto beſſer, si una fidelia plures

parietes dealbari possint. Sollte dieſe Perſon gleich nicht gnugſam der franzöſiſch- und engliſchen Sprache mächtig ſeyn, um darinnen zu ſchreiben, ſo iſt genug, daß ſie ſolche Sprachen verſtehe, und im Latein und Teutſch nach Gelegenheit ſchreibe. So iſt auch einer, der die Sprachen, und nicht die res verſtehet, hierzu gar nicht bequem.

6) Damit auch die Aſſociati deſto fleißiger erſchienen, und das ihrige beytrügen, ſo ſtünde dahin, ob Churfürſtliche Durchl. nicht belieben möchten, die kleinen Koſten, nach dem Exempel des Königs in Frankreich, anzuwenden, und wo nicht Medaillen, doch artige ſilberne Jettons, darauf memorable und Churfürſtl. Durchlaucht rühmliche Dinge enthalten, prägen zu laſſen, ſo zu Zeiten bey der Academie, tanquam praemiorum genera, zu diſtribuiren. Dieſe Jettons würden ſonſt in der Welt ſehr angenehm ſeyn und geſuchet werden. Dieſes, ſo es jetzo noch zu frühe (davon meinen hochgeehrten Herrn judiciren laſſe) könnte dermaleins neben andern guten Anſtalten practicabel werden.

7) Der Altan des Obſervatorii müßte gegen Durchdringung des Waſſers mit Bley verwahret werden. Wegen der Inſtrumenten würden dienlich ſeyn, Herrn Kirchens ſelbſteigene Gedanken zu vernehmen. Ich bilde mir ein, Churfürſtl. Durchlaucht werden Gläſer haben zu Tubis von 60 bis 70 Schuhen, wo nicht mehr. Denn M. Borel, ſo von der Academia Scientiarum Regia geweſen, ſchickte vor Jahren vitra objectiva zu langen Tubis an unterſchiedene Potentaten. Denn er hatte eine leichte Methode dazu ausgefunden, ſo eben noch nicht public. Es iſt viel daran gelegen, daß die Inſtrumenta ſehr maſſiv ſeyn, damit ſie ſich nicht leicht werfen und verändern. Mich dünkt, daß Herr von Dobrzenſki den Campani einen Tubum mit Zubehör vor den höchſtſeligſten Churfürſten machen laſſen, ſo ich bey ihm zu Rom geſehen. Recht gute Pendula ſind hochnöthig ad mesuram temporis; man kann ſie ſo richten, daß ſie Secunden ſchlagen. Die

Probe der Güte iſt, wenn deren ſich etliche eine Zeitlang mit einander accordiren. Die Gerikiſche Inſtrumenta werden wohl à propos kommen. Barometra, Thermometra und Hygrometra ſind auch nöthig pro diario, desgleichen ein Windzeiger. Item gute pyxides nauticae und Nadeln pro observanda declinatione Magnetis, wie auch instrumentum pro observanda inclinatione ejusdem.

8) Die Bücher belangend, ſo künftig anzuſchaffen, ſollte ich meynen, daß es auf Churfürſtliche Koſten zu thun, und auch in der That zu dero Bibliothec gehören. Ich beſorge ohnedem, es werde viel auch in praeteritis in nöthigen Büchern pro mathesi abgehen, weil ich nicht weiß, ob die gelehrten Leute, ſo bey Churfürſtl. Bibliothec, nach dieſem genere studiorum viel fragen.

9) Holz, Licht, Stubenheizer und dgl. würden zu den ordinären Hofdepenſen gehören, weil ein ſolches ohnedem denen, ſo bey Hof logiren, gegeben zu werden pfleget.

10) Der Calender-Vorſchlag iſt von M. H. Herrn Hofprediger vortreflich wohl ausgeführet; ich ſorge gar ſehr ohnedem, es werde zu Regenspurg hapern und, wenn das Corpus Evangelicum der Sachen ſich nicht gnugſam annimmt, es doch auf die vornehmſte evangeliſche Reichsglieder in particulari ankommen. Mein hochgeehrter Herr hat groß Recht zu ſagen, daß die Herren Triumviri *) eben mit dem primo specimine nicht allzuwohl reuſſiret. Und gefället mir gar nicht, daß ſie die evangeliſche Miniſtros zu Regensburg engagiret, ſich an die Tabulas Rudolphinas ſchlechterdings ohne Correction zu binden, da doch bekannt, daß ſolche in gewiſſen hier influirenden Dingen irrig, obſchon ihnen hierin unſchwer zu helfen. Inzwiſchen werden die Pontificii mit Recht ſagen,

---

*) Damit waren Johann Chriſtoph Sturm, Profeſſor der Mathematik und Phyſik zu Altdorf, Georg Albrecht Hamberger, Profeſſor zu Jena, und Johann Meyer, Profeſſor zu Regensburg, gemeint. (Kapp.)

man verwerfe die cyclos erroneos, und welle ſich an tabulas erroneas binden. Aber damit haben die Herrn Triumviri ſich der Mühe der Unterſuchung entſchlagen wollen. Es wird inzwiſchen bey des Herrn von Fuchs Excellenz Ihres Orts zu vigiliren ſeyn, daß von Chur-Brandenburgiſcher Geſandſchaft dienliche Inſtructiones in negotio Calendario gegeben werden. Ich habe an unſern Geſandten vorlängſt mit hieſiges Miniſterii Status Approbation geſchrieben, daß ihr Decretum wegen Canoniſirung der Rudolphinarum eine Moderation bedürfe.

11) Der größte Punct würde ſeyn, den Unterſchleif der fremden und ander verbotenen Calender zu verhüten, weil die Churfürſtl. Lande an vielen Orten ſich mit andern ſehr gemiſchet befinden, und nicht ſowohl in circulum concentriret, als in longitudinem extendiret ſeyn. Die beſte Weiſe würde ſeyn, alle Buchhändler, Buchdrucker, Buchbinder, diesfalls eidlich verbinden zu laſſen, und damit es wegen des Calender-Werks nicht allein geſchehe, ein Edictum generalius wegen des Bücherweſens abzufaſſen, darauf dieſe alle zu vereydigen, das Calender-Werk aber ſolchen in specie einzuverleiben.

12) Dies edictum generalius ginge auf censuram librorum, daß keine Bücher von Staats- und geiſtlichen Sachen ohne Cenſur zu drucken und zu debitiren. Streitſchriften oder Bücher, ſo Leute angreifen, hätten auch Cenſur nöthig, und andere dienliche Reglements.

13) Ja es iſt nicht ohne, daß man dafür halten möchte, man könnte mit gutem Recht und Fug den fundum societatis scientiarum aus dem Bücherweſen verdoppeln. Denn weil doch anjetzo unter zehn Büchern kaum eins wahrhaftig gedruckt zu werden würdig, und dem Publico etwas Neues, Nützliches dargiebt, alſo iſt eine Waare, ſo gar nicht favorabel, mithin wohl zu beſchweren, und der societati tributär zu machen, alſo daß jeder ins Land eingehender Ballen Bücher nach Gelegenheit einiges Unterſcheides ein Gewiſſes zu erlegen

hätte. Das Parlament in Engelland hatte unlängſt für, alles Papier, gedrucktes und ungedrucktes, ziemlich zu beſchweren. Es verblieb, nicht weil ſie es unbillig hielten, ſondern weil andere zureichlichere Subjecta vorkommen. Es iſt in dieſer meiſt unnützen Waare eine ſolche Luxuria, wie mit andern Dingen, und ſehe ich oft mit Verwunderung, wie die gewinnſüchtigen Buchhändler die Bücher vertheuern und doch emtores finden. Weil auch societas scientiarum pro literis arbeiten ſoll, ſo wäre nicht unbillig, daß ſie ex literis et libris Nutzen zöge, welches endlich nicht unbilliger Weiſe diejenigen tragen, ſo ſich der Bücher bedienen und denen Studiis obliegen. Allein wie billig und thunlich gleich die Sache wäre, ſo halte ich ſie doch nicht für anſtändig, auch in opinione hominum für favorabel, ſondern fürs Beſte, wenn man das vulgus sive eruditorum sive aliorum hominum nicht gegen ſich ſprechen mache. Daher ichs auch mit dem Calender-Werk ſelbſt hierzu nicht gerathen haben würde, wenn die Sache nicht ohnedem zu Andrer Nutzen geſchehen ſollen. So glaube auch, weit beſſere Dinge vorſchlagen zu können.

14) Sonſten was das Quantum des Profits bey jedem Stück der Calender betrifft, wäre vielleicht beſſer gut, ſolches in Suspenſo zu laſſen, damit man ſich nach dem Debit richten könne, weil man noch zur Zeit keiner gewiſſen Conſumtion verſichert.

15) Ich ſollte auch dafür halten, daß mehr Arten Calender nöthig, als Calender mit Kupfern, in forma patente, Schreibe- und andere Calender in 4to, 8vo und 12mo, und ſtünde dahin, ob nicht vielleicht in einem Format ſelbſt zu variiren: denn, wenn allerhand dienliches und angenehmes dabey kommen ſollte, ſo dürften die Leute, zur Veränderung und Curioſität, oft mehr als eine Art von Calender nehmen, alſo daß die Varietät die Conſumtion befördern würde. Iſt auch zu bedenken, daß jedes Land ihren Calendern gewiſſe Uſualia, als wegen der Poſten .... einzuverleiben pfleget: quaeritur, wie ſie

beyzubehalten; wäre gut, eine Anzahl von Calendern bey der Hand zu haben, und ſich darnach zu richten.

16) So lange kein anderer Fundus, als die Calender, wird wohl von der Societät auf Bücher, Inſtrumentis, Experimenta, Druck, Elèves wenig gewendet werden können; Bücher, hielte dafür, wären sumtibus Electoralibus anzuſchaffen, als welche auch bey der Churfürſtl. Bibliothec, obſchon in einem andern Gemach, in der That blieben. Mit Inſtrumentis ſollte faſt gleiche Meynung haben, ſo lange nehmlich keine beſſere Anſtalt. Denn die bleiben ja auch.

17) Mein hochgeehrter Herr ſcheinet den Herrn Kirch vor den einzigen rechten Aſtronomum in Teutſchland zu halten. Es wird doch gleich wohl auch Herr Eymart zu Nürnberg ſehr gelobt, ſo auch ein guter Obſervator ſeyn ſoll. Herr M. Junius, der dem Buchhändler Fritſchen ſeine Calender macht, und wie ich aus meines hochgeehrten Herrn Project vernehme, Herr Kirchens Diſcipulus iſt, macht Hoffnung, daß dermaleins etwas Rechtſchaffenes aus ihm werden dürfte, wenigſt, was ich von ihm geſehen, mißfället mir nicht.

18) Weil mein hochgeehrter Herr wohl erinnert, daß auf das edictum Calendarium förderlichſt zu gedenken, ſo gebe anheim, ob nicht, wie No. 11 und No. 12 erwehnet, auch zugleich von dem Edicto generaliore zu deliberiren; doch könnte endlich das Edictum Calendarium, weil periculum in mora, vorgehen.

19) Es ſcheinet ſonſt ſchließlich, als ob mein hochgeehrter Herr Churfürſtl. Durchl. nicht gar leer ausgehen laſſen wolle, indem er nicht nur die Strafgefälle, ſondern auch des quanti pro Collegio Germanico huc transferendi erwehnet. Nec male.

20) Ich zweifele im übrigen nicht, was meinetwegen hierbey vorkommen, werde annoch um unterſchiedener Urſachen willen geheim gehalten werden, worum auch meinen hochgeehrten Herrn Hofprediger dienſtlich zu erſuchen habe.

Meines hochgeehrteſten Herrn P. S. letzlichen betreffend, ſo muß ich faſt von Herrn Sculteto scriptis anti-Reformatis, die ich geſehen, judiciren, wie Herr Abt Molanus, der ſie gar nicht vor Ireniſch hält, ſondern vermeinet, daß ſie ſehr ſcharf und härter, als nöthig. Scheinet, mein hochgeehrter Herr Hofprediger ſey faſt gleicher Meynung, weil er beſorget, es möchte endlich ex amica disceptatione eine inimica et hostilis werden. Nachdem meinen hochgeehrten Herrn Hofprediger genungſame Nachricht zukommen, daß Herr Pictetus eben von der moderatione gratiae universalis ſo weit nicht entfernet, ſo könnte Herr Scultetus ſein Schriftwechſel wohl ſparen, bey dem er zu Zeiten mentem autorum zu verwenden ſcheinet. Ich finde anjetzo das Bücher-Schreiben in his negotiis nicht allzu rathſam, und zumal das öffentliche Diſputiren, weil es faſt unerhöret, daß die Leute dadurch gewonnen werden. Und anſtatt noch zur Zeit meine Gedanken de Theodicaea und connexis der Welt durch Bücher darzuſtellen, und einigen zankſüchtigen Gemüthern Materie zu vililitigationibus zu geben, ſo bin ich mehr geneigt, mit vortreflichen, wohlgeſinnten Theologis eines und andern Theils darüber amice und privatim zu conferiren, und dann erſt, nachdem ich denen und ſie mir Vergnügen gegeben, auch andern zu Dienſt, wenn mir Gott das Leben läſſet, damit herfür zu gehen. Zweifle nicht, M. H. Herr werde dieſes mein Vorhaben billigen, wie ich denn in dieſem und allen ſehr auf ſein hochvernünftiges Gutachten, wie billig reflectiren werde, und im übrigen verbleibe jederzeit

Meines hochgeehrten Herrn Hofpredigers
und werthen Gönners

Hannover den 26. Mart. 1700. Dienſtverbundenſter
Gottfried Wilhelm Leibniz.

23.

Leibniz an Jablonski.

An Herrn Jablonski,
Churfürſtl. Hofprediger
in Berlin.

Hannover 31. Martii 1700.

Hochwürdiger, inſonders hochgeehrter
Herr und werther Gönner.

Meine beyde letzte ſamt den Beylagen wird mein hochgeehrteſter Herr Hofprediger zu recht erhalten haben, und habe ich in dem erſten allerhand, die Wiſſenſchafts-Societät betreffend, zu überlegen dargegeben, in dem andern aber ein Bedenken gerichtet auf den hochlöblichſten Vorſchlag, ſo von Churfürſtl. Durchlaucht ſelbſt kommen, von Zuſammenfaſſung der Teutſch- und Wiſſenſchafts-liebenden Geſellſchaft, welches die vernünftigſte und ſchicklichſte Sache von der Welt, daferne es auf die von mir ausgeführte Weiſe genommen wird. Denn eben dadurch bekommt man herrliche Gelegenheit, im Nahmen Churfürſtl. Durchlaucht dero Bedienten hie und wieder um Berichten und Beſchreibungen anzuſprechen, dadurch zugleich zu gründlicher Nachricht von den Sachen, und zu rechter Benennung derſelben in Teutſchem zu gelangen. Hoffe, es werde mein hochgeehrteſter Herr Hofprediger dabey Vergnügung finden, und es dahin richten helfen, daß eben dieſer Haupt-Punct wohl beherziget und gefaſſet werde. Dergeſtalt zweifele auch nicht, Churfürſtl. Durchl. werden bey dieſer Extenſion geneigt ſeyn, mit dem Funde weiter zu gehen, und es bey dem bloßen Calender-Kauf nicht bleiben laſſen. Wozu ſich allerhand dienliche Vorſchläge finden werden.

Sonſten ſchreibe dieſen Brief bloß und allein, zu melden, daß ich dieſe Oſtern, wills Gott, in Wolfenbüttel zu halten gedenke, und derowegen, dafern M. H. Herr es mit einem Fuhr-Zettel thulich findet, könnte das Schreiben, darin ſolcher Geſtalt enthalten, wie ohnlängſt mit der fahrenden Poſt, ſo über Magdeburg gehet, an Monſieur Polich, Poſtmeiſter des Hauſes Braunſchweig (denn ſonſt auch ein Kayſerlicher Poſtmeiſter allda iſt) gerichtet werden, um den Brief bis zu der Abforderung zu behalten.

Herr D. Schmidt, Profeſſor zu Helmſtädt, hat ein Consilium de resumendis Magdeburgicis Centuriis drucken laſſen, ſo er mir zugeſchickt. Ich habe ihm einen ausführlichen Brief darüber geſchrieben, und finde das Vorhaben an ſich ſelbſt löb- und nützlich, ſtehe aber in den Gedanken, daß wenn man das Werk gebührend reformiren, ſuppliren und perficiren will, es faſt gar ein opus novum werden dürfte. Von der Centuriatorum Zeit an bis auf die unſere, ſind unzählig viel ſchöne Sachen in Historia Ecclesiastica et Patribus heraus kommen, ich ſollte auch mehr auf Annales Baroniano more incliniren. Denn accurata temporum series giebt den Dingen das beſte Licht, hernach sub finem cujusque seculi könnte man titulos, als de doctoribus, de conciliis, de dogmatibus, de ritibus etc. ſetzen, welche man theils per modum indiculi zuſammenziehen könnte, doch meiſt nur remissive et indicative, was von jedem Titulo in dem Seculo paſſiret, und könnten zu Magdeburgicorum Titulis vielleicht noch einige kommen. Ich habe ſelbſt Chronologiam imperatorum et paparum von etlichen Seculis mit Fleiß unterſuchet, und gefunden, das Baronius in vielen circa ipsos Papas geirret, weil er nicht, wie ich gethan, Diplomata genugſam zu Hülfe genommen, oder auch ſo, wie ich, zu Hülfe nehmen können. Denn ihm auch dazu noch Subſidia gefehlet, die hernach in die Welt kommen. Ich ſorge aber (unter uns geredet), die Papissa werde nicht beſtehen können. Es iſt auch an ihr nicht viel gelegen, mehr aber daran, daß man aufrichtig der Wahrheit Statt und Raum gebe. Ich wollte gern Herrn Herzog Rudolphi Auguſti Durchl. dran bringen, ſich dieſes Werks mit anzunehmen. Denn es ein Herr iſt, der res Ecclesiasticas, wie billig, ſehr liebet, und an dem concilio Constantiensi eine nützliche Arbeit bereits thun laſſen. Wenn er nur in ſeine eigene Bibliothecam Rudolpheam Bücher ſchaffet, die dazu nöthig, und ſonſt ſehr in dieſen Landen fehlen, ſo iſt der Sache ſchon in vielen Stücken geholfen. Wiewohl freylich noch mehr dazu gehöret. Mein hochgeehrteſter Herr Hofprediger hat zumal in dieſer Materie jurisdictionem competentem, bitte alſo um dero Judicium. Vielleicht können wir auch ſolchen Punct einesmals mündlich beſſer überlegen. —

24.

Jablonski an Leibniz.

HochEdler Herr,
Inſonders hochgeehrteſter Herr Geheimbter Rath,
Hoher Gönner.

Deſſelben ſämtliche höchſt angenehme Schreiben (deren beyde erſtere auf einen Tag behändiget, den 31. Martii, das letztere den 4. April) geben mir ſo mancherley Materie, mithin ſo viel Vergnügung und Freude, daß nicht weiß, womit anfangen oder endigen ſolle: und die Hoffnung, meinen hochgeehrteſten Herrn Geheimbten Rath ſelbſt eheſtens dahier zu ſehen, läſſet mir nicht mehr, als das allernothwendigſte zu, zu ſchreiben, damit das Uebrige zu mündlicher Unterredung verſparet bleibe. Derohalben melde kürzlich, daß *beyde* meines hochgeehrteſten Herrn Geheimten Rathes *hochvernünftige*, *ſinnreiche* und *thätliche Bedenken* den nächſten Tag nach deren Behändigung Churfürſtl. Durchl. ſelbſt überreichen wollen, weil aber nicht auf eine bequeme Zeit traf, da

Se. Churfürſtl. Durchlauchtigkeit den Trieriſchen Geſandten bey ſich hatten, und Selbten die Curioſitäten dero Schloſſes zu zeigen beſchäftiget waren, ſie folgenden Tages durch den Herrn von Wedel überreichen laſſen, welcher es mit gutem Effect gethan, ſo daß Se. Churfürſtl. Durchl. daher höchlich vergnüget werden, auch dero gnädigſte Ordre, mit Vollſtreckung des Entwurfs zu eilen, erneuret. Die Abrede iſt mit dem Baumeiſter bereits genommen, und wird nach den Feyertagen den Anfang gemacht, da zu dem Obſervatorio ein eigener Pavillon vier Stock hoch von Grund aus aufgemauert, dabey auch eine gute Anzahl bequemer Zimmer angeleget werden. Se. Churfürſtl. Durchl. wollen in hoher Perſon ſelbſten Protector der Academie ſeyn. Die Edicta hatte ſchon dem Herrn von Wedel übergeben, ſo wie der Herr Rath Chuno ſelbige entworfen, und Se. Churfürſtl. Durchl. haben den Inhalt gnädigſt gut geheißen. Jedoch weil zu viel lateiniſche und franzöſiſche Termini darinnen gefunden werden, hat der Herr von Wedel ſie mir geſtern wieder gegeben, damit der Stylus gemäß der Teutſch-liebenden Intention des gnädigſten Fundatoris eingerichtet werde; welches mir in ſo weit ſonderlich lieb, weil hierdurch die Ausfertigung ſo lange verſchoben wird, bis M. H. Geheimbter Rath ſothane Edicta ſelbſt wird geſehen haben. Wegen des Fuhrzeddels hat der Herr von Wedel geſtern übernommen, die Vorſorge zu thun, heute aber mich wiſſen laſſen, daß wegen plötzliche Unpäßlichkeit des Ober-Cammer-Herrn die Sache nicht bewerkſtelligt werden können, doch er würde ſorgen, daß es gegen die nächſte Poſt geſchehe. Davon alſo mit nächſtem die Ehre haben werde, M. H. Geheimbten Rath gehorſamſt Nachricht abzuſtatten.

M. H. Herrn Geheimbten Raths Gedanken wegen Wiederauflegung der Centurien ſind ſo ſolid und richtig, daß ſie nicht mögen verbeſſert werden. Man möchte dieſes ſonſt große und mühſame Werk nennen Rudimentum Historiae Ecclesiasticae. Gewiß iſts, daß dieſes Studium damals gar nicht ausgearbeitet geweſen, und haben dieſe wackere Leute das Eis brechen müſſen; dabey aber das Unglück gehabt, daß des allerbeſten Subſidii, der Criticae historicae, die ihnen doch die Fackel vortragen ſollen, beraubet geweſen. Denn das gewiſſeſte Mittel, ſowohl libros genuinos a suppositiis zu unterſcheiden, als auch sensum genuinorum zu eruiren, iſt die Gegeneinanderhaltung librorum, locorum und styli. Weil aber das Magdeburgiſche Werk fünf Chefs gehabt (wie wohl ſich nur vier in der Dedication unterſchrieben) und dieſe auch zehen andere unter ſich, welche partitis operis die Autores geleſen, excerpiret, digeriret u. ſ. w., iſt leicht zu erachten, daß bey ſolchen Collectaneis historicis die wahre Solidität nicht möge angetroffen werden, ſonderlich, da die Hiſtorie und Chronologie noch im Finſtern lag, daraus ſie nach und nach gezogen werden müſſen. Baronius hatte großen Vortheil, erſtlich die Zeit, weil damals ſchon ein vieles entdeckt, hernach weil alles durch ſeinen Kopf allein ging, da er alles wohl gegen einander halten können; und dennoch bemerken ſeine eigene Glaubens-Brüder an ihm nicht nur errores Chronologicos, ſondern auch reales und antilogias etc.

So iſt auch meine Meynung, daß die Hiſtorie nicht beſſer als per annales geführet werden könne, allermaßen, wann, wie die Kirche meines Vaterlandes verlanget, ich eine Historiam Ecclesiarum Slavonicarum verfertigen ſollte, ich dabey gewiß bleiben würde. Doch von dergleichen werde die Ehre haben, ſo Gott will, M. H. Herrn bald zu ſprechen, welchen inzwiſchen in göttliche treue Obhut empfehle

Meines hochgeehrteſten Herrn Geheimbten Raths

Gebeth und dienſtergebenſter
Berlin den 6. April 1700. Diener
D. E. Jablonski.

P. S.

Wenn auch Mühe und Koſten an eine Hiſtorie ſollten gewendet werden, wäre gut, daß ſie, wo nicht bis auf unſere Zeiten, doch bis auf die Zeit der Reformation fortgeſetzet würde.

25.

Jablonski an Leibnitz.

Hoch-Edler Herr,
Inſonders Hochgeehrter Herr Geheimbter Rath,
Hochgeſchätzter Gönner.

Mit wenigem melde gehorſamſt, das theils wegen Abweſenheit des Hofes in und um Oranienburg, theils wegen der großen Schwürigkeiten, welche finde, es mit denen Fuhrzeddeln hat, damit nicht zum Zweck kommen können; es überdas auch damit dieſe Bewandniß hat, daß wegen des langweiligen Aufenthalts bey jedem neuen Vorſpann, man wohl 10 bis 12 Tage haben müßte, bis anhero zu kommen. Dahero der Herr von Wedel mir befohlen, meinen hochgeehrten Herrn Geheimten Rath zu erſuchen, daß Selbter, ohne einen Fuhrzeddel zu erwarten, anderweitige Bequemlichkeiten nach Gefallen ſich zu erſehen, und je eher je beſſer anhero zu kommen beliebe: und wird man bedacht ſeyn, die gethane Unkoſten allhier zu erſetzen. Herr Kirch iſt hier geweſen, auch nach genommener Abrede von allem, ſo nöthig, wieder zurück gangen, ſeine Familie anhero zu bringen. Die Edicta, betreffend das Calender-Werk, ſind ſchon vor einigen Tagen in die Canzlei bracht, werden auch wohl nunmehr zur Unterſchrift kommen ſeyn. Des Herrn Kirchen Beſtallung iſt gleichfalls in der Canzley. Mit dem Bau des Obſervatorio ſoll eifrigſt geeilet werden, zumal Churfürſtl. Durchl. ſelbten gar ſehr preſſiren. Das übrige erſpare zur mündlichen (Gott gebe glücklichen) Unterredung, in deren baldiger Erwartung, M. H. Herrn Geheimbten Rath göttlicher Gnadenhut empfehlend, verharre u. ſ. w.

D. E. Jablonski.

Berlin den 21. April 1700.

26.

Jablonski an Leibnitz.[*]

HochEdler Herr,
Hochzuehrender Herr Geheimbter Rath,
Hochgeſchätzter Gönner.

Meine Abreiſe nachher Pohlen auf den pro die 16. Jun. angeſetzten Synodum hat mich übereilet, ehe ich wegen des mannigfaltigen bisherigen Embarras mit meinem hochgeehrten Herrn alles abreden, oder von demſelben Abſchied nehmen können. Thue es hiemit in gehorſamſter Devotion, und ſo Gott mir die Gnade thun will, wünſche und hoffe, meinen hochgeehrten Herrn bey meiner Wiederkunft noch dahie anzutreffen. Zum wenigſten werde möglichſt eilen, um innerhalb vierzehn Tagen wieder hier zu ſeyn; auch was bey meiner, bey des Herrn Landgrafen Durchlaucht gehabter Audienz paſſiret, gehorſamſt zu referiren.

Indeſſen addreſſire hiemit an meinen hochgeehrten Herrn Geheimten Rath den Autorem desjenigen Tractats von Verbeſſerung des Calenders, welchen meinen hochgeehrten Herrn zu überreichen jüngſtens die Ehre gehabt. Er iſt ein Licentiatus theologiae, und geweſener Inſpecter im Churfürſtl.

---

[*] Leibnitz war unterdeſſen nach Berlin gekommen, und befand ſich daſelbſt, als Jablonski ſich ſchriftlich von ihm verabſchiedete.

Pommern. Seine übrigen Qualitäten wird M. H. Geheimter Rath beſſer aus der Converſation erkennen können. Er hat auch einige conatus irenicos bisher ſpüren laſſen, und wäre die Sache leicht gethan, wenn alle ſo wären, wie er. Inſonderheit aber hat er ſonderliche Gedanken, welche zum Theil durch den Druck ἀνωνύμως der Welt mitgetheilet worden: De Politia vere beata, und welche wohl werth ſind, überleget zu werden, nicht daß ich glaube, daß ſie zu practiciren ſeyn, aber doch daß man ſehe, wie leichtlich die Menſchen könnten glücklich ſeyn, wenn ſie ſelbſt wollten, und daß das seculum aureum wohl könnte wiederbracht werden, wenn nicht homines ferrei wären. Seine Vorſchläge kommen mit des Mori Utopia und des Sevarambes Geſchichte ziemlich überein; doch iſt merklich, daß des Herzogen von Braunſchweig Durchlaucht in etwas darauf reflectiret, und den Autorem beordert haben, hinzukommen: wie ich denn glaube, daß ein ſolcher Herr wie Herzog Rudolph Auguſt ſich ehe Zeit nehmen werde, der Sache nachzudenken, und eher etwas Unkoſten daran wenden werde, die Sache zu unterſuchen, als unſer beſchäftigtes Berlin.*) Ich empfehle meinen hochgeehrten Herrn Geheimten Rath in Gottes gnädige Obhut und bin u. ſ. w.

D. E. Jablonski.

Berlin den 10. Juni 1700.

---

*) Der Leibnitz hier empfohlene Utopiſt hieß eigentlich Jakob Dernkrell von Eberhertz, und ſein Buch: Cordesii a Verimund Politia vere beata, sive beatissima. Die allervollkommenſte und glückſeligſte Regiments-Verfaſſung der ganzen Welt. Entdeckt durch Treuherz von Wahrmund. Danzig 1700. 4. (Kapp).

27.

Leibnitz an einen Herrn am Berliniſchen Hofe.

(Herrn von Wedell)

Wohlgeborner
Hochgeehrteſter Herr.

Ich nehme die Freyheit, dasjenige, ſo in Form einer General-Inſtruction entworfen, hiermit zuzuſchicken, und nach der geſchehenen Zulaſſung dero Urtheil anheim zu geben, was dienlich, Churfürſtl. Durchl. unterthänigſt für zu tragen, oder vorhero dabey zu erinnern. Und weil etwas die Qualität des Präſidis betreffend darein geſetzet werden, mich aber bedünket, daß dergleichen von uns nicht vorgeſchlagen werden könne, habe ich mich erkühnet, ſolches zu durchſtreichen. Empfehle im übrigen das Werk dero gütigen, ſo wohl erwieſenen Gewogenheit, der ich in aller Ergebenheit verbleibe

Dero dienſtverbundenſter
G. W. Leibnitz.

28.

Leibnitz an Jablonski.

Hochehrwürdiger, ꝛc.
inſonders hochgeehrter Herr.

Nachdem ich allhier Gott Lob angelanget, habe ich förderlichſt zurückſchreiben, und mich wegen aller genoſſenen vielfältigen Gütigkeit gegen meinen hochgeehrten Hofprediger bedanken ſollen. Das Päcklein an Herrn D. Fabricium iſt richtig geliefert worden, und wird er ſelbſt ſchon antworten. Herrn Herzog Anton Ulrichs Durchl. applaudiren ſehr dem

Vornehmen wegen Auszierung der Teutſchen Sprache. Wenn Leute gefunden werden könnten, die nach Herr Grauens Vorſchlag *) in Teutſch dociren wollten, würde es gut, und ſolch Vorhaben zu befördern ſeyn. Ich habe meinen kleinen Aufſatz von der Teutſchen Sprache wieder zurück zu fordern vergeſſen, werde ihn nach meines hochgeehrten Herrn Hof-Predigers guter Gelegenheit wieder zurück bekommen, und bin willens, ihn nunmehr, doch vielleicht mit einer kleinen Aenderung, in Druck zu geben, damit auch andere aufgemuntert werden. Von einigen der Societät Sachen habe ich ausführlich an Herrn Hofrath Cuneen geſchrieben, und ein Schreiben an Herrn Requeſten-Meiſter von Wedel sub sigillo volante beygeſchloſſen, worauf mich, die Wiederholung zu vermeiden, beziehe. Ich weiß nicht, ob ich erwehnt habe, daß der junge Herr Spener, ſo kürzlich von der Reiſe wiederkommen, und bey mir geweſen, mir ſehr wohl angeſtanden, und viel ſchöne Curioſitäten geſammlet, ſtelle anheim, ob man (doch dissimulando, daß es von mir an Hand gegeben) es unvermerkt dahin richten möchte, daß er der Societät davon Bericht erſtatte, und ein oder anders nach Gelegenheit communicire. Unter andern eine neue Uromantiam eines berühmten Chymici in Holland, le Mort genannt, ſo er im MS. hat, und dergleichen. Durch ſolche Exempel würden Andere mehr angefriſchet werden. Er hoffet ſonſt, bald nach Gieſſen zu gehen, um allda Profeſſor zu werden.

Herr D. Fabricius und Herr Abt Schmid werden beyde in unſere Societät treten. Sie ſind curiös geweſen, zu wiſſen, ob in Irenicis einige Paſſus geſchehen, ich habe ihnen

---

*) Nach Kapp wäre folgendes Buch gemeint: „Die unmaßgeblich neue angegebene hochteutſche Grund- und hohe Landes-Unterrichtung u. ſ. w. an das teutſche Licht gelegt von Chriſtian Gottlieb Grau, der Welt-Weisheit Profeſſor und des göttlichen Worts Prediger, Herborn 1695. 4." Indeß lehrt der Zuſammenhang, daß hier nicht von jenem Buche, ſondern, einem, wahrſcheinlich zu dem beſtimmten Zwecke abgefaßten Vorſchlage die Rede ſey.

zum Progreſſu Hoffnung gemacht. Herr Fabricius wird die Herren Prälaten zu Huysburg und Hammersleben, und Herr D. Schmid den Herrn Abt zu Bergen, zu unſerer Societät zu ziehen ſuchen. Wenn der Societät Siegel fertig und der Herr Secretarius bey der Hand, wird man literas receptionis an den Herrn D. Fabricium, Herrn D. Schmid, Abt zu Marienthal, Herrn Probſt Müller in Magdeburg, Herrn Profeſſor von Hard, Probſt zu Marienberg, auch an Herrn Bignole, franzöſiſchen Prediger in Brandenburg, abgehen laſſen können. Denn dieſe alle habe ich zugeworben. Sollte Herr D. Calixtus abgehen, wird Herr Fabricius vermuthlich Abt zu Königsluther werden. Man müßte ſich einer gewiſſen Formul pro literis receptionis, ſo hernach mutatis mutandis beyzubehalten, vergleichen. A propos von dem Herrn D. Calixto, ſo läſſet derſelbe ſein ireniſch vel quasi Buch drucken, Herr Bentheim ſoll ihm auch antworten wollen. Sie möchten mit einander die Mühe wohl ſparen. Es iſt ein Gerücht kurz vor meiner Abreiſe erſchollen, ob dürfte der Herr Churprinz förderlichſt zum König von Engelland nach Loh gehen. Weil nun der Herr Graf von Dona zweifelsohne mitgehen würde, könnte vermuthlich in Irenicis etwas gutes zugleich incaminiret werden. Ich möchte wünſchen, daß ein Theologus von zulänglichen Meritis, und dem man etwas vertrauen könnte, mit ihm gienge. So könnte etwa ein tüchtiger Grund geleget werden. Ich nehme die Freyheit, an den Herrn Grafen zu ſchreiben, und bitte, Sie belieben ihm das beykommende, wenn er noch gegenwärtig, einzuhändigen, mit Recommendation meiner. Sollte er aber ſchon verreiſet ſeyn, ihm zu ſchreiben, und meinen Brief mitzuſchicken. Ich bin dieſen Frühling mit einem kalten, etwas beſchwerlichen Fluß auf dem Hals und Schulter incommodiret geweſen. Solcher kommt mir jetzo bey annahender Kälte wieder, welches mich auf eine Reiſe nach dem Töplitzer Bad gedenken macht, um weitern Incommodis vorzubauen. Sollte ich mich dazu entſchließen, würde ich ſolche

Reiſe aufs ſchleunigſte vornehmen. Dahero ich Herrn Rath Cunoen geſchrieben, was an mich, dem Poſtmeiſter nach Braunſchweig zu recommendiren, daß ers bis zur Abfoderung behalte, und es mit der fahrenden Poſt über Magdeburg daher zu ſenden. Wollte alſo mein hochgeehrter Herr, was etwa an mich, unter Herrn Cunoen Couvert mit abgehen laſſen. Ich verlange Ihre gute Geſundheit und gute Progreſſus der löblichen Abſehen zu vernehmen, und verbleibe Lebenszeit

Meines inſonders hochgeehrten Herrn Hofpredigers

Dienſtergebenſter
Leibniz.

Wolfenbüttel den 30. Aug. 1700.

29.

Jablonski an Leibniz.

(Mit Anmerkungen von Leibniz.)

Hoch-Edelgebohrner Herr,
mein inſonders hochgeehrteſter Herr Geheimbter Regierungs- und Juſtiz-Rath, Hochvornehmer Gönner.

Mein jüngſtes hat auf Begleitung einiger anderer Schreiben, welche der Herr Hof-Rath Chuno und Herr Kirch beyfügen wollen, gewartet, vornemlich auf des Herrn **Römers** Original 1), welches die gedachte Herren bey ſich behalten, um davon eine Copey zu nehmen. Nachdem das eine ſowohl, als das andere noch zur Zeit nicht erwarten können, habe meiner Schuldigkeit zu ſeyn erachtet, nicht länger zu ſäumen, ſondern lieber ohnbegleitet, allein meine Aufwartung bey meinem hochgeehrten Herrn abzulegen. Aus meinem vorigen wiederhole nur den Wunſch, Ew. HochEdl. je eher je beſſer, wenn mit dero guten Gelegenheit es geſchehen kann, hie zu ſehen. Allermaßen dero geehrte Gegenwart nicht allein dem Fortgang der Societät, ſondern auch dem Negotio Irenico ſonderlich erſprießlich ſeyn würde. Der Herr D. Jägwitz recommandiret M. H. Herrn ſich gehorſamſt, und wenn es gefällig, bittet er um die Compoſition des Bernouillaniſchen Phosphori Durabilis 2). Er weiß ſonſt die unterſchiedliche andere zu machen, und bietet auch hierin ſeine Dienſte an. Es hat eben dieſer Mann zeithero gearbeitet an dem spiritu mundi, welcher unter andern Nutzbarkeiten ein universale menstruum ſo wohl der Mineralien, als Vegetabilien abgiebt, dadurch die Metalle in weniger Zeit, Angeſichts, radicaliter alſo aufgelöſet werden 3), daß ſelbſt das Gold nimmermehr zu ſeinem vorigen Weſen kann gebracht werden, und iſt doch nichts corroſiviſches drin, ſondern kann ohne Schaden innerlich gebraucht werden. Ich verhoffe, mein hochgeehrter Herr werde an des Mannes Arbeit ſich beluſtigen, und werde derſelbe der Societät nützliche Dienſte leiſten.

Ich erinnere mich, daß mein hochgeehrteſter Herr Geheimbter Rath ehemals erwehnt, es habe der verſtorbene Herr von Helmont einige MSS. die Kabalam betreffend in deſſelben Händen gelaſſen 4). Mit deſſelben gütigſter Erlaubniß wollte wohl um Communication ſolcher Schriften dienſtlich erſuchet haben, ſie mögen hebräiſch oder in andern Sprachen ſeyn. Mein hochgeehrteſter Herr wird mich dadurch ſonderlich verbinden, ich werde ſie auch als ein werthes Depoſitum wohl bewahren, und zu ſeiner Zeit zurückliefern; vielleicht auch einigen Nutzen helfen herausbringen, weil mit Perſonen umgebe, die von ſolchem Studio, auch ſo weit man die Kabalam nun mit der Philoſophie zu verbinden meynet, Werks machen. Nebſt treuer Empfehlung in göttlicher Obhut verharre u. ſ. w.

Berlin den 5. Merz 1701. D. E. Jablonski.

Anmerkungen Leibnitzens

zu dieſem Briefe, ſtatt einer Antwort.

1) Es wäre gut, daß die Copey bey den Actis Societatis bliebe.

2) Herrn Bernoullii Phosphorus iſt der Societät deſtiniret. Weil aus meines hochgeehrten Herrn Schreiben faſt erſcheinet, als ob Herr Jägwitz darein recipiret, wie es auch die Meynung gehabt, ſo wird er billig davon Communication bekommen. Ich ſehe gern, daß er belieben möchte, die vitrariam ad vitra ustoria ſo wohl, als ad micro- et telescopia auf ſolche Weiſe, als ich einsmals mit ihm geſprochen, zu pouſſiren. Denn dadurch wäre pro societate ein Großes zu thun. Mit Herrn Hof-Rath Cuno habe auch ausführlich davon geredet, und glaube, daß tabulis vitreis, wenn ſie noch weich, und nachgeben, per motum, gleichſam torno, in ipso loco calido, die verlangte Form zu geben, und die Höhle darnach mit dienlichen Liquore auszufüllen. Das würde ad urendum Mirakel thun, und treffliche chymiſche Effectüs produciren. Zumalen da man aus etlichen ſolchen Gläſern ein Ganzes machen könnte, und weiter reichen, als durch maſſive Gläſer möglich. Es müßte aber anfangs geheim gehalten werden; wäre gut, darüber zu deliberiren, und daß man kleine Proben zu verſuchen anfange.

3) Das wäre viel, ſorge, er gehe zu geſchwind.

4) Es war nicht ſeine eigene Arbeit. Es iſt Herrn Herzog Anton Ulrichs Durchl. zukommen, ſo ein Liebhaber. Ich ſollte aber wohl hoffen, es wieder von ihm borgen zu können.

Wegen Herrn Acoluthi inventi aegyptiaci habe ich mit Herrn von Spanheim̃ communiciret, als Herr Acoluthus zu Berlin geweſen, und haben wir viel Zweifel gefunden. Ich habe Herrn Acolutho einsmals vorgeſchlagen, er möchte uns vocabula Aegyptiaca, ſo bey den veteribus hin und wieder, ſonderlich bey dem Plutarcho De Iside et Osiride, in der Armeniſchen Sprache zeigen; aber es ſcheinet daran zu fehlen. Herrn Helmonts eigene Gedanken ſind mir ziemlich bekannt, darunter viel Gutes, aber auch viel Wunderliches. Als er ſeine letzt herausgegebenen Gedanken über die vier erſten Capitel Geneſeos vorhatte, war er hier bey uns, ja ich ging ihm mit Büchern und ſonſt an die Hand. Ich habe mit dem Auctore Moſis Germani zu Berlin geſprochen, er ſagte mir, daß er Profeſſor zu Düsburg werden ſollte. Mich deuchte, er hatte ſelbſt viel von den Grillen des Moſis, den er refutiren wollte, und unter ſolchen Grillen gingen etliche etwas weit, ſo war auch eine große ἀυϑάδεια dabey. Sein Zweck war auch, die Cabalam Philosophicam zu reſuſcitiren, aber zu einem rechten Philoſopho gehöret gar viel. Die Leute haben keine distinctos conceptus, ſchleppen ſich mit terminis metaphoricis, als lumine, spiritu und dergleichen.*)

---

*) Leibnitz beantwortet mit dieſer Anmerkung zugleich einen Brief Jablonski's an ihn, aus Berlin den 19. Febr. 1701, wo von der Aufnahme des Acoluthus in die Societät die Rede war, und es unter andern hieß: „Ob das inventum Aegyptiacum ſo richtig ſey, wie des Herrn Acoluthi Brief ſelbiges machen will, werden einige noch in Zweifel ziehen. Das weiß ich wohl, daß es dem Herrn Spanheim nicht anſtehen wollen, auch dieſer Mann, den er anfänglich wegen ſeiner Erudition hochgeſchätzet, hernach wegen ſeiner Conduite ſolcher Eſtime bey ihm verloren. Der Herr von Spanheim hat ſonderlich wahrgenommen, daß er in Literatura Graeca gar wenig erfahren, ſolcher Mangel ihm in ſeinen Inventis im Weg ſtehen würde. Und da er die alte ägyptiſche aus der jetzigen armeniſchen Sprache herausbringen will, erwäget man in Contrarium, daß die coptiſche Sprache, die vor eine wahre Tochter der alten ägyptiſchen durchgehends gehalten wird, mit der armeniſchen keine ſonderliche Gemeinſchaft nicht hat" u. ſ. w.

30.

Jablonski an Leibnitz.

Inſonders hochgeehrteſter Herr, und
hochgeneigter Gönner.

Dieſe wenigen Zeilen dienen, wie meine gehorſamſte Obſervanz meinem hochgeehrteſten Herrn zu bezeugen, ſo abſonderlich dienſtlich zu melden, daß, da ehegeſtern die Gnade hatte, Jhro Majeſtät der Königin zu Lützenburg aufzuwarten, und daſelbſt bey Gelegenheit erwähnte, daß meinen hochgeehrten Herrn nomine socielalis anhero invitirt hätte, Jhro Majeſtät mir allergnädigſt befohlen, meinen Herrn auch in Dero hohem Namen nochmals anhero zu invitiren, und Selbſten zu erſuchen, Dero Ankunft zu beſchleunigen, weil höchſtgedachte Jhro Majeſtät Selbte ſehr wünſcheten. Jch habe den empfangenen allergnädigſten Befehl hiemit gehorſamſt ausrichten, und meines hochgeehrten Herrn hochwerthen Faveur mich beſtens befehlen ſollen, als u. ſ. w.

(Ohne Datum.)

31.

Jablonski an Leibnitz.

— Ein bequemes Quartier um billigen Preis zu beſorgen, werde mir höchſtens angelegen ſeyn laſſen, wenn nur wegen Termini M. H. Herrn Ankunft eine ohngefährliche Gewißheit hätte, weil ſonſt nichts kann accordiret werden. — Da ich verwichene Oſtern die Gnade hatte, zu Lützenburg zu ſeyn, haben Jhro Majeſtät ernſtlich nachgefragt, ob meine Commiſſion, meinen Herrn anhero einzuladen, gebührend abgeleget: und hätten allerhöchſt gedachte Ihro Majeſtät es ſehr gern geſehen, wenn ſie dieſe Zeit über zumal, daß ſie gleichſam incognito leben, und wenig Menſchen um ſich haben, deſſelben agreable Geſellſchaft hätten genießen können.

Das jüngſt allhier gedruckte Tractätlein Herrn Burnets iſt in dem Abſehen überſetzt und divulgiret werden, damit die Gemüther mehr und mehr, auch in dieſer ſpinoſen Materie, welche in der Mark und Sachſen die meiſte Verbittrungen verurſachet, möchten zur Moderation gelenket werden. Gott gebe, daß ein ſolcher Zweck zum wenigſten bey einigen erreichet werde. Sonſten habe unter Gottes Willen mir vorgenommen, bey M. H. Herrn glücklicher Ankunft, und nach gepflogener gründlichen Berathſchlagung, das Negotium Irenicum noch einmal Ihro Königl. Majeſtät und einigen Miniſtris vorzutragen; und wann ſelbige nicht mit dem Ernſt, den der Sachen Beſchaffenheit erfodert, daſſelbe angreifen wollten, es an meinem wenigen Theil gar aufzugeben, und Gott dem Herrn zu befehlen. Meine Reiſe nach Holl- und Engelland wird nun wohl bis zum Herbſt oder nächſten Frühjahr verſchoben bleiben, ſo der Herr will und wir leben, dahero meines hochgeehrten Herrrn Gegenwart allhier ſo viel mehr verlange. Ich habe vier ireniſche Briefe in lateiniſcher Sprache geſehen, davon auch zwei ins franzöſiſche überſetzet ſind, kann aber kein Exemplar davon bekommen. Es ſcheint gleichwohl, daß ſie aus Hannover kommen, wie auch die Verſion der verwittbeten Churfürſtin Durchl. dediciret iſt; wenn durch meines Herrn Gütigkeit ich ſelbige erlangen könnte, würde ſehr verbunden ſeyn, auch, wenn es dienlich gehalten würde, einen Nachdruck dahier beſorgen u. ſ. w. Ich empfehle M. H. Herrn in Gottes gnädige Obhut, und erſterbe

Ew. Hoch-Edeln
meines hochgeſchätzten Gönners
treu-ergebenſter Diener
D. E. Jablonſki.

Berlin den 16. April 1701.

32.

Copey-Schreiben des H. Abts Molani an mich. *)

Hoch-Edler
Inſonders hochgeehrteſter Herr Geheimbter Rath,
ſehr werther Freund.

Mit großer Verwunderung und nicht geringem Leidweſen habe ich die fürſtlich Heſſen-Caſſelſche, hiebey kommende Verordnung geſehen, darin die hohen Feſte der Evangeliſchen, ſo jedoch 1. Januar 1624 im Gebrauch geweſen, gegen alle begreifliche Raiſon zum Theil aufgehoben werden. Mit ſolchem Verfahren dürfte alle Apparenz der vorhabenden Vereinigung dahin fallen. Ich hätte gehoffet, es würden die Heſſiſchen Herren Theologi bey neulicher Anweſenheit zu Berlin beſſer ädificiret worden ſeyn. Solches Contretemps afficiret mich um ſo viel mehr, je mehr ich mich über die von unſern letzten laboribus anſcheinende Hoffnung erfreuet habe.

Mein Herr Geheimbter Rath weiß am beſten, daß drei Gradus ſeyn, ſich einander zu nähern: Tolerantia nempe civilis, Ecclesiastica, et vera Unio. Die erſte haben wir ſchon ipso facto vorlängſt, wenn nur allerſeits die Pacta gehalten werden möchten. Tolerantia Ecclesiastica beſtehet in non-condemnando, und das hat man in Effectu bey uns ebenfalls ſchon, bey den rigidioribus aber wird man ſie ſo ſchlechterdings nicht erhalten, zumalen ſie deren Feſtſtellung als einen Fallſtrick anſehen, dadurch die Evangeliſchen nach und nach deſtruiret werden könnten, und ſich auf die leider allzumerkliche Erfahrung des Vergangenen berufen. Wir aber können uns von gedachten rigidioribus, aus Furcht eines Schismatis unter uns ſelbſt, nicht ſepariren. Der dritte und höchſte Gradus, vera nimirum unio, beſtehet darinnen, daß beide Theile

---

*) Das folgende Koncept wurde von Leibnitz im Namen von Molanus aufgeſetzt, um es an Jablonski zu ſchicken, der davon Gebrauch machen ſollte. (Kapp.)

reciproce eines zu des andern Altar gehen, und ſich der heiligen Sacramente bedienen mögen. Dies wird man nun bey den rigidioribus nicht anders, als durch den Weg, den wir zu gehen angefangen, erlangen können; daher ich mit der größeſten Freude von der Welt vernommen, daß unſer Gegen-Bedenken (extra prolegomena, die nachfolgen ſollen) von Sr. Majeſtät committirten Theologis gut geheißen werden; in den Prolegomenis werden einige durch das Berliniſche Bedenken veranlaſſete, das Haupt-Werk aber gar nicht betreffende Puncte berühret werden müſſen, darüber wir uns aber nullo negotio vergleichen werden.

Da Se. Königl. Majeſtät die Sache ferner wohl beherzigen, und auf Mittel bedacht ſeyn würde, wie daraus, sine strepitu, mit beyderſeits Puiſſancen nachdrücklich communiciret werden könne, ſo wollte an gutem Erfolg nicht zweifeln, zumalen die Umſtände anjetzo ſo beſchaffen, daß man mit Wahrheit ſagen kann: aut nunc, aut nunquam. Wir haben den modum continuandi unter uns längſt, wie Sie wiſſen, verabredet gehabt, und ſehen wir noch vor der Hand kein ander zureichendes Mittel, als welches wir bey hieſiger unſer erſtmaligen Conferenz mit dem Herrn Hofprediger Jablonski vor nöthig gehalten. Inzwiſchen verſtehet ſichs von ſelbſten, daß dergleichen, wie letztens zu Caſſel geſchehen, künftig bloßer Dinge verhütet werden müſſe, wo man ſonſten in der Negotiation fort zu kommen gedenket, zumalen ſich dieſe lites per violentiam nicht terminiren laſſen werden, und ſiehet man jetzo in der Pfalz, was die vorige dureté gegen die Unſere vor Nutzen geſchaffet, und wie ſehr ſich diejenigen betrogen, welche ſich eingebildet, die Union dadurch zu befördern. Bitte, bey vorfallender Gelegenheit den Herrn Hofprediger Jablonski meo nomine obsequentissime et officiosissime zu grüßen. Vale et salve a Tuo

Hannoverae 10. Maji 1701.

Gerardo
Abbate Luccens.

(Dieſes Konzept iſt doppelt vorhanden; aber ſich in Inhalt und Wendungen ziemlich gleich, bis auf das Ende, wo es heißt:)

— „Wollte Gott, daß ehemals, da Ihro Majeſtät unterthänigſt aufzuwarten Gelegenheit gehabt, ſolche Anſtalt ſchon geweſen wäre, und ich alſo ſprechen können; halte mich ganz verſichert, daß ich, durch gründliche und kräftige Vorſtellungen der großen Wichtigkeit und Facilität, Dero großmüthigen Eifer vor das Beſte der Kirchen noch mehr zu einer nachdrücklichen ...... inflammiret haben würde. Hoffe, Herr Hof-Prediger Jablonski werde es noch beſſer, als ich, verrichten können.

Doch wird dabey hochnöthig ſeyn, daß das obvermeldete Verfahren, ſo viel möglich, verhütet werde. Denn wenn man auf ſolche Weiſe, nemlich durch gewaltſame Mittel, die Union zu befördern verhoffet, wird man ſich ſehr betrügen. Und dürfte es an mehr Orten ergehen, wie leider in der Pfalz, da es aus Schloſſers und Debus Erzählungen, die ich im Uebrigen gar nicht billige, faſt erſcheinen will, als ob der ſel. Churfürſt Carl Ludwig, ungeachtet ſeines großen Verſtandes, ſich auch zu duritatibus gegen die Evangeliſchen verleiten laſſen, aus vergeblicher Hoffnung, dadurch die Einigkeit zu befördern. Ich weiß, daß Ihro Majeſtät ganz anders geſinnet, und wird Dero allerhöchſte Autorität, ſonderlich aber die nachdrückliche Fortſetzung der Negociation auf bereits erwähnte Weiſe, einen beſſern Weg zur wahren Einigkeit und vollkommnen guten Vernehmen dargeben, welches Gott geben wolle, dem ich meinen hochgeehrten Herren dienſtlich befehle und verbleibe u. ſ. w.

33.

Der Secretair der Königlichen Societät **Johann Theodor Jablonski**[*]) an **Leibniz**.

Wohlgeborner Herr,
Inſonders hochzuehrender, hochgeneigter Patron.

Ew. Excellenz gratulire in gehorſamſter Ergebenheit, wie zu der zurückgelegten langwierigen Reiſe, alſo zu dem angetretenen neuen Jahr, und wünſche von Herzen, daß dieſelben unter göttlichem Schutz und Seegen, bey beharrlicher Leibesgeſundheit und in aller ſelbſt verlangten Zufriedenheit den gloriöſen Lauf dero hohen Chargen und Verrichtungen zum Beſten und Aufnehmen ſo wohl anderer, als inſonderheit auch der Societät, zu vielen Jahren in vollkommenen Wohlergehen continuiren, mir aber das Glück wiederfahren möge, durch immerwährende wohlgefällige Proben meiner ergebenſten Dienſtbefliſſenheit dero hochgeſchätzte Gewogenheit verdienen und mich derſelben beharrlich verſichern zu können.

Was die Zeit her bey der Societät vorgegangen, wird ohne Zweifel von den andern H. Herrn Membris ausführlicher angezeiget werden. Es hat zwar der Mangel einer bequemen Gelegenheit, ordentliche Zuſammenkünfte zu halten, dergleichen zum öftern anzuſtellen nicht verſtatten wollen, doch ſind ſie in nöthigen Fällen nicht unterlaſſen, und vornemlich die inwendige Diſpoſition des zum Obſervatorio deſtinirten Pavillons eingerichtet; der zweite Eck-Pavillon zur Wohnung vor den Aſtronomum (nachdem der erſte von dem Ober-Cammer-Herrn anders verwendet worden) durch ein Churfürſtl. Decret verſichert, die Redreſſirung einiger Contraventionen wider das Calender-Edict ausgewürket, und die Verfertigung des Siegels angeordnet worden, damit ſobald nach Wiederkunft des Hofes die ſolenne Ouverture der Societät geſchehen könne.

---

[*]) Er war ein Bruder des Hofpredigers. S. über ihn: Gottſcheds Beiträge zur critiſchen Hiſtorie der deutſchen Sprache XIX. (Kapp.)

Unter beygeſchloſſenen Schreiben iſt eines, ſo am vergangenen Montag von dem Herrn Hof-Rath Chuno mir zugeſtellet worden, und bey demſelben eine geraume Zeit auf die Nachricht von Ew. Excellenz glücklicher Heimkunft wird gewartet haben. Ich erwarte ferner Dero beliebigen Befehle und verharre in ſchuldigem Reſpect

Ew. Excellence
gehorſamſt-ergebenſter
Diener
Joh. Theod. Jablonski.

Berlin den 15. Jan. 1701.

34.

Leibnitzens Antwort.

Hannover 31. Jenner 1701.

Hoch-Edler ꝛc.
Inſonders hochgeehrter Herr.

Meines hochgeehrter Herrn Secretarii werthes habe zu recht erhalten. Bedanke mich dienſtlich wegen des guten Wunſches, reciprocire ſelbigen von Herzen, und wünſche, daß mein hochgeehrter Herr Königlicher Majeſtät dero Societät der Scienzen und dem Publico in völligem Vergnügen und erwünſchter Geſundheit lange Zeit nützliche Dienſte leiſten möge.

Ich habe Herrn Hofrath Cuno ausführlich geſchrieben gehabt von einem und andern, ſo unſere Societät angehet, wundere mich, daß wider Gewohnheit noch keine Antwort erhalten. Will ja nicht hoffen, daß der Brief verloren gangen; ſo vermuthe auch nicht, daß er abweſend.

Ich habe ohnmasgeblich vorgeſchlagen, daß, ſofern man es gut ſinden möchte, wenn das sigillum Societatis fertig, an einige intendirende Membra, ſo, daß es ihnen lieb, zu verſtehen geben, diplomata receptionis geſchickt werden möchten. Als nemlich, an Herrn D. Schmidt, Abt zu Marienthal und Profeſſor Theologiä zu Helmſtädt, an Herrn Probſt Müller zu Magdeburg, an Herrn D. Gerard Meyer, berühmten Theologum und Pastorem bene meritum zu Bremen, welcher viel ſchönes unter Händen hat pro illustrandis antiquitatibus linguae Germanicae, an Herrn Joh. Bernouilli, Professorem Matheseos zu Gröningen. Ich hätte bald vergeſſen Herrn D. Fabricium, berühmten Theologum und Facultatis Seniorem zu Helmſtädt, der vermuthlich an Herrn Abt Calixti Statt Abt zu Königsluthern werden wird. Herr Acoluthus zu Breßlau giebt ſich auch an, ſeinen Brief ſchicke an den Herrn Hofprediger.

Ich bilde mir ein, Herr Junius wird ſeiner Ephemeridum Specimen Societati dedicirt haben.

Damit man ſehen möchte, wie es die Academia Regia Pariſina halte, habe ich deren diploma receptionis vor mich in Copia an Herrn Hofrath Cunoen geſchickt gehabt, ja ich will hoffen, das Calender-Weſen werde wohl von ſtatten gehen, und verlange zu erfahren, ob es proportionirliche Hoffnung eines guten Ertrags gebe.

Bitte um Verzeihung, daß ich ſo confus und übel ſchreibe, bin ſehr diſtrahiret und hoffe, mein hochgeehrter Herr werde mehr auf die Realia, als Form ſehen.

Bitte, Herrn Kirchen meinetwegen ohnbeſchwert zu grüßen. Wenn er einmahls etwas Zeit, ſo verlange ſeine Reflexiones über einige Communicata, wie weit ſie mit ſeinen Observationibus und Calculis zutreffen. Communicire, was mir Herr Römer pro Observatorio geſchrieben, erwarte es wieder zurück ſamt unſerer Herren Gedanken. Herrn Hof-Rath Rabeuern habe von einem wichtigen Invento geſchrieben, davon ein Specimen Ihro Majeſtät nach der Rückkunft vermuthlich angenehm ſeyn würde. Die Beſchreibung werde förderlichſt zufertigen.

Herr Ober-Syndicus von Maſtricht hat mir von einem Künſtler zu Duysburg geſprochen, der Schlangen-Sprützen um einen billigen Preis machet. Man könnte ſich per tertium erkundigen. Es wäre auch wegen Brers *) zu vigiliren.

35.

Johann Theodor Jablonski an Leibnitz.

(Mit Anmerkungen von Leibnitz.)

Berlin 15. Mertz 1701.

Wohlgeborner Herr,
inſonders hochzuehrender, hochgeneigter Patron.

Demnach Sr. Königl. Majeſtät hohe Gegenwart nun eheſter Tage vermuthet wird, indem dieſelben nächſtkommenden Freitag zu Oranienburg erwartet werden, ſo iſt bey der Societät vorkommen, wie dieſelbe nunmehr formirt und ſolenniter niedergeſetzt werden möge. Zu dem Ende bey jüngſter Zuſammenkunft die verſchiedene Deſignationes derer Perſonen, ſo darin aufzunehmen wären, hergenommen, und daraus die in beygehendem Aufſatz benannte zur Wahl vorgetragen worden, womit es nun auf Ew. Excell. hochgeneigten Beifall und endlichen Schluß beruhet 1). Dieweil auch noch unbekannt, ob einige darunter ſolche Wahl wohl aufnehmen möchten, ſo iſt die Meynung dahin gegangen, daß dieſelben, von welchen dergleichen Zweifel ſchwebet, dießfalls zuvor ſondirt werden möchten; wie aber und durch wen ſolches geſchehen ſolle, wird Ew. Excell. hochbeliebige Meynung erwartet.

---

*) Brer oder Breer, ſo hieß ein Mechanicus.

Und wenn ferner für nöthig angeſehen worden, aus der General-Inſtruction diejenigen Artikel, ſo nicht die innere Verfaſſung der Societät, ſondern derſelben Zweck und vorgegebene Arbeit ingemein betreffen, alſo allen membris zu Beobachtung ihrer Schuldigkeit zu wiſſen nöthig ſind, auszuziehen, und abdrucken zu laſſen, damit ſie denen recipiendis zur Nachricht mitgetheilt werden können, ſo wird auch ſolches zu Ew. Excellenz hochgeneigtem Mitbelieben geſtellet 2). ——

Jablonski.

In die Societät der Wiſſenſchaften als Membra aufgenommen zu werden, ſind im Concilio den 11. Mertz zur Wahl vorgetragen worden:

Einheimiſche.

D. Albinus.
D. Krug.
D. Therman.
D. Jägwitz.
Herr von Beſſer.
Hr. Hofpr. Sturm.
Hr. Naudé.
Hr. Chauvin.
Hr. Baum. Grüneberg.
Hr. Schlüter.
Hr. Bott.
Hr. Ober-Ingen. Beer.
Hr. von Seidel.
Hr. Beger.
Hr. la Croze.
Hr. Sterke.
Hr. Beſſe.
Hr. Coſander.

Auswärtige.

Hr. D. Schmidt zu Helmſtedt.
Hr. D. Fabricius daſelbſt.
Beide Herren Bernoulli.
Hr. Probſt Müller zu Magdeburg.
D. Meyer, Paſtor zu Bremen.
M. Vignole.
Hr. Prof. Bläſing zu Königsb.
Hr. Prof. Grüneberg zu Frankfurt.
Hr. Eimmarth.
Hr. Wurtzelbauer.
Hr. D. Bekmann zu Frankfurt.
Hr. Hofpr. Mellen zu Königsberg.

Anmerkungen von Leibnitz.

1) Den Einheimiſchen auctoritate Regis zu bedeuten: haben jus assistendi conventibus ordinariis, keine andere Obligation, als daß ſie ad scopum, ſo viel ſie ohne Bedenken können, an Hand gehen, Auswärtigen, zu Zeiten Correspondenz.

2) Die Membra nicht weiter zu verbinden, als daß ſie bey Gelegenheit, was ihnen Dienliches vorkommt, proprium vel alienum, ſo ohne Bedenken, der Societät communiciren, welches entweder diplomati receptionis einzuverleiben, oder beſſer beyzufügen. —

Zu den Einheimiſchen etwa zu fügen: Der Herr Fiscal Müller, ein Franzos, ſo beym Herrn von Schwerin, ſo mir ihn ſelbſt recommandirt; der Obriſte von der Artilleri, Ginherr, Director des Gießhauſes, Director der Glashütten, si tanti, des Cronprinzen Informator, der Mons. de Margas.

Auswärtige. Herr D. Hofman zu Hall. Ob Niemand zu Düßburg, und ſonſt im Cleviſchen. Es ſind zwei Westhofii Brüder, einer hält ſich auf, glaube zu Hamm, und dortherum, ſo hier Leib-Medicus geweſen, unterſuchet mit Fleiß die Teutſche Sprache. Der andere Bruder iſt, glaub ich, zu Emmerich oder dortherum, und ein Mathematicus, im Waſſerbau exerciret. — Der junge D. Spener zu Gießen (si petit). Monſ. Oudin zu Leyden. Herr Neumann und Herr Acoluthus zu Breslau. Herr Hartmann, der de succino geſchrieben, Herr Buſſing und Herr Fabricius zu Hamburg. Herr Schamberger zu Leipzig. Herr Junius. Herr D. Reiher zu Kiel. Herr Schelhammer ibid. Herr Pechlin, Leib-Medicus, Le Mort zu Leiden, Barckhauſen, Chymicus.

36.

Leibniz an J. Th. Jablonski.

Hannover 18. Merz 1701.

Wohledler ꝛc.
inſonders hochgeehrter Herr.

Meinem hochgeehrten Herren Secretario ſchicke hiebey den Entwurf des Diplomatis receptionis, wie von Selbigen erhalten, mit einigen geringen Aenderungen, deren Rationes mit wenigen angedeutet, und vestro communi judicio ſubmittire. Füge dabey Nahmen und Umſtände derer, ſo etwa zu recipiren ſeyn möchten.

Verlange zu wiſſen, wer etwa jetzo bereits zu den Zuſammenkünften gezogen werden.

Die Calender haben freylich mehr Varietät nöthig *), und muß man ſuchen, ſie auf allerhand Weiſe angenehm zu machen, und zu conſideriren als die Bibliothek des gemeinen Mannes. Es wäre zu dem Ende gut, daß man eine gute Quantität alter Calender anſehe, und conſulire. Item Simplicissimi (sic dicti) *ewigen Calender*.

Es wäre auch gut, weil die Veränderung die Feſte verrücket, daß man denen Bauern zum Beſten anzeige und ſpecificire, wo nur die ihnen bekannten Tage hingefallen. Ich ſchicke hier einen Hof-Calender von *Wien*. In den unſrigen könnte man die *Crönungs-Acta* bringen.

Es könnte auch ein Calender gemacht werden, darin alle Königliche vornehmſte Bedienten nach den Collegiis, und allerhand Landſachen, ſo den Unterthanen zu wiſſen dienlich. Item ein allgemeiner *Poſt-Calender* vor die Reiſenden in allen Königlichen Landen, ſamt einer geographiſchen Charte, ſo die Poſt=Routen andeute, und daraus zu erſehen, welche Zeit die Poſt an den fürnehmſten Ort durchpaſſire.

---

*) J. Th. Jablonski hatte nemlich vom 5. März 1701 geſchrieben: „Der Calender-Abgang befindet ſich ſo ſchlecht, daß faſt der vierte Theil des Druckes liegen bleibt“ u. ſ. w.

Alſo ein Gerichts=Calender, darin die Termini und andere dienliche Nachrichtungen, die Tribunalia betreffende.

So könnte auch wohl ein Policey=Calender gemacht werden, darin allerhand Verordnung zu Nachricht vor männiglich angedeutet. Alſo Münz=und Wechſel=Rechnungen, reductio nach dem Leipzigiſchen Fuß, Zins=Rechnungen.

Es könnte auch ein Andachts=Calender ſeyn, darin alle Wochen, und bey den ſonderbaren Tagen kurze, doch nachdenkliche Andachten an Hand gegeben.

Andere mathematiſche, phyſicaliſche, öconomiſche und hiſtoriſche Sachen, Veränderungen durch Geburt, Abſterben, Verheyrathug groſſer Herrn, Wappen und dergleichen zu geſchweigen. Ich habe einsmahls zu Berlin erinnert, daß man von Regensſpurg aus, auch aus den Mercuriis und relationibus leicht die Veränderungen haben, und zu Ende des Jahres in einem Reichs=Calender, aller fürſtlicher und im Reich Stimm habender Familien, Gräflicher Perſonen und Reſidenzen, oder doch wenigſtens die Veränderung anführen könnte.

Allein zu dieſen Dingen werden mehr Perſonen und andere Anſtalt erfodert, als wir jetzo haben. Doch kann man ein und anders bereits vornehmen, viel auch aus alten Calendern brauchen. Theil appendices können apart verkauft werden, und gehen ſie nicht alle ab, dienen ſie künftiges Jahr wiederum. Einige Sachen, ſo beſtändig bleiben, kann man in Kupfer ſtechen, die Ephemerides figuralae wären nicht zu vergeſſen. Ich habe unterſchiedene Vorſchläge gelaſſen, ſo Herr Hofrath Cuno communiciren wird. Bitte, daraus dienliche Agenda pro memoria zu ziehen. Ich habe im Vorigen geſchrieben wegen der Sprützen zu Düßburg, bitte, daß man ſich deshalben wegen der Societät erkundige. —

37 a.

Formular

des von Jablonſki aufgeſetzten und von der Societät gut geheißenen, von Leibnitz aber in einigen Stücken veränderten Diploma receptionis. Nebſt deſſen Urtheil von einigen vorgeſchlagenen Mitgliedern.

Wir Praeses und Concilium der Königl. Preuß. und Churfürſtl. Brandenburgiſchen Societät der Wiſſenſchaften thun kund hiemit, daß in Kraft der uns allergnädigſt verliehenen Vollmacht und Inſtruction, Wir N. N. um ſeiner uns gerühmten (und durch öffentliche Proben vorhin kundbaren) [1] vortrefflichen Gaben, Verſtandes, Gelehrſamkeit, vornehmlich aber um der beſondern in denen mathematiſchen,

(Alſo auch mediciniſchen, chymiſchen und der Natur verborgener Eigenſchaften,

Item zu gründlicher Erkenntniß und Verbeſſerung der Teutſchen Geſchichte und Sprache gehörigen)

Wiſſenſchaften erlangten, ungemeinen Erfahrung willen, und bezeugter Begierde, dieſelben zu mehrerer Vollkommenheit zu bringen, darinnen Er hoffentlich beſtändig weiter fortzufahren nicht ermangeln wird, zum Mitglied hochbeſagter Societät erwählet und aufgenommen; thun auch ſolches hiemit dergeſtalt, daß Er als ein Glied derſelben deren ihm diesfalls obliegenden Functionen ſowohl, als zuſtehenden Ehren, Würden und Vorrechte von nun an fähig und theilhaftig ſeyn ſolle und möge; allermeiſten er derſelben, Kraft dieſes, fähig und theilhaftig gemacht wird, wie ſolches in unſrer Verſammlung am..... beſchloſſen und den Actis Consilii einverleibet worden.

---

[1] Dieſe Clauſul könnte eingerücket werden bey denen, ſo durch Schriften ſich bekannt gemacht. (Anm. von Leibnitz.)

Urkundlich unter dem verordneten (gewöhnlichen) Societäts-Inſiegel gegeben zu Berlin in Unſer ordentlichen Verſammlung d....

Subscr. Secretarii

(L. S.)

---

37 b.

Leibnitz an J. Th. Jablonski.

Ich habe die Freyheit genommen, einige Kleinigkeiten ohnmaßgeblich zu ändern, ſo dem hochlöblichen Concilio ſubmittire. Habe anſtatt Hochbeſagter Societät beſſer gehalten, ſchlecht zu ſetzen: Unſer Societät. Damit ſonderlich Auswärtige ſich nicht etwa formaliſiren, als wenn man ihnen Lectiones gebe, beſtändig zu continuiren, und einige Onera oder Functiones aufbürden wolle: habe ich die Exhortationem zur Beſtändigkeit lieber indirecte inſinuiren, als deutlich vorbringen, auch bey den Functionen und Rechten fähig und theilhaft zugleich ſetzen wollen, um dem Verſtande eine gewiſſe latidudinem zu laſſen:

Formular von Leibnitz entworfen.

Wir Praeses und Concilium der Königl. Preußiſchen und Churf. Brandenb. Societät der Wiſſenſchaften urkunden hiermit, daß in Kraft der uns allergnädigſt verliehenen Vollmacht und Inſtruction, wir N. N. wegen ſeiner uns angerühmten ohngemeinen Gaben, Verſtandes, und (durch öffentliche Proben vorhin kundbaren) Gelehrſamkeit, vornehmlich aber ſonderbarer Erkänntniß der Mathematik und Kunſt-Werke, (mutatis mutandis et salva amplificatione) der Eigenſchaften und Geheimniſſe der Natur, der Hiſtorie, und zur Zierde gereichenden Studien, und darunter ſonderlich der Teutſchen Geſchichte und Sprach-Verfaſſung, auch wegen bezeigter, verhoffentlich beſtändigen Begierde, dieſelben zu mehrer Vollkommenheit zu bringen, zum Mitglied unſer Societät erwählet und aufgenommen. Thun auch ſolches hiemit dergeſtalt, daß er als ein Glied derſelbigen, der dießfals zukommenden Functionen ſowohl, als Ehren, Würden und Vorrechte, von nun an fähig und theilhaftig ſeyn ſolle und möge. Wie ſolches in unſerer Verſammlung beſchloſſen, und den actis Concilii einverleibet worden. Urkundlich unter dem gewöhnlichen Societäts-Inſiegel gegeben zu Berlin.

Subscr. Secretarii.

(L. S.)

Vorgeſchlagene Membra.

1) Der Herr C. A., glaube Chriſtian Albert von Greiffenkrantz, Geheimter Rath. Der Herr von Greiffenkrantz iſt Holſtein-Gottorpiſcher Abgeſandter zu Wien und Regensburg, hernach Oſt-Friſiſcher Geheimter Rath und Droſt geweſen, wohnet jetzo auf ſeinen Gütern. Hat ſeines gleichen wenig in Hiſtoria und Genealogia. Der Herr Imhof zu Nürnberg und der Autor der Hiſtoriſchen Remarken zu Hamburg nehmen oft Zuflucht zu ihm, wie es denn jener auch ſehr rühmet. Wäre alſo vornehmlich ſeiner, bey Reiſen und wichtigen Verrichtungen erlangten großen Erfahrenheit, und Nachricht der Hiſtorien Teutſch- und anderer Europäiſchen Lande, der hohen Häuſer und anderer vornehmen Geſchlechter zu gedenken.

2) Herr Probſt Müller, der iſt genugſam bekannt.

3) Herr D. Joh. Fabricius, Primarius Professor Theologiae zu Helmſtädt. Er iſt deſignirter Abbas zu Königslutter an des ſel. Calixti Statt, wäre alſo die Ausfertigung des Diplomatis an ihn und ſeinen Herrn Collegen, Herrn Abt Schmidt, zu verſpahren, bis Herr Fabricius titulum abbatis annimmt. Er hat wohl gereiſet, iſt lange teutſcher Prediger in Venedig geweſen, hat eine eruditionem elegantem in Hiſtoria und Sprachen.

4) Herr D. Joh. Andr. Schmidt, Abt zu Marienthal, Prof. Theol. zu Helmſtädt, der iſt bekannt.

5) Herr D. Gerhard Meyer, berühmter Theologus reformirter Religion und wohlverdienter Paſtor in Bremen. Ich kann jetzo die Kirche nicht nennen. Er iſt in eruditione elegante wohl erfahren, hat ſolche eine Zeitlang her zu Illuſtrirung der teutſchen Sprache, Alterthümer glücklich appliciret. Wird bald ein Specimen Glossarii Etymologici Saxonici herausgeben.

6) M. des Vignoles. Pasteur de l'Eglise françoise à Brandenbourg. Iſt ein großer Hiſtoricus und ſonſt gelehrter Mann.

7) Herr D. Friedrich Hoffmann zu Halle. Iſt ein berühmter Medicus und Chymicus, wird gnugſam bekannt ſeyn. Iſt ſonderlich wegen ſchöner chymiſcher Erfindungen zu loben.

8) Herr Johann Bernoulli, Profeſſor Matheſeos zu Gröningen; allda auch zu erwähnen, daß er ſchöne Erfindungen herfürbracht.

Man könnte vielleicht alle die Diplomata receptionis auf einen Tag datiren. Verlange zu wiſſen, wer ſonſt etwa in Vorſchlag, außer Herrn Acoluthum. Denn man ſonderlich vor andern auf die Innländiſche Capital zu machen billig haben ſollte. Herr D. Becmann zu Frankfurt an der Oder, Herr Chauvin, Herr la Croze und andere wackere Leute in Berlin, kommen billig in Conſideration. Sonderlich iſt nöthig, einige der Herren Franzoſen dazu zu nehmen, damit ſie nicht meynen, man negligire ſie gar, unter andern auch Mons. Muller, ſo ſich bey dem Herrn von Schwerin aufhält.

Wie wollen ſie es mit den Herren Leib-Medicis halten, item mit Architectis und Ingenieurs, in specie dem Herrn Obriſten der Artillerie? Ich ſollte vermeynen, Herr Eimart zu Nürnberg und Herr Wurzelbauer ſollten auch billig mit der Zeit dazugezogen werden.

Ich hätte bald den Herrn **Römer**, Königl. Majeſt. zu Dännemark Hof-Rath und ſehr berühmten Mathematicum vergeſſen, deſſen Titel man doch erſt recht haben müßte. Herr Neumann zu Breslau (ſo gute Theologico-Politiſche Vorſchläge gethan, wie Observationes auf Art der engliſchen bils of mortality zu machen, ꝛc.) ſollte uns auch wohl anſtehen.

39.

J. Th. Jablonski an Leibnitz.

—— Aus Preußen iſt mit Aufrechnung der Calender-Gelder etwas Gold, weil der Factor die dortige Münze nicht beſſer umzuſetzen gewußt, eingekommen. Wenn nun Ew. Excellenz es alſo gefällig, ſo wollte davon bis 300 Thaler zuſammen machen, und Dero Diſpoſition darüber erwarten. Was aus den andern Orten einkommt, iſt wenig, und muß gleich wieder zu dem neuen Calender-Verlag angewendet werden.

Berlin den 5. April 1701.

„Habe geantwortet, daß, weil noch nicht weiß, wie bald nach Berlin werde kommen können, ich annoch anſtehe, ob das vor mich parate Geld auf meine Ankunft warten, oder deswegen vor mich diſponirt werden ſolle."

(Leibnitz)

40.

J. Th. Jablonski an Leibnitz.

Als auf die von Ew. Excellenz vormals gegebene Anleitung, und zu einiger Nachfolge des Wieneriſchen Hof-Calenders, ein gewiſſer Vorſchlag eines **Königl. Preußiſchen Staats-**

Calenders vorkommen, ſo habe den davon gemachten Entwurf zuſamt des Herrn Hofrath Chuno dabey gefügten Anmerkungen, weil die übrigen Herren nichts erinnern mögen, Ew. Excellenz zu dero beliebigen Approbation oder Verbeſſerung hiemit gehorſamſt einſenden wollen, damit folglich, und wenn von Ew. Excellenz der Vorſchlag beliebet und völlig eingerichtet worden, bey Hofe davon Ouvertüre geſchehen, und die Meinung ſondirt werden möge, wonach ſodann allenfalls die Ausarbeitung vorgenommen werden könnte, und ich verbleibe u. ſ. w.

Jablonski.

Berlin den 6. Aug. 1701.

41.

Leibnitz an J. Th. Jablonski.

Hannover 12. Auguſt 1701.

—— Was die Stelle, allda der Societät der Scienzen zu gedenken, betrifft, ſollte ich faſt meines hochgeehrten Herrn Meynung ſeyn, daß ſie mit der Academie der Künſte beym Hofſtaat nächſt der Bibliothek und Kunſt-Kammer kommen könne. Es wäre dann, daß man mit dem Herrn Hofrath Chuno vor dienlich halten ſollte, (wozu ich auch nicht ungeneigt) einen eigenen Titel nach dem Kirchen-Weſen zu machen. Die Verfaſſung zu Aufnahme der Künſte und Wiſſenſchaften, allda hin zu rechnen nicht nur Societas scientiarum und Academia pictorum ſamt den architectis, medailleurs, ſondern auch die Anſtalten zu Commercien, Manufacturen, Schiffahrten, Bergwerken und dergleichen. Ja weil dieſer Titel ſowohl bey Hof, als in den Provinzen ſtatt hat, ſo ſtünde dahin, ob in gedachten Provincien die Univerſitäten nicht ſelbſt dahin zu ziehen, es wäre dann, daß man ſie mit einigen zu den Kirchen-Weſen referiren wollte. Auf allen Fall, wenn die Univerſitäten bey dem Kirchen-Weſen bleiben, und unſere Societät mit der Academie und dergleichen zum Hofſtaat gerechnet werden ſollte, ſo könnte doch die Verfaſſung, behuf der Commercien, Schiffahrten, Manufacturen, Bergwerke, Agſtein-Werk und dergleichen, ihren eigenen Titel bey den Regierungs-Sachen insbeſondere haben. Beym Hofſtaat aber könnten nach der Societät und Academie geſetzet werden allerhand bey Hof beſoldete, mit unſern Objectis verwandte Perſonen, als Architecti, Medailleurs, Kupferſtecher, Hofbuchdrucker, der Intendant der Ornamenten, ſo das Verniſſe auf Chineſiſch macht u. ſ. w. Noch vor der Bibliothek könnten kommen die Herrn Leib- und Hof-Medici, ſamt Hof-Apotheker, Hof-Chirurgo. Bey dem Regierungs-Staat insgemein könnte gefüget werden: das geheime Juſtiz-Weſen, ſo die Jura principis angehet, alda die Lehen und Grenz-Sachen hinzuziehen, man wollte es dann (ſo auch vielleicht das beſte) als einen appendicem des Geheimten Raths tractiren u. ſ. w. An einigen Orten iſt ein eigen Collegium der Kloſter-Sachen, pfleget doch auch vom Geheimen Rath zu dependiren. Bey dem Kriegs-Staat möchten folgende Rubriquen ſeyn: 1. Generalität. 2. Völker, nehmlich Regimenter und Frey-Compagnien zu Roß und Fuß, auch Dragoner, darunter zuförderſt Maison du Roy. 3. Veſtungen mit Commendanten und Garniſonen. 4. Artillerie mit Zeug- und Gießhäuſern. 5. Proviant-Weſen mit Magazinen. 6. Kriegs-Juſtiz.

Beym Hof-Staat nach den Oberämtern, Hofprediger, Leib-Medici, General-Poſtamt, Bibliothek und Societas scientiarum, Hof-Buchdrucker, Academie der Künſtler mit den Architectis, Künſtlern, Gärtnern und andern.

Der Geheimte Rath mit dem geheimten Juſtiz-Weſen, wohin Lehen und Grenz-Sachen zu ziehen, Geheimter Kriegs-

Rath und General-Commiſſariat, Hof-Kammer mit denen Commercien und Schiffahrts-Sachen.

Beym Regierungs-Staat jeder Provinz wären die Land-Räthe und Landſchafts-Bediente zu fügen:

42.

Leibnitz an den Hofprediger Jablonski.

Hannover 26. Jenner 1702.

Hochwürdiger, Hochzuehrender Herr.

Nachdem ich allhier Gott Lob glücklich ankommen, habe ich meine ſchuldigſte Dankſagung abzuſtatten nicht ermangeln ſollen. Es iſt der von mir recommendirte Brief nach Hameln an eine bekannte Perſon daſelbſt gerichtet worden, von dannen man Antwort wegen der Beſtellung haben wird. Herrn Abt Fabricio habe ich auch das Seinige zugeſchickt, hoffe bald Nachricht von der glücklichen Zurückkunſt Dero Herrn Bruders zu erhalten, und daß ſelbiger alsdann der Societät Angelegenheiten ferner beſtens befördern werde. Inzwiſchen wird hoffentlich alles zu Herrn Lubeniezki zulängliche Information und Abſchickung angeordnet werden. Von andern die Societät betreffenden Dingen ſchreibe an Herrn Hofrath Chuno. Ich überlege inzwiſchen reiflich, was dienen wird, dem bewußten Theologo gründliche Vergnügung zu geben. Zu welchem Ende ich die ſchärfeſten Scripta Wittenbergensium et similium zu Hülfe nehme, und weil ich nach unſern einmal gefaſſeten und verglichenen Principiis ihre Schwürigkeiten aus dem Grund zu heben vermeyne, mache ich mir ſo viel beſſere Hoffnung. Nachdem nun Königl. Majeſtät dasjenige, was Herr von Fuchs nächſt meinem Herrn Hof-Prediger von mir verlanget, ſehr gerne zu ſehen ſich ſelbſt gegen mich allergnädigſt erkläret, ſo zweifele ich um ſo viel weniger an gutem Succeß. Ob vorher nacher Berlin werde füglich kommen können, iſt eine Sache, die noch nicht zu determiniren ſtehet. Inzwiſchen nachdem ich bey mir erwogen, daß der Herr Geheimte Rath von Ilgen auch zu der Sache, wie wohl nicht in dieſem particulari gezogen werden, und mit meinem Herrn communiciret gehabt, auch ſich bey allerhand Gelegenheiten ſonſt gegen mich gar ſehr obligeant erwieſen, ſo ſtehe faſt in den Gedanken, es dürfte ſelbiger übel nehmen, wenn ihm von dem Vorhaben gar nicht Part geben würde, ſo könnte er auch ſonſt nicht wenig darzu beytragen. Sollte alſo faſt dafür halten, es würde gut ſeyn, daß mein hochgeehrter Herr Hof-Prediger ihm von dem an mich gethanen Geſinnen informirte, mit dem Anhang, daß ich nicht ohngeneigt mich dazu erkläret; doch in dergleichen nicht allerdings frey verfahren könnte, ſondern eine fügliche Gelegenheit erwarten müßte. So gebe auch meinem hochgeehrten Herrn für ſich zu bedenken, weil gleichwohl ſehr groſſe Mühe und Koſten von mir in dieſer Sache bereits angewendet worden, davon er nach Gelegenheit informiret werden könnte, und noch angewendet werden müſſen, ob nicht nöthig ſeyn würde, zu meiner mehrere Befriedigung und Verſicherung und Encouragement von wegen Königl. Majeſtät auf ein beſtändiges Vermögen, auf daß es anderswo kein Bedenken haben möge, zu gedenken, ſo mir zwar titulo Praesidii Societatis zuzulegen, dabey aber dergleichen Bemühungen mit begriffen, daß man ſich ſowohl in Irenicis, als andern mit den Scientiis verwandten Dingen, als Bergwerks-Sachen und dergleichen in Mathematica et Physica, ingleichen in einigen, in politicam oeconomicam laufenden Dingen, meines Raths bedienen könnte. Historiae et Juris publici zu geſchweigen. Welche meine Gedanken ihm, dem Herrn Geheimten Rath von Ilgen, vor ſich im Vertrauen eröffnen, und ſein Judicium darüber zu vernehmen, und dafern es einſtimmig, ihn erſuchet haben wolle, zu Dienſt Ihro Majeſtät und des Publici ſie allmählich zu incaminiren. Mein hochgeehrteſter Herr wird bald vermerken, wie er ſich darauf erkläret, ob er uns von ſich weiſet, oder ſich wohl erbietet, und auf Particularia heraus läſſet. Wollte er einſtimmig ſeyn, und des Königs Gemüth unter der Hand präpariren, würde, wenn die Sache durch den Herrn von Fuchs, der vermuthlich nicht ohngeneigt, auf meines Herrn Anregen hernach etwa weiter in motum bracht werden, es beſſer von ſtatten gehen. Es würde aber verhoffentlich das Determinandum ſowohl zulänglich, als honorificum ſeyn, und mit dem, ſo von der Societät geſchicht, nicht zu vermiſchen ſtehen.

Ich würde dieſes alles gegen meinen hochgeehrteſten Herrn, der es beſſer zu menagiren wiſſen wird, zu melden mich gar nicht unterſtehen, wenn es nicht mehr ſeine eigene, als meine Gedanken wären, und ich nur allein hiemit an die Hand geben wollen, daß durch den Herrn von Ilgen guten theils zu erfahren, wie weit darauf zu gehen, welches dienen kann, in allen meine Meſuren beſſer zu nehmen. Sollte mein hochgeehrter Herr eine Nachricht auf dieſe Specialia geben, ſo bitte, um mehrerer Sicherheit, den Brief an mich an Herrn Nicolas Förſtern, Buchhändlern allhier, einzuſchließen, mit Erſuchen, daß er ihn an mich befördern wolle. Es wäre aber bey dem Inſchluß zweyerley ohnmaßgeblich in Acht zu nehmen, erſtlich, daß man von außen durch die Enveloppe die Ueberſchrift an mich nicht leſen könnte, vors andere, daß das Siegel meines Briefes an das Siegel des auswendigen Briefes nicht anpacke, wie zum öftern geſchicht, wenn eins gerade über das andere kömmt. Die andern Briefe, darin keine nachdrückliche Particularia halten, und weder der Reiſe noch des übrigen deutlich gedacht, können more solito unter der Enveloppe an Herrn Abt Schmidt nach Helmſtädt mit der fahrenden Poſt über Magdeburg gerichtet werden.

Es kam einsmahls unter uns für, ob nicht dienlich, daß mein hochgeehrteſter Herr an Herrn D. Mayern, General-Superintendenten des Schwediſchen Pommerlandes ſchriebe; ich ſollte ſes noch davor halten, kann nicht ſchaden, und doch dienen ihn zu ſondiren, und bey gutem Willen in etwas zu erhalten.

43.

Leibnitz an den Hofprediger Jablonski.

Hannover 4. July. 1703.

Hochwürdiger ꝛc.
insonders hochgeehrter Herr.

Nachdem ich Gott Lob glücklich und geſund angelanget, und mich ein wenig eingerichtet, habe meinem hochgeehrten Herrn Hofprediger zu ſchreiben nicht ermangeln laſſen wollen. Mit Herzog Anton Ulrichs Durchl. habe von dem Negotio Irenico zu Wolfenbüttel zu ſprechen die Gnade gehabt. Und iſt Seine Durchl. ſehr geneigt, darin beförderlich zu ſeyn, können es auch wegen an vielen Orten habender Influenz nützlich thun. Den Herrn Abt Molanum allhier habe auch mit der Nachricht von dem Collegio Irenico stabilito ſehr erfreuet, und hoffet er nunmehr, daß etwas Nützliches werde geſchehen können, zumahl wenn man die an ſich ſo indifferenten Adiaphora vor der Hand unberühret läſſet, und dafür das Haupt-Werk angreifet, welches in ſolchen Controverſiis beſtehet, ſo die Gemeinen am wenigſten verwirren können und, wenn ſie recht genommen, summam praxeos Christianae unverletzt laſſen. Er wird mit den beyden Herrn Theologis zu Helmſtädt, Fabricio und Schmidio, ſo bereits in dieſer Sache gebrauchet werden, ferner alles dienliche und thuliche beyzutragen nicht ermangeln, wenn man bey dem ergriffenen und allerſeits beliebten Wege verbleibet, auch alles gebührend menagiret.

Wie ich dann hoffe, daß auch anderswo, und in Sachſen ſelbſt etwas gutes dermahleins zu thun ſeyn werde.

Die Sachen der Societät betreffend, beziehe mich auf daſjenige, ſo an meines hochgeehrten Herrn Hof-Predigers Herrn Bruder ſchreibe, auch ſowohl bey voriger Poſt, als jetzo an den Herrn Hof-Rath Chuno geſchrieben, und verbleibe im übrigen u. ſ. w.

44.

Leibnitz an Jablonski.

(Ohne Datum.)

—— In Irenicis würde nöthig ſeyn, einsmahls an Ihre Majeſtät zu gehen, und zu repräſentiren, wie hoch zu wünſchen, daß das wohl angefangene Werk, darin vielleicht niemals ſo weit gangen werden, mit Nachdruck fortgeſetzet werde. Welches nicht anders vor der Hand geſchehen kann, als wenn der Sache gründlich berichtete Perſonen mündlich, doch in geheim, mit den vornehmſten Theologis beyder Theile communiciren, und dieſelben präpariren, und nach gegebener Satisfaction deren ſchriftliche Erklärung erhalten, doch anfangs sub silentii fide, bis alles beſſer vorbereitet; und hielte der Herr Abt dafür, daß ſolches niemand wohl anders, als meinem hochgeehrten Herrn und mir anjetzo aufzutragen. Kommt demnach alles hierauf an, wozu ja keine übergroße Dinge erfordert werden. Wie weit durch den Herrn Grafen von Dona, Herrn von Fuchs und ſonſt die Sache zu befördern, wird mein hochgeehrteſter Herr am beſten urtheilen. Weil die Sache, ſo viel mich betrifft, nicht ohne allerhand Bedenklichkeit, ſo würde nöthig ſeyn, mich durch ein zulängliches Fixum (außer der Cassa Societatis) in ſolchen Stand zu ſetzen, daß ich der Sache mit völligem Nachdruck inſiſtiren, und beſſer abwarten könne. —

45.

Der Hofprediger Jablonski an Leibniz.

HochEdelgebohrner Herr,
mein inſonders hochgeehrter Herr und ſehr
werthgeſchätzter Gönner.

Ich bin von Herzen erfreuet ſowohl über meines hochgeehrten Herrn glücklicher Heimkunſt, als über deſſelben geſegneten Verrichtungen in Negotio Irenico. Daß des Herrn Herzogs Ulrichs Durchl. annoch ſowohl intentioniret verharren, iſt eine beſondere Gnade des Höchſten, und hoffe ich, höchſtgedachte Se. Durchl. werden in Dero heiligen Intention ſo viel mehr geſtärket werden, wenn Se. Königliche Majeſtät in Preußen mit Selbter hierüber in Correſpondenz ſich einlaſſen werden, welches wohl eheſtens geſchehen wird, wenn nur daß ſtabilirte Collegium noch etwa vorher ein wenig wird fortgeſchritten ſeyn: allermaßen, Sr. Königl. Majeſtät Abſehen dahin gehet, daß gleichwie Sie Dero Theologos utriusque partis engagiren wollen, mit andern in- und ausländiſchen Theologis über dem Friedens-Werk zu correſpondiren, alſo auch Sie ſelbſt mit denen benachbarten hohen Potentien dergleichen thun wollen. Mit denen Wittenbergiſchen Herren Theologis habe ich bishero per tertias personas gehandelt, und weil ſelbige raiſonnable und von der alten Bitterkeit entfernet ſehe, werde mich wohl mit ihnen unmittelbar einlaſſen, welches auch der Herr Biſchof *) gut findet. Eben derſelbige aber dringet ſonderlich darauf, daß mein hochgeehrteſter Herr die Reiſe nach Dresden noch einmal thue, um den vormals gelegten Grund mehrers zu befeſtigen, und auch darauf zu bauen. Sobald derſelbe von ſeiner jetzigen Neu-Märkiſch- und Pommerſchen Reiſe zurück-

---

*) Urſinus.

kommt, wird er mit Seiner Königl. Majeſtät davon umſtändlich ſprechen. Er wird auch ſodann an des Herrn Abtes Hochwürden ſchreiben, und das Königliche Commiſſoriale, betreffend gegenwärtiges Collegium Irenicum communiciren. *) An die Adiaphora denkt man hieſiges Ortes nicht. Sollten die Herren Politici zu Regensburg unter ſich etwas vernehmen, ſo ſehe auch nicht, warum man es eben hindern ſollte: wie wohl billig zweifle, ob bey gegenwärtigem Zuſtand des Reichs-Tages man dorten auf dergleichen werde denken wollen oder können. Sonſt bleiben Se. Königl. Majeſtät allergnädigſt intentioniret, eine Liturgiam ad Anglicanae exemplar expressam in dero Capelle, und folgends in alle Dero reformirte Kirchen zu introduciren.

Bey Wiederkunft des Herrn Biſchofs wird ſowohl von deſſen Verrichtung bey der theologiſchen Facultät in Frankfurt und in Pommern, als auch fernerm Fortgang der Irenicorum allhie etwas merklich zu hören ſeyn, davon dienliche Nachricht zu geben nicht ermangeln werde.

Inzwiſchen ſende hiebey ein Paar Exemplaria von Herrn Strimeſii inquisitione in Arminianismum, davon M. H. Herr bereits einige Stücke geſehen, und darin verſchiedenes,

---

*) Leibniz hatte ſchon den 14. Juni an Fabricius geſchrieben: Quum primum Hanoveram divino beneficio salvus redii, ab incomparabili Theologo Abbate Molano nostro accepi praeclaram commentationem Tuam de controversiis, quae Evangelicis Reformatisque intercedunt. Magna cum voluptate nec minore cum fructu legi et opportune inprimis accidisse puto, ut absolveres hanc doctrinam, quum maxime ejus usus erit. Scito enim ab augusto Prussorum Rege tandem institutum esse collegium Irenicum, in quo consilia Pacis sacrae agitarentur, Praeside Ursino Episcopo, Assessoribus a Reformata parte Jablonskio et Strimesio, a nostro Luthio et Winklero, Theologis omnibus; sed et constitutum esse, ut cum domino Abbate Loccensi teque etiam et celeberrimo Domino Abbate Schmidio subinde consilia communicentur, quo in re fortasse mea quoque aliquando opera interveniant, cum sim ἐν τῷ ἔξω. Ita vides renovatum iri pristina consilia.

als zum Friedens-Werk dienlich, hochgeneigt approbiret hat. Dem Herrn Autori würde ſonderlich lieb (auch wohl dem Publico nicht undienlich) ſeyn, wenn durch meines hochgeehrteſten Herrn Vermittelung dieſe Annotationes Strimesianae in Actis Lipsiensibus Latinis und Hannoveranis Germanicis *) zu dem End und auf ſolche Weiſe recenſiret würden, damit der nähere Consensus Evangelicorum zu förderſt in doctrinis de praedestinatione, gratia, libero arbitrio, perseverantia etc. etwas mehr unter Augen leuchte und bekannter werde. Daher eines von dieſen Exemplaren nachher Leipzig könnte geſandt werden. Auf dieſen Punkt bitte ich, nach meines hochgeehrteſten Herrn guter Gelegenheit, um Antwort. Zum Voraus kann dabey verſichern, daß die geſamte theologiſche Facultät zu Frankfurt (dabey ſonſt zwei Doctores, ſo man vor Particulariſten gehalten) die Theses Strimesianas (quatenus irenicae, und den Reformirten Univerſalismum weiter erklären und beſtätigen) öffentlich approbiren werden, davon bey des Herrn Biſchofs Wiederkunft umſtändlich. 2) Dabey ſende Copiam eines Briefes von dem Prälaten Herrn Oſiandro aus Tübingen, welcher zu unſerm Zweck ſo wohl lautet, als etwas lauten kann, indem er ad unionem nur ſo viel von uns fordert, als wir bereits gegeben. Dieſe Orten wird man beſagtes Schreiben noch zur Zeit menagiren, hoffe, Ihres Ort werde man dergleichen zu thun gut finden. —

Berlin den 9. Aug. 1703.

---

*) Jenes: die Acta Eruditorum, dieſes der: Monatliche Auszug aus allerhand etc. Büchern; Hannover bey Nicolaus Förſtern, 1700 — 1702.

46.

Leibnitz an Jablonski.

Hannover den 8. Septbr. 1703.

Seither ich meines Herrn Hof-Predigers Schreiben erhalten, habe ich die Gnade gehabt, mit Herrn Herzog Anton Ulrichs Durchl. zu Braunſchweig und Salzdahlen zu ſprechen, und bin verſichert, daß ſelbige geneigt ſeyn, Königl. Majeſtät gloriöſe und gottſelige Abſehen möglichſt zu ſecundiren. Wie ich dann einsmahls ein Schreiben von höchſtgedachter Ihro Durchl. längſt erhalten, als dero aus Berlin ich von des Königs Abſehen part gegeben, darin ſie mir aufgetragen, ihren Eifer zu bezeigen, woraus denn auch Ihrer Majeſtät durch des Herrn Grafen von Wartenbergs Excell. referiret werden. Was der Herr Prälat Oſiander geſchrieben, iſt mir ſehr lieb, und ſehr vernünftig, und kann zu ſeiner Zeit nützlich zu ſtatten kommen. Die Publication des an ſich ſelbſt ſchlechten Arcani Regii hat böſen Effect gethan.*) Man ſagt, daß auch Herrn Probſt Lütke votum, in Collegio Irenico abgeleget, in Druck kommen, welches nicht gern ſehe. Will gleichwohl hoffen, er werde beybehalten worden ſeyn. Ob ihm nun Herr Rittner adjungiret werden, oder wie es ſonſt ſtehe, werde verhoffentlich einsmahls durch M. H. Herrn Gütigkeit Nachricht erlangen. Wegen Herrn Winklers wird künftig mehr Eincumſpection nöthig ſeyn. Die Introductio Liturgiae Anglicanae in den Reformirten Kirchen unter Königl. Majeſtät Gebieth wird großen Nutzen haben. Unſere Teutſche Reformirte Kirche allhie wird vermuthlich folgen. Ich werde Annotationes Herrn Strimeſii mit dem Buchhändler von hier an Herrn Mencken nach Leipzig ſchicken, und deren Recenſion recommendiren. Die Hannöveriſchen Recenſiones ceſſiren, weil deren Autor befördert worden. Bitte, meine Dankſagung bey dieſem vornehmen Theologo abzuſtatten. Es dürfte nicht unthunlich ſeyn, daß von mir künftiges Jahr, wills Gott, die begehrte Reiſe nach Sachſen vorgenommen, und alsdann auf dasjenige, ſo der Herr Biſchof erwähnet, reflectiret würde. —

---

*) „Nachtheiliger für die Sache war aber der ſonſt ſtürmiſche Unions-Eifer Winklers, welcher dem Könige einen Unionsplan überreichte, worin er darſtellte, daß ein Landesherr der oberſte Biſchof oder Pabſt eines Landes ſey und deshalb durchgreifen müſſe u. ſ. w. Dieſe Schrift kam, man weiß nicht wie, in fremde Hände, und erſchien zum Schrecken des Hofes und aller weiſen Unionsfreunde in Frankfurt unter dem Titel Arcanum regium, das iſt ein königliches Geheimniß für einen regierenden Landesherrn u. ſ. w.“ (Hering a. a. O.) Siehe Beylage V. zu dieſem Briefwechſel.

47.

Jablonski an Leibnitz.

Wenn ich zuvörderſt wegen bisherigen langen Stillſchweigens (ohne ſelbiges zu entſchuldigen) um Verzeihung dienſtlich gebeten habe, vermelde gehorſamſt:

1) In Irenicis, daß zeithero nichts gethan worden, als nur, daß man Anſtalten aufs künftige gemacht, bis inzwiſchen die durch das Arcanum Regium und Herrn Lütkens Gedanken in Wallung geſetzte Gemüther in etwas zur Ruhe kommen möchten. Der Autor Arcani wird jetzt eine Apologie in Form einer Erklärung herausgeben, wodurch, dafern er ſich nicht gänzlich wird rechtfertigen können, er doch ſeine Schuld in etwas extenuiren wird. Selbige wird in Magdeburg gedruckt, und wird mein hochgeehrter Herr gar bald ſelbige haben können. Wegen Herrn Lütkens hat es viel Deliberirens gegeben, wie man die denen Collocutoribus afficirete Blame tilgen möchte, ohne ſonderliche Bewe-

gung zu machen u. ſ. w. Endlich hat man es bewenden laſſen, daß ein Anonymus in einer gewiſſen Abhandlung einiger Fragen vom Kirchenfrieden, derer Collocutorum redliches Verfahren gezeiget, und ihre Famam gerettet hat: ein mehrers zu thun hat man nicht dienlich gefunden, und weniger konnte auch nicht wohl geſchehen. Ich werde mit nächſter Poſt etliche Exemplaria davon meinem hochgeehrten Herrn zu ſenden mir die Ehre geben. *) Sonſt iſt die Sache dahin gerichtet, daß auf künftiges Vorjahr der Convent reaſſumiret werden ſoll, dabey von Evangeliſch-Lutheriſcher Seiten acht Collocutores ſeyn ſollen, zwey aus dieſer Stadt (welche Se. Königliche Majeſtät von denen Miniſteriis wollen wählen laſſen), und ſechs aus den Provincien, welche ſchon denominiret, und guten Theils Graduati ſind, ſo viel man ihrer haben können, nemlich ein Jeniſcher Doctor (Herr Götze zu Halberſtadt), ein Roſtockiſcher (Herr Hoffmann zu Cüſtrin), ein Hälliſcher (Herr Meurer zu Stendal). Man wollte auch gern von Magdeburg einen unverdächtigen und anſehnlichen Theologum haben, für welchen einer unter den acht Plätzen wohl vaciret; ich bin aber daſelbſt ſo bekannt nicht, daß einen in Vorſchlag zu bringen wüßte: wann mein hochgeehrter Herr es zu thun beliebte, würde ſolches dem Herrn Biſchof ſehr angenehm ſeyn, Herr Lütkens und Herr Winkler werden künftig ausbleiben. Von Reformirter Seite werden außer dem Biſchof nicht über drey, oder aufs höchſte vier dabey ſeyn.

Daß man an den Hannöveriſchen Hof, betreffend dieſes Geſchäft, noch zur Zeit etwas ſollte gelangen laſſen, beliebe mein hochgeehrter Herr nicht zu glauben. Denn außerdem, daß bekannt, in was für Aſpecten beyde Höfe vorjetzt mit

---

*) Dies geſchah, wie der nächſte Brief vom 8. December zeigt: „Hiebey kommt die jüngſt gemeldete Abhandlung, denen noch die Exemplaria vor die drei Herrn Professores Theologiae in Helmſtädt beygeleget habe,“ u. ſ. w.

einander ſtehen, ſo kann verſichern, daß Se. Königl. Majeſtät an keinen auswärtigen Hof (Evangeliſchen oder Reformirten) davon etwas werde kommen laſſen, bis ſie vorher geſehen, wie in den nächſten zwei oder drei Conventen die Sachen ſich in dero Landen anlaſſen werden. Es hat aber der Herr Biſchof ſchon längſt an des Herrn Abtes Hochwürden dieſes Geſchäftes wegen Eröffnung thun wollen. Doch weil er die Lütkenſiſche Imputation nothwendig hätte diluiren müſſen, und aber ſonſt niemand ſolches im Druck thun wollen, hat er compendii gratia darauf gewartet, und da ſolch Scriptum nun verfertiget, fehlt es gedachtem Herrn Biſchof an dem eigentlichen Titel des Herrn Abtes, welchen er hier nirgend in rechter Form erlangen können, und dahero mich erſuchet hat, daß ich ſolchen ihm verſchaffen möchte, wie ich denn hierum meinen hochgeehrten Herrn beſtens gebeten haben will.

2) Mit der Societät bleibt es dabey, daß das Obſervatorium nunmehro inwendig ausgebauet wird. Wegen der **Maulbeer-Bäume** wird mein Bruder Meldung thun. Ich gedenke nur dieſes, daß unter den vertriebenen Orangern verſchiedene Familien befindlich, welche von der Seiden-Cultur dorten gelebet. Dieſe würden zu dem vorhabenden Werk ſehr dienlich ſeyn. Ich verharre u. ſ. w.

D. E. Jablonſki.

Berlin den 1. Dec. 1703.

48.

Leibnitz an Jablonski.

Hannover den 14. Decemb. 1703.

Hochwürdiger ꝛc.
Inſonders hochgeehrter Herr.

Deſſen zwo werthe Schreiben ſamt denen dem letzten beygefügten 4 Exemplarien der **Abhandlung einiger Ireniſchen Fragen** habe zu recht erhalten. Bedanke mich wegen des Exemplars, ſo mir zugedacht, und will die übrigen wohl nach Helmſtädt beſtellen.

Ich kann aber nicht umhin, ſondern erachte mich ſchuldig, nachdem ich ehemahlen zu dem Werk gezogen worden, und vielleicht die erſte Gelegenheit dazu geben, auch ohnedem an deſſen guten Fortgang großen Theil nehme, einige dießfalls habende Gedanken wohlmeynend und aufrichtig zu überſchreiben.

Die Schrift iſt gelehrt und wohlgeſetzet: es wäre aber zu wünſchen geweſen, daß man gleich Anfangs in keinen Streit verfallen. Welches unterblieben ſeyn würde, wenn man bey dem erſt beliebten Wege verharren, und mit denen, ſo zuerſt Hand anlegen helfen, und zum Theil damals an der Stelle geweſen, als die Aenderung vorgangen, jedesmal vertrauliche Communication pflegen können. Allein große Herren ſind nicht allemal völlig berichtet, und man will oder kann nicht wohl allemahl ihnen die Erheblichkeiten beyzubringen ſich unternehmen, daraus entſtehen dann allerhand übele Folgen, ſo nicht ſofort hernach wieder zu recht zu bringen, und wird alſo an der Thür-Schwelle angeſtoßen. Herrn Wincklers Arcanum Regium hätte pro argumento demonstrativo gehalten werden können, daß wie geſchickt er auch zu andern Dingen ſeyn mag, er doch zu der angeſtellten Verſammlung nicht bequem-

Herr Probſt Lüttke wäre wohl gar bequem geweſen, und habe ich zur Gnüge verſpühret, daß, wenn er wegen ſeines anſehnlichen laboris praejudiciorum Consistorialium mit wohlverdienter Gnade angeſehen worden wäre, er ſich auch in der Friedens-Sache würde williger haben finden laſſen. Allein nachdem das gefehlet, und man ihm, wie ich aus dieſer Abhandlung der Fragen ſehe, keinen andern Troſt gegeben, als daß Königl. Majeſtät ihn von der Arbeit dispenſirten, da doch die Dispenſation zu ſpät, wenn die Arbeit größten Theils gethan, ſo wundert mich gar nicht, daß er darüber unwillig worden, und ſich nicht gern mit einer neuen und zwar ſo wichtigen Arbeit beladen wollen. Herr D. Mayer hat einmahl wohl recht aus Hamburg an den Herrn von Fuchs geſchrieben, daß man zwar oft die Irenica verlange, aber ſelten thue was dazu gehört.

Ich kann es aber inzwiſchen nicht billigen, wenn Herr Probſt Lüttke ſich beſchweret, als ob ihm ſeine Poſtulata abgeſchlagen worden, da man ſich zu deren Erfüllung erbothen, auch wenn er ſelbſt ſchuld iſt, daß ſeine Gedanken gegen bekannte Königliche Intention zum Druck kommen, ſonderlich aber wenn er, wie die Abhandlung ſagt, es gerne geſehen und eine Freude darüber blicken laſſen. Wiewohl ich ihm ſolches nicht öffentlich vorgerücket, noch eine unziemliche Hint-Anſetzung des ſchuldigen Gehorſams gegen den König mit ausdrücklichen Worten aufgebürdet haben würde, weil es nichts anders, als Weiterung verurſachen kann, und ſtreitig.

Herrn Winckler's zu Magdeburg Erläuterungen in Druck wird wohl wenig fruchten, und nur zu neuen Widerlegungen Anlaß geben, es ſey dann, daß es eine deutliche Retractation ſey, und dünket mich, daß die böſe Würkung ſeines Arcani nicht beſſer, als durch Stillſchweigen und Vergeſſen auszutilgen.

Das Verhaben der vielen Colloquenten aus Königl. Majeſtät Landen ſcheinet auch bedenklich. Aufſehen und aemulationes wird es zwar wohl erwecken, der Nutz iſt aber nicht wohl abzuſehen, wenn der Königliche Zweck nicht iſt, mit den Evangeliſchen in dero Landen einige Aenderung abſonderlich zu treffen. Dann wenn es nur auf Bedenken und Rath dieſer einheimiſchen Theologorum ankommt, ſo kann man ſolchen leicht privatim erfahren. Allein wie das Negotium wohl zu führen, und ſowohl zu Haus, als mit den Auswärtigen zu handeln, zu deſſen Berathſchlagung (welche billig geheim ſeyn ſollen) ſind wenig Perſonen an der Stelle ſchon genug und bequemer als viele.

Ich ſehe aus der Abhandlung, daß Herr D. Strimeſius ein Reformates Project aufſetzen wollen, ſo denen Evangeliſchen Miniſteriis zu Berlin, Cöln, Magdeburg ꝛc. communiciret werden ſollen. Iſt das nun, wie es ſcheint, beym Convent dieſe Meynung geweſen, und noch, ſo wird damit (wie nicht weniger mit den Collocutoribus) alles was ehemals von dem künftigen Verfahren (wie M. H. Herr Hofprediger beſtens bewußt) verabredet gehabt, auf einmahl aufgehoben, mithin, wie es ſcheinet, von der unter der Hand nöthigen Präparation zu einer öffentlichen Handlung geſchritten; welcher Weg nun der beſte, wird die Erfahrung lehren. Ehemahlen hat man dafür zu halten geſchienen, daß es beſſer mit langſamen, aber ſichern Schritten fortgehe.

Inzwiſchen iſt mir gleichwohl ſonderlich lieb, daß in der Abhandlung gedachte Königl. Majeſtät Meynung ſey, nicht einerley Sacra externa aufzudringen, ſondern den Grund der Meynung (Einigkeit?) in consensu fidei fundamentali zu ſuchen, und daß man auch mit exteris Theologis von der Sache Handlung pflegen wolle.

Wer zu Magdeburg etwa ſeyn möchte, der zum Collocutore bequem, iſt mir nicht bekannt. Herr Abt Fabricius wird es vielleicht beſſer wiſſen, als der ſich in der Nähe befindet.

Mit des Herrn Biſchof Hochwürden wird die Correspondence des Herrn Abts Hochwürden zweifels ohne ſehr lieb ſeyn, wie nicht weniger die Communication des erwähnten Werks.

49.

Jablonſki an Leibniz.

Hoch-Edelgeborner Herr,
Mein hochgeneigter Herr Geheimbter Rath
und hochgeſchätzter Gönner.

Deſſelben geehrtes jüngſtes habe wohl erhalten, auch den Inhalt reiflich erwogen, wiewohl die meiſten Gedanken ſelbſt von Behändigung dero geehrten Schreibens gehabt. Ich weiß wohl, daß von dem ehemaligen Plan abgeſchritten worden, denn die Zeiten haben ſich geändert, und ſind andere Perſonen auf das Theatrum getreten; ſo kann ich auch meinem hochgeehrten Herrn redlich verſichern, daß von dem neuen Commissoriali, und alſo Anlegung des Collegii Irenici ich durchaus nichts gewußt, bis ſelbiges mir inſinuiret worden. Ja wenn ich nach menſchlichen Affecten reden ſollte, hätte auch etwa Urſach, mit ein und andern, ſo vorgangen, übel zufrieden zu ſeyn. Ich habe aber die Sachen genommen, wie ich ſie funden, und ſuche nun, Gott dem Herrn zu Ehren, das Beſte daraus zu machen. Vornehmlich aber, ſo viel praesens rei faciens zuläßt, alles auf das vorige Modell wieder zu bringen, worzu die hiermit angefangene Correspondence zwiſchen dem Herrn Abte und unſerm Herrn Biſchof gar ſehr dienen kann. Dieſer Herr Biſchof hatte etwa eine gar gelegene Stunde noch vor Einlaufung dero jüngſten (welches ihm communiciret, auch noch bey ihm iſt, dahero nicht ſtückweis drauf antworten kann) gefunden, und darin das Schreiben an des Herrn Abts Hochwürden ausgefertiget: ehe die Poſt abgieng, langete meines hochgeehrten Herrn Schreiben an, und darinnen der Titul an den Herrn Abt. Ich communicirte ſolchen und ſandte den Brief zurück, ob er etwas daran ändern wollte. Er aber ſandte ſelbigen nach etlichen Stunden unverändert nebſt beyliegendem Billete mir wieder zu.

Schließlich bitte nur, dieſer Gelegenheit ſich hochgeneigt zu bedienen, und durch den Herrn Abt dasjenige dem Herrn Biſchof beizubringen, was der Sache förderlich ſeyn kann. Ich verharre in ſchuldigem Reſpect und Ergebenheit u. ſ. w.

D. E. Jablonski.

Berlin den 24. Dec. 1703.

50.

Der Biſchof Urſinus an den Abt Molanus.

Hochwürdiger Herr Abt, hochgeneigter
Herr Kirchen-Director.

Sie haben ohne Zweifels bereits unterſchiedliche Nachricht, welchergeſtalt Se. Königl. Majeſtät von Preußen, mein allergnädigſter Herr, dero recht Chriſtliche und Königliche Intention noch immer beybehalten, den längſt gewünſchten Kirchen-Frieden zwiſchen den Proteſtirenden, wenigſt in dero Landen, durch vernünftige und dem Chriſtenthume wohl anſtändige liebreiche Mittel und Wege zu befördern. Sie haben zu dem Ende im Anfang dieſes Jahres, theils mündlich, theils ſchriftlich, allergnädigſt mir aufgetragen, einen Convent mit einigen Theologis von beiderſeits Kirchen anzuſtellen. Nachdem auch kurz vor Pfingſten der Anfang damit gemacht, hat der hieſige Conſiſtorial-Rath und Inſpector des Cöllniſchen Diſtricts, Herr Lüttkens, viel difficultiret, gedachtem Convent beyzuwohnen, auch da des Herrn Ober-Cammer-Herrn Reichs-Grafen von Wartenberg Hochgräfl. Excellenz und Gnaden ihm durch ein huldreiches Hand-Schreiben zu friedliebenden Gedanken bringen wollen, in ſeiner Antwort darauf ein weitläuftiges Bedenken beygeleget, welches hernach mehr als einmal in öffentlichen Druck kommen, wiewohl er ſelbſt münd- und ſchriftlich conteſtiret, daß ſolcher Druck wider ſeinen Willen geſchehen; indem er zwar ſein Scriptum einigen guten Freunden zu leſen gegeben, aber keinem mit der Freyheit, es abzuſchreiben. Als nun dieſes Bedenken gleich mit dem ſogenannten, zweifelsohne bekannten Arcano regio public gemacht worden, auch hie und wieder mancherlei Deutungen darüber entſtanden, ſo daß endlich einer über das vorgemeldte Herrn Lütkens Bedenken ſeine Gedanken, und ein anderer bey ſeiner Abhandlung (die hiemit überſenden wollen) ſeine Poſtulate erwogen, herausgegeben, und folglich Sr. Königl. Majeſtät von Andern beygebracht, daß mehr gedachter Herr Lütkens dem Friedens-Werk in der That nicht ſo geneiget, wie er ſich anfangs gegen Se. Königl. Majeſtät und dero Herrn Ober-Cammerherrn Hochgräfl. Excellenz zu ſeyn bezeiget: haben ſie allergnädigſt mir befohlen, ihm zu hinterbringen, daß, weil er ſich einen scrupulum conscientiae mache, dem zum Kirchen-Frieden angeordneten Convent beyzuwohnen, ſo ſollte er auch davon diſpenſiret ſeyn, und verſehen ſich Se. Königl. Majeſtät, daß er wenigſt dem Werke ſelbſt nicht hinderlich ſeyn würde. Zu Ew. Hochw. aber haben Se. Königl. Majeſtät ein ſolch allergnädigſt Vertrauen mir bezeiget, daß ich dadurch nachdrücklich angefriſchet werde, bey dero dieſe demüthigſte Bitte abzulegen, weiter nicht anſtehen laſſen mögen. Nehmlich, daß Ew. Hochw. nach dem großen Talent und beſonderer Autorität, ſo Gott Ihnen in ſeiner Kirche verliehen, geruhen wollen, dero Gedanken auf den höchſt heilſamen Kirchen-Frieden der Proteſtirenden ferner zu richten, und dieſelbigen nach dero guten Gelegenheit und Zeit hieher zu communiciren, und an mich unbeſchwert zu adreſſiren.

Ew. Hochwürden werden ſelbſt hochvernünftig und chriſtlich erkennen, daß dero Mühe und Sorge hierinnen unfehlbar zur Ehre Gottes, zum Beſten ſeiner Kirchen, und zum allgemeinen Aufnehmen beiderſeits Evangeliſchen gereichen und unter

Gottes Segen nicht vergeblich ſeyn werde. Wie ich ſolches von Herzen wünſche u. ſ. w.

Ew. Hochw.

ganz gehorſamſter treu-ergebenſter
Diener
B. Urſinus.

Berlin den 18. Dec. 1703.

51.

Leibniz an Jablonski.

Hannover . . . Januar 1704.

Hochwürdiger ꝛc.
Inſonders hochgeehrter Herr.

Weilen ich auf des Herrn Abts von Lockum Antwort gewartet, ſo verrichte meinen Neujahrs-Wunſch zwar etwas ſpät, doch von Herzen, daß Gott Sie dieſes und viele folgende Jahre in vollkommener Geſundheit und ſelbſt verlangten Wohlergehen, zum Beſten ſeiner Kirche und Ausführung des wohlangefangenen Friedens-Werks, erhalten wolle. Die ausführliche Antwort an den Herrn Biſchof kommt hiebey, welche verhoffentlich nicht übel anſtehen wird. Inmaßen der Herr Abt gewißlich herzliches Verlangen trägt, daß sub auspiciis Seiner Majeſtät zu **Preußen** in dieſem groſſen Werk etwas Fruchtbarliches ausgerichtet werden möge, anbey aber ſehr beſorget iſt, es möchte, wenn die Conſilia des Arcani Regii, und der ſogenannte spiritus Pietisticus zu viel Gehör finden ſollten, bey dieſen höchſtgefährlichen Zeiten, da Gott für ſey, ein neuer Riß entſtehen, wogegen ich ihn aber verſichert, daß mein hochgeehrteſter Herr ja um das, ſo paſſiret, Wiſſenſchaft habe, und mich ganz eines andern berichte, und des Herrn Biſchofs Hochwürden, wenigſtens als ich vor ein paar Jahren mit ihm zu ſprechen die Ehre gehabt, ſich gar anders, und alſo von der Sache expliciret, wie man es verlangen mögen, auch nicht hoffen will, daß er ſich geändert haben werde. Wiewohl ein Wort in ſeinem Briefe an den Herrn Abt enthalten, ſo dieſem Beſorgniß machet: nehmlich, da geſagt wird, daß Se. Majeſtät „wenigſtens in dero Landen einen Kirchen-Frieden ſtiften wollten,“ welches, da es auf eine Conformität in Sentimenten, oder auch aufgelegten Ceremonien, gegen die übrigen Evangeliſchen Kirchen gehen ſollte, freylich Weiterung nach ſich ziehen könnte. Ich bin aber der Hoffnung, daß der Herr Biſchof ſelbſt dergleichen nicht rathen werde, zumahlen durch andere Wege weit beſſer, ja, wie ich gänzlich dafür halte, auch bald genug, wenn man nur recht dazu thäte, zum Zweck zu gelangen. Es hat ſonſt der Herr Abt, ohngeacht ichs depreciret, meiner, und daß die ehemalige Schrift und anders von ihm mit mir concertiret, in ſeinem Schreiben gedenken wollen. Weiln Anfangs auf Ordre Ihres Hofes, dazu ich Gelegenheit geben gehabt, die Sache durch den Herrn von Spannheim, als er das letzte mahl hierdurch nach Frankreich paſſiret, in einer Audienz bey Churfürſtl. Durchl. anbrachte, und darauf mir aufgegeben worden, mit dem Herrn Abt und dann mit einigen Herrn Helmstadiensibus Theologis aus der Sache zu communiciren. Daher er, der Herr Abt, dem damahligen Concert mit mir annoch nachgehet.

Wegen des Titels an den Herrn Abt, ſo kann ihm Excellenz und Hochwürden, ob er ſie gleich nicht erfordert, gar wohl gegeben werden, indem er in ſolchem gradu dignitatis ſtehet, als ob er ein Geheimbter Rath wäre.

Es iſt mir ſonſt lieb, daß mein hochgeehrteſter Herr Hof-Prediger in ſeinem letzten gedenket, die Sache könne noch ziemlich nach dem vorigen abgeredeten Plan, darauf der Herr Abt ſich auch beziehet, gelenket werden. Und bin ich faſt der Meynung, daß es der einige Weg, da ohne Anſtoß fortzukommen Hoffnung. Nehmlich, daß man ſich zuförderſt in geheim der vornehmſten Theologorum bey einigen der conſiderabelſten Puiſſancen verſichere: ſo würde hernach Knall und Fall eins ſeyn, und ehe die Uebelgeſinnten dagegen zu machiniren und die Gemüther einzunehmen Zeit und Gelegenheit hätten, ein Concert gemacht werden können. Dahingegen, wenn man viel Conventus anſtellet, da, was geſchicht, nothwendig eclatiren muß, werden andere dadurch in Beſorgniß geſetzet und vor den Kopf geſtoßen, und ſind hernach nicht leicht wieder zu recht zu bringen. Wie ich dann beſorge, daß was mit dem Arcano regio und ſonſt vergangen, und nunmehr public und publiciret worden, bereits hin und wieder einen nachtheiligen Effect haben möchte, der aber hoffentlich noch zu redreſſiren, wenn es nicht weiter gehet. Und daß mein hochgeehrter Herr in ſeinem vorhergehenden Briefe gedacht, man dürfte erſt ſehen wollen, wie in den nächſten zwei oder drey Conventen die Sache in ihrem Lande ablaufe; dieſes iſt meines Ermeſſens dem vorgenommenen Zweck ſchnurſtracks zuwider, an ſich ſelbſt bedenklich, und auch ohne Noth oder Nutzen. Denn man ohnedem ohne Convent wohl wiſſen kann, was diejenigen, die man dazu berufen will, ſentimentiren, und wenn ſie in allen ſo fort auch öffentlich ſagen ſollten, es anderswo von vielen gar leicht als eine Sache angeſehen werden dürfte, da menſchliche Abſehen zu viel gewaltet, und als ob Aula corruptis pastoribus die Evangeliſchen Gemeinden bedrängen wollte, welches doch vom Königlichen Abſehen ſo weit entfernet, auch in ihrem Geheimbten Rath man der Meynung geweſen, als der Herr von Spanheim auf die von mir gegebene Gelegenheit den Vortrag gethan, daß, um dergleichen Beſorgniß und Suiten zu vermeyden (zumahl da die Pietiſtiſche Diviſion dazu kommt) von den Evangeliſchen Exteris anzufangen, da es hernach mit den Inländiſchen nicht die geringſte Schwürigkeit haben könnte. Wie alles aus des Herrn von Spanheim ausführlichen Briefe an mich zu erſehen. Wäre aber wohl zu wünſchen, daß mit weitern Conventibus annoch in Ruhe geſtanden werden könnte.

Daß es mit Herrn Probſt Lüttken zu der öffentlichen Contradiction kommen, iſt mir leid; denn wenn er, wie es gewiß und leicht geſchehen können, gewonnen worden, ſo würde es von großem Peſo geweſen ſeyn. Und ob er ſchon Schwürigkeit gemacht, ſo würde hernach ſeyn Beyfall deſto mehr bey jedermann gewürket, und allen Schein einer allzugroßen Complacenz aufgehoben haben. Es hat aber die via conventus allen dieſen Eclat vor der Zeit verurſachet. Daß Sie bey auswärtigen Höfen etwas anbringen laſſen ſollen, rathe ich ſelbſt noch zur Zeit ganz nicht. Bey den Braunſchweigiſchen Höfen iſt es ſchon verlängſt zu einer beſſern Zeit incaminiret worden. Anderswo, ſonderlich in Sachſen, ſind die fürnehmſten Theologi erſt zu haben, und da in Schweden, Dännemark und Würtenberg dergleichen zu hoffen, ſo kann es nicht allzugroße Schwürigkeit haben.

Der Schwediſche General-Kirchen-Inſpector in Teutſchland, Herr D. Mayer, der Herr Probſt Oſiander, und andere haben ſich bereits auf eine Weiſe erkläret, die gute Hoffnung machet. Und wenn man gleich alsbald, da das Concert mit uns gemacht worden, zu deſſen Execution geſchritten, ſo würde man ſchon weit kommen ſeyn. Man hat aber bald angeſtanden, bald die Sache liegen laſſen, bald variiret, da dann kein Wunder, wenn zu nichts zu gelangen. Etliche Leute von großer Erfahrung ſind allzu ungläubiſch, und meynen, es werde immer gehen, wie vor Alters, andere, novi in rebus, wollen gleich mit dem Kopf durch, wie der Autor des Arcani regii. Wenn man aber einen richtigen Mittel-Weg erwählet, darüber ſich niemand beſchwehren kann, und dem mit Beſtand und Eifer nachgehet, ſo iſt nächſt Gottes Segen an gutem und baldigem Fortgang nicht zu zweifeln. Ich beziehe mich im übrigen auf des Herrn Abts Schreiben, und bitte bey des Herrn Biſchofs Hochwürden mich zu recommendiren, und verbleibe ꝛc.

P. S.

Beſorge, die große Verhinderung bey Ihnen kommt vom ménage: qui vult finem, debet velle media. Doch kann es eben ſo viel nicht machen. Weil es kaum auf einige Medaille und Reiſe-Koſten und ſolche Bagatellen ankommt. Auch ich habe nicht einmahl erfahren können, was wegen der Coppenickiſchen Maulbeerbäume erfolget. Herrn D. Gröning, Pommeriſcher ICtus, ſo zugleich in Matheſi verſiret, hat an mich geſchrieben um Recommendation bey Ihrem Hof und Notiz, verlanget in die Societät. Ich habe ihm gerathen, mit Herrn Hofrath Cuneau ſich bekannt zu machen, welches dieſem mit dienſtlichen Gruß von mir zu melden bitte. Mir ſchreibt man, Herr Sturm von Altdorf ſey zu Halle geſtorben. Wenn dem alſo, riethe ich zu dem ältern Bernoulli zu Baſel; denn der jüngere zu Gröningen iſt nicht ohne allzuſchwere Conditiones zu haben. Wenn das thulich wäre, ſo wäre gut, daß ich wüßte, was man Herrn Sturmio daſelbſt vor Conditiones gemacht gehabt.

52.

Der Abt Molanus an den Biſchof Urſinus *)

Hochwürdiger Herr Biſchof,
inſonders hochgeehrter und hochgeneigter Herr.

Was Ew. Hochwürden vom 18. Dec. verwichenen Jahres an mich abzulaſſen beliebt, habe wohl erhalten, mit Freuden

---

*) Daß dieſer Brief des Abts von Leibnitz im Concepte redigirt, die Gedanken dazu ſogar vorher von ihm Molanus an die Hand gegeben worden ſind, lehrt nicht nur der Schluß von Jablonski's Briefe (No. 49.), ſondern

geleſen, und weislich erwogen; dabey zuvörderſt dem Gott des Friedens herzinniglich gedanket, daß er Sr. Königl. Majeſtät, meines auch allergnädigſten Königs und Herrn, Chriſtlichſtes Herze unter ander mit dahin lenken wollen, ſich des Schaden Joſephs anzunehmen, und auf Mittel zu gedenken, wie unſelige Strittigkeiten zwiſchen den Proteſtanten aufgehoben, und aus beiden Kirchen und Gemeinden Eine Heerde und Ein Schafſtall hinwieder aufgerichtet werden möge. Meine wenige Perſon anlangend, ſo habe ich ſofort in der Jugend das Glück gehabt, ſolchen Präceptoren in die Hände zu gerathen, die nach dem ernſtlichen Befehl des Herrn Zebaoth, Zach. 8., mich gelehret, nicht nur die Wahrheit, ſondern auch den Frieden zu lieben, ja demſelben, wie der Apoſtel, Heb. XII. 14., erfordert, nebſt der Heiligung nachzujagen. Den wohlſeligen Herrn Georgium Calixtum habe ich bey die vier Jahre in Helmſtädt gehöret, nachmals die Ehre gehabt, vierzehn Jahr lang Mathematum, und dann Theologiae Professor Primarius auf derjenigen Univerſität zu ſeyn, welche nach der unglücklichen Trennung mittelſt des Caſſelſchen Colloquii in Negotio Irenico den größeſten Paſſum gethan; daher dann ohnſchwer zu vermuthen, daß ich aus der Zahl derjenigen ſeyn müſſe, welche unſere Streitfragen nicht vor fundamentale Artikel anſehen, und denn einfolglich dafür halten müſſe, daß utriusque partis Evangelici ſich mit unverletzten Gewiſſen gar wohl vergleichen, und in Einer Kirche hinwieder coalesciren könnten.

Auf was Art und Weiſe nun, ſo viel anfänglich die dogmata controversa, auch den finem tractationis irenicae

---

auch Leibnitzens eigene Randbemerkung zu dieſem gegenwärtigen Briefe: „Dn. Abbas Molanus ad me adscripsit conceptui: „perlege, quaeso, omnia cura, und bitte ich per Deum et amicitiam nostram, frey darinnen zu corrigiren, als in zurückkommenden dero eigenen monitis, welche ich deswegen remittire, ut videas, nihil tuorum me intactum reliquisse“ etc.

betriſt, ein ſo heilſam Werk zu befördern, wird aus Beyſchluß sub A.*) mit mehrern erhellen, darin der Herr Geheimte Rath von Leibnitz und ich auf die zur Ueberlegung von Berlin an uns beyde ehemals communicirte „Kurze Vorſtellung der Einigkeit und des Unterſchieds beyder proteſtirenden Evangeliſchen Kirchen“ unſre unmaßgebliche Gedanken der Zeit verfaſſet, deren völlige Ueberſchickung aber aus bewußten Urſachen bisher verſchoben blieben, als man hierdurch die Einigkeit in puncto articulorum controversorum, auch des Abſehens dieſes Negotii feſtgeſtellet ſehen möchte, ſo würde ein mehrers nicht übrig ſeyn, als zu Erhaltung des intendirten Zwecks ſolche Mittel auszuſinnen, dadurch ein ſo großes Werk zu glücklicher Endſchaft befördert werden könnte. Welches vor jetzo uns viel thunlicher zu ſeyn ſcheinet, weil abſonderlich an den Orten, da ein Theil den andern nicht drucket, noch mit Beſoderung überſiehet, weniger zum Uebergang nöthiget, und durch unzuläßige Wege veranlaſſet, die Gemüther zum Frieden präpariret, auch die ſelbſte Nothwendigkeit zugleich ins Mittel tritt, und bey jetzigen Conjuncturen eine ſolche Gefahr zeiget, welche dem geſamten Evangeliſchen Weſen den Untergang dreuet, und durch nichts, als durch brüderliche Zuſammenſetzung und inſtändiges Gebeth abgewendet werden kann. Daß inzwiſchen die hohe Obrigkeit in den Landen, allwo Unterthanen von beyden Communionen befindlich, jedem Theile ſeine Meynung und Gebräuche, mithin aber das ärgerliche Schelten und Verketzern aufhebe, und die mutuam tolerantiam bonis rationibus einführe; und iſt an und für ſich ſelbſt chriſtlich, auch jetziger Zeiten Beſchaffenheit nach allerdings nöthig. In der Stadt Hameln an der Weſer wohnt eine volkreiche Reformirte Gemeine exilirter Franzoſen, welchen der hochſeligſte Churfürſt auf eigene Koſten eine anſehnliche Kirche gebauet, und ſie in Sachen, das Kirchen-Regiment betreffende, mit weit größern Privilegien, als eine unſrer eigenen Communen der Patronen verſehen. In Hannover haben die Reformirte Franzoſen längſt eine Kirche gehabt, deren Prediger und Küſter auch von jemand unſer Geiſtlichen aus chriſtlicher Liebe jährlich geſteuert wird. Der teutſchen Reformirten Gemeinen iſt unſere gnädigſte Churfürſtin jetzo im Werk begriffen, eine Kirche zu bauen, und wird in beiden Städten denenſelben nicht nur das freye Religions-Exercitium, ohne ſie aufs allergeringſte, auch in Ceremonialibus, zu beeinträchtigen, geſtattet; ſondern man weiß auch bey uns durchgehends von keiner Proſelytopolia, von keinem Deſertiren, von keinen Invectiven, oder ſchimpflichen Benennungen auf den Canzeln, ja es leben beſagte Reformirte mit unſern Geiſtlichen in ſolcher Vertraulichkeit, daß der Superintendent zu Hameln mehrmahl ſeine Zuhörer pro suggestu vermahnet, von den daſigen franzöſiſchen Reformirten ein Exempel zu nehmen, und beym Kirchen-Gehen, auch Gehör göttlichen Worts gleichmäßigen Eifer zu zeigen.

---

*) Siehe die Beilage VII. b.

Nachdem aber vorjetzo von einzuführender ſolcher Moderation und Toleranz eben die Frage nicht iſt, ſondern zu deliberiren ſeyn würde, wie zwiſchen beyderſeits Evangelicis ein ſolcher Frieden zu ſtiften, daß wir zu ihren, und ſie zu unſern Altaren ohne Anſtoß und Scrupel treten könnten: ſo will man ſich diesfalls auf die Beylage ebenfalls bezogen haben, darin ausgeführet: was unſere Kirche sub praetextu tolerantiae, moderationis et fraternitatis ex non fundamentalitate articulorum controversorum praetensae, nach und nach gelitten, und demnach allerdings nothwendig ſeyn wolle, auf eine ſolche Vereinigung zu gedenken, dadurch distinctio nominum gänzlich aufgehoben, und aus ſogenannter unterſchiedenen Evangeliſchen und Reformirten Kirche ein Ens per aggregationem unum, una nempe Sancta Catholica et Apostolica eademque Evangelica simul et Reformata Ecclesia gemacht; und in ordine ad Pontificios, wie bey den Epiſcopalen in England (deren heutiges gründliches und moderirtes Verfahren in Lehren und Kirchen-Sachen man auf viele Weiſe billiget) die Peroteſtirende, oder nach unſerm Stylo Curiae: Evangeliſche Kirche, absolute et sine addito genannt werden könnte, ſo auch bey den Politicis im Reich bereits eingeführet. Daraus dann folgen wird, daß das Negotium Irenicum nicht ein und ander Land, verbi gratia das Königreich Preußen, die Mark Brandenburg, Braunſchweig, Heſſen u. ſ. w. pro Subjecto haben, ſondern ein Univerſal-Werk ſeyn müßte. Dazu man ohnedem (wenn nur die Sache mit gebührlicher Circumſpection, Anſtalt und Nachdruck, ohne ſich mit den Zänkern, oder auch ex ignorantia hactenus insuperabili, und alſo in articulo de possibilitate reunionis bona fide errantibus, in gedruckte oder öffentliche Schrift-Wechſelung und Streit einzulaſſen, angefangen und geführet wird) eher und leichter, dabey aber richtiger und mit größern Nuz (wie leicht darzuthun) gelangen könnte, als wenn nach dem Vorſchlag des ſogenannten Arcani Regii (wodurch deſſen Autor das ſo wohl und chriſtlich gemeinte Negotium Irenicum auch bey vielen ſuſpect gemacht, die Zeloten aber in ihrer Widerſezlichkeit nicht wenig geſtärket) ſolches als Particular-Werk durch allerhand Abwege und zum Theil ganz unzuläßliche Mittel getrieben, und in der That den Unſrigen velint, nolint zugemuthet werden ſollte, von den Sentimenten ihrer übrigen Glaubens-Genoſſen abzutreten. Welcher modus agendi mit Ihro Königl. Majeſtät hohen gloriöſen und gerechten Gemüth, und dero nie genug geprieſenem Suum cuique allerdings incompatibel, und zudem bey einem ſo wichtig- als nöthigen Vornehmen, unzulänglich, ja höchſt verderblich ſeyn würde; in weitern Betracht, daß ein ſolcher Particularismus in unſerer Kirche, ſo durch den Pietismum (deſſen Geiſtes Beſchaffenheit, welche mir vorhin nicht ſo gründlich bekannt geweſen, ich allhier in der That erfahren müſſen) leider mehr als zu viel getrennet, ein neues Schisma verurſachen dürfte, welches abſonderlich zu dieſer Zeit, da die Wohlfahrt beyder Evangeliſcher Kirchen, ſo zu reden, an einem ſeidenen Faden hanget, mal à propos, ja höchſt gefährlich ſeyn würde.

Mitkommendes Scriptum, darin unter andern auch von Adiaphoris und deren anfänglich (zu Vermeidung neuer ohnnöthiger Weiterung) völliger Beobachtung bey den Unſrigen in statu quo, in etwas gehandelt wird, bittet der Herr Geheimte Rath und ich, daß es noch zur Zeit aus wichtigen Urſachen menagiret, zuförderſt aber keinem Privato ad statum describendi communiciret, und dadurch, wie dem Arcano Regio geſchehen ſeyn ſoll, durch gewinnſüchtige Typographos zum Druck befördert werden möge. Maßen wir es auf den unverhofften Fall zu deſavouiren, und für das Unſrige nicht zu erkennen genöthiget werden dürften.

Wie ſchließlich die Sache ratione modi procedendi aufs Beſte anzugreifen, darüber haben wir ehemals mit dem Königlichen Herrn Hof-Prediger Jablonski in Hannover mündliche Communication gepflogen, worauf man ſich geliebter Kürze halber vor diesmal bezogen haben will. Sollten wir aber vor dem Königlichen allergnädigſten Abſehen, und dabey einlaufenden, uns etwa unbekannten Umſtänden mit der Zeit nähere Nachricht erhalten, ſo werden wir auf Erfordern unſere ohnmaßgebliche Gedanken ferner zu eröfnen nicht ermangeln. Der Gott alles Friedens heilige uns u. ſ. w.

Hannover den 15. Jan. 1704.

G. A. L.

P. S.

Weil die verſprochene Anlage sub A. nicht ſo geſchwinde abgeſchrieben werden können, ſo wird deshalber um Verzeihung gebeten, mit angeheftetem Verſprechen, daß ſie bald folgen ſolle.

53.

Jablonski an Leibnitz.

Wie werth des Herrn Abtes Schreiben unſerm Herrn Biſchof geweſen, wird er ſelbſt in beygehender Antwort am beſten ausdrücken. Im Uebrigen bleibet alles, wie ich neulich gedacht, in statu quo, und wird nichts Wichtiges ohne meines hochgeehrten Herrn und Herrn Abts Concurrence ferner vorgenommen werden. In Specie beginnet der Herr Biſchof ſelbſt auf die Gedanken zu kommen, daß mit dergleichen Conventen, wie man vorgehabt, nicht weit würde zu kommen ſeyn. Daher meines hochgeehrten Herrn Anweſenheit dahier um ſo viel mehr verlanget wird, um wegen weiterer Handlung eine ſolide Abrede nehmen zu können.

Und weil der Königin Majeſtät mich verſichert, daß mein hochgeehrter Herr in Kurzem bey uns ſeyn werde, als verſchiebe bis dahin alles, was ſowohl in Irenicis, als auch in Sachen der Societät, und wodurch man zu Projectirung dergleichen Reglements veranlaſſet worden, zu melden hätte. Mit dieſem ſowohl als jenem wird alles zu meines hochgeehrteſten Herrn Ankunft ruhig bleiben, und wünſche ich von dem barmherzigen Gott Kräfte und Geſundheit zur vorhabenden Reiſe. Empfehle mich auch unterdienſtlich des Herrn Abts Hochwürden, und verharre u. ſ. w. *)

D. E. Jablonski.

Berlin den 5. Mart. 1704.

---

*) Leibnitzens erwartete Ankunft in Berlin verzögerte ſich bis in den Herbſt; im October und November hielt er ſich dort auf (Epp. ad Fabricium, Leibn. Opp. V. 268 — 269). Dieſer Aufenthalt, ſcheint es, iſt für den Gang der ireniſchen Unterhandlungen nicht ohne Einfluß, auch in der Art geblieben, daß der ſchriftliche Verkehr zwiſchen Leibnitz und Jablonski, wo nicht aufhörte, doch ins Stocken gerieth. In jedem Falle iſt mit Leibnitzens Reiſe nach Berlin im Herbſte 1704 für die Geſchichte dieſer Angelegenheit und des dadurch herbeigeführten Briefwechſels ein feſter Abſchnitt geſetzt.

54.

Der Biſchof Urſinus an Molanus.

Hochwürdiger Herr Abt,
Hochgeneigter Herr Geheimbter Rath und
Kirchen-Director.

Ew. Hochwürden und Excell. hochwerthes Schreiben vom 15. Januar hat nicht allein mich recht herzlich vergnüget, ſondern auch Se. Königl. Majeſtät, unſern allergnädigſten König und Herrn, ſo ſehr erfreuet, daß ſie allergnädigſt mir anbefohlen, dero ſonderbaren allergnädigſten Gruß und Empfindung zu überſchreiben *). Ja, Se. Königliche Majeſtät haben Gott dem Allerhöchſten mit inniglichen Geberden Lob und Dank gegeben, ſo iſt ihnen eine Paſſage aus dem Schreiben von mir vorgetragen ward, welche dem Negotio Irenico gute Hoffnung gab, zum Zweck zu gelangen, daher dann um ſo viel mehr die von Ew. Hochw. und Excell. gütigſt verſprochene Beylage verlanget wird, nachdem ſie bis Dato noch nicht ankommen. Wobey denn Se. Königl. Majeſtät allergnädigſt befohlen (welches ich ohnedem auf Ew. Hochw. und Excell. eigenes Begehren gethan hätte), was Sie einſchicken werden, dergeſtalt zu menagiren, daß es keinem zur Abſchrift communiciret werden, oder aus meinen Händen anvertrauet werden ſollte, und können Ew. Hochw. und Excell. völlig verſichert ſeyn, daß ich dieſem Königl. Befehl gewiſſenhaft und treulichſt nachkommen, auch nimmermehr Anlaß geben werde, etwas deshalb zu deſavouiren. Das Arcanum Regium iſt zu Sr. Königl.

---

*) So hatte auch Jablonski vom 8. Febr. 1704 an Leibnitz geſchrieben: „Des Herrn Abt Hochwürden Schreiben iſt ſowohl von dem Herrn Biſchof, als auch Sr. Königl. Majeſtät ſelbſt über die Maaße wohl aufgenommen, und ſelbigem völliger Beyfall gegeben worden.“

Majeſtät höchſtem Mißfallen publiciret, und habe ich viel hundert Exemplaria anfangs aufgekauft, in Meynung es zu ſupprimiren, ſehe leider! mehr als zu viel, daß ſelbſt des Autoris Apologie oder ſogenannte „Entdeckung des Herzens“ nicht aufhebe, was jenes verurſachet. Oeffentliche Schrift-Wechſelungen werden hier ſo viel müglich gehemmet, und wenigſt zurückgehalten, was mir vorkommt, indem zu dem Ende ein Königlich Reſcript an alle Regierungen und Univerſitäten ergangen. Auch ſoll hinführo in dieſem Negotio nichts vorgenommen werden, es ſey denn vorhero mit Ew. Hochw. und Excell. communiciret. Daher dann auch hiemit gehorſamſt erſuche, daß Ew. Hochw. und Excell. ferner dieſen Sachen und beſonders dem modo procedendi in der Furcht des Herrn nachzuſinnen, und mir vertraulich dero Gedanken zu eröffnen geruhen wollen. Sie können ſich verſichert halten, daß ohne und außer dero Gutbefinden, niemand anders als Sr. Königl. Majeſtät und denen wenigen, die hier an dem Friedens-Werk in der Stille arbeiten, was davon anvertrauet werden ſoll. Es hat zwar Herr D. Strimeſius zu Frankfurt an der Oder anjetzo unter der Preſſe Consensum Sendomiriensem, aufs neue mit einer kleinen Vorrede zu publiciren vor, er abſtrahiret, aber wie er ſchreibet, von allen Streitfragen, und will bloß und allein ſolch Exempel insgemein zur Nachfolge, der Möglichkeit halber, vorſtellen. Der getreue Gott erfülle Ew. Hochw. und Excll. recht chriſtlichen Wunſch, und gebe, als der Herr des Friedens, Friede allenthalben und auf allerley Weiſe (2. Theſſ. 3. 16.) Deſſen gnädiger Obhut Ew. Hochw. und Excll. zu aller erſinnlichen Wohlfahrt Leibes und Seelen ergebe, lebenslang verbleibende u. ſ. w.

Berlin den 18. Mart. 1704. **B. Ursinus.**

P. S.

Mit Ew. Hochw. und Excell. Erlaubniß findet hierbey der Herr Geh. Rath von **Leibnitz** meinen gehorſamſten Gruß und Reſpect.

55 a.

Leibnitz im Namen von Molanus an den Biſchof Urſinus.

(Entwurf.)

(Juni 1704.)

Hätten von langer Zeit her nichts ſo erfreuliches vernommen, als was der Herr Biſchof ferner von Königl. Majeſtät recht heiligen und Chriſt-Königlichen Neigung und Weiſe gemeldet, zumahlen daraus erſcheine, daß es Ihro Majeſtät nicht alſo vorhaben, wie vor dieſen an einigen Orten geſchehen, da der Riß und die Verbitterung vermehret werden, ſondern dergeſtalt, daß mit Gottes Hülſe allerdings wahrhaftig ein vollkommener gewünſchter Ausgang zu hoffen. Das längſt verſprochene Ireniſche Bedenken über die von Berlin eingeſendete Vorſtellung komme zugleich mit dieſem Briefe nach Berlin, und habe es der Herr Geheimbte Rath von Leibnitz. Womit es die Bewandniß habe, daß der Herr von Spanheim, Königlicher Geheimbter Rath, als er vor einigen Jahren das letzte mahl nach Frankreich gegangen, in der Durchreiſe bey Churfürſtl. Durchl. allhier in einer Audienz dies Negotium habender Ordre gemäß anbracht, und ſich quoad particularia auf dasjenige, ſo bereits dießfalls mit dem Geheimbten Rath Leibnitz durch Correspondenz gehandelt worden, bezogen; darauf Churfürſtl. Durchl. dem Herrn Abt und ihm, dem Herrn von Leibnitz, in Gnaden aufgegeben, mit Zuziehung einiger Theologorum, die von Berlin überkommene Vorſtellung zu überlegen, und ſich darüber vernehmen zu laſſen. Da dann von ihnen beyden dies gegenwärtige ausführliche Bedenken aufgeſetzet, von den dazu gezogenen Helmſtädtiſchen Theologis allerdings approbiret, und darauf doch nicht völlig, noch in Forma, ſondern in etwas und ad statum legendi durch den Herrn von Leibnitz nacher Berlin gebracht und gezeiget, aber mit der völligen Communicirung in Forma annoch angeſtanden worden, weilen geſchienen, als ob das Werk ins Stecken kommen, oder auf eine Weiſe angegriffen werden möchte, die dem erſt allerſeits beliebten, auch mit dem Herrn Hofprediger Jablonski bey ſeiner Anweſenheit zu Hannover verabredeten modo entgegen. Nachdem aber nunmehr aus des Herrn Biſchofs Schreiben erſcheinet, daß Königliche Majeſtät bey dem rechten tramite und via regia zu bleiben allergnädigſt geſonnen, ſo habe man dieß längſt abgefaßte Bedenken endlich in Forma communiciren wollen, und werde es Königlicher Majeſtät durch den Herrn Geheimbten Rath von Leibnitz communi nomine allerunterthänigſt überreichet werden.

Nur ſey in ſolchem Bedenken gründlich enthalten alles dasjenige, was man in Subſtantia nöthig achte, das Schisma inter Protestantes aufzuheben, halte auch die Sache Gott Lob dazu reif, zumahl da man verſichert, daß, nach den Principiis der Reformatorum Marchicorum, wie ſolche theils in dem, ſo allda autoritate publica feſt geſtellet, theils in der Professione Thoruniensi, und in einigen Scriptis novissimis Francofurto-Viadrinis enthalten, die Scheide-Wand der beyden Proteſtirenden Kirchen gänzlich zernichtiget werden könnte, und ſollte tolerantia Ecclesiastica solenniter ſtabiliret werden. Dahingegen die bloße Toleranz oder Aufhebung der harten Cenſuren eines Theils gegen das andere eben nicht leichter als die Union ſelbſt zu erhalten, und bey bloßer Einführung der genannten Toleranz das studium contradicendi beyderſeits, und eines Theils conatus, andern Theis metus reformationis, und die Beſorgniß einer künftigen Unterdruckung und allerhand daraus fließende Ungelegenheiten bleiben werden.

Weil es nun ſcheint, daß Königl. Majeſtät, wie ein anderer Cyrus, zu der rechtmäßigen Verrichtung ſonderlich von Gott zu ſo einem großen Werk auserkohren, ſo habe man der Sache in der Furcht des Herrn, nach Anrufung göttlichen Beyſtandes, mit allem Eifer nachgedacht, vermeyne das Werk alſo begriffen zu haben, daß wofern mit genugſamem Anfang, und nöthigem Geheimniß, Nachdruck, Aufrichtigkeit, Grund und Beſtand via regia, der rechte Weg, den man deutlich zu ſehen vermeynet, gegangen wird, es an Segen Gottes, und folglich an gewünſchtem und zwar baldigem Fortgang nicht wohl fehlen könne.

Weilen aber alle Umſtände, wie die Sache anzugreifen, ſchriftlich zu faſſen, theils zu weitläuftig, theils auch bedenklich, und er der Herr Abt, mit dem Herrn Geheimbten Rath von Leibnitz alles vielfältig und weitläuftig zum öftern überleget, alſo daß ſie hierinn in allen Stücken einig: ſo habe er ſich auf ſelbige und die etwa auf Königl. Majeſt. allergnädigſte Ordre mit ſelbigem zu Berlin pflegende Communication lediglich beziehen wollen. Wolle ſonſt annoch erinnert haben, daß, ſo viel müglich, das Bücher-Schreiben in dieſer Materi zu moderiren, weil man vermerket, daß die Gemüther dadurch mehr und mehr rege gemacht und erhitzt werden. Wo man etwas rechtes ausrichten wolle, iſt am beſten, wenig ſagen und viel thun. Daß auch hochnöthig ſcheine, um vor der Hand allen Eclat zu vermeiden, die arcana negotia, ſo viel müglich, in die Enge zu ziehen, und ſonderlich zu verhüten, daß keine suspecti vel Pietismi vel Socinianismi dazu gezogen werden, da jene, ſo wahrhaftig mit dieſem behaftet, ſich um die Credenda wenig bekümmern, dieſe ſie aber faſt gänzlich vernichtigen. Und endlich weil die Adiaphora ad essentiam nichts thun, vor der Hand gänzlich zu abſtrahiren, da ſolche bekannter Maßen in eadem Ecclesia zu variiren pflegen, da ſonſt man ſich in einer ohnedem ſchweren Sache mit unnöthigen Schwürigkeiten beladen würde.

55 b. *)

Derſelbe an denſelben.

—— Wir halten auch dafür.. daß dergeſtalt nunmehr die Scheidewand der beyden Proteſtirenden Kirchen gänzlich zernichtiget, mithin una sancta Catholica Ecclesia, unter dem Titel einer einzigen Evangeliſchen oder Proteſtirenden Kirche, daraus formiret werden nicht nur könnte, ſondern auch billig ſollte, alſo daß ſie zu unſrigem, und wir zu ihrem Altar oder Tiſch unverletzten Gewiſſens treten, und des Leibes und Blutes Chriſti zuſammen theilhaftig werden können.

— Es iſt aber, Gott Lob! ein ganz anderes nunmehr zu hoffen, nachdem es mehr und mehr das Anſehen gewinnen will, als ob die göttliche Vorſehung Ihro Königl. Majeſtät, als einen andern Cyrum, zu Ausführung eines ſo großen Werks auserkohren, alſo daß, wenn nur sincere und bona fide, und zwar mit gehöriger Circumſpection, doch VIA REGIA ET RECTA verfahren wird, mit Gottes Hülfe und Seegen, ein gewünſchter, auch der Anſtalt nach, baldiger Fortgang vor Augen.

— Hätte der ſeel. Herr D. Georgius Calixtus nach publice gemachter ſeiner, nur aus zwei Bogen beſtehender, friedfertiger Declaration de studio et desiderio pacis et concordiae Ecclesiasticae, es neben ſeinen Diſcipulis, D. Dreiero, Latermanno und viel andern, dabey bewenden laſſen, und den Federkrieg mit denen Herren Lipsiensibus, Wittebergensibus, Regiomontanis und anderen privatis Theologis evitiret, dagegen aber ratione methodi ſolche Conſilia ergriffen, welche die regulae prudentiae in Sachen, welche mit großer Behutſamkeit durchgehends, mit Verſchwiegenheit aber und Secretirung Anfangs

---

*) Dies iſt noch ein zweiter Entwurf derſelben, und zwar in direkte Form gebrachten Schrift, deren Auszüge den Beſchluß machen mögen.

incaminiret werden müſſen, ſo würden dieſes vortrefflichen Mannes löbliche Intentiones einen beſſern Ausgang genommen haben. Nachdem er aber dasjenige, was ad modum eines unmaßgeblichen chriſtlichen Vorſchlags zu fernern Nachſinnen dem Publico anfangs vorgeſtellet worden, ſobald ſich Contradicentes hervor gethan, in öffentlichen Schriften mit großen Deductionen vertheidigen, nachdem ihn aber ſeine Adversarii ſcharf anzugreifen, und endlich gar auszuſchelten begonnen, par pari referiren wollen, da lieſen die Friedens-Tractaten auf ein bellum intestinum hinaus, welches, wenn nicht Herr D. Calovius geſtorben, endlich ....

— Weil die Adiaphora ad essentiam unionis nicht contribuiren .... wie dann in hieſigem Fürſtenthum Calenberg nicht nur jede große Stadt ihre eigene Kirchen-Ordnung, und consequenter verſchiedene Ceremonias hat, ſondern auch in dieſer einzigen Stadt Hannover die Prediger der alten Stadt, verſchiedener anderer Dinge zu geſchweigen, lateiniſche vesperas et introitus, signum und das Sacrament in weißen Hembden und Meßgewand celebriren, da hingegen die Prediger in der Neuſtadt ein ſolches nicht thun, und in der Schweiz ſelbſt mit dem Gebrauch der ſogenannten Hoſtien, oder an deren Statt panis vulgaris in sancta coena die Variation bekannt, ſo wollte ich ohnmaßgeblich und treulich gerathen haben, in Königlichen Landen einen jeden Theil ſeine Ceremonien ohnangefochten zu laſſen, in mehrerer Betrachtung derjenigen ſchädlichen Conſequentien, ſo dergleichen autoritative auferlegte Veränderungen nach ſich gezogen, welches in praesenti casu um deſto mehr zu evitiren, ſo viel mehr man Urſache hat, in einer ohnedem ſchweren Sache die Difficultäten ohne Noth nicht zu multipliciren. Ich beſchließe mit dieſem Spruch:

Iſt das Werk von Gott u. ſ. w.

Zugabe.

Einige Briefe die Vereinigung der beiden proteſtantiſchen Kirchen betreffend.

(Feder Spec. comm. ep. Leibn. p. 18 — 33)

1.

Der Biſchof Urſinus von Bär K. Preuß. Hofprediger an den Herzog Anton Ulrich zu Braunſchweig-Lüneburg.

Durchl. Herzog, Gnädigſter Herr.

E. H. Durchlaucht hiemit unterthänigſt anzutreten, bin bemüßiget worden, theils durch Dero gnädigſten Gruß, deſſen E. H. Durchl. mich gewürdiget, theils durch Dero gnädigſte Bezeugung für das heilſame Werk einer chriſtlichen Union beyder proteſtirenden Kirchen, welches alles der Herr Geh. R. v. Leibnitz mir zugeſchrieben, und ich darauf Sr. Königl. Majeſtät in Preußen, meinem allergnädigſten König und Herrn, allerunterthänigſt vorgetragen. Sr. Königl. Majeſtät haben auch mit nicht geringem Vergnügen alles und jedes, ſo in gedachten Schreiben und Beylagen enthalten, angehört, und ſich vorgenommen, wenn Sie mit E. Hochf. Durchl. würden zuſammen kommen, davon weiter zu ſprechen, wie dieſes chriſtliche Unions-Werk am füglichſten zu befördern ſeyn möchte. Inzwiſchen haben Se. Königl. Majeſtät allergnädigſt mir anbefohlen, Dero Sentiment auf die obgemeldete Beylage, welche mit E. H. Durchl. gnädigſter Approbation eingeſandt, kürzlich zu eröffnen.

Und zwar ſind Se. Königl. Majeſtät damit ganz einig, daß man nicht auf eine ſogenannte Toleranz, ſondern auf eine Union zu arbeiten habe, dadurch die unſelige Trennung aufgehoben werde, und ein Theil bey dem andern in rechter

Gewiſſensfreiheit ſich des Gottesdienſtes und Abendmahls des Herrn gebrauchen könne und möge. Daher auch Se. Königl. Majeſtät vermeynen nöthig zu ſeyn, daß die partheiliſchen Namen Lutheriſch oder Reformirt aufhören, und beyde Kirchen ſich hinführo allein Evangeliſch nennen. Damit aber auch bekannt werde, was man für eine Union unſerer Seits verſuche und zu befördern vorhabe: ſo haben Se. Königl. Majeſtät allergnädigſt approbirt, daß der bekannte Theologus D. Strimeſius nach ſeinen bereits ausgegebenen Entwurf von der Einigkeit im Grunde des Glaubens, noch einen Entwurf edire von der Natur und Beſchaffenheit chriſtl. Vereinigung derer, die im Grunde des Glaubens einig ſeyn. Die Streitſchriften aber, und was zur Verbitterung Anlaß geben kann, werden Sr. Königl. Majeſtät Verordnung nach in Dero Landen allen Fleiß gehemmt. Geſtalten dann deshalb auch Verſehung geſchehen, daß keine Schriften die Union betreffend ohne meine Cenſur gedruckt und verkauft werden dürfen. Zudem haben Se. Königl. Majeſtät bereits vor einiger Zeit mir aufgetragen, aus der Engliſchen Liturgie einen ſolchen Extract zu machen, welcher eine Gleichförmigkeit mit der Engl. Kirche in ſich halte. Sie werden auch ferner bedacht ſeyn auf die Engliſche Hierarchie ſo weit es ſich in dero Kirchen und Landen thun läßt. Und ſind daher Willens, einen von Dero Theologen, wiewohl ohne Charakter und Eclat, unter einem andern Vorwand, an andere reformirte Fürſtliche Höfe reiſen zu laſſen, welcher die auswärtigen Theologos zu dem chriſtl. Friedenswerke mit Hand anzulegen aufmuntere, und in aller Stille von dem Wege und Methode dazu zu gelangen handle. Und wie Se. Königl. Majeſtät bis dato allergnädigſt die Unkoſten fourniren laſſen, welches zum Anfange dieſes heilſamen Werkes nöthig geweſen, auch Dero Königl. Huld denjenigen, ſo an dieſem Werke zu arbeiten angefangen, wirklich bezeigt: alſo ſeynd Sie auch noch geneigt, Dero chriſtl. Königl. Milde ferner zu erweiſen, und an nöthigem Vorſchub nichts ermangeln zu laſſen, in Hoffnung, andere hochfürſtl. Häuſer werden dergleichen thun, und auch dergeſtalt mit cooperiren.

Uebrigens laſſen auch Se. Königl. Majeſtät ſich allergnädigſt gefallen, daß dieſe Sache unter Direction Dero Biſchofes und des Herrn Abts zu Loccum Molani geführet werden möge. Wiewohl nun dieſes vorhabende Friedenwerk ſo leicht nicht zu erhalten ſeyn dürfte, als es etwa nun und dann anſcheinen mag, iſt doch die gläubige Hoffnung beyzubehalten, und das Vertrauen nicht wegzuwerfen, daß der Gott des Friedens (welcher E. Hochf. Durchl. Herz dahin gelenket, daß Sie für dieſes gute Werk ſo chriſtl. und wohlgeſinnt ſeyn) ferner die Gedanken des Friedens ſegnen werde, daß endlich unterm einzigen Erzhirten Jeſu Chriſto auch Eine Heerde und evangeliſche Kirche werde, und bis ans Ende der Welt wider die Pforten der Hölle ſelbſt beſtehen möge.

Gott wolle daher inſonderheit E. H. Durchl. und Dero ganzes Hochf. Haus mit allem erſinnlichen geiſt- und leiblichen Seegen reichlich überſchütten, und in beſtändigem Wohlſeyn und Aufnehmen, ſo lange die Welt ſteht, gnädiglich erhalten. Womit E. H. D. hohen Gnaden mich demüthigſt empfehle, und bleibe

Berlin den 1. Aug. 1705.

E. H. D.
unterthänigſter und gehorſamſter Diener
B. Ursinus v. Bär.

2.

Urſinus an Leibniz.

Aug. 1705.

. . . .

P. S.

Auch, Wohlgeborner Herr, habe hiermit zur Nachricht melden wollen, daß Se. Königl. Majeſtät vor ein paar Wochen an des Herrn Abt Molani Hochwürden durch mich überſenden eine güldene Medaille von 50 Ducaten, darauf geprägt war Incrementum Domus Augustae, um denſelben zum Negotio Irenico zu animiren. Gott erhalte ferner dieſen Sinn in Sr. Majeſtät Herzen zum gemeinen Beſten. Sie fragten bey der Gelegenheit, wie der Herr Carpzovius die Medaille von Ew. Wohlgeb. aufgenommen? darauf Sie bey Gelegenheit werden belieben einige Nachricht zu geben.

3.

Leibniz an den Herzog Anton Ulrich von Braunſchweig-Wolfenbüttel

(1705)

Nachdem Ew. Hochf. Durchl. ſich unlängſt zu dem bewußten friedlichen Negotio ſo geneigt erklärt, ſo bedünket mich, des K. zu Preußen Majeſtät und ſein Biſchof Herr Urſinus werden feſtgeſtellt halten, daß E. Durchl. ſich zweifelsohne der Anweſenheit des Herrn Herzogs zu Gotha Durchl. zu Beförderung des Werks bedienen, und dieſen mächtigſten Herrn unter den Sächſiſchen Fürſten dergleichen gute Gedanken inſpiriren werden. Nun weiß wohl, daß Ew. Durchl. dazu von ſelbſten portirt. Weil aber bey den ſonſt überhäuften Geſchäften, auch jetzigen Luſtbarkeiten, ſo auch das Gemüth zertheilen, dergleichen Sach ausfallen und in Vergeſſenheit geſtellt werden kann: ſo hoffe, es werden Ew. Durchl. in Gnaden vermerken, daß ich mit einer kleinen Erinnerung deswegen einkomme.

Es iſt einmal gewiß, daß die Streitigkeiten, die zwiſchen den Proteſtirenden ſchweben, meiſt in ſubtilen Fragen beſtehen, die wenig Leute verſtehen, und in die Praxin gar nicht laufen. Daher durch einige der fürnehmſten Fürſten und einige der verſtändigſten Theologorum gar leicht aus dem Werke zu kommen, und der Riß allerding[illegible] ergänzen wäre, alſo daß die ſectariſchen Benennungen mit [illegible] Kirchentrennungen aufgehoben würden, welches dem ganz[illegible]vangeliſchen, ſonſt nicht in geringer Gefahr ſchwebenden We[illegible] einen großen Nutzen bringen müßte.

Es muß aber anfangs die Sache geheim traktirt werden, damit die Zeloten nicht einmal vor der Zeit den Ernſt erfahren. Bey den Churſächſiſchen ſollte man zwar billig anfangen. Aber nachdem der Landesherr der Römiſchen Religion zugethan: ſo kann man vom Hofe keinen Verſchub allda erwarten, und daher werden die Zeloten daſelbſt in ihrem verkehrten Eifer geſtärkt, wohl wiſſend, daß ihnen niemand Einhalt thun kann. Daher iſt das Beſte, daß man ſich an die Fürſtl. Sächſ. Häuſer, ſonderlich an Gotha wende. Gebe alſo E. D. hocherleuchtetem Urtheile anheim, ob Sie gut finden möchten, mit Ihro hochfürſtl. Durchl. zu Gotha und dero Geheimbten Rath, dem Herrn von Schleunitz, davon zu reden, und den Grund zu legen, daß man der Sache Wichtigkeit und itzige große Apparenz erkenne; vor allen Dingen aber das Geheimniß zu recommendiren. Ich könnte hernach mich mit dem Herrn von Schleunitz weiter darüber einlaſſen, welcher auch den Herrn von Bachof hernach gründlich informiren, und man damit zu einem Concert gelangen könnte.

Heute habe einen Brief von Düſſeldorf erhalten, der hiebey geht; ich werde darauf antworten, wie daß ich hoffen wolle, was zuletzt genannt, gehe von Herzen. Verbleibe lebenszeit

E. H. Durchl.
unterthänigſter Knecht
G. W. von L.

4.

Extract-Schreiben
des Herrn von Schleunitz an den Herrn Herzog zu Wolfenbüttel Durchl.

Altenburg den 22. Sept. 1705.

Durchl. Herzog,
Gnädigſter Fürſt und Herr.

Beygeſchloſſenes habe zu Verſicherung meiner beſtändigſt unterthänigſten Devotion durch dieſes begleiten ſollen. Wegen der bekannten Religions-Union iſt mein gnädigſter Herr, wie auch der Herr von Bachhofen, in beſtändig guten Sentiments. Es kömmt aber hauptſächlich darauf an, wer von Theologis zur Correſpondenz zu gebrauchen. Man macht auf den Herrn Buddeum, ſo anjetzo in Jena, und ein gelehrter, auch unpaſſionirter Mann iſt, Reflexion. So bald als mein Herr nach Gotha von hier zurück, ſo anfang Octobris ſeyn wird, ſoll mit ihm geſprochen werden; da ich dann und wann künftig wie die Correſpondenz mit den Helmſtädtiſchen Theologis einzurichten, ferner unterthänigſt Nachricht geben will u. ſ. w.

5.

Herzog Ant. Ulrich an den Biſchof Urſinus.

October 1705.

Des Herrn Biſchofs angenehmes Schreiben vom 1. Auguſt habe zurecht erhalten, und wird der Geheime Rath von Leibnitz vor längſt in antecessum bezeigt haben, wie lieb mir ſolches geweſen. Es kann ſich der Herr Biſchof verſichert halten, daß ich keine Gelegenheit verſäumen werde, etwas nützliches zu den löblichen Vorhaben beyzutragen. Die Sache hat freylich ihre Schwierigkeiten, wenn aber Se. Königl. Majeſtät in Preußen fortfahren, ſich deren mit Nachdruck anzunehmen, auch andere allmählig beytreten, und denen beliebten Vorſchlägen nachgegangen wird: iſt mit Gottes Hülfe ein guter Ausgang zu hoffen. Was ich inzwiſchen bereits darinnen gethan, wird der Herr Biſchof von erwähnten geheimen Rath mit mehreren vernehmen u. ſ. w.

6.

Leibnitz an den Biſchof Urſinus. *)

Wolfenbüttel den 5. October 1705.

Hochwürdigſter, hochgeehrteſter Herr Biſchof.

Mein Jüngſtes, darin ich von Ueberlieferung Dero Schreibens an des Herrn Herzog zu Wolfenbüttel Durchl., auch wie gnädig ſie ſolches aufgenommen, und wie ſie beſtändig dem heilſamen Werke beygethan, gemeldet, wird vorlängſt ge-

---

*) Gleichzeitig ſchrieb Leibnitz (franzöſiſch) an den Sachſen-Gothaiſchen Miniſter von Schleinitz in dieſer Angelegenheit. (a. a. O. S. 28 — 29).

liefert werden ſeyn. Mit gegenwärtigem habe höchſtgedachter Ihrer Durchl. ſelbſteigenes Antwortſchreiben begleiten, und berichten wollen, wie ſich Gelegenheit ohnlängſt ergeben, zu des heilſamen Negotii Fortgang etwas beyzutragen. Denn als ohnlängſt des Herrn Herzogs zu Gotha hochfürſtl. Durchlaucht zu Braunſchweig und Salzdahlen geweſen, habe ich nicht ermangelt, mich allda einzufinden, damit dieſes Tempo nicht verſäumt würde. Da dann des Herrn Herzogs zu Wolfenbüttel Durchl. mit des Herrn Herzogs zu Sachſen Gotha Durchl. von der Sache nachdrücklich geſprochen, und keine geringe Impreſſion gemacht, auch mir dadurch den Weg gebahnt, ferner mit dieſem Herrn ausführlich davon zu reden. Sie haben ſich als ein verſtändiger und in den Materien ſelbſt nicht unerfahrner Herr gar hochvernünftig herausgelaſſen, daß ſie von Herzen den guten Succeß dieſes Vorhabens wünſchten, auch geneigt wären, was möglich, und mit gutem Gewiſſen geſchehen könne, dazu zu contribuiren. Weil es aber eine Sache, die, ſo viel die Specialia betrift, ad forum Theologorum gehöre; ſo wollten ſie veranlaſſen, daß ein oder ander Theologus des Hauſes Sachſen desfalls mit einem des Braunſchweigiſchen in Correſpondenz treten, und dadurch die Materie präparirt werden möchte. Es haben ſich auch S. Durchl. der Sache hernach erinnert, und bereits aus Altenburg Nachricht geben laſſen, daß man einem beſondern Theologo ſolche Correſpondenz auftragen wolle, wenn Se. Durchl. wieder nach Gotha angelangt ſeyn werden. Alſo daß ich nicht ohne Hoffnung bin, es werde allda was Fruchtbarliches auszurichten ſeyn. Sonſtens haben des Herrn Herzogs zu Wolfenbüttel Durchl. auch die Gelegenheit genommen, gegen des Herrn Landgrafen zu Caſſel Durchl., bey deſſen ohnlängſtiger Durchreiſe, dieſes negotii de tollendo schismate inter Protestantes zu gedenken. Es hat aber nicht geſchienen, als ob des Herrn Landgrafen Durchl. noch zur Zeit ſolche Informationen davon gegeben worden, daraus ſie einige Hoffnung dazu geſchöpft hätten; ſondern ſie haben beſorgt, es ſey zwiſchen beyden Theilen eine allzugroſſe Kluft befeſtiget. Doch will ich hoffen, daß wenn dermaleinſt S. D. von einigen Theologis, zu denen ſie Confidenz haben, ſattſamen Bericht von den Abſehen ſowohl, als der Sachen Beſchaffenheit bekommen, ſie ſich gar nicht entſagen werden. Habe auch bey dieſer Gelegenheit Nachricht geben wollen, daß der reformirte Gottesdienſt in Wolfenbüttel in franzöſiſcher Sprache nach der Liturgia Anglicana verrichtet werde. Ich verbleibe jederzeit

Ew. Hochw. Excellenz
dienſtergebenſter gehorſamſter
Diener
G. W. v. L.

Beilagen zu vorſtehendem Briefwechſel.

(Schriften von Leibniz, meiſt aus Kapp's Sammlung.)

I.

Ueber das donum perseverantiae.*)

Man hoffet, es werde erwähntermaßen in dieſem Punct nur ein Wortſtreit ſeyn, und man an Seiten der Herren Reformirten ſich nicht zuwider ſeyn laſſen, daß man ſage, es könne ein gewiſſer gradus fidei et justificationis sua natura sufficiens bey denen ſo genannten ..... temporariis oder Nicht-Auserwählten ſich finden, alſo daß ſie ſelig würden, wenn ſie

---

*) Dieſes Bruchſtück bildet eine Ergänzung zu der von Leibnitz und Jablonski für das Berliner Unions-Werk verfertigten Schrift: Via ad pacem; wie folgende vorgeſetzte Worte lehren: Quando describetur scriptum nostrum pro Berolinensibus, judicandum relinquo, an non, ubi agitur de perseverantia Sanctorum, tale aliquid e re sit. Und eben dieſes Bruchſtück iſt wahrſcheinlich in folgender, von Kapp aus einem ungedruckten Briefe von Leibnitz an Jablonski vom 2. Februar 1698 mitgetheilten Stelle gemeint: Paralipomenorum meorum semper non [illegible], ut responso ad scriptum transmissum misceatur, sed ut suo tempore inserviant iis quoque lenibus tollendis aut temperandis, quae plerique Evangelici magno adhuc ardore urgent. Et ut his aliquo modo satisfiat, potissima aliquando cura esse debebit. Kapp bemerkt noch: „Der ganze merkwürdige Brief ſoll in unſerer lateiniſchen Sammlung einiger Leibnitziſchen Briefe und ſeiner Freunde Platz finden." Wer weiß jetzt dieſe Sammlung? Vermuthlich haben wir ihren Verluſt zu beklagen.

(contra hypothesin) anitzo verſterben ſollten. Ob zwar durch die folgende Aenderung ſich findet, daß der Glaube in ſolchen προσκαίρους keine genugſame Wurzeln gehabt, und die Erfahrung weiſet, daß zum Exempel ein wohlerzogener junger Menſch ſich in den beſten Sentimenten von der Welt befindet, und in allen Stücken inn- und äuſerlich eine wahre Gottesfurcht zeiget, alſo nicht die geringſten signa hypocriseos weder in ſeinem Herzen, noch in ſeinem Thun ſich finden, der aber hernach in böſe Geſellſchaft kommt, verführet und ruchlos wird, ja zuletzt verlohren gehet. Sollte nun jemand dennoch erhärten wollen, daß ſeine erſte Gottesfurcht eine Heucheley geweſen, ſo würde bey ihm folgen, daß man nimmer einige Zeichen eines wahren zulänglichen Glaubens und einer rechten Buße, Bekehrung und Rechtfertigung voritzo in ſich haben und empfinden könnte, welches mehr als papiſtiſch und höchſt gefährlich wäre, indem es ipsam impositionem singularem in applicatione divinorum promissorum vernichtigen, mithin die Menſchen in ſtetes Mißtrauen und Herzensangſt ſetzen, ja in Verzweiflung ſtürzen könnte, der keinen andern verum fidem et iustificationem, als in electis zuläſſet. Wollte aber auch jemand gegen die Erfahrung behaupten, daß gewiſſe Zeichen vorhanden, dadurch einer wiſſen könne, ob ſein Glaube rechtſchaffen und zulänglich, der muß ja auch gewiſſe Zeichen ſtatuiren, dabey einer wiſſen könnte, ob ſein Glaube bereits gewurzelt, und er folglich auserwählet. Daraus aber würde eine andere, nicht weniger gefährliche Conſequenz entſtehen, daß nehmlich ein ſolcher vermeynter Electus in höchſtſchädliche Sicherheit und Ruchloſigkeit nach der Hand verfallen, und ſich einbilden könnte, weilen er einmal das untrügliche Zeichen ſeiner Auserwählung in ſich befunden gehabt, könne ihm, er thue auch was er wolle, die Poenitentia finalis und folglich die Seligkeit nicht entgehen. Daher die Principia billig zu meiden, daraus ſo gefährliche Dinge in Praxi entſtehen würden. Und iſt man ſehr erfreuet, daß berühmte Reformirte Theologi ſich über dieſen Punct bereits zulänglich erkläret.

Was die Redensarten betrifft, ſo dahin zu gehen ſcheinen, als ob eine gewiſſe Heiligkeit in den Auserwählten mit Ruchloſigkeit und Todſünden beſtehen könne, ſo will man hoffen, es werden, ſo viel immer thunlich, die harten Redensarten vermieden, gemildert und wenigſtens ſo erkläret werden, daß, was hiebey anſtößlich, lauter nur in Worten beſtehe, und nichts als ein verborgener Saamen einiger künftigen beſſern Beſchaffenheit verſtanden werde; deſſen Exiſtenz oder Non-Exiſtenz, ſo lang er nicht zu erkennen, in Praxi keinen ſondern Einfluß hat, und alſo die Controvers darüber dem Negotio Irenico keinen Eintrag thut.

II.

Anmerkungen über ein Büchlein genannt: Pacifici Verini*) Bedenken über die Vereinigung der Evangeliſchen und Reformirten, Braunſchweig, 1700.

Man muß bekennen, daß hier in Wenigen viel enthalten, und daß der Verfaſſer ein gelehrter, verſtändiger und auch, wie ich glaube, wohlgeſinnter Mann ſey, der auch vom Zuſtand der reformirten Kirche ungemeine Kundſchaft habe. Nichts deſto minder ſcheinet er in einem und andern zu ſcharf, und alſo folgende Anmerkungen Platz zu haben.

(ad § 3.) Was gegen die Evangeliſchen Gemeinen anjetzo geſchicht, darüber die Proteſtirenden Fürſten und Stände klagen und proteſtiren, geſchicht ja nicht vermöge des Ryßwickiſchen Friedens, als deſſen 4ter Artikel zu weit geſpannet wird, ſondern dem entgegen.

---

*) Heinrich Ludolph Benthem, Superintendenten zu Bardewick, Verfaſſers einer: Vorſtellung und Betrachtung der alten Kirchenlehrer von der Wahrheit und Göttlichkeit der chriſtlichen Religion.

(ad § 7.) Was von Vereinigung der beyden Proteſtirenden Parteyen geſagt wird, lauft nicht allein hinaus auf ein Toleranz oder auf eine Vertauſchung der Lehre, ſondern es ergiebt ſich noch ein drittes, nehmlich eine zulängliche Erklärung.

(ad § 8.) Die Toleranz, daß ein Theil das andere bei ſeinen Freyheiten laſſe, auch nach Gelegenheit ihm deren noch mehr gönne, als zum Exempel von vornehmen Aemtern nicht ausſchließe, und dergleichen, iſt nur eine Civil-Toleranz; daß man aber des andern Lehre nicht vor verdammlich (welches mehr, als nicht irrig) halte, wird Tolerantia Ecclesiastica genennet, wiewohl auch hierinnen gewiſſe Stufen.

(ad § 9.) Die Römiſche Parthey hat ſich nach dem Weſtphäliſchen Frieden freylich mehr ausgebreitet, nachdem die Reformirten in die Religions-Freyheit genommen werden; ſolches iſt wohl nicht aus dieſer, ſondern ganz andern Urſachen hergefloſſen.

(ad § 10.) Ich habe nicht vernommen, daß die Reformirten anjetzo begehren ſollten, die Evangeliſchen möchten ihnen Land und Kirchen (es wäre denn, was ſie etwa ſelbſt nicht brauchen) einräumen. Vor dieſem iſt es wohl freylich und allzuviel geſchehen, aber nicht aus dem Grund der Toleranz.

(ad § 11.) Daß den vertriebenen und bedrängten Reformirten auf gewiſſe Conditiones Herberge zu geben, wird etwas zu weitſchweifig geſprochen, und wäre die Frage, ob der Herr Verfaſſer denn nicht billige, daß man ihnen bey den Evangeliſchen hin und wieder Kirchen zu bauen verſtattet.

(ad § 12.) Daß die Reformirten an einigen Orten mit den Unſrigen übel umgeſprungen, iſt nicht zu leugnen; doch vermeine ich, daß auch bißweilen an Seiten der Unſrigen zu weit gegangen werden. Iliacos intra muros etc. Am beſten, daß man dergleichen Verrückungen nicht allzuviel rege.

(ad § 13.) Ich weiß nicht, ob man die Engliſche Kirche den Calviniſten füglich entgegenſetzen könne, als ob es eine andere Religion wäre, da ſie doch einander zum heiligen Abendmahl laſſen, add. quae infra (ad § 50.).

(ad § 14.) Wie ich mich nicht anders erinnere, ſo haben ſich die Dordraceni oft erkläret, daß ſie die Remonſtranten wegen der 5 Artikel nicht verdammen; ſie auch ohne einigen Widerruf zum heiligen Abendmahl laſſen wollen. Daß ſie aber die Remonſtrantiſchen Prediger abgeſetzt, ſolches will ich aber nicht allezeit vertheidigen, doch hat neben denen damahligen Gemüthsbewegungen und Partheylichkeiten der Verdacht des Socinianiſmi wohl am meiſten Zug und Gelegenheit dazu gegeben, welcher auch in der That nicht ganz ohne Grund geweſen, wie der Ausgang gewieſen.

(ad § 15.) Es ſcheinet, der Herr Verfaſſer gebe dem Schluß des zu Rotterdam 1686, betreffend die aus Frankreich vertriebene Diener des göttlichen Worts gehaltenen Synodi, einen härteren Verſtand, als deſſen Inhalt mit ſich bringet; denn die von ihm ſelbſt angeführten Franzöſiſchen Worte ſagen nur dieſes: „Daß Kraft der hergebrachten Verordnungen keiner unter den Holländiſchen Gemeinden zum Paſtore beruflich, als der Verſicherung gegeben, daß er es mit dem Reformirten Glaubens-Bekänntniß insgemein, und mit den Schlüſſen des Synodi zu Dordrecht inſonderheit halte. Und ſolle er verſprechen, daß er weder öffentlich, noch in Geſprächen, gegen das, ſo in denen vereinigten Provinzen angenommen, lehren wolle.“ Nun läſſet ſich ja dieſes auf die bei den Evangeliſchen geſuchte Toleranz der Reformirten nicht ziehen, ſo lange ihre Geiſtlichen bei uns in Kirchendienſt zu kommen, und unſeren Gemeinden vorgeſtellet zu werden, nicht begehren; ja es iſt, wie es ſcheinet, von denen aus Frankreich Vertriebenen, um zum Miniſterio in Holland bloß fähig erkläret zu werden, nicht begehret werden, daß ſie ihrer Meynung von der allgemeinen Gnade abſagen, ſondern nur, daß ſie weder öffentlich, noch abſonderlich darüber dogmatiſiren, das iſt, ſolche treiben ſollten, vermuthlich um zu keinen Zank Gelegenheit zu geben. Sollte aber die Zulaſſung eines mehrern zu der Vereinigung mit den Evangeliſchen helfen, ſollte ich dafür halten, die Herren Hollandi Theologi würden ſich nicht ausſagen.

(ad § 15. 16.) Wie weit die Einführung einer Toleranz zwiſchen beiden Partheyen dienlich, erfordert eine genaue Ueberlegung, und kommt es vornehmlich darauf an, daß man beiderſeits rechte Proben eines aufrichtigen Gemüths gebe, und allen gegründeten Argwohn benehme. Die Teutſchen Reformirten ſind meines Erachtens mit den Presbyterianern in England nicht wohl zu vergleichen. Ich glaube zwar, daß die Römiſche Parthei in Engelland wohl gern ſehen ſollte, wenn die Presbyterianer und andere Non-Conformirten mehr Macht haben möchten, denen Episcopalen beſſer die Waage zu halten, würde aber ganz nicht gern ſehen, wenn die Presbyterianer die Oberhand hätten. Und zweifle ich gar ſehr, ob ein Cardinal Barbarini das Gegentheil, daß nehmlich die Biſchöffe allda vertrieben werden möchten, gewünſchet haben werde. Wenigſtens würde ihm der Cardinal von Nortfolk nicht beigefallen ſeyn.

(ad § 18.) Ich glaube nicht, wie ich ſchon gedacht, daß zu einer rechten Vereinigung der beiden Proteſtirenden Partheyen eine Umtauſchung der Meynungen, ſondern nur eine zulängliche Erklärung erfordert werde.

(ad § 19.) Daß die Evangeliſchen mächtiger, und mehr im Wohlſtande als die Reformirten, ſollte faſt zweifeln. Es wäre denn, daß der Herr Autor England zu den Reformirten nicht rechnen wollte. (add. quae ad § 31.)

(ad § 20. 21.) Ob eben die Reformirte Religion allein Schuld ſey an denen hitzigen Conſiliis, ſo zu der Böhmiſchen Unruhe und Teutſchen Krieg Gelegenheit geben, ſtelle dahin.

Die Fehler der Menſchen (wo ſie eben hier ſo groß ſeyn, als man ſie macht) ſind nicht ſofort dem Glauben und der Parthey zuzuſchreiben. Die hitzigen Köpfe Römiſchen Theils haben damals auch nicht wenig dazu gethan. Ob zu ſelbiger Zeit die Evangeliſchen weislich gehandelt, daß ſie die Reformirten alſo, wie geſchehen, verlaſſen, daran haben Viele gezweifelt. Gott hat endlich Alles zum Beſten gekehret.

(ad § 22.) Es ſcheinet nicht, daß die Reformirten heut zu Tag von uns verlangen, unſere Kirchen-Gebräuche mit den ihrigen zu vertauſchen. Sonſt ſcheint der Herr Autor in dieſem § auch zu verſtehen zu geben, daß die alte chriſtliche Kirche, ehe ſie in Ruhe geſetzt, den Reformirten näher geweſen. Solches hatten ſie wohl Urſach, zu ihrem Vortheil anzuziehen. Denn die Kirche durch ſolche Ruhe wohl am wahren Chriſtenthum nicht beſſer worden. Doch ſollte ich in der That dafür halten, daß man dieſes den Herren Reformirten, zum wenigſten was das Kirchen-Regiment betrifft, einzuräumen nicht nöthig habe.

(ad § 23.) Ich weiß nicht, ob Calvinus jemals dies Principium geſetzt, daß je mehr man von der Römiſch-Catholiſchen Kirche abgehe, je ſäuberer man werde. Denn auf ſolchen Fall würde er den Anti-Trinitariis das Wort geſprochen haben, davon er doch ſehr entfernet geweſen. Im Uebrigen urtheilet der Herr Autor wohl, daß eine groſſe Verwirrung, allzugroſſe Freyheit oder Anarchie der rechte Weg ſey, wieder unter das Joch zu kommen; weil die Menſchen der Unordnung bald überdrüſſig werden, und denn von einem Extreme leicht zum andern gehen. Sonſt iſt gewiß, daß der Reformation nichts mehr geſchadet, als die darinnen entſtandene Secten; allein es iſt auch nicht ohne, daß man ſelbſt durch unzeitiges Ketzermachen viel darzu geholfen. Wie denn noch heut zu Tage, wenn es einigen Rigidioribus nachginge, eine neue Secte unter den Evangeliſchen entſtehen würde, wider der vermeynten Evangeliſchen [illegible].

(ad § 24.) Mich deucht nicht, daß es billig und rathſam ſey, denen Herren Reformirten insgeſammt vorzuwerfen, was von einigen unter ihnen, unterm Schein der Religion, gegen die Obrigkeit widerrechtlich geſchehen, weilen es ihr Glaube in der That nicht mit ſich bringet.

(ad § 25.) Zweifle, daß Frankreich ohne Zweifel das Römiſche Joch würde abgeworfen haben, wenn man bloß bey Lutheri Lehre blieben. Franciſcus I. hatte des Pabſts wegen ſeiner Italiäniſchen Abſehen allzuviel vonnöthen, und überdies, ſo waren die Cleriſey und der Pöbel allzu eifrig. Doch hätte Franziſcus I. nichts vom Pabſt gehoffet, noch von Carolo V. gefürchtet, dürfte er etwas gewaget haben.

(ad § 26.) Unter den ſogenannten German-Heretiks, welche gegen einander zu verhetzen, einige Römiſch-Geſinnete ſich zur Zeit der Königin Eliſabeth unter ſie verſtecket haben ſollen, wird man vermuthlich die Proteſtirenden ohne Unterſcheid verſtanden haben, die man auch anfangs Alle ohne Unterſcheid Lutheraner genennet.

(ad § 28.) Daß zu Vereinigung der Evangeliſchen und Reformirten dieſe die Schlüſſe des Synodi zu Dort fahren zu laſſen, nöthig haben ſollten, kann ich nicht finden, iſt auch von dem Herrn Autore nicht erwieſen. In der Römiſchen Kirche haben die Thomiſten und Janſeniſten dergleichen Meynungen, ohne Hinderniß der Union.

(ad § 31.) Es ſcheinet nicht, wie auch ſchon (ad § 19) erwähnet, daß die Reformirten in Anſehung der Unſrigen ſo ein kleiner Haufen ſeyn, glaube alſo nicht, daß ſie deswegen viel den Unſrigen würden nachzugeben haben. Wiewohl auch, wenn von Annehmung eines Lehrpuncts die Frage iſt, die Menge es eben nicht ausmachet; die Gelehrten der Reformirten auch ſich für den Unſrigen nicht zu ſchämen haben.

(ad § 32.) Die Reformirten werden uns hier antworten, was wir den Römiſchen: daß ſie nicht Urheber des Schismatis, ſondern ſie von den Unſrigen ausgetrieben und abgewieſen werden, da ſie doch ſo gar, ohngeacht der unterſchiedlichen Meynungen, ſich brüderlich zu erzeigen bereit geweſen. Kommt es alſo auf die alte Frage, ob der Unterſcheid ſo groß und nöthig, als er gemacht werden?

(ad § 33.) Daß die Reformirten heut zu Tage die Vereinigung mit den Unſrigen aus Noth ſuchen, ſcheinet wohl nicht. Wir ſind nicht weniger in Gefahr als ſie, und daher dünkt mich, daß ſie hierinnen mehr Sorgfalt und Wachſamkeit zeigen, als wir insgemein thun.

(ad § 36.) Obwohl die Reformirten ihre Streitigkeiten mit uns vor Nebenfragen halten, ſo ſtehet doch deswegen bei ihnen nicht, weder ihr Gewiſſen darinnen uns beizufallen, bis ſie eines Anderen berichtet werden.

(ad § 37) Dergleichen Beweismittel, als daß nehmlich die Reformirten unſere Lehre nicht vor verdammlich halten, unſers Theils aber die ihrige (nehmlich von Vielen der Unſrigen) dafür gehalten wird, ſind nicht gründlich, und halten den Stich nicht, können auch nur bey denen etwas wirken, ſo die Merita der Streit-Puncte ſelbſt nicht anſehen können oder wollen. Ja einige ſollten meinen, es ſey ſicherer, es mit denen zu halten, die mehr chriſtliche Moderation zu zeigen ſcheinen.

Was (ad § 46. 47. 48.) wohl angeführet, beweiſet nicht, daß die Reformirten zu uns zu treten nöthig haben, ſondern giebt Urſach, zu zweifeln, ob ſie in der That von uns ſo viel entfernet, als man vermeinet.

(ad § 50.) Daß die engliſche Kirche und andere angeführten Reformirten den Synodum zu Dordrecht verwerfen, hätte Beweis nöthig. Und obſchon der Herr Autor die Episcopales Anglos mit der Brandenburgiſchen Kirche, und theils franzöſiſch-reformirten Theologis nicht vor rechte Calviniſten halten will, ſo glaube doch nicht, daß ſie ſich von einander werden trennen laſſen. (add. quae supra ad § 13.) Inzwiſchen weil der Herr Autor ſagt, daß ſeine Bedenken und Schwierigkeiten nur die eigentlich von ihm bedeutete Calviniſten, oder ſogenannte Particulariſten angeben ſoll; ſo ſcheinet, daß gut geweſen wäre, ſich gleich Anfangs alſo zu erklären, auch zu ſagen, ob er denn vermeine, daß die Herren Epiſcopales, die Herren Brandenburgici und Galli Univerſaliſtae mit uns gänzlich zu vereinigen, ohne daß einige Veränderung in der Lehre vonnöthen. Auf welchem Fall, wofern die Unſrigen damit einig ſeyn ſollten, ja bereits ein Groſſes erhalten wäre.

III.

Heinrich Ludolf Benthem, Superintendent zu Bardewick, an Leibniz.

Wohlgebohrner und Fürtreflicher,
Inſonders hochzuehrender Herr Geheimbter Rath,
Hochgeehrter Gönner.

Daß die Durchl. verwittwete Churfürſtin und ſucceſſive deren durchlauchtigſte Deſcendenten zu Nachfolger des Königs Williams und der Prinzeſſin Anna beſtimmet, ſolches habe nicht nur aus dem gemeinen Gerücht, ſondern auch durch meinen engelländiſchen Correſpondenten vernommen.

—— Zwar würde ich als ein Theologus über ſolches, auf das Durchl. Chur-Haus Hannover befeſtigte Succeſſions-Recht zur engelländiſchen Cron mehr traurig, als fröhlich zu ſeyn Urſache haben, wenn unſer gnädigſter Churfürſt, oder deſſen Durchl. Chur-Prinz dadurch ſollten nach dieſem genöthiget werden, von unſer reinen Evangeliſchen zu der Calviniſchen Kirchen und den Schlüſſen von Dort zu treten. Allein da mir wohl bekannt, ich auch in meinem Buch („Engelländiſcher Kirchen-Staat") gezeiget, daß der Genfiſche und Holländiſche Calvinismus ſo ſehr, und noch mehr den

Engländern, als uns verhaſſet, und die Ecclesia Anglica Episcopalis von der unſrigen faſt nicht differire, als in dem Punct de S. Coena, worin ſie ſich doch auch beſſer, als die harten Calviniſten erkläret, ſo laſſe ich mir deswegen mein solidum gaudium nicht ſtören. — Sonſten hat man über die XXXIX Articles of the Church of England keine beſſere Erklärung, als welche uns der Herr Burne, Biſchof zu Sarum, vorm Jahr gegeben. Wann aber ſolches Buch in engelländiſcher Sprache geſchrieben, und auch in Folio iſt, daß es großen Herren durchzuleſen beſchwerlich fallen ſollte, ſo bin ich erbötig, das Eſſentielſte aus ſolchem Werk zu ziehen, und ſolches ins Teutſche zu überſetzen, in usum hochgedachten Cron-Erben, falls ſolches mein geehrter Gönner mit dem venerabili domino Loccumensi vor rathſam hält, und mir dazu geneigte Commiſſion ertheilen wird. —

Bardewick den 6. April 1701.

Leibnitzens Antwort.

Hochwürdiger, hochgelahrter,
Inſonders hochgeehrter Herr.

Deſſen werthes habe zu recht erhalten und die gute Intention gar wohl begriffen. Der Herr Biſchof von Salisburi haben neben dem Exemplar ſeines Comentarii über die engliſchen Artikel, ſo er der Churfürſtl. Durchlaucht zugeſchickt, auch mir die Ehre gethan, eines davon an mich zu ſchicken. Inzwiſchen hat Herr Jablonski, gelehrter Hofprediger zu Berlin, das Caput de praedestinatione in zierlich Latein überſetzet, zu Berlin herausgegeben, und mir auch ein Exemplar davon überſendet. Herr Biſchof Burnet repräſentiret ſehr ſchön beider Theile Meinung, in der Vorrede aber giebt er zu verſtehen, daß er mehr der unſrigen Parthei zugethan ſey, ob ſchon viel auch unter den engliſchen Herren Epiſcopalen ſelbſt es mit Dort halten. Ich habe gleichwohl ein und anders bei der Vorſtellung des Herrn Biſchofs zu erinnern. Wie ich denn nicht wenig dabei annotiret. Ich bin allezeit der Meinung geweſen, daß man die Reformirten nur dasjenige zugeben, dadurch die attributa divina, nehmlich bonitas, sapienta et justitia etc. ſalviret werden, ſo habe man ſich über ſie auch wegen der Dortiſchen Decreten ſelbſt nicht zu beſchweren, indem es theils auf controversias verbales, theils auf philosophicas quaestiones ankommt. Denn geſetzt, daß ſie behaupten: electionem esse fide praevisa priorem, [illegible] Deum elegisse etiam ad fidem, ſo folgt daraus nicht mehr, als was wir ſonſt alle geſtehen müſſen, daß die gradus gratiae ratione mediorum salutis bey den Menſchen nicht einerlei ſeyn. Warum nur Gott einen in ſolche favorabiles circumstantias ſetze, darinnen die vocatio ex gratia universalis anſchlägt, andere aber nicht, das gehöret ad τὸ βάθος Pauli, vel Deum absconditum Lutheri; vel decretum arcanum Calvini. Wenn nur geſtanden wird, daß Gott elegire: nicht ex mero quodam placito velut tyrranico, sed ex principiis summae sapientiae et justitiae conformibus, licet nobis ingotis, und man das decretum absolutum, nicht nimmt, tanquam independens ab omni ratione, sed tantum tanquam independens a rationibus, quae a nobis reddi possint; ſo iſt dabei nichts gefährliches. Es wäre ſonſt zu wünſchen, daß man die Vorſorge in dieſen Materien trüge, dadurch M. H. Hr. Superintendens veranlaſſet würde, ein ſo nützliches Werk als dasjenige, deſſen er gedenket, zu verfertigen. Aber: οὐ φρόντις Ἱπποκλείδῃ kann man oft in dieſen Sachen ſagen *). Ob man künftig mehr darauf gedenken wird, muß die Zeit

---

*) „In dem Extract dieſer Antwort, welche wir auch bey der Hand haben, ſiehet er dieſe Worte auf die Hofleute“ (Kapp).

geben. Von einer Reiſe nach Engelland höret und ſaget man noch nichts. Gott gebe, daß die transcendente Macht vom Hauſe Bourbon nicht dermaleinſt alle gute Dispoſitiones übern Hauſen werfe, zumal, wenn man ſich der nicht genugſam in der Zeit bedienet. Gott wird doch gleichwohl ſeiner Kirche zu rechter Zeit Hülfe zu leiſten wiſſen, dem ich meinen hochgeehrten Herrn empfehle und verbleibe

Meines hochgeehrten Herrn Superintendenten

dienſtergebenſter
G. W. Leibnitz.

IV.

Kurze Anmerkungen über die Schrift: Das einzige wahre Mittel zur Vereinigung der beyden evangeliſchen Religionen in Teutſchland. 1702. 8.

Man achtet nicht nöthig, ſich in den Streit wegen der geänderten Augspurgiſchen Confeſſion einzulaſſen, wenn die Herren Reformirten, wie der Autor (§ 10) verſichert, ſich zur unveränderten bekennen. Man achtet aber noch weniger nöthig, was der Herr Autor (§ 13) erfordert, daß auch in minutissimis externis gleichmäßige Kirchen-Gebräuche einzuführen, da doch die Reformirten ſolche ſelbſt untereinander nicht haben, und wann dadurch die Gemüther ohne Noth turbiret würden. So iſt auch bekannt, was dergleichen Vorhaben in Groß-Brittanien vor Schaden gethan. Daß zu dem Religions-Vergleich keine Geiſtlichen zu gebrauchen, wie der Herr Auctor (§ 17) vermeinet, dem kann nicht beypflichten, ſondern muß vielmehr dafür halten, daß die Hauptſache von Theologis auszuarbeiten, weilen es deren Amt gemäß iſt, und ſie als Seelſorger und Lehrer dasjenige beobachten, was in der Gemeine iſt. Vitia und Mängel finden ſich bey allen Profeſſionen.

Inzwiſchen iſt man gänzlich der Meinung des Autoris (§ 21), daß die Vereinigung nicht beſſer, als durch den Königlichen Preußiſchen Hof befördert werden könne. Was aber von dem modo negotiandi mit andern Höfen vorgeſchlagen wird, läſſet man höherem Judicio anheim. Aber damit iſt man einig (§ 29), daß ohne Special-Präparirung durch einen Convent oder das evangeliſche Corpus zu dem erwünſchten Zweck ſchwerlich zu gelangen. Und daß nicht wohl ein Reichs-Stand allein in ſeinen Landen einen Vergleich unter ſeinen evangeliſchen Unterthanen ſtabiliren werde.

V.

Anmerkungen über das Arcanum Regium, die Leibniz 1703 den Helmſtädtiſchen Theologem zugeſchickt, um ſich derſelben in ihrem der Magdeburgiſchen Landſchaft zu ertheilenden Reſponſo zu bedienen. *)

Das ſogenannte Arcanum ſoll irenicum ſeyn, man könnte aber wohl ſagen, daß, anſtatt den Frieden zu befördern, es ſey ein Classicum belli Sacri inter Evangelicos, und nicht wohl leicht etwas, ſo unſern Feinden, den hitzigen Papiſten, angenehmer aufs Tapet kommen könne. Es ſcheinet zu rathen zu gewaltſamen Verfahren und Unterdrückung der Evangeliſchen, deren Augspurgiſchen Confeſſions-Verwandten, ſo es mit den Pietiſten nicht halten, und würde die Gemüther nicht nur in den Königlichen Landen und inſonderheit in Magdeburg

---

*) Siehe: die Evangeliſchen Land-Stände des Erzbiſthums Magdeburg, darin ſie ſich wegen des Arcani Regii ... ein Responsum Theologicum ausbitten, vom 20. Juni 1703. und das Reſponſum der Facultät vom 15. Juli 1703. bey Kapp. S. 271 — 290.

und Preußen, ſondern auch in denen benachbarten Schwediſchen, Sächſiſchen und andern Provinzen, auch an entfernten Orten nicht wenig ver igen, alſo auch in publicis böſe Conſequentien nach ſich ziehen können. Daß man niemand, als fromme und ehrliche Leute in allen und ſonderlich geiſtlichen Aemtern ſeyn laſſen ſolle, iſt eine ausgemachte Sache, und können Viſitationes zur Abſchaffung der abusuum nicht anders als dienlich ſeyn. Wenn man aber anſtatt der abusuum ſolche Dinge rühren will, da ſtreitig, ob es abusus oder nicht, ja die durch antiquissimam Ecclesiae praxin, zu geſchweigen durch Privilegia und Pacta autoriſiret, wird des guten Zwecks verfehlet und übel ärger gemacht. Nun iſt ja bekannt, daß Exorcismus eine antiquissima Ecclesiae Christianae praxis, und optimum sensum haben könne, maßen nicht eine leibliche Beſitzung, ſondern Macht des Teufels über das ſündige Gemüth verſtanden wird. Iſt auch eine große Kühnheit und gebührliche Suggeſtion, daß man Ihrer Majeſtät inſinuiren will, die Meßgewand, Caſeln, Lichter ꝛc. ſeyn ein päbſtiſches Greuel, da doch Se. Majeſtät ſelbſt kein Bedenken gehabt, zu Königsberg ſich deren in der evangeliſchen Kirche bey der Communion ſelbſt zu bedienen. Und wenn des Autoris des Arcani Ration gelten ſoll, die Feſte abzuſchaffen, weil man daran oft üppig lebt, ſo muß man auch die Sonntage abſchaffen. Tollatur abusus, non res. Wer Königen etwas vortragen will, muß darinn große Prudenz brauchen, und nichts ſetzen, daß er nicht gerne öffentlich wolle geleſen wiſſen. Daher hätte der Autor ſich billig hüten ſollen, auf Jeſuitiſchen Schlag einem großen König indigna Majestate ejus artificia et simulationes zu rathen, gleich als ſollen Se. Majeſtät ſich ſtellen, als hätte es einen andern Zweck, als es in der That hat. (vid. §. 8.) Wer kann auch approbiren, daß man dem Könige ſuggerire, es ſolle niemand befördert werden, als der von den Theologis zu Hall Approbation gehabt. Denn entweder ſind die Theologi zu Hall von anderer Meinung in wichtigen Dingen, als die Theologi anderer Univerſitäten, oder nicht. Sind ſie es, ſo ſind denn zwei Partheyen, und will man damit die eine verfolgen und opprimiren. Sind ſie es nicht, was braucht es eines ſo ungewöhnlichen Verfahrens, und wird man nicht dadurch andere Potentaten zu Gegen-Verfaſſungen zwingen?

Sonderlich iſt unverantwortlich, daß man von Wittenbergiſchen Tücken und Schalken ſpricht, und damit einen Theologiſchen Krieg wieder erregen will. Der Autor wird ſagen, er habe nicht gemeinet, daß es auskommen werde, aber: Sapientis non est, dicere non putabam. Und dann, ſo iſt es indignum probo Theologo, einem großen König calumniosa ſuggeriren. Dni Helmstadienses recte facient, si hanc imprudentiam exaggerent, eaque occasione animum erga Witebergensis bene affectum ostendant. Und was kann ärgers geſagt werden, als, alle andere Theologi, außer den Halliſchen, hätten Tücke und verbergen den Schalk? Ein großer Herr hat viel zu große Weisheit, daß er die ſofort vor Verächter ſeiner heiligen Perſon halte, die in einem und andern circa jura des Landes-Fürſten in Controverſiis ſtehen. Die höchſten Potentaten laſſen die Controverſias mit ihren eigenen subditis in dazu beſtallten judiciis unterſuchen, und laſſen verſtändige Juſtitiarios darüber urtheilen; daher denen Herren ſuggeriren wollen, daß ſie alle die, von denen Oppoſitiones, ſo mit gebührendem Reſpect, geſchehen, und einigen Grund zu haben ſcheinen, vor Verächter halten ſollen, iſt dignum adulatore, der große Herren zu violentis consiliis verleiten will, da nichts anders als Böſes daraus entſtehen kann. Der neuen Regel, quod Princeps Evangelicus sit Papa in sua ditione muß man nicht mißbrauchen. Bey den verſtändigſten Pontificiis ſelbſt iſt concilium universalis Ecclesiae, wo nicht supra, doch nicht infra Papam. Alſo iſt billig, daß ein großer Evangeliſcher Herr in wichtigen Religions-Sachen nicht alles von ſich allein thue, ſondern mit andern Evangeliſchen Potentaten communicire, ne rumpatur vinculum Ecclesiae.

VI.

Anmerkungen über die Schrift: Entwurf Evangeliſcher und ſehr leichter Mittel zur Vereinigung der Proteſtirenden.

(1703.)

Der Herr Autor, ſo ſich zu den Reformirten bekennet, vermeinet auch, man habe übel gethan, daß man von Vereinigung der ſtreitigen Meinungen der Theologen angefangen: ſey eben, als wenn man ein Haus zu bauen vom Dach anfangen wollte, meinet, man ſolle von der Gleichförmigkeit des Gottesdienſtes und der Geiſtlichen Intreſſe den Anfang machen (pag. 45). Allein die Lehre iſt ja mehr dem Grund, und die Kirchengebräuche dem Dach zu vergleichen. Die Kirchengebräuche fallen freilich mehr in die Augen, aber eben deßwegen würde die Aenderung, die man darin aufdringen wollte, die Gemüther deſto mehr erregen, und gutwillig wird es ohne Nebenkünſte nicht ſowohl angehen, welche aber, bey einer ſolchen Sache, nicht allzulöblich, noch rathſam. Daß der Autor vermeinet, das müſten Wiedertäufer, Independenten und Quacker ſeyn, die circa adiaphora Schwürigkeit machen wollten, das werden ihm ſo viel Evangeliſche Theologi, die davon geſchrieben, nicht geſtehen. Zwar wäre es der beſte Weg, den er verſchlägt (pag. 8), daß die hohe Obrigkeiten ſich darüber mit einander verglichen. Aber ehe der Religions-Streit gehoben, werden ſie ſchwerlich über die Adiaphora einig werden, und wenn ſolcher gehoben, iſt an den Adiaphoris wenig gelegen.

Daß eine authentique Glaubens-Bekänntniß herauskäme, mit ſolchen Anmerkungen, ſo die Uebereinſtimmung an Tag geben, wie (pag. 11) gerathen wird, wäre ſehr gut, aber da iſt eben die Schwürigkeit, es alſo abzufaſſen, daß beyde Theile ſehen, wie man in den Grundſachen einig, und zu einer Communion treten könne, denn daran ſtößet ſich alles.

Was der Herr Autor ſaget, daß der Geiſtlichen Intereſſe mehr zu befördern, als zu ſchmälern, und daß der wahren Religion ſelbſt eigenes Intereſſe erfordere, die Geiſtlichen in Ehren zu halten, und ſie anſtändig zu verſehen, damit iſt man allerdings einig.

Puſenderſius hat zwar, wie hier (pag. 24) erwähnet wird, den Streit wegen des heiligen Abendmahls nicht vor unüberwindlich gehalten, aber in puncto praedestinationis hat er deſto größere Schwürigkeiten gemacht, und das absolutum decretum absolute verwerfen wollen, worin man aber keine Urſache ſiehet, ihm ſo ſchlechterdings beyzupflichten.

VIIa.

Vorſchlag für die Wiedereinführung der alten Kirchen-Hierarchie.*)

(1701.)

Es ſind meines wenigen Ermeſſens viel Urſachen, ſo die Proteſtirenden in Teutſchland, und ſonderlich Königliche Majeſtät in Preußen, bewegen möchten, die uralte Hierarchiam Ecclesiae wieder einzuführen.

1) Zuvörderſt pfleget eine durchgehends waltende, untadelhafte, auch löbliche Gewohnheit, ſo von Alters hergebracht, ein groſſes Gewicht bey männiglich zu haben, und ſonderlich in der chriſtlichen Kirche viel zu gelten. Nun iſt ja bekannt, daß kein einziger chriſtlicher König in der Welt ſey, der nicht Biſchöfe habe, ſcheinet dahero allerdings anſtändig zu ſeyn, daß

---

*) Wie der Schluß andeutet, auf Anlaß der Preuß. Krönung geſchrieben.

der König in Preußen ſich ihnen auch darinnen gleich halte, und von dem, was auch alle proteſtirende Könige, nehmlich der von Großbritannien und die beiden nordiſchen Könige beybehalten, nicht abgehe. Die Engelländer haben gar ein Sprichwort: no Bishop, no King.

2) Es iſt auch gewiß, daß in Preußen nicht nur päbſtiſche, ſondern auch proteſtirende Biſchöfe geweſen, wie dann Mörlinus und andere ſich alſo geſchrieben.*) Findet ſich alſo deſto eher Gelegenheit, daſelbſt anzufangen, und dasjenige wieder aufzurichten, was des Königs Anſehen einen neuen Glanz beylegen würde.

3) Wie dann bekannt, daß man es von Alters her vor etwas hohes angeſehen, und Henricus Leo, als er die verfallenen Bisthümer zu Lübeck und Ratzeburg wieder erwecket, ſolche Macht vom Kaiſer Friderico I. erhalten müſſen, von dem er eine güldene Bull deswegen bekommen, ſo noch vorhanden.

4) Ich zweifle auch nicht, daß ſich Anſtalt finden würde, ohne Beſchwerlichkeit zu Evangeliſchen Biſchöfen in Preuſſen zu gelangen. Immaßen viel Biſchöfe in Italien, will geſchweigen in Griechenland, ſeyn, deren Einkünfte an diejenigen nicht reichen, ſo vornehme Königliche Theologi haben oder haben können.

5) Und was das jus Episcopale (oder vielmehr Papale) Regum et principum Protestantium betrifft, ſo beſtehet es in externis, denen deswegen nichts abgehen dürfte, wie aus der Monarchia Siciliae und aus dem Capite Ecclesiae An-

---

*) Joachimus Moerlinus ſchrieb ſich Biſchof in Samland und Georgius Venetus Biſchof in Pomeranien. Siehe das Verzeichniß der Preußiſchen Merkwürdigkeiten, welche dem VI. Tomum des Erläuterten Preußen angeben p. 727 seqq. und erhellet p. 730, daß D. Bernhard von Sanden, Prof. Theol. Primarius zu Königsberg und Hof-Prediger daſelbſt, den Titel eines Preußiſchen Biſchofs per Rescript. sub dato Cölln an der Spree vom 11. Dec. 1702 wozu auch vielleicht Herrn von Leibnitz Schrift Gelegenheit gegeben haben mag. (?) (Kapp).

glicanae zu ſehen, zu geſchweigen, was Frankreich in Uebung hat. Und iſt bekannt, was Vedelius de Episcopatu Constantini M. geſchrieben.

6) Es iſt auch ganz gewiß, daß wenn unſere Geiſtlichkeit in geringer Achtung ſtehet, ſie weder bei den Ihrigen, noch bey den Widrigen gnugſamen Nachdruck findet. Hingegen da ſie den Widrigen an Würde gleich, ſie ihnen in allem beſſer die Wage halten kann. Denn wir haben mit Menſchen zu thun, da das Aeußerliche etwas wirket. Und ich finde derowegen (um ſolches gelegentlich zu berühren) nicht gut, daß bey den Proteſtirenden ſo wunderſelten Leute vornehmen Geſchlechts ſich in geiſtlichen Stand begeben, und des berühmten Fürſten Georgen von Anhalt Exempel ſo wenig geachtet wird, welcher ſelbſt einen Prediger abgegeben.

7) Sollten die Unſrigen mit den Widrigen in Colloquiis, auch wohl dermahleins in Synodis zuſammen kommen, ſo iſt zu erachten, daß, wenn eines Theils vornehme und dabey gelehrte Biſchöfe und Standes-Perſonen, anderen Theils aber Leute ohn Anſehen ſich finden würden, ſolches, wenn beyderſeits die Gaben gleich, keinen geringen Unterſchied am Nachdruck machen würde. Und obgleich Gott ſolchen durch ſeinen Segen und Beiſtand erſetzen kann, ſo iſt doch der Vorſichtigkeit gemäß, daß man auch an menſchlichen Mitteln nichts unterlaſſe.

8) Sollte auch dermahleins die Kirche Gottes durch eine zulängliche Reformation im Occident wieder ergänzet werden, welches ja nicht ohnmüglich, ſondern in etlicher weniger Potentaten Einſtimmung beruhen würde, deren Herzen in Gottes Händen ſtehen, iſt leicht zu erachten, daß die wenige Nationen, ſo ohne Biſchöfe ſeyn, ſich von den übrigen hierinn nicht wohl würde abſondern könne; derowegen ja beſſer, dasjenige vorher und freiwillig zu thun, weſſen man ſich dermahleins nicht dürfte entbrechen können, ſondern gleichſam dazu gedrungen ſcheinen würde. Immaßen auch vor Alters faſt Biſchöfe allein in Conciliis Stimme gehabt.

9) Und da etwa dermahleins, auf ſolchen Fall der Vereinigung, von Wiederaufrichtung der alten Dioecesium dürfte geſprochen werden, wenn noch res integra wäre, welches aber allerhand Ungelegenheit nach ſich ziehen könnte, ſo würde ſolches unterbleiben, und die neue Verfaſſung vielmehr um Friedenswillen beybehalten werden, welche man itzo einrichten kann, wie man will, alsdann aber erſt mit andern ſich darüber einlaſſen müßte.

10) Bereits jetzo auch würde dieſer anſehnliche Vortheil vor die Kirche dadurch zu erhalten ſeyn, daß man den Widerſachern ein gewiß Geſtändniß auspreſſen könnte, ſo nicht zu verachten, immaßen an argumentis ad hominem nicht wenig gelegen. Nehmlich es iſt aus den römiſchen Kontroverſien bekannt, daß ſie der Engelländiſchen Kirche und einigen andern Proteſtirenden, wo Biſchöfe und die uralte Hierarchia blieben, validas Ordinationes zuſtehen müſſen; alſo, daß ihrem Geſtändniß nach nicht allein alda recht ordinirte Biſchöfe und Prieſter, ſondern auch das Sacrament des heiligen Altars in ſeinem Weſen vorhanden. Ob ſie nun ſchon vorgeben, der actus validus ſey nicht licitus, ſo ſind ſie doch darinn, ihren ſelbſt eigenen Principiis nach, gar ſchlecht gegründet. Es würde auch, wenn es wahr wäre, mehr denen Geiſtlichen, als der Gemeine ſchaden.

11) Endlichen auch, und welches das Vornehmſte, ſo muß man mit der Engliſchen Kirche bekennen, es wäre zu wünſchen geweſen, daß die Reformatores anderswo die lineam Ordinationis, welche in der alten Chriſtenheit, ſo weit man in der Kirchen-Hiſtorie kommen kann, richtig fortgegangen, und obſchon nicht die Nothwendigkeit eines unumgänglichen göttlichen Rechtes, doch den Wohlſtand der guten und, wie faſt glaublich, Apoſtoliſchen Ordnung vor ſich hat, nicht unterbrochen worden, ſondern die Biſchöfe in Stand geblieben wären, und man Prieſter von Biſchöfen, wie vormals, ordnen laſſen.

12) Weilen aber ſolches wegen damaliger Hinderniſſe

und Verwirrung unterblieben, ſo wäre zu wünſchen, daß dieſe beſtändige uralte Ordnung der Chriſtenheit, ſo von den Apoſteln bis auf die Reformation in der ganzen Chriſtenheit, bey allen Rechtgläubigen heiliglich beobachtet, und faſt bey allen Ketzern ſelbſt beibehalten worden, auch jetzo noch in der ganzen occidentaliſchen und orientaliſchen Kirche faſt außer Teutſchland allein (deſſen Holland und Schweiz nur ein Theil oder Anhang ſeyn) feſt beſtehet, auch bey uns wieder eingeführet, und die zerriſſene linea Ordinationum wieder ergänzet; mithin eine unnöthige Abweichung, ſo nicht nur die Lateiniſche, ſondern auch Griechiſche, Armeniſche und alle andere Kirchen an uns tadeln, und dadurch geärgert werden, abgeſtellet, und was dermahleins, da Gott die Chriſtenheit über lang oder kurz zur Einigkeit bringen ſollte, nothwendig geſchehen dürfte, anjetzo bei dieſer ſchönen Gelegenheit freywillig zu veranſtalten angefangen würde.

VIIb.

Unpartheyiſches Urtheil

von dem Nutzen, welchen die Evangeliſch-Lutheriſchen aus der Vereinigung mit den Reformirten zu erwarten haben, in einem auf hohen Befehl abgefaßten Rathſchlag geäußert von Herrn **Gerhardo Molano**, Abten zu Loccum, auch Directore der Kirchen im Churfürſtenthum Braunſchweig-Lüneburg und Herrn **Gottfr. Wilh. Leibnitzen**, Geheimen Rath zu Hannover.

(1704.)

(Fragment.*)

—— Wie wohl und chriſtlich, wie löblich und nützlich die mutua tolerantia oder virtualis unio unter den Evangeliſchen in Theoria gethan zu ſeyn ſcheinet, ſo ſchlimme Effectus hat ſie dennoch durch des Satans Neid und paſſionirten Zeloten Anſtiften in Praxi und Applicatione je und allemahl nach ſich gezogen, alſo und dergeſtalt, daß auch den moderatis, ja moderatissimis, h. e. denjenigen Evangelicis, welche die abſon-

---

*) In der Art und Weiſe, wie dieſer Aufſatz unter obiger Ueberſchrift vorgefunden wird, iſt er zweideutig und nicht recht zu ver-

---

ſtehen. Es iſt aber ein Stück, herausgeriſſen aus der, in dem von Leibnitz redigirten Schreiben des Molanus an Urſinus, aus Hannover den 15. Jan. 1701 (oben S. 221.) angekündigten, Beyſchluß sub A bezeichneten, von Leibnitz und Molanus Anfangs 1701 abgefaßten Antwort auf die von Berlin an ſie gelangte „Kurze Vorſtellung der Einigkeit" u. ſ. w. und zwar derjenige Theil, auf welchen in demſelben Briefe weiter unten Bezug genommen wird, als wo ausgeführt ſey „was unſrer (die evangeliſch-lutheriſche) Kirche sub praetextu tolerantiae etc. nach und nach gelitten, und demnach allerdings nothwendig ſeyn wolle, auf eine ſolche Vereinigung zu gedenken, dadurch distinctio nominum gänzlich aufgehoben und aus ſo genannter unterſchiedenen Evangeliſchen und Reformirten Kirche ein Ens per aggregationem unum etc. gemacht würde." Nie und nirgend iſt vielleicht die Idee der Union philoſophiſcher und zugleich kirchlicher und prägnanter, als an dieſer Stelle poſtulirt werden: doch die Beilage, auf welche ſich hier bezogen ward, ging, wie das P. S. lehrt, nicht ab, und vermuthlich auch ſpäter nicht, weil Kapp ſie unter ſeinen Papieren nicht hatte. Allein ſie gerieth nach dem Tode der Betheiligten in die Hände des „Vir summe reverendus Erdmannus Neumeisterus" welcher 1721 einen Kurtzen Beweis, daß das jetzige Vereinigungs-Weſen mit den ſogenanten Reformirten dem ganzen Catechismo (sic) ſchnurſtracks zuwieder laufe, herausgab, und unſer Fragment „appendicis loco" beifügte, d. h. Leibnitz und Molanus verſtümmelnd, in majorem Dei gloriam das Publikum betrog, indem er ihm ein aus einer hochireniſchen Abhandlung herausgeriſſenes Stück, welches die äußerliche Union ohne die innere zurückwies — als ein, auf der Verwerfung der Einigkeit überhaupt berechnetes Ganze angab. Wohlgemerkt ohne Datum. Der gute Kortholt, der das Stück (als ein Ganzes!) im erſten Theile der Epistolae Leibnitii ad diversos p. 164—167, hinter den Briefen an Joh. Fabricius wiederabdrucken ließ, war wirklich überzeugt, daß Leibnitz und Molanus ſich hier gegen die Union überhaupt erkläret hätten, und ſetzte das Stück in das Jahr 1708, weil nemlich Leibnitz am 28. Januar 1708 (nicht den 30. März, wie Kortholt ſich in der Vorrede ſeines eignen Buches irrt) an Fabricius geſchrieben hat: A negotio irenico etc. nihil amplius expecto. „Constat enim, ſagt er, eum tum temporis consilia sua irenica missa fecisse. Daß er derliche Lehren der Reformirten nicht für fundamental, ſondern vielmehr die Reformirten für Brüder in Chriſto halten, jedennoch für einen ſolchen, per declarationem publicam einzuführenden Toleranz billig grauet, weil die Conditio der Evangeliſchen Kirchen dadurch immer ſchlimmer geworden, und allemahl zum wenigſten eine heimliche Verfolgung und Unterdrückung, mehrmal eine öffentliche Reformation und Perſecution der Unſrigen darauf erfolget. Kein notabler Exempel iſt vorhanden, daraus zu erſehen, was für Schaden die mutua tolerantia solemniter introducta der Evangeliſchen Kirchen gethan, als aus dem Colloquio Casseliano. *) Iſt jemahls vom Anfang der Reformation bis auf dieſe Stunde in einem Colloquio Irenico von beyden Theilen candide, aufrichtig und redlich procediret, ſo iſt es gewiß zu Caſſel geſchehen, da beyderſeits Männer von ungemeiner Erudition und Aufrichtigkeit zuſammenkommen, amicabiliter anfangs mit einander de controversiis ipsis, letzlich de momento illarum controversiarum diſputiret, und ſich endlich dahin brüderlich

---

es nicht beſſer verſtand, war ſeine Schuld. Der unkritiſche Compilator Ludovici ſetzte darauf auf Kortholts Autorität im Verzeichniſſe der Leibnitzſchen Schriften die unſre in das Jahr 1708, ihm ſelbſt gehört nur die abgeſchmackte Bemerkung (vergl. den erſten Band S. 431.) „es ſcheine aus der Schreibart ſo viel zu folgen, daß Leibnitz dabei die Feder geführt, — weil Leibnitz unter das Deutſche beynahe die Hälfte lateiniſcher Wörter zu miſchen pflegte“ (als wenn er von Molanus das Gegentheil gewußt hätte). Wir überlaſſen die Frage gern dem Leſer zur Entſcheidung: ſie werden wohl Beide daran geſchrieben haben. An Kapp wäre es nun geweſen, bei dem Briefe des Molanus an Urſinus, welcher über das Verhältniß Licht verbreitet, die nöthige Aufklärung über das „Unpartheiiſche Urtheil“ zu geben; die Autoritäten ließen nur das eigne Sehen bei ihm nicht aufkommen. Von dem Herausgeber der Opera omnia Leibnitii, L. Dutens, läßt ſich weiter nichts ſagen, als daß er den Aufſatz aus Kortholts Sammlung, mit dem Mißtitel: De unione Protestantium Molani et Leibnitii Judicium, Jugement impartial sur l'utilité etc. traduit de l'allemand, Tom I. p. 735—737. ehrlich einrückte. — Es ſteht zu wünſchen und zu hoffen, daß der ganze Aufſatz künftig ans Licht komme.

*) 1661.

verglichen, daß die quaestiones controversae das fundamentum fidei nicht berührten, und man demnach *) stante quamlibet et durante dissensu, einer den andern nicht nur toleriren, ſondern pro fratre in Christo halten könne und müſſe. Wie aus der auf Befehl der gnädigen Herrſchaft publicirten Relation vom Caſſeliſchen Colloquio mit mehreren erhellet. Als die Saxonici mit ihrer Epicriſi, ja faſt die ganze Evangeliſche Kirche ſich dagegen ſtellete, haben jedoch die Rintheliſchen Theologi, D. Henichius und D. Muſäus, als geweſene Collocutores ſich ein ſolches wenig anfechten laſſen, ſondern die Herzhaftigkeit gehabt, ſich allen Zeloten zu opponiren, und die Relation beſagten Concilii in einer weitläuftigen, an alle Evangeliſche Theologos gerichteten Epiſtel zu vertheidigen.

Wer ſollte nun aus der, in dieſer Conſociation und daſelbſt ſtabilirten, beyderſeitigen Toleranz und brüderlichen Vereinigung etwas anders, als aurea secula et Ecclesiae atque academiae Rinthelensis halcyonia ſich promittiren haben können? Es hatte aber den Effect, daß ſofort darauf nicht nur das Exercitium Reformatae Religionis zu Rintheln eingeführet worden, welches an und für ſich nicht zu mißbilligen, ſondern die Academie ihre Collegiat-Kirche, darin die Studioſi Theologiæ ihre Exercitia concionatoria zu halten pflegen, den Reformirten hergeben müſſen. Es wurden ferner (unangeſehen das Inſtrumentum Pacis ein anders ſtatuiret, auch dieſer einzig und allein wegen der Rintheliſchen Academie inſeriret worden) obſchon die evangeliſchen Theologi dawider ſchrieben, ſeufzeten und fleheten, verſchiedene Reformirte Professores philosophiae, und unter andern gar ein Professor Ethicae et Logicae, welche beyde Diſciplinen in die Theologie laufen, nach Rintheln geſetzet. Dabey blieb es nicht, ſondern es wur-

---

*) Dennoch, bei Kortholt; offenbar ein Druckfehler.

den dahin geſtellet zwei Reformirte Prediger, auch zu würklichen Profeſſoren, einer Graecae, der andere Hebraicae linguae, und ihnen Macht gegeben, das alte und neue Teſtament philologice zu interpretiren. Der Evangeliſche Stadt-Magiſtrat wurde ab-, und anſtatt deſſen ein Reformirter Bürgermeiſter und lauter Reformirte Raths-Herren eingeſetzet. Dabey denn die Proſopolepſia aufs ernſtlichſte getrieben: welche um deſto beſſer von ſtatten ging, dieweil der Abfall von der Evangeliſchen Lehre eine gewiſſe Beförderung nach ſich ziehet. Es ging dieſer Zelus ſo weit, daß unter Andern, ſo ſich in concionando ziemlich moderat erwieſen, auch dann und wann Reformirte Prediger dahin geſetzet wurden, welche die Evangeliſchen Dogmata heftig perſtringirten. Daher denn endlich kommen, daß D. Muſäus von Rintheln nach Helmſtädt zog; D. Henichius, nachdem ihm ſeine gute Intention ſo übel ausgeſchlagen, ſich ſehr betrübte und bald darauf ſtarb; der dritte daſige Theologus, D. Eccardus, welche das Colloquium Caſſelanum in publicis scriptis gegen Andere der Unſrigen defendiret, und ſich dadurch eben ſo viel Haß zugezogen, endlich ſahe, daß ſeines Bleibens in Rintheln nicht länger ſeyn wollte, dannenhero in ſeinem Alter daſige ſeine vieljährige Professionem Theologicam quittirte, und ſich im Stift Hildesheim für einen Special-Superintendenten und Paſtorem beſtellen ließ. — —

VIII.

Denkſchrift über die Errichtung einer Churfürſtlichen Societät der Wiſſenſchaften.

(1700).

Weilen Churfürſtl. Durchlaucht zu Brandenburg ein gloriöſes und recht Königliches Werk vorhaben, eine societatem scientiarum et artium zu fundiren, ſo wäre auf ſolche Anſtalt zu denken, daß der wahre Zweck und Nutzen mit geringer Beſchwerde erhalten werde.

Solche Churfürſtliche Societät müßte nicht auf bloße Curioſität oder Wiſſensbegierde und unfruchtbare Experimenta gerichtet ſeyn, oder bey der bloßen Erfindung nützlicher Dinge ohne Application und Anbringung beruhen, wie etwa zu Paris, London und Florenz geſchehen, daher eine Verſpottung, und die bekannte Engliſche Comödie The virtuoso *) erfolget, auch endlich die Hände abgezogen werden; ſondern man müßte gleich anfangs das Werk ſammt der Wiſſenſchaft auf den Nutzen richten, und auf ſolche Specimina denken, davon der hohe Urheber Ehre, und das gemeine Weſen ein mehrers zu erwarten Urſach habe.

Wäre demnach der Zweck, theoriam cum praxi zu vereinigen, und nicht allein die Künſte und die Wiſſenſchaften, ſondern auch Land und Leute, Feld-Bau, Manufacturen und Commercien, und mit einem Wort die Nahrungs-Mittel zu verbeſſern, über dieß auch ſolche Entdeckungen zu thun, dadurch die überſchwengliche Ehre Gottes mehr ausgebreitet, und deſſen Wunder beſſer als bisher erkannt, mithin die Chriſtliche Religion, auch gute Policey, Ordnung und Sitten theils bey heidniſchen, theils noch rohen, auch wohl gar barbariſchen Völkern gepflanzet oder mehr ausgebreitet würden.

Wobey denn wohl zu betrachten, daß Churfürſtl. Durchl. wegens Lagers oder Situation dero Lande und andern Conjuncturen dazu ſolche Gelegenheit haben, dergleichen weder der Kayſer, noch König in Frankreich bey den übrigen finden, und nicht allein wegen guter Verſtändniß mit Moskau nach China, Indien und Perſien und in die große Tartarey treffliche Hand-

---

*) The virtuoso a Comedy, as it is acted by their Majesties Servants. Writen by Thomas Shadwell, London 1676. (Die erſte Auflage). Einen vier Seiten langen Auszug daraus giebt Kapp S. 169 f.

lung anrichten, und neben dem Evangeliſchen Weſen ihren Ländern große Vortheile ſchaffen, ſondern auch in dem Ihrigen ſelbſt wichtige, faſt unkoſtliche Entdeckungen thun laſſen können, damit dem menſchlichen Geſchlecht überaus gedienet ſeyn würde.

Nun werden zweifelsohne ſich bey Churfürſtlicher Durchl. vortrefliche Leute finden, welche von allen dieſen Dingen herrliche Gedanken an Hand geben können. Dennoch aber weil man mir die Ehre gethan, meine Meynung zu verlangen; ich auch ein Mitglied beyder Königlicher Societäten, nehmlich der Franzöſiſchen und Engliſchen bin, und zwar der Engliſchen ſchon von etliche zwanzig Jahren her, zu der Franzöſiſchen auch längſt einiger Maßen gerechnet, und anjetzo, nachdem der König ſie gleichſam von neuen fundiret, durch ein förmliches Brevet auf Ihro Majeſtät beſondern Befehl darein aufgenommen worden. Ueberdieß auch von vielen Jahren her meine Gedanken auf nützliche Wiſſenſchaften und das gemeine Beſte gerichtet, und dergleichen Fundation in Teutſchland, ſonderlich bey einem Evangeliſchen Potentaten gewünſchet, zudem auf eigene Koſten viel Reiſen, Experimenta und Unterſuchungen bey Machinis, Bergwerken, Laboratoriis und ſonſt gethan, ſo habe deſto weniger Bedenken gehabt, mich hierüber vernehmen zu laſſen, da ohnedem nicht ſehe, wie meine geringe Concepte beſſer, als zu dem glorwürdigen Unternehmen eines ſo großen Potentaten anzuwenden. Und hoffe demnach, einige beſondere Vorſchläge zu thun, ſo verhoffentlich zu Beförderung des Zwecks ihren Nachdruck haben werden.

Zuförderſt iſt alſo Anordnung zu machen, daß in den Churfürſtlichen Landen gelehrte Leute, Ingenieurs und Künſtler, die von Churfürſtlicher Durchlaucht ohnedem beſoldet werden, zu dem Zweck der Churfürſtlichen Societät, ſo viel bequem und thulich, ſowohl gegenwärtig, wie ſie bey Hof, als durch Correſpondenz, wenn ſie abweſend, concurriren, und nicht allein auf Begehren mit Nachricht an die Hand geben, ſondern auch von ſelbſten ihre Obſervationes und Gedanken dargeben. Woran es nicht mangeln wird, wenn ſie vermerken werden, daß Churfürſtl. Durchl. eine beſonderliche Vergnügung darob haben. Wenn man auch ſolche Neigung mehr und mehr ſpüren würde, iſt nicht zu zweifeln, es würden Vornehme von Adel, und andere Begüterte, in Ruhe und Wohlſtand ſich befindende Leute (wie etwa in Engelland und anderswo) aufgemuntert werden, ihre Luſt in Unterſuchung der Natur und Wunder Gottes, auch Mathematicis, und daher fließenden ſchönen Künſten zu ſuchen, und ein ſo rühmliches, nützliches und vergnügendes Zeitvertreib andern, Theils verderblichen, Zeitverſpilderungen vorzuziehen; dadurch die Handwerker von ihnen auch encouragiret, viel Menſchen vom Böſen abgeführet, und viel Dienliches zur Ehre Gottes und Dienſt des Nächſten herfürbracht werden dürfte.

Ferner könnten die Churfürſtlichen Geſandten Envoyés, Reſidenten, Agenten und Factorn, ſo Churfürſtliche Durchl. ohnedem hin und wieder mit anſehnlichen Koſten außer dero Landen hält, angewieſen werden, nicht allein, was ihnen etwa von curiöſen und nützlichen Dingen vorkommt, der Societät mitzutheilen, ſondern auch die etwa von ihr verlangenden Erkundigungen einzuziehen.

Und weilen vornehmlich bey Univerſitäten, Academien, Gymnaſiis und ſowohl hohen, als niedrigen Schulen, ſolche Perſonen von dem publico erhalten werden, deren Amt iſt die Studia und Wiſſenſchaften zu treiben und fortzupflanzen, dieſe Leute auch ohnedem mit lectionibus, scriptis, Bücher-Schreiben und dergleichen laboribus allerhand Arbeiten thun, ſo würde man ſich wegen der Societät auch mit denen tauglichſten unter denſelben wohl zu vernehmen haben, damit wackere Leute darunter, die etwas Gutes zu thun Luſt haben, dazu aufgemuntert, ihnen die Objecta, Occasiones und allerhand dienliche Nachrichtungen zu ihrem Zweck ſuppeditiret, und alſo nichts zu Aufnahme der Wiſſenſchaften und Studien verabſäumet werde. Welches denn alles Dinge von großer Extenſion und Würkung ſeyn, und doch Churfürſtliche Durchl. nichts, als nur die Bezeigung ihres dazu geneigten Willens koſten würden.

Weilen aber gleichwohl gewiſſe Leute eigentlich bey der Societät unterhalten werden müſſen, und dazu ein Fundus nöthig, womit die Churfürſtliche Einkünfte ſo wenig als möglich zu beſchweren, ſo wäre zu dem Ende auf Vorſchläge zu gedenken, ſo zulänglich, annehmlich, billig und nützlich: und ſtünde zuförderſt dahin, weil Churfürſtliche Durchl. viel Gnaden thun, Beneficia conferiren, und andere pure gratiosa expediren laſſen, ob bey ſolcher Gelegenheit nicht ein gewiſſes von denen Begnadigten vor der Expedition zu befordern, welches zu dieſem vortrefflichen Vorhaben zu beſtimmen, weil niemand ſich darüber zu beklagen Fug und Urſach hätte.

Es ſind auch gewiſſe Onera ſo bewandt, daß ſie nicht beſchwerlich, ſondern angenehm, wenn nehmlich der Nutzen, ſo dadurch erhalten wird, ohngleich größer als die Koſten, auf welchem Fall die Laſt nicht nur erträglich, ſondern auch erſprießlich und heilſam. Zum Exempel, eines der nützlichſten Dinge, zum Beſten Land und Leute wäre eine gute Anſtalt gegen Feuer-Schäden. Und weil nunmehro vortreffliche Mittel dagegen ausgefunden, welche in Machinis und mathematiſchen Grund beruhen, ſo könnten alle groſe und kleine Städte in allen Churfürſtlichen Landen damit aufs vortheilhafteſte verſehen, und ein Theil des fundi Societatis zuförderſt darin geſuchet werden, indem alle Bürger, nach Werth ihrer Häuſer, ein leidliches jährlich zu Anſchaffung und Erhaltung der Brandſpritzen und dazu gehöriger Mittel zu contribuiren hätten, ſolches auch, als zu ihrer Wohlfahrt gereichend, von Herzen gern thun würden, welches dann alſo zu faſſen, daß ein merklicher Ueberſchuß bleibe, welcher zu nichts anders, als ad cassam Societatis Scientiarum anzuwenden, damit ſie beſſer im Stand ſey, mehr dergleichen Landerſprießliche Dinge auszufinden, oder zu veranſtalten. Daher auch die ganze Direction dieſes Werks, nebenſt denen dazu gehörigen Perſonen, von ihr zu dependiren hätte. Ebenmäßig wäre auch Anſtalt zu machen gegen Waſſer-Schäden, welche größer als Feuer-Schäden zu ſeyn pflegen, weil ſie zumalen ſich öfters begeben. Wenn man nun ſolchen fürkömmt, wird dem Landmann nicht weniger dadurch, als durch Verhütung der Feuer-Brünſte den Städten geholfen. Nun iſt gewiß, daß an vielen Orten ſich die Waſſer ergießen und, wenn ſie ſich ergoſſen, lange Zeit ſtehen bleiben, da entweder das allzu große Ergießen durch Diverſiones zu verhüten, oder zu vermindern geweſen wäre, oder das einmal vergoſſene Waſſer förderlichſt abgezogen werden könnte, ſo bloß aus Mangel Nachdenkens und Erkenntniß unterlaſſen wird. Zu geſchweigen der Seen und Moraſten, ſo allezeit ſtehen bleiben, und theils auszutrocknen und zu beſſern Nutz zu bringen. Zu dieſem trefflichen Zweck iſt nichts anders, als ein rechter Gebrauch der Geometrie vonnöthen, und iſt die Kunſt der Waſſer-Wage nunmehr ſehr hoch gebracht, ſowohl bey Bergwerken, als ſonſten, ob ſchon es insgemein nicht gnugſam bekannt. Wiewohl nun hiebey nicht ſofort ſich ein gewiſſer Fundus, wie bey der Verhütung der Feuer-Schäden findet, ſo würden doch, wenn ein gewiſſes künftig von dem erhaltenden Nutzen der Churfürſtlichen Societät zugewendet würde, deren Einkünfte dadurch immer mehr und mehr mit des Landes Wohlfahrt und den Churfürſtlichen Einkünften wachſen.

IX.

Andere Denkſchrift.

Den 25. May 1700.

Nachdem Churfürſtl. Durchlaucht dero hohen Neigung nach ſich erkläret, eine Societät zur Aufnahme realer Wiſſenſchaften zu fundiren, ſo wäre auf ſolche Anſtalt zu gedenken, dadurch etwas, ſo dem Großmächtigſten Fundatori recht glorios ſeyn möge, auszurichten, und doch dero Cammer- und anderen Intraden keine Beſchwerde aufzubürden. Wie dann zu beyden bereits, auch über das Obſervatorium und Calender-Weſen ſolche Vorſchläge obhanden, dadurch in kurzer Zeit einige wichtige Dinge zu entdecken, und dazu die zulänglichen Mittel auszufinden.

Man hat zwar zum Beyſpiel vor ſich die beyden Königlichen Societäten, von denen mir ziemliche Kundſchaft beywohnet, weil ich die Ehre habe, ein Glied von beyden, und zwar von der Engliſchen etliche zwanzig Jahr über zu ſeyn. Und iſt die Hiſtorie von beyden im Druck, das letzte Reglement auch von der Franzöſiſchen vorhanden. Es wäre aber das Beſte daraus zu nehmen, und ſonderlich gewiſſe Defectus zu verbeſſern, welche bisher verurſachet, daß obſchon beyde aus vortrefflichen Leuten beſtanden, und die Franzöſiſche dem König ein großes gekoſtet, dennoch dasjenige, ſo von realen Scienzen zu gemeinem Nutz zu erwarten, nicht erreichet worden, ſondern alles mehr in curiosis beſtehen blieben.

Derowegen wäre anjetzo dahin zu ſehen, wie nicht nur curiosa, ſondern auch utilia zu Werk zu richten. Denn reale Miniſtri werden unnützer Curioſitäten bald überdrüßig, und rathen keinem groſſen Fürſten, viel Staat davon zu machen. Hingegen wann Dinge zu erhalten, dadurch die Bequemlichkeit des menſchlichen Lebens und die Nahrung der Unterthanen zu vermehren, kann die Approbation, und auch der Fundus nicht fehlen, als welcher von dem neuen daraus entſpringenden Nutzen ſelbſt herzunehmen, und ſonſt reichlich durch ſelbigen zu erſetzen. Alſo daß es nur auf den guten Anfang ankommt, welcher mittelmäßig, und doch alſo gefaſſet ſeyn muß, daß das Werk mit dem ſich ereignenden Nutzen wachſen könne.

Reale Wiſſenſchaften ſind Matheſis und Phyſica: bey beyden ſind vier Hauptſtücke. Bey Matheſi dieſe: Geometria, darunter man Mathesin generalem oder Analyſin begreifet, ſo den andern allen das Licht anzündet; Aſtronomia, worunter auch in der That Geographia und Chronologia, ſowohl als Optica, auf gewiſſe Maße beſchloſſen, dazu ein Obſervatorium mit Inſtrumenten gehöret, ferner Architectonica (welche civilem, militarem et nauticam Architecturam zuſammen faſſet, tam picturam, statuariam, und andere artes ornamentorum als subordinatas zu ſich ziehet) und ſonderlich Mechanica, davon die Mühl- auch Kunſt- und Handwerke, ſo Bewegung erfordern, ſammt den Manufacturen regieret werden: und ſind zu der Architectonica ſowohl, als Mechanica, Riſſe, Modellen und Werkzeuge nöthig.

Phyſica beſtehet auch aus vier Theilen, nehmlich Chymia und den drei Reihen. Chymia iſt die rechte Physica generalis practica, ſo allen drei Reichen gemein, dadurch das innerſte der Körper zu erforſchen, und wird ein Laboratorium dazu erfordert. Das Regnum minerale hat zwar hauptſächlich in ſich die Berg- und Hütten-Werke, auch Metallen, doch ſind auch Salz- und Salpeter- und andere Siedereyen, Stein- und Kohlen-Brüche, Glas-Arbeiten aller Art, und ſelbſt das vortreffliche Regal des Agſteins (ſo Churfürſtl. Durchl. vor andern Potentaten haben) dahin zu rechnen. Bey dem regno vegetabili iſt Botanica, daraus die Agricultura neben der Gärtnerey und Forſt-Weſen fließet. Und das regnum animale, deſſen rechte Erkenntniß von der Anatomia dargegeben wird, hat Thier-Zucht, Weyd-Werk und viel andere (der hohen Scienz der Medicin zu geſchweigen) in ſich.

Zu allen dieſen Wiſſenſchaften dienen Bibliotheken, Iconothecae (oder Collectanea von Kupferſtücken, Riſſen, Bildungen und Gemählden), Kunſt- und Raritäten-Kammern, Zeug- und Rüſt-Häuſer, Garten vieler Art, auch Thier-Behältniſſe, und die großen Werke der Natur und Kunſt ſelbſten, von welchen allen, zum Theatro Naturae et Artis, bey Churfürſtl. Durchlaucht kein Mangel.

Hieraus erſcheinet nun, daß zu dieſer Societati Scientiarum Leute gehören, die in Geometria, Aſtronomia, Architectonica, Mechanica, Chymia und Mineralibus, Botanica und Anatomia vortrefflich. Wie dann auch inſonderheit bey der letzten Verfaſſung der Königlichen Franzöſiſchen Societät auf dieſes alles geſehen worden. Und ob man ſchon nicht ſofort nöthig hätte, wegen aller dieſer Dinge eigne Leute zu beſolden, ſo fehlt es doch an Churfürſtlichen Hofe nicht an allerhand excellirenden Perſonen, ſo einiger Maßen dazu zu ziehen.

Könnte demnach die Societät beſtehen aus innern Membris und aus Aſſociatis. Die innern Membra formirten eigentlich das Collegium der Societät, die Aſſociati wären theils münd- und thätlich, theils, wenn ſie abweſend, mit Correſpondenz behülflich. Und weilen Churfürſtl. Durchlaucht nicht nur an dero Hof, ſondern auch in dero großen Landen ſo viel berühmte, und ſonſt in allerhand Wiſſenſchaften, Künſten und Werken hochgeſchätzte Leute haben, auch theils beſolden: So iſt kein Zweifel, daß wenn hochgedachte Churfürſtl. Durchlaucht eine gnädigſte Neigung hierzu ſpühren laſſen, jedermann das Seinige um die Wette beytragen und ſichs vor eine Ehre ſchätzen werde, etwas zu dieſes großen Potentaten Vergnügung zu thun. Der Fremden zu geſchweigen.

Und können Churfürſtl. Durchlaucht denen, ſo etwas ſonderliches leiſten, leicht ſolche Gnaden wiederfahren laſſen, die theils in honore beruhen, theils ſonſt ohnköſtlich, auch männiglich unnachtheilig; bis der Fundus dahin erwachſen, daß ohne Churfürſtl. Durchlaucht Koſten Real-Erkenntlichkeit erfolgen könne. Dadurch wackere Leute nicht nur animiret, ſondern auch in Stand geſetzet werden, ein mehrers auszurichten, und wenn dies alles nicht wäre, wird doch manchen, neben dem Ruhm, die Hoffnung einer dermahleins wohlverdienten Beförderung anfriſchen können.

Man kann auch ſonderlich in Friedens-Zeiten ſagen, daß nächſt der über alles gehenden Gottes-Furcht und einer gerechten Regierung, nichts nöthiger, dienlicher und einem großen Potentaten rühmlicher ſey, als was Künſte und Wiſſenſchaften, tanquam ornamenta et fructus pacis, blühen machet. Denn nicht alleiſt die Geſundheits- und Nahrungs-Mittel daraus entſpringen, dadurch eines Herrn Unterhanen und Einkünfte erhalten und vermehret werden, ſondern auch freudige, aber dabey müßige Gemüther, ſo ſich aus Mangel beſſer Materie auf Spiel, Debauchen und ſonſt, wo nicht ſchädliche, doch unnütze Uebungen und Zeit-Vertreib begeben, finden dergeſtalt ein Objectum, darinn ſie ſich wahrhaftig vergnügen, auch Gott und andern damit dienen können. Womit auch der Teutſche Adel ſammt andern wohlhabenden Leuten (des Frauenzimmers zu geſchweigen) nach dem Exempel fürnehmer Virtuoſen der auswärtigen Nationen, zu einer löblichen Curioſität und dem rechten bon goût zu bringen, daß man die Welt und Werke Gottes und der Menſchen anders, als der gemeine Mann anſehen, mithin unſere Nation nicht nur den Ruhm der Tapferkeit, ſondern auch eines ſoliden Verſtandes beybehalten möge *)

Sollte ein ſolches Werk (dergleichen nicht nur in Teutſchland, ſondern in der Welt, noch kein Potentat mit ſo realen Abſehen vorgehabt) durch Gottes Hülfe von ſtatten gehen, iſt leicht zu erachten, was es nicht nur jetzo für Verwunderung bey männiglich, ſondern auch für unſterbliches Lob bey der Nachwelt dem glorwürdigſten Fundatori bringen würde. Der große König in Frankreich hat es bey curiosis beruhen laſſen, und bloß darinn den Ruhm eines mächtigen Potentaten geſuchet, der alles, was ſchön und löblich, befördert. König Carl II. von Groß-Britanien, ob er ſchon ein Herr war, der ſelbſt viel wußte, ſo tractirte er doch die wichtigſten Dinge als

---

*) Hier erinnert man ſich der Unvorgreiflichen Gedanken u. ſ. w. (Band I. S. 441 ff.)

Bagatellen, und ſo gieng es auch ſeiner Königlichen Societät. Was man vor langen Jahren in der Academia del Cimento zu Florenz gethan, das bliebe auch bey geringen Curioſitäten, und hörete bald auf.

Allein was Churfürſtl. Durchlaucht hierunter vornehmen würden, das würde, über alles vorerwähnte, noch zu der Ausbreitung der Ehre des großen Gottes und Fortpflanzung des einen Evangelii gereichen, indem dadurch den Völkern, ſo noch im Finſtern ſitzen, das wahre Licht mit anzuzünden, dieweil die Wiſſenſchaften und der irdiſche Himmel bequem befunden werden, die verirreten Menſchen, gleich wie der Stern die Morgenländiſchen Weiſen, zu dem, ſo recht himmliſch und göttlich iſt, zu führen. Ich habe mehrmalen auch in öffentlichen Schriften, mit Andern beklaget, daß man die Römiſche Miſſionarios allein die unvergleichliche Neigung und Wiſſens-Begierde des Chineſiſchen Monarchen und ſeiner Unterthanen ſich zu Nutz machen laſſe. Davon ich viel beſonders mit nachdenklichen Umſtänden ſagen könnte.

Es ſcheinet, als ob Gott ſich Churfürſtl. Durchlaucht zu einem großen Inſtrument auch hierinn auserwählet und vorher ausgerüſtet habe. Maßen ja bey Proteſtirenden nirgends ein ſolcher Grund als zu Berlin zu der Chineſiſchen Literatura et propaganda illuc ſide geleget werden. Wozu nunmehr vermittelſt ſonderbarer Schickung der Providenz das ſo ungemein gute perſönliche Vernehmen mit dem Czar, in die große Tartarey und das herrliche China ein weites Thor öffnet. Dadurch ein Commercium nicht nur von Waaren und Manufacturen, ſondern auch von Licht und Weisheit mit dieſer gleichſam andern civiliſirten Welt, und Anti-Europa einen Eingang finden dürfte, ſo auch viele Fremde anlocken würde, mehr höchſtgedachter Churfürſtl. Durchlaucht Protection dazu zu ſuchen, zumahlen auch bekannt, daß unter allen Europäiſchen Naturalien faſt nichts in China mehr geſuchet und geſchätzet wird als der Agtſtein.[*]) Gleich als ob Gott gefällt, daß Churfürſtl. Durchlaucht auch dieß natürliche Vorrecht dazu haben ſollten.

Ja noch mehr zu ſagen, wer weiß, ob nicht Gott eben deswegen die Pietiſtiſche, ſonſt faſt ärgerliche Streitigkeiten unter den Evangeliſchen zugelaſſen, auf daß recht fromme und wohlgeſinnte Geiſtlichen, die unter Churfürſtl. Durchlaucht Schutz gefunden, dero beyhanden ſeyn möchten, dieſes capitaliſte Werk fidei purioris propagandae beſſer zu befördern, und die Aufnahme des wahren Chriſtenthums bey uns und außerhalb, mit dem Wachsthum realer Wiſſenſchaften und Vermehrung gemeinen Nutzens, als funiculo triplici indissolubili zu verknüpfen. Gleichwie nun dieſes ſo weit ſich erſtreckende treffliche und große Abſehen annoch ſehr geheim zu halten, alſo wäre gleichwohl das bevorſtehende Reglement der Churfürſtl. Wiſſenſchafts-Societät alſo zu faſſen, daß dieſes alles mit der Zeit dabey ſtatt haben, und das, ſo Anfangs geſchicht, zu dem, ſo künftig geſchehen ſoll, bequemlich leiten könne. Wozu Gott, deſſen Ehre man über alles zu ſuchen hat, ſein Gedeyen geben, und Churfürſtl. Durchlaucht hohes Gemüth mehr und mehr zu heroiſchen, Chriſt-löblichen Unternehmungen entzünden, auch zu deren glücklichen Ausübung ſie bey langem vollkommenen höchſten Wohlſtand erhalten wolle. —

X.

Einige Vorſchläge pro Fundo Societatis Scientiarum.

1. Calender-Privilegium, zu Behuf des Obſervatorii, hat ſeine Richtigkeit.

---

[*]) Bernſtein.

2. Weiſe nach Churfürſtl. Durchl. ſelbſt eigenem gnädigſten Gutfinden es eine Teutſchgeſinnete Societät ſeyn ſoll, ſo die Ehre der Teutſchen Nation und Sprache ſich angelegen ſeyn laſſe, ſo könnte aus dieſem Scopo ſelbſt ein Anſehnliches einkommen. Wenn nehmlich an Statt der vorigen Churfürſtlichen Prohibitiv-Edicten gegen gewiſſe ausländiſche Reiſen, ſo als tacite durch den Frieden aufgehoben geachtet werden wollen, gleichwohl aber nicht ausdrücklich revociret werden, verordnet würde, daß alle Churfürſtliche Vaſallen und Unterthanen, ſo durch Reiſen ihre Cultur zu ſuchen vermeynen, ſolches nicht anders, als nach vorher erhaltener Special-Indulgenz zu thun befugt ſeyn ſollen, und daß es ihnen nicht anders gnädigſt zu erlauben, als unter gewiſſen Bedingungen, welche dieſer Teutſchgeſinnten Societät zu Statten kommen könnten, damit der dabey waltende, der Teutſchen Nation ſo ſchädliche Mißbrauch einigermaßen beſchränket, das Böſe ſelbſt zum Guten gekehret, und Churfürſtl. Durchl. zugleich von ihrer Vaſallen und Unterthanen Unternehmen und Fähigkeit zu Dero Dienſt deſto beſſern Bericht erlangen mögen. Es könnte alſonach Gelegenheit der Perſonen ein gewiſſes angeſetzet werden, ſo in die Caſſe der Societät einkommen müßte. Und diejenigen, die ſo anſehnliche Summen außer Landes verzehren, werden ſich etwas gar leidliches allhier zu erlegen gar nicht entgegen ſeyn laſſen.

3. Es iſt bekannt, was oft für Feuer-Schäden hin und wieder geſchehen, dadurch nicht allein viele Leute in Armuth gerathen, ſondern auch hernach dem Publico beſchwerlich fallen, indem ſie nicht allein die gemeine Laſten, als welche ſie nicht mehr tragen können, von ſich auf andere abwälzen, ſondern auch durch Beyſteuer und Almoſen erhalten werden, auch Churfürſtl. Durchl. ſich ſelbſt und ihre Holtzungen angreifen müſſen, damit die Häuſer wieder aufgebauet werden können. Nun ſind von einiger Zeit her vortreffliche Feuer-Spritzen erfunden worden, welche nicht allein in einem Strahl gehen

(da ſonſt die gemeinen Spritzen gleichſam Athem holen müſſen, und nur unterbrochener Weiſe, ſo zu ſagen, pfätzen), ſondern auch vermittelſt lederner Röhren, die man in alle Winkel herum führen kann, auf den rechten Sitz des Feuers gerichtet werden können, alſobald Raum machen, und ſelbiges dämpfen. Und weil man in dergleichen Fällen an Kraft keinen Mangel hat, indem bey Feuers-Brünſten nur mehr als zu viel Leute vorhanden, ſo darf man nur ſolche Spritzen haben, die etwas auszurichten baſtant ſeyn. Womit durch Gottes Segen dem Uebel gemeiniglich gar bald zu ſteuern. Wie man dann eigene Bücher hat, darinnen der Gebrauch dieſer Spritzen beſchrieben, und mit ſchönen Kupferſtichen dargeſtellt, wie ſie in unterſchiedenen gefährlichen Brünſten das ihrige vortrefflich gethan. Sie ſind aber an den wenigſten Orten eingeführet, oder im Gebrauch, da doch billig eine jede Stadt und Flecken, deren mehr oder weniger, nach der Größe des Orts, haben ſollte. Und kann man an geringeren Orten an Statt der metallenen Stiefel gar wohl ſolche brauchen, die von gegoſſenem Eiſen, und auf Dörfern kann es wohl auch Holz thun, da ein Stück von einem Baum ausgebohret wird, alſo daß es neben den leidlichen Koſten nur auf gute Anſtalt ankommt. Welche nun von der Societät vorgeſchlagen, und unter Churfürſtl. Durchl. Autorität zu Werk gerichtet, die Spritzen mit Zubehör angeſchaffet, und die Leute von deren Gebrauch und Beobachtung unterwieſen werden könnten, damit die Spritzen in guter Bereitſchaft gehalten, und von Zeiten zu Zeiten exerciret würden. Dahingegen hätte die Societät jährlich von jedem Orte, nach Zahl und Art der Spritzen, ein gewiſſes zu heben.

4. Nachdem einige fürnehme Theologi verſtanden, daß Churfürſtl. Durchl. unter andern mit dahin bedacht, wie Fides per Scientias fortzupflanzen, und durch wohlangeführte Leute, inſonderheit Candidatos Theologiae, Evangeliſche Miſſiones in das Heidenthum, nach anderer Potentaten Exempel zu bewerkſtelligen, haben ſie von ſelbſt dafür gehalten, daß dergeſtalt

die Cleriſey, welche ſonſt aller Immunitäten genießet, ſich nicht entbrechen würde, noch könnte, das ihrige beyzutragen, und daß ein zulänglich auch von den Kirchen-Gütern und redditibus ecclesiarum nicht beſſer als zu ſolchem Chriſtlichen und Apoſtoliſchen Gebrauch angewendet werden könne, wozu kommt, daß man berichtet worden, es ſey ehemahlen zu Aufrichtung der Churfürſtlichen Bibliothek, ehe und bevor man die gegenwärtige Anſtalt gemacht, auch etwas zu Dero Behuf von der Geiſtlichkeit ohne Beſchwerung gehoben worden, ſo hernach aufgehöret, davon nähere Kundſchaft einzuziehen.

5. Weil ein großer Mißbrauch in dem Bücher-Weſen, indem die Buchhändler oft bloß und allein auf ihren Vortheil ſehen, und ſich nicht allein an das, ſo dem gemeinen Weſen fürträglich, nicht kehren, ſondern auch falſche, ſchädliche und ärgerliche Schriften zu verlegen, einzuführen und zu vertreiben ſich nicht entſehen, dadurch oft ehrliche Leute, ja hohe Perſonen ſelbſt, angegriffen werden, und zu dem ein großes Geld vor liederliche Waare nach Holland und Frankreich gehet: ſo ſtünde dahin, ob nicht, nach dem Exempel des Kayſerlichen Bücher-Commiſſariats zu Frankfurt, eine gewiſſe Verfaſſung dagegen zu machen, und ſolches Bücher-Commiſſariat der Societät aufzutragen, und dabey zu deſſen Beſtreitung auf einen jeden Ballen, zumal ausländiſchen oder eingehenden, ſonderlich bedruckten Papieres, nach dem Exempel des engliſchen Parlaments, ein gewiſſes zu ſchlagen. Dabei zu verordnen, daß die Buchhändler, Buchdrucker und Buchbinder, unter Churfürſtlichen Reglementen, nach Art einiger Compagnien oder Innungen ſtünden, und zu Bewahrung der vorgeſchriebenen Satzungen eine gewiſſe Dependenz von der Societät Aufſicht hätten, wozu bereits das Calender-Weſen ziemlichen Anlaß giebt, alſo daß man von dem Verlag, Einfuhre und Vertrieb der Bücher ſattſamen und zeitigen Bericht erlangen möge, wodurch ſchädliche Schriften abgehaten, hingegen nützliche Werke und rechtſchaffene Bücher von den Buchhändlern mehr als bisher

zu geſchehen pfleget, angeſchaffet und die künftigen Unternehmungen gelehrter oder erfahrner Leute, die etwas Löbliches thun wollen und können, befördert, auch wohl nach Gelegenheit den Autoribus mit Nachricht und ſonſt in Zeiten unter die Arme gegriffen würde.

Und weilen die Welt mit vielen diariis eruditorum oder journaux des savans und dergleichen gelehrten Zeitungs-Büchern angefüllet, die auch annoch ſehr geſucht werden, welche aber oft ganz verkehrte Urtheile fällen, und nicht das beſte, ſondern wohl das ſchlechteſte aus den Büchern andeuten: ſo könnte die Societät, mit obgedachter Hülfe, deſto beſſer zuverläßige Relationes und nützliche Extracte in verſchiedenen Sprachen beſſer als andere verfertigen laſſen, weil ohnedem faſt zu viel, daß Privat-Perſonen ſich einer General-Cenſur in ihren journaux unterfangen.

6. Es iſt bekannt, daß in England, Holland, Frankreich, auch zu Hamburg und in andern Orten Teutſchlands gewiſſe Lotterien oder Verlooſungen mit Nutzen angeſtellet, und zumal zu milden Sachen gebrauchet werden. Weil nun das gegenwärtige Vorhaben nicht leicht einiger piae caussae nachgiebt, ſo hat man zu bedenken geben wollen: ob nicht dergleichen auch hier mit Nutzen geſchehen könnte. —

XI.

Entwurf eines Chur-Brandenburgiſchen Befehls, kraft welches der Societät der Wiſſenſchaft frey ſtehen ſoll, eine oder mehrere Lotterien ohne oder in ihrem Namen anzuſtellen.

„Wir von Gottes Gnaden Friedrich ꝛc.

Nachdem eine Zeit lang her in und außer Teutſchlandes verſchiedene Lotterieen oder Verlooſungen im Schwange geweſen, alſo daß die Sache faſt zu einem Mißbrauch ausgeſchlagen, und wir daher Bedenken gehabt, privatis dergleichen in unſern Landen leichtlich zu verſtatten, gleichwohl aber bekannt, daß durch dieſes Mittel unterſchiedene gemeinnützige, Theils auch zu milden Sachen gerichtete Vorhaben glücklich zu Werke gerichtet worden: So haben Wir in Gnaden reſolviret, Unſer neu-fundirten Societati Scientiarum zu verwilligen, daß ihr frei ſtehen ſoll, jetzt und künftig ein oder mehrere Lotterien, ohne oder in ihrem Namen anzuſtellen, die Conditiones der Verlooſung zu publiciren, die Gelder von denen eingeſchriebenen Perſonen zu heben, und endlich die Verlooſung ſelbſt ergehen zu laſſen.

Wie wir denn, zu beſſerm Fortgang deſſen, ſowohl bey Unſerer Reſidenz als faſt in Unſern Landen, durch Leute, die uns mit Pflichten und Caution verwandt, die Einzeichnungen, Einnahme der Gelder, und deren Verſicherung, auch endlich die Hebung der Preiſe veranſtalten laſſen wollen; auch ſelbſt gnädig geſonnen ſeyn, eine Parthen der Looſe aufzunehmen, um deren Aufnehmung zu befördern, damit der gute Zweck, den Wir bei der Fundation dieſer Unſerer Societät haben, und in Unſerm Diplomate Fundationis ausgedruckt, deſto beſſer erreicht werde mögt" u. ſ. w.

—— Die Lotterie ſelbſt könnte auf folgende Weiſe publiciret werden, ſo aber nicht im Namen Churfürſtlicher Durchlaucht, wie die Conceſſion, ſondern nur unter Dero Autorität.

Obſchon Churfürſtl. Durchl. zu Brandenburg bey denen vielen in und außer Teutſchland im Schwang gehenden Lotterien oder Verloſungen Bedenkungen gehabt, dergleichen, zumal privatis zu verſtatten, dennoch aber, weil durch dieſes Mittel einige gute Vorhaben glücklich zu Werk gerichtet worden, ſo haben Sie in Gnaden verwilliget, daß zu gewiſſen, zur Ehre Gottes und gemeinen Nutz gerichteten Zweck, eine Lotterie mit folgenden Bedingungen vorgenommen, und unter Dero Autorität, und von ihrer verordneten Aufſicht gehalten werden ſoll nehmlich, ꝛc.

XII.

Erzählung von der Abſicht der Preußiſchen Societät der Wiſſenſchaften, was ſie bisher geleiſtet, und wodurch ſie gehindert worden; ingleichen einige Vorſchläge, was vor Fundus außer dem Calender-Weſen ihr zu Statten kommen könne, wobey nebſt den piis caussis, und was aus allerhand Gnaden-Conceſſionen fallen könnte, ein aufzurichtendes Bücher-Commiſſariat, Receptur-Büchlein Richtigkeit von Maaß und Gewicht, in Betrachtung kommen.

Es haben Königl. Majeſtät zu Preußen Dero Societät der Wiſſenſchaften bereits im Jahr 1700 fundiret, und ſo wohl in dem diplomate fundationis als in der allergnädigſten Inſtruction Dero höchſt erleuchtetes Abſehen dabey zu Tage geleget, daß nehmlich nicht allein die Fortpflanzung und Vermehrung der Wiſſenſchaften, ſondern auch vermittelſt derſelben die Beförderung der Ehre Gottes und des gemeinen Beſtens geſuchet werden ſollte, als inſonderheit durch Verbeſſerung der Unterweiſung, durch beſſere Ausübung der Teutſchen Haupt-Sprache und Hiſtorie, durch neue Erfindungen in der Natur und Kunſt, durch Bemerkungen der natürlichen Dinge, und unter andern des Laufs der Sterne, nicht ohne einig Abſehen, dermaleins durch dieſe Mittel bey entlegenen, annoch in Finſterniß ſitzenden Völkern denen Evangeliſchen Predigern den Eingang zu verſchaffen, gleichwie die Weiſen durch den Stern zu Chriſto geführet worden. Zu ſolchem Ende ſind einige Gliedmaßen in und außerhalb den Königlichen Landen zuſammen getreten, man hat Aſtronomiſche Obſervationes angeſtellet, ſo viel vor Ausbauung des Obſervatorii füglich geſchehen können, man hat neue Rechnungs- und Meßkünſte angewieſen, dadurch ſchwere und nützliche Aufgaben aufzulöſen. Es iſt ein neuer Phosphorus von einem Gliedmaß der Societät erfunden worden, ſo in einem verſchloſſenem Glaß durch bloße Bewegung allezeit leuchtet, und die vermeynten Lucernas immortales der Alten dargeben kann, auch ſind andere ſchöne Experimenta gewieſen worden. Man hat auch beſondere machinas ausgedacht, dadurch Dinge von Nutzen und Wichtigkeit aufzurichten; man hat einige uralte Zeichen der Chineſer erläutert, ſo ſie nun von 2000 Jahren her ſelbſt nicht mehr verſtehen, und die doch einen neuen mathematiſchen Schlüſſel in ſich halten. Man hat in dem Alterthum der Teutſchen Sprache nicht wenig entdecket, das Celtiſche mit dem Teutſchen zuſammen gehalten, alte Teutſche Manuſcripta nützlich angewendet, auch Monumenta der Teutſchen Hiſtorie ans Licht bracht, und hoffet, dermahleins zu einem rechtſchaffenen Teutſchen Wörter-Schatz gelangen zu können, ſonderlich da durch hohe Hülfe die Kunſt- und andere beſondere Wörter, ſo bey verſchiedenen Sorten der Menſchen in Gebrauch, zuſammen zu bringen ſeyn möchten, ſo den Sprachen und Künſten zugleich zur Beförderung gereichen würde. Es würde auch verhoffentlich Königl. Majeſtät bereits einen oder mehr Obſervatores durch Moscau in die große Tartarey und bis nacher China haben gehen laſſen, in den faſt noch unberührten Ländern gantz neue Dinge zu entdecken, und zugleich Missiones Evangelicas zu veranlaſſen, wenn nicht der Nordiſche Krieg darzwiſchen kommen. Und jetzo iſt man begriffen, die Sache alſo zu faſſen, daß jährlich einige Miscellanea durch Veranlaſſung der Societät, herfür kommen mögen.

Weilen aber der Fundus der Societät bißher einig und allein in dem Calender-Weſen beſtanden, welcher nicht weit reichen, und ſogar die Nothdurft ſelbſt nicht einſt an Büchern und Instrumentis Observatorii beſtreiten kann, geſchweige daß man zu dienlichen Machinis und gar zu einem Laboratorio gelangen können, ſo hat man ſich und andere mit der bloßen gegebenen Hoffnung abſpeiſen müſſen, welches aber ſich nicht länger ſchicken will, ſondern es erfordert ſowohl die Glori des

Königes, als der gute Nahmen der Königlichen Societät, daß etwas rechtes, ſo der Unternehmung werth, dermahleins geleiſtet werden möge. Man hat nicht Mangel an Materie. Es ſind Aſtronomiſche Obſervationes von vielen Jahren vorhanden bey dem Obſervatore der Societät, deren Publicirung von großem Nutzen ſeyn würde, aber ohne Koſten nicht zu beſtreiten, da hingegen der Abgang nicht jedermanns Werk. Man hat machinas astronomicas im Vorſchlag, womit alles, was dießfalls in China und Europa geſchehen, nicht zu vergleichen. Andere mechaniſche Erfindungen von nicht geringer Wichtigkeit zu Kriegs- und Friedens-Zeiten anjetzo zu geſchweigen. Weilen auch bey dem Corpori Evangelicorum zu Regenspurg das Werck der verbeſſerten Jahr-Rechnung nicht ganz zu Ende bracht worden, ſondern noch ein und anders unausgemacht geblieben, ſo hat man ſich deswegen mit vortrefflichen Aſtronomis vernommen, und wäre im Stande, Sr. Majeſtät mit einem allerunterthänigſten Bedenken an Hand zu gehen, damit durch Dero allerhöchſte Autorität (zumahl kein anderer Evangeliſcher Potentat in Europa mit einem ſolchen Collegio irgend verſehen) das Werk zu ergänzen, und zwar vor künftigen Friedensſchluß zu Ende gebracht, und bey demſelben auch in den Punct die Evangeliſche Freiheit unter Römiſcher Herrſchaft zu den Zeiten, wo man dem Gregorianiſchen nicht blindlings, ſondern dem Schluß des Corporis Evangelici folgen würde, geſichert werden möge. Nun haben Se. Königliche Majeſtät ſich allergnädigſt erboten gehabt, ſo wohl zur Vermehrung des Fundi, als auf andere Weiſe bey Gelegenheiten hülfreich zu erſcheinen. Es iſt von einigen Gratien, Präbenden, Straf-Gefällen und andern dergleichen Zufälligkeiten geſprochen werden, der Societät zum Beſten anzuwenden. Weilen aber niemand hierinn vor die Societät füglich wachen können, iſt Königl. Majeſtät allergnädigſtes Abſehen dießfalls ohne Würklichkeit blieben. Gleichwohl wenn etwas iſt, ſo ad pias Causas zu rechnen, iſt es dieſes Werk, welches nicht nur die Studien und Nahrungen, ſondern auch vermittelſt derſelben die Erkänntniß der Wunder des Schöpfers, mithin die Tugend und Gottes-Furcht befördern, daher bey dem, ſo zu milden Sachen verwendet wird, dieß Werk auch billig in Betrachtung zu ziehen wäre. Und weilen junge Leute bey der Societät in Matheſi und Natur-Kunde, Mechanicis, Aſtronomicis, auch ſonderlich zum Abſehen der künftigen Evangeliſchen Miſſionen anzuziehen, ſo könnte denſelben vermittelſt Stipendien und Communitäten nach Gelegenheit unter die Arme gegriffen, und hernach denen, ſo es verdienen, zu Beförderungen geholfen werden. Und werden verhoffentlich Se. Majeſtät in Gnaden geruhen, einige Verordnungen zu thun, daß ſo wohl bey den gratiis casualibus, als piis causis, stipendiis und promotionibus des gemeinnützigen Abſehens der Societät nicht vergeſſen werde.

Weilen aber gleichwohl auch ein gewiſſer Zuwachs des Fundi nöthig, darauf man Staat machen könne, ſo iſt ein und anders in Vorſchlag kommen, und zwar ſo dürfften ſich vielleicht 1) annoch Objecta finden, daraus etwas ohne des Publici Beſchwerung und Schaden zu heben. Es könnte auch 2) die Veranſtaltung einiger gemeinnützigen Dinge, daraus zugleich ein beſonder Nutz zu ziehen, der Societät aufgetragen, auch endlich 3) gewiſſe unbedenkliche Privilegia gegönnet werden, zumahl da etwas Neues und Nützliches dadurch eingeführet werden könnte. Alles dreyes würde concurriren in dem bereits einsmahls vorbrachten, und nicht übel angeſehenen Vorſchlag des Bücher-Commiſſariats. Denn da anjetzo die Welt mit ſo viel Schriften überhäufet wird, alſo der Handel nicht ſo favorabel, da zumahl faſt wenig in den Königlichen Landen verlegt wird, hingegen viel untäugliches Zeug eingeführet wird, ſo wäre dadurch auf eine Remedirung zu gedenken, den Einführung frembden Drucks etwas zu beſchwehren, den einheimiſchen zu befördern, der Societät ſowohl die Aufſicht und Cenſur, als gewiſſe privilegia impressoria zu verſtatten, diejenigen, ſo andere gegeben werden, mit ſelbiger vorher communiciren zu laſſen, und von ſolcher Anſtalt aus obigen etwas der Societät zu gönnen.

Es iſt auch in Vorſchlag kommen, einige Receptur-Büchlein mit den Calendern zu combiniren, und ſolche an ſelbige heften laſſen, und um leidliches durch die Obrigkeiten und Beamte an die Unterthanen jährlich diſtribuiren zu laſſen, in welche hernach die Obrigkeitliche Einnehmer, wie die Namen haben mögen, anſtatt Quittungen, was ſie empfangen, jedesmahl zu ſchreiben hätten, welches männiglich zu mehrer Bequemlichkeit und Richtigkeit gereichen würde.

Und weilen an Richtigkeit von Maaß und Gewicht dem gemeinen Weſen nicht wenig gelegen, und viele Leute durch deren Mißbrauch vervortheilet werden, ſo könnte, nach dem Exempel einiger Königreiche und Lande, in den Königlichen dießfalls eine Gleichförmigkeit, etwa die Maaß nach dem Rheinländiſchen Fuß durchgehends eingeführet, die Abtheilung zu großer Bequemlichkeit, Nutz des Publici und Aufhebung der Brüche, in Decimal-Zahlen gemacht, die hin und wieder in locis publicis und privatis befindliche Gewichte und Maße darnach gerichtet, und etwas aus dieſer nützlichen Anſtalt abgeworfen werden.

Es iſt auch von mir vorlängſt der Punct einer Aſſecurations-Caſſa angebracht werden, dabey nicht allein auf die Einſammlung der Gelder in der Feuer-Caſſe, ſondern auch auf eine gute Feuer-Ordnung und Einführung nützlicher Inſtrumenta, ſonderlich der Feuer-Spritzen, die Gedanken gangen, und Königl. Majeſtät ſolche Anſtalt der Societät der Wiſſenſchaften bereits aufgetragen. Nachdem nun itzo die Feuer-Caſſe im Werk begriffen, ſo durfte es an dem ſeyn, daß Königl. Majeſtät Verordnung, die Societät betreffend, exequiret, zu Aufrichtung dieſes gemeinnützigen Werkes mit der Societät communiciret, und deren Aufnahme dabey befördert würde.

Nachdem auch nicht wenig Oerter in den Provincien Königl. Majeſtät, allda durch Eindeichung Land zu gewinnen, ſo könnte dadurch der Königl. Societät ꝛc.

XIII.

Ohnmaßgeblicher Vorſchlag, im Monat Auguſt 1704 gethan, wie durch allerhand Königliche und gemeinnützige Conceſſiones der Societät der Wiſſenſchaften aufzuhelfen.

Es iſt bekannt, daß Königlicher Majeſtät höchſterleuchteſte Intention allezeit geweſen, Dero Societät der Wiſſenſchaften, welche mit dem bloßen Calender-Privilegio nicht weit kommen kann, mit andern dergleichen Conceſſionen hülfreich zu erſcheinen, wie ſolches Dero allergnädigſte der Societät gegebene Inſtruction mit mehrerem beſaget.

Wenn nun ſolches zulänglich geſchehen ſollte, würde man, zur Ehre Gottes, Glori Ihrer Majeſtät und gemeinem Beſten etwas rechtes zu Werke bringen, Obſervationes und Experimenta anſtellen, neue und wichtige Erfindungen vollſtrecken, und ſowohl zu Verbeſſerung der Information und Studien, Vermehrung des Bücher-Verlags in ihrer Majeſtät Landen, ſo bisher ſehr ſchlecht, auch ſonſt zu der Erzielung der Naturalien, Fabriquen, Machinen, Bau und Waſſer-Werken, ſammt andern Kunſt- und Nahrungs-Sachen, ein anſehnliches in kurzer Zeit contribuiren, auch durch Abſchickung einiger Obſervatorum in frembde Oerter, unter ihrer Majeſtät Protection, neben den Wiſſenſchaften auch das Licht des heiligen Evangelii fortpflanzen helfen können, alles dem diplomati fundationis, und obgedachter Königlicher Inſtruction gemäß. Wie man dann bereits inzwiſchen ſich nicht nur in ziemliche Correſpondenz mit auswärtigen Societäten und Gelehrten eingelaſſen, ſondern auch mit der Congregation, ſo der Pabſt zu

Verbeſſerung des Calender-Weſens unter zweener Cardinäle Direction angeordnet, in gewiſſer Communication ſtehet, und alſo wegen Ihrer Majeſtät, als vornehmſten Evangeliſchen Potentaten im Reich, zumahl da kein anders zu dieſem Werk beſtimmtes Evangeliſches Collegium, als die Königliche Societät vorhanden, zu gewiſſen Temperamenten zu gelangen hoffet, dadurch die beſchwerliche Calender-Spaltung gänzlich aufhören könne.

Damit nun die Societät den bereits bey Auswärtigen in etwas erlangten, bisher aber auf Hoffnung eheſter beſſerer Verfaſſung beruhenden Ruhm erhalten, und alles obgemeldte löbliche Abſehen erreichen möge, könnten noch verſchiedene ohnmaaßgebliche nach und nach vorſchlagende Königliche Conceſſiones dienen, welche ſo bewandt, daß ſie zugleich etwas Gemeinnütziges mit ſich führen.

1) Weilen die gemeine Leute oft Receptur- und Quittanz-Büchlein oder dergleichen brauchen, darein die Receptores an Quittungs-Statt das Gelieferte notiren, ſo könnten ſolche bey den Calendern an die Unterthanen gegen ein leidliches diſtribuiret, auch ſolcher Modus zu quittiren, auch ſonſt zu notiren, als bequem und nützlich weiter eingeführet werden.

2) Weil bekannt, daß eine große Difformität ſich bey denen in den Schulen und ſonſt bey denen Praeceptoribus tam privatis, quam publicis gebräuchlichen Büchern findet, dadurch die von einer Schulen in die andere ziehen, oder in der Schule ſelbſt andere Präceptores bekommen, ſich zu neuen Büchern gewöhnen, auch wohl andere Dogmata annehmen müſſen, mithin in progressu studiorum nicht wenig turbiret, und gehindert werden; überdieß auch mehr als zu bekannt, daß die Information der Jugend oft ſchlecht beſtellet, die Ingenia weit herum geführet, zu Zeiten auch mit untauglichen, theils ſchädlichen, meiſt außer Landes verlegten Büchern beladen wird; ſo könnten unter Approbation der Societät richtige, deutliche, auf den alten, zur Gottesfurcht und Tugend gerich-

teten Grund gebauete, mit neuen Erfindungen ausgezierte Compendia, Tabulae und Systemata disciplinarum, auch Notitiae Historico-Geographico-Genealogico-Heraldicae, denn auch Grammatiken, Januae, Dictionaria, Nomenclatores, Collectanae memorabilium, unter was Namen ſie wollen, und dergleichen, theils verfaſſet, theils erneuert, danebenſt ſolche Editiones *autorum classicorum* zum Druck befördert werden, welche mit notis criticis nicht überhäufet und vertheuert, und doch mit nöthigen Erklärungen verſehen wären. Dazu gehörten auch Schreib- und Rechen-Bücher, und ſonderlich Catechismi, compendia Theologica, in denen gewiſſe taugende Gebeth- und Geſang- auch Spruch-Bücher, Editiones des neuen Teſtaments, auch der ganzen Bibel oder deren Theile in Original und andern Sprachen, auch ſonderlich Lexica und Dictionaria, Flavissae und Adagia von allerhand Sorten. Auch wird Königl. Majeſtät in Gnaden geruhen, der Societät ein Generale privilegium impressorium perpetuum more consueto auf die von dero wegen verlegte Bücher in Gnaden zu ertheilen. Demnach würden Königl. Majeſtät dero Societät in Gnaden geruhen, ein privilegium perpetuum Generale auf die ſogenannte Schul- und andere ſpecificirte Bücher, und die, ſo denen gleich, ſo cum privilegio nachgedruckt, und weder andere Editiones, noch andere Bücher oder andere Autores zu Lectionibus und Collegiis oder ſonſt uniformirter in dero Landen gebraucht würden (zu ertheilen).

3) Weilen auch die Nicht-Studirenden billig in vielen nützlichen Dingen, ſonderlich ex Mathesi, Natura, Oeconomicis, Historia et re morali, in Teutſcher Sprache unterwieſen werden ſollten, wäre der Societät deſſen Beſorgung inſonderheit aufzutragen, und deswegen Schreib- und Rechen-Meiſter, auch andere Künſtler an ſie zu weiſen.

4) Nachdem Maaß und Gewicht gemeiniglich mit der Zeit in Ohnrichtigkeit zu kommen pflegen, auch die dabey in verſchiedenen Provincien ſich findende Difformität viel Ohn-

gelegenheit verurſachet, dieß auch res mechanica iſt, ſo könnte nach dem Exempel der Cron Dännemark, da alles Maaß und Gewicht nicht allein geaichtet und in Richtigkeit bracht, ſondern auch die Mensurae auf den Rheinländiſchen, in der That Romaniſchen Fuß gerichtet, und vermittelſt der Decimal-Eintheilung von der Bruch-Rechnung befreyet worden, ein gleiches durch alle Ihrer Majeſtät Lande zu bewerkſtelligen, auch ferner zu beobachten, die Societät autoriſiret werden, auch von ſolcher Einrichtung und ferner beſtändiger Inſpection ein gewiſſes zu genießen haben.

5) Es iſt bereits vor mehr als einem Jahr die Seiden-Erzielung in dieſen Landen in Vorſchlag kommen, auch Maulbeer-Saamen aus Italien angeſchafft worden weilen gewiſſer Beweis von dem Succeß vorhanden. Ob nun gleich ein merklicher Gewinn in den erſten Jahren nicht zu erreichen; dieweil aber dennoch ein großer und anſehnlicher Nutz endlich daraus erfolgen muß; als hat man das Werk fortzuſetzen nöthig befunden; und wird verhoffet, Ihre Majeſtät werden allergnädigſt geruhen, die beyden Gärten der weißen Maulbeer-Bäume zu Potsdam und Köppenick, ſammt denen Bäumen zu Glünecke zu dem Ende zu überlaſſen, als welche doch bisher wenig oder nichts einbracht haben.*) Desgleichen auch einige bequeme, anjezo wenig nützende Ländereien hin und wieder anweiſen zu laſſen, da Baum-Schulen angeleget, oder dahin darnach die Bäumlein verſetzet werden könnten. Und weil der Garten zu Köppenick wenig gepfleget, und die Bäume damit verwahrloſet, auch gar zum Theil gegen alle Raiſon ausgerottet worden: ſo könnten Ihre Majeſtät, was zu deren Erhaltung beſtimmet, und von gewiſſen Leuten dazu

---

*) Kapp weiſet hier auf das Edict Friedrichs des Großen vom 12. Nov. 1742 wegen Anlegung der Plantagen zur Cultivirung des Seidenbaues hin.

genoſſen, aber übel angeleget worden, zu dieſer beſſern Anſtalt wiedmen laſſen.

6) Es wäre auch wohl auf etwas zu gedenken, ſo der Societät ohne Weitläuftigkeit und Koſten eine gewiſſe Einnahme geben, und ſie in Stand ſetzen könnte, die vorhergehende Puncte, ſo meiſt Zeit, Verlag und beſondere Anſtalt erfordern, beſſer zu beſtreiten.

XIV.

Vortrag auf der Conferenz-Stube zu Berlin, den 27. December 1706. an die anweſenden Associatos, welche ſich der rei mathematicae annehmen.

Hochgeehrte Herren,

Es iſt bewußt, daß des Königs zu Preußen, unſers allergnädigſten Herrn Majeſtät, vor einigen Jahren eine Societät der Wiſſenſchaften aufgerichtet, und ſolche mit einigen Privilegien begabet, auch ein Obſervatorium derſelben bauen zu laſſen allergnädigſt reſolviret, darauf denn auch unterſchiedliche Membra allhier und anderswo, in- und außerhalb Sr. Majeſtät Landen in die Societät genommen worden, von denen man ſich Hoffnung zur Aufnahme der Wiſſenſchaften machen können.

Es haben auch ferner die Membra, ſo ſich der Fundation und deren Execution angenommen, dahin gearbeitet, daß das Calender-Weſen, als bisheriger einiger Fundus der Societät, in Stand gebracht werden möchte, welches nach Ueberwindung vieler Hinderniſſe, endlich ſo ziemlich eingerichtet worden.

So hat man auch ſich angelegen ſeyn laſſen, Observationes Astronomicas zu machen, ſo gut als es die bisherige Anſtalt leiden können. Und man will hoffen, daß nunmehr nachdrückliche Ordres von wegen Königl. Majeſtät zu Ausbauung des Obſervatorii und Lieferung des verſprochenen Eck-Pavillons ergehen werden.

Weilen man aber zu mehrer Vergnügung Königl. Majeſtät und des Publici, und Erreichung des löblichen gemeinnützigen Zwecks gleich wohl dahin zu ſehen hat, daß nicht nur die Societät mehr und mehr in Stand geſetzet werde, etwas nützliches auszurichten, ſondern auch würklich etwas leiſte, dadurch Königl. Majeſtät zu Unterhaltung der vorigen und Ertheilung neuer Gnaden-Bezeigungen bewogen werde, ſo hat man nöthig befunden, darüber mit denen anweſenden Herren Aſſociatis zu deliberiren.

Nachdem aber die Gelegenheit zu den General-Verſammlungen noch nicht vorhanden, und die membra Societatis in drei Claſſes, nehmlich: Mathematicam, Physicam und Literariam vertheilet worden, ſo hat man jetzo vornehmlich diejenigen Herren convociren wollen, welche ſich rei mathematicae annehmen. Und obwohl einem jeden der Herren frey ſtehet, dasjenige anzubringen, was zum Beſten der Societät gereichet, ſo hat man doch pro distinctiore deliberationis objecto folgende Puncta inſonderheit zu überlegen vorſtellen wollen:

1) Was die Beförderung der Aſtronomie und Aſtronomiſchen Obſervationen angehet.

2) Was etwa andere Mathematiſche und Mechaniſche Decouverten betreffen möchte.

3) Ob und wie vermittelſt rei mathematicae et mechanicae einige Mittel auszufinden, dadurch der fundus Societatis zu vermehren.

4) Wie etwa wenigſtens jährlich gewiſſe Miscellanea zu publiciren, darinn ſowohl communicationes curiosae von denen Membris und andern, als einige Recenſiones und Excerpta neuer Bücher enthalten ſeyn möchten.

XV.

Gedanken,

auf was Art das von Ihro Königl. Majeſtät dem Herrn von Leibnitz, als Präſidi der Societät, mündlich allergnädigſt verſprochene, und derſelben zu ertheilende Privilegium, die Erzielung der Maulbeer-Bäume betreffend, einzurichten ſey.

Nachdem man durch verſchiedene Proben verſichert, daß die Zucht der weißen Maulbeer-Bäume und Erzielung der Seide in dieſen Landen thulich; auch Se. Königl. Majeſtät zu Preuſſen, unſer allergnädigſter Herr, unlängſt vivae vocis oraculo ſich gegen den Präſidem Dero Societät der Wiſſenſchaften zu Ertheilung eines Privilegii an dieſelbe dießfall in Gnaden erkläret, habe man um deſſen Ausfertigung dergeſtallt allerunterthänigſt anſuchen wollen:

1) Daß Königl. Majeſtät ein Privilegium privativum generale perpetuum zu Erzielung der weißen Maulbeer-Bäume und der Seide, wo es in Dero Landen thulich, gedachter Societät der Wiſſenſchaften in Gnaden zu ertheilen geruhen.

2) Alſo daß der Societät frey ſtehe, ſolches vor ſich oder durch Andere zu exerciren, auch nach Gutfinden Andern zu überlaſſen, oder ſonſt aufs beſte zu ihrem Nutz anzuwenden.

3) Es ſoll auch der Societät anheim ſtehen, wenn und wo ſie es gut findet, Andern zu zulaſſen, daß ſie in ihrem Fundo dergleichen Bäume aufziehen, doch daß ſie ſich deswegen mit der Societät vergleichen.

4) Se. Königl. Majeſtät Gärten und locis publicis aber ſoll allein der Societät oder denen, die caussam von ihr haben, der Gebrauch erwähnter Bäume verſtattet werden, wie dann Königl. Majeſtät inſonderheit die bei Köppenick und ohnweit Potsdam oder anderswo ſich jetzo oder künftig befindende Bäume und dazu gehörige Plätze der Societät zu deren Gebrauch ohne Entgeld vergönnen werden.

5) Und weilen ſolche Bäume zugleich zur Zierde gereichen, und eben ſo wohl, als Linden aufwachſen, und mithin Schatten ſo wohl als Nutzen geben, ſo ſoll die Societät Macht haben, aus denen etwa anlegenden Baum-Schulen an bequemen Orten, auf Wällen, Straßen, und wo es ſonſt anſtändig, nicht nur dergleichen nützliche Bäume, ſondern auch ganze Alleen zu pflanzen und hernach zu nutzen. Und was von Bäumen geſagt, iſt auch von Hecken, wo ſolche dienlich, zu verſtehen.

6) Da auch zu Baum-Schulen oder ſonſt einige bequeme Plätze verlanget werden ſollten, deren anderwärts wohl zu entbehren, würden Königl. Majeſtät ſolche gegen einen gewiſſen Erbzins nach deren bisherigen Ertrag, der Societät anweiſen laſſen.

7) Weilen von den gemeinen oder ſchwarzen Maulbeer-Bäumen auch einige Seide zu haben, ſo ſoll ſolches entweder verſchiedener Urſachen halber ganz verbleiben, oder nicht anders als mit Einwilligung der Societät geſchehen, als deren die Erzielung der Einheimiſchen Seide allein zukäme.

8) Damit auch die Societät ihr Privilegium deſto beſſer nutzen könnte, würde nicht allein die Erzielung, ſondern auch die Verarbeitung und der Vertrieb der einheimiſchen Seide in ihrem Privilegio begriffen, mithin ihr, oder denen, ſo Causam von ihr haben, ohnbenommen ſeyn, allerhand auch mit Beyfügung fremder Seide und ander Materialien, nachdem es dienlich, daraus verfertigen zu laſſen.

9) Endlichen weilen dieß Werk zu einem Werk eines anſehnlichen Nutzen dieſer Lande und des gemeinen Weſens und der hohen Herrſchaft und zu keines Menſchen Beſchwerde abzielt, dieſes Privilegium auch als summe favorabile angeſehen, bey vorfallendem Zweifel in favorem interpretiret, die rohe Seide und daraus verarbeitete Waare (in ſo weit die Seide einheimiſch) bey Zollen und Acciſen nicht hoch beſchwerlich, ſondern ſo leidlich, als es des Königs und des Landes Intereſſe mit ſich bringet, tractiret, endlich die Uebertreter des

Privilegii mit ernſter Strafe beleget, und der Societät, worunter allezeit die Causam von ihr haben, mit zu verſtehen, zu Erhaltung ihres wohlgemeinten Zwecks jedesmal nachdrücklich und ſchleunig, auch sine figura et strepitu judicii geholfen werde. Auf welchen Fuß dann und nach Befinden mit mehrer Extenſion (man) die Ausfertigung des Königl. Allergnädigſten Privilegii hoffet. Salvo etc. etc.

Berlin den 10. Jan. 1707.

XVI.

Kurze Nachricht von den Fürſten zu Hohenzollern*)

Die Fürſten von Hohenzollern haben den Titel der Burggrafen von Nürnberg, mit der Marggrafen von Brandenburg Conſens, wieder angenommen, ohne die kayſerliche Conceſſion zu erwarten. Wie ich denn pro argumento ſuppeditiret, daß die Fürſten von Sachſen ſich auch den Titel von Engern und Weſtphalen wegen der Lauenburgiſchen Prätenſion zugeleget. Bey den Tractaten zwiſchen Brandenburg und Hohenzollern haben die Fürſten den Marggrafen die Anwartung zugeſtanden, und daß ſich dieſe auch von Hohenzollern ſchreiben dafür die Fürſten nichts anderes, als daß ſie ſich Burggrafen ſchreiben möchten, erhalten, die Anwartung aber wegen der Erbverbrüderungen nicht erhalten können. Anjetzo gehet der Zweck dahin, ob man erhalten könne, daß die Fürſten von Hohenzollern, als alte Fürſten, denen von Anhalt, Mompelgard, Henneberg, gleich gehalten werden. Sie prätendiren, daß ſie von Burggrafen herſtammen, alſo eine regierende Linie von einem Fürſtlichen Haus, wie Mompelgard von Würtemberg, Coburg von Sachſen, Lauenburg von Alt-Sachſen ꝛc. Churfürſtl. Durchlaucht zu Brandenburg haben ſich nunmehro erkläret, ſie dafür zu erkennen, und iſt eine Ordre an die Miniſtros zu Regensburg, Wien, Nürnberg, Frankfurt, Cöln, Hamburg ꝛc. den 4. Auguſt 1700 dahin ergangen, daß Churfürſtl. Durchlaucht die Fürſten von Hohenzollern, als eine regierende Hauptlinie von ihrem Chur- und Fürſtl. Haus halten, und gern ſehen, wenn ſie auch anderswo je mehr und mehr unter die Fürſtlichen Häuſer gezählet würden, und befehlen demnach ihren Miniſtris, daß ſie nicht allein ihnen allezeit das Prädicat Durchleuchtig beylegen, ſondern auch dahin ſich bearbeiten, daß es von Andern geſchehen möge.

---

*) „Wir haben auch einen franzöſiſchen Aufſatz vom Herrn von Leibnitz von eben dieſer Materie vom 21. Auguſt A. 1700 in Händen, der in unſerer lateiniſchen Kollection eine Stelle bekommen ſoll. Dieſer teutſche mag um eben dieſe Zeit aufgeſetzet ſein, zum wenigſten erſt nach dem churbrandenburgiſchen Befehl vom 4. Auguſt 1700, deſſen hierinnen Erwähnung geſchiehet. Daß die Fürſten von Hohenzollern ſich Burggrafen von Nürnberg nennen mögen, iſt bereits unter dem groſſen Churfürſten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, ausgemachet worden. Siehe Chriſtoph Laurentii Bilderbecks Teutſchen Reichs-Staat p. 117. Eben dieſer Churfürſt hat auch den Titel Graf von Zollern wieder angenommen. Siehe des berühmten Samuelis Puffendorfii Commentarios de rebus gestis Friderici Wilhelmi p. 218." (Kapp.)

Es iſt ſonſt zu wiſſen, daß die übrigen regierenden Herren Marggrafen zu Brandenburg, nehmlich Anſpach und Bayreuth, deren Fürſten bereits alle Honneurs der alten Fürſtlichen Häuſer zugeſtanden, und ihnen die Hand verwilliget. Desgleichen hat auch gethan der jetzige regierende Herzog zu Würtemberg und ſeine Gemahlinn, an den Fürſten und ſeine Gemahlinn. Es hat ſich aber bey dem Marggraf Ludwig von Baden etwas geſtoßen. Denn als derſelbe zu Wien den Oeſterreichiſchen Fürſten die Honneurs ſo ſehr abgeſchlagen, daß er ihnen auch nicht zugeben wollen, sans façon zu ihm zu kommen, ſo hat er, Hohenzollern vor andern Fürſten zu Wien zu unterſcheiden, Bedenken getragen, weil ſolches dieſelben noch mehr verbittert haben würde. Es iſt aber der Fürſt von Hohenzollern allezeit sans façon zu ihm kommen, als zu ſeinem commandirenden General, und weil der Marggraf ihm von dergleichen nichts zu erkennen geben, ſo weiß der Fürſt auch nichts davon. Gleichwohl hat dieſes verurſachet, daß die verwittwete Herzogin zu Würtemberg, wider ihres Sohnes, des regierenden Herrn Herzogs, Meinung, der Fürſtin von Hohenzollern Meinung das verlangte Tractament nicht geben wollen, und die Marggräfinn zu Durlach annoch ein Temperament gebraucht, die Fürſtin im Hof empfangen, ſie ſelbſt mit der Hand hinauf geführet, und ob es ſchon eine bunte Reihe allda geweſen, ſich doch mit einiger Affectation unter ſelbige geſetzet; war auf einem Jagdhauſe, da die Fürſtin vorbeyreiſete.

Sonſt mit Würtemberg iſt es ächt zugangen. Nachdem der jetzige Herzog zur Regierung, und die Sache fürkommen, hat weder der junge Herzog, noch deſſen Frau Mutter die Sache vor ſich decidiren wollen, ſondern ſie im geheimen Rath überlegen laſſen, und zwar zu einer Zeit, da eben das neue Ceremonial, ſo bei Braunſchweig angefangen, in groſſem molu war, den nicht regierenden Herrn die Hand nicht zu geben, und Würtemberg ſich damit conformiren wollen. Deſſen ungeachtet hat man im geheimen Rath zu Stutgard beſchloſſen, es wegen Hohenzollern auf dem vorigen Fuß zu laſſen.

Auszug

verſchiedener, die neue Preuſſiſche Crone angehender Schriften, verfertiget im Julio und Auguſto 1701.

Vorrede.

Die Aufrichtung des neuen Preußiſchen Königreichs iſt eine der gröſten Begebenheiten dieſer Zeit, ſo nicht, wie andere, auf wenige Jahre ihre Wirkung erſtrecket, ſondern etwas nicht weniger Beſtändiges, als Vortreffliches herfür gebracht. Sie iſt eine Zierde des neuen Seculi, ſo ſich mit dieſer Erhöhung des Hauſes Brandenburg angefangen, und ihme mit einem ſo herrlichen Eingange ſich gleichſam zu dauerhaften Glück (Gott gebe beſtändigſt) verbindet. Und wann der Kayſer Friedrich der Andere *), nach Ausſage eines gleichzeitigen Hiſtorien-Schreibers, befohlen, daß der Tag, da er ein neues Herzogthum im Reiche zuwege gebracht, zu ewiger Gedächtniß den Jahrbüchern einverleibet werden ſollte, was ſoll man nicht von der herfürbrechenden neuen Crone in der Chriſtenheit ſagen?

Weil es nun auf alle Weiſe und allen Umſtänden nach, eine überaus wichtige und ſeltene Sache, die nächſt GOtt, des

---

*) Godefr. Monachus S. Pantaleonis ad an. 1235 ſchreibt: Diem rogavit Imperator omnibus annalibus adscribi, eo quod tunc Romanum Imperium novum Principem creando auxisset etc.

neuen Königs in Preußen, Friedrichs groſſer Macht und hoher Weisheit zuzuſchreiben, dadurch Seine Majeſtät gegen vieler, auch Wohlgeſinneter Beſorgniß, und noch mehr Neider Verhoffen, zu dero höchſter Glorie ſchleunigſt durchgedrungen, und ſowohl bey Kayſerlicher Majeſtät, als ſofort ſonſt den faſt allgemeinen Beyfall und glückwünſchenden Zuruf erhalten: und dann bey ſolcher Gelegenheit viel Schriften herfürkommen, deren einige billig hochzuſchätzen, die übrigen aber ſo bewandt, daß doch auch ſogar in denjenigen, ſo am wenigſten geiſtreich, ſich immer ein oder ander guter Gedanke findet; und daraus des menſchlichen Gemüths Fruchtbarkeit ſowohl, als der Sache ſelbſt unerſchöpfliche Lobwürdigkeit erhellet; ſo hat man die Luſt haben wollen, auf Art der in Europa ſchon viele Jahre her gebräuchlichen Monatlichen Nachrichtungen oder Auszüge der gelehrten Werke, ein gutes Theil der auf die Preußiſche Crone heraus gekommenen Schriften, wozu auch Medaillen und Inſcriptionen billig zu rechnen, fürzunehmen und zu recenſiren, und wird man zuletzt einige eigene Gedanken beyzufügen ſich erkühnen. Folget die Recenſirung: —

Beſtand der Würde und Cron des Königreichs Preußen. Anno Chriſti 1701.

(Jull. II.)

Es iſt eine an ſich ſelbſten (wenigſtens in dem vom Brunnquell gefloſſenen und zu einer unbedenklichen Communication gemeinten Inhalt) ſehr wohl gefaſſete Schrift noch für Annehmung der Cron in einigen vertrauten Händen geweſen, und daraus, oder auf dergleichen Schlag, damals von einigen annoch blos Churfürſtlichen Miniſtris hin und wieder, wegen Abſicht der neuen Cron, denen Confidentioribus Nachricht gegeben worden.

Es iſt aber hernach anſtatt ſolcher rechten Schrift dies jetzt gemeldete Büchlein, ohne behörige Approbation, von gewinnſüchtigen Leuten in Druck gegeben, und dergleichen Unternehmen an dem Königlichen Hofe, wie billig, übel aufgenommen, auch das Werk deſavouiret worden, alſo daß man ſich keinesweges auf dieſe Edition zu verlaſſen hat, ſondern beſorgen muß, es möchte ein oder anders ausgelaſſen, von Einigen nach ihrem Sinne wohl gar zugeſetzet, oder ſonſt unrecht vorgebracht worden ſeyn: welches hiemit zu erinnern dienlich geſchienen. Sonſt iſt gleichwohl viel Gutes darin, ſo aus dem rechten Fonte gefloſſen ſeyn mag. Davon ein und anders zu excerpiren, und nach Gelegenheit zu faſſen, man kein Bedenken ſiehet. Wird demnach ſub Dato den 13. Decembr. 1700 angeführet, daß, weil ſeine Churfürſtl. Durchl. zu Brandenburg ꝛc. ꝛc. nunmehro entſchloſſen, Sich nach dero ſouverainen Herzogthum Preußen zu begeben, und bald allda zum Könige proclamiren zu laſſen; ſo wollen ſie nicht hoffen, daß jemand hernach rechtmäßige Urſachen zu haben vermeynen werde, Ihro den Titel eines Königes, und von dieſer neuen Würde in Europa dependirende Honores zu verwegern. Denn es ſey dieſe Annehmung des Königlichen Characteris ſowohl an ſich ſelben zuläßig, als auch andern unſchädlich. Zuläßig ſey ſie an ſich ſelbſt, dieweil in ſolchen Vornehmen nichts Ohngerechtes, und auch nichts Ohngereimtes zu finden. Und ſolches wird bewieſen aus der Natur der Independenz, ſo zumahl mit anſtändiger Macht vereiniget. *) —

---

*) Der übrige Theil dieſes Auszugs, ſo gut als die andern dahin gehörigen Auszüge, bleibt hier fort.

Anhang,

betreffend dasjenige, was nach heutigen Völker-Recht zu einem König erfordert wird.

(Aug. XVII.)

Es iſt bekannt, daß die Nahmen oft zu etwas Weſentliches werden, zumal bey denen Dingen, da die Sache ſelbſt ſowohl, als der Name, in menſchlicher freywilliger Einſetzung beſtehet, obſchon die Natur dazu einige Anleitung giebt, und den Grund leget. Alſo Maaß, Gewicht und Größe betreffend, obwohl ein Fuß und eine Elle, damit man die Linien miſſet, von dem menſchlichen Fuß und Ellbogen genommen; dennoch weil die einander nicht gleich, nimmt man in der bürgerlichen Gemeine eine gewiſſe Länge dafür, und will, ſie ſoll den Namen haben, ob man wohl ſolche Länge und den Verſtand des Worts nicht Definitione, ſondern allein Exemplificatione bedeutet, und ein ſolch Maaß in Metall oder Stein verwahrlich aufhebet. Und ob man ſchon jetzo vermittelſt des Penduli eine neue Manier gefunden, unſre Maaßen der Nachwelt anzudeuten, wenn gleich alle Cörperlichen Maaßen verloren giengen; ſo beruhet doch ſolches auf einer anderen beſtändigeren Exemplification, nehmlich der Zeit der himmliſchen Bewegungen, deren Beſtändigkeit man ſupponiren muß. Sonderlich aber hat der Name ſeine Wirkung bey denen Worten, die Ehre und Hoheit bedeuten, welches eine quantitas existimationis iſt. Und obgleich die Natur auch darin einen Grund giebt, ſo giebt doch die Beylegung des Namens der Sache ſelbſt ein gewiſſes Complementum. Zum Exempel der Grund des Doctorats iſt Gelehrſamkeit, der Ritterſchaft Tapferkeit, allein ſie machen keinen Doctor oder keinen Ritter, wenn der Name von wegen oberkeitlicher Macht, von denen, ſo dazu berechtiget, nicht dazu gethan wird. Wenn aber der Name gebührend gegeben, ſo folgen daraus gewiſſe Vorrechte, die demjenigen in der Gemeine zukommen, der den Namen mit Recht führet. Daher, wer einen Equitem aureatum, oder andern dergleichen Ritter beſchreiben will, muß ohngefähr ſagen, daß es einer ſey, dem um angegebener Tapferkeit willen, der Name mit denen daran haftenden Würden und Rechten, von dem, der deſſen Macht hat, wie es ſich gebühret, zugeleget worden. Alſo iſt es auch bewandt mit einem Bottſchafter oder Ambaſſador: denn wenn einer gleich ein Creditiv bringet, und einen großen ſehr prächtigen Gefolg hat, wenn es gleich auch ſelbſt ein vornehmer Herr iſt, demnach wenn in ſeinem Creditiv der Name eines Ambaſſadors oder Bottſchafters oder dergleichen ſich nicht findet, ſo hält man ihn vor einen bloßen Abgeſandten. Alſo macht gleichſam der Name die Sache vollends aus. Wer kann heut zu Tage eine Definition von einem March-Grafen, Pfalz-Grafen, Land-Grafen oder Herzog geben? vor Alters waren die March-Grafen ſolche Reichsfürſten, ſo die Gränzen verwahrten, die Comites provinciales hatten binnenländiſche mächtige Grafſchaften, ſo vor Fürſtenthümer paſſiren können; der Reichs-Herzoge waren auch ſehr wenig, und hatten gleichſam ganze Reichs-Kreiſe zu regieren, deren man etliche noch lange Zeit Königreiche genennet, wie beym Ditmaro von Regno Francorum, Bajoariorum, Saxonum, Lotharingorum etc. geſprochen, und der Kayſer in jedem abſonderlich gekrönt wird. Und jedes ſolches Königreich oder Herzogthum hatte ſeine eigene Aempter, und darunter ſonderlich Comites palatii Regii oder Pfalz-Grafen; alſo die Pfalz-Grafen beym Rhein waren es in regno Austrasiae oder Ducatu Francorum, die Wittelsbacher in Bayren, die von Sommerſchenburg in Sachſen, die von Tübingen in Schwaben oder Regno Alamanniae; die Herren der freyen Grafſchaft Burgund waren palatini Comites regni Burgundiae, und die von Campanien waren es in regno Franciae occidentalis. Es iſt aber zu wiſſen, daß gemeiniglich dieſe Herren neben denen Lehen-Landen, ſo ihren Aemptern anhängig, auch eigne erbliche Allodial-Fürſtenthümer hatten, bis nach langer Hand eines mit dem andern vermiſchet worden, welche Dinge von Vielen nicht recht eingenommen werden, und daher Wenige ſowohl von dem Urſprung der Teutſchen Fürſtenthümer, als von den urſprünglichen Arten derſelbigen und von der Frage, ob es Anfangs bloße Aempter ad Dies vitae geweſen, gebührend urtheilen. Ob nun ſchon dergeſtalt ſolche Namen der Mark-Pfalz-Landgrafen, Herzoge u. ſ. w. ihre gewiſſe Bedeutungen gehabt, ſo haben doch ſolche vorlängſt aufgehört, und bleiben die bloßen Namen und Titel übrig, alſo daß die Sache ſelbſt keine andere Definition, als den Namen hat, und man nichts anders ſagen kann, als ein Marggraf, Landgraf ꝛc. iſt ein Fürſt, der einen ſolchen Namen führet. Vor Alters wurden anſehnliche Grafen sub nomine principum begriffen, wie Diplomata zeigen, daher man hernach, als man anders zu raiſoniren angefangen, etliche derſelben gefürſtete Grafen genennet; ob ſie ſchon anfangs deswegen nicht nöthig gehabt, gefürſtet zu werden. Anjetzo werden die Fürſten nicht nur den Grafen contra-diſtinguiret, ſondern auch von den mit ſonderbarer Qualität afficirten Fürſten, als Land- Pfalz- Markgrafen, Herzogen u. ſ. w. unterſchieden. Obſchon deswegen eben nicht folget, daß einer, der bloß ein Fürſt heißet, einem jeden, deſſen Fürſtenthum einen ſonderbaren Namen hat, weichen müſſe, wie denn zum Exempel die Fürſten von Anhalt denen Landgrafen von Fürſtenberg vorgehen. Kann man alſo auch jetzo einem bloßen Fürſten keine andere Definition aſſigniren, als allein, daß ſein Fürſtenthum keinen beſondern Namen habe.

Bey der hohen Würde eines Königes hat es einigermaßen auch dieſe Bewandniß, daß der Titel der Sache ihr complementum Essentiae mitgiebet, und keiner ein König iſt, der nicht König heißet, ob man gleich wegen Macht und andern Umſtänden von ihm ſagen könne, wie ehemalen von jetziger Königlicher Majeſtät in Preußen: habet omnia Regis. Iſt alſo der Name ſelbſt mit zur Sache werden, und kann man ſagen, definitum ingredi definitionem, quasi materialiter: Ein König iſt, der alſo heißet, und dem die dem Namen, der Gewohnheit nach, anhängende Ehrenrechte zukommen. Der Grund, den die Natur dazuleget, iſt die Macht, und ſoll ein König billig ein mächtiger, großer Fürſt ſeyn, gleich wie ein Ritter tapfer ſeyn ſoll. Es bringt auch der Name mit ſich praesumtionem rei. Daher alſo, wenn in einer Stadt erſchallen ſollte, es ſey allda ein König ankommen, wird ſich jederman einbilden, es ſey ein großer Fürſt vorhanden, der viel Macht habe, Gutes zu erweiſen, und lange Hände, zu ſtrafen. Sollte ſich aber befinden, daß es etwa Johannes Caſimirus geweſen, der zwar ſeine Macht verlaſſen, doch aber ſeine Würde gleichſam als einen characterem indelebilem behalten, würde man doch die exceptionem a regula gelten laſſen, und ihm gebührende königliche Ehre anthun müſſen. Und obſchon der Pöbel vielleicht ſolches unterlaſſen, und wenig Reſpect zeigen möchte, würde doch die Obrigkeit und was ſonſt von verſtändigen Leuten vorhanden, und mit einem Wort, das Ceremonial und der Stilus Curiæ an der Gebühr nichts abgehen laſſen. Sonſten würde das heut übliche Völkerrecht verletzet. Daraus erſcheinet, daß, obſchon ein König regulariter mächtig ſeyn ſolle, ſolches doch ſeiner Würde nicht eſſential ſey, und es etlichermaßen bewand, wie die Juriſten bey den Contracten inter naturalia oder regularia et essentialia diſtinguiren: geſetzt, zum Exempel, daß ein Kayſer und die mächtigen Könige von Frankreich und England ſich in einem Feldzug im gelobten Lande gefunden, und es hätte allda ein kleiner Fürſt ſich ſo vortrefflich wohl gehalten und um die Chriſtenheit verdient gemacht, daß man gut gefunden, ihn vor ſich und auf Lebenszeit zum Könige zu erklären und zu krönen, auch ihm alle königliche Würde beyzulegen, ſo wäre er wahrhaftig ein König geworden. Es wäre aber nicht deſto minder rar und irregular, daß ein kleiner Fürſt König würde, und könnte nicht anders, als durch ſolche ſonderbare Umſtände entſchuldiget werden. Und iſt einer deswegen nicht König, weil er ein freyer Herr iſt. Er hat auch nicht einſt dazu Potentiam proximam, viel weniger Actum primum. Ja ein anſehnlicher Fürſt, der nicht ſo frey, hat mehr potentiae proximae, König zu werden, als einer, der mehr frey, aber ohne Macht; wie ſolches nicht wenig Könige zeigen, die ihr Königreich von andern zu Lehn erkennet und theils noch erkennen. Aber zu den Zeiten des Adonibeſek hatte der Name König, eine ganz andere Bedeutung, ſo anjetzo eben ſo wenig gilt, als die Bedeutung des Titels Imperator, der einem General von ſeiner Armee gegeben worden, wenn er etwas Sonderbares gethan, dergleichen Ciceroni auch in ſeinem Proconſulat wiederfahren. Nicht ohne iſt's, daß kleine Diamanten auch Diamanten ſeyn; aber ſie können endlich ſo klein werden daß Diamanten-Pulver daraus entſtehet. Daher, obſchon Rex Monae Insulae ſich findet, davon auch im Codice juris Gentium ein Diploma handelt; ſo ſtehet doch dahin, ob er erkennet worden, und ob ihm mächtige Herzogen möchten gewichen ſeyn, welches gleichwohl ein untrügliches Conſequens eines rechten Königs. Sollten aber aus gewiſſen Urſachen größere Herrn einem kleineren auch dieſes nachgeben und ihm weichen, ſo iſt nichts übrig, um deſſen Willen er nicht vor einen rechten König paſſiren könne. Denn wie bereits erwähnet, zum König wird weder große Macht, noch völlige Freyheit von aller Verbindung an einem höhern, noch ſonſt etwas anders als der Titel, und die daran hangende Ehre erfordert, wie man an den Königen ſiehet, die ihre Cron abgeleget haben.

Aber ein anders iſt es, wenn man fragt, ob ein Herr ſich zum König machen könne; denn dazu iſt nöthig, erſtlich, daß er frey, vors andere, daß er mächtig ſey. Jenes macht, daß die Sache zu Hauſe rechtmäßig ſey, dieſes, daß ſie außerhalb nicht ungereimt erfunden werde. Wie dann ſolches in der Schrift: „Vom Beſtande der preußiſchen Cron“ wohl angeführet, daß ſelbige Cron zuläßig, ſowohl weil bey deren Einführung nichts Ohngerechtes, als weil auch dabey nichts Ungereimtes. Indem nämlich die Independenz mit anſtändiger Macht vereiniget (vide supra pag. 4. [oben, 302]). Iſt ein Herr frey, ſo kann ihm niemand wehren, wenn er ſich in ſeinem Lande als ein König oder gar als Kayſer tituliren läſſet, iſt er aber nicht mächtig gnug, umb ſich bey denen Auswärtigen erkennen zu machen, ſo wird er damit nichts als Spott erhalten! Dieweil es demnach mit der Königlichen Würde kein Domesticum, ſondern res juris Gentium, ſo iſt nöthig, ſich Anderer zu verſichern. Ein mächtiger freyer Herr hat Potentiam proximam; aber weilen andere in Poſſeſſion, gewiſſe Ehren von ihm zu empfangen, und gewiſſe Ehre ihm zu geben, ſo erſcheinet, daß die Annehmung königlicher Würde nicht pure und allerdings merae facultatis ſey, ſondern eine gewiſſe Autorität zu deren Erlangung erfordert werde; welche in der meiſten oder größten Potentaten der Chriſtenheit, mit denen man eigentlich circa honores juris gentium usitatos zu heben und zu legen hat, Beyfall beſtehet, welchem andere ſich mit Recht und Beſtand nicht entgegen ſetzen können, ohne wenigſtens das Freundſchafts-Band, ſo auch dem Völkerrecht nach möglichſtens zu unterhalten, aufzulöſen, oder doch etwas zu ſchwächen. Und weil der Kayſer in der Chriſtenheit nicht nur die erſte Perſon iſt, ſondern auch, inſofern ſolche als ein Totum civile betrachtet wird, darinnen das Directorium hat, wie der Autor de suprematu ausgeführet, ſo iſt billig, daß ſeine Autorität den Grund zum allgemeinen Beyfall lege. Hat man alſo gar nicht nöthig, zur Behauptung der Freyheit anderer Potentaten oder Potenzen, die kayſerliche Hoheit anzugreifen. Und hat derjenige Historiam medii aevi wohl nicht gnugſam unterſuchet, der neulich in Holland gegen den Grotium de translatione Imperii Romani in Carolum M. ſtreiten, und des Römiſchen Reichs völlige Erlöſchung behaupten wollen. Dergleichen paradoxologis Autoribus gegen uns ſelbſt zu fügen, wir Teutſchen weder Recht, noch Urſach haben. Bey denen, ſo der Römiſchen Kirchen anhängen (wie die meiſten Chriſten in Europa vor ein paar Seculis geweſen) wird der Pabſt als das Haupt aller Geiſtlichkeit betrachtet; und weil die Unction bey der Crönung als eine geiſtliche Function angeſehen wird, ſo haben ſich die Päbſte auch in Erkennung der Könige (wie in vielen anderen) einer großen Macht angemaßet, ſolche auch ſogar zum Theil mit der meiſten Herrſchaften Zulaſſung erhalten; ſo aber in allen, auch bey denen Römiſchen ſelbſt, nicht mehr den Stich halten will. Beym Inchofero in Historia Ecclesiastica Hungariae giebt man an des Pabſts Silveſtri II. Brief, oder Diploma ad Stephanum Ducem Hungarorum de dat: Romae VI Kal: April: indict. XIII, das iſt im Jahr Chriſti 1000, darin er ſagt: Cuncta a nobis Sede Apostolica expostulata, diadema nomenque Regium, Strigoniensem metropolin et reliquos Episcopatus etc. concessimus; und ſcheinet, man habe damals ſich mit dem königlichen Titel gegen heidniſche Herren, oder die im Chriſtenthum noch etwas neu, deſto ſparſamer erwieſen, damit unter andern Urſachen auch die Hoffnung einer ſolchen Ehre ſie deſto beſſer zum Chriſtenthum bewegen, oder dabey erhalten möchte. Und weil ſolche heidniſche Herren einigermaßen Barbari waren, ſo giengen dergleichen Künſte mit ihnen deſto beſſer an. Wie dann die päbſtliche Macht in weltlichen Dingen bey den Franken, Longobarden, Wiſigoten, Engel-Sachſen, Bayern ꝛc. eingeführet werden, weil alle Geſchäfte, ſo einige Gelehrſamkeit erforderten, bey dieſen Völkern in der Geiſtlichkeit Händen waren, die ihr Vortheil funden, des Pabſtes Macht zu erheben, und die weltliche unter den Schein göttlicher Verordnung zu beſchränken. Wie dann auch die barbariſche Leute, ſo nur auf Waffen bedacht waren, wohl etwas vonnöthen hatten, dadurch ſie von verſtändigen Leuten ein wenig in Zaum gehalten werden können. Anjetzo aber hat Caramuel gar wohl geurtheilet, daß das Recht, einen König zu machen, einem Pabſte gar nicht zukomme, er wolle ihm denn ſein Patrimonium Petri zum Königreich geben; welches einer von den ſtreitigen Päbſten mit einem ſogenannten neuen Regno Adriae thun wollen, wie aus dem Codice Juris Gentium zu erſehen. Daher Maximilianus II. ſich billig dawider geſetzet, als der Pabſt Coſmum zum Rege Hetruriae erheben wollen. Weil nun bey den Römiſchen ſelbſt, und zumal beym Kayſer, hierin dem Pabſt nichts eingeräumet wird, hat man nicht Urſach, ſich allhier mit dem, ſo ihm zukommen mögen, aufzuhalten.

Als der König zu Preußen ſeine neue Cron aufzurichten entſchloſſen, hat Se. Majeſtät alles aufs weislichſte überleget und aufs beſte dazu eingerichtet, und ſich damit nicht vergnüget, daß ſie alle Requiſita der Cron gehabt, ſondern auch wohl erwogen, daß anderer hohen Häupter und Potentaten Beyfall nöthig ſey. Und iſt die Sache ſo wohl und glücklich geführet werden, daß man faſt nicht ſieht, wie ein beſſerer Succeß gewünſchet werden können. Zwar wurde von manchen beſorget, es dürften einige Widriggeſinnte den Actum sumendae Possessionis oder Investiturae Regalis (denn investitura nicht nur beym Lehn, ſondern omni aditione Possessionis ſtatt hat) zu turbiren ſuchen. Allein es hat ſich deſſen niemand unterſtanden, und der König hat Possessionem Regiae Majestatis sive dignitatis ohne einige Hinderniſſe ergriffen, und bereits von den vornehmſten chriſtlichen Potentaten die Glückwünſchung und völlige Agnition erhalten; alſo daß nicht leicht eine groſſe Sache ſo wohl geführet, und ſo ſchleunig bewerkſtelliget worden. Deſſen Urſache, nächſt Gott und der von Gott verliehenen Weisheit des Königs, hauptſächlich der königlichen Präpotenz zuzuſchreiben, da jedermann, ſo ohnpartheiiſch, geſtehen muß, daß Se. Majeſtät noch vor dem Namen die Macht und den Glanz eines Königes gehabt.

Die Proteſtirenden müſſen erkennen, daß es kein Geringes, den vierten König erhalten zu haben, der ihren Angelegenheiten nun mit mehrerem Nachdruck beytreten kann. Die Römiſch-Catholiſchen ſelbſt, welche die Wohlfahrt von Europa ſuchen, werden auch gern ſehen, daß bey dieſer Gelegenheit der neue König durch ein neues Band mit Kayſerlicher Majeſtät verknüpfet worden, alſo daß der Europäiſche Beyfall bereits vorhanden. Und man hat derowegen nicht die geringſte Urſach, wenn von dieſer neuen Cron die Rede iſt, ſich auf die Exempel der alten oder neuen kleinen Könige zu berufen: welche nach dem heutigen Jure Gentium dafür nicht paſſiren würden. Denn daß vom erſten Könige von Portugal angeführet wird, als ſey es ein kleiner Herr geweſen, da er nicht mehr als duo millia Militum gehabt, iſt ſolches nicht von 2000 Soldaten, ſondern, stylo antiquo, von 2000 Reutern ſchwerer Rüſtung oder equilibus cataphractis (Gens d'armes), deren ein jeder ein oder zwei Diener hatte, ohne die übrige Soldateſca, zu verſtehen.

Aber was iſt dies gegen die Macht des Königs in Preußen? Und da jemand ſagen möchte, das Königreich Preußen an ſich ſelbſt mache nur ein kleines Theil der Brandenburgiſchen Macht, und verdiene alſo nicht die königliche Würde; ſo iſt zu wiſſen, daß Preußen nicht ſo geringſchätzig, als mancher vermeynen mag, indem es ohngefähr das dritte Theil der königlichen Unterthanen in ſich hält. Denn aus den Regiſtern ſoll ſich finden, daß von 65,400 Menſchen, ſo in einem Jahr in allen königlichen Landen gebohren, allein 22,680 in Preußen gezählet worden. Es dienet im übrigen dieſe Obſervation auch, von des Königs Macht ein rechtes Urtheil zu ſchöpfen. Denn man befindet, daß wenn man die Zahl der Gebohrnen etwa mit etliche 30 multiplicires, die ganze Zahl der Menſchen herauskomme; wenn man nun blos 30 nimmt, giebt es doch 1,962,000, das iſt ohngefähr 2 Millionen. Und damit man nicht vermeyne, ob ſey das wenig, ſo iſt zu wiſſen, daß in dem ganzen mächtigen und volkreichen

Königreich England nicht mehr als etwa fünf und eine halbe Million Menſchen befunden werden. Nun beſteht die wahre Macht eines Staats in Zahl der Menſchen, denn wo Menſchen, da iſt Nahrung, da ſind Mittel. Und je fleißiger, arbeitſamer, nahrhafter die Menſchen, je mehr ſind ſie werth; ſonderlich wenn ſie zu nützlichen Arbeiten gebrauchet werden, dergleichen ſonderlich die Manufacturen, welche unter keinem Herrn in Teutſchland und Norden mehr, als unter dem Könige floriren. Weil demnach aus dieſem allen erſcheinet, was Königliche Majeſtät für ein großes Gewicht den Europäiſchen Sachen geben können, und es Ihro weder an Weisheit fehlet, ihre Kräfte recht zu gebrauchen, noch an aufrichtigen löblichen Abſehen, dieſelbe zur Erhaltung der reinen Lehre und der gemeinen Sicherheit anzuwenden; ſo können alle Wohlgeſinnete nicht anders, als ſich bey dieſen gefährlichen Läuften ein großes davon verſprechen, und müſſen Gott mit mir anrufen, daß er Allerhöchſt gedachte Se. Majeſtät, ſammt der Königin Majeſtät und des Kronprinzen Königlichen Hoheit, wie auch der ganzen Königlichen Familie, lange geſund erhalten, und Dero Regierung mit höchſtem Glück bekrönen wolle.

Monathlicher Auszug

aus allerhand neu herausgegebenen, nützlichen und artigen Büchern.

(1700 — 1702.*)

1.

Essai Philosophique concernant l'Entendement humain, où l'on montre, quelle est l'étendue de nos Connoissances certaines et la manière, dont nous y parvenons; traduit de l'Anglois de Mr. Locke par Mr. Pierre Coste, sur la quatrième édition, revue, corrigée et augmentée par l'Auteur. A Amsterdam. 1700. in 4to.

Philoſophiſcher Verſuch, betreffend den menſchlichen Verſtand, allwo gewieſen wird, wie weit ſich unſere gewiſſe Erkänndtnüſſen erſtrecken, und auf was Weiſe wir darzu gelangen; aus den Engliſchen überſetzet von Hrn. Peter Coſte, nach der vierten vom Autore ſelbſt überſehenen, verbeſſerten und vermehrten Edition. (September 1700. VII.)

Es iſt unvonnöthen, daß wir von dieſem herrlichen Buche einen ganzen Auszug geben, nachdem uns der Herr Autor ſelbſt dieſer Mühe überheben, da er anno 1688 dem Herrn

---

*) „Zu finden bey Nicol. Förſtnern, Buchhändlern in Hannover.“

Clerc dergleichen in ſeiner Bibliothèque universelle (T. VIII. p. 49. sqq.) einzurücken zugeſchicket, ehe er es nach dem Druck übergeben*). Im Jahr 1690 kam es zu erſt zu Londen in Folio heraus, und hat es Herr Clerc in beſagter Biblioth. univers. (T. XVII. p. 399.) wiederum weitläufftig excerpiret. Bald drauf kam eine neue engliſche Edition hervor, die mit vielen Stücken und ſonderlich mit einem ganzen Capitel: von der Identität und Diverſität oder Unterſchiedlichkeit, welches er überaus deutlich und artig abgehandelt, vermehret war.

In beſagter andern Edition erkennet der Herr Locke, daß er ſich in der erſten geirret, da er nach der gemeinen Art geſetzt, daß dasjenige, was den Willen zu einiger Veränderung der Würkung in dem Laufe der willkürlichen Actionen bringe, die Gewahrnehmung eines viel gröſſern Gutes ſeye. Denn da er die Sache reiflicher erwogen, hat er gefunden, daß vielmehr eine gegenwärtige Unruhigkeit, welche in dem Verlangen beſtehet, oder doch von denſelbigen allezeit begleitet wird, dem Willen ſeine Gränzen ſetze. Die Urſachen hievon beſiehe l. 2. c. 21. Doch will er ſich gern eines beſſern unterrichten laſſen. Einige Zeit hernach kam die dritte, und im Jahr 1699 die vierte Herausgabe zum Vorſchein; in welcher letztern der Herr Lock ſeine vorige Gedanken durch viele Zuſätze entweder weiter erkläret, oder durch ganz neue Gründe unterſtützet. Nach dieſen hat der Herr Peter Coſte ſeine Ueberſetzung eingerichtet, und hat er, da ihm der Herr Lock ſein Mſtum. communiciret, über zwey Jahr an derſelbigen gearbeitet. Der Herr Lock ſelbſt hat dieſe Ueberſetzung vor gut und ſeinen Gedanken gemäß gehalten, daß ſie uns alſo um ein Großes lieber ſeyn ſoll.

Alle neue Zuſätze zu erzählen, würde zu weitläuftig fallen, daher wir uns mit den zwey wichtigſten vergnügen wollen, welche zwey abſonderliche Capitel machen, davon der erſte l. 2. c. 33. ſtehet und von der Aſſociation, Vergeſellſchaftung der Ideen, handelt.

---

*) Dies iſt der: Extrait d'un livre anglais qui n'est pas encore publié, intitulé: essay philosophique concernant l'entendement humain. (vgl. Tennemanns Grundriß der Geſch. d. Ph. S. 388.)

Der Herr Lock ſaget, es ſey faſt niemand, der in den Meynungen, Schlüſſen und Thun andrer Leute nicht etwas antreffe, welches ihm fantaſtiſch und ausſchweifend vorkomme, und auch in der That ſey. Ein jeder habe ſcharfſichtige Augen genung, bey einem andern den geringſten Fehler von dieſer Art anzumerken, wenn er nur von dem, welchen er ſelbſt hat, unterſchieden ſey, und er ſelbſt ſattſamen Verſtand habe, denſelben zu mißbilligen, ob er gleich ſonſt in ſeinen eigenen Meynungen und ſeiner eigenen Ausführung die größten Unrichtigkeiten habe, deren er gewahr würde, und deren er, wo nicht unmöglich, doch ſchwerlich überführet werden könne.

Dieſes kommt, fährt er fort, nicht bloß von der Eigenliebe her, obgleich dieſe Leidenſchafft oft großen Theil dran hat. Denn man ſiehet täglich ſolche Leute an dergleichen Fehler krank liegen, welche ſonſt klug genung ſind, und ganz kein Weſen von ihren eigenen Meriten machen.

Dieſen Mangel der Vernunft pflegt man auf die Erziehung und auf den Nachdruck derer Vorurtheile zuſchieben, und dieſes nach der gemeinen Meynung nicht ohne Urſache; alleine, nach des Herrn Lockes Ausſpruch, geht es nicht auf den Grund des Uebels, und zeiget nicht ausführlich deſſelbigen Urſprung und Eigenſchaft.

Er ſelbſt erklärt es folgender Maßen: Etliche von unſern Ideen (ſind ſeine Worte) haben unter ſich eine genaue Uebereinſtimmung und Verbündniß. Die Schuldigkeit und größeſte Vollkommenheit unſrer Vernunft beſtehet darinnen, daß ſie dergleichen Ideen entdecke und in derſelbigen Einigkeit und Uebereinſtimmung zuſammen halte, als welche ſich auf ihr abſonderliches Weſen gründet. Es giebt noch eine andere Verbündniß der Ideen, welches von etwas Ohngefährers oder von der Gewohnheit dependiret; ſo daß die Ideen, welche natürlicher

Weiſe ganz und gar nicht miteinander verwandt ſind, im Esprit (dieſes Wort habe gutwillig hie und in folgenden meiſtentheils behalten, weil es nicht recht deutlich im Teutſchen kann gegeben werden) gewiſſer Perſonen ſo genaue miteinander vereinigt werden, daß man ſie gar ſchwerlich voneinander ſondern kann. Sie leiſten einander ſtets Geſellſchaft, und eine kann ſich nicht ſo bald dem Verſtande (intellectui) darſtellen, daß die andre oder auch mehr, ſo miteinander verknüpfet ſind, nicht auch gleich erſcheinen ſollten, ohne daß ſie jemals voneinander getrennet werden könnten.

Die Vergeſellſchafftung der Ideen, welche der Esprit ſich ſelbſten, entweder mit guten Willen oder von ohngefähr auswirket, iſt die einzige Urſache des Mangels, davon wir nur geredet. Und wie dieſe ſtarke Verbündniß der Ideen nicht durch die Natur verurſachet iſt, ſo iſt ſie dieſerwegen ganz unterſchieden in unterſchiedlichen Perſonen, nemlich nach dem Unterſcheid ihrer Neigungen, Auferziehung und Eigennutzen.

Daß dergleichen Vergeſellſchafftungen der Ideen ſeyn, welche die Gewohnheit in dem Esprit der meiſten Menſchen gezeuget, daran kann, nach Herrn Lockens Ausſpruch, niemand zweifeln, der ſich und andere Leute mit rechtem Ernſt betrachtet. Und man kann vielleicht dieſer Sache mit Fug und Recht das meiſte Theil derer Sympathien und Antipathien zuſchreiben, die man bey den Menſchen antrift und die eben ſo ſtark würken und eben ſo regulirte Effecten hervorbringen, als wenn ſie natürich wären, welches denn auch macht, daß man ſie alſo nennet, ob ſie ſchon dem erſten Anſehen nach, keinen andern Urſprung, als die zufällige Verknüpfung zweyer Ideen gehabt haben, die durch die Macht einer erſtlichen Eindrückung oder eines allzu groſſen Nachgebens ſo ſtark vereiniget, daß ſie hernach allzeit zuſammen im esprit des Menſchen bleiben, als wenn ſie nur eine einzige Idee wäre. Der Herr Locke leugnet aber nichts deſtoweniger nicht, daß es ganz natürliche Antipathien gebe; die von unſrer urſprunglichen

Beſchaffenheit herzuleiten und mit uns geboren ſeyn. Er glaubet aber, daß man nach eigentlicher Betrachtung der meiſten von denen, die vor natürlich gehalten werden, erkennen würde, daß ſie im Anfange von ſolchen Eindrückungen verurſachet, die man gar nicht gemerket, ob ſie ſich gleich zeitig genung, oder doch durch eine lächerliche Fantaſie angegeben. Der Herr Lock merket beiläufig den Unterſcheid an, welcher zwiſchen natürlichen und angenommenen Antipathien gemacht werden könne, damit diejenigen, ſo Kinder haben oder doch dieſelben erziehen müſſen, ſehen mögen, wie wohl dieſe Sache von ihnen in Acht genommen, und mit was vor Sorgfalt dieſer unordentlichen Verbindniß der Ideen im Esprit der Jugend vorgebeugnet werden müſſe.

Er zeiget hierauf durch etliche Exempel an, wie eine ſolche Verbündniß der Ideen, die nicht von ſich ſelbſt vereiniget ſind, noch auch eine von der andern dependiren, geſchickt genung ſey, uns in unſern ſittlichen und natürlichen Thun, ja ſelbſt in unſern Notionen eine Hinderniß zu machen.

Die Ideen des Esprit oder der Phantaſie kommen ſo wenig mit der Finſterniß, als mit dem Lichte überein; wenn aber eine tumme Magd dieſe unterſchiedlichen Ideen in den Esprit eines Kindes einflößet und erwecket, als wenn ſie mit einander verknüpfet wären, ſo wird das Kind dieſelbe vielleicht ſein Lebtage nicht von einander unterſcheiden können, ſo daß ihm die Dunkelheit immerfort mit dergleichen entſetzlichen Ideen begleitet zu ſeyn vorkommen wird.

Wenn jemand ein empfindliches Unrecht von eines Andern wegen gelitten hat, ſo denket er zum öftern auf die Perſon und That; und indem er alſo ſtark, oder eine lange Zeit über drauf denket, ſo leimet er gleichſam dieſe zwei Ideen ſo feſt zuſammen, daß er ſie faſt zu einer einzigen macht, und niemals der Perſon ſich erinnert, daß ihm auch das empfangene Unrecht nicht in den Kopf komme. Und indem er dieſe beyde Sachen gar ſchwerlich unterſcheiden kann, hat er eben ſo einen

Abſcheu vor dem einen, als vor dem andern. Daher kommts, thut Herr Locke hinzu, daß oft ein Haß geringer und nichtswürdiger Urſachen wegen entſtehet, und daß die Zänkereien in der Welt ſich unterhalten und immerwährend bleiben.

Einer von den Freunden des Herrn Locke war von einem gewiſſen Manne von der Raſerey durch eine ſehr empfindliche Operation ganz und gar curiret worden, vor welchen Dienſt er ſich ihm lebenslang ſehr verbunden erkannte, als der ſo beſchaffen war, daß er von niemanden einen größern ſein Lebtage verlangen könnte: Es mogten ihm aber die Vernunft oder die Erkenntlichkeit einſagen, was ſie wollten, ſo kunnt er doch dieſen Wund-Arzt niemals vor Augen ſehen. Denn wie ihm ſein Anſehen allezeit die Idee des größeſten Schmertzens, den er von ſeinen Händen ausſtehen müſſen, wieder ins Gedächtniß brachte, ſo war es ihm unmöglich, dieſe Idee zu ertragen, ſo heftige Impreſſionen verurſachte ſie in ſeinem Gemüthe.

Viele Kinder geben die meiſten ſchlimmen Tractementen, ſo ſie auf Schulen ausgeſtanden, ihren Büchern, welche die Gelegenheit hiezu geweſen, Schuld, und vereinigen dieſe Ideen ſo wohl, daß ſie ein Buch mit großen Ekel anſehen, und ihr Tage das Studieren und die Bücher nicht lieb gewinnen können; weil ihnen das Leben, welches ſie ſonſt ſehr ergötzet haben würde, zu einer wahrhaftigen Marter geworden.

Ein wegen ſeiner Beſonderheit merkwürdiges Exempel iſt folgendes, ſo dem Herrn Locke ein vornehmer Mann, der es ſelbſt geſehen zu haben verſichert, erzählet. Es hatte ein junger Menſch ſehr artig und vollkommen tanzen gelernt. Es war aber in dem Saal, da er's gelernt, ungefähr eine alte Kiſte geſtanden, deren Idee ſich ſo mit ſeinem Herumgange und Schritten im Tanzen unvermerkt combiniret, daß ob er wohl unvergleichlich auf dieſem Saale tanzen kunnte, ſo kunnte er es doch nur, wenn die alte Kiſte zugegen war, an andern Orten kunnte er gar nicht tanzen, es müßte denn die alte oder eine ihr ähnliche Kiſte daſelbſt an ihrem gewöhnlichen Orte geſtanden haben.

Die habitus intellectuales, welche man durch dergleichen Vergeſellſchaftung der Ideen ſich zuwege gebracht, ſind, wie Herr Locke ferner berichtet, eben ſo ſtark und häufig, und müſſen eben ſo wohl ſehr in Acht genommen werden. Geſetzt es wären die Ideen des Seyn und der Materie entweder durch die Auferziehung oder durch eine alzu große Application auf dieſe zwei Ideen, nachdem ſie alſo in dem Gemüthe zuſammen geknüpfet, mit einander recht ſtark vereinigt: was würden dieſelben nicht für Notionen und Vernunftſchlüſſe, was unterſchiedene Esprits betrifft, hervorbringen? Wenn eine von Jugend auf angenommene Gewohnheit eine Form oder Figur mit der Idee Gottes verbunden hätte; in was für Abſurditäten würde uns nicht ein ſolcher Gedanken in Betrachtung der Gottheit ſtürzen? Man wird ohne Zweifel finden, thut Herr Locke hinzu, daß es nichts anders, als dergleichen übel-gegründete und wider die Natur laufende Zuſammenbindungen der Ideen ſind, welche die viele einander widerſtreitende Secten in der Philoſophie und Religion auf die Bahne bringen; denn es iſt nicht zu glauben, daß ein jeder aus denen, welche dergleichen unterſchiedene Secten haben, ſich gutwillig ſelbſt betriegen, und wider ſein beſſer Wiſſen und Gewiſſen die ihm durch klare Beweisgründe dargethane Wahrheit verwerfen werde. Es iſt zwar gewiß, daß bisweilen das Intereſſe großen Theil an dieſer Art Sachen nimmt, doch wird ſich niemand können bereden laſſen, daß daſſelbige ganze große Geſellſchaften ſo einnehmen und verführen könne, daß ſie alle, keinen ausgenommen, offenbare und wiſſentliche Falſchheiten behaupten ſollten. Denn muß geſtehen, daß zum wenigſten ein und andrer ſeyn müßte, der dasjenige thue, was die andern zu thun vorgeben; das iſt, der die Wahrheit aufrichtig ſuche.

Dieſem zufolge muß alſo noch was anders ihnen den Verſtand verblenden und ſie verhindern, daß ſie die Falſchheit derer Sachen, die ſie vor pure und lauterer Wahrheit halten, nicht erkennen. Wenn man nun dieſes, was die Vernunft gefangen nimmt und den Verſtand der ſonſt aufrichtigſten Leuten verfinſtert, genaue unterſuchte, wird man finden, daß er bloß und allein etliche freye Ideen ſetze, die eigentlich keine Verbündniß unter ſich haben, die aber ſich im esprit durch die Auferziehung, die Gewohnheit und das Weſen, ſo davon auf ihrer Parthey ohn Unterlaß gemacht wird, alſo vereinigen, daß ſie eben ſo wenig, als eine einzige Idee von einander geſondert oder unterſchieden werden können. Daher kömmt es, verfolget Herr Locke, daß oft die ungereimteſten Dinge vor treffliche Meynungen, die Abſurditäten vor Demonſtrationen und unleidliche und abgeſchmackte Folgerungen vor feſte und wohlfließende Vernunftſchlüſſe aufgenommen werden*).

Das andere Capitel, ſo wir vorzuſtellen verſprochen, handelt vom Enthuſiasmo, und iſt das XIX. im IV. Buche. Des Herrn Locke Gedanken darüber ſind folgende:

Wer die Wahrheit mit Ernſte ſuchen will, muß zuerſt vor allen Dingen eine Liebe zu ihr gewinnen. Wer die Wahrheit nicht liebet, denſelben muß man nothwendig das Gegentheil zueignen. Daher man mit Recht ſagen kann, daß unter denen, die ſie zu ſuchen vorgeben, gar wenig ſind, welche ſie recht lieben. Einen rechten Sucher der Wahrheit kann man erkennen, wenn er einen Vortrag nicht für gewiſſer annimmt, als es die Beweiſe, darauf er gegründet, zulaſſen. Wer über dieſes Maaß ſchreitet, der ergreifet die Wahrheit nicht aus Liebe zur ſelbigen, ſondern zu einem andern, indirecten Endzwecke. Denn indem die unſtreitige Klarheit eines Vortrages in den Beweisgründen wahrhaftig beſtehet (ausgenommen diejenigen, ſo vor ſich ſelber klar genug ſind) ſo iſt offenbar, daß ſo viel, als dem Beyfalle über die unſtreitige Klarheit einer Sache Raum gegeben wird, das übrige Theil der Verſicherung nicht von der Liebe zur Wahrheit, ſondern von einer andern Paſſion herzuleiten ſey. Denn ſo unmöglich die Liebe zur Wahrheit jemand dazu bringen kann, daß er einer Sache weiter beyfalle, als er von der Wahrheit derſelben vergewiſſert iſt, eben ſo unmöglich iſt es auch, daß jemand aus Liebe zur Wahrheit einen Vortrag billigen könne in Betrachtung einer ſolchen Evidence, daraus er nicht abſehen kann, ob der Vortrag wahr ſeye; welches wirklich eben ſo viel wäre, als den Vortrag wie eine Wahrheit aufnehmen, weil es möglich oder probabel iſt, daß er der Wahrheit nicht gemäß ſeye.

---

*) Siehe den Zuſatz hinter dieſem Auszuge.

Herr Locke thut hinzu, es folge unvermeidlich aus dieſer übeln Dispoſition des Esprit, daß man ſich die Macht zueigne, andern Leuten ſeine eigne Meynungen vorzuſchreiben. Denn wie ſollte derjenige, der ſeinen eigenen Glauben betrogen hat, nicht willig ſein, auch anderer Leute Glauben zu betriegen? Wie ſtehet zu hoffen, daß derjenige gegen Andre kräftige Argumente und Beweisgründe brauche, der ſie gegen ſich ſelbſt zu brauchen nicht gewohnt iſt, der ſeinen eignen Kräften Gewalt thut, der über ſeinen Esprit tyranniſiret, und den Vorzug, den die Wahrheit alleine hat, nehmlich daß ſie nichts billige, als was unſtreitig wahr iſt, mißbrauchet?

Nachdem der Herr Locke dieſes Fundament gelegt, ſchreitet er zur Unterſuchung des Enthuſiaſmi, welchem gewiſſe Leute eben ſo viel Macht zuſchreiben, als dem Glauben und der Vernunft, und wollen die Offenbarung ohne Beyhülfe der Vernunft feſte ſetzen, wodurch ſie aber auf einmahl ſowohl die Vernunft, als Offenbarung vernichten, und an ihrer Statt in ihrem Gehirne geſchmiedete Fantaſeyen ohne einigen Grund ſich vorbilden, welche ſie zur Richtſchnur ihrer Meynungen und Aufführung erwählen. Die Vernunft iſt nichts anders, als eine natürliche Offenbarung, wodurch Gott den Menſchen denjenigen Theil der Wahrheit, welchen er der Fähigkeit ihrer natürlichen Kräfte eingegoſſen, mittheilet. Die Offenbarung iſt die natürliche Vernunft, die durch einen neuen Grund ſolcher

Entdeckungen vermehret iſt, welche da unmittelbar aus Gott fließen, und deren Raiſon die Wahrheit durch Zeugniß und Proben, welche ſie, zu beweiſen, daß dieſelben Entdeckungen wirklich von Gott kommen, gebrauchet. Wer dahero die Vernunſt deswegen vernichtet, daß er der Offenbarung Raum mache, löſchet dieſe beyde Lichter zugleich aus. Wie aber die Menſchen finden, daß eine unmittelbare Offenbarung ein viel leichteres Mittel ſey, ihre Meynungen zu bekräftigen, und ihre Ausführung einzurichten, als die Mühe, alles nach vernunftmäßiger Richtigkeit anzuſtellen, welche insgemein verdrießlich, ſchädlich und meiſtentheils ohne glücklichen Fortgang iſt; ſo muß man ſich nicht verwundern, daß ſie gar öfters Offenbarungen vorgewendet und ſich überredet, Gott dirigire ſie ſonderlich, was anlange ihr Thun und Meynungen, und vornehmlich diejenigen, welche ſie durch Sätze der Vernunſt nicht rechtfertigen können. Wenn ihr Esprit einmal von dieſen Gedanken eingenommen iſt, ſo müſſen die abgeſchmackteſten Meynungen, die ſich ihrer Phantaſie hart eindrücken, alſobald aus dem Geiſte Gottes kommende und göttliche Autorität habende Erleuchtungen ſeyn. Alles unordentliche Weſen, dazu ſie durch eine ſtarke Neigung gezogen werden, das halten ſie gewiß vor himmliſchen Beruf, dem ſie folgen müſſen, und vor einen Befehl aus der Höhe, in deſſen Ausführung ſie unmöglich irren können.

Dieſes iſt eigentlich, was durch den Enthuſiasmum zu verſtehen, welcher nicht auf die Vernunſt, noch auf die göttliche Offenbarung gerichtet iſt, ſondern nur von der Einbildung eines erhitzten und eingebildeten Geiſtes entſpringet, und der, ſo bald er nur ein wenig eingewurzelt, viel ſtärker über die Meynungen und Actionen der Menſchen Meiſter ſpielet, als die Vernunſt oder Offenbarung, abſonderlich oder zuſammen.

Ob nun wohl die ausſchweifenden Actionen und Meynungen, worin der Enthuſiasmus die Leute eingewickelt hat, ſie anſpornen ſollten, ſich beſſer vorzuſehen und die falſchen Principia, welche ſowohl ihren Glauben, als auch ihre Ausführung auf Abwege führet, zu meiden; nichts deſto weniger ſo wird doch durch die Liebe zu extraordinären Sachen, durch die Bequemlichkeit und durch den Ruhm, erleuchtet, und durch außerordentlich Wege zur Erkenntniß gekommen zu ſeyn, die Faulheit, Unwiſſenheit und Eitelkeit vieler Leute gekitzelt und ſie werden dahin gebracht, daß, nachdem ſie auf ſolche Weiſe von einer unmittelbaren Offenbarung, einer Erleuchtung ohne Nachforſchung, eine Gewißheit ohne Beweis und Unterſuchung eingenommen ſeyn, es ſehr ſchwer iſt, ſie wiederum hiervon zu bringen.

Sie ſind *über* die Vernunft entzücket, und die Vernunft iſt bey ihnen verderbet. Sie ſehen ein ihrem Verſtande eingeſtößtes Licht, und können ſich nicht mehr betriegen. Dieſes Licht erſcheinet ſichtbarlich als der helleſte Sonnenſtrahl und bedarf keines andern Beweiſes, als ſeiner eignen Klarheit. Sie fühlen, ihrer Ausſage nach, die Hand Gottes, welche ſie innerlich treibet: ſie empfinden Triebe des Geiſtes und können ſich in ihrer Empfindung nicht betriegen. Derohalben ſie ſich auch überreden, es habe die Vernunft mit demjenigen, was ſie in ſich ſelbſt ſehen und empfinden, nichts zu thun. Die Sachen, welche ſie handgreiflich erfahren, ſind außer allen Zweifel, und brauchen keines Beweiſes; und was der wunderlichen Reden dieſer Leute mehr ſind. Sie ſind dieſer Sachen verſichert, weil ſie derſelben verſichert ſind, und ihre Meynungen ſind recht, weil ſie in ihrem Geiſte ſich feſt geſetzet. Denn darauf laufen alle ihre Worte hinaus, wenn man die Metaphoren des *Hören* und des *Empfinden*, darein ſie dieſelben eingehüllet, davon abſondert.

Der Herr Locke unterſucht den Grund dieſes innerlichen Lichts und des Empfindens, darauf dieſe Leute ſo ſtark ſich gründen, und redet davon alſo: Iſt dieſes Sehen des Lichts eine Verſpürung der Wahrheit eines gewiſſen abſonderlichen Vortrages, oder vielleicht deſſen, daß es eine von Gott kommende Offenbarung ſeye? Iſt dieſe Empfindung eine Verſpürung einer Neigung, welche entweder aus einer Fantaſie, etwas zu thun, oder aus dem Geiſte Gottes, der in ihnen dieſe Neigung gezeuget, herkommt? Dieſes ſind zwei ganz unterſchiedliche Empfindungen, welche ſorgfältig von einander geſondert werden müſſen, wenn wir unſer ſelbſt nicht mißbrauchen wollen. Ich kann die Wahrheit eines Vertrages erkennen; deswegen aber kann ich nicht erkennen, ob es eine unmittelbare Offenbarung von Gott ſey. Ich kann im Euclide die Wahrheit einer Propoſition erkennen, ohne daß ſie ſey, oder daß ich wiſſe, daß es eine Offenbarung ſey. Ich kann auch wiſſen, daß ich die Erkenntniß davon nicht durch natürliche Mittel erlanget; daher nun kann ich zwar ſchließen, daß ſie mir offenbaret iſt, ich kann aber deswegen noch gar nicht erkennen, daß es eine von Gott kommende Offenbarung iſt: weil es ſolche Esprits giebt, welche, ohne von Gott deshalben empfangene Vollmacht, dieſe Ideen in mir erwecken und meinem Esprit ſie in ſolcher Ordnung, daß ich ihre Connexion erkennen mag, vorſtellen. Daß alſo die Erkenntniß einer Propoſition, die mir, ich weiß nicht wie, in den Kopf kommen, nicht alſo gleich ein Merkmal iſt, daß ſie von Gott komme. Noch viel weniger iſt eine ſtarke Einbildung, daß dieſe Einbildung wahr ſey, ein gewiſſes Merkmal, daß ſie von Gott komme, oder auch daß ſie wahr ſeye.

Man mag einem ſolchen Einfalle den Namen eines Geſichts oder des Lichts geben, ſo iſts doch nichts mehr, als eine Credulität und Confidenz. Denn wenn von einem Vertrage gehandelt wird, deſſen Wahrheit ſie ſich eingebildet haben, ohne zu erkennen, daß er wahr ſey, ſo kann es hier nicht heißen: ſehen oder gläuben, man mag auch einer ſolchen Einbildung vor einen Namen geben, welchen man wolle. Was ich glaube, muß ich auf eines andern Zeugniß wahr zu ſeyn ausſetzen, und muß auf den Fall gewiß wiſſen, daß dieſes Zeugniß wirklich abgeleget; denn ohne dieſes wäre mein Glaube ohne Grund. Ich muß ſehen, ob mir Gott dieſes offenbare, oder ob ich nichts ſehe. Es läuft alſo darauf aus, daß ich wiſſe, wie ich erkennen ſolle, daß mir Gott etwas offenbare, daß dieſe Impreſſion in meiner Seele durch den heiligen Geiſt geſchehe, und daß ich folglich derſelben zu folgen verbunden ſey. Wenn ich dieſes nicht weiß, ſo iſt meine Conſidenz, ſie mag ſo groß ſeyn, als ſie wolle, ohne das geringſte Fundament, und alles Licht, von welchen ich mich erleuchtet erkenne, iſt ein bloßer Enthuſiasmus. Denn es mag die Propoſition, welche man offenbaret zu ſeyn ſetzet, an ſich ſelbſt handgreiflich wahr ſeyn, oder ſichtbarlich probabel, oder ſie mag ſchwerlich durch ordinaire Wege der Erkenntniß können beurtheilet werden, ſo muß doch dieſes vor allen klärlich beſtätiget, und erwieſen werden, daß Gott dieſen Vortrag offenbaret habe, und daß dasjenige, was ich vor eine Offenbarung aufnehme, mir ganz gewiß von ſich ſelbſt in den Sinn kommen, und daß es keine Illuſion, die jemand anders eingeſchoben oder meine eigne Phantaſie erwecket habe, ſeye. Bevor man nicht ſo weit hierinnen kommen, iſt alle Conſidenz die man hat, daß dieſe Offenbarung von Gott komme, nur eine bloſſe Muthmaßung; und alles Licht, davon man verblendet, iſt nichts anders als ein Irrwiſch, welcher uns ohne Aufhören in dieſen Cirkel umherführen wird: „Dieſes iſt eine Offenbarung, weil ichs feſte glaube; und ich glaube es, weil es eine Offenbarung iſt.“

Daraus fließet, daß diejenigen, welche dergleichen Offenbarungen von dieſer oder jener Wahrheit zu haben ſich einbilden, verſichert ſeyn müſſen, daß es Gott iſt, der ſie ihnen offenbaret habe. Denn daß man ſage, wie ſie insgemein thun, daß ſie erkennen durch das Licht, welches die Sache mit ſich bringe, welches glänze und in ihrer Seelen blitze und welchen ſie nicht widerſtehen können; das bedeutet nichts anders, als daß es darum eine Offenbarung ſeye, weil ſie glauben, daß es wahrhaftig eine ſey; da doch alles Licht, wovon ſie reden, nichts als eine ſtarke Einbildung iſt, die ſich in ihren Geiſte feſt geſetzt, und doch nicht das geringſte Fundament, daß es eine Wahrheit ſey, hat. Denn dieſes müſſen ſie vor raiſonnable und von einigem Beweiſe halten, der da zeige, daß es eine Wahrheit ſey, genommene Gründe annehmen, daß ſie erkennen müſſen, wie ſie dergleichen nicht haben. Weil, wenn ſie dergleichen haben, ſie dieſelbige nicht mehr als eine Offenbarung, ſondern als eine auf gemeinen Gründen befeſtigte Wahrheit aufnehmen. Und wenn ſie glauben, daß es wahr ſey, weil es keine Offenbarung iſt, und wenn ſie keine andre Raiſon haben, zu beweiſen, daß es eine Offenbarung ſey, als nur, weil ſie völlig überredet ſeyn, daß es wahr ſey, ohne einig ander Fundament und nur um dieſer Einbildung willen, ſo glauben ſie, daß es allein darum eine Offenbarung iſt, weil ſie feſtiglich glauben, daß es eine Offenbarung iſt. Wer ſiehet nun nicht, daß wenn wir auf dergleichen Gründe bauen, wir unſre eigne Fantaſie zur einzigen Regel unſerer Meynungen und Conduite machen, und folglich uns den wunderlichſten Irrthümern und Verdrießlichkeiten unterwerfen? Denn eins vor alles, ſo iſt die Macht unſerer Einbildungen kein Beweis ihrer Richtigkeit. Indem die Menſchen wohl einen Irrthum als eine Wahrheit billigen können, wie bey denen eyferigen Leuten, die gegen einander zwey unterſchiedliche Sachen aufs ſchärfſte behaupten, zu ſehen iſt.

Derowegen merket Herr Locke gar wohl an, daß, wenn das Licht, welches ein jeder in ſich zu haben meynet, und welches auf dieſen Fall nichts als eine ſeiner eignen Einbildung iſt, ein Beweis wäre, daß die Sache, welche man ſich einbildet, von Gott käme, ſo müßte man ſchließen, daß alle widrige Meynungen das Recht, vor göttliche Eingebungen zu paſſiren, haben könnten; und würde Gott nicht nur ein Vater des Lichts, ſondern auch ein Vater ganz entgegengeſetzter Lichter, welche die Menſchen auf ganz einander zuwiderlaufende Wege leiteten, ſeyn.

Daraus ſchließet Herr Locke, man müſſe das innerliche Licht, welches ſich zum Führer anbietet, erſt wohl prüfen, wofern man nicht wolle in ein Haufen unordentlicher Verblendungen und Irrthümer fallen. Gott, ſagt er, vernichtet den Menſchen nicht, wenn er einen Propheten machet. Er läſſet ihm alle ſeine Kräfte in ihren natürlichen Zuſtande, daß er dadurch urtheilen könne, ob die Inſpirationes, die er in ſich empfindet, von Gott oder nicht von Gott entſprungen. Wenn Gott haben will, daß wir die Wahrheit einer Sache erkennen ſollen, ſo läßt er uns dieſe Wahrheit entweder durch eine ordentliche Wege der natürlichen Vernunft ſehen, oder aber er giebt uns zu erkennen, daß es eine Wahrheit ſey, die wir ſeiner Autorität wegen annehmen müſſen, indem er uns durch gewiſſe Merkmahle, die die Vernunft nicht verwerfen kann, überzeuget, daß ſie von ihm komme. Ich will aber, thut Herr Locke hinzu, hiedurch nicht ſagen, daß wir durch die Vernunft einen Vortrag, ſo uns Gott offenbaret, examiniren ſollen, ob er durch natürliche Principia könne demonſtriret werden, und wenn er dieſes nicht könne, wir ihn zu verwerfen Macht hätten; ſondern ich will ſagen, daß wir die Vernunft zu Rathe ziehen ſollen, um durch ihre Beyhülfe zu ſehen, ob eine Offenbarung von Gott oder nicht von Gott komme. Denn wenn die Vernunft findet, daß es eine göttliche Offenbarung ſey, ſo erkläret ſie ſich von Stund an vor ihn, ſo gut als vor eine andre Wahrheit, und macht zu einer von ihren Regeln, daß er nicht könne verworfen werden.

Wenn dieſes innerliche Licht einen Vortrag, der ſich in unſern Geiſte für offenbart angiebt, den Principiis der Vernunft oder dem Worte Gottes, welches eine erwieſene Offenbarung iſt, gemäß befindet, ſo haben wir die Vernunft zum Bürgen und können dieſes Licht für wahr aufnehmen, und unſern Glauben und Wandel darnach einrichten. Wenn dieſes Licht aber von keiner dieſer Regeln bezeugt oder bewieſen wird, ſo können wir es für keine Offenbarung, ja nicht einmahl vor eine Wahrheit erkennen. Denn wenn wir gleich glauben, es ſey eine Offenbarung, ſo thut es doch nicht zu der Sache; es kann uns aber wohl durch ein ander Merkmahl dargethan werden, daß es wirklich eine Offenbarung ſey. Die alten Propheten hatten, wenn ſie von Gott Offenbarungen empfangen ſollten, einen andern Beweis, als das innerliche Licht, der ſie verſicherte, daß dieſelbe Offenbarungen würklich von Gott herrührten. Sie bildeten ſich nicht ein, daß ihre Einbildungen von Gott kämen, ſondern ſie hatten auch äußerliche Zeichen, welche ſie überführten, daß Gott der Urheber ihrer Offenbarung ſey. Und wenn ſie andre dergleichen überführen ſollten, ſo empfingen ſie vorher eine abſonderliche Macht, die Wahrheit des ihnen von den Himmel gegebenen Befehls mit ſichtbarlichen Zeichen darzuthun. So ſahe .Moſe einen brennenden, und ſich doch nicht verzehrenden Buſch, und hörte eine Stimme aus dem Buſche. Dieſes war etwas mehr, als ein innerliches Empfinden eines Antriebes, die Kinder Iſrael aus Pharaonis Händen zu befreyen. Doch glaubte Moſe noch nicht, daß dieſes genung wäre, mit dem Befehl Gottes in Egypten zu gehen; bis ihn Gott durch noch ein Mirakel, der in eine Schlange verwandelten Ruthe, verſichert, daß es ſein rechter Wille wäre, und ihm die Macht verliehen hatte, eben dergleichen Wunder in Pharaonis Angeſichte zu würken. Eben dergleichen geſchahe auch dem Gideon. Welche Exempel und andere der alten Propheten ſattſam weiſen, daß ſie nicht geglaubet, daß ein innerliches Geſicht oder ihre eigene und mit keinen andern Behauptungen erwieſene Einbildung genung ſey, ſie zu überzeugen, daß ihre Einbildung von Gott komme; obgleich die Schrift nicht überall angemerket, daß ſie dergleichen Beweiſe allezeit gebeten oder empfangen haben.

Dieſes Wenige haben wir aus dem ſinnreichen Buche des Herrn Locke nach Anleitung des accuraten Ueberſetzers, des Herrn Coſte, zur Probe vortragen ſollen. Vielleicht wird es ein Mehrers hievon zu reden Gelegenheit geben, wenn die lateiniſche Ueberſetzung dieſes Buchs, worüber man itzo in England beſchäftigt, hervorkommen wird. *)

. . . .

---

*) Die lateiniſche Ueberſetzung, welche damals in London und zwar von Burridge vorbereitet wurde, kam das folgende Jahr 1701 in Folie

Zuſatz. *)

Was der Herr Locke von Verbindung und Begleitung der Ideen ſagt, iſt nicht zu verachten, und dienet ſie oft zur Erregung der Affecten; was aber die Irrthümer und falſche Urtheile belanget, ſo kommen ſie aus andern, nähern und eigentlichern Urſachen; nehmlich, daß man falſche Sätze annimmt, und ſich einbildet, man habe deren Beweis einsmals im Gemüth gehabt, darin dann ein Gedächtnißfehler unterlauft; und dann aus unrechten Folgereyen, die man aus denen für bekannt angenommenen Sätzen machet, weil man ſich die Zeit und Mühe nicht giebt, alles förmlich und ordentlich zu unterſuchen. Inzwiſchen iſt wahr, daß die Affecten zu dieſer Leichtgläubigkeit, betreffend die Sätze und Nachläßigkeit in der Folgerey, viel helfen: denn man glaubt und ſchließet leicht was man gerne hätte. **) Sonſt iſt bey dieſem Buche des Herrn Locks anzumerken, daß er in ſeinen letzten Schriften gegen den ſeel. Herrn Biſchof Stillingfleet ein groſſes Theil ſeiner in dieſem Tentamine oder Verſuch von menſchlichen Verſtande enthaltenen Meynungen, die Natur eines Leibes betreffend, geändert: indem er in dem Tentamine mit den neuen Philoſophis insgemein, ſonderlich den Carteſianis und Gaſſendiſtis, dafür gehalten, daß bey dem Leibe nichts, als Größe, Solidität oder Undurchdringlichkeit, und Bewegung oder Veränderung der Stelle anzutreffen; anjetzo aber beginnt er dafür zu halten,

---

heraus. Leibniz kam zwar auf dieſe in dem Monatl. Auszug nicht mehr zurück, trug aber im Januar 1701 den eben folgenden, ſehr wichtigen kritiſchen Zuſatz nach.

*) Nachgetragen im Jan. 1701 unter No. VIII. „Einige Ausbeſſerungen und Zugaben des erſten Jahres der Monatl. Auszüge, S. 73 — 75.

**) Hiermit ſtimmt überein, was Leibniz in den nicht lange darauf geſchriebenen Nouveaux Essais sur l'entendement humain zu dieſem Kapitel (No. II. chap. XXXIII. De l'Association des Idées) ſchreibt: Cette daß ſich noch ein Mehrers darin befinde, ſo durch dieſe nicht zu erklären. Er verwirft ſonſt in ſeinem Verſuch die angebornen Ideen und das natürliche Licht, ſcheinet aber nicht genugſam die nothwendigen Wahrheiten, ſo aus der Möglichkeit entſtehen, von denen andern, deren Grund man aus der Erfahrung der Wirklichkeiten nehmen und alſo von außen holen muß, unterſchieden zu haben. Daher er mehr Ariſtotelis Tabulam Raſam, als Platonis Einpflanzungen angenommen. Wahr iſt es, daß wir auf die Gedanken auch in denen abgezogenſten Materien ohne äußerliche Empfindungen nicht kommen würden; aber in denen nothwendigen Wahrheiten dienen ſolche Empfindungen mehr zur Erinnerung, als zum Beweis; welcher einig und allein im Grund von inwendig kommen muß, ſo diejenigen nicht genugſam begreifen, die mit rechten Demonſtrationen wenig umgangen. *)

---

remarque est importante et entièrement à mon gré . . . Pour mieux entendre la source de la Raison non-naturelle des Idées, il faut considerer ce que j'ai remarqué déja ci-dessus (XI., 11.) en parlant du raisonnement des bêtes, que l'homme aussi bien que la bête est sujet à joindre par sa mémoire et par son imagination ce qu'il a remarqué dans ces perceptionis et ses experiences . . . . et comme souvent les raisons nous sont inconnues, il faut avoie égard aux exemples à mesure, qu'ils sont frequens, car alors, l'attente ou la reminiscence d'une autre perception, qui y est ordinairement liée, est raisonnable. L'autorité, la coutume font aussi le même effet que l'expérience et la raison, il n'est pas aisé de se delivrer de ces penchans. Mais il ne serait pas fort difficile de ce garder d'en être trompé dans ses jugements, si les hommes s'attachoient assez serieusement à la recherche de la verité, ou précedoient avec méthode, lorsqu' ils reconnoissent, qu'il leur est important, de la trouver.

*) Vergleiche das: Avant-propos zu den Nouveaux Essais sur l'entendement humain; — ſo wie, was Leibnitz 1714 an Remond de Montmort ſchrieb (Opp. V. II.) Mr. Locke avoit de la subtililté et de l'adresse, et quelque espèce de metaphysique superficielle qu'il savait rélever; mais il ignorait la méthode des Mathématiciens. — Man vergleiche endlich die, dem Anſehen nach, gleich nach dem Erſcheinen der erſten Ausgabe von Lockes Werk (1690) hingeworfenen: Reflexions sur l'essai de l'entendement humain de Mr. Locke (Opp. II. 218 — 222), in welchem,

2.

D. Edmundi Dickinsoni M. D. Physica vetus et vera, sive Tractatus de naturali veritate hexameri Mosaici, Londini typis Ilivianis MDCCII.

D. Edmund Dickinſons [*] alte und wahre Phyſic, oder Tractat von der natürlichen Wahrheit des Moſaiſchen ſechstäglichen Werks.

(Juli 1702. III.)

Der Endzweck dieſes Buches iſt zu zeigen, daß Moſes in der Hiſtorie der Schöpfung ſowohl die Art und Weiſe der allgemeinen Schöpfung, als die Grundſätze der wahren Philoſophie klärlich und kürzlich an den Tag geleget. Er will, es habe ſich Moſes der Philosophiae corpuscularis, welches die älteſte, allgemeinſte und gründlichſte ſey, bedienet. Er führet ſonderlich die Hiſtorie dieſer Philoſophie c. IV. aus, und ſagt, es komme alles aus Atomis, nicht zwar wie ſie insgemein genennet werden (denn dieſelben ſeyn ihrer Natur nach unzertheilig, und können folglich einander keinesweges berühren, noch auch etwas durch ihre Zuſammengehung größer machen, und daher zur Zuſammenfügung der Körper nichts beytragen) ſondern aus ſolchen an Größe und Figur unterſchiedlichen Kleinigkeiten, welche ſo klein ſie auch ſeyn, nicht ohne einige Phyſiſche Größe ſeyn. (Hier ſind alſo Dickinſoni Atomi von des Epicuri ſeinen unterſchiedlich. Denn diejenigen, ſo ſich Epiſcurus eingebildet, waren ſeiner Meynung nach unzertheilig.) Dergleichen Körperlein die

---

wie in gegenwärtigen Auszuge, nur Hochachtung gegen den engliſchen Philoſophen, ungeachtet ſeiner abweichenden Principien, herrſcht.

[*] Des Herrn D. Dickinsoni Delphi Phoenicissantes, ſo 1655 zu Ochsfurt gedruckt, ſind bekannt. So hat er auch Epistolam ad Mundanum 1686 zu Ochsfurt edirt, ſo er allhier p. 189 und p. 193 angeführet hat.

Alten Atomos genennet haben, weil ſie ihrer Natur nach zwar divisibiles, doch aber wegen ihrer wunderlichen Zärtlichkeit von uns nicht können getheilet werden. Moſes, Genes. I, 1. nenne Atomos **Himmel** und **Erde**, hernach v. 2. allein **Erde**, darauf **Tiefe** und folgens, ihrer Vielheit wegen, die **Waſſer**. Die Druiden, Brachmanen, Phönicier, Hebräer, und bey den Griechen Thales haben auf dieſe Art ſtatuirt, die Erde ſey vom Waſſer entſprungen. Pherecides ein Syrer, ſo zu Thaletis Zeiten gelebt, habe die **Erde** zum Principio Physico gehabt, und die erſte Erde χϑονίαν genennet, um zu zeigen, daß ſie wüſt und leer geweſen. Pythagoras nenne dieſes **ſehr kleine Theilchen**, Monadas. Anaximander, der zwar τὸν νοῦν in der Welt nicht geglaubet, habe doch durch ſein ἄπειρον, **unendliches**, oder ὕλην nicht anders, als die Körperlein verſtanden. Anaxagoras (ſo ſich Anaximandri Lehre, daß kein Gott ſey, entgegengeſetzt, und mit Thalete τὸν νοῦν, mentem, oder Gott zum principio efficiente, dahingegen τὴν ὕλην vor eine blinde, tumme, ungeſchickte Sache erkläret) habe τὴν ὁμοιομερίαν oder die **Gleichheit der Theile** eingeführet, ſo daß die Materie aller Dinge zwar die Körperlein, doch aber dieſe auch noch **untereinander gleich** ſeyn. Dieſe Theilchen habe Heraclitus ψήγματα ἐλαχιστά, die **kleinſten Reißlein**, Empedocles ϑραύσματα, Stücklein, Aſclepiades ὄγκους, moleculas: Xenocrates μεγαϑῆ ἀδιαιρετά, unzertheilige Größen geheißen. Empedocles aber, Leucippus und Democritus dieſelben zuerſt ἀτόμους tituliret. Man habe die Atomos auch bey den Alten τὰ Πολλά, **viele** genennet; deswegen, wie Plato ſchreibet, die Weiſeſten geſagt, die Welt ſey ἐξ Ἑνὸς καὶ Πολλῶν aus **eins** und **vielen** gemacht. Dieſe Vielheit bedeute das von Moſe benannte **Waſſer**, und den **Sand** oder **Staub**, woraus Hermes, die Hebräer und andre die Welt gemacht zu ſeyn geglaubet. Am beſten aber habe Moſes die Atomos Haphar, **einen zarten Staub**, genennet.

Herr Dickinſon ſagt weiter [c. VI] es habe Got, nachdem er obige erſt Materie erſchaffen, ihre zweyerley Arten von Bewegungen gegeben; als nemlich eine, dadurch ſie zur Zuſammenwachſung und Fügung vorbereitet und geſchickt gemacht werden, ſo daß die Atomi gegen einander geſtoßen werden, dadurch endlich gleiche und gleiche zuſammen gerathen wären, und durch die Berührung ihrer Superficierum ſich mit einander vereiniget hätten. Alſo ſeyn die feurigen, lüftigen, irrdiſchen und wäſſerlichen Theilchen erſtlich noch gerade in eins gekommen. Die andere Art der Bewegung ſey zirkelhaft und einer jeden Maſſe eingedruckt geweſen, mit dem Bedinge, daß jeder Theil ſich ſo weit immer möglich von ſeinem Mittelpunkte entferne, und ſich um ſelbigen herdrehe. Dieſen zufolge haben ſich die runden und ſubtileſten Atomi von den übrigen Theilchen der Tiefe geſchieden, zu deren höchſten Circumferenz erhaben, und eine feurige Ründung, die man Coelum empyreum heißet, formiret. Dieſe Ründung ſey das erſte Licht oder Feuer, darüber ſich die Ausleger der Bibel ſo ſehr zuſtreiten. Obige Theilchen nennt er pillulas, diejenigen hingegen, ſo zwar eben ſo rund, aber etwas größer und glätter ſeyn, auch nach der Circumferenz zugehen und allda die himmliſchen Wäſſer machen ſollen, heißet er globulos. Die erſtere Bewegung findet er angedeutet durch die Worte: der Geiſt Gottes ſchwebete auf dem Waſſer; die andre aber werde vom Moſi übergangen, weil er nicht weitläuftig ſeyn wollen, und dieſe im Cirkel gehende Bewegung damals jedermann bekannt geweſen. Der andre Himmel oder expansum, ſo von der Erden bis an den erſten Himmel und den Raum der himmliſchen Waſſer gehet, iſt, wie c. VII. ſtehet, von ſubtilen aber länglichten Theilchen, welche ſtets um ihren eigne Mittelpunkte laufen, zuſammengeſetzt. Moſes und die Hebräer haben nur von zwei Himmeln gewußt, als den Empyreo und Expanso, worinnen die Geſtirne ſitzen. Der letztere Himmel hat bey ihm nur darin von der Luft einen Unterſcheid, daß die Dünſte und Ausdüſtungen ſich zwar in die Luft erheben, aber doch meiſtens nicht bis an dieſen Himmel gelangen. Er eignet ihm eine zuſammendrückende Kraft zu, dadurch er die Erde, Meere, Sonne, Mond und alle andre Stirne in ihren Schranken halte.

Wie das Meer ſich zurückgezogen, die Erde trucken laſſen, und Berge, Flüchen und Thäler geworden, erklärt er (c. VIII.) aus obigen und andern Grundſätzen. Er meynt, es ſey mitten in der Erden ein ſtetig brennendes Feuer, ſo da die Ausdämpfungen und Dünſte, ſo ſich ſtets in der Luft aufziehen, verurſache. Er glaubt, es ſeyn außer denen auf der Erde hinlaufenden Flüſſen noch einige, ſo in dem innerſten der Erde laufen. Sonderlich gehe einer von Norden gegen Süden, oder von einem Pole zum andern, und führe das Waſſer eben ſo durch die Erde, wie etwann die Adern das Blut durch den Menſchen. Er habe einen Haufen Aerme, deren theils durchgängig, theils verſtopft, und mit Erde ausgefüllet ſeyn. Daher erklärt er, wie es komme, daß man an verſchiedenen, von der See oder von Waſſern weit entfernten Orten in der Erde und auf den Gebürgen Schnecken, Sceleta von Fiſchen, Stücke von Schiffen, oder auch wohl ganze Schiffe finde, und meynet, es ſeyn dieſe Dinge bey den Polariſchen Wirbeln in die unterirdiſchen Ströme gerathen, und dieſe verſtopfet, mit Erde oder auch wohl mit Steinen umgeben worden.

Im c. IX. ſagt er, es ſeyn die durch das Expansum her zerſtreuete Theilchen gar zu dünne und zu ſehr zerſtreuet geweſen, daß ſie die Erde genugſam hätten erwärmen können. Daher habe ſie Gott in einen feurigen Körper zuſammen gehen heißen, und die Sonne gemacht, ſo (wider Copernici Meynung) um die Erde herumlaufe. Damit aber die Hitze der Sonnen nicht ſchädlich ſeyn möge, habe Gott den größten Theil des Mondes feuchte gemachet. Ueber die übrigen Geſtirne diſcuriret er gleichmäßig, miſſet ihnen große von Gott eingegeſſene Kräfte auf Erden zu, und will aus der Schrift beweiſen, daß, wenn Gott ein Volk ſchwächen wolle, er den Conſtellationen die Kraft, viele Kinder hervorzubringen, benehme.

Von Erſchaffung der unvernünftigen Thiere handelt er c. X, und weil er geſehen, daß ſie ſich nicht durch die Bewegung allein aus dem Chaos ſondern könne, ſo ſagt er, es habe Gott allhier, wie vorhin in Bildung der Planeten und Geſtirne, ſeine abſonderliche Operationen mit angewendet, um den Menſchen nicht etwan Gelegenheit zur Abgötterey zu geben. Es ſeyn alſo die Saamen der Pflanzen und die Seelen der Thiere von Gott verfertigt und zubereitet, und bleibe der Natur nichts übrig, als die Sorge, ſie wachſen zu laſſen. Er glaubt, die Seelen der Thiere entſpringen alſo: wenn der männliche und weibliche Saame ſich genau mit einander vermiſche, und die zwey in ihnen ſteckende Eſſenzien (denn ob ſie ſchon aus Erde gemachet, ſo habe ſie doch Gott gereiniget, ſubtil und feurig gemacht) in eins fließen, ſo laſſe ſich ſehen eine Seele, die gleichſam angeſtecket, oder durch Gottes Seegen erwecket ſey. Wie etwan, grob von der Sache zu reden, wenn man ſtarke Spiritus nitri und Therebinthi; oder Therebinthi und Spiritus vitrioli friſch deſtillirte Spiritus zuſammen miſche, ſie alsbald eine Flamme von ſich geben. Er ſchreibt den Seelen der Thiere intelligentiam und einige Kräfte der Vernunft zu, und hält ſie nichts deſto weniger von den Seelen der Menſchen essentialiter unterſchieden, weil die Vernunft der thierlichen Seelen nur materialiſche und empfindliche; der Menſchen Seelen aber auch res abstractas a materia und geiſtliche Dinge begreifen könne. Bey welchen Sätzen doch viel zu erinnern wäre. Denn wenn er den Thieren die Erkenntlichkeit und andere dergleichen Tugenden beyleget, ſo weiß ich nicht, ob dieſes eben etwas materialiſches heißen könne.

Der Menſch ſoll, dem XI. Capitel nach, aus der ſchönſten und Rubinen-gleichen Erden von Gott, nicht aber durchſichtig, διαφανής, gemachet ſeyn (daß der Menſch vor dem Fall durchleuchtig und transparens geweſen, hat Antoinette Bourrignon gemeinet); und vor dem Falle roſenroth und viel ſchöner, als nach demſelben geweſen ſeyn. Seine Seele ſoll von dem Himmel aller Himmel, einen uns unbekannten, unſterblichen und ewigen Weſen genommen ſeyn, daher auch die Seelen dem Tode nicht unterworfen ſeyen. Er will nicht zugeben, daß die Seele ihren Hauptſitz im Gehirne habe, und lociret ſie ins Herze. Semen prolificum leget er ſowohl dem Manne, als der Frau zu; und iſt übel auf diejenige zu ſprechen, ſo die vesiculas seminales vor Eier angeſehen, aus denen, wenn ſie in den Uterum gebracht, die Menſchen gezeuget werden. Er hat von der Zeugung des Menſchen übrigens einige ſonderliche Meinungen, ſo ſich aber im Teutſchen nicht wohl beſchreiben laſſen. Er ſagt, die Seele komme im Augenblick der Empfängniß in den Leib, und formire ſich ſelbſt nach Gottes Befehl ihren Leib und Wohnung im Mutter-Leibe; welches ob es ſchon einige der Anima vegetanti zu ſchreiben, ſo ſuchet er doch aus Moſes zu behaupten, daß nicht mehr als zweierlei Seelen ſeyn, eine, nephes, ſo der Thiere Seelen bedeutet, die andere, nischmath chajim, ſo allein dem Menſchen zukomme, und vegetativam und sensitivam animam in ſich in eins und unzertrennlich begreiſe. Doch, ſagt er, habe Gott auch den größeſten Theil an der Bildung und Aehnlichmachung jedes Glieds. Er iſt auch der Meinung, es werden alle Haupttheile des Leibes zugleich formiret, wenn aber ja ein Theil vor denen andern gemacht ſeyn ſollte, ſo müßte es das Herz ſeyn, als welches die andern Theile in Bewegung bringe. Er eignet dem menſchlichen Leibe im übrigen nicht allein naturam animalem und vegetabilem, ſondern auch mineralem und metallicam, ja gar coelestem, nehmlich eine ſehr wohl concentrirte virtutem Solarem und Lunarem zu, und ſagt, es ſey mit den klarſten Argumenten zu beweiſen. Je geſunder und ſtärker einer ſey, je mehr Metalle habe er bey ſich.

Steine ſind hin und wieder im Leibe. Die Crelacei aggeres, ſo ſich in den Fugen der Glieder ſammlen, ſind bekannt. Die metalliſchen Mittel, ſo unſere Körper trefflich corrigiren können, bezeugen ein gleiches. Man könne aus verſchiedenen Eingeweiden mit leichter Mühe verſchiedene Metalle hervorbringen. Man wiſſe aus dem Fleiſche, und den Excrementen Sachen von truckner und metalliſcher Natur, und aus dem Blute würklich lebendes Queckſilber zu ziehen. Der Menſch habe etwas leuchtendes und feuriges bey ſich, ſo mit der Sonne ſo nahe verwandt ſey, welches wo es frey ſey, ſie mit ſolcher Begierde umarme, daß auch die umhergehende Luft davon entzündet werde, wie der ſo genannte, aus dem menſchlichen Leibe gemachte Phosphorus bezeuge: ja er iſt gar des feſten Glaubens, man könne aus dem menſchlichen Leibe nicht allein Gold, ſendern auch ſelbſt die tincturam aurificam oder den Stein der Weiſen machen.

Im c. XII. will er behaupten, es haben die alleräleſten Weiſen die erſte Materie nicht vor ewig gehalten, er bringet aber kein einzig Zeugniß eines Weiſen hervor, der geſagt hätte, es ſey dieſelbe aus Nichts gemacht, und ſey folglich die Regel: ex nihilo nihil fit, nicht durchgehends richtig.

Wo er im c. XIII. vom Urſprunge aller Dinge redet, iſt zu bemerken, daß die Juden die erſte, in ein Häuflein kleine Stäubchen getheilte Materie, ain oder nichts genennet. Welches die Urſache ſey, warum im Buche der Weisheit ſtehe, Gott habe die Welt aus einer unſichtbaren Materie gebildet; warum in der Epiſtel an die Hebräer verſichert werde, die Welt ſey gemacht μὴ ἐκ φαινομένων, und warum die Mutter der Maccabäer bekennet, Gott habe Himmel und Erden und alles, was iſt, οὐκ ἐξ ὄντων gemachet. (Wer ſo eigenſinniſch wäre, daß er mit den einigen alten Weltweiſen die Atomos vor ewig hielte, könnte hier ſeine Meynung, nach Herrn Dickinſons Angaben, mit der Schrift conciliiren, und ſagen, es ſey wahr, Gott habe alles aus nichts, das iſt, atomis erſchaffen. Denn dieſes folget aus dem, was Herr Dickinſon beygebracht, auch wider ſeinen Willen.) Dieſe unförmliche und nichts ſcheinende Materie nenne Moſes tohu, und die zwiſchen dieſen gelaſſene viele kleine Räumlein, ſo zur Bewegung bey der Schöpfung nöthig, heiße er bohu, das Leere, und ſey alſo das Leere aller Dinge principium sine quo non.

Von der Bewegung der erſten Materie wird c. XIV. gehandelt, welches wir aber, da es ſchon oben berühret; wie auch dasjenige, was er c. XV. von luce primogenia oder erſtern Himmel beybringet, und mit der heidniſchen Weltweiſen Meynungen gelehrt zuſammen hält; und was er c. XVI. vom untern Himmel ſaget, vorbey ſchlagen.

Von denen Chaotiſchen und Elementariſchen Waſſern tractiret er c. XVII. und löſet viele Einwürfe auf, ſo gegen die, an den erſtern Himmel geordnete, Waſſer eingewendet worden; als wenn derſelbe der Erhaltung des Waſſers ſehr verhinderlich seyn müſſe. Er ſetzet aber voraus, daß beſagtes Waſſer von runden und zu ſehr glatten Theilen componiret ſey, daß es dadurch der Zertrennung, ſo es zu Dünſten machen könnte, zu widerſtehen geſchickt ſey. Wenn unſer Feuer das Waſſer zerſtreue, fährt er fort, ſo ruinire es daſſelbe nicht, oder zernichte die Theile ſelbſt, ſo das Waſſer ausmachen; ſondern es ſcheide nur die frembden Materien, ſo ſich mit dem Waſſer vermiſchet, davon: da nun dieſe Vermiſchung bey den himmliſchen Waſſern ſich nicht befinde; ſo ſey nicht zu verwundern, daß ſie ſich mit ihrem Nachbar, dem coelo empyreo, ſo wohl ſtellen und unbeſchädigt bleiben. Rabbi Maimonides und viele andere verwerfen das himmliſche Waſſer, weil ſie meinen, es könne, da es viel ſchwerer, als die materia aetherea und die Luft ſey, ſich nicht an den höchſten Orte dieſes Ganzen halten. Allein Herr Dickinſon antwortet, es ſey unleugbar und bekannt, daß bisweilen ein leichteres Element in einen ſchwerren ſchwebe. Den Ariſtotelicis bringt er zum Exempel, was ſie von den Cometen ſagen, welche man etliche mal über der Venus, und ſelbſt dem Jupiter, ja gar, wie Tycho Brahe angemerkt, über dem Saturno geſehen, ob ſie ſchon von irdiſcher Materie ſeyn, und ſich von denen in der Gegend des Himmels entzündenden Ausdämpfungen der Erden ernähren. Die Erde ſey ſchwerer als das Waſſer, und dennoch ſchwimme und ſchwebe ſie in den allerhelleſten Waſſer, und gehe nicht anders, als ſehr langſam zu Grunde. Wenn man Queckſilber nehme und in ſiedend Waſſer werfe, ſo werde ein großer Theil deſſelbigen ſich in das Waſſer ausbreiten und ſich erſt nach langer Zeit und vielleicht nach etlichen Jahren präcipitiren ꝛc.

Jm c. XVIII. von der Chaotiſchen und Elementariſchen Erde, machet er ſich den Einwurf wider ſein centraliſches Feuer, daß nemlich dieſes Feuer ohne ſtete Nahrung und Luft, ſo ihm beyde mangeln, nicht dauern könne. Was die Luft anbetrifft, ſo ſagt er, es ſey klar, daß dieſelbe durch die ganze Erde dringe und von allen Enden her ſich einſchleiche; denn es könne ohne ſie nicht die geringſte Fermentation geſchehen, und würden weder Metallen noch andre Materialien, wenn ſie nicht wäre, wachſen. Es leben viele Thiere unter der Erden, welches ſie nicht würden thun können, wenn ſie nicht Luft genug zum Athemholen hätten. Er ſelbſt hat von glaubenswürdigen Leuten vernommen, daß man in einer Steingrube zu Hedington, einem Dorfe nahe bei Ochsfurt, mitten in einen harten Steine, den man mit einer Säge von einander geſchnitten, eine lebendige Kröte in einem nicht viel größeren Loche, als ſie ſelbſt geweſen, gefunden; ohne daß der Stein ſelbſt ein Loch oder Oeffnung gehabt. Er meynet, es habe dieſe Kröte in der Erden, ehe ſie noch zu Steine geworden, geſeſſen, und darin viele Jahre oder auch wohl Jahrhunderte von der durch die Poros des Steins dringende Luft gelebet. Die Nahrung könne das centraliſche Feuer von dem Meere, ſo viel ſchwefligte und ſalzige Theile in ſich hat, überkommen.

Weil auch einige, die moſaiſche Phyſik geringſchätzig zu machen, vorgeben, die Egyptiſchen Iſraeliten ſein ein unerfahren, rohes und tummes Volk geweſen, und haben keine Wiſſenſchaften gewußt, und andere deswegen Moſen entſchuldiget, als habe er ſeine Philoſophie nach der tummen Iſraeliten Köpfen und Präjudiciis eingerichtet und accommodiret; ſo thut Herr Dickinſon c. XVIII. das Gegentheil dar, und glaubt, es ſeyn die Egyptiſchen Iſraeliten lehrige und gelehrte Leute gutentheils geweſen. Abraham und die übrigen Patriarchen ſeyn grundgelehrt geweſen, und haben ihre Kinder in den beſten Wiſſenſchaften unterrichtet. Ihr Hirtenleben habe ſie geſchickt gemacht, die Aſtrologie zu lernen, und bey den guten Tagen, ſo ſie in Egypten zu Joſephs Zeit, und ſo lange man ſeiner gedacht, gehabt, haben ſie ſich vollkommen machen können. Die Dienſtbarkeit ſey nicht ſo hart geweſen, als man wohl meyne, und habe nur in einigen geringen Geld-Auſlagen und der geringen Leute Frohndienſten beſtanden. Sie ſey den Iſraeliten hart vorkommen, weil dem Abraham große Verheißungen von Gott gethan, auch ſie bey ihrem Eingange in Egypten ſich ausgedungen, nicht dienſtbar zu ſeyn, und endlich ſie das delicate freie Leben im fetten Lande Goſen nun über hundert Jahr gewohnet geweſen, ohne jemals einen Tribut zu geben, oder die geringſte Hand zum Dienſte des Königs anzulegen. Das Gebot, die erſte Geburt zu tödten, ſey zwar hart, aber doch von ſehr kurzer Dauer geweſen. Unterdeſſen ſeyn ſie doch mit allen noch lange nicht ſo ſehr beſchweret geweſen, als die Egypter, welche, auf Joſeph Angeben, dem Könige ums Brodt dienen müſſen. Wer Luſt gehabt habe, habe alſo wohl ſtudiren können, wie denn auch ſolches wirklich geſchehen. An Moſe thue ſich ſolches würklich hervor (c. XX.), der ein ausbündiger Philoſophus geweſen, und in der Aſtronomie und Chymie es hoch gebracht. Durch dieſe habe er das güldene Kalb in einem chymiſchen Feuer zu Pulver gemacht, welches ſich im Waſſer ſolviret, daß es die Iſraeliten trinken können. Denn daß es Moſes aus Eifer ins fließende Waſſer hinweg geſtreuet und geworfen, kann er ſich nicht überreden. Der andre Beweiß ſeiner chymiſchen Wiſſenſchaft ſey die Zubereitung des Salböls und Reuchwerke, Exod. XXX. 25 u. 34. Es ſey, wie vorher, auch damals die Chymie in Egypten bekannt geweſen, und habe man überdas daſelbſt Telesmala und Brennſpiegel zu machen gewußt; welche ſie entweder aus chymiſch-zubereiteten Glaſe, oder aus Chryſtall oder auch aus Eis verfertigen können: wie denn in einem neulich herausgegebnen Tractate geſagt wird, daß ein holländiſcher Künſtler dergleichen aus Eis zuwege gebracht. Die Chemie ſey aber älter als Moſes. Denn es erſcheine, daß Noah ſchon ein vortrefflicher Chymiſte geweſen. Man leget insgemein das Wort Thoar (Genes. VI. 16.) durch ein Fenſter aus, ſo Noah in die Arche gemachet, um ihr das nöthige Licht zu geben. Aber Hr. Dickinſon bringt es anders, indem er meinet, Noah habe einen gewiſſen Phosphorum gemachet, der in gläſerne oder andre Flaſchen eingethan, alle Zimmer dieſes großen Gebäudes erleuchtet. Was ferner die Nahrung der eingeſchloſſenen Thiere betrifft, ſo ſoll Noah ein gewiſſes Elixir gemachet haben, womit er ſie ernähret, und welches ſie ganz in ihr Weſen verwandelt, ohne daß ſie einige Excrementen in die Arche von ſich geben, ſo lange ſie darinnen geweſen. Etliche wenige Tropfen dieſes Elixirs können den Leib eine gute Zeit erhalten, weil es derjenige reine Saft der Speiſen ſey, welcher ſich in unſer Weſen verwandelt: da wir das übrige durch die Excremente wieder von uns geben, als etwas unnützes. Ungeachtet nun dieſes erſtaunenden Elixirs habe er den großen Thieren gewiſſer Urſachen wegen etwas weniges von gewöhnlichem Futter gegeben. Er habe aber durch ſeine Kunſt die Excremente der Thiere ſelbſt zu einer nährlichen Speiſe wieder gemacht, alſo nichts umkommen können. Man ſiehet aus oberzählten leicht, daß Herr Dickinſon viele wunderliche, und ich weiß nicht, ob allezeit der Sachen gemäße Dinge zu behaupten ſuche: daß man daher ungewiß iſt, ob er überall mit rechtem Ernſte oder nur bisweilen zum Scheine etwas rede.

3.

Μυστήριον ἀποκαταστάσεως πάντων, das iſt, das Geheimniß der Wiederbringung aller Dinge ꝛc. (von W. Peterſen), gedruckt in Pamphilia, im Jahr Chriſti 1700. in Fol. (April 1701. I).

Der Verfaſſer dieſes Werks will ſich in der Vorrede auf diejenige ἀποκατάστασιν πάντων gründen, deren der Apoſtel Petrus Act. 3. erwähnet. Er ſagt, es komme nun die Zeit, daß man recht verſtehen werde, was da ſey: Bitte, Gebet und Fürbitte für alle Menſchen und für alle Obrigkeit, die damals doch heydniſch geweſen: und wie Gott wollte, daß allen Menſchen geholfen werde, und daß ſich Chriſtus gegeben für Alle zur Erlöſung. Dieſes ſey die Zeit des groſſen Evangelii, davon Apoc. XVI. 6. 7. gedacht wäre....... Dieſes, fährt der Verfaſſer fort, ſey der rechte Catholicismus Amoris divini, welcher gegen die Theſes der Supralapsariarum zu behaupten, welche man nicht ohne Entſetzen leſen könne: was die Evangeliſchen und Remonſtranten dagegen lehrten, ſey bey weiten nicht zulänglich, weil ihrer Meynung nach ſolche allgemeine Liebe Gottes bey den meiſten vergeblich ſey.

—— Bey den Böſen müſſe das Böſe ſelbſt zuletzt aufhören, weil es keine ewige Wurzel habe, und bleibe alles, ſo aus Gott ſey und in Gott beſtehen könne. Nur Eine Ewigkeit ſey unaufhörlich, welche allein aus Gott und in Gott beſtehe, wenn Gott alles in allen ſeyn werde, da alle auf einander folgende Dinge vollendet, hingegen ein einiges Ewiges bleiben werde.

—— Es werden auch des ſeel. Lutheri Stellen angeführet, da er anfangs das Fegfeuer noch geglaubet, aber gezweifelt, ob es nicht mehr zur Beſſerung, als Genugthuung, diene. — — Wie dann auch, unſers Autores Meynung nach, der Gerechtigkeit Gottes nicht gemäß, daß, da unter der Bosheit ein Unterſcheid ſey, doch alle gleich lang, nemblich ewig leiden. Wobey er erzählet, wie ſein Gemüth zwiſchen der Autorität der angenommenen Lehre von der ewigen Verdammniß, und der Betrachtung, wie hart es ſey, daß ſo viel Menſchen, die die Wahrheit nie gehöret, ewig verdammet werden ſollten, hin und wieder gezogen worden, bis er ſich endlich dem gemeinen Irrthum entriſſen und in ſeinen Herzen Luſt bekommen. Er bringt bey, daß ein gewiſſer vornehmer Herr, der in ſeinem Gewiſſen von der Unbilligkeit ſolcher Verdammung überzeuget geweſen, auf das Zeugniß der Schrift lange nicht viel gehalten hätte, bis ihm die Wiederbringung daraus erwieſen worden. So ſcheinet dem Verfaſſer auch nicht anſtändig zu ſeyn, daß die mit vielen Schwachheiten ſterbenden Chriſten ſogleich in den himmliſchen Saal kommen ſollten.

Der Verfaſſer fähret fort, es hätten noch einige mehr zur Zeit der Reformation dieſe Lehre behauptet. — Die Eng**liſche Gräfin**, in den Opusculis Philos, quibus continentur principia philosophiae antiquissimae et recentissimae 1690, ſchreibt: Christus in natura hominis naturam omnium creaturarum sanctificavit... ut restauraret creaturas a corruptione... (Dieſe Dame iſt eine Gräfin von **Connaway** und des Canzlers Henneage Finch Schweſter geweſen, wie man ſich erinnert von dem Herrn Helment vernommen zu haben.)

—— **Erneſtus Sonnerus** ſoll zu Altdorf 1603 ein Buch geſchrieben haben: Demonstratio Theologica et Philosophica, quod aeterna impiorum supplicia non arguant Dei justitiam, sed injustitiam. Er iſt ein Socinianer und Jo. Crellii Präceptor geweſen; allein die Socinianer meynen, die Gottleſen würden endlich vernichtiget. (Sonneri kurze Schrift iſt gedruckt und vorhanden, er procediret in forma. Doch iſt ſeine ratiocinatio nicht ohne Mangel; denn als er zu beweiſen trachtet, daß die Sünde nicht quantitate, noch qualitate infinita ſey, hat er einen Caſum vergeſſen: daß ſie infinita numero, und alſo die Strafe ewig ſeyn könnte, wenn nemblich die Sünde ewig wiederholet würde. Denn die Geiſter oder Seelen, ſo mit Sündigen in Ewigkeit fortführen, würden auch billig in Ewigkeit geſtrafet. Hätte er alſo aus Platoniſchen Principiis ratiociniren, und erſt beweiſen müſſen, daß eine Creatur nicht allezeit ſündlich bleiben könne*).

—— Unſer Autor meynet, die unendliche, unproportionirte, gedreuete Strafe finde einen innerlichen Widerſpruch und habe keine Würkung: daher ſey beſſer, daß man ſage, daß eine jede Sünde nach der Gerechtigkeit und ihren Maße geſtraft werde... Gleichwie Gradus in jenem, alſo habe auch jede Zeit in dieſem Leben ihre Oeconomie: itzo haben die Menſchen mehr Offenbarung, als die Altväter, und die Creatur und der Menſch müſſe von Grad zu Grad immer herrlicher in die Verklärung aufſteigen... Die Moliniſten ſagen: tolle liberum arbitrium, non erit, unde damnaberis; die Janſeniſten hingegen: tolle gratiam, non erit, unde salvaberis. Es werden aber durch die Wiederbringung ſowohl dieſer Streit aufgehoben, als die Manichäer und Pelagianer überwunden. Es ſagen die Reformirten recht, Deum ſine suo non posse excidere, und nicht weniger die Evangeliſchen: Deum omnes amare, als woraus die Wiederbringung aller Dinge folge.'

---

*) In dieſer Anmerkung iſt ſehr bündig dasjenige enthalten, was Leibnitz in der Praefatio zu dieſer Schrift des Sonnerus, welche Leſſing in den Beiträgen aus der Bibliothek von Wolfenbüttel und zwar in dem Aufſatze „Leibnitz von den ewigen Strafen" 1770. zuerſt aus der Handſchrift bekannt gemacht, geſagt hat. Aber weder Leſſing, noch einer der Theologen, die über die Frage, mit Rückſicht auf Leibnitz geſchrieben, kannte dieſe Parallelſtelle und dieſe Recenſion überhaupt, obſchon dieſelbe zu den einzelnen Auszügen gehört, zu welchen Leibnitz gelegentlich und im Vertrauen ſich bekannt hat; und zwar in einem Briefe an Fabricius vom 11 Octbr. 706, wie in dem Excurſe über den Mon. Auszug weiter ausgeführt iſt.

— Unſer Autor meynet, daß wer ſich nicht durch den Glauben von allen Befleckungen gereinigt, der komme erſt ins Gefängniß, ehe er Gott ſchaut ... Dabey hält er davor, es hätten, die in dem Gefängniß ſind, noch keine Gewißheit, ob ſie vom andern Tode oder feurigem Pfuhl würden befreyet ſeyn. Wiewohl es ſcheinet, daß unſer Autor darinnen unter den Gefangenen einen Unterſcheid machet, und meinet, daß ſie zu einer wahren Buße und lebenden Glauben in ihren Gefängniß gelangen, der ihnen in dieſen Leben gefehlet. Indem er oben die Buß-Ordnung dort, wie hier ſtatuiret, und verſichert lebt, daß auch dort omnes poenae aedificatoriae ſeyn müſſen. Ob aber einige dort noch mehr die Sünde häufen, und doch zur Buße kommen und den feurigen Pfuhl entgehen, und ob ſie nicht neben der Buße in einen Stande, Gutes zu thun, ſeyn können, davon meldet der Autor nichts. Er giebt aber zu vernehmen, daß ihm Gott noch viel Wunder entdeckt von den Bildern des Alten Teſtaments, weit um ſich greifender Ausſprache der Propheten, Zuſammenfügung der Aeonen, mysteriis cubi Apocalypticis, Geheimniß der wunderbaren Zahlen, wie Gott alles in Zahl, Maß und Gewicht geordnet: wie er alles in der Zeit des Wechſels, des Lichts und der Finſterniß vollführe, ſonderlich das große Geheimniß der Offenbarung ſeines Sohnes im Fleiſch, mit welchen er warte, bis er ein erweitertes Herz zur Ausſprache empfangen .... Die ewige Abwechſelung, die einige dem Origeni angedichtet, als ob die Frommen wieder böſe würden, verwirft unſer Autor, und haben auch Andre Originem davon losgeſprochen.

— Zulezt wird noch beygefüget ein eigner Tractat, der dem Autori zugeſchickt werden, deſſen Titel: „Das von Jeſu, Richter der Lebendigen und der Todten, allen Creaturen zu predigende Evangelium von der durch ihn erfundenen ewigen Erlöſung ꝛc. verkündiget von Georg Paul Siegevolck". Dieſer meint, die das Böſe ewig beſtehen machen, fallen auch wider ihren Willen in den Irrthum der zwei Principiorum. Es ſey ein neidiſcher Geiſt und Hochmuth in denen Particulariſten, die nemlich nur gewiſſe Creaturen zur Gnade laſſen. Wenn jemand gegen einen Feind ſich rühmte, er wäre ſtärker, ſein Feind nehme ihn aber ſeine Unterthanen, wenig ausgenommen, ſo würde jener großſprecheriſch ſeyn: und eine ſolche Ideam mache man ſich von Chriſto, der da die Widerſetzlichkeit der Menſchen und des Teufels überwinden wolle, und es doch nicht thue, daß alſo die Sünde ſtärker ſey, als die Gnade. Es gefalle dem Teufel trefflich, daß man glaube, er werde ſeinen Raub ewig behalten; er werde aber greulich böſe auf die, ſo dieſes neue Evangelium predigen, daß er ſich einmal demüthigen werde. Und was dergleichen Raiſonnements mehr ſeyn, die ſich bey dieſen Autoribus insgemein finden....

Man ſiehet aus den Parrhasianis, daß auch deren Autor *) dergleichen Gedanken hege. Denn als Herr Bayle in ſeinem Dictionario (wiewohl vermuthlich nur exercitii gratia) der Lehre von den zwei Principiis das Wort geſprochen, umb zu weiſen, daß man ſie auf die gemeine Weiſe nicht genug widerlege: ſo ſagt Parrhaſius, er wolle lieber exercitii gratia die Lehre Originis behaupten. Und möchte man meynen, ſie zielen beyde auf einen Zweck. Herr Franciscus Mercurius von Helmont hat in ſeinen Cogitatis in Genesin, und ſonſt auch, vielfältig die Wiederbringung und Verbeſſerung behaupten wollen; er meinet aber, der medius status animarum ſey eine Metempſychoſis; es bliebe allezeit der menſchlichen (und einer jeden speciei) Seelen eine gewiſſe Zahl; die würden durch die Revolutiones von Körpern zu

---

*) Le Clerc.

Körpern immer höher gebracht, und alle mit einander zugleich in ihren Haupt, Chriſto, verherrlichet: ja er hält davor, Chriſtus ſelbſt ſey eine Metempſychoſis Adami, in dem alle andre menſchliche Seelen erſt geweſen, und wieder in ihm und mit ihm zur Vollkommenheit kommen müſten. Und was dergleichen wunderliche Gedanken mehr ſind, die ihm bey ſeinem Leben eingefallen.*)

4 a.

Ernſt Salomon Cypriani, Prof. Publ. auf der Julius-Univerſität, Allgemeine Anmerkungen über Gottfried Arnolds Kirchen- und Ketzer-Hiſtorie. Helmſtädt. 1700. (Juni 1700. VII.)

In der Vorrede bittet der Herr Autor, ihme nicht zu verdenken, daß er den Herrn Arnold widerlege, weil viele verſtändige Leute davor gehalten, man müſſe Herrn Arnolden antworten. Darnach zeiget er, daß die Römiſch-Katholiſche nicht Urſache gehabt, ſich über die in der Evangeliſchen Kirchen entſtandene Unruh zu erfreuen, weil in ihrer Kirche des Lärms weit mehr, und Mr. Fenelon annoch Erzbiſchof ſeye, ob ihn Andere gleich neulich verketzert, und zum Montaniſten machen wollen.

Im erſten Capitel will gewieſen werden, daß Herr Arnold unmöglich von der Evangeliſchen Kirche unpartheyiſch ſchreiben könne; weil er ſie vor ſo verderben halte, daß ſich ein jeder davon trennen müſſe: ja ausdrücklich ſage, der Haupt-Vortheil, den der Leſer aus ſeiner Hiſtorie ſchöpfen ſolle, ſeye dieſer, daß er ſich von allen denen, ſo Chriſtum allein an ihre Lehre binden wollten, abzuſondern bewogen werden könne. Nun wäre es aber aus der Vernunft richtig und klar, daß man dasjenige abſcheulich beſchreibe und vorſtelle, wovon man einen abziehen wolle: denn kluge Leute ſonderten ſich nicht von was Gutes, ſondern von widrigen Dingen. Er merket dabey an, es ſey viel weniger zu verwundern, daß Herr Arnold von dem Evangeliſchen partheyiſcher geſchrieben, als die Papiſten: weil er mit weit kräftigern Vorurtheilen eingenommen.

---

*) Vgl. Leibniz's Anmerkungen zu dem Briefe Jablonski's vom 5. März 1701. oben S. 176.

Im andern Capitel wird geſagt, daß Herr Arnold von der alten und jetzigen Evangeliſchen Kirche um deswillen partheiiſch geſchrieben, weil er mit dem Vorurtheil eingenommen ſey, daß man durchaus die Leute an keine libros symbolicos, und Glaubens-Bekenntniſſe binden müſſe. Denn weil die Kirche gewiſſe Sätze aus der Bibel gezogen, und die Leute darauf gewieſen; Herr Arnold aber dieſes vor einen unzuläßligen Gewiſſens-Zwang halte, ſo habe er die Concilia und Verfaſſungen der Librorum symbolicorum nach dieſem Vorurtheil angeſehen, folglich ſolche abſcheulich vorgetragen, und nur das, was dabey ſeiner Meynung nach Böſes vorgegangen, angebracht. Es beweiſet aber der Herr Autor, daß, Libros Symbolicos einzuführen, heut zu Tage nicht allein vergönnet, ſondern auch nöthig ſey; und will daß der Herr Arnold hier ſagen ſolle, ob er glaube, man könne auf die Socinianiſche Religion ſeelig werden. Denn, ſagt er, wenn er es nicht glaubete, ſo muß er nothwendig zugeben, daß die Obrigkeit zuzuſehen habe, damit ihren Unterthanen keine ſocinianiſche Lehren vorgeſetzet werden. Solches aber könne nicht beſſer, als durch die Libros Symbolicos geſchehen: weil die Socinianer, wie alle Ketzer, ſich hinter die Bibel ſtecken, und ſie annehmen. Er zeigt auch zugleich, daß die reinſten und bewährteſten Chriſten ſchon zu Tertulliani und Irenäi Zeiten das Apoſtoliſche Glaubens-Bekänntniß aus einem Libellum Symbolicum gebrauchet.

Im dritten Capitel iſt er bemühet zu zeigen, daß Arnold deswegen partheyiſch ſchreiben müſſe, weil er die Schrift vor unvollkommen halte, und in Glaubensſachen die Offenbarung annoch annehme. Denn, ſpricht er, aus dieſem Vorurtheil wären alle Offenbarungs-Patronen, alle Priſcae und Maximillae, ſo die Kirche als Ketzer und Ketzerinnen angeſchrieben, gelobet und verthädiget werden.

Im vierten Capitel wird wider den Herrn Arnold gezeiget, daß die Kirche eine Mutter ſey, und daß es Herr Arnold zu dem Ende geleugnet, damit ſich ein jeder Neuling ſo klug, als die Kirche dünken, und man glauben möge, Herr Arnold habe nicht Unrecht gethan, daß er die Kirche ſo proſtituiret. Hierbey erinnert er, was er in der Vorrede an ſeinem Gegner mißbilliget, nemlich, er wiſſe gültige Gründe nicht von wahrſcheinlichen oder auch falſchen zu unterſcheiden, und flicke oft was zu ſeinen Behuf in den Text der Scribenten.

Im fünften Capitel ſuchet er zu behaupten, daß Herr Arnold alle dieſe Vorurtheile im Kopfe gehabt, ehe er die Hiſtorie geſchrieben, und ſie alſo nicht aus denen Factis gezogen. Im ſechſten Capitel will der Herr Autor ein Exempel von Herr Arnolds Partheylichkeit zeigen, wenn er weiſet, daß Arnold die Religion der Chriſten im erſten Seculo ganz verkehrt vorgetragen, und kömmt ihm bey Herr Arnolds Vortrag zumahl verdächtig vor, daß er nicht einmal geſaget, die Chriſten haben im erſten Seculo den heiligen Geiſt vor einen Gott gehalten.

Im ſiebenten Capitel handelt er von des Herrn Arnolds Partheylichkeit gegen die Evangeliſche Kirche, deren Arnold nicht einmal in guten gedacht, ſondern in ſeinem Regiſter von ihr die abſcheulichſten Dinge vorgegeben, die ſonſt keinen Kirchen in der Welt zugeſchrieben worden.

Im achten Capitel zeigt er, daß Herr Arnold ſogar partheyiſch geſchrieben, daß er den Auguſtinum, denen Donatiſten zum Behuf, in einem halben § ſiebenmal verfälſchet.

Im neunten Capitel will er zeigen, daß Herr Arnold die Hiſtorie auf ſchwache Gründe gebauet ꝛc.

---

4 b.

N. N. Erinnerung,

die in Herrn Arnolds Kirchen- und Ketzer-Hiſtorie befindlichen Special- und hiſtoriſchen Fehler betreffend.[*]

(Juni 1700. VIII.)

Ich muß es geſtehen, es hat der Herr Profeſſor Cyprianus des Herrn Arnolds allgemeine Hauptfehler und vorgefaßte Meynungen an den rechten Orten angegriffen; nun wäre aber zu wünſchen, daß ſich auch ein Wahrheitliebender und gelehrter Mann an eben dieſelbe Ketzer-Hiſtorie machen, die unzähligen hiſtoriſchen Fehler unterſuchen und beſcheidentlich widerlegen wollte. Als woraus die Kirchenhiſtorie ein großes Licht, die Leſer derſelben einen nicht geringern Nutzen bekommen, und alle übel gegründete Meynungen des Herrn Arnolds von ſich ſelbſt übern Haufen fallen würden. Es ſollte, glaube ich, ſelbſt der Herr Arnold hiedurch einem ſolchen Manne verbunden ſeyn, und ſeine Fehler willig erkennen, wie er dieſes denn in der Vorrede ſeiner neulichen Kurz-Abgefaßten Kirchen-Hiſtorie von ſich verheißen, und auch, wo er ſeinen Worten nach die Wahrheit recht liebet, nicht anders kann. Denn einmal iſt gewiß, daß, wenn er ein und andern Ketzer zu entſchuldigen ſuchet, er hingegen wohlverdienten Leuten, ja der ganzen Kirche den Ketzer-Titel anzuhängen trachte, wie ſolches Herr Cyprianus mit einigen Exempeln erwieſen. Er nimmt keine Chronologie in Acht, und hänget Sachen, die ganz nicht zu einander gehören, und zu unterſchiedlichen Zeiten geſchehen, an einander, damit er was zu tadeln herausbringen möge. Z. E. (p. 320) ſagt er: „Heinrich der Vögler habe den München die Bäuche gefüllet, und doch dabey allezeit auf der Seinigen Nutzen geſehen, wenn er zum Exempel ſeinen jüngſten Sohn Brunonem zum Erzbiſchof zu Cölln, die Tochter Mathildem zur Aebtiſſin von Quedlinburg gemacht, damit ſie verſorget wären". Nun iſt Heinrich der Vögler An. 936 nach Aller Ausſage geſtorben. Wigfrid, Erzbiſchof zu Cöln, Brunonis Vorfahre, iſt An. 923. zur Regierung kommen, und endlich An. 953., nach Heinrich des Vöglers Tode dreißig Jahr, geſtorben. Wie kann alſo Bruno von ſeinen Vater zum Erzbiſchof gemacht ſeyn? zu geſchweigen, daß ja Heinrich der Vögler das Stift Quedlinburg nicht vor ſich gefunden, ſondern aus dem Seinigen geſtiftet.

---

[*] In das Lateiniſche überſetzt, mit der Ueberſchrift: Cogitationes de erroribus tum specialibus, tum et historicis, qui in ecclesiarum haeresiumque historia celeb. Arnoldi occurrunt. Leibn. Opp. ed. Dutens V. 603—609.

Es vermiſchet ferner Herr Arnold allerhand Perſonen mit einander. Als (p. 319) nennet er König Conradum den Erſten, einen Herzog aus Franken, Ottonis Ludolphi von Sachſen Sohn. In welchen wenigen Worten er ſechs merkliche Fehler begehet. Denn erſtlich redet er dunkel, wenn er Conradum Ottonis Ludolphi Sohn nennet. Weil Conradus, Arnolds Meynung nach, Ottonis, Otto aber Ludolphi aus Sachſen Sohn geweſen. Macht er alſo hier aus zwey Perſonen Eine. Weiter iſt bekannt, daß Ludolphus in Niederſachſen ſeine Länder, und nicht im Franken-Lande gehabt, und nach allen bewährten Scribenten Erzählung Brunonem und Ottonem, nach Einiger Meynung auch Tanquardum gezeuget habe; aus denen Otto, Heinrich des Voglers Vater geweſen. Und daher müßte, nach Herrn Arnolds Genealogie, König Conradus Heinrich des Voglers Bruder ſeyn, welches zu ſagen die größte Abſurdität von der Welt wäre. Auf dieſe Weiſe nun hat er wiederum zwey unterſchiedene und zu gleicher Zeit lebende Ottones confundiret, nehmlich den Sächſiſchen und Fränkiſchen, welcher letztere einen Sohn Conradum gehabt, der aber nur als ein bloßer Graf gelebt und geſtorben, und einen Sohn Conradum hinterlaſſen, der nachmals König worden. Woraus erſcheinet, daß er wiederum zwei Conrades allhier vermiſchet.

Ein ander Exempel dieſer Gattung iſt p. 306 befindlich, allwo er ſaget, „Ludovicus Balbus ſey in Italien geſtorben, da er im Zug wider etliche Italiäniſche Herren begriffen geweſen.“ Da doch Ludovicus Balbus niemals in Italien zu ziehen gewillet geweſen, ob er gleich noch ſehr hierzu von den Pabſt Joanne VIII., der von den beyden Marggraven Adelberto und Widone damahls heftig beunruhiget wurde, erſuchet war. Er wollte auch nicht wider die Italiäniſchen Fürſten, ſondern wider Bernardum, Marcae Hispanicae Marchionem, sibi rebellem zu Felde gehen, als er unterwegens von einer Krankheit überfallen und gezwungen wurde, nach Compiegne zurück zu gehen, woſelbſt er im April An. 879 geſtorben. Dieſes iſt der wahrhaftige Verlauf des Todes Ludovici Balbi. Was Herr Arnold hat, mag etwa aus einer Confuſion Bernardi, Marggrafens der Spaniſchen Mark, und Berengarii, Marggrafens in Friaul herrühren. Da doch Bernardus von Berengario, und Friaul von der Spaniſchen Mark ſo weit von einander unterſchieden ſind:

Quantum Hypanis Veneto distat ab Eridano.

Ferner nimmt Herr Arnold aus unterſchiedenen Scribenten, die eine Sache unterſchiedlich abhandeln, allezeit desjenigen Zeugniß vor wahr auf, der die Sache am ſchlimmſten vorſtellet, ob er ſonſt gleich den andern an Alter und der Authentia weichen muß. Zum Beweis kann dienen die Stelle, wo er von Witichindi Bekehrung (p. 304 und 305) handelt, und Wolteri Chron. Brem. und etlichen Mönchs-Verſen im Chronico Mindensi beyfällt, wenn ſie ſagen: Witichind ſey durch ſeine Gefangenſchaft gezwungen worden, den chriſtlichen Glauben anzunehmen, obgleich alle gute Hiſtorici ſagen, Wittichind ſey zu Carolo M. auf deſſen gegebene Parole kommen, und ſich taufen laſſen; und habe Carolus vorher zu mehrerer Sicherheit ihme durch ſeinen Geſandten Geißeln zugeſandt. Von der Gefangenſchaft ſchweigen ſie Alle ſtille. Einen andern Fehler begeht er aus beſagten Grunde auch, wenn er den läppiſchen Poſſen Turpini (p. 304) beyfällt, und aus Carolo Magno einen Schwelger und Vielfraß, wider alle Hiſtorien-Schreiber, machet.

Wenn Herr Arnold keinen Scribenten vor ſich hat, daraus er claris verbis einige naevos ausziehen kann, ſo drehet er die Worte wider der Autorum Intention, wie er ſie haben will, oder er ſetzet ſeine Formul hinzu: „Wenns wahr iſt, wenn ſichs alſo verhält“ ꝛc. Z. E. Witichindus ſagt von Heinrich dem Vogler: Licet in conviviis satis jucundus esset, tamen nihil regalis disciplinae minuebat. Welches ſo viel iſt, als: König Heinrich wäre bey der Tafel eines luſtigen Humeurs geweſen, doch ſo, daß er ſeine Königliche Majeſtät allezeit dabey in Acht genommen habe. Herr Arnold aber legt es alſo aus: „Von Henrico ſchreibt man, daß er ſich allewege über der Tafel luſtig gemacht, und Scherz getrieben, wie es fein ehrbar ausgedrücket wird, darunter aber ohne Zweifel die gröſten Ueppigkeiten und Thorheiten mit gehören“ u. ſ. w. Welche Auslegung, wie ſchlecht ſie ſich reime, und wie falſch ſie ſey, laſſe ich denjenigen beurtheilen, der Heinrich des Voglers Leben beſſer, als Herr Arnold, unterſuchet.

Es werden auch die Scribenten hin und wieder von ihm verfälſchet, und Sachen aus ihnen citiret, an die ſie ihr Lebtage nicht gedacht. Wie er denn (p. 327) von den Anthropomorphiten im zehnten Seculo alſo redet: „Sie mochten zweifelsohne den

Biſchöfen mit ihrer Bekenntniß Ungelegenheit machen, damit ſie von ihren Greueln zeugten. Drum machte ſich der Biſchof von Meyland über ſie her, und überſiel dieſe ganze Stadt, ermordete darin Alt und Junge ohne Unterſcheid, damit er und Seinesgleichen vor ihnen ſeine Bosheit in Ruhe treiben könnten.“

Er führt zum Zeugen ſeiner Worte hier Siegebertum ab Anno 939. an, der aber hievon ganz anders redet, und der Arnoldiniſchen Erzählung mit keiner Sylbe gedenket. Er ſchreibt ſo: „Italiam vexat haeresis Anthropomorphitarum, id est, corpoream formam Deum habere dicentium, contra quam Ratherius Veronensis Episcopus et verbis et scriptis reclamabat“. Welches er auch in ſeinen Büchlein de scriptoribus Eccles. c. 127., faſt mit eben den Formalien wiederholet; und hat er, wie es ſcheint, ſeine Worte aus Ratherii Büchern genommen. Denn es iſt noch von ihm übrig, unter andern, ein Sermon de Quadragesima, in Dacherii Spicil. (T. II. p. 234 seq.), wo er auf dieſe Weiſe die Anthropomorphiten vorſtellet: Haeresis ex antiquis quaedam hic apud nos, cum exhausta ubique videretur, consopita potius apparuit, quam mutuato a graecitate vocabulo Anthropomorphitarum etiam latinitas appellare consuevit. Nudius enim tertius quidam nostratium retulit nobis Presbyteros Vicentinae Dioecesis, nostros utique vicinos, putare corporeum Deum esse; hac siquidem occasione inductos, quod in Scripturis legatur. „Oculi Domini super justos et aures ejus in preces eorum.“ Et: „Manus tuae fecerunt me.“ Et: „Faciamus hominem ad imaginem et similitudinem nostram.“ Cum utique haec similitudo vel dissimilitudo non ad corpus, sed ad solam animam, quae est utique Spiritus, quanquam circumscriptus et comprehensiblis Spiritus, referatur etc. Man lieſet ebenfalls in Fulcuino de Gestis Abbatum Lobiensium, daß Ratherius ein eigen Buch wider dieſe Secte geſchrieben und hinterlaſſen, das aber anitzo entweder in einen obſcuren

Winkel einer Bibliothek geſchrieben ſtecket, oder gar untergangen iſt. Es wird aber ſo wenig aus dieſen, als aus obigen Paſſagen Herr Arnolds Erzählung behauptet werden können. Scheinet auch aus Ratherii eignen Worten, daß der Irrthum ein ſo groß Weſen wohl eben nicht gemacht, ſondern in einiger Vicentiniſcher Prieſter Privat-Meynung beſtanden.

Herr Arnold kann gleichfalls Autores anführen, die nicht in der Welt, oder zum wenigſten nicht in ſeinen Händen ſind. Dieſes kann man (p. 340) zur Gnüge erſehen, wenn er ſich daſelbſt auf Hermani Aeditui Chronicon berufet, welches er vielleicht in einen andern Buche citiret gefunden, und aus denſelben in ſeine Citationes ohne einig Nachforſchen geſetzet. Denn es gedenken zwar dieſes Chronici viele Leute des vorigen Seculi, als Cruſius und andre, und Heroldus verſpricht es in der Vorrede ſeines Mariani Scoti und Martini Polani heraus zugeben, welche Verſprechung aber weder von ihm, noch von einen andern erfüllet iſt. Nach dieſem iſt es gar verſchwunden, und ungeachtet man es allenthalben ſehnlich geſuchet, hat man es doch nirgends finden können. Iſt daher nicht vermuthlich, daß der Herr Arnold an dieſen Schatz gerathen, zumahl er ihn ſo unzweifelhaft ohne Unterſcheid als einen gedruckten und bekannten Autorem citiret. *)

---

*) Eine Parallelſtelle zu dieſer Ausſtellung an Arnold bietet der Auszug aus: Arnoldi Historia et Descriptio Theologiae Mysticae etc. 1702. Neu. Auſz. 1702. Juni II. p. 38. Da heißt es im Texte: „Im c. XXV. erzählet er einiger, wie er meynet, erleuchteter Weiber Bücher. Unter denſelben ſind, die ſehr bekannte zu übergeben, Annä Sophiä, Pfalzgräfin, Treuer Seelenfreund 1675. Baptistae di Genova Opere Spirituali Tom. III. Venet. 1584." Dazu die Anmerkung: „Mich deucht ganz und gar, hier verwandele Arnold einen Mann in eine Frauens-Perſon. Denn der Name Battista iſt im Italiäniſch ſo viel als Baptista, und iſt ſein Lebtage keiner Frauens-Perſon beygeleget. Das Buch ſelbſt habe nicht geſehen, und ich glaube, Herr Arnold werde den Titel auch nur anderswo geleſen haben."

Herr Arnold ſiehet die Scribenten nur obenhin an, und raſpelt daher oftmal wahre und unwahre Dinge untereinander aus ihnen zuſammen. Wie er denn (p. 342) Hermannum Contractum zu einen Mönche zu St. Gallen macht, und Voſſium de Hist. Latinis zu deſſen Behuf anziehet, da doch Voſſius an gedachten Orte ausdrücklich Tritthemium, welcher dergleichen geſchrieben, widerleget; weil Caniſius (T. I. Antiqu. Lect. p. 430) geſaget: Trithemius (Herman. Contractum) Monachum S. Galli facit: sed errat. Erroris causa forte est, quia vulgata illa editio primum ex Codice Sangallensi transcripta fuit. Nam fuisse Coenobitam in Augia Majori (Reichenaw) in insula lacus Cellensis, qui Acranii appendix est, ipsemet diserte fatetur. Wegen eben dieſer Unachtſamkeit kömmt es, daß er (p. 342) ſchreibt: Ingulphus, ein engliſcher Abt, habe eine Hiſtorie der engliſchen Clöſter hinterlaſſen. Da man doch von dieſen Authore bishero nichts gehabt, als Historiam Monasterii Croyland, deſſen Abt er geweſen; welche Hiſtorie in den zu Frankfurt 1601 gedruckten Scriptoribus Rerum Anglicarum (p. 850 seq.) eingerückt. Was Herr Arnold von der Hiſtorie der Engliſchen Clöſter ſaget, hat er aus dieſen Muthmaßungen Voſſii genommen: Sunt qui et aliorum (scil. praeter Historiam Monasterii Croyland) Angliae Coenobiorum historiam condidisse testentur; und es vor gewiſſe Wahrheit ausgegeben.

In übrigen iſt nicht zu beſchreiben, wie er die Scriptores Ecclesiasticos ſchlecht und überhin abhandle, und iſt gewiß, wo Voſſius, Cave und Andre etwas übergangen, bey ihm nichts zu finden, und wo ſie geirret, keine beſſere Richtigkeit in ſeinen Werten zu ſuchen.

Es könnten viel mehr dergleichen Anmerkungen gemacht, und aus den obigen jedwede mit viel hundert Exempeln bekräftiget werden, wenn es meine Gelegenheit litte, mich hiebey aufzuhalten. Wie ich denn auch verſichere, daß ich kein

Wort geſaget, welches nicht mit denen bewährteſten Autoribus, Urkunden und untrüglichen Zeugniſſen könne ſonnenklar gemacht werden. Ich habe aber mit Fleiß die wenige hier befindliche Exempel aus der mittlern Hiſtorie nehmen wollen, weil die ältere von vielen trefflichen Leuten ſchon herrlich erläutert *), und die den meiſten bekannter iſt, als daß ſie ſich in ſelbiger leichtlich ſollten verführen laſſen. Endlich betheure, daß dieſe kleine Erinnerung aus keinen dem Herrn Arnold gehäſſigen, ſondern aus einen Wahrheitliebenden Herzen gefloſſen, und wünſche nochmals, daß mit Nächſten entweder er ſelbſt die Fehler und Mißurtheil ändern, oder ſonſt ein accurater und gelehrter Mann die Wahrheit unpartheilich an den Tag bringen möge. Weil dieſe Materie ſo wichtig iſt, daß die Fehler und Mißrepräſentationen einen großen Schaden in der Kirchen bringen können.

---

*) In der ältern Kirchen-Hiſtorie hat ſchon zu Wittenberg im vorigen Jahre Herr Fr. Chriſt Feuſtking, untern Präſidio des Herrn D. Phil. Lud. Hanneckenii, in etwas Herrn Arnolden zu widerlegen angefangen. Er hat dieſelbe Diſſertation in zwei Capitel getheilet: in den erſten verübelt er Herrn Arnolden, daß er Dionysii Areopagitae Opera vor aufrichtig gehalten; daß er den Ketzer Cerinthum entſchuldige; daß er meyne, die alten Chriſten ſeyn nicht an den Gebrauch des Heil. Abendmahls verbunden geweſen, und ſie haben es nicht zu Stärkung ihres ſchwachen Glaubens und zur Gedächtniß unſers Heylandes genoſſen. Im II. Cap. verfechtet er die Würde und Autorität der Vorſteher der alten Kirchen, die Herr Arnold übern Hauſen ſtoßen wollen; er weiſet wider denſelben, daß die Chriſten im andern Seculo Tempel und Altäre gehabt: daß der Ketzer Baſilides nicht, wie er geſagt, im Anfange des andern Seculi, ſondern faſt beym Ende deſſelben gelebet, und thut dar, daß Baſilidis Abraxas ein abſcheulicher Gott geweſen. Bey welcher Gelegenheit er von der Griechen Mithra, der Aegyptier Νεῖλος und den Talismanen handelt, und zuletzt alles auf erſtgedachten Abraxan appliciret. Er will gleichfalls an den Tag legen, daß Herr Arnold die groben Ketzer Valentinum, die Gnosticos, Marcionem, die Encratitas, Montanum und andre, ohne alle Urſache vertheidiget, den Clementem Alexandrinum falſch angeführet, und den Epiphanium ohnverdienterweiſe einer Unwahrheit beſchuldiget.

4 c.

Herr Gottfried Arnold hat ſeine Ketzer-Hiſtorie wider des Herrn Prof. Cyprian Anmerkungen über dieſelbe in folgendem Buche verthädigen wollen: Gottfried Arnolds Erklärung von gemeinen Sectenweſen ꝛc. auf Veranlaſſung derer von Ernſt Salomon Cypriani vorgebrachten Beſchuldigungen wider ſeine Perſon, unpartheyiſch vorgetragen nebenſt eines Freundes Erinnerungen über Arnoldi Kirchen- und Ketzer-Hiſtorie ꝛc. ꝛc. 1700.“ Des Hrn. Prof. Cyprianus Buch gegen Herr Arnolden haben wir im Junio (p. 292. seq. [oben N. 4a.]). excerpiret; mit des Hrn. Arnolden mügen wir uns nicht aufhalten: indem es ſcheinet, als habe er und ſein Freund eine ſchlimme Sache nicht eben zum Beſten ausgeführet. (Septemb. 1700. IX. Neue Zeitungen von allerhand gelehrten Sachen.)

4 d.

Operum Clementis Alexandrini Supplementum etc. edidit D. Thomas Ittigius. Lipsiae MDCC.

Ausfüllung der Werke Clementis von Alexandria, darinnen I. ſein Buch: Welcher Reiche ſeelig werden könne? — II. Entwerfungen*) etlicher Catholiſchen Briefe. III. Allerhand zerſtümmelte Stücke**) zuſammengeleſen, mit einer Vorrede vermehrt, und mit etlichen vermiſchten Anmerkungen über die Kirchen-Hiſtorie bereichert von ꝛc. (Oct. 1700 II.)

Der Herr D. Ittig hat dieſes ſein Werk den berühmten Elias Veiel, Theol. D. und Prof., Superintendenten und Directori des Gymnaſii zu Ulm dediciret, und gedenket, daß

---

*) Adumbrationes.
**) Fragmenta.

Clemens Alexandrinus unter andern Irrthümern auch dieſen habe, daß er im Anfange des 39. Capitels, im Buche von den Reichen Seeligkeit, den Novatianern vergehe, und ſtatuire „es ſey derjenige ganz von Gott verworfen, wer nach dem Siegel und der Befreyung von den Sünden entweder aus Unverſtande oder ungefähr in Sünden verfallen ſey.“ Nun würde zwar der neuliche Ketzer-Beſchreiber dieſen Satz unter die edelſten Stellen Clementis ſetzen, als welcher die Novatianer ſo beſchreibe, daß ſie nach ſeinem Zeugniß mit dem Ketzertitel ganz unrecht beleget ſcheinen. Allein es haben doch ſelbſt die Socinianer und ihres Gleichen Sectirer vor den Namen der Novatianer einen Ekel, ob ſie gleich in der Lehre mit ihnen einig ſeyn. —

---

4 e.

Augenſcheinliche Erweiſung, daß Gottfried Arnold das Valentinianiſche Ketzer-Fragmentum weder verſtändlich noch treulich überſetzet ꝛc. vorgeſtellet von H. G. W. E. M., und herausgegeben von D. E. V. (Elias Veiel). — Darauf eine kurze Abfertigung einiger Paſquillanten folget. 1701.

In der voranſtehenden Bitte des Hn. D. Veiel werden drey Fragen an die aufrichtige Theologen abgelaſſen, ob nehmlich Herr Arnold, da er die ärgſten Ketzereyen, ja gar die Atheiſten verthädiget, oder wenigſtens entſchuldiget, die Orthodoxen hingegen jederzeit als boshafte Leute vorgeſtellet, billigermaßen vor einen Abtrünnigen zu halten?

2) Ob nicht alle Theologi, ſo die Leute zur wahren Evangeliſchen Religion bisher geführet und wider dero päbſtiſche Ankläger für ihre Richtigkeit geſtritten, unter welche Herr D. Spener das Seinige rühmlich gethan, ſich verbunden befunden, Herr Arnolden öffentlich als einen Abgewichenen zu erklären?

3) Ob diejenige Theologi, ſo mit ihm in ein Horn zu blaſen, oder doch ſeine Ketzer-Hiſtorie nicht für partheyiſch zu halten ſcheinen, deſſelben Beſchuldigungen wider das Lutherthum für recht und gegründet erachten, und alſo folglich glauben, daß entweder eine Separation von „den verdorbenen und verworrenen Haufen“, wie er unſre Kirche wider Herrn Prof. Cyprian titulirt, oder eine von dieſem Manne fürgeſchriebene Univerſal-Reformation, deren Idea in 6. Cap. beſagten Tractats befindlich, von nöthen ſeye? worüber er von den Herren Theologis eine aufrichtige Erklärung begehret.

In der „Abfertigung einiger Pasquillanten“ ſagt Herr D. Weiel, er habe jederzeit den Frieden geliebet, ſeye aber doch unſchuldig über Jacob Böhmens Schriften in Streit gerathen. —

Neulich ſey ein Anonymus — wider ihn aufgetreten, und habe ihn von neuen in ſeiner Arnoldiſchen Defenſion angepacket. Weil ihm das Urthel, ſo der Hr. D. Weiel der Ketzer-Hiſtorie geſprochen, zu hart und unbillig vorgekommen. Dieſer weiſet alſo hier, daß er nicht alleine Arnolden vor partheyiſch halte, ſondern daß viele vornehme Leute, wie auch Herr Burchhard. Majus, Prof. zu Kiel, Hr. D. Joh. Joach. Zentgrav, vornehmer Theologus zu Straßburg ꝛc. dergleichen Meynung von ihm haben. Man dürfe auch nur des vortrefflichen Hrn. Th. Ittigs Tractat de Haeresiarchis aevi apostolici gegen ſeine Ketzer-Hiſterie halten, ſo werde es von ſich ſelbſt klar werden. Er wundert ſich auch, daß er ſich ſo wenig an die Diſputation des Hrn. Fr. Chr. Feuſtkingii*) gekehret, da er ihm unterſchiedliche hiſtoriſche Fehler unter die Naſe gerieben. Er gedenket dabey auch ſehr rühmlich meiner eigenen Erinnerung, die ich wegen der hiſtoriſchen Fehler des Hrn. Arnolds in meine Monathliche Auszüge voriges Jahrs (p. 296.) einzurücken vor gut befunden*). Ich muß aber über das große Elogium, ſo er mir gegeben, billig erröthen, und kann leicht ermeſſen, daß mich, als einen jungen, und unter den Herren Gelehrten wenig oder gar nicht bekannten Menſchen, daſſelbe im geringſten nichts angehe**). Unterdeſſen ſehe ich wohl, daß er durch den *großen Polyhiſtor* einen vornehmen Mann***) verſtehe, deſſen ungemeine Wiſſenſchaft in allen Dingen der gelehrten Welt mehr als zu bekannt iſt. Nun muß ich bekennen, daß derſelbe vor mich eine ſonderliche Gütigkeit ſowohl ſonſt, als in Communicirung vieler raren Bücher, wiſſenswürdiger Dinge, und nützlicher Er-

---

*) Dieſelbe, aus welcher Leibnitz oben in der Anmerkung (S. 357.) einen gedrängten Auszug gegeben hat.

---

*) Um dieſe Confeſſion, als einen locus classicus, concentrirt ſich beynahe die Kritik über den Monatlichen Auszug. Um ſeine Anonymität und Pſeudonymität gegen Beiel und die ſchärferblickenden Leſer zu retten, verwickelt ſich Leibnitz hier in allerlei Widerſprüche und Inconſequenzen. Beiels eigne Worte (S. 21.) lauten: „Was er jetzt thun und ſagen werde, nachdem er eine nachdrückliche Correction bekommen von einem ſolchen Manne, welchem er in notitia historiae et omnigenae eruditionis reconditae ſelber gern weichen wird, das ſtehet dahin. Es hat aber derſelbe *große Polyhiſtor* in dem Monatlichen Auszuge an Arnolds carpiret ꝛc.“

**) Unter dieſem jungen und unbekannten Menſchen hat *Johann Georg Eccard* gemeint ſein ſollen, (geb. 1674 zu Duingen), welcher ſeit 1698 Leibnitz's Sekretair und Gehülfe war (ajutante di studio bezeichnet dieſer ihn in einem Briefe an den Miniſter von Bernstorf, vom 19. Juli 1701. Feder Spec. 210), und deſſen damals noch vollkommener Obſcurität Leibnitz ſich als eines Lichtſchirms bei dieſen, drei Jahre nach einander geſchriebenen Monatlichen Auszügen, vor ſeinem ſo ſorgfältig verſteckt gehaltenen Namen bedient hat. Hier zeigt ſich bald die Inconſequenz, daß Pſeudo-Eccard in *ſeinem eigenen Werke* erſt *anonym*, als N. N., auftritt; aber hier, wie eine Puppe am Drathe, aus der Anonymität wieder herausſpringt: *meine eigne Erinnerung*. Dabei vergißt er nur, daß er unterdeſſen (vorhin 4. c.) betheuert, daß „er mit Hr. Arnolden (ſelbſt) ſich nicht abgeben möge.“ Alſo ein doppelter Widerruf! wenn irgend, ſo hat hier der Satz ſtatt, daß zwei Verneinungen *bejahen*.

***) *Vornehmer Mann* — hier nicht in heutiger Bedeutung, als etwa ein Mann von Adel, oder einer der höchſten Staatsbeamten — ſondern nur ein Mann von Reputation, ein angeſehener Mann; wie aus dieſer Recenſion, weiter oben, zu erſehen iſt.

innerungen, auch Mittheilung einiger ſeiner Correſpondenzen, Judiciorum und Recensionum jederzeit gezeiget. Wie er mich denn gleichfalls in den Stand geſetzet, dieſe Arbeit zu verrichten, daß alſo, wenn dem Publico damit gedienet, man es ihme eines Theils zu danken hat. Zumalen da ich nicht beſſer thun können, als, ſo viel ſeine Zeit und Gegenwart es leidet[*]), alles ſeinem Urtheil zu ſubmittiren, und ſeiner Direction zu folgen[**]). Daß aber beſagte Erinnerung und die Monathliche Auszüge ſelbſt ſeine Arbeit nicht ſeyn, erhellet ſowohl aus ſeinen vielfältigen und wichtigen Geſchäften, als aus dieſes Werks Geringſchätzigkeit, und müßte ſolches weit anders ausſehen, wenn es von einer der berühmteſten Federn dieſer Zeit hergefloſſen wäre[***]). So aber iſt beſagte Erinnerung nur ein Auszug eines langen und mit vielen testimoniis Autorum bewieſenen Briefes, den ich ehmals an den Hrn. Cyprianum geſchrieben, um ihn anzureizen, ſich über des Hrn. Arnolds hiſtoriſche Verſehen zu machen und ſie an den Tag zu legen*). Und könnte ich ſolches ſelbſt mit leichter Mühe verrichten, wenn mich nicht viele andere Arbeiten hieran verhinderten**).

---

[*]) Das von der Abweſenheit von Hannover hergenommene Argument war fein; fällt aber mit der fingirten Vorausſetzung von Eccards Autorſchaft — weil Leibnitz dieſe Auszüge auch außer Hannover z. B. viele Monate in Berlin ſchrieb und nach Hannover ſandte. Und wie hier, nur unter eines Eccard Maske, vor dem Publicum, ſo gab Leibnitz privatim, doch direkt, dem Profeſſor Fabricius in Helmſtädt, ſein fingirtes Verhältniß zum Monatlichen Auszug, vom 13. Mai 1701, genau mit denſelben, die Identität der Feder verrathenden Wendungen an (Leibn. opp. V. 256); denn Fabricius hatte ihn als Verfaſſer erkannt, und das gab Leibnitz bedingt zu: „Excerpta illa menstrua adjuvo quidem, et subinde communico nonnulla pro iis, et dum domi sum, revideo. Mea tamen dici nolim, quum temporis tantum superesse mihi nequeat."

[**]) In Wahrheit ließ Leibnitz durch dieſes Bekenntniß Eccarden, dieſem mannequin, ſchon nicht viel übrig; er bekannte ſich als den eigentlichen Redacteur, und Eccard als den Schreiber. Die ſchreienden Widerſprüche daher, in welche hinterher, d. h. viele Jahre ſpäter, der wahre Eccard mit dem Pſeudo-Eccard gerieth, dienen, Beide zu entlarven.

[***]) Dieſes der Abſicht gemäß eingerichtete Selbſtlob hat um ſo weniger Auffallendes, als Leibnitz, wo es am Orte war, ſeine Vorzüge ohne erkünſtelte Beſcheidenheit hervorhob, z. B. ſchreibt er in einer diplomatiſchen Denkſchrift (Feder's Sophie S. 235.): L'on sait que je me suis distingué d'une manière singulière dans les sciences les plus profondes.. et que mes productions ont été extrêmement applaudies en France, en Angleterre et en Italie etc.

---

*) Zweite, handgreifliche Inconſequenz — die „Erinnerung" ein Auszug aus einem Briefe an Cyprianus! Aber es iſt ja des Cyprianus in der dritten Perſon darin gedacht — und dann wie ſtimmt es mit dem Eingange, mit dem Schluſſe — mit dem Ganzen! Immerhin jedoch wird ein wirklicher Brief — nicht von Eccard, ſondern von Leibnitz an Cyprianus in Helmſtädt der Erinnerung zu Grunde gelegen haben. Vgl. oben S. 163., da Leibnitz um dieſelbe Zeit „einen ausführlichen Brief" an Schmid in ähnlicher Materie abgelaſſen hatte.

) Hier fällt Pſeudo-Eccard, d. i. Leibnitz, nachgerade aus der Rolle; der Ton iſt für einen obſcuren jungen Gelehrten, bekannten Schriftſtellern gegenüber, ein wenig zu voll genommen. — Sonſt und im Ganzen konnte Leibnitz auch hier von ſich ſagen, was er einige Zeit vorher an Basnage de Beauval über ſeine Selbſt-Recenſion ſeines Briefwechſels mit Pelliſſon, in den Acta Eruditorum, ſchrieb (Feder Spec. 47—48): la chose y est tournée comme il faut.... Je entſchiedener Leibnitzens Polemik gegen die, ſeiner Denkungsart ſo widerſtrebende, Kirchen- und Ketzer-Hiſtorie Arnolds durch den Monatlichen Auszug geht, deſto rückhaltender war er mit ſeinem offenen Urtheile darüber. Gleich bei ihrem Erſcheinen wollte ein Gelehrter, Erich Benzelius, von Leibnitz ein Urtheil über Arnolds Kirchen- und Ketzerhiſtorie herauslocken. Ausweichend führte dieſer das Urtheil einiger Gegner von Arnold an; das Werk ſelbſt zu leſen, läge außer ſeinem Kreiſe! (Feder Spec. 167. vom 27. Aug. 1699.). — **Mihi legere non licet (!!). Quantum ex aliis viri scriptis judico, quaedam monebit utiliter, sed ita, ut acerbitas sermonis fructum corrumpat. Zelum habet, sed nescio an secundum scientiam ... Dazu merkte Feder an: „Peculiaris diatribe, in qua sententia haec argumentis confirmatur, inest Opp. V. p. 605. seq."; er meint die lateiniſche Ueberſetzung von N. N. Erinnerung. Hören wir Dutens: „Licet hoc schediasma Leibnitii nomen non ferat, attamen Ill. C. G. Ludovici (l. l.) non dubitat, illud auctori nostro tribuere;" alſo zuletzt noch Ludovici (Hiſtorie der Leibn. Ph. I. 435): N. N. Erinnerung ꝛc. „Ohneracht wir zwar nicht vor gewiß ſagen können, daß Leibnitz der Verfaſſer dieſer Erinnerung ſei, ſo ſind doch verſchiedene Be-

Der Hr. D. Weiel tadelt ferner an Hrn. Arnolden, daß er ſich in Glaubensſachen auf Bodini „Wohlgegründeten Vorſchlag" beziehe, da er doch wohl wiſſe, wie ſchlecht Bodinus von Glaubensſachen geurtheilt; imgleichen daß er die geringſte Muthmaßungen und Schwachheiten unſrer Theolgen ohne Urſache hoch aufmutze....*).

---

wegungs-Gründe vorhanden, welche uns dieſes zu glauben treiben."— Das übrige in dem Excurſe über den Monatlichen Auszug.

*) Die Abneigung Leibnitzens gegen Arnold zeigte ſich, dies ſchließlich zu erwähnen, bei einer andren Veranlaſſung, obſchon ſehr gedämpft und unwillkürlich. Nemlich bei der Recenſion von Arnolds Carmen zur Preußiſchen Krönung (Auszug der die neue Preußiſche Crone betreffenden Schriften. Auguſt II.): „Der Herr Arnold rühmet vor andern Ihro Königlichen Majeſtät löbliche Regierung, ſonderlich aber Dero Gütigkeit und Frömmigkeit mit nachdenklichen und ein gewiſſes Abſehen zeigenden Worten, welche man billig zum Beſten ausdeutet" u. ſ. w. Arnolds Verſe ſind vortrefflich, und erinnern an die Kern-Verſe eines Haller oder Withof, wie wenn er ſagt:

„Das freyſte Weſen will auch frey verehret ſeyn,
Warum die Redlichkeit muß ſich auf Freyheit ſtützen;
Sonſt mengt Furcht oder Luſt die Heucheley darein,
Die weder Gottes Reich, noch einen Staat kann nützen.
Ein Regiment voll Zwang ſteht, weil es ſtrebt, nicht feſt.
Was mäßig iſt, hält aus: Es pflegt zum Grund zu legen
Den göttlichen Proceß, der alle Welten läßt
Durch weiſe Gütigkeit in ſchönſter Ordnung hegen.....

5 a.

Les Avantures de la Madonna et de François d'Assise; recueillies de plusieurs ouvrages des Docteurs Romains, écrites d'un stile recréatif et en même temps capable, de faire sentir le ridicule du Papisme sans aucune controverse; par Mr. **Renoult**, ci-devant Prédicateur en l'Eglise Romaine et à present Ministre du St. Evangile. A. Amsterdam 1701. (Mai 1702. V.) Abendtheuren unſer lieben Frauen und Franciſci von Aſſiſio aus vielen Schriften der Römiſchen Lehrer zuſammen geleſen und in einer ergötzenden Schreibe-Art aufgeſetzet von Herrn Renoult ꝛc.

Es will in dieſem Buche Herr Renoult, ein ehmals Römiſcher Prediger, itzo aber reformirter Diener des Evangelii, die abergläubiſche Verehrung der Mutter Mariep, und der Heiligen, ſo in der Römiſchen Kirchen im Schwange gehet, darniederlegen; daher er, was dieſes Falls wunderliches und abgeſchmacktes in ſelbiger geſchehen, nach der Ordnung erzählet und ein ſolches zulänglich genug achtet, den Leuten die Augen aufzuthun und die Ungereimtheit einer ſo ungegründeten Verehrung zu zeigen. Er macht aus denen Legenden eine mit ſpitzer Feder abgefaßte Hiſtorie Unſer lieben Frauen, und bringet aus den Römiſchen Fabeln allerhand ihr angedichtete ſeltſame Streiche und Wunderwerke vor. Damit man aber nicht ſagen könne, als rede er von der, in der ganzen Chriſtenheit hochheiligſten, Jungfrau Maria verächtlich; ſo macht er einen Unterſcheid zwiſchen der Jungfrau Maria der Chriſten überhaupt, und zwiſchen der Madonna oder Lieben Frauen und Gottheit der Römiſchen Kirchen abſonderlich, als welche letztere, nach den Legenden betrachtet, von der erſten, wie er meynet, ganz unterſchieden iſt. Er ſagt, es ſtehe von der Jungfrauen Maria Geburth, Erziehung und

Tode nichts in der Schrift, und ihrer werde nur bey der Menſchwerdung Jeſu Chriſti gedacht. Von der Römiſchen Lieben Frauen aber habe man eine aneinanderhängende Lebens-Beſchreibung, darinnen alles ſo voller wunderbarer Umſtände ſeye, daß man ſich nicht einbilden könne, wie ein Menſch dieſelbe zu glauben vermöge. Herr Renult klaget (c. IV.) das Concilium Epheſinum frey heraus an, als habe es dieſe Art Abgötterey in die Kirche eingeführet, da es auf St. Cyrilli Antreiben Neſtorium, darum daß er die Jungfrau Maria nicht Gottes Mutter nennen wollen, in den Bann gethan, die Jungfrau Maria vor Gottes Mutter erkennend, aus einem Geſchöpfe zur Göttin gemacht, und zur Anbetung vorgeſtellet. Darf gar ſagen, der Heil. Geiſt habe in dieſer ſpältigen Verſammlung nicht präſidiret, in welcher man den erſten Grund zu der nachfolgenden abergläubiſchen Verehrung geleget: wie man denn bald hernach alle Maaße überſchritten, und ihr göttliche Titel und Ehre beygeleget, ja ſich gar eingebildet, ſie könne als Mutter unſerm Herrn Gotte ſelbſt befehlen, und nach Belieben mit der Seeligkeit der Menſchen verfahren. *) Nachdem die Unwiſſenheit nach gerade eingeriſſen, habe der Verehrungs-Eyfer zugenommen, und könne man wohl ſagen, daß man Gott hintan geſetzt, und an ſeine Statt die Heil. Jungfrau auf die Altäre geſetzet: auch damit das Volk

---

*) Was Herr Renoult hier ſaget, hat er weiter in einem Briefe an Herrn Jurien ausgeführet und ihn drucken laſſen, untern Titel: Le Protestant scrupuleux ou Eclaircissement din 4. chapitre de la Madonne etc. a Amsterdam 1701, welches in den Memoires de Trevoux 1702 und zwar im März p. 180 referiret wird. Er will daſelbſt der Jungfrau Maria den Titel Mutter Gottes durchaus nicht zugeſtehen, weil erſtlich eine falſche Propoſition ſey, Maria iſt Gottes Mutter; indem es ſo viel ſey, als Maria iſt eine Mutter der Gottheit: Zum andern, ihr auch ein ſolcher Titel nicht ausdrücklich in der Schrift gegeben, und es hingegen drittens eine heidniſche Redens-Art ſeye, welche eine ſogenannte Götter-Mutter gehabt hätten. Wir ſtellen dieſe Gründe zu erwägen dem geiſtlich-gelehrten Leſer anheim.

in der falſchen Andacht erhalten würde, ein Haufen Mirakel von ihr ausgeſprenget, deren theils lächerlich, theils ärgerlich zu hören: weßhalben wir auch hier, einige zu erwähnen, uns nicht unterfangen.

Die Verehrung der Heiligen den Römiſchen ferner gehäſſig zu machen, erwählet er Franciſcum von Aſſiſio, deme nichts anders die Canonication zu wege gebracht zu haben ſcheinet, als ein mit unendlichen Thorheiten vermiſchter Andachts-Eifer. Sein Vater hatte ihn würklich als einen Thoren verſtoßen: er aber, um zu weiſen, wie wenig er ſich hierüber bekümmere, zoge auch ſeine Kleider aus und ſandte ſie ihm zu. Er gieng einige Zeit ganz nackend, hernach bedeckte er ſich mit einen alten Rocke, welchen er mit einem Stricke gürtete, zog Pantoffeln (Sandales) an ſeine Füße, und ermahnte in dieſer Tracht überall die Sünder zur Buße. Er zog auch durch ſein erbärmliches Aeußerliches und ſeine Predigten viele an ſich, die, gleichwie er, von der Armuth und Betteley, unter dem Namen der Religion, Werk, und ihn zu ihren Patriarchen und Ordens-Stifter machten. Und ob er gleich fortfuhr, viele wunderliche Händel zu machen, ſo bekam er doch immer mehr Anhänger. Bisweilen ging er nackend durch die Stadt Aſſiſium, um ſich, ſeinen Vorgeben nach, deſto verachteter und geringer bey der Welt zu machen. Wie aber die Mönchskutte die geilen Begierden bey ihm noch nicht gedämpfet hatte, machte er ſich Frauens-Bilder von Schnee, damit ſeine Brunſt zu mindern. Er ſoll den Wölfen und Schwalben gepredigt und dieſe ihn verſtanden haben, und was der albern Poſſen mehr erzählet werden.

5 b.

Kurzes Bedenken über des Herrn Renoult Abentheuren unſer lieben Frauen, ſo von einem vornehmen Manne mitgetheilt worden. (daſ. VI.)

Bey Relation des Buches von der Madonna wäre zu gedenken, daß man dergleichen Schriften nicht billigen könne, welche die papiſtiſche Madonna als eine unehrbare Perſon beſchrieben: indem ja bekannt, daß bey denen Römiſchen keine andre, als die heilige Jungfrau Maria unter dem Namen von unſer lieben Frauen, oder Nostre Dame, oder Madonna, verſtanden werde. Und obgleich viel unverſtändige Leute bey ihnen dieſer heiligen Jungfrau allerhand unanſtändige Dinge beylegen; ſo macht doch ſolches keine neue Perſon, und iſt nicht die Subſtanz, ſondern nur allein das Zufällige verändert. Und derjenige, ſo in Italien und in Frankreich oder auch in einigen Orten in Teutſchland von der Madonna ſo ſchimpflich reden wollte, wie der Autor dieſes Buchs thut, würde die Leute zum höchſten ärgern, ſich, denen Geſetzen nach, in Gefahr Leibes und Lebens ſetzen; und mit allen dem der Römiſchen Parthey Unrecht thun, als in welcher verſtändige Leute die Poſſen der Legenden nicht billigen. Iſt es derowegen eine unzuläßliche Proſopopöa, aus den abgeſchmackten Gedichten der Legenden eine eigene Perſon machen, und die mit dem Nahmen, den ſo viel Nationen der heiligen Jungfrau Maria geben, benennen wollen. Geſetzt, daß von einer hohen fürſtlichen Perſon allerhand Schmachreden durch Verleumbder, oder ungereimte Dinge durch einfältige Leute ausgeſprenget werden; würde es nicht eine unleidliche Sache ſeyn, wenn einer ein tadelhaftes erdichtetes Leben dieſer hohen Perſon noch bey ihren Lebzeiten, oder wo ſie hoch in Ehren gehalten wird, daraus zuſammenraſpeln, und zu ſeiner Entſchuldigung ſagen wollte, es ſey das Leben der Königin N., nicht zwar der rechten, ſondern der, ſo man von gewiſſen Leuten dergeſtalt beſchrieben finde.

Der unbedachtſame Religions-Eifer pflegt ſonderlich ſich hier auf eine ſchädliche und zu nichts, als einer gefährlichen Verbitterung dienende Weiſe ſehen zu laſſen. Wie dann einige Scribenten Römiſchen Theils ein gleiches gegen die Reformiren gethan, indem ſie höchſt unbillig vorgegeben, der Calviniſten Gott ſey der Teufel. Inſonderheit als einsmahls der berühmte Theologus von Heidelberg David Paräus mit den nicht weniger berühmten Jeſuiten Martino Becano von Mainz beym Sauerbrunnen zu Schwalbach geſprochen, und dieſer aus einem unmäßigen Eifer alſo ſchließen wollen: „Wer der Sünden Urheber iſt, der iſt der Teufel; der Calviniſten Gott iſt der Sünden Urheber; derowegen iſt der Calviniſten Gott der Teufel“; ſo iſt ihm vom Paräo billig minor propositio verneinet worden. Dabey aber noch dieſes zu fügen, daß wenn gleich ein Autor ſich finden ſollte, der ſich entfallen laſſen, daß Gott auf gewiſſe Maaße ein Urheber der Sünde ſey, dennoch die Minor nicht ſtatt habe, daß ſein Gott der Sünden Urheber zu achten. Immaßen, weil ſolcher Autor keinen andern Gott hat, als den einigen, ewigen, allmächtigen und allweiſen Herrn aller Dinge: ich ja nicht mit Wahrheit ſagen kann, daß ſein Gott ein Urheber der Sünden ſey. Denn ſein Gott iſt mein Gott. Müßte alſo die Minor alſo lauten: Des N. Gott iſt nach ſeiner Meynung der Sünde Urheber. Und der ganze Schluß würde alſo ſtehen: „Wer nach des N. Meynung der Sünden Urheber iſt, der iſt der Teufel; des N. Gott iſt nach des N. Meynung der Sünden Urheber; derowegen iſt des N. Gott der Teufel.“ Aber dergeſtalt iſt die Major propositio unrichtig. Denn derjenige, der nach des N. Meynung der Sünden Urheber iſt, der iſt es eben deswegen nicht in der That. Wenn man demnach nichts, als richtige Sätze vorbringen und bündig ſchließen will, muß man ſagen; Wenn des

N. Meynung wahr wäre, würde ein ſolcher böſer Satz folgen. Aber deswegen kann man weder ihm ſolchen böſen Satz, noch ſeinem Gott dieſen böſen Namen beylegen. Es iſt dergleichen Streit ehemalen unter den chriſtlichen Kayſern zu Conſtantinopel erreget worden, da einige mit Gewalt haben wollen, man ſollte und müſſe den Gott Mahomets verfluchen. Da doch Mahomet keinen andern Gott gelehret, als den allmächtigen Schöpfer aller Dinge, ob er ſchon ein anders, ſo ihm wahrhaftig zukommt, verneinet, auch ihm ein- und anders Unzuſtehendes beygeleget. Eine gleichmäßige Bewandniß hat es, wenn man von der Papiſten Madonna übel reden will. Noch dieſes iſt billig beyzufügen, daß wenn der Autor ſeinem franzöiſchen Buch dieſen Titel gegeben hätte: l'Histoire de Nostre Dame, und die ſpöttlichen Dinge, die er von der Madonna ſagt, von Nostre Dame geſagt hätte, würde es männiglichen ſehr anſtoßlich vorkommen ſeyn; alleine bey denen, die des gleichgültigen italiäniſchen Worts in gleichen Verſtande gewohnet, kann der Anſtoß nicht geringer ſeyn. Bleibt es alſo dabey, daß man billig Legendenſchreiber ſtrafe, und weiſe, wie unziemliche Dinge ſie von der heiligen Jungfrau erzählen: deswegen aber Marien, oder die liebe Frau ſelbſt, unterm Scheine, als ſey es die Maria der Legenden, nicht ſchimpflich angreifen müſſe. Daß auch der Autor, Mr. Renoult, den Neſtorium lobet, und daß Concilium Ephesinum verwirft, ſcheinet ebenfalls ein wenig zu viel zu ſeyn.

6.

Parodia in Hymnum: Dies irae, dies illa etc. Leodio missa.*) (Dec. 1700.)

Es ſind einige unter den Römiſchen Geiſtlichen, welche aus Eifer gegen die von ihnen eingebildete Ketzer nichts darnach fragen, ſondern ſich vielmehr freuen ſollten, wenn alles drunter und drüber gienge, ja ſelbſt das Vaterland und die allgemeine Freyheit Noth litte. Von dieſes Schlages einer, der da hoffet, daß die Vereinigung der Cronen Frankreich und Spanien in dem Hauſe Bourbon der Holländiſchen Republik, folglich der ganzen Reformirten Religion den Garaus machen werde (worauf aber die Evangeliſche wohl auch würde folgen müſſen; dagegen man Eine feſte Burg iſt unſer Gott billig ſinget), hat, zwar nicht ohne Ingenio, über dieſe Haupt-Veränderung von Europa eine feindſelige Parodiam gegen die Holländer gemacht, dadurch der bekannte alte Hymnus auf den jüngſten Tag, ſo anhebt:

---

*) Unter dieſer Ueberſchrift wird zum Schluſſe des Dec. 1700 eine Parodie gegen die Sache der Holländer und Proteſtanten mitgetheilt, und durch Betrachtungen bevorwortet. Dieſes Blatt entdeckte der Herausgeber gleichſam, als ein gedrucktes, an jenem Ort, — nachdem er daſſelbe vorher unter Leibnitzens Papieren zu Hannover handſchriftlich angetroffen, und ſeiner Meinung nach, als ungedruckt, abgeſchrieben hatte. Hier von der Parodie eine Probe:

Dies irae, dies illa
Solvet foedus in favilla
Teste Tago, Scaldi, Scylla.
Quantus tremor est futurus,
Dum Philippus est venturus,
Has Paludes aggressurus,

. . . .

Hic Rex ergo cum sedebit,
Vera fides refulgebit,
Nil Calvino remanebit.

. . . .

Preces meae non sunt dignae,
Sed, Rex magne, fac benigne,
Ne bomborum cremar igne.
Inter Tuos locum praesta,
Ut Romana colam festa,
Et ut Tua canam gesta.
Confutatis Calvi brutis,
Patre**), nato, restitutis,
Redde mihi spem salutis.
Oro supplex et acclinis,
Calvinismus fiat cinis,
Lacrymarum ut sit finis.

**) Jacobo Rege.

> Dies irae, dies illa
> Ibit orbis in favilla,
> Teste David cum sybilla etc.

hierauf verdrehet wird. Und ſoll dieſe ſogenante Naenia Batavorum von Lüttig nachher Cöln kommen ſeyn, auch allda und ſonſt herumgehen. Man ſetzet ſie deswegen hieher, daß man hoffet, es werde ſolche Unternehmung bey Verſtändigen allerſeits ein groſſes Mißfallen erwecken, und eines theils, durch deren Zurede, Andere von dergleichen ſchädlichen Hitzigkeiten und unzeitigen Aeußerungen künftig abgehalten werden; andern theils aber werde man deſto mehr beherzigen, weſſen man ſich zu dergleichen Leuten zu verſehen, und wie um ſo viel mehr ein gutes Vernehmen und Wachſamkeit erfordert werde.

7.

Lebens-Beſchreibung des Herrn Ulrich Obrechts, Praetoris Regii zu Straßburg. (Jan. 1702. I.)

Des berühmten Herrn Ulrichs Obrechts Praetoris Regii zu Straßburg Leben wird dienlich ſeyn, mit wenigen, theils aus dem, ſo ſich in den Hamburgiſchen Remarquen, theils in denen Mémoires de Trévoux (Nov. und Dec.) findet, vorzuſtellen: zumal beyde Nachrichtungen von guter Hand herzukommen ſcheinen.

—— Wie im ſelbigen Jahre (1681) der König von Frankreich ſich Meiſter von Straßburg machte, und mit ſeiner Hofhaltung, darunter auch Mr. Pelliſſon war, dahin kam, ſo machte ſich dieſer mit ihm bekannt, und trachtete, ihn zur Römiſchen Religion zu bringen: zumal er bemerket, daß Herrn Obrechten aus der Kirchen-Hiſtorie einige Zweifel beygewohnet: doch ſey damals (ſagt der Bericht von Trevoux) ſeine Stunde noch nicht kommen geweſen. Er habe aber ferner mit den Jeſuiten, die der König zu Straßburg eingeführet, conferiret, und ſey endlich ſo weit gerathen, daß er zu Paris unter den Händen des Biſchofs von Meaux ein öffentlich Bekenntniß des Römiſchen Glaubens im Jahr 1684 gethan; wie wohl die Hamburgiſche Nachricht es ins Jahr 1685 verſchiebet (Herr Biſchof Burnet ſagt auch in ſeiner Reiſe-Beſchreibung (p. 614), er ſey im Jahr 1685 nach Paris gegangen, und Römiſch werden, um ſeines Vaters Tod zu rächen, und in ſeinem Verhaben beſſern Fortgang zu haben); in welchem ihm der König das Ambt eines Praetoris Regii, welcher Präſident in allen Collegien iſt, und auf welcher das ganze Straßburgiſche Stadt-Regiment ankommt, beygeleget. Der Autor des franzöſiſchen Berichts fügt hinzu, daß er darauf usum divortiorum quoad vinculum abgeſchaffet; welchen dieſer Autor (gegen die Autorität der alten allgemeinen, und heutigen Griechiſchen Kirche) einen enormem abusum nennet, den der König auf Herr Obrechts Anhalten im Jahr 1687 gar bey Lebens-Strafe verboten. Herr Obrecht hätte auch, das Volk eines Beſſern in dieſem Stücke zu unterweiſen, des Heil. Auguſtins Buch von Ehebrecheriſchen Heyrathen ins teutſche überſetzet. Es hätte auch dieſer gelehrte Mann ſich die Mühe gegeben, 1688 des P. Dez Buch von der (vermeinten) Reunion der Proteſtirenden zu

Straßburg mit der Katholiſchen Kirche ins teutſche zu überſetzen, welches großen Nutzen geſchaffet haben ſolle. —

Der franzöſiſche Bericht ſagt, daß die Catholiſchen ſich verwundert, wie ein ſo erleuchteter Mann eine ſolche chriſtliche Einfalt und blinden Glauben (ſoy aveugle), das ſind die eignen Worte, annehmen können. Er hätte aber mehr Urſach gehabt zu ſagen, daß ſich die Evangeliſchen hierüber verwundert; und ſtehet dahin, ob man bisher einen blinden Glauben vor ein Lob gehalten. Doch ſiehet man wohl, daß der Autor des Berichts einen ſolchen Glauben verſtanden, da die Vernunft ſich durch eine höhere Vernunft gefangen nehmen läſſet, und es dem Schein nach eine Einfalt, in der That aber die wahre Weisheit iſt: ob aber der Römiſche alſo bewandt, iſt hier nicht Ort und Stelle auszumachen. Nur hat man noch beyfügen wollen, daß man berichtet worden, es habe Herr Obrecht durch den Päpſtlichen Nuntium in der Schweitz einige Mortification einsmals empfangen; indem er eine kleine Schrift, ohne ſeinen Namen, unter dem Titel Confeſſionis fidei drucken laſſen, darinnen er die Römiſchen Lehren aufs anſtändigſte, als ihm möglich gedeucht, vorſtellen wollen; welches aber dem Nuntio nicht angeſtanden, weil man zu Rom vermeynet, die Profeſſiones fidei müſſen ohne des Pabſts Approbation nicht herausgegeben werden; ohngeachtet ja ſonſt bekannt, daß ein jeder nicht allein Macht hat, ſeinen Glauben zu bekennen, ſondern auch zu Zeiten dazu verbunden. Inzwiſchen iſt die beſagte Schrift verboten und, ſo viel noch thunlich geweſen, untergeſchlagen worden. — Es wäre zu wünſchen, daß noch mehr Gedanken dieſes vortrefflichen Mannes zum Vorſchein kommen oder noch kommen möchten, auch ſo gar, was er wider des Erzhauſes Oeſterreich Rechte auf die Erbſchaft des letzten Königs in Spanien vorgehabt, weil ſolches denen, die Kayſerlich geſinnet, mehr Gelegenheit, dieſelbe wohl zu erläutern, geben würde.

8.

D. **Thomae Ittigii**, Theologiae P. P. etc. Exercitationum Theologicarum varii Argumenti, in Academia Lipsiensi publice propositarum, Enneas. Accedunt ejus duae Orationes inaugurlaes et totidem programmata, his promissa. Lipsiae MDCCII. 8vo.

D. Thom. Ittigs neun Theologiſche Uebungen, ſo er oder andere unter ihme auf der Academie zu Leipzig gehalten. Neben zwey Reden mit ſo viel Vorſchriften oder Programmatibus gefüget. 2 Alphab. 11 Bogen. (Juni 1702. I.)

In der I. Exerc. wird unterſuchet die Cenſur der Theologiſchen Facultät zu Paris, welche ſie in der Sorbonne den 18. May 1683 gegeben, über den Satz: Ad solam sedem Apostolicam divino immutabili Privilegio spectat, de controversiis fidei judicare. Wie der itzige König in Frankreich die ſogenannte Jura Regaliae weiter ausſtrecken wollte, als es etwan die Sätze des andern Lyoniſchen Concilii zuzulaſſen ſchienen, ging es Pabſt Innocentio XI. ſehr nahe. Er entſetzte ſich aber noch heftiger, als die franzöſiſche Cleriſey ihrem Könige in der, 1682 zu Paris gehaltenen Verſammlung in obigen Stücke beyfiele; und ſchrieb daher auf ſelbige den 11. April 1682, von Rom aus, einen ſehr harten Brief. Doch ehe noch dieſer ankam, hatte die Cleriſey ſchon vorgebauet, und damit ſie wider des Pabſts vermuthliche Forderungen Schutz haben mögte, in obiger Verſammlung der Macht des Römiſchen Pabſts in vier Sätzen gewiſſe Schranken geſetzet. In dem erſten wurde Petro und ſeinen Nachfolgern die Gewalt in weltlichen und bürgerlichen Sachen benommen: in dem andern ſeine Macht in geiſtlichen Dingen den Concilien unterworfen: in dem dritten wurde eben dieſelbe ad receptos Ecclesiae Canones reſtringiret, und im vierten wurde ſtatuiret, man könne das Urtheil des Pabſts, wenn die Kirche mit demſelben nicht eingeſtimmet, gar wohl reformiren und ändern. Der König hielt folglich ſeine Unterthanen durch ausdrücklichen Befehl dahin, dieſen vier Sätzen im Lehren nachzukommen; bey welcher Leſung dem Pabſte, wo Heideggern zu glauben, die Augen übergegangen. Von päbſtlicher Seite zwar ſchrieb Emanuel Scheelſtraten, der Vaticaniſchen Bibliothek Präfectus, wider den andern Satz; (daß Herr Scheelſtraten dieſer Schrift wegen aus einem ſchlechten Canonico von Antwerpen, von Pabſt Innocentio XI. zum Canonico zu St. Peter in Rom und Custode Bibl. Vaticanae gemacht ſey, haben wir im Jahr 1701 im Mart p. 20 seq. erzählet. Ihm folgte bey der Bibl. Vaticana nach Henricus Noris, der anitzo Cardinal iſt, und zu ſeinem Nachfolger den Herrn Zacagni bekommen hat.) Auguſtinus Redingius wider alle viere in ſeinen Reflexionibus, ſo dem Tomo III. Veritatis inextinctae Concilii Tridentini adversus Heideggerum vorgeſetzet ſind; wie auch Eugenius Lombardus in Regali Pontificis Romani sacerdotio, Andere zu geſchweigen. Georgius Szelepechemius, Erz-Biſchof zu Gran und Primas des Königreichs Ungarn, proſcribirte beſagte Sätze aufs ſchärfſte in einer Epistola Synodica an alle gläubige Chriſten in Ungaren ſo lange, bis hierüber zum Vorſchein kommen würde (wie er redet): „infallibile Apostolicae sedis oraculum, ad quam solam divino et immutabili Privilegio spectat, de controversiis fidei judicare.“ Dieſe Propoſition wurde, ſobald ſie nur in Frankreich kommen, in der Verſammlung der Cleriſey erwogen, und gab den 7. und 8. May der gelehrte Natalis Alexander, Ord. Fr. Prael. ſein Suffragium cenſorium darüber, welches er auch ſeiner Historiae Eccl. (Sec. 13. und 14. Part. 3. p. 523) eindrücken laſſen, ſo da, wie auch alle ſeine andre Schriften, vom Pabſte Innocentio XI. verdammet werden. (Das Päbſtliche Diploma ſteht in den Novelles de la Rep. des lettres Oct. 1684 art. 7.) Folglich that den 18. May deſſelbigen 1683ſten Jahres die ganze Facultät den Schluß drüber: „Haec propositio, quatenus excludit ab Episcopis et Conciliis etiam generalibus, judicandi et fidei controversiis autoritatem, quam habent immediate a Christo, falsa est, temeraria, erronea, praxi Ecclesiae adversa, verbo Dei contraria, doctrinam renovans alias a Facultate reprobatam." Dieſes nun hat dem Herrn D. Ittig zu einer Disputation, ſo er 1683 im Auguſt zu Leipzig pro Licentia in der Theologie gehalten, Gelegenheit gegeben. Er erwähnet Anfangs, ob Petrus ſey zu Rom geweſen, und bejahet dieſes, weil die meiſten alten Kirchen-Väter ſchreiben, er ſey zu Rom mit der Märter-Krone gezieret worden: daß er aber, nachdem er ſieben Jahr Biſchof zu Antiochia geweſen, 25 Jahr als ordentlicher Biſchof zu Rom gelebt haben ſoll, ſolches ſcheint ihm aus der Chronologie unwahr zu ſeyn; und haben ein ſolches Gedichte auch ſchon Nicolaus Vedelius, ein Büchlein de Cathedra Petri, und Steph. Baluzius ſelbſt, in Notis über Lactantium de Mortibus persecutorum (Tom. II. Miscell. p. 355.) widerleget. Daß Petrus aber zu Rom keinen universalem et monarchicum primatum, der Jure haereditario auf ſeine Nachfolger kommen, gehabt, iſt weitläuftig von Gerhardo Chamier und andern erwieſen. Es ruiniret auch Petri Primatum nicht wenig, wenn man, mit Arnoldo, Paulum eben ſo wohl, als Petrum zum Haupte der Kirchen ſetzet, welches denn aus Irenäo, Euſebio, Epiphanio, Hieronymo, kann behauptet werden, denen auch die Päbſte ſelbſt nicht ſelten in ihren Schriften beyfallen, und von 800 und mehr Jahren der Petri und Pauli Bildniſſe beyſammen in ihren Bullis plumbeis geführet haben. Wenn nun Petri Primatus fället, können ſelbige viel weniger ſeine Nachfolger fordern. Judicium in rebus fidei kann auch nicht von den Päbſten allein dependiren; indem klar, und nach ihren eignen Geſtändniſſen (deren etliche D. Ittig anführet) richtig, daß ſie ſo wohl, als andere, irrige Menſchen ſeyn. Daher ſie denn vielfältig ſelbſt ihrer Vorfahren Decreta annulliret, und denenſelben ſchnurſtracks entgegen gehende Verordnungen gemachet.

Wie ſie ſich oft ſelbſt zuwider geredet, kann Vigilii Epiſtel erweiſen. Dieſer war erſt vor die drey ſo genannte Capitula; als er aber nach Conſtantinopel von Kayſer Juſtiniano beruffen, verdammete er ſelbige in einer Schrift, Judicatum genannt. (Es iſt bekannt, daß, nachdem Neſtorius im Synodo Epheſina verdammet und ins Elend geſchicket, von ſeinen Günſtlingen und Anhange drey Schriften unters Volk gebracht werden, ſeine Lehre dem Pöbel beyzubringen und den Haufen damit anzuſtecken. Dieſe drey Schriften werden tria Capitula geheißen, und hat das erſte Theodorus Mopſveſtenus, in Cilicia Episcopus; das andere, Theodoratus Cyri, in Syria Episcopus; das dritte aber, in Form eines Briefes, Ibas Edeſſenus, in Syria Episcopus, gemachet. Beſiehe ausführlich hievon des Herrn M. Gothofr. Gleitsmanni Diſſert. de tribus Capitulis ſo er 1687 zu Leipzig gehalten). Hernach zur Zeit des V. allgemeinen Synodi, verthädigte er ſelbige wieder in dem Buche, ſo er Constitutum hieß: und wie nichts deſto weniger der Synodus die drey Capitula verdammte, billigte Vigilius den Synodum, änderte zum vierten ſeine Meynung, und retractirte in einem Schreiben an Eutychium alles vorige, geſtund dabey, er habe vieles auf des Teufels Eingeben geredet und geſchrieben. (Dieſe Epiſtel hat erſt Petrus der Maria, hernach wieder Baluzius in Concil. ediret.) Wo wollte man auch in Glaubens-Sachen Gewißheit von den Päbſten haben, wenn ſie ſie bisweilen ſelbſt nicht finden können? Z. E. Paulus V. und Gregorius XV. konnten, wie ſehr ſie auch Philippus III. und IV., Könige in Spanien, baten, in der Frage von der immaculata B. Mariae conceptione nichts decidiren, und gaben vor, die ewige Weisheit habe ein ſolches Geheimniß ihrer Kirche noch nicht offenbaret. Was würde man ferner machen, wenn zwey oder mehrere Päbſte wären, und man den rechten unter ihnen nicht wüßte? So iſt auch offenbar, daß die Päbſte nicht ſelten die Schrift verdrehen und wunderlich anführen; welches auch Cajetanus erkennet, aber darinne lächerlich gehandelt, daß er gemeynet, man müſſe in ſolchen Fällen die Vernunft gefangen nehmen. Aus allen erſcheinet, was vor einen ſchlechten allgemeinen und oberſten Ritter der Pabſt abgeben könne; wovor ihn doch unzählig viele Römiſche erkennet. Die Cenſores haben alſo recht gethan, daß ſie des Erzbiſchofs von Gran Propoſition vor falſch erkennet; doch haben ſie auch darinne geirret, daß ſie obigen Satz nur in ſo weit vor irrig erkläret: quatenus excludit ab Episcopis et conciliis etiam generalibus judicandi de fidei Controversiis autoritatem, quam habeant immediate a Christo: indem in Glaubens-Streitigkeiten, deren Wiſſenſchaft zur Seeligkeit nöthig iſt, auch die Layen nicht ſchlechterdings hin ausgeſchloſſen werden müſſen. Als die ebenſowohl ihren Verſtand haben; die Schrift verſtehen, und folglich von Glaubens-Sachen urtheilen können. In Concilien kommet es oft, daß die gerechte Parthey von der irrenden überſtimmet werde. Wer aber ſich an die Schrift einzig und alleine hält, und nach derſelben, als der rechten Entſcheiderin der Streitigkeiten ſpricht, derſelbe iſt der beſte Richter, er möge auch ſeyn, wer er wolle, und leben, wo er wolle. Herr D. Ittig läßt es an ſattſamen und klaren Exempeln nicht fehlen.

— Die Exerc: V. „von dem Evangelio, ſo den Todten verkündigt“ iſt über die Worte 1. Petr. IV. 6. — Der Spruch 1. Petr. III., 19. iſt mit oberwähnten Orte keinesweges parallell, und wird nach beygebrachten vielen andern Meynungen vom Herrn D. Ittig denenjenigen Beyfall gegeben, die da ſagen, es ſey Petrus allhier ſo zu verſtehen: daß der lebendig gemachte Chriſtus vor ſeiner Auferſtehung in göttlicher Kraft zur Höllen gefahren ſey, und als ein Herold den verdammten Geiſtern geprediget, und den Befehl von ihrer ewigen Verdammniß, welche ſie durch die freywillige Verſtoßung der Mittel zur Seeligkeit ſich übern Hals gezogen, ihnen kund gethan habe: worzu ſich denn das Wort κηρύσσειν wohl ſchicket; da hingegen in unſern Spruche εὐαγγελίζεσθαι ſtehet, welches nicht blos von der Verkündigung des Geſetzes, wie jenes, kann verſtanden werden. Aus allen erhellet klar, daß dieſe beyde Stellen einander nicht paralell laufen. Es bringet Herr D. Ittig hiebey viel ſchöne Sachen wider das Ewige Evangelium, wider Limbum Patrum, und die, ſo unſern Spruch anders erklären, vor, und examiniret der Kirchenväter Stellen aufs genaueſte: daß alſo der Autor des Buchs von der Wiederbringung aller Dinge nicht Urſache gehabt hätte, zu meynen, als hielte es Herr D. Ittig mit ihm heimlich: worüber dieſer ſich in der Vorrede allhier heftig beſchweret, und zugleich die ſchwachen Gründe, worauf beſagter Autor ſeine ἀποκατάστασιν πάντων gründen wollen, anzeiget.*) —

— In der Exerc: VII. „Von der ängſtlich harrenden Creatur“ erkläret Herr D. Ittig die Worte Pauli an die Römer VIII. 19—23., und weiſet, daß durch die Creatur allhier weder die unvernünftigen Creaturen, als Himmel, Erde, Waſſer, Thiere, und alles, was keine Vernunft hat; noch auch die guten oder böſen Engel, oder aber die Seelen der verſtorbnen Gläubigen, oder Adam und Eva, oder die Heyden füglich verſtanden werden können, obſchon viele gelehrte Leute dergleichen Meynungen geheget: ſondern daß dadurch die Gläubigen gemeynet werden. Denn der Apoſtel ſagt, er wiſſe gewiß, daß dieſer Zeit Leiden nicht werth ſey der Herrlichkeit, welche an Gottes Kindern ſolle offenbaret werden. Dieſes beweiſet er aus dem heftigen Verlangen der Gläubigen (denn ſolches heißet ἀποκαραδοκία), ſo auf die Offenbarung der

---

*) Hier weiſt Leibnitz auf ſeine Recenſion dieſes Buches, eben N. 3. zurück, wobei er ſich in ſeiner, auch ſonſt bekannten Anſicht hierüber gleich bleibt. Zu bemerken iſt auch, daß er in dem vorhergehenden Monat Mai 1702. X. „Neue Zeitungen von gelehrten Sachen“ p. 103. auf jene Recenſion ſich bezieht: „Auf die von uns im vorigen Jahres April recenſirte Schrift von Wiederbringung aller Dinge, iſt nunmehro geantwortet in einer Schrift, ſo heißet“ ꝛc.

Kinder Gottes warten (v. 19.), welche Offenbarung am jüngſten Tage geſchehen wird. Das Wort κτίσις wird in der Schrift ſowohl von vernünftigen, als unvernünftigen Geſchöpfen, niemals aber von den letztern alleine, gebrauchet: von dem Menſchen allein kömmt es Marc. XVI. 15. Col. I. 23. vor; und iſt alſo nicht ungereimt, wenn man es auch hier von denenſelben ausleget. Was weiter dabey vorkömmt, und die Einwürfe, beantwortet er nachdrücklich. Dabey giebt er an den Tag, daß er durch die Creatur die annoch in der ſtreitenden Kirche lebenden Gläubigen, durch die Kinder Gottes aber nicht allein dieſe Gläubigen, ſondern auch die, ſo ſchon im Himmel triumphiren, verſtehe. Die Arminianer; auch die Socinianer auf gewiſſe Weiſe; wie ingleichen einige Reformirte, als Rivetus und Bullingerus, und Päbſtler, als Salmeron; nicht weniger von den Unſern D. Heinrich Müller (Epiſtel. Schlußkette, Dom. IV. Trin. p. 198.) Varenius (Breviar. p. 834.), haben nebſt Herrn D. Ittig dieſe Stelle alſo von den gläubigen Menſchen verſtanden, und hiemit vielen Schwürigkeiten vorgebeuget. Unter den Alten beziehet ſich Herr D. Ittig auf Gregorium M. ꝛc. die er alle ſelbſt nachgeſchlagen. Hindert ihm alſo nicht, daß die meiſten unſerer Kirche, ſo von dieſer Materie gehandelt, ſie von den unvernünftigen Creaturen; eine Wittenbergiſche Disputation Meisneri aber auch zugleich von den Engeln ausgeleget.

— Im Anhange erſcheinet I. ein Programma, worinnen er weiſet, daß 1. Tim. III., 14. „die Kirche des lebendigen Gottes allerdings ein Pfeiler und Grundfeſte der Wahrheit ſey“; aber ſo, daß ſie auch ſelbſt von der Wahrheit unterſtützet und in ihr gegründet ſey, daher Chryſoſtomus, hom. II. in I. ad. Timoth. dieſen Spruch erklärend, die Wahrheit στύλον καὶ ἑδραίωμα der Kirchen nenne. Sie ſey die Säule der Wahrheit, aber ihr Fundament ſey Chriſtus. 1. Cor. III.,

11. x. Daher die Römiſchen in ihren Meynungen ſich auf den Conſens der Kirche zu berufen gar nicht Urſache haben.

— III. iſt p. 771. ein Programma, worinnen der Tractat, ſo im Jahr 1697 zu London unterm Titel Latitudinarius Orthodoxus herauskommen, widerleget, und zwar, ſo iſt hier ſonderlich, was er wider das Abendmal geſaget, zu Schande gemachet. Denn beſagter Latitudinarius hat läſterlich und fälſchlich vorgegeben, es finde ſich mit keinem Worte in der Schrift, daß man dieſen Artikel glauben ſolle. Da doch 1. Cor. XI. 23. klar ſtehe: Ich habe es vom Herrn empfangen, das ich euch gegeben habe. Es iſt auch falſch, daß der Latitudinarius ſagen dürfen, es ſey das Heil. Abendmal erſt im IV. Jahrhundert, vornemlich vom Chryſoſtomo zum tremendo Myſterio gemachet, daß von ſelbiger Zeit an man die Unwürdigen davon weggewieſen. Denn der Apoſtel ſaget ſchon, wer unwürdig hinzugehe, ſey ſchuldig an dem allerheiligſten Leibe und Blute .... Der gottloſe Latitudinarius aber will ferner ſo gar Chriſtum einer Unwahrheit, und die Apoſtel eines Irrthums beſchuldigen, welches abſurd und lächerlich. Was er von dem Vorzug des Kelchs vor dem Brote im Abendmal beybringet, iſt läppiſch, und wird von Hr. D. Ittig gründlich gehoben.

IV. Betrachtet er in einer Oration „die Mittel, womit Richard Simon das Gewiſſen derjenigen beruhigen will, welche in Frankreich zum Römiſchen Glauben gezwungen, ſich über die Beraubung des Heil. Kelchs im Abendmal beängſtigen“, und daher ſehr ungern das Abendmal brauchen. Es hat nemlich Herr Simon in einer kleinen Schrift vorgegeben, es gehe mit dem Kelche ebenſo zu, wie mit der Taufe. Denn habe die Kirche Macht gehabt (welches die Reformirten nicht leugnen), die Taufe ohne die Eintauchung zu verrichten, ſo habe ſie auch Macht, das unter zwey Geſtalten von dieſen gehaltene Abendmal unter Einer zu halten. Welches ſich aber gar übel reimet .... Denn bey der Taufe wird das Waſſer in alle Wege, als nöthig gelaſſen, und nur die Art, daſſelbe an den, der getauft werden ſoll, zu bringen, verändert; hier aber eine Geſtalt gar geraubet. Andre Dinge, ſo Herr Simon vorgebracht, und Herr D. Ittig mit leichter Mühe vor unzulänglich erkannt, wollen wir itzt übergehen; und nur ſchließlich erinnern, daß des Herrn D. Ittigs ungemeine Wiſſenſchaft in Antiquitatibus Ecclesiasticis, und treffliche Beleſenheit in allen und jeden Kirchen-Vätern, nebſt einer im übrigen großen Erudition, aus dieſen Exercitationen überall hervorleuchten, davon wir leicht viele ſchöne Exempel vorbringen könnten, wenn der übrigen Hauptmaterien nicht zu viel geweſen wären. *)

---

*) Schon in einer Anmerkung zu der Recenſion (oben No. 4 d. S. 358) hatte Leibnitz Ittig, ſeinem Freunde, einſt Schulkameraden, das Lob gegeben: „Der in allen Arten der Gelehrſamkeit, ſonderlich aber in der Kirchen-Hiſtorie vortrefflich und gründlich erfahrene Herr D. Ittig hat ſonſt unterſchiedene Sachen herausgegeben" ꝛc. Bei Ittigs Tode 1710 drückte ſich Leibnitz auf dieſelbe Art aus. An Thomas Burnet ſchreibt er (Opp. VI. 286.): Mr. Ittigius, Théologien à Leipsic, que vous avez connu, est mort. Il pouvoit donner de bonnes choses, ayant beaucoup de savoir et une excellente bibliothèque; mais ses infirmites l'en empêchoient. Il devoit se tenir à l'antiquité ecclésiastique et s'en dispenser d'écrire contre les Reformés. (Der Herausgeber merkt bei dieſem Briefe an: Cette lettre est sans date, mais elle est supposée écrite vers l'an 1710. Da man weiß, daß Ittig den 7. April 1710 ſtarb, ſo iſt das Jahr damit entſchieden; wie auch Leibnitz den 17. April 1710 (V. 311.) an Seb. Kortholt ſchreibt: Nuntiavit mihi Dr. Schurzmannus celeberrimi viri Dr. Thomae Ittingii mortem, amici veteris inde a schola.)

9.

Jo. Clerici Epistolae Criticae et Ecclesiasticae. etc. MDCC. (Mai 1700. I.)

(Von des Herrn Clerici Studiis und herausgegebnen Werken iſt in denen ſogenannten Parrhasianis, welche er ſelbſt gemacht hat (von p. 339 bis zu Ende) ausführlich gehandelt. Seine Gelehrſamkeit iſt bekannt und ungemein, aber auch die Freiheit, die er ſich nimmt, und die oft weit gehet, ſowohl in Theologicis, als ſonderlich in Beurtheilung gelehrter Leute; wie er denn mit demjenigen, ſo er gegen den vortreflichen Herrn Henricum Meibomium geſchrieben, einigen nachtheiligen Anſtoß gelitten haben dürfte, wenn ſolcher am Leben blieben).

—— Ep. I. ſagt er, Guil. Cave, der berühmte Canonicus zu Windſor, ſey mehr ein gelehrter Lob-Redner, als Hiſtorienſchreiber: und will dieſes beweiſen aus von ihm verfaßten Leben Clementis, den Cave gegen Photii Urtheil zu entſchuldigen ſuchet .... Allein es iſt auch des Herrn Cave Zweck nicht geweſen, die naevos patrum herfür zu ſuchen: und insgemein ſcheinet es nicht nöthig zu ſeyn, Anderer Fehler zuſammen zu leſen, ſondern es iſt nützlicher, daß man das Gute aus den Autoribus bemerke. Wie ſolches Herr Clericus ſelbſt in gegenwärtigem Buche haben will, und die Verfertiger der Bibliothecae Novorum Librorum zu Utrecht, wie auch andre, des Gegentheils wegen tadelt.

— Ep. V. will er mit vielen Gründen weiſen, wie ſchädlich alle Vermäntelungen derer Fehler, ſo die Alten begangen, in der Kirchen-Hiſtorie ſeyn, und wie ſie ſogar keine gottſelige Betrüge heißen können. Dahingegen die reine Bekenntniß der Wahrheit niemanden beleidige ...

Es iſt nicht ohne, daß man zu rechter Zeit die Wahrheit nicht verſchweigen ſoll; ſie kann aber auch wohl zur Unzeit geſaget werden. Und wenn einer ein Buch machen würde, darin er hauptſächlich Profeſſion machen wollte, zuſammen zu tragen, was die Patres unrecht geſagt, würde er darin den Kirchen einen ſchlechten Dienſt thun: wenn aber ſowohl das Gute, als Böſe unpartheyiſch vorgeſtellet würde, ſo findet ſich, daß jenes überwiege.

— In der VII. Epiſtel unternimmt er, zu beweiſen, „daß Plato nicht das Geringſte in ſeinen Schriften von den Juden, wie man vorgiebt, entlehnet: — im Philebo ſchreibt Plato, es haben „die guten Alten, die denen Göttern näher geweſen, dieſes Geräthes gedacht: daß, weil alles, was da wäre, aus eins und vielen beſtünde, und das Ende und die Unendlichkeit in ſich eingepflanzet habe, wir bey ſo geſtalten Sachen uns allezeit eine Ideam von allen Dingen abſonderlich ſetzen und ſuchen müſſen; denn ſo würden wir erfahren, daß ſie würklich darinnen ſtecke“, und was dergleichen Dinge mehr ſind, daran die Hebräer ihr Lebtage nicht gedacht. Dero wegen klar, wie ſehr die irren, welche aus dem Eins, unendlich und vielen gleich ſchlieſſen, es habe hier Plato auf die H. Dreyfaltigkeit geſehen ....

Es möchte auch hierauf ein und anders zu ſagen ſeyn. Denn daß die Hebräer ohne Metaphyſik nicht geweſen, zeiget was Gott Moſi von ſeinem Namen ſagt: ich werde ſeyn, der ich ſeyn werde; und die ganze Cabala iſt nichts anders, als eine Metaphyſik. Daß auch Plato mit Eins, Viel und Unendlich die Dreyfaltigkeit andeuten wollen, wird ihm nicht leicht ſchuld gegeben werden.

— Im IV. Buche de Legibus ſchreibet Plato von Gott, daß er, nach einer alten Rede, den Anfang, das Ende und das Mittel aller Dinge habe ꝛc. welches auch nicht, wie Juſtinus Martyr meynet, im Moſi zu finden, ſondern von demſelben genommen ſey, was vom Timäo, von der anima mundi, geſaget worden, welche Gott „τῷ κόσμῳ μεσόθεν ἐξάψας ἐπάγαγεν ἔξω, in das Mittel der Welt geſetzt, und daraus geführet" ꝛc.... Es ſcheinet aber, daß die von Platone angezogene „alte Rede" auf etwas Aelters und Bekannters, als des Timäi Worte zielen möchte.

Ep. VIII. und IX. ſuchet Herr Clericus klar zu machen, daß der Evangeliſt Johannes das Wort Λόγος nicht aus dem alten Teſtamente, ſondern aus Philone genommen ... Allein wenn man bedenket, was die Heil. Schrift alten Teſtaments ſagt: „daß der Himmel durch das Wort des Herrn gemacht, und alle ſein Heer durch den Geiſt ſeines Mundes" und was Moſes ſchon vom Ruach und Spiraculo vitae hat, ſo wird man erkennen, daß Johannes nicht bedurfte, es im Philone zu ſuchen.

— In der X. Ep. folget zum Anhange eine aus der Sittenlehre abgehandelte Diſſertation, darinnen er dieſe wunderliche Frage erörtern will: „ob man allezeit auf die Verläumdungen der Geiſtlichen antworten müſſe." Es hätte aber die Benennung des Geiſtlichen inſonderheit wohl ausgelaſſen, und die Frage generaliter tractiret werden können.

10.

S. Optati Afri, Milevitani Episcopi, de Schismate Donatistarum libri septem; etc. opera et studio M. Lud. El. Dupin. MDCCI. (Octob. 1701. II.)

——— Er (Optatus) lehret, der Menſch ſey von Natur ſchwach, unvollkommen und der Gnade Gottes bedürftig, daß er vollkommen werde. Doch ſtehe es nichts deſto weniger bey dem Menſchen „quod bonum est velle, et in eo, quod vult, currere, quanquam ipsi non datum sit perficere, ut post spatia, quae debet homo implere, restet aliquid Deo, ut deficienti succurat. Worinnen er aber unſern freyen

Willen ein wenig mehr zuzuſchreiben ſcheinet, als billig iſt.

— Optati Schreibart iſt prächtig, eyferig und kurz, nicht aber eben künſtlich und zierlich. Wem er beſtreitet, auf demſelbigen dringet er ſcharf los; die Geſchichte, ſo er erzählet, ſtellet er ſchön vor die Augen, die Stellen, ſo er hervorbringet, erkläret er ſinnreich und ſcharfſinnig, und brauchet überall mit den Sachen übereinkommende Worte. Er bringt bisweilen ergötzliche und artige Erzählungen bey, davon die Beſchreibung des Vogelſanges am Ende des 6. Buches ein Exempel ſeyn kann. Eins iſt von ihm zu tadeln, daß er die Schrift an vielen Orten allegoriſch ausleget, welches einem Prediger zwar zu vergeben, in einer Streit-Schrift aber nicht zu erdulden ſtehet.

— *)-Sonſt iſt bekannt, daß die erſten Donatiſten, da ſie geſehen, wie alle chriſtliche Gemeinen auf der Welt es mit Cäciliano gehalten, ſagen dürfen, die catholiſche Kirche ſey nur bey ihnen übrig, und an andern Orten verloſchen; es ſey die Taufe und Abendmal außer derſelbigen wahren Kirche vergebens. Alle die zu ihnen kamen, and ſchon in denen Kirchen, ſo ſie vor falſch hielten, getauft waren, tauften ſie wieder, und hielten den Gottesdienſt der übrigen Chriſten vor unrein; wollten auch durchaus nicht mit ihnen umgehen. Dieſe aber und viele andere ſchlechte Folgereyen hatten ſie gezogen aus der falſchen Meynung, daß die Kirche in der ganzen Welt verloren gegangen; und aus der alten Lehre der afrikaniſchen Biſchöfe, daß außer der Kirche nichts Bündiges und Gültiges geſchehen könne. Sie gaben vor, die Kirche ſey verloren, weil Cäcilianus von Felice Aptungitano, einen Traditore**) ordinirt ſey, und ihren Vergeben nach, noch andere

---

*) Schluß der Recenſion.

**) Der Name Traditores rührte aus der Zeit der Chriſtenverfolgung unter Diocletian und Maximian 303. „Sie hatte dieſes vor andern, daß offenbare Traditores vor Biſchöfe gehalten und nicht in den Bann gethan habe. Und wollten ſie alſo in der Kirche nur einzig und allein in speciem sanctos et justos haben: ja, ob ſie ſchon ſonſt geſtunden, die Kirche ſey aus Guten und Böſen vermiſcht, ſo glaubten ſie auch dabey, daß nur heimlich, nicht aber öffentlich, böſe Leute in der wahren Kirche ſeyen. Die alſo zu allererſt wider die Donatiſten geſchrieben, haben ſich blos angelegen ſeyn laſſen, Cäcilianum und Felicem, der ihn ordiniret, von den vorgeworfenen Laſtern und Verbrechen zu befreyen und zu zeigen, daß ſie mit allen Recht ſie in der Communion behalten können. Hernach aber ſuchten die Verfechter der chriſtlichen Kirche darzuthun, wie es nicht ſeyn könne, daß die catholiſche Kirche auf der ganzen Erde zu Grunde gegangen, und nur bey Donati Parthey, und einigen wenigen Africanern noch anzutreffen ſey. Denn wenn ſie dieſes bewieſen, ſo war ſchon ausgemacht, daß die von der catholiſchen Kirche ertheilte Taufe und Abendmal gültig und kräftig waren.

---

die Chriſten gezwungen wurden, ihre geiſtlichen Bücher, Kirchen-Gefäße und Zierrathen zu übergeben, damit ſie verbrennet würden. Wer ſie nicht liefern wollte, wurde gemartert, ins Gefängniß geworfen und endlich, wo er ſich hiedurch nicht bewegen ließe, am Leben geſtrafet. Diejenigen, ſo aus Furcht vor dergleichen grauſamen Execution, ihre Bücher übergaben, nennete man Traditores." — „An. 384. wurden einige Bekenner aus Abitine nach Carthago gefänglich eingebracht, zu welchen die Chriſten häufig ins Gefängniß gingen; da aber Biſchof Menſurius dieſes ſahe, und ſich vorſtellete, wie die Heyden hiedurch leichtlich wider die Chriſten von neuen Urſachen ſuchen könnten, befohl er Cäciliano, ſeinem Archidiacono, das unbeſonnene Volk von den Gefängniſſen wegzutreiben. Welches hernach die Donatiſten wider Cäcilianum aufs Tapet brachten, und dichteten, er hätte den Märtyrern nicht wollen Eſſen und Trinken bringen laſſen. Sie beſchuldigten auch Felicem von Aptunge, der Cäcilianum ordiniret, als habe er Bücher ausgeliefert, welcher aber ſeine Unſchuld klärlich bewieſe." (Ebend. weiter oben).

11.

D. Martin Luthers Bücher, Schriften und Predigten, welche in den Wittenbergiſchen, Jeniſchen und Eislebiſchen Theilen, Kirchen und Haus-Poſtillen, auch zuletzt vor dieſem ausgangenen Altenburgiſchem Tomis nicht zu finden, und doch von dem theurem Mann Gottes zum Theil in Druck ausgangen, und ſonſt geſchrieben und gepredigt worden ſind. Mit einer Vorrede Herrn Joh. Franz Buddei, P. P. in Halle, vom rechten Gebrauch der Schriften Lutheri. Halle im Herzogthum Magdeburg. MDCCII. in Fol. (April 1702. I.)

Des ſeel. D. Lutheri geiſtreiche Schriften ſind bey den Evangeliſchen, wie billig, jederzeit in ſonderbarer Hochachtung geweſen. Und haben hohe Potentaten davor geſorget, auch Privatleute dazu gerathen und geholfen, daß dieſelbe in gewiſſe Tomos zuſammen gedruckt und den Nachkommen zu gute erhalten würden; obgleich der liebe Lutherus nach der Verewigung ſeiner Werke im geringſten nicht getrachtet. — —

Daß aber dieſe wohlverdiente Leute nicht ſo gar reine nachgeleſen, daß nicht auch zu unſerer Zeit ein Spicilegium erfolgen könnte, werden diejenigen leicht erkennen, welchen S. Hoch-Fürſtl. Durchl. Herzogs Rudolph Auguſts von Braunſchweig und Lüneburg treffliche Bibliothek zu Braunſchweig bekannt, die mit unzähligen Autographis und Original-Schriften Lutheri und andrer Gelehrten ſeiner Zeit und actis publicis, mit mehr als Fürſtlichen Koſten, angerichtet; und würde man aus dieſer, mit Hinzuthuung der MSSten des Sächſ. Weimarſchen Archivs, eine alle andere übergehende Edition derſelben ans Licht bringen können.

Auf gegenwärtige Collection zu kommen, ſo hat ſelbige Herr Johann Gottfried Zeidler, der Herausgeber, von langen Jahren her aus allerhand einzeln gedruckten und nicht mehr zu habenden Büchern, und theils MSStis zuſammen geſuchet. Sie ſind, wie alle Schriften Lutheri, von unterſchiedener Art, und merket ſonderlich Hr. Zeidler wohl an, daß zwar die mittlern und letzten Schriften Lutheri weniger vom Pabſtthum, als die erſten haben, deſſen ungeachtet aber in den erſten mehr Geiſt und Fleiß ſey, da die Letzten tumultuarie geſchrieben, ja mehr von andern, als von ihme ſelbſt zu Papier gebracht ſeyn. So ſeyn auch die erſten weniger partheyiſch, und viel kürzer und nervöſer gefaſſet, als die letzten. Jene gehen mehr auf die Reformation des Menſchen, dieſe mehr auf die Reformation des Landes ꝛc. Wie es ferner mit allen und jeden Schriften Lutheri bewandt, will der Herr Herausgeber künftig in einer ſogenannten „Einrichtung einer neuen Edition der Schriften Lutheri“ ausführlich beſchreiben. Wo er jedes Stücke hergenommen, hat er an den Rand gezeichnet, wo aber nichts beyſtehet, dieſelbe beſitzet er ſelbſt im Original. Er verſpricht künftig die Schriften Ulrichs von Hutten, des Carolſtadt ꝛc. in gewiſſen Tomis an den Tag zu geben. Wie er denn auch Lutheri Schriften zu ediren fortfahren will, wenn er hierzu guter Patronen Vorſchub erlanget: und giebt er Nachricht, daß von des Herrn Prof. Buddeus Hand 2 ganze lateiniſche Tomi zu erwarten ſein.

Es ſind aber in dieſer Collection überall hundert und etliche dreißig Stücke zu finden; darunter eines der allerſchönſten iſt die Auslegung der 10 Gebothe, die er bereits 1516, und alſo vor dem Streit wider den Pabſt, gepredigt. Er lehret in ſelbiger (p. 2.) daß, wenn ein Menſch noch auf ſich und nicht lediglich auf Gott ſehe, der begehe Abgötterey, und läſſet ſich darauf vernehmen: „Ja, ſprichſt du, das gehet nur die Vollkommenen an, und iſt nicht noth, daß alle Menſchen vollkommen ſeyn. Antwort: Ich weiß ſelbſts wohl, daß ſolches geſagt iſt den Vollkommenen (nemlich den Chriſten, nicht den Juden). Das ſag ich nicht darum, als ſollten alle die verdammt ſeyn, die ſo vollkommen nicht ſind; ſondern der Zweck und Ziel iſt uns vorgeſteckt, und wird niemand entſchuldiget, der es nicht erreichet, denn allein, der mit Seufzen wehemüthig erkennet und bekennet, daß er noch ſehr unvollkommen ſey, und doch täglich Fleiß thut, daß er müge vollkommen werden.“ Sind gewiß Kern-Worte, womit allen ſichern, rohen Leuten ihre Ausflucht benommen wird, wenn ſie ſprechen: ob ich gleich nicht ſo vollkommen bin, kann ich doch ſeelig werden. Pag. 4. sq. iſt curiös, daß er die Abgöttereyen und Abergläubigkeiten, ſo noch unter Chriſten, und ſonderlich in Deutſchland, gebräuchlich geweſen, nach den drei menſchlichen Altern durchgehet. — — Er hält mit Recht die Verwandlung der Menſchen in Thiere, das Fahren durch die Luſt, vor des Teufels Blendwerk und ohnmöglich. Er erzählet etliche Hiſtörchen (p. 9.) und ſaget, man erfahre ſolche Verblendung noch heutiges Tages allenthalben. Als Einer, der einem Juden ſchuldig war, und ſich im Schlaf, als ihm deucht, ein Bein vom Leibe reißen ließ, daß er ſich des Juden erwehret. Item man ſagt, daß ein Münch geweſen ſey, der ein Fuder Heu faſt gar aufgefreſſen ꝛc. (Dieſe Hiſtörchen erzählet man ſonſt vom D. Fauſt; hieraus aber erhellet, daß ſie nicht von ihme, ſondern einem Andern practiciret, und ihme, wie viel mehrere ſolcher Dinge, angedichtet ſeyen.)

— Die Auslegung des Vater Unſer ſteht zwar, wie ſie 1518 Lutherus von neuen ausgearbeitet, in T. 1. Altenb. Allein weil die erſtere von dieſer letzten Edition in vielem unterſchieden, und ein merkwürdig Stück der Erſtlinge Lutheri iſt, ſo er noch vor dem Anfange des Streits vom Ablaß gepredigет, als kann daraus erkennet werden, wie er ſchon damals viele grobe Irrthümer des Pabſtthums angefochten, ohne daß er das geringſte Privat-Abſehen gehabt. Wie er denn im Beſchluß der Predigt von der Auferweckung Lazari (p. 116.) übel empfunden, daß die Studenten zu Wittenberg des Tetzels Theſes vom Ablaß aufm Markte öffendlich verbrandt, und gelehret, man ſolle auch ſeinen Widerſachern Chriſtliche Liebe erweiſen. Was er von Verläugnung ſeyn ſelbſt in obiger Auslegung des Vater Unſer (p. 99.) ſchreibet, verdienet einiges Nachdenken: „Beſchließlich folget, (ſind ſeine Worte) daß wir zu dem Reiche Gottes nicht kommen, es ſey dann, daß unſer Wille gebrochen wird, daß der Menſch alſo geführet werde und ſage: O mein lieber Gott, da iſt Helle, da iſt Himmel, Keuſchheit, Heiligkeit, gute Werke, darinne habe ich die Meynung &c. Aber lieber Gott, ich ſetze es frey zu dir, mach damit, was dir gefället; denn mein Wille iſt nicht ſo gut, als deiner. Darum geſchehe und vergehe dein Wille. Und alſo muß der Menſch gelaſſen ſeyn, daß er auch, ſo es Gott gefiele, in die Hölle wollt fahren um ſeinent-Willen. Wenn aber dies alles geſchiehet, ſo kommt das Reich Gottes in uns, denn Adam iſt nun todt, und regieret Chriſtus, und in dem Hauſe thut man nichts, denn Gott loben“ &c. Es hat, beyläufig dieſes zu berühren, ſich neulicher Zeit nicht alleine unter den Römiſchen, ſondern auch bey unſerer Kirchen ein Streit erhoben, da man die Lehre, daß man ſich verläugnen ſollte, auch ſo weit, daß man die Seeligkeit nicht anders, als mit völliger Ergebung unſers Willens in den Willen Gottes, ſollte verlangen, auf beiden Seiten verdammet hat. Doch ſcheinets, als habe Lutherus hier die höchſte Gelaſſenheit, ſo wir in Gottes Willen haben müſſen, durch dieſen unmöglichen Satz verſtellen wollen.

Was der ſeelige Lutherus (p. 154.) wider die Epiſtel S. Jacobi vorbringt, iſt ein wenig zu hart. Denn wenn er dieſe Epiſtel in der Zahl der rechten Haupt-Bücher nicht haben will, weil ſie ſeiner Meinung nach, die Werke zu ſehr treibet, und Paulo im Punkte der Rechtfertigung durch den Glauben widerſprechen ſoll: ſo hat er ſeiner Natur und Eifer den Zügel zu weit ſchießen laſſen, wie ſolches Herr Prof. Buddeus, in der ſchönen Vorrede vom rechten Gebrauch der Schriften Lutheri, wohl angemerket. Denn es iſt heutiges Tages klar ausgemacht, daß ſowohl dieſe, als andre Bücher Neuen

Teſtaments aus Trieb und Eingebung des Heil. Geiſts geſchrieben; und daß zwiſchen Jakobo und Paulo die höchſte Uebereinſtimmung, indem die rechten Werke, ſo jener rühmet, Früchte des Glaubens ſind, auf welchen dieſer dringet. —

12.

Jo. Frid. Mayeri ... Historia versionis Germanicae Bibliorum D. Martini Lutheri. 1701. (Nov. 1701. I).

— Wie elende und dabey noch rar die deutſchen Ueberſetzungen der Heil. Schrift vor Luthero geweſen, können vieler Gelehrten Klagen bezeugen. Lutherus wurde dadurch angereizet, ſelbſt Hand anzulegen, und eine Arbeit anzugehen, ſo Vielen nützlich ſeyn ſollte. Weswegen er ſich eyfrig auf die Griechiſche und Hebräiſche Sprache legte...

— Daß aber Andr. Maſius ... ſagen dürfen, es ſey die Bibel von Vielen verteutſchet und nur unter Lutheri Namen herausgegeben, und David Chyträus ... vorgegeben, Melanchthon und nicht Lutherus habe die 2 Bücher der Macabeer überſetzet, hierüber wundert ſich Herr D. Mayer zum höchſten. Denn es iſt, der Vorreden nicht zu gedenken, aus ſeinen Briefen bekannt, wie er auch Abweſende in dieſes oder jenes Orts Verdolmetſchung um Rath gefraget, und ſonſt in allen ſehr ſorgfältig ſich bemühet. Damit er von den Edelgeſteinen, Apoc. XXV., recht reden möge, bittet er Spalatinum in einen Briefe, ihm doch dieſelben Edelgeſteine würklich zu ſehen zu verſchaffen; die er auch erhalten. Er wünſcht ferner, daß doch einer möge der Raub-Vögel, des Wildprets, der giftigen Thiere und des Gewürms Namen recht teutſch geben, weil er bey den Lateinern, Hebräern und Griechen alles tunkel finde ... (Es wäre dieſes auch noch itzo zu wünſchen.

Denn ſo eine große Lexica, als wir auch haben, ſo hat dieſes doch keiner ex Profeſſo getrieben, und der zehende nicht verſtanden. Man müßte in dieſem Stück Lutheri nachfolgen, und die Schlächter, Jäger und andre verſtändige, alte Landleute zu Rathe ziehen, und fleißig mit ihnen umgehen, ſo dürfte man vielleicht noch wohl zu einiger Wiſſenſchaft hierinne gelangen.)

— Rich. Simon und Andre wollen uns Evangeliſchen Schuld geben, als hielten wir Lutheri Verſion vor authentiſch und infallibel: allein Herr D. Mayer thut gar wohl dar, daß dieſes nicht ſeye, und unſerer Theologen Praxis dieſes täglich widerlege; indem ſo wohl Lutherus ſelbſt, und die nach ihm gelebet, wohl erkennet und gewieſen, daß hier und da etwas verſehen. Wie denn in dieſer Welt nichts Vollkommenes ſeyn kann. Doch, ſagt er, ſey man zu weit gegangen, da man ohne Noth in deutſcher Sprache Lutheri geringſte, auch ungewiſſe Verſehen entdecket… Und obwohl in der teutſchen Bibel ein und anders beſſer gegeben werden könne, ſo ſind doch die Sachen, ſo den Glauben betreffen, allezeit gut ausgedrücket. Zudem können Unverſtändige und nicht gelehrt genung Seyende aus Erkennung, oder auch wohl bloßer Einbildung einiger geringer Fehler Lutheri eine üble Meynung von ihm und der Evangeliſchen Religion, obgleich ohne Urſache, leichtlich ſchöpfen, und alſo in Irrung gerathen; daher iſt billig, daß man ſich nicht zu weit herauslaſſe, und ohne Noth öffentlich ihn nicht widerlege, ſondern allezeit mit einer Ehrerbietung von ihm rede: damit man durch Leſung der deutſchen Bibel auch bey den Einfältigen die bisherige ſeeligmachende Frucht zu ſchaffen ohngehindert fortfahren könne. Andrer wichtigen Argumente des Herrn D. Mayers zu geſchweigen. Mit einer neuen Ueberſetzung, oder Veränderung der alten, die vielen Gemüther nur zu turbiren, iſt auch nicht rathſam. —

13.

Eine Probe des Teutſchen Geiſtlichen Rechts, wie ſelbiges ohne Papiſtiſche Verfälſchung, auch andre unförmliche Verwirrung, aus den Grundſätzen göttlicher Rechte zum Gebrauch proteſtirender Staaten in richtiger Ordnung etwan könne fürgeſtellet werden, nebſt nöthigen Regiſtern, ausgefertiget von Gottl. Gerh. Titius. Frankfr. 1702. (März 1702. III)

Daß in Teutſchland die Geiſtliche Rechts-Gelahrtheit nach dem Zuſtande des Teutſchen Reichs nicht ſattſam unterſchieden, noch von proteſtirenden Scribenten nach, der Religion und der weltlichen Herrſchaft gemäſſen, Grund-Geſetzen überall angerichtet ſey: ſolches will der Herr Autor herleiten von der beſondern und verwickelten Verfaſſung Deutſchlandes, von dem Papſthume, womit die Teutſche Rechts-Lehre bemenget, und endlich von einigen aus dem Römiſchen Rechte herſtammenden Vorurtheilen. Er geſtehet, daß zwar ein und ander Stück der Geiſtlichen Rechts-Lehre wohl ausgearbeitet ſey; beklagt aber dabey, daß man im ganzen Werke bishero nichts tüchtiges geſehen. Denn ob gleich gelehrte Männer, und unter denſelben der ſeel. Herr Ziegler, in unterſchiedenen Arbeiten die Päbſtiſche Schriften mit ihren Anmerkungen erläutert, ſo laufe doch alles meiſtentheils auf eine Curioſität aus: die nöthigen und nützlichen Lehren aber würden entweder gar nicht, oder doch nur zerſtümmelt fürgetragen. — — Alles dieſes beſſer einzurichten, hat der Herr Autor eine Probe in dieſem Buche thun wollen. Weil nun eine wohl zuſammenhangende Geiſtliche Rechts-Lehre abzufaſſen nicht möglich iſt, wenn man nicht einen gewiſſen Zuſtand der Republic und Kirche vorausſetze, und nach ſelbigen jene einrichte; und aber in Teutſchland die Regierungs-Art und Religion unterſchiedlich iſt, ſo geſtehet der Herr Autor, daß man unmöglich eine auf ganz Teutſchland und jede Reichsſtände ſich ſchickende Geiſtliche

Rechts-Lehre verfertigen könne. Er hat alſo gegenwärtige Probe nach dem Zuſtande proteſtirender Staaten eingerichtet, und, was nach dem Pabſtthum ſchmecket, oder ins Alterthum gehöret, ſo viel möglich, bey Seite geſetzet. — — Warum er es in Teutſcher Sprache beſchrieben, kann aus der Vorrede ſeines Teutſchen Lehr-Rechts geſehen werden, und iſt gewiß, daß die Teutſche Sprache ſehr fähig ſeye, gute Wiſſenſchaften darinnen vorzutragen. —

— Was demnach der Herr Autor von Ausarbeitung einer neuen Jurisprudentiae Consistorialis Germanicae anführet, iſt nicht zu verachten, und würde ſonderlich nützlich ſeyn, wenn eine Harmonia der Kirchen-Ordnungen der fürnehmſten Stände des Reichs, proteſtirender Religion, dabey gefüget, und ſolche gegen einander gehalten würden. Welches ſicherer, als allerhand neue Meynungen nach ſeinem Gutdünken einführen wollen, damit der Leſer nur übel angeführet wird, indem man hernach in den Tribunalibus denenſelben nicht nachgehet. Daß gleichwohl ein und anderes nach der Vernunft und Billigkeit zu mildern, hat auch unter andern Herr Hieron. Brücknerus practice wohl angewieſen. Was im Papſtthum ex antiqua disciplina Ecclesiae überblieben, darauf hat man vor andern billig zu ſehen. Wie dann ſonderlich der Oberſyndicus zu Bremen, Hr. Maſtricht, in deſſen Unterſuchungen es vielen proteſtirenden Rechts-Lehrern zuvor gethan. Diejenigen, ſo das rechte Chriſtliche Alterthum aus den Augen ſetzen, thun es gemeiniglich, weil ſie deſſen nicht gnugſam kundig, oder auch wohl die Mühe und den Fleiß gern ſparen wollten, ſo zu deſſen Unterſuchung nöthig, bey welcher der Hrn. Engeländer Vorſpiel uns nicht wenig dienen kann. Was die Ordnung der Rechts-Lehre belanget, ſo hat der Hr. Autor nicht Unrecht, diejenigen zu tadeln, die der insgemein nicht allzuwohl verſtandenen Eintheilung: in personas, res et actiones mißbrauchen. Sonſt iſt nicht ohne, daß, obſchon Perſonen, Sachen und Geſchäfte in der That von einander nicht zu trennen; dennoch nicht undienlich ſey, von dem, ſo facti iſt, eine abſondere Abhandlung anzuſtellen; als zum Exempel, de jure militum, foeminarum, caecorum etc.; de jure aedificiorum, agrorum, lignorum, lapidum, de jure solennium, conditionum, temporum, locorum, aliisque personarum rerum, actuum et circumstantiarum differentiis, ſowohl per modum indicis, als in practibus particularibus, worinnen beyſammen zu finden, was von den objectis non raro occurrentibus in jure zerſtreuet. Ueber dieſes ſind, in der Haupt-Abhandlung ſelbſt, die jura personam vel rem intime attingentia eique cohaerentia von denenjenigen billig zu ſondern, welche blos auf id quod interest gehen, und alſo mit Gelde abzukaufen, daher die jura personarum et realia von dem bloſſen ſo genannten jure ad rem personali nicht unbillig unterſchieden werden. Gottes Wort gehöret in die Jurisprudenz ad doctrinam de Legibus, die voran gehet. Bey dem Gottesdienſt und Sacramenten kann zweyerley betrachtet werden, die Schuldigkeit, ſolche zu beobachten, und ein gewiſſer effectus juris sacri, der dabey entſtehen kann: immaßen die Taufe als ein Bündniß mit Gott betrachtet wird. Daher der Hr. Autor billig erinnert, daß dergleichen alles ſo blos hin in die Handlung von den Sachen nicht zu werfen. Wie weit die Theologica practica von der Jurisprudentia Ecclesiastica zu unterſcheiden, iſt eine ſchwere Frage, und dabey billig zu betrachten, ſowohl was die Kirche den Göttlichen Rechten beygefüget, als wie weit der Menſchen und ſonderlich der Obrigkeit Macht ſich erſtrecke. Der Unterſcheid, ſo ſich hin und wieder bey den proteſtirenden Conſiſtorien in Deutſchland findet, ſollte wohl einer allgemeinen Jurisprudentiae Consistoriali ebenſo wenig im Wege ſtehen können, als die Statuta dem Juri communi.

14.

Nebenſtunden unterſchiedener Gedichte.*) Berlin 1700. (Sept. 1700, IV).

Je ſeltener etwas artiges in der Teutſchen Dichterkunſt das Licht ſchauet, je ſorgfältiger müſſen dergleichen rare Geburten in Obacht genommen werden. Gegenwärtige, in Nebenſtunden verfertigte Gedichte gehören mit Fug und Recht unter dieſe Zahl. Und es iſt gewiß, daß, wenn der vortreffliche Verfertiger nicht mit ſo vielen Staatsgeſchäften in ſeinen Leben überhäufet geweſen wäre, er vor den größten Poeten hätte können paſſiren. Seine Worte ſind auserleſen, die Redensarten nachdrücklich und ſinnreich, die Zuſammenſetzung ungezwungen. In geiſtlichen Sachen läßt er überall etwas feuriges, in weltlichen etwas anzügliches, in Satyren etwas durchdringendes, und in Ueberſetzungen eine natürliche Reinlichkeit blicken. Wir wollen zur Probe ein und anderes, wie es uns vorkömmt, anführen.

Die Gedanken, ſo er in ſeiner letzten Krankheit gehabt, (p. 1.) ſind werth, daß ſie ein jeder Chriſt in feſtem Gedächtniß behalte. Die letzte Strophe lautet alſo:

Wenn heut mein Ziel der Jahre,
  Mein letzter Abend iſt,
Wohlan! wenn ich nur fahre,
  Wo deine Wohnung iſt.
Doch ſoll ich länger leben,
  So laß den feſten Schluß
Mir ſtets für Augen ſchweben,
  Daß ich eins ſcheiden muß!

---

*) Der Verfertiger dieſer Gedichte iſt der ſeel. Herr von Canitz, weyland Ihr. Churf. Durchl. zu Brandenburg geheimbter Rath ꝛc., deſſen groſſe Liebe zur wahren Gelehrſamkeit die auserleſene Bibliothek, davon in dieſem Jahre ein Auction-Catalogus gedrucket werden, bezeugen kann.

Von dem elenden Zuſtand der Teutſchen Dichterkunſt, ſinget er (p. 63. seq.) folgender maßen:

Gieb Achtung, bitt ich dich, wie unſre Lieder ſchallen,
Und was für eine Brut man allenthalben heckt,
So weit ſich das Gebiet des Teutſchen Bodens ſtreckt.
Durch Opitzs ſtillen Bach gehn wir mit trocknen Füßen,
Wo ſieht man Hoffmanns Brunn und Lohnſteins Ströme fließen?
Und nehm ich Beſſern aus, wem iſt wohl mehr vergönnt,
Daß er den wahren Quell der Hippokrene kennt? ꝛc.

— Doch wir halten uns zu lange auf, und können doch nicht alle Artigkeiten vorſtellen. Genug, es kann der Leſer aus dieſen Klauen den Löwen ſattſam erkennen.

15.

S. v. G. auferweckte Gedichte, denen hinzugefüget unterſchiedene bisher ungedruckte Poetiſche Gedanken. Frankfurt und Leipzig 1702. (Jan. 1702. XVI).

Es iſt dieſes Buch itzo nur wieder aufgelegt, und nennet ſich deſſen Autor Salomon von Golau, in den 1654. in 8. herausgegebenen Sinn-Gedichten. Sein wahrer Name aber iſt Friedrich Freiherr von Logau, wie M. E. N. in specim. de Poetis Germ. p. 40. angezeiget. Er iſt weyland der Herzoge von Liegnitz Rath geweſen, und es haben ſeine Sinngedichte guten Theils Geiſt und Leben in ſich, und laſſen ſich wohl und mit Vergnügen leſen. Doch ſind die Verſe zuweilen etwas hart. Eine Probe zu geben, wird verhoffentlich dem Leſer nicht zuwider ſeyn. In den geiſtlichen Gedichten N. 40. ſagt er von Chriſto Nachfolge alſo:

Es iſt gar ſchlechte Kunſt, dahin mit Chriſto gehn,
Wo Wein vor Waſſer muß in allen Krügen ſtehn.

Wan aber Blut vor Schweiß zur Erden häufig fällt,
So lob ich den alsdann, der Stand bey Chriſto hält. — -

Derjenige, ſo dieſe Edition verfertigt, hat verſchiedene artige Gedichte Anderer guten Poeten mit eingerücket, ſo bisher noch ungedruckt ſeyn ſollen. Wiewohl man dieſes von Caſp. Zieglers Madrigalen, ſo hier und dar eingeſchoben, nicht ſagen kann, als die ſchon vorlängſt des beſagten gelehrten Mannes Tractate von Madrigalen angehänget ſind. Sonſt ſind auch einige, von Andern gemachte Gedichte, hinten an als Zugabe gefüget, darunter dasjenige das erſte iſt, ſo auf das Abſterben des Königs von Schweden, Caroli XI., die Univerſität zu Leipzig gemachet. —

Zu London wird bald herauskommen: Epigrammatum delectus, ex omnibus tum veteribus tum recentionibus Poetis accurate decerptus, etc. opera Joh. Johnson A. M. Es wäre zu wünſchen, daß ein tüchtiger Kopf ſich über die vielen teutſchen Poeten machte, und die netteſten Epigrammata, Sonnete und Madrigale, nebſt andern ſcharfſinnigen Gedanken daraus in einem Buche herausgebe. So würde man vielleicht bey uns Teutſchen dasjenige antreffen, was man ſonſt ſo weit her aus Frankreich und Italien geborget. Der in der teutſchen Poeſie artig geübte Herr Neukirch hat ſich dergleichen ehemals vorgeſetzet, und die Probe, ſo er in der wohleingerichteten Vorrede über Hoſmannswaldau und andrer teutſchen Poeten auserleſene Gedichte davon gegeben, dieſelbe zeiget an, daß er dem Werke vor Andern würde ſeyn gewachſen geweſen.

(September 1700. XI. Neue Zeitungen von allerhand gelehrten Sachen. S. 640.)

16.

Des Schleſiſchen Helicons auserleſener Gedichte Ander Theil. Breslau u. Liegnitz 1700. (Jan. 1700. VII).

Es hat der erſte Theil von dieſen Buche ſich ſchon vor ungefähr einem Jahre bey der gelehrten Welt bekannt gemacht, und nicht geringes Lob verdienet, dahero deſſen Autor nicht übel gethan, daß er mit den übrigen denen Liebhabern auch an die Hand gegangen, als welchen die Schleſiſchen Delicateſſen nicht anders, als wohl gefallen können. Denn obgleich ein und andere Redens-Art oder Reim bisweilen einem Meißner hart in die Ohren fallen, ſo muß er ſich doch erinnern, daß die Schleſiſche Mundart dergleichen öfters mit ſich bringe, und ſinnen und können; entriſſen, müſſen; regnen, begegnen; begehren, nehren; mögen, liegen; kömmt, ſtimmt ꝛc. bey ihnen, mit einander zu reimen, eben kein Verbrechen der beleidigten Majeſtät ſey.

Sollte auch die Ordnung der Worte nicht allezeit ſo auf einander folgen, wie man ins gemein redet, und Herr Weiſe, nebſt andern neuen Poeten es anitzo mit Gewalt haben wollen, ſo könnten die artigen Gedanken, ſo ſich überall in dieſem Buche finden, ſolche Scharte leicht wieder auswetzen. —

Es befinden ſich auch etliche Ueberſetzungen in dieſem Buche, ſo in Wahrheit artig genug ſind, und ſich mit Vergnügen leſen laſſen. Wir wünſchen unterdeſſen nur, daß mehr dergleichen gelehrte Männer mögen gefunden werden, durch welche die in letzten Zügen liegende Deutſche Poeſie ihre letzten Seufzer ausſtoßen könne.

17.

Thesée, Tragédie par Mr. de la Fosse; à Paris, chez Pierre Ribou. 1700. 12. (März 1702. IV.)

Ein Trauerſpiel vom Theſeus, durch Herrn de la Foſſe verfertigt.

Der Hr. Autor ſagt in der Vorrede, er habe, nachdem er zwey Tragödien von traurigen Ausgängen ſpielen laſſen, anitzo eine machen wollen, deren Ende glücklich ausliefe; obgleich Ariſtoteles denen von der erſten Art den Vorzug gebe, und glaube, es ſchicke ſich ein trauriger Ausgang am allerbeſten zu einer Tragödie, und könnte am meiſten das Herze rühren; ſo gar, daß er zu behaupten ſuche, es haben die Poeten, welche einen fröhlichen Ausgang erwählet, ein ſolches ihren Zuſchauern zu Gefallen gethan, als die da nicht beherzt genung geweſen, an einen traurigen Ende ihr Vergnügen zu finden. Herr Dacier bauet in den Noten über des Ariſtotelis Poeticam auf dieſen Grund, und ſagt in der Vorrede der von ihm überſetzten Electre: die Spiele, ſo glücklich ſich endigten, könnten weder Furcht, noch Mitleid erwecken. Mr. de la Foſſe antwortet, es können ſowohl Furcht, als Mitleiden durch die Gefahr, worin ſich die erſten Perſonen befinden, erreget werden, und es überwögen die Thränen, welche uns das Vergnügen, ſie der Gefahr glücklich entkommen zu ſehen, herauslocke, bey weiten diejenigen Traurigkeits-Thränen, welche wir vergießen würden, wenn wir ſähen, daß beſagte Perſonen unterlägen. Er ruft zu Zeugen die Vorſtellung des Cid und der Iphigenie, und bildet ſich nicht ein, daß mehr Kleinmüthigkeit oder weniger Herzhaftigkeit da ſeye, wenn man vor Freuden oder vor Traurigkeit weine.

Die Frage iſt ſchön, und würdig, mit genauern Augen betrachtet zu werden; doch läßt ſie ſich auf beyden Seiten diſputiren. Des Autoris Meynung ſcheinet die vernünftigſte, und könnte man deſſen Gründen beyfügen: daß nicht abzuſehen, was darinne vor eine Herzhaftigkeit ſtecke, wenn ich mich über das Unglück und Elend ergötze; denn es iſt hierunter eine etlichermaßen unmenſchliche und wilde Neigung, von welcher auch das römiſche Volk nicht loszuzählen iſt, wenn es ſich an den Fechtern beluſtiget, welche, um ihnen ein Vergnügen zu machen, ſich untereinander umbrachten. Es würde zwar eine Standhaftigkeit ſeyn, wenn man weder Freude, noch Schmerzen von dem Unglück eines andern empfünde; doch iſt beſſer, daß dergleichen Standhaftigkeit ſich bey Menſchen nicht finden, als welche gegen das Unglück eines andern unempfindlich machet. Denn durch die bloße Vernunft laſſen ſie ſich keinesweges leiten, und wie ſie nothwendig gewiſſe Gemüths-Regungen haben müſſen, ſo iſt am beſten, daß dieſelben der Vernunft und ihrer Schuldigkeit gemäß ſeyn, und iſt folglich nicht nützlich, ihnen zu lehren, diejenigen Bewegungen zu verwerfen, welche ihnen die Natur zum Beſten des menſchlichen Geſchlechts gegeben. Denn ſonſt würde folgen, daß es löblich ſey, ſich den Tod eines Vaters oder einer Mutter oder eines Bruders nicht zu Herzen gehen zu laſſen; indem der Unterſcheid nur blos in den Graden iſt, und alle Menſchen ſich untereinander angehen.. Daß man alſo bey gewiſſen Zufällen nothwendig mit ſeinem Nächſten Mitleid haben muß, obgleich ein ſolches in der That mehr nothwendig, als angenehm iſt. Weswegen es mit den Neuern zu halten, ſo die Tragödien vom fröhlichen Ausgange, das iſt, in welchen die Tugend belohnet und das Laſter geſtrafet iſt, denen andern vorziehen: wie denn alle Liebes-Geſchichten oder Romanen, ſo einiger Wichtigkeit ſind, dieſe Regel zur Richtſchnur haben. Einem Gebäude, ſo man nach ſeinem Belieben aufführet, muß man vor allen die ihm anſtändige Symmetrie, und einer That, ſo in unſerer Macht ſtehet, denjenigen Ausgang, welchen ein wohlgeſinneter Menſch wünſchet, geben. Doch muß dieſes von dem, ſo gemeiniglich geſchehen ſoll, verſtanden werden: weil man ſonſt eine Veränderung zu machen, bisweilen gar wohl rauhe Oerter und traurige Begebniſſe ſehen laſſen und vorſtellen kann. — —

— Der Herr Auter ſcheinet in der Vorrede zu erkennen; daß die Medee in dieſen Spiele ſich nicht als eine Medee gehalten; denn es wäre beſſer herauskommen, wenn ſie durch ihre Kunſt zu der Gefangennehmung des Sthenelus etwas beygetragen; wenn ſie dem Könige gerathen, ihn mit Gifte hinzurichten, um auf dieſe Art den an ſeinen-Sohne begangenen Mord an ihm zu rächen; und wenn ihn ſelbſt der König in dem Augenblick, da er vor ihm gebracht worden, an dem Degen oder an einem Ringe erkannt hätte: welches dem, ſo die Alten hievon erzählen, beſſer zugeſtimmet.

18.

Absalon, Tragédie tirée de l'Ecriture Sainte. Msc.

Ein aus der Heiligen Schrift genommenes Trauerſpiel von Abſalon. (1702. Febr. II.)

Man fängt itzo an in Frankreich, Schauſpiele zu machen, darinnen keine Liebesgeſchichte ſich finden, da doch das Gegentheil daſelbſt eine geraume Zeit her vor ein Geſetz gehalten worden. Welches daher kommet, daß der König anitzo bezeiget, er wolle gern alles vermieden wiſſen, was einige Anleitung zum Böſen geben kann, ob es gleich an ſich ſelbſt nicht böſe ſeyn mögte. Auf dieſe Art nun. iſt das Trauerſpiel von Abſalon, ſo noch nicht gedruckt iſt, aufgeſetzet, welches Mr. Duché verfertigt, und theils hohe Perſonen vor dem König geſpielet. Der Herzog von Chartre iſt in ſelbigen geweſen der König David; die Mademoiſelle de Melun, des König Davids Gemahlin; der Comte d'Agen, des Herzogs von Noailles Sohn, Abſalon; dieſes Grafens Gemahlin, Thares, als Abſalons Gemahlin; die Herzogin von Burgund ſelbſt Thamar, ſo Abſalons Tochter ſeyn ſoll; der Graf de Noailles, des Grafen d'Agen Bruder, ein gewiſſer Israeliter, ſo eingeführet wird; Baron, ein berühmter Comödiant und Autor, war Achitophel, der Staats-Rath; der Verfaſſer dieſes Schauſpiels, Mr. Duché, Jamri, Officirer von der Wache und Achitophels vertrauter Freund. Die übrigen beyden, nämlich der Feld-Obriſter Joab und der Staats-Rath Ciſai, waren einige andere Leute. —

— Man muß bekennen, daß die Verſe artlich genung, bey der Erfindung aber darinne etwas auszuſtehen, daß der Autor zu Zeiten von der Heil. Schrift abgehet. Nun pflegt man bey Romanen und Gedichten den Poeten gerne zu erlauben, daß ſie etwas hinzu tichten, nicht aber, daß ſie ſich von der bekannten Beſchaffenheit entfernen. Viel weniger ſollte es bey der Heil. Schrift geſchehen, deren Hiſtorie ohnedem männiglich bekannt, und alſo nicht zu vertuſchen. Man weiß ja, daß Achitophel ganz um anderer Urſache willen, und ganz auf eine andre Weiſe, als hier erzählet wird, ſich erhenket; Abſalon auch vom Joab nicht von ohngefähr getödtet worden, und dergleichen mehr. Ob nun die Hiſtorie, zumal der Heil. Schrift, alſo mit Fug verändert werden könne, und ob nicht beſſer ein ſolches zu vermeiden, und, da eine Hiſtorie zum Schauplatz ſich nicht füget, eine andere lieber zu wählen, will man die, ſo die Ticht-Kunſt verſtehen, urtheilen laſſen.

19.

Die Türkiſche Aſterie, courieuſe und galante Staats- und Liebes-Geſchichte, aus dem Franzöſiſchen überſetzt, und mit hiſtoriſchen Anmerkungen zur Erklärung der Geſchichte des Tartariſchen Monarchen Tamerlan, erläutert von Imperiali. Frankfurt und Leipzig. (Jan. 1700. VIII.)

Es hat der Autor dieſe Liebes-Geſchichte unter denen franzöſiſchen vor eine vor den beſten gehalten, und daher ſich die Mühe, ſie zu überſetzen, gegeben. Der Character einer jeden Perſon iſt ſehr wohl hierinnen ausgedrücket, und meynet der Autor, es ſtecke ein und andre bekannte Hiſtorie unter verdeckten Namen in derſelben verborgen. Er verſpricht auch von ihr zu handeln in ſeinen „Diſcours von Romains“, welchen er dermaleinſt der gelehrten Welt mitzutheilen entſchloſſen, um ſowohl die Thorheit derjenigen, welche bishero mit dergleichen Arbeit ſich proſtituiret, als derſelben Eitelkeit und unwiſſenden blinden Wahn, vorzuſtellen, welche wider die Schriften ihre Feder ſo unglücklich bishero geſpitzet haben.

Damit man auch deſto beſſer erkennen möge, worinnen man in dieſen Roman von der Wahrheit abgangen, hat er einige Anmerkungen hinten angehänget, die aus denen Hiſtorien-Schreibern entlehnet, welche das ihrige ſelbſt aus den Quellen der Araber geſchöpfet haben.

20.

Le Festin nuptial, dressé dans l'Arabie heureuse, ou Mariage d'Esope, de Phèdre et de Pilpai avec trois Fées; divisé en trois tables par M. de Palaidor, à Pirou en Basse-Normandie chez Florent A-Fable. á l'Enseigne de la verité dévoilee. 1700. in 8vo. (1700. Oct. IV).

Der in den glücklichen Arabien auf der Vermählung Aeſopi, Phädri und Pilpai mit dreyen Nymphen zugerichtete Hochzeit-Schmaus, in drey Tafeln eingetheilet durch ꝛc.

Der Herr Autor ſagt in der ſpitzigen, aber dabey artigen Vorrede, daß die Geſchichtſchreiber uns die platte Wahrheit zwar zuweilen ſagen, meiſtens aber eitel Falſchheiten auszuzahlen pflegten. Daß itzo die Romans in hiſtoriſchen, und die Hiſtorien in romaniſchen Kleidern aufgezogen kämen, daß man gar ſchwer eins von den andern erkennen könne. Er geſtehe frey, daß er bloße Fabeln aufs Tapet bringe, darunter aber doch allezeit eine Wahrheit verborgen ſtecke; und dieſes habe er vornehmlich darum alſo beliebt, weil das itzige Jahrhundert, nachdem es alle Sorten der Bücher gekoſtet, zuletzt ſeinen Appetit ganz auf die Fabeln geworfen. Dieſem zufolge habe er Aeſopum, Phädrum und Pilpai, welche denen Fabuliſten zuerſt den Weg gebahnet, vermählet, ihnen ein Hochzeitmahl zugerichtet, davon die meiſten Gerichte zwar dieſem und andern Fabel-Schreibern zugehören; er aber ſelbſt habe ein und anders hinzugethan, damit er ſich wohl getraute, eine eigne Tafel zu beſetzen. Bey dem Ende einer jeden Tafel hat er gar artig die unter der Fabel ſteckende Wahrheiten mit eingeflochten, und ſonderlich am Ende der dritten Tafel ein und andre ſpeciale Dinge, worauf er in dieſen Fabeln gezielet, zur Probe erzählet. Das ganze Werk, ſo in franzöſiſchen wohlgemachten Verſen beſtehet, gehet hauptſächlich auf die Reformirung der Sitten, ohne einige Perſon zu beleidigen. —

Er hat uns bey dieſer Gelegenheit eine Defenſion des nunmehr bekannten Romans Telemaque, welchen der Erzbiſchof von Cambrai weyland verfertiget, eingerückt, und hält ſeinem Critico, dem Herrn Fleuri, ſehr vorübel, daß er alle Fabeln verdammen, und dem Telemaque ein und anders in der Auslegung beymeſſen wollen, daran derſelbe wohl ſein Lebetage nicht gedacht oder gedenken können. Er proteſtiret unter deſſen, daß er dieſen Pälaten zwar niemals geſehen, ihn aber doch allhier, wo er anders den Telemaque gemachet habe, verthägen müſſen; weil er ſich bey ihm verwundernswürdig gemacht, durch ſeine kräftige und delicate Vertheidigungs-Schriften, und durch ſeine aufrichtige Submiſſion, welche ihm mehr Ehre gebracht, und der Kirche ein viel ſchöneres Beyſpiel gegeben, als ſeine Maximes des Saincts vielleicht nimmermehr würden gethan haben, ob ſie gleich noch ſehr authoſiret geweſen wären.

Die Fabeln zu excerpiren, wird hier zu lang fallen, daher ich nur beyfällig gedenken will, daß der Autor in Beſchließung der dritten Tafel gar artig erdichte, als habe Jupiter gegen den Apollinem ſein Vergnügen bezeiget über den Corneille, welchen Apollo zu ſeinem Subſtituten auf dem Parnas gemacht, und über die unvergleichlichen Damen Gournai, Schurman, Scudery, Houlières, Ville-Dieu, la Suze, d'Acier, Rembouillet und Sevigny, welche an der Muſen Statt eingeſetzet.

21.

In Nativitatem Archi-Ducis Leopoldi, Augusti Romanorum Regis etc. Inscriptiones. MDCC. in fol. (1700. Dec. IV).

Ueberſchriften auf die Geburt des Erzherzogs Leopolds. ꝛc.

Ich muß geſtehen, daß dieſe Ueberſchriften, welche eine vornehme, gelehrte, und mit einem Character am Kayſerlichen Hofe ſich aufhaltende Perſon *) verfertigt, Geiſt und Leben in ſich haben, und nicht von denen ſind, welche ihre einzige Zierrath in eitlen Wiederholungen gleichlautender Worte, abgeſchmackten Antinomien, und dergleichen gezwungenen und ſchulſüchtigen Grillen haben. Hier iſt alles ungezwungen, gelehrt und nachdenklich geſetzet, daß man leicht abnehmen kann, daß ſie von keinem ſchlechten Meiſter herkommen. —

---

*) „Der Autor dieſer ſchönen Inſcriptionen iſt der Herr Eraſmi von Huldenberg, Churfürſtlicher Braunſchweig- und Lüneburgiſcher Rath und Reſident zu Wien" (Jan. 1701).

22.

Mythoscopia Romantica, oder Diſcurs von den ſo benannten Romans, das iſt, erdichteten Liebes-Helden- und Hirten-Gedichten, von dero Urſprung, Einriſſe, Verſchiedenheit, Nütz- und Schädlichkeit, ſammt Beantwortung aller Einwürfen, und vielen beſondern hiſtoriſchen und andern anmuthigen Remarquen, verfaſſet von Gotthard Heidegger U. D. M. Zürich 1698. in 8vo. (Decbr. 1700. VI.)

Es hat der Herr Heidegger unter den Titel Mythoscopiae Romanticae eine ſcharfe, doch gleichwohl gelehrte Schrift, wider die Romanen heraus gegeben. Sie iſt zwar nicht mehr nagelneu, man hat ſie aber doch zu recenſiren dienlich befunden. Er nennet in der „Zuſchrift“ dieſelben, kein-nützige, lügende Bücher, und meynet, wie nach Macrobii Zeugniß ſie die Heiden einſt ausgebannet, ſo ſey die Franzöſiſche Nation, ſo ſie am meiſten ausgebreitet, itzo auch damit auf dem Wege, ſie abzuſchaffen, und habe aus den langen Romanen bereits kleine Hiſtörchen gemacht, wie Anfangs die Erſindungen der vormaligen Troubadoren geweſen; wiewohl man dabey billig erinnern mögte, daß die neuen Histoires galantes nur eine Verſchlimmerung der Romanen ſeyn, und in unziemliche Freyheiten verfallen, auch weder an ſchönen Erſindungen, noch guten eingeſprengten Gedanken denen ehemaligen großen Werken beykommen, und oft nur von ſchlechten Authoren aus dem Ermel geſchüttet werden, und alſo, was an den Romanen zu loben, ab-, hingegen was daran zu tadeln, zunimmt. Wie dann auch von etlichen Jahren her in Frankreich die rechten alten Weiber-Mährchen wieder aufkommen, und viele Bücher damit angefüllet worden. Unter denen, die gegen die Romanen geſchrieben, führet der Herr Autor an eines Schweizeriſchen Capuziners, Pater Gaſſers, Roman, deſſen Titel: „Ausforderung mit allerdehmütigſt gebottnem Vernunftstrotz an alle Atheiſten, Machiavelliſten, Romans ꝛc. zu einem Kampf.“ Welches Buch aber zu leſen, er durch den Titel abgeſchrecket worden.

Jn der Vorrede vergleicht er uns mit den Kindern Jſraels, die nach der fremden Egyptiſchen Wolluſt und Ueppigkeit gelüſtert. Bey den Egyptiern ſey eine ſchändliche Krankheit geweſen, ſo man die Egyptiſche Raud oder Drüſen genannt. ...... Die Application auf der Teutſchen und Schweitzer vielfältige Anſteckungen von einer fremden Bekanntſchaft, ſagt der Herr Autor, ſey leicht zu errathen. Es braucht auch wohl eben keinen Oedipum. Unter ſolche Anſteckungen rechnet er die Romanen, und wundert ſich, daß noch Niemand gegen dieſelben ein eigen Werk geſchrieben, und daß man ſie nicht mit den Aſtrologiſchen Grillen verbeut. Er habe bey guten Freunden des Herrn von Lohenſteins Arminium gefunden, ſo ſeinen Eifer erwecket, darüber er mit ihnen in einen Wortſtreit gerathen, der Gelegenheit zu dieſen Büchlein gegeben. Er erwähnet ſonſten, man habe eine große Freude in Frankreich in vorigen Jahrhundert erzeiget, als des vermeinten Athenagorae Roman (deſſen Originaltext ſich doch nirgends finden wollen) zum Vorſchein kommen, wiewohl dieſer noch ziemlich paſſiren könne; aber was habe man eben daſelbſt nicht für Pompe getrieben, da unlängſt aus Ungarn das Supplementum Petronii, ein ſchöner Schatz, si Diis placet, gebracht worden, wiewohl bey vielen deswegen ein Verdacht entſtehe. Zu welchen Bericht des Herrn Autoris aber man wohl fügen mögte, daß, ausgenommen was der Herausgeber Nodot und einige ſeiner Freunde, oder dieſer Sache ohnberichtete von dieſem vermeinten Supplemento Petroniano aus Hungarn aufgeſchnitten, ſich leicht keines Gelehrten Beyfall finden wird. Ja es iſt nichts handgreiflicher, als der Betrug dieſer albern Erdichtung, ſo keinen Verſtändigen betrügen kann; es iſt auch nicht deswegen, ſondern wegen des Supplementi Traguriani geſtritten worden, an deſſen Alter wohl nicht mehr zu zweifeln. Jn übrigen verwundert ſich der Herr Autor, daß die Mademeiſelle de Scudery in ihren Converſationen (Tom. II. p. 49) den Nutzen der Romanen, und daß man vermittelſt ſelbiger zu allen Tugenden und zur Gottesfurcht ſelbſt, wie auch den Wiſſenſchaften, ohne Ekel, und mit einer löblichen Annehmlichkeit geleitet werden könne, behaupten wollen. Allein es ſcheinet, daß ſolches eben nicht ungereimt, wenn, unter erdichteten Beſchreibungen und Erzählungen, ſchöne Ideen, ſo ſonſt in der Welt mehr zu wünſchen, als anzutreffen ſeyn, vorgeſtellet werden: davon in den Scuderyſchen Romanen ſelbſt einige nicht geringe Proben anzutreffen. Wie dann auch dergleichen in denjenigen Büchern zu erſehen, die eine erwünſchte Regierung gedichts-weiſe vorgeſtellet. Und obſchon die Vollkommenheit nicht völlig zu erreichen, ſo iſt doch deren Vorbildung nützlich, und einigermaßen nöthig, weiln, wie Cicero wohl ſagt: stultissimum est, sibi ad imitandum non optima quaeque proponere. Wenn derowegen ein Roman oder ander Gedicht dergeſtalt gemacht, iſt es nicht allein nicht zu tadeln, ſondern hoch zu rühmen. Und würde es nicht wohl gethan ſeyn, wenn man die annehmlichſten Erfindungen der Menſchen, als: Verſe, Schauſpiele, Romanen, Muſik, Mahlerey und dergleichen, nur allein der Ueppigkeit eigen laſſen, und nicht zum Guten anwenden wollte. Es hat ja Gott ſelbſt mit dem Sing- und Saitenſpiel, auch heiligen Zierrathen in ſeinem Wort uns ſolchen guten Gebrauch gewieſen, und Apologos, nicht weniger auch Parabolen demſelben einverleibet. — —

— Huetius halte davor, die Romanen ſeyen durch die Provincial-Trouverren oder Markſinger wieder erwecket worden; doch ſtünde dahin, ob Salmaſii Meynung zu verwerfen ſey, daß die Spanier dergleichen von den Arabern hätten, und daher der Amadis, ſo Spaniſcher Herkunft iſt, ſo viel von Zauberey habe. (Wiewohl man ſchon ohnedem von langer Zeit her von den klugen Frauen, oder Feen und Nixen viel in den Mährlein und Poeten geſprochen, und ſchon Apulejus ſeinen güldenen Eſel mit Zauberey-Werk anfänget.)

Der Herr Autor kommt hernach auf Particularia der Romanen; will unter andern den guten Hercules und Herculiſcus einer Scheinheiligkeit (p. 39.) beſchuldigen, weil er nemblich ſo ſachte gehe; gleich als ob es ausgemacht, daß alle Roman-Schreiber eines böſen Gemüths, und was ſie Gutes ſagen, nur Verſtellungen ſeyn müßten, welches ein ſehr übereiltes Urthel; denn man ja nicht den geringſten Grund hat, weder dergleichen General-Regel zu ſetzen, noch den Autoren dieſes Werks, ſo ein gelehrter und exemplariſcher evangeliſcher Geiſtlicher geweſen, einer Heuchelei zu bezüchtigen. Was gehet es ihn an, wenn ein ander grob verfahren? Warum ſoll er deſſen entgelten? Wenn die meiſten Poeten profan, ſoll man deswegen die geiſtliche Poeſie vor ſcheinheilig halten? Alles, was man ihm mit Schein aus ſeinem Roman vorwirſt, iſt, daß er Geld mag geliebet haben: weiln er gern von großen Summen ſpricht, und Hercules kein Trinkgeld im Wirthshauſe unter zehntauſend Thalern giebt. Sonſt erinnert der Herr Autor nicht übel, daß einige Romanen die Hiſtorie verderben, und man dermaleinſt zweifeln möchte, was wahr oder falſch ſeye. Allein ich ſollte dafür halten, daß es nur von denen einzuräumen, welche mit Fleiß ſich bemühen, ihren Figmenten einen Schein einer wahren Hiſtorie zu geben, als die Autoren von Don Carlos, Teckeli, und einiger dergleichen abgeſchmackten franzöiſchen Halb-Romanen, ſo aber von der Clelia, Ariana oder Ibrahim Baſſa nicht zu beſorgen. Sonſt meinet der Herr Autor, die Poeten und alten Romanen könne man endlich wegen der Antiquitäten paſſiren laſſen (p. 80.); aber in den neuen Romanen wären nur Salbadereyen, und das Beſte aus dem Apulejo oder Heliodoro ausgeſchrieben, welches ihm wohl wenige einräumen werden: er ſcheint auch ſelbſt (p. 83.) dem Barclajo etwas günſtiger zu ſeyn. Gegen den Herrn von Lohenſtein ſtreuet er allerhand ein, und erzählet, wie ein ſonſt bey den Gelehrten in ſo hohem Werth ſtehender, noch lebender romaniſirender

Autor geirret, der vermeinet, weil Kircherus in Oedipo ausgerechnet, daß wenn 8 Perſonen in 200 Jahren bis auf 1,247,224,717,455 Menſchen kommen, ſo könne von ihnen in 100 Jahren die Hälfte kommen; indem der Autor die Natur der Proportionen nicht betrachtet, und dergeſtalt, wenn die Regel detri hier anginge, von 8 Perſonen in einem Jahr bis auf 6,236,123,587 kommen könnten. Allein dieſer Fehler kann den Romanen und dem Autori ſelbſt an ſich ſelbſt ſo wenig ſchaden, als die unzüchtige, falſch genannte Aloyſia Sigäa die keuſche Argenidem beſchämen. Was ſonſt der Herr Autor in dem ganzen Werke gegen die Romanen mit ungemeiner Gelehrſamkeit und rühmlichen Eifer anführet, wäre auf viele andre menſchliche Vanitäten (damit die Hiſtorie ſelbſt und andre Studia oft angefüllet) zu appliciren. Doch läſſet ſich ein Böſes durch das andere nicht entſchuldigen. Immittelſt, mit wenigen die Hauptanklagen des Herrn Autoren zu berühren, ſo giebt er den Romanen Schuld: einen heidniſchen abgöttiſchen Urſprung ꝛc. Reue der Autoren; Reue derer, die ſie geleſen; wiewohl von Grotio dergleichen nicht gemeldet wird, ſo deren, nach Morhofii Bericht, in dem Buch von Urſprung der Teutſchen Poeſie (p. 691.), viel geleſen haben ſoll, und dem ſie auch wohl mehr genützet, als geſchadet haben werden, als der aus Allen das Beſte zu nehmen gewußt. *) Allein es ſind wenig Leſer alſo beſchaffen, und muß man ohnſtreitig einräumen, daß viel Romanen ehe ſchädlich als nützlich, und ſelbige billig zu meiden, die übrige, nützliche und gute auch nur denen zu erlauben, die nicht die Zeit damit verliehren; weniger geärgert werden, ſondern Nutzen daraus ſchöpfen; dergleichen von allerhand Büchern zwar, doch aber ſonderlich von Poeten und Romanen zu ſagen, als die vor andern anlecken und ambigui effectus ſeyn, und neulich ein junger Faber, des berühmten Tanquilli Sohn, nicht weniger die Poeten durchgehechelt. In Summa, die Welt iſt mit Guten und Böſen, doch mehr Böſen angefüllet: die Reformation und Sonderung wird ſchwer ſeyn: doch iſt die Unterſcheidung und gute Warnung eines treuen Eckharts hochzuhalten. Des Herrn Autoris Abſehen iſt demnach an ſich ſelbſten löblich, daß er vor unnützlichen, theils auch ſchädlichen Schriften und Occupationen warnet. Es ſollen billig auch unſere Beluſtigungen ſelbſt zum Nutzen gerichtet ſeyn, und wenn die Romane alle wären, wie die ſchöne Argenis; die Durchlauchtige Aramena, oder die vortreffliche Octavia *) (nach deren völliger Verfertigung ſo viele verlanget), und was von der mit Recht belobten Mademoiſelle de Scudery herkommen, würde man den Nutzen mit der Süßigkeit nicht leicht anders wo beſſer vermiſchet finden, und mit dieſer demnach zu wünſchen haben, daß alle nützliche Wiſſenſchaften, ſo viel thunlich, in ſolches Gold eingefaſſet wären. **)

---

*) Leibnitz ſchrieb ſpäter einmal (7. Juli 1711) an Bierling (Opp. V, 369): Mihi quoque boni Romanisci placent: sed Arminius Lohensteinii non satis, etsi ex juvenibus non sim, quibus eum displicere scribis: Si Grotio Romanisci placuere, ex Grotiano ero Grotianissimus.

23.

Mademoiſelle de Scudery. (Dec. 1700. S. 909—10).

Die Mademoiſelle de Scudery hat dem zur ſpaniſchen Crone ernennten Duc d'Anjou vor wenig Wochen im 93. Jahre ihres Alters einige Verſe zu Ehren gemacht. Es fället mir hiebey ein ihr Papagey, welcher nicht größer, als ein Sperling geweſen, und vor weniger Zeit geſtorben iſt, da denn auf ſeinen Tod allerhand artige Verſe gemacht werden. Mit kömmt itzo eben das Epigramma auf denſelben in die Hand, ſo ihr aus Teutſchland *) zugeſchickt worden, und alſo lautet:

---

*) Bekannte hiſtoriſche Romane des Herzogs Anton Ulrich von Braunſchweig-Wolfenbüttel.

**) Man vergleiche den weiter unten folgenden Brief von Leibnitz an Marci über die Oper.

Psittace pumilio, docta sed magne loquela
Heu nuper Dominae cura jocique tuae.
Si nunc Cyranidae **) quondam spectata volanti
Ad superos, avium maxima regna tenes:
Ne genus humanum paucorum a crimine culpa,
Queis nuda in vobis machina, sensus abest:
Et natura parens, nobis, si credimus, unis
Prodiga, sed reliquis rebus avara fuit.
Mens melior Sapphüs ***) perquam immortalis, honore
Carminis, es socios jussus habere Deos;
Et Dominae immensum parvus comes ibis in aevum.
Nam Sappho, quicquid Musa et Apollo, potest.

Dieſes Epigramma hat Mademoiſelle de Scudery mit folgenden verbindlichen franzöſiſchen Verſen beantwortet:

. . . .

Le celèbre Leibniz †), si savant et si sage,
Du petit perroquet a fait un grand tableau,
Dont les traits sont si vifs, le coloris si beau,
Que nul Phénix jamais n'eût un tel avantage:
:

---

*) Wie der Zuſammenhang und der Inhalt lehrt — von Leibniz ſelbſt! Dies philoſophiſche Epigramm hat alſo bisher unter ſeinen Poeſien gefehlt. Durch Pelliſſon war Leibniz mit dieſer, in ihrer Zeit berühmten, von ihm ſehr hochgehaltenen Dichterin in freundſchaftliche Verbindung und Briefwechſel gekommen.

**) (Anmerkung von Leibniz) „Wie Cyrano de Bergerac auf ſeiner Reiſe nach der Sonne in das Reich der Vögel gelanget, kam er in große Gefahr, da man erkannte, daß er ein Menſch war, deren Geſchlecht den andern Thieren, mit Carteſio, nicht einmal die Sinnen zugeſtehen wolle. Er wurde aber auf Vorſprache eines Papageyen, den er in ſeinem Hauſe vordem gütlich gehalten, losgelaſſen. Auf dieſe himmliſchen Vögel hätte ſich das DIS AVIBUS wohl geſchicket."

***) „Die Mad. de Scudery wird Sappho von allen genennet, weil ſie ſich unter dieſen Namen ſelbſten in einem ihrer Romanen deutlich beſchrieben."

†) Im Texte iſt eine Lücke.

Car dépuis le climat, où naissent les Phénix,
Il n'est point de savant ...... Leibniz. *)
Tous ses vers sont divins, et leur puissance est telle,
Que sans le mériter, ils me font immortelle.

Herr Franciſcus Pillon hat gleichfalls einen lateiniſchen Phaleucum auf beſagten Papageyen gemacht, der aber, hieher zu ſetzen, ein wenig zu lang fället.

24.

Kurze Lebens-Beſchreibung der Fräulein von Scudery. (Decbr. 1701. IV.)

Wir haben vorlängſt verſprochen, von dem Leben der Fräulein von Scudery etwas zu reden**), welches wir itzo deſto füglicher ins Werk ſetzen können, da wir in dem Journal des Savans ihr Elogium, von dem Herrn Abt Bosquillon aufgeſetzet, erhalten.

Es malet derſelbe ihre vortreffliche Gemüths- und Leibes-Gaben, den großen Verſtand, die vielen Wiſſenſchaften, das unbefleckte Leben, und andere große Tugenden mit lebendigen Farben ab, welches auch er, als ihr geweſener vertrauteſter Freund, am beſten thun können. Wir wollen nur kürzlich ihre Lebens-Beſchreibung daraus vortragen.

Es iſt alſo die Fräulein von Scudery aus einen ſehr alten, edlen und jeder Zeit kriegeriſchen Geſchlechte entſproſſen, ſe, dem Urſprung nach, aus dem Königreich Neapel kommen, ſich aber von etlichen Jahrhunderten her in Provence befeſtiget. Ihr Herr Vater iſt galant und herzhaftig geweſen, und hat zu Waſſer und zu Lande unterſchiedliche vornehme Chargen bedient, wie er denn auch, unter dem Admiral von Villars, Gouverneur zu Havre de Grace geweſen. Ihre Frau Mutter iſt aus dem berühmten Hauſe von Gouſtiménil-Martel hergeſtammet, und ſo ſchön, als geiſtreich und tugendhaft geweſen Sie ſelbſt iſt von ihren Vettern, einem ſehr verſtändigen und zum Hofleben unter der Regierung dreyer Könige gewöhnten Manne, unterwieſen worden. Daher ſie, als ſie nur zu Paris ankommen, ſich alſobald in ein ſolches Anſehen gebracht welches hernach immer mehr und mehr zugenommen. Wie aber ihr Haus durch unverſchuldete Unglücksfälle ſehr herunter gerathen, ſo achtete ſie ſich verbunden, dasjenige zu bezahlen, was ſie nicht aufgeborget. Sie faßte den Schluß, mit der Feder etwas zu erwerben, und machte ſich die Gewogenheit, ſo man damals zu den Romanen hegte, zu Nutze.

---

*) Hier wieder eine Lücke. Für Leibniz bürgt der Reim; die vorausgehenden Worte lauteten etwa: semblable à ... oder tel que ...

**) „Im Anfang dieſes Monaths iſt auch die weit berühmte und gelehrte Mademoiſelle de Scudery im 95. Jahre ihres Alters verſchieden. Ihr tugendhaftes Leben, und ihre, in Anſehung ihres Geſchlechts, ungemeine Wiſſenſchaften, verdienen genauer betrachtet zu werden; daher wir dem geneigten Leſer von ihr eine ausführlichere Nachricht künftig zu ertheilen verſprechen.“ (Juni 1701.)

Sie wußte aber in den übrigen die Einfalt der Hiſtorie und den Reichthum der Erfindung, die Zierlichkeit und Leichtigkeit der Schreibart, die Artigkeit der Converſationen, die Wohlſtändigkeit der Sitten; die Hoheit und Veränderung der Characteren, die Wichtigkeit und Reinigkeit ihrer Meynungen, und, mit einem Worte, das Nützliche und Angenehme auf die vortrefflichſte Manier mit einander zu vermiſchen. Doch hielte ſie hintern Berge, und ſetzte ihres, durch andere Werke berühmten Bruders Namen, ihren in 4 Theilen verfertigten Ibrahim Baſſa, vor. Auf eben dieſe Weiſe gab ſie die Harangues des femmes illustres in 2 Theilen, den Cyrus in 10, und die erſten Stücke der Clélie, die an der Zahl eben ſo ſtark iſt, heraus. Wie man ſie aber wider ihren Willen erkennet, hat der Herr von Scudery, welcher in der Normandie eine verſtändige und anſehnliche Perſon aus dem alten Hauſe derer von Martinvaſt geheyrathet hatte, ſeinen Namen nicht mehr vor die Werke ſeiner berühmten Schweſter geſetzet. Doch wollte auch ſie den ihrigen nicht davor ſetzen, und ließ alſo nach dieſer Zeit ihre Werke ſtets ohne Namen drucken. Und ſo ſind die letzten Stücke der Clélie, die Célinte, Mathilde, und die Promenade de Versailles, welches Nouvellen ſind, ſo alle Zierde der großen Romans in ihrer Kürze haben, hernach erſchienen. Nachdem auch ihr Endzweck war, in dergleichen Art Büchern die Welt ſo abzubilden, daß die unterſchiedlichen Charakteren den Leſern und Tugend und Wohlſtändigkeit mit Luſt eindrücken möchten, ſo machte ſie hernach allerhand nützliche Conversations in zehn Bänden. Im Jahr 1671 machte ſie den trefflichen Discours de la Gloire, welcher den, durch die franzöiſche Academie geſetzten Preis der Beredſamkeit erhielte. Dieſe Werke, ſo meiſtentheils in alle bekannteſten Europäiſchen, und etliche gar in die orientaliſchen Sprachen überſetzt ſind, haben ihren Namen weit und breit berühmt gemacht, ob ſie gleich ſolches aus Beſcheidenheit auf alle Wege zu verhüten geſuchet. Ihre Briefe und eine große Menge ſinnreicher Verſe, ſo ſie auf den König und auf das ganze königliche Haus ſtetig ausgeſchüttet, haben eben dergleichen Würkungen gehabt. Die Ausländer, ſo aus einer löblichen Begierde allerhand zu wiſſen, nach Paris kommen, haben nichts rareres, als die Fräulein von Scudery angetroffen. Und haben auch große Häupter ihren reiſenden Prinzen oft eingeknüpfet, in Frankreich vor allen dieſelbe zu ſehen. Der gelehrte Fürſt Ferdinand, Biſchof zu Paderborn und Münſter, verehrte ihr ſeine Madaille und ſeine Werke. Die Königin Chriſtine hat ſie mit ihren Bruſtbild, mit einer Penſion, öfter mit ihren Briefen, allzeit mit ihrer Hochachtung, und gar, wenn man die Wahrheit ſagen ſoll, mit ihrer Freundſchaft beehret. Die Academie der Ricourati zu Padua hat ſie nach dem Tode der gelehrten Helena Cornara in ihre Societät aufgenommen, und ihr einen ſehr verbindlichen Brief durch den Herrn Karl Patin ſchreiben laſſen, welcher ſich alſo anhube: „Mein Fräulein, wenn unſere Academie Euch zu einem Mitgliede erwählet hat, ſo hat ſie Euer Verdienſt nicht bekannter machen wollen, als es ſchon durch Eure Werke iſt; ſondern ſie hat nur aller Welt zeigen wollen, daß ſie von demſelbigen eine genaue Wiſſenſchaft habe; und iſt ſie alſo nicht weniger ſich eine Ehre zu machen, als Eure vortreffliche Eigenſchaften zu beehren, bedacht geweſen" u. ſ. w.

In Frankreich haben alle hohe Perſonen, und, unter andern, die verſtorbene Königin viel auf ſie gehalten. Der Cardinal Mazarin hat ihr in ſeinem Teſtamente eine Penſion vermacht; der Canzler Boucherat hat ihr gleichfalls eine sur le Sceau gegeben, welche ihr der Canzler von Pontchartrain continuiret: und wie der König ihr, auf der Madame de Maintenon Anſuchen, noch eine von zwei Tauſend Franken im Jahre 1683 geſchenket, ſo ſie allezeit richtig bezahlet bekommen; hat er, um den Dank von ihr anzunehmen, ihr eine eine eigne Audienz geſtattet, und ſie hierbey ſehr gerühmet; auch ihre einige Jahre hernach eine ſeiner ſchönſten Medaillen verehret. Der große Verſtand, den ſie von Anfang von ſich blicken laſſen, hat ſich bis auf die letzte im geringſten nicht vermindert, obgleich die Organa ihr endlich faſt gar nicht mehr zu Hülfe kamen. Sie hat von vielen Jahren her von einen Rheumatiſmo an den Knieen überaus große Schmerzen ausgeſtanden, und doch niemals die Geduld verloren; ja ſie hat bis an ihres Lebens Ende die Freytags-Faſten ſtrenge gehalten, ob ſie ſchon ihre Krankheit und hohes Alter frey geſprochen. Als ſie nun ſich das Heilige Sacrament, abzuſcheiden, bereitet, und von acht Tagen her ein ſtarkes Rheuma mit einen Fieber vermiſcht gehabt, hat ſie ſich doch niemals geleget, ſondern ſo gar noch den 2. Junii aufrichten und anziehen laſſen. Kaum aber iſt ſie in die Höhe kommen, als ſie vernommen, wie ihr alle Lebenskräfte auf einmal vergangen. Daher ſie unerſchrocken und voller Hoffnung auf Chriſti Verdienſt ſagte: Es iſt Zeit, zu ſterben. Sie ließ ſich ein Crucifix geben, ſo ſie am vorigen Tage zärtlich umfaſſet, und that itzo dergleichen; ſahe es auch, da man es vor ſie legte, mit ſteifen Augen an, und wie man es ihr ſeiner Schwere wegen wegnehmen wollte, ergriff ſie es mit erſterbender Hand, und ſagte: *Gebt, gebt mir meinen Jeſum her.* Sie legte es alſo auf ihre Bruſt und verſchied gleich darauf ſanfte, da ſie es eben küßte. Sie iſt 94 Jahr alt und ein Wunder dieſer Zeit und Zierde ihres Geſchlechts geworden. Um die Ehre ihrer Begräbnißſtelle zu haben, haben die Kirche des Königlichen Hoſpitals der Rothen Kinder, wo ſie oft beerdiget zu werden gewünſchet, und die Kirche des St. Nicolas des Champs, wohin ſie über 50 Jahre eingepfarret geweſen, geſtritten. Da denn der Cardinal von Noailles vor ihre Pfarrkirche das Urthel geſprochen, wohin ſie des Abends den 3. Juni zu Grabe getragen worden. Dieſes iſt der kurze Auszug ihres von Herrn Boſquillon verfertigten, ſchönen Elogii, von welchem wir ihr Leben weitläuftiger beſchrieben, und ihre noch nicht gedruckte Schriften (worunter ſie kurze Gebeter, auf alle Wochen des ganzen Jahrs, und andere über die 150 Pſalme, ſo ſie zu ihren und eines gewiſſen berühmten Freundes Gebrauch aufgeſetzet, befinden) mit Schmerzen erwarten. —

Wir haben zwar in der Fräulein von Scudery Leben ſchon viele ihrer Schriften angeführt geſehen; weil wir aber einen vollſtändigen Catalogum derſelben, den ſie an Herrn G. W. L. ſelbſt geſendet, erhalten, wird vielleicht Vielen lieb ſeyn, denſelben hier zu leſen.*) —

---

*) Dieſer bleibt hier fort. Bei dem Titel: „Cyrus“ (10. volumes) ſteht die Anmerkung: Es haben einige zweifeln wollen, ob habe die Fräulein von Scudery den Cyrus und die Clélie gemacht, allein es antwortet Mr. Ménage in Menagian. p. 207. T. 1. etc. Hinter dem Catalog der Schriften des Fräuleins folgt ein Brief derſelben an Leibnitz, mit folgender Bevorwortung: „Bey dieſer Gelegenheit kann ich nicht umhin, folgenden Brief, welchen die Fräulein von Scudery an Herrn G. W. L. vor ungefähr zwei Jahren geſchrieben, einzurücken.“ Dieſer Brief handelt faſt

25.

Testamens des Princes d'Orange, faits et confirmés par leur decès, dans lesquels sont pleinement exprimées leur dernières volontés. A la Haye. 1702. 12° (1702. Febr. X).

Teſtamente etlicher Prinzen von Oranien.

Es iſt über dieſes Büchlein eine franzöſiſche Nachricht eingelaufen, welche man anſtatt einer Recenſion einrücken und ins Teutſche überſetzen wollen.

. . . .

Die Teutſche Ueberſetzung.

Dieſes Büchlein hält in ſich die Teſtamente dreyer Gebrüdere, Prinzen von Oranien, Philip Wilhelms, Moritzen und Friedrich Heinrichs, Söhne des berühmten Wilhelms von Naſſau und Prinzen von Oranien, welcher zu der Republik der vereinigten Niederlande den erſten Grund gelegt. Wie dieſer kluge Prinz das Vorhaben Philips des II. merkte, und ſahe, daß ſelbiger ihn durch ſchmeichelnde Briefe in ſeine Stricke verleiten wollte; ſo verließ er das Land und ſeine Stadthalterſchaften kurz vor Ankunft des Herzogs von Alba: welcher, da er ſeinen Muth nicht anders gegen ihn kühlen konnte, ihm ſeinen Sohn Philip Wilhelm, den man von ſeiner Mutter her, Grafen von Buren nennte, als er zu Löven ſtudierte, entführen, und in Spanien bringen ließ. Es beſchwerte ſich zwar dieſe Univerſität, daß man hiedurch ihre Freyheits-Briefe verletzet; allein Vargas antwortete: Non curamus vestros privilegios. Dieſer junge Herr blieb nun viele Jahre in

---

nur von Pelliſſon, und iſt wohl bisher in Vergeſſenheit begraben geblieben. Wir haben einige Briefe von Leibnitz an das Fräulein von Scudery, aber von den Briefen der Dichterin an den Philoſophen, außer dieſen, keinen.

Spanien in einer leidlichen Gefängniß, und kam nicht eher los, bis der Cardinal (nachgehends genannt Erzherzog) Albrecht von Spanien in die Niederlande als Königlicher Statthalter geſandt wurde, wohin ihn Philip Wilhelm, Prinz von Oranien begleiten durfte, weil man in Spanien glaubte, er könnte die Gunſt des Volks wieder zu gewinnen dienlich ſeyn. Ob er aber gleich eine Papiſte und von ſpaniſcher Parthey war, ſo hatte er doch, ſeines Herrn Vatern Ehre zu behaupten, einen überaus großen Eyfer, ſo gar daß er auch einsmals einen Kriegs-Bedienten, der ihn bewachte, zum Fenſter herunter geſtürzt, weil er ehrenrührig von ſeinen Vater in ſeiner Gegenwart geredet, und iſt gedachter Kriegs-Bediente von dieſem Falle geſtorben. Nachdem er auf freyen Fuß kommen, ließ er ſich Eleonoren, eine Tochter des Prinzen von Condé, vermählen, und bekam die Länder, welche ſein Vater in Frankreich, in Burgundien und in den, ſowohl Spaniſchen, als vereinigten Niederlanden, gehabt hatte, in Beſitz. Er ſtarb aber ohne Leibes-Erben, durch Unvorſichtigkeit eines ſeiner Diener, der, ihm ein Clyſtier beybringend, ihn dergeſtalt mit der Spritze verwundete, daß eine Entzündung erfolgte, und endlich der kalte Brand darzu kam.

In ſeinem letzten Willen ſchreibt er ſich: Philip Wilhelm, von Gottes Gnaden Prinz von Oranien, Graf von Naſſau, Vianden, Diez, Catzen-Ellenbogen, Buren und Lerdam, Herr und Baron von Breda, Dieſt, Steenbergen, Warneton, Grimbergen, Laney, Herſtal, Arlay, Nozeroy, Sanct-Martensdyck, und andern abhangigen und zugehörigen Ortern, Erb-Burggraf von Antwerpen und Beſançon, Ritter des güldnen Fließes. Er verordnet, wofern ihm Gott noch einen Stamm-Erben, „es ſey Sohn oder Tochter,“ geben ſollte, daß derſelbige alle ſeine väterliche und mütterliche Güter insgeſammt völlig erbe. Wenn der männliche Erbe zu ſeinem Alter kommen und noch keine ehliche Kinder habe, ſolle er auf Sterbens Fall den nächſten männliches Geſchlechts vom Hauſe Naſſau ernennen.

Woſern er aber eine Tochter haben ſollte, ſo ſolle ſich ſelbige an beſagtes Haus verheyrathen. Woſerne er gar keine Kinder habe, oder die, ſo er gehabt, ohne rechtmäßige „männliche oder weibliche“ Erben zu haben, ausgehen ſollten: auf ſolchen Fall ernennet er zu ſeinem Univerſal-Erben ſeinen Bruder, Prinz Moritzen von Naſſau, und nach ihm deſſen männliche und aus rechter Ehe erzeugte Kinder, ihre Erben und Nachkommen, allezeit den nächſten männliche Geſchlechts, als einzigen und allgemeinen Nachfolger zuforderſt, oder in deſſen Entſtehung den folgenden auf beſagte Art. Im Fall nun auch gedachter ſein Bruder und deſſen Sohn verſterben ſollten, ohne männliche von ihren Leibe und in rechtmäßiger Ehe erzeugte Kinder zu hinterlaſſen; ſo ſetzet er zu ſeinem Erben über alles und auf obbeſagte Weiſe ein, ſeinen jüngſten Bruder Prinz Heinrich von Naſſau und deſſen „männliche“, aus rechtmäßiger Ehe erzeugte Erben und ihre Nachkommen nacheinander, jederzeit den älteſten und allernächſten vorziehend, nach dem Rechte der Repräſentation. Woſern aber beyde ſeine Gebrüder und ihre Nachkommen ohne männliche rechtmäßige Erben abgehen ſollten; ſo ſetzet er zu ſeinem Univerſal-Erben ein, den älteſten Sohn ſeines Vatern Bruders, Grafen Hanſens von Naſſau, und hernach den nächſten deſſen männlicher Erben und Nachfolger, nach obbeſagter Ordnung, und daß ſie aus rechtmäßiger und auch „anſtändiger“ Ehe erzeugt ſeyn ſollen. Das Teſtament iſt gegeben zu Brüſſel den 20. Februar 1618.

Prinz Moritz hat ſich durch ſeine groſe Thaten und durch die wieder aufgerichtete Kriegs-Diſciplin bey der Nachwelt unſterblich gemacht. Er hat die Republik der vereinigten Niederlande aus der Noth, worin ſie noch ſtacke, geriſſen, und den mächtigen König von Spanien, Philip II., gezwungen, einen Stillſtand mit ihr, als einem freyen Volke zu machen, während deſſen er der Arminianer Parthey übern Haufen ſtieß; wobey man ihn doch beſchuldiget, als habe er ſeine Empfindlichkeit wider Johann von Oldenbarnefeld, dem er ſowohl, als der Staat um ein großes verbunden geweſen, allzuweit gehen laſſen. Er lebte noch einige Jahre nach wieder angefangenem Kriege und ſtarb unverheyrathet den 23. April 1625. In ſeinem Teſtamente ſchreibet er ſich (über die Titel ſeines ältern Bruders) einen Grafen von Lingen und von Meurs, Marggrafen von Terveere und Vliſſing, Herrn von Grave, Cranendone, St: Vit, Lecke, Polanen, Nierwaert, Iſſelſtein. Nachdem er ſeine Seele Gott befohlen und wegen ſeiner Begräbniß zu Delft in dem Grabe ſeines Vaters, Verordnungen gethan, nennet und ſetzet er ein zu ſeinem einzigen Erben aller ſeiner Erb- und Lehngüter, Kraft der dieſenthalben habenden Vergünſtigung (octroy) ſeinen Bruder Prinz Friedrich Henrich von Naſſau; und nach deſſen Abgang, deſſelben nämliche rechtmäßige Kinder und Nachkommen; und, in Entſtehung deren, ſeinen Vetter, Ernſt Caſimir Grafen von Naſſau und deſſen rechtmäßige männliche Nachkommen, damit der Name und das Haus von Naſſau erhalten werden möge. Bindet hierbey allen ſeinen Nachfolgern ernſtlich ein, ſich dieſer Verordnung gemäß zu verhalten, und ſaget, daß widrigenfals die Güter an den nächſtfolgenden kommen ſollen u. ſ. w. Dieſes Teſtament iſt gemacht im Haag den 13. April 1623.

Friedrich Heinrich vollendete die Feſtſetzung der Republik der Vereinigten Niederlande durch Beforderung des bald nach ſeinem Tod zu Münſter erfolgten Friedens-Tractats, worin der König von Spanien ſich aller ſeiner Rechte begab. Ehe es aber hierzu kam, ſetzte er den Krieg erſtlich vor die Herrn Staaten alleine, hernach in Geſellſchaft des Königs von Frankreich tapfer fort, gewann unterſchiedene Schlachten und Plätze. Frankreich und andre gaben ihm den Titel Altesse, anſtatt der Excellenz, welche er und ſeine Brüder vorhin geführet. Wie aber der Prinz merkte, daß Spanien allzu ſehr abgemattet, und Frankreich über ſelbiges Meiſter ſpielen wollte, neigte er ſich. ungeachtet alles heftigen Anliegens der Franzoſen, zum Frieden. Er hat von Amalien, Gräfin von Solms, gezeuget einen Sohn, Wilhelmen, Vatern des König Wilhelms, und vier Töchter: Loviſen, die Mutter des Königs von Preuſſen; Henrietten Amalien, Gemahlin Wilhelm Friedrichs, Prinzen von Naſſau, Stadthalters in Gröningen ꝛc.; Henrietten Catherinen, ſo an Johann Georg, Fürſten von Anhalt-Deſſau vermählet; und endlich Marien, Gemahlin Henrich Ludewig Moritzens, Pfalzgrafens von Simmern. Der Prinz Friedrich Henrich läßet in ſeinem Titel aus die Herrſchaft von Lecke, als welche Prinz Moritz ſeinem natürlichen Sohne eingegeben, er thut aber davor hinzu die Herrſchaften von Doesburg, Gertrudenberg, Chasteau Regnard, Ober- und Nieder-Swaluwe und Naelt-wyck. Will auch zu Delft begraben seyn. Er macht ſeinen Sohn Wilhelm zu ſeinem Univerſal-Erben und ordnet ihme ſeine Kinder und rechemäßige Nachkommen nach, doch ſo, daß er allezeit die älteſten und Söhne denen Töchtern vorziehet. Woſern ſein Sohn Wilhelm und deſſen Nachkommen abgehen ſollten, ſo ſetzet er an ſeine Statt, in Kraft der dieſenthalben erlangten Vergönſtigung (octroy) ſeine älteſte Tochter Loviſe, ihre rechtmäßige Kinder und Nachkommen; und in Ermanglung dererſelben, ſeine andren Töchter, eine nach der andern: Doch alles mit dieſem Bedinge, daß im Fall er noch einen Sohn bekommen würde, nach Abſterben Wilhelms und ſeiner männlichen Nachkommenſchaft, die ganze Nachfolge an ſeinen jüngſten Sohn und ſeine Nachkommen fallen ſollte. Er bittet dabey die Herrn General-Staaten und die Herren Staaten einer jeden Provinz, über die Vollziehung dieſes Teſtaments zu halten, welches da gemacht iſt im Haag den 30 Januar 1644. Der Prinz ſtarb hernach den 14. März 1647.

Unter dieſen Teſtamenten iſt ein merklicher Unterſcheid, denn Philip Wilhelm und Moritz ziehen die männlichen Perſonen des Hauſes Naſſau, ſo von Grafen Johann ihren Vaters Bruder, herſtammen, den Töchtern ihres Bruders Friedrich Heinrichs vor; dieſer hingegen ſetzet ſeine älteſte Tocher und deren Nachkommenſchaft nächſt auf die Nachkommen ſeines Sohnes, und ziehet ſie alſo den Nachkommen ſeines Vettern vor: welches auch in dem 33. Artikel der zwiſchen Friedrich Wilhelm (hernach zugenannt den Groſſen) Churfürſten von Brandenburg und der Prinzeſſin Loviſe den 7. December aufgerichteten Eheſtiftung beſtätiget worden. Wie dann auch gewiß iſt, daß die beyden ältiſten, nämlich Philip Wilhelm und Moritz, ohne Einwilligung des jüngſten Bruders, Prinz Friedrich Henrichs, (was auch gleich Moritz von Vergünſtigung von den Lehen-Herrn gehabt haben mag) deſſen Tochter und deren Nachkommen von der Erbſchaft nicht ausſchlieſſen, nach die Eigenſchaft und Rechte der Lande, ſo ihrem jüngſten Bruder mit zukommen, aufheben können; als in welchen ja die Töchter auſſer Zweifel nach Abgang der Söhne, wenn gleich kein Teſtament vorhanden, zum Erbe gelaſſen werden ſollten; welches auch ohne aller lebenden Intereſſenten Einwilligung durch kein Teſtament verändert werden mögen. Daher kein Grund Rechtens vorhanden, wodurch die männliche Seiten-Lini, ſo ſie ab intestato ausgeſchloſſen haben würden, ihnen bey obgedachten Gütern vorgezogen werden können. Geſetzt nun, daß die Erbſchaft auf die Töchter fället, ſo iſt kein Zweifel, daß das völlige Recht der ältiſten, oder deren Nachkommen zuſtehe, weil ſo wohl das Recht der Lande, als das Herkommen, und die Teſtamente ſelbſt der Theilung entgegen. *)

---

*) In der von Dutens veranſtalteten Ausgabe der Opera omnia Leibnitii findet man den, dieſer Ueberſetzung voran geſchickten Original Auszug (denn etwas anders als ein Auszug, oder wenn man will, eine Recenſion, iſt es nicht), Tom. V. p. 193 — 196, als einer Original-Schrift Leibnitz beygelegt; mit der (vorn in der Tabula p. IV.) unbeſtimmten Ueberſchrift: Remarques sur un livre intitulé: Testamens des Princes d'Orange etc.: Extant Germanice A. 1702: von dem Monatlichen Auszuge (das Deutſche war nicht eben dieſes Herausgebers ſtarke Seite). Ganz falſch! Das franzöſiſche Original war Leibnitzen, vermuthlich von dem Verfaſſer des Buches ſelbſt (was damals ſo gewöhnlich war) zugekommen, er gab es mit ſeiner Ueberſetzung. Dieſe, und nichts weiter gehört ihm an. Das lehrt klar

26.

Discours von Erfindung der löblichen Buchdrucker-Kunſt in Teutſchland, bey Gelegenheit ihres anſcheinenden fünften Jubel-Jahrs, kurz und gründlich entworfen von Wilhelm Ernſt Tenzeln, Fürſtl. Sächſ. geſammten Hiſtoriograph. Gotha 1700. (April 1700. VI.)

Daß dieſes gegenwärtige 1700te Jahr, das fünfte Jubeljahr der edlen Buchdrucker-Kunſt ſey, beweiſet Herr Tenzel theils aus Trithemio, theils aus Schlüſſen etlicher alten Bücher, theils auch aus der Cölniſchen, vor 200 Jahren gedruckten Chronik. 1) Aus welchen allen erſcheinet, daß die Erfindung der Buchdrucker-Kunſt Anno 1440 ihren erſten Anfang ge-

---

die vorgeſetzte Bemerkung. Aber dieſer, für uns ſo handgreifliche Irrthum hängt mit dem ganzen monſtröſen Factum zuſammen, daß Eccard, auch nach Leibnitz's Rede, die Eitelkeit hatte, als Verfaſſer des Monatlichen Auszugs gelten zu wollen: dem gemäß, um die Ueberſetzung für *ſich ſelbſt* zu behalten, ſchob er hier Leibnitzen das fremde Original unter; doch nicht, ohne daß ihm das Gewiſſen dabei ſchlug; denn während er, ſonſt die von ihm Leibnitz beilegten, und in „ſein Journal inſerirten“ Beiträge bibliographiſch genau citirt, ſchreibt er hier, ſich vorbeidrückend: „Im Jahr 1702... inſerirte er denen Auszügen ſeine *Reflexions über die Teſtamente der Prinzen von Oranien.*“ (von Murr VII. 173). Reflexions? Was meint er nur? Es iſt ja ein kahler Auszug, bis auf den Schluß, welches ein Raiſonnement, beſſer: ein Reſumé enthält; ungefähr, um ein Beiſpiel anzuführen, wie eben No. 3. Er läßt den Leſer in Ungewißheit und Zweifel, in welcher *Sprache* dieſe „Reflexions“ abgefaßt ſeien; oder vielmehr, er verführt zu glauben, es ſei von einem deutſchen Original-Aufſatz die Rede. Aber auf die Sache ſelbſt wiederzukommen: wäre Leibnitz der Verfaſſer der franzöſiſchen Recenſion, und Eccard der Ueberſetzer: ſähe es nicht aus, als hätte Leibnitz *ſelbſt in deutſcher Sprache die Feder nicht führen können?* Wie bizarr, faſt ungereimt wäre es doch von Leibnitz geweſen, für eine *deutſche* Zeitſchrift in Deutſchland eine *franzöſiſche* Recenſion zu liefern, die der Redakteur ſeinen Leſern erſt wieder in das Deutſche überſetzte? .... Unmöglich kann dies ein unbefangener Leſer in der Ordnung finden, und Eccard ſelbſt ſucht, wie geſagt, durch ſeine ungenaue und halbe Nachricht darüber hin zu gleiten.

nommen, in folgenden zehen Jahren mehr ausgearbeitet, und Anno 1450 der Anfang mit denen gegoſſenen Schriften zu drucken gemacht werden. Nun, fährt er fort, wäre bekannt, daß die Buchdrucker zu Leipzig, Straßburg und andern Orten Anno 1640 ein Jubiläum öffenlich gehalten. Weil ſie es aber Anno 1690 vergeſſen, und doch alle 50 Jahr ein Jubel-Feſt müßte gehalten werden, ſo wäre es billig, daß man im 1700ten Jahre auch ein Jubel-Feſt dieſer ſchönen Kunſt wegen celebrire.

Pag. 30. kommt er auf die Erfindung der Buchdruckerey und hält davor, man könne den Harlemſchen Laurentium nicht ganz verwerfen, ſondern müſſe ihm die Ehre laſſen, daß er den Donat und andre Bücher auf hölzerne Tafeln geſchnitten, und ſo Formenweiſe abgedruckt. 2) Und iſt es gewiß, daß die Maynzer, nach Accurſii und der Cöllniſchen Annaliſten Zeugniß, aus denſelben Tafeln Gelegenheit genommen, der Sache weiter nachzudenken.

Pag. 36. Peter Schäffer, Fauſtens Eydam, hat Trithemio bezeuget, daß Johann Guttenberger zuerſt alle das Seinige daran gewendet, und endlich durch Fauſtens Rath und Koſten, wie auch mit Peter Scheffers Hülfe das Werk zum Stande gebracht habe. Wie ſolches ebenfalls deutlich zu ſehen aus dem Carmine Elegiaco do Encomio Chalcographiae Joannis Arnoldi Bergellani 3), der nach Mallincrots Bericht ein Corrector geweſen, und nicht lange nach Erfindung der Buchdruckerey muß gelebt haben. Daher denn kommen, daß weil alle drey an dieſer Kunſt gearbeitet, die Leute deren Erfindung bald dieſem, bald jenem zugeſchrieben.

Pag. 39. widerleget er alſo Aventinum, und p. 40. Salmuthum, welche Fauſten und Scheffern 4) die Erfindung zuſchreiben. Und kann nicht ſeyn, daß Guttenberger mit Fauſten erſt nach Erfindung Compagnie gemacht, wie Salmuth ſchreibet; denn, nach Scheffers eigner Relation beym Trithemio, hat Guttenberger nicht Fauſten, ſondern Fauſt den durch viele aufgewendete Unkoſten verarmeten Guttenberger, Geld vorgeſtrecket; und oben angeführter Bergellanus beſchreibt den Streit zwiſchen Guttenberger und Fauſten und deſſen Urſachen ganz anders, wie beym Autore (p. 52) nachzuſehen. Daß auch Guttenberger ſich hernach, wie Salmuth ferner ſaget, gen Straßburg begeben, kömmt nicht mit Wimphelingii Zeugniß überein, der von Guttenbergern erzählet (in Epit rer. Germ. c. 65.), daß er ein Straßburger von Geburt geweſen, und die Kunſt in ſeinem Vaterlande zuerſt erdacht, hernach aber zu Maynz dieſelbe excolirt, und zur Vollkommenheit gebracht habe. Unterdeſſen ſeyn von Johann Menteln, der dieſe Kunſt auch angefangen, viele ſaubere Bücher zu Straßburg gedrucket worden, dahin denn gehört, daß nach Peter Scheffers Bericht, die Kunſt durch die Geſellen und Diener ausgebracht worden, und zwar zuerſt nach Straßburg, „in Argentinenses primum et paulatim in omnes nationes." Wobey er dasjenige, von zwey alte, im Straßburgiſchen Stadt-Archiv befindliche und geſchriebene Chroniken, deren eine ein Anonymus, die andere Daniel Specklin, Straßburgiſcher Baumeiſter, gemacht, hievon ausſagen, refutirt und ſchließet mit Wimphelingii Worten, deren er ſich in dem An. 1508 herausgegebenen Catalogo Episcoporum Argentinensium bedienet: sub Roberto Episcopo nobilis ars impressoria inventa fuit a quodam. Argentinensi, licet incomplete, sed cum is Moguntiam descenderet ad alios quosdam, in hac arte similiter laborantes, ductu cujusdam Joannis Gansfleisch ex senio coeci in domo boni montis, Guttenberg 5), in qua hodie est Collegium Juristarum, ea ars completa fuit in laudem Germanorum sempiternam." Daß durch den Straßburger Guttenberger, und kein andrer verſtanden werde, iſt gewiß. Von Johann Genſefleiſchen aber möchte der Herr Tenzel gerne gewiſſere Nachricht haben. Denn keinen derer Scribenten, die vor Wimphelingio gelebet, hat ſeiner unter den Erfindern der Buchdruckerey gedacht, und die Alten, welche Genſefleiſchen nennen, verſchweigen hingegen Fauſten, wie vice versa die, ſo Fauſten haben, des Genſefleiſchen nicht erwähnen 6). Welches Herr Tenzel auf die Gedanken gebracht, Fauſt habe noch einen Zunamen gehabt, und Gensfleiſch geheißen, und ſey auf dieſe Art das Epitaphium, welches, nach Schagii Bericht, dem Gensfleiſch zu Maynz aufgerichtet, vom Fauſten zu verſtehen:

In felicem artis Impressoriae Inventorem
D. O. M. S.

Joanni Gensfleisch, artis impressoriae repertori, de omni ratione et lingua optime merito, in nominis sui merito, in nominis sui memoriam immortalem Adam Gelthus posuit, ossa ejus in Ecclesia D. Francisci Moguntiae feliciter cubant.

Wimphelingus nennet ihn in einem Epigrammate Ansicarum, und ſchreibet ihm nebſt andern alles bey, was vom Fauſten ſonſt geſaget wird.

Daß Johann Mentel zu Straßburg die Buchdrucker-Kunſt nicht erfunden, ſuchet der Autor mit mehrern zu erweiſen, und meinet, es habe Johann Schottus, deſſen Mutter beſagten Mentels Tochter geweſen, ſeinen Großvater nach Peter Scheffers Exempel gern berühmt machen wollen, wenn er in vielen Folianten, ſo er drucken laſſen, das ſeinem Geſchlechte von Friderico III. gegebene Wappen mit dieſen herumgeſchriebenen Worten ſetzen laſſen: Insigne Schottorum Familiae a Friderico Rom. Imp. III. Jo. Mentelin primo Typographiae Inventori ac suis concessum. Anno Christi MCCCCLXVI. Argentorati Joh. Schottus aere perennius dedit. Hält auch davor, es habe Jacobus Mentelius in ſeinem A. 1650 zu Paris gedruckten Tractat vom Urſprung der Buchdruckerey ſich vergeblich auf dieſen Kayſerlichen Wappenbrief berufen, als welchen man nirgends unter Friedrich des III. Diplomatibus fünde 7).

Hiernächſt kömmt der Herr Tenzel wieder auf ſein 5tes Jubel-Jahr der Buchdruckerkunſt, und ſchlägt auf ſelbiges in ſeinen Büchlein eine Gedächtniß-Münze vor, auf deren eine Seite ſtehet:

ARTI
TYPOGRAPHICAE
A JOAN. GUTTENBERGIO
ARGENTORATI INVENTAE
AC OPE
CONSILIOQUE JOAN. FAUSTI
MOGUNTIAE AN. MCCCCL.
BIBLIIS LATINIS
AENEO CHARACTERE
IMPRESSIS
PRIMUM VULGATAE
QUINTUM JUBILEUM
ANNO CHRISTI JUBILAEO
MDCC
FELICITER
CELEBRANTI
SACRUM. 8)

Auf der andern Seite ſoll ſich die Morgenröthe auf einen geflügelten Wagen, vom Pegaſo gezogen, in der einen Hand eine brennende Fackel, mit der andern Roſen und Blumen ausſtreuend in Weibesgeſtalt; vor ihr ein Hahn in krähender Poſitur, und hinter ihr die halb hervorbrechende Sonne zeigen, mit der Um- und Unterſchrift: UT AURORA MUSIS AMICA SOLEM: SIC TYPOGRAPHIA RENATUM EVANGELIUM. 8)

Nachdem er die Münze auf dem Papiere public gemacht, fähret er fort, das Jubelfeſt anzukündigen, „und ſtellet allen hohen und niedrigen Patronen, Beförderern und Verwandten der löblichen Buchdrucker-Kunſt hiermit frey, entweder auf Johannis-Tag (welchen die Leipziger ehemals beliebet, weil die beiden erſten Erfinder, Guttenberg und Fauſt, dieſen Namen gehabt), oder wenn es ihnen ſonſt gefället, ein Jubelfeſt anzuſtellen, und mit einer geiſtreichen Predigt in der Kirche, oder mit einer wohlgeſetzten Oration auf Academien und Gymnaſiis, und mit andern Solennitaten, feierlich zu begehen.“ Und damit ſeine Indictio Jubiläi deſto nachdrücklicher ſeyn möge, hat Herr Tenzel ſie geſchrieben, zu Gotha den 14. Decembris alten, und den 24. neuen Kalenders, da das Päbſtliche Jubel-Jahr zu Rom publiciret wird, in dem zu Ende laufenden 1699. Jahre 9).

Die Anmerkungen.

1) Weil der Herr Tenzel meldet, daß er das Cölniſche alte Chronicon nicht ſelbſt geſehen, auch die Worte deſſelben nur aus der lateiniſchen Verſion Boxhorns, wie dieſer ſie in ſeine Historiam Universalem gebracht, verteutſcht angeführet: wollen wir dieſes raren alten Buchs eigne Worte unten beyfügen. *)

2) Hiervon beſiehe auch den Autorem unten, p. 89. seqq. Doch folget nicht, daß eben ein Harlemer der erſte Erfinder ſolcher Art geweſen. Wenn man Hadriano Junio und Bertio nachgehet, iſt Lorenz erſt im Jahr 1447 auf ſeine Erfindung kommen: dann jener ſagt in ſeiner Hist. Bataviae, im Jahr 1575, es ſey geſchehen vor 128. Jahren; dieſer in ſeiner Geographie (in descript. Hollandiae) ſo 1600 heraus kommen, zählt zurück 153 Jahr: beydes giebt das Jahr 1447. Nun findet ſich aber in der Bibliotheca Augusta zu Wolffenbüttel ein Buch in Fol. „Von der Hand“ (oder Chiromantie), mit Figuren und Discours in Holz geſchnitten, ſo Doctor Hartlieb (wer der ſeyn mag) der Hochgebohrnen Fürſtin Anna, gebohren von Braunſchweig, Albrecht, Herzog zu Bayren, Gemahl 1448 zugeſchrieben. Scheint, daß

---

*) Dieſe Urkunde folgt im Mon. Anz. (ebend.) S. 135—141. mit dem Titel: Van der Boychdrücker-Kunſt; wanne, ware, und durch wen is van den dye unverſprechlich Kunſt Boycher zo drücken. (Mit einigen Anmerkungen von Leibnitz.)

es in Bayern, alſo weit von Harlem geſchehen; und iſt auch wohl nicht das erſte Buch dieſer Art geweſen.

3) Der Herr Tenzel, in einen Briefe an den Herrn G. M. L., ſchreibet: Animus mihi est, per modum notarum ad Joannis Arnoldi Bergellani encomium Typographiae, totam meam de illius inventione sententiam communi eruditorum lingua proponere: modo carmen istud rarissimum, quod Mallincrotius, tum seorsim, tum in Verdierii supplemento Bibliothecae Gesnerianae vulgatum memorat, aliquando ad manus meas pertingat. Hactenus enim id frustra quaesivi etc. Jac. Mentelio nach (paraenes. p. 58.) hat er 1510 geſchrieben.

4) Unterdeſſen hat Johann Scheffer ſeinen Groß-Vater Fauſten überall vor dem Erfinder ausgegeben, und muß dieſes auch Kayſer Maximiliano glaubwürdig gemacht haben, deſſen Privilegium, welches er Johann Scheffern gegeben, ungefähr ſo lautet: Maximilianus, div. fav. gratia etc. Honesto ac fideli nobis dilecto Joanni Scheffer, Calchographo Moguntino, gratiam Caesaream et omne bonum. Cum, sicut docti et moniti sumus fide dignorum testimonio, ingeniosum Calchographicae inventum, autore Avo tuo, felicibus incrementis in universum orbem promanaverit etc. Datum in oppido nostro Wels, die decima nona Decembris An. MDXIIX. Wie ſolches Herr Tenzel p. 78. anführet. Es iſt auch faſt aus denen Stellen Trithemii und Andrer zu ſchließen, als hätte Guttenberg nur die Art, in Holz die Formen zu ſchneiden, gewußt; hernach aber, als er zu Maynz mit Fauſten in Compagnie gearbeitet, erſt die Schriften und jeden Buchſtaben appart zu gießen erlernet. Eben der Meinung iſt auch der Herr G. N. L., in einem neulich an Mr. Pinçon nach Paris hievon geſchriebenen Briefe, da er unter andern dieſe Worte hat: il (Mr. Tentzelius) soutient, que Guttenberg a inventé l'imprimerie, et qu'il l'a perfectionée avec l'aide de Jean Fust. La difficulté, que je trouve la-

dessus est, qu'il semble, que Jean Guttenberg a pensé premièrement à des planches de bois gravées. Mais que lors qu'il a travaillé avec Jean Fust, on s'est avisé d'employer des lettres detachées. On ne sait donc pas lequel de deux a eu le premier cette pensée; car c'est celui qui l'a eue, qu'on doit reconnoitre pour le véritable inventeur de l'art.

5) Wenn dieſer Bericht Grund hat, ſo folgt, daß Guttenberger dieſen ſeinen Namen erſt von der Maynziſchen Wohnung bekommen, und zu Straßburg nothwendig müſſe anders geheißen haben. Könnte alſo auch hieraus der oben angeführten Msten Cronicken Falſchheit geſehen werden, als welche ihn mit dieſem Namen belegen, ehe er noch nach Maynz gekommen, da er doch ohne Zweifel ein Straßburgiſcher Patritius (ex nobilitate) geweſen, und daſelbſt einen andern Namen gehabt. Ja man ſollte faſt denken, weil die Straßburger ſo viel von ihren Mentelin in Erfindung der Buchdruckerey ſagen, es ſey wie Fauſt und Genſefleiſch, alſo auch Mentelin und Guttenberger eine Perſon. Zumal da ſie beide Johannes heißen, und auch von Guttenberger geſagt wird, daß er ſich wieder nach Straßburg begeben. Vielleicht möchte noch für glaubwürdiger gehalten werden, daß Guttenberger vom Geſchlecht der zum Jungen geweſen. Denn Sebaſtian Münſter ſagt in ſeiner Coſmographie (l. 5. c. 15. 9.), der erſte Anfänger und Erfinder wird genannt: Johannes Guttenberg zum Jungen, hat zween ander Maynziſche Bürger zu Gehülfen gehabt, Johann Fauſt und Johann Medinbach, ꝛc. Und vor ihm ſchon Mathäus Palmerius Piſanus in ſeiner Cronik, beym Jahr 1457: A Johanne Guttenberg zum Jungen, equite Moguntiae Rheni, solerti ingenio, librorum imprimendorum ratio anno 1440 inventa, hoc tempore in omnes fere orbis partes propagatur. Selbſt Trithemius giebt deſſen eine Anzeige im Chron. Spanhem., da er beym Jahr 1450 ſagt: Morabatur autem praefatus Johannes Guttenberg Moguntiae in domo zum Jungen, quae domus

usque in praesentem diem illius novae artis nomine noscitur insignita. Und in Chron. Hirsaug add. ann. ſtehen dieſe Worte: Habitabant autem primi tres artis impressoriae inventores, Johannes videlicet Guttenberger, Joh. Faust et Petrus Opilio, gener ejus, in domo zum Jungen dicta, quae deinceps usque in praesens impressoria muncupatur. Scheint, es ſey ein Wechſel geſchehen, und der Ort oder das Haus von dem Mann oder Geſchlecht zum Jungen; hingegen der Mann von dem Ort (bono monte) Guttenberg genennet werden. Es möchte dieſes Wort: zum Jungen, Aventinum betrogen haben, daß er vermeint, „Fauſt und Schäffer hätten Guttenberger zum Jungen gehabt" und dürfte alſo dem berühmten „Geſchlecht der zum Jungen," eine ſo große Zierde nunmehr wiederzugeben ſeyn. Und es wäre zu mehrer Gewißheit nachzufragen, ob einige dieſes Geſchlechts zu Straßburg ſich niedergelaſſen, und vielleicht in Elſaß ein Gut oder Haus, Ruſſenberg genannt, im Beſitz gehabt. Weil Franc. Irenicus Exeges. l. 2. c. 47. ſagt: Alii in praedio Alsatiae Russenberg inceptam primitus hanc artem fuisse scribunt, quod a sono imprimendorum librorum dixerunt.

6) Nur findet man noch zur Zeit, daß Caſpar Hedio in ſeinem Cronico, beym Jahr 1450, beyder zugleich gedenket, und, indem er von dieſer Sache redet, Guttenbergern die beiden ehrbaren Männer „Johann Fauſt und Johann Gensfleiſch", nebſt andern zu Gehülfen giebt. Daher, weil Münſter an des Johann Gensfleiſch Stelle, des Johann Medinbach gedenket, muthmaßet der Herr von Malinkrot, daß es Eine Perſon, und Gensfleiſch von Medinbach bürtig geweſen.

7) Daß der beſagte Wappenbrief ſollte erdichtet ſeyn, kann ich mir gar nicht einbilden. Denn es würde Johann Schottus deſſelben alsdann nicht in allen ſeinen Büchern ſo kühne erwähnet, und ſich mit falſchen Kayſerlichen Briefen nach ſo kurzer Zeit breit gemacht haben. Und obgleich viel Diplomata Friderici III. mit der von Aenea Sylvio gemachten

vila und ſonſt edirt; ſo wird doch Zweifels ohne deren eine größere Menge noch zurück geblieben ſeyn. Inzwiſchen iſt doch etwas bedenklich, daß Herr Dechant Malineret den Herrn Mentel um Communication der Diplomatis erſucht, dieſer aber in ſeiner Paraenesi ad Malincrotium nicht damit herfür gekommen.

8) Sollte Guttenberg nicht der rechte Name ſeyn, und Fauſt an der Erfindung ſelbſt (wie es aus obigen ſcheinet) Theil haben, ſo würde an dieſem Entwurf der Medaille ein und anders zu ändern ſtehen.

9) Der Herr G. R. L., in einem Briefe an Herrn T., ſagt hiervon ſcherzend *): Non male Typographis Jubilaeum

---

*) Für Leſer, welchen es vielleicht noch Mühe koſtet, zu denken und ſich zu überzeugen, daß Leibnitz im Namen ſeines Eccard von ſich, Leibnitzen, als einer dritten Perſon rede, mögen folgende eigene, ſich ergänzende Bekenntniſſe Leibnitzens in Bezug auf dieſe Anmerkungen hier ſtehen; indem er das einemal zwar angiebt, Eccard habe ſeine, Leibnitzens, Anſicht hier wiedergegeben, das anderemal aber, daß er ſelbſt ſie geſchrieben habe. Im Jahre 1707 ſchrieb er, über die Erfindung der Buchdruckerkunſt, an einen franzöſiſchen Gelehrten, Bourguet (Opp. VI, 105): Mea quaedam de origine typographicae observata menstruis quibusdam relationibus librorum Germanicis Hannoverae ante annos aliquot editis sunt inserta. Hier wollte Leibnitz offenbar nicht anders verſtanden ſeyn, als daß er einen Originalaufſatz (unbeſtimmt in welcher Form, worauf es hier nicht ankommt) in jene Hannöverſche Deutſche Zeitſchrift gegeben habe; und dieſer Wink hätte einen aufmerkſamen Literator auf unſere Recenſion geführt. — Drei Jahre ſpäter, kommt Leibnitz gegen denſelben auf die Sache zurück (Opp. VI., 209.); hier heißt es: „De his olim pluribus ex mea sententia disseruit Dnus Eccardus, Professor nunc Helmstadiensis, quando apud me agebat, et menstruas quasdam recensiones novorum librorum Germanico sermone dabat, titulo: Monatliche Auszuge." Es lag ihm nicht mehr im Sinne, daß er vor längerer Zeit darüber, doch für die Kritik ſo weſentlich, anders geſchrieben. Alle Zweideutigkeit iſt endlich fern aus einem, uns glücklicherweiſe aufbewahrten, mündlichen Bekenntniſſe des großen Mannes gegen den bekannten gelehrten Reiſenden Uffenbach, ebenfalls im Jahre 1710. Ich ſetze deſſen eigne Worte (Conrad von Uffenbach Merkwürdige Reiſen rc. Ulm 1753. I. S. 409.) her. Nachdem er erzählt, daß er Leibnitz in ſeinem Hauſe zu Hannover einen Beſuch gemacht, fährt er fort: „Den 12. Jenner (1710) Sonntag Nachmittags bekamen wir in unſer Logis von dem

indixisti, bibent credo libenter in salutem tuam. Certasti cum Papa et bullae aemulam scriptionem eadem, qua ille die, edidisti etc. Ego indictionem tuam in Gallia publicavi. etc.

Anmerkungen zu der Urkunde: Vom der Boychdrücker-Kunſt ꝛc.

— (Und auch in anderen meir Boycher, dat ein Wale vyſt Vranckrüch, genannt Nicolaus Genſen, haue allereyerſt deſe meyſterliche Kunſt vonden, mer dat iſt openbairlich gelogen.) —

Polyderus Vergilius, de Rer. Inventione l. 2. c. 7. nennet ihn auch Gallicum: aber Sabellicus, Ennead. 10. l. c. ſagt, er ſey ein Teutſcher geweſen: Omnium maxime opibus et eleganti literarum forma multum caeteros antecelluerunt Nicolaus Jenson et Joannes Coloniensis, ambo Teutonici. Sonſt hat Ant. Campanus einen Franzoſen zum Erfinder machen wollen; er iſt aber durch den Namen Udalrici Hahn (Galli) ſchändlich verführet worden, wie bezeuget Wimpheling, Ep. R. G. c. 65. Franc., Irenn. in Exeg. Germ. l. 2. c. 48., Adami in vita Guttenbergii.

Herrn Geheimen Rath von Leibnitz eine Gegenviſite. — — Er blieb lange bey uns, diſcurrirte von allerhand und ſagte unter andern: „daß Er die Remarquen in dem Hannöverſchen Monatlichen Auszuge über das alte Buch von der Chiromantie (Anm. 2), und nicht Herr Eccard gemacht habe. Ich mochte ihm aber nicht ſagen, daß er ſich hierin geirret.“ (Für die Kenntniß dieſer, wie ſo mancher andern, mir wichtigen Stelle, bin ich der theilnehmenden Aufmerkſamkeit meines Freundes, Hrn. Dr. G. Friedländer verbunden. (Uebrigens ſiehe die Zuſätze am Ende).

— Ich brauche kaum zu ſagen, daß Eccard ſelbſt, wie alles übrige, ſo auch dieſe gelehrten Anmerkungen Leibnitzens (auf welche dieſer ſich einiges zu gute that) ſich ſtillſchweigend zugeeignet hat. Das war bei ihm nur Conſequenz!...

— (Mer der eyrſte Wynder der Druckereye is geweſt eyn Bürger zo Mentz, ind was geberen vom Straisburg, ind hieſch Jencker Johan Gudenburch.)

Hier widerſpricht dieſe Chronik denen Straßburgern, welche Guttenbergern zum Goldſchmidt und Maynzer machen wollen, der Mentels Kunſt durch ſeinen Diener Genßfleiſch erfahren habe.

Von dem Urſprung der Franken.

1716.

Vorerinnerung.

Leibnitz gab 1715 eine kleine lateiniſche Abhandlung: De origine Francorum, heraus, um zu zeigen, daß die Franken urſprünglich von dem Striche an der Oſtſee, zwiſchen der Eider und der Oder, hergekommen ſeien; beſcheiden nannte er dies: ses conjectures sur l'origine des anciens François. Sogleich ſtanden ihm zwei Gegner auf, einer in Frankreich ſelbſt, der andere in Deutſchland. Jenes war der Pater Tournemine, Verfaſſer eines Artikels in dem Journal de Trevoux, welchem Leibnitz eine: Réponse aux remarques sur la dissertation de origine Francorum entgegengeſetzt; der andere war der bekannte Professor Eloquentiae und Rechtsgelehrte, Nicolaus Hieronymus Gundling in Halle († 1729), welcher in ſeiner Zeitſchrift: Gundlingiana, pars III., Leibnitzens Abhandlung angriff. Hierauf ſchickte Leibnitz ſeine: „Erwiederungen auf des Herrn Nicolaus Hieronymus Gundlings Erinnerungen wider ſein Buch de origine Francorum“ ein, welche ſich in Gundlingiana p. VI. p. 62 — 67. befinden. Gundlings Einwürfe werden Punkt für Punkt aufgenommen, in einer Art, daß der Leſer, auch ohne das Vorhergehende zu kennen, den Stand der Frage vollkommen faſſen wird. Daß Leibnitz von Gundlings Manier wenig erbaut geweſen, während er ſonſt Widerſprüche und Einwürfe bey wiſſenſchaftlichen Fragen gern hatte, und in dieſem beſondern Falle gegen den Pater Tournemine ſich verbindlich äußerte: dies lehrt eine Stelle ſeines Briefes vom 19. März 1716 an Kortholt, wo es heißt: De origine Francorum Baltica (quam nuper Dn. Gundlingius paullo frigidius, ni fallor, impugnavit Italis) nosse sententiam egregiorum inter Danos virorum pergratum erit etc. Und am 8. Mai 1716 ſchrieb er: Misi responsoriam meam ad Dn. Gundlingium Germanico sermone, ut, si lubet, eam Gundlingianis inserat, refutaturus, si videbitur.

Gundling replicirte in pars. XI. ſeiner Gundlingiana, worauf jedoch Leibnitz, auch wenn er nicht kurz darauf geſtorben wäre, nichts erwiedert haben würde, nach ſeiner vorhin angeführten Aeußerung — resulaturus, si videbitur. Ludovici hat hier daher wieder einmal mit offnen Augen nicht geſehen*), wenn er ganz kategoriſch (Cap. VII. §. 516.) eine „Andere Antwort des Herrn Leibnitzens auf die Gundlingiſchen Gedanken über den Urſprung der Franken" angiebt, doch ganz unbeſtimmt, daß ſie „gleichfalls in den Gundlingianis ſtehe". Ich wenigſtens habe nichts davon entdecken können. — Wäre eine ſolche vorhanden, ſo würde auch Dutens, welcher unſern Aufſatz, franzöſiſch überſetzt (Réponse de M. Leibnitz aux remarques sur sa Dissertation de l'origine des François, contenues dans un livre (ſollte heißen discours oder traité) intitulé N. H. Gundlingii Monita ad librum de origine Francorum spectantia et traduite de l'Allemand. Opp. Leibn. IV, 2. 174—185) aufgenommen hat, jene nicht überſehen haben.

---

*) Dies iſt keine Uebertreibung. So ſetzt er einmal den Nizolius De veris principiis philosophandi etc. von 1553, welchen Leibnitz 1670 mit einer Einleitung von neuem herausgab — in das Jahr 1653, und ſchreibt ohne Arg (I. p. 329): „Nizolius hatte dieſes ſein Buch ſiebenzehn Jahr vorher und alſo im 1653. Jahre zu Parma drucken laſſen, und darinne die Philoſophie mit vieler Heftigkeit zu reformiren geſucht. — Hieraus läßt ſich leicht ſchließen, daß ſolches Buch damals viel Aufſehen gemachet habe, wie denn binnen kurzer Zeit alle Exemplarien davon zerſtreuet worden waren. Dahero unſer Herr von Leibnitz ꝛc." Wie lächerlich!

1. Die gelehrte, zu Hall in Sachſen herausgegebene, Anmerkungen über den kleinen Tractat vom Urſprung der Franken werden verhoffentlich bey denen, ſo ſie mit Fleiß gegen den Tractat ſelbſt halten wollen, zu deſſen Beſtärkung dienen, nachdem der fleiſige und ſinnreiche Urheber deſſelben nichts anders dagegen zu erinnern gehabt. Man hat auf ſolche Erinnerungen folgendes zu melden dienlich erachtet:

2. Des Tractats Inhalt iſt mit wenigen dieſer: Erſtlich wird in demſelben behauptet, Linea Francorum (welches man de ascendente, oder Vorfahren verſtehet) habe nach dem Geographo von Ravenna viele Jahre geſtanden in patria Albis, oder in fronte Danorum, und alſo jenſeits der Elbe unweit der Oſtſee.

3. Solches bekräftiget der Fränkiſche Poet Ermoldus zu Zeiten Ludovici Pii, der die Franken ſogar von den Dänen herkommen machet, und ſagt, daß ſolches ein gemeiner Ruf zu ſeiner Zeit geweſen.

4. Es beſtärkens auch diejenigen, ſo die Franken theils von Oceano, theils vom palude Mocotide hergeleitet, aber, wie ſchon Adamus Bremenſis bemerkt, dieſe paludem mit dem mari Baltico (wie in andern Fällen) vermenget. Daraus denn erfolget, daß die Franken in uralten Zeiten ohngefähr zwiſchen der Eider und Peene, oder auch wohl bis an die Oder, gewohnet.

5. Und ſolches wird ferner daher behauptet, daß der Geographus von Ravenna ausdrücklich den Strich Landes in patria Albis, da ſolche Franken geweſen, und der in fronte Danorum, alſo an die Däniſche Grenzen ſtößet, Mauringiam nennet; aus Paulo Warnefrido aber, einem Longobardiſchen Scribenten, den man insgeheim Paulum Diaconum nennt, erſcheinet, daß Mauringia oder Meringavia an der Oſtſee gelegen.

6. Wie denn, allem Anſehen nach, die Vandalier, Burgunder, Gothen, Herulen, Seyrer, Rugier und einige andere Völker, nicht weniger als die Franken, vom Baltiſchen Meer herkommen, und ſich um die Zeiten des Marci Antonii bey dem groſſen Marcomanniſchen Kriege, ſo die Barbarey rege gemacht, den Römiſchen Gränzen genähert; da die Franken (als diesſeits der Oder) über die Elbe, andere Völker jenſeits der Oder nachher Pohlen, Schleſien, Pannonien

gegen die Donau; und die Gothen insbeſonderheit gar an den Pontum Euxinum gegangen.

7. Vors andere wird in dem gedachten Werklein behauptet: nachdem die Franken über die Elbe geſetzet, ſo hätten ſie ſich gelagert zwiſchen dem Harz und dem Mayn, und alſo das Land der alten Hermunderer, theils auch der Cherusken und Katten bewohnet.

8. Aubey vier Haupt-Gauen oder groſſe Pagos beſeſſen, das Bodogau bey denen Bode-Flüſſen am Harz, das Wiſogau an der Weſer, das Windogau an der Windiſtra oder Unſtrut, und endlich das Salagau, welches ohnweit vom Mayn gelegen, und von der in den Mayn zu deſſen rechter Seite einfließenden Saale ſeinen Namen gehabt, und ſolchen Namen annoch in Diplomatibus zu des Königs Pipini I. Zeiten und lange hernach behalten. Wodurch man auch hierin auf die Spur gekommen.

9. Nun ſolches wird bewieſen aus der Vorrede des Saliſchen Geſetzes, allwo dieſe Hauptgauen oder Provinzen der Franken und deren Verordnete benennet werden, welche ſich zuſammen gethan, und dieſes uralte Saliſche Geſetz beliebet; ſo aber hernach von den Fränkiſchen Königen, zumal nachdem ſie Chriſten worden, nicht allein in das Latein gebracht, ſondern auch vielfältig verändert worden.

10. Nach dieſer Geſetz-Verfaſſung haben ſich die Franken über die Weſer und Fulde in die Länder der übrigen Catten, der Sigamber, Bructerer, Chamaven, Chaſurier ꝛc. begeben, und längſt des rechten Ufers des Nieder-Rheins bis an das Meer den Meiſter geſpielet; bis ſie endlich jenſeits des Rheins in Gallien gedrungen, wie aus den römiſchen Scribenten bekannt; diejenige der Ihrigen aber, ſo ſie in den Landen der Hermunderer zurückgelaſſen, ſind von den hernach gekommenen Thüringern überwältiget worden.

11. In denen Anmerkungen werden einige Zweifel gegen dieſe Sätze gemacht, und ſo wohl von Zug der Franken, als von der Zeit, Stelle und Urheber des Saliſchen Geſetzes ganz andere Gedanken ins Mittel gebracht. Man wird die Meynungen gegen einander zu halten und zu beleuchten nicht ermangeln.

12. Zuförderſt wird eingeworfen (§. 7. pag. 241.): linea Francorum könne beym Ravenniſchen Scribenten bedeuten, ein gewiſſes Theil der Franken; aber es ſcheinet, der Scribent habe lineam nicht vergebens gebraucht, und eine Urſprungslinie, wie bey dergleichen Autoribus gewöhnlich, oder die Vorfahren verſtanden, welches auch Ermoldus um ſo mehr glaublich macht, da er, was jener Scribent von den Vorfahren der Franken erkläret, nemlich die Nähe oder Verwandt-

niß mit den Dänen; alſo wird linea sanguinis, in locis, ſo Dücange angeführet, und dergleichen mehr, hin und wieder gefunden, et linea geniturae habetur in bulla Caroli IV. in Com. Freheri ad Aur. Bull. cap. 7.

13. Wird gefragt (l. c.), wer uns verſichere, daß Mauringia gegen Orient und an der Oſt-See zu ſuchen, und nicht an der Weſt-See, oder bey den Chaucis? Antwort: Paulus Diaconus.

14. Nun ſaget die Anmerkung (p. 242.): die Chaucos habe Valeſius zu den Francis gerechnet. Antwort: Wenn dem alſo, wäre es zu verſtehen, nachdem die Franken aus Mauringia über die Elbe gegangen; aber in der That zweifle ich, ob Valeſius Recht habe. Ein ſolches muß anders, als aus dem locis Poetarum, wie Claudini und Sidonii, bewieſen werden, als welche die Oerter und Nationen mit großer Freyheit durch einander miſchen.

15. Daß die Sachſen und Dänen oder Juten Eines Urſprungs, muthmaßet die Anmerkung nicht unbillig (p. 242.), daß aber Cimbrica Chersonnesus Alt-Sachſen geheißen, wird ſich ſchwerlich finden. Beda und andere Alte verſtehens von Landen dieſſeits der Elbe. Vielleicht ſind die Sachſen urſprünglich Chauci geweſen, ſo hernach über die Elbe in Ditmarſen und die Nachbarſchaft gangen, nachdem die Lande durch der Cimbrer Auszug entblößet werden; allda ſie annoch zu Ptolemäi Zeiten geſtanden, nach der Hand aber wieder herüber geſetzet, als es Mode worden war, gegen die Römer zu ziehen.

16. Die Anmerkung ſagt (p. 243.): der Adamus Bremenſis hätte vielleicht den Verfaſſer bewegen, die Francken an das Baltiſche Meer zu ſetzen. Antwort: gar nicht; man hat hernach erſt, deſſen Stelle zu Hülfe zu nehmen, ſich erinnert.

17. Der Ravenniſche Scribent iſt eben ſo gar juſt nicht in allen ſeinen Sachen; ſondern hat verſchiedene Andere, ſo nicht allemal mit einander einig, ausgeſchrieben, und dahero ſich zu Zeiten verirt. Viſigilias an dieſer Stelle ſcheinet dem Namen nach die Weichſel, der Gelegenheit aber nach die Oder zu ſeyn. Es iſt bekannt, daß die Alten etwas unrichtig von der Oder geſprochen, und von den Landen jenſeits der Elbe ſchlechte Nachricht gehabt. Daß aber, nach der Anmerkung (p. 245.), Viſigilias die Weſer ſeyn ſolle, deſſen kann man keinen Schein finden: ſo wohl der Name, nach der teutſchen Ausſprache, als die Umſtände ſind vor die Weichſel.

18. Weil die Nachricht von Maringia aus dem Paulo Warnefridio, vulgo Diacono, den Ravenniſchen Scribenten zu erklären hauptſächlich dienet, und daraus im Tractat gewieſen wird, daß dieſes Land

am Baltiſchen Meer zu ſuchen, ſo ſetzet man ſich in den Anmerkungen dagegen. Wird daher dienlich ſeyn, den Inhalt des Longobardiſchen Scribenten, ſo viel hier thunlich, vorzuſtellen, und ſo wohl des Tractats, als der Anmerkungen Erklärung gegen einander zu halten. Paul. Diac. (lib. I., c. 2.) ſagt: die Winuli (ſo er hernach zu Longobardis macht) wären aus Scandinavia kommen, und ſeyen das dritte Theil der Inwohner, oder vielmehr der jungen Mannſchafft geweſen: ver sacrum, ſo man wegen anwachſender Menge herausgeſchicket.

19. Dieſe jungen Leute haben Iber und Ajo herausgeführet, dem Ajoni hat Agilmundus, ſein Sohn, gefolget, und dieſem ſein Wahl-Sohn Lamiſſio; dieſem Lechu, ſo vierzig Jahre regieret, und ſeinen Sohn Hildehok, dieſer den Gudehok zum Nachfolger gehabt, zu deſſen Zeit Odoacer in Italien regieret. Woraus folget, daß dieſer Auszug der Longobarden oder Winulorum aus ihrem Lande, etwan um das Ende des dritten, oder Anfang des vierten Seculi geſchehen.

20. Durch Scandinaviam aber verſtehet Paulus hier nicht, wie Andere, das große Land, ſo, nach heutigem Verſtand, ganz Schweden und Norwegen begreifet, ſondern eine mittelmäßige Provinz. Denn c. 7. ſagt er ausdrücklich: dieſe ausgeſchickte Winuli wären zwar lauter junge wackere Leute, aber an Zahl gering geweſen, als nur das dritte Theil der Mannſchaft einer nicht allzu großen Inſel. Könnte alſo vielleicht dieſe Provinz der Winulorum die Beynahe-Inſel ſeyn, ſo man heut zu Tage Wenſiſyſel nennet, ſo Paulus, oder Aeltere, denen er gefolget (vermuthlich der Biſchoff Secundus), mit Schonen vermenget, und Scandinaviam genannt.

21. Aus dem Land der Winulorum ſoll dieſer Schwarm in Scoringiam gegangen, und allda eine Zeit lang blieben ſeyn. Dieß Scoringan möchte ſeyn das Land der Scirorum, ſo mit den Herulis vermuthlich auch von dieſen Orten kommen. Allem Anſehen nach iſt es in Cimbrica Cherſoneſo zu ſuchen; wie dann Otherus in ſeinem periclo Sciringes-heale daſelbſt nennet den Ort, wo jetzt Alburg in Jutland gelegen.

22. Aus Scoringia gehen ſie in Moringiam. Dieſe kann ja dergeſtalt nicht wohl anders, als nächſt an Cimbrica Cherſoneſo, und alſo jenſeits der Elbe geſucht werden, als das Land, das, auch nach dem Ravenniſchen Scribenten, nächſt an die Dänen, und alſo an die Eyder ſtößt. Denn dieſer und der Paulus geben und rückgeben einer dem andern Licht.

23. Von den Aſſipittis zwiſchen Scoringia und Mauringia, ſo ſich den nach Mauringia gehenden Winula entgegen geſetzet, ſagen andere Scribenten, ſo viel man ſich erinnert, nichts; es mag eine gewiſſe Jutiſche oder Sächſiſche Nation geweſen ſeyn; könnten auch wohl von den Saſſen und Juten den Namen haben, ſo etwas corrumpiret.

24. Wäre Mauringia dieſſeits der Elbe, hätten die Winuli nicht wohl anders, als mit einer Flotte an dieſen Orten übergehen können welches die Sache noch ſchwerer gemacht haben würde, und vermuthlich würde erwähnet worden ſeyn.

25. Daß auch Mauringia jenſeits der Elbe an der Oſtſee gelegen, giebt der Verfolg der Reiſe dieſer Winulorum oder ſogenannten Longobarden: denn aus Mauringia gehen ſie in Golandam, oder Gotlandam, das iſt, in das Land, daraus die Gothen oder Guttones gezogen geweſen, nemlich in Preuſſen. Woraus erhellet, daß ſie aus Mecklenburg und Pommern kommen. Aus Gotland gehen ſie weiter in Anthabet, oder wie einige Codices haben, Anthaib; das iſt, in regionem Antarum, einer groſſen Slaveniſchen oder Wendiſchen Nation, die Weichſel hinauf; welche aber auch aus ihrem Lande fortgerücket, und ſich der Donau und dem Dnieſter genähert, wie aus Jornande de rebus Geticis, c. 5. zu ſehen.

26. Aus Anthabet oder Anthaib gehen ſie in Bathaib, oder das Land der Bathen; was dieſes ſey, kann man eigentlich nicht ſagen; es ſcheint, daß ſichs noch weiter hinauf nach dem Urſprung der Weichſel gezogen. Aus Bathaib kommen ſie in Burgundaib, oder das Land, da etwa kurz vorher die Burgunder gewohnet, welche eine Zeit lang ſich in den Burglanden zwiſchen Polen und Schleſien aufgehalten, wo die Weichſel und Oder entſpringen.

27. Von dannen ſind die Longobarden, zu Zeiten des bekannten Königes Odoacri, in Rugiland kommen. Dies weiß man nun gewiß, was es iſt, nämlich Mähren und die benachbarte Lande an der linken Hand der Donau gegen Oeſterreich über, welches Land aber damals die Rugii bereits verlaſſen gehabt, und vom Odoacro daraus vertrieben geweſen. Daß dieſer Zug der Longobarden in allen Stücken richtig, iſt nicht ſicher: allein uns iſt genug, daß man des Pauli Diaconi Meynung verſtehe und daraus begreife, was geſtalt dieſe Lande Scoringia, Mauringia, Golanda ꝛc. jenſeits der Elbe ſich befinden.

28. Dieſem nun wollen wir des Herrn Anmerkers Erklärung des Longobardiſchen Zuges entgegen halten. Die Longobarden oder Winulos führet er aus Scoringen ins Meergau der Moringen, das iſt, nach ſeiner Meynung, in das Land der Chauken, oder nach der We-

ſer zu; und bey dieſem Durchzug ſollen ihnen die Uſigetes widerſtanden haben; ſo müßten aber die Uſigetes (von denen wohl zu der Zeit Niemand mehr gewußt) zwiſchen Scoringia und den Chaucis, alſo bey der Elbe gewohnet haben; da ſie doch jederman an den Rhein ſetzet.

29. Goland ſoll das Land um Cölle oder Cleve ſeyn; Anthabet ſey Andernach; Bathaib der Pagus Bedenſis jenſeits Trier. Und von dannen wären die Longobarden in Burgundaib, oder in demjenigen Burgundien angelanget, welches heut zu Tage noch alſo heißet.

30. Aber zu geſchweigen, daß hier von Ländern, nicht Städten oder kleinen Strichen die Rede, alſo Cölln, Andernach, Pagus Bendenſis, ſich nicht wohl ſchicken —

31. So ſind auch damals, als die Longobarden in Burgundaib kommen, das iſt, zu Agilmundi oder Lamiſſonis Zeiten, die Burgundier ſelbſt in dem letzt genannten Burgundien noch nicht geweſen, hat alſo noch nicht Burgundaib heißen können. Denn ſie ſind erſt zu Kayſers Honorii Zeiten über den Rhein gangen. Wie aus Proſpero und Caſſiodoro zu erſehen.

32. Die Longobarden hätten auch (dieſem Zug nach) den Sachſen, Franken und andern Völkern, ſo damals ſchon an der Weſer und dem Rhein mächtig geweſen, über die Köpfe gehen müſſen; anſtatt daß ſie in der That Andern immer nachgerücket, und in Lande kommen, ſo Andere (nehmlich die Scirer, gehend aus Scoringen, die Franken aus Mauringen, die Gothen aus Gotland, die Anten aus Antheid, die Burgunden aus Burgundaib) meiſt verlaſſen gehabt; alſo keinen ſonderlichen Widerſtand gefunden.

33. Und wie kommen denn die Longobarden weiter aus dem Galliſchen Burgundaib nach Rugiland oder Mähren? Denn aus Rugiland führet ſie hernach Paulus nach Pannonien und endlich Italien. Davon ſchweigt die Anmerkung ſtill.

34. Und was iſt das für ein wunderlicher Weg von der Elbe über den Rhein und Gallien nach Mähren? Erſcheinet alſo klärlich, daß Burgundaib nicht ſey der letzte, ſondern ein alter Sitz der Burgunder, den ſie bereits verlaſſen gehabt, nicht gar weit von Mähren, nehmlich an Polniſch- und Schleſiſchen Grenzen, und daß alſo, ſolchem Zug nach, die Winuli von der Oſt-See und nicht von der Weſt-See herkommen.

35. Wer hat auch jemals gehöret, daß die Longobarden in Gallien, und zwar noch ehe, als in Italien, zu wohnen gekommen?

36. Sollte man alſo dafür halten, der Herr Anmerker werde bey reiferm Nachſinnen auf ſeine Erklärung, welche ſo ſehr von der Be-

ſchreibung des Autoris und allen andern Nachrichtungen entfernet, ſchwerlich beſtehen.

37. In den Anmerkungen giebt man zu, daß Maeotida palus bey dieſer Gelegenheit in Teutſchland zu ſuchen (p. 244.). vermeynet aber, es ſey Mola palus, deren in dem Diplomate gedacht, welches die Grenzen des Verdiſchen Sprengels anzeiget, und dem Carolo M. zugeſchrieben wird. Dies iſt nun zwar ſinnreich, aber nicht wahrſcheinlich, weil dieſer Sumpf nichts anders iſt, als nur ein kleiner Moor, genannt Sigfrides-Moor. Derowegen iſt des Adami Bremenſis Muthmaßung glaubwürdiger, und wird durch Exempel beſtärket. Und wer weiß, ob nicht anſtatt mola palus zu leſen: mora, inmaßen man ohnedem dieſe Scriptur nicht allzu correct hat?

38. Daß die Franken, zu Maximiani Zeiten und vorher, Gallien von der Seeſeite mit einigen Raubſchiffen beunruhiget, iſt wohl nicht ohne. Daß ſie aber daſelbſt, als etwa bey Boulogne, mit einer großen Macht eingebrochen, einigen feſten Fuß geſetzet, ins Land tief hinein gedrungen, und von dannen ſich wieder nach dem Rhein und gar nach Thüringen gewendet: wie man in der Anmerkung (§. 8. p. 247.) muthmaßen will, iſt ſo unerfindlich, als unwahrſcheinlich.

39. Die Attuarii, oder vielmehr Aduatici jenſeit Rheins, werden mit den dieſſeitigen Chaſuariis und Chattuariis nicht zu vermiſchen ſeyn; kommen nicht von den Franken, ſondern ſind ſchon zu Cäſaris Zeiten in Gallia Belgica geweſen (lib. 2. de bello Gallico).

40. In der Anmerkung wird eingeſtreuet (§. 10. p. 250.): Wenn ein Römiſcher Scribent, und nicht der Autor de Gestis veterum Francorum ſagte, die Franken kämen von Maeotide palude her, könnte man ehe zugeben, daß er das mare Balthicum darunter verſtanden. Allein ob es ein alter Römiſcher, oder ein alter Fränkiſcher Scribent ſey (der vermuthlich, was er hier ſaget, von einem alten Römiſchen oder Griechiſchen gehabt), kann wenig machen.

41. So will man auch im Tractat gar nicht: diejenigen, ſo die Franken von den Maeotiſchen Sümpfen hergeholet, hätten das Baltiſche Meer darunter verſtanden; ſondern nur, was ſie von dem Maeotiſchen See geſagt, ſey von dem Baltiſchen zu verſtehn. Und zwar, weil ſie älteren Scribenten gefolget, welche vermuthlich nichts anders, als insgemein und auf eine dunkele Weiſe gehöret oder gewußt, daß die Franken und andere dergleichen Völker von einem Scythiſchen Meer herkommen; daraus ſie dann dasjenige Meer gemacht, welches ihnen am beſten bekannt geweſen, nemlich das ſchwarze Meer mit ſeinem Anhang, dem Maeotiſchen Sumpf.

42. So iſt es auch mit den Herulis gangen. Denn daß ſolche vom Baltiſchen Meere herkommen, iſt gewiß, und dennoch ſagt Jornandes aus dem Ablabio Historico (lib. de rebus Geticis c. 23.): praedicta gens, Ablabio referente, ad Maeoticos paludes habitans in locis stagnantibus, quos Graeci Hele vocant, Heruli (vel Heluri) nominati sunt. Obgleich aus der Erzählung des Jornandis ſelbſt erſcheinet, daß der Gothiſche König Hermanaricus ſie nicht weniger, als die Aeſtios und Venedes am Baltiſchen Meere unter ſich bracht.

43. Und alſo wird es auch vermuthlich mit den Vandalis beym Procopio hergangen ſeyn, der auch der Vandalen Urſprung vom Maeotiſchen Sumpf herholet (lib. I. de bello Vandalico): Vandali ad Maeotidem veteres habuerunt sedes, und darin ältern Scribenten gefolget. Man iſt derowegen gar nicht der Meynung, Procopius, als er dieſes geſchrieben, habe an den Belt gedacht; man leugnet auch gar nicht, daß er, oder andere, gewußt, wo Maeotis gelegen, wie es in der Anmerkung (§. 11. p. 251.) aufgenommen werden will; ſondern man geſtehet gern, daß Procopius gemeynet, die Vandalen hätten ihren alten Sitz am ſchwarzen Meer und Maeotiſchen Sumpf gehabt, er hätte aber an deren Stelle das Baltiſche Meer nennen ſollen. Und ſo iſt es auch mit den Franken bewandt.

44. Daß aber Procopius, wie Herr Schurtzfleiſch und mit ihm der Herr Anmerker (§. 11. p. 252.) muthmaßet, gewußt oder gemeynet, es wären die Gothen und Vandalen weiter her vom Baltiſchen Meer kommen, ehe ſie an den Pontum Euxinum gelanget (wiewohl vielleicht in der That die Vandalen dieſen pontum niemals erreicht), das will ſich aus des Procopii Worten nicht, ſondern das Gegentheil finden. Er redet alſo in gedachtem erſten Buche, nach der versione Grotii: Gothicae nationes multiplices et olim fuere et nunc sunt: maximae harum et nobilissimae sunt Gothi, proprium nomen ex tota gente adepti, Vandali, Wisigothi et Gepidae, quos vetustas Sauromatas et Melanchlaenos vocabat; sunt et qui Getas eos dixere. Woraus erſcheinet, daß Procopius geglaubet, dieſe Gothiſchen Völker ſeyn eben diejenigen, die Herodotus mit andern Namen benennet, und nicht weit vom Pontiſchen Meere geſetzet, und hätten alſo von uralten Zeiten her dieſe Lande bewohnet, worin er freilich, wiewohl mit vielen Andern, irret.

45. Nun kommt man zum andern Punkt, nemlich zu dem nächſten oder andern Sitz der Franken, nachdem ſie über die Elbe gegangen. Im Tractat wird dafür gehalten, daß ſie die Weſer vor ſich,

die Elbe hinter ſich, den Harz zur Rechten und den Main zur Linken gehabt, und damals das Saliſche Geſetz theils in pago Salagau errichtet, welches Pagi ausdrückliche Meldung in der Vorrede geſchicht, und deſſen Stelle aus den Traditionibus Fuldenſibus ausfindig gemacht, und dabey zugleich gewieſen wird, wo die drey übrigen Hauptörter oder groſſen Pagi der Franken, daraus Verordnete zu Errichtung des Saliſchen Geſetzes erſchienen, gelegen geweſen; und daß dieſes geſchehen, ſey nicht nur, ehe die Franken Chriſten worden, ſondern auch, ehe ſie Könige gehabt, ja ehe ſie ſich dem Rhein genähert. In den Anmerkungen hält man hingegen dafür (§. 22. p. 266.): Clodoväus habe das Saliſche Geſetz verfertigen laſſen, und nachdem die Allemannen ſich ihm ergeben, und er ihnen Fränkiſche Befehlshaber vorgeſetzet, und Schatzung aufgelegt, habe er ihnen auch Geſetze gegeben, welche Fränkiſch oder Saliſch genennet werden, zu deren Verfaſſung er ſich des Raths einiger verſtändiger Franken bedienet, ſo er zu Richtern in denen vorher Allemanniſchen, nunmehr Fränkiſchen, in Wormegau gelegenen Dörfern Salheim, Bodenheim, Windheim und Wiſenheim verordnet gehabt.

46. Dieſe Meynung ſcheinet nicht ſtatt zu finden; denn dergeſtalt wäre das Saliſche Geſetz nicht ſo wohl den Franken, als den neu überwundenen Allemannen gegeben worden, welches bisher nicht erhöret. Es iſt auch nicht der geringſte Fußſtapf der Allemannen im Geſetz ſelbſt, oder deſſen Vorrede zu finden.

47. Saalheim, (jetzo Saulheim), Bodenheim, Windheim, (jetzo Weinheim), Wiſſenheim, (jetzo Wisheim), ſind Dörfer oder Flecken im Wormsgau; ob ſie alle ſo alt, läſſet man dahin geſtellet ſeyn; aber wie reimen ſie ſich mit der Vorrede des Saliſchen Geſetzes, wie es Heroldus aus dem uralten Exemplar herausgegeben? da dieſe Oerter alle Gauen genennet werden, Salaphern, Bodeghern, Windeghern ꝛc.

48. Und wenn man gleich dieſe Oerter mit andern alten Scribenten, Salachem, Bodeheim ꝛc., nennen will, ſo iſt doch bekannt, daß eines mit dem andern nicht ſtreite, weil Heim nicht nur von Dörfern oder Städten, ſondern auch von ganzen Ländern vor Alters geſagt werden; wie ſolches Beheim, (beym Tacito Bojohemum) bezeuget, und noch heut zu Tage, Heimat auch in dem Verſtande genommen wird.

49. Dergeſtalt aus mächtigen Gauen oder Provinzen, und deren verordneten Geſetzgebern, welche der ganzen Fränkiſchen Nation Stelle vertreten, Wormsgauiſche Dörfer und Dorfrichter machen, iſt eben ſo bewandt, als aus palude Maeotica machen: Motam paludem, oder,

da Sigefriedes Moor im Verdiſchen Sprengel. Obſchon nicht ohne, daß Conringius und andere bereits ſich verleiten laſſen, allhier Dörfer aus Gauen zu machen.

50. Wie reimet ſich auch, daß der vermeynte rechte Geſetzgeber, nehmlich der König Clodoväus verſchwiegen wird, und die benachbarten Dorfrichter, die ihm mit Rath an die Hand gangen ſeyn ſollen, und nicht die geringſte Macht gehabt, allein genennet werden?

51. Und da dieſe Oerter, (wenn es ſchlechte Dörfer ſeyn ſollen), ja auch keine Auctorität bey der Sach gehabt, wie kömmt es dann, daß ſie in der Vorrede zweymal ſorgfältig benennet werden, einmals bey der Erzählung der Gauen, das andere Mal bey der Erzählung der Verordneten?

52. Und wer will glauben, daß der König keine Leute von Rechtsverſtand bey ſich gehabt, und die Richter der benachbarten Dörfer alleine gebrauchen müſſen? da ſonſt bekannter maßen die vornehmſten Herren den Königen in dergleichen beyſtunden.

53. Die Vorrede ſagt ja auch, daß Clodoväus das Saliſche Geſetz verbeſſert; dies deutet gnugſam an, daß ers nicht gemacht, ſondern als ein altes Werk vor ſich gefunden.

54. Man betrachte die Worte: Gens Francorum inclyta — cum adhuc teneretur barbarie — dictaverunt Salicam legem proceres ipsius gentis, qui tunc temporis apud eandem erant rectores. Sunt autem electi de pluribus viri quatuor, his nominibus: Wisogast, Bodogast, Sologast et Windogast, in locis, quibus nomen Salagheve et Windogheve, qui per tres mallos convenientes, omnes causarum origines sollicite discutiendo, tractantes de singulis, judicium decreverunt hoc modo. At ubi, Deo favente, Clodovaeus, comatus et inclytus rex Francorum, primus recepit Catholicum baptismum, quicquid minus in pacto habebatur idoneum, per praecelsos reges Clodovaeum, Childebertum et Hlotarium fuit lucidius emendatum et procuratum decretum hoc etc. Man läſſet urtheilen, ob dieſe Worte nicht gnugſam andeuten, daß dies Geſetz viel älter als Clodoväus, und daß es nicht nur vor dem Chriſtenthum, ſondern auch vor den Königen der Franken, von den proceribus, oder denen aus ihrem Mitteln Erwählten und Deputirten gemacht, und daher Pactum genennet wird; obſchon nicht ausdrücklich ſtehet, daß keine Könige geweſen, da man anderwärts weiß, daß die Franken, wie die Sachſen, lange ohne Könige gelebet.

55. Wenigſten iſt handgreiflich, wenn der Urheber der Vorrede gewußt, daß Clodoväus ſelbſt das Geſetz gemacht, daß er ganz anders geſprochen haben würde. Will ſich alſo die Erklärung nicht wohl ſchicken, daß Clodoväus das Geſetz zuerſt gegeben, und ſofort, als er ein Chriſt geworden, auch verbeſſert.

56. Die Vorrede diſtinguirt auch die Zeit, da die Franken noch barbariſch geweſen, von der Zeit des Clodovái.

57. Nun wollen wir auch vernehmen, was die Anmerkungen gegen den Tractat, betreffend den Urſprung des Saliſchen Geſetzes, einwerfen. Solches beſteht eigentlich in folgenden: Der Verfaſſer des Tractats habe nicht errathen können, was Windogewe ſey, alſo, weil er nur drey Oerter, Salagewe, Bodogewe und Wiſogewe anzugeben gewußt, in der Anmerkung man aber auch den vierten finde, und alle vier Oerter, Salheim, Bodoheim, Windheim, Wisheim im Wormsgau beyſammen antreffe; derowegen ſchieſſe die Anmerkung, nach den Regeln einer guten Logik, näher zum Ziel (§. 14. p. 258. 259.). Dieſes ließe ſich hören, wenn die vier Oerter ſich wenigſtens eben ſo wohl ſchickten, als jene drey; alleine da ſcheinets zu fehlen: denn die vier ſind nicht Dörfer, ſondern Gauen oder Landſtriche.

58. Ueberdies ſo vermeynet man auch, im Tractat des Windogewe oder Windgau mit einer wahrſcheinlichen Muthmaßung angedeutet zu haben.

59. Es wird auch eingeſtreuet (§. 20. p. 263.): Es ſey glaublicher, daß die Oerter nahe beyſammen gelegen, als 30 Meilen von einander. Allein, dem Tractat nach, wird das Gegentheil vor glaublicher gehalten, weil aus dieſen Orten die Verordneten der ganzen Fränkiſchen Nation genommen werden, welche ja einen groſſen Strich Landes beſeſſen. Und es iſt ja gewöhnlich, daß Landes-Verordnete von weiten her zuſammenkommen.

60. Daß der Rheinländiſche Strich, den die Franken den Allemannen abgedrungen, Francia minor genennet werden, wie die Anmerkung ſagt, erinnert man ſich nicht. Daß μεγάλη φραγγία oder magna Francia bisweilen bey den Byzantinis scriptoribus posterioribus verfalle, iſt nicht ohne; aber daß es dieſem Rheinländiſchen Strich eximirt werde, wird ſich nicht finden; ſondern vielmehr Longobardiae citeriori, ſo die Graeci und Itali ulteriores zu Zeiten Franciam, im zehnten Seculo genennet. Vielleicht iſt dies, den Allemannen entriſſene und von den Franken bezogene Land jenſeits Maynes von dem Anonymo Sangallensi (als welcher ſelbſt ein Allemannier war) Francia nova genannt werden, in vita Caroli M. (lib. 1.

c. 23. 24.), der es (c. 25 und lib. 2. c. 16.) Franciae antiquae entgegen ſetzet.

61. Es wird auch in den Anmerkungen (§. 22. p. 264.) gegen die Meynung des Tractats angeführet, daß die Franken vor den Zeiten Pharamundi vermuthlich ſo viel Geld nicht gehabt, als dieſes Geſetz andeutet, da von vielen Solidis und Geldbußen gedacht wird. Allein es iſt leicht zu erachten, daß ſolche Geldbußen nicht alſo in dem urſprünglichen Saliſchen Geſetz geſtanden, ſondern von den folgenden Königen nach dem Zuſtand ihrer Zeiten eingerichtet worden, wie in viel andern Dingen geſchehen, als zum Exempel, wo von Königen und Römern gedacht wird. Nicht, daß man dieſe Stellen ausſtreichen wollte, wie es (§. 27. p. 271.) genommen wird, ſondern weil man ſie vor beygefüget halten muß.

62. Was Geſtalt das Saliſche Geſetz faſt ganz umgeſchmelzen worden, kann man daraus abnehmen, daß fünf Könige, Clodovæus, Theodericus, Childebertus, Clotarius und Dagobertus, zu verſchiedenen Zeiten darin Aenderungen gemacht, wie die beyden Vorreden in der Editione Heroldi beſagen, deren die erſte (welcher Worte man oben anführet) unter Clotario, die andern unter Dagoberto gemacht zu ſeyn ſcheinet.

63. Schließlich wird im Tractat dafür gehalten: als die Franken ihre, zwiſchen der Elbe und Weſer eine Zeit lang bewohnte Länder verlaſſen, wären die Thüringer hinein gerückt, und hätten die Fränkiſche Zurückgebliebene hart mitgenommen. Solches iſt eine Sache, welches an ihr ſelbſt wohl zu vermuthen, wenn es gleich in alten Scribenten nicht enthalten wäre.

64. Es bezeuget es aber auch ausdrücklich der König von Auſtraſien, Theodericus, beym Gregorio Turonenſi (lib. 3. c. 28.), allda dieſer die Franken gegen die Thüringer aufmahnet, mit Anführung nicht nur deſſen, was Hermenfridus, ihr König, ihm zuwider gethan, indem er dasjenige, was ihm vor die ehemals (vid. l. 3. c. 4.) geleiſtete Hülfe verſprochen, nicht gehalten, ſondern auch der Grauſamkeiten, ſo die Thüringer vor alten Zeiten gegen der Franken Verwandten und Vorfahren verübet: Convocatis Francis, dicit ad eos: Indignemini, quaeso, tam meam injuriam, quam interitum parentum vestrorum, et recolite, Thoringos quondam super parentes nostros violenter advenisse et multa illis intulisse mala. Parentes kann man, nach dem damaligen Latein, ſo wohl von Vorfahren, als Anverwandten verſtehen: beydes kann zugleich ſtatt haben.

65. Er erzählet ferner, was die Thüringer damals vor Grauſamkeiten gegen die Franken verübet, wie ſie ihnen den Frieden verwegert, ihre obsides oder Bürgen grauſamlich mißhandelt, die Knaben mit den Beinen an die Bäume gehänget, und über zweihundert Mägdlein durch Pferde zerreiſſen laſſen, einige an Pfäle geſpieſſet, und hernach beladene Wagen darüber gehen laſſen; und die Körper den Hunden und Vögeln überlaſſen.

66. Wer dieſes betrachtet, wird leicht erachten, daß es vor einer geraumen Zeit geſchehen ſeyn müſſe, als die friſch-angekommene Thüringer noch ſehr wild, die Franken aber ſo gar mächtig nicht geweſen, ſondern von den Römern und Sachſen bedränget werden, daß ſie dergleichen nicht verhadern, noch rächen können.

67. Aber in der Anmerkung will man auch hiemit nicht einig ſeyn, ſondern vermeynet (§. 14. p. 256.), die Thüringer hätten ſolches gegen den Clodoväum, des Theoderici Vater, gethan, welches wohl die geringſte Wahrſcheinlichkeit nicht hat. Die Thüringer waren damals nicht mehr ſo wild, würden auch deſſen Macht geſcheuet, er auch ſolche, faſt unerhörte Grauſamkeit, ſeinem blutgierigen Sinn nach, mit einer andern Grauſamkeit gerochen haben.

68. Denn daß er im zehnten Jahr ſeines Reichs (bey dem Gregorio Turonenſi, lib. 2. c. 27.) den Thüringern auf den Hals gefallen, und ſie einigermaßen unter ſich bracht, oder zinsbar gemacht, würde gewißlich nicht gnug geweſen ſeyn, wenn ſolche grauſame Dinge zu ſeiner Zeit gegen die Seinigen verübet worden.

69. Es wird zwar in der Anmerkung geſagt (§. 14. p. 256.): Man wollte faſt wetten, daß Theodericus, als er die Franken gegen die Thüringer angereizet, an die alten Hermunderer nicht gedacht, ſo vor etlich hundert Jahren die Länder inne gehabt. Aber wer ſpricht dann von alten Hermunduris? Der Tractat redet von den Franken, ſo in der Hermunderer Land zurückgeblieben, als der groſſe Fränkiſche Schwarm weiter, und jenſeit der Weſer nach dem Rhein zu gangen. Und daß die Thüringer denen Rückbliebenen über den Hals kommen, und ihnen ſo übel begegnet, wird nicht viel über anderthalb hundert Jahren vor Clodoväi Zeiten geſchehen ſeyn. Und hat alſo leicht annoch unvergeſſen bleiben können.

Briefe und Denkſchriften.

1.

An Herrn Marci. [*]

(1681.)

— So viel meine Gedanken wegen der Opern oder Sing-Schauſpiele betrifft, die M. H. Herr begehrt: ſo achte mich zwar hierinnen Andern vorzuurtheilen, viel zu wenig; immaßen ich ſehe, daß auch ſehr berühmte Leute darüber uneins. Gleichwohl aber iſt dieſes meine unvorgreifliche Meynung, daß ein ſolches Singſchauſpiel nichts anders ſey, als ein ſehr wohl erfundenes Mittel, das menſchliche Gemüth aufs allerkräftigſte zu bewegen und zu rühren; dieweil darin die nachdrückliche Einfälle, die zierliche Wort, die artige Reimbindung, die herrliche Muſik, die ſchöne Gemälde und künſtliche Bewegungen zuſammen kommen, und ſowohl die innerliche, als auch die beyden obern äußerlichen Sinne, ſo dem Gemüth vernehmlich dienen, vergnüget werden. Gleichwie nun die Beredſamkeit ſowohl zu gutem, als böſem Zwecke zu gebrauchen, alſo iſts auch mit dieſem neuerſonnenen Bewegungsmittel bewandt, welches den Menſchen zur Geilheit, Rachgier, Hochmuth reizen, und auch zur Tugend, Beſtändigkeit und wahrer Ehre und ungefärbter Frömmigkeit ermuntern kann. Alſo, daß meines Ermeſſens, dergleichen Schauſpiele im gemeinen Weſen nicht abzuſchaffen, ſondern als ein kräftiges Inſtrument zur Regierung des gemeinen Mannes zu gebrauchen wären. Nur hätten Obrigkeiten und Seelenſorger billig dahin zu ſehen, daß damit wohl umgegangen werde; wie dann einige Comödien ſo bewandt, daß ſie mehr Schaden als Nutzen bringen, als zum Exempel das ſogenannte Festin de pierre, worinnen ein Atheiſt vorgeſtellt wird. Was bei den heiligen Vätern gegen die Schauſpiele ſich findet, ſcheinet auf den bloſſen Mißbrauch zu gehn, zumahlen die Schauſpiele damals nichts anders waren, als öffentliche Ausübungen aller erſinnlichen Grauſamkeit und Ueppigkeit, dergleichen heut zu Tag nicht leicht zu finden und geduldet wird, ausgenommen, daß etwa in Spanien das Stiergefecht übrig blieben, wiewohl es öffentlich bey Strafe der Excommunication von Pabſten verboten worden. Sonſten ſcheinet, daß die Opera ihren Urſprung von der Kirchen-Muſik genommen. Denn gleichwie die Paſſions-Hiſtorie und andere geiſtliche Begebenheiten durch etliche ſingende Perſonen, darunter ein Evangeliſt, ſo die Erzählung ausführt und aneinander knüpft, vorgeſtellt werden; alſo iſt dergleichen auch bey der weltlichen Muſik nachgethan worden; wie ich denn einige Stück geſehen, darinne neben andern ſingenden Perſonen il Testo (anſtatt des Evangeliſten) ſich findet, ſo die Erzählung ebenmäßig ergänzt. Weilen es aber künſtlicher und zierlicher, das Werk auch ohne Einführung eines eigenen Dollmetſchers verſtändlich zu machen, gleichwie daß ein ſchlechter Mahler, ſo bey von ihm entworfenen Jagd ſagen müßte, hic canis, ille lepus! ſo hat man dieſen Text-Leſer bald abgeſchafft, und nunmehr die Oper auf Art der Comödie eingerichtet. —

---

[*] „Ein Herr *Marci*, Sohn eines ſchwediſchen Canzlers, mit welchem Leibnitz im Briefwechſel ſtand, beklagte ſich darüber bey dieſem, daß ein Hamburger Prediger, Antonius Reiſer, in einem Tractat, Theatromania betitelt, die Hamburger Opern als *Werke der Finſterniß*, auch ſonſten, *empfindlich durchgezogen* habe. Nun war dieſer Herr Marci, der ſich zu Hamburg aufhielt, Verfaſſer der Oper Vespasian; wollte aber, ehe er als Vertheidiger des Theaters aufträte, erſt Leibnitzens und anderer Gelehrten Urtheile einholen" ꝛc. (Neues Hannöverſches Magazin, 1806. p. 967 — 970. Mitgetheilt von *Koch*.)

2.

An den Hofrath Hertel. *)

Hannover, 9. Juli 1691.

— Bin auch verbunden wegen überſchickten Titels des Philostrati. Möchte wiſſen, wer der Herr Muhlius ſeye **), der in dieſer Art von Erudition etwas Ungemeines zu leiſten ſcheinet. Des Iſaaci Voſſii Manuſcripta hat die Univerſität Leiden an ſich gekauft: wiewohl man klagen ſoll, daß ſie nicht alle zurecht kommen, ſondern etliche im Lauf blieben: könnte alſo wegen des Philoſtrati allda Erkundigung eingezogen werden; und zweifle nicht, wenn Hr. Grävius, der nach Leipzig zu correſpondiren pfleget, auch einen Bruder allda, oder in der Nähe, hat, darumb angeſprochen würde, er würde hierinnen, und ſonſten, H. Muklio an die Hand geben. —

---

*) Burckhard historia bibl. Augustae II. 314. Hertel theilte von 1705 an mit Leibniz die Oberaufſicht über die Bibliothek von Wolfenbüttel. Nach Leibnizens Tode (1716) war er alleiniger Bibliothekar.

**) „In paullo post scriptis a se editis magis magisque inclaruit; Kiloniae, anno 1733 exeunte, SS. Theologiae Prof. Prim. et Superint. Gen. defunctus.“ (Burckhard.)

Es ſoll ein Buch in Holland herauskommen ſeyn, unter dem Titel: D. Balzer Beckers betoverte Weereld, deſſen Auctor gar wunderliche Grillen haben ſoll, von Engeln, Teufeln und deren Erſcheinungen; und meynet man, das Buch dürfte Weiterungen geben.

Es iſt bekanntermaſſen vor einigen Jahren zu Lyon eine neue Edition der Bibliothecae patrum in vielen Bänden herauskommen, dazu aber eine Introduction oder Apparatus, wie ſonſt zu dergleichen groſſen Werken gehöret, ermangelt: ſolchen haben nun die Benedictiner zu St. Germain des Près unter der Hand: wird einen eigenen Folianten geben.

Ein Medicus von Modena hat mir ein artlich Buch zugeſchickt: vom Zuſtand voriges Jahres, die menſchliche Geſundheit betreffend, gerichtet auf die Lombarden; und verſpricht desgleichen alle Jahr, und ſagt, er wolle dergeſtalt Medicinaliſche Calender machen, aber nicht, wie die Aſtrologie, vorher, ſondern, wenn das Jahr umb. Ich finde das Buch ſehr vernünftig und gelehrt, auch tüchtig, Andere zu dergleichen aufzumuntern: und bin verſichert, dies werde H. Neumann wohlgefallen*); möchte wünſchen, daß man unſere Teutſche Herren Naturae Curiosorum zu dergleichen aufmuntern könnte: wäre eben recht vor ihre Annos, daß alle Jahr ſolche Ephemerides Medicinales des verfloſſenen Jahrs beygefüget würden. Es müßten aber unterſchiedliche Medici in Teutſchland dazu beytragen, als: einer in Niederſachſen und Weſtphalen, einer vor Böhmen und Ober-Sachſen, wieder ein anderer vor Bayern und Oeſterreich, noch ein anderer vor Schwaben, Franken und Ober-Rhein, auch letzlichen einer vor Schleſien und die Mark; wie wohl, je mehr je beſſer. Wenn auch nur unterſchiedene gelehrte Medici, ſo ſich in der Societät Naturae Curiosorum befinden, dem Präſidi in Briefen den Zuſtand des verlaufenen Jahres in ihrer Gegend Natur- und Arzt-mäßig überſchreiben wollten, alſo, daß ſolche Briefe hernach dem Anno Ephemeridum beygefüget werden könnten, ſo wäre der Zweck, ohne weitſchweifige Tractatus, ſchon erreichet. —

---

*) Vgl. oben S. 191. Neumann hatte ſchon 1689 an Leibniz eine Abſchrift ſeiner „Reflexiones über Leben und Tod bey denen in Breslau Gebornen und Geſtorbenen“ überſchickt, ſ. den Auszug aus ſeinem Briefe an Leibniz N. I. in der Kappiſchen Sammlung. Darin ſchreibt er: „Noch zur Zeit kann man freilich nicht ſehen, was eigentlich der Nutzen davon ſeyn werde. Sollte aber Gott das Leben ſo lange friſten, daß man die Rechnungen etlicher Jahre zuſammen bringen könnte, oder auch jemand in einer andern Stadt dergleichen Obſervationes machen, und communiciren wollte, ſo würden alsdenn ſchöne Anmerkungen göttlicher Providenz über Leben und Tod, Erhaltung und Vermehrung der Welt, und dergleichen mehr können gemacht, auch vielerley Aberglaube deſto beſſer aus der Erfahrung widerlegt werden. — — Es iſt dieſes eine Arbeit, in welcher ich ſchon oft einen Anfang zu machen mir vorgenommen habe, aber

P. S. Wenn m. H. H. noch mit H. Sivers correſpondiret, bitte zu verſuchen, ob er nicht zu animiren, eine Beſchreibung der Gründe der Handwerke, und deren Terminorum vorzunehmen, und hoffte ich, ihm wohl dagegen ein Avantage procuriren zu können.

3.

An den Herausgeber der Monatlichen Unterredungen.

(Wilhelm Ernſt Tenzel.) *)

Decemb. 1692.

Daß mein hochgeehrter Herr meiner wenigen Correſpondenz ſo geneigt erwähnen, und etliche daraus genommene Kleinigkeiten einer Stelle in ſeinen ſo nützlichen Unterredungen würdigen wollen, deſſen habe mich ſehr zu bedanken. Und nehme die Freyheit, ein und anders dabey noch zu gedenken.

Ob mir zwar von einem guten Freund geſchrieben worden, Herr P. Noris, Auguſtiner Ordens, ſey zu Rom nicht allerdings zufrieden, ſo zweifle ich doch daran; denn daß er anitzo mehr geſchäftig,

---

auch allemal gewünſchet, daß etliche ſolche Freunde ſeyn möchten, unter welchen ein jedweder ein gewiſſes Antheil dieſer Arbeit beſonders vor ſich nehmen möchte." —

*) Tenzels Mon. Unterr. 1692 S. 1008—1013. Vgl. daſ. S. 816 f.

und als Conſulter zu einigen Congregationen gezogen wird, das wird ihm ebenſo ſehr nicht mißfallen. Er hat zwar mit einigen Jeſuitern beſondere Händel gehabt, aber Andere halten viel von ihm, und ſoll ihn der P. **Segneri** anfangs ſelbſt beym Pabſt gelobet haben.

Die Controvers wegen des nummi iſt ſo gut, als beygelegt. Daß Caesaria, und nicht Samaria zu leſen, darin hat P. Hardouin allem Anſehen nach Recht, aber darin nicht, daß er den nummum Domitiano zuſchreibt, da ſich doch in simili nummo (darinnen aber nomen loci noch weniger zu leſen) Nero genennet gefunden.

Daß die Jeſuiten ſo viel Feinde haben bey ihren eigenen Glaubensgenoſſen, kommt großentheils davon her, daß ſie ſich für andern herfürthun und floriren.*) **Benedictus Arias Montanus**, der die Welt gegen ſie warnen wollen, hat wohl eine gute Meynung gehabt; ich glaube aber, man thue den guten Leuten oft zu viel, und lege ihnen ſolche Conſilia bey, davon ſie nie geträumet; wie **Titus Oates**, der ſo abgeſchmackte Dinge von ihnen ausgeſagt, gleich als ob ihr General die Civil- und Militärämpter in England austheilen wollen, und was der Grillen mehr, dergleichen auch der träumende Autor des Büchleins, ſo genannt: l'Empereur et l'Empire trahi, ſich einbildet. Es iſt kein Zweifel, daß es ehrliche und wackere Leute unter ihnen giebt. Dies aber iſt nicht ohne, daß ſie oft zu hitzig, und mancher unter ihnen dem Orden per fas und nefas dienen wollen. Aber es gehet überall nicht anders her; bey den Jeſuiten iſt es merklicher, als bey den Andern, weil ſie auch für Andern den Leuten in Augen ſeyn.

Der Herr Abbate **Nazari**, ſo ehemalen das Giornale de' Letterati di Roma gemacht, iſt derjenige, ſo einige Poſthuma des berühmten **Auzouti**, ſonderlich ſeine Notas in Vitrovium, zum Druck zu befördern unternommen. Herr Auzout war ein Franzos, de l'Académie Royale des Sciences, und hat viel zu deren Fundation beygetragen, ein treflicher Geometra und Aſtronomus. Rom hat ihm Gelegenheit gegeben, die Gebäude und Werke der Alten zu betrachten. Daraus er herrliche Dinge zu Erklärung des Vitruvii gezogen, welches ſich aber ſchwerlich in ſeinen Poſthumis finden wird, wie er es ſelbſt dargeben können.

---

*) Vgl. Monatl. Auszug. 1701. Juni. IX. (Six Lettres . . . d'un Docteur . . . sur l'opinion des Jesuites touchant la Religion les Cultes et la Morale des Chinois avec la censure de cette Faculté). Einiges in dieſer Recenſion iſt faſt wörtlich ſo wiedergegeben, als wir hier in dieſem Briefe leſen; namentlich der Schluß: „Es erſcheinet aus dieſem allen, daß dergleichen Wetter gegen die Jeſuiter hauptſächlich darum entſtanden, weil ſie allzuviel herfürgethan, und dem übrigen clero seculari und regulari zu große Ombrage gemacht; daher ſie jetzo leiden müſſen, daß man ihnen alles zum ärgſten ausdeutet. Ich wollte ihnen aber deswegen nicht rathen, ihre habende Vortheile fahren zu laſſen.“

Des Herrn P. Mabillon Antwort gegen den Herrn Abt von der Trappe ſoll endlich noch herauskommen ſeyn. Ich halte, ſie haben Beyde Recht: Der Herr Abt will reden von denen, ſo auf Art der uralten Anachoreten und Solitariorum leben wollen, dergleichen auch nomen Monachi mit ſich bringet. Aber der heutigen Orden Inſtitutum iſt anders, und dienen ſie Gott und der Welt auch auf andere Weiſe, ſonderlich aber mit ihrer Gelehrſamkeit.

Der Herr Abbé Pirot, Syndicus Sorbonä, iſt derjenige, ſo mir ſein Mſcrpt. voll ungemeiner Gelehrſamkeit zugeſchickt, zu beweiſen, daß das Tridentiniſche Concilium in Frankreich pro Oecumenico in Glaubensſachen angenommen ſey. Ich werde ihm zwar nicht ſo weitläuftig, noch mit einer ausführlichen Schrift antworten können; doch einige annoch mir beywohnende Zweifel anführen, unter andern dieſen, daß Henrico IV. zu S. Denis von den allda zu ſeiner Information verſammleten Prälaten die von Pio IV. abgefaßte, gewöhnliche professio fidei zwar vorgeſchrieben, aber darin die Wort, da es Concilii Tridentini an zwei unterſchiedlichen Orten gedacht, mit Fleiß ausgelaſſen worden.

Lactantius de mortibus persecutorum iſt nun in Holland heraus; der Editor iſt Monſ. Baudri. Herr Oudin iſt itzo zur Mitaufſicht bey der Bibliothec zu Leiden geſtellet.

Ihro Königliche Majeſtät von Pohlen haben mich durch den Herrn P. Volta (der anjetzo ihrentwegen zu Rom geweſen) ſelbſt verſichern zu laſſen in Gnaden beliebet, daß meine Fragen von den Sprachen der Nord-Oſt-Länder beobachtet werden ſollen. — Pater Verbirſt iſt nicht Monitor Imperatoris Sinarum (ſo viel mir bewußt), ſondern Praeses Tribunalis Mathematici geweſen.

Wernerus oder Irnerius muß lange vor 1190. geſtorben ſeyn; denn Morena (contemporaneus Friderici I.), der vor 1190. geſtorben, ſeines Todes erwähnet.

Becher iſt gewiß ein trefflicher Kopf geweſen, und hat viel gewußt, wiewohl mehr aus Relation guter Artiſten, als eignem Grunde. Daher ſo oft er ein neu Buch gemacht, hat er auch neue principia chymica auf die Bahn gebracht. Daß aber Leute ſeyn ſollten, die ihn pro Adepto halten, habe ich nicht gewußt, noch mir einbilden können. Seine Erzählungen ſind nicht allezeit capitelfeſte*)

Ich judicire ſonſt von den Miraculis chymicis, wie von Miraculis theologicis, man müſſe ſie weder leicht gläuben, noch leicht verachten. Wiewohl Gott Lob die rechte Theologica ungleich gewiſſer, als die Chymica ſeyn; an jenen auch Alles, an dieſen wenig gelegen. Denn wenn das Gold- und Silbermachen gefunden, aber der Welt unbekannt, könnte der Poſſeſſor damit ehe Schaden, als Nutzen ſchaffen, auch vor ſich in Verſuchungen und Stricke fallen: würde es bekannt, ſo wäre das gewiß ſchädlich, indem dadurch der Preis des Goldes und Silbers fallen, mithin deſſen treflicher Nutzen in Commercio aufhören, oder doch gemindert werden müßte.

Es iſt nicht ohne, daß ich bemühet, ein und anders zuſammenzutragen, ſo einen rechten Grund des Braunſchweig-Lüneburgiſchen Hochfürſtl. Hauſes Hiſtorie dermaleins geben möge. Ich werde aber zum öftern, wie leicht zu erachten, durch andere, von wegen der gnädigen Herrſchaft zu Zeiten aufgetragene Verrichtungen und Arbeit, auch die Correſpondenzen, deren mich nicht gern abthun will, nicht wenig daran gehindert. Die Reiſe habe ich vor etlichen Jahren, auf Ihr Hochfürſtl. Durchl. zu Hannover gnädigſten Befehl, nach Ober-Teutſchland und Italien, nicht aber nach Frankreich gethan, allda ich geweſen, ehe ich nach Hannover kommen.**) —

---

*) Hier vgl. man wieder eine Bemerkung in dem Monatl. Auszug, ebend. Juni 1707. X. Neue Zeitungen, S. 86. „Wir müſſen auch hier entdecken, daß Herr Henninius in der Edition der Epistolarum Itin. Tollii, die wie im Febr. (1707) p. 42. excerpiret, ſehr geirret, indem er den Kayſerl. Protomedicum, Hr. Nic. Wilh. Becker, Baron von Wallhorn, mit dem bekannten D. Joh. Joach. Becher, der den Oedipum Chymicum, Physicam subterraneam etc. geſchrieben, confundiret. Jener lebt noch in Dignität: von dieſem iſt freylich wahr, daß er auf die letzte in Elend und Armuth gerathen, und einen erbärmlichen Abſchied, doch nicht im Lazaret zu denken, ſondern in Cornwall (aber auch hier keineswegs im Lazaret) genommen. Welches Unglück er ſich denn nicht ſowohl durch das Goldmachen (davon er den Leuten mehr weiß gemacht, als er ſelbſt geglaubet und gewußt), als durch ſeine ſonſt geführte, wunderliche Conduite übern Hals gezogen.“

**) Unmittelbar nach dieſem Briefe fährt der Herausgeber Tenzel mit den Worten zu reden fort: „Ich habe auch ſelbſt wegen dreyer Medaillen dero October etwas zu gedenken,“ u. ſ. w. bis zum Ende der andern Seite. Wird man es glauben? Sowohl Kortholt, als Dutens, jener tom. III, 401.

4.

An denſelben.*)

Hannover 1691.

Weilen ich ſehe, daß die Monatlichen Herren Unterredner im Zweifel ſtehen wegen Zeit des Abſterbens des berühmten Moliere, und vermuthen, es möchte beym Baillet ein Druckfehler eingeſchlichen ſeyn, wenn ſolches ins Jahr 1673 geſetzet wird, indem bey der Grabſchrift, ſo Huetius dem Moliere gedichtet, der Tag benennt 13 Cal. Febr. 1678; ſo kann darauf dienen, und wohl verſichern, daß der Druckfehler bey dem Epitaphio Huetiano ſeyn müſſe. Aus den zuſammen gedruckten Werken des Moliere iſt zu ſehen, daß die Comödie, genannt des Moliere Geiſt, (Ombre de Molière) ſo nicht von ihm, ſondern von einem Andern, zu ſeinem Lobe, nach ſeinem Tode gemacht, aber doch gleichwohl den Werken beygefüget worden, darinnen ihn die, ſo er in ſeinen Spielen durchgezogen, beym Plutone verklagen, er aber ſich beſtens verthädiget, und obſieget, auch zwiſchen dem Plauto und Terentio eine Stelle in den Elyſeiſchen Feldern bekommt, bereits im Jahre 1674 auf öffentlichem Schauplatz vorgeſtellet worden. Es iſt auch ſonſt bekannt, daß Moliere, als er den eingebildeten Patienten (Malade imaginaire), ſo damals noch ein neues Stück, ſelbſt ſpielen wollen, in währender Action wahrhaftig krank worden, und bald darauf verſchieden. Nun bezeugen die Werke, daß der Malade Imaginaire im Jahr 1673 herfür kommen. Aber was darf es viel Schließens? ich bin ſelbſt zu der Zeit, da Moliere geſtorben, zu Paris geweſen, und habe ſowohl ihn, als hernach ſeinen Geiſt ſpielen ſehen.

Daraus folget nun aber auch, daß derjenige, ſo eine vermeynte Lebens-Beſchreibung des P. de la Chaiſe heraus gegeben, ſehr weit von

---

Epistolar. Leibn., dieſer in Opp. omn. V p. 399—407. (in lateiniſcher Ueberſetzung, aber ohne dabei zu erwähnen, daß es eine Ueberſetzung und kein lateiniſches Original ſey) nehmen ohne Arg das Tenzel zugehörige Stück zu Leibnitzens Briefe hinzu, trotz dem, daß Tenzel den Uebergang durch die Verſchiedenheit des Drucks angegeben hatte. Es ſteht auch wunderlich da. Und ſo im Argen liegen dieſe Schriften faſt durchaus.

*) „Zum Auguſto (pag 637) hat Herr Hofrath Leibnitz von Hannover eine Erinnerung wegen des Jahrs, da Moliere geſtorben, und wegen der Lebensbeſchreibung des P. de la Chaise eingeſendet, welche wir von Wort zu Wort anfügen, und im übrigen den Leſer auf die neulichſt herausgekommene teutſche Edition von Moliere Schriften, denen ſein Leben vorgeſetzet, weiſen wollen." Tenzels Mon. Unterr. 1691. 1005—1011.

der Wahrheit abgegangen, indem er vorgiebt, daß Moliere mit ſeinem Tartuffe, oder ſcheinheiligen Betrüger, auf dieſen königlichen Beichtvater gezielet. Immaßen ganz gewiß, daß er erſt lange hernach an den Hof kommen und Beichtvater werden. Man muß ſich aber über dergleichen Schnitzer bey ſolchen Büchern nicht verwundern. Und kann man inſonderheit von dieſen vermeynten Leben des P. de la Chaiſe, ſo in Holland franzöſiſch gedruckt, und hernach ins teutſche, auch engliſche überſetzet worden, mit Beſtande ſagen, daß es eines von den ungereimteſten und ungegründeſten Gedichten, die jemals ans Licht kommen: da faſt nicht das geringſte der Wahrheit gemäß, alſo daß es nicht einſt würdig, eine Satyra zu heißen, weilen ja wenigſtens ein Satyricus etwas Nachrichtliches von denen Leuten wiſſen ſoll, die er durchhechelt. Dem Urheber aber dieſes Buchs muß ſowohl der franzöſiſche Hof, als des Paters Thun und Laſſen ganz und gar unbekannt geweſen ſeyn, ſonſt hätte er ſo gar irrige Dinge nicht ſagen können.*) Der ganze Grund ſeines geträumten Gebäudes beruhet darauf, daß der Pater de la Chaiſe vor langer Zeit ſchon bey Hofe, auch bereits zu Zeiten des Cardinal Mazarins allda bekannt und des königlichen Beichtvaters Adjunctus geweſen, habe aber demſelben die Schuhe ausgetreten, mit Hülfe der Madame de la Valiere, deren Parthey er gehalten, und ſich dadurch bey dem Könige beliebt gemacht: welches alles mit vielen Umſtänden erzählet wird, daß man meynen ſollte, der Autor müßte es gar wohl wiſſen. Es iſt aber an allem dieſem Vorgeben ganz und gar nichts. An den Pater iſt zu Zeiten des Cardinals nicht gedacht worden, der ihn auch vermuthlich ſein Lebtage nicht geſehen. Er iſt auch erſt nach Hofe berufen worden, nachdem ſein Vorfahr ſchon geſtorben, und zwar, da die la Valiere ſich längſt vorher dem Hofe ins Kloſter begeben gehabt, alſo daß er an deren Intriguen nicht das geringſte Theil genommen.

---

*) Vgl. den Monatl. Auszug 1700. October VI. (Description historique du Royaume de Macaçar etc.; welches dem Père de la Chaise gewidmet war. (Er rühmet ſehr die vortreffliche Wiſſenſchaft des P. de la Chaise in Antiquitäten, und ſeinen Eifer die chriſtliche Religion fortzupflanzen): — „Es verdient der P. de la Chaise dieſes Lob mit Recht, ob es gleich gar nicht mit der abgeſchmackten und erdichteten Lebens-Beſchreibung deſſelben, welche in 2 Theilen, erſt franzöſiſch, und hernach teutſch herauskommen, zutrift. Denn dieſe iſt ſo gar falſch, daß der Verfertiger derſelben unmöglich den P. de la Chaiſe kann gekannt, oder nur von ihm gehört haben. Welches anderwärts vielleicht zu weiſen, es Gelegenheit geben wird. Nur iſt zu beklagen, daß die gelehrte Welt von dergleichen unwiſſenden Paſquillanten ſich muß bey der Naſe herum führen laſſen.“ (S. 706).

Es verhält ſich aber mit dem Pater de la Chaiſe in der That alſo, daß er ſich gar nicht durch Hofſtreiche, ſondern durch ſeine groſſe Gelehrſamkeit herfür gethan, indem er nicht nur ein erfahrener Theologus, ſondern auch in der Matheſi, Naturkündigung und neuen Philoſophie ungleich mehr bewandert geweſen, als bey den Jeſuitern damahl bräuchlich, und daher mit groſſem Lob in dem Collegio zu Lyon gelehret; wie ich ſolches zu Paris von einem ſeiner Diſcipel mit Umbſtänden gehöret, zu der Zeit, da dieſer nicht gedacht, noch denken können, daß ſein Lehrmeiſter ſo hoch ans Brett kommen würde. So hat auch der P. Honoratus Fabri (ſo einer der gelehrteſten des Ordens geweſen) in ſeinem Dialogis dieſen Pater unter dem Namen des Hedrani (denn Chaise heiſſet eigentlich einen Sitz oder Seſſel, und iſt corruptum aus chaire oder cathedra) einzuführen, und ihme allezeit die Meynungen der neuen Philoſophen zu vertreten gegeben, und zwar zu der Zeit, da man ſich ſeine Erhebung wohl nicht eingebildet. Er hat auch überdies groſſe Wiſſenſchaft in Medaillen und andern Antiquitäten gehabt, und iſt ſeine Kundſchaft mit dem ſeel. Spon noch von Lyon herkommen. Die Gelegenheit zu ſeiner Beruffung nach Hofe iſt mir alſo berichtet worden: daß der Erzbiſchof zu Lyon ihm ſeine Bibliothek oder Cabinet zu ordnen, und zu verwalten einigermaßen aufgetragen; und weil man dabey wahrgenommen, daß er auch ein guter Theologus, und ſonſt mit ungemeinen Verſtande begabt, hat ihn des Erzbiſchofs Bruder, der Maréchal de Villeroy, dem Könige, anſtatt des den 29. Oktober styl. nov. 1674 verſtorbenen P. Ferrier zum Confeſſionario Ordinario oder Beichtvater vorgeſchlagen, der ihn auch im Februario 1675 dazu angenommen, welches alles geſchehen, da ich noch zu Paris geweſen. Weilen nun daraus zu ſehen, daß ſein vermeinter Lebens-Beſchreiber nicht einſt die öffentliche und bekannte Umbſtände gewuſt, und an deren Stelle offenbare Falſchheiten ohne einigen Grund dahin geſchrieben: wie will man ihm von geheimen Dingen, die er von dem P. de la Chaiſe und andern Leuten erzählet, glauben? Es iſt gewiß eine groſſe Kühnheit, daß ſolche Leute ſich dergleichen in öffentlichen Druck zu geben unterfangen, und ſo wenig Reſpect vor der Wahrheit und dem Leſer haben. Und gereicht es faſt der ganzen Parthey der Proteſtirenden und Alliirten zu Verkleinerung und Beſchimpfung, daß allda ſolche alberne Dinge Applauſum finden. Denn man kann erachten, wie ſehr die Feinde darüber ihr Geſpött haben, und was ſie vor ein Urtheil von unſer

Leichtgläubigkeit füllen werden.*) Zwar, daß man nicht nur mit dem Degen ficht, ſondern auch die Schärfe einer wohlgeſpitzten Feder brauchet, iſt wohl und gut; allein es muß Art haben, ſo doch bey wenig neuen Büchern, die über die Staatsgeſchäfte und gegenwärtige Läufte herauskommen, zu ſpüren. Denn faſt nur allein diejenigen jetzo davon ſchreiben, die nichts davon wiſſen; und ſiehet man jetzt unter den Scribenten keinen Liſola, noch Verjus mehr. Doch will ich ausnehmen: die Anmerkungen über des Rebenac's Rede, den Martem Christianissimum, das Büchlein vom Abgang der franzöſiſchen Finanzen, das „Fas est et ab hoste doceri," das Büchlein genannt: „Bornes de la France," und einige wenige andere, daraus noch etwas zu lernen. —

5.

An den Herzog Anton Ulrich.**)

Hannover 2. April 1701.

Durchlauchtigſter Herzog,
Gnädigſter Herr,

Weiß nicht, ob E. Hochfürſtl. Durchlaucht zu Handen kommen das Antwortſchreiben der Theologiſchen Facultät zu Tübingen an den Herrn Abt Fabricium. Nun wäre zu wünſchen geweſen, daß zu einer ſolchen Antwort gar keine Gelegenheit gegeben worden wäre; aber da es geſchehen, hätte deren Publication billig unterbleiben ſollen. Es wird aber vermuthlich die Tübingiſche Facultät ſelbſt ſich deren nicht annehmen.

Unter andern können darin drey Dinge billig dem Braunſchweigiſchen Hofe mißfallen: 1) daß man die principia Helmstadiensa in universum angreift, die doch die alten berühmten Leute, Calixtus und Hornejus mit Wiſſenſchaft und unter Schutz der hohen Herrſchaften behauptet; daher man auch noch billig die Theologos Helmſtadienſes dabey zu ſchützen hat. 2) Daß man der Königin zu Hiſpanien (oder zu Portugall, weil man es nicht eigentlich bedeutet) zuſchreiben will, als ob ſie, weiß nicht was vor Gewiſſensangſt empfinde, und ſolche der Königin von England entdeckt habe; die Worte lauten alſo (pag. 11.): Testis, ut fama fert, inter angores et auspicia est Augusta anima, quae in sinum Europae liberatricis, Angliae reginae necessitates suas effudit. Billig ſollten die Herren Theologi ſich ſolcher, zumal ungegründeten Perſonalien von hohen Perſonen enthalten, und vernehme ich, daß durch ein Kayſerlich Reſcript nacher Hildesheim dergleichen freyes Schreiben geahndet werden. Drittens wollen dieſe Tübingiſche Theologi in aliena republica, die bekannten Worte: und ſteur des Pabſts und Türken Mord, beybehalten wiſſen, geben auch dem guten Abt Fabricio Schuld, daß er deren Ausmuſterung gerathen; da doch ja die Lieder zu Adiaphoris gehören, und jeder Herr in ſeinem Lande ſolche nach ſeinem Belieben und Gutfinden faſſen laſſen kann. Daß man auch dem Pabſt öffentlich Schuld geben will, ob wolle er ſowohl, als der Türk, Jeſum durch Mord vom Thron ſtoßen, iſt ja ſehr hart, und wird von etlichen für injuriös und dem Frieden zuwider geachtet. In dem Hannöveriſchen Geſangbuche iſt dies Lied nicht ausgelaſſen; es wird aber nicht leicht in der Kirche zu Hannover geſungen; vielleicht kömmt's von Herzog Johann Friedrichs Zeiten her, daß man es vermieden.

---

*) Vgl. oben die Aufſätze S. 365—371.

**) Neue Beiträge zur Kenntniß und Verb. des Kirchen- und Schulweſens ꝛc. von D. J. C. Salfeld und J. P. Trefurt. I. Bd. 1. Heft. Hannov. 1808. S. 108—112.

Da E. Durchl., wie Sie neulich in Gnaden erwähnt, anjetzo auf eine Kirchenverfaſſung bedacht ſeyn: ſo wäre zu wünſchen, daß bei der Gelegenheit die theologia purior et moderatior, wie ſie zu Helmſtädt von vortrefflichen Leuten ſo lange Jahr mit ſo großem Lob gelehrt worden, gegen künftige Unterdrückung geſichert, und zu deſſen beſſerer Erreichung das Corpus Julium erneuert würde. Dazu, wie ich ehemalen gemeldet, nicht beſſer zu gelangen, als wenn dem Verleger, ſo ein Buchhändler in Braunſchweig, an die Hand gegeben würde, anzuhalten, daß man von ihm die etwa noch vorhandene Exemplaria abnehmen und unter die Kirchen diſtribuiren möchte. Solche Supplik könnte Gelegenheit geben, die Materie zu überlegen, und auf dieſes Werks Erneuerung bedacht zu ſein, auch deswegen zwiſchen den Höfen Communication zu pflegen; zumal weil das Corpus Julium nicht nur das Wolfenbüttelſche, ſondern auch das Calenbergiſche Fürſtenthum angeht, und nunmehr auch die Celliſchen annehmen werden; Paſtores, durch des Herrn Abt Molani Anſtalt, bei dem Hannöveriſchen Conſiſtorio ſolches pro libro symbolico erkennen, und von der formula concordiae ſchweigen. Und wäre gut, daß die Sache nicht verſchoben, ſondern noch bey des Herrn Abt Molani Zeiten vorgenommen würde.

Es iſt nicht genug, daß E. Durchl. wohl vor die Kirche geſinnet, ſondern es iſt nöthig, daß Sie Ihre Wohlthat durch beſtändige Anſtalten zu verewigen ſuchen. Ich wünſche, daß man noch lange nicht deſſen Verſäumniß beklage, und verbleibe Lebenszeit etc.

6.

An Herrn Leßczynski,

General-Feldzeugmeiſter des Czaren Peter I.*)

Hannover den 16. Januar 1712.

— Anjetzo macht mich abermals ſchreiben mein Eifer zu Dienſt Seiner Czariſchen Majeſtät, welcher aus der Neigung dieſes Monarchen zu Beförderung gründlicher Wiſſenſchaften entſtehet. Nun iſt dies allezeit mein Hauptzweck geweſen, ob ich ſchon zu andern Geſchäften, Juſtizweſen, Hiſtorien und Publicis gezogen werden: nur hat es mir an einem großen Herrn gefehlet, der ſich eben dieſer Sach gnugſam annehmen wollen, und den vermeine ich endlich bey ſeiner Majeſtät gefunden zu haben, als die in Dero großen Reich gar leicht, faſt ohne Mühe und Koſten die vortrefliche Anſtalt dazu machen können und wollen: als daß ich nichts mehr, als die Ehre und Vergnügung wünſche, dabey nachdrücklich zu dienen, indem Seiner Czariſchen Majeſtät durch ſolche hochlöbliche und heroiſche Vorhaben unzählig viel Menſchen zu Nutz und Statten kommen, ja des ganzen menſchlichen Geſchlechts Glückſeligkeit vermehren würde; wozu Bibliotheken, Kunſtkammern, Laboratoria, Obſervatoria, vornemlich aber auserleſene Leute und deren anſtändige Zuſammenſetzung erfordert werden.

Nun hat man unter andern dazu auch ſolche Medicos nöthig, ſo zugleich in Anatomicis, Botanicis, Chymicis, und mit einem Wort in Phyſicis vortreflich ſeyen. Daher weil ich (wiewohl ſehr ungern) vernommen, daß der Czariſche Leibmedicus Herr Donelli mit Tode abgangen ſeyn ſoll, ſo erkühne mich zu melden, daß, wofern Seine Czariſche Majeſtät geneigt, einen neuen Leibmedicus zu beſtellen, welcher etwa zugleich zu dem oberwähnten großen Zweck der Wiſſenſchaften dienlich ſeyn möchte, ich einige dazu in Vorſchlag zu bringen mich erkühnen würde, ſo vor Andern hierin Lob verdienen.

---

*) Dieſes und das folgende, beides ungedruckte Schreiben, ſind aus der Königl. Bibl. von Hannover.

Ich wündſche, daß Seine Czariſche Majeſtät und dero hohe Famili lange Zeit einen ſolchen Mann und ſeines Gleichen nicht anders, als zu Vermehrung der natürlichen Wiſſenſchaften und vor Andere zu brauchen haben mögen.

Verhoffe im Uebrigen durch meinen Herrn General-Feldzeugmeiſter ſowohl wegen deſſen, als was ſonſt die Czariſche Hohe Intention betrift, einig Licht zu erlangen. Und gleich wie ich nicht zweifle, es werde Seine Czariſche Majeſtät dasjenige, deſſen man ſich Ihretwegen gegen mich verlauten laſſen, vollſtrecken, und mir zu Zeigung meines Eifers vor Dero Glori und Seinem Beſten Gelegenheit geben; alſo erſuche Ew. Excellenz, ſolches hochgeneigt zu befördern, und mir einige Antwort widerfahren zu laſſen. Der ich verbleibe jederzeit

Ew. Excellenz
dienſtverbundenſter Diener
G. W. v. L.

7.

An den Grafen von Golofkin,
Großkanzler des Czaren.

Hochgeborner Herr Graf,
Gnädiger Herr,

Ew. hochgräfl. Excellenz habe in Torgau die Reverenz gemacht und damals verſtanden, daß Seine Czariſche Majeſtät einige meiner unvergreiflichen Vorſchläge in Gnaden aufgenommen. Solchen zufolge habe ich einen globum magnum, ſo ganz was Neues, machen laſſen, und andre Anſtalt gemacht, welche zu magnetiſchen Obſervationibus dienen können, umb ſolche in dem großen Czariſchen Reiche anſtellen zu laſſen, weil zur Geographie und Schiffahrt ein überaus Großes daran gelegen. Und weil Seine Czariſche Majeſtät in Torgau mir allergnädigſt andeuten laſſen, daß Sie eine gewiſſe ſchriftliche Verordnung meinetwegen ergehen laſſen wollten, deren Expedition aber von Ew. Excellenz dependiret, alſo habe Ew. Excellenz durch dieſes Schreiben darumb erſuchen wollen, damit Seiner Majeſtät allergnädigſte Intentien mit beſtem Beſtand ſeyn möge. Zwar weiß ich insgemein, daß ſolche Intentien dießfalls zu Beförderung der Künſte und Wiſſenſchaften nicht allein den großen Willen, ſondern auch ein großes Licht habe; und wiewohl ich durch fürfallende Gelegenheiten zum Juſtizweſen, Hiſtorien und Publicis gezogen worden, ſo habe doch allezeit von Jugend auf die Wiſſenſchaft geliebt und getrieben, auch das Glück gehabt, etwas Ohngemeines darin herfürzubringen; daher ich allezeit die Gelegenheit, zur Ehre Gottes und Vergnügung eines großen Monarchen etwas Anſehnlichs darin zu leiſten, allen andern Angelegenheiten, ſo viel immer thunlich, vorziehen würde.

8.

An einem fürſtlichen Hofe überreichte ſchriftliche Vorſtellung, daß man nicht nur große Bibliotheken beſitzen, ſondern auch dieſelben zur Zierde des Landes, und nützlichem Gebrauch der Studierenden vermehren, und im guten Stande erhalten müſſe; nebſt einem Vorſchlag, wo die Mittel zur Vermehrung herzunehmen.*)

Eine wohlverſehene Bibliothek iſt für ein rechtes Magazin dienlicher Nachrichtungen, und gleichſam für ein gedrucktes Archiv zu halten, darinnen ſich von denen Rechten und Angelegenheiten hoher Potentaten, wie auch von den menſchlichen Begebenheiten, ſonderlich aber von denen zum Staat, Regierung, Oeconomie, und dergleichen gehörigen Dingen weit mehr Gutes findet, als die Archiva und andere publique Scripturen eines Hofes oder Landes an Hand geben können.

Inſonderheit aber erſcheinet derſelben Nutzen bey Adminiſtrirung der lieben Juſtiz, bei Behauptung göttlicher Wahrheit und guter Policey gegen allerhand Irrthümer und barbariſches Weſen; zu welchem Endzweck auch Kirchen und Schulen gerichtet, denen eine vollſtändige Bibliothek, als eines der größten Inſtrumenten, und ſo zu ſagen, als ein Zierrath ſtummer, doch allgemeiner, panſophiſcher Lehrer, fürnemlich die Hände bietet.

---

*) Feller Monum. inedit. Tom X. cf. Burckhard hist. bibl. Aug. I, 259. Leibnitz war 1691 zum Bibliothekar von Wolfenbüttel ernannt worden.

Kann man alſo mit Beſtande ſagen, daß wofern Kirchen und Schulen, Archiva und Scripturen, wie ja unſtreitig, unter die Haupt-Objecta der Landes- und Regierungs-Sorgen oder Deliberationen gehören, eine Bibliothek nicht weniger dazu zu ziehen ſey.

Eine Bibliothek aber, wie ſchön ſie auch iſt, gehört unter die Dinge: quae servando tantum, servari non possunt, oder die nicht im guten Stande zu erhalten, wenn ſie man nicht vermehret. Weilen täglich allerhand vortrefliche Werke in Theologia und Jurisprudentia, Phyſicis, Mathematicis et curiosis, theils aus alten Manuscriptis herfürgebracht werden, theils aus Unterſuchung der Erfahrung der Weltſachen, theils aus Nachdenken ſcharfſinniger Perſonen herfließen; man auch mit Grunde ſagen kann, daß wir Menſchen uns faſt erſt in primis viis befinden, und in dieſem (XVII) Seculo kaum eine rechte Oeffnung zur Erkenntnüß der Natur und des Systematis, tam Macrocosmi, quam Microcosmi ſich hervorgethan; zudem nur vor weniger Zeit die Hiſtorien gründlich zu unterſuchen angefangen werden: ſo iſt derowegen leichtlich zu erachten, daß eine vornehme Bibliothek gar bald in eine große Unvollkommenheit verfallen kann, wenn eine proportionirliche Continuation ermangelt.

Nachdem nun viele Jahr her bey uns eine ſolche Continuation unterlaſſen werden; ſo iſt ſehr zu beſorgen, es werde das herrliche Corpus dieſer bisher ſo hoch- und weitberühmten Bibliothek*) faſt alle ſein Lob verlieren, wann ſie noch etliche Jahre alſo, wie jetzo, gelaſſen werden ſolte; immaßen bereits ſowohl Einheimiſche, als Frembde den Mangel, ſo ſich nicht verhehlen läſſet, zu bemerken und zu bewundern anfangen. Da dann faſt ſchwer ſeyn würde, die einmahl gefallene Reputation wieder aufzurichten, wann die Welt in den Wahn kommen ſollte, daß dieß eine alte abfällige Bibliothek, ſo nicht mehr fortgeſetzet werde. Weilen aber ſolches um ſo viel mehr Jederman wunderlich vorkommen würde, indem man doch gleichwohl weiß, was für hocherleuchteten Fürſten, ſo die Studien nicht nur lieben, ſondern auch gründlich kennen, dieſe Bibliothek zuſtehet, und alſo faſt der Bibliothek verkleinerlich, auch der Glori ſelbſt, wenn es müglich wäre, etlichermaſſen nachtheilig ſeyn möchte: ſo ſcheinet hohe Zeit zu ſeyn, daß man auf gute Anſtalt bedacht ſey, den Abgang allmählig zu erſetzen, und künftig zu verhüten, ehe die Hochachtung ſich gar verliere, und andere, nicht allzuſehr entfernte Bibliotheken einen Vorſprung gewinnen.

---

*) Die Bibliotheca Augusta.

Zur Erhaltung der Bibliothek ſcheint folgender Vorſchlag bequem zu ſeyn. Es iſt bekannt, daß das geſtempelte Papier nicht allein außer-, ſondern auch innerhalb Teutſchland's an vielen Orten eingeführet worden, welches ein Impoſt, ſo nicht unbillig, auch nicht beſchwerlich; noch denen Ausgebenden ſehr merklich, und zwar, auch die Wahrheit zu ſagen, eben von keinem großen Ertrag, mithin bey Deliberationen von Landes-Oneribus und nöthigen Subventionen von keiner großen Conſideration, aber zu dieſem gegenwärtigen Scopo recht proportioniret, und gleichſam von der Natur reſerviret zu ſeyn ſcheinet. Denn man bleibet in cognato rerum genere, und kann das, was zu Schriften oder Büchern kommen ſoll, von Schriften, Briefſchaften und Papier hernehmen.

Solche Beyhülfe iſt um ſo viel mehr billig, und von den Unterthanen gleichſam mit beyden Händen zu ergreifen, weilen die gnädigſte Herrſchaft von dem Ihrigen bereits den Grund geleget, und die größten Koſten gethan, alſo von gemeldter Anlage nur dieſes erlanget, daß ſolch treffliches Landes-Kleinod in ſeinem Flor erhalten werde. Der Nutzen und Effect der Koſten und darzu angewendeter Anlage würde nicht verſchwinden, ſondern ein commune et perpetuum bonum, deſſen das ganze Land genießen müßte, nach ſich laſſen. Indem alle Landeskinder, die den Studiis obliegen, darinne einen herrlichen Schatz von Wiſſenſchaft, und Grund ihrer Fortun finden könnten. Stifter, Städte, vornehme Familien und andere, würden allda eine Erläuterung ihres Urſprungs, Aufnahme, Hiſtorien und Antiquitäten antreffen; zu Prozeßſachen, Erörterung ſchwerer Rechtsfälle, Arzney, Haushaltung, Künſten, Bauweſen u. ſ. w. könnten Privati in ihren Angelegenheiten Licht und Nachrichten erwarten. In Summa, die Nutzbarkeiten ſind ſo groß und mannigfaltig, daß dieſe geringe Laſt in keine Vergleichung kommen würde.

9.

Ueber einige von Erhard Weigel vor den Reichstag zu Regensburg gebrachte Vorſchläge. 1697.*)

Es ſind von Regensburg drey daſelbſt gedruckte, vom Herrn Erhardo Weigelio, berühmten Mathematico, herausgegebene Schediasmata eingeſchickt werden, deren das erſte in ſich enthält: einen Vorſchlag eines Collegii, ſo im Reich anzuordnen, welches er Artis Consultorum nennet, darinnen die mathematiſche Wiſſenſchaften und Künſte zu befördern. Das andere will die Zeit Vereinigung und Einrichtung des Calenders rathen. Das dritte handelt von einer ſogenannten, doch nicht beſchriebenen Schwebefahrt oder Schwenkung, ſo zur Geſundheit und Luſt dienen ſoll, und vielleicht denen hin und wieder in Gärten, und ſonſt gebräuchlichen Umläuffen nicht unähnlich; wovon aber allhier weiter etwas zu melden unnöthig.

Was nun meine, über die von ihm gethane Vorſchläge habende Meynung betrifft, ſo iſt bekannt, daß Herr Weigelius ein in Matheſi ſehr erfahrner und gelehrter Mann, und der dabey ein ganz löbliches Abſehen zum gemeinen Beſten führet, welches er ſonderlich in ſeiner vorgeſchlagenen „Tugendſchule“ zu erkennen gegeben, allwo er darauf treibet, daß die Jugend in den Schulen nicht nur zu Verbal- ſondern auch Real-Wiſſenſchaften, und nicht nur zu Wiſſenſchaften, ſondern auch zu Tugenden geführet werden möchte. Ich ſtehe auch in den Gedanken, daß ein und anders davon gar wohl in würkliche Uebung zu bringen wäre.

Er hat bereits vor einigen Jahren bey den Landſtänden des Churfürſtenthums Sachſen, hernach auch bey dem Kayſerlichen Hof, dem Reichs-Convent und anderswo ſich angegeben und die jetzigen Vorſchläge zum Theil ſowohl aus ſeinem Europäiſchen Wappen-Himmel inſinuiret, welcher dahin gehet, daß an ſtatt der heidniſchen

---

*) In Ch. G. Buder's: Nützliche Sammlung verſchiedener, meiſtens ungedruckter Schriften ꝛc. 1735. Nr. 39. Was ich oben S. 412. bemerkte, daß Ludovici bisweilen mit offnen Augen nicht geſehen, dies zeigt ſich auch bei dieſem Aufſatze, bei dem a. a. O. die Jahreszahl 1697 angegeben iſt, wozu auch der Inhalt ſtimmt; während Ludovici ihn (Cap. VII. No. 33.) in das Jahr 1679 einreiht.

Namen und Figuren der Aſteriſmorum, die Wappen der vornehmſten Potentaten in Europa den Sternen einverleibet werden ſolten, darunter er denn auch das Lüneburgiſche Pferd, nebſt andern Churfürſtlichen Wappen geſetzet.

Ob nun wohl ſolche Aenderung der Aſteriſmorum ohne anderer Nationen Einwilligung nicht wohl dienlich, auch an ſich ſelbſt keinen wirklichen Nutzen bringet, ſo ſcheinen doch die übrigen Vorſchläge von Verbeſſerung der Schulen, Einrichtung der Zeitrechnung und Beſtellung eines gewiſſen Collegii von mehr Wichtigkeit und Nutzen zu ſeyn, und ſind die beyden letzten eigentlich anjetzo in Betrachtung zu ziehen.

Das Collegium, ſo im Reich zu beſtellen, nennet er Artis Consultorum, welcher Name um vieler Urſachen willen nicht bequem ſcheinet; und geſchiehet es öfters, daß die Sachen verworfen oder verachtet werden, wenn ſie keinen anſtändigen Namen haben. Ueberdies, ſo wird hernach mit Mehreren gezeiget werden, daß dergleichen Collegium nicht nur auf artificialia, ſondern auch naturalia zu richten. Inzwiſchen iſt das Werk an ſich ſelbſten gut, und der Sineſen Anſtalt gemäß, welche eine eigene mathematiſche Congregation dem tribunali supremo rituum zugeordnet, denen die Einrichtung des Calenders, Bezeichnung der Feſt- und anderer Täge, auch Beobachtung der Sterne mit dem Obſervatorio untergeben.

Nun ſcheinet, daß Herr Weigelius nach dieſem Exempel auch vom Calender dazu Gelegenheit nehmen wollen. Weilen aber ſolcher bey uns bereits alſo gefaßt, daß in vielen Seculis, dem Gregoriano nach, nichts ſonderliches zu ändern, die Feſte alſo auch im Hauptwerk ihre Richtigkeit haben, und die Benennung der guten und böſen Tage, ſo die Sineſen in ihrem Calender beyrücken, ein ungegründetes Werk, ſo würde ein ſolches Collegium bey uns kein ſonderliches Objectum ad Rempublicam pertinens ſeyn, und alſo in Reichsſachen wenig zu thun haben, wenn nicht mehr andere Verrichtungen dazu gezogen würden. Daher denn auch Herr Weigelius die Aufſicht über alle Künſte und Handwerke, ſo ihre Gründe von der Mathematik entlehnen, demſelben zuzulegen ſcheinet.

Allein hier entſtehet zuförderſt die Frage, welchergeſtalt die Sache zu faſſen, daß das Collegium mit Nachdruck verfahren, und bey den Leuten Folge erhalten könne. Man ſiehet täglich, wie wenig die Kauf- und Handels-Leute, auch andere Profeſſionen ſich an die Policey- und andere Ordnungen kehren. Das unglückliche Exempel des Münzweſens zeiget auch den ſchlechten Fortgang im allgemeinen

Reichsſachen, und würde alſo das Collegium ohne Wirkung ſeyn, wenn nicht jeder hoher und niedriger Stand mit ſonderbarem Eifer die Hand ob deſſen Ausſprüchen und Anordnungen zu halten geneigt ſeyn ſollte. Allein es kommen dazwiſchen die in dergleichen Dingen, ſo die Nahrung betreffen, oft gegen einander laufende Intereſſen verſchiedener Provinzen und Oerter Teutſchlandes. Und würde gewißlich eine groſſe Gedult, Nachdenken, Information, zu geſchweigen Aequanimität und Deſintereſſement bey denen im Regiment ſitzenden Perſonen erfordert werden, umb denen dabey beſorgenden Widrigkeiten vorzukommen, und dem allgemeinen Reichs-Collegio, mit Beyſeitſetzung aller Nebenabſehen, an Hand zu gehen. Welche ſo gar ungemeine und faſt unvergleichliche Vorſorge, da ſie bey denen, welche in der Welt das Ruder führen, und ſonſt mit Geſchäften überladen, und mit allerhand andern Gedanken eingenommen, zu erhalten: wir nicht nur dieſes, ſondern ein weit Mehrers, und mit einem Wort, in Kirchen- und Profan-, auch Kriegs- und Friedens-Sachen, gleichſam eine güldne Zeit, ſo viel die menſchliche Natur vermag, zu erwarten hätten.

Sollte ich faſt alſo in den Gedanken ſtehen, es wäre zu Erreichung der Abſicht nöthig, daß neben einer gewiſſen Univerſal-Anſtalt im Reich, eines unter Kayſerl. Majeſtät allerhöchſten Direction ſtehenden Collegii, zugleich die Sache particulariter beſorgt würde, alſo daß Kayſerl. Majeſtät in ihren Erblanden, auch einige der Chur- und Fürſtlichen Häuſſer und andere mächtige Stände, oder auch ganze Crayſe, jeder für ſich und Dero Lande, bey der Hofſtadt oder an einem andern vornehmen Ort, ein ſolches Collegium aufrichteten, „darin die Sachen, ſo die Geſundheit, Nahrung, Policey, Commercien, Bau-, Münz-, Manufactur- und Werk-Sachen, auch Feuer-, Waſſer-, Forſt-, Tax- und andere Ordnungen betreffen, in Summa alles, was eine ungemeine Unterſuchung nicht nur der Kunſt, ſondern auch der Natur erfordert," dergeſtalt überleget würden, daß die hohen Miniſtri, Tribunalia, Herren Camerales, dann auch Ingenieurs, Berg-Officirer, Bauleute, Münz-Meiſter und Andere, theils von ihnen ſich Raths erholen könnten, theils ihren, im Namen der Herrſchaft ergehenden Verordnungen nachzuleben hätten; alſo daß hierinn zugleich das Collegium Sanitatis, Vorſteher-Amt, und die Commercien, Bau- und nach Gelegenheit, Berg- und Admiralitäts-Collegia, und andere mehr, in eines concertiret wären. Solche Collegia unterſchiedener Potentaten und Stände könnten hernach in Namen ihrer Herrſchaft mit einander, und zumal mit denen vom ganzen Reich hierzu verordneten Perſonen, correſpondiren, damit ein Land dem andern nicht zu Schaden handle, ſondern alles aufs beſte mit gutem nachbarlichen Vernehmen, und zum gemeinen Beſten des ganzen Reichs und teutſcher Nation gerichtet würde. Da ſonſt nicht wohl müglich, daß ein Reichs-Collegium allein bey denen Ständen, deren jeder wegen ſeines Landes Angelegenheiten vigiliret, und ſich nach andern ſchwerlich richtet, gnugſamen Ingreß und Beyſtand finden könne. Zumalen auch die Objecta ſich ſo weit ausſtrecken, und die Gelegenheiten der Oerter ſo unterſchiedlich, daß die wenigen Perſonen, ſo vom Reich etwa beſtellet werden möchten, denenſelben nicht gewachſen ſeyn könnten.

Die Beſoldung des Reichs-Collegii könnte vermittelſt der Provincial-Collegiorum beſtens veranſtaltet, und nach Befinden gewiſſe Privelegia und Emolumenta dazu gewidmet werden, zumal da die Aſſeſſores des Reichs-Collegii, nach Art der Assessorum Camerae von den Ständen ſelbſt, und alſo aus den Provincial-Collegiis dahin präſentiret würden.

Der andere Vorſchlag, betreffend die Zeit-Vereinigung, gehet in der That auf eine Annehmung des neuen Calenders, wozu denn auch die Proteſtirende vielleicht mit einigen dienlichen Verwahrungen und Bedenken endlich zu bewegen ſeyn möchten, wo die Sache von Kayſerl. Majeſtät und Reichs wegen vorgenommen würde. Ob aber die Proteſtirende die Meynung gehabt, auf das Jahr 1700 zu warten, wie in dem Vorſchlag gemeldet zu werden ſcheinet, ſtelle dahin. Es iſt bekannt, daß, zu geſchweigen deſſen, ſo Moeſtlinus, Calviſius und andere Proteſtirende dem Gregorianiſchen Stylo entgegen geſetzt, auch ſo gar, an Seiten der Römiſch-Catholiſchen, Vieta zu Paris, und noch letztens Franciſcus Levera in einem zu Rom ſelbſt edirten Buch, und dieſer inſonderheit wegen des Oſterfeſtes einige Erinnerungen gethan, welche bey ſolcher Gelegenheit in Betrachtung zu ziehen wären.

10.

Vorſchlag,

daß man in Teutſchland wenigſtens eine Perſon beſtellen ſollte, die jura imperii ex archivis, historiis und documentis zu beobachten, ans Licht zu bringen, und auf deren Beybehaltung ein wachſames Auge zu haben. *)

Es iſt bekannt, was bey den Franzoſen, Engländern und andern Nationen, für groſſer Fleiß angewendet werden, die jura coronae, obſchon zum öftern wenig begründet, mit ihren Documenten und Beweiſen ans Licht zu ſtellen, auszuführen und in numerato zu haben. Allein im Römiſchen Reich Teutſcher Nation, welches doch vor allen andern die gröſten und feſtgegründeſten Jura hat, iſt ſolches bishero unterlaſſen, und dahero viel verabſäumet, vergeben und vergeſſen worden. Deſſen groſſe und bedauerliche, alte und neue Exempel in und auſſer Teutſchlandes leicht anzuführen wären. Solchen fürzukommen, ſcheinet, daß allezeit wenigſtens eine eigene Perſon nöthig, deren beſtändiges Amt ſey, die Jura imperii ex archivis, historiis, und documentis zu beobachten, ans Licht zu bringen, und auf deren Beybehaltung ein wachſames Auge zu haben. Zu welchem Ende auch dienlich, nicht allein ſolchem neuen Amt eine gewiſſe Qualität mit behörigen Functionen beyzulegen, ſondern auch aditum et inspectionem Archivorum imperii dazu zu fügen, dazu auch zugleich einige Inſpection bey der, faſt einem Archivo gleich verſehenen Bibliotheca Caesarea kommen könnte. Ueberdieß wären hin und wieder aus denen Edictis et Ineditis, ſonderlich ex Archivis specialibus, chartis et Copialibus Episcopatuum, Monasteriorum, et aliorum locorum piorum vel profanorum, ſo viel thunlich, alte Diplomata Caesarea und andere nützliche Documenta zuſammen zu bringen, und secundum tempora et materias zu digeriren. Und weilen an verſchiedenen Orten in und auſſer Teutſchlandes man Oerter weiß, da ein groſſer Apparatus ſolcher hochwichtiger Briefſchaften vorhanden, wozu mit Vortheil zu gelangen, wäre Anſtalt zu machen, daß man deren habhaft werden möge.

Weilen auch ſonderlich in Italien viel verkehrt genommen, und die Jura Imperii faſt verdunkelt, aus Privilegiis vermeynete Exem-

---

*) Karpens Sammlung ꝛc. S. 468—469.

tiones erzwungen, und viel anders nachtheiliges verhänget worden: ſo würde man Urſach haben, eigene Kundſchaft vor andern darauf zu legen, um die rechten Gründe und Beſchaffenheit herfür zu ſuchen. Da denn Vorſchläge zu thun, wie unter der Hand und unvermerket, auch ohne Verdacht, ein Groſſes hierinn geſchehen könne. Solche Dinge können entweder allmählig beſorget, oder mit Macht angegriffen werden. Sollte man gut finden, das letztere zu wählen, ſo würden mehrere Koſten nöthig ſeyn. Da denn Vorſchläge zu thun, wo ſolche etwa herzunehmen, daß Kayſerl. Majeſtät Cammer damit nicht beſchweret würde.

11.

Ueber die Sprachen der Tartarey.

(Leipziger Neue Zeitungen von gelehrten Sachen. 1722. 542—544.)*)

1698.

Es wird dienſtlich gebeten, zu verſuchen, ob durch eine oder mehr, verſtändige und curiöſe Perſonen im Moſcowiſchen Reiche Nachricht zu erhalten, die ſowohl in ſelbigem Reiche, als in der Tartarey befindlichen, verſchiedenen Sprachen betreffend, ſo nehmlich mit der Ruſſiſchen nicht übereinkommen, ſondern im Grunde davon unterſchieden; dazu ſo wohl in der Hauptſtadt, als in den Frontier- und Handels-Städten und bey den Armeen, als in welchen Orten ſich vieler Nationen Leute finden, Gelegenheit ſeyn würde.

Wenn man das Vater Unſer in ſolchen Sprachen erhalten könnte, mit einer wörtlichen Ueberſetzung zwiſchen den Zeilen in einer bekanntern Sprache, würde es gut ſeyn, um ſolche Sprache beſſer gegen andere zu halten, deren Vater Unſer man bereits hat. Wo aber das Vater Unſer nicht leicht ganz zu haben, könnte man doch nach den Worten fragen, ſo ſich darin befinden, als: Vater, Himmel, Name, kommen, Reich, Willen, geſchehen, Erde, Brod, geben, Schuld, vergeben, Verſuchung, erlöſen, Uebel. Man könnte auch nach dem Namen anderer Dinge fragen, als z. E. nach einigen Gliedmaßen menſchlichen Leibes, und deren Gebrauch, als: Augen, Ohren, hören, ſehen ꝛc. Item nach den Verwandſchaften und Angehörigen, als Vater, Mutter, Tochter,

---

*) Dieſes Blatt war von Feller eingeſchickt worden.

Bruder, Schweſter, Mann, Weib, Kind ꝛc. Item nach Speiſen, Getränke, Kleidern, Waffen; auch nach den Namen einiger bekannten Thiere, nach den 4 Elementen, und was dem anhängt.

Solche Völker wären den Moſcovitern entweder zur Nord-Oſt- oder Süd-Seiten gelegen. Die nördlichen Völker wären z. E. in Samojeden, Siberien und Tingoeſien, und andern Orten nach dem weiſſen Meere zu; die öſtlichen Völker wären etwa die Kalmucken, Mugellen, Bratzki, Bocharski oder Usbecks, und andere, ſo nacher Perſien, Indien und China ſich erſtrecken. Die ſüdlichen wären, ſo nach dem ſchwarzen und Caspiſchen Meere gelegen, als die Lipker, Crimäer, Doniſche, und an der Volga und bey Aſtracan gelegenen Tartarn, Czirkeſſen, Czeremiſſen, Nogayer, Abgaſſen. Dabey man ſonderlich zu wiſſen verlangt, ob in Krimm, Precop, und ſonſt noch einiger Reſt an einigen Leuten, ſo ein zerbrochen Deutſch reden, dergleichen zu Busbequii, Kayſerl. Geſandtens bey der Pforte, Zeiten vor hundert Jahren noch geweſen: item ob und wo hinter dem Caspiſchen Meere eine Nation ſey, deren Sprache der Ungariſchen ſehr nahe kommt, wie einige glaubwürdige Relationen beſagen.

(Ein anderer Extract aus einem Leibnitz'ſchen Schreiben.)

Es iſt mir eine gar kurze, geſchriebene Relation von des Herrn Brands Reiſe und Geſandſchaft von Moscau nach China zukommen, welche mir nicht wenig gefallen. Sonderlich iſt mir dieſes merkwürdig vorkommen, daß die Siranni, oder Einwohner in Zirianen, viel Worte haben, ſo den Undeutſchen in Liefland ähnlich, woraus erſcheint, daß auch die Völker Eines Urſprungs ſeyn. Es wäre nachzufragen, ob die Tartarn in Krimm am ſchwarzen Meere, der Sprache nach, mit den Kalmucken oder Mungallen verwandt, und ob vielleicht Krimm eine Mauer, ſowohl bey den Chineſiſchen als Krimmer-Tartarn, bedeute, gleichwie ich ſehe, daß das Wort Chan bey allen Türken, Tartarn und auch Perſianern, einen großen Herrn bedeutet. Mir hat der Pater Grimaldi zu Rom erzählet, daß Mara bey den chineſiſchen Tartarn ein Pferd bedeutet, ſo auch mit dem Deutſchen überein kommt. Von der Tartarey hat Nicol. Witſen, Bürgermeiſter zu Amſterdam, eine große Landkarte herausgegeben. —

Vermiſchte Bemerkungen und Urtheile.

Ueber einige Stellen in den Leipziger gelehrten Zeitungen des Jahres 1715,

aus ſeinem Munde aufgezeichnet*). (Daſ. 1716. S. 545. ff.)

(Es wird ein Télemaque, in kurzweiligen Verſen, welche die Franzoſen burlesques nennen, gedruckt. Eben derſelbe Autor hat auch die Iliadem Homeri in eben ſolcher Schreibart überſetzet.) Des ſeeligen Herrn Fenelons herrlichen Telemachum in kurzweilige Verſe bringen, kommt mir eben vor, als wenn man aus der Judith ein Poſſenſpiel machen wollte. Mit dem Homero kann es beſſer angehen, weil ich ſelbſt dafür halte, daß Homerus die Götter und Helden lächerlich vorgeſtellet, indem er nicht, wie Virgilius, für einen Auguſtum etwas Majeſtätiſches, ſondern für den griechiſchen Pöbel, dem er ſeine Aufſätze vorgeleſen, was Luſtiges machen wollen. Inzwiſchen zeigt er an vielen Orten ſeinen großen Geiſt, und ſchwingt ſich hoch, wenn er will.

(Hadriani Relandi Palaestina ex monumentis veteribus illustrata. Tom. II. 1714.) Es verdienten vielleicht etliche Scriptores medii aevi vom gelobten Lande, von Herrn Relanden unterſucht zu werden; denn ſolche Scribenten zu Zeiten etliche ſchöne Ueberbleibſel alter Nachrichtungen beybehalten. Es wäre auch der, in den Scriptoribus Brunsvicensibus edirte Geroasius Tilberiensis deswegen einzuſehen.

---

*) D. h. (wenn ſich dies ſo verhielt), wie die ganze Form und Haltung dieſer Anmerkungen lehrt, von Leibnitz ſelbſt, gegen die letzte Zeit ſeines Lebens, diktirt; und zwar um, allem Anſehen nach, doch ohne ſeinen Namen, in die Neue Leipziger Zeitung eingerückt zu werden. Dies geſchah nun (durch jemand aus ſeiner Umgebung) erſt nach Leibnitzens Tode, aber unter ſeinem Namen. Dieſes erklärt, wie Leibnitz hier einigemal von ſich ſelbſt in der dritten Perſon ſpricht; und wirft Licht auf die ähnliche Form in dem Monatl. Auszug.

(Tractatus de Quadratura circuli et hyperbolae per infinitas parabolas geometrice exhibita a R. P. D. Guidone Grando.) Es hat der Herr G. R. von Leibnitz erwieſen, daß des Herrn Grandi series nicht eigentlich aus infinitis nullitatibus beſtehe, ſondern nur alſo ſcheine. Auf Whiſtons und Dittons Art, die longitudines zu finden, wird weiter kein Abſehen gemacht.

(Le Chef d'oeuvre d'un Inconnu — durch D. Chrysostomum Matanasium. Haag 1714. im erſten Jahre nach wiederhergeſtellter Gelehrſamkeit. Die bezügliche Anzeige dieſer Satyre gegen die Kritiker ſchließt mit den Worten: „In Summa, wer das Lächerliche, ſo die Kritik an ſich hat, erkennen will, muß Matanaſii Anmerkungen ſehen.“) Die Histoire secrète des intrigues de la France en diverses Cours de l'Europe (traduit de l'Anglois) ſcheinet keine ſonderbare Geheimniſſe zu eröffnen. Von dem hochberühmten Groß-Penſionario, Johann de Wit, urtheilet der Verfaſſer nicht ſo gütig, als vortreffliche Leute ſeiner Zeit, auch an Seiten des Gegentheils, gethan, als der Ritter Temple in ſeinen Schriften, und der alte Conſtantinus Hugenius*) ſelbſt gegen mich im Jahr 1675. Was des Herrn Bayle Verſtändniß mit den Franzoſen betrifft, ſo habe ich ziemliche eigne Nachricht, daß er zwar das Buch, genannt Avis aux Refugiés, nicht gemacht, ſondern von Herrn Pelliſſon bekommen, wohl aber zum Druck befördert und dadurch ſich in etwas vergangen. Der ſo genannte Matanaſius kann einige Criticos mit gutem Recht durchhecheln; aber die rem Criticam und Criticos insgemein anzugreifen, iſt nicht rathſam, weil dieſes Studium auch ſeinen Nutzen hat, und gute Critici faſt allzuviel abgehen.

(Joh. Dalläus, eig. Daillé (geb. 1544. ſt. 1670) de usu Patrum LL. II. Das Gegenſtück dazu war: The difficultys at discouragements which attend the Study of the Scriptures in the way of private Judgement 1714. S. 118 — 119 wird auf

---

*) Der Vater des berühmten Christian Huygens, Sekrair des Prinzen von Oranien; zu ſeiner Zeit auch als lateiniſcher Dichter bekannt.

Clark und Whiſton hingewieſen, um zu zeigen, wie gefährlich es ſey, ſich die Geiſtlichkeit auf den Hals zu ziehen: „da hingegen Bentley viel größern Dank verdiene, wenn er eine Stelle eines geilen Poeten erkläre oder verbeſſere.“) Dalläi Buch, de usu Patrum, iſt hoch zuleben; die Patres aber überhaupt als irrig, einfältig und lächerlich vorſtellen wollen, iſt ſo ſchädlich, als ungegründet. Der Autor, ſo dieſes thut, vermeynet dadurch das Studium scripturae sacrae zu erheben; hingegen ein anderer will durch Verſtellung der Schwürigkeiten, ſo ſich bey Leſung der heiligen Schrift finden, den Patribus und der Tradition das Wort reden. Beyde gehen zu weit. Von dieſen beyden Schriften wird (p. 238.) abermals gehandelt. Es ſcheinet, daß man daſelbſt den Vertheidiger der Freydenker gegen Herrn Bentley zuviel begünſtige.

(„Die Mémoires de Mr. d'Artagnan ſind in 3 B. wieder aufgelegt. Er iſt eigentlich nicht Auter davon. Man hat ſich nur ſeines Namens dabey bedienet, allerhand theils wahre, theils falſche Dinge, unterſchiedlichen Perſonen begegnet, in ein Buch zuſammen zu bringen. Nichts deſto weniger ſind dieſe Memoires ſehr nützlich zu leſen.“) Ich ſehe nicht, wie die falſch genannten Mémoires d'Artagnan nützlich zu leſen, da man geſtehet, daß Wahres und Falſches darin durch einander gemiſchet, und man ſich im geringſten nicht auf die vermeynte darin enthaltene Anekdoten verlaſſen kann.

(Bezieht ſich auf: Julii Bernhards von Rohr Unterricht von der Kunſt, der Menſchen Gemüther zu erforſchen. Leipzig 1714. Worin beſonders Chriſtian Thomaſius angegriffen wird.) Die Kunſt, das menſchliche Gemüthe zu erforſchen, iſt eine rechte Kunſt, zu rathen, die gar oft fehlet; und darf ſich niemand darauf verlaſſen, ſonſt entſtehen temeraria judicia daraus.

(Bezieht ſich auf eine neue Ausgabe von des Gravina Origines Juris Civilis.) Faſt alle, die bisher de origine Juris Romani veteris geſchrieben, haben mehr Historiam Jurisconsultorum, als Jurisprudentiae Romanae veteris gegeben.

(Anzeige einer neuen Ausgabe der Characteristicks von Shaftsbury). Es hat der G. R .v. Leibnitz über des ſeel. Grafen v. Shaftsbury Werk, ſo unter dem Titel Characteristicks herauskommen, auf des Herrn Autoris Begehren einige Anmerkungen gemacht, ſo der ander Edition beygefüget werden ſollen, wenn wohlgedachter Lord ſolche erlebet hatte; es hät ſie aber Herr la Coste in die Histoire Critique de la République des Lettres eindrucken laſſen. *)

(Bezieht ſich auf einen Nekrolog des den 7. Jan. 1715 verſtorbenen Fénelon, und eine Aufzählung ſeiner Schriften.) Der vortreffliche Fénelon hat mit ſeinem Telemacho der Welt mehr Vergnügen gegeben, als mit ſeiner Meynung von der „nicht eigennützigen Liebe.“ Wiewohln auch weder der Benedictiner Dom Lami, ſo vor dieſelbe, noch der Biſchof von Meaux und der Herr Mallebranche, ſo gegen dieſelbe geſchrieben, die Sache genugſam erläutert, zumalen da ſie keine rechtſchaffene Definition der wahren Liebe gegeben; welche aber in der Vorrede des Codicis Juris Gentium bereits einige Jahre zuvor, ehe dieſer Streit entſtanden, bekannt gemacht worden: daß nemlich die wahre Liebe eine Neigung des Gemüths ſey, ſeine eigene Luſt an eines andern Wohlweſen zu finden. Daher die Liebe eines andern von unſerm eigenen Gut, und die Liebe Gottes von unſrer Glückſeligkeit nicht geſchieden werden kann. Aber dies iſt wahr, daß der Nutzen, den man außer der Luſt und Vergnügung an eines andern Wohl findet, zu der uneigennützigen Liebe nicht gehöre, ob ſchon auch ſolches Abſehen dabey nicht ausgeſchloſſen wird, noch verworfen werden ſoll. Mit Vertheidigung der Ohnfehlbarkeit der Kirchen in Dingen, da de re facti die Frage iſt, hat der ſonſt vortreffliche Mann noch weniger Ehre eingelegt.

(Jo. Fabricii ad C. A. H. (Heumanni) Meditationem ortographicam Responsio. Fabricius hatte behauptet, daß man die Dipthongen im Schreiben nicht zuſammenziehen dürfe.) Es hat vor Alters der ſeel. Herr Mitternacht zu Gera auf das ae anſtatt des æ und dergleichen gedrungen, dem einige gelehrte Liebhaber der Alterthümer Beyfall geben; aber mich bedünket, es ſey an dergleichen wenig gelegen. Inzwiſchen iſt gewiß, daß ae mehr dem Gebrauch der Alten, aber æ mehr der Ausſprache gemäß.

(M. de Meziriac hatte mythologiſche Kommentare zum Apollodor und Ovid hinterlaſſen. „Der Herr de Meziriac wird durchgehends vor einen von den gelehrteſten Leuten ſeiner Zeit gehalten.“) Herr Bachet de Meziriac iſt zugleich ein trefflicher Mathematicus

---

*) Sie befinden ſich in Leib. opp. om. V. p. 39 — 46.

und Criticus geweſen, welches ſelten beyſammen. Es wäre zu wünſchen, daß auch ſein Opus Arithmeticum, ſo annoch vorhanden ſeyn ſoll, heraus käme.

Von dem Buche de Purganda Medicina a curarum sordibus ſoll Herr Hequet Autor ſeyn, welcher die hypothesin triturationis in digestione behauptet. Es heiſſet damit annoch: sub judice lis est.

Ueber das erſte Buch des Sexti Empirici hat der G. R. v. Leibnitz einige Anmerkungen gemacht.

(Caſpar Neumanns Ableben am 27. Jan. 1715, gemeldet aus Breslau.) Außer den Hebräiſchen Unterſuchungen hat der berühmte Theologus Herr Caſpar Neumann allerhand Observationes ethico-politicas und ſelbſt physicas gemacht, und wäre Schade, wenn ſie verloren gehen ſollten.

(Samuel Koeleser de Kereseer in Siebenbürgen, Verfaſſer mehrerer mediciniſcher Schriften. Das erwähnte Buch wird als unter der Preſſe befindlich angezeigt.) Man hat zu verlangen, daß des Herrn Köleſers Auraria Romano — Dacica herauskomme, daraus vielleicht ein und anders zu erſetzen ſeyn wird, ſo man bey des vortreflichen Martini Opitii Dacia verloren. Verhoffentlich werden ſie auch alte Inscriptiones dabey finden.

(Ankündigung einer neuen Auflage von des P. Jobert Schrift: La sciences des Medailles.) Man ſagt, es ſolle der P. Jobert in die neue Auflage ſeiner Münz-Wiſſenſchaft ein und anders von den wunderlichen und ſonderlichen Meynungen des P. Harduins haben einfließen laſſen. Es hat ſonſt Herr Morel ſelbſt etwas auf des P. Joberts Gelehrſamkeit, betreffend die alten Münzen, gehalten.

(Anzeige der Schrift: l'Athéisme découvert par le R. P. Harduin, Jésuite, dans les Ecrits de tous les Pères de l'Eglise et des Philosophes modernes.) Es iſt von dem Grunde der Meynungen des P. Harduins dergleichen auch mir zukommen. Ich zweifle aber, daß dieſer gelehrte Mann ſolche vor die ſeinige annehmen werde. Wer gegen die Wahrheit ſelbſten fechten will, mit dem iſt nicht zu ſprechen; er weiß nicht, was er ſaget. Ein anders iſt, ob und wie weit die Erkenntniß zum Glauben nöthig ſey.

(Das Journal des Savans, indem es einen Auszug aus: De vita et morte Mosis Librim. cum observv. Gilberti Gaulmini 1714. giebt, nennt dieſen bey dieſer Veranlaſſung „den gelehrteſten Mann ſeiner Zeit in Frankreich und faſt ganz Europa." Gaulmin ſtarb 1667.) Daß **Gilbert Gaulmin** ein hauptgelehrter Mann geweſen, iſt wohl gewiß, aber daß man ihn vor den gelehrteſten Mann ſeiner Zeit ausgeben will, iſt zu viel. Man erzählet, als einsmals **Salmaſius**, **Gaulmin** und **Mauſſac** auf der Königlichen Bibliothek zu Paris beyſammen geweſen, hätte einer von dieſen beyden geſagt: ſie drey würden wohl allen Gelehrten in Europa die Waage halten können. Da hätte Salmaſius geantwortet: Tretet ihr zwey zu den andern Allen, ſo will ich euch und ihnen doch die Waage halten. Das war auch zu viel, wie trefflich auch Salmaſius geweſen.

Ich ſollte meynen, die Teutſchen hätten nicht nöthig gehabt,*) des P. **Bouhours** gegen ihre Nation begangene Albertät zu widerlegen. Dieſen Pater hat bereits ein gelehrter Franzoſe in Les sentimens de Cléanthe sur les entretiens d'Ariste et d'Eugène auch deswegen wohl geſtriegelt. Der gute Pater war ein ſchlechter Potentat; wollte gegen ſeines Standes Anſehen den dameret oder Jungfernknecht darſtellen; meynete, das ſey ein bel esprit, ein ſchöner Geiſt, der mit Kleinigkeiten glänzte, wie ein Pilgrim nach St. Jacob mit Muſcheln.

(Bezieht ſich auf die Schrift: Traité de l'esprit de l'homme par M. de Rassiels du Vigier. à Paris, 1714; eine neue Theorie von der Erbſünde.) Der holländiſche Nachdruck vom Journal des Savans ſagt: M. de Rassiels de Vigier vermeyne, daß alle menſchliche Seelen in Adam eingeſchloſſen geweſen. Dieſes kann ſeyn. Daß ſie aber Einen Willen mit ihm gehabt, ſcheinet nicht zu beſtehen. In dem Stande ſind ſie zwar nicht ohne Neigung und Empfindung, aber doch ohne würklichen Verſtand und Willen geweſen.

(Bezieht ſich auf die Schrift: Introductio in Accentuationem Hebraeorum metricam, Autore Philippo Ouseel. 1714, worin geſagt wird, die Teutſchen hätten ſich unter allen Nationen allein auf dieſes Studium gelegt; welches die holländiſchen Journaliſten beſtritten.) Es iſt wahr, was Herr Ouſeel ſagt, daß die Teutſchen es mit Unterſuchungen der hebräiſchen Puncte und Accente andern Nationen vorgethan. Wohlius Lederbur, ein gewiſſer Florinus, Wasmuth, können es bezeugen, und letztens hat Herr Overbeck, Conrector zu Wolffenbüttel, tiefſinnige Gedanken über die Accente der Hebräer in deutſcher Sprache herausgegeben.

---

*) Vgl. den Brief an Seb. Kortholt vom 30. Sept. 1708. Opp. V, p. 307.

(Observations de Mathurin de Lignac, Chirurgien et Pharmacien, sur l'usage des Eaux Minérales, worin behauptet wird, daß weitverführter oder lange aufbewahrter Heilbrunnen ſchädlich wäre.) Daß die verführten Sauerwaſſer ſchädlich ſeyn, kann man ſo ſchlechterdings nicht ſagen. Viele befinden ſich gut bey dem Pyrmonter, Egriſchen und andern. Ein fleißiger und gelehrter Medicus zu Pyrmont hat letztens bemerket, daß das Pyrmonter Waſſer anderswo mehr laxire, als beym Brunnen, weil der materialiſche Theil, als metalliſch, wegen ſeiner Laſt zuerſt ſich ſcheidet und zu Boden fället, welcher doch durch ſeine vim adstringendi die vim purgandi mäßiget.

(S. Pufendorfii de Jure Naturae et Gentium libri VIII. cum Adnotatis Jo. Nic. Hertii Jcti. 1706. 1715. Hierzu wird bemerkt, Hert hätte dem Autor nicht allemal mit Grund widersprochen.) Herrn Hertii Notae in Pufendorfium de Jure Nat. et Gentium ſind billig hochzuſchätzen, und wird er dem Autori ſelten ohne Grund widerſprochen haben. Was der G. R. v. Leibnitz bey Pufendorfii Büchlein de Officio hominis et civis überhaupt erinnert, iſt aus deſſen erſtem Sendſchreiben an den Herrn Abt Molanum bekannt, welches Herr Dr. Böhmer zu Helmſtädt zuerſt drucken laſſen, auf deſſen Anfrage es abgefaſſet worden. Es iſt auch in den I. Tomum des neuen Bücherſaals eingerückt worden.

(Bezieht ſich auf: Cornelius Nepos recte tandem captui puerorum accomodatus per Eman. Sincerum. Aug. Vind. 1715., wo der Text durch deutſche Anmerkungen erklärt iſt.) Daß man über lateiniſche Autores deutſche Anmerkungen mache, iſt etwas Ungewöhnliches; es würde füglicher geſchehen ſeyn, wenn eine deutſche Ueberſetzung dabey geſtanden.

(Cotes hatte Newtons Principia Philosophiae naturalis herausgegeben, und eine Vorrede dazu geſchrieben.) Herr Cotes iſt in ſeiner Vorrede über Newtoni Principia ſehr böſe auf die, ſo die altractiones proprie dictas verwerfen, und entweder für Wunderwerke oder qualitates occultas scholasticas halten. Allein er ſagt nichts, ſo dieſe Beſchuldigung abzulehnen diene.

Es hat Mylord Halifax, erſter Commiſſarius von der Schatzkammer zwar des Herrn Rymers Acta Publica Anglicana befördert, die Koſten aber ſind vom Publico dazu hergeſchoſſen worden. Es wird auch das Werk nach Herrn Rymers Tode fortgeſetzet.

Von der Disciplina arcani iſt bereits weitläuftig und wohl zwiſchen Schelſtraten und Tenzeln geſtritten worden.

(Bezieht ſich auf die Unterſuchung der Meynung einiger neuern Philoſophen: de propagatione specierum.) Daß bey der erſten Schöpfung alle Früchte, Bäume, Pflanzen und Thiere, die jemals herfür kommen, oder herfür kommen werden, bereits vorhanden geweſen, wie in den Mémoires de Trevoux angeführet und widerleget wird, iſt nicht allerdings zuzulaſſen; wohl aber, daß das Lebende ſchon geweſen, daraus das gegenwärtige (zwar durch viele Veränderung, doch nicht ohne Vor-Riß oder Präformation) entſtanden. Alſo daß keine neue eigentliche Subſtanzen entſtehen, und keine vollkommene Erzeugung, noch vollkommener Tod zu finden. Aber die unzählbare Menge und Unbegreiflichkeit macht keinen tüchtigen Einwurf, immaßen ſolche Dinge, gleichwie viel andere in der Natur, über unſere Einbildung gehen. Ein anders iſt, was wir uns einbilden oder imaginiren, ein anders, was wir verſtehen können.

(Geht auf den Streit zwiſchen Collins und Bentley, wobei des letztern Polemik als eine pedantiſche dargeſtellt wird.) Anſtatt daß man Herr Bentleys Arbeit gegen den Freydenker anzapfen will, ſollte man ihn durch wohlverdientes Lob anmahnen, mit der Widerlegung fortzufahren.

(Das Journal des Savans v. 17. Juni 1715 zeigte an: Histoire des Personnes qui ont vécu plusieurs siècles et qui ont rajeunis avec le secret du rajeunissement, tiré d'Arnauld de Villeneuve, par M. de Longueville Haricourt. à Paris 1715. Das Mittel ſollte darin beſtehen, ſich eine Zeitlang bloß von ſolchen Hühnern zu erhalten, die mit Waizenkörnern gefüttert werden, welche man vorher mit Ottern aufkochen laſſen.) Das Mittel, wieder jung zu werden, iſt lächerlich.

(Ein Herr Geiß hatte Locke unter die Feinde der Glaubenslehre geſetzt; und fand in einem andern Deutſchen einen Gegner.) Es iſt nicht ohne, daß in Herrn Lockes philoſophiſchen Schriften viel ungegründetes, und in ſeinen theologiſchen viel ſehr bedenklich iſt.

(Es wird berichtet: Joh. Gerhard Meuſchen haben einen Commentarius de infelicibus Literatis unter Händen, welcher viel ausführlicher werden ſollte, als des Spizelius Werk über dieſen Gegenſtand.) Es haben viele gelehrte Leute de infelicibus literatis geſchrieben; aber man ſollte nicht weniger, ja mehr Materie haben, von glücklichen Gelehrten zu ſchreiben. Herr Theophilus Spizelius hat zwar felicem literatum geſchrieben, aber darin nicht ſowohl Exempel, als Lehren gegeben.

(Ein A. M. Schmidt ſuchte in ſeinem Tentamen Astronomico-Physicum. 1714. das Copernikaniſche Syſtem dadurch zu beweiſen, daß eine Stückkugel, welche recht perpendiculär in die Höhe geſchoſſen worden, etwas weiter gegen Abend herunter fallen werde.) Daß eine wagrecht in die Höhe geſchoſſene Stückkugel allezeit gegen Abend falle, und zwar ſehr weit ab von dem Orte, da ſie geſchoſſen worden, alſo daß ſie daſelbſt nicht zu finden, wäre durch die Erfahrung zu beweiſen, und iſt ſchwerlich zu glauben.

(Bezieht ſich auf einen Streit unter den italiäniſchen Chirurgen über die Heilart des berühmten Arztes von Reggio, Cäſar Magatus.) Ein franzöſiſcher Chirurgus, ſo bei den letzten Kriegen in Italien und ſonderlich in Savoyen gebraucht worden, hat des Cäſaris Magati Art bei Heilung der Wunden gebrauchet, ohne von dem Magato etwas zu wiſſen. Seine Obſervationes ſind zu Paris herausgekommen, und ſehr gelobt worden.

(„Traité de l'incertitude des sciences. Amsterdam 1715." Die deutſchen Acta Erud. lobten dies Buch ſtark: „da es ſeinem Inhalt nach nur an vernünftige Leute verkauft werden können, und doch ſo oft abgegangen, lobt es ſich dadurch ſelber.") Am Büchlein de l'incertitude des Sciences iſt nicht viel beſonders. Diejenigen verdienen Lob, ſo nicht alles ungewiß machen, ſondern das Gewiſſe vom Ungewiſſen unterſcheiden, und aus dem Ungewiſſen ſelbſt das Wahrſcheinlichſte herfür ſuchen.

(Die bezügliche Stelle lautet: den 18. Sept. 1715. Wien. „So groſe Liebe auch Ihro Kaiſ. Maje. [Karl VI.] zu den Studiis tragen, ſo hat doch die von dem Herrn von Leibnitz angegebene Academia Scientiarum, ungeachtet aller Mühe, die ſich auch andere gelehrte Miniſter Ihro Majeſtät nach deſſelben Abreiſe deſſentwegen gemacht, noch nicht können in Stand gebracht werden, indem andere wichtige Geſchäfte, und ſonderlich die groſe Einrichtung des Finanzweſens ſowohl die Kayſerlichen Miniſter, als auch Seine Majeſtät ſelbſt völlig occupirt hält. Doch iſt nicht alle Hoffnung dazu verſchwunden, indem Sr. Majeſt. denen Muſen ſonſt ſoviel Zutritt erlauben, daß Sie nicht allein unter die Mäcenates, ſondern auch mit Recht ſelbſt unter die gelehrten Prinzen zu zählen ſind.“*) Es haben Kayſerl. Majeſtät bereits per Decretum Dero erleuchtetes Abſehen, eine Societät der Wiſſenſchaften aufzurichten, feſtgeſtellet, und wird es alſo zu ſeiner Zeit an der Vollſtreckung nicht leicht fehlen

---

(Geht auf das von Keil, auf Verordnung der Königl. Societät zu London herausgegebenes, und Newton zugeeignetes: Commercium Epistolicum Collinii et aliorum de Analysi promota. Der Vertheidiger Leibnitzens war Johann Bernoulli.) Gegen die vermeynten Folgerungen aus Collinii Commercio Epistolico hat ſo fort ein hochberühmter, unpartheyiſcher Mathematicus, der den Calculum Differentialem vor andern verſuchet und zu Nutzen gemachet, gegen des Herr Newtons Prätenſion in einem gedruckten Briefe geſprochen.

(Hannover [25. Sept. 1715.] „Der Herr von Leibnitz befindet ſich noch allhier, und iſt nicht nach England gegangen, wie man einige Zeit her geglaubet. Er iſt ſchon eine Zeit lang unpäßlich, indem ihm die Beine ſehr geſchwollen, und es ſoll gar gefährlich mit ihm ausſehen.“*) Die Zeitung von Hannover iſt irrig geweſen.

(Bezieht ſich auf: Methodus Incrementorum directa et inversa, Auctore Br. Taylor. LLD. et Reg. Soc. Secretario

1715.) Methodus Incrementorum iſt Methodus Differentialis unter einem andern Namen.

(Die Apologie d'Homère von Boivin wurde in Paris für trocken und langweilig erklärt und weit unter die ähnlichen Arbeiten des Herrn de la Motte und Abts Teraſſon geſetzt, welche zu den Vertheidigern der Alten gegen die Neuen gehörten.) Das Urtheil, ſo man hier von dem Werke des Herrn Boivin vor den Homerum giebt, wird von vielen nicht gebilliget, ſondern vielmehr dieſes hochgelehrten Mannes Arbeit, ſonderlich ſein Scutum Achillis, ſehr gelobet.

(Oeuvres mêlées, eine Satyre gegen den Abt Buquoit. Zu dieſer Stelle machen die Gelehrten Zeit. dieſe Anmerkung: Der Herr von Leibnitz hat ſchlechten Dank davor bekommen, daß er hier dem Abte das Wort geredet; indem derſelbe auf ſeinen Tod eine franzöſiſche Grabſchrift gemacht, die einem Pasquill nicht unähnlich ſiehet.") Der Autor von den oeuvres mêlées, unter den Buchſtaben G. D. B. hat dem Abt Bouquoit zu viel gethan.

(Burnet war ein eifriger Anhänger des Hauſes Hannover: Die Jacobiten hätten ſich durch Liſt Stellen aus dem Manuſcript zu verſchaffen gewußt, die ſie herausgaben:) Des Herrn Burnets, Biſchof zu Salisbury, Hiſtorie ſeiner Zeit wird ſelbſt erwartet.

(„Der Herr Tickel hat zu eben der Zeit, als Pope ſeine Ueberſetzung der 4. erſten Bücher die Iliade herausgegeben, auch das erſte Buch von ſeiner Verſion zum Vorſchein gebracht, welche aber jener den Vorzug ſtreitig zu machen nicht vermögend iſt.") Es meynen einige, in Herrn Tickels Ueberſetzung ſey mehr vom Homere, in Herrn Popes ſeiner, mehr von Herrn Popen ſelbſt.

(Barth. Ziegenbalg, der bekannte däniſche Miſſionär in Oſtindien. Hier wird deſſen malabariſche Grammatik angezeigt. Er ſtarb 10. Feb. 1719.) Herrn Ziegenbalgs Geſpräche mit den Malabaren ſind ſonderlich leſenswürdig.

(Bezieht ſich auf die Schrift: Réfutation d'un nouveau Système de Métaphysique proposé par le P. M. (Malebranche), Auteur de la Recherche de la Vérité. à Paris 1715) Die Widerlegung des Malebranche geht zu weit, bürdet ihm Irrthümer auf, daran er nicht gedacht, und verwirft oft, was zu leben. Es ſcheint viel von Leidenſchaften mit unter zu laufen.

(„G. G. L. de Origine Francorum Disquiſitio. Hannoverae 1715. Der Herr Geh. Rath Baron von Leibnitz holet die Franken aus Dennemark her, und gründet ſich auf eine Stelle des Geographi Ravennatis L. I. c. 11.“) Die Franken werden von dem Autore der Schrift de Origine Francorum nicht eigentlich aus Dennemark, ſondern von der Nachbarſchaft der Dänen an der Oſtſee, zwiſchen der Elbe und Oder, hergeholet. Er gründet ſich nicht nur auf den Anonymum Ravennatem, ſondern auch auf Ermoldum Nigellum; weiſet auch ferner, wo ſie Legem Salicam gemacht, nemlich an der Sale in Franken, allda das in der Prefatione Legis erwähnte Salagau aus uralten Diplomatibus angewieſen wird.

Zufällige Gedanken von Erfindung nützlicher Spiele,

aus deſſen mündlicher Unterredung aufgezeichnet von

J. F. F. (Feller.)*)

Ludus non inutilis excogitari poſſet, quem appelles ludum proviſionis, das Spiel der Vorſorge, vel ludum accidentium, das Spiel der Zufälle. „Wenn das geſchicht, was könnte ſich zutragen? z. E. Hans ſetzt das Glas an, was könnte ſich zutragen?

---

*) Feller monum. inedit. No. X. — Dieſe geiſtreichen Bemerkungen ſcheinen wirklich von Feller aus einer Unterredung mit Leibnitz, welcher er, vielleicht als dritter, nur zugehört hatte, nach der Erinnerung aufgezeichnet zu ſein, und daher das wunderliche und barocke Durcheinandermiſchen von Deutſch und Latein, da man doch nicht annehmen kann, daß Leibnitz bald deutſch, bald lateiniſch geſprochen habe; zumal da die zweite Hälfte dieſer Bemerkungen faſt ganz lateiniſch ausgearbeitet iſt. Da hier der Gedanke alles iſt, was uns intereſſirt, ſo ſtand dem Herausgeber diesmal um ſo mehr frei, dies ins Deutſche überſetzt wiederzugeben, als Dutens das Blatt ganz ins lateiniſche übertragen hat, welches ſpäter Herder (Briefe zur Beförderung der Humanität. Nr. 45.) ins Deutſche (mit einigen Auslaſſungen) zurückūberſetzt hat.

Multa cadunt inter calicem supremaque labia. Respond. Das Glas kann ihm in der Hand brechen; er kann den Schlucken bekommen oder eine Krankheit, Schrecken u. ſ. w. Eine Kugel kann das Glas treffen, eine Kugel kann ihn treffen. Es kann etwas herunter fallen. Der Boden kann brechen. Ein Erdbeben kann kommen. Ein Comet könnte unſere Erdkugel im Vorbeygehen treffen, wie die Gelehrten Weiber beym Moliere beſorgen. Der jüngſte Tag kann kommen u. ſ. w. Weilen es zum Theil Generalia und zu vielen zu appliziren, müßte ein Geſetz ſeyn, daß ſolche bey einer neuen Frage nicht wieder zu gebrauchen, oder man könnte die Generalia gar ausſchließen. Posset et lex addi ludo, ut casus tantum afferantur, qui possint caveri salvo actu; Remedium esset vel a dicente vel a vicino. Z. E. Es kann eine Kugel kommen; Ergo vicinus: weit davon iſt gut vor dem Schuß. Es kann was herunter fallen; ergo bibat sub dio.

Man hatte vormals ein Spiel, da man fragte, wozu iſts Stroh gut: qui est ludus effectuum, latine appellare possis, Cui bono? Galli fortasse dicerent, à quoy bon? ut in illa cantiuncula:

à quoy bon,
tant de raison,
dans le bel âge?
à quoy bon
tant de raison
hors de saison?

*)Ein jeder der Mitſpielenden mußte einen neuen Gebrauch des Strohs ſagen; und wenn er es nicht konnte, wurde er beſtraft und endlich ſchloß man einen Kreis, bis entweder der Stoff erſchöpft war, oder man derſelben Frage überdrüßig war. Daß dieſes Spiel die Geiſter anrege, iſt offenbar, und daß daher das Ernſte zum Guten führe, iſt klar, wie es im Gegentheil Poſſen giebt, welche Ernſtes zum Schlechten führen.

Es könnte auch ein Spiel der Urſachen (ludus causarum) oder der Mittel erfunden werden, z. E. „Womit kann man ſchreiben? Resp. Mit Dinte, mit Ruß, mit Kohle, mit Kreide, mit Waſſerblei, mit einem Griffel, mit ſteinern Buchſtaben, als in Muſivis etc.“ **)

Es giebt auch ein Gedächtniß-Spiel (memoriae ludus), daß Wort für Wort etwas ſchwer Auszuſprechendes gelernt werde, indem das Auſſagen theilweiſe zunimmt, wie in jenem „da kömmt der ſchwarze, kurze, runde, bunte Mann."*) Und ich zweiſle nicht, daß viele neue Spiele ausgedacht werden könnten, um die Fähigkeiten der Seele zu vergrößern und auch ſelbſt die Tugenden zu üben. Denn bey dem Spielen hat man einer gewiſſen Mäßigung nöthig, wie bey dem Königs-Spiele, wo der durch das Loos erwählte Fürſt Befehle giebt. Dieſes ſollte man dem ſehr vortreflichen und ſinnreichen Weigel für ſeine Tugend-Schule an die Hand geben.**) Ich wünſchte, daß dergleichen dem Comenius, als er das Buch „Die Schule ein Spiel" herausgab, beygefallen wäre.

---

*) Von hier ab bei Feller lateiniſch.

**) Die letzteren Worte ſind auch bei Feller deutſch.

Neue monatliche Unterredungen. 1703. 8.

(Handſchriftlich, aus Hannover.)

Es ſoll zu Hall gedruckt ſeyn, und der Autor vermuthet werden, ſich zu nennen Gundling.

— Der Stylus iſt geiſtig und mit luſtigen Einfällen geſpickt, dergleichen man auch zu Zeiten bey dem Autore der aufgefangenen Briefe, ſo ehemals die Novellen geſchrieben (Herrn Zenner), bey dem Autore der „Staats-Lotterie" und Raiſonnirenden Welt findet … Nur dieſer Autor der Monatlichen Unterredungen ſcheint mehr philosophico-theologus zu ſeyn. Vielleicht iſt er Autor von der Wohlehrwürdigen, Grosachtbaren und Wohlgelahrten Metaphyſica." — Er ſcheint hauptſächlich die Abſicht zu haben, die Gelehrten und Univerſitäten, und namentlich die, welche receptam philosophiam et theologiam treiben, durchzuziehen. Nun iſt nicht ohne, daß es dieſelben zu Zeiten verdienen, doch geht man (dünkt mich) zu weit hierin, und indem man die Lehrer in Verachtung bringt, werden die Zuhörer von Fleiß und Aufmerkſamkeit abgehalten: und da nichts Beſſeres eingeführt iſt, lernen ſie nichts anders, als Spott und Verachtung, welches keine Kunſt iſt, zu geſchweigen, daß die Recepta eben ſo ſehr nicht zu tadeln, als mancher vermeynt.

---

*) Das letzte wieder deutſch.

**) Weigel iſt 1699 geſtorben. Dieſe Bemerkungen fallen demnach vor dieſes Jahr. (Feller ging 1698 von Leibnitz ab).

— Hernach giebt Cardenio einen Schul-Rector zu Leipzig Viſite. Der Rector ſtreicht den Heſiodum trefflich heraus; Cardenio hält ihn für einen ſchlechten Stümper, und Gerardum Joannem Voſſium hält er: pro scriptore locorum communium, der andern Leuten, ſo Judicium haben, vorgearbeitet. Allein daß Voſſius einer der judicieuſeſten Leute geweſen, darf man Grotio kühnlich glauben, und kann ſich mit Recht über des Autoris judicium temerarium verwundern, der da vielmehr zeiget, daß er es mit den faulen Stümpern halte, die nicht arbeiten, und meynen, mit ihrem Judicio können ſie ſich andrer Leute Judicii bedienen; aber das iſt weit gefehlt: die nichts thun, verſtehen auch ſelten etwas. Ich halte dafür, Heſiodus ſey doch zu ſchätzen, propter suam antiquitatem; aber daß man dergleichen Autoren, welche Andern die Bahn gebrochen, ſpottet, iſt nicht vernünftig, ob es ſchon Lucianus gethan, deſſen Apologie der Autor macht und nicht geſtehen will, daß er ein Atheiſt.

Aus dem Monatlichen Auszuge.

(Mélanges d'histoire et de littérature recueillis par M. de Vigneul-Marville. II. vol. 1700. Mai 1701.) P. 124. iſt erwähnet, daß ein eifriger Carteſianer dem Herrn Autori geſagt, daß Mr. Baillet in dem Leben des Carteſii einen Fehler begangen, indem er geſagt, es habe dieſer Philoſophus in Holland eine Tochter mit Namen Francine gehabt; weil dieſes nur ein Gedicht der Feinde Carteſii wäre, ſo von dem Automate hergenommen, welches er mit großem Fleiß gemacht, um zu weiſen, daß die Beſtien keine Seele hätten, und nur wohlangerichtete Maſchinen wären. —

Weilen aus Originalien von Carteſii eigner Hand gewiß, daß er eine Tochter gehabt, und man ſonſt verſichert, daß dergleichen automatum Cartesii eine pure Fabel, ſo ſiehet man daher, wie Fabeln entſtehen können, und wie, vermuthlich, auf dergleichen Weiſe die Fabel von des Alberti M. redenden, durch Kunſt gemachten Kopfe, von einem ſeiner Miniſtranten erdichtet worden. Die doctrina Cartesii, was die Seele betrift, iſt ſchon der Platonicorum geweſen, und ſeine Lehre von den Körpern iſt, was betrift die Erklärung der Phänomenorum durch Figur und Bewegung, von Democrito; nur daß Carteſius anſtatt der Atomorum, des Ariſtotelis Meynung de divisibilitate continui in infinitum beybehalten.

— Der Jude oder vielmehr Atheiſte, deſſen Huetius in praefatione Demonstrationis evangelicae ungenannt gedenket, ſoll Benedictus Spinoſa ſeyn, mit dem er viel zu Amſterdam umgangen. Der Herr Auter ſagt, es ſey gar nicht ſo, daß Spinoſa in Frankreich, aus Furcht in die Baſtille geſetzt zu werden, geſtorben ſey, wie in Menagianis ſtehet: ſondern er ſey von der Schwindſucht geſtorben, die ihn ganz ausgezehrt gehabt.

Dieſe ganze Erzählung wird irrig ſeyn. Der Herr Biſchof von Avranche iſt zwar in ſeiner Jugend in Holland geweſen, als er mit Bocharto in Schweden gangen, aber damals hat von Spinoſa noch niemand gewußt. Er hat auch ſelbſt, als er von Spinoſa mündlich geſprochen, dergleichen nichts gedacht.*) Spinoſa iſt nach Frankreich nie kommen, ſondern Stuppe, der die Religion des Hollandois geſchrieben, hat ihn nach Utrecht kommen laſſen, zur Zeit da es die Franzoſen inne gehabt, auch gemacht, daß er mit großen Herren geredet. Welche aber, wie Spinoſa ſelbſt erzählet, ihre Rechnung bey ihm nicht gefunden, indem ſie vermeynet, er werde ihren freyen Lebenswandel gut heißen, und mit rationibus verſtärken: da er hingegen dafür gehalten, daß die Tugenden auch ſeiner Lehre nach getrieben werden müſſen.

(Naudaeana et Patiniana. März 1702 l.). Naudäus glaubt nicht, daß das Buch de tribus Impostoribus jemals in rerum natura geweſen ſey.

Herr Claudius Hardy ſel., berühmter Juriſt und Geometra zu Paris, hat dem Herrn G. W. L. ehmals erzählet, daß er es geſehen, in ſolcher Form des Drucks, wie die Bücher der Socinianer in Pohlen zu Rakow gedruckt. Weil aber ſonſt faſt niemand was darum weiß, ſo ſtellet man es dahin, daß es ein Irrthum ſey. Es könnte endlich wohl auch ſeyn, nachdem ſo viel Weſens von dem Buch gemacht wird, daß einige böſe Leute ſich ſo weit gewaget, und es ex post facto geſchmiedet.

(Via ad Pacem etc. 1700. Nov. l.)**) Es iſt eine unmögliche Sache, zu einem Frieden unter denen, in ein und andern nicht übereinkommenden Chriſtlichen Kirchen zu gelangen, wenn man von beiden Theilen einander mit dem Ketzertitel beſchimpfet. Indem derjenige ein Ketzer iſt, welcher diejenigen Glaubens-Artikel, darauf unſre Seligkeit beruhet, übern Haufen ſtößet. Damit nun dieſes ſo ſchändliche Beywort dem ſonſt aufrichtigen, nur in einigem Irrthum ſteckenden, und doch keinen ſolchen Hauptfehler begehenden Reformirten nicht mehr möge beygeleget werden, dieſes iſt, was Herr Abt Calixtus in gegenwärtigem Buche ſuchet, und dadurch ein großes Verhinderniß der Vereinigung gehoben zu haben verſichert lebet. Er dediciret dieſes Werk Ihr Churfürſtl. Durchl. zu Brandenburg, als welche nebſt ihren ruhmwürdigſten Verfahren jederzeit die Einigkeit zu befördern geneigt geweſen; und durch freundliche Beredungen dieſen Zweck zu erreichen getrachtet. —

---

*) Hier dachte Leibniz an ſeinen Umgang mit Huet, nachmaligen Biſchof von Avranches, in ſeiner Jugend zu Paris.

**) Das Buch, von welchem Leibniz kurz vor deſſen Erſcheinung, an Jablonski den 30. März 1700. (oben S. 172.) im Voraus ſeine Meynung ſagte.

(Jani Templum Christo nascente reseratum etc. auctore J. Masson. Nov. 1700.) Es iſt die Geburt des Herrn Chriſti mit ſo vielen wahrhaftigen Mirakeln begleitet, daß ſie der erdichteten Wunderwerke gar nicht bedarf. Doch haben die erſten Chriſten eine große Menge von dieſem Schlage aufgezeichnet, dadurch dieſelbe noch viel wunderbarer zu machen. Hierunter nun iſt auch befindlich „daß bey der Geburt Chriſti ein allgemeiner Friede in der ganzen Welt floriret und der Tempel des Jani zugeſchloſſen geweſen;" David Blondellus, und vor ihm Kepler und Rualdus haben dieſes Gedicht ſchon geſehen, aber es nicht aus dem Grund gewieſen. Daher der Herr Maſſon Gelegenheit genommen, alles gründlich zu unterſuchen, die Falſchheit dieſes Mirakels an den Tag zu legen.

(Hermanni von der Hardt Juris Judaeorum Canonici Prodromus, de Circumcisione. 1700. Juli 1.) Es ſind die alten Schriften der Hebreer, welche annoch uns übrig blieben, wegen ihres großen Alters, und der weit entlegenen Oerter, da ſie geſchrieben, ſehr ſchwer zu verſtehen, wenn man nicht von ihren Sitten, Gebräuchen, Meynungen, Eigenſchaften und denen Affecten der Morgenländer einen guten Verſchmack hat. Ob auch gleich unterſchiedliche gelehrte Männer, das jüdiſche Alterthum zu erklären, keinen Fleiß geſpart haben, ſo finden doch die Nachkommen noch immer etwas zu erinnern, das die Vorgänger nicht geſehen, oder nicht deutlich genug vorgetragen haben. Dahero wir dem berühmten Herrn von der Hardt höchlich verbunden ſeyn, daß er ſich über das Jüdiſche Jus Canonicum machen, und zum Anfange deſſelben uns die „Beſchneidung der Juden" gründlich erläutern wollen. Weil aus derſelbigen ein groſſes Theil ihres alten Juris publici, nemlich die Prätenſion Abrahams und ſeiner Nachkommen auf das Land Canaan, zu flieſſen ſcheint.

— Julius Cäſar Vaninius iſt der bekannte Atheiſt, ſo 1619 zu Toulouſe verbrannt. „Es ſcheinet, ſein rechter Name ſey geweſen Lucilio Vanini, wie ihn denn die Franzoſen, ſo dazumal gelebt, oft Lucilio nennen; er hat ſich aber aus Einbilderey und zur Nachäffung des Scaliger, Julium Caesarem geſchrieben. (Beſ. Sam. Parckerum disp. 1. de Deo, sect. 26.) Grammondus nennet ihn auch (l. 3. hist.) Lucilium. Daß ſein Leben moraliter ziemlich gut geweſen, will der Autor des Pensées diverses écrites à l'occasion de la Comète qui a paru au mois de Decembre 1680 *) (§. 174. p. 537.) Was ihn möchte angetrieben haben, vor die Atheiſterey in den Tod zu gehen, führt der gelehrte Autor beſagter Pensées (§. 128. p. 568. seq.) weitläuftig aus. Weilen aber gedachter Herr Autor dieſer Gedanken das Principium behaupten will, daß auch die wahre Religion ſelbſt die Leute nicht beſſer mache, ſo läſſet man ſolches dahin geſtellet ſeyn.“ (1702. März).

(Jan. 1702.) Herr Du Pin hat neulich 2 Theile der Bibliothèque Ecclésiastique, ſo von 1500 bis 1550 gehen, edirt, worinnen vom Herrn Luthero und Calvino viel zu finden. In der Vorrede des 2. Theiles verſpricht er, mit ehiſten einen Catalogum universalem omnium authorum et operum Ecclesiasticorum zu publiciren. Wenn er ſich in denen Sachen, die Lutherum angehen, des unvergleichlichen Werks des Herrn von Seckendorf wohl bedienet, wird er viel Fehler haben vermeiden können, denen die Scribenten ſeiner Parthey unterworfen.

(Metamorphoses de la Religion Romaine, par le Sieur Haymon. 1701. Mai). — Er thut dar, daß Scotus, Occam und Cajetanus geglaubet haben, es ſey die Transſubſtantiation nur bloß in der Kirchen Determination gegründet. Wir wollen jetzo nicht reden von den vielen Zweifeln, welche aus den Bedingungen, die das Missale haben will, entſpringen, und machen, daß man kaum entübrigt ſeyn kann, in Abgötterey zu fallen. In den öffentlichen Gebetern ſagt man bey ihnen: „Wir bringen Dir, Herr, Dein Opfer.“ Man bi-

---

*) Pierre Bayle.

tet auch darin, „Daß ſie Gott heilig machen wolle, wie die Opfer des Abels." Welches ganz nicht wohl geredet. Denn man kann ja Jeſum Chriſtum nicht ſich ſelbſten bringen, und ſich unterfangen, ihn zu heiligen.

(Hieronymi Catalogus Scriptorum Ecclesiasticorum etc. recensuit E. S. Cyprianus. Septemb. 1700). Es haben ſehr viele über die Offenbarung Johannes disputiret, welches wir hier übergeben, und nur gedenken wollen, daß der gelehrte Cherier zu Grenoble dem Herrn Burnet, Biſchofen zu Salisbury, ein 5 oder 600 Jahr altes Manuſcriptum gezeiget, die Offenbarung mit Figuren vorſtellend, worauf Aeſopi Fabeln, ebenfalls mit Figuren ausgezieret, gefolget. Daraus er denn geſchloſſen, daß diejenige, welche dieſe zwei Werke alſo vereinigt hätten, allem Anſehen nach eins vor ſo glaubwürdig, als das ander gehalten hätten. (Burnets Reiſebeſchr. p. 12)

— Cyprianus erzählet aus den Kirchen-Scribenten, daß Harmonius ſeines Vaters Bardeſanis Lehren nach μέτροις καὶ νόμοις μουσικοῖς, Vers- und Muſikmaß, eingerichtet und ſingen laſſen, und daß die Syrer noch zu Sozomeni Zeiten nach ſeinen Melodeyen geſungen. Wobey zu merken, daß die Ketzer die Geſänge vor das beſte Mittel gehalten, ihre falſche Lehren bey dem Pöbel und Frauensvolke beliebt zu machen. — Der Syrer Ephraim, wie er ſahe, daß ſeine Landesleute von des Harmonii lieblichen Weiſen eingenommen waren, bemühte ſich, ob er gleich wenig griechiſch konnte, ſeine Melodeyen zu lernen, und componirte darnach die wahren Glaubensartikel. —

„Dergleichen löbliches Vorhaben hatte auch der unvergleichliche Grotius, als er ſein herrlich Buch de veritate religionis christianae in Holländiſche Verſe zuerſt gebunden, damit es die Schiffer deſto leichter behalten und ſich, in Converſation mit den Heyden, deſſelben zu ihrer Belehrung bedienen könnten."

(Philoſophiſcher Feyerabend ꝛc. von Chr. Franz Paullini. Jan. 1701). Cap. XI. 11. handelt er von den **Labadiſten**. Er erinnert dabey, daß man ſage, Labadie ſey auf der Adamiten Schwärmerey kommen, und habe ſeinen Nonnen weis gemacht, ſeine Reden nackend anzuhören, dergleichen er ſelbſt auch gethan haben ſolle.

„Was von des Labadie Wolluſt und Ueppigkeit, wie auch Hoffahrt, in ſeinem, von unterſchiedlichen, ungenannten Autoren franzöſiſch, holländiſch und teutſch geſchriebenen und 1672 publicirten, Leben ſtehet, hält der Herr D. Meyer zu Hamburg in Mataeologia Labadiana vor Calumnien, womit ihn eintheils die Jeſuiten, die er verlaſſen, andern theils die Reformirten, welche er ſcharf angegriffen, beleget. Er beweiſet dieſes aus einem Briefe des Herrn D. Speners und Collegio Ms. Stolbergii, der da befunden: Labadeum magis probum in vita, quam doctum in Theologia fuisse. Arnold hat ſehr viel von ihm in der Ketzer-Hiſtorie, und Lohenſtein beſchreibt ihn in ſeinem Arminio unter verdeckten Namen ſehr deutlich. Jean de Labadie iſt von den Jeſuiten zu den Janſeniſten, hernach zu den Reformirten gangen, die er auch endlich verlaſſen, und ob er gleich ſich zu ihrem Glauben bekennet, doch vermeynet, daß er von ihrer Communion abtreten müſſe. Daß viel Gutes an ihm müſſe geweſen ſeyn, kann man daraus ſchließen, weil die berühmte Pfalz-Gräfin Eliſabeth, Aebtiſſin zu Herverden ſowohl, als die gelehrte Schurmannin, ihn hochgeſchätzet, und dieſe Fürſtin ihn mit ſeiner Geſellſchaft zu ſich kommen laſſen: daß er aber dabey allzu hitzig und einbilderiſch geweſen, auch wohl mehr Eyfer, als Liecht gehabt, zeigen ſeine Schriften.“ (Vgl. Leibn. Opp. V. 37).

(Dan. Eremitae Aulicae vitae ac civilis libri VII. 1700. Dec. 1700). Alle Quellen des Rheins heiſſen Rheine, welches der Autor vor einen allgemeinen Namen der Flüſſe hält: weil Riin in alter celtiſcher Sprache ſo viel als einfallen oder hinlaufen heiſſe und vielleicht von der Griechen ῥεῖν fließen, herkomme... er will doch eben Lipſii Meynung nicht verwerfen, der haben will, es heißt Rein hier ſo viel, als purus, weil die Teutſchen in dem Rheine die unechten Kinder von den echten durch die Eintauchung unterſchieden, daher ihn auch der Poet Nonnus ἐλεγχίγαμον genennet.

„Daß die Teutſchen im Rheine ihre Kinder probiret, befindet Secondo Lancellotti in ſeinen Farfalloni degli antichi historici falſch, und verwundert ſich, daß Lipſius dergleichen behaupten wollen. Da, wenn es wahr geweſen, es Tacitus nicht würde verſchwiegen haben. Mir ſcheinet es eine poetiſche Redensart zu ſeyn, wodurch man die Härtigkeit der barbariſchen Völker beſchreiben wollen: indem beym Virgilio eben dergleichen von den alten Lateinern ſtehet, und ſaget vielleicht Achillis Eintauchung in den hölliſchen Fluß Styx nichts anders.“

(Notitia orbis antiqui sive Geographia plenior etc. Christoph Cellarius... illustravit. MDCCI. Juni 1701). Die Erdbeſchreibung hat eine unglaubliche Nothwendigkeit und Nutzen in der Hiſtorie, und andern guten Wiſſenſchaften; ſie iſt aber ſo vielen Veränderungen unterworfen, daß man nicht zukommen kann, wenn man nur ihre heutige Beſchaffenheit weiß, und etwa dieſen oder jenen Autorem geleſen; ſondern man muß auch abſonderlich die alte und mittlere Erdbeſchreibung wohl inne haben, wo man in den Scribenten alles recht verſtehen will. In jener haben wir von den Alten ſelbſt Strabonem, Pomponium Melam, C. Plinium Secundum, Claudium Ptolemäum, Itinerarium Antonini, ſo etliche dem Aethico zuſchreiben, Characenum Dionyſium, die auctores Periplorum, Tabulam Augustanam, Pausaniae Periegesin Graeciae, Stephanum Byzantinum de Urbibus etc. Von den Neuern hat vor die alte Erdbeſchreibung Sorge getragen: Philippus Cluverius in Germania, Italia und Cicilia Antiqua (in Italia iſt er hernach von Luca Holſteino geholfen und verbeſſert worden), Hadrianus Valeſius in Gallia, Jacobus Palmerius in Graecia, und Andre in andern Theilen. Alle dieſe Scribenten ſind lobenswürdig, keiner aber iſt ohne große Fehler, und alle zuſammen ſind ſie unvollkommen. Daher die gelehrte Welt dem berühmten Herrn Profeſſor Cellario unendlich verbunden iſt, daß er, wie in andern, alſo auch in dieſem Stücke, eine ſo nützliche Sorge vor ſie getragen, und nach Zuſammenhaltung aller benennter Scribenten und andrer alten Geſchichtſchreiber, und derſelben genauer Unterſuchung uns ein völlig Syſtema geben, und mit ſo accurat- und zierlich gemachten Land-Karten bereichern wollen. —

(Juli 1700). Zu Dresden iſt der Herr M. Johann Gottlob Seebiſch, nachdem er aus Frankreich wiederkommen, in Ueberſetzung der raren Geographie des Arabers Abulfedä beſchäftiget, die er aus einem Codice MSTO. der Königlichen Bibliothek zu Paris abgeſchrieben. Er würde aber die Liebhaber der Geographie ſich ſehr verbunden machen, wenn er accurate, auf des Abulfedä Buch gerichtete Karten, und aus andern arabiſchen Geographis genommene Erklärungen hinzufügte. Denn man findet von der alten Geographie bey den Europäern gar wenig, dahingegen damals die Araber in dergleichen Wiſſenſchaften ſich treflich ſehen laſſen. — (Jan. 1701): Im Juli, wo vom Abulfeda gehandelt wird, iſt zu bemerken, daß ſchon der berühmte Schickardus denſelben herausgeben wollen, und eine versionem tumultuariam, (wie er ſie genennet) bereits verfertigt gehabt, ſo auf des Herrn G. N. L. Beförderung vor Jahren in die Königliche Franzöſiſche Bibliothek kommen. Es hat der gleichfalls berühmte Herr

Therendt, ehe er noch Bibliothecarius Regius werden, dergleichen auch vorgehabt.

(Februar 1700). Der Staats-Secretarius Villeroi hätte öffentlich geſagt: „Die Intention groſſer Herren und ihrer Staats-Bedienten ſey nicht und dürfe auch nicht an die Unterſchrift, wohl aber die Unterſchrift an derſelben Intention gebunden ſeyn.“ Ich glaube aber ſicherlich, daß die meiſten Fürſten und Herren ihre Tractaten nicht anders, als dringender Noth halben brechen, und auch die Barbaren ſelbſt ſich an dieſelbe binden; daß alſo aus ein oder andern, nicht allzu rechten Exempel, keine Regel zu machen.

(May 1702). Aus Vergleichung der lithauiſchen und ruſſiſchen Sprache ſiehet man, daß beyde einander etwas verwandt, und Töchter der ſlavoniſchen Sprache ſeyn; auch daß die Litthauer von den Hochteutſchen viele Wörter, inſonderheit der Aemter, und aus Deutſchland empfangenen Sachen ſchuldig ſeyn: daß ingleichen auch etliche lateiniſche Wörter ſich im Lithauiſchen befinden.

(Dec. 1701 p. 33.). Von den Reliquien des Radegaſtes, ſo man zu Gadebuſch zeigen will, redet Herr Maſius (Antiquitatum Mecklenburgensium schediasma 1700) ſehr zweifelhaftig. Indem man da ſeine Krone aufhebet, da doch kein Alter gedenket, daß er eine Krone (wohl aber einen Adler) aufgehabt. Mir fällt ein, daß ich ehmals von dieſen Reliquien einen genauen Bericht eines Gelehrten geleſen, der, nach langer Betrachtung dieſer Krone — ſie vor einen alten Fenſter-Rahmen gehalten.

(October 1700). Zu Hamburg hat Herr Peter Ambroſius Lehmann den dritten Theil ſeines itztherrſchenden Europa public gemacht. Es erſchienen darinnen die Franzöſiſchen Familien gar accurat und bis auf itzige Zeiten ausgeführet. Er hat ebenfalls die Hochgräfl. Familien in den Kayſerl. Erblanden darein mit Fleiß zuſammengetragen und vollkommen darzuſtellen ſich bemühet — wofern man etwas vollkommen nennen kann, das alle Augenblicke der Veränderung unterworfen. Es iſt aber ſonderlich zu loben, daß der Herr Lehmann in den Moscovitiſchen Familien das Eis brechen, und von denſelben uns zuerſt einen Vorſchmack geben wollen. Denn ob ſie gleich itzo noch etwas rauhe ausſehen, ſo kann doch mit der Zeit alles beſſer ausgeputzet werden. Sonderlich wenn Ihr. Czariſchen Majeſtät Sorgfalt auch dermaleinſt, auf unſerer Teutſchen Angeben dahin gehen ſollte, daß die in dero Reich geſeſſene Familien unterſuchet und in gute Richtigkeit gebracht würden.

(Jan. 1702). Herr Abt Vallemont will les Elémens de l'histoire fabuleuse in den Druck geben. Wobey zu wünſchen wäre, daß man ſich mehr bemühete, als bisher geſchehen, das Wahre, ſo in dergleichen Fabeln enthalten, von dem Zugedichteten zu unterſcheiden.

(Josephi Pitton Tournefort Institutiones Rei herbariae MDCC. Febr. 1701). Es hat der Herr Tournefort auf Befehl Ihrer Königl. Majeſtät von Frankreich vor einiger Zeit die Alpen und Pyrenäiſchen Gebürge, wie auch Spanien, Portugal, Brittanien und Holland durchreiſen, und der Pflanzen Arten, Geſtalten und Kräfte unterſuchen müſſen. Und weil er auf dieſen ſeinen Reiſen nicht wenig Nutzen geſchaffet, als hat er ferner auf Befehl des beſagten hohen Potentaten in die entlegene morgenländiſche Theile der Erden gehen müſſen. Ehe er ſich aber vorm Jahre auf den Weg gemacht, hat er dieſes Werk erſtlich ausfertigen und Ihr. Königl. Maj. dediciren wollen. — Er handelt (p. 44) von den berühmteſten Gärten, darinnen Profeſſores, die Botanic zu lehren und in Aufnahme zu bringen, gehalten werden, als der zu Padu, Piſa und der Königliche zu Paris ſind; wobey er auch die ſonſt notabeln Garten in Italien, Frankreich, Teutſchland, England, Holland u. d. m. nicht vergiſſet.

„Der in Leipzig ſonſt berühmte Rathsherr und Kaufmann Boſe, ſo 1700 den 23. Jul. verſtorben, und ſonſt, wegen ſeiner ſonderlichen Wiſſenſchaften in der Architectur, in des Hr. Leonh. Chriſtoph Sturms Dedication, ſo dem Buche Nicol. Goldmanns von der Architectur vorgeſetzet iſt, ſehr gerühmet wird: der, ſage ich, hat auch in ſeinen trefflichen Garten vor Leipzig die rareſten ausländiſchen Pflanzen zu haben ſich bemühet, wie die bezeugen werden, ſo ihn vor dieſem beſehen.“ —

Die Wurzeln und Blätter zu conferiren, hält er nicht für ſicher, weil ſie nicht ſo groſſen und gleichen Unterſcheid, als die Conjugirung der Blumen und Früchte an die Hand geben. — „Es iſt aber gewiß, daß eben die Schwierigkeiten, ſo der Autor bey den Wurzeln findet, auch auf gewiſſe Art bey den Blumen ſich hervorthun, wenn man die Sache genaue anſiehet.“

(Commentatio de Acidulis Piermontanis, auctore Joanne Reiskio. Juli 1700). Es iſt eine ſchwere und verwirrte Sache, den Urſprung der Nominum propriorum zu unterſuchen: weil dergleichen Wörter unendlichen Veränderungen unterworfen ſind, und man alſo nach vielen Kopfbrechen doch nichts anders, als Muthmaſſungen herausbringen kann. Wenn ich gegenwärtige Derivation anſehe*), ſo gerathe ich in einige Zweifel, die dieſelbe nicht allzuwohl zu billigen ſcheinen. Denn ich kann nicht recht ſehen, ob Carolus M. einige franzöſiſche Grafen hier eingeſetzet, oder nach geendigten Sachſen-Kriege gelaſſen habe. Zum wenigſten iſt glaubwürdig, daß, wenn Carolus M. die Sachſen bey ihren alten Geſetzen gelaſſen (wie ſolches alle alten Scribenten bejahen), ſo werde er ihnen auch Landsleute vorgeſetzet haben, dieſelbige Geſetze recht zu beobachten. Geſetzt aber, man hätte in Sachſen franzöſiſche Grafen verordnet, ſo weiß ich doch eben nicht, ob ſie ihre unbekannte Sprache denen teutſchen Oertern haben auflegen dürfen, indem Carolus M. ſelbſt, wie Marq. Freherus in einer ſonderlichen Diſſertion bewieſen, teutſch geredet, und die auf ſeinen Befehl erbauete Oerter mit teutſchen Namens belegen laſſen, als Heriſtall ꝛc. Zudem wurden damals die Grafſchaften nicht erblich, ſondern nur lebenslang beſeſſen, und nennete man ſie niemals mit einem gewiſſen, von Geſchlechtern, Städten, oder anders woher genommenen Namen, ſondern ſie hieſſen Comitatus Henrici, Aribonis, Ottonis etc. nach dem Taufnamen des regierenden Grafen. Wenn aber dieſer geſtorben, ſo wurde der Grafſchaft von ſeinem Nachfolger ein anderer Name beygeleget. Dieſer Urſachen halber wäre vielleicht nicht ungereimt, Piermont von Baramunda herzuleiten. Denn der Buchſtabe a wird in nominibus propriis öfters in e verwandelt ſich finden, daß es alſo beym P. Schaten, in einem Dipl. vom Jahr 1144 ſubtiliter Peremont, und nachgehends, da ſich der Dialectus verändert, Pirmont geheiſſen. In der Schreibart beym P. Schaten iſt notabel, daß es nur mit einem einfachen R geſchrieben werde, da es ſonſt, wenn es von pierre herkommen ſollte, ein doppelt R ſeyn müſte. So ſtehet auch daſelbſt in der letzten Sylbe nicht Mont, ſondern Munt, welches das lateiniſch ſich endende Munda iſt, dergleichen Termination ſehr viele teutſche Städte haben. Doch ich gebe dieſes vor nichts, als Muthmaſſungen aus.

---

*) Reiske leitete den Piermontſchen Sauerbrunnen von dem alten Schloſſe und der Grafſchaft Piermont her, und meinte, daß die Grafen dieſes Stammes von Carl dem Großen aus Frankreich dorthin geſetzt worden. „Und es ſcheinet der Name Piermont ſelbſt franzöſiſch zu klingen, daß es alſo auf Teutſch Steinberg hieße. Es haben diejenigen unrecht gerathen, welche ſagen, es habe vor dieſem beſagter Ort Baramunda geheißen“ ꝛc. Hierauf bezieht ſich Leibnitzens Anmerkung.

(Cheveraeana ou diverses Pensées etc. par M. Chevreau. MDCC. Auguſt 1700). Aus des Herrn Chevreau erſten Theile iſt endlich nicht zu vergeſſen, daß er in ſelbigen der Deutſchen insgeſamt löblich und der Wahrheit gemäß gedenke: und höchſt rühmlich rede von den Braunſchweigiſchen und Lüneburgiſchen Höfen, dem Hoch-Seelig verſtorbenen Churfürſten und der Durchlauchtigen Verwittweten Churfürſtin, deren Begierde zur wahren Weisheit von ſolcher Größe iſt, daß es das Anſehen gewinnet, als bediene Sie ſich der von Gott verliehenen Hoheit nur blos zur Aufnahme und Vergrößerung derſelben. Mr. Chevreau kann hiervon einen glaubwürdigen Zeugen abgeben, als welcher, nachdem er aus der Königin Chriſtine Dienſten gegangen, ſich an dem Hanoveriſchen Hofe, bey dem Hochſeel. Herzog Johan Friedrich, eine gute Weile in Dienſten aufgehalten. Von dar iſt er hernach zu unſerer jetzigen Durchlauchtigſten Verwittweten Churfürſtin Herrn Bruder, damaligen Churfürſten in der Pfalz, kommen, und iſt bey ihm in nicht geringen Anſehen geweſen. Endlich hat er ſich wieder in Frankreich gemacht, da ihm des Duc de Maine, eines natürlichen Sohnes des Königs von Frankreich, Unterweiſung anvertrauet worden. Viele ſchöne und mit heilſamen Lehren angefüllte Briefe, die er an dieſen jungen Herrn geſchrieben, ſind in ſeinen vermiſchten Werken, deren wir eben gedacht, zu finden.

(Histoire de Guillaume III, Roy d'Angleterre. à Amsterdam 1702. Nov. 1702). — Dieſes einzige aber bringet mir nicht geringe Verwunderung, daß, da er der Belagerung vor Trier und Schlacht bey der Conzer Brükken gedenket, er alle Ehre derſelben dem Herzog von Lothringen allein zueignet, und der ewig denkwürdigen Thaten, ſo die Durchlauchtigſten Herren Gebrüdere, Churfürſt Erneſt Auguſt, Glorwürdigſten Andenkens, und Herzog Georg Wilhelm zu Braunſchweig und Lüneburg, damals verrichtet, ſo gar nicht erwähnet, ja ſie nicht einſten nennet, ob gleich die Ehre dieſes Sieges und Eroberung der Stadt Trier Ihnen am meiſten zuzuſchreiben, auch der Marſchall de Crequi ſich Ihnen gefangen gegeben.*)

---

*) Damit vgl. Erſter Band S. 340—341.

(Ch. F. Paullini Anmuthige lange Weile ꝛc. 1703. Dec. 1703). N. CIII. handelt er vom neugeſtifteten Evangeliſchen Jungfern-Kloſter zu Salzthalum bey Wolfenbüttel, welches Herzogs Anton Ulrichs Durchl. im Jahr 1701 geſtiftet haben. — Auf denen Geburtstagen beyder hochgedachter Hochfürſtl. Durchl. Durchl. ſoll ihnen (der Domina, der Priorin und den Kloſterjungfern) eine Mahlzeit von dem Pächter oder Verwalter zu Salzthalum gereichet, und ihnen vergönnet werden, einen guten Freund oder Freundinn jede, der Domina aber deren zween mit einzuladen und mitzubringen. Welches in Wahrheit eine recht fürſtliche und großmüthige Verordnung iſt, inſonderheit zu dieſen Zeiten, da man vermeynet, es gehöre mit unter die alte Mode, etwas ad pias caussas, oder dergleichen geiſtlichen Stiftungen, zu vermachen.

(M. Samuel Großer's, Gymn. Gorlic. Rectoris, dreyfache Sorgen-Probe, das iſt, drey beſondre Schauſpiele ꝛc. 1701. Jan. 1702. VIII.). Dieſe drey Schauſpiele hat Herr Großer zu ſeiner Untergebenen nützlicher Uebung geſchrieben; daher denn die Vielheit der in ſelbigen erſcheinenden Perſonen, ſo wider der Alten und vornehmſten Neuen Beobachtung iſt, ſich leicht entſchuldigen läſſet. Die Schreibart iſt flüſſig und wohl eingerichtet: nur hat man bisweilen in Gebrauchung einiger franzöſiſchen Wörter, der heutigen, wiewohl für unſre Mutter-Sprache nicht allzuvortheilhaften, Mode ſtatt gegeben. Die hin und wieder vorkommende Verſe ſind wohl gemacht, und zeigen, daß Herr Großer ein gutes Pfund in der Teutſchen Dicht-Kunſt erhalten. Sonderlich läßt ſich das andere Schauſpiel, ſo auf den letzten Krieg und darauf erfolgten Ryßwickiſchen Frieden, unter verdeckten Namen, gemacht, „Europens Krieges-Laſt und Friedens-Luſt" titulirt, und in lauter Verſen ſinnreich abgefaſſet iſt, wohl und mit Vergnügen leſen.

(Auguſt 1700). — Ich habe ſelber in Mr. Menage lateiniſchen Verſen angemerkt, daß er aus den Griechen und Italiänern die ſchönſten Gedanken angebracht, und dieſes auf ſo eine Weiſe, daß man geſtehen muß, er habe ſich durch die artige Worte, die er fremden Gedanken umgegeben, dieſelbe zu eigen gemacht. Daher ich auch glaube, es hätte Niemand beſſer von Furtis Poëtarum, als er, ſchreiben können, wenn er das Leben gehabt, ſeinen Verſprechen dieſerwegen nachzukommen. Man muß übrigens geſtehen, daß in gründliche

Gelehrſamkeit, verwunderungswürdiger Beleſenheit und Wiſſenſchaft in vielen Sprachen bishero wenig ſeines Gleichen geweſen.

(März 1701). Des berühmten Herrn Schurzfleiſch Poëmata Graeca et Latina ſollen unter der Preſſe ſeyn: wie auch des gelehrten Rectoris emeriti an der Schule S. Thomä zu Leipzig, des Herrn Herrichenii Graeca carmina zum Drucke zuſammengeleſen werden. Gewiß wenn der große Scaliger noch lebte, ſo hätte der letzte ſich eines guten Urtheils von ihm zu erfreuen, und würde er ohne Zweifel, wie er dem Homero Rhodomannum, alſo Anacreonti Herrichenium an die Seite ſetzen, und ihn vor „antiquis Poetis parem“ erklären.

Gabinie, Tragédie Chretienne, à Amsterdam 1700. (August 1700). Der Verfertiger dieſes Trauer-Spiels iſt Mr. Brueys, weiland Advocat zu Montpellier, welcher im Anfang die Hugenottiſche Religion wider einen berühmten Prälaten der Römiſchen Kirche verfochten,*) hernach aber ſich ſelbſt widerleget und die vorhin vor unrecht erkannte Parthey der römiſchen Religion angenommen. In dieſem Trauerſpiel ſtellet er die unter den grauſamen Verfolgungen aufwachſende chriſtliche Religion dar, und hat die Invention, mutatis mutandis, aus einer lateiniſchen Tragödie, welche Adrian Jourdain, ein Jeſuit, zu Paris 1654 drucken laſſen. Der Autor der in Holland beygefügten Vorrede meynet, es habe der Herr Brueys in Verfertigung derſelben vielleicht noch einige Gedanken auf ſeine vorhin geweſene Brüder, die in Frankreich anjetzo äußerſt verfolgte Hugenotten oder Reformirten gerichtet, und in vielen auf ſie gezielet. Das Verbot, welches wider dieſelbe in Frankreich ergangen, ſcheinet dieſe Muthmaßung einigermaßen zu beſtätigen.

(Gerardi Joannis Vossii Opera, in sex Tomos divisa. 1695—1702). Was Gerh. Joh. Voſſius vor ein gelehrter und viel wiſſender Mann geweſen, bedarf keiner Worte viel, indem ſolches ſeine gründliche Schriften zur Genüge darthun, als welche nicht, wie itzt die meiſten Bücher, nach der Moden, ſondern auf die Dauer, und in ſteten

---

*) Hier wird der berühmte Jac. Benign. Boſſuet, Biſchof zu Condom gemeinet, deſſen Buch er widerleget untern Titel: Réponse au livre de Mr. de Condom, intitulé: Exposition sur les Matières de controverse à Amsterdam 1672. etc. etc. (Anmerk. von Leibnitz).

Abgange zu bleiben gemachet ſind. Iſt daher zu loben, daß die Holländer dieſe herrliche Sachen, da ſie rar werden wollen, wieder hervorgeſuchet, und in eins zuſammengetragen.

(K. F. Paullins Poetiſche Erſtlinge u. ſ. w. Oct. 1702). — P. 15. hat er etliche Anmerkungen von der Einbildungskraft bey Schwangern, wobei er, aus Bartholini cap. VI. hist. 61. gedenket, daß ein Weib in Frankreich vor etlichen Jahren aus dieſer Einbildung, ohne einiges Zuthun eines Mannes, einen Sohn geboren habe: welche vermeyntliche Geſchichte man aber füglicher zu denen Fabeln zählet, weil es wohl ehe geſchehen, daß Weibs-Perſonen unwiſſend geſchwängert werden. Eod. widerräth er mit vielen wichtigen Gründen, die Kinder nicht von Ammen aufſäugen zu laſſen.

(Pensées ingenieuses des Pères de l'Eglise par le P. B. Juni 1700). Der Galant-Gelehrte Pater Dominicus Bouhours iſt aus der Societät Jeſu zu Paris. — Wegen des groſſen Fleiſſes den er auf Aufputzung der franzöſiſchen Sprache und Poeſie gewandt, haben viele ihn verläumdet, und geſagt, er habe die heidniſchen Autores und Poeten mit gröſſern Eifer, als die Bibel geleſen, wie er ſolches ſelbſt erzählet, und ſich deswegen rechtfertiget. Die Unterredungen des Ariſte und Eugenii, darinnen er die franzöſiſche Nation auf alle Weiſe erhebet, hingegen alle andern, ſonderlich die Teutſchen, aufs äuſſerſte verachtet, und ihnen den ſcharfſinnigen Verſtand ganz und gar abſpricht, haben vielen Gelehrten die Federn gegen ihn geſchärfet. Sonderlich hat der berühmte Herr J. F. Cramer an den ſeel. Fr. Bened. Carpzow eine ſchöne Epiſtel deswegen geſchrieben, und untern Titel: Vindiciae nominis Germanici contra quosdam obtrectatores Gallos, zu Berlin 1694 in fol. drucken laſſen, die in Holland in 8vo wieder aufgeleget, und mit einem überaus artigen Epigrammate auf den P. Bouhours vermehret iſt. Der franzöſiſche Autor Des Sentimens de Cléanthe sur les Entretiens d'Ariste et d'Eugéne iſt ſelbſt deswegen übel auf ihn zu ſprechen, wie auch M. Chevreau in ſeinen Pensées. Joh. Braunius hat in ein eigen Capitel de Bahourii (wie er ihn unrecht nennet) Galli ignorantia et maledicantia die Teutſche wider ſeine Verläumdungen verfochten. (cf. Leibn. Opp. V. 190. 306. und oben S. 485.)

(Les hommes illustres pendant le XVII. siècle, par Perrault. 1700. Decbr. 1700.). Der treffliche Poet, Joh. Bapt.

Santolius (Santeuil), Canonicus Regularis S. Victoris, welcher die ſinnreichen Ueberſchriften auf alle Brunnen zu Paris und die ſchönſten geiſtlichen Lieder gemacht, iſt im Jahr 1697 den 17. October an der Kolik in Bourgogne verſchieden.*) „Es iſt am Santolio ſonderlich zu loben, daß er denen heidniſchen Fabeln und Namen der Götter in ſeinen Gedichten keine Statt mehr gegeben, nachdem er geſehen, daß nichts dahinter ſey, und ſie einem Chriſten nicht wohl anſtehen, auch die Natur Materie genug zur Auszierung eines Gedichts an die Hand gebe —“

Franciscus Pithoeus, Advocat des Parlaments, hat zuerſt die ſchön geſchriebenen Fabeln Phädri, aus dem MSTO. ans Licht gebracht.

„Es fehlet noch Unterſchiedliches in Phädri Fabeln, wie bekannt. Sonderlich muß eine Fabel drinnen geweſen ſeyn, in welcher die Bäume mit einander geredet. Denn Phädrus entſchuldigt ausdrücklich in der Vorrede: quod arbores loquantur, welches ſich doch im ganzen Phädro nicht findet. Der berühmte Marqu. Gudius ſoll, nach dem Bericht eines vornehmen und gelehrten Mannes, dieſe und noch zwey andre ungedruckte Fabeln Phädri in einem alten Manuſcripto entdecket haben.

(Jan. 1701). Der Herr Perrault übergehet, wie Santolius mit den Jeſuiten zerfallen, weil er in gewiſſen Verſen von Arnaldo rühmlich geredet, und wie ers hernach mit den ſogenannten Janſeniſten verderben, als er es entſchuldigen wollen.

— Die Politici verachten die Phyſicam, da doch der Reichthum eines Landes und des Herrn, ohne Beſchwerung der Unterthanen, daran hänget. Wer das Büchſen Pulver in Secreto gehabt hat, der hätte dadurch Herr der Welt werden können. Der Magnet hat die neue Welt entdecket. Wer hätte gemeynt, daß geringe Experimenta, darauf die Druckerey gegründet, ſo groſe Dinge in der Welt verrichten würden, dadurch man anitzo Anderer Wiſſenſchaft leicht lernen, ſeine leicht gemein machen, ſeine Unſchuld retten, und neue gute Lehren einführen kann? Wer hätte ſollen meynen, daß man durch Schleifung eines Glaſes das Innere der Natur erkennen, auf unglaubliche Weite ſehen, ein Feuer aus der Sonne zu wege bringen könne, ſo alles chymiſche übertrifft? — (1701. März. S. 8.)

---

*) Die grauſame und klägliche Todesart Santeuils zu Dijon erzählt St. Simon in ſeinen Denkwürdigkeiten.

(Vitae Clarissimorum in Re Literaria Virorum. Auguſt 1702.) Danieli Heinſii Symbolum war: quantum est, quod nescimus? welches fatal zu ſeyn ſcheinet, weil er im Alter dermaßen das Gedächtniß verloren, daß er faſt alles vergeſſen, was er vorher ſtudieret gehabt.

„Eben dieſes iſt auch dem berühmten Juriſten, Philippo Decio begegnet, welcher, ob er wohl 65 Jahr die Jura gelehret, hat er zuletzt ſich kaum eines Legis Romanae erinnern können. So ging es auch Franciſco Barbaro, und Trapezuntio, welche zuletzt alles Griechiſche und Latein vergeſſen. Der berühmte Orator Meſſala Corvinus hat nach Plinii (Lib. VII. cap. 24. Hist. Nat.) Ausſage ſeinen eignen Namen nicht gewußt. Nicht viel beſſer erging es Orbilio Plagoſo, ſo auch ſein Gedächtniß gänzlich verloren, welches ebenermaßen Joh. Petrus Lotius erfahren müſſen.

(Jan. 1701. Ueber Paullini's Verſprechen „eine vollſtändige, ordentliche Bauern-Phyſic herauszugeben.) Unter dieſen Dingen befindet ſich oft viel Gutes, gleichwie in M. Johannis Prätorii (der durch ſeine Chiromantica, Blocksberg, Rübezahl und dergleichen bekannt) von ihm ſogenannten Philoſophie der Weiber. Cardanus bekennet, daß er von alten Weibern, Bauern und dergleichen ungelehrten Leuten viel erlernet.

— Henricus Stephanus iſt wegen ſeiner Apologiae Herodoti auch in Effigie zu Paris verbrannt worden. Wie die Execution erging, reiſte er eben über die Alpen in der Schweiz, und ſchrieb daher an gute Freunde aus Scherz, er habe ſein Lebtage nicht mehr gefroren, als da er zu Paris verbrannt worden (Ebend.).

(October 1701). Herr Boileau Despreaux, ein franzöſiſcher Academicus und berühmter Satyricus, hat eine neue und vermehrte Edition ſeiner Satyren machen laſſen, und denſelben ſeinen Namen vorgeſetzt, auch dabey zu verſtehen gegeben, daß er dieſe und keine andere Edition vor die ſeine erkenne. Es lebet ſonſt derſelbe auf einem Land-Gute, ungefähr eine Viertel-Meile von Paris, iſt aber ſehr von einer Taubheit, der Gicht, ſchwerer Sprache und andern Krankheiten, ſo das Alter mitbringet, beladen. Man wird wiſſen, wie ihm vor einiger Zeit die Hiſtorie des Königs von Frankreich zu ſchreiben anbefohlen, worüber er noch täglich arbeitet. Herr Pelliſſon und

Racine waren ihm zu Gehülfen gegeben; ſie ſind beyde darüber verſtorben, und iſt des Herrn Peliſſon Stelle nicht wieder beſetzt werden: an des Herrn Racine ſtatt aber iſt Mr. de Vallincourt, ein franzöſiſcher Academicus, und Secretarius des Grafen von Toulouſe beſtellet, um ſie in franzöſiſcher Sprache zu verfaſſen; dahingegen einem, mit Namen Mr. de Vertron aufgetragen iſt, ſie lateiniſch zu machen.

(Bernh. Ramazzini de Morbis Artificum Diatriba. Dec. 1702.) Es iſt zwar nicht ohne, daß das viele Sitzen gelehrte und weiſe Leute machet; doch verurſachet es auch nicht wenigere Krankheiten, welche ſo heimlich und allgemach bey ihnen einſchleichen, daß ſie dieſelben endlich auf das Krankenbett legen. Einige wollen zwar durch das viele und continuirliche Stehen ſolche Uebel vermeiden: jedoch verurſachen ſie ſich dadurch, nach des Herrn Ramazzini Meynung, nicht geringere, ja wohl noch größere Krankheiten, als wenn ſie continuirlich geſeſſen hätten.

„Dieſe Meynung wird gewiß bey Allen nicht Beyfall finden, weilen nicht allein der Herr Tenzel in ſeinen „Monatlichen Unterredungen" an einen gewiſſen Ort bezeuget, daß er durch das Stehen von vielen Uebeln und Ungemach befreyet worden, die er ſich durch das viele Sitzen an den Hals gezogen, ſondern ich auch ſelbſt dergleichen an mir erfahren habe."

(Ein ausführlicher Tractat vom Philoſophiſchen Werk des Steins der Weiſen, durch eine Jungfer E. H. genannt, an. 1574. beſchrieben, ſammt einer gründlichen Unterſuchung und Entdeckung des Geldes ꝛc. dabeygefüget ein Catalogus Librorum Kabalisticorum Hamburg bey Gottfried Liebezeit. Febr. 1702). In dieſem Buche wird vorgegeben, es habe die Jungfer E. H., ſo es gemacht, im Jahr 1574. in einem Dorf Therpoor, in Weſt-Frießland, gewohnet. Welches man an ſeinen Orth geſtellet ſeyn läſſet. Gewiß iſts unterdeſſen, daß ein Ignorante von keiner Materie leichter ſchreiben könne, als vom Lapide Philosophorum, weil andere gemeiniglich auch nichts darvon verſtehen, und das Geſetz der Alchymiſten mit ſich bringet, daß man unvernehmlich ſchreiben muß. Ja, ſobald einer etwas deutliches herausgeben will, ſo paſſiret er vor einen Sophiſten. Die Cabala, wie ſie hier genommen wird, ſchlägt auch nicht ſchlimm bey, ſondern ſagt und verſpricht große Dinge, aber lehret ſie auf eine Weiſe ins Werk richten, die Niemand verſtehet, und wenn etwas Verſtändliches hervor kommt, ſo ſind es ohngegründete und unmögliche Sachen, und zeigen entweder, daß die Verfaſſer (wie es wohl meiſtentheils an dem iſt), ſelbſt nichts gewußt, oder doch nichts ſagen wollen. Ueber dieſes citiren dergleichen Alchymiſten und Cabaliſten gleiches Schlages erdichtete Bücher unter dem Namen großer Autoren; wie zum Exempel hier Maria soror Mosis, Plato de Quartis, Aristoteles ad Regem Alexandrum angeführet werden. Lächerlich iſts, daß geſagt wird (p. 32.) die wahre Materie des Steins ſey nicht überall bekannt, und ſelten bei den Apothekern zu Kauffe. Die Autorin habe ſie zu ihrer Zeit nur bey einem Apotheker zu Orleans, in Frankreich wohnend, in der Goldſchmieds-Gaſſe, im güldenen Fließ und Jaſon benannt, ſonſten aber an keinem andern Orte gefunden. Sie wachſe aber in einer Stadt in Griechenland, Heliopolis genannt, und die Einwohner heißen ſie Hermaphroditum. Aus einer ſolchen Beſchreibung nun wird einer nimmermehr klug gemachet werden. Zwar ſcheinet draus zu erhellen, als ob aus auro vulgi ein Mercurius ſolle gemacht werden; doch ſagen andre unſer aurum ſei nicht aurum vulgi und unſer Mercurius ſey kein laufender. Da iſt man denn ſo klug als zuvor.*) —

(Jo. Schotani a Sterringa Physica coelestis et terrestris. MDCC. Nov. 1700. II.) Den Chaldeern eignet der Autor vor den Egyptiern die Erfindung der Sternkunſt zu; weil Joſephus bezeuget, daß die Egyptier vor Abrahams Ankunft von der Zahlen- und Sterne-Wiſſenſchaft nichts verſtanden: und weil man zu Alexandri M. Zeiten, bey Einnehmung der Stadt Babylon, Obſervationen über den Himmelslauf von 9000 Jahren her in den Monumenten der Babylonier gefunden, welche Calliſthenes auf Ariſtotelis Befehl in Griechenlang geſendet. Dahingegen man in Egypten keine Obſervation vor Alexandri M. Tode findet, und ſogar ihnen die Griechen hierinnen um ein ganzes Seculum vorgehen: — Woraus aber eben nicht folget, daß ſie vorhin die Aſtronomie nicht gewußt. Indem Herodotus in Euterpe anzeiget, es haben die Griechen die Geometrie von den Egyptiern, den Polum, Quadranten und die zwölf Theile des Tages von den Babyloniern erlernet. Der Alexandriniſche Theon in Comment. in Arati Διοσημεῖα ſagt, es haben die Griechen die Calender und Hemerologia von den Egyptiern und Chaldeern erhalten. Von den Griechen iſt endlich die Sternkunſt auf die Römer, wie alle andere Gelehrſamkeit geerbet.

---

*) Es folgt ein Verzeichniß aller cabaliſtiſchen Bücher.

(Ottonis Sperlingii Dissertatio de Nummis non cusis, tam Veterum, quam Recentiorum. Nov. 1700). Von geſchlagenen und mit eingedrückten Figuren verſehenen Münzen ſind eine große Menge Bücher hervorkommen; von den ungeſchlagenen aber hat niemand vor dem Herrn Sperling abſonderlich etwas aufgezeichnet. —

Er nimmt auch Gelegenheit von den Silberlingen, ſo dem Judas zu Lohne, daß er Chriſtum verrathe, geworden, zu reden. Er hält dieſelbe vor eine ungeſchlagene ſilberne Münze, die aus dem Heiligthum-Schatze genommen werden, weil beym Zacharia (c. II. v. 12.) in dieſer Sache im Grundtexte ſtehet: Sie wogen dar meinen Lohn 30 Silberling. Denn wenn es geſchlagen Geld geweſen wäre, müßte man es nicht, wie das ungeſchlagene, gewogen, ſondern gezählet haben. —

„Ich will dem Herrn Sperling nicht widerſprechen; doch folget eben nicht, daß, weil man die Silberlinge gewogen, ſie deswegen ungeſchlagen geweſen. Denn noch heutiges Tages wieget man in etlichen Ländern das Geld, ſonderlich im Golde, um dem langen Zählen vorzubeugen, und ſich vor dem Betrug zu hüthen, wenn ein und ander Stück nicht wichtig wäre.“

Beilagen.

Excurs

über den „Monatlichen Auszug" ꝛc.

(Hannover 1700. 1701. 1702. 3 Bände 8.)

I.

Suum cuique.

Derjenige, welcher, durch Neigung oder Zufall geleitet, an einen vor ihm unbeachtet gelaſſenen Schacht geräth, und mit einigem Eifer und Erfolge darin gräbt, wird manchmal etwas zu Tage bringen, welches, als unerwartet und neu, überraſchen muß: ohne daß es gleichwohl, an ſich ſelbſt, und auf das Vorangehende, bereits Vermittelte, als ſeine Vorausſetzung, bezogen, anders als natürlich, wahr und nothwendig erſcheinen wird. Ich ſage mir alſo: es wäre wahrlich zweckwidrig, überall und jedesmal bei einer neu gewonnenen Ausſicht die ganze Bahn zurückzumeſſen, weil etwa dieſe und jene uns entweder gar nicht folgten oder auf dem Wege aus dem Geſicht verloren; — zweckwidrig, ſich ohne Noth und wie abſichtlich Gegner zu denken, wenn man ſich bereits auf die Zuſtimmung erworbener Freunde ſtützen kann. So will ich denn bei dieſer Darlegung des hier zum erſtenmal als einer *Thatſache* vorgetragenen Satzes: „daß der große Leibnitz am Abend ſeines Lebens, und auf der Höhe ſeines Ruhms, drei Jahre nacheinander ununterbrochen, *hinter der Maske* ſeines, dazumal noch ganz unbekannten, übrigens nicht genannten, Sekretairs und Gehülfen, **Johann Georg Eckhard**,*) eine kritiſche Monatſchrift in

---

*) Der Gleichförmigkeit wegen ſchreibe ich hier durchgängig *Eckhart*, wie dieſer ſich in der ſpätern Hälfte ſeines Lebens geſchrieben, obgleich er urſprünglich *Eccard* ſich zeichnete.

deutſcher Sprache, (den Monatlichen Auszug) geſchrieben habe“ — dieſen Satz, ſage ich, werde ich, der bisherigen Meinung von dem Monatlichen Auszug gegenüber, nicht in der Form von Polemik, ſondern in einer möglichſt objektiven Expoſition zur Klarheit und Gewißheit zu bringen ſuchen.

Daß wir uns daher von vorn herein mit der beſtehenden Meinung auseinander, und zugleich uns ſelbſt in den Mittelpunkt der Frage ſetzen: es iſt wahr, daß wenn die Literatur-Geſchichte den Monatlichen Auszug (wo ſie noch von ihm ſpricht), ſchlechthin als eine Arbeit, ſogar als die Jugend-Arbeit, den erſten Wurf Eckhart's in ihre Regiſter eingetragen hat, ſo hat ſie darin in der That einen Schein von Recht gehabt, als dieſes Werk dem Scheine nach Niemandem als Eckhart zugeſchrieben werden muß; als ſogar die übereinſtimmenden — wie abgeredeten — Verſicherungen ſowohl von Leibnitz, als auch von Eckhart: und insbeſondere von Eckhart nicht nur beim Leben Leibnitzens, ſondern auch nach deſſen Tode — dieſen Schein von Recht bekräftigen und vermehren; wie denn auch auf dieſen Schein hin, bis auf dieſen Tag, Eckhart in dem ungeſtörten Ruhme, Autor des Monatlichen Auszugs zu heißen, belaſſen worden iſt ... wenn das ein Ruhm heißen kann, als Autor eines Buches zu gelten, welches, aus keinem andern, als dieſem Grunde, ſeit länger als hundert Jahren kein Gelehrter in die Hand genommen, wenigſtens nicht genauer angeſehen, gar unterſucht, geprüft, benutzt hat ... daher er ſich mit der allgemeinen Meinung und Ueberlieferung hierüber ſo verhält, wie mit der nachgerade als antiquirt zu betrachtenden Meinung, daß Leibnitz niemals zu der deutſchen Sprache und Literatur ein direktes, in Leben und Schriften manifeſtirtes Verhältniß gehabt hätte. Von dieſer Meinung, dieſer Ueberlieferung gehen wir aus, nur ſo, daß wir darthun, daß ſie auf nichts als einem, wie künſtlich auch immer urſprünglich angelegten Scheine, und nichts weiter, beruhe — oder man weiſe mir die Bemühung eines Gelehrten, welcher ſich über dieſe Meinung Rechenſchaft gegeben habe. Man wird mir keinen angeben; man wird mich nur auf die Annaliſten und Buchführer der Literatur, auf Saxii Onomaſticon, Ludovici ꝛc. ꝛc. verweiſen: — hiegegen verweiſe ich auf die viel ältere Autorität: die der Zeitgenoſſen von Leibnitz, welche, durch den Schein auf den Grund blickend, das nemliche als Vermuthung ausſagten, was hier als Thatſache begründet werden ſoll; ich verweiſe endlich auf den Monatlichen Auszug ſelbſt, auf einen Text, welchem niemand ſich entziehen wollen wird. Und nun zur Sache

Unſer Satz zerlegt ſich für die Reflexion etwa in folgende, ganz genau an einander hängende Glieder:

Leibnitz ſchreibt in den Jahren 1700—1702 monatliche Auszüge oder Recenſionen in deutſcher Sprache, unter dem Titel: Monatlicher Auszug ꝛc., wobei er die Sprache und Ton eines jungen, wie unbekannten, ſo ungenannten Gelehrten, annimmt und durchführt. Der junge Gelehrte, der ſich dabei ganz paſſiv verhielt, aber gern und ruhig die Verantwortung dieſer Monatsſchrift trug, war Leibnitzens Sekretair, der damals 24—26 Jahr alte Eckhart (Eccard).

Das Publikum glaubt dieſer Form nicht, und erkennt und nennt Leibnitzen ſelbſt als den, hinter der Maske verkappten, wahren Autor.

Leibnitz desavouirt in Folge deſſen den Monatlichen Auszug; theils in dem Mon. Auszug ſelbſt, als der junge, unbekannte Gelehrte, alſo indirekt; theils auch gegen ſeine Freunde, in Briefen, direkt.

Er ergreift jeden Anlaß, zu verbreiten, ſein Gehülfe Eckhart ſei Verfaſſer einer kritiſchen Zeitſchrift, des Monatlichen Auszugs.

Eckhart, wie geſagt, bekennt ſich, in Verabredung mit ſeinem Principal und Patron, als den wahren und alleinigen Verfaſſer; zuerſt, aus Rückſicht und Gefälligkeit gegen Leibnitz. Nach deſſen Tode legte er ſich entſchiedener, als jemals, den Monatl. Auszug als ſeine alleinige, ganze, unzweifelhafte Arbeit bei.

Dies ſind die Sätze, deren Darlegung den Stoff dieſes Aufſatzes abgeben. Ich bin vorhin von der Tradition, welche dieſen Sätzen entgegenſteht, ausgegangen; nichts ſcheint mir jetzt zweckmäßiger, als hiſtoriſch Rechenſchaft zu geben, wie ich auf die Grundloſigkeit dieſer Tradition und die Entdeckung einer der ſcharfſinnigſt angelegten literariſchen Miſtificationen eines, unbekannt zu bleiben, ſtrebenden Schriftſtellers, Leibnitzens — zugleich aber auch eines, in Wahrheit allzuungeſchickt eingefädelten, literariſchen Betruges und Plagiats eines andern Schriftſtellers, Eckharts — gekommen bin.

Alles Verdienſt bei der Entdeckung und dem Vortrage einer neuen Wahrheit, und bezüglich der Wegräumung eines Irrthums — kurz alles Verdienſt bei der Kritik reducirt ſich eigentlich auf einen glücklichen Blick, ein aperçu; es entzündet ſich, durch eine verſuchte Combination, ein Funke, der ſich zur Flamme entwickelt, bei deren Scheine Dunkles leicht aufgeklärt, Verwickeltes ohne lange Mühe aufgelöſt wird. Die Wahrheit iſt es, worauf hier zuletzt alles ankömmt: was aber nicht alle zu beherzigen ſcheinen; ſo viele ſchätzen das Ziel nach der Länge und Verſchlingung der Wege, welche dahin führen ſollen, und blicken wohl denjenigen geringſchätzig an, der ſie, wenn ſie nur ſehen wollen, unmittelbar oder nahe vor das Ziel zu ſtellen unternimmt. Andere gehen noch weiter: ſie wollen uns nicht einmal das eigene Sehen geſtatten; wir ſollen den Vorgängern glauben. Wenn mir in der Werkſtätte eines Malers, vor einfachen, aber des Meiſters Hand verrathenden Umriſſen, der Meiſter (ohne daß ich noch weiß, warum?) mich bereden will, ſein Farbenreiber habe ſie gemacht; und der Farbenreiber nicht den Kopf ſchüttelt, ſondern im Gegentheil ſich brüſtet, ſo glaube ich dennoch weder dem Meiſter, noch ſeinem Diener, und am wenigſten denen, welche, ohne die Blätter ſelbſt geſehen zu haben, jenen beiden auf Glauben nachſprechen: ſondern allein meinen Augen! Ich ſage mir, daß jene beiden, aus irgend welchen Gründen, ſich verabredet haben müſſen, eine Komödie zu ſpielen: ich bin aufmerkſamer, entdecke bald die grellen Widerſprüche und Inconſequenzen, in welche jeder bei ſeiner Hartnäckigkeit ſowohl mit ſich ſelbſt, als mit dem andern, und beide mit der Sache ſich verwickeln: und mein eigenes, erſtes Urtheil wird nur bekräftiget.

Ganz analog iſt unſer kritiſcher Fall. Indem ich mich hier aber wie einer verhalte, welcher Andere zum Sehen einladet, nachdem die Verſicherungen ſeines Vorgängers, welchem die Länge der Zeit viel Anſehen verliehen, ihnen alle Luſt dazu im Voraus benommen hat, ſo möchte es nicht überflüſſig ſein, vor Allem deutlich zu machen, wie wenig jener Vorgänger unſer Vertrauen verdiene.

Ich rede von Ludovici. Er hat mich, durch ſeine halbe und ſcheue Darſtellung von der Sache, dahin gebracht, den von ihm weggeworfenen Faden aufzunehmen. Was kann beſſer ſein, als ihn ſelbſt reden zu laſſen?

Er ſchreibt[*]: „Gleich mit dem Anfange des Jahres 1700 fing Hr. Johann Georg Eccard ein gelehrtes Tagebuch, unter der Aufſchrift: Auszug neuer Bücher[**], jedoch ohne Benennung ſeines Namens, zu Hannover herauszugeben an, und fuhr damit alle Monate fort. Hr. Leibnitz, wie er bei allen Gelegenheiten den Gelehrten hülfreiche Hand leiſtete, ſo that er auch dieſes insbeſondere Hrn. Eckharten, als ſeinem lieben Freunde (!)[***]. Er verfertigte nicht nur Auszüge und Beurtheilungen fremder Bücher — ſondern auch kleine Abhandlungen auserleſener Materien, die in dieſes Tagebuch mit eingerücket worden ſind. War er zu Hannover ſelbſt, ſo durchſahe er jeden Monat zuvor, ehe er dem Drucke übergeben wurde. Dieſes alles brachte Viele auf die Gedanken, als ob unſer Polyhiſtor der Urheber und Verfaſſer des gerühmten Tagebuches ſei — welches er aber durchaus nicht leiden wollte!" — Jetzt wendet Ludovici ſich zu andern Gegenſtänden; und fürchtete ſich gleichſam, der Sache weiter nachzudenken, als würde Leibnitz dies „durchaus nicht leiden wollen."

---

[*] Ludovici Entwurf einer Hiſtorie der Leibnitziſchen Philoſophie ꝛc. 1737. I. Bd. §. 145. S. 156 ff.

[**] Dies iſt ſchon ungenau; ſo heißt der Titel nicht.

[***] Welcher Anachronismus!

Winke zum weitern Forſchen ſind hier genug gegeben. Wenn erſtlich unſre Literatoren ſchlechthin von Eckharts „Monatlichen Auszug" reden, hie und da mit dem Beiſatze: unter der „Aegide" von Leibnitz, (welches entweder gar keinen klaren Sinn hat, oder nur den, daß Leibnitz Eckharten, als Verfaſſer der Auszüge, durch ſeinen Namen und Anſehen beſchützt habe: alſo doch nur ein äußerliches Verhältniß)... ſo iſt hier von etwas mehr: von einem perſönlichen und mitwirkenden Verhältniſſe zu dem Ganzen die Rede. Denn hier lieſt man deutlich, daß ein gewiſſer Theil der in dem Monatlichen Auszuge enthaltenen Auszüge und Recenſionen aus Leibnitz's Feder gefloſſen ſey: — nur welches dieſer Theil ſei, die nähere, beſtimmte und durch Zeugniſſe belegte Angabe des Einzelnen wird vermißt; und fragen wir, was Ludovici zu ſeinem, ſo allgemein gefaßten Satze über Leibnitzens Mitwirken an der Kritik, berechtigt habe, ſo iſt es eigentlich nur ein Schluß, bei welchem er, ſtrenge genommen, mehr ſagte, als er wußte; denn nichts war ihm bewußt, als eine Stelle, in welchem Leibnitz ſich zu dem Auszuge über Peterſens Werk über die Wiederbringung, und zwar fünf Jahre nachher, in einem Briefe bekannt hat.*) Wie geſagt, es finden ſich zwar bei Ludovici in dem Kapitel von Leibnitzens Schriften die „von ihm ſelbſt verfertigte kleine Stücke" aus dem Monatl. Auszuge (wir kommen bald darauf); allein von den „Auszügen und Beurtheilungen fremder Bücher" nirgends etwas. War es etwa Gleichgültigkeit oder Verachtung gegen dieſe Art von Leibnitz's literariſcher Beſchäftigung? Gewiß nicht. Denn wäre dies, ſo hätte Ludovici nicht ſeinem Werke ein eigenes Kapitel (das 13te im II. Theile): „Von den in die Acta Eruditorum von dem Herrn Baron von Leibnitz eingeſchickten Auszügen aus Büchern aller Wiſſenſchaften und allerlei Sprachen" einverleibt. Woher alſo dieſe Inconſequenz? Dieſe löſt ſich, bei näherm Hinſehen, ſehr einfach. Freilich hat Leibnitz bei den in die Acta Eruditorum geſandten Auszügen ſo wenig ſich unterzeichnet, als bei denjenigen, welche Ludovici, nur allgemein und unbeſtimmt, in dem Monatl. Auszug ihm zuerkannte. Nur war Ludovici ſo glücklich, das der Leipziger Univerſitäts-Bibliothek gehörige Exemplar zu gebrauchen, worinnen, das ſagt er uns (a. a. O. §. 62. S. 65) „die Namen der Herren Verfaſſer auf der Seite beigeſchrieben ſind"; hier hatte er von dem Jahre 1685—1716 Leibnitzens Name ſieben und vierzig mal gefunden und treulich verzeichnet. Nur, bemerkt er, beim Jahrgang 1702 habe ſein Name ganz gefehlt: daher ſei er nicht im Stande etwas gewiſſes zu ſagen, „ob in ſelbigem ſich auch Auszüge, die aus der Feder des Hrn. von Leibnitz gefloſſen ſind, befinden oder nicht." *) Dieſe Ehrlichkeit iſt dankenswerth. Wir erkennen, daß er nur deshalb den vermutheten Auszügen in dem Monatl. Auszug kein ſolches Kapitel gewidmet hat, (wenn gleich er ſelbſt es nicht geſteht) weil ihm ein ſolcher bequemer Index nicht zur Hand war. Man hätte ihm damals das Geheimniß, wie hier Leibnitz anzutreffen und nirgends zu fehlen ſei, ohne Zurückhaltung mittheilen mögen .... er hätte es nicht geglaubt! — Es beſteht darin, daß Leibnitz das Ganze geſchrieben habe ... das Gerücht darüber war ihm nicht unbe-

---

*) Vgl. oben S. 341, wo auf dieſe Stelle verwieſen iſt; ſie lautet: Peterseniauos versus magna cum voluptate legi: explorata mihi erat eruditio viri, etc. Mihi semper omnia ejus scripta mirifice placuere, etiam ubi non plane de veritate sententiae sum persuasus. Magnum opus Apocatastaseos inprimis arrisit: legique cum voluptate et fructu. Itaque ego ipse Recensionis autor fui ac concinnator, quam doctissimus Eccardus suis relationis menstruis Germanicis aliquando inseruit. Leibn. Opp. V, 278.

---

*) Mit Unrecht hat Dutens, bei der Sammlung ſämmtlicher Schriften von Leibnitz, von jenem Kapitel gar keine Notiz genommen. Denn warum ſollten dieſe Recenſionen oder auch nur Auszüge ausgeſchloſſen bleiben? Mehrere von dieſen ſind für uns, und unſre Frage, von unmittelbarer Anwendung, z. B. daß und wie Leibnitz anonym von ſich und ſeinen eignen Werken ſpricht. Man vgl. oben S. 363. Anm. 2 wo die Selbſt-Recenſion von ſeinem Briefwechſel mit Peliſſon bemerkt wird, mit Bezug auf ſeinen gleichzeitigen Brief an Basnage. Eine Probe davon (Acta E. 1692. p. 241): Forte Seren. Ducissa quaedam (die Kurfürſtin Sophie) — jussit suae aulae virum, non theologum quidem, neque tamen controversiarum Religionis inexpertem aut incuriosum etc. Praestitit hoc ille breviter, et ut argumentum et adversarius merebantur, modeste et reverenter etc.

kannt, welches ſich von Leibnitzens Zeit erhalten hatte, er, Leibnitz, wäre der Verfaſſer — allein, Ludovici war es genug, daß dieſer „es durchaus nicht leiden wollte!“ Wollte Ludovici durch dieſen gutmüthigen, naiven Ausdruck unſre Diſcretion gegen einen großen Todten in Anſpruch nehmen? Dieſe hörte für den Geſchichtſchreiber Leibnitzens, gleich mit deſſen Ableben auf. Soll aber das bloße Factum, daß Leibnitz zu dem Buche ſich nicht bekannt, ſogar es entſchieden abgeleugnet habe, uns imponiren, nun dann müßte der dritte Theil von Leibnitzens Schriften aus deſſen Werken geſtrichen werden!*)

Man denke aber nicht, daß ich mit dem Reſultate der Unterſuchung, als mit einer Hypotheſe, angefangen, und ſie, wie verſuchsweiſe, an dem einzelnen und beſondern herumgeführt habe: im Gegentheil, ich habe damit aufgehört, ich habe gegen den, mir ſelbſt zuerſt parador vorkommenden Gedanken, lange angekämpft; und bin ihm erſt alsdann ganz und unbedingt gewichen, als ich die Unmöglichkeit erkannte, länger bei der ältern Meinung zu bleiben. Schwierigkeiten zeigten ſich dabei in Menge: aber unter allen dieſen Schwierigkeiten, von denen ich keine mit Wiſſen verſchweigen werde, iſt keine, welche ſich nicht endlich ohne Zwang, wie von ſelbſt, durch das allgemeine Reſultat ſelbſt auflöſte.

Ohne alſo kühn genug zu ſein, Ludovici von vorn herein zu widerſprechen, wollte ich darauf weiter gehen, als er, daß er auf einen integrenden Theil und Antheil Leibnitzens an den Monatlichen Auszügen(ohne jene wenigen, beſonders angegebenen, Originalaufſätze als bloßer äußerliche Beiträge) ſo beſtimmt hinweiſt. Ich wollte dieſen auffinden, beſtimmen; und dazu hatte ich freilich zum Kriterium und Maaßſtab anders nichts, als das, durch den vertrauten Umgang mit dem Leben und den Schriften, und die ſpeciellere Beſchäftigung mit den Deutſchen Schriften Leibnitzens in mir geübte Gefühl. Kurz, hier konnten fürs erſte nur innere Gründe beſtimmen; die äußern aber erſt, als ſubſidiariſch und correctiv, erwartet werden.

Doch bald der erſte Blick in den Text ward Anlaß zu der unerwarteten Einſicht. Ich fing nicht mit der erſten Seite des erſten Jahrgangs an, ſondern ſchlug zufällig den zweiten Jahrgang (1701) in der Mitte auf, und mein Blick traf auf No. 1. des Juli, ein Monatsſchrift, welches den beſondern Titel führet: Auszug verſchiedener, die neue Preußiſche Crone angehender Schriften (ſ. oben S. 300). Dieſe Nummer hat keine Ueberſchrift: doch in dem Inhalts-Verzeichniß zu dieſem Hefte iſt ſie ſchlechtweg: Vorrede angeführt. Es iſt auch nichts, als die Vorrede zu dem Auszuge aus den preußiſchen Schriften, welcher die Monate Juli und Auguſt (1701) ganz und gewiſſermaßen die Stelle des Monatlichen Auszugs aus allerhand neuen Büchern, erfüllt (ſ. oben S. 300—301). Dieſe Vorrede nun machte auf mich durch Sprache, Wendungen, den Periodenbau, und den eigenthümlichen, darüber ausgebreiteten Hauch ſo entſchieden den Eindruck einer Seite von Leibnitz, daß ich mir zu dieſem erſten, wie unwillkührlichen Griff Glück wünſchte; dafür aber auch doppelt begierig war, bei dieſem erſten Griffe mein Gefühl durch eine Textes-Stelle mir beſtätigen und gleichſam verbürgen zu können. Und dies gelang beſſer, als ich erwartet hätte: denn dieſe Vorrede ſchließt mit der Hinweiſung auf einen ſpätern, eigenen Beitrag des Recenſenten zu der Sache: und richtig finde ich zu Ende des Auguſt zwei Original-Aufſätze, einen in deutſcher und einen zweiten in lateiniſcher Sprache, jener bildet die No. XVII. mit der Aufſchrift: Anhang, betreffend dasjenige, was nach heutigem Völker-Recht zu einem König erfordert wird (ſ. oben S. 303 ff.). Der andere No. XVIII., mit der Aufſchrift: Noch ein Anhang, worinnen des Kayſers Gratiani Münzen :c. erkläret werden: De nummis Gratiani Augg. Aug. cum gloria novi saeculi: — wie groß war mein Vergnügen: aber auch meine Ueberraſchung! Dieſe beiden Aufſätze waren mir aus Leibnitzens Werken bekannt und geläufig. Ich ſchlage Ludovici nach, und leſe (1. Theil. S. 438. §. 427—428) folgende Original-Aufſätze aus dem Monatlichen Auszug hintereinander angegeben:

---

*) Man vgl. Beilage zum erſten Bande S. 41. die merkwürdige Aeußerung gegen Conring über ſein, Leibnitzens, Buch, de Jure suprematus; und in dieſem Bande oben S. 308., wo Leibnitz, conſequent, ſich ſelbſt unter dem „Autor de suprematu“ anführt. Dieſer kritiſche Standpunkt iſt namentlich von mir in „Kur-Mainz“ ꝛc. durchgeführt.

§. 427. Entwurff, betreffend dasjenige, was nach heutigem Völker-Recht zu einem König erfordert wird. 6 Octavblätter, ſiehe den 150. §. Dieſen hatte Herr Leibnitz bei Gelegenheit der 1701 am 18. Jenner geſchehenen Krönung Friedrichs III. zum Könige von Preußen aufgeſetzet. Er ſtehet gleichfalls in dem Auszug neuer Bücher; und zwar im Auguſt des 1701. Jahres, woſelbſt er der 17. Artikel iſt.

§. 428. De nummis Gratiani Augg. Aug. cum gloria novi saeculi. — Dieſen Aufſatz brachte Hr. Leibnitz zu Papier bei Gelegenheit des neu eingetretenen Jahrhunderts; — dieſe

Leibnitziſche Gedanken aber enthält der Auguſt des 1701. Jahres von dem *Auszug neuer Bücher* im 18. Artikel.

Von dieſen beiden Aufſätzen hat der erſtere für uns das unmittelbarſte Intereſſe; es iſt uns daher nicht erlaſſen, dasjenige zu berückſichtigen, was Ludovici auf den biographiſchen Abſchnitt ſeines Buches §. 150. zurückweiſend, darüber berichtet (S. 163):

„Da im Jahre 1701 am 18. Jenner der Churfürſt von Brandenburg *Friedrich*, zum Könige von Preußen gekrönet worden, verfertigte Hr. Leibnitz *bei dieſer Gelegenheit* eine Schrift, betreffend dasjenige, was nach heutigem Völker-Rechte zu einem König erfordert wird. Es iſt zwar dieſe Schrift nur 6 Octavblätter ſtark ꝛc.“

Eine Quelle, oder ein Zeugniß für dieſe Ausſage iſt nicht angegeben. Wirklich aber gehört nichts, als ein natürlicher, unbefangener Sinn dazu, um mit Hinſicht auf die Beſchaffenheit der Sache, augenblicklich zu erkennen, daß Ludovici's angeblich hiſtoriſch-biographiſche Erörterung dieſes Aufſatzes ganz willkührlich und aus der Luft gegriffen iſt. Denn wie liegt die Sache vor! Wir haben zwei zu Hannover, Juli und Auguſt 1701, anonym erſchienene Hefte mit dem Titel: **Auszug verſchiedener, die neue Preußiſche Crone angehender Schriften.** In der Vorrede (oben S. 300—307) motivirt der Verfaſſer ſeine Bemühung: „nach Art der in Europa ſchon viele Jahre her gebräuchlichen Monatlichen Unterredungen“ die auf dem Titel genannten Schriften zu recenſiren; und verheißt zuletzt, *einige eigene Gedanken* darüber beizufügen. Der Uebergang zu den Auszügen ſelbſt geſchieht durch die Formel: *folget die Recenſirung.* Zu Ende des Auguſts folgen zwei *Anhänge*, deren erſter ſich der Tendenz nach auf das, Nr. II. im Juli, Vom Beſtand der Würde und Cron ꝛc. anſchließt, und ſogar ausdrücklich (ſ. oben S. 308). Ehe wir daher wiſſen oder fragen, wer der Verfaſſer, nicht des Anhangs A. *oder* des Anhangs B. ꝛc., ſondern des *Auszugs* im *Ganzen* ſei — verurtheilen wir alles, was Ludovici oder ein anderer über jene Anhänge berichtet, welches *nicht* in dem „Auszuge“ liegt — als erfunden und ungegründet. Aber wie ſollte man auch auf dieſe Bemerkung kommen, wenn man die Sache ſelbſt nicht anſieht? Ludovici citirt nicht treu, er ſchreibt „*Entwurf*“, wo im Buche *Anhang* ſteht; und verwiſcht mit einem Zuge und ſtillſchweigend die enge, *ſowohl innere, als äußere* (nemlich durch die *Vorrede* beſtätigte) *Beziehung* dieſes Aufſatzes zu dem Ganzen: bei dem lateiniſchen Anhang läßt er die *deutſche* Ueberſchrift: *Noch ein Anhang* ꝛc. ſtillſchweigend fort, und erfindet an die Stelle etwas aus ſeinem

Kopie. Wundern wir uns nicht, daß er der Vorrede (Zuſ. I) gar nicht gedenkt; wundern wir uns nicht, daß er von dem eigenen Titel dieſer Gruppe von Auszügen nichts ſagt, und immer nur den „Auszug neuer Bücher“ (ſtatt Monatlicher Auszug 2c.) anführt: — das that Ludovici! der ehrliche Ludovici! Man warnt uns unaufhörlich vor dem pragmatiſchen Hiſtoriker, vor dem conſtruirenden Philoſophen; bei denen könne man nicht genug auf der Hut ſein, daß ſie den Buchſtaben und den Text nach ihren Hypotheſen oder Syſtemen verdrehen oder gar verſchweigen; dem Compilator ſchenkt man in dieſer Hinſicht unbegrenztes Zutrauen! Der hat keine Verführung zur Unredlichkeit … welcher Irrthum! Der Compilator hat ſeine Vorurtheile und Vorausſetzungen, wie jedermann; er hat endlich an ſeiner Trägheit, zu denken, eine geheime und faſt unwillkührliche Verführung: er will nicht denken — und er verſchweigt, er verändert, er verſetzt, citirt falſch, und erklärt, wie nur einer.

Mit Einem Schritt haben wir Ludovici weit hinter uns gelaſſen; was ſage ich? wir werden bald ſein entſchiedener Gegner. Denn wer in den Auszügen aus den Preußiſchen Schriften die Vorrede verfaßt, hat auch, laut derſelben, die Auszüge und die Anhänge gemacht, und umgekehrt: dieſe Stücke ſind gar nicht von einander zu trennen; iſt Leibnitz der Verfaſſer nur eines dieſer Stücke, ſo iſt er der Verfaſſer von allen! — doch woher wiſſen wir hier von Leibnitz? — da Ludovici weder eine Quelle, und für uns fortan eine Autorität mehr iſt.

Von allen Seiten ruft man uns zu: Eckhart! Nun ja, Eckhart, „die (bis zur Zeit von Murr's) ungedruckte Quelle aller Lebensbeſchreibungen“, wie dieſer Sammler (Journal für Kunſt- und Literaturgeſchicht. VII.) in dem Vorworte zu Eckhart's Lebenslauf des Herrn von Leibnitz, ſich ausdrückt, hinzuſetzend: daß Eckharts neunzehnjährige Bekanntſchaft mit Leibnitz, bei dem er ſehr lange Sekretair war, dieſem Aufſatze alle Glaubwürdigkeit verſchaffe“, eine Verſicherung, an welcher zu zweifeln bis vor Kurzem als unverzeihliche Kühnheit gegolten hätte! beſonders bei unſern Geſchichtſchreibern der Philoſophie. Die Bemerkung habe ich gemacht, daß Philoſophen, wenn Zufall oder Beruf ſie auf das hiſtoriſche Gebiet führt, zu den hiſtoriſchen Autoritäten und Quellen den Glauben eines Kindes mitbringen, und eigne Forſchung, nur Zweifel, wie eine Art Eingriff in ein fremdes Gebiet zu betrachten ſcheinen*); als ein ſolcher Eingriff erſchien ihnen ehedem ein kritiſches Bedenken gegen den „getreuen Eckhart.“ Hier aber darf ich mich ſchon kurz faſſen: wer meine in der Schrift: „Kur-Mainz in der Epoche von 1672“ niedergelegten Unterſuchungen und Forſchungen verglichen hat, wird zugeben, daß ich daſelbſt (I. S. 268) nicht zu viel ſagte, wenn ich, nach den ſchlagendſten Beiſpielen einer nicht geahnten Unwiſſenheit über das Leben Leibnitzens, verbunden mit einem an ſich faſt unglaublichen Dünkel und unbegrenzter Eitelkeit, mit der Bemerkung mich begnügte: „Die Eckharte begünſtigte und unterſtützte er (Leibnitz) wohl, wie den geringſten Bürger der Gelehrten-Republik: die Vertrauten ſuchte er ſich unter verwandten Geiſtern.“ Kurz, was Leibnitz, ſein Leben, ſeine Geſchichte betrifft, hat Niemand weniger Anſpruch auf Glaubwürdigkeit, als Eckhart — aus dem ſehr einfachen Grunde, weil er Leibnitz nie begriffen, und nichts von ſeinem Leben gewußt hat. Fragt man mich noch, wer denn dieſe Autorität ſei? ſo antworte ich, in dem Sinne, wie gefragt wird: Keiner! Die Dokumente und die Kritik, die machen die Autorität; wenn doch von Autorität die Rede ſein ſoll.

---

*) Bei Feder z. B. habe ich den völligen Mangel an hiſtoriſchen und hiſtoriſch-kritiſchem Sinn oft mit Verwunderung getroffen; weil er bekann-

Nur hier iſt der Fall eigener Art. Wir haben Eckhart zu vernehmen — nicht über ein vermuthetes Geheimniß Leibnitzens, ſondern über ein ſolches Geheimniß zwiſchen ihm ſelbſt, und Leibnitz! Daß er uns hier die reine volle Wahrheit ſagen konnte, wenn er wollte, wer leugnete dies? aber ob er wollte? ob dieſer gute Wille, dieſe Offenheit und Ehrlichkeit von ihm zu erwarten und vorauszuſetzen iſt? ob hier, gerade hier, ja hier allein ſeine Ausſagen authentiſch, maßgebend ſind? Dieſe Fragen drängen ſich uns von ſelbſt auf. Denn bei Zeugniſſen dieſer Art iſt die Kenntniß des Zeugen nichts weniger, als gleichgültig. Ich will daher nach allen, gleichſam auf der That ergriffenen, einzelnen Zügen von dem Charakter jenes, in neuern Zei-

---

lich die gediegenſte philologiſche Bildung mit der Philoſophie verband. Einzelne Beiſpiele habe ich an andern Orten angegeben. (Vgl. Erſter Bd. S. 318. Kur-Mainz, an mehreren Orten). Hier ſtehe folgendes allgemeine Geſtändniß aus ſeiner Vorrede zu dem hübſchen Büchlein über die Churfürſtin Sophie im Umriſſe: „Da das weſentlichſte Erforderniß einer hiſtoriſchen Schrift Zuverläßigkeit iſt: ſo habe ich, wo nicht von längſt und gemein bekannten Sachen (?!) die Rede war, meine Quellen faſt immer angezeigt, und mich der darinnen kommenden Ausdrücke am liebſten bedient rc.“ Hier iſt die naivſte Verwechſelung ſubjectiver Ehrlichkeit (an der bei Feder gewiß nie zu zweifeln ſein möchte) mit objectiver Authentie: das compilatoriſche Ausſchreiben (ſogenannter) Quellen bürgt ihm die hiſtoriſche Zuverläſſigkeit!...

ten nur zu ſehr überſchätzten und zu wenig gekannten Berichterſtatters, ergänzend hier beibringen, was ich darüber im Allgemeinen aus ſicherer Quelle zu meiner Kenntniß gebracht habe.

Bekannt iſt, daß Eckhart nach Leibnitzens Tode (1716) deſſen Nachfolger als Aufſeher der Königlich-Kurfürſtlichen Bibliothek zu Hannover und Hiſtoriograph des Hauſes wurde, ein Ruhm und ein Vortheil, um welchen ihn mancher deutſche Gelehrte beneidet haben wird. Etwa acht Jahre lebte er ungeſtört in dieſen Verhältniſſen — ſiehe da! plötzlich verſchwindet er über Nacht, läßt Frau und Kinder allein zurück, man weiß nicht, wohin er ging und was er wollte: das Räthſel löſte ſich endlich damit, daß man Eckharts Uebertritt zur römiſchen Kirche, in Köln, dann ſeine Anſiedelung in Würzburg als Bibliothekar erfuhr, wohin er ſeine Familie und Papiere nachkommen ließ. Dieſes Ereigniß erregte ein allgemeines Aufſehen; man ſprach darüber in den öffentlichen Blättern, und über die muthmaßlichen Motive, welche jenen Gelehrten zu ſeinem außerordentlichen Schritte getrieben haben mochten. Damals ſprach ſich ein Berichterſtatter aus Hannover, in der Bibliothèque Germanique, vom 11. Septemb. 1724 (daſ. Jahrg. 1724. No. X.) folgendermaßen über Eckhart aus: — „Was mich anlangt, ſo iſt meine Anſicht dieſe: Herr Eckhart iſt ein Mann von Talent (un habile homme); allein er beſitzt nicht ganz denjenigen guten Ton (cette politesse), welcher für den Poſten, den er bekleidet hat, erforderlich war. Dieſer Mangel zog ihm die Spöttereien und ſogar die Verachtung aller Großen in Hannover zu. Dieſe Verachtung und Spöttereien kränkten ſeine Ambition; denn daran fehlt es ihm nicht, und ſein Ruf liegt ihm über die Maßen am Herzen (car il en a. et il est jaloux de sa réputation jusqu'à l'excès). Urtheilen Sie nach dieſem Zuge: in einer von ihm dem Könige von Großbrittanien zugeeigneten Schrift hat es ihm keine Ueberwindung gekoſtet — ſich ſelbſt neben dem ſeel. Herrn von Leibnitz zu ſtellen (il n'a pas fait difficulté de s'égaler lui-même à feu Mr. de Leibnitz).“

Mir ſcheint, dieſer einzige Zug ſpricht genug. Doch ſetze ich noch einen Auszug aus einem ſpätern Berichte deſſelben Hannoveraners, der uns ſo ganz an Ort und Stelle und in die Zeit lebendig zu verſetzen verſteht, (vom 26. Novemb. 1724. l. l.) hieher; er giebt dießmal unter andern die Gründe an, weshalb die Regierung des Königs von Groß-Brittanien Bedenken getragen hätte, Eckharts Arbeit über die Geſchichte des Hauſes herauszugeben; im Verfolge ſagt er dort: „Nicht, als ob Herr Eckhart nicht viel geleſen und viel im Gedächtwiſſe hätte: allein man hat in dieſen Landen nicht gefunden, daß er in der Auswahl und der Anordnung der Materialien glücklich geweſen. Man behauptet ſogar, daß gewiſſe Werke, welche ihm im Auslande Ruhm erworben haben, zum größten Theile — von dem ſeel. Herrn von Leibnitz verfaßt worden waren!! (On prétend même, que certains ouvrages, qui lui ont acquis de la réputation chez les étrangers, avoient été pour la plupart composées par feu Mr. de Leibnitz).

Laſſen wir auch dahingeſtellt, welches dieſe „gewiſſen Werke“ geweſen ſein mögen — immer ſpricht es gegen Eckhart, daß man ihn in Hannover, wo man ihn kannte, des Plagiats gegen Leibnitz für fähig hielt. Mehr als dieſes ſollen dieſe Ausſagen uns nicht ſagen. Doch dies bemerke ich noch, daß der Ehrgeiz, welcher in ſeinem Uebermaße dem Menſchen die Beſinnung, und nicht ſelten den Verſtand raubt, dieſe häßlichen Wirkungen bei jenem, wegen ſeiner ſonſtigen Leiſtungen mit Recht ſehr geſchätzten Gelehrten, wirklich hervorbrachte*); ja, bei Gelegenheit, und namentlich in dem Lebenslaufe von Leibnitz, tritt jener maßloſe Ehrgeiz, dieſe enorme Eitelkeit als widrige Herzloſigkeit uns entgegen.**)

Ich wiederhole jetzt meine Frage: ob Eckharts Ausſagen, eben weil es die ſeinigen ſind, bei einer Sache, welche ihn und Leibnitz anging, ſchon darum ohne Prüfung als authentiſch und maßgebend ſtehen bleiben ſollen? — ich vermuthe, man werde ſagen, bei vielen Anderen viel eher — als gerade bei ihm; und bei allen andern Fragen eher, als gerade bei dieſer!

---

*) Als ein Verrückter erſcheint Eckhart in den Aeußerungen ſeiner Zeitgenoſſen. Remond de Montmort, an welchen Leibnitz die bekannten ſchönen Briefe (Opp. V. zu Anfang) gerichtet hatte, äußerte ſich über Eckhart, nach deſſen Tode, in einem Briefe an den Präſidenten Bouhier (Handſchriftliche Korreſpondenz des Präſid. Bouhier in der Königl. Bibl. von Paris) vom 12. Febr. 1737: On nous avoit fait aussi espérer Leibnitiana. Mais Mr. Eccard est mort, et les Jésuites se sont emparés de tous les papiers, que ce fou avoit de ce grand homme! (Wo dieſe Papiere heute liegen mögen?)

**) Wie iſt doch jene Skizze ſo ganz leer von jeder Empfindung bei dem noch ganz friſchen Hingang eines ſo großen Mannes! Bekannt iſt die Aeußerung darin über Leibnitzens Begräbniß: „das einzige iſt zu verwundern, daß, da der ganze Hof ihm zu Grabe zu folgen invitiret war, außer mir kein Menſch erſchienen: daß ich mir alſo ſehr viel gewußt, daß ich die letzte Ehre dieſem großen Manne einzig und allein erwieſen.“ Alſo wo jedem von uns über jene Gleichgültigkeit das empörte und gekränkte Gefühl übergegangen wäre, denkt dieſer Freund nur an ſich ſelbſt! — Aber ich glaube ihm darum das Ganze nicht!

Nach dieſen unumgänglichen Erörterungen über die Autorität Eckhart's in einer ihn ſelbſt, mittelbar auch Leibnitz betreffenden Angelegenheit, werfen wir unſern Blick auf den Monatlichen Auszug; die ſich uns alsdann ergebenden Beobachtungen werden wir mit Eckharts authentiſchen Worten vergleichen.

Der Verfaſſer des Monatlichen Auszugs giebt ſich, es iſt wahr, durchgängig als einen jungen, noch unbekannten Gelehrten, welcher durch dieſe Arbeit ſich erſt in die gelehrte Welt einführe. Die Vorrede zum Ganzen ſchließt mit folgender captatio benevolentiae: „Dieſes iſt der Zweck, welchen ich mir in gegenwärtigem monatlichen Auszuge vorgeſetzet; ſollte ich nun wider Verhoffen etwa unterweilen verfehlen, ſo bitte ich den gelehrten Leſer dienſtlich, mich deſſen freundlich zu erinnern, und im übrigen zu gedenken, daß ſelten ein Fluß bei ſeiner erſten Quelle die völlige Größe*), und ein Scribente ſelten, wenn er zum erſten die Feder anſetzet, alle Vollkommenheit habe, ſondern daß Zeit und Uebung, wie in allen, alſo auch hier, den beſten Ausſchlag geben müſſen.“ (Vgl. die Erklärung an das Publikum, eben S. 360—363.)

Hiernach nimmt der Verfaſſer alles als ſeine Arbeit in Anſpruch, wobei kein dritter als Autor angegeben iſt; in Betracht kommen hier zunächſt alſo nur diejenigen Artikel, welche als eingeſandte bemerkt ſind; und zwar nicht blos Originalaufſätze, ſondern auch Auszüge, beſonders Auszüge, welche die Verfaſſer ſelbſt einſchickten**); da fragt ſich denn, für uns, vor allen Dingen, welche Beiträge, dem Buchſtaben nach, von Leibnitz herrühren mögen? wobei es geſtattet iſt, des Bekannten ſich dabei vorläufig als eines Leitfadens zu bedienen. Wir ſondern hiernach folgende Beiträge, als muthmaßlich Leibnitzens, nicht mehr, nicht weniger aus.

---

*) Dieſem poetiſchen Gedanken entſpricht die Titel-Vignette, wo ein Strom aus einer Urne herabfällt, an welcher ein Genius mit einem Palmenzweige ſitzt; dabei als Symbol: Ex cursu incrementa capit.

) Ein ſolcher Fall findet ſtatt bei **Mai 1700. VIII. **Antiquitates Meierianae.** S. 221. Anm. o. „Es hat dem Herrn Autori der Meierſchen Antiquitäten beliebet, dieſen Auszug ſelbſt zu verfaſſen, ſo wie er ſich hier befindet.“ Es laſſen ſich dagegen zwar aus dem Auszuge ſelbſt Erinnerungen aufſtellen, welche die Anmerkung als eine Myſtification erſcheinen laſſen — das iſt hier aber nicht auszumachen.

1) Juni 1700. VIII. NN. Erinnerung ꝛc. (S. oben S. 360 f.) Nach den Angaben von Ludovici, welchem Dutens und Feder folgten. So viel iſt gewiß, daß die Bezeichnung NN. zu der Annahme eines vom Vf. des Monatl. Auszugs verſchiedenen Arbeiters berechtiget; und daß jener ſelbſt anfänglich dieſen Unterſchied gemacht wiſſen wollte, lehrt die, ſchon oben S. 361 hervorgehobene Bemerkung des Verfaſſers, drei Monate ſpäter: „mit Arnolden ſelbſt möge er ſich nicht abgeben." Auch kann ſeine Proteſtation gegen Beiel die Wahrheit dieſer Bemerkung nicht umſtoßen.

2) Juli 1700. IV. Observationes de Principio Juris. Nach Ludovici I, S. 436 § 421, welcher ſagt: „Der Urheber dieſes gelehrten Tagebuches, Hr. Eckhardt, hat zu dieſem Artikel geſetzet, daß gemeldete Anmerkungen ihm wären von vornehmer Hand zugeſchicket worden." Der Verfaſſer des Mon. Auszugs hat folgendes charakteriſtiſche Vorwort darüber geſchrieben (welches man in Leibn. Opp. Omnia, ed. Dutens. IV., 3 270. ungern vermißt): Von vornehmer Hand ſind einige Anmerkungen, den Urſprung des Rechts betreffend eingeſendet worden, deren Communication dem gelehrten Leſer angenehm ſeyn wird; weil darinnen zugleich auch das Fundament der Gottesfurcht und der Sitten berühret, und alles in der Kürze gründlich dargethan wird."

3) April 1701. VII. Hier, aber auch nur hier, giebt Leibniz ſich zu erkennen: G. W. L. Epistola responsoria de Methodo Botanica ad Dissertationem A. C. G. (Gackenholzii) Medici eximii; unterzeichnet G. W. L. Dieſer Epistola geht ein (deutſcher) Auszug aus des Gackenholz Diſſertation voran.

4) October 1701. VI. Der Schluß der „Nachricht von Herrn Schilters Thesauro antiquitatum Germanicarum nebſt einigen Anmerkungen über den erſten Bogen ſeines Gloſſarii;" und zwar dieſe Anmerkungen, weil wir dort (S. 28) leſen: „Vom Gloſſario iſt uns der erſte Bogen, ſo zur Probe gedruckt, von einem vornehmen Manne mit einigen Anmerkungen zukommen, ſo hieher nebſt Hrn. Schilters Worten, worauf ſie gehen, geſetzet zu werden verdienen." Ludovici (a. a. O. § 429) führt an: „Anmerkungen über Hrn. Schilters Specimen Glossarii Alemannici. Auch dieſe ſindet man in dem 1702. Jahre des Auszugs neuer Bücher.

5) Febr. 1702. X. Testamens des Princes d'Oranges etc. (dies iſt der Titel des Buchs). A là Haye. 1702.

Teſtamente etlicher Prinzen von Oranien.

Der Verfaſſer ſchreibt: „Es iſt über dieſes Büchlein eine franzöſiſche Nachricht eingelaufen, welche man anſtatt einer Recenſion einrücken, und ins Teutſche überſetzen wollen.“ Die Ueberſetzung folgt auch; dieſe giebt alſo der Verfaſſer als ſeine Arbeit; die franzöſiſche Relation, oder Auszug aber iſt ihm eingelaufen (vgl. oben S. 421 ff.) Ludovici führt, ſehr dunkel, a. a. O. §. 416. an: Reflexions über die Teſtamente der Prinzen von Oranien, die gleichfalls in dem 1702. Jahre von dem Monatlichen Auszuge (hier einmal der rechte Titel!) ſtehen. Auch iſt zu tadeln, daß hier die Chronologie verletzt iſt; denn er bringt dieſen Artikel hinter einem, welcher der Zeit nach ſpäter fällt, d. i.

6) Mai 1702. VII. Kurzes Bedenken über des Herrn Renoult Abentheuer unſer lieben Frauen, ſo von einem vornehmen Manne mitgetheilet worden: von Ludovici Leibnitz beigelegt §. 435.

— Dieſe ſechs Artikel ſind es, welche in dem Monatl. Auszuge als eingeſandt (meiſt von vornehmer Hand) angezeichnet, und welche gemeiniglich Leibnitz beigelegt worden ſind. Doch da der Mon. Auszug einen davon, No. I. ſpäter ſich ſelbſt, d. i. ſeinem gewöhnlichen Redakteur beilegt, ſo wären es fünf Aufſätze, welche Leibnitz, ohne Widerſpruch von Seiten des Mon. Auszugs, beigelegt werden könnten.

Nach dieſer Ausmuſterung gewiſſer uns hier intereſſirenden, einzelnen Artikel drängt uns der Text des Mon. Auszugs noch folgendes allgemeine, kritiſche Bedenken auf.

Der Monatliche Auszug zeigt in den vorliegenden drei Jahrgängen (1700—1702) keine einzige Unterbrechung: außer in einer gewiſſen (oben ſchon berührten) Beziehung. Nemlich die Monate Juli und Auguſt 1701 ſind ausſchließlich den Schriften über die Preußiſche Crone gewidmet: dadurch, und daß dieſe beiden Monate einen von dem übrigen verſchiedenen Titel, eine eigene Vorrede, am Schluſſe ſogar zwei zu dem Inhalt der Auszüge ſtimmende Anhänge haben, zuſammen alſo ein Ganzes bilden, ich ſage, dadurch ſondern ſich auch dieſe beiden Monate, als ein für ſich beſtehendes kleineres Ganze von dem größern Ganzen aus. Man ſollte daher auf den Gedanken kommen, der Verfaſſer dieſer für ſich beſtehenden Gruppe ſei nicht identiſch mit dem Verfaſſer des Monatlichen Auszugs; um ſo mehr, als jener in der Vorrede ſich ſelbſt ein ſolches Anſehen zu geben ſcheint, wenn er, ſehr emphatiſch, und allgemein von „in Europa ſchon viele Jahre her gebräuchlichen Monatlichen Nachrichten oder

Auszügen*) der gelehrten Werke ſpricht, ſtatt daß ihm nichts näher lag, als zu ſchreiben „nach Art unſerer oder meiner Monatlichen Auszüge.“ Allein, was man ſich bei dieſer Darſtellung auch denken möge — die Identität ſteht feſt; nicht allein, weil der Verfaſſer der preußiſchen Auszüge ſich im Contexte auf ſeine Monatlichen Auszüge beruft (Juli S. 72. Anm. „allein wir haben ſchon vormals aus des Herrn Cellarii Notit. Orbis Ant. erwähnet ꝛc. Die Stelle ſteht S. 40 im Juni 1701.); ſondern auch, weil umgekehrt der Verf. des Monatl. Auszugs die preußiſchen Auszüge für ſeine Arbeit anerkennt (Jan. 1702. S. 35. „Wir haben die Monate Julium und Auguſtum voriges Jahrs mit den Auszügen der auf die Preußiſche Krönung verfertigten Schriften angefüllet, und daſelbſt alles, ſo von dieſer denkwürdigen Solennität bey der Hand geweſen, erſcheinen laſſen. Es iſt uns aber gegenwärtiges Stück damals noch nicht zu Geſichte kommen; daher wir ihm allhier einen Platz einzuräumen uns verbunden achten“). Dem Scheine nach iſt hier alſo Verſchiedenheit: im Grunde aber Identität. Es gilt hier alſo der Schluß von dem einen auf das andere: mit andern Worten, die äußere Einheit des ganzen Werkes iſt durch die, wie immer auch von dem Uebrigen abſtechende Gruppe des Juli und Auguſt 1701, gar nicht unterbrochen.

Jetzt ſchlagen wir Eckhart auf; ich meine deſſen oft citirten Lebenslauf des Herrn von Leibnitz, in von Murr's Journal ꝛc. VII. S. 170 ff. Bei dem Jahre 1700 leſen wir Wort für Wort folgendes:

„Eben um dieſe Zeit fing auch ich an, den Auszug neuer Bücher, (ſollte heißen: Monatlichen Auszug ꝛc.) herauszugeben, worein er — Leibnitz — mir nach und nach Verſchiedenes communiciret; und zwar im Julio gab er dahinein ſeine Observationes de principiis Juris. (bei uns No. 1.)

Im Jahr 1701 inſerirte er abermal meinem Journale: Epistolam responsoriam de Methodo Botanica A. C. Gackenholzii. (Bei uns No. 2.)

— Und da ſich Se. Churfürſtl. Durchl. auch zum König in Preußen in dieſem Jahr erklärten, und zu Königsberg die Krone aufſetzten, entwarf er hierüber ſeine Glückwünſchungs-Gedanken, und inſerirte ſelbige dem Anfange des Juli meines Auszugs. (Schweigen des Mon. Auszugs).

---

*) Nachrichten oder Auszüge: dieſe Ausdrücke werden alſo ganz promiscue gebraucht.

Bei den Auguſtum aber fügte er: „einen Anhang, betreffend dasjenige, was nach heutigem Völker-Recht zu einem König erfordert wird; wie auch eine Diſſertation de nummis Gratiani Aug. cum Gloria novi seculi. (Schweigen des Mon. Auss.).

Er ſandte mir auch bald hernach ſeine Anmerkungen über Herrn Schilters specimen Glossarii Alemannici zu. — (Bei uns No. 4).

Im Jahr 1702. gab er mir in die Auszüge ſein: „Bedenken über des Herrn Reneult Abentheuer, unſerer lieben Frauen. — (Bei uns No. 6).

— Er machte auch verſchiedene Aufſätze für Königl. Majeſtät von Preußen wegen Neufchatel, und inſerirte denen Auszügen ſeine: Reflexions über die Teſtamente der Prinzen von Oranien. (Bei uns No. 5.).

Dies iſt alles, was Eckhart über den Monatlichen Auszug in dem Lebenslaufe von Leibnitz giebt. Und dieſe Angaben ſtehen nicht beiſammen und im Zuſammenhange: ſondern in jenem bunten Durcheinanderlaufen des Verſchiedenſten, welches durch das Ganze vorherrſcht, ſind, wie abſichtlich, die von Leibnitz in den Jahren 1701 und 1702 in die Mémoires de Trevoux und ſonſt eingeſandten Artikel, bald über dieſes, bald über jenes, dazwiſchen geſchoben; und zuletzt werden in einem Athem die verſchiedenen Aufſätze über Neufchatel und die „Reflexions über die Teſtamente der Prinzen von Oranien“ hergezählt. Ich wiederhole dem Leſer, dies iſt alles — denn dies iſt vielleicht noch unter dem, was er ſich etwa von Eckharts Treue, Aufrichtigkeit und Vollſtändigkeit vorgeſtellt hat.

Die Prämiſſen zu der zu ziehenden Concluſion ſind ſchon ſo hart und ſchroff an einander gerückt, daß der aufmerkſame Leſer, indem er ſie für ſich gezogen hat, vielleicht weiter geht, als ich dadurch zu ſchließen für erſte bezwecke. Nemlich kein poſitives Endreſultat ſollen und können ſie uns ſchon geben: ſie ſollen den Gang der Unterſuchung von der Autorität Eckharts, wenn gleich in ſeiner eignen Sache, vollſtändig emancipiren: und dazu hat es freilich gar nicht des vielen bedurft, das wir haben.

Dieſe Prämiſſen ſind uns nun durch den Text des Monatlichen Auszugs gegeben. Dieſer Text ſtößt alles um, was fünfzehn Jahre ſpäter Eckharten zu ſchreiben gefallen hat; und die Ungeſchicklichkeit und Vergeßlichkeit dieſes Gelehrten macht uns die Sache leichter, als man glauben ſollte.

Frage: Wie ſtellt ſich der monatliche Auszug zu Leibnitz? Die Antwort giebt er in der Erklärung an Beiel und das Publikum, ſ. oben S. 360—363. Der junge Menſch, welcher dort ſpricht oder zu ſprechen ſcheint, redet gleich einem Schüler, der zu des Meiſters Füßen ſitzt; und annihilirt ſich gleichſam, macht ſich zum bloßen Inſtrumente des großen Mannes. Nicht allein, geſteht er, überfließend von Dank und Reſpect, daß ſeine Arbeit voll ſei von wiſſenswürdigen Dingen, nützlichen Erinnerungen, mitgetheilten Correſpondenzen, Urtheilen und Recenſionen! — daß er, Leibnitz, ihn erſt in den Stand geſetzt, dieſe Arbeit zu verrichten, und daß in ſofern das Publikum dieſelbe ihm eines Theils zu danken habe: ſondern auch, in der Parthie, welche aus ſeiner eigenen Feder gefloſſen ſei, gehöre ihm nur der Leib, aber dem großen Polyhiſtor die Seele; denn dies iſt der Sinn des Geſtändniſſes, daß er alles ſeinem Urtheil ſubmittire und ſeiner Direction folge." Und merket nur: damit ſagt der junge Menſch dem Leſer eigentlich nichts Neues; ſondern er ſcheint nur die Gelegenheit zu benutzen, ſeinem großen Gönner einmal aus vollem Herzen ſeinen Dank auszuſprechen. Denn gleich der erſte Jahrgang (1700) iſt voll von Leibnitzens Namen (es gnügt auf die Anmerkungen über die Erfindung der Buchdruckerkunſt, oben S. 432—438 zu verweiſen;)*) und um mich gewiſſermaßen zu anticipiren, der Kenner der Leibnitziſchen Schriften ſtößt in allen Blättern auf Stellen, welche ihm Leibnitzen verrathen, und welche ohne Ende mit den ſchlagendſten Parallelſtellen, aus den bekannten Werken Leibnitzens, belegt werden können:**) — wer demnach das Leben von Leibnitz ſchreibt, hätte lediglich nach dieſem öffentlich abgelegten Bekenntniſſe des Verfaſſers des Monatlichen Auszugs eine ſchöne Seite auszufüllen, wobei er am beſten thäte, jene Stelle als „klaſſiſch" einzuſchalten; und allenfalls das Lob des Verfaſſers für die, unter den Gelehrten ſo ſeltne Selbſtverleugnung, anerkennend, hinzu zu fügen. . . .

Aber Eckhart, Eckhart ſelbſt, Er vor Allen, er, die Quelle aller vorhandenen Lebensbeſchreibungen des großen Mannes, das

---

*) Beim erſten Aufſchlagen ſtoße ich z. B. 1700 Decbr. S. 459 auf die Grabſchrift des Poeten Santelius mit der Bemerkung: „Der Herr G. W. L. hat obige Grabſchrift von dem Herrn Pinſſonio ſelbſt geſchickt bekommen, und hernach mir dieſelbe ſeiner gewöhnlichen Gütigkeit nach! mitgetheilt.

**) Einige Beiſpiele in unſerm Buche ſiehe oben S. 460. 461. ff.

Orakel über das Leben und die innern Geheimniſſe „ſeines großen Freundes;“ — er, der „Verfaſſer des Monatlichen Auszugs“ wird gewiß nicht in dem Leben Leibnitzens an ſeine Schuld vergeſſen haben? —

Die Antwort liegt vor. Was brauchts der Worte? Man ſagt manchmal von einem Schriftſteller, der kein Gedächtniß für das hat, was er vor vielen Jahren geſchrieben: das könne nicht derſelbe Schriftſteller ſein; aber weil dies nur eine Hyperbel iſt, wir aber auf den ganz trocknen, buchſtäblichen Ernſt dieſer Redensart ausgehen, ſo halten wir uns an das Faktum: daß Eckhart und der Verfaſſer des Monatlichen Auszugs, was das Ganze anlangt, einer den andern Lügen ſtrafen: Eckhart hat Leibnitzen, was das perſönliche und mitwirkende Verhältniß zu dem Journale betrift, hier in deſſen Lebenslauf ganz eliminirt; und, um es mit einem einzigen, aber, dünkt mich, alles charakteriſirenden Zuge, zu ſagen: er hat deſſen Verhältniß zu dem Monatlichen Auszuge ganz ſo dargeſtellt wie — zu dem Journal de Trevoux; ich nenne dieſes Journal, weil Eckhart, wie erwähnt, die Beiträge zu dem einen und dem andern unter einander laufen läßt; und gewiß! derjenige, welcher den Monatlichen Auszug (Leibnitzens eigene Geſtändniſſe in ſeinen Briefen zu geſchweigen) nie geſehen hat, wird, nach Eckhart's abſichtlicher Darſtellung ebenſo wenig daran denken, ein näheres Verhältniß Leibnitzens zu dem Monatlichen Auszuge — als zu dem Journal de Trévoux zu vermuthen, ungeachtet jenes in Hannover, und dieſes über hundert Meilen weit, in Trevoux herauskam .... und dies thut Eckhart, und dies thut er in dem Leben Leibnitzens (welches dem Eloge de Leibnitz par Fontenelle zu Grunde lag)! beachtet es wohl: was er, ſo lange der Monatliche Auszug ausgegeben wurde, ſo lange der Controvers über den wahren Verfaſſer herrſchte, mit vollen Händen Leibnitzen darbringt, das hat er nun, da keine Controvers mehr ſtatt fand, und Leibnitz todt iſt, mit einem Federſtriche verlöſcht, wahrlich! daß hier ein Betrug, dort aber ein Myſtification unterlaufe, läßt ſich mit Händen greifen. Sofort hört Eckharts Stimme auf, maßgebend zu ſeyn, und der Verfaſſer des Monatlichen Auszugs wird problematiſch. Dies führt uns weiter!

Dadurch, daß Eckhart Leibnitzen aus dem Journale, wie ich mich ausgedrückt, eliminirt, ſtellt er dieſes „ſein Journal“ in eine völlige Paralelle mit allen übrigen Journalen, als z. B. dem Journal de Trevoux; folglich Leibnitzen in Parallelle mit allen jenen Gelehrten, welche ihm von außerhalb Beiträge zu dem Monatlichen Auszuge biſweilen einſandten; er bedient ſich bei den namhaft gemachten Beiträgen Leibnitzens der Ausdrücke: er communicirte, er inſerirte, er ſandte (wie aus der Ferne), er fügte bei, er gab; bei nicht mehr als fünf oder ſechs Beiträgen eine merkwürdige Variation. Hier fällt dem Leſer eins auf: woher dieſe Genauigkeit und Specification im einzelnen, wenn Eckhart ſo eben ein Blatt oder ein Blättchen aus dem Kranze ſeines Helden unter der Hand ganz herausgeriſſen, und für ſich ſelbſt bei Seite gelegt hat? Widerſpricht ſich das nicht? Die Antwort ſcheint nicht weit zu holen: dieſe beiden Dinge, beim erſten Anſehen ſo contraſtirend, gleichen ſich in der Abſicht und dem Charakter Eckharts aus, wenn wir nur darauf eingehen, nemlich ſo: ſo eben hat er Leibnitzen aus dem Mitbeſitz an dem Ruhme und dem Danke des Publikums hinaus geſchoben; er heißt jetzt; Verfaſſer des Monatlichen Auszugs, ſchlechthin, es iſt ſein Journal.*) Jetzt kann ſein Journal nur gewinnen und glänzen, wenn ein Leibnitz, wie in die Acta Eruditorum, in das Journal de Trevoux etc. etc., auch in dieſes ſein Journal nach und nach verſchiedenes communicirt, inſerirt, ſendet, beifüget, giebt, einlaufen läßt ꝛc.; das Verdienſt Leibnitzens iſt dabei für den Monatlichen Auszug ein zufälliges; und der Glanz fällt auf das Journal und deſſen Verfaſſer!

Wozu noch jetzt den „undankbaren" Berichterſtatter wegen aller einzelnen Dinge, die wir ohne ihn und wie hinter ſeinem Rücken erfahren haben, auf die Folter ſpannen? Er bleibt ſtumm. Welches ſind z. B. die Recenſionen und Correſpondenzen, für welche ſich der Verfaſſer des Mon. Auszugs im allgemeinen bedankt? Eckhart ſchweigt; ſchweigt ganz z. B. auch über die zwei Recenſionen, zu welchen Leibnitz gelegentlich als Verfaſſer ſich bekannt hat (vgl. oben S. 342. No. 3. S. 427. No 26.). Wir möchten auch gar zu gern die Correſpondenzen, die Judicia, die wiſſenswürdige Dinge kennen, welche dort von Leibnitz verborgen liegen müſſen! Eckhart ſagt uns nichts, ſchlechterdings nichts! Wir ſollen gar nicht darnach fragen! das alles ſoll mit dem Monatlichen Auszug — im Strome der Lethe verſinken.

---

*) Der urſprüngliche Beſitzer des zu der Königlichen Bibliothek von Berlin gehörigen, und von mir benutzten Exemplars hat auf das Titelblatt ſchlechthin geſetzt: Autore Joh. Georg. Eccardo. Doch citirt Ludovici (I. S. 157): eine Bibliotheca Gribneriana No. 5963 wo ſtehe: Monatlicher Auszug aus neuen Büchern dirigente G. G. Leibnitio.

Es bleibt jetzt alſo nur übrig, und, weil Eckhart einmal abſolute Autorität bei dieſer Frage ſein will — an das zu halten, was Leibnitz „nach und nach in ſein Journal communicirte, inſerirte, ſandte“ ꝛc. Tritt er hier aber in Widerſpruch mit dem Texte des Monatlichen Auszugs, dann hat er ſich ſelbſt als Zeugen ruinirt. — Sehen wir nach!

No. 1. und No. 2. ſtimmen; inſofern als wir in dem Monatlichen Auszug bei No. 1. den Observationes de principiis juris, einen vornehmen Mann als Verfaſſer angeführt antreffen; dieſelbe Bezeichnung ſteht bei No. 4. und No. 6., bei den Anmerkungen über Schilters Gloſſarium, und bei dem Bedenken über den Roman von der Madonna. Eckhart, ſcheint es, hat hier zum erſtenmale uns entdeckt, daß jener „vornehme Mann“ der große Leibnitz geweſen; das konnte er, das mußte er wiſſen. Wir können uns von ihm darin nur dankbar belehren laſſen. — Ueber No. 3. die Epistola ad Gackenholzium iſt nichts zu ſagen, da Leibnitz ſich unterzeichnet.

Bedenklich wird die Angabe der „Reflexions über die Teſtamente der Prinzen von Oranien. Doch ich will hier nicht wiederholen, was ich eben in der Anmerkung dazu (S. 426—42) ausgeführt. Dies wird dort für dieſe Stufe der Unterſuchung feſtgeſtellt: daß Eckharts Bezeichnung falſch iſt! Denn wenn im Monatl. Auszug ſteht: es iſt über dieſes Büchlein eine franzöſiſche Nachricht eingelaufen; d. h. ein Auszug oder eine Recenſion: wie in aller Welt konnte er hier von Reflexions ſprechen? Es wird bald klar werden, daß Eckhart, in der Verlegenheit, Leibnitzen einige Brocken von deſſen eigner Tafel zu zuwerfen — und dabei den Leſer von der Enthüllung eines Geheimniſſes abzulenken, ſich an dem erſten den beſten Artikel gehalten hat — wo zufällig eine fremde Mitwirkung äußerlich, doch anonym vorhanden iſt. Alſo hier: eine Nachricht iſt eingelaufen — das muß Leibnitz geweſen ſein; das muß Leibnitz ſich gefallen laſſen! *)

Das ganze Gerüſt aber ſtürzt zuſammen, und begräbt den feigen und ungeſchickten Baumeiſter, ſobald wir zu den preußiſchen Aufſätzen kommen. Mit Vorbedacht habe ich dieſen Punkt oben ganz für ſich und ohne Rückſicht auf äußerliche Zeugniſſe feſtgeſtellt; das iſt der Nagel, an welchem Eckharts Autorität hängt, und mit dem ſie, um nicht wieder aufzuſtehen, fallen wird. Wir haben ge-

---

*) Hier tritt der ſeltſame Fall ein, daß einem Autor, während ihm einer das Seinige in Bauſch und Bogen entwendet, ebenſo ein ihm Fremdes aufgedrungen wird!

wieſen: daß der Auszug aus den preußiſchen Schriften, dem Texte nach, einerſeits für ſich eine kleine Gruppe, und ein Ganzes bildet, ein Ganzes, welches, als ſolches, durch eine eigene Vorrede motivirt wird, ſo wie jeder Theil davon und beſonders die beiden Anhänge, innerlich durch das Ganze, äußerlich durch die Vorrede motivirt ſind; daß aber andrerſeits die Identität und Einheit des ganzen Werkes durch die Epiſode nicht unterbrochen wird. Was hier noch hinzugefügt werden möchte, iſt, daß die Herausgabe dieſer Auszüge im Juli und Auguſt 1701, ein halbes Jahr nach der Krönung, gar nicht verſpätet erſcheint, wenn man bedenkt, daß eine ſo große Menge (zuſammen 45 Stücke) zu recenſiren oder auszuziehen waren; wozu der Recenſent ſelbſt zwei Originalaufſätze, als Zugaben, außer der Vorrede, hinzufügte.

Iſt dies klar und in ſich ſelbſt harmoniſch? O wie ſehr hat Eckhart die Beſonnenheit verloren und — ſein Geheimniß verrathen? Das Gewiſſen ſchlug ihm vielleicht, daß er zwei Originalaufſätze Leibnitzens ſtillſchweigend ſich aneignen ſollte. Genug, er trennt und zerreißt, was eins iſt und zuſammengehört: er ſpricht Leibnitzen die beiden Anhänge im Auguſt zu, und behält für ſich die Auszüge; ſagt dabei kein Wort, was dies für Auszüge, und aus welchen Schriften ſie ſeien. Wie wird er aber dieſe, aus dem natürlichen Verbande geriſſenen Anhänge (post festum) motiviren? In der Verlegenheit vergreift er ſich an der Vorrede, ſtempelt dieſe zu einem Glückwunſch um, und jetzt iſt ſeine Erzählung fertig: Leibnitz hat „als der Churfürſt von Brandenburg ſich zu Königsberg die Krone aufſetzte“ (Eckharts ſelbſteigene Worte), welches bekanntlich den 18. Januar 1701 geſchah, ſeine Glückwünſchungs-Gedanken hierüber aufgeſetzt: und dieſe, verſtehe 6 Monat nachher, in den Druck gegeben, ein wenig ſpät, es iſt wahr! — und ſie in den Anfang des Juli „ſeines Auszuges“ inſerirt. Seine Glückwünſchungs-Gedanken zum Krönungsfeſte! — Habemus confitentem reum! denn das iſt die Vorrede zu dem Auszuge ꝛc. und nichts anders; das weitere folgt von ſelbſt. — *) Ich denke,

---

*) Hier haben wir alſo wirklich die Quelle Ludovici's. Zu bemerken iſt, daß Eckhart bei den Materialien zu dem Elogium Leibnitii in den Acta Eruditorum vorſichtiger geweſen iſt; hier ſtehn nur die Anhänge, der deutſche, mit dem Titel: Annotationes etc. occasione coronationis Regis Borussiae! Auch Ludovici, wie wir geſehen, kennt nicht mehr; aber daß er mehr hätte wiſſen können, wenn er ſich nicht gefürchtet hätte, zeigt ſein ungenaues Citat.

mit Eckhart, als Autorität bei Leibnitz, und in ſeiner eignen Sache, ſind wir fertig; er iſt entlarvt.*) Er zeugt gegen ſich ſelbſt, und ihm verdanken wir die Entdeckung! denn Niemand kann uns wehren, Eckharts Zeugniß in der Hand, den Schluß auf das Ganze des Monatlichen Auszugs zu ziehen, und zu ſagen: weil uns klar geworden iſt, daß der Verfaſſer des Auszugs der Schriften über die preußiſche Krone identiſch ſei mit dem Verfaſſer des Monatlichen Auszugs; und weil aus Eckharts, obwohl halben und verfälſchten Angaben, und wider ſeinen Willen, gleichwohl hervorgeht, daß der Verfaſſer des Auszugs der preußiſchen Schriften Leibnitz geweſen iſt, ſo iſt auch Leibnitz, und nicht Eckhart der wahre Verfaſſer des Ganzen des Monatlichen Auszugs. Und aus dieſem Factum folgt die Erklärung der daſſelbe begleitenden Umſtände: nemlich auf der einen Seite des von dem Verfaſſer des Monatlichen Auszugs angenommenen und durchgeführten Tones eines jungen Menſchen — auf der andern Seite der von Leibnitz bei Veranlaſſung oft gegeben Verſicherung: daß Eckhart der Verfaſſer ſei und nicht er: nemlich, daß Leibnitz ſich dieſer Maske und dieſes Verwandes, um unerkannt zu bleiben, bedient habe. Wir haben es auch von nun ab daher gar nicht mehr gar mit Eckhart (geſchweige mit einer der ſpätern Autoritäten), ſondern nur mit Leibnitz zu thun.

— Wäre Leibnitz in unſern Augen nichts als der Gelehrte, der Polyhiſtor, dann dürfte eine ſo kühne und glücklich durchgeſetzte Verſtellung uns in Erſtaunen und Verwirrung ſetzen: da wir ihn aber nach ſeiner hiſtoriſchen Stellung und Wirkſamkeit als einen Staatsmann, einen Diplomaten und Publiciſten kennen gelernt haben, ſo ſehen wir in jener Verſtellung nichts als eine Form, welche ſeine perſönliche Stellung in der großen Welt ihm aufnöthigte. So gut, als Leibnitz in ſeiner Jugend als Verfaſſer des Specimen Demonstrationum pro eligendo Rege Polonorum, als ein polniſcher Edelmann und Wähler am Reichstage ſpricht (ſ. Erſter Band. S. 83). — ſo koſtete es ihm diesmal keine Ueberwindung, als ein junger und obſcurer Gelehrter zu ſchreiben: — ſo gut, als Leibnitz, ſo oft er auf ſeine franzöſiſche Reiſe im Jahr 1672 zu ſprechen kam, ohne Bedenken, den erſten beſten Vorwand, als den Beweggrund jener geheimnißvollen, wunderbaren Reiſe an die Hand gab*); ſo gut, ferner als er bei dem Verſuche, den er im Jahre 1673 gemacht hat, den Herzog Johann Friedrich von Hannover mit Rückſicht auf ſein damaliges „Projekt einer franzöſiſchen Expedition nach Aegypten“ zu ſondiren — ein Verſuch, welcher ſcheiterte — die Miene eines ſimpeln jungen Gelehrten (unter Erdichtung paſſender, aber nicht ſtattgefundener Umſtände annahm) da doch der große Boineburg ihm zu der Epoche ſchon einen Platz neben ſich gegeben hatte**) — ſo wenig koſtete es ihm hier, mit verſtellter Bonhommie die Feder eines jungen und obſcuren Gelehrten zu führen, und laut in ſeinem Namen zu verſichern, dieſer junge Gelehrte ſei ſein Sekretair Eckhart; und daß man Unrecht thue, ihn ſelbſt dahinter zu vermuthen!.. Brauchen wir, um uns in dieſe Poſition zu verſetzen, ſo weit zu gehen? Der Briefwechſel mit Jablonſki in dieſem Bande, welcher mit der Erſcheinung des Monatlichen Auszugs in dieſelbe Zeit fällt, veranſchaulichet uns dieſe Poſition hinlänglich; hier muß jeder ſehen, wie der große Mann, welcher beſſer als die Gelehrten und Theologen, deren Bemühungen er lenkte, die Welt und die Menſchen kannte; welcher wußte, daß auf geradem Wege den Menſchen für gewiſſe Zwecke und Wirkungen ſelten beizukommen iſt, mit den Formen ſpielt; wie er hier einen Brief für Molanus an Urſinus aufſetzt, darin er von ſich in dritter Perſon ſpricht (S. 228), dort gar einen Brief des Molanus an ihn, Leibnitz ſelbſt, ſchreibt, und ſich ſelbſt die Anrede hält. Vom Desavouiren iſt dort mehr als einmal die Rede. Glücklich trifft ſichs gar, daß dort auch einmal von dem Monatlichen Auszug zwiſchen den Korreſpondenten die Rede iſt; da Jablonſki am 9. Aug. 1703 (S. 301) Leibnitz bittet, eine gewiſſe Schrift in den Acta Hannoverana recenſiren zu laſſen; und dieſer ihn mit dem Beſcheide abfertiget (S. 206): „Die Hannöveriſchen Recenſiones ceſſiren, weil deren Autor befördert worden. Er nennt ihn nicht. Das ſoll doch Eckhart geweſen ſein. Aber Eckhart war damals nicht befördert worden; ſondern blieb in ſeiner Stellung zu Leibnitz bis zum Jahre 1706; dann erſt wurde er als Profeſſor der Geſchichte nach

---

*) Der Betrug (ſubjectiv, als Abſicht) liegt nicht ſo ſehr in der Vertauſchung des Titels: Vorrede mit: Glückwünſchungs-Gedanken, als in der erlogenen Beziehung dieſes quasi-Glückwunſchs zu einer 6 Monate früher vorgefallenen Begebenheit, der am 18. Jan. vollzogenen Preußiſchen Krönung; beides in der handgreiflichen Abſicht, von der wahren Natur dieſes Aufſatzes und ſeiner Beziehung zu dem Ganzen der Auszüge abzulenken. Daſſelbe gilt von den Anhängen.

---

*) Kur-Mainz in der Epoche von 1672. I. S. 266 ff.

**) Vgl. den erſten Band S. 277—285 und darüber Kur-Mainz ꝛc. II. S. 53 ff.

Helmſtädt befördert. Aber die Wahrheit wollte Leibnitz nicht ſagen: daß er damals Eckharten, wie dieſer ſelbſt in dem Lebenslaufe Leibnitzens (a. a. O. 175) berichtet, im Jahr 1703 nach Polen geſandt hatte, um bei dem Pater Vota wegen der Errichtung einer Akademie der Wiſſenſchaften in Dresden zu unterhandeln ... Dies ſtehe nur deshalb hier, um die Leſer recht zu überzeugen, daß man Leibnitz nicht beim Worte nehmen dürfe: indem ihr ihn zu halten vermeint, iſt er euch längſt entſchlüpft.

Alſo ſoll uns dies gar nicht aus der Faſſung bringen, daß Leibnitz ſowohl während, als nach dem Erſcheinen des Monatlichen Auszugs auf das umſtändlichſte auf Eckharts Arbeit bei jener Zeitſchrift zurückkommt.*) Im Gegentheile, dieſe häufigen und nirgends nothwendigen Ausſagen ſind an und für ſich verdächtig. Eckhart hat ſich auf dem Titel ſeines Buches und an keinem Orte genannt; er will alſo nicht genannt und bekannt ſein: warum doch nennt Leibnitz ihn, nicht einmal, ſondern vielmals; eine Indiscretion ſieht Leibnitzen nicht ähnlich; er hatte alſo eine Abſicht damit; und es iſt der Fall, zu ſprechen: er ſagt uns ſo oft, daß Eckhart der Verfaſſer des Monatlichen Auszugs ſei — daß wir ihm nicht glauben können!

Ueberhaupt ſtellt ſich die Kritik zu Leibnitz von vorn herein ſchon darum weſentlich anders, als zu Eckhart, weil Leibnitz ihr von ſelbſt entgegen kommen und die Hand reichen wird, während zwiſchen der Kritik und Eckhart kein Abkommen zu treffen war: war ſie bei dem ein Kampf und ein Krieg, ſo wird ſie dort Vermittelung. Und wie zeigt ſich dieſes? wieder nur, indem wir den Text des Monatlichen Auszugs ſelbſt als Kriterium von Leibnitzens Ausſagen gebrauchen: da wird ſich ergeben, wie Leibnitz, ich ſagte es ſchon, mit den Formen ſein Spiel treibt, und gar nicht gegen denjenigen ſich ſträubt, welcher Aufmerkſamkeit genug anwendet, um den Flor, worin er ſich einhüllt, aufzuheben. Das kommt, daß der große Mann bei dieſem Spiel ſeine Perſon nur verleugnet — nicht lügt; zwiſchen ſeinem Leugnen und Eckharts Bejahen, iſt eben das Verhältniß, wie zwiſchen Selbſtverleugnung und Lüge. Damit in dieſer Beziehung jedes Befremden ein Ende nehme, ſtehe hier ein kurzer Auszug ſeines Briefes an Basnage (von 1692) auf Anlaß ſeines Briefwechſels mit Pelliſſon, auf den ich ſchon verwieſen habe (oben S. 363. Anm. 2.). Basnage hatte geſchrieben (Feder Spec. S. 46): „Ich habe von Herrn Pelliſſon die Ausgabe in 12°. erhalten, welche den Titel führt: de la tolérance des réligions. Ihr Name ſteht mit dem ſeinigen an der Spitze; ſo iſt es Ihnen nicht mehr möglich, ſich zu verbergen, und Ihren Namen zu entziehen; die Sache iſt zu öffentlich ꝛc. Worauf Leibnitz antwortete: „Ich habe die Ausgabe in 12°. ꝛc. noch nicht geſehen. Ich hatte viele Urſachen, um nicht in meinen eignen und Privat-Namen dort zu erſcheinen (en mon propre et privé nom). Sie wiſſen, daß ein Mann, welcher ſteht, wo ich ſtehe, und wie ich bin, viele Rückſichten zu nehmen hat. (vous savez, qu'un homme qui est où je suis et comme je suis, a bien des mesures à garder). Schlecht geſinnte Perſonen werden meine Worte zum Schlechten verdrehen können, als begünſtigte ich den Indifferentismus .... Unter andern, was er „l'éloge du Roi T. C." nennt, und was mir bei einigen Unwiſſenden oder Leidenſchaftlichen ſchaden könnte, iſt nichts anders, als ein Geſtändniß der Größe dieſes Monarchen, und ein Wunſch, daß er ſie beſſer zum allgemeinen Wohle der Menſchen und ſeines eignen benutzen wolle, als er ſcheint. Ich hatte privatim geſchrieben, und es fiel mir nicht ein, daß man es bekannt machen würde. Ich hätte ſchlechten Dank, mich darüber zu beklagen. Aber wenn Sie ſich bemühen, dieſes Buch des Herrn Pelliſſon in Ihrer Histoire des ouvrages des savans zu berühren, ſo bitte ich Sie, auf die lateiniſche Relation (la Relation latine), welche ich Ihnen mitgetheilt habe, und welche in die Acta Eruditorum eingerückt werden ſein wird, Reflexion zu machen; denn die Sache iſt dort gegeben, wie es ſein muß. (car la chose y est tournée comme il faut)." — Dieſes bereits angezogene Wort veranlaßt uns noch zu einer zweiten Unterſcheidung zwiſchen dem Ableugnen von Eckhart und dem von Leibnitz: jener plump und ungeſchickt, als ein Plagiarius *); dieſer fein

---

*) Ich bringe dem Leſer folgende Textesſtellen vor Augen. An Magliabechi. Berol. 27. Dec. 1701. (Opp. V. 130). Apud me Juvenis quidam non indoctus Diarium Eruditorum jam a biennio dedit lingua Germanica, cui subinde suppedito nonnulla, quae ad me perferuntur. Etsi non passibus aequis, sequitur tamen doctissimi Tenzelii exemplum, qui curam eandem dudum deseruit. (vgl. Band I. Beilage S. 41 die Stelle über: De Jure Suprematus, an Conring). — An des Bosses, 3. Sept. 1708 (Opp. VI. 183). Dn Eccardus — cum prius secretarium meum ageret, diarium Eruditorum Germanico sermone non spernendum componebat et subinde ad Gallos scribebat. Vgl. oben S. 136 die Stelle an Bourguet.

---

*) Vgl. die Geſchichte des Plagiats an Leibnitz von Rethmeier, Erſter Band. S. 315—322.

und geſchickt, als ein Diplomat; welcher um die Wahrheit nur ein Netz ſchlingt, deſſen letzten Faden wir ſelbſt ſuchen ſollen, um den Kern herauszuwickeln.

Welchen Weg haben wir nun einzuſchlagen? mich dünkt, es iſt hier nur einer, welcher aber auch ſicher zum Ziele führen wird. So viel zeigt ſich klar, daß der Verfaſſer des Monatlichen Auszugs (wie er nun heiße) gegen das Publikum nicht aufrichtig iſt und es über ſeine Perſon zu myſtifiziren ſucht; ein einziger Fall reicht hin, uns dieſes nahe zu bringen, und dies leiſtete ſein inconſequentes und ſich widerſprechendes Benehmen bei Anlaß der Erinnerung gegen Arnold, und ſeine Proteſtation gegen Beiel (oben S. 360—363. Text und Anmerkungen); ich ſage, ein Fall wie dieſer, reicht für ſich allein hin, uns gegen alle äußere Bezeichnungen, Angaben und Verſicherungen mißtrauiſch zu machen. Wir abſtrahiren alſo von allen dieſen Angaben, als wären ſie gar nicht vorhanden, d. h. ſie ſtehen nur problematiſch da; dagegen halten wir uns an den Text, und leihen uns ganz und unbefangen dem Eindrucke, den er auf uns macht. Blatt für Blatt gehen wir die drei Jahrgänge durch, und merken genau darauf: ob in dieſen drei Jahrgängen nur Eine oder ob verſchiedene Federn darin herrſchen; und wir vergleichen das Reſultat mit den Angaben des Verfaſſers: ſo können wir ihm beikommen.

Der Leſer ſtutzt: dieſe Unterſuchung werde ich hier nicht etwa von Anfang bis zu Ende anſtellen; ich habe ſie aber für mich angeſtellt, dem Leſer kommt es nur zu, das ihm vorgelegte Endergebniß zu prüfen; dieſes iſt nicht anders, als ſo ausgefallen: daß in den vorliegenden drei Jahrgängen des Monatlichen Auszugs (wenn ich die lateiniſchen und einige ſonſt mit fremden Namen bezeichneten Artikel abrechne), alſo vom Januar 1700 bis zum December 1702 nur die eine und dieſelbe Feder (der eine und derſelbe Verfaſſer) anzutreffen iſt — bis auf den Monat September 1702. Der Verfaſſer iſt alſo im Ganzen einer; Frage: wer war der Verfaſſer?

Ich knüpfe an einige uns ſchon geläufige Fälle an.

Ludovici und die Andern, nach Eckhart, legen Leibnitzen einen Artikel: „Kurzes Bedenken über des H. Renault Abentheuern ꝛc., ſo von einem vornehmen Manne mitgetheilt worden" (oben S. 368. 5 b.) bei. Ein Herausgeber wie Dutens, geht, mit dieſer Notiz an der Hand, an den Monatlichen Auszug, und ſchreibt ihn, gleichviel ob im Original oder überſetzend, ab und in die Opera Omnia Leibnitii (V, 186 ff.). Dabei läßt er es bewenden. Was thun wir? Wir leſen *) erſtlich, daß dieſer „vornehme Mann“ ſich auf das engſte an den Verfaſſer des vorhergehenden Auszugs aus dem Buche (oben S. 365. 5 a.) anſchließt: „bei Relation des Buches von der Madonna ꝛc. fängt er an. Jenes Bedenken und dieſe Relation gehören deshalb zuſammen. Indem wir jetzt dieſe Relation leſen, entdecken wir zwiſchen ihr und dem Bedenken die vollkommenſte Gleichheit in Sprache, Ton und Behandlung: noch mehr, während die Relation an ſich ſelbſt ſchon die Kritik iſt, nemlich implicirte, durch den Vortrag der Sache das Urtheil abgiebt, welches im Bedenken nur näher und allgemeiner entwickelt iſt, ſo ſagt ſie doch wieder nicht ein Wort mehr, als nöthig iſt, um auf das Bedenken vorzubereiten: — man müßte blöde ſein, die Einheit der Feder hier nicht zu merken; man fühlt, indem man beide Stücke in Einem Zuge lieſt, ſo zu ſagen, die naſſe Feder, wenn der Autor aus dem einen in das andere übergeht; beide Artikel gehören zuſammen, ſie laſſen ſich nicht trennen, wenigſtens der zweite nicht von dem erſten; zuſammen ſind ſie auch erſchienen. Es wird klar, daß hier eine Myſtification im Spiele ſei, welche ſich aber mit ihren Verzweigungen in das Ganze verliert.

Ganz analog iſt der Fall mit No. 4 a. und 4 b. (oben S. 347. ff. und 350 ff.), und zwar wegen der damit verknüpften Umſtände ungleich anziehender und unterrichtender. Merkwürdig iſt es ſchon, daß Ludovici, ſonſt nur zuſammenklaubend, was ſeine Vorgänger notiren oder berichten, hier einmal ſich befreit, indem er, ohne Eckhart und die Acta, dem reinen Eindrucke einer Schrift ſich hingebend, von dem Geiſte und dem Gehalte dieſer Schrift ergriffen, „aus verſchiedenen Bewegründen getrieben“ drückt er ſich aus, die Erinnerung über Arnolds Kirchen- und Ketzerhiſtorie Leibnitz beilegt; wobei er ſich durch das reine, fließende und wohllautende Deutſch nicht abhalten läßt, er, der in demſelben Kapitel ein Kriterium daraus macht, daß Leibnitz unter das Deutſche beinahe die Hälfte lateiniſcher Wörter zu miſchen pflegte (S. erſten Band dieſes Werkes S. 431.) Unter N. N. verſtand er alſo Leibnitz. Daß ſchon Veiel in ſeiner Schrift gegen Arnold Leibnitzen auf der Stelle als den Verfaſſer angegeben, war ihm freilich eben ſo wenig bewußt, als daß der Monatliche Auszug bald darauf, im Februar 1701. dagegen proteſtirte — gegen dieſe Proteſtation hätte er ſchwerlich Stand gehalten; und er würde ſein Urtheil unterdrückt, oder ihm die ganz hiſtoriſche Wendung gegeben ha-

---

*) Wir leſen — nicht alle Schriftſteller leſen, was ſie unter der Feder haben oder bearbeiten —

den: Veiel habe zwar als den Verfaſſer dieſer „Erinnerung“ Leibnitzen genannt, und „aus verſchiedenen Bewegungsgründen könnte man ſich getrieben“ fühlen, ihm beizuſtimmen — allein Herr … Eckhart habe es durchaus nicht leiden wollen! würde er nach ſeiner Weiſe hinzugeſetzt haben. Maßgebend jedoch, wie Ludovici als Autorität ſich gab, bewirkte er, daß Dutens, darauf, ſie, dieſe problematiſche Schrift, in Leibnitzens Werke aufnahm, und Feder, gelegentlich wieder auf Dutens verwies. (ſ. oben S. 363. Anm. 2.)

Für uns nun hat Ludovici's Beſtimmung nur dieſes eine negative Moment, daß er den Verfaſſer des Monatlichen Auszugs, nicht auch für den Verfaſſer der „Erinnerung“ hielt. Und zu dieſer Meynung veranlaßte ihn, berechtigte ihm dem Scheine nach: die Chiffre N. N. Darüber ſind keine Worte zu verlieren. N. N. bezeichnet einen Anonymus. Ein Schriftſteller in ſeinem anonymen Werke anonym, gleichſam in einer potenzirten Anonymität — erſcheint bizarr; oder er ſpielt mit dem Publikum. Kein Zweifel aber, was ich ſchon (oben S. 361. Anm. 2.) angemerkt, daß der Verfaſſer des Monatlichen Auszugs den Anonymus als eine von ſich verſchiedene Perſon gehalten wiſſen wollte, weil er im September (oben S. 358. 4 c.) es geſteht; denn indem er ſich zu dem Auszuge aus Cyprianus bekennt, von der Erinnerung aber ſchweigt, dagegen hinzufügt, mit Arnolden wolle er, der Redakteur, ſich nicht abgeben, ſo gilt dieſes einem Bekenntniſſe, die Erinnerung ſei nicht von ihm, ſondern von dritter Hand, ganz gleich.

Wir aber nehmen gegen den Verfaſſer und gegen Ludovici (alſo auch Dutens, Feder ꝛc.) unſern kritiſchen Standpunkt ein; indem das Verhältniß, wie oben geſagt iſt, dem von 5 a und 5 b (S. oben S. 365—370) ganz analog iſt. Wir finden alſo, wie Dutens, geſtützt auf Ludovici, dieſe N. N. Erinnerung, aus dem Monatlichen Auszuge herausgreift, und ſie Leibnitzens Werken einverleibt (vgl. oben S. 350. Anm.) Ich frage wieder, was werden wir thun? Wir finden auch hier in den erſten Worten: „Ich muß es geſtehen, es hat der Herr Prof. Cyprianus“ ꝛc. einen ſo beſtimmten Rückweis auf den vorhergehenden Auszug aus des Cyprianus Anmerkungen gegen Arnold (4 a), daß nur ein ganz ſtumpfer Sinn daran ſich nicht ſtoßen ſollte. Wir leſen dieſen Auszug, dieſe Recenſion, wie wir ſagen können, weil der Verfaſſer darin offenbar ſchon für Cyprianus gegen Arnold Parthei nimmt; und indem wir die Recenſion und die darauf folgende Erinnerung in Beziehung und Zuſammenhang bringen, geht uns die Einheit des Verfaſſers des einen und des andern Artikels auf; ganz in analoger Art, wie wir vorhin bei No. 5 a. und 5 b. gefühlt und argumentirt haben. Wie dort, iſt auch hier der Auszug nichts als die Vorbereitung oder gleichſam der Text zu den ſelbſtſtändigen Betrachtungen. (Daß dort von dem Beſondern zu dem Allgemeinen, hier umgekehrt von dem Allgemeinen zu dem Beſondern übergegangen wird, thut zur Sache nichts). Beide Artikel ſind innerlich eins und zuſammengehörig; und nur ganz äußerlich geſchieden; und an der Einheit der Feder feſthaltend, ſchließen wir auch hier auf eine Myſtification des Verfaſſers. Er will, man ſolle glauben: die Erinnerung ſei nicht von ihm, ſei von einem andern; von einem, der höher ſtehe, als er, der Verfaſſer der Auszüge; (wie bei No. 5 b. wo der andere „ein vornehmer Mann" genannt wird). Ihm ſelbſt möge man dieſe Kühnheit nicht zutrauen, ihm, einem jungen, unbekannten Gelehrten; — man könnte ſonſt wohl auf den Gedanken kommen — er ſei gar nicht ein junger oder der junge Gelehrte, für den er ſich ausgebe? So und nicht anders legen wir uns, geſtützt auf die Einheit der Feder, dieſe Myſtification aus.

— Siehe da, was wir ſo eben durch eine Reflexion getroffen zu haben glauben, ſprach Veiel, ein berühmter Theolog, (ſiehe oben S. 358. 4. d.) unmittelbar und öffentlich aus; (ſ. oben S. 361. Anm. 1.) „es hat aber derſelbe große Polyhiſtor in dem Monatlichen Auszuge an Arnoldo carpiret" — verſtehen wir dieſe Inſinuation nur recht; verſtehen wir ſie ſo, wie ſie das damals leſende Publikum, und wie ſie — Leibnitz verſtanden und aufgenommen hat. In dem Monatlichen Auszuge — das ſteht hier gleich bedeutend mit: in ſeinem (verſtehe: des großen Polyhiſtors) Monatlichen Auszuge; und deshalb iſt dieſes ein locus classicus. Weit entfernt, wie wir hier thun, auf den Spitzen zu gehen und die Schranken eine nach der andern ſanft aufzuheben — tritt ſie jener Gelehrte, offen und ohne Schonung nieder, läßt ſich nicht im Geringſten durch die kleinen Künſte von N. N. ꝛc., von der beſcheidenen Sprache eines jungen Gelehrten in der Vorrede, noch die allegoriſche Titel-Vignette irre machen; ſondern haut die Sache durch und ruft im Triumphe für ſeine Sache, ganz Deutſchland hörbar: „der große Polyhiſtor hat in ſeinem Monatlichen Auszuge carpiret ꝛc." Das kommt, damals war noch kein Jahr ſeit der Ausgabe des Monatlichen Auszugs verfloſſen; da war es erlaubt, ganz auf ſein eignes unabhängiges Urtheil zu reden; indeſſen uns heute die Stricke der Autorität nach 140 Jahren von den Quellen ſo gern abhalten wollten ...

Ich habe nun ſchon in den Anmerkungen zu der gleich klaſſiſchen, feierlichen Proteſtation des Monatlichen Auszugs gegen dieſe kecke Inſinuation Veiels auf die Widerſprüche und Inconſequenzen darin im einzelnen aufmerkſam gemacht, und bei dieſer Gelegenheit die Ergebniſſe der Kritik, erklärend, kurz, aber ſcharf, der alten Meinung entgegen, ausgeſprochen; geſtehe ich es: ich hätte dieſe Anmerkungen ſparen und einfach auf dieſen Excurs verweiſen können; aber ich fand dieſe Anmerkungen für nützlich und nothwendig im Angeſichte einer gewiſſen Klaſſe von Leſern, welchen ich zeigen mußte, daß wenn ich, ohne, ja gegen die vorhergehenden Autoritäten, dem Monatlichen Auszug ſchlechthin unter Leibnitzens Werken ſeine Stelle anweiſe und hier für die deutſchen Schriften von Leibnitz gleich eine Auswahl daraus aufnehme, daß ich darüber vollkommen mit mir im Reinen und es mein ganzer Ernſt ſei; daß ich es mithin auf ihre Meinung darüber nicht erſt ankommen laſſe, ſondern ihr Nachdenken in Anſpruch nehme, und ſie einlade, wenn ſie es der Mühe werth erachten, auf die Sache einzugehen, aber nicht mit einem αὐτὸς ἔφα, es ſei dies ein Todter oder ein noch Lebender, abzuſprechen, und mein Werk bei dem Publikum in Mißcredit zu bringen; gegen ſolche Willkühr hat ein junger Autor ſich vorzuſehen; und ſo hätte ich, wenn jemand mit ſeiner Meinung oder einem „Er hat's geſagt," mein Verfahren verdächtigen und ein herausgeriſſenes (von mir ſelbſt aber erſt zur Kenntniß gebrachtes) Stück Textes mißbrauchen wollte, an jenen Noten vorläufig Pflöcke in den Boden geſchlagen, durch die auch dies Vorübergehende aufmerkſam gemacht und gehalten werden.*)

---

*) Wirklich hat ein ſolcher Gelehrte und gute Freund, verſteht ſich anonym und in einer Zeitung, mein Unternehmen zum voraus in Mißcredit zu ſetzen geſucht; und ich erwähne als merkwürdig, daß mir der Artikel — im Journal des Débats vom Juli 1837, zugeſchickt worden iſt; dieſe Verſion verdient erhalten zu werden: „On écrit de Berlin, le 5. Juillet: L'attention du monde littéraire et scientifique est fixée plus que jamais sur Leibnitz. Un jeune philologue de Berlin, qui a aussi beaucoup de remercimens à faire (sic) à la bibliothèque de Hanovre, s'occupe d'une édition complète de tous les écrits en langue allemande de Leibnitz. Nous avons appris que ces écrits formeront quatre gros volumes! Ceci doit surprendre ceux qui ne connaissent de Leibnitz d'autre ouvrage allemand, qu'un petit écrit sous le titre de Pensées qu'on ne sauroit pressentir (sic. Ueberſetzung von: Unvergreifliche Gedanken!), et qui est relatif à l'usage et aux améliorations de la langue allemande. Une telle publication est certainement propre à exciter un intérêt gé-

Hier alſo kann jene Proteſtation und Confeſſion erſt im Ganzen und Zuſammenhange erörtert und beleuchtet werden. Der Verfaſſer des Monatlichen Auszugs nimmt den von Veiel ihm hingeworfenen Handſchuh auf; hatte er ſich früher einen Schritt zu weit gewagt, ſo nimmt er dieſen Schritt jetzt freiwillig zurück, und verſchanzt ſich hinter ſein Werk, von wo er den Angriff auf das Ganze abzuſchlagen bedacht iſt. Die „Erinnerung" hatte ihn dem Publikum verrathen (auch uns, ſofern wir die Einheit des Verfaſſers in dem Auszuge und der dazu gehörigen Erinnerung erkennen;) er giebt ſie auf, d. h. er compromittirt ſich, der Noth weichend, bei dem einzelnen Artikel, um nicht bei dem Ganzen ſich blos zu geben, und zu verrathen. Der ſtreitige Artikel wird dabei Nebenſache; die Einheit des Verfaſſers des Artikels mit dem des ganzen Werkes ward entdeckt; er hatte ſich verrechnet, ging er anfangs ſelbſt darauf aus, dieſe Einheit zu verdecken und eine Verſchiedenheit zu ſimuliren. Da dies, wie Veiels Triumphgeſchrei zeigte, die Wirkung verfehlt hatte, ſo eilt er nun die künſtlich und zum Scheine geſtörte Einheit wieder herzuſtellen; eilt, ſage ich, „die beſagte Erinnerung und die Monatliche Auszüge ſelbſt" welche hier wie Theil und Ganzes zuſammengeſtellt werden, beide jedem andern als ihm, dem jungen Menſchen, als Verfaſſer, abzuſprechen, beſonders aber ſie Leibnitz abzuſprechen: daß ſie „ſeine Arbeit nicht ſeyen," und ſtrebt, ſich, als den jungen, und

---

néral; mais il est juste aussi de se demander, si, dans son zèle à attribuer ces écrits allemands au grand philosophe, l'éditeur ne seroit pas allé trop loin et — s'il ne l'auroit pas déclaré auteur de productions, qui ne sont peut-être(!) que des extraits d'autres ouvrages allemands (warum doch nur allemands!), ou qui n'ont été écrits que sous l'égide de Leibnitz (! darüber habe ich mich eben ausgeſprochen) par Eccard de Hanovre et pour le journal qui y a été publié. On doit sans doute louer le zèle qui tend à honorer la mémoire des hommes célèbres en recueillant jusqu'aux pensées les moins importantes qui leur appartiennent — mais là où il s'agit de les déclarer auteurs de productions encore inconnues, on ne sauroit être assez sur ses gardes, si on ne veut pas compromettre leurs noms." Es iſt zu loben, daß jemand ſeine Unwiſſenheit laut geſteht: aber dann ſoll er, im Gefühle derſelben, abwarten und denjenigen, welche arbeiten, die Zeit laſſen, ihre Beſtrebungen zu bewähren, nicht aber gar ihnen ſich in den Weg ſtellen. Vielleicht denkt er jetzt, daß er mich auf den Monatlichen Auszug (den er nur erſt vom Hörenſagen kannte) zuerſt aufmerkſam gemacht habe... deſto beſſer!

unter den Herren Gelehrten wenig oder gar nicht bekannten Menſchen vorzuſtellen. Schließlich merkt er an, die Erinnerung ſei nichts als der Auszug aus einem Briefe von ihm, dem jungen Menſchen, an Cyprianus. —

Wir wiſſen nicht, wie viele Leſer dem Monatlichen Auszuge dies aufs Wort geglaubt haben; daß es nicht alle geweſen ſind, beweiſt die (oben S. 362. Anm. 1.) beigebrachte Stelle aus einem Briefe von Leibnitz an Fabricius vom 13. Mai 1701, alſo vier Monate ſpäter, wo Leibnitz es nöthig achtet, von neuem zu proteſtiren, daß man ſage: Der Monatliche Auszug ſei ſein, Leibnitzens. Es geſchieht mit denſelben Wendungen, wie in dem Monatlichen Auszuge vier Monate früher! Was Leibnitz hier ausdrücklich, und in Harmonie mit der Erklärung in dem Monatlichen Auszuge einräumt, nähert ſich ſchon ſo ſehr dem Satze, gegen den er proteſtirt, daß die Kritik auf halbem Wege nicht ſtehen bleiben, ſondern das, was im Jahre 1700 Vermuthung war, heute zur Gewißheit bringen muß; und das vermag ſie; weil die Akten zum Urtheil uns vollſtändiger vorliegen, als einer von den dabei Betheiligten oder das Publikum, und am allerwenigſten Eckhart, ſich vorgeſtellt haben möge.

So viel haben wir doch nun gewonnen, daß die Methode, die Ueberſchriften und äußern Angaben problematiſch zu belaſſen, und nur auf das Innere, die Einheit der Feder zu achten, bei dieſem Falle durch die Proteſtationen des Monatl. Auszugs gegen Beiel: in 1 a. und 1 b. verſchiedene Autoren anzunehmen, glänzend beſtätigt worden! Es iſt wahr, was der Monatl. Auszug mit der einen Hand giebt, ſcheint er mit der andern zu nehmen: denn der Verfaſſer hat ſich einmal in ſchreienden Widerſpruch mit ſich ſelbſt geſtellt. Das berührt uns aber nicht; wir ſind auf die Einheit (von 1 a. und 1 b.) unabhängig und von ſelbſt gekommen, haben gleich anfangs dem Zeichen der Verſchiedenheit nicht geglaubt, und unſer eigner Widerſpruch fällt mit dem Widerſpruche des Verfaſſers wie durch Zufall zuſammen. Jetzt reißt uns der Verfaſſer mit ſich fort: er urgirt die Einheit von 1 b. mit dem Ganzen; während wir an der Einheit von 1 b. mit 1 a. uns vorläufig begnügen wollten . . . aber die Augen ſchließen werden wir auch nicht; und ſo ſehen wir bereits durch die Breſche, welche der Autor ſelbſt gebrochen hat, tief genug in das Spiel, daß er, myſtificirend, mit dem Publikum treibt. Dazu kommt, daß der Verfaſſer bei ſeiner Proteſtation und Confeſſion nichts thut, als mit ſeinen Argumenten um die Frage nur herumgehn; denn alle ſeine Argumente beruhen auf der petitio principii: daß der Schreiber der ſei, für den er ſich ausgebe: zieht man ihm dieſe weg, ſo hält auch nicht ein einziger ſeiner Gründe Stich (Siehe meine Anmerkungen dazu). Warum geht er nicht direkt auf die Sache los? dies wäre geſchehen, wenn er einen innern Grund für die Identität des Verfaſſers angab, z. B. Stil, Gehalt, Tendenz ꝛc.; noch beſſer, warum weiſt er nicht auf die Vorrede, und die allegoriſche Titelvignette? da höre und ſehe man doch wohl klärlich, daß hier ein junger Menſch rede? Ein neuerer Kritiker würde nach dem letztern Argumente zuerſt, als einem recht ſchlagenden, gegriffen haben. Aber unſer Autor ſchweigt ſtill. Er geht darüber weg. Er mußte wiſſen, was er that.

Wir ſuchen aber den Autor nichts deſto weniger und nur um ſo lebhafter in ſeinen Verſchanzungen auf: immer die Einheit der Feder *) als Norm und Kriterium gebrauchend. Ziemte es ſich, das Gleichniß weiter zu entfalten, ſo würde ich ſagen: ſo eben ſind wir dem Autor bei einem Ausfalle, den er gemacht, begegnet, und wir haben ihn genöthiget, ſich in das Innere zurückzuziehen. Nun kommt es darauf an, einen Ort ausfindig zu machen, von wo aus wir einen Angriff auf ihn ſelbſt wagen, ihn — für unſer Bewußtſein — nöthigen können, aus ſeiner bis ans Ende durchgeführten Verſtellung herauszugehen.

Dies trifft ſich, wider Verhoffen, erſt zum Ende und am Schluſſe der ganzen Arbeit. Wie der Verfaſſer bei den ſo eben erwogenen Beiſpielen bei einzelnen Stücken die Einheit des Ganzen diſſimulirt, und zwei Federn fingirt, wo nur Eine Feder wirklich vorhanden iſt, ſo iſt zum Schluſſe ein Verſuch zu erkennen und zu enthüllen, dieſe Myſtification auf Gruppen von Aufzügen, und dadurch mittelbar auf das Ganze auszudehnen.

Dieſer Fall iſt nun ohne Vergleich verwickelter und ſchwieriger, als die vorhergehenden. Um klar und deutlich zu bleiben, werde ich die eigne Beobachtung und gleichſam den realen Thatbeſtand voranſetzen; die ſonderbare Darſtellung und Wendung aber, welche der diplomatiſche Autor dieſem Thatbeſtande giebt, folgen laſſen; den Widerſpruch ſeiner Darſtellung mit der objectiven Beſchaffenheit der Sache den Leſern vor Augen bringen — und auflöſen.

Das Thatſächliche iſt nun folgendes: Wie ich ſchon ſagte, es zeigt ſich beim Leſen und Studiren dieſer monatlichen Auszüge

---

*) unter Einheit der Feder will ich hier überall nicht ein einzelnes, wie Stil ꝛc., ſondern den Complex der Individualität unſers Autors verſtanden haben.

(nach Abzug der wenigen fremden, keiner Frage unterworfenen Beiträge) durchaus *eine* und immer *dieſelbe* Feder: nur der Monat *September* 1702 frappirt durch die abſtechende Inferiorität in Allem, in Sprache, in Stil, in Behandlung und Geiſt. Ich will auf dieſe Momente hier nicht näher eingehen, ich habe weiter unten eine Gelegenheit, einen Blick darauf zu werfen; alſo ſtehe nur feſt, daß der Verfaſſer des Monatlichen Auszugs ſich hier einmal, hier das einzige mal, durch einen, *ohne Vergleich ſchwächern Mann* häte *vertreten* laſſen. Der September 1702 ſticht nun eben ſo ſehr gegen die vorangehenden Monate, Auguſt, Juli ꝛc., als gegen die auf ihn folgenden Monate, October bis December ab; *kurz, er iſt nicht aus der Feder des Verfaſſers des Monatl. Auszugs gefloſſen.*

— Was uns die Vergleichung des Stellvertreters mit unſerm *Verfaſſer* erleichtert, iſt ein, beim erſten Anblick, zufälliger, ungewöhnlicher, übrigens durch die Umſtände unſchwer erklärbarer Fall; es iſt der, daß *zwei Bücher*, welche in dem September durch den Stellvertreter recenſirt wurden (I. und II. Burcardi G. Struvii Acta Literaria, und Laurentii Begeri Disquisitio de Nummis Cretensium serpentiferis), hinterher von dem Verfaſſer (des Monatlichen Auszugs) ſelbſt zum *zweitenmale* recenſirt werden, und zwar Begeri disquisitio etc. im October VII. und Struvii Acta im November II. Doch dies iſt es nicht eben, was uns der Aufmerkſamkeit ſo gar würdig ſchiene, weil es einerſeits ein bei kritiſchen Zeitſchriften nicht ſelten vorkommender Fall iſt, daß ein wichtiges Buch zweimal von zwei Federn beſprochen wird, andererſeits aber die Verſchiedenheit der Feder des gewöhnlichen Verfaſſers ohnehin feſt genug ſteht. Es kann übrigens ein jeder durch eigne unbefangene, vorurtheilsfreie Anſchauung davon ſich Rechenſchaft geben.

Nein, unſer ganzes kritiſche Intereſſe hängt ſich an die merkwürdige Art, wie der Verfaſſer des Monatlichen Auszugs, indem er auf der letzten Seite des December von dem Leſer Abſchied nimmt, über die doppelte Recenſion zweier neulichen Bücher ſich zu entſchuldigen ſucht. Dieſe Seite ſollte mehr, als alles andere uns in Verwirrung und Verlegenheit ſetzen; ich ſchreibe ſie aber Wort für Wort ab. (Dec. 1702 S. 86—87):

„Zu merken:

Daß die drey letzten Monathe mit denen dreyen kurz vorhergehenden nicht von einem Autore verfertiget: und weil dem Autori der drey letzten Monathe der *September* nicht zu rechter Zeit communiciret worden, iſt es dannenhero geſchehen, daß des Herrn Laurentii Begeri Disquisitio Antiquaria de nummis Cretensium serpentiferis im Oktober, und Burchardii Gotthelfii Struvii Acta literaria etc. im November extrahirt werden, da doch beyde Bücher im September auch vorkommen. Weil man aber wol ſehen wird, daß in beyderley Auszügen nicht einerley Methode iſt, wird der geehrte Leſer auch in dieſer Veränderung einigen Unterſchied und Vergnügen finden, im übrigen aber dem Autori der dreyen letzten Monate dieſes Verſehen, woran er nicht ſchuldig, verzeihen."

Nach dieſer Erklärung nimmt der Verfaſſer, mit Bezug auf eine, auf der Rückſeite des Titelblatts des letzten Jahrgangs 1702 nachzuleſende Erklärung, mit dem Verſprechen Abſchied, „ein dreifaches Regiſter der Perſonen, Schriften und Materien, welche in dieſen dreyjährigen Auszügen vorkommen, nachzuliefern: welches indeß, ſo viel ich weiß, nicht von ihm gehalten worden iſt. Uns liegt an dieſem Verſprechen ſo viel, als der Verfaſſer dadurch, als den, der er iſt, nemlich den verantwortlichen Herausgeber und Verfaſſer des Ganzen, ſich zu erkennen giebt.

Sehen wir aber die ganze Erklärung an, ſo ſcheint ſie alles, was wir vorhin über den Monat September und deſſen Verhältniß zu dem übrigen Ganzen, von dem er in die Mitte genommen iſt, nach vorhergegangener, reiflicher Prüfung, ausgeſagt haben, umzuſtoßen: ergeben hat ſich uns, daß der September wohl von anderer Hand herrühre, das übrige aber die Einheit und Identität der Feder des Verfaſſers des ganzen Monatlichen Auszugs in jeder Zeile bekunde; ſo daß, wenn ein Gegenſatz hier formulirt werden ſoll, er nicht anders als ſo ſich herausſtellt: der Verfaſſer des Monatlichen Auszugs — und ſein Stellvertreter für den September 1702. Die Erklärung des Verfaſſers des Monatlichen Auszugs aber geht dieſem feſten, kategoriſchen, das Ganze umfaſſenden, als auf dem logiſchen Verhältniſſe des Theils zu dem Ganzen beruhenden Gegenſatze aus dem Wege: er ſcheidet erſtlich die letzten ſechs Monate von allem vorhergehenden; d. h. von dem Ganzen; dann aber ſtellt er von dieſen letzten 6 Monaten die drei letzten in Gegenſatz zu den drei vorletzten, dergeſtalt, daß er für die erſte Hälfte einen andern Verfaſſer anzunehmen ſcheint, als für die zweite: d. h. die Monate Juli, Auguſt und September als von der einen (interimiſtiſchen), und die Monate October, November und December von der andern (ſeiner eignen) Feder geſchrieben vorſtellt: gegen die Thatſache, daß nicht die vorhergehenden drei Monate dem Stellvertreter, ſondern der *September allein* ihm angehöre, die beiden übrigen Monate aber, Juli und Auguſt, ſo gut als October bis November (und ſonſt alles) dem Verfaſſer (des Ganzen) ſelbſt angehören; gegen die *Thatſache*, ſage ich, wenn anders die Beſchaffenheit der *Sache*, d. i. die der *Texte*, bei ſolchen Fragen maßgebend iſt, was ein geſunder Sinn keinen Augenblick verkennen wird.

Dieſe Schwierigkeit muß ſich auflöſen; dieſer Widerſpruch kann nur ſcheinbar ſein; und wirklich das Ganze iſt wieder eine Myſtification, aber eine von den feinſten. Geht man dieſer Myſtification auf den Grund, ſo findet ſich die vollkommenſte Uebereinſtimmung mit dem Objecte; der Verfaſſer will ſeine Leſer wohl in die Irre führen und, ſindem er ſich zurückzieht, im Dunkel ſtehen laſſen; aber er wird ſie *nicht belügen*, er wird ſich ſelbſt nicht diametral widerſprechen. Bemerken wir noch einmal den Unterſchied zwiſchen dem Diplomaten und dem Plagiarius: zwiſchen dem *Verfaſſer des Monatlichen Auszugs* und zwiſchen *Eckhart*; jener, indem er ſich zu verbergen ſucht, geht nie eigentlich aus ſich ſelbſt heraus, *verläßt ſich nie*, und angegriffen, kommt er, richtig erfaßt, ſich ſelbſt zu Hülfe: *Eckhart*, indem er ſich als Verfaſſer des Monatlichen Auszugs einſetzt, läßt das angemaßte Werk durch ſein plumpes Verfahren im Stich und kommt ihm nicht zu Hülfe, auch wenn das Werk ſelbſt an ihn ſich feſthalten zu wollen ſcheint; er gebietet ihm *Stillſchweigen* (mit andern Worten: er möchte das Werk gern aus der Welt haben); dafür läßt auch das Werk ihn im Stiche: den will ich ſehen, welcher Eckharten dieſem ſeinem, erſt angemaßten, nachher von demſelben im Stiche gelaſſenen Werke zu Trotz, retten wird! —

Der erſte Eindruck, den die Schluß-Erklärung des Verfaſſers auf uns macht, iſt nun der eines geſchraubten, erkünſtelten Vortrags. Wir fühlen das Bedürfniß, dieſen geſchraubten Vortrag in den natürlichen und wahren aufzulöſen; wir wiſſen ſchon, daß es der Verfaſſer des Monatlichen Auszugs iſt, welcher redet, und ſo hätte ſeine Rede, natürlich, etwa ſo lauten ſollen:

„Zu merken: Daß — ich (der Verfaſſer der drei letzten Monate, wie des Ganzen), wegen *Abweſenheit einige Zeit von meinem gewöhnlichen Orte* (Hannover) die Beſorgung des Monatlichen Auszugs einem Freunde übertragen habe, von welchem der *September* verfaßt worden iſt: weil mir aber in der Entfernung „der September nicht zu rechter Zeit communiciret worden",*) iſt es dannenhero geſchehen, daß des L. Beger Buch im October, und des Struve Buch im November recenſirt werden, während beide ſchon im September vorkommen... Weil man aber wohl ſehen wird u. ſ. w. ſo wird man mir (dem Autor der drei letzten Monate und des Ganzen) dieſes Verſehen, woran ich nicht ſchuldig, verzeihen." —

---

*) Verba ipsissima, welche den Schlüſſel zur Sache hergeben; es folgt

Hätte der Verfaſſer ſo geredet, ſo wäre gar nichts daran aufzuſetzen geweſen. Freilich... dann hätte er von ſeinen perſönlichen und Privat-Verhältniſſen etwas berühren, nemlich bekennen müſſen: daß er im Sommer des laufenden Jahres 1702 von Hannover entfernt geweſen ſei — und das wollte er vielleicht dem Publikum ſo blank und blos nicht erzählen, wollte ſo leichten Kaufes eine, vielleicht für ihn delikate Angelegenheit nicht Preis geben...

Der Verfaſſer wußte, daß man die Augen auf ihn gerichtet hielt: die Welt vermuthete... er wäre Leibnitz! da hätte er ja der Welt einen Faden an die Hand gegeben, die Sache weiter zu verfolgen.

Man hätte geſagt: nun kann er doch wohl nicht länger leugnen, daß er der wahre und einzige Verfaſſer des Monatlichen Auszugs iſt, und nicht Eckhart; auf ihn, Leibnitz, paßt dies, und ganz allein, auf Eckhart aber gar nicht! —*) Ganz Hannover weiß, daß der G. R. von Leibnitz Sommer und Herbſt 1702 in Berlin lebte, ſein Secretair Eckhart aber aus Hannover ſich nicht gerührt hat.

Dieſes muß der myſtiſche Verfaſſer des Monatlichen Auszugs haben umgehen wollen. Und dies that er wirklich durch den geſchraubten Vortrag der Sache, in welchen er — eine kleine Sophiſterei geſchickt verwebte.

Iſt es an dem, daß der Verfaſſer, indem er ſich dunkelerweiſe

---

daher nemlich die Entfernung des Verfaſſers und Schreibers von Hannover — das wird dieſer Schlüſſel ſein.

*) Es iſt hiſtoriſch, daß Leibnitz den Sommer 1702 von Hannover abweſend und in Berlin oder in Charlottenburg bei Berlin lebte. Erſtlich ſchreibt Eckhart (von Murr VII. 174), beim Jahre 1702: „Er war wie voriges, alſo auch dieſes Jahr meiſt in Berlin, um die neue Akademie neu einzurichten." Die Data ſeiner Briefe aus dem Sommer 1702 beſtätigen es: An Ludolf (Opp. VI. 169): E palatio Reginae prope Berolinum, 25. Juli 1702. An Magliabecchi (ib. V. 131): Dabam Luzeburgi in palatio Reginae prope B. 14. Octob. 1702. P. S. Ubi dies aestivi cessabunt, Regina Berolinum repetet, ego vero Hannoveram. Daß Eckhart zum erſtenmale im Jahre 1703 eine größere Reiſe von Hannover weg (nach Polen) machte, erzählt er ſelbſt, wie ſchon vorhin angeführt iſt. (Vgl. S. oben S. 362. Anm. 1.)

nur als den Verfaſſer der drei letzten Monate beſchreibt, ſich ſelbſt einen andern Verfaſſer der drei vorletzten Monate kategoriſch gegenüberſtellt? und folgt aus ſeinen Worten, daß die Monate Juli bis September einem und demſelben, gewiſſen, ſtellvertretenden Autor angehören? — Die Worte unſers Textes lauten: „daß die drey letzten Monate mit denen dreyen kurzvorhergehenden nicht von einem Auctore verfertiget —" dies iſt kein negatives, und in Bezug auf das Ganze, allgemeines, kategoriſches Urtheil; ſondern es iſt ein, in der Logik ſo genanntes (von manchen, wie man hier lernen kann, mit Unrecht als eigne logiſche Urtheilsform angefochtenes) limitatives Urtheil; die Präpoſition mit iſt eine einfache Copula, und ſteht für und; und der Satz entſpricht der Formel: die drei letzten + den drei vorletzten Monaten = den 6 letzten Monaten ſind nicht Eines Autors. Und das iſt vollkommen richtig: denn der Monat September iſt von einem fremden Autor; man iſt alſo ſchon berechtiget zu ſagen; daß die 6 letzten Monate nicht von Einem Autor ſind. Dies iſt ein limitatives Urtheil, welches aber der Verfaſſer, um zu myſtifiziren, als ein negatives Urtheil an den Mann zu bringen ſucht, was eine Sophiſterei zu heißen verdient. Bleiben wir alſo bei der Sache, wie ſie ſich in ſtreng logiſcher Form herausgeſtellt. Ein limitatives Urtheil iſt nach einer Seite zu unbegrenzt; d. h. unbegrenzt außer durch die Totalität des Genus (es heißt gewöhnlich auch: ein unendliches Urtheil, wobei nur die Grenze des Genus hinzugedacht werden muß). So iſt auch unſer Urtheil: die ſechs letzten Monate ſind nicht von Einem Verfaſſer*), unbegrenzt; die Verneinung in dem Prädikate iſt durch die angegebene Zahl nicht beſchränkt, ſondern nur durch das Ganze: und kurz, der Satz kann folgerecht bis dahin erweitert werden: Der Monatliche Auszug — iſt nicht (ganz) von Einem Autor. So gefaßt, iſt der Satz wahr und richtig; ſo gefaßt, entſpricht er vollkommen dem Reſultate der Unterſuchung, indem nemlich der Monat September 1702 nicht von dem Verfaſſer des Ganzen iſt: allein dieſe Wahrheit uns zu offenbaren, lag erſtlich nicht in der unmittelbaren Abſicht des Verfaſſers, was man einräumen wird: und zweitens, nützt ſie uns inſofern nicht, als ſie uns über den Theil, welcher ihm abgeſprochen werden ſoll, nichts Poſitives ausſagt; denn wenn er den September, wegen der beiden wiederhelten Recenſionen, namhaft macht, ſo iſt dies für uns nichts als ein Wink, der Sache näher auf den Grund zu kommen. Wir unſererſeits, die Abſicht des Verfaſſers, verſteckt zu bleiben, erkennend, und ſeinen Grund anerkennend und reſpectirend, machen den Anſpruch nicht, daß er uns etwas Poſitives ſage und ſich dadurch verrathe: wir ſind zufrieden, daß er uns **nicht widerſpreche!** und der Unterſuchung gewähren laſſe, ihn, vermag ſie es, zu entdecken. Vermeſſen wir uns zu weit, wenn wir dies gethan zu haben glauben? Gefunden haben wir, daß der Verfaſſer des Monatlichen Auszugs die **Einheit** und **Identität ſeiner ſelbſt** und ſeiner Arbeiten mehrmals auf eine künſtliche, ſogar ſophiſtiſche Art zu diſſimuliren ſucht, mithin **ſich ſelbſt** als identiſch und eins, mithin, da wir von einem Autor reden, ſich als **Individuum** dem Leſer zu entziehen ſucht; daß aber alle ſeine Künſte vor der Konſequenz der Kritik nicht Stich halten, daß ſie vielmehr beweiſen: der Autor ſei nicht aufrichtig, nicht gerade, und gebe ſich für jemand aus, der er wirklich nicht iſt, wenigſtens nicht zu ſein ſcheint: Männer wie Beiel, wie Fabricius ſagen aus: es ſei **Leibnitz**; der ſelbſt, deſſen Maske der Autor angenommen, der ſelbſt bekennt lange nachher, gepreßt durch die Konſequenz der Kritik, es ſei **nicht er**, **Eckhart**, ſondern Leibnitz: — **Leibnitz** ſelbſt endlich, in ſeinen eigenen Bekenntniſſen, geht ſo weit heraus, alles zuzugeben, nur nicht, **daß man gerade ihn nenne** (non dici nolim*)): es bleibt alſo nichts übrig, als, überwunden durch den Complex aller dieſer mit ſich übereinſtimmenden, einander ergänzenden und beſtärkenden Argumente: **den großen Leibnitz als den Verfaſſer des Monatlichen Auszugs anzuerkennen.****)

---

*) Das negative Urtheil würde lauten: S iſt nicht der Verfaſſer der letzten 6 Monate; was hier nun nicht ſtattfinden kann, da der Verfaſſer ſich ja zum October und November bekennt.

---

*) So ſchrieb Leibnitz 1696 an einen Juriſten über ſein Buch de Jure Suprematus: — ut **Libri de Suprematu** expressam mentionem facias, aut ut **eam mihi tribuas**, nihil necesse est. (Ludovici a. a. O. I. S. 341. Anm.)

) Es iſt vielleicht am rechten Orte, zu bemerken, daß auch W. E. **Tenzel, der Verfaſſer der bekannten **Monatlichen Unterredungen**, dieſe ſeine Arbeit deſavouirt hat. Wir leſen in dem Monatlichen Auszug 1701. Novemb. S. 42, in einer Aufzählung von Tenzels Schriften: „Er iſt zwar Autor der gelehrten **Monatlichen Unterredungen**, davon 10. Jahre von 1689 bis 1698 zu Leipzig herauskommen; er **will ſie** aber, weil ein und anders in Eil und **etwas frey geſchrieben, nunmehro nicht für ſeine Geburten anerkennen.**“ Dies erinnert uns an eine Aeußerung Ludovicis über die ſo eben angezogene Schrift Leibnitzens de Jure Suprematus etc., da er (I. S. 81.) ſchreibt: Merkwür-

II.

> Leibnitz . . . der, wenn es nach mir gienge, nicht eine Zeile vergebens müßte geſchrieben haben! —
> Leſſing.

Die vorſtehende Betrachtung hat das an und für ſich äußere, hiſtoriſche Factum feſtſtellen ſollen, daß wir in der deutſchen kritiſchen Monatsſchrift, unter dem Titel: Monatlicher Auszug ꝛc., eine von Leibnitz in der angenommenen Rolle ſeines jungen Gehülfen Eckhart von 1700 bis 1702 ſelbſt verfaßte und geſchriebene deutſche Zeitſchrift haben. Sollte ſich unter ſeinem Nachlaſſe das vollſtändige Manuſcript dieſer Zeitſchrift noch vorfinden, wie ein einzelnes Blatt davon mir wirklich unter die Augen gekommen und von mir an Ort und Stelle abgeſchrieben worden iſt *): — alsdann dürfte meine Bemühung ſich als überflüſſig bezeigen, indem das Vermittelte dem Unmittelbaren den Platz einräumte. Allein ich zweifele ſelbſt, daß, etwa einzelne Blätter und Bogen ausgenommen, das Ganze von dem großen Urheber als der Aufbewahrung für nothwendig und würdig geachtet worden ſei, ungeachtet er ſonſt jedes Streifchen aufhob: im Gegentheil, ich vermuthe, daß Leibnitz, um das Ge-

---

dig iſt, daß wir nirgends gefunden haben, daß ſich Hr. Leibnitz dieſes Buch zuſchreibe; denn ſo oft er bei Gelegenheit daſſelbe anführet, ſagt er allemal: „der Autor de jure suprematus etc.“ (z. B. eben S. 308.) welches nicht daher rühret, als ob er ſich des Büchelchens geſchämt hätte; vielmehr iſt dieſe Schrift, ſo klein ſie auch iſt, wegen des darinn befindlichen Vorraths der auserleſenſten Sachen ganz unſchätzbar ꝛc. Weiter unten bringe ich ein neues, das erſte Dokument bei, wo Leibnitz ſich als Autor jener Schrift bekennt und den Grund hinzufügt, warum er ſeinen Namen verſchwiegen. Es kann ſehr wohl ſich auch einmal ein offenes Bekenntniß über den Monatlichen Auszug finden.

*) Die Bevorwortung der **Parodia in Hymnum: Dies irae etc.** eben S. 371. und dort die Anm. Leibnitz wird ſich das Blatt aus dem Monatl. Ausz. nicht abgeſchrieben haben — ! denke ich. Es giebt nemlich gewiſſe Gelehrte, deren kritiſches Rüſtwerk in einer Topik von 3 oder 4 loci communes beſteht, welche ſie auswendig wiſſen, und die ihnen immer bei der Hand ſind. — Ich bemerke noch, daß Leibnitz von größern Druckſchriften z. B. ſelbſt der Theodicee die Autographa zurückbehielt.

heimniß nicht dem Zufall Preis zu geben, das Meiſte vernichtet haben werde; und, daß höchſtens, wie geſagt, abgeriſſene Blätter, wie das erwähnte, uns immer ſehr willkommen, durch Verſehen ſich erhalten haben mögen. Darüber hätte, nach Leibnitzens Tode, Niemand uns beſſer unterrichten können — als Eckhart ... wir haben aber auch gar nicht nöthig, ſolche Dinge zu wiſſen; wir halten uns an das Werk, an das gedruckte Werk, wie es vorliegt, und für ſich ſelbſt ſpricht.

Alſo ein neu entdecktes, oder, wenn man will, ein wiederaufgefundenes Werk von Leibnitz! welcher hier mit mehr Recht, als jeder andere, von Herder den „Sichtbar-Unſichtbaren“ oder „Unſichtbar-Sichtbaren“ beigezählt hätte werden können, von denen er einige in den Briefen zur Beförderung der Humanität zum Vorſchein brachte .... (ſtände nur nicht zu befürchten, daß der edle, große Schriftſteller bald ſelbſt zu den „Unſichtbar-Sichtbaren“ gehören werde ...!) denn Eckhart hat wirklich ſeine Abſicht erreicht: daß der Monatliche Auszug vergeſſen wurde, und nachgerade wie ein Codex zu achten iſt: ſo gar ſelten ſind die Exemplare. Und das iſt eigentlich das Verwerfliche an Eckhart: was er gethan, iſt ärger als ein Plagiat. Denn der Plagiarius, als ſolcher, iſt nur ungerecht, und ein Räuber gegen den Urheber des von ihm Angemaßten, aber nicht, wenigſtens nicht ganz, gegen das Publikum; und indem man ihn verachtet, muß man ihm doch danken; Eckhart aber hat zwar Leibnitz ſcheinbar nichts entwendet; aber die Mit- und die Nachwelt, bis auf dieſen Tag, um etwas ſo Koſtbares beraubt; und dies, weil er die falſche Schaam und Eitelkeit gehabt, nie geſtehen zu wollen: Der große Mann iſt todt; wiſſet, dieſe Arbeit, der Monatliche Auszug iſt nicht meine, ſondern ſeine eigne Arbeit; und Beiel und Andere hatten ganz recht geſehen. Er hat aber haben wollen, daß ich für den Verfaſſer gelte, aus vielen Rückſichten für ſeine Stellung; ich war ihm dieſen Gefallen ſchuldig. Ich habe auch, ſo lange er lebt, Schweigen beobachtet: jetzt breche ich es. Die Wahrheit kann dem Ruhme des großen Mannes keinen Nachtheil bringen; die Offenheit aber meiner Ehre nicht ſchaden, und der Wiſſenſchaft nur nützen. u. ſ. w.*)

---

*) Hier einen Fall, um das, was ich eben über die Abſtufung zwiſchen einem Plagiarius und Eckhart geſagt, für unſre ſpezielle Frage zu erhärten. Im erſten Bande dieſes Werks S. 309—323, habe ich gewieſen, daß Rethmeier an Leibnitz mit dem Lebenslaufe des Kurfürſten Ernſt Auguſt ein grobes und ihm wohl bewußtes Plagiat begangen; und daß Feder, trotz

Wie nun bei dem neu aufgefundenen Werke eines großen Mannes die natürliche Aufgabe erwächst, im Intereſſe unſres Wiſſens und unſerer Bildung, im Intereſſe für den Verfaſſer ſelbſt endlich, davon geiſtig Beſitz zu nehmen, und den neuen Zuwachs auszumeſſen: ſo die-

---

dem, daß er das Original mit dem Plagiat (wenn auch jenes in einer Ueberſetzung) mehrmals verglich, nicht ahnete, daß er dieſelbe Quelle zwei Mal verſchieden citire. (S. 318). Wahr iſt es, daß der Plagiarius ſeine Quelle zu Anfang und Ende arg mißhandelt und verkürzt hat. Aber Rethmeiers Chronik bleibt darum immer die Hauptquelle für die Hiſtoriker von Hannover und Braunſchweig. Nun aber ſtoßen wir bei demſelben Feder und in derſelben Schrift (Sophie ꝛc. im Umriſſe) in der Vorrede (S. XI.), auf das aufrichtige Bekenntniß: „kaum zu begreifen ſei es, daß weder auf der Hannoverſchen, noch auf der Göttinger Bibliothek und an mehrern, andern Orten, wo er deswegen angefragt habe, Funeralien dieſer ſo merkwürdigen Fürſtin ſich fanden: oder irgend ein ihr errichtetes literariſches Monument außer dem am Ende dieſer Schrift abgedruckten (d. i. der Grabſchrift); wie denn auch in keinem der Literatur des Landes eigends gewidmeten Bücherverzeichniſſe etwas der Art angezeigt ſei; auch nicht in den ſehr vielen handſchriftlichen Supplementen zu Bruns Biblioth. Brunsv., welche in Helmſtädt ſich befanden, wie er durch Hrn. Hofrath Bruns erfahren habe. Am meiſten aber befremde es ihn, daß Leibnitz ſich hier unbezeugt gelaſſen zu haben ſcheine, ... hätte er etwas ausgehen laſſen, ſo ſtände es doch wohl in Rethmeiers Chronik ꝛc. So weit Feder. Man ſehe alſo, wie der Monatliche Auszug in dem Lande ſelbſt, wo er herauskam, bei Lebzeiten der Kurfürſtin (um ganz abſtrakt zu reden, bei Lebzeiten von Leibnitz) herauskam, ſo total vergeſſen und verachtet gelegen, daß kein einziger die beiden lateiniſchen Gedichte auf „die durchlauchtigte, verwittwete Churfürſtin von Hannover, als erklärte Erbin der Groß-Brittaniſchen Reiche," im Mai 1701. No. IX. S. 72—77. gekannt hat, wovon das erſte, ein heroiſches Carmen von Daniel Abercromby, von dem Verfaſſer des Monatl. Auszugs — d. h. von Leibnitz, zugleich in deutſche Alexandriner überſetzt zu leſen iſt. Das andere iſt eine Inſcription, im Lapidarſtil, von einem andern, nicht genannten Gelehrten. Außer dieſen beiden Gedichten hat der Verfaſſer noch mehr als einmal Gelegenheit genommen, der Kurfürſtin ſeine Ehrfurcht und Anhänglichkeit zu erweiſen. S. oben S. 501. — Um auf die Parallele zwiſchen Eckhart und Rethmeier zurückzukommen: wenn ich (I. S. 322.) mir erlaubte, Geſchichtsforſcher auf weitere kritiſche Reviſion der Chronik Rethmeiers aufmerkſam zu machen; ſo möchte ich faſt mit Gewißheit behaupten, daß in Eckharts eigenen d. h. unter ſeinem Namen herausgegebenen Arbeiten noch manches Blatt, und mehr als ein Blatt „an der Klaue" wird erkannt werden können. Und welche Glaubwürdigkeit erhält für uns tet ſich uns jetzt eine ſolche Betrachtung in Bezug auf den Monatlichen Auszug dar, welche ſehr beziehungsreich zu werden verſpricht. Allein dies würde uns weit über die Grenzen dieſer Betrachtungen hinaus verſetzen; nur die Beziehung des Monatlichen Auszugs zu unſerm gegenwärtigen Unternehmen darf und ſoll in den wichtigſten Punkten, aber auch nur mehr angedeutet, als ausgeführt werden.

Was mir dieſes ſehr erleichtert, iſt, daß die Auswahl aus dem Monatlichen Auszuge, welche dieſem Bande einverleibt iſt, und die Stelle, welche ſie unter den übrigen deutſchen Schriften Leibnitzens überhaupt einnimmt, jene Beziehung den Leſern anſchaulicher gemacht haben muß, als meine Betrachtungen vermögen; ſo daß ich nur aus dem, nur wenig Leſern zugänglichen Ganzen dieſer Zeitſchrift einiges zur Ergänzung nachzutragen habe.

Wenn alſo beim erſten Anblick der Briefwechſel zwiſchen Jablonski und Leibnitz (mit den Beilagen) und der Monatliche Auszug blos der Chronologie nach zuſammengeſtellt werden zu müſſen ſcheinen — ſo ergiebt ſich beim nähern Eingehen in die Sache, daß beides, das eine im Geheim, das andere zwar öffentlich, aber verkappt Unternommene, aus demſelben Geiſte hervorging. Dies iſt nicht blos im Allgemeinen wahr, ſondern es läßt ſich im Beſondern und Einzelnen klar erhärten. Cultur und Religion, dies ſind die beiden Brennpunkte, um welche ſich der genannte Briefwechſel im Allgemeinen bewegt; in der politiſch-nationalen Färbung aber, welche dieſe beiden großen Tendenzen Leibnitzens am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts annehmen, treten dieſe allgemeinen Zwecke der Humanität auf als: deutſche Cultur und evangeliſche Kirche, bei der Gefahr vor der römiſchen Parthei, vertreten durch Ludwig XIV., in der Zeit nach dem Ryßwicker Frieden; (vgl. die Einleitung oben S. 67). Leibnitz fürchtete damals eine Rückkehr der Finſterniß und des Aberglaubens, ja eine Rückkehr zur Barbarei.*) In Kur-Brandenburgs,

---

der eben angeführte Bericht und Verdacht der Einwohner von Hannover über Eckharts Ruhm!.. Wohl iſt mir bekannt, daß Eckhart in unſern Landen ſehr große, ſehr zärtliche Verehrer zählt ... ein Jakob Grimm gehört aber nicht zu ihnen. (S. Grimm's Reineke Fuchs).

*) Sein Inneres liegt ausgeſprochen in folgendem Bekenntniſſe an Ludolf aus dieſer Zeit (1697. Opp. VI. 143): Ego vero, quoties video, quo calore et, ut sic dicam, aestu armorum Romana pars rem suam agat, quantum contra frigus et pene dixerim torpor occuparit Protestantes, non possum non ecclesiae male ominari. Illa qui-

in Preußens aufſteigender Macht entdeckte und erkannte er den Hort für beides, die deutſche Cultur und Nationalität, und die evangeliſche Kirche. Dies iſt die Seele ſeiner Bemühungen um die Union der Proteſtanten, und ſeiner Ideen über den Zweck und Beruf der Königlichen Societät der Wiſſenſchaften. Die letztern haben natürlich mit unſerm Gegenſtande die nächſte Verwandtſchaft und werden hier vorzugsweiſe, oder doch zuerſt in Betracht gezogen. Als allgemeine Einleitung für Beides aber leuchtet uns die köſtliche, kurz nach dem Frieden zu Ryſwick verfaßte Schrift: die „Unvorgreiflichen Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbeſſerung der teutſchen Sprache“ (Erſter Band S. 440—486), wovon ich mich nicht enthalten kann, die goldnen Worte (§. 28. S. 459) zu wiederholen: „derowegen wann wir nun etwas mehr als bisher teutſch geſinnet werden wollten, und den Ruhm unſerer Nation und Sprache etwas mehr beherzigen möchten, als einige dreißig Jahr her in dieſem gleichſam franzöſiſchen Zeit-Wechſel (periodo) geſchehen: ſo könnten wir das Böſe zum Guten kehren und ſelbſt aus unſerm Unglück Nutzen ſchöpfen, und ſowohl unſern innern Kern des alten ehrlichen Teutſchen wieder herfür ſuchen, als ſolchen mit dem neuen, äußerlichen, von den Franzoſen und andern, gleichſam erbeuteten Schmuck ausſtaffiren.“

So wie nun nach des fürſtlichen Stifters, des erſten Königs von Preußen, ſelbſteigner Abſicht und Anordnung die neue Societät eine teutſchliebende ſein ſollte (ſ. oben S. 151. 162. 165. 279. 284. und a. a. O.), ſo geht auch dieſer Gedanke in Leibnitzens Briefen, Vorſchlägen und Denkſchriften durch; ja, was nicht genug zu beherzigen iſt, wie die Grundidee in Leibnitzens Plan für die Academie offenbar die geweſen iſt, daß durch ſie eine lebendige Vermittelung zwiſchen der Wiſſenſchaft und dem Leben, zwiſchen den Gelehrten und dem Volke vorgeſtellt würde, ſo hat er ausdrücklich: Verbreitung und Populariſirung der Wiſſenſchaften in deutſcher Sprache als eine ihrer Aufgaben hervorgehoben (vgl. oben die Einleitung S. 73—75); indem es (oben S. 291) ausdrücklich heißt: weilen auch die Nicht-Studirenden billig in vielen nützlichen Dingen :c. in teutſcher Sprache unterwieſen

---

dem Deo curae erit: sed credibile tamen, luci praesenti successuram aliquam ecclipsin, nescio quam diuturnam, recuperante vires regno tenebrarum, diviso genere humano inter superstitionem et atheismum! Nulla unquam pax facta indignior Germania, periculosior Protestantium parti ...

werden ſollen, wäre der Societät deſſen Beſorgung inſonderheit aufzutragen“ ꝛc.

Aber nicht als Mittel und Organ zur Verbreitung der Wiſſenſchaften allein wird hier die deutſche Mutterſprache zu Ehren gebracht: ſondern auch zum Zweck an ſich ſelbſt, d. h. in ihrer höhern Beſtimmung als Form der National-Literatur und der Wiſſenſchaft wird ſie erhoben. Der große Mann hat ja in dieſer Hinſicht die von ihm kurz vorher, wenn gleich allgemein in den „Unvorgreiflichen Gedanken“ ausgeſprochene Ideen durch die neue Societät wollen ausgeführt ſehen; wie er denn in der That bei ſeiner erſten nach Berlin wegen Errichtung der Akademie gemachten Reiſe, im Sommer 1700, dieſen Aufſatz mitgenommen und zu leſen gegeben hat (ſ. oben S. 171).*) Der Reichthum, die Reinigkeit, endlich Glanz und Zierde, dieſe drei Stücke ſind es, welche in den Unvorgreiflichen Gedanken als die Aufgabe deutſcher Gelehrten und Schriftſteller vorgehalten werden.

Nun, was der, wie in ſo vielen, ſo namentlich auch in dieſem Punkte lange verkannte, große Mann ſeinen Landsleuten, ſowohl einzelnen, als einer neu errichteten Geſellſchaft zur Aufgabe ſtellt — das thut er zur ſelben Zeit — und wie? verſteckt, unſcheinbar, ſich ſelbſt verleugnend, gleich der Natur, welche im Verborgenen wirkt. Er ſchreibt den Monatlichen Auszug. Was bewog ihn zunächſt zu dieſer Arbeit? Darüber ertheilt die Vorrede uns Aufſchluß**); ſie giebt im Eingange einen kurzen Rückblick auf die Geſchichte der gelehrten Zeitſchriften, ſeit 1661 (der Erſcheinung des Journal des Savans); und berührt die Bemühungen in dieſer Richtung in Deutſchland in deutſcher Sprache, von Schriftſtellern wie Riſt und Harsdörfer, Tenzel, „der berühmte Herr Thomaſius zu Halle“, Zenner, etliche Annonymi und „letzlich der durch ſeine ſinnreichen Romanen bekannte Talander.“ Zu beklagen aber iſt es, heißt es dann, daß dieſe vortrefflichen Leute zuſammen dieſelbe auf die Seite geleget, und dem Teutſch-liebenden Leſer alle Nachricht von gelehrten und neuen Sachen anitzo gänzlich entzogen haben. Denn was die „Hamburger Remarquen", die „aufgefangenen Briefe", den „fliegenden Paſſagier", und andre Wochen- und Monatliche Geburten anlanget, ſo wollen ſie den Verluſt der vorigen gar nicht erſetzen; haben auch über dieſes meiſtentheils keinen gnugſamen Vorrath von neuen Sachen, und alle keine Luſt, mit der kahlen Gelehrſamkeit ſich blos und allein aufzuhalten. Daher habe mein Vorhaben, dem gelehrten Leſer einen Auszug von artigen neuen Büchern monatlich zu überliefern,*) nicht eben vor ganz unnütze gehalten, und bin nunmehro auf inſtändiges Anſuchen des Herrn Verlegers,**) daſſelbe werkſtellig zu machen, bei mir gänzlich entſchloſſen."

---

*) Leicht war daher auch der Irrthum, daß Leibnitz jenen Aufſatz ausdrücklich zum Gebrauche der Societät ausgearbeitet hätte. S. den erſten Band S. 440 – 441.

**) Die Bemerkung ſteht wohl nicht überflüſſig, daß wenn auch hier, wie durchgehend, Leibnitz redet, er doch in der von ihm angenommenen Perſon redet; und daß die Abſtraction, welche der Schreiber ausübte, nun auch der Leſer nie ganz außer Augen ſetzen darf. Wiewohl, was bald näher zur Sprache kommt, Leibnitz ſelbſt dieſe Abſtraktion meiſt fallen ließ.

Darauf ſpricht er von der Methode, und von den Grundſätzen, deren er ſich bei dieſer Arbeit bedienen werde: dies wird uns zu einigen Erläuterungen über das Ganze Anlaß geben. In der folgenden Bemerkung erkennen wir ſchon ganz Leibnitz: „Es werden demnach aller Facultäten und Wiſſenſchaften Bücher, und zwar die am meiſten, welche den meiſten Nutzen im menſchlichen Leben, und ſonderlich bey denen Gelehrten, haben, in was vor Sprache ſie auch geſchrieben, hierinnen einen Platz erhalten — und was die Ordnung und merkwürdigſten Paſſagen anlanget, excerpirt werden." Wir nehmen das folgende mit hinzu: „Des unzeitigen Urtheilens, welches nichts als Verdrüßlichkeit nach ſich zu ziehen pfleget, wird man ſich ganz entſchlagen, auch im Excerpiren kein Wort von dem ſeinigen hinzuthun. Sollte aber ohngefähr was Angenehmes oder Nothwendiges, fürnehmblich ex re literaria zu erinnern ſeyn, will man dergleichen in die unter-geſetzte kurze Anmerkungen einrücken, und von denſelbigen, als ſeinen eignen, nicht aber von dem rechten Texte, als frembden Sachen, der gelehrten Welt Red und Antwort zu geben ſich verbunden befinden." Indem Leibnitz dieſe

---

*) Man ſieht, daß der Monatliche Auszug zunächſt Tenzels, 1698 geſchloſſene Monatliche Unterredungen hat erſetzen ſollen.

**) Aus einem Briefe an Jablonski (oben S. 199) geht hervor, daß Leibnitz ſich dieſes Verlegers, N. Förſter in Hannover, bei geheimen und geheim zu haltenden Angelegenheiten zu bedienen pflegte: zu vermuthen iſt alſo, daß dieſer Verleger von Leibnitz auch hier eingeweiht worden war. Noch iſt zu bemerken, daß der Monatliche Auszug nicht in Hannover gedruckt wurde, daher er von Druckfehlern wimmelt; weshalb der Leſer im Namen des Verlegers (April 1700. S. 167) um Verzeihung gebeten wird.

Werke ſchrieb, war er der angenommenen Rolle treu: es war weiſe und geſchickt, von vorn herein die Erwartung des Publikums ſo wenig als möglich zu ſpannen, nicht höher, als was ein junger Gelehrter, „der zum erſten ſeine Feder anſetzt“, leiſten zu können ſcheint, zumal wenn er alle, ſage alle Facultäten und Wiſſenſchaften zu umfaſſen ſich unternimmt. — Allein in der Ausführung hat Leibnitz an dieſe geiſtloſe, mechaniſche Excerpten-Arbeit, wie ſich wohl erwarten läßt, nicht gehalten; wie unſre Leſer ſich durch dies Mitgetheilte aus dem Monatlichen Auszuge auf jeder Seite zum Ueberfluß überzeugen können. Daher ich es für hinreichend halte, auf dieſen Widerſpruch der Vorrede und des Werkes aufmerkſam gemacht zu haben,*) dem Leſer überlaſſend, den Werth und den Charakter dieſer Stücke (welche leicht verdoppelt und verdreifacht hätte werden können, wenn der Plan dieſes Unternehmens eine Beſchränkung nicht geboten hätte) zu würdigen und zu ſchätzen.**)

---

*) Ich merke nur an, daß Leibnitz doch ſehr oft Urtheile und Reflexionen unter den Noten angebracht hat, während er ähnliche an andern Orten in Parentheſe dem Text einſchaltete (z. B. 1700. Decbr. S. 66. u. öfter). Nach dieſem ſeinem Vorgange habe ich überall, wo es ging, die Anmerkungen als Parentheſen in den Text gegeben.

**) Sehr merkwürdig tritt uns hier Leibnitzens Urtheil und Anſicht über ein ſolches Recenſir-Inſtitut, oben S. 282 entgegen: während der Monatliche Auszug erſchien, macht er hier die Bemerkung „es ſei faſt zu viel, daß Privat-Perſonen ſich einer General-Cenſur in ihren Journaux unterfangen.“ Eine ſolche General-Cenſur im wahren Sinne übte aber der Monatliche Auszug. — Eckharts Anmaßung und Keckheit gleicht hier wieder nur ſeiner Vergeßlichkeit, da er die abſolute innere Unfähigkeit, den Mon. Auszug, wie er iſt, zu ſchreiben, nicht allein gehabt hat, ſondern auch deutlich zu verſtehen giebt. Der Leſer braucht weiter nichts, als unſre Auswahl in dieſem Bande zu kennen, und kann folgende Selbſt-Bekenntniſſe Eckharts über ſein Ingenium zu erwägen. 1711 erſchien Eckharts erſte Druckſchrift unter ſeinem Namen; die bekannte: Historia Studii Etymologici, allwo es cap. 39 heißt: — Qui enim a primis pene unguiculis me historiae atque antiquitatum patriarum disquisitioni TOTUM addixi, ac studiis academicis Lipsiae absolutis, postea per decennium et quod supererat (1698—1706 machen nicht mehr als acht Jahre! —) Illustri Leibnitio in historia colligenda operam collocavi etc. Damit ſtimmt das Bekenntniß in ſeiner Vorrede zu Leibnitz's Collectanea Etymologica (1717): — cum itaque me anno 1698 laborum suorum adjutorem elegisset, atque observasset, me non solum rerum Germanicarum studio deditum esse, sed etiam in origi-

Nicht minder beſcheiden klingt das in derſelben Vorrede hingeworfene Wort über die Schreibart. „Die Schreib-Art betreffend, wird man in ſelbiger nicht auf die Nettigkeit ſehen, ſondern ſie alſo brauchen, wie es die Sache und die Deutlichkeit erfordert, als die inſonderheit hier muß in Acht genommen werden.“ Dies führt uns auf die Geſichtspunkte und Beziehungen zurück, an welche wir die Betrachtung des Monatlichen Auszugs von vorn herein hier beſchränken wollten: — die Sprache, die deutſche Mutterſprache! gewiß, was will die Vorrede ſagen, gegenüber dem Werke ſelbſt? Nicht alles iſt ſich gleich gehalten; jedoch durchgehend iſt das Streben, ein reineres, ein gediegeneres, ein haltungs- und würdevolleres Deutſch — bei der Behandlung wiſſenſchaftlicher Gegenſtände und beſonders bei der Philoſophie als Muſter und Vorbild darzulegen. Der Text, und zunächſt unſre Auswahl ſoll reden. Vergleicht ſie mit dem ſchönſten, was in dieſem Werke von Leibnitz ſprache-ſchaffend geleiſtet worden iſt! —

Nicht genug hervorgehoben kann werden, wie der Verfaſſer keine Gelegenheit vorbeiläßt, die Möglichkeit und die Nothwendigkeit, die Wiſſenſchaften in der deutſchen Mutterſprache zu behandeln, recht nahe zu legen und eindringlich zu machen. Dabei ringt er oft ſelbſt genug mit dem Ausdrucke, meiſtens glücklich. Was er namentlich bei Ausdrücken aus dem Gebiete der Moral, Pſychologie, Metaphyſik ꝛc. verſucht oder entſchuldigt hat, iſt der Kommentar zu der bekannten Klage in den Unvergreiflichen Gedanken (§. 10—15), daß bei der Deutſchen Sprache „einiger Abgang ſich ereigne in denen Dingen, ſo man weder ſehen noch fühlen, ſondern allein durch Betrachtung erreichen kann;“ da können diejenigen, welche Leibnitz nicht verſtanden und ihn eines Mangels an Einſicht geziehen haben, lernen, was er gemeint, und daß er Recht gehabt hat.*)

---

nes et antiquitates nostrae linguae horis subsecivis inquirere etc. Dieſen offenen Bekenntniſſen (und zu ſeinem Nachtheil hat Eckhart nie etwas bekannt) widerſpricht der Monatl. Auszug ſchnurſtracks und auf jeder Seite — und hätte Eckhart beidemale den Monatlichen Auszug durch ſein Stillſchweigen desavouirt, wenn nicht das Gewiſſen und die Furcht diesmal ſtärker geweſen wären, als ſeine Eitelkeit? — oder hätte er an den Monatl. Auszug beidemale nur … vergeſſen?.. Deſto beſſer!

*) Hieher gehört die frappante Bemerkung, (oben S. 316) daß dem Wort esprit kein deutſches Wort entſpreche. Nichts deſto weniger macht Leibnitz weiterhin den Verſuch, das Wort mens wiederzugeben: durch Sinn. (1701. Mai S. 41. Vita Episcopii; deſſen Tractat vom Liberum arbi-

Die Liebe zur Reinheit wird zum Purismus getrieben. Merkwürdig iſt in dieſer Hinſicht oft ſchon die Ueberſetzung der Bücher-Titel.

In Rückſicht auf den Reichthum der Worte iſt der Monatliche Auszug faſt einem allgemeinen Gloſſarium zu vergleichen; da es wohl keinen Gegenſtand aus dem Leben und aus den Wiſſenſchaften giebt, der nicht im Laufe der drei Jahrgänge zur Sprache gekommen ſein möchte.

Beachtet man endlich das Streben nach Wohlredenheit in vielen dieſer Auszüge und Kritiken, welcher ſich beſonders in dem herrlichen ſymmetriſchen Baue der Sätze und Perioden, und dem numerus der Worte zeigt, ſo wird man aus dieſen Schriften allein einen Kranz winden können, welcher in der Geſchichte der vaterländiſchen Sprache und Literatur (in Verbindung mit dem Vorzüglichern aus Leibnitzens Feder in Deutſcher Sprache) eine Epoche bezeichnen würde: ſtände er nicht ſo iſolirt — als Leibnitz ſelbſt! —

Aber wer verbietet uns, daß wir uns rückwärts in der Geſchichte der vaterländiſchen Literatur nach Leibnitzens Paralelle umſehen?.. Ja ich wage es zu behaupten, indem ich mich von der Reinheit, Kraft, Simplicität und jener höhern Weihe, welche das Beſte unter Leibnitzens Schriften beſeelt, ergriffen fühle, daß er und er allein dem großen Reformator, Ueberſetzer und Schriftſteller Martin Luther an die Seite zu ſetzen iſt; und ſelbſt in den Ueberſetzungen. Dem Leſer ſei überlaſſen, dieſen Vergleich zu prüfen und zu verfolgen.*)

---

leium): „Er ſtatuirt darinnen, es verſtehe und wolle der Sinn (mens) ſelbſten: und ſeyn alſo der Verſtand und Wille nicht zwei vom Sinne, und unter ſich ſelbſt würklich unterſchiedene Facultäten, ſondern nur zwei Operationen des Sinnes, die er durch ſich ſelbſt hervorthue. Aus dieſem Fundamente wieſe er, wie der Menſch frey nach der Vernunft, und wider dieſelbe lebe.“

*) Die Schilderung von dem Sterben der Fräulein von Scudery (oben S. 419—420) iſt erhaben und ergreifend: „— Kaum aber iſt ſie in die Höhe gekommen, als ſie vernommen (ein trefflicher Ausdruck für innere geiſtige Wahrnehmung), wie ihr alle Lebenskräfte auf einmal vergangen ꝛc.“ bis zu den Worten: „Sie legte es alſo auf ihre Bruſt und verſchied gleich darauf ſanfte.“ Man fühlt noch die innere Bewegung des Schreibenden bei dieſen Worten. — Hat man ſich von den Eigenſchaften und Eigenthümlichkeiten der Sprache und Schreibart Leibnitzens in den Monatlichen Auszügen und verwandten Schriften (wie denn z. B. der Auszug aus Locke's Verſuch ohne die, früher ungedruckten, philoſophiſchen Abhandlungen in die-

Ich eile, um die uns übrig bleibende Seite der Betrachtung aufzunehmen. Ich habe vorhin geſagt, und hier ſoll es näher gezeigt werden, daß der Monatliche Auszug — nicht nur in dem Geiſte Leibnitzens überhaupt geſchrieben ſei (ſonſt wäre er nicht die Arbeit Leibnitzens) *): — ſondern in dem Geiſte der Tendenzen, welche bei der damaligen öffentlichen Lage, nach dem Ryſwicker Frieden, Leibnitz zu der Mitwirkung für die Errichtung der Societät der Wiſſenſchaften in Berlin, für den Frieden und die Einheit unter den Proteſtanten, und zu der Verherrlichung der proteſtantiſchen Macht, welche den Proteſtantismus und die Cultur in Deutſchland fortan zu vertreten berufen war, Preußens, begeiſterten. Um dieſen Geiſt in Bezug auf den Monatlichen Auszug nur in den Grundlinien anzudeuten; es iſt: auf der einen Seite Bekämpfung des Aberglaubens, in Wiſſenſchaft und Leben; Bekämpfung des Romanismus, in Religion und Kirche; Bekämpfung des Fanatismus in Politik und Religion nach beiden Seiten. Der Leſer muß dieſe Tendenzen in dem in dieſem Werke Mitgetheilten auf allen Blättern gefunden haben.

ſein, wie in dem erſten Bande, ganz allein in der Literatur jener Zeit ſtände) durchdrungen: dann leſe man eine der deutſchen Schriften — Eckharts, beſonders den uns ſo nahe angehenden Lebenslauf Leibnitzens. Ich führe dies ſchon nicht mehr als ein Argument für unſer Thema an — nur, weil es zu ſo manchen, weiterführenden Betrachtungen Anlaß giebt.

*) Wie viel in dieſen drei Worten geſagt iſt, fühlt und weiß Niemand beſſer, als der Herausgeber! — aber zugleich auch dies, daß nicht er, ſondern eben die Sachen ſprechen ſollen und werden. — Der Monat September 1702, von einem dritten, (der aber kein anderer, als Eckhart geweſen ſein wird), iſt in einem ganz anti-Leibnitziſchen Geiſte verfaßt. Ein Paar Stellen mögen dies deutlich machen. Oben S. 495 iſt eine Bemerkung (Leibnitzens) aus dem Monatl. Auszuge über das problematiſche Buch: De tribus Impostoribus mitgetheilt, wobei man zum Ueberfluſſe die vollkommen damit übereinſtimmende Stelle in Leibnitzens Briefe an Bierling im Jahr 1712 (Opp. V. 379) vergleichen kann. Dagegen höre man die fanatiſche, unanſtändige Aeußerung im September 1702. S. 26: „Ob dieſes verdambte Buch in der Welt, zweifeln mit Grotio Viele ... andere ſchreiben dieſes Teufels-Buch Petro Aretino und Mureto zu.“ Eine ähnliche Probe (S. 30): Briſſonius ſei 1591 in Paris ermordet worden „auf Anſtiften zweier eingefleiſchten Teufel, Cromé und Crucé“ ꝛc. Der Abſtand gleicht dem, als wenn wir uns aus der guten Geſellſchaft plötzlich unter einen Haufen auf dem Markte verſetzt fühlten! Glücklicherweiſe kommt dergleichen außer in dem Septemb. 1702, in dem ganzen Monatl. Auszug nicht wieder vor! —

Aber dieſe großen Punkte weiter aufzuführen, iſt weniger meine Abſicht, als: den Geſchichtſchreiber der Cultur und Politik in der Epoche auf dieſe Erſcheinung, als ſeine Quelle, aufmerkſam zu machen.*) — Jedem unter uns, welcher für jene Tendenzen, mehr oder weniger unmittelbar, eine lebendige Sympathie fühlt, muß es zu Herzen gehen, daß in neuern Zeiten ſowohl Katholiken als Proteſtanten, in partheiſüchtigem Streben einerſeits, und unwiſſenſchaftlicher Dumpfheit andrerſeits, den großen Mann in eine ganz ſchiefe Stellung zur Geſchichte der deutſch-proteſtantiſchen Cultur gebracht haben, in welcher wir ihn zur Zeit noch antreffen. Ich halte es daher für ſchicklich und angemeſſen, bei dieſer Gelegenheit einen Punkt zu beleuchten, welcher ſonſt unſere reine Freude an der Sache gar nicht recht aufkommen laſſen würde: den Punkt, welcher Religions-Parthei denn in Wahrheit Leibnitz in ſeinem Leben bis an ſeinen Tod, angehört habe? die große, die Menſchheit ſelbſt betheiligende Frage zu löſen: ob der große Mann in dem Laufe ſeines Lebens ſich habe von Ideen begeiſtern, oder ob er ſich von Leidenſchaften und ſchwankenden Gefühlen habe regieren laſſen? —

Ein hiſtoriſcher Rückblick auf Leibnitzens dahingehörige Beſtrebungen von ſeinem erſten geſchichtlichen Auftauchen bis zur Epoche der neuen preußiſchen Krone wird zur Beantwortung dieſer wichtigen Fragen dienen.

Daß Leibnitz ſeine Lehrjahre für höhere Staatsklugheit und Staats-Weisheit im Dienſte und an dem Hofe des großen Kurfürſten und Erzbiſchofs von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, und in dem vertrauten Umgange mit dem großen, einſtmals erſten Miniſter von Mainz, Johann Chriſtian von Boineburg, durchmacht, dies hat ſeinem Streben auch für Chriſtenthum und Kirche die Richtung gegeben. Friede, Vereinigung, Liebe, dies war die Loſung in jenen erhabenen Sphären: die Einheit und Stärke Deutſchlands bildete den politiſchen Hintergrund!**)

---

*) Weil uns an den großen, leitenden Tendenzen alles liegt, ſo ſei in dieſer Anmerkung für das eigentlich gelehrte Intereſſe geſagt, daß, nach alle dem in dieſem Bande Gegebenen, für Geſchichte der Literatur und der Erudition überhaupt, für alle Facultäten noch mit vollen Händen aus dem Monatlichen Auszuge zu ſchöpfen iſt. — Jene Tendenzen erklären aber für ſich allein, daß Leibnitz mit ſeiner Perſon hinter den Couliſſen hat bleiben wollen! —

**) Hier verweiſe ich auf den „Kritiſchen Excurs" ꝛc. am Ende des erſten Bandes dieſer Schriften.

Bevor er noch Mainz verließ, kurze Zeit vor ſeiner geheimen Sendung an den franzöſiſchen Hof, wohin er durch Ludwig XIV. zu kommen, aufgefordert worden war, um ſein Projekt eines überſeeiſchen Feldzugs mitzutheilen — gegen das Ende des Jahres 1671 überſchickte Leibnitz oder vielmehr Boineburg ſeines jungen Freundes Vorſchläge und Briefe über die Einleitungen zum Kirchenfrieden zwiſchen Katholiken und Lutheranern an Anton Arnaud in Paris.*)

Als im Jahre 1673 Leibnitz an den gelehrten Fürſten, Herzog Johann Friedrich den merkwürdigen Brief von Paris ſchrieb — um ihn von weitem für das, damals ihn noch ganz beſchäftigende Project eines Kreuzzugs gegen die Türken unter Anführung Ludwigs XIV. zu gewinnen (ſ. oben S. 12—13), wobei er ihm alle ſeine vielſeitigen und vielfältigen Leiſtungen in einer in Erſtaunen ſetzenden Ueberſicht entgegenhielt,**) legte er ein großes Gewicht auf ſeine damaligen Demonſtrationen, wonach die Transſubſtantiation nach der Definition des Tridentiniſchen Concils, und die praesentia realis der Lutheraner nach neu geſchärften metaphyſiſchen Begriffen — identiſch wären. „An welchen Dingen (ſchließt er; ſ. erſten Band S. 284) allen gewiſſenhaften Menſchen, ſonderlich hohen Potentaten, denen vieler Menſchen Wohlfahrten zu verantworten, höchlich gelegen.“ — Daß mit ſolchen politiſch-kirchlichen Beſtrebungen die eigne Geſinnung in innerer Beziehung ſtehe, wer leugnet dies? daß aber ein Lutheraner, welcher überzeugt iſt, daß ſeine katholiſchen Brüder in einem Hauptpunkte des Glaubens nicht irren, deswegen nicht ſchon für die ſeinen als ein Abtrünniger, und für die Gegenparthei als ein Gewonnener oder ein geheimer Anhänger zu gelten habe, wird, abgerechnet die Zeloten hier, und die Heuchler***) dort — niemand glauben, noch behaupten. Wie Leibnitz ſich darin ſelbſt beurtheilte, zeigt hinreichend ſein edles Bekenntniß gegen ſeinen Bruder, noch aus Paris 1675. Uebrigens aber ging er ſpäter über den damaligen ſpeculativen Standpunkt hinaus, auf welchem ihm die Transſubſtantiation ſo wenig Schwierigkeiten machte. (S. oben S. 24).

---

*) Vgl. darüber: Kur-Mainz in der Epoche von 1672. II. S. 62—64.

**) Das Nähere ebend.

***) Als einen Heuchler mit Wiſſen und Luſt muß ich bald: Tabaraud, Histoire critique des projets pour la réunion des Communions Chretiens. 1824. bezeichnen: weil er, um Leibnitz zu ruiniren, deſſen Briefe arg verſtümmelt und verfälſcht mitgetheilt hat. — Es giebt nachher Heuchler aus Noth: die Hypokriten und die Indifferenten für die Wahrheit, als ſolche.

Nachher als Leibnitz Frankreich verlaſſen und den Dienſt bei dem Herzog Johann Friedrich (einem eifrigen Convertiten) angenommen hatte, wurden zwiſchen dieſem Fürſten und ihm die Vereinigungsvorſchläge zwiſchen Katholiken und Proteſtanten wieder aufgenommen. Der Friede (von Nimwegen) im deutſchen Reiche und Frankreich: der freiſinnige Innocenz XI. auf dem päbſtlichen Stuhle; die allgemeinere Hinneigung zum Kirchenfrieden; die Freiſinnigkeit der Braunſchweig-Lüneburgiſchen Fürſten — dies alles begeiſterte Leibnitz zu einem Grade von Hoffnung, daß er an Huet, nachmaligen Biſchof von Avranches, bei Anlaß deſſen damals neuen Buches: Demonstratio evangelica, die gewichtigen Worte, vom 1. Auguſt 1679 (Opp. V. 462) ſchrieb: — Aut nunc fiet aliquid, aut, si occasiones perdemus, vereor, ne publica gaudia adhuc in aliquot secula differantur! Kurz vorher drückt er ſich aus, er hoffe zu erleben: aliquam iniri posse concordiae rationem, et honorificam Romanae Ecclesiae, et caeteris minime gravem.

Um dieſelbe Zeit hatte ſich Leibnitz auch ſchon an den, in der Kirchengeſchichte jener Zeit oft genannten Biſchof von Thina, nachher Biſchof von Neuſtadt, in einem (deutſchen) Briefe vom 24. Mai 1679, der ſich unter Leibnitzens Papieren gefunden, in dieſer Angelegenheit gerichtet. Er ſchreibt daſelbſt, es gehen an dem Hofe ſeines Herrn „große Veränderungen vor, welche zwar noch wenig bekannt: — es werden hier gute Reſolutionen, dem Reich zum Beſten, ergriffen, welche bald ausbrechen dürften. Und weil ich in Wahrheit ſagen kann (fährt Leibnitz fort), daß auch ich Gelegenheit gehabt, etwas Nützliches dabei zu thun, ſo aber Niemand ſowohl, als Ihro Durchlaucht ſelbſt bekannt, als welche mir die Gnade thut, oftmals meine Gedanken über allerhand Materien anzuhören, ſo möchte wohl wünſchen, daß ſolches am rechten Orte einigermaßen bekannt wäre. Der Ruhm iſt nicht allemahl dasjenige, ſo ich ſuche, und gilt bey mir mehr: conscientia recte factorum, als: opinio quam alii a me habere possent. Nichts deſto weniger iſt bisweilen nöthig, daß hohen Perſonen unſer gutes Gemüth bekannt ſey, damit uns Gelegenheit gegeben werde, ſolches ferner zu üben." — Dieſer Brief ſpricht für ſich ſelbſt. Gewiß hat er dazu beygetragen, daß der Biſchof von Thina noch in demſelben Jahre, 1679, und zwar mit dem Charakter eines kaiſerlichen Abgeſandten, begleitet von dem kaiſerlichen Sekretair, Herrn von Hornegk, an dem Hofe von Hannover ſich eingefunden hat.*)

---

*) Schreiben von Leibnitz an den Bibliothekar von Wolfenbüttel,

Aber der Herzog Johann Friedrich ſtarb unerwartet noch vor Ablauf dieſes Jahres, auf einer Reiſe nach Venedig, zu Augsburg. —

Sein Nachfolger, **Ernſt Auguſt**, ein Fürſt von der höchſten Begabung und großen Blicken, dabei ſelbſtſtändig und die höhere Ebenbürtigkeit ſeines Leibnitz nur um ſo mehr anerkennd und benützend, (ſiehe ſeine Charakteriſtik in dem ihm von Leibnitz geſetzten Denkmale, Erſter Band S. 359—364) — dieſer Fürſt hat zwar niemals die evangeliſche Kirche (wie ſein Bruder und Vorgänger, Johann Friedrich) verlaſſen, ſie vielmehr „geſchätzet und gefördert; gleichwohl aber (ſetzt Leibnitz ſelbſt hinzu) gegen die Andersgeſinnte (die Katholiken), keinen Haß oder Animoſität, ſondern **Moderation** erwieſen, und eine **chriſtliche Concordiam** gewünſchet.“ Dieſes Wort bildet den Fortſchritt in unſerer Erzählung.

Nemlich im Sommer 1683 kam der Biſchof von Thina, zum andern Male, nach Hannover und den andern braunſchweig-lüneburgiſchen Höfen, um, **unter Autorität des Kaiſers**, die Union zu vermitteln. Seine Verrichtung erregte Aufſehen; man wurde am franzöſiſchen Hofe ſogar aufmerkſam. **Flechier**, der große Kanzelredner, dazumal noch Vorleſer des Dauphins, gab, nach Berichten aus Deutſchland, einem Freunde durch einen Brief vom 6. November 1683 *) merkwürdige Aufſchlüſſe. Der Bericht lautete (heißt es hier), daß als ein Biſchof in partibus (der von Thina), der in jenen Gegenden verweilt, den Fürſten dieſes Hauſes den **geringen Unterſchied** (le peu de différence) vorgeſtellt in den Meinungen und in der Lehre der beiden Communionen, ſo wie die Leichtigkeit, ſich einander aufrichtig (de bonne foi) zu nähern, und als er ihnen die: Exposition de la foi de Mr. l'Evêque de Meaux gezeigt hatte, ſie ihren Miniſtern befohlen hatten, mit dem Prälaten in partibus in Konferenzen ſich einzulaſſen. Daß die **Juliſche Academie** (die Univerſität Helmſtädt), nach Prüfung des Artikels in der Exposition betreffend den Pabſt, beſchloſſen: daß man über dieſen Punkt mit uns übereinkommen müßte, und daß ſie daraus ein **öffentlich Bekenntniß machen würden** (qu'ils en feroient un acte public)

David Haniſius, vom 28. Jan. 1680. Burckhard Hist. Bibl. Aug. II. 285. „Der Beſchluß kommt vom H. von Hornegk, Kayſerl. Secretarie, ſo mit dem H. Biſchof von Thina, Kayſ. Abgeſandten, voriges Jahr in dieſen Landen geweſen.“

*) Oeuvres de Flechier édition de Nimes 1782. vol. X. p. 41. No. XXVI. à Mr. Vigier. (Bei Tabaraud citirt).

was die Fürſten gebilliget hätten. Man fügte hinzu, daß ſie die andern Punkte der Lehre prüfen werden.“ Bei dieſem Bericht achte man vorläufig auf die große Bedeutung, welche dazumal von katholiſchen Henotikern auf die bekannte und berühmte Exposition de la doctrine de l'église Catholique des Biſchofs von Condom, nachher Biſchofs von Meaux, Boſſuet, gelegt wurde.

Wirklich aber ward im Jahre 1683 in der Reſidenz Hannover ſelbſt eine Conferenz von Theologen über den Frieden und die Vereigung mit den Katholiken niedergeſetzt, welche eine Reihe von Jahren arbeitete, und deren Bemühung ſich von uns ſichtbar bis ins Jahr 1688 verfolgen laſſen. Aus einem Briefe Leibnitzens an den Landgrafen Ernſt von Heſſen-Rheinfels vom December 1683 (in Böhmer's Magazin für das Kirchenrecht, die Gelehrten-Geſchichte ꝛc. 2 Bände 1783—92) ſieht man, welche Aufregung die Hannoverſchen Verſammlungen unter den Theologen in Leipzig erregt haben.

Ich habe hier den merkwürdigen Prinzen genannt, welcher bisher bei der Frage, welche uns hier beſchäftiget, vor Andern ins Spiel gebracht worden iſt. Man wird hier ſehen, daß ihm mit Rückſicht auf Leibnitzens religiöſe Ueberzeugungen — und Schriften ein zu großer Einfluß zugeſchrieben worden. Eins ſage ich vor allem den wahrheitsliebenden Leſern: daß dabei ſowohl von Tabaraud, (und bei dem wirklich empörend), dann aber auch von Lorenz Doller, Verfaſſer „der einleitenden Vorrede zur Ueberſetzung des „Leibnitzſchen Syſtems der Theologie“ unwiſſenſchaftliche Verwendung — Mißbrauch getrieben worden iſt.*) Der Leſer muß durchaus dieſe Briefe im Originale ſelbſt geleſen haben. Ich ſetze dieſe eigene Bekanntſchaft hier voraus; und bedaure dies, daß dieſe merkwürdigen Briefe der Mehrzahl der Leſer noch nicht zugänglicher gemacht worden ſind.

---

*) Ich will billig ſein und zugeben, daß jene Theologen und Geiſtlichen bei ihrem Geſchäfte einer ihnen durch die Kirche und die Körperſchaft auferlegten Pflicht zu dienen glaubten — nicht jener freien Leidenſchaft für die Wahrheit nachgebend, welche den wiſſenſchaftlichen Forſcher anfeuert. Dem Religions-Eifer indeß haben wir die Bekanntwerdung jenes „systema theologicum“ Leibnitzens zu verdanken, welches Befangenheit auf der entgegengeſetzten Seite nur zu lange unter Schloß hielt; jener hat, ohne es zu wollen, der Wiſſenſchaft, der Wahrheit in die Hände gearbeitet! Und jetzt, da der Schleier von jenem Geheimniſſe herabgezogen, und das „systema Theologicum“ in der reizloſen hiſtoriſchen Nacktheit, als „unbrauchbar“ ſich ergeben wird (außer für die Wiſſenſchaft), wäre es eine undankbare Mühe, den Doller'ſchen Beweis refutiren zu wollen! — Die Zeit iſt auch für Leibnitz gekommen! So lange — es iſt faſt ſchau-

Eine andere Bemerkung ſchalte ich ein, und dieſe betrift die allgemeine Kirchengeſchichte. In der unhiſtoriſchen Weiſe, wie ſeither bei der Erzählung der Verhandlungen über den Kirchenfrieden von Leibnitz ſo geſprochen wurde, als hätte er dabei eine perſönliche, ihm gerade ſo gefällige Angelegenheit, nicht aber eine höhere Staats- und Kirchen-Angelegenheit, als dienendes Organ, betrieben — hat man überdies den Faden zu ſpät angeknüpft, nemlich an die Verhandlungen, die Leibnitz mit Boſſuet, d. h. der hannoverſche mit dem franzöſiſchen Hofe vom Jahre 1691 an darüber geführt hat. Von den, denſelben vorangehenden, zwiſchen Hannover und dem kaiſerlichen Hofe betriebenen ſagt man nichts: wie, wenn dieſe ſo ganz überſehenen Bemühungen die ſpätern an Intereſſe und Belehrung weit überträfen? —

Ich nehme den Faden der Erzählung wieder auf.

Dem Herzog von Hannover lag in jener kurzen Friedensperiode für das deutſche Reich viel daran, für gehegte Entwürfe zur Vergrößerung und Begründung der Macht ſeines Hauſes entweder nach der einen, oder nach der andern Seite zu ſich feſtzuſetzen; ich meine, er ſchwankte damals zwiſchen dem Kaiſer und Ludwig XIV. Die Verbindung mit Brandenburg, (welches damals von Frankreich gegen den Kaiſer gewonnen war) vermöge der Heirath zwiſchen dem Kurprinzen von Brandenburg mit der Prinzeſſin von Hannover, Sophie Charlotte[*]), näherte ihn wirklich Ludwig XIV.; und eine Erkaltung am kaiſerlichen Hofe war davon die Folge. Allein weit entfernt, zu bre-

---

terhaft zu ſagen — ſo lange war der große Mann von den Partheien als ein Todter angeſehen und behandelt; er ſelbſt todt; ſeine hinterlaſſenen Papiere todt — man trat auf ihn . . . gewiß, ſo war es! mit frecher Vermeſſenheit, welche auf die Trägheit und Gleichgültigkeit Anderer ſich verließ, hat ein jeder den großen Mann das ſagen und denken laſſen, was er von ihm gedacht und geſagt haben wollte, und uns die herrliche harmoniſche Geſtalt verzerrt und verunglimpft! der durch dumpfe, gedankenloſe Compilation, der durch freche Verfälſchung. Keiner nemlich beſorgte eine Controle . . .

[*]) Die urkundliche Begründung dieſer Sätze: in meinem Aufſatze „Zur Jugendgeſchichte der Königin von Preußen Sophie Charlotte; in dem „Freihafen“ Juli. 1838.

chen, ſchien man beiderſeits auf die Umſtände zu vertrauen, die bald eine feſte Entſcheidung herbeiführen mußten: zudem waren die jüngern hannöverſchen Prinzen in kaiſerlichen Dienſten; — man wäre dort auch gar nicht ſchwierig geweſen bei dem Uebertritt eines der Prinzen zur römiſchen Kirche für angemeſſenen weltlichen Vortheil.*)

So dauerten denn auch die Hannoverſchen Unions-Verhandlungen mit den kaiſerlichen Prälaten eine Reihe von Jahren fort; und ſie gediehen auf einen Punkt, daß der Biſchof von Neuſtatt ſelbſt Leibnitzen, bei deſſen Anweſenheit in Wien, 1688, bekannte: „er ſehe wohl ein, daß man für jetzt nicht mehr von den Hannöverſchen Theologen fordern könne.“ (Feder a. a. O. S. 72.)

Dies deutet auf einen Stillſtand hin, hier ſchließt alſo die eine Periode. Was aber, als eine geheime Epiſode, wenn man will, dieſer erſten Periode ein neues und dauerndes Intereſſe geben ſoll, wird jetzt vorkommen.

So eben iſt eine Aeußerung von Leibnitz aus einem ſeiner Briefe an die berühmte Herzogin (ſpäter Kurfürſtin) Sophie mit Rückſicht auf jenes Unions-Geſchäft angezogen worden: und dieſe, wie überhaupt die ſchätzbaren Mittheilungen aus dem Briefwechſel des Philoſophen mit der geiſtreichen und aufgeklärten Fürſtin, welche wir der Pietät Feder's für Beide verdanken, zeigen an, daß die Religions- und Kirchen-Angelegenheit zwiſchen beiden mit Intereſſe beſprochen wurde; — jedoch, hätte uns Feder außerdem oder auch nur an der Stelle den Briefwechſel von Leibnitz mit der Fürſtin Gemahl, dem Herzog Ernſt Auguſt gegeben, ſo ſollte ihm zehnfältiger Dank geworden ſein! — Leider kannte Feder die hohe Bedeutung jenes ausgezeichneten Fürſten nicht oder verkannte ſie: dieſer große Mann hat in dieſer Beziehung ein ähnliches Schickſal erfahren, als ſein Leibnitz! und zwar ziemlich allgemein. Beinahe, auch wenn man Spittler geleſen hat, würde man zu dem Wahne verleitet, Fürſtin und Fürſt hätten (wie manchmal ſonſt geſchehen) auf dem Throne die Rollen getauſcht: — was wir überall finden, bewährt ſich auch hier: was die Phantaſie reizt und beſchäftigt rückt dasjenige für die Menſchen in den Hintergrund, was ihren Ernſt und die Reflexion in Anſpruch nehmen ſoll: ſogar ein Philoſoph fühlte ſich diesmal mehr zu einer geiſtreichen Fürſtin, als zu einem in den Ernſt der Staatsweisheit eingehüllten Fürſten hingezogen!

---

*) Feder citirt eine Stelle aus einem Briefe der Herzogin Sophie an Leibnitz 1688 in Wien (Feders Sophie 61): Si Mr. l'Evêque de Neustatt pouvoit procurer quelque bon evêché à un de mes Fils cadets, leur réunion à l'église Romaine trouveroit un argument solide. Feder will dies zwar für einen Scherz angeſehen wiſſen; ich kann keinen darin finden.

Der große Fürſt correſpondirte mit ſeinem Leibnitz alſo ebenſo gern, als die geiſtreiche Fürſtin mit ihrem Leibnitz: wo denn dieſer noch einen andern Ton angeſchlagen haben wird *). Daß der Fürſt ihn ſich gleich geſtellt und ihm ein ungetheiltes Vertrauen in den wichtigſten Angelegenheiten geſchenkt habe, dies läßt ſich ſchon aus der warmen und bedeutſamen Charakterſchilderung entnehmen, welche Leibnitz, in der Friſche der Trauer, über ſeinen Verluſt entworfen hat. (Erſter Band S. 379 ff.).

Von den Briefen Ernſt Auguſts an Leibnitz habe ich nun zwar keinen geleſen: dagegen ſind mir bei der Durchſicht der Leibnitziſchen Papiere zu Hannover ein Paar Concepte von Leibnitz's Briefen an den Herzog vor Augen gekommen, welche allein mir meine Reiſe zu belohnen ſchienen; von dem einen habe ich an einem andren Ort Gebrauch gemacht (Kur. Mainz ꝛc. II. S. 75); das andere, ohne Vergleich koſtbarer, wird uns gegenwärtig als eine leuchtenden Fackel dienen. Zum beſſern Verſtändniſſe ſchicke ich folgendes voran:

Wie es damals in Deutſchland Brauch und Mode war, den

---

*) Was Leibnitz gegen die Fürſten in ſeinen Briefen ſich herausnahm, daß er mit ihnen, als ihres Gleichen redete, davon giebt der Brief an Anton Ulrich, beſonders der Schluß, (oben S. 468.) eine Probe. — Condorcet bemerkt in ſeiner Vie de Voltaire, daß vor Voltaire zwar ſchon große Männer vertraute Briefe mit Königen und Fürſten gewechſelt haben, Niemand aber mit der Freiheit als Voltaire. Aber dabei iſt vielleicht mehr Schein, als Wahrheit. Denn erſtlich iſt die Seele der Freiheit und Freimüthigkeit nicht in den Formen, ſondern in der Sache; und wer ſtreute mehr Weihrauch als Voltaire! — Zweitens aber bewegte ſich Voltaire's Correſpondenz mit den gekrönten Häuptern nur zu ſehr um literariſche und perſönliche Intereſſen; des causeries, voilà tout. Leibnitz aber verfolgte dabei ſeine großen Zwecke für die Menſchheit; — daß es faſt naiv klingt, wenn er Peter dem Großen ſagen läßt: (oben S. 468) „nur habe es ihm an einen großen Herrn gefehlt, der ſich dieſer Sach gnugſam annehmen wollen.“ — Die Mittheilung von Leibnitzens Briefwechſel mit den Fürſten und Fürſtinnen ſeiner Zeit (ganz beſonders aber mit Kurfürſt Ernſt Auguſt) aus der Königl. Bibliothek und dem Archiv zu Hannover — wäre ein recht Königliches Geſchenk an die geſammte Nation und an Europa!

Carneval in Venedig zu verbringen, hatte der Herzog Ernſt Auguſt dies auch im Jahre 1685 gethan, und kam erſt gegen den Herbſt nach Hannover wieder zurück, wie ich, unter andern, in den franzöſiſchen Geſandſchaftsberichten, in dem auswärtigen Archive und in der Königl. Bibliothek von Paris eingeſehen habe; *) die Stände boten damals das Ihrige auf, den Fürſten von der nächſten italiäniſchen Reiſe abzuhalten. Wir finden ihn auch im folgenden Jahre 1686, in wichtige Angelegenheiten, ja ſogar in einen kleinen Feldzug verflochten; nach dem, was uns Leibnitz (Lebenslauf ꝛc. Erſter Bd. S. 350) meldet. Im Monat Auguſt, ſchreibt er, des Jahres 1686 hatte ſich eine neue Unruhe, wegen der Stadt Hamburg angeſponnen. Solche beizulegen u. ſ. w. bis „ſie endlich im Anfang des Octobers zum Vergleich kommen.“

Während ſo der Herzog einige Monate von ſeiner Reſidenz abweſend lebte, war auch Leibnitz nicht in Hannover, ſondern hielt ſich im Harze auf, wo er die bekannten, obwohl zuletzt ohne Erfolg aufgegebenen Anſtalten zur Verbeſſerung des Bergwerkweſens leitete. Er kehrte nach Hannover zurück, ehe der Herzog daſelbſt eingetroffen war, aber nichts glich ſeiner Beſtürzung, als er in ſeiner Wohnung ein Paquet mit Briefen vom Herzoge an ihn antraf, welche einige Monate, durch Nachläſſigkeit eines Dritten, liegen geblieben waren. Leibnitz eilte, ſich in den Augen des Herzogs zu entſchuldigen, und zugleich ſeine Briefe zu beantworten. Zwei Entwürfe dieſer Antwort, von Leibnitzens Hand habe ich unterſcheiden können **) — davon zwar nur

---

*) Ich führe hier an: Négociations de Mr de Bourgeauville, 1685—1689. MSC. Fr. de la Bibl. R. Suppl. No. 1428. Lettre au Roi le 27. Juillet 1685. Zell) — „Il est certain que Mr. le Duc de Hanovre reviendra d'Italie pour la fin de Septembre. Les Etats du pais lui feront de fortes remonstrations pour le détourner du dessein où il est d'y retourner, mais on parle assez differemment de celui qu'il pourroit avoir de remettre l'administration au Prince ainé de ses enfans. Il souffre cependant impatiemment et l'on voit ici avec quelque chagrin et quelque inquiétude même que le Prince puis né ne veuille point consentir à la réunion des deux duchés M. le Duc de Hanovre ne donne plus à ce Prince ses pensions ordinaires et lui de son côté a congedié les gens que le Duc avoit mis auprés de lui —.

**) In einem Faſcikel mit der Aufſchrift: Variae epistolae, pleraeque sine anno, characterem religionis Leibnitii adumbrantes, Appendici Biographiae Spinolianae destinatae. Auch unſre Koncepte ſind: sine anno, ſogar sine loco et nomine. Beides geht zum Glück aus einer von ihm benutzt werden ſein kann, welche aber für uns einander ſehr ſchön ergänzen und bekräftigen. Ihr Inhalt betrifft auſſer politiſchen und andren Angelegenheiten, die damals ſchwebenden Verhandlungen über den Kirchenfrieden d. i. über die Vereinigung mit den Katholiken. Denn das iſt der hiſtoriſche Begriff der Kirchenvereinigung noch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, wie einiges aufmerkſame Studium der Dokumente lehrt; man laſſe dies keinen Augenblick aus den Augen; Vereinigung bedeutete oder ſollte vielmehr bedeuten: die unter gewiſſen, durch Uebereinkommen zu ſetzenden Bedingungen, zu erfolgende Aufnahme der (als ſchismatiſch gedachten) Proteſtanten von dem Pabſte in die römiſche katholiſche Kirche. Dieſe Bedingungen waren theils innere, das Gewiſſen der Einzelnen, theils äußere, Staat und Hierarchie betreffend; — aber noch einmal, daß die Vereinigung auf dem Boden der katholiſchen Kirche und nicht etwa dem des Proteſtantismus geſchehen

---

dem Inhalt beſtimmt hervor; Ueber die Perſonen iſt es überflüſſig zu reden: das Jahr aber erhellt aus folgender, auf J. J. Becher (vgl. oben S. 462), welcher Leibnitzen in einer Schrift verhöhnt hatte, (was daſelbſt beleuchtet wird) gehenden Stelle in dem einen Concepte: j'avois dessein de lui reprocher sa malice par une lettre particulière; mais j'apprends qu'il est mort à Londres (vgl. I. l.) sur la fin de l'année passée. Nun ſtimmen alle Berichte überein, daß jener Becher im December 1685 geſtorben iſt, folglich iſt das Dokument vom Jahre 1686, und zwar aus dem Herbſt. Denn vom Auguſt bis October 1686 dauerte die Hamburger Angelegenheit: einige Monate blieb, während Leibnitzens Arbeiten im Harze, des Herzogs Brief in Hannover liegen; — wir ſetzen alſo füglich die Antwort Leibnitzens in den Sommer oder Herbſt 1686. — Folgendes iſt der Eingang des einen, und zwar des Hauptentwurfs, welcher keinen Zweifel über die Perſon des Empfängers übrig läßt: Monseigneur. Je me tiens extrémement malheureux d'avoir passé pour criminel dans l'esprit de V. A. S. durant plusieurs mois, et cela par la faute de ceux qui me devoient envoyer mes lettres. Car pendant que j'étois au Harz, un de mes amis me faisoit tenir tout ce qui m'étoit destiné; mais le maitre de poste demandant beaucoup à son avis pour les deux paquets de V. A., il ne les prit point et oublia de m'en avertir. C'est pourquoi je ne les ai reçu qu'avanthier à mon retour. J'ai eu besoin de toute ma modération pour ne pas m'emporter sur cet accident qui m'a privé si long-temps d'une grâce si particulière que V. A. S. m'a faite, et qui a été capable de me ruiner entièrement dans son esprit.

müſſe, mit andren Worten, daß ſie von Seiten der Proteſtanten eine Rückkehr hätte bedeuten ſollen, das iſt der hiſtoriſche Begriff. Wie viel Mißverſtändniſſe von beiden Seiten hätten ſchon in neueren Zeiten vermieden werden können, wenn man dieſe rein hiſtoriſche Frage nicht durch dogmatiſch-kirchliche Intereſſen verwirrt und getrübt hätte! *) Um die Zukunft ſich ſtreiten — hat einen großen Sinn: — aber um die Vergangenheit! ....

Alſo auch Leibnitz hat die Reunion formal niemals anders, als ſo gefaßt und verſtanden; von dem Herzoge Ernſt Auguſt gilt das nemliche. Darin ſtimmte einer mit dem andern, und beide mit dem allgemein herrſchenden Bewußtſein überein. Aber nun fand ſich zwiſchen Leibnitz und dem Fürſten eine weſentliche Differenz über die innern und äußern Bedingungen der Réunion, welche beide haben wollten, ſtatt. Dieſe Differenz, um ſie in zwei Worte zu faſſen, beſtand darin: der Herzog dachte ſich die Reunion als einen reinen und abſoluten Akt der Unterwerfung unter die (actuelle) Kirche, ohne Diſcuſſion, ohne Controvers; Leibnitz dagegen hielt die Controvers der Dogmen als unerläßlichen Uebergang und Durchgang für die Vereinigung d. i. für die Rückkehr. Es waren der Philoſoph und der Staatsmann im Streite. Der Streit knüpfte ſich beſonders an das Grunddogma vom Abendmahl — an die Transſubſtantiation. (Zwar hatte, ich wiederhole es, Leibnitz vor zehn Jahren und darüber zwiſchen der lutheriſchen und der katholiſchen Auffaſſung, d. h. zwiſchen der Transſubſtantiation und der praesentia realis, eine Identität zu erkennen geglaubt — nunmehr, bei entwickelterm ſpekulativen Bewußtſein, ward es das alte Problem). Jetzt laſſe ich Leibnitz ſelbſt reden, wie er ſich in dem einen Concepte allgemein über die Frage im Ganzen ausſpricht:

— Ce que V. A. S. replique dans sa lettre à ce que j'avais écrit touchant la transsubstantiation, me fait connaitre, combien il est difficile de satisfaire même les personnes les plus équitables et les plus éclaircies, quand on n'entre pas tout-à-fait à point nommé dans leurs sentimens et pensées. Souvent de très bonnes pensées ont été empêchées, parceque des personnes bien intentionnées et qui avoient un même but se sentirent contraires en ce qu'ils n'étoient pas d'accord

---

*) Wie viel leichter begreift man z. B. auch von dieſem hiſtoriſchen Geſichtspunkte aus ſchon den damals ſo häufigen Uebertritt einzelner, ausgezeichneter Proteſtanten zur katholiſchen Kirche!

sur les moyens, dont il se falloit servir, quoique ces moyens en effet fussent bons et compatibles entre eux. La même chose arrive ici touchant le point de la paix de l'Eglise. V. A. S. s'étant appliquée à l'établir sur l'antiquité et sur la méthode compendieuse de l'autorité d'une église visible, ne semble point approuver qu'on entre dans le détail des controverses, et me réproche que je m'éloigne par-là des vrais principes. Pour moi, je peux dire d'avoir étudié l'antiquité et d' estimer infinement une tradition de l'Eglise Catholique: j'ai crù néanmoins, qu'il seroit important, non pas en effet pour tout le monde, mais pour ceux qui y semblent propres, d'y joindre une discussion exacte des matières, pour n'avoir rien à se reprocher et pour agir avec toute la sincérité et toute l'exactitude possibles, sans déguisement et sans dissimulation —

Der hervorſtechende Punkt iſt hier: la paix de l'Eglise, alſo nichts blos Perſönliches. Leibnitz hält es für unumgänglich, daß man eingehe: dans le détail des controverses; wenn gleich der Fürſt glaubt, daß er ſich dadurch von den wahren Principien entferne. Er glaubt genau das Alterthum zu kennen, und eine Tradition der katholiſchen Kirche unendlich zu ſchätzen; doch das genüge dem Philoſophen nicht: der bedürfe, zur Genugthuung ſeines religiöſen und moraliſchen Gewiſſens, einer: discussion exacte des matières.

In dem Auszuge, der nun aus dem andern und größern Koncepte folgt, geht der Philoſoph umſtändlicher auf dieſe Ideen ein, und, was merkwürdig iſt, er ſpricht darin zu Anfang von ſich ſelbſt. Anlaß giebt ihm die Erwähnung des berühmten Arnaud, deſſelben, welchem er früher von Mainz aus Vorſchläge zur Kirchenvereinigung enthuſiaſtiſch mitgetheilt hatte. Er ſchreibt, wie folgt:

— J'ai eu l'honneur de connoitre particulièrement ce M. Arnaud, quand j'étois à Paris; il avoit aussi la bonté de faire quelque estime de moi, et quand je partis de Paris pour me rendre à Hanover, il me donna une lettre pour un Capucin d'ici, qui lui avoit demandé quelque chose touchant la créance des Grecs en matière de transsubstantiation, où il avoit mis à mon louange des expressions qui m'auroient empéché de porter ces lettres, si je les avois lues; mais je ne l'appris qu' à Hanover, que M. Arnaud avoit écrit, qu'il ne me manquoit que la vraie réligion, pour être véritablement un

des grands hommes de ce siècle.*) Mais comme je n'ai jamais affecté une grande réputation, et que j'ai plutôt tâché de couvrir mon nom, quand j'ai publié quelque chose, comme lorsque le livre de Caesarinus Furstenerius fut imprimé par ordre de feu Prince,**) il n'a aussi jamais tenu à moi d'être du côté de la vérité. Et ce qui m'avoit le plus detourné des sentimens de l'Eglise Romaine, c'étoit (car à présent je ne parle pas de la pratique) principalement les difficultés, qui se trouvoient dans la Transsubstantiation, et les démonstrations que je crois d'avoir sur les matières approchantes de la Grâce. J'ai toujours tâché de me satisfaire, et peu s'en faut, que je n'aye pas réussi entièrement. Mais ces matières demandant des méditations exactes sur la partie la plus profonde des metaphysiques, la facilité, qu'il y a de se tromper là-dessus, avant que d'avoir rangé ses raisonnemens d'une manière rigoureuse à la façon d'un calcul, m'en empêche de former un jugement définitif. M. Arnauld, qui entend parfaitement la philosophie moderne, et qui paroit Cartesien, n'a jamais osé toucher cette corde, ou répondre aux difficultés presqu' invincibles qui semblent combattre la Transsubstantiation, peut-être parcequ'il croyoit que son explication seroit condamnée, quand elle paroitrait. „De sorte que voici comme je crois qu'il faudroit faire pour aller sûrement en ces matières: Savoir il faudroit qu'un homme méditatif, qui n'est pas éloigné de la réunion, composât une exposition de la foi, un peu plus particularisée que celle de M. de Condom, où il tâcheroit de s'expliquer le plus exactement et le plus sincérement possible sur les articles disputés, évitant les équivoques et les termes de la chicane scholastique et ne parlant que par des expressions naturelles. Et il soumettroit cette explication au jugement de quelques savans evêques des plus moderés (du parti de l'Eglise Romaine)*), dissimulant et son nom et son parti. Et pour les faire juger d'autant plus favorablement, il ne demanderoit point s'ils sont de son sentiment, mais seulement, s'ils tiennent son sentiment pour tolérable dans leur église“.

---

*) Dieſer Umſtand iſt ſchon früher, obwohl nicht ſo vollſtändig wie hier, bekannt geweſen aus einem Briefe Leibnitzens an den Landgrafen Ernſt von Heſſen-Rheinfels, vom 27. April 1683, den man in Oeuvres d'Antoine Arnaud IV. p. 188. (im Auszug) lieſt: „Quand je retournai en Allemagne, par ordre de feu M. le Duc Jean Frédéric, il (sc. Arnaud) me donna une réponse à un Capucin français démeurant à Hanover, qui lui avoit demandé des particularités sur la croyance des Grecs touchant la Transsubstantiation. Là-dessus il dit de moi en passant quelque chose de si extraordinairement favorable, que je n'aurois pas osé porter la lettre, si je l'avois su, et je ne l'ai appris que dépuis par le Prince même, qui avoit retenu cette lettre.

**) De jure Suprematus Principum Germaniae. Dieſe Stelle habe ich eben im Sinne gehabt, als ich von jenem Buche, das Leibnitz ſonſt überall verleugnete, geredet.

V. A. S. me dira qu'il ne faut pas tant de façons, et on peut être de la Communion de Rome sans entrer dans ce détail. Je réponds distinguendo: Une personne, qui n'a pas approfondi ces matières et n'a pas dessein de les approfondir, est aisée à satisfaire. Mais celui, qui a médité sur les choses, doit aller sincérement, et s'il soupçonne, que certains de ses sentimens pourroient être condamnés, il se doit expliquer de bonne heure. Autrement il se pourroit exposer à des conjonctures fâcheuses, si quelque jour on le vouloit faire avouer des choses qu'il ne sauroit approuver. Ce qu'il arriva à Galilei, qu'on força à abjurer le mouvement de la terre.

Personne ne pourroit en ce cas faire obtenir sous mains une approbation de cette nature que V. A. S. Et pour mieux dresser une telle Exposition, il faudroit la concilier avec V. A. même. Mais soit que cela réussisse ou non, celui qui fait le sien pour n'être point dans le schisme, est en effet dans l'église, au moins „in foro interno,“ suivant l'expression de V. A. S. que je trouve excellente. Je crois cependant que l'approbation des Evêques suffiroit, et que celle de Rome ne seroit point si nécessaire. Peut-être pourtant qu'on le pourroit espérer, si on s'y prenoit comme il faut, et je sais qu'il y a des personnes à Rome qui y pourroient servir. Mais on ne sauroit bien espèrer quelque chose de cette nature sans une grande application.

Je ne sais si V. A. S. a vû M. l'Evêque de Tina, autrement ce Père Royan, qui a été dans nos Cours il n'y a pas

---

*) Die Worte: du parti de l'Eglise Romaine ſind im Autograph durchgeſtrichen, und in der That nicht nothwendig.

long-temps, pour proposer des voies d'accomodement en matière de religion, et ce qu' Elle en juge.

Il me semble que V. A. S. n'a pas pris mon sens touchant ce que javois écrit à l'égard d'une exposition raisonnable des matières de foi, qui fisse voir qu'il n'y a pas de contradiction. Cela ne déroge point à l'autorité d'une tradition perpetuelle de l'Eglise Romaine. Car ceux qui tiennent, que quelque dogme de l'Eglise Romaine implique contradiction, tiendront aussi, que l'Eglise ne les à pas enseignés, et se croiront en droit de donner aux passages de la St. Ecriture et de St. pères une explication, qui selon eux évite l'absurdité, outre que les Pères parlent souvent assez obscurément et assez variablement sur les articles, qui n'étoient pas agités de leur temps, par exemple St. Augustin. —

So weit unſer Dokument. Eine Menge Strahlen ergießen ſich wie aus einem Lichtpunkte von daher vor- und rückwärts auf das Leben unſers Philoſophen; uns feſſelt hier vor allem eins: die äußere und innere Geſchichte des berufenen Systema Theologicum von Leibnitz iſt uns durch dieſes Dokument gegeben; allem Streit darüber wird dadurch ein Ende gemacht. Wenn aber irgend, ſo muß ich mir hier die gedrängteſte Kürze zum Geſetz machen: wollte eine unſerer theologiſchen oder philoſophiſchen Zeitſchriften einer ausführlicheren Begründung unſrer Sätze Raum geben, ſo werde ich eine ſolche gern nachtragen.

Ich muß nur meinen Standpunkt, den Standpunkt der Kritik, deutlich bezeichnen. Die „systema Theologicum" betitelte Schrift *) iſt für mich — ein gedrucktes Manuſcript ohne Titel und Jahreszahl, nach Leibnitzens Autograph, nichts weiter: ich verfahre, als wenn ich erſt es unter Leibnitzens Papieren zu Hannover entdeckt hätte (und ich hätte nicht geſäumt, die Welt damit bekannt zu machen): — als wenn ich wenigſtens hier die erſte Nachricht davon gäbe.

Mein Manuſcript hat keinen Titel. Ihr ſetzt voraus, daß ich Euch davon nicht ſprechen werde, ohne es ganz aufmerkſam von Anfang bis zu Ende, und wohl mehr als einmal, geleſen, geprüft, ſtudirt zu haben; ihr ſetzt auch, nur mit Recht, voraus, daß ein großer Mann nichts ohne Zweck thue, und etwa nicht gar faſele: εἰκὸς μέντοι, ἄνδρα σοφὸν μὴ ληρεῖν, wandte Sokrates (Plato im Theätet) ſogar

---

*) Bekanntlich iſt dieſer Titel die Erfindung eines der ehemaligen Bibliothekare von Hannover.

auf die Sophiſten an: und Leibnitz wird gefaſelt haben? — Nein, er hat einen Zweck gehabt! und dieſen Zweck wird nothwendig das Manuſcript ausſprechen.

Der Zweck dieſes Manuſcripts ohne Titel iſt, laut dem Inhalte: Reunion der Proteſtanten und Katholiken durch einen Verſuch der Ausgleichung der Controverſen beider Theile in Form einer Expoſition — von einem verkappten Proteſtanten: denn Leibnitz war Proteſtant; und der Titel dieſes Manuſcripts müßte etwa ſo lauten: Expositio doctrinae Ecclesiae Catholicae ad restituendam Ecclesiae pacem.*) —

---

*) Wollt ihr den Beweis? leſ't! leſ't! eine andere Antwort kann ich nicht geben, auch dem Herrn Tholuck nicht, welcher ganz kürzlich bei Gelegenheit (ſ. deſſen: Vermiſchte Schriften, größtentheils apologetiſchen Inhalts. Hamburg. F. Perthes. 1839. I. 223. ff.) dem trefflichen Schulze (Aeneſidemus) verächtlich begegnet, weil nach deſſen Anſicht „Ueber die Entdeckung, daß Leibnitz ein Katholik geweſen ſei. (Göttingen 1827) „jenes MST. von Leibnitz zu dem Endzweck niedergeſchrieben worden ſei, die Proteſtanten zur Annahme der katholiſchen Grundſätze und dadurch zur Vereinigung mit jener Kirche zu führen." (Schulze's eigne Worte S. 44. lauten: — „er glaubte, durch eine beſſere Darſtellung dieſer Dogmen und Gebräuche würden die Proteſtanten zur Vereinigung mit der katholiſchen Kirche geneigter werden. Und höchſt wahrſcheinlich iſt das theologiſche Syſtem dieſer Vorausſetzung gemäß von ihm geſchrieben worden.") „Wäre dieſes, urgirt Herr Tholuck, ſeine Abſicht geweſen, dann würde dies ja vorausſetzen, daß er ſelbſt mit den Grundſätzen jener Kirche in Einklang geweſen ſei, oder wenigſtens die Differenz für ebenſo geringfügig angeſehen, als zwiſchen den evangeliſchen Kirchen. Dem war aber gar nicht ſo vid. Leibn. Opp. VI. 139." (Die eben S. 66. Anm. 1. citirte Stelle). Da citirt Herr Tholuck eine Stelle aus einem Briefe von 1697, ich ſage eine Stelle aus einem Briefe von 1697! durch eine Stelle glaubt er Leibnitz zu faſſen: und daß die Zeit und die Verhältniſſe eine Veränderung in den Ideen des Menſchen hervorbringen, fällt ihm nicht von fern ein! Wenn gar Herr Tholuck dem verſtorbenen Schulze (l. l.) den Vorwurf macht: „er ſcheine überhaupt aus Leibnitzens Schriften kein Studium gemacht, ſondern nur Deller's Vorrede und Schröckh zu Rathe gezogen zu haben, und offenbare überdies eine außerordentliche Seichtigkeit der theologiſchen Anſicht.." ſo laſſe ich zwar das letzte dahingeſtellt ſein — muß aber um ſo mehr für das andere Schulze in Schutz nehmen, und dagegen ihn ſelbſt fragen: welche Concluſion er herausgebracht, was er ausgemacht habe? womit doch eigentlich dem Publikum allein gedient iſt! — Herr Tholuck ſtellt nun auf „daß ſein (Leibnitzens) Scharfſinn eine Freude darin fin-

Dieſes Manuſcript ferner, wie es ſelbſt mich lehrt, iſt aus der erſten Periode der Hannöverſchen Unionsverhandlungen, nemlich der mit den kaiſerlichen Prälaten, welche für uns ſich fixirt, innerhalb 1683 (die zweite Reiſe des Biſchofs von Thina nach Hannover) und 1688 (Leibnitzens Abweſenheit von Hannover und Reiſe nach Italien — Ausbruch des Reichskriegs in dieſem Jahre). Ich ſage, aus dem Manuſcripte iſt zu erſehen, daß es zwiſchen 1683 und 1688 von Leibnitz geſchrieben worden; mithin weder eine Jugendarbeit — nach von Murr — noch ein religiöſes Teſtament — nach den deutſchen Herausgebern deſſelben bedeute.*)

---

den mußte, wenn auch nur in der Weiſe eines Experiments die anſcheinend thörichten Lehren als vernünftig darzuſtellen.“ Urtheile der Leſer! — Nein, was man Schulze'n zum Vorwurf machen kann, iſt ... daß er (wegen ſeines unhiſtoriſchen Geſichtskreiſes) den Wald vor Bäumen nicht geſehen; dasjenige nemlich durch Conjectur herausgebracht und als „nur wahrſcheinlich“ hingeſtellt, was ihm der Text überall an die Hand gab. Eine Probe: was bei der Eheſcheidung geſagt iſt (deutſche Ausgabe Mainz. 1825. S. 324) ... atque haec quidem divinae Providentiae relinquenda sunt, quae opinione nostra citius viam ac rationem melioris successus ostendere potest ad restituendam Ecclesiae pacem et causas querelarum tollendas. Interea aequum est, ut Protestantes considerent, quam multa in rebus humanis sint ferenda, quibus remedium statim adhiberi non potest: neque ob hominum improbitatem aut difficultatem accusandos esse Ecclesiae rectores. Und ſo durchgängig. Alſo ich wiederhole nur: Man leſe!

*) Von Murr, der zuerſt (im Vorbericht zu Eckhart's Lebenslauf des Herrn v. Leibnitz, a. a. O. S. 124) von dem Daſein dieſes Manuſcripts Kunde gegeben, vermuthete, daß Leibnitz zwiſchen den Jahren 1671 und 1680 oder doch nicht gar lange nachher es abgefaßt. Ich errathe die Gründe ſeiner Vermuthung, brauche aber nicht darauf einzugehen: — ich leſe, bei der Frage von der Verehrung der Heiligen, eine Hinweiſung auf Boſſuet's Exposition de la foi etc. in dieſen Worten (S. 176.): et episcopus Meldensis, cujus aurea extat fidei expositio, egregie monuit etc. Episcopus Meldensis..? Boſſuet war damals alſo ſchon eine Zeitlang Biſchof von Meaux, zu welcher Würde er zu allererſt den 2. Mai 1681 ernannt, und wo er den 8. Febr. 1682 inſtallirt wurde (Histoire de Bossuet par le Card. de Beausset II. p. 68. p. 175). Nun wird Boſſuet damals noch oft genug als Biſchof von Condom (der er langezeit vorher geweſen) angeführt; (ſelbſt in unſerm Leibnitziſchen Documente von 1686) aber um als Biſchof von Meaux citirt zu ſein, mußte er daſelbſt ſchon einige Zeit gewirkt haben. Unſer Manuſcript fällt alſo

Unſer Manuſcript lehrt mich auch durch ſich ſelbſt, daß Leibniz zwar Namen und Parthei verleugnete, und die Perſon eines unbe-

---

(terminus a quo —) einige Zeit nach 1682, folglich unter die Regierung von Ernſt Auguſt. Hier treten wir denn auf hiſtoriſchen Boden. Dieſes Manuſcript diente bei den unter Ernſt Auguſt betriebenen Unions-Verhandlungen. Ob in der erſten oder in der zweiten Periode derſelben (beide fielen in die Regierung Ernſt Auguſts, nur daß die zweite in die ſeines Nachfolgers ſich hineinzog)? dies kann nicht lange zweifelhaft ſein, wenn wir die Documente zur Geſchichte der zweiten, d. i. den Briefwechſel zwiſchen Leibnitz und Boſſuet damit vergleichen. Hier verfährt Leibnitz in einem von unſerem Manuſcripte ganz verſchiedenen Geiſte (gegen welchen die Form ſich als Nebenſache verhält, was weiterhin zur Sprache kommt); und ſo erkennen wir in unſerem Manuſcript ein Dokument zur Geſchichte der Unionsverhandlungen in der erſten Periode. — Es fehlt übrigens nicht an einem poſitivern hiſtoriſchen Merkmale, dieſen terminus ad quem zu beſtimmen. Der Kenner der Geſchichte weiß, daß es in dem letzten Drittheil des 17. Jahrhunderts einen, aber auch nur einen einzigen Zeitpunkt gegeben, in welchem die Zerſtörung des türkiſchen Reichs in Europa mit Grund gehofft werden konnte, dies war nach dem 1681 geſchloſſenen 20jährigen Waffenſtillſtande bis zum Ausbruch des Reichskriegs von 1688; die Zeit der heiligen Allianz gegen die Türken. (Vgl. mein: Kur-Mainz in der Epoche von 1672. IV. Buch). Nun, in unſerem Manuſcript iſt eine merkwürdige Stelle, wonach der Verfaſſer den Untergang des türkiſchen Reichs als nicht weit entfernt denkt und feierlich die Verbreitung des Chriſtenthums im ganzen Oriente als Augenmerk für die künftig vereinigte Kirche ſetzet: ein Lieblingsgedanke Leibnitzens. Siehe S. 124. (von dem Bilderdienſt iſt die Rede): **Abstinere quoque iisdem consultum foret apud populum, qui forte odio imaginum a christiana fide amplectenda absterreretur, quod aliquando apud Arabes, et Persas et Scytas et alios Orientis populos usu venire posset, Deo Christianorum armis vel potius praedicationibus favente, cum fatalis aderit mahometicae tyrannidis dies!** Von Wien aus ſchrieb Leibnitz den 30. Aug. 1688 an Ludolf (Opp. VI. 12), als die Türken Friedensboten an den Kaiſer geſchickt hatten: **Vix est, ut pax coitura sit facile. In magnam enim spem erecti sunt nostri, Turcas omni Europa expelli posse, nisi quid tempestatum ab Occidente exurgat.** Das Gefürchtete traf ein: der Einfall Ludwigs XIV. in das Reich — und die Vernichtung der großen Hoffnungen für immer. Der Carlowitzer Friede von 1699 befreite zwar die Chriſtenheit von der Türkengefahr, beſtätigte aber auch die Türken in Europa. Wer dies im Zuſammenhange überblickt, für den iſt ſchon höchſt wahrſcheinlich, daß Leibnitz ſein Manuſcript vor 1688 geſchrieben habe — d. h. in der erſten Periode kannten katholiſchen Philoſophen durchführt: — aber daß der Zweck ihm ein ernſter und heiliger, der Geiſt, ein Geiſt der Milde und Verſöhnung bei der Abfaſſung geweſen iſt. *)

---

der Hannöverſchen Unions-Verhandlungen mit den Katholiken, aber ſo viel ſchon gewiß, daß es unmöglich nach dem Carlowitzer Frieden geſchrieben ſein kann, vgl. nemlich Kur-Mainz ꝛc. II. S. 84. und Beilage XII. — Ein untrügliches chronologiſches Argument für den terminus ad quem bietet uns endlich der ſpekulative Theil der Expoſition mit Bezug auf die Transſubſtantiation dar: Leibnitz ſteht hier noch noch nicht auf ſeinem eigenthümlichen und ganz ausgebildeten Standpunkte; wir wiſſen aber genau, vorzüglich aus den Fragmenten ſeines philoſophiſchen Briefwechſels mit Anton Arnaud (in den Werken des letztern Bd. IV.), daß der Philoſoph in den Jahren 1687—1690 zum erſtenmale ſeine eigenthümliche, daß ich ſo ſage, eſoteriſche Philoſophie dialektiſch ſich klar zu machen und zu entwickeln begann; ſo daß die Expoſition gerade an die Grenzſcheide der frühern und der ſpätern Periode zu ſtehen kommt ... aber in dem Briefe an den Herzog Ernſt Auguſt von 1686 bezeichnet ja Leibnitz ſelbſt dieſen Uebergang ſo prägnant. — Unſre Geſchichtſchreiber der Philoſophie werden denn auch aufhören, dieſe Expositio doctrinae catholicae wie ein philoſophiſches Stiefkind des großen Mannes nur von der Seite anzuſehen.

*) Daß der Verfaſſer Namen und Parthei verleugnet und ſich für einen katholiſchen Denker ausgegeben habe, iſt eigentlich erſt eine Folge des Satzes: daß Leibnitz, ein Proteſtant, dieſer Verfaſſer geweſen; denn nimmermehr hätte man, aus dem Manuſcripte an ſich ſelbſt, auf einen Proteſtanten, als Verfaſſer, von ſelbſt gerathen! **Der Satz:** Leibnitz iſt der Verfaſſer des (ſogen.) systema theologicum iſt daher kein unmittelbarer, ſondern ein vermittelter **Satz** (ganz analog unſerm Satze: Leibnitz iſt der Verfaſſer des Monatlichen Auszugs), welcher den Satz in ſich involvirt: in der Perſon eines Katholiken (wie dort: in der Perſon eines jungen Menſchen). **Wenn** alſo die deutſchen Herausgeber, Herren Reiß und Weiß, in ihrer Vorrede S. VII. ſchreiben: „aus dem Syſteme der Theologie wird ſich jedermann überzeugen, daß er ſich darin ganz katholiſch ausſpricht, und ſich in die Formen der katholiſchen Confeſſion, fügt; alſo kann die katholiſche Kirche denſelben arrogiren:“ ſo iſt dies ein handgreiflicher Trugſchluß, indem ſie dem unbeſtimmten Subjecte er = dem anonymen, katholiſch redenden Autor — Leibnitz unterſchieben. Aufgelöſt wird ihr Satz ſo heißen: Einen Autor (= X), welcher ſpricht, wie der Vf. des syst. theol. kann die katholiſche Kirche ſich arrogiren (!) .. wenn es nicht eine angenommene Maske iſt! Daſſelbe Sophisma, noch plumper, auf derſelben Seite; einem Recenſenten, der geſagt: „Leibnitz iſt hier nicht in eigener Perſon

Daſſelbe Manuſcript lehrt mich endlich in der Geſtalt wie es (gedruckt) vorliegt: daß es weder ein vollendetes abgeſchloſſenes Ganze bildet, indem es in der Mitte abbricht, und daher die Concluſion des Ganzen vermißt wird*) — noch auch im Texte ſelbſt etwas anders als einen auf das Papier hingeworfenen, gar nicht ausgearbeiteten erſten Entwurf (ébauche) zeigt: eine Beſchaffenheit, welche dagegen ſpricht, daß von dieſem Manuſcripte in der Angelegenheit, welchem es nach den innern Merkmalen gewidmet geweſen, Gebrauch gemacht worden ſei. Ueberhaupt iſt ja von dem Daſein eines Concepts, und wäre es auch in ſich vollendet, auf deſſen Gebrauch kein authentiſcher Schluß zu ziehen; — viel weniger bei einem Bruchſtückähnlichen Entwurfe.

Das alles lehrt uns eine kritiſche Zergliederung des Manuſcripts, welches nur eine unphiloſophiſche Feder plumphin: Systema Theologi-

---

aufgetreten" rufen ſie entgegen: „Und doch ſpricht er ſtets in eigener Perſon! Er! Wer denn? Es iſt wieder eine baare Tautologie oder ein Sophisma. Aber ich will mich bei den Anfängen der Logik nicht zu lange aufhalten. — Uebrigens iſt für uns Leibnitz zu errathen S. 288, wo der anonyme und verkappte Autor von der Bildung und Entwickelung ſeines Geiſtes, doch höchſt behutſam und zurückhaltend ſpricht. — Daß endlich durch die Maske hindurch der Verfaſſer einen heiligen und ernſten Zweck verfolgte, lehrt das Ganze, und prägnant ſchon der Eingang. Wie? oder ſollte der Friede in der Chriſtenheit für einen Chriſten, von welcher Seite immer, kein heiliger Zweck ſein? die Idee daran ihn nicht der höhern Weihe theilhaft machen? .... Wo wäre hier etwas Perſönliches?... (Treffend hat von Murr den Geiſt der Schrift geſchildert: „Es iſt voll edler Simplicität, ohne Wortgepränge und animosité, inſonderheit aber voll Scharfſinns").

*) Außer den Herrn de la Mennais in Frankreich weiß ich keinen, der ſich an den auf ein Fehlendes ſo deutlich hinweiſenden Schluß unſers Manuſcripts geſtoßen hätte! — die Herausgeber ſcheinen ſelbſt es nicht bemerkt zu haben; wenigſtens geben ſie die Lücken und Höcker des Textes, als eines unausgearbeiteten Entwurfs, überall mit derjenigen affectirten kritiſchen Akribie, welche anzeige, Wunder welche Eroberung, si diis placet, die Kirche an dieſem Schatze gemacht habe. Zwar für das Perſönliche, für ein „religiöſes Teſtament" leiht das Lückenhafte und Nichtfertige der Schrift einen gewiſſen Nimbus — für das Hiſtoriſche dagegen macht es gerade eine entgegengeſetzte Wirkung! Man denke an die Geſchichte von Leibnitz's Entwürfen, betreffend die Eroberung von Aegypten im Jahre 1672. (Kur-Mainz ꝛc.)

cum betitelt hat.*) Vieles indeß bliebe noch dunkel; ſowohl um ſich von der hiſtoriſchen Bedeutung des Concepts, als auch von dem perſönlichen Charakter von Leibniß eine gerechte, klare, in ſich harmoniſche Vorſtellung zu bilden; und zuletzt, um eine Erzählung von der Sache zu Stande zu bringen.**)

Und daß wir dies heute können, verdanken wir unſerm koſtbaren Dokumente! Jetzt wiſſen wir alles! alles auf das klärſte! Erſtlich enthält der Brief Leibnitzens an den Herzog Ernſt Auguſt ſeine (aber zugleich auch ſchon des Herzogs) Apologie, wenn es anders einer Apologie bedürfte. Sodann lernen wir, daß wir in unſerm Manuſcript den erſten, nicht fertig gewordnen Entwurf derjenigen, nach dem Muſter der Exposition de la foi von Boſſuet gearbeiteten, ähnlichen Religionsſchrift haben, welche Leibniß in einem Geiſte aufzuarbeiten ſich dort anbietet, wie das Manuſcript wirklich abgefaßt iſt.***)

---

*) Es wäre verlorne Mühe, gegen einen Schatten zu kämpfen. Das Manuſcript iſt ohne Titel, das genügt. Uebrigens iſt bekannt, daß die Scholaſtiker zuerſt, dann neuere Theologen ihre ſyſtematiſchen Darſtellungen der chriſtlichen Glaubenslehre: Summa Theologiae oder Summa doctrinae etc. nannten; auch finde ich, daß ein Coccejaner in Holland Joan. Braun, ſeine: Doctrina Foederum, sive Systema Theologiae didactica et elenchticae 1688. in einem Briefe an Leibniß (Mon. Auszug. Dec. S. 913) ſchlechthin ſeine: Doctrina de Foederibus sive Systema Theologicum nennt; ein Ding, wovon unſer Manuſcript himmelweit verſchieden iſt. Aber deſto mehr wirkte der erſchlichene, pomphaft myſtiſche Titel, daß die Schrift ihr Glück gemacht! Wer übrigens lernen will, was Leibniß ſelbſt von dem Umfange und dem Geiſte der Theologie als Wiſſenſchaft, mithin auch als Syſtem ſich dachte, leſe ſeinen Brief an Thomas Burnet von 1697. (Opp. VI. 243 f.)

**) Die Analogie dieſer Unterſuchung mit den Unterſuchungen über die Concepte des Entwurfs über die Eroberung von Aegypten 1672 iſt in die Augen fallend. Galt es hier, den großen Mann gegen politiſche Fanatiker in ſeiner Ehre wiederherzuſtellen, ſo hier gegen die religiöſen Fanatiker. Obwohl der hiſtoriſche Ertrag allein belohnt! Der Fanatismus läßt ſich nicht abſchrecken: er lauert ſchon auf neue Beute.

***) Das allein, daß Schulze ſo beſtimmt erkannt hat, daß „der Angabe des Sinnes dieſer Dogmen Boſſuet's Abriß derſelben in der Exposition de la Doctrine de l'Eglise Catholique sur les matières de controverse zu Grunde liege (a. a. O. S. 7—8.), was hier glänzend beſtätigt wird, giebt ſeiner kleinen Schrift ihren ganzen Werth. Er führt die Vergleichung ſogar im Einzelnen aus. Ebenſo richtig iſt ſeine Bemerkung (S. 16.), daß das Bekenntniß Leibnitzens in einem Briefe

Name und Parthei ſollte dabei diſſimulirt ſein. Dieſe Expoſition ſollte dem Urtheile der mäßigſten unter den gelehrten Biſchöfen unterworfen werden (bekanntlich hatte ſogar Boſſuet zu Anfang es mit der ſeinigen ebenſo gemacht); und um dieſe Biſchöfe günſtiger urtheilen zu laſſen, ſollte man ſie nicht fragen: ob ſie von des Anonymi Meinung wären — ſondern ob ſie *ſeine Meinung für erträglich in der Kirche hielten?* Sehr merkwürdig iſt aber, daß der Herzog Ernſt Auguſt *ſelbſt* damit ſich befaſſen ſollte, eine ſolche Approbation zu verſchaffen, und daß, durch geſchickte Negociation der *Pabſt ſelbſt* dafür gewinnen werden ſollte: noch mehr: dieſe Expoſition des Glaubens ſollte ferner *mit den eigenen Anſichten dieſes Fürſten*, in Einklang gebracht ſein. — Betrachtung reiht ſich an Betrachtung, je enger man dieſen Brief und das dahin bezügliche Manuſcript zuſammenhält, deren innere und äußere engſte Beziehung ausgemacht iſt! Doch das *Factiſche* ſoll darüber nicht in den Hintergrund treten. Haben wir alſo in unſerm Manuſcripte, diejenige Expoſition des katholiſchen Glaubens, welche Leibnitz im Jahre 1686 zu entwerfen ſich erbot — und wirklich *entworfen hat*; ſo ſchließen wir aus der *Beſchaffenheit* des Manuſcriptes, daß — der *Herzog von Hannover die Idee Leibnitzens verworfen hat!* Und dies wird hinreichend durch die in Leibnitzens Antwort ſelbſt ſcharf

---

an den Landgrafen Ernſt von 1684 (Syſt. d. Theol. Mainz. S. IV. Vorrede des franzöſiſchen Herausgebers) des Inhalts „er habe vor, dereinſt eine Schrift zu verfertigen, über *einige ſtreitige Punkte* zwiſchen den Katholiken und Proteſtanten, und er werde ſich ſehr freuen, wenn dieſelbe von vernünftigen und gemäßigten Männern erhielte. Allein man *dürfe durchaus nicht wiſſen, daß der Verfaſſer davon* nicht zu der *römiſchen Kirche gehöre*; dieſe einzige Angabe machen die beſten Dinge verdächtig" — auf unſer Manuſcript nicht völlig paſſe, weil nach jenem nur *einige ſtreitige Punkte* zwiſchen Katholiken und Proteſtanten abgehandelt werden ſollten." Man lernt aber daraus, daß Leibnitz die Idee zu einer ſolchen Expoſition längere Zeit mit ſich herumtrug, daß ſie ſich in ihm erweiterte und abrundete, und daß er im Jahre 1686 (zwei Jahre ſpäter) den Augenblick ergriff, ſeinen *eignen* (einen *proteſtantiſchen!*) Fürſten für den Plan zu gewinnen. Es iſt auch nicht unglaublich, daß der vorhandene Entwurf ſchon fertig in ſeinem Pulte lag, als er den Herzog die *Idee* empfahl; und liegen blieb, als der Herzog nicht darauf ging. — Bei den neuen Aufſchlüſſen erhalten überhaupt die Briefe an den Landgrafen, wie erinnert werden, einen untergeordneten Werth, wie an dem neuen Dokumente — ihren Maaßſtab.

genug hervorgehobene Differenz zwiſchen ihm und dem Herzoge über die Angemeſſenheit und Nothwendigkeit einer ſolchen Expoſition erklärt. —

So ſinkt denn das Ganze, hiſtoriſch gefaßt, zu einem von dem Momente eingegebenen, aber verworfenen, und nicht zur Reife, noch weniger alſo zur Ausführung gediehenen Entwurfe herab: daß es nicht mehr bedeute, ſchließen wir aus der Beſchaffenheit des aufgefundenen Manuſcripts; wenigſtens wäre Niemand berechtiget, etwas Weiteres daraus zu ſchließen. Eben ſo wenig iſt eine Spur vorhanden, daß Leibnitz dieſen Entwurf von 1686, ſpäter jemals wieder aufgenommen, im Gegentheil, es läßt ſich beweiſen, daß dies ſpäter nicht wieder geſchehen ſein könne. So viel iſt thatſächlich: daß Leibnitzens Hoffnungen und Entwürfe für die Reunion, wie ſie nach dem Kriege von 1672 in ihm auftauchten, im Jahre 1686, alſo während des Reichs-Friedens, den höchſten Punkt erreicht hatten, da ſie ſo weit gingen, daß er, immer in der damals allgemein getheilten Vorausſetzung, daß die Reunion auf dem Boden der katholiſchen Kirche zu Stande kommen müßte — folgerichtiger Weiſe in den Standpunkt der katholiſchen Kirche ſich hineindenkend, ſeine Expositio unter der Perſon eines Katholiken, nicht etwa, ſelbſt anonym, als Proteſtant aufſetzte;*) — dieſes große factiſche Zugeſtändniß bleibe den Katholiken; es iſt die (hiſtoriſche) Wahrheit. Aber nun nehme man auch dort die Sache wie ſie liegt, und erhebe ſich auf den Standpunkt der Geſchichte. Man verachte die unwürdigen perſönlichen Inſinuationen, und beurtheile das Werk, ich meine Leibnitzens Expoſition des katholiſchen Glaubens, nicht als das Werk eines Krypto-Katholiken — wie die Herren Räß, Weiß, Deller, Tabaraud und Conſorten mit Gewalt wollten — ſondern, wie Leibnitz beabſichtigt hatte: als wenn ein Katholik der Verfaſſer davon wäre: ein katholiſcher Theolog, der unſre Hochachtung gewinnen wird, wird ſich auf den Standpunkt eines derjenigen gelehrten und gemäßigten Biſchöfe aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. verſetzen, von welchen Leibnitz wiſſen wollte: ob ſie ſeine Anſicht für erträglich in der Kirche hielten? Leibnitz ſelbſt war ſeiner Sache nicht gewiß: und, nach dem Geiſte der Zeit (um nicht zu ſagen der römiſchen Kirche) wäre ſeine Expoſition, gegenüber der von Boſſuet, gedruckt, — gewiß verboten worden (vgl. oben S. 374. über Obrechts Confessio fidei). Die Frage ſtellt ſich jetzt auch für die Herren Räß und Weiß ernſter, als ſie jemals geahnt hätten: — ob ſie, als Individuen, nach ihrer Stellung in der katholiſchen Hierarchie, ohne Weiteres der Leibnitziſchen Expoſition ihre Approbation zu geben wagen werden? ich zweifle. Ich zweifle daran ſchon aus dem Grunde: weil Leibnitz, ſeine Rolle geſchickt und weiſe genug benutzt hat, alle Inſtanzen des Proteſtantismus gegen die Stabilität und Engherzigkeit des römiſchen Ultramontanismus einzuflechten: und das Ganze mit dem Geiſte des Fortſchritts, mit dem Geiſte der Katholicität, im höhern philoſophiſchen Sinne des Wortes, getränkt hat. Dieſes rein herauszuſchälen wird die Aufgabe eines proteſtantiſchen Theologen ſein. Bleibe uns daher, auch uns, dieſe Expoſition des katholiſchen Glaubens von Leibnitz ein wichtiges hiſtoriſches Dokument.

---

*) Darüber, als eine bloße Form, einen umgenommenen Mantel, ſollte man doch wirklich kein Wort mehr verlieren müſſen! Leibnitz war ja nicht der einzige Staatsmann und Publiciſt, der ſolche Dinge mit aller Unbefangenheit behandelte: z. B. hat der Romanismus jemals einen heftigern Gegner gehabt, als Herrmann Conring? (obwohl auch er zur Reunion die Hände geboten hat. ſ. den Excurs zum erſten Bande dieſes Werkes) Nun dieſer Conring verfaßte im Jahre 1656 eine Streitſchrift: Castigationes gerrarum Coloniensium für den Kurfürſten von Mainz, anonym, unter der Maske eines Katholiken, und ſchrieb darüber an den Miniſter Boineburg (vom 9. Auguſt 1656. Gruber Commercium etc. I, 182) die Worte: personam itaque indui (hört!) et quidem hominis Romanensis. Certe talem aliquem omnino velim haberi opusculi autorem. Itaque Te rogo etiam atque etiam, diligenti cura omnia ejus facias expendi, quo caveatur, ne quid reliquum sit, quod calamum referat Protestantem etc. — Die Anwendung auf unſern Fall iſt, dünkt mich, ſchlagend.

Daß Leibnitz übrigens von ſeiner eigenen, und nach Boſſuets Expoſition gemodelten Schrift nicht perſönlich überzeugt geweſen ſei, und welchen Standpunkt er, außerhalb dieſer Schrift, von einem Proteſtanten gehalten wiſſen wollte, lehrt ſein Urtheil über Boſſuet, vier Jahre nachher an Pelliſſon geſchrieben (De la Tolérance etc. Opp. I. 705. vom Jahre 1690); es paßt, mutatis mutandis, vollkommen auf ſein eigen Werk, inſofern es hat dem Bekehrungseifer dienen ſollen: Mr. de Meaux dans son Exposition fait voir, que la Doctrine du Concile de Trente peut avoir un sens tolérable. Voilà qui va bien, et il seroit à souhaiter, que les autres Docteurs de son parti parlassent toujours comme lui; mais tout ce qui est tolérable n'est pas véritable; et tout ce qui est véritable n'est pas toujours nécessaire.

Il ne s'ensuit point pour cela, qu'on soit obligé de suivre des doctrines qu'on peut excuser! ...

Aber um ſo weit nicht zu gehen: kommt es blos darauf an, die Reinheit und Feſtigkeit der Geſinnung und des Charakters bei Leibnitz gegen hämiſche Inſinuation ſicher zu ſtellen, ſo ſpricht ſein Brief an Ernſt Auguſt deutlich genug. Jedes Wort darin verdient für ſich betrachtet und genoſſen zu werden. Endlich gaben ſowohl Leibnitz, als auch der Herzog nicht lange darauf glänzende und ſchlagende Beweiſe davon, wie es mit ihrer perſönlichen Geſinnung geſtanden.*)

---

*) Nemlich, was gewiß merkwürdig iſt, zu Neujahr 1687 kam der als Verfaſſer ſchätzenswerther Memoiren bekannte Gourville, von früher her in Beziehungen zu den Fürſten des Hauſes Braunſchweig ſtehend, wie er uns in ſeinen Memoiren ausführlich erzählt, in einer diplomatiſchen Miſſion nach Hannover, und damals erfand er ein reich ausgeſchmücktes Projekt für die Größe dieſes Hauſes, wenn der Herzog mit ſeiner Familie katholiſch werden wollte. Der Kardinal von Fürſtenberg unterſtützte Gourville, und die Sache ſchien ernſthaft zu werden. Zuletzt brach der Herzog mit der lakoniſchen Auskunft ab: er ſei zu alt, um ſeine Religion zu ändern. Im Uebrigen berichtet Gourville (gegen den Feder in: Churfürſtin Sophie ꝛc. ſich einmal, nicht kritiſch, ſondern ſkeptiſch, aber mit gar ſchwachen Gründen verhält, während doch der ſonſt bei hiſtoriſchen Quellen faſt ſkeptiſche Voltaire Gourville vor Andern als glaubwürdig anrühmt), daß er ſein Project auf die ungemeine Liberalität und Toleranz des Herzogs in Sachen der Religion und Kirche gegründet, führt ſogar die Lehre vom Abendmahl beſonders an — was alles auf unſer Dokument nicht wenig Licht wirft. Das äußere Zuſammentreffen dieſer Dinge iſt ebenſo merkwürdig, als an einen innern Zuſammenhang derſelben nicht zu denken iſt. — Jetzt, was Leibnitz betrifft, ſo iſt es dokumentlich ausgemacht, daß ihm im Jahre 1689, alſo drei Jahre nach Abfaſſung der katholiſchen Expoſition, zu Rom die Stelle des Bibliothekars am Vatikan angeboten wurde — wenn er katholiſch würde; welches ihn zum Cardinalshut hätte führen können. Er wäre dann weder der erſte, noch der letzte proteſtantiſche Convertit auf dieſem Poſten geweſen. Doch man höre Leibnitz ſelbſt, in einem Briefe vom Januar 1699, an einen Abbé Thorel in Paris (Mitgetheilt von Feder: Neues Hannöverſches Magazin 31. St. 16. April 1810. S. 495—96 unter dem Titel: Etwas aus der Leibnitziſchen Correſpondenz): — Quant à ce que Vous me dites, Monsieur, que ce père (Verjus) a dessein de m'enlever à Hanover, pour me mettre à la bibliothèque du Roi, c'est de quoi je n'avois jamais ouï parler. Vous savez qu'il y auroit une condition, qui

Ueber die äußere Geſchichte des merkwürdigen Manuſcripts bleibt noch manches nachzutragen. *)

Aber jetzt muß ich, will ich die Grenzen dieſer Abhandlung achten, mit raſchen Schritten gehen. Hatte ſich Leibnitz im Jahre 1686, indem er mit ſeinem Entwurf einer maskirten Expoſition des katholiſchen Glaubens für den Kirchenfrieden bei ſeinem (einem proteſtantiſchen) Fürſten hervortritt, ſich ſelbſt als einen bezeichnet, der von der Reunion (das will ſagen: von der Vereinigung im Ganzen und Großen, nicht von ſeiner eignen individuellen Reunion, außer inſofern ſie in den Begriff der erſtern aufging) nicht entfernt ſei; pas éloigné de la Réunion: ſo hatten die politiſchen Verhältniſſe in den nächſtfolgenden zehn Jahren ihn innerlich weit davon entfernt! Und darüber habe ich mich in der Einleitung zu dem Briefwechſel zwiſchen ihm und Jablonski wohl deutlich ausgeſprochen. Doch wer Leibnitz vollkommen in dieſer innern Entwickelung ſeiner ireniſchen Gedanken folgen will, muß ſeinen Briefwechſel mit Hiob Ludolf (im 6. Bande ſeiner Opera omnia; aber mit dem von mir in Kur-Mainz (Beilage X.) gelieferten Nachtrage) im Zuſammenhange leſen. Seine innere Abneigung ſpricht ſich auch in

---

rend la chose impossible. Pour vous le faire juger, Monsieur, je n'ai qu'a Vous dire, que je me suis excusé de la garde de la bibliothèque du Vatican, dont on passe souvent au Cardinalat, comme le Cardinal Noris vient de faire (Vgl. oben S. 459). Mais tout cela soit dit entre nous: car je n'aime pas à me vanter, quoique j'aie en main, de quoi prouver ce que j'avance. („Schwerlich iſt dieſe Anekdote ſchon bekannt" bemerkt Feder. Hier iſt mehr als Anekdote.)

*) Von Intereſſe wird es indeß unſern Leſern ſein, Feder's, des ehemaligen Bibliothekars zu Hannover, perſönliche Anſicht über unſer Manuſcript kennen zu lernen, wie er ſich in den Briefen an den ehemaligen Superieur Général du Seminaire de St. Sulpice in Paris, M. Emery (bekannt durch die Herausgabe eines Esprit de Leibnitz sur la religion, welcher wohlthätig in Frankreich gewirkt hat, einen in jeder Hinſicht würdigen Geiſtlichen, aus deſſen Nachlaß ſein noch lebender Nachfolger, M. Garnier, das „Systema Theologicum" unter dem (verführeriſchen) Titel: Exposition de la Doctrine de Leibnitz sur la Religion (ſollte doch heißen: Exposition de la Doctrine de l'Eglise Catholique par — un Protestant déguisé … Leibnitz) 1819 mit einem Anhange edirt hat, in ungedruckten Briefen, welche mir zu Paris aus der Bibliothek von St. Sulpice vorgelegt worden ſind, ausgeſprochen hat. Es iſt unterrichtend, zu

der Stelle, auf welche Herr Tholuck ein ſo großes Gewicht legte, deutlich genug aus: aber dieſer Gelehrte ſchien nicht daran gedacht zu ha-

---

ſehen, wie die edelſte Geſinnung und alle Hülfsmittel unzureichend ſind, wenn man mit falſchen Vorausſetzungen an eine Unterſuchung geht. Ich brauche im Einzelnen keine Bemerkungen daran zu knüpfen; das Vorangegangene giebt den Maßſtab dafür her. Feder widerrieth im Anfange die Bekanntmachung des Manuſcripts! er ſchrieb vom 1. Juli 1810: —

— Quant à ce MS. de Leibnitz dont parle M. de Murr, il m'est bien connu, et il en fut souvent question entre les amis et les détracteurs de ce grand homme, puisqu'il y paroit adopter tous les dogmes de la confession Catholique, ce qui lui a attiré de la part des derniers le reproche de duplicité et de l'hypocrisie. Mais 1°. comme ce Mspt. n'est qu'un brouillon, parsemé de corrections; 2°. qu'on ne sait pas quand et pourquoi il a été fait, comme 3°. il contient des opinions bien opposées à celles, qu'il a professées publiquement, il me paraît, qu'il seroit fort indiscret et même injuste, de les publier de manière ou d'autre. Soyez persuadé, Monsieur, que mon Credo n'influe point de tout, et que c'est uniquement en conséquence de mes principes généraux de moralité, que je suis du sentiment, qu'on doit en agir de la sorte avec les reliques des défuncts, destinées selon toutes les apparences pour une seule ou peu de personnes, et de la plus étroite intimité. Je présume que ce discours de Leibnitz a été adressé au Landgrave de Hesse Rheinfels, qui voulut absolument convertir son cher Leibnitz, auquel celui-ci pensa peut-être satisfaire, en lui prouvant qu'il étoit très peu éloigné de la confession catholique, quoique ce qu'il lui écrivit exprès et plus d'une fois, qu'il ne voulut se déclarer catholique, parce qu'il eût à craindre que quelques unes de ses opinions philosophiques ne seroient pas approuvées par les censeurs rigides de cette église, et dans cette supposition je conjecture en outre, qu'il a été écrit environ l'an 1684.“

Ein ſpäteres Schreiben Feders an denſelben lehrte mich, daß er den 17. October 1810 das Autograph (welches ſich heute in dem Nachlaſſe des Kardinal Feſch zu Rom befinden muß) an die damalige, weſtphäliſche Regierung ausgeliefert habe.

Nach Emery's Tode wandte man ſich von neuem an Feder, ob er nicht hiſtoriſche Aufſchlüſſe über das „Systema Theologicum“ zu geben vermöchte: ohne Erfolg. Folgendes antwortete Feder, vom 19. Mai 1818:

— L'original authographe du Manuscrit de Leibnitz, dont vous me demandez des renseignemens, fut envoyé à Paris en conséquence d'un Ordre qui m'est venu de Cassel, à la requisition de S. E. le Cardinal Fesch, en 1810. Quelque temps après on demanda aussi la copie, celle-ci fut renvoyée. Si vous prouviez effectuer, Monsieur, den — daß Leibnitz damals ſeit fünf Jahren mit *Boſſuet* im Briefwechſel über die *Reunion* ſtand! — Das war nun die *andere* Periode dieſer, auch durch Leibnitz geführten, Unions-Verhandlungen für die proteſtantiſche und die katholiſche Kirche: — bei welcher ſein *Herz nicht mehr war*. Er handelte damals vorzüglich nur im *Auftrage*, und zwar der Kurfürſtin Sophie. Siehe da, was uns für die Geſchichte jener Unterhandlungen Licht giebt. Lieſ't man nemlich den Briefwechſel zwiſchen Leibnitz und Boſſuet (Leibn. Opp. I. und in den Werken von Boſſuet) unbefangen, und allein mit dem Intereſſe an der Sache — ſo überſchleicht uns ein drückendes Gefühl, ein Mißbehagen, zu ſehen, daß der Philoſoph der Geradheit, Einfalt und, daß ich ſpreche, wie ich fühle — der Größe des franzöſiſchen Prälaten auf die Länge nur die Chicane einer diplomatiſchen Unterhandlung entgegenſetzt; und mit einem Worte: die Dokumente an und für ſich betrachtet, muß ich bekennen, daß Boſſuet über Leibnitz das Uebergewicht behauptete; nicht blos das moraliſche, ſondern auch das intellektuelle, inſofern als Boſſuet, giebt man erſt ſeine Principien zu, mit ſtrenger Conſequenz und wahrhafter Simplicität zu Werke geht, während Leibnitz, weil er den Muth nicht hat, die Principien abzuſchneiden (denn dann war alles abgebrochen!) um dieſelben herumgeht, Conſequenzen zieht, und bei ſeiner unermeßlichen Gelehrſamkeit doch der Sache nicht auf den Kopf

---

[illegible]

que l'original fût restitué à la bibliothèque, vous me causeriez un grand plaisir. Le titre au frontispice de la copie est „Leibnitii Systema Theologicum;“ il n'y a ni numéros, ni pages marquées.

Ce MST. a causé beaucoup de bruit et beaucoup de questions. *On ne sait ni le temps, ni l'occasion qui l'a produit.* Les paroles énergiques du commencement doivent faire présumer, que *cette confession de foi* se fondoit sur la persuasion de l'auteur dans ce temps; dans la suite il s'expliquoit autrement à différentes occasions. Si on vouloit supposer, que Leibnitz au fond n'a été attaché qu'à la réligion purement philosophique, respectant la religion chretienne comme la religion des états, et à cause de son excellent interne, considérant les discords ou dissensions des partis comme accidentelles, on pourroit être tenté de soupçonner, que les rapports politiques qui changoient, ne furent pas sans quelque influence dans les différences de ses vues théologiques. Mais il ne me convient pas de prononcer sur cela. Leibnitz étoit et sera toujours un des savans les plus respectables de son siècle. —

(Das on ne sait — in dieſem Bekenntniſſe klingt naiv. On ne sait — man ſoll ja ſuchen, was man zur Zeit nicht weiß!)

trifft. Boſſuet ließ ſich in ſeiner Aufrichtigkeit und Demuth alles gefallen. (Beide fühlten ſich übrigens perſönlich von einander abgeſtoßen. Leibnitz nährte ſogar eine gewiſſe Bitterkeit gegen den Prälaten.) Ich erkläre mir daher ſehr wohl die gereizte Art, womit der Biograph Boſſuets, der Cardinal de Beauſſet, dieſe Unterhandlungen beſpricht, und alle Schuld, daß ſie fruchtlos abliefen, auf Leibnitz allein ſchiebt, und ihn, auch nicht zu ſeinem Ruhme, von dem Abt Molanus, der von Leibnitz in den Hintergrund zurückgedrängt wurde, unterſcheidet; derſelbe Prälat ſucht das inconſequente Verfahren Leibnitzens durch die Wendung, welche die Angelegenheiten des Hauſes Hannover zu England zuletzt nahmen, zu motiviren. Wohl nicht ohne Grund. Allein wir glauben tiefer zu blicken; der Philoſoph ſah weiter als der Theolog, ich rede von Molanus; d. h. er glaubte nicht, daß nach der Geſchichte der zehn Jahre von 1687 bis 1697 — kurz, nach dem Ryswicker Frieden glaubte er nicht, daß die Rückkehr der proteſtantiſchen Welt in die Arme Roms für Europa's Cultur und Deutſchlands Freiheit eine Bürgſchaft wäre; noch einmal, das glaubte er nicht!*) — ſondern im Gegentheil die Union der Proteſtanten, unter

---

*) Inſinuirt iſt dieſes freilich worden durch das von den mainziſchen Herausgebern des ſogenannten „Syſtems der Theologie" auf das Titelblatt geſetzte Motto; aber ein Motto, durch welches ſie ſich nur ſelbſt geſchlagen haben: es iſt eine Stelle aus den Briefen von Leibnitz an Hiob Ludolph, ein Jahr nach dem Ryswicker Frieden vom 12. Dec. 1698. Ich ſchreibe daher die Stelle, welche ihre Bedeutung durch den ganzen Briefwechſel aus jener Periode erhält, den Leſern zu Liebe ab; den Schlüſſel dazu wird ihnen das eben (S. 44. Anm.) angezogene, aus demſelben Zeitraume datirte Bekenntniß des großen Mannes an denſelben Freund geben:

— Quoties periculosum rerum statum et torporem nostrum praesentem (sc. Germanorum, aber im Beſondern Protestantium: quoties video, quo calore et, ut sic dicam, aestu armorum Romana pars rem suam agat, quantum contra frigus et pene dixerim torpor occuparit Protestantes, ... ſ. ebend. a. a. O.) perversaque consilia considero, totius pudet me nostri in conspectu posteritatis. Manifestissimum est, in eo rem esse, ut omnia in Europa susque deque vertantur; et tamen perinde agitur, ac si omnia tuta essent, Deumque haberemus fidejussorem tranquillitatis nostrae. Interea de minutis litigamus, magnorum incuriosi. Ea res facit, ut propemodum taedeat praesentis temporis historiam cogitare. Usque adeo Germani nostris actibus sinistra aliorum judicia confirmamus. Vortrefflich! Siehe daſelbdem Banner Preuſſens, hielt er, was die gute Sache betraf, für eine größere Bürgſchaft. Das liegt nun alles in den Schriften, welche dieſer Band enthält (und durchgängig in dem Monatlichen Auszuge) vor uns ausgebreitet! und aus der Seele geſprochen war ihm ſein Glückwunſch (in dem Anhang betreffend ꝛc. S. 312) da er zum Schluſſe ausruft: „Weil demnach aus dieſem allen erſcheinet, was Königliche Majeſtät für ein großes Gewicht den Europäiſchen Sachen geben können, und es Ihro weder an Weisheit fehlet, ihre Kräfte recht zu gebrauchen, noch an aufrichtigem löblichen Abſehn, dieſelbe zur Erhaltung der reinen Lehre und der gemeinen Sicherheit anwenden; ſo können alle Wohlgeſinnte nicht anders, als ſich bey dieſen gefährlichen Läuften ein Groſſes davon verſpreche, und müſſen Gott mit mir anrufen“ u. ſ. w. (Vgl. noch oben S. 372).

[illegible] Genius an der Spitze des Buches, gegen den Mißbrauch damit: animo partis Romanae feierlichſt proteſtiren, und corporem nostrum tadeln!.,

Anmerkungen.

Zum erſten Bande.

(Nachträglich).

(Zu S. 370 über Realis de Vienna oder Gabriel Wagner. Briefe zur Beförderung der Humanität von Herder. No. 27).

— Neulich lernt ich in der Geſellſchaft unſerer Unſichtbaren,*) einen Mann kennen, der ſich Realis de Vienna nannte. Er nahm es als Deutſcher mit allen Ausländern um den Preis der Wiſſenſchaften und des Verſtandes auf, und tadelte mehrere Schriftſteller Deutſchlands, daß ſie die Ehre ihres Vaterlandes zu ſehr verkannt, Fremde zu ſehr gelobt, ihnen nachgeahmt, geſchmeichelt haben — — Doch Sie ſollen ſeine Behauptungen ſelbſt hören:

„Deutſchlands Vorzug beſtehet in dieſen vier Stücken, daß es nach der langen Nacht der dicken Unwiſſenheit die erſten, die meiſten, die höchſten Erfinder gehabt, und in 900 Jahren mehr Verſtand erwieſen, als die übrigen vier Meiſtervölker zuſammen in 9000 Jahren. Man kann mit Wahrheit ſagen, Gott habe die Welt durch zwei Völker klug machen wollen; vor Chriſti Geburt durch die Griechen, nach Chriſto durch die Deutſchen. Die Griechiſche Weisheit kann man das alte Vernunft-Teſtament, die deutſche das neue nennen.“ ꝛc.

Das übrige ſiehe bei Herder.

Ebend. No. 28. Realis de Vienna iſt keine erdichtete Perſon. Er lebte zu Anfange unſres (des achtzehnten) Jahrhunderts, da die Cultur der höhern Wiſſenſchaften durch Leibnitz auch in Deutſchland neuen Platz gewann; zugleich aber hatte ſie damals mit dem elendeſten Pedantismus der Hof- und Schulhaſen (wie Realis ſie nennt) zu ſtreiten. An Höfen blühete eine franzöſiſche Galanterie, von der wir uns kaum noch einen Begriff machen können; einige Schulpedanten wollten den Hofgecken nachahmen; ſo entſtand die Talandriſche, die Menantiſche, die Weiſiſche Schreibart. Der verdienſtreiche Chriſtian Thomaſius ſelbſt konnte ſich dieſem ſinkenden Boden nicht entziehen, und ward in Manchem ein Hof-Philoſoph, allerdings nicht im beſten Geſchmack. Die Literargeſchichte, die damals auch im Gange war, hinkte dem allgemeinen Geſchmacke nach, ſchmeichelte den Ausländern; der Schall von Ludwig XIV. hatte die Welt erfüllet, und in den deutſchen Glocken ſauſete er in maſſiverem Ton um ſo länger nach.

---

*) „Daß dieſes keine Schwedenborgſche Geiſterverſammlung oder eine andre geheime Geſellſchaft ſey, iſt aus dem 23ſten Briefe klar. Die Sichtbar-unſichtbaren, und Unſichtbar-ſichtbaren ſind nichts mehr und nichts minder — als gedruckte Schriften.“ (Anm. Herders).

Da erkühnte ſich nun dieſer Realis de Vienna, den Hof- und Schulfüchſen Deutſcher Nation entgegen zu ſprechen und ſchrieb eine

Prüfung des Europäiſchen Verſtandes durch die Weltweiſe Geſchichte.

Er ſchrieb ſie; ich zweifle, daß ſie je gedruckt werden. Das Manuſcript muß ſonderbare Schickſale gehabt haben: denn in der vorliegenden Schrift: „Nachricht von der Realis de Vienna Prüfung“ werden ſonderbare Umſtände lautbar. Die Handſchrift (ſo ſagt der Verfaſſer) ſei 21. Jahre umhergegangen, ſeitdem ſie Profeſſor Adam Rechenberg in Leipzig (Chriſtian Thomaſens Schwager), dem Buchführer im Jahre 1693 entführet. Dieſer habe ſie unter ſeinen Bekannten herumgeſchickt, Andere auch von dieſer Sache zu ſchreiben angereizt, endlich ſie Reimannen übergeben, der den Kern ſeiner Literaturgeſchichte Deutſchlands ganz, aber äußerſt kraftlos und unvollſtändig aus dieſem Werk genommen, und nur die elenden kindiſchen Schalen dazu gethan habe. Auch Kaſimirs Kanonik glaubt er, ſey aus ſeiner ſogenannten Vernunfterſtattung gezogen ꝛc.

So anmaßend dies alles klingt, um ſo mehr verdiente das Werk und die Behauptung des Verfaſſers Aufmerkſamkeit und Prüfung. Was er über Reimanns Geſchichte, über Thomaſius Hofphiloſophie, über den Streit zwiſchen Leibnitz und Newton, über den Urſprung der Journale, die Sprachmiſcherei, über die Nachahmungſucht und Demuth der Deutſchen geſagt hat, iſt jetzt unſer Aller Urtheil. Die Zeit hat darüber entſchieden, und dieſer unbekannte Gabriel Wagner (ein Magiſter der Philoſophie aus Quedlinburg, der viele Univerſitäten beſucht hatte und in ſeinem Leben zu nichts kommen konnte) iſt in mehreren Urtheilen ſeiner Zeit ſo mächtig vorgeſchritten, daß man es bewundert, wie ſehr die Stimme der Wahrheit oft aufgehalten werden könne, und wie langſam die Zeit ſchleiche. Seine Prüfung des Europäiſchen Verſtandes (der Beſchreibung nach ein ausführliches Werk) muß ſeinem Inhalt nach um ſo merkwürdiger ſeyn, da er nicht etwa nur die Hof und Schulfüchſereien verachtet, ſondern auch den reellen Wiſſenſchaften, der Mathematik, Philoſophie, den höhern und nützlichen Empfindungen der Völker ſeine Aufmerkſamkeit geſchenket zu haben ſcheinet. Wenn alſo ſeine unterdrückte Handſchrift ſich irgendwo noch auffände, und ich zweifle daran um ſo weniger, da ſie durch viele Hände gegangen iſt, und wahrſcheinlich mehrere Abſchriften veranlaßt hat): ſo wäre, mit Auslaſſung alles deſſen, was für uns nicht mehr dienet, eine geläuterte Bekanntmachung derſelben zu wünſchen. In der Nachricht, die vor mir liegt, wurde das Werk bei Froböſen in Greifswalde liegend, angezeigt, und jedermann aufgefordert, es mit Verlag oder anderer Hülfe zu befördern; die damaligen Lichter Deutſchlands mochten dieſer Beförderung nicht hold ſeyn, und ſo blieb es begraben. Mir wäre es kein unangenehmes Poſtpaket, wenn mir eine Fee dies irgendwo gewiß todt liegende Manuſcript oder eine Nachricht davon zuſchickte.

Denn außer dieſer „Prüfung des Europäiſchen Verſtandes" gedenkt der Vf. noch einer andern Schrift: „Geheimſtub- oder Belledenblätter 1692 in vier Büchern entworfen, deren Inhalt in Manchem ſonderbar genug iſt ꝛc.

Hier folgt bei Herder ein überaus merkwürdiger Auszug aus dieſer Schrift des ſo ſchmählich von ſeinen Zeitgenoſſen verachteten Wagner: — doch wenn Herder ſchließt: Das Buch iſt 1715 gedruckt; mich wundert, daß, da die Schriften, die es ankündigt, zwanzig Jahre vorher geſchrieben waren, Leibnitz unſers ſonderbaren Autors nirgend erwähnet... ſo freut es uns doppelt, daß demſelben durch Leibnitzens hochachtungsvollen, ſchönen Brief an ihn hier ein Denkmal geſetzt iſt. —

S. 432. 446. Seine Unredlichkeit gegen Leibnitz in Bezug auf den Gebrauch des Deutſchen überhaupt und in der Anführung der Unvergreiflichen Gedanken büßt Ludovici auch dadurch, daß er letztere Schrift Leibnitzens, aus Unachtſamkeit, in dem Kapitel VIII. von den ungedruckt gebliebenen Schriften Leibnitzens, ohne es zu wiſſen, wieder anführt. Seine eignen Worte lauten (§. 13. S. 14):

Dissertatio de lingua Germanica, parente Suecicae.

Dieſes iſt zwar ſchon lange vor dem Jahre 1711 verfertigt, aber in dieſem Jahre noch nicht der Preſſe übergeben geweſen, wie uns ſolches Hr. Johann Georg von Eccard berichtet im 22. Kapitel ſeiner Historia studii etymologici linguae Germanicae hactenus impensi etc. Hannover 1711 in 8. Denn daſelbſt heißt es auf der 205. Seite: Argumenta tamen, quibus ad haec adstruenda utitur (sc. Olaus Rudbeckius) ponderiosiora, non parum Germanos juvant ad demonstrandam suae linguae nationisque vetustatem, quam Suecicae parentem esse doctissima et solida dissertatione, quam primum edi digna, illustrem Leibnitium evicisse memini." — So weit Ludovici. Daß nun dieſe angeblich ungedruckte Dissertatio de lingua Germanica, parente Suecicae nichts anders, als unſre bekannten Unvergreiflichen Gedanken Leibnitzens ſeien, braucht keines langen Beweiſes. Geſchrieben waren ſie, wie erwieſen worden, im dem Winter 1697—98. 1711 waren ſie noch ungedruckt, erſt 1715 erſchienen ſie als Anhang der Collectanea Etymologica. Die Stelle darin aber, auf welche Eckhart ſich bezog, iſt §. 45. (Erſter Band S. 465) „alles auch, was die Schweden, Norweger und Isländer von ihren Gothen und Runen rühmen, iſt unſer.... maßen ſie ja vor nichts anders, als Nord-Teutſche gehalten werden können" ꝛc. (Ein neuer Beitrag zu der Gedankenloſigkeit, womit Ludovici oft gearbeitet).

Zum zweiten Bande.

Zu S. 74. Der dort gedachte deutſche Briefwechſel zwiſchen Leibniz und dem Aſtronomen Gottfried Kirch befindet ſich in den Originalien unter den Handſchriften der Bibliothek des Joachimsthalſchen Gymnaſiums zu Berlin (und zwar in dem Oelrichs'ſchen Vermächtniſſe); er iſt mir von dem höchſt liberalen Vorſteher dieſer Bibliothek, Herrn Prof. Köpke mitgetheilt worden, und ich werde ihn, mit mehreren andern deutſchen Briefen und Schriften von Leibniz, als Dokumente für die Biographie von Leibniz verwenden.

Zu S. 148. Ueber Breithaupt giebt Kopp folgenden Aufſchluß. Jener hatte einen Leichengedicht auf den ſächſiſchen Hofprediger Joh. Adam Krebs gemacht, (das Kopp ganz mittheilt), deſſen Schluß lautet:

Quod superest, nobis pro peccatoribus ores
O Krebsi, et nostri sis memor ante Patrem!

was die orthodoxen lutheriſchen Theologen in Aufruhr brachte; Francke ſoll beim erſten Leſen ausgerufen haben: „Da hat ſich der vorſichtige (?) Mann übereilet.“ Gottfried Arnold ſoll den Dichter durch ſeine Erzählung vom Leben der Alt-Väter angeſteckt haben. Aber Leibniz war milder, gerechter.

Zu S. 411. und S. 456.

Ich kann nicht umhin, folgendes von Leibniz 1694 bei Gelegenheit eines Kampfes zwiſchen den Theologen und den Schauſpielern in Paris gedichtetes franzöſiſches Epigramm, in einem Briefe an den Hofrath Hertel in Wolfenbüttel (Burckhard hist. bibl aug. II. 321) herzuſetzen:

2. Octobre 1694.

— Il y a une grande guerre à Paris entre les Theologiens et les Comédiens. Un certain Théatin ayant pris le fait et la cause des Comédiens, pour les excuser, et pour faire, qu'on les admette aux Sacrémens, presque tous les autres Docteurs, et toute la Sorbonne s'est quasi déclarée contre lui, de sorte qu'il a été obligé (à) une espece de rétractation. Mais les Poëtes, qui tiennent le parti des Comédiens, ont fait imprimer des petits vers assez mordans contre les Docteurs; il y en a adressés à Mons. l'Evêque de Meaux. — Voici ce que j'ai fait moi-même sur cette guerre:

Aux Docteurs Anti-Comédiens.

Sevères Directeurs des hommes,
Savez-vous, qu'au Siècle, où nous sommes,
Un Molière édifie autant, que vos leçons!
Le vice bien raillé n'est pas sans pénitence:
Il faut, pour reformer la France,
La Comédie — ou les Dragons.

Zu S. 432—436. Aus Zacharias Conr. von Uffenbach Merkwürdige Reiſen durch Niederſachſen, Holland und England. Erſter Theil. (1753. S. 309 ff.)

(Wolfenbüttel, den 30. Dec. 1809). — Weil wir auf dieſer Materie von den Büchern, von der Erfindung der Buchdruckerey waren, bat ich Herrn Rath Hertel, mir die alte Chiromantie zu zeigen, damit Herr Eckard in dem Monatlichen Auszug Tom. I. ſ. 1700 in dem Monat April p. 122 gegen die Harlemer erweiſen will, daß, weil dieſes Buch ſchon A. 1448 in Bayern, und alſo weit von Harlem gedruckt, und wie er ſagt, auch wohl nicht das erſte Buch geweſen, ſie ſich nicht die Erfindung zuzuſchreiben hätten. Ich fand aber, was ich ſchon längſt, als ich den Monatlichen Auszug geleſen, vermuthet: daß Herr Eckard, wie viele andere, ſehr geirret haben, daß ſie das Jahr, da die Bücher geſchrieben, vor das Jahr des Drucks gehalten. Denn gleich im Anfange fand ich dieſe Worte: „Das nachgeſchrieben Buch von der Handt hätt zu Deutſch gemacht Doctor Hartlieb durch Bett und Heißung der Durchlauchtigen Hochgebohrenen Fürſtyn Frawen Anna, geboren von Praunſchweigg, Gemahel dem tugendreichen Hochgelopten Fürſten Hertzog Albrecht, Hertzog zu Bayern und Graff zu Voburg. Das iſt geſchehen am Freitag nach Conceptionis Maria (anſtatt Mariae) Virginis gloriosissimae 1448. Hier wird nicht geſagt, daß das Buch in dieſem Jahre gedruckt, ſondern nur von ihm verfertiget, oder vielmehr in die teutſche Sprache überſetzet ſeyn. So iſt auch ein Irrthum, daß Herr Eckhard vom Drucken ſagt (?), da doch ganze Buch, wie die Figuren auf allen Blättern in Holz geſchnitten, ſo wie die von den Holländern dem Coſtero zugeſchriebene Erfindung in Harlem ausgeſehen hat, und wie ich ſelbſt einige Blätter, ja den ganzen Theuerdank alſo in Holzſchnitt habe. Es iſt aber dieſes ein deutliches Kennzeichen, daß dieſes Buch nicht zu dem Anfange der Buchdruckerey gehöre, weil die Blätter auf beyden Seiten mit Holzſchnitten verſehen; da ja unter den Kennern von dergleichen Sachen es eine ausgemachte Sache iſt, daß die erſten Erfinder nur auf eine Seite gedruckt, die hintere aber leergelaſſen, und denn, damit kein von den Buchdruckern ſogenannter Mönch, oder zwei weiße Seiten erſcheinen mögen, dieſelbe zuſammen geleimt haben, wie ich auf ſolche Art das speculum humanae salvationis in Harlem geſehen, und auch aus den Blättern, ſo ich ſelbſt beſitze, erhellet. Man ſiehet über das an den Holzſchnitten und Figuren ſowohl, als an den Buchſtaben ſelbſt, daß dieſe Chiromantie nicht um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, ſondern ſpäter herausgekommen, weil ſowohl die Figuren, als Buchſtaben ziemlich ſauber ſind, dergleichen ſie im Anfang nicht geweſen u. ſ. w. Es ſind zwey Exemplare dieſes Brief in der Wolfenbüttelſchen Bibliothek. An des einen ganz zu unterſt an der Seite ſtehet: Jrog Scapff zu Augſpurg. Bei dieſem fehlt die erſte Seite, worauf die oben angeführte Aufſchrift ſtehet: bey dem andern aber mangelt die erſt gedachte Unterſchrift des Namens. Ich habe nach fleißigem Nachforſchen nirgends keinen Drucker, noch Holz- oder Modelſchneider, der ſo geheiſſen, finden können. Ob nun gleich dieſes Werk nicht ſo alt iſt, als Herr Eckard geglaubet hat, ſo bleibt es doch eine der größten Seltenheiten, und wird in gar wenigen Büchern angetroffen.

Weil Herr Eckard, oder vielmehr der Herr von Leibnitz, wie aus dem nachfolgenden erhellen wird, an dem eben angeführten Orte eine Begierde geäußert, von dem Urheber oder vielmehr Ueberſetzer dieſer Schrift D. Hartlieb eine Nachricht zu erhalten, ſo will ich bey dieſem Anlaſſe ſo viel von ihm melden, als ich habe erforſchen können u. ſ. w. (Er war Leibarzt Herzog Albrecht III., des Frommen, von Bayern geweſen).

Zu S. 459. (Zum Verſtändniſſe von Nr. 3.) Mon. Unterr. 1697. S. 816 ff.

— Ich war itzo nur ſorgfältig, den weitberühmten Herrn Leibnitz, mit dem ich bisher ſchriftlich correſpondiret, von Perſon kennen zu lernen, den ich in Wolfenbüttel antraf, da er über die große Bibliothek die Inſpection hat. Er theilte mir Unterſchiedliches vor die Unterredungen (wie er ſelbſt ſagt) mit, aus ſeiner unvergleichlichen Correſpondenz, die er durch ganz Europa führet. Hiezu haben viel geholfen ſeine Reiſen durch die vornehmſten Länder Europä, da er noch vor wenig Jahren Teutſchland und Italien durchreiſet, auf fürſtliche Koſten, damit er alles corrigiren möchte, was zur Hiſtorie des durchlauchtigſten Herzogs zu Braunſchweig und Lüneburg a prima origine usque ad nostra tempora dienete, und dieſelbe hernach publik machte. Dieſes Werk iſt itzo ſeine vornehmſte Sorge, und wird dermaleinſt unſerm geliebten Vaterland teutſcher Nation kein geringes Lob bringen. — Unſre erſte Discours war von dem neuen Bibliothecario Vaticani zu Rom, Henrico Norisio, der dem Schelſtrat zwar ſuccediret, aber mit ſchlechtem Contentement (wie es ſcheinet) weil er zu Rom nicht ſo viel Zeit zu ſtudiren hat, als zu Florenz. Doch das möchte noch hingehen, wenn er nur nicht ſo ſo große Verdrießlichkeiten von deren Jeſuiten ausſtehen müßte, die ihn wegen ſeiner Historia Pelagiana und andrer Schriften für einen Janſeniſten halten, und folglich gar nicht vertragen können, daß ihm der Pabſt die Ehre der Bibliothecarii conferiret. Harduin iſt itzo einer von den gelehrteſten, aber auch ſpitzigſten Jeſuiten in Frankreich, und hat eine ſonderliche schedam wider Norisium herausgeben von einem griechiſchen Nummo, darauf vom Namen der Stadt, ſo ihn geſchlagen, nur noch die Endung APIA zu erkennen: Noriſius hat ihn in ſeinen Epochis Syro-Macedonum von Samarien verſtanden; Harduin aber von Cäſarien, der den Noriſium greulich durchgehechelt. Ich glaube nicht, daß dieſe Controvers zu Ende kommen werde, ehe man einen gleichförmigen nummum findet, darauf der Stadt Name ganz ausgedruckt iſt. — Wir kamen hierüber zu reden von deren Controverſien der Jeſuiten und Janſeniſten, ſo täglich wieder anwachſen, indem Rom denen Janſeniſten, Frankreich aber denen Jeſuiten favoriſiret, die in Italien wegen ihrer prätendirten Solipſität ſehr verhaßt ſind, ob ſie gleich die Infallibilität des Pabſtes defendiren, welche die Janſeniſten leugnen ꝛc.

(An dieſem Stücke hat der Leſer zugleich einen Maaßſtab, um den Vorzug der Sprache in dem, acht Jahre jüngern, Monatlichen Auszug zu ermeſſen).

Berichtigungen.

Nachträglich zum erſten Bande.*)

S. 401. Z. 2. von unten das eingeſchloſſene Uncial iſt wegzulöſchen.
S. 403. Z. 8. — — desgleichen.
S. 467. Z. 5. von oben. Nach den Worten „doch will man“ iſt „nicht“ ausgefallen.

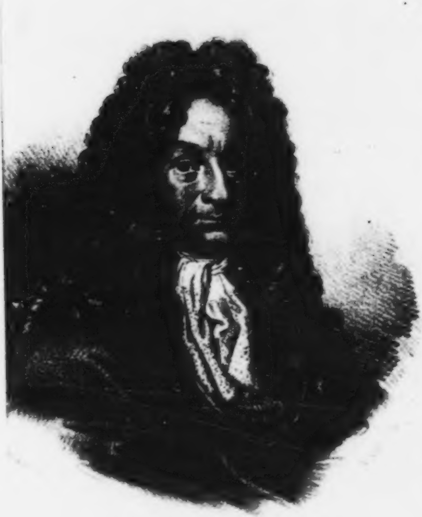
Zum zweiten Bande.

S. 256. Z. 3. v. o. lies: beirrigen.
S. 379. Z. 3. v. o. lies: Richter.
S. 469. Nr. 7. Dieſes Stück iſt aus Verſehen hinter das vorhergehende geſetzt worden, da es der Zeit nach vorhergeht; denn obſchon das Datum fehlt, ſo lehrt der Eingang, daß es 1711 geſchrieben worden. (1711 ſprach Leibnitz zum erſtenmal Peter den Großen).

---

*) Im Allgemeinen iſt bemerkt, daß der Herausgeber, wegen Abweſenheit vom Druckort, nur die erſten 16 Bogen dieſes Bandes revidirt hat; welches auf die Korrektheit des Drucks von einigem, doch nicht erheblichen Einfluß geweſen iſt; der aufmerkſame Leſer wird die ſeltenen Druckfehler bald erkennen und verbeſſern.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin,
Burg-Straße No. 25.



GOTTFRIED WILHELM
FREIHERR VON LEIBNITZ

[illegible]

Gottfried Wilhelm

Freiherr v. Leibnitz.

Eine Biographie

von

G. E. Guhrauer.

Zwei Theile.

Zu Leibnitzens Säkular-Feier.

Mit

neuen Beilagen und einem Regiſter.

Erſter Theil.

Mit Leibnitzens Bildniß und Facſimile.

⁂

Breslau,
Ferdinand Hirt's Verlag.
1846.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Seiner Excellenz

dem Königlich Preußiſchen wirklichen Geheimen
Staats-Miniſter, Miniſter der Geiſtlichen, Unterrichts- und
Medizinal-Angelegenheiten,

Herrn Dr. Eichhorn,

Ritter höchſter Orden.

in tiefſter Ehrfurcht

dankbar zugeeignet.

Zur
Säkular-Feier Leibnitzens.

Die Jubelfeſte der Geburt, der Thaten und Werke großer Männer ſind die Familienfeſte der Menſchheit, und zunächſt derjenigen Völker, denen jene durch Abſtammung und Geburt angehören. Man verkündiget ſie und freut ſich darauf, wie Mitglieder einer Familie, welche mit Stolz und Liebe auf ein theures Haupt hinblicken, als den leiblichen und geiſtigen Mittelpunkt eines größeren oder kleineren Verwandtſchaftskreiſes, welches auch in weitere Kreiſe hinein die lebendigſte Theilnahme erweckt. Alle Verſchiedenheiten der Denk- und Empfindungsweiſe, alle vielleicht zufällige Spannung oder Störung zwiſchen den Gliedern der Familie werden in ſolchem feierlichen Augenblicke zur Harmonie, zur Freude und zum Frieden ſich auflöſen.

Wie ſchön ſtände es um die Völker, wenn die im Wechſel des Jahrhunderts wiederkehrenden Jubilä enihrer Heroen, den Geiſt ſolcher Familienfeſte athmeten! Denn wie durch edle Thaten und große Charaktere edle und große Erfindungen hervorgerufen werden, ſo würden aus dieſen Empfindungen wieder ähnliche Thaten erblühen. Ein erhabner Wetteifer würde die verſchiedenſten Kräfte nach einem und demſelben großen Ziele aufrufen, und durch dieſes Ziel die Nationen ſelbſt zu immer feſterer Einheit und Macht erſtarken.

Leider iſt dieſes Bild von den Jubelfeſten der Völker ein Ideal, in deſſen Lichte die vorhandene Spaltung und Zerriſſenheit der europäiſchen Menſchheit in einem um ſo grellern Lichte erſcheint. Nicht genug, daß der unter dem Firniß der Civiliſation fortglimmende Stammeshaß die tiefe Zerklüftung der Völker bezeugt, auch in jedem beſondern Volke waltet unter der Oberfläche eines unter täglichen Anſtrengungen erhaltenen äußeren Friedens tiefer unverſöhnlicher Zwieſpalt, bis in die heiligſten und höchſten Intereſſen. Weit entfernt, Familienfeſte der Völker zu ſein, ſehn wir vielmehr bei unſrer feſtluſtigen Generation die Jubiläen in Partei-Signale ausarten; die Phyſiognomie ſo mancher von ihnen zeigt, ſtatt der Freude, der „Tochter des Himmels“, nur Grimace, kränkend für die Gegner, unbefriedigend, aushöhlend für die eigne Parthei. Der Menſchenfreund, der Patriot, der Freund der Kunſt und Wiſſenſchaft, das religiöſe Gemüth, ſieht mit Beklommenheit die Jubiläen unſeres Decenniums ſich drängen, in ſteter Beſorgniß, daß ein Mißton aus der Jubelfreude herausklingen werde. Iſt es nicht, als wenn die Gegenwart mit dieſen Jubiläen, den kirchlichen, politiſchen und ſelbſt literariſchen, ſich zu einem Kriege vorbereitete, während jede Parthei mit jedem neuen Namen eine Fahne erhebt, an welcher die Kampfgenoſſen ſich erkennen ſollen? Der kirchliche Zwieſpalt unterwühlt unſern nationalen Boden und lockert die edelſten Bande auf, welche die Nation unter ſich einig und vor dem Auslande groß und geachtet machen ſoll. Schon fängt man an, die Dichter, Philoſophen und Geſchichtsſchreiber nach ihrem Taufſchein zu fragen, katholiſche und proteſtantiſche Philoſophie, Geſchichte u. ſ. w. werden Stichwörter; das Schöne, das Wahre, die ewigen Ideen werden in das verworrene Gewühl der geſchichtlichen Kämpfe hinabgezogen. Wohin kann dieſe Spaltung zuletzt führen, als zu dem Verluſte der höchſten Nationalgüter? Bei einer konſequenten Durchführung dieſer Richtung wird man über die Göthe, Leſſing, Kant, ja über die Leibnitz und Baco in das Mittelalter zurückſchreiten, d. h. man wird deſſen todte und barbariſche Form, aber noch lange nicht ſeinen einſt lebendigen Geiſt wiederergreifen. Die kirchlich-religiöſe Trübung des Horizonts iſt es aber nicht allein, welche ihn vor unſerm Blick verdunkelt: ſociale Umwälzungen ſcheinen drohend ſich aufzuthürmen, und wenn jemals von dieſer Seite her ein Sturm ausbricht, ſo wird er das ſchon ohnehin in ſich aufgeregte und zerriſſene Geſchlecht unvorbereitet überraſchen und unaufhaltſam in die Fugen des ganzen Gebäudes dringen.

Wird es mir, um die nachhaltigere Bedeutung des großen Leibnitz für die Nachwelt zu erfaſſen, geſtattet ſein, auf die Grundlage des heutigen Völker-Bewußtſeins einen Blick zurückzuwerfen?

Unſere Zeit leidet an einer entgegengeſetzten Krankheit, als der, an welcher das abendländiſche chriſtliche Mittelalter ſich aufgelöſt hat. Das Mittelalter, mit ſeinen ganzen Lebensbedingungen an Kirche und Religion geknüpft, überſprang in der Wiſſenſchaft, wie in der ganzen Weltanſchauung, welche ſein Handeln beſtimmte, die ſogenannten zweiten Urſachen, die causae efficientes, mit andern

Worten, die ſpontanen Geſetze der Natur, und hielt ſich faſt nur an die erſte Urſache, Gott, nach deſſen Wort und Offenbarung allein es leben, nach deſſen Begriff es alle Erſcheinungen des Lebens und der Natur erklären wollte. Während ſo ihre Phyſik abſtract und unfruchtbar war, blieb dagegen ihr Leben vorzugsweiſe religiös und kirchlich begeiſtert. Gott war dem chriſtlichen Mittelalter überall und jeder Zeit gegenwärtig, gewiſſermaßen anſchaulich, von ihm wurde Alles abgeleitet, auf ſeinen Namen Alles zurückgeführt. Um wahrhaft fromm und ſittlich zu ſein, fehlte ihm nur der beſſere Begriff von Gott, denn in ihrem Wahne ſchlachteten Chriſten einander, wie ſie wähnten: zur Ehre Gottes! Das Band des geſammten Geſellſchaftszuſtandes war mit einem Worte: die Theokratie.

Die neuere Zeit hat zwar die wahre Phyſik gefunden, ſeitdem die Copernicus, Baco und Galiläi uns gelehrt, die Natur durch Verſuch, Beobachtung und Berechnung nach ihren eigenen, von unſerem Bewußtſein und Gemüthsleben unabhängigen Geſetzen zu erforſchen. Aber in dem Verhältniß, als das Reich der wahren Naturwiſſenſchaft ſich erweiterte, rückte auch die erſte Urſache dem wiſſenſchaftlichen Bewußtſein in immer größere und größere Ferne; man verſetzt ſie in die Grenze von Wiſſenſchaft und Religion, bis endlich der Naturkundige die erſte Urſache, Gott, völlig aus dem Geſichtskreiſe zu verlieren ſchien. Laplace durfte zuletzt, ohne Blasphemie, ſich rühmen, daß er Gottes zur Mechanik des Himmels nicht brauchte, womit er nichts anderes ſagen wollte, als daß Newton nur die in ſeinem Himmelſyſtem gelaſſene Lücke, kurz: ſeine eingeſtandene Unwiſſenheit mit dem Begriffe Gottes nur verdeckt, mit andern Worten das Daſein Gottes von ſeinem Nichtwiſſen gewiſſermaßen abhängig gemacht hatte, was die Wiſſenſchaft aber als ihre Grenze nicht anerkennen dürfte. Von der Phyſik trug man dieſe Methode in die Welt der Moral und Politik, ich meine die Methode der Erfahrung, Beobachtung und Berechnung. Das Naturrecht, ehedem ein Theil der Theologie, ward ihr von Puffendorf und Tomaſius bald entgegengeſetzt. Die Staatswiſſenſchaft wurde eine große und verwickelte Rechnung, in welcher die Menſchen und das ſociale Leben auf Zahlen und Zahlenverhältniſſe zurückgeführt werden. Das Meßbare, Zählbare, Taſtbare, das Materielle mit einem Wort, erhielt die Oberhand über das Moraliſche. Der Organismus des Staats wurde wie ein unbeſeelter Körper auf dem anatomiſchen Theater zergliedert. Der Staat ſelbſt ſank für die modernen Theorien zu dem Begriff einer Maſchine, eines Räderwerks herab, das derjenige zu beherrſchen glaubte, welcher ſich am beſten auf den Mechanismus des Baues und die Geſetze ſeines Räderſpieles verſtände. Und die Triebfeder, welche die Räder dieſer Maſchine in Bewegung ſetzt? — Es iſt kein Geheimniß: es iſt der Egoismus der einander durchkreuzenden Intereſſen oder Leidenſchaften. Wird dieſem Prinzip bei der Berechnung und dem Spiele der Maſchine ſein Theil gewährt, ſo ſcheint alles gut zu ſtehen. Unterdeſſen iſt die erſte Urſache hier ebenſo, ja noch mehr in unendliche Form gerückt, als in der Phyſik. La loi est athée, ſagte Odilon Barrot, den man wegen dieſes recht verſtandenen Wortes den Laplace des modernen Staatsbegriffs nennen möchte.

Daß wir nicht übertreiben, daß hier die Krankheit unſerer Zeit liege, haben Einſichtigere bekannt und beklagt. Dieſe Wahrheit findet nun allgemeinen Wiederklang. Die Bewegung unter den Proletarien hängt damit zuſammen; das Uebel iſt nicht bloß materiell, die Heilung darf es daher auch nicht bloß ſein. Es ſind verſchiedene Symptome, welche auf ein allgemeines verborgenes Uebel zurückweiſen. Die Menſchheit fühlt ſich wie verlaſſen, weil Gott ihr moraliſch wie phyſiſch in unendliche Ferne gerückt iſt.

Warum uns Gott ſo wohl gefällt?
Weil er ſich uns nie in den Weg ſtellt.

Dieſer Zuſtand der Geiſter iſt von der Art, daß er nicht nur dem Philoſophen, ſondern auch den Staatsmännern zu Herzen geht. Von verſchiedenen Seiten her ſtrebt und arbeitet man lange, theils der Zukunft zugewendet, neue Grundlagen des ſocialen Wiederaufbaues aufzufinden, theils nach der Vergangenheit hingekehrt, auf ältere Grundlagen zurückzugehen, beides, um den herrſchenden Egoismus, die Iſolirung und Zerſplitterung in Wiſſenſchaft und Leben über ſich ſelbſt zu erheben, der Menſchheit die verlorene Richtung zu Gott und mit ihm zum Ganzen der Humanität wiederzugeben. Während die einen vorzugsweiſe die geiſtige, namentlich die religiöſe Seite des Menſchen ins Auge faſſen, halten ſich die anderen hauptſächlich an die materielle Bedingung des Daſeins. Allein es iſt überall doch nur noch ein Suchen und Taſten, wobei die verſchiedenen Richtungen, ſtatt einander hülfreich entgegen zu kommen, nicht ſelten einander bekämpfen, während jede nicht ſelten in ſich ſelbſt wieder uneins iſt.

Gewiß, es fehlt unſerer Zeit nicht an großen Gelehrten und an Erfindern in Wiſſenſchaft und Kunſt, es fehlt nicht an großen Ideen und Entdeckungen in den Gebieten des politiſchen und religiöſen, wie des materiellen und induſtriellen Lebens; aber was unſerer Zeit ſo Noth thut und fehlt, ſind Geiſter, welche nicht allein die verſchiedenen, zuletzt an einem einzigen Ringe zuſammenhängenden Richtungen der Wiſſenſchaft concentriren, ſondern auch mit Genialität und hohem Sinn die Zügel in die Hand nehmen, um jene getrennten Richtungen einträchtig zu einem Ziele, dem Ziele der Menſchheit zuzuführen. Geiſter dieſer Art brauchen ſich nicht zu legitimiren; wenn ſie auftreten, fällt ihnen die Zeit von ſelbſt zu, ſie mögen von dem Throne herab, oder aus der Stille des Studirzimmers heraus ſich verkünden. Ein ſolcher Geiſt war für Deutſchland Friedrich der Große, deſſen Säcularfeier wir vor ſechs Jahren begangen haben; ein ſolcher Geiſt war vor ihm Leibnitz, den der große König ſich auch gleich ſtellte. Doch wenn der Weiſe auf dem Throne in das Reich ſeines Wirkens in unmittelbarer Gegenwart ſchöpferiſch eingreift, ſo iſt die Sphäre des Philoſophen am Fuße des Thrones die Zukunft mit ihrem weiteren und reineren Horizonte. Hundert und dreißig Jahre ſind ſeit Leibnitzens Tode verfloſſen, und noch iſt Niemand aufgeſtanden, welcher ihm die Palme ſtreitig gemacht hätte. Immer ſteht das Bild ſeines Geiſtes und Strebens mit einer Friſche und Lebendigkeit, mit einem Glanze vor uns, welcher ihm die Sympathien von den verſchiedenſten Seiten her geſichert hat. Leibnitz gehört mit ſeiner Philoſophie, mit ſeiner ganzen Bildung und Richtung zwei Zeitaltern zugleich an, welche ſich für unſer Bewußtſein nur den Rücken zuzukehren ſcheinen. Das ſiebzehnte Jahrhundert war es, in welchem der moderne Geiſt, wie wir ihn vorhin nach ſeinem Weſen zu ſchildern ſuchten, ſich gebildet, der im achtzehnten Jahrhundert ſich befeſtigt hat und in dem gegenwärtigen ſich immer mehr entwickelt. Die Philoſophen vor Leibnitz im ſiebzehnten Jahrhundert hatten es vor Allem mit dem Fortſchritte der Wiſſenſchaft zu thun, welcher allerdings davon bedingt war, daß jene Männer ſich von der Welt in das Innere des Geiſtes zurückzogen, oder ſich in das Laboratorium einſchloſſen und den Geſetzen der Natur in ihrem eignen Reiche am Himmel und unter dem Himmel nachgingen. Leibnitz dagegen war nicht bloß Reformator der Wiſſenſchaft wie jene, er war zu gleicher Zeit im höchſten und univerſellſten Sinne des Worts ein ſocialer Geiſt, eben ſo ſehr Staatsmann als Philoſoph. Er nahm ſeinen Standpunkt auf der Höhe des menſchlichen Geſchlechts und beleuchtete auch das ſcheinbar Untergeordnetſte und Geringe mit dem Lichte großer Ideen. Seinem Fache nach Rechtsgelehrter und Publiciſt, ſtellte er ſich bei den großen Fragen der Zeit auf den Standpunkt des Geſetzgebers, ſchöpfte aber das Ideal deſſelben aus den oberſten Prinzipien des Naturrechts, welche in ſeinem Syſteme mit denen der Religion und Moral auf das engſte verknüpft waren. Als Staatsdiener hielt er den Mächtigen und Großen, welche ihn zum Freunde wählten, den Spiegel der Fürſtenpflichten mit eben ſo viel Muth als Klugheit vor. Er verknüpfte nach dem von ihm begründeten großen Geſetze der Kontinuität, der Entwickelung, der Seele ſeine Philoſophie, die Zeiten der Geſchichte, die Vergangenheit mit der Zukunft; er verband die Theorie mit der Praxis, und bei den erhabenſten Bedürfniſſen des Menſchen als eines Gottähnlichen Geiſtes, ließ Leibnitz die materiellen Bedingungen des bürgerlichen Lebens niemals aus den Augen. Jeder ſeiner Vorſchläge war aus dem Ganzen gegriffen und daher von Pedanten oft verkannt und mißverſtanden[1]). Die Akademien der

---

[1]) Formey wirft einen lächelnden Seitenblick auf Leibnitzens Vorſchlag, daß die Königliche Societät der Wiſſenſchaften unter andern

Wiſſenſchaften z. B. ſollten ihm nicht blos Inſtitute der Wiſſenſchaft, ſondern ſociale Inſtitute ſein, und in das Ganze des Staatslebens eingreifen, ſo viel Elemente als möglich davon in ſich aufnehmend. Der Gelehrte ſollte von dem Handwerker lernen, ſo wie das Handwerk zur Theorie erhoben worden. Ihm war die Wiſſenſchaft, wie er oft ſich ausdrückt, der Schatz des menſchlichen Geſchlechts, alſo nicht etwa das Eigenthum einer Klaſſe, oder eines Standes, noch weniger das Vehikel des Ehrgeizes oder der Habſucht Einzelner; der Gelehrte war ihm nur der Verwalter dieſes Schatzes zum Beſten des allgemeinen Nutzens. Unter dem Mantel eines Ariſtokraten und Fürſtendieners ſchlug dieſem großen Manne ein Herz für die große Mehrzahl der Menſchen. Aber in der Art und in dem Maaße ſeiner Wirkſamkeit, mußte er die Bedingungen annehmen, die das Jahrhundert ihm auflegte. Alles ging damals von oben herab. Nur mit ihren Fürſten ſchritten die Völker fort, von der Veredelung der Fürſten, von der Bildung der Großen hing die Verbeſſerung des Schickſals der Völker und ihre Veredelung ab. Auf dieſen Punkt richtete Leibnitz vor Allem ſein Augenmerk. Das Gute, das er ſtiftete, mußte oft für die Geſchichte verloren gehen; des Beſten, was er that, durfte er ſich nicht immer rühmen. Gewiß iſt, daß ſein Name nicht gemacht iſt im eigentlichen Sinne unter uns populär zu werden, wie etwa der eines Chriſtian Thomaſius, welcher in der Kulturgeſchichte dieſes Jahrhunderts ſein Gegenſtück und gewiſſermaßen ſeine Ergänzung bildet. Und man ſoll ſie beide nicht verglei-

---

die evangeliſchen Miſſionen beſorgen ſollte. Ihm entging, wie viel für den erſten evangeliſchen und zur Pflege der geiſtigen Kultur berufenen Staat in Deutſchland an der Organiſation gerade dieſes Inſtituts liegen mußte.

chen. Sie wirkten in ſehr verſchiedenen Sphären und daher mit ganz verſchiedenen Mitteln. Ihre ganze Stellung war von vorn herein verſchieden beſtimmt. Und ſo war z. B. der Gebrauch der franzöſiſchen Sprache, die Zurückhaltung, womit ſich Leibnitz als Schriftſteller umgab, nicht willkührlich. Wenn Thomaſius als Reformator ſich die Vernichtung des Wahns, des Aberglaubens, der Pedanterie, der Heuchelei und des Fanatismus zur Aufgabe machte, ſo war Leibnitz im Gegenſatz zu ihm eine vorwiegend organiſirende Natur; es war ihm weſentlich darum zu thun, Keime poſitiver Geſtaltung auszuſtreuen und das Vorhandene, ſelbſt in ſeiner Beſchränktheit, dafür zu nützen. Dahin gehört z. B. der Vorſchlag, öffentliche Handwerker-Schulen zu errichten, um Zeit, Geſundheit und die Vervollkommnung der Lehrlinge zu gewinnen; dahin gehört ein ähnlicher Vorſchlag, Geſellſchaften nach Art der Akademien einzurichten, welche ſich zur Aufgabe machten, Lebensregeln, nützliche und unbekannte Erfahrungen zur Verbeſſerung des menſchlichen Lebens zu ſammeln. Dieſer Organiſationsgeiſt hing bei ihm mit jener „großen Art zu denken" zuſammen, wonach er ſchlechterdings nichts verachtete, ſofern es nur an die rechte Stelle geſetzt in ſeiner Weiſe lebte und wirkte. Leibnitz war zu gleicher Zeit der univerſellſte und poſitivſte Geiſt, und in dieſer Vereinigung einzig; daher ein Feind des iſolirenden Parthei- und Sektenweſens. Aus dieſer Denkart entſprang ſein Lieblingsplan einer allgemeinen Charakteriſtik, als eines Verbindungsmittels der Menſchheit in Wiſſenſchaft und Philoſophie; daraus ſein, wenn auch ebenſo wenig gelungenes Streben, die beſondern und getrennten Kirchen zu vereinigen: alles Tendenzen, welche, ihrem Endzwecke nach, ihren Urheber zum Bürger künftiger Jahrhunderte machen.

Aber was allen ſeinen Beſtrebungen für das Wohl der Menſchheit zur gemeinſchaftlichen Grundlage dient, das iſt — hier kommen wir erſt zu dem eigentlichen Ziele unſerer Betrachtung — das iſt das religiös-ſittliche Fundament, welches ſeiner ganzen Philoſophie zu Grunde liegt und einen Hauch der Frömmigkeit und echter Begeiſterung über dieſelbe verbreitet. Dies wird ſchon aus der Skizze der Philoſophie hervorgehen, wie ſie in dieſer Biographie (Th. I. S. 222 — 270) gegeben wird. Das Reich der Natur wird getragen von dem Reiche der Gnade. Das Univerſum, als die Welt moraliſch freier Weſen, iſt ihm die Stadt Gottes; und wenn Leibnitz die Könige dieſer Welt Statthalter Gottes, oder gar Götter dieſer Welt nennt, ſo iſt es nicht, wie eine oberflächliche Betrachtung wähnen möchte, ſchmeichleriſcher Knechtſinn, ſondern es geſchieht lediglich, um ihnen die Schwere, Heiligkeit und unendliche Verantwortlichkeit ihres Berufes in unmittelbarſter Lebendigkeit nahe zu legen[1]). Sein ganzes Syſtem iſt gewiſſermaßen nur ein dem Unendlichen dargebrachter Cultus. Das Unendliche iſt in demſelben die Seele wie des Phyſiſchen, ſo und noch mehr des Moraliſchen; nicht um das Individuum dadurch niederzudrücken, ſondern über ſich ſelbſt zu erheben. Dieſe Erhabenheit des Standpunkts, verbunden mit der Demuth in der Geſinnung, iſt es, welche über das ganze Leben und Handeln unſeres Weiſen jene Milde und Humanität, jene wohlthuende Einheit, jenen verſöhnlichen Charakter, jenen Geiſt der Verbrüderung verbreitet, welcher Leibnitzen ſogleich vor allen andern Philoſophen erkennen läßt und geeignet iſt, die Menſchen aus den verſchiedenſten Richtungen und aus allen kirchlichen Confeſſionen anzuziehen und zu feſſeln. Dies iſt von jeher geſchehen und wird immer geſchehen. Mit freudigem Herzen bekennen Proteſtanten wie Katholiken ihre Sympathien zu der Denkart und zu den Schriften dieſes großen Mannes; ſo daß, wie ein Blick auf die Literatur zeigt, auch in dieſer Beziehung, in Abſicht auf Vereinigung des Geiſtes, Leibnitz wohl der univerſellſte aller Philoſophen und Schriftſteller heißen könnte. In dieſer fort und fort wirkenden Einigung und Verſöhnung des Geiſtes liegt, unſers Erachtens, ein großer Theil der wahren Bedeutung Leibnitzens auch für unſere Zeit, und ſie wird der ihm gewidmeten Säcularfeier die allgemeinſte Verbreitung verleihen, gewiß nicht bloß, wie ſich von ſelbſt verſteht, im geſammten deutſchen Vaterlande, ſondern auch im Auslande, welches uns Leibnitzen beneidet[1]).

---

[1]) So wenn Leibnitz an Peter den Großen ſchrieb: »Gott als ein Gott der Ordnung regieret durch ſeine unſichtbare Hand alles, alles weißlich und ordentlich. Die Götter dieſer Welt, oder die Ebenbilder der Macht Gottes, ich meine die ſouverainen Monarchen, müßten das Modell ihrer Regierung nach jener einrichten, wollten ſie anders die ſüßen Früchte eines blühenden Reichs vor ihre große Mühe genießen.« (S. Zuſätze zum 2. Theile S. 275, die Anmerk. zum 1. Th. S 6 und Auguſt Böckh: Leibnitz in ſeinem Verhältniß zur poſitiven Theologie in v. Raumers hiſtor. Taſchenbuch auf 1844 S. 488.

---

[1]) Die Sympathien des civiliſirten Europa für Leibnitzens Schriften und Philoſophie ſind ſo alt, als dieſe ſelbſt. Nur England ſcheint bis auf dieſen Tag, ſowohl aus Nationaleiferſucht und Partheilichkeit für ſeinen Newton, als aus Mangel an Organ für den Leibnitziſchen Idealismus ſich den großen Mann nach ſeiner ganzen und wahren Größe fern halten zu wollen. Obſchon der Verfaſſer dieſer Biographie das Verhältniß zwiſchen Newton und Leibnitz nach den Mitteln, welche ihm zu Gebote ſtanden, mit möglichſter Unpartheilichkeit — welche freilich in den Augen der Par-

Dieſe Säcularfeier wird gewiß nicht ohne ein den Manen des großen Mannes würdiges Denkmal vorübergehen; nicht wenigſtens ohne den aufrichtigen, mehrſeitigen Wunſch, ihm ein ſolches zu ſetzen. Wenn ich von neuem auf den Plan einer würdigen Geſammtausgabe von Leibnitzens Schriften zurückkommt, ſo wird man mir dieſes mein Caeterum censeo gerade bei dieſer Gelegenheit zu Gute halten. Die bildende Kunſt hat, nicht blos in Hannover, ſondern auch in der Wallhalla, alſo in Nord- und Süddeutſchland ihre Aufgabe würdig erfüllt: die Reihe iſt jetzt an der Literatur und Wiſſenſchaft. Ueber die Schicklichkeit und Nothwendigkeit der Sache ſelbſt wird unter Allen, welche ſie nicht blos von dem einſeitigen Standpunkte gelehrter Bedürfniſſe, ſondern von dem höhern Geſichtspunkte einer deutſchen National-Angelegenheit auffaſſen, nur Eine Stimme ſein. Aber auch in Hinſicht des Wie? der Ausführung kann, ſobald wir dieſen Geſichtspunkt feſthalten, nicht lange ein Schwanken herrſchen Die Monumenta Germaniae historica, ins Leben gerufen durch den Großſinn eines deutſchen Staatsmannes, beſchützt und gefördert von dem deutſchen Bunde — dieſes Nationalunternehmen zeigt von ſelbſt, wo? die künftige Ausgabe von Leibnitzens ſämmtlichen Werken Schutz

---

theien ſchon ein Verbrechen iſt — darzuſtellen beſtrebt war, ſo hat doch, unſers Wiſſens, die engliſche Kritik von dieſem Buche keine Notiz genommen. Um ſo charakteriſtiſcher dürfte es, von einem höhern als blos perſönlichen Geſichtspunkte, ſein, daß Nordamerika, wie im Uebrigen, ſo auch hierin von der Einſeitigkeit des brittiſchen Nationalgeiſtes ſich emancipirt, indem eine freie Bearbeitung dieſes Buches im vorigen Jahre zu Boſton herauskam mit dem Titel: Life of Godfrey Wm. v. Leibnitz on the basis of the German works of Dr. G. E. Guhrauer by John M. Mackie. Boston 1845. 12.

und Unterſtützung allein finden kann — und wird. Wahrlich, auch Leibnitzens Werke gehören unter die **Monumenta Germaniae**, und zwar im eminenten Sinne! Daß Leibnitz nicht blos durch die Größe ſeines Genies, die angeborne Anlage ſeines Geiſtes, ſondern eben ſo ſehr durch den niemals getrübten, echten Patriotismus ſein deutſches Vaterland geehrt und gehoben hat; wie er ſein ganzes Leben hindurch mitten durch die mancherlei Riſſe der confeſſionellen, territorialen und dynaſtiſchen Verhältniſſe des Reichs und unter den beſtändigen Anfechtungen von Außen her, auf die Vereinigung, Kräftigung und Hebung deutſcher Nation und deutſcher Macht hingearbeitet; und wie geeignet Leibnitzens Schriften und Leben immer ſein werden, in dieſer wohlthätigen, einigenden, verſöhnlichen Richtung unter uns zu wirken — dies ſteht jetzt Allen lebendig vor der Seele.

Es ſcheint alſo der hohen Fürſorge des durchlauchtigſten deutſchen Bundes nicht unwürdig, die Werke eines in aller Beziehung ſo eminenten deutſchen Schriftſtellers und Charakters unter ſeinen beſondern Schutz zu nehmen. Iſt dieſe Vorausſetzung richtig, ſo werden ſpäter geeignetere Hände den Plan und die Mittel der Ausführung vorzeichnen. Wird mir jedoch eine Meinung zu äußern geſtattet, ſo wird die Ausführung nicht in demſelben Augenblicke beſchloſſen und ins Werk geſetzt werden können, ſondern einer mehrjährigen Vorbereitung und einer vorangehenden Vereinigung und Verſtändigung verſchiedener Kräfte bedürfen. Das zweckmäßigſte Mittel aber, dieſe Vorbereitung und Vereinigung zu treffen, ſcheint mir die Gründung eines Leibnitz-Archivs, ich meine, eines periodiſchen Organs, ähnlich dem der hiſtoriſchen Vereine und ſelbſt dem des Vereins der Herausgeber der **Monumenta Germaniae**, beſtimmt, die thätige Theilnahme der verſchiedenen Gelehrten, nicht blos in Deutſchland, ſondern auch im Auslande aufzurufen und zu verſammeln und, wie die andern Archive, als öffentliche Correſpondenz der Mitarbeiter unter einander zu dienen. Anzeige und bezügliche Bekanntmachung ungedruckter Schriften und Briefe, der erhaltenen Autographa, ſeltener Schriften Leibnitzens, ſei es im öffentlichen oder Privatbeſitz, mit einem Worte alles, was die Vervollſtändigung, Sichtung und Kritik des Materials betrifft — andererſeits Verſtändigungen über die Form der Unternehmung, alles dies wird reichlichen Stoff des Archivs darbieten. Bei der eminenten Univerſalität unſers Heros iſt eigentlich kein Gelehrter, wes Faches er ſei, und welcher Richtung, ſei es der Empirie oder der Spekulation, (welche Leibnitz beide in ſich vereinigte) er angehöre, von der Mitwirkung an dieſem Unternehmen ausgeſchloſſen. Dieſes Archiv kann aber eine noch höhere und allgemeinere Bedeutung erhalten, wenn es zu gleicher Zeit der Ort für freie Discuſſion ſolcher literariſchen und kritiſchen oder wiſſenſchaftlichen Problem wird, welche ſich an das Leben und die Schriften Leibnitzens knüpfen. Dadurch wird zugleich für eine vollkommenere Biographie des großen Mannes in Zukunft der Boden gewonnen und urbar gemacht, und niemand wird mit mehr Freude eine ſolche begrüßen, als der Verfaſſer dieſes Buches, welcher heute, nachdem er den Schwierigkeiten eines ſolchen Unternehmens ins Auge geſehen hat, vielleicht den Muth nicht hätte, ſich ihm zu unterziehen. Möge dieſe Arbeit, bis ſie der beſſern den Platz räumt, unterdeſſen dazu beitragen, den Geiſt Leibnitzens unter uns einer lebendigen Verbreitung zu verſchaffen. Durch Zuſätze und Berichtigungen, mit Rückſicht auf die ſeit 1842 erſchienenen mancherlei

Bereicherungen der Leibnitz-Literatur, beſonders aber auch durch ein allgemeines Perſonen-Regiſter ſollte das Buch zugleich vollſtändiger und nützlicher gemacht werden.

Aus der Vorrede von 1842 folge hier noch der kritiſche Rückblick über die biographiſch-literariſchen Leiſtungen meiner Vorgänger, ſeit Leibnitzens Tode.

Es iſt bekannt, daß Johann Georg von Eckharts handſchriftliche Lebensnachrichten über Leibnitz (Lebenslauf des Herrn von Leibnitz, zuerſt im Originale abgedruckt in von Murr's Journal zur Kunſtgeſchichte und allgemeinen Literatur, VII. 1779), allen ſeit Leibnitzens Tode bis auf unſre Zeit überhaupt erſchienenen Lobſchriften und Biographieen deſſelben mehr oder weniger als Quelle zu Grunde liegen, und von faſt allen Literatoren und Geſchichtſchreibern der Philoſophie wie eine unumſtößliche Autorität reſpektirt wurden. Man legte zu viel Gewicht darauf, daß Eckhart eine ziemlich lange Reihe von Jahren um Leibnitz, anfangs als ſein Secretair, zuletzt als ſein College in der Hiſtoriographie des Hauſes Braunſchweig gelebt und ihn überlebt hat. Eckhart ſelbſt rühmte ſich allerdings des ſehr vertrauten Umgangs mit „ſeinem großen Freunde.“ Aber man kann viele Jahre um einen großen Mann leben, und doch viel weniger von ihm wiſſen und ihn verſtehen, als ein anderer, der ihn nie geſehen hat, was der Fall mit uns allen iſt, die wir uns heute mit dem Leben und der Philoſophie Leibnitzens beſchäftigen. Alle die, welche auf die Verſicherungen des, vor Eitelkeit ſich ſelbſt nicht kennenden, Eckhart hin, glaubten, Leibnitz hatte einen ſolchen Mann zu dem Vertrauten ſeines Lebens gemacht, hatten einen ſehr unvollkommenen Begriff von Leibnitzens wirklichem Leben, ſeinem Weſen und Charakter. Ich habe in meinen früheren kritiſchen und kritiſch-hiſtoriſchen Arbeiten über Leibnitz, ſein Leben und ſeine Schriften, zu dieſem meinem Urtheile über Eckhart die Belege gegeben, und dieſe Biographie giebt deren viele neue. Jedermann kann nun ſelbſt vergleichen und prüfen; ins Einzelne hier einzugehen, wird mir erlaſſen werden. Ueber die Unvollſtändigkeit Eckharts in literär-hiſtoriſcher Hinſicht klagte übrigens ſchon Ludovici. — Außer den trockenen und dürftigen Notizen Eckharts in dem genannten Aufſatze hat man von ihm auch Anmerkungen zu der deutſchen Ueberſetzung von Fontenelle's Lobſchrift auf Leibnitz, in der deutſchen Theodicee vom Jahre 1720, welche namentlich gegen J. F. Feller, der vor Eckhart Leibnitzens Sekretair geweſen, polemiſch gerichtet ſind; dagegen hat der Nachfolger Eckharts, als Bibliothekar in Hannover, Baring (oft auch als der Ungenannte in den Anmerkungen zu Fontenelle angeführt), in der deutſchen Theodicee von 1735 die Anmerkungen Eckharts zu Fontenelle mit eignen vermehrt, welche ſich zuweilen gegen jenen ſelbſt richten und manche gute Nachricht enthalten. — Der Lebenslauf Leibnitzens durch Eckhart, welcher aus dem Nachlaſſe der Herzogin von Orleans in die Hände Friedrichs des Großen gelangte, erſchien auf deſſen Befehl in einer, ziemlich werthloſen, Bearbeitung von Lamprecht, Berlin 1740. Davon erſchien aber 1787 zu Rom eine italiäniſche Ueberſetzung von Joſeph Barſotti, mit mehreren ſchätzbaren Anmerkungen, namentlich über den Aufenthalt Leibnitzens in Rom 1689. — Das Elogium Leibnitii in den Acta Eruditorum von 1717, deſſen Verfaſſer, nach Ludovici, Chriſtian Wolf war, iſt ebenfalls ganz nach Papieren von Eckhart gearbeitet. J. F. Feller gab dazu 1718 in dem Otium Hannoveranum, zu Anfang, ein: Supplementum

Vitae Leibnitianae, welches aber, bis auf einige literariſche Notizen, keine neuen Aufklärungen giebt. Unabhängig von Eckhart iſt auch der Nekrolog auf Leibnitz in den Leipziger Neuen Gelehrten Zeitungen von 1717 (Juni), ohne daß ſein unbekannt gebliebener Verfaſſer in der Hauptſache beſſer als jene ſich unterrichtet zeigte.

Dies waren im Ganzen die trocknen, unvollſtändigen, in wichtigen Dingen oft ganz irrigen Nachrichten, welche ſpäter geiſtvolle und gelehrte Schriftſteller mit ihren Betrachtungen, mit Zergliederungen der Schriften und Ideen von Leibnitz bekleideten und zu einem Bilde zu verarbeiten ſuchten. Von denjenigen, welche ſich bis auf unſere Zeit erhalten haben, ſteht oben an Fontenelle in ſeinem Eloge de M. de Leibniz, das er 1717 als Sekretair der Königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Paris vorlas. Dieſes Eloge verdient ſeinen Ruhm durch die Klarheit der Darſtellung, den Reiz der Sprache, den Reichthum geiſtvoller Bemerkungen, am meiſten wegen des Totalbildes durch die Analyſe der vorzüglichſten Richtungen Leibnitzens in faſt allen Wiſſenſchaften. Zwar bricht auch hier, nach Schleiermacher's Bemerkung, jener ironiſche Zug durch, durch welchen der beſtändige Secretair der Akademie nicht ſelten, wie des Lobens müde, ſich ſchadlos hielt; und vor Schleiermacher hat Leſſing einmal etwas Aehnliches ausgeſprochen. Nichts deſto weniger gereicht dieſe Schrift der franzöſiſchen Literatur zum Ruhme und gehört bei allen Mängeln, welche Schleiermacher daran hervorgehoben [1]), zu den gelungenſten dieſer Art aus Fontenelles Feder. Ganz anders ſtellt ſich natürlich unſer Urtheil von dem hiſtoriſchen und dem wiſſenſchaftlichen Geſichtspunkte: der Hauptgrund, die Beſchaffenheit der zu Grunde liegenden hiſtoriſchen Materialien, iſt ſchon zur Sprache gekommen. Wenn daher der neueſte Herausgeber von Leibnitz's Werken, Herr M. A. Jacques (Oeuvres de Leibnitz, nouvelle édition. Paris 1842 2 vol. in 8.) die Biographie von Leibnitz mit Fontenelle für abgemacht erklärt, durch die Phraſe: Fontenelle a raconté sa vie; on nous saura gré d'obliger le lecteur, par notre silence sur ce point, à se charmer de la langue exquise de ce morceau (p. III.) — ſo heißt das, ſich auf eine zu wohlfeile und zugleich dem Hauptzwecke — der Wahrheit — ſchädliche Art von der eigenen Mühe und Arbeit loskaufen. —

---

[1]) »Ueber Lobreden im Allgemeinen, und die Fontenell'ſche auf Leibnitz insbeſondere« Schleiermacher's ſämmtliche Werke III, 3. S. 66.

Die erſte ausführliche Biographie Leibnitzens, und keine bloße Lobſchrift, erſchien in der Amſterdamer Ausgabe der Theodicee von 1734: Histoire de la vie et des ouvrages de Mr. Leibnitz par M. L. de Neufville. Der eigentliche Name dieſes Schriftſtellers war Joucourt, den er ſpäter wieder angenommen*). Dieſe größere Ausführlichkeit rührt nicht ſowohl von neuem biographiſchen Gehalt, als von der raiſonnirenden Analyſe der Schriften, Ideen und Streitigkeiten von Leibnitz. Die Grundlage bleibt Eckhart; einige literarhiſtoriſche Nachrichten ausgenommen, welche der fleißige Verfaſſer aus Zeitſchriften oder auch mündlich in Holland geſammelt hatte. Die Schreibart geht oft in das Rhetoriſche über, und das Urtheil ermangelt einer höhern Grundlage. Leſſing hat (in dem Aufſatze über des Wiſſowatius Einwürfe wider die Dreieinigkeit) einige ſeiner Anachronismen und anderer Irrthümer berichtigt. Die Darſtellung der Verdienſte Leibnitzens um die Wiſſenſchaften und des Streites über die Erfindung der Differentialrechnung folgt erſt, nachdem das übrige Leben bis zum Tode des großen Mannes geführt iſt. Im Ganzen zeichnet ſich dieſe Arbeit durch große Sorgfalt und wahre Begeiſterung vor dem Gegenſtande aus. Das Verzeichniß der Schriften am Schluſſe iſt das vollſtändigſte vor Ludovici.

---

*) Remond von Montmort der jüngere ſchrieb aus Paris den 28. December 1738 an den Präſidenten Bouhier: Mr. le Marquis de Joucourt m'emmena hier un frère nouvellement reconnu par sa famille et rendu à sa patrie. Il s'est toujours appellé en Hollande Neuville et j'ai vû de lui la vie de Mr. de Leibnitz. C'est un garçon aussi aimable par son charactère et par son esprit, que laid de figure. Ses connoissances sont justes et étendues. (Aus der handſchriftlichen Correſpondenz des Präſidenten Bouhier in der Königlichen Bibliothek zu Paris.)

Einige Jahre nach Joucourt, 1737, erſchien in Leipzig Karl Günthers Ludovici „Ausführlicher Entwurf einer vollſtändigen Hiſtorie der Leibnitziſchen Philoſophie,“ zwei Theile; in literar-hiſtoriſcher Beziehung lange Zeit das vollſtändigſte Gerippe einer Biographie von Leibnitz, mit großem Sammelfleiße, wenn auch ohne Kritik, daher mit vielen Mißgriffen, zuſammengeſtellt, und noch jetzt mit Dank zu nennen. Jedem noch ſo allein ſtehenden Faktum, z. B. jeder Reiſe von Hannover nach Woffenbüttel, iſt ſein eigener Paragraph gewidmet. Den meiſten Werth hat das 7. Kapitel des 1. Theils, und die erſte Hälfte des 2. Theiles, in Bezug auf das Literariſche, als Grundlage für weitere Forſchung; Dutens iſt bedeutend dadurch gefördert worden. Von irgend einer hiſtoriſchen oder philoſophiſchen Anſchauung, welche dem Ganzen zu Grunde läge, iſt keine Spur; im Gegentheil iſt die Lebensanſicht gar dürftig und pedantiſch. Brucker hat bei ſeinem Aufſatze über Leibnitz meiſt auf Ludovici gebaut. Auffallend iſt es, daß Leſſing, welcher ſich in den letzten Jahren ſeines Lebens ſo viel mit dem Leben, den Schriften und der Philoſophie Leibnitzens beſchäftigt, und einen chronologiſchen Abriß zu ſeiner Biographie hinterlaſſen hat [1]), von Ludovici gar nicht Notiz genommen zu haben ſcheint. Ludovici wiederum citirt Joucourt nirgends. Diejenigen, welche etwas über das Leben von Leibnitz leſen wollten, blieben auf die franzöſiſchen Biographieen von Fontenelle und Joucourt (oder ihre Ueberſetzungen) angewieſen [2]). Ein kurzer Aufſatz von Rehberg im Hannöverſchen Magazin von 1787, geiſtreich das damals Bekannte zuſammenfaſſend, ohne tiefer auf das einzelne einzugehen, konnte das vorhandene Bedürfniß einer deutſchen Original-Biographie Leibnitzens nicht befriedigen.

Um ſo günſtiger wurde Eberhards biographiſcher Aufſatz: Gottfried Wilhelm Freiherr von Leibnitz, in dem Pantheon der Deutſchen, II. 1795, aufgenommen, und ſeitdem viel geleſen, auch in den deutſchen Handbüchern der Literatur und Geſchichte der Philoſophie gewöhnlich an erſter Stelle angeführt. Aber lange ſchon haben diejenigen, welche höhere Forderungen ſtellen, von dem hohlen declamirenden Pathos, das durch dieſe Darſtellung geht, was den Mangel aller echten Forſchung und gründlicher Studien verhüllen ſollte, ſich zurückgeſtoßen gefühlt. Dieſe Oberflächlichkeit und Nachläſſigkeit in dem hiſtoriſchen und literar-hiſtoriſchen Beſtandtheile hatte ſich faſt keiner der Vorgänger erlaubt; das philoſophiſche Urtheil iſt aus dem Standpunkte des damals nachgerade verkommenen Wolfiſchen Syſtems gemeſſen. Undankbar wäre ich jedoch, wenn ich nicht bemerkte, daß ich gleichwohl Eberharden die Entdeckung des wahren, aber ehedem nie geahnten Grundes der Reiſe Leibnitzens nach Paris im Jahre 1672 — nemlich ſeine Sendung an den franzöſiſchen Hof, auf den Wunſch Ludwigs XIV, wegen des Vorſchlags einer Expedition nach Aegypten — verdanke. Freilich ohne Eberhards Schuld: denn das Dokument, das er mittheilt, die Einladung Leibnitzens von der Hand des Miniſters Arnaud de Pomponne im Namen des Königs — dieſen Brief giebt er als die höfliche Ablehnung des Miniſters auf Leibnitzens Vorſchlag, der ſich in demſelben Augenblicke — als Erzieher des jungen Boineburg in Paris aufgehalten hätte. Ich führe das hier an, weil Herr Böttiger, welcher in ſeiner ſogenannten „Weltgeſchichte in Biographien“ (XII Heft 1842.) Eberhards Aufſatz, als den „lesbarſten,“ meiſtens ausſchreibt (unbekümmert um die neueſten Aufklärungen und Dokumente), auch darin ihm blindlings folgt, d. h. Leibnitzen als einen politiſchen Abentheurer hinſtellt. Hier war gerade der Ort, einen weltgeſchichtlichen Punkt in dem Leben Leibnitzens aufzuzeigen.

---

[1]) S. Leſſings Sämmtl. Schriften, Ausgabe Lachmanns XI. 43—47 und meine Schrift: Leſſings Erziehung des Menſchengeſchlechts, kritiſch und philoſophiſch erörtert. Eine Beleuchtung der Bekenntniſſe in W. Körtes: Albrecht Thaer. Berlin 1841. S. 88 ff.

[2]) Eine kleine Biographie Leibnitzens von Hißmann, 1783, iſt von geringer Bedeutung. Käſtner gab 1769 auf einigen Blättern (Lobſchrift des Herrn von Leibnitz) mehrere gute Bemerkungen, auf Veranlaſſung der Aufgabe der Königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin, welche Bailly 1768 beantwortete, jedoch ohne Erfolg im Publikum; bei dem Streben nach Erhabenheit verfiel er meiſt in Schwulſt.

Es würde mich zu weit führen, wollte ich die unzähligen Schriftſteller, welche bei Gelegenheit Biographiſches über Leibnitz nach einer der genannten Quellen oder aus ſeinen Schriften, compilatoriſch und ohne Kritik, mitgetheilt haben, einzeln durchgehen; der religiöſe und kirchliche oder politiſche Partheigeiſt hat ſelten ſeinen Einfluß in dem Grade geübt, wie bei Leibnitz. Nicht jede falſche oder verfälſchte Angabe, welche von mir berichtiget wurde, habe ich beſonders namhaft gemacht; es ſchien mir in den meiſten Fällen genug, wo ich es vermochte, das Rechte, ohne polemiſche Beziehung, durch Zeugniſſe feſtzuſtellen. In den Anmerkungen und Urkunden hinter dem Texte findet man über meine gedruckten, wie ungedruckten Quellen, welche letztere ich größtentheils den Schätzen der Königlichen Bibliotheken von Hannover, Paris, London, Frankfurt am Main und Wolfenbüttel verdanke, nähere Rechenſchaft. Im Uebrigen findet man die Quellen meiner Erzählung im Texte ſelbſt citirt, namentlich überall die Briefe mit Angabe des Empfängers und Datums. Ich hebe dieſen Punkt hervor, damit Niemand ſtutze, wenn er den Text durchgängig rein von Noten und Citaten findet. Ich machte es mir zur ſtrengen Aufgabe, alles zur Biographie und Charakteriſtik wirklich nöthige Material in den Text zu verweben; ich erſchwerte mir dadurch das Arbeiten, ich hoffe aber zum wahren Vortheil des Buches. Ich habe, kann ich ſagen, das Leben Leibnitzens, ſo weit ich darin eindringen konnte, von Anfang bis zum Ende Schritt vor Schritt von neuem forſchend und prüfend verfolgt, und habe nur den höchſten, entſchieden anerkannten wiſſenſchaftlichen Autoritäten vertraut, ohne jedoch bei der Combination mit dem Uebrigen von jenen mich binden zu laſſen. Mehreres, das ich nach dem Drucke des Textes als irrig erkannte, habe ich in den Anmerkungen berichtigt: eine Arbeit dieſer Art wird eigentlich nie abgeſchloſſen. Im Ganzen wird der einſichtsvolle Beurtheiler bei einer ſolchen Arbeit bei dem Stoff auch die Form in Betracht ziehen, welche jenem überall das Maaß und die Symmetrie verzeichnet. Bei der Philoſophie namentlich habe ich, als Biograph, auf das Natur- und Staatsrecht Leibnitzens, in ſeinem genetiſchen Zuſammenhange mit dem ganzen Syſteme, namentlich der Monadologie, um ſo mehr Gewicht legen dürfen, als dieſer Punkt, in den bisherigen Monographien über Leibnitzens Philoſophie, nur wie nebenher behandelt wurde.

Dem Buche iſt ein gelungenes Bildniß von Leibnitz nach dem vortrefflichen und ſehr ſeltenen Originalſtich von Bernigeroth, deſſen Aehnlichkeit und Güte von authentiſchen Zeugniſſen (die ich zur Beſeitigung älterer Irrthümer und neueſter unbegründeter Anſprüche beibringe) beſtätigt iſt, vorgeſetzt. Leibnitz iſt hier als Greis von einigen und ſechszig Jahren dargeſtellt. Ich verdanke den Stich von Bernigeroth der beſondern und zuvorkommenden Freundlichkeit des Herrn Archiv-Rath Keſtner in Hannover. (Leibnitzens Wappen unter dem Bilde iſt von ſeinem Siegel abgenommen). Das franzöſiſche Facſimile (ein Brief an den damals brandenburgiſchen Cabinets-Secretair Cuno oder Cuneau) iſt nach einem Original, das ſich in hieſiger Königl. und Univerſitäts-Bibliothek befindet, und in der Berliniſchen Bibliothek, 1747. I. 256, aber mit Veränderung des Stils, abgedruckt iſt. Das deutſche Facſimile, ein Brief an den Aſtronomen Gottfried Kirch, iſt aus den Handſchriften der Bibliothek des Königlichen Joachimsthalſchen Gymnaſiums in Berlin.

Breslau im April 1846.

G. E. Guhrauer.

Erſtes Buch.

Die Vaterſtadt des großen **Leibnitz** iſt Leipzig, ſeit der Reformation ein hervorragender Sitz deutſcher Cultur und Wiſſenſchaft. Hier kam er zur Welt am Sonntag dem 21. Juni (a. St.) 1646, und erhielt in der Taufe, am dritten Tage nach ſeiner Geburt, als dem Vorabend des Johannistages, die Namen **Gottfried Wilhelm**. Zur Verwunderung der Umſtehenden (die Pathen waren der kurſächſiſche Hofprediger D. Martin Geier, und der Rechtsgelehrte Johann Friſch), noch mehr aber zur Erbauung des, Wunderbares ahnenden, Vaters, richtete das Kind in dem Augenblicke, als der Diaconus M. Daniel Moller es auf dem Arme hielt und taufte, den Kopf empor und ließ mit emporgehaltenem Haupte und Augen ſich mit dem Waſſer benetzen. Der Vater hat dieſen merkwürdigen Umſtand in ſeiner Hauschronik verzeichnet, und die prophetiſchen Worte geſchrieben: „So wünſche und weiſſage ich, daß dieſes ein Merkmal des Glaubens und das beſte Vorzeichen ſei, daß dieſer Sohn ſein ganzes Leben hindurch mit zu Gott erhobenen Augen ganz göttlich ſein, in Liebe zu Gott brennen und in ihr bewundernswürdige Thaten thun werde, zur Ehre des Höchſten, wie zu dem Heile und Wachsthum der chriſtlichen Kirche, und zu ſeinem und der Unſrigen Heile!"

Wiewohl der Name Leibnitz oder Leubnütz auf ſlaviſche Urſprünge der Familie mit Wahrſcheinlichkeit hinweiſt, und Leibnitze von ritterlichem Stande hohe geiſtliche und weltliche Würden im Mittelalter bekleidet haben, ſo beginnt die geſchichtliche Reihe der erweislichen Vorfahren des großen Leibnitz erſt in ſeinem Vaterlande Kurſachſen, im Zeitalter der Reformation, mit Chriſtoph Leibnitz, welcher die perſönliche Gunſt des Kurfürſten Auguſt beſaß, der ihn zum Amtmann in Altenburg, nachher zum Schöſſer in Pirna eingeſetzt. Er hatte zur Gattin ein Fräulein Barbara von Kahlenburg aus Jütland, welche in ſehr frühem Alter des Kurfürſten Gemahlin, die däniſche Prinzeſſin Anna, an den ſächſiſchen Hof begleitet hatte. Einen älteren Bruder hatte er: Paul von Leibnitz, kaiſerlichen Hauptmann auf der Windiſchen Gränze in Ungarn; von Kaiſer Rudolph II. war derſelbe zur Belohnung ſeiner Tapferkeit in den Adelſtand erhoben worden. Chriſtoph Leibnitz hinterließ einen Sohn Ambroſius, Stadt- und Bergſchreiber in Altenburg. Dieſer hatte Anna, die Tochter eines Patriziers zu Leipzig, Heinrich Deuerlin von Königſtein, zur Frau. Dies waren die Eltern von Friedrich Leibnitz, des Vaters des Unſrigen, welcher den 25. December 1597 geboren wurde und ſpäterhin ſeine rühmliche Laufbahn an den Gerichten und der Univerſität von Leipzig der Theilnahme und Unterſtützung der dortigen Verwandten ſeiner Mutter zu verdanken hatte. Denn da er ſeine Eltern früh verlor, als er eben den Grund zu ſeiner gelehrten Bildung auf der Fürſtenſchule zu Meißen gelegt hatte, und in Leipzig, wohin er, die Rechte zu ſtudiren, ſich (1617) begab, allein ſtand, fand er bald an ſeiner Mutter Bruder, Friedrich Deuerlin, Actuarius des Schöppenſtuhls und der Stadtgerichte, einen beſchützenden Gönner. Leipzig wurde ſeine Vaterſtadt durch Wahl, welcher er ſein übriges Leben widmete. Hier errang er die Stufe der Gelehrſamkeit und der bürgerlichen und gelehrten Wirkſamkeit, vermöge deren er noch nach ſeinem Tode ein ehrenvolles Andenken unter ſeinen Mitbürgern hinterließ, welches ſein großer Sohn als ein heiliges Erbtheil in ſeinem ganzen Leben werth gehalten hat. Er wurde Magiſter der Philoſophie, und zur Zeit, als ihm ſein Sohn Gottfried Wilhelm geboren wurde, war er Beiſitzer und Subſenior der philoſophiſchen Facultät, Profeſſor der Moral (ſeit 1640), Collegiat des großen Fürſten-Collegium und Actuarius der Univerſität. Gleichzeitig bekleidete er ſeit 1624 mit Eifer und Erfolg das Amt eines Notars. Dieſe, faſt ausſchließlich auf das Leben und die Anwendung genommene Richtung zog Leibnitzens Vater von der Ausarbeitung gelehrter Werke ab, nur einzelne akademiſche Gelegenheitsſchriften und Biographien tragen ſeinen Namen. Er war, bei ſeinem gelehrten und amtlich thätigen Beruf, vor allem ein chriſtlich frommer Hausvater. Friedrich Leibnitz war dreimal verehelicht. Das erſtemal heirathete er im Jahre 1625 Anna, die Tochter des M. Benedict Fritzſche in Leipzig; aus dieſer Ehe entſproß ſein älteſter Sohn und der

Halbbruder unſers Leibnitz, M. Johann Friedrich, Candidat der Theologie, welcher den 9. März 1696 als dritter College an der Thomasſchule zu Leipzig geſtorben iſt, ein gutmüthiger, frommer, einfältiger, mit ſeinem Looſe zufriedener Mann, wie Leibnitz ihn einmal ſchildert; und eine Tochter Anna Roſine, welche die Gattin des Doctor der Theologie und Superintendenten Heinrich Freißleben zu Orlamünde wurde. Seine zweite Frau, Dorothea, die Tochter des Leipziger Buchhändlers Bartholomäus Vogh, ſtarb 1643 kinderlos. Er heirathete darauf den 21. Mai 1644 Catharina, die Tochter des ſeiner Zeit berühmten Leipziger Rechtsgelehrten Wilhelm Schmuck; dieſe wurde die Mutter des großen Leibnitz. Sie war in Leipzig im Jahre 1621 geboren, und ſchon im eilften Jahre eine vater- und mutterloſe Waiſe; ſie wurde aber im Hauſe des Profeſſors der Theologie, Johann Höpner, mit Sorgfalt erzogen, das ſie, vor ihrer Verheirathung, mit dem Hauſe ihres Vormunds, des Profeſſors der Rechte, Quirin Schacher, ſpäter Leibnitzens Lehrer, vertauſchte. Sie galt als eine kluge, fromme und ſanftmüthige Frau. Eine ihrer Schweſtern hatte der berühmte Rechtsgelehrte, Johann Strauch, Profeſſor in Jena, nachher Syndicus in Braunſchweig, der ſpäter zu hohen Würden in Jena und zuletzt in Gieſſen emporſtieg; eine dritte Schweſter war an den Doctor der Theologie, Zimmermann, in Meißen verheirathet. Leibnitzens Verwandte ſtanden alſo von beiden Seiten im Genuſſe eines geſchätzten bürgerlichen Anſehens und zum Theil auch eines gelehrten Rufes. Seine Mutter gebar ihm noch eine Schweſter, Anna Catharina, welche im Jahre 1672 als die Ehefrau des Archi-Diaconus an der Thomaskirche zu Leipzig, Simon Löffler, verſtarb, und einen Sohn, Friedrich Simon Löffler, hinterließ, denſelben, welcher zuletzt der Erbe ſeines großen Oheims geworden.

Ein Kind von ſechs Jahren verlor Leibnitz ſchon ſeinen Vater. Er ſtarb den 5. September 1652, von ſeinen Amtsgenoſſen, Schülern und Mitbürgern aufrichtig betrauert. Nur wenige, aber ſeinem Gedächtniſſe deſto tiefer eingedrückte Erinnerungen behielt Leibnitz von ihm, wie wir in einem hinterlaſſenen Bruchſtücke ſeiner Lebensbekenntniſſe aufgezeichnet finden. „Ich wurde, beginnen dieſe, meinem Vater, als er im fünfzigſten Lebensjahre ſtand, geboren, und kaum ſechs Jahr alt verlor ich den Vater, ſo daß ich nur wenig von ihm aus eigner Erinnerung mir vorſtelle, das Uebrige aber von Andern gehört habe. Zweier erinnere ich mich nur; das eine war, als ich zeitig leſen lernte, wie der Vater ſelbſt mit Eifer bemüht war, theils durch öfteres Erzählen, theils mit Hülfe eines deutſchen Büchleins mir Liebe zur Profan- und der bibliſchen Geſchichte einzuflößen. Er that dieſes mit einem ſolchen Erfolge, daß er ſich Ausgezeichnetes davon für die Zukunft verſprach. Das zweite iſt in der That merkwürdig, und ſteht mir noch ſo lebhaft vor der Erinnerung, als wenn es vorgeſtern geſchehen wäre. Es war an einem Sonntage, und meine Mutter war zur Kirche in die Vormittags-Predigt gegangen. Der Vater aber lag krank zu Hauſe in ſeinem Bette. Ich ſelbſt ſpielte, während nur noch eine Muhme im Zimmer war, an dem Ofen und war noch nicht ganz angezogen. So trippelte ich auf und ab auf einer an der Wand ſtehenden Bank, vor welche ein Tiſch herangerückt war; an dem Tiſche ſtand die Muhme und wollte mich ankleiden. Ich aber, Muthwille treibend, ſteige auf den Tiſch, und indem jene mich erfaſſen will, trete ich hinter mich und ſtürze von dem Tiſche auf den Eſtrich hinab. Der Vater und die Muhme ſchreien auf, ſie blicken hin und ſehen mich unverſehrt und ſie anlachend, aber beinahe drei Schritte von dem Tiſche entfernt ſitzen, viel weiter, als ein Kind durch einen Sprung hätte erreichen können. Mein Vater erkannte darin eine beſondere Gnade Gottes, und ſchickte daher auf der Stelle jemanden mit einem Zettel in die Kirche, damit, der Sitte gemäß, nach dem Gottesdienſte ein Dankgebet zu Gott gehalten würde; und man ſprach viel über dieſen Vorfall in der Stadt. Mein Vater aber ſchöpfte theils aus dieſem Zufalle, theils aus, ich weiß nicht welch andern Träumen oder Vorzeichen ſo große Hoffnungen von mir, daß er ſich dadurch oft den Spott ſeiner Freunde zuzog. Allein weder habe ich länger ſeines Beiſtandes theilhaftig ſein, noch er an meinen Fortſchritten ſich erfreuen ſollen.“

Nach dem Tode des Vaters entſagte die Mutter Leibnitzens jeder andern Verbindung und widmete ſich ganz der Erziehung ihrer Kinder, deren Früchte ſie noch zu erleben anfing. In den bei ihrem Tode (1664) verfaßten Funeralien wird rühmend gemeldet, daß, „als ſie in den Wittwenſtand verſetzt worden, ſie denſelben während ihres ganzen Lebens nicht wieder verlaſſen, ſondern mit ihrer ganzen Hoffnung auf den lebendigen Gott gerichtet, fleißig im Gebete war und nicht allein den Ihrigen, ſondern auch Andern als ein Muſter der

Frömmigkeit vorleuchtete; daß ſie, um die ſorgfältige Erziehung ihrer Kinder bemüht, es ſich zur Aufgabe machte, wie ſie den von den Vorfahren auf ſie vererbten guten Ruf nicht verdunkelten, ſondern vielmehr erhöheten. Den heiligen Verſammlungen, heißt es ferner, an Wochen- wie an Feſttagen wohnte ſie fleißig bei; ihren Glauben nährte und kräftigte ſie mehremals im Jahre durch das heilige Abendmahl; auf keinen Menſchen übel geſinnt, bemühte ſie ſich, mit Allen in Frieden und Eintracht zu leben. Da ihr die Auszeichnung einer wahren Chriſtin zu Theil geworden, daß ſie durch mannichfaltige Anfechtungen Uebelwollender beunruhigt wurde, übertraf ſie dennoch Alle an Geduld, in welcher ſie viel Uebung erworben hatte, und vergab leicht denjenigen, welche ſie beleidigt hatten.“ Man kann leicht erachten, daß dem jungen Leibnitz bei dieſem Vorbilde die Keime der Tugend und Religion, die Ehrfurcht vor dem Göttlichen, frühzeitig für das ganze Leben ſich einprägten. Die hervorſtechendſten Züge in ſeinem ſittlichen Weſen kommen beinahe mit den hier geſchilderten in dem Wandel und Charakter ſeiner Mutter überein.

Man übergab den Knaben in noch ſehr zartem Alter der in beſonderem Anſehen ſtehenden Nicolai-Schule in Leipzig, welche unter dem Rector Johann Hornſchuh ſtand; dieſer, und außerdem Tilemann Bachuſius und Elias Nathuſius waren die Lehrer des jungen Leibnitz. Seine außergewöhnlichen Anlagen entwickelten ſich früh, und äußerten ſich, wie zu geſchehen pflegt, in einer unerſättlichen Begierde nach geiſtiger Nahrung, welcher aber der Lehrer ſeiner Klaſſe, ein beſchränkter Kopf, ſtatt Vorſchub zu leiſten, nach Kräften entgegentrat; und nicht ohne Kampf gelangte der achtjährige Leibnitz zur Befriedigung ſeines glühendſten Wunſches, wie er uns mit einigen beſondern Umſtänden in ſeinen Bekenntniſſen, wie folgt, berichtet: „Ich fand, ſagt er, bei vorgeſchrittenen Alter und Kräften an dem Leſen der Geſchichten ein außerordentliches Vergnügen, und die deutſchen Bücher, deren ich habhaft wurde, legte ich nicht aus der Hand, bis ich ſie ganz durchgeleſen hatte. Auf die lateiniſche Sprache legte ich mich in der Schule, und ohne Zweifel wäre ich mit der gewöhnlichen Langſamkeit vorgeſchritten, wenn nicht ein Zufall mir einen eigenthümlichen Weg gewieſen hätte. Ich traf nemlich in dem Hauſe, worin ich wohnte, auf zwei Bücher, welche ein Student verſetzt hatte; das eine, erinnere ich mich, war ein Livius, und das andere der chronologiſche Theſaurus von Sethus Calviſius. Dieſe waren kaum in meinen Händen, ſo verſchlang ich ſie, und zwar verſtand ich den Calviſius ziemlich leicht, weil ich ein deutſches Buch über die allgemeine Hiſtorie hatte, welches häufig das nämliche ſagte. In dem Livius dagegen blieb ich öfter ſtecken; denn da mir die Dinge und die Schreibart bei den Alten unbekannt waren, und den Geſchichtſchreibern überdies eine über das gemeine Verſtändniß erhabene Diction eigenthümlich iſt, ſo verſtand ich, aufrichtig geſagt, keine Zeile darin. Weil es aber eine alte Ausgabe mit Figuren und Holzſchnitten war, ſo betrachtete ich dieſe emſig, las hie und da die untergeſetzten Worte, um die dunkleren Stellen wenig bekümmert, und das, was ich gar nicht verſtand, überſprang ich; und als ich dies öfter gethan und das ganze Buch durchgeblättert hatte, und nachher, in einiger Zeit, die Sache von vorn betrieb, verſtand ich viel mehr davon. Darüber hoch erfreut, fuhr ich ſo ohne irgend ein Wörterbuch fort, bis mir das Meiſte eben ſo klar war, und ich immer tiefer in den Sinn eindrang. Mittlerweile, wie ich in der Schule von dem Geleſenen zufällig etwas vorbrachte, fiel dies einem der Lehrer auf und er fragte mich, wie ich zu dieſen Dingen gekommen ſei? und als ich es ihm bekannte und was mir friſch im Gedächtniſſe war, mittheilte, ſchwieg er mir gegenüber ſtill. Dagegen geht der Lehrer zu denjenigen, welchen meine Erziehung oblag, und fordert ſie auf, zu verhüten, daß ich durch unzeitiges und voreiliges Leſen meine Studien ſtörte: Livius paſſe eben ſo für mich, wie der Kothurn für einen Pygmäen. Man müſſe dem Knaben die Bücher, welche für ein höheres Alter wären, aus den Händen nehmen, und ihm das Bilderbuch des Comenius und den kleinen Katechismus wieder in die Hand geben. Und ohne Zweifel würde er dieſe Perſonen (fährt Leibnitz fort) überzeugt haben, wäre nicht zufällig ein gelehrter und durch Reiſen gebildeter Edelmann aus der Nachbarſchaft, ein Freund des Herrn vom Hauſe, Zeuge der Unterredung geweſen. Betroffen von des Schulmeiſters, ſoll ich ſagen Mißgunſt oder Einfalt, wonach er Alle nach einem und dem nemlichen Maaße nahm, fing er an, ihnen zu beweiſen, wie unbillig und nicht zu ertragen es wäre, daß die erſten Keime eines ſich entfaltenden Genies durch Härte oder Rohheit der Lehrer erſtickt würden. Man müſſe im Gegentheile den, Ungewöhnliches verſprechenden Knaben begünſtigen und ihm mit allen Mitteln zu Hülfe kommen. So läßt er mich holen, und als er auf ſeine Fragen nichts Ungereimtes aus meinem Munde hörte, ſtand er nicht eher ab, bis er meinen Verwandten das Verſprechen abgedrungen hatte, daß mir in die Bibliothek meines Vaters ſelbſt, die ſo lange unter Schloß und Riegel gehalten ward, der Zutritt geſtattet werden würde. Ich triumphirte über dieſe Ankündigung, als wenn ich einen Schatz gefunden hätte! Denn ich brannte vor Begierde, die Alten, mir nur erſt durch ihren Namen bekannt, zu erblicken: den Cicero und Quinctilian und Seneca und Plinius und Herodot und Xenophon, Plato, die **scriptores historiae Augustae**, und die vielen lateiniſchen und griechiſchen Kirchenväter. Dieſe las ich, wie mich der Trieb führte, und fand mein Vergnügen an der außerordentlichen Mannichfaltigkeit der Dinge. So verſtand ich, ehe ich mein zwölftes Jahr zurückgelegt hatte, das Lateiniſche geläufig und fing an, das Griechiſche zu ſtammeln. Verſe ſchrieb ich mit beſonderm Erfolg und erlangte darin eine ſolche Fertigkeit, daß, als einſt einem Knaben in der Schule aufgegeben worden war, am Vorabende von Pfingſten eine Rede in Verſen zu halten, und dieſer, kaum drei Tage vor dem Akte, durch Krankheit davon abgehalten ward; Keiner aber die Sache für ihn übernehmen wollte, wenn man ihm nicht die von dem Ausbleibenden verfaßte Rede verſchaffte, ich mich von ſelbſt erbot, mich in mein Studirzimmer einſchloß, und von Tagesanbruch bis zum Mittag dreihundert Hexameter niederſchrieb, welche den Beifall der Lehrer erhielten; wobei ich mir beſonders in den Kopf geſetzt hatte, jede Eliſion zu vermeiden.

Und an dem feſtgeſetzten Tage trug ich dieſe Verſe auch vor.“ Dies fand zu Pfingſten des Jahres 1659 ſtatt, als Leibnitz dreizehn Jahr alt war. Es kann als die erſte Compoſition Leibnitzens gelten, wenn ſie auch nie im Druck erſchienen iſt. Er hat dieſen Zug übrigens gern und öfters in ſeinen Briefen erzählt.

In der Geſchichte ſeines Geiſtes hat Leibnitz dieſe früh gewonnene Freiheit und Selbſtſtändigkeit des Studirens, welche ihn namentlich den Schriftſtellern des Alterthums zuführte, als eine für ihn unberechenbare Wohlthat bezeichnet. Unter dem bedeutungsvollen Namen **Guilelmus Pacidius** führt er ſich ſelbſt, mit höherer Weihe, in einem philoſophiſchen Aufſatze folgendermaßen redend ein: „Wilhelm Pacidius, ein Deutſcher von Geburt, aus Leipzig, welcher in erſter Kindheit ſeinen Vater, als Führer im Leben, verloren hatte, ward durch einen angeborenen Drang ſeines Geiſtes zu dem Studium der Wiſſenſchaften geführt, und gleich groß war die Freiheit, mit welcher er in ihnen lebte. Denn da ihm eine Bibliothek im Hauſe zur Hand war, verbarg er ſich, ein achtjähriger Knabe, oft ganze Tage darin, und kaum lateiniſch ſtammelnd, nahm er jedes ihm in die Augen fallende Buch bald in die Hand, bald legte er es weg; ohne Wahl die Bücher aufſchlagend und wieder ſchließend, naſchte er hier, überſprang er dort, wie eben die Klarheit des Ausdrucks oder der Inhalt durch Annehmlichkeit ihn feſſelte. Es hatte das Anſehen, als wenn er Fortuna zur Lehrerin genommen, oder als wenn er das Tolle, lege! (des heiligen Auguſtinus) von einer höheren Stimme zu hören geglaubt hätte. Denn dem Knaben, welcher nach einem höheren Geſchick fremden Raths entbehrte, war die dieſem Alter eigene Verwegenheit, welcher Gott zu Hülfe zu kommen pflegt, nothwendig. Und der Zufall hat es wenigſtens geleitet, daß ſein Eifer ihn den Alten zuführte, in welchen er im Anfange nichts, nach und nach aber etwas, endlich das Nothwendige verſtand: bis er, gleich wie diejenigen, welche in der Sonne wandeln, während ſie mit Anderm beſchäftigt ſind, gebräunt werden, eine gewiſſe Färbung nicht nur des Ausdrucks, ſondern auch der Gedanken von den Alten angenommen hatte. Als er daher von dieſen zu den Neuern kam, wie ſie damals in den Buchläden Mode waren, ekelten ſie ihn an mit ihrem ſchwülſtigen Schaume, der nichts ſagte, mit den zuſammengeflickten Lappen, die nur Fremdes zum Vorſchein brachten: ohne Anmuth, ohne Kraft und Mark, ohne allen Nutzen für das Leben, ſollte man meinen, wären ſie für eine andere Welt geſchrieben, welche jene ſchon damals bald die Gelehrten-Republik, bald den Parnaß nannten: — wenn man ſich vergegenwärtigte, daß der Alten männliche und große, treffende, die Dinge gleichſam überragende, das ganze Leben wie in eine Tafel zuſammenfaſſende Gedanken, dazu ihre natürliche, klare, fließende und den Dingen angemeſſene Ausdrucksweiſe ganz andere Bewegungen in den Gemüthern erzeugt! Dieſer ſo hervortretende Gegenſatz bewirkte bei dem Jünglinge, daß er von damals ab die beiden Axiome für ſich feſtſtellte: immer bei den Worten und den übrigen Zeichen der Seele die Klarheit, bei den Dingen aber den Nutzen zu ſuchen. Er hat nachher gelernt, daß jenes die Grundlage des

Urtheils, dieſes die der Erfindung iſt, und daß die meiſten deshalb irren, weil ſie die von ihnen gebrauchten Worte nicht deutlich genug erklärt und in die letzten Elemente aufgelöſt hatten, die Andern aber, daß ſie die Verſuche, welche ſie in der Hand hatten — da ihnen die combinatoriſche Kunſt der Mittel und Wege abging und ſie das: Dic cur hic, das cui bono und das respice finem nicht beſtändig übten — nicht zu gebrauchen wußten.“ Daher alſo, lernen wir hier, hat Leibnitz noch als junger Mann, in dem berühmten Aufſatze über den Stil des Marius Nizolius, mit ſo vielem Eifer auf die Klarheit bei den Philoſophen und Phyſikern gedrungen.

Durch den Unterricht in der Logik, welcher den Vorgeſchrittenern auf der Schule vorgetragen wurde, geſchah es aber, daß der Erfindungsgeiſt des jungen Leibnitz zum erſtenmale auf eine ſo eigenthümliche, als fruchtbare Weiſe geweckt ward; auch hier laſſen wir ihn die Erinnerungen und Bekenntniſſe aus ſeinem ſpätern Leben ſelbſt erzählen. In ſeinem Briefe an Gabriel Wagner, vom Jahre 1696, zur Vertheidigung der von dieſem verworfenen Logik, muß er bekennen, ſagt er: „daß er auch in der bisherigen Logik viel Gutes und Nützliches finde: dazu mich, fährt er fort, auch die Dankbarkeit verbindet, weil ich mit Wahrheit ſagen zu können vermeine, daß mir die Logik, auch wie man ſie in Schulen lehrt, ein Großes gefruchtet.“

„Ehe ich noch zu einer Schulklaſſe kam, da man ſie treibet, war ich ganz in den Hiſtorien und Poeten vertiefet; denn die Hiſtorien hatte ich angefangen zu leſen, faſt ſobald ich leſen können, und in den Verſen fand ich große Luſt und Leichtigkeit; aber ſobald ich die Logik anfing zu hören, da fand ich mich ſehr gerührt durch die Vertheilung und Ordnung der Gedanken, die ich darin wahrnahm. Ich begundt gleich zu merken, daß ein Großes darin ſtecken müßte, ſo viel etwa ein Knabe von dreizehn Jahren in dergleichen merken kann. Die größte Luſt fand ich an den ſogenannten Prädicamenten, ſo mir vorkam als eine Muſter-Rolle aller Dinge der Welt, und ſuchte ich in allerhand Logiken nach, um zu ſehen, wo ſolch allgemeine Regiſter am beſten und ausführlichſten zu finden; ich fragte oft mich und meine Mitſchüler, in welches Prädicament und deſſen Fach wohl dies oder jenes gehören möchte, ob mir wohl nicht anſtund, daß man ſo viel davon ganz ausſchloß; einige der Prädicamente, als ſonderlich die zwei, wo nicht vier letzten, auch bei mir bald wegfielen, weil ſie in den vorigen begriffen, oder deren Nutzen ſich in der That nicht zeigen wollte. Ich kam bald auf einen luſtigen Fund, wie man oft vermittelſt der Prädicamente etwas errathen, oder ſich erinnern könne, was einem ausgefallen, wenn man nemlich das Bild davon noch hat, aber ſolches in ſeinem Hirn nicht ſofort ertappen kann; denn da darf man ſich oder Andere nur nach gewiſſen Prädicamenten und deren ferneren Eintheilungen (davon ich gar ausführliche Tafeln aus allerhand Logiken zuſammengetragen hatte) befragen und gleichſam examiniren, ſo ſchließet man bald aus, was zur Sache nicht dienet, und treibet das Werk dergeſtalt in die Enge, daß man auf das recht Schuldige kommen kann; und dergeſtalt hätte vielleicht Nebucadnezar auch ſeinen vergeſſenen Traum wieder erwecken können. Bei ſolchem Eintäfeln der Kenntniſſe kam ich in Uebung der Eintheilung und Aftereintheilung (divisionis und subdivisionis), als einen Grund der Ordnung und als ein Band der Gedanken. Da mußten die Ramiſten und halben Ramiſten herhalten, ſobald ſich ein Regiſter zuſammen gehörender Dinge fand; und ſonderlich ſo oft ich ein Geſchlecht oder Gemeines antraf, ſo eine Zahl der befundenen Arten unter ſich hatte, als z. B. die Zahl der Gemüthsbewegungen, oder der Tugenden und Laſter, ſo mußte ich ſie in eine Tafel bringen und verſuchen, wie die Arten nach einander herauskämen, und da fand ich gemeiniglich, daß die Erzählung unvollkommen, und noch mehr Arten beigeſetzt werden könnten. Mit ſolchen allen hatte ich meine beſondere Luſt, *ſchrieb auch allerhand Zeug zuſammen, ſo zwar nicht geachtet, ſondern verloren, doch lange Jahre hernach etwas davon ohngefähr gefunden, ſo mir noch jetzt nicht ganz mißfällt.* Den Nutzen dieſer Uebung befand ich hernach, wenn ich eine Materie ausführen wollte; und erinnere mich, daß einſtmals, da etwas von mir aufgeſetzt, mich ein gelehrter Freund gefraget, wie mir doch alles, ſo ich anbracht, auch dienlich, aber nicht ſofort zu erblicken, beigefallen. Dem ich geantwortet (wie es dann auch wahr), daß es durch divisiones und subdivisiones geſchehen, die ich gleichſam als ein Netz oder Garn gebrauchet, das flüchtige Wild zu fangen. Ich fand auch, daß die Eintheilung diene, rechte Beſchreibungen von den Dingen zu machen, andern Nutzen zu geſchweigen. Zu allem Glück war ich in den ſogenannten Humanioribus ziemlich fortgeſchritten, ehe ich zu dieſen Gedanken kommen, ſonſt würde ich mich ſchwerlich haben überwinden können, wieder zurück von den Sachen zu den Worten zu gehen."

„Ich hatte auch ſonſten viel Einfälle (fährt Leibnitz fort); die ich zu Zeiten den Lehrmeiſtern fürtrug, als unter andern: ob nicht, gleichwie die termini simplices oder Kenntniſſe (notiones) durch die bekannten Prädicamente in Ordnung bracht, alſo auch eigene Prädicamente und ordentliche Reihen für die terminos complexos oder Wahrheiten zu machen. Ich wußte nämlich damals nicht, daß der Wißkünſtler Grundbeweiſe (mathematicae demonstrationes) eben dasjenige ſei, was ich wünſchte. Ich bemerkte auch, daß die Topica, oder Sammelplätze der Erklärungs- und Beweismittel, nicht wenig dienen, um dasjenige, ſo wir zwar im Kopf, aber nicht in Gedanken haben, zu gehöriger Zeit zu erinnern, alſo nicht nur von den Sachen viel herzuſchwätzen, ſondern ſie auch beſſer zu unterſuchen; und bemerkte ich bereits damals, daß ſolche Plätze (loci) oder Hauptſitze als Quellen zu gebrauchen, nicht nur der Beweismittel einer dargeſtellten Wahrheit, ſondern auch der Erklärungsmittel einer vorgegebenen Sache, und daß ſie alſo nicht allein Beweislichkeiten (argumentabilia), ſo zu reden, ſondern auch Beileglichkeiten (praedicabilia) ſeien, alſo die bekannten fünf Prädicabilia des Porphyrii bei weitem nicht zureichen, welche nur die praedicata in recto oder Benennungen, und auch die nicht alle in ſich halten, maßen noch die Begränzung (definitio, bepaeling nennen es die Holländer) und Eintheilung (divisio) beizufügen. — Es entſteht auch eine gewiſſe Kunſt zu fragen, nicht nur den Richtern und Berichtenden dienlich, ſondern auch auf Reiſen wohl zu gebrauchen, bei denen Gelegenheiten, da ſeltſame Dinge oder ſonderbare Perſonen zu ſehen oder zu ſprechen, von denen viel zu erfahren ſtehet, damit man nemlich ſolche vorbeiſtreichende und nicht wieder kommende Fügung wohl brauchen, und nicht hernach auf ſich ſelbſt böſe ſei, daß man dies oder jenes nicht gefraget oder beobachtet. Dahin gehöret auch die Kunſt, die Natur ſelbſt auszufragen und gleichſam auf die Folterbank zu bringen, ars experimentandi, ſo Verulamius wohl angegriffen. Mein geehrtes Herr wird ſagen, daß die wackerſten Köpfe ſich ſolcher Vortheile wenig bedienen, ſondern mit ihrem natürlichen Verſtande genug zu recht kommen, und daß ſchlechte Tropfe mit allen Vortheilen es ihnen nicht gleich thun. Es iſt nicht ohne; es iſt aber auch wahr, daß wenig ſind, ſo die Vortheile wiſſen oder brauchen, und daß es gleichſam ein Verhängniß für das menſchliche Geſchlecht, daß es die von Gott erzeigte Gnade und Schätze der gütigen Natur ſo wenig ſich zu Nutz macht; wie ich dann der Meinung bin, daß die Menſchen bereits jetzo unglaubliche Dinge leiſten können, wenn ſie recht dazu thun wollten; aber ihre Augen werden annoch gehalten, und Alles muß Zeit haben, reif zu werden. Demnach ſtehe ich in den Gedanken, daß ein ſchlechter Kopf mit den Hülfsvortheilen und deren Uebung es dem Beſten bevorthun könnte, gleichwie ein Kind mit dem Lineal beſſere Linien ziehen kann, als der größte Meiſter aus freier Hand. Die herrlichen Ingenia aber würden unglaublich weit gehen können, wenn die Vortheile dazu kämen."

Hieran reiht ſich, der Verwandtſchaft der Ideen nach, ein zweites Bekenntniß Leibnitzens über die Einwirkung des Studiums der Logik auf ſeine frühzeitige Spekulation, mit Rückſicht auf den Entwurf jener allgemeinen Charakter-Sprache, welcher ihn von der Schule ab bis an das Ende ſeines Lebens unausgeſetzt begleitet hat. Es iſt in dem Vorhergehenden bereits, doch ſehr kurz, von ihm berührt worden. „Durch eine ſonderbare Schickung,“ bekennt er alſo, „iſt es gekommen, daß ich noch als Knabe auf dieſe Gedanken verfiel, welche, wie die erſten Neigungen zu thun pflegen, nachher immer meinem Geiſte am tiefſten eingeprägt geblieben ſind. Zwei Dinge haben mir außerordentlich gedient (obſchon ſie ſonſt zweideutig und Vielen ſchädlich zu ſein pflegen): erſtlich, daß ich nachgerade ein Autodidakt war, und zweitens, daß ich in einer jeden Wiſſenſchaft, kaum daß ich an ſie herangetreten war, da ich oft das Gewöhnliche nicht einmal hinlänglich verſtand, Neues ſuchte. So aber gewann ich zweierlei: erſtlich, daß ich meinen Geiſt nicht mit leeren und wieder zu verlernenden Dingen, welche mehr durch das Anſehen der Lehrenden, als aus Gründen angenommen ſind, gefüllt; zweitens, daß ich nicht geruht habe, als bis ich einer jeden Wiſſenſchaft Fibern und Wurzeln erkundſchaftet hatte, und bis zu den Principien ſelbſt gelangt war, von wo mir ganz unabhängig alles, was ich behandelte, zu finden vergönnt war.“

„Als ich daher von dem Leſen der Geſchichten, woran ich ſchon als Kind ein außerordentliches Vergnügen fand, und von den Uebungen des Stils, welche ich in Proſa und in gebundener Rede mit ſolchem Glücke betrieben hatte, daß die

Lehrer beſorgten, ich würde über dieſe Ergötzlichkeiten nicht hinauskommen — zur Logik und Philoſophie geführt worden war, und wie ich nur erſt etwas in dieſen Dingen zu verſtehen anfing, Himmel, wie viele Chimären tauchten da ſogleich in meinem Gehirn auf, welche ich zu Papier brachte und bisweilen damit die Lehrer in Verwunderung ſetzte! (Nicht allein, ſchalten wir aus dem Fragment der Autobiographie ein, wandte ich die Regeln leicht auf Beiſpiele an, was ich zur Verwunderung der Lehrer unter meinen Mitſchülern allein that, ſondern ich brachte auch Zweifel vor, und unternahm ſchon damals Neues, was ich, damit es nicht verloren ginge, zu Papier brachte. Ich las lange nachher, was ich als vierzehnjähriger Knabe geſchrieben habe, und ergötzte mich gar ſehr daran). Unter andern brachte ich einmal einen Zweifel vor über die Prädicamente. Ich ſagte nemlich, wie es Prädikamente oder Klaſſen der einfachen Begriffe gebe, ſo müßte man auch eine neue Gattung von Prädikamenten haben, in welchen auch die Propoſitionen ſelbſt oder die zuſammengeſetzten Ausdrücke (termini complexi) nach einer natürlichen Ordnung an einander gereihet erhalten würden; man muß wiſſen, daß ich die Demonſtrationen damals nicht im Traume kennen gelernt hatte und nicht wußte, daß eben dasjenige, was ich vermißte, die Geometer thun, welche die Propoſitionen in derjenigen Ordnung aufſtellen, worin die eine durch die andere demonſtrirt wird. Daher war zwar mein Zweifel ein eiteler, jedoch da die Lehrer ihn nicht auflöſten (ſie erinnerten blos, es paſſe nicht für einen Knaben, Neues zu unternehmen in Dingen, welche er noch nicht hinlänglich betrieben hätte), ſo ſetzte ich, von der Neuheit angezogen, meine Gedanken fort, und nahm mir vor, dergleichen Prädicamente der termini complexi oder der Propoſitionen zu gründen. Als ich aber dieſem Studium mit größerm Nachdruck oblag, verfiel ich nothwendig auf jene bewundernswürdige Betrachtung, daß nemlich ein gewiſſes *Alphabet der menſchlichen Gedanken* erfunden werden könnte, und daß aus der Combination der Buchſtaben dieſes Alphabets und aus der Analyſis der aus ihnen gebildeten Wörter alles ſowohl erfunden, als auch beurtheilt werden könnte. Sobald dieſes von meinem Geiſte erfaßt worden war, jauchzte ich auf, freilich mit einer knabenhaften Freude, denn damals faßte ich die Größe des Gegenſtandes nicht genug. Späterhin aber, je größere Fortſchritte ich in der Erkenntniß der Dinge machte, deſto mehr wurde ich in dem Entſchluſſe befeſtigt, einen ſo großen Gegenſtand zu verfolgen.“ Wir werden im folgenden Buche die Abſicht Leibnitzens bei dieſem Problem näher in Betrachtung ziehen. Uebrigens trifft dieſes merkwürdige Bekenntniß mit einer Bemerkung Leibnitzens über die Autodidakten zuſammen, welche er nicht undeutlich auf ſich ſelbſt bezogen haben wollte. „Häufiger,“ ſagt er an einem Orte, „findet derjenige etwas Neues, welcher eine Kunſt nicht verſteht, als derjenige, welcher ſie verſteht. Gleichermaßen ein *Autodidakt* eher, als ein anderer. Er bricht nemlich durch eine von den Uebrigen nicht betretene Bahn und Pforte, und findet eine andere Anſicht von den Dingen. Alles Neue bewundert er, und unterſucht er, während die Uebrigen daran, als vor etwas Bekanntem, vorübereilen.“

Mit dieſen rein logiſchen Uebungen und Meditationen in der Schule verband Leibnitz für ſich zu Hauſe, in der Bibliothek ſeines Vaters, das Studium der Metaphyſik in den Scholaſtikern der mittlern und neuern Zeit, ſo wie das der Theologie in den Werken der berühmteſten Controverſiſten der beiden chriſtlichen Kirchen. „Inzwiſchen,“ fährt er in ſeinen Selbſtbekenntniſſen fort, „lebte ich in dem Zabarella, dem Rubius und dem Fonſeca und andern Scholaſtikern mit keinem geringern Vergnügen, als vorher in den Hiſtorikern, und brachte es ſo weit darin, daß ich den Suarez mit eben ſo vieler Leichtigkeit las, als man die Mileſiſchen Mährchen oder die ſogenannten Romane lieſt. Darüber aber fürchteten jetzt meine Vormünder (welchen ich keine größere Verbindlichkeit ſchuldig bin, als daß ſie ſich nicht im geringſten in meine Studien miſchten), wie ſie vorher befürchtet hatten, ich würde ein Poet von Profeſſion werden, daß ich in den Spitzfindigkeiten der Scholaſtiker ſtecken bleiben würde: aber es wußten jene nicht, daß mein Geiſt nicht durch Eine Gattung der Dinge ausgefüllt werden könnte.“

Ueber ſeinen damaligen, auf die Religions-Controverſen verwandten Eifer, welchen das häusliche einſame Leſen in dem Knaben weckte und nährte, äußerte ſich Leibnitz in einem Briefe an Jablonski, vom 23. Januar 1700, bei Gelegenheit der Controvers von der Gnadenwahl, wie folgt: „Ich habe von meiner zarten Jugend an, als ich kaum ſolcher Dinge fähig, über dieſe Materie meditirt, da mir, ehe ich noch ein Academicus worden, eines Theils Lutheri Buch de servo arbitrio, andern Theils Jacobi Andreae Colloquium

Mompelgardense und des Aegidii Hunnii scripta zu Handen kommen. Worauf ich ferner nicht nur viele Streitſchriften der Unſrigen und Reformirten darüber zu leſen begierig geweſen, ſondern auch nach der Hand der Jeſuiter und Arminianer, theils der Thomiſten und Janſeniſten Bücher zu Rath gezogen, hernach auf meinen Reiſen mit viel berühmten Theologis und Andern, ſonderlich dem berühmten Arnaud darüber conferirt. Habe aber von dem ſechzehnten Jahr meines Alters, aus ſonderbarer Schickung Gottes wie es ſcheinet, mich zu einer an ſich ſelbſt ſchweren, und dem Anſehen nach unannehmlichen Unterſuchung angetrieben gefunden, aber für wenig Jahren erſt mich völlig vergnüget..." Daſſelbe Geſtändniß hat Leibnitz dann auch öffentlich in der Vorrede zu ſeiner Theodicee abgelegt; mit dem Unterſchiede, daß er dort das Werk des Laurentius Valla gegen Boethius und das von Luther gegen Erasmus als diejenigen anführt, welche vor den übrigen ihn entzückt hatten, wiewohl er ſchon geſehen hätte, daß ſie einiger Milderung bedurften. „Ich vernachläſſigte die Belehrungen unſerer Theologen nicht," ſagt er, „und das Leſen ihrer Gegner, weit entfernt mich zu verwirren, diente dazu, mich in den gemäßigten Meinungen der Kirchen der Augsburgiſchen Confeſſion zu beſtärken." Hier finden wir ſchon die Anlage zu Leibnitzens nachherigen Bemühungen um Herſtellung des Kirchenfriedens, und den Keim zu ſeiner Theodicee.

Als fünfzehnjähriger Jüngling, damals aber ſchon ein vielſeitiger und gründlicher Gelehrter, und, was mehr iſt, Selbſtdenker, bezog Leibnitz zu Oſtern 1661 die Univerſität ſeiner

Vaterſtadt Leipzig. Auch hier aber wird der Fortgang ſeiner innern Entwickelung und Selbſtbeſtimmung in der Geſchichte ſeines Geiſtes die erſte Stelle einnehmen: auch hier iſt Leibnitz vor allem Autodidakt. Beinahe gleichzeitig mit dem Uebergange von der Schule auf die Univerſität fällt eine entſcheidende Epoche in der Richtung ſeines Denkens und ſeiner Studien. Carteſius fällt ihm in die Hände; er muß jetzt zwiſchen der Philoſophie der Schule und der neuern Phyſik wählen, und nach tagelangem Sinnen und Ueberlegen entſcheidet er ſich für die letztere; ohne aber die Alten, namentlich Ariſtoteles, aus den Augen zu verlieren. Darüber hat ſich Leibnitz noch im hohen Alter, in einem Briefe an Remond von Montmort, den Gang ſeiner philoſophiſchen Studien zuſammenfaſſend, wie folgt mitgetheilt: „Außer daß ich meine Sorgfalt darauf gerichtet, Alles auf die Erbauung anzulegen, war ich auch beſtrebt, die Wahrheit, welche unter den Meinungen der Sekten der verſchiedenen Philoſophen vergraben und zerſtreut liegt, aufzugraben, und ich glaube von dem Meinigen etwas beigetragen zu haben, um einen Schritt vorwärts zu thun. Die Gelegenheit meiner Studien ſeit meiner erſten Jugend hat mir für dieſe Thätigkeit die nöthige Leichtigkeit erworben. Ich war noch Kind, als ich den Ariſtoteles kennen lernte; und ſelbſt die Scholaſtiker ſtießen mich nicht zurück; und dieſes reut mich jetzt keineswegs. Aber auch Plato und Plotin gaben mir ſpäter einige Befriedigung, der übrigen Philoſophen des Alterthums zu geſchweigen, welche ich zu Rathe zog. Nachher aber, als ich die niedere Schule verlaſſen hatte, fiel ich auf die neuern Philoſophen, und ich erinnere mich, daß ich in einem Wäldchen bei Leipzig, das Roſenthal genannt, in dem Alter von fünfzehn Jahren einſam luſtwandelte, um mit mir zu Rathe zu gehen, ob ich die ſubſtantiellen Formen beibehalten ſollte. Der Mechanismus gewann endlich die Oberhand und führte mich der Mathematik zu.“

So wenig aber als die Schule hielt die Univerſität, nach dem damaligen Standpunkte der Wiſſenſchaft und des höhern Unterrichts in Deutſchland, mit dem Vordringen, mit dem Feuer des jungen Univerſalgelehrten gleichen Schritt. Die Vorleſungen über Mathematik eines faſt unbekannten Johann Kühn führten den damaligen Studenten zum erſtenmal in die Elemente des Euklides ein, und ſie waren dabei ſo dunkel, daß, wie berichtet wird, außer Leibnitz die Uebrigen ihnen kaum folgten, und er allein mit dem Lehrer in Erörterungen und Fragen ſich einließ, um dann ſeinen Mitzuhörern die Lehrſätze deutlicher zu machen. Auf dieſem Punkte aber ſchien er ſelbſt ſtehen geblieben ſein, bis er Weigel in Jena hören ging, welcher ihn in die Arithmetik, die niedere Analyſis und Combinationen einführte. Obgleich Leibnitz dieſe Lücke nachher auf das glänzendſte ausfüllte, ſo war ihm die Erinnerung daran noch in ſpätern Jahren empfindlich. „Die Mathematik,“ ſagt er einmal in Bezug auf die Geſchichte ſeiner mathematiſchen Bildung, „wurde in jenen Orten gar nicht betrieben, und wenn ich, wie Pascal, meine Jugend in Paris zugebracht hätte, würde ich vielleicht die Wiſſenſchaften früher bereichert haben.“

In der Philoſophie hörte Leibnitz im erſten Jahre Johann Adam Scherzer und Jacob Thomaſius. Jener war der Vertreter der guten alten Scholaſtik, worin er als rüſtiger Controverſiſt große Stärke entwickelte und deshalb von Leibnitz noch ſpäter immer hochgehalten und noch in der Theodicee gerühmt wurde. Jacob Thomaſius, Vater des vielberühmten Chriſtian Thomaſius, kann indeß mit viel mehrerm Rechte als jener der Lehrer Leibnitzens genannt werden; er ſelbſt hat ihn dafür anerkannt. Thomaſius gehörte zu den eleganteren Peripatetikern, er hat ein wiſſenſchaftlicheres Studium der Geſchichte der Philoſophie in Deutſchland begründet. Um jedoch ſelbſt an den Fortſchritten der Wiſſenſchaft Theil zu nehmen, war er, nach Leibnitzens Urtheil, zu ſpät geboren worden. Thomaſius hatte übrigens, wie erzählt wird, die Größe Leibnitzens ſchon auf der Schule vorhergeſehen, ihn aufgemuntert und ihn durch Bande der Hochachtung und Dankbarkeit bis über die Schule hinaus gefeſſelt, was ihr Briefwechſel bekundet.

An die Namen dieſer Beiden nun knüpft ſich die erſte akademiſche Handlung und Druckſchrift des im Jahre 1663 ſechszehnjährigen Leibnitz, ſeine Graduirung zum Baccalaureus der Philoſophie durch die Vertheidigung ſeiner Diſſertation: De principio individui, gehalten den 30. März 1663. Thomaſius, als Präſes, führte den jungen Gelehrten durch eine Vorrede ein, worin er den Urſprung und die Geſchichte der aus der ſcholaſtiſchen Philoſophie entlehnten Controverſe kurz entwickelte. Er hebt Leibnitzens große Jugend hervor, welche „bereits den ſchwierigſten und weitläuftigſten Controverſen gewachſen ſei.“ Es ſcheint, als habe Leibnitz dieſes Thema gewählt, um den erſtaunlichen Umfang ſeiner

Beleſenheit in den Scholaſtikern und die Leichtigkeit in dem Gebrauche ihrer Methode an den Tag zu legen. Hat er auch dieſer Methode und dieſer ganzen Richtung von Stunde ab einmal für immer den Rücken gekehrt, ſo bleibt immer die bloße Wahl des Gegenſtandes für die Geſchichte der Philoſophie Leibnitzens merkwürdig und bedeutungsvoll; denn das ganze Leibnitziſche Syſtem, in ſeinem Gegenſatze zu den vorhergehenden, dreht ſich ja um das Princip der Individualität. Leibnitz ließ indeß in dieſer Diſſertation den Anfangspunkt ſeiner wahren Richtung in ſo fern durchblicken, als er ſich, im Geiſte der modernen Phyſik ſeines Zeitalters, für den Nominalismus und gegen den Realismus ausſprach, was keineswegs die allgemein herrſchende Richtung auf den deutſchen Univerſitäten war. Je mehr er die Schriften der Reformatoren der Philoſophie kennen lernte, deſto mehr wuchs ſein Widerwille gegen die unfruchtbare Scholaſtik; und bedeutſam und poetiſch iſt die Schilderung einer Art von Viſion, welche er als Jüngling gehabt hat, eine Vorahnung ſeines großen Berufs als eines Reformators der Wiſſenſchaften, als eines Genoſſen der Baco, Galilei, Carteſius, wie er dies unter dem angenommenen Namen Wilhelm Pacidius aufzeichnete. Es iſt die Fortſetzung des oben angeführten Stückes, wo er, nachdem er die Alten gegen die Neuern erhoben, ſo fortfährt: „Von ſolchen Geſinnungen beſeelt, galt er, wenn er, wie gewöhnlich, in die Verſammlung ſeiner Altersgenoſſen kam, für einen Sonderling (pro monstro erat). Denn daß die ſcholaſtiſche Philoſophie und Theologie, wie ſie bei der Menge damals für den Gipfel der Weisheit gehalten wurde, leicht, und dem, welcher ſich nur an die Schalen der Worte hielt, geläufig wäre, zeigte er durch ſein Beiſpiel, da er durch keine andere Hülfe in ihre Geheimniſſe gedrungen war; im Uebrigen verachtete er ſie als oberflächlich und unnütz für den menſchlichen Fortſchritt."

„Unterdeſſen fügte es ſich glücklich, daß ihm die Rathſchläge des großen Franz Baco, Kanzlers von England, über die Bereicherung der Wiſſenſchaften (de augmentis scientiarum) und die anregendſten Gedanken des Cardanus, Campanella, und Proben einer beſſern Philoſophie von Kepler, Galilei und Carteſius in die Hand kamen."

„Da nun wurde er, wie er nachher vor ſeinen Freunden ſich ausgeſprochen hat, wie in eine andre Welt verſetzt. Den Ariſtoteles, Plato, Archimedes, Hipparchus und Diophantus und die anderen Lehrer des menſchlichen Geſchlechtes glaubte er von Angeſicht zu ſchauen und anzureden. Und erkennend, daß es keinem Jahrhundert an großen Männern fehlte, groß durch ihr Genie, das Vortreffliche und Rechte zu unternehmen, und groß durch Urtheil, es zu erkennen, beſchloß er, beſtärkt in ſeinem Vorſatze, bei dem Begonnenen zu verharren; da er kurz vorher, weil er erfahren, daß keiner von denen, mit welchen er darüber ſprach, ſeiner Meinung war, an der Verbeſſerung der Dinge verzweifelt hatte."

„Und weil er, Dank der Freiheit, welche er benutzt hatte, Alles zu koſten, eine, wenn auch nur rohe Idee von der allgemeinen Harmonie ſich angeeignet hatte, hinreichend, die zu einer Einheit geordneten Zwecke der unter ſich verbundenen Wiſſenſchaften zu erkennen, ſo ging er mit ſich zu Rathe, was das Beſte zu thun ſei."

„Denn dieſes hatte ihn die combinatoriſche Kunſt, welche er ſich ſelbſt gemacht hatte, in allen Dingen zu thun gelehrt, unter deren Principien dieſes war, daß in einer jeden Gattung das Höchſte zu ſuchen ſei. (Hier führt er einige Beiſpiele aus der praktiſchen Geometrie und Mechanik an.) Daher, da er über die vorzüglichſte Lebensweiſe und gleichſam über die Staatskunſt eines Privatmanns zu Rathe ging, ſetzte er vor allen Dingen feſt, daß dasjenige erſt einem Privatmann das Beſte ſcheinen müſſe, was für das Allgemeine das Fruchtbarſte wäre, was zum Ruhme Gottes gehörte, an deſſen Verwirklichung nicht weniger dem Handelnden, als dem menſchlichen Geſchlechte gelegen wäre; daß aber unter den Mitteln zu dem Vortrefflichen für den Menſchen keines vorzüglicher ſei, als der Menſch, wie unter den Menſchen ein König, der Statthalter Gottes, ebenſo an Macht, als an Weisheit, wenn einmal die ſeltene Glückſeligkeit der Zeiten einen ſolchen hervorgebracht hätte."

Bei ſolchen früh gefaßten, und wie wir ſehen werden, auch wiſſenſchaftlich angewandten Ideen und Geſinnungen war die Wahl eines künftigen Lebensberufs für Leibnitz von folgenreichſter Wichtigkeit. Seine Verwandten und Erzieher zeichneten ihm glücklicherweiſe diejenige bürgerliche Laufbahn vor, auf welcher er ſein unermeßliches Talent und die Univerſalität ſeiner Ideen am glänzendſten und freieſten entwickeln und bethätigen konnte: die des praktiſchen Rechtsgelehrten, wobei gewiß das Vorbild ſeiner in dieſem Fache zu Anſehen und Ruhm gelangten Verwandten mitgewirkt hat. Leibnitz brach ſich auch hier von Anfang an eine eigene Bahn und legte ſie mit Rieſenſchritt zurück. Er ſelbſt giebt die charakteriſtiſchen Umſtände darüber in dem erwähnten Fragmente, wie folgt, an: „Als ich mich jetzt (nach dem Uebergang zur Univerſität) dem Studium der Rechte beſtimmt wußte, ließ ich alles andere liegen und richtete meinen Geiſt nach der Seite hin, wo ſich der größere Nutzen der Studien zeigte. Ich gewahrte aber, daß mir aus meinen vorhergegangenen Studien der Geſchichte und der Philoſophie eine große Erleichterung zur Erlernung der Rechtswiſſenſchaft erwuchs. Dies machte, daß ich die Geſetze ſehr leicht verſtand und nicht lange bei der Theorie hängen blieb, welche ich, als leicht, nicht zu hoch ſtellte, ſondern mich der Ausübung befliß. Ich hatte einen Freund, welcher Aſſeſſor am Hofgericht von Leipzig war; dieſer nahm mich oft mit in ſein Haus, gab mir Akten zu leſen, und lehrte mich durch Beiſpiele, wie die Urtheile abgefaßt werden müßten. So drang ich frühzeitig in das Innere dieſer Wiſſenſchaft ein; denn an dem Berufe des Richters fand ich Vergnügen; den Ränken der Advokaten arbeitete ich entgegen; und dies iſt der Grund, warum ich niemals habe Prozeſſe führen wollen; obgleich ich, nach Aller Uebereinſtimmung, ſehr gediegen und geſchickt auch in der deutſchen Mutterſprache ſchrieb. Und auf dieſe Weiſe legte ich mein ſiebenzehntes Jahr zurück, durch nichts glücklicher, als daß ich meine Studien nicht nach der Andern Meinung, ſondern nach eigener Luſt geleitet hatte. Dies hatte aber die Wirkung für mich, daß ich immer als der erſte unter meines Gleichen in allen Vorleſungen, und ſowohl in den öffentlichen, als den häuslichen Zuſammenkünften gehalten wurde; nicht allein nach dem Zeugniſſe der Lehrer, ſondern auch der Committenen ſelbſt, wie es die im Druck bekannt gewordenen Glückwünſche und Carmina beweiſen.“

Die auf der Univerſität ſeiner Vaterſtadt begonnenen philoſophiſchen und juriſtiſchen Studien unterbrach Leibnitz, bald nachdem er für das Baccalaureat disputirt hatte, durch einen halbjährigen Beſuch der Univerſität Jena, welcher bis zum Herbſte des Jahres 1663 dauerte. Dieſe Univerſität ſtand, ſeitdem Ernſt der Fromme ſeine reformatoriſchen Bemühungen vorzüglich auf ſie verwandt hatte, in großer Blüthe. Leibnitz hörte Vorleſungen über Juriſprudenz bei Falkner und über Geſchichte bei dem Polyhiſtor Boſius. Am meiſten aber zog ihn der Unterricht und ſelbſt die Perſönlichkeit des ſchon erwähnten Profeſſors der Mathematik, Erhard Weigel, an; für ihn ſprach in ihm eine gewiſſe Geiſtesverwandtſchaft. Weigel war nicht bloß Mathematiker (allerdings noch nicht auf der Höhe der Wiſſenſchaft, und in der Richtung, welche ihn den Heroen im Auslande beigeſellt haben würde), ſondern auch Philoſoph, beſonders Moraliſt, und origineller Bearbeiter des Naturrechts. Es hieß in Jena, als Leibnitz dort ſtudirte, daß Samuel Pufendorf ſeine ſo berühmt gewordenen Elemente des Naturrechts aus den Heften Weigels entlehnt hätte. Dies ſchrieb er unter anderm von Jena an Jacob Thomaſius, vom 2. September 1663, der Zeit nach der erſte unter den uns aufbewahrten Briefen Leibnitzens. Originell war Weigel nicht nur in mancherlei Entwürfen aus der Mechanik und Aſtronomie, welche bisweilen in das Bizarre übergingen, ſondern namentlich auch in der Anwendung der Zahlenlehre auf die Moral, worüber er ein merkwürdiges Buch, die

Jugendſchule, herausgegeben hat. Anregend wirkte er gewiß mehrfach auf Leibnitz. Auch er bethätigte eine große Abweichung gegen die auf den Univerſitäten noch fortwuchernde Scholaſtik, und neckte ihre Anhänger, indem er, wie Leibnitz noch in einem ſeiner Briefe (von 1693) erzählt, ſie dadurch in die Enge trieb, daß er bei Diſputationen ſie zwang, den Sinn ihrer leeren Terminologie und Beſtimmungen in deutſcher Sprache wiederzugeben, und ſie dadurch leicht lächerlich machte. Daneben jedoch hat Weigel das Beſtreben einiger damaligen guten Köpfe getheilt, den echten Ariſtoteles mit den Theorien der neuern Philoſophen und Phyſiker zu verſöhnen. Von dem allen finden wir in den Jugendſchriften und Briefen Leibnitzens die deutlichſten Spuren, welche erſt allmählig bei der höhern Entwickelung eigener ſchöpferiſcher Conceptionen zurücktreten.

Während ſeines Aufenthalts in Jena ward Leibnitz von Boſius als Mitglied einer akademiſchen Geſellſchaft von Profeſſoren und Studirenden aufgenommen, welche unter dem Namen: Societas quaerentium, wöchentlich zuſammenkamen, und über neuere wie ältere Bücher ihre Urtheile und Anſichten einander mittheilten, welche darauf in ein Tagebuch (diarium) eingetragen wurden. Dieſe Geſellſchaft beſtand noch, als Schilter, ehe er nach Straßburg kam, in Jena ſtudirte und lehrte. Uebrigens wurden auch auf der Univerſität von Leipzig ähnliche Uebungen von den Studirenden gehalten, deren Papiere, wie uns gemeldet worden, die Univerſitäts-Bibliothek zu Leipzig aufbewahrt. Leibnitz gehörte zu ihren Mitgliedern.

Nach der Rückkehr in ſeine Vaterſtadt befliß ſich Leibnitz vorwiegend ſeiner Fachſtudien, wobei ihm die Profeſſoren Quirinus Schacher und Leonhard Schwendendörfer zu Führern dienen; woneben er jedoch alle übrigen Wiſſenſchaften und Meditationen betrieb, und jenen unermeßlichen Reichthum an Kenntniſſen, jene vielgeprieſene Polyhiſtorie in ſeinem Kopf ſammelte, welche ihn zum Wunder Aller, welche ihn als jungen Gelehrten in ſeiner Vaterſtadt, wie nachher im Auslande, kennen lernten, machte. Nichts deſto weniger geſtattete man ihm keine Ausnahme, inſofern er dem beſtehenden Geſetze ſich fügen mußte, welches dem angehenden Rechtsgelehrten bis zur Erlangung des Doctorats den langen Zeitraum von fünf Jahren unumgänglich vorzeichnete. Mit Bedauern ſah auch Leibnitz bei dem Abgange von der Univerſität ſeiner Vaterſtadt auf den Zeitverluſt zurück, und ſprach ſich entrüſtet darüber am Schluſſe ſeiner Methodus nova jurisprudentiae docendae aus, wo er die fünf Jahre auf zwei zurückführt. (Ut me lustri hujus pudeat misereatque, ſchreibt er.)

Eine ſchmerzliche Unterbrechung in dieſen Beſtrebungen ſollte jedoch Leibnitz zu Anfang des Jahres 1664 durch den Tod ſeiner Mutter erfahren, welche ihm den 6. Februar dieſes Jahres in ſeinem ſiebzehnten Jahre entriſſen wurde. Nicht lange vorher, den 28. Januar deſſelben Jahres, hatte er, nach rühmlich beſtandener Prüfung, den Grad eines Magiſters der Philoſophie erlangt. Er ſah ſich jetzt im Leben, wie in der Wiſſenſchaft, auf größere Selbſtſtändigkeit zurückgeführt, als bisher, und die letztere an den Tag zu legen, bot ſich jetzt die Gelegenheit von ſelbſt dar. Es betraf die ihm und ſeiner Schweſter von der Mutter zugefallene, an ſich zwar nicht bedeutende, doch verwickelte Erbſchaft, wobei ſeiner Mutter Schweſter, die Gattin des damaligen Syndicus und berühmten Rechtsgelehrten Johann Strauch in Braunſchweig ebenfalls betheiligt war. Leibnitz machte deshalb nach dem Tode ſeiner Mutter eine Reiſe zu ſeinem Oheim nach Braunſchweig, und wenn er auch den Zweck derſelben nicht ganz erreichte, ſo war doch die perſönliche Bekanntſchaft des gelehrten Verwandten nicht ohne alle Bedeutung und Aufmunterung für ihn. Johann Strauch lernte die hohen Fähigkeiten des jungen Rechtsgelehrten ſchätzen, und richtete einige Zeit nachher eine gelehrte Zuſchrift aus dem Gebiete der Rechtswiſſenſchaft, mit welcher Leibnitz ſich beſchäftigte, an ihn, welche dieſer dem erſten Theile ſeiner das nächſte Jahr erſchienenen Abhandlung de Conditionibus vordrucken ließ. Es war zu bedauern, daß wegen der ſeit damals entſponnenen Streitigkeiten und Mißhelligkeiten zwiſchen den beiden Familien, wobei die Verwandten Leibnitzens ſich benachtheiligt glaubten, die Verbindung zwiſchen ihm und Strauch für ihr übriges Leben aufhörte.

Zu Ende dieſes Jahres, den 3. December 1664, habilitirte ſich Leibnitz, als Magiſter der Philoſophie, durch eine Abhandlung: Specimen difficultatis in jure, seu Quaestiones Philosophicae amoeniores ex jure collectae. Die Wahl des Stoffes, wie die Behandlung ſind für den Verfaſſer charakteriſtiſch. Er ſagt in der Einleitung: „er ſei weit entfernt, ſich einem ſo ſchwierigen Gegenſtande gewachſen zu fühlen; aber es gebe wohl keinen für ihnen angemeſſenern, weil er, mit der Philoſophie genährt, ſo bald als er der Rechtswiſſenſchaft ſich widmete, bei jeder Veranlaſſung zur Philoſophie zurückeilte, auf die Berührungspunkte der Philoſophie und der ihr verwandten Wiſſenſchaften mit der Jurisprudenz ſorgfältig achtete, und das ſie Vermittelnde aufzeichnete. Er möchte durch dieſe Betrachtungen bewirken, daß die Rechtsbefliſſenen von ihrer Verachtung gegen die Philoſophie zurückkämen, und einſehen müßten, daß ohne die Philoſophie die meiſten Fragen ihres „Jus“ ein Labyrinth ohne Ausgang wären, wie denn im Alterthume die Schöpfer dieſer Wiſſenſchaft zugleich die oberſten Prieſter der Weisheit geweſen ſeien. Wenn, ſetzte Leibnitz hinzu, Ulpian die Rechtswiſſenſchaft eine Wiſſenſchaft der göttlichen und menſchlichen Dinge genannt hat, ſo lag darin, daß ohne Vorkenntniß der letzteren, es weder einen vollkommenen Juriſten giebt, noch daß, eine Folge davon, die Wiſſenſchaft von dem Gerechten und Ungerechten ohne ſie zu Stande kommen wird.“

Das folgende Jahr **1665**, vertheidigte Leibnitz nach einander unter dem Vorſitze Schwerdendorffers zwei Abhandlungen aus dem römiſchen Recht: De conditionibus, mit dem bezeichnenden Beiſatze: specimen certitudinis in jure. Es betraf die Bereicherung der juridiſchen Logik. Die ſtrenge Methode des römiſchen Rechts hatte ihn bei dieſer Arbeit begeiſtert. Schon hier bekennt er, was er bis in ſein ſpäteſtes Alter mit Nachdruck ſo gern verſicherte: „daß die alten Rechtsgelehrten bei der Abfaſſung des Rechts mit ſolchem Scharfſinn und ſolcher Tiefe zu Werke gegangen ſeien, daß es weniger Sache des Scharfſinns im Ergänzen, als Sache des Fleißes im Anordnen wäre, wenn jemand ihre Beſcheide auf die gewiſſeſten, und beinahe mathematiſchen Demonſtrationen zurückführen wollte." Er geſteht zugleich, daß wenn er einen ſchon oft behandelten und jedermann geläufigen Gegenſtand gewählt habe, es daher komme, daß „meiſtens das Gemeinſte oder Gewöhnlichſte zugleich auch das Nützlichſte ſei." Wir kennen übrigens dieſe Abhandlungen nicht in ihrer urſprünglichen Faſſung und Eintheilung, ſondern in derjenigen Ueberarbeitung und Verſchmelzung, welche ihnen Leibnitz im Jahre 1672 in einer Sammlung ſeiner juriſten Abhandlungen unter dem Titel: Specimina juris gegeben hat. Von der Schrift de conditionibus ſagt Leibnitz ſpäter einmal, daß ſie ihm in der urſprünglichen Faſſung zu ſpitzfindig geſchienen, und er ſie dem populären Vortrage näher gebracht habe. Ueberhaupt aber fand er dieſe Jugendarbeiten zu unbeſtimmt und nicht anwendbar genug. Er habe, ſchreibt er 1695 an einen Rechtsgelehrten, wohl manches nicht zu Verachtende in ihnen angemerkt; vieles aber hätte genauer und für den Gebrauch bequemer geſchrieben ſein können.

Das Jahr darauf, den 7. März 1666, disputirte Leibnitz pro loco, d. i. in der Abſicht, künftig in der philoſophiſchen Facultät einen Platz zu erhalten, und vertheidigte dem Brauche gemäß, ohne Reſpondenten ſeine Abhandlung: Disputatio arithmetica de Complexionibus. Es bildet dieſe kleine Schrift nur einen Theil derjenigen Abhandlung, welche Leibnitz in dem nemlichen Jahre, nunmehr ſchon ohne alle weitere Beziehung zu der Univerſität, unter dem Titel: De arte combinatoria erſcheinen ließ. Sie iſt wichtiger, als alle vorhergehenden, minder durch die darin gewonnenen logiſchen und mathematiſchen neuen Ergebniſſe, als dadurch, daß die mannichfaltigen und vielſeitigen Richtungen des jungen Philoſophen ſich hier wie in einem Brennpunkte vereinigen, und demjenigen, welcher von der Höhe, welche Leibnitz nachher in der Philoſophie und Mathematik erſtiegen, zurückblickt, die Keime einiger der größten Entdeckungen und Entwürfe darin erkennen läßt; es genügt, an die Differentialrechnung und an den Plan zu einer allgemeinen Charakteriſtik zu erinnern. In dieſer Rückſicht blieb die kleine Schrift Leibnitzen immer werth. „Es iſt zwar, ſagt er in dem Aufſatze über die allgemeine Charakteriſtik, wo er bis auf die früheſten Jugenderinnerungen zurückgeht, dieſe Abhandlung von der Beſchaffenheit, wie ſie von einem jungen Manne geſchrieben werden konnte, welcher ſo eben die Schule verlaſſen und noch in keine realen Wiſſenſchaften eingeweiht war . . . ., doch aus zwei Gründen reut es mich nicht, dieſe Abhandlung geſchrieben zu haben; erſtlich weil ſie vielen ſehr ſcharfſinnigen Männern ungemein gefallen hat, und dann, weil ich ſchon damals der Welt eine Ankündigung meiner Erfindung gemacht habe, damit es nicht ſcheine, als ſei ich erſt jetzt darauf gefallen.“ Ein der Schrift angehängter Beweis vom Daſein Gottes iſt bemerkenswerth, wenn gleich Leibnitz den damaligen Standpunkt nachher weit hinter ſich ließ, weil daraus die von Anfang an auf das Höchſte der Speculation gerichtete Forſchung hervorleuchtet.

Leibnitz hatte das zwanzigſte Jahr zurückgelegt, und es blieb ihm nun noch der höchſte akademiſche Grad, welcher zu gleicher Zeit den Uebergang zum Leben und bürgerlichen Wirken vermitteln ſollte, der Grad eines Doctors der beiden Rechte zu erwerben. Es iſt bekannt, daß ihm dieſe Würde von der juriſtiſchen Facultät ſeiner Vaterſtadt abgeſchlagen wurde, ſo wie daß dies für ihn der Beweggrund wurde, aus ſeinem Vaterlande Sachſen auszuwandern; die eigentlichen Gründe dieſer Zurückſetzung blieben jedoch verborgen und gaben zu verſchiedenen, hier beſſer mit Stillſchweigen zu übergehenden Vermuthungen Anlaß. Die Selbſtbekenntniſſe Leibnitzens haben zuerſt den Schleier dieſes Räthſels weggezogen. „Ich ſollte nun, ſchreibt er an der Stelle, wohin der Faden ſeines Lebens uns geführt hat, an einen Lebensberuf und an meine Promotion denken. Denn mein Name war bereits nicht allein in meiner Vaterſtadt, ſondern auch über ſeine Gränzen hinaus den gelehrteſten Männern bekannt worden."

„Die juriſtiſche Facultät zu Leipzig (fährt nun Leibnitz fort) beſteht aus zwölf Aſſeſſoren, welche von den Profeſſoren verſchieden ſind. Dieſe befaſſen ſich weit mehr mit Reſponſen und Conſultationen, als mit Vorleſungen und Disputationen. In dieſe Facultät werden alle Doctores Juris aus Leipzig, nach der Ordnung ihres Doctorats, aufgenommen, wenn durch Ausſcheiden eines Mitgliedes ein Platz offen wird. Ich alſo erkannte, daß wenn ich früh zum Doctor creirt würde, ich einer von den erſten ſein und mein Glück machen würde. Gerade da erhob ſich ein großer Streit, da einige allein zu Doctoren gemacht ſein wollten, und verlangten, daß etliche Jüngere ausgeſchloſſen, und beſchieden werden ſollten, eine andere Promotion abzuwarten. Dieſen ſtimmten die meiſten von der Facultät bei. Ich aber merkte kaum die Feinheit meiner Mitbewerber, als ich meinen Plan änderte und mir vorſetzte, auszuwandern. Ich hielt es für unwürdig, daß ein junger Mann an einen gewiſſen Platz wie angenagelt ſitzen ſollte .... Die Kenntniß des Auslandes und die der mathematiſchen Wiſſenſchaften ſtanden lockend von fern .... denn lange ſchon brannte mein Geiſt, größern Ruhm in den Studien und einer höheren Wiſſenſchaft zu erlangen ....“

So verlor Leipzig und das Geburtsland Leibnitzens, Kurſachſen, den großen Mann, welcher der Stolz der deutſchen Nation wurde. Nie hat Leibnitz nach der Zeit Verlangen getragen, dorthin zurückzukehren; ja man hat geſagt, daß er nur ungern und flüchtig im ſpätern Leben ſeine Vaterſtadt berührt hat. Wahr iſt es, daß man andererſeits von keinem Verſuche, keinem Antrage weiß, durch welchen Kurſachſen Leibnitzen jemals hätte wieder gewinnen wollen. Die Erinnerung an ihn iſt in ſeiner Vaterſtadt wie eine Mythe, wir haben vergebens das Haus, ja die Straße geſucht, wo der große Leibnitz das Licht der Welt erblickt hat; niemand weiß es dort.

Es war im Herbſte 1666, als Leibnitz die Seinigen verließ und, um den ihm verſagten Doctorgrad zu erwerben, ſich, es iſt unbekannt, auf weſſen Rath, nach der Univerſität zu Altdorf begab, welche im Gebiete und unter der Oberherrlichkeit der freien Reichsſtadt Nürnberg ſtand. Ohne Verzug wurde er zur Prüfung und zur Vertheidigung ſeiner ſchon ausgearbeiteten Abhandlung: De casibus perplexis zugelaſſen, welche in Altdorf gedruckt erſchien, und ſpäter von Leibnitz in die erwähnte Sammlung der Specimina Juris aufgenommen ward. Einige Worte werden hinreichen, das Charakteriſtiſche dieſer Schrift anzudeuten. Leibnitz fragt, nach welchem allgemeinen Principe die verwickelten Fälle im Rechte d. h. ſolche, wo für beide Seiten erhebliche Gründe ſich darbieten, entſchieden werden ſollen? Er verwirft eben ſo ſehr die Autorität derjenigen, welche für dieſen Fall das Nihil statuendum oder Non liquet vorſchreiben, als die der Andern, welche die Entſcheidung in das Loos oder in die perſönlichen Meinungen des Schiedsrichters legen; ſondern er beſteht auf das Recht, als ſolches, wobei er ſich auf die Gloſſe zum Landrecht beruft: „wenn es kein Sache, da thu das Recht zu, als die Erzney zu der Seuche." Weil nemlich die poſitiven Geſetze auf die Verfaſſung des Staats ſich ſtützten, dieſe aber nur das Natur- und Völkerrecht wie in einem Ausnahmefalle beſchränke und beſtimme, ſo müſſe auch das Natur- und Völkerrecht bei einem gegebenen Falle ſo lange ſtatt haben, als das Gegentheil durch ein Geſetz, gleichſam durch einen Vertrag des Volks (denn auch, daß der Fürſt Geſetze geben könne, dieſes Recht gehe durch die Zuſtimmung des Volkes auf ihn übez) gebilligt werde. Bei ungewiſſer Auslegung müſſe die der natürlichen Vernunft zu Hülfe kommen; mit einem Wort, alles ſei aus dem reinen Natur- und Völkerrechte, in welchem nichts ungewiß, zu entſcheiden." Die Principien des Naturrechts ſelbſt, wonach er eine Reihe anziehender Einzelfälle in der Abhandlung ſelbſt entſcheidet, waren den Grundzügen nach bereits in der Schrift de arte combinatoria angedeutet; in der nächſten juriſtiſchen Schrift der Methodus nova jurisprudentiae, welche das folgende Jahr herauskam, finden wir ſie bereits deutlich ausgeſprochen und entwickelt.

Dieſe gelehrte Abhandlung, unterſtützt von den glänzendſten Ergebniſſen der mündlichen Prüfung und öffentlichen Disputation, verſchaffte Leibnitzen mit allgemeiner Beiſtimmung die Doctorwürde. Dieſer feierliche Akt fand ſtatt am 5. Novbr. 1666. Er blieb Leibnitz mit lebhaften Zügen in Erinnerung, und dem entſpricht die anziehende Nachricht in den Lebensbekenntniſſen, aus welchen hervorgeht, daß die Obrigkeit von Nürnberg ihn für die Univerſität Altdorf zu gewinnen und zu halten gewünſcht; was aber Leibnitz, bei ſeinem Lebensplan, abzulehnen genöthigt war. „Kurz darauf (nach Herausgabe der Schrift De arte combinatoria), heißt es alſo, nahm ich auf der Nürnbergiſchen Univerſität den Doctorgrad, im ein und zwanzigſten Jahre, unter dem größten Beifall Aller. Denn als ich öffentlich disputirte, redete ich mit ſo großem Glücke und ſetzte meine Gedanken mit ſo großer Klarheit aus einander, daß nicht allein die Zuhörer dieſe neue, bei einem Rechtsgelehrten beſonders ungewöhnliche Art des Scharfſinns (ἀκρίβεια) bewunderten, ſondern auch meine Opponenten öffentlich anerkannten, daß ſie außerordentlich befriedigt worden wären. Wenigſtens ſchrieb damals ein mir unbekannter Gelehrter, welcher bei der Handlung gegenwärtig geweſen war, an einen Freund in Nürnberg einen Brief, welcher mir ſpäter gezeigt wurde, worin er mich durch ſeine übertriebenen Lobeserhebungen faſt ſchamroth machte. Und ein Profeſſor ſagte öffentlich, daß man noch niemals vom Katheder herab Verſe citirt, wie die, welche ich bei der Promotion ſelbſt ausgeſprochen hatte. Der Dekan der juriſtiſchen Facultät, Johann Wolfgang Textor, von welchem ein ſchönes Buch über die Verfaſſung des deutſchen Reichs exiſtirt, ſchrieb an den Paſtor Primarius Dilher in Nürnberg, daß ich mit dem höchſten Ruhme disputirt hätte; auch zwei Vorſteher des Unterrichts-Weſens, welche mit dem Kanzler und Syndicus der freien ReichsſtadtNürnberg der Promotion beigewohnt hatten, fanden eine eigenthümliche Veranlaſſung, mich zu loben. Da ich nemlich zwei Reden hielt, die eine in Proſa, die andere in Verſen, trug ich die erſtere ſo fertig vor, daß es das Anſehen hatte, als läſe ich ſie von dem Papier ab. Als ich aber darauf an das Recitiren der Verſe ging, wurde ich genöthigt, das Blatt ſo nahe zum Auge zu bringen (weil ich kurzſichtig bin); daß ſie bald erkannten, daß ich das Vorhergehende aus dem Gedächtniſſe hergeſagt hatte. Sie glaubten daher, daß ich die Rede in Proſa auswendig gelernt hatte, wunderten ſich aber, warum ich dies nicht lieber mit den Verſen gethan hatte, weil dies leichter wäre. Ich erwiderte darauf, daß ſie im Irrthum wären; ich hätte die Rede in Proſa gar nicht auswendig gelernt, ſondern während des Vortrags aus dem Stegreif gehalten; und da ſie dies ſchwer glauben wollten, ſo berief ich mich erſt auf das Beiſpiel der Prediger, welche ſich mit einer gedrängten Aufzeichnung der Dispoſition ihrer Predigt begnügend, dadurch nicht gebunden würden; und dies fließe bei mir im Lateiniſchen mit eben ſolcher Leichtigkeit, als bei ihnen im Deutſchen: jetzt aber zog ich das Papier mit meiner Rede hervor, worauf ſie ſich überzeugten, daß es ganz andere Worte enthielt, als die, welche ich recitirt hatte.“ — „Dieſer Umſtand (fährt Leibnitz fort) erwarb mir bei den Männern von Nürnberg großen Beifall, ſo daß bald darauf der erſte Geiſtliche der Stadt, Dilher, im Auftrage der Vorſteher des Unterrichts mir anzeigte, daß, wenn ich Neigung hätte, einige Zeit die Stelle eines Profeſſors an jener Univerſität zu bekleiden, er mir zeitig genug dafür einſtünde: allein mein Geiſt bewegte ſich in einer ganz anderen Richtung." — Hier holt Leibnitz weiter aus und geht noch einmal auf die erſten Anlagen und Anleitung ſeiner Studien zurück; mitten in dieſen Betrachtungen bricht das anziehende Fragment ab. Leibnitz hat, denken wir, zeigen wollen, daß eine Reform und Verbeſſerung der Wiſſenſchaften nach der Idee, welche ihm vorſchwebte, innerhalb der Schranken einer Univerſität nicht Raum und Boden hätte finden können; jene Idee alſo, welche ihm ein Princip ſeines Lebens war, geſtattete ihm nicht, in eine Laufbahn einzugehen, welcher er gleichſam das Leben ſelbſt zum Opfer bringen müßte. Daß er die innern, wie die äußeren Mittel zu dem ihm angetragenen Berufe im höchſten Grade beherrſchte, daß namentlich Rednergabe und Geiſtesgegenwart ihm zu Theil geworden war, hatte er zwar an ſich erfahren: dennoch folgte er muthig dem innern Genius, der ihm ſagte, daß da, wo für die meiſten Gelehrten des Strebens letztes Ziel ſein möchte, für ihn der Anfang ſeiner eigentlichen Laufbahn ſich geſtalten müßte.

Es war natürlich, daß Leibnitz, dem in ſeiner Heimath das anfangs erzielte Fortkommen auf lange Zeit beſchränkt worden war, an ſein Fortkommen in der Fremde dachte, wo ſeinen unendlich empfänglichen und verarbeitenden Geiſt beſtändig neue Nahrung lockte. Als der nächſte Aufenthalt bot ſich Nürnberg dar, wohin, unter den Gelehrten, ſein Ruf ihm vorangegangen war. Dieſe kleine, wohlhabende Republik (Nürnberg befaßte ſieben Städte, darunter die Univerſität Altorf, und eine große Menge von Burgen und Dörfern) gewährte ihm das eigenthümliche Schauſpiel eines bewegten, öffentlichen und in ſeinem Weſen ſo ganz deutſchen Lebens; in jenem Zeitpunkte beſonders bedeutungsvoll und anregend. In einer Zeit (ſagt ein Geſchichtſchreiber) wo in ganz Deutſchland der Kunſtfleiß zu Boden lag, war, außer Nürnberg, nur noch Augsburg, der einzige Zufluchtsort des alten deutſchen Kunſtfleißes. Dieſer Wohlſtand, dieſes rührige Leben und Weben hielt die Einwohner von jener Nachäfferei der Franzoſen ab, welche ſonſt überall, beſonders da Fürſten und Höfe ſich an die Spitze ſtellten, den alten guten Geiſt verderbte. Dieſe Haltung in Leben und Sitte machte auf Leibnitz Eindruck. In dem, einige Jahre ſpäter verfaßten „Bedenken über Securitas publica" tritt dies hervor, wo er für die Unabhängigkeit der deutſchen Nation von ihrem Nachbarn jenſeits des Rheins eifert. „Man ſehe Nürnberg, ruft er aus, und etliche wenige andre Städte an, ob nicht darin noch die alten Trachten gelten, der meiſte Luxus beſchnitten, und daß ein ſolches eine große Urſache ihres annoch dauernden Florirens ſei." — Für die Werke der bildenden Kunſt, deren die Vaterſtadt Albrecht Dürers ſo viele aufzuweiſen hatte, oder wie für die Denkmäler der Baukunſt, war um jene Zeit der Sinn nicht gebildet genug, auch bei Leibnitz nicht; das Nützliche und andrerſeits das Geheimnißvolle, das ſich vielfach an die noch in der Kindheit befindliche Wiſſenſchaft der Natur und ihrer Kräfte knüpfte, zog ihn weit mehr an. Damals, wie in unſern

Tagen, bildete die Chemie, nur in ganz verkehrtem Geiſte, den Mittelpunkt dieſer Richtungen. Es gab in Nürnberg, wie in vielen deutſchen Städten, eine geſchloſſene Geſellſchaft der Roſenkreuzer, welche ſich für Adepten hielten, und das, was ſie nie beſaßen, wenigſtens eifrig ſuchten. Die Akten dieſer Geſellſchaft ſind in Nürnberg bis auf die neueſte Zeit aufbewahrt geweſen. In dieſe Geheimniſſe eingeweiht zu werden, bot für Leibnitz Reiz genug. Er war aber jung und ohne Anſehen, und um dieſe Mängel zu erſetzen, bediente er ſich einer Liſt, woran er noch im höhern Alter, als er ſeinen Gehülfen davon erzählt, nicht ohne Lachen denken konnte. Er nahm, leſen wir bei Eccard, tiefſinnige chemiſche Bücher vor ſich, las darin, und notirte ſich die obſcureſten Redensarten. Aus dieſen ſtellte er ein Schreiben an den Vorſitzenden der Geſellſchaft zuſammen, das er ſelbſt nicht verſtand, und bat um Zulaſſung. Der Prieſter" — darunter iſt der Prediger Wülfer gemeint — „dieſen Brief leſend, meinte nicht anders, als der junge Leibnitz wäre ein wirklicher Adeptus, und introducirte ihn nicht allein in das Laboratorium, ſondern bat ihn auch, vor eine gewiſſe Penſion ihr Gehülfe und Sekretair zu ſein. Er nahm dieſes an. Sein Amt war, alle daſelbſt gemachten Proceſſe zu regiſtriren, und die berühmteſten Chymiſten zu ihrem Gebrauche und nach ihrer Anleitung zu excerpiren." Dieſe ſeltſame und zweideutige Beſchäftigung hatte für Leibnitz den Nutzen, daß er früh genug zur Einſicht in die Eitelkeit und, unter Umſtänden, die Gefahr jener Selbſttäuſchung eindrang, und im Leben Andere, ſelbſt Fürſten, mit Erfolg warnen konnte, wie er in einem ſeiner

Briefe an den Doctor Gottfried Thomaſius, jüngern Bruder von Chriſtian Thomaſius, Arzt zu Nürnberg, vom Jahre 1691 geſtand. „Mich, ſchreibt er, hat Nürnberg zuerſt in chemiſche Studien eingeweiht, und es reut mich nicht, in der Jugend gelernt zu haben, was mir als Mann zur Vorſicht gereichen ſollte. Denn in ſpätern Jahren wurde ich oft, weniger aus eignem Antriebe, als aus dem von Fürſten, bei denen ich Zutritt hatte, zu dergleichen Verſuchen angeregt; ich blieb mit meiner Neugierde nicht zurück, doch nicht ohne durch Vorſicht ſie zu mäßigen. Wie viele von mir ſehr bekannte Perſonen ſind daran geſcheitert, in dem Augenblicke, da ſie mit günſtigſtem Winde zu ſegeln glaubten.“ — Aus dieſer Aeußerung ſcheint hervorzugehen, daß Leibnitz ſeine chemiſchen oder vielmehr alchymiſtiſchen Arbeiten in Nürnberg ernſter betrieb und anſah, als aus dem Scherze über die Art, wie er ſich in die geheime Geſellſchaft Eingang verſchafft, vermuthet werden möchte; dem auf ſeine Jugendverirrungen zurückſchauenden Manne ſtand die Ironie wohl; bei der Jugend ſelbſt dürfen wir ſie noch nicht vorausſetzen. Unter den Mitgliedern der Goldmacher-Geſellſchaft befanden ſich auch Seitenverwandte gleiches Namens mit ihm, der Senior Juſtus Jacob und deſſen Sohn Johann Jacob Leibnitz. Letzterer kam in ſpäteren Jahren als Prediger der deutſchen Gemeine nach Stockholm, und es ſind Briefe von ihm an den großen Leibnitz in deſſen Nachlaß erhalten, welche ſich unter andern über die gemeinſchaftliche Genealogie ihrer Familie verbreiten. In einem dieſer Briefe vom Jahre 1703 lautet eine Erinnerung an ihr Zuſammenleben in Nürnberg: „Je mehr Jahre ich zurücklege, Dero Excellenz in meiner erſten Jugend umarmt zu haben, je größere Empfindlichkeit habe ich, niemalen, ſonderlich in meiner letzten Tour nach dieſem rauhen Nordpol, das Glück genießen zu können, einen ſo großen Freund zu ſprechen, dem ich bei den Nürnberger Münzmeiſtern zu Nürnberg das letztemal aufgewartet.“ —

Ueber dieſe Beſchäftigungen verging der Winter.

Im Frühjahr 1667 kam der Baron Johann Chriſtian von Boineburg, der berühmte Staatsmann und einer der größten Gelehrten ſeiner Zeit, lange erſter Miniſter des großen Kurfürſten von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, damals aber, einige Jahre nach ſeinem Falle, in Frankfurt am Main, zurückgezogen und wiſſenſchaftlicher Muße lebend, auf einer ſeiner häufigen Reiſen durch Nürnberg. Leibnitz wurde ihm hier durch einen ſeiner Freunde unter den Alchymiſten (Boineburg, wie die meiſten Großen dieſer Zeit, trieb auch ein wenig Chemie) vorgeſtellt, oder der Baron machte ſeine Bekanntſchaft zufällig an der Tafel eines Gaſthauſes (darin weichen die Berichte von einander ab); aber dieſe Bekanntſchaft entſchied für ſeine Zukunft, ja für ſein ganzes Leben. Boineburg war der Mann, die außerordentliche Begabung des ein und zwanzigjährigen Gelehrten, und die ungemeinen Hoffnungen, zu welchen er berechtigte, bei der erſten Zuſammenkunft zu erkennen. Er ſah, daß Leibnitz nicht auf ſeinem Platze war, und, um ihn in der Nähe zu haben, forderte er ihn auf, Nürnberg mit dem, ſchon durch ſeine Nachbarſchaft von Mainz mehr verſprechenden Frankfurt, des Barons damaligem Aufenthaltsorte, zu vertauſchen. Dies that Leibniz. Er verließ Nürnberg und ging nach Frankfurt, und dort richtete er ſich noch ohne alle beſtimmte Ausſichten für die nächſte Zukunft ein. Für den Umgang mit Gelehrten und Geſchäftsmännern fand er hier wenigſtens viel mehr als in Nürnberg ſeine Rechnung. Von jenen nenne ich nur den damals auch noch ſehr jungen Prediger Philipp Jacob Spener, welcher ungefähr zur ſelben Zeit (1666) dorthin berufen worden war, und mit dem Leibniz in nähere Verbindung kam. Wichtiger war jedoch, daß er jetzt zum erſtenmale den Dunſtkreis der europäiſchen Politik betrat. Auch war von Anfang an ſein Blick auf das benachbarte Mainz gerichtet, wo der große Schönborn, als edler Beförderer alles Großen und Rechten in Staat und Cultur, jedes wahre Talent aufmunterte und belohnte. Von dem Wunſche getrieben, dieſem Fürſten ſich bekannt zu machen, und auch auf das Zureden ſeiner Freunde, gab Leibniz eine kleine Schrift heraus, welche er, wie er ſelbſt ſagt, auf der Reiſe in den Gaſthöfen, ohne Bücher oder ſonſtige Hilfsmittel, nur von ſeinem Gedächtniſſe unterſtützt, mehr aufs Papier geworfen, als geſchrieben hatte, welche aber um deſto reicher an Ideen war. Dieſe Schrift, welcher eine an den Kurfürſten von Mainz gerichtete, in die beredteſten Worte ausſtrömende Widmung vorgeſetzt war, und 1668 zu Frankfurt, ohne den Namen des Verfaſſers herauskam, (die Widmung iſt noch von 1667) führt den Titel: Methodus nova discendae docendaeque jurisprudentiae. In dieſer erſten reformatoriſchen Schrift Leibnizens iſt die Gährung und Unruhe, welche der Altersſtufe des kühnen Verfaſſers entſprach, nicht zu verkennen; eben ſo wenig, daß er bei ſeinen Vorſchlägen zur Verbeſſerung und zur Beſchleunigung der Bildung zum Geſchäfts- und Staatsmanne vielleicht zu ſtreng, aber ohne es zu wiſſen, ſeinen eignen, einzigen Geiſt als Maaßſtab anlegte. Bei ſeinen die Reform der Geſetzbücher und Geſetze im Reiche betreffenden Ideen brachte er ferner den Widerſtand der Gewohnheiten, und das ſeine Hand im Spiel habende Intereſſe der Richter und Advokaten nicht genug in Rechnung; endlich bei der Verheißung, die vielen aufgedeckten Lücken und Mängel ſelbſt noch auszufüllen und zu ergänzen, eine Arbeit, welche für ſich das reichſte Menſchenleben hätte beſchäftigen können, überflog er die im Leben unvermeidlichen Hinderniſſe der Ausführung, welche machten, daß er dieſe damals freiwillig übernommene Schuld niemals abgetragen hat. Sein Verdienſt aber beſtand darin, dieſe Mängel entdeckt und die geeigneten Mittel dagegen ſyſtematiſch und rückſichtslos angegeben zu haben. Einen allgemeinen Ueberblick derſelben gewährt zum Schluß der von ihm ſo genannte catalogus desideratorum, wobei ihm, geſteht er ſelbſt, das Verfahren Baco's in dem Werke de augmentis scientiarum vorgeſchwebt hat. Man kann daraus den damaligen Stand der Sache kennen lernen, wenn z. B. als fehlend aufgeführt wird: ein neues Corpus Juris — Elementa Juris (wir werden dies näher kennen lernen) — eine Geſchichte der Wandelungen des Rechts — eine Philologie des Rechts, juridiſche Concordanzen, eine Arithmetik des Rechts, Inſtitutionen des allgemeinen Rechts, eine deutſche Uebertragung der Geſetze, eine Hermeneutik, demonſtrative Elemente des Naturrechts u. ſ. w., in Allem ſieben und dreißig Hauptſtücke, wobei doch, bemerkt der Verfaſſer, noch nicht alles geſagt worden, obſchon er bereits mit Mehreren hervorgekommen, als Anfangs ſein Wille geweſen. Kein Paragraph, ſagt er, ſei ohne eine neue Erfindung, wenigſtens ohne neue Betrachtung vorbeigegangen; und zum Schluſſe: „Ich ſuche dabei nicht Ruhm, ſondern den allgemeinen Nutzen, darum habe ich mich nicht genannt. Werde ich ſehen, daß es einige Wirkung thut, ſo werde ich ſuchen, das vorgeſchlagene Verzeichniß der Desiderata nächſtens abzukürzen; wo nicht, ſo habe ich doch wenigſtens meinen Tribut entrichtet. Meinen Verächtern gereiche ihre Unwiſſenheit zur Strafe. Vielleicht kommt einſt die Zeit, würdiger als die Gegenwart, wo der Haß zum Schweigen gebracht iſt, und die Wahrheit triumphirt.“ Die Schrift erregte Aufſehen; einige Gelehrte fielen über ſie her, wie Nicol. Chriſt. Lynker, während ſie ſie ſtill benutzten; angeſehene Staatsmänner dagegen gaben den neuen Ideen Beifall, wenn ſie auch die Möglichkeit ihrer Ausführung bei der beſtehenden Verfaſſung der Juſtiz nicht eben ſo bereitwillig anerkannten. Zu dieſen gehörte ſelbſt der berühmte Polyhiſtor und Staatsgelehrte, Hermann Conring, welchem ſein vertrauter Freund, der Baron von Boineburg, der Gönner des genialen und ſo unermeßlich gelehrten, jungen Verfaſſers, die Schrift zugeſchickt, und um ſein Urtheil befragt hatte. Da zu der Zeit Ludwig XIV ſein neues Geſetzbuch veranſtaltete, ſo meinte wenigſtens Conring, in Frankreich dürften die Ideen des jungen Reformators wohl eher Anklang finden, als im deutſchen Reiche oder dem übrigen Europa. Leibnitzens Name und ihr innerer Werth ſchützten bis auf die neueſte Zeit dieſe Schrift vor der Vergeſſenheit. Im vorigen Jahrhundert hat der Philoſoph Chriſtian Wolf eine neue Ausgabe davon veranſtaltet, und ſie durch eine Vorrede eingeführt. Zu Anfang unſers Jahrhunderts hat der berühmte Rechtsgelehrte Hugo in Göttingen von neuem die Aufmerkſamkeit darauf gelenkt und mit Begeiſterung davon geſprochen; und noch vor mehreren Jahren iſt die Schrift in Frankreich von einem Rechtsgelehrten in die Sprache dieſes Landes übertragen worden.

Für Leibnitz ward die Nova Methodus dadurch ſchon folgenreich genug, daß er durch ſie an den Hof und bei der Perſon des Kurfürſten von Mainz ſich glücklich eingeführt ſah. Er überreichte ſie ſelbſt dieſem Fürſten, und dieſer blieb ſeit der Zeit auf ihn aufmerkſam. Er ſetzte ihn auch ſofort in eine ſeinem Streben, wenigſtens im Allgemeinen, entſprechende Thätigkeit. Es traf ſich nemlich, daß ein im Mainziſchen Dienſte arbeitender Gelehrter, der Hofrath und Hofgerichts-Aſſeſſor Dr. Herman Andreas Laſſer, unter Autoriſation des Kurfürſten, mit einer Verbeſſerung des römiſchen Geſetzbuches für die Bedürfniſſe des Reichs eben beſchäftigt war. Dieſem an die Hand zu gehen, ward Leibnitz von dem Kurfürſten aufgefordert, wofür er aus der Kammer zu Mainz wöchentlich eine Vergütigung erhielt, welche nach einiger Zeit aber in Stocken kam; was Leibnitz zu einer Vorſtellung an den Kurfürſten veranlaßte, in der er ihn an ſein Verſprechen erinnerte, und das von ihm unterdeſſen theils Geleiſtete, theils Vorbereitete kurz zuſammenfaßte; ſie iſt vom März 1669. Leibnitz hatte ſich des Laſſerſchen Unternehmens ſo bemächtigt, daß es ſein eigenes wurde. Sie gaben zuſammen 1668 einen Bogen heraus: Ratio corporis juris reconcinnandi, wobei Leibnitz die Feder geführt hat. Es war gewiſſermaßen das Programm ihres großartigen Unternehmens; gleichzeitig war eine kurze Denkſchrift in deutſcher Sprache von Leibnitz, gleichen Inhalts, handſchriftlich im Umlauf, welche aber erſt nach ſeinem Tode erſchienen iſt. Sein ganzes Streben war nicht ſowohl auf den Inhalt, als auf die Form der Geſetze, und zwar, wie ſie in dem römiſchen Geſetzbuche, als der Grundlage des geltenden Rechts in Deutſchland, enthalten ſind, gerichtet. Die Arbeit beſtand „ſowohl in Verfertigung eines Ausbunds kurzer und klarer Rechte, als in deren Juſtification." Was er hier Ausbund nennt, darunter verſtand er die oben erwähnten: Elementa juris Romani hodierni; auf einer großen Karte ſollten „alle Hauptregeln alſo begriffen ſein, daß aus deren Combinationen alle vorfallende Fragen entſchieden, und aller Actionen, Exceptionen und Repliken Fundamente, gleichſam als in einer Nachahmung des Edictum perpetuum novum mit den Fingern gezeigt werden können." Das andere, die Juſtification dieſer Elemente, beſtand in den Worten der römiſchen Geſetze ſelbſt, und hatte zwei Grade, welche er nucleus Legum, und Corpus Juris reconcinnatum nannte. Man wird die nähere Ausführung dieſes Plans, und wie weit ſie gediehen, in den bezeichneten Schriften antreffen. Leibnitz war, trotz den vielen Unterbrechungen durch die verſchiedenartigſten Arbeiten, Reiſen und ſpäterhin durch amtliche Thätigkeit, während ſeines Aufenthaltes zu Frankfurt und Mainz, um Vollendung dieſes Plans aufrichtig bemüht; auch hatte er, wenn wir Eckhart glauben, bereits bei dem Kaiſer um ein Privilegium angehalten. Aber dieſe Vollendung ward nicht erreicht, weder damals, noch in ſpäteren Jahren, als Leibnitz den Lieblingsgedanken ſeiner Jugend wieder aufnahm. Der Fortſchritt der nachfolgenden Jahrhunderte hat dieſe Bemühungen, vorzüglich die Umarbeitung des Corpus Juris, überflüſſig gemacht. Die Staaten und Regenten haben ſich mehr oder weniger von dem Zwange des römiſchen Geſetzbuches befreit; neue, ſelbſtſtändige Rechts- und Geſetzbücher haben die Ausübung der Rechte und ihre klare Beſtimmung erleichtert; und vieles, was ſonſt im Leben ſtreitig war, iſt es höchſtens noch in den Hörſälen der Schule. Leibnitz ſelbſt erhob zuletzt ſeine Stimme für neue und eigne Geſetzbücher der europäiſchen Staaten, worin ſpäter Friedrich der Große und Maria Thereſia im deutſchen Reiche vorangingen.

An dem Baron von Boineburg gewann Leibnitz durch ſein Streben und ſeine Gelehrſamkeit einen immer wärmeren, ja bis zum Enthuſiasmus feurigen Gönner und Freund. Als er Conringen die nova methodus zuſchickte, äußerte er ſich über ſeinen jungen Freund, wie folgt (vom 26. April 1668): „Der Verfaſſer iſt mir perſönlich und wohl bekannt; es iſt ein Doctor Juris von zwei und zwanzig Jahren, gelehrt, ſehr philoſophiſch gebildet, fleißig, tüchtig und fertig in der Speculation: jetzt bereitet er auf meinen Rath „Elemente der Jurisprudenz" vor, ſorgfältiger, als man ſie gewöhnlich giebt. Er iſt gewiß ein Mann von vieler Gelehrſamkeit, ſcharfem Urtheil und großer Thätigkeit. Er lebt jetzt in Mainz, nicht ohne daß ich mich ſeiner annehme (non extra curam meam). Wenn du bemerkſt, wo er etwas gründlicher behandeln, vollſtändiger ergänzen, wegſchneiden, hinzufügen oder feilen müſſe, ſo bitte ich, erinnere es. Ich werde ihm, wie aus meinem eigenen Kopfe, deine Aufſchlüſſe und Erinnerungen an die Hand geben; denn wer weiß nicht, daß durch deren Benutzung das geſammte Studium der Moral und Politik außerordentlich gewinnen wird?" — Bald veranlaßte Boineburg, daß Conring mit Leibnitz in einen Briefwechſel trat, und floß über in Bewunderung von Leibnitzens Leiſtungen gegen den bejahrten und dadurch betroffenen Polyhiſtor. Denn da Conring die Frage hingeworfen hatte: wer der Leibnitz ſei, und welches ſein Stand? erfolgte vom **22.** April **1670** dieſe Antwort: „Er iſt ein junger Mann von vier und zwanzig Jahren, aus Leipzig, Doctor Juris: ja gelehrt über alles, was ſich nur ſagen oder glauben läßt. Die Philoſophie verſteht er ganz, ein glücklicher Vermittler der alten mit der neuen Philoſophie. Er iſt Mathematiker, Kenner der Phyſik, der Medicin, der ganzen Mechanik und lebt ſehr dafür; er iſt arbeitſam und feurig. In der Religion iſt er ſelbſtſtändig (suae sponte); übrigens ein Mitglied eurer (der lutheriſchen) Kirche. Die Philoſophie des Rechts, ja auch, was zu bewundern iſt, die Praxis ſteht ihm zu Gebote; dir iſt er mit Liebe und Verehrung zugethan. Er hält ſich zu Mainz auf und wohnt bei dem Kurfürſtlichen Rathe Laſſer, mit welchem er, wie du weißt, für die richtigere Anordnung des Rechts thätig iſt." Conring fing an, den ſo eben auftauchenden jungen Gelehrten hochzuſchätzen, und drückte ſich wohlmeinend in ſeinem Briefe an Leibnitz vom 20. Februar 1671 aus: „Daß du des Sporns nicht bedarfſt, freut mich, daß du aber in Zukunft die im Ueberfluſſe ausſtrömende Kraft ein wenig einhalten willſt, lobe ich ganz. Und ſo iſt es. Die großen Talente muß man oft weit mehr zurückhalten, als antreiben, damit ſie ſowohl für ein reiferes Alter die Geſundheit ſchonen, als auch für ihren Ruf bei der Nachwelt bedacht ſeien."

Der Baron von Boineburg ſelbſt gab nun aber ſeinem aus dem Dunkel hervorgezogenen und noch immer allein ſtehenden Liebling zu viel Gelegenheit und Anreizung, nicht zu lange bei Einem Gegenſtande geiſtiger Thätigkeit zu verweilen, ſondern die mannichfaltigſten, verſchiedenartigſten Aufgaben und Arbeiten kurz nach einander, oder zu einer und derſelben Zeit anzugreifen. Für einen Theil dieſer Aufgaben und Aufträge, die er Leibnitz übertrug, muß die Geſchichte der Wiſſenſchaften und der Cultur ihm nur Dank wiſſen: doch der bei weitem größere Theil ging faſt ganz in die perſönlichen Angelegenheiten des Barons auf, welcher ein ſo außerordentliches Talent eben ſo ſehr zu benutzen, als anzuerkennen verſtand. Doch ſei dieſes nicht zur Schmälerung des Ruhms jenes großen Mannes geſagt. Die Entfaltung nicht allein mancher bedeutender, und bis dahin ungeweckter Anlagen und Fähigkeiten, ſondern auch die Feſtſtellung des Charakters bei Leibnitz konnte nur gewinnen, wenn er ſich bei einem Boineburg gewiſſermaßen in den Dienſt und in die Lehre begab, obgleich lange ohne äußere Anerkennung und Belohnung ſeiner Mühe. Wir haben eine merkwürdige Denkſchrift Leibnitzens über dieſes ſein mehrjähriges Verhältniß zu Boineburg, welche er nach deſſen Tode zu Beſeitigung gewiſſer Mißverſtändniſſe von Paris an die Freiin von Boineburg erlaſſen hat. Setzte man auch gern den durch dieſe Schrift gehenden Unmuth auf Rechnung einer vorübergehenden Stimmung, hat ſich ſogar anderweitig ergeben, daß Boineburg mehr um Leibnitzens Fortkommen bemüht geweſen war, als Leibnitz in jener Schrift einräumt, ſo ſteht doch über allen Zweifel feſt, daß Leibnitz weit mehr für ſeinen Ruhm und für ſeinen Nutzen hätte wirken können, wenn er geringerer Selbſtverleugnung und minder dankbarer Zuvorkommenheit fähig geweſen wäre. Er diente dem Baron von Boineburg mit Aufopferung ſeiner meiſten Zeit. „Man werde nicht in Abrede ſtellen, erinnert er in der gedachten Schrift, daß er erſtlich unterſchiedliche Verſchreibungen, Memoriale, Judicial- und andere Schriften concipirt; daß er inſonderheit eine gewiſſe, ihm nach Düſſeldorf mitgegebene Vollmacht verrichtet, und in einem von der Familie geführten Prozeſſe nicht anders als ein Advokat gedient, und alle Artikel, Wechſelſchriften und Deduktionen aufgeſetzt, welche ſich noch unter den Akten befänden. Sonſten aber könne er nicht erzählen, wie oft er dem Baron über allerhand vorfallende Religions- ſowohl als Staats-Angelegenheiten ſein Bedenken ſchriftlich gegeben habe, deſſen er ſich am gehörigen Ort bedient; wie oft er ihm Auszüge aus Anderer Schriften ſammt ſeinen Bemerkungen darüber zugeſtellt; wie oft er auf ſein Begehren Briefe hin und wieder abgehen laſſen.“ Weiter hebt Leibnitz von allem Geleiſteten noch zwei Punkte beſonders hervor, wovon der eine eine literariſche Bedeutung gewonnen hat und ſogleich von uns näher beſprochen werden wird: einmal die Schriften und Arbeiten für Boineburgs Miſſion an den polniſchen Reichstag von Seiten des Pfalzgrafen von Neuburg, denen der ganze Winter vom Jahre 1668 gewidmet war; das andere aber war eine Arbeit, von welcher die Welt niemals Kenntniß erhalten hat, und die für ſich allein wieder einen Winter gekoſtet hatte: ein Katalog der ſehr zahlreichen Bibliothek Boineburgs von Leibnitzens Erfindung: „ein Index,“ heißt es, „welchen er über ſeine ganze Bibliothek auf des Barons inſtändiges Begehren dergeſtalt verfertiget (wenn ſchon die Mühe des Abſchreibens von Andern geſchehen), daß dergleichen zuvor noch nicht geſehen worden, maßen alles auf das genaueſte darin gebracht, und vermöge deſſen über alle Materien die daran handelnde Autores zu finden, und ein einiger Traktat oft an mehr als zehn Orten allegirt wird. Wer die Menge Bücher, und ſonderlich die unzählbar kleinen zuſammengebundenen Traktaten wiſſe, werde dabei die Größe ſolcher Arbeit abnehmen können.“ Mit einem Wort, Leibnitz war während ſeines Aufenthalts zu Frankfurt oder Mainz des Baron von Boineburg Sekretair, Gehülfe, Bibliothekar, Advokat, Geſchäfts- und Rathgeber abwechſelnd und zu gleicher Zeit, und bethätigte eine nicht zu erkaltende Anhänglichkeit und Treue an ſeine Perſon und ſeine Familie. Einigemal ergingen ehrenvolle Anträge und Anerbietungen an Leibnitz zur Bekleidung eines Dienſtes an deutſchen Höfen. Schon zu Ende des Jahres 1669 wünſchte ihn der Herzog Johann Friedrich von Hannover, welchem zu dieſer Zeit ſein Kanzler Langerbeck geſtorben war, um ſeine Perſon; er wurde begierig auf Leibnitz durch die enthuſiaſtiſchen Empfehlungen des durch Hannover reiſenden, damaligen ſchwediſchen Reſidenten in Frankfurt, Habbeus von Lichtenſtern, an welchem Leibnitz den wärmſten und uneigennützigſten Gönner gefunden hatte. Doch Leibnitz lehnte den Antrag ab, ſo wie einen gleichzeitigen Vorſchlag ſeines Freundes Habbeus, der ihm einen Dienſt bei dem regierenden Fürſten von Durlach vermitteln wollte. Der Hofrath Laſſer, mit welchem er an der Verbeſſerung des Corpus Juris arbeitete, und bei welchem er wohnte, bemühte ſich nach Kräften, ihn zurück zu halten. Es vergingen einige Jahre, bevor ſeine Beharrlichkeit und Ausdauer in der großartigen intellektuellen und politiſchen Sphäre, in welcher er ſich bewegte, belohnt wurde. Endlich aber, nachdem er durch ſeine Beziehungen zu Boineburg und deſſen Freunden in Mainz längere Zeit eingebürgert war, wurde er es auf das ruhmvollſte durch ſeine Anſtellung im Dienſte des Kurfürſten von Mainz ſelbſt. Im Sommer **1670**, damals kaum 24 Jahr alt, wurde Leibnitz Rath am Ober-Reviſions-Collegium zu Mainz, dem höchſten Tribunale des Kurfürſten- und Erzbisthums, welches, als ſolches, das jus de non appellando hatte. Daß er Proteſtant war und blieb, mag ihm viele Gegner und Neider unter den katholiſchen Hofleuten und den Prieſtern zugezogen haben, ſo daß die Seinigen einige Zeit darauf Unruhe und Sorge über ihn zu ſchöpfen anfingen. Doch in der Verbindung mit der einflußreichen Parthei des Baron von Boineburg, welche, ſtatt lockerer zu werden, vielmehr täglich ſich befeſtigte, fing Leibnitz an, bei den höchſten Männern im Staat Anſehen und Bedeutung zu gewinnen, wie auch ſein Ruf ſich verbreitete. Es iſt hier unerläßlich, auf die Politik und die eigenthümliche perſönliche Stellung des Baron von Boineburg einen Blick zu werfen, um den leitenden Faden für Leibnitzens Thätigkeit als Gelehrten und Staatsmanns in dieſem Zeitraum zu gewinnen.

Es iſt vorhin im Vorbeigehen an Boineburgs tragiſche Wechſelfälle in ſeiner Laufbahn erinnert worden. Nachdem er von dem hohen Platze eines erſten geheimen Raths, oder, was es in Wahrheit bedeutete, eines erſten Miniſters, in Folge einer franzöſiſchen Kabale, welcher der auf ihn eiferſüchtig gewordene Kurfürſt nicht fremd war, im Jahre **1664** geſtürzt, aber, als unüberwieſen, der Haft entlaſſen worden war, brachte er einige Jahre, in tiefer Abgeſchloſſenheit von der Welt; die Zeit mit Religionsübungen (er war ein eifriger katholiſcher Convertit), Studien und Vorbereitungen zu einem umfaſſenden gelehrten Werke, einer Art allgemeiner Literaturgeſchichte zu, wovon er ſich aber bald wieder abwenden ſollte. So fand ihn im Jahre **1667** Leibnitz. Keinen Dienſt bei einem andern Hofe in Deutſchland anzunehmen, hatte er ſich überdies bei der Entlaſſung aus der Haft verpflichten müſſen, ward aber in ſo fern von weitem auf einen möglichen Wiedereintritt in die ehemaligen Verhältniſſe hingewieſen. Ein ſolcher erfolgte eigentlich nie wieder, auch nicht als im Frühjahr **1668** die Verſöhnung Boineburgs mit dem Kurfürſten durch die Heirath zwiſchen dem Neffen des letztern, des Obermarſchalls Baron von Schönborn, mit der älteſten Tochter Boineburgs geſchloſſen und beſiegelt wurde. Boineburg lebte indeß ſeitdem abwechſelnd in Mainz, wo er ein eigenes Haus beſaß, und in Frankfurt. Dem Kurfürſten war, ſeit der junge Ludwig XIV das Beiſpiel eines, dem Scheine nach, ganz unumſchränkten Selbſtherrſchers gegeben hatte, der ehemalige Poſten eines erſten Miniſters unbequem erſchienen; und er fürchtete Boineburg, ſeinen Einfluß und ſein geiſtiges Uebergewicht im Rathe. So lebte dieſer äußerlich als Privatmann, in Wahrheit aber in jener kritiſchen Epoche nach dem Aachener Frieden bis zum Kriege Ludwigs XIV gegen Holland, als der Rathgeber, als das Orakel der angeſehenſten Fürſten Deutſchlands. Zwiſchen ihm und dem Kurfürſten entſtand ſogar eine perſönliche Entfremdung, welche zuletzt in eine erklärte Kälte und Spannung überging. Daran war hauptſächlich ihre entgegengeſetzte Anſicht und Auffaſſung der öffentlichen Lage Deutſchlands und namentlich der Nachbarn Frankreichs Schuld: wozu die letzten Ereigniſſe hindrängten. Der Kurfürſt, von dem Weſtphäliſchen Frieden ab (zu welchem er ſo viel mit gewirkt) als ein entſchiedener Anhänger des franzöſiſchen Kabinets bekannt, und als ſolcher Haupt der durch Mazarin zu Stande gebrachten Rheiniſchen Allianz, welche gegen Oeſterreich gerichtet war, hatte bei dem Einfall Ludwigs XIV in die ſpaniſchen Niederlande nicht ſobald den Wendepunkt der europäiſchen Angelegenheiten durchſchaut, als er eine ganz entgegengeſetzte Bahn einſchlug, und gegen Frankreich von nun ab ſich als Widerſacher bezeigte. An ſeinem eigenen Hofe bildeten ſich einander gegenüberſtehende Partheien. Der Baron von Boineburg war zwar in der Kataſtrophe, welche ihn geſtürzt hatte, als ein Opfer für das franzöſiſche Kabinet gefallen, da er ſich als Geſandter an dem Reichstage zu Regensburg den Kaiſerlichen hinzugeben geſchienen: nichts deſto weniger war er es jetzt, welcher als Grundſatz aufſtellte, daß das deutſche Reich, und vorzüglich die Fürſten am Rhein, Ludwig XIV ſich zum Freunde erhalten müßten, um ihm jeden Vorwand, es zu überfallen, abzuſchneiden. Sein perſönlicher Einfluß wirkte in dieſer Beziehung auf andere Fürſten, namentlich auf des Kurfürſten Verbündeten, den Kurfürſten von Trier; und es konnte nicht fehlen, daß das franzöſiſche Kabinet, welches in dieſer Politik keine höheren Triebfedern als die des Eigennutzes oder des Ehrgeizes ſehen wollte, ihn in dem Maaße auszuzeichnen anfing, als die entgegengeſetzte Parthei ihn auszuſchließen bemüht war. Dies unterhielt die Kälte zwiſchen dem Kurfürſten und Boineburg.

Unter ſolchen Verhältniſſen geſchah es, daß Boineburg bald nach ſeiner Rückkehr an den Hof ſeine Unabhängigkeit zur Uebernahme einer außerordentlichen, nicht weniger Ruhm, als Vortheil darbietenden Miſſion benutzte. Der König Johann Caſimir von Polen, unter welchem dieſes Reich Verluſte nach Verluſten erlitten hatte, war freiwillig vom Throne geſtiegen; unter den Fürſten und Prinzen, welche den erledigten Platz einzunehmen ſich drängten, und von denen jeder eine Parthei zu ſeinen Gunſten hatte, erſchien als der am meiſten berechtigte und begünſtigte der katholiſche Pfalzgraf Philipp Wilhelm von Neuburg; ihn unterſtützte vorzüglich der große Kurfürſt Friedrich Wilhelm von Brandenburg, dem Scheine nach auch Frankreich und Oeſterreich, während im Geheimen jene Macht für ihren Kandidaten, den Prinzen von Condé, die letztere aber für den Prinzen Karl von Lothringen wirkte; vereinzelt ſtand als Mitbewerber der moskowitiſche Thronerbe neben dieſer. Auf den Vorſchlag des Kurfürſten von Brandenburg wandte ſich der Pfalzgraf von Neuburg an den Baron von Boineburg und trug ihm, unter glänzenden Verſprechungen, die Geſandtſchaft an den polniſchen Reichstag an, welche dieſer, ungeachtet ſeine Freunde, unter ihnen Conring, ihm den ſchlimmſten Ausgang vorherſagten, ohne Furcht übernahm. Dies geſchah im Herbſte 1668, der Reichstag der Polen war auf das Frühjahr des folgenden Jahres ausgeſchrieben; und der dazwiſchen liegende Winter war es, den Leibnitz mit Arbeiten für den Baron im Zwecke der bevorſtehenden Geſandtſchaft ausfüllte. Es ſollte auf die Gemüther durch eine gelehrte Staatsſchrift, unter dem verſtellten Namen eines polniſchen Edelmanns und Mitglieds des Reichstags, gewirkt werden, und im Frühjahr 1669, vor der Eröffnung des Reichstags, erſchien zu Danzig die Schrift: Specimen demonstrationum politicarum pro Rege Polonorum eligendo, auctore Georgio Ulicovio Lithuano. Der Verfaſſer blieb durchaus unbekannt; der Pfalzgraf, für welchen Lithuanus in die Schranken getreten war, hat den verkappten Autor nie gekannt, und erſt viele Jahre ſpäter (1708) hat Leibnitz dieſem Hauſe, das unterdeſſen längſt zur Kurfürſten-Würde in der Pfalz gelangt war, als den Verfaſſer des Specimen demonstrationum ſich bei ſchicklicher Veranlaſſung entdeckt, und dabei angemerkt, daß er ſeinen Anſpruch als Verfaſſer durch die mit ſeinem Namen (Godefredus Vuilelmus Leibnitius) übereinſtimmenden Anfangs-Buchſtaben des angenommenen Namens hätte andeuten wollen. Ungewiß des Erfolges, ſcheint Leibnitz ſich mit dieſer Schrift wenigſtens ein Denkmal in der

Wiſſenſchaft haben ſetzen zu wollen. Sie iſt der erſte Verſuch, die Methode der mathematiſchen Demonſtration, welche man bis dahin wohl auf die Philoſophie und das Naturrecht (ſeit Spinoza und Hobbes) angewandt hatte, auf eine gegebene Frage aus der Politik und Diplomatie überzutragen; und ſo den Leſer zu dem Beifall und der Uebereinſtimmung gleichſam zu zwingen; eine Vorausſetzung, welche in der naiven Zuverſicht, wie ſie in der Vorrede ſich ausſpricht, das Alter des Verfaſſers — Leibnitz war damals zwei und zwanzig Jahr alt — verräth. Die Ausführung aber iſt bald nach dem Erſcheinen der Schrift von den damaligen Meiſtern der Staatswiſſenſchaft bewundert worden. Leibnitz ſprach in der Hauptſache mit dem Feuer der Ueberzeugung, nur da, wo er auf die Nationalität und die politiſchen Bedürfniſſe der Polen, ſo wie auf die Perſönlichkeit der Kandidaten Rückſicht nahm, vertrat er die Rolle eines ariſtokratiſchen und bigotten polniſchen Edelmanns. So wird man, was ſeine wahre Geſinnung und was nur diplomatiſche Verſtellung war, unterſcheiden können. Die eingeſchalteten Propoſitionen aus der Lehre vom Naturrecht enthalten in den Grundzügen ſchon die Theorie, welche Leibnitz ſpäterhin entwickelt hat. Endlich behandelte er hier ſchon Begriffe aus der Moral und Politik als Elemente einer Rechnung des Wahrſcheinlichen, und dies allein machte ihm ſelbſt im höhern Alter die Schrift werth. Er führte ſie 1697 in einem Briefe an Thomas Burnet als ein erſtes Beiſpiel dieſer Methode an. „Ich zeigte,“ ſchreibt er dort, „daß es eine Art von Mathematik in der Schätzung der Gründe giebt, und daß man ſie bald zu einander addiren, bald mit einander multipliciren müſſe; was von den Logikern überſehen worden iſt.“ —

Es iſt bekannt, welchen unerwarteten Ausgang die Wahlverhandlungen, auf welche Leibnitz durch ſeine Schrift, und Boineburg durch ſein perſönliches Anſehen und ſeine nachdrucksvolle, uns erhaltene Rede einen faſt unfehlbaren Einfluß gehofft hatte, genommen haben: die Polen übergingen ſämmtliche Ausländer und wählten mitten unter den heftigſten Aufregungen aus ihrer Mitte einen Piaſten. Der Baron von Boineburg, ſo unglücklich er auch von Polen zurückkehrte, erkannte das von Leibnitz Geleiſtete nichts deſto weniger an, und legte ihm, obſchon ohne ihn zu nennen, in einem Briefe an den berühmten Staatsrechtslehrer in Straßburg, Johann Böcler, wovon dieſer 1670 in ſeiner Abhandlung De utilitate ex historiae universalis compositione capienda, einen Auszug mitgetheilt, die prägnante Bezeichnung eines: summus summarum rerum tractor et actor bei. Jede anderweitige Vergeltung aber blieb für den Verfaſſer aus.

An das engere Zuſammenleben von Leibnitz mit dem Baron von Boineburg knüpfen ſich jetzt einige ſeiner Arbeiten, welche zur Theologie und Philoſophie gehören, und theils vor, theils nach Boineburgs polniſcher Reiſe fallen, theils ſogar damit in Verbindung ſtehen. Der Baron gehörte zu jenen tieferen Naturen, welche aus der Religion eine Angelegenheit, die ernſteſte Angelegenheit des Lebens machen. Als Mitglied der lutheriſchen Kirche geboren, war er im Mannesalter zur römiſch-katholiſchen übergegangen. Faſt wäre er dieſes Schrittes wegen mit ſeinem Freunde Hermann Conring für immer zerfallen; nur das ihm eigene weichere Weſen führte die Wiederverſöhnung herbei. Als ſich nun im Jahr 1660 ein falſches Gerücht von vorgeblichen Verhandlungen der ſeltſamſten und widerſprechendſten Art zwiſchen dem mainziſchen Kabinet und der römiſchen Kurie über die Vereinigung der lutheriſchen mit der katholiſchen Kirche verbreitet hatte, gab dies gerade Boineburg die Veranlaſſung, unter Beiſtimmung des Kurfürſten, an zweckmäßigere Mittel zu einer ſolchen Vereinigung zu denken. Der politiſche Gedanke der nähern Begründung der Einheit Deutſchlands gab dem Vorhaben eine feſtere Haltung. Das Kapitel von Mainz, wo die Grundſätze der gallikaniſchen Kirche vorherrſchten, und die theologiſche Facultät der Univerſität Helmſtädt, bekannt wegen des freiſinnigen, duldſamen Geiſtes, welchen Georg Calixtus dort begründet hatte, ſchienen vorzüglich zur Vermittelung der beiden einander gegenüberſtehenden Kirchen berufen. Man trat zuerſt in Unterhandlungen, nachher ließ man von jeder Seite öffentliche Schriften ausgehen. An der Spitze der katholiſchen Parthei ſtanden die Gebrüder, Peter und Adrian Walenburg, jener Suffragan in Köln, dieſer Suffragan in Mainz; der letztere, welcher der talentvollere war, überlebte den andern, welcher 1669 ſtarb. In ihren Streitſchriften gegen die Proteſtanten machten ſie ein vorübergehendes Aufſehen dadurch, daß ſie, Begriffe und Kategorien aus der Jurisprudenz in die Theologie übertragend, Unkundigen imponirten; von Charakter waren ſie ehrenwerth. Den Proteſtanten ſtellte ſich Hermann Conring zum Vorkämpfer

Man war auf den Erfolg ihrer Disputationen im Publikum geſpannt; aber es war nicht eben der rechte Weg zur Annäherung; nach zehn Jahren, um die Zeit, als Leibnitz in Mainz ſich heimiſch gemacht hatte, war noch nichts entſchieden. Während ſo patriotiſch- und fromm-geſinnte Staatsmänner, Gelehrte, Geiſtliche den Bruch der Kirche zu heilen ſich bemühten, ward ihre Beſorgniß zugleich nach einer andern Seite in Anſpruch genommen, da ſowohl religiöſe Sekten, als philoſophiſche Schulen, jene die Glaubenslehre des Chriſtenthums, dieſe ſogar die Grundwahrheiten der natürlichen Religion zu untergraben drohten. Der Socinianismus fing an, in Deutſchland um ſich zu greifen, ſeit namentlich der tolerante, frei denkende Kurfürſt von der Pfalz, Karl Ludwig, welcher in ſeiner Reſidenz Mannheim den drei chriſtlichen Confeſſionen einen Tempel der Eintracht errichtet hatte, im Jahre 1663 den aus Polen vertriebenen Socinianern, an deren Spitze Wiſſowatius ſtand, auf einige Jahre eine Freiſtätte gewährt. Schriften, in denen die Lehren des Chriſtenthums mehr oder weniger offen und kühn angegriffen wurden, beſonders wenn ſie mit dem Reize des Geheimniſſes behaftet waren, wie das Heptaplomeres vom Bodin, wurden mit großer Begierde geleſen. Eine naturaliſtiſche, mechaniſche Weltanſicht war überdies bei Vielen die Wirkung der Schulen des Baco und Gaſſendi; und wenn wir den Klagen der Theologen aus dieſer Periode glauben, ſo nahm der Atheismus unter den höhern Ständen täglich zu. Doch mit dieſer furchtbaren Bezeichnung mag Vielen Unrecht geſchehen ſein. Genug, es wurde eifrig gegen Freigeiſterei angekämpft.

Boineburg ermunterte die Gelehrten durch ſeine Briefe dazu. Conring lag er beſonders an, des Grotius Buch de veritate religionis Christianae mit Vermehrungen herauszugeben. Mit Wiſſowatius gerieth er in lebhaften Verkehr, als dieſer ihm im Jahre 1665 einen Brief mit Einwendungen gegen die Trinität überſchickte. Er ſuchte ihn zur Kirche zurückzuführen, wie er daſſelbe bei verſchiedenen Proteſtanten nicht ohne Erfolg verſucht hatte. Es läßt ſich abnehmen, welche eigenthümliche und ſchwierige Stellung Leibnitz im Punkte der Religion und Kirche neben Boineburg, und in der Umgebung von Katholiken, einnahm; welche Feſtigkeit und doch auch welchen Takt er entwickelt haben wird, um, indem er ſeine Unabhängigkeit behauptete, zugleich mit Boineburg für die Reunion der Proteſtanten mit den Katholiken und dann gegen die gemeinſchaftlichen Feinde des Chriſtenthums und der Religion zu arbeiten; ſo daß Boineburg im dritten Jahre ihres gegenſeitigen Verhältniſſes ihn mit Achtung: in religione suae spontis, nennen durfte.

Als Philoſoph hat Leibnitz ſehr früh ſein Nachdenken auf die Beweiſe vom Daſein Gottes gerichtet. Ein ſolcher findet ſich bei ihm ſchon, erwähntermaßen, an der Spitze der Diſſertation De arte combinatoria von 1666: Demonstratio Existentiae Dei. Es liegt demſelben der Begriff Gottes als der unkörperlichen unendlichen bewegenden Subſtanz zu Grunde. Aber die rein abſtrakte Tendenz dieſes Verſuches blieb von aller Beziehung zur Religion überhaupt und zur Frömmigkeit fern. Zwei Jahre ſpäter aber theilte Leibnitz dem Baron von Boineburg einen Aufſatz ähnlichen Inhalts zu Frankfurt mit, welcher in der Abſicht verfaßt war, das Daſein Gottes und die Unſterblichkeit der Seele gegen die Atheiſten und Materialiſten zu behaupten. Durch den Baron ging der Aufſatz durch mehrere Hände, bis er an Spener gelangte; dieſer theilte ſie dem Literator Gottlieb Spizelius mit, welcher ſich beeilte, die Schrift, obwohl deren Verfaſſer ihm unbekannt, und welche ſelbſt ohne Aufſchrift war, ſeiner Epistola ad Reiserum de eradicando atheismo, unter dem pathetiſchen Titel: Confessio Naturae contra Atheistas, bekannt zu machen. Spizelius gehörte unter die Gelehrten, welche Boineburg als ihren Mäcen verehrten. Leibnitz ward daher veranlaßt, ihm zu ſchreiben, und ſich ihm als Verfaſſer der Confessio Naturae zu nennen. Gleichzeitig bat er ſeinen frühern Lehrer Jacob Thomaſius um ſein Urtheil. „Doch (fügte er hinzu), nicht um ein Lob, ſondern um Prüfung bitte ich, weil es im Intereſſe der Religion liegt, daß ſie nicht oberflächlich vertheidigt werde.“ Dieſe praktiſch religiöſe Tendenz abgerechnet, war übrigens der Verfaſſer weder in die Natur der Bewegung, noch die des menſchlichen Geiſtes tief genug eingedrungen, daß die Schrift ihn ſelbſt nach kaum einem Jahre (was er Thomaſius geſteht) noch befriedigt hätte.

Verwandten Inhalts war eine kleine Denkſchrift, welche Leibnitz auf den Wunſch des Baron von Boineburg verfaßte, als dieſer ſich zu der Geſandſchaft nach Polen (1669) anſchickte. Sie führt die Ueberſchrift: Defensio Trinitatis per nova reperta logica, contra epistolam Ariani; und beſteht aus der Zueignung: Ad Baronem Boineburgium

Dedicatio; und der Responsio ad objectiones Wissowatii contra Trinitatem et Incarnationem Dei altissimi. In dem Streite, welchen der Baron mit dem gelehrten Socinianer ſeit längerer Zeit führte, und wobei jener auf den Conſenſus der Kirche ein großes Gewicht legte, hatte dieſer die Dialektik des Verſtandes gegen die Lehre der Kirche mit einer Schärfe entwickelt, welcher entgegen zu treten, Boineburg ſich nicht ſtark genug fühlte. Leibnitz nahm den Kampf auf; nicht, daß er neue ſpekulative Gründe für das Myſterium der Offenbarung beigebracht hätte, ſondern ſo, daß er ſich auf das Gebiet des Gegners begab, und Fehler in ſeiner Dialektik auf das ſcharfſinnigſte aufdeckte. Die Uebungen ſeiner erſten Jugend trugen ihm hier ihre Früchte. Ueber die Logik, namentlich über die Formen der Schlüſſe, insbeſondere des kategoriſchen, hatte Leibnitz bereits in der Schrift De arte combinatoria neue Unterſuchungen angeſtellt, und war ſo in einem rein logiſchen Kampfe ſeiner Ueberlegenheit gewiß. Dies hielt Leibnitz für die Bekämpfung der Socinianer und zur Beruhigung Zweifelnder auch ſpäterhin für ausreichend. Gegen die, welche im achtzehnten Jahrhundert, nach ſolchen Beſtrebungen, des Philoſophen Geſinnung und Charakter ſo gern verdächtigten, hat Leſſing ſeinen Aufſatz: „Des Andreas Wiſſowatius Einwürfe wider die Dreieinigkeit,“ gerichtet, und den bis dahin ſehr zerrütteten Text nach einer Handſchrift wieder hergeſtellt. Auch der vorhin genannte Aufſatz: Confessio Naturae ward gleich beim erſten Abdruck ſehr verſtümmelt: Leibnitz beklagte es, verbeſſerte ihn aber nicht.

Nach ſeiner Rückkehr aus Polen veranlaßte der Baron von Boineburg Leibnitzen zunächſt zu einer Arbeit kritiſcher und hiſtoriſch-philoſophiſcher Art; nemlich zur Herausgabe eines Buches des Italiäners Marius Nizolius: **Anti-Barbarus seu de veris principiis et vera ratione philosophandi contra Pseudophilosophos**, welches zu Parma **1553**, alſo vor länger als hundert Jahren herausgekommen und dem Baron von Boineburg einer neuen Ausgabe werth erſchienen war. Ihm hat es auch Leibnitz zugeeignet und bei dieſer Gelegenheit ſeinem großen Gönner öffentlich den Tribut ſeiner Ehrfurcht und Dankbarkeit gezollt; (immer ohne ſich zu nennen). Es ſchien, als wenn er damit ſeinem Mäcen gewiſſermaßen auch die Verantwortung eines ſolchen Unternehmens habe übertragen wollen. In der That hatte des Nizolius Polemik gegen die ſcholaſtiſche Philoſophie, wobei es von ihm faſt allein auf die Sprache, die Schreibart in der Philoſophie, namentlich nach den eleganten und fließenden Darſtellungen eines Cicero, abgeſehen war (er hatte ſich durch ſeine Ciceroniſche Concordanz einen Namen erworben), für die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts wenig mehr als eine hiſtoriſche Bedeutung: nachdem Baco und ſeine Schule, nachher Carteſius und ſeine Schüler einen Geiſt hervorgerufen hatten, welcher in ſeiner friſchen Urſprünglichkeit den Stil nicht von außen annehmen konnte, ſondern ihn ſich ſelbſt, wenn auch ringend, erzeugen mußte; wozu der wichtige Umſtand kam, daß man in Italien, Frankreich und England mit Erfolg angefangen hatte, die Philoſophie und die ihr verwandten Wiſſenſchaften in der Mutterſprache zu behandeln. In Deutſchland hatten die Schriften des Jacob Thomaſius einen reinern Geſchmack für philoſophiſche Darſtellung, nur noch nicht in der Mutterſprache, herbeiführen helfen. Dieſen, für die Cultur der Nation, nicht blos für die Schule, wichtigen und beziehungsreichen Punkt faßt Leibnitz bei dieſer Gelegenheit auf, indem er in der, dem Texte des Nizolius vorangeſchickten Abhandlung: Dissertatio de stilo philosophico Marii Nizolii, das Verhältniß der Form zum Inhalt in der Philoſophie, mit beſonderer Rückſicht auf die Deutſchen, ſeine Landsleute, behandelt. Er ſetzt Popularität und Klarheit als das letzte Ziel eines echten philoſophiſchen Schriftſtellers. Auf die Behandlung der Philoſophie in der Mutterſprache legte er großen Nachdruck; und ſtellte hier den für das Ausland paradox klingenden Satz auf, den er nachher oft wiederholt hat: daß die Deutſchen einen ganz beſondern Maaßſtab und Probirſtein für die Wahrheit beſäßen, und worin beſtehe er? in ihrer Mutterſprache. Es iſt wahr, daß Leibnitz das tiefere ſpekulative Bedürfniß damals nicht berückſichtigte, ſondern vielmehr nur an die ſinnliche reale Welt- und Natur-Auffaſſung, im Gegenſatze gegen die ganz inhaltsloſe Naturerklärung und Metaphyſik der Scholaſtiker dachte: denn in ſpäterer Zeit hat er eben ſo ſehr die Mangelhaftigkeit des Deutſchen für den Ausdruck des höhern Gemüths- und Geiſteslebens bedauert; freilich ſo, daß er dieſen Mangel der Vernachläſſigung der Gelehrten und Schriftſteller anrechnete, die Anlage aber zur Erreichung dieſes höchſten Zieles einer gebildeten Sprache ihr zuerkannte;

ſeine eignen, vereinzelt gebliebenen Verſuche beſtätigten es, und im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert hat unſere National-Literatur dem Auslande dafür Zeugniß abgelegt.

Dieſe, wie die übrigen philoſophiſchen und phyſikaliſchen Schriften aus jener Periode zeigen uns Leibnitz in dem Ringen nach einer ſelbſtſtändigen Spekulation, wobei er ſich eben ſo ſehr gegen die ſcholaſtiſche Schulphiloſophie, wie gegen die Phyſik und Kosmologie der Carteſianer in Oppoſition befand (ſchon in ſeinen Briefen von **1669** an Thomaſius tadelt er die Phyſik des Carteſius, während er in der Ethik ſeine Autorität beinahe der Plato's gleichſtellte); ohne aber einen fruchtbaren Begriff gefunden zu haben, der ihn eben ſo innerlich von jenem Schwanken, als äußerlich von der Autorität befreien konnte. Davon kommt die Nüchternheit her, welche in dieſen Schriften herrſcht, und ſie zu bloßen Durchgangspunkten für die Entwickelung des Philoſophen herabſetzt. Die Bemühungen, die peripatetiſche Philoſophie mit den neuern Entdeckungen zu verſöhnen, wovon Leibnitz ſeinen Lehrer Jacob Thomaſius in einer dem Buche des Nizolius beigegebenen Epiſtel unterhält, haben auch keine tiefere Bedeutung; das nemliche wird von einer kosmologiſchen Hypotheſe gelten, welche ihn im Jahre **1670** beſchäftigte, die er gleich in ſeinem Briefe an Thomaſius wie einen „phyſikaliſchen Traum" darlegte, und im nächſten Jahre als eine beſondere Abhandlung in zwei Theilen unter dem Titel: Hypothesis Physica nova: seu Theoria motus concreti, und Theoria motus abstracti zu Mainz herausgab. Daß Leibnitz der Königlichen Societät der Wiſſenſchaften zu Lonvon den erſten Theil, wie den zweiten der Königlichen Akademie in Paris zueignete, zeigt ſchon die Stellung an, welche er ſich in der Wiſſenſchaft zu geben gedachte. Die erſtere Geſellſchaft, deren Idee von Baco im voraus vorgezeichnet worden, die damals aber noch eine junge Stiftung war (die königliche Beſtätigung war 1660 erfolgt), arbeitete in einem, der phantaſtiſchen Naturbetrachtung der Carteſianer entgegentretenden nüchternen Sinne, mit Verſuchen und Beobachtungen; fiel aber in das entgegengeſetzte Aeußerſte; ſie häufte Thatſachen auf, welchen das Band der Wiſſenſchaft und Theorie durchaus fehlte; abgeſehen davon, daß ſie der Beziehung der Naturforſchung zu dem Ganzen menſchlicher Beſtrebungen fern blieb, und dadurch früh ſich Spott und Geringſchätzung, ſelbſt von der Bühne herab, zuzog. Dieſer ausſchließlich empiriſchen Richtung bot der deutſche Philoſoph in ſeiner Theorie der Bewegung eine Hypotheſe dar, welche in ihrer unbedingten Einfachheit und Gleichförmigkeit dasjenige leiſten ſollte, was die Carteſianer mit ihren Wirbeln, Zweigen, Haken und Kügelchen, vergebens erſtrebten. Alle Natur-Phänomene werden hier in ihren Gründen von einer einzigen univerſalen Bewegung abgeleitet, ſo wie in dem zweiten Theile die allgemeinen Gründe der Bewegung an ſich, ohne Rückſicht auf die beſtimmten Phänomen, erwogen werden. Das Princip dieſer Bewegung wird als ein feiner Aether vorgeſtellt, welcher, dem Lichte verwandt, oder vielmehr auch erſt dieſes konſtituirend, in der Richtung der Erdaxe in alle Poren der Körper dringt und unter verſchiedenen Bedingungen die Mannichfaltigkeit der

Erſcheinungen beſtändig hervorbringt, welche ſich entweder als Schwere oder als Elaſtizität darſtellen. Dies wird mit dem höchſten Scharfſinn und mit Benutzung der bis dahin bekannten Erfahrungen, vorzüglich der noch nicht lange erfundenen Luftpumpe (mit deren Erfinder, Otto von Guerike, Leibnitz damals durch dieſe neue Theorie ſich in brieflichen Verkehr ſetzte), durchgeführt. Bei keiner phyſikaliſchen Hypotheſe iſt vielleicht die Abſtraction weiter getrieben worden. Selbſt der Gegenſatz von Körper und Geiſt oder Bewegung und Denken, welcher hier noch ganz carteſianiſch, durchgeht, taucht in dieſer Hypotheſe bis zur Indifferenz unter, in Wendungen, wie: **omne corpus est mens momentanea**, ein Satz, der dem Verfaſſer wirklich Anfechtungen wegen vermeintlichem Materialismus zuzog. Auch wird hier das unendlich Kleine und Theilbare ſchon Keim zu künftiger höchſt fruchtbarer Betrachtung, den aber Leibnitz, aus Mangel an höherer mathematiſcher Bildung, damals unbenutzt liegen laſſen mußte. Die Hypotheſe eines univerſellen Weltäthers hat übrigens Leibnitz nie ganz aufgegeben; ein Grund, daß er niemals die rein mathematiſche Auffaſſung der Weltbewegung Newtons zu der ſeinigen machen konnte. Bemerkenswerth bleibt immer, daß die Londoner Societät den ihr von einem unbekannten Ausländer gewidmeten Tractat, auf den Bericht eines ihrer berühmteſten Mitglieder, Wallis, ſehr günſtig aufnahm und durch ihren Sekretair Oldenburg dankend belobte. Oldenburg war mit dem Baron von Boineburg in Verbindung. Wahrſcheinlich hatte dieſer Leibnitzen auf den Gedanken gebracht, nach dieſer Richtung ſeinen

Namen bekannt zu machen. In Paris war Leibnitz mit ſeiner Schrift und ſeinem Namen durch den Bibliothekar des Königs, Carcavy, eingeführt, dem er durch den Geometer Ferrand empfohlen ward.

An dieſen Schriften iſt, wie geſagt, der Mangel eines wirklich ſpekulativen Inhalts und Intereſſes bemerkbar; und daran war die todte und abſtrakte Vorſtellung von der Natur, als einer gleich einem aufgezogenen Uhrwerk ſich abſpielenden Maſchine, ohne Kraft, ohne Lebens-Princip, wie ſie Leibnitz von den Schriftſtellern ſeiner Zeit ſich angeeignet hatte, Schuld; der Geiſt, die Gottheit, war nur außer der Natur gedacht, und ſo bot dieſe ſelbſt faſt kein geiſtiges Problem dar, an welchem ein ſpekulatives Intereſſe ſich entzünden konnte. Was in Leibnitz jedoch ein ſolches erweckt hat, und zwar, was man nicht erwarten ſollte, gar nicht lange nach der Herausgabe ſeiner phyſikaliſchen Hypotheſe, war ein für ihn, als Chriſten und Lutheraner, eben ſo objektives und reales Gebiet, als die Natur: dies war das Gebiet der Offenbarung. Leibnitz beſchäftigte ſich, während ſeines Umgangs mit dem Baron von Boineburg, und angeregt von dieſem, lange Zeit mit dem Probleme von der Möglichkeit der Gegenwart Chriſti im Abendmahle; dies war der Weg, auf welchem er über den Stand der herrſchenden Natur-Anſicht hinausgetrieben werden ſollte. Die Carteſiſche Lehre, daß mit Figur, Ausdehnung und Bewegung das Weſen des Körpers, als ſolchen, gegeben ſei, ſchien nicht nur das katholiſche Dogma der Transſubſtantiation, ſondern auch die lutheriſche Beſtimmung der reellen Gegenwart Chriſti in der

Euchariſtie, als ein ſich ſelbſt Widerſprechendes umzuſtoßen. In Frankreich waren die Janſeniſten und beſonders die Mitglieder von Port-Royal, unter ihnen einer der hervorragendſten Geiſter der Zeit, Anton Arnaud, Anhänger der neuern mechaniſchen Schule. Ihren eignen Glaubensverwandten, den Katholiken, und beſonders den Jeſuiten, verdächtig, als wären ſie auf halbem Wege zum Proteſtantismus, was ſie durch die Lehre von der Gnade in der That waren, klammerten ſie ſich nur um ſo feſter an das Dogma der Transſubſtantiation, doch ohne die Philoſophie mit dem Glauben zu verſöhnen. Mit dem Blicke des Genies, welcher das wahre Bedürfniß der Gegenwart ergreift, faßte Leibnitz gerade dieſes Problem ins Auge: und dies führte ihn durch eine kühne Conception ſiegreich über die frühere Beſchränktheit. Indem er ſich fragt: beſteht auch das Weſen des Körpers in der bloßen Ausdehnung? — entdeckt er, daß der Körper etwas Höheres vorausſetze, welches von der Ausdehnung unabhängig ſei, und dies ſei die Subſtanz. In dem Begriffe der Subſtanz, den er aus der älteren Metaphyſik wieder aufnimmt, ohne deshalb die neuere Schule zu verlaſſen, findet er das vermittelnde Moment, um ein Geiſtiges in und mit dem Körperlichen zu denken. Aber indem er dieſes auf die Frage von der Möglichkeit der reellen Gegenwart übertrug, glaubte er zu entdecken, daß in dieſen lutheriſchen Begriff, philoſophiſch erklärt, die Lehre von der Transſubſtantiation als identiſch aufgehe: glaubte er zu gleicher Zeit die Brücke gefunden zu haben, welche den ſchroffen Abgrund der beiden Religionspartheien verbinden müßte. Noch in demſelben Jahre, im Herbſte 1671, knüpfte Leibnitz, durch Aufmunterung und mit Vermittelung des Baron von Boineburg, einen Briefwechſel mit Arnaud nach Paris an, deſſen Bruchſtücke uns einen Blick in jene Entwickelung des Philoſophen werfen laſſen. Leibnitz hat in ſpätern Jahren, und auf der Höhe ſeines Lebens, dieſen Beweis, ja ſogar den Glauben, einen ſolchen zu finden, wieder aufgegeben; doch an dem Begriffe der Subſtanz, als eines letzten unkörperlichen Princips der Maſſe, und von ihr unterſchieden, hielt er feſt, und dieſer führte ihn zuletzt zu dem Syſteme, welches ihm als eigenthümliches in der Geſchichte der Philoſophie zugeſprochen wird. Auch in praktiſcher Hinſicht nahm er in ſeinen Meditationen damals ſchon jenen vermittelnden Standpunkt ein, welcher ihm die Vereinigung der lutheriſchen mit der katholiſchen Kirche immer wünſchenswerth, und nie ganz unmöglich erſcheinen ließ; dabei zeigte er doch die perſönliche Selbſtſtändigkeit in dem Feſthalten an ſeine Kirche, welche ſich ihm erſt recht durch den Kampf mit ihren Gegnern bewährte. Gleichwohl erfuhr er von ſeinen Verwandten in der Vaterſtadt die ſeltſamſten Beurtheilungen. Dieſe hatten ihn in Verdacht als einen Abtrünnigen an der Religion ſeiner Väter, und an ſeinem Vaterlande. In erſter Beziehung hatte ſich in Leipzig das Gerücht verbreitet, er wäre calviniſch geworden. Seine eigne Schweſter machte ihm in einem Schreiben vom 10. Januar 1672 die dringendſten, zärtlichſten Vorſtellungen, beſonders da die ſonderbare Nachricht an ſie gelangt war, ihr Bruder habe am Hofe Feinde wegen der Gunſt, welche der Kurfürſt ihm zuwendete, und dieſe gingen darauf aus, ihn durch Gift aus dem Wege zu räumen. Man kann ſich bei dieſem Schreiben kaum der Rührung erwehren.

Es iſt für die Entwickelungsgeſchichte Leibnitzens, wie für den Geiſt der Zeit bezeichnend, daß er um die Zeit, als er in den Briefen an den franzöſiſchen Theologen die Keime zu einer neuen Spekulation niederlegte, dem tiefſten ſpekulativen Kopfe, welcher damals unter den Lebenden war, Benedikt Spinoza, nichts weiter, als eine kurze Denkſchrift über die Vervollkommnung der Linſen: Notitia opticae promotae, mitzutheilen, und ſein Urtheil darüber als eines geſchickten und gelehrten Opticus ſich zu erbitten hatte. Leibnitz dachte ſich eine neue Gattung Linſen, durch welche man die wahren Entfernungen und Größen der Gegenſtände aus Einem Standpunkte meſſen könnte, und wollte dieſe: Pandoche genannt wiſſen. Spinoza antwortete dem ihm unbekannten jungen Gelehrten mit der ihm eignen Urbanität und Zuvorkommenheit; bekannte aber, daß er ſeine Beſchreibung nicht ganz deutlich ſände. Der Briefwechſel brach damit ab. Auf Leibnitzens Verhältniß zu Spinoza werden wir zurückkommen. Es muß hier auch ein anderer tiefer Geiſt jenes Jahrhunderts genannt werden, an welchen Leibnitz von Mainz aus, als Einlage bei Oldenburg, einen Brief voll ehrerbietiger Huldigung, aber auch freimüthiger Kritik richtete: dies war der Engländer Thomas Hobbes. Aus Paris hat Leibnitz ſpäter einen zweiten Brief an Hobbes ergehen laſſen: aber niemals ſcheint er eine Antwort erhalten zu haben. Zu jener Zeit fand es der junge Gelehrte, der von feſtem Triebe nach Erkenntniß und Ruhm erfüllt war, nicht hinreichend, Schriften herauszugeben: bei der Unvollkommenheit und dem Mangel kritiſcher Inſtitute, welche heute ſelbſt für einen gemachten Ruf, damit er nicht erkalte oder einſchwinde, unentbehrlich ſcheinen, bot ſich der Briefwechſel als das unmittelbarſte, lebendige Umſatz-Mittel der Ideen und der Gelehrſamkeit unter den Eingeweihten, ſo wie als Weg, bekannt zu werden, dar: ſo haben wir denn auch von früh an die Fülle der Entfaltung von Leibnitz's Genie in allen Wiſſenſchaften, weniger in den ſpärlich, und wie gelegentlich ins Publikum geworfenen Druckſchriften, als in den Briefen an die Gelehrten in Deutſchland und im Auslande zu ſuchen, von denen vielleicht die größere Hälfte verloren gegangen, wenigſtens unbekannt geblieben iſt. In Verhältniß zu ſeinem ſpätern, die Welt erfüllenden Ruhm, war auch Leibnitz damals noch ſo gut als unbekannt: dagegen von denjenigen, welche nähere oder entferntere Zeugen ſeiner ſich nirgends begränzenden Thätigkeit waren, gleich einem Wunder angeſtaunt. So ſchrieb der Geſchäftsträger des Kurfürſten von Mainz in Paris, Herr du Fresne, als ihm Boineburg die Schreiben Leibnitzens an Arnaud zur Beſtellung überſchickt hatte, ganz begeiſtert von dieſem wunderbaren Sachſen: de ce merveilleux Saxon; und fügte hinzu: c'est un prodige d'esprit à étonner les autres! —

Der Schauplatz, auf welchem Leibnitz lebte, die nahe perſönliche Berührung, welche er mit dem Baron von Boineburg und deſſen Kreiſe hatte, hätte ihn ſchon nicht gleichgültig und kalt gegen die, den Horizont Deutſchlands verdunkelnden Wolken, gegen die von Frankreich ſchwer drohende Gefahr laſſen können, auch wenn ſein Herz die begeiſternden Ideen von Freiheit und Ruhm des deutſchen Vaterlandes weniger tief und feurig umfaßt hatte. Wie ſehr wurde erſt ſein ganzer Sinn nach jener Region des Staaten- und Völkerlebens hingezogen, da ihm ſo mächtig an-, ja aufregender Antrieb von außen kam. Es war der, vorhin in allgemeinen Zügen angedeutete, verhängnißvolle Wendepunkt der franzöſiſchen und europäiſchen Geſchichte vor dem Jahre 1672. Ein beinahe fünf und zwanzigjähriger Zeitraum des Friedens hatte Deutſchland die ihm durch den dreißigjährigen Krieg geſchlagenen tiefen Wunden kaum vergeſſen machen; Leibnitz war in dieſem Zeitraume groß geworden (er war zwei Jahre alt, als der weſtphäliſche Friede geſchloſſen wurde), der Friede und ſeine Segnungen für das Erſtarken Deutſchlands war mit ſeinem Bewußtſein verwachſen. Er lebte an dem Hofe und in dem Dienſte desjenigen Fürſten, welcher nicht allein zur Abſchließung jenes berühmten Friedens weſentlich beigetragen hatte, ſondern auch die Erhaltung dieſes Friedens als die Aufgabe ſeiner Regierung betrachtete, ſie auch durch einen langen Zeitraum mit Erfolg gelöſt hatte. Dieſes mühevolle Werk drohte mit einemmale durch den übertretenden Ehrgeiz des mächtigen Ludwig XIV umzuſtürzen. Daß der Kurfürſt ſeit dem Einfall Ludwigs XIV in die Niederlande, und dem daran ſich knüpfenden Aachener Frieden, gleich der dieſem Frieden zu Grunde gelegten Tripel-Allianz zwiſchen der Republik Holland, England und Schweden, ſich offen als Gegner Frankreichs bewies, der Baron von Boineburg aber, aus tieferer Einſicht, das gute Vernehmen mit dem mächtigen und doppelt gefährlichen Nachbarn jenſeits des Rheins, um ſo nothwendiger erklärte, um ſo nachdrücklicher darauf drang, davon iſt bereits Erwähnung gethan. Daß nun Leibnitz bei dieſem die Gemüther theilenden Streite ganz in die Anſichten Boineburgs und deſſen Oppoſition einging, auch dieſem ſeine Mitwirkung ſchenkte, und deſſen Ideen vertrat, und vertheidigte: dies ward Veranlaſſung zu Entwürfen und Handlungen, denen nur der Erfolg gemangelt hat, um für ſich allein dem Urheber in der vaterländiſchen, ja in der Geſchichte von Europa, einen Namen zu ſichern.

Im Monat Juli 1670 hatte der Kurfürſt von Mainz mit dem Kurfürſten von Trier, ſeinem Bundesgenoſſen und Freunde, eine perſönliche Zuſammenkunft in dem benachbarten Bade Schwalbach. Der Baron von Boineburg fand ſich dabei ein und Leibnitz begleitete ihn. Der Zweck dieſer Zuſammenkunft ging dahin, bei dem kritiſchen Zuſtande der Angelegenheiten der Fürſten am Rhein, feſtere Maaßregeln zu treffen. Die nächſten Veranlaſſungen dazu gaben die dringenden Forderungen des unruhigen Herzogs von Lothringen, welcher ſchon einmal durch die Franzoſen aus ſeinen Landen vertrieben worden war, und dem das gleiche Schickſal durch Ludwig XIV drohte, den er zu reizen nicht aufhörte. Er war in dem Bunde, welcher zwiſchen Mainz und Trier, unter dem Namen des Limburgiſchen geſchloſſen worden war, der dritte; und er verlangte von ſeinen Verbündeten, zur Garantie ſeines Landes, den gemeinſamen Anſchluß an die Tripelallianz. Der Kurfürſt von Trier, welcher ſonſt gern dem Kurfürſten von Mainz folgte, ließ es jedoch in dieſem wichtigen Punkte von der Entſcheidung Boineburgs abhängen. In Gegenwart und unter dem Einfluſſe dieſes Staatsmannes verfaßte Leibnitz zu Schwalbach (wie es ſcheint, nachdem die beiden Fürſten ſchon auseinander gegangen waren) binnen drei Tagen, vom ſechſten bis zum achten Auguſt **1670**, die deutſche Denkſchrift: „Bedenken, welchergeſtalt securitas publica interna et externa und status praesens im Reich jetzigen Umſtänden nach auf feſten Fuß zu ſtellen.“ Ganz im Geiſte der Politik Boineburgs verwirft auch Leibnitz hier die Tripelallianz „als ein zerbrechlich Rohr“; und empfiehlt das beſte Verſtändniß mit Frankreich. „Frankreich zum Feind haben, heißt es daſelbſt, iſt ſonderlich den am Rheinſtrom gelegenen Fürſten höchſt gefährlich; dagegen iſt gewiß, und ein bewährter Staats-Streich, daß Frankreich nicht beſſer zurückzuhalten, als wenn diejenigen mit ihm Freundſchaft halten, die ihm am nächſten ſein. In die Tripelallianz treten, iſt bei Frankreich ſo viel, als ſich Feind erklären.“ Die andere Seite dieſer Berathung iſt nun, des Verfaſſers eigne Worte zu gebrauchen: „die Bildung einer Particular-Union oder Allianz gewiſſer conſiderablen, der Gefahr nächſten, des Reichs ſich für Andere annehmender Stände.“ Sie ſollte gegen Frankreich gerichtet ſein, ohne jedoch den Schein davon zu haben; ja Frankreich ſelbſt müßte ſie billigen, und deſſen Anhänger und Freunde im Reiche in die „teutſch-geſinnte“ Allianz gelockt werden. „Dem Kaiſer aber müßte die Sache, wie ſie an ſich ſelber iſt, vorgeſtellt, und repräſentirt werden: daß die franzöſiſche

Gefahr je mehr und mehr auf den Hals dringe, und näher komme, dagegen ſei man in keiner Verfaſſung, und man müßte endlich mit dem Kaiſer und anderen Ständen über die Art berathſchlagen, das Bündniß zu Stande zu bringen, eines Jeden Erinnerungen beachten, und dann eine den Meiſten gefallende Harmonie herausbringen." Damit begnügt ſich der Verfaſſer nicht, ſondern ſucht ſelbſt einen Abriß des Werkes unmaßgeblich darzugeben. Folgendes ſind davon die Grundzüge. Mit Ausſchluß fremder Mächte, ſolle jedem Reichsſtande offen ſein, in dieſes Bündniß zu treten, auch Sitz und Stimme darin zu erlangen: Städte ſo gut, als Fürſten, tripliſch- oder gegentripliſch Geſinnte — ohne Unterſchied der Religion! Jeder habe **1000** Mann (**600** zu Fuß und **400** Reiter) zu unterhalten. Der Zweck der Allianz ſei nichts anderes, als „blat und blos die Garantie des Weſtphäliſchen Friedens. Was aus dieſen Principien fließe, was zur Wohlfahrt des Reichs nöthig ſei, dies alles gehöre zum Zweck der Allianz. Nur müſſe man ſich hüthen, als wolle man rempublicam in republica, imperium in imperio zu ſtiften ſcheinen." Deshalb ſei für den Anfang ein ſtets währendes Conſilium zu vermeiden. An der Spitze ſtehe ein Directorium, deren Mitglieder wechſeln, außer dem Abgeordneten des Kurfürſten von Mainz, „dem ja die Reichs-Canzlei, und alſo auch die zu Securität des Reichs angeſehene Allianz-Canzlei zu führen gebühre." Der Kaiſer werde nicht als ſolcher, ſondern lieber nur durch ſeine Erblande, Oeſterreich und Böhmen, darin vertreten ſein. Eine Allianz von dieſer Beſchaffenheit ſei mächtig genug, mit der Zeit das Reich in völlige Securität zu ſtellen, und deſſen meiſte Mängel abzuhelfen. — Stehe die Allianz, und habe ſie zwanzigtauſend Mann auf den Beinen, ſo werden ſie „die Herren Triplanten ſelbſt ſuchen.“ Alsdann auch werden viel andere, zur Wohlfahrt des Reichs und gemeiner Ruhe nöthige Dinge gehoben, die Streitigkeiten der Stände gelegt, das Juſtitien-Werk, unordentliche, ungewiſſe Rechte und langweilige Prozeß-Ordnungen verbeſſert, zur Einrichtung der Commerzien und der Polizei nachdrückliche Entſchlüſſe gefaßt, ja mit der Zeit zu Provinzial- oder gar, mit Geſtattung des römiſchen Stuhls, zu National-Synoden und ungezwungener Convention oder Moderation, Duldung in Religionsſachen, gelangt werden.“ — Die Begeiſterung für den Ruhm des deutſchen Vaterlandes giebt dem Verfaſſer zum Schluſſe einen höheren Schwung. Hier heißt es: „Gewißlich, wer ſein Gemüth etwas höher ſchwinget, und gleichſam mit Einem Blick den Zuſtand von Europa durchgehet, wird mir Beifall geben, daß dieſe Allianz eines von den nützlichſten Vorhaben ſei, ſo jemals zum allgemeinen Beſten der Chriſtenheit im Werk geweſen. Das Reich iſt das Hauptglied, Teutſchland iſt das Mittel von Europa. Teutſchland iſt vor dieſen, allen ſeinen Nachbarn ein Schrecken geweſen; jetzo ſind durch ſeine Uneinigkeit Frankreich und Spanien formidabel geworden, Holland und Schweden gewachſen. Teutſchland iſt der Eris-Apfel, wie anfangs Griechenland, hernach Italien. Teutſchland iſt der Ball, den einander zugeworfen, die um die Monarchie (Univerſal-Monarchie) geſpielt, Teutſchland iſt der Kampfplatz, darauf man um die Meiſterſchaft von Europa gefochten. Kürzlich, Teutſchland wird nicht aufhören, ſeines und fremden Blutvergießens Materie zu ſein, bis es aufgewacht, ſich geſammelt, ſich vereinigt — und allen Freiern die Hoffnung, es zu gewinnen, abgeſchnitten.“ An den Gedanken von Deutſchlands Einheit und achtunggebietende Macht knüpfte vielleicht ein heutiger Staatsmann und Menſchenfreund die Idee eines allgemeinen Weltfriedens; aber zur damaligen Zeit hatte ſich der geſchichtliche Geſichtskreis noch nicht ſo ſehr erweitert; dem Begriffe der Chriſtenheit und des Chriſtenthums klebte noch zu ſehr das mittelaltrige Merkmal des Partikularismus an; der Krieg gegen die „Barbaren und Ungläubigen“ galt als unbedingtes Recht, ja, gegen das auf das Herz des chriſtlichen Europa noch immer andringende Osmanen-Reich in Europa war der Kampf ſo gut eine Pflicht, als ein Recht. So zeigt ſich denn Leibnitzens Genie hier in dem Entwurfe eines allgemeinen chriſtlichen Kreuzzuges gegen die Barbaren und Ungläubigen, in Europa und den übrigen Welttheilen; kehrt aber zum Schluß zu Deutſchland wieder zurück, deſſen innere Zerfallenheit ihm das Herz bluten macht. „Was iſt untadeliger, ruft er aus, als ausländiſcher Händel ſich entſchlagen, und nur vor uns vigiliren wollen? was iſt edler, höher und Gott angenehmer, als dieſen letzten Dienſt, dieſe ſo gewünſchte Herzſtärkung ſeinem in Agonie liegenden Vaterlande widerfahren zu laſſen? — Ich habe ohne Paſſion geſchrieben, wünſche ohne Paſſion geleſen zu werden, und Gemüther zu finden, ſo endlich aufwachen, in ſich gehen, und erkennen, daß alsdann jedem inſonderheit wohl ſey, wenns insgemein wohlgehet, daß gemeine Ruhe nicht ohne Einigkeit, Einigkeit anjetzo nicht ohne

Allianz, ſo durch Gegen-Allianz nicht unterbrochen, ohne Impartialität und jedermann gefälligen Zweck, nicht zu Wege zu bringen, da ſie aber zu Wege gebracht, mit Gottes Hülfe auch vermittelſt aufs äußerſte differirender Gemüther zu einem heilſamen Zweck und Ziel zu bringen ſei. Iſt dieſes nicht zu faſſen, oder wenn mans faſſet, aller Gründe ungeachtet, nicht zu erhalten, quando adeo ſatis urgemur iniquis, ſo bekenne ich, daß ich an Verbeſſerung unſers Elends und Aufrechthaltung unſers übern Hals ſchwebenden, herannahenden, keine Säumung leidenden Unglücks verzweifle, und die gerechte Sache des uns ſtrafenden Gottes für Augen ſehe…“

Dieſe warnend hingeſtellte Ahnung erlebte ſchnelle Erfüllung. Gereizt durch die Umtriebe des Herzogs von Lothringen, Frankreich Gegner zu erwecken, vorzüglich durch das Gerücht eines Vorhabens der Mitglieder des Limburger Bündniſſes, ein Heer von 20000 Mann zwiſchen dem Rhein und der Maaß, unter des Herzogs Oberbefehl, mit Zuſtimmung und Mitwirkung des Kaiſers, zu ſammeln, ließ Ludwig XIV den 25. Auguſt Lothringen überfallen: der Herzog rettete ſich durch die Flucht, und 20,000 Franzoſen beſetzten das Land und die benachbarten Bisthümer für die Winterquartiere. Dieſe gewaltſame Handlung erregte in Deutſchland den Verdacht und die Beſorgniß, daß es nur der Anfang einer allgemeinen Invaſion bedeutete; darauf bezogen Viele auch die großen Rüſtungen, welche auf einen Feldzug im nächſten Frühjahr ſchließen ließen. Daß dieſe Rüſtungen der Republik Holland gegolten, welcher Ludwig XIV ſowohl aus Staatsgründen, als aus Rache den Untergang geſchworen hatte, ſo wie daß der Feldzug wirklich im Jahre 1671 ausbrechen ſollte, und nur in Folge der Unterhandlungen mit dem Könige von England hinausgeſchoben wurde, hat ſich nachher erwieſen. Daß man aber ſogar in Mainz über die wahre Rüſtung und das Ziel der franzöſiſchen Rüſtungen im Ungewiſſen war, rührte daher, daß der Kurfürſt von Mainz wegen ſeiner umgewandelten Politik von Ludwig XIV in allen Geſchäften übergangen wurde, er, ohne deſſen Rath früher der junge Monarch keine Entſchließungen gefaßt hatte; ſo kam es, daß die eifrigen und glücklichen Unterhandlungen zur Auflöſung der Tripelallianz und zu einem Bündniß mit England gegen Holland, dem Mainziſchen Kabinet ein Geheimniß blieben.

In dieſer Stimmung und unter ſolchen Einflüſſen brachte Leibnitz im November deſſelben Jahres 1671 zu Mainz eine Fortſetzung oder den zweiten Theil ſeines Bedenkens zu Papier. Mit außerordentlichem Scharfſinn thut er hier dar, daß und warum die franzöſiſchen Rüſtungen zum nächſten Feldzuge (den er freilich mit der allgemeinen Annahme ſchon ins andere Jahr 1671 ſetzt) keineswegs ſchon das deutſche Reich, und überhaupt kein anderes Land, als nur die Republik Holland treffen werde. Er verwebt das lebendigſte Gemählde des damaligen Zuſtandes der ſich einander feindlich betrachtenden Länder, Frankreichs und Holland, hinein, und macht es pſychologiſch, wie hiſtoriſch greiflich, daß Ludwig XIV, ſein Uebergewicht gegen die übrigen Staaten Europa's klar erkennend, nicht zwar eine Univerſalmonarchie im Sinne eines Carolus Magnus oder Alexander, wohl aber die Hegemonie, oder, wie Leibnitz es nennt, das arbitrium rerum, in Europa erſtrebe.

Hieran knüpft er, als eine vorbeugende, rettende Combination, den kühnen Plan einer Coalition der Seemächte Englands und Hollands gegen Frankreich, dem ſie zuvorkommen müßten. Daß Englands König, gegen die natürliche Politik ſeines Landes und Volkes, ſich mit Frankreich zum Untergange Hollands verbinden könnte, lag vielleicht außer der Berechnung eines unbefangenen, und von den geheimen Kabalen der Diplomatie nicht hinlänglich unterrichteten Staatsmanns. Leibnitz hielt Holland allein für fähig und mächtig, Frankreich in Schach zu halten, wenn es von Seiten Englands auch nur des „Stillſitzens" verſichert wäre. Dann ſollte es plötzlich brechen, einen Seeplatz überrumpeln, und den Krieg in das Innere des Landes tragen; auf daß „Frankreich wie eine Schnecke ihre Hörner einziehen, und in ihr Haus kriechen müßte. Dann werde ganz Europa, als wenn ihm eine Laſt vom Halſe, reſpiriren, für allen aber das Reich Zeit haben, ſeine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen." Daran knüpft denn Leibnitz die Nothwendigkeit, die zu Schwalbach in Vorſchlag gebrachte Allianz in Ausführung zu bringen, und ſpricht bereits von der Pflicht, die Deutſchland habe, ſeine Sitten, ſeine Sprache, ſeinen Geiſt in Zukunft eben ſo rein vor franzöſiſchen Einflüſſen zu bewahren, als die franzöſiſchen Soldaten von den deutſchen Grenzen abzuhalten. „Man darf nicht ſagen, es ſei unnöthig, ruft er voll Eifer aus: nein, nein! die Erfahrung hat etlichemale gewieſen, daß nichts als Ernſt und Nachdruck erfordert werde, auch die eingewurzelſten Uebel abzuſchaffen . . . Es liegt nur am Wollen, doch nicht Eines, auch nicht Aller, ſondern Vieler, welchen anheim zu geben, ob ſie lieber einander nachgeben, und zuſammentreten, oder mit getheilten Entwürfen alle einzeln draufgehn, und ſich ihres Eigenſinns, oder eingebildeten Nutzens, oder verderblicher Zögerung, oder eines unnöthigen albernen Luxus willen — mit ewiger Schande und Verfluchung der Poſterität aufopfern wolle.“ —

Der kühne und großartige Vorſchlag einer Coalition gegen Frankreich kam unter der damaligen Conſtellation zu früh: die Idee einer Defenſiv-Allianz aber, dem Titel nach, zur Garantie des weſtphäliſchen Friedens, unter dem Directorium von Kur-Mainz, kam, wie die vorhandenen diplomatiſchen Urkunden lehren, in dem folgenden Jahre 1671 zwiſchen dem Kaiſer, Kur-Mainz, Kur-Trier, Kur-Sachſen und dem Biſchof von Münſter auf dem Schloſſe Marienburg bei Würzburg, der Reſidenz des Kurfürſten von Mainz, wirklich zu Stande; denen am 10. Januar 1672 der Markgraf Chriſtian Ernſt von Brandenburg-Baireuth beitrat. Dieſe Allianz, welche allen deutſchen Fürſten und Ständen, ohne Unterſchied der Religion, offen gehalten ward, war zunächſt auf zehn Jahre geſchloſſen: daß ſie aber mit eben ſo wenig Erfolg und Wirkſamkeit vorüberging, als ähnliche Partikular-Bündniſſe aus jener Epoche, lag an den allgemeinen Verhältniſſen des deutſchen Reichs im Innern, wie nach Außen, und beſonders zu Frankreich.

Im Sommer des Jahres 1671 machte Leibnitz eine Reiſe nach Straßburg, allem Anſehen nach in Geſchäften des Baron von Boineburg, welcher ſeinen Sohn Philipp Wilhelm daſelbſt unter Böcler ſtudiren ließ. Mit dieſem berühmten Staatsgelehrten hatte er hier Unterredungen, deren er ſich noch im ſpätern Leben gern erinnerte. Sie betrafen unter andern das Leben des Philoſophen Carteſius, mit welchem Böcler an dem Hofe der Königin Chriſtine eine Zeit lang zuſammen gelebt hatte. Im Anfange des September trat er auf einem, zu ſeinem Gebrauche gemietheten, Kahne die Rückreiſe nach Mainz auf dem Rheine an, und hatte auf dem Schiffe ein merkwürdiges Geſpräch über Religion, worüber die Schiffsgeſellſchaft ihn zum Schiedsrichter erwählt hatte. Auf einem zwei Jahre ſpätern Blatte mit der Ueberſchrift: Dialogus de religione rustici, aufgeſetzt zu Paris, einem Fragmente, ſchildert Leibnitz in poetiſcher Rede den wehmüthigen Eindruck, welchen die Erinnerung an den Anblick der Rheinufer, im Vorgefühle des bevorſtehenden Krieges, in ſeiner Seele hervorrief. „Zwei Jahre und zwei Monate ſind es, ſo beginnt dieſer Aufſatz, daß ich bei günſtigem Winde von Straßburg nach Mainz herunterzufahren beſchloſſen hatte. Denn damals war jener Fluß, mit ſeinen ruhigen Ufern zu beiden Seiten, und dem Herbſte den glücklichen Weingott zeigend, für den durch die lange Reiſe Ermüdeten einladend, die anmuthigſte Fahrt zu unternehmen. Man hätte geglaubt, in der über den Erdkreis ausgegoſſenen Ruhe würden die Hügel ſelbſt vor Freude aufſpringen, während ringsum die Nymphen des Schwarzwalds den Reigen führten, in keckem Tanze vor übermüthiger Freude. Aber gleichwie oft der Thiere Ausgelaſſenheit eine Aenderung in der Luft anzeigt, und die freien Spiele der Delphine als Vorzeichen des Sturmes gelten, ſo ſchien Deutſchland damals des bald einzubüßenden Friedens zu übermüthig genießen zu

[illegible]
1671

wollen: und der Rhein, der König der Flüſſe, freute ſich, als wäre er der Verhängniſſe kundig geweſen, der nicht lange mehr währenden Freiheit. Denn jetzt, bald von gewaltigen Heeren eingezäumt, bald durch eine Furth beſudelt, bald mit Flotten bedeckt, bald unter das Joch der Brücken geſchickt, denkt der Unglückliche nur mit Seufzen der verlorenen Glückſeligkeit. Doch ich will von dieſen unangenehmen Vorſtellungen meinen Geiſt abwenden." — Es war der trübe Wiederſchein ſeines Gemüthes, in welchem die Umgebung ſich hier ſpiegelte; er ſelbſt war in jenem Augenblicke der Rheinfahrt noch voll Hoffnung, daß der Sturm, welcher dem Vaterlande drohte, nach einer andern Seite abgewendet werden könnte: und ſeinen jugendlichen Geiſt ſchwellte der Gedanke, daß er ſelbſt eine neue große Epoche herbeizuführen vermöchte, gelänge es, Ludwig XIV und ſeine Miniſter für einen Plan zu gewinnen, den er ein ganzes Jahr mit ſich herumgetragen, und den anzubringen, er nur auf einen günſtigen Augenblick zu warten ſchien. Ein ſolcher traf bei ſeiner Rückkehr in Mainz ein, als die Nachricht von dem Tode des bisherigen Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten, Hugo von Lienne, an eine Wendung in den Entſchlüſſen des Königs auf eine kurze Zeit glauben ließ. 75

Leibnitz war von der Ueberzeugung durchdrungen, daß der Friede innerhalb der Chriſtenheit nicht beſſer vermittelt werden könnte, als wenn Ludwig XIV mit ſeinem ruhm- und eroberungsſüchtigen Sinne nach Aegypten gelenkt würde. Dieſer Gedanke war nicht durchaus neu, alſo an ſich Leibnitzen nicht eigenthümlich; ſchon im erſten Viertheil des vierzehnten Jahrhunderts hatte der Venetianer Marino Sanuto in ſeinen Secreta fidelium crucis dem Papſte eine ähnliche Idee ſehr gelehrt und begeiſtert vorgetragen; Leibnitz hat dies Werk benutzt. Doch die nähere Anwendung und Ausbildung derſelben, mit Rückſicht auf den Augenblick und die öffentlichen Verhältniſſe, gehörte ihm an. Als eine bloße politiſche Spekulation tritt der Plan uns in dem ſchon erwähnten Bilde eines allgemeinen Kreuzzuges gegen die Barbaren und Ungläubigen, am Schluſſe der Schwalbacher Denkſchrift, von 1670 entgegen. „Frankreich, heißt es, Frankreich iſt fatal und von der Vorſehung Gottes vorbehalten, ein Führer der chriſtlichen Waffen in die Levante zu ſein, und Godofredos, Balduinos, vor allen Dingen aber Ludovicos Sanctos der Chriſtenheit zu geben, das ihm gegenüberliegende Africa anzugreifen, die Raubneſter zu zerſtören (hier ſchwebte dem Verfaſſer die verunglückte Unternehmung der Franzoſen auf Gigeri oder Djigelli, öſtlich von Algier, im Jahre 1664 vor) — Aegypten ſelbſt, ſo eins der beſtgelegenſten Länder in der Welt, anzugreifen, und weils ihm weder an Volk, noch Geld mangelt, ſelbige Länder aber durch langen Frieden übel bewehrt, und keinesweges ſich verſehen, wohl gar zu übermeiſtern, — von Führung der Colonien in Oſt- und Weſtindien, darauf man ohnedas gnugſame Reflexion anjetzo in Frankreich machet, zu geſchweigen.“ — An einer Stelle im zweiten Theile dieſer Denkſchrift, vier Monat nachher, heißt es ſchon, mit Rückſicht auf die immer mehr heraustretenden Abſichten Frankreichs auf eine Univerſalmonarchie, daß dieſe zwar in Europa ſehr ſchwer erreicht würde, dagegen „von Aſien glaube er ſelbſt (Aſien nimmt er für den Orient überhaupt), daß wenn der König in Frankreich Conſtantinopel und Cairo hätte, das ganze türkiſche Reich zugleich erobert ſein würde. Und wollte Gott, er ſuchte einen ſolchen Weg zur Monarchie! dazu aber noch zur Zeit ſchlechtes Anſehen.“ Es verfloß kein Monat, ſo ergriff Leibnitz die Gelegenheit, dieſen Gedanken auch mit der äußeren Form der Poeſie auszuſtatten. Die Feier der Wahl des Coadjutors von Mainz, welche den 15. December 1671 an der Perſon des Biſchofs von Speier ſtatt fand, verherrlichte Leibnitz durch ein beglückwünſchendes Gedicht, deſſen Verluſt wir bedauren, wovon er aber ſpäterhin, in einem Briefe an Hiob Ludolph, aus dem Gedächtniſſe ein Bruchſtück mitgetheilt hat, welches, in einer Anrede an Ludwig XIV, den ſchon ſtrategiſch entwickelten Plan eines Feldzugs gegen Aegypten darbietet. Es lautet (vorher war von dem Kaiſer geſprochen worden):

Alae Sarmaticae juxta pedes Hungarus ultro
Addit se comitem et spoliis Orientis inardet.
Tum repetens famae miserabile Graecia bustum.
Et Constantini redduntur moenia Christo.
Parte alia ventis et DIS, Ludovice, secundis
Immensum invictis insternis classibus aequor.
Rumpit enim dulces idem Tibi nomine somnos
Aeternam meritus Sancti cognomine famam
Progenitor subjicitque faces stragesque suorum
Flagitat ulcisci, et duri vestigia ferri,
Brachia quod captiva notis inscripsit acutis,
Deleri tandem Saraceno sanguine poscit,
Fortibus atque animis heroïbus adjicit iras.
Sternuntur Mauri imbelles fugitivaque frustra

Gigeris, et quondam magnae Carthaginis arces,
Et toto accipiens victorem flumine Nilus. —

Leibnitz war damals weit entfernt, aus einer halb poetiſchen, politiſch-ſpeculativen Idee eine perſönlich-diplomatiſche Angelegenheit machen zu wollen, und kein Leſer ſuchte wohl etwas Tieferes darunter. Ernſt wurde es ihm erſt nach Verlauf des nächſten Jahres. Er wußte den Baron von Boineburg, bei ſeinem Wiedereintreffen in Mainz, im Herbſt 1671, für ſein Geheimniß zu gewinnen. Es ward von dem Augenblick an eine Beiden gemeinſchaftliche Angelegenheit.

In dem kritiſchen Zeitraume, welcher bis zur Wiederbeſetzung des, durch den Tod Lionne's erledigten Poſten eines Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten verfloß, die letzten Monate des Jahres 1671, ſehen wir Leibnitz mit raſtloſem Eifer den Entwurf einer umfangsreichen Denkſchrift an Ludwig XIV ausarbeiten, in welcher ihm die Eroberung von Aegypten und die Zerſtörung des türkiſchen Reichs, an der Stelle des Feldzugs gegen Holland, vorgeſchlagen wird. Boineburg hat ihn bei dieſer Arbeit unterſtützt, und unter andern ein Werk über die neueſte Geſchichte Aegyptens ſogar bei dem franzöſiſchen Reſidenten in Würzburg, dem Abbé von Gravel, gefordert. Das Manuſcript dieſer großen Denkſchrift, größtentheils von Leibnitzens eigner Hand, befindet ſich unter ſeinem Nachlaſſe in der königlichen Bibliothek von Hannover; doch mit bedeutenden Lücken. Dieſer großen Denkſchrift ſteht eine bei weitem kleinere, von Leibnitzens Hand, zur Seite, welcher man den Titel gegeben hat: De expeditione Aegyptiaca, epistola ad Regem Franciae scripta.

Beiden Denkſchriften (von denen nur die letztere herausgegeben iſt) iſt die Tendenz gemeinſchaftlich, den Krieg gegen Holland zu verhindern; die Nachtheile eines Krieges gegen dieſe Republik geben in Parallele mit der Zeichnung der unberechenbaren Vortheile eines Zuges gegen Aegypten. Was nur Politik, Beredſamkeit, Geſchichte, Philoſophie, das erſchöpfendſte Studium der geographiſchen und ſtrategiſchen Verhältniſſe jenes Landes an die Hand gab, ward von Leibnitz aufgewandt, um zu überreden, ja zu überzeugen.

Aber dieſe voluminöſe Ausarbeitung ſollte für den Verfaſſer blos den Werth und den Nutzen von Studien haben. Sie trat in keine Wirkſamkeit nach außen. Veränderungen in den Entſchlüſſen und in den Umſtänden waren davon die Urſache. In dem Augenblicke nemlich, als Leibnitz unter Mitwiſſen Boineburgs die Anlage zu ſeiner Denkſchrift an Ludwig XIV entwarf, ſtand der Kurfürſt von Mainz eben in Unterhandlungen mit dem franzöſiſchen Monarchen wegen der Wiederherſtellung des ehemaligen guten Verhältniſſes, an welcher er, im Angeſichte der nahen Gefahr und unter dem eifrigſten Mitwirken des Baron von Boineburg, ſeit dem Anfang des Jahres 1671 arbeitete. Der letztere hatte aber noch perſönliche Beweggründe, den Franzoſen ſich gefällig zu zeigen. Er ſtrebte ſchon lange nach der Wiedererlangung einer bedeutenden rückſtändigen Rente, welche Ludwig XIV ihm während der Kaiſerwahl zu Frankfurt, im Jahre 1658, zur Anerkennung bewieſener Treue und Aufopferung durch königlichen Brief zugeſagt, die er ihm aber bei der Kataſtrophe, welche ſeinen Sturz herbeiführte, entzogen hatte. Mit dieſer

Rente war außerdem eine Penſion verbunden geweſen. Beides wieder zu erlangen, machte man ihm Hoffnung; knüpfte aber daran als Bedingung ſeine perſönliche Anweſenheit am franzöſiſchen Hofe, um ſeine Geſinnungen für Frankreich beſſer zu befeſtigen. Zu dieſer Reiſe an den franzöſiſchen Hof war Boineburg gar nicht ungeneigt; zum Vorwande ſollte ihm die Begleitung und Einführung ſeines Sohnes in Paris dienen. Er wagte nur dieſen Schritt nicht bei dem Mißtrauen, welches der Kurfürſt in ihn ſetzte; ſpäterhin, gegen das Ende des Jahres 1670, hatte es wohl den Anſchein, als würde der Kurfürſt ſelbſt ihn an den franzöſiſchen Hof als einen Vermittler abſenden; aber mannichfaltige Hinderniſſe vereitelten die Sendung, an welche übrigens der Baron ſeine eignen perſönlichen Angelegenheiten zu knüpfen nicht aufhörte. Der Tod des Miniſters Lionne, die Erwartungen, welche ſich an ſeinen Nachfolger knüpften, zu welchem der Geſandte in Schweden, der Marquis Arnaud de Pomponne, bezeichnet wurde, dies beſtimmte den Geſchäftsträger des Kurfürſten von Mainz, du Fresne, den Baron von Boineburg, in einem Schreiben von Ende November 1671, zur endlichen Ausführung ſeines Vorhabens einer Reiſe an den Hof aufzufordern. „Es gebe, machte er ihm bemerklich, keinen paſſendern Augenblick für dieſe Reiſe, ſowohl in den politiſchen, als in ſeinen eignen Angelegenheiten. Im Januar werde der neue Miniſter, Herr von Pomponne, ſeinen Poſten angetreten haben, und bis dahin könne der Baron ſeine Reiſe ausſetzen.“ Unterdeſſen aber war die wichtige Entſcheidung erfolgt, welche es überflüſſig machte, im Dienſte des Kurfürſten an den Hof

Ludwigs XIV ſich zu begeben. Dieſer Monarch hatte den wandelbaren Kurfürſten nur das Gewicht ſeiner Ungnade fühlen, nicht aber am Vorabende ſeines Rachekrieges gegen Holland in ihm einen unverſöhnten, und im Reiche gefährlichen Feind zurücklaſſen wollen; er lieh ſeinen Wünſchen um Wiederherſtellung der freundſchaftlichen Verhältniſſe im rechten Augenblicke Gehör, und gab ſeinen Entſchluß durch Abſendung des an ſeinem Hofe ſich aufhaltenden Geſchäftsträgers des Kurfürſten von Trier, Namens Heiß, mit geheimen Aufträgen nach Mainz zu erkennen, wo dieſer im Anfang des December ſofort bei dem Baron von Boineburg ſich meldete, und unter deſſen Mitwirkung ſeine Geſchäfte bei dem Kurfürſten auf das glänzendſte vollbrachte. Zum Zeichen ſeiner wiedererlangten Gnade theilte Ludwig XIV jetzt zum erſtenmale dem Kurfürſten ſeinen feſten Entſchluß mit, die Holländer für ihren Uebermuth zu züchtigen; ließ ſich aber gleichzeitig von ihm das Verſprechen der freien Rheinſchiffahrt durch ſeine Staaten geben, und vor allem die Zuſage, ſeinen Einfluß auf Kaiſer und Reich zu verwenden, daß ſie ſich in keinerlei Weiſe in ſeinen Handel mit den Holländern miſchten. Der Erfolg dieſer Miſſion des franzöſiſchen Abgeſandten äußerte ſich nun auch in den Entſchlüſſen des Baron von Boineburg, ſowohl für ſich, als auch in ſeinen und Leibnitzens geheimen Entwürfen. Für ihn ſelbſt hatte die Reiſe nach Paris die Bedeutung einer politiſchen Nothwendigkeit verloren; die Betreibung ſeiner eignen Angelegenheiten am Hofe blieb allein als Zweck der Reiſe übrig; denn ſein Sohn, der in Straßburg ſtudirte, ſchien ihm zur Einführung in die große Welt noch nicht reif genug. Da bot ſich dem Baron in Leibnitz, der ihm ſchon ſo oft ausgeholfen hatte, die geeignete Perſon dar, ſeine Stelle am franzöſiſchen Hofe zu vertreten, und damit zu gleicher Zeit einen großartigen politiſchen Zweck zu verbinden. Leibnitz ſelbſt erſah die Gelegenheit, die glühendſten Wünſche ſeiner Jugend zu befriedigen, wenn er eine Zeit lang in Paris, damals dem Mittelpunkte alles Wiſſens und Forſchens, zubringen könnte. Sein Projekt, worüber er die umfangreichſte Arbeit vollendet hatte, feſthaltend, veränderte er nur den urſprünglichen Entwurf der Handlung: ſtatt ſeine Denkſchrift einzuſchicken, faßte er den originellen und kühnen Gedanken, ſich zu einer perſönlichen Zuſammenkunft mit einem von Ludwig XIV Abgeordneten anzubieten. Von den größern Denkſchriften ſollte erſt nicht die Rede ſein; er entwarf jetzt nur auf einem halben Bogen, ohne Kunſt der Darſtellung oder Verbindung, die Ueberſicht der Vortheile, welche der König von Frankreich aus einer „gewiſſen Unternehmung“ ziehen könnte, zu deren Ausführung der Urheber des Projektes die geeigneten Mittel in Perſon anzugeben ſich erbot. Hier war das Wort: Aegypten nicht ausdrücklich genannt. Dieſe Note ward franzöſiſch abgefaßt; mit Verbeſſerungen und Ergänzungen von der Hand Boineburgs. Die Seele davon war noch immer die Abmahnung von dem Kriege gegen Holland, welches ſich faſt in jedem Satze ausſpricht. Es wird beſonders hervorgehoben, daß die vorgeſchlagene Unternehmung die Holländer, obſchon indirekt, mit mehr Sicherheit und Wirkſamkeit zu Grunde richten werde, als durch den größten Erfolg eines offenen Krieges vernünftiger Weiſe ſich erwarten ließe: mit dem Vortheile, daß ſie ſich weder widerſetzen noch rächen könnten, und, ſollten ſie es dennoch verſuchen, von ihren eignen Bundesgenoſſen verlaſſen und gehaßt werden würden. Dieſelbe Unternehmung werde ſie außer Beſitz des beträchtlichſten und anſehnlichſten Theils ihres Handels ſetzen, und ihn auf Frankreichs Unterthanen übertragen. Sie werde alſo der gegenwärtigen Richtung der Entwürfe parallel ſein, und wie lange vorausbedacht und angeordnet erſcheinen. Und wenn dieſes Vorhaben unerwartet zum Ausbruch komme, werde die ganze Welt über die geheime Betreibung der Geſchäfte Seiner Majeſtät in Ueberraſchung und Erſtaunen gerathen; — und „durch den Ausgang das ehrenhafte Urtheil derjenigen bekräftigen, welche, indem ſie den Krieg gegen Holland noch nicht ganz für beſchloſſen hielten, gerade aus dem Grunde, daß er überall geglaubt und ausgebreitet werde, Recht haben, die Rathſchläge Seiner Majeſtät **le miracle du secret** zu nennen. Und dies Vorhaben werde Ihr und ihren Nachkommen den Weg zu den höchſten und heroiſcheſten Hoffnungen eröffnen, ganz würdig, mit Grund von dem größten Monarchen des Jahrhunderts gewünſcht zu werden. Und werde von einem beſtändigen Intereſſe des menſchlichen Geſchlechts ſein, und ſo die Quelle eines unſterblichen Ruhmes für die Zukunft, gleich dem der größten Heroen werden. Und weil das Geheimniß die Seele eines ſolchen Projekts ſei, deſſen Ausführung wie der Blitz ausbrechen müſſe, ſo behalte ſich der Autor vor, den beſten Theil und das Weſentlichſte davon in Perſon zu ſagen. Denn wenn die Holländer oder ihre

Partheinehmer auch noch ſo wenig davon unterrichtet oder benachrichtiget wären, ſo würden ſie leicht alle Hoffnung, es auszuführen, auf immer nehmen: was ihnen unmöglich ſein werde nach dem Beginn der Ausführung, und ſobald man Hand ans Werk gelegt habe. Zuletzt bemerkt der Autor, daß das erſte Jahr das beſte ſei, und man alle Gründe der Welt habe, zu fürchten, daß man durch etwas zu langen Aufſchub die ſchönſte Gelegenheit verlieren werde, ohne etwas anderes zu behalten — als die Erinnerung, voll Bedauern deſſen, was man hätte thun können. —

Einen Stoß erhielt aber auch dieſer Entwurf, als die Nachricht von dem Abſchluß des Bündniſſes des Königs von England mit Ludwig XIV gegen Holland bekannt wurde: die Unmöglichkeit lag zu Tage, daß der Feldzug gegen Holland, es ſei durch welchen Vorſchlag auf der Welt, von dem Könige von Frankreich aufgegeben werden würde. Leibnitz und der Baron von Boineburg verloren jedoch ihre Hoffnung nicht ganz, entſagten auch ihrem Vorhaben noch nicht. Der Zug gegen Aegypten konnte noch immer als eine würdige und belohnende Unternehmung, im Hintergrunde des nicht fern gedachten Friedens Ludwigs XIV mit den Holländern, vorgeſtellt werden: dieſes dem Könige eilends vorzuſtellen, wurde beſchloſſen. Leibnitz fügte der franzöſiſchen Note eine eben ſo kurze in lateiniſcher Sprache bei; wo es in Rückſicht auf die früher zu Papier gebrachte Auseinanderſetzung heißt: „Man geſtehe, daß bis zu dieſem Augenblicke der Beitritt Englands zu einem Angriffs-Bündniſſe gegen Holland nicht wahrſcheinlich geweſen wäre; doch nun, der Krieg gegen Holland als

Princip geſetzt, müſſe man ſogleich annehmen, daß es ein ſehr kurzer Krieg ſein werde, wofern der König, ſeinen Worten nach, nichts als die Demüthigung der Republik beabſichtige: denn ſollte er auf ihren Untergang durch einen offenen Krieg aufgeben, ſo werde er die Sache weder ſo ſicher, noch ſo raſch vollführen, denn er werde die Eiferſucht ſelbſt der gelaſſenſten ſeiner Nebenbuhler erwecken. Der allerchriſtlichſte König könne daher in demſelben Augenblicke, da er mit den Holländern Friede ſchließt, die Kräfte auf jene vorgeſchlagene Unternehmung richten, und durch dieſes Stratagem erlangen, was durch offenen Krieg nicht möglich ſei: das Ende des holländiſchen Handels; denn ſie würden nach dem Kriege in einer ſolchen Verfaſſung ſein, daß ſie ſich ruhig und widerſtandslos verhalten müßten. Und was höchſt beachtungswerth ſei: er werde nicht gezwungen ſein, das Heer zu entlaſſen und wieder zu entwaffnen, oder die Einkünfte des Staats in dem Unterhalte ſo vieler ſtehender Truppen ſich aufzehren zu laſſen. Wünſchenswerth bleibe es immer, daß die Unternehmung noch in demſelben Jahre begonnen werden könne. Es wären nemlich gerade außerordentlich günſtige Conjuncturen vorhanden, welche, unbenutzt, zum Theil für immer vorübergehen würden. Doch könne der allerchriſtlichſte König, mit Hülfe un Beiſtimmung von Kaiſer und Reich, auch von Italien ohne allzugroße Mühe dahin wirken, daß die Lage der Dinge ſich nicht verändere, welche, ſich ſelbſt überlaſſen, gewiß nicht bleiben werde. Und aus dieſem Grunde ſei es rathſam, wenn auch nicht ſchon die Unternehmung ſelbſt, doch wenigſtens die Vorbereitungen und Mittel dazu bereits ins Leben zu rufen;

und zwar vielleicht noch während des Krieges mit Holland, obwohl nicht mit ganz ſo ſicherm Erfolge: weil die Verſtändigung mit England vorangehen müſſe, man aber zur Zeit der Geſinnungen des Königs Karl II noch nicht ſicher genug ſei."

Dieſe beiden Blätter, das eine in franzöſiſcher, das andere in lateiniſcher Sprache, von der Hand Leibnitzens, befinden ſich noch heute in dem Archive der auswärtigen Angelegenheiten in Paris; der Baron von Boineburg ſandte ſie ſelbſt an den König Ludwig XIV mit ſeiner Empfehlung in einem, aus Mainz vom **20.** Januar **1672** datirten Schreiben von ſeiner eignen Hand. Darin ſpricht er von dem Urheber des Projektes, ohne ihn zu nennen, als einem Manne von großer Fähigkeit. „Beim erſten Anſehen erſcheine allerdings daſſelbe etwas überſpannt (extravagant), verdiene aber doch vermöge der Wichtigkeit des Gegenſtandes beachtet zu werden. Seine Maje[illegible] werde alſo geruhen, Ihr Augenmerk auf die Wirkungen und Früchte dieſer vortheilhaften Unternehmung zu richten, wie ſie in dem beifolgenden billet préliminaire auf franzöſiſch und auf lateiniſch verzeichnet ſeien, und ihm (Boineburg) befehlen, wo Sie wolle, daß man Ihr oder Ihrem Abgeordneten die wahrhafte Realität der Angelegenheit ſelbſt, und die geeigneten Mittel, ſie auszuführen, im einzelnen mittheile. Indeſſen ſei der Autor zu einer perſönlichen Zuſammenkunft bereit, mit welcher Seine Majeſtät gewiß zufrieden ſein werde. Darüber erwarte er des Königs Befehle."

Nach wenigen Wochen erfolgte an den Baron von Boineburg die Antwort des Königs durch das Organ des neuen

Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten, Arnaud de Pomponne, aus St. Germain vom 12. Februar 1672. Der Miniſter hatte dem Könige ſowohl von den Briefen des Barons (wovon der eine ſeine eignen Angelegenheiten betraf), als auch von den beigelegten Denkſchriften Rechenſchaft abgeſtattet, „welche, drückte er ſich aus, im Allgemeinen etwas ſehr Großes zum Ruhme und dem Vortheil Seiner Majeſtät verkündigten, ohne daß ſie jedoch zeigen, durch welche Mittel es ſich ausführen laſſen könne. Da der Autor, nach der Bemerkung des Barons, ſich vorbehalte, ſelbſt ſeine Erklärungen abgeben zu können, ſo werde Seine Majeſtät gern die Eröffnungen ſehen, welche er zu machen habe: ſei es, daß er an den Hof kommen wolle, um ſich zu verſtändigen, oder daß er es auf irgend einem Wege, welcher dem Baron der beſte ſchiene, thun möge. Bei einem Vorſchlage von ſo großer Ausdehnung (ſchloß der Miniſter) und welcher ſo große Dinge verſpreche, ziehe der König vorzüglich die Meinung in Betracht, welche der Baron davon habe, wegen des Urtheils und der Einſichten deſſelben, die dem Könige bekannt ſeien.“

Die Ankunft dieſes Schreibens gab den Ausſchlag. Eiligſt zeigte Boineburg dem Miniſter in einem Billet aus Mainz vom 4. März 1672 die Sendung Leibnitzens an. Er ſei auf dem Punkte Mittel zu finden, den „Autor in Rede“ an den Hof zu ſchicken. Er werde ihm die Auslagen liefern und alles aufbieten, damit er ſobald als möglich am Orte anlange. Er hoffe, der König werde das gut heißen, was er ſo kühn ſei, zu ſeinem Dienſte zu thun, und, ſeinen Eifer genehmigend, ihm die königliche Gnade und den königlichen Schutz bewahren.

Nachdem in möglichſter Eile ſeine Vorbereitungen getroffen waren, trat Leibnitz in aller Stille, von einem Bedienten begleitet, den 19. März 1672, im kühnen Selbſtvertrauen ſeine merkwürdige Miſſion an. Der Baron hatte ihm, außer den Mitteln zur Reiſe, folgendes Beglaubigungs-Schreiben für Arnaud de Pompone mitgegeben. (A Mayence le 18. Mars 1672). „Monsieur. Voilà celui que le Roi a demandé par celle, qu'il vous a plû de m'écrire. C'est un homme qui, quoique l'apparence n'y soit pas, pourra fort bien effectuer ce qu'il promet, et dont je voudrais que les bonnes qualités fussent uniquement appliquées au service de Sa Mté pendant son séjour auprès de Vous. Je vous supplie de lui prêter le bien de Votre protection et Votre faveur, et de permettre incessament, qu'il s'explique avec Vous ou avec celui, que le Roi commandera; le sujet nommé étant prêt de répondre de plus au plus à tout ce qu'on en trouvera soumis à des difficultés, qui semblent au commencement un peu surprenantes et quasi insurmontables. La plupart et le fond et le sort de l'affaire consiste dans le dernier secret et dans une mûre consideration des circonstances actuelles, laquelle soit par pièces bientôt achevée, sans quoi la chose parait sujette aux intrigues du temps. Vous apprécierez donc mes instances, par lesquelles je vous prie de prendre un soin très particulier, que cet homme soit entretenu sans bruit et sans discommodité pour songer seulement à son fait, et qu'on lui rende les avances, qu'il a reçues ici pour son voyage à Paris. Il est seul avec un valet, n'a rien de son chef qu'il puisse contribuer, si non son étude, sa fidélité et son application qu'il employera parfaitement à l'execution des ordres de Sa Majesté. Je m'en remets à Votre disposition et vous assure de nouveau, qu'il n'y a plus de personne, qui soit autant que je le suis, Monsieur, Votre très obéissant etc. J. C. Baron de Boinebourg.“ Mit dieſem Briefe in der Hand ſtellte ſich Leibnitz bei ſeiner Ankunft in Paris und St. Germain zu der von dem Könige bewilligten perſönlichen Zuſammenkunft. Sein Vorſchlag wurde angehört, in Betracht gezogen — und verworfen: dies lehrt der Erfolg; mehr zu berichten iſt uns nichts hinterlaſſen. Seine eignen Bekenntniſſe über die Aufnahme ſeiner Perſon und ſeiner Aufſchlüſſe ſind nicht zu uns gelangt. Nach etwa zwei Jahren nur äußerte er ſich in einem Briefe an des, unterdeſſen verſtorbenen Boineburg Verwandte in Mainz ziemlich dunkel: „Was die franzöſiſche Reiſe betrifft, ſo kann ich mit gutem Gewiſſen ſagen, daß auf des ſeel. Herrn Barons Wort und Ordre ich ſolche gethan, und haben wir einen Vorſchlag gehabt, welcher, da er angegangen, ich den Herrn Baron ſeel. gern ſchadlos gehalten, und ihm, meinem Conditional-Verſprechen gemäß, die hundert Thaler Reiſekoſten, welches alles iſt, ſo er mir gegeben, gern erſtatten wollen, weil ich einen großen anderswärtlichen Nutzen würde gehabt haben: es iſt aber ſolches, wie ich aus ſein eigen Briefen belegen kann, wegen der widrigen Zeiten nicht angangen.“ Leibnitz blieb indeß in Paris, wie er hier hinzufügt: „auf das Begehren des Baron von

Boineburg, theils deſſen Anſprüche auf den öffentlichen Schatz zu betreiben, theils ihn ſelbſt, den Baron, und ſeinen Sohn, den er nach einiger Zeit dahin zu führen die Abſicht hatte, zu erwarten."

Noch immer aber war der Plan, das deutſche Reich von der drohenden Uebermacht Ludwigs XIV durch den dieſem geſtellten Vorſchlage einer Unternehmung nach dem Orient zu retten, der Gedanke, welcher Leibnitz, wie den Baron von Boineburg, über Alles beſchäftigte. War auch die von ihnen im Geheim betriebene Unterhandlung und die dadurch herbeigeführte Sendung Leibnitzens an den franzöſiſchen Hof verunglückt, ſo blieb die Hoffnung übrig, daß derſelbe Vorſchlag, durch eine höhere Autorität unterſtützt, wenigſtens die Aufmerkſamkeit des jungen Monarchen ſpannen und zum Handeln reizen könnte. Für dieſen Fall hatte Leibnitz eine beſondere Handſchrift in Boineburgs Händen zurückgelaſſen, worin er dem Plane, Ludwig XIV nach dem Frieden mit den Holländern zu einem Zuge gegen Aegypten zu bewegen, die Form einer Denkſchrift an den Kurfürſten Johann Philipp gegeben hatte. Sie iſt uns erhalten unter der Aufſchrift: Consilium Aegyptiacum, für den patriotiſchen Geiſt des Vorſchlags das unwiderſprechlichſte Dokument. Sie hat den für die Freiheit Deutſchlands und den Frieden der Chriſtenheit beſorgten großherzigen Fürſten überzeugen ſollen, daß beides nicht beſſer zu ſichern wäre, als durch den Zug der Franzoſen gegen Aegypten, während der Kaiſer und die Polen die Türken zu Lande angreifen ſollten. Dieſes gelang Leibnitzen vollkommen. Denn als nach dem Ausbruch des Krieges, während der erſten, vielverſprechenden Triumphe der franzöſiſchen Waffen, der General-Lieutenant Marquis de Feuquières als außerordentlicher Geſandter nach Mainz kam, um den Kurfürſten in ſeinen guten Geſinnungen für Frankreich, wegen der Aufrechthaltung der Neutralität im Reiche, zu beſtärken, in den erſten Wochen des Monat Juni, nahm der Kurfürſt die Gelegenheit wahr, Ludwig XIV den Antrag wegen eines heiligen Krieges vermöge jenes ganz beſondern Planes zu machen. Er entwickelte dabei umſtändlich und eifrig die Ideen, welche uns aus den beiden kleinen Denkſchriften Leibnitzens an Ludwig XIV ſchon bekannt ſind; und überließ ſich, nach mehrern Unterredungen mit dem franzöſiſchen Geſandten, welche dieſen anfangs ſehr befremdeten, und von denen er dem Könige nach dem Lager zu Doesfeld ausführlichen Bericht abſtattete, der Hoffnung, daß es Ludwig XIV mit dem nahen Frieden Ernſt, und er zu dem glorreichen Unternehmen gegen den Feind der Chriſtenheit geneigt ſein würde. Er bot ſich zum Vermittler mit den übrigen Mächten Europa's an, damit der Friede mit Holland ohne Einmiſchung eines Dritten raſch, und zum alleinigen Ruhme des Königs, zu Stande käme. Durch einen beſondern Artikel ſollten die Holländer ſich verpflichten, den König in der Unternehmung gegen die Ungläubigen mit ihren Schiffen und ihrem Gelde beizuſtehn: eine Unternehmung, welche viel leichter und nützlicher, und weniger gewagt wäre, als der holländiſche Krieg, wo die Perſon des Königs in einer beſtändigen Gefahr ſchwebte. Wir haben die Antwort, welche der Miniſter Arnaud de Pomponne, im Namen des Königs, dem Marquis de Feuquières auf dieſe Vorſchläge, in ſeiner Inſtruction aus dem Lager von Doesburg, vom 21. Juni 1672, gegeben hat; ſie lautete franzöſiſch: „Ich ſage Ihnen nichts über die Projekte zu einem heiligen Kriege: aber Sie wiſſen, daß ſie ſeit Ludwig dem Heiligen aufgehört haben, Mode zu ſein." Wenn wir uns aus der Geſchichte zurückrufen (was in jenem Augenblicke für den Kurfürſten, wie für die meiſten chriſtlichen Mächte und Staatsmänner ein Geheimniß war, von Leibnitz daher nicht in Rechnung gebracht wurde), daß das franzöſiſche Kabinet ſeit einigen Jahren in Unterhandlung mit der Pforte wegen Erneuerung des alten Freundſchaftsbündniſſes und der Handelsverträge ſtand, ſo kann uns die jener Antwort beigemiſchte Ironie nicht befremden. Wahr iſt es, daß gerade in den letzten Jahren, in Folge der gegen die Türken geſchickten Hülfe bei St. Gotthart, durch die verunglückte Unternehmung auf Gigeri an der algieriſchen Küſte (1664), zuletzt durch den, den Türken bei der Belagerung von Kandia geleiſteten Widerſtand, die äußerſte Spannung zwiſchen Frankreich und der Pforte ausgebrochen und zu einer Höhe gediehen war, daß ein Krieg faſt unvermeidlich ſchien: daß wenigſtens noch im Frühjahr 1672 der franzöſiſche Geſandte Konſtantinopel verlaſſen wollte, wenn die Pforte in ihrem Trotze und Uebermuthe verharrte; kurz daß man einen Augenblick die auffallenden Rüſtungen in den franzöſiſchen Häfen am mittelländiſchen Meere gegen die Ungläubigen gerichtet glaubte — um ſo weniger jedoch konnte der Vorſchlag des jungen Leibnitz, von der Seite des Heroiſchen und Religiöſen in die Seele eines Monarchen einſchlagen, der für die Erlangung einiger Handelsvortheile, wobei ihm doch noch die in erſte

Linie geſtellte, freie Schiffahrt auf dem rothen Meere abgeſchlagen wurde, dem Türken ſeinen Uebermuth verzieh, um ſich ungetheilt der Eiferſucht und Rache gegen den chriſtlichen Nebenbuhler hinzugeben. Alsdann aber wäre es freilich, wie der geiſtreiche Mignet bemerkt hat, zu naiv von Ludwig XIV geweſen, wenn er die Holländer in ihren oſtindiſchen Beſitzungen anzugreifen ſich angeſchickt hätte, da er ſie zu Lande nach einer Tagereiſe zu erreichen vermochte! Kurz, je deutlicher es iſt, daß eigentlich in dem Leibnitziſchen Vorſchlage dem eroberungsſüchtigen und gefährlichen Monarchen nur eine Falle geſtellt war, deſto ſcharfſichtiger war der Inſtinkt des franzöſiſchen Miniſters, ihn, ſelbſt nach wiederholtem Antrage, von der Hand zu weiſen. Leibnitz aber werden wir noch einen dritten, wiewohl bei der Einleitung bald ſcheiternden, Verſuch mit ſeinem Projekte machen ſehen.

Die hier erzählten, in das innere Staatsleben damals tief eingreifenden Beſtrebungen innerhalb der politiſchen Athmosphäre von Kurmainz, blieben während der ganzen Regierung Ludwigs XIV, und noch länger, bis nach dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution, ein undurchdringliches Geheimniß. Warum eigentlich und unter welchen Verhältniſſen Leibnitz im Jahre 1672 plötzlich von Mainz nach Paris ging, ohne wiederzukommen, hat Niemand auch unter ſeinen nächſten Freunden und Verwandten jemals erfahren: es hieß allgemein, Leibnitz habe damals den jungen Baron von Boineburg als Erzieher nach Paris geführt . . . . Wie mußte die Welt überraſcht werden, als im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts ein Ungenannter, welcher im Dienſte der engliſchen

Regierung ſchrieb, mit einem Auszuge aus Leibnitzens Denkſchrift an Ludwig XIV über die Eroberung von Aegypten auftrat, als mit einer Entdeckung der Quelle, aus welcher Napoleon Bonaparte ſowohl Idee, als Plan und Mittel zu der Eroberung von Aegypten im Jahre 1798 geſchöpft hätte! „Jene über ein Jahrhundert in den geheimen Archiven des Staats aufbewahrte Schrift, hieß es, habe den Herrſchern Frankreichs eine Ausſicht enthüllt, die ſie längſt, aber vergebens zu erreichen ſuchten: bis endlich die durch die Anſtrengungen der Revolution geöffneten Hilfsquellen ihnen die Mittel zur Ausführung dieſer denkwürdigen Unternehmung verſchafft hätten. Die Expedition, die im Sommer 1798 aus Frankreich unter Bonapartes Oberbefehl abſegelte, und die Welt durch die Uſurpation Aegyptens in Erſtaunen ſetzte, wäre blos die Ausführung und genaue Vollziehung eben dieſes Plans geweſen, den Leibnitz dem Könige Ludwig XIV vorgelegt hätte.“ Dies ſuchte jenes engliſche Manifeſt gegen den erſten Conſul ausführlich und in das Einzelne eingehend zu beweiſen, um auf das Ganze den Schluß zu gründen, daß England berechtigt wäre, trotz den Stipulationen des Vertrags von Amiens, die Inſel Malta, als den Schlüſſel Aegyptens, zu behalten. Unmittelbar darauf brach der Krieg aus, welcher erſt zu gleicher Zeit mit dem Sturze Napoleons geendet hat.

Die Ueberzeugung von einem Zuſammenhange zwiſchen der denkwürdigen Unternehmung Bonaparte's und dem von Leibnitz Ludwig dem XIV im Jahre 1672 vorgelegten Entwurfe wurde von jener Zeit ab faſt allgemein; ſie wurde von den angeſehenſten Geſchichtsforſchern getheilt, und zum Ruhme, anfangs mitunter doch auch zur Verunglimpfung des deutſchen Philoſophen ausgelegt. Leibnitzen gebührt indeß (unſere Erzählung bewährt es) dieſer Ruhm nicht, aber noch viel weniger der Vorwurf wegwerfender Geſinnung, welchen vordem Stimmen in Deutſchland, in der Zeit des Druckes, dem großen Manne wegen jenes Vorſchlags — aus Unkunde des Hergangs — anheften wollten. Weder das Direktorium, noch der General Bonaparte kannten eine Denkſchrift von Leibnitz über die Eroberung von Aegypten, am wenigſten jene Denkſchrift, deren Auszug im Jahre **1803** in England herauskam: die Verausſetzungen, um jene Ausſagen zu unterſtützen, waren ohne Grund. Bloß hat Napoleon von dem Vorhandenſein dieſer Denkſchriften in Leibnitzens Nachlaſſe zu Hannover, nach der Beſitznahme dieſes Landes im Jahre **1803**, Nachricht, und eine Abſchrift des von Leibnitz an den Kurfürſten von Mainz gerichteten Consilium Aegyptiacum, durch den General Mortier, erhalten; und ein geiſtiges Verhältniß zwiſchen Leibnitz und Napoleon, in der Größe und Originalität der Entwürfe in ihrer Jugend, ſindet auch ſo in höherm Sinne allerdings ſtatt. —

Während Leibnitz in Paris der Ankunft des Baron von Boineburg entgegen ſah, die Geſchäfte aber dieſes Gönners in der Abweſenheit des Hofes, nach dem Ausbruche des Krieges, in keiner fördernden Folge führen konnte, gab er ſich um ſo freier dem Durſte nach Vermehrung ſeines Wiſſens hin, von welchem die Hauptſtadt Ludwigs XIV ſo reiche und mannigfaltige Quellen darbot. Er begrub ſich in den Bibliotheken, (ſchrieb er **1716** an die Gräſin von Kielmannsegge) und entdeckte ſeltene Urkunden, beſonders in der Geſchichte. Uneingeweiht in der höhern Mathematik und Analyſis, wie er noch war, beſchäftigte er ſich hier mit dieſer Seite des Wiſſens, wie mit einem bloßen Spiele des Geiſtes. Er erhielt in dieſer Zeit Kenntniß von der durch Pascal erfundenen Rechenmaſchine, und ſogleich erfand er ein Modell zu einer viel vollkommnern Maſchine dieſer Art, wodurch er ſich als einen außerordentlichen Kopf bemerklich machte, und die Aufmerkſamkeit des Miniſters Colbert auf ſich lenkte, der ihn zur Verfertigung und Vollendung der Maſchine aufmunterte und durch ſeine Leute ihm Beiſtand leiſten ließ. Pascals Maſchine leiſtete nur Addition und Subtraction; Leibnitzens neue Maſchine aber war angelegt, auch große Multiplicationen und Diviſionen hervorzubringen, ja ſogar die Quadrat- und Cubikwurzel auszuziehen. Er dachte dabei an den Nutzen von Feldmeſſern, Aſtronomen, bei trigonometriſchen Berechnungen, auch beim Kriegsweſen, ſogar in fürſtlichen Kammern. Die berühmten Männer Arnaud, Huygens, Thevenot, und ſelbſt die Freunde Pascals bewunderten das Modell und geſtanden, daß Pascals Erfindung damit nicht zu vergleichen wäre. Im nächſten Jahre, 1673, legte er es der Akademie der Wiſſenſchaften vor. Der Mathematiker Matthion in Paris, welcher damals eine Zeichnung herausgab, wo er die Toiſe in tauſend gleiche Theile theilte, bemerkte darin, daß durch Anwendung der Maſchine Leibnitzens, die er geſehen, ein Knabe die Rechnung vollbringen könnte. Leibnitz, welcher auf alles ſeine Aufmerkſamkeit richtete, was von Paris, als dem Mittelpunkte damaliger Erzeugniſſe des Kunſtfleißes, für ſein Vaterland zu lernen und überzutragen wäre, benutzte dieſe Gelegenheit, mit den ausgezeichnetſten Arbeitern in allen mechaniſchen Künſten und Gewerben, denen er manches ablockte, in Berührung zu kommen. So ſchrieb er im April 1673, ein Jahr nach ſeiner Ankunft von Paris, von dort an den Reſidenten Habbeus in Hamburg, ſeinen Freund, welcher unter der Zeit in däniſche Dienſte übergegangen war: „Ich habe, ſeit ich in Frankreich bin, wahrgenommen, daß die Manufakturen hier zum größten Theil in dem blühendſten Stande ſind, theils durch die Geſchicklichkeit der Nation, theils durch die beſondere Sorge des Königs, welcher die beſten Arbeiter von allen Seiten hat kommen laſſen, und nichts ſpart, um ihnen ihre Geheimniſſe und Erfindungen abzunehmen, welche oft in den Händen eines Privatmanns nicht viel bedeuten, aber fähig ſind, viele Menſchen zu bereichern, wenn ſie durch das Anſehen eines großen Fürſten gepflegt werden . . . Wie nun Paris die Metropolitane der Galanterie iſt, ſo wäre es wichtig, von den Arbeitern hier das Feine und Delikate ihrer Geheimniſſe zu fiſchen, was man zuweilen durch Geſchicklichkeit, mit Anwendung einer kleinen Aufmerkſamkeit, thun kann.“ Hier zählt Leibnitz die Reihe der verſchiedenartigſten Kunſtzweige auf, „auf welche, ſagt er zuletzt, unſre Fremden nicht Acht geben, und wovon jedoch ein einziges, das ſie nach Hauſe brächten, ihre Auslagen bezahlen würde. Was mich betrifft, ſetzt er hinzu, ſo habe ich Gelegenheit gehabt, nicht nur mit einer Menge guter Handwerker umzugehn, ſondern auch etwas aus ihnen herauszuziehen, und wenn ich zuweilen kleine Ausgaben nicht geſpart hätte, ſo würde ich von ihnen viel mehr gelernt haben.“

Leibnitz trug ſich zu der Zeit, ſo tauſendfältig von außen angeregt, mit den mannichfaltigſten und ſonderbarſten Entwürfen aus der Mechanik. Seiner Rechnenmaſchine wollte er eine, von ihm ſogenannte lebendige Geometrie an die Seite ſetzen, d. h. ein Inſtrument, dadurch, wie er ſich (in einem Briefe an den Herzog von Hannover) ausdrückt, „die ganze Geometrie, ſo weit ſie im Leben gebraucht wird, auf einmal perficirt und ein Mittel gegeben werde, aller erdenklichen Linien und Figuren, ſie mögen ſo krumm ſein, als ſie wollen, Inhalt, Additionen, Multiplicationen, auch Proportionen und Veränderungen in einander, ohne einiges Kopfbrechen, dergeſtalt mechaniſch zu finden (wenn es eben nicht anders als mechaniſch in der Natur liege), daß man einiges mehrern ſo wenig, als jetzo der Quadratur des Cirkels ad praxin von nöthen hätte, welches von mehrer Wichtigkeit ſei, als der Proportionalcirkel oder andere frühere Inſtrumente. Aus der Nautik, ſchreibt er, mangelte ihm nur eine genaue Erkundigung eines einzigen Experimentes, das für wahr ausgegeben werde; in dieſem Falle nun wolle er, die Längen vollkommen zu finden, demonſtriren, und an die Hand geben, wodurch ein Schiff ohne Hülfe von Sonne, Mond und Sterne, als welche man nicht allezeit obſerviren könne, und worauf eine viel gerühmte Erfindung von Huygens allein beruhe, den Ort, wo man ſei, finden könne: was dem Huygens noch nicht gelungen ſei. Aber wenn auch gleich jenes Experiment den Stich nicht halten und nicht ganz genau ſein ſollte, ſo werde dieſe ſeine Erfindung doch die univerſellſte und genaueſte unter allen vorhandenen ſein. In der Hydroſtatik habe er die verlorene Erfindung Drebbels, mit einem Schiff unter Waſſer bei Sturm, oder vor Seeräubern, und nach Belieben wieder heraus zu gehen, das Merſenius vergeblich nachthun wollen, reſtituirt. In der Pneumatik habe er ein Mittel gefunden, dadurch in eine Büchſe oder einen Recipienten tauſend und mehr mal Luft, als jetzo, doch mit geringer Kraft gepreſſet, und alſo eine Kraft zuwege gebracht werden könne, der bisher in der Welt nichts zu vergleichen, auch höher zu treiben, als das Büchſenpulver ſelbſt, in welchem die Luft bereits von der Natur zuſammengepreßt werden. Eben dieſe Preſſung ſei auch mit Waſſer zu bewirken, und dadurch Spritzen zuwege zu bringen, von einer Gewalt, daß man mit derſelben in der See gegen den Wind ſelbſt ſegeln könne, und ſo wenig aufgehalten werde, als ein Kanonenſchuß von widrigem Sturme. In der Optik habe er, außer den uns ſchon bekannten Pandochen, katadioptriſche Tuben erfunden, daß nemlich in einem Tubus ein Spiegel und ein Perſpectiv mit einander verbunden, und dadurch viele, faſt unvermeidlich verloren gehende Strahlen, zu wenigſten noch einmal ſo viel, als jetzo möglich, erhalten werden; endlich ein bisher vergebens geſuchtes Mittel, mit Perſpectiven aus Einem Stande zu meſſen. Eine vollkommen practiſche Demonſtration eines längſt geſuchten mechaniſchen Werkes wolle er nicht nennen, bis er es in der That geleiſtet, um für keinen Aufſchneider angeſehen zu werden; und weiter wolle er von Mechanicis überhaupt nichts mehr gedenken, bis er die Demonſtrationen in Praxin ſelbſt werde transferiren können.“ Es waren alſo, er geſteht es ſelbſt, nur Entwürfe auf dem Papiere, welche ihn in jener Zeit beſchäftigten, und von denen er, außer der Rechenmaſchine, keines jemals ausgeführt hat. Oeffentlich iſt Leibnitz auch nur einmal, nach einigen Jahren, zu Paris mit einem Entwurfe aus dieſem Gebiete aufgetreten, und zwar in einem Briefe an den Herausgeber des Journal des Savans vom 1. März 1675: Lettre touchant le principe de justesse des Horloges portatives de son invention. Er ſtrebt darin, die Conſtruction der Uhren von der blos phyſikaliſchen Beobachtung hinſichtlich der gleichen Dauer ungleicher Schwingungen der Pendel oder Federn, dem Principe Huygens's, auf rein abſtrakte mechaniſche Principien zurückzuführen. Er bemerkt dabei, daß er ſich ſchon mehrere Jahre mit dieſem Projekte trage.

Leibnitz verſchmähte, ſahen wir eben, den Umgang und das Lernen von Handwerkern und Arbeitern nicht; wie hätte er ſich nicht an die großen Männer gedrängt, welche Paris damals in allen Wiſſenſchaften verherrlichten, Einheimiſche wie Ausländer, welche durch die Freigebigkeit Ludwigs XIV dahin gezogen waren. Einige dieſer weltgeſchichtlichen Namen werden im Verfolge der Erzählung vorkommen. Der Akademie der Wiſſenſchaften war er bereits durch die ihr im vergangenen Jahre gewidmete Abhandlung bekannt. In der erſten Zeit war er oft bei Anton Arnaud, Oheim des Miniſters Arnaud de Pomponne, an den er von Mainz aus die Briefe über die Vereinigung der Kirchen gerichtet hatte. Arnaud war nicht blos einer der größten Theologen, ſondern auch ein Kenner der Mathematik, wenigſtens in einigen ihrer

Theile, und konnte den jungen univerſellen Gelehrten auch von dieſer Seite ſchätzen. Er war aber heftigen Temperaments und nahm ſich gegen einen erſt auftauchenden Gelehrten, wie Leibnitz ihm erſchien, nicht immer zuſammen, wohin folgender von Leibnitz ſelbſt aufbewahrter Zug gehört. „Es ſind ungefähr fünfzehn Jahre her, ſchrieb er 1686 an den Landgrafen von Heſſen-Rheinfels, als ich mich einmal in Paris in ſeiner Wohnung im Faubourg St. Marceau befand, wo er, wie ich glaube, um mich den Vornehmſten von ſeiner Parthei zu zeigen, ſie zu vier oder ſechs bei ſich verſammelt hatte, unter welchen die Herrn Nicole und St. Amand waren. Da mich die Rede darauf brachte, ſo ſprach ich ihm von einem kurzen Gebete, von der Länge etwa des Vater Unſer, in welchem implicite Alles, und, was noch mehr, in einer gewiſſen Ordnung enthalten wäre. Dieſes Gebet iſt ſo beſchaffen, daß nicht nur jeder Chriſt, ſondern auch jeder Jude und jeder Mahomedaner es ſagen kann. Hier iſt dieſes Gebet: „„O einziger, ewiger, allmächtiger, allwiſſender und allgegenwärtiger Gott: der einzige, wahrhafte und unbeſchränkt regierende Gott, ich, dein armes Geſchöpf, ich glaube und ich hoffe auf dich, ich liebe dich über Alles, ich bete dich an, ich lobe dich, ich danke dir und ich gebe mich auf an dich. Vergieb mir meine Sünde, und gieb mir, ſo wie allen Menſchen, was nach deinem heutigen Willen nützlich iſt für unſer zeitliches, wie für unſer ewiges Wohl, und bewahre uns vor allem Uebel. Amen.““ Sobald er dies gehört hatte, rief er, während wir alle im Kreiſe ſaßen: das taugt nichts, weil in dieſem Gebete keine Erwähnung unſers Herrn Jeſu Chriſti vorkommt! Im erſten

Augenblicke war ich von einer ſo raſchen und rauhen Cenſur ein wenig außer Faſſung: nichts deſto weniger verlor ich die Geiſtesgegenwart nicht, und ſogleich erwiderte ich ihm: aus dieſem Grunde wird alſo das Gebet des Herrn, und werden eben ſo viele Gebete, welche ſich in der Apoſtelgeſchichte und in den Briefen der Apoſtel finden, und beſonders dasjenige, welches St. Petrus in dem erſten Kapitel der Apoſtelgeſchichte verrichtet, bei Gelegenheit des über den Nachfolger des Apoſtels Judas geworfenen Looſes, nichts taugen müſſen: denn in dieſen Gebeten iſt nicht immer ausdrücklich Chriſti, noch der Dreieinigkeit Erwähnung gethan. Da wurde mein Bonhomme verwirrt — und wir gingen einen Augenblick darauf aus, Luft zu ſchöpfen." Arnaud blieb indeß Leibnitzen für die Dauer ſeines Bleibens in Paris gleich zugethan, und Leibnitz ſelbſt kam in der Folge immer gern zu ihm.

Seit dem Auguſt war der Hof aus dem Lager nach St. Germain zurückgekehrt; der Baron von Boineburg hatte unterdeſſen von Arnaud de Pomponne die beſtimmteſten Verſicherungen wegen der Auszahlung der ihm ſchuldigen Rente erhalten, und er feuerte durch Briefe Leibnitz an, alle Schritte zu thun, daß er nicht mit leeren Händen zurückkäme. Dabei verließ er ſich ganz auf ſeinen Eifer, wie ſeine Einſichten. „Was ſoll ich machen? ſchrieb er in einem Briefe vom 15. Juli, auf deinen Rath, dein Urtheil, deinen Beifall iſt alles das meinige geſtellt. Alles, was du ausrichteſt, wird mir lieb ſein." Er ſchickte Leibnitzen nach einiger Zeit neue Vollmachten.

Kurze Zeit darauf traf der Obermarſchall Baron von

Schönborn, des Baron von Boineburg Schwiegerſohn, in einer außerordentlichen Geſandtſchaft vom Kurfürſten von Mainz, bei dem franzöſiſchen Hofe ein; er brachte zugleich den Sohn Boineburgs, Philipp Wilhelm, mit, indem ſein Vater durch die drangvollen Zeitumſtände, beſonders durch die Anweſenheit der Brandenburgiſchen Truppen im Mainziſchen Gebiete, behindert war, ſeinem frühern Wunſche und Vorhaben nach, die Reiſe nach Paris in Geſellſchaft ſeines Sohnes zu machen. Der Geſandte ſollte von Seiten ſeines Herrn, des Kurfürſten, Anträge behuf der Vermittelung zum Frieden zwiſchen den kriegführenden Mächten ſtellen, oder vielmehr frühere, aber von Ludwig XIV verworfne Vorſchläge dringender von neuem anbringen. Während nemlich Ludwig XIV die angebotene Vermittelung nicht weiter als auf die innern Angelegenheiten im Reiche ſich erſtrecken laſſen wollte, beſtand der Kurfürſt von Mainz, in Verbindung mit andern Reichsfürſten darauf, daß die Reichsangelegenheiten, ſo weit ſie durch den holländiſchen Krieg verwickelt waren, von den allgemeinen Friedensverhandlungen, zu denen man ſich anſchickte, nicht getrennt würden. Er ſtellte ſich deshalb der Abſicht der kriegführenden Mächte entgegen, zwei verſchiedene Orten, Köln und Dünkirchen, zu den Verhandlungen zu wählen, ſondern ſtrebte dahin (was nachher auch erfolgt iſt), Köln zum einzigen Kongreſſe zu beſtimmen. Der Obermarſchall hatte den gemeſſenen Befehl, im Falle das franzöſiſche Kabinet nicht nachgeben würde, ſogleich nach England hinüberzugehen und bei dem Könige Karl II das Nothwendige auszuwirken. Für dieſen Fall hatte der Baron von Boineburg angeordnet, daß ſein Sohn an der Reiſe Theil nehmen ſollte; während auch Leibnitz der Geſandtſchaft nach London ſich anzuſchließen befehligt war.

Dieſem hatte Boineburg in einem dem Obermarſchall mitgegebenen Schreiben ſeinen einzigen Sohn angelegentlichſt empfohlen und ans Herz gelegt, und mit dem Baron von Schönborn theilte Leibnitz die Sorge für den vielverſprechenden, ſechszehnjährigen Jüngling, den in der Geſchichte von Mainz ſo berühmt gewordenen Statthalter von Erfurt, Grafen von Boineburg, welcher auch ſchlechtweg der große Boineburg heißt. In einem nachträglichen Briefe vom 9. December trug er Leibnitzen wiederholt auf, dem Sohne bei ſeinen Studien mit Rath und That beizuſtehn; dies war das letzte Vermächtniß für den ſeinem Hauſe treu anhängenden Freund, und wie eine Ahnung ſeines herannahenden Endes. Schon längere Zeit war ſeine Geſundheit zerrüttet; er war von der verhängnißvollen, ſchweren Zeit danieder gedrückt. Eine heftige Aufregung, welche die Nachricht von den Verwüſtungen ſeiner Güter durch die Brandenburgiſchen Truppen ihm brachte, hatte in der Mitte des December einen Schlagfluß zur Folge, an welchem er nach einigen Tagen ſtarb. Sein Tod war für Freunde, wie für Gegner in jenem Wendepunkte ein Ereigniß zu nennen. Ein Courier brachte dem Miniſter Arnaud de Pomponne die Nachricht davon; dieſer ließ ſie den andern Tag dem Baron von Schönborn durch einen Edelmann beibringen und zugleich ſein Beileid bezeugen. Auf jenen, wie auf den jungen Boineburg und Leibnitz, machte ſie den erſchütterndſten Eindruck; Leibnitz mußte alles aufbieten, den verwaiſten Sohn einigermaßen zu tröſten. Er ſprach ſich in einem uns erhaltenen Briefe an einen Herrn in Mainz, über die Stimmung, in welche ſie verſetzt waren, folgendermaßen aus: „Es iſt leicht, ſich unſere Ueberraſchung und Erſtaunen vorzuſtellen. Man verheimlichte es jedoch dem jungen Herrn Baron, indem wir ſagten, daß wir Briefe mit der Poſt vom neunten dieſes Monats erhielten, welche etwas von dem ſchlechten Stande ſeiner Geſundheit berichteten. Der Brief vom 16. redete in Ausdrücken, welche die geringe, uns übrig bleibende Hoffnung bezeichneten; und ein Brief vom Abbé de Gravel gab uns vollends den verhängnißvollen Schlag, und raubte uns jeden Reſt des Zweifels. Der junge Herr Baron nahm eine ſo ſchmerzliche Nachricht mit der Zärtlichkeit eines wohlerzogenen Sohnes auf, die alle Welt zu Mitleid rührte. Ich hatte Mühe, ſein Gemüth ein wenig zu beſchwichtigen, aus Beſorgniß vor einer Krankheit. Ich ſtellte ihm vor, daß er Grund habe, ſich zu tröſten, da der Vater ihm, an ſeiner Stelle, ſeinen Ruf hinterlaſſen habe, welcher ihn überallhin begleiten, und ihm günſtigen Zutritt zu allen großen Männern Europa's verſchaffen würde. Er habe nur den edlen Fußtapfen ſeines Lebens nachzugehn, um niemals weder gute Diener, noch Freunde, weder Glück noch Ruhm zu vermiſſen. Und gewiß, was ich geſagt habe, um ihn zu tröſten, diente mir ſelbſt zum Troſte. Denn nach dem Verluſte eines ſo großen Mannes, welcher mich mit ſeiner Freundſchaft beehrte, ſah ich auf die ſchönen Eigenſchaften dieſes jungen Herrn (seigneur), welcher ſeinen ſeligen Herrn Vater wieder aufleben laſſen wird, mit Vergnügen. Er wird ernſt und ſittlich ſein, und ich erkenne in ihm Spuren ſeines Vaters, welche ſich immer reicher entwickeln werden.“ Hier ſpricht Leibnitz die Hoffnung aus, daß die Reiſe, welche dem jungen Baron in Geſellſchaft ſeines Schwagers bevorſtehe — ſie war alſo damals ſchon beſchloſſen — ſehr geeignet ſei, ihm Eintritt in die Welt zu verſchaffen, wovon ſeine Bildung ſo ſehr abhänge. Er drückt die Hoffnung aus, daß Seine kurfürſtliche Gnaden von Mainz bei dieſem hoffnungsvollen jungen Verwandten Vaterſtelle vertreten werde. Er befürchtet blos, daß die verwittwete Mutter des letztern ihn werde zurückkommen laſſen, und bittet, bei ihr zu vermitteln, daß der junge Baron in Paris bleibe, um für ſeine Studien und Bildung zu arbeiten. Dieſe Furcht war ohne Grund. Leibnitz richtete zu gleicher Zeit an die bekümmerte Freifrau von Boineburg ein Tröſtſchreiben in den ſchönſten und kräftigſten Worten. Er ſagt darin: „Derer Tod ſoll troſtlos ſein, mit denen all ihr Ruhm begraben wird! Die aber, ſo durch eine unvergeßliche Glorie ſich ſelbſt überleben, ſind glückſelig zu achten, ſie ſterben, wann ſie wollen. Denn ſie ſelbſt ſterben ſich nie zu frühe, dieweil ſie alles erreichet, was ein verſtändiger Menſch wünſchen kann. Den ihrigen aber und guten Freunden und dem gemeinen Beſten ſterben ſie allezeit zu zeitlich, wenn ſie auch noch tauſend Jahre lebten.“ Den weſentlichſten Troſt gab er auch der Mutter durch Hinweiſung auf ihren hoffnungsvollen Sohn, und „er werde ſich für eine Ehre achten, des ſeligen Herrn Vertrauen zu ihm, ſo er auch noch in ſeinem letzten Brief bezeiget und ihm aufgetragen, ſeinem Herrn Sohn bei ſeinen Studien mit Rath und That beizuſtehn, wahr zu machen.“ —

Die mainziſche Geſandtſchaft begab ſich, da ſie ihres Zwecks bei Ludwig XIV verfehlt hatte, im neuen Jahre 1673 nach London. Im Gefolge des Baron von Schönborn war beſtimmtermaßen auch Leibnitz; aber der junge Boineburg blieb unter der Aufſicht eines jungen deutſchen Gelehrten, für welchen der Baron von Schönborn und Leibnitz, auf den Wunſch der Verwandten in Mainz, Sorge gehabt hatten, in Paris zurück. Er hätte ſonſt nemlich die Rückreiſe von London nach Paris allein machen müſſen, weil, nach der letzten Beſtimmung des Kurfürſten, der Geſandte nicht über Paris, ſondern über Holland den Rückweg von England nehmen ſollte, um auch bei den Generalſtaaten in den nemlichen Abſichten zu wirken. Mit dieſem Plane trat der Geſandte, und mit ihm Leibnitz, am 11. Januar 1673 von Paris die Reiſe an den engliſchen Hof an. Da keiner von ihnen das Engliſche ſprach, ſo diente ihnen ein Deutſcher, der ſich auf daſſelbe Schiff begab, als Dolmetſcher, den auch Leibnitz ſpäter in Paris an Huet, dieſes Umſtandes gedenkend, empfohlen hat. Ihr Aufenthalt am Hofe hing von dem mehr oder weniger guten Erfolge der Unterhandlungen ab, welchen indeß dort faſt noch größere Schwierigkeiten entgegentraten, als in St. Germain. Karl II wollte von einer Vereinigung ſämmtlicher ſtreitigen Fragen auf dem zu Köln angeſetzten Kongreſſe im Anfange nichts hören, und beſtand, daß zwiſchen England und Holland in Dünkirchen beſonders verhandelt würde.

Johann Philipp aber, gereizt durch allen dieſen Widerſtand, wartete voll Spannung den endlichen Beſcheid dieſer Geſandtſchaft nur ab, um darnach ſofort die Richtung ſeines Handelns zu beſtimmen. Längeres Zaudern ſchien ihm bedrohlich für das deutſche Reich, und er war nun entſchieden für den Reichskrieg gegen Ludwig XIV, gegen welchen er ſich ſo lange geſträubt hatte. Neben dieſen Geſchäften waren der Baron von Schönborn und Leibnitz noch mit Aufträgen von Seiten der Baronin von Boineburg in Geldangelegenheiten ihres verſtorbenen Gemahls beim Londoner Hofe verſehen, welche ebenſo, wie die franzöſiſchen Forderungen, noch von der Zeit der Kaiſerwahl in Frankfurt herrührten, als Cromwell im Bündniſſe mit Ludwig XIV die Niederlande überfallen hatte. Die Boineburgiſchen Verwandten in Mainz verließen ſich wieder bei dieſem Geſchäfte beſonders auf ihres Leibnitz „Dexterität und hohen Verſtand.“

Ihn zog es unterdeſſen, wie in Paris, ſo auch hier in London, nach den Kreiſen der großen Männer, deren Namen das goldene Zeitalter der Wiſſenſchaft in England bezeichneten. Ein Prinz Robert in der Mechanik, ein Boyle in der Chemie, ein Hook in den mikroſkopiſchen Beobachtungen, ein Sydenham oder Lyſter in der Medicin, Ray in der Botanik, endlich die Wren, Newton (damals in Cambridge), Wotton und Andere glänzten, Namen, wie ſie keine ſpätere Zeit in England leicht ſo zuſammen antreffen konnte. Als Autodidakt hat Leibnitz nicht ſelten das Mißgeſchick gehabt, zu erleben, daß ſeine Entdeckungen zu ſpät kamen, und ihn überdies wohl gar dem Verdachte des Plagiats ausſtellten; und ſo ging es ihm wirklich bei dieſem Beſuche in London in demjenigen Theile der reinen Mathematik, welche ihn bis dahin vorzugsweiſe beſchäftigt hatte, nemlich in der Lehre von den endlichen Reihen und Combinationen der Zahlen, in welcher man auch den Keim zu ſeinen ſpätern Entdeckungen zu ſuchen hat. Er befand ſich eines Tages bei Boyle (es war der zweite Februar 1673), wo ſich ein vorzüglicher Mathematiker, Namens Pell, eingefunden hatte. Die Rede kam auf die Zahlen, und im Laufe des Geſprächs erwähnte Leibnitz, er beſitze eine Methode, mit Hülfe einer gewiſſen Art Differenzen, welche er differentiae generatrices nannte, die Glieder einer jeden ſtetig wachſenden oder abnehmenden Reihe zu ſummiren. (Es kam auf die genauen oder annäherungsweiſen Conſtanten derjenigen Zahlen an, zu welchen man immer am Ende gelangt, wenn man die ſucceſſiven Differenzen der Glieder einer numeriſchen Reihe nimmt, nachher die Differenzen dieſer Differenzen, und ſo fort, ſo weit als nöthig iſt). Als Leibnitz ſeine Theorie auseinandergeſetzt hatte, fiel Pell ein: dieſe Formel ſei ſeit längerer Zeit von dem berühmten franzöſiſchen Mathematiker Regnaud in Lyon gemacht, und in dem 1670 erſchienenen Buche Mouton's: Observationes diametrorum solis et lunae apparentium ausgeführt. Leibnitz hörte den Titel dieſes Buches zum erſtenmal. Er eilte zu Oldenburg, dem Sekretair der Königlichen Societät, ſeinem Freunde, der auch mit dem Baron von Schönborn in näherer Verbindung ſtand, ließ ſich das Buch Mouton's geben, „begierig zu erfahren (ſagt er in der über dieſen Anlaß aufgeſetzten Denkſchrift) wie weit man ſeiner Entdeckung zuvorgekommen ſei"; durchlief es eilig und fand, daß Pell zwar die Wahrheit geſagt hatte; daß ihm aber auch von ſeiner Entdeckung Eigenes genug blieb, um nicht nur die Originalität, ſondern auch die weit größere Fruchtbarkeit ſeiner Formel vor der des Regnauld darzuthun. (Sie beſtand darin, daß er auch im Stande war, aus denſelben Principien alle Progreſſion, beſtehend aus Gliedern, welche zum Zähler die Einheit und zum Nenner figurirte Zahlen einer beliebigen Ordnung haben, zu ſummiren). Leibnitz ſetzte den andern Tag die eben erwähnte kurze Denkſchrift über dieſen Vorfall auf, und legte ſie als eine Art diplomatiſches Dokument in die Hände Oldenburgs. Es hat nachher als ein erſtes Aktenſtück in dem, am Abend ſeines Lebens erhobenen, berühmten Streite zwiſchen ihm und Newton über die Erfindung der Differential-Rechnung gedient; als Beſtandtheil des von Collins **1712** herausgegebenen Commercium epistolicum. Pell machte übrigens Leibnitzen unter andern auch auf die Schrift des Holſteiniſchen Geometers, Mercator, über die Rectification der Hyperbel, aufmerkſam, welche er kaufte und nach Paris zurückbrachte. Ueberhaupt bildet dieſe erſte Reiſe Leibnitzens nach London einen wichtigen Punkt in jenem berühmten Streite; er ſelbſt ſah ſie dafür an, und es lag ihm daran, von dem damaligen Standpunkte ſeiner mathematiſchen Bildung einen genauen Begriff zu geben. „Es iſt gut zu wiſſen (ſchrieb er vom 9. April **1716** an den Abbé Conti, welcher einen der Vermittler abgab), daß ich bei meiner erſten Reiſe nach England im Jahre **1673** nicht die mindeſte Kenntniß von den unendlichen Reihen hatte, wie Herr Mercator ſie ſo eben gegeben hatte, eben ſo wenig von andern Materien der

Geometrie, nach ihren Fortſchritten in Folge der jüngſten Methoden. Ich war nicht einmal in der Analyſis des Descartes hinlänglich bewandert. Ich behandelte die Mathematik blos wie ein Parergon; ich kannte nur die Geometrie der Untheilbaren von Cavallieri und ein Buch vom Pater Leotaud, wo er die Quadraturen der Möndchen und ähnlicher Figuren gab, was meine Neugierde einigermaßen erregt hatte. Aber noch mehr fand ich meine Luſt an den Eigenſchaften der Zahlen, wozu der kleine Traktat, den ich, faſt noch ein Knabe, über die Kunſt der Combination (De arte combinatoria) im Jahre 1666 herausgab, die Gelegenheit gegeben hatte. Und da ich ſeitdem den Nutzen der Differenzen für die Summen beobachtet hatte, ſo wandte ich ſie auf die Reihen der Zahlen an. Man ſieht wohl aus meinen erſten, mit Oldenburg gewechſelten Briefen, daß ich nicht weiter gegangen war.“ — In der gedachten zu London verfaßten und bei Oldenburg gelaſſenen Denkſchrift hebt Leibnitz noch hervor, daß er bei den numeriſchen oder von ihm genannten combinatoriſchen Reihen frühzeitig ein elegantes Geſetz gefunden, das dem Pascal, in dem darüber verfaßten Buche Triangulus Arithmeticae, entgangen war: mit der beſcheidenen Bemerkung, „daß ein Zufall bei dem Erfinden herrſche, welcher nicht immer den größten Geiſtern das Größeſte, ſondern oft auch Mittelmäßigen einiges darbiete.“

Auch für ſeine Rechenmaſchine, deren Modell er nach London mitgebracht hatte, und wegen welcher, durch Oldenburgs Vermittelung, die Königliche Societät ihm ihre Anerkennung bezeigte, begegnete er dort einem Nebenbuhler in einem

Mechaniker, Namens Moreland, deſſen Arbeit ſich jedoch nur als eine Combination der Neperſchen Rechenſtäbe mit Pascals Maſchine auswies, wie er ſich, in Geſellſchaft Oldenburgs, der ihn ſelbſt zur Vergleichung aufgefordert hatte, an Ort und Stelle überzeugte.

Dieſen Geſchäften und Anregungen ward plötzlich ein Ende geſetzt durch die unvermuthete Nachricht von dem Tode des Kurfürſten von Mainz, welcher nach kurzer Krankheit den 12. Februar ſein glorreiches Leben und Walten beſchloſſen hatte. Sein Tod war ein Schlag für die deutſche Sache und ihre Anhänger, während die franzöſiſchen Staatsmänner darüber frohlockten. Leibnitz verlor an ihm nicht blos einen Herrn, dem zu dienen ſein Stolz ausmachte, ſondern der ihn auch ſeiner perſönlichen und gnädigſten Aufmerkſamkeit gewürdigt hatte. Er blieb ihm immer das Ideal eines großen Fürſten, in deſſen wahre Politik Wenige ſo richtig und unpartheiiſch geſehen haben, als er. In einem nach dem Nimweger Frieden an einen Miniſter geſchriebenen Briefe, über den Zeitraum der Geſchichte von dem weſtphäliſchen Frieden bis zum Kriege von 1672, vertheidigt er mit Wärme Johann Philipp gegen den Verdacht, daß er jemals ſein Vaterland an Frankreich hätte verrathen können. Hier nennt er ihn „ein erhabenes Genie, und der nichts weniger in ſeinem Geiſte betrieb, als die allgemeinen Angelegenheiten der Chriſtenheit.“ Noch ſpät, in ſeiner Theodicee, hat Leibnitz jenem Fürſten ein Denkmal für die Culturgeſchichte Deutſchlands geſetzt, andere Zeugniſſe in den übrigen Schriften zu übergehen.

1173

Der Tod Johann Philipps beſtimmte den Baron von Schönborn, welcher für ſeine Perſon ſtets den politiſchen Grundſätzen ſeines Schwiegervaters, des Baron von Boineburg, zugethan, und der daher ſeiner Miſſion von Paris nach London im Herzen ungern gefolgt war, von der Inſtruktion, in Betreff des Rückwegs über Holland, abzuweichen, und ſofort über Frankreich wieder zurückzugehen. So kam es, daß auch Leibnitz Anfangs März 1673 in Gefolge des Geſandten wieder in Paris eintraf. Ludwig XIV hatte ſich aber unterdeſſen zur Einwilligung in die Beſchickung des Congreſſes zu Köln, wo die Angelegenheiten der kriegführenden Mächte, auch ſo weit Kaiſer und Reich betheiligt waren, verhandelt werden ſollten, verſtanden: und von ihm beſtimmt, weigerte auch der König von England ſeine Zuſtimmung nicht länger. Der Kongreß nahm im Juni ſeinen Anfang, und zog ſich faſt ein Jahr lang in fruchtloſen Verhandlungen hin, bis im Jahre 1674 die gewaltſame Wegführung der Fürſten von Fürſtenberg durch die Kaiſerlichen den Vorwand zum Abbruch des Kongreſſes lieh, worauf die Kriegs-Erklärung des Reichs gegen Ludwig XIV erfolgte. Bald hatte das deutſche Reich, beſonders der Rhein, die Wuth des Krieges zu erfahren.

Statt den nach Mainz zurückkehrenden Baron von Schönborn zu begleiten und dort ſeinen frühern Wirkungskreis unter dem Nachfolger Johann Philipps, dem neuen Kurfürſten, Karl Heinrich von Beilſtein-Metternich, wieder anzutreten, zog Leibnitz es vor, die Entladung des umwölkten politiſchen Horizonts in Paris abzuwarten, an welchen Ort er wenigſtens mit ſeinen wiſſenſchaftlichen Sympathieen ſich gefeſſelt fühlte. Dem neuen Kurfürſten war er nicht unbekannt; ſeine Muſe hatte ihn demſelben bei ſeiner Coadjutor-Wahl perſönlich empfehlen müſſen; und in einem Briefe, welchen Leibnitz nach ſeiner Rückkehr von Paris nach London an Oldenburg ſchrieb, ſagt er, nachdem er des betrübenden Todes Johann Philipps Erwähnung gethan: „Wir tröſten uns durch ſeinen Nachfolger, den Biſchof von Speier, einen nicht allein weiſen Fürſten, ſondern der ſeine Wißbegierde auch bis zur Mechanik treibt, der übrigens mit derſelben Familie verſchwägert iſt, (denn ein Bruder des Schönborn, welcher jetzt bei Euch geweſen iſt, hat ſeine Schweſter zur Ehe), und nächſtdem darüber, daß alle Briefe und Papiere, beſonders die, welche ſich auf die Philoſophie (ad rem philosophicam, hier wohl nichts als die Phyſik oder Chemie) beziehen könnten, in unſern Händen ſein werden. Doch dies behalte für Dich und nur noch den berühmten Boyle.“ Dieſe dunklen Worte, welche ein ſtillſchweigendes Verhältniß zwiſchen den Correſpondenten vorausſetzen, gehen ziemlich deutlich auf den handſchriftlichen Nachlaß des verſtorbenen Kurfürſten. Wie dem nun auch war, Leibnitz erhielt ohne Mühe durch ſeinen Patron und Freund, den Baron von Schönborn, bei dem regierenden Kurfürſten die Erlaubniß ausgewirkt, länger in Paris zu bleiben. „In großen Sachen, ſchrieb ihm Schönborn in einem Briefe aus Mainz vom 5. Mai 1673, iſt hier zur Zeit noch nichts zu thun: habe alſo die Speculation, den Herrn in Paris in Negotiis zu gebrauchen, nicht können machen reüſſiren; interim aber habe ich deſſelben Perſon beſtens recommandirt; und ſind Seine Kurfürſtlichen Gnaden zufrieden, daß mein hochgeehrter Herr zu Paris noch eine Weile ſich aufhalte, ohne Gefahr des Dienſts.“ —

So fand ſich Leibnitz nach Verlauf eines Jahres wieder auf dem Platze, wohin er ohne die wunderbarſte Miſſion, welche ein junger untergeordneter Beamter und Gelehrter in ſeiner Stellung jemals erhalten haben mag, vielleicht nie, wenigſtens nicht in demjenigen Abſchnitt ſeines Lebens gelangt wäre, wo noch die Welt mit ihren wirklichen oder idealen Gütern für ſeinen alles umfaſſenden Geiſt offen lag; ſo daß der Aufenthalt, den er von jetzt ab für unbeſtimmte Zeit in Paris nahm, für die Vollendung ſeiner Bildung und ſeines künftigen Ruhmes unberechenbar war, und ihm für das Mißlingen ſeines geheimen politiſchen Reiſezweckes den reichſten Erſatz darbot. Indeß, was überraſchen möchte, war die Idee, welche ihn zu jenem kühnen Unternehmen begeiſtert hatte, trotz der gemachten Erfahrungen in ihm noch nicht erkaltet; diejenigen, welche darum gewußt und mitgewirkt hatten, der Kurfürſt Johann Philipp und Boineburg, waren jetzt beide todt: Leibnitz wagte es, mit ſeinem Geheimniſſe an einem dritten Orte den Verſuch zu machen. Dem Herzoge Johann Friedrich von Hannover, einem die Erudition, aber auch chemiſche und mechaniſche Studien eifrig beſchützenden Fürſten, war er ſeit längerer Zeit durch den mit ihm geführten Briefwechſel vortheilhaft empfohlen, nachdem er durch den Baron von Boineburg aufgemuntert worden war, ihm nicht nur ſeine in Frankfurt und Mainz herausgegebenen

Schriften, ſondern auch handſchriftliche Aufſätze, welche zum Theil noch das Licht nicht geſehen haben, und meiſt auf Theologie und Religion ſich beziehen, zu überſenden. Nur von Seiten der Politik hatte der Herzog von Hannover ihn noch nicht kennen gelernt; denn das undurchdringlichſte Geheimniß galt damals, mehr als zu irgend einer andern Zeit, als die erſte Tugend eines Staatsmannes; Rückhaltung dagegen, welche unter Umſtänden in Verſtellung oder Ueberliſtung überging, ward ſich in der Sphäre der Kabinetspolitik gegenſeitig zugeſtanden. Angenommene, erkünſtelte Naivität und Bonhommie mußten beſonders demjenigen zu Statten kommen, welchen ſein bürgerlicher Stand von aller Verbindung mit Staatsmännern fern zu halten ſchien. Eine ſolche Stellung hatte Leibnitz dem gelehrten Herzog von Hannover gegenüber. Er wollte ſie benutzen, um dieſem, bei Ludwig XIV ſehr angeſehenen und mit ihm verbündeten Fürſten das, obgleich ſchon zweimal verworfene, Projekt einer Eroberung von Aegypten an die Hand zu geben. In dieſer Abſicht richtete er aus Paris vom 26. März 1673 ein ſehr ausführliches, auf den angegebenen Zweck künſtlich angelegtes Schreiben an Johann Friedrich, paradox, ja auffallend für jeden Leſer, der den Schlüſſel dazu nicht mitbringt. Dem Anſehen nach wäre dieſer Brief, welcher nach dem Concepte im Drucke erſchienen iſt, nur abgefaßt, um den durch die franzöſiſche Reiſe abgebrochenen Briefwechſel wieder anzuknüpfen, und das Verſäumte in den Berichten fortgeſetzter Beſtrebungen für Wiſſenſchaft und Bildung nachzuholen: dies geſchieht auf eine ziemlich großredneriſche Art, der Verfaſſer entfaltet die reiche Univerſalität ſeines Genies: erſt ganz am Ende folgt der durch alles Vorhergehende von weitem vorbereitete Vorſchlag, welcher, wie ohne Abſicht, dem fürſtlichen Empfänger zur Ausführung hingehalten wird. „Endlich will ich, heißt es hier, mit Ew. Hochfürſtlichen Durchlaucht gnädigſter Permiſſion, zum Corollario, eine, wenn ich ſo reden darf, mir in den Sinn gekommene Staats-Invention anhängen. Ich ſorge, man wird ſagen, ne sutor ultra crepidam. Gleichwohl iſt das Proponiren Niemanden verboten, und das Judicium hochverſtändigen Staatsleuten vorbehalten. — Es iſt klar, daß ſo große franzöſiſche Armaturen endlich ausbrechen müſſen, daß, wenn ſie in Europa ausbrechen, ein langer Univerſalkrieg und jämmerlicher Ruin vieler hunderttauſend Menſchen zu beſorgen, daß alſo alle, nicht allein catholiſche, ſondern auch andere Chriſten“ (Leibnitz ſprach als Lutheraner zu einem katholiſchen und eifernden Convertiten), „deren Verwendung in die Levante gegen den Erbfeind wünſchen. Allein Alle, die bisher ein ſolches gerathen, haben mehr theologiſche, als politiſche Beweggründe gebraucht, und geſagt, daß man's thun ſolle, etliche auch ihre Maaßregeln übel genommen und ſind daher von verſtändigen Staatsleuten verachtet worden, und alſo iſt eine Sache, daran die Ehre Gottes und die allgemeine Wohlfahrt hanget, nur auf Kanzeln und nicht in Cabinetten in Conſideration kommen. Ich aber habe durch fleißiges Leſen der glaubwürdigſten Reiſen einen ſo wichtigen, von Niemand meines Wiſſens berührten Vorſchlag gefunden, daß ich kühnlich ſagen darf, nächſt Erfindung des fabelhaften lapidis Philosophorum, könne einem ſolchen Potentaten, als der König in Frankreich iſt, nichts Importanteres vorgetragen werden; denn es hanget mehr daran, als vor deſſen Erklärung zu glauben. Ich habe ihn noch niemand zuvor, als dem Herrn . . . . . (hier iſt in dem Concepte eine Lücke, daß aber der Baron von Schönborn genannt geweſen, iſt kaum zu bezweifeln), zu erkennen gegeben, der ihn äſtimirt, und mich, ein Bedenken darüber zu verfaſſen, eifrigſt urgirt, ſo ich thun will, und ſolches auch bei dem ſchärfſten Examen der raffinirteſten Staatsleute zu ſuſtinuiren mir getraue. Saepe etiam olitor valde opportuna locutus. „Vielleicht giebt Gott die Gnade, daß durch mich an einem hohen Orte res Ecclesiae et patriae tam salutaris mit Nachdruck angebracht werden könne.“ — Der Herzog hätte auf den Gedanken kommen können, als hätte dieſer Vorſchlag dem franzöſiſchen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Arnaud de Pomponne, vielleicht von Leibnitz ſchon gemacht ſein können — dieſer Muthmaßung im voraus zu begegnen, fährt Leibnitz in einem unbefangenen Tone fort: „Ob ich zwar in Frankreich ſo große Freundſchaft noch nicht habe, ſo bin ich doch bereits an Herrn Colbert recommandirt, und auf deſſen Befehl zur Verfertigung meiner arithmetiſchen Maſchine urgirt worden; und nunmehr auch an Mr. de Pomponne, als Secretarium Status, wird mir durch ſeinen Vetter, Mr. Arnaud, den ich in vindicatione philosophica mysteriorum Eucharistiae hoch genug zu obligiren verſichert bin, an Adreſſe nicht mangeln. Zudem habe ich doch meiſtentheils das Glück gehabt, an ſteinfremden Orten, ſo bald ich mich zu expliciren Gelegenheit gefunden, in einige Conſideration, auch ohne alle Recommendationen, gezogen zu werden. Maßen zu Maynz, als ich dahin zuerſt kommen, mich kein Menſche gekennet, und gleichwohl Churfürſtliche Gnaden gleich anfangs favorable Gedanken von mir geſchöpft. Auch viele Curioſi, zu denen ich die geringſte Kundſchaft nicht gehabt, haben auf meine Briefe an ſie mit einer extraordinären Höflichkeit und Willfährigkeit geantwortet.“ —

Dieſe diplomatiſche Feinheit ſchlug nichts deſto weniger fehl. Der Herzog von Hannover ging über das ſo künſtlich eingekleidete Anerbieten, das Leibnitz mit einer Denkſchrift über die Eroberung von Aegypten ihm geſtellt hatte, ganz gleichgültig weg, und dachte wohl wirklich: ne sutor ultra crepidam. Dagegen war er von dem Briefe im Ganzen in einem ſolchen Grade eingenommen, daß er ohne Zögern eine Antwort an Leibnitz ergehen ließ, und ihn in der ehrenvollſten Art in ſeine Dienſte und perſönliche Umgebung einlud. Weil Leibnitz nach mehreren Jahren einer wiederholten Aufforderung dieſer Art von dem Herzog von Hannover wirklich Folge geleiſtet, ſo muß immer der im Jahre 1673 an ihn ergangene Antrag als der herbeiführende Grund des nachmaligen Verhältniſſes Leibnitzens zu dem Hauſe Hannover, welches ſich auf ſeine ganze Lebensdauer erſtreckte, betrachtet werden. Deshalb verdient des Herzogs Antwort auf Leibnitzens Schreiben hier eingeſchaltet zu werden: „Von Gottes Gnaden Johann Friedrich Herzog zu Braunſchweig und Lüneburg u. ſ. w. Unſern gnädigſten Willen zuvor, Ehrbarer, Hohgelahrter, Lieber, Beſonder. Wir haben Ewer zu Paris den 26. Martii (1673) anhero abgelaſſenes Schreiben zu recht geliefert empfangen, und daraus ſowohl von Ewerer, eine Zeithero gehabten Peregrination in Frankreich und England und daſelbſt mit verſchiedenen vortrefflichen Leuten zugelegten Kundſchaft, als auch bei denenſelben allenthalben gefundenen, rühmlichen Beifall, Ewrer erſonnenen künſtlichen arithmetiſchen Maſchine, zuſammt Ewrer uns beſtändig zutragenden Dienſtbegierigkeit, ganz gerne und höchſt vergnüglich vernommen. Gleichwie wir nun von verſtändigen und gelahrten Leuten, und alſo unter denenſelben auch von Ewrer Perſon, jederzeit ſonderbare Eſtime gemacht, und noch dieſe Stunde, bei Unſern obhabenden vielfältigen und faſt (ſehr) ſchweren Regierungsgeſchäften, aus der mit denenſelben je zuweilen pflegenden anmuthigen Converſation und Correſpondence große Ergötzlichkeit empfinden. Alſo würde uns ſo viel mehr zu gnädiger und dankgenehmiger Gefälligkeit gereichen, wenn wir Ewrer nähern Converſation und ſogar perſönlichen Gegenwart an dieſen Ort zu genießen, und aus ein und andern vorkommenden, curioſen Dingen uns mit Euch mündlich beſprechen und divertiren möchten. Wir erinnern uns, daß der wohlſeel. Freiherr von Boineburg hiervon, und bei angelegentlicher Recommendirung Ewrer Perſon ſich vernehmen laſſen: „Dar wir belieben möchten, Euch nebenſt dem zulegenden Prädicat unſers Raths, von Haus aus eine jährliche Beſoldung von etwa 600 Rthlr. zu vermachen, Ihr alsdann nicht abgeneigt wäret, Euch dieſes Orts her in Unſre wirkliche Dienſte zu begeben.“ Wir ſeynd dazu, gleich damals, auch noch allerdings erbötig, wollen auch dafür halten, daß Euch ſolches jetzo um ſo viel mehr annehm- und thunlich ſeyn könnte, weil nach nunmehrigem Ableben des obwohl gedachten Baron de Boineburg ſeel. Ihr an dieſem Orte, nicht allein zu Fortſetzung Ewrer lobwürdigen Studien und Lucubrationen, und völliger Excolirung Ewrer bisher dabei erwieſenen ſonderbaren Scharfſinnigkeit, allerhand gute und dienliche Bequemlichkeit finden werdet, ſondern auch dabei guten Reſpect, und unter unſerer, dazu gerne mit herleihender fürſtlichen Autorität, der gelahrten Welt Euch ferneres bekannt machen, und mit den allerberühmteſten und vortrefflichſten Leuten in vertrawliche Correſpondence gefüglich gelangen könntet; der zu unſern Händen ſich hierdurch legenden guten Gelegenheit, Euch Unſere zutragende aufrichtige Affection und beſonderbare Gnadenneigung in mehrerem Werke, und thätig zu erkennen zu geben, vorjetzo zu geſchweigen. Wollen demnach hierüber Ewer eigentlichen Erklärung demnächſt abwarten, und Uns inmittelſt ſonderſt lieb ſeyn laſſen, wenn Ihr mit Ewrer angefangenen angenehmen Correſpondence, nicht weniger auch Communicirung Ewrer nach und nach verfertigenden Arbeit, für dies zu continuiren ohnbeſchwert ſeyn werdet. Geſtalt wir ſolchen Ewren Fleiß in alle ablängliche Wege danknehmig zu erkennen ohnvergeſſen bleiben, als ohnedem Euch mit Gnaden und geneigten Willen wohlbeigethan. Gegeben in Unſrer Reſidenz-Stadt Hannover, den 15. April 1673. Johann Friedrich.“ Wie wird Leibnitz die von ihm geforderte und abgewartete Erklärung wegen des Eintritts in des Herzogs Dienſte eingerichtet haben? Wir kennen ſie nicht: daß er ſie aber für die nächſte Zukunft abgelehnt, lehrt ſein Leben. Was hätte ihn auch bewogen, gerade jetzt den kurmainziſchen Dienſt mit dem bei dem Herzog von Hannover zu vertauſchen, und Paris, welches er als eine neue Schule betrachtete, gegen einen Winkel Deutſchlands aufzugeben? Offenbar hatte der Herzog, wie ſein Brief beweiſt, von Leibnitzens Lage nur eine ſehr unklare Vorſtellung; er legte zu viel Gewicht auf Leibnitzens Verhältniß zu dem unlängſt verſtorbenen Baron von Boineburg, als wüßte er nichts von ſeiner ganz unabhängigen, ehrenvollen Stellung im Dienſte von Kur-Mainz. Es reichte für Leibnitz hin, den Herzog darüber aufzuklären, um dem Antrage ohne Verluſt von ſeiner Gnade diesmal auszuweichen.

Wir erwähnen an dieſer Stelle eines andern Antrags, der Leibnitzen zur nemlichen Zeit vom Norden Europas her gemacht wurde, welcher aber eben ſo wenig als der des Herzogs von Hannover, und aus dem einzigen Grunde ſchon den beabſichtigten Erfolg nicht nach ſich zog, weil die erſte daran geknüpfte Bedingung war, Paris zu verlaſſen, und mit Kopenhagen zu vertauſchen. Jener treu anhängliche Freund von Leibnitz, der ſeit einiger Zeit als däniſcher Reſident in Hamburg lebende, Habbeus von Lichtenſtern, hatte, bald nach ſeinem Uebertritt in däniſche Dienſte, im Januar 1672 bei Leibnitz ſchriftlich angefragt, ob er vielleicht in däniſche Dienſte treten wollte. Es war in jenem Augenblick, als Leibnitz voll Spannung dem Ausgange ſeiner, durch Boineburg mit dem franzöſiſchen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten geführten Unterhandlung entgegenſah, und bald darauf ſeine Miſſion nach Paris antrat. Jetzt, nach Verlauf eines Jahres, im März 1673, erneuerte Habbeus ſeine Anfrage bei Leibnitz; der erſte Miniſter des Königs von Dänemark, der Graf Güldenlow, deſſen Aufenthalt in Hamburg Habbeus benutzt hatte, ihm Leibnitzen zu empfehlen und auf ihn begierig zu machen, verlangte ihn zu ſeinem Secretair mit angemeſſenem Gehalte und häuslich perſönlichem Zuſammenleben mit ihm; Vortheile, welche er in der Zukunft zu erhöhen bereit war. War auch Leibnitzens Antwort darauf nicht geradezu ablehnend, ſo bereitete er doch ſeinen Freund und Vermittler hinlänglich darauf vor, daß er in die Wünſche des däniſchen Miniſters in dieſem Augenblick nicht eingehen werde. „Sie kennen mein Naturel, (ſchrieb er in aller Vertraulichkeit an jenen) welches nicht darin beſteht, ſo viel Geld als möglich zuſammen zu bringen, noch auch mich den gewöhnlichen Vergnügungen hinzugeben, ſondern meinen Geiſt zu befriedigen, indem ich etwas Solides und Nützliches für das Allgemeine hervorbringen kann. Wenn Sie alſo glauben, daß Herr von Güldenlow von ſolidem Geiſte, und für augenſcheinlich nützliche und leicht auszuführende Unternehmungen empfänglich iſt, und bereit, ſie mit ſeinem Anſehn zu unterſtützen, woran ich auch nicht zweifle, wenn ich den hohen Rang, den er einnimmt, erwäge, und den Ruf, welchen ſein Ruhm aller Orten verbreitet, und ich von ſeiner Seite auch ein einigermaßen vollkommenes Vertrauen erwarten kann — indem ich nicht gewohnt bin, mich gewiſſen politiſchen Launen einiger großer Herren zu unterwerfen, und ich mich lieber von allen dieſen Geſchäften entfernt halte, als daß ich in beſtändiger Unruhe lebte — dieſes vorausgeſetzt, bin ich bereit, mein Herr, Ihre Befehle zu empfangen, und ich hoffe, durch meinen Eifer nicht ganz unnütze Dienſte leiſten zu können. Auch dieſes Geſtändniß lege ich ab, daß ich an einem Fehler leide, welcher in der Welt für bedeutend gilt, nemlich es oft an den Ceremonien fehlen zu laſſen, und im erſten Augenblicke keine zu gute Meinung von mir einzuflößen. Wenn man auf dieſe Dinge viel giebt, was ich nicht glaube; und wenn man trinken muß, um ſich ein Anſehen zu verſchaffen, ſo werden Sie ſchon entnehmen, daß ich nicht in meinem Elemente ſein würde. Aber um mich desjenigen, was ich hoffen könnte, zu vergewiſſern, ſo will ich einen Vorſchlag machen, welcher mir ſehr vernünftig ſcheint.“ Dieſer Vorſchlag ging nun zunächſt auf nichts anderes hinaus, als von Paris aus der Berichterſtatter für die däniſche Regierung über den franzöſiſchen Kunſtfleiß in den verſchiedenſten Gattungen zu werden; auch auf die wichtigſten literariſchen Erſcheinungen wollte er ſein Augenmerk richten, doch auch wieder nicht von dem Standpunkte eines Gelehrten, ſondern im Intereſſe eines Staats- und Geſchäftsmannes. „Die meiſten Bibliotheken, bemerkt er dabei, welche für ſchön und intereſſant gelten, ſeien beinahe nur mit Büchern von geringem Nutzen angefüllt. Wenn er eine nach ſeinem Geſchmacke errichten ſollte, ſo würde er hauptſächlich nur zwei Arten von Büchern aufnehmen, erſtlich ſolche, welche von Erfindungen, Demonſtrationen und Verſuchen handelten, und nachher ſolche, welche Staats-Denkſchriften und die Geſchichte, zumal die der neueſten Zeit, und Beſchreibungen der Länder enthielten.

Eine Bibliothek der Art koſtete nicht viel, und wäre unendlich intereſſant. So habe er ſelbſt (mit Rückſicht auf die Gränzen, die er ſich vorgeſchrieben, und nach Verhältniß ſeiner Börſe) für vierzig Thaler die Blüthe der Bücher Englands zurückgebracht.“ Schließlich macht Leibnitz noch einige, den Dienſt betreffende Bedingungen, ſo wie er erwartet, daß mit dem, von dem Miniſter gemachten Anerbieten der Titel eines königlichen Raths verbunden ſei, ſo wenig er auch ſonſt auf ſolchen äußeren Schein gebe. Bis er von ſeinem Freunde übrigens Antwort habe, wage er nicht, an den Miniſter ſelbſt zu ſchreiben.“ Man merkt es an dem ganzen Tone ſchon, daß es Leibnitzen mit der Uebernahme der ihm angetragenen, ſo ehrenvollen Stelle kein rechter Ernſt war. Aber auch der däniſche Miniſter hat auf die, ſeinem Antrage von Leibnitz gegebene Wendung nicht eingehen können: ſo verlautete denn auch während des Lebens unſers Leibnitz von jener vorübergehenden Abſicht keine Spur, und auch ſein Freund Habbeus muß von jener Zeit ab jeden weitern Verſuch dieſer Art aufgegeben haben. In Leibnitzens Nachlaß findet ſich übrigens noch manches andere Blatt der Erinnerung an jenen, mit mancher Sonderbarkeit behafteten und anziehenden Geſchäftsmann und Halbgelehrten.

Leibnitz blieb alſo, ohne ein feſtes Ziel zu verfolgen, in der äußeren, von dem regierenden Kurfürſten von Mainz ihm belaſſenen Eigenſchaft eines Mainziſchen Raths in Paris; ſo jedoch, daß das Band, welches ihn an den frühern und hoffnungsreichen Schauplatz ſeiner amtlichen Thätigkeit knüpfte, immer lockerer und loſer wurde, wie es denn in der That ſchon durch ſein erſtes Verbleiben im Auslande, nach dem Tode Johann Philipps und des Baron von Boineburg, ja gewiſſermaßen bereits durch ſeine Sendung an den franzöſiſchen Hof im Frühjahr 1672 aufgelöſt war. Leibnitz hatte die Möglichkeit, daß er nicht mehr nach Mainz zurückkommen würde, bald bei den Anſtalten zu ſeiner geheimnißvollen Entfernung von dieſem Orte vorausgeſehen, und ſeine ſämmtlichen Bücher und angefangenen Arbeiten oder Entwürfe ſeinem Freunde und Wirth, dem Hofrath Laſſer, zur Aufbewahrung übergeben. Daher blieb Vieles von ihm dort, auch als Laſſer unterdeſſen mit Tode abging, ohne das von ihm und Leibnitz gemeinſchaftlich betriebene Unternehmen vollendet zu haben. Erſt als Leibnitz in Hannover Anſtellung und feſten Sitz genommen hatte, und zwar im Jahre 1679, ließ er ſich von den Verwandten Laſſers ſeine in Mainz zurückgelaſſenen Papiere zukommen. Merkwürdig iſt die Wendung, deren er ſich bei dieſem Anlaß bediente, um ſeine Trennung von Laſſer und ſein Bleiben im Auslande zu begründen. „Das ausbrechende Kriegswetter, ſchrieb er, und erfolgte Veränderung habe ihn gezwungen, auf ſeine eigene Wohlfahrt Acht zu haben: dann er ſchon zuvor auf des ſeel. Herrn Laſſers Zureden einige ſehr anſtändige Beförderungen ausgeſchlagen. Welches aber (fährt Leibnitz fort) in die Länge ſich nicht thun laſſen; denn er ſo gar in Mainz nichts erworben, daß er auch nicht wenig von dem Seinigen zuſetzen müſſen. Habe er alſo ſeine Reiſe fortſetzen, und dahin trachten müſſen, wie er mit Gottes-Hülfe zu einer anſtändigen Bedienung gelangen möchte. Mit dem ſeel. Herrn Laſſer aber habe er die Abrede genommen, daß er dieſes Werk (nemlich das verbeſſerte Corpus Juris), wiewohl abweſend, dennoch gemeinſchaftlich mit ihm, ſobald ihm ein gewiſſer Ort zugewieſen worden, vornehmen wollte. Unterdeſſen ich ihm (lauten die ferneren eigenen Worte Leibnitzens) alle zu dem Werk gehörigen, auch ſonſt viele meiner anderen Schriften und Bücher, ſo zu Mainz bei mir gehabt (wie denn darüber Bekenntniß und Unterſchrift habe) als einem treuen Freunde in Depoſito gelaſſen, und meine Reiſe fortgeſetzt.“ Hier zollt Leibnitz dem Tode und Gedächtniſſe ſeines ehemaligen Verbündeten einige Worte der Pietät, und ſpricht endlich ſein Verlangen aus: „daß er, nachdem er, Gottlob, ſeine Sachen etwas in Ordnung gebracht, er nun nicht allein ſeiner Schriften, ſondern auch des von Laſſer beigetragenen Apparatus von nöthen habe, damit nicht eine Arbeit zweimal geſchehen müſſe. Er verſpricht zum Schluſſe, daß bei des Werkes Ausfertigung ſowohl Laſſers, wie ſeines eignen Namens dabei gedacht werden ſollte.“ Wir wiſſen ſchon, daß es dahin nie gekommen iſt, weil Leibnitz mit zu viel Hinderniſſen und täglich wachſenden Aufgaben zu kämpfen hatte; aber, was er deſſen ungeachtet auch ſpäterhin für jenes Jugendunternehmen, mit Hülfe einiger Rechtsgelehrten, noch gethan hat, iſt zum Theil noch vorhanden, und zum andern Theil vielleicht in einer von Deutſchlands Bibliotheken noch aufzufinden. Nur ſo lange Leibnitz in Paris gelebt hat, ließ er die Theorie der Rechtswiſſenſchaft, als ſolche, am weiteſten aus den Augen, und noch in den letzten Monaten ſeines dortigen Aufenthaltes hielt er es für nöthig, ſich wegen dieſer ungelöſten und aufs

Ungewiſſe hinausgeſchobenen Schuld vor einem deutſchen Rechtsgelehrten und Literatoren, welchem er aus Paris den 10. Mai 1676 ſchrieb, gewiſſermaßen zu entſchuldigen. „Sie werden fragen, ſchrieb er, was von mir, dem in Verſprechungen einſt ſo freigebigen, ſeit der Zeit geleiſtet wurde? Ich antworte: Angelegt und angefangen iſt vieles worden, ausgeführt aber und zur Vollkommenheit gebracht freilich nichts. Denn da mir die Nothwendigkeit, nach Frankreich zu reiſen, aufgelegt worden war, ſo habe ich ſeit der Zeit an alles andere eher, als an die Jurisprudenz gedacht. Nicht ſo aber, als gäbe ich es auf, das Begonnene in Zukunft wieder aufzunehmen; ja ſogar, wenn Sie die Jurisprudenz als einen Theil der Staatswiſſenſchaft anſehen wollen, denjenigen meine ich, welcher nicht auf der Willkühr der Geſetze, ſondern auf dem Wohle des Ganzen beruht, ſo habe ich auch jene nicht vernachläſſiget. Ich habe ein etwas tieferes Studium der Mathematik damit verbunden, und habe es, gegen mein Erwarten, dahin gebracht, daß man mich in Paris, unter einer ſo großen Zahl von gelehrten Männern, nicht ganz überſieht. Denn meine Entdeckungen, ſowohl in der Zahlenlehre, als auch in der Geometrie, wie in der Mechanik ſind mit Beifall aufgenommen worden. Und ſo hätte ich, wenn auch ſonſt nichts, ſo doch ſo viel erreicht, daß ich die wahre Analytik und die echten Methoden der Demonſtration an hervorſtechenden Beiſpielen gegeben habe, und jetzt, wenn auch nicht ſo Vieles, doch Beſſeres, auch in der Wiſſenſchaft des Rechts zu geben vermag.“ Man braucht nur an die Principien des Naturrechts zu denken, welche Leibnitz ſpäterhin als einen weſentlichen Beſtandtheil ſeines philoſophiſchen Syſtems neu begründet hat. Doch, um nicht aus dem engeren Gebiete der Rechtswiſſenſchaft und ihrer Anwendung auf die bürgerliche Geſellſchaft hinauszugehn, ſo hat Leibnitz durch ſeine Vereinfachung der Interuſurrechnung (Meditatio Juridico-Mathematica de interusurio simplice) vom Jahre 1683, als eine Anwendung der unendlichen Reihen auf die Beſtimmung des Unterſchiedes eines Kapitals und ſeines augenblicklichen Werthes, das erſt an einem anberaumten Termine fällig iſt, in dem vorhin ausgeſprochenen Sinne ſeine Schuld abgetragen. „Advokaten, ſagt beipflichtend Käſtner, klagten wohl über Unverſtändlichkeit — einſichtsvolle Regierungen aber haben ſie in ihren Dikaſterien eingeführt.“

Seine in den erſten Jahren ununterbrochen gepflogene Verbindung mit dem Hauſe Boineburg-Schönborn in Mainz trug viel bei, Leibnitzen über die engere Sphäre der bloßen Gelehrten in die der höhern Geſellſchaft des Hofes und hoher in Paris lebender Fremden zu erheben; und der Verluſt an Zeit und Kräften, den ihm dieſe zerſtreuenden Verbindungen herbeiführten, glich ſich durch den höhern Gewinn derjenigen Bildung aus, welche für den künftigen Hofmann unerläßlich war. Nur fehlen uns zu ſehr die Nachrichten, um nach den beiden, ſich einander ergänzenden Seiten mehr als Blicke hinwerfen zu können: wir können nur von einzelnen Zügen auf das Allgemeine ſeiner, gewiß nicht gewöhnlichen Stellung zurückſchließen. Eine von Leibnitz in ſeinem ſpätern Leben aus der Erinnerung erzählte Anekdote über den gelehrten

Abbé Gallois, welcher 1707 geſtorben iſt, gehört hieher, wie Leibnitz ſie in einem Briefe an Johann Bernouilli vom 21. Juni 1707 erzählt. Er ſpricht von der großen Selbſtliebe und dem Starrſinn dieſes Gelehrten, welchen er unter andern durch unermüdliche Bekämpfung der Differentialrechnung gezeigt hatte. „Ich ſtand früher mit dem Manne in vertrauter Bekanntſchaft, da er die Gunſt des Miniſter Colbert beſaß. Eines Tages befand ich mich ſelbſt bei Colbert, als Begleiter des edlen Herzogs von Chevreuſe. Ich traf dort Gallois an, wie er mit dem jüngern Colbert, mit dem Beinamen Croiſſy, kurz ehe dieſer zu den Friedensverhandlungen nach Nimwegen abging, ſprach, und es darauf anlegte, durch närriſche Reden ſein Lachen zu erregen, zu meiner nicht geringen Verwunderung, daß der nicht unberühmte Mann um die Gunſt der Großen durch beinahe ſkurrile Witze buhlte. Aber man ſagte, daß der ältere Colbert ſich an der Geſchwätzigkeit des Mannes ergötzte, wenn er ſich von den Anſtrengungen ſeines Miniſteriums erholen wolle." Der Herzog von Chevreuſe war der Schwiegerſohn des Miniſters Colbert, zu welchem Leibnitz ihn begleitete. Seine Verdienſte als Staatsmann und Menſch ſchildert ausführlich St. Simon in ſeinen Denkwürdigkeiten.

Die häufig gebotene Gelegenheit, für die Geſchäfte hoher Perſonen und Familien in Paris an den Hof zu ſchreiben, Denk- und Staatsſchriften auszuarbeiten, war eine in ihren Folgen auch für das Allgemeine höchſt fruchtbare Uebung, inſofern Leibnitz dadurch am meiſten jenen Grad in der Kunſt, franzöſiſch zu ſchreiben, an Ort und Stelle erwarb, vermöge deren er nachher, bei dem politiſchen Uebergewicht Frankreichs ſeit den Eroberungen von 1672, allein ein europäiſcher Schriftſteller werden konnte. Gerade in dieſer Epoche war die klaſſiſche Literatur der Franzoſen auf dem Punkte ihrer höchſten Entfaltung, um nach einigen Decennien wieder abzunehmen. Racine war auf der Höhe ſeiner Schöpfungen; Moliere ſtarb ein Jahr nach Leibnitzens Ankunft in Paris, (1673) aber er hat ihn noch ſelbſt in einem ſeiner Stücke ſpielen ſehen, auch nach ſeinem Tode das auf den unſterblichen Dichter verfaßte Stück, **Ombre de Molière**, woran Leibnitz im ſpätern Leben mit Genugthuung ſich erinnerte. Denkſchriften aufzuſetzen, wenn auch nicht von der Ausdehnung und höhern Bedeutung, wie es in Mainz geſchah, gab ihm aber nicht allein die öffentliche Lage der Dinge, ſondern vielleicht mehr noch das Intereſſe einzelner hoher Perſonen Anlaß genug. Er zog ſeinen Unterhalt daraus, während ſeine wiſſenſchaftlichen Entdeckungen ihm nur Erholung und eigene geiſtige Förderung, nicht einmal Ruhm einbrachten, weil er nicht eilte, ſie zu veröffentlichen. So ſchrieb Leibnitz im dritten Jahre ſeines Pariſer Aufenthaltes an den Secretair der Königlichen Societät zu London, Oldenburg, vom 15. Juli 1674: „Auf mir laſten viele und zwar unter ſich ganz verſchiedene Arbeiten, welche zum Theil Fürſten, zum Theil Freunde von mir fordern. Daher bleibt mir nicht die nöthige Zeit übrig, welche ich der Erforſchung der Natur und den mathematiſchen Contemplationen widmen möchte. Ich fühle mich jedoch, ſo viel es angeht, davon, und will lieber meinen, zu dieſen Dingen hingeneigten Geiſt, befriedigen, als auf meine Vortheile bedacht ſein.“ Gerade zu der Zeit, als Leibnitz dies Bekenntniß im Allgemeinen dem Freunde ablegte, hatte er einen ſo ſchwierigen, als merkwürdigen Fall unter der Feder. Im Jahre **1674** traf der von ſeinen Unterthanen verfolgte und gehaßte Herzog Chriſtian Ludwig von Meklenburg-Schwerin, welcher ſich von ſeiner erſten proteſtantiſchen Gemahlin unter dem Vorwande zu naher Verwandtſchaft getrennt, und eine Katholikin, die Wittwe des Herzogs von Coligni geheirathet hatte, nachdem er ſelbſt katholiſch geworden war, in Paris ein: innerlich zerrüttet, wollte er ſich jetzt auch von ſeiner zweiten Gemahlin ſcheiden laſſen, wenn die Geſetze des Landes es zuließen. Die Frage war eine der ſchwierigſten; der Herzog wurde an Leibnitz verwieſen, und dieſer entſchied zu ſeinen Gunſten. Als lange nachher das Buch von Launoy von der königlichen Gewalt über die Ehe erſchien, fand Leibnitz ſeine eigene Meinung durch jene viel geltende Autorität beſtätigt.

Einer nähern Ausführung bedarf das vorhin angedeutete, durch mehrere Jahre fortgehende Verhältniß Leibnitzens zu dem Hauſe Boineburg-Schönborn nach dem Tode des Baron Johann Chriſtian von Boineburg, da die ſchöne Pietät, welche ihn an den Vater geknüpft hatte, ſich jetzt in der engſten Anhänglichkeit an deſſen, nachher in der Geſchichte von Kurmainz ſo berühmt gewordenen einzigen Sohn, Philipp Wilhelm, äußerte. Die verwittwete Mutter deſſelben hatte Leibnitzen, ſobald dieſer ſeinen Vorſatz, in Paris zu bleiben, ausgeſprochen hatte, zum Mandatarius in der noch immer ſchwebenden Angelegenheit bei dem franzöſiſchen Hofe, welche wir oben berührt haben, beſtellt, und durch unermüdlichen Eifer erreichte auch Leibnitz einen Theil der auf den jungen Baron übergegangenen Forderungen. Wichtiger war der ihm gleichzeitig gewordene Auftrag, über dieſen Jüngling, die einzige Hoffnung des Hauſes, als Freund, Rathgeber und Lehrer die Aufſicht zu führen. Leibnitz hatte nicht ſelten mit den jugendlichen Neigungen und Entwürfen des nach mehr Selbſtſtändigkeit ſtrebenden Zöglings, welcher mit ihm die Wohnung theilte, zu kämpfen, und wie er in dieſer Hinſicht auf ihn damals wirkte, läßt uns ein Schreiben aus jenen Jahren an die Freiin von Boineburg in lebendiger Veranſchaulichung am beſten erkennen. „Die Studia betreffend, klagt Leibnitz, ſo thut er nichts mehr richtig und beſtändig ſeither; er weiß nicht, mit was für Prätext er die ſehr nützliche Methode, ſo ich mit ihm gehalten, ihm Autores, ſo von Staatsſachen, ſonderlich in franzöſiſcher Sprache geſchrieben, zu geben, und den Kern darin zu zeichnen, den er hernach herausgezogen und bisweilen überſetzt, und ſich alſo auf alle Manieren in Hiſtorie, Sprache und Stylo exercirt, quittirt hat. Und kann ich ſagen, daß er ein gutes Ingenium hat, die Sachen bald zu begreifen, auch gute Gedächtniß, ſie zu behalten, welches zwei herrliche Gaben Gottes ſeyn: ſo geräth es ihm auch gar wohl, wenn er ſich einmal appliciren will. Allein der Wille mangelt, und ſucht er tauſend Prätexte ſeiner Nachläßigkeit.“

„Neulich habe ich ein Langes und Breites über ſolche Dinge mit ihm raiſonnirt; darauf er denn endlich in Herrn

Schützen (eines Verwandten des Hauſes) Beiſein eine Beichte gethan, und ſich herausgelaſſen. Er befinde, daß er mehr Luſt habe zu Fätiguen des Leibes, als zu Studien des Gemüths; und hielte er deswegen dafür, es ſei das Beſte, ſich in eine Akademie zu begeben und ſich darinnen, wozu er inclinire, völlig zu exerciren. Allein es war gleich zu merken die ganze Subtilität des Vorſchlags: denn wir haben Nachricht, daß ihm Verſprechen gegeben war, mehr Freiheit zu haben, als insgemein die jungen Akademiſten, die unter der Disciplin ſeyn, haben; wie denn auch zu geſchehen pflegt, und mehr dergleichen darin ſeyn, mit denen einigen er geredet haben mag. Und weil er ſiehet, daß er dergeſtalt Prätext haben würde, erſtlich die Studia gänzlich zu abandonniren, fürs andere faſt keine Viſiten zu geben, und die Gelegenheit finden wird, mit einem Schwarm junger Leute umzugehn, wornach er ſich längſt ſehnet, ſo iſt er jetzo damit auf die Bahn kommen ....“

„Weil ich nun aus dieſer Propoſition die ganze Fineſſe leicht merken können, habe ich ihm geantwortet, daß ſolche Reſolution ganz laxe, und gleichſam eine Deſparation an gutem Succeß ſey, und daher als eine Peſt geflohen und aus'm Sinn geſchlagen werden müſſe. Sie ſey der Intention des ſeeligen Herrn Vaters, der Hoffnung der ganzen Freundſchaft und Reputation der Familie ganz und gar zuwider. Er habe alles, was ein Menſch wünſchen könne, zu einer einem Cavalier anſtehenden Perfection in allen Dingen zu gelangen. Daß er aber ſage, er habe mehr Luſt zu Leibesfatiguen, als Gemüthsübungen, dieſes ſey kindiſch; denn alle Kinder in der

Schule würden dergleichen ſagen, und lieber Arbeit, als: laufen, ſpringen, thun, als lernen wollen. Man müſſe aber bedenken, daß dieſes, ſo er Fatiguen nenne, nichts als ein Kinderſpiel, ſo zu ſagen, und Bagatellen von Fatiguen ſeyn. Die wahren Fatiguen ſeyn Hunger und Durſt, Froſt und Hitze leiden, im harten Winter Schildwach ſtehen, Wunden bekommen, etliche Tage nach einander zu Fuß marſchiren, wenn das Pferd unterm Leib erſchoſſen, dieſes aber lerne ſich in Akademieen nicht, ſondern in Campagnen und weiten Reiſen.“

In einem ähnlichen Berichte über ſeinen vornehmen Zögling, aus Paris, ſchrieb Leibnitz: „Die Studia anbetreffend, ſo habe ich mich ja längſt anerboten gehabt, Abends etliche Stunden nach dem Eſſen den Grotium und andere Dinge, ſo die Affairen berührt, mit ihm zu tractiren, als eines der ihm nützlichſten Studien, ſo auch bisweilen, doch unterbrochen geſchehen. So unterlaſſe ich ſonſt nicht, bei allen vorfallenden Gelegenheiten ihm ſolche Sentiments von den Affairen einzudrücken, daß es ſeines ſeel. Herrn Vaters Meinung gemäß ſei, und befinde, daß ſein Judicium dadurch nicht wenig aufgemuntert und geſchärft wird.“ Dieſer vortheilhafte und nachhaltige Einfluß Leibnitzens auf den jungen Baron von Boineburg dauerte über ein Jahr; da brachen aber, durch Schuld der Verwandten in Mainz, Mißverſtändniſſe aus, in deren Folge ſich dieſes Verhältniß auflöſte. Der Denkſchrift, welche Leibnitz auf dieſen Anlaß nach Mainz abgehen ließ, iſt oben im Vorübergehen gedacht worden. Der junge Boineburg verließ nachher Paris, und ſchwang ſich in der Folge zu den höchſten Würden und ruhmvollſter Wirkſamkeit im Reiche auf. Er wurde hintereinander Geſandter des Kurfürſten von Mainz am kaiſerlichen Hofe, kaiſerlicher Kammerherr, Hofrath (1694). Zwar ſcheiterte er nachher, wie ſein Vater, bei der Bewerbung um die Reichs-Vicekanzlerſtelle im Jahre 1697; dafür erhob ihn der Kaiſer in den Grafenſtand, und machte ihn zu ſeinem bevollmächtigten Miniſter in Frankfurt. Im Jahre 1702 wurde er Statthalter von Erfurt, und erwarb ſich hier den Beinamen des großen Boineburg. Zwiſchen ihm und ſeinem Lehrer und Führer der Jugend, Leibnitz, fand, als dieſer in Hannover ſich Weltruhm erworben hatte, der lebhafteſte Briefwechſel ſtatt, welcher, gedruckt, einen Band für ſich ausmachen würde. Als Boineburg eine Weile, wiewohl vergebens, ſich mit der Hoffnung auf die Reichsvicekanzlerſtelle ſchmeichelte, ſchrieb ihm Leibnitz, vom 13. Januar 1696: „Unſer Hof wird, Sie wiſſen es, ohne daß ich es Ihnen ſage, über Ihre Erhebung entzückt ſein: aber ich werde es aus ganz beſondern Gründen ſein. Nicht Ihre Güte allein iſt es, und das Andenken an eine ſo berühmte und ſo gnädige Perſon gegen mich, als Ihr ſeliger Herr Vater war, nöthigen mich dazu: es iſt die Kenntniß, welche ich von der Geradheit und Gerechtigkeit Ihrer Geſinnungen habe, welche mich glauben laſſen, daß der Kaiſer und das Reich dabei wohl ſtehen werden.“ Das nemliche Verhältniß blieb auch zwiſchen Leibnitz und dem Obermarſchall Baron von Schönborn, obſchon keine ausdrücklichen Zeugniſſe aus einer ſpätern Zeit vorliegen. So lange Leibnitz aber in Paris ſich aufhielt, wandte er ſich häufig voll Vertrauen an ihn, welches er auch erwiederte. ,Unter andern bemühte ſich Leibnitz lange, wiewohl ohne Erfolg, den ihm rückſtändigen Gehalt von dem Kurfürſten von Mainz zu erlangen: die Zerrüttung der allgemeinen Landesangelegenheiten ſtellte ſich immer dagegen. Einmal, noch zu Anfang des Jahres **1676**, ſchrieb ihm der Baron von Schönborn aus Aſchaffenburg, daß der Kurfürſt ſein Schreiben zwar gnädig aufgenommen, in der Sache ſelbſt aber keine günſtige Entſcheidung gegeben habe: „il me semble que la liberalité des Princes n'excède pas la ruine de leurs états", ſetzte er damals zu. Nach Mainz während dieſer Zeiten zurückzukommen, hatte er Leibnitzen ſchon früher abgerathen. „So es Gottes Wille iſt, ſchrieb er, daß mein hochgeehrter Herr dermalen einſt wiederum herauskommt, ſo verlangt mich ja wohl herzlich darnach, obzwar bei jetzigen Conjuncturen der Aſpectus des armen Deutſchlands gar nicht angenehm iſt." Unter ſolchen Verhältniſſen blieb Leibnitz nur übrig, eine ihm günſtigere Wendung der Dinge in Paris ſelbſt abzuwarten.

Ein ſo vielfältig in Anſpruch genommenes Leben war ſo wenig, ja noch viel weniger als ſein vorhergehendes Leben und Wirken am Hofe von Mainz, geeignet, Leibnitzen zur Entwerfung und Ausarbeitung wiſſenſchaftlicher Werke die Zeit zu laſſen, obſchon es ihm an Anregungen und Aufforderungen zu eigentlich gelehrter Thätigkeit in Paris nicht fehlte. Leibnitz war dort kaum ein Jahr bekannt, als ihm der ehrenvolle Auftrag wurde, einen der alten Autoren, welche damals unter dem Patronat des Herzogs von

Montauſier, und unter der gelehrten Leitung Huets, nachmaligen Biſchofs von Avranches, zum Gebrauche des Dauphins (in usum Delphini) neu herausgegeben wurden, nach eigner Wahl zu bearbeiten. Huet zeichnete Leibnitzen und Oldenburg in London, vor den übrigen Mitarbeitern dadurch aus, daß er hauptſächlich ſolche Schriftſteller von ihnen bearbeitet zu ſehen wünſchte, bei denen es nicht auf Sprachkenntniß allein, ſondern vorzüglich auch auf die Wiſſenſchaft der darin behandelten Gegenſtände aus dem Gebiete der Natur und der Kunſt ankam, damit „die Ueberlieferungen der Alten durch die Erfindungen der Neuern Licht erhielten.“ Huet ſchlug daher Leibnitz mehrere Schriftſteller, als den Vitruvius, Pomponius Mela, Apulejus, Martianus Capella und den Boëtius vor, den erſtern aber, Vitruv, legte er ihm dabei am nächſten. Leibnitz aber dankte dafür: „da der berühmte Philolog Valeſius, ſchrieb er Huet, mit Vitruv ſich beſchäftigte, ſo würde ihm nichts übrig bleiben, als aus den älteren Interpreten einen Auszug zu machen. Da würde er doch lieber die Ausgabe von Valeſius abwarten, um dann wenigſtens eine nicht zu verachtende Nachleſe eigener Beobachtungen hinzuzufügen. Denn, bemerkt er dazu, er habe die Eigenheit, daß er einen Gegenſtand nicht gern anrühre, wenn er nicht hoffe, etwas Ungemeines zu leiſten.“ Mit ſolchem Ausdruck gerechten Selbſtgefühls in dieſem Briefe ſcheint allerdings eine Aeußerung darin unverträglich, worin Leibnitz die eigene Beſcheidenheit auf Koſten ſeiner Nationalität, als Deutſcher, an den Tag legt, die Aeußerung: „quid aliud exspectes a Germano, cui nationi inter animi dotes sola laboriositas relicta est?" — Leibnitz entſchied ſich endlich für den Martianus Capella. Die encyclopädiſche Form dieſes Autors, die Schwierigkeiten kritiſcher Art, beſonders ſeine Fruchtbarkeit für nützliche Sacherklärung, gaben zu Gunſten jenes Schriftſtellers (den ja ſchon Hugo Grotius im erſten Gefühle anſtrebender Jünglingskraft gewählt hatte) den Ausſchlag. Leibnitz arbeitete wirklich ein Stück zur Probe aus, ſchickte es Huet (nach St. Germain) zu und überließ es ſeinem Gebrauche; bereitete ihn aber gleichzeitig darauf vor, daß es mit dieſem Probeſtück ſein Bewenden haben möchte: „er möge ſein Verzögern nicht anklagen, indem nur allzu häufige Unterbrechungen dazwiſchen träten. Außerdem werde er von ſeinen Freunden gedrängt, die von ihm gemachten Entdeckungen in der Analyſis, Phoronomie, der Optik und Mechanik zu bearbeiten und herauszugeben; und hiernächſt dürfe er auch ſeine Freunde in England, Deutſchland und Skandinavien nicht vernachläßigen." So iſt ohne Zweifel jene Ausarbeitung gar nicht zu Stande gekommen, und jene, von den älteren Berichterſtattern an die Hand gegebene Vermuthung, daß Leibnitzen das Manuſcript ſeines Martianus Capella in Paris entwendet worden wäre, ſcheint zu weit hergeholt. Leibnitz hat mit dem erſten und wahrſcheinlich letzten Verſuche philologiſcher Kritik, den er in Huets Händen ließ (wovon ſich das Concept vielleicht aber noch in ſeinem Nachlaſſe finden möchte), einen Beweis ſeines ſtets bereiten guten Willens ablegen wollen: der Hang ſeiner übrigen, höhern Studien, deren er ſelbſt erwähnt, und welche ihn, ſo oft er ſich von ſeinen Geſchäften „wegſtehlen" konnte, am meiſten beſchäftigten, vertrug ſich mit jener hiſtoriſchen Richtung damals zu wenig. Jene waren, wie Leibnitz in ſeinem Briefe an Huet hervorgehoben, die Geometrie und Analyſis, in welchen Paris, nach ſeiner Rückkehr aus England, ein ganz neues Licht in ihm angezündet hatte: worin er von Entdeckung zu Entdeckung fortſchritt, bis er, im Sommer **1676**, zu der großartigen Entdeckung oder Erfindung der Differenzialrechnung durchbrach, welche hinreichen würde, ſeinen Namen unſterblich zu machen. Gerade in jenem Augenblicke indeß, da Leibnitz der ganzen Größe und unermeßlichen Wichtigkeit ſeines Fundes ſich noch kaum bewußt war, erhielt er den entſcheidenden Ruf, in deſſen Folge er raſch nach Hannover, der Reſidenz des Herzogs Johann Friedrich, abging, und damit ſeinem Leben eine von dem Vorhergegangenen in vielem verſchiedene Bahn vorzeichnete. Wir wollen vorher die Geſchichte Leibnitzens bis zu dieſem, für ſein Leben ſo entſcheidendem Momente fortführen, ehe wir uns einer zuſammenhängenden Betrachtung und Zergliederung der epochemachenden Entdeckung, welche mit ihren Wirkungen bis an das Ende von Leibnitzens Leben und noch darüber hinausreicht, hingeben.

Wir beſchränken uns dabei auf den an ſich ſehr merkwürdigen, doch früher nie ans Licht gelangten Punkt: auf die Entwürfe, welche Leibnitz, kein ganzes Jahr vor dem ihm zugegangenen Rufe aus Deutſchland, mit größtem Ernſt und Eifer betrieb, ſeinen Wohnſitz für immer in Paris aufzuſchlagen, mit Verzichtleiſtung auf jeden Herrendienſt in ſeinem Vaterlande. Dies wird uns aber auf Deutſchland und Leibnitzens Verwandte in ſeiner Vaterſtadt Leipzig, mit welchen er ſich deshalb in Verbindung ſetzte, einen Blick zurückzuwerfen nöthigen.

Durch ſeinen raſchen Abgang von Mainz nach Paris, deſſen eigentliches Motiv Allen ein undurchdringliches Geheimniß blieb und bleiben mußte, und von welchem er ſeine Verwandte vorher nicht erſt in Kenntniß geſetzt hatte, war er ihrem Blicke ein ganzes Jahr über wie entſchwunden. Nur ſo viel hatten dieſe, und namentlich der ältere Bruder, Johann Friedrich, von einem Bekannten Leibnitzens in Mainz in Erfahrung gebracht, daß er im Gefolge der Geſandtſchaft des Kurfürſten von Mainz an die Höfe von Frankreich und England gegangen ſei, und bald nach Deutſchland zurückkehren werde: ſo lautete ein Brief, den Leibnitz von ſeinem Bruder aus Leipzig vom 11. März 1673, erhalten hatte. Zum Unglück waren die Briefe, welche Leibnitz unterdeſſen aus Paris an die Seinigen geſchrieben hatte, ausgeblieben oder verloren gegangen. Waren die Seinigen ſchon vorher, als er im Dienſte eines katholiſchen Fürſten und Prälaten in Mainz lebte, von Vorurtheilen gegen ihn über ſeine Religion und Vaterlandsliebe eingenommen, ſo hatte ihr Mißtrauen jetzt neue Nahrung gewonnen, und ſprach ſich in wirklicher Gereiztheit und den härteſten Vorwürfen gegen Leibnitz aus. Ein Brief des Bruders vom 7. Januar 1674 lautet, nach einem geiſtlichen Segen, wie folgt: „Die mir von Gott eingepflanzte Bruderliebe zwinget mich, Deinen, herzlich geliebter Herr Bruder, Zuſtand zu erforſchen; ich geſchweige die innerliche Sorgfalt, die ich vor Deiner Seelen und Leibes Wohlfarth trage, und ſolche öfters meinem Gott in meinem Gebet mit Thränen vortrage, ob es ſich einmal fügen wollte, daß ich Dein Angeſicht ſehen, und vor Deine Errettung aus vieler und großer Gefahr meinem Gott mit fröhlichem Munde danken könnte. Nam me vestigia aliorum, terrent, omnia introrsum summo impetu ruentia, nulla sine labe aliqua conscientiae retrorsum venientia! Und zwar betrübet mich nicht wenig, daß ſogar die vorgedachte natürlich eingepflanzte Liebe bey Dir ſoll erloſchen ſeyn, ob Du nicht einmal ſollteſt eingedenk ſeyn soli natalis, quod tamen dulcedine sua cunctos allicere solet, welches daher leicht zu ſchließen, weil Du Deine hinterlaſſene Freunde nunmehr faſt in Jahr und Tag keinen Buchſtaben von Deinem Zuſtand haſt wiſſen laſſen, ob Du lebendig, geſund oder krank. Ich geſchweige, daß Du ſollteſt Verlangen getragen haben, den Ort zu ſehen, welcher die Aſche Deiner Eltern und Geſchwiſter heget. Auch nicht zu gedenken der Noth und Elend, die mich indeſſen betroffen, davon Du mir leicht durch Deine Gegenwart hätteſt helfen können. Ich will nur der Obliegende gedenken, damit Du Deinem Vaterlande verbunden; denn es werden die rationes ex lumine naturae petitae noch bei Dir gelten, wird Dir alſo des Ciceronis Dictenz nicht unwiſſend ſeyn, was für eine Ordnung er unter denen objectis halte, denen wir die debita officia vitae zu leiſten ſchuldig ſeyn, vor andern, wenn er einem jeden zu erkennen giebt, non sibi soli natos esse, sed partem patriam sibi vindicare, partim amicos etc. Was würde er nun von denjenigen ſagen, qui traditoribus patriae ihre officia unice vindicirten?! . . . .

Nam etiam invitae et ingratae studia sunt deferenda patriae. Denn Deine Entſchuldigung Dich wenig helfen wird: simplici fide hoc fecisse haud sufficiet. Zudem iſt beſſer Gott dienen in positivo vel comparativo gradu, als dem Teufel in superlativo . . . .“ Dieſe Vorwürfe, Ermahnungen und Hinweiſungen auf die bürgerlichen Pflichten, ſo wie die Verdächtigung ſeiner Treue an der väterlichen Religion konnten bei Leibnitz weniger Unwillen, als Mitleid erregen. Daher unterließ er in der Antwort ſeine Vertheidigung, und bemerkte nur, daß er in demſelben Jahre mehr als ein Schreiben an die Verwandten habe abgehen laſſen, die Vorwürfe alſo ihn nicht träfen. Er erkundigte ſich mit theilnehmender Sorgfalt nach dem Befinden und der Lage eines jeden in der Familie, bis auf die nachgebornen Kinder; unter andern nach der alten Baſe, derſelben, vermuthen wir, welche ihn hatte erziehen helfen, und deren er bei dem als Kind gethanen Falle und der wunderbaren Rettung gedacht hat. Ueber die öffentlichen Angelegenheiten wolle er bei der vorhandenen Verwirrung der Dinge und der vor der Thüre ſtehenden Kriſis nichts ſchreiben. Aber auch dieſer Brief ging verloren, kam wenigſtens nicht in die Hände des ängſtlichen Bruders. So erließ denn dieſer ein drittes mahnendes Schreiben, vom 6. Mai 1675, voll neuer Klagen und Vorwürfe, welche damit ſchließen: „er erwarte des Herrn Bruders Antwort mit höchſtem Verlangen, und wolle nicht hoffen, daß ihn Gott ſo weit verlaſſen, daß er ſeines Vaterlandes und Blutsfreunde werde vergeſſen.“

Hatte Leibnitz die früheren Briefe mit den Vorwürfen wegen Vaterland und Religion mit Stillſchweigen übergangen, ſo ward er jetzt um ſo mehr aufgefordert, ſie von ſich abzulehnen, als er nun wirklich mit dem Entſchluſſe umging, ſein Fortkommen in Paris zu begründen, und deshalb ſogar ſich veranlaßt ſah, die Hülfe einer Verwandten in der Heimath zum Theil in Anſpruch zu nehmen. Wir lernen das Nähere in ſeinen Briefen an einen Verwandten, Aegidius Strauch in Gießen, und ſeinen Bruder Johann Friedrich in Leipzig, aus Paris vom 20. Oktober 1675, kennen. Er leitet ſein Anliegen in einem ausführlichen Briefe an den erſten durch das Bekenntniß ein: „Weil er durch ſeine Arbeit und von Gottes Seegen herrührendes Glück einiges Geld geſammelt, ſo habe er ein Mittel gefunden, ſolches dergeſtalt anzulegen, daß es ihm ein gewiſſes beſtändiges Einkommen bringen könne. Denn weil er in Frankreich auch an hohen Orten bekannt worden, ſo haben einige vornehme Perſonen, die ihn ſonderlich begünſtiget, ihm ein gewiſſes Amt oder Charge vorgeſchlagen, ſo zu erkaufen, und nicht allein für ein Geringes bei gegenwärtigen Umſtänden zu haben, ſondern auch, nach einmal abgelegten Theil des Kaufgeldes, ſei das übrige durch mäßige Partikular-Zahlung abzuſtatten, daß es ſich alſo hernach ſelbſt bezahlet. Dieſe Perſonen, fährt Leibnitz fort, von denen die Sache zum Theil dependiret, halten ſie zum Beſten auf, und verhindern, daß Andere ſich nicht dahinter machen, die auch ein Mehreres nicht anſehen würden. Weil es nun gewiß, daß das Amt ein weit mehreres, als das Intereſſe deſſen, ſo es ihm von dem Seinigen koſten werde, nemlich bis auf 800 Thlr. austrage, 2) in Friedenszeiten auf die 1000 Thlr. jährlich ausbringen werde, 3) von ihm bei habenden Gelegenheiten auch auf ein Höheres gebracht werden könne, 4) honorabel ſey, 5) in ſolcher Verrichtung beſtehe, darin er niemals etwas gegen ſein Vaterland zu thun haben werde, 6) auch von Leuten ſeiner Religion beſeſſen werden könne, maßen würklich Subjekte damit beladen, ſo der Römiſchen (Religion) nicht zugethan, 7) mäßige Arbeit und wenig Verantwortung erfordere, ja 8) von Zeit zu Zeit einige Reiſen in ſein Vaterland nicht verbieten, und zum 9) Gelegenheit an die Hand geben werde, den ſeinigen und ſonſt guten Freunden an die Hand zu gehen, 10) daß er zu jeder Zeit das Amt wieder verkaufen könne, andere Umſtände zu geſchweigen: ſo könne er es nicht anders, als für einen Beruf und Schickung Gottes achten, der alles ſo wunderlich zuſammengefüget, und würde eine Undankbarkeit und Unverſtand ſeyn, deſſen angebotene Gnade ausſchlagen, und eine gewiſſe Ruhe ungewiſſer Hoffnung nachſetzen wollen.“ Nach dieſer Auseinanderſetzung ſpricht Leibnitz den nähern Zweck derſelben aus: „Ob nun wohl dazu etliche tauſend Thaler gehören, ſo iſt doch die angebotene Anlage oder erſtes Angeld leidlich, und habe ſolches theils von dem Meinigen, theils durch guter Freunde angebotene Beyhülfe großentheils beiſammen; mangelt mir auch nichts, als etliche hundert Thaler, um ſolches Angeld zu erfüllen. Weil ich nun meiner Freundſchaft von etlichen Jahren her verhoffentlich nicht beſchwerlich geweſen, und die Meinigen, es ſey auch noch ſo gering, nicht angegriffen, als verhoffe, ja verſichre mich geſtalter Sache nach, ſie werden um viel deſto weniger Bedenken tragen, und durch ihre Vorſorge und Vorſchläge mir von den Meinigen bis auf die 500 Rthlr. baares Geld, und zwar noch vor Ausgang dieſes Jahres zuſammenbringen.“ Zum Verſtändniſſe dieſer Forderung muß man wiſſen, daß die Eltern Leibnitzens ihren Kindern eine Forderung an die Sachſen-Altenburgiſche Kammer hinterlaſſen hatten, um welche jene ſich ſeit Jahren fruchtlos bemühten; als Leibnitz noch im Jahre 1673 von Paris aus ſeinen Schwager, den Paſtor Löffler, gefragt hatte, ob er die Vermittelung der landesherrlichen Regierung in Dresden in dieſer Sache anrufen möchte, lehnte dieſer eine jede Wirkſamkeit von ſich ab, bemerkte auch noch dabei, daß er, da „Leibnitz 1) den Behörden unbekannt, 2) dem Churfürſten von Sachſen, ſeinem angebornen Landesherrn, durch keinen Eid der Treue verbunden, 3) vielmehr dem Hofe von Mainz verpflichtet ſei und 4) über ein Jahr zu Paris verweilen wolle,“ ſehr zweifle, ob unter ſolchen Umſtänden etwas zu ſeinen Gunſten erlangt werden könne. Unterdeſſen war aber eine Veränderung in den Verhältniſſen eingetreten, ſeit der Herzog von Gotha die Altenburgſche Erbſchaft angetreten hatte, und darauf bezieht ſich, was Leibnitz in dem hier unterbrochenen Schreiben an Strauch entwickelt: „Ich kann nicht zweifeln, es werde eines und das andere von den außen ſtehenden Zinſen, und was ſonſt etliche Jahre, hergefallen ſeyn, ſonderlich nachdem die Altenburgiſchen Schulden dem Herrn Herzog zu Gotha nebſt dem Land anheim gefallen, welcher richtig zu bezahlen pfleget.“ Nachdem Leibnitz noch einige ähnliche Familienverhältniſſe berührt, fährt er fort: „Dadurch werden Sie mir eine rechtſchaffene, ſonderbare Freundſchaft thun, auch Gelegenheit und Mittel geben, den Meinigen wieder einmal mit der Zeit ſowohl auf. ihren Reiſen, als durch Recommendation (maßen ich Gottlob nicht wenig Freunde und Kundſchaft an viel Orten habe) nachdrückliche Dienſte zu thun. Woſern aber nicht, ſo ich ganz nicht glauben kann, ſo iſt leicht zu erachten, was für einen Schluß ich daraus zu machen hätte. Die Hauptſache würde deswegen wills Gott nicht liegen bleiben. Denn mir Gott allezeit gute Freunde wunderlich beſcheert; ich geſtehe aber gern, daß ein unverhofftes Außenbleiben des Meinigen mich anjetzo nicht wenig incommodiren dürfte, diweil meine Bekannte und Patrone ſich einbilden ſollten, ich wäre gar eines Bauern oder Bettlers Sohn, und hätte von den Meinigen nicht das Geringſte zu erwarten, welches ich gleichwohl auch nicht gern von mir ſagen machen wollte." Jetzt läßt Leibnitz über ſeine Geſinnungen noch im Beſondern ein Wort fallen. „Sonſten woſern ſie (die Verwandten) ſich von der Religion und Vaterland etwa wunderliche Concepten machen, ſo thun ſie mir im höchſten Grade Unrecht; denn man weiß genugſam an den Orten, da ich geweſen, wie ich mich bezeiget, wie oft ich auch hohen Perſonen öffentlich geſagt, daß, wenn ich tauſendmal die römiſche Religion für recht oder ungefährlich hielte, dann doch, weit gefehlet, ich nimmer . . . . . würde, wenn der geringſte Schein eines Gewinnſtes dabei wäre; und was mein Vaterland betrifft, ſo kann ich ſogar beweiſen, wie oft ich mich bemühet, ihm zum Beſten zu reden und Vorſchläge zu thun." Leibnitz äußert zuletzt die Abneigung, welche ihn damals gegen perſönlichen Dienſt und Abhängigkeit beſeelte, unumwunden:

„Ich hoffe, nach eingerichteten meinen Sachen allen, künftiges Frühjahr eine Reiſe nach Teutſchland zu thun; und wird ſowohl meine Freundſchaft, als ich, Ehre davon haben, wenn ich zuvor mein Schiff ins Trockene gebracht, und andern Leuten, wenns auch gleich Fürſten wären, nachzulaufen nicht mehr gezwungen bin. Denn ich habe aus der Erfahrung, daß man alsdann erſt recht von den Leuten geſucht wird, wann ſie ſehen, wie man in einem Stand iſt, daß man ſie nicht ſuchen darf. Ich bin allezeit Meiſter davon, und kann, wie gedacht, mein Geld, dafern ich einmal ändern ſollte, . . . wieder haben. Unterdeſſen gehet auch, wills Gott, der Krieg vorbei, zeitdeſſen ich in publicis mich brauchen zu laſſen, in Teutſchland nicht wenig Bedenken habe; weil eine große Veränderung im Reich folgen kann, dafern der Krieg noch lange währen ſollte, und einer den andern mit der Zeit anklagen dürfte. Da dann allemal der Ueberwinder Recht hat; diejenigen aber, ſo bei ſolchen Zeiten die Billigkeit vor den Augen haben, einige Mittel und Wege treffen, und nicht alles blind thun wollen, was einige hitzige Köpfe eines oder andern Theils vorſchlagen, ſind beiderſeits in Gefahr. Hat man eines Fürſten Gunſt, ſo iſt er ſterblich, und muß man ſich oft bei ſeinem successori verantworten, deſſen ich ſchon mehr als ein Exempel geſehen. Ja die Fürſten ſelbſt ſind änderlich, und muß oft ein unſchuldiger Diener ihrem Wankelmuthe aufgeopfert werden, davon ich auch Exempel nennen könnte. (Hier ſchwebte ihm gewiß das Schickſal des Baron von Boineburg vor). Wollen wir alſo Teutſchland ſparen, bis der liebe Friede wiederkomme. Wiewohl ich gleichwohl, wie gedacht, künftigen Frühling eine kleine Reiſe hinein zu thun gedenke. Denn weil ich Italien noch nicht geſehen, ſo ſind meine Gedanken, durch das übrige Frankreich, Italien, Oeſterreich, über Prag nach Haus, und von dannen über Hamburg, Holland und England wieder nach Paris zu kommen, dafern mir Gott Leben und Geſundheit verleihet.“

In ähnlicher Weiſe läßt Leibnitz ſich gleichzeitig gegen ſeinen Bruder aus, beſonders faßt er ſeine Apologie gegen deſſen Verdacht in folgende, mit Wärme vorgebrachte Worte: „Meine Maximen ſind ehrlich und generös. Niemals habe ich um einiges Gewinnſtes Willen das Geringſte gethan, ſo mir mein Gewiſſen vorwerfen könnte. Ich habe bei Fürſten und Herren, deren einige mir nicht gemeine Gnade bezeuget, oft mit höchſter, doch vernünftiger Freiheit meines Glaubens Freiheit vertreten, und bin nichts deſto minder mit Gnaden angeſehen worden. Dann man dabei die Aufrichtigkeit meines Gemüths erkennet. Ich habe niemals Andern zu ſchaden geſuchet, daraus gefolget, daß auch ich niemals einigen Feind gehabt. Ich habe niemals davon gehalten, ſolche Künſte von nöthen zu haben, und hat mich ein richtiger Weg weiter, als manchen ſeine Fußſtäge geführet. Maßen ich das Glück gehabt, wo ich auch hinkommen, daß vornehme Leute mich kennen lernen und an ſich zu ziehen getrachtet; alſo bisher nicht Mangel, ſondern zu wählen gehabt, wie ich mit einiger großer Fürſten und Herrn Briefe belegen kann. Was mir aber jetzo zu Handen ſtoßet, iſt wie ich es gewünſchet, daraus ich erkenne, daß Gott niemals diejenigen verläßt, ſo ſeinem Ruf und ihrer Schuldigkeit folgen. Ich ſage dieſes nicht, damit ich mich weißbrennen wolle, geſtehe gern, daß ich durch Mangel an Erfahrung viele und große Fehler begangen; es hat aber das Glück, d. i. die Providenz ſolche corrigirt, und mein guter Willen und richtige Intention angeſehen worden, von deren ich auch, wills Gott, nimmermehr abweichen will. Dies ſchreibe ich deswegen, derweil der Herr Bruder daran einsmals gezweifelt haben mag, ſo zweifelsohne aus Mangel an Nachricht geſchehen, denn die Abweſenheit mir nicht zugelaſſen, durch umbſtändlichen Bericht allem Argwohn zuvorzukommen."

So ſcharf und eindringlich auch Leibnitz den Verwandten ſeine Forderung ans Herz gelegt hatte, damit er nicht von ſeinen Gönnern in Paris wie „eines Bauern oder Bettlers Sohn" daſtünde, ſo wenig Wirkung muß er dadurch erreicht haben, wenn der Erfolg zu irgend ſicherm Schluſſe berechtiget. Im Anfange des Jahres 1676 finden wir Leibnitz noch über ſeine Beſtimmung und Wirkſamkeit nicht mit ſich ſelbſt im Klaren; er ſchien den Gedanken, ſich in Paris durch Ankauf einer Stelle anzuſiedeln, wieder ganz hinausgeſchoben zu haben. Denn an ſeinen Freund Habbeus ſchrieb er vom 14. Febr. 1676: „Pour moi, je crois que je serai un Amphibie, tantôt en Allemagne, tantôt en France, ayant, Dieu merci, de quoi m'arrêter pour quelque temps de part et d'autre, jusqu'à ce que je trouve sujet de me fixer avantageusement." Zu dieſer Sorgloſigkeit trug damals ein bedeutendes Geſchenk vom Herzog Johann Friedrich von Hannover bei, das er gegen das Ende des vorhergehenden Jahres erhalten hatte, und wovon er Habbeus, in dankbarer Erinnerung, daß er es war, durch den er dem Herzoge zuerſt bekannt und empfohlen worden, die Mittheilung machte. So gab ſich denn Leibnitz den übrigen Theil dieſes Jahres mit verſtärktem Eifer und Erfolg ſeinen Meditationen und literariſcher Beſchäftigung hin. Er hatte ſeit dem Ende des vergangenen Jahres an ſeinem Landsmann, dem nachher ſo berühmt gewordenen Walther von Tſchirnhauſen, welcher im Jahre 1672 in Holland, unter den Freiwilligen, gegen die Franzoſen den Feldzug mitgemacht, dann ſich auf Reiſen begeben, und von Oldenburg in London Briefe an Leibnitz mitgebracht hatte, einen ſehr werth gehaltenen Freund und Studiengenoſſen erworben, mit welchem er über Analyſis und Philoſophie Ideen austauſchte, und dem er damals die leitenden Ideen an die Hand gab, welche Tſchirnhauſen ſpäterhin ſeinem berühmten Buche Medicina mentis zu Grunde gelegt hat. Aber auch Leibnitz freute ſich anerkennend des vielverſprechenden Freundes, deſſen Ruhm er vorausſagte. „Das war freundſchaftlich gedacht, ſchrieb er bald, den 28. December 1675, an Oldenburg, daß Du uns Tſchirnhauſen zuſchickteſt; ich finde großes Vergnügen an ſeinem Umgange und erkenne den vielverſprechenden und vortrefflichen Geiſt in dem jungen Manne. Er hat mir nicht Weniges von dem Seinigen aus der Analyſis und Geometrie gezeigt, wirklich ſehr ſchöne Sachen, aus denen ich leicht urtheile, was man von ihm erwarten kann.“ Tſchirnhauſen hat ſeinerſeits ſpäter ſelbſt anerkannt, wie viel er dem Umgange Leibnitzens in Paris ſchuldig war, und dieſes ſchöne Verhältniß dauerte bis an ſeinen, im Jahre 1708 erfolgten Tod, welchen Leibnitz als einen unwiderbringlichen Verluſt

„dieſes alten Freundes und trefflichen Förderers gemeinſchaftlicher Studien“ beklagte. Mitten in dieſer, täglich neuen Zuwachs erhaltenden Fülle der Erfindungen und gegenſeitiger Mittheilung wurde Leibnitz durch den Ruf nach Hannover in den Dienſt des ihm ſeit Jahren gnädigen Herzogs Johann Friedrich überraſcht. Dies hatte in einer, in den Verhältniſſen zu Hannover eingetretenen Veränderung den nächſten Grund. Der bisherige Bibliothekar des Herzogs, der erſte, welcher der von dem Herzoge geſtifteten Bibliothek vorgeſtanden hat, Tobias Fleiſcher, ein Franke, nahm im September dieſes Jahres einen Ruf als Rath an der königlichen däniſchen Kammer in Kopenhagen an. Der Herzog beeilte ſich, Leibnitzen, nunmehr zum drittenmale, die erledigte Stelle an ſeinem Hofe und um ſeine Perſon, als Bibliothekar und Rath, anzubieten. Leibnitz, welcher in jenem Augenblicke im erſten Feuer einer großartigen Entdeckung glühte, mußte gleichwohl in dieſem Ruf einen höhern Wink erkennen; er raffte ſich alſo auf und nahm ſich nur ſo viel Zeit, ſeine Angelegenheiten zu ordnen. Es waren ihm in den letzten Monaten unter andern geometriſche Papiere Blaiſe Pascal's über die Kegelſchnitte von deſſen Erben zur Anwendung und Herausgabe anvertraut worden, Papiere, welche, nach ſeiner Anſicht, wenn auch kein Ganzes daraus gebildet werden konnte, doch ſehr viel Vortreffliches, ſammt den Beweiſen, enthielten; Leibnitz mußte ſich begnügen, die von ihm geordneten Papiere, mit ſeiner Anſicht über ihre Anordnung und Herausgabe, den Beſitzern zurückzuſtellen, zum Verluſte der Wiſſenſchaft, da er viele Jahre nachher nicht mehr wußte, was das Schickſal jener ſchätzbaren Ueberreſte geworden wäre. Im October **1676** verließ Leibnitz Paris, wohin er in ſeinem übrigen Leben nicht wieder zurückkehren ſollte. Geräuſchlos, wie vier Jahre vorher ſeine Ankunft, war diesmal auch der Abgang Leibnitzens von dieſer Hauptſtadt: doch, wie jene, nicht weniger merkwürdig und bezeichnungsvoll für ſein Leben und die Zukunft der Wiſſenſchaft und Cultur, durch die Entdeckung, welcher wir nun unſere Betrachtung zuwenden. Hier aber müſſen wir auf das zweite Jahr von Leibnitzens Leben in Frankreich zurückgehen.

Der Aufenthalt Leibnitzens in London hatte ſeine Begierde, ſich in der höhern Geometrie und Analyſis zu vervollkommnen, im ſtärkſten Grade angefeuert, welche dadurch neue Nahrung erhielt, daß er, bald nach ſeiner plötzlichen Rückkehr nach Frankreich, nach dem Tode des Kurfürſten von Mainz, von der königlichen engliſchen Societät der Wiſſenſchaften (den **18.** April **1673**) zu ihrem Mitgliede ernannt worden war, nachdem er ſich in London, den Vorſchriften gemäß, wahrſcheinlich mit der Vorlegung des Modells zu ſeiner Rechenmaſchine, um dieſe Ehre beworben hatte. Gerade ein Jahr vor ihm war Iſaac Newton, welchen Leibnitz damals aber kaum dem Namen nach kannte, und deſſen Nebenbuhler er nach wenigen Jahren werden ſollte, zum Mitgliede der Königlichen Societät erwählt worden. Leibnitz war, wie wir wiſſen, bisher in der Mathematik Autodidakt geweſen, und an dem oben erzählten Falle ſeines Zuſammentreffens mit Pell bei Boyle hatte er die Mangelhaftigkeit und das Lückenhafte eines ſolchen Weges erfahren können. Er wählte ſich nun den in Paris lebenden großen Geometer, Chriſtian Huygens aus Züllichem, den Entdecker des Ringes um den Saturn und den Erfinder des Pendels, zum Führer, und war in Kurzem in der höhern Mechanik und Analyſis, auf ihrem höchſten damaligen Standpunkte, eingeweiht. Leibnitz hat ſelbſt, im Jahre **1691**, bei der Auflöſung des Problems von der Kettenlinie, dankbar bekannt, daß nach Galilei und Carteſius, die Wiſſenſchaft, und er im Beſondern, dem Huygens das Meiſte verdankte. Er ſtudirte ſein Buch de horologio oscillatorio, und verband damit die unter dem Namen Dettonville herausgekommenen Briefe Paſcals, und des Gregor von St. Vincentio Werk de quadratura circuli et sectionibus conicis. Noch in demſelben Jahre, **1673**, brach ſich Leibnitz eine Bahn und machte eine Entdeckung, welche in Paris Aufſehen erregte. Das Nähere enthält folgende Mittheilung Leibnitzens an die Gräfin Kielmansegge vom Jahre **1716**, über die Geſchichte ſeiner Differenzialrechnung: „Da ich in Paris (nach der Rückkehr von London) mit Herrn Huygens von Züllichem — einem großen Geometer — Umgang pflog, begann ich an den geometriſchen Meditationen Geſchmack zu finden. Ich machte in Kurzem darin Fortſchritte und fand eine Series von Zahlen, welche für den Kreis daſſelbe leiſtete, was Mercator für die Hyperbel gethan hatte. Die Entdeckung machte Aufſehen in Paris. Huygens machte ſie geltend; und dieſes, nebſt noch andern Gründen, bewirkte, daß man mir einen Platz in der Königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zudachte. Wir glaubten, daß ich der erſte wäre, welcher etwas der Art über den Kreis gethan, und in dieſer Meinung ſchrieb ich (den 15. Juli 1674) einen Brief an Oldenburg, mit welchem ich mich vorher über ſolche Dinge nicht unterhalten hatte, obſchon wir bereits mehrere Briefe gewechſelt hatten. Oldenburg ſchrieb mir (den 8. December 1674) daß ein Herr Newton in Cambridge ſchon ähnliche Dinge gegeben hätte, nicht nur über den Kreis, ſondern auch über alle Arten anderer Figuren, und ſchickte mir Proben davon. Indeſſen wurde die meinige von Herrn Newton ſelbſt hinlänglich anerkannt.“ Daß man ihm auf Grund jener Entdeckung ſchon im Jahre 1673 den Platz eines Mitglieds der Akademie angeboten habe, ſagt Leibnitz hier ausdrücklich, den Grund aber, daß es dabei ſein Bewenden hatte, läßt er nur errathen: es war kein anderer, als, weil damit die Bedingung verknüpft war, zur katholiſchen Kirche überzutreten: was Leibnitz ſtandhaft verweigerte.

Nun fährt Leibnitz in ſeinem Briefe an die Gräfin ſo fort: „Allein das iſt es nicht, um was es ſich handelt: denn ich ging weiter fort, und indem ich meine alten Beobachtungen über die Differenzen der Zahlen mit meinen neuen Meditationen in der Geometrie verband, fand ich endlich im Jahre 1676, ſo weit ich mich erinnern kann, eine neue Rechnung, welche ich die Differenzen-Rechnung nannte, deren Anwendung auf die Geometrie Wunder gethan hat. Doch da ich nach Deutſchland zurückkehren mußte, wohin der ſeelige Herr Herzog Johann Friedrich, Oheim unſers Königs (Georgs I), mich in demſelben Jahre berufen hatte, und da ich die wenige, mir noch übrig gebliebene Zeit in Paris benutzen wollte, ſo kann man leicht denken, daß ich nicht Zeit hatte, in meinem Studirzimmer lange zu bleiben und viel zu meditiren.“ Noch ſchärfer, und dabei mit ſich ſelbſt in genaueſter Uebereinſtimmung, ſchrieb Leibnitz gleichzeitig (den **9.** April **1716**) an den Vermittler zwiſchen ihm und Newton, bei der Wendung, welche der Streit über die Priorität und das Eigenthum der Differenzialrechnung zuletzt genommen hatte, den Abbé Conti: „— Ich erfuhr alſo erſt durch Oldenburg von den Leiſtungen Herrn Newtons etwas; aber ich wußte nichts von der Ausziehung der Wurzeln der Gleichungen durch Reihen, noch auch von den Regreſſionen oder den Extractionen einer unendlichen Gleichung. Ich war noch ein wenig Neuling in dieſen Sachen; aber ich fand doch bald eine allgemeine Methode durch willkührliche Reihen — series arbitrarii —; (es war im Jahre **1675**, in einem noch ungedruckten Tractate über die arithmetiſche Quadratur, auf welchen Leibnitz ſich in dieſem Streite öfters bezieht) und gelangte zuletzt zu meiner Differenzialrechnung, wobei die Betrachtungen, welche ich, noch ſehr jung (in der Schrift de arte combinatoria) über die Differenzen der Zahlenreihen gemacht hatte, dazu beitrugen, mir die Augen zu öffnen. Denn nicht durch die Fluxionen der Linien (wie Newton), ſondern durch die Differenzen der Zahlen bin ich dahin gekommen, indem ich zuletzt in Betracht zog, daß dieſe, auf ſtetig zunehmende Größen angewandten Differenzen, im Vergleiche mit den differenten Größen, verſchwinden, während ſie in den Reihen der Zahlen ſubſiſtiren. Und ich glaube, daß dieſer Weg der am meiſten analytiſche iſt, indem der geometriſche Calcul der Differenzen, welcher mit dem der Fluxionen identiſch iſt, weiter nichts iſt, als ein ſpezieller Fall des analytiſchen Differenzen-Calculs im Allgemeinen, und durch das Verſchwinden wird dieſer ſpezielle Fall bequemer.“ Zum Schluſſe hebt Leibnitz hervor, daß deutliche Spuren ſeiner eigenthümlichen Entdeckung ſchon in dem Briefe, welchen er kurz vor ſeinem Abgange von Paris, den 27. Auguſt 1676, an Oldenburg, zur Mittheilung an Newton in Cambridge, ſchrieb, vorhanden ſeien.

Dieſe drei, von Leibnitz ſelbſt mit Bewußtſein herausgeſtellten, wichtigen und den Ausſchlag in ſeinem berühmten Streite mit Newton gebenden Punkte: die Zeit, die Geneſis ſeiner Entdeckung und das ſie von der Fluxionsrechnung Newtons Unterſcheidende, drittens endlich die urkundliche Erhärtung deſſelben durch ſeinen von Paris mit Oldenburg geführten Briefwechſel ſind in neueſter Zeit von den größten Heroen, den Pairs Leibnitzens in der Geometrie, als unwiderſprechlich dargelegt und glänzend entwickelt worden. Der Geſchichtſchreiber Leibnitzens findet in ihnen Autoritäten, welchen kein jetziger Mathematiker ſich entziehen darf. Dieſe Heroen ſind Euler, Lagrange, Laplace, Poiſſon. An ſie ſchließt ſich in unſern Tagen der vortreffliche Phyſiker und Geometer Biot. Aus deſſen unpartheiiſch kritiſchen Zergliederungen der Urkunden geht hervor, wie glücklich Leibnitz auf ſein, vor dem Abgange nach Hannover an Oldenburg und Newton erlaſſenes Schreiben, als ein Dokument der Originalität der Differenzialrechnung, ſeiner Erfindung, hingewieſen hat. Jener Brief war die Antwort auf einen vorhergehenden

Brief Newtons an Oldenburg, vom 23. Juni 1676, die Reſultate Newtons über die Reihen, und namentlich die Formel des Binoms enthaltend, alles ohne irgend eine Demonſtration, nach Indication einer Methode, indem Newton nur ſagt: „daß er eine Methode beſitze, durch deren Hülfe er, wenn dieſe Reihen gegeben ſind, die Quadraturen der Curven, aus welchen ſie fließen, ſo gut als die Volumina und die Schwerpunkte der durch dieſe Curven erzeugten Körper erlangen könne.“ Alles dieſes, bemerkt Biot, wußte Newton in der That damals durch die Fluxionen zu bewirken (er hatte ſie bereits 1665 entdeckt); aber man konnte durch ein anderes Verfahren, welches Mercator bekannt gemacht hatte, ebenfalls dahin gelangen. Das iſt es auch, was Leibnitz in ſeiner Antwort vom 27. Auguſt 1676 antwortete, hinzufügend: „daß er für dieſe Gegenſtände eine *andere Methode* anwende, welche darin beſtehe, die gegebene Curve in ihre ſuperfiziellen Elemente aufzulöſen, und dieſe *unendlich kleinen* Elemente in andere Aequivalente zu transformiren; daß er für die Fragen, bei denen es ſich darum handle, von den Tangenten zu den Curven hinaufzuſteigen, deren ſchon mehrere durch *eine directe Analyſis* behandelt habe, und daß unter andern eine, welche er angiebt, mit Hülfe dieſes Verfahrens nur ein Spiel für ihn geweſen ſei.“ Bei dieſem Berichte von ſeiner neuen Methode, welche er noch allgemein Transmutationen nennt, vermittelſt deren man alle möglichen Curven auf einfache Fälle zurückführen könne, nimmt man nun deutlich den Gebrauch des Unendlich-Kleinen wahr. „Dieſes alles reichte, mehr als nöthig war, hin, (ſagt Biot)

Newton zu zeigen, daß Leibnitz zum wenigſten auf dem Wege zu einem, den Fluxionen ähnlichen Calcul, und daß er ſchon hart an demſelben war, wenn er ihn nicht ſchon beſaß.“ Und ſo beeifert ſich Newton in der Antwort, welche er Leibnitz durch Oldenburg zukommen ließ, und welche vom 24. October 1776 datirt iſt, zu berichten: daß er ebenfalls gewiſſe Methoden beſitze, deren allgemeine Anwendung auf die Tangenten und Quadraturen er anzeigt; aber anſtatt dieſe Methoden zu enthüllen, hüllt Newton ſie in zwei Anagramme transponirter Buchſtaben, um einen Titel für die Priorität der Erfindung in Leibnitzens eignen Händen zu haben. Dieſe Verſtecktheit, dieſen Neid bei Entdeckungen im Reiche der Geiſter, im Gebiete der Wahrheit, theilt Newton allerdings mit den größten Geometern und Phyſikern ſeines Jahrhunderts, was Göthe, mit beſonderm Bezuge auf Newton, aus der menſchlichen Natur ſelbſt rechtfertigen möchte, wenn er ſagt: „Recht genau beſehen ſeien die Streitigkeiten über die Priorität einer Entdeckung Streitigkeiten um die Exiſtenz ſelbſt. Galilei, um ſich zu verwahren, legte ſeine Entdeckungen in Anagrammen mit beigeſchriebenem Datum bei Freunden nieder, und ſicherte ſich ſo die Ehre des Beſitzes. Sobald Akademien und Societäten ſich bildeten, wurden ſie die eigentlichen Gerichtshöfe, die dergleichen aufzunehmen und zu bewahren hatten. Man meldete ſeine Erfindung: ſie wurde zu Protocoll genommen, in den Akten aufbewahrt, und man konnte ſeine Anſprüche darauf geltend machen. So bringt Newton (1671) ſein neuerfundenes katoptriſches Teleſkop zur Sprache. Er legt es ihr vor, und bittet, ſeine

Rechte darauf zu verwahren." Und ſo legt er nach ſechs Jahren die Erfindung ſeiner Fluxionsrechnung in Anagrammen in die Hände ſeines Nebenbuhlers nieder; dießmal nicht ohne Gefahr ſeines Ruhms, ja ſeiner Ehre." Wenig liegt in der That daran, bemerkt Biot, daß Newton in dieſer Epoche im Beſitze ſeiner Methode der Fluxionen geweſen iſt. Die Ehre der Entdeckung mit ihm zu theilen, blieb noch einem Andern, weil er nichts bekannt gemacht hatte. Die Regeln der literariſchen Gerechtigkeit verlangen, daß die Veröffentlichung das einzige untaſtbare Kennzeichen des Verhanden[illegible] einer Entdeckung, ihre Epoche genauer feſtſetze; und der Vortheil, welchen man ſich behält, im alleinigen Genuſſe eines Reſultats oder einer Methode zu ſein, ohne ſie bekannt zu machen, wird billigerweiſe dadurch aufgehoben, daß man durch dieſe Zurückhaltung Andern die Freiheit der Mitbewerbung übrig läßt.

Dieſe den Geometern und Phyſikern damals eigene Zurückhaltung und Eiferſucht war Leibnitzen vom erſten Augenblick an fern. Auf jenen durch Newtons Anagramme ausgezeichneten Brief antwortet Leibnitz das Jahr darauf, aus Hannover den 21. Juni 1677, mit der einfachen, offenen, klaren und vollſtändigen Expoſition der Infiniteſimalrechnung, mit ihrem Algorithmus, ihren Regeln, der Formation der differentiellen Gleichungen, und der Anwendung dieſer Verfahren auf Probleme der Analyſis und Geometrie; und was die Geometer (fügt Biot hinzu) als ein Zeichen von Wichtigkeit für die Identität betrachten werden: die in dieſer Expoſition gebrauchten Figuren bieten genau dieſelben Buchſtaben-Bezeichnungen dar, ſo wie denſelben Modus der Notation, welchen Leibnitz in ſeinem *erſten* Briefe angewandt hatte, wo er die Methode der Transmutation auseinanderſetzt. Auf dieſen Brief Leibnitzens vor ſeinem Abgang aus Paris muß man alſo immer zurückkommen, auf ihn kann man nicht Nachdruck genug legen, wenn man mit voller Unpartheilichkeit die Rechte von Newton und Leibnitz einerſeits, und den Grund und den Saamen des großen Streites, welcher ſpäter nicht blos die Einzelnen, ſondern die Nationen einander gegenüber geſtellt hat, genau erkennen und feſthalten will. Und gerade dieſen Brief, welcher den Schlüſſel zu der ſonderbaren Antwort Newtons enthält, deſſen Bedeutung ihm groß genug erſchien, um ſeine berühmten Anagramme zu veranlaſſen: dieſen Brief Leibnitzens, bemerkt Biot, hat Brewſter, der neueſte Geſchichtſchreiber Newtons, bei der Zergliederung der denkwürdigen Korreſpondenz zwiſchen Newton und Leibnitz ganz und gar fortgelaſſen . . .! In der That, fährt er fort, eine ſo ſtetige und ſo deutliche Reihe von Ideen, verbunden mit einem ganz abſtrakten Modus der Erzeugung der Größen, und ausgedrückt durch einen beſondern Algorithmus von einer ebenſo bewundernswürdigen Leichtigkeit, als Schärfe, für alle Anwendungen auf die Fragen der Analyſis und Geometrie, mußten in den Augen der Geometer ſchlagende Anſprüche ſein auf eine *eigene* Erfindung — nicht der *Rechnung der Fluxionen*, welche Newton ohne allen Zweifel vor dem Jahre 1669 beſaß, dieſen mit der Idee der Bewegung behafteten und bis dahin ohne Algorithmus gebliebenen Calcul — ſondern der *abſtrakten Differenzialrechnung*, mit ihrer ganz fertigen Metaphyſik, ihrem

Algorithmus, und ihren allgemeinen Methoden; und ſo haben in der That vier Richter entſchieden, welche mich der Pflicht entbinden, auf noch Andere mich zu berufen, wenn ich ſage, ſie heißen: Euler, Lagrange, Laplace und Poiſſon.“ Dieſe großen Geometer ſtimmen in der Entwickelung der Geneſis der Differenzialrechnung darin überein, daß, in drei auf einander folgenden Phaſen, Fermat den Keim der großen Erfindung dargegeben, die Leiſtungen aber Newtons und Leibnitzens ſich wie das Aufſteigen von dem Beſondern zu dem Allgemeinen verhalten. Laplace namentlich hat es ins Klare geſetzt, daß wenn der Ausſchuß der Königlichen Societät von London, welcher ſich zu Richtern zwiſchen Newton und Leibnitz erhoben, jenem einſeitig Unrecht gegeben, er gerade am meiſten darin geirrt, daß er erklärte: „die Methode der Differenzen und die Methode der Fluxionen ſei eine und die nemliche, bis auf den Namen und den Modus der Notation, indem Leibnitz dasjenige Differenzen nennte, was Newton Fluxionen oder Momente nennt, und ſie mit dem Buchſtaben d bezeichne, welchen Charakter Newton nicht anwende.“ Es war Leibnitzens Schuld nicht, daß ſo geſchickte Richter die Bedeutung der von ihnen angegebenen Unterſchiede nicht verſtanden hatten: Laplace wenigſtens ſah in der Notation das Princip des neuen Calculs; und Poiſſon entſchied, „daß die Differenzialrechnung nicht über Leibnitz, als den Urheber des Algorithmus und der Notation, hinaufgehe, welche ſeit dem Urſprung dieſer Rechnung allgemein das Uebergewicht gehabt haben, und welchen die Infiniteſimal-Analyſis alle ihre Fortſchritte ſchuldig iſt.“ Dies ſind vier vollſtimmige Richter, dürfen wir mit Biot ſagen, welche die Unabhängigkeit und Eigenthümlichkeit der Erfindung Leibnitzens auf formelle Art darthun; wir thun wohl, bei ihnen uns zu beruhigen, bis der gute Stern der Wiſſenſchaft uns vier andere ſolche bringt, welche ſie aufwiegen können. Man braucht alſo auf das Urtheil des Doctor Brewſter nichts zu geben: „Newton ſei der erſte Erfinder und Leibnitz der zweite Erfinder geweſen; es ſei daher unmöglich, daß der erſtere ein Plagiarius, möglich aber, daß es der andere geweſen ...“ Es giebt nemlich keinen erſten, und keinen zweiten in der Erfindung unähnlicher Dinge; Leibnitz hat mithin von Newton die Differenzialrechnung nicht nehmen können, welche (ſagt Biot) heute noch eine bewundernswürdige Schöpfung wäre, und welche man lernen müßte, wenn die Rechnung der Fluxionen, wie ſie in Newtons Werken enthalten iſt, allein exiſtirte. In der That, nicht allein wären mit der letztern die Anwendungen auf die phyſikaliſchen Probleme von äußerſter Schwierigkeit; ſondern auch die Rechnung mit partiellen Differenzen und die Rechnung der Variationen wären, wenigſtens nicht unter ihrer analytiſchen Form, ſo raſch, ſo bewundernswürdig klar und anwendbar; denn die Zerlegung der endlichen Größen in unendlich kleine Elemente repräſentirt nicht blos die Natur, es iſt die Natur ſelbſt; und die Leibnitzſche Notirung, welche dieſe abſtrakten Elemente in die Rechnung aller Größen, vermittelſt ihres Algorithmus, direkt einführt, thut nichts anders, als daß ſie durch allgemeine und gleichförmige Operationen die materiell wahre Compoſition dieſer Größen ſelbſt ausdrückt, ohne ihre Species zu beſondern; dergeſtalt, daß der Gedanke ſie immer ſieht und combinirt, wie ſie ſind, ohne ſie durch die Verbindung mit einer, ihrem Weſen fremdartigen Vorſtellung zu compliciren. Mit einem Wort, um mit Newtons Methode zu ſeinen großen Reſultaten zu gelangen, muß man kein gewöhnlicher Kopf, ſondern Newton ſelbſt ſein; er gelangte zu ihnen durch die mächtige Anwendung ſeines individuellen Genies, nicht mittelſt eines rationellen Verfahrens des Calculs, welches fähig geweſen wäre, allen Geiſtern als Mittel der Entdeckung zu dienen. Vergleicht man aus dieſem Geſichtspunkte, was dieſe beiden großen Genien, Newton und Leibnitz, zu den menſchlichen Kenntniſſen hinzugefügt haben, ſo wird man vielleicht finden, daß Newton mehr für ſeinen eignen Ruhm, Leibnitz aber mehr für den allgemeinen Fortſchritt des menſchlichen Geiſtes gethan hat.“

Durch dieſe allgemeine Einſicht in den innern und weſentlichen Unterſchied, die Unabhängigkeit und den wiſſenſchaftlichen Vorzug der Leibnitziſchen Differential- vor der Newtonſchen Fluxionsrechnung wäre für die Wiſſenſchaft der Streit über die Erfindung der Differenzialrechnung ſchon an der Schwelle der Frage entſchieden: jetzt iſt aber, zugleich mit dieſer Auflöſung jenes geſchichtlichen Problems, erſt die Fackel angezündet, um das bei dem berühmten Streite ſtattgefundene perſönliche Verhältniß der beiden großen Zeitgenoſſen und ihrer Partheien zu beleuchten, Recht und Unrecht auf beiden Seiten unbefangen zu erkennen, und dem hiſtoriſchen Zuſammenhange nach zu erklären. Die Geſchichtſchreiber der Mathematik in unſerer Zeit haben den Streit über die Priorität jener Erfindung, welcher den Lebensabend von Newton und Leibnitz verbittert hat, als etwas Zufälliges angeſehen und beklagt, welches in den Leidenſchaften und dem vorlauten Zwiſchendrängen einiger unberufenen Köpfe untern Ranges, eines Fatio, eines Keil, ſeinen Urſprung, jedoch zuletzt die Wendung genommen hätte, die beiden Heroen, welche bis dahin einer dem andern Gerechtigkeit hätten widerfahren laſſen, gleichſam wider Willen gegen einander auf den Kampfplatz zu führen. Jetzt läßt ſich erkennen, daß im Gegentheil das innere Verhältniß der einander ſo verwandten, und doch wieder von einander ſo verſchiedenen Erfindungen von Newton und Leibnitz, verbunden mit den ſo verſchiedenen Charakteren und Temperamenten der Beiden, den Streit als einen unvermeidlichen herbeigeführt und gleichſam ein Verhängniß gebildet hat, welchem Leibnitz wie Newton, menſchlich betrachtet, kaum haben entgehen können. Man wird ſich faſt verwundern müſſen, daß die Reibung zwiſchen den beiden Heroen der Wiſſenſchaft, für welche Ein Jahrhundert nicht Raum genug zu haben ſchien, nicht viel früher, als gegen das Ende ihres Lebens in helle Flammen ausgebrochen iſt. So betrachtet gewinnt die Geſchichte dieſes Streites, welche mit der der Verbreitung, des Kampfes und der innern Entfaltung der Differenzialrechnung unauflöslich verbunden erſcheint, einen höhern Charakter, und für die ſittliche Beurtheilung des allgemein Menſchlichen in ſo erhabnen Gegnern eine bleibende Bedeutung. Wir werden ſie in dem folgenden Buche wieder aufnehmen. —

Seine Rückreiſe nach Deutſchland nahm Leibnitz über England und Holland, doch ohne an den Hauptörtern lange verweilen zu können. In London, wo er jetzt zum andern- und letztenmale eintraf, aber nur eine Woche verweilte, machte er unter andern die Bekanntſchaft des Geometers Collins, Freund des Newton. Leibnitz hat ſpäterhin in dem Streite über die Erfindung der Differenzialrechnung Gewicht darauf gelegt, daß er erſt damals, nicht aber ſchon bei ſeiner erſten Anweſenheit in London, Collins kennen gelernt, wie ſeine Gegner, um ihn des Plagiats an Newton deſto leichter zu überführen, vorzuſtellen verſucht hatten. Collins gab, einige Monate nach Leibnitzens Durchreiſe, in einem Briefe an Newton in Cambridge, von London den 5. März 1677, über die mit ihm gepflogenen Unterredungen nähere Nachricht. Leibnitz hatte ihm einige Aufgaben ſchriftlich zugeſtellt, welche er auch zu Newtons Kenntniß gelangt wünſchte. Dieſer Brief enthält gleichzeitig den Auszug aus einem Schreiben von Leibnitz an Oldenburg, das er von Amſterdam den $\frac{18}{28}$. November 1676 gerichtet hatte, faſt ausſchließlich Mechanik und Geometrie betraf, und mit einer kurzen Nachricht über den als Mathematiker berühmten Bürgermeiſter von Amſterdam, Hudden, ſchloß. „Ich habe, ſchreibt er, in Amſterdam mit Hudden geſprochen, welchem aber die Geſchäfte für den Staat alle Zeit wegnehmen. Denn er iſt einer von den zwölf Bürgermeiſtern der Stadt, welche nach einander die Regierung führen; kürzlich war er regierender Bürgermeiſter, jetzt verwaltet er das Amt eines Schatzmeiſters. Es iſt gewiß, daß ſeine Papiere noch ſehr

Vortreffliches aufbewahren. Die von Sluſius bekannt gemachte Methode der Tangenten war ihm lange bekannt geweſen. Seine Methode iſt umfaſſender, als die, welche Sluſius herausgegeben hat. Aber auch Mercators Quadratur der Hyperbel iſt ihm ſchon im Jahre 1662 bekannt geweſen.“ So weit Leibnitz, fügt Collins an Newton hinzu.

Von Amſterdam begab ſich Leibnitz nach dem Haag. Hier ſah und ſprach er, nur noch kurze Zeit vor deſſen Ende, den merkwürdigen Weiſen, welcher ſelbſt den Beſten ſeiner Zeitgenoſſen den Stempel der Gottesverlaſſenheit auf der Stirn zu tragen ſchien: Benedict von Spinoza. Leibnitz hat an der einzigen Stelle, wo er ſeines Beſuches bei Spinoza gedenkt, in der Theodicee nemlich (III Partie, 376), eben nichts als das bloße Zuſammentreffen mit Spinoza erwähnt, und höchſtens dies, daß er einige gute Anekdoten über die Geſchichte jener Zeit, (ſo auch von dem Herrn de la Court im Haag, dem berühmten holländiſchen Publiciſten) von ihm, wie über ſeine Bildungsgeſchichte erfahren. Es war vielleicht der Ort nicht, von einem bedeutungsvollerm Austauſch der Ideen über Philoſophie und Theologie zwiſchen ihnen etwas durchblicken zu laſſen. Aber, wenn wir ſolch tiefere Geſpräche auch nicht von ſelbſt zwiſchen dieſen beiden Heroen vorausſetzen müßten: wie bedeutungsvoll für die Geſchichte jedes derſelben, ſo wie für die Geſchichte der Philoſophie, iſt das bloße Zuſammentreffen! wie beziehungsreich für Leibnitz in Hinſicht auf den Moment, da er Spinoza das erſte und letzte Mal in ſeinem Leben von Angeſicht zu Angeſicht ſah!

Beziehungen, welche ſich unſrer Betrachtung um ſo reicher und lebendiger aufdringen, je mehr wir die Beiden nach ihren ganzen individuellen und weltgeſchichtlichen Erſcheinung gegen einander halten.

Hier beſchränken wir uns auf einen Punkt, welcher für die hiſtoriſche Auffaſſung und Würdigung der perſönlichen Zuſammenkunft zwiſchen Leibnitz und Spinoza nicht ſcharf genug ins Auge gefaßt werden kann. Leibnitz und die geſammte philoſophiſche Welt kannte in jenem Augenblicke, gegen Ende **1676**, Spinoza durch ſeine herausgegebenen Schriften nur erſt noch als Carteſianer, und ſelbſt ſein berühmter **Tractatus theologico-politicus sive de libertate philosophandi ratione** ließ die Eigenthümlichkeit ſeines Syſtems, wie es ſich aus dem des Carteſius entwickelt und ſich demſelben entgegen geſtellt hatte, nur in allgemeinen Folgerungen und Anwendungen wahrnehmen. Erſt nach dem Tode dieſes Philoſophen erſchien, in den von ſeinem Freunde herausgegebenen nachgelaſſenen Schriften, die Ethik Spinoza's. Unterdeſſen aber hatte Leibnitz, wie ſeine Briefe aus Mainz und Paris bekunden, ſeit lange die Feſſeln des Carteſianismus auf ſeine Weiſe, und zwar in ſo entſchiedener, der des Spinoza entgegengeſetzter Richtung geſprengt, und den Grund zu ſeinem Syſteme gelegt, daß er bei ſeiner Unterredung mit Spinoza, wenn auch ohne ſich deſſen bewußt zu ſein, ſchon als ſein entſchiedenſter Gegner ihm gegenüber ſtand. Wir werden im folgenden Buche die Umriſſe dieſes Syſtems nach ſeiner innern Entwickelung zu zeichnen verſuchen. Eines können wir jedoch beim Uebergange zu der Betrachtung der folgenden Lebensperiode Leibnitzens nicht unbemerkt laſſen. Er hebt es in ſeiner Theodicee hervor: ſchon in der erſten Zeit ſeines Aufenthaltes in Paris, im Umgange mit Anton Arnaud, ungefähr im Jahr 1673, hatte er dieſem berühmten Theologen einen (wahrſcheinlich verloren gegangenen) Dialog über die Prädeſtination und die Sünde, in lateiniſcher Sprache, mitgetheilt, welcher den Grundgedanken der Theodicee ſelbſt klar und entſchieden ausſprach; „wo ich, ſagt Leibnitz, ſchon darthat, daß Gott, als er die vollkommenſte aller möglichen Welten erwählt hatte, durch ſeine Weisheit bewogen worden war, das ihr anhaftende Uebel zuzulaſſen, was nicht hinderte, daß, alles in Anſchlag und Rechnung gebracht, dieſe Welt nicht die beſte wäre, welche gewählt werden konnte. Ich habe, fährt er an derſelben Stelle fort, ich habe noch nachher die verſchiedenen guten Schriftſteller über dieſe Gegenſtände geleſen, und geſtrebt, in denjenigen Kenntniſſen Fortſchritte zu machen, welche mir geeignet ſcheinen, alles zu beſeitigen, was die Idee der höchſten Vollkommenheit, welche man in Gott anerkennen muß, verdunkeln könnte. Ich habe nicht unterlaſſen, die ſtrengſten Schriftſteller zu prüfen, welche die Nothwendigkeit der Dinge am weiteſten getrieben haben, wie Hobbes und — Spinoza ...“ Dieſe nachträgliche Prüfung fällt in die erſten Jahre von Leibnitzens Aufenthalt in Hannover. In dieſe Zeit nemlich iſt ein handſchriftlich aufbewahrter Auszug von Spinozas Ethik aus Leibnitzens Feder zu ſetzen, deſſen kritiſche Tendenz durch die Randbemerkung des Philoſophen: „haec partim mea, partim aliena, aliena vero corrigenda“, deutlich genug ſich ankündiget.

Mit einem Wort, welch eine geheime Verwandtſchaft der Syſteme Spinoza's und Leibnitzens auch ſtattfinde, da ſie beide von Carteſius ausgegangen ſind, ſo iſt dieſe Verwandtſchaft um ſo beziehungsreicher, als feſtſteht: daß Leibnitz, in der hiſtoriſchen Bedeutung des Wortes, niemals ein Spinoziſt geweſen iſt.

Was Spinoza übrigens Leibnitzen von ſich ſelbſt erzählt hat, betraf unter andern ſeinen Lehrer in der lateiniſchen Sprache, den Holländer van den Ende, (eigentlich war es deſſen Tochter) welcher ſpäter nach Paris ging, und dort wegen ſeiner Theilnahme an der Verſchwörung des Chevalier de Rohan im November 1674 hingerichtet wurde. Dort, im Faubourg St. Antoine, hatte ihn noch Leibnitz aufgeſucht und geſprochen. Er erzählt in der Theodicee: „Er galt dort für vortrefflich in der Didaktik, und er ſagte mir, als ich ihn beſuchte, er wolle wetten, daß ſeine Zuhörer immer aufmerkſam auf das ſein würden, was er ſagte. Er hatte auch damals ein junges Mädchen bei ſich, welche lateiniſch ſprach und in der Geometrie demonſtrirte. Er hatte die Gunſt des Herrn Arnaud gewonnen, und die Jeſuiten fingen an, auf ſeinen Ruf eiferſüchtig zu werden. Doch bald darauf ging er zu Grunde, da er ſich in die Verſchwörung des Chevalier de Rohan gemiſcht hatte.“ —

Spinoza ſtarb zu Anfang des nächſten Jahres, den 21. Februar 1677 im Haag, im vier 5 und vierzigſten Jahre. Leibnitz, am Anfange einer neuen, höhern, vielbewegten Laufbahn, hatte damals ſein dreißigſtes Jahr zurückgelegt.

Er traf gegen das Ende Decembers 1676 in Hannover ein, genau ſieben Jahre, ſeitdem der Herzog das erſtemal ſeinen Namen gehört, und begierig, aber noch vergeblich, nach dem Beſitze eines Leibnitz geſtrebt hatte.

Zweites Buch.

Der Herzog Johann Friedrich hatte bei der Berufung Leibnitzens an ſeinen Hof, ſchon damals einen der glänzendſten und gebildeſten in Deutſchland, hauptſächlich den ihm aus Schriften und Briefen werth und lieb gewordenen Gelehrten von den ſeltenſten Talenten im Auge, in deſſen Umgange er, wie er bei der an ihn erlaſſenen Einladung 1673 geſchrieben hatte: „bei ſeinen obwaltenden vielfältigen und ſehr ſchweren Regierungsgeſchäften", Erholung und Ergötzlichkeit ſchöpfen wollte. Viel Aufſehen machte bei dem Herzoge und ſeinem Hofe ein Schreiben, welches Leibnitz von Anton Arnaud an einen der Capuciner am Hofe, welche den eifrig frommen, vor vielen Jahren zur katholiſchen Kirche übergetretenen Fürſten, umgaben, von Paris mitbrachte, worin Arnaud über die ſeltenen Talente und Eigenſchaften Leibnitzens ſich ausließ, und das charakteriſtiſche Wort ausſprach: „daß Leibnitzen nichts als die wahre, (d. i. die katholiſche) Religion fehlte, um in Wahrheit einer der großen Männer des Jahrhunderts zu ſein." Leibnitz wußte bei der Abgabe des Schreibens nichts von dieſem Inhalte, ſondern erfuhr es erſt nachträglich von dem Herzoge, welcher es in ſeinen Händen behalten hatte; er würde, geſtand er ſpäter dem Nachfolger des Herzogs, Ernſt Auguſt, den Brief ſonſt nicht mitgenommen haben.

In kurzer Zeit fand ſich Leibnitz bei dem Herzog Johann Friedrich ſo wohl, daß er, welcher noch das Jahr vorher ſo viel Abneigung gegen jeden Dienſt, und ſo lebendige Luſt an bürgerlicher Unabhängigkeit an den Tag gelegt hatte, ſeinem Pathen, dem ſächſiſchen Hofprediger D. Martin Geier in Leipzig, ſeine Rückkehr ins deutſche Vaterlande mit der Verſicherung anzeigte: „Jetzt lebe ich bei einem Fürſten, deſſen Tugenden ſo groß ſind, daß ich, ihm zu gehorchen, jeder Art Freiheit verziehe.“ Die große und weiſe Mäßigung, welche Johann Friedrich in Bezug auf alle ſeine proteſtantiſchen Unterthanen an den Tag legte, ohne den Einflüſterungen mancher Eiferer unter der, ihn umgebenden Geiſtlichkeit Gehör zu geben, iſt bekannt. Viele Jahre nachher, als in Sachſen durch den Uebertritt des Kurfürſten Auguſt III zur römiſchen Kirche ein ähnliches Verhältniß ſich geſtaltet hatte, ſtellte Leibnitz den Herzog als ein nachahmungswürdiges Muſter auf. „Dieſer Fürſt, welcher mich in dieſes Land berufen hat (ſchrieb Leibnitz 1697 an Thomas Burnet) bekannte ſich zur römiſchen Religion und ohne Zweifel in gutem Glauben; bewies aber dabei eine bewundernswürdige Mäßigung. Den Ständen des Landes und ſelbſt der proteſtantiſchen Geiſtlichkeit gab er nicht den geringſten Grund zur Klage, und was denen, welche die Rechte nicht hinlänglich kennen, ſcherzhaft klingen möchte: er übte ſo gut, als die proteſtantiſchen Fürſten, dem Weſtphäliſchen Frieden gemäß, das biſchöfliche Recht aus, was immer auch der Nuncius zu Köln, die apoſtoliſchen Vicare und die Miſſionare dagegen ſagen mochten; und als die Sache in Rom zur Sprache gebracht wurde, ſprach der Pabſt ſelbſt zu ſeinen Gunſten. Denn dieſer Fürſt that alle Dinge mit vieler Umſicht.“

Es iſt möglich, daß, wo nicht der Herzog ſelbſt, doch die Geiſtlichkeit am Hofe, an dem beſonders auch viele katholiſche Ausländer, Franzoſen und Italiäner, aufgenommen waren, wie ſo manchen Mann in Hannover, auch Leibnitz zur katholiſchen Kirche hinüber zu ziehen ſich Hoffnung gemacht hätten: wenigſtens aber brachte ihm die Beharrlichkeit, womit er, wie früher in Mainz und in Paris, ſo auch jetzt den Lockungen widerſtand, bei dem Herzoge keinen Verluſt, und ſeine, durch den häufigen Verkehr mit Katholiken erworbene Milde, und ſeine ganze Welt- und Lebensanſicht als Philoſoph ſetzte ihn bald mit ſeiner Umgebung in ein harmoniſches Verhältniß. Unter dieſer war, beinahe gleichzeitig mit Leibnitz, der apoſtoliſche Vicar und Biſchof von Titiopolis, Nicolaus Steno aus Jütland, an den Hof von Hannover gekommen, merkwürdig, weil er, früher Proteſtant, dabei ein ausgezeichneter Arzt, Anatom und Geolog, durch ein Omen verleitet, Religion, Stand und Lebensberuf plötzlich vertauſcht hatte, übrigens durch verträglichen Charakter ſich empfahl. In einem Briefe an Boſſuet, welchen Leibnitz im Jahre 1679 ſchrieb, rühmt er das Urtheil und die Mäßigung, welche Steno bei den Controverſen der Religion an den Tag legte. Er gewann zu Leibnitz Vertrauen, und theilte ihm unter andern die eigenthümlichen Motive ſeiner Bekehrung mit, welche Leibnitz für unterrichtend genug hielt, um ſie nachher, an paſſendem Orte, in ſeiner Theodicee zu erzählen, wo von der Bekehrung des heiligen Auguſtinus die Rede iſt. „Der gute Herr Stenonis, leſen wir dort, aus Dänemark, apoſtoliſcher Vicar zu Hannover und in der Umgegend, zur Zeit, als hier ein Herzog von ſeiner Religion regierte, erzählte uns, daß ihm etwas Aehnliches begegnet war. Er war ein großer Anatom, in der Kenntniß der Natur ſehr bewandert; doch leider wandte er den Unterſuchungen den Rücken, und aus dem großen Naturforſcher wurde ein mittelmäßiger Theolog. Seitdem wollte er von den Wundern der Natur nichts hören, und um die Beobachtungen, welche Thevenot von ihm verlangte, von ihm herauszuziehen, hätte es eines ausdrücklichen Befehls des Pabſtes in virtute sanctae obedientiae bedurft. Er erzählte uns alſo: was nicht wenig dazu beigetragen hätte, ihn zum Uebertritt zur Parthei der römiſchen Kirche zu bewegen, war die Stimme einer Dame zu Florenz, welche ihm aus dem Fenſter zurief: Gehen Sie nicht nach der Seite, mein Herr, gehen Sie nach der andern Seite! Dieſe Stimme machte mich beſtürzt, ſagte er, weil ich damals mich dem Nachdenken über die Religion überließ. Dieſe Dame wußte, daß er jemanden in dem Hauſe, das ſie bewohnte, ſuchte, und als ſie ihn den rechten Weg verfehlen ſah, wollte ſie ihm das Zimmer ſeines Freundes zeigen.“... Leibnitz machte nach Steno's Ankunft in Hannover vergebliche Verſuche, ſeine Abneigung gegen die Naturforſchung zu überwinden, und er klagte über dieſe Verkennung der wahren Frömmigkeit in mehreren Briefen an Hermann Conring in Helmſtädt. Zum Glück gewann der neue Biſchof in dieſer Hinſicht auf den Herzog von Hannover nicht Einfluß genug, um deſſen Wißbegierde und Theilnahme an der damals aufkeimenden Phyſik, durch Beobachtungen und Verſuche, zu ſchwächen. Leibnitz ſorgte dafür, ihr Nahrung zu verſchaffen, und ſie zum Beſten der Wiſſenſchaft zu wenden.

Ein anderer Geiſtlicher hatte, zur nemlichen Zeit mit Leibnitz, in Hannover einen bedeutenden Wirkungskreis für eine inhaltsreiche Zukunft angetreten, ein Gelehrter von den umfaſſendſten Kenntniſſen und ehrwürdigem Charakter, welcher bald mit ungeſchmälerter Hingebung für verwandte große und edle Zwecke an Leibnitz ſich anſchloß. Dies war Gerhard Molanus, Abt zu Lokkum, welchen der Herzog Johann Friedrich damals (1677) zum Präſidenten des Conſiſtoriums in Hannover ernannte. Er war ein Schüler des berühmten, durch ſeine Mäßigung ausgezeichneten Georg Calixtus in Helmſtädt, wo er ſelbſt in früherer Zeit Profeſſor der Theologie und der Mathematik geweſen war. Leibnitz nannte ihn einen „unvergleichlichen Theologen", und wie großes Vertrauen er in ſeine geſammte philoſophiſche und mathematiſche Bildung ſetzte, zeigte ſich bald bei einer beſondern Gelegenheit. Molanus hatte einen Freund in Zeinſen, unweit Hannover, der ehemals Profeſſor der Mathematik in Rinteln war, Namens Arnold Eckhart, einen eifrigen Anhänger des Carteſius in der Mathematik nicht minder, wie in der

Philoſophie; ohne von den Fortſchritten in der Wiſſenſchaft, deren erſter Repräſentant unter den Deutſchen jetzt in Leibnitz lebte, zu wiſſen. Er hörte damals, durch die Mittheilungen von Molanus, zum erſtenmale Leibnitzens Namen, und verwundert, von einem ausgezeichneten Mathematiker in ſeiner Nähe zu erfahren, ward er es doppelt, als er hörte, derſelbe wage ſich mit ſeinen eignen Ideen und Erfindungen bis an Carteſius. Bei einem Beſuche, welchen er zu Oſtern 1677 in Hannover abſtattete, hielt Leibnitz im Hauſe von Molanus, vor dieſem und deſſen Bruder, einige Unterredungen mit ihm über den Carteſianiſchen Beweis vom Daſein Gottes. Dieſer Streit wurde ſpäter eine Zeit lang in Briefen, wobei Molanus den Vermittler machte, fortgeſetzt, und auf die Geometrie und Analyſis ausgedehnt. Zuletzt mußte Leibnitz dennoch die Hoffnung aufgeben, mit dem hartnäckigen Carteſianer auf dem einen oder dem andern Felde ſich zu verſtändigen; und begnügte ſich, gemeinſchaftlich mit Molanus, ihm wenigſtens eine gute Anſtellung bei dem Herzoge auszuwirken.

In demſelben Jahre verſchaffte Leibnitz einer deutſchen Entdeckung bei dem Herzoge und dem Hofe Eingang, welche bald in Europa Aufſehen erregte. Es war die ganz neue Entdeckung des ſo genannten Kunkelſchen Phosphors, deſſen wahrer Erfinder Brand, ein Hamburger, war. Verſuche, nach Anleitung eines alchymiſtiſchen Buches, aus dem Urin eine flüſſige Materie, zur Verwandelung des Silbers in Gold, zu gewinnen, hatten ihn zu dieſer unvermutheten Entdeckung geführt. Er hatte darauf dem kurſächſiſchen Commerzienrathe Johann Daniel Kraft eine Nachricht davon brieflich mitgetheilt; dieſer den Kammerdiener des Kurfürſten, Johann Kunkel, in das Geheimniß gezogen; beide hatten ſich zu Brand nach Hamburg begeben, und ſich in der Verfertigung des Phosphors von ihm unterrichten laſſen. Kunkel, welcher nachher ſeine Kenntniß unzureichend fand, und ſich von Brand getäuſcht hielt, aber durch weitere eigene Verſuche das ihm Fehlende erſetzte, hielt ſich nun für befugt, ſich ſelbſt die Entdeckung des Phosphors öffentlich anzueignen, und es gelang ihm bei dem überraſchten Publikum, ſeinen Namen an die urſprüngliche Entdeckung eines Andern zu knüpfen. Sein Genoſſe, Kraft, unternahm gleichzeitig Reiſen, um das Geheimniß bei den Großen zu verkaufen; und auf ſeiner Durchreiſe durch Hannover nach England, 1677, ſprach er bei Leibnitz vor. Unter vielen und mannichfaltigen Gegenſtänden aus dem Gebiete der Chemie, wovon Leibnitz mehreres aufgeſchrieben hinterlaſſen hat, nannte ihm Kraft den Grundſtoff des Phosphors und den Namen des eigentlichen erſten Erfinders; er machte auch Verſuche vor ihm, und wiederholte ſie vor den Augen des darüber in Staunen geſetzten Herzogs Johann Friedrich. Die nähern Umſtände berichtet Leibnitz in ſeiner, den Verhandlungen der Königlichen Preußiſchen Societät der Wiſſenſchaften (1709) einverleibten: Historia inventionis Phosphori, und ſetzt hinzu: „Der Herzog, freigebig und edel, wie er war, gab mir Befehl, den Erfinder Brand von Hamburg kommen zu laſſen. Brand kam auch nach Hannover, und theilte uns ehrlich ſein Verfahren mit; denn alles, was er ſelbſt verrichtete, habe ich mit meinen Leuten in einem andern Laboratorium nachgebildet. Der

Urin von Soldaten, welche in einem Lager ſtanden, wurde in Fäſſern geſammelt, und als eine hinreichende Menge davon vorräthig war, kam Brand, und machte die Verſuche außerhalb der Stadt. Der Herzog ſetzte dem Manne bei ſeiner Rückkehr nach Hamburg eine jährliche Penſion feſt, welche ihn, ſo lange der Herzog lebte, ausgezahlt wurde; es war vielleicht die einzige Belohnung, welche Brand von ſeinem Phosphor gezogen hat.“ Leibnitz überſchickte damals Proben vom Phosphor an Huygens in Paris, und nach einiger Zeit nahm Tſchirnhauſen, der jetzt zum andernmale nach Paris ging, eine an die Königliche Akademie der Wiſſenſchaften gerichtete Beſchreibung von Leibnitz mit, welche in demſelben Jahre (**1677**) in dem Journal des Savans, als: Relatio de Phosphoro a Domino Craſtio invento erſchien. Als, zwei Jahre darauf, der Herzog mit Tode abging, ließ Leibnitz in das, auf das Leben und die Verdienſte ſeines Herrn gedichtete heroiſche Carmen eine begeiſterte Schilderung der Wirkungen des Phosphors einfließen, welche Fontenelle, in der Lobſchrift auf Leibnitz, für eines der ſchönſten Stücke der neuern lateiniſchen Poeſie erklärt.

Gegen Ende des Jahres **1678** ward Leibnitz von dem Herzoge nach Hamburg geſchickt, um den Ankauf des von dem dortigen gelehrten Arzt und Naturforſcher, Martin Fogel, hinterlaſſenen werthvollen Bücherſchatzes, zur Bereicherung der Bibliothek des Herzogs von Hannover, in Perſon abzuſchließen. Er ſelbſt hatte mit jenem Gelehrten früherhin von Mainz aus Briefe gewechſelt, und als er in der letzten Zeit ſeines Aufenthaltes in Paris den Tod des Mannes erfahren hatte, ſein Augenmerk darauf gerichtet, auch deshalb ſeine Freunde in Hamburg, den Reſidenten Habbeus und Placcius, aufgefordert, zu ſorgen, daß die koſtbare Bibliothek nicht zerſtreut würde. Sie bildet ſeitdem einen bedeutenden Zuwachs der von dem Herzog Johann Friedrich zuerſt angelegten, jetzt Königlichen Bibliothek von Hannover. Bei Placcius und zwei andern Hamburger Gelehrten, Vagetius und Siverus, Schülern des berühmten Joachim Jungius, drang Leibnitz mit Eifer auf die Nachforſchung und Herausgabe der von Jungius hinterlaſſenen und von ihm in Augenſchein genommenen Papiere, jenem von Leibnitz überaus hochgeſtellten, den Reformatoren der Wiſſenſchaft und Philoſophie verglichenem Manne; und wäre man dem bald nachgekommen, ſo hätte die Welt den unwiederbringlichen Verluſt jener Schätze nicht zu beklagen, da der bedeutendſte Theil davon durch eine im Hauſe von Vagetius entſtandene Feuersbrunſt im Jahre 1691 zerſtört worden iſt.

Eine merkwürdige Bekanntſchaft machte Leibnitz bei dieſem Aufenthalte an dem berühmten, in mancher Hinſicht auch berüchtigten Chemiker und Mechanikus, Johann Joachim Becher. Dieſer geniale und unruhige Kopf, welcher lange für einen Adepten galt, konnte wenigſtens ſeiner Zeit als der Repräſentant der Chemie in Deutſchland gelten, wie in England Robert Boyle oder Leméry in Frankreich. Er war es, welcher den erſten Grund zu der phlogiſtiſchen Theorie gelegt hat, welche Stahl in ein Syſtem brachte, das bis zu den Entdeckungen Lavoiſiers das allgemeine war. Aber dieſer Mann war zugleich ein abentheuerlicher, unſtäter Charakter, neidiſch gegen jedes fremde Verdienſt und voll Bosheit in ſeinen Ausfällen gegen die hervorſtechendſten Zeitgenoſſen, ohne immer ſich ſelbſt zu ſchonen. In einer Unterhaltung mit ihm über Maſchinenweſen ließ Leibnitz unter andern von einer Verbeſſerung der Mechanik an den Reiſewagen, welche ihn im Entwurf beſchäftigt hatte, etwas fallen. Als Becher einige Zeit nachher, bei dem damals regierenden Herzoge von Hannover auf deſſen Liebe zur Chemie und Alchymie ſpekulirte, trat Leibnitz, von früher Jugend mit dieſen Umtrieben nur zu ſehr vertraut, Bechern zur rechten Zeit in den Weg. Dieſer trug Leibnitzen es nach, und als er nach wenigen Jahren(1683) ſeine ſkurrile Schrift: Närriſche Weisheit und weiſe Narrheit, herausgab, worin er unter abſichtlichen Uebertreibungen die paradoxen oder ſo erſcheinenden Entwürfe und Erfindungen der ausgezeichnetſten Zeitgenoſſen beſpottete, führte er als eine der weiſen Narrheiten: „Leibnitzens Poſtwagen von Hannover nach Amſterdam in 6 Stunden zu fahren" an, und ſtellte ihn, der damals in den Kreiſen des eigentlichen gelehrten Publikums in Deutſchland noch nicht recht bekannt, wenigſtens nicht ſo, wie er es verdiente, war, als einen literariſchen Abentheurer vor. Leibnitz that nichts, jene boshaften Anmuthungen zu widerlegen; doch in einem Briefe an den ſpäter regierenden Herzog Ernſt Auguſt, welchem Bechers Buch zugekommen war und ſeine Neugierde erregt hatte, erzählte er den wahren Hergang der Sache, wie folgt: „Ich bin Ihrer Hoheit für das günſtige Urtheil, das Sie von mir an den Tag legten, und welches Sie abgehalten hat, der Erzählung des Doctor Becher Glauben beizumeſſen, verpflichtet. Dieſer Mann iſt bekannt genug durch ſeine Uebertreibungen (extravagances), mit der ihnen beigemiſchten ſchwarzen Bosheit. Man braucht nur ſeine Bücher zu leſen, um ſich davon zu überzeugen; er zerfleiſcht unverſchämt große Perſonen, und Perſonen, welche ihm Wohlthaten erzeigten, haben ſeinen Undank erfahren, als ſie ſein Verfahren nicht billigen wollten oder konnten. Er iſt gegen mich aufgebracht geweſen, weil ich eine gewiſſe alchymiſtiſche Gaunerei, die er vorhatte, gehindert habe. Und indem er ein Mittel ſuchte, ſich zu rächen, griff er zu einer Unterhaltung, welche wir vor einigen Jahren in Hamburg hatten, wo wir von Maſchinen ſprachen, und ich ihm unter andern Dingen ſagte, ich glaubte, daß man etwas an den Wagen verbeſſern könnte. Ich ſpreche nie aus freien Stücken von dieſer Art von Materien, außer zu Perſonen, welche ſich damit befaſſen, und da Becher Profeſſion macht, die Mechanik zu verſtehen, berührte ich etwas davon bei Gelegenheit, obſchon ich niemals mit Andern davon geſprochen und noch weniger verſucht habe, ſie auszuführen. In der That Niemand hier (in Hannover) hat davon ſprechen hören, und Mehrere haben mich gefragt, was das heißen ſollte. Aber ich glaube jetzt, daß Becher, welcher die Andern nach ſeinem Kopfe beurtheilt, das für einen großen Entwurf nahm, was ich nur im Vorbeigehen geſagt hatte, und indem er vorausſetzte oder aus Bosheit erdichtete, daß ich an dieſem imaginären Wagen immer gearbeitet hätte, hat er die Gelegenheit zu finden geglaubt, mich zu ſticheln, um ſich zu rächen. Was er von den ſechs Stunden Weges ſagt, in welchen dieſer Wagen von

Hannover nach Amſterdam gehen ſollte, gehört zu ſeiner Erfindung, und ſtimmt ſehr wenig zu der Vorrede des Buches, wo er vor Gott betheuert, daß er aufrichtig ſpreche, und nicht den Vorſatz habe, die Perſonen zu verletzen. Denn man müßte den Verſtand verloren haben, um jemals daran gedacht zu haben. Ich war Willens, ihm in einem Briefe privatim ſeine Bosheit vorzuwerfen und ihn an ſeine Vorrede zu erinnern; aber ich höre, daß er in London gegen Ende des vergangenen Jahres geſtorben iſt. Indeſſen mache ich mir ſehr wenig daraus, daß er den Gedanken, von welchem ich ihm geſprochen habe, unter die gelehrten Narrheiten ſetzt; ich bin in zu guter Geſellſchaft, weil er in dieſelbe Klaſſe den König von Frankreich, den ſeligen Kardinal von Salzburg, den ſeligen Herrn von Zinzendorf, Präſidenten der kaiſerlichen Kammer, Herrn Hudde, Bürgermeiſter von Amſterdam, Herrn Huygens, den Erfinder der Pendel, und eine Menge anderer Perſonen von Verdienſt und Ruf ſetzt.“ Dieſe Erfahrung hielt Leibnitz indeſſen niemals ab, Bechern Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. So in einem Briefe an den Herausgeber der Monatlichen Unterredungen vom Jahre 1692: „Becher, heißt es da, iſt gewiß ein trefflicher Kopf geweſen, und hat viel gewußt, wiewohl mehr aus Relation guter Artiſten, als aus eignem Grunde. Daher ſo oft er ein neu Buch gemacht, hat er auch neue Principia chymica auf die Bahn gebracht. Daß aber Leute ſein ſollten, die ihn pro Adepto halten, habe ich nicht gewußt, noch mir einbilden können.“

Da der Herzog Johann Friedrich auf die Verbeſſerung der Bergwerke im Harz große Sorgfalt wandte, und ſie wirklich auf eine Stufe hob, welche ſie allen übrigen Deutſchlands zur Nacheiferung darſtellte, ſo ergriff Leibnitz dieſe Veranlaſſung, ſich mit dem Berg- und Hüttenweſen, als Geognoſt, Mineralog und Mechaniker, bekannt zu machen und zu beſchäftigen. Wie er alles, was er anfaßte, als beſondere Wiſſenſchaft bis auf den Grund zu erſchöpfen und ſich anzueignen ſuchte, ſo beherrſchte er mit der Zeit die mineralogiſche Kenntniß vollkommen, wie ſie die Kenner in ſeiner Protogäa, von welcher wir bald mehr ſagen wollen, bewundern, und verband damit die eigentliche Bergwerkskunde als eine ſeiner Profeſſionen, in Bezug auf die damals noch in der Kindheit liegende höhere Staatswirthſchaft, und die von ihr abhängende Nationalwohlfahrt. Leibnitz ſelbſt legte **1680**, kurz nach dem Tode des Herzogs, in einem Schreiben an einen Freund am kaiſerlichen Hofe ein beſonderes Gewicht auf dieſen Zweig der Staatswirthſchaft, und ſprach ſich dabei über einen von ihm gemachten und ins Werk geſetzten Vorſchlag zur leichteren Entfernung der wilden Waſſer aus den Gruben, wobei er ſo eben war, wie folgt, aus: „Geſtern begab ich mich, berichtet er, auf Befehl meines Fürſten, nach den Gruben im Harze. Sie wundern ſich vielleicht, was ich, als Mann vom Staatsſache, mit den Gruben gemein habe? Aber ich bin lange ſchon der Anſicht, daß die Staatswirthſchaft der bei weitem wichtigſte Theil der Staatswiſſenſchaft ſei, und daß Deutſchland aus Unwiſſenheit oder Gleichgültigkeit darüber zu Grunde gehen muß. Die Gruben aber machen einen großen Theil unſerer Einkünfte aus; dieſe werden nun jetzt vortrefflich verwaltet. Denn Johann

Friedrich, glorreichen Andenkens, hat unter den übrigen trefflichen Maßregeln ſeiner Regierung auch dieſes Zweiges ſich eifrigſt angenommen. Als ich (fährt Leibnitz fort) bei Gelegenheit dieſem Fürſten vorſtellte, daß ich auf ein Mittel verfallen ſei, um dem Uebel, das die Gruben durch das Waſſer leiden, zu Hülfe zu kommen, nahm er meinen Vorſchlag mit vielem Beifall auf; berief bald die betreffende Behörde vor ſich, und ſetzte mir für den Fall, daß ich das Beabſichtigte ausrichtete, und durch den Erfolg auch nur Eines Jahres bewährte, eine jährliche Belohnung von zweitauſend Thalern aus. Als ich bereits auf dem Punkte war, mein Wort durch die That zu bewähren, unterbrach die traurige Nachricht von dem Ableben des erhabenen Fürſten das Begonnene. Ich mußte die Sache von Neuem beginnen, und hatte dabei viel zu kämpfen mit neidiſchen, in dergleichen Dingen unwiſſenden Menſchen; aber der Durchlauchtigſte Nachfolger ſelbſt, nachdem er das Unternehmen einer gänzlichen Prüfung unterworfen, und mich lange und ausführlich angehört hatte, hat das Beneficium ſeines Bruders beſtätiget. Jetzt bin ich eben bei dem Werke, unter dem Beifall der Kenner, welche ſich von dem guten Fortgang ſelbſt überzeugen, und zwar hoffe ich in wenigen Monaten damit zu Stande gekommen zu ſein.“ Dieſe Hoffnung ward nicht erfüllt. Die von den Menſchen, mehr als von den Dingen immer neu geſchaffenen Hinderniſſe zogen die Sache in die Länge; ein in dieſer Beziehung ganz vollgütiger Richter, der ehemalige Ober-Berghauptmann von Trebra in Freiberg, hat in ſeiner Bergbaukunde es bekräftigt, daß Leibnitz darin ſein größtes Hinderniß fand, daß er mit den Praktikern im Bergbau und ihren Vorſtehern ſchlechterdings zu keiner Verſtändigung kommen konnte. Eine ganze Reihe von Jahren verging, während welcher Leibnitz Monate im Harze, meiſt in Zellerfeld, zubrachte; und als er endlich ſelbſt darum bat, von ſeinen vergeblichen Arbeiten erlöſt zu werden, beſtand ſein Hof noch längere Zeit darauf. Noch zum neuen Jahre 1684 bat Leibnitz die Herzogin Sophie um ihre Verwendung bei dem Fürſten: „Er habe augenſcheinlich Dinge dargeſtellt, die man für unmöglich hielt, und hoffe verdient zu haben, dies Geſchäft mit Ehren niederzulegen.“

Dieſer häufige, in einer gewiſſen Folge wiederholte Aufenthalt im Harze regte Leibnitz zu geologiſchen Beobachtungen, Unterſuchungen und Reflexionen an, welche allmählig einer kühnen ſpekulativen Combination über die Entſtehung der Erde die Grundlage darbot. Leibnitz war in Deutſchland der erſte, welcher vaterländiſche Geſtaltungen und Bildungen der Erdoberfläche zum Ausgangspunkte einer allgemeinen Theorie nahm, wie er denn mit einem gewiſſen Nationalgefühl ſeine Protogäa mit dem Bekenntniſſe eröffnet: Domi nobis insignes conjecturae, et velut radii nascuntur publicae lucis, unde ad caeteras regiones aestimatio procedat. Die im Harze vorzugsweiſe gewonnenen Kenntniſſe und Beobachtungen der Foſſilien und Verſteinerungen dienen ihm hier zum Leitfaden, und machen ebenſo das Charakteriſtiſche ſeines Syſtems aus, wie ſpäterhin die Alpen und andere Gebirge den Typus anderer geologiſcher Arbeiten beſtimmt haben. Mit ihnen verknüpfte er die Beobachtungen, welche er ſpäter auf einer größern Reiſe durch Süddeutſchland, Dalmatien und

Italien machte, und ſetzte die Ergebniſſe in der **1691** zu Papier gebrachten Protagäa nieder, welche erſt nach ſeinem Tode herauskam, weil Leibnitz, eingedenk des lokalen Urſprungs ſeiner Spekulation, aus einer gewiſſen Dankbarkeit, ſie als eine Art phyſikaliſcher Vorhalle ſeiner hiſtoriſchen Urſprünge des Hauſes Braunſchweigs hat herausgeben wollen, wozu es nie kommen ſollte. Ein kurzer Ueberblick daraus, für die **Acta Eruditorum** von 1693, und eine populäre Darſtellung davon, noch ſpäter, an einer Stelle der Theodicee, machte jedoch ſchon ſeine Zeitgenoſſen auf das Originelle ſeines Unternehmens aufmerkſam. In einem Jahrhundert, wo auch unter den Proteſtanten die Theologie die Naturwiſſenſchaften bewachte und ſich unterordnete, damit dem Buchſtaben der Schrift nicht widerſprechen oder Gewalt angethan würde, war es ſchwer, eine reine und folgerechte Naturbetrachtung durchzuführen, zumal bei einer Frage, wie die von der Geſchichte der Erde, welche mit der von der Schöpfung an einem Punkte zuſammenfiel. An myſtiſchen Combinationen von Phyſik und Schriftauslegung fehlte es nicht; noch Thomas Burnets **Theoria Sacra Telluris**, welche **1682** herauskam, war ein verunglückter Verſuch kabbaliſtiſcher Schwärmerei und willkührlicher Hypotheſen zur Erklärung des Zuſtandes unſers Planeten. Ohne die beſtändige Rückſicht auf die moſaiſche Schöpfungsgeſchichte zu verbannen, hielt dagegen Leibnitz in der Protogäa den Begriff einer Geſchichte, einer Geneſis der Erde feſt, und zwar nach Analogieen der Natur und den hinterlaſſenen Spuren früherer Revolutionen. Nur hat Leibnitz vielleicht zu ſehr den endlichen Maaßſtab eines chemiſchen

Laboratoriums auf die große chemiſche Werkſtätte der univerſellen Natur angewandt. Die Erde ſieht er als das jüngſte Ergebniß mehrerer großer Revolutionen an. „Die Erdkugel, einſt ein geſchmolzenes, aus ihrem Centrum, der Sonne, herausgefallenes Stück oder auch ein Sonnenfleck, ſtrebend in ihr Centrum zurückzufallen, ſtand in Feuer: die Felſen, gleichſam, die Knochen der Erde, ſind Schlacken, Vitrificationen des Guſſes, wie aus einem Vulkane; der Sand bedeutet das Glas dieſer Vitrification, nur durch die Bewegung pulveriſirt. Das Meerwaſſer ſtellt das oleum per deliquium vor, durch Abkühlung und Calcination. Das Meer, die Felſen und der Sand, dieſe Hauptbeſtandtheile der Oberfläche der Erde, wären alſo durch Feuer entſtanden; in der That finde man im Innern der Felſen Erzeugniſſe von Metallen und Mineralien, ähnlich denen, welche aus unſern Oefen hervorgehen. Als die Oberfläche der Erde nach der großen Verbrennung ſich abgekühlt hatte, fiel die Feuchtigkeit, welche das Feuer in die Luft getrieben hatte, auf die Erde nieder, wuſch ihre Oberfläche ab, löſte und ſaugte das in der Aſche feſtgebliebene Salz auf, und füllte endlich jene große Höllung der Oberfläche unſrer Erdkugel, um den Ocean mit geſalzenem Waſſer zu füllen. Das Feuer zog ſich darauf in das Innere der Erde als Centralfeuer und giebt durch die Vulkane und verwandte Erſcheinungen noch immer ſein Daſein kund. Hierauf folgte eine neue, ebenſo mächtige Zerſtörung durch das Waſſer, lange vor der Sündfluth. Vielleicht fiel die durch die Abkühlung gebildete Erdrinde, welche viele Höhlungen unter ſich hatte, zuſammen, und Thomas Burnet hätte Recht, daß wir nur noch auf Ruinen wohnen. Spuren und Ueberreſte in den Gebirgen zeugen, daß das Meer auf Stellen geweſen ſein muß, von denen es heute weit entfernt iſt. Moſes gab dieſe großen Veränderungen durch zwei Worte zu verſtehen: die Scheidung des Lichts und der Finſterniß zeige die durch das Feuer gemachte Fuſion an; und die Scheidung des Feuchten und Trocknen die Wirkung der Ueberſchwemmungen.“ — Leibnitz hatte die eigenthümliche Genugthuung, von der Sorbonne, welcher er ſeine Protogäa in der Handſchrift unterſandt, eine Approbation zu erhalten. Ohne Zweifel hat er ſich dadurch gegen mögliche Angriffe von Seiten katholiſcher und anderer Theologen im Voraus ſchützen wollen. Lange iſt durch Büffons glänzenden Namen die Anſicht von der Geſtaltung der Erdfeſte und Oberfläche durch Erkältung und Abdampfung durch ein in das Innere der Erde zurückgezogenes Feuer die geltende geweſen; und immer wird wenigſtens die Protogäa wegen des, der Wiſſenſchaft nach der wahren Methode hin gegebenen Anſtoßes den Kennern wichtig und beziehungsvoll bleiben. Leibnitz wandte auf Sammlung und Erhaltung vorweltlicher Ueberreſte aus einer untergegangenen Thierwelt, welche ehedem Gegenſtand eines abergläubiſchen Staunens geweſen waren, viel Aufmerkſamkeit, und näherte ſie ſelbſt der Theilnahme und dem Vergnügen empfänglicher Seelen aus den höchſten Ständen. So überſandte er im Jahre 1692 der regierenden Kurfürſtin von Brandenburg, Sophie Charlotte, ein im Harze aufgefundenes animaliſches Foſſil, nach Berlin, mit einer Beſchreibung und Erklärung in dem begleitenden Briefe, der uns noch erhalten iſt.

Die jahrelangen genauen Beziehungen, welche Leibnitz zu dem Bergweſen im Harz hatte, wo das gewonnene Silber zugleich in Münzen ausgeprägt wurde, führten ihn auch zu ſtaatswirthlichen Meditationen über das Münzweſen und deſſen Verbeſſerung, mit Rückſicht auf das deutſche Reich. Die größten Denker des Jahrhunderts haben dieſen wichtigſten Punkt in dem Syſteme des geſellſchaftlichen Verkehrs, auf welchem das neuere Staatsleben und die Geſellſchaft baſirt iſt, in ihre Betrachtung gezogen; Copernikus zuerſt, gleichzeitig mit Leibnitz Locke, der berühmte Urheber des Verſuchs über den menſchlichen Verſtand, endlich auch Newton. „Ich habe, ſchrieb Leibnitz in Bezug auf die letztern, im Jahre 1700 an Thomas Burnet, in früher Zeit viel über dieſe Materie gedacht, und habe eine Menge populärer Irrthümer darüber entdeckt"; und ein andermal, über das neue Münzreglement in England im Jahre 1696: „Das Münzreglement iſt ein Gegenſtand, den ich vielleicht eben ſo ſehr, als irgend jemand ſtudirt habe. Ich habe ſo viele Bemerkungen darüber aufgeſetzt, daß es mir leicht wäre, einen Band daraus zu machen, weil die Angelegenheit auf dem deutſchen Reichstage und bei mehreren Ständen der Kreiſe oft verhandelt worden iſt." Von dem Verfahren und dem Principe, das das Haus Braunſchweig bei der Münzung des Silbers verfolgte, ging Leibnitz aus, indem er es, bei der damaligen, täglich zunehmenden Unordnung und Verwirrung im Reiche, den Staatsmännern an den Höfen der andern Fürſten und ſelbſt des Kaiſers, bei allen Gelegenheiten empfahl. Dieſer Grundſatz beſtand darin, ein reines, ſo wenig als möglich legirtes Silber bei den Münzen zu nehmen, und dieſen einen innern, unzerſtörbaren, alle Wandelung in den Waaren- und politiſchen Verhältniſſen überwindenden Werth zu geben; was Leibnitz, dem das allgemeine Wohl nicht weniger, als das Intereſſe und der Ruhm des Hauſes, dem er diente, am Herzen lag, durch ſein von Jahr zu Jahr ſteigendes Anſehen aufrecht erhalten half. Er rühmte auch in ſeinen Briefen, daß die Silbermünzen des Hauſes Braunſchweig, welche im Harz geſchlagen wurden, ſchlechterdings die beſten von ganz Europa wären, beſſer ſelbſt als die engliſchen. Ueber dieſe und damit verwandte, vaterländiſche Fragen gedachte Leibnitz ſchon in den erſten Jahren ſeines Dienſtes in Hannover eine eigne Schrift, mit dem bezeichnenden Titel: Consultationes Germanicae herauszugeben, aber die waltenden Verhältniſſe im Reiche ſchreckten ihn davon zurück. „Es verdrießt mich, ſchrieb er in dem ſchon erwähnten Briefe an einen Staatsmann in Wien, Worte in den Wind auszuſtreuen, und nach Art der Deklamatoren, welche in den Schulen über die rechte Verfaſſung der Republik Athen oder Carthago berathſchlagen, erfolglos zu rathen. Ja, die beſten Gedanken verlieren, wenn ſie öffentlich Preis gegeben werden, und man macht unſere Feinde erſt aufmerkſam, ſtatt ſie im Zaume zu halten.“ Leibnitz zog es vor, im Stillen, aber deſto ſicherer, für jene höchſten Zwecke eines patriotiſchen Staatsmanns zu wirken, und ſchon der Herzog Johann Friedrich ging darauf ein. In einem Schreiben an den, durch ſeine henotiſchen Reiſen und Bemühungen aus dieſer Zeit bekannten Biſchof von Thina, von dem wir des Mehreren zu berichten haben werden, aus Hannover den

24. Mai 1679, thut Leibnitz die bedeutende und ihn ſo charakteriſirende Eröffnung: „Es werden hier gute Reſolutionen, dem Reiche zum Beſten, ergriffen, welche bald ausbrechen dürften. Und weil ich in Wahrheit ſagen kann, daß auch ich Gelegenheit gehabt, etwas Nützliches dabei zu thun, ſo aber Niemand ſowohl, als Ihrer Durchlaucht ſelbſt bekannt, als welche mir die Gnade thut, oftmals meine Gedanken über allerhand Materien anzuhören, ſo möchte wohl wünſchen, daß ſolches am rechten Orte einigermaßen bekannt wäre. Der Ruhm iſt nicht allemal dasjenige, ſo ich ſuche, und gilt bei mir mehr: conscientia recte factorum, als opinio quam alii a me habere possent. Nichts deſto weniger iſt bisweilen nöthig, daß hohen Perſonen unſer gutes Gemüth bekannt ſey, damit uns Gelegenheit gegeben werde, ſolches ferner zu üben.“ Die Entwürfe zur Wiedervereinigung der beiden Kirchen ſind hier beſonders gemeint; ſie aber ſowohl als auch andere, auf die allgemeine Wohlfahrt des Reichs ausgehende Entſchließungen, geriethen durch den baldigen Tod des Herzogs in Stocken, und wurden zum Theil erſt unter ſeinem Nachfolger wieder aufgenommen.

Das Bisherige zeigt uns Leibnitzen weniger in einer amtlichen, als einer freien, individuellen Thätigkeit wirkend; indeſſen erlangte er auch dieſe in dem dritten Jahre ſeines Dienſtes, **1678**, durch die Erhebung in den Rang eines herzoglichen Hofraths, aber ohne daß er der Bibliothek des Herzogs vorzuſtehen aufhörte. Nach der in Hannover eingeführten Regierungsordnung war der Hofrath, wie der Kanzleirath, ein wirkliches Mitglied der Kanzlei, „wo die Juſtiz-Sachen tractiret wurden", deren Chef der vor dieſer Zeit von Johann Friedrich ernannte Vicekanzler Ludolph Hugo war, ein Schüler Conrings, gleich ausgezeichnet als Staatsgelehrter und Publiciſt, wie als Rechtsgelehrter. Er blieb bis an ſeinen Tod (1704) der höchſte Vorgeſetzte Leibnitzens, dem bürgerlichen und amtlichen Range nach; ſeitdem nach dem Tode des letzten Kanzlers (Langerbeck) im Jahre 1669, die Kanzlerwürde für immer in Hannover aufgehoben war, wie mit Ludolph Hugo der letzte hannöverſche Vicekanzler ſtarb; dieſe Würde allmählich eingehen zu laſſen, war Regierungs-Grundſatz nach dem Weſtphäliſchen Frieden bei den deutſchen Fürſten. Leibnitz war alſo wieder in ſeiner urſprünglichen, ſachlichen Wirkſamkeit, wie früher in Mainz, von der er ſich bei ſeiner Miſſion an den franzöſiſchen Hof, 1672, herausgeriſſen hatte, und ein Theil ſeiner Zeit ward in der That von da ab ſeinem höhern wiſſenſchaftlichen Wirken entzogen; aber das war ihm nicht unerwünſcht. Das ruhige, in ſich gekehrte Leben eines Gelehrten und Denkers hat Leibnitz nicht auf Koſten einer glänzendern Wirkſamkeit in der Welt und auf die Welt erlangen und genießen wollen; ſondern er ſtrebte gerade beides zu vereinigen. Als er, zwei Jahre nach ſeiner Ernennung zum Hofrath, einen Augenblick den Wunſch hegte, in kaiſerlichen Dienſt zu treten, und zu der durch den Tod des Bibliothekars Lambeccius in Wien erledigten Stelle zu gelangen, (welche ſtatt ſeiner Neſſelius erhielt) ſtellte er von ſelbſt als eine erſte Bedingung: daß er den Poſten eines Bibliothekars nur dann annehmen würde, wenn er zugleich eine Stelle auf der Bank der (proteſtantiſchen) kaiſerlichen Hofräthe bekleiden könnte. „Sie entnehmen leicht, (ſchrieb er deshalb in jenem Briefe an einen Staatsmann an dem Wiener Hofe, welcher eben dieſes Geſuch bei dem kaiſerlichen Kanzler, Grafen von Stratmann, vermitteln ſollte) daß ich, der ich in der That im Rathe meines Fürſten ſitze, von dieſer Stufe nicht gern herabſteigen würde; dies würde aber Statt finden, wenn ich das bloße Amt eines Bibliothekars und Hiſtoriographen übernähme, und ſo auf dieſe Art von dem Glanze der Geſchäfte in das Dunkel zurückträte."

Noch viel weniger jedoch würde Leibnitz ſich dem monotonen, alle höhere Kräfte verzehrenden Geſchäftsdienſt um irgend einen Preis hingegeben haben, was er, nach ſeiner Erhebung zum Hofrath, Conringen nachdrücklich zu verſichern Anlaß nahm. Der alte Polyhiſtor, welcher von dem höhern Geiſte, der in ſeiner Nähe neue Bahnen in den Wiſſenſchaften zu brechen glühte, keine Ahnung hatte, und alles, was Neuerung hieß haßte, behandelte in dem Briefwechſel, welchen Leibnitz von Hannover aus mit ihm wieder angeknüpft hatte, dieſen ein wenig vornehm, und nicht viel beſſer wie einen philoſophiſchen Schwärmer, wegen der neuen Methoden in der Analyſis, Demonſtration und Erfindung, von welchen Leibnitz ihm geſprochen hatte. Dieſer ſetzte im Jahre 1679 einen Brief an ihn auf, wo er ſich voll Selbſtgefühl gegen die Anmuthungen Conrings rechtfertigt. Er ſpricht darin von dem Abſtande ſeines iſolirten Lebens gegen das nicht lange vorhergegangene in Paris, wo er für ſeine Studien Ehre und Beifall eingeerntet hätte; während er jetzt höchſtens in Nebenſtunden, welche ſeiner freien Thätigkeit übrig blieben. ältere Erfindungen weiter verfolgen könne. „Uebrigens geſtehe ich, heißt es dann, daß mir, ſeit ich unter die Hofräthe aufgenommen bin, andere Geſchäfte auferlegt ſind, daß ich ſowohl gerichtliche Akten leſen und nach ihnen über Prozeſſe Spruch fällen muß, als auch zuweilen Staatsangelegenheiten auf Befehl des Fürſten zu behandeln habe. Doch will der edle Fürſt, in ſeinem Wohlwollen für mich, nicht, daß ich meine ganze Zeit den Geſchäften der Kanzlei widme, und hat mir daher freigeſtellt, von den Sitzungen ſo oft auszubleiben, als es mir in Rückſicht anderweitiger Arbeiten nothwendig erſcheint. In der That, da der Fürſt zuweilen einige Dienſte für ſich ſelbſt von mir verlangt, da ich auch für die Bibliothek Sorge zu tragen habe, und häufig mit gelehrten Männern Briefwechſel pflegen und unterhalten ſoll, ſo war es einleuchtend, daß ich auf eine etwas liberalere Behandlung Anſpruch hätte. Wahrlich ich möchte nicht verurtheilt ſein, dieſen Siſyphus-Felſen der Geſchäfte am Gerichtshofe einzig und allein zu wälzen, und wenn mir die größten Schätze und die höchſten Ehren verheißen wären.“ Im Verfolge läßt Leibnitz durchblicken, daß, wie auf deutſchen Univerſitäten die Wiſſenſchaften behandelt würden, ſie ſolchen Geiſtern, welche ihren eignen Flug zu nehmen berufen ſind, noch das Meiſte zu thun übrig ließen; und daß, ſo hoch auch Conring unter ſeines Gleichen ſtehe, er doch hinter der Bewegung, welche in Italien, England und Frankreich die Geiſter bewege, weit zurück ſei. Nicht lange darauf ſtarb Conring (1681), hochbetagt, nachdem ein

Verſtändniß zwiſchen ihm und Leibnitz von ſeiner Seite unmöglich geworden war.

Wie Leibnitz im jüngern Alter zu Mainz, wurde er auch bald nach ſeinem Eintritt in den Dienſt des Herzogs von Hannover in die höheren Staatsangelegenheiten eingeweiht, und ein großer Theil ſeiner Zeit und Kräfte für ſie von ihm verwendet. Hier freilich zeigt ſich ein auffallender Unterſchied in den Aufgaben und ihrer Behandlung; denn ein ganz anderer Geiſt war es, welcher die deutſche und europäiſche Staatskunſt eines Kurfürſt Johann Philipp beſeelt hatte, als der, welcher die Kabinets-Politik des Herzogs Johann Friedrich von Hannover beſtimmte: Leibnitz hatte in Betreff ſeines Entwurfs zur Eroberung von Aegypten durch Ludwig XIV dieſen Unterſchied erfahren. Dieſer Fürſt, von ſo vielen Seiten des Geiſtes und Gemüths ausgezeichnet, hat den Glanz, welchen ſein Name in der Geſchichte Deutſchland hinterlaſſen haben würde, durch eine unwürdige Abhängigkeit von Ludwig XIV, als ſeiner Richtſchnur innerer, wie äußerer Politik, verdunkelt. Beim Ausbruch des Kriegs Ludwigs XIV gegen Holland (1672) war er mit dieſem Feinde des deutſchen Reichs ein Bündniß eingegangen; ſeine Truppen wurden von einem franzöſiſchen General „gedrillt“; während des Reichskriegs ſtand er mit Köln und Münſter auf Frankreichs Seite, indeß die Verwandten ſeines Hauſes die Ehre des Reichs und des Kaiſers tapfer in deſſen Reihen vertheidigten, ſo lange, bis er von den Verbündeten gegen Schweden zu einer Neutralitäts-Erklärung gezwungen wurde. Er war untröſtlich, nicht mehr in Gemeinſchaft mit dem großen Könige handeln zu können. Ludwig XIV war ſein Muſter. „Ich bin Kaiſer in meinem Lande“ ſagte er, wenn die Landſtände ihm Vorſtellungen zu machen wagten, wie der König von Frankreich: l'état c'est moi. Sein Streben war dahin gerichtet, die welfiſche Macht zu einer der erſten in Norddeutſchland, ja der des Kurfürſten von Brandenburg gleich zu erheben, deſſen Uebergewicht ihn drückte. Schon er dachte auf Erwerbung des Kurhuts, welcher jedoch erſt dem Ehrgeize ſeines Bruders und Nachfolgers überlaſſen blieb. Im Dienſte dieſes deutſchen Fürſten war dem politiſchen Streben und Wirken ſelbſt eines Leibnitz keine höhere Linie, als die Beförderung der Intereſſen und Entwürfe zu höherer Macht und Würde des Hauſes vorgezeichnet: und gewiß einen treuern Diener als Leibnitz hat das Haus Hannover nicht gehabt. Jedoch zu einer weltgeſchichtlichen, ja nur zu einer allgemein deutſchen Wirkſamkeit, wie es ſich ehedem in Mainz angelaſſen hatte, konnte ſich Leibnitz auf dieſem Boden nicht erheben: und die Widerſprüche, die Verwickelungen, in welchen das öffentliche Recht des deutſchen Reiches, in dem Verhältniſſe ſeiner Stände zu demſelben und dem Kaiſer, im ſiebzehnten Jahrhundert ſich befand, lähmte den freien Schwung von Leibnitzens politiſchen Combinationen, beengte den Umfang ſeiner Begriffe in ihrer Anwendung. Gleich der Antritt dieſer Laufbahn wird durch eine berühmte Staatsſchrift Leibnitzens, welche aber ſchon den Geiſt jener verwickelten Verhältniſſe nicht undeutlich abſpiegelt, bezeichnet.

Schon ſeit dem März 1675 war auf Betrieb des Königs von England, der ſich im Jahre 1674 von Frankreich getrennt und mit den Staaten vertragen hatte, ein Congreß aller kriegführenden Mächte in Nimwegen zuſammengetreten, auf welchem drei Jahre fruchtlos unterhandelt wurde, bis die Fortſchritte Ludwigs XIV und die Anmahnungen des Königs von England zuerſt Holland, dann Spanien zur Annahme der von Frankreich angebotenen Bedingungen eines Separatfriedens beſtimmten; ſo daß der Kaiſer das Jahr darauf, den 5. Februar 1679, zu einem, für ihn ſelbſt und das Reich ſchimpflichen Frieden mit Frankreich und Schweden gezwungen wurde. Darauf ſchloſſen auch die Herzoge von Braunſchweig, ſo gut wie Brandenburg und andere Reichsſtände Separatfrieden mit Frankreich, froh des einzelnen Gewinnes, während dem Ganzen des Reichs eine unheilbare Wunde geſchlagen wurde. Leibnitz blickte klar in die Gefahr, welche aus dieſem Frieden für Deutſchland drohte, konnte ſeinen Schmerz aber nur in Klagen an einen vertrauten Freund ausſchütten. Oeffentlich war ihm eine andere Aufgabe geworden, welche ihm der Ehrgeiz ſeines Fürſten diktirte.

Bald im erſten Jahre des Friedens-Congreſſes zu Nimwegen behaupteten die Welfiſchen Fürſten, Geſandte vom erſten Range mit allen ihnen gebührenden Vorrechten, gleich den Kurfürſten, ſchicken zu dürfen, und ſprachen in einem gemeinſchaftlichen Schreiben an den König von England, vom 14. Auguſt 1676, ihre Anſprüche darauf, aber ohne Erfolg, aus. Der Herzog Johann Friedrich und ſein Bruder Georg Wilhelm von Celle hatten den Geheimen Rath Valentin von Schütz nach Nimwegen abgeordnet, welcher dem kaiſerlichen Bevollmächtigten, Miniſter Stratmann, ohne Rückhalt erklärte, daß das Haus Braunſchweig zu jedem Opfer für das Reich bereit ſei, wenn man darauf eingehe, ſeine Abgeordnete für hohe Geſandte gelten zu laſſen. Doch die kaiſerlichen Geſandten, welche ohnehin beauftragt waren, ohne die Abgeordneten der Reichsſtände mit Frankreich zu unterhandeln, verweigerten es beharrlich, und der Wunſch von Valentin von Schütz, mit den Geſandten kurfürſtlicher Häuſer in gleichem Range zu ſtehen, blieb unerfüllt. Auch ſpäter, auf dem 1681 zu Frankfurt gehaltenen Congreſſe, wo der Geheime Rath Otto Grote die nämliche Angelegenheit betrieb, blieb dieſe Forderung unerfüllt, und deshalb der Wunſch Hannovers, in den Rang der Kurfürſtenthümer einzutreten, um ſo lebendiger erhalten.

Es war alſo vielmehr eine Frage des innern öffentlichen Rechts des deutſchen Reiches, als die vorübergehende Angelegenheit der äußeren Politik, welcher Leibnitz, auf Befehl und im Intereſſe des Hauſes Hannover, eine der gründlichſten und erſchöpfendſten Abhandlungen gewidmet hat, welche noch vor Abſchluß des Friedens, mit verſtelltem Namen des Verfaſſers im Jahre 1677 zu Amſterdam, unter dem Titel herauskam: Caesarini Furstenerii de jure Suprematus ac legationis principum Germaniae. Die erdichteten Namen geben den Sinn, daß der Verfaſſer, indem er die Rechte der deutſchen Fürſten verficht, nichts deſto weniger ein Anhänger und Verehrer des kaiſerlichen Anſehens wäre. Denn je mehr Leibnitz, um das Recht, hohe Abgeſandte zu ſchicken, für die deutſchen Fürſten abzuleiten, der Souveränität der letztern gegen die Oberhoheit des deutſchen Kaiſers das Wort redet, und dies in einem Augenblicke, wo eine Controverſe von dieſer Natur die Verhältniſſe des Reichs gegen das übermüthige Frankreich nur noch mehr herabſetzen und drücken mußte: deſto mehr war der Patriot in ihm beſtrebt, ein Gleichgewicht und eine Harmonie in jenem, ſeit dem weſtphäliſchen Frieden im Reiche waltenden, und von Frankreich genährten Kampfe des Ehrgeizes deutſcher Fürſten herauszubringen; das mittelalterliche Syſtem des heiligen römiſchen Reichs, unbeſchadet der ihm durch die Souveränität der Stände beigebrachten Erſchütterung, in ſeiner Integrität darzuſtellen. Dies hat Leibnitz nur auf eine künſtliche Art vermocht, dadurch daß er dem deutſchen Reiche und dem Kaiſer auf eine ideale Art wiedergab, was er ihnen durch eine auf die Spitze getriebene Ausbildung und Anwendung des Souveränitäts-Begriffs der deutſchen Fürſten in der Wirklichkeit entziehen half; während er aus dieſer idealen Erhöhung von Kaiſer und Reich in Haupt und Gliedern wiederum die Anſprüche der deutſchen Fürſten auf Gleichheit mit dem ſouveränen Fürſten Italiens ableitete. Leibnitz behauptet unter andern, als ein hiſtoriſches Paradoxon, aber unter einer Fülle von Erudition, daß es ein Irrthum wäre, die ſogenannte germaniſche Freiheit mit dem Verfalle der kaiſerlichen Macht in Verbindung zu ſetzen: „weil Deutſchland bereits in den Zeiten der Carolinger, ja noch kurz vorher, voll von Fürſtenthümern, Dynaſtien und edlen Familien geweſen wäre, von denen die meiſten noch jetzt fortdauerten, welche ihre Länder durch Erbrecht beſaßen, und von den heutigen Häuſern ſich nicht viel unterſchieden, außer daß wegen der häufigen Bewegungen und der beſtändigen Kriege die

Veränderungen häufiger waren, als jetzt, und kleine Könige (reguli), welche auf Neuerungen ausgingen, oft von ihren Gebieten vertrieben wurden.“ Der ſyſtematiſche Geiſt Leibnitzens wollte von dem, was ſich hiſtoriſch im Reiche entwickelt hatte, nichts fallen laſſen, und indem er die Fürſten erhob, konnte er nicht umhin, die Kurfürſten in ihrem noch höhern Range, mit ihren noch höhern Anſprüchen, zu befeſtigen, was die Spitze des Buches gewiſſermaßen wieder abſtumpfte. Wir wiſſen von Leibnitz ſelbſt, daß der Präſident des geheimen Raths, Otto Grote, ein Staatsmann, welchem, wie Spittler ſagt, um in der Geſchichte den Rang eines Richelieu oder Mazarin einzunehmen, nichts gefehlt, als Königreiche zu regieren, ſich gegen jene Faſſung in Leibnitzens Darſtellung erhoben hat. Aber der Herzog, ſetzt Leibnitz hinzu, trat auf ſeine Seite, als er ihm vorſtellte, daß auf die Art, wie er die Frage behandelt habe, die Dinge eher gemildert, als geſpannt würden, und daß überhaupt ſein Syſtem nicht leicht geändert werden könnte, ohne einen ganz andern Begriff von ſeinem Werke zu geben. Lange nachher, als das Haus Hannover ſich um den Kurhut bewarb, habe er den Präſidenten Grote gefragt, ob es nicht von Vortheil ſei, daß man das Werk gelaſſen, wie es war, da es nun auch dem kurfürſtlichen Hauſe zum Vortheil gereiche? und dieſer habe nicht Anſtand genommen, was ihm zur Zeit Bedenken erregt hatte, jetzt zu billigen. Aber doch gereichte dasjenige, was das Buch als Syſtem zuſammenhielt, demſelben zu einem Hemmniß der Wirkung. Es waltete ein eignes Schickſal über die mannigfachen politiſchen Entwürfe und Schriften Leibnitzens, das ſie faſt alle der beabſichtigten eigentlichen Wirkung beraubte; denn um derjenigen zu geſchweigen, welche gegen die allgemeinen Verhältniſſe von Deutſchland und Europa zu kämpfen hatten, ſo blieb auch eine ſpätere Staatsſchrift Leibnitzens, zu Gunſten der Kurwürde Hannovers und des ihm verliehenen Erzamtes, ohne Erfolg. Einen Theil dieſes Mißerfolgs möchte die Eigenthümlichkeit des Verfaſſers auf ſich nehmen, welchem, um eine raſche, ſchneidende Wirkung des Augenblicks durchſetzen zu helfen, gewiſſermaßen bloß die Einſeitigkeit und Partheilichkeit fehlte, weil ihr der Philoſoph und gründliche Gelehrte ein herabdrückendes Gegengewicht anhing. Als ſtaatsrechtliches Werk dagegen eines Philoſophen, des Philoſophen Leibnitz, nimmt das Buch de jure suprematus principum Germaniae eine um ſo bedeutendere Stelle in der Geſchichte ſeines Lebens ein, als vielleicht kein anderes einen ſchicklichern hiſtoriſchen Geſichtspunkt zur Auffaſſung und Darſtellung ſeines Syſtems darbieten möchte, welches in den Grundzügen damals in ſeinem Geiſte fertig war; wiewohl er es noch eine Reihe von Jahren zum Gegenſtande immer erneuerter Prüfung und Reflexion machte, und erſt um ſein vierzigſtes Jahr, wie er ſelbſt bekannt hat, zu einer unumſtößlichen Ueberzeugung gelangte, gegen ſein fünfzigſtes Jahr dagegen zuerſt öffentlich als Lehrer der Mit- und Nachwelt damit hervorzutreten anfing. Man kann auch, wenn man bis auf die früheſten Geiſtesäußerungen bei Leibnitz zurückgeht, beobachten, wie ſeine Philoſophie ſich von innen, wie aus einem befruchteten Keime, nach und nach entwickelt hat, indem das Ende und der Schlußſtein ſeines Syſtems in den Anfängen ſeines ſelbſtſtändigen Denkens deutlich vorgebildet liegt.

Bei Leibnitz gab nemlich nicht, wie bei den Scholaſtikern die Theologie, oder bei den großen Philoſophen nach der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften, die Phyſik, ſondern, eigenthümlich genug, die Jurisprudenz, ſein in der Jugend ergriffenes Fach, ſeinem Denken den Typus, welcher die Modalität deſſelben in großen und weiten Zügen beſtimmt hat. Der Begriff des Rechts, der Gerechtigkeit, und was damit zuſammenhängt, verbindet bei Leibnitz das Syſtem des Univerſums mit dem beſondern poſitiven Geſetze eines gegebenen Staates, als Individuums; verknüpft bei ihm die Natur mit dem Geiſte, das Ewige mit der Geſchichte. Wenn die naturphiloſophiſchen Begriffe von Bewegung, Leben, Seele und Geiſt, die metaphyſiſchen von Subſtanz und Kraft, mehrfache Verwandelungen bei ihm durchgingen, ehe ſie diejenige Faſſung annahmen, welche ſie behalten haben: ſo ſind Leibnitzens Begriffe des Naturrechts, wie ſie in der Theodicee walten, ſchon den Grundzügen nach in der Jugendſchrift Methodus nova docendae jurisprudentiae, ja in der noch frühern, auf der Univerſität ausgearbeiteten De arte combinatoria enthalten: um ſo vielmehr alſo in der Schrift De jure suprematus, wenn auch nicht in Form einer abſtrakten Theorie, ſondern vielmehr in der Anwendung einer ſolchen auf das öffentliche Recht der Chriſtenheit und des heiligen römiſchen Reichs, in ſich und nach außen. Die leitende Idee Leibnitzens bei dem Philoſophiren über das Natur- und Staatsrecht, über Recht und Geſetz überhaupt, war aber die

Idee der Theokratie; dieſer Idee ordnet ſich auch nachher die Philoſophie der Natur und ſein ganzer Spiritualismus unter; es war die höchſte Idee, in welcher ſich in Leibnitzens Syſteme der Dualismus oder vielmehr der Paralellismus der Dinge zur Einheit auflöſen ſollte; mit einem Worte, die Idee der Theokratie hat Leibnitzen von Anfang an zu der präſtabilirten Harmonie der Welt und der Natur geführt. Von dieſer Idee hat ſich Leibnitz in ſeinem Leben und ſeinen Schriften leiten laſſen. Allerdings war es die Idee ſeines Jahrhunderts, nur ſpekulativ erweitert und geſtaltet, und dadurch geeignet, den Ausartungen, der Verendlichung dieſer Idee heilſam entgegen zu treten, wie wir dieſe in der abſoluten Monarchie Ludwigs XIV, jenem Ziele der gleichzeitigen Fürſten in Europa, beſonders auch in Deutſchland, wahrnehmen, theoretiſch aber in dem Naturrechte von Hobbes, wie nicht minder in dem von Samuel Pufendorf. Der Unterſchied zwiſchen Leibnitz und dieſen gleichzeitigen Repräſentanten des Naturrechts beſtand darin, daß er das Ideal der abſoluten Monarchie nur in dem ewigen Reiche Gottes, nicht in dem eines Menſchen oder eines endlichen Geiſtes überhaupt verwirklicht, oder in der Verwirklichung begriffen fand; daß er der menſchlichen Monarchie beſtändig die göttliche entgegenſtellte, und ihre Wahrheit und ihr Recht weſentlich in dem religiös-ſittlichen Verhältniſſe zum Reiche oder zur Stadt Gottes ſah, während Hobbes die menſchlichen Einrichtungen abſolut faßte, Pufendorf aber zuerſt ein von aller Moral und Religion unabhängiges, abſtraktes Naturrecht aufſtellte und zu begründen ſuchte. Leibnitz erkannte ſich daher als ſpeculativer Philoſoph in größerer

Verwandtſchaft zu Hobbes, als zu Pufendorf, und ward nicht müde, dieſem ſeine Geringſchätzung an den Tag zu legen, während er von Hobbes mit Hochachtung ſprach, ſelbſt wenn er ihn widerlegte, wozu er auch in der Schrift de jure suprematus die Gelegenheit wahrnahm. Schon früher, berichteten wir, hatte Leibnitz, in Briefen an Hobbes, dieſem Philoſophen freimüthig ſeine Ausſtellungen zu erkennen gegeben; er that es hier öffentlich, während Hobbes noch lebte, denn er ſtarb erſt zwei Jahre darauf (1679). „Die Demonſtrationen des Hobbes, ſagt er im 11. Kapitel, haben nur in derjenigen Republik ſtatt, in welcher Gott der König iſt, welchem allein man in Allem vertrauen muß. Die Reiche des Hobbes exiſtiren, glaube ich, weder bei den civiliſirten Völkern, noch ſelbſt bei den Barbaren; und ich halte ſie weder für möglich, noch für wünſchenswerth; wofern nicht diejenigen, in deren Hand die höchſte Macht ſein ſoll, die Tugenden der Engel üben: die Menſchen werden dafür ſein, den eignen Willen zu behalten, und für ihr Wohl nach beſtem Ermeſſen zu ſorgen, ſo lange ſie nicht von der höchſten Weisheit und Macht ihrer Regenten überzeugt ſind, was zur vollkommenen Entäußerung ſeines Willens nothwendig iſt.“

Gegen Pufendorf dagegen macht Leibnitz die Principien der Religion: das Daſein Gottes und die Unſterblichkeit der Seele, als die unumgänglichen Grundlagen des Natur- und Staatsrechts, wie der Moral, unaufhörlich geltend. War nicht die Religion und Kirche der Eckſtein des ganzen geſellſchaftlichen, bürgerlichen und ſittlichen Verbandes? das einzige Band, welches den in Stände, wie durch Klüfte geſpaltenen

Staat, und die Menſchen unter einander vereinigte, der Willkühr der Mächtigen und Machthaber gegen die Uebrigen einigermaßen einen Damm entgegenſetzte? Pufendorf verdient nur herkömmlich den Namen eines Vaters des Naturrechts, wenn von echter Wiſſenſchaft und Philoſophie die Rede iſt. Eine Wiſſenſchaft des Naturrechts, der Ethik, auf einer philoſophiſchen Idee beruhend, ohne die Stütze der Kirche und der Theologie, kennen wir in Deutſchland erſt von der Epoche an, welche in Europa politiſch, und gewiſſermaßen auch religiös, durch die Erklärung der Menſchenrechte bezeichnet worden iſt. Ein ſolcher geſellſchaftliche und bürgerliche Boden für das Naturrecht war in Leibnitzens Zeitalter nicht gegeben; der Philoſoph, der Weiſe erblickte Recht und Gerechtigkeit, die Gleichheit von dem Geſetze nur in der Republik, von welcher Gott König iſt.

Schon in dem erſten ſyſtematiſchen Verſuche daher, der in ſeinem zwanzigſten Jahr herausgegebenen Schrift de arte combinatoria, ſtellt Leibnitz die Jurisprudenz mit der Theologie in Parallele, ſo, daß er auf letztere die Form der erſtern überträgt; er legte dieſe Parallele ſeiner Methodologie des Rechts in der Methodus nova jurisprudentiae zu Grunde. „Die Theologie an ſich ſelbſt, ſagt er dort, iſt nichts als eine gewiſſe Species der Jurisprudenz im Allgemeinen; denn es handelt ſich in ihr um das Recht und die Geſetze, welche in der Republik oder vielmehr in dem Reiche Gottes über die Menſchen ſtatt finden; ſo auch handelt die Moraltheologie von dem in der göttlichen Republik beſtehenden Privatrechte, das Uebrige aber von dem öffentlichen Rechte."

An dieſe Idee einer Theocratie im Allgemeinen lehnen ſich nun bei Leibniz die Principien des Naturrechts. Wie ſie in der Methodus nova jurisprudentiae hingeſtellt, und bald nachher in der Staatsſchrift für den Pfalzgrafen von Neuburg, „Specimen demonstrandi“, ergänzt wurden, treffen wir ſie lange nachher in der bekannten Vorrede zu dem Codex juris diplomaticus von 1693 und den damit verwandten Aufſätzen. Er will dem Rechtsgelehrten „den Compaß überliefern, um ſich auf dem unüberſehbaren und klippenreichen Meere der beſondern Rechtsfälle zurecht zu finden.“ Er nimmt nun drei Stufen in dem Naturrechte an: das ſtrenge Recht, die Billigkeit und die Frömmigkeit (jus strictum, aequitas, pietas). „Von dieſen drei Stufen, ſagt Leibniz, iſt jede gegen die vorhergehende vollkommener und beſtätiget ſie, und im Falle eines Widerſpruchs derogirt ſie ihr. Das ſtrenge Recht oder das bloße Recht iſt, richtig genommen, nichts als das Recht des Krieges und Friedens, es iſt dasjenige, welches aus der Definition des geſchriebenen Wortes fließt. Die Regel des reinen Naturrechts heißt blos: neminem laedere, damit ihm das Recht des Krieges nicht gegeben werde, oder ein Recht im Staate gegen den Staat (ne detur ei in civitate actio extra civitatem). Dahin gehört die „justitia commutativa,“ und was Hugo Grotius „facultas“ nennt.“

Die zweite Stufe iſt die Billigkeit oder Gleichheit, oder das gegenſeitige Verhältniß Zweier oder Mehrerer, und beſteht in der Harmonie oder Congruenz: es fällt zuſammen mit den Principien von Ariſtoteles, Grotius und Selden; dahin gehören des Hobbes „dispositiones ad pacem.“ Ihre Regel iſt:

„Suum cuique tribuere;“ ſie macht die „justitia distributiva“ aus, und ihr Streben geht dahin, Allen zu nützen, ſo wie das des unterſten Grades war: Niemanden zu verletzen. Dahin nun gehen die Geſetze der bürgerlichen Geſellſchaft, nemlich auf die Glückſeligkeit der Unterthanen, und bewirken häufig, daß diejenigen, welche nur, mit Grotius zu reden, die „aptitudo“ einer Sache haben, auch die „facultas“ erlangen, d. h. daß ſie fordern können, was billig iſt, daß die Andern ihnen leiſten. Wenn auf der niedrigſten Stufe des Rechts keine Unterſchiede unter den Menſchen beachtet ſind, diejenigen ausgenommen, welche aus dem Geſchäfte ſelbſt, daß ſie unter einander haben, entſtehen, und alle Menſchen allen gleich geſchätzt werden — ſo werden die Menſchen auf der zweiten und höhern Stufe des Rechts gewogen, und Privilegien, Belohnungen und Strafen finden hier ihre Stelle. Ein Unterſchied der Rechtsſtufen, bemerkt Leibnitz, welchen Xenophon in der Cyropädie an dem Beiſpiele des Knaben Cyrus ſchön zur Anſchauung bringt; denn die Billigkeit ſelbſt empfiehlt bei Geſchäften das ſtrenge Recht oder die Gleichheit der Menſchen, wofern nicht ein größeres Gut, als ein wichtigerer Grund, eine Ausnahme machen heißt.“

„Das dritte Princip, fährt Leibnitz fort, iſt der Wille des Höhern, „voluntas Superioris,“ und hieher gehört, was Thraſymachus beim Plato ſagt: das Gerechte, das ſei das dem Mächtigern Nützliche. Der Höhere aber iſt hier entweder von Natur, nemlich Gott, und ſein Wille iſt wieder ein natürlicher, d. i. aus der göttlichen Vernunft fließender, der

Grund der Frömmigkeit — oder ein Geſetz, daher das poſitive göttliche Recht; oder der Höhere iſt es durch Vertrag geworden, daher das bürgerliche Recht. Die Frömmigkeit iſt alſo die dritte Stufe des Naturrechts, und verleiht den übrigen ihre Vollkommenheit und Wirkſamkeit. Denn Gott, der allwiſſende und weiſe, beſtätigt das ſtrenge Recht und die Billigkeit, als der allmächtige aber vollſtreckt er es. Daher der Nutzen des menſchlichen Geſchlechts, ja die Schönheit und Harmonie der Welt mit dem göttlichen Willen zuſammenfällt. Daher die Regel: Lebe tugendhaft! (Honeste vivere). Und weil das ſtrenge Recht und die Billigkeit des phyſiſchen Bandes entbehren, ſo bewirkt, hinzutretend, Gott, daß, was immer dem Allgemeinen (publice) d. h. dem menſchlichen Geſchlechte und der Welt, nützlich iſt, auch den Einzelnen nützlich werde; daß alſo alles Sittlich-Gute auch nützlich, alles Unſittliche ſchädlich iſt: da aus ſeiner Weisheit hervorgeht, daß Gott den Gerechten Belohnungen, den Ungerechten Strafen beſtimmt hat; und ſeine Allmacht bewirkt, daß er das, was er beſtimmt hat, vollbringen wird. Das Daſein irgend eines allweiſen und allmächtigen Weſens, d. i. Gottes, iſt alſo das letzte Fundament des Naturrechts." Man kann dieſe Stelle mit Fug als den Keim der Lehre Leibnitzens von der präſtabilirten Harmonie zwiſchen dem Reiche der Natur und dem Reiche der Gnade betrachten; ſie iſt hier noch in abſtrakter Allgemeinheit, als ein Poſtulat des Naturrechts, oder der allgemeinen Gerechtigkeit, ausgeſprochen: aber dieſes Poſtulat iſt deutlich der Ausgangspunkt ſeiner ganzen Speculation. Denn das, was Leibnitz ſeine

Monadologie genannt, und die Skizze, die er unter dieſer Ueberſchrift gegen das Ende ſeines Lebens ausgeführt hat, iſt in Wahrheit die concrete Ausführung des Beweiſes vom Daſein Gottes in der Natur, vermöge deſſen die Tugend der Geiſter, nach den Geſetzen in dem Reich der Gnade, oder den Principien des Naturrechts, zu ihrer Erfüllung gelangt. Was die Schrift das Reich Gottes nennt, Leibnitz aber die univerſelle göttliche Monarchie über die Geiſter, das iſt in ſeinem Syſteme der Idee nach das erſte, und dieſer Idee die Grundlage und Haltung der Wiſſenſchaft zu verleihen, dies iſt der Zweck des Naturrechts und der Naturphiloſophie. Das Recht und die Natur ſind die beiden Pfeiler des Syſtems; obſchon jede in ihre eigenthümliche Sphäre eingeſchloſſen, ſind ſie beide in ewige Beziehung oder Harmonie zu einander geſetzt. Von Gott, als abſolutem Princip, gehen beide Wiſſenſchaften aus. Die Wiſſenſchaft des Rechts, in ſeinen drei Stufen: eigentliches Recht, (Jurisprudenz) Politik, und Moral oder Frömmigkeit, geht aus von Gott, als abſolutem Monarchen in dem Reiche der moraliſchen Geiſter betrachtet; und die Wiſſenſchaft der Natur geht aus von Gott, als Urheber und Schöpfer der Welt; durch „Gott“ ſind beide Wiſſenſchaften verknüpft. Der Gang, den Leibnitz in der Entwickelung ſeiner Lehre genommen, iſt alſo der von dem Rechte gegen die Natur hin; ſo zeigt es die Entwickelung ſeines Lebens und ſeiner ſchriftſtelleriſchen Laufbahn; und wegen dieſes eigenthümlichen Urſprungs ſeiner geiſtigen Entwickelung erklärt es ſich, daß Leibnitz während ſeines ganzen Lebens das Recht, die Politik und die Theologie, drei

Wiſſenſchaften, welche den von Leibnitz geſetzten drei Stufen des Naturrechts entſprechen, mit entſchiedenem Uebergewicht vor den Studien der Natur, welche nicht ſeinen eigentlichen Beruf ausmachten, getrieben hat. Wer von den wahren Principien des Naturrechts, in Bezug auf das Recht, die Politik und die Theologie, als Moral, durchdrungen iſt, der iſt, ſagt, im Geiſte Platons, Leibnitz, am Schluſſe der Methodus nova jurisprudentiae, „der wahre Philoſoph des Rechts (juris philosophus), der Prieſter der Gerechtigkeit (justitiae sacerdos), endlich der des Völkerrechts und des daraus fließenden öffentlichen und göttlichen Rechts Kundige; dem allein der Staat anvertraut werden kann, eben ſo wenig ein Aufruhrſtifter, als ein Machiavelliſt.“ Es war dies das Ideal des Lebens und der Philoſophie, welches Leibnitz ſich früh vorgeſetzt und niemals aus den Augen gerückt hat.

Zur Erläuterung der Faſſung und Eintheilung des Naturrechts bei Leibnitz gehört aber weſentlich der Begriff von Recht und Gerechtigkeit überhaupt, welchen er in jene drei Stufen gelegt hat, des Juridiſchen, Politiſchen und Moraliſchen, oder Theocratiſchen, wo der letztere Geſichtspunkt, als der höchſte, die beiden andern, niedern, in ſich aufnimmt und aufhebt. Auf Gott, als Monarchen der Republik der Geiſter, wird die Gerechtigkeit, als abſolute bezogen, und von der göttlichen Gerechtigkeit und Regierung das Ideal und die Norm der menſchlichen Geſetzgebung und Politik abgeleitet. „Das Recht, heißt es demnach in der Vorrede zu dem Codex Juris diplomaticus, iſt ein gewiſſes moraliſches Vermögen, und die Verbindlichkeit eine moraliſche Nöthigung. Moraliſch aber iſt das dem Tugendhaften zur Natur Gewordene; der Tugendhafte iſt derjenige, welcher Alle liebt, ſo weit die Vernunft es zuläßt. Die Gerechtigkeit, als die leitende Tugend des Affekts der Liebe, von den Griechen Philanthropia genannt, iſt hiernach die Liebe des Weiſen. Wenn Carneades geſagt haben ſoll, die Gerechtigkeit ſei die höchſte Thorheit, weil ſie für fremden Nutzen ſorgen heiße, während der eigene vernachläſſigt werde, ſo kommt dies von der Unwiſſenheit der wahren Definition her. Die Liebe, (caritas) iſt das allgemeine Wohlwollen, und Wohlwollen iſt eine Gewohnheit (habitus) zu lieben. Lieben aber heißt: durch die Glückſeligkeit eines andern erfreut werden, oder, was auf daſſelbe hinauskommt, die Glückſeligkeit eines Andern zu der ſeinigen machen. Die Liebe übergetragen auf Gott, als Gegenſtand, macht die Frömmigkeit in ihrer Vollkommenheit aus." Man findet dieſe Definition der Liebe, womit Leibnitz im Gebiet des Reichs und der Theologie ſeiner Zeit, beſonders bei dem damals ſo berühmten Probleme von der uneigennützigen Liebe ſo viel ausgerichtet hat, ſchon in ſeiner politiſchen Schrift: Specimen demonstrationum politicarum; was für den urſprünglichen Zuſammenhang dieſes moraliſch-theologiſchen Begriffes mit den Principien ſeines Naturrechts ſpricht. (Prop. 37.) Als das eigentliche Objekt der Liebe wird, übereinſtimmend mit Plato, das Schöne geſetzt. „Die Liebe bezieht ſich auf das Schöne, heißt es; ſchön aber iſt das, deſſen Betrachtung angenehm iſt; durch deſſen Vorzüge oder Güter wir ergötzt werden." Auch dieſes

Gleichniß behielt Leibnitz für die Folge bei. „Wie die Betrachtung ſchöner Dinge, heißt es in der Vorrede zum Codex juris diplomaticus, an ſich ſelbſt angenehm iſt, und ein Gemählde von Raphael den Kenner entzückt, obſchon es keinen Nutzen abwirft, ſo daß es gleichſam in das entzückte Auge übergeht, wie durch ein Abbild und Gleichniß der Liebe: ſo geht, wenn der ſchöne Gegenſtand zugleich der Glückſeligkeit fähig iſt, der Affekt in die wahre Liebe über. Die *Liebe Gottes* aber überwindet jede andere Liebe, weil Gott mit dem höchſten Erfolge geliebt werden kann, ſofern weder etwas Glücklicheres, noch etwas Schöneres und der Glückſeligkeit Würdigeres, als Gott zu gleicher Zeit gedacht wird. Und da Gott zugleich von der höchſten Macht und Weisheit iſt, ſo geht ſeine Glückſeligkeit nicht allein auf die unſrige über (wenn wir weiſe ſind, d. h. ihn lieben), ſondern ſie bewirkt ſie auch. Die Weisheit ſelbſt aber iſt nichts, als die Wiſſenſchaft der Glückſeligkeit.“ Auf dieſe Begriffe baut Leibnitz die drei, auf das innigſte mit einander zuſammenhängenden Stufen des Naturrechts, welche die Principien des bürgerlichen Rechts, der Politik, zugleich als Staats- und Völkerrecht, und der Moral abgeben. Die Idee aber, in welcher dieſe Begriffe und Principien, bei ihrer Geſondertheit und Gliederung, immer unzertrennlich verknüpft ſind, bleibt die Stadt Gottes, oder wie in dem Aufſatze: *Vom Naturrecht*, ſteht, die *Kirche Gottes*, als „die letzte natürliche Gemeinſchaft“, ohne welche unſer Philoſoph einmal kein Naturrecht, kurz kein Recht denken kann: „Ihr Abſehen iſt eine ewige Glückſeligkeit, während das Abſehen der bürgerlichen Gemeinſchaft, zeitliche Wohlfahrt iſt. Und iſt kein Wunder, ſetzt der Weiſe hinzu, daß ich ſie eine natürliche Geſellſchaft nenne, maßen ja auch eine natürliche Religion und Begierde der Unſterblichkeit uns eingepflanzet.“ Die Kirche Gottes, in ihrer Verwirklichung gedacht, iſt die Gemeinſchaft der Frommen und Heiligen. „Dieſe Gemeinſchaft der Heiligen iſt katholiſch oder allgemein, und verbindet das ganze menſchliche Geſchlecht zuſammen. Sie hätte auch wohl ohne Offenbarung unter den Menſchen beſtehen, und durch Fromme und Heilige erhalten und fortgepflanzt werden können. Kommt indeß eine Offenbarung dazu, ſo wird das vorige Band nicht zerriſſen, ſondern verſtärket.“

Auf dieſen theologiſch-moraliſchen Grund ſeines Naturrechts baut endlich Leibnitz das Syſtem einer Republik der chriſtlichen Völker, in dem Verbande der allgemeinen chriſtlichen Kirche, und die Idee eines völkerrechtlichen chriſtlichen Senats oder Concils, zur Begründung des ewigen Friedens. Dieſelbe Idee iſt es, welche das ſyſtematiſche Band der Schrift de jure Supremalus ausmacht. Man erinnert ſich, daß dieſe Schrift nahe vor einem Friedensſchluſſe, und zum Zwecke des neuen Friedens in Europa verfaßt wurde. In den Hauptpunkten ſeines Plans begegnete ſich Leibnitz noch gegen das Ende ſeines Lebens mit dem bekannten „Entwurf eines ewigen Friedens“, des Abbé von St. Pierre; daher ſein dieſem gegebenes Gutachten darüber (Observations sur le projet d'une paix perpetuelle) im Weſentlichen die Ideen der Vorrede zur Schrift de jure Supremalus wiederholt; ein Beweis, daß er ſich wirklich ſeine Ideen nicht erſt für die

Gelegenheit gebildet hat. Er faßt bei jener hypothetiſchen Vorſtellung das chriſtliche Europa, wie es während des Mittelalters, zur Zeit eines gewiſſen Gleichgewichts zwiſchen der geiſtlichen und weltlichen Macht beſchaffen war, aber wie es ſich, den chriſtlichen Principien gemäß, hätte entwickeln *ſollen* und *können*: *wenn* die Päbſte nach dem Concil von Conſtanz ſich den Concilien, als den Repräſentanten der allgemeinen chriſtlichen Geſellſchaft oder der Kirche, nicht widerſetzt, und dadurch ihren Bruch herbeigeführt; *wenn* die Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften nicht einen Umſchwung in den Ideen bewirkt, *wenn* die Erhebung der beiden Häuſer Habsburg und Bourbon das Gleichgewicht in Europa nicht erſchüttert, vor allem aber, *wenn* durch die Reformation kein Schisma zwiſchen der germaniſchen und romaniſchen Zunge eingetreten wäre. Denn, ſagt Leibnitz, „wenn es Päbſte von großem Rufe an Weisheit und Tugend gegeben hätte, welche die zu Conſtanz beſchloſſenen Maaßregeln befolgten, ſo würden ſie den Mißbräuchen abgeholfen, dem *Bruche zuvorgekommen* ſein, und die chriſtliche Geſellſchaft aufrecht erhalten oder vielmehr *fortbewegt* haben.“ Sein Syſtem des chriſtlichen Völkerrechts beruht ſomit auf eine hiſtoriſche Abſtraktion, welche ihm dazu dienen muß, eine philoſophiſche Idee zu veranſchaulichen, für welche er das hiſtoriſche Recht von Seiten der *Mehrheit* in der chriſtlichen Geſellſchaft, wo die Autorität des Pabſtes anerkannt wird, für ſich hatte. Einem Philoſophen, welcher das Staats- und Völkerleben aus dem univerſellſten, höchſten Geſichtspunkte auffaßte, und welcher um zwei Jahrhunderte dem Mittelalter näher geweſen iſt, als wir, war es nicht zu verdenken, daß er die Idee der mittelalterlichen Hierarchie, als Idee einer wahren chriſtlichen Geſellſchaft, einem Zeitalter vorhielt, wo durch die Anmaßungen Ludwigs XIV das höchſte Recht mit Füßen getreten wurde; das Schwärmeriſche, das dieſer Reminiscenz in dem Auge des nüchternen Publikums anhaftete, iſt am Ende ja der Antheil einer jeden höhern Idee, der geſchichtlichen Gegenwart gegenüber. Die ganze Chriſtenheit bildet für Leibnitz Eine Republik, in welcher Alles auf das Heil der Seelen und das allgemeine Wohl gerichtet werden müſſe, und in welcher der Kaiſer, als Advokat, oder vielmehr als Haupt, oder, will man lieber, als Arm der allgemeinen Kirche, auf ein gewiſſes Anſehen Anſpruch habe. Daher der Name des „Heiligen Reichs", welches ſich gewiſſermaßen ſo weit als die katholiſche Kirche erſtreckte. Der Kaiſer ſei der Imperator, d. h. der geborene Anführer der Chriſten gegen die Ungläubigen; ihm komme es vor den Uebrigen zu, Schismen beizulegen, Concilien ſowohl zu verſammeln, als zu leiten, und endlich durch das bloße Anſehen ſeines Amtes dahin zu ſehen: ne quid Ecclesia et Respublica Christiana detrimenti capiant. Viele Fürſten ſeien bekanntlich Beneficarii oder Vaſallen des römiſchen Reichs oder wenigſtens der römiſchen Kirche, welche vom Kaiſer oder dem Pabſte Könige oder Fürſten genannt werden; die übrigen aber gehören auch eher Chriſto, als ihrem eignen Reiche an, deſſen Kirche ſie Treue geloben, wenn ſie von dem Biſchofe geſalbt werden. Denn ſo regiere, ſiege, herrſche Chriſtus. (Anſpielung auf die Aufſchrift der franzöſiſchen Goldmünzen: Christus regnat, vincit, imperat), da, wie die Geſchichte lehrt, die meiſten Völker des Occidents der Kirche ſich unterworfen haben. Während des Mittelalters war lange Zeit die Formel: **Regnante Christo** üblich. In dieſem Reiche Chriſti, waren nach derſelben Vorſtellung, unter Chriſto ſelbſt, als Haupt und Herrn, zwei höchſte Beamte, der Pabſt und der Kaiſer, welche eine ſtellvertretende Autorität übten, jener in geiſtlichen, dieſer in weltlichen Dingen. Wenn auch die Tradition von Petri Vicariat und von der vierten Monarchie nicht göttlichen Rechtes ſei, ſo hielt man ſie wenigſtens für nützlich und zweckmäßig. Denn es ſchien dem öffentlichen Wohl daran gelegen, daß die Chriſten durch eine allgemeine Autorität verbunden würden, und unter ſich Frieden hielten, dadurch aber den Feinden des Glaubens furchtbarer würden. Und dieſes Verhältniß verdiene noch immer ſeine Anerkennung, in dem Maaße, daß die allgemeine Kirche über den Königen ſtehen müſſe, nicht daß dadurch ihr Anſehen geſchmälert, oder den Fürſten die Hände zur Verwaltung der Gerechtigkeit, oder um ihre Völker glücklich zu machen, gebunden würden; ſondern auf daß ſchlechte, ſelbſtſüchtige und ehrgeizige Männer, welche ſich auf Fürſten Einfluß verſchaffen, durch eine höhere Autorität in Schranken gehalten würden, welche eben in der allgemeinen Kirche oder dem heiligen Reiche und ihren Häuptern, dem Kaiſer und dem Pabſte, wenn ſie geſetzmäßig ſind und ihre Macht richtig anwenden, wohnen müſſe. Das Verhältniß der allgemeinen Kirche zu den gekrönten chriſtlichen Häuptern müſſe dem des deutſchen Reichs zu ſeinen Ständen ähnlich ſein; und wenn es ein immerwährendes Concilium gäbe (entſprechend dem allgemeinen Reichstag), oder ein von dem Concile errichteter allgemeiner Senat der Chriſtenheit, ſo würde das, was heute durch Bündniſſe, Mediationen und Garantieen geſchieht, durch das Einlegen der öffentlichen Autorität, die von den Häuptern der Chriſtenheit, dem Pabſte und dem Kaiſer ausginge, durch eine freundſchaftliche, aber wirkſame Austragung, verhandelt werden. Wenn die deutſchen Fürſten das Reich anerkennen, ſo gereiche dieſes zu ihrer Ehre und Würde; die übrigen aber, welche ſich von dieſem chriſtlich-ſocialen Verhältniſſe ausnehmen, ſeien deshalb um nichts freier; dieſe Exemtion nütze ihnen nichts und ſchade dem Allgemeinen. „Sie ſchadet, ſagt Leibnitz, weil ſie jene Einheit der Chriſten auflöſt, welche die öffentliche Ruhe befeſtigen würde; ſie nützt aber den Uſurpatoren nichts, weil ſie um nichts mächtiger ſind, als unſre Fürſten; denn die Macht der Kirche auf die Gewiſſen und das Anſehen des, mit der Kirche verbundenen, heiligen Reiches vernichtet ja die Freiheit oder die Souveränität der Fürſten nicht."

Zuletzt kommt Leibnitz zu dem ſchwierigen Punkte der fürſtlichen Macht, und zu dem Verhältniſſe zwiſchen Fürſten und Volk, und zwiſchen Fürſten und Fürſten. Entſprechend den drei Stufen des Naturrechts; dem ſtrengen Rechte, der Billigkeit und der Frömmigkeit, lehrt er die drei wichtigſten Bande, welche die chriſtliche Staatsgeſellſchaft zuſammen halten, und welche, von dem höchſten zum niederſten abſteigend, ſind: das Gewiſſen, die Ehrfurcht, und die materielle Macht (conscientia, reverentia, vis ipsa). Dieſe Bande finden ſowohl in dem innern Verhältniſſe zwiſchen dem

Regenten und den Unterthanen, als in dem gegenſeitigen äußeren unter den Fürſten und Nationen ſtatt. Das Gewiſſen unterwirſt Alle Gott; die Ehrfurcht unterwirſt die Fürſten der Kirche, dem römiſchen Reiche und dem Kaiſer; endlich die Macht die Unterthanen dem Fürſten oder dem Obern. Ohne dieſe naturrechtlichen Wechſelbeziehungen ſei „höchſte Gewalt“ etwas Zweideutiges. Denn betrachten wir blos das Recht für ſich, ſo begründet dies keine Ungleichheit, ſondern vielmehr abſolute Gleichheit zwiſchen dem größten Fürſten und dem Verworfenſten aus dem Volke, nemlich die Verbindlichkeit, ihre Handlungen nach den Vorſchriften der Gerechtigkeit einzurichten; desgleichen die Macht, als Thatſache, betreffend, ſo wird ein Tyrann oder ein Räuberhauptmann, ſo gut als ein König mit der höchſten Macht begabt ſcheinen: es iſt mithin eine Vermittelung zwiſchen dem bloßen Recht und der Macht nothwendig, und dieſe geſchieht durch die Ehrfurcht vor dem Höhern und die Furcht vor Gott. So erhalte die bürgerliche Geſellſchaft ihre Einheit, ihre Harmonie und Macht, ihre religiöſe, göttliche Weihe. —

Leibnitz war in den erſten Stadien ſeines Denkens, als er von dem Plane der Reform des Rechts und der Geſetzbücher voll war, in der Philoſophie ein Carteſianer; ſociale Probleme ſind es, welche ihn über das Syſtem von Carteſius hinausgeführt und doch von einem weſentlichen Einfluſſe der Philoſophie Spinoza fern gehalten haben; denn auch die theologiſchen Probleme waren im Zeitalter Leibnitzens ſociale, im höchſten Sinne. Dieſes charakteriſtiſche Motiv für das Hinausgehen über die Philoſophie des Carteſius hat Leibnitz mit Bewußtſein ausgeſprochen. In ſeinem Briefe aus Mainz an den Herzog Johann Friedrich, vom Jahre 1671, bekannte Leibnitz, daß ihn zu den Gedanken über die Natur der Seele, im Unterſchiede von den Körpern, welche ihm damals die Wahrheit galten, „die genaue Unterſuchung der Jurisprudenz geleitet; daß ihn aber die Begierde, ſo er von Jugend auf gehabt, in dieſen Sachen auf einen beſtändigen Grund zu kommen, getrieben, weiter zu gehen, und die Natur des Gemüths, der Gedanken und Affekten zu unterſuchen, mit Suchen aber allezeit neue Materien findend, habe er nicht geruht, bis er zu den letzten urſprünglichen Gründen kommen, ſo in der von Größe, Figur und Bewegung handelnden Kunſt, das iſt in der Matheſi und Phyſica ſich befunden.“ Wir ſehen, daß Leibnitz, von der Natur, den Geſetzen und Formen der bürgerlichen Geſellſchaft ausgehend, die Natur des menſchlichen Gemüths unterſucht, und durch dieſen Durchgangspunkt zur Phyſik geführt wird. In dieſer iſt er am ſpäteſten ſelbſtſtändig und originell geworden, während in der Politik, Moral und Theologie, ſeine Conceptionen ganz deutlich bereits auf eine Theodicee ausgingen. Es war zu der nemlichen Zeit, da Leibnitz, in dem Specimen demonstrationum politicarum, die Leidenſchaften der politiſchen Partheien durch Methode und Demonſtration zu leiten ſich ſchmeichelte, unwillig darüber, daß man, nach ſeinem Ausdruck, „von irgend einer Uhr oder Maſchine wohl Demonſtrationen, dagegen über die Wohlfahrt der Völker nichts als Deklamationen habe.“ Dieſe Ausgangspunkte weiſen Leibnitzen in der Geſchichte der Philoſophie und Cultur eine eigenthümliche Stellung an. Repräſentirt

Carteſius das Denkbedürfniß des iſolirten, in ſich zurückgezogenen, von allem, außer dem Subjecte, abſtrahirenden Individuum, ſo ging umgekehrt Leibnitz bei ſeinem Philoſophiren und Reformiren von den Forderungen der Geſellſchaft aus, welche den einzelnen ſtets nur als Glied eines Ganzen faßt. Die Geſellſchaft, nach ihrem politiſchen, moraliſchen und religiöſen Verbande, immer aber in ihrer innern Beziehung auf Gott und die Natur: die Geſellſchaft, als Object des Philoſophen, Geſetzgebers und Staatsmanns wird und bleibt der Typus der Forſchung und Speculation Leibnitzens; gerade wie er als Menſch nicht in ſelbſtiſcher Eingeſchloſſenheit, ſondern mitten im regen Leben der Geſellſchaft die Fülle ſeiner Thätigkeit von ſich entſtrömen ließ. So geſchieht es, daß man, um in die Geneſis der Natur- und Geiſtesphiloſophie bei Leibnitz einzudringen, an der Schwelle bei ſeinem Naturrecht verweilen muß. Die Idee der Geſellſchaft oder der Gemeinſchaft ſchwebt über der ſucceſſiven Bildung und Entfaltung des ganzen Syſtems. In der früheren Periode, da der Philoſoph noch nicht zu ſich ſelbſt gekommen iſt, bleibt jene Idee auf die ſpiritualiſche Welt beſchränkt; die Natur ſteht noch außer derſelben, ſie iſt ihm noch eine todte ſtarre Maſſe, eine Welt der Schatten, ohne Leben. Denken und Ausdehnung, ſtehen ſich, wie bei Carteſius, ausſchließend einander gegenüber, kein Geiſt in der Natur, das Thier ohne eine Seele, die Pflanze ohne ſubſtantielle Form. Dieſe waren ihm anfangs ein leeres Wort, welches nichts erklärte, noch bedeutete. „Wer, ſchrieb Leibnitz noch im Jahre 1669 an Jacob Thomaſius, wer kann ſich ein

Weſen vorſtellen, das weder der Ausdehnung, noch des Denkens theilhaft iſt? — Was brauchen wir alſo die Seelen der Thiere, die unkörperlichen Formen der Pflanzen, die ſubſtantiellen Formen der Elemente und Metalle ohne Ausdehnung . . . Auf dieſe Art kommen wir zu eben ſo vielen kleinen Göttern, als ſubſtantiellen Formen, und einem beinahe heidniſchen Polytheismus zurück . . . da doch in Wahrheit in der Natur keine Weisheit, keine Begierde vorhanden iſt, ſondern die ſchöne Ordnung darin daher rührt, weil ſie das Uhrwerk Gottes iſt.“ Doch als dieſe harte Anſicht ihre letzte Höhe erreicht hatte, wurde Leibnitzens Geiſt mit raſcher Wendung in eine erquickendere Region hineingeführt; eben jene Idee der Gemeinſchaft war mächtig genug in unſerm Philoſophen, die Schranke zwiſchen Geiſt und Natur zu durchbrechen, bis auch die Natur in die Klarheit und Tiefe des Denkens von jener Idee der Gemeinſchaft aufgenommen wurde, bis zuletzt recht eigentlich ein, aber nicht heidniſcher, ſondern verklärter, Polytheismus, wenn man will: nemlich die eine harmoniſche Welt unendlich vieler, von der Urſubſtanz ausſtrömenden Subſtanzen oder Monaden, und in ihr die Welt der Geiſter unter ihrem Monarchen, Gott, kurz die Verwirklichung der Idee der Gemeinſchaft in ihrer Univerſalität und Unbedingtheit vor dem entzückten innern Auge des Philoſophen ſtand.

Den erſten tiefern Blick in die Natur zu thun, dazu hat ihn (wir wiſſen es bereits), kein phyſikaliſches, ſondern ein theologiſches Problem geführt, als Leibnitz zu Mainz im Jahre 1671, ſeinem Gönner, dem Baron von

Boineburg zu Liebe, über die metaphyſiſche Möglichkeit der praesentia realis im Abendmahl und der Transſubſtantiation behufs der Vereinigung der Katholiken und Lutheraner nachdachte. Da ward er inne, daß dieſes Dogma, der Mittelpunkt des chriſtlichen Lebens, nach der Theorie, welche das Weſen des Körpers in die Ausdehnung ſetzte, und nach der damit zuſammenhängenden Corpuscularphiloſophie, an dem Grundſatze des Widerſpruchs zu ſcheitern drohte. Er wählte zum Richter, durch Vermittelung des Baron von Boineburg, Anton Arnaud, den eifrigen Janſeniſten und Carteſianer: dies feuerte ſeine jugendlichen Kräfte an. Die Janſeniſten, erinnerten wir, welche in der Philoſophie Carteſius huldigten, machten das Dogma der Transſubſtantiation zum Mittelpunkte ihrer gelehrten und ſpeculativen Anſtrengungen, um von dieſem Punkt aus ihre, von ihren Feinden, den Jeſuiten, verdächtigte Rechtgläubigkeit zu bewähren, und zugleich ihre Controverſen gegen die Reformirten zu führen. Es war die Frage der Zeit, hier faßte Leibnitz an. Er verwarf die Atome, als die letzten Gründe der Körper, indem er ſich zu der Anſchauung des Lebens erhob, oder, wenn man will, er behielt ſie zwar bei, faßte ſie aber als unendliche, geiſtige. Die Atomiſtik, dieſe dem Leben abgewandte Phyſik, war gewiſſermaßen der dunkle Grund, über welchem Leibnitz das helle Gemählde ſeiner Monadologie aufgetragen hat; nur daß Leibnitz, beſonders im Anfange, mit den ihm überlieferten Denkformen der Schule zu ringen hatte, ſo daß er in die Scholaſtik zurückgefallen zu ſein ſchien, als er ſich mit Einem Schritt unſerer heutigen Naturanſchauung genähert hatte. Er ſchrieb alſo noch im Jahre 1671 jenen merkwürdigen Brief an Arnaud, worin er den in ihm vorgehenden Umſchwung darlegte, und, wie im Triumphe, bekannte, er glaube die Löſung des großen Problems gefunden zu haben, ſeitdem ihm aufgegangen ſei: „daß nicht in der Ausdehnung das Weſen des Körpers beſtehe; daß ſelbſt die Subſtanz des Körpers ohne Ausdehnung, die Subſtanz des Körpers an ſich der Ausdehnung, mit den Bedingungen des Ortes, nicht unterworfen ſei, was er ſtreng beweiſen werde, wenn er erſt erörtert habe, was das ſei: Subſtanz." Leibnitz befeſtigte ſich in dieſem Gedanken, und zwei Jahre ſpäter, in ſeinem Briefe an den Herzog Johann Friedrich aus Paris, wiederholt er denſelben, immer mit Beziehung auf Vorbereitung des Kirchenfriedens zwiſchen Katholiken und Lutheranern, und auf die geſcheiterten Verſuche der Carteſianer, die Möglichkeit der Transſubſtantiation zu beweiſen.

Noch aber fehlte viel, daß Leibnitz ſich der ganzen Tiefe und des unendlichen Umfangs ſeiner kühnen Conception bewußt geweſen wäre. Anfangs war ihm die Subſtanz, als geiſtiges Princip des Körpers, nichts Höheres, als eben ein geiſtiges Correlat der Atome, eine abſtrakte, für eine lebendigere Naturbetrachtung immer noch unfruchtbare Abſtraction, noch nicht das allgemeine und zugleich in das Unendliche individualiſirende Band der Natur; Körper und Geiſt, oder Leib und Seele ſtanden ihm noch als verſchiedene, entgegengeſetzte Subſtanzen oder Naturen da. Die Unſterblichkeit der Seele ſucht Leibnitz in dem erwähnten Briefe noch blos aus dem empiriſchen Bewußtſein darzuthun: „Die Seele handele auf ſich ſelbſt; keine Handlung auf ſich ſelbſt ſei eine Bewegung, es gebe aber keine Handlung des Körpers außer der Bewegung, folglich ſei die Seele kein Körper. Die Seele beſtehe in einem Punkte oder Centrum, und ſei deshalb untheilbar, unzerſtörbar, unſterblich. Gleichwie in dem Centrum alle Radien zuſammenlaufen, ſo laufen auch in der Seele alle Eindrücke der Gegenſtände durch die Nerven zuſammen, und alſo ſei die Seele eine kleine, in einem Punkte begriffene Welt, ſo aus den Vorſtellungen, wie das Centrum aus den Winkeln beſteht, denn der Winkel ſei ein Theil des Centrums, obgleich dieſes untheilbar. So könne die ganze Seelenlehre geometriſch erwieſen werden.“ Man ſieht, wie weit Leibnitz damals noch entfernt geweſen iſt, den Begriff eines Ueberſinnlichen in der Natur, auf die Wirklichkeit der Sinnenwelt überzutragen und Geſetze davon abzuleiten. Jenes Ueberſinnliche war ihm nur noch ein dialektiſches Moment zum Beweiſe der *Möglichkeit*, daß ein Körper an verſchiedenen Orten zugleich ſein könne; und ſo zeigte er ſich, vermöge des Begriffs der Subſtanz, zwar als geſchickten und ſcharfſinnigen Dialektiker und Theologen, aber eigentlich nicht als Phyſiker. Wir finden ihn auf dieſem Standpunkte in dem Beweiſe der Möglichkeit der Transſubſtantiation, den er noch in die, Fragment gebliebene, Expoſition der katholiſchen Glaubenslehre (Systema theologicum) vom Jahre 1686 aufgenommen hat, ohne daß dieſer Beweis ihn ſelbſt damals mehr befriedigt hätte. Indeß hat dieſe dialektiſche Durcharbeitung des metaphyſiſchen Begriffs der Subſtanz auf die nachherige

Natur- und Geiſtesphiloſophie entſchiedenen Einfluß geübt; man denke an die wichtige Unterſcheidung der zweiten Materie von der erſten Materie, als eines Produkts aus der erſten Materie und der Entelechie, oder dem activen und paſſiven Princip. Daß nur die materia secunda oder das ſinnlich Erſcheinende an die Bedingung gekettet ſei, einen beſtimmten Raum einzunehmen, oder ausgedehnt zu ſein, nicht aber die materia prima: auf dieſe dialektiſche Beſtimmbarkeit der Elemente des Körpers ſtützt Leibnitz dort hauptſächlich den ſubtilen Beweis der Möglichkeit (nicht etwa der Wahrheit) der Transſubſtantiation. Das Weſentliche bei dieſem Gedankengange, die nothwendige Verbindung eines activen und paſſiven Princips in der Subſtanz, als ſolcher, hat Leibnitz beibehalten und den größten Nachdruck darauf gelegt. Der Dualiſmus zweier Principien, eines thätigen und leidenden, eignet, in Leibnitzens Syſteme, der geſchaffenen, endlichen Subſtanz. Gott nur iſt reine Thätigkeit, actus purus, ohne alle Fähigkeit zu leiden, eine Fähigkeit, welche, wo immer ſie iſt, Materie conſtituirt. Gott wäre nicht das vollkommenſte Weſen, wenn er nicht die reine Thätigkeit wäre; die unvollkommenen Weſen aber ſind zugleich leidend, oder ihr Begriff iſt unvollſtändig. Wenn Gott auch durch ſeine abſolute Macht eine Subſtanz der zweiten Materie berauben könnte, ſo könnte er ſie doch der erſten Materie nicht berauben; denn er würde aus ihr ein „ganz reines“, gleich ihm ſelbſt machen. Dies iſt der Dualiſmus, welcher als Form und Materie in dem Körper überhaupt, als Seele und Leib in den organiſchen Weſen angeſchaut wird. Indeſſen bedarf es zu dieſen bloßen Unterſcheidungen durchaus keiner empiriſchen Beobachtung oder einer Abſtraction; ſie fließen von ſelbſt aus dem ontologiſchen Begriffe der Creatur.

Als aber Leibnitz tiefer in die Geometrie und Analyſis eingedrungen war, erweiterte ſich auch ſein Geſichtspunkt im Gebiete der Natur; er fing an, den Begriff der Subſtanz, als eines Ueberſinnlichen, auf die Erklärung der Phänomene, mit einem Worte auf die Mechanik, überzutragen. Die Körperwelt ſtellt ſich der Anſchauung und Erfahrung in Bewegung dar. Wir ſehen aber nur das Bewegte, ſo wie die Art und das Maaß der Bewegung, nicht aber das Bewegende. Leibnitz erfaßt nun die Subſtanz, das Ueberſinnliche, als das Bewegende in dem Körper, als das Princip der Bewegung, und nennt es die Kraft. Dieſe iſt das Urſprüngliche, die Bewegung aber das Abgeleitete; jenes alſo das Beharrende und wahrhaft Reale. Damit hat er einen Standpunkt gewonnen, den bereits in ſich erſtarrten Carteſianismus, und zugleich die Spaltung der einen lebendigen Natur in zwei einander ausſchließende Subſtanzen, Denken und Ausdehnung, zu untergraben. Er bleibt nicht innerhalb der Dialektik der Begriffe ſtehen; er ſtellt ein neues Geſetz der Bewegung auf. Im Jahre 1686, einige Zeit nachdem er die Elemente der Differentialrechnung bekannt gemacht hatte, gab Leibnitz in den **Acta Eruditorum** einen „Kurzen Beweis eines denkwürdigen Irrthums des Carteſius und Anderer in Betreff eines Naturgeſetzes, wonach ſie wollen, daß von Gott immer dieſelbe Quantität der Bewegung erhalten werde, deſſen ſie auch in der Mechanik mißbrauchen.“ Er zeigte, daß die

Carteſianer, bei dem an ſich rechten und wahren Beſtreben, die Bewegung der Welt auf ein einfaches und conſtantes Princip zurückzuführen, die Wirkung mit der Urſache verwechſelten, indem wohl die Quantität der **Kraft**, **quantitas potentiae**, nicht aber die Quantität der Bewegung durch die Oekonomie der Natur gleich erhalten werde. Denn die Kraft exiſtire, auch wenn ſie nicht wirke, ſobald nemlich ihre Wirkung durch irgend einen Widerſtand gehemmt werde. Nachher bewies Leibnitz auch, daß nicht blos die Kraft, ſondern auch die Richtung derſelben conſtant ſei. Er wird der Vater der Dynamik, deren bloßer Begriff der Naturwiſſenſchaft einen neuen Schwung gegeben hat, ſchon daß daran eine Streitigkeit ſich knüpfte, welche über des Philoſophen Leben hinaus dauerte, ja dann erſt ſich mit verſtärkter Heftigkeit entzündete, und zuletzt noch von Kant aufgenommen wurde, der Streit nemlich über das Maaß der lebendigen Kräfte. D'Alembert entſchied, daß es für die Geometrie gleichgültig ſei, ob der von Leibnitz aufgeſtellte dynamiſche Gegenſatz der lebendigen und der todten Kräfte beibehalten werde, oder nicht: die mathematiſchen Ergebniſſe bleiben dieſelben. Merkwürdig aber bleibt es, daß Kant mit ſeinem Angriff auf Leibnitz an dem nemlichen Punkte begonnen hat, an welchem Leibnitz das noch unbedingte Anſehen des Carteſius zu erſchüttern anfing.

In dieſer Gedankenrichtung faßte indeß Leibnitz den Begriff der Kraft immer als noch an die Vorſtellung der Bewegung geknüpft, und war noch nicht aus den durch die Mathematik geſteckten Grenzen hinausgekommen; aber er befreite jenen

Begriff von der ihm noch anklebenden empiriſchen Beſchränkung, er erfaßte ihn durch höhere Abſtraction in ſeiner Reinheit, und erhob ſich aus der Mechanik in die eigentliche Metaphyſik der Natur. Die Subſtanz iſt Energie überhaupt, und, individualiſirt, Seele oder Entelechie; ihr Weſen, ihr Unterſcheidendes, iſt Thätigkeit aus ihr ſelbſt, Autarkie. Die Subſtanz wird ein rein aprioriſcher, ſpeculativer Begriff, deren Merkmale, Beſtimmungen, Entwickelung und Geſetze, deren Natur mit einem Worte aus dem Begriffe ihrer ſelbſt folget. Die Subſtanz iſt rein in ſich ſelbſt, und was zunächſt von ihr ausgeſagt werden kann, iſt die Negation der Schranken, mit welchen die Dinge in der Erſcheinung behaftet ſind: daß ſie alſo keinen Anfang und kein Ende in der Natur hat; ſie iſt das Unzerſtörbare in der Natur. Die Subſtanz, oder vielmehr die Subſtanzen, bilden die wahren Einheiten in der Natur, als unmittelbare, unendliche Einzelſchöpfungen Gottes. Einheit und Individualität bildet die Form der Subſtanzen, Thätigkeit und Streben bildet ihr Weſen; aus der Vereinigung von Form und Weſen folgt die Natur, das Geſetz der Subſtanzen, oder Monaden. Die Monaden alſo bilden das überſinnliche Subſtrat der geſammten Natur, nach ihrer Thätigkeit und dem, ihnen als Creaturen weſentlichen, Leiden, dem activen und paſſiven Principe, welche zuſammen erſt die vollſtändige Subſtanz ausmachen. Die Natur wäre nicht, gäbe es nicht die Monaden; und ſie ſind das einzig und wahrhaft Reale, außer Gott; das andere iſt nur Erſcheinung, Phänomenon, „ein geordneter Traum." Das Individuellſte iſt zugleich das Allgemeinſte. Die Monaden ſind, als ſolche, über Raum und Zeit erhaben, denn Raum und Zeit ſind nichts Reales, ſondern drücken nur Verhältniſſe aus; ſie ſind nur die Ordnung des Exiſtirenden, der Raum des ſimultan, die Zeit des ſucceſſiv Exiſtirenden. Ohne die Monaden würden alle Dinge nur verſchwindende, flüchtige Modificationen und Phantasmen der Einen göttlichen beharrlichen Subſtanz, d. h. die Natur ſelbſt und alle Subſtanz würde Gott ſein .... Hatte unſer Philoſoph zu Anfange in der abſoluten Paſſivität der Natur einen Beweis des Daſeins Gottes zu finden, und in den Formen und Subſtanzen eine Art heidniſchen Polytheismus zu ſehen geglaubt, ſo ſtellt er von jetzt an, Paſſivität und den Tod der Natur als einen gefährlichen Uebergang zum Atheismus, oder, was in den Augen jener Zeit, gleichbedeutend war, zum Spinozismus vor. Wer das „Idol“ der Natur, ſagte Leibnitz öffentlich dem Phyſiker Sturmi[illegible] als nach dem Heidenthum ſchmeckend, zur Ehre Gottes aufheben will, um den Ruhm Gottes zu vermehren, der wird vielmehr dadurch, daß die geſchaffenen Dinge in bloße Modificationen der Einen göttlichen Subſtanz aufgehen, aus Gott, mit Spinoza, die Natur der Dinge ſelbſt machen; weil dasjenige, was nicht handelt, was keine vis activa hat, was jeder Unterſchiedenheit (Individualität), kurz jeder Weiſe und Grundlage des Beſtehens beraubt wird, in keiner Weiſe eine Subſtanz ſein kann. Würde die Kraft der Natur, ſagt er, an einem andern Orte, auf ein bloßes Vermögen zu wirken herabgeſetzt, ſo hätte ſelbſt die, einer Creatur unerläßliche Mitwirkung Gottes kein Subſtrat, zu wirken; denn aus dem bloßen Vermögen könnte, trotz der

Mitwirkung Gottes, keine Handlung folgen. Dieſe thätige Kraft bedarf nicht, wie die Potenzen der Scholaſtiker, einer Anreizung, oder gleichſam eines Sporns von außen, um in Handlung überzugehen, ſondern die thätige Kraft hält eine gewiſſe Mitte zwiſchen dem Vermögen zu handeln, und der Handlung ſelbſt, ſchließt in ſich ein Streben (conatus), und bedarf eigentlich keiner Hülfe, ſondern des Wegräumens der Hinderniſſe.

Das Streben, der Trieb in den Monaden führt den Begriff der Veränderung oder des Wechſels, oder den Begriff der in der Vielheit ſich erhaltenden Einheit mit ſich. Dieſe Vielheit der Momente in der Einheit des Subſtrats wird am beſtimmteſten angeſchaut unter der Form der Vorſtellung oder Perception, wie das Uebergehen von einer Vorſtellung zur andern unter der Form des Triebes oder der Begierde. Dies ſind die weſentlichen und allgemeinſten Attribute aller Subſtanzen.

Die Monaden in ihrer Totalität aber machen die Schöpfung Gottes aus. Gott ſelbſt iſt die primitive Einheit oder die Ur-Subſtanz, die Subſtanzen entſtehen durch continuirliche Fulgurationen von Moment zu Moment in der Gottheit, deſſen Schaffen begränzt wird durch die Receptivität der Creatur. Die Attribute der Subſtanzen, die Vorſtellung und der Trieb, ſind in Gott abſolut, unendlich. Ihre Vollkommenheit haben die Subſtanzen durch Gottes Macht und Mitwirkung, ihre Unvollkommenheiten aber durch ihre eigene Natur, zu welcher gehört: beſchränkt zu ſein. Es giebt aber in Gottes Verſtande ein Princip der Wahl des Beſten oder

der Schicklichkeit, welches ſich in dem Plane der Welt, alſo auch in den die Welt ausmachenden Subſtanzen wiederſpiegelt und darſtellt. Gott hat in der Schöpfung bei jeder Subſtanz auf das Weltganze, nach ihrer Vollkommenheit, Rückſicht genommen; das Weltganze drückt an ſich ſelbſt dieſe Beziehung auf die einzelnen Subſtänzen aus. Es iſt mithin auch jeder Subſtanz weſentlich, Beziehungen zu der Welt, zu dem Univerſum auszudrücken, und dieſe innere Beziehung auf das Unendliche, aus einem beſtimmten Punkte der Welt macht für jede Monas das *Princip ihrer Individualität* aus. Sowohl in den Vorſtellungen, als in den Begierden der Monaden iſt der Weltverlauf das ideelle Objekt; und indem ſie ihren Zweck erfüllen, erfüllen ſie den Zweck der Welt. Ein unendliches Auge wird in jeder Monas das Univerſum, in jedem Momente die ganze Zukunft erkennen. Die Monaden aber drücken das Unendliche nicht in gleicher Art, ſondern nach den verſchiedenen Graden ihrer Vollkommenheit aus. Dieſe Verſchiedenheit ſpricht ſich darin aus, daß Gott in einer gewiſſen Monas Grund findet, ſie gewiſſen andern, oder dieſe ihr unterzuordnen, ſo daß die Natur der erſtern die Gründe a priori der Natur der andern enthält. Dieſe Beziehung iſt in der Welt unter allen Monaden gegenſeitig und nach Graden; überall heißt diejenige Monas, welche die Gründe a priori der Natur der andern enthält, activ, die andern dagegen paſſiv. Dieſe innerliche, ontologiſche Beziehung einer jeden Monas zu der Geſammtheit aller Monaden macht, daß eine jede die Geſammtheit von ihrem Standpunkte ausdrückt, ein lebendiger Spiegel des Univerſums iſt. Vermöge der

Unendlichkeit der Monaden giebt es gleichſam unendliche Welten, oder vielmehr die Eine Welt aus unendlich vielen Perſpectiven. Dieſe Einheit begründet unter allen Monaden eine vorherbeſtimmte Harmonie, vermöge deren in der Welt die möglichſt größte Mannichfaltigkeit mit der möglichſt größten Ordnung, folglich die möglich größte Vollkommenheit herrſcht, in welcher Alles ſich nach innern Geſetzen entwickelt. Ein unendlicher Geiſt wird in dem Vergangenen das Zukünftige leſen, das Entfernte aus dem Nahen. Die Gegenwart geht mit der Zukunft ſchwanger. Σύμπνοια πάντα.

Außer daß jede Monas eine Beziehung zu dem Unendlichen des Weltganzen hat, welches ſie vorſtellt und wohin ſie ſtrebt, hat ſie einen näheren und unmittelbareren Verband mit einer Vielheit beſonderer Monaden, welche wieder ein Ganzes für ſich, eine Totalität ausmachen, und zu welchen ſie als dienende oder als herrſchende, mit andern Worten, als leidend oder thätig, in dem ideellen Sinne, gehört. Dieſe Verhältniſſe ſind, auf das Weltganze bezogen, in einem beſtändigen Fluſſe und Wechſel begriffen; für unſere Betrachtung aber als permanent hervorgehoben, giebt ein ſolches relative Ganze die Anſchauung einer zuſammengeſetzten Subſtanz, d. h. einer Verſammlung von Monaden, welche einer Monade unter ihnen, als herrſchender, dienen, und in dieſem Verbande ein unum per se bilden. Dergleichen Einheiten ſchauen wir an in den organiſirten und beſeelten Geſchöpfen, nicht blos den Menſchen, ſondern auch den Thieren und den Pflanzen. Die Seele des Thieres ſtellt die herrſchende Monas unter den übrigen, im Fluſſe begriffenen Monaden vor, welche den Leib oder den Organismus bilden, von denen aber jede für ſich, als Subſtanz, die Seele eines Leibes oder Organismus, und ſofort in das Unendliche, ausmacht. Der Leib iſt zugleich das Vermittelnde, durch welches und nach Maaßgabe deſſen die Seele die Welt percipirt, und muß organiſch, d. h. in ſich geordnet ſein, weil, wenn dem nicht ſo wäre, die Monas, als Spiegel der Welt, dieſe, als in ſich geordnet, nicht vorſtellen könnte. In ſo fern alſo die Materie in das Unendliche beſeelt iſt, iſt ſie auch in das Unendliche organiſirt. Jeder organiſche Körper eines Lebendigen, iſt, nach Leibnitz, eine Art von göttlicher Maſchine oder ein natürliches Automat, welches noch in ſeinen kleinſten Theilen Maſchine, d. h. zweckmäßig iſt. Der Urheber der Natur hat dieſes göttliche und unendlich wunderbare Kunſtwerk auszuführen vermocht, weil jeder Theil der Materie nicht nur in das Unendliche theilbar iſt, was die Alten erkannt haben, ſondern auch wirklich getheilt und ſo in's Unendliche, ſonſt wäre es unmöglich, daß jeder Theil der Materie das Univerſum ausdrückte. Daraus folgt aber, daß es in dem kleinſten Theile der Materie eine Welt von Creaturen, Lebendigem, Beſeeltem giebt. Jeder Theil der Materie gleicht einem Garten voll Pflanzen, oder einem Teiche voll Fiſche. Aber jeder Zweig der Pflanze, jedes Glied des Thieres, jeder Tropfe ſeiner Flüſſigkeit, iſt wiederum ein ſolcher Garten oder ein ſolcher Teich; und wenn gleich die Erde und die Luft, die ſich zwiſchen den Pflanzen des Gartens befindet, nicht ſelbſt Pflanze, oder das Waſſer zwiſchen den Fiſchen des Teiches nicht Fiſch iſt, ſo enthalten ſie deren doch aber ſehr häufig von einer uns unwahrnehmbaren Feinheit. Es giebt ſchlechthin nichts Unangebautes, Unfruchtbares, Todtes, kein Chaos in dem Univerſum, als nur dem Scheine nach. Die Glieder eines Thieres ſind ſelbſt voll von anderm Lebendigen, Pflanzen und Thieren, wovon jedes noch ſeine Entelechie oder herrſchende Seele hat. Es iſt bemerkenswerth, daß Leibnitz durch Speculation eine der folgenreichſten Entdeckungen auf dem Gebiete der Phyſiologie und Biologie aus unſern Tagen, nemlich die von Schleiden und Schwann gemachte Entdeckung des in allen vegetabiliſchen und animalen Organismen waltenden Zellengeſetzes anticipirt hat; eine Entdeckung, ſagt ein Schriftſteller, wodurch das Leibnitzſche große Individuations-Princip eine objective Beſtätigung erhielt. Der Organismus ergiebt ſich hiernach in der That als ein Syſtem mikroſkopiſcher Individualitäten, als ein Makrokosmus mit zahlreichen weſensgleichen Mikroorganismen, welche als individualiſirte Abbilder und Reflexe des Ganzen erſcheinen, und über welchen die Idee des Organismus, die Seele, ſchwebt.

Die Seele, lehrt Leibnitz dieſen Principien zufolge, ändert ihren Körper nur ſtufenweiſe und allmählich, ſo daß ſie niemals mit einemmale ihrer Organe beraubt iſt; oft findet in den Thieren Metamorphoſe, aber niemals Metempſychoſe ſtatt. Es giebt auch keine geſchiedene Seelen, Geiſter, Genien, ohne Körper. Gott allein iſt ohne Leib. Das macht auch, daß es dem Begriffe nach, weder eine Zeugung, noch einen vollkommenen Tod giebt. Was wir Zeugung nennen, ſind Entwickelungen und Wachsthum, was wir Tod nennen, ſind Einhüllungen und Verringerungen.

Das Problem von dem Urſprung der Formen, Seelen oder Entelechien war mit dem der generatio aequivoca unter die Philoſophen gekommen. Leibnitz ergriff mit Beeiferung die ſeiner Speculation entgegenkommenden phyſiologiſchen Entdeckungen und Hypotheſen ſeiner Zeitgenoſſen Swammerdam, Malphighi und Leewenhoek über die Trans- und Präformation der Thiere durch die Saamenthierchen. Dem Glauben an die generatio aequivoca hatte Harvey ſein omne vivum ex ovo entgegengeſetzt, welches durch die Entdeckungen der neueſten Tage für immer gerechtfertigt ſcheint, wenn ſchon die eigentliche Präformation des ganzen Thieres jenſeits der Grenze der Erfahrung liegt. Leibnitz war alſo vielmehr der Richtigkeit ſeiner Folgerungen, als der Erfahrung, gewiß, wenn er weiter behauptete, daß nicht blos der organiſche Körper vor der Empfängniß in dem Saamen ſei, ſondern auch die Seele in dieſem Körper, und mit einem Wort, das Thier ſelbſt, und daß vermittelſt der Conception dieſes Thier nur zu einer großen Transformation disponirt würde, um ein Thier von einer andern Species zu werden. Die Thiere, deren einige vermittelſt der Conception zu dem Grade größerer Thiere erhoben werden, könnten ſpermatiſche heißen; aber diejenigen unter ihnen, welche in ihrer Species bleiben, d. h. die meiſten, werden geboren, vermehren ſich, und löſen ſich auf wie die großen Thiere, und nur Eine kleine Zahl Erwählter gebe es, welche auf einen größern Schauplatz übergeht.

Wenn das Thier niemals im Wege der Natur zu ſein anfängt, ſo hört es auch auf dem Wege der Natur zu ſein nicht auf; und ſo daß es nicht allein keine Generation, ſondern auch keinen Tod im ſtrengen Sinne giebt. Man kann demnach ſagen, daß nicht nur die Seele unzerſtörbar iſt, ſondern auch das Thier ſelbſt, obſchon ſeine Maſchine oft theilweiſe untergeht und organiſche Hüllen bald verläßt, bald annimmt. Iſt das leibliche Leben einem Fluſſe zu vergleichen, ſo kann man ſich den Tod wie den jähen Fall eines Fluſſes vorſtellen. Der Zuſtand nach dem Tode entgeht nur unſern Sinnen, wie der vor der Geburt. Auch kann Niemand die wahre Zeit des Todes bezeichnen, welcher lange Zeit für ein bloßes Einſtellen der bemerkbaren Verrichtungen gelten kann, und in den bloßen Thieren auch nichts anders iſt.

Durch dieſe Principien, welche von der Idee einer, ein Ganzes ausmachenden Vielheit von Monaden, oder einer dem Scheine nach zuſammengeſetzten Subſtanz ausgehen, wird die Peripherie des Lebens in der Natur umſchrieben. Wir ſagen, einer dem Scheine nach zuſammengeſetzten Subſtanz, weil eine dem Begriffe nach wirklich zuſammengeſetzte Subſtanz, den Principien der Metaphyſik Leibnitzens widerſtreitet. Es giebt nach dieſer kein „Band der Subſtanz", **vinculum substantiae**, wenn gleich Leibnitz in ſeinem Briefwechſel mit dem Pater des Boſſes, dieſem zu Gefallen, ein ſolches gelten laſſen wollte, um die Möglichkeit der Transſubſtantiation von dem Standpunkte der Monadologie zu beweiſen, wodurch er ſich aber nur in unauflösliche Schwierigkeiten und ſelbſt Widerſprüche verwickelt hat. Der Zuſammenhang der ein

Ganzes für ſich ausmachenden Monaden bleibt unter allen Beziehungen und Bedingungen ein idealer, und ſelbſt der Leib eines lebendigen Thieres iſt in der Realität nur ein Aggregat von Monaden, deren jedes das Centrum eines Ganzen, und ſo in das Unendliche, iſt.

Das Verhältniß der dienenden Monaden zu der herrſchenden Monas, oder der einfachen Monaden zu der Seele, oder auch der minder vollkommnen zu der vollkommneren, einfachen Subſtanz in der Natur, drückt ſich für unſern Geiſt aus durch den Grad der Vollkommenheit in den Vorſtellungen und Strebungen unter ihnen. Es giebt dunkle und deutliche Vorſtellungen, beide in verſchiedenen Graden, welche die mit ihnen verknüpften Strebungen begleiten. Die deutliche Vorſtellung begründet eine Wahrnehmung, welche mit Aufmerkſamkeit und Erinnerung verknüpft iſt, ſie heißt alsdann Apperception; eine dunkle oder verworrene Vorſtellung, welche aus vielen kleinen Vorſtellungen beſteht, von denen keine aus den übrigen hervortritt, bildet erſt nur eine Perception. Wir erfahren dieſe Abſtufung in uns ſelbſt, wenn wir inne werden, daß der kleinſte Gedanke, den wir faſſen, eine Mannichfaltigkeit in dem Objekte befaßt. Monaden, welche der Apperception fähig ſind, können zum Unterſchiede der andern, welche blos Perceptionen haben, Seelen heißen; ſo wie diejenigen Monaden den höchſten Grad einnehmen, welche außerdem durch einen Act der Reflexion ſich ſelbſt erfaſſen und denken, d. h. Vernunft haben; dieſes ſind die Geiſter (esprits), zu welchen der Menſch gehört. Zu Apperceptionen, welche einen Schatten von Vernunft, in einer gewiſſen Folge der Vorſtellungen, nicht ausſchließen, bringen es die Thiere. Die Pflanzen dagegen und alle die Monaden, welche den Leib der Thiere und der Menſchen ausmachen, und die letzten Elemente alles Seienden ſind, haben nur Perceptionen. Dieſelbe Abſtufung findet in dem Streben ſtatt, von dem Willen, welcher den vernünftigen Geſchöpfen eignet, und in Handlung übergeht, durch die Begierde, welche auch die Thiere haben, bis zu dem bloßen Triebe oder Streben (conatus), der allen Monaden eignet, und ſich in der räumlichen Bewegung äußert.

Die endlichen Geiſter, zu welchen der Menſch, aber auch, obwohl in höherm Grade, die von Gott geſchaffenen Genien gehören, deren Möglichkeit feſtſteht, offenbaren ihre Schranke und Endlichkeit, als Creaturen, darin, daß ſie nicht ganz Geiſt ſind, ſondern nur zum Theil und in beſchränktem Grade; eine Schranke, vermöge deren ihre vernünftige Erkenntniß von bloßen Apperceptionen, wie die Thiere ſie haben, und von bloßen Perceptionen, welche die Pflanzen und alle ſimpeln Monaden charakteriſiren, zum Theil beſtändig begleitet, zum Theil zurückgehalten und gehindert wird. Um mit den Perceptionen anzufangen, ſo bilden ſie den, obwohl dunkeln und verwirrten Grund, ſelbſt unſers hellen und deutlichen Bewußtſeins. Der menſchliche Geiſt, als Monas, ſtellt nemlich weſentlich das ganze Univerſum, immer von einem ganz beſtimmten, individuellen Geſichtspunkte vor; es iſt kein Grund vorhanden, dieſe repräſentative Natur einer Monade auf irgend welchen Theil des Univerſums einzuſchränken; jede Vorſtellung der Seele iſt daher immer nur auf einen gewiſſen

Grad deutlich und klar, nemlich in Bezug auf einen gewiſſen, ihr zugeordneten Theil, wegen Nähe oder Größe ſeiner Peripherie; verwirrt aber in Bezug auf das Detail des Univerſums; wo nicht, wäre jede Monade eine Gottheit. Gott drückt ganz deutlich und vollkommen, Mögliches und Exiſtirendes, Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges auf einmal aus; denn er iſt die allgemeine Quelle von Allem. Nicht in dem Objekte, ſondern in der Modification ihrer Kenntniß des Objekts ſind die Monaden begränzt. Sie gehen alle auf verwirrte Art auf das Unendliche, und ſind nur beſchränkt und unterſchieden durch die Grade der deutlichen Vorſtellungen; die Vergangenheit, das Gegenwärtige in Zeit und Raum, ſelbſt die Zukunft liegt in den Perceptionen und Strebungen jeder Monas, und jede deutliche Vorſtellung oder Begierde der Seele iſt aus unendlichen kleinen Perceptionen zuſammengeſetzt. Wegen dieſer Unendlichkeit in dem Streben der Seele iſt ihr eine Entwickelung in das Unendliche weſentlich. Die Beziehung dieſes kosmiſchen Verhältniſſes zu allen andern Dingen in der Welt macht den Unterſchied der Monaden von der Fiction der Atome. Es giebt kein individuelles Ding, welches nicht alle die andern ausdrücken müßte; ſo daß die Seele, in Bezug auf die Mannichfaltigkeit ihrer Modificationen, vielmehr mit dem Univerſum, welches ſie, nach ihrem Geſichtspunkte, vorſtellt, und ſelbſt mit Gott, deſſen Unendlichkeit ſie aber wegen der verwirrten und unvollkommnen Art ihrer Perception auf endliche Art darſtellt, als mit einem materiellen Atom verglichen werden muß. Der

Grund der Veränderung der Gedanken in der Seele iſt derſelbe, als der Grund der Veränderung in den Dingen in dem Univerſum, welches ſie repräſentirt. Es ſind verkürzte Welten auf ihre Weiſe; Centra, welche eine unendliche Peripherie ausdrücken.

Vermöge der Unendlichkeit in den Bewegungen und Veränderungen in dem Leibe oder Organismus einer Subſtanz, wird auch das gegenſeitige Verhältniß zwiſchen der Seele und dem Leibe durch den dunkeln Grund des Bewußtſeins conſtituirt, welches aus unendlichen Perceptionen beſteht, deren Menge die Urſache iſt, daß ſie nicht zur Apperception gelangen. Man ſpricht von unwillkührlichen Bewegungen im Organismus, als wenn ihnen nichts in der Seele entſpräche; und umgekehrt von abſtrakten Gedanken, denen nichts im Körper entſpräche; aber eben dies dunkle Bewußtſein, die Perceptionen und Strebungen vermitteln Leib und Seele bei allen Bewegungen und Gedanken. Die abſtrakteſten Gedanken bedürfen einiger Imagination, welche ihnen die Charaktere oder Schemata unterlegt; und umgekehrt begiebt ſich immer etwas in der Seele, welches der Circulation des Bluts entſpricht, und allen innern Bewegungen der Eingeweide, welche man jedoch nicht gewahr wird; gleichwie diejenigen, welche neben einer Mühle wohnen, das von ihr verurſachte Geräuſch nicht wahrnehmen.

Dieſe vollkommene und genaue Uebereinſtimmung zwiſchen den Perceptionen der Seele und den Veränderungen des Leibes iſt eine Folge der **Einheit** von Leib und Seele, und dieſe Einheit iſt wieder eine Folge der präſtabilirten Harmonie.

Dieſe Harmonie macht einen phyſiſchen und endlichen Einfluß des Leibes auf die Seele, nach der gemeinen Vorſtellung, nicht nur überflüſſig, ſondern ſelbſt metaphyſiſch unmöglich. Die Monaden eines organiſchen Ganzen haben jede in ſich die Kraft und das Princip, ſpontan nach ihrer Natur und ihrer Stellung zum Univerſum, und insbeſonders zu dem Theilganzen, dem ſie angehören, zu wirken; die herrſchende Monas oder die Seele, (in den vernünftigen Geſchöpfen der Geiſt) ſtrebt aus ihrem eignen Grunde in der Richtung, welche die Monaden des Körpers in der Bewegung einſchlagen, weil es die Richtung und das Ziel des Univerſums iſt. Die Seele folgt ihren eigenen Geſetzen, und der Leib auch den ſeinigen, und ſie begegnen ſich in Folge der zwiſchen allen Subſtanzen vorherbeſtimmten Harmonie, weil ſie alle Darſtellungen eines und deſſelben Univerſums ſind. Die Seelen handeln nach den Geſetzen der Endurſachen, durch Begierden, Zwecke und Mittel. Die Körper handeln nach den Geſetzen der wirkenden Urſachen oder der Bewegungen. Und die beiden Reiche, das der wirkenden, und das der Endurſachen, ſind harmoniſch unter ſich, unbeſchadet der Spontaneität, ſowohl der herrſchenden Monade oder der Seele, als auch der dienenden Monaden, oder des Leibes. Es findet alſo, ſtreng genommen, nicht ſowohl eine Einheit zwiſchen Leib und Seele ſtatt, denn es giebt keine wahren Einheiten, als die einfachen Subſtanzen oder Monaden; ſondern nur eine Communication, welche, vermöge der präſtabilirten Harmonie, diejenige Wirkung hervorbringt, welche man von der Einheit allein erwartet. Carteſius hatte dieſe Communication als ein Problem hinterlaſſen, welches Malebranche nicht anders zu löſen wußte, als durch den ſogenannten Occaſionalismus, wonach Gott der Vermittler der Vorſtellungen der Seele bei Gelegenheit der Bewegungen des Leibes wäre, und umgekehrt; aber um Probleme zu löſen, ſagt Leibnitz, iſt es nicht genug, die allgemeine Urſache einzuführen, und das, was man Deus ex machina nennt, herbeizuholen. Auch in der Einen Subſtanz des Spinoza, von welcher die erſcheinenden Subſtanzen nur vorübergehende Modificationen ſind, herrſcht zwiſchen dem Körper und der Seele, als der Idee des Körpers, in Gottes Verſtande, eine adäquale Uebereinſtimmung; aber in dieſem Syſtem bleiben die Attribute des Denkens und der Ausdehnung ſo entgegengeſetzt und geſondert, als wären es verſchiedene Subſtanzen; während bei Leibnitz nicht die Attribute, ſondern die einfachen Subſtanzen ſelbſt, die Monaden, welche ein organiſches Ganze ausmachen, aus der eignen Quelle ihres Seins nach ihrer unendlichen Beziehung zur Welt dieſe Harmonie herbeiführen, an der Stelle der Attribute in der Einheit der göttlichen Subſtanz: ein Unterſchied, welchen einſt Leſſing gegen Mendelsſohn ſo ſcharfſinnig entwickelt hat.

Die Realität eines dunkeln unendlichen Hintergrundes unſers hellen Bewußtſeins, welcher die Einheit von Leib und Seele: vermöge des Zuſammenhangs des Weltganzen, die Einheit des ganzen Subjects mit dem Univerſum, räumlich und zeitlich, zur Anſchauung bringt, iſt eine der größten und folgenreichſten Entdeckungen von Leibnitz, welche durch die modernen Beobachtungen über den animaliſchen Magnetismus und deſſen Wirkungen ein unumſtößliches Anſehen erhält, deren Theorie den Ideen aller Produktion in der Kunſt zu Grunde liegt, wenigſtens zur Vorausſetzung dient. Vor Leibnitz war jene an Tiefe und Ausdehnung im Seelenleben unendliche Region ſo gut wie ein unbekanntes Land, nur die Apperception und Reflexion galt als Denken und Vorſtellen und zwar nach beſtimmten Geſetzen, weiter ging die Analyſe nicht. Was die Thiere betrifft, ſo entwickeln ſie, nach Leibnitz, ein Analogon der Vernunft. Es iſt die Vergeſellſchaftung der Vorſtellungen, lediglich durch das Gedächtniß vermittelt, z. B. wenn man den Hunden den Stock zeigt, erinnern ſie ſich des Schmerzes, den er ihnen verurſacht hat, und ſchreien und laufen davon. Die ſtarke Imagination, welche auf ſie den ſtarken Eindruck macht, kommt von der Größe oder der Menge der vorhergehenden Perceptionen. Denn oft thut ein ſtarker Eindruck plötzlich die Wirkung einer langen Gewohnheit, oder vieler wiederholter mittelmäßiger Perceptionen.

Die Menſchen handeln wie die Thiere, ſo lange als die Folge in ihren Perceptionen nur durch das Princip des Gedächtniſſes geſchieht, den empiriſchen Aerzten gleichend, welche eine bloße Praktik ohne Theorie haben, und wir ſind, ſagt Leibnitz, in drei Viertheilen unſerer Handlungen nur Empiriker.

Was aber den Menſchen zum Geiſte macht, und ihn von den Thieren, und um ſo vielmehr von den niedern Monaden unterſcheidet, iſt die Kenntniß der nothwendigen und ewigen Wahrheiten, welche die Vernunft und die Wiſſenſchaften erzeugt, indem ſie uns zu der Kenntniß unſer ſelbſt und Gottes erhebt. Durch die Kenntniß der nothwendigen Wahrheiten und durch ihre Abſtraktion geſchieht es auch, daß wir uns zu den reflexiven Acten erheben, vermöge deren wir dasjenige denken, das man Ich nennt, und betrachten, daß dieſes und jenes in uns iſt, und ſo, indem wir uns denken, denken wir das Sein, die Subſtanz, das Einfache oder das Zuſammengeſetzte, das Immaterielle und Gott ſelbſt, indem wir begreifen, daß, was in uns begränzt, in ihm ohne Gränze iſt. Und dieſe reflexiven Acte geben uns die vornehmſten Gegenſtände unſeres Denkens.

Unſer wiſſenſchaftliches Denken aber gründet ſich auf zwei große Principien: das Princip des Widerſpruches, nach welchem wir dasjenige für falſch halten, was einen ſolchen enthält, und für wahr, was dem Contradictoriſchen oder Falſchen entgegengeſetzt iſt; und das Princip des hinreichenden Grundes, in Folge deſſen wir erwägen, daß kein Factum für wahr oder exiſtirend gefunden werden kann, kein Satz für wahr (véritable), ohne daß es einen hinreichenden Grund gäbe, warum es ſo und nicht anders iſt, obgleich dieſe Gründe am häufigſten uns nicht bekannt ſein können.

Das erſte Princip leitet den Philoſophen in der Analyſe bis zu denjenigen primitiven Ideen, welche keiner Analyſe mehr fähig ſind, indem ſie die Identität der Sache mit ſich ſelbſt ausſprechen. Dadurch iſt das erkennende Subject ein Reflex des objectiven Geſetzes der Identität in den Monaden, welche die Natur und die Welt ausmachen. Durch das Princip des zureichenden Grundes reflektirt das geiſtige Subject das Geſetz der Continuität und der Individualität in den

Monaden. Es iſt alſo auch in dieſer Beziehung ein Spiegel des Univerſums, und inſofern Gottes. Durch das Princip des zureichenden Grundes erhebt ſich der endliche Geiſt aber zu Gott, als der einigen, hinreichenden Urſache der unendlichen Reihe und des Zuſammenhangs der zufälligen Dinge in der Welt, und zu der Idee des Univerſums, enthaltend die zwiſchen den Monaden durch die Schöpfung geſetzte Harmonie, mit einem Worte, zu einem wiſſenſchaftlichen Syſtem. Dadurch wird ſelbſt der endliche Geiſt mehr als ein bloßer Spiegel des Univerſums der Creaturen, wie die Seelen und Monaden überhaupt; er iſt auch noch ein Bild der Gottheit oder des Urhebers der Natur, eben durch die Fähigkeit, das Syſtem des Univerſums zu erkennen, und ſelbſt es durch „architektoniſche Proben" nachzuahmen: jeder Geiſt iſt wie eine kleine Gottheit in ſeinem Bereiche.

Denn die beiden großen Principien der Identität und des zureichenden Grundes ſind nicht blos reell in der Welt, als Schöpfung Gottes, ſondern auch ideell in Gottes unendlichem Verſtande und in ſeiner unendlichen Liebe, verbunden mit ſeiner abſoluten Macht. Gott ſelbſt kann nichts denken, als nach dem Principe des Widerſpruchs; es war einer von des Carteſius Irrthümern, die Wahrheiten der Geometrie, welche auf dem Satze des Widerſpruchs beruhen, als von der Willkühr Gottes abhängig zu erklären. Was aber die Weltordnung betrifft, ſo hat ſie Gott gewählt nach dem Princip der Schicklichkeit, oder der Wahl des Beſten, d. h. dem Principe des hinreichenden Grundes. Was mithin nach Gottes Erkenntniß oder logiſch möglich iſt, iſt nicht ſogleich auch möglich, d. h. zu verwirklichen in dem Plane der Welt. Das, was in dem Principe der Welt möglich iſt, nach dem Principe des Grundes, oder des Beſten, nennt Leibnitz mit Einem Worte, zum Unterſchiede von dem blos ideell oder logiſch Möglichen: compossibile, jenes aber: possibile.

Es giebt in dem Bereiche der Möglichkeit, im Verſtande Gottes, eine Unendlichkeit möglicher Welten, von denen aber nur Eine exiſtiren kann; Gott wählte dieſe nach dem zureichenden Grunde, und zwar nach den Graden der Vollkommenheit in den Monaden, da jedes Mögliche (possibile) ein Recht hat, nach dem Maaß der Vollkommenheit, welche es enthält, die Exiſtenz zu verlangen. Und dieſe vollkommenſte Welt iſt die wirkliche, zu welcher wir gehören. Dieſes iſt der Grund der Exiſtenz des Beſten, welches die Weisheit in Gott erkennen, ſeine Güte ihn wählen, und ſeine Macht ihn hervorbringen läßt. Dieſe Welt enthält die größte Mannichfaltigkeit, und zugleich die größte Ordnung: der Raum, der Ort, die Zeit, iſt hier am beſten benutzt; die meiſte Wirkung bei den einfachſten Mitteln; die meiſte Macht, die meiſte Kenntniß, das meiſte Glück, die meiſte Güte, welche das Univerſum zulaſſen konnte. Denn indem alle möglichen Creaturen, in Proportion ihrer Vollkommenheiten in dem Verſtande Gottes auf die Exiſtenz Anſpruch machen, ſo muß das Ergebniß aller dieſer Anſprüche die wirkliche Welt ſein, die vollkommenſte, welche möglich iſt. Und ſonſt wäre es nicht möglich, einen Grund anzugeben, warum die Dinge vielmehr ſo, als anders ſind: Optimismus.

Es giebt ohne Zweifel tauſend Unregelmäßigkeiten, tauſend Unordnungen in dem Beſondern. Aber es iſt nicht möglich, daß es deren in dem Ganzen gebe, nicht einmal in jeder Monade; weil jede Monade ein lebendiger Spiegel des Univerſums nach ihrem Geſichtspunkte iſt. Es iſt aber nicht möglich, daß das ganze Univerſum nicht wohl geordnet ſei, indem das Uebergewicht der Vollkommenheit der Grund der Exiſtenz dieſes Syſtems der Dinge iſt, im Vorzuge vor jedem andern möglichen Syſteme. Daher können die Unordnungen nur in den Theilen ſein. So giebt es Linien in der Geometrie, von denen es unregelmäßige Theile giebt; aber wenn man die ganze Linie betrachtet, findet man ſie vollkommen geregelt nach ihrer Gleichung oder allgemeinen Natur. Alſo ſind alle dieſe beſondern Unordnungen mit Vortheil in dem Ganzen, ſelbſt in jeder Monade wiederhergeſtellt. Dieſes bezieht ſich ſowohl auf die phyſiſchen, als auf die moraliſchen Unvollkommenheiten der Welt, und rettet die Gerechtigkeit Gottes ſowohl als Baumeiſters der Welt, wie als Monarchen und Geſetzgeber der Geiſter: Theodicee.

Vermöge der Vernunft und der ewigen Wahrheiten erkennen wir endlich, daß alle Geiſter, ſowohl Menſchen als Genien, in eine Art von Geſellſchaft mit Gott eingehend, Glieder der Stadt Gottes ſind, d. h. des vollkommenſten Staates, gebildet und regiert von dem größten und beſten Monarchen. Dieſe Stadt Gottes (la cité de Dieu), dieſe wahrhaft univerſelle Monarchie iſt eine moraliſche Welt in der natürlichen Welt, das erhabenſte und göttlichſte in den Werken Gottes, worin wahrhaft der Ruhm Gottes beſteht, weil es keinen gäbe, wenn nicht ſeine Größe und Güte von den Geiſtern gekannt und bewundert wäre; auch iſt es in Bezug auf dieſe göttliche Stadt, daß er eigentlich Güte hat, während ſeine Weisheit und Macht ſich überall zeigen. Es herrſcht eine Harmonie zwiſchen dem phyſiſchen Reiche der Natur und dem moraliſchen Reiche der Gnade, d. i. zwiſchen Gott, betrachtet als Baumeiſter der Maſchine des Univerſums, und Gott, betrachtet als Monarchen der göttlichen Stadt der Geiſter.

Dieſe Harmonie macht, daß die Dinge zu der Gnade hinführen, ſelbſt auf den Wegen der Natur; und daß dieſer Planet z. B. zerſtört und verbeſſert werden muß durch die natürlichen Wege in den Momenten, welche die Regierung der Geiſter verlangt für die Züchtigung der einen und die Belohnung der andern. Man kann auch ſagen, daß Gott, als Baumeiſter, in Allem ſich ſelbſt als Geſetzgeber zufrieden ſtellt, und daß ſomit jede Sünde ihre Strafe durch die Ordnung der Natur mit ſich führen muß, vermöge der mechaniſchen Structur der Dinge ſelbſt, und daß die ſchönen Handlungen ſich ihre phyſiſchen Belohnungen zuziehen werden, obſchon dies nicht immer auf der Stelle eintreten kann und ſoll. Und Alles muß zum Beſten der Guten gelingen, d. h. derjenigen, welche nicht Unzufriedene in dieſem großen Staate ſind, welche auf die Vorſehung vertrauen, nachdem ſie ihre Pflicht gethan haben, und welche den Urheber alles Guten, wie es ſein muß, lieben und nachahmen, freudig in der Betrachtung der Vollkommenheiten, nach Art der wahren reinen Liebe, welche Vergnügen faſſen läßt an dem Glücke des geliebten Gegenſtandes. Dies führt den Weiſen und Tugendhaften dahin, an demjenigen zu arbeiten, was dem vermuthlichen (präſumtiven) oder vorhergehenden (antecedirenden) Willen Gottes gemäß ſcheint, und ſich dennoch mit demjenigen zufrieden zu ſtellen, was Gott wirklich durch ſeinen geheimen, nachfolgenden und entſcheidenden Willen geſchehen läßt; indem ſie erkennen, daß, wenn wir die Ordnung der Welt hinlänglich verſtehen könnten, wir finden würden, daß ſie alle Wünſche der Weiſeſten übertrifft, und daß es unmöglich iſt, ſie beſſer zu machen, als ſie iſt, nicht blos für das Ganze im Allgemeinen, ſondern auch für uns ſelbſt im Beſondern, wenn wir gebührend dem Urheber des All's anhängen, nicht blos als dem Architekten und der wirkenden Urſache unſers Seins, ſondern auch als unſerm Herrn und der Endurſache, welche den ganzen Zweck unſers Willen machen muß, und unſer Glück allein machen kann: das höchſte Gut. Die Liebe Gottes giebt uns ſchon hier ſogar einen Vorſchmack der künftigen Glückſeligkeit; ſie verleiht uns eine wahrhafte Ruhe des Geiſtes, nicht wie bei den Stoikern, die zu einer, dem Fatum entgegen geſetzten Geduld, entſchloſſen ſind, ſondern zu einer gegenwärtigen Befriedigung, welche uns ſogar ein zukünftiges Glück zuſichert. So erfüllt die Liebe Gottes unſere Hoffnungen, und führt uns ſelbſt auf den Weg des höchſten Glückes.

Es iſt wahr, daß die höchſte Glückſeligkeit, wie auch immer von einer beſeeligenden Viſion (vision béatifique) oder Kenntniß Gottes ſie begleitet ſei, niemals vollkommen ſein kann; weil Gott, da er unendlich iſt, nicht ganz gekannt werden wird. So wird denn unſer Glück in einem vollkommnen Genuſſe, wo es nichts zu wünſchen gäbe, und welches unſern Geiſt ſtumpf machen würde, nicht beſtehen und ſoll auch nicht beſtehen; ſondern in einem beſtändigen Fortſchritt zu neuen Vergnügungen und neuen Vollkommenheiten. —

Die Entwickelung dieſer Ideen hat uns von ſelbſt auf den Punkt zurückgeführt, von welchem unſere Betrachtung ausging. Wir haben die Grundzüge der Metaphyſik, der Natur und des Univerſums durchmeſſen, auf welchen das geſellſchaftliche Gebäude in dem Syſteme Leibnitzens ruht. Von der Idee der Gemeinſchaft ausgehend und von daher die Probleme empfangend, ruht der Philoſoph bei der Idee der Gemeinſchaft wieder aus. Seine Philoſophie nähert ſich der Philoſophie Plato's darin, daß die Phyſik ſelbſt eine objektive Ethik wird. Daher hielt Leibnitz, bei der Löſung derjenigen Zweifel des ſubjectiven Gemüthslebens in der Sphäre der chriſtlichen Moral und Theologie, von welchen ſeine Zeitgenoſſen befangen waren, ihnen immer nur die Anſchauung des Univerſums, der Totalität vor. Eine ſubjective Pflichtenlehre lag nicht in der Aufgabe Leibnitzens, außer in den Principien, welche das Ideal des Weiſen, in dem Univerſum, als Schöpfung und als Stadt Gottes, in ſich enthielt. Denn die Wirkung und Folge dieſes Syſtems, mit überwiegend ethiſchem Charakter, als Religion des Individuums, iſt: daſſelbe aus der Peripherie des einzelnen, ſelbſtiſchen Subjekts nach dem Centrum des All's, Gott, und der Harmonie des Ganzen hinzulenken; mit andern Worten, auf und für das Allgemeine hin zu ſtreben.

Dies zeigt in der That das Leben Leibnitzens. Eine Darſtellung der Grundzüge ſeiner Metaphyſik und Naturphiloſophie gehört daher weſentlich in die Darſtellung ſeines Lebens und Charakters; er lebte ſeine Philoſophie; und Philoſophie ward Weisheit.

Was die Form ſeiner Philoſophie betrifft, ſo iſt dieſe in ihren Principien einfach und harmoniſch, alles in dieſem Syſteme legt ſich um einen und denſelben Kern und Mittelpunkt; die große Fruchtbarkeit ſeiner Principien, deren Betrachtung hier nicht erſchöpft werden kann, wirft auf deren Einfachheit nur mehr Glanz und erleichtert ihre Auffaſſung und wiſſenſchaftliche Darſtellung. Was gleichwohl dem Syſteme Leibnitzens in der Geſchichte der Philoſophie, und ſeinen vielen in den Zeitſchriften zerſtreuten Aufſätzen zur philoſophiſchen Literatur den Anſtrich des Verwickelten, Fragmentariſchen, Unfertigen, verleiht, rührt daher, daß Leibnitz, nicht zufrieden, wie Spinoza, mit der innern Genugthuung und Erbauung an der Arbeit, den Ergebniſſen der Meditation und der in ſich abgeſchloſſenen Darſtellung, von Anfang an ſich den Zweck ſetzte, ſeine Ueberzeugung zur allgemeinen zu machen, daß er ſie daher an die Fragen der Zeit in der Theologie und Politik knüpfte, um auf ſein Jahrhundert zu wirken. Aber eben dies lag in dem Geiſte ſeiner Philoſophie. Hat dieſe Tendenz den großen Vortheil für Leibnitz gehabt, daß er, um ſich ſeiner Wirkung zu verſichern, wartete, bis ſeine Meinungen die vollkommene Reife erhielten, ehe er öffentlich damit hervortrat, ſo hat andrerſeits ſein Syſtem, wegen der in die Darſtellung unaufhörlich hineinſpielenden Rückſichten auf die meiſten vorhandenen, und zuweilen nur möglichen Meinungen der Schüler, Partheien oder Perſonen, viel weniger originell und in ſich abgeſchloſſen ſcheinen müſſen, als es in der That iſt. Doch auf den Ruhm der Originalität ging Leibnitz nicht einmal aus, ihm war es vor Allem auf die Wirkung und Verbreitung deſſen, was ihm die Wahrheit war, zu thun; er hat im Gegentheil, zuerſt unter den neuern Philoſophen ſeit Baco, ſich wieder mit der Philoſophie alter und mittlerer Zeit in Uebereinſtimmung zu ſetzen verſucht.

„Ich habe gefunden, ſchrieb er im Jahre 1714 an Remond von Montmort, daß der größte Theil der Sekten in einem guten Theil desjenigen, was ſie behaupten, Recht hat, nicht aber in demjenigen, was ſie leugnen. Die Formaliſten, wie die Platoniker und Ariſtoteliker haben Recht, wenn ſie die Quelle der Dinge in den finalen und formalen Urſachen finden. Unrecht aber haben ſie, die wirkenden und materiellen Urſachen zu vernachläſſigen, und, wie Heinrich Morus in England und einige Platoniker thaten, zu ſchließen, daß es Erſcheinungen gebe, welche nicht mechaniſch erklärt werden könnten. Von der andern Seite dagegen haben die Materialiſten oder diejenigen, welche ſich einzig mit der mechaniſchen Philoſophie befaſſen, Unrecht, die metaphyſiſche Betrachtung zu verwerfen, und alles durch dasjenige, was von der Einbildungskraft abhängt, erklären zu wollen. Ich ſchmeichle mir, daß ich in die Harmonie der verſchiedenen Reiche eingedrungen bin und geſehen habe, daß die beiden Partheien Recht haben, wenn ſie nicht einander ausſchließen wollen; daß alles in den Erſcheinungen der Natur zu gleicher Zeit mechaniſch und metaphyſiſch geſchieht, daß aber die Quelle der Mechanik in der Metaphyſik iſt. Es war nicht leicht, dieſes Myſterium zu entdecken, weil es wenige giebt, welche ſich die Mühe geben, dieſe beiden Arten der Studien zu vereinigen. Carteſius that es; aber nicht genug. Er war zu raſch in ſeinen meiſten Dogmen gegangen, und man kann ſagen, daß ſeine Philoſophie im Vorzimmer der Wahrheit iſt.“ —

„Außer daß ich bedacht geweſen bin, ſchreibt er an denſelben, Alles auf die Erbauung zu lenken, habe ich geſucht, die Wahrheit, wie ſie unter den Meinungen der verſchiedenen Sekten der Philoſophen begraben und zerſtreut liegt, aufzugraben und zu vereinigen; und ich glaube von dem Meinigen etwas hinzugethan zu haben, um einige Schritte vorwärts zu thun. Die Gelegenheit meiner Studien ſeit meiner erſten Jugend hat mir darin Leichtigkeit verſchafft....“ „Wenn ich die Muße hätte, ſo würde ich meine Dogmen mit denen der Alten und Anderen vergleichen. Die Wahrheit iſt verbreiteter, als man glaubt; aber ſie iſt ſehr oft beſchminkt, ſehr oft auch verhüllt und ſelbſt geſchwächt und verſtümmelt durch Zuſätze, welche ſie verderben oder minder nützlich machen. Indem man dieſe Spuren der Wahrheit in den Alten, oder, um allgemeiner zu ſprechen, bei den Vorgängern bemerkbar machte, würde man das Gold aus dem Miſte, den Diamanten aus ſeiner Grube, und das Licht aus der Finſterniß ziehen, und man hätte in der That: perennis quaedam philosophia.“

„Man kann ſelbſt ſagen (heißt es an einem andern Orte), daß man einen Fortſchritt in der Philoſophie bemerken würde. Die Orientalen haben ſchöne und große Ideen von der Gottheit. Die Griechen haben die dialektiſche Form hinzugefügt. Die Kirchenväter haben das Schlechte in der Philoſophie der Griechen verworfen; allein die Scholaſtiker haben geſucht, das, was die Philoſophie der Heiden Erträgliches hatte, für das Chriſtenthum nützlich zu verwenden. Oft habe ich geſagt: aurum latere in stercore illo barbarici; und ich wünſchte, daß man einen geſchickten, in dieſer arabiſchen und ſpaniſchen Philoſophie bewanderten Mann finden könnte, welcher Neigung und Talent hätte, das Gute davon herauszuziehen. Ich bin gewiß, daß er durch mehrere ſchöne und wichtige Wahrheiten ſeine Mühe belohnt finden wird.“

Dies ſind Ideen, welche ſich für die Bildung unſerer Tage wie von ſelbſt verſtehen, im Zeitalter Leibnitzens aber ſo original, als kühn erſcheinen mußten, nicht minder etwa als eine Anerkennung der Philoſophie der Kirchenväter zu den Zeiten Voltaire's. Gegen keinen ſeiner Vorgänger hob Leibnitz die Billigkeit in der Anerkennung der Alten und ſelbſt der Scholaſtiker ſtärker hervor, als gegen Carteſius, welcher die Wiſſenſchaft aus ihm ſelbſt gewiſſermaßen angefangen und beſchloſſen zu haben ſcheinen wollte, was ſie aus dem lebendigen Zuſammenhange mit der Tradition geriſſen, und ſelbſt den Anfang derſelben gehindert haben müßte. In ſeinen Bemerkungen über Carteſius Leben und Lehre (Notata quaedam circa vitam et doctrinam Cartesii), ſpricht Leibnitz ſich darüber aus. „Ich wollte,“ ſagte er unter andern, „daß man die Urheber von Lehrſätzen oder Dingen höherer Bedeutung nach dem Beiſpiele der Mathematiker immer anführte, welche die Verdienſte eines Pythagoras, Plato, Archimedes, Euclides, Apollonius, Nicomedes, Dinoſtratus und ſo vieler Anderer Verdienſte im Beſondern durch ſtetes Nennen anerkennen. Ich wünſchte auch, daß ausgezeichnete Männer die eitele Hoffnung ablegten, im Reiche der Philoſophen die Herrſchaft an ſich zu reißen, ſo wie den Ehrgeiz einer Secte zu gründen, dieſe Quelle jener abgeſchmackten Parthei-Umtriebe und ganz eitler literariſcher Fehden, zum großen Schaden der Wiſſenſchaft und der koſtbaren Zeit. Es giebt nur Eine Sekte Aller: die Wahrheit zu ſuchen, nach welcher Seite ſie ſich auch zeige. Auch dürfte nirgends jemand aufſtehen, welcher das Erbe der Gelehrſamkeit ſich ganz zugeſprochen, oder an Talent das menſchliche Geſchlecht übertreffen und überſtrahlen wollte, wie die Sonne im Aufgange alle Geſtirne. Laßt uns Carteſius leſen, laßt uns ihn loben, ja bewundern; aber wir wollen deshalb die Uebrigen nicht vernachläßigen, bei denen viel Großes, das Carteſius entgangen iſt, ſich findet. Nichts ſchadet dem Fortſchritt der Wiſſenſchaften mehr, als das übertriebene und knechtiſche Treiben der Paraphraſten in der Philoſophie; denn es kommt, nach meinem Dafürhalten, davon hauptſächlich her, daß ſo ſelten von den reinen Carteſianern, ſo wenig als von den reinen Ariſtolelikern, etwas Vortreffliches und Neues zu Tage gefördert wird, gewiß nicht aus Mangel an Talent, ſondern der Sektengeiſt iſt Schuld daran. Denn wie die Einbildungskraft, wenn ſie ſich zu lange bei einer Melodie aufhält, ſchwer zum Geſang eines andern übergeht, und wie der, welcher auf dem von einem andern gebahnten Wege verharrt, ſelten auf neue Dinge verfällt, ſo ſind diejenigen, welche an einen Schriftſteller ſich gewöhnt haben, gleichſam ihres Lehrers Sklaven (mancipia), und es wird ihnen ſchwer, ſich zu etwas Neuem, Verſchiedenem zu erheben, während doch kein Zweifel iſt, daß die Wiſſenſchaften durch nichts ſo ſehr bereichert werden, als durch die Mannichfaltigkeit der Wege, welche die Verſchiedenen in der Erforſchung der Wahrheit einſchlagen.“

Leibnitz ſelbſt hat ſich zum Glück angerechnet, daß er nicht zu früh mit den Schriften des Carteſius bekannt worden ſei. „Ich habe ihn,“ bekennt er an einem Orte, erſt mit Aufmerkſamkeit geleſen, als ich bereits meinen Geiſt von tauſend eigenen Gedanken voll hatte. Mithin glaube ich, von dem, was ſein eigen iſt, Nutzen gezogen zu haben, ohne mich ihm zu unterwerfen, wie ich ſehe, daß es Andern erging, welche uns ſonſt viel ſchönere Dinge gegeben hätten, als ich zu verſprechen wagte.“ Zwei Schüler des Carteſius, welche ſich dafür bekannten, nannte und behandelte er mit Hochachtung und ſuchte ſelbſt ihre Freundſchaft; es waren Mallebranche und Anton Arnaud, mit welchen beiden er bis zuletzt in Briefwechſel ſtand. Den letztern gelang es ihm ſogar, nicht ohne anfängliche Uebung großer Selbſtverläugnung, am Ende von dem Carteſianismus in den wichtigſten Punkten zu ſich herüber zu ziehen. Denn wie er Arnaud bald im Anfange ſeiner philoſophiſchen Laufbahn zum Vertrauten gemacht hatte, ſo that er es, nach völliger Reife ſeiner Meditationen, in den Jahren 1686 und 1687, in bogenlangen Briefen, deren Verluſt wir, einige Bruchſtücke ausgenommen, zu beklagen haben; Wie vorſichtig und behutſam Leibnitz im Anfange auftrat, um zu erfahren, wie weit er mit ſeinen Ideen gegen ſein Zeitalter hervorgehen könnte, zeigt ſein Bekenntniß vor Arnaud, ſelbſt als er allen ſeinen Einwürfen genug gethan zu haben glaubte. „Ich ſtoße die feſtgeſtellten Dogmen nicht um, ſagt er, ſondern ich erkläre und entwickele ſie nur weiter. Wenn Ihre Muße Ihnen geſtattete, einen Blick auf dasjenige, worin wir über den Begriff der Subſtanz übereingekommen ſind, zurückzuwerfen, ſo werden Sie vielleicht finden, daß wenn man mir dieſe Principien zugiebt, man bei dem Folgenden genöthigt wird, mir alles Uebrige zuzugeben. Man wird, ich räume es ein, die Fragen von einander trennen können; denn diejenigen, welche nicht anerkennen wollten, daß die Thiere Seelen haben, und überhaupt in der Natur ſubſtantielle Formen herrſchen, dieſe werden nichts deſto weniger die Art, wie ich die Einheit von Geiſt und Körper erkläre, und alles, was ich von den wahren Subſtanzen ſage, billigen können; mögen ſie ſehen, wie ſie ohne ſolche Formen und ohne etwas, das eine wahre Einheit hat, oder, wenn ihnen Recht dünkt, durch Punkte oder Atome die Realität der Materie oder der körperlichen Subſtanzen retten, oder mögen ſie dies auf ſich beruhen laſſen; denn man kann der Unterſuchung ein Ziel ſetzen, da, wo man es angemeſſen findet. Aber man muß auf ſo ſchönem Wege nicht ſtehen bleiben: will man von dem Univerſum und von der Vollkommenheit der Werke Gottes wahre Ideen haben, welche überdies uns die ſtärkſten Beweisgründe von Gott und unſerer Seele liefern ....“ So viel Worte, ſo viel Blicke werden uns hier in die innere Werkſtätte des ringenden Geiſtes erſchloſſen.

Ueber ſein Verhältniß zu Spinoza haben wir uns erklärt. Steht nun feſt, daß Leibnitz in den Mittelpunkt ſeines Syſtems geſtellt war, als die Ethik des Spinoza ihm in die Hand kam, ſo daß er von derſelben ſich abgeſtoßen fand, ſo muß doch dieſem weltgeſchichtlichen Werke kein geringer Einfluß auf Leibnitz inſofern zuerkannt werden, als er mit aller Kraft ſeines Geiſtes darauf hinarbeiten mußte, gegen eine ſolche geiſtige Macht ſeine Individualität zu behaupten. Ihm war Spinoza das letzte Extrem des eigentlichen Carteſianismus, ſo daß er ſich zuweilen des Spinoza gegen Carteſius im Kampfe mit deſſen Anhängern bediente, auch nicht von dieſer Meinung abging. Ueberhaupt war ſeine Polemik gegen Spinoza nur gelegentlich; dieſer Philoſoph wurde zu dieſer Zeit auf keiner Univerſität erklärt; er wurde mehr geſchmäht, als geleſen und ſtudirt. Carteſius dagegen lebte fort in unzähligen Schülern, welche, obſchon in Philoſophen, Mathematiker oder Phyſiker vertheilt, einander in ihrem Meiſter vertraten und die entſchiedenſten Gegner Leibnitzens lieferten. Leibnitz ſchonte daher auch ſie am wenigſten, und that mehr, das Anſehen des Carteſius zu untergraben, als er ohnedies Neigung gehabt haben möchte. Er gab Huet, Biſchof von Avranches, Beifall, als dieſer die **Censura doctrinae Cartesii** herausgab, und da er um dieſelbe Zeit, um das Jahr 1692, ſeine **Animadversiones ad Principia Cartesii**, eine Kritik der erſten beiden Bücher dieſes Werkes, in Form von Anmerkungen, verfaßt hatte, bot er ſie Huet für eine neue Ausgabe ſeiner Censura Cartesii als einen Anhang an; wir wiſſen nicht, warum Huet das Anerbieten nicht annahm. Leibnitz hat dieſe nicht unwichtige Schrift für ſich herausgeben wollen, nachdem ſie in Abſchrift unter ſeinen Freunden in Frankreich, Holland und der Schweiz umgelaufen war, bis er ſie aus den Augen verlor und ſie ungedruckt blieb, was ſie auch jetzt noch iſt.

Die Carteſianer ausgenommen, war er ſcharfſinnigen Gegnern dankbar, und gegen ſchwache Denker nachſichtig und aufmunternd. Keiner that ihm in dieſer Beziehung größern Dienſt, als jener große Kopf, welchem nichts als Erfindungsgeiſt gefehlt hat, um mit den größten Männern ſeiner Zeit auf einer Linie zu ſtehen, und der ſie an weitgreifender Wirkſamkeit auf die Bildung des Jahrhunderts ſo ſehr übertraf: Peter Bayle; in der Philoſophie mehr ſceptiſch, als kritiſch, was, ohne eigenes Syſtem, nicht leicht möglich war. Den Einwendungen, welche Bayle in ſeinem berühmten hiſtoriſchen Wörterbuch Leibnitzens Ideen entgegengeſtellt hat, verdanken wir die ergiebigſten und vielſeitigſten Erörterungen ſeines Syſtems. Immer derſelbe, wurde Leibnitz durch ihn genöthigt, ſein Syſtem nach verſchiedenen Seiten zu wenden und zu vertheidigen; und nicht ohne den ſtolzen Muth, wie ihn eine Ueberzeugung giebt, vergleicht er ſich in einer dieſer Antworten mit dem Antäus in der Fabel, welcher, geworfen, mit verſtärkter Kraft zum Siege wiederaufſtand. Und doch, als Leibnitz ſelbſt, aber nach Bayle's Tode, in der Theodicee mit einem zuſammenhängenden Angriffe gegen ihn hervortrat, auch dann hat Leibnitz, offen genug, die Frage einmal nicht unterdrücken können: „was würde Bayle dazu ſagen?“ —

Einen in der Philoſophie ungleich gefährlichern Gegner erhielt nicht Leibnitz allein, ſondern die ganze Richtung, welche er, trotz dem, daß ſie ſich einander abſtießen, mit der Schule des Carteſius und mit Spinoza einnahm, in dem Engländer Johann Locke. Der ſpeculative Idealismus war ihr gemeinſamer Boden, und eine vollendete, die Sache von Grund aus und bei der Wurzel angreifende Widerlegung von Carteſius, dem Vater des neuern Idealismus, dem Urheber der Theorie der angebornen Ideen, wäre zugleich die von Leibnitz geweſen, um ſo mehr, als er ſich zur Lebensaufgabe gemacht hatte, dieſe idealiſtiſche oder aprioriſche Grundlage der Vernunft-Religion und aller wahren Moral durch die Theorie der Monaden recht zu befeſtigen, und die Lehre von dem menſchlichen Verſtande, d. h. von dem menſchlichen Selbſtbewußtſein, ſeiner Natur, ſeiner Identität, dem Urſprung und der Natur unſerer Vorſtellungen und Begriffe, endlich die Lehre von der Freiheit und dem Guten, alles dieſes aus dem aprioriſchen Begriffe der Subſtanz, alſo, populär ausgedrückt, als angeboren, abzuleiten. Beinahe gleichzeitig nun erhob der Senſualismus, in einer ganz entgegengeſetzten Richtung, ſein Haupt in dem geiſtvollen Locke, dem Verfaſſer des Verſuchs über den menſchlichen Verſtand, eines Buches, welches jeden möglichen Widerſtand von Seiten einer tiefern Wiſſenſchaft bald überflügelte, da es, mit dem vollen Anſpruch, die einzig wahre Philoſophie zu ſein, ſich blos an dem geſunden Menſchenverſtand der Leſer richtete. Das Buch kam 1688 heraus, und zog ſogleich Leibnitzens Aufmerkſamkeit im hohen Grade auf ſich. Aber auf eine Widerlegung dieſes Werkes ausgehen konnte Leibnitz nicht ſogleich, er, welcher damals kaum den Anfang gemacht hatte, ſeine Ideen zu veröffentlichen, weil er bei einer wahren Widerlegung die Kenntniß ſeines eignen Syſtems hätte vorausſetzen müſſen. Vielmehr war er der erſte, welcher das Originelle und Verdienſtvolle in Locke's Verſuch über den menſchlichen Verſtand, wie in deſſen übrigen Werken über die Erziehung, wie über die Münzreform, (die ihm alle Locke ſelbſt 1697 ſehr verbindlich aus England zukommen ließ), anerkannte, und dieſe Anerkennung iſt in dem vortrefflichen deutſchen Auszuge aus der franzöſiſchen Ueberſetzung des Werkes, im Septemberheft des Monatlichen Auszugs von 1701, hinlänglich ausgeſprochen. So beſchränkte ſich denn Leibnitz, nach ſeiner Weiſe, einige Bemerkungen, wie ſie das Leſen des Buches in ihm hervorgerufen, 1696 auf das Papier zu werfen; und dieſe Reflexions sur l'Essay de l'entendement humain de Mr. Locke, nicht für den Druck beſtimmt (ſie kamen erſt unter Locke's Nachlaß heraus), ließ er, durch Vermittelung eines Freundes in England, Thomas Burnet, dem Verfaſſer zukommen. Locke hat ſich in einem Briefe, welcher in ſeinem Nachlaſſe ſteht, ziemlich geringſchätzig darüber ausgeſprochen; als dies nach Locke's Tode Leibnitzen zu Geſicht kam, äußerte er ſich an einen ſeiner eifrigſten Verehrer, Remond de Montmort; „Ich wundere mich darüber gar nicht; unſere Principien waren ein wenig zu verſchieden, und was ich aufgeſtellt habe, kam ihm wie Paradoxien vor. Locke beſaß Scharfſinn und Talent, und eine Art oberflächlicher

Metaphyſik, aber in der mathematiſchen (demonſtrativen) Methode war er unwiſſend.“ Uebrigens hatte Leibnitz in jener Locke'n zugeſchickten Kritik ſchon mit Nachdruck geſagt: „Die Frage von dem Urſprung unſerer Ideen und unſrer Maximen iſt nicht präliminariſch in der Philoſophie; und um ſie richtig zu löſen, muß man große Fortſchritte darin gemacht haben.“ Im Jahre **1703**, in den Sommermonaten, während welcher Leibnitz dem damaligen Kurfürſten Georg Ludwig und deſſen Mutter, der Kurfürſtin Sophie, in Herrenhauſen bei Hannover Geſellſchaft leiſtete, und keine zuſammenhängende Arbeit ſchaffen konnte, nahm er unter andern den Verſuch über den menſchlichen Verſtand wieder hervor, und ſetzte, in Form von Geſprächen, zwiſchen einem Anhänger Locke's und einem Vertheidiger ſeiner eignen Philoſophie, die ihm zu einem Buche anſchwellenden Anmerkungen in franzöſiſcher Sprache nieder, welche das Jahr darauf, **1704**, fertig wurden, und die er einem franzöſiſchen Gelehrten, Hugony, zur Durchſicht wegen des Stils unterwarf; das Buch ſollte, als Gegenſtück zu Locke's Werk, unter dem bezeichnenden Titel: **Nouveaux essays sur l'entendement humain** herauskommen. Unterdeſſen aber ſtarb Locke (den **20.** Oktober **1704**), und jetzt verlor Leibnitz die Luſt, dieſes Werk herauszugeben; theils, wie er in Briefen bekannt hat, weil es ihm widerſtand, „Widerlegungen verſtorbener Autoren herauszugeben“, theils aber, und dies war vielleicht der wichtigere Grund, weil er es vorzog, „ſein Syſtem unabhängig von demjenigen eines andern (wie er an Thomas Burnet ſchrieb) bekannt zu machen.“ Da dies im Drange ſeines vielbewegten Lebens nie geſchehen iſt, ſo haben wir in dieſen Neuen Verſuchen, welche erſt fünfzig Jahre nach Leibnitzens Tode das Licht geſehen haben, bei aller Lückenhaftigkeit und dem fragmentariſchen Charakter dieſer Bemerkungen, ohne Zweifel an ihnen das ideen- und gehaltvollſte, wie das umfangreichſte philoſophiſche Werk von Leibnitz. Seine Stellung zu Locke läßt ſich kaum beſſer zuſammenfaſſen, als wie er es ſelbſt in folgender Betrachtung in einem Briefe an Bierling thut, wenn er ſagt: „Bei Locke ſind gewiſſe beſondere Wahrheiten nicht übel auseinander geſetzt; aber in der Hauptſache entfernt er ſich weit vom Rechten, und er hat die Natur des Geiſtes und der Wahrheit nicht eingeſehen. Hätte er den Unterſchied zwiſchen den nothwendigen Wahrheiten oder denjenigen, welche durch Demonſtration erkannt werden, und denjenigen, zu welchen wir, auf einen gewiſſen Grad, durch Induction gelangen, hinlänglich erwogen, ſo würde er wahrgenommen haben, daß die nothwendigen Wahrheiten nur aus den dem Geiſte eingepflanzten Principien (den ſogenannten angebornen Ideen) bewieſen werden können; weil die Sinne zwar lehren, was geſchieht, nicht aber, was nothwendig geſchieht. Er hat auch nicht beachtet, daß die Begriffe des Seienden, der Subſtanz, des Einen und Selben, des Wahren und des Guten, deswegen unſerm Geiſte angeboren ſind, weil er ſelbſt ſich angeboren iſt, in ſich ſelbſt dieſes alles ergreift. Nemlich: — Nichts iſt dem Verſtande, das nicht in den Sinnen war, den Verſtand ſelbſt ausgenommen. Nihil est in intellectu quod non fuerit in sensu, nisi ipse intellectus.“ Dieſe geiſtreiche, ein ganzes Syſtem zum Grunde habende Wendung iſt das Stichwort für die ganze ſpätere, ſelbſt die in neueſter Zeit wieder aufgeſtandene idealiſtiſche Schule der Philoſophen gegen den Senſualismus geworden. Leibnitz ſchließt jene Kritik noch mit der Bemerkung, Locke habe ſich zu den Socinianern hingeneigt, deren Philoſophie von Gott und von der Seele immer armſelig geweſen ſei.

Auch wenn Leibnitz ſeine „Neuen Verſuche über den menſchlichen Verſtand“ herausgegeben, und den Einfluß Locke's im Zuſammenhange bekämpft hätte, auch dann bleibt es höchſt unwahrſcheinlich, daß er jenen Einfluß auf die ganze Bildung und Wiſſenſchaft des achtzehnten Jahrhunderts bedeutend geſchmälert haben würde. Der Grund lag darin, daß Locke das Haupt einer Schule wurde, Leibnitz dagegen allein ſtand. Leibnitz hat Schüler gehabt, Schüler und Schülerinnen, aber keine Schule; und dies gilt nicht von ſeinen Zeitgenoſſen allein, ſondern von allen folgenden Zeiten; was von ſeinen Entdeckungen und Ideen in die Maſſe der Erkenntniß und Wiſſenſchaft allmählich während ſeines Lebens und nachher überging, hat man einzelnen ſeiner Schüler zu verdanken. In der Mathematik wird dies anſchaulicher, als in der Philoſophie; hier hat es zu lange gedauert, bevor Leibnitz, der wahre Leibnitz, verſtanden wurde, gewiß nicht vor Leſſing; daher iſt es kein Wunder, daß Locke und ſein Jahrhundert erſt hat vorübergehen müſſen, ehe die geheime Lebenskraft, welche in Leibnitzens philoſophiſchen Fragmenten ſchlummerte, in verwandten Geiſtern zu zünden vermocht hat.

Ein ähnliches Verhältniß, wie zwiſchen Leibnitz und Locke, bietet ſich uns endlich in dem gleichzeitigen Verhältniſſe dar, das zwiſchen Leibnitz und Newton, als Natur-Philoſophen, ſtattgefunden hat. Wohl kann man ſagen: was Locke für ſich und durch ſich ſelbſt auf das achtzehnte Jahrhundert nicht ausgerichtet haben würde, das hat eine gewiſſe Uebereinſtimmung und Verwandtſchaft ſeiner Philoſophie mit der ſeines, ohne Vergleich größern, Landsmanns und Nebenbuhlers von Leibnitz, mit Newton, gethan, deſſen naturphiloſophiſche Ergebniſſe er, einer der erſten, aufgenommen hatte; Newton aber und ſeine Schüler haben in ihrem Kampfe mit Leibnitz und deſſen Anhängern aus der Wolfiſchen Schule an Locke keinen verächtlichen Bundesgenoſſen erfahren. Der philoſophiſche Kampf zwiſchen Leibnitz und Newton oder deſſen Stellvertreter, Samuel Clarke, hängt aber wieder mit ihrem mathematiſchen über eines jeden Priorität und Originalität der Differentialrechnung, nicht nur geſchichtlich, ſondern auch dem Geiſte nach ſo innig zuſammen, Licht und Schatten in der Geſchichte dieſer bis auf unſere Tage nachklingenden Streitigkeiten vertheilen ſich ſo ſehr nach den Eigenthümlichkeiten und entgegengeſetzten Principien dieſer Genien, daß wir die zuſammenhängende Erzählung derſelben, auf welche wir am Schluſſe des vorigen Buches hingewieſen haben, an keinem ſchicklichern Orte, als hier, bei dem Rückblick auf die von Leibnitz durchmeſſene philoſophiſche Laufbahn, aufnehmen zu können glauben.

Was wurde der Keim der tiefen Differenz, welcher die beiden größten Männer des ſiebenzehnten Jahrhunderts immer weiter und weiter von einander entfernte, daß ſie als erbitterte Gegner und Feinde aus dem Leben ſchieden?

Leibnitz, haben wir erwähnt, erwiederte das Schreiben Newtons, worin dieſer die Formel der Fluxionsrechnung in einem Anagramm verhüllt hatte, durch ſeine Antwort, im erſten Jahre ſeiner Anſtellung in Hannover, vom **21.** Juni **1677**, mit einer offenen und vollſtändigen Auseinanderſetzung der Principien ſeiner Differentialrechnung, und hatte noch die Zuvorkommenheit, hinzuzufügen, „er vermuthe, daß dasjenige, was Newton in Bezug auf die Art, Tangenten zu ziehen, habe verſtecken wollen, von dieſer ſeiner Erfindung nicht ſehr abweiche.“ (Arbitror, quae celare voluit Newtonus de Tangentibus ducendis, ab his non abludere.) Statt Leibnitzen auf dieſe Geradheit im Vertrauen ſich doppelt zu nähern, wie man hätte erwarten ſollen, was that Newton? Er brach den Briefwechſel plötzlich und für immer ab; womit denn das perſönliche Verhältniß zwiſchen ihnen, wenn man von einem ſolchen überhaupt ſprechen kann (die beiden größten Geiſter des Jahrhunderts hatten ſich von Perſon nie geſehen, ja ſelten direkt geſchrieben), für ihr übriges Leben aufgehoben wurde. Man hat als Grund dieſes befremdenden Abbrechens von Seiten Newtons den nicht lange darauf erfolgten Tod des bisherigen Sekretairs der Königlichen Societät, Oldenburg, welcher zwiſchen entfernten Mitgliedern der Societät den Vermittler zu machen pflegte, angeführt: als wenn in Oldenburgs Nachfolger, als Sekretair der Societät, wie es bisher geſchah, ein neuer Vermittler nicht gegeben war, als wenn ein Brief von der Wichtigkeit desjenigen, von welchem die Erfindung der Differentialrechnung urkundlich datirt, noch einen Dritten erfordert hätte, durch welchen Newton den Weg zu Leibnitz finden mußte . . .! Aber Newton hatte ja ſeine deutliche Abſicht, den eigenen Nebenbuhler zum Zeugen der Priorität ihrer ähnlichen Erfindung zu machen, wenigſtens *halb* verfehlt; dies erklärt hinlänglich, aber auch *nur* dieſes erklärt ſeine Verſtimmung, die Selbſtgnügſamkeit, womit er ſich von da ab hinter ein undurchdringliches Schweigen verpflanzte. Was die Wiſſenſchaft durch ein dauerndes und unmittelbares Zuſammentreffen dieſer Dioskuren durch beinahe ein halbes Jahrhundert gewonnen haben müßte, iſt nicht anzuſchlagen, wenn man bedenkt, wie Unermeßliches jeder iſolirt, ja gewiſſermaßen im Gegenſatze gegen den andern, für die Wiſſenſchaften geleiſtet hat; abgeſehen von dem ſchönen ſittlichen Eindruck, den eine ſolche Freundſchaft in den Augen, nicht blos einer oder mehrerer Generationen, oder eines Volkes, ſondern in der Menſchheit ſelbſt zurückgelaſſen haben müßte. Hier alſo, in dieſem ſchroffen Abbrechen von Seiten Newtons, als Leibnitz im Feuer der gemeinſamen, wenigſtens auf das engſte verwandten Entdeckung ihm vertraut hatte, iſt der Keim des nachherigen Zwieſpaltes anzutreffen; er wäre, ohne Newtons Zurückhaltung, bei allem Gegenſatze in der Denkweiſe der beiden Heroen, vielleicht nie erfolgt. Ohne Zweifel hat die erlittene Zurückſtoßung auf Leibnitz, menſchlich wie er fühlte, einen Stachel des Mißtrauens in die Offenheit und Redlichkeit ſeines Nebenbuhlers zurücklaſſen müſſen. Leibnitz, bemerken wir es wohl, hatte anfangs nur den Glauben, nur die Vermuthung ausgedrückt, daß Newtons Anagramme mit dem Inhalte ſeiner Differentialrechnung ziemlich übereintreffen werden: er hatte ohne Zweifel die Beſtätigung dieſer aus freien Stücken gewährten Anerkennung erwartet. Doch Newton, eiferſüchtig die Priorität zu bewahren, zog es vor, ſich zurückzuziehen; und Leibnitz wußte ſein Geheimniß, bevor er ſich irgend einem andern mitgetheilt, in den Händen eines ſolchen Nebenbuhlers. Es iſt ihm vielleicht nicht zu verdenken geweſen, gegen das vollſtändige Recht des Nebenbuhlers auf die Miterfindung der Differentialrechnung Zweifel zu hegen. Wir werden wenigſtens ſehen, daß Leibnitz dieſe Rechte ſeinem Nebenbuhler niemals kategoriſch zugeſtanden hat.

Leibnitz fuhr nach dieſer Zeit eine Reihe von Jahren fort, die Analyſis des Unendlichen für ſich näher zu entwickeln und auszubilden, bevor er, und zwar in den Acta Eruditorum vom Jahre 1684, öffentlich damit hervortrat, um dann aber die Welt der Mathematiker in raſcher Aufeinanderfolge über den Reichthum der neuen Entdeckung in Erſtaunen zu ſetzen. „Er entwickelte ihre Macht, ſagt ein Kenner, mit einem unbegreiflichen Feuer und der Fruchtbarkeit des Genies. Man ſah ihn faſt ſogleich Anwendungen auf die Theorie der Curven in der Unterſuchung der Tangenten, auf die der Osculationen im Allgemeinen und der Einſchnitte der Curven unter gegebenen Bedingungen; ferner auf Fragen der Mechanik in der Auflöſung von Problemen, wie die von der linea isochronea, der Kettenlinie, und der Linie des geſchwindeſten Falles, zeigen; und er arbeitete mit Feuer die Methode an ſich ſelbſt zu vervollkommnen; denn bald dehnte er ihren analytiſchen Gebrauch aus, wie da er den Modus der Integration der rationellen Brüche durch die Zerlegung ihrer

Nenner in ihre einfachen, reellen oder imaginären Factoren entdeckte; bald generaliſirte er die Principien der Rechnung, wie indem er erfand, die Wirkungen der Veränderlichkeit willkührlicher Größen zu betrachten; ein ander Mal bezeichnete er mit der Sagazität der höchſten Philoſophie die durch die Notation dargebotenen Inductionen, zum Beiſpiel die der Analogieen der Potenzen und der Differenzen, zwei Bemerkungen, von denen die eine, dadurch daß ſie die Ideen der Veränderlichkeit erweitert, und die andere, indem ſie die Bedeutung der Coeffizienten erweitert, heute die am häufigſten benutzten Principien der Entdeckung geworden ſind. Dieſes neue und ſo lebhafte Licht, welches er auf die mathematiſche Analyſis warf, machte, daß er neue Beziehungen zwiſchen den verſchiedenen Theilen dieſer Wiſſenſchaft ergriff, welche bisher entgangen waren, weil das Bedürfniß derſelben ſich noch nicht bemerkbar gemacht hatte. So fand er die Rechnung der exponentiellen Funktionen, eine neue, an Reſultaten eben ſo fruchtbare Quelle, deren Anwendung bei der Auflöſung aller mathematiſchen und phyſikaliſchen Fragen in jedem Momente wiederkommt. Wir müſſen uns, ſchließt Biot, auf dieſe großen Züge beſchränken; denn man würde nicht fertig werden, wenn man alle die mathematiſchen Objekte, welchen ſein Genie ſich zugewandt, nur aufzählen wollte. — Hat man aber gegen ſo große und ſchöne Entdeckungen eine ſchwache Huldigung ausgeſprochen, fährt unſer Geometer fort, ſo muß man eben ſo ſehr das Feuer, womit Leibnitz die neuen Methoden zu verbreiten ſuchte, und dies edle Vergnügen, welches er darin fand, ihre Anwendungen

Früchte tragen zu ſehen, loben. In dieſem Sinne kann man ſagen, daß er zu Schülern diejenigen hatte, welche für die Lehrer ſehr vieler Anderer gelten konnten, die beiden Brüder, Jakob und Johann Bernoulli, den Marquis von Hoſpital, und Huygens ſelbſt, welcher (nach einigem Widerſtande zwar) ſeinen Ruhm nicht zu ſchmälern glaubte, wenn er Leibnitzen die vollſtändigſte, ehrenvollſte Huldigung, als dem glücklichen Erfinder der neuen Rechnungen darbrachte.“ Wir fügen dieſem bündigen, kennerhaften Lobe der mathematiſchen Verdienſte Leibnitzens noch ein ſchönes Bekenntniß Leibnitzens ſelbſt über die Art, wie er ſeinen Werth anſchlug, mit ſeinen eignen Worten hinzu, als er, zehn Jahre nach der erſten Bekanntmachung der Differentialrechnung, bemerkte: „Ich habe die Elemente der neuen Analyſis vor einigen Jahren bekannt gemacht, indem ich vielmehr auf den allgemeinen Nutzen, als auf meinen Ruhm bedacht war, welchen ich vielleicht mehr hätte fördern können, wenn ich die Methode zurückbehalten hätte. Aber es iſt mir angenehm, auch in Anderer Gärten die Früchte des von mir geſtreuten Saamens zu ſehen. Denn es lag weder ſelbſt in meiner Macht, dieſe Entdeckung genügend fortzubilden, noch hat es mir an andern dargebotenen Gegenſtänden gefehlt, um neue Bahnen zu eröffnen, was ich immer für die Hauptſache betrachtete und die Methode viel höher ſchätzte, als die einzelnen Fälle, wenn gleich dieſe gewöhnlich ſich eines größern Beifalls erfreuen.“ Großherzige Worte, mit welchen Leibnitz allen Geometern ſeines Jahrhunderts, den größten und ihm ebenbürtigen nicht ausgenommen, eine Lehre ertheilte. Wir haben von der Engherzigkeit in dem Zurückhalten und Verſtecken ihrer Erfindungen und Entdeckungen in Anagrammen geſprochen; den Alchymiſten gleich, welche ihr meiſt unfruchtbares Treiben in Dunkel und Schweigen hüllten, in dem Wahne, die Goldbereitung ſich allein zu ſichern, verſteckten die Geometer ihre Methoden, um durch eigene oder fremde Probleme ihrem Ruhme einen Triumph zu bereiten. Manche erſprießliche Entdeckung, welche in den Händen eines Geſchicktern das Hundertfältige für das Allgemeine getragen hätte, ging vielleicht unter; durch das Einhalten der Methoden ward den Andern die Zeit gelaſſen, von ſelbſt darauf zu kommen, was jene in dieſem Jahrhundert ſo häufigen, ſo leidenſchaftlichen Streitigkeiten über die Priorität und das Eigenthum einer Erfindung erklärt. Eiferſucht und Mißgunſt hielt die Talente aus einander, und man erlebte damals, daß Brüder, wie die Bernoulli, Leibnitzens ruhmvolle Schüler, um ſolcher Eiferſucht willen, die letzte Zeit ihres Lebens in unbeſiegbarem Groll gegen einander zubrachten. Die Geometer forderten einander von einem Ende Europa's bis zum andern durch Probleme öffentlich heraus: die gelehrten Zeitſchriften und Tagebücher waren der Kampfplatz, auf welchem die Siege und Niederlagen erklärt wurden. In Deutſchland waren es die in Leipzig von Leibnitzens Schul- und Jugendfreunde, dem Profeſſor Otto Menken, im Jahre 1682, nach dem Vorgange des ſeit 1666 beſtehenden Journal des Savans, gegründeten Acta Eruditorum, welchen Leibnitz und ſeine Schüler zu ihrer europäiſchen Berühmtheit und Bedeutung verhalfen.

Leibnitz ſtellte ſich an die Spitze der Geometer und Phyſiker des Continents, und verſchmähete es nicht, bei Aufgaben, welche ſeine Gegner, wie ſeine Freunde und Schüler, aufwarfen, in die Schranken zu treten, wiewohl die Löſung derſelben ihm, wie außer ihm aber nur noch Newton, oft ein Spiel waren. Wer eine Aufgabe ſtellte, pflegte zugleich den Termin der Auflöſung feſtzuſetzen. So hatte Johann Bernouilli den Termin der Auflöſung ſeines berühmten Problems von der Linie des kürzeſten Falles (linea brachystochrona, im Jahre 1697) anfangs auf ein Jahr feſtgeſetzt, dann aber, auf Leibnitzens Rath, der Schwierigkeit des Gegenſtandes wegen, ihn auf neue ſechs Monate verlängert. Unter den eingegangenen Auflöſungen war auch eine anonyme von Newton, und es wird erzählt, daß er die Aufgabe zu Hauſe vorfand, als er erſchöpft von ſeinen Geſchäften aus der königlichen Münze zurückkam, und die Auflöſung noch vor dem Abendeſſen zu Papier brachte. Aber Leibnitz war eben ſo ſchnell, und wie im Vorübergehen zu der ſeinigen gelangt; nemlich im Wagen auf einer Reiſe von Hannover nach Wolfenbüttel; und ſobald er im Wirthshauſe abgeſtiegen war, brachte er mit der Feder die Sache in's Reine. Dies erzählte er in einem Briefe an Thomas Burnet ausdrücklich, um zu zeigen, daß er nicht mehr Zeit zur Löſung des Problems gebraucht hätte, als Newton. Die Aufgaben, welche Leibnitz ſeinerſeits ſtellte, wählte er mit der Abſicht, die Gegner der Analyſis des Unendlichen, vorzüglich unter den Carteſianern, von der Nothwendigkeit eines Fortſchritts in der Analyſis, ſelbſt nach ihrer Vervollkommnung durch Carteſius, zu überzeugen. Es ſtand dies im engſten Zuſammenhange mit ſeinem Beſtreben, das ganze philoſophiſche und phyſikaliſche Syſtem des Carteſius theils abzutragen, theils auf eine neue metaphyſiſche Grundlage zu bauen.

Man wird aber bei dieſen Erfolgen der Differentialrechnung, ſeit dem Augenblicke ihrer Bekanntmachung im Jahre 1684, keine Spur finden, daß Leibnitz den Ruhm, das Verdienſt dieſer, die Wiſſenſchaft umwälzenden Entdeckung mit irgend jemand in der Welt, auch nur mit Newton habe theilen wollen. Leibnitz ſtand und ſtellte ſich ganz als ihren erſten und alleinigen Erfinder dar, wie er der erſte war, welcher ſie der Welt in den Principien und deren Anwendung vorgelegt hatte. Offenbar hatte er damals ein Zeugniß über die Originalität und das Eigenthum ſeiner Erfindung nicht nöthig; auch von Newton nicht. Ein ſolches war ganz überflüſſig. Umgekehrt, an ihm wäre es geweſen, aufzutreten und zu erklären, daß ein Anderer außer ihm, kurz, daß Newton für ſich ſelbſt auf die neue Methode gekommen ſei, welche er als die ſeinige mittheilte oder mitgetheilt hatte. Dies that Leibnitz nicht. In dem Aufſatze vom Jahre 1684 (Nova methodus pro Maximis et Minimis) denkt Leibnitz mit keinem Worte ſeines aus Paris und Hannover in den Jahren 1676 und 1677 mit Newton über die Differentialrechnung geführten Briefwechſels. Man kann darin die Aeußerung einer Empfindlichkeit über Newtons Stillſchweigen auf ſeinen letzten offenen Brief, als Antwort auf des erſtern Anagramme, finden: was ſich für gewiß ergiebt, iſt, daß Newton ihm über dieſes Stillſchweigen gegrollt hat. Aus dem Briefwechſel zwiſchen Huygens und jenem Fatio de Duillers, welcher in dieſem Streite ſpäterhin eine traurige Rolle ſpielte, iſt dieſes ans Licht gekommen. Newton war, wir wollen noch nicht ſagen, von der Priorität, aber doch von der Originalität ſeiner mit der Differentialrechnung ſo ſehr verwandten Fluxionsrechnung zu ſehr überzeugt, um nicht gegen Leibnitz Mißtrauen und Verdacht zu ſchöpfen.

Als nun Newton, zwei Jahre nach Leibnitz, im Jahre 1686, in ſeinem unſterblichen Werke: Principia mathematica philosophiae naturalis, die vermittelſt der Fluxionsrechnung gefundenen großen Reſultate der Phyſik und Aſtronomie zum erſtenmale der Welt vorlegte, und bei dieſer Gelegenheit das Allgemeine ſeiner Methode auseinanderſetzte, ignorirte er ganz die von Leibnitz vor ihm in den Acta Eruditorum bekannt gemachte Differentialrechnung: dahingegen brachte er, zu dem 2. Lehrſatze des 7. Abſchnitts des zweiten Buches, jenes vielbeſprochene Scholium über ſeinen ehemaligen Briefwechſel mit Leibnitz an, deſſen Inhalt und Zweck ganz deutlich kein anderer war, als, ſich die Priorität der von ihm mit der Fluxionsrechnung für identiſch gehaltenen Differentialrechnung zu bewahren. Dies hat Newton nachher, als der Streit offen ausgebrochen war, geradezu ſelbſt geſtanden, und dadurch nur beſtätiget, was der Wortlaut und der Zuſammenhang von ſelbſt lehrt. Newton ſchrieb nemlich folgendes: „In einem Briefwechſel, welchen ich vor zehn Jahren (alſo 1676) mit dem ſehr erfahrenen Geometer G. W. Leibnitz geführt habe, worin ich ihm bezeichnet, ich ſei im Beſitz einer Methode, die Maximae und Minimae zu beſtimmen, Tangenten zu ziehen, und dergleichen mehr zu verrichten, das eben ſo gut bei irrationalen, als bei rationalen Ausdrücken von Statten ginge, und dieſes in transponirten Buchſtaben, den Satz enthaltend: Data aequatione quotcunque fluxiones quantitates involvente, fluxiones invenire et vice versa, verſteckte, antwortete der berühmte Mann, daß er auf eine gleiche Methode gefallen ſei, und theilte ſeine Methode mit, *welche von der meinigen faſt gar nicht abwich, außer* in den Formeln der Worte und Zeichen, und in der Art der Generationen und Größen. *Von beiden* iſt das Fundament in dieſem Lemma enthalten.“ Da Leibnitz nun vor Newton mit derſelben Methode hervorgetreten war, ſo wollte Newton mit dieſer Hinweiſung auf ihren Briefwechſel offenbar zeigen, daß er die wahre Priorität dieſer Entdeckung für ſich in Anſpruch nehme, d. h. ſich als den wahren und *alleinigen* Entdecker erkläre. Dies beſtätiget eine Beobachtung Biots, ungeachtet auch er in Newtons Scholium noch immer eine freiwillige, offene Anerkennung der Rechte Leibnitzens ſehen möchte. Man bemerkt, ſagt dieſer Geometer von ſeinem Geſichtspunkte aus, eine ziemlich ſeltſame *Zweideutigkeit* in den Worten Newtons: „er antwortete mir, daß er (Leibnitz) eine ähnliche Methode beſitze:“ Worte, welche für jeden, der die gegenſeitig gewechſelten Briefe nicht kennt (welcher Leſer Newtons, fragen wir, konnte denn dieſe aber damals, und noch lange nachher kennen? —), den Sinn geben könnten, daß Leibnitz den *Schlüſſel* zu der Chiffre Newtons gefunden hätte, wenn er auf eine ſo poſitive Art antwortete: während wir geſehen haben (fährt Biot fort), daß dieſe

Gewißheit in dem Briefe Leibnitzens nicht vorhanden iſt, und er blos, bei der Expoſition der Methode ſeines Nebenbuhlers (d. h. ſeiner eigenen) eine ſeinen Charakter ehrende Vermuthung ausſpricht. . Nach dieſer Erklärung aber, welche mit der Wahrheit vollkommen übereinſtimmt, iſt dieſe Stelle eine vollkommene Anerkennung der Rechte Leibnitzens." Biot giebt alſo zu, daß Newton nicht ganz genau und richtig ſein früheres Verhältniß zu Leibnitz dargeſtellt. In der That, um ganz redlich und offen zu ſein, hätte Newton auch den Brief Leibnitzens an ihn aus Paris, vom 24. Auguſt 1676, welcher ſeine Anagramme veranlaßt hatte, nicht mit Stillſchweigen übergehen dürfen. Wenigſtens wird man Newton nicht mehr den Vorwurf machen, daß er im Jahre 1716 eine „Untreue" gegen ſich ſelbſt begangen, durch die Behauptung: „das Scholium, in welchem er die Rechte beider anerkannt haben ſollte, habe er nicht als eine Anerkennung der Anſprüche Leibnitzens, ſondern als ein Mittel, ſich ſelbſt ſeine Rechte auf die Priorität zu verwahren, eingeſchaltet." Wahr iſt es, daß Leibnitz ſelbſt, um Newton gegen ſich ſelbſt anzuführen, ſeinem Scholium dieſen Sinn unterlegte; und da Newton dies nicht begünſtigen wollte, ließ er, wie bekannt, bei der dritten Ausgabe ſeines Werkes, es fort und ſetzte etwas anderes an die Stelle. Newtons Anhänger und Landsleute aber haben von Anfang an dem Scholium keinen andern, als den von Newton beabſichtigten Sinn beigemeſſen, und fußten darauf bei den ſpäter erfolgten Angriffen und Beleidigungen gegen Leibnitz.

Was nun das Werk Newtons, die Principia Naturalis philosophiae, an ſich ſelbſt betrifft, ſo hätte, ſollte man glauben, dieſes Monument eines erhabenen Genie's Leibnitzen mit ihm in eine innigere Verbindung bringen, und das anfängliche Verhältniß wieder herſtellen ſollen; es geſchah aber das Gegentheil: es hat die Kluft zwiſchen beiden erweitert. Es läßt ſich nicht leugnen, daß den großartigen und bewundernswürdigen Ergebniſſen der Principia Naturae vielleicht Niemand bei Lebzeiten Newtons weniger Anerkennung angedeihen ließ, und dadurch ihrer weitern Verbreitung entgegenſtand, als eben Leibnitz. Es erging ihm dabei wie dem großen Geometer, Huygens, welcher den Entdeckungen Newtons über die Bewegungen der Himmelskörper bis zuletzt einen unüberwindlichen Widerſtand entgegengeſetzt hat. Leibnitz und Huygens ſprachen ſich in ihrem vertrauten Briefwechſel zu offen darüber aus. „Man könnte in der That glauben, bemerkt Biot, daß Leibnitz jenes unſterbliche Werk nicht geleſen, oder höchſtens nur darin geblättert hat, ſo leicht weg ſpricht er darüber ab; und dieſe Vermuthung hat nichts Unerträgliches, wenn man erwägt, wie ſehr die ſynthetiſche Form, in welcher es abgefaßt iſt, den Geiſtesrichtungen Leibnitzens zuwider, wie ſehr ſie ſeiner Art und Weiſe in der Behandlung der Mathematik entgegengeſetzt war, beſonders aber, wieviel Zeit und Arbeit er hätte verwenden müſſen, um ein gründliches Studium daraus zu machen, er, welcher damals mit tauſend verſchiedenen Gegenſtänden beſchäftigt, nur in Zwiſchenräumen und im Vorbeigehen an die Mathematik denken konnte. So kam es, daß, nach einer ſo ſtrengen Demonſtration des Geſetzes der Attraction des Univerſums, welche Newton durch eine Combination der Geſetze der Centralkräfte mit den Kepplerſchen Geſetzen erlangte, Leibnitz noch darauf beſtand, ätheriſche Wirbel anzuwenden, um die planetariſchen Bewegungen zu Stande zu bringen. Er beharrt bei ſeiner materia deferens; er glaubt, daß Newton die verborgene Exiſtenz einer materiell activen Fähigkeit annimmt, was ſeinem Gange und ſeinen Worten gerade entgegengeſetzt iſt, da das Wort Attraction, wie Newton erklärt, nichts iſt, als der abgekürzte Ausdruck einer phyſikaliſchen Thatſache. Die Geſtalt der Erde, als erhaben an dem Aequator und abgeplattet an den Polen, dieſe ſchöne und unzweifelhafte Folgerung der Attraction ſcheint Leibnitzen ganz und gar nicht bewieſen; und eben ſo wenig iſt er geneigt, in der Ebbe und Fluth des Meeres eine mathematiſche Folgerung der Schwere zu ſehen.“ Uebrigens entnahm Leibnitz die erſte Kenntniß der Principia Naturae nicht aus dem Werke ſelbſt, ſondern aus einem Auszuge daraus in den Acta Eruditorum vom Jahre 1689, welche ihm in Italien, wo er zu dieſer Zeit reiſte, zugekommen waren, da er ſogleich ſeine eigne, von Newton abweichende, Anſicht in einem Aufſatze: Tentamen de motuum celestium causis in die Acta Eruditorum einrücken ließ, ohne ſich von Irrthümern in der Rechnung über das Kräfte-Maaß frei zu halten, welche Lagrange bemerkt hat; was man wohl auf die Flüchtigkeit des Reiſenden ſetzen könnte. Anerkannt muß andererſeits werden, daß Leibnitz bei dem Widerſtande, welchen er der Naturphiloſophie Newtons entgegenſetzte, von einer tiefern und allgemeinern Baſis der Speculation ausging. Sein Briefwechſel hierüber mit Samuel Clarke, Newtons eifrigen Schüler, wird wichtig und belehrend durch die Folgerungen, welche Leibnitzens ſyſtematiſcher Geiſt aus Newtons, bei aller ihrer Evidenz zum Theil noch unvollſtändigen und einſeitigen, Mechanik des Himmels ziehn durfte, welche nur ſo lange unwiderlegt ſchien, bis die Lücken des Newtonſchen Syſtems im neunzehnten Jahrhundert durch Laplace wahrhaft ausgefüllt wurden. Newton gründete im Ernſt das Daſein Gottes und ſein thätiges Eingreifen in die Bewegungen der Materie darauf, daß ſie aus der bloßen Attraction nicht folgen könnten; er legte dieſe kosmologiſche Hypotheſe ſeinem berühmten, in England heute noch angeführten Briefe an Richard Bentley, über die natürliche Religion, zu Grunde. Gewiß, ruft ein Kenner aus, eine ſonderbare Philoſophie, welche die göttliche Macht unmittelbar hinter die Unwiſſenheit der Menſchen ſetzt, ſo daß Gott in dem Maaße minder nöthig wird, als der Menſch, ſein Geſchöpf, an Wiſſenſchaft zunimmt! Dieſ Schranken ſeines Syſtems ſollen ihm das Daſein Gottes beweiſen. Aber vor Laplace, welchem vorbehalten blieb, die mechaniſche Deduction, die Newton übrig gelaſſen, zu machen, verdeckte ſein großer Name in den Augen Europa's jene unphiloſophiſchen Folgerungen. Leibnitz allein fand ſich durch jene Vorausſetzung nicht wenig von der Theorie Newtons zurückgeſtoßen, und verglich Newtons Univerſum mit einer Uhr, welche der ungeſchickte Uhrmacher von Zeit zu Zeit aufziehen und ausbeſſern müßte.

Newton faßte auch noch Zeit und Raum als ein Abſolutes, während bei Leibnitz das Abſolute in die Attribute Gottes, die Unermeßlichkeit und die Ewigkeit, fällt, gegen welche die unendliche Zeit und der unendliche Raum, welcher die Creaturen bedingt, ein Relatives iſt. Schade war es, daß Leibnitz mit dieſen Erörterungen bis zu den letzten Augenblicken zurückhielt, in welchen die Leidenſchaften von beiden Seiten den Streit bitter, und eine Verſtändigung faſt unmöglich machten.

In England dagegen ſtand Newton durch ſeine Principia Naturae unbedingt als der unvergleichlich größte Kopf des Jahrhunderts da, und man kann von der Erſcheinung dieſes Werkes ab, mit Beziehung auf die mit der Differentialrechnung identificirte Fluxionsrechnung, bemerken, wie ſich unter Newtons Schülern eine Eiferſucht und Geringſchätzung gegen ſeinen Nebenbuhler, gegen Leibnitz, feſtſetzte, welche anfangs nur im Stillen umhergetragen wurde, bald aber ſtufenweiſe durch Verſchweigen, Ignoriren, durch Hindeutungen endlich ſich ausſprach, alles dieſes von Newton ſelbſt ausgehend und an ſeine mächtige Autorität ſich anlehnend. Wie es zu geſchehen pflegt, waren es nicht die Würdigſten, welche als Zwiſchenträger ſich voranſtellten. Ein ſolcher war Fatio von Duilliers, ein durch ſich ſelbſt längſt verſchollener Name, von deſſen Arbeiten im Gebiete der Geometrie ſchlechterdings nichts erhalten iſt, welcher jedoch damals, dadurch daß er häufig von Frankreich nach Deutſchland, und von Deutſchland nach England ging, ſich unter die berühmten Männer miſchte, gegenſeitig der Zwiſchenträger ihrer Erfindungen und Entdeckungen, und ohne Zweifel auch ihrer Mißhelligkeiten war, dahin gelangte, ſich unter ihnen eine Art von Namen und Anſehen zu ſchaffen; nicht allein bei Newton, ſondern auch bei Leibnitz. Am meiſten gelang es ihm bei Huygens, in deſſen Vertrauen er ſich auf einer Reiſe in Holland im Jahre **1687** einzuſchmeicheln, und ihm den Wahn beizubringen wußte, von ihm als ein ſehr großer Gelehrter gehalten zu werden, welcher namentlich in den neuen Rechnungen (in welchen Huygens lange fremd blieb) ſehr ſtark wäre. Dies ging ſo weit, daß Fatio im Jahre **1691** die Dreiſtigkeit hatte, ſich faſt Newton gleich zu ſtellen, indem er an Huygens von London ſchrieb: „Es ſei ziemlich unnöthig, Newton um eine neue Ausgabe ſeiner **principia philosophiae naturalis** zu bitten; er ſei ihm mehrmals darüber angelegen, ohne ihn dazu bewegen zu können. Es iſt aber nicht unmöglich, ſetzt er hinzu, daß ich dieſe Ausgabe unternehme; dazu ich mich um ſo mehr bewegen fühle, als ich nicht glaube, daß es jemanden giebt, welcher einen großen Theil des Werkes ſo aus dem Grunde verſteht, als ich!....“ Und Huygens hat an den Rand des Briefes bemerkt: „Glücklicher Newton!“ Uebrigens ſchrieben beide, Huygens und Leibnitz, in ihren Briefen mehr als einmal: „Herr Newton und Herr Fatio glauben dies, glauben das,“ gerade wie wenn man von zwei Männern ſpricht, welche auf einer Linie ſtehen. Es dauerte längere Zeit, ehe Leibnitz und ſeine Freunde enttäuſcht wurden. Jener entging übrigens zuletzt der Strafe für ſeinen Uebermuth und ſeine Bosheit nicht, als er im Jahre **1699**, wegen ſeiner Verbindung mit den nach London geflüchteten fanatiſchen Propheten der Camiſards, verurtheilt, und mit zwei von ihnen öffentlich an den Pranger geſtellt wurde, nicht ohne das Mitleiden Leibnitzens zu erregen; worauf er ganz von der Bühne abtrat, und verſchollen in London ſeine Tage endete.

Dieſer Fatio nun theilte Huygens unter andern im Laufe des Jahres **1691** eine gewiſſe Bemerkung über das Integriren differentieller Gleichungen mit, welche ſich übrigens nur in ſehr beſchränkten Fällen bewährt. Huygens berichtete dieſe Erfindung an Leibnitz; dieſer war neugierig, ſie zu kennen, und machte Huygens den Vorſchlag, die Mittheilung davon von Fatio zu erlangen, und zum Tauſche ihm eine ſeiner Methoden, zu integriren, anzubieten: eine Art von Geſchäft, welche damals unter den Geometern nicht ungewöhnlich war. Sobald der Handel abgemacht war, ſchickte Leibnitz an Huygens ſeine Methode, die Integration der differentiellen Gleichungen auf die Quadraturen, und die Quadraturen ſelbſt eine auf die andere zurückzuführen, welches, nach dem Urtheil der Kenner, noch jetzt die einzige, allgemein anwendbare Methode iſt. Huygens aber, welcher darin nicht das Mittel ſah, direkt, und zwar in allen Fällen die Quadraturen ſelbſt zu finden (was in der That unmöglich iſt), rief aus: das ſei kein billiger Tauſch, und er fürchte, Fatio werde ihn anklagen, *χρυσεα χαλκων* eingetauſcht zu haben! Leibnitz, empfindlich, ſich auf ſolcher Wage gewogen zu ſehen, er, der Erfinder dieſer neuen Rechnungen, ſchrieb zurück: er mache ſich nichts daraus, Fatio's Regel zu kennen, von der er wohl wiſſe, daß ſie nur particulär ſein könne; Huygens möge ſie nur behalten, aber auch das Geheimniß über die ſeinige bewahren, und ſie dem Fatio nicht mittheilen. Dies war es, was Fatio nicht verzieh, da er auf Leibnitzens Mittheilung vielleicht gewartet hatte, um ſich damit bei ſeinen Freunden in England geltend zu machen. Mit einer affektirten Geringſchätzung gegen Leibnitz, hinter welcher jedoch, wie leicht bemerkt wird, ein Höherer ſtand, brachte er in ſeinem Schreiben aus London vom 28. December 1691 die im Dunkel ſchleichenden Nachreden der Engländer gegen den deutſchen Erfinder mit unverholener Keckheit zur Sprache. In den beſtimmteſten Aeußerungen lehrt er: „daß ja Newton ohne Widerrede der erſte Urheber der Differentialrechnung ſei, ſo viel er aus den Papieren ſehr früher Zeit habe erſehen können; daß er ſie eben ſo gut oder noch vollkommner damals kannte, als Leibnitz ſie noch kenne, und ehe dieſer nur den Gedanken daran hatte, welchen er erſt, ſo viel er (Fatio) ſehe, bei Gelegenheit desjenigen, was Newton ihm darüber geſchrieben, gefaßt hätte. Huygens möge nur das Scholium Newtons in deſſen Werke Principia mathematica, mit Rückſicht auf ſeinen frühern Briefwechſel mit Leibnitz leſen! Er, Fatio, könne ſich nicht genug verwundern, daß Leibnitz von dieſem Verhältniſſe in den Acta Eruditorum gar nichts verlauten laſſe. Die jüngſten Eröffnungen über dieſe Materie wären ihm blos aus zwei Worten, welche Newton ihm geſagt, gefloſſen.“ Weiter ging hier Fatio nicht. Er kam aber in einem der nächſten Briefe an Huygens auf dieſen Punkt zurück, mit der ſtechenden Bemerkung, daß es Leibnitzen ſehr verdrießlich ſein werde, wenn jene Briefe bekannt würden. Und mit der ihm eigenen Dreiſtigkeit ſetzte er hinzu, Newton ſei in dieſen

Rechnungen viel weiter gegangen als — ſie beide, d. h. er, Fatio, und Leibnitz!“ Das Wahre an dieſen Prahlereien bleibt der, auch ſonſt beſtätigte, nähere Umgang Fatio's mit Newton, deſſen dieſer einen Fatio würdigte, welcher ſich denn in ſeinen Briefen an Huygens in der That nur eben ſo zu ſeinem Werkzeug machte, wie er nicht lange darauf es auch öffentlich wurde. Wir entnehmen daraus, wie tief ſich Newton getroffen und verletzt fühlte, daß Leibnitz nicht allein die Priorität der Differenzialrechnung durch die Oeffentlichkeit gewonnen, ſondern dabei nicht einmal ſeiner in den Acta Eruditorum, mit Bezug auf ihren frühern Briefwechſel, mit einer Sylbe gedacht: geſtehen wir, daß dieſes Verſchweigen von Leibnitz nicht ganz zu rechtfertigen ſein mag, daß er dadurch den Gegnern und Nebenbuhlern eine Seite darbot, nach welcher ihre Angriffe ſich zuerſt richten mußten; wie denn dieſes Verſchweigen zu der ſonſtigen Offenheit und edlen Hervorhebung jedes Verdienſtes bei Leibnitz wenig ſtimmt, und ſich nur zu bitter durch die Folgen gerächt hat. Der eines Newton vielleicht kaum würdige, vertraute Umgang mit Fatio übrigens, welcher noch länger fortdauerte, ſteht übrigens auch feſt, nach einer Aeuſſerung von Leibnitz an den Geſchäftsträger des Zelleſchen Hofes in London, Herrn von Beyer, aus dem Jahre 1694, wo er, faſt nicht ohne Ironie, die Bemerkung hinwirft: „Da Herr Newton einer von den Gelehrten auf der Welt iſt, welche ich am meiſten ſchätze, und Herr Fatio, wie ich höre, in ſehr engen Verbindungen mit ihm ſteht, ſo erwarte ich eine große Wirkung von dem Zuſammenwirken der Verdienſte Beider (j'attends un grand effet de cette combinaison de mérite)."

Die erſte Gelegenheit, öffentlich an ſeinem Ruhme und ſeiner Ehre ihn anzugreifen, gab nun Leibniz diesem Fatio nach einiger Zeit, im Jahre 1699, als er nemlich in den Acta Eruditorum über die Auflöſungen des von Johann Bernouilli geſtellten Problems: von der Linie des geſchwindeſten Falles, Bericht abſtattete, und einen Triumph über die Differentialrechnung feierte. Er ſagte hier: „er habe es Bernouilli vorausgeſagt, daß eben diejenigen, welche die Auflöſung gefunden hätten, vorzüglich durch die Mittheilung ſeiner (Leibnizens) früheren Erfindungen unterſtützt, bei hinlänglicher Aufmerkſamkeit ans Ziel gelangen würden. In der That ſei es der Beachtung nicht unwerth, daß nur diejenigen das Problem gelöſt hätten, welche er im Voraus bezeichnet hätte, nemlich keine andern, als die, „welche in die Myſterien ſeiner Differenzialrechnung hinlänglich eingedrungen wären." Hier nannte er Jacob Bernouilli, den Bruder Johanns, der das Problem geſtellt, den Marquis von Hoſpital, welcher im Jahre 1696 die erſte ſyſtematiſche Darſtellung der Differentialrechnung in ſeiner Analyse des infiniments petits gegeben hatte, und Newton; Huygens war kurz vorher geſtorben, und Hudde in Amſterdam ſchon längere Zeit aus dieſen Studien herausgekommen: ſonſt, äußerte Leibniz, würden ſie nicht zurückgeblieben ſein. „Dieſes wiederhole ich, ſchloß er, damit es nicht ſcheine, als verachtete ich die vortrefflichen Männer, welche ſich mit unſern Erfindungen zu beſchäftigen, entweder keine Luſt, oder keine Zeit haben."

Es war für den Stolz Newtons und ſeiner Schüler und Anhänger zu viel, daß er vor Europa als ein Schüler von Leibnitz daſtehen ſollte. Schon dies hatte Newton übel genommen, daß ihm das Problem Bernouilli's, wie er glaubte, von Leibnitz wie eine Herausforderung zugeſandt worden war, und Leibnitz hielt es für nöthig, dies ausdrücklich öffentlich, wie in Briefen nach England abzulehnen. Jetzt alſo trat Fatio, unter dem Vorwande der eigenen beleidigten Ehre, in einer zu London herausgegebenen Abhandlung über das Problem des Bernouilli gegen Leibnitz auf; beſchuldigte ihn mit Leidenſchaft, den Tyrannen und Uſurpator im Reiche der Geometrie zu machen (weil Leibnitz ihn, Fatio, nicht unter den großen Geometern mit aufgeführt hatte), und verkündigte laut, was er einige Jahre vorher an Huygens noch in vertraulicher Mittheilung zu erkennen gegeben hatte: „was Leibnitz, der zweite Erfinder der Differentialrechnung, von Newton, dem ältern und erſten Erfinder derſelben, geborgt habe (mutuatus sit), dies würden diejenigen, welche Newtons Briefwechſel und Handſchriften eingeſehen hätten, leicht beurtheilen!“ Fatio ſtand ſo als der Retter des Ruhmes ſeines Freundes Newton da, während dieſer ſich in ein tief ſtolzes Schweigen hüllte.

Auf dieſe unzweideutigen Eröffnungen Fatio's entgegnete Leibnitz ſelbſt in den Acta Eruditorum (Responsio ad Dn. Nic. Fatii Duillierii imputationes), ruhig und würdig, aber voll Ironie gegen Fatio, und mit leiſen Andeutungen gegen Newton, deſſen Rechte an der Erfindung der Differentialrechnung er hier allerdings, doch mehr den Worten nach, als höfliches Zugeſtändniß, denn aus innerſter Ueberzeugung anerkennt. Er zeigte ſich verwundert, von einem Gelehrten ſo mißwollend angegriffen zu ſein, den er nie beleidigt hätte. „Ich trug Bedenken, ſagt er, ob ich etwas erwiedern ſollte, da ich immer literariſchen Streitigkeiten ſehr abhold geweſen, und geglaubt habe, es gebe nur einen ehrbar-ſchicklichen Kampf unter den Gelehrten, ja unter den rechtlichen Männern, wann ſie nicht mit Worten, ſondern durch den Gehalt der Dinge wetteifern, wer ſich um das allgemeine Beſte mehr verdient machen könne. Ich fürchtete jedoch, daß der gewiß gar nicht verächtliche Mann mein Stillſchweigen zu ſeiner Verachtung auslegen würde; außerdem habe ich der allgemeinen Sache einen Dienſt zu leiſten geglaubt, wenn ich lieber eine Probe von Mäßigung, als von einem erbitterten Gemüthe ablegte. Bei dieſer dargebotenen Gelegenheit glaubte ich die Gelehrten erinnern zu dürfen, daß jener ſchlechte Brauch, ſich gegenſeitig durch beißende Reden anzufallen, welcher die Wiſſenſchaften und ihre Pfleger ſchändet, nach und nach abgeſchafft werde.“ Leibnitz vertheidigt ſich erſtlich gegen die von Duillier erhobene Anklage, als wolle er den Principat in der Mathematik an ſich reißen; „wenig fehlt, ſagt er, daß er mir mit dem Oſtracismus drohet.“ Er zeigt, wie wenig Fatio ſich über ihn für ſeine Perſon zu beklagen habe. Endlich kommt er auf Newton, deſſen Sache Fatio wider ihn führe: da werde es ihm verziehen ſein, wenn er nicht auf alles antworte, bis er ihm ein mandatum procuratorium von Newton und den Andern vorzeige, mit welchem er in keinerlei

Gegnerſchaft bisher geſtanden habe. „Wenigſtens (ſo lauten die eignen Worte Leibnitzens) ſchien der treffliche Mann einigemal in Unterredungen mit meinen Freunden immer eine gute Geſinnung gegen mich zu hegen (semper bene de me sentire visus est), und hat, meines Wiſſens, nie Beſchwerden ausgeſtoßen; öffentlich aber ſich ſo gegen mich benommen, daß es unbillig wäre, wollte ich mich beklagen. Ich aber habe ſeine ſehr großen Verdienſte bei dargebotenen Gelegenheiten gern anerkannt (praedicavi), und er weiß es am beſten, und hat es deutlich genug öffentlich angezeigt, als er ſeine Principia Mathematica Naturae im Jahre 1687 herausgab (Leibnitz meint das ihn betreffende Scholium), daß keiner von uns gewiſſe geometriſche Erfindungen, welche ihm und mir gemeinſchaftlich waren, dem durch einen Andern angezündeten Lichte, ſondern jeder ſeinen eignen Meditationen verdanke, und daß dieſe ſchon zehn Jahre vorher (alſo um 1676) von mir auseinandergeſetzt worden waren.“ Man merkt das Geſchraubte, das Erzwungene dieſer Erklärung, womit Leibnitz das Scholium Newtons zu ſeinem eignen, ſtatt des Verfaſſers Vortheil auszulegen beſtrebt iſt. Unmittelbar darauf fährt er fort: „Wenigſtens als ich meine Elemente der Differentialrechnung im Jahre 1684 bekannt machte, war mir nicht einmal etwas von ſeinen Erfindungen in dieſer Gattung bewußt, außer was er ſelbſt einmal in einem Briefe bezeichnet hatte, er könne Tangenten finden, ohne die irrationalen Quantitäten fortzuſchaffen, was auch Huygens konnte, wie er mir nachher gemeldet hat, obgleich er des Uebrigen bei dieſer Rechnung unkundig war: aber daß Newton viel Größeres erlangt hätte, habe ich erſt erkannt, als ich ſein Buch der Principia geſehen hatte. Daß er jedoch eine der Differentialrechnung ſo ähnliche Rechnung treibe, haben wir erſt vor kurzem aus den erſten beiden Theilen der Werke des Wallis gelernt, und Huygens war es, welcher meiner Neugierde zu Hülfe kam, indem er eine, Newton betreffende Stelle daraus im Auszuge mir überſchickte.“ Hier geht Leibnitz mit einer raſchen Wendung vorüber, indem er eine Aufforderung an Newton anknüpft, der gelehrten Welt ſeine ungedruckten Abhandlungen aus der Mathematik und Phyſik nicht länger vorzuenthalten. Da hätten wir alſo Leibnitzens Erwiederung auf Newtons Scholium und alle die daran von Newton ſtillſchweigend geknüpften Folgerungen; und ſeine Entſchuldigung, warum er Newtons in Bezug auf ſeinen frühern Briefwechſel mit ihm früher nicht gedacht habe. Von Bedeutung iſt das Bekenntniß, daß Leibnitz noch nicht einmal aus den Principia mathematica entnommen hätte, daß Newton eine, „der Differentialrechnung ſo ähnliche Rechnung“ treibe; daß er ihm darin nicht ganz Unrecht that, lehrt die Bemerkung, welche neuere Geometer hervorgehoben, daß Newton in jenem Werke nirgends die Notation der punktirten Buchſtaben, wovon er ſpäter Gebrauch macht, anwendet; während es doch die Notation war, wodurch, nach dem Ausſpruche der Zeitgenoſſen Leibnitzens, ſich die Rechnungen beider allein unterſchieden. Mit dem Ausdrucke aber „eine ſeiner Differentialrechnung ſo ähnliche Rechnung“, und noch mehr durch die ſtufenweiſe Darſtellung ſeines Verhältniſſes zu Newton ſcheint Leibnitz dem zwiſchen den Zeilen Leſenden nicht undeutlich die Möglichkeit an die Hand geben zu wollen, daß Newton am Ende ſich doch blos die Erfindung eines andern angeeignet haben könnte. Er hätte damit eigentlich nur Newton das Seine zurückgegeben. Aber ganz aufrichtig und ſeinen eignen Erinnerungen angemeſſen war es doch nicht, daß er erſt aus Wallis's Buche vor Kurzem etwas entnommen von der ſeiner Differentialrechnung ſo ähnlichen Rechnung Newtons: im Gegentheil ſein Brief an Newton vom Jahre **1677** ſprach ſeine Vermuthung hierüber ſo entſchieden, als rückhaltslos aus. Nicht lange aber, und Newton wurde der Gegenſtand eines verſteckten, aber ganz unzweideutigen Angriffs von Leibnitzens Seite.

Im Jahre **1704** nemlich gab Newton ſeine berühmte Schrift über die Optik heraus, und fügte derſelben zwei, in ſehr früher Zeit von ihm verfaßte Abhandlungen über die Fluxionsrechnung hinzu: **Tractatus duo de speciebus et magnitudine figurarum curvilinearum.** Es geſchah deutlich in der Abſicht, ſich die Priorität der von ihm mit der ſeinigen für identiſch gehaltenen Differentialrechnung zu vindiciren. Darauf nun erſchien in den **Acta Eruditorum** (**1705**) eine Recenſion dieſer Schrift, deren anonymer Verfaſſer ſich nicht begnügte, nach einer gedrängten Auseinanderſetzung des Begriffs der Differenzen und der darauf beruhenden Differential- und Integralrechnung, Gottfried Wilhelm Leibnitz ſchlechthin und allein den Erfinder derſelben zu nennen, und die beiden Bernouilli, ſammt dem Marquis von Hoſpital, als die ausgezeichnetſten Beförderer derſelben zu loben, ſondern auch hinzufügt: „an der Stelle der Leibnitzſchen Differenzen nun wendet Newton an, und hat immer angewandt die Fluxionen....", welche u. ſ. w." (pro differentiis igitur Leibnitianis D. Newtonus adhibet semperque adhibuit fluxiones...), und gebrauchte ſie elegant (eleganter) in ſeinen Principia Naturae, wie in ſeinen ſpätern Schriften, wie ja auch (quemadmodum) Honeratus Fabri in ſeiner Synopsis Geometrica der Methode des Cavallieri den Fortſchritt der Bewegungen ſubſtituirt hat (substituit)." Dieſer vergleichende Zuſatz läßt über den Gedanken des Verfaſſers nicht den mindeſten Zweifel übrig; ohne Umſchweife, ohne Winkelzüge wird Newton hier als ein Plagiarius hingeſtellt. Es iſt nachher viel zwiſchen den Partheien über den Verfaſſer dieſer Recenſion geſtritten worden: Leibnitz leugnete ſtandhaft jede Mitwiſſenſchaft darum: er wollte auch den Wortſinn der angeführten Stelle durch künſtliche Auslegungen in Abrede ſtellen; dieſer ſteht aber nichts deſto weniger feſt, eben ſo ſehr als — Leibnitz ſelbſt der Verfaſſer der Recenſion geweſen iſt. Es giebt nemlich viele anonyme Recenſionen und Auszüge in den Acta Eruditorum von Leibnitz, und bei mehreren davon iſt in dem, in der Pauliniſchen Bibliothek zu Leipzig aufbewahrten Exemplare ſein Name beigeſchrieben; die fragliche Recenſion trägt nun wirklich ſeinen Namen. Wir verdanken dieſe Nachricht Ludovici, ohne daß dieſer die literariſche Bedeutung davon ahnte.

Wie man auch dieſes Verfahren Leibnitzens beurtheilen mag, ſo iſt uns wenigſtens ein Aktenſtück von Leibnitzens wahrer eigenſter Meinung und Geſinnung gegen Newton gegeben. Dies Aktenſtück gab das Signal zu dem Kampfe, in welchem Leibnitz einem einſeitigen Richterſpruche unterliegen ſollte. Newton und ſeine Schule erkannte in jener Recenſion, welche, rührte ſie auch nicht von ihm ſelbſt her, jedenfalls in Leibnitzens Organe, den Acta Eruditorum, erſchienen war, eine Beleidigung der Ehre des Meiſters. Es verging einige Zeit. Einer der eifrigſten Schüler Newtons, der Profeſſor der Aſtronomie zu Oxford, Johann Keil, rückte endlich im Jahre 1708 ein Schreiben in die Philosophical Transactions der Königlichen Societät, worin er, in viel härterer Faſſung, als vormals Fatio von Duillier, den Newton gemachten Vorwurf des Plagiats auf Leibnitz zurückſchob, mit der Behauptung: „daß Leibnitz die von Newton erfundene Arithmetik der Fluxionen mit veränderten Namen und Zeichen herausgegeben habe.“ Später milderte Keil in einem Briefe an den Secretair der Societät, Hans Sloane, (vom 24. Mai 1711), dieſe ehrenrührige Anklage dahin: er wolle nicht geſagt haben, daß Leibnitz den Namen und die Notation, welche Newton ſeiner Methode beigelegt, gekannt, und hinterher verändert hätte, ſondern nur: Newton ſei der erſte Erfinder der Arithmetik der Fluxionen oder der Differentialrechnung geweſen; und habe in zwei an Leibnitz (durch Oldenburg) gerichteten Briefen (den vom 23. Juni und vom 24. October 1676) ihm ſolche Indicationen gegeben, daß ſie einem ſo höchſt eindringlichen Kopfe genügt hätten: aus ihnen hätte Leibnitz die Principien dieſer Rechnung geſchöpft, oder wenigſtens ſchöpfen können; da er aber die Terminologie Newtons nicht kannte, ſo erfand er ſich die eigne und ſeine. Zu dieſer Erklärung hätten die Acta

Eruditorum in ihrer Anmuthung eines von Newton an Leibnitz begangenen Plagiats genöthigt.“ Keil zeigte ſich hier und in der Folge als einen eifrigen und blinden Vertheidiger der Ehre Newtons, aber wir würden ihn nicht, mit einigen Geometern, deshalb einen Elenden nennen: der Vorwurf fiele auf Newton zurück, welcher hinter ihm ſtand.

Bald nach dem Bekanntwerden des erſten Schreibens Keils hatte Leibnitz ſich vom 4. März 1711 an den Secretair der Königlichen Societät, Sloane, gewandt, mit der Aufforderung, die Societät möge ihm für die „einer Verläumdung gleichkommenden Anklage“ Keils Genugthuung verſchaffen. Keil ſollte gehalten ſein, öffentlich zu bezeugen, daß es ſeine Abſicht nicht geweſen, ihm, wie ſeine Worte lauteten, ein Plagiat beizumeſſen. Darauf nun richtete Keil ſein zweites Schreiben an Sloane, worin er die motivirte, ſcheinbar gemilderte Erklärung des Verhältniſſes von Leibnitz zu Newton gab; und welches als das erſte, wiſſenſchaftlich erörternde Aktenſtück in der Geſchichte des ſich nun entſpinnenden Proceſſes gelten kann. Sloane las dieſen Brief den 24. Mai 1711 in der öffentlichen Sitzung der Königlichen Societät vor und gab darauf Leibnitzen im Namen derſelben Mittheilung davon. Daß die Sache die Wendung eines bürgerlichen Prozeſſes nahm, hatte gewiſſermaßen Leibnitz ſelbſt durch die perſönliche Behandlung der Streitfrage eingeleitet, und dieſes paßte auch übrigens zu dem Geiſte, womit die mathematiſchen Entdeckungen, wie bürgerliche Vortheile, behandelt, Patente aufgenommen, Tauſche geſchloſſen, Sieg und Niederlage an

Herausforderungen geknüpft waren. Leibnitz ſah ſich alſo vor der Societät, von welcher er und Newton damals die älteſten Mitglieder waren, durch ein viel jüngeres in derſelben, einen ſonſt obſcuren Mann, angeklagt und, bei aller individuellen Größe, ſollte er, der Verfaſſung gemäß, die Autorität der Geſellſchaft anerkennen. Er mußte ſich vertheidigen. Das Demüthigende lag darin, daß er einem Ankläger gegenüber ſtand, welcher kaum der Ehre werth war, ſein Schüler zu heißen. Denn Newton, obwohl die Seele der Anklage, hielt ſich im Hintergrunde. Leibnitz wies in einer zweiten Antwort an den Secretair, vom 29. December 1711 die Vollgültigkeit eines homo novus, wie Keil, mit dem ganzen Selbſtgefühl ſeines Ruhmes und ſeiner Würde zurück, und ſtellte blos der Societät wiederholt anheim: „dem leeren und ungerechten Geſchrei Zügel anzulegen." Aber ſtatt ihm zu willfahren, ermächtigte ſich die Königliche Societät, ohne Leibnitz zu fragen, des Richteramts über die ſtreitigen Rechte zwiſchen ihm und Newton. Eine geheime Commiſſion im Schooße der Societät nahm die in ihrem Archive befindlichen, von den auswärtigen Mitgliedern durch Vermittelung des Secretairs geführten Briefwechſel vor, namentlich Briefe von Barrow, Collins, Oldenburg, Leibnitz, Newton und Gregori, welche zwiſchen den Jahren 1669 und 1677 gewechſelt worden waren. Die Commiſſion, von der irrigen, damals aber allgemeinen Vorausſetzung, ausgehend: die Fluxions- und die Differentialrechnung wäre ganz identiſch, faßte die Frage nicht ſo, wer von beiden die eine, und wer die andere Rechnung — ſondern: wer von beiden die eine und nemliche Rechnung unter verſchiedenem Namen und mit verſchiedener Notirung erfunden hätte; woraus nothwendig folgte, daß einer von beiden ein Plagiat begangen haben müßte. Die Chronologie entſchied, und inſofern mit Recht, für die Priorität der Newtonſchen Papiere. Newton wurde alſo als der wahre Erfinder proklamirt; Leibnitz verurtheilt; ohne daß ſeine Parthei durch ihn ſelbſt oder einen dritten Recht und Gerechtigkeit erlangt hätte, oder vertreten worden wäre. Dies Urtheil erfolgte den **24.** April **1712.** Auf den gleichzeitigen Antrag des geheimen Ausſchuſſes gab die Societät in demſelben Jahre ihr Gutachten, ſammt den von ihr ziemlich einſeitig ausgewählten und zuſammengeſtellten Aktenſtücken heraus, als: Commercium Epistolicum D. Johannis Collins et aliorum de analysi promota, jussu Societatis regiae in lucem editum. Die einzelnen Urkunden wurden von Keil mit Anmerkungen begleitet, welche die Leſer zu Gunſten des Urtheils gegen Leibnitz ſtimmen ſollten, und das Buch in ganz Europa freigebig vertheilt. Indeß hatte die Societät, als ſolche, ſich enthalten, einen richterlichen Spruch zu verfügen, oder ihm beizutreten.

Statt daß dieſer, der Form und dem Weſen nach gewiß ungerechte und einſeitige Ausſpruch den Streit gelöſt und beendet hätte, entzündete er ſich nothwendig erſt recht daran, und er zog ſich weit über das Zeitalter von Leibnitz und Newton hinaus, nachdem er die letzten Lebensjahre beider verbittern half. Allein bei dem Verlaufe, welche die gegenſeitige Eiferſucht der beiden Heroen ſeit vierzig Jahren genommen hatte, lag ein ſolcher Ausgang in der Nothwendigkeit der

Sache. Leibnitz war nicht minder ungerecht gegen Newton geweſen, als jetzt die Königliche Societät gegen ihn ſelbſt; er war es nur in einer andern Form, wenn er es auch nicht eingeſtand; und kaum möchte man zweifeln, daß eine Commiſſion deutſcher Geometer und Schüler Leibnitzens, zur Prüfung der Rechte Newton's niedergeſetzt, ſich gegen ihn eben ſo ausſchließend bezeigt hätte, als die der Londoner Societät gegen jenen. Leibnitz verſchmähte damals, öffentlich ſich zu vertheidigen, aber das Jahr nach dem Erſcheinen des von den Engländern herausgegebenen Briefwechſels kam, ohne Namen des Verfaſſers, noch des Druckorts, ein fliegendes Blatt in lateiniſcher Sprache heraus, dem Anſehen nach als von einem Freunde Leibnitzens, in Briefform, vom 29. Juli 1713. Dieſer angebliche Brief enthält ſelbſt wiederum den Auszug eines Schreibens von einem, nicht ausdrücklich genannten „Mathematiker erſten Ranges" vom 7. Juli 1713. Bald wies ſich aus, daß dieſer Mathematiker kein anderer, als Johann Bernouilli in Baſel war, Leibnitz ſelbſt berief ſich nachher auf ihn. Bernouilli alſo, dies iſt Thatſache, erklärte darin, auf Gründe geſtützt, mit ausdrücklichen Worten die Fluxionsrechnung als ein Plagiat an Leibnitzens Differentialrechnung, alles mit Bezug auf das gegen Leibnitz in London gefällte Urtheil. Der anonyme Herausgeber dieſes Briefes bekräftiget daſſelbe ſowohl in den Bemerkungen, womit er das Urtheil Bernouilli's einleitet, als in denen, welche auf deſſen Brief folgen. Newton wird von ihm nicht nur als Erfinder, ſondern auch in ſeinem Charakter angegriffen, obſchon alles vom Standpunkte der Vertheidigung. Dieſes Blatt wurde nicht nur in England, ſondern auch in ganz Europa verbreitet; bald darauf ſogar in einer franzöſiſchen Ueberſetzung dem Journal Litteraire einverleibt. Es erregte das größte Aufſehen, ſteigerte in England den Zorn gegen Leibnitz und ſeine Anhänger, und kränkte namentlich Newton auf das tiefſte. Er nannte es in ſeinen Briefen ein verläumderiſches Libell. Ein unpartheiiſcher Kenner, derſelbe, welchem wir in dieſem Theile unſerer Erzählung hauptſächlich folgen, Biot, weiſt nach, daß Bernoulli weniger in dem ſtrengen Sinne der Wahrheit, als in einem Sinne, Leibnitz zu ſchmeicheln, geſchrieben haben müſſe: daß er Newton in mehreren Stücken Unrecht that, und nur die eine wichtige Bemerkung machte, welche den charakteriſchen Unterſchied der Notation betraf. Indeß Bernoulli dachte nicht, daß ſein Urtheil öffentlich bekannt gemacht werden würde; Leibnitz trieb ihn zwar an, es zu thun, d. h. öffentlich zu erklären, daß er die Fluxionsrechnung für jünger hielte, als die Differentialrechnung. Leibnitz wartete aber darauf nicht, ſondern kam ihm zuvor. Kurz, kein anderer, als Leibnitz ſelbſt iſt der Verfaſſer jenes berühmten Blattes vom 29. Juli 1713, mit dem Auszuge aus Bernoulli's Schreiben. Bernoulli allein wußte es, denn Leibnitz ſetzte ihn davon, in ſeinem Briefe aus Wien, den 19. Auguſt 1713, in Kenntniß. Aus Bernoulli's Schweigen ſchloß man irrig auf ihn als den Herausgeber, und gab ihm mit Unrecht Schuld, er habe Lobeserhebungen auf ſich ſelbſt in ſeinem Briefe an Leibnitz intercalirt, und ſich dadurch gewiſſermaßen, hinter Leibnitz, zum Miterfinder der Differentialrechnung gemacht. Leibnitz ſelbſt hat hier das Zeugniß ſeiner Verdienſte um dieſe Wiſſenſchaft niedergelegt. Leibnitz machte ſich anheiſchig, ſobald ſeine Geſchäfte es zuließen, dem Briefwechſel des Ausſchuſſes der engliſchen Societät einen andern aus ſeinen Papieren entgegenzuſtellen, welcher die treuſte, vollſtändigſte Geſchichte der Differentialrechnung enthalten ſollte. Der Tod kam ihm zuvor. Da unterdeſſen der Streit zwiſchen ihm und Newton ein perſönlicher geworden war, ſo boten ſich der Abbé Conti, Remond von Montmort, der Sprachforſcher Chamberlayne bei Leibnitz im Jahre 1716 zu Vermittlern an; der König Georg I wünſchte es. So ſchütteten denn dieſe beiden großen Männer in den Briefen, welche ſie an dieſe Vermittler richteten, während jeder ſeine unbeſtreitbaren Rechte verwahrte, die jedoch der andere beſtritt, einen durch vierzig Jahre im Geheim genährten und verhaltenen Unmuth aus: zufolge unſeliger Mißverſtändniſſe nahm jeder hier zurück, was er noch bisher an Anerkennung oder Vertrauen dem andern früher bezeugt hatte oder bezeigt haben wollte. Newton bewies ſich dabei als der erbittertere; er verlangte ohne Ende Genugthuung von Leibnitz für das ihm angeſchuldigte Plagiat, ohne einzuſehen, daß Leibnitz dieſelbe Genugthuung von ihm zu fordern hatte. Newton verfolgte zuletzt ſeinen Nebenbuhler noch im Grabe, durch eine nach Leibnitzens Tode beſorgte neue Ausgabe, des für eine allgemeinere Verbreitung eingerichteten Commercium epistolicum, mit zwei neuen Briefen von Leibnitz, welche er ſich verſchafft hatte, und mit einer ſehr bittern Widerlegung begleitete. „Ich gebe zu, ſagt der edle Vertheidiger Leibnitzens gegen den neuſten Verfolger ſeiner

Ehre, Brewſter, daß Newton jene Widerlegung vor Leibnitzens Tode geſchrieben hatte; daß er ſie erſt nur ſeinen Freunden zeigte, und, als Leibnitz todt war, ſich beſchränkte — ſie herauszugeben. O über dieſe Erbitterung, ruft er aus, die ſich anfangs verbirgt und dann zum Vorſchein kommt, wenn der Tod ihr einen Triumph bereitet hat! Ich ziehe das Wort Leibnitzens vor, welcher ſein Werk gegen Locke's Verſuch über den menſchlichen Verſtand zurückbehielt, als dieſer unterdeſſen geſtorben war, und einem Freunde ſchrieb: es hat mich angewidert, Widerlegungen verſtorbener Schriftſteller herauszugeben, obgleich ſie während ihres Lebens erſcheinen und ihnen mitgetheilt werden ſollten.“ —

Dieſer Ausgang eines unſeligen Streites, ſchon der Streit an und für ſich, welcher mittelbar mit der Philoſophie in gewiſſer Verbindung ſtand, hat, wir wiederholen es, viel beigetragen, dem Anſehen Leibnitzens, als Philoſophen, in England und dann in Frankreich einen Damm entgegenzuſetzen, als der Senſualismus und Materialismus im letzteren Lande überhand nahm. Voltaire, welcher die Naturphiloſophie Newtons von England in ſein Vaterland zurückbrachte, um die Reſte der Carteſianiſchen Weltanſchauung, deren letzter Vertheidiger in Fontenelle ſtarb, daſelbſt zu zerſtreuen, hat es als ausgemacht hingeſtellt, daß Leibnitz die Differentialrechnung von Newton nur geborgt hätte, indem er überhaupt, wie neidiſch auf den Weltruhm des großen Deutſchen, ſich bemühte, ihn faſt nur als einen Polyhiſtor zu zeichnen, welcher bei der Unermeßlichkeit ſeines Wiſſens faſt doch nur ein abgeleitetes geiſtiges Leben geführt hätte; des Candide zu geſchweigen, worin es ihm gelang, die höchſten Wahrheiten der Theologie und Religion auf den Boden der Satyre herabzuziehen, und dem Spotte preiszugeben. Selbſt ein Buffon begann ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn mit einer Schrift, in welcher er Leibnitzens Name, als Plagiarius an Newton's Verdienſten, in jugendlicher Leidenſchaft ſchmähete; und lange hatte es den Anſchein, als ſollte ein Blatt nach dem andern aus dem Kranze des großen Mannes geriſſen werden. —

Nachdem eine ſpätere Nachwelt dem Philoſophen, wie dem Geometer und Analyſten Leibnitz Gerechtigkeit widerfahren ließ, ſchwebt heute nur noch ein gewiſſes Dunkel über jenes höchſte Projekt, zu welchem der wiſſenſchaftliche Geiſt eines Leibnitz ſich erhob, gegen welches nemlich Philoſophie und Mathematik in ihren letzten und allgemeinſten Ergebniſſen wieder nur als Mittel und Element ſich verhalten ſollte. Wir meinen die Idee ſeiner allgemeinen Charakteriſtik, Specieuse Générale, deren Urſprung zu der früheſten Jugend Leibnitzens zurückführt, deren Entwickelung ihn auf der Höhe ſeines Lebens auf das ernſtlichſte beſchäftigte, von deren Ausführbarkeit er bis an ſein Ende durchdrungen war, und welche bei dem allen ein bloßer Entwurf geblieben iſt. Es iſt nicht lange her, daß wir durch Mittheilung einiger ungedruckten Aufſätze aus Leibnitzens Nachlaſſe, verbunden mit ähnlichen, vor längerer Zeit bekannt gewordenen Fragmenten, in den Stand geſetzt worden ſind, uns einen deutlichen Begriff von dem Entwurfe unſers Philoſophen zu machen. Dieſer Begriff iſt allerdings geeignet, unſer Erſtaunen zu erregen, und unſere Erwartung von dem, was möglicherweiſe hätte geſchehen können, auf das höchſte zu ſpannen. Es ſchien hiernach, als wenn die Verheißungen Baco's von Verulam von der allgemeinen Wiedergeburt der Wiſſenſchaften zum erſtenmal in Erfüllung gehen, als wenn der menſchliche Geiſt innerhalb ſeiner Sphäre eine höhere Stufe erſteigen, und die Geſchichte der Cultur, Religion und Wiſſenſchaft eine neue Epoche erfahren werde. Doch ſuchen wir uns jenes Begriffes an ſich ſelbſt, ſo weit er an die abſtrakte Wiſſenſchaft ſich knüpft, zu bemächtigen.

Alle menſchliche Ratiocination (davon geht Leibnitz aus) wird durch gewiſſe Zeichen oder Charaktere vervollkommnet. Denn nicht nur die Dinge ſelbſt, ſondern auch die Vorſtellungen derſelben können und ſollen nicht immer dem Geiſte deutlich gegenwärtig ſein, und darum werden der Kürze wegen Zeichen für ſie angewandt. Dies gilt namentlich von der *Sprache*, welcher in dem Syſteme der Wiſſenſchaft durch dieſe Ihre Bedeutung von Leibnitz die Stelle beſtimmt wird, welche auch das bezügliche Maaß ihrer Vollkommenheit abgiebt; wie dies Leibnitz im Eingange der Unvorgreiflichen Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbeſſerung der deutſchen Sprache, erklärt: „Gleichwie man, ſagt er dort, in großen Handelsſtädten, auch im Spiel und ſonſten, nicht allezeit Geld zahlet, ſondern ſich an deſſen Statt der Zeddel oder Marken bis zur letzten Abrechnung oder Zahlung bedienet; alſo thut auch der Verſtand mit den Bildniſſen der Dinge, zumal wenn er viel zu denken hat, daß er nemlich Zeichen dafür brauchet, damit er nicht nöthig habe, die Sache jedesmal, ſo oft ſie vorkommt, von neuem zu bedenken. Daher, wenn er ſie einmal wohl gefaſſet, begnügt er ſich hernach oft nicht nur in äußerlichen Reden, ſondern auch in den Gedanken und innerlichen Selbſtgeſprächen, das Wort an die Stelle zu ſetzen. Daher braucht man oft die Worte als Ziffern, oder als Rechenpfennige, anſtatt der Bildniſſe und Sachen, bis man Stufenweiſe zum Facit ſchreitet, und beim Vernunftſchluß zur Sache ſelbſt gelangt. Woraus erſcheinet, wie ein Großes daran gelegen, daß die Worte als Vorbilde und gleichſam als Wechſelzeddel des Verſtandes wohl gefaſſet, wohl unterſchieden, zulänglich, häufig, leichtfließend und angenehm ſein. Es haben (ſetzt Leibnitz dort hinzu) die Wißkünſtler (Mathematiker) eine Erfindung der Zeichenkunſt, davon die ſogenannte Algebra nur ein Theil: damit findet man heut zu Tage Dinge aus, ſo die Alten nicht erreichen können, und dennoch beſtehet die ganze Kunſt in Nichts, als im Gebrauch wohl angebrachter Zeichen. Die Alten haben mit der Cabbala viel Weſens gemacht und Geheimniſſe in den Worten geſuchet, und die würden ſie in der That in einer wohlgefaſſeten Sprache finden: als welche dienet, nicht nur vor die Wißkunſt, ſondern für alle Wiſſenſchaften, Künſte und Geſchäfte. Und hat man demnach die Cabbala oder Zeichenkunſt nicht nur in denen hebräiſchen Sprachgeheimniſſen, ſondern auch bei einer jeden Sprache, nicht zwar in gewiſſen buchſtäblichen Deuteleien, ſondern im rechten Verſtand und Gebrauch der Worte zu ſuchen."

Der Grundbegriff einer allgemeinen Charakteriſtik iſt abſtrakt in der Sprache ſchon enthalten: nur daß Leibnitz die Unvollkommenheit der Volksſprachen für den höchſten Zweck aller Methode, nemlich für das Erfinden, für ebenſo unzulänglich erklärt, als die Charaktere der Chemiker und Aſtronomen, oder die Figuren der Chineſen und die Hieroglyphen der Aegypter. Die Volksſprachen, ſagt er, obſchon vom größten Nutzen für das Raiſonnement, ſind doch unzähligen Zweideutigkeiten unterworfen, und können den Dienſt einer Rechnung nicht leiſten: daß nemlich die Irrthümer der Ratiocination aus der Bildung und Conſtruction der Vocabeln ſelbſt, gleichſam als Solöcismen und Barbarismen, entdeckt werden könnten; wie in der Arithmetik und Algebra geſchieht, wo die ganze Ratiocination im Gebrauche der Zeichen beſteht, und wo ein Irrthum der Rechnung zugleich ein Irrthum des Geiſtes iſt.

Jenes ſchon in früheſter Jugend gefaßte, und in der Schrift de arte Combinatoria bereits ausgeſprochene Poſtulat: daß alle menſchliche Gedanken ſich in ſehr wenige primitive Gedanken auflöſen ließen, und daß, wenn dieſen primitiven Gedanken entſprechende Charaktere angewieſen würden, daraus die Charaktere abgeleiteter Begriffe gebildet, und aus dieſen immer alle ihre Requiſita und Werthe ermittelt werden könnten, welches die Form eines Organon der allgemeinen Wiſſenſchaft abgäbe: dieſes Poſtulat alſo erhielt in Leibnitzens Geiſte eine ausgemachte Wahrheit und Nothwendigkeit. Ja, in der Vorausſetzung, daß dieſe Charaktere gefunden werden würden, entwarf er, größtentheils in den erſten Jahren nach ſeiner Anſiedelung in Hannover bis um das Jahr 1686, Schemata der künftigen Operationen, oder der

Elemente des Begriffs-Calcul, wobei er, als Mathematiker, einſtweilen ſich der Buchſtaben für die Gedanken-Charaktere bediente. So wenn A oder B oder jedes andere Zeichen ein Charakter heißt, wird ein aus mehreren Charakteren Zuſammengeſetztes eine Formel heißen, und wenn dieſe das Aequivalent eines Charakters iſt, um ihm ſubſtituirt zu werden, der Werth des Charakters. Der urſprüngliche Werth eines Charakters, welcher ihm nemlich nach Belieben beigelegt wird, und keines Beweiſes bedarf, bildet ſeine Bedeutung. Das Verhältniß zwiſchen zwei Ausdrücken, welche unbeſchadet der Regeln der Rechnung, einander ſubſtituirt werden können, heißt Aequipollenz. Außer dieſer giebt es noch andere Beziehungen (relationes), als Einſchließungen (inclusiones), Aehnlichkeiten, Determinationen. Und dieſe Relationen verhalten ſich zu den Charakteren und Formeln, wie die Sätze zu den Begriffen, oder die zweite Operation des Geiſtes zu der erſten. Die Rechnung ſelbſt nun, oder die Operation beſteht in dem Hervorbringen der Relation, durch Transmutation der Formeln, nach gewiſſen vorgeſchriebenen Geſetzen. Je mehr Geſetze oder Bedingungen aber dem Rechner vorgeſchrieben werden, deſto zuſammengeſetzter iſt die Rechnung und um ſo minder einfach die Charakteriſtik. Daraus erhellt, daß die Formeln (unter welche man, als die einfachſten, die Charaktere ſelbſt befaſſen kann), Relationen und Operationen ſich zu einander verhalten, wie die Begriffe, Sätze und Syllogismen. Dies wird von Leibnitz näher ausgeführt, und ein Aufſatz: **Non inelegans specimen demonstrandi in abstractis** liefert das klarſte abſtrakte Schema einer Rechnung mit und nach Begriffen, in Euklideiſcher Form, bei feſtgeſtellten Definitionen und darauf gegründeten Theorieen und Scholien: alſo eine Anwendung der algebraiſchen Symbolik auf Begriffe, wodurch jede Verwechſelung dieſer allgemeinen Charakteriſtik oder allgemeinen Sprache mit ſolchen Entwürfen gleiches Namens, welche von der Vorausſetzung eines unmittelbaren Gebrauchs und Nutzens, wie der lebenden, oder der todten Sprachen in Schriften, ausgehen, unmöglich werden ſoll.

Die Schwierigkeit kommt indeß bei dieſer Vorausſetzung wieder: ob und wie Charaktere, welche den primitiven Gedanken entſprechen, gefunden werden können; mit andern Worten, ob dieſe Charaktere dasjenige im abſoluten Sinne leiſten werden, was die Sprache annäherungsweiſe in der That und Wirklichkeit leiſtet? Die religiöſe Tradition hatte jene vollendete Durchſichtigkeit der Sprache für den Gedanken der Sprache Adams beigelegt, wo die Namen der Dinge ihren Weſenheiten entſprochen haben, aber wer kennt dieſe? Leibnitz ſelbſt geſteht: da es wegen der wunderbaren Verknüpfung der Dinge überaus ſchwer ſei, die charakteriſtiſchen Zahlen weniger, von den andern verſchiedener, Dinge zu geben, ſei er auf einen nicht übeln Kunſtgriff gefallen, um zu zeigen, daß man die Ratiocination durch Zahlen anerkennen dürfe. Er nimmt nemlich an, es gebe bereits jene ſo wunderbaren, charakteriſtiſchen Zahlen, und nach Beobachtung einer gewiſſen allgemeinen Eigenſchaft derſelben, in Folge deren er ſolche Zahlen, wie er ſie inzwiſchen annimmt, anwendet, demonſtrirt und zeigt er ſogleich, in ſtreng demonſtrativer Weiſe, auf welche Art erkannt werden könne, ob die Argumentationen in der Form gut ſind. Ob aber die Argumente dem Inhalte nach (vi materiae) gut ſind oder ſchließen, ſagt Leibnitz, dies werde erſt dann ohne Mühe und Gefahr des Schließens beurtheilt werden können, wenn man die wahren charakteriſtiſchen Zahlen der Dinge haben wird. Leibnitz muß alſo einräumen, daß er zwar von der Combination von Verhältniſſen der Dinge, immer aber nicht dieſer ſelbſt unter ſich einen Begriff habe.

Eine viel größere Schwierigkeit aber liegt in der Sache ſelbſt, ehe man noch zu den ihnen entſprechenden Charaktern überginge: es wird vorausgeſetzt, daß die primitiven Wahrheiten über die göttlichen und menſchlichen Dinge, mit einem Wort, die wahre abſolute Philoſophie vorhanden ſei; und Leibnitz hat ſich dies ſo wenig verſchwiegen, daß er geradezu ſeine eigne Philoſophie, als die wahre, dem philoſophiſchen Calculus zu Grunde legen wollte, wenn er ſchrieb: „Statt der Axiome und Theoreme des Euklides von der Größe und Proportion habe ich andere von viel größerm Gewichte und allgemeinerm Nutzen gefunden: von den coincidirenden, congruirenden, ähnlichen und determinirten Dingen, von der Urſache und determinirten Wirkung, oder von der Macht (potentia), von den Relationen im Allgemeinen, von dem Enthaltenden und Enthaltenen (de continente et contento), von dem was für ſich und was per accidens geſchieht“ — bis hieher ſpricht Leibnitz von bloßen Relationen, mechaniſchen und dynamiſchen; nun aber geht er auf die concreten Sätze ſeiner uns bekannten Speculation über, und was folgt, ſind gleichſam Ueberſchriften der beſondern Kapitel der Monadologie: — „von der allgemeinen Natur der Subſtanz, und von der vollkommnen Spontaneität und Ingenerabilität und Incorruptibilität der Subſtanzen, und von der Einheit der Dinge und der Uebereinſtimmung (de conspiratione) der Subſtanzen unter ſich. Woher auch das Geheimniß der Einheit zwiſchen Seele und Leib ans Licht kommt, und die Art, wie die Subſtanzen wirken, und die Mitwirkung Gottes, und die Urſache des Uebels und die Freiheit, verſöhnt mit der Vorſehung und der Gewißheit, oder der determinirten Wahrheit der zufälligen Dinge, und die Metamorphoſe ſtatt der Metempſychoſe.“ Hier berührt Leibnitz die zwei metaphyſiſchen Principien, des Widerſpruchs und des hinreichenden Grundes, den Unterſchied zwiſchen den nothwendigen und zufälligen Wahrheiten, welchen er dem zwiſchen den commenſurabeln und incommenſurabeln Zahlen vergleicht; und den Weg zeigt, wie durch letztere, als vermittelſt einer unendlichen Reihe irrationaler Zahlen, auf Gott, als den Urgrund außer der Reihe geſchloſſen wird. Diejenige Wahrheit, welche der Analyſis unfähig iſt, und aus ihren Gründen nicht bewieſen werden kann, ſondern aus dem göttlichen Geiſte allein den letzten Grund und die Gewißheit nimmt, iſt keine nothwendige. Dies ſei die radix contingentiae, welche noch niemand vorher aufgeſtellt habe. Dies ſchrieb Leibnitz um das Jahr 1686, als er von ſeinem neuen Syſtem noch nichts, als einen kurzen Aufſatz über die Arten und Grade der Vorſtellungen in den Acta Eruditorum bekannt gemacht hatte. Aber in einem

Briefe an Burnet vom Jahre 1697 findet ſich bei ihm das für die Beurtheilung der Sache wichtige Geſtändniß, über dieſe wahrhaft reellen und philoſophiſchen Charaktere, welche der Analyſis der Gedanken entſprechen ſollten: „Es iſt wahr, daß dieſe Charactere die wahre Philoſophie vorausſetzen, und daß ich erſt jetzt es wagen und unternehmen würde, ſie zu machen (de les fabriquer)." Und merkwürdig, bei der Ueberzeugung, daß er die wahre Philoſophie gefunden habe, ſehen wir Leibnitz bei fortſchreitenden Jahren in der Ueberzeugung von der Ausführbarkeit und allgemeinen Anwendbarkeit immer feſter werden, und mit dieſem Gedanken aus der Welt gehen; wie er denn zwei Jahre vor ſeinem Tode die Realität ſeiner Specieuse Générale oder allgemeinen Charakteriſtik der ſeiner Differentialrechnung vollkommen gleichgeſtellt hat. „Wenn es ihm gelungen ſei, ſchrieb er an Remond, vortreffliche Männer zum Anbau der Rechnung mit Unendlichkleinen zu ermuntern, ſo war es, weil er in die Augen fallende Proben ihres Nutzens habe geben können. Er habe dem Marquis von Hoſpital und Andern von ſeiner Specieuse générale geſprochen, welche aber nicht mehr Aufmerkſamkeit darauf verwandt hätten, als wenn er ihnen einen Traum erzählt hätte. Ich müßte ſie, ſetzte er hinzu, durch irgend einen handgreiflichen Gebrauch unterſtützen; aber zu dem Ende müßte ich wenigſtens einen Theil meiner Charakteriſtik verfertigen, was nicht leicht iſt, beſonders in dem Stande, wo ich bin, und ohne die Unterhaltung mit Perſonen, welche mich bei Arbeiten dieſer Natur aufmuntern und unterſtützen könnten." In einem, einige Monate älteren Briefe verſichert er denſelben: es wäre ſehr ſchwer, dieſe Charakteriſtik oder Sprache zu erfinden, oder zu geſtalten; aber ſehr leicht, ſie ohne Wörterbücher zu lernen. Dennoch hoffte er ſie zu liefern, wenn er minder zerſtreut oder jünger wäre, oder begabte junge Leute dabei zur Seite hätte. Es hätte nur, äußert er anderswo, einen ſogenannten philoſophiſchen und mathematiſchen Curſus nach einer neuen Methode gebraucht, welche er angeben könte, und die nicht ſchwieriger wäre, als jeder andere ſolche Curſus. Einige ausgezeichnete Menſchen, glaubte er, würden die Sache innerhalb fünf Jahre ausrichten können; binnen zwei Jahren aber werden ſie die mehr in das Leben einſchlagenden Doctrinen, d. i. die Moral und die Metaphyſik in einem unwiderſprechlichen Calcul liefern. Alles in der Vorausſetzung von der unbedingten Richtigkeit ſeiner ſpeculativen Meditationen.

Dies ſind Data und Geſtändniſſe, welche uns heutzutage zu einer Meinung über den Entwurf ſelbſt zu berechtigen ſcheinen. Man halte gegen dieſe Verheißungen den Gang, welchen der menſchliche Geiſt in der Geſchichte ſeiner Entwikkelung nimmt, und deſſen allgemeinere Geſetze ein tieferes Selbſtinnewerden des philoſophirenden Geiſtes ans Licht gefördert hat, und man wird, um es kurz zu ſagen, kaum umhin können, bei aller Ehrfurcht vor dem Genie des großen Leibnitz, die allgemeine Charakteriſtik oder den philoſophiſchen Calcul mit dem Stein der Weiſen oder dem Geheimniſſe der Goldbereitung auf eine Linie zu ſtellen, nur daß Leibnitz das reine Gold der Wahrheit auf endlichem Wege zu finden wähnte, während jene nur das irdiſche materielle Metall im

Auge hatten. Bei einem gewiſſen, aber rein mathematiſchen Entwurfe Leibnitzens, deſſen Ausführung aber ebenfalls vergebens erwartet wurde, der **Analysis situs**, läßt Kant, welchen kein Name blendete, es dahingeſtellt, ob die Urſache der Nichterfüllung dahin zu ſetzen, „daß Leibnitzen ſeine Verſuche noch zu unvollendet ſchienen, oder ob es ihm gegangen ſei, wie Boerhave von großen Chemiſten vermuthet: daß ſie öfters Kunſtſtücke vorgaben, in deren Beſitze ſie wären, da ſie eigentlich nur in der Ueberredung und dem Zutrauen zu ihrer Geſchicklichkeit ſtanden: daß ihnen die Ausführung deſſelben nicht mißlingen könnte, wenn ſie einmal dieſelbe übernehmen wollten; wenigſtens habe es den Anſchein, daß jene mathematiſche Disciplin, welche Leibnitz im voraus **Analysin situs** betitelte, und deren Verluſt unter Andern Buffon bedauert hat, wohl niemals etwas mehr als ein Gedankending geweſen ſei.“ Bei der allgemeinen Charakteriſtik aber kann wohl kein Zweifel übrig bleiben, daß ſie in ihres Urhebers Kopfe niemals etwas mehr, als ein ſolches Gedankending geweſen ſei. Daß jede urſprüngliche Production des Genies, in der Poeſie, wie in der Wiſſenſchaft, ſynthetiſch geſchehe, und die Analyſis die Syntheſis vorausſetze, dieſe Einſicht, welche wir einer tiefern Natur- und Kunſtanſchauung verdanken, ſtellt uns auf einen Punkt, wo uns der große Mann in einer Selbſttäuſchung befangen ſcheint, wenn er die concrete Wahrheit ſelbſt in den Regionen der Speculation, durch reine Analyſis für erreichbar glaubte. Es iſt unbeſtreitbar, daß die geiſtige Productivität immer ein Ausfluß der Perſönlichkeit und Individualität iſt, wie dieſe ſelbſt mitten in einer gegebenen hiſtoriſchen Epoche, welche inſofern ſelbſt individuell iſt, ſich ergreift: welches die zwiefache Bedeutung hat, daß die Productivität, mithin die Ideen in Kunſt und Wiſſenſchaft, in ihrer Wurzel der Analyſis ſich entziehen, wie ſie zugleich die Schranke der Perſönlichkeit und ihres Zeitalters an ſich tragen: welches von ſelbſt auf einen Prozeß in's Unendliche hinweiſt. Der Begriff des Leibnitziſchen philoſophiſchen Calculs ſcheint aber gewiſſermaßen eine Umkehrung dieſes urſprünglichen Verhältniſſes in der Natur und Geſchichte der Ideen. Indem die Productivität von der Perſönlichkeit abgelöſt, und dem Calcul unterworfen wird, wird ſie verendlicht; und auf der andern Seite ſoll ſie wieder dadurch von der Schranke der Individualität und des Werdens in der Geſchichte befreit werden: ein Widerſpruch, an deſſen Löſung die lebendige Geſchichte allein zu arbeiten vermag. Die Wirkung eines ſolchen Calculs wäre der Stillſtand der Idee, die geiſtige Unterjochung der Zukunft durch eine nach Abſolutismus ſtrebende Gegenwart; da es doch in dem Weſen der Idee und der echten Productivität liegt, jedesmal von neuem anzufangen, ſich in ewiger Jugend als Idealität zu bewähren. Ohne es zu wollen, hätte Leibnitz in der That in der Ausführung jenes kühnen Entwurfs ſeine eigne, an ſeine Individualität geknüpfte Speculation über die Natur, die Seele und das Univerſum, maßgebend für alle Zeit, als einen abſoluten Dogmatismus aufgeſtellt. Nicht genug, die Löſung jener ewigen Probleme für ſeine Zeit und nach den ihm dargegebenen Mitteln ausgeſprochen zu haben, hätte er ſie durch ewige Charaktere und einen mechaniſchen Formalismus fixiren mögen. Jeder große Mann ſtrebt von

Natur nach der Herrſchaft über die Geiſter: er nimmt, ohne es zu wollen, das ihm gewordene, relativ größte Maaß, für das abſolut größte und allgemeinſte: ein ſolcher Inſtinkt der Großheit hat Leibnitz zu ſeinem transcendenten Entwurfe verleitet. Der Irrthum einer jeden Zeit entſteht aus einer einſeitigen und übertriebenen Anwendung und Uebertragung eines gewiſſen Princips von einem Zweige auf den ganzen Baum der menſchlichen Erkenntniß. Leibnitz hat die Analyſe auch auf das Gebiet der Ideen, als abſolute Norm, anwenden wollen. Es ſteckt darin ein Ueberreſt der myſtiſchen Cabbala, welche das Weſen der Dinge in die Zahlen ſetzte; wie denn Leibnitz, im Eingange des Aufſatzes „Geſchichte und Empfehlung der allgemeinen Charakteriſtik“, in deutlichen Worten die Zahl als das abſolute Maaß alles Seins definirt, gewiſſermaßen als eine metaphyſiſche Figur, und die Arithmetik für die Statik des Univerſums; uneingedenk, daß er innerhalb ſeiner Metaphyſik ein Unendliches als Abſolutes anerkannte. Aus derſelben Einſeitigkeit, wonach Leibnitz die Wahrheiten der Moral und Metaphyſik durch Rechnung zu entdecken verſichert war, alſo ein Unendliches in das Endliche herabzog, entſprang, um es bei dieſer Gelegenheit zu erwähnen, auch ſeine beſchränkte Anſicht und Definition der Kunſt, welche er, in dem Streben der Analyſis, aus dem Bereiche der Idee in das Gebiet der Sinnlichkeit, und zwar der dunkeln Vorſtellungen endlicher Verhältniſſe herabſetzte, mithin von der Idee in der Kunſt, dem begeiſternden, objektiven Principe derſelben, keine Ahnung hatte; was freilich die noch pſychologiſche Grundlage zu der von Alexander Baumgarten gegründeten

Aeſthetik hergegeben hat. Die Muſik definirt Leibnitz als „eine Arithmetik der Seele, welche nicht weiß, daß ſie zählt;“ und in dieſe dunkle Arithmetik ſetzt er das Weſen des Vergnügens bei der Muſik; ſowie das Vergnügen an der Malerei und Poeſie durch das dunkle Wahrnehmen der Proportionen und Rhythmen. Dem philoſophiſchen Calcul zur Erfindung und Beurtheilung concreter Ideen würde dann, ſo zu ſagen, ein äſthetiſcher Calcul zur Compoſition in Muſik und Malerei folgerichtig zur Seite geſtanden haben, oder ihm, vermöge der größern Symbolik der Künſte, vorangehen haben müſſen. Hier, in dieſer Anſicht von der Kunſt und Poeſie, ſpricht der große Mann nur den Geiſt ſeines Jahrhunderts aus; es iſt immer dieſe Verkennung der Idee des Unendlichen, Urſprünglichen, Individuellen, das geregelte Ceremoniel des geſellſchaftlichen und höfiſchen Lebens, übergetragen auf die Region der Phantaſie. Daſſelbe zeigt ſich endlich in Bezug auf die Sprache, welche die lebendigſte Vermittelung zwiſchen Geiſt und Sinnlichkeit bedeutet, und an welche Leibnitz das Problem der allgemeinen Charakteriſtik anknüpfte. Auch hier, wie wir geſehen, ließ er das ſinnliche Element in einſeitig ſymboliſcher Auffaſſung des Ausdrucks zu ſehr vorwalten; indem er das Sprechen geradeswegs als ein Rechnen darſtellt, und die Worte Wechſelzettel nennt. An dieſen dünnen Faden, dieſe einſeitige Auffaſſung der Sprache, knüpft ja auch Leibnitz den Entwurf der allgemeinen Charakteriſtik. Eine lebendigere, eine plaſtiſche Poeſie, welche leider die deutſche Literatur zu jener Zeit nicht darbot, hätte den Philoſophen am beſten zu einem höhern Begriffe von der Sprache, als der

Geſtaltung, dem ſich Innewerden des ſich oder die Natur anſchauenden Geiſtes erheben können. Hat doch Leibniz ſelbſt, durch glückliche Inconſequenz, durch Anwendung des Princips vom zureichenden Grunde, auf den objektiven, nicht blos ſymboliſchen Werth der Wurzeln in der Sprache, vorzüglich der deutſchen Sprache, in mehreren Beiſpielen hingewieſen, „ſo nicht allein, ſagt er, der Dinge Urſprung entdecken, ſondern auch zu erkennen geben, daß die Wort nicht eben ſo willkührlich oder von ohngefähr herfürkommen, als einige vermeinen, wie dann nichts ohngefähr in der Welt, als nach unſrer Unwiſſenheit, wenn uns die Urſachen verborgen.“ Und doch hat Leibniz im Ernſte wünſchen können, es möchte nur Eine Sprache in der Welt geben, weil dann in der That das menſchliche Leben um den dritten Theil zunehmen würde, um ſoviel nemlich, als auf Erlernung der Sprachen verwendet werde; während gerade die Vielheit der Sprachen, und die ſie bedingende Individualität der Völker für den lebendigen Fortſchritt des menſchlichen Geiſtes ſo nothwendig, ſo erſprießlich iſt, als die Perſönlichkeit und Individualität, beim Hervorbringen der Ideen in Kunſt und Philoſophie. Eine Verlängerung des menſchlichen Lebens in dieſem Geiſte erinnert faſt an das Suchen jenes Mittels zur Verlängerung des irdiſchen, individuellen Lebens, von welchem noch Baco geträumt hat. Ein ganz anderes ſcheint zu dem wahren Geiſte der Monadologie zu ſtimmen.

Je klarer uns von dieſem Standpunkte ſowohl das Entbehrliche, als auch das Unausführbare, ja, wenn man will, das Negative und Retardirende des Entwurfs einer allgemeinen

Charakteriſtik im Sinne Leibnitzens wird, deſto weniger alſo können wir in den Enthuſiasmus eingehen, womit der große Mann von den geträumten Wirkungen dieſes Entwurfs für das menſchliche Geſchlecht ſo oft geredet. Es wäre doch merkwürdig, aber in der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes vielleicht nicht ohne Beiſpiel, wenn Leibnitz ſeine großartigen Entdeckungen in der Mathematik und ſeine tiefſinnigen Meditationen über die Natur in gewiſſer Hinſicht und zum Theil dadurch gefunden hätte, daß er einem Phantom nachging, welches ihm von Kindheit an bis an ſein Ende als das Höchſte des menſchlichen Geiſtes erſchien; wie Alchymie und Aſtrologie das meiſte beigetragen, die Grenzen des menſchlichen Wiſſens hinauszurücken. Man weiß immer nicht, ob Leibnitz zu ſeiner Charakteriſtik deshalb die Hand nicht angelegt hat, weil ſie ihm ſo leicht ſchien, oder daß er deshalb an ihrer Leichtigkeit und Ausführbarkeit bis zuletzt hielt, weil ſie nur als Idee, als Entwurf in ſeinem Geiſte lebte.

Man denkt hier unwillkührlich an den gigantiſchen Entwurf der Eroberung Aegyptens und eines großen Theils von Aſien durch Ludwig XIV zurück, wodurch Leibnitz im Jahre 1672 der Geſchichte des chriſtlichen Europa ein neues und unermeßliches Feld hatte anweiſen wollen. Die Beziehung zu dieſem großartigen, obwohl mißlungenen Entwurfe Leibnitzens tritt um ſo unerwarteter hervor, als wirklich kurz nach dem Frieden von Nimwegen Leibnitz zwei Denkſchriften an Ludwig XIV gerichtet hat, in der Abſicht, „den ſieggekrönten Monarchen für eine neue Geſtaltung der Wiſſenſchaften, mit der Ausſicht auf ihre Reform durch die allgemeine

Charakteriſtik, zu begeiſtern. Von dieſen, dem Monarchen beſtimmten Denkſchriften lautet die eine: **Préceptes pour avancer les sciences**; die andere: **Discours touchant la méthode de la certitude et l'art d'inventer, pour finir les disputes et pour faire en peu de temps de grands progrès.** Der Philoſoph zeigt uns hier Ludwig XIV auf der Höhe ſeines kriegeriſchen Ruhmes, und ſucht ihn für den Schutz und die Leitung der Eroberungen im Reiche der Wiſſenſchaften und Künſte des Friedens zu gewinnen. Nach dem Ideal, das ſich Leibnitz von jenem ewigen Frieden im Reiche der Wahrheit, vermöge des philoſophiſchen Calculs gebildet hatte, mußte der beſtehende Zuſtand des Uebergangs und des Fluſſes in den Ideen, welches der Charakter einer jeden beſondern geſchichtlichen Epoche iſt, ihm gewiſſermaßen als Anarchie und Verwirrung erſcheinen; und ſo beginnt er denn die „Vorſchriften zur Förderung der Wiſſenſchaften" mit bänglichen Vorbedeutungen einer nahen Rückkehr zur Barbarei: wenn er die geringe Uebereinſtimmung in den Entwürfen, die entgegengeſetzten Bahnen, die man einſchlage, die Gereiztheit der einen gegen die andern ſehe, daß man nemlich mehr niederzureißen, als zu bauen, ſeinen Gefährten eher zurückzuhalten, als in Geſellſchaft mit ihm fortzuſchreiten ſuche, endlich wenn er ſehe, daß die Praxis von den Einſichten der Theorie keinen Nutzen ziehe, daß man nicht arbeite, die Zahl der Streitigkeiten zu vermindern, ſondern zu vermehren, daß man ſich mit glänzenden Reden ſtatt einer ernſten und entſcheidenden Methode begnüge. Ein Ekel vor der Wiſſenſchaft und eine verhängnißvolle Verzweiflung werde mit der Zeit die

Menſchen der Barbarei in die Arme führen. Die ſchreckliche Maſſe der täglich ſich aufhäufenden Bücher trage ſehr viel dazu bei. Die Unermeßlichkeit der Schriftſteller werde ſie der Gefahr einer allgemeinen Vergeſſenheit ausſetzen, die Hoffnung auf Ruhm, dieſer Sporn zur Arbeit bei Vielen, werde plötzlich aufhören, und es werde vielleicht ebenſo zur Schande gereichen, Schriftſteller zu ſein, als es früher eine Ehre geweſen. Mitten in dieſer Verwirrung werde eines Tages ein großer Fürſt, frei und feſt auf ſeinem Throne, ruhmliebend und aufgeklärt, die Wichtigkeit der Angelegenheiten begreifend, unter beſſeren Auſpicien daſſelbe unternehmen, was Alexander der Große und Ariſtoteles in Betreff der Naturwiſſenſchaft, was die oſtrömiſchen Kaiſer Juſtinian, Baſilius der Macedonier, Leo der Philoſoph und Conſtantin Porphyrogeneta (doch ſchlecht), machen ließen — und was Almanſor oder Mirandolin, der große Araberfürſt, bei ſeiner Nation bewerkſtelligte: die Quinteſſenz der beſten Bücher auszuziehen, und ihnen die beſten, noch unaufgeſchriebenen Beobachtungen der Erprobteſten in jeder Profeſſion hinzuzufügen, um Syſteme einer gründlichen Kenntniß aufzubauen, geeignet, das Glück der Menſchen zu befördern, wie es auf Erfahrungen und Demonſtrationen gegründet, und für den Gebrauch mit Repertorien ausgeſtattet: eines der größten und dauerhafteſten Denkmäler ſeines Ruhmes und eine unvergleichliche Verpflichtung, welche er dem ganzen menſchlichen Geſchlechte auferlegen wird. Vielleicht wird auch dieſer große Fürſt, ſetzt Leibnitz hinzu, Preiſe für diejenigen ausſetzen, welche Entdeckungen machen, oder wichtige, in der Verwirrung der Menſchen oder

Schriftſteller verborgene Kenntniſſe entdecken werden... Aber was brauche ich einer Fiction? unterbricht er ſich ſelbſt. Warum ſoll man auf eine entfernte Nachwelt hinaus verlegen, was unvergleichlich leichter zu unſerer Zeit wäre, weil die Verwirrung noch nicht auf dieſen Punkt geſtiegen iſt, wo ſie ſich alsdann finden wird. Welches Jahrhundert wird geeigneter dazu ſein, als das unſere, welches man vielleicht in der Zukunft mit dem Namen des „siècle d'inventions et de merveilles" bezeichnen wird? Und das größte Wunder, welches man da bemerken wird, iſt vielleicht dieſer große Fürſt, auf welchen unſre Zeit ſtolz iſt, und welchen die nachfolgenden Zeiten vergebens wünſchen werden. Ich enthalte mich hier alles Lobes in Betreff der Staats- und der Kriegskunſt: was er für die Wiſſenſchaften gethan hat, würde für ſich allein hinreichen, ihn unſterblich zu machen. Man braucht ihn nicht näher zu beſchreiben. Er iſt zu einzig und zu erkennbar von allen Seiten. Vielleicht hat unter ſo vielen geſchickten Männern ſeines blühenden Reiches und vorzüglich ſeines Hofes, welcher eine Verſammlung außerordentlicher Perſonen iſt, längſt jemand auf ſeinen Befehl einen allgemeinen Plan für die Beförderung der Wiſſenſchaften aufgeſetzt, würdig der Wiſſenſchaften und des Königs, und weit über den Entwurf, den ich machen kann. Aber wenn ich glücklich genug ſein ſollte, zuerſt darüber zu ſchreiben, ſo bin ich verſichert, ich kann den auf das Allgemeine gehenden Blicken dieſes Monarchen, welche überall bewundernswürdig ſind, und ſich ohne Zweifel bis zu den Wiſſenſchaften erſtrecken, weder zuvorkommen, noch ſie erreichen. Alles was wir wünſchen müſſen, iſt, daß nichts Widerwärtiges ihre Ausführung abwende, daß der Himmel fortfahre, ihn zu begünſtigen, und daß er, ohne von außen behelligt zu werden, Europa dieſes glücklichen Friedens genießen laſſen könne, durch welchen er ſeine wunderbaren Thaten gekrönt hat. In dieſer ruhmvollen Ruhe wird ſeine großmüthige Munificenz die Wiſſenſchaften ſo weit führen, als dies mit den Kräften der Menſchen dieſer Zeit möglich iſt: die Wiſſenſchaften, ſage ich, welche die vornehmſte Zierde des Friedens, das größte Werkzeug des Krieges und der beſte Schatz des menſchlichen Geſchlechtes ſind.“ Die Beziehung auf Ludwig XIV giebt auch der zweiten Denkſchrift ihr eigenthümlich hiſtoriſches Gepräge; nach einem Lobe alles deſſen, was dieſer Monarch für das Beſte des menſchlichen Geſchlechts thun *könnte*, wenn er wollte, heißt es hier: „Es bleibt alſo nur übrig, dieſen großen Fürſten von allem dem, was er vermag, in Kenntniß zu ſetzen. Dieſe Sorge gehört den erlauchten Perſonen in ſeiner Umgebung; aber da ſie alle mit großen Beſchäftigungen belaſtet ſind, iſt es die Pflicht der Andern, ihnen Denkſchriften zu liefern; und wenn *dieſes Blatt* unter andern dazu dienen könnte, *ſo wäre es ziemlich gut angewandt*.“ Ob dieſe Blätter auch an ihre Beſtimmung gelangten, und welche Aufnahme ſie gefunden haben mögen, ſchwebt im Dunkeln. Sie bleiben in ihrer Art ein redendes Denkmal von der Beharrlichkeit und dem Feuer, womit Leibnitz ſeine einmal für das Allgemeine der Menſchheit gefaßten Entwürfe ins Daſein zu rufen ſtrebte.

Indem wir bei Leibnitz von der Speculation immer zuletzt zu dem Leben, zu der Geſchichte zurückgeführt werden, ſo bleibt uns noch das Verhältniß, in welchem bei ihm Religion und Kirche zur ſtrengen Philoſophie ſtand, zu betrachten übrig, und nicht blos zur Philoſophie überhaupt, ſondern ſogar zu dem Entwurfe der allgemeinen Charakteriſtik. Denn wir finden, daß er der Ausbreitung und Erhaltung der wahren Religion in jener Entdeckung, außer den „Wundern und der Heiligkeit irgend eines apoſtoliſchen Mannes oder dem Siege eines großen Monarchen“ das wirkſamſte Mittel zu verleihen hoffte; da die Apoſtaſie von der einmal als wahr erkannten Religion ebenſo wenig denkbar ſei, als die eines Mathematikers von der Geometrie und Arithmetik. Alſo hier iſt der Ort, Leibnitzens eigene religiöſe Ueberzeugungen in ihrem Zuſammenhang mit ſeinem Syſtem, als Philoſophen und Staatsmanns zu beleuchten; indem jene Ueberzeugung bei den ſo manchen Veranlaſſungen in ſeinem Leben ſich ſelten rein und unvermiſcht, ſondern faſt immer unter eigenthümlichen Umſtänden, beſonders in Begleitung oder auf Veranlaſſung einer an ihn geſtellten Forderung zum Uebertritt in die katholiſche Kirche, oder, und noch häufiger, in der Verknüpfung mit den kirchlichen Reunionsverhandlungen ſich ausſpricht, in welchen er in Hannover von dem letzten Regierungsjahre des Herzogs Johann Friedrich an, zwanzig Jahre hindurch eifrig und thätig geweſen iſt. Dieſe Thätigkeit war bei Leibnitz nicht iſolirt; die Reunion ſtand auf erſter Linie mit den Lebensfragen ſeines Jahrhunderts; keiner aber zeigte ſich dabei von ſo verſchiedenen, ja einander entgegengeſetzten Seiten, als er; und darüber giebt uns nur ſeine Philoſophie Aufſchluß. Denn nicht die Befriedigung eines religiöſen Bedürfniſſes, ſondern das Poſtulat einer ſpekulativen Idee, wie ſie in ſeinen vorhin entwickelten Principien des chriſtlichen Staats- und Völkerrechts enthalten iſt, und welches er in der mittelalterlichen Hierarchie mit dem Dualismus von Pabſt und Kaiſer ſymboliſch repräſentirt ſah, nur dies feuerte Leibnitz an, ſo lange an der Wiederherſtellung des kirchlichen Verbandes der Proteſtanten mit dem Oberhaupte der katholiſchen Kirche zu arbeiten: ein perſönlich-religiöſes Motiv war dabei kaum vorhanden; es fehlte alſo dabei eigentlich doch dasjenige, welches den Hebel bei Revolutionen im Gebiete kirchlich-religiöſen Lebens ausmacht, jenes Durchdrungenſein von einem einſeitig ausſchließenden Religionsprinzip. Leibnitzens religiöſe Ueberzeugung und innerer Friede war in der That von der Verwirklichung des Kirchenfriedens nicht weniger unabhängig, als etwa ſeine philoſophiſche Ueberzeugung über Gott und die Natur, von der Verwirklichung ſeiner allgemeinen Charakteriſtik. So wird man den anſcheinenden Widerſpruch verſtehen: bei der ſo nachdrücklichen Empfehlung der Inſtitutionen der katholiſchen Kirche, aus dem Geſichtspunkte ihrer Verfaſſung, die nicht minder beharrliche Weigerung, wenn jemand ihn beim Worte nehmen wollte, zur katholiſchen Kirche überzutreten. Dann ſtellten ſich jederzeit die unüberwindlichſten Hinderniſſe ein. Warum that er es nicht? er hatte keinen hinreichenden Grund, eine Kirche und eine Parthei zu verlaſſen, welche ihm zum ewigen Heil vollkommen genügte; ungeachtet er offen geſtanden hat, er würde, wäre er in der katholiſchen Kirche geboren, ſie nur verlaſſen haben, wenn man ihn, ſeiner Philoſophie wegen, ausgeſtoßen hätte. Die Dogmen ließ er ſo weit gelten, als er ihre metaphyſiſche Möglichkeit einſah, ja er verehrte ſie, wenn ſie eine große ſpekulative Wahrheit, vor Allem folgerichtigen Zuſammenhang enthielten; keines der vorhandenen kirchlichen Syſteme entſprach aber ſeinem philoſophiſchen, wenn man will, ſeinem theologiſchen Syſteme, ſo vollkommen, daß er es dem entgegenſtehenden unbedingt vorgezogen hätte. Auf einem ſolchen Standpunkte, bei dieſen Grundſätzen hatte Leibnitz ein außerordentlich weites Feld zu dialektiſcher Behandlung und Vereinigung der Controverſen; der Abſtand, oder will man, die Höhe, in welcher der Philoſoph über den Theologen beider Theile ſich behauptete, entzog indeſſen ſeinen Verhandlungen die Wärme und verlieh ihnen etwas, das an den Calcul erinnert; er konnte den Sachen erſtaunlich ſich anſchmiegen, ohne jemals in ſie aufzugehen.

Leibnitzens Geſinnungen in dieſer Hinſicht lernen wir am treueſten aus ſeinem Briefwechſel mit dem berühmten Landgrafen Ernſt von Heſſen-Rheinfels aus den Jahren 1683 bis 1685 kennen, als er von dieſem fürſtlichen Freunde mit leidenſchaftlicher Heftigkeit, gleich ihm ſelbſt zum Uebertritt in die katholiſche Kirche aufgefordert wurde, zumal er, der Landgraf, ſich eine gewiſſe Freiheit, als Convertit, herausgenommen, und ſie in einer Schrift: „Diskret-Katholiſcher" ausgeſprochen hatte; wie er denn als eifriger Freund Anton Arnauds kein blinder Anhänger der römiſchen Curie ſein konnte. Der Landgraf richtete alſo gegen Ende des Jahres

1683 ein Schreiben an Leibnitz, franzöſiſch, mit der auffallenden Ueberſchrift: Suegliarino al mio tanto carissimo quanto capacissimo Signore Leibnitz (Bußwecker für meinen ſo theuerſten, als einſichtsvollſten Leibnitz). Dieſer Bußwecker ergeht ſich hauptſächlich über die Mangelhaftigkeit der proteſtantiſchen Kirche als Anſtalt zur Seligkeit, und zeichnet ſich weiter durch kein Motiv aus, das nicht von allen damaligen katholiſchen Controverſiſten beigebracht würde. Er legt dabei Leibnitzen ans Herz: „Gott habe ihn vor ſo vielen Andern ausgezeichnet, welche bei ähnlicher Gelegenheit mit ihren äußeren perſönlichen Verhältniſſen in einen Kampf geriethen. Denn außer daß ſeine Verdienſte und Talente ſo groß ſeien, ſchreibt er, daß mehrere große Potentaten und Fürſten l'uno a gara de l'altro darum beeifert wären, ihn zu haben, und ihn noch beſſer zu ſtellen, als er ſtehe (in der That hatte der Landgraf ſelbſt, im Auftrage des Erzbiſchofs von Köln, Leibnitzen die Stelle eines Kanzlers zu Hildesheim angetragen, was Leibnitz aber ſchon deshalb ablehnte, weil das Biſthum Hildesheim mit dem Hauſe Braunſchweig ehedem in Zerwürfniſſen geſtanden, was dieſen Uebergang gehäſſig machte), ſo glaube er nicht, daß, wenn er ſich anders in dem Temperamente, dem Geiſte und den Maximen ſeines Herrn (damals des Herzogs Ernſt Auguſt), kenne, er ihm, im Falle er „Gott die Ehre gäbe", minder theuer ſein, oder ihn nicht ein für allemal in ſeinem Dienſte behalten ſollte. Den Ruhm ſeiner ruhmvollen Bekehrung (zur Erbauung des Nächſten durch ſein gutes Beiſpiel) möge er Arnaud geben, den er, Leibnitz, ſo ſehr wegen ſeiner großen

Frömmigkeit, als ſeiner Wiſſenſchaft und Fähigkeit hochſchätze; ſo alt und ſo kränklich Arnaud auch ſei, würde er doch mit Freuden ihm dienen, wenn nicht durch ſeine Perſon, doch durch Briefe. Auch theilte er ihm mit, daß Philipp Jacob Spener in Berlin in der Meinung ſtehe, Leibnitz habe „den Sprung" ſchon gethan.

In einer vorläufigen Antwort, aus Oſterode im Harz den 25. November 1683, warf Leibnitz in Hinſicht der Religionsfrage nur das Wort hin: „Auf das, was Spener von ihm geſagt, antworte er, daß er ſich zum Theil irre, und zum Theil nicht irre, wie der Landgraf beſſer urtheilen werde, ſobald er auf den Suegliarino antworten werde, wo er erkennen werde, daß er nicht glauben müſſe, daß menſchliche Rückſichten ihn jemals in dieſen Materien aufhielten."

Zu dieſer Stelle machte der Landgraf die Bemerkung (ſtatt einer Antwort ſchickte er ihm nemlich ſeinen Brief mit mehreren Anmerkungen wieder): „O mein guter Herr Leibnitz! Man kann nicht zum Theil Katholik ſein, und zum Theil nicht. Die wahre Mutter wurde erkannt, weil ſie nicht zuließ, daß ihr Kind in zwei Stücke getheilt würde."

An dieſen Vorwurf knüpft Leibnitz in ſeiner Antwort vom Neujahr 1684 an, indem er ſich vollſtändig wie folgt ausläßt: „Um mich deutlicher zu erklären," ſagt er, halte ich dafür, daß man in der innern Communion der katholiſchen Kirche ſein könne, ohne in der äußern zu ſein, wie wenn man z. B. ungerechterweiſe durch Irrthum oder Bosheit des Richters excommunicirt wird. Aber damit Ew. Hoheit beſſer ſehen, daß ich von Ihren Anſichten nicht entfernt bin:

quemadmodum non privatio, sed contemtus sacramenti damnat, ſo halte ich eben dafür, daß derjenige, welcher ein Mitglied der Kirche durch dieſe innere Communion ſein will, alle möglichen Anſtrengungen machen muß, um auch in der äußern Communion der ſichtbaren, an der fortwährenden Succeſſion ihrer Hierarchie erkennbaren, katholiſchen Kirche zu ſein, was mir diejenige Kirche zu ſein ſcheint, welche man die Römiſche nennt (telle que je crois être ce qu'on appelle la Romaine). Ich ſage noch mehr, nemlich, daß dieſe Hierarchie, welche man dort ſieht, nemlich die Auszeichnung des Pabſtes (la distinction du pontif suprême), zum gemeinen göttlichen Rechte gehört, weil es einen Leiter (un directeur) der Biſchöfe und Prieſter geben muß. Ich ſetze ſogar hinzu, daß die ſichtbare katholiſche Kirche in allen den Glaubensartikeln, welche zur Seligkeit nothwendig ſind, durch einen beſondern, ihr verheißenen Beiſtand des heiligen Geiſtes untrüglich iſt."

„Nach allen dieſen Erklärungen werden Ihre Hoheit ſagen (fährt Leibnitz fort): warum begeben Sie ſich denn nicht hinein? Meine Antwort iſt folgende: es kann kommen, daß in der Kirche, ſo untrüglich auch in den Glaubensartikeln, welche zur Seligkeit nothwendig ſind, einige andere Irrthümer oder Mißbräuche ſich in die Gemüther einſchleichen; und indem man die Zuſtimmung derjenigen, welche ihr Mitglied zu ſein wünſchen möchten, welche aber die Demonſtration des Gegentheils zu haben glauben, fordert, ſetzt man ſie in die Unmöglichkeit, in der äußeren Communion zu ſein, ſo lange ſie aufrichtig ſein wollen. Zum Beiſpiel, als man von den Janſeniſten verlangte, die Propoſition einer Thatſache zu unterzeichnen, von welcher ſie das Gegentheil zu wiſſen glaubten, lag es nicht in ihrer Macht, ſich zu unterwerfen, auch wenn man ſie von der äußeren Communion der Gläubigen ausgeſchloſſen hätte. Daſſelbe findet nicht blos bei Dingen de facto ſtatt, welche von den Sinnen abhängen, ſondern auch bei Fragen, welche durch Schlüſſe der Vernunft ausgemacht werden: zum Beiſpiel, wenn die heiligen Väter, welche die Rundung der Erde für ſehr ungereimt und ſogar im Widerſpruche mit der Analogie des Glaubens hielten, von den Aſtronomen ihrer Zeit die Ableugnung dieſer Sache, oder wenn die heutige Kirche von unſeren Aſtronomen die Verdammung des Copernicaniſchen Syſtems gefordert hätte; denn es iſt anerkannt, daß es einige vortreffliche Aſtronomen gegeben haben würde, denen es unmöglich wäre, ohne Diſſimulation ihre Hand dazu zu bieten; weil die Meinung keine Sache iſt, welche von der Macht des Willens abhängt, und die man nach Belieben wechſeln könnte.“

„Um alſo auf mich zurückzukommen, ſo giebt es einige philoſophiſche Meinungen, von welchen ich die Demonſtration zu haben glaube, und welche zu ändern, mir bei der Beſchaffenheit des Geiſtes, in der ich mich befinde, unmöglich wäre, ſo lange ich kein Mittel ſehe, meinen Gründen genug zu thun. Nun werden aber dieſe Meinungen (obgleich ſie, ſo viel ich weiß, weder der heiligen Schrift, noch der Tradition, noch der Definition eines Conciliums entgegen ſind), noch immer hier und da von den Theologen der Schule, welche ſich einbilden, daß das Gegentheil davon zum Glauben gehört, gemißbilliget und ſogar mit der Cenſur belegt.“

„Man wird mir ſagen, daß ich, um die Cenſur zu vermeiden, ſie verſchweigen könnte. Aber dieſes geht nicht an. Denn dieſe Sätze ſind in der Philoſophie von großer Wichtigkeit, und wenn ich einſt über beträchtliche Entdeckungen, welche ich über die Unterſuchung der Wahrheit und die Beförderung der menſchlichen Kenntniſſe zu haben glaube, mich werde ausſprechen wollen, ſo muß ich ſie als Fundamentalſätze aufſtellen. Wahr iſt es, wäre ich in der römiſchen Kirche geboren, ſo würde ich nur dann von ihr austreten, wenn man mich ausſchlöſſe, und mir auf die Weigerung, vielleicht gewiſſe herkömmliche Meinungen zu unterſchreiben, die Communion verſagte. Jetzt aber, da ich außerhalb der Communion von Rom geboren und erzogen worden bin, wird es, glaube ich, nicht aufrichtig, noch ſicher ſein, ſich zum Eintritt zu melden, wenn man weiß, daß man vielleicht nicht aufgenommen werden würde, ſobald man ſein Herz entdeckte. Man müßte ſogar ſtets gebunden ſein, und ſeine Gedanken verbergen, oder ſich einem: Turpius ejicitur, quam non admittitur hospes, ausſetzen. Dieſes würde Vielen zum Aergerniß gereichen, und mich würde es aus meiner Gemüthsruhe in ſehr große Verwirrungen ſtürzen, ungerechnet die bürgerliche Gefahr, welche dem Rückfalle droht. Wahr iſt es, daß vielleicht jene Meinungen, welche von den Mönchen verdammt werden, von ſehr frommen Biſchöfen und Theologen gebilligt, wenigſtens geduldet werden möchten; aber es iſt nicht ſicher, einem

Vielleicht ſich auszuſetzen, ſondern man müßte verſuchen, es vorher zu wiſſen.“

„Ich habe ſehr oft, und ſeit mehreren Jahren, daran gedacht, habe aber keinen Ausweg daraus gefunden. Ihre Durchl. Hoheit ſehen daraus, daß ich Ihnen den Grund meines Herzens aufdecke. Und da ich mich zur Aufrichtigkeit bekenne, ſo hoffe ich, dieſes für Sie allein geſchrieben zu haben. Denn ich wünſche, mich in Ihrem Geiſte zu rechtfertigen.“

„Was mich noch mehr dazu brachte, ſo freimüthig mich auszuſprechen, iſt, daß mir einfiel, Ihre Durchl. Hoheit könnten vielleicht mir mehr als jemand helfen, aus dieſer Ungewißheit herauszukommen. Denn ich bekenne Ihnen ſehr gern, daß ich um jeden möglichen Preis in der Communion der römiſchen Kirche ſein möchte, *wenn ich es nur mit einer wahren Ruhe des Geiſtes, und mit dieſem Frieden des Gewiſſens vermag, deſſen ich gegenwärtig genieße*, wohl wiſſend, daß ich nichts von meiner Seite unterlaſſe, um einer ſo wünſchenswerthen Union zu genießen. Wenn ich wüßte, daß Ihre Durchl. Hoheit die Sache zu Herzen nehmen, ſo würde ich mich über die Art, aus dieſer Ungewißheit herauszukommen, wofür ich Ihrer Güte verbunden wäre, deutlicher erklären.“

Man kann in dieſem Schreiben das Streben erkennen, die Frage aus dem Perſönlichen in das Gebiet des Allgemeinen hinüber zu führen. In der That, alles, was Leibnitz von dem göttlichen Rechte des Pabſtes einräumt, fließt aus ſeinem ſpeculativ politiſchen Syſtem; und die Wiedervereinigung mit der römiſchen Hierarchie iſt ſelbſt ein hiſtoriſches Poſtulat desſelben Syſtems. So oft alſo die Frage der Bekehrung allgemein und objektiv, nemlich als Wiederkehr der Proteſtanten überhaupt in die äußerliche römiſche Hierarchie gefaßt wird, (wohlgemerkt, unbeſchadet der individuellen Speculation eines einzelnen Mitgliedes, z. B. ſeiner eignen, ſofern ſie mit den Dogmen der chriſtlichen Communen in keinem Widerſpruche ſteht), ſo oft iſt Leibnitz aufrichtig für die Reunion; dagegen, ſobald die Frage perſönlich genommen, mithin eine Verleugnung des Eigenthümlichen, Poſitiven, irgendwie gefordert wird, ſo giebt Leibnitz ohne Bedenken das Symbol gegen die Idee hin, d. h. die äußere römiſche Kirche für diejenige Idee der katholiſchen Kirche, welche den Schlußpunkt ſeines Syſtems bildet, welche er vorzugsweiſe die Kirche Gottes nennt, die Gemeinſchaft der Heiligen, welche katholiſch oder allgemein iſt, und die ganze menſchliche Geſellſchaft zuſammenbindet. Dieſe katholiſche Kirche der Idee nach bilden die Heiligen ſowohl unter den Proteſtanten, als den römiſchen Katholiken, ja unter allen Confeſſionen der Erde. Auf nichts anderes geht die bei Leibnitz ſo oft wiederkehrende Diſtinktion der innern Communion der Kirche von der äußern Communion hinaus; und da dieſe Unterſcheidung auf die höchſten Principien ſeines philoſophiſchen Syſtems zurückgeht, ſo hätte er nicht die katholiſche Kirche als die ausſchließlich allein ſeligmachende anerkennen können, ohne mit ſeinem Syſtem und mit ſich ſelbſt in Widerſpruch zu gerathen. Bei denjenigen, welche ſich feſt für das eine oder das andere, die Kirche in der Idee, oder die äußere römiſche Kirche, entſchieden haben, und den wahrhaften, realen Gegenſatz, welcher einmal hiſtoriſch zwiſchen dieſen beiden ſtatt findet, erkennen, muß Leibnitz wegen ſeines Hin- und Herſchwankens zwiſchen beiden in einem zweideutigen Lichte erſcheinen: er wird auch von dem Vorwurf nicht frei zu ſprechen ſein, daß er ſo innerlich verſchiedene Dinge, als ſeine Idee der Katholicität oder der Kirche Gottes, und den Begriff der römiſch katholiſchen Kirche nicht immer ſcharf und klar von einander gehalten hat, und oft zu voreiligen Hoffnungen und Erwartungen Anlaß gab, bis er gedrängt wurde, ſich für ſeine Perſon zu erklären. So ſchrieb er an die gelehrte, aber fanatiſche und anſpruchsvolle Madame Brinon, Sekretair der Aebtiſſin von Maubuiſſon, vom 19. Juli 1691: „Sie haben Recht, Madame, mich für einen Katholiken im Herzen zu erklären, ich bin es ſogar offen, denn nur die Hartnäckigkeit macht den Ketzer, deren mich aber, Gott ſei Dank, mein Gewiſſen nicht anklagt. Das Weſen der Katholicität (l'essence de la Catholicité) beſteht nicht darin, äußerlich mit Rom zu communiciren, ſonſt würden diejenigen, welche ungerecht excommunicirt werden, wider Willen und gegen ihre Schuld aufhören, Katholiken zu ſein. Die wahre und weſentliche Communion, welche macht, daß wir zu dem Körper Jeſu Chriſti gehören, iſt die Liebe; alle diejenigen, welche das Schisma durch ihre Schuld unterhalten, indem ſie der Wiederverſöhnung Hinderniſſe, der Liebe zuwider, entgegenſetzen, ſind wahrhaft Schismatiker; ſtatt daß diejenigen, welche bereit ſind, alles, was möglich iſt, zu thun, um auch in die äußere Communion einzutreten, wirklich Katholiken ſind. Dieſes ſind Principien, über welche man allerwegen übereinkommen muß.“ Leibnitz ſpielt alſo mit den Worten Communion und Katholicität; jeder Proteſtant, der, wenn man ihn mit ſeinen eignen Dogmen in Theologie und Philoſophie in die katholiſche Kirche aufnehmen will, dazu bereit iſt, wäre der wahre Katholik; ein Satz, welcher, indem er über alles Poſitive und Unterſcheidende ſich mit einem Sprunge hinwegſetzt, die Reunion ſelbſt ja als überflüſſig erſcheinen läßt; daß man faſt ſagen darf, daß unter allen Proteſtanten, welche polemiſch oder conciliatoriſch mit der katholiſchen Kirche ſich eingelaſſen haben, Keiner dieſelbe weniger anerkannt, als Leibnitz, eben wegen der formellen Aeußerlichkeit, womit er ſie auffaßte, wenn er ſie als äußere Communion mit der inneren Communion, d. h. der wahren Kirche Gottes in der Idee, in Gegenſatz ſtellte. Er betrachtete daher jene äußere Communion auch nur als wünſchenswerth, nicht als nothwendig, alſo ohne weſentlichen Einfluß auf die innere Ruhe, den wahren Seelenfrieden, deſſen er ſich erfreute. Auch der von ihm angegebene, gewiß triſtige, Grund, daß man ihn wegen ſeiner philoſophiſchen Meinungen mit ſich ſelbſt in Widerſpruch verſetzen könnte, verlor doch wieder bei der Anwendung an Kraft; denn die Kirche unterſchied ſich dabei in den Augen Leibnitzens in gar nichts vor jeder andern und profanen Geſellſchaft, deren Mitglied kein Ehrenmann ſein möchte, wenn er gewiſſe, nur „wünſchenswerthe“ Vortheile gegen die Aufopferung ſeiner philoſophiſchen Ueberzeugungen austauſchen ſoll. Der Landgraf betrachtete auch von ſeinem religiös-kirchlichen Standpunkt aus dieſen Grund als eine bloße Ausflucht; und Anton Arnaud, welchem er, ohne Rückſicht auf Leibnitzens

β

Bitte um Discretion, ſeinen Brief mitgetheilt hatte, ſchrieb an den Landgrafen, vom 2. März 1684, in dem nemlichen Sinne: „Er wiſſe nicht, was er von ihrem Freunde ſagen ſolle; denn er könne nicht rathen, welches ſeine „philoſophiſchen Meinungen“ ſein können, welchen er beſorgt, entſagen zu müſſen, wenn er katholiſch würde. Er habe ja ſelbſt erklärt, daß er nicht glaube, dieſe Meinungen ſeien nicht der Schrift, noch der Tradition, noch der Definition eines Conciliums entgegen; warum ſollte er alſo nicht im Gewiſſen das Glaubensbekenntniß ablegen können, das man von denjenigen fordere, welche in die Kirche zurücktreten? Was aber die Cenſuren der Theologen der Schule betrifft, das dürfe ihn nicht aufhalten. Es ſei moraliſch unmöglich, daß, zumal da er *Laie* wäre, man ihm irgend Schwierigkeit darüber mache. In keinem Falle werde es ein Hinderniß für ihn ſein, in die Kirche aufgenommen zu werden. Bei dieſen Bewandniſſen ſehe er nicht, wie Leibnitz ſein Gewiſſen beruhigen könne, *ohne dieſen erſten Schritt zu thun, um ſich in der Folge auf Gott zu verlaſſen*, in der Hoffnung, daß Gott ihn über ſeine *philoſophiſchen* Meinungen aufklären werde, wenn ſie irgend einen der *Religion* nachtheiligen Irrthum enthielten u. ſ. w. Sehe er aber vorher, daß ſein Vorhaben, „die Menſchen durch eine Art Wiſſenſchaft gelehrter zu machen, welche ſie aber nicht beſſer machen wird“, ihm ein Hinderniß ſein könne, ſich auf den Weg zu begeben, welcher, nach ſeinen eignen Principien, wenigſtens der ſicherſte zur Erlangung des ewigen Heiles ſei, ſo müſſe die wahre Liebe, die er ſich ſelbſt ſchuldig ſei, ihn eher von dieſem Vorſatze zurückbringen, ehe er ſich der Gefahr ausſetzte, ſeine Seele zu verlieren. Er ſetzte hinzu: „Man dürfte auch erwägen, daß Leibnitz ſo ſchöne Einſichten über die Geometrie, die Zahlen und die Mechanik habe (Dinge, bei welchen er nicht zu befürchten hätte, daß die Theologen ihn beunruhigten), daß es dem menſchlichen Geſchlechte nicht unnütz wäre, wenn er andere Dinge unterdrückte, bei welchen er Schwierigkeiten vorherſehen könnte. Wenn er aber nach Holland kommen wollte, ſo würde Herr von Caſtorie ihn in die Kirche aufnehmen, ohne ihm Schwierigkeiten zu machen." Etwas fromme Affectation war es indeß von Arnaud, wenn er zum Schluſſe ſich ſehr gerührt über „die Geiſtesqual dieſes gelehrten Mannes" zeigt, welchen er Gott empfehlen wolle, daß er die ihn umgebenden Hinderniſſe vollends zerſtreue, welche ihm noch den Eintritt in die Kirche verſchließen, außer welcher es kein Heil giebt." Denn von einer ſolchen Geiſtesqual iſt in Leibnitzens Bekenntniſſen keine Spur.

Dieſe gutgemeinten Bedenken machten auch auf Leibnitz nicht den geringſten Eindruck. Es that ihm blos leid, daß der Landgraf ihn vor Arnaud gewiſſermaßen Preis gegeben hätte, und er blieb bei ſeinem Motive, daß ſeine Philoſophie die Cenſur der katholiſchen Theologen nicht ertragen könne; und um über die Natur und die Abſicht derſelben keinen Zweifel übrig zu laſſen, erklärte er dem Landgrafen in ſeiner Antwort: „Die Meinungen, deren Schwierigkeiten er vorherſehe, ſeien mit nichten rein (purement) philoſophiſch, wie man vorausſetze, ſondern machten einen ſehr beträchtlichen Theil der wahren Grundlagen der natürlichen Theologie aus, und jene einzige Angelegenheit der Seele, unicum necessarium (von welcher Arnaud geſprochen), welche ſei, Gott über alle Dinge zu lieben, und folglich ihm zu dienen, werde mehr Stärke aus ſeiner Philoſophie ziehen, als faſt aus Allem dem, was man gewöhnlich über dergleichen Gegenſtände in den Schulen lehre. Danach könne man urtheilen, ob dieſe Meinungen unterdrückbar ſeien, ohne den wichtigſten Wahrheiten zu ſchaden, zumal in einer Zeit, wo ſie es ſo ſehr bedürften, befeſtiget zu werden.“

„Der Vorſchlag Arnauds, heißt es weiter, ſich vor allen Dingen aufnehmen zu laſſen, den Ausgang Gott überlaſſend, und ſich durch ein geheimnißvolles Benehmen in Verlegenheit zu ſetzen, hieße aus ſeiner Ruhe herausgehen, um ſich in Verwirrung ſowohl von Seiten des Innern, als des Aeußern zu ſtürzen: der Landgraf möchte Arnaud bedeuten, daß „ihr Freund“, weit entfernt, in den Gemüthsqualen zu ſtehen, von welchen jener in ſeinem Briefe ſpreche, ſich einer wahren Ruhe des Geiſtes rühme, weil er lange reiflich überlegt, und ſeine Pflicht gethan zu haben glaube; daß man ihn der Hartnäckigkeit nicht anklagen könne, weil ihm ſeitdem nichts Neues beigefallen ſei, das neue Zweifel in ihm hätte erzeugen können: und daß er ſich ſo der innern Communion der Kirche verſichert halte, wie diejenigen, welche ungerecht excommunicirt ſind, weil es nicht an ihm liege, auch der äußeren zu genießen.“ Hier iſt alſo in klaren Worten von Leibnitz erklärt, daß das Gemüth, das Perſönlich-Individuelle, ſich bei ihm gegen die äußere Thatſache, ob er der römiſchen Kirche angehöre, oder nicht, ganz gleichgültig verhalte.

„So viel werde, fügt Leibnitz hinzu, über den Punkt ſeiner Skrupel genügen; überdies aber gebe es gewiſſe Dinge in dem Tridentiniſchen Concil, welche in der That von keiner großen Wichtigkeit ſeien, auf welche er jedoch nicht als wahr ſchwören könne, z. B. die Unauflöslichkeit der Ehe unter aller Bedingung.“ In einem der folgenden Briefe wiederholt Leibnitz, daß ein Anhänger des Copernicaniſchen Syſtems, welchem man deshalb die Aufnahme verweigerte, vor Gott und den Menſchen entſchuldiget, und ein wahrhaftes Glied der Katholiſchen, Apoſtoliſchen und Römiſchen Kirche ebenſo gut wäre, als diejenigen, welche ungerecht excommunicirt ſind; d. h. das religiöſe Individuum als ſolches finde ſich in jeder religiöſen Gemeinſchaft gleich wohl, und nur die Verfaſſung mache die Hierarchie unter dem Pabſte dem Philoſophen wünſchenswerth.

Es iſt bemerkenswerth, daß Arnaud ſelbſt einige Zeit nachher die ihm von Leibnitz vorgetragene Philoſophie anfangs unbedingt mit der Cenſur belegte, obgleich er kein Philoſoph der Schule, d. i. Scholaſtiker, ſondern ein Carteſianer war, alſo Leibnitzens Befürchtungen am beſten rechtfertigte; daß aber Leibnitz, ungeachtet Arnaud zuletzt ſeinen Principien zum Theil ſelbſt beitrat, und das Uebrige von der Cenſur befreite, den Schritt in die katholiſche Kirche zu thun ſo wenig Neigung oder Drang bezeigte, als vorher. Der Landgraf indeß, am Ende, d. h. nach mehrern Jahren, von der Erfolgloſigkeit ſeiner Ermahnungen bei Leibnitz überzeugt, und unfähig, einen andern, als ſeinen eignen particularen Maaßſtab anzulegen, erklärte Leibnitz ſcheltend für einen Anhänger des Indifferentismus. Da er außerdem auch an Hiob Ludolph in Frankfurt und an Seckendorf in Jena, gleichen Widerſtand wie bei Leibnitz erfahren hatte, ließ er ſeinen Unmuth im Jahre 1692 in einem handſchriftlichen, durch die Hände mehrerer Katholiken laufenden, ziemlich barocken Aufſatz aus, mit der Aufſchrift: „De Trifolio Lutherano“; wo er von Leibnitz es dahin geſtellt ſein läßt, „ob ſolcher Gott weiß, auf was für einen Trieb und Reſpekt, über das und ſo viel Raffiniren nicht in Indifferentismum gerathen ſei, daß man nicht eben, wie der heilige Hieronymus vormals von Ruffino geſagt, gleichfalls auch von ihm billig ſagen könne: Quisquis est, noster non est, so wenig als von dem berühmten Hugone Grotio;“ — wobei er nach ſeiner Anſicht nicht ſo ganz Unrecht gehabt hat. Und mit dieſer Ueberzeugung ſtarb er das Jahr darauf.

Leibnitz hat während der Reihe von Jahren, da ihm die Reunion aus politiſchen und ſpeculativ-ſocialen Gründen wünſchenswerth ſchien, und er überdies im Auftrage und nach den Inſtruktionen der Fürſten handelte, ein doppeltes und entgegengeſetztes Benehmen an den Tag gelegt: betraf es das Sociale, Verfaſſungsmäßige, ſo ging er von dem Geſichtspunkte der Idee der Kirche Gottes oder der katholiſchen Kirche aus, welche, als über jeder ſichtbaren Kirche ſtehend, und ihren innern Geiſt, oder nach ſeinem Ausdruck: „die innere Communion“ bildend, zwiſchen Katholiken und Proteſtanten keinen Unterſchied macht, wonach kein geborner Katholik aus ſeiner Kirche treten darf, bis er ungerecht ausgeſtoßen wird; ſo wenig als ein Proteſtant in die katholiſche Kirche überzugehen veranlaßt iſt, wenn irgend ein Hinderniß von Seiten des Clerus ihm jetzt oder künftig für ſeine äußere und innere Ruhe droht; woraus folgte, daß die Scheidewand zwiſchen beiden Kirchen eine eingebildete ſei, was blos ausgeſprochen zu werden brauchte, um ſich als eins und vereinigt wiederzuerkennen. Der Vorzug einer einmal beſtehenden ununterbrochenen Hierarchie war es aber, und war es weſentlich, welcher die römiſche Kirche zum Grund und Boden der Vereinigung empfahl. Um dieſe Vereinigung zu *erleichtern*, iſt der Philoſoph geneigt, einerſeits die Verträglichkeit der katholiſchen Dogmen mit den proteſtantiſchen nachzuweiſen, andrerſeits die in der Praxis beſtehenden Mißbräuche der Rückſicht auf das Ganze nachſichtig unterzuordnen. Dies iſt die eine Seite. Sowie dagegen die Frage in das Gemüth, in das Gebiet der individuellen Religion, als Aufforderung zur *Bekehrung*, im Ganzen oder bei Einzelnen, geſpielt wird, ſteigt Leibnitz von ſeiner ſpeculativen Höhe herunter und greift die katholiſche Kirche in ihren Lehren, wie in ihrer Praxis, als Gelehrter und als Proteſtant an, und ſchien er anfangs mit der bloßen *Möglichkeit* der katholiſchen Dogmen befriedigt, ſo verlangt er nun über die Möglichkeit noch die *Beweiſe*. Dann iſt die Scheidewand zwiſchen beiden Kirchen keine bloß eingebildete, und es giebt keinen ſchroffern Proteſtanten, als Leibnitz. Dies iſt, es ſei hier wiederholt, der Grund der in den Schriften Leibnitzens ſo häufig vorkommenden, ſich einander nicht ſowohl aufhebenden, als ergänzenden Aeußerungen über die Inſtitutionen der katholiſchen Kirche, je nachdem das Intereſſe ihn die Licht- oder die Schattenſeite derſelben ins Auge zu faſſen leitete.

Der Zeitgeiſt kam dieſer, man muß es ſagen, zweideutigen Behandlungsart der Religionscontroverſe entgegen. Man war der heftigen und ſchroffen Polemik, wie ſie noch zuletzt in den Streitſchriften Conrings erſchien, müde; und wenn dieſe auch im deutſchen Reiche, wo der weſtphäliſche Friede der bürgerlichen Verfolgung der Andersgläubigen ein Ende gemacht hatte, ungefährlich ſcheinen konnten, ſo hätte ſie in den angränzenden Reichen in Weſten und Oſten, nemlich in Frankreich und in Ungarn, wo die Regierung mit freier Hand die Proteſtanten von Jahr zu Jahr immer mehr drückte und verfolgte, das Elend der Armen nur vermehrt, ſtatt auf ihre Ueberzeugung zu wirken. Daher ſehen wir um die Zeit des Nimweger Friedens, und von hier ab, nach einander franzöſiſche und kaiſerliche Theologen und Geiſtliche, ſtatt der Polemik, den Weg der Ueberredung, der Auseinanderſetzung, der Unterhandlung einſchlagen. Den Anſtoß dazu hatte der große Boſſuet, damals Biſchof zu Condom, ſeit 1682 Biſchof zu Meaux, durch ſeine berühmte **Exposition de la foi de l'église catholique**, welche 1671 zuerſt herauskam, in alle europäiſche Sprachen überſetzt und unzähligemal aufgelegt wurde, gegeben. Zum erſtenmal hatte hier ein angeſehener Prälat der Kirche und ein großer Gelehrter und Schriftſteller ſich zum Wohle der, ohnehin bürgerlich beengten und bald verfolgten Gegner der Kirche, der Reformirten, zu einer Apologie der Kirche und der Lehren des Tridentiniſchen Concils gleichſam herabgelaſſen, um ihnen zu zeigen, daß dieſe

Lehren nichts weniger, als unchriſtlich ſeien, und daß der Abſcheu der Reformirten davor nur aus ihren Vorurtheilen und Mißverſtändniſſen herrühre, daß ſie alſo, ohne ihr Gewiſſen zu beſchweren, zu der alten Kirche, welche ihre Vorfahren verlaſſen, zurückkehren könnten. Der außerordentliche Erfolg dieſer Methode wirkte auf einen katholiſchen Theologen in den kaiſerlichen Erblanden zurück, welcher die traurigſten Wirkungen der Kirchenſpaltung in Ungarn erfahren, und in dem Kaiſer Leopold ein friedliebendes Gemüth kennen gelernt hatte, welcher daher, ohne an Geiſt, noch an Wiſſenſchaft, mit ſeinem Vorbilde Boſſuet irgend verglichen werden zu können, an Eifer ihn noch zu übertreffen ſuchte. Dies war Chriſtoph Rojas oder Roxas, ein ſpaniſcher Franziskaner, aus dem berühmten italieniſchen Geſchlechte der Spinola, der in ſeinen jüngern Jahren die Theologie in Spanien gelehrt, dann von dem Könige Philipp IV in ſeinen Angelegenheiten nach Wien, Regensburg und andern Orten Deutſchlands geſandt worden war, und endlich als Beichtvater der an den Kaiſer Leopold vermählten Tochter des Königs von Spanien am kaiſerlichen Hofe blieb, ein Liebling des Kaiſers, der ihm ſpäter (1686) das Biſthum Wieneriſch-Neuſtadt ertheilte, nachdem ihn früher der Pabſt zum Titularbiſchof von Thina in Croatien ernannt hatte. Der Diplomat und Unterhändler trat bei dieſem merkwürdigen Manne von Anfang an eben ſo ſtark hervor, als der Theolog, zumal da der Umfang und die Tiefe ſeiner Gelehrſamkeit, ſeinem eignen Geſtändniſſe nach, ziemlich beſchränkt war; ein Umſtand, welcher ihn auch mehr zu einem vorübergehenden Werkzeug Höherer, als zu einem eigenthümlichen Organe des allgemeinen kirchlichen Geiſtes der Zeit, wie Boſſuet war, gemacht hat, mag er es auch mit ſeinen Expoſitionen, Unterhandlungen und bei ſeinen, vom Kaiſer Leopold autoriſirten, Reiſen ehrlich gemeint haben. Als er ſich bereits durch henotiſche Reiſen im Jahre 1675 an verſchiedenen proteſtantiſchen Höfen in Deutſchland, vorzüglich an dem des großen Kurfürſten von Brandenburg, einen Ruf gemacht hatte, kam er auch im Sommer des Jahres 1679 als kaiſerlicher Abgeſandter, in Begleitung des kaiſerlichen Geheimſchreibers von Hornegk, nach Hannover, wo die Religions-Controverſen durch die Schriften eines Capuciners am Hofe Johann Friedrichs, des Pater Denis, Verfaſſers einer geſchätzten Via pacis, Steno's, und eines eifrigen Edelmanns, Barons von Reck, denen Leibnitz nicht wenige, (noch ungedruckte) Abhandlungen entgegenſetzte, lebhaft im Schwange waren. Die Anweſenheit Spinola's im Jahre 1679 ſcheint von Leibnitz ausgegangen zu ſein, wenigſtens iſt ein handſchriftlicher Brief von ihm an einen ungenannten Freund desſelben aus Hannover vom 24. Mai 1679 vorhanden, durch welchen er mit Spinola ſelbſt in Verbindung zu treten ſuchte. Er ſpricht darin ſogar allgemein von „großen Veränderungen, welche in Hannover vorgehen, welche zwar noch wenig bekannt. Es werden hier gute Reſolutiones dem Reich zum Beſten ergriffen, lauten die fernern Worte, welche bald ausbrechen dürften. Und weil ich in Wahrheit ſagen kann, daß auch ich Gelegenheit gehabt, etwas Nützliches dabei zu thun, ſo aber Niemand ſo wohl, als Ihrer Durchlaucht ſelbſt bekannt, als welcher mir die Gnade thut, oftmals meine Gedanken über allerhand Materien anzuhören, ſo möchte wohl wünſchen, daß ſolches am rechten Orte einigermaßen bekannt wäre. Der Ruhm iſt nicht allemal dasjenige, ſo ich ſuche, und gilt bei mir mehr das eigne Bewußtſein des Rechten, als die Meinung, welche Andere von mir haben könnten. Nichts deſtoweniger iſt bisweilen nöthig, daß hohen Perſonen unſer gutes Gemüth bekannt ſei, damit uns Gelegenheit gegeben werde, ſolches ferner zu üben.“

Im Juni oder Juli **1679** hielt Spinola ſich, aber nur vorübergehend und ohne ein Reſultat zu erlangen, in Hannover auf. Hier, bei einem eifrig katholiſchen Fürſten, umgeben von Glaubensverwandten und Geiſtlichen, welche, von der übrigen proteſtantiſchen Regierung und dem Lande eiferſüchtig bewacht, nichts Auffallendes wagen durften, konnte Spinola höchſtens in ſeinen ireniſchen Beſtrebungen ermuntert werden. Das lutheriſche Conſiſtorium und die theologiſche Facultät in Helmſtädt blieb damals wenigſtens von denſelben noch ganz unberührt. Leibnitz aber, welcher Spinola bald durchſchaute und die untergeordnete Bedeutung deſſelben von Anfang erkannte, wandte ſich zur ſelben Zeit an die eigentlichen Organe und Machthaber der Kirche, von welchen, wenn irgend, eine Entwickelung für den Kirchenfrieden zu erwarten war; dieſe Mächte, es waren Ludwig XIV und die gallikaniſche Kirche, vor allen Boſſuet, welcher damals, zugleich mit Huet, nachmaligem Biſchof von Avranches, Erzieher des Dauphins am Hofe war. Er benutzte die Anweſenheit Spinola's, indem er einen von ihm an Boſſuet erlaſſenen Brief, worin er ihm von ſeinem Vorhaben Nachricht gab, überſchickte, mit der

Aufforderung, den König dafür zu gewinnen. Das that Boſſuet und erwiederte die Worte, worauf Leibnitz nachmals ſo oft ſich bezog: „daß der König Ludwig XIV, von der Sache benachrichtiget, weit entfernt, ſich zu widerſetzen, dieſen Gedanken Geſchmack abgewinnen (goûterait ces pensées), und ſie begünſtigen werde.“ Nachdem er ſich Boſſuet bekannt gemacht hatte, eröffnete ſich Leibnitz mit größerm Vertrauen deſſen Genoſſen, Huet, in einem Briefe vom 1. Auguſt 1679. Huet ſelbſt hatte ihm dazu die Veranlaſſung gegeben, und zwar durch eine gutgemeinte Aufforderung zur Bekehrung, womit er das an den Herzog Johann Friedrich überſandte Exemplar ſeiner ſo eben erſchienenen, bald berühmt gewordenen **Demonstratio evangelica** begleitete. Leibnitz lehnte das Perſönliche-durch die Wendung ab, welche uns nicht mehr überraſchen wird: daß die Bekehrung des Einzelnen unnöthig ſei, da „er, wie viele andere in der katholiſchen Kirche ſeien, weil es ihre Schuld nicht ſei, daß ſie mit den Andern nicht communiciren. Wenn dieſe uns aber zurückweiſen, oder Bedingungen verlangen, ſetzt er hinzu, welche zu erfüllen nicht in unſerer Macht ſteht, ſo ſiehſt du in deiner Mäßigung, daß uns keine Schuld beigemeſſen werden kann. So glückliche Zeitumſtände — fährt er nun fort — glaube ich wahrzunehmen, daß ich beinahe hoffe, man könnte eine gewiſſe Einigung treffen, ebenſo ehrenvoll für die römiſche Kirche, als nicht drückend für den andern Theil. Und dies urtheile ich nicht ohne Grund. Denn ich kenne viele treffliche Männer unter allen Partheien. In keiner Gegend Deutſchlands aber werden die Religions-Controverſen mit mehr Mäßigung und

Urtheil behandelt, als in dem Gebiete von Braunſchweig-Lüneburg. Und da die Fürſten, welche jetzt regieren, in Weisheit von keinem übertroffen werden, und vor Allem mein Herr mit den übrigen Gaben der Natur und des Glückes eine ungewöhnliche Gelehrſamkeit und ein gediegenes Urtheil verbindet, und beſonders dieſe Beſtrebungen mit großer Freude befördert, ſo müßte man, dünkt mir, wenn ich ſo große Gelegenheiten zu Thaten erwäge, häufig die Nachläſſigkeit oder den Willen derjenigen anklagen, welchen die Sorge für die Sache der Kirche obliegt. Jetzt aber, da ich den Pabſt Innocenz **XI** wegen ſeines heiligen Lebenswandels, ſeines vortrefflichen Willens und ſeiner Weisheit loben höre, erhebe ich mich wieder zu einiger Hoffnung. Dazu kommt des Kaiſers glühende Frömmigkeit und des größeſten Königs (Ludwigs **XIV**) höchſte Tugend. Daher wird entweder jetzt etwas geſchehen, oder ich fürchte, wenn wir die Gelegenheit vorübergehen laſſen, wird der allgemeine Jubel noch auf einige Jahrhunderte hinausgeſchoben. Daher wünſche ich, daß auch Du deine Entwürfe mit denen des berühmten Biſchofs von Condom verbindeſt. Neulich bot ſich mir eine Gelegenheit dar, dem berühmten Biſchofe bekannt zu werden. Daher bitte ich dich, mich ihm zu empfehlen und mich auch Dir ferner empfohlen ſein zu laſſen.“ Des Spinola, ſieht man hier, dachte Leibnitz nicht einmal.

Doch bevor von Seiten der franzöſiſchen Prälaten ein Entwurf gefaßt und dieſer in Hannover weiter gepflegt werden konnte, wurde dieſem Beſtreben und dem ganzen bisherigen Regierungsſyſteme, Religion und Kirche betreffend, ein Ziel geſetzt. Der Herzog Johann Friedrich ſtarb noch vor Ende des Jahres 1679, für die Beſtimmung des Hauſes Hannover und ſeine künftige Größe gewiſſermaßen zur rechten Zeit. Er fühlte ſchon jetzt das Bedürfniß, ſich von den Regierungsgeſchäften zurückzuziehen, theils ſeiner angegriffenen Geſundheit zu ſchonen, theils aber auch um deſto mehr ſeinem Hange zu einem aſcetiſchen, gottſeligen Leben zu folgen. Um ſich zu dieſem bedeutenden Wechſel vorzubereiten, nahm er eine Reiſe nach Italien vor, um, wie er nach der Sitte deutſcher Fürſten ſchon öfter gethan, in Venedig während des Carnevals ſich zu erholen, wohin ſein Bruder, der Biſchof Ernſt Auguſt von Osnabrück, ſein Nachfolger, ſich bereits begeben hatte. Es war wie eine Ahnung eines baldigen ewigen Abſchieds, daß er vor der Abreiſe, welche den 16. November erfolgte, alle Geſchäfte in ſolche Ordnung brachte, „gleich als ob er jetzo die Regierung niederlegen ſollen“, (ſagt Leibnitz in dem Lebenslauf des Fürſten). Seine Gemahlin mit den jungen Prinzeſſinnen hatte er nach Paris zu ihren Verwandten abgehen laſſen, und „von denſelben einen ſehr beweglichen Abſchied genommen.“ In Augsburg angelangt, wo der Herzog und ſein Gefolge die Fede oder den Paß der Republik Venedig erwarten wollte, weil wegen einer ausgebrochenen Peſt jeder Zugang nach Italien ſo eben geſperrt war, wurde er den dritten Tag nach ſeiner Ankunft von einer Krankheit überfallen, welche ihn den 18. December a. St. im fünf und fünfzigſten Jahre ſeines Lebens hinraffte. Alsbald eilte ſein Bruder und Nachfolger, der Biſchof von Osnabrück, Ernſt Auguſt aus Italien dahin und führte die Leiche des Herzogs in Begleitung von acht Schwadronen Reiter durch Nürnberg nach Herrenhauſen, wo ſie ausgeſtellt blieb, bis die Anſtalten zu einer, des Nachfolgers wie des Vorgängers würdigen, Feier der Funeralien getroffen werden konnten. Die Beamten des Hofes und des Landes wurden von dem neuen Regenten, noch vor ſeinem Einzuge in Hannover, welcher den 3. März 1680 geſchah, beſtätiget, unter ihnen auch Leibnitz, welcher über dieſes Ereigniß an den gelehrten Bibliothekar von Wolfenbüttel, David Haniſius, aus Hannover den 28. Jan. 1680 ſchrieb: „Wie ſehr der große Verluſt, den wir durch des höchſtſeeligen Herrn unvermutheten Todesfall allhier gelitten, mich inſonderheit beſtürzet gehabt, kann mein H. H., als dem dieſes großen Fürſten hohe Gaben bekannt geweſen, leicht ermeſſen: wobei uns nichts, als der hochfürſtliche Nachfolger tröſten können, deſſen hohes Gemüth und heroiſche Tugenden weltbekannt; welches auch ich an meinem wenigen Ort bereits erfahren; indem ich von Ihr. Durchl. in meinen Bedienungen gnädigſt beſtätiget werden.“ So groß jedoch erſchien damals die Unſicherheit und Unbeſtändigkeit der Fürſtengunſt, daß Leibnitz nichts deſto weniger zur ſelben Zeit um die durch den Tod von Peter Lambeccius erledigte Stelle des kaiſerlichen Bibliothekars in Wien ſich bewarb. Von ſeinem Briefe nach Wien in dieſer Angelegenheit haben wir geſprochen. Ob die Verhandlungen ſcheiterten, oder ob Leibnitz unterdeſſen ſich unbedingt entſchied, in Hannover zu bleiben, iſt dunkel. Aehnliche Motive waren es, welche ihn damals bewogen, ſich angelegentlich bei ſeinem Gönner, dem Herzoge von Chevreuſe, durch Vermittelung von Huygens, um die Stellung eines auswärtigen Mitglieds der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu bewerben; aber die Verfaſſung der Akademie ſchien dieſem ſo gerechten Wunſche noch entgegen geweſen zu ſein. Erſt nach der Veränderung derſelben, **1699**, wurde Leibnitz deſſelben theilhaft.

Den **21.** April **1680** ging die ſolenne Todtenfeier für den Herzog Johann Friedrich in Hannover vor, welche an Glanz und Pracht, aber auch an Kunſt und Geſchmack alles übertraf, was man in dieſem Fürſtenhauſe bei ähnlicher Gelegenheit jemals geſehen hatte, daher der Ruf davon ſich weit verbreitete. Vor uns liegt das Prachtwerk, welches von dem Herzog Ernſt Auguſt zur Erhaltung des Andenkens dieſer Todtenfeier geſtiftet worden iſt. Das wirklich ſchöne und würdevolle Bildniß des gefeierten Fürſten ſteht an der Spitze. Dann folgen die architektoniſchen Denkmäler im Abbilde, erfunden von dem Architekten Hieronymus Sartorio, und die Zeichnungen der beſondern Felder mit den verſchiedenen Wappen und Symbolen. Hierauf entfaltet ſich die glänzende Reihe des Zuges auf vielen Blättern, welche die Folge der einzelnen Abtheilungen zur Anſchauung bringen. Bei den höhern Beamten des Hofes glauben wir die Bildniſſe der Perſonen zu erkennen, bei denen vom Adel ſind ſogar die Namen hinzugeſetzt. Die Schüler, die Geiſtlichkeit und die Abgeordneten der Städte des Landes eröffnen den Zug; dicht hinter der fürſtlichen Leiche folgt der Herzog Ernſt Auguſt, zwiſchen den Marſchällen; hinter ihm die jüngern Prinzen Maximilian Wilhelm und Carl Philipp (der Erbprinz fehlt), dann die Geheimte Rathe, welchen die Hof- und Canzlei-

Räthe folgen; hierhin gehörte auch Leibnitz, welcher, wie wir auch ſonſt wiſſen, an der Feierlichkeit Theil nahm, und welchen wir in der Figur, welche dieſe Abtheilung ſchließt, der jüngſten unter allen übrigen, zu finden glauben. Lange herabwallende Perücken zieren die meiſten dieſer Figuren, einige jedoch tragen ihr natürliches geſcheiteltes Haar. Nach dem immer abſteigenden Range der Beamten des Hofes wickelt ſich unüberſehbar der Zug ab.

Hinter dieſen Abbildungen folgen Denk- und Lobſchriften auf den betrauerten Herzog in gebundener, wie ungebundener Rede, in der deutſchen, franzöſiſchen, italiäniſchen und lateiniſchen Sprache. Hier nun ſtoßen wir dreimal auf die Feder Leibnitzens. Er iſt erſtlich der Verfaſſer der in deutſcher Sprache verfaßten „**Personalia**“, welche den Sonntag nach der Todtenfeier, in der Schloßkirche von dem Oberhofprediger Hermann Barkhauſen, nach der Leichenpredigt von der Kanzel verleſen wurden; und zwar ganz eigentlich als eine Ergänzung des geiſtlichen Sermons, des „**Castrum Doloris et Honoris** oder Glorwürdigſtes Ehrengedächtniß des weyland durchlauchtigſten Fürſten und Herrn Johann Friedrich, Herzogen zu Braunſchweig und Lüneburg.“ Wiewohl die **Personalia** Leibnitzens Namen nicht tragen (wie er auch faſt nirgends als ihr Verfaſſer genannt iſt), ſo ſteht ihr Urſprung nichts deſto weniger feſt; denn der Entwurf dieſer Schrift von Leibnitz's eigener Hand wird noch aufbewahrt. Die Aufgabe gehörte zu den ſchwierigern: das Leben eines katholiſchen Convertiten aus dem Munde eines proteſtantiſchen Geiſtlichen. Leibnitz löſte ſie mit feinem Takte. Freilich hatten die Perſonalien nicht mehr den ſtreng richterlichen Charakter, wie es in früherer Zeit der Theologe und Beichtvater ſich gegen den Landesfürſten ſelbſt bei ſolcher Gelegenheit herausnahm. Denn man fing an, die Perſonalien vom Prediger auf den Hofmann überzutragen, wenn nicht der Prediger ein Hofmann war. „Noch Friedrich Ulrich, hebt Spittler in der Geſchichte Hannovers bedeutſam hervor, war wenigſtens von ſeinen Leichenrednern ſo unpartheiiſch gerichtet worden, als ehedem Aegypten, wie die Fabel ſagt, ſeine todten Könige richten ließ; aber bei dem Sarge der drei Söhne Georgs, ſelbſt am Grabe des katholiſch gewordenen Herzogs Johann Friedrich wurden Perſonalien verleſen, eine Predigt gehalten, bei welchen keinem Nachfolger auch für ſeine Leichenpredigt bange werden durfte.“ Und doch hat der Verfaſſer dieſer Perſonalien einem hannöverſchen Theologen der neueſten Zeit, dem Verfaſſer der Kirchen- und Reformations-Geſchichte von Norddeutſchland, nicht genug geſagt!

Gewiß, wenn man nicht den hiſtoriſch-politiſchen, am allerwenigſten aber einen kirchlich-fanatiſchen Maaßſtab an das Andenken dieſes ausgezeichneten Fürſten anlegt, und ſich auf den Standpunkt Leibnitzens, als Dieners und Freundes ſeines Fürſten ſtellt, ſo wird man die beredte Schilderung ſeiner perſönlichen Tugenden und Vorzüge, als Chriſten und Regenten, nicht ohne Theilnahme leſen. Es ſind dies einige ſchöne Seiten mehr unter Leibnitzens Schriften in der deutſchen Mutterſprache. Seine Dankbarkeit gegen den Fürſten, welcher ihn aus dem Dunkel hervorgezogen und auf den Schauplatz der großen

Welt geſtellt hatte, ſpricht ſich lebhaft, wiewohl einfach und ſchmucklos, in dieſer Schilderung aus; beſonders, wo es heißt: „Der hochſelige Fürſt hat dieſes Lob in der Welt erhalten, daß er die Perſonen trefflich unterſchieden, und einen jeden, wozu er bequem (tauglich), brauchen können; auch daß er berühmte, gelehrte und in allerhand Profeſſionen verdiente Leute ſowohl in ſeinen Landen, als auch an weit entlegenen Orten geſuchet, herfür gezogen, beſchenket, und nach Gelegenheit zu Aufnehmen gebracht, und in Stand geſetzet, das ſie ihr gutes Vorhaben bewerkſtelligen können, maßen ſolches ſo viel Ihr in Teutſchland, Frankreich, Italien zugeſchriebene Werke und Lobſchriften, und ſo viel bey dero Hof und Militz auch ſonſt gehaltene qualificirte Leute von allerhand Nationen, die allhier Schutz, Unterhalt, Dienſte, Ehre und Ruhm gefunden, wenn ſie anders dankbar ſein, bezeugen müſſen.“

Ein zweites Stück aus Leibnitzens Feder in dieſem Monumente iſt ein franzöſiſches Gedicht auf den Tod Johann Friedrichs, an die Gemahlin des Herzogs Ernſt Auguſt, Sophie, gerichtet, dieſe erlauchte Fürſtin, welche an der Seite ihres Gemahls eine neue Ruhmepoche für Hannover herbei zu führen berufen war: **A son Altesse Serenissime Sophie, née Princesse Electorale Palatine, duchesse de Bronsvic et Lunebourg. Sur la mort du grand Prince Jean Frédéric par G. G. L.** Es fängt an:

Princesse, dont l'esprit et la grandeur de l'ame
Est un épanchement d'une celeste flamme,
De qui le sang royal et souverain état
N'est pas le plus solide ou le plus grand éclat . . . .

und drückt im Ganzen mehr die Huldigungen gegen die Fürſtin, als die Seele ihres Hauſes, und den Troſt, den dieſes Haus für die Hannoverſchen Lande mitbringe, denn ein von der Trauer eingegebenes Lob des beſungenen Fürſten aus. Ein höherer Werth durch Form oder Gehalt geht dieſem an ſich merkwürdigen Verſuche ganz ab. Iſt es nicht bezeichnend für die damalige Stellung der deutſchen Poeſie an deutſchen Höfen, daß Niemand von allen denen, welche den Gefeierten beſungen haben, mit einem deutſchen Reim auftrat? auch Leibnitz nicht, welcher ſich doch ſonſt in deutſchen Verſen und Liedern manchmal verſucht hat.

Die Krone dieſer Schriften endlich bleibt das, auch ſonſt ſchon wohlbekannte, wiewohl in Leibnitzens Werke noch nicht aufgenommene heroiſche Gedicht: Epicedium in obitum Joannis Friderici ad rever. ac celsiss. Principem Dn. Ferdinandum Episcopum etc., worin er ſich als Meiſter gezeigt und unter den neuern lateiniſchen Dichtern ſeinen Rang eingenommen hat. Daß er darin nach einem Höhern geſtrebt hat, ging ſchon aus der Widmung des Gedichts an den gelehrten und hochgebildeten Biſchof von Münſter, Ferdinand von Fürſtenberg, den Nachfolger des nicht lange vorher verſtorbenen kriegeriſchen Biſchofs, Bernhard Galen, hervor. In einem dem Gedichte vorgedruckten Schreiben des Biſchofs, aus Neuhauſen den 1. Mai 1680, drückt er dem Dichter ſeine Bewunderung und ſeinen Dank aus, und bittet ihn um Fortſetzung ſeiner Freundſchaft. Ein zweites Schreiben von dem, aus der Geſchichte der neuern Poeſie nicht minder bekannten Italiäner, Hortenſio Mauro, welcher ſein Leben an dem Hofe des Herzogs Ernſt Auguſt, als Freund und Hofdichter verlebt hat, auch der Freund Leibnitzens wurde, berichtet ihm über den großen Beifall, welchen das Gedicht bei dem Herzog Ernſt Auguſt gefunden; dieſer konnte nicht müde werden, es zu leſen und zu bewundern. In der That macht es als Ganzes einen würdigen und feierlichen Eindruck, und die ſchöne, früher faſt allein bekannte Epiſode über die Erfindung des Phosphors hat noch mehr Wirkung im Zuſammenhange mit dem Ganzen. Merkwürdig iſt hier, wie in den Perſonalien, das Streben Leibnitzens, dem Vorwurf zu begegnen, den man dem Herzog Johann Friedrich für ſein Stillſitzen während des Reichskriegs machen konnte, während ſeine Brüder im Felde Lorbeern des Ruhms und Heldenmuths ſammelten; ein Streben, welches dieſen Vorwurf nur noch mehr zu erwecken, als zurückzudrängen geeignet ſcheint, und der Wirkung einer Entſchuldigung gleichkömmt. Deſto höherer Glanz fällt auf den Nachfolger, den er im voraus unter den Rächern von Deutſchlands Schmach gegen Frankreichs übermüthigen Monarchen begrüßt, um den ſich die begeiſterte Jugend des Landes ſchaaren werde. Mit einer Weiſſagung von der einſtigen Größe des Hauſes Hannover ſchließt das Gedicht. Als das Haus Hannover ſpäter den engliſchen Thron erbte, ſchien dem Dichter ſelbſt nur das erfüllt, was er in dieſen Schlußverſen verkündet hatte:

At Tu spes patriae, coelo dilecta juventus
Inclyta natorum series: accedite coeptis
Et centum populos spectanti vincite Patri.

Illius auspiciis iterum Germania victrix
Surget, et hostiles poterit contundere fastus.
Illius imperiis conjunget Brachia Rheno
Albis, et Hercynios agnoscent aequora montes.
Et superi majora parant: sed talia Parcae
Noscere mortalem prohibent, vel dicere Vatem.

Bald nach der religiöſen Todtenfeier des Herzogs Johann Friedrich mußte die katholiſche Geiſtlichkeit von dem Hofe und dem Gebiete Hannovers ſich entfernen; es vorher und ſofort bei dem Antritt ſeiner Regierung zu thun, wie das geiſtliche Miniſterium von Hannover „um Gottes Barmherzigkeit und der Wunden Jeſu Willen“ ihn gebeten hatte, hatte der duldſame und von edler Pietät gegen ſeinen Bruder erfüllte Fürſt abgelehnt; damit die ſterbliche Hülle Johann Friedrichs keinem andern, als denjenigen, deren kirchlichen Beiſtand er auch im Leben genoſſen hätte, anvertraut werden ſollte. Die Capuciner gingen darauf aus einander; die Hofkirche, welche den Katholiken eingeräumt worden war, war ihnen ſchon früher genommen worden; die Ausübung ihrer Religion blieb auf ihre abgeſonderten Verſammlungen beſchränkt. Der Biſchof Steno ging als päbſtlicher Vicar des Nordens nach Hamburg; Leibnitz verlor an dieſem Eiferer weniger, als an manchem andern, durch Gelehrſamkeit und chriſtliche Mäßigung ausgezeichneten Manne unter dieſen Geiſtlichen, wie der Vater Denis war, welcher Guardian in Hildesheim wurde. Von einer bleibenden Beziehung dieſes Mannes zu Leibnitz iſt nichts bekannt worden. Dagegen dürfte hier zweier ausgezeichneter Männer von Hildesheim aus dieſer Zeit füglich

Erwähnung geſchehen, mit denen Leibniz noch ſpät in reger, für die Wiſſenſchaft fruchtbarer Verbindung ſtand. Der eine von ihnen war der gelehrte und geſchickte Arzt und Geſchichtsforſcher Conrad Barthold Behrens, welchen die Societät der Wiſſenſchaften in Berlin 1709 zu ihrem Mitgliede aufnahm. Leibniz ſchätzte ihn nicht weniger wegen ſeiner Verdienſte um Genealogie und Geſchichte, als wegen ſeiner ärztlichen Einſichten. Ihn befragte er am liebſten bei den körperlichen Uebeln, welche ihn in den letzten zwanzig Jahren ſeines Lebens heimſuchten. Der andere Freund war der gelehrte Jeſuit Pater Desboſſes, in der Literatur zwar durch kein eigenes Werk bekannt, deſſen philoſophiſchen Geiſt Leibniz jedoch hoch genug ſchätzte, um in ſeinen Briefen an ihn ſich den vollſtändigſten, zuſammenhängendſten Erörterungen der Monadologie zu überlaſſen, welche uns erhalten ſind.

Beilage

der

Anmerkungen und Urkunden.

Anmerkungen

zum erſten Buche.

S. 4.

Die Originalſtelle aus der Hauschronik von Leibnitzens Vater, welche ein Seitenverwandter des Hauſes, Freiesleben, Gehülfe an der Friedenſteinſchen Bibliothek, in die Gothaiſche Gelehrten Zeitungen von 1774 S. 218 einrücken ließ (vgl. von Murr Journal VII, S. 131), lautet wörtlich: „21. Juny am Sontag 1646 Iſt mein Sohn Gottfried Wilhelm, post sextam vespertinam ¼ vff 7 vhr abents zur welt gebohren, im Waſſermann. 23. Juny 1646 in vigilia D. Johannis, hora post 2 baptizatus est filius meus. In cujus baptismatis actu cum teneretur manibus diaconi, Dn. M. Danielis Molleri, et baptizaretur filius hic, sursum erexit caput, sursumque elevatis oculis et capite, quod mirabantur adstantes, permisit libenter aqua perfundi. Id quod specimen fidei et omen ut sit quam optimum, exopto et auguror, nempe ut per totum vitae tempus elevatis ad Deum oculis totus divinus sit, inque Dei amore ardeat, itaque θαύματα ἀξιοθαύματα operetur, quae in honorem Altissimi, et salutem ac incrementum Ecclesiae Christianae, ipsiusque et nostrorum salutem cedant. Ita faxit alma Trinitas, per Christum Amen.“ (Daß der 23. Juni a. St., wie, nach Eccard, bisher überall für den Geburtstag Leibnitzens angegeben worden, falſch ſei, geht aus dieſer Stelle unwiderſprechlich hervor.

Ueber die vermuthlich ſlaviſchen Urſprünge der Leibnitze im Mittelalter finden ſich unter Leibnitzens Papieren folgende, auf einem Blatte zuſammengeſtellte Notizen, welche ich wörtlich mittheile:

— Ex libro Stierii nescio an .... an alio haec olim excerpsi: Huc quoque pertinet magni hominis B. Mynsingeri ducatus Brunsvicensis et Luneburgensis quondam Cancellarii a. B. Joh. Leibnizio in student. n. 194 adductum: Cur (dixit ille nobilis) fiam doctor, cum jam sim nobilis? Optas scire? dat doctor veram nobilitatem.

— Fridericus Archiepiscopus Salisburgensis familiae de Leibniz factus 1315. Obiit 1338 Kal. Aprilis, cum sedisset annos 23.

— Gottgelaßt Friedrich von Schonberg, Dynaſt in Ober- und Nieder-Bieberſtein, Triſteweg und Leubniz,

— Kaiſerliche Burg zu Gräz, eine lateiniſche Grabſchrift, dabei ſteht: Venerandae vetustati Imperator Caesar Maximilianus Augustus Cineres et Ossa Rom. cum vitro integro numismateque antiquo apud LEUBNICVM effossa huc reponi jussit an. MDVI. XII. Kal. Maj.

— Libaniz prope Wurcenam, Kettner diss. de prima Abbatissa Quedlinburgensi, inserta operi de diplomatibus. Quedlinbb. 142.

— Leibnizer Thor zu Gera, vid. Zopfens Geraniſche Chronica ad 1658, da er meldet, daß dabei eine Feuersbrunſt entſtanden.

— Arx Lipnicis in Bohemia, Hist. Eccles. Slavon. lib. 1. cap. 6. p. 19.

— Familia et arx Leibniz in Styria (videatur tabula geographica) Ritterhus. Genealog. pars II. edit. 3. statim ab initio Tab. quae habet Lit. C.

— Lipniz, oppidum inter Bohemiam et Moraviam, magis tamen in Bohemia, non longe ab Iglavia, urbe Moraviae, vid. tabul. Moraviae in Atlante minori.

— In Carinthia Leudneck sita ad Fluvium Liser, qui se in Dravum effundit.

— In der Blaniſchen Landcharte von Oberſachſen und dem Land Hall finde Leipnitz unweit Torgau nordweſtwärts, noch nicht zwei Meilen von Torgau. Item Lebnitzen, ein Städtchen gelegen zur linken Hand der Mulde, etwa 1½ Meile unter Dürby etc.

— Lobaniz pagus oder Diſtrict bei Wurzen, vid. Albinus Meis. Chron.

— Wilda 1. Jan. 1698. Der Oſmianskiſche Powiat hat vergangenen Sonntag des Morgens 2 Fahnen des Feldherrn, beſtehend aus Litthauiſchen Wallachen, die in Lipnis in den Winterquartieren gelegen, unverſehens überfallen und niedergehauen.

— In dedicatione et praefatione Adami Bohoritii de latinocaniol. . litteratura ad proceram . . . . 1584. edita memoratur defunctus Franciscus Comes a' Turri liber Baro in St. Cruce, dominus Lipnizii et Teutschenbrod, unus.

— Laibnitius mihi laus —
Leibnitius mihi zelus —

Authentiſche Nachrichten über den Vater und die Mutter Leibnitzens ſind in ihren academiſchen Funeralien enthalten, deren Originale Ludovici I, §§. 12. 13. mittheilt, unter der Ueberſchrift: 1) Rector Academiae Lipsiensis indicit funus clarissimum excellentissimi atque praeeximii viri Dn. M. Friderici Leibnitz, Prof. Pub. Literis O. Baueri Anno MDCLII. 2) Rector Academiae Lipsiensis ad exequias Foeminae prosapiae splendore, pietatis et virtutum muliebrium decore spectatissimae Catharinae Leibnützine, natae Schmucciae Cives Academicos post 1. pom. invitat. 12. Febr. MDCLXIV). Der Verfaſſer des Leichenprogramms von Friedrich Leibnitz war, nach der Biographie universelle XXIII, s. v. Leibnitz (Fréderic), Hieronymus Kromayer; derſelbe war Theolog, gebürtig aus Zeiz, Profeſſor der Geſchichte und Beredſamkeit zu Leipzig. Er ſtarb 1670. (Ladvocat s. v.) Vermuthlich war er auch Verfaſſer des Programms auf Leibnitzens Mutter. Friedrich Leibnitz iſt Verfaſſer einer Reihe academiſcher Programme und Elogia: auf Johann Zabel (1656), Heinrich und Friedrich Höpfner (1643), Lucas Pollach (Pollio. 1643); Andreas Bauer und Balthaſar Fiſcher; David Lindner 1644; Johann Böhm 1645; Nicolas Lebzelter 1649; Andreas Corvinus 1650. (Bibl. Un. l. l. von C. M. P. i. e. Pillet.)

S. 13.

„Das Tolle Lege (des Auguſtinus).“ Im Original heißt es: Credidisses eum fortuna pro praeceptore uti, atque illud Tolle Lege sibi dictum putare. Zum nähern Verſtändniſſe dieſer Anſpielung dient folgende Stelle der Theodicee §. 100: „Le tout revient souvent aux circonstances, qui ſont une partie de l'enchainement des choses. Il y a une infinité d'exemples des petites circonstances qui servent à convertir ou en pervertir. Rien n'est plus connu, que le Tolle Lege (prends et lis) que S. Augustin entendit crier dans une maison voisine, lorsqu'il déliberait sur le parti qu'il devoit prendre parmi les Chrêtiens divisés en sectes, en se disant: *Quod vitae sectabor iter?* ce qui le porta à ouvrir au hazard les Livres des Divines Ecritores qu'il avait dévant lui et d'y lire ce qui tomba sous ses yeux; et ce furent ses paroles qui achevérent de le determiner à quitter le Manichéisme. — In den Schlußworten dieſes Aufſatzes: wo der König vicarius Dei genannt wird, findet Herr Erdmann, praef. XIV, den Einfluß der Hofluſt: nescio an e fine hujus fragmenti conjiciam, Leibnitium cum scriberet jam hausisse regiae aulae aërem." Leibnitz war zwar Hofmann, hat aber nie ſeine Philoſophie nach dem Hofe zugeſchnitten, er hatte keine Hofphiloſophie. Wenn Leibnitz den König einen Statthalter Gottes nennt, ſo ſteht dies im genaueſten Zuſammenhange mit ſeinem, von uns entwickelten theocratiſch-monarchiſchen Syſteme (ſ. oben S. 233 ff.)

S. 34.

Als ein Beleg mehr von Leibnitzens Fleiße auf der Univerſität iſt, nach Eckhart, anzuführen eine unvollendet gebliebene Abhandlung: „De scriptoribus Lipsianizantibus oder von denjenigen, ſo Lipſii kurtze Schreibart haben imitiren wollen."

S. 35.

Ueber das Verhältniß von Leibnitz zu Johann Strauch giebt folgender ungedruckter Brief von Leibnitz an Chr. Ulrich Grupen, aus der K. Bibl. von Hannover, vom 18. Mai 1715, woraus zugleich hervorgeht, daß der S. 45 erwähnte Brief Strauchs, den Leibnitz der Diſſertation de conditione vordrucken laſſen (in der editio princeps nemlich, welche verloren gegangen, wenn ſie nicht noch in der Univerſitäts-Bibliothek von Leipzig zu finden iſt) denſelben Gegenſtand behandelt:

„Viro doctissimo et consultissimo Dr. Chr. Ulr. Grupen God. Guil. Leibnitius s. p. d. Gratias Tibi debebuntur ab omnibus et a me quoque vitam excellentis Icti. Johannis Strauchii illustraturo. Uxor ejus altera fuit matris meae soror; ipse raro mihi visus est. Puer aliquando Brunsvigae Protosyndicum agentem adii; intercessere etiam quaedam liticula, quod vir cetera egregius compendio suo in matris meae adhuc aetate minoris detrimentum studuisse diceretur. Itaque paene nulla inter nos notitia fuit. Literis tamen perhumanis aliquando mihi respondit dissertationem de Conditionibus elaboranti, cui praefigi eam curavi. Rediisse deinde Jenam et Bernhardi ducis cancellarium egisse non ignorabis. Ne quid de postremo apud Giessenses munere dicam, ubi Culpisium discipulum habuit. De nomine Strauchio et liberis satisfacere non possum, nec dissertationem de Captivis et postliminio reversis vidi. Unum addiderim, Strauchium antequam Jenae munus Jureconsulti capesseret, Lipsiae egregie floruisse et caput habitum Collegii Gelliani, in quo viri doctissimi statis diebus convenientes eruditas meditationes conferebant. Itaque cum Lipsia discederet, Fridericus Rappoltus, theologus, postea tunc poseos professor egregius, epigramma προπεμπτικον scripsit. Initii memini, sic fere habentis: Gellius subiratior:

Ne tibi ne posthac appeller, Agellius unquam
Discessu capitis sum minor ipse mei.

Vale et me ad officia, quae tua meretur eruditio, exhibenda paratum habe. Dab. Hanoverae 18. Maj. 1715.

S. 37.

Die Sammlung akademiſcher Abhandlungen unter dem Titel: Specimina Juris erſchien zwar 1672, ward aber ſchon einige Jahre früher, wahrſcheinlich während ſeines Aufenthalts in Nürnberg, im Winter $16\frac{66}{67}$, überarbeitet und einem dortigen Buchhändler übergeben. So löſt ſich der anſcheinend chronologiſche Widerſpruch, inſofern Leibnitz im Jahre 1672, da er ſchon im März nach Paris abging, und von ganz andern Entwürfen und Arbeiten beſchäftigt war, an jene Herausgabe nicht denken konnte. Das Genauere in Leibnitz's Briefe an Placcius, vom 25. Juni 1695 (Opp. VI, 55), welcher von mir auf derſelben Seite (37) benutzt iſt.

S. 38.

Die Dissertatio de arte combinatoria kam im Jahre 1690 ohne Wiſſen Leibnitzens zu Frankfurt am Main von neuem heraus, ohne daß der Herausgeber angab, daß es eine Jugendſchrift von

Leibnitz ſei. Leibnitz hielt es daher für nöthig, in einer Recenſion dieſer Ausgabe (Acta Erud. 1691 Febr.), wiewohl anonym, ſich kritiſch über ſeinen frühern Stand auszuſprechen: Libellus ab autore admodum juvene anno 1665 compositus et anno 1668 (vielleicht Druckfehler ſtatt 1666) Lipsiae editus, nunc ipso inscio inconsulte recusus est. Tametsi enim applausu non vulgari eruditorum fuerit exceptus et novas complures meditationes non poenitendas, quibus semina artis inveniendi sparguntur, contineat, ... judicat tamen celeberrimus autor libellum non satis esse limatum, neque praesentibus ejus cogitatis ac personae ubique respondentem, et veniam olim annis datam in quibus aliqua interdum luxuriantes ingenii audacia laudatur, uni a se peti non posse etc. Vgl. Ludovici I S. 312. und Leibn. opp. VI 295.

S. 40.

Chriſtian Wolf erzählt in einem Briefe an Manteuffel vom 16. Juli 1746 (S. deſſen eigene Lebensbeſchr. herausg. von H. Wuttke S. 86) daß, wenn Leibnitz über Leipzig reiſte, er nie in die Stadt habe kommen mögen, ein einziges mal ausgenommen, als er Handſchriften, die ein Leipziger Magiſter Hanſche von des Hevelius Erben gekauft, anſehen wollte. Wolf fügt hinzu, daß er dies ſelbſt von Leibnitz vernommen. Manteuffel dagegen erinnert ſich, etwa 1703 mit ihm zuſammen in Leipzig bei dem Marſchall Flemming geſpeißt zu haben. Aus einem ungedruckten Briefe von Leibnitz an Lord Raby den 1. Juli 1707 geht hervor, daß es vielmehr in dieſem Jahre geweſen, als er ſich nemlich im Lager von Altranſtädt aufgehalten hatte. Dort war es auch, wo er damals den Grafen von Arnſtadt-Schwarzburg zur Herausgabe von Abbildungen der berühmten Morelliſchen Münzſammlung aufmunterte (ſ. den Brief an Fabricius in Hamburg vom 7. Juli 1707. Opp. V, 422) und ohne Zweifel auch zu gleicher Zeit die Keplerſchen Handſchriften bei Hanſche beſichtigte, weil dieſer ſie ihm kurz darauf überſchickte (ſ. den Brief an Hanſche den 6. Oct. 1707. V, 163). Als Leibnitz im September 1714 von Wien nach Hannover über Leipzig zurückkehrte, eilte er, der Umſtände wegen, ſo ſehr, daß er ſeinen Neffen, den Paſtor Löffler in Probſtheyda, bei Leipzig, nicht beſuchen konnte, und ſich deshalb bei ihm von Hannover aus entſchuldigte (Opp. V, 419).

S. 48.

Die kritiſchen Unterſuchungen über Leibnitzens Verhältniſſe zu dem Baron von Boineburg, mit den urkundlichen Belegen, findet man in meiner Einleitung zu Leibnitz's Deutſchen Schriften I. (aus der Jugendperiode), und, mit neuen archivaliſchen Aufſchlüſſen, in meinem Buche: Kur-Mainz in der Epoche von 1672.

S. 52.

Der Aufſatz Hugo's über Leibnitz ſteht in dem von ihm herausgegebenen Civiliſtiſchen Magazin. I, im Anfange. Leibnitz konnte ſich des perſönlichen Wohlwollens von Seiten des großen Kurfürſten von Mainz rühmen. So gab er Leibnitzen ein Exemplar von des Pater Spee bekanntem Buche „Güldenes Tugendbuch“ und unterredete ſich mit ihm viel über dieſen merkwürdigen Mann. Vgl. Leibn. opp. IV, 3, 284.

Die erwähnte Vorſtellung Leibnitzens an den Kurfürſten lautet, nach dem ungedruckten Entwurfe in Leibnitzens Papieren, wie folgt:

Mainz den [illegible] März 1669.

Hochwürdigſter Erzbiſchof,
Gnädigſter Churfürſt und Herr,

Ew. Churfürſtl. Gnaden geruhen ſich gnädigſt erinnern zu laſſen, wasmaßen Derſelben ich einsmals ein Traktätlein: Nova methodus docendae discendaeque jurisprudentiae genannt, in Unterthänigkeit dedicirt und überreicht. Darauf Ew. Churfürſtl. Gnaden ſich gnädigſt erklärt, ich möchte bei einem juriſtiſchen Werk, welches der Hofrath D. Hermann Andreas Laſſer unter Händen hat, die Hand anlegen helfen, wogegen Sie mir aus Dero Kammer zu Mainz etwas Gewiſſes wöchentlich gnädigſt reichen laſſen wollten; wie denn auch eine Zeit lang geſchehen, welches und anderes Churfürſtl. Gnaden ich in Unterthänigkeit erkenne, und zu dienen mich ſchuldig erkenne. Es iſt aber nunmehr eine geraume Zeit verfloſſen, daß nichts mehr erfolget. Wann aber, gnädigſter Churfürſt und Herr, ich gleichwohl in der Arbeit unterdeſſen fortgefahren, auch unter anderen eine Tafel gefertiget, welche in der Größe mit einer Landkarte etwa zu vergleichen, aber durch eine ſonderliche Art und Methodum das ganze jus privatum hodiernum Imperii commune mit allen ſeinen regulis fundamentalibus und Sätzen dergeſtalt begreift, und auf die prima principia bringt, daß, wer dieſe einzige

Tafel entweder gefaſſet, oder nur vor ſich liegen hat, alle vorfallenden Fakta und Caſus juris privati .... decidiren, (und wie leicht zu weiſen daraus nehmen kann), und die rationem decidendi gleichſam mit dem Finger in der Tafel wird zeigen können; geſtalt ich ſolches auf bedürftigen Fall ad oculum zu demonſtriren erbietig bin, dergleichen ſo kurzes und doch zugleich, ohne Ruhm zu ſagen, vollkommenes Werk noch niemals verſucht, viel weniger verfertigt worden (wie denn zu gänzlicher Abſolvirung der Fundamentorum Juris Germanici communis hodierni nicht mehr als eine noch gleichmäßige Tafel juris publici reſtirt, die ich auch mit Gottes Hülfe zu ſuppliren gedenke, dadurch alle diejenigen, die der Jurisprudenz nicht weiter, als ad usum definiendi omnes casus in praxi accurrentes begehren, völlig contentiret werden):

> als iſt und gelanget an Ew. Churfürſtliche Gnaden mein unterthänigſtes Bitten hiermit, Sie wolle gnädigſt geruhen, ſolche Verordnung thun zu laſſen, daß mir das Rückſtändige nicht allein gefolget, ſondern auch die wöchentliche Rechnung continuirlich werden möge.

Welche hohe Gnade um Ew. Churfürſtl. Gnaden mit unterthänigſter Dankbarkeit zu verdienen, verbleibe jederzeit dienſtwilligſt und pflichtſchuldigſt

Ew. Churfürſtl. Gnaden
unterthänigſter.

S. 53.

„Eine kurze Denkſchrift in deutſcher Sprache.“ Es iſt das: „Bedenken, welchergeſtalt den Mängeln des Juſtizweſens in Theorie abzuhelfen.“ Leibnitz's Deutſche Spr. I, S. 256—263.

S. 54.

Ueber das Verhältniß des römiſchen Rechts zu den Bedürfniſſen der neuern Staaten ſpricht Leibnitz in einem Briefe an den Rechtsgelehrten H. A. Keſtner vom 1. Juli 1716 (Opp. IV, 3, 269.), nachdem er den römiſchen Geſetzbüchern, wie immer, ſeine Bewunderung gezollt, wie folgt: Interea fateor optandum esse, ut veterum legum corpus apud nos habeat vim non legis, sed rationis et, ut Galli loquuntur, magni Doctoris; et ex illis aliisque, patrii etiam juris monumentis, usuque praesenti, sed inprimis ex evidenti aequitate novus quidam Codex brevis, clarus, sufficiens, auctoritate publica concinnetur; quo jus multitudine, obscuritate, imperfectione legum, varietate tribunalium, disceptationibus peritorum, obtenebratum, et ad miram incertitudinem redactum, in clara tandem luce collocetur.

S. 56.

Die Denkſchrift Leibnitzens an die Baronin von Boineburg aus Paris ſteht: L. Deutſche Schr. II, S. 20.

S. 59.

In Böhmers Magazin für Kirchenrecht u. ſ. w. I, S. 121 ſteht der merkwürdige Brief des Habbeus an Leibnitz über das Verlangen des Herzogs Johann Friedrich von Hannover, ihn in Dienſt zu nehmen. Er lautet, nach dem von mir in Hannover verglichenen Original, vollſtändig, wie folgt: „Hamburg d. 30. November 1669. Wohledler, hochgelehrter, hochgeehrter Herr Doctor. Aus Hannover wird derſelbe von mir durch Beſtellung ſelbigen Herzogs ſelbſt einen Brief empfangen haben, den ich ſo wie er iſt habe ſetzen müſſen, iſt auch wohl nichts als die Wahrheit darinnen; aber ich habe doch die Meinung, daß mein H. H. Doctor nicht eben ſo gleich eilfertig nach Hannover reiſen müſſe, ſondern er kann an Ihro Durchl. den Herzog Johann Friedrich wohl eine Dankſagung ſchreiben, doch ſeine Reiſe ſuſpendiren, und dazu die plauſibelſte rationes inventiren, die er kann. Doch ſo, daß bei dem Herrn die Gnade beibehalten werde. So ſiehet mein H. H., wie wunderlich viel Dinge kommen können*). Ich kann in Wahrheit ſagen, daß ich nit geträumt habe, M. H. H. dieſes Orts zu recommendiren; dann er weiß, was wir ſonſt abgeredet. Der Herzog aber clagte mihr, daß ſein alter Canzler, Herr Langerbeck, geſtorben; ſo ihm ſehr leit wehre: man könnte jetzo gute Leute wenig haben.

Ich antwortete, daß die Fürſten ohnrecht hetten, daß ſie nit junge Leute von guten ingeniis außleſen und ſich und ihren Häuſern, quocunque etiam pretio, wie man wohl an Pferde ſo viel wendet, gute subjecta ziehen.

Und ſo wie wir von jungen Leuten und guten ingeniis redeten, kam ich ohngefehr, ohne eingen Vorſatz M. H. Herrn Nahmen zu nennen, und weiter von ſeinen Qualitäten zu melden.

---

*) Hier erſt fängt das Schreiben bei Böhmer an, mit den ein wenig umgeſtellten Worten: „Mein hochgeehrter Herr ſiehet wie wunderlich viel Dinge“ u. ſ. w.

Worauf gleich die Frage war, ob man ihn nicht haben könnte? ob ich darzu nicht helffen wollte? ich ſollte ja nit abreiſen, ohne daß ich an M. H. Herrn ſchriebe. Daß er nur je eher je beſſer gerade nach Hannover kähme! welches ich ſo zuſagen müſſen.

Und als ich andern Tages Abſchid nahm, hat ein Edelmann Ordre gehabt, unden in der Statt im Wirtshauß mihr nit vom Leibe zu weichen bis ich ihm den Brief an M. H. Herrn eingehendigt hette, wie ich alſo thuen miſſen: und sub sigillo volante, damit ſie ſehen möchten, daß es mein Ernſt war.

So ſiehet M. H. Herr, daß dieſer wackere gütige Fürſt ſeiner serio begehet, und er ſiehet auch, daß es mein Ernſt iſt, ihn allenthalben bekannt zu machen und zu ſeinem Aufnehmen realiter zu helffen. Meine Meinung iſt, daß M. H. Herr freye Hände behalte und temperiſire ſo in Maintz, bis ich, wills Gott, exeunte Februario wieder in Frankfort komme.

Auch iſt nicht ohne, daß M. H. Herr nit von den ſtärkſten, und iſt dieſe Jahreszeit hart für ihn zu reiſen; er findet wohl excuse an den Herzog zu ſchreiben.

Findet er aber in ſeinem Gemüth, daß ihm dies beſſer anſtehe, als was ich ihm ſonſt von Durlach geſagt und ihm gewiß auch honorabel genug gemacht werden ſolle: ſo behüthe Gott, daß ich ihm abrathen ſolle, ſondern eo casu hat er freye Wahl, ſo balt es ihm gefällt mit der ordinari Hamburger poſt-Galleſche, die alle Donnerſtags zu Franckfurt in dem Maulbeerhof in der Tönnis-Gassen abgeht, nach Hannover zu reiſen, ohne andere Ceremonie, als daß er alda gerade bey dem Hertzog ſelbſten auf das Fundament meines Brieffs, wo nit neben meinem Brief der Hertzog ſelbſt an ihn geſchrieben, ſich anmelde.

Stelle alles zu Gottes Direction und M. H. Herrn eigenem Dejudicien, und ſage nun weiter nichts davon*). Lieber wird mir ſeyn daß M. H. Herr wäre wo ich werde ſeyn, und ſollte ſich gewiß nicht einer halben, ſondern einer ganzen Freundſchaft zu ....**) haben, aber er wehle nun und ſeye wo er welle, ſo ſoll dieſe Freundſchaft dennoch ohngemindert bleiben, kanns er, ſo temporiſire er, bis wieder komme, wer weiß was noch mehr aufſtoßet" u. ſ. w.

---

*) Hier bricht es bei Böhmer ab.

**) Unleſerlich.

Des Habbeus wird in dem Briefwechſel zwiſchen Boineburg und Conring (ed. Gruber) hin und wieder als eines Epicuräers oder noch Schlimmeren gedacht. Seine warme Freundſchaft für den jungen Leibnitz macht ihn uns werth. Er ſtarb, wie ich aus einem Blatte von Leibnitzer Hand erſah, im October 1680. Man wird ihn ungefähr aus folgender Grabſchrift auf ihn, daſelbſt, erkennen: Hic requiescit qui vix unquam, dum vixit, quievit. Patriam si quaeris, mundanus potius quam, qua terra in lucem emissus, discendus est.... Weiterhin, nachdem ſeine große Sprachkunſt gerühmt iſt, und daß er noch im Alter griechiſch gelernt: sodalis fidus, facundus, et facetus; neque enim urbanitatem continere poterat, nec periculosis abstinebat salibus.

Animula vagula candida,
Audacula madida garrula,
Quae nunc colis loca, quae tuis
Promis joca congerronibus?
Dulci satiare nectari
Perpetuo fruere gaudio.

Bei dem Könige Karl Guſtav von Schweden ſtand Habbeus in großer Gunſt. —

Man vergleiche noch den Briefwechſel zwiſchen Leibnitz und dem Herzog Johann Friedrich in L's deutſchen Schriften I.

S. 65.

In Lünig's Sammlung: Orationes Procerum et ad Proceres Europae: Pars II. No. CLLIV. p. 294. ſteht die Rede, welche der Baron Johann Chriſtian von Boineburg vor dem Reichstage 1669 gehalten hat: Oratio Legati Comitis Palatini ad Rhenum Neoburgici ad Proceres utriusque ordinis reipublicae Polonae, in campo electivo congregatos, qua ipsis Principem suum diligenter in Regem commendat, de Anno 1669. Der Ideengehalt ſtimmt mit dem von Leibnitzens Schrift Specimen demonstrationum politicarum ſo ſehr überein, daß höchſt wahrſcheinlich Leibnitz auch davon, wo nicht der Verfaſſer geweſen iſt, doch Theil daran gehabt hat. In jedem Falle iſt dieſe Rede als eine Ergänzung des Specimen demonstrationum anzuſehen, und ſcheint deshalb in eine künftige Sammlung von Leibnitz's Werken aufgenommen werden zu dürfen.

S. 66.

Ueber die Mainziſchen Unionsverhandlungen vom Jahre 1660 an vergl. meinen „Kritiſchen Excurs" u. ſ. w. in Leibnitz's deutſchen Schr. I, Beilage I.

Die Schrift der Gebrüder Walenburg: Fratrum Walenburgiorum tractatus generales contracti hat Leibnitz noch während der erſten Zeit ſeines Aufenthalts in Frankfurt vom juriſtiſchen Standpunkte aus widerlegt und dieſe Widerlegung herausgeben wollen, was aber nicht geſchah. Er ſpricht davon in ſeinem Briefe an Simon Löffler, ſeinen Schwager, aus Frankfurt, 25. Septemb. 1669 Opp. V, 407—8. „Ego aliquando eum libellum, quia exiguus est, itineris alicujus comitem elegeram, adscripseramque notas perpetuas succinctas marginales refutatorias. In iis multis modis detexi ridiculas illas ineptias speciosae, sed in vulgus tantum, methodi Veronianae etc. Has notulas, quia compendio omnium Walenburgianorum refutationem continent, forte aliquando cum ipsis tractatibus generalibus contractis, dissimulato tamen meo nomine, imprimi patiar."

S. 67.

Ueber Bodins Heptaplomeres in Bezug auf Leibnitz und ſeine Jugend vgl. meine Schrift „das Heptaplomeres von Jean Bodin" S. LXXXI, wo auch der von Leibnitz um dieſe Zeit verfaßten, noch ungedruckten Widerlegung: Bodini colloquium heptaplomeres etc. examinatum et refutatum, 3 Bogen, erwähnt iſt; wogegen Leibnitz gegen Ende ſeines Lebens die Herausgabe des Heptaplomeres eifrig anempfohlen.

S. 73.

Der Aufſatz: De vita beata, in Erdmanns Ausgabe der Opera philosophica Leibnitii No. VI iſt durchaus carteſianiſch. In meiner Habilitationsſchrift: Quaestiones criticae ad opera philosophica Leibnitii pertinentes, Breslau bei F. Hirt, habe ich ganze Stellen aus dieſem moralphiloſophiſchen Aufſatze in Carteſius Meditationes und anderswo nachgewieſen, und gezeigt, wie ſehr Herr Erdmann irrt, Spinoza darin wiederzufinden. Darin hat derſelbe Recht, dieſen Aufſatz ungefähr ins Jahr 1669 zu ſetzen. Er führt einen dahin gehörigen ungedruckten Aufſatz de affectibus an, welcher auch ganz carteſianiſch ſei, und das Datum d. d. 12. Apr. 1669 trägt.

S. 75.

Der Bericht von Wallis über die Hypothesis physica nova ſteht in den Transaction philosoph. 1670. No. 74. vgl. Ludovici I, S. 337. wo auch der Streit über das: omne corpus est momentanea erwähnt wird.

S. 76.

In Leibnitz's Nachlaß findet ſich aus dem Jahre 1671 ein Aufſatz: Demonstratio possibilitatis mysteriorum Eucharistiae. Hier findet ſich folgende Stelle: Ego qui Augustanae Confessioni addictus sum, cum laborarem aliquando in demonstratione possibilitatis praesentiae realis, incidi praeter spem meam eadem opera in Transsubstantiationem, imo reperi Transsubstantiationem praesentiamque realem in intima ultimaque analysi in se invicem contineri et inde tantam litem in Ecclesia esse, quod alter alteri non intelligatur. Und zum Schluſſe: Ego hoc unum opto, ut mihi de argumento tanti momenti cum eximio illo Arnoldo, cui scio aegre aliquid gratius nunciari posse, coram loquendi copia fiat. Er ſchrieb noch daſſelbe Jahr darüber an Arnaud; vgl. die Auszüge in meinem Kurmainz ꝛc. II, 63.

S. 78.

Der Brief von Leibnitzens Schweſter, von dem Originale copirt, lautet wie folgt:

Meinen herzlieben Bruder Hr. Doctor Gottfried Wielhelm Leibnützen anitzo zu Maünz zu ſelbſthanden in Meinz.

Hertzlieber Bruder. Nebenſt wündſchung eines gelückſeel. geſunden fried und freidenreichen Neuen Jahres ſamt aller erſprießlichen Wohlfart an Seel undt leib. Hertzlieber Bruder, laß Dich es nicht wundern das ich dier neulich geſchrieben habe, ich hoffe nicht daß du würteſt Calviniſch werden, und was es edwan mehr geweſſen iſt, die leude reden hir ſo übel von dir, wie wohl ich dich alle Zeit deſſendiret habe, aber es ſind edwan vor Jahre oder wenn es geweſſen iſt Leibziger dort geweſſen, die haben es geſaget, ich habe es dir aber deswegen geſchrieben, daß du dich in acht nimmſt, es war neulich in Zeidungen von Franckford geſchrieben, daß von Meintz die Evangeliſchen undt auch die Juden weg ſollten. lieber Bruder, nimm dich in acht, wenn dir die leude der etwan nicht gut weren, daß du bei den Curfürſten wohlgehört werſt, günden dirs alſo nicht und begen wie ſie dir waß in einen ſiebgen beybrechten, liber Bruder, ich meine es von Hertzen gudt mit dir und wohlte nicht gerne, daß du zu ſchaden kommeſt, zu mahl weil mir zwei eintzige geſchwiſter zuſammen ſind, mir ſehen es alle gehrne wen du zu unß rein kömmeſt eß ſeind ſo viel fürſtl. Höffe hierinn die unßers glaubens ſien der liebe Gott der viel leude ver..... hat wird dich auch in luderſen lande nicht laſſen Hunger leiden. Verdraue ihm nur. Du darfſt den Brüff nicht wieder vor einen bloſſen Brüff halden. ich ſchreibe dieß aus guden hertzen zur wernung daß du dich in Acht nimmſt. Wegen der Weimarſchen Schuld kann ich dir nicht verhalten, daß als unlengſt Herr Doctor Struve hier geweſſen, mein Herr umb Zahlung meines Antheils bei ihm angehalten da ers denn ſo gar weit nicht geworffen, doch nur ſo viel als von 1000 f. auf mich kommet, weil die fürſtl. Cammer mehr nicht geſtendig, und herr D. Zimmermann ſeines theils auch mit zufrieden geweſſen, das ſeine auch erhalten, doch hat er, deſto eher dazu zu gelangen, an ſeinen 333 f. die 33 f. Hr. D. Struven zu recobens (recompense) überlaſſen, ich wiel, daß meine zu erhalten, dergleichen auch thun undt von 166⅔ ihm gleichfalls, die 150 f. zu erhaltn, 16⅔ zum gracial überlaſſen, ſtelle dir frey was du thun wilſt, habe dies zur nachricht vermelden wohlen. Von Zienſſen iſt gar nichts zu gedenken. Hie mit befehle ich dich in Gottes Schutz mein Herr undt Kiender laſſen dich freindlich grüſſen. Datum Leibzig den 12. January 1672.

Deine liebe ſchweſter
Anna Catharina Löfflern.

S. 80.

Zur Vervollſtändigung der Liſte der gelehrten Briefe und Schriften, die Leibnitz in Mainz verfaßt, führe ich noch an das Fragment: **Epistola ad D. Blumium, qualem Leibnitius historiam juris Canonici exoptet, indicans. Opp. IV, 3, 283.** wegen des Schluſſes: Illustris Boineburgius aliquot epistolas ad Fursteneruм, Conringium et Boeclerum de hoc argumento scripsit, et nunc Dominus Dedekkenus, Consiliarius Moguntinus, natione Batavus, tale quid ex Archivis molitur. Wenn aber Ludovici I. S. 327 ff., nach Eckhart u. A., folgende Aufſätze oder vielmehr Briefauszüge: G. G. Leibnitii Cogitata quaedam de ratione perficiendi et emendandi Encyclopaediam Alstedii (opp. V. 183.), ferner: Iudicium de Scriptis Comenianis, D. Hesenthalero, Professori quondam Tubingensi, inscriptum (ib. p. 181.) endlich: Excerptum ex epistola ad amicum de utilitate Grammaticae Cylindriacae Alberti von Holten (ib. p. 185.) in dieſelbe Periode, um 1670 ſetzt, ſo iſt das irrig: aus innern Gründen ſind dieſe Schriften in das höhere Mannesalter Leibnitzens hinabzuſetzen, was dem aufmerkſamen Leſer bald von ſelbſt ſich ergeben wird.

S. 91.

Das Fragment: Dialogus de religione rustici ſ. in meinem Kurmainz, II. Beilagen S. 138.

S. 95.

Zu den von mir in „Kurmainz“ III. Buch gegebenen kritiſchen Erörterungen über die Natur und das Verhältniß der verſchiedenen größern und kleinern Denkſchriften Leibnitzens über das Project einer Eroberung Aegyptens durch Ludwig XIV. (womit jedoch die Zuſätze am Ende des 2. Theiles verglichen werden müſſen) habe ich nichts hinzuzufügen, ebenſo wenig aber von den gewonnenen Ergebniſſen irgend abzugehen. Das von mir in der Vorrede dieſes Buches angeführte: Mémoire sur le projet d'expédition en Egypte, présenté en 1672 à Louis XIV. par Leibnitz, iſt nachher in dem von der Akademie der moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften herausgegebenen: Recueil consacré aux savans étrangers. in 4to 1841. p. 679—767 erſchienen. Einige Punkte darin, muß ich bemerken, haben in der genauern und umſtändlichern Ausführung in Kurmainz zugleich eine Berichtigung erhalten. — Im Jahre 1840 erſchien zu Paris eine Broſchüre von einem Mr. de Hoffmanns: Mémoire de Leibnitz à Louis XIV. sur la conquête de l'Egypte etc., bei Garnot. Der mir übrigens unbekannte Verfaſſer mußte von meinem Memoire über dieſen

Gegenſtand gehört haben, denn er beginnt ſeine Schrift mit einer affektirten Verachtung einer „neu aufgekommenen Meinung“ (er verſteht darunter die meinige, obſchon ohne mich zu nennen): als habe Leibnitz durch ſeinen Vorſchlag für Ludwig XIV. weniger an deſſen Größe, als an die Befreiung Deutſchlands und Europa's von Frankreichs Uebergewicht gedacht: gegen jemand, der ſo keck den Sinn diplomatiſcher Urkunden und Zeugniſſe in Abrede ſtellt, läßt ſich weiter nichts ſagen. Das Consilium Aegyptiacum an den Kurfürſten von Mainz ſpricht ganz allein. Was iſt aber das Mémoire de Leibnitz, welches Mr. de Hoffmanns, ohne irgend eine Quelle anzugeben, ohne weiteres als etwas ganz Neues und Authentiſches der Welt vorſetzt, und das etwa meine vorausgegangenen Erörterungen umzuſtoßen ſchiene? Nichts anderes als die franzöſiſche Ueberſetzung von Leibnitzens epistola ad Regem Franciae de expeditione Aegyptiaca, welche ich zuerſt im lateiniſchen Originale, aus der Handſchrift, in den Beilagen von Kurmainz II. S. 140 ff. herausgegeben (vgl. die Zuſätze am Ende), während dieſe Ueberſetzung zuerſt von Mangourit in ſeinem bekannten Voyage en Hannover gegeben wurde, welche Mr. de Hoffmanns ſtillſchweigend abdrucken ließ, den Leſern die falſche Meinung inſinuirend 1) er erhalte ein Original 2) er erhalte etwas Neues und Unbekanntes. In der That widerfuhr dieſes dem Verfaſſer des Aufſatzes: Projet de conquête de l'Egypte proposé par Leibnitz, (unterzeichnet A. Vallet de Virville) in der von P. Leroux herausgegebenen Rèvue Indépendante, Tome II. 1842. Mars. p. 783—809. Dieſer Aufſatz beſteht aus einer kurzen hiſtoriſchen Einleitung und einer Ueberſetzung des Consilium Aegyptiacum. Der Verfaſſer benutzt mein franzöſiſches Memoire, doch nicht überall genau, und weil ich zu beweiſen geſucht, daß keine der ausführlichen und umſtändlichen Denkſchriften Leibnitzens über die Eroberung von Aegypten, die ſich in ſeinem Nachlaſſe vorgefunden, von ihm im Jahre 1672 gebraucht werden (er ging ja dafür in Perſon hin: das verſchweigt Herr von Viriville), ſo ſetzt er mir das mémoire entgegen, das Mr. de Hoffmann herausgegeben, und das mir entgangen ſein müßte: „mémoire que parait avoir ignoré M. Guhrauer, et qui a été publié par M. de Hoffmanns. Er ſetzt zwar hinzu: „Il est vrai que dans cette publication le texte de la lettre, évidemment alterée dans certains details de son orthographe originale, ne porte ni rubrique ni date, et que la publication elle-même est dépourvue de toutes les indications, qui sont indispensables pour juger de la sincérite d'une édition (vide *Mangourit!*). Mais enfin cette lettre n'existe pas moins". Das iſt ganz richtig; aber unter keinen andern Umſtänden, als denen, welche vor Herrn von Hoffmanns, auf Grund der Analyſe und Kritik, als einzig authentiſch ſich herausgeſtellt.

S. 119.

Die hier erzählte Anekdote, aus einem Briefe Leibnitzens an den Landgrafen von Heſſen-Rheinfels, ſchöpfte ich aus einer handſchriftlichen Kopie dieſes Briefes in dem Nachlaſſe des ehemaligen Superiors von St. Sulpice, Emery, im Seminar von Iſſy. Von Emery's Hand war dabei bemerkt: Nous avons communiqué autrefois ce morceau à l'auteur des Mélanges d'histoire et de la littérature, mais nous avons jugé à propos de le produire ici. Derſelbe Brief enthält noch ein Paar andere Züge von Arnaulds (?) Hitze und auffahrendem Weſen. Leibnitz hatte über den Brief die Worte geſetzt: Nemini monstretur.

S. 128.

Vgl. Biot in dem Artikel Leibnitz der Biogr. Univ. p. 627. Ich geſtatte mir dabei folgende Bemerkungen. 1) Herr Biot zweifelt S. 627. ohne Grund an der Identität der von Leibnitz in dem Briefe an die Gräfin Kielmansegge vom 18. April 1716 citirten Schrift über die combinatoriſche Kunſt von 1666 (ayant *publié* une petite oeuvre sur l'Art des Combinaisons) mit dem von Leibnitz wirklich 1666 herausgegeben, im 2. Bande der opera omnia enthaltenen Dissertatio de arte combinatoria. Herr Biot würde ſich bald davon durch einen Blick in Leibnitzens, an Ort und Stelle verfaßte Denkſchrift an Oldenburg vom 3. Febr. 1763, Opp. III. p. 20. überzeugen, wo Leibnitz unter andern ſchreibt: ... esse eos numeros, quos combinatorios appellare soleo, de quibus multa dixi in dissertatiuncula de Arte Combinatoria etc. 2) Herr Biot ſchreibt l. l. „Une *seconde* occasion, dans laquelle il mentionna *encore* chez Oldenburg une autre propriété des nombres qu'il avoit remarquée, fut *aussi* malheureuse: on lui apprit, que la même découverte avoit été faite par Mercator, mathématicien holsténois, qui l'avoit publiée dans sa *Logarithmotechnia*“. Die Quelle des Hr. Biot iſt hier Leibnitzens Brief an die Gräfin Kielmansegge vom 18. April 1716. Opp. III. 456, wo Leibnitz, ſeiner Reiſe nach London im Jahre 1673 erwähnend, ſchreibt: comme j'aimai un peu la Chymie, je pratiquai aussi M. Boyle, chez qui je rencontrai un jour un Mathématicien, nommé M. *Pell*; et lui ayant conté une certaine observation, que j'avois faite sur les Nombres, il m' apprit qu' un Holsteinois, qui se trouvoit à Londres, nommé Mr. Mercator, l'avoit faite aussi dans un livre publié dépuis peu sur la figure, qui s'appelle Hyperbole. Je cherchai ce livre et je l'apportai avec moi en France. Dies ſtimmt nun freilich mit der an Ort und Stelle von Leibnitz in London, zur Verwahrung ſeiner Rechte für Oldenburg aufgeſetzten Denkſchrift vom 3. Febr. 1673 (Opp. 16—20) nicht überein; man darf dennoch nicht ſchließen, daß hier ein zweiter, von dem urkundlich erhärteten verſchiedener, Fall gemeint ſei; ſondern wir erkennen in dem nach 43 Jahren aus der Erinnerung von Leibnitz erzählten Falle eine bloße Verwechſelung des Buches von Mercator mit dem des Mouton; was bei Leibnitz ſich auch ſonſt zuweilen findet; Leibnitz kann und muß hier durch ſeine eigne Urkunde berichtigt werden. Er ſchreibt hier aber: — Hoc cum audisset clarissimus Pellius respondit, id jam fuisse in literis relatum a D. Mouton Canonico Lugdunensi ex observatione nobilissimi viri Francisci Regnaldis Lugdunensis etc.

S. 148.

Ueber Moliere ſ. Leibnitz deutſche Schr. II, 463. — „Ich bin ſelbſt zu der Zeit, da Moliere geſtorben, zu Paris geweſen, und habe ſowohl ihn, als hernach ſeinen Geiſt ſpielen ſehen.“

S. 149.

Ueber den Herzog von Mecklenburg-Schwerin ſ. Leibn. Opp. V. 273 281.

S. 150.

Nach der Rückkehr aus London wohnte Leibnitz in Paris: Rue Garantière, Quartier de Luxembourg, im Faubourg St. Germain, in dem Hotel: la Ville de St. Quentin (Kurmainz II. 70). Die Straße führt noch denſelben Namen; von dem Hauſe fand ſich keine Spur, außer daß es: „prope palatium Luxenburgicum" war. Die vornehme Welt wohnte in dieſem Viertel.

S. 168.

So freundſchaftlich und anerkennend Leibnitz auch bei Tſchirnhauſens Tode über ſein Verhältniß zu ihm ſich ausſprach (opp. V. 194), ſo nachdrücklich nahm er bei deſſen Leben doch das von Tſchirnhauſen, bei ihrem Umgange in Paris, aus ſeiner Philoſophie Entlehnte in Anſpruch (opp. VI. 44. 48., an Placcius, 10. Mai 1687: Is fuerat initio ex asse Cartesianus etc.), ja in Uebereinſtimmung mit Huygens zieh Leibnitz in Bezug auf gewiſſe mathematiſche Entdeckungen Tſchirnhauſen geradezu des Plagiats. Vgl. Chr. Hugenii Exercitationes Mathematicae ed. Uylenbroek. Hague Com. 1833. p. 31. 34. Leibnitz ſchreibt an Huygens, October 1690: „Je n'ai pas non plus que vous, Monsieur, raison, d'être trop content de Mr. D. T., car il m'est arrivé plus d'une fois, qu'il a oublié d'avoir vû auprès de moi des échantillons des choses qu'il a donnés par aprés" etc.

S. 169.

Die Notiz über Tobias Fleiſcher findet ſich in dem Commercium Leibnitianum ed. Gruber II p. 1293. Not. Vgl. Burckhard Historia Biblioth. Augustae II p. 284—285. „(Tobias Fleischer) Francus, et quidem Baruthinus, qui cum Hafniam concesserat, Daniae Regis Camerae Secretis adhibitus, discessu suo Leibnitio Hanoveram provinciam vacuam fecit" (mit Hinweiſung auf Gruber).

Ueber Paſcals nachgelaſſene Papiere ſ. Leibn. opp. V. 12 VI. 34.

S. 170.

Umſtände und Zeit der Bewerbung Leibnitzens um eine Stelle, in der Londoner Societät und ſeiner Aufnahme lehrt ein ungedrucktes Schreiben Oldenburgs an ihn vom 19. April 1673.

S. 173.

Ueber Leibnitzens ungedruckten Traktat de quadratura arithmetica vgl. Hugenii Exerc. mathem. p. 8. Charakteriſtiſch für die

Geſchichte ſeines Geiſtes iſt, was Leibnitz in ſeinem Briefe an Fontenelle vom 12. Juli 1707 (Feder Specimina S. 28) über dieſe Probleme erzählt: J'ai souvent remarqué, que des personnes, qui ne font pas tout-à-fait profession du metier, ont coûtume de fournir des pensées plus singulières, concetti più vaghi e più pelegrini, où l'on ne s'attend pas. Une personne, qui n'étoit même point Géometre du tout, et qui fit imprimer quelque chose de géometrie, donna quelque occasion à ma quadrature arithmétique, sans parler d'autres exemples.

S. 174.

Nächſt ſeiner ſcharf eindringenden und unpartheiiſchen Behandlung der Frage über die Priorität der Erſindung der Fluxions- und der Differentialrechnung in den Artikeln Leibnitz und Newton der Biographie universelle (XXIII, S. 626—639. XXXI, S. 172—180), hat Herr Biot dieſes Problem ſpäter von neuem und erſchöpfend gegen Brewſter durchgeführt. S. Journal des Savans, 1832, Mai. S. 263—274, in der Recenſion des Buches: The life of sir Isaac Newton; Vie de sir Isaac Newton, par *David Brewster*, second Article. — Nach einer Betrachtung über die „beklagenswerthen Spaltungen" zwiſchen Leibnitz und Newton ſagt Herr Biot: On doit regretter, que le docteur Brewster ne les (sc. ces dissensions) ait pas considerés sur le point de vue purement philosophique... On ne peut pas dire, qu'il présente Leibnitz précisément comme ayant pris de Newton le calcul différentiel; mais la suite des inventions de ces deux grands hommes, et leur communication par correspondance, sont racontées avec *une adresse si habile*, les charactères de leurs méthodes sont présentés comme si *analogues*, les différences de leur procédés de calcul comme si *legères*, et l'irritation de l'un comme si vive, comparativement à la mansuetude de l'autre, que tous les torts, toutes les injustices semblent être du côté de Leibnitz, si même on ne doit lui reprocher quelque chose de plus...

Hierauf ſetzt H. Biot die dokumentliche Wichtigkeit von Leibnitzens Brief an Oldenburg (für Newton) vom 27. Auguſt 1676 auseinander, von deſſen Inhalt er ſagt, daß mehr als nöthig darin war, um Newton zu zeigen, „daß Leibnitz wenigſtens auf dem Wege war, eine der Fluxions-Rechnung ähnliche Rechnung zu finden, und daß er hart daran war (qu'il y touchoit même), wenn er ſie nicht ſchon beſaß; daher Newton den Brief vom 24. October 1776 ſchrieb, in welchem er ſeine Methode in ein Anagramm verſteckte. .. Or cette première lettre si essentielle (heißt es nun), qui donne toute la clef de la singulière réponse de Newton, et dont la portée lui parut assez significative, pour nécessiter ses anagrammes; cette lettre est *totalement omise* dans le détail que le docteur Brewster donne de cette mémorable correspondance. Le ciel nous préserve de supposer une intention d'infidélité dans cette omission; mais il nous fallait inévitablement la reparer, à cause de l'importance de la pièce omise. En effet, une série d'idées si continue et si distincte, attachée à un mode de génération des quantités tout-à-fait abstrait, et exprimée par un algorithme spécial d'une facilité comme d'une netteté admirable pour toutes les applications aux questions d'analyse et de philosophie naturelle, ont dû paraitre aux géometres des titres peremptoires à *une invention propre*, *non du calcul des fluxions*, que *Newton* possédoit sans aucun doute avant 1669, calcul compliqué de l'idée de mouvement, *et jusque-là* sans algorithme, mais du *calcul différentiel* abstrait avec sa métaphysique, son algorithme et ses procédés généraux tout établis; et c'est en effet ainsi qu'ils en ont décidé quatre juges qui me dispenseront d'en citer d'autres, quand jaurai dit qu' ils s'appellent *Euler*, *Lagrange*, *Laplace* et *Poisson*. Um keinen Zweifel hierüber übrig zu laſſen, bringt Herr Biot a. a. O. die Originalſtellen dieſer vier Koryphäen bei, welche er mit kurzer Analyſe begleitet, und ſchließt: Voilà quatre juges compétens qui specifient l'indépendance d'invention de Leibnitz d'une manière formelle; nous pensons bien de nous en rapporter à leur verdict, jusqu' à ce que la bonne fortune des sciences nous en amène quatre autres, qui puissent les balancer. —

S. 185.

Der Beſuch Leibnitzens bei Spinoza im Haag iſt von keinem der frühern Biographen erwähnt worden. — Die Meinung, daß Leibnitz in ſeiner philoſophiſchen Entwickelung „durch Spinoza durchgegangen ſei", iſt die herkömmliche, und ſtützt ſich auf gewiſſe Vorausſetzungen und Mißverſtändniſſe, welche aber durch die chronologiſche Verbindung von Leibnitzens ausdrücklichen Bekenntniſſen widerlegt werden. Davon handelt meine Habilitationsſchrift: Quaestiones criticae ad Leibnitii opera philosophica pertinentes. Vratislaviae apud. Ferd. Hirt. mit beſonderer Rückſicht auf Erdmanns kritiſche Bevorwortung des Leibnitziſchen Aufſatzes: De vita beata. (ſ. die Ausgabe Erdmanns, Praefat. pag. XI.) Erdmann geht ſo weit, in dem Aufſatze zwei Punkte als aus der Ethik und dem Tractatus de intellectus emendatione Spinoza's, letzterm faſt wörtlich entlehnt, zu bezeichnen. Erſtlich aber hat E. am Schluſſe ſeiner Betrachtungen (p. XI.) als ſehr wahrſcheinlich hingeſtellt, daß der Aufſatz de vita beata von Leibnitz um 1669 verfaßt ſei: wenn dem ſo iſt, ſo hat ſchon darum Leibnitz jene Werke Spinoza's dabei nicht benutzen können, weil dieſe in den Opera posthuma Spinoza's erſt 1677 erſchienen ſind. Dieſer Widerſpruch hebt die eine von E. Prämiſſen nothwendig auf. Zweitens, die Stelle, welche Leibnitz aus dem tractatus de intell. emendatione wörtlich (iisdem fere verbis) genommen haben ſoll, habe ich, durch Gegeneinanderhaltung der Texte, als beinah wörtliche Entlehnung aus des Carteſius Dissertatio de methodo recte utendi ratione (Cartesii opp. phil. 1692. l. l. p. 10.) nachgewieſen; etwas Aehnliches findet bei dem vorgeblichen amor intellectualis ſtatt, vgl. weiterhin S. 30. Anm. zu S. 226. Es kommen hier noch einige Mißverſtändniſſe und Mißgriffe Erdmanns in Betracht, worüber ich, der Kürze wegen, auf meine eben genannte Abhandlung verweiſe.

Anmerkungen

zum zweiten Buche.

S. 191.

Arnaud's Aeußerung über Leibnitz — ſ. Leibnitz' Deutſche Schr. II, Beilagen, 67.

S. 195.

Ueber Steno ſchreibt Leibnitz an Conring vom 26. Febr. 1678, wegen ſeines Abfalles von den Naturwiſſenſchaften: Tantum abest, ut pietati officiat (sc. hoc studiorum genus), ut contra potius perpetuam divinarum laudum materiem praebeat. Ipse Deus est optimus interpres magnitudinis suae, cujus illustria in natura rerum vestigia apparent. (Ungedruckt.)

S. 196.

Das Nähere über den Umgang und die Streitigkeiten Leibnitzens mit Arnold Eckhart ſ. Opp. III, 553—652. Die hier mitgetheilten Unterredungen und Briefe ſind auch in Bezug auf die Philoſophie gehaltreich, beſonders S. 110, No. 2: Colloquium D. Leibnitii cum D. Eckhardo, Professore Rinteliensi Cartesiano, praesente Dn. Abbatis Molani fratre, habitum Hanoverae d. 5. Aprilis 1677, von Leibnitz ſelbſt verfaßt.

S. 197.

Ueber Leibnitz's Unterredungen mit Kraft, ſ. Neues Hannov. Magazin 1807, 76—78 Stück. „Etwas von Leibnitz."

S. 199.

Auf Leibnitz's Verhältniß zu Joachim Jungius denke ich in einer beſondern, Jungius gewidmeten Abhandlung zurückzukommen.

S. 200.

Von dem Briefe Leibnitzens an den Herzog Ernſt Auguſt habe ich ſowohl den Eingang, als den Theil, welcher über das systema Theologicum Aufſchluß giebt, in Leibnitz D. Schr. II, Beil. S. 64—69 mitgetheilt. Hier folgt das Stück (wovon der Text S. 200—202) die Ueberſetzung enthält: Je suis obligé à V. A. du jugement favorable qu'Elle fait de moi, qui l'a empêchée d'ajouter foi au conte du Docteur Becher. Cet homme est assez connu par ses extravagances entremelées d'une malice très noire. On n'a qu'à lire ses livres, pour en être persuadé; il déchire impudemment des grands personnages, et des personnes auxquelles il doit ....., ont éprouvé son ingratitude, quand ils ne vouloient ou ne pouvoient plus approuver son procédé. Il a été piqué contre moi de ce que j'ai empêché une certaine fourberie alchimique, qu'il méditait. Et cherchant le moyen de se venger, il prit pretext d'une conversation que nous eûmes ensemble à Hambourg il y a quelques années, où nous parlâmes des machines et je lui dis entre autres choses, que je croyois qu'on pourroit corriger quelque chose aux voitures. Je n'en parle jamais volontiers de ces sortes de matières qu'à des personnes qui s'y plaisent, et comme Becher fait profession d'entendre les mécaniques, j'en touchais quelque chose par occasion, quoique je n'en ai jamais parlé à d'autres, et encore moins tâché de l'exempter. [*]) En effet personne ici en a ouï parler, et plusieurs m'ont demandé ce que cela vouloit dire. Mais je vois maintenant que Becher, jugeant des autres par son humeur, a pris comme un grand dessein ce que je n'avais dit qu'en passant, et supposant ou feignant par malice, que j'aurais toujours travaillé à ce chariot imaginaire, a cru de trouver occasion de me railler, pour se venger. Ce qu'il dit de six heures de chemin pendant lesquelles ce chariot devrait aller d'Hannovre à Amsterdam, est de son invention et convient fort peu à la préface du livre, où il proteste devant Dieu, qu'il parle de bonne foi, et qu'il n'a pas dessein de choquer les personnes. Car il faudrait avoir perdu l'esprit pour y avoir pensé. J'avais dessein de lui reprocher sa malice par une lettre en particulier et de le faire souvenir de sa préface. Mais j'apprends, qu'il est mort à Londres sur la fin de l'année passée. Cependant je me soucie fort peu de ce qu'il met cette pensée, dont je lui avais parlé, au rang des savantes folies; j'y suis en trop bonne compagnie, puisqu'il y met aussi le roi de France, le feu Cardinal de Salzbourg, feu M. de Zinzendorf, président de la Chambre de l'Empereur, Monsieur Huygens de Zuylicum, inventeur des pendules et quantité d'autres personnes de mérite et de réputation. — Die Stelle aus Bechers Närriſcher Weisheit und weiſer Narrheit (1683, neu aufgelegt 1706) ſteht in Murrs Journ. VII, 150, Anm. Ueber Bechers alchymiſtiſche Speculation, vermuthlich dieſelbe, welcher Leibnitz entgegentrat, ſiehe deſſen Brief an Huygens, aus Hannover, 8. Sept. 1679. in Chr. Hugenii Exercit. Mathem. ed. Uylenbrock. p. 11. Vgl. auch die Stelle in Leibn. Opp. VI. 333.

---

[*]) Hiernach muß die Stelle S. 201, Z. 10 v. u. verbeſſert werden; ſtatt: ſie auszuführen — ihn (nemlich Bechern) aufzunehmen.

(Aus demſelben Briefe L.'s an den Herzog excerpirte ich noch folgende intereſſante Stelle, wo von dem Schickſal des unglücklichen Lord Strafford die Rede war: Cependant on passeroit mal son temps en Angleterre, si l'on vouloit revoquer en doute le jugement de tout un peuple, et ces sortes d'entêtement publique montrent assez, que les hommes de notre temps ne sont plus éclairés, que ceux des siècles passés. L'emportement des Hollandois contre les frères de Wit étoit de la même nature, et je m'étonne souvent, que des personnes, qui d'ailleurs sont de très bons nés, peuvent donner dans ces erreurs populaires. Quand j'étois à Paris, tout le peuple de cette grande ville, même de bons bourgeois et de femmes assez spirituelles, étoient persuadés, que Madame la Duchesse de Toscane faisoit enlever les enfans sur les rues, pour les faire tuer et pour se baigner dans leur sang tout chaud, afin de guérir d'une certaine maladie, qu'on lui supposoit. Et quand je me moquois de ce conte, je croyois que ces bons gens m'étoient fâchés.)

S. 202.

Das Schreiben an einen Staatsmann am kaiſerlichen Hofe ſ. Opp. V, 214—216.

S. 200.

Unrecht iſt von mir angegeben, daß Leibnitz ſelbſt die Protogäa dem Urtheil der Sorbonne unterworfen. Zwar drückt ſich der Ungenannte in ſeinen Anmerkungen zu Fontenelle und Eckhart ziemlich unbeſtimmt ſo aus: „Dieſes curieuſe Werk hat auch die Approbation des Collegii Sorbonici in Paris erhalten, nachdem es ihnen zur Cenſur geſchickt worden“; aber Eckhart ſelbſt legt ſich dies ganz beſtimmt, in ſeinem Briefe an Seb. Kortholt vom 10. Juni 1719 (Kortholt. Coll. IV, 127) bei: „Man hat dieſen Tractat für ketzeriſch erklären wollen; allein die Academie zu Paris hat auf mein Anſuchen und Ueberſendung des Originals ein rechtſchaffenes Responsum gegen die Läſterer gegeben, welches ich communiciren will. Jetzo iſt es unmöglich.“ Hier iſt freilich ein Widerſpruch: war es die Sorbonne oder die Academie? verſchrieb ſich Eckhart blos? — oder hätte ihm ſeine Eitelkeit wieder einen Streich geſpielt?

Der Brief an Sophie Charlotte vom 5. Juli 1697 ſteht bei Ludovici II, S. 205.

S. 201.

Ueber die hier enthaltene, von mir früher ſchon in Leibnitz D. Schr. II, Beil. 57 mitgetheilte Stelle von Leibnitz äußert K. A. Menzel in ſ. deutſchen Geſchichte IX, S. 266, Anmerk.: „Der in dieſem Briefe unverhohlen geäußerte Wunſch, der Biſchof möge dahin wirken, daß auch andern hohen Perſonen, außer dem Herzoge, der ihm die Gnade anthue, oftmals ſeine Gedanken über allerlei Materien zu hören, ſein gutes Gemüth für dieſe Angelegenheit bekannt werde, verräth freilich den Hofphiloſophen.“ Aber Leibnitz äußert ja keineswegs dieſen Wunſch: im Gegentheil, er entſchuldigt ſich gleichſam bei ſeinem Correſpondenten darüber, daß er ſich über ſeine Gedanken bei dem Herzog, ſeinem Herrn, ausgeſprochen; er möchte es ihm nicht als Ruhmſucht auslegen; er thue dies, denn dies ſei bisweilen nothwendig, damit er Gelegenheit erhalte, ſeine guten Abſichten ins Leben zu ſetzen.

S. 220.

Die Stelle, wo Leibnitz über Otto Grote ſpricht, ſteht Opp. VI, 334.

In der Schrift de jure suprematus cap. VI, Opp. IV, 3, p. 348 iſt es, wo Leibnitz die Königin Chriſtine gegen die Beſchuldigung eines Mordes an Monaldeschi, den ſie in Fontainebleau hinrichten ließ, vertheidigt. Dies wurde von Mehreren Leibnitzen ſchwer angerechnet, beſonders von d'Alembert, welcher, Mélanges de littérature II, 275 ſchreibt: Je suis faché pour la mémoire de Leibnitz et pour l'humanité, de trouver le nom de ce grand homme parmi les défenseurs d'un assassinat. Aber daß es ein „assassinat“ geweſen, ſtellen wir, aus dem hiſtoriſch-rechtlichen Geſichtspunkte, mit Leibnitz in Abrede, vgl. Grauert, Chriſtina, Königin von Schweden, und ihr Hof. Bonn 1842, II, p. 121—142, wo auf Leibnitz Rückſicht genommen iſt.

S. 221.

Das Bekenntniß über den Abſchluß ſeiner philoſophiſchen Ueberzeugungen leſen wir in Leibnitz's Brief an Thomas Burnet vom $\frac{1}{11}$ Mai 1697, Opp. VI, 253: J'approuve fort ce que vous dites, Monsieur, de la méthode de Mr. Locke, de penser et de repenser aux choses qu'il traite. C'est aussi fort ma méthode; et je n'ai pris parti enfin sur des matières importantes, qu'après y avoir pensé et repensé plus de dix fois, et après avoir encore examiné les raisons des autres. C'est ce qui fait, que je suis extrêmement préparé sur les matières qui ne dépendent que de la méditation. La plupart de mes sentiments ont été enfin arrêtés après une délibération de 20 ans: car j'ai commencé bien jeune à méditer; et je n'avais pas encore 15 ans, que je me promenais des journées entières dans un bois pour prendre parti entre Aristote et Démocrite. Cependant j'ai changé et rechangé sur de nouvelles lumières; et ce n'est que depuis environ 12 ans que je me trouve satisfait etc. (Man muß dieſen Thomas Burnet, einen ſchottiſchen Edelmann, an welchen Leibnitz die vielen gehaltreichen Briefe geſchrieben hat, nicht mit deſſen Verwandten gleichen Namens, dem Verfaſſer der Theoria sacra telluris verwechſeln, wie Dutens im Index rerum zum 6. Bande der Opp. Leibn. p. 249 gethan. Beide Thomas Burnet waren mit dem berühmten Geſchichtſchreiber Gilbert Burnet, mit dem L. ebenfalls in Briefwechſel ſtand, verwandt. (Daher Leibnitz an unſern Thomas B. l. l. pag. 228 ſchreiben konnte: Vous avec les deux Burnet faites honneur à l'Ecosse.) Es gab außerdem noch zwei Thomas Burnet, vgl. die Biogr. univers. s. v. Burnet.

S. 226.

Die Einſchaltungen aus dem Naturrecht in der Schrift für den Pfalzgrafen von Neuburg (daſ. propos. 37—46). — Da Erdmann in Leibnitzens Aufſatze de vita beata den amor intellectualis des Spinoza zu finden glaubte, weil die Definition der Liebe, welche man aus der Vorrede zum Corpus juris diplomaticus kennt, darin nicht vorkommt, ſo habe ich auf jene Lemmata der 1669 verfaßten Staatsſchrift verwieſen, wo jene Definition ſchon mit klaren Worten vorkommt (ſ. meine Abhandlung Quaestiones criticae etc. pag. 15—17).

S. 238.

Ehe Leibnitz Carteſianer wurde, war er in der Philoſophie Scholaſtiker, und zwar Nominaliſt, wie ſeine Diſſertation de principio individui zeigt. Da ich in meiner Einleitung zu dieſer Jugendſchrift Leibnitzens darauf, daß der ſcholaſtiſche junge Philoſoph Nominaliſt geweſen, ein Gewicht gelegt, ſo bemerkt Erdmann praef. p. X. im Allgemeinen, daß dies ohne irgend eine individuelle Bedeutung für Leibnitz war: „scilicet *omnes*, qui hoc tempore *scholasticae* philosophiae adhaerebant, Nominalium sectatores fuisse constat.“ Aber wenn dem ſo wäre, wie hätte Leibnitz in der Vorrede zu Marius Nizolius's Anti-Barbarus §. XXVIII. (Opp. IV. 1. 59 ed. Erdmann. p. 68) ausführlich von der Schule der Nominaliſten im Mittelalter geſprochen haben können, mit dem Bedauern, daß ſie bei den heutigen Scholaſtikern erloſchen ſei? Die Worte heißen: „Quam vero longe sint acumine *inferiores* superioribus superioris et *hujus seculi scholastici*, documento esse potest secta *Nominalium*, omnium inter scholasticos profundissima, et hodiernae *reformatae* philosophandi rationi congruentissima; quae cum *olim* maxime floreret, nunc, apud *scholasticos* quidem extincta est. Unde conjicias decrementa potius quam augmenta acuminis ...“ Dies ſteht mit der Behauptung des Herrn E. in direktem Widerſpruch.

Wenn Leibnitz im Jahre 1669 ſchon an J. Thomaſius ſchrieb (ed. Erdm. p. 49): Me fateor nihil minus quam Cartesianum esse ... In Cartesio ejus methodi tantum propositum amo ..., ſo war er doch noch weit mehr Carteſianer, als er geſtehen wollte, in ſofern er damals noch das Weſen des Körpers in die Ausdehnung ſetzte, und ferner in dem ontologiſchen

Beweiſe vom Daſein Gottes u. ſ. w., vergl. den Aufſatz de vita beata.

S. 245.

Ueber die materia prima und secunda vergl. Leibnitz's Briefe an Desbosses und an Johann Bernoulli.

S. 248.

Es iſt viel darüber geſtritten, ob Leibnitz den Begriff der Monaden aus der Analyſe der Phänomene empiriſch geſchöpft, oder a priori aus dem Begriffe der Subſtanz abgeleitet? Nach meiner Einſicht hat das erſtere meiſtentheils in Leibnitzes eignen Darſtellungen ſtatt, wenn er, um auf die Monaden zu kommen, den Begriff des Zuſammengeſetzten in der Natur vorausſetzt. A priori aber folgt die Vielheit der Monaden: 1) materiell aus dem Begriffe der Creatur, als einer beſchränkten Subſtanz, 2) formell aus dem Princip des hinreichenden Grundes: es iſt kein Grund vorhanden, daß Gott nur eine und nicht viele, nicht unendliche Subſtanzen ſchaffen ſollte? Der Begriff der Creatur geht aber auf den Begriff der Freiheit in Gott, zugleich auf deſſen Intellectus zurück, als die Region der Ideen, verbunden mit der abſoluten Macht. Die Idee der Freiheit wäre ſo die höchſte und urſprünglichſte in Leibnitz's Syſtem.

Ich habe mich bei mehreren Sätzen, welche nur Folgerungen des Princips des zureichenden Grundes ſind, z. B. dem berühmten Satze der Nichtzuunterſcheidenden, nicht beſonders aufgehalten.

S. 256.

Ueber das vinculum substantiale habe ich in meiner Inaugural-Diſſertation, Leibnitii doctrina de unione animae et corporis, Berol. 1837, gehandelt. Die von mir entwickelte Anſicht iſt nachher von mehreren Seiten als richtig anerkannt worden.

S. 264.

Das Prinzip der Continuität, womit Leibnitz in der Pſychologie ſo viel ausrichtet, führte ihn auch in der Anſicht der lebenden Natur zu überraſchenden Blicken. Nirgends hat ſich L. ſo deutlich darüber ausgeſprochen, als in dem Briefe an einen Ungenannten, vom 16. October 1707, wovon ein Fragment den berüchtigten Prozeß

zwiſchen Maupertuis und König 1752 veranlaßt hat. Er ſteht mit mehreren anderen in Königs Appel au Public du jugement de l'académie royale de Berlin etc. Hier heißt es im Verfolge S. 43.: Je pense donc avoir de bonnes raisons pour croire, que toutes les différentes classes des Etres, dont l'assemblage forme l'Univers, ne sont dans les idées de Dieu, qui connait distinctement leurs gradations essentielles, que comme autant d'Ordonnées d'une même Courbe, dont l'union ne souffre pas, qu' on en place d'autres entre deux, à cause que cela marqueroit du désordre et de l'imperfection. Les hommes tiennent donc aux animaux, ceux-ci aux plantes, et celles-ci dérechef aux fossiles, qui se lieront à leur tour aux corps, que les sens et l'imagination nous représentent comme parfaitement morts et informes. Or puisque la loi de la Continuité exige, que, *quand les déterminations essentielles d'un Etre se rapprochent de celles d'un autre, qu' aussi en conséquence toutes les propriétés du premier doivent s'approcher graduellement de celles du dernier*, il est necessaire, que tous les ordres des Etres naturels ne forment qu' une seule chaine, dans laquelle les différentes classes, comme autant d'anneaux, tiennent si étroitement les unes aux autres, qu'il est impossible aux sens et à l'imagination, de fixer précisement le point, où quelqu'une commence, ou finit: toutes les espèces, qui bordent ou qui occupent, pour ainsi dire, les régions d'inflexion et de rebroussement devant être equivoques et douées de charactères, qui peuvent se rapporter aux espèces voisines également. Ainsi l'existence de Zoophytes, par exemple, ou, comme Buddeus les nomme, de *Plant-Animaux*, n'a rien de monstrueux, mais il est même convenable à l'ordre de la Nature, qu'il y en ait. Et telle est la force du principe de continuité chez moi, que non seulement je ne serois point étonné d'apprendre, qu'on eût trouvé des Etres, qui par rapport à plusieurs propriétés, par exemple celles de se nourrir, ou de se multiplier, puissent passer pour des végetaux à aussi bon droit que pour des animaux, et qui renversassent les régles communes, bâties sur la supposition d'une separation parfaite et absolue les différens ordres des Etres simultanés, qui remplissent l'univers: j'en serais si peu étonné, dis-je, que même je suis convaincu, qu'il doit y avoir de tels, que l'Histoire naturelle parviendra peut-être à les connaitre

qu'il doit y avoir de tels, que l'histoire naturelle parviendra peut-être à les connaître un jour, quand elle aura étudié davantage cette infinité d'Etres vivans, que leur petitesse dérobe aux observations communes et qui se trouvent cachés dans les entrailles de la terre et dans l'abime des eaux. Nous n'observons que depuis hier, comment serons-nous fondés à nier à la raison ce que nous n'avons pas encore eu occasion de voir? Le principe de continuité est donc hors de doute chez moi, et pourroit servir à établir plusieurs vérités importantes dans la véritable philosophie, laquelle, s'élevant au-dessus des sens et de l'imagination, cherche l'origine des phénomènes dans les régions intellectuelles. Je me flatte d'en avoir quelques idées, mais ce siècle n'est point fait pour les recevoir...

Das iſt derſelbe Brief, welchen die Berliner Akademie, unter der Inſpiration von Maupertuis, für untergeſchoben erklärte, und den Profeſſor König als Betrüger aus der Liſte der Akademiker ausſtrich! — Vielleicht giebt es wenig Stücke von Leibniz, deren Echtheit dem Kenner ſo bewährt ſind, als dieſer Brief (welchen Dutens und Erdmann überſehen haben). Auch erkannte Voltaire (in ſeinem Briefe an König) die Echtheit ſogleich, wenn auch nur aus Motiven, die er vom Styl herholte. Darin hatte nur die Akademie Recht, daß der Brief nicht an Herrmann gerichtet ſein konnte. Vgl. Leibn. opp. III, 531.

S. 274.

Außer dem kurzen Aufſatze über Leben und Lehre des Carteſius hat Leibniz auch zu der bekannten Biographie des Carteſius von Baillet, und zwar von Rom aus, Beiträge geſchickt (Vie de Descartes par Baillet, préface p. XXVI.). „Il (M. l'abbé Nicaise) a pris la peine d'écrire à Rome, d'où M. Auzout, qui a vû M. Descartes à Paris, et M. *Leibnitz*, qui a eu communication des originaux chez M. Clerselier, ont envoyé ce que la mémoire a pu leur suggérer sur ce sujet“. Siehe den zweiten Theil dieſer Biographie S. 80 ff. Herr Couſin hat in ſeinen Fragmens philosophiques II. (Paris 1838) Briefe von Leibniz an Nicaiſe bekannt gemacht, welche eine Kritik der Lehre des Carteſius enthalten. Aehnlichen Inhalts iſt der Brief Leibnizens No. 2. in Königs Appel au public, welcher, nach dem Herausgeber, an Foucher gerichtet zu ſein ſcheint.

S. 276.

Ueber Leibnitz's Briefe an Anton Arnaud bleibt mir, nach den Nachrichten und Bemerkungen darüber von Erdmann, praef. p. XV—XVII. noch einiges zu ſagen übrig. Es betrifft die Briefe, welche Leibnitz im Jahre 1686 und 1687 an Arnaud durch Vermittelung des Landgrafen Ernſt von Heſſen-Rheinfels richtete, welche der Herausgeber der Werke Arnauds in den Originalien hatte, die er aber, bis auf einige Fragmente, deshalb nicht mitgetheilt zu haben geſteht, weil er Arnauds Antworten nicht ebenfalls hatte, ohne welche ihm Leibnitzens Briefe gefährlich ſchienen. Niemand wußte ſpäterhin, wo dieſe Briefe geblieben wären, und man weiß es auch heute nicht. Nur dies wußte man, aus einer Notiz Feders, Specimina selecta etc. p. 277, daß „die kgl. Bibliothek zu Hannover die ungedruckten Briefe Leibnitzens und Arnauds bewahre; daß aber Abſchriften davon während der franzöſiſchen Occupation von dem damaligen General, nachher Marſchall Mortier, für einen Gelehrten in Paris gefordert wurden". Feder fügt hinzu, er enthalte ſich, dieſe Briefe mit aufzunehmen, „ne voulant pas concourir avec le dessein qu'on pourroit avoir en France, de les faire imprimer." An der Wahrheit dieſer Ausſagen konnte nie gezweifelt werden; es verſteht ſich, daß die Briefe Leibnitzens an Arnaud nicht diejenigen waren, welche der franzöſiſche Herausgeber von Arnauds Werken (1776) in Händen hatte, ſondern die Entwürfe dazu (les minutes) von Leibnitzens Hand. Herr Erdmann, welcher von dieſer Correſpondenz nichts weiter giebt, als den längſt bekannten Brief Leibnitzens aus Venedig, vom 23. März 1690, fühlte die Nothwendigkeit, ſich deshalb zu rechtfertigen. Er thut dies durch die Verſicherung, — die viel erſehnten Briefe ſeien in der Königl. Bibliothek von Hannover nicht mehr vorhanden. Es exiſtirt zwar ein Faſcikel mit dem Namen Arnaud, der aber nur mehrere Briefe von Arnaud, von Leibnitz aber keinen enthalte. Auch hätte Feder bei dieſem Faſcikel angemerkt, es wären ehedem zwei Briefe von Leibnitz an Arnaud da geweſen, ein lateiniſcher und ein franzöſiſcher; beide haben aber nur Höflichkeiten enthalten (nihil nisi verba officiosa continentes); beide aber wären zur Zeit, als Arnauds Briefe auf des Marſchalls Mortier Befehl, abgeſchrieben wurden, zugleich mit jenen Autographis (?) übergeben worden. Da nun die Königl. Bibliothek keine Abſchrift dieſer Briefe zurückbehalten habe, und er (Herr E.) nicht errathen könne, wo ſie hingekommen, ſo habe er weiter nicht nachforſchen können. — Was mich betrifft, ſo kann ich dieſen Angaben des gelehrten Herausgebers, wegen der darin enthaltenen Widerſprüche, keine Autorität zuerkennen, ſondern ich ſehe mich noch immer zu der Hoffnung berechtigt, daß die Concepte ſämmtlicher Briefe noch unter Leibnitz's Papieren in Hannover gefunden werden. Ich habe folgende Gründe: 1) die gedruckte Notiz Feders über dieſe Briefe redet in den unzweideutigſten Ausdrücken von dem ganzen Briefwechſel, und zwar, man merke wohl, von den Originalen (Arnauds und den Original-Concepten Leibnitz's), welche die Bibliothek behalten habe, da der Gelehrte in Paris nur Abſchriften davon erhalten. Dieſe Notiz hat für die Kritik ſchon aus äußern Gründen weit mehr Gewicht, als die Angabe Erdmanns von Feders angeblicher Anmerkung über nur zwei, indifferente Briefe Leibnitzens an Arnaud, wodurch Feder ſich ſelbſt ſchnurſtracks widerſprochen hätte. In letzterer Angabe iſt auch noch der Widerſpruch, daß hiernach die Autographa nach Paris geſchickt worden wären, während Feder in der gedruckten Notiz vielmehr ſagt, daß man die Abſchriften gefordert (les lettres . . . ont été demandées en *copie*). Dazu kommen innere Gründe. Nemlich jener franzöſiſche Gelehrte, welcher die Abſchriften ſich kommen ließ, war kein anderer, als der damalige Superior des Seminars von St. Sulpice in Paris, Emery, Herausgeber eines Esprit de Leibnitz, und Emery hat einige überſetzte Auszüge der Briefe Leibnitzens an Arnaud aus Mainz, in lateiniſcher Sprache, in der Exposition de la Doctrine de Leibnitz (Systema Theologicum) 1819 mitgetheilt. Daß er dieſe Briefe aber von Feder erhalten (daß es nicht etwa die Originalien Leibnitzens geweſen, welche der Herausgeber Arnauds 1776 unterdrückt) habe ich aus dem ungedruckten Briefwechſel Emerys mit Feder, der ſich in der Bibliothek von St. Sulpice in Paris befindet (und wovon ich einiges in Leibnitz's deutſchen Schriften II. Beilagen S. 80—82 mitgetheilt) erſehen. Dieſe Briefe aber ſind rein philoſophiſch und handeln von dem Beweiſe der Möglichkeit der Transſubſtantiation (vgl. mein Kurmainz II. S. 62—63, wo ich Auszüge davon gebe). Es wird dadurch bewieſen, daß die Königl. Bibliothek von Hannover die wahren und vollſtändigen, philoſophiſchen Briefe (Concepte) Leibnitzens an Arnaud beſaß, und daß die uns von Erdmann gegebene, mit den Thatſachen in Widerſpruch ſtehende Angabe, auf irgend einem, künftig zu löſenden Mißverſtändniſſe beruhen muß.

Wenn das Faſcikel mit dem Namen Arnauds gar keine Briefe von Leibnitz enthält, ſo werden ohne allen Zweifel dieſe Briefe an einem andern Platze noch gefunden werden. Weder ich, noch Herr Erdmann haben ſämmtliche Papiere Leibnitzens auf der Königl. Bibl. von Hannover durchgeſehen," Niemand von uns hat darum, weil er etwas darin nicht gefunden, ſchon ein Recht zu ſchließen, daß es auch nicht vorhanden ſei. — Wenn Herr E. außerdem die allerentſchiedenſte Ueberzeugung ausdrückt, daß die Originalien von Leibnitz's Briefen an Arnaud in Paris gefunden werden müſſen, weil ſie 1776 dort waren, und ſein Bedauern ausſpricht, daß er keine Ausſicht habe, ſie ſelbſt zu finden, weil er vielleicht nie nach Paris kommen werde: ſo kann ich ihn darüber vielleicht tröſten. In meinem Kurmainz I. S. 246—47 hätte er leſen können, wie vergeblich die Nachſuchungen franzöſiſcher Gelehrten (namentlich die von Couſin und Bouillet) in Paris nach jenen Schätzen bisher geweſen; daß erſtlich jene Originalien längſt verſchollen ſind, daß aber ein ſchwacher Hoffnungsſtrahl bei meiner Anweſenheit in Paris (1837—1839) leuchtete, wenigſtens jene von Feder an Emery geſandten Abſchriften der Briefe Leibnitzens zu erlangen; daß ich ſelbſt ſo glücklich war, zu Emery's Nachlaſſe in Paris zu gelangen, aber — nichts gefunden. — Wenn Herr E. dennoch dieſe Papiere ſelbſt in Paris zu finden verſichert iſt, ſo wird die Wiſſenſchaft ſich einſt Glück wünſchen; es iſt aber nicht genug, zu ſagen, die Papiere ſind in Paris, wenn man nicht näher angiebt, an welchem Orte? Herr Couſin würde auch nicht erſt auf die pomphafte Aufforderung des Herrn E. gewartet haben (deren es bei ihm nicht erſt bedurfte), wenn man ſich dort blos zu bücken brauchte, um ſie aufzuheben.

S. 278.

Das Hiſtoriſche hinſichtlich der Animadversiones ad principia Cartesii, welche noch ungedruckt in Abſchrift in der Königl. Bibliothek von Hannover ſich befinden (ich habe davon eine Abſchrift genommen), trifft man in Leibnitzens Briefen an Nicaiſe (in Couſin's fragments philosophiques II, welche mir nicht zur Hand ſind), an Huet (Opp. V, 462. vom Jahre 1692), an Huygens (in Hugenii Exercitationes ed. Uylenbroeck p. 135 et passim) und an Johann Bernoulli (Com. epist. Leibnitii et J. Bernoulli I, 268. 289. 300. 336). Herr Couſin hat in ſeiner Schrift über den Unterricht in Holland, von 1837 (ſie iſt mir nicht zur Hand), mit Bezug auf die Briefe von Leibnitz an Huygens, auf dieſe Animadversiones aufmerkſam gemacht; er wußte aber damals noch nicht, daß ſie ungedruckt in Hannover liegen. Auf eine allgemeine Notiz, welche ich ihm in Paris darüber gab, zeigte er die Entdeckung 1838 in der Académie des sciences morales et politiques an; bald darauf legte ich ihm meine Abſchrift davon vor, und er widmete der Sache an einer Stelle der genannten Fragmens philosophiques eine kurze Anmerkung. — Da Leibnitz ſelbſt dieſe Schrift für wichtig genug hielt (und ſie iſt es auch), daß er ſie den Geiſtreichſten ſeiner Zeitgenoſſen im Manuſcript mittheilte, und ſie mehr als einmal herausgeben wollte, was er, wie bei ſo vielen Schriften, zuletzt unterließ — ſo wäre es zu wünſchen geweſen, daß Herr Erdmann, welcher eine Reihe ungedruckter Aufſätze Leibnitzens aus ſeinem Nachlaſſe geſchöpft hat, dieſe am wenigſten übergangen hätte. In der Ausgabe ſelbſt, namentlich in der Vorrede, übergeht er aber die Schrift ganz mit Stillſchweigen. Dagegen läßt er in der Selbſtrecenſion ſeiner Ausgabe in den Berliner Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik (1840. December. S. 948) im Vorübergehen die Worte fallen: „Wenn ich die in der Hannöverſchen Bibliothek im Manuſcript befindlichen Animadversiones ad Cartesii principia cum notatis de Cartesii vita (sic) nicht in meine Ausgabe aufnahm, ſo geſchah es, weil ſie in der That mehr einen negativ-kritiſchen Character haben, als daß ſie zeigten, wie im Gegenſatze gegen des Descartes Lehren ſich Leibnitz's eigenes Syſtem ausbildete." Ich weiß nicht, ob Herr E. hier von einer Schrift ſpricht, die er geſehen und geleſen hat, oder ob er blos vom Hörenſagen redet, weil er ſie unter falſchem Titel anführt (die Wort: cum notatis de Cartesii vita ſtehen weder auf dem Titel des Manuſcripts, noch können ſie darauf ſtehen, weil von dem Leben des Carteſius nicht ein Wort darin vorkömmt; die Schrift Leibnitzens: Notata quaedam circa vitam et doctrinam Cartesii, in Leibnitz Opp. V, 393. ließ Leibnitz ſelbſt in des Chriſtian Thomaſius Historia sapientiae et stultitiae einrücken); und weil die Phraſe, daß die Schrift mehr einen negativ-kritiſchen Character habe, eigentlich doch gar nichts ſagt und ganz precair klingt. Leibnitz iſt keinesweges blos negativ-kritiſch; er kritiſirt nur dadurch, daß er überall ſeine eigene Philoſophie entwickelt (wie wäre es auch anders möglich?); beſonders gehen die Anmerkungen zum 2. Buche der Principia in das

Tiefſte der Mechanik ein. (So ſchrieb er ſelbſt an J. Bernoulli, 15. April 1697: Animadversiones quasdam extemporaneas in partem generaliorem principiorum Cartesii ad Dominum Basnagium miseram, tum ut legeret Hugenius, tum ut Cartesiani quidam, quibus communicandae erunt, viderent, me *non sine ratione* ab ipso dissentire.) Näher mich auf die Sache einzulaſſen, ſo lange die Schrift ſelbſt nicht vorliegt, wäre unzeitig. Was die Zeit der Abfaſſung betrifft, ſo muß man ſie ungefähr ins Jahr 1687 ſetzen, da Leibnitz an Huet 1692 ſchrieb, dieſe animadversiones wären: ante annos nonnullos in chartam conjectae. Ende 1687 aber begab ſich Leibnitz auf ſeine italieniſche Reiſe, von welcher er erſt im Sommer 1690 zurückkam.

S. 282.

Was die Zeit der Abfaſſung der Nouveaux essays sur l'entendement humain anlangt, ſo hat Herr Erdmann (praef. p. XXII.) aus einigen Briefen von Leibnitz an Remond de Montmort und die Lady Masham, richtig geſchloſſen, daß dieſes Werk im Jahre 1704 fertig wurde. Der größte Theil davon war aber im Jahre 1703 in Herrenhauſen und noch früher geſchrieben, wie man aus den Briefen Leibnitzens an zwei Franzoſen erſieht, welche Raspe in der Vorrede mittheilt, wo Leibnitz ſchreibt: (Première lettre de Mr. Leibnitz, qui parait avoir été destinée pour M. Hugoni. Raspe préf. XII.). „J'ai fait ces remarques aux heures perdues, quand j'étois en voyage ou à Herrenhausen, où je ne pouvois vaquer à des recherches, qui demandent plus de bésoin... vous serez étonné, Monsieur, que je dis, d'y avoir travaillé comme à un ouvrage qui ne demande guère de soin. Mais c'est parce que j'ai tout reglé il y a long-temps sur ces matières philosophiques générales d'une manière, que je crois démonstrative, ou peu s'en faut, de sorte que je n'ai presque point bésoin de nouvelles méditations là-dessus.“ — Im andern Briefe, nach Raspe, an Barbeyrac, ſchreibt Leibnitz: „Ayant écrites ces remarques fort à la hâte, *currente calamo*, et le plus souvent en voyage, ou quand j'étois l'*année passée* avec la cour d'Hannovre à une maison de plaisance, où des occupations de plus de recherche m'étoient défendues, y employant le temps, qui me restoit libre, cette manière d'y travailler à reprises et à bâton rompu a fait, que j'ai eu et aura bésoin d'y retoucher en plusieurs endroits.“

Dieſe Briefe ſind ohne Datum, aber daß ſie 1704 geſchrieben wurden, geht daraus hervor, daß Leibnitz in der That 1703 im Sommer und Herbſt in Herrenhauſen lebte [ſ. den Brief an Baron von Obdam, 7. Decbr. 1703, in Feders Sophie S. 203. j'ai été avec lui (dem Kurfürſten von Hannover) une bonne partie de l'été et de l'automne à Herrenhausen et à Linsbourg]. Ich finde endlich noch eine Stelle im Werke ſelbſt, welche zeigt, daß der größte Theil im April 1704 geſchrieben war; ſie ſteht in Erdmanns Ausgabe S. 385, wo Leibnitz ſeiner Controverſen mit Boſſuet über das alte Teſtament gedenkt — avec Mr. l'Evêque de Meaux, qu'on vient de perdre suivant les nouvelles, qui en sont venues dé*puis quelques jours*. Boſſuet ſtarb den 12. April 1704; dieſe Stelle, welche im 15. Kapitel des 4. Buches ſteht, iſt alſo in der zweiten Hälfte des April 1704 geſchrieben. — Eine Stelle, gleich zu Anfang dieſes Werks, im Munde des Théophile, wo Leibnitz dieſen ſagen läßt: Vous savez, que j'étais allé un peu trop loin autrefois, et que je commençois à pencher du côté des Spinosistes, haben Raspe, Erdmann und Andre ſo mißverſtanden, daß ſie dies für ein perſönliches Bekenntniß des Philoſophen ſelbſt nahmen, da in Wahrheit Leibnitz dieſe Worte dem Théophile nur in den Mund legt, um ſeine eigene Philoſophie als das einzige Rettungsmittel gegen den Spinozismus zu rühmen. Es müßte aus andern, direkten Zeugniſſen dargethan werden, daß Leibnitz jemals die Lehre Spinoza's von Gott angenommen; ich glaube aber in meinen Quaestiones criticae ad opera philos. Leibnitii das Gegentheil hinreichend bewieſen zu haben. — L. Dutens hat bei der Sammlung von Leibnitz's Werken die Sammlung Raspe's keineswegs überſehen (ſo wenig als das Commercium epistolicum Leibnitii et Bernoullii), wie Jemand ihm zum Vorwurf macht: er erklärt ausdrücklich in der Vorrede zu Opp. Leibn. I. p. XVII, er betrachte beide Sammlungen als Supplemente der ſeinigen, welche zuſammen eine Bibliothecam Leibnitianam bilden ſollten.

S. 296.

Ich ſetze die formelle Erklärung Newtons über den Sinn ſeines Scholien aus ſeinem Briefe an den Abbé Conti vom Mai 1716 (Leibn. opp. III, 479) her: „Il (M. Leibniz) prétend, que dans mon livre des Principes p. 253 et 254. je lui ai passé, qu'il tenait indépendamment de moi l'invention du Calcul différentiel; et que de m'en attribuer présentement l'invention à moi-même, c'est revoquer la concession que je lui ai faite. Mais dans le paragraphe qu'il cite, je ne trouve pas un seul mot, qui le favorise. Tout au contraire, j'y représente, que j'avais donné avis de ma méthode à Mr. Leibniz, avant qu'il m'eût donné avis de la sienne; et je le mets dans l'obligation de prouver, qu'il eût trouvé la méthode avant la date de ma lettre, c'est-à-dire, huit mois pour le moins avant la date de la sienne. De plus, en renvoyant, comme je fais, aux lettres, que nous nous étions écrites Mr. Leibniz et moi, dix ans auparavant, j'ai laissé aux lecteurs à consulter ces lettres, qui peuvent servir à expliquer le paragraphe en question. Car ils pouvoient voir par ces lettres, que cinq ans avant quelles fussent écrites, c'est-à-dire en 1671, j'avais composé un Traité de cette méthode et de la méthode des Suites, jointes ensemble. Ainsi ce paragraphe qu'il cite de mon livre, donne suffisamment à entendre en peu de mots, ce qu'on doit penser sur ce sujet; le but du livre n'étant pas de discuter cette matière.“ Die Briefe Fatio's an Huygens ſetzen die Aufrichtigkeit Newton's hier außer allen Zweifel, wenn Jemandem der plane Text nicht hinreichend erſcheint.

S. 298.

Herr Biot (Biogr. Un. XXIII, 635), welcher nicht wußte oder bedachte, daß Leibnitz vom Ende 1687—1690 auf ſeiner großen italieniſchen Reiſe ſich befand, während die principia mathematica Newtons herauskamen und in den Acta eruditorum angezeigt wurden, giebt mit Unrecht Leibnitzen eine blinde Verachtung jenes Werkes Schuld; ſelbſt wenn er auch des Werkes in Italien theilhaft geworden wäre, hätte er nicht die Zeit gehabt, es zu ſtudiren. — Herr Biot citirt in Betreff der von Leibnitz in dem Tentamen de motuum celestium causis begangenen Irrthümer ein Manuſcript von Lagrange, und fügt hinzu, daß zu Leibnitzens Glück dies ſeinem Gegner entgangen war. Aber dem war nicht ſo, Newton hebt es wenigſtens in ſeinem Briefe vom Mai 1716 (Leibn. opp. III, 482) in Bezug auf das Tentamen hervor, als Beweis, daß Leibnitz den höheren Theil der Differentialrechnung nicht einmal verſtanden hätte.

S. 309.

Der zweite Theil der Opera mathematica von Wallis', welcher 1695 herauskam, trug die Fluxionsrechnung als eine Erfindung Newtons vor; in einer anonymen Recenſion dieſes Buches in den Acta eruditorum von 1696, Juni (ſ. Ludovici II, 64. 259) begnügte ſich Leibnitz, wie auch anderswo, auf Newtons Scholium, als eine Anerkennung der Miterfindung, zu berufen. Es war von ſeiner Seite überall daſſelbe argumentum ad hominem; es iſt aber ſchwer zu glauben, daß Leibnitz die Abſicht Newtons nicht bald durchſchaut haben ſollte. In keinem Falle half ihm dieſe anonyme Reclamation ſeiner Rechte ſpäter etwas; da er nicht öffentlich unter ſeinem Namen gegen die Inſinuation des Wallis proteſtirt hatte, ſo legte ihm Newton vom 26. Febr. 1716 (Leibn. opp. III, 454) ſein Schweigen für ein Zugeſtändniß aus.

S. 311.

Daß Leibnitz der Verfaſſer der Recenſion des Newtonſchen Werkes in den Acta erud. Jan. 1705 ſei, lehrt Ludovici II, S. 66.

S. 314.

Newton ſuchte die Societät in ihrem Verfahren dadurch zu rechtfertigen, daß Leibnitz, ſtatt Keil zu widerlegen, beſtändig nur auf deſſen Verurtheilung drang (III, 357). Ce fut ce procédé de M. Leibniz, qui obligea la société à faire assembler un comité de ses membres, pour examiner tous les vieux écrits, qui pouvaient avoir rélation à cette affaire, et pour en faire un rapport. Si l'on a fait cette démande à son insû, ça été sa propre faute. Quels égards méritait un homme, qui vouloit l'emporter cette hauteur sur la société et qui déclarait, qu'on ne pouvait pas sans injustice s'attendre, qu'il défendit sa candeur, et qu'il plaidât sa cause devant elle ...? Dagegen ſchrieb Leibnitz vorher (ib. 489) an Chamberlayne: „je ne sais par quelle chicane et quelle supercherie quelques-uns firent en sorte, qu'on prit la chose, comme si je plaidais devant la société et me soumettais à sa jurisdiction, à quoi je n'avais jamais pensé ...“ Leibnitz hatte Unrecht, die Verurtheilung Keils ohne Unterſuchung zu verlangen; die Societät und Newton insbeſondere hatten Unrecht, ſich zu Richtern über Leibnitz, ohne ſeine Einwilligung, aufzuwerfen.

S. 316.

Der Brief Bernouilli's, mit Vorwort und Schluß von Leibnitz, welcher bisher in dieſer Form mit Unrecht (auch von Biot) Bernouilli beigelegt wurde, ſteht, unter andern, unter den Beilagen der deutſchen Ueberſetzung der Theodicee,* Hannover 1733. S. 920 bis 974 mit der Ueberſchrift: „Eine Schrift, in welcher klar gezeiget wird, daß nicht Herr Newton, ſondern der Herr von Leibnitz Erfinder des Calculi differentialis ſei". Man erkennt Leibnitzens Feder ganz deutlich, und ſein Briefwechſel mit Joh. Bernouilli bringt die Sache zur Evidenz. Man findet hier erſtlich II, p. 305—311. No. CCVI, den Brief, aus welchem Leibnitz das betreffende Fragment genommen; es fängt an: Videtur Newtonus etc. ib. 309. und geht bis nobis fuisset familiaris; mit einigen Aenderungen und Auslaſſungen von Leibnitz. Bernouilli ſchließt mit den Worten: Sed cogor abrumpere hoc vice; rogo vero, et quae hic scribo, iis recte utaris, neque me committas cum Newtono ejusque popularibus; nollem enim immisceri hisce litibus. Leibnitz antwortete ihm unter anderm aus Wien d. 28. Juni 1713: Satis apparet, Newtonum id egisse suis blanditiis, ut benevolentiam Tuam captaret; conscium sibi, quam non recte stent talo, quae molitus est. Ego tametsi nolim, ut in mei gratiam Tibi negotium facessas, expecto tamen ab aequitate Tua, ut profitearis apud amicos quam primum, et publice data occasione, calculum Newtoni nostro posteriorem Tibi videri. Endlich, den 19. Aug. 1713 (ib. p. 371) ſchrieb Leibnitz, mit Bezug auf die Partheilichkeit der Engländer gegen ihn: Sed ego exigua, credo, scheda efficiam, ut poeniteat eos nugarum. Utar *inter alia argumenta Tuis*, sed *a Te nominando abstinebo*. Bernouilli hatte nichts dagegen, nur daß die Engländer ihn nicht erriethen (p. 323). Da Newton aber von dem „prétendu mathématicien" verächtlich ſchrieb, konnte Leibnitz nicht umhin, zu ſeiner und Bernouillis Ehre ihn zu nennen. — Wenn man die Stellung Newtons und Leibnitz's, im Leben wie nach dem Tode, mit einander vergleicht, wie glücklich erſcheint da in ſo vieler Beziehung der erſte gegen den andern! Newton ſteht als verehrter, ja angebeteter Mittelpunkt einer angeſehenen Schule da, und während dieſe eifrig, ja leidenſchaftlich um ſeinen Ruhm und ſeine Ehre, bald vertheidigend, bald im Angriffe kämpft, bewahrt er bis zuletzt die ſtolze Haltung eines Gottes über den Wolken, deſſen Wink die Seinigen in Bewegung ſetzt. Leibnitz dagen iſt beſtändig auf ſich allein angewieſen: wenn er nicht ſeine Rechte zu wahren ſucht, wer thut es? — Man kann von dem gemeinen Standpunkt aus, es tadeln, daß Leibnitz, welcher es verſchmähte, ſich offen gegen Gelehrte, die er in jeder Rückſicht tief unter ſich ſah, zu vertheidigen, zu anonymen Recenſionen und Flugſchriften ſeine Zuflucht nahm: aber wer ſteht, von dem höheren Standpunkte der Ehre und Sittlichkeit betrachtet. niedriger vor der Nachwelt, Leibnitz, welcher ſich mit einem Fragment von Bernouillis Briefe anonym und in dritter Perſon vertheidigen muß, oder — Bernouilli, welcher Leibnitzen nicht allein ſeinen Ruhm in der Wiſſenſchaft, ſondern auch wiederholte Empfehlungen zur Anſtellung verdankte, und der nicht Muth, nicht Dankbarkeit genug fühlte, öffentlich als Vertheidiger ſeines Meiſters und Freundes hervorzutreten?!

S. 318.

Auf Befehl des Königs Georg I., mußte Newton Leibnitzen eine Herausforderung, ſich zu erklären, ſchicken; ſo erzählt es Leibnitz III, 467. **Mais enfin on a trouvé le moyen de me faire parler, en donnant connaissance de l'affaire au roi et en m'envoyant en même temps un Cartel de M. Newton.** — Ueber ſein Vorhaben, ein Commercium epistolicum dem der Londoner Sozietät entgegen zu ſetzen, ſchrieb Leibnitz an den P. Tournemine den 28. Oct. 1714 (III, 441): **Ce que je pourrai donner au public à cette occasion, servira à éclaircir les progrès de la science et comment jai avancé peu à peu.** Leibnitz (berichtet von Murr) ſchrieb auch dem engliſchen Commercium epistolicum viele Anmerkungen zur Seite, und dieſes Exemplar iſt noch unter ſeinen Handſchriften in Hannover. —

S. 320.

Erdmann hat die werthvollen Proben des Plans zur allgemeinen Characteriſtik aus Leibnitzens Papieren ſeiner Ausgabe einverleibt, namentlich von No. XI — No. XX. E. hat aber mehrere Stücke von dieſer Gruppe getrennt, die weſentlich dazu gehören, erſtlich: No. VII. **Dialogus de connexione inter res et verba**, 1677 (aus Raſpes Sammlung), dann No. XXVI. **De vera Methodo Philosophiae et Theologiae**, vorzüglich aber die No. LII bis LIV. **Historia et commendatio linguae characteristicae. Préceptes pour avancer les sciences. Dis-**

cours touchant le méthode de la certitude. Ich habe die Chronologie und die nähere Verwandtſchaft aller dieſer Schriften in meiner Abhandlung: Quaestiones criticae ad Leibnitii opera philosophica pertinentes, Qu. II, kritiſch näher begründet, da Herr E. praef. XII, offen geſtand, daß aus innern Gründen ſich hierüber nichts ausmachen laſſe, und die Schriftzüge des Philoſophen in deſſen Autographis ihm der einzige Leitfaden geweſen ſeien: was ihn natürlich vor ſtarken Mißgriffen nicht geſchützt hat. Die Verſchiedenheit der Schriftzüge in Leibnitzens Autographis aus ſeinem jüngern und ſpätern Lebensalter ſtelle ich nicht in Abrede, aber wie trüglich dieſes Kriterium ſei, geſteht Herr E., nicht ohne Ironie gegen ſein eigenes Verfahren, ein. Daß die No. LIII und LIV (Préceptes etc. und Discours) Denkſchriften an Ludwig XIV. ſind, entging ihm ganz (woraus auch die unrichtige Chronologie folgt); und er hätte den Discours touchant la méthode de la certitude nicht nach dem Jahre 1701 geſetzt (praef. XXI), wenn er nicht den König Ludwig XIV., an welchen dieſer Discours (wenn auch ohne ihn zu nennen) gerichtet iſt, mit — dem König von Preußen verwechſelt hätte. Aber Leibnitz würde ſich ſelbſt als Schmeichler lächerlich gemacht haben, wenn er jemals vom König Friedrich I. geſchrieben hätte: ce grand monarque, qu'on reconnait aisément à ce peu que je viens d'en dire, étant arbitre de son sort et de *celui de ses voisins*, et ayant déjà executé des choses, qu'on trouvait impossibles et qu'on a de la peine à croire après le coup etc. (edit. Erdm. p. 173).

S. 330.

Am ausführlichſten über den Entwurf ſeiner Analysis situs iſt Leibnitz in ſeinen Briefen an Huygens vom 8. Septbr. und [illegible] October 1679 und dem folgenden ohne Datum (Hugenii Exercitationes ed. Uylenbroeck, vorzüglich die Erörterung, als Beilage im 2. Theil S. 6—12). Aus dem Schluſſe (Je n'ai qu'une remarque à ajouter, c'est que je vois, qu'il est possible d'étendre la characteristique jusqu' aux choses, qui ne sont pas sujettes à l'imagination etc.) geht der Zuſammenhang dieſer characteristica situs mit dem calculus philosophicus hervor. — Auszüge aus dieſen Briefen findet man ſchon in Königs Appel au public etc. p. 86—87, welche der damalige Bibliothekar zu Leyden, Gronovius, ihm mitgetheilt. König bezog ſich darauf und auf anderes, als einen Beleg, daß Leibnitz, wenn er einem Gelehrten „den Puls fühlte,“ ſogleich abbrach, wenn er „nicht begriffen“ wurde, wie es ihm hier bei Huygens ging, indem er mit Xenocrates ſagte: non habet hujus rei ansas.

S. 333.

Ueber die Muſik und die bildenden Künſte ſpricht ſich L. überall in gleicher Weiſe aus, z. B. in den Principes de la nature et de la Grâce, ed. Erdm. p. 717 (Opp. II, 38)... Von der Weisheit (Leibn. deutſch. Schr. I, 421. Bei Erdmann mit der Aufſchrift: Von der Glückſeligkeit, No. LXXVIII, mit dem Zuſatz (Praef.): Restituimus eam praescriptionem, qua Hanoverae in Bibliotheca regia instructum vidimus, quo hic libellus continetur. Hier könnte Jemand glauben, ich hätte einer Ueberſchrift Leibnitzens meine eigne willkührlich ſubſtituirt; aber da ſie nicht von Leibnitz, ſondern von einem Bibliothekar herrührt (Leibnitz ließ bei kleinen Aufſätzen der Art ſehr oft die Ueberſchrift fort, daher auch H. Erdmann mehrmals ſie ſelbſt machen mußte), ſo habe ich nur von dem Rechte eines kritiſchen Herausgebers Gebrauch gemacht, für welchen ein Bibliothekar keine Autorität iſt. Herr E. zieht es blos vor, dem Bibliothekar zu folgen.)

S. 334.

Unter den Aphorismen, Opp. VI, 297 beginnt die eine: Quaenam discenda ad usum vitae? Si una lingua esset in mundo, accederet in effectu generi humano tertia pars vitae, quippe quae linguis impenditur etc.

S. 342.

Der merkwürdige Briefwechſel zwiſchen Leibnitz und dem Landgrafen Ernſt von Heſſen-Rheinfels, ſo weit er die Religion betrifft, iſt mitgetheilt worden von G. W. Böhmer im Magazin für das Kirchenrecht u. ſ. w., I, Göttingen 1787, S. 431 ff., II. (1793) S. 191 ff. S. 388. Damit vergleiche man den Briefwechſel des Landgrafen mit Anton Arnaud in den Oeuvres d'Arnaud, IV. — Der Antrag des Erzbiſchofs von Köln an Leibnitz für die Kanzlerſtelle in Hildesheim, geht aus einem ungedruckten Briefe Leibnitzens an den Landgrafen hervor.

S. 356.

Die Stelle aus dem Trifolium Lutheranum theilt Schlegel in der Kirchengeſchichte Norddeutſchlands III. 319, mit. Leibnitz war über dieſe Schrift des Landgrafen, welche er unter der Hand vertheilte, empfindlich. Jener verſicherte daher Leibnitz vom 22. Febr. (a. St.) 1692, daß er das Blatt nur dem Baron von Blum mitgetheilt. (Feder Specimina, 56.)

S. 361.

Ueber die Wirkung von Spinolas Aufenthalt in Hannover, 1679, ſchrieb Leibnitz an Frau von Brinon (1691) Opp. V. 557. — Lorsque Monsieur l'Evêque de Tina, maintenant de Neustadt en Autriche, était ici par ordre de l'Empereur pour des avis toutes semblables (henotiſche nemlich), j'envoyai moi-même sa lettre à Mr. l'evêque de Meaux, où il lui donnait part de sa negotiation etc.

S. 362.

Leibnitz hatte Huets Demonstratio evangelica ſchon bei ihm im Entwurfe zu Paris geſehen. Durch ihn ward der Herzog Johann Friedrich auf deſſen Erſcheinung ſehr begierig gemacht (ſiehe die ausführlichen Briefe Leibnitzens an Huet über dieſes Werk, Opp. V. 457 — 467. Et sane accepti libri potissima aspexit ipse, reliqua mihi majori legenda delegavit (sc. princeps). Sein kritiſches Urtheil über dies Werk giebt Leibnitz Opp. VI. 244 an Thomas Burnet. Er tadelt Huets Hypotheſe, die ganze heidniſche Mythologie aus dem alten Teſtamente abzuleiten; im Uebrigen lobt er es.

S. 365.

Das Schreiben an Haniſius ſteht in Burckhardi Hist. Bibl. August. II, 285.

Den Brief Leibnitzens, worin er ſich 1680 um die Stelle des Bibliothekars in Wien, nach Lambeccius Tode, bewarb (Opp. V, 211 aus Fellers Otium Hanoveranum) hat Baumgarten ganz, und überdies Leibnitzens geſammten, deshalb geführten, noch ungedruckten Briefwechſel eine Zeit lang mit vielen andern Manuſcripten Leibnitzens beſeſſen (ſ. Nachrichten von einer Halliſchen Bibliothek VI, 365). Wir leſen da noch folgendes Excerpt, in Bizug auf die Maſchinen im Bergweſen, das in den Opp. Omn. (l. l.) fehlt: Quodsi dicendum, quod res est, dicendum est autem, fatebor tibi, rem totam jam olim prima animi destinatione maximo Caesari a me consecratam esse. Nam si regem catholicum excipias, nemo est in Europa, cujus magis intersit fodinas juvari. Ditissimas enim Caesareas esse intellexi a viris peritissimis, et multos in Hungaria annos versatis. Quodsi omnia naturae artisque auxilia adhibeamus, in quibus nonnulla sane ingenia nunc primum a me afferuntur, ausim ex solis illis fodinis sperare majora exspectatione, et quibus laboranti reipublicae subveniri possit. Sed cum hoc jam olim cogitarem, decrevi tamen prius in loco minus excelso periculum facere. Caesareo enim fastigio eam reverentiam deberi arbitror, ut non nisi certa et demonstrata afferantur. Habes rationem consilii mei de fodinis… Aus dieſen Aeußerungen könnte man ſchließen, daß es Leibnitzen in den erſten Jahren ſeiner Anſtellung in Hannover nicht gefallen, und er ſich ſchon damals nach einem größeren Wirkungskreiſe ſehr geſehnt habe. Baumgarten irrt, wenn er ſagt: „Durch die von Leibnitz verlangte Stelle in consilium aulicum ſei keine Reichshofrathsſtelle, ſondern eine außerordentliche Stelle im Miniſterium zu verſtehen.“ Dieſer Gelehrte flicht dieſe und ähnliche Betrachtungen in die ſehr ausführliche Unterſuchung: ob Leibnitz geizig geweſen; ſie geht von S. 375—376 und iſt durch einen Angriff der Göttinger Anzeigen auf Baumgartens Ueberſetzung der Biographie Nicerons veranlaßt.

– Ueber die Stelle eines auswärtigen Mitglieds der Akademie der Wiſſenſchaften in Paris ſ. Hugenii exercitationes ed. Uylenbroek p. 18 und pars II, p. 13. Leibnitz bewarb ſich darum, noch ehe die Nachricht von dem Tode des Herzogs Johann Friedrich eingetroffen war. „Ce que vous avez fait, Monsieur, en ma consideration du temps passé, m'encourage à ajouter ceci. Le phosphore, dont je vous envoye un echantillon, pourra vous donner occasion de parler de rechef de moi chez Mons. Colbert, et j'espère que M. l'Abbé Gallois y contribuera“ etc.

S. 366.

Hätte ich in Leibnitz den Verfaſſer der Personalia des Herzogs Johann Friedrich früher entdeckt, ſo würde ich ihm unter ſeinen deutſchen Schriften vor dem Lebenslauf des Kurfürſten Ernſt Auguſt einen Platz gegeben haben; ſie verdienen es, ſowohl was ihre Sprache, als den Inhalt betrifft. Ich ſtieß zuerſt auf die Nachricht bei Scheid in den Origines Guelphicae I. praef. p. 37. Not. e: „Equidem illustris auctor, qui vitam ducis *Johannis Friderici*, quam funebria ejus exhibent, conscripsit (conscripsit autem eam, ceu authographium, quod in manibus habemus, probat, *Leibnitius* ipse) in ea adhuc haeresi fuit, ut serenissimam gentem Brunsvico-Luneburgicam a Carolo M. descendisse crediderit etc." Daß das Manuſcript von Leibnitzens Hand noch gegenwärtig in der Königl. Bibliothek vorhanden iſt, beſtätigte mir Herr Geheime Rath Pertz, als er die Güte hatte, mir die Funeralien des Herzogs Johann Friedrich von Hannover zu überſchicken. — Da Rethmeier (III. Theil) die Perſonalien des Kurfürſten Ernſt Auguſt ausgeſchrieben (ſ. Leibnitz's deutſche Schr. I, S. 309—318), ſo ſah ich nach, ob er nicht bei dem vorhergehenden Kapitel, über Herzog Johann Friedrich daſſelbe gethan: und ſo verhält es ſich in der That; und zwar noch vollſtändiger, wie in dem über Ernſt Auguſt. Daß Rethmeier ein wirkliches Plagiat an Leibnitz' beging, geht daraus hervor, daß er bei der Aufzählung des Inhalts des Prachtwerks der Funeralien (p. 1717) alle Stücke namhaft macht — ausgenommen die Personalia, die er abſchrieb! Es ſollte es alſo kein Leſer errathen. Ich wundere mich jetzt noch viel mehr, als früher, daß hannöverſche Schriftſteller dieſem Compilator und reſpective Plagiarius die Ehre erzeigt haben, ihn wie eine Originalquelle ſchlechthin zu citiren. Ohne Zweifel iſt der größte Theil dieſer Chronik aus der Compilation ſolcher Perſonalien entſtanden, deren Verfaſſer zu ermitteln, Sache der hiſtoriſchen Kritik ſein wird. Sollten z. B. dem ſehr reichhaltigen Abſchnitt über Herzog Auguſt nicht Perſonalien von Conrings Hand zu Grunde liegen? Denn ſehr unrecht geben die Handbücher an, Conring habe nie deutſch geſchrieben. Man ſchlage ſeine Werke auf. — Dies dient zu gleicher Zeit, um Eckharts Anſprüche und Angaben zu controlliren: als Hiſtoriograph des Hauſes und Gehülfe von Leibnitz, hätte er, ſo gut und noch beſſer wie Scheid, wiſſen müſſen, daß er die Perſonalien Johann Friedrichs verfaßt; aber, er weiß nichts davon, ſo wenig als dem übrigen der Funeralien.

S. 370.

Hier noch eine Stelle aus dem Gedichte an die Herzogin Sophie:

Maintenant que Louis, trop content de la guerre,
Consentant au repos des peuples de la terre,
Satisfait à sa gloire, en acceptant la paix,
Que les heureux mortels lui devront désormais;
Jean Frédéric ayant balancé les affaires,
Eloigné du pays la guerre et ses misères,
Et d'un conseil exact mis ordre à tout enfin,
Le ciel vient d'enlever cet esprit tout divin —

Dieſe Stelle kann für die Chronologie der an Ludwig XIV. gerichteten Denkſchrift: Préceptes pour avancer les sciences (ed. Erdmann, p. 165—171), welche ich kurz nach dem Frieden von Nimwegen ſetze, dienen, wo es S. 167 ganz ähnlich heißt: Tout ce que nous devons souhaiter, c'est que le ciel continue de le favoriser et que, sans être embarassé de dehors, il puisse faire jouir l'Europe de cette paix heureuse, par laquelle il a couronné ses exploits merveilleux etc.

Das Epicedium in obitum Johannis Friderici, das Ludovici nicht geſehen haben kann, weil er es (I, §. 308) unter dem ganz allgemeinen Titel: Carmen heroicum in obitum Johannis Friderici citirt, erſchien in: Recentiorum Poetarum Germanorum Carmina latina selectiora ex recens. O. T. Roenickii. Helmstad. 1748. I. Heroica, am Anfange p. 3—13. Die in den Funeralien des Herzogs dem Carmen vorgedruckten Schreiben an Leibniz vom Biſchof von Münſter und vom Abbate Mauro lauten:

1.

Ferdinandus Episcopus et Princeps Paderbornensis et
Monasteriensis
V. C. Gothefrido Gulielmo Leibnitio
S. P. D.

Quicunque extincti principis novere animum, tibi gratias habebunt, quod pulcherrimam ipsius imaginem felici carmine expresseris, nec magnum seculi nostri ornamentum posteros latere sis passus. Certe Regiae virtutes id promeruerant, ut tali stylo celebrarentur, cujus dulcedine et vi raptae legentium mentes salubria consilia et decora exempla avidius spectarent, et alacrius imitarentur. Ideo insigni poemate tuo mirum in modum sum delectatus, nec tam in ipso ingenium artemque probavi, quam egregium grati animi et posthumi cultus monumentum, ex qua etiam parte amicitia tua constantibus istis obsequiis et superstite fide se nobis magis atque magis commendat. Vale et me scias ipsi, uti decet, responsurum. Neuhusii Kalend. Maj. MDCLXXX.

2.

Monsieur.

J'avois espéré l'honneur de vous voir à l'enterrement de feu notre maître, mais une fâcheuse indisposition m'en a privé; je vous suis cependant infiniment obligé, Monsieur, de celui que vous m'avez fait par votre lettre du 19. Avril: les vers, dont vous avez régale S. A., tiennent lieu de superbes mausolées et de pompeuses funerailles; ils rendent des devoirs si tendres et si éclatans à la mémoire du prince défunt, que tous ceux qui l'aiment et la revèrent, doivent être râvis de la voir briller dans votre poëme et le couronner de la gloire immortelle. S. A. ne se peut lasser de la lire et de l'admirer. Vous verrez dans les ci-jointes une partie des louanges dont elle l'honore; n'osant y ajouter les miennes je les remettrai à la première entrevue, que vous nous faites espérer, aussi bien que mes remercimens et les assurances de la passion, avec laquelle je suis votre très humble et très obéissant serviteur

Hortense Mauro.

S. 372.

Die eingeſchalteten Verſe führt Leibnitz in einem Briefe an Sebaſtian Kortholt, den 3. Juli 1716 (Opp. V, 340) als eine Prophezeihung, die eingetroffen ſei, an. Er ſagt hier: Ego aliquando juvenis dissertationem moliebar de vaticinio sapientum...... Caeterum licet me inter sapientes non numerem, et in omen felix magnitudinis Brunsvicensis non judicio, sed impetu animi inciderim, praesago tamen carmine etc. In einem früheren Briefe ſchon an denſelben vom 2. Juli 1715 kommt er darauf und bekennt, daß ihm bei den letzten beiden Verſen die Verſe Virgils vorgeſchwebt hätten:

prohibent nam talia Parcae,
Scire Helenum, farique vetat Saturnia Juno.

Einige Zeilen weiter iſt es, wo er ſagt: Poesis mihi recte dici posse videtur lingua Angelorum.

S. 373.

Eine Reihe Briefe von Leibnitz an Behrens ließ Koch in dem neuen Hannöverſchen Magazin von 1805, 1806, 1809 aus den Autographis abdrucken. Die ganze Sammlung, die er herausgeben wollte (was er nicht gethan), ging von 1698 – 1711. Behrens ſtarb in Hildesheim 1736.

Beilage

der

Anmerkungen und Urkunden.

Neue Folge.

Anmerkungen

zum erſten Theile.

Neue Folge.

S. 5.

In einem, der Königlichen und Univerſitäts-Bibliothek zu Breslau gehörigen Stammbuch eines Frankfurters, Namens Chriſtian Gerſtmann, welcher in den Jahren 1644 bis 1646 auf der Univerſität zu Leipzig ſtudirte, befindet ſich unter andern eine eigenhändige Inſcription von Leibnitzens Vater, aus dem Jahre 1645, alſo ein Jahr vor Leibnitzens Geburt. Sie iſt folgende:

> Laboramus; at non destituimur.
>
> Unß iſt bange, aber wier verzagen nicht. 2 Cor. 4.
>
> *γίγνεται γὰρ παντοδαπὸς ἐπίκουρος ἡμῖν ὁ Χριστός.*
>
> Manuel Imper. or. 6.
>
> Friederich Leibnütz moralium Professor et acad. Lips. Ab actis scripsit 25 Juny Ao. 1645.

Die beiden Anfangsbuchſtaben des Namens angebrachten Schnörkel erinnern an die Kanzleiſtube; dagegen die gewählten Denkſprüche an den frommen Sinn des Mannes.

(In Hinſicht der Schreibung von Leibnitzens Namen wollen manche in Deutſchland, nach Pertz's Vorgang (auf dem Titel und in der Vorrede von „Leibnizens geſammelten Werken." Hannover 1843), Leibniz ſtatt Leibnitz geſchrieben wiſſen. Für mich, bekenne ich, iſt kein hinreichender Grund da, die alte, herkömmliche Schreibung zu verlaſſen. Wenn auch, was nicht zu leugnen iſt, Leibnitz im Briefwechſel mit Franzoſen das t in ſeinem Namen fortließ, und in Folge deſſen dies auch in deutſchen Briefen oft (nicht immer) beobachtete, ſo hat doch der literariſche Gebrauch die deutſche Schreibung bis auf dieſen Tag authoriſirt, und ſelbſt die Franzoſen, ohne Ausnahme, ſchreiben in neuerer Zeit Leibnitz, ohne Rückſicht darauf, daß Fontenelle noch Leibniz ſchrieb. Auf dem Titel ſeiner Theodicee ließ man übrigens auch Leibnitz (ich habe die Amſterdamer Ausgabe von 1720 vor mir). Wenn alſo ſelbſt die Franzoſen zu der urſprünglichen echt deutſchen Schreibung zurückgekehrt ſind, warum ſollten wir anfangen, den von Leibnitz aus Gefälligkeit franzöſirten Namen einzuführen? Genug, hier muß der eingebürgerte literariſche Gebrauch entſcheiden. So ſchreiben wir ja alle Chriſtian Thomaſius, obgleich Thomaſius ſelbſt auf dem Titel ſeiner deutſchen Schriften ſich bekanntlich Thomas ſchrieb).

Andere Profeſſoren an der Univerſität Leipzig, welche ſich neben Friedrich Leibnütz eingeſchrieben und in irgend einer Beziehung zu deſſen großen Sohne ſtehen, ſind: Dr. Johannes Ittigius, der ſich ſelbſt: Organi Arist. Prof. Publ. unterſchreibt, ſonſt aber auch als Prof. der Arzneikunſt und Phyſik angeführt wird (Ladvocat): er war der Vater von Thomas Ittig, geboren 1643, eines Mitſchülers Leibnitzens, nachher berühmten Theologen (Leibn. opp. V. 311.); Johann Benedict Carpzow, Vater von vier in der Gelehrtengeſchichte bekannten Söhnen, von denen Johann Benedict als ein Hauptgegner von Chriſtian Thomaſius und Friedrich Benedict als Polyhiſtor beſonders erwähnt werden. Hieronymus Kromayer, Prof. der Beredſamkeit, derſelbe, welcher die noch erhaltenen Perſonalien von Leibnitzens Eltern geſchrieben hat; Martin Geier, Prof. der hebräiſchen Sprache, ſpäter Oberhofprediger zu Dresden, einer von Leibnitzens Taufpathen; und noch mehrere andere Mitglieder der Univerſität.

S. 46.

In Herrmann Kopp's Geſchichte der Chemie, Braunſchweig 1844 II. Theil (vergl. Münchner Gelehrt. Anzeigen 1845 Nr. 171) wird angegeben, daß die alchymiſtiſche Geſellſchaft in Nürnberg, an welcher viele Geiſtliche und Aerzte Theil nahmen, und deren berühmteſter Theilnehmer Leibnitz geweſen, eine Fraktion der im erſten Viertheil des 17ten Jahrhunderts entſtandenen Geſellſchaft der Roſenkreuzer Fraternitas *roseae crucis*, war. Dieſe ſelbſt verdankte ihr Entſtehen der Satire des würtembergiſchen Geiſtlichen

Johann Valentin Andreä. — Auch Stahl, der Begründer der phlogiſtiſchen Theorie, hat ſich in ſeiner Jugend eifrig mit Alchymie beſchäftigt, verleugnete dieſelbe aber im höhern Alter. Der Verfaſſer hätte unter den Alchymiſten des 18. Jahrhunderts, oder denen, welche ſie in ihrer Jugend getrieben hatten, vor Allen Göthe nennen müſſen, welcher (Dichtung und Wahrheit, II., B. XXV, 199—204) ſeine alchymiſtiſchen Verſuche, nach ſeiner Rückkehr von der Univerſität Leipzig, im Umgange mit dem Fräulein von Klettenberg ebenſo unterrichtend als intereſſant beſchreibt. Wie Leibnitz zog auch Göthe aus dieſen, in ſich hohlen und eiteln Beſtrebungen indirekt manchen Nutzen, als Naturforſcher, wie als Dichter. Die Subſtanz der Alchymie enthalten die Verſe im Munde Fauſt's:

Da ward ein rother Leu, ein kühner Freier
Im lauen Bad, der Lilie vermählt,
Und beide dann, mit offnem Flammenfeuer
Aus einem Brautgemach ins andere gequält.
Erſchien darauf mit bunten Farben
Die junge Königin im Glas — —

Am kräftigſten und entſchiedenſten wurde die Alchymie durch Lavoiſier und ſeine antiphlogiſtiſche Theorie bekämpft. Die Hermetiker wurden nun ſeltener. Die letzte Anſtrengung, welche gemacht wurde, um für die Alchymie noch einige Theilnahme zu erwecken, war die Errichtung der hermetiſchen Geſellſchaft 1796, von Dr. Kortüm in Bochum (Verfaſſer der Jobſiade) und Dr. Bahrens in Dortmund, welche, als Stifter der Geſellſchaft, die Liebhaber der Alchymie im Reichsanzeiger zu gegenſeitigen Mittheilungen einluden. Auch das 19. Jahrhundert hat noch Proben myſtiſcher Chemie aufzuweiſen. Dahin gehört vor andern Eckartshauſens Schrift: „Die Wolke über dem Heiligthum, oder etwas, wovon ſich die ſtolze Philoſophie unſers Jahrhunderts nichts träumen läßt.“

S. 12.

Der vor Kurzem im hohem Alter verſtorbene Ritter Hugo hat in einer Anzeige dieſes Buches in dem Göttingſchen G. A. 1843. S. 109, welche freilich, bei aller Verehrung vor dem berühmten Manne geſagt, nicht ohne Spuren von Altersſchwäche iſt — einiges hieher Gehörige berichtigt, als, daß er „ſchon zu Ende des letzten Jahrzehends des vorigen Jahrhunderts, auf L.'s Vorſchläge zur Verbeſſerung der Lehrart des Römiſchen Rechtes von neuem mit vielem Eifer gedrungen, auch ſeitdem in der gelehrten Geſchichte ihm die verdiente Stelle gewidmet hat." Daß Herr Dr. G. kein Juriſt iſt, fährt er fort, ſähe man ſchon daraus, daß er von einem neuen Geſetzbuche ſpricht, welches Ludwig XIV. veranſtaltet habe (es ſoll wohl die Ordonnance civile gemeint ſein) und vielleicht auch daraus, daß Friedrich der Große und Maria Thereſia die Umarbeitung des Corpus Juris, die L. vorhatte, überflüſſig gemacht hätten." Was mir bei der Anführung von Ludwig XIV. als Autorität vorgeſchwebt hat, war folgende Stelle aus einem Briefe Conrings an Boineburg vom 10. Febr. 1670. (Gruber, Anecdota Boineb. p. 1283) über Leibnitzens Blätter: De corpore juris reconcinnando: „Nisi sane accesserit Regentium auctoritas, frustra credo omnia esse. Quotus autem quisque Imperantium tale quid egerit? Nisi fortassis ex Gallia spes aliqua affulserit, jam promulgato codice Ludovicio." Warum ſoll dieſer, die ordonnance civile, kein Geſetzbuch heißen? —

S. 52.

Die hier angeführte franzöſiſche Ueberſetzung der Nova Methodus führt den Titel: Méthode nouvelle pour apprendre et enseigner la jurisprudence, traduite du latin par G. S. Maurin. Nimes, Pauchon et Paris 1830. 8. (vid. Quérard, la France littéraire s. v. Leibnitz.)

S. 66.

Obſchon die Richtigkeit der Darſtellung der wahren, von Kurmainz um 1660 unternommenen Unionsverſuche zwiſchen Proteſtanten und Katholiken, wie ſie bereits in den Beilagen zum erſten Bande von Leibnitzens deutſchen Schriften, Berlin 1838, gegeben worden, nichts entgegengeſetzt werden konnte, (wie ſie denn auch in K. A. Menzels Geſchichte der Deutſchen, VIII, S. 331. aufgenommen iſt) ſo hören noch immer in neueſter Zeit ſelbſt Schriftſteller, welche Quellenforſchung oſtentiren, nicht auf, die widerlegte Fabel von angeblichen, zwiſchen dem Kurfürſten von Mainz und dem Papſte geführten Unterhandlungen über die Union auf Grund abentheuerlicher Vorſchläge als Geſchichte zu geben, und ihre Klagheit an deren Kritik zu zeigen. — In dieſer Hinſicht ſei daher noch auf ein an ſich ſelbſt intereſſantes Dokument verwieſen, welches F. K. von Moſer unter den Zuſätzen und Verbeſſerungen zu dem Patriotiſchen Archiv, am Schluſſe des zwölften und letzten Bandes, (S. 426.) und zwar zu dem von ihm, im V. Bde. Nr. 4. als echt mitgetheilten, angeblichen kurmainziſchen Unionsprojekte mittheilt. Man erinnert ſich, daß im Eingange jenes, aus Leibnitzens Papieren von Gruber in den Anecdota Boineburgica aufgenommenen Projekts ein Herr von Wallendorf als Abgeſandter des Kurfürſten an den Pabſt (Alexander VII.) angeführt wird. Darauf bezieht ſich folgendes, welches Moſer in einer „wichtigen Sammlung von Handſchriften" die weiter nicht bezeichnet wird, gefunden hatte:

Ex Relatione Dn. de Wallendorf missi Romae (sic) Anno 1658 ab Electore Moguntino Johanne Philippo.

28 Januarii admissi et introducti sumus ad Audientiam, relictis extra Cameram pileo et chirotecis.

Pontifex ad nos: Gratulamur Nobis, videre nos Germanos nostros, sic enim eos solemus appellare, et eos accedere ad Sedem Apostolicam. Et quidem eo libentius eos recipimus in Sinum nostrum, quia sunt de principalioribus Ecclesiis missi. Non placuit Nobis, nec libenter suscepimus nomine D. Archiepiscopi vestri mendicantem Religiosum illum P. Leodium; de mente enim Sacr. Concilii et summorum Pontificum fuit, audire Episcopos ipsos referentes de statu Ecclesiarum suarum, vel, de assensu Sanctae Sedis, in ipsorum legitima absentia, personas ab ipsis delegatas et qualificatas, ut cum illis eo libentius et confidentius de statu illarum ecclesiarum conferre per nos ipsos vel nostros Deputatos possemus. Praestat etiam aliquando accedere Romam et sanctam Sedem agnoscere.

Declaravit, quid semper D. Archiepiscopo moderno suaserit, similitudinem sumens illius, qui navi utitur, quod alio ire non possit, quam quo vento navis illa feratur. Sic illum una cum navi dirigi necesse esse. Nos oportere in navi Imperii esse. Electorem Trevirensem defunctum nimium deviasse, partes et navim Imperii deruisse. Certum et necessarium esse, in tali conjunctura habere potentiorum Regum rationem. Et haec semper Ejus fuisse consilia, illa saepius antehac suasisse et inculcasse.

Moſer verdient vollen Dank für die Bekanntmachung dieſes ſo anziehenden Berichtes über die Audienz des kurmainziſchen Geſandten beim Pabſt; wenn er aber darin einen Beleg für den dieſer Geſandtſchaft untergelegten Zweck, nämlich die Kirchen-Union, zu ſehen glaubte, ſo irrte er ſich ganz; denn es wird deſſen mit keinem Worte darin gedacht und konnte es auch nicht.

S. 71.

F. Ch. Paullini iſt in neueſter Zeit vielfach wegen der Annales Corbejenses, als deren muthmaßlicher Selbſtverfaſſer er angenommen ward, in Erinnerung gebracht worden. Dieſer Veranlaſſung verdanken wir den Abdruck zweier Briefe von Leibnitz an Paullini aus dem Buderſchen Nachlaſſe in der Herzogl. Bibl. zu Jena, in der Neuen Jenaiſchen Lit. Zeit. 1842. Nr. 18. und 24., vom 14 Jan. und 26. Febr. 1691. Dieſe Briefe ſind hiſtoriſchen Inhalts und beziehen ſich zum Theil auf Paullinis Vorſchlag zu einem Collegium historicum.

S. 112.

In Bezug auf die franzöſiſche Expedition nach Aegypten unter Bonaparte, welche von den Engländern als ein durch das Auffinden des Leibnitzſchen Memoirs an Ludwig XIV. improviſirtes Abentheuer des erſten Conſuls dargeſtellt worden iſt, findet ſich in den vor Kurzem herausgegebenen Vorleſungen Niebuhrs, die er 1829 zu Bonn über die Geſchichte der franzöſiſchen Revolution gehalten hat (Geſchichte des Zeitalters der Revolution. Hamburg 1845. I, S. 111.) eine weniger bekannte Notiz über die ſchon vor der Revolution von der franzöſiſchen Regierung verfolgten Entwürfe zur Eroberung Aegyptens. (die Rede iſt von dem ruſſiſch-öſterreichiſchen Kriege gegen die Pforte 1788.) „Frankreich, heißt es, hatte ſchon nach dem amerikaniſchen Kriege ernſtlich den Plan wieder (?) vorgenommen, Aegypten zu erobern und der General Matthieu Dumas war damals nach Kreta geſandt, um die Localität zu unterſuchen. Die Abſicht war, die Türkei in einen Krieg zu verwickeln, in dem ſie die Hülfe Frankreichs bedürfte, als Preis derſelben ſollte ſie Kreta abtreten, und von da aus wollte man Aegypten erobern. Später als Frankreich in die Revolution verwickelt wurde, zog es ſich aus der Affaire und England ſo wie Preußen traten vermittelnd ein.“

S. 117.

Die nähern hiſtoriſchen Umſtände über den Aufſatz betreffend die Mechanik der Uhren, aus dem Jahre 1675 giebt Leibnitz in einem Berichte, der nach ſeinem Tode 1718 in einer Zeitſchrift erſchien, (ſ. Leibn. opp. III. 502—504.). Der berühmte engliſche Mathematiker Hebert Hooke, zu deſſen Eigenheiten aber gehörte, jedem andern ſeine Erfindung ſtreitig zu machen *), proteſtirte, wie kurz vorher gegen Huygens Erfindung der Pendeluhren, ſo auch gegen die Priorität von dieſer Erfindung Leibnitzens, geſtand jedoch, daß er ſeine eigene nicht bekannt gemacht hätte. In Bezug auf die Ausführung ſeiner neuen Erfindung ſchreibt dort Leibnitz: „J'ai pensé quelquefois à faire executer cette invention, qui promet de nouveaux avantages assez considérables; mais j'ai toujours manqué de l'assistance d'un bon maitre, qui eût la volonté d'y travailler; les ouvriers ordinaires, surtout en Allemagne, n'ayant point d'envie de s'écarter de leur routine. Cependant une montre au horloge, faite de cette manière, pourrait se passer de la fusée, et irait de même, quand on en redoublerait le poids, ou la force du premier mobile; elle serait aussi plus propre aux horloges de mer que l'horloge de pendule. Leibnitzens Aufſatz ſteht in demſelben Bande S. 135.

S. 169.

Dr. Gerhard in Salzwedel hat unter den Manuſcripten von Leibnitz die erſte Section von Pascal's bisher für verloren gehaltenen größern Werke über die Kegelſchnitte aufgefunden. — Es exiſtirt ein Brief von L. an Pascals Neffen, Perier, worin er ſagt, daß die Papiere der Veröffentlichung werth ſeien, und dabei die Reihenfolge der einzelnen Stücke angiebt, aus denen das Werk beſtanden hat. Als das erſte bezeichnet er einen Theil mit der Aufſchrift: Generatio conisectionum, von dem er bemerkt,

---

*) S. Göthe. Geſchichte der Farbenlehre, B. LIV. S. 24. „Er war ein lebhafter, unruhig thätiger Mann von den ausgebreitetſten Kenntniſſen; aber er wollte auch nichts für neu oder bedeutend gelten laſſen, was irgend angebracht und mitgetheilt wurde. Er glaubte es entweder ſelbſt ſchon zu kennen, oder etwas Anderes und Beſſeres zu wiſſen.“

es ſei: le fondement de tout le reste. Dieſe erſte Section iſt in einer von Leibnitz collationirten Abſchrift vorhanden. (Neue Jenaer Lit. Zeit. 1846. Nr. 51. S. 202.) Dr. Gerhard wird ohne Zweifel dieſe Reliquie mit dem übrigen mathematiſchen Nachlaſſe Leibnitzens herausgeben.

S. 199.

In meiner nächſtens erſcheinenden lateiniſchen Abhandlung über Jungius habe ich deſſen Leben und Verhältniß zu den großen Philoſophen ſeines Jahrhunderts erſt noch im Umriſſe darzuſtellen verſucht. Das allgemeinere und bleibende Intereſſe an jenem merkwürdigen Manne iſt als geſichert zu erachten, ſeit Göthe in den letzten Jahren ſeines Lebens ihm ein literariſches Denkmal ſetzte, welches bis auf weniges vollendet, im Götheſchen Archiv aufbewahrt wird (ſ. Briefe an und von Göthe. Herausgegeben von F. W. Riemer, Leipzig 1846. S. 233). Andeutungen hierzu finden ſich bereits in Göthe's Briefwechſel mit Zelter, V. Bd. Jahrgang 1828 und 1829. In ſeinem Briefe vom 16. Decemb. 1828 (daſ. S. 134). giebt Göthe folgende Schilderung von Jungius: „Der Mann war Mathematiker und Logiker von Haus aus, hatte ſich aber mit freiem Sinn der lebendigen Natur ergeben, und ſeiner Zeit vorſchreitende Arbeiten geliefert. Bei dem mannigfaltigen Intereſſe, das er mir einflößt, kommt in Betracht: daß er ein Zeitgenoſſe Bacons von Verulam, Descartes's und Galileis geweſen, ſich aber in ſeinen Studien und Lehrgang durchaus originell zu erhalten wußte.“ Wem etwa das Jungius von Leibnitz geſpendete Lob übertrieben ſchien, wird jetzt wenigſtens zu ernſthaftern Studien und Prüfung des den Meiſten noch unbekannten Mannes ſich angeregt finden.

S. 206.

Von Leibnitzens Verhältniſſe zur Naturforſchung ſpricht der berühmte Naturforſcher Chr. Gottfr. Ehrenberg in ſeiner Rede zur Feier des Leibnitziſchen Jahrestages „über Leibnitzens Methode Verhältniß zur Naturforſchung und Briefwechſel mit Leeuwenhoek“ am 3. Juli 1845 gehalten (Berlin 1845), nachdem er an die Methoden von Ariſtoteles, Linné und die der heutigen Chemie erinnert; zuerſt im Allgemeinen und dann mit beſonderer Beziehung zu der Protogäa und Leibnitz's Briefen an Leeuwenhoek, welche hier aus

Leibnitzens Nachlaſſe dem Inhalte nach zum erſtenmal bekannt gemacht werden. (Gut wäre es geweſen, die Briefe im Original beizufügen.) „Leibnitz, heißt es S. 7. hat ſich nirgend als nur einigermaßen bedeutender Naturforſcher gezeigt, allein ſeine eigenthümliche Methode mußte auch in der Naturforſchung glänzend fruchtbar werden, ſobald er ſie nur ernſtlich darauf anwendete. Dies geſchah in der Protogäa.... Dieſer Wiſſenſchaft, welche er durch Vergleichung der Erſcheinungen auf der Erde im kühnen, aber ſcharf logiſchem Umriß vorgelegt, und die der jetzigen auf Verſteinerungskunde ſich gründenden Geologie entſpricht, giebt er den Namen Geographia naturalis und ſtreut nach allen Seiten hin Anregungen mit ebenſo allſeitiger Gelehrſamkeit aus, welche belebend genug gewirkt haben. Sehr ehrenvoll für den geiſtvollen Mann iſt, daß er nicht ſeine Meinung geradehin geltend macht, ſondern daß er ſelbſt klar erkannte und es ausſprach, der philoſophiſchen Methode fehle es noch, um ſicher zu prüfen, an den nöthigen Datis. Dieſe den Philoſophen Leibnitz zum Naturforſcher ſtempelnde Stelle heißt: „So ſehr aber dieſe Vorſtellung vom Urzuſtande unſrer Erde mit Beifall aufgenommen werden mag, und obwohl ſie die Keime einer neuen Wiſſenſchaft enthält, die man natürliche Geographie nennen mag, ſo habe ich ſie doch nur zu berühren, nicht auszuführen gewagt. Denn obwohl die heiligen Urkunden der göttlichen Offenbarung zuſtimmend ſind, ſo überlaſſen wir doch das Urtheil denen, welche das Recht der Auslegung haben. Und obſchon die Spuren aus der alten Welt mit der jetzigen Geſtalt der Dinge zuſammenſtimmen, ſo werden doch die ſpäten Geſchlechter alles beſſer beſtimmen, wenn erſt die Wißbegier der Menſchen dahin gekommen ſein wird, daß ſie länderweis die vortretenden „Bodenverhältniſſe und Schichtung beſchreiben.“ Das iſt Leibnitzens Methode und das Goldkorn der Protogäa von 1687.

Hieran ſchließt ſich durch innern Zuſammenhang die von Ehrenberg gegen das Ende angeführte Stelle aus der Protogäa im §. XVII. welches die mikroſkopiſche Phyſiologie betrifft, für welche Leibnitz ſich ſo lebhaft intereſſirte. „Ich wünſche, daß das Mikroſkop zur Unterſuchung angewendet würde, womit Leeuwenhoeks, des Delfter Philoſophen, ſcharfſinniger Fleiß ſo viel geleiſtet hat, daß ich mich oft über die menſchliche Trägheit erzürne, welche die Augen nicht öffnen und den wiſſenſchaftlichen Beſitz, welcher bereit liegt, nicht antreten will. Wären wir klug, ſo hätte jener ſchon Nachahmung gefunden.“ —

Dem Inhalt und der Bedeutung für Leibnitzens Verhältniß zur Naturforſchung nach ſchließe ſich hier an ein kurz vorher erſchienener Beitrag: „Sechszehn ungedruckte Briefe von G. W. Leibnitz herausgegeben von Horner. Programm der Zürcheriſchen Kantonsſchule 1844.“ Dieſe Briefe ſind gerichtet an den noch nicht vergeſſenen Schweizeriſchen Naturforſcher Johann Jakob Scheuchzer, geboren 1672 zu Zürich, † 1733; deſſen Artikel in der Biographie universelle Cuvier verfaßt hat. Er iſt Verfaſſer einer „Naturgeſchichte des Schweizerlandes“ in 3 Quartbänden (1716—1718), mehrerer auf Koſten der Königlichen Societät der Wiſſenſchaften herausgegebenen Reiſen und beſonders der 1731 zu Augsburg erſchienenen Physica sacra, 4 Bände in Fol., eine Art der Bibel angepaßte Encyklopädie. Leibnitzens Briefe (der erſte iſt vom 14. October 1706, der letzte vom 14. April 1714) beziehen ſich größtentheils auf die geologiſchen Verhältniſſe der Schweiz, ſtehen alſo in nächſter Beziehung zur Protogäa. So ſchreibt er 14. Oct. 1706: Merentur Alpes vestrae, si quis alius Europae locus, hanc eruditi inquilini curam et caeteros montes utili exemplo praeibunt, quemadmodum magnitudine vincunt. Video Te necessaria subsidia attulisse, ardorem inquirendi, quod primum est, deinde naturae scientiam, et necessariam graphices opem. Macte tam praeclaro opere. Non dubito, quin jam confutaveris fabellam, quae crystallos ex antiqua glacie indurat. Fortasse judicio tuo aliquando et metalla, et alia profutura debebit patria. In dem folgenden Briefe (25. Jan. 1707): Germanorum nostrorum non ea est diligentia quam vellem: itaque Historias regionum naturales habemus nullas, cum Angli Scotique nobis egregiis exemplis praeiverint. Tuum propius spero nostros homines magis excitaturum; praesertim si res Societatis hujus Regiae adhuc tenues paulatim magis consolidentur atque amplificentur. (Scheuchzer war eben Mitglied der Societät geworden.) — Memorabilis erit altitudinis Alpium designatio, si Tuae eam curae debebit respublica literaria. (15. Mart. 1708.)

Sehr intereſſant iſt auch folgende Aeußerung über den Züricher Theologen Hottinger, welcher in ſeiner Geſchichte der Schweiz Copernikus angegriffen hatte: Dudum conclamata res est, et seri venient quicunque Copernicum impugnant. Nemo eorum, qui res astronomicas satis examinarunt, de veritate Copernicani systematis dubitare amplius potest. Nec scriptura sacra aliter quam in ea legimus loqui poterat, etiamsi sacri scriptores Copernicani fuissent. Ego ipse in Historia solem surgere, solem moveri, occidere dico; et formulis hujusmodi omnes ad phaenomena referuntur opticosque motus. Si quis perstantes in censuris, ad Theologos exteros, inprimis Anglicanos, rem referrent, haud dubie caderent causa.

Incolas esse in planetis nobis similes non dixerim; animalia tamen ratione praedita in illis alicubi degere, praefracte negare non ausim. Certe de divinis operibus magnifice nimis sentire nemo potest: in solo nostro globo tantillo rationem et sapientiam creaturarum visibilium inclusam esse, minime verisimile judico (28. Mart. 1711).

Aus den ſpätern Briefen, namentlich aus Dresden d. 7. Decbr. 1717, in franzöſ. Sprache, geht hervor, daß Leibnitz Peter dem Großen Scheuchzer zum Leibarzt vorgeſchlagen hatte. Man vergleiche den Brief Leibnitzens an Peter den Großen, aus Wien den 26. Octbr. 1713, im Magazin für die Literatur des Auslandes 1842. Nr. 136., wo Leibnitz den Schweizeriſchen Naturforſcher, obwohl ohne ihn zu nennen, als einen „berühmten Mediciner und vortrefflichen Naturkundigen zu Zürich in der Schweiz bezeichnet. Vgl. den Zuſatz zu Theil II. S. 275.

Aus Leibnitzens Briefe vom 18. Octb. 1712 geht noch hervor, daß er damals einen „Mechanicus" zu barometriſchen Beobachtungen im Harze, ſowohl in den Gruben, als auf der Höhe veranlaßt hatte. Quidam mechanicus ad fodinas Hercyniae meo consilio observationes instituit, tam in fodina aliqua ad 200 hexapodas depressa, tum in monte vicino. Inservient haec ad melius constituendam progressionem ex experimentis potius, quam ratiociniis. — Nach Aufſtellung einer Hypotheſe über die Zuſammenſetzung der athmoſphäriſchen Luft aus zwei Beſtandtheilen, einem comprimiblen und nicht comprimibeln, ſetzt er hinzu: Nondum apud nostros constituta est, an montes Harzici sint barometro explorandi. Constituent tamen fortasse post praeludia observationum faventia. So ſtrebte dieſer große Mann noch im

Greiſenalter raſtlos, die Wiſſenſchaften in Deutſchland überall hin zum Aufſchwung und zu neuen Richtungen zu verhelfen.

S. 259.

Eine der fruchtbarſten und anziehendſten Anwendungen des pſychologiſchen Grundſatzes von den unendlich kleinen Perceptionen auf dem dunkeln Hintergrunde des Bewußtſeins bei Leibnitz iſt ſeine Erklärung unſers Vergnügens durch die **Muſik** und die dabei zu Grunde liegenden Proportionen. Dies iſt namentlich in einem Briefe an Chriſtian **Goldbach**, damaligen kaiſerlichen ruſſiſchen Geheimen Juſtizrath, vom April 1712 (opp. III., 437) ausgeſprochen. Die Stelle iſt für den Philoſophen und Aeſthetiker nicht minder wichtig als den Mathematiker. Sie lautet im Originale: Non impossibile est, esse alicubi animalia, quae plus quam nos Musicae sensibilitatis habeant, et delectentur musicis proportionibus, quibus nos minus afficimur. Sed putem, majorem sensuum nostrorum subtilitatem magis nobis nocituram, quam profuturam, multa enim visu, olfactu, tactu ingrata sensuri essemus; et qui nimis subtilis sensus sunt in Musica, offenduntur quibusdam oberrationibus practicorum, in organorum constructione non bene evitabilibus, quibus tamen auditorium offendi non solet. Nos in musica non numeramus ultra quinque, similes illis populis, qui etiam in arithmetica non ultra ternarium progrediebantur, et in quibus phrasis Germanorum de homine simplice locum haberet: Er kann nicht über drey zehlen. Nam nostra intervalla usitata omnia sunt rationum compositarum ex rationibus inter binos ex numeris primitivis, 1, 2, 3, 5. Si paullo plus nobis subtilitatis daretur, possemus procedere ad numerum primitivum 7. Et tales reapse dari puto. Itaque nec numerum 7. veteres refugiebant plane. Sed vix erunt, qui procedant usque ad proximos primitivos 11. et 13. Rationem autem consonantiae petendam puto ex congruentia ictuum. Musica est exercitium arithmeticae occultum nescientis se numerare animi. Multa enim facit in perceptionibus confusis seu insensibilibus, quae distincta apperceptione notare nequit. Errant enim, qui nihil in anima fieri putant, cujus ipsa non sit conscia. Anima igitur, etsi se numerare non sentiat, sentit tamen hujus numerationis insensibilis effectum, seu voluptatem in consonantiis, molestiam in dissonantiis inde resultantem. Ex multis enim congruentiis insensibilibus oritur voluptas. Vulgo vere male rem computant, qui eas tantum operationes animae tribuunt, quarum conscia est. Unde multi non tantum anterioribus philosophis, sed etiam Cartesianis ipsis aliisque recentioribus, velut Lockio et Baylio, errores nati sunt. Sed ut ad rem redeamus, in octava secundus ex alternis ictus unius ictuum serie congruit cuivis ictui alterius seriei. In quinta tertius quisque unius seriei et secundus alterius consentiunt etc. Die Zuſchriften Goldbachs, auf welchen ſich dieſe Briefe Leibnitzens beziehen, ſind nicht mit abgedruckt; ſie finden ſich jedoch, laut Feder's alphabetiſchem Verzeichniß [1]) in der Königl. Biblioth. v. Hannover.

/i /c
/ius

S. 264. Zuſatz zur Anmerkung.

Ich habe mich in Betreff der Echtheit dieſes Briefes, welchen die Berliner Akademie in ihrer Dienſtfertigkeit gegen den Präſidenten Maupertuis für untergeſchoben erklärte, auf eine Widerlegung der äußern Gründe jenes Forums nicht eingelaſſen, weil die Willkühr und Grundloſigkeit derſelben in die Augen ſpringt. Unmöglich kann die von Maupertuis und der Akademie bei jenem monſtröſen Prozeſſe zu Grunde gelegte Maxime zugelaſſen werden, daß jeder, welcher eine ungedruckte Schrift eines Autors vorbringt, gehalten ſei, das Original davon, als Urkunde der Echtheit, beizubringen. Nicht nur ein großer Theil der neuern, die geſammte antike Literatur könnte ſo in Frage geſtellt werden, da die Originalſchriften längſt untergegangen ſind. Die innere Echtheit iſt hier, wenn ja ein Verdacht erhoben werden ſoll, maaßgebend und entſcheidend. Dieſe ſteht hier feſt durch die Analogie mit dem ganzen Syſtem Leibnitzens, welches gewiſſermaßen auf dem Geſetze der Continuität, ſowohl im Phyſiſchen als im Moraliſchen, beruht. Eine, dem Inhalt nach, dem fraglichen Briefe verwandte Stelle ſindet ſich unter andern in den Nouveaux Essais sur l'entendement humain, liv. IV. (Ed. Erdmann p. 392.) wo es in Bezug auf die unter den Weſen herrſchende Analogie heißt: „Pour ce qui est de la connexion graduelle des espèces, nous en avons dit quelque chose dans une conférence précedente, où je remarquai que déja des philosophes avoient raisonné sur le vide dans les formes ou espèces. Tout va par degré dans la nature et rien par saut, et cette règle à l'égard des changemens est une partie de ma loi de la continuité. Mais la beauté de la nature qui veut des perceptions distinguées, demande des apparences de sauts et pour ainsi dire des chutes de musique dans les phenomènes, et prend plaisir de mêler les espèces etc. An wen? jener Brief von Leibnitz gerichtet iſt, bleibt dunkel, bis einmal bei einer genauern und vollſtändigen Unterſuchung des ungedruckten Briefwechſels Leibnitzens das Concept davon aufgefunden wird.

---

[1]) Alphabetiſch-kritiſches Verzeichniß des noch im Manuſcript vorhandenen Leibnitziſchen Briefwechſels mit Gelehrten, Künſtlern und Geſchäftsmännern. Vaterländiſches Muſeum. Erſter Band. Hamburg 1810. S. 243—252. S. 609—631. Dieſes wichtige Verzeichniß iſt unter den Freunden von Leibnitzens Schriften noch zu wenig bekannt und verdiente wegen der Seltenheit des Vaterl. Muſeums wieder abgedruckt zu werden.

S. 276 a

Das Vorhandenſein des Briefwechſels Leibnitzens und Arnauds auf der Königl. Bibl. zu Hannover, worauf noch neuerdings Hr. Couſin (Journal des Sayavs. 1814 Octobre p. 606.) zweifelnd und bedauernd zurückkommt, iſt glücklicherweiſe kein Gegenſtand des Streites mehr. Der leider zu früh verſtorbene Bibliothek-Secretair Theod. Heinr. Sextro in Hannover hat noch vor ſeinem Tode das Verzeichniß der philoſophiſchen Handſchriften Leibnitzens in dieſer Bibliothek angefertigt. und nach ſeiner Bezeichnung hat Herr Collaborator Dr. Grotefend in Hannover den ganzen Briefwechſel, ſo weit er erhalten iſt, vorgefunden, und deſſen Herausgabe, verbunden mit dem übrigen ungedruckten Briefwechſel des großen Mannes, in dieſem Jahre übernommen. Wir warten dieſe koſtbare Gabe mit unſern Leſern ab. Bereits iſt die Auffindung dieſes Briefwechſels in dem Proömium des Index lectionum der Berliner Univerſität für den Winter 1845—46 angekündigt. Der Verfaſſer dieſes Artikels (Herr Prof. Trendelenburg) hat die gehörigen Manuſcripte ſelbſt in Augenſchein genommen, außer jenem Briefwechſel die verſchiedenen Excerpte, welche Leibnitz als philoſophiſche Studien gemacht und die für den Gang ſeines Geiſtes von Intereſſe ſind. z. B. Auszüge aus Plato's Theätet und Phädo (letztern mit der Aufſchrift: contractus anno 1676,) aus dem Enchiridion des Epictet, nach der Amſterdammer Ausgabe von 1670, endlich aus Spinoza's Ethik, und zwar das 3. bis 5. Buch. (Erdmann, Opera philos. Leibn. praef. XI. nennt auch das 1. und 4. Buch aus demſelben Werke Spinoza's. Randgloſſen Leibnitzens zu Spinoza's Ethik hat übrigens ſchon, und zwar auf den Wunſch Herbart's, G. E. Schulze in den Göttinger gelehrten Anzeigen, Jahrg. 1830. St. 128. bekannt gemacht). Außerdem Excerpte mit eingeſtreuten Bemerkungen aus des Peter Poiret Cogitationes rationales de Deo, anima et malo, nach der zweiten Ausgabe von 1685. Alles von Leibnitzens eigner Hand. Dankenswerth iſt der gleichzeitig mitgetheilte Auszug aus einem ungedruckten Briefe Leibnitzens an einem Ungenannten mit der Aufſchrift: Leibnitii responsio, quae de fato disserit, mit Hinweiſung auf die Parallelſtellen in den übrigen Schriften von Leibnitz. Weder der Empfänger noch das Datum iſt angegeben: daß dieſes Schreiben jedoch in das höhere Mannesalter Leibnitzens falle, darüber läßt die Verwandtſchaft des Inhalts mit der Theodicee und die Bündigkeit der Schlußfolgen keinen Zweifel übrig. Am Schluſſe verbittet ſich L. die Verbreitung dieſes Briefes, mit dem bedeutſamen Zuſatze: Nam nec rectissima a quovis intelliguntur.

S. 276 b.

Von dem Briefwechſel zwiſchen Leibnitz und Malebranche waren früher nur die beiden Briefe von Malebranche, 13. Dec. 1698, und von Leibnitz, $^{8}/_{18}$ Oct. 1698, in Feders Specimina com. epist. Leibnitz p. 136—141 bekannt. Herrn Couſin verdanken wir ſeit Kurzem die Veröffentlichung oder eigentlich nur die allgemeinere Verbreitung [1]) dieſes ganzen Briefwechſels, mit ſchätzbaren

---

[1]) Herr Couſin ſcheint nicht gewußt zu haben, daß die Briefe Leibnitzens an Malebranche, wie an den P. Lelong ſchon 24 Jahre vorher in Paris, freilich nur in ſehr wenig Exemplaren für die Mitglieder der Societé des bibliophiles herausgegeben worden ſind. Die Notiz giebt Quérard, La France littéraire T. V. p. 119. Paris 1833: Lettres au P. Malebranche et au P. Lelong. Paris, de l'imprimerie de F. Didot 1820. gr. in 8. de 88 pages. Tirées à 30 exemplaires pour les mélanges de la société des bibliophiles, le volume contient seize lettres, 13 lignes qui servent d'avertissement et imprimés au verso du faux titre, sont

Einleitungen und Zwiſchenreden in den Monaten Juli bis October des Journal des Savans von 1844. Wenn Couſin ſchreibt: „Aucun des historiens de Leibnitz, ni Ludovici, ni… Mr. Guhrauer ne disent un seul mot des relations des deux philosophes," ſo hat er nicht nur mir, ſondern auch Ludovici Unrecht gethan. Letzterer iſt zu vergleichen in ſeinem Buche II. p. 12. worauf ich unten zurückkomme [1]). Nach der Bekanntwerdung des ganzen Briefwechſels verdiente das perſönliche und wiſſenſchaftliche Verhältniß Beider eine ausführlichere Behandlung in Leibnitzens Leben. Die vorhandene Correſpondenz beſteht aus zehn Briefen von Leibnitz und ſechs von Malebranche. Sie geht bis zu Leibnitzens Aufenthalt in Paris zurück und bis zum Tode von M. Die erſten Briefe, die aus Paris, ſind ohne Datum, fallen jedoch jedenfalls in die ſpätere Zeit von L.'s Aufenthalt in Paris, nach ſeiner Reiſe nach England, was aus der Angabe der Wohnung hervorgeht, welche er 1675 einnahm. (Vgl. Kurmainz u. ſ. w. II, S. 70.). Couſin ſetzt den erſten dieſer Briefe 1674, alſo jedenfalls zu früh. Der erſte Brief bezieht ſich auf eine Unterredung der beiden Philoſophen über die Philoſophie des Carteſius, namentlich den Begriff der Materie, den L. beſtritt. Malebranche war, wie Couſin bemerkt, kein Freund von Disputationen in Briefen. Der größte Theil dieſes Briefwechſels betrifft die Carteſianiſche Philoſophie. Herr Couſin, welcher den „Vater der deutſchen Philoſophie" unter ſeinen Landsleuten gewiſſermaßen von neuem zum Bürgerrecht verholfen hat, nachdem er es in der ſenſualiſtiſchen und materialiſtiſchen Periode Frankreichs verloren hatte, er, welcher

---

ſignés Durand de Lancon. Hier ſcheinen mehr Briefe von Malebranche zu ſein, als die von Couſin herausgegebenen; jedenfalls wird es bei einer künftigen Herausgabe dieſer Briefe unerläßlich ſein, dieſe editio princeps zu vergleichen.

[1]) An demſelben Orte gedenkt Couſin des Irrthums Ludovici's, daß Leibnitz 1675 zum auswärtigen Mitgliede der Akademie der Wiſſenſchaften in Paris ernannt worden. Was aber feſtſteht, und erwähnt zu werden verdient, iſt, daß man Leibnitzen als Mitglied der Akademie damals allerdings in Paris feſthalten wollte, wenn er hätte katholiſch werden wollen. Vgl. dieſen Theil S. 171.

keine Gelegenheit verſäumt, auf Leibnitz und ſeine Philoſophie hinzuweiſen und ſeine Schriften aus der Dunkelheit zu ziehen — Couſin hat gewiſſermaßen ein Recht, Leibnitz zu tadeln. Indeſſen müſſen wir ſchon den deutſchen Philoſophen gegen einige Ausſtellungen, welche Leibnitzens Charakter angreifen, in Schutz nehmen. Couſin wiederholt diesmal den auch ſonſt ſchon vorgebrachten Vorwurf der Undankbarkeit L. 6. gegen Carteſius, und der Verfolgung gegen deſſen Anhänger. Wir wollen jeden dieſer, gewiß ſehr ſchweren Vorwürfe für ſich in Kürze beleuchten. Couſin ſchreibt (l. l. p. 496). „Il (Leibnitz) aimoit passionnément la gloire; et puis il voulait être bien avec les puissances, et toutes celles du jour, religieuses et politiques, étoient déclarées contre Descartes. Sans se mettre ouvertement dans le parti anti-cartésien, il n'était pas fâché de ses succès, il lui fournissait des armes, et au lieu de défendre contre d'obscurs détracteurs cet illustre libérateur de la raison humaine, il avait la faiblesse de se joindre à eux, pour relever les erreurs, qui lui étoient échappées et les imperfections qui restaient dans sa doctrine. Il consentit à faire cause commune avec un sceptique tel que Huet, contre une philosophie à laquelle il devait les trois quarts de la sienne.(!) Moins généreux que Bossuet, quand l'orage éclata sur le cartésianisme, il le seconda presque ou, du moins, il ne s'y opposa point, et assista de sang froid à la persecution publique d'hommes respectables et éclairés, qui valaient mille fois mieux que leurs adversaires. Ainsi, en 1679, tranquille et heureux à Hannovre, lorsque l'Oratoire était près de succomber sous les attaques violentes des jésuites et sous la double accusation de cartésianisme et de jansénisme, Leibnitz a le courage d'adresser à Malebranche, oratorien, janséniste et cartésien bien connu, des objections générales contre Descartes. Il n'épargne ni sa mécanique, ni sa physique, ni sa géometrie, et encore moins sa métaphysique. C'était assurément bien mal prendre son temps, d'autant plus, que quelques-unes de ces objections n'ont aucun fondement.“ etc. Ich habe die eignen Worte dieſes berühmten Schriftſtellers in ihrer Ausführlichkeit hergeſetzt nicht blos wegen des Anſehens, welches Herr Couſin in Frankreich und bis auf einen gewiſſen Grad auch in Deutſchland genießt, ſondern auch, weil die Apologie Leibnitzens indirekt ſchon in dieſer gewiß ſchweren und, meines Wiſſens, auf dieſe Art zum erſtenmale vorgebrachte Anklage gegen den Charakter Leibnitzens liegt. Nach unſerer Anſicht geſchieht dem deutſchen Philoſophen damit vollkommen Unrecht. Dies Unrecht hat aber ſeinen letzten Grund darin, daß Leibnitzen perſönliche Motive und die Stellung eines Partheimannes untergeſchoben werden, während es ihm einzig allein um die Wahrheit zu thun war. Gerade die Offenheit, womit ſich Leibnitz mit ſeiner Kritik gegen Carteſius an einen der erſten Carteſianer wandte, ſpricht zu ſeinen Gunſten. Weil eine Parthei, die Jeſuiten in Frankreich, die Carteſianer aus Privatrückſichten verfolgte -- ſollte ein Philoſoph im Auslande auf die Lehre ſeiner Philoſophie und ſeiner Erfindungen in der Mathematik, Mechanik und Phyſik Verzicht leiſten, da er bei jedem Schritt auf Carteſius ſtieß, den er erſt widerlegen mußte, wenn er die ihm nothwendig ſcheinende Reform der Wiſſenſchaft ins Leben ſetzen ſollte? Die Carteſianiſche Philoſophie und Phyſik war überdies nicht blos auf Frankreich beſchränkt, ſondern hatte in Holland und Deutſchland, weniger in England und Italien, zahlreiche Anhänger. Es war und blieb von Leibnitzens Seite wenigſtens ſtets ein rein wiſſenſchaftlicher, durchaus ehren- und ruhmvoller Kampf; wobei nicht geleugnet wird, daß der Dünkel und die Leidenſchaft mehrerer Carteſianer Leibnitzen zuweilen in Lebhaftigkeit verſetzte. (Vgl. S. 278.). An Generoſität und Diſcretion gegen ſeine Gegner hat Leibnitz die Meiſten übertroffen, er, welcher geſtand, die Nouveaux essays sur l'entendement humain, gegen Locke, nicht herausgeben zu wollen, weil dieſer unterdeſſen geſtorben ſei, und er ſie hätte leſen ſollen (Opp. V, 11.). Es giebt ſchließlich keine glänzendere Rechtfertigung Leibnitzens in dieſer Hinſicht, als daß Malebranche, ähnlich wie Anton Arnaud, zuletzt gewiſſe Carteſianiſche Lehrſätze, namentlich das Geſetz der Bewegung, aufgab und zu Leibnitz überging, was Herr Couſin ſelbſt hervorhebt (l. l. p. 595.) „Je vous dis céci, ſchreibt ihm M., afin que vous continuiez d'être persuadé, que je cherche sincérement le verité." Dies war nun nicht auf einmal, ſondern in einzelnen Conceſſionen geſchehen. Die erſte dieſer Art machte M. bereits 1692, wie bei Couſin (l. l. p. 544.) zu leſen iſt, in ſeiner Abhandlung Des lois de la communication du mouvement. Dies erwähnt Ludovici (II. 12.) mit Anführung einer Stelle in Tenzels Monatlichen Unterreck. von 1692. S. 861, wo Tenzel, in einem Nachtrage zu einer von ihm mit Leibnitz in Wolfenbüttel dieſes Jahr geführten Unterredung, ſchreibt: „Herr L. gedachte auch des P. Malebranche, dem er einige Erinnerungen über dasjenige, was M. de communicatione motuum in dem gedachten Werke gelehrt, durch einen Freund zugefertigt“ u. ſ. w. Dieſe Erinnerung führt Ludovici nun mit Recht als eine der ungedruckten Schriften Leibnitzens (die es noch jetzt iſt) und zugleich als Zeichen ihres perſönlichen, freundſchaftlichen Verhältniſſes an. Dazu kommt endlich, daß Leibnitz, auch wo er Carteſius widerlegt, es ſelten thut, ohne ſeine Bewunderung vor dem Genie und den unſterblichen Verdienſten des franzöſiſchen Philoſophen auszuſprechen. Dies führt uns zu dem zweiten, der von Herrn Couſin Leibnitzen gemachten Vorwurfe: dem der Undankbarkeit. L. habe nicht hinlänglich anerkannt, was und wie viel er Carteſius ſchuldig war, und ſich ihm mit einem größern Anſpruch auf Selbſtſtändigkeit und Originalität an die Seite geſtellt, als er in der That befugt. Daran ſei ſeine außerordentliche Ruhmbegierde ſchuld geweſen: Il marque (ſo drückt ſich Couſin p. 502. aus) avec soin sa propre situation en philosophie. Il déclare qu'il a voulu rester indépendant et prendre une route nouvelle, même au risque de s'égarer, afin de découvrir de nouveaux pays. Il dit *qu'ayant commencé à méditer avant d'être imbû des opinions cartésiennes, cela l'a fait entrer dans l'interieur des choses par une autre porte*, Et assurément, nous ne voulons pas contester ce qu'il y a de vrai dans cette prétention et l'évidente originalité de l'esprit de Leibnitz; mais nous croyons qu'il fait les honneurs avec un peu d'ingratitude envers le chef et le premier auteur de toute la philosophie du XVII siècle. Comment Leibnitz a-t-il pu sérieusement méditer, comme il le dit, avant de bien connoitre la philosophie de Descartes, et ses mathématiques, et sa physique et sa métaphysique? S'il veut parler de ses études de collège, à la bonne heure; mais hors de là, il a partout rencontré Descartes. Und hier rechnet Herr Couſin die verſchiedenen Schriften des Descartes in chronologiſcher Reihe her: es wäre unmöglich, daß das Aufſehn, das die Angriffe des Carteſius gegen die Lehre des Ariſtoteles überall gemacht, nicht „jusqu'au curieux et intelligent écolier“ gelangt wären.“ — Wir müßten ſehr ausführlich ſein, um die Unhaltbarkeit dieſer Anklagen gegen den Charakter Leibnitzens nach allen Seiten erſchöpfend darzuthun; vielmehr wäre es aber des Herrn Couſin Pflicht geweſen, dieſen Angriff auf ſchlagendere Gründe zu ſtützen. Ehe wir einen Schriftſteller wie Leibnitz der Unwahrheit und Uebertreibung in ſeinen eignen ausdrücklichen Bekenntniſſen zeihen, müſſen wir uns wohl vorſehen, ob uns auch keine Data zur Berichtigung unſers Urtheils entgangen ſind. Leibnitz leugnet erſtlich gar nicht, daß er in ſeiner Jugend vieles von Carteſius angenommen, was er ſpäter wieder aufgab; auch zeigen ihn Aufſätze wie der: de vita beata (cf. Erdmann. p. 71.) als einen wirklichen Carteſianer. Ich verſtehe daher nicht, wie Herr Couſin Leibnitzen durch ſich ſelbſt zu widerlegen glaubt. (l. l. 548.) weil dieſer bekennt, daß er Anfangs mit Descartes angenommen, daß nichts als Ausdehnung und Undurchdringlichkeit in dem Körper ſei: aveu important, qui prouve, que Leibnitz aussi avoit traversé le cartésianisme, et qui dément la prétention par lui exprimée dans une lettre anterieure, d'avoir médité avant d'être imbû des opinions cartésiennes. Wo ſoll hier der Widerſpruch liegen? L. geſteht es offen, daß er einmal von den carteſianiſchen Lehren eingenommen (imbû) geweſen: blos das behauptet er, daß er vorher ſchon zu meditiren angefangen. Das leugnet Herr Couſin. Mit welchem Recht? lediglich auf die Vorausſetzung hin, daß Leibnitz als Schüler den Carteſius gekannt habe. Das iſt's aber, was ſchon wegen der Zuſtände der Univerſitäten Deutſchlands in jener Zeit bezweifelt werden muß, wenn nicht Leibnitzens eigne Ausſage uns alle übrigen Beweiſe entbehrlich machte. Ich führe eine Parallelſtelle zu jenem Briefe an Malebranche an, die um ſo unverdächtiger iſt, als Leibnitz ſie als ein Selbſtbekenntniß, ohne Rückſicht auf einen dritten, niedergeſchrieben. Ich habe davon in dieſem Buche (ſ. S. 276.) ſchon Gebrauch gemacht. (Leibnit. opp. Dutens, VI, part. I. pag. 364.): „Je ne sais si ce n'est pas un bonheur pour moi, que je sois venu un peu tard à la lecture de ce celèbre auteur (Descartes). Je ne l'ai lu avec attention, que lorsque j'avais déjà l'esprit plein de mille de mes propres pensées. Ainsi je crois d'avoir profité des siennes, sans m'y assujetir, comme je vois qu'il est arrivé à d'autres etc. Die Stelle in der epistola ad Jacob Thomasium von 1670, welche Couſin gegen Leibnitz anführt (opp. IV. p. I. p. 7—19. Erdmann p. 48.), ſpricht vielmehr vollkommen für Leibnitz. Er macht hier einen, in der Geſchichte der Philoſophie nicht immer beachteten Unterſchied zwiſchen dem, was Carteſius mit ſeinen Zeitgenoſſen und Vorgängern in der Philoſophie, wie Baco, Gaſſendi, Hobbes, Digbäus, Cornelius von Heghelande, u. A. zu denen man Joachim Jungius zählen muß, gemeinſchaftlich, und was er eigen hatte, und jenes Allgemeine ſetzt er in die Regel: nihil explicandum in corporibus, nisi per magnitudinem, figuram et motum. Herr Couſin, um es mit einem Wort zu ſagen, und mehrere andere heutige franzöſiſche Schriftſteller bringen hier ein wenig von jenem zu lebhaften Nationalſtolz mit hinein, welcher den Blick für gerechte und unpartheiiſche Anerkennung trübt. Carteſius wird von ihnen auf Koſten der andern groſen Philoſophen, deren Originalität und Selbſtſtändigkeit, all zu ſehr erhoben. Carteſius, bei ſeinem groſen Ruhme, hat eben ſo wenig Anſpruch, nach Baco und Gaſſendi, le premier auteur de toute la philosophie du 17. siècle zu heiſen, als Spinoza und Leibnitz blos als ſeine Schüler da ſtehen ſollen, obſchon ſie von ihm ausgegangen ſind. Ich könnte jetzt zeigen, daß Herr Couſin Leibnitzen noch in andern Stücken Unrecht thut, wie wenn er behauptet, jener habe Carteſius mißverſtanden, z. B. was den Vorwurf anlange, den Leibnitz dem Carteſius macht: daß er die Endurſachen aus der Phyſik verwieſen habe. Wenn Herr Couſin nun ſagt: die Anklage Leibnitzen falle gerade: sur un des titres de gloire du philosophe français, weil die wahre Naturphiloſophie mit dieſer Methode angefangen habe ? — ſo wollen wir kein zu groſes Gewicht legen, daß jenes Axiom zu denen gehört, welche Baco ſchon auf allen Seiten ſeines Organon einſchärft — ſondern vielmehr dies entgegnen, daß jenes Axiom die unbedingte Wahrheit nicht hat, welche die Carteſianer ihm beilegten und der Herr Couſin ihm noch beilegen möchte. Leibnitz hat auch hier einen Schritt weiter gethan. Die Verbannung der Endurſachen und die Beſchränkung aller Forſchung auf die causae efficientes, that Groſes in der Phyſik im eigentlichen Sinne, d. h. dem Bereiche der Bewegung und der allgemeinen kosmiſchen Kräfte. Dagegen läßt ſich der Begriff des Lebens und des Organismus ohne causa finalis gar nicht faſſen, und es gehört zu den groſen Verdienſten Kants, daß er den Begriff des Organismus in ſeine Urſprünglichkeit wieder hergeſtellt, wiewohl er dieſen Begriff der Zweckmäßigkeit nicht objectiv nahm, ſondern aus der Natur der Urtheilskraft deducirte. Die ganze moderne Naturwiſſenſchaft beruht aber auf dem Begriff und der Anſchauung des Organismus. Das war eben die Schattenſeite des 17. Jahrhunderts, daß ihm über den Mechanismus der Bewegung, die Anſchauung des Lebens verloren gegangen war; der Titel der Anthropologie des Carteſius hätte recht eigentlich lauten dürfen: l'homme machine. Das 16. Jahrhundert mit ſeinen großen Entdeckungen in Anatomie und Phyſiologie ſtand darin viel höher. Es war alſo einer jener genialen Blicke Leibnitzens, womit er, ohne ſich ganz über ſein Jahrhundert zu erheben (denn auch er faßte den Menſchen als eine zuſammengeſetzte Maſchine) die höhere Wahrheit der Zukunft wenigſtens ahnte und der damaligen Generation den Weg dahin offen halten wollte. Es war mithin kein Mißverſtändniß von Leibnitzens, ſondern das klare Bewußtſein des Unrecht von Carteſius Seite, wenn er z. B. in einem ähnlichen Selbſtbekenntniß (opp. VI, part. I. pag. 319.) die Stelle in den Meditationen IV., welche Couſin anführt, heraushebt, um das Einſeitige daran zu zeigen. Er weiſt hier ausdrücklich auf die Medicin hin, welche gar nicht wäre, wenn die Aerzte ſich nicht erlauben dürften: de usu partium zu handeln. Es iſt auch zu viel, wenn Herr Couſin kategoriſch hinſtellt: Leibnitz n'étoit nullement un physicien. Naturforſcher wie Ehrenberg urtheilen anders [1]). Ueber Carteſius aber als Phyſiker ſpricht Bedeutendes Göthe in der Geſchichte der Farbenlehre, Werk LIII. 197—232, wo der dem Carteſius ſo oft gemachte Vorwurf wiederholt und begründet wird, daß er, „gegen ſeine Vorgänger nicht dankbar“ war. „Er will nun ein für allemal ganz original ſein; er lehnt nicht allein die läſtige Autorität ab, ſondern auch die förderliche. Solche Geiſter, ohne es beinahe ſelbſt gewahr zu werden, verläugnen, was ſie von ihren Vorgängern gelernt und was ſie von ihren Mitlebenden benutzt.“ Wir haben dies hier nicht verſchweigen können, um ſo weniger, als Leibnitzens ganz ähnliche Aeßerungen über Carteſius, nur viel ausführlicher hat (opp. V. 393—396.) welche nicht wieder etwa blos perſönlich gedeutet werden ſollen. Nachdem L. die Vorgänger des Carteſius in Philoſophie, Geometrie, Phyſik, Optik durchgegangen, ſagt er dort p. 394. Denique fuit Cartesius, ut a viris doctis dudam notatum est, et ex epistolis nimium apparet, immodicus contemtor aliorum et famae cupiditate ab artificiis non abstinens, quae parum generosa videri possunt. „Atque haec profecto non dico animo obtrectandi viro, quem mirifice aestimo, sed eo consilio, ut suum cuique tribuatur, nec unus omnium laudes absorbeat...

---

[1]) Siehe oben den Zuſatz zu S. 208.

Alle dem jedoch, was Couſin gegen Leibnitz vorbrachte, liegt eine wichtige hiſtoriſche Wahrheit zu Grunde, welche Niemand ſo bereit ſein wird, anzuerkennen, als ich: die unmittelbar direkte Filiation der Philoſophie Leibnitzens und der des Carteſius. Unſere conſtruirenden Geſchichtſchreiber der Philoſophie in Deutſchland hören nicht auf, Leibnitzens Philoſophie zu einer Tochter des Spinozismus zu machen: „Leibnitzens Spiritualismus iſt die Conſequenz des Spinozismus" ſchreibt noch neuerdings ein ſolcher Schriftſteller. Vergeblich hält man ihnen die Data chronologiſch vor, aus denen das Gegentheil für jeden, der ſehen will, deutlich hervorgeht. In den Dunſt ihres conſtruirenden Formalismus eingehüllt, lehnen ſie mit ſtolzer Verachtung jede Belehrung ab, welche ſich auf der Ebene der unbefangenen hiſtoriſchen Unterſuchung hält.

Haben wir ſo eben Leibnitzen gegen einige uns ungegründet ſcheinende Anklagen des Herrn Couſin in Schutz genommen, ſo denken wir mit wahrer Genugthuung der wahrhaft begeiſterten Lobrede, welche Couſin dem deutſchen Philoſophen als Verfaſſer der Theodicee (a. a. O. S. 600.) hält, und der Unpartheilichkeit, womit er die Sache Leibnitzens gegen Malebranche, in der Frage von dem Verhältniſſe Gottes zu den Geſchöpfen und von der Erlöſung durch Chriſtum, nimmt. Couſin findet bei dieſer Frage ſogar den proteſtantiſchen Philoſophen katholiſcher als den Prieſter des Oratoriums. Nichts deſto weniger hatte Leibnitz bei dieſer Gelegenheit auch von Seiten Malebranche's einen Bekehrungsverſuch abzulehnen. Einen Irrthum Couſins in der Auslegung der Worte: votres très illustre prince, wo Couſin an den Landgrafen Ernſt von Heſſen-Rheinfels dachte, hat ſchon Soldan (Dreißig Jahre des Proſelytismus, Leipzig 1845. S. 64.) berichtigt und das Wort auf Anton Ullrich bezogen. Es könnte jedoch ſein, daß Malebranche den, wenn auch lange verſtorbenen Herzog Johann Friedrich im Sinne hatte, der eigentlich Leibnitzens Herr geweſen. — Aus dem Briefe Leibnitzens an Malebranche vom 13. Januar 1679 (ib. p. 498.) geht noch das intereſſante Factum hervor, daß L. mit der Princeſſin Eliſabeth, der Freundin des Carteſius, kurz vor ihrem Tode in Verbindung geſtanden.

S. 289.

Bei der Ueberſetzung der Zeugniſſe Biot's für Leibnitzens Verdienſte um die Mathematik ſind folgende Verſehen zu berichtigen: S. 289. Z. 12 v. u. Exponential-Funktionen ſtatt exponentielle F. Ebenſo S. 302. Z. 15. Differential-Gleichungen u. S. 294. die letzte Zeile: Maxima und minima.

S. 115.

Die gründlichſte Unterſuchung über dieſes ſchwierige Thema hat in jüngſter Zeit F. Exner, ord. Profeſſor der Philoſophie an der Univerſität zu Prag, in ſeiner Abhandlung: Ueber Leibnitzens Univerſal-Wiſſenſchaft. Aus den Abhandlungen der k. böhmiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften V. Folge. Band 3. Prag 1843 in 4. geliefert. Nach ihm enthält bereits die Ars combinatoria Hauptgedanken der Erfindungskunſt, und zwar nicht blos im Keime, ſondern in beträchtlicher Entwickelung [1]). Nach einer nähern Schilderung und Beurtheilung des Leibnitz'ſchen Entwurfs findet er, (S. 39.) daß die Univerſalwiſſenſchaft durch ihren Zweck, den ſämmtlichen Wiſſenſchaften und vorzüglich der Philoſophie zur Evidenz der Mathematik zu verhelfen, ſich in einem fehlerhaften Cirkel verliere, indem ſie als erreicht vorausſetzt, was durch ſie eben erſt zu Stande kommen ſoll. Andrerſeits jedoch habe ein allgemein wiſſenſchaftlicher Calcul nichts an ſich Unmögliches, ſondern ſei vielmehr ein Ideal, dem die Wiſſenſchaften ſich immer mehr doch wegen der Menge ihrer von einander unabhängigen Grundbegriffe und der vielen nicht mit ihnen zugleich gegebenen, ſondern größtentheils ſehr verborgenen Beziehungen, nur langſam nähern können. Dieſes ſei der der Leibnitz'ſchen Univerſalwiſſenſchaft zu Grunde liegende richtige Grundgedanke. Der Calcul ſollte den Wiſſenſchaften aufhelfen: das hieß nichts anders, als daß nach Leibnitz, in der Beachtung der Logik, im formalen Sinne des Worts, das Heil der Wiſſenſchaften ruhe. Seine Univerſalwiſſenſchaft iſt hier die wahre Logik. „Die Logik war ihm, was ſie wirklich iſt, die Wiſſenſchaft, welche das Ideal aller Wiſſenſchaften zeichnet, dem ein jeder auf ihre Weiſe ſich zu nähern hat. Und dieſes Ideal ſelbſt iſt nichts anders, als vollkommene Deutlichkeit aller Begriffe und ihrer Beziehungen, wofür der Calcul nur eine beſondere Weiſe der Darſtellung wäre. Echte Wiſſenſchaft und klare Einigkeit fließen allein aus der Klarheit der Gedanken."

---

[1]) Dies iſt indeß auch in dieſem Buche I. S. 38. hervorgehoben worden. Hier ſei noch bemerkt, daß Leibnitz ſpäter einen in dieſer Schrift begangenen Irrthum ſelbſt angiebt (opp. VI, 31.) „Erraveram ipse in libello Artis combinatoriae, cum numerum modorum utilium inirem. Modi enim quartae esse debent AEE, AIA, EAO, EIO, AEO.“

Der Vf. wendet dieſe Reſultate ſchließlich auf den gegenwärtigen Zuſtand der deutſchen Philoſophie an, was dann nicht zu ihrem Vortheil ausfällt. Uebrigens giebt er dieſe Unterſuchung ſelbſt nur in der Abſicht, die eines andern hervorzurufen, „der mit philoſophiſcher Einſicht die genaueſte Kenntniß der bisherigen Leiſtungen im Gebiete der reinen und angewandten Mathematik, ſo wie der Naturwiſſenſchaften verbände."

S. 360.

Die Anweſenheit Spinola's in Hannover 1679 iſt nicht von Leibnitz ausgegangen. Er kam dahin, und zwar mit einem lateiniſchen Empfehlungsſchreiben des Papſtes Innocenz XI. vom 20. April 1678, welches A. Theiner in ſeiner „Geſchichte der Zurückkehr der regierenden Häuſer von Braunſchweig und Sachſen in den Schooß der katholiſchen Kirche" u. ſ. w. Einſiedeln 1843. Urkundenbuch S. 2. mittheilt, in der irrigen Meinung, daß der Papſt dem Herzoge in Spinola einen apoſtoliſchen Vicar bewilliget, während ein ſolcher in Steno bereits am Hofe lebte. (Vgl. Soldan, Dreißig Jahre des Proſelytismus in Sachſen und Braunſchweig. Leipzig 1845. S. 48). Mit Recht erklärt Soldan des Pabſtes Schreiben für ein ſchätzbares Aktenſtück, weil es die bisher öfters beſtrittene Betheiligung des Pabſtes an jenen henotiſchen Reiſen über allen Zweifel erhebt.

Ueber Steno findet ſich eine anziehende Nachricht in Joh. Wilh. Peterſen's von ihm ſelbſt aufgeſetzter Lebensbeſchreibung, ohne Ort 1719. S. 31. Peterſen, der durch ſeine Schriften und Schickſale bekannte Chiliaſt, war 1677, an demſelben Tage mit Steno nach Hannover gekommen, wo er aber nur ein Jahr Paſtor an der St. Aegidienkirche war.

Druck und Papier von Heinrich Richter

Monsieur

j'aurois fait mes gratulations, si j'avois sçu avant vostre depart que Son Altesse Electorale vous a confié l'importante charge de secretaire d'Estat, car j'avois cru, que vous estiés seulement à M. de Dankelman il est vray qu'un employ comme le vostre aupres de ce grand Ministre, estoit le vray moyen d'y parvenir, je vous en felicite de tout mon coeur ......

Au reste vous estant obligé comme je suis, et mieux informé que je n'estois, j'auray soin de mon devoir, et je suis avec zele

Monsieur

Gottfried Wilhelm

Freiherr v. Leibnitz.

Eine Biographie

von

G. E. Guhrauer.

Zwei Theile.

Zu Leibnitzens Säkular-Feier.

Mit

neuen Beilagen und einem Register.

Zweiter Theil.

[illegible]

Breslau,
Ferdinand Hirt's Verlag.
1846.

12

Drittes Buch.

Der neue Geiſt, welcher unter der Regierung des Herzogs Ernſt Auguſt und ſeiner Gemahlin Sophie, mit ihrer hoffnungsvollen Nachkommenſchaft, die vorhandenen Elemente einer glorreichen Zukunft Hannovers beſeelte, und auch Leibnitz zu höherm Eifer ſtimmte, ſtrömte zunächſt von der nicht gewöhnlichen Perſönlichkeit des neuen Herrſcherpaares aus. „Durch die verſchiedenen Schickſale der früheren und ſpäteren Jahre, drückt Spittler ſich aus, bildeten ſich in dieſem erhabenen Paare jene himmliſch-ſchönen Züge veredelter Menſchlichkeit, davon ihre Geſchichte ſo voll iſt; jene deutſche, gründliche, überfürſtliche Aufklärung, die ſie zu Leibnitzens Freunden machte; jene planmäßige Feſtigkeit, die ſo auszeichnend in ihrer Regierung war, und bei dem lebhafteſten Selbſtgefühl, bei dem unermüdetſten Aufſtreben in einen noch glücklichern Zuſtand, jene überall umherſehende Duldſamkeit, die man durch Trübſale jüngerer Jahre ſo leicht lernt, und durch glücklich gewonnene Tage nachfolgender Jahre ſo leicht wieder vergißt.“

Schon als Biſchof von Osnabrück hatte der Herzog Ernſt Auguſt ein Gewicht in die Schaale der deutſchen Angelegenheiten gelegt; er brachte für das Land heilſamere und großartigere Auſpicien, als die von ſeinem Vorgänger hinterlaſſenen, mit. Hatte dieſer in dem vor Kurzem beendigten Reichskriege durch ſeine Allianz mit Ludwig XIV von den gemeinſamen Intereſſen des Reichs und des Kaiſers ſich feindlich abgeſondert, ſo war das entgegengeſetzte Verfahren Ernſt Auguſt's, an der Spitze der andern Braunſchweigiſchen Fürſten, noch in ganz friſchem Angedenken. Er war aus dieſem traurigen Kriege, als Reichsſtand und Feldherr, mit dem Ruhme eines Patrioten und Helden hervorgegangen. Seinem Rathe und ſeiner Tapferkeit vor Allem verdankte die Reichsarmee den glänzenden Sieg über die Franzoſen unter dem Marſchall Crequi an der Conzer Brücke, den 1. Auguſt 1675, „der vollkommenſten Siege und der ſchönſten Aktionen eine" (mit Leibnitz im Leben des Kurfürſten Ernſt Auguſt zu reden) „dergleichen in demſelben ganzen Kriege nicht vorgangen." Hätte jeder, wie er gedacht, ſo würde das Reich den Krieg gegen Frankreich ſo lange fortgeſetzt haben, bis es einen würdigern Frieden davon getragen hätte. Wir ſehen auch die Regierung Hannovers unter dieſem Fürſten gleich Anfangs von den bisherigen Seitenwegen einer partikulären Politik auf die breitere Bahn der allgemeinen Reichsintereſſen zurückkehren, und, eine kürzere Unterbrechung ausgenommen, auf derſelben verbleiben. Als nicht lange nach dem Frieden von Nimwegen Ludwig XIV im Uebermuthe ſeiner Macht, mit den Reunionen den Anfang machte, und das Reich, in

Schrecken, eilig, unter dem Vorgange des Kaiſers einen Geſandten-Congreß in Frankfurt am Main im Jahre 1681 beſchickte, drang der Herzog Ernſt Auguſt durch ſeinen Miniſter an dieſem Congreß, den ausgezeichneten Grote, auf die Bewahrung der Rechte des Reichs, und weil es hiebei auf juriſtiſche und hiſtoriſche Erörterungen und Deductionen ankam, ſo hatte ſchon Leibnitz von ſeinem Herrn den Befehl erhalten, ſich zu ſeinem Abgang nach Frankfurt, als Beiſtand des Geſandten, in Bereitſchaft zu ſetzen: als die Nachricht von der Ueberrumpelung Straßburgs im September dieſes Jahres eintraf und thätige Abwehr-Maßregeln zur Sicherſtellung des Reichs dringend machte, welche Ernſt Auguſt vor dem Congreß als unerläßlich vorſtellen ließ: „weil Se. Durchlaucht es vor der ganzen Welt vor ſchimpflich, und bei der Poſterität vor unverantwortlich gehalten, wann ſo viele Reichsſtände ſo ſchlechterdings verlaſſen, und unter fremde Botmäßigkeit dahin gegeben werden ſollten.“ Indeß der Congreß löſte ſich das nächſte Jahr ohne Ergebniß auf und „die fernere Handlung“ wurde an den Reichstag zu Regensburg verlegt. Da der Kaiſer im Juni deſſelben Jahres mit einigen Reichskreiſen und Ständen zur Beſtätigung und Wiederbringung gemeiner Ruhe und Sicherheit den Laxenburgiſchen Tractat errichtete, ſchloß auch Ernſt Auguſt, um dieſen Zweck zu befördern und den Frieden im Reich, nach Inhalt der Weſtphäliſchen und Nimwegiſchen Traktate, aufrecht zu erhalten, den 14. Januar 1683 mit dem Kaiſer eine Allianz zu Wien, worin er übernahm, 10,000 Mann zu Dienſt des allgemeinen Vaterlandes zu ſtellen; er vereinigte ſich auch noch in demſelben Jahre mit den

Ständen, welche das Laxenburger Bündniß geſchloſſen hatten.

Während der Kaiſer und das Reich ſich gegen Frankreichs Vordringen in dieſem Augenblicke gerüſtet glaubte, zog, durch daſſelbe Frankreich heraufbeſchworen, von der andern Seite ein furchtbares Ungewitter ſich über dem Haupte des Kaiſers und der deutſchen Chriſtenheit zuſammen. Von den Ungariſchen Rebellen eingeladen, fiel ein türkiſches Heer unter Anführung des Großveziers in die kaiſerlichen Erbſtaaten ein, und wälzte ſich ſiegreich der Hauptſtadt zu; vor welcher es ſich am 14. Juli 1683 lagerte, und gegen drei Monate ſeine Kraft an dem Bollwerk europäiſcher und chriſtlicher Civiliſation im Oſten verſuchte. Nur der heldenmüthige König Johann Sobieski von Polen rettete Stadt und Reich; zum Jubel der ganzen Chriſtenheit jeder Confeſſion, und zu deſto größerm Verdruſſe Ludwigs XIV, welcher die völlige Niederlage des Kaiſers und des Reichs beſtimmt erwartet hatte, um keinen andern Gegner in Europa mehr, als den Sultan, die übrigen aber flehend zu ſeinen Füßen zu ſehen. Unermeßlich war der Jubel Deutſchlands, der doppelt drohenden Knechtſchaft entgangen zu ſein.

Von der allgemeinen Stimmung hingeriſſen ſetzte, noch während der Belagerung Wiens, Leibnitz, welcher damals in Zellerfeld im Harz an der Verbeſſerung des Bergbaues beſchäftigt war, und von dort aus mit ſeinem Herrn, dem Herzog Ernſt Auguſt, Briefe wechſelte, eine politiſche Schrift gegen Ludwig XIV auf, welche den Staatsmännern das Ziel und das ganze Gewebe der franzöſiſchen

Politik aufdecken ſollte. Ihr Titel lautet: **Mars Christianissimus, auctore Germano Gallo-Graeco, ou Apologie des Armes du Roy très Chretien contre les Chretiens.** Sie kam aber erſt das Jahr darauf zu Cöln, und nicht lange darauf auch eine deutſche Ueberſetzung davon heraus, mit dem Motto:

> Auf, Teutſcher, auf, dein Heil ruht faſt auf ſchlechtem Fuß,
> Auf, Teutſcher, lies, bedenk und mach den rechten Schluß!

Leibnitz wählte die Form der Ironie, indem er ſich der Parthei der Franzoſenfreunde und Verräther in Deutſchland, welche man unter **Gallo-Grecs** verſtand, gegen die wahren Patrioten anzunehmen ſchien, um die Wahrheit deſto unumwundener und ſchneidender ſagen zu können. Als ein denkwürdiger Beweis ſeines Vertrauens zu dem Herzoge knüpft ſich an dieſe Schrift der Umſtand, daß Leibnitz ihre Herausgabe von dem Urtheile und Beifall ſeines Herrn abhängig ſein ließ, und wie der Erfolg zeigt, täuſchte er ſich nicht. „Dieſe Art der Apologie, ſchrieb Leibnitz bei der Ankündigung des Manuſcripts an den Herzog, würde, ſeiner Meinung nach, beſſer wirken, als eine Refutation.“ Doch ſichtbar hat das Gefühl den Verfaſſer, trotz der angenommenen Form, an vielen Stellen fortgeriſſen, und das echte Pathos läßt uns bald die wahre Tendenz durchblicken. Die durchgehende Beziehung auf den Moment, in welchem die Schrift dem Verfaſſer eingegeben worden war, giebt ihr in doppelter Hinſicht einen hiſtoriſchen Werth. Sie iſt ein würdiges Seitenſtück zu dem Bedenken über **securitas publica interna et externa**, und der Denkſchrift an den Kurfürſten Johann

Philipp von Mainz über das Project der Eroberung Aegyptens durch die Franzoſen, welches hier auch nicht undeutlich wieder anklingt. „Die Feinde Frankreichs, heißt es in der angenommenen Ironie, gegen den Schluß, übertreffen jetzt ſich ſelbſt in ihren vergeblichen Declamationen, jetzt, da der Türke auf die Chriſtenheit fallen wird, zweimalhundert tauſend Chriſten unter der Schärfe des Schwertes der Barbaren gefallen, oder in eine Sclaverei, ärger als der Tod, in einen, den Seelen tödtlichen Zuſtand geſtürzt ſind; dieſes, ſagen ſie, ſchreit Rache zum Himmel gegen diejenigen, welche die Rebellen Ungarns angefeuert und mit Geld, Waffen und Rath unterſtützt haben .... Aber wenn es ihm gefallen hätte, nach dem Frieden von Nimwegen ſo zu handeln, daß man vernünftigerweiſe einige Ruhe hätte hoffen können; wenn, ſage ich, der allerchriſtlichſte König dieſe Dinge den Bitten des heiligen Vaters und den Thränen der ganzen, zu ſeinen Füßen liegenden Kirche hätte gewähren wollen, ſo hätte er den größten Theil desjenigen, das er genommen hat, ruhig behalten, zu einem dauernden Frieden in Europa, deſſen Urheber und Schiedsrichter (arbitre) er geweſen wäre, den Grund legen, die Herzen gewinnen und das allgemeine Beifallsgeſchrei erhalten, endlich Unternehmungen gegen die Barbaren ausführen können, welche unendlich glorreicher und vielleicht wichtiger ſein würden, als alles, was er in Europa thun könnte ...“ Und zuletzt: „Es giebt einige, welche ſich einbilden, daß der allerchriſtlichſte König beſſer thäte, ſeine ſchönen Vorhaben (die Einigung der Chriſten unter Einem Haupte und die Vertilgung der Ketzer) mit der

Niederlage der Türken zu beginnen, als mit der Betrübniß der armen Chriſten: aber dieſe Leute bedenken nicht, daß es die Deutſchen und die Flamänder ſind, welche an die Grenze Frankreichs ſtoßen, und nicht die Türken; daß man von den Nachbarn zu den Entferntern übergehen, und in den großen Dingen, lieber über feſte Stufen, als durch eitle und gefährliche Sprünge ſich bewegen muß. Aber ohne politiſche Gründe zu ſuchen: hier iſt ein Gewiſſensgrund, nemlich der König will die Vorſchriften des neuen Teſtaments befolgen, welches bei den Juden anzufangen befiehlt, und ſich ad gentes wenden heißt, und, um ihm zu folgen, wird ſich der König durch die Ueberwindung der Chriſten einen ſichern Uebergang ſchaffen, um eines Tages die Ungläubigen zu erreichen.“

Ohne daß Leibnitz jemals auch nur von fern Andere, als ſeinen Fürſten, hätte ahnen laſſen, daß er der Verfaſſer des Mars Christianissimus wäre, ſo hat er doch manchmal, ſowohl öffentlich, als in Briefen die Gelegenheit ergriffen, auf jene Schrift die Aufmerkſamkeit zu lenken; wie er es mit anderen ſeiner politiſchen Schriften that, zu welchen er ſich nicht bekannte. Eine Widerlegung gegen ein in Holland erſchienenes Pasquill auf den Pater de la Chaiſe, den Beichtvater Ludwigs XIV, im Jahre 1694, in Tenzels monatlichen Unterredungen ſchloß er mit dieſen Worten: „Zwar, daß man nicht nur mit dem Degen ficht, ſondern auch die Schärfe einer wohlgeſpitzten Feder braucht, iſt wohl und gut; allein es muß Art haben, ſo doch bei wenig neuen Büchern, die über Staatsgeſchäfte und gegenwärtige Läufte herauskommen, zu ſpüren. Denn faſt nur allein diejenigen jetzo davon ſchreiben, die nichts davon wiſſen; und ſiehet man jetzt unter den Scribenten keinen Liſola, noch Verjus mehr. Doch will ich ausnehmen: die Anmerkungen über des Rebenacs Rede, den **Martem Christianissimum**, das Büchlein vom Abgang der franzöſiſchen Finanzen, das **Fas est et ab hoste doceri**, das Büchlein genannt: **Bornes de la France**, und einige wenige andere, daraus noch etwas zu lernen."

Während der Kaiſer, nach dem Zurückgehen der Türken, in Verbindung mit Venedig und Polen, den Krieg gegen ſie in Ungarn führte, fuhr Ludwig **XIV** fort, ſeine feindliche Stellung gegen das Reich zu behaupten; er dehnte die Reunionen aus, eroberte Luxemburg, und brachte die Generalſtaaten dahin, den **29.** Juni **1684** einen zwanzigjährigen Waffenſtillſtand mit ihm abzuſchließen. Dem deutſchen Reiche wurde, zu Abſchluß eines ähnlichen Waffenſtillſtandes, ein Monat ausbedungen, während deſſen der König ſeine Reunionsforderungen nicht höher zu treiben verſprach. Der gerechte Stolz des Kaiſers kämpfte lange gegen dieſe erniedrigenden Bedingungen, und hielt auch ſeine Verbündeten, beſonders den Herzog Ernſt Auguſt, eine Zeit lang zurück, dem Waffenſtillſtande beizutreten. Aber dieſen Augenblick bezeichnet ein Wendepunkt in des Herzogs Politik. Lebhafte Unterhandlungen waren zwiſchen ihm und dem großen Kurfürſten von Brandenburg im Gange über die Verbindung des verwittweten Kurprinzen Friedrich mit der einzigen, ſo ſchönen, als geiſtvollen Prinzeſſin von Hannover, Sophie Charlotte, der Schülerin Leibnitzens. Der große Kurfürſt, ſeit dem Nimweger Frieden der Verbündete

Ludwigs XIV, machte nicht nur die Annahme des zwanzigjährigen Waffenſtillſtandes zur Bedingung der Heirath, ſondern auch, nachdem dieſe den 28. September 1684 zu Herrenhauſen geſchloſſen worden war, es gelang ihm, den Herzog von Hannover von dem jahrelangen Bündniſſe mit dem Kaiſer ab und zu einer Allianz mit Ludwig XIV hinüber zu ziehen. Da unterdeſſen auch die Stadt Trier gefallen war, entſchloß ſich endlich Leopold zur Genehmigung des zwanzigjährigen Waffenſtillſtandes in Regensburg für das Reich.

Wie einflußreich und wichtig nach beiden Seiten dieſe Verbindung der Prinzeſſin Sophie Charlotte mit dem Kurprinzen von Brandenburg wurde, welche neue Phaſe ſtaatsmänniſcher und philoſophiſcher Wirkſamkeit, und der ſchönſten perſönlichen Beziehungen für Leibnitz daraus in der Folge erwuchs, werden wir weiterhin betrachten. War auch durch die Verbindung Hannovers mit Brandenburg, und dadurch mit Frankreich, für einige Jahre eine Kälte zwiſchen dem Kaiſer und dem Herzog Ernſt Auguſt eingetreten, ſo blieb man nichts deſto weniger im Stillen der im Grunde vorhandenen Sympathien verſichert, welche auch durch die gegenſeitigen Intereſſen verſtärkt wurden. Das Haus Braunſchweig unterhielt in Ungarn einen Heertheil von 10,000 Mann, unter dem Oberbefehl des Erbprinzen von Hannover, wovon Hannover allein die Hälfte geſtellt hatte, außer einem Regiment von 1000 Mann im kaiſerlichen Dienſte unter dem zweiten Prinzen des Hauſes Friedrich Auguſt, und hatte einen bedeutenden Antheil an der, im Sommer 1685 gemachten Eroberung von Neuhäuſel, und dem Siege uber die Türken bei

Gran. Dadurch, und daß die drei jungen Prinzen Hannovers ihrer Beförderung vom Kaiſer entgegenſahen und erhielten, ward ein reges perſönliches Verhältniß zwiſchen den Höfen unterhalten, wobei die mütterliche Sorgfalt der Herzogin Sophie beſonders eingriff. Bei ſeinen mit Vorausſicht und Beharrlichkeit gefaßten Entwürfen zur Befeſtigung und Erweiterung der Größe ſeines Hauſes; bei den hartnäckigen Kämpfen, welche er deshalb mit den Mitgliedern ſeiner eigenen Familie zu beſtehen hatte, blieb der Herzog Ernſt Auguſt auf das gute Einverſtändniß mit dem Kaiſer weſentlich hingewieſen. Er hatte bald beim Antritt ſeiner Regierung in Hannover das Hausgeſetz umgeformt, und, weil die ehedem ſtets von Neuem getroffenen Theilungen die Macht des Welfiſchen Hauſes immer mehr ſchwächen mußten, die Untheilbarkeit der Lande und das Recht der Erſtgeburt in ſeinen Staaten eingeführt. Die jüngern Prinzen glaubten ſich natürlich in ihren Rechten gekränkt, und die Herzöge Rudolph Auguſt und Anton Ulrich von Braunſchweig-Wolfenbüttel, welche die Vergrößerung des Vetternhauſes nicht wünſchten, beſtärkten ſie in ihrer Widerſetzlichkeit. Unſelige Ereigniſſe, trübe Verwickelungen knüpften ſich an dieſe innere Zwietracht, die denn auch die Sorge und die Theilnahme Leibnitzens, welcher in die Entwürfe des Herzogs und der Herzogin aus ſtaatskluger Ueberzeugung eingegangen war, vielfach beſchäftigten; wovon ſein Briefwechſel mit der Herzogin, nachher Kurfürſtin Sophie, die geſchichtlichen Spuren und Belege enthalten. Während indeß noch dieſer Widerſtand zu überwinden war, hatte der

Herzog von Hannover ſich bereits ein höheres, wiewohl damit zuſammenhängendes Ziel geſetzt, nemlich nichts geringeres, als die Erwerbung der Kurwürde, für welche der Kaiſer vor den Uebrigen gewonnen werden mußte. Es wurde nur die Gelegenheit dazu abgewartet, und dieſe boten die Verlegenheiten, welche der nächſte Reichskrieg bereitete, von ſelbſt dar.

Durch die Vereinigung eines ſo großen Uebergewichts perſönlicher Geltung und Kraft mit ſo günſtigen Umſtänden und Ausſichten für die Zukunft des Hauſes, verſtärkt durch den, in der 1682 gefeierten Verbindung des Erbprinzen mit der Prinzeſſin von Celle, vorbereiteten Ueberfall von Celle-Lüneburg an Hannover, ſah ſich dieſes Haus ſchon in den erſten Jahren der Regierung Ernſt Auguſts und Sophiens als den Mittelpunkt des Geſammthauſes Braunſchweig, und überſtrahlte weit die, obwohl ältere Linie, der Herzöge Rudolph Auguſt und ſeines Bruders, (ſeit 1685) Mitregenten, Anton Ullrich von Wolfenbüttel. Mitten in dieſen Kreis ſo hoher und bedeutſamer Perſonen ſah von nun ab Leibnitz ſich geſtellt, welcher durch ſeine überragende Perſönlichkeit ſelbſt wie eine Macht da ſtand, wenigſtens als eine ſolche wirkte. Ohne den Intereſſen ſeines Herrn im geringſten etwas zu vergeben, gelang es ihm, das Vertrauen, die Liebe und Verehrung der Herzöge von Wolfenbüttel, welchen er vor 1680 noch perſönlich unbekannt war, zu erwerben. Es iſt unnöthig, von der Bildung und Gelehrſamkeit dieſer echt deutſchen Fürſten, der Söhne des ehrwürdigen Herzogs Auguſt, (des Neſtors der deutſchen Fürſten von gründlich gelehrter Bildung) von denen der jüngere, Anton Ullrich, durch ſeine Romane, die Aramena und die Octavia, die Nationalliteratur des Jahrhunderts bereichert hat, weitläuftig zu ſprechen; man begreift, wie Leibnitz, ſo weit es außerhalb der oft ſtreitigen politiſchen Verhältniſſe lag, in Allem, beſonders was Cultur, Kirche und Wiſſenſchaft betraf, als ihr Rathgeber und Orakel angeſehen werden durfte. Sein Briefwechſel mit den beiden Fürſten, vorzüglich mit Anton Ullrich, war ſehr lebhaft, und bei ſeinen öftern Reiſen nach Wolfenbüttel oder Braunſchweig, wo während der Meſſe die Fürſten des Hauſes gewöhnlich zuſammenkamen, war er die Zierde ihrer Tafel. Seit dem Jahre **1691**, da Leibnitz zum erſten Vorſtand der Herzoglichen Bibliothek von Wolfenbüttel ernannt worden, wie er es gleichzeitig in Hannover blieb, geſchahen die Reiſen nach Wolfenbüttel in einer gewiſſen Regelmäßigkeit, wobei allerdings politiſche Abſichten und Aufträge ſeines Hofes nicht ſelten die geheimen Motive waren. Seltener war Leibnitz an dem Hofe des Herzogs Auguſt Wilhelm von Celle, durch deſſen Gemahlin, die geiſtvolle d'Olbreuſe, eine Schaar von Franzoſen, namentlich unter den (ſeit dem Widerruf des Edicts von Nantes **1685** flüchtig gewordenen) Reformirten, dahin gezogen waren, welche die deutſche Sprache und Sitten am Hofe und an der Tafel des Herzogs faſt verdrängten, und wo ſich der Unwille gegen die Verfolger ihrer Religion, gegen Pabſt und Rom, nicht ſelten in den beißendſten und muthwilligſten Inpromptüs Luſt machte, auf welche der Herzog und auch Leibnitz, war er gegenwärtig, zwanglos eingingen. Ein Inpromptu dieſer Art auf den Uebertritt der Königin Chriſtine, von Leibnitz verbeſſert, findet ſich unter ſeinen Papieren. In viel ernſterer Weiſe wurden die Religionscontroverſen von den Herzögen von Wolfenbüttel, beſonders von Anton Ulrich, behandelt, welcher mit den Theologen der Univerſität Helmſtädt in enger Verbindung ſtand und ſelbſtſtändig zu wirken ſuchte. Dieſe Univerſität, deren Verwaltung und Leitung unter den drei braunſchweigiſchen Höfen abwechſelte, mußte in dem damaligen Zeitraum wiederum am meiſten dem von Hannover ausgehenden Anſtoß folgen, wobei für Leibnitz ein höchſt bedeutender und wirkſamer Einfluß entſprang, welchen er beſonders bei der Wiederbeſetzung erledigter Profeſſuren, vorzüglich in der theologiſchen Fakultät, geltend zu machen verſtand.

Im Punkte der Religion und Kirche und der theologiſchen Controverſe zeichnete ſich der Herzog Ernſt Auguſt durch eine große Mäßigung und Duldung aus; er war dem lutheriſchen Bekenntniſſe zugethan, während ſeine dem reformirten Glaubensbekenntniſſe anhängende Gemahlin einen eignen Gottesdienſt in der Kapelle des Schloſſes übte; Verlockungen zum Uebertritt in die römiſche Kirche waren beide verſchiedene male in ihrem frühern, wie ſpätern Leben, folgerecht ausgewichen. Der Herzog, fern von jenem ascetiſchen Gemüthshange, welcher ſo leicht zu einem Aeußerſten führt, faßte das Chriſtenthum vorzüglich von der Seite ſeiner ſittlichen und ſocialen Wirkſamkeit auf; er äußerte, erzählt Gourville in ſeinen Memoiren: „der Herr habe nicht gewollt, daß eine entſchiedene und ausſchließliche Meinung über den myſtiſchen Sinn des Abendmahls ſtatt finden und Partheien bilden ſollte, weil er ſonſt ſelbſt ſich entſchiedener und beſtimmter darüber erklärt haben würde.“ Die Herzogin ihrerſeits ließ ſich, in der ihr eigenen Milde und Heiterkeit, bei dieſer menſchlich faſt unauflöslichen Frage, von philoſophiſchen Begriffen leiten, in welchen ſie deſto größere Klarheit und Ueberſicht erlangen mußte, je eifriger ſie ſich als Schülerin Leibnitzens in der Philoſophie erwies. War ſie auch nicht an ſpekulativem Geiſte, eindringender Gelehrſamkeit, und Feuer für die Wiſſenſchaft mit ihrer ältern Schweſter, der berühmten Prinzeſſin Eliſabeth von Böhmen, der Schülerin des Carteſius, oder der Königin Chriſtine von Schweden zu vergleichen, ſo konnte ſie doch als eine der unterrichtetſten Prinzeſſinnen des Zeitalters gelten (ſie ſchrieb ein zierliches Latein und ſprach und ſchrieb die meiſten lebenden Sprachen), und übertraf ihre Geſchwiſter an Geiſt und beſonders an hellen politiſchen Einſichten. Daher konnte Chevreau, ein Franzoſe, welcher viele Höfe kennen gelernt und bei den braunſchweigiſchen Fürſten ſich lange aufgehalten hatte, in ſeinen Denkwürdigkeiten (Chevraeana) ſchreiben: „dreiſt ſage er, daß Frankreich keinen ſchönern Geiſt beſitze, als die Frau Herzogin von Hannover, und keinen von gediegnerem Wiſſen, als ihre Schweſter, Eliſabeth von Böhmen.“ Leibnitz wurde ihr unentbehrlicher Umgang, und ſo oft er von der Fürſtin entfernt war, führte ſie den fleißigſten Briefwechſel mit ihm, den ſie als ihren treueſten Freund behandelte. Die hochgeſtellte Fürſtin nahm keinen Anſtand, in einem ihrer Briefe an Leibnitz (vom 24. Februar 1690) zu bekennen, ſie ſchätze ſeine Glückwünſche zum neuen Jahre höher, als die, welche ſie von den Königen und Fürſten erhalten hatte. Ein andermal (den 5. November 1701) bekannte ſie unverholen Je ne vous écrit, que pour m'attirer de vos lettres. In Leibnitzens Briefen wechſeln, ſagt Feder, Scherz und Ernſt mit einander ab. Nicht nur Philoſophie, ſondern auch Geſchichte, Münzen, Naturgeſchichte, neueſte Literatur ſind oft die Gegenſtände ernſthafter Unterhaltung. Einige dieſer Briefe, verſichert derſelbe Schriftſteller, enthalten ſeine eigene Metaphyſik ſo ausführlich und tief eindringend, daß ſie unter Leibnitzens wiſſenſchaftlichen Schriften ihren Platz behaupten könnten. Die Kurfürſtin antwortet wohl einmal ſcherzend, daß ſie ſeine „Einheiten" nicht begreife, nicht einſehe, wie die Einheit mehr ſein ſollte, als das aus Einheiten Zuſammengeſetzte, da doch vier Thaler mehr ſeien als ein Thaler. Aber den Philoſophen ſchreckt dies nicht ab; er ſucht dann nur die Hauptſätze in ein helleres Licht zu ſetzen. Solche Briefe wurden von der Herzogin ihren Verwandten in Frankreich, beſonders der geiſtreichen, ſo charaktervollen Herzogin von Orleans, ihrer Nichte; dem Herzog von Bourgogne, der Herzogin von Mayne mitgetheilt, anderer Perſonen an ausländiſchen Höfen zu geſchweigen. In den Geſchäften und der höhern Staatskunſt war die Fürſtin nicht weniger an ihrem Platze, und während ſie den Entwürfen ihres Gemahls und ſeiner, den Stempel feſter Selbſtſtändigkeit an ſich tragenden Perſönlichkeit klug ſich unterzuordnen verſtand, war ihrer ſtillen Umſicht und Mitwirkung das Gelingen ſeiner Entwürfe zum großen Theil zuzuſchreiben, wobei ihr Leibnitz als Freund und Vertrauter zur Seite ſtand. Ihrem lebhaften hellen Geiſte war das Ernſthafte oft nur wie ein Spiel; überhaupt charakteriſirte ſie ein kauſtiſcher Zug, die Folge ihres Temperaments, aber auch ihres philoſophiſchen Sinnes, womit ſie die weltlichen Dinge von einer gewiſſen Höhe betrachtete. So konnte ſie über die in Hannover betriebenen Reunionsangelegenheiten, an denen ſie einen großen Antheil hatte, in einem Briefe an Leibnitz die ſcherzhafte Bemerkung machen, „man müſſe darüber auf eine außerordentliche Offenbarung hoffen; und da das Chriſtenthum in die Welt durch eine Frau gekommen ſei, ſo wäre es glorreich für ſie, wenn die Union durch ſie zu Stande käme; nur bedürfe es beſonderer Einflüſſe, um es zu vollbringen.“ Nächſt Leibnitz war der eben ſo gelehrte, als humane und freiſinnige Abt von Lokkum, Molanus, der erſte Geiſtliche des Landes, ihr werth. Die Unterredungen mit Beiden, welche gewöhnlich in die Morgenſtunden fielen, und zu denen zuweilen ausgezeichnete Fremde, wie einmal im Jahre 1696 der berühmte Enthuſiaſt Franz Mercur von Helmont, zugezogen wurde, waren hauptſächlich der Philoſophie gewidmet. Bei ſtreitigen Anſichten erhielt gewöhnlich die letzte Entſcheidung Leibnitz, welcher zuweilen von beiden Partheien für ſich angerufen wurde, aber ſeine Meinung unpartheiiſch an den Tag geben mußte. An der Tafel zu Herrenhauſen, erzählt Feder, kam einſt die Unterredung mit dem ſehr geſchätzten erſten Geiſtlichen des Landes auf die Unſterblichkeit der Seele und die philoſophiſchen Beweisgründe für dieſelbe. Des Abts Beweiſe fand der Herzog, wie die Herzogin nicht befriedigend; man vereinigte ſich dahin, Leibnitz ſolle entſcheiden. Molanus meldet ihm dieſes mit der Wendung, er rechne auf ſeine Freundſchaft, daß er ihn nicht im Stiche laſſen werde. In der Sache ſelbſt, antwortete dieſer, habe er Recht; aber ſeine Carteſianiſchen Beweiſe könne er nicht in Schutz nehmen. Darauf ſchrieb Leibnitz in munterm Sinne einen langen Brief an die Kurfürſtin und ſetzte die aus ſeinen philoſophiſchen Schriften bekannten Gründe für die Einfachheit und Unſterblichkeit der Seele auseinander. Nicht ſelten hatte daher Leibnitz, wenn im Geſpräche ſeine Sätze angegriffen wurden, in der eingeweihten Fürſtin den geiſtreichſten und glücklichſten Beiſtand. In ſeinem Briefwechſel mit Samuel Clarke über die Newtonſche Naturphiloſophie, bei dem wichtigen Satze des Nichtzuunterſcheidenden, erzählt Leibnitz die bekannte Anekdote: „Ein Edelmann von Geiſt, mein Freund, welcher in Gegenwart der Frau Kurfürſtin in dem Garten von Herrenhauſen mit mir davon ſprach, glaubte, daß er wohl zwei vollkommen gleiche Blätter finden würde. Die Frau Kurfürſtin forderte ihn dazu heraus, und lange lief er vergeblich danach umher.“

Von dem Rufe eines ſo milden, einſichtigen und geiſtvollen Fürſtenpaares angezogen, kam im Frühjahr des Jahres 1683 der Biſchof von Thina zum andernmale nach Hannover, und hoffte endlich irgend einen beſtimmten Erfolg in den bisher vergeblich, wiewohl unermüdlich betriebenen henotiſchen Reiſen und Conferenzen; denn ſo eben hatte er wieder viel Mühe an dem Hofe und bei den Theologen des reformirten Kurfürſten von Brandenburg verloren. Seine Hoffnung war nicht ohne Grund; denn zu den perſönlichen Geſinnungen der Machthaber in Hannover und dem herrſchenden Geiſte der dortigen Theologen, wie auch der Landes-Univerſität zu Helmſtädt, geſellten ſich politiſche Rückſichten gegen den Kaiſer, von welchem der Biſchof mit Vollmacht verſehen war. Auch war es faſt unmöglich, ſo außerordentlichen Zugeſtändniſſen, welche Spinola vorbrachte, ganz aus dem Wege zu gehen, galten ſie auch nur für Vorausſetzungen eines Privatmanns. Nach ſeinen mündlichen Aeußerungen wenigſtens ſollten die Proteſtanten weder von den Grundlagen ihres Glaubens noch ihrer Gebräuche, noch endlich ihrer Verfaſſung, die Macht der Fürſten und die Perſon ihrer Geiſtlichen anlangend, etwas Weſentliches aufgeben. Den Pfarrern ſollte die Ehe, ſogar die zweite, erlaubt ſein. Der eine Theil könne ſich altkatholiſch, der andere neukatholiſch nennen, und zum Zeichen ihrer Gemeinſchaft zuweilen jene bei dieſen und dieſe bei jenen communiciren. Das wichtigſte und kühnſte war ohne Zweifel: das Tridentiniſche Concilium ſollte mit ſeinen Anathemen bis auf ein künftiges allgemeines Concilium einſtweilen aufgehoben, und der Beurtheilung des letztern unterworfen werden. Auf dieſem künftigen Concil ſollten die Proteſtanten nicht wie Angeklagte erſcheinen, ſondern wie Richter mit ſitzen. Damit dieſes geſchehen könne, ſollte der Pabſt ſie durch eine eigne Bulle von dem Ketzernamen freiſprechen, ſie aber dagegen ſich erklären, ihn nicht für den Antichriſt zu halten, ſondern für den oberſten und erſten Patriarchen der Chriſtenheit, dem das Primat, zwar nicht das der Gerichtsbarkeit, ſondern das der Ordnung, nicht nach göttlichen, ſondern nach menſchlichen und kirchlichen

Rechten zukomme. Dies Alles und noch mehreres ſollte noch vor dem allgemeinen Concil in einer beſondern Zuſammenkunft abgethan, und genugſame Verſicherung darüber gegeben werden.

Bei dem dogmatiſchen Theile ſeiner Vorſchläge legte Spinola, außer mehreren eigenen gedruckten und ungedruckten Unionsſchriften, vorzüglich die **Exposition de la Foi** des Biſchofs von Meaux zu Grunde, und wenn wir einem, im Herbſte des Jahres **1683**, dem Biſchof Flechier aus Deutſchland zugekommenen Berichte glauben, ſo hat damals die Univerſität Helmſtädt, auf die Aufforderung der ſämmtlichen welfiſchen Fürſten, nach Prüfung des Artikels vom Pabſte in der **Exposition** Boſſuets beſchloſſen: „daß man über dieſen Punkt mit den Katholiken übereinkommen müßte, und daß ſie daraus ein öffentliches Bekenntniß machen würden; die Fürſten hätten dies gebilliget und ſie ſeien darauf zu der Prüfung der übrigen Punkte übergegangen.“

Der Herzog von Hannover zog, ſo viel iſt gewiß, die weitern Unterhandlungen in ſeine Reſidenz: er ernannte die beiden angeſehenſten Theologen an ſeinem Hofe, den Abt Molanus und ſeinen, von Osnabrück nach Hannover gebrachten Hofprediger, Herrmann Barckhauſen, zu der fernern Unterhandlung mit Spinola; und zwei Helmſtädter Theologen, Calixtus der Jüngere, welcher von ſeinem Vater, wenn auch nicht den Geiſt, doch die Geſinnung geerbt hatte, und Meyer, wurden nach Hannover berufen. Molanus war die Seele dieſer Conferenz, und man fand ſich zum Verwundern ſchnell einig. Dem Projekte des Biſchofs von Thina ſetzte Molanus den 30. März 1683, unter Mitunterſchrift von Barckhauſen, eine Methode der Union (Methodus reducendae Unionis Ecclesiasticae inter Romanenses et Protestantes) entgegen oder vielmehr zur Seite, welche im Weſentlichen keine anderen Forderungen aufſtellte, als die, welche Spinola im voraus bewilligte, und wiederum nur die Zugeſtändniſſe machte, welche Spinola der Billigkeit gemäß achtete, und noch etwas darüber, nemlich (ſo lehrt ein Brief Leibnitzens an Seckendorf vom Jahre 1684), daß die Proteſtanten das Primat des Pabſtes nicht nur als eines der Ordnung, ſondern auch der Gerichtsbarkeit anerkennen würden. Wegen künftiger Meinungsverſchiedenheit werde man ſich der gegenſeitigen Verdammung enthalten. Um einer ſolchen aber ſo ſehr als möglich zuvorzukommen, müſſe ein allgemeines Concilium gehalten werden, an welchem auch die proteſtantiſchen Superintendenten, als Biſchöfe, Theil nehmen würden, und wo diejenigen Controverſen entſchieden werden ſollten, deren Erledigung nothwendiger als andere ſcheinen. Und die ſo abgefaßte Methodus, meldet dort Leibnitz, wurde dem Fürſten übergeben, auch von ihm ſelbſt dem Biſchofe mitgetheilt.

Aufgehalten wurde die Antwort an Spinola nur durch einen, aber nur kurzen Widerſtand des Abts Calixtus, welcher, ungeachtet der Aufforderung des Herzogs, die Unterſchrift verſagte, weil er die Schrift nicht ganz mit ſeinem Gewiſſen vereinigen könnte. Der Herzog, um das Werk nicht im Keime ſich auflöſen zu laſſen, hieß Calixtus noch ſeine eigene Anſicht und Bedenken dem Biſchof eröffnen, und ſie dann mit der Erklärung der Uebrigen verbinden. Der Weg ward endlich geſunden, beide Anſichten zu vereinigen, und daraus entſtand noch vor Ende deſſelben Jahres diejenige Schrift, welche im Jahre **1691** herauskam und die Ueberſchrift führte: **Regulae circa Christianorum omnium ecclesiasticam unionem**, welche als das Hauptdokument für die Geſchichte dieſer anziehenden Unterhandlungen gelten kann, und den ſpätern Unternehmungen theils in Ungarn, theils in Frankreich weſentlich zu Grunde lag. Die Aufnahme der Proteſtanten in die römiſche Hierarchie war die nächſte Tendenz dieſer „Regeln,“ gegen welche die Vereinigung der Lehre im Hintergrunde blieb, die man von einer Verſtändigung in der Zukunft, durch das neue ökumeniſche Concilium, abhängig ſein ließ, bis wohin jede Parthei das Dogma der andern toleriren ſollte, nach den Explicationen von jeder der beiden Partheien. Zwar ward die Haupt-Controverſe von der Transſubſtantiation unter den Punkten aufgeführt, über welche man ſich im Wege der Explication nicht habe vereinigen können; aber dieſes ſollte kein Hinderniß der kirchlichen Communion ſein. Ueberhaupt ſollte es mit den verſchiedenen und unentſchiedenen Meinungen das Bewandniß haben, wie etwa mit den damaligen in der römiſchen Kirche ſelbſt herrſchenden Streitigkeiten über die Gnade, die moraliſche Probabilität, die Nothwendigkeit der Liebe Gottes u. ſ. w., alles jedoch unter der Bedingung, daß man ſich demjenigen unterwerfen werde, was die Kirche eines Tages in dem neuen ökumeniſchen Concilium entſcheiden würde.

Als man ſo weit war (unterdeſſen war das Jahr **1684** herangekommen), ging der Biſchof von Thina mit der

Denkſchrift der Hannoverſchen Theologen, nach einem kurzen Aufenthalte an einigen andern Höfen, nach Rom, und es iſt merkwürdig und von großer Beachtung zur Beurtheilung der bei dieſem Geſchäfte thätigen Perſonen, mit welchem Beifall dieſe Propoſitionen dort begrüßt wurden. Der Pabſt Innocenz XI, mehrere Kardinäle und Ordensgenerale, namentlich der damalige Jeſuitengeneral, Pater Noyelles, der Magister sacri palatii und andere anſehnliche Theologen, erklärten ſich dafür, nachdem, wie ſich von ſelbſt verſteht, der Kaiſer Leopold vorher ſeine ganze Beiſtimmung gegeben hatte. „Der Pabſt, heißt es insbeſondere in einem Aufſatze Leibnitzens über dieſe Angelegenheiten, ertheilte einigen Cardinälen und andern Geiſtlichen den Auftrag, mit dem Biſchof darüber zu konferiren, und darauf Bedacht zu nehmen, wie dieſe Angelegenheit am beſten zu leiten ſei. Man fand hier bei näherer Erwägung, daß die Sache nicht ohne Beiſpiel ſei, wie ſchon von den Griechen angeführt worden, wiewohl dem Anſehen des Tridentiniſchen Concil dadurch etwas werde entzogen werden; nur könne der Pabſt wegen des damaligen Bruchs der franzöſiſchen Kirche mit ihm, wegen der Regalien, wobei man alle Handlungen des Pabſtes in ein nachtheiliges Licht zu ſetzen ſuchte, nichts zugeſtehen; indeſſen ſei doch den Proteſtanten dazu Hoffnung zu ertheilen. Vorzüglich ſei der Biſchof mit der Authorität des Pabſtes zu verſehen, damit er deſto kräftiger handeln könne; denn einige proteſtantiſche Theologen hätten ſich deshalb nicht hierauf einlaſſen wollen, weil Spinola nur von dem Kaiſer, nicht aber auch von dem Pabſte zu dieſer Unterhandlung Vollmacht hatte. Spinola hatte, nach einer ausdrücklichen Verſicherung von Leibnitz gegen die Frau von Brinon, affirmative Reſolutionen in Händen, welche dahin lauteten: „Man könne ſich, ſelbſt in Glaubensſachen, irren, ohne ein Ketzer noch Schismatiker zu ſein, ſo lange man in einer unüberwindlichen Unwiſſenheit und Unkunde lebte, daß die katholiſche Kirche das Gegentheil feſtgeſetzt habe, wenn man nur die Principien der Katholicität anerkennt: daß nemlich der Beiſtand, welchen Gott ſeiner Kirche verheißen hat, niemals zulaſſe, daß ein ökumeniſches Concil ſich in dem, was die Seligkeit betrifft, von der Wahrheit entfernen werde.“ Mit dieſen Reſolutionen kehrte Spinola zu Ende des Jahres **1681** nach Wien zurück und theilte das glücklich lautende Ergebniß durch Briefe ſeinen Mitunterhändlern in Hannover und anderswo mit.

Bei dieſem lebhaften und folgerechten Laufe der Sache war der Herzog von Hannover der eigentliche Hebel, und es lag nicht an ihm, wenn damals das Ziel nicht in der eingegangenen Bahn erreicht wurde. Politiſche Zwecke, nicht aber religiöſe oder kirchliche, lagen bei ihm zu Grunde. Wohl ſah der ſcharfblickende Fürſt die großen Schwierigkeiten und Widerſprüche voraus, welche ſein Vorhaben, Kurfürſt des Reichs zu werden, nicht allein von katholiſchen, ſondern auch proteſtantiſchen Ständen finden werde: vielleicht glaubte er durch die wiederhergeſtellte Union mit Rom ſeinen Weg ſicherer gehen zu können.

Aufrichtige Katholiken in Deutſchland, ſelbſt unter denjenigen, welche die Reunion mit den Proteſtanten wünſchten, wie der Landgraf Ernſt von Heſſen-Rheinfels, der ſelbſt an den

Hannöverſchen Unterhandlungen Antheil genommen und an den Herzog und die Herzogin durch Leibnitzens Vermittelung eine eigne Denkſchrift darüber in deutſcher Sprache geſandt hat, erſtaunten über die Unterhandlungen des Biſchofs von Thina. Der Landgraf ſchrieb damals an Leibnitz vom **11.** Nov. **1684**: „Ich höre nichts mehr von der Sache des Biſchofs von Thina. Ich bin auf das höchſte verwundert, daß man ihm dieſe Angelegenheit geſtattet in Rom, wo man geſehen hat, daß man ſelbſt im vorigen Jahrhundert das Interim nicht billigen wollte, welches gleichwohl blos in zwei Artikeln beſtand, und zwar ſolchen, die ſehr leicht zu bewilligen waren, nemlich der Communion unter den zwei Geſtalten, und der Heirath der Prieſter. Und ſo komme ich faſt dahin, zu denken, daß manche Lutheraner, welche glauben, daß der genannte Biſchof dies nur vorſchlägt, um den Lutheranern eine Falle zu ſtellen, um ſie untereinander zu veruneinigen und zu ſpalten, um hinterher wenigſtens es mit einigen wohlfeilern Kaufs zu haben, nicht gerade die albernſten und einfältigſten ſind, ſondern eine gute Naſe haben. Denn im Uebrigen iſt es eine gewiſſe Sache, daß man unſerſeits auch nicht das Geringſte von dem Weſentlichen herunterlaſſen wird.“ Ganz ſo äußerte ſich einige Jahre ſpäter der, durch ſeinen Antheil an dem Uebertritt des Herzogs Johann Friedrich bekannte, Baron von Blume in einem Schreiben an den Landgrafen, auf ein von demſelben ihm mitgetheiltes Schreiben von Leibnitz; wichtige Bekenntniſſe von Katholiken gegen Katholiken.

Leibnitz war im Grunde der nemlichen Meinung. Er hatte zu Anfang des Jahres (den 5. Januar) **1684** von Zellerfeld im Harz dem Abt Molanus die größte Vorſicht bei dieſem Geſchäfte empfohlen, da ſowohl Katholiken als Proteſtanten große Nachtheile von dieſer Union beſorgten; kurz darauf, in einem vertraulichen Schreiben an den berühmten Freiherrn von Seckendorf in Jena (vom April 1684) geſtand er: „daß weder die jetzigen Zeiten, noch die Perſönlichkeit des Biſchofs ihm Hoffnung erwecken; und wider das beabſichtigte Concil erhöben ſich ſo viele Hinderniſſe, daß ſie beide es wohl nie erleben würden.“ Nur war nicht Leibnitz bei dieſen Unterhandlungen maßgebend, ſondern ſein Herr, der Herzog Ernſt Auguſt, welcher hier ganz nach ſeinen eignen Principien, und gemäß der Politik der damaligen Verhältniſſe handelte. Als eine deutſche Fürſtin, die Landgräfin von Heſſen-Darmſtadt, Eliſabeth Dorothee, im Oktober 1683 an mehrere proteſtantiſche Höfe, und beſonders auch die von Braunſchweig-Lüneburg, um Auskunft über die ihr verdächtigen Schritte des Biſchofs von Thina ſchrieb, da denn die meiſten das Eingehen auf deſſen Vorſchläge mehr oder weniger ablehnten, erwiderte nur der Herzog Ernſt Auguſt, unter dem 7. December d. J., „daß dieſer Vorſchlag wegen ſeines heilſamen Zweckes nicht ſogleich von der Hand zu weiſen ſei. Es ſei von dieſem Biſchof und einigen Theologen des fürſtlichen Hauſes darüber communicirt und endlich ein Methodus projectirt; dieſer aber, obgleich er ganz unverfängliche Dinge und Vorſchläge enthalte, könne vorerſt nicht mitgetheilt werden, da dergleichen nicht immer, wie es gemeint, aufgenommen werde, zumal von eingenommenen und alles zum ſchädlichen Synkretismus ausdeutenden Theologen.“

Gegen dieſe entſchiedene Willensmeinung ſeines Herrn konnte Leibnitz nicht auftreten, noch mit ſeiner Anſicht durchdringen; äußerlich daher, in ſeiner Stellung als Diener des Hofes, klangen ſeine Antworten und Erklärungen ſo, als wäre er mit dem Unionsprojekte Spinola's einverſtanden. Als Philoſoph dagegen konnte er ſich den innern Widerſpruch nicht bergen, der darin lag, daß zwei zur Zeit ſich in der Lehre, dem Cultus und der Disciplin ſo entgegenſtehenden Kirchen, wie die römiſch-katholiſche und die proteſtantiſche waren, durch Namensunterſchriften und Machtworte als zu Einer Kirche verſchmolzen gelten ſollten. In dieſer zweideutigen und ſich widerſprechenden Stellung, als Philoſoph und Hofmann, fiel er nun auf einen eigenthümlichen Ausweg, um dieſe doppelten Anſprüche zu vereinigen und ins Leben zu ſetzen. Schon in ſeinem Briefwechſel mit dem katholiſchen Landgrafen Ernſt, im März 1684, hatte er ſein Vorhaben entdeckt: einmal eine geheime Schrift über einige Controverspunkte zwiſchen den Katholiken und den Proteſtanten aufzuſetzen, um ſie gemäßigten und einſichtigen Theologen zur Prüfung vorlegen zu laſſen. Nur dürfe man durchaus nicht wiſſen, daß der Verfaſſer kein Katholik ſei; denn da werde man gegen ihn eingenommen, und dies mache die beſten Dinge verdächtig. Er verſprach ſich davon, als einer „unſchuldigen Liſt" (une adresse innocente) einen guten Erfolg.

Dieſes, von dem Landgrafen unbeachtet gelaſſene, Vorhaben nun, hatte Leibnitz zwei Jahre ſpäter den Muth, ſeinem Herrn, dem Herzog Ernſt August, in ſeinem Briefwechſel mit demſelben, und zwar in beſtimmterer Weiſe, vorzuſchlagen, und zugleich dieſen Fürſten ſelbſt um die thätige Vermittelung dabei anzuſprechen. Es war in den letzten Sommermonaten des Jahres 1686; der Herzog befand ſich zu der Zeit in dem Lager bei Hamburg, wo Unruhen ausgebrochen waren, zu deren Dämpfung er mit den verwandten Fürſten herbeigezogen war. Leibnitz war von Zellerfeld nach Hannover zurückgekehrt, wo Briefe vom Herzog für ihn bereit lagen. Das Weitere können uns folgende Auszüge aus den vorhandenen Entwürfen von Leibnitzens Antwortſchreiben an den Herzog kennen lehren, welche uns mitten in den Gegenſtand, nemlich den Principienſtreit über die Mittel zur Union, verſetzen.

In dem einen, kürzern Entwurfe drückt ſich Leibnitz ſo aus: „Was Ew. Hoheit in Ihrem Briefe auf dasjenige, was ich über die *Transſubſtantiation* ſchrieb, entgegnen, läßt mich erkennen, wie ſchwer es iſt, ſelbſt den billigdenkendſten und aufgeklärteſten Perſonen zu genügen, wenn man nicht ganz genau in ihre Gedanken und Meinungen eingeht. Oft ſind ſehr gute Gedanken nicht zur Ausführung gekommen, weil wohlgeſinnte Perſonen, welche einen und denſelben Zweck hatten, unter ſich auf Widerſprüche ſtießen, und über die Mittel nicht einig waren, deren man ſich bedienen müßte, wenn ſchon dieſe Mittel in der That gut und folgerichtig waren. Das nemliche ereignet ſich hier bei dem Punkte vom *Kirchenfrieden*. Indem Ew. Durchl. Hoheit ſich befleißen, ihn auf das *Alterthum* und auf die *bündige Methode der Authorität einer ſichtbaren Kirche* zu gründen, ſcheinen Sie nicht zu billigen, daß man auf die Controverſen Punkt für Punkt eingehe, und halten mir vor, daß ich dadurch von den wahren Principien mich entferne. Was mich betrifft, ſo kann ich ſagen, daß ich das Alterthum ſtudirt habe, und daß ich eine Tradition der katholiſchen Kirche unendlich ſchätze. Nichtsdeſtoweniger habe ich geglaubt, daß es wichtig ſei, freilich nicht für jedermann, aber doch für diejenigen, welche dazu geeignet ſcheinen, eine ſorgfältige Diſcuſſion der Materien damit zu verbinden, um ſich keinen Vorwurf machen zu dürfen, und mit aller möglichen Aufrichtigkeit und Genauigkeit, ohne Verſtellung und Verheimlichung, handeln zu können.“

In dem andern Entwurfe beginnt Leibnitz, mit Rückſicht auf die häufigen von Seiten Arnauds und Anderer ihm zugekommenen Ermahnungen zum Uebertritt in die katholiſche Kirche: „Es habe niemals an ihm gelegen, wenn er nicht auf der Seite der Wahrheit ſtehe; und was ihn am meiſten von den Meinungen der römiſchen Kirche abgewandt habe, waren (denn er ſpreche jetzt nicht von der Praxis) hauptſächlich die Schwierigkeiten bei der Transſubſtantiation, und die Demonſtrationen, welche er über Materien zu haben glaube, die mit dem Artikel von der Gnade verwandt ſind.“ Damit zielte Leibnitz ohne Zweifel auf den Satz von der präſtabilirten Harmonie und der durchgängigen Determination in allem Creatürlichen. Jetzt fährt Leibnitz fort: „Ich habe immer geſtrebt, mir Genüge zu thun, und beinahe wäre ich ganz damit zu Stande gekommen. Aber da dieſe Materien ſorgfältige Meditationen über die tiefſten Theile der Metaphyſik erheiſchen, ſo iſt es ſehr leicht, ſich darüber zu täuſchen, ehe man ſeine Vernunftſchlüſſe in einer ſtrengen Art, wie eine

Rechnung, geordnet hat, und das iſt es, was mich bisher gehindert, ein definitives Urtheil zu fällen. Herr Arnaud, welcher die neuere Philoſophie vollkommen inne hat, und Carteſianer zu ſein ſcheint, hat es niemals gewagt, dieſe Seite zu berühren, oder auf die faſt unüberwindlichen Schwierigkeiten zu antworten, welche gegen die Transſubſtantiation zu kämpfen ſcheinen; vielleicht weil er glaubte, daß ſeine Explication verdammt werden möchte, wenn ſie ans Licht käme. Daher wäre nach meinem Dafürhalten die Art und Weiſe zu verfahren, um in dieſen Materien ſicher zu gehen, folgende:

„Ein meditativer Mann, welcher von der Reunion nicht entfernt iſt, müßte eine Expoſition des Glaubens aufſetzen, die ein wenig mehr auf das einzelne einginge, als die des Herrn von Condom; darin er ſuchte, ſich auf das ſchärfſte und aufrichtigſte über die ſtreitigen Artikel zu erklären, indem er die zweideutigen Ausdrücke, ſo wie die einer ſcholaſtiſchen Chicane, vermiede und nur in natürlichen Ausdrücken redete. Und dieſe Explication würde er dem Urtheile einiger gelehrten Biſchöfe unter den Gemäßigſten unterwerfen, wobei er ſowohl ſeinen Namen, als ſeine Parthei verheimlichte. Und um ſie zu einem günſtigern Urtheile zu ſtimmen, würde er ſuchen, ſeine Expoſition durch die Autoritäten einiger gelehrten Männer in der römiſchen Kirche zu unterſtützen. Aber während er ein Urtheil verlangte, würde er nicht fragen, ob ſie ſeiner Anſicht ſeien, ſondern nur, ob ſie glaubten, daß man ſeine Meinung in der Kirche dulden werde.“

„Niemand aber könnte in dieſem Falle eine Approbation dieſer Natur unter der Hand zu erlangen bewirken, als Ihre

Durchl. Hoheit. Und um eine ſolche Expoſition zweckmäßig abzufaſſen, müßte man ſie mit Ihrer Durchl. Hoheit ſelbſt in Uebereinſtimmung bringen. Doch ob dieſes zu Stande komme, oder nicht: derjenige, welcher das Seinige thut, um nicht in dem Schisma zu ſein, iſt in der That in der Kirche, wenigſtens in foro interno, nach dem vortrefflichen Ausdruck Ihrer D. H. Ich glaube indeſſen, daß die Approbation der Biſchöfe hinreiche, und die von Rom nicht ſo nöthig ſein wird. Vielleicht könnte man ſie jedoch hoffen, wenn man ſich zweckmäßig dabei benähme, und ich weiß, daß es Perſonen in Rom giebt, welche dazu helfen könnten. Aber man kann ohne große Befliſſenheit etwas dieſer Art nicht füglich hoffen.“ —

Ein Vorſchlag dieſer Art widerſtritt indeß zu ſehr den einmal gefaßten Principien, dem geraden und offenen Verfahren des Herzogs Ernſt Auguſt, als daß er auf ihn eingegangen wäre. Keine Spur davon findet ſich daher in der urkundlichen Geſchichte dieſer Verhandlungen. Lange nach Leibnitzens Tode jedoch ward der Entwurf zu jener philoſophiſchen Expoſition des katholiſchen Glaubens, von Leibnitzens eigener Hand, in lateiniſcher Sprache, unter ſeinem Nachlaſſe, wiewohl unvollendet und ohne die nöthige, für den Gebrauch nothwendige Ueberarbeitung, vorgefunden, und bald verbreitete ſich das Gerücht von Leibnitzens „Systema Theologicum“ (dieſe Aufſchrift hat ein Bibliothekar dem Manuſcripte gegeben), welches, im Widerſpruche mit allen übrigen und gedruckten Schriften, ja dem Leben des Philoſophen, eine unbedingte Vertheidigung der katholiſchen Glaubenslehre enthielte. Das berufene Manuſcript wurde endlich im Jahre **1819** in Frankreich mit einer franzöſiſchen Ueberſetzung, zu ſeiner größern Verbreitung bald auch in Deutſchland herausgegeben; man glaubte Leibnitzens religiöſes Teſtament, ſeine eigne volle Ueberzeugung für die Nachwelt, darin zu ſehen, indem nur die Umſtände ihn abgehalten hätten, zur katholiſchen Kirche öffentlich überzutreten! — Wir haben die wahre Beſchaffenheit dieſer Urkunde dargelegt. Auch abgeſehen von den eigenthümlichen, perſönlichen und geſchichtlichen Verhältniſſen, welche dem ſogenannten theologiſchen Syſteme Leibnitzens den Urſprung gegeben haben, bleibt dieſe Schrift dem Philoſophen und Theologen immer unterrichtend und ſehr beachtungswerth. Sie bildet gewiſſermaßen den Gipfelpunkt in dieſer Richtung Spinoliſcher Unionsverhandlung. Denn von jetzt ab werden wir Leibnitz, der Welt gegenüber, ganz den Eingebungen und den waltenden Intereſſen ſeines ihm imponirenden Herrn ſowohl ſchreiben als handeln ſehen. Man hatte proteſtantiſcherſeits durch das vorläufige Eingehen in Spinola's Vorſchläge, bei aller ihrer innern Hohlheit, doch einen Standpunkt gewonnen, von dem aus man (wenigſtens zum Scheine) ſagen konnte: man habe behuf der Reunion alles nur mögliche gethan! man konnte, bei der obwaltenden Gewißheit, daß das tridentiniſche Concil niemals von der katholiſchen Kirche aufgehoben werden würde, daſſelbe als das *einzige* wegzuräumende Hinderniß zur Union bezeichnen, und kurz von dieſem Boden aus den Vorwurf des Schisma der katholiſchen Kirche zuſchieben. Dies that denn auch Leibnitz, wie wenn er unter andern an die Frau von Brinon, den **19.** Juli

1691, über die Deklaration der Theologen von Hannover, ſchrieb: „Ich habe dieſer Deklaration den größten Beifall gegeben, welche uns gänzlich von der Anklage des Schisma befreit, und das Unrecht auf die Seite derjenigen ſchreibt, welche die, den vernünftigen Bedingungen ſich entgegenſtellenden Hinderniſſe wegräumen könnten, und es nicht werden thun wollen.“

Die unvergleichliche Ueberlegenheit an Geiſt, Talent, an Wiſſenſchaft und, was nicht zu überſehen iſt, an diplomatiſch weltmänniſcher Gewandtheit, womit Leibnitz den Kreis der bisherigen Theilnehmer und Theilnehmerinnen der Unterhandlungen über die Reunion überragte, wobei die zweideutige Zuvorkommenheit Spinola's und ſeines Anhangs ihm gewonnen Spiel gab, dieſes künſtliche Verhältniß würde im Grunde eines jeden höhern, hiſtoriſchen und gewiſſermaßen dramatiſchen Intereſſes für uns entbehren: ein ſolches trat erſt nach dem Zwiſchenraum von einigen Jahren ein, als endlich Leibnitzen ein ſeiner würdiger Gegner gegenübertrat, welcher die Energie entwickelte, dieſe bisher künſtlich verdeckten Widerſprüche an die Oberfläche zu treiben und ſie zu bekämpfen: dies war der große Boſſuet, Biſchof von Meaux. Denn was Spinola, obwohl vom Kaiſer unter dem 20. März 1691 mit einer neuen Vollmacht zur Reunionshandlung, mit beſonderm Bezug auf die Proteſtanten in Ungarn, verſehen, durch weitere Schritte bis an ſeinen, 1695 erfolgten, Tod geleiſtet, war nichts Neues und Erhebliches. Das nemliche kann von Spinola's Nachfolger im Bisthum von Wieneriſch-Neuſtadt, dem Grafen von Buchheim, geſagt werden, als er, mit einer Vollmacht des Kaiſers verſehen, im Jahre 1698 insgeheim, unter Begleitung eines Theologen vom Franciscaner-Orden, nach Hannover kam, und neue Verhandlungen mit Molanus, unter dem Beiſtande Leibnitzens, pflog. Auch daß der Kaiſer im Jahre 1700 den Hauptſitz der Unterhandlung nach Wien verlegte, und den damaligen Kurfürſten Georg Ludwig in einem Handſchreiben vom 17. Mai erſuchte, Leibnitzen zur Konferenz nach der kaiſerlichen Hauptſtadt abzuſenden, ermangelte jedes Erfolges, wie ſehr auch übrigens der Kaiſer in einem Schreiben, das Leibnitz, nach einem faſt dreimonatlichen Aufenthalte in Wien, bei der Rückkehr nach Hannover, mitnahm, ſein „ſonderbares Wohlgefallen" über ihn geäußert, und gerühmt hat, daß Leibnitz in dieſem Geſchäfte „durch ſeine vernünftigen Gedanken, ohngeſparten Fleiß und beiwohnende ungemeine Wiſſenſchaft ihm ein ſattſames Vergnügen gegeben, und ſich dem Vertrauen, welches man auf ſeine, dem Kaiſer gerühmte, ſtattliche Qualitäten geſetzt, allerdings gemäß bezeigt habe." Dem Anſehen nach hatte der Kaiſer noch ganz andere Angelegenheiten, politiſcher Natur, bei dieſem Lobe im Sinne, als die Reunion. Wir kommen darauf zurück.

Als Vorſpiel des ernſten und ſcharfen Kampfes zwiſchen Leibnitz und Boſſuet über die Wege zur Kirchenvereinigung kann der ihm unmittelbar vorangehende Briefwechſel des deutſchen Philoſophen mit dem theologiſch gebildeten und eleganten Geſchichtſchreiber Ludwigs XIV, Peliſſon, über die Toleranz und die Unterſchiede in der Religion, gelten, welcher in den Jahren 1691 und 1692 geführt und, mit Einwilligung Leibnitzens, bald nachher veröffentlicht wurde unter dem Titel: **Lettres de Mr. Leibnitz et de Mr. Pelisson de la tolérance et des différens de la Religion.** Peliſſon hatte nemlich eine Schrift: **Reflexions sur les différens de la Religion,** herausgegeben, welche berechnet war, zur Bekehrung der Reformirten in Frankreich mit zu wirken, ein Geſchäft, zu welchem er von Ludwig XIV gewiſſermaßen die Anſtellung erhalten hatte. Er gab den Proteſtanten (nicht eben mit Recht) einen hohen Grad des Indifferentismus Schuld, und die Quelle deſſelben ſah und zeigte er in dem Aufgeben des Princips der Infallibilität der Kirche, als des einzigen Bandes aller Gläubigen. Dieſe, durch den Reiz des Stils beſtechende Schrift, erhielt die Herzogin Sophie von ihrer Schweſter, der Aebtiſſin von Maubuiſſon, einem Kloſter unweit Paris, zugeſchickt, und die Herzogin theilte ſie Leibnitz mit, um ſeine Gegengründe aufzuſetzen. Die Aebtiſſin von Maubuiſſon, Louiſe Hollandine, hatte früh ihre Zuflucht in dem Kloſter, deſſen Aebtiſſin ſie wurde, durch Annahme der katholiſchen Religion gefunden, und ſie ſchien es dem Geiſte des Hofes Ludwigs XIV zu Gefallen zu thun, wenn ſie ihre Schweſter in Hannover zu ihrer neuen Religion hinüber zu führen ſich bemühte. Denn ihr übriges Leben, ihre Geſinnungen, waren durchaus weltlich, ja üppig; ihre eigne Nichte, die Herzogin von Orleans, ſchreibt von ihr, daß ſie vierzehn Kinder geboren, deſſen ſie ſich ſogar mit trotziger Laune gerühmt. Ihre Beſchäftigung beſtand nicht viel in Ascetik, mehr in der Malerei, welche ſie mit beſonderer Vorliebe übte, und mit deren Erzeugniſſen ſie ihre eigne und benachbarte Kirchen ſchmückte: außerdem aber auch in der Beſchäftigung mit der Literatur. Die Blüthe der Schriftſteller am Hofe Ludwigs XIV, unter ihnen Peliſſon, ſelbſt Boſſuet, huldigten der gelehrten Prinzeſſin. Neben ihr aber behauptete eine der Nonnen des Kloſters, die Frau von Brinon, welche Sekretairſtelle bei der Prinzeſſin vertrat, einen zudringlichen Einfluß; eine Dame, nicht ohne Gelehrſamkeit und Talent, aber auch nicht ohne viel Herrſchſucht. Als ſie noch erſte Superiorin des, unter dem Schutze der Frau von Maintenon ſtehenden, Stiftes von St. Cyr war, führte ſie die bibliſche Tragödie ohne Liebe ein; nicht unwichtig, weil dadurch Racine die Anregung erhielt, ſein Meiſterſtück Athalie zu dichten. Als ſie aber einmal durch ihr herrſchſüchtiges Weſen die mächtige Frau von Maintenon verletzt hatte, entfernte ſie ein Befehl Ludwigs XIV plötzlich von St. Cyr, worauf ſie ſich, unter dem Beiſtande der Herzogin Sophie (ſchreibt der Kardinal von Bauſſet im Leben Boſſuet's) in das Kloſter Maubuiſſon zurückzog, wo ſie bald über die Prinzeſſin Louiſe Hollandine das Uebergewicht faßte, das ſie über die Frau von Maintenon nicht hatte behaupten können. Dieſe Dame war es nun, welche bei dem Briefwechſel Leibnitzens mit Peliſſon und Boſſuet die Vermittlerin machte, ohne auch hier ihr anmaßliches Weſen zu verleugnen. In einem ihrer Briefe an Leibnitz, vom 6. April 1695, verglich ſie die wahre, d. h. die katholiſche Religion, mit einem rechtmäßigen Könige, und die falſche mit einem Uſurpator. „Zwiſchen der einen und der andern gebe und dürfe es keine Vergleichung geben; und die Unterthanen eines rechtmäßigen Königs dürften ſich nicht beklagen, wenn er ſie durch ſtrenge Verurtheilungen von dem Uſurpator losmachen wolle, und wenn er Frieden und Waffenſtillſtand ihnen außer unter der Bedingung, daß dieſe aufwiegleriſchen Unterthanen zu ihrer Pflicht zurückkommen, verſagte!“ Leibnitz war Hofmann genug, ſolche Uebertreibungen mit Stillſchweigen zu übergehen und ſich deſto mehr an das Weſen der Sache zu halten.

In ſeiner Kritik der Reflexionen Peliſſons über die Unterſchiede der Religion faßt Leibnitz die Frage anfangs in ihrer wiſſenſchaftlichen Allgemeinheit und erörtert ſie in dem Sinne der uns bekannten Principien ſeines philoſophiſchen Syſtems. Um die Beſchuldigung des Indifferentismus von den Proteſtanten abzulehnen, wendet er das Poſitive der dieſem Vorwurfe zu Grunde liegenden Idee hervor, und zeigt den Punkt auf, wo der Indifferentismus, oder die Toleranz, in der allgemeinen chriſtlichen Liebe ſelbſt begründet ſei, wenn ſie ſtrebe, die engen Grenzen des Partikularismus zu erweitern. Er berief ſich dabei auf den von allen chriſtlichen Theologen zugeſtandenen Unterſchied von erklärbaren und unerklärbaren Glaubensgründen (motiva credibilitatis). Die letztern ſeien es, welche ein Princip der Individualität bis innerhalb des Kreiſes der Gläubigen zulaſſen, weil ſie ſelbſt nicht allgemein, noch objektiv, ſondern individuell und empiriſch ſeien, Erfahrungen des innern Gefühls, von welchen man ſich nicht immer Rechenſchaft geben, und welche man noch weniger nach außen mittheilen könne. Hier ſtützte ſich Leibnitz, wenn auch nicht ausdrücklich, auf eines der wichtigſten Elemente ſeines Syſtems, auf ſeine Theorie der dunkeln und verworrenen Vorſtellungen und Triebe in der Seele. Der ſo hervorgerufene und befeſtigte Glaube erſcheine dem gläubigen Individuum als unmittelbar göttliche Gnade. Um nichts fehlen zu laſſen, brachte Leibnitz ſogar Authoritäten der katholiſchen Kirche bei, welche den ſogenannten Indifferentismus d. h. die chriſtliche Liebe gegen Andersdenkende, viel weiter in ihren Worten getrieben haben, als jemals ein proteſtantiſcher Theolog. Es giebt keinen geoffenbarten Artikel, laut dieſen Theologen, welcher ſchlechthin nothwendig ſei, und man kann in allen Religionen ſelig werden, wenn man nur Gott wahrhaft über alle Dinge liebt: die Zerknirſchung oder die Contrition, d. i. die Reue, welche aus dieſer aufrichtigen Liebe fließt, löſcht die Sünden ohne irgend eine Intervention der Schlüſſel der Kirche oder des Sakraments aus. Auf nichts anderes gehe auch der von katholiſchen Schriftſtellern anerkannte Unterſchied der materiellen von den formellen Ketzern aus.

Was aber zweitens das von Peliſſon hervorgehobene Schutzmittel gegen den Indifferentismus in der Kirche anlangt: das Princip der Untrüglichkeit der Kirche, und den Nutzen, ja die Nothwendigkeit einer Hierarchie, ſo giebt Leibnitz dieſe ihm gern zu; nur leugnet er die *unbeſchränkte* Autorität und Befugniß der Kirche. „Ich geſtehe," ſchrieb er, „die Kirche, welche eine Art von Republik iſt, hat die Vortheile der andern Staaten und ſogar im höchſten Grade, ſie muß eine Macht, und, was bei der Gerichtsbarkeit das Letzte iſt, die Vollſtreckung haben; und Gott iſt es, welcher es übernimmt, ihre Sentenzen zu vollſtrecken; doch mit einiger Zurückhaltung. Man iſt den Obern und der Kirche mehr Gehorſam als allen

Andern ſchuldig: es iſt viel geſagt, und ich ſage es dennoch; aber ſie iſt nicht von Gott bevollmächtigt, einen abſoluten Gehorſam zu verlangen." . . „Man muß die Grenzen genau bezeichnen, bis wohin die Autorität der kirchlichen Obern und die Nothwendigkeit geht, ihnen zu gehorchen, denn ſie iſt nicht unbeſchränkt." Und mit Beziehung auf die Reunionshandlungen, welche durch das Ganze durchklingen, ruft Leibnitz aus: „Sprechen wir doch nicht ſo kühn verdammende Urtheile gegen unſre Brüder aus! begnügen wir uns zu ſagen, es ſei gefährlich, der gewöhnlichen Mittel des Heils beraubt zu ſein. Dieſes reicht hin, die Wichtigkeit der Kirche zu zeigen, und nöthiget uns zu allen nur möglichen Anſtrengungen, die Einheit wiederherzuſtellen. Man muß ſich alſo auf beiden Seiten in der rechten Art benehmen, um die Hinderniſſe zu heben. Wehe denen, welche das Schisma unterhalten, daß ſie mit Eigenſinn auf ihrem Kopf beſtehen und immer Recht haben wollen!" . . . .

Gleichzeitig mit ſeinem Briefwechſel mit Peliſſon, welcher ſich übrigens in den höflichſten Formen und Wendungen bewegte und der durch die Hände der Herzogin Sophie ging, führte Leibnitz einen, dem Principe und der Tendenz nach verwandten, und vielleicht noch anziehenderen, mit der geiſtvollen Herzogin ſelbſt, als ſie ſich im Jahre 1691 in dem Bade Ebsdorf aufhielt. Eine Frau von Aſſeburg, von altadeligen hannöverſchem Geſchlechte, lebte mit ihren drei Töchtern zu Lüneburg; ſelbſt frömmelnde Schwärmerin, hatte ſie die eine dieſer Töchter, Roſamunde, noch im Mutterleibe dem Heilande gewidmet, und wahrſcheinlich mit dieſem Gelübde das Fräulein frühe bekannt gemacht. So glaubte Roſamunde, ſchon als Kind, daß Jeſus ihr in allem Glanze ſeiner Herrlichkeit erſchiene und allerlei offenbarte; und noch ehe ſie recht ſchreiben konnte, fing ſie an ſolche geglaubte Eingebungen aufzuzeichnen. Das Fräulein fing gerade im Sommer des Jahres **1691** an, Aufſehen zu machen, als ſie auf verſiegelt vorgelegte, in allerlei Sprachen abgefaßte Fragen, durch Eingebungen des Heilands, wie ſie glaubte, und Andere ihr glaubten, Antwort zu ertheilen in den Stand geſetzt wurde. Es gelang nicht immer, da ſie denn erklärte, der Heiland antworte ihr nicht jedesmal, ſondern nur, wenn es ihm gefalle. Einmal war ſie ſehr betrübt und weinte bitterlich, weil die ihr verſiegelt vorgelegten Fragen von unſchicklichem Inhalte waren; der Heiland, ſagte ſie, ſei ihr ſehr zornig, wie ſonſt nie, erſchienen. Dieſes merkwürdige Phänomen regte bald die verſchiedenſten theologiſchen Anſichten und Leidenſchaften zum Kampfe gegen einander auf; auch die Mitglieder der regierenden Familien des Landes beurtheilten das Wunder — ſo erſchien es — aus abweichenden Geſichtspunkten. Dem damaligen Superintendenten in Lüneburg, Wilhelm Peterſen, dem bekannten Schwarmer für das tauſendjährige Reich, gereichte das blinde und einſeitige Vertrauen in die Prophezeihungen des Fräuleins von Aſſeburg zum Unglück. Er ſah darin ſogar eine Ankündigung des tauſendjährigen Reichs, predigte daſſelbe offen, kam darüber in Unterſuchung und wurde das andere Jahr ſeines Amts entſetzt. Er fand einen Zufluchtsort in den Staaten des Kurfürſten von Brandenburg. Die Antworten und Ausſagen des Fräuleins ſelbſt erſchienen den orthodoxen Theologen ketzeriſch, den aufgeklärteren, wie dem Abte Molanus, lächerlich; und ſie glaubten, man müſſe die Närrin einſperren. Molanus bemerkte witzig, daß die Ausdrücke, deren ſich der Heiland gegen Roſamunde bediene: „meine Königin, mein Täublein" im Canzleiſtil des Himmels, ſo viel man wiſſe, nicht gebräuchlich ſeien.

Als die Herzogin ſich Leibnitz's Erklärung dieſer auffallenden Erſcheinung, in ihrem Briefe aus Ebsdorf den **15.** Oktober **1691**, ausbat, antwortete er ihr als Philoſoph: „Es giebt Leute, ſagte er (er meinte darunter Molanus), welche cavalièrement davon urtheilen, und glauben, daß man die junge Prophetin nur recht bald nach Pyrmont ſchicken ſollte. Was mich betrifft, ſo bin ich ſehr überzeugt, daß es in allem dieſen nur ganz natürlich zugeht; und es muß in der Sache des verſiegelten engliſchen Billets des Doctor Schott, worauf ſie, ohne es zu eröffnen, nach der ihr vom Herrn dictirten Antwort, geantwortet haben ſoll, eine Verſchönerung vorkommen. Indeſſen ich bewundere die Natur des menſchlichen Geiſtes, von welchem wir alle Kräfte und Anlagen nicht kennen. Wann wir ſolche Perſonen antreffen, ſo ſollen wir, weit entfernt ſie zu ſchelten und ſie ändern zu wollen, vielmehr ſie in dieſer ſchönen Verfaſſung des Geiſtes zu erhalten wünſchen, wie man eine Seltenheit oder ein Kabinetsſtück aufbewahrt." Hier entwickelt Leibnitz die Merkmale, nach welchen man allein die Imaginationen, unter welche er die Träume und Viſionen begreift, von den wahren Perceptionen unterſcheide; und knüpft daran die Bemerkung, daß eine Perſon von ſehr ſtarker Einbildungskraft ſo lebhafte und ſo deutliche Erſcheinungen haben könne, daß ſie ihr als Wahrheiten vorkommen; beſonders wenn das, was erſcheint, mit den Dingen in der Welt, ſie ſeien wahr oder für wahr genommen, eine Verbindung habe. Dergleichen zeige ſich bei den in Klöſtern erzogenen jungen Perſonen. Man bemerke auch, daß die Viſionen gewöhnlich zu dem Naturel der Perſonen eine Beziehung haben. Dies habe ſogar bei den wahren Propheten ſtatt; denn Gott habe ſich ihrem Geiſte accomodirt, weil er keine überflüſſigen Wunder thue. „Ich glaube manchmal, fährt Leibnitz fort, daß Ezechiel die Baukunſt erlernt hatte, oder ein Hof-Ingenieur war, weil er prächtige Viſionen hat und ſchöne Gebäude ſieht. Aber ein Prophet vom Lande, wie Hoſias oder Amos, ſieht nur Landſchaften und ländliche Gemählde, während Daniel, welcher ein Staatsmann war, die Monarchien der Welt regelt. Dieſes Fräulein, welches Ew. Durchl. Hoheit geſehen haben, darf mit dieſen Propheten nicht in Parallele geſetzt werden; indeſſen ſie glaubt, Jeſus Chriſtus vor Augen zu haben, weil man keine andere Heiligen bei den Proteſtanten gebraucht. Dieſe ſo feurige Liebe, welche ſie zu dem Heiland trägt, welche die Predigten und das Leſen in ihr erregt, hat ihr endlich die Gnade zuwegegebracht, das Bild oder die Erſcheinung zu ſehen. Denn warum ſollte ich es nicht eine Gnade nennen? Es thut ihr nur Gutes, ſie iſt freudig darüber, ſie faßt darüber die ſchönſten Empfindungen von der Welt. . . Man muß nicht glauben, daß alle Gnaden Gottes wunderbar ſein müſſen. (Wie nahe ſtreift dieſer Ideengang an den in dem Briefwechſel mit Peliſſon über die Motive des Glaubens.) Wann er die natürlichen Anlagen unſers Geiſtes und die Beſchaffenheit der uns umgebenden Dinge anwendet, unſerm Verſtande Licht zu ertheilen, oder Wärme, um unſerm Herzen wohl zu thun, ſo halte ich es für eine Gnade. Jene Menge von Propheten des Volks Iſrael war offenbar von keiner andern Natur. Diejenigen, welche gegen Micha prophezeiten, ſo gute Propheten ſie ſonſt waren, irrten ſich doch dieſesmal: ihr Naturel handelte in ihnen wohl wie immer, allein bei einem Begegniſſe, wo die Dinge der Außenwelt ihm nicht entſprachen, weil die Vorſehung Anderes angeordnet hatte. Ich fürchte, daß es dieſem tugendhaften Fräulein eben ſo geht, wenn ſie ſich darein miſcht, die Begebenheiten zu ſehr zu partikulariſiren, dieſes wird ihr bei der Welt ſchaden. Indeſſen geſtehe ich, daß die großen Propheten, d. h. diejenigen, welche uns die beſondern Umſtände der Zukunft lehren können, übernatürliche Gnaden haben müſſen. Und unmöglich iſt es, daß es einem beſchränkten Geiſte, ſo durchdringend er ſei, hier gelingen könne." Dies entwickelt Leibnitz näher nach den Principien der vorherbeſtimmten Harmonie; dann ſpottet er über eine prophetiſche Schrift: **l'Horoscope des Jésuites**, von einem franzöſiſchen reformirten Prediger, Carré, welcher, unglücklich genug, nach dem Texte der Apokalypſe, den Fall der Jeſuiten ſchon zwiſchen 1695 und 1713 ſetzt. „Ach die armen Leute, ruft Leibnitz aus, ſie werden alle in den Brunnen des Abgrunds fallen, das heißt, in die Hölle. Das gefällt mir nicht, ich liebe die tragiſchen Begebenheiten nicht, und ich wünſchte, daß es aller Welt nach Wunſch ginge. Ich wollte auch nicht, daß man diejenigen, welche man Chiliaſten nennt, wegen einer Meinung, welcher die Apokalypſe ſo günſtig ſcheint, beunruhige, und es thut mir leid zu hören, daß man Herrn Peterſen abſetzen will. Die Augsburgiſche Confeſſion ſcheint mir nur gegen die Störer der öffentlichen Ruhe unter den Millenariern ſich zu richten. Aber der Irrthum derjenigen, welche das Reich Jeſu Chriſti auf Erden in Geduld erwarten, ſcheint mir ſehr unſchuldig."

Leibnitz ſetzt dieſes Thema in ſeinem nächſten Briefe, vom 16. October, fort, da die Herzogin von ſeinem erſten entzückt war, in dem ſie ihre eignen Anſichten, ſo trefflich und philoſophiſch entwickelt, wiedergefunden hatte. „Ich habe mit Ihrem Briefe triumphirt, ſchrieb ſie (j'ai fait trophée de votre lettre), worin alle Gedanken ſo geſund, ſo vorurtheilsfrei ſind, und ich finde, daß Ihr Brief weit eher gedruckt zu werden verdient, als derjenige, welchen Sie Herrn Peliſſon geſchrieben haben." Da gerade auch die Herzöge von Wolfenbüttel und Celle, ſo wie die Herzogin von Celle, bei der Herzogin Sophie in Ebstorf ſich befanden, ſo nahm Leibnitz die Gelegenheit wahr, die Fürſten zur Duldung unſchädlicher Irrlehren und Secten im Lande anzuregen. Außer den Chiliaſten betraf es auch die damals auftauchenden, ſogenannten Pietiſten. „Das beſte iſt, ſchrieb er, dieſe guten Leute gewähren zu laſſen, ſo lange ſie nichts beginnen, was Folgen haben kann. Ich finde in der Geſchichte, daß die Secten gewöhnlich durch zu große Unterdrückung entſtanden, welche man gegen diejenigen richtete, welche irgend eine beſondere Meinung hatten; und unter dem Vorwande, die Häreſien zu verhindern, hat man ſie entſtehen laſſen. Am häufigſten verſchwinden die Dinge durch ſich ſelbſt, wann ſie den Reiz der Neuheit verloren haben; aber wann ſie durch den großen Lärm, den man macht, durch die Verfolgungen und die Widerlegungen unterdrücken will, ſo heißt das, das Feuer mit einem Blaſebalg auslöſchen. Es iſt wie mit einer Fackel, welche ausgehen will, aber welche man durch heftige Bewegungen wieder anfacht. Aus Furcht vor Mangel an Ketzern, thun die Herrn Theologen zuweilen alles, was ſie können, um deren zu finden, und um ſie unſterblich zu machen, geben ſie ihnen Partheinamen, wie Chiliaſten, Janſeniſten, Quietiſten, Pietiſten. Oft kommt jemand zu der Ehre, ein Häreſiarch zu ſein, ohne es zu wiſſen, wie der ſelige Pajon, ein ſehr geſchickter Prediger in Frankreich, deſſen Schüler und Freunde von Herrn Jurieu und Andern als Pajonniſten behandelt werden.“ In dem nemlichen Sinne ſchrieb Leibnitz, den **15. Mai 1699**, im Auftrage der Herzogin, damals Kurfürſtin Sophie, einen ſtrengen Brief an den Oſtfrießiſchen Hofprediger und Generalſuperintendenten Heinſon, welcher in pfäffiſchem Geiſte die ihm untergegebenen Prediger zur Verfolgung der Pietiſten aufgefordert, und einen ungebührlichen Geiſt gegen die weltliche Obrigkeit an den Tag gelegt hatte. Hier führt er ihm die Verſe Ovids vor die Seele:

Vidi ego jactatas mota face crescere flammas,
Et vidi nullo concutiente mori.

„Ohne die Excommunication des Pabſtes Leo X., ſetzt er hinzu, wäre Luther nicht ſo weit gegangen, und ohne eine Art Inquiſition, welche man den Einfall, in Leipzig, hatte, gegen gewiſſe Magiſter, welche Leute in ihr Haus zogen, anzuwenden, wäre man nicht zu dieſem Lärm gekommen, welcher jetzt in unſern Kirchen unter dem Vorwande des Pietiſmus wiederhallt. Wenn es wahr wäre, wie Sie, mein Herr, in Ihrem Briefe an die Kurfürſtin ſagen, daß dieſer Krebs bei Ihnen die edelſten Theile des Staats ergriffen hat, ſo wäre es nicht weiſe, ihn mit Gewalt ausreißen zu wollen. Denn wollten Sie dem Fürſten rathen, die edelſten Theile des Staats zu zerſtören?..." Viel Segensreiches wirkte Leibnitz in dieſem Geiſte, ſo weit als der Widerſtand zu überwinden war. Peterſens Unfall bedauerte er innig, er blieb ihm freundſchaftlich zugethan, förderte ſelbſt ſeine fernern theologiſchen und poetiſchen Erzeugniſſe, ſo wenig er ihnen auch beiſtimmte; er verfaßte im Jahre **1700** einen bogenlangen Auszug aus ſeinem großen Werke über die Wiederbringung für den Monatlichen Auszug; und des theologiſchen Gedichts, Uranias, worin Peterſen ſein ganzes excentriſches Syſtem entwickelte, nahm Leibnitz in den Jahren **1711** und **12** mit ſolchem Eifer ſich an, daß er, wie wir aus ſeinen Briefen an Johann Fabricius wiſſen: „unzähliges darin verbeſſert und ganze Seiten darin von ihm ſelbſt eingeſchaltet hat."

Den erſten Brief Leibnitzens über „die Heilige in Lüneburg" ſchickte Sophie alsbald in Abſchrift ſowohl an ihre Tochter, die Kurfürſtin von Brandenburg, als an ihre Schweſter nach Maubuiſſon, gleichzeitig mit einem Briefe an Peliſſon. Dieſem waren Leibnitzens Bemerkungen über ſein Buch anfangs anonym mitgetheilt worden; ſeine Replik war daher noch ohne jede perſönliche Beziehung, aber auch ohne neue Motive. So ~~wie~~ er erfuhr, wer ſein Gegner war, bald dämpfte er mehr und mehr jede polemiſche Färbung; und es war deutlich, wie er ſich jetzt vorſetzte, im Geiſte der Aebtiſſin von Maubuiſſon und der Frau von Brinon, einen ſo ausgezeichneten Proteſtanten, wie Leibnitz, und durch ihn vielleicht auch die Herzogin Sophie, zu bekehren. Der Ruhm einer ſolchen Bekehrung war zu lockend. In dieſem Sinne fragte er unter andern wohl bei Leibnitz an, zu welcher Parthei unter den Nichtkatholiken theils er ſelbſt, theils die Herzogin von Hannover, in Hinſicht des Dogma vom Abendmal, ſich bekennten. Leibnitz antwortete ihm, nachdem er ſich vorher mit der Herzogin ſchriftlich verſtändigt hatte: „dieſe Fürſtin habe immer geglaubt, daß man die Worte der heiligen Schrift, ohne zu einem Myſterium ſeine Zuflucht zu nehmen, das gegen die Principien der Vernunft zu ſtreiten ſcheine, retten könne. *Was mich betrifft*, ſetzt er hinzu, da Sie meine Meinung hören wollen, *ſo halte ich mich an die Augsburgiſche Confeſſion*, welche eine wirkliche Gegenwart des Leibes Jeſu Chriſti zuläßt, und in dieſem Sacramente etwas Geheimnißvolles zuläßt. Dieſes ſcheint dem Texte und den Meinungen des Alterthums gemäßer, und man muß, wenn es möglich iſt, den natürlichen Sinn der Worte retten." Dieſe feſte Antwort iſt bemerkenswerth. Nicht immer ſprach Leibnitz in ſo beſtimmter und runder Erklärung, da er ſeine Antworten ſo oft nach Zeit und Abſicht der Fragen einrichtete. Peliſſon ging in ſeinem perſönlichen Intereſſe an Leibnitz noch weiter. Er erſuchte Leibnitz, ihm doch „einen Abriß ſeines Lebens, und ein kurzes, aber ſehr richtiges Gemälde ſeiner Neigungen, Beſchäftigungen und Gedanken zu gewähren." Gern willfahrte ihm der Philoſoph, und Peliſſon ſprach, den 16. Juli 1691, ſeinen Dank aus, das Gewünſchte „mit aller Offenheit und allem Vertrauen wahrer Freundſchaft gegeben zu haben.“ Von dieſem Abriſſe ſeines Lebens hat in der Literatur noch niemals etwas verlautet, und wahrſcheinlich iſt er längſt verloren gegangen. Peliſſon ſeinerſeits zeigte ſich gern bereit, Leibnitzen auf ſeine Bitte Urkunden und Denkſchriften aus dem königlichen Archive behufs der Geſchichte der neuern Zeit, mit Rückſicht auf die Geſchichte des Hauſes Braunſchweig, welche ihm damals aufgetragen war, zu überſchicken, und nur ſein Tod, welcher bald darauf, im Jahre 1693 erfolgte, hinderte ihn daran. Durch dieſes Einmiſchen perſönlicher Motive verlor die Controvers jedes Herbe, wiewohl Leibnitz die Gelegenheit nicht vorüberließ, einige harte Wahrheiten über Schwächen und Mißbräuche in der Lehre und dem Cultus der katholiſchen Kirche hinzuwerfen; von deren vorläufiger Abſtellung er die mögliche Vereinigung der Proteſtanten mit der katholiſchen Kirche abhängig machte; und überhaupt nimmt ſein Ton ſchon etwas von der Gereiztheit an, welche in vollerm Maße in die bald darauf mit Boſſuet gewechſelten Briefe übergeht, und woran allerdings der polilitiſche Augenblick in der Lage Europa's Antheil hatte. Leibnitz ſelbſt ſprach nach dem Erſcheinen dieſes Briefwechſels gegen einen Proteſtanten, Rozel-Baumont, den 10. December 1693, ſeine Verwunderung aus, daß „dieſe Wahrheiten in Paris mit dem Privilegium des Königs herausgekommen wären.“ Ludwig XIV hatte übrigens von dieſem Briefwechſel, vor der Herausgabe, Kenntniß genommen, namentlich von einem Briefe Leibnitzens an die Frau von Brinon über den Kirchenfrieden, wovon Peliſſon einen Auszug aufnahm (nachher erhielten wir ihn durch Dutens vollſtändig), welcher den König perſönlich betraf. Ludwig XIV ward darin gelobt, doch bedingungsweiſe; es wird darin nur geſagt, was der große König thun könnte, wenn er wollte. Auch dieſes ließ der König durchgehen. Die Stelle heißt, in Beziehung auf den Kirchenfrieden: „Das Unglück unſers Zeitalters ſteht ihm entgegen, ich bekenne es; aber vielleicht werden wir noch einmal die Heiterkeit und die Ruhe ſehen. Ich verzweiſle nicht ganz an der Linderung der Uebel Europa's, wenn ich erwäge, daß Gott ihn uns geben kann, wenn er dahin das Herz einer einzigen Perſon wendet, welche das Glück und das Unglück der Menſchen in ihren Händen zu haben ſcheint. Man kann ſagen, daß dieſer Monarch — denn man urtheilt leicht, an wen ich denke — allein das Schickſal ſeines Jahrhunderts macht, und daß die allgemeine Glückſeligkeit aus einigen glücklichen Momenten erblühen könnte, wann es Gott gefallen wird, ihm eine paſſende Reflexion einzuflößen. Und ich glaube, um dazu bewogen zu werden, brauchte er blos ſeine Macht zu kennen, denn er wird niemals unterlaſſen, das Gute zu wollen, welches er glauben wird, thun zu können; und wenn jene kluge und bedächtige Zurückhaltung, welche er mitten in den größten Erfolgen, deren ein Menſch fähig iſt, zeigt, ihm geſtattet hätte zu glauben, daß es von ihm allein abhing, das menſchliche Geſchlecht glücklich zu machen, ohne daß irgend Jemand auf der Welt im Stande wäre, ihn zu hindern oder zu unterbrechen, ſo glaube ich, er würde nicht einen Augenblick geſchwankt haben. Und wenn er betrachtet, daß es der Gipfel der menſchlichen Größe iſt, wie er, das allgemeine Wohl der Menſchen zu ſchaffen, ſo würde er auch urtheilen, daß der höchſte Grad der Glückſeligkeit darin beſtände, es wirklich zu thun! . . . Welchen Panegyrikus kann man ſich prächtiger und glorreicher denken (ruft Leibnitz zuletzt mit Bezug auf „die unvergleichliche Beredtſamkeit Peliſſons“) als denjenigen, deſſen Erfolg die Ruhe Europa's und ſelbſt den Frieden der Kirche mit ſich führte?“...

Ehe noch dieſer Briefwechſel, welcher Aufſehen in Europa machte, herauskam, hatte er ſchon zu dem viel inhaltſchwerern Briefwechſel Leibnitzens mit Boſſuet, wieder durch Vermittelung der Prinzeſſinnen, und die Theilnahme der Frau von Brinon, Anlaß gegeben. Von dem Augenblicke an, da Spinola ſeine henotiſchen Unterhandlungen in Hannover angeknüpft hatte, war Boſſuet der Augpunkt Leibnitzens geweſen. Als im Jahre 1683 Molanus und Spinola in den **Regulae circa unionem**, als Präliminarien des künftigen Kirchenfriedens, übereinkamen, war es die Herzogin Sophie, welche ſelbſt eine Abſchrift davon nach Maubuiſſon zur Mittheilung an Boſſuet überſchickte. Dieſer Prälat konnte ſich aber nicht beſtimmen laſſen, zu einer ſo unphiloſophiſchen und unkirchlichen Methode, wie ſie uns, ja wie ſie Leibnitz ſelbſt erſchienen war, die Hand zu bieten. Er antwortete der Herzogin nur in allgemein beiſtimmenden Ausdrücken, wie er bereits zur Zeit des Herzogs Johann Friedrich gethan: denn die Sache ſelbſt lag ihm am Herzen; die Unionsſchrift aber legte er, als unausführbar, zur Seite. Als daher die Frau von Brinon im September 1691 ſich an ihn um die ihm vor mehrern Jahren aus Hannover überſchickte Denkſchrift von Molanus, zur Mittheilung an Peliſſon, verwandt hatte, erwiderte ihm der Biſchof von Meaux vom 29. Sept. „er erinnere ſich wohl, daß die Frau Herzogin von Hannover ihm früher die mit dem Biſchof von Neuſtadt abgemachten Artikel überſchickt habe; er geſtehe aber, daß er ſie damals bei Seite gelegt habe und nicht wieder finden könne, denn er habe nicht geglaubt, daß dieſe Angelegenheit einen Fortgang nehmen werde.“ Und hier ergriff er die Gelegenheit das Princip auszuſprechen, bei welchem allein von einer Union die Rede ſein könne, wodurch freilich das ganze künſtliche Gebäude Spinola's abgetragen und auf einem ganz andern Orte von vorn angefangen werden müßte. „Um ſich bei dieſen Unions-Entwürfen nicht zu täuſchen (ſchickte er voran), muß man ja damit bekannt gemacht werden, daß die römiſche Kirche, wenn ſie auch nach Zeit und Gelegenheit bei den gleichgültigen Artikeln über die Disciplin nachgiebt, ſie niemals von einem Punkte der feſtgeſetzten Lehre, und im Beſondern von denjenigen, welche das Tridentiniſche Concil feſtgeſetzt hat, abgehen wird. Herr von Leibnitz wirft oft Herrn Peliſſon ein, daß dieſes Concil nicht in dem Königreich (Frankreich) angenommen worden ſei. Es iſt wahr, bei einem Theile der indifferenten Disciplin, weil es eine Materie iſt, wo die Kirche Veränderungen vornehmen kann. Aber was die von Gott offenbarte und als ſolche definirte Lehre angeht, ſo hat man niemals daran geändert, und das ganze Tridentiniſche Concil iſt ſowohl in Frankreich, als aller Orten einſtimmig angenommen worden.... Ich geſtehe, ſagt er weiterhin, daß man den Lutheranern gewiſſe Dinge bewilligen könnte, welche ſie ſehr zu wünſchen ſcheinen, wie das Abendmahl unter beiden Geſtalten... auf dieſen Punkt und die übrigen dieſer Beſchaffenheit könnte die Unterhandlung fallen. Man könnte auch über gewiſſe Explicationen unſerer Lehre ſich verſtändigen; was man, erinnere ich mich recht, bei einigen Punkten in den Artikeln des Herrn von Neuſtadt ohne Erfolg (inutilement) gemacht hatte. Zu glauben aber, daß man irgend jemals irgend eine Kapitulation über die Grundlage der feſtgeſtellten Lehre annehme, das duldet die Verfaſſung der Kirche nicht; und man wird leicht ſehen, daß anders handeln, die Grundlagen umſtürzen und die ganze Religion in Frage ſtellen hieße.“

Dieſem Principe gemäß beurtheilte auch Boſſuet eine ihm kurz darauf von Molanus überſchickte Umarbeitung der Regulae circa unionem, mit der Ueberſchrift: Cogitationes privatae, welche Leibnitz ihm zugeſchickt hatte, in ſeinen Reflexions sur l'écrit de M. Molanus. „Beachten wir die Ordnung in dem Projekte der Theologen von Hannover. Sie ſtellen zum Anfang die Forderung desjenigen, was ſie die vorläufige Union (l'union préliminaire) nennen, in welcher ſie, unter der Erfüllung einiger Bedingungen, was geſchehen könnte, ohne die Principien der einen und der andern zu verletzen, den Pabſt als den geiſtlichen Richter anerkennen werden, daß man ſpäter aber ſich verſammeln ſolle, um in Güte über die Lehre übereinzukommen, um endlich die Entſcheidung derjenigen Punkte, über welche man ſich noch nicht verſtändigen könnte, einem Concile zu überlaſſen.“

„Nun dieſes alles, nach dieſer Ordnung, ſagt Boſſuet, iſt nach dem Augenſchein nicht ausführbar. Denn erſtlich was wird das heißen, den Pabſt für einen geiſtlichen Richter anerkennen, ſo lange man mit ihm über den Glauben im Streite liegt? Das könnte ſich in Wahrheit nicht verſtehen. Zweitens wäre es keine geringere Verlegenheit, der römiſchen Kirche vorzuſchlagen, die Proteſtanten zur Communion anzunehmen, ſo lange feſt ſteht, daß man von beiden Seiten verſchiedene Glaubensbekenntniſſe hat, ohne über etwas übereinzukommen. Will man dies eine bloße Toleranz bis zur Verſammlung des Concils nennen, ſo iſt auch eben das nicht möglich.... Mit einem Worte, mit der Vereinigung anzufangen, um nachher die ſtreitigen Punkte zu prüfen, ſchließt der Prälat, wie die Theologen von Hannover vorſchlagen, heißt offenbar die Ordnung, wie ſie die Vernunft, die Gerechtigkeit und die der Religion ſchuldige Ehrfurcht vorſchlagen, umkehren.“

Mit dieſer Entſchiedenheit und Conſequenz im Principe, wonach er die Lehre zum Eck- und Probirſtein des ganzen Unionswerks machte, verband Boſſuet wiederum eine Freiſinnigkeit und Milde in dem, was nicht unmittelbar damit zuſammenhing, welche um ſo mehr überraſcht, je aufrichtiger alles bei ihm gemeint war. Auch ſagt Boſſuets Geſchichtſchreiber, der Kardinal von Bauſſet, ſelbſt, daß ſolche

Zugeſtändniſſe noch niemals von einem ſo hochgeſtellten Prälaten gemacht worden wären. Er wollte (um einiges anzuführen) auf den Namen und die Autorität des Concils von Trident Verzicht gethan wiſſen, wenn man nur von deſſen Beſchlüſſen die Lehre entlehnte, welche dem von den Lutheranern dem Pabſte vorzulegenden Glaubensbekenntniſſe zu Grunde liegen ſollte. Den lutheriſchen Theologen ſollte die Form der Retractation erlaſſen werden, die der Declaration und Explication ſollte hinreichen, worin die Methode der ſymboliſchen Bücher bereits vorangegangen ſei. Boſſuet war namentlich für die vom Pabſt zu gewährenden Forderungen, zwölf an der Zahl, worin die Gewohnheiten des kirchlichen Lebens der Proteſtanten geſchont werden ſollten. Molanus richtete darauf an Boſſuet, zur Hebung ſeiner Einwürfe, eine weitere Erklärung, mit der Ueberſchrift: Explicatio ulterior methodi reunionis ecclesiasticae, in welcher er ihm die Freude bezeugte, womit er die Entgegnungen des Biſchofs und die darin enthaltenen, zum Theil überraſchenden Zugeſtändniſſe geleſen habe, nur daß er, nicht ohne Wink von oben, auf die Forderung zurückkam, daß das tridentiniſche Concil ſchlechthin bei Seite geſtellt werden müſſe. Er ſelbſt hätte für ſeine Perſon ohne Zweifel das Werk mit Boſſuet, nach dem Standpunkte jenes Zeitalters, bis zu demjenigen Ziele geführt, wo eine höhere Macht im Staate und der Hierarchie die Sache aufzunehmen hatte. Ueber Punkte, wie die Autorität des Urtextes, über die Vulgata, die Tradition, die Untrüglichkeit der Kirche, der ökumeniſchen Concilien, Primat des Pabſtes, hatten ſie ſich verſtändigt.

Molanus trat aber nach und nach zurück; und Leibnitz blieb endlich allein auf der Bühne. Offen drückte Boſſuet ſein Bedauern gegen dieſen aus, „daß er den Abt von Lokkum bei dieſen Verhandlungen ganz aus den Augen verloren habe;“ deutlich erklärte er, daß „wenn Molanus ſeiner ireniſchen Schrift: Cogitationes privatae zu einer hinlänglichen Beiſtimmung verhelfen könnte, und er ſelbſt die Bemerkungen hinzufügte, welche er ihm über die Augsburgiſche Confeſſion und die übrigen ſymboliſchen Schriften der Proteſtanten geſchickt hatte, das Werk der Union in ſeinen ſchwierigſten und weſentlichſten Theilen vollbracht wäre (que l'ouvrage de l'union serait achevée dans ses parties les plus difficiles et les plus essentielles): dergeſtalt, daß es bei wohlgeſinnten Perſonen nur wenig brauchte, es abzuſchließen.“

Doch gerade das Princip, das Boſſuet voranſtellte, und dem er alles übrige unterordnete, war es, welches ihm Leibnitz, als Organ des Hofes von Hannover, zum entſchiedenen und unnachgiebigen Gegner machte, wenn er ſchon, als Philoſoph, Boſſuets Verfahren nicht anders als aufrichtig und folgerecht gefunden haben müßte, da er eine Zeit lang ſelbſt verſucht hatte, daſſelbe Princip gegen ſeinen Herrn aufrecht zu halten, und, was mehr iſt, in dem Entwurf einer Expoſition des katholiſchen Glaubens gewiſſermaßen nur die Expoſition Boſſuets philoſophiſch zu erörtern und zu begründen geſtrebt hatte. Leibnitz hatte alſo die ſchwierige und undankbare Aufgabe, das Syſtem eines Spinola gegen Boſſuet zu vertheidigen, lediglich weil ſein Hof von dem erſtern, und den ſcheinbaren Vortheilen deſſelben für den Boden der Unterhandlung nicht abgehen wollte. Es konnte nicht fehlen, daß er dadurch in eine falſche Stellung gerieth; denn er mußte, um Boſſuet mit Erfolg zu bekämpfen, die Waffen des Proteſtantismus hervorholen, während Boſſuet dadurch, daß er den ireniſchen Standpunkt feſt hielt, ihre Schärfe abzuſtumpfen wußte. So ſchlagend ſeine Einwürfe gegen das Tridentiniſche Concil, vom hiſtoriſch-kritiſchen und theologiſchen Standpunkte eines Proteſtanten waren, ſo ſiegreich und glänzend ſeine Vertheidigung des Princips der Reformation — das alles ſchlug Boſſuet mit der einfachen, ehrlichen Frage nieder: aber warum wollt Ihr zu uns kommen? „Ihr ſetzet voraus (ruft Boſſuet in ſeinem, Leibnitz entgegengehaltenen mémoire sur le concile de Trente aus), werdet Ihr Proteſtanten ſagen, daß Ihr allein die katholiſche Kirche ſeid? Ja, wir ſetzen es voraus, anderswo haben wir es bewieſen: aber es iſt genug, es hier vorauszuſetzen, weil wir es mit Perſonen zu thun haben, welche mit uns zu einer Reunion kommen wollen, ohne uns zu nöthigen, von unſerm Principe abzugehn!“ —

Alſo nicht das Princip der katholiſchen Kirche, als ſolches, nicht die Erudition oder der Scharfſinn Boſſuets, noch auch blos ſeine perſönliche Autorität, als Prälat der Kirche, ſondern die richtigere Stellung, welche er gegen Leibnitz einnahm, war es, welche ihm unleugbar ein moraliſches und logiſches Uebergewicht über Leibnitz verſchaffte, welcher ſeine ſchiefe, verwickelte, unconſequente Poſition nicht zu überwinden vermocht hat. Will Leibnitz die Frage in das ſubjektive Gebiet theologiſcher und gelehrter Controverſe oder gar diplomatiſcher Unterhandlung hinüber führen, ſo hält ihm Boſſuet die Objectivität und Würde der Kirche, deren dienendes Organ er iſt, entgegen. Schrieb Leibnitz, den 8. Januar 1692, „man habe ſich den Ufern der Bidaſſoa genähert (Anſpielung auf den Pyrenäiſchen Frieden), um eines Tages auf die Inſel der Conferenzen überzugehen....“ oder: „es müſſe einen Unterſchied geben zwiſchen Advokaten, welche plaidiren, und Vermittlern, welche negotiiren; die einen bleiben in einer verſtellten Entfernung und in künſtlichen Zurückhaltungen, die andern aber laſſen in ihren Schritten erkennen, daß ihre Abſicht aufrichtig und geneigt ſei, den Frieden zu erleichtern“ — ſo antwortete der Biſchof von Meaux, den 12. Auguſt, „Was die Zuvorkommenheit (les avances) betrifft, die Sie von unſerer Seite über die Dogmen der Lehre zu erwarten ſcheinen, ſo habe ich Ihnen oft geantwortet, daß die Verfaſſung der römiſchen Kirche keine andere duldet, als auf expoſitoriſchem und explicatoriſchem Wege... Die Angelegenheiten der Religion laſſen ſich nicht wie die weltlichen Angelegenheiten behandeln, welche man oft beilegt, indem jede der beiden Seiten etwas nachgiebt, weil es Dinge ſind, deren Herren die Menſchen ſind. Die Angelegenheiten des Glaubens aber hängen von der Offenbarung ab, über welche man ſich gegenſeitig erklären kann, um ſich einander beſſer zu verſtehen; aber dies iſt auch die einzige Methode, welche von unſrer Seite zum Ziele führen kann. Es würde der Sache gar nichts nützen, wenn ich andere Wege einſchlüge; und es hieße den Gemäßigten am unrechten Orte machen (faire le moderé mal-à-propos). Die wahre Mäßigkeit, welche man bei ſolchen Dingen beobachten muß, beſteht darin, den Stand, worin ſie ſich befinden, nach der Wahrheit zu ſagen; indem jede andere Willfährigkeit, welche man ſuchen könnte, nur dazu diente, Zeit zu verlieren, und in der Folge noch größere Schwierigkeiten entſtehen zu laſſen.“

Häufte Leibnitz die Schwierigkeiten in Betreff des Concils von Trident in noch ſo hohem Maße, mit ſo bewundernswürdigem Aufwand von Gelehrſamkeit und Schärfe, daß er ſich darin als proteſtantiſchen Theologen erſten Ranges bewährte, ſo blieb Boſſuet doch zuletzt die Frage übrig, was ihm dieſe Ausflucht helfen werde? weil man nichts deſtoweniger die Transſubſtantiation, das Opfer, die Oberhoheit des Pabſtes nach göttlichem Recht, die Bitte der Heiligen und die für die Verſtorbenen, alles Dinge, welche in den *vorhergehenden* Concilien feſtgeſetzt ſeien, werde glauben, wo nicht, man alle Concilien, welche die Chriſtenheit bis zur Reformation ſieben bis acht Jahrhunderte gehalten, mit einem Schlage werde aufheben müſſen. „Finden Sie ein Mittel gegen dieſe Unordnung, gegen dieſe Verwirrung, oder verzichten Sie auf das Auskunftsmittel, welches Sie vorſchlagen!“

Boſſuet war es, welcher zuerſt und von ſeiner Seite im Jahre 1694 den Briefwechſel mit Leibnitz auf einmal abbrach, von der Unmöglichkeit überzeugt, zum Ziele zu gelangen. Nach einer fünfjährigen Pauſe war es Leibnitz, welcher noch einmal, auf den Wunſch des Herzogs Anton Ullrich, mit Boſſuet wieder anknüpfte; er wünſchte ſeine Meinung über die Schrift des römiſchen Controverſiſten

Veron: „Ueber den Unterſchied deſſen, was zum Glauben gehört, und was nicht" zu Gunſten des Herzogs kennen zu lernen. Bald concentrirte ſich der aufgeſammelte Streitſtoff um die beſondere Frage: ob das Tridentiniſche Concil das Recht gehabt habe, die Apokryphen in den Canon der heiligen Schrift aufzunehmen, und deshalb das Anathema gegen die Proteſtanten zu ſchleudern, oder nicht? Die Durchführung ſeiner Theſe bildet die Glanzſeite für Leibnitz in dieſem Streite. Sagt doch der Cardinal von Bauſſet ſelbſt: „man könne nicht genug die Erudition, welche Leibnitz in den Briefen an Boſſuet vom 14. und 24. Mai 1700 entwickelte, bewundern! man finde darin über dieſen Theil der hiſtoriſchen Kritik der Bibel gelehrte und tiefe Unterſuchungen." Er geſteht, die Briefe Leibnitzens brächten ſelbſt einen katholiſchen Leſer in die Gefahr, das Concil von Trident zu beſchuldigen, daß es einigen Büchern der Bibel nur deshalb den Charakter der Canonicität aufgedrückt habe, um die Proteſtanten für die Verwegenheit zu beſtrafen, womit ſie ſich angemaßt, aus dem Verzeichniß der heiligen Bücher einige zu ſtreichen, welche die abendländiſche Kirche ſeit zwölf Jahrhunderten darin gelaſſen hatte. Boſſuet ſetzte dieſen Briefen eine Abhandlung, vom 17. Auguſt 1701, entgegen, in welcher er zwei und ſechszig Gründe für das Decret des Tridentiner Concils über den Canon zuſammenſtellte, und am Schluſſe die Erwartung und Forderung ausſprach, dieſe Gründe als unwiderleglich gelten zu laſſen. Doch Leibnitz ertheilte keine weitere Antwort darauf, ſondern brach den Briefwechſel, und jetzt für immer ab. Boſſuet überlebte dieſe Epoche nur noch einige Jahre.

Er ſtarb im April 1704. Aus ſeinem Nachlaſſe haben die Herausgeber deſſelben auch die hieher gehörigen, ſo wichtigen als anziehenden Urkunden nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts bekannt gemacht. So ungerecht es wäre, einen Leibnitz nach zufälligen perſönlichen Aeußerungen Boſſuets über ſeinen Gegner, ohne Berückſichtigung der urſprünglichen Gegenſätze und der hiſtoriſchen Verhältniſſe, zu beurtheilen: nicht minder einſeitig wäre es, gewiſſe uns erhaltene Urtheile des ſeinen Gegner überlebenden Leibnitz, in Briefen an Proteſtanten, maßgebend für Boſſuet anzulegen. Vielmehr darf man ſagen, daß, was die perſönliche Würde und Haltung anlangt, ſolche in den Briefen Boſſuets ganz zu deſſen Vortheile ſpricht. Von allen katholiſchen Gegnern Leibnitzens iſt Boſſuet vielleicht der einzige, welcher ſich der entfernteſten, leiſeſten Inſinuation zu ſeiner Bekehrung enthielt. Sein Vortrag hält die Mitte zwiſchen dem, nicht ſelten hochfahrenden Tone eines Arnaud, und dem ſüßlich höfiſchen Peliſſons; und nur das Bewußtſein ſeines hohen kirchlichen Berufs verbreitet über ſeine Sprache den Ton einer ruhigen, affektloſen, bisweilen imponirenden Würde. Doch Leibnitz, welcher, bei allen höchſten Begabungen, hier einmal nicht die ihm gebührende Stellung einnahm, welchem überhaupt die religiöſe Weiſe bei dieſem von ihm diplomatiſch aufgefaßten Verkehre abging, und der ſich von der falſchen Stellung, die ihm zertheilt war, von vorn herein beengt fühlte, Leibnitz wurde durch den planvollen Ernſt, die Feſtigkeit und die Enthaltung von aller perſönlichen Annäherung, wie auch aller Zudringlichkeit, tiefer aufgeregt, als durch die hitzigen, unruhigen Ausfälle des hypochondriſchen Arnaud, dem er durch Ruhe und philoſophiſche Würde imponirt hatte. An den höflichen und höfiſchen Ton der Diener oder Nachahmer des Hofes Ludwigs XIV gewöhnt, mißfiel ihm die Kälte des Biſchofs von Meaux, und was er ſeinen „hohen Ton“ nannte. Schon im Anfange wurde Leibnitz perſönlich und ſprach gereizt, (in ſeinem Briefe vom 8. Januar 1692): „von jenen Manieren des Disputs, jener Miene der Superiorität, jenem verletzenden Stolz (cette fierté choquante), jener Sprache der Sicherheit, womit jeder Theil bei Disputationen Parade mache, und welche abzulegen ſei.“ In dieſem Lichte ſuchte Leibnitz auch ſpäter Boſſuet bei andern zu ſchildern, wobei er die Verhältniſſe nicht immer richtig, noch vollſtändig angab. In ſeinem Briefe an Thomas Burnet vom 14. December 1705 ſtellte Leibnitz den Biſchof von Meaux mit Peliſſon in Parallele, ſo, als hätte Boſſuet es, wie letzterer, auf ſeine perſönliche Bekehrung abgeſehen. „Peliſſon, ſagte er, und ich, wir behandelten die Sache mit vieler Artigkeit, und man ſprach gern von den Dingen, bei welchen man übereinkommen konnte. Aber da nach dem Tode Peliſſons der Biſchof von Meaux den Briefwechſel fortſetzen wollte, und einen zu entſcheidenden Ton annahm, die Dinge zu weit treiben wollte; indem er Lehren behauptete, welche ich nicht zugeben konnte, ohne mein Gewiſſen und die Wahrheit zu verrathen, ſo bewirkte er, daß ich ihm mit Kraft und Feſtigkeit antwortete, und einen ebenſo hohen Ton annahm, als er, um ihm zu zeigen, daß ich, ein ſo großer Controverſiſt er war, alle ſeine Feinheiten zu gut kannte, um davon überraſcht zu werden.“

Noch offener ſprach er ſeinen Unmuth in einem Briefe an Basnage de Bauval, den 19. Februar 1706 aus: „Der ſelige Biſchof von Meaux hatte nicht immer die höfliche Wendung (le tour obligeant) des Herrn Peliſſon; er nahm manchmal ſeinen Doctor-Ton an, wo er jedoch nicht immer ſeine Rechnung fand; denn er war ein wenig den Chicanen und Ausflüchten ergeben, und bildete ſich ein, daß ſeine Geſchicklichkeit ihm die Mittel gäbe, alles zu ſeinem Vortheile zu wenden.“ Aber mit größerm Rechte hätte wohl Boſſuet ſolche Beſchwerden führen können, welchem überdies Leibnitz die bitterſten Dinge nicht erlaſſen hatte, ſowohl was ihn ſelbſt, als die katholiſche Kirche betraf. In dieſer Beziehung fand ſich die proteſtantiſche Kirche durch Leibnitz mit ſeltenem Feuer vertreten. „Nichts dient mehr, ſchrieb er den 15. Juli 1692 an Boſſuet, zur Rechtfertigung der Reformation, als die Stimmen ſo vieler guter katholiſcher Schriftſteller, welche die Geſinnungen billigen, die die Proteſtanten ins Leben zurückzurufen gearbeitet haben, da ſie erſtickt waren unter den Dornen einer Unendlichkeit von Kleinigkeiten, welche die Gemüther der Gläubigen von der gründlichen Tugend und der wahren Theologie abwendeten. Erasmus und ſo viele andere erkannten die Nothwendigkeit an, die Menſchen zu der Lehre des Apoſtel Paulus zurückzuführen; und nicht die Materie, ſondern die Form war es, welche ihnen an Luthern mißfiel. Und heute, da die gute Lehre von der Rechtfertigung in der römiſchen Kirche hergeſtellt iſt, wollte das Unglück, daß andere Mißbräuche zugenommen haben, und daß das Volk durch die Confraternitäten und ähnliche Praktiken von jener

Anbetung im Geiſt und in der Wahrheit abwendig gemacht wird, welche das Weſen der Religion ausmacht. . . . Die Proteſtanten (ſetzt Leibnitz hinzu) wären ſehr übel berathen, wenn ſie ſich hierüber verblenden ließen. Das iſt es gerade, was ſie aufmuntern muß, auf die Fortſetzung dieſer Früchte gemeinſchaftlicher Arbeiten wohlgeſinnter Perſonen zu bringen. . . .“

Charaktere, wie Boſſuet und Leibnitz, haben einander abſtoßen müſſen; und Spuren genug gegenſeitiger perſönlicher Abneigung unter ihnen ſind vorhanden. Boſſuet fand, daß Leibnitz den Ehrgeiz hätte, ſich in zu viele Dinge zu miſchen, und daß er in die Rechte der Theologen eingriffe. Als Leibnitz unter andern ein Epigramm auf die Erfindung der Bomben, das er zu Anfang des Reichskriegs von 1688, bei der Landung Wilhelms von Oranien in England, gemacht, an Peliſſon geſchickt hatte, unterließ Boſſuet nicht, ihn zu tadeln, daß er ehrgeizig genug wäre, ſich auch unter die Dichter zu miſchen, was indeſſen Leibnitz, der ſo vortreffliche lateiniſche Gedichte gemacht hat, als einen Eingriff in ſeine perſönlichen Rechte betrachtete. Dagegen ſchrieb ihm Leibnitz, in ſeinem Briefe an Basnage, wo er deſſen Erwähnung thut, eine mürriſche Laune zu (son humeur étoit un peu chagrin). Ihm war die überſtrenge Aſcetik, welche Boſſuet mit andern Theologen gegen eine heitere und unbefangene Weltlichkeit an den Tag legte, während doch die tiefſte Unſittlichkeit am Hofe Ludwigs XIV unter der Maske der Frömmigkeit das Haupt empor trug, ſehr zuwider. Als im Jahre 1694 ein heftiger Krieg zwiſchen den Theologen und den Schauſpielern entbrannt war, weil ein Theatiner, der Pater Caffaro, die Parthei der letztern genommen und verlangt hatte, daß man ſie zu den Sacramenten zuließe, da denn alle andern Doctoren, und an ihrer Spitze Boſſuet durch ſeine berühmte Schrift gegen das Theater, kurz die ganze Sorbonne den freiſinnigen Theatiner zum Schweigen und Widerrufe zwang, rächten ihn Dichter und Schauſpieler durch beißende Epigramme gegen die Feinde des Schauſpiels, und namentlich auch gegen den Biſchof von Meaux. Damals nun machte Leibnitz folgendes gute Epigramm, das er ſeinem Briefe an den Legationsrath Hertel in Wolfenbüttel, vom 2. October 1694 einverleibt hat:

Aux Docteurs Anticomédiens.

Sevères Directeurs des hommes,
Savez-vous, qu'au Siècle où nous sommes,
Un Molière édifie autant, que vos leçons?
Le vice bien raillié n'est pas sans pénitence,
Il faut pour réformer la France,
La Comédie, ou les Dragons.

Sein Briefwechſel mit der Kurfürſtin Sophie, wie mit der Kurfürſtin von Brandenburg, ihrer Tochter, enthält Züge dieſer Art in geiſtreichen und witzigen Einfällen. So ſprach er in einem Briefe an die erſtere vom Jahre 1691 den Einfall aus, man ſollte in Frankreich eine gazette de dévotion oder einen Mercure théologien ſtiften; oder wenn Mercure zu ſehr an die heidniſche Mythologie erinnerte, ſo könnte man an ſeine Stelle „Raphael“ ſetzen. „Es iſt nicht ohne Grund, ſchreibt er, daß ich an eine ſolche Zeitung denke, weil es ſcheint, daß der Devotions-Geiſt Hof-Geiſt wird. Ein Beiſpiel liefert die Beſchreibung der Bekehrung eines gewiſſen Marquis von Santonas, eines Savoyarden, durch — Boileau!“

Der tiefere Grund für das Zurücktreten Leibnitzens, im Anfange des 18. Jahrhunderts, von dem Entwurfe zur Kirchenvereinigung wird indeſſen in den allgemeinen Verhältniſſen der Zeit, wie ſie durch die Uebermacht Frankreichs über Deutſchland, und namentlich den proteſtantiſchen Theil deſſelben, herbeigeführt wurde, nächſtdem aber in den Veränderungen, welche ſich für das Haus Hannover vorbereiteten, gefunden werden können. Der Reichskrieg von 1688, auf das ungerechteſte und härteſte von Ludwig XIV unternommen, endigte 1697 mit dem Ryßwicker Frieden, welcher für den Proteſtantismus ſo gefährlich wurde, und unzählige Wirren für das Reich herbeiführte; und ehe das Reich ſich erholte, brach, durch den Ehrgeiz Ludwigs XIV herbeigezogen, der ſpaniſche Erbfolgekrieg aus. Für das Haus Hannover aber war mit der Revolution von 1688 in England die Ausſicht auf den engliſchen Thron aufgeſtiegen, ein Ziel, welches von da beharrlich verfolgt, und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts glücklich befeſtigt wurde. Wir werden nachher mit Leibnitz auf den politiſchen Schauplatz in Deutſchland und Europa hinabſteigen und bemerken im voraus, daß er in Folge des Wechſels der Dinge, an der Stelle einer Unterwerfung der Proteſtanten unter Rom, damit endete: an einer Vereinigung der getrennten proteſtantiſchen Kirchen in Deutſchland, der Schweiz, Holland und England zu arbeiten, um gegen das katholiſche Europa, und beſonders Frankreich, geſchützt zu ſein. —

Während Leibnitz im Gebiete der Kirche und Theologie viele Jahre ſich als eifrigen Verfechter der Wünſche des Hauſes Hannover, wie der Intereſſen des proteſtantiſchen Deutſchlands erwies, hatte er bereits ſeit dem Jahre 1686 in einer andern Richtung wiſſenſchaftlicher Forſchung und gelehrter Thätigkeit, im Dienſte und zum Ruhme des Hauſes, dem er diente, ſich bewährt: und zwar bei einer Aufgabe, welche allerdings zunächſt nur die Erforſchung der Genealogie des Hauſes Braunſchweig betraf, welche Leibnitz aber auf die geſchichtlichen Rechte und den Ruhm des deutſchen Reichs ſelbſt auszudehnen verſtand.

Genealogie der Fürſten galt im Zeitalter Ludwigs XIV als der wichtigſte und belohnendſte Zweig hiſtoriſcher Forſchung und Darſtellung. Staat und Volk concentrirte ſich dergeſtalt in der Perſon des Fürſten, ſeiner Vorfahren, Familie und ſeines Hofes, daß Staats- und Völkerrecht hatte in einem ſolchen Grade den Zuſchnitt des bloßen Privatrechts unter einzelnen Regenten-Familien angenommen (mit Ausnahme der ſtreng rechtlichen Befolgung und Ausführung), daß die Genealogie derſelben in Bezug auf Erbſchaft und Verträge über Länder- und Völkererwerb die höchſte politiſche Bedeutung erhielt, welcher der Glanz und der Ruhm erlauchter Ahnen und Verwandte von ſelbſt folgte. Aus eben dem Grunde war aber auch bis gegen das Ende des ſiebenzehnten

Jahrhunderts kein Gebiet der Geſchichte ſo unſicher, ſo voll von Willkühr, Uebertreibung und gewiſſenloſer Schmeichelei der Gelehrten. Es iſt bekannt, daß die meiſten deutſchen Fürſten es gern ſahen, ihren Urſprung, wenn nicht von Karl dem Großen, wenigſtens aus Italien, dem Lande des Ruhms, der Wiege europäiſcher und deutſcher Kultur zu holen, ja es fehlte nicht an Gelehrten, welche mit affektirter Erudition die Ahnen deutſcher Fürſten in den berühmteſten Patriciern Roms nachwieſen. So leitete Peter Lambeccius das Haus Habsburg von den Anicii, Andere von den Scipionen und Fabiern; ſo Sebaſtian Münſter und Reineccius den Urſprung des Hauſes Hohenzollern von Petrus Columba, einem vornehmen römiſchen Patricier: und ſo galt es endlich noch im Zeitalter des Herzogs Johann Friedrich von Hannover für ausgemacht, daß der italieniſche Markgraf Azo, der Stammvater des welfiſchen Hauſes, aus der Mitte des eilften Jahrhunderts, von der römiſchen Familie der Accii abſtammte! Die Gelehrten beeiferten ſich um die Wette, ihre genealogiſchen Deductionen in zierlichen Handſchriften (als hätten ſie den Muth nicht, öffentlich damit hervorzutreten) den Fürſten zu überreichen, und ſich dafür reichlich belohnen zu laſſen. Ein ſolches begegnete auch dem Herzog Ernſt Auguſt bei einem Aufenthalte in Venedig, im Jahre 1685, wo ihm ein holländiſcher Edelmann, Abt von St. Maria de Caſtro und St. Martha, Theodor Damaidenus, eine handſchriftliche Genealogie überreichte, worin er ſich nichts Geringern vermaß, als den Urſprung dieſes Herzogs von dem Kaiſer C. Octavius Auguſtus, römiſchen Imperator, und ſeine Verwandtſchaft mit ihm in einer ununterbrochenen Geſchichte, Chronologie und Heraldik vom erſten Jahre der Erbauung Roms bis zum Jahre 1645, alſo durch den Zeitraum von 2646 Jahren zu deduciren. Das Werk exiſtirt noch in der Handſchrift, ſchön geſchrieben, (nach der Beſchreibung des Herausgebers der Origines Guelphicae, Chriſt. Lud. Scheid), geſchmückt mit Wappen, Münzen und Abbildungen von Statuen und Bildniſſen. Dieſe abenteuerliche Arbeit konnte dem richtigen, geſunden Blick des Herzogs Ernſt Auguſt unmöglich zuſagen: doch ſcheint ſie dem, auf den Ruhm ſeines Hauſes eiferſüchtigen und ſtolzen Fürſten den Anſtoß gegeben zu haben, eine wahrhafte Unterſuchung der Urſprünge ſeines Hauſes zu veranlaſſen; und dieſer Auftrag wurde wieder Niemand anderm ertheilt, als Leibnitz, deſſen hoher Sinn von ſelbſt ſo unwiſſenſchaftliche Mittel, die Gunſt der Fürſten zu erlangen, zu tief verachtete. In einem Briefe an den Herzog Ernſt Auguſt, (kurz darauf, als dieſer das Werk des Damaidenus erhalten hatte), von welchem Scheid einen Auszug mittheilt, begnügte ſich noch Leibnitz im Allgemeinen, den beſtehenden Meinungen eine eigene und ganz neue entgegenzuſetzen: dieſe nemlich, daß die Welfiſchen Fürſten gar nicht einmal aus italieniſchem, ſondern aus durchaus deutſchem Geblüte abſtammten; er gründete dies auf die Etymologie des Namens ihres gemeinſchaftlichen Stammvaters Azo, welcher ſo viel bedeutete, als Adalbert oder Albert. Nicht lange, ſo ſah ſich Leibnitz zu geſchichtlichen Unterſuchungen darüber hingeführt; ſchon im Anfang des Jahres 1686, nach der Rückkehr des Herzogs von Italien, knüpfte Leibnitz einen Briefwechſel mit dem

Bibliothekar des Großherzogs von Toscana, dem gelehrten Anton Magliabechi an, mit der Bitte um Aufſchlüſſe über gewiſſe Markgrafen Oberitaliens aus dem eilften Jahrhundert, namentlich die Eſte. Das Jahr darauf endlich, 1687, ſchickte ſich Leibnitz, auf Befehl des Herzogs, zu einer längeren Reiſe durch Deutſchland und Italien an, zur Sammlung und Erforſchung der Urkunden und Denkmäler für eine umfaſſende Geſchichte des Hauſes Braunſchweig. So ſah Leibnitz durch die natürliche Entwickelung ſeiner Lebensverhältniſſe den ſchon vor zehn Jahren in Paris gefaßten, aber damals aufgegebenen Wunſch: Italien, die Wiege der Wiſſenſchaften, das Vaterland eines Galilei, zu bereiſen, in Erfüllung gehen, aber um hundertfältige Früchte dieſer Reiſe jetzt einzuſammeln. Denn der Zweck ſeiner Reiſe wurde für ſeinen univerſellen Geiſt wieder nur Mittel zu höhern Zwecken.

Die deutſche Reichs- und Provinzial-Geſchichte war damals noch ein wenig bebautes Feld: aber gerade zu dieſer Zeit fing ſich ein patriotiſcher Eifer unter den deutſchen Gelehrten für dieſen Zweck zu regen an. Auch hier war es Leibnitz, welcher ſich an die Spitze ſtellte mit Rath, Aufmunterung, Winken und Unterſtützung bei den Höfen, doch nicht weniger dadurch, daß er den eignen hiſtoriſchen Arbeiten, welchen er ſich zu widmen veranlaßt ward, zu dem allgemeinern Intereſſe an der deutſchen Geſchichte eine Beziehung gab. Kurz vor dem Antritt ſeiner Reiſe erhält er von Hiob Ludolf, dem berühmten Orientaliſten und Geſchichtſchreiber in Frankfurt am Main, dem Gründer der äthiopiſchen Philologie in Europa, und univerſellen Sprachgelehrten, Paullini's

Entwurf einer deutſchen hiſtoriſchen Geſellſchaft (Collegium historicum) zugeſchickt und wird zur Theilnahme aufgefordert. Mit Eifer begrüßt Leibnitz dieſen Vorſchlag, und knüpft daran Bemerkungen über die erſprießlichſte Einrichtung, welche der Geſellſchaft gegeben werden müßte. Er ſtellte nemlich die Anſicht auf, daß man dieſe Einrichtung von den Geſellſchaften zur Erforſchung der Natur entlehnen müßte. „Es ſei bekannt, daß dieſe eine doppelte Arbeit zu gleicher Zeit betreiben, erſtlich, ausgearbeitete Syſteme oder Werke zu gründen, und dann in vermiſchten Bänden gute Beobachtungen niederzulegen. Die verſchiedenen Erzeugniſſe und Arten in der Natur werden unter die Mitglieder vertheilt. Der eine wählt den Zinnober, ein anderer den Borax, der dritte das Opium u. ſ. w. aus den drei Reichen der Natur zur Beſchreibung, und jeder leiſtet größtentheils das Uebernommene. Damit aber inzwiſchen viele treffliche Kenntniſſe, welche in den Syſtemen keinen ſchicklichen Platz finden, oder auf ihre Abfaſſung nicht warten können, nicht verloren gehen, ſchreiten ſie zu der Herausgabe von Ephemeriden, als Fundgruben trefflicher Dinge. Warum, fragt Leibnitz, ſollte dieſe Einrichtung nicht bei der Geſchichte beibehalten werden können? Es wäre eine langwierige und mühevolle Arbeit, die vollſtändige Geſchichte irgend einer Provinz oder eines Jahrhunderts zu geben. Während alſo die Mitglieder an ihren Aufgaben arbeiten, gebe man täglich, zum Nutzen der Mitglieder und des ganzen Gemeinweſens, die Materialien heraus. Manchem kommen Urkunden, Chroniken und Fragmente in die Hand, welche den andern Mitgliedern ein

Licht anzünden könnten; und dieſes wiſſen nicht immer die Beſitzer, welche die Folgerungen nicht ziehen, wie ſie nur der in einen Gegenſtand Eingearbeitete aufſtellen kann. Der Umlauf dieſer Sachen unter allen Mitgliedern laſſe ſich aber nur durch den Druck bewerkſtelligen.“ Leibnitz entwickelte und beſtimmte dieſe Ideen in den folgenden Briefen an Ludolf noch näher. Er empfahl als Vorbild in Form und Stil des Baronius Annales ecclesiastici, damit eine gewiſſe Gleichheit der Redaction hineinkäme. „Denn, ſchrieb er, ein anderes iſt es, ein zierliches und blühendes Geſchichtsbuch liefern, und ein anderes ein umfaſſendes Werk (vastum corpus), das nicht zum Zeitvertreib der Leſer ausgearbeitet wird, ſondern damit das gegenwärtige Zeitalter der Nachwelt einen ſichern Schatz hinterlaſſe, aus welchem nachher jedermann mit Gewißheit die Grundlagen der Geſchichte entnehmen könne. So werde man auch mit mehr Sicherheit ſchreiben, und mit mehr Gewißheit für die Wahrheit kämpfen. Die Arbeit werde ſo auch nicht allein deſto leichter, ſondern auch deſto genauer. Denn, ſetzt Leibnitz hinzu, in der ältern Geſchichte ſind uns die Zeugen ſchlechterdings nöthig. Mich kümmert das Urtheil eines Maimburg nicht, welcher behauptet, jene kritiſchere Schreibart paſſe für den Hiſtoriker nicht. Das heißt, unter dem Vorwande der Eleganz ſich für Erdichtungen die Thür offen halten.“ Durchdrungen von dieſem Pflichtgefühl eines wahren Hiſtorikers ging auch Leibnitz an ſeine eigentliche Miſſion, die Geſchichte des Hauſes Braunſchweig. So ſchrieb er von Nürnberg, im Januar 1688, an den Baron Heinrich Julius von Blum, den Freund des Landgrafen von

Heſſen-Rheinfels, welcher ihm zu der Bekanntſchaft einiger Gelehrten in Oberdeutſchland verhelfen ſollte: „das was Vigna, Bucelinus und Aehnliche vielmehr dichteten, als entdeckten, dies genüge ſeinesgleichen nicht“; und ſetzte mit Nachdruck ſeine Maxime hinzu, deren Gewicht durch keine Ueberſetzung geſchwächt werden darf; er ſchrieb: „Didici in mathematicis ingenio, in natura experimentis, in legibus divinis humanisque auctoritate, in historia testimoniis nitendum esse.“

Im Herbſte des Jahres 1687 trat Leibnitz ſeine Reiſe, mit Empfehlungen des Herzogs verſehen, an. Sein nächſtes Ziel, wo ihn, außer den gelehrten Zwecken, höhere und geheime Aufträge von dem Herzoge und der Herzogin erwarteten, und wo er einen längern Ruhepunkt zu machen hatte, bevor er den Weg nach Italien nahm, war Wien. Dorthin begab er ſich durch Heſſen, den Mittelrhein, Franken, Bayern und Böhmen, und ſtellte überall in den Bibliotheken, Archiven und Grabmälern ſeine Nachforſchungen an. An jedem Orte ſuchte er aber auch die Menſchen und Anſtalten auf, um ſeine Erfahrungen und Kenntniſſe zu bereichern; das Sehenswürdigſte zeichnete er in Tagebüchern auf, welche ſich zum Theil erhalten haben. In Marburg beſuchte Leibnitz einen ausgezeichneten Mechanicus und Phyſiker, D. Waldſchmidt, der ihn durch mehrere ſehr anziehende phyſiologiſche Verſuche feſſelte. Er machte einen Abſtecher nach Rheinfels zu ſeinem fürſtlichen Freunde, dem Landgrafen Ernſt, welcher ihn oft an ſeinen kleinen Hof eingeladen hatte, den er ſelbſt einmal, gegen Leibnitz, verglichen mit dem königlichen Hofe eines Herzogs von Hannover, ſcherzend den Hof eines Königs von Ivetot nannte. Der Landgraf entließ ihn unter andern mit einem warmen Empfehlungsſchreiben an den Kurfürſten von der Pfalz, Philipp Wilhelm, welcher, nach dem Ausſterben der Pfalz-Simmernſchen Linie im Jahre **1684**, die Kurwürde geerbt hatte, und ſeitdem in Düſſeldorf reſidirte, denſelben, für welchen Leibnitz als junger Mann von zwei und zwanzig Jahren die Schrift: **Specimen demonstrationum politicarum**, unter erdichtetem Namen geſchrieben hatte. Doch Leibnitz wollte das auch jetzt nicht einmal zu ſeinem Vortheil geltend machen, ſondern bewahrte ſein Geheimniß. Der Landgraf bezeichnet Leibnitzen in ſeinem Schreiben als einen „fürſtlichen Rath aus Ober-Sachſen, ſo ſich durch Schriften der Welt bekannt gemacht, und mehrere Particularitäten ſelbſt melden werde, mit dem er eine geraume Zeit correſpondirt und deſſen Gegenwart er jetzt im Vorbeigehen genoſſen; der (lauten die eignen Worte) bei habenden Meritis ohne Pretenſion oder Importunität, und ein ehrliebender Mann ſei, ſo **viam regiam juris et aequitatis** denen Neben-Reſpecten vorziehe.“ Hier nun nimmt der Landgraf die Gelegenheit wahr, den Kurfürſten um eine Empfehlung Leibnitzens bei dem Kaiſer, deſſen Schwiegerſohne, zu einer Anſtellung in Wien zu bitten, vermuthlich, um ſeinem Freunde den Uebertritt in die katholiſche Kirche, welchen er noch von ihm erwartet haben muß, zu erleichtern: denn er läßt den Wink fallen, daß Leibnitz nicht mehr weit „**a regno Dei**“ ſei. Er legt dabei einen beſondern Nachdruck auf Leibnitzens „ſonderbare Wiſſenſchaft und Experienz in Bergwerkſachen,“ ſo daß der Kurfürſt durch ſolche Empfehlung dem Kaiſer keinen geringen Dienſt erweiſen würde, „weil man dergleichen nicht immer beiſammen finde.“ Es iſt jedoch kaum zu glauben, daß gerade damals Leibnitz den Dienſt in Hannover mit dem bei einer andern Macht, und wäre es auch der Kaiſer geweſen, vertauſcht haben würde.

Jetzt kam Leibnitz auch in die Gegend wieder, welche er, ſeit ſeiner Auswanderung aus dem ſächſiſchen Vaterlande, als die Wiege ſeines Ruhmes anſehen konnte. In Frankfurt am Main machte er zu ſeiner großen Genugthuung die perſönliche Bekanntſchaft Hiob Ludolfs, mit welchem er von da ab bis an deſſen Tod, im Jahre 1704, in dem vertraulichſten und gehaltreichſten Austauſch verwandter Studien und, was mehr iſt, Geſinnungen und Beſtrebungen, gelebt hat. Er ſah auch hier gewiſſe Verwandte wieder und nahm, da der Stoff ſeiner Materialien ſich täglich mehr häufte, einen jungen Gelehrten zu ſeinem Gehülfen auf der Reiſe bis Wien mit, Namens Friedrich Heyn, welcher nachmals Bergrath des Herzogs von Gotha wurde. Dieſer machte für ihn Auszüge aus Handſchriften und ſeltenen Büchern. München gewährte eine reiche Ausbeute; er hielt ſich dort einige Wochen auf. Leibnitz widmete darauf einige Zeit mehrern Klöſtern unweit des Inn, welche von den alten Welfen geſtiftet worden waren, und nahm Abſchriften von Urkunden, und Zeichnungen von Statuen der Vorfahren des bayerſchen Hauſes mit. In Sulzbach machte Leibnitz die Bekanntſchaft des berühmten Kabbaliſten Chriſtian Knorr von Roſenroth; er hatte Unterredungen mit ihm über die Zeugniſſe kabbaliſtiſcher Juden für das Chriſtenthum, welche Knorr ihm zeigte, und beſonders über ein Werk, welches nicht im Drucke erſchienen iſt, mit dem Tittel: Messias puer, eine Erläuterung des Lebens Jeſu von der Verkündigung bis zur Taufe aus Stellen der alten Kabbaliſten. Er nahm eine aufrichtige Achtung vor dieſem Ehrenmanne mit, und ſprach ſie in ſeinen Briefen an Hiob Ludolf, wie auch ſpäter an Placcius aus; an letztern, den dies befremdete, mit dem nachdrücklichen Bekenntniſſe: „So bin ich einmal, daß ich überall beſonders dasjenige ſuche und bemerke, was ich loben darf, ſtatt was Tadel verdient.“

Im Anfange des Monat Mai 1688 traf endlich Leibnitz in Wien ein und fand am kaiſerlichen Hofe eine ſeinem perſönlichen Rufe, als Gelehrten, ſo wie ſeiner Stellung in Hannover entſprechende Aufnahme; dazu kam, daß ſeine in Schriften ausgeſprochene, anhängliche Geſinnung für den Kaiſer, ungeachtet er Proteſtant war, ihm in kurzer Zeit das Vertrauen der Miniſter verſchaffte. Zwar äußerte die Herzogin Sophie in einem ihrer Briefe an Leibnitz die Beſorgniß, daß er, „wegen der zwiſchen Hannover und Frankreich ſeit einigen Jahren beſtehenden Allianz, vielleicht nicht auf das freundlichſte angeſehen werden würde, da jene Allianz mit Frankreich ſo weit ging, daß man an einander gegenſeitig ſchrieb.“ Doch Leibnitz beruhigte die Herzogin durch die Verſicherung, „daß freilich dieſe Allianz nicht gern geſehen würde, daß aber, wenn ſie dazu diente, den Herzog von Holſtein in ſeine Staaten, woraus der König von Dänemark ihn vertrieben, wieder einzuſetzen, und den niederſächſiſchen Kreis gegen anderweitige Eingriffe und Unruhen zu ſichern, das ganze Reich dem Herzog dafür zu danken haben werde.“ Solche Bedenken traten übrigens in jenem Momente gegen viel großartigere und lebendigere Intereſſen in der kaiſerlichen Hauptſtadt zurück, und beſchäftigten auch Leibnitz in höherm Grade, als die Unterſuchungen in der kaiſerlichen Bibliothek, bei welchen ihm übrigens, beſonders auch von Seiten ihres Vorſtehers, Neſſelius, der größte Vorſchub geleiſtet wurde.

Leibnitz traf den Hof und die Bevölkerung der kaiſerlichen Hauptſtadt, fünf Jahre nachdem ſie dem Falle und der Unterwürfigkeit unter den Erbfeind wie durch ein Wunder entgangen war, voll Jubel und hoffnungsvoller Spannung über ein bis dahin in der Chriſtenheit noch nicht erlebtes Ereigniß. Eine türkiſche Geſandſchaft war in das Lager des Kaiſers und ſeiner Verbündeten, des Königs von Polen und der Republik von Venedig, mit Friedensvorſchlägen gekommen, und eben erwartete man ſie in der Reſidenz; ſo hoch war, in wenig Jahren, durch die Siege der heiligen Allianz bei Mohacz und bei Belgrad, und bei den gleichzeitig im Herzen des osmanniſchen Reichs ausgebrochenen Meutereien und Unordnungen, das Glück der chriſtlichen Waffen geſtiegen. In Conſtantinopel war nemlich den achten November 1687 eine Revolution ausgebrochen, welche den ſchwachen Muhamed IV vom Throne ſtieß, und ſeinen Bruder Soleiman hinaufhob. Die Anhänger der guten Sache in Deutſchland waren jetzt nur noch über die Frage uneins, ob es nicht klug und recht wäre, dem Türken nachzugeben und Frieden zu ſchließen, oder ob man nicht lieber den Krieg bis zur gänzlichen Vertreibung der Barbaren aus Europa fortſetzen müßte.

In Leibniz lebten die Ideen vom Jahre 1672, mit welchen er ſeine kühne Miſſion an den franzöſiſchen Hof ausgeführt hatte, lebendig fort: ſeit dem Frieden von Nimwegen hatten ſie neuen Raum in ihm gewonnen. Das Ideal der chriſtlichen Politik jener Zeit, der Untergang und die Theilung des türkiſchen Reichs in Europa, blickt faſt in allen ſeinen Schriften aus dieſem Zeitraume deutlich durch: in dem Mars christianissimus, in den beiden kleinen Denkſchriften für Ludwig XIV zur Beförderung der Wiſſenſchaften, und ſogar in dem Systema theologicum d. h. der Expoſition der katholiſchen Glaubenslehre, wo an einer Stelle auf die mögliche Vertreibung der Ungläubigen aus Europa, und die Verbreitung des Chriſtenthums in Aſien Rückſicht empfohlen wird. Verwandte Sympathien hatten ihn ſogar, nach der Schlacht von Mohacz, getrieben, Hiob Ludolf ſowohl ſeine Erinnerungen, als auch ſeine Hoffnungen und Wünſche in dieſer Hinſicht offen zu bekennen. Man weiß, daß Ludolf ſich während ſeines ganzen Lebens mit der Idee trug, den Negus von Abyſſinien, im Bunde mit den chriſtlichen Fürſten, zur Vertreibung der Türken aus Aegypten zu bewegen; kein Opfer dünkte ihm zu groß, dieſen Traum zu verwirklichen. Als die glücklichen Waffenthaten des Kaiſers ihn einen Augenblick von jenen allzuleeren Hoffnungen zu der Wirklichkeit zurückrieſen, ſchrieb er 1686 ſeine exhortatoriſche Schrift an Kaiſer und Reich: De bello Turcico feliciter conficiendo. Aber als wirklich das Jahr darauf, den 4. Auguſt 1687, der glänzende Sieg bei Mohacz in Ungarn erfochten war, hielt er es für paſſend, den Frieden mit der Türken zu rathen, um ſich gegen die drohende Stellung Frankreichs zu ſichern, und er ſetzte, als Gegenſtück des vorigen Tractats, ſeine Disquisitio de pace Turcica auf, welche er in der Handſchrift zur ſelben Zeit, als die türkiſche Geſandſchaft im Lager erſchien, an den kaiſerlichen Hofdolmetſch in Wien, Meninski, ſchickte. Es lag ihr der richtige Gedanke zu Grunde, daß man mit den Feinden unterhandeln, wenn auch nicht bald abſchließen müßte; der Feind ſollte in die Falle gelockt, nicht durch Drohungen auf das Aeußerſte gebracht werden. Er hielt es nicht für möglich, daß der Krieg zu gleicher Zeit nach beiden Seiten, in Ungarn und am Rheine, geführt werden könnte. Leibnitz, deſſen Gutachten er vorher eingeholt, ging auf ſeine Gedanken im Allgemeinen ein: auch ihm ſchien der neue Krieg am Rheine ſehr nahe. Und indem er, wie im Vorbeigehen, Ludolf vertraute, daß „der Kurfürſt Johann Philipp von Mainz die Franzoſen zu einer Unternehmung gegen Aegypten, (wobei er, Leibnitz, auf die Aufforderung Boineburgs, die Gründe in Schriften niederlegen mußte) zu überreden geſucht hätte — während der Kaiſer und die Polen von ihrer Seite auf den Feind fallen ſollten: die Franzoſen aber, an nähere Dinge denkend, hätten ſolches verachtet“ — ſetzte er bedeutſam hinzu: „daß ſie es jetzt vielleicht billigten, wenn ein Rathgeber von gleichem Anſehen aufträte: ja ſie würden, glaubte er, für ſich ſelbſt handeln, wenn der Untergang des türkiſchen Reichs ſo offen drohte, daß die vornehmſten Provinzen deſſelben auf denjenigen warteten, welcher ſie zuerſt beſetzen wollte.“

Wir wiſſen nun aus dem Manifeſte, welches Leibnitz im Jahre 1704 für die Rechte des Erzherzogs Karl auf die ſpaniſche

Krone verfaßt hat, daß in dem nemlichen Zeitpunkte, als er 1688 in Wien war, dort von einem Entwurfe zur Theilung des türkiſchen Reichs unter die chriſtlichen Mächte die Rede geweſen, wobei der Krone Frankreich Griechenland, Thracien und ein Theil von Aſien zugeſichert war; daß Frankreich es aber ablehnte, um ſich durch neue Siege im Reiche zur ungeſtörten Succeſſion in Spanien den Weg zu bahnen; was Leibnitz dieſer Macht im Angeſicht der Chriſtenheit zur Sünde anrechnet. „Der Ehrgeiz Frankreichs, ſagt er, hat auch die Muhamedaner in Europa erhalten, als der Kaiſer auf dem Punkte ſtand, ſie daraus zu vertreiben. Man ſage nicht, daß dieſe Krone den Wachsthum der Macht des Hauſes Oeſterreich fürchtete, denn ſie hatte nur Theil an der Beute zu nehmen — aber ſie hat ſich lieber auf die ungerechte Invaſion Spaniens aufgeſpart.“ Kein Schriftſteller, außer Leibnitz, erwähnt jenes geheimen Entwurfes; es iſt nicht leicht auszumachen, ob dieſe Zuſicherungen Frankreich wirklich angeboten waren, oder nur im Vorbehalte des kaiſerlichen Hofes gelegen haben; erſt glücklichere Nachforſchungen in den Archiven dürften ans Licht bringen, unter welchen nähern Bedingungen er ins Leben trat, wobei ohne allen Zweifel Leibnitz ſelbſt, ſeinen Ideen und Sympathien nach zu urtheilen, nicht unbetheiligt geweſen ſein kann.

Dieſer kühne Entwurf ſtand in jedem Falle in voller Uebereinſtimmung mit der Feſtigkeit, womit der Kaiſer den Sommer dieſes Jahres durch entſchloſſen war, keinen Frieden mit den Türken zu machen. Noch am 30. Auguſt ſchrieb Leibnitz aus Wien an Ludolf: „Man glaubt, daß der türkiſche Geſandte, welcher in das Lager gekommen iſt, hieher zugelaſſen werden wird. Ihn wird Alexander Maurocordati, der erſte Dollmetſch der Pforte, begleiten. Es iſt ein chriſtlicher Arzt, welcher früher in Italien ſtudirt und eine Schrift über die Anatomie herausgegeben hat. Indeſſen iſt wenig Ausſicht, daß der Friede ſo leicht zu Stande komme. Denn die Unſrigen ſind zu der Hoffnung erhoben worden, daß die Türken aus ganz Europa vertrieben werden könnten, wenn nur nicht von Weſten her ein Sturm aufzieht." Und dieſe Ahnung erfüllte ſich nur zu bald. Unverſehens brach, während die türkiſchen Geſandten in einem, einige Meilen von Wien entfernten Schloſſe gewiſſermaßen in Haft gehalten, und die Verhandlungen in die Länge gezogen wurden, Ludwig XIV den mit großer Mühe zu Stande gebrachten, zwanzigjährigen Waffenſtillſtand, erklärte am 24. September 1688 den Krieg an den Kaiſer, überfiel gleichzeitig den Rhein und eroberte Philippsburg.

Dieſe das Völkerrecht beleidigende That vertheidigte das franzöſiſche Kriegsmanifeſt durch die ganz ungegründete und mit ſonſtigen, höhniſchen Schmähungen verbundene Behauptung: „ſeit den glücklichen Erfolgen der kaiſerlichen Waffen in Ungarn hege der Kaiſer nur die Abſicht, nach dem Frieden mit den Türken mit verſtärkter Macht Frankreich anzufallen." Dies wurde auch ſeitdem, aller Wahrheit zum Trotz, immer noch von franzöſiſchen Geſchichtſchreibern wiederholt.

Das kaiſerliche Gegenmanifeſt in lateiniſcher Sprache, aus Wien den 18. October 1688, widerlegt dieſe und die übrigen Argumente des feindlichen auf das ſiegreichſte und ſtellt die angegriffene Würde des Kaiſers in ſeinem Charakter und ſeinem Rechte vor Europa wieder her Unſre Gründe, Leibnitz's Feder darin wiederzuerkennen, wenn gleich ſein eigenes Bekenntniß dazu fehlt, ſind bereits an anderm Orte ausführlich erörtert. Auch iſt die hohe Bedeutung dieſer Schrift, ſo wie ihr Urſprung, ſeitdem würdig anerkannt worden. „Leibnitz, ſchreibt der Verfaſſer der Deutſchen Geſchichte unter Leopold I und Joſeph I, entledigte ſich ſeines Auftrags in einer ſeinem großen Namen ſo entſprechenden Weiſe, daß die von ihm verfaßte, wenn auch nicht mit ſeinem Namen verſehene Staatsſchrift zur Beantwortung des franzöſiſchen Manifeſtes, als ein Muſterſtück großartiger politiſcher Beredſamkeit über deutſche Staatsverhältniſſe, nach hundertfunfzigjähriger Vergeſſenheit dem neunzehnten Jahrhundert wieder bemerkbar gemacht zu werden verdient." Religiöſe Demuth und kühne Hoffnung zu gleicher Zeit geben dieſem Manifeſte eine eigenthümliche Farbe. Das Unglück, das Ludwig XIV von neuem über das kaum von ſeinen Wunden geheilte Reich ſchickte, wird mit den Züchtigungen durch die Geißel eines Attila verglichen; und dennoch hat der Verfaſſer Muth genug, zu hoffen: „der Kaiſer habe den Türken, den Brecher der Verträge, gebändiget und hingeworfen; er werde auch eines Tages den Franzoſen, als den Brecher der Verträge, bändigen und zu Boden werfen." Den in dem franzöſiſchen Manifeſte aufgewärmten Vorwurf: daß das Haus Oeſterreich die germaniſche Freiheit untergrabe und die deutſchen Stände von der Freundſchaft Frankreichs abziehe, um ſie leichter der Knechtſchaft zu unterwerfen, weiß er energiſch zurück, und bemerkt: „die franzöſiſche Politik trachte vielmehr die deutſchen Stände in Schwanken und Mißtrauen unter einander zu halten, damit ſie nicht dereinſt zum wahren Ruhme und der allgemeinen Sicherheit zuſammentreten, weil der König ſie einzeln leicht niederlegen werde, während er von Allen ohne alle Mühe in die Flucht geſchlagen würde.“

Von dieſem Augenblicke an war auch Leibnitz für eine ernſte Behandlung des Entwurfs zum Frieden mit den Türken, und in ſolchem Sinne ſprach er ſich in ſeinen Briefen an Ludolf vom 2. December über dieſe Angelegenheiten aus. Aber ungeachtet der Krieg jetzt im Reiche ſelbſt gegen Ludwig XIV erklärt und ausgebrochen war, hatten die Verbündeten den Muth, die türkiſchen Geſandten durch übertriebene Forderungen von ſelbſt von dem Frieden abzuſchrecken, und zuletzt die Schuld des Bruches der Unterhandlungen gar auf die türkiſche Geſandtſchaft zu ſchieben.

Was im Anfange den Kaiſer und ſeine Verbündeten, denen ſich der Herzog von Hannover, (zugleich mit dem Kurfürſten von Brandenburg, Friedrich III, welcher den 29. April 1688 ſeinem Vater in der Regierung gefolgt war), anzureihen beeiferte, zu großen Siegeshoffnungen anregte, war die in England ausgebrochene Revolution, welche den Prinzen von Oranien, den der Krieg von 1672 groß gemacht hatte, auf den engliſchen Thron erhob. Leibnitz nahm an dieſen Hoffnungen Theil. „Die große Veränderung in England, ſchrieb er an Ludolf aus Wien im Januar 1689, hat gezeigt, daß auch Frankreich nicht untrüglich iſt; indeſſen, ſetzte er hinzu, hat Frankreich auch vielleicht gefehlt, ſo müſſen wir doch auf unſrer Hut ſein, daß wir uns die Dinge nicht in zu günſtigem Lichte vorſtellen. Auch lege ich der Landung in Frankreich, welche die meiſten rühmen, nicht ſo viel bei, um zu glauben, man dürfe in dieſem Vertrauen unſre Grenzen und die holländiſchen vernachläſſigen. Die Flotte mit einigen Truppen beſetzt, wird unterdeſſen die franzöſiſche Küſte bewachen und vielleicht Gelegenheit geben, etwas auszuführen. Sie wird wenigſtens einen nicht geringen Theil der Kräfte des Königreichs beſchäftigen, und vielleicht auch die Seeplätze mit Bomben angreifen." Bei dieſem Anlaſſe theilte Leibnitz ſeinem Freunde jenes Epigramm auf die Bomben mit, deſſen er auch gegen Peliſſon ſpäter gedachte, und worüber Boſſuet mit Seitenblicken über des Philoſophen Vielgeſchäftigkeit ſich ausließ. Die Humanität des Poeten trägt hier jedoch über den Haß des Feindes den Sieg davon: denn Leibnitz ſpricht den Wunſch aus, „er möchte mit dem Lobe dieſer ſchrecklichen Erfindung, wie einſt die teſſaloniſchen Beſchwörungslieder, die Kraft derſelben dämpfen."

Während ſich ſein Aufenthalt am kaiſerlichen Hofe bis in das Jahr 1689 hineinzog, war er auch im Dienſte politiſcher und häuslicher Intereſſen des Hannöverſchen Hauſes nicht unthätig. Dieſes Haus ſtand in jenem Augenblicke mit dem Kaiſer in Unterhandlung wegen der auf Friesland erhobenen Rechte, welche es gegen Kurbrandenburg geltend machte. Man ſtützte ſich darauf, daß ehemals Vorfahren des Hauſes in weiblicher Linie in Friesland regiert hätten. Dieſe Behauptungen ſchienen den kaiſerlichen Miniſtern paradox, da Ubbo Memmius und andere Geſchichtſchreiber Frieslands davon ſchwiegen; und der gelehrte Unterhändler für Hannover in Wien, Weſelow, hatte ſich ſchon, doch ohne Erfolg, nach Hannover um urkundliche Beweiſe jener hiſtoriſchen Data gewandt: da kam Leibnitz zur rechten Zeit, um ihm, nach dem erſten Beſuche, den er ihm abſtattete, die vollkommenſte Befriedigung über das Vermißte zu geben. Denn bald nach ſeiner Ankunft in Wien ſchrieb er davon in ſeinem Briefe an den Zelle'ſchen Miniſter von Bernsdorf. Ein anderes, womit Leibnitz vorzüglich die Herzogin Sophie ſich verpflichtete, betraf die Beförderung des Prinzen Friedrich Auguſt, Hauptmanns in der kaiſerlichen Armee, zum Generalmajor, welche Leibnitz durch perſönliche Verhandlungen mit dem Kanzler, Grafen von Stratmann, auswirkte. Sein jüngerer Bruder, Prinz Maximilian Wilhelm, war bereits kommandirender General in Morea. Die Herzogin dankte ihm für dieſen Erfolg, und meldete ihm dabei in ſcherzhafter Rede, daß ſeine Bibliothek unterdeſſen bedeutend vergrößert worden wäre, — damit für den Winter die Oper darin geſpielt würde.

Unter dieſen mannichfaltigen Geſchäften und Bewegungen vergaß Leibnitz die Aufgabe nicht, welche ihn zunächſt nach Wien geführt hatte. Er vergaß eben ſo wenig die Empfehlung des Entwurfs eines deutſchen hiſtoriſchen Collegiums. Er meldet Ludolfen, daß er, und außer ihm ausgezeichnete Männer in des Kaiſers nächſter Umgebung, die Geſellſchaft für vaterländiſche Geſchichte dieſem empfohlen hätten. Er benützte ſeine nähere Bekanntſchaft mit dem Biſchof von Neuſtadt, mit welchem er die damals noch ſchwebenden

Reunionsſachen perſönlich verhandelte, um dem Kaiſer den gedruckten Proſpectus der Geſellſchaft zu überreichen. Der Procanzler des Reichs, Graf von Königseck, wurde der Geſellſchaft nicht minder günſtig; der Bibliothekar Neſſelius aber verſprach, für die Benutzung der kaiſerlichen Bibliothek, „aus welcher Unzähliges zur Zierde der vaterländiſchen Geſchichte erforſcht werden könne," Vorſchub zu leiſten. Nur auf Gehalt, ſagte ihm ein einflußreicher Mann, könnten die Mitglieder unter den obwaltenden Zeitläuften nicht zählen, was Leibnitz leid that. „Ich meinerſeits, drückt er ſich aus, halte alle diejenigen, welche für etwas Nützliches und Treffliches beſtrebt ſind, der Ehren und Vortheile im höchſten Grade würdig." Es iſt indeſſen zu einer Ausführung dieſer Vorſchläge und Abſichten weder damals noch ſpäterhin recht gekommen, weil es den meiſten Mitgliedern der Geſellſchaft an jenem Gemeingeiſt fehlte, welcher auf eine äußere Aufmunterung verzichtet. Leibnitz gab auch andere Beweiſe ſeines Eifers, entfernten Gelehrten zu dienen. Seinem Ludolf lieferte er die verlangte Beſchreibung eines rabbiniſchen Codex in hebräiſcher Sprache in der kaiſerlichen Bibliothek; und er zeigte ſich bereit, einen griechiſchen Codex ebendaſelbſt für Baluzius (den berühmten Bibliothekar Colbert's), ſo weit ſeine eignen Geſchäfte und Fähigkeiten es zuließen, mit eigner Hand abzuſchreiben, da er in ganz Wien Niemand finden könnte, welcher dieſer Arbeit gewachſen wäre. Denn die Schrift war eine der älteſten und ſchwierigſten, mit vielen veralteten Abkürzungen. „Dazu kommt, bemerkt er für den Stand der damaligen Studien in Wien ſehr bezeichnend: daß in dieſen Landen die griechiſche Literatur und überhaupt die tiefern Studien (studia interiora) weniger im Ganzen betrieben werden, als man leicht glauben ſollte. Die ſtudirende Jugend legt ſich auf die ſcholaſtiſche Philoſophie oder die praktiſche Rechtswiſſenſchaft.“ Er giebt aber auch von ſich ſelbſt zu verſtehen, daß er mit dem Griechiſchen nicht beſonders viel zu thun gehabt, und ihm dieſe Sprache jetzt im Gebrauche faſt gar nicht vorkomme.

Während ſeines Aufenthaltes in Wien machte Leibnitz übrigens auch einen Ausflug nach den reichen Goldbergwerken in Ungarn, um ſeine bergmänniſchen Kenntniſſe zu erweitern.

Endlich im Januar **1689**, nach einem faſt neunmonatlichen Aufenthalte in Wien, machte ſich Leibnitz auf den Weg nach Italien. Von dem Herzog von Modena hatte er die Verſicherung in Händen, aus ſeinem Archiv alles in Perſon erforſchen zu dürfen, was zur Beleuchtung des gemeinſamen Stammes der Häuſer Braunſchweig und Eſte dienen könnte. Er nahm, mit Empfehlungen an die verſchiedenen Höfe, Staatsmänner und Gelehrte in Mittel- und Oberitalien ausgerüſtet, den Weg über Venedig nach Rom. Von Venedig machte er einen Ausflug nach den kaiſerlichen Queckſilbergruben in Iſtrien. „Nach ſeiner Zurückkunft, erzählt Eckhart, ging er von Venedig in einer kleinen Barke ganz allein an der Küſte hin zur See. Es überfiel ihn aber ein gräulicher Sturm, und hat er mir oft erzählet, daß ſeine Schiffer, nicht glaubend, daß er ihre Sprache verſtehe, ſich in ſeiner Gegenwart berathſchlaget, ihn über Bord zu werfen, und ſeine Sachen zu behalten. Er habe aber, ſich nichts merken laſſend, einen Roſenkranz, ſo er bei ſich gehabt, hervorgenommen, und gethan, als wenn er darnach betete; worauf einer gleich ſich gegen die andern erklärt: weil er ſähe, wie der Mann kein Ketzer ſeie, ſo könne er es auch nicht übers Herz bringen, ihn tödten zu laſſen. Er ſei alſo dasmal noch davon gekommen, und bei Meſola ans Land geſtiegen.“

Langſam, an allen Orten forſchend oder beobachtend, rückte Leibnitz auf ſeinem Wege vor, und traf im October 1689, zu Anfang des Pontificats Alexanders VIII, in Rom ein. Sein Ruf war ihm vorangegangen; er erhielt nicht nur freien Zugang zu den reichen Schätzen der Wiſſenſchaft und Kunſt (er benützte vorzüglich die Vatikaniſche und Barberiniſche Bibliothek), ſondern auch die ausgezeichneten einheimiſchen und fremden Gelehrten daſelbſt kamen ihm mit Verehrung und Dienſtfertigkeit entgegen; mit einigen hatte er bereits im Briefwechſel geſtanden. Rom war ſeit mehrern Monaten eines großartigen und merkwürdigen Mäcens beraubt: der Königin Chriſtine von Schweden, welche im April 1689 geſtorben war; aber der rege Geiſt der Wiſſenſchaftlichkeit, welchen ſie in einem dreißigjährigen Aufenthalte den Römern mitgetheilt hatte, lebte noch in ſeiner Friſche. Leibnitz kam zu ſpät, um der Schülerin des Carteſius bekannt zu werden; er beſichtigte nur die reiche Hinterlaſſenſchaft Chriſtinens an Büchern, Handſchriften, Münzen, Gemählden und Statuen, deren Schickſal noch nicht entſchieden war. Wichtiger jedoch ward ihm der Umgang mit Roms Gelehrten. Der Abbate Franceſco Nazari, ein berühmter Mathematiker und Herausgeber des Giornale di litterati in Rom, führte ihn vor andern bei Adrian Auzulus, einem der Begründer der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Paris, und welcher mit Nazari phyſikaliſche Unterſuchungen anſtellte, ein. Mit dieſen beiden Gelehrten hatte Leibnitz viele Unterredungen. Durch ſie lernte er Ciampini kennen, den Gründer einer Academia fisico-mathematica, welche in ſeinem Hauſe zuſammenkam, und welche die berühmteſten Namen zählte, von denen einige durch den Tod oder Auswanderung ausgeſchieden waren, wie Borelli, Caſſini, Lucas Antonio Porzio; noch waren daſelbſt der Pater Eſchinardi, Vitale Giordani, Giorgio Baglivi, Giorgio Lucio, Filippo Bunorotti, Franceſco Bianchini, Antonio Oliva. Leibnitz wurde hier eingeführt und als Mitglied aufgenommen, und er war eben ſo befriedigt von der Humanität, als dem ertragreichen Streben dieſer neuen Freunde, das beſonders durch die, von der Munificenz des gelehrten Stifters herbeigeſchafften ſchönen Inſtrumente begünſtigt wurde. Aber auch die Akademie war von Leibnitz in jeder Hinſicht entzückt, wie aus einem Briefe Bianchini's an Leibnitz, als dieſer ſich auf der Rückreiſe in Venedig aufhielt, hervorgeht. Von ſeiner Leutſeligkeit und ſeiner Gelehrſamkeit war, meldet jener, in der Akademie Ciampini die Rede geweſen; jeder einzelne ließe ihn grüßen, einige hätten es in eignen Briefen thun wollen. Alle baten, daß er ihrer eingedenk bliebe, beſonders wenn einer ſeiner Landsleute einmal den Weg zu ihnen nehmen würde, einer: „qui praeclaram indolis Germaniae nobilitatem, gratiam, excellentiam, studium, imaginem denique Tuam nobis restituat!“ lauten die eigenen Worte. — Es war aber auch keine Zuſammenkunft von Gelehrten in Rom, von welcher Leibnitz nicht als Mitglied oder Gaſt angenommen wurde; vorzüglich erinnerte er ſich ſpäter in ſeinen Briefen an Bianchini, an die Geſellſchaft im Miſſionspallaſte, an eine andere in der Pamphiliſchen Bibliothek, eine endlich in einem Kaffeehauſe: „ad aedes caffeepotarum in ipso aditu angiportas ad D. Ciampinum a Navona ducentis sitas.“ In dieſen Geſellſchaften boten Theologie, Alterthümer und Literatur überhaupt den Stoff. Der berühmte Antiquar Rafael Fabretti, Sekretair des Pabſtes Alexander VIII, machte es ſich zum Vergnügen, Leibnitzen nicht allein ſein eignes reichausgeſtattetes Muſeum zu zeigen, ſondern unter allen öffentlichen Alterthümern umherzuführen. Unter andern führte er ihn auch in die Katakomben, und als Leibnitz nicht glauben wollte, „daß eine gewiſſe röthliche Materie, welche man in den Schalen und Flaſchen, die auf vielen Gräbern ſtehen, ſieht, Blut ſei, das durch die Zeit geronnen wäre, ſondern es vielmehr für Erde oder Staub von dieſer Farbe hielt, ſo miſchte Fabretti, um ihn zu überführen, warmes Waſſer in eine dieſer Schalen, deren Inhalt nach Kurzem ſogleich als wahres Blut ſich zu erkennen gab; worauf wenig fehlte, daß Leibnitz bei ſich überzeugt wurde, und mit vieler Erbauung und Ehrerbietung von den Gräbern der Märtyrer ſich entfernte.“ So der italieniſche Berichterſtatter, welchem wir hier folgen. Was mehr iſt, Fabretti ſelbſt führte nach mehrern Jahren, in ſeinem berühmten Inſchriftwerke, Leibnitz, den proteſtantiſchen Philoſophen, als Autorität gegen diejenigen an, welche leugneten, daß die in den Gefäßen auf den Gräbern der Märtyrer befindliche Röthe Blut bedeutete, und giebt den

Auszug eines Briefes des berühmten Deutſchen an ihn über eine chemiſche Unterſuchung, welche Leibnitz in Rom, in Gegenwart Mehrerer, mit einem Stückchen einer ſolchen Flaſche angeſtellt, und die Vermuthung erlangt hatte, daß die röthliche Materie eher Blut, als aus dem Mineralreich wäre, weil ſie ſich leichter aufgelöſt hätte; was freilich in ſeinen eignen Augen immer nichts bewieſen haben konnte.

Dieſe Gefälligkeit, oder wenn man lieber will, dieſes ſchonende Eingehen in den frommen, aber unſchädlichen Wahn fremder Kirche und Nationalität gewann Leibnitzen das Vertrauen der römiſchen Gelehrten und Großen, und er erhielt gerade dadurch die geeignete Stellung, um die Wahrheit auch von ſeinem, dem proteſtantiſchen Standpunkte aus, zu ſagen. Den Aſtronomen Bianchini in Rom, auch andere Mathematiker, wie ſpäter den großen Geometer Viviani in Florenz, regte er an, bei dem neuen Pabſte Vorſtellungen zu machen, um der Tyrannei einiger geiſtlichen Eiferer gegen die neuere Aſtronomie ein Ende zu ſetzen, und größere Freiheit der Unterſuchung zu gewähren. „Wenn, ſchrieb er vor ſeinem Abgang aus Italien an Bianchini, von Venedig den 18. März 1690, wenn von dir und einigen gleichgeſinnten Freunden in dieſer Sache etwas gethan werden könnte, ſo würdet ihr wahrlich die römiſche Kirche ſelbſt durch keine geringe Wohlthat verpflichten. Denn es kommt nicht wenig darauf an, daß die Verleumdungen derjenigen zu Schanden gemacht werden, welche ſchreien, daß die Wahrheit unterdrückt werde! was dem Anſehen Roms bei höhern Geiſtern und Gelehrten der andern Partheien nicht wenig ſchadet.“ Leibnitz ging noch weiter.

Er ſuchte die Naturforſcher und Geometer in Italien für eine Idee zu gewinnen, welche das Land ſelbſt in ihm erregt hatte, nemlich das Studium der Naturwiſſenſchaften in die Klöſter einzuführen, worüber er ſich in einem Briefe aus Modena, den 31. December 1689, an Magliabechi mit Feuer ausſprach. Er hatte unter andern den gelehrten Pater Sabbatino in Bologna dafür angeregt. „Er hat es ſo gut als ich anerkannt, ſchrieb er, daß alsdann erſt das menſchliche Geſchlecht große Fortſchritte in der Erkenntniß der Natur machen wird, wenn die Wißbegierde dafür bis in die Klöſter dringen, und es ihren Bewohnern zur Frömmigkeit angerechnet werden wird, nach der Entdeckung der bewundernswürdigen Einrichtung der Dinge, von Tage zu Tage nur Hymnen auf die göttliche Weisheit zu ſingen. Denn da ſo viel tauſend Menſchen auf öffentliche Koſten zu dem einen Zwecke unterhalten werden, ihren Geiſt auf die Feier von Gottes Lob zu richten: was, glaubſt du, wird erſt geſchehen, wenn ſo viele vortreffliche Köpfe, welche bisher ihre Kraft in leeren Worten verſchwendeten, ſich vereinigen und mit gemeinſchaftlichem Sinn und Eifer ihren Fleiß auf das Ausbeuten der unerſchöpflichen Fundgruben des göttlichen Ruhms, welche die dazu faſt allein geſchaffene Natur darbietet, richten werden? In zehn Jahren würde mehr geleiſtet werden, als ſonſt ganze Jahrhunderte geben werden. Daher habe ich den Pater Sabbatino aufgefordert, daß er durch ſein Beiſpiel und Ermahnen die Andern anfeuere. Auch dich bitte ich, berühmter Mann, der du bei den meiſten geiſtlichen und den gelehrteſten Männern in den verſchiedenen Orden in Freundſchaft und Anſehen ſtehſt, daß du ihren Eifer zu frommen und dem menſchlichen Geſchlechte unglaublich nützlichen Abſichten anregeſt.“ Eine kühne Idee, die Klöſter gewiſſermaßen in Akademien verwandeln zu wollen! Leibnitz wiederholt dieſe Gedanken in dem nemlichen Briefwechſel, vom Mai 1692, wo er an den, Aufſehen erregenden Streit zwiſchen dem Abbé de la Trappe und Mabillon anknüpft, da erſterer, in dem Extrem einſeitiger Aſcetik, ſo weit ging, alle Studien aus den Klöſtern zu entfernen; weil ſie von der Sorge für das Heil und von den frommen Uebungen entfernten. „Dies wird, ſchrieb Leibnitz, den faulen Bäuchen gefallen, nicht aber einem Bianchini und andern gelehrten Männern unter deinen Freunden .... wenn dieſe Meinung ehemals Fuß gewonnen hätte, ſo würden wir heute keine Gelehrſamkeit haben.... Was iſt doch der Frömmigkeit gemäßer, als die Betrachtung der bewundernswürdigen Werke Gottes und der Vorſehung, welche nicht weniger in der Natur, als in dem Reiche der Geſchichte, und in der Regierung der Kirche und des menſchlichen Geſchlechts hervorleuchtet? Dieſen Studien die Frömmigkeit abſprechen, hieße dieſer die gediegene Nahrung entziehen, und ihr nur die trockenern Meditationen übrig laſſen, von welchen die unbefriedigte Seele leicht zu Speculationen leerer Abſtraction übergeht, welche die Gefahr von Illuſionen mit ſich führen.“

Leibnitz erregte die Bewunderung und Liebe der Römer in einem ſolchen Grade, daß ihm damals, und zwar durch den Kardinal Caſanata, Anträge gemacht wurden, die Stelle eines Cuſtode der Vaticaniſchen Bibliothek anzunehmen, natürlich wenn er die damit verbundene Bedingung erfüllte: die katholiſche Religion anzunehmen. Dieſe einzige Bedingung reichte indeß hin, daß er dieſe hohe Ehre ablehnte. Wir haben über dieſen merkwürdigen Antrag das eigene Bekenntniß Leibnitzens. Als ihm der franzöſiſche Abbé Thorel, welcher eine Zeitlang in Hannover ſich aufgehalten hatte, und daher auch mit der Kurfürſtin Sophie in Briefwechſel ſtand, von Paris im Januar 1699 ſchrieb, daß der Pater Verjus, ein Bruder des Grafen von Crecy, die Abſicht hegte, ihn, Leibnitz von Hannover zu entführen und an die königliche Bibliothek zu ſetzen, drückte Leibnitz in ſeiner Antwort ſein Verwundern darüber aus. „Sie wiſſen, ſetzte er hinzu, daß eine Bedingung daran geknüpft wäre, welche die Sache unmöglich macht. Um Sie darüber urtheilen zu laſſen, mein Herr, brauche ich Ihnen nur zu ſagen, daß ich die Aufſicht über die Bibliothek des Vaticans abgelehnt habe, von welcher man oft zur Kardinalswürde übergeht (que je me suis excusé de la garde de la bibliothéque du Vatican, dont on passe souvent au Cardinalat), wie der Kardinal Noris eben gethan hat. Aber dies alles bleibe unter uns; denn ich prahle nicht gern, obſchon ich Papiere in Händen habe, um zu beweiſen, was ich behaupte.“

Von den höchſten geiſtlichen Würdenträgern in Rom, bei welchen Leibnitz Zutritt hatte, nennen wir den Geſandten Ludwigs XIV, den berühmten Kardinal von Bouillon. Leibnitz erzählt Huygens (vom 21. Juli 1690), daß er in Rom, bei dem Kardinal, der Vorſtellung der aus dem Franzöſiſchen überſetzten Oper Amadis beigewohnt habe.

Unter den Männern, deren Bekanntſchaft und Umgang in

Rom für Leibnitz in hohem Grade anziehend und lehrreich ward, war der Jeſuit Pater Claudius Philipp Grimaldi, welcher damals ſich anſchickte, dem Rufe des gelehrten Kaiſers von China, Cham-Hi, an die Stelle des verſtorbenen Miſſionairs und Jeſuiten Verbieſt, zum Präſidenten des mathematiſchen Tribunals und zum Mandarin, Folge zu leiſten. Das ſiebzehnte Jahrhundert hat überſpannte Begriffe von der Cultur, der Kunſt und Wiſſenſchaft des chineſiſchen Reiches gehabt, welche durch die Berichte der Jeſuiten, die dort als Miſſionaire ihr Glück machten, mit Vorſatz geſteigert wurden. Der ganze Zuſchnitt dieſes merkwürdigen Volkes war von der Art, die Sympathie des Zeitalters Ludwigs XIV zu erregen, auch Leibnitz nährte ſie, wie er denn ſchon als junger Mann, in ſeiner Denkſchrift an Ludwig XIV, um Frankreich zu loben, es das China des Abendlands nannte, und umgekehrt, China das Frankreich des Morgenlandes! Die Unterredungen mit dem Pater Grimaldi gaben dieſem Intereſſe Leibnitzens neue Nahrung; und ihm verdankt man die 1697 erfolgte Herausgabe und Einführung der Novissima Sinica, welchen ſich in den folgenden Jahren mehrere andere Schriften und Briefe theologiſchen und philoſophiſchen Inhalts zur Apologie der Unternehmungen der Jeſuiten in China anſchloſſen. In der Vorrede zu den Novissima Sinica theilt uns Leibnitz mit, was ihm in Rom Grimaldi, voll Bewunderung von der Tugend und Weisheit des regierenden Kaiſers von China, erzählt hatte. „Um nichts von ſeiner Liebe zur Gerechtigkeit, ſeiner Güte gegen die Unterthanen, ſeiner mäßigen Lebensweiſe und den übrigen Lobeserhebungen zu erwähnen, ſo überſteigt, ſagte mir Grimaldi, ſeine außerordentliche Wißbegierde faſt allen Glauben. Er, welchen die Prinzen, ſeine Verwandten und die Großen ſeines Reiches in ehrerbietiger Ferne verehren, lag mit dem Pater Verbieſt im Innern des Pallaſtes täglich drei bis vier Stunden, wie ein Schüler mit ſeinem Lehrer, über mathematiſchen Inſtrumenten und Büchern, und machte darin ſolche Fortſchritte, daß er den Euklides verſtand, und mit Hülfe der Trigonometrie die Bewegung der Himmelserſcheinungen berechnen konnte.“ Leibnitz hat auch noch geglaubt, daß irgend eine tiefere, aber untergegangene Philoſophie und Theologie der Chineſen anzunehmen ſei, welche ſich nur noch in, den Chineſen ſelbſt unverſtandenen Symbolen, erhalten hätte. Er gab ſich wenigſtens alle Mühe, in Uebereinſtimmung mit den Jeſuiten, bei den darüber entzündeten Streitigkeiten, die neuere Religionslehre der Chineſen von dem Verdachte des Atheismus und Materialismus zu befreien. In jene Periode fällt ſeine Erfindung der Rechnung mit 0 und 1 oder der Dyadik, zu welcher ihm die Tetraktys Erhard Weigels Anlaß gegeben haben kann, und deren Elemente er zuerſt in einem Briefe an den Herzog von Braunſchweig-Wolfenbüttel, Rudolph Auguſt, vom 1. Januar 1697 vortrug, wo er in der Dyadik ein anſchauliches Symbol des Hauptgrundes des chriſtlichen Glaubens, nemlich der Erſchaffung der Welt aus Nichts durch die Allmacht Gottes, nachwies. „Daher, heißt es in dieſem Briefe, weil ich anitzo nach China ſchreibe an den Pater Grimaldi, Jeſuiten-Ordens, Präſidenten des mathematiſchen Tribunals daſelbſt, mit dem ich zu Rom bekannt worden, und der mir auf ſeiner Rückreiſe nach China, von Goa aus, geſchrieben; ſo habe gut gefunden, ihm dieſe Vorſtellung der Zahlen mitzutheilen, in der Hoffnung, weilen er mir erzählet, daß der Monarch dieſes mächtigen Reichs ein ſehr großer Liebhaber der Rechenkunſt ſey: es möchte vielleicht dieſes Vorbild des Geheimniſſes der Schöpfung dienen, ihm des chriſtlichen Glaubens Vortrefflichkeit mehr und mehr vor Augen zu legen."

Leibnitz war nächſtdem der Meinung, in ſeiner binariſchen Arithmetik den verloren gegangenen Schlüſſel zu dem Geheimniſſe der von Fohi, dem Stifter des chineſiſchen Reiches, hinterlaſſenen, in dem Buche Yekin enthaltenen, aus geraden und gebrochenen Linien beſtehenden 64 Charaktere wiedergefunden zu haben; und der Jeſuit, Miſſionair Bouvet in China, beſtärkte ihn darin. Dieſe Charaktere und ihr Gebrauch ſtreifen an die Lehre der Combinationen, und von dieſem Geſichtspunkte wurden ſie Leibnitzen ſo intereſſant. Bei dem allen täuſchte ſich Leibnitz doch nicht über den wirklichen Standpunkt der chineſiſchen, ſehr mittelmäßigen Wiſſenſchaft und Bildung; er gab zu, daß die Chineſen an Tiefe der Meditation und in den theoretiſchen Wiſſenſchaften überhaupt, beſonders in der Logik und Metaphyſik; ferner in der Aſtronomie, Geometrie und der Kriegskunſt weit hinter den Europäern zurück wären und unſre Schüler werden müßten: und vielleicht war es der Ueberdruß des Philoſophen an der ihn umgebenden Sittenloſigkeit und Unordnung in Europa, welcher ihn verleitete, ein goldnes Zeitalter reinerer Cultur in der Chineſen kindlicher Pietät, dem Typus ihrer geſellſchaftlichen Einrichtungen, zu wähnen. Man weiß nicht, iſt es ihm Ernſt, wenn Leibnitz in der Vorrede der Novissima Sinica die Bemerkung macht: „es ſcheine ihm, wenn er die ins Unermeßliche zunehmende Sittenverderbniß in Europa betrachte, faſt nothwendig, daß die Chineſen zu uns Miſſionaire abſchickten, um uns den Zweck und die Uebung der natürlichen Theologie zu lehren, wie wir Miſſionen zu ihnen ſchicken, um ſie in der geoffenbarten Theologie zu unterrichten." Jene klugen Rückſichten, welche die Jeſuiten in China auf die dort vorhandenen religiöſen und ländlichen Sitten und Meinungen nahmen und dadurch Vertrauen erwarben, was zu Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts einen heftigen Sturm von Seiten ihrer Gegner gegen ſie herbeiführte, dem ſie zuletzt unterlagen, fanden an Leibnitz einen offenen und beharrlichen Vertheidiger; und die Jeſuiten in Rom ſelbſt haben ſich nicht beſſer, als durch das Anſehen eines Proteſtanten zu ſchützen gewußt! Die feine combinirende Staatsklugheit dieſes Ordens bot, man kann es nicht leugnen, eine Seite dar, die, abgeſehen von den Zwecken, welche ſie verfolgten, ihnen Leibnitz zum Freunde machen mußte. Er nahm daher, wie geſagt, zu den Zeiten ihrer beginnenden Verfolgung ihre Parthei, und ſuchte überhaupt die Quelle derſelben in der Mißgunſt und dem Neide der übrigen Orden. „Daß die Jeſuiten, ſchrieb Leibnitz an den Herausgeber der Monatlichen Unterredungen, W. E. Tenzel, im December 1692, ſo viel Feinde haben bei ihren eigenen Glaubensgenoſſen, kommt großentheils davon her, daß ſie ſich für Andern herfürthun und floriren. . . . Es iſt kein Zweifel, daß es ehrliche und wackere

Leute unter ihnen giebt. Dies aber iſt nicht ohne, daß ſie oft zu hitzig, und mancher unter ihnen dem Orden per fas und nefas dienen wollen. Aber es gehet überall nicht anders her; bei den Jeſuiten iſt es merklicher als bei den andern, weil ſie auch für Andern den Leuten in Augen ſeyn." — „Ich wollte ihnen aber deswegen nicht rathen, ſchrieb er bei einer ähnlichen Gelegenheit, ihre habenden Vortheile fahren zu laſſen." Den traurigen Ausgang der Schöpfungen der Jeſuiten in China und die Verbannung des Chriſtenthums aus dieſem Reiche hat Leibnitz nicht mehr erlebt. Nicht alle Jeſuiten erkannten übrigens die höhern philoſophiſchen Motive der ihnen von Leibnitz zu Theil werdenden Apologie, und oft genug hatte er ihre Zudringlichkeit im Einzelnen abzuwehren, wobei er ſie nicht immer ſchonte; wie den gelehrten Jeſuiten Annibal Marchetti in Florenz, welcher ſich vermaß, ihn „bei den Flammen der Hölle, welche ihn unfehlbar erwarteten," zur Bekehrung aufzufordern, und ihn auf Becanus und Bellarmin zu verweiſen. Leibnitz gab ihm in ſeiner Antwort, vom **29.** October **1701**, zu erkennen, wie gut er wiſſe, durch welche Kluft die evangeliſche Kirche von der römiſchen getrennt ſei; nichts deſto weniger aber begünſtige er der Jeſuiten Fortſchritte in China, „weil es beſſer ſei, das verunreinigte Chriſtenthum dort einzuführen, als gar keines (nam praestat inquinatam de Christo doctrinam illic introduci, quam nullam)." Es war übrigens zu einer Zeit, da Leibnitz daran arbeitete, England und Preußen zu evangeliſchen Miſſionen nach China zu bewegen.

Schon bei dem erſten Anknüpfen der Bekanntſchaft mit Grimaldi in Rom hatte Leibnitz außer andern auch die Beförderung der Länder-, Völker- und Sprachkunde von Hochaſien, welches damals noch ſehr unbekannt war, im Auge, und traf deshalb mit dem gelehrten Jeſuiten die Verabredung eines Briefwechſels nach Indien und China. Seinerſeits ließ er ſich bald nach ſeiner Rückkehr aus Italien angelegen ſein, dem deutſchen Sinologen Andreas Müller in Berlin das Verſprechen einer Clavis Sinica für Grimaldi abzunehmen: doch die finſtere Mißgunſt, an welcher dieſer Gelehrte ſich verzehrte, und welche machte, daß er, trotz den Ermahnungen Leibnitzens und Ludolfs, und ſelbſt den Befehlen des Kurfürſten von Brandenburg, nichts von ſeinen Schätzen herausgab, und ſie ſogar vor ſeinem Tode vernichtete, brachte Grimaldi um die ihm zugedachte Unterſtützung. Als nach deſſen Abreiſe der König von Polen, Johann Sobieski, auf die Fürſprache von Leibnitzens Freunden, der Pater Vota und Kochanski, Empfehlungsſchreiben für Grimaldi an den Schach von Perſien ſchickte, ließ Leibnitz an Grimaldi ſeine Fragen über die Lage und die Sprachen der Völker, durch welche er reiſte, mitbefördern. Grimaldi hatte indeß Perſien ſchon hinter ſich, als dieſe Briefe für ihn eintrafen; er erhielt ſie jedoch ſpäter, und zeigte Leibnitz aus Goa, den 6. December 1693, ihren Empfang an, mit dem Verſprechen, bald nach ſeiner Ankunft in Peking, ihn nach Kräften zu befriedigen. Leibnitzens Briefwechſel regelmäßiger nach Indien zu befördern, unternahm ſpäterhin der Pater Verjus, Secretair des Pater de la Chaiſe, Beichtvater Ludwigs XIV, und der General-Agent der

Jeſuiten in Rom, Pater Ptolemai. Leibnitz wiederum bot ſich ſeinen Freunden in Deutſchland, beſonders Hiob Ludolf, als einen Kanal an, um etwanige wiſſenſchaftliche Fragen verſchiedener Art nach Indien gelangen zu laſſen. —

Nach einem kurzen Ausfluge von Rom nach Neapel, von welchem nichts als eine einzelne, doch ſichere Spur in einem Briefe Leibnitzens an La Croze, vom 3. Mai 1704, vorkommt, verließ Leibnitz die Hauptſtadt Italiens, wo er im Ganzen nicht viel über einen Monat geweſen zu ſein ſcheint, und begab ſich nach Florenz. Er ward am dortigen Hofe von dem Großherzoge und den Prinzen ſehr günſtig aufgenommen, am meiſten von dem gelehrten Kenner der Mathematik, dem Prinzen Gaſto von Toscana, welcher es nicht unter ſeiner Würde hielt, ſpäterhin einmal (im Jahre 1692) Leibnitzen ein ihm von dem florentiniſchen Geometer Viviani, dem letzten Schüler Galilei's, geſtelltes Problem, durch den toscaniſchen Geſandten in Wien zukommen zu laſſen, welches Leibnitz denſelben Tag durch die Differenzial-Rechnung auf unendliche Arten gelöſt hat. (Die Constructio testudinis quadrabilis hemisphaericae). Außer Viviani lernte Leibnitz in Florenz einen trefflichen Mathematiker und vielſeitig unterrichteten Mann, den Abt Bodenus, Baron von Bodenhauſen, deutſcher Herkunft, früher Erzieher des Erbprinzen von Toscana, kennen. Aber die zuvorkommendſte Aufnahme fand Leibnitz bei ſeinem Freunde Magliabechi, welcher ihn als Bibliothekar bei ſeinen hiſtoriſchen und antiquariſchen Nachforſchungen unterſtützte. Leibnitz drückte ihm ſeinen Dank und ſeine Verehrung durch ein uns erhaltenes Gedicht: Elegia ad Magliabechum, aus, worin er dieſem vorzüglichen, doch durch manche Sonderbarkeit ausgezeichneten Gelehrten Vorwürfe machte, daß er mit ſeinen Reichthümern zu ſparſam gegen die Welt ſei. Magliabechi wohnte, aß und ſchlief umgeben von ſeinen Büchern, hatte eine unermeßliche Beleſenheit, von welcher ſeine Freunde Nutzen, er aber wenig Ruhm zog. Daher ruft ihm Leibnitz zu:

Quid juvat, immensas librorum condere moles,
  Queis tua Pyramidas provocat arcta domus?
Omnia quid legisse juvat, tibi si legis uni?
  Et paucis viva est bibliotheca domi?
Incipe jam tandem diffundere flumina mentis,
  Incipe doctrinae spargere grandis opes!

Darauf ſucht er Magliabechi durch die Erinnerung des goldnen Zeitalters der Wiſſenſchaften unter den Medicäern, deren Nachkommen er diente, anzufeuern; und feiert die Namen der neuern Florentiner Galilei, Toricelli, Magaletti, Viviani und Anderer:

Qui Florentinas posset comprendre laudes,
Hic studiorum idem conderet historiam. —

Mit vielen Empfehlungsſchreiben von Magliabechi an die ausgezeichnetſten Gelehrten Oberitaliens verſehen, begab ſich Leibnitz von Florenz nach Bologna. Hier lernte er den Chemiker und Mathematiker, Domenico Guilielmini, kennen, welcher eine ſo große Hochachtung für Leibnitz faßte, daß er ihn das nächſte Jahr in ſeinem Streite mit dem Marburger Profeſſor Papin über das Maaß der fließenden Waſſer, worüber er eine neue Methode bekannt machte, öffentlich zum Schiedsrichter wählte; Leibnitz entſchied den Streit durch

Vermittelung des Richtigen auf beiden Seiten. Guilielmini führte ihn zu dem berühmten Anatomen Malpighi, mit welchem er „viele Stunden in den anmuthigſten Unterredungen mit Nutzen zubrachte.“ Des Paters Sabbatino in dieſer Stadt haben wir oben gedacht.

Zu Ende des Jahres 1689 traf Leibnitz endlich in Modena ein. Hier wußte er ſich an dem Ziele ſeiner genealogiſchen Forſchungen, dem eigentlichen Zwecke ſeiner Reiſen. Durch die ihm mit aller Bereitwilligkeit aufgeſchloſſenen archivariſchen Schätze entdeckte er wirklich, durch Aufhellung unzähliger Irrthümer eines Faleti, Pigna und ähnlicher Geſchichtſchreiber des Hauſes Eſte: den durch ſie mehr verdunkelten als bewieſenen Zuſammenhang dieſes Hauſes mit dem Hauſe Braunſchweig (wie er Magliabechi ſchrieb), als unzweifelhaft: „certis demonstrationibus diplomatum et monumentorum.“ In kurzem erhielt er dafür eine Beſtätigung mehr; er entdeckte nemlich bei einem Ausfluge in der Abtei la Vadia della Vangadizza, einem Karmeliterkloſter an der Etſch, die Grabſchriften der alten Markgrafen von Eſte und ihres gemeinſchaftlichen Stammvaters Azo. Früher hatten Forſcher, wie Ducange und Juſtellus, an dieſer Verwandtſchaft gezweifelt, und da Leibnitz bereits vor ſeiner Reiſe mit dem berühmten Mabillon, dem Vater der Diplomatik, ſich in Verbindung geſetzt hatte, ſo erſuchte er jetzt Magliabechi, der mit ihm in Briefwechſel ſtand, ihm ſeine Entdeckung mitzutheilen.

Vor allem berichtete Leibnitz den gemachten Fund (zum Schluſſe des Jahres 1689) ſeinem Herrn, dem Herzoge Ernſt Auguſt, wie der Herzogin, und in ſeinem Briefe an die geiſtreiche Fürſtin knüpfte er daran entſprechende Wünſche für das Heil und die Größe des fürſtlichen Hauſes, nicht ohne eine beſtimmtere Beziehung zu einem Plane, der mit ſeinem Aufenthalte in Modena zuſammenhing. Schon früher hatte man in Hannover eine Verbindung zwiſchen dem Herzoge von Modena und einer braunſchweigiſchen Prinzeſſin, einer der Töchter des Herzogs Johann Friedrich, eingeleitet, aber die Unterhandlung hatte, durch die Ungeſchicklichkeit des Beauftragten, zu keinem Ziele geführt. Leibnitz muß damals den Auftrag erhalten haben, den Faden von neuem anzuknüpfen; denn die Herzogin drückt in ihrer Antwort, voll Verehrung gegen Leibnitz, aber auch voll launigen Muthwillens gegen den verunglückten Diplomaten, die Hoffnung aus, daß er glücklicher als er ſein werde. Sie ſchrieb ihm: „Sie geben den guten Wünſchen, welche Sie mir zu dieſem neuen Jahre darboten, eine ſo angenehme und verbindliche Wendung, daß ich ſie deshalb denjenigen vorziehe, welche ich von den Königen und Fürſten erhalten habe. Das Schickſal wird ihren Ausgang anordnen; und in dieſer Hinſicht ſind die der größten Monarchen und die Ihrigen gleich für mich. Ich wünſche Ihnen meine Erkenntlichkeit durch die That zu beweiſen, und Ihnen zu zeigen, wie hoch ich Ihre Freundſchaft ſchätze. Könnten Sie dem Herrn Herzog von Modena die eine unſerer Prinzeſſinnen zum Neujahrsgeſchenke geben, ſo würden Sie dieſes Haus ſehr erfreut haben. Der Herr Herzog hatte vordem den Grafen Dragoni in dieſer Sache gebraucht, der ſehr ſchlechten Erfolg darin gehabt hat; worüber ich mich nicht wundere, weil ich in einem Briefe meines ſeligen Bruders, des Kurfürſten, gefunden habe: que le derrière avoit une grande liaison avec la glandule dont Mr. Descartes parle, et le Comte se trouvant beaucoup incommodé de cette partie, il n'est pas étrange qu'il ait si mal negocié. Da die Ihrige in beſſerer Verfaſſung iſt, ſo könnten Sie glücklicher ſein, was ich ſehr wünſche, ſo wie, Sie dieſen Frühling in guter Geſundheit wieder zu ſehen, um mir, während der Herzog bei der Armee ſein wird, Geſellſchaft zu leiſten.“ In der Nachſchrift heißt es: „Ihre Bibliothek hat ſich in ein Theater verwandelt, wo man die ſchönſten Opern von der Welt aufführt. Sgr. Hortenſio (Hortenſio Mauro, Hofdichter des Herzogs von Hannover) macht den Text, und Sgr. Steffani, welcher im Dienſte des Herrn Kurfürſten von Bayern war, die Muſik. Sie ſehen daraus (ſetzte ſie mit Anſpielung auf die damals noch friſche Verheerung der Pfalz hinzu), daß die Franzoſen unſere Staaten noch nicht verbrannt haben.“ —

In der That wird Leibnitz in ſeinen Unterhandlungen am Hofe von Modena glücklicher geweſen ſein, wenn man ihm anders an dem endlichen Erfolge einen Theil zuſchreiben muß. Zwar vergingen bis dahin noch einige Jahre, aber den 28. November 1695 war Leibnitz Zeuge der Vermählung des Herzogs von Modena mit der Prinzeſſin Charlotte von Braunſchweig-Wolfenbüttel in Herrenhauſen. Er feierte dies Ereigniß durch die Darſtellung der genealogiſchen Entdeckungen, welche er in Modena gemacht hatte, in der Schrift: Lettre sur la connexion ancienne des maisons de Brunswic et d'Este, welche an Ort und Stelle in einer italieniſchen Ueberſetzung von dem Abbate Guidi erſchien. In der Handſchrift benutzt wurde noch ein dazu gehöriger Aufſatz: Quelques remarques sur la famille, parenté et alliance de Madame la Princesse Charlotte, maintenant Duchesse de Modène. Gleichzeitig wurde nach Leibnitzens Angaben eine Schaumünze auf dieſe Verbindung geſchlagen, auf deren Revers man einen Fluß ſah, welcher ſich in zwei Theile theilt, die nach langem Laufe durch einen Kanal verbunden werden, mit der ſinnreichen Deviſe: Commercia reddit, eine Anſpielung auf die Verbindung der Völker durch die Kanäle. Leibnitz machte nicht lange darauf einen neuen Gebrauch von jenen genealogiſchen Denkſchriften, welche den Glanz des welfiſchen Hauſes erhöhten: nemlich in der Unterhandlung, welche er mit dem Baron von Boineburg am kaiſerlichen Hofe für die Verbindung des römiſchen Königs Joſeph (nachmals Kaiſer Joſeph I) mit der andern Prinzeſſin des Herzogs Johann Friedrich, Wilhelmine Amalie, anknüpfte; und auch dieſe ward, wie bekannt, mit dem glücklichſten Erfolge gekrönt.

Während ſeines Aufenthaltes in Modena, welcher ſich auf zwei Monate erſtreckte, machte Leibnitz mit dem dortigen gelehrten Arzte Ramazzini Bekanntſchaft; und dieſer ſchickte ihm zwei Jahre darauf ſeine, in der Geſchichte des öffentlichen Geſundheitsweſens Epoche machenden Annalen der Lombardei, auf welche Leibnitz vielleicht nicht ohne Anregung geweſen iſt; wenigſtens empfahl er ſie den deutſchen Aerzten, gelehrten Geſellſchaften und Regierungen dringend zur Nachahmung. Er machte in einem Briefe an den Hofrath Hertel, vom 9. Juli

1691, den Vorſchlag, daß die Aerzte in allen und den verſchiedenen deutſchen Landen ihre Beobachtungen ſammeln und dem Präſidenten der naturforſchenden Geſellſchaft, **Societas Naturae Curiosorum**, in Wien, einſchicken ſollten, welcher ſie den jährlichen Ephemeriden der Geſellſchaft anhängen müßte. Leibnitz ſah indeß dieſe Vorſchläge erſt in Erfüllung gehen, als er in Berlin, als Präſident der Societät der Wiſſenſchaften, welche er gründen half, auf den Geiſt der innern Verwaltung Einfluß erhalten hatte.

Die letzte Zeit ſeiner italieniſchen Reiſe, im Februar und März **1690**, verlebte Leibnitz in Venedig, wo viele Geſchäfte und Aufträge ſeiner warteten, welche ſich vor ſeiner Abreiſe ſo gehäuft hatten, daß er nicht mehr von Venedig aus ſich von Magliabechi ſchriftlich verabſchieden konnte. Aus ſeinen früheren Briefen von dort an dieſen Gelehrten ſehen wir noch, daß ſeine Wißbegierde nach literariſchen Neuigkeiten oder Merkwürdigkeiten dort wenig befriedigt wurde; wiewohl ſie ganz leer nicht ausging. Ein gelehrter Edelmann, Andreini, führte ihn bei mehrern gelehrten Patriciern ein, bei Foscarini, welchem die Republik die Fortſetzung ihrer Geſchichte durch Nani aufgetragen hatte; bei dem Senator Girolaho Corraro, m einem guten Münzkenner, bei Dandolo, Verfaſſer eines trefflichen Buches über die türkiſche Literatur, und noch Andern. Stoff zu immer erneuter Beobachtung und Naturforſchung bot Leibnitz die Natur um Venedig. Er unterſuchte die Lagunen und machte einen Ausflug nach den Bergwerken in Illyrien. Wir dürfen auch einige Ausflüge nach verſchiedenen Städten Ober-Italiens nicht unerwähnt laſſen, wie nach

Padua, wo Leibnitz einen jungen, talentvollen Profeſſor der Medicin und Aſtronomie, Spoleto, aufmunterte, nach dem Vorgange des berühmten Borelli, die Medicin durch die Mathematik aufzuklären, „mathematicum inter medica agere.“ Endlich ſei des bekannten ſchönen Schreibens gedacht, welches Leibnitz, eine Woche vor ſeinem Abgang aus Italien, den **23.** März **1690**, an Anton Arnaud richtete, worin er zeigt, daß die Meditationen über ſpekulative Philoſophie, mitten unter den unendlichen Zerſtreuungen und zum Theil ſehr wenig philoſophiſchen Aufgaben, welche auf ihm lagen, ihn nie verlaſſen hatten. Das ganze Schreiben athmet jene innere Befriedigung, jene erhöhete Friſche von Geiſt und Gemüth, welche den Fluß ſeiner beſten Kräfte verſtärkten und erleichterten, und Leibnitz muß wohl ein Philoſoph geweſen ſein, wenn er am Ziele ſo vieler Anſtrengungen am liebſten in der Philoſophie, geſammelt, ausruhte. „Da dieſe Reiſe, ſchrieb er, zum Theil gedient hat, mich von den gewöhnlichen Beſchäftigungen zu befreien, und meinem Geiſte Erholung zu geben, ſo habe ich die Genugthuung gehabt, mit mehrern geſchickten Perſonen über Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit Unterredungen zu pflegen, und einigen unter ihnen habe ich meine eigenthümlichen Gedanken, welche Ihnen bekannt ſind, mitgetheilt, um von ihren Zweifeln und Schwierigkeiten zu lernen; mehrere von ihnen, welchen die gemeinen Lehren nicht genug thaten, haben in einigen meiner Anſichten außerordentliche Befriedigung gefunden.“ —

Den Rückweg nach Hauſe nahm Leibnitz auf Befehl des Herzogs, ſeines Herrn, wieder über Wien, um, wie er Magliabechi nach ſeiner Rückkehr ſchrieb, am kaiſerlichen Hofe ſich gewiſſer ihm aufgetragener Geſchäfte zu entledigen. Im Monat Juni 1690 traf er, nach faſt zweiundeinhalbjähriger Abweſenheit, in Hannover wieder ein. Die Sichtung und Benutzung der auf der langen Reiſe gewonnenen hiſtoriſchen Ausbeute mußte aber ſofort gegen dringendere Aufgaben des Augenblicks, von politiſcher, ſtaatsrechtlicher Natur zurücktreten; ſeines Briefwechſels mit Peliſſon, welcher ſich gleichzeitig anknüpfte, zu geſchweigen. Jene Aufgaben betrafen zunächſt die von dem Herzoge Ernſt Auguſt noch vor dem Ausbruche des Reichskrieges von 1688 erhobenen, und während deſſelben eifrig betriebenen Anſprüche auf den Rang und die Würde eines Kurfürſten des römiſchen Reichs, für welche, dem Vermuthen nach, Leibnitz in Wien, ſowohl bei ſeinem erſten als zweiten Aufenthalte, thätig geweſen iſt. Die Miniſter von Hannover hatten viele Hinderniſſe zu überwinden, bis endlich die Sache ſo weit gerieth, daß im October 1692 durch ein Concluſum des Kurfürſten-Collegium zu Regensburg Ernſt Auguſt, gegen große Opfer an Kaiſer und Reich, zum neunten Kurfürſten ernannt ward. Aber lange blieb eine hartnäckige und leidenſchaftliche Oppoſition gegen dieſe Erhebung eines proteſtantiſchen Fürſten, ſelbſt von der proteſtantiſchen Parthei. Bei den einen war es Eiferſucht, und zu dieſen gehörte der eigene Vetter des neuen Kurfürſten, der Herzog Anton Ullrich, als Senior des braunſchweigiſchen Hauſes; bei den katholiſchen Mitgliedern des Reichs, an deren Spitze der Kurfürſt von Mainz, ein Neffe Johann Philipps von Schönborn, ſtand, waltete das Motiv oder der Vorwand der beeinträchtigten Kirche und

Religion; noch andere hielten eine ſolche Aenderung in der Verfaſſung des Reichs aus Princip für gefährlich, und zu dieſen gehörte ſelbſt der redliche Hiob Ludolf, deſſen Urtheil allerdings von dem Intereſſe der ſächſiſchen Häuſer abhängig war, denen er als Reſident diente, und welche zu den Gegnern Hannovers gehörten. Nach allen dieſen verſchiedenen Richtungen griff Leibnitz vermittelnd und aufklärend ein, ſo wie er, während der ganzen Verhandlungen, durch ſchriftliche Deductionen aus der Geſchichte und dem Staatsrechte den Miniſtern des Hauſes hülfreich zur Hand ging. Um den Kurfürſten von Mainz von ſeinem Widerſtande abzubringen, benutzte Leibnitz ſeine eigne, von ihm niemals aufgegebene perſönliche Stellung zu dem Hauſe Schönborn, und wandte ſich in dieſer Rückſicht an den Baron von Boineburg, ſeinen ehemaligen Zögling, welcher als erſter Kammerherr des Kaiſers und, ſeit 1694, als Hofrath am kaiſerlichen Hofe lebte. Dieſe Vermittelung führte auch zum gewünſchten Ziel, wie uns ein Brief von Leibnitz an den Baron von Boineburg, vom vom 25. October 1697, lehrt, wo er ihn erſucht, auch das letzte bei dem Kurfürſten bewirken zu helfen: nemlich die feierliche Einführung des Kurfürſten von Hannover in das Kurfürſten-Collegium, was jedoch erſt ſpäter erfolgte.

Vor ſeinem Freunde Ludolf dagegen hob Leibnitz die Gefahren für die proteſtantiſche Religion und ſelbſt für die Selbſtſtändigkeit Deutſchlands hervor, welche die hartnäckige Weigerung, den neuen Kurfürſten anzuerkennen, von Seiten der proteſtantiſchen Stände herbeiführen würden. Hier wirft er merkwürdig prophetiſche Blicke in die Zukunft. So, wenn er ihm den 6. Mai 1693 ſchreibt: „Der Grund, warum man ſich wegen des neunten Kurfürſtenthums Mühe gegeben hat, iſt leicht zu faſſen: indem ja die alten in Gefahr ſchweben, und ſie nicht mehr, wie ehedem, in der Mitte, ſondern an den Gränzen des Reichs gelegen ſind.“ Hier fährt Leibnitz fort: „Ich fürchte nachgerade, daß die Noth uns endlich zwingen wird, noch mehr Kurfürſtenthümer zu gründen, aus der von mir angegebenen Urſache: damit nicht eines Tages Frankreich durch ſeine Macht am Rheine in dem Kurfürſten-Collegium prädominire.“ Und in demſelben Sinne, December 1693: „Soll ich dir ſagen, was ich vielmehr fürchte? daß wenn die Franzoſen den Rhein erobern und ihrem Lande einverleiben, durch Einen Strich der mittlere Theil des Kurfürſten-Collegiums abgeſchnitten wird, und der ganze Körper des Reichs durch die Erſchütterung ſeiner Fundamente über den Haufen falle!.... Dies ſollte, glaube ich, uns mehr Sorge machen, als um Ehren und Ceremonien zu ſtreiten... Du ſprichſt ganz recht mit Ariſtoteles: es ſei Pflicht des guten Bürgers, den vorhandenen Zuſtand des Staates zu erhalten; aber eben dieſes kann nur durch wirkſame Entſchlüſſe geſchehen. Der rechte Arzt wird den gegenwärtigen Zuſtand des Körpers erhalten, wenn er geſund iſt, ihn aber verbeſſern, wenn er krank iſt. — Welcher Proteſtant würde nicht vor zwanzig Jahren frohlockt haben, wenn ſich ihm die Hoffnung, für ſeine Parthei eine neue Kurwürde zu erlangen, gezeigt hätte?“ ſchrieb er drei Jahre ſpäter an Ludolf.

Einen unvorhergeſehenen Kampf hatte aber Leibnitz für das neue Kurfürſtenthum in einer an ſich ſelbſt ganz äußerlichen und ziemlich unwichtigen Sache zu führen. Es betraf das vom Kaiſer Hannover beigelegte Erzamt, wozu die Führung des Reichsbanners vorgeſchlagen, und von dem in Wien befindlichen Präſidenten Grote angenommen wurde, ohne daß man ein beſonderes Gewicht darauf legte. Ein ſolches erhielt die Sache erſt, als unvermuthet der Herzog von Würtemberg durch ſeinen Geſandten in Wien und Regensburg gegen die Verleihung des Reichsbanners an Hannover proteſtirte, und durch ſeine Publiciſten darthun ließ, dies ſei ein Eingriff in das dem Hauſe Würtemberg ſchon im Jahre 1336 verliehene Amt der Reichsſturmfahne. Noch während der darüber gepflogenen Unterhandlungen bereitete Leibnitz, vor Ausgang des Jahres 1692, ſeine Denkſchrift vor: „Ueber den Unterſchied des Reichsbanners von der Würtembergiſchen Sturmfahne;“ und als zwei Jahre ſpäter von Seiten Würtembergs (aus der Feder des Staatsrechtslehrers und Hofraths in Stuttgard, Pregitzer) eine Deduction für ihre Anſprüche herausgegeben wurde, ſetzte ihnen die kurfürſtliche Regierung in Hannover, im Jahre 1695, die von Leibnitz verfaßten, doch nicht mit ſeinen Namen verſehenen: „Wechſelſchriften vom Reichsbanner, in ſich haltend einen Beweis vom Unterſchied zwiſchen demſelben und der Würtembergiſchen Sturmfahne. Dann ferner die hochfürſtliche Würtembergiſche Deduction ſammt der Beantwortung, auch dazu gehörenden Beilagen und Kupfern“ entgegen. Leibnitz wies, auf Grund heraldiſch-genealogiſcher Unterſuchungen und Beweiſe, die Anſprüche Würtembergs zurück, und zwar aus wirklicher Ueberzeugung vom guten Rechte ſeines Hauſes; er zeigte, daß das Reichsbanner

„Niemand aber erblich zugeſtanden, ſondern bei anſtändigen, wichtigen Begebenheiten einem dazu erwählten zeitlichen Reichsbanner-Herrn nach Gelegenheit aufgetragen worden; wiewohl dergleichen innerhalb zwei hundert Jahren, ſeither dem Zug Kaiſer Friedrichs gegen Herzog Karl von Burgund nicht geſchehen.“ Leibnitz hatte ſich bis in das Einzelne dieſer trockenen, an ſich ziemlich gleichgültigen, und ſeines Geiſtes kaum würdigen Frage widmen müſſen; hat ihr aber dennoch den Stempel ſeines Geiſtes durch die erſchöpfendſte Gründlichkeit und das Streben, überall an univerſalhiſtoriſche Fragen, wenn auch nur anzuſtreifen, und endlich durch den ihm eigenen urbanen Ton aufgedrückt. Schade nur, daß ſo viele Mühe wieder fruchtlos blieb. Denn Würtemberg behielt den Sieg, und der Kaiſer ertheilte dem Herzoge von Hannover die Belehnung ohne ein Erzamt. Nichts deſto weniger zog ſich der Streit über die neue Kur noch in das achtzehnte Jahrhundert hinüber; erſt der Nachfolger Ernſt Auguſts, der Kurfürſt Georg Ludwig, gelangte zum anerkannten Beſitze ſeiner Würde und zur Ausübung ihrer Rechte.

In Anerkennung der Verdienſte Leibnitzens um den Glanz und die Macht ſeines Hauſes erhob der Kurfürſt Ernſt Auguſt ihn im Jahre 1696 zu dem Range eines Geheimen Juſtizraths, dem nächſten nach dem ehemaligen Range eines Kanzlers, welchen die deutſchen Fürſten nach dem weſtphäliſchen Frieden allmählig eingehen ließen. Der letzte Kanzler von Hannover, welcher 1669 geſtorben war, hieß Langerbeck. Ludolf Hugo war nur Vicekanzler; und als dieſer im Jahre 1704 mit Tode abging, ließ man auch dieſe Stelle eingehen.

Leibnitz hatte damals den Ehrgeiz, in dieſe Würde hinaufzurücken; allein ſo groß er auch da ſtand, und obgleich ſowohl die Kurfürſtin Sophie, als auch deren Tochter, die Königin von Preußen, ihn auf ſeinen Wunſch bei dem Kurfürſten Georg Ludwig unterſtützten, ſo half es ihm nichts. Die durch den Tod des Vicecanzlers Hugo erledigte Abtei oder Probſtei von Ilefeld wünſchte ſich Leibnitz zu gleicher Zeit. In ſeinem Memorial an den Kurfürſten hat er auch den Beweggrund gebraucht, daß er die Erziehungsanſtalt in Ilefeld empor zu bringen hoffen könnte. Die Kurfürſtin Sophie geſtand ihm damals offen, daß ſie nichts vermöchte, und wunderte ſich dabei, daß er Neigung haben könne, einem Juſtiz-Collegium vorzuſtehen. „Wenn man Ihnen Gerechtigkeit wiederfahren ließe, ſchrieb ſie ihm aus Herrenhauſen, den 3. September 1704, ſo könnte man keine Perſon zu dem von Ihnen gewünſchten Amte wählen, welche mehr Billigkeit und Gerechtigkeit hätte. Aber wie ich von weitem habe bemerken können, ſo zweifelt man, daß Ihr Fleiß ſich auf unangenehme Gegenſtände (à des choses fâcheuses) legen könnte.“ Und bald darauf, vom 13. September: „Herr Molanus hat lange mit mir darüber geſprochen und iſt ebenſo verwundert, als ich, daß ein freier und zu tauſend guten Dingen nützlicher Geiſt ſich ſo viel unangenehmen Geſchäften unterwerfen könnte. Ja wenn unſre Geſetze ſo gut wären, wie bei den Türken, wo man nach der Billigkeit entſcheidet! . . .“

Seit ſeiner Rückkehr aus Italien laſtete indeß nichts ſo ſehr und beſtändig auf ſeinen Schultern, als die Geſchichte des

Hauſes Braunſchweig, welche gewiſſermaßen eine Lebensaufgabe von nun ab geworden war. Gerade der damit verbundene äußere Zwang beengte dieſen hohen Geiſt, welcher ſeine eigentliche Heimath in der unendlichen Welt der Ideen hatte. Die erſte Anlage dieſes großen Werkes legte er im Jahre **1692** dem Kurfürſten, ſeinem Herrn, vor, der ihr ſeinen Beifall gab. Doch von der Anlage bis zur Ausführung war der Weg zu lang, zu verwickelt: die Arbeit war nicht für einen Leibnitz gemacht; er konnte es nie über ſich gewinnen, nur einen ſeiner unüberſehbaren Entwürfe für die Wiſſenſchaften für lange oder für immer fallen zu laſſen; ſie ſtanden faſt alle zu gleicher Zeit vor ſeinem Geiſte; am wenigſten alſo hat ſich Leibnitz einem Werke compilatoriſcher Art ausſchließlich hingeben können.

Seine hundertfältig ſich zerſplitternde Thätigkeit gerade in dieſer Epoche muß man aus ſeinen eignen Bekenntniſſen in den Briefen an verſchiedene Gelehrte kennen lernen. Den 5. September **1695** ſchrieb Leibnitz an Placcius: „Wie außerordentlich zerſtreut ich bin, läßt ſich nicht ſagen. Ich ſuche Verſchiedenes in den Archiven, nehme alte Papiere vor Augen, und ſuche ungedruckte Manuſcripte zuſammen, mit deren Hülfe ich für die Geſchichte des Hauſes Braunſchweig Licht zu gewinnen hoffe. Briefe empfange ich und erwiedere ich in großer Anzahl. So viel Neues aber habe ich in der Mathematik, ſo viele Gedanken in der Philoſophie, ſo viele andere literariſche Beobachtungen, welche ich nicht umkommen laſſen möchte, daß ich oft nicht weiß, was ich zuerſt thun ſoll, und die Wahrheit des Ausrufs bei Ovid fühle: Inopem me copia fecit! Zwanzig Jahre und darüber ſind es her, daß die Franzoſen und Engländer meine Rechenmaſchine geſehen haben ... ſeit dieſer Zeit haben Oldenburg, Huygens und Arnaud, ſie ſelbſt und durch ihre Freunde mich aufgefordert, eine Beſchreibung des künſtlichen Werkes herauszugeben, was ich immer aufgeſchoben habe, weil ich nur erſt ein kleines Modell der Maſchine hatte, hinreichend zur Demonſtration für den Mechanikus, aber nicht für den Gebrauch. Jetzt iſt, mit Hülfe von Arbeitern, welche ich mir habe kommen laſſen, die Maſchine fertig geworden, bei welcher man die Multiplicationen bis zu zwölf Zahlen führen kann. Es iſt ein Jahr, ſeit ich ſo weit gekommen bin, ich habe aber die Arbeiter noch hier, um andere ſolcher Maſchinen zu verfertigen, denn ſie werden an mehrern Orten verlangt. Ich möchte gern eine Beſchreibung davon geben, aber die Zeit fehlt mir dazu. Ich möchte nemlich vor allem meine Dynamik vollenden, in welcher ich endlich die wahren Geſetze der materiellen Natur gefunden zu haben glaube, mittelſt deren ich über die Thätigkeit der Körper Probleme löſen kann, bei welchen die bisher bekannten Regeln nicht ausreichten. Meine Freunde, welche von der durch mich gegründeten höhern Geometrie Kenntniß haben, treiben mich, meine Wiſſenſchaft des Unendlichen herauszugeben, welche die Fundamente meiner neuen Analyſis enthält. Dazu kommt eine neue Characteristica situs, an welcher ich arbeite, und noch viel allgemeinere Dinge über die Erfindungskunſt. Aber dieſe Arbeiten alle, die hiſtoriſchen ausgenommen, geſchehen wie verſtohlen.

Denn Sie wiſſen, an den Höfen ſucht man und erwartet man ganz andere Dinge! Daher habe ich von Zeit zu Zeit Fragen aus dem Völkerrecht und aus dem Rechte der Reichsfürſten, beſonders meines Herrn, zu behandeln. So viel habe ich jedoch durch die Gnade des Fürſten erlangt, daß ich nach Ermeſſen mich der Privat-Proceſſe enthalten kann.“ (Alſo doch nicht ganz!) „Ich werde dafür ſorgen, daß Sie meine, auf Befehl geſchriebenen Verſuche über das Reichsbanner erhalten, worüber ich mir Ihr Urtheil erbitte. Inzwiſchen habe ich auch oft mit den Biſchöfen von Neuſtadt und von Meaux, mit Peliſſon und Andern über die Religions-Controverſen verhandeln müſſen: und meine Meditationen ſind von ausgezeichneten Theologen nicht verachtet worden. Es läßt ſich kaum ſagen, welch eine Maſſe von Briefen und kleinen Schriften (die aber weder herausgegeben worden ſind, noch es werden dürfen) dies Geſchäft mir aufgebürdet hat. So viel zur Entſchuldigung meiner Zögerung in den verſprochenen Meditationen über Ihr Werk: Accessiones ad ethicam et jus Naturae. Ich gebe mir jedoch die Mühe, mit Hülfe eines jungen Mannes einige meiner juridiſchen Meditationen in Ordnung zu bringen, welche ich gern Ihrem Urtheil unterwerfen möchte.“ Leibnitz hat wirklich in dieſen Jahren mit Hülfe zweier Rechtsgelehrten, des nachherigen Bürgermeiſters von Hannover, Chriſtian Ulrich Grupen, und des nachherigen Profeſſors der Rechte und Herausgebers von Conrings ſämmtlichen Werken, Johann Wilhelm von Göbel, ſeine Jugendarbeiten zur Verbeſſerung des Corpus Juris wieder aufnehmen laſſen; die Materialien mit Leibnitzens eignen Bemerkungen blieben nachher in den Händen Göbels, und ſind vielleicht mit deſſen Nachlaſſe in einer der öffentlichen Bibliotheken des Landes noch vorhanden.

Dies iſt nicht alles; Leibnitz hat in obigem Briefe den Umkreis ſeiner gleichzeitigen Beſchäftigungen und Entwürfe noch nicht erſchöpft. Wenigſtens erweiterte er ſich bald darauf, nach dem Briefe zu ſchließen, den er zwei Jahre nachher, den **20.** September **1697**, an Magliabechi, um ſein längeres Stillſchweigen zu entſchuldigen, ſchrieb. Unter andern erwähnt er hier ſchon des Entwurfs, eine Theodicee zu ſchreiben, dann der aus England und Frankreich ihm zukommenden Aufforderungen, ſeine Meditationen über die Natur zu verarbeiten, dann aber auch ſeiner neuen Entwürfe und Verſuche zu verſchiedenen Maſchinen, von denen manche bei ihrem Hervortreten außerordentlich und ganz unerwartet erſcheinen würden. Aber auch in der ſpeciellen Phyſik hatte ihm ſeine Clavis chymica nicht wenig Geheimniſſe eröffnet, welchen er oft Fleiß und Koſten widmete. „Und in allen dieſen Dingen, ſchreibt Leibnitz, habe ich ſo viele Apparate, daß ich von ihrer Menge faſt erdrückt werde. Was aber die Mathematik anlangt, ſo weiß jeder, was ich darin geleiſtet habe: nicht allen aber iſt bekannt, was ich darin noch beizutragen hoffe.“ Weiter erwähnt Leibnitz ſeiner Meditationen in der Metaphyſik und endlich ſeiner hiſtoriſchen Arbeiten, bei welchen wir jetzt ſtehen, und ſchließt: „Wenn Sie dieſes alles beherzigen, ſo werden Sie mir hoffentlich die Zögerung zu Gute halten, und mir auch Gehülfen wünſchen, junge Männer oder andere Freunde, von Gelehrſamkeit, Scharfſinn und Fleiß, welche mir Hand anlegen helfen wollten. Denn Vieles kann ich angeben, nicht alles aber, was ſich mir zeigt, kann ich vollenden, und gern würde ich es Andern übergeben, wenn ihnen einiger Ruhm daraus erwachſen kann, wenn nur dem gemeinen Weſen, dem Wohle des menſchlichen Geſchlechts, und ſo dem Ruhme Gottes dadurch gedient wird.“

Zum Bewundern bleibt es, daß Leibnitz bei allen dieſen verſchiedenartigen Berufen, daß ich ſo ſage, ohne der häufigen Reiſen an verſchiedene Höfe, und ſeiner gegen Ende des Jahrhunderts wankend werdenden Geſundheit, zu gedenken, dennoch ſo Großes für die Geſchichte und das Völkerrecht durch ſeine Sammlungen und Kritiken gethan, und nebenher von ſeiner eigentlichen Aufgabe, der Geſchichte des Hauſes Braunſchweig, höchſt Bedeutendes zur Herausgabe vorbereitet und hinterlaſſen hat, was, bis auf einzelne Beſtandtheile, noch nicht einmal das Licht erblickt hat.

Sprechen wir zuerſt von den Sammlungen, zu denen Leibnitz als Hiſtoriograph des Hauſes Braunſchweig die Veranlaſſung gewonnen hat. Oben an ſteht ſein Codex juris gentium diplomaticus, welcher der Anlage nach auf drei Bände berechnet war, von welchem jedoch nur ein Band im Jahr 1693, und ſieben Jahre ſpäter, 1700, ein Nachtrag zu demſelben: Mantissa codicis juris gentium diplomatici, herauskam. Der erſte Band enthält ſeltene, ausgewählte, zum großen Theil ungedruckte Aktenſtücke vom Anfang des zwölften bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Durch den Titel: Codex juris gentium (ſo ſollte er urſprünglich lauten, aber auf Ludolfs Rath hat Leibnitz den Beiſatz:

diplomaticus hinzugefügt) wollte Leibnitz mit dem Finger darauf verweiſen, daß wenn auch die Fürſten ſich durch ihre Verträge nicht binden ließen, ſie wenigſtens in ihnen die Geſetze anerkennen müßten, welche, kraft des Staats- und Völkerrechts, zwiſchen freien Völkern und Ländern allein beſtehen. In dieſem Punkte ſei dieſer Codex in der That mit dem Geſetz-Codex verwandt, indem er dasjenige enthalte, was die Stelle der Geſetze zwiſchen freien Völkern vertrete. Seine klaſſiſche Vorrede (De actorum publicorum usu et de principiis juris et gentium), in welcher er einen Umriß ſeines Natur- und Völkerrechts gab, ziehen wir hier nicht mehr in Betrachtung. Durch dieſe höhern philoſophiſchen Tendenzen, wie durch die ſorgfältige Auswahl der Aktenſtücke hat Leibnitz ſein Unternehmen von zwei gleichzeitigen und verwandten Sammlungen, denen von Neſſelius und Leonhardi, ausgezeichnet wiſſen wollen. Einem gelehrten Freunde, Basnage, welcher meinte, Leibnitz beabſichtige eine vollſtändige Sammlung aller irgend vorhandenen Staatsurkunden in Europa, antwortete er: „Davor behüte mich Gott. Ich habe nie Luſt gehabt, den Abſchreiber zu machen. In dem Punkte werden Sie bei mir keineswegs den Hang antreffen, welchen man den Deutſchen zuſchreibt. Und Sie, mein Herr (ſetzte er im Scherz hinzu), denken Sie nicht, daß Sie mir da einen Rath geben, wie jemand, der ſeinen Freund an eine böſe Frau verheirathen will? Denn es heißt, einen Mann verheirathen, wenn man ihm eine Arbeit auflegt, welche ihn ſein ganzes Leben durch beſchäftigen würde.“ — Wichtig ſind die Bemerkungen Leibnitzens über den hiſtoriſchen

Werth und Gebrauch dieſer diplomatiſchen Urkunden in der Vorrede. Leibnitz nimmt nemlich eine doppelte Art der Geſchichtſchreibung an, eine öffentliche und eine geheime, oder, nach dem Ausdrucke des Procop, **historia anecdota**, wonach es ein zwiefaches Geſetz für den Hiſtoriographen gebe: nichts Falſches ſagen; und dann: nichts Wahres verſchweigen. Unzuverläſſig aber ſei alle Geſchichte, welche nicht auf die Denkwürdigkeiten großer Männer und die öffentlichen Aktenſtücke gebaut ſei. Dieſe aber ſeien der gewiſſeſte Theil der Geſchichte, gleichſam die Pflöcke, auf welchen die Laſt der Geſchichte ruht und ihr Gebäude aufgeführt wird. Leibnitz hat ſich ſpäter in der Vorrede zu der **Mantissa** gerühmt, die Fürſten und Regierungen von dem Nutzen und dem Werthe der Oeffentlichkeit, der bis dahin nur (ſo drückt er ſich aus) in dem geheimen Schauer der Archive bewachten Urkunden überzeugt zu haben: aus England, Skandinavien, Frankreich, Italien, Deutſchland, überall beeiferte man ſich um die Wette, ihn zur Fortſetzung ſeines Unternehmens mit Urkunden zu verſehen: allen ſtattet er öffentlichen Dank ab. Nur Wien iſt nicht genannt, und in einem Briefe an den oſtfrieſiſchen Geſandten in Wien, Greiffencranz (vom 29. Januar 1697), beſchwert ſich Leibnitz ziemlich bitter darüber. „Er ſchäme ſich, geſteht er da, daß er, indem er in dem Reiche, und vornemlich für das Reich arbeite, er für ſein Vorhaben nichts von dem kaiſerlichen Hofe erhalten habe, und doch wage er zu ſagen, daß vielleicht ſeit langer Zeit kein Buch erſchienen ſei, das ſo viele authentiſche Stücke, geeignet die Stelle und Anſprüche des Reichs aufzuſtellen oder zu bewahren, enthalte. Man müſſe die Sorgfalt der Franzoſen leben, welche in dieſen Materien nichts unterlaſſen, ſelbſt in dem, was verjährt ſcheine.“ Hierher gehört ein von Leibnitz vielleicht um dieſe Zeit verfaßter patriotiſcher „Verſchlag, daß man in Teutſchland wenigſtens Eine Perſon beſtellen ſolle, die jura Imperii ex archivis, historiis und documentis zu beobachten, ans Licht zu bringen, oder auf deren Beibehaltung ein wachſames Auge zu haben.“

Eine zweite, von Leibnitz aus ſeinen Fundgruben für Geſchichte des Mittelalters veranſtaltete Sammlung, unter dem Titel: **Accessiones Historicae**, welche **1698** in zwei Bänden herauskam, hat das Intereſſe, daß Leibnitz damit ſeinen Tribut der gegen das hiſtoriſche Collegium übernommenen Schuld entrichtet haben wollte. Dieſe Sammlung enthält Quellen, welche man in den frühern von Piſtorius, Freherus, Goldaſt, Meibom, Mabillon, Baluzius und andern vermißt. Ueber die einzelnen Beiträge giebt Leibnitz in den Vorreden ausführliche kritiſche Berichte.

Dieſe Sammlung diente ſelbſt wieder als ein Vorläufer einer viel umfaſſendern, welche er nach einander in den Jahren **1707**, **10** und **11** unter dem Titel: **Scriptores rerum Brunsvicensium illustrationi inservientes** herausgab. Einhundert ſieben und funfzig Schriftquellen des Mittelalters bis nahe an die Zeiten der Reformation, zum Theil ganz unbekannte, zum Theil ſehr ſeltene, werden hier für die Nachwelt niedergelegt. Es ſind nicht bloße Quellen zur Specialgeſchichte des Hauſes Braunſchweig, wie der Titel vermuthen läßt, ſondern zur Univerſalgeſchichte des chriſtlichen

Europa im Mittelalter. Einem jeden Schriftſteller ſind kritiſche und biographiſche, zum Theil höchſt ausführliche, durchgängig auf das Einzelne eingehende Erörterungen gewidmet. Die Betrachtung über einen, durch ſeine Leichtgläubigkeit unzuverläſſigen Chroniſten des dreizehnten Jahrhunderts, **Gervasius Tilberiensis**, giebt Leibnitz zu der auffallenden Bemerkung Anlaß, daß das dreizehnte, und nicht wie man gewöhnlich annehme, das zehnte Jahrhundert das der Barbarei zu nennen ſei: „das dreizehnte Jahrhundert, ſagt er, wo plötzlich alle guten Schriftſteller verſchwinden, während die damals emporkommenden Bettelmönche alles an ſich reißen, und hierauf ihre Unwiſſenheit und Irrthümer durch die Scheiterhaufen heiligen; ſo daß kaum andere Studien, als die beiden Rechte und die ſcholaſtiſchen Spitzfindigkeiten übrig bleiben;“ ein Urtheil, das den Zeitgenoſſen Leibnitzens paradox erſchien, uns vielleicht mit um ſo mehrerm Rechte, als wir das dreizehnte Jahrhundert als die Zeit der höchſten Blüthe der echten germaniſchen Poeſie des ganzen Mittelalters zu feiern gelernt haben.

Außer dieſen Sammlungen nahm Leibnitz gegen den Abend ſeines Lebens an verſchiedenen hiſtoriſchen Unternehmungen Theil, welche er theils in das Publikum einführte, theils ſelbſt herausgab. Zu jenen gehörten die Baierſchen Annalen von Adlzreiter: **Joannis Adlzreiteri Annales Boicae Gentis**, welchen die Annalen des Jeſuiten Brunner beigeſchloſſen waren. Adlzreiters Werk war **1662** erſchienen und ſeitdem vergriffen, daher es **1710** auf Veranſtaltung eines Rathsherrn von Breslau, Herrn von Breſſler, zu Frankfurt am Main wieder herauskam. Leibnitzens Vorrede iſt wichtig durch die Unterſuchung über den Urſprung der Bayern, geſtützt auf die Etymologie der Völkernamen. Fälſchlich legten ihm mehrere das 1698 zu Frankfurt herausgekommene Chronicon Montis-Francorum Goslariae bei, das ohne Namen des Verfaſſers, des damaligen Leibarztes des Kurfürſten Ernſt Auguſt, Chriſtian Ludwig Kotzebus, erſchien: doch wird ihm wenigſtens die Vorrede dazu, und, dem Geiſte nach zu urtheilen, nicht mit Unrecht, von Dutens zugeſchrieben. Dagegen trat Leibnitz ſelbſt als Herausgeber einer Historia arcana sive de vita Alexandri VI Papae, seu excerpta ex diario Joannis Burchardi 1697, auf. (Späterhin in Berlin gelangte er zu dem vollſtändigen Manuſcripte, er würde es bei längerm Leben bekannt gemacht haben.) In der Vorrede verwahrt ſich Leibnitz, als wolle er die Verbrechen eines Alexander VI dem Pabſtthum überhaupt anrechnen. Auch die anerkannten Verehrer der römiſchen Kirche ſeien über die Verworfenheit dieſes Kirchenfürſten einig. „Dem Namen des Pabſtes ſelbſt ſei daran gelegen, daß ans Licht komme, wie weit das heutige Rom von dem vor zweihundert Jahren ſich entfernt habe.“

Was nun endlich die Geſchichte des Hauſes Braunſchweig ſelbſt anlangt, welche Leibnitzen zu dieſen Sammlungen und Ausgaben den Anſtoß gegeben hat, ſo zieht ſich, nach beſtändigen Unterbrechungen, ihre Ausarbeitung bis in die letzten beiden Jahre ſeines Lebens hin, deren beſten Theil ſie wegnahmen; und als Leibnitz die Früchte ſeines Fleißes und ſeiner Aufopferungen zu genießen nahe war, ſtarb er. Das von ihm hinterlaſſene Werk, die Annales rerum Brunsvicensium, liegt noch im Staube der Königlichen Bibliothek von Hannover, mit ſeinem übrigen Nachlaſſe. Wir werden, wenn wir bei den letzten Tagen ſeines Lebens anlangen, auf die Einrichtung und den Zweck dieſes Werkes zurückkommen. Leibnitz würde die Herausgabe erlebt haben, hätte er den Plan des Unternehmens Anfangs nicht zu umfaſſend genommen, wäre er von dem Gebiete hiſtoriſcher Forſchung nicht zu oft und zu gern in angrenzende Gegenden dieſes Gebiets übergegangen, und hätte er nicht auch die hiſtoriſche Aufgabe als Philoſoph erfaßt, welcher in allen Unterſuchungen bis auf die letzten Gründe zurückgeht und nach dem Zuſammenhange der Gegenſtände forſcht. Was zuvörderſt den Plan anlangt, ſo hatte ſich Leibnitz in den erſten Jahren ſeiner Rückkehr von Italien kein geringeres Ziel geſetzt als die Geſchichte des Hauſes Braunſchweig, von den älteſten Zeiten bis auf die Regierung des Kurfürſten Ernſt Auguſt herab zu ſchreiben. Die Verbindung mit Peliſſon (deſſen iſt bereits gedacht), nahm Leibnitz zugleich auch für ſeine hiſtoriſchen Zwecke wahr; und Peliſſon, als Geſchichtſchreiber Ludwigs XIV, zeigte ſich bereit, ihm die Urkunden und Denkſchriften zur neueſten Geſchichte, über welche er verfügen konnte, ſo bald Leibnitz bei der neueſten Epoche angelangt ſein würde, mitzutheilen. Leibnitz beklagte daher den Verluſt Peliſſons (im Jahre 1693) auch in dieſer Hinſicht; hegte er aber noch die Hoffnung das Verſprochene aus Peliſſon's Nachlaſſe, welcher in die Hände eines Verwandten, Ferrier, kam, zu erhalten. Dieſe Hoffnung gab Leibnitz in vorgerücktern Jahren von ſelbſt auf. Der

Entwurf, welchen er, wie erwähnt iſt, im Jahre 1692, nach Eckharts Bericht, dem Kurfürſten Ernſt Auguſt über die Geſchichte ſeines Hauſes vorgelegt, war ohne Zweifel noch nach jenem erſten, zu groß genommenen Maßſtabe angelegt. Mehr als den Entwurf hat aber der Kurfürſt nicht erleben ſollen.

Mit den hiſtoriſchen Forſchungen Hand in Hand gingen bei Leibnitz die Unterſuchungen über den Urſprung und den Zuſammenhang der Sprachen. Auf dieſem Gebiete verdient Leibnitz unſre Bewunderung, nicht minder durch den echt wiſſenſchaftlichen Takt, welcher ihn in ſeinen Combinationen leitete, als wegen des unbegrenzten Umfangs ſeiner Forſchung, welche ſich auf die geſammte Univerſalgeſchichte des auf der Erde verbreiteten menſchlichen Geſchlechts erſtreckte. Er ging ſo weit, als irgend die damaligen Mittel und Materialien ihm erlaubten. Früh hatte Leibnitz die Sprache, und zwar als Gegenſtand der Philoſophie, ins Auge gefaßt; ſeine Entwürfe einer allgemeinen Charakteriſtik, als Mittel zum richtigen Urtheilen und Erfinden, hing aufs engſte mit der Anſicht, welche er von der Metaphyſik der Sprache hatte, zuſammen, wie dies ſchon berührt worden iſt. Als er älter wurde, war die Etymologie eine der angenehmſten Erholungen ſeines Geiſtes, oft unter dem Scheine eines heitern Spiels und Scherzes, wie zuweilen in ſeinem Briefwechſel mit Hiob Ludolf, wo er, nachdem er einmal ganze Seiten der Etymologie des Wortes: Hahnrey oder: Bärenhäuter gewidmet, zu ernſten Fragen der Politik (im Jahre 1698) übergehend, mit Virgil ausruft:

Sicelides Musae, paula majora canamus! —

immer aber nach der gründlichſten und bündigſten Methode. Am fruchtbarſten zeigte ſich ihm dieſes Studium in der Anwendung auf die Urſprünge der Völkergeſchichte. Wie Leibnitz in den Verſteinerungen und Ueberreſten einer untergegangenen Welt die Geſchichte der Erde zu leſen ſich bemühte, ſo galten ihm die vorhandenen Ueberreſte und Spuren urſprünglicher Verwandtſchaft der nach Ort und Zeit verſchiedenen Sprachen, als redende Dokumente der geſchichtlichen und geographiſchen Beziehungen der Völker unter einander. An Vorgängern und Mitarbeitern auf dieſem ſchwierigen Felde fehlte es auch damals ſchon nicht, aber es fehlte dieſen an Grundſätzen. Ganz wie in der Geſchichte ſchrieb Leibnitz auch hier die zwei Wege vor, welche, einander ergänzend, mit der Zeit zur Wiſſenſchaft führen ſollten: erſtlich die möglichſt vollſtändige Sammlung des Materials, ſo weit die Beobachtung ſich erſtrecken könnte, und dann die Anwendung der Grundſätze einer wiſſenſchaftlichen Etymologie auf die gegebenen Sprachen. In erſterer Beziehung war ſeine Thätigkeit unermeßlich, ganz ſeiner univerſellen Stellung in der Welt und in der gelehrten Republik entſprechend. Miſſionaire, Reiſende, Geſandte und Fürſten mußten ſeine Unterſuchungen bis in die entlegenſten Gebiete der Erde, beſonders in Aſien, als der Wiege des europäiſchen Menſchengeſchlechts, fördern helfen. Wir haben der Aufträge erwähnt, welche er den Jeſuiten nach China mitgab; ſie wiederholen ſich von dieſer Zeit ab bei jeder neuen Bekanntſchaft; vorzüglich ſeitdem die Reiſe Peters des Großen in Deutſchland, auf welcher er auch die Staaten des Kurfürſten von Hannover beſuchte, die Blicke auf Rußland zu lenken anfingen. Bei ganz rohen Naturvölkern legte Leibnitz gewöhnlich als Schema ſeiner Fragen das Vater Unſer zu Grunde. Der Auszug einer ſolchen Inſtruction über die Sprachen der Tartarei, vom Jahre 1696, iſt uns erhalten, wo ſowohl die dem moscowitiſchen Reiche nordöſtlich, als auch ſüdlich gelegenen Völkerſtämme einzeln aufgezählt werden. Im Jahre 1714, als der Engländer Johann Chamberlayn ſein großes Werk über das Vater Unſer in verſchiedenen Sprachen herausgab, gab ihm Leibnitz, der damals in Wien war, in einem gelehrten und geſchmackvollen Schreiben ſeinen Beifall aufmunternd zu erkennen, welches Chamberlayne als eine Zierde ſeines Werkes in daſſelbe aufgenommen hat.

Bei ſeinen etymologiſchen Unterſuchungen über die Verwandtſchaft der Völker- und Sprachſtämme verfuhr Leibnitz, wie ſeine vielſeitig in Anſpruch genommene Thätigkeit es nicht anders zuließ, nur nach großen und allgemeinen Zügen, ließ aber an zahlreichen Beiſpielen hinlänglich die Methode erkennen, womit er bei dem Etymologiſiren zu Werke ging. Er befolgte dabei den echt wiſſenſchaftlichen Gang, die Bedeutung der Worte nach ihrer Geſchichte, überall auf Urkunden oder lebendige Tradition im Munde des Volks geſtützt, zu verfolgen; und dieſer Methode lag wieder der fruchtbare Satz des zureichenden Grundes unter, das Princip, das Leibnitz auch oft ausſpricht: daß die menſchliche Sprache weder in ihren ſinnlichen Elementen, noch in ihrer geiſtigen Organiſation etwas Willkuhrliches, noch Zufälliges ſei. Und ſo ſtellte er den für die allgemeine Völkerkunde und Geographie ſo fruchtbaren Satz auf, daß die Eigennamen der Völker, Länder, Städte, Flüſſe u. ſ. w. alle urſprünglich Gattungsnamen wären, und ſuchte, darauf geſtützt, Verwandtes einander zu nähern, wie Unterſchiedenes zu ſondern. Eine allgemeine Urſprache des menſchlichen Geſchlechts, von welcher in den beſondern Sprachen ſich Spuren erhalten hätten, anzunehmen, war Leibnitz geneigt; nur ließ er nicht, wie die Theologen ſeiner Zeit, die hebräiſche, noch viel weniger eine der beſondern lebenden Sprachen, gleich ſo manchen Schwärmern, dafür gelten. „Die hebräiſche Sprache die Urſprache zu nennen, ſchrieb er an Tenzel, iſt eben ſo viel, als wenn man die Zweige der Bäume urſprünglich erzeugte nennen, oder ſagen wollte, es gäbe eine Gegend, wo ſtatt der Bäume die abgehauenen Stämme (trunci) wüchſen. Dergleichen kann man erdichten, aber es ſtimmt nicht zu den Geſetzen der Natur und der Harmonie der Dinge, das heißt, zu der göttlichen Weisheit; weil nemlich die Menſchen, gewöhnt, nicht würdig genug von Gott zu denken, ihm leicht jedes Beliebige beilegen. Nur ſo viel kann vernünftig gefragt werden, ob die hebräiſche Sprache mit den ihr verwandten dem Urſprunge näher iſt, als die übrigen, und mehr von den wahren Quellen bewahrt habe." Im Uebrigen lehnt ſich Leibnitz an diejenige Völkereintheilung, welche die Schrift an die Hand giebt, wie er auch in der Protogäa der Schrift ſich anſchloß, nur daß er die neuern Erfahrungen zu Hülfe rief. Er unterſchied (wie er in dem, den **Miscellanea Berolimensia 1710**, einverleibten Aufſatze **Brevis designatio meditationum de Originibus Gentium, ductis potissimum ex indicio linguarum** entwickelt hat) zwei Hauptſtämme der Sprachen aus jener hypothetiſchen allgemeinen Wurzel derſelben, welche er, dem bibliſchen Ausdrucke treu, die iapetiſche und die aramäiſche nannte; jene fülle den Norden, dieſe den Süden des feſten Landes aus. Von der letztern ſei am verbreitetſten die arabiſche, welche mit der hebräiſchen zu einem und demſelben Sprachkreiſe gehöre. Die erſtere oder iapetiſche nannte Leibnitz häufiger noch die celtoſcythiſche, und faßte unter dieſe die meiſten Sprachen, welche in unſern Tagen mit dem beſtimmtern Namen der indogermaniſchen bezeichnet werden; denn das Germaniſche galt Leibnitzen als der Typus des Griechiſch-Römiſchen; dahin rechnete er aber auch die Sprache der Sarmaten, Finnen und Tartaren. Europa's Bevölkerung ſei, dem Lauf der Sonne folgend, vom Orient hergekommen. Eine Hypotheſe, welche Leibnitz oft vorbringt, iſt: dem mythiſchen Kampfe der Titanen und Giganten mit den Göttern, und dem Geſchick des gefeſſelten und gelöſten Prometheus liege eine hiſtoriſche Sage von den Einfällen der Celten oder Scythen in Aſien und Griechenland, als hier Könige regierten, welche nachher unter die Götter verſetzt wurden, zu Grunde. Daß Prometheus ein Scythe geweſen ſei, darauf deute ſein Anſchmieden an den Kaukaſus, d. i. die Ausſchließung der Scythen von dem griechiſchen Boden. Man ſieht daraus ſchon, zu welcher Seite Leibnitz in der Auffaſſung des Weſens der Mythologie ſich neigte. Doch auch hier empfiehlt er nur um ſo größere Vorſicht und Behutſamkeit; denn der verborgene hiſtoriſche Grund der Mythen ſei durch die Licenz der Dichter zu ſehr getrübt und verwirrt. Jene Schöpfer von abenteuerlichen Etymologien und Völkergeſchichten, die ſprichwörtlich gewordenen Gorope und Rudbecke, ließ Leibnitz, bei der ihm eigenen Großheit des Ueberblicks, mit lächelnder Nachſicht gewähren; man müſſe den, auch irrenden Eifer eines überſpannten Patriotismus, der ſein Volk zum Mittelpunkt der Geſchichte mache, nicht zu ſehr abſchrecken, wegen des Guten, welches, wie bei den Alchymiſten, durch ſie zufällig zu Tage gefördert werde. „Wir aber, ſagt er in dem Aufſatze: Dissertatio de origine Germanorum, mit einem Hinblick auf jene enthuſiaſtiſchen Verirrungen, wir aber, die wir unſern Geiſt über die Beſtrebungen und Affekte der Partheien erheben, und das gemeinſchaftliche Vaterland des menſchlichen Geſchlechts betrachten, wir wollen lieber Argumente gegen Argumente zum Kampfe führen, mit gleichem Gewinn, nach welcher Seite auch der Sieg ſich neige, wenn nur die Erkenntniß der Wahrheit vermehrt wird.“

Indeß, wie Leibnitz in dieſem Zeitalter deutſcher Erniedrigung ſo gern ſich und Andere durch Betrachtung der einſtigen Größe und Herrlichkeit des deutſchen Reichs, ſo wie des unverwüſtlichen Kerns deutſcher Nationalität in Sprache, Leben und Charakter zu tröſten ſuchte: ſo ſtellte er ſich auch bei jenen philoſophiſch-etymologiſchen Meditationen über die Quellen und Strömungen der europäiſchen Menſchheit am liebſten in den Mittelpunkt des germaniſchen Weſens, und ſeine an den äußerſten Grenzen der Erde ſchweifenden Gedanken rief er zuletzt doch auf den heimathlichen Boden Deutſchlands und ſeine Provinzen und Oerter zurück. Den idealiſchen Glanz des heiligen römiſchen Reichs hatte er bei dem Abſchluß des Nimweger Friedens ſeiner Nation in der Schrift de jure Suprematus vorgehalten; und zwanzig Jahre ſpäter, bei dem Ende des zweiten Reichskriegs durch den Frieden zu Ryßwick im Jahre 1697, welcher wieder Leibnitzen mit tiefſter Trauer und Sorge für die Zukunft der deutſchen Nationalität erfüllte, ſchrieb er die klaſſiſche Schrift: „Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbeſſerung der teutſchen Sprache,“ in wenigen Tagen, und in Einem Guſſe. Die Wärme, welche dieſen Aufſatz beſeelt, der patriotiſche Geiſt, welcher die verſchiedenen Beſtandtheile des Ganzen zur Einheit verbindet, theilt ſich wohlthätig deutſchen Lehrern mit; aber ſelbſt Fremde, wie Dutens, haben ſich an der nationalen, und dabei doch nichts weniger als phantaſtiſchen, ſondern gründlichen und philoſophiſchen Haltung der Schrift erbaut. Leibnitz faßt hier die deutſche Sprache als Organ des Lebens und der Literatur der deutſchen Nation. Deutſchland, ſagt er im Eingange, müſſe die andern Völker nicht nur erreichen, ſondern ſie auch übertreffen, weil „die teutſche Nation vor allen chriſtlichen den Vorzug hat, wegen des heiligen römiſchen Reichs, deſſen Würde und Rechte ſie auf ſich und ihr Oberhaupt gebracht. Derowegen haben die Teutſchen ſich deſto mehr anzugreifen, daß ſie ſich dieſer Würde würdig zeigen, und es Andern nicht weniger an Verſtand und Tapferkeit zuvor thun mögen, als ſie ihnen an Ehren und Hoheit ihres Oberhauptes vorangehen. Nachdem die Wiſſenſchaft zur Stärke kommen, und die Kriegszucht in Teutſchland aufgerichtet worden, habe ſich die teutſche Tapferkeit zu dieſen Zeiten gegen morgen- und abendländiſche Feinde, durch große von Gott verliehene Siege wiederum merklich gezeiget; da doch meiſtentheils die gute Parthei durch Teutſche gefochten. Nur ſei zu wünſchen, daß auch der Teutſchen Verſtand nicht weniger obſiegen, und den Preis erhalten möge. Die rechte Verſtandesübung aber finde ſich nicht nur zwiſchen Lehr- und Lernenden, ſondern auch namentlich im gemeinen Leben unter der großen Lehrmeiſterin, nemlich der Welt oder Geſellſchaft, vermittelſt der Sprache, ſo die menſchlichen Gemüther zuſammenfüget.“

Leibnitz knüpft die fühlbaren Bedürfniſſe deutſcher Sprache, Philologie und Literatur an die ſchon ſehr früh von ihm beobachteten und (z. B. in der Vorrede zu des Nizolius Anti-Barbarus) ausgeſprochenen Eigenſchaften und Mängel derſelben, nemlich ihren Reichthum an Worten zur Bezeichnung ſinnlicher und concreter Objekte, dagegen ihre ihm ſelbſt empfindlich gewordene Armuth an Ausdrücken für Gegenſtände des abſtracten Denkens und der feinern Empfindungen; um über die Sitten- und Seelenlehre, ferner über das Naturrecht und Metaphyſik mit Leichtigkeit und Fülle ſprechen und ſchreiben zu können; und um dieſen Mangel zu erſetzen, ſtellte er Vorſchläge auf, welche die Univerſalität ſeines Blickes, und jenen höhern Scharfſinn bekunden, welcher überall den Punkt aufſucht und andeutet, wo ſelbſt das Schlimme als Uebergang zum Beſſern erſcheint. Den traurigen Zuſtand unſerer Mutterſprache gegen Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts hat Niemand mit lebhaftern Farben geſchildert, und von einer ernſtern Seite vorgeſtellt, als hier geſchieht. „Anitzo ſcheint es, ſchreibt er mit Rückſicht auf die Beſtrebungen der fruchtbringenden Geſellſchaft, daß bei uns übel ärger worden und hat der Miſchmaſch abſcheulich überhand genommen, alſo daß der Prediger auf der Kanzel, der Sachwalter auf der Canzlei, der Bürgersmann im Schreiben und Reden mit erbärmlichen Franzöſiſchen ſein Teutſches verderbet; mithin es faſt das Anſehen gewinnen will, wann man ſo fortfährt, und nichts dagegen thut, es werde Teutſch in Teutſchland ſelbſt nicht weniger verloren gehen, als das Engelſächſiſche in Engelland! Gleichwohl, fährt Leibnitz fort, wäre es ewig Schade und Schande, wenn unſre Haupt- und Helden-Sprache dergeſtalt durch unſre Fahrläſſigkeit zu Grunde gehen ſollte, ſo faſt nichts Gutes ſchwanen machen dürfte; weil die Annehmung einer fremden Sprache gemeiniglich den Verluſt der Freiheit und ein fremdes Joch mit ſich geführt!“ —

„Gleichwie nun, heißt es weiterhin, gewiſſen gewaltſamen Waſſerſchüſſen und Einbrüchen der Ströme nicht ſowohl durch einen ſteifen Damm und Widerſtand, als durch etwas, ſo Anfangs nachgiebt, hernach aber allmählig ſich ſetzet und feſt wird, zu ſteuern; alſo wäre es auch hierin anzunehmen geweſen. Man hat aber gleich auf einmal den Lauf des Uebels hemmen, und alle fremde, auch ſogar eingebürgerte Worte ausbannen wollen. . . . Hat es demnach die Meinung nicht, daß man in der Sprach zum Puritaner werde, und mit einer abergläubiſchen Furcht ein fremdes, aber bequemes (paſſendes) Wort als eine Todſünde vermeide, dadurch aber ſich ſelbſt entkräfte, und ſeiner Rede den Nachdruck nehme; denn ſolche allzugroße Scheinreinigkeit iſt einer durchbrochenen Arbeit zu vergleichen, daran der Meiſter ſo lange feilet und beſſert, bis er ſie endlich gar verſchwächet, welches denen geſchieht, die an der Perfectie-Krankheit, wie es die Holländer nennen, darnieder liegen.“

Gegen die nach dem weſtphäliſchen Frieden in Deutſchland einreißenden und von Jahr zu Jahr überhand nehmende Nachäfferei der Franzoſen in Sprache, Tracht, Geſchmack und Weſen hatte Leibnitz in dem Mainziſchen Bedenken über die innere und äußere Sicherſtellung des Reichs, im Jahre **1670**, mit dem Feuer der Jugend ſtrafend geeifert. In ſpäterer Zeit goß Leibnitz ſeine patriotiſche Entrüſtung gegen dieſe deutſche Verirrungen in kräftige ſatyriſche Verſe aus, welche unter den Gedichten der Zeit ihren Platz verdienen, und die man auch hier nicht ungern leſen wird:

Auf die Nachahmer der Franzoſen.

Wenn der Franzoſen Schaum die teutſchen Häupter ehren,
Und unſere Nation das Joch zu tragen lehren
Vor denen, die ihr Land auch ſelbſten unwerth acht,
Wenn, was in Frankreich alt, bei uns die Mode macht,
Wenn ihre Grillen uns Geſetze geben ſollen,
Wenn wir die Kleider ſelbſt aus Frankreich holen wollen,
Wenn auf der Teutſchen Kopf muß ſtehn ein fremder Hut,
Wenn man faſt nichts bei uns mehr ohne Larve thut,
Wir Andrer Affen ſein, und ſie uns äffen müſſen,
Wenn keiner wird gehört, er muß Franzöſiſch wiſſen,
In Frankreich aber man aus uns ein Sprichwort macht,
Und lebt das teutſche Geld, wenn man des Teutſchen lacht,

Wenn manche Höfe ſich der Teutſchen Sprache ſchämen,
Franzoſen an den Tiſch, und gar zu Rathe nehmen,
Bis die Franzoſen ſelbſt uns kommen auf den Leib,
Und eine lange Pein lohnt kurzen Zeitvertreib;
Was iſt es Wunder dann, daß auf der Teutſchen Erden,
Die Unterthanen auch zuletzt franzöſiſch werden!
Bei Herren wird der Schad' am allergrößten ſein.
Der Bürger lernt Franzſch weit leichter als Latein.

Hier, in den Unvorgreiflichen Gedanken, da Leibnitz ſeinen Blick auf die Zukunft richtet, ſucht er ſich ſelbſt über ſeine Verſicherungen durch eine höhere Abſtraction zu tröſten. „Derowegen, ſchließt er dieſe Betrachtung, wann wir nun etwas mehr, als bisher, teutſch geſinnt werden wollten, und den Ruhm unſerer Nation und Sprache etwas mehr beherzigen möchten, als einige dreißig Jahr her in dieſem gleichſam franzöſiſchem Zeit-Wechſel (periodo) geſchehen: ſo könnten wir das Böſe zum Guten kehren, und ſelbſt aus unſerem Unglück Nutzen ſchöpfen, und ſowohl unſeren innern Kern des alten ehrlichen Teutſchen wieder herfürſuchen, als ſolchen mit dem neuen, äußerlichen, von den Franzoſen und andern gleichſam erbeuteten, Schmuck ausſtaffieren.“

Indem Leibnitz jetzt auf die Sache näher eingeht, bringt er die auf die Verbeſſerung der Sprache („deren Grund und Boden die Worte ſind, darauf die Redensarten gleichſam als Früchte herfürwachſen“) zielenden Vorſchläge unter drei Entwürfen zu Hauptwerken, deren erſtes er „Sprachbrauch“ Lexicon; das andere „Sprachſchatz“, cornu copiae, das dritte Sprachquell, „Glossarium“, nennt. Doch wir müſſen vorausſetzen, daß keinem Leſer, keinem Deutſchen wenigſtens, dieſe kleine und ſo koſtbare Schrift Leibnitzens unbekannt geblieben iſt, und halten eine weitläufige Zergliederung der darin zuſammengedrängten Ideen für überflüſſig. Die Unvorgreiflichen Gedanken ſind, durch zufällige Verſpätung, erſt nach Leibnitzens Tode, als ein Beſtandtheil der von Johann Georg Eccard (1717) herausgegebenen Collectanea Etymologica, ans Licht getreten, nachdem ſie aber ſchon vielfach in der Handſchrift angeregt und gewirkt hatten, beſonders unter den Mitgliedern der, zu Anfang des neuen Jahrhunderts gegründeten Preußiſchen Societät der Wiſſenſchaften, deren Präſident Leibnitz wurde. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gab Gottſched dieſe Schrift von neuem heraus. „Es iſt zu verwundern, (mit dieſen Worten empfiehlt er ſie) daß dieſer große Mann in allen Arten der Dinge, daran er ſich gewaget, ſolche Meiſterſtücke verfertiget, als ob er ſich ſein Lebelang auf nichts anders gelegt hätte.“ Je mehr Deutſchland in ſeiner Sprache und Literatur erſtarkte, und zu blühen anfing, deſto mehr wurde die Wahrheit und der echt wiſſenſchaftliche Geiſt, das Maßgebende in Leibnitzens Unvorgreiflichen Gedanken anerkannt; im Jahre 1792 ernannte der gelehrte Miniſter von Herzberg einen Ausſchuß der Königlichen Akademie der Wiſſenſchaften, den Plan, welchen Leibnitz dort vorgezeichnet, auszuführen. „Wir dürfen ihm nur pünktlich folgen, ſagte er in ſeiner Rede an die Mitglieder, und die letzte Hand daran legen, indem wir die Veränderungen hinzufügen, die durch die Fortſchritte der Wiſſenſchaften und ſelbſt in der deutſchen Sprache während dieſes langen Zeitraums von beinahe einem Jahrhundert nothwendig gemacht werden.“

Durch eine leicht erklärliche Rückwirkung der ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts mit Rieſenſchritten fortgeſchrittenen Entwickelung deutſcher Sprache und Nationalliteratur, und ihrer Unabhängigkeit von den franzöſiſchen Muſtern, geſchah es denn, daß Leibnitz wegen des Gebrauchs der franzöſiſchen Sprache in ſeinen meiſten Schriften und Briefen (des Lateiniſchen, das er mit allen deutſchen Gelehrten ſeiner Zeit gemein hatte, zu geſchweigen) ſcharf getadelt, und es ihm faſt als eine Verſündigung gegen ſeine Nation angerechnet wurde, ſeine Hauptſchriften nicht alle in deutſcher Sprache abgefaßt zu haben. Klopſtock ſprach ſehr kühn in ſeiner deutſchen Gelehrten-Republik eine Verbannung gegen den großen Mann aus. Dabei überſah man, bis auf die neueſte Zeit, daß Leibnitz denn doch eine verhältnißmäßig bedeutende Zahl Schriften in deutſcher Sprache hinterlaſſen hat, welche, verbunden mit denjenigen, welche ſein Nachlaß aufbewahrt, hinreichten, ihm unter den deutſchen National-Schriftſtellern ſeinen Platz zu ſichern. Ein Theil davon, wie ſeine deutſchen Briefe an den Herzog Johann Friedrich von Hannover, aus Mainz und Paris, iſt allerdings, im Geiſte jener Zeit, ziemlich ſtark mit lateiniſchen und franzöſiſchen Worten und Redensarten verſetzt, und dies wird von den Schriften der Jugend überhaupt gelten; wiewohl die beiden Denkſchriften über **Securitas publica** vom Jahre 1670 in einem ſo freien, kräftigen Redefluſſe dahinſtrömen, daß mit leichten Aenderungen der Genuß des heutigen Leſers von der erſten bis zur letzten Zeile anhalten müßte. Die deutſchen Schriften aus der ſpätern Zeit ſeines Lebens dagegen (wir erinnern an die Lebensläuffe des Herzogs Johann Friedrich und des Kurfürſten Ernſt Auguſt, an die philoſophiſchen Briefe: über dyadiſche Rechnung an den Herzog Rudolph Auguſt, und über den Nutzen der Logik an Gabriel Wagner; ferner die philoſophiſchen Aufſätze von der wahren Theologia Myſtica, vom Naturrecht, von der Weisheit, von dem höchſten Gute, von dem Verhängniſſe und andere) bilden, mit den Unvorgreiflichen Gedanken, welche lange als die einzige deutſche Schrift Leibnitzens gelten mußte, eine für ſich beſtehende ausgezeichnete Gruppe Schriften in der deutſchen Literatur, und geben den redendſten Beleg, daß Leibnitz die Vorſchriften, welche er zur Verbeſſerung und Zierde der Mutterſprache an die Hand gegeben hat, mit bewundernswerther Strenge und Folgerichtigkeit durch ſeine eigne Feder bewährte. Leibnitz wirkte in dieſer Beziehung mehr, als man vermuthet, oder, bei den beſtehenden Vorurtheilen, zugetraut hätte; ohne daß er es laut werden ließ, indem er vielmehr mit Fleiß in den Hintergrund trat, und Andere vorſtellte, welche nichts weiter als ſeine Werkzeuge waren, während ſie den Ruhm für ſich behalten durften. Ich meine hier beſonders die Erſcheinung der deutſchen gelehrten Zeitſchrift: des „Monatlichen Auszugs neuer Bücher“, welcher drei Jahre nach einander, von **1700** bis **1702** in Hannover, unter dem Schilde Johann Georg Eccards, herauskam, aber, bis auf einen verhältnißmäßig geringen Theil, von Leibnitz ſelbſt geſchrieben worden iſt, welchem ſolche Arbeit zur eigenen Erholung und Belehrung diente. Dieſer Eccard, in Leibnitzens letzten Lebensjahren ſein Gehülfe bei der Ausarbeitung der Geſchichte des Hauſes

Braunſchweig, dann ſein Nachfolger in dieſem Amte und an der Bibliothek, berühmt durch ſeine Quellenforſchungen über Geſchichte und Alterthümer im Mittelalter, kam im Jahre 1698, als junger Mann von vier und zwanzig Jahren, in Leibnitzens Dienſt, als Secretair und Studiengehülfe für die Bearbeitung der Urkunden des Mittelalters; nachdem er ſich ihm von dieſer Seite vortheilhaft empfohlen hatte. Leibnitz hatte bereits ſeit 1696 an Joachim Friedrich Feller einen Gehülfen in ſeinem Hauſe gehabt; er ſah ſich aber genöthigt, ihn zu entlaſſen, weil er das ihm bewieſene Vertrauen unwürdig, ja unredlich gemißbraucht hatte. Eccard bewies ſich in einem Zeitraum von acht Jahren, da er um Leibnitz lebte, treu und voll Eifer; Leibnitz ſchickte ihn mehr als einmal in Geſchäften, beſonders zur Benutzung auswärtiger Archive, auf Reiſen, oder nahm ihn auf ſeinen Reiſen mit und gewährte ihm bei den hiſtoriſchen Arbeiten, wie bei der Dispoſition der Scriptores rerum Brunsvicensium, eine Stimme. Er munterte ihn in ſeinen etymologiſchen Studien auf und unterſtützte ihn mit ſeinem Rath. Durch ſeine Empfehlung gelangte Eccard endlich im Jahre 1706 zu einer Profeſſur der Geſchichte an der Univerſität Helmſtädt, von wo ihn im Jahre 1714 der Kurfürſt von Hannover und König von England nach Hannover, an Leibnitzens Seite berief. Während er nun noch Leibnitzens Secretair war, gab er im Jahre 1700, als ſcheinbarer Verfaſſer, jene deutſchen Auszüge und Kritiken heraus, durch welchen Leibnitz hauptſächlich die damals abgebrochenen ähnlichen Unternehmungen eines Chriſtian Thomaſius, Wilhelm Ernſt Tenzel und

Anderer für den „Deutſch-liebenden Leſer“ hat erſetzen wollen. Alles nimmt in dieſer Zeitſchrift die Richtung auf deutſches Weſen, deutſche, beſonders proteſtantiſche Geſinnung, endlich auf Beförderung deutſcher Sprache und Literatur, unbeſchadet der Univerſalität der Objekte und der, Leibnitz ſo charakteriſirenden Milde und Mäßigung in der Mitte der Partheien. Vieles hat allerdings mit den Schriften und Gegenſtänden, welche dort beſprochen worden, ſein Intereſſe verloren; die vielen von Leibnitz eingeſtreuten, noch immer erſt recht auszubeutenden Bemerkungen aus allen Gattungen der Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft können aber allein für das darauf verwandte Studium belohnen; doch giebt es darunter Stücke, wie der bogenlange Auszug aus Locke's Verſuch über den menſchlichen Verſtand, die kurze Lebensbeſchreibung der Fräulein von Scudery, Leibnitzens Freundin, mit welcher er, ſeit ihn Peliſſon mit ihr bekannt gemacht hatte, in Briefwechſel ſtand, und manche andere Stücke dieſer Art, welche zu dem Schönſten und Edelſten in Ausdruck und Farbe gehören, welches jemals aus Leibnitzens Feder in der deutſchen Mutterſprache gefloſſen iſt.

Wenn Leibnitz einige ſeiner Hauptſchriften, beſonders die Theodicee, oder die Neuen Verſuche über den menſchlichen Verſtand, welche in der Handſchrift nach ſeinem Tode vorgefunden wurden, franzöſiſch ſchrieb, ſo bedarf dies für ihn in unſern Augen keiner Entſchuldigung. Die Deutſchheit ihres Verfaſſers iſt davon ganz unabhängig, noch viel unabhängiger als die Friedrichs des Großen, welchem, trotz ſeiner entſchiedenen Vorliebe für franzöſiſche Sprache und Literatur, Deutſchland mehr als jedem andern deutſchen Fürſten verdankt. Etwas Aehnliches gilt von der Stellung Leibnitzens, dieſes Königs unter den Geiſtern. In dem Zeitalter Ludwigs XIV war er, unter den Gelehrten und Schriftſtellern wenigſtens, der einzige deutſche Name, welcher in Frankreich mit Neid genannt wurde, den Ludwig kannte und ſchätzte. Dies war wieder nur dadurch möglich, daß Leibnitz in dem Gebrauche der franzöſiſchen Sprache, der Sprache der gebildeten Welt in Europa, den beſten franzöſiſchen Schriftſtellern ſich näherte, ja, wenn wir Peliſſon glauben, ſie erreichte. So wirkte er auf die höhern Stände in Deutſchland und Europa. Vergeſſe man auch nicht, daß Frankreich dem unterdrückten Europa in der ihm gleichſam aufgedrungenen Sprache ſeines Landes eine zweiſchneidige Waffe darbot, es am wirkſamſten zu bekämpfen, ſein Anſehen zu untergraben; und welchen Gebrauch Leibnitz davon gemacht, zeigen ſeine Manifeſte und Pamphlets. Ein Geiſt, wie der Leibnitzens endlich, ſtand zu hoch, um nicht die unleugbaren Vorzüge der franzöſiſchen Sprache und Literatur gegen die deutſche, zur Zeit von Hoffmannswaldau und Lohenſtein, anzuerkennen. Er ſtand auf der Höhe ſeiner Zeit, aber (dieſen Vergleich wagt er ſelbſt bei einer Gelegenheit) um wie Moſes eine ſchönere Zukunft mit ihren neuen Blüthen zu entdecken, und ſelbſt für ſeinen Theil die Richtung anzugeben; zu einer Zeit, als er unter ſeinem Volke alles verwirrt und eine Beute feindlicher Geſchicke ſah. Dieſe trübern Empfindungen gewannen ſeit dem Ryßwicker Frieden die Oberhand; namentlich wegen der dem Proteſtantismus geſchlagenen tiefen Wunde. Er nannte dieſen Frieden (an Ludolf, den 19. September 1697) für Deutſchland ſchmachvoll: er finde keine Worte, ſeinen Schmerz über den ewigen Verluſt Straßburgs zu ſchildern. Er ward endlich um die Kultur Deutſchlands bekümmert. „So oft ich ſehe, ſchrieb er, mit welcher Wärme, ja, daß ich ſo ſage, mit welchem Feuer die römiſche Kirche für ihre Sache die Waffen führt, welche Kälte dagegen, und beinahe ſagte ich Erſtarrung der Proteſtanten ſich bemächtigt hat, ſo kann ich für die Kirche nur traurige Ahnungen faſſen. Dies zwar wollen wir Gott anheim ſtellen. Aber es ſteht zu glauben, daß auf das Licht unſerer Zeit eine, ich weiß nicht wie lange dauernde Verfinſterung folgen wird, indem das Reich des Dunkels ſeine Macht wieder gewinnt und das menſchliche Geſchlecht zwiſchen Aberglauben und Atheismus getheilt iſt.“ —

Kurze Zeit nach dieſer Kataſtrophe ſtarb der Kurfürſt Ernſt Auguſt, am 23. Januar 1698, nach einer ruhmvollen Regierung, während welcher er ſeine Abſichten für die Vergrößerung und Stärkung ſeiner Hausmacht, obwohl nicht ohne bittere Opfer, in Erfüllung gehen ſah, und dabei ſtets, auch in dem letzten Reichskriege den andern Reichsfürſten durch große Anſtrengungen für die allgemeine Sache vorgeleuchtet hatte. Ihm folgte ſein älteſter Sohn, Georg Ludwig, unter welchem die Stellung Leibnitzens äußerlich ganz die nemliche blieb, ihrem Weſen nach aber durch den Verluſt des Kurfürſten Ernſt Auguſt eine unerſetzbare Lücke erhielt, was an dem Gegenſatze ſo verſchiedener Perſönlichkeiten lag, als dieſe beiden Regenten zeigen, was auch auf den Abend von Leibnitzens Leben, deſſen Betrachtung uns im folgenden Buche beſchäftigen wird, nicht ohne Einfluß bleiben konnte.

Was der Kurfürſt Ernſt Auguſt und Leibnitz einander waren, läßt ſich in den wenigen, aber lichtvollen, ſprechenden Zügen der Charakteriſtik erkennen, welche Leibnitz in dem, dem Kurfürſten geſetzten Denkmale, ſeinem Lebenslauf, gegeben hat, welcher die nemliche kirchliche Beſtimmung erfüllte, wie die Perſonalien des Herzogs Johann Friedrich. In ſimpler edler Schreibart ſchildert Leibnitz ſeinen fürſtlichen Freund nach den noch friſchen Eindrücken eines vieljährigen vertrauten Umgangs; es iſt wie eine Klage um einen unerſetzlichen Verluſt. Er rühmt den Hingeſchiedenen: „Die ihrigen haben Sie zu erwählen und auch zu ſchützen gewußt, und Einigkeit unter ihnen haben wollen, unter andern trefflichen Wirkungen aber ihrer Gütigkeit und edeln Naturels auch dieſe gezeigt, daß Sie alle Verläumdungen und übeles Antragen gehaſſet, des Angetragenen Parthei gegen den Anbringer genommen, Argwohn und Mißtrauen nicht geheget; was zum Nachtheil und Beſchimpfung der Leute gereichen können, mit ſonderbarer Circumſpection vermieden; was man Ihm ſelbſt anvertrauet, im höchſten Geheim gehalten, und alſo durch eine ſeltene Combination bei Ihrem hohen Verſtand und großer Elevation, welche ſonſt gemeiniglich verurſachet, daß man andere Leute wenig achtet, dennoch ſich charitable oder gutherzig, und vor anderer, auch geringer Menſchen Angelegenheit beſorget geweſen." Hier läßt der Verfaſſer ſein eigenes Verhältniß am Hofe des Kurfürſten durchblicken.

Die Geſchichte des Hannoverſchen Hofes unter der Regierung des Kurfürſten Ernſt Auguſt bietet indeß ihre ſehr dunkeln Seiten, von welchen der Diener in den Leichen-Perſonalien ſeines Herrn nichts ſagen konnte, welche aber, als geheime Geſchichte, zu oft beleuchtet, auch ſelbſt halb in Form von Dichtung behandelt iſt, als daß wir ſie ganz mit Stillſchweigen übergehen dürften; denn daß Leibnitz in alle Ereigniſſe, welche das kurfürſtliche Haus in Haupt und Gliedern betraf, auf das tiefſte eingeweiht war, ſteht feſt, wenn wir auch, (bis auf Bruchſtücke ſeines Briefwechſels mit der Kurfürſtin Sophie über den Widerſtand der jüngſten Prinzen gegen die Primogenitur), von der eigentlichen Betheiligung Leibnitzens an jenen, zum Theil ſchrecklichen Folgen der Zerwürfniſſe am Hofe nicht näher unterrichtet ſind. Die Verſchwörung des Prinzen Maximilian Wilhelm mit dem Jägermeiſter Otto Friedrich von Moltke im December **1691**, welche nach einer, von der Kurfürſtin von Brandenburg an ihren Vater ergangenen Warnung, auf nichts Geringeres ging, als für ſich den Beſitz von Hannover zu behaupten, und dem Kurprinzen nur Celle zu überlaſſen, wurde durch eine raſche Hinrichtung jenes Edelmannes noch zur rechten Zeit erſtickt. Den Vorgang erzählt der neueſte Geſchichtſchreiber des Hauſes Braunſchweig in folgender Weiſe: „Am Abend des 5. December **1691** wurde der Jägermeiſter Otto Friedrich von Moltke wegen gefährlicher Conſilien wider den Herzog und Erbprinzen, zugleich mit ſeinem Vetter, dem kurfürſtlichen Oberſtlieutenant von Moltke, und dem Wolfenbüttelſchen Geheimſchreiber Blume, in Haft genommen. Bis zum Mittage des folgenden Tages blieben die Thore der Reſidenz geſchloſſen; die höchſte Spannung wegen dieſes unerklärlichen Geheimniſſes bemächtigte ſich jedermanns. Der trotzige Günſtling begriff das Geſchehene nicht, als er, vom fürſtlichen Spieltiſche abgerufen, auf der Schloßtreppe durch den Generalmajor von der Leibwache, von Weihe, ſeines Degens beraubt, dann in ein über der Schloßtreppe gelegenes Gemach, deſſen Fenſter vernagelt waren, endlich nach dem Cleverthor in Haft geführt wurde. Hier erſt erkannte er den ganzen Umfang der Gefahr, in welcher er ſich befand; er geſtand ſich, daß nur Flucht ſein Leben retten könne. Schon hatte er die Eiſenſtangen ſeines Gefängniſſes durch Scheidewaſſer zerfreſſen laſſen; aber das Seil, an welchem er ſich in der Nacht auf den Oſtertag von der Höhe herabzugleiten verſuchte, riß, der Unglückliche ſtürzte, wurde von einer Schildwache ergriffen, und nach ſeinem Kerker zurückgeführt. Am 15. Juli 1692 wurde der Jägermeiſter Otto Friedrich von Moltke im Sterbekleide, den Hut von ſchwarzem Krepp umwunden, welcher bis zu den Füßen herabwallte, ein Gebetbuch in der Hand, in einer ſchwarz beſchlagenen, von Trauerpferden gezogenen Kutſche nach dem Ravelin hinter dem Marſtall geführt. Dort ſaß der Gerichtsſchulze mit ſeinen Beiſitzern, auf deſſen Frage: „iſt es ſo viel am Tage, daß man allhier peinlich Gericht halten kann?" die Geſchworenen der Altſtadt mit Ja antworteten. Dann erhob ſich der Gerichtsſchulze und brach den Stab über dem Verurtheilten entzwei, welcher alsbald vom Nachrichter enthauptet wurde. Er litt den Tod mit Feſtigkeit, nicht ohne Reue; ſeine Leiche wurde der Wittwe zur Beerdigung übergeben, und durch acht Unteroffiziere beſtattet."

Der Prinz ſelbſt, welcher verhaftet worden war, dann nach Hameln geſchickt wurde, erhielt erſt nach mehreren Jahren, nachdem er ſchriftlich auf alle behaupteten Anſprüche verzichtet hatte, ſeine Freiheit wieder; er ging nach Wien, und wollte zur katholiſchen Kirche übertreten, um ſich eine mächtige Unterſtützung zu gewinnen. Von Wien aus unterhandelte er durch den Pater Wolf im December **1701.** Die Kurfürſtin berichtet dieſen Punkt in ihrem Briefwechſel mit Leibnitz, welcher die Sache in das Scherzhafte zog. „Ich wollte, ſchrieb er, ſein Pater Wolf brächte ein Zeugniß mit, daß er nicht in die Meſſe geht, ſondern beim ſchwediſchen Geſandten zum Abendmal. Es wäre doch luſtig, wenn man dieſen ehrwürdigen Vater zur Uebernahme eines ſolchen Auftrags bewegen könnte. Und in der That, ich glaube, er thäte es, wenn er wüßte, daß er ihm bei uns Geld verſchaffen würde.“ Der Prinz entſagte endlich ſeiner Heimath auf immer. Nach mehreren Briefen von Leibnitz an die Kurfürſtin (berichtet Feder) beſtritt auch der vorjüngſte Prinz, Chriſtian, das Recht der Primogenitur. Er meldet ihr den **26.** Juli **1699,** daß der geweſene Secretair deſſelben ihm geſagt habe, dieſer übrigens vortreffliche und ausnehmend geſchätzte Prinz ſtecke ſehr in Schulden, beſuche alle Abende große Geſellſchaften von vornehmen, aber nicht lauter gut denkenden Perſonen, wovon einige ihn in dem unſtatthaften Vorhaben, der Primogenitur ſich zu widerſetzen, beſtärken. „Ces sortes des conseils flatteurs sont des poisons mis en confiture,“ ſetzte er hinzu. Die Kurfürſtin antwortete, darauf eingehend: „pour un qui est judicieux comme mon fils, je m'etonne qu'il se laisse séduire par ceuxqui donnent du poison au lieu des confitures“. Der Prinz ging auch von ſeinen Anſprüchen ſo lange er lebte nicht ab: er ertrank im Jahre 1703 in der Donau. Er ſtand früher, von Siebenbürgen aus, mit Leibnitz in Briefwechſel, und erwarb ſich, bis auf jenen unglücklichen Widerſtand gegen die Anordnungen ſeines Vaters, worin auch Leibnitz nichts über ihn vermochte, ſeine aufrichtige Hochachtung.

Das traurigſte Opfer dieſer, das häusliche Glück des erlauchten Fürſtenhauſes untergrabenden Wirren, war die ſchöne und ſo unglückliche Erbprinzeſſin von Hannover, welche ihre Feinde der Theilnahme an der Verſchwörung des Prinzen Maximilian verdächtig zu machen ſuchten, und dadurch eine Kataſtrophe in Hannover herbeiführten, welche in ganz Europa wiederhallte. Sophia Dorothea war die einzige Tochter des Herzogs Georg Wilhelm von Celle und ſeiner Gemahlin, Eleonore d'Esmiers, Tochter des franzöſiſchen Baron d'Olbreuſe, welche der Kaiſer ſpäter in den Fürſtenſtand erhob. Sie war bereits mit dem wolfenbüttelſchen Erbprinzen, dem Sohne des Herzogs Anton Ulrich verlobt, als die Herzogin Sophie durch ihren Einfluß auf den Herzog Georg Wilhelm, im Jahre 1681 die Auflöſung dieſer Verbindung, und zugleich die mit ihrem Sohne, dem Erbprinzen Georg Ludwig, herbeiführte, wovon der Heimfall der Celleſchen Lande an Hannover bedingt war. Am 28. November 1682 wurde die Vermählung auf dem Schloſſe zu Celle in aller Stille vollzogen, und der Keim zu unſäglichem Jammer damit gelegt. Die Herzogin von Celle (wir folgen hier dem nemlichen Berichterſtatter) hatte mit dem tiefſten Schmerze in dieſe Verbindung gewilligt; ohne ihr

Vorwiſſen hatte ihr Gemahl über die Hand ihrer Tochter verfügt. „Die ſchöne, witzige, gefühlvolle Sophia Dorothea lebte mit dem kalten, ſtrengen, abgemeſſenen Erbprinzen in keiner glücklichen Ehe. Den Gemahl beherrſchten andere Frauen, und ſtahlen ihm ſein Herz, nicht weil Liebe, ſondern Ehrgeiz ſie lockte. Selbſt als Sophia Dorothea **1683** Georg, den nachmaligen zweiten König von England dieſes Namens, und vier Jahre darauf die, ſpäter mit dem König Friedrich Wilhelm I von Preußen verbundene, Sophia Dorothea gebar, blieb die Kälte von Georg Wilhelm ſich gleich, der ungerührt von dem Schmerze der Herzogin, den Lockungen widrig denkender Frauen ſich hingab. Auf ähnliche Weiſe wie der Erbprinz vergaß Ernſt Auguſt ſeine Sophie. Die Frivolität der Zeit, welche von dem Hofe Ludwigs XIV ausging und unter den gefälligſten Namen überall Aufnahme fand, hatte auch ihn berührt. Den Kurfürſten hatte die ränkeſüchtige Gräfin Platen umgarnt, deren Gemahl ſich mit der Anlage des Gartens zu Linden und dem Einfluſſe begnügte, welchen er vermöge ſeiner Gattin auf den Herzog ausübte. Aber Sophia Dorothea konnte nicht, gleich der Kurfürſtin, mit weiblicher Kunſt ihren Unwillen über ein ſo unwürdiges Verhältniß unterdrücken. Sie glaubte ein Leben nicht tragen zu können, das ſie des einzigen beraubte, worauf ſie Anſprüche machte.

Am Hofe von Hannover ſtach durch Schönheit und jeden männlichen Vorzug der Graf Philipp Chriſtoph von Königsmark, der Bruder der gefeierten Gräfin Aurora, der Mutter des Marſchalls von Sachſen, hervor. Er lebte früher an dem Hofe von Celle, leiſtete tapfere Kriegsdienſte in Morea, und fand nach ſeiner Rückkehr eine ehrenvolle Anſtellung als Oberſter der Leibwache zu Hannover. Ein zartes und edles Verhältniß hingebender Freundſchaft fand zwiſchen ihm und der unglücklichen Erbprinzeſſin ſtatt, deren tiefer Schmerz am ganzen übrigen Hofe unverſtanden blieb. Ihn glaubte indeß die Gräfin von Platen völlig an ſich gebunden zu haben, und die Kurfürſtin hoffte ſich dadurch von einer liſtigen Nebenbuhlerin befreit zu ſehen. Aber Königsmark wandte ſich von der Gräfin ab, die ſich durch die, bei Ernſt Auguſt und Georg Ludwig angebrachten falſchen Angaben, als ob der Graf der Erbprinzeſſin näher ſtehe, als das ſtrenge Gebot der Sittlichkeit es erlaube, zu rächen ſuchte. In Folge deſſen verdoppelte Georg Ludwig die Härte gegen ſeine ſchuldloſe, in unbefangener Offenheit mit Königsmark verkehrende Gemahlin, die endlich dem Gedanken an eine Eheſcheidung Raum gab, und knieend ihre Eltern um eine Freiſtätte flehte. Aber Georg Wilhelm verwies dieſe Bitte der Tochter, die ſich mit der Zeit der bitterſten Behandlung von Seiten ihres Gemahls ausgeſetzt ſah. Dieſe vermehrte ſich, ſeitdem der Graf Platen bei der Verſchwörung des Prinzen Maximilian ſich jeder Mittel bedient hatte, die Erbprinzeſſin der Theilnahme an der Verſchwörung verdächtig zu machen.

Unter dieſen Umſtänden ſann Sophia Dorothea auf Flucht, ein ſtilles Kloſter in Frankreich ſollte ſie verbergen; dort hoffte ſie ihr Leben zu beſchließen. Hierzu bedurfte ſie einer Hülfe, welche ihre Mitwiſſerin, das Fräulein von dem Kneſebeck, nicht zu gewähren vermochte. Sie wandte ſich an Königsmark; der Graf zeigte ſich bereit, für die unglückliche Frau das Aeußerſte zu wagen. Häufig in ſpäter Stunde der Nacht beſprach er mit ihr die Wege der Flucht. Ohne daß ſie es ahnten, war aber die ſcharfſichtige Gräfin Platen von dieſen heimlichen Zuſammenkünften benachrichtigt, und ſie ſetzte voll Haß und Rache gegen einen Mann, der ſie verſchmäht hatte, den Kurfürſten von dem Geſchehenen in Kenntniß. Schon war beſtimmt, daß der andere Morgen die Erbprinzeſſin nicht mehr im Schloſſe finden ſollte, und Königsmark beſprach ſich in der Nacht zuvor, den 1. Juli 1694, noch einmal mit der Fürſtin, als er, einer allgemein verbreiteten, und noch in neueſter Zeit durch Urkunden erhärteten Erzählung, beim Heraustritt auf die Gallerie des Schloſſes von vier verkappten gewaffneten Männern überfallen, und noch dieſelbe Nacht in den Gewölben des Schloſſes ermordet und begraben wurde. Sein plötzliches Verſchwinden erregte bald Aufmerkſamkeit und Verdacht. Den andern Morgen erfuhr die Erbprinzeſſin durch das Fräulein von dem Kneſebeck den Mord. Ihr Geſchick war jetzt entſchieden. Ihre bei Königsmark vorgefundenen Briefe klagten über die unbillige Härte Georg Ludwigs und ſpotteten des Kurfürſten, der eine Sophie mit einer unwürdigen Geliebten vertauſcht habe. Sie wurde in ihrem Zimmer bewacht; ein Hauptmann der Garde geleitete ſie zu einem verſchloſſenen Wagen, welchen er mit ihr beſtieg. So wurde die Kurprinzeſſin den 7. Juli 1794 nach Lauenau, von hier nach Ahlden, ohnweit Celle geführt, von welcher ſie in den Geſchichten der Zeit den Namen führt. Ihr eigener Vater verurtheilte ſie, auf dieſem Schloſſe in tiefſter Abgeſchiedenheit von der Welt zu altern. Sie ſelbſt verwarf jede Ausſöhnung mit ihrem Gemahl, welche der Kurfürſt dringend wünſchte, damit Wolfenbüttel nicht von Neuem mit ſeinen Anſprüchen auf das Celleſche Erbe hervortreten möge; ſie drang auf Scheidung, und dieſe letzte Bitte ward ihr endlich gewährt. Durch eine Uebereinkunft des Kurprinzen und ſeines Vaters, des Kurfürſten Ernſt Auguſt, ſo wie des Vaters der Kurprinzeſſin, des Herzogs von Celle, ward aus den beiderſeitigen Conſiſtorien ein eigenes Ehegericht in Hannover, unter dem Vorſitz des Geheimen Raths von dem Buſſche errichtet, an welchem der Abt Molanus, als Conſiſtorialdirektor, den wichtigſten Antheil hatte. Den 28. December 1694 erfolgte das Eheſcheidungserkenntniß aus dem Grunde der verweigerten Zurückkehr, mit dem in ſolchen Fällen üblichen Schluſſe wegen der Wiedervermählung. Sophia Dorothea lebte ſeitdem auf ihrem Schloſſe ſtill und ergeben, und ſchied in dem nämlichen Jahre aus dem Leben, als ihr älteſter Sohn Georg II den engliſchen Thron beſtieg.

Während dieſer „großen Revolutionen, die an Ernſt Auguſts Hofe 1694 vorgingen," wie Spittler ſich ausdrückt, war Leibnitz in Hannover gegenwärtig; dies genügt, um eine Reihe von Betrachtungen in uns zu erwecken. Bei ſeinem innigen und vertrauten Zuſammenleben mit den Gliedern des Hofes, wie verhielt ſich Leibnitz bei dieſen Handlungen, Leiden und Zerwürfniſſen? wie beurtheilte er die Perſonen und die Ereigniſſe? wem ſtand er bei und in welcher Art? wie zeigte er dabei den Staatsmann, den Philoſophen, wie überhaupt den Menſchen? dies ſind Fragen, deren genügende Beantwortung uns das Innerſte in Leibnitz zum Aufſchluß bringen, und zugleich über jene Revolutionen ein neues Licht verbreiten würde. Es iſt nicht zu glauben, daß Leibnitz, ohne welchen an dem Hofe von Hannover nichts geſchah, nicht etwa an dem Eheſcheidungsprozeſſe zwiſchen dem Kurprinzen und ſeiner Gemahlin Theil gehabt haben ſollte, wenn er auch von dem Verfaſſer der Kirchengeſchichte der Hannoverſchen Staaten, Schlegel, nicht unter den Mitgliedern des deshalb angeſetzten Conſiſtoriums aufgeführt iſt. Das königliche Archiv in Hannover, ſagt man, verſchließt die Mittel zur Aufklärung dieſes dunkeln Punktes in dem Leben unſeres Philoſophen.

Schwer muß es geweſen ſein, in jener Zeit tiefſter Sittenverderbniß, welche von dem Hofe Ludwigs XIV auf deutſche Höfe mit ihren entſetzlichen Wirkungen überging, ganz unberührt und rein ſtehen zu bleiben; der Fluch dieſes Zeitgeiſtes äußerte ſich vielleicht weniger in dem, was er bei gemeinen Naturen hervorlockte, als in dem, was er in edlern Naturen gebunden hielt. Man wurde an die Erſcheinung der vom Zügel losgelaſſenen Sittlichkeit und Leidenſchaft ſo gewöhnt, daß auch die Beſſern, vielleicht um nicht für affektirt zu gelten, wenigſtens die Sprache und Form derſelben annahmen. Der unverſtellte Cynismus im Ausdrucke ward ſelbſt unter der Feder von Prinzeſſinnen ganz gewöhnlich, deren Tugend und innerer Werth über die leiſeſte Verdächtigung erhaben ſteht, wie bei der echt deutſchen Herzogin von Orleans, Eliſabeth Charlotte, in den Briefen an ihre Verwandte in Deutſchland. Das Verächtlichſte, Unſittlichſte war aber die am Hofe Ludwigs XIV gegen Ende des 17. Jahrhunderts der Sünde dienende Bigotterie und Heuchelei. Dieſe fand einen unerbittlichen Gegner an Leibnitz. „Es ſcheint, ſchrieb er im Jahre 1692, an die Kurfürſtin Sophie Charlotte, ſeine Schülerin und Freundin, es ſcheint, daß wir jetzt in einer Zeit leben, wo das Aeußere der Frömmigkeit Mode iſt, und der franzöſiſche Hof, die Quelle der Moden, giebt darin gutes Beiſpiel, denn alles drängt ſich dort dazu, fromm zu ſchreiben, ſelbſt der berühmte Satyriker Boileau. Deſto beſſer, wenn das Innere dem entſpricht. Aber ich werde es glauben, wenn ich ſehe, daß man ſich wahrhaft in der Welt beſſert, daß man die vergangenen Ungerechtigkeiten gut machen und ſich enthalten wird, neue zu begehen; wann ich ſehen werde, daß der Stolz und die üble Nachrede aufhört, kurz wann ich jene Liebe unter den Menſchen werde herrſchen ſehen, welche der Prüfſtein der wahren Liebe Gottes iſt. Sonſt iſt es nichts als Bigotterie. Ich finde häufig eine dauerhaftere Tugend bei denjenigen, welche nur als rechtſchaffene Menſchen zu handeln vorgeben, als bei dieſen Gascognern die Frömmigkeit, welche über die Bagatellen außer ſich gerathen. Ich ſchätze unendlich die Klugheit und die Wiſſenſchaft, welche Herr Spener bisher in dieſen Dingen an den Tag gelegt hat. Mir ſcheint, daß er die Dinge nicht übertreibt, und wenn die übrigen ihm glichen, ſo würde man ſich nur um die Ehre ſtreiten, wohl zu handeln. Niemand (ſchließt Leibnitz) wird ſie Ew. Kurfürſtlichen Hoheit ſtreitig machen, da Gott Ihnen dazu alle Vortheile der Natur und des Glückes gegeben hat, und beſonders den Willen, davon guten Gebrauch zu machen, welches das koſtbarſte der Geſchenke des Himmels iſt. Sie tragen von nun ab in einem ſo ruhmvollen Kampfe unter den Perſonen Ihres Ranges den Preis davon. Ich glaube ſogar, daß die echte Tugend, welche in einer großen, von den Reizen der Welt umgebenen Prinzeſſin glänzt, mehr werth iſt, als die abſtoßende und zurückgezogene Tugend (la vertu farouche et retirée) einer Antoinette von Bourignon, welche darüber Bücher ſchreibt, ohne ſie vielleicht gehörig auszuüben. Es iſt leicht, die Prüde zu machen, wann man das Alter erreicht hat; und neunzig Jahre ſind eine große Hülfe gegen die Freuden der Welt. Ich bitte Gott, Ihre Kurfürſtliche Hoheit bis zu dem Alter zu erhalten, welches die Heiligen von Natur macht, und Sie unterdeſſen der Triumphe des großen Fürſten genießen zu laſſen, deren Freude Sie theilen.“

Viertes Buch.

Unſre Betrachtung wendet ſich jetzt der Wirkſamkeit Leibnitzens am brandenburgiſch-preußiſchen Hofe zu, welche von dem Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts bis zum Tode des Königs Friedrichs I, anfangs Kurfürſten Friedrichs III, ſich hinüberzieht und Leibnitzens Namen für alle Zeiten in die Geſchichte der geiſtigen Kultur des preußiſchen Staats verwebt hat.

Gehen wir in der Geſchichte des brandenburgiſchen Hofes bis auf die Regierung des großen Kurfürſten zurück, unter welcher durch die Verbindung des Kurprinzen mit der hannöverſchen Prinzeſſin Sophie Charlotte (im Jahre **1684**) ein dauerndes Verhältniß zwiſchen Berlin und Hannover geſtiftet ward, ſo fehlt uns noch jede ſichere Spur einer Beziehung Leibnitzens zum Brandenburgiſchen Hofe, ja es läßt ſich kaum bejahen, daß Leibnitz die Aufmerkſamkeit des großen Kurfürſten, was in die letzten Lebensjahre deſſelben gefallen ſein müßte, auf ſich gezogen hätte. Das bloße perſönliche Verhältniß, das er zu der jungen, hochgebildeten und geiſtvollen Kurprinzeſſin hatte, welche den Lehrer und Freund in ihm verehrte, darf nicht zu hoch angeſchlagen werden, da bekanntlich der Kurprinz ſelbſt und ſeine Gemahlin an dem Hofe ſelbſt gegen widrige Einflüße zu kämpfen hatten, ſo daß ſie beide im Jahre 1686 denſelben ſich heimlich entzogen und in Kaſſel eine Zuflucht ſuchten. Selbſt als Kurfürſt Friedrich III, am Vorabend des Reichskrieges von 1688, ſeinem Vater in der Regierung folgte, war immer die nahe Verwandtſchaft mit dem Hauſe Hannover nicht fähig, der Spannung und Eiferſucht, womit Kurbrandenburg lange ſchon dem Streben Hannovers zur Erreichung einer höhern Stufe von Macht zugeſehen hatte, ein Ende zu machen. Sie gewann vielmehr neue Nahrung, als Hannover trotz aller Hinderniſſe endlich ſich zum Kurfürſtenthum und zu gleichem Range, wie der mächtigſte norddeutſche Staat, erhoben ſah, wenn gleich des Kurfürſten von Brandenburg Einwilligung dazu gewonnen worden war. Die Kurfürſtin Sophie Charlotte, ſo groß und einzig an Vorzügen des Geiſtes und Charakters, an der Seite eines Gemahls, welcher ihre höhern Bedürfniſſe nicht verſtand, und deſſen Liebe zum Glanze und zur Pracht ſie nicht theilte, legte doch niemals jene politiſche Bildung und Geſchicklichkeit an den Tag, durch welche ihre Mutter, die Kurfürſtin Sophie, glänzte und zu einer regierenden Fürſtin geboren war. Auch war es dieſe, welche ſeit dem Tode ihres Gemahls, unter der Regierung ihres Sohnes, des Kurfürſten Georg Ludwig, das gute Einverſtändniß zwiſchen beiden Höfen durch ihr immer ſteigendes Anſehen bei dem Kurfürſten von Brandenburg zu erhalten verſtand und einem Bruche, wie er manchmal drohte, glücklich entgegen arbeitete. Wer aber nach der Kurfürſtin, oder vielmehr in ihrem Geiſte und gewiſſermaßen in ihrem Dienſte, jahrelang in dieſer Wirkſamkeit ſie unterſtützte, war Leibnitz, welcher jetzt der vertrauteſte Freund beider Kurfürſtinnen wurde und es bis zu ihrem Tode in ungeſchwächtem Vertrauen blieb. Sein eigenes Streben ging zu jener Zeit entſchieden und lebhaft auf eine ſeiner würdigen Stellung und Wirkſamkeit am Brandenburgiſchen Hofe hin; und die Umſtände kamen dieſem Wunſche entgegen.

Um dieſe Zeit bewirkte der Fall des mächtigen Oberpräſidenten Eberhard von Dankelmann, in Folge des Neides und Haſſes, welche dieſen Staatsmann lange verfolgt hatten, eine Revolution am brandenburgiſchen Hofe, während welcher es einen Augenblick ſchwankend war, wer den Einfluß des geſtürzten Miniſters zu Gunſten ſeiner Parthei ſiegreich erringen und behaupten würde. In dieſem Momente machte Leibnitz im Geheim beiden Kurfürſtinnen, in Hannover und Berlin, den Vorſchlag, eine wiſſenſchaftliche Miſſion für ihn in Berlin von Seiten des dortigen Hofes zuwege zu bringen, bei welcher er indirekt den Intereſſen der beiden Kurfürſtinnen dienen könnte. Leibnitz entwickelte dieſen Vorſchlag in einer Denkſchrift, welche aus ſeinem Nachlaſſe durch Feder bekannt worden, und vorzüglich geeignet iſt, die politiſche Seite ſeiner, nicht lange darauf beginnenden Reiſen nach Berlin, wie ſeines Briefwechſels dorthin, wenn auch nicht im Einzelnen, zu beleuchten; es iſt ihm hier nicht um das einſeitige Intereſſe der beiden Höfe oder der Fürſtinnen allein zu thun, er hat das Wohl Deutſchlands und des Proteſtantismus, welcher durch die Kurfürſten von Brandenburg, und Hannover (jener das

Haupt der Reformirten, dieſer das der Lutheraner) vertreten war, vor Augen, inſofern dieſes Wohl zum Theil auf ihrer ungeſtörten Eintracht beruhte. Aber zunächſt ſollte die Conjunctur, „daß die Kurfürſtin von Brandenburg das Vertrauen ihres Gemahls wieder gewonnen hätte, benutzt werden, um dieſes Gut dauerhaft zu machen und allen vernünftigen, davon zu hoffenden Vortheil zu ernten.“ Und dann „„da die Kurfürſtin von Braunſchweig in allen Dingen dieſelben Intereſſen habe, als ihre Tochter, da ſie einander ſehr lieben und es nur gerecht und ſehr natürlich ſei, daß die Mutter ihrer Tochter mit ihren guten Rathſchlägen zur Seite ſtehe: ſo könnte man hoffen, daß alle beide durch dieſes Mittel die Uebel, welche ihnen zugeſtoßen, verbeſſern, und an den beiden Höfen eine Macht behaupten könnten, welche ihrer würdig ſei und dazu diene, ihren großen Geiſt und ihre außerordentlichen Talente zum Wohle der beiden Häuſer und zur vollkommenen Eintracht ihres Gemahls und Sohnes anzuwenden.“

„Aber dieſes muß, fährt Leibnitz fort, mit vieler Zartheit geſchehen, um einen zu großen Schein und die Affectation zu vermeiden, welche den mit Recht auf ſein Anſehen eiferſüchtigen Kurfürſten, das er wiedergewinnen wollte, mißtrauiſch machen könnte. Denn ich zweifle nicht, daß der Hauptgrund der Entlaſſung ſeines erſten Miniſters davon herkommt, daß ſeine Macht dem Ruhme des Kurfürſten im Lichte ſtand. Da nun die ſchriftlichen Mittheilungen Zufällen ausgeſetzt ſind, ſo wäre es gut, wenn eine in das Vertrauen gezogene Perſon Anlaß hätte, von Zeit zu Zeit von dem einen Hofe zu dem andern zu gehen, um gegenſeitig angemeſſene Informationen zu geben, damit alles mit vieler Uebereinſtimmung und Umſicht geſchehe, auf eine Art, welche keinem Verdacht noch Mißtrauen ausgeſetzt ſei.“

„Für dieſen Zweck, ſagt Leibnitz, kann ich keinen andern nennen, als mich.“ Hier ſpricht Leibnitz mit einigen Worten von ſeiner perſönlichen Stellung und Bedeutung, als Gelehrter und Staatsmann, ohne affectirte Beſcheidenheit, welche hier vom Ziele abgeführt hätte, und fügt hinzu: „Gerade wie die Aufſicht über die berühmte Bibliothek von Wolfenbüttel mir Anlaß giebt, von Zeit zu Zeit dorthin zu gehen, ſo würde ebenſo irgend eine Aufſicht (intendance) über die Wiſſenſchaften und Künſte, welche man in Berlin auf eine dem Kurfürſten ſo rühmliche Weiſe zur Blüthe bringen will, einen noch plauſibelern Grund für mich bilden, um von Zeit zu Zeit auf eine nicht unnütze Art nach Berlin zu gehen. In dieſer Abſicht wäre es vielleicht angemeſſen, daß die Frau Kurfürſtin von Brandenburg durch ein Wort an ihre Frau Mutter den Wunſch ausdrückte, daß ich eine Reiſe nach Berlin machte, und dann, nach meiner Ankunft, bei dem Herrn Kurfürſten von Brandenburg auswirkte, daß man mich mit der Aufſicht, von welcher ich ſo eben ſprach, beauftragte, was ſehr zu der Zufriedenheit des Hofes von Hannover und auf eine Art, daß man dort Grund hätte, es gern zu ſehen, geſchehen kann.“

„Durch dieſes Mittel nun würde ich eine ſehr ſchöne Gelegenheit haben, bei den Frau Kurfürſtinnen, und, durch ihre

Vermittelung, bei dem Kurfürſten und dem Kurprinzen die Dinge an die Hand zu geben, welche zu ihrem Ruhme und zum allgemeinen Wohl dienen, und den Abſichten und Intereſſen aller dieſer erlauchten und hohen Perſonen und vor allem der Frau Kurfürſtin von Hannover, deren großſinnige und ſchöne Anſichten mir bekannt ſind, angemeſſen ſein werden. Ich werde ein andermal von dem Plane ſprechen, ſo viel als möglich zum Wohle und zum Ruhme der beiden Häuſer beizutragen, heute bei Conjuncturen, wo die Macht Frankreichs und der Erfolg und die Animoſität der Papiſten uns mit einer böſen Revolution drohen, wenn man ſich nicht mit vieler Geſchicklichkeit und Energie entgegenſetzt."

Das hier Angedeutete bezieht ſich auf die, damals ſo eben angeknüpften Entwürfe zur Vereinigung der Reformirten und Lutheraner, unter den Auſpicien von Berlin und Hannover; ſo wie an der Stelle, wo Leibnitz auf eine Aufſicht über Inſtitute der Wiſſenſchaft in Berlin anſpielt, er nichts anders im Auge hatte, als die Gründung einer Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin.

Beides war noch kurz vor dem Falle des Ober-Präſidenten von Dankelmann nachhaltig von Leibnitz in Anregung gebracht worden; daher er ſich darauf, als eine Vorausſetzung für ſeine Vorſchläge, beziehen konnte. Jene Entwürfe zu Gunſten der Wiſſenſchaft und der evangeliſchen Kirche bilden den Faden, an welchem wir unſre Erzählung weiter führen, ſo lange wir das verborgene Getriebe der Politik, welchem ſie ſelbſt vielleicht dienen mußten, nicht tiefer zu verfolgen im Stande ſind. Wir beginnen mit den Entwürfen zur Union.

Bereits den 4. Juni 1697 brachte Leibnitz in einem Briefe an den brandenburgiſchen geheimen Cabinets-Sekretair Cuneau, einen durch Kenntniſſe, vorzüglich in der Mathematik, ausgezeichneten Hofmann, welchen er im Gefolge des Kurfürſten und der Kurfürſtin von Brandenburg bei ihrem Beſuche in Hannover (1695) kennen gelernt hatte, den Entwurf der Vereinigung der Proteſtanten, mit Rückſicht auf die damalige Weltlage, zur Sprache: er hatte nemlich dabei den Grafen Dankelmann im Auge, welchem Cuneau die Briefe verlegte. „Ihr großer Kurfürſt, ſchrieb er, iſt jetzt das Haupt der Proteſtanten im Reiche“ (er ſagt dies mit Bezug auf den Uebergang des Kurfürſten von Sachſen zur römiſchen Kirche). Ich zweifle nicht, daß man mit Ernſt bei Ihnen an das denkt, was zu der Erhaltung der Proteſtanten weſentlich iſt. Man muß unter andern daran arbeiten, immer mehr jenes eitle Phantom der Trennung zwiſchen den beiden proteſtantiſchen Partheien zu zerſtören.“ Er führte bald dieſen Gedanken, aus dem Geſichtspunkte eines Staatsmanns, als Antwort auf einige von Dankelmann erhobene Bedenklichkeiten, in ſeinem nächſten Briefe an Cuneau, vom 7. October, noch näher aus: „Die Sache iſt nothwendiger, als jemals, und auch ausführbarer als jemals. Es heißt jedoch: est aliquid prodire tenus, si non datur ultra. Denn dieſes gute Einverſtändniß zwiſchen den proteſtantiſchen Partheien hat ſeine Grade. Der erſte Grad iſt rein civil, er beſteht in der guten Harmonie und einem aufrichtigen Beiſtande, und dahin muß es, dem Wachsthum der römiſchen Parthei gegenüber, bei beiden Seiten kommen. Nach der Breſche, welche uns das

Haus Sachſen gebrochen hat, iſt Ihr mächtiger Herr der erſte von den Proteſtanten des Reichs, wenn man die beiden Partheien von einander nicht unterſcheidet, und mithin der Direktor ihrer Angelegenheiten. Es iſt hier der Ort nicht, mich über dieſen Gegenſtand zu verbreiten. Doch heißt mein Eifer mich dieſen Punkt als unbeſtreitbar, als fundamental für eine aufrichtige Eintracht unter den Proteſtanten annehmen, welche ſo große Früchte tragen könnte; um ſo mehr, als ich nicht zweifle, daß England und Holland bereit ſein werden, ſie zu unterſtützen.“

„Der zweite Grad (fährt Leibnitz fort) zielt auf das kirchliche Einverſtändniß und lautet dahin, daß man ſich gegenſeitig nicht verdamme: die tolerantia ecclesiastica. Und hierzu iſt die theologiſche Facultät in Helmſtädt, wie ſie jetzt wieder beſetzt wurde, ganz geneigt. Ich habe immer zu verhindern geſucht, daß Profeſſoren der Theologie von der Wittenbergiſchen Parthei dahin berufen würden, was man mehr als einmal zu thun die Abſicht hatte, und ich habe den Fürſten und ihren Miniſtern die Erhaltung der Schule und der Geſinnungen des unvergleichlichen Calixtus empfohlen, welcher Deutſchland, den Proteſtanten und dieſen Landen ſo viele Ehre gemacht hat. Und da wir an geeigneten Subjekten, um die in Helmſtädt erledigt gewordenen Stellen zu beſetzen, Mangel hatten, habe ich ſo viel gethan, daß man mir Befehl gegeben hat, den Doctor (Johann Andreas) Schmidt aus Jena, welcher bereits eingetroffen iſt, und Johann Fabricius aus Altdorf, welchen man jeden Tag erwartet, dahin zu berufen:

jener iſt ein Schüler des Muſäus in Jena, dieſer von der Helmſtädter Schule."

„Der dritte Grad endlich beſteht in der Einheit des Glaubens, welche Seine Excellenz Grund hatte für unausführbar zu halten, wenn er meint, man dürfe nicht hoffen, die Menſchen, zumal in ſchwierigen Materien, zu überzeugen; das iſt es auch nicht, was man nach meinem Dafürhalten unternehmen ſoll. Gewiß iſt, daß man ſich über das Abendmal nicht leicht vereinigen wird, weil eine wahre Verſchiedenheit der Meinungen ſtatt findet; und wenn gleich, meiner Meinung nach, die Controverſe von der Prädeſtination nicht eben ſo viel Grund hat, ſondern nur von Mißverſtändniſſen herrührt, und ich mehrere geſchickte Männer davon überzeugt habe, ſo bin ich doch ſehr verſichert und erkenne gern, daß es Unzählige giebt, welche man davon niemals überzeugen wird. Ich ſehe aber auch nicht, daß dieſe Einheit in den Lehren oder Meinungen nothwendig ſei. Man thut wohl daran, ſo viel zu erlangen, als man kann; aber man wird ſich nicht daran hängen, weil dieſe Verſchiedenheit diejenige Einheit, welche man wünſcht, nicht hindert."

„Die Frage iſt nun, ob Seine Excellenz wünſcht, daß man bis zu dem zweiten Grade gehe, oder ob ſie bei dem erſten ſtehen bleiben will, bei welchem die Theologen nichts zu thun haben. Es ſcheint jedoch, daß der zweite ſehr wünſchenswerth wäre und den erſten befeſtigte. Denn wenn man Eiferer iſt, wenn man glaubt, daß die Gegner Feinde Gottes und in einem verdammungswürdigen Stande ſind, glaubt, daß die

Vereinigung mit ihnen anſteckend, und das Heil der Seelen in Gefahr iſt, ſo vereiniget man ſich ungern. Beſonders wenn die theologiſchen Leidenſchaften ſich darein miſchen, welche auf die Angelegenheiten vielen Einfluß haben, wie das Beiſpiel des Doctor Hoë zur Zeit des Kurfürſten Johann Georg von Sachſen beweiſt. Zwingt am Ende die Nothwendigkeit, ſich zu vereinigen, ſo geſchieht es wider Willen und zwangsweiſe, was wenig dauerhaft und wenig fruchtbar iſt. Sogar, was den dritten Grad betrifft, iſt es gut, den Aufgeklärteſten wenigſtens zu verſtehen zu geben, daß der Unterſchied im Weſen nicht ſo groß iſt, als er in den Formen äußerlich erſcheint. Kurz, es iſt gut, daß die Politiker den Anſtoß geben, aber man braucht der Theologen, um auf die Völker zu wirken und auf die eifrigen und vom Vorurtheil eingenommenen Menſchen, welche auch unter denjenigen häufig ſind, welche über dem Volke ſtehn."

Hält man dieſe offenen Erklärungen über eine Union der Proteſtanten mit Leibnitzens, uns bekannten Grundſätzen über die Herſtellung des Kirchenfriedens zwiſchen Proteſtanten und Katholiken zuſammen, ſo iſt ſeine Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt, aber auch eben darum wieder jene innere Inconſequenz im Principe nicht zu verkennen: wie dort, ſo ſoll auch hier Eine evangeliſche Kirche, aber mit verſchiedenen, ja in einem Hauptpunkte, wie der Lehre vom Abendmahle, entſchieden entgegengeſetzten Lehren, für die Dauer zu Stande kommen. Allerdings verbirgt ſich Leibnitz, ſo wenig als den mit ihm auf gleichem Boden ſtehenden Staatsmännern, den Widerſpruch nicht; wie er einige Decennien vorher bei den von Spinola angeregten Unterhandlungen gethan: nur wegen der diesmal an die Spitze geſtellten, dringenden politiſchen Tendenzen zeigt er ſich hier viel geneigter, über jene Widerſprüche wegzuſehen. Doch die Theologen von der lutheriſchen Seite, welche bei dieſem halben Verfahren weſentlich im Nachtheil ſtanden, an ihrer Spitze Molanus, haben ſich gegen die bloße kirchliche Toleranz, ohne die Einheit im Grunde des Glaubens, geſträubt: ſo bildete ſich ein Schwanken, welches zwar jahrelange Unterhandlungen und Schriftwechſel zwiſchen den Parteien möglich machte, welche aber zu jeder Zeit durch Befehl von oben leicht abgebrochen werden konnten. Dies iſt der allgemeine Charakter, worin die verſchiedenen Unterhandlungen über den Kirchenfrieden, zu welchem Leibnitz die Hand geboten hat, ſich ähnlich ſehen; was ſie für die Nachwelt vielleicht nur um ſo lehrreicher macht.

Leibnitz brauchte hier keine Expoſition des Glaubens, etwa wie ehemals die aus dem verſtellten Standpunkt eines Katholiken auszuarbeiten: denn es handelte ſich nicht darum, die eine der proteſtantiſchen Kirchen der andern im Namen und Weſen zu unterwerfen; doch auf lauter geraden, offenen Wegen zu handeln, ſchien die Natur der Sache auch hier nicht zu geſtatten. Gleich nachdem die Theologen Fabricius und Schmid, welche in die Unionsverhandlungen von Berlin hineingezogen werden ſollten, in Helmſtädt ſich eingerichtet hatten, machte Leibnitz eine Reiſe in dieſer Angelegenheit dorthin, und bewog den Profeſſor Calixtus den Jüngern, welcher ſeinem Vater an Geſinnung und friedlichem Eifer, wenn auch nicht an Geiſt, gleich kam, außer mehrern ireniſchen

Abhandlungen ſeines Vaters auch den Tractat: **de tolerantia reformatorum ecclesiastica**, mit einer eigenen Vorrede in gleichem Sinne herauszugeben; denn in jenem Tractate hatte (wie Leibnitz an Cuneau ſchrieb) der vortreffliche Mann ſehr gut gezeigt, daß die vorhandene Spaltung in den Meinungen einer Verbrüderung nicht entgegen ſtehen dürfe: „**jungi dextra fraternitatis.**“ Die neu angeſtellten Theologen ſollten dann mit ihrer Approbation öffentlich beitreten, ſo daß es gewiſſermaßen die Facultät zu thun ſchiene. Das Nachſuchen um die förmliche Billigung der Fakultät ſchien nemlich dem Herzog Anton Ullrich, welcher auch hier bald den thätigſten Antheil nahm, zu affectirt und auffallend. Leibnitz ſuchte alſo indirekt zum Ziele zu gelangen. Er richtete es ein, daß alle Kollegen der theologiſchen Facultät der Schrift von Calixtus Lobſchriften hinzufügten, welche mit dieſer und mit der Vorrede des jüngern Calixtus, als Herausgebers, gleichſam ein Ganzes ausmachten; und er trug Sorge (wie er ſich in dem Briefe an Cuneau weiter ausdrückte), denen, welche ſich widerſetzten, den Mund zu ſtopfen. Dadurch glaubte Leibnitz der Union „einen Boden bereitet zu haben;“ aber wie künſtlich war das Gebäude, das auf ſolchen Boden geſtellt wurde!

Als ſeine Vorſchläge in Berlin anerkannt wurden, wandte ſich Leibnitz noch beſonders an den Geheimen Rath Ezechiel von Spanheim, dieſe Zierde des brandenburgiſchen Hofes, als Gelehrter und Staatsmann, und welcher das beſondere Vertrauen des Kurfürſten genoß. Mit Spanheim ſtand Leibnitz ſchon länger in Verbindung; ihm hatte er wichtige

Beiträge zu ſeinem **Codex juris diplomaticus** aus dem brandenburgiſchen Archive zu verdanken, ſprach auch in der Vorrede zu der **Mantissa** (**1700**) ſeine Erkenntlichkeit dafür aus. Spanheim war auf dem Punkte, als Geſandter an den franzöſiſchen Hof zu gehen; und kurz vorher, noch auf Anrathen des Oberpräſidenten von Dankelmann, ſtellte er dem Kurfürſten den Antrag zur Union vor, mit ſiegreichem Erfolg. Des Kurfürſten Vorfahren hatten ihm zu dieſem chriſtlichen Beſtreben gewiſſermaßen den Weg gebahnt; namentlich waren unter ſeinem Vater, dem großen Friedrich Wilhelm, welcher nach der Aufhebung des Edictes von Nantes den flüchtigen franzöſiſchen Reformirten eine Zuflucht in ſeinem Lande eröffnet hatte, Schritte in dieſem Sinne geſchehen. Friedrich **III** hielt ſich aber an das Weſen; er wollte etwa keine bloße kirchliche Toleranz, ſondern dasjenige, was Leibnitz als den dritten Grad der Union zu bezeichnen pflegte. Wenigſtens können wir in einem Briefe des nachherigen Biſchofs Urſinus von Bär an den Herzog Anton Ullrich vom Jahre **1705** leſen: „S. K. M. ſind damit ganz einig, daß man nicht auf eine ſogenannte Toleranz, ſondern auf eine ſolche Union zu arbeiten habe, dadurch die unſelige Trennung aufgehoben werde, und ein Theil bei dem andern in rechter Gewiſſensfreiheit ſich des Gottesdienſtes und Abendmahls des Heeren gebrauchen könne und möge. Daher auch S. K. M. vermeynen nöthig zu ſein, daß die partheilichen Namen Lutheriſch oder Reformirt aufhören, und beide Kirchen ſich hinführo allein Evangeliſch nennen.“ In dieſem Geiſte ſollte gleich der erſte Schritt von brandenburgiſcher oder reformirter Seite geſchehen.

Der Kurfürſt bethätigte ſeinen frommen Eifer ſogar durch ein in eigner Perſon an die theologiſche Fakultät in Helmſtädt erlaſſenes Schreiben. Es wurde alſo beſchloſſen, nach einem gemeſſenen Plane zu arbeiten, und die geeigneten Perſonen mit deſſen ſofortiger Ausführung zu beauftragen.

Leibnitz ſah ſich alſo vom Anfange an überflügelt, und ſeinen anfänglichen Entwurf aus einem politiſchen in einen rein theologiſchen übergehen. Er ſah auch vorher, daß der eingeſchlagene direkte Weg nicht zum Ziele führen würde, daher ſchrieb er noch den **17.** December **1697** an Cuneau: „Jetzt, da die Eröffnungen ihren Anfang genommen, wozu ich, wie Sie wiſſen, mir die Macht hatte geben laſſen, glaube ich doch nicht, wenn es ſich darum handelt, die Sache in Gang zu bringen, daß man auf dieſe Art anfangen müſſe; ich fürchte Mißgunſt und Eiferſucht. Man wird ſich an die Perſonen, eine nach der andern, wenden müſſen; ich habe die Dinge ein wenig vorher betaſtet, und hoffe, das Ganze auf eine Art zu führen, (da ich Gelegenheit habe, die Geiſter vorzubereiten,) daß Harmonie und Einſtimmung ſtatt finden wird. Aber viel kommt darauf an, daß die Sache in dieſem Jahre eingeleitet wird, weil der Turnus der Leitung der Helmſtädter Univerſität bei unſerm Hofe iſt; denn da die Sache nicht beſſer, als in Bezug auf die Univerſität, eingeleitet werden kann, ſo wird dadurch die Eröffnung der Unterhandlungen von unſrer Seite kommen können.“ Es ſcheint, daß Leibnitz ein Gewicht darauf legte, daß der Mittelpunkt der Unionsangelegenheit Hannover d. h. die lutheriſche Kirche, werden ſollte. Doch es kam anderes. Der Kurfürſt Friedrich III hatte bereits ſeinem Hofprediger, dem berühmten Daniel Ernſt Jablonski, gleich ausgezeichnet durch Gelehrſamkeit, wie mäßige Anſichten, den Befehl ertheilt, die Präliminarien der Union zwiſchen den Reformirten und Lutheranern aufzuſetzen. So entſtand ſeine ireniſche Abhandlung in deutſcher Sprache: „Kurze Vorſtellung der Einigkeit und des Unterſchieds im Glauben bei den Proteſtirenden, nemlich Evangeliſchen und Reformirten.“ Dieſe Schrift brachte vor dem Schluſſe des Jahres 1697, alſo noch während der Kurfürſt Ernſt Auguſt lebte, Herr von Spanheim, bei ſeiner Durchreiſe nach Hannover an den franzöſiſchen Hof, dorthin. Der ausgeſprochene Zweck dieſer Schrift ging auf nichts geringeres, als dahin, darzuthun: „daß in den wichtigſten und nöthigſten Grundwahrheiten der chriſtlichen Religion zwiſchen beiden Kirchen kein Unterſchied, und keine Urſache ſich zu trennen ſei.“ In der Audienz bei dem Kurfürſten von Hannover brachte der Geſandte dieſen Gegenſtand zur Sprache und bezog ſich im Einzelnen auf den mit Leibnitz darüber gepflognen Briefwechſel.

Was konnte Leibnitz jetzt thun, als den ihm von oben gewordenen Impulſen Folge leiſten? Ihm und dem Abt Molanus ward aufgegeben, „mit Zuziehung einiger Theologen die von Berlin überkommene Vorſtellung zu überlegen und ſich darüber vernehmen zu laſſen.“ Leibnitz zog dabei vorzugsweiſe die Calixtiſch geſinnten Theologen Fabricius und Schmid in Helmſtädt zu Rathe. Man kann in dem, von ihm mit ihnen, beſonders aber mit Fabricius, gepflogenen Briefwechſel den Gang, welchen dieſe Unterhandlungen genommen, faſt

Schritt für Schritt verfolgen. Nach einiger Zeit erfolgte endlich von der ganzen theolgiſchen Fakultät, unter dem 16. März 1699, die Beiſtimmung, in einer Schrift (**Judicium Theologorum Helmstadiensium**), worin der Berliner Unionsſchrift das Lob einer „frommen, orthodoxen, genauen, gründlichen, mäßigen und für den Zweck des Kirchenfriedens geeigneten,“ gegeben wird.

Niemand ſprach ſich vom erſten Augenblicke an mit mehr Entſchiedenheit und Energie für den Plan einer wahrhaften Union der Reformirten und Lutheraner, zu einer und der nemlichen Kirche, aus, als Molanus, immer mit derjenigen Offenheit und Ehrlichkeit, welche wir bei den Unionsverhandlungen mit Boſſuet kennen gelernt haben. In dieſer Beziehung war er der würdigſte Schüler des Calixtus, deſſen er ſich zu rühmen pflegte: „Daher dann ohnſchwer zu vermuthen (ſchrieb er in einem Briefe an den preußiſchen Biſchof Urſinus 1704), daß ich aus der Zahl derjenigen ſein müſſe, welche unſere Streitfragen nicht vor fundamentale Artikel anſehen, und dann einfolglich dafür halten müſſe, daß **utriusque partis Evangelici** ſich mit unverletztem Gewiſſen gar wohl vergleichen und in einer Kirche hinwieder coalesciren könnten.“ Es ſollte, heißt es gar prägnant in demſelben Briefe: „aus ſogenannter unterſchiedener evangeliſcher und reformirter Kirche ein **Ens per aggregatum unum, una eademque Sancta Catholica et Apostolica, eademque Evangelica simul et Reformata Ecclesia** gemacht werden. Daher ſollte auch das **negotium Irenicum** nicht ein und anders Land, z. B. das Königreich Preußen, die Mark Brandenburg, Heſſen u. ſ. w. zum Subjecte haben, ſondern ein Univerſalwerk ſein.“ Gegen die bloße kirchliche Toleranz, welche z. B. im Jahre **1660**, in Folge des Caſſelſchen Collegium zu ſolchem bürgerlichen Nachtheil der Lutheriſchen ausgefallen war, konnte ſich Molanus höchlich ereifern. Ueberall wo wir dieſe letztern Geſinnungen und Anſichten, namentlich in Schriften, welche Molanus's und Leibnitzens Namen gemeinſchaftlich führen, wiederfinden, iſt es Molanus, und nicht Leibnitz, welcher ſie diktirt hat, wenn gleich letzterer meiſtentheils die Feder führte, oder die Briefe ſeines Freundes mit deſſen Bewilligung, und ſelbſt auf ſeine Bitte verbeſſerte.

In dieſem Sinne erfolgte im Jahre **1698** unter den Namen von Molanus und Leibnitz die Antwort auf Jablonski's ireniſche Schrift, doch wieder erſt als Anſicht von Privatperſonen, noch nicht officiell. Sie führte, wiewohl deutſch abgefaßt, den Titel Via ad pacem. Ein Fragment davon, nicht mehr, iſt gedruckt vorhanden, welches, weil es die bloße Toleranz, nicht die Union betrifft, und jene ſcharf bekämpft, ehedem fälſchlich auf eine Verwerfung der Union ſelbſt ausgelegt worden iſt. Außer den Theologen des Berliner Hofes mußten aber auch die dort lebenden lutheriſchen Theologen gewonnen werden; unter ihnen war der angeſehenſte der berühmte Probſt Philipp Jacob Spener, einer von Leibnitzens Jugendfreunden, von welchem er ſich jedoch in ſpätern Jahren faſt ganz entfernt hätte; denn alles was an Sektirerei nur ſtreifte, widerſtand Leibnitzen auf das höchſte. Indeſſen erkannte Leibnitz Speners großes Gewicht in der Kirche an. Ihn alſo beſonders hatte er bei einer kürzern lateiniſchen

Schrift: **Tentamen irenicum** im Auge, welche philoſophiſche Erörterungen des reformirten Dogma der Prädeſtination und des lutheriſchen vom Abendmal enthält. Spener, welchem die Schrift ohne Namen des Verfaſſers zugekommen war, verfaßte darüber ſeine **Reflexiones supra Tentamen irenicum**; beides findet man in Speners **Consilia Latina.** Der fromme Mann ſprach hier unumwunden ſeine Zweifel und Schwierigkeiten bei dem Unionswerke aus, worin der Erfolg ihn gerechtfertigt hat. Im Allgemeinen waren die lutheriſchen Theologen in der Mark der Union in eben dem Maaße entgegen, als die in den braunſchweigiſchen Landen ſie beförderten: ihre verſchiedene Stellung in beiden Ländern erklärt dies hinlänglich. Dies hinderte indeß nicht, daß der Kurfürſt von Brandenburg, in friſchem Eifer für das Friedenswerk, ſeinen Hofprediger Jablonski zu einer perſönlichen Conferenz mit Molanus und Leibnitz nach Hannover (im Sommer 1698) abſandte. Dieſe Conferenz war eine der friedlichſten, und man kam mit einander überein, daß das Unionsgeſchäft drei Punkte zu erledigen habe: Abſtellung der Uneinigkeit in den Lehrſätzen, der Uneinigkeit in den Kirchengebräuchen, und der verſchiedenen Benennung der proteſtantiſchen Religionsverwandten. Es ſollte ausgemacht werden, daß die Irrthümer, welche ein Theil dem andern vorzuwerfen pflege, den Glaubenspunkt nicht berührten und daher geduldet werden könnten; die Ceremonien mußten frei geſtellt werden, und die proteſtantiſche Kirche im Gegenſatz zu der katholiſchen die evangeliſche heißen. Man verſprach ſich Beifall von beiden Partheien, wenn man nur den erſten Punkt glücklich ausmachte: daß in den ſtreitigen Lehren keine weſentliche Uneinigkeit ſei und man die vorgefaßten Meinungen ablegen wolle. Mit dieſen Hoffnungen reiſte Jablonski an ſeinen Hof zurück. Von dieſer Zeit ab führte er mit Leibnitz einen Briefwechſel über dieſe Unterhandlung, und zwar in deutſcher Sprache, damit auch diejenigen Perſonen an den Höfen, welche des Lateins nicht kundig oder gewohnt, ſelbſt davon Kenntniß nehmen könnten. Das Wichtigſte davon iſt uns erhalten.

Aber bei den Veränderungen, welche unterdeſſen der Sturz Dankelmanns am Brandenburgiſchen Hofe zu wege gebracht hatte, trat ſchon in der erſten Zeit das mit ſo viel Feuer ergriffene Werk in den Hintergrund. Nachdem es in die Hände der Theologen gegeben war, ſchienen die Staatsmänner ſich mit dieſer Angelegenheit wenig befaſſen zu wollen, der Staatsminiſter von Fuchs wenigſtens, welchem die ireniſchen Geſchäfte zuertheilt wurden, ſchob ſie in das Unbeſtimmte hinaus. Sobald Leibnitz dies gewahr wurde, erkaltete auch er ein wenig, und ſchlug vor, die Angelegenheit für günſtigere Zeiten aufzuſparen; wie er denn den 25. Auguſt 1699 an Jablonski ſchrieb: „Was die bewußte, etwas ruhende Sache betrifft, ſo ſcheint wohl, man habe ganz andere Gedanken, darüber ich mich eben nicht verwundere. Es ſcheint auch der bewußte vornehme Miniſter (von Fuchs), glaube ſelbſt, das wenig zu thun. Dergeſtalt iſt natürlich, daß er, der ſonſten ſo viel Geſchäfte hat, ſich nicht vergebens bemüht. Mag auch wohl ſein, daß er ein wenig (in der Schrift Via pacis) geblättert, und eben jetzt im Augenblick nicht gefunden, was ihm angeſtanden, welches ich auch wohl begreife, weilen die

Feder von mehr als einem geführt werden, und alſo nicht alles ſeine letzte Politur erhalten. Ueberdies ſo ſind ihm die großen Schwierigkeiten mehr als zu bekannt, wie er auch wohl in Briefen zu verſtehen gegeben, daß es geheißen: sapienti sat; und daher gehen ihnen die anderwärts vermeinten Leichtigkeiten nicht leicht ein. Und gleichwie dieſe Herren nicht ſofort ſehen können, was wir begreifen zu gedenken, alſo wiſſen wir auch nicht recht die Hinderungen, die ſie wiſſen, deren wohl die größte iſt, daß man ſich wenig darum bekümmert, und in Staatsſachen ſo wohl, als ſonſt, auf ganz andere Dinge die Gedanken, theils unvermeidlich, richtet. Im übrigen halte ich bei ſo bewandten Sachen vors beſte, daß von aller anderweiter Communication aus denen und mit den Artikeln abſtrahirt werde, und erſuche M. H. Herrn Hofprediger, ſolche zu verhüthen, zweifle auch nicht, er werde mir vollkommen beifallen. Denn wenn keine große Apparenz zum Succeß, wie denn ſolche ſich in meinen Gedanken ſehr vermindert, ſo iſt am rathſamſten, pro ipso negotio, man halte anjetzo zurück, bringe nichts in eine vergebene oder doch mißliche, ungewiſſe Deliberation, und erwarte eine Zeit, da mehr Eifer. Sonſt wird das jetzige nur alt, und verliert gratiam. Man verfället auf geſuchte Schwürigkeiten, und dann heißt es künftig, wenn kein höherer Trieb vorhanden: die Sache iſt bereits vorkommen und nicht hinlänglich.“ Der Miniſter von Fuchs fühlte ſich durch dieſe Stelle, welche Jablonski ihm mittheilte, getroffen, und ſagte (wie aus Jablonski's Antwort vom **19.** September **1699** erhellt) zur Entſchuldigung, „daß er beſondere Hinderungen dabei ſehe, als die Kaltſinnigkeit, welche ſich zwiſchen dem Berliniſchen und Hannöverſchen Hofe blicken laſſen: den Genius des hannöverſchen Hofes ſelbſt, und ſonderlich die Härtigkeit des evangeliſchen Clerus, welcher faſt unüberwindlich ſchiene.“ Im Uebrigen betheuerte er ſeine Beharrlichkeit bei dieſen Entwürfen. Es erhoben ſich jedoch wirklich Eiferer unter den reformirten Geiſtlichen im Lande gegen eine Union mit den Lutheranern und ſuchten dem Landesherrn die Beſorgniß einzuflößen, „man könnte durch dergleichen Conatus einige neue Trennungen der reformirten Kirche ſelbſt erwecken.“ Neue Hinderniſſe bereitete man ſich, als man auch die Reformirten in der Schweiz in die Union ziehen wollte, welche durch eine noch größere Kluſt von den Lutheriſchen getrennt waren, als die Reformirten in Deutſchland und in England. Leibnitz widerrieth auch das Vorhaben einer Conferenz mit den Schweitzern, wies aber um deſto entſchledener auf eine Verbindung der Lutheraner und Reformirten in Deutſchland mit den Reformirten in England hin, ſofern zwiſchen dieſen die wenigſte Entfernung ſtatt finde. Er ſetzte ſich deshalb mit dem engliſchen Geſandten in Zelle, Herren von Creſſet, in Briefwechſel, wenn er gleich (dies geſtand er Jablonski) von den damaligen Miniſtern in England nicht ſo viel Nachdruck erwartete, als einſt Cromwell, wenn auch nur zum Schein, in dieſer Sache bewieſen. „Es ſind, ſetzte er bei dieſer Gelegenheit hinzu, es ſind auch zweierlei Intereſſen in der Welt, diejenigen, die man haben könnte, und diejenigen, die man ſich machet, und das könnte man wohl von vielen Höfen ſagen. . . .“

Das Ungewitter, welches, mit dem Anfange des achtzehnten

Jahrhunderts von Norden und Weſten über Deutſchland heranzog, der ſpaniſche Erbfolge- und der nordiſche Krieg, wobei ſowohl Hannover als Brandenburg betheiligt waren, dieſes lähmte jene kirchlichen Beſtrebungen in der Geburt, ſie ließ ihnen nur eine Reihe von Jahren ein Scheinleben in den Streitigkeiten der Theologen, welche die Kluft immer vergrößerten, und ſo Leibnitzens Blicke rechtfertigten. Mit dem Anfang jenes Jahrhunderts nahmen zugleich die innern Angelegenheiten der beiden verwandten Fürſtenhäuſer einen neuen Schwung, der Art, daß die übrigen, ſelbſt die allgemeinern Angelegenheiten, ſich ihnen unterordneten, mithin von den bisherigen verſchiedene, wo nicht bisweilen entgegengeſetzte Richtungen, zu befolgen hatten. Kurbrandenburg nemlich betrieb und erreichte die ſeiner Macht entſprechende Königskrone, Hannover aber hatte in der Perſon der Kurfürſtin Sophie und ihrer Nachkommen die Thronfolge in England in Ausſicht. Dies alles mußte auch auf Leibnitzens Beſtrebungen und Handlungsweiſe unmittelbar einwirken.

Eine Angelegenheit, welche noch vor dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts am Brandenburgiſchen Hofe ihre Erledigung fand, und auf dieſem Boden faſt gar keinem Widerſpruch begegnete, haben wir ſchon berührt: ich meine die Stiftung der Societät der Wiſſenſchaften. Die Anregung dazu war von der erlauchten Kurfürſtin Sophie Charlotte ausgegangen, die Idee ſelbſt aber und ihre weitere Ausbildung gehört Leibnitz, welcher, wenn es nach ihm ging, nicht bloß neue Akademien der Wiſſenſchaften, ſondern gern einen Verein aller damaligen und künftigen Akademien ins Leben gerufen hätte. Nicht lange vorher, 1696, ſchrieb er bei einer gegebenen Veranlaſſung an Placcius: „Zu wünſchen wäre es, daß es eine univerſale Geſellſchaft unter den Gelehrten gäbe, welche aber gleichſam in verſchiedene Collegien getheilt wäre. Denn der Zuſammenhang der verſchiedenen Theile der Gelehrſamkeit iſt ſo groß, daß ſie nicht beſſer als durch wechſelſeitige Harmonie und ein gewiſſes Einverſtändniß gefördert werden können. Doch da wir für die Gegenwart, ohne höhere Autorität, dahin zu gelangen nicht hoffen können, ſo müſſen wir uns mit verſchiedenen Geſellſchaften begnügen, welche zuletzt, vermöge der innern Beſchaffenheit der Sache ſelbſt, ſich mit einander verknüpft ſehen werden." Dieſer Grundſatz erklärt uns Leibnitzen, als er in den letzten zwanzig Jahren ſeines Lebens ſeine Blicke nach einander auf Berlin, Dresden, Wien, Petersburg richtete, wenn er auch nicht überall durchdrang.

Eines Tages alſo, wird erzählt — es war im Herbſte 1697 — äußerte Sophie Charlotte bei der Tafel ihr Bedauern, daß an einem, an gelehrten Männern und Anſtalten ſo reichen Orte, wie Berlin, kein eigener Kalender verfaßt werde, kein Aſtronom und keine Sternwarte anzutreffen ſei. Der anweſende Hofprediger Jablonski faßte dieſe Bemerkung auf und brachte ſie vor den Oberpräſidenten von Dankelmann, welcher ſofort auf den Gedanken der Kurfürſtin einging: es ſollte zunächſt für eine Sternwarte geſorgt werden. Dieſes erfuhr Leibnitz durch den Cabinets-Secretair Cuneau, und in ſeinem Schreiben an dieſen Staatsmann, vom 7. October 1697, begegnen wir dem Urſprunge des Plans einer Societät der Wiſſenſchaften an ſeiner Quelle. Leibnitz ſchrieb: „Ich bin entzückt über die Nachricht von dem guten Vorhaben, welches man bei Ihnen für die Beförderung der Wiſſenſchaften gefaßt hat, und was Sie mir von der Veranlaſſung ſagen, welche die Frau Kurfürſtin dazu gegeben hat, wird mir eine beſondere Gelegenheit verſchaffen, da ich dieſer Tage mir die Freiheit nehmen muß, an ſie zu ſchreiben, ihr meinen Hof zu machen. Die Aſtronomie trägt zum Ruhme großer Fürſten bei. Dieſes wird Sie indeſſen auf den Weg führen, noch weiter zu gehen, und an mehrere andere anziehende Wiſſenſchaften zu denken. Deſto beſſer. Kann ich bei dem Allen mit meinem geringen Rathe etwas beitragen, ſo werde ich es von ganzem Herzen thun. Denn alle meine Blicke ſind ſeit langer Zeit nur auf das allgemeine Beſte gerichtet; und ich mache mir aus dieſer Pflicht meine ganze Freude. Frankreich hat, unter uns geſagt, jetzt größtentheils ziemlich mittelmäßige Leute in den Wiſſenſchaften. Wenn wir die Deutſchen auf den Weg bringen können, ſo werden ſie darin vielleicht ganz Europa die Spitze bieten.“

Wir werden hier unwillkührlich an jene Gedanken und Entwürfe, auf welche Leibnitz bei der den Kurfürſtinnen überreichten Darlegung ſeines Wunſches, eine Stellung in Berlin einzunehmen, anſpielte, zurückerinnert. Wie es nun auch mit dieſem geheimen Entwurfe zuſammenhängen mochte, gewiß iſt, daß nach einiger Zeit Verhandlungen gepflogen wurden, Leibnitz in die Stelle eines brandenburgiſchen Staatsdieners einzuſetzen und nach Berlin zu berufen; die Spur davon findet ſich in einem Briefe Jablonski's an Leibnitz, aus

Berlin den **19.** September **1699.** Hier heißt es: Herr Steinberg ſchreibt mir in ſeinem jüngſten von Paris folgendes (die Worte waren lateiniſch): „Ueber die Angelegenheit des berühmten Leibnitz habe ich mit Seiner Excellenz dem Herrn von Spanheim geredet, welcher verſprochen hat, mit dem nächſten Courier an den Freiherrn von Fuchs darüber zu ſchreiben; und ihn ſelbſt, unſern Beſchützer der Muſen, habe ich ſehr geneigt für die Intereſſen des Herren Leibnitz getroffen; er zweifelt nicht, daß wenn der berühmte Leibnitz einmal unter die Staatsbeamten aufgenommen worden, er auch den entſprechenden Gehalt beziehen wird, worin man ihm um ſo leichter willfahren könnte, wenn man die Witwe Pufendorfs, welche bisher wegen einer Summe, welche der durchlauchtigſte Kurfürſt ihrem verſtorbenen Manne für die Arbeit der Brandenburgiſchen Geſchichte verſprochen hatte, bisher jährlich **1500** oder **1600** Reichsthaler erhält, befriedigt haben wird.“ Demnach ſollte Leibnitz in die durch Pufendorfs Tod erledigte Stelle eines brandenburgiſchen Hiſtoriographen einrücken; warum der Entwurf ſich zerſchlug (Teiſſier, ein ziemlich untergeordneter Gelehrter, erhielt die Stelle; der Sache nach war Pufendorf der letzte wirkliche brandenburgiſche Hiſtoriograph), wird Jablonski's Zuſatz zu obigem Auszuge andeuten. „Zwar, ſchreibt er, iſt bisher der Herr von Fuchs nicht im Stande geweſen, in Sachen, die Geldunkoſten betrafen, etwas ſonderliches zu thun: jedoch ſo viel man wahrnehmen kann, ſteiget dieſes fürtrefflichen Miniſters Anſehen und Autorität bei ſeinem Herren täglich höher, und dürfte er in Kurzem freie Hände bekommen, ein Mehreres pro bono publico zu thun, nachdem er die ſchwerſten Hinderniſſe überwunden. . .“ Und dabei behielt es ſein Bewenden. Obwohl die Sache hierdurch keinesweges aufgeklärt wird, ſo ſchien es uns doch am Orte, ihrer zu erwähnen.

Eine Fürſtin, wie Sophie Charlotte, war von dem Plane, den Leibnitz zur Beförderung der Wiſſenſchaften ihr vorgelegt, im voraus gewonnen: ihrer Fürſorge, ihrem in dieſer Hinſicht unbeſtreitbaren Einfluſſe auf ihren Gemahl, welchem überdies eine Akademie der Wiſſenſchaften zum Glanze ſeines Reichs zu gehören ſchien, iſt die Ausführung dieſes Plans zu verdanken. Aber dieſes hätte ohne das perſönliche Eingreifen, ohne die Anführung eines Leibnitz nicht geſchehen können: dies iſt es, was aus dieſem Plane und ſeiner Verwirklichung eine Epoche in Leibnitzens Leben macht. Ja der philoſophiſchen Fürſtin ſchien das Glück, den ihr befreundeten Weiſen dadurch recht oft um ihre Perſon zu haben, beinahe die Hauptſache. In einem Schreiben vom 19. September 1699, das Jablonski in den ireniſchen Angelegenheiten an Leibnitz erließ, richtete er einen ihm von der Kukfürſtin gewordenen Auftrag, Leibnitzen nach Berlin einzuladen, mit den Worten aus: „Da ich ehegeſtern das Glück hatte, der Kurfürſtin Durchlaucht in Dero Andacht zu Lützenburg zu bedienen, ſprachen Sie bei der Tafel, nach Gewohnheit, von M. H. Herrn gar gnädig, und bezeugten, wie ſehr Sie gewünſcht hätten, Selbten einmal hie zu ſehen. Ihro Churfürſtl. Durchl. beliebten auch, mir die Sorge für das Obſervatorium ernſtlich anzubefehlen: dabei ich doch bei itzigen Conjuncturen wenig zu thun vermag; jedoch hat der Oberhofmarſchall Dobrzynski verſprochen, mit mir zuſammen zu ſpannen."

Die Kalender-Angelegenheit, welche gegen das Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts die evangeliſchen Reichsſtände, und Berlin ſo gut als Hannover, beſchäftigte, half hier einen Schritt thun. Die Anregung bei dem Corpus Evangelicorum zur Verbeſſerung, oder vielmehr zur Annahme des verbeſſerten Gregorianiſchen Kalenders, war im Jahre **1697**, mit noch mehrern damit in Verbindung gebrachten Vorſchlägen, von dem Profeſſor Erhard Weigel in Jena, einem von Leibnitzens Jugendlehrern, ausgegangen. Schon in der erſten Zeit gab Leibnitz ſein Gutachten über dieſe Vorſchläge ab. Dem in Betreff der Annahme des verbeſſerten Kalenders trat Leibnitz augenblicklich bei, und ſtellte in Ausſicht, daß „auch die Proteſtirenden vielleicht mit einigen dienlichen Verwahrungen und Bedenken endlich zu bewegen ſein möchten, wo die Sache von Kaiſerl. Majeſtät und Reichs wegen vorgenommen würde." Doch machte er darauf aufmerkſam, daß die bei der Gregorianiſchen Kalenderverbeſſerung eingeſchlichenen, nicht bloß von Proteſtanten, ſondern auch von Katholiken, wie Vieta in Paris, Franz Levera in Rom, hervorgehobenen Fehler und Irrthümer, beſonders in der Berechnung des Oſterfeſtes, vermieden werden ſollten. Dieſem gemäß wurden auch dem hannöverſchen Geſandten in Regensburg Inſtructionen ertheilt, bei welchen Leibnitz meiſt die Feder führte, ſo wie er mit dem regſten Eifer ſowohl mit der theologiſchen Facultät in Helmſtädt, wie mit der königlichen Akademie der

Wiſſenſchaften in Paris (in ſeinem Dankſchreiben vom **26.** Februar **1700** für die erhaltene Ernennung zum auswärtigen Mitgliede der Akademie) außerdem mit den berühmteſten Aſtronomen Europas, mit Olaus Römer, Bianchini, Samuel Reiher und Andern darüber in Briefwechſel trat, und jene berühmten Männer bei dieſem Punkte in gegenſeitiges Einverſtändniß zu ſetzen ſuchte. Er ſtrebte dahin, eine Frage, welche von den Meiſten in den engern Geſichtspunkt einer Partheiſache im deutſchen Reiche gerückt war, auf den univerſellen Boden der, die geſammte Chriſtenheit umfaſſenden Wiſſenſchaft zu verſetzen; und ſo beantragte er unter andern auch in Berlin, daß der kurfürſtlichen Geſandtſchaft in Regensburg „dienliche Inſtructionen“ gegeben würden. Denn in Folge des vom Reichstage in dieſer Sache gefaßten Beſchluſſes erkannte auch der Kurfürſt von Brandenburg in der Kalenderverbeſſerung zunächſt eine das Wohl ſeiner Lande betreffende Sache, und ſetzte Aſtronomen zur Beſchäftigung mit derſelben in Berlin nieder. Dies ward wenigſtens die glückliche Veranlaſſung, den Vorſchlag zur Gründung einer Societät der Wiſſenſchaften, welchen Leibnitz gegen die Kurfürſtin bereits vor mehrern Jahren ausgeſprochen, wieder aufzunehmen; es kam dabei vor, wie es in Leibnitzens „Kurtzer Erzählung von der Stift- und Einſetzung der Societät“ ausgedrückt iſt, ob nicht dieſe Begebenheit „zu einem Mittel werden könne, ein Werk vor größerer Wichtigkeit anzulegen, wenn der aus einem geſchloſſenen Kalender-Verlag abfallende Gewinn, zur Aufrichtung einer Geſellſchaft mehrer, und auch auf andere Wiſſenſchaften abzielender Perſonen angewendet würde.“ Und ſo leſen wir in

Leibnitzens Schreiben an Jablonski von Wolfenbüttel den **12.** März **1700**: „Höre auch gern, daß mein Einfall wegen des Kalenders Ingreß gefunden und Gelegenheit gegeben, die ehemaligen Gedanken von einer Churfürſtlichen Societät, dadurch gründliche Wiſſenſchaften und gemeinnützliche Künſte zu verbeſſern, wieder vorzunehmen. Und will ich meines wenigen Orts gern alles beitragen, werde auch dabei, meiner Gewohnheit nach, mehr auf Ehre und Ruhm, als meine Privatangelegenheiten ſehen. . .“ Und endlich: „Sollte das vorhabende Project de societate mit mir communicirt werden, würde ich gern das meinige beitragen.“

Ehe noch Leibnitzens eigene Vorſchläge über das Project in Berlin eintreffen konnten, hatte der Kurfürſt den **18.** März **1700** auf dem Schloſſe in Oranienburg, wo ihm der Requeten-Meiſter, Moritz von Wedel, den von Jablonski aufgeſetzten vorläufigen Entwurf vorlegte, im Allgemeinen beſchloſſen, „eine Academie des sciences und ein Obſervatorium“ in Berlin zu gründen, und erklärte dabei, ſelbſt Protector der Akademie zu ſein. Dieſe Nachricht kam in dem Augenblicke an Leibnitz, als ſo eben die Kurfürſtin Sophie Charlotte zum Beſuche ihrer Verwandten in Hannover war, und ſie hatte die Freude, von Leibnitz die Kunde des Gelingens ihres gemeinſchaftlichen Wunſches zu vernehmen. Leibnitz beeilte ſich, zwei, einander ergänzende, Denkſchriften über die Stiftung, in deutſcher Sprache, zur Vorlage an den Kurfürſten einzuſenden, welcher „daher höchlich vergnüget wurde, auch ſeine Ordre, mit Vollſtreckung des Entwurfs zu eilen, erneuerte.“ Die Ausfertigung des Edictes wurde bis zur perſönlichen Ankunft Leibnitzens in Berlin verſchoben, wohin er im Namen des Kurfürſten eingeladen wurde.

In der Mitte des Mai 1700 langte Leibnitz am Hofe von Berlin an; die Kurfürſtin Sophie Charlotte war kurz vor ihm eingetroffen. Seine Anweſenheit fiel mit einer der rauſchendſten und glänzendſten Feſtlichkeiten des Hofes zuſammen, welche anfangs die Stimme der ernſteren Muſen ganz übertäubte. Die Vermählung der einzigen Tochter erſter Ehe des Kurfürſten mit dem Erbprinzen von Heſſen-Kaſſel wurde ganzer vier Wochen mit einer ſelbſt da nie zuvor geſehenen Pracht gefeiert, Feſte reihten ſich an Feſte, denen der Weiſe im Hofkleide, ob ihm gleich der eigentliche Zweck ſeines Aufenthalts mehr als alles am Herzen lag, ſich nicht entziehen durfte. In Bezug hierauf bekannte er in ſeinem Schreiben an Fabricius, aus Berlin den 23. Mai: „Dieſe Sache feſſelt mich mehr an dieſen Ort, als der feſtliche Hochzeitspomp, welcher jetzt vorbereitet wird, da der Bräutigam hier geſtern mit großem und glänzenden Gefolge von Wagen, Pferden und Menſchen ſeinen Einzug hielt und eine Aufnahme fand, welcher zu einer königlichen Pracht nichts fehlte.“ Und den 1. Juni an denſelben: „Ich bin hier von den Feſtlichkeiten faſt ganz in Beſchlag genommen, welchen ich von Zeit zu Zeit beiwohnen muß, nicht ſowohl für mein Vergnügen, als des Anſtands wegen, damit es nicht ausſehe, als fehlte ich der Pflicht.“ Die Sänger und Tänzer waren zum Theil aus Dresden, Paris und Italien verſchrieben worden; unter den Tänzern ſah man aber auch den Kurprinzen und nachmaligen König Friedrich Wilhelm I, ferner die Markgrafen Albrecht und Chriſtian

Ludwig. Maskeraden und ähnliche Luſtbarkeiten wechſelten ab, und manches der Art vermochte Leibnitz's Aufmerkſamkeit zu feſſeln. Ueber eine der aufgeführten Operetten ſchrieb er an die Kurfürſtin Sophie: „Das Stück hat mir gefallen, die Arien ſind munter und ſo, daß ſie auch auf einen Laien, wie ich bin, Eindruck machen.“ Ein andermal ſchrieb Leibnitz an ſie: „Geſtern kam ich erſt um drei Uhr von Lützenburg zurück. Ich führe hier ein Leben, welches die Frau Kurfürſtin mit mir „ein lüderlich Leben“ nennt. Me voilà donc bien dérangé et bien hors de mon élement.“ Er ſcheint hier das glänzende Feſt in Lützenburg, den **10.** Juni **1700**, zu meinen, welches die Kurfürſtin ſelbſt anordnete und die Reihe dieſer Feſtlichkeiten zu Ehren der Neuvermählten beſchloß. Die Kurfürſtin gab in dem darauf folgenden Monate zum Geburtstage des Kurfürſten, den **11.** Juli, welcher zugleich der Stiftungstag der Societät der Wiſſenſchaften war, in ihrem Luſtſchloſſe ein Maskenfeſt, von welchem Leibnitz der Kurfürſtin Sophie eine vollſtändige Schilderung gemacht hat. Es ſtellte eine Dorfmeſſe vor. Der Markgraf Chriſtian Ludwig und mehrere hohe Hofbeamte, hielten Buden, in welchen ſie Schinken, Würſte, Rinderzungen, Wein und Limonade, Thee, Kaffee, Chokolade und ähnliche Droguen feil hatten. Ein Herr von Oſten machte den Charlatan, und unter deſſen Hanswurſten und Seiltänzern zeichnete ſich der Markgraf Albert aus; der Graf von Solms und Herr von Waſſenaer waren die Springer. Aber nichts war artiger als ſein Taſchenſpieler, es war der Kurprinz, welcher wirklich Hocus Pocus zu ſpielen gelernt hatte. Die Kurfürſtin Sophie

Charlotte war die Frau Doctorin, welche die Bude des Marktſchreiers hielt. Herr des Alleures machte ſehr gut den Zahnarzt. Beim Beginn des Schauſpiels ſah man den feierlichen Einzug des Doctors, auf einer Art von Elephanten reitend; und auch die Frau Doctorin zeigte ſich, von ihren Türken in einer Sänfte getragen. Der Taſchenſpieler, die Poſſenmacher, die Springer und der Zahnarzt hintennach; und als das ganze Gefolge des Doctors vorüber war, wurde ein kleines Ballet von Zigeunerinnen aufgeführt, lauter Hofdamen, unter der Anführung der Fürſtin von Hohenzollern; einige andere mengten ſich unter ſie zum Tanze. Man ſah auch einen Aſtrologen mit einem Teleſcop in der Hand auftreten. Dies ſollte *meine* Perſon ſein (ſchrieb Leibnitz); aber der Herr Graf von Wittgenſtein löſte mich gutherzig ab. Er richtete glückliche Prophezeihungen an den Kurfürſten, welcher aus der nächſten Loge zuſah. Die Fürſtin von Hohenzollern, die erſte Zigeunerin, wahrſagte darauf der Frau Kurfürſtin zum ſchönſten in hübſchen deutſchen Verſen, von dem Schnitte der des Herrn von Beſſer. Herr von Quirini war Kammerdiener der Doctorin; und ich, ſagt Leibnitz, ich ſtellte mich vortheilhaft mit meinem Augenglaſe, um recht nahe zu ſehen und Ew. Durchl. Hoheit darüber Bericht zu erſtatten." Die Schilderung geht noch weiter fort. Die Kurfürſtin Sophie war davon ſo entzückt, daß ſie Leibnitzens Brief ihrer Nichte, der Herzogin von Orleans nach Verſailles zuſchickte. Ein Seitenſtück zu dieſem Berichte kennen wir in einem Briefe Leibnitzens an die Fürſtin Louiſe von Hohenzollern, aus Hannover den 25. Februar 1702, über das im Carneval dieſes

Jahres dort aufgeführte Maskenſpiel, **Trimalcion moderne**, nach der Beſchreibung im Petronius. Sophie Charlotte war in Hannover zu Beſuch und nahm an dem Feſte Theil, welches diesmal in ſolche Ausgelaſſenheit überging, daß der König und Gemahl Sophie Charlottens ein Jahr lang den Theilnehmern grollte. So waren die Sitten an einem Hofe, welcher zu den gebildetſten Deutſchlands gehörte, und welchen ein Philoſoph, wie Leibnitz, ſich unterordnen mußte.

Mit dem 11. Juli 1700 war alſo der Tag herangekommen, welcher zu einer neuen Entwickelung des wiſſenſchaftlichen Geiſtes und der höhern Kultur in Preußen den Grund legte. Die Societät der Wiſſenſchaften (dieſen Namen gab ihr Leibnitz, nicht um ſie den Akademien in Paris und London entgegen zu ſetzen, ſondern weil in Deutſchland häufig Akademie mit Univerſität gleich genommen würde; und dieſen Namen behielt ſie bis zu ihrer Umgeſtaltung durch Friedrich den Großen), ſollte für das Ganze der Wiſſenſchaften das werden, was etwa die fünf Jahre vorher (1695) angelegte Akademie der Künſte für Malerei, Bildhauerei und Baukunſt leiſtete. Mit den Univerſitäten des Landes, welche um dieſe Zeit (1694) durch die Epoche machende Gründung der Univerſität Halle, auf Anlaß von Chriſtian Thomaſius, bereichert wurden, ſtand die Societät der Wiſſenſchaften zwar in keiner direkten Beziehung, ſollte aber, ihrem Geiſte nach, in Gemeinſchaft mit ihnen auf die Beförderung der Landescultur wirken. In dem Stiftungsbriefe, in welchem wir leicht Leibnitzens eigene Feder erkennen, iſt eine gewiſſe, der Societät ertheilte Eigenthümlichkeit, im Gegenſatze gegen die

Akademien zu Paris und London, deutlich und beſtimmt ausgeſprochen. Dieſe Eigenthümlichkeit der Societät zeigte ſich in folgenden Stücken: erſtlich in ihrer nationalen Färbung: es ſollte eine teutſchgeſinnte Societät ſein. „Solchemnach, heißt es in dem Stiftungsbrief, ſoll bei dieſer Societät unter andern nützlichen Studien, was zur Erhaltung der teutſchen Sprache in ihrer anſtändigen Reinigkeit, auch zur Ehre und Zierde der teutſchen Nation gereichet, abſonderlich mit geſorget werden, alſo daß es eine teutſchgeſinnte Societät der Scienzien ſei, dabei auch die ganze teutſche, und ſonderlich Unſerer Landen Weltliche und Kirchenhiſtorien nicht verſäumet werden ſoll.“ Dieſen Punkt hatte, was zum Ruhme des Kurfürſten gereichet, er ſelbſt zuerſt aus freien Stücken hervorgehoben, und „dieſes als ein beſonderes Hauptſtück der vorgegebenen Arbeit dem Stiftungsbriefe deutlich eingerücket wiſſen wollen.“ Leibnitz hatte daher auch ſeine Unvorgreiflichen Gedanken zur Verbeſſerung und Auszierung der teutſchen Sprache bald anfangs nach Berlin mitgebracht und Jablonski mitgetheilt.

Die Societät ſollte nächſtdem einen eigenen Weg darin einſchlagen, daß ſie nicht die Wiſſenſchaft in ihrer Abſtraktion, ſondern in ihrer durchgängigen Anwendung auf das materielle und geiſtige Wohl der bürgerlichen Geſellſchaft in jeder Beziehung ſich zum Ziele der gemeinſamen Arbeiten ſetzte. Dies bot für Leibnitz ein reiches Feld zu Betrachtungen und Vorſchlägen, ihn, der überall das Totale in ſeinem Zuſammenhange im Auge hatte. So leſen wir in der einen der beiden, dem Kurfürſten von ihm vorgelegten Denkſchriften: „Solche

Societät müßte nicht auf bloße Curioſität und Wißbegierde und unfruchtbare Experimente gerichtet ſein, oder bei der bloßen Erfindung nützlicher Dinge ohne Applikation und Anbringung beruhen, wie etwa zu Paris, London oder Florenz geſchehen — ſondern man müßte gleich anfangs das Werk ſammt der Wiſſenſchaft auf den Nutzen richten, und auf ſolche Specimina denken, davon der hohe Urheber Ehre, und das gemeine Weſen ein Mehreres davon zu erwarten Urſache haben. Wäre demnach der Zweck, die Theorie mit der Praxis zu vereinigen, und nicht allein die Künſte und Wiſſenſchaften, ſondern auch Land und Leute, Feldbau, Manufacturen und Commercien und mit einem Wort die Nahrungsmittel zu verbeſſern." Die Societät ſollte ſich deshalb mit allen Zweigen der Staatsverwaltung, bei welcher ſie ſich unterrichten, oder welche von ihr lernen könnten, in Wechſelbeziehung ſetzen. „Und wollen," heißt es alſo in dem Stiftungsbriefe, „daß dieſelbe ſich angelegen ſein laſſen und dahin trachten ſolle, daß vermittelſt Betrachtung der Werke und Wunder Gottes in der Natur, auch Anmerkungen, Beſchreib- und Ausübung derer Erfindungen, Kunſtwerke, Geſchäfte und Lehren, nützliche Studia, Wiſſenſchaften und Künſte, auch dienliche Nachrichtungen, wie die Namen haben können, excoliret, gebeſſert, wohl gefaſſet, und recht gebrauchet, und dadurch der Schatz der bisher vorhandenen, aber zerſtreuten menſchlichen Erkenntniſſe, nicht allein mehr und mehr in Ordnung und in die Enge gebracht, ſondern auch vermehret, und wohl angewendet werden möge.... und wollen Männiglich in Unſern Landen, ſonderlich aber die in Unſern Bedienungen ſtehen, auch die ſonſt Dependenz von uns haben, zumalen aber alle, die denen Studien ergeben, nach jeder Gelegenheit, der Societät zu ihrem gemeinnützigen Zweck die Hand möglichſt zu bieten, anweiſen, auch dieſelbe bereits insgemein hiemit und in Kraft dieſes dazu nachdrücklich angewieſen haben."

Wenn um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, bei der Erneuerung und Umgeſtaltung der Societät in eine franzöſiſche Académie des sciences et des belles lettres, der erſte, der nationale Geſichtspunkt, nachgerade verlaſſen wurde, und der zweite, ſo eben angegebene, von der bürgerlichen Gemeinnützigkeit hergenommene Geſichtspunkt in demſelben Maaße an Wichtigkeit verlor, als die innere Verwaltung des Staats jetzt von Jahr zu Jahr einen höhern Schwung und weitern Umfang nahm, ſo mußte endlich der dritte, der evangeliſch-chriſtliche Geſichtspunkt dem Geſchichtſchreiber der Akademie der Wiſſenſchaften (Formey), im Jahre 1752, ganz unverſtändlich bleiben. „Die Einrichtungen," ſchreibt dieſer, „welche man traf, um der Societät eine Form zu geben, waren nicht die geeignetſten, ihr einen Erfolg zu ſichern. Im Beſondern halte ich mich für verſichert, daß man ein wenig überraſcht ſein wird, die Verbreitung des chriſtlichen Glaubens und die ausländiſchen Miſſionen unter die Zahl der Objecte einer Societät der Wiſſenſchaften geſetzt zu ſehen." So ſteht es nemlich wörtlich in dem Stiftungsbriefe Friedrichs III, und der Gedanke gehört, wie faſt alles Uebrige, Leibnitzen an. Aber dieſer Gedanke war faſt noch mehr politiſcher als rein kirchlicher Natur, es war ein Gedanke der Civiliſation. Leibnitz waren die Miſſionen nach Indien und China das wirkſamſte

Mittel, die entlegenſten Gegenden der Erde durch Austauſch von Ideen und Cultur, eben ſo aber auch von Erzeugniſſen der Natur und der Kunſt mit einander zu verknüpfen; darum unterſtützte er ſo lange die Miſſionen der Jeſuiten. Die Gleichgültigkeit der evangeliſchen Nationen in dieſer Hinſicht ſtand aber in zu auffallendem Gegenſatze gegen den Eifer der katholiſchen Kirche. Als daher im Jahre 1695 der Czar Peter der Große, auf ſeiner Reiſe durch Deutſchland, ſich in Berlin aufhielt, faßte Leibnitz ſchon den Gedanken, das gute Einverſtändniß Kurbrandenburgs mit dem Czaren für den Zweck zu benutzen. In ſeinen Briefen an den Staats-Secretair Cuneau ſtellte er außer der Möglichkeit eines nähern Anſchluſſes Peters I an die Proteſtanten, die Eröffnung des ruſſiſchen Reiches für den Durchzug proteſtantiſcher, namentlich brandenburgiſcher Miſſionen in Ausſicht. „Ich ſage Ihnen," ſchrieb er den 7. Auguſt 1695, „daß die Vorſehung uns Proteſtanten einen außerordentlichen Vortheil darbietet, wenn wir ihn zu gebrauchen verſtehen, die Reiſe und die Inclination des Czaren ſelbſt iſt es u. ſ. w." Die Ereigniſſe in Europa nach dem Ryßwicker Frieden beſtärkten Leibnitz immer mehr in dieſem Gedanken, den er auch in England geltend zu machen ſuchte, beſonders bei dem Erzbiſchof von Canterbury. Es war natürlich, daß er bei dem Entwurfe der Societät der Wiſſenſchaften auf den Gedanken der Fortpflanzung des Evangelii nach China zurück kam, wodurch, drückt er ſich ſchön aus, „den Völkern, die noch im Finſtern ſitzen, das wahre Licht mit anzuzünden wäre, dieweil die Wiſſenſchaften und der irdiſche Himmel bequem (geeignet) befunden worden, die verirrten Menſchen, gleich wie der Stern die morgenländiſchen Weiſen, zu dem, ſo recht himmliſch und göttlich iſt, zu führen... dadurch, heißt es ferner, ein Commercium nicht nur von Waaren und Manufacturen, ſondern auch von Licht und Weisheit mit dieſer gleichſam andern civiliſirten Welt und Anti-Europa (China) einen Eingang finden dürfte, ſo auch viele Fremde anlocken würde, des Kurfürſten von Brandenburg Protection dazu zu ſuchen, zumal auch bekannt, daß unter allen europäiſchen Naturalien faſt nichts in China mehr geſucht und geführt wird, als der Agtſtein (Bernſtein)." Doch dieſer Vorſchlag mußte, bei aller Bereitwilligung des Kurfürſten, unerfüllt bleiben, weil der unterdeſſen ausgebrochene nordiſche Krieg davon ablenkte, und ihm unüberſteigliche Hinderniſſe entgegenſetzte.

Sonderbar bei der Stiftung dieſer Societät war es vielleicht, daß ſie, ehe noch die Mitglieder vorhanden waren, mit der lebenslänglichen Ernennung ihres Präſidenten begann. Aber wer konnte das Haupt und die Seele der künftigen Geſellſchaft werden, als Leibnitz? Seine Beſtallung zum Präſidenten (welcher ein Patent ſeiner Ernennung zum Kurbrandenburgiſchen Geheimen Juſtiz-Rath vorherging) datirt einen Tag nach dem Stiftungsbriefe der Societät, vom 12. Juli 1700. Er übernahm als ſolcher unter andern die Verpflichtung, ſo weit ſeine bisherigen Aemter in Hannover es zuließen, von Zeit zu Zeit nach Berlin zu kommen. Friedrich der Große hat von Leibnitz geſagt, daß er für ſich allein eine Akademie vorſtellte; in der That ſtellte er die Societät der Wiſſenſchaften im Anfange faſt allein vor. Die langſame, matte und fragmentariſche Ausführung entſprach keineswegs dem großartigen Entwurfe Leibnitzens; ſeine Briefe in den erſten zehn Jahren nach der Stiftung ſind voll Klagen darüber. Der Ausbruch des allgemeinen Krieges war allerdings ein unleugbares Hemmniß. Eins geſchah bald, dies war die Berufung des verdienſtvollen Aſtronomen Gottfried Kirch aus Guben nach Berlin, welcher fleißig Beobachtungen anſtellte und dem Kalenderweſen vorſtand. Leibnitz ließ ſich von ihm, wie von dem beſtallten Secretair der Societät, Theodor Jablonſki, einem jüngern Bruder des Hofpredigers, regelmäßig Bericht abſtatten und gab ihnen bei vorkommenden Dingen ſeine Anweiſung. Der Bau des Obſervatoriums ging ſehr langſam von Statten, und bis zum Jahre 1710 hat es an einem Orte für eine allgemeine Verſammlung der Mitglieder gefehlt, obwohl dieſe bis gegen Achtzig geſtiegen war, und man ausgezeichnete Gelehrte in Deutſchland, England, Holland und Italien zählte; daher der Verfaſſer der Geſchichte der Akademie gewiſſermaßen Recht hat, zu ſagen, daß es bis zum Jahre 1710 eigentlich keine Geſellſchaft gab. Da der Krieg und andere Ausgaben lange keine angemeſſenen Fonds geſtatteten, erſchöpfte ſich Leibnitz in Vorſchlägen, dieſem empfindlichſten Mangel abzuhelfen, Vorſchlägen, welchen man es oft anſieht, daß die Noth ſie eingab, (wie der Entwurf zu einer oder mehreren Lotterien im Namen der Societät,) und welche alle nur dazu dienen, das Bild von Leibnitzens Vielſeitigkeit und ſeinem Wirken in jeder erdenklichen Richtung zu vervollſtändigen. Er kehrte vor Allem die populäre Seite der Anſtalt hervor, wobei es nicht fehlte, daß der große Mann ſich bis zu den Bedürfniſſen des Landmanns in der Hütte herabließ, beſonders in der Vermehrung und mannichfaltigen Einrichtung der Kalender, als „der Bibliothek des gemeinen Mannes.“ Er ſchlug Monopole für die Societät vor, welche den Buchhandel, andere, welche das Schul- und Erziehungsweſen betrafen. Die Societät ſollte die oberſte Cenſurbehörde des Landes ſein und eine Auflage — von den ſchlechten Büchern erheben können, „wodurch ſchädliche Schriften abgehalten, hingegen nützliche Werke und rechtſchaffene Bücher von den Buchhändlern mehr, als bisher zu geſchehen pfleget, angeſchaffet und die künftigen Unternehmungen gelehrter oder erfahrener Leute, die etwas Löbliches thun wollen und können, befördert, auch wohl nach Gelegenheit den Autoren, mit Nachweiß und ſonſt in Zeiten unter die Arme gegriffen würde.“ Es war einer der Lieblingsgedanken Leibnitzens, und den er bis zu Ende ſeines Lebens hegte, die Gelehrten und Schriftſteller von den Feſſeln des Buchhandels zu befreien: „daß nicht, wie er ſich noch im Jahre **1715** in dem Entwurfe zu einer kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Wien ausdrückte, daß nicht die Gelehrten zur Schande der Wiſſenſchaft die Lohnarbeiter der Buchhändler würden.“ Deshalb entwarf er den Plan einer Geſellſchaft aller Gelehrten Deutſchlands, deren Mitglieder auf die zu kaufenden Bücher, wenn auch nicht auf alle, doch die meiſten ihrer Fakultät, oder von ein und derſelben Materie, ſubſcribiren ſollten, wenn zuvor jedes Buch von einem Ausſchuß der Geſellſchaft gebilligt worden wäre. Diejenigen, welche zur Geſellſchaft nicht gehörten, müßten die Bücher verhältnißmäßig theurer bezahlen. Mit der Zeit, hoffte er, würde die Geſellſchaft zu einem Fonds gelangen, groß genug, theils um talentvolle, aber arme Gelehrte zu unterſtützen, theils um nützliche Verſuche oder Unterſuchungen anzuſtellen. Zu dem Ende hätte ein Gelehrter, unter dem Vorwande wiſſenſchaftlicher Zwecke, in Deutſchland Reiſen machen und Mitglieder ſuchen ſollen; es wäre zu erwarten geweſen, daß die meiſten Aufſeher von Bibliotheken, welche ſelbſt Gelehrte ſeien, bei den Fürſten, Republiken oder Städten, Univerſitäten und Klöſtern, Vermittler ſein würden. Eine ſolche Reiſe würde zu gleicher Zeit zu einer Verfaſſung des gelehrten Deutſchlands (constituendae literatae Germaniae) führen. So anziehend dieſer Entwurf iſt, ſo ſehr darf man an ſeiner Verwirklichung zweifeln, auch wenn man ſich in Leibnitzens Zeit zurück verſetzt. Vielmehr ſollte man es nicht wünſchen; denn nicht durch Unterdrückung, ſondern durch Verbeſſerung und Veredelung des Buchhandels, und Wahrung und Anerkennung von Rechten der Schriftſteller, womit in unſern Tagen der Anfang gemacht worden, kann den Gelehrten, wenigſtens zum Theil, geholfen werden.

Unter den mannichfaltigen Vorſchlägen, welche Leibnitz in den erſten Jahren machte, der Societät der Wiſſenſchaften aufzuhelfen, ſchien der über die Zucht der weißen Maulbeerbäume und Erzielung der Seide in den preußiſchen Landen vielverſprechend. Leibnitz ließ ſich im Jahre 1707 das Privilegium für die Societät von dem Könige von Preußen mündlich ertheilen, und erſah zunächſt die königlichen Gärten der weißen Maulbeerbäume zu Potsdam und Köpenick, wie zu Glünecke für dieſe Abſicht aus. Leibnitz verfolgte dieſen ſtaatswirthſchaftlichen Entwurf bis an ſein Ende mit merkwürdiger

Ausdauer. „Er ſelbſt (berichtet Eckhart) fing in Hannover
an die Probe zu machen, und bewog auch den Kurfürſten
(ſpäter auch den Herzog Anton Ulrich von Wolfenbüttel),
daſſelbe zu thun; die Seidenraupen arteten auch wohl in die-
ſen Landen, da er aber nicht mit auf alle Dinge ſah und keine
tüchtigen Leute dazu brauchte, ſo hatte er mehr Schaden als
Vortheil davon. Er ließ aber dennoch dieſes Werk nicht
liegen, ſondern betrieb es bis ans Ende. Wie denn dieſes
ſein Naturel war (ſagt Eckhart), in ſchweren Sachen niemals
nachzulaſſen, ſondern alles aufs äußerſte zu treiben.“ Leibnitz
bezweckte, die Zucht der Seidenraupe auch in dem übrigen
Deutſchland zu verbreiten; er bekam vom König Auguſt von
Polen auf ſein Erſuchen ein Privilegium, Kraft deſſen ihm
erlaubt war, in ganz Sachſen Maulbeerbäume an füglichen
Orten zu pflanzen, um Seidenwürmer zu ziehen. Der Erfolg
entſprach den Erwartungen nicht. Auch die Pflanzungen in
Preußen verfielen allmählig; erſt Friedrich der Große erkannte
7 ihren Nutzen wieder an und erließ den 16. November 1642
ein Edikt wegen Anlegung der Plantagen zur Cultur des
Seidenbaues.

Von einer leichter zu erreichenden und gewiß erſprießlichen Wirkſamkeit für jene Zeit war das von Leibnitz bereits 1701 ausgewirkte königliche Edikt, wonach allen Aerzten im Lande befohlen wurde, alle Jahre ihre Beobachtungen zu einer von Jahr zu Jahr fortgehenden, phyſikaliſch-mediciniſchen Geſchichte des Reichs einzuſenden. Der berühmte Arzt Friedrich Hoffmann in Halle, der Schüler und Freund Leibnitzens, hatte damit für ſich ſchon 1700 den Anfang gemacht. In der Medicin, um dies im Allgemeinen zu gedenken, gab Leibnitz alles auf Beobachtungen oder Entdeckungen; dagegen, und in Rückſicht auf den Stand der Naturwiſſenſchaft ſeiner Zeit, nur wenig auf Syſteme. Man leſe ſeine gehaltreichen und beherzigungswerthen Reflexionen hierüber in ſeinem Berichte über die Einführung der Ipecacuhana an die Leopoldiniſche Societät Naturae Curiosorum vom Jahre **1696**. (Relatio de novo Antidysenterico Americano). Von ſeinem berühmten Zeitgenoſſen, Georg Ernſt Stahl, war er ein Gegner, theils wegen ſeines einſeitig erfaßten und angewandten pſychiſchen Princips, womit Leibnitz unmöglich ſich verſtehen konnte, und theils auch wegen der Abneigung, womit dieſer berühmte Arzt das Studium der Anatomie in der Medicin anſah, während Leibnitz ſchon ganz beſtimmt die Aerzte auf die Nothwendigkeit des Studiums der comparativen Anatomie verwies. Man leſe ſeine Animadversiones circa assertiones aliquas Theoriae medicae verae Stahlii. In ähnlichem Geiſte behandelte Leibnitz das Studium der Botanik, in der von Joachim Jungius angegebenen Richtung, auf den er in ſeinem Briefe an den Arzt Gakenholz von **1701**, de methodo botanica, fußt. Und dies alles in letzter Beziehung auf die Anwendung im Leben. Leibnitz ſagte oft, es gebe zwei Dinge, an welche man hauptſächlich zu denken habe: die Tugend und die Geſundheit, „et caetera adjicerentur nobis.“ Die Wiſſenſchaft der Medicin ſei mehr werth, als die Kriegswiſſenſchaft, und wäre viel geſchätzter, wenn die Menſchen weiſer wären. Die eine und die andere gehöre zu den ſchwierigſten, weil ſie den Zufällen am meiſten unterworfen ſeien

An den Pater Grimareſt ſchrieb Leibnitz (im November 1712): „Ich fürchte, daß die großen Aerzte eben ſo viel Menſchen umbringen, als die Generale. Das Uebel iſt, man legt ſich mehr auf die Kunſt, Schlechtes zu thun, als auf die Künſte, wohl zu thun; wenn man eben ſo viel Sorge trüge um die Medicin, als um die Kriegswiſſenſchaft, und die großen Aerzte eben ſo ſehr belohnte, als die großen Generale, ſo wäre die Medicin vollkommner, als ſie iſt.“ Wirklich gab es in jenen Zeiten keine wirkſamere Empfehlung dieſer Kunſt bei den Fürſten, als daß es ohne ſie keine Militärärzte und Wundärzte gäbe. Das Anerbieten der Societät der Wiſſenſchaften unter dem König Friedrich Wilhelm I, ein anatomiſches Theater für die Bildung geſchickter Wundärzte für das Heer zu errichten, rettete ſie faſt allein vor ihrer gänzlichen Aufhebung.

Die vielen Schwierigkeiten, womit Leibnitz als Präſident der Societät von Anfang an zu kämpfen hatte, ſchreckten ihn nicht ab, zur Errichtung einer zweiten deutſchen Societät der Wiſſenſchaften bei dem, ihm perſönlich wohlwollenden Kurfürſten von Sachſen und König von Polen, Auguſt, Schritte zu thun. Dies war im Jahre 1703, alſo mitten im Kriege dieſes Fürſten gegen den Schwedenkönig Karl XII. Leibnitz ſtand ſeit längerer Zeit mit dem Beichtvater des Königs, dem Pater Vota, einem geſchickten Mathematiker, in Verbindung, und benutzte dieſe zuweilen auch im Auftrage ſeines Herrn in politiſchen Zwecken. Wegen ſeines Einfluſſes auf den König wurde dem Pater Vota ſogar von dem Kurfürſten Georg Ludwig, wie von der Kurfürſtin Sophie, und ſelbſt von dem preußiſchen Hofe geſchmeichelt: er aber zeigte ſich in ſeinen Briefen als ſchwärmeriſcher Verehrer der Kurfürſtin Sophie und ihrer Tochter, Sophie Charlotte. Im Anfang des Jahres 1703 ward er mit großem Beifall am preußiſchen Hofe aufgenommen, und gleicher Aufnahme erfreute er ſich kurz darauf in Hannover. Ohne Zweifel kam hier zwiſchen ihm und Leibnitz der Entwurf der Gründung einer Societät der Wiſſenſchaften in Dresden zur Sprache, welchen Vota, nicht ohne Erfolg, dem durch Liebe zu Künſten und Wiſſenſchaften ausgezeichneten König Auguſt vortrug. Nur das eigne Unglück und das ſeines Landes, im Kriege mit Karl XII, konnte ihn von der Ausführung abhalten. Dies bezeugt auch Eckhart, deſſen Ausſage hier einiges Gewicht hat. „Im Jahr 1703, ſchreibt er, hatte Leibnitz vor, des Königs Auguſti Majeſtät zur Aufrichtung einer Akademie der Wiſſenſchaften in Dresden zu animiren, und ſollte ſelbige mit der Berliniſchen gleichſam correſpondiren. Der König war auch ſehr geneigt dazu; er ſandte mich dieſerwegen nach Polen, um durch den Pater Vota bei Sr. Königlichen Majeſtät alles auszumachen. Doch wurde wegen der Troublen in Polen vor dieſesmal nichts daraus.“ Aber ſchon der bloße Vorſatz des Königs Auguſt, mitten im Kriege an die Beförderung von Kunſt und Wiſſenſchaft zu denken, muß in den Annalen deutſcher Culturgeſchichte aufbewahrt bleiben. Ein unvergängliches Denkmal deſſelben bleibt daher der auf des Königs Wunſch von Leibnitz in dieſem Jahre, in franzöſiſcher Sprache, zu Papier gebrachte Entwurf zur Errichtung einer Societät. Ich rede von dem Entwurfe, welcher, durch eine ſeltſame Verkennung, unter die Beſtandtheile und Urkunden der Geſchichte der Akademie der Wiſſenſchaften in

Berlin (Historie de l'Académie Royale des Sciences) aus Leibnitzens Papieren gekommen iſt und auch, ungeachtet der ſich ziemlich aufdrängenden Widerſprüche, von dieſem ganz unwahren Geſichtspunkte angeſehen wurde. Die Aehnlichkeit der Ideen, mit denen in den Entwürfen für die Societät in Berlin iſt allerdings — dies iſt nicht zu verwundern, — ſo groß, daß die Verwechſelung erklärlich iſt; aber die Haltung, die Verbindung der Ideen, mehreres was ſich in den deutſchen Entwürfen Leibnitzens für den Kurfürſten von Brandenburg, theils gar nicht, theils ganz anders findet, hätte wohl auf die wahre Beſchaffenheit dieſer Urkunde hindeuten müſſen; vor allem das Gepräge des hiſtoriſchen Moments, welcher nicht nur ausdrücklich hervorgehoben iſt, ſondern auch in dem großen Gewicht liegt, das hier der Wiſſenſchaft des Krieges beigelegt wird. Die Verbreitung des Chriſtenthums durch Miſſionaire nach China durch die Länder des ruſſiſchen Reiches, wegen des guten Einverſtändniſſes des Königs mit dem Czarn, kommt auch vor. Aber das Wichtigſte iſt hier die Bedeutung, welche bald zu Anfange der Reform der Erziehung der Jugend in geiſtiger und körperlicher Hinſicht, mit beſonderm Bezug auf den damals noch ſehr jungen Kurprinzen, (des nachherigen Königs Auguſt II) gelegt wird; Leibnitz will zu der Methode des Unterrichts und der Erziehung des Dauphins Ludwigs XIV, auf den faſt ausſchließlichen und einſeitigen Grund der römiſchen und griechiſchen Claſſiker, das Gegenſtück in einem mehr realiſtiſchen Erziehungsplane aufſtellen; er empfiehlt Abbildungen, Modelle, ein ſogenanntes Theater der Natur und der

Kunſt, um die Einbildungskraft mit Planen und beſtimmten Vorſtellungen zu bereichern.

Alles was Leibnitz hier gelegentlich zur größern Empfehlung der Errichtung einer Societät der Wiſſenſchaften bemerkt, hatte er, mit Rückſicht auf Fürſtenerziehung, mehrere Jahre vorher in einem herrlichen, erſt lange nach ſeinem Tode gedruckten Aufſatze: 1693. Projet de l'Education d'un Prince, erſchöpfend und zwar aus den höchſten Principien der Staats- und Regierungskunſt, wie der Moral, den Grundlinien nach aufgeſtellt; und, was wir bald hinzuſetzen, eine Abſchrift davon gab er dem Pater Vota für den König von Polen zum Gebrauche für den Kurprinzen von Sachſen, ſeinen Sohn, mit. Einige Jahre vorher, im Jahre 1696, hatte Leibnitz dieſelbe Schrift zum Gebrauche der Erziehung des Kurprinzen von Brandenburg, nachherigem Könige Friedrich Wilhelm I, dem Cabinets-Secretair Cuneau empfohlen. Die Veranlaſſung, ſie abzufaſſen, gab ihm aber ſchon im Jahre 1693 die Bitte des Erziehers, es iſt unbekannt, welches deutſchen Fürſten, eines Herrn la Bodinière, ſein Gutachten über einen ihm mitgetheilten Entwurf ähnlichen Inhalts abzugeben. Leibnitz, der Weiſe, der wahre Freund und Lehrer der Fürſten, beeiferte ſich, die Subſtanz ſeiner Ideen über dieſen für das Völkerglück hochwichtigen Gegenſtand, Ideen, welche zugleich das Ideal eines Fürſten enthalten ſollten, zu Papier zu bringen. Folgendes ſind ſeine Principien, welche übrigens an ganz allgemein geltende Grundſätze der Erziehung, nach Leibnitzens Syſteme, ſich anlehnen:

„Ich denke mir (beginnt Leibnitz) drei Grade von Vollkommenheit, welche man bei der Erziehung eines Fürſten im Auge haben kann, von denen der erſte zur Nothwendigkeit, die zweite zum Nutzen und der dritte zur Zierde gehört."

„Zufolge dem erſten Grade iſt es nothwendig, daß ein Fürſt ein rechtſchaffner Mann, ein Mann von Herz, ein Mann von Urtheil und ein gebildeter Mann ſei. Der rechtſchaffene Mann (l'homme de bien) hat ſtarke Geſinnungen von Frömmigkeit, Gerechtigkeit und Menſchenliebe, und iſt von Eifer erfüllt, ſeine Pflicht zu thun. Der Mann von Herz (l'homme de coeur) iſt nicht leicht zu erſchüttern und behauptet die Freiheit des Geiſtes in allen Arten von Begegniſſen. Der Mann von Urtheil (l'homme de jugement) denkt und redet richtig über jede Art der Gegenſtände, ohne ſich durch den Schein blenden zu laſſen. Und der gebildete Mann (l'honnête homme) verſteht den Anſtand zu beobachten und alles Anſtößige zu vermeiden, und ohne dieſe Eigenſchaft wird der Fürſt nicht geeignet ſein, in Geſellſchaft ſeines Gleichen zu erſcheinen."

„Was den zweiten Grad betrifft, ſo iſt es ſehr nützlich, daß ein Fürſt die Politik und die Kriegskunſt verſtehe. Dies ſind eigentlich die zwei Metiers, welche ein Prinz verſtehen ſollte. — — Aber wann außer dieſen Eigenſchaften der Fürſt auch noch in aller Art Materien erleuchtet und aller Welt angenehm iſt, ſo iſt dies der dritte Grad von Vollkommenheit... Er wird erleuchtet ſein (éclairé), wenn er die Geſchichte, die Geographie, die Genealogie, die Geſetze und Canones, die Theologie und die Controverſen verſteht, und wenn er ferner ſogar die Landwirthſchaft, die Gartenkunſt, die Baukunſt, die

Mathematik, die ſchönen Künſte, und die Geheimniſſe der Natur, ſowohl in der Medicin, in der Chemie, als auch in jeder Art von Profeſſion kennt. Denn weil ein Fürſt viel Zeit übrig hat, welche er ſeinem Vergnügen widmen kann, ſo iſt es beſſer, er hat an dieſen ſchönen, in dem menſchlichen Leben ſo wichtigen Realitäten, als an frivolen, um nicht zu ſagen, ſchändlichen Vergnügungen Gefallen. Auch iſt gewiß, daß das Vergnügen, welches der Fürſt an den ſchönen Kenntniſſen nimmt, den Wißbegierigen zur Aufmunterung dient, und zu nützlichen Hervorbringungen, wie zum Fortſchritt der menſchlichen Wiſſenſchaften viel beiträgt: was für den Beſchützer ruhmvoll iſt."

Hier führt Leibnitz den Punkt näher aus, worin des Fürſten angenehmes Erſcheinen beſtehe, und wirft die Frage auf: „Aber wie wird ein Fürſt Zeit genug finden, um ſo viel Dinge zu lernen? wird man uns fragen. Ich antworte, daß die Vernunft will, daß ein Fürſt ebenſo ſehr an Wiſſenſchaft und an Verdienſt über ſeinen Unterthanen ſtehe, als er ſie an Würde und an Macht überragt. Man findet in der That, daß große Fürſten bisweilen ſo vortreffliche Eigenſchaften haben, daß ſie verdienten, Fürſten zu ſein, wenn ſie es nicht wären. Auch haben ſie die Mittel, in wenig Zeit geſchickt zu werden, und mehr Fortſchritte in einem Jahre zu machen, als ein anderer nicht in fünf oder ſechs machen könnte. Die Zeit iſt das koſtbarſte aller Dinge in der Welt: es iſt eigentlich das Leben. Denn, ſo viel man an Zeit verliert, ſo viel verliert man an ſeinem Leben." (Pars vitae, quoties perditur hora, war Leibnitzens Wahlſpruch). Und ich finde, daß der große Nutzen des Reichthums darin beſteht: die Zeit durch den Beiſtand Anderer gewinnen zu können. Nun aber kann der Fürſt, durch den Umgang mit den vortrefflichſten Männern, welche es ſich zum Vergnügen machen, ihm in kurzer Zeit mitzutheilen, was ihnen ſehr viele Mühe gekoſtet hat, in ſich allein, ohne Mühe, die ganze Geſchicklichkeit vieler Andern verſammeln. Wie viel Zeit verliert man bei tauſend Bagatellen? Wenn dieſe ganze Zeit angewandt wäre, Realitäten auf angenehme Weiſe zu ſehen oder zu hören, wie dies geſchehen kann, wenn man die eines jungen Fürſten wohl in Acht nimmt, welchen Schatz von Kenntniſſen müßte er nicht erlangen? und dieſes alles: ſpielend. Man wird mir ſagen, er wird es mit der Zeit vergeſſen. Aber wenn dies auch in Hinſicht des Einzelnen wäre, ſo blieben ihm immer gewiſſe Ideen, geeignet, im Nothfalle die übrigen wieder zu erwecken, und welche ihn für alles, was ſich darbietet, empfänglich machen werden: aber ich werde auch noch ſagen, daß dasjenige, was man mit Vergnügen und aus Gründen lernt, nicht ſo leicht aus dem Gedächtniſſe ſchwindet."

Leibnitz läßt ſich nun im Allgemeinen auf die Mittel ein, um zu dieſen Vollkommenheiten im Ganzen oder zum Theil zu gelangen; was ſich zum Theil auf die Lage eines künftigen Fürſten ausſchließlich bezieht, übrigens aber, wie gedacht, auf die Grundſätze der Erziehung und des Unterrichts überhaupt anwendbar iſt. Indem er mit dem zarteſten Alter anfängt, widmet er einige allgemeine Betrachtungen der Empfänglichkeit des Kindes für Eindrücke von außen, beſonders von den Perſonen ihrer nächſten Umgebung, welche man ſo oft mit den Wirkungen einer angeborenen Anlage verwechſele. Hier kommt eine Stelle vor, in welcher Leibnitz davor warnt, nur nicht den Keim zur Bosheit und Schadenfreude in dem Gemüthe des jungen Fürſten aufkommen zu laſſen, auch nicht an Leiden der Thiere. Leibnitz erzählte nun noch lange nachher, in einem Briefe an Sebaſtian Kortholt von 1715, wo er dieſer Schrift gedenkt, daß, als der Pater Vota ſelbige dem Könige von Polen vorlas, dieſe Stelle vor allen ſeinen Beifall erhalten habe. Wir verweiſen übrigens die Leſer auf dieſe merkwürdige, bisher ſo gut wie unbeachtet gelaſſene Schrift, und bemerken noch, daß Leibnitz zum Schluſſe auf die moraliſch-religiöſe, wir fügen hinzu, die deutſch-nationale Seite der Erziehung eines deutſchen Fürſten mit Nachdruck und Wärme zurückkommt. So eifert er hier gegen das zu frühe Reiſen der deutſchen Prinzen ins Ausland. „Was ſollen Reiſen für einen jungen Fürſten, welcher alles, was zur Vollendung ſeiner Erziehung nöthig iſt, zu Hauſe unvergleichlich beſſer findet? Es iſt ein Wahnſinn unſerer Nation, die Weisheit jenſeits des Rheins oder der Alpen holen zu wollen, und auf Koſten eines guten Theils unſerer Habe und der Geſundheit Chimären zu kaufen, welche nur dienen, den Geiſt auf Bagatellen zu wenden, welche uns vollends zu Grunde richten. Niemals ſind die Deutſchen mehr gereiſt, und niemals iſt Deutſchland ſeinem Untergange näher geweſen. Die nützlichen Geheimniſſe der Ausländer und ihre guten Maximen zu lernen, dies wird nicht das Beſtreben eines jungen Menſchen ſein. Ich billige ganz die Principien der Italiener, welche ihre Jugend bei ſich behalten, und noch mehr zolle ich dem Gebrauche in Frankreich Beifall, wo die jungen Leute beim Abgang von den Gymnaſien und Academien in die Garniſonen gehen, oder den Feldzug mitmachen; ſo fangen ſie früh an, den Dienſt für das Vaterland zu lernen. Und dies alles muß um deſto mehr ſich bei einem Fürſten verſtehen; da niemand mehr als er bei der Erhaltung des Staats, welcher ſeine Größe ausmacht, betheiligt iſt. In jedem Falle würde ich einen alten Herzog Ernſt (den Frommen) von Gotha, welcher in ſeiner Jugend Soldat geweſen, dann ſich auf die Bewirthſchaftung und Aufſicht ſeines Staates legte, welchen er durch die Kriege zu Grunde gerichtet fand, und den er durch ſeinen Fleiß wieder zur Blüthe brachte; welcher vor Allem die Frömmigkeit und die Gerechtigkeit vor Augen hatte — ich ſage, ich würde einen ſolchen Fürſten dem geſchickteſten Fürſten von der Welt vorziehen, welcher alle Wiſſenſchaften und alle Exercitien aus dem Grunde verſtände; welcher alle Sprachen redete; welcher alle ſchönen Manieren der Ausländer angenommen hätte; welcher in der Unterhaltung glänzte: aber welcher nachläſſig in der Sorge für die Geſchäfte und das Wohl derjenigen, deren Leitung Gott ihm anvertraut hat, um ſeine Vergnügungen nicht zu unterbrechen, ſich vor dem Geſchrei der Elenden die Ohren zuſtopfte, und ohne von dem Vorwurfe ſeines Volkes und dem Tadel ſeiner Familie und der Nachwelt ſich rühren zu laſſen, den Staat in Verfall gerathen ließe — wovon ein „großer König" uns ein beklagenswerthes Beiſpiel geliefert hat. . . ."

Leibnitz wandte gern ſeine Blicke von dem Pallaſte der Fürſten zu der dürftigen Lage der Lehrer des Volkes. Wie tief das Schulweſen im deutſchen Volke, namentlich unter den Proteſtanten, um dieſe Zeit darnieder lag, iſt bekannt; denn was nicht zum Glanze des Hofes, zur perſönlichen Größe des Regenten unmittelbar beizutragen ſchien, wurde gewöhnlich von oben den Bemühungen einzelner Redlicher im Volke überlaſſen, welche indeß zu ſchwach waren, etwas für die Dauer zu gründen. Ein ſolcher war der Patriot Erhard Weigel, deſſen Name in dieſer Erzählung nicht zum erſtenmale vorkommt; er machte im Jahre 1696 Reiſen durch Deutſchland zu dieſem Zwecke, und auf dieſen Reiſen war es, wo er ſein eifervolles Leben geendet hat. Zum Unglück hatte er gegen Leibnitz, ſeinen ehemaligen Schüler, ein Vorurtheil gefaßt, aus keinem erheblichern Grunde, als weil dieſer nicht jedes ſeiner zuweilen bizarren Projekte, namentlich das ſeines europäiſchen Wappenhimmels bei den Braunſchweigiſchen Höfen ſo unterſtützt hatte, als er es wünſchte. Darum überging er Leibnitz, und Placcius in Hamburg war es, welcher, von Weigel für die Reform des Schulweſens gewonnen, an Leibnitz um ſeine Theilnahme ſich wandte. Er täuſchte ſich nicht. In Leibnitzens Antwortſchreiben, vom 21. Febr. 1696, ſpricht ſich die wärmſte Begeiſterung für eine Angelegenheit aus, welche den Weiſen aller Zeiten als die erſte Angelegenheit der Menſchheit erſchienen iſt. Er verſicherte jenem, daß vielleicht Niemand anhaltender über dieſen Gegenſtand als er nachgedacht habe.“ „Es iſt unglaublich, wie vieles ich von Zeit zu Zeit über dieſes Eine zu Papier gebracht habe. Und hier ſende ich eine kleine Schrift mit, welche ich einmal für einen wohlgeſinnten Engländer in franzöſiſcher Sprache aufgeſetzt habe.“ (Welche war es? wir kennen ſie nicht.) „Daher ſollt Ihr, Du und der vortreffliche Erhard Weigel, an meinem beſten und feurigſten Willen keinen Zweifel hegen; obſchon ich glaube, daß Dir dieſes weniger unerhört ſein wird, als jenem. Wenigſtens hat Weigel niemals an mich geſchrieben, außer wenn er etwas bei unſern Fürſten empfohlen haben wollte, was aber nicht allzuſehr mit dieſen beſſern Vorſchlägen zuſammenhing. Woraus ich hinlänglich erkannte, daß ich ihm ein Exoteriſcher erſchiene: freilich, wer mich nur aus meinen Schriften kennt, der kennt mich nicht! (scilicet qui me non nisi editis novit, non novit).“

„So oft ich über die Wege zur Beförderung des allgemeinen Wohls nachdenke, ſo komme ich auf daſſelbe, was auch Ihr ganz richtig urtheilet: daß das menſchliche Geſchlecht ſich vervollkommenen wird, wenn die Erziehung der Jugend eine beſſere Geſtalt erlangt hat (emendatum iri humanum genus educatione juventutis in melius reformata). Aber dahin kann man nicht leicht gelangen ohne die Männer, welche durch Anſehen, Kenntniß und guten Willen vor den übrigen hervorſtehen. Die Jeſuiten konnten große Dinge thun, zumal da ihre Entwürfe durch die Religion empfohlen wurden. Wie wir die Dinge aber heute anſehen, ſind ſie unter der Mittelmäßigkeit geblieben, ſo daß ich glaube, Baco von Verulam irre ſehr, wenn er uns an ſie verweiſt. Unter uns aber fehlt denen, welche Aehnliches unternehmen, der Beiſtand, und für ihre Arbeit lohnt man ihnen mit Verachtung. Und obgleich es nichts Wichtigeres für Religion und Frömmigkeit giebt, ſo bleibt doch die Frömmigkeit mit ihrer Gunſt und die Religion mit der Ehrfurcht fern. Oft habe ich gedacht, es könnte eine Geſellſchaft unter denjenigen, welche an verſchiedenem Orte durch Eifer und Kenntniſſe ſich hervorthun, geſchloſſen werden. Aber es fehlt an gegenſeitiger Bekanntſchaft und Verbindung, und viele, welche ſich gewiſſen Meinungen hingeben, verlangen, daß alle übrigen ſich nach ihrem Geſchmacke richten mögen. Der eine verachtet die Studien oder rühmt den Geiſt; der andere heißt das tauſendjährige Reich glauben; mancher glaubt, um fromm zu ſein, müſſe man aus Babylon herausgehen, das heißt, eine beſondere Lebensweiſe einſchlagen. So ſtehen ſie einander gegenüber, durch einen kläglichen Irrthum, da ſie nach demſelben Ziele trachten, während ſie, wenn ſie ſich unter einander verſtänden, ihrer Wünſche zum großen Theil mächtig werden könnten."

„Ich glaubte freilich, daß man ſtufenweiſe gehen könnte, und daß, wenn der erſte Grund zu einem gediegenen Wiſſen gelegt wäre, hiemit allmählig das Studium der Weisheit und Tugend verbunden, und daran die Sorge für die Jugend und die Verbeſſerung der Schulen geknüpft würde: alsdann den mäßigen Anfängen Vermächtniſſe und Stiftungen ad pias causas nicht fehlen würden. Aber ich fand nach vielem Ueberlegen, daß ohne die Förderung der Großen kaum die erſten Zugänge dazu geöffnet werden würden. Ich habe zwei Fürſten gekannt, welchen ich einiges an die Hand gegeben habe, dem ſie Beifall ſchenkten; dies waren der Kurfürſt

Johann Philipp von Mainz und der Herzog Johann Friedrich von Hannover; aber ihre vortrefflichen Abſichten hat der Tod verhindert. Darauf traten Zeiten ein, da auch die Großen ſtarken Einſchränkungen unterworfen wurden. So wuchſen die Schwierigkeiten. . . .“

Ehe aber noch Leibnitz in Weigels Unternehmen hülfreich mit eingreifen konnte, machte deſſen Tod die erregten Hoffnungen zunichte. Da trat ein Anderer, mit unſcheinbaren Anfängen, aber mit hingebendem Eifer und Selbſtverleugnung auf, welcher in der Religion allein Beiſtand und Nahrung holte: es war der ehrwürdige Herrmann Auguſt Franke in Halle. Seine an das Wunderbare gränzenden Leiſtungen ſind bekannt. Auch er wandte ſich im Jahre 1697 in Briefen an Leibnitz, und obſchon ihm wenig bekannt, erfreute er ſich keiner ſchlechtern Aufnahme als Placcius. Leibnitz ging nicht nur auf ſeine Entwürfe ein, ſondern empfahl ihm beſonders auch die Sendung evangeliſcher Miſſionäre, was auch von Halle aus ſeinen Anfang genommen hat. Und wie denn alles bei ihm immer auf das Ganze der Sache ſich bezog, ſo ſollte, nach den Vorſchlägen, die er 1698 that, Franke die Anweſenheit Peters des Großen, mit Hülfe des in ſeinem Gefolge befindlichen deutſchen Gelehrten, Ludolf des jüngern, benützen, und auswirken, daß in Rußland Schulen nach ſeiner Methode eröffnet würden; dieſe Schulen ſollten zugleich die Pflanzſchulen für proteſtantiſche Miſſionäre nach China werden. Aber wie ſo vieles, verhallte auch dieſes in dem Geräuſche der Waffen, welches mit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts Europa von einem Ende zum andern betäubte. —

Damit wir zu der Geſchichte der Societät der Wiſſenſchaften, an welche wir dieſe Betrachtungen angeknüpft haben, zurückkehren, ſo bleibt uns noch zu berichten übrig, mit welchem Eifer er die Herausgabe der akademiſchen Arbeiten und Leiſtungen der angeſehenſten Mitglieder, bei der thätigſten eigenen Theilnahme, betrieb.

Im Jahre **1710** erſchien der erſte, und ſo lange Leibnitz Präſident war, einzige Band der **Miscellanea Berolinensia ad incrementum scientiarum**, wo aber keine Abtheilung ohne einen wichtigen Beitrag von Leibnitz blieb. Er war auch Verfaſſer der feierlichen Zueignung an den König von Preußen, als den Protector der Societät. Leibnitz, ſagt Fontenelle, erſcheint hier an verſchiedenen Orten unter beinahe allen ſeinen verſchiedenen Geſtalten, als Hiſtoriker, Antiquar, Etymolog, Phyſiker und Mathematiker; man kann hinzuſetzen, als Redner, wegen der herrlichen Zueignungsſchrift an den König von Preußen; nur die des Theologen und des Juriſten fehlen, weil die Verfaſſung der Akademie es nicht geſtattete, als ſolche aufzutreten. Den 3. Juli dieſes Jahres war auch die endliche Einrichtung der Societät in vier Klaſſen erfolgt, wobei von dem Staatsminiſter von Printzen, unter deſſen oberſte Leitung unterdeſſen die Societät geſtellt worden, eine lateiniſche Rede gehalten wurde, welche der Hofprediger Jablonski als Vice-Präſident beantwortete. Es geſchah in dem neuerbauten Obſervatorium. Leibnitz war nicht gegenwärtig; ja er war bei der Umgeſtaltung der frühern Anordnung, ſo weit es die Oberaufſicht des Freiherrn von Printzen über die Societät betraf, gar nicht einmal befragt; und, wie ein handſchriftliches Schreiben von ihm an Jablonski vom Jahre **1710** lehrt, dadurch empfindlich betroffen worden. Aber unterdeſſen waren neue Verhältniſſe eingetreten, welche wir noch zu berühren haben werden. Endlich den **19.** Januar **1711**, dem Krönungstage, erfolgte die feſtliche Inauguration der Societät, welche durch eine Medaille und durch deutſche Verſe von B. Neukirch gefeiert wurde. Eine ältere Münze zur Ehre der Societät der Wiſſenſchaften war bereits auf den **11.** Juli **1700** geſchlagen, für welche Leibnitz ſelbſt zierliche Verſe in lateiniſcher Sprache verfaßt hatte, die uns erhalten ſind. Obſchon der Kurfürſt damals erſt noch im Begriffe war, die königliche Krone zu erwerben, ſo ſpielt Leibnitz hier ſchon deutlich auf des Kurfürſten königliche Macht an. Der Faden unſerer Erzählung führt uns noch einmal auf dieſen Zeitpunkt, im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, zurück.

Alles, was während Leibnitzens Anweſenheit in Berlin im Sommer **1700** zu noch ſo rauſchenden und glänzenden Feſten Gelegenheit gegeben hatte, trat bald gegen ein ohne Vergleich wichtigeres Feſt und Ereigniß in den Hintergrund, welches nach allen Kräften vorbereitet wurde: gegen die Errichtung des Königreichs Preußen. Die Unterhandlungen mit dem Kaiſer und den übrigen Fürſten hatten lange gedauert; führten aber gegen das Ende des Jahres **1700** zum glücklichen

Abſchluſſe des geheimen Kronvertrags zwiſchen Friedrich III und dem Kaiſer.

Während noch die Unterhandlungen in Wien ſchwebten, unternahm die Kurfürſtin Sophie Charlotte in Geſellſchaft ihrer Mutter, der Kurfürſtin Sophie, unter dem Vorwande einer Badereiſe nach Aachen, eine geheime Miſſion nach Holland, um bei dem Könige Wilhelm III von England und dem Kurfürſten von Baiern, kaiſerlichem Statthalter in Brüſſel, wegen der Erhebung Preußens zum Königreich zu wirken, indeß die Kurfürſtin Sophie gleichzeitig die Rechte ihrer Thronfolge in England betreiben wollte. Zu dieſer wichtigen, doppelten Miſſion wünſchten beide Kurfürſtinnen Leibnitzen, ihren Freund, zur Geſellſchaft und zum Beiſtande. Dieſer war alſo kaum von Berlin nach Wolfenbüttel zurückgekehrt, von wo er den 30. Auguſt 1700 dem Hofprediger Jablonski in Berlin ſchrieb, und bemerkte, daß er ſich zur Befreiung von einem kalten Fluſſe, welcher ihn im Frühjahr überfallen, zu einer Badereiſe nach Töplitz anſchicke, als er den Tag darauf durch den Sekretair der von Leibnitzens Verhaben in Kenntniß geſetzten Kurfürſtin, in einem Schreiben aus Hannover, den 6. September, die Einladung erhielt: ſtatt nach Töplitz zu gehen, ſich lieber der Bäder zu Aachen zu bedienen, und in ihrem und der Kurfürſtin von Brandenburg Gefolge ſofort dahin ſich mit zu begeben. Doch Leibnitz konnte diesmal nicht über ſich verfügen, und die Fürſtinnen mußten auf ſeine Geſellſchaft Verzicht leiſten. Denn eben damals (erinnern wir uns) mußte Leibnitz, zufolge der vom Kaiſer Leopold ſchon unter den 17. Mai dieſes Jahres an den Kurfürſten Georg Ludwig ergangenen Bitte, im Geheim zu einer Conferenz in den Angelegenheiten der Kirchenvereinigung an den kaiſerlichen Hof nach Wien abgehen: dies haben uns die Handſchreiben des Kaiſers aus Leibnitzens Nachlaß gelehrt. Doch war der Beſuch des Töplitzer Bades kein bloßer Vorwand. Leibnitz begab ſich wirklich vorher nach Töplitz, und verließ das Bad erſt gegen Ende des September, noch nicht ganz von Leiden befreit, was ein Blatt ſeines Tagebuches umſtändlich beſchreibt. In Wien aber blieb Leibnitz bis gegen das Ende des Jahres 1700. Was er damals für jene Unterhandlungen gethan haben mag, davon iſt keine Spur aufzuzeigen. Wir ſtimmen daher den Vermuthungen K. A. Menzel's bei, daß die von Leibnitz dem Kaiſer damals geleiſteten Dienſte, über welche er ihm ſeine höchſte Zufriedenheit bezeugt hat, mehr dem diplomatiſchen, als dem theologiſchen Gebiete angehört haben mögen. Während dieſer ſeiner Anweſenheit Leibnitzens in Wien traf die Nachricht des am 1. November erfolgten Todes des Königs Karl II von Spanien ein: wie nützlich war in dieſem kritiſchen Augenblicke der Rath und die Feder von Leibnitz. Eins reicht vielleicht hin, dieſe Vermuthung zur Gewißheit zu erheben: die Thatſache, daß, als drei Jahre ſpäter der Erzherzog Karl, als König Karl III von Spanien, ſich aufmachte, ſeine Rechte auf die ſpaniſche Monarchie mit den Waffen, gegen die Uſurpation Ludwigs XIV im Namen ſeines Enkels, geltend zu machen, Leibnitz es geweſen iſt, welcher von Holland aus zur Abfaſſung des Manifeſtes für die Rechte des jungen Königs aufgefordert wurde. Es iſt das ſo berühmte: Manifeste contenant les Droits de Charles III, Roi d'Espagne, et les justes motifs de son Expédition, publié en Portugal le 9. Mars 1704, welches als ein Meiſterſtück der Darſtellung und Gründlichkeit bewundert ward, auch ohne daß man den Verfaſſer in Leibniz geſucht hatte, denn er ſelbſt beobachtete, wie in allen Staatsangelegenheiten, das tiefſte Geheimniß, welches erſt in neueſter Zeit durch eine Entdeckung in ſeinen Papieren gelüftet worden. Die Admiralität in Liſſabon ließ eine ſpaniſche Ueberſetzung davon verbreiten. Die Schilderung von dem Verfalle der Größe, wie des ſittlichen und religiöſen Geiſtes in Frankreich, als eine Folge der äußern, wie innern Politik Ludwigs XIV nimmt, nächſt den ſtaatsrechtlichen Beweiſen, eine beträchtliche Stelle darin ein, und in dem Haſſe gegen jene Politik und ihre Folgen für Europa iſt die eigne Geſinnung des Verfaſſers nicht zu verkennen. Indem Leibniz dieſe Arbeit übernahm, diente er nicht der Perſon des Königs Karl allein, ſondern auch der gegen Frankreichs Uebermacht gebildeten, europäiſchen Coalition, in welcher ſein Herr, Georg Ludwig, wie früher ſein Vater, als Reichsſtand und als Feldherr, ſo hervorſtach.

Jener durch den Tod des Königs von Spanien herbeigeführte kritiſche Moment half auch zu Gunſten des Kronvertrags Friedrichs III den Ausſchlag geben. Kaum war daher die Kurfürſtin Sophie Charlotte mit dem günſtigſten Erfolge von Holland zurückgekehrt, als in Berlin die Vorbereitungen zur Annahme der Königswürde ſchleunig getroffen wurden. Den 18. Januar 1701 geſchah die Krönung zu Königsberg mit aller der Pracht und Feierlichkeit, welche allein dem dafür ſo empfänglichen Sinn des erſten Königs von Preußen genügen konnte. Auch dann noch machte ſich von verſchiedenen Seiten hartnäckiger Widerſtand laut, beſonders proteſtirte der Pabſt Clemens XI in heftigen Ausdrücken gegen den Kaiſer, daß er ein neues Königthum errichtet, als wenn es nur dem heiligen Stuhle gebührte, Könige zu ernennen. Es fehlte dem Könige von Preußen in ſeinem Lande nicht an geſchickter und energiſcher Abwehr der päbſtlichen Anmaßungen und Beleidigungen, und an Vertheidigern ſeiner Rechte. Leibnitz trat zwar für den König von Preußen weder in einer eigenen Streitſchrift, noch ausdrücklich unter ſeinem Namen auf: doch was er theils zur Verherrlichung des neuen Königreichs, theils zur Begründung von deſſen Rechten und Anſprüchen auf die Krone damals herausgab, wirkte vielleicht um ſo mehr, je anſpruchloſer die Form und je leidenſchaftsloſer der Sinn war. Wir haben ſchon des Monatlichen Auszugs neuer Bücher Erwähnung gethan, welcher, zum Scheine als die Arbeit Eckards, in Wahrheit aber zum bei weitem größten Theile aus Leibnitzens eigener Feder, in Hannover von 1700 bis 1702 herauskam. Die drei Monate nun, vom Juli bis Auguſt 1701, wurden mit dem ausſchließlichen Titel und, in einer vergrößerten Form, als für ſich beſtehender: „Auszug verſchiedener, die neue Preußiſche Krone angehender Schriften'' herausgegeben. Alle die aus der Feder von Staatsmännern, Theologen und Dichtern in verſchiedenen Sprachen über die preußiſche Krone herausgekommenen Schriften ſind hier auszugsweiſe wie zu einer eigenen Bibliothek vereinigt, und durch ein glückwünſchendes Vorwort eingeführt, welches zeigt, wie viel Leibnitz der Zukunft Preußens aus dieſer ſcheinbar nur zur Befriedigung des Ehrgeizes geſtifteten Erhöhung verſprach. „Die Aufrichtung des neuen Preußiſchen Königreichs, ſchreibt er, iſt eine der größten Begebenheiten dieſer Zeit, ſo nicht, wie andere, auf wenige Jahre ihre Wirkung erſtrecket, ſondern etwas nicht weniger Beſtändiges, als Vortreffliches herfür gebracht. Sie iſt eine Zierde des neuen Seculi, ſo ſich mit dieſer Erhöhung des Hauſes Brandenburg angefangen, und ihm mit einem ſo herrlichen Eingange ſich gleichſam zu dauerhaftem Glück (Gott gebe beſtändigſt) verbindet.“ Hinter allen jenen Auszügen treffen wir unter der beſcheidenen Geſtalt eines „Anhangs“ zu den Auszügen der Schriften Anderer, auf eine Original-Abhandlung Leibnitzens in deutſcher Sprache, den „Anhang betreffend dasjenige, was nach heutigem Völkerrecht zu einem König erfordert wird.“ Ohne alle Polemik iſt der Kern dieſes reichen Thema's nach ſeinen verſchiedenen Seiten in die gedrängte Form von kaum mehr als einem Bogen gebracht, wobei auch die politiſchen Vortheile, welche das deutſche Reich, Katholiken wie Proteſtanten, aus dieſem Ereigniſſe ziehen müßten, hervorgehoben werden. „Die Proteſtirenden müſſen erkennen, heißt es zum Schluſſe, daß es kein Geringes, den vierten König erhalten zu haben, der ihren Angelegenheiten nun mit mehreren Nachdruck beitreten kann. Die Römiſch-katholiſchen ſelbſt, welche die Wohlfahrt von Europa ſuchen, werden auch gern ſehen, daß bei dieſer Gelegenheit der neue König durch ein neues Band mit kaiſerlicher Majeſtät verknüpfet worden, alſo daß der europäiſche Beifall bereits vorhanden." Um endlich die Preußiſche Krone auch durch die Widmung einer ſtreng gelehrten Unterſuchung zu ehren, ſchloß Leibnitz dieſe Auszüge durch die lateiniſche Abhandlung: **De nummis Gratiani Augusti cum gloria novi seculi.**

Die Königin Sophie Charlotte, ermüdet durch die unendliche Pracht, deren Gegenſtand ſie ſelbſt ſein mußte, und gleichgültig gegen jeden Zuwachs äußerer Größe, inſofern es ſich auf ihre Perſon bezog, hatte ſich nach der Rückkehr von Königsberg auf ihr Schloß Lützenburg in die Einſamkeit zurückgezogen, wo ihr nur das geiſtvolle Fräulein, ihre treue Freundin, von Pöllnitz, Geſellſchaft leiſtete. Sie ſchrieb von hier aus an Leibnitz die unvergleichlichen Worte: „Glauben Sie nicht, daß ich dieſe Größe und dieſe Kronen, von denen man hier ſo viel Aufhebens macht, den philoſophiſchen Unterhaltungen vorziehe, welche wir in Lützenburg gehabt haben." Sie ließ Leibnitz durch das Fräulein von Pöllnitz, und auch noch durch Jablonski zu ihr einladen; doch Leibnitz durfte ſich den Sommer über von Hannover nicht entfernen. Die engliſche Geſandtſchaft mit der Succeſſions-Akte des Parlaments für die Kurfürſtin Sophie und ihre Nachkommen war ſo eben hier angelangt. Dies gab Leibnitzen neue Arbeit, er entſchuldigte ſich daher wegen ſeines Verbleibens in Hannover in ſeinem Briefe an die Königin von Preußen, vom 23. September 1701. Er ſchrieb: „Ich habe Ihrer Majeſtät meinen Hof noch nicht machen können, wie ich mit Leidenſchaft wünſche, weil man außerordentlich in mich gedrungen hat, eine Arbeit, womit man mich beauftragte, fertig zu machen. Indeſſen hoffe ich, daß es mir vergönnt ſein wird, ein wenig auszuruhen, und dieſen Sommer nicht vorübergehen zu laſſen, ohne eine Pflicht zu erfüllen, welche einen großen Theil meiner Glückſeligkeit ausmacht. Die gnädige Güte Ihrer Majeſtät und dieſes Glück, das ich mir vorſtelle und das ich empfunden habe, in den Stand zu kommen, daß ich in der Nähe ſehen kann, was die Bewunderung der Erde iſt, läßt mich zu alles das vergeſſen, was mich anderswo zu betrüben vermag. Und dazu wird auch die Freude beitragen, die ich habe, zu ſehen, daß die Welt Ihrer Majeſtät und der Frau Kurfürſtin Gerechtigkeit widerfahren läßt. Sie war ungeduldig, Sie als Königin zu ſehen; und kaum ſind Sie es geworden, Madame, ſo freut es ſie, ſich auf dem Wege zu ſehen, Ihnen zu folgen. Denn da ſie Ihnen in ſo viel andern Dingen das Beiſpiel gegeben hat, welche Sie ſo groß und anbetungswürdig machen, ſo freut ſie ſich ihrerſeits, das Beiſpiel Ihrer Majeſtät in demjenigen, was die Welt ſich als das Größte vorſtellt, zu erhalten. Es iſt wahr, weder jene, noch Sie, Beide haben Sie der Kronen und Diamanten nicht nöthig, um zu glänzen. . . .“ In der That war die Kurfürſtin Sophie bei der Ausſicht, eine Krone zu tragen, nicht eiteler, als ihre philoſophiſche Tochter. Auch ſie ſchrieb ſchon 1688, da dieſe Ausſichten zum erſtenmale, aber noch in weiter Ferne ſich zeigten, an Leibnitz: „Wenn ich jünger wäre, könnte ich mir mit einer Krone ſchmeicheln. Jetzt aber würde ich, wenn ich die Wahl hätte, mir lieber einen Zuwachs an Jahren, als an Größe wünſchen.“ Dieſer Wunſch ſollte ihr in Erfüllung gehen; denn nachdem ſie das höchſte menſchliche Alter erreicht hatte, ſtarb ſie ganz kurz bevor ſie Königin von England geworden wäre.

Es war der Graf Macclesfield, welcher die Succeſſions-Akte nach Hannover brachte. Er war an Leibnitz durch ein Schreiben des berühmten Biſchofs Gilbert Burnet von Salisbury empfohlen, worin es hieß: „er wiſſe, daß er dem Grafen von Macclesfield keinen nützlichern und angenehmern Dienſt leiſten könne, als indem er ihn in die Bekanntſchaft eines Mannes einführte, welcher der Ruhm nicht nur Hannovers, ſondern des ganzen deutſchen Reichs ſei.“ Leibnitz war mit dem Biſchof von Burnet, auf Veranlaſſung von deſſen Schrift über die 39 Artikel der engliſchen und ihre Controverſen mit der lutheriſchen Kirche, über welche er ausführliche Anmerkungen verfaßt hatte (ſie ſind noch ungedruckt), in freundſchaftlicher Verbindung. Der Biſchof Burnet hatte ſich mehrere Jahre vorher einige Zeit am Hofe von Hannover aufgehalten, er gehörte zu den eifrigſten Anhängern des Hauſes Hannover; ihm hatte auch der König den Auftrag gegeben, die Succeſſion Hannovers im Parlamente vorzuſchlagen.

Ein zahlreiches Gefolge, das ſich der glänzendſten und freigebigſten Aufnahme zu erfreuen hatte, begleitete den Geſandten; mancher vornehme oder talentvolle Engländer hatte ſich ihm erwartungsvoll und freiwillig angeſchloſſen. Einer unter dieſen verdient unſere beſondere Aufmerkſamkeit, der Irländer Johann Toland, berühmt oder berüchtigt als das Haupt der im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts emporkommenden „Freidenker“ Englands, der Vorgänger der Tindal und Collins, deren Einfluß auf die Theologie in der Folge auch in Deutſchland ſo bedeutend geweſen iſt. Sein Werk: **Christianity not mysterious**, worin er zeigen wollte, „daß in dem Evangelium nichts der Vernunft entgegen oder über derſelben ſei, und daß die chriſtliche Religion nicht eigentlich ein Myſterium genannt werden könne“ war nicht lange vorher (**1696**) herausgekommen, aber auch ſogleich von der Grand-Jury von Middleſeſſex für ein öffentliches Aergerniß erklärt worden. Der Haß, welchen er gegen die Katholiken, und daher auch gegen die Stuart nährte, machte ihn auch zu einem erklärten Anhänger des Hauſes Hannover, wozu er ſich öffentlich in einer eigenen Schrift: **Anglia liberata**, bekannte. Zugleich aber hatte ihn der Ruf der Kurfürſtin Sophie und ihrer Tochter, der Königin Sophie Charlotte, herbeigezogen, wie denn ihr Ruf, als Damen von glänzendem Geiſt und hellen Einſichten und Kenntniſſen, bewirkte, daß jene Freidenker mit einer gewiſſen Zuverſicht auf ihren Beifall ſich an ſie drängten. Aber wie dieſe erlauchten Fürſtinnen in den Grundfragen der Religion und Philoſophie ſich weit mehr zu dem chriſtlichen Theismus Leibnitzens, als zu dem engliſchen Deismus hinneigten, ſo wurden auch die von Toland und deſſen Freunden der Kurfürſtin Sophie entgegengebrachten Huldigungen mit der Zeit wegen politiſcher Rückſichten beſchwerlich. Leibnitz mußte dann bisweilen dazwiſchen treten, um auf verbindliche Art Tolands Erſcheinen am Hofe abzuwenden. Denn dieſer Eiferer begnügte ſich nicht, ſeine Anſichten durch ſeine Schriften zu verbreiten, welche er freigebig vertheilte, ſondern er führte gern Unterredungen herbei, in welchen er das Anſehen der Schrift und der Kirche angriff. So damals am Hofe von Hannover, wo er nicht verfehlte, Leibnitz ein Exemplar ſeines genannten Werkes zu ſchenken. Dies gab dem Philoſophen Veranlaſſung, noch während Tolands Anweſenheit kritiſche Bemerkungen zu Papier zu bringen, in denen er die Parthei der Kirche gegen den Rationalismus ergriff, um ſie Toland ſelbſt mitzutheilen, in deſſen nachgelaſſenen Schriften (1726) denn auch Leibnitzens **Annotatiunculae subitaneae ad Tolandi librum de Christianismo Mysteriis carente. Conscriptae 8. Augusti 1701.** zuerſt herausgekommen ſind. Der Nerv dieſer Bemerkungen geht auf den Begriff der Natur nach dem Syſteme der Monadologie zurück; denn nach dieſem Syſteme beſtimmt ſich für Leibnitz der Begriff des Myſteriums, wie in der Natur, ſo in dem Weltſyſteme überhaupt. „Will man, ſagt unſer Philoſoph, ſchon alles dasjenige, was über unſre gegenwärtige Vernunft geht, ein Myſterium nennen, ſo wird man auf unzählige phyſikaliſche Myſterien in der Natur ſtoßen. Fragte man z. B., ob die innere Textur des Waſſers über unſre Vernunft gehe, ſo antworte ich: über die gegenwärtige; denn ich glaube nicht, daß die Textur des Waſſers ſchon genügend von jemand erklärt iſt; und doch verzweifle ich nicht, es könnte einſt eine Erklärung gegeben werden, welche den Erſcheinungen genügt. Es giebt auch vieles, das über die menſchliche Vernunft geht, nicht blos die unſre, ſondern auch der Nachwelt und überhaupt ſo lange wir an dieſes irdiſche Leben geknüpft ſein werden; obſchon es möglich iſt, daß dieſe Dinge von einem höheren Geſchöpfe eingeſehen, und auch für uns, wenn wir einmal in einen höhern Zuſtand übergehen, intelligibel ſein werden. Verſteht man aber unter Myſterium, was über alle geſchaffene Vernunft geht, ſo wage ich zu behaupten, daß zwar keine natürlichen Erſcheinungen über der Vernunft ſind, daß aber ſogar die Begriffe oder Comprehenſionen der individuellen Subſtanzen für den geſchaffenen Verſtand unmöglich ſind, weil ſie das Unendliche involviren. Daher kommt es, daß wir keine vollkommene Rechenſchaft von dem Univerſum geben können. Und warum ſollten nicht ebendahin gewiſſe von Gott offenbarte Dogmen gehören, daß ſie nemlich durch keine Kraft der Vernunft hinlänglich erklärt werden können, obſchon ſie dem Geiſte bis auf einen gewiſſen Grad erreichbar ſind, und auch von dem Vorwurf des Widerſpruches mit Fug befreit werden können?" — Leibnitz verſuchte nachmals in Briefen dieſen Engländer für eine philoſophiſchere Weltanſicht zu gewinnen, vorzüglich als Toland ihm, im Jahre 1710, ſein Buch Adeisidaemon sive Titus Livius a superstitione vindicatus überſchickte, ein Buch, worin, nach dem Vorgange Bayle's, der Satz vertheidigt wird, daß der Unglaube der bürgerlichen Geſellſchaft minder nachtheilig ſei, als der Aberglaube, übrigens aber der Lehre der Kirche eine pantheiſtiſche Weltanſicht ſich entgegenſtellt. Feder'n verdanken wir ein ausführliches Schreiben Leibnitzens hierüber an Toland, wo jener, nach dem Zuſammenhange ſeiner Philoſophie, ſich für eine verſtändige und von der Welt verſchiedene Urſache (causa supramundana) erklärt, und bei dieſer Gelegenheit bemerkt, die Kurfürſtin Sophie führe bei dieſen Fragen gern den Spruch der Schrift an: „Der das Auge gemacht hat, ſollte der nicht ſehen? der das Ohr gemacht hat, ſollte der nicht hören?“ —

In Berlin, wo Leibnitz nach Erledigung der ihm übertragenen Arbeiten im September eintraf, und bis zum neuen Jahre 1702 durch die Königin zurückgehalten wurde, traf er auch Toland wieder an, welcher in Gegenwart der Königin mit ihren Theologen über die heilige Schrift disputirte. Ein ausführlicher Bericht davon iſt uns erhalten. Was Leibnitz betrifft, ſo war er bei dieſem Aufenthalte nicht minder als Staatsmann, denn als Freund einer philoſophiſchen Königin rege und thätig; er erntete auch von ſeinen Beſtrebungen im Intereſſe der Eintracht beider Höfe diesmal beſondern Erfolg, wie er in ſeinen Briefen an die Kurfürſtin Sophie berichtete. „Ich hoffe, ſchrieb er an ſie den 19. November, daß unſer Hof Urſache haben wird, mit dem hieſigen zufrieden zu ſein. Es iſt gerade die Zeit, in vielen Dingen Nutzen zu ziehen. Das Miniſterium ſucht der Königin zu gefallen, und hat Recht, und die Königin ihrerſeits zeigt ſich gegen daſſelbe auf das beſte. Und da man weiß, daß nichts der Königin mehr Vergnügen machen kann, als das gute Einverſtändniß beider Höfe, ſo iſt man ſehr geneigt, ſie zu pflegen. Zu geſchweigen, daß es das große und wahre Intereſſe des einen und des andern iſt, und man es als das einzige Mittel erkennt, uns Alle und die allgemeine Freiheit zu retten; was auch der gewöhnliche Text meiner Predigten iſt.“ Dieſe Wirkung war indeß von keiner langen Dauer. Es vergingen nicht zwei Jahre, als Leibnitz, in einem Briefe an den holländiſchen General von Obdam, vom 3. December 1705, bei Anlaß der Streitigkeiten zwiſchen der Aebtiſſin von Hervorden mit ihren Untergebenen, wobei der Kaiſer den Kurfürſten von Hannover und den Herzog von Celle mit dem Schutze der Aebtiſſin beauftragt und dadurch die Eiferſucht des preußiſchen Hofes erregt hatte, Klage führte, daß er vergeblich geeifert habe! „Ich habe es hinlänglich in Berlin gepredigt: sed non omnes capiunt verbum hoc;“ und ſetzt hinzu: Der Berliner Hof faßt bei der geringſten Sache Feuer, welche kaum verdiente, daß man Kenntniß davon nähme.“

Dagegen können wir zwei wichtige Streitigkeiten nennen, welche der preußiſche Hof für ſeine Rechte während des allgemeinen Krieges, wenn auch ohne Blut und größtentheils glücklich, führte, und bei denen Leibnitz, jedoch ohne Namen, als Vertreter der Rechte Preußens auftrat. Die eine betraf die oraniſche Erbſchaft vom Jahre 1702; die andere die Beſitzergreifung von Neuſchatel im Jahre 1707. Fehlt es uns auch bei erſterer Schrift an ſo deutlichen Nachrichten, wie bei der zweiten, ſo läßt doch, anderer Gründe zu geſchweigen, ſchon die hervorſtechende Aehnlichkeit in der Behandlung und die Gleichheit der Anſichten, endlich die innere Verwandtſchaft beider Fragen zu einander, auf keinen andern Verfaſſer ſchließen. Die Veranlaſſung jener Streitigkeiten iſt zu bekannt, als daß es hier einer ausführlichen Erörterung bedürfte, oder daß wir in die, in das beſondere preußiſche Staatsrecht eingreifenden Fragen näher eingehen müßten. Beide Schriften, jede äußerſt ſelten, aber glücklicherweiſe in Lünigs Grundveſte europäiſcher Potenzen (1) uns erhalten, ſind franzöſiſch und mit derjenigen Gründlichkeit, dem guten Geſchmack geſchrieben, welchen man bei Leibnitz gewohnt iſt, was man doppelt empfindet, wenn man etwa ſeine Schrift über Preußens Rechte auf Neufchatel mit den gleichzeitigen deutſchen Abhandlungen von Ludwig (Peter von Hohenhart) und Nic. Hier. Gundling vergleichen will. Der Titel der erſtern lautet: **Information Sommaire touchant le Droit incontestable de Sa Majesté le Roi de Prusse à la Succession de son Grand-Père le Prince Fréderic Henri de Glorieuse Mémoire, fondé sur son Testament et sur le Fidei-commis perpetuel, établi dans la maison de Nassau-Orange, par droit d'ainesse et en faveur des Femmes au defaut des Mâles.** Die Schrift über die Erwerbung von Neufchatel und Vallengin führt den Titel: **Traité Sommaire du droit de Fréderic I, Roi de Prusse, à la Souveraineté de Neufchâtel et de Valangin en Suisse.** Sie kam in Holland heraus und füllte für ſich allein 60 Folioſeiten. Jaucourt giebt an, daß ſie viel Aufſehen gemacht habe; er aber hat, trotz der eifrigſten Nachſuchungen, in Holland, kein Exemplar davon mehr aufſpüren können. Darüber ſein Bedauern zu erkennen zu geben, findet er nicht Worte genug: ſo geſpannt war er, zu entdecken, auf welche Weiſe Leibnitz die anſcheinenden Rechte der Mitbewerber des Königs von Preußen, des Marquis von Matignon, als Haupt des Hauſes von Longueville, und des Prinzen von Conti, welchen Frankreich unterſtützte, widerlegt und die des Königs von Preußen begründet hätte. Wie treffend und bündig aber auch Leibnitzens Gründe und Dokumente ſein mögen, ſo war es ein Glück, daß die Stände, als höchſtes Tribunal, aus freier perſönlicher Neigung und Ueberlegung, ſich für keinen andern Herrn, als den König von Preußen entſchieden, welcher auch ihre Privilegien beließ. Denn wie wenig damals das am meiſten beglaubigte Recht für ſich allein wirkte, hatte Leibnitz ſelbſt nur zu oft erfahren müſſen. —

Die Unterhandlungen zur Vereinigung der Proteſtanten (auf dieſe Angelegenheit kommen wir hier zurück) hatten bald in den erſten Jahren von dem Feuer, womit der Entwurf dazu gemacht worden war, viel verloren; alles was Leibnitz von Berlin den 27. December 1701 an Fabricius in Helmſtädt über die ireniſche Angelegenheit ſchrieb, war: „ſie werde nicht ganz vernachläſſiget.“ Bei einem ſpätern, längern Aufenthalte in Berlin, als ihn dort eine Krankheit feſſelte, geſtand Leibnitz demſelben Theologen, vom 20. März 1703: „Die ireniſche Angelegenheit ſtockt, dem Anſehen nach, aller Orten, während andere Sorgen, andere Entwürfe die Höfe in Bewegung ſetzen. Gott gebe ſolche, welche ſtets das öffentliche Wohl erheiſcht!“ Nicht lange darauf, als Leibnitz wieder nach Hannover zurückgekehrt war, geſchah der erſte erklärte Schritt in dieſer Sache, durch die Niederſetzung eines Collegium irenicum oder collegium charitativum durch den König in Berlin, unter dem Vorſitze des bei der Krönung zum reformirten Biſchof ernannten Urſinus von Bär. Von reformirter Seite ſaßen ferner darin Jablonski und der in dieſen Angelegenheiten ſehr thätige Frankfurter Profeſſor Strimeſius, von lutheriſcher Seite aber der Probſt Lütke in Cölln an der Spree, und der geiſtliche Inſpektor Winkler; daß mithin die Vertreter der reformirten Kirche der Zahl nach das Uebergewicht hatten. Dies ſowohl, als ähnliche Bedenken, bewogen den Probſt Lütke, von ſelbſt wieder auszuſcheiden, ſo daß nur noch ein lutheriſcher Theolog im Rathe blieb, gerade nicht derjenige, welcher die meiſte Einſicht in das Weſen der Sache beſaß, wie wir bald ſehen werden. Beſchloſſen war, daß nichts Entſcheidendes vorgenommen werden ſollte, ohne das Gutachten des Abts Molanus, ſo wie der Theologen Fabricius und Schmidt in Helmſtädt eingeholt zu haben: „und in dieſer Angelegenheit, ſetzt Leibnitz bei ſeinem Bericht an Fabricius, aus Hannover den 14. Juni 1703, beſcheiden hinzu, wird vielleicht auch meine Bemühung einmal mit eintreten, obgleich ich draußen ſtehe (etsi sim τῶν ἔξω). Du ſiehſt alſo, daß die alten Entwürfe wieder aufgenommen werden ſollen.“ Bei dieſem Anlaſſe ſchärfte Leibnitz, wie früher, von neuem die Nothwendigkeit ein, ſich jedes öffentlichen Schriftwechſels in dieſer Sache, ſo lange noch ein Schimmer von Hoffnung des Erfolgs vorhanden ſei, zu enthalten. „Denn ſollte ſie ganz ſcheitern, ſetzt er hinzu, ſo würde ich ſelbſt rathen, daß dieſe Schriften zum Nutzen der Nachwelt der Preſſe übergeben würden: jetzt aber, wenn wir damit zu Tage kommen, wird erſtlich unſern Gedanken das Gewicht und die Bedeutung einer geheimen Deliberation entzogen, und dann werden die Schwärmer der ſtreitſüchtigen Köpfe aufgereizt, ſo daß nach und nach Schaaren von Gegnern ſich erheben; und dann werden vielleicht diejenigen, welche uns allmählig gewonnen werden könnten, wenn man ihnen die Ehre einer Privat-Mittheilung erzeigte, durch die Heftigkeit der Andern mit fortgeriſſen, da denn, wenn erſt jemand öffentliche Schriften zu Bürgen ſeiner Meinung geſtellt hat, der Rücktritt erſchwert iſt.“

Nicht lange, und die Warnung, oder, wenn man will, die Prophezeiung Leibnitzens ging treulich in Erfüllung. Noch während ſeiner Anweſenheit in Berlin, ohne aber, daß er davon eine Ahnung beſaß, hatte jener lutheriſche Inſpector Johann Joſeph Winkler, einer der Mitglieder des Collegium irenicum, aus eigener Hand im Geheim einen Unionsplan beim Könige eingereicht, welcher auf die ſchneidendſte Willkühr und Intoleranz hinausging. Mit dem Grundſatze auftretend, daß der Landesherr der oberſte Biſchof oder Pabſt ſeines Landes ſei, rieth er dem Könige, die Vereinigung durch einen Machtſpruch durchzuſetzen. Alle Ceremonien, welche die Lutheriſchen von den Reformirten zur Zeit unterſchieden, ſollten auf Befehl aufgehoben werden. Eine Generalviſitation wäre anzuordnen, und den geiſtlichen Inſpektoren größere Macht über ſtörrige Pfarrer einzuräumen, vor allem aber ſollte kein Prediger mehr angeſtellt werden, welcher nicht in Halle ſtudirt habe, da die übrigen an „der wittenbergiſchen Tücke“ litten. In Hinſicht der Lehre brauchte übrigens nur feſtgehalten zu werden, daß der Menſch durch das Verdienſt Chriſti ſelig werde, aber zugleich ein heiliges Leben führen und ſeine Mitchriſten lieben müſſe: wenn ſie auch in einzelnen Dingen anderer Meinung wären; die Lehre von der Gottſeligkeit müſſe der Grund der Vereinigung ſein u. ſ. w. Dieſe Schrift kam,

ohne daß jemals entdeckt werden, auf welchem Wege? in fremde Hände, und erſchien zum Schrecken des Hofes und zum Schmerze der übrigen Theilnehmer der Unterhandlung, in dem-
4 ſelben Jahre (1707) zu Frankfurt unter dem Titel: Arcanum Regium. Sie brachte unter den Lutheriſchen eine ſolche Aufregung hervor, daß die evangeliſchen Landſtände des Erzbisthums Magdeburg die theologiſche Facultät der Univerſität Helmſtädt um ein Gutachten baten, wie ſie ſich als chriſtliche Unterthanen zu verhalten hätten, wenn ihnen von den Dingen, die der Autor in Vorſchlag gebracht, etwas aufgedrungen werden ſollte, damit ſie ſich an Gott und der Landesobrigkeit nicht verſündigten. Die Facultät fragte bei Leibnitz ein, und er zeichnete den Theologen durch ſein Schreiben an Fabricius, vom 30. Juli 1703, mit der Beilage für die Facultät den Weg vor, wie ſie den ungebührlichen Schritt jenes Winkler zu rügen hätten, ohne die Gnade des Königs von Preußen zu verſcherzen; er ſprach gegen Fabricius die Hoffnung aus, daß die Sache wenigſtens dazu dienen werde, den zum Geſchäfte untauglichen Mann aus dem Collegium Irenicum zu entfernen, da ſeine eignen Collegen deſſen Paradoxien mißbilligten. Zu gleicher Zeit entwarf er ſelbſt eine kurze Kritik des Arcanum regium, wonach die Facultät ihre Antwort einrichten ſollte. Er ſagte in ſeinem Gutachten: „Es ſei eine ausgemachte Sache, daß niemand als fromme und ehrliche Leute in allen, und ſonderlich geiſtlichen Aemtern ſein ſollen, und Viſitationen zur Abſchaffung der Mißbräuche könnten nicht anders als dienlich ſein. Wenn man aber ſtatt der Mißbräuche ſolche Dinge rühren wolle, da ſtreitig, ob es

Mißbrauch oder nicht, ja die durch die älteſte Praxis der Kirche, zu geſchweigen durch Privilegien und Pacta autoriſirt, werde des guten Zwecks verfehlet und Uebel ärger gemacht. Tollatur abusus, non usus.... Wer Königen etwas vortragen will, muß darin große Prudenz brauchen und nichts ſetzen, daß er nicht gern öffentlich wolle geleſen wiſſen... Ein großer Herr hat viel zu große Weisheit, daß er die ſofort vor Verächter ſeiner heiligen Perſon halte, die in einem und andern circa jura des Landesfürſten verſchiedener Meinung ſind... Der neuen Regel: quod Princeps Evangelicus sit Papa in sua ditione muß man nicht mißbrauchen. Bei den verſtändigſten unter den Katholiken ſelbſt iſt das Concilium der allgemeinen Kirche wo nicht über, doch nicht unter dem Pabſte. Alſo iſt billig, daß ein großer evangeliſcher Herr nicht alles vor ſich allein thue, ſondern mit andern evangeliſchen Potentaten communicire, auf daß das Band der Kirche nicht zerriſſen werde."

Dieſe Zwiſchenfälle waren nicht geeignet, die Angelegenheit zu befördern, an welcher die Königin Sophie Charlotte um dieſe Zeit eigenen Antheil nahm. Dies lehrt ein Brief von Leibnitz an Fabricius, vom 22. Februar 1704. In dieſem Jahre ſtarb der Herzog Rudolph Auguſt von Wolfenbüttel, und ſein Bruder Anton Ulrich, ein Herr von ſiebenzig Jahren, war jetzt alleiniger Regent. Bei der Thätigkeit, welche dieſer Fürſt für die Kirche bisher entwickelt hatte, baute man auf ſeine Mitwirkung für die Union neue große Hoffnungen. Der König von Preußen ſetzte ſich daher ſeit 1705 mit ihm und ſeinen Theologen in unmittelbare Verbin dung. Der Biſchof Urſinus und der Abt Molanus übernahmen diesmal die Leitung der Sache. Zur Ermunterung der Theologen ſpendete der König von Preußen goldne Medaillen; eine ſolche, fünfzig Ducaten in Werth, erhielt anfangs Molanus; andere vertraute man zum Vertheilen an Theologen, unter andern an Carpzow in Würtemberg, unſerm Leibnitz. Der Herzog Anton Ulrich ſeinerſeits gewann den Herzog von Sachſen-Gotha für dieſe Angelegenheit. Leibnitz correſpondirte mit dem gothaiſchen Miniſter, Baron von Schleunitz, und erklärte den gelehrten Buddeus in Jena für den geſchickteſten Theologen, welcher mit dem Profeſſor Schmidt in Helmſtädt in Verbindung treten ſollte. Bei dem Landgrafen von Heſſen, an den man ſich wandte, glückte es nicht in gleichem Maaße. Die Seele dieſer Verhandlungen blieb Leibnitz. Doch nicht lange, ſo trat eine Wendung ein, welche für Leibnitzens Wirkſamkeit in dieſer Richtung einen Schluß ſetzte. Im Jahre 1706 nemlich, bei der Vermählung des Kronprinzen von Preußen, Friedrich Wilhelm, mit der Tochter des Kurfürſten von Hannover, Sophie Dorothee, waren Verhandlungen im Gange, welche die verſchiedenen Confeſſionen des Prinzen und der Prinzeſſin betrafen; ihre Verbindung ſtand einen Augenblick in Frage: man endigte jedoch damit, daß der lutheriſchen Braut von Seiten des Königs von Preußen die vollſtändigſte Religionsfreiheit geſichert wurde.

Die Unionsverhandlung wurde dadurch für das Staatenleben für überflüſſig erklärt. Leibnitz befand ſich, zur Feier der Vermählung, gerade in Berlin. In dem Schreiben nun, worin Kurfürſt Georg Ludwig Leibnitzen die Anzeige der über das Glaubensbekenntniß getroffenen Uebereinkunft machte (v. 15. November 1706), erklärte er zu gleicher Zeit ausdrücklich und entſchieden ſeinen Willen, ſtatt Befehls, daß Leibnitz ſich von nun ab jeder Mitwirkung an dem Vereinigungsgeſchäfte zu enthalten habe. „Wir wollen auch (lautet es in dem Schreiben wörtlich), daß Ihr von allem, was das Vereinigungs-Negotium der Lutheraner und Reformirten Religionen betrifft, hinführo allerdings abſtrahiret.“ Leibnitz ließ zwar die Theologen, mit welchen er bisher gemeinſchaftlich gearbeitet, von dieſem Verbote nichts merken: doch etwa fünfzehn Monate ſpäter, ließ er in ſeinem Schreiben an Fabricius in Helmſtädt, vom 28. Januar 1708 die bedeutungsvollen Worte fallen: „Wie jetzt der Stand der Dinge iſt, erwarte ich nichts mehr von dem Vereinigungsgeſchäfte. Die Sache wird ſich einmal ſelbſt vollziehen! (ipsa se res aliquando conficiet)“ Die vollkommene Auflöſung dieſer Verhandlungen wurde bald offenbar, als der Herzog Anton Ulrich, einer ihrer eifrigſten Patrone, nicht ohne innern Kampf, im Jahre 1710, öffentlich zur katholiſchen Kirche übertrat. Seine Tochter, die Gemahlin des Königs von Spanien, Karl III, nachherigen Kaiſers Karls VI, war ihm (im Jahre 1706) darin vorangegangen. Dieſes letztere Ereigniß hatte, in Folge des von der theologiſchen Facultät zu Gunſten des Uebertritts abgegebenen Gutachtens, welches Jeſuiten, die Herausgeber des Journal de Trevoux, ſich verſchafft hatten, unter den proteſtantiſchen Theologen und Staatsmännern das größte Aufſehen erregt. Leibnitz ſchritt auch hier, auf Befehl des

Hofes, mit Rathſchlägen und Vermittelungen ein. Es galt beſonders, den zahlreichen Gegnern, welche das Haus Hannover in England hatte, den Vorwand zu benehmen, daß dieſes Haus, in einer von ihm abhängigen Anſtalt, wie die Univerſität Helmſtädt angeſehen werden mußte, den Katholicismus begünſtigte. Der theologiſchen Facultät wurde aufgegeben, gegen das ihr beigelegte Reſponſum öffentliche Proteſtation einzulegen. Dies geſchah. Da ſie jedoch die ſeit einem halben Jahrhundert folgerecht an den Tag gelegte Mäßigung und Duldung in ihren Principien nicht plötzlich durch einen ſchroffen Widerruf derſelben ablegen konnte oder wollte, ſo blieb in ihrer Proteſtation noch Milde genug, daß der zelotiſche Erzbiſchof von Canterbury (nach einer Leibnitzen aus Holland zugeſchickten handſchriftlichen Zeitung), mit der Declaration der Univerſität von Helmſtädt unzufrieden war: „weil ſie nicht dies enthielte, daß ſie, die Facultät, den Papismus verabſcheue (qu'elle abhorre le Papisme),“ härterer Dinge zu geſchweigen. Und Leibnitz, er, welcher die größere Hälfte ſeines Lebens für die Vereinigung mit den Katholiken eifrig und thätig geweſen, welcher die milden Geſinnungen der Helmſtädter im Herzen theilte, er war jetzt genöthigt, dieſen Theologen mit Unduldſamkeit gegen die katholiſche Kirche voranzugehen, weil ſein Hof es wollte. Er fühlte dieſen Widerſpruch, und die Entſchuldigung, mit welcher er ſeine Erklärung begleitete, iſt merkwürdig. „Ungereimt wäre es zwar (ſchrieb er an Fabricius, den 15. October 1708), aus einem Reſponſum ein Argument gegen die Thronfolge Hannovers zu machen; aber du weißt, daß bei den Unerfahrnen, wie allezeit der große Hauſe iſt (und weit erſtreckt ſich manchmal der große Hauſe), zuweilen noch ungereimtere Dinge Geltung finden. Unſer ganzes Recht auf Großbritannien iſt in der Ausſchließung und in dem Haſſe der Römiſchen Religion begründet. Daher müſſen wir mit Recht alles vermeiden, wodurch wir gegen Römiſch-Katholiſche lau (tepidi) erſcheinen würden.“ Leibnitz ſagte hiermit eigentlich nur eine Thatſache aus; aber daß der Philoſoph ſich von dieſer Thatſache beherrſchen ließ, in dieſer Unterwürfigkeit unter ſeine Stellung liegt das Drückende derſelben für einen Philoſophen. In jenem Zeitalter ward nun aber einmal von vielen Fürſten und ihren Familien das kirchliche Bekenntniß der weltlichen Größe zum Opfer gebracht; und nur ſelten war es, daß ein edles Gemüth mit ſelbſtſtändiger Entſchiedenheit einer Krone entſagte, um die religiöſe Ueberzeugung zu retten. Eine ſolche Erſcheinung bot die Prinzeſſin dar, welche die erſte als Braut des Königs Karl III von Spanien (Kaiſer Karl VI) auserſehen war: die durch Geiſt und Kenntniß hervorragende Prinzeſſin Wilhelmine Charlotte von Anſpach, nachherige Prinzeſſin von Wales, Gemahlin Königs Georg II. Sie hatte am preußiſchen Hofe ihre Jugend verlebt, und hier, wo ihr eine Krone mit der Bedingung des Uebertritts zur römiſchen Kirche geboten wurde, zeigte ſie Unabhängigkeit des Geiſtes genug, zwar die Gründe der Theologen in wiederholten Zuſammenkünften für und wider die Annahme der katholiſchen Religion anzuhören, zuletzt jedoch mit klarem Willen zu entſagen. Sie ahnte damals nicht, daß ihr dennoch eine Krone beſtimmt war. Bei jenen Zuſammenkünften war auch

Leibnitz gegenwärtig geweſen, und hatte, wie Gerard ſich ausdrückt, „die Beſtändigkeit der Prinzeſſin bewundert.“ Sie erhöhte dieſe Bewunderung noch von Seiten ihres in die höchſten Fragen der Philoſophie tief eindringenden Geiſtes; nach dem Tode der Königin von Preußen, und zuletzt auch dem Hinſcheiden der Kurfürſtin Sophie, nannte die Prinzeſſin von Wales ſich noch Leibnitzens Schülerin und Freundin; und ſie iſt es, an deren Namen ſich ſeine philoſophiſchen Streitigkeiten mit Samuel Clarke knüpfen.

Im Zuſammenhange ſowohl mit jenen Entwürfen zur Vereinigung der Proteſtantiſchen Kirchen, als auch mit den Rückſichten Hannovers auf die Thronfolge in England ſtand ein Entwurf, deſſen Geſchichte wir berühren, weil auch darin Leibnitz mit hineingezogen ward: dies waren die Verſuche, die Verfaſſung und wenigſtens die Liturgie der engliſchen Kirche in Preußen und Hannover einzuführen. Die erſte Anregung dazu in Preußen hat, ſcheint es, der Hofprediger Jablonski bei Anlaß der Krönung gegeben; denn kurz vorher war er ſelbſt in Proß-Pohlen auf einer Synode der böhmiſchen Brüder zum Biſchof erwählt werden; und er zeigte ſich ſtets als Anhänger der biſchöflichen Verfaſſung. Auch Leibnitz war es: und von ihm iſt eine Denkſchrift an den König von Preußen, aus der Epoche der Krönung herrührend, vorhanden, wo er die Beziehung der kirchlichen Hierarchie zu der königlichen Macht und Würde, ſelbſt in einem proteſtantiſchen Reiche, erläutert und die Einführung derſelben in Preußen empfiehlt. Er führte das Sprüchwort der Engländer an: no Bishop, no king. Aus dieſem Geſichtspunkte nahm es der König von Preußen, als er zu Ende des Jahres 1702 ſeinen anfänglich nur für die Dauer der Krönungs-Ceremonie ernannten Biſchöfen die Würde auf Lebenszeit, mit anſehnlichen Einkünften, verlieh. Nicht lange darauf (im Jahre 1704), wurde die engliſche Liturgie ins Deutſche überſetzt, der Biſchof Urſinus ſchickte ein Exemplar davon gleichzeitig an Leibnitz und an den Erzbiſchof von Canterbury und ſchrieb dieſem im Namen des Königs, um ihn von dem Vorhaben der Einführung der biſchöflichen Verfaſſung in Kenntniß zu ſetzen und ſeinen Rath zu erbitten. Als dieſer Prälat ſeine Antwort ſchuldig blieb (er behauptete nachmals, daß der Brief ihm nicht zugeſtellt worden wäre), und in der Ereiferung gegen das Reſponſum der Helmſtädter Univerſität zu Gunſten der Königin von Spanien, ſo weit ging, aller Verbindung mit den proteſtantiſchen Kirchen Deutſchlands zu entſagen, ſo ruhte die Angelegenheit mehrere Jahre. Sie wurde erſt im Jahre 1710 von dem König von Preußen wieder aufgenommen, und ein lebhafter Schriftverkehr entſpann ſich zwiſchen Jablonski und dem Erzbiſchof von York, an welchem zu gleicher Zeit der engliſche Geſandte, Lord Raby, und deſſen Geſandtſchaftsprediger Ayerſt, der Staats-Secretair John (Bolingbroke); von preußiſcher Seite der Freiherr von Printz und der Geſandte in London, Bonnell, dieſer mit anſcheinend regſtem Eifer für den Plan, Theil nahmen. Man verſprach ſich beſſern Fortgang, wenn das Haus Hannover in ſeinen Beziehungen zu England es unterſtützte. Dies war im Jahre 1711, in einem Augenblicke, als Leibnitz ſich in Berlin aufhielt. An ihn wandte ſich nun der Geſandtſchaftsprediger

Ayerſt und er fand Leibnitz auch hier bereit, ſeine Mühe zu verwenden. Er ging auf den Plan ein, und er vereinigte ſich mit dem Erzbiſchofe von York und Jablonski, an deſſen Verwirklichung zu arbeiten. Allein der mehrjährige Briefwechſel führte zu keinem Ergebniſſe, ſchon deshalb, weil ein weſentliches, im kirchlichen und Staatenleben tiefer begründetes Bedürfniß nicht vorhanden war, ſondern faſt alles in dem frommen Wunſche des preußiſchen Monarchen ſeine Wurzel hatte. Aus den uns erhaltenen Auszügen und Fragmenten dieſes Briefwechſels kann man die immer zunehmende Mattigkeit der Eingeweihten, ſelbſt bei Leibnitz, wahrnehmen. So wurde der Entwurf von den viel ernſtern Verhandlungen und Ereigniſſen der Jahre 1712 und 1713 ſowohl in England, als auf dem Feſtlande, verdrängt; der Tod Friedrichs I machte ihm von ſelbſt ein Ende, da ſein Nachfolger eine entſchiedene Abneigung gegen England mit auf den Thron brachte.

Wenn wir von unſerer Gegenwart auf dieſe Entwürfe und Bemühungen zur Vereinigung der Proteſtanten, oder zur Einführung der engliſchen Liturgie und Kirchen-Verfaſſung in den proteſtantiſchen Kirchen Deutſchlands, im Vergleiche mit den ihnen vorangehenden Entwürfen zur Reunion der Proteſtanten mit den Katholiken einen Blick zurückwerfen, ſo bieten ſich verſchiedene Geſichtspunkte dar, nach welchen das größere Intereſſe und danach auch Ruhm oder Tadel bald nach dieſer, bald jener Seite fällt. Es iſt Thatſache, daß, während die Vereinigung der Proteſtanten dem Geiſte nach bei der Mehrzahl in Deutſchland, und ſelbſt dem Namen und Bekenntniſſe nach in Preußen ſich vollzogen hat, daß unterdeſſen unſre Wiedervereinigung mit der katholiſchen Kirche in den weiteſten Hintergrund ſich rückte, und es ohne Zweifel immer mehr thun wird, wenn jede Kirche ſich des eignen hiſtoriſchen Princips immer mehr bewußt bleibt, ohne dieſes hiſtoriſche Princip von dem Weſen und der Idee der chriſtlichen Kirche überhaupt zu ſondern. Sonach hätten die proteſtantiſchen Unionsentwürfe zwiſchen Preußen, Hannover und England für die Gegenwart ein lebendigeres Intereſſe wiedergewonnen, welches den Entwürfen zur Reunion mit Rom abgeht. Wo gäbe es auch heute einen Prälaten, gleich dem großen Boſſuet, der bei derſelben Strenge doch ſo überraſchende Zugeſtändniſſe an die Proteſtanten machte? — Wie nun? könnte man vielleicht Leibnitz zum Vorwurf machen, daß er hier eine Vereinigung zu beſchleunigen arbeitete, zu deren Verwirklichung es noch ein Jahrhundert brauchte, und dort einer Vereinigung am Ende mit allen Kräften entgegenwirkte, als es dazu noch Zeit ſchien? während dieſe Möglichkeit von Jahrzehend zu Jahrzehend abnahm und nach anderthalb Jahrhunderten dem Ziele entfernter ſcheint, als jemals? — Betrachten wir indeß dieſe beiden verſchiedenen Unions-Handlungen, abgeſehen von den Beziehungen auf ihre eigene Zukunft, nur nach ihren Wirkungen in ſich ſelbſt und ihrem Gehalt, ſo vertheilt ſich vielleicht das Intereſſe an ihnen in einer entgegengeſetzten Weiſe: dann neigte es ſich wohl der Unionshandlung zur Einigung mit der katholiſchen Kirche überwiegend zu. Es fehlt nemlich (abgeſehen von ihrem Ausgange) der andern auch an der

Bethätigung jenes höheren, philoſophiſchen, kirchlich-ſocialen Princips, welches aus dem Syſteme und, ſo zu ſagen, dem philoſophiſchen Glaubensbekenntniſſe unſers Leibnitz folgerecht hervorging und ſeinem ganzen politiſch-ſocialen Leben von Anfang den Anſtoß gegeben hatte, das ſich durch jene Verhandlungen mit den Katholiken, als das geiſtige Band hindurchzog, und mitten in der ſchärfſten Polemik gegen Boſſuet durchklingt. In den Controverſen wiederum treten andrerſeits die großen welthiſtoriſchen Gegenſätze der Reformation und der unverwüſtlichen römiſchen Hierarchie hervor, welche noch immer einer dem andern den Kampf ſtreitig machen; der Kampf ſelbſt iſt es auch hier, welcher den Beobachter feſſelt, und der ein dramatiſches Intereſſe gewinnt, wenn Boſſuet und Leibnitz, mit ihren eigenſten und vollſten Kräften, aus den entgegengeſetzten Standpunkten ſich mit einander meſſen. Dies hohe Intereſſe fehlt allerdings den Unionsverhandlungen unter den proteſtantiſchen Kirchen; eine Folge davon iſt denn auch die: daß von dem ganzen dahin gehörigen Schriftwechſel, in Briefen oder Abhandlungen, nichts der Literatur zufloß, welches dem Briefwechſel zwiſchen Leibnitz und Peliſſon und noch weniger dem zwiſchen Leibnitz und Boſſuet an die Seite geſetzt werden könnte; denn wer möchte hier an den matten und ideenarmen Briefwechſel mit dem Hofprediger Jablonski erinnen?... Und dennoch, wenn wir die Richtung aufſuchen, in welcher die reifſte Blüthe von Leibnitzens literariſchem Wirken auf ſein Zeitalter gegen den Abend ſeines Lebens ſich entfaltet hat, ſo finden wir ſie nirgends ſo beſtimmt ausgeſprochen, als eben hier. Ich rede von der Theodicee.

Die wahre Bedeutung der Theodicee, als Literaturwerk aus dem Zeitalter Ludwigs XIV betrachtet, liegt nicht in dem darin niedergelegten Abriſſe von des Verfaſſers philoſophiſchem Syſtem, ſondern in der davon gemachten Anwendung, in ihrem Objecte: die Theodicee muß nicht ſowohl als philoſophiſches, denn als theologiſches Werk gefaßt werden, und als ſolches wiederum nach ſeiner ausgeſprochenen, durchgängigen Beziehung zu dem weltgeſchichtlichen Probleme, welches im ſechszehnten Jahrhundert die Einheit der Kirche aufgelöſt, und ſpäter auch, im Laufe des ſiebenzehnten Jahrhunderts, in jeder der einander bekämpfenden chriſtlichen Kirchen ſelbſt wieder, unter verſchiedenen Namen und Partheien, die heftigſten theologiſchen, wie politiſchen Gährungen hervorgerufen hat, und deren Wirkungen ſich bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts noch hineinziehen: zu dem Grundproblem des Chriſtenthums über die Erlöſung, über Gnade und Verdienſt, über Freiheit und Vorherbeſtimmung, und was damit zuſammenhängt. Man denke an den Kampf der Janſeniſten und Moliniſten, an den Kampf der Gomariſten und Arminianer, und zumal an den Gegenſatz des reformirten und lutheriſchen Glaubensbekenntniſſes bei dieſer Frage. Die Idee einer Theodicee oder einer Rechtfertigung Gottes wegen des Uebels in der Welt, ein Problem, welches allen Religionen und allen theologiſchen Syſtemen gemeinſchaftlich iſt, erhielt durch jenen Streit ihre beſtimmte beſondere Form und ward das erſte ethiſche Problem eines chriſtlichen Philoſophen; er mußte ſich über alle Partheien, ja über den Gegenſatz der getrennten Kirchen ſelbſt erheben, da dieſe vermöge jenes Problems ſich einander unvermerkt wieder mehr genähert hatten, als ſie ſich ſelbſt geſtehen mochten; wie die Geſchichte des Janſenismus uns lehrt. Schon als Knabe und Jüngling hatte Leibnitz darin eine Aufgabe ſeines Denkens und ſeines Talents ergriffen: bereits im Jahre 1671 hatte er einen (zur Zeit noch nicht herausgegebenen) anonymen lateiniſchen Aufſatz in vielen Abſchriften, durch des Barons von Boineburg Vermittelung, über die Löſung des Problems von der Freiheit und der Vorherbeſtimmung an die Theologen Deutſchlands aller Confeſſionen geſchickt; es handelte dieſe Schrift (wie Leibnitz in einem Schreiben an den Herzog Johann Friedrich auseinanderſetzte) vom freien Willen des Menſchen, göttlicher Verſehung, Glück und Unglück und Vorſehen oder Schickung, Gnadenwahl u. ſ. w. Des Ausdrucks einer Theodicee bedient ſich Leibnitz in ſeinen bekannt gewordenen Schriften zuerſt in einem Schreiben an Magliabechi vom Jahre 1697, mit der ausgeſprochenen Hoffnung, daß dieſe Theodicee ihrem größten Theile nach werde gebilligt werden, und zur Beilegung der Streitigkeiten etwas beitragen werde. Da bald darauf die Verhandlungen zur Aufhebung der Trennung zwiſchen den Lutheranern und Reformirten ihren Anfang nahmen, ſo ſchob Leibnitz dieſen Gedanken weiter hinaus, er wollte ihn nemlich, und zugleich ſeinen Ruhm, der unmittelbaren Anwendung ſeiner Ideen auf die Erleichterung der Union gern zum Opfer bringen. In ſeinem Schreiben an Jablonski, vom 23. Januar 1700, ſagt Leibnitz über dieſen Gegenſtand ſehr beſtimmt: „Ich hatte mir einsmals vorgenommen, eine Theodicäam zu ſchreiben, und darinnen Gottes Gütigkeit, Weisheit und Gerechtigkeit ſowohl, als höchſte Macht und unveränderliche Influenz zu vindiciren. Aber es wird beſſer angewendet ſein, wenn mir Gott einsmals die Gnade verleihen ſollte, ſolche Gedanken (davon Sie noch nur kleine Echantillons geſehen) bei mündlicher Conferenz mit vortrefflichen Leuten, zu Gewinnung der Gemüther und Beförderung der Einigkeit der proteſtirenden Kirchen, glücklich anzubringen. Nur werden bequeme Gelegenheiten dazu erfordert." Leibnitz wiederholte dieſes Verhaben mit Nachdruck in einem der nächſten Briefe an Jablonski, vom 26. März 1700. Das Bücherſchreiben, ſagt er, in dieſen Verhandlungen, finde er anjetzo nicht allzu rathſam. Und anſtatt zur Zeit ſeine Gedanken „de Theodicaea und connexis" der Welt durch Bücher darzuſtellen, und einigen zankſüchtigen Gemüthern Materie zu Streitigkeiten zu geben, ſo ſei er mehr geneigt, mit vortrefflichen wohlgeſinnten Theologen eines und andern Theils freundſchaftlich und im Privatwege zu conferiren, und dann erſt, nachdem er ihnen und ſie ihm Vergnügung gegeben, auch Andern zu Dienſt, wenn ihm Gott das Leben laſſe, damit herfür zu gehen.

Je mehr jedoch dieſe Verhandlungen ſich in die Länge zogen, und in dem Maaße die Hoffnung auf Erfolg zurücktrat, deſto eher machten jene Bedenklichkeiten dem frühern, allgemeinern Entwurfe Leibnitzens zu einem Werke, nicht für eine der chriſtlichen Kirchen allein, und zu einem beſtimmten Zweck, ſondern für die Theologen und denkenden Mitglieder aller chriſtlichen Confeſſionen, Raum. Vielleicht aber würde, bei Leibnitzens vielfältig ſich durchkreuzenden Thätigkeiten und

Entwürfen, dieſes Unternehmen mit ſo vielen andern niemals eine Geſtalt und Wirkung gewonnen haben, ohne den eigenthümlichen Anſtoß, welcher den Philoſophen, aber in derſelben Sphäre ſeines Lebens, ergriff und ans Ziel führte. Dieſen Anſtoß erhielt Leibnitz im Umgange mit der Königin Sophie Charlotte, ſeiner Schülerin in der Philoſophie. Dieſe Fürſtin, welche, wenn ſie nicht der kindlichen Pflicht die eigne Neigung zum Opfer gebracht hätte, vielleicht das Beiſpiel ihrer berühmten Tante, der Prinzeſſin von Böhmen, nachgeahmt und die wiſſenſchaftliche Muße, die Beförderung ihres Durſtes nach Wahrheit, der höchſten irdiſchen Größe vorgezogen hätte, ruhte nie bei bloßen Entſcheidungen durch Autorität von Namen aus, ſie forſchte unabläſſig nach den Gründen, und ihr vordringender Geiſt ließ oft die Antworten der Philoſophen unbefriedigend hinter ſich. Leibnitz that ihr nicht immer genug. Sie beſchwerte ſich einſt in einem Briefe an das Fräulein von Pöllnitz, aus Wuſterhauſen den 7. Aug. 1701, über den Philoſophen, daß er alles ſo oberflächlich mit ihr treibe. „Voici une lettre de Leibnitz (lauten ihre Worte) que je vous envoye. J'aime cet homme; mais j'ai envie de me fâcher de ce qu'il traite tout si superficiellement avec moi. Il se défie de mon génie, c'est rarement qu'il me répond avec précision sur les matières que j'agite.“ Leibnitz hatte in ſeinem Briefe über den Begriff des Unendlichkleinen gehandelt; auf ihre Lage unter Menſchen, von welchen ſie nicht begriffen würde, anſpielend, ruft die Königin aus: „Qui mieux que moi, ma chère, est au fait de ces êtres!“ Ein andermal wieder, da ſie das Menſchliche, namentlich den Stolz, welchen oft der Weiſeſte mit den Uebrigen gemein hat, bedachte, in einem ſonſt nur heitere Laune und Geiſt athmenden Schreiben an die Freundin, ruft ſie aus: „Grand Leibnitz! que tu dis sur ce sujet de belles choses! Tu plais, tu persuades, mais tu ne corriges pas!“ — Dahingegen (erzählt Friedrich der Große) geſtand vor ihr Leibnitz: „Es iſt nicht möglich, Sie zufrieden zu ſtellen: Sie wollen das Warum des Warum wiſſen!“

Eine unerſchöpfliche Quelle von Zweifeln auf dem Gebiete der Philoſophie und Theologie ward nicht blos für Einzelne, ſondern dieſes ganze Zeitalter das berühmte hiſtoriſche Wörterbuch von Pater Bayle, ſo gut als ſeine übrige Schriften. Dieſer durch eine unermeßliche Erudition und einen zerſetzenden Scharfſinn ausgezeichnete Kopf, von Geburt Franzoſe und Reformirter, ſeines Glaubens wegen aber (welchen er als junger Menſch in einer ſchwärmeriſchen Stimmung nur auf kurze Zeit verlaſſen hatte) aus ſeinem Vaterlande verbannt und nach Holland geworfen, wo er indeß vor den fanatiſchen Verfolgungen in die ungeſtörte Ruhe eines Privatgelehrten ſich zurückzog — Bayle machte es ſich zur Aufgabe ſeines Lebens, die Bedeutung der theologiſchen Controverſen und dadurch das Anſehen der Theologen ſelbſt zu ſchwächen und niederzureißen. Er bahnte den Weg für Voltaire, deſſen Geburt noch in den Abend ſeines Lebens fällt, ohne ſich jedoch wie dieſer ſeiner zerſtörenden Tendenz bewußt zu ſein. Die Dialektik war das Element, worin ſeinem Geiſte wohl war. Leibnitz ſchlug auch deshalb einmal vor, die guten

Stellen in Bayle's Schriften öffentlich anzugreifen, überzeugt, daß die Religion und die allgemeine Vernunft durch Bayle's Widerſtand den glänzendſten Triumph davon tragen würde. Eine gewiſſe Heiterkeit geht auch durch die Polemik, welche Leibnitz gegen Bayle, namentlich in der Theodicee, führt; ja die eigentliche ſyſtematiſche Widerlegung dieſes Gegners beginnt hier erſt, nachdem Leibnitz Bayle'n, welcher damals ſeit mehreren Jahren todt war, in ſeiner himmliſchen Verklärung und im Beſitze der Wahrheit zeigt, welche wir hienieden beſtändig ſuchen. Er wendet Virgil auf ihn an:

> Candidus insueti miratur limen Olympi,
> Sub pedibusque videt nubes et sidera Daphnis....

und ähnliche Verſe in Lucan.

Den größten Theil dieſes Buches alſo, welches er im Jahre **1710** unter dem Titel: **Essais de Théodicée sur la bonté de Dieu, la liberté de l'homme et l'origine du mal**, erſcheinen ließ, hat Leibnitz auf Veranlaſſung von Bayle's Wörterbuch und ſeiner anderen Schriften, welche er im Schloſſe Lützenburg mit der Königin von Preußen zu leſen pflegte, an dieſem Orte, aber zu verſchiedenen Zeiten, zu Papier gebracht: dies kann ſchon die loſe, unmethodiſche Form der Theodicee erklären. Er ſchrieb ſelbſt an Thomas Burnet: „Der größte Theil dieſes Werkes ward ſtückweis (par lambeaux) verfaßt, als ich mich bei der ſeligen Königin von Preußen befand, wo man dieſe Materien, bei Gelegenheit von Bayle's Wörterbuch und ſeiner übrigen Werke, welche dort viel geleſen wurden, verhandelte. In unſern Unterredungen pflegte ich auf die von Bayle erhebenen Einwürfe zu antworten, und zu zeigen, daß ſie nicht ſo ſtark ſeien, als manche der Religion wenig günſtige Leute glauben machen möchten. Ihre Majeſtät befahl mir ziemlich oft, meine Antworten ſchriftlich aufzuſetzen, um ſie mit mehr Aufmerkſamkeit in Betrachtung ziehen zu können; und zwar in franzöſiſcher Sprache, damit ſie von ihr, ſo wie im Auslande von denjenigen, welche des Lateins unkundig wären, geleſen werden könnten. Nach dem Tode dieſer großen Fürſtin habe ich, auf die Erinnerung meiner Freunde am Berliner Hofe, welche davon unterrichtet waren, dem Befehle der Königin völlig Genüge zu leiſten, dieſe Stücke geſammelt, vermehrt und daraus dies Werk gebildet. Da ich ſeit meiner Jugend über dieſen Gegenſtand nachgedacht habe, ſo glaube ich ihn bis auf den Grund erörtert zu haben.“

Wir wiederholen den philoſophiſchen Kern dieſes Buches nicht, welchen wir, unabhängig von den darin verhandelten theologiſchen und kritiſchen Controverſen, im Zuſammenhange mit dem Gange von Leibnitzens Syſtem, oben zu entwickeln verſucht haben: eines heben wir nur hervor, das, obwohl an ſich nur von formeller Bedeutung, bei jeder neuen Geſtaltung und Entwickelung der Philoſophie, in ihrem Verhältniſſe zu Staat und Kirche, eine Lebensfrage der chriſtlichen bürgerlichen Geſellſchaft ausmacht, ich rede von der durch Leibnitz als Princip vorangeſtellten Theſis: „daß die Vernunft ſtets auf der Seite der wahren Religion ſei, und daß kein Widerſpruch der wahren Vernunft gegen die wahre Religion vor dem Philoſophen beſtehen könne.“ Dieſer Grundſatz iſt aus philoſophiſchen und hiſtoriſchen Gründen in der einleitenden Abhandlung: „Ueber die Uebereinſtimmung des Glaubens und der Vernunft" ausgeführt. Aberglaube und Unglaube, d. h. die Unfreiheit des Geiſtes, jedesmal unter verſchiedener oder entgegengeſetzter Form, dies ſeien die beiden Klippen, an welchen der menſchliche Geiſt leicht zu ſcheitern drohe; ein Bayle ſpreche emphatiſch von dem Siege des Glaubens über die Vernunft, gerade wie der intolerant eifernde Nicole. Daher wendete ſich Leibnitz gegen den einen ſo gut, wie gegen den andern. „Nicole, ſagt er, redet in den Worten, welche Bayle von ihm anführt, von dem Triumph der Autorität über die menſchliche Vernunft. Aber da die Vernunft ein Geſchenk Gottes iſt, ſo gut als der Glaube, ſo würde in ihrem Kampfe gegen einander Gott gegen Gott kämpfen; und wenn die Einwürfe der Vernunft gegen einen Glaubensartikel unauflöslich ſind, ſo wird man ſagen müſſen, daß dieſer vorgebliche Artikel falſch und nicht offenbart ſei, es wird eine Chimäre des menſchlichen Geiſtes ſein, und der Triumph eines ſolchen Glaubens wird den Freudenfeuern, welche man nach einer Niederlage anzündet, zu vergleichen ſein... Auch iſt es gut zu bemerken, daß, was Bayle den Triumph des Glaubens nennt, zum Theil nichts anderes, als der Triumph der demonſtrativen Vernunft gegen ſcheinbare, trügeriſche Gründe iſt, welche man mit Unrecht den Demonſtrationen entgegenſetzt. Denn man muß erwägen, daß die Einwürfe der Manichäer ebenſo gut der natürlichen Religion, als der geoffenbarten Theologie entgegengeſetzt ſind." Bayle hatte bekanntlich unter andern, um das Uebel in der Welt zu erklären, der Lehre dieſer Sekte von einem zweifachen Principe in der Welt das

Wort geredet und viele Gemüther dadurch beunruhigt. Was Leibnitz hier die Vernunft, im Gegenſatze gegen die Offenbarung, nennt, darunter meint er nicht jene bloße abſtracte und allgemeine menſchliche Fähigkeit, ſondern die concrete Philoſophie und Wiſſenſchaft ſelbſt; denn er definirt die Vernunft im Eingange der Theodicee als die „Verkettung oder das Syſtem der Wahrheiten, und zwar derjenigen Wahrheiten, zu welchen der menſchliche Geiſt auf natürliche Art, d. h. ohne von dem Lichte des Glaubens unterſtützt zu werden, gelange.“

Die außerordentliche Wirkung der Theodicee unter den Leſern aller Confeſſionen und Länder, von den Fürſten und Fürſtinnen bis zu den Gelehrten und vielen Frommen im Volke, für welche mit der Zeit in Deutſchland durch Ueberſetzungen geſorgt wurde (die Gelehrten laſen die lateiniſche, von Leibnitz durchgeſehene, Ueberſetzung durch den Pater Desboſſes), zeigt am beſten, daß dieſes Buch aus dem innerſten Geiſte und Bedürfniſſe ſeines Jahrhunderts hervorging und ſomit ſeine Beſtimmung erfüllt hat. Leibnitz hatte den rechten Ton getroffen, zu erbauen und zugleich zu unterrichten, und durch manche natürlich eingeſchaltete Abſchweifungen aus dem Gebiete der Geſchichte, der Cultur, der Phyſik, alles aus dem Schatze ſeiner unermeßlichen Beleſenheit und ſeiner eignen Erfahrung, zu unterhalten. Wie trefflich wirkt zum Schluſſe die Parabel von Sextus, Sohne des Tarquinius Superbus, zur Veranſchaulichung der Lehre von der beſten Welt. Es giebt einen Dialog von Laurentius Valla, wo Sextus, der Sohn des Tarquinius Superbus, nach Delphi geht und Apollo um ſein

Schickſal befragt. Apollo prophezeihet ihm, daß er Lucrezia entehren werde. Sextus beklagt ſich über dieſe Prophezeihung. Apollo erwiedert, dies ſei ſeine Schuld nicht, er ſei nur der Weiſſagende, Jupiter habe alles angeordnet und bei ihm müſſe er ſich beklagen. Hier hört der Dialog auf: man ſieht, daß Valla die Vorausſicht Gottes auf Koſten ſeiner Güte rettet; aber ſo will Leibnitz es nicht verſtanden wiſſen; er ſetzt alſo das Geſpräch und die Fiction Valla's fort. Sextus geht nach Dodona und beklagt ſich bei Jupiter über das Verbrechen, das ihm beſtimmt ſei. Jupiter antwortet ihm, daß er bloß nicht nach Rom zu gehen brauche; da erklärt Sextus gerade heraus, daß er auf die Ausſicht, König zu werden, nicht verzichten könne, und geht fort. Nach ſeiner Entfernung fragt der oberſte Prieſter bei Jupiter, warum er dem Sextus nicht einen andern Willen gegeben habe? Jupiter ſendet Theodor nach Athen, Minerva zu fragen. Sie zeigt ihm den Pallaſt der Beſtimmungen, mit den Gemählden aller möglichen Welten, von der ſchlechteſten bis zur beſten. Theodor ſieht in der beſten das Verbrechen des Sextus, welches die Freiheit Roms, eine in Tugenden fruchtbare Regierung, ein Reich, das einem großen Theile des menſchlichen Geſchlechtes nützlich wird, zur Folge hat u. ſ. w. Theodor hat nichts mehr zu ſagen. —

Die Theodicee wurde das Leſebuch aller Gebildeten in Europa. Nicht wenig trug zu ihrer größern Verbreitung bei die Urbanität des Tones, womit die Vertreter auch der entgegengeſetzten Meinungen behandelt wurden. Nur in England wurde, einige wenige Freunde Leibnitzens ausgenommen, die Theodicee kalt aufgenommen: das Anſehen Newtons und die Eiferſucht, welche hier gegen Leibnitz herrſchte, trat bald Anfangs entgegen. Die Prinzeſſin von Wales hatte zwar um **1716** die Abſicht, eine Ueberſetzung der Theodicee ins Engliſche zu beſorgen; Leibnitz führte auch, auf den Wunſch der Prinzeſſin eingehend, deshalb einen Briefwechſel mit Desmaiſeaux; die Arbeit ſollte der Prinzeſſin gewidmet werden. Aber es kam nicht dahin; dieſe Thatſache ſpricht genug. Jene edle Fürſtin las die Theodicee mit ſo viel Vergnügen und Eifer, daß ſie nur (wie Leibnitz dem Grafen Bonneval ſchreibt) über diejenigen, welche ſie von dieſer Lectüre, unter dem Vorwande, daß dieſe Materien zu abſtrakt für ſie wären, abbringen wollten, ſpottete. Bei einem einſamen Aufenthalte in Herrenhauſen, **1716**, vor ihrer Abreiſe nach England, wo Leibnitz ihr Geſellſchaft leiſtete, mußte er ſelbſt die Theodicee von neuem mit ihr durchgehen.

Es iſt auch faſt ohne Gleichen in der Geſchichte der theologiſchen Literatur, daß ein Werk, voll ſo dorniger Probleme, und dabei aus einer ſo berühmten Feder gefloſſen, nicht etwa wieder der Mittelpunkt neuer Controverſen wurde.

In Deutſchland trug allerdings der Nationalſtolz dazu bei, der Theodicee ein Anſehen und eine Wirkſamkeit zu verſchaffen, welche, trotz des Eindringens ſenſualiſtiſcher und materialiſtiſcher Richtungen aus England und Frankreich, trotz der Spöttereien und Karrikaturen des Optimismus durch den Verfaſſer des Candide, bis zu Kants Zeiten ſich erhalten hat. Gegenwärtig wird die Theodicee vielleicht nirgends mehr in Ehren gehalten, als in Frankreich; dort giebt man ſie, gleich den Schriften der Klaſſiker, den Schülern in die Hände. Wir können aber die ſeltſame Tradition nicht mit Stillſchweigen übergehen, welche kurz nach Leibnitzens Tode ſich bildete: daß der Verfaſſer der Theodicee nicht ſeine wahre Ueberzeugung darin niedergelegt, ſondern im Grunde es mit Bayle, den er widerlegte, gehalten, und alſo unter der Miene des heiligſten Ernſtes Scherz getrieben habe. Zu dieſer Verdächtigung ſeiner Aufrichtigkeit hat Leibnitz durch ein im Spotte hingeworfenes Wort ſelbſt Anlaß gegeben. Als er nemlich den Kanzler und Theologen Pfaff in Tübingen, mit welchem er in den letzten Jahren in Briefwechſel ſtand, um ſeine Meinung über die Theodicee befragte, antwortete allerdings dieſer Theolog, ſo gutmüthig als beſchränkt: „er glaube, daß er, Leibnitz, nur zum Scherze jenes philoſophiſche Syſtem erfunden habe, indem er im Grunde nur Bayle's Meinungen theile: es ſei aber nöthig, daß jemand die gefährlichen Sätze Bayle's ernſthaft und gründlich widerlegte.“ (Man merke: dieſe „ernſthafte“ Widerlegung zu geben, war damals ſchon ſein eigner Vorſatz, den er nachher in ſeiner Weiſe ausführte.) Welche Antwort verdiente Pfaff, als die, welche Leibnitz ihm gab, und deren Ironie nur einem ſolchen Frager entgehen konnte? Der ehrliche Mann geſteht: „Was hat mir Leibnitz geantwortet, er, von dem ich glaubte, er werde mir ob meiner freimüthigen Antwort zürnen? Dies ſchrieb er mir, aus Hannover den **21**. Mai **1716**: „Ganz verhält es ſich mit meiner Theodicee auf die Art, wie Du ſchreibſt, ehrwürdiger Mann. Du haſt den Nagel auf den Kopf getroffen; und ich wundere mich, daß vor Dir noch Niemand ſo meine Abſicht gemerkt hat. Denn es iſt nicht der Philoſophen Sache, die Dinge immer ernſthaft zu behandeln, ſie, welche im Erfinden von Hypotheſen, wie du richtig bemerkſt, die Kräfte ihres Geiſtes verſuchen. Du, der Du ein Theolog biſt, du wirſt bei der Widerlegung der Irrthümer den Theologen machen...“ Hätte Leibnitz ahnen können, welchen ſeltſamen Mißbrauch der beſchränkte Mann mit dieſer Abfertigung machen und dabei Glauben finden würde, er würde vorſichtiger geweſen ſein. Wahr iſt es, Leibnitz hat ſeine Theodicee nicht für ſtreng methodiſche Denker verfaßt, welche nur den Maaßſtab kalter Betrachtung, wiſſenſchaftlicher Forſchung anlegen: in ſofern war wohl dieſes Buch weniger eine Arbeit, als ein Spiel ſeines Geiſtes. Beſonders enthielt ſich Leibnitz mit vieler Vorſicht jeder Erörterung, welche die Grunddogmen der chriſtlichen Kirche überhaupt in Frage zu ſtellen geſchienen hätte, nicht als ob er nicht auch dieſe in das Bereich der Speculation gezogen hat, ſondern aus Mißtrauen gegen ſeine Zeitgenoſſen. Er läßt einmal in einem Briefe an Thomas Burnet, den **21.** Juni **1695**, über Leclerc's Auslegung des Logos im neuen Teſtamente die Bemerkung fallen: „daß über alle dieſe Dinge ſehr viel zu ſagen wäre;“ und ſetzt hinzu: „er habe den häufigen Bitten ſeiner Freunde zwar nachgegeben, einiges von ſeinen Meditationen über die Dynamik bekannt zu machen; aber mit den Meditationen über die Theologie müſſe man zurückhaltender ſein. Das Nothwendigſte ſei bekannt, was aber tiefer gehe, könne nur den ausgewählteſten Geiſtern nützen. Margaritae non sunt objiciendae porcis.“ —

Die Theodicee bedeutet uns endlich das erhabene Denkmal, welches Leibnitz ſeiner königlichen Freundin und Schülerin, Sophie Charlotte, nach ihrem Tode geſetzt hat, da ihr nicht vergönnt war, dieſes Werk zu erleben.

Die Königin ſtarb zu Hannover, im Schooße ihrer Familie, den 1. Februar 1705, in der Blüthe ihres Lebens. Leibnitz war in Berlin; die Königin hatte ihn im vorhergehenden Jahre dorthin eingeladen; ihre Worte an ihn ſind uns erhalten, ſie ſchrieb unter andern: „Madame Kielmansegg m'a promis de vous amener. J'espère que vous ne serez pas inexorable à sa prière.“ Leibnitz konnte die Königin jedoch nicht nach Hannover begleiten; Geſchäfte hielten ihn in Berlin zurück. In ihrer Krankheit, welche ſie ſchnell hinraffte, nannte ſie ſeinen Namen, während ſie an die Unendlichkeit dachte. Friedrich der Große erzählt in den Denkwürdigkeiten zur Geſchichte von Brandenburg: „Eine ihrer Damen, welche an ihrem Bette ſtand, zerfloß in Thränen. „Beklagen Sie mich nicht, ſagte ſie zu ihr, denn ich gehe jetzt meine Neugier befriedigen über die Urgründe der Dinge, die mir Leibnitz niemals hat erklären können, über den Raum, das Unendliche, das Sein und das Nichts; und dem Könige, meinem Gemahl, bereite ich das Schauſpiel eines Leichenbegängniſſes, welches ihm neue Gelegenheit giebt, ſeine Pracht darzuthun.“ Sie empfahl im Sterben ihrem Bruder, dem Kurfürſten, die Gelehrten, welche ſie begünſtigt hatte.“ So berichtet uns der Königin Enkel. An einer andern Stelle ſagt dieſer königliche Schriftſteller von Sophie Charlotte: „Dieſe Fürſtin hatte das Genie eines großen Mannes und die Kenntniſſe eines Gelehrten; ſie glaubte, daß es einer Königin nicht unwürdig wäre, einen Philoſophen zu ſchätzen. Man merkt ſchon, daß der Philoſoph, von welchem wir ſprechen, Leibnitz war: und wie diejenigen, welche vom Himmel privilegirte Seelen erhalten haben, ſich zu den Gleichen der Souveraine erheben, ſo ſchenkte ſie ihm ihre Freundſchaft.“

Leibnitz wurde durch die Nachricht von dem Tode der Königin tief erſchüttert, obſchon er bereits von ihrem Unwohlſein in Kenntniß geſetzt war. Das Verhältniß der Freundſchaft, in welchem er zu der Königin geſtanden, war ſo anerkannt, daß er in Berlin von den Geſandten und andern hohen Perſonen förmliche Beileidsbeſuche empfing. Sein eigner Schmerz ſpricht noch zu uns in mehrern ſeiner Briefe, nicht nur in denjenigen, welche er in der erſten Friſche deſſelben, ſondern noch lange nachher über ſeinen Verluſt geſchrieben hat. Der gemeinſamen Freundin, Fräulein von Pöllnitz, ſchrieb er: „Ich ſchließe auf Ihre Empfindungen von den meinigen; ich weine nicht, ich beklage mich nicht, aber ich weiß nicht, woran ich mich halte. Der Verluſt der Königin ſcheint mir ein Traum, aber wenn ich von meiner Betäubung erwache, finde ich ihn nur zu wahr. Ihr Unglück geht in nichts über das meine, nur daß Sie lebhaftere Empfindungen haben, und von dem gemeinſchaftlichen Unglück in der Nähe betroffen wurden. Dies ermuntert mich, Ihnen zu ſchreiben und ſie zu bitten, Ihren Schmerz, wenn es möglich iſt, zu mäßigen, damit er Ihnen nicht ſchade. Nicht durch einen ſchweren Gram werden Sie das Andenken einer der vollkommenſten Fürſtinnen der Erde ehren; durch unſre Bewunderung werden wir es thun, und die vernünftige Welt wird zur Hälfte auf unſrer Seite ſtehn. Mein Brief iſt philoſophiſcher, als mein Herz, und ich bin nicht im Stande, meinen eignen Rath zu befolgen; aber er iſt nichtsdeſtoweniger vernünftig." — An den Reichsgrafen und Feldmarſchall Matthias von der Schulenburg, mit welchem Leibnitz befreundet, und der bei ſeinem Beſuche in Hannover die Königin von Preußen vor ihrem Ende wiedergeſehen hatte, ſchrieb Leibnitz, aus Berlin, den 4. März 1705: „Obgleich die Vernunft mir ſagt, daß das Bedauern überflüſſig iſt, und daß man das Andenken der Königin von Preußen ehren ſoll, ſtatt ſie zu beklagen, ſo ſtellt mir meine Einbildungskraft immer dieſe Fürſtin mit ihren unvergleichlichen Vollkommenheiten vor und ſagt mir, daß ſie uns geraubt ſind, und daß ich mit ihnen eine der größten Glückſeligkeiten von der Welt, welche ich mit vernünftiger Weiſe für mein ganzes Leben verſprechen konnte, verloren habe." Die Kurfürſtin Sophie, unfähig die Feder ſelbſt zu führen, ließ ihm durch den Abbate Mauro, welcher den Tod der Königin durch eine rührende und ſchöne Elegie in lateiniſcher Sprache verherrlicht hat, ſchreiben und trug ihm auf, wenn ihm, wie ſie vermuthe, ihre Briefe an die Königin vor deren Abreiſe zu verwahren gegeben worden, ſo möchte er ſie, wiewohl für Niemanden etwas Nachtheiliges darin ſtände, doch nicht in andere Hände kommen laſſen. Leibnitz beſchleunigte ſeine Abreiſe nach Hannover, und traf noch einige Tage vor dem Geleite der Ueberreſte der Königin nach Berlin, dort ein. Aber ſeine gewohnte Thätigkeit war während der erſten Monate ſehr geſtört, ſein Briefwechſel blieb großentheils liegen; er ſelbſt war einer Krankheit nahe, wie er den 10. Juli 1705 Wilhelm Wotton, Doctor der Theologie in Cambridge, bekannte. „Niemals, drückte er ſich hier aus, hat man eine weiſere und leutſeligere Fürſtin geſehen. Sie verlangte mich oft in ihre Nähe, würdigte mich oft ihres Geſprächs, und da ich an dieſe Glückſeligkeit gewöhnt war, ſo wurde mir die allgemeine Trauer aus einer beſondern Urſache noch empfindlicher. Als ſie in Hannover die Welt verließ, war ich in Berlin, weil ich ihr nicht gleich folgen konnte. Je weniger wir nun eine ſolche traurige Nachricht vermutheten, je ſchmerzlicher wurden wir gerührt. Wahrlich, ich bin einer gefährlichen Krankheit ſehr nahe geweſen, und ich habe mich ſchwer wieder erholt. Dieſe große Königin beſaß eine unglaubliche Wiſſenſchaft höherer Dinge, und die außerordentlichſte Begier, immer mehr zu erforſchen; ihre Unterredungen mit mir gingen dahin, ihre Wißbegier immer mehr zu befriedigen, und die Welt würde dereinſt großen Nutzen davon geſehen haben, hätte nicht der Tod ſie uns ſo früh geraubt.“ Gewiß dachte Leibnitz bei den letzten Worten an den mit der Königin entworfenen und ſpäter ausgeführten Plan ſeiner Theodicee. Dieſe Klagen kommen öfter wieder, beſonders rührend in einem Briefe an Magliabechi vom 21. Juli 1705. Von den zahlreich hinterlaſſenen Briefen der Königin an Leibnitz, wie an Andere, wurden die meiſten bald nach ihrem Tode verbrannt, was Leibnitz als einen unerſetzlichen Verluſt bedauerte. So in einem Briefe an Johann Albert Fabricius in Hamburg, vom 7. Juli 1707: „Hätten die Leute nicht, ſchrieb er, aus übelverſtandener Vorſicht die meiſten der von der Königin geſchriebenen oder an ſie gerichteten Briefe verbrannt, ſo dürften wir ſie denen der Königin Chriſtine von Schweden leicht gegenüberſtellen. Eine Anzahl derſelben iſt jedoch wohl hin und wieder aufbewahrt, und unter dieſen auch einige an mich ſelbſt, in denen ſich die Geiſteskraft der fürſtlichen Frau und ihr wunderbar zu den Wiſſenſchaften aufgerichtetes Gemüth erkennen läßt.“

Nach dem Tode der Königin hatte Leibnitz nicht ſo viele, ſo lockende Veranlaſſung, nach Berlin zu kommen, wie früher, und in den letzten Jahren ſeines Lebens, ſeit dem Jahre 1711, begab er ſich gar nicht mehr dahin, denn ſeine Wirkſamkeit und Bedeutung als Präſident der Societät der Wiſſenſchaften hatte ſeit der Zeit gewiſſermaßen aufgehört. Sein Beſuch am Berliner Hofe gegen Ende des Jahres 1706, durch die Vermählung des Kronprinzen von Preußen mit der Prinzeſſin von Hannover herbeigeführt, zog ſich bis in den Februar 1707. Bei dieſem Aufenthalte war es, daß Leibnitz von ſeinem nachher ſo berühmt gewordenen Schüler in der Philoſophie und Mathematik, Chriſtian Wolf, welcher ſo eben Leipzig verließ und einem Ruf als Profeſſor der Mathematik an der Friedrichs-Univerſität zu Halle folgte, die erſten Beſuche empfing. Leibnitz war auf den hoffnungsvollen jungen Gelehrten zuerſt im Jahre 1703 von Otto Menken, dem Herausgeber der Acta Eruditorum, durch Ueberſendung von Wolfs Abhandlung über die mathematiſche Behandlung der Moral-Philoſophie, vortheilhaft aufmerkſam gemacht worden, und lernte ihn ſchätzen. Er führte vom Jahre 1704 bis an ſeinen Tod mit

Wolf einen fleißigen Briefwechſel, deſſen Gegenſtand jedoch vielmehr die Mathematik, als die Philoſophie betraf. Es iſt bemerkenswerth (und dies leuchtet aus mehreren Aeußerungen Leibnitzens über Chriſtian Wolf deutlich hervor), daß er viel mehr den mathematiſchen, als den ſpeculativen Kopf in Wolf ſah, und daher ihn vor Allem zum Anbau und zur Verbreitung der Differentialrechnung auf den Hochſchulen Deutſchlands ermunterte, was Wolfen ungelegen war. In einem Briefe an Remond von Montmort vom Jahre **1714** ſagt Leibnitz ausdrücklich, daß er und Wolf mit einander über Philoſophie nicht viel Verhandlungen gehabt, und daß dieſer von ſeiner Philoſophie eben nicht mehr wiſſen könne, als was er darüber habe drucken laſſen. Dieſer Brief kam ſpäter Wolf zu Augen, aber er legte ſich Leibnitzens Bemerkung über ihren Briefwechſel zu ſeinem Vortheil aus, gewiſſermaßen als eine ihm von Leibnitz ſelbſt ausgeſtellte Beſcheinigung ſeiner Originalität und Selbſtſtändigkeit in der Philoſophie. Auf dieſe vermeintliche Originalität in der Philoſophie war Chriſtian Wolf eiferſüchtig genug, öffentlich zu verſichern, er ſei ganz durch ſich ſelbſt mit Leibnitz auf dieſelben Ergebniſſe und Philoſopheme gelangt: worin ihn nur derjenige beſtimmen könnte, der nicht weiß, daß die Philoſopheme Leibnitzens ſpekulative Probleme zum Urſprung hatten, welche Wolf für gleichgültig erklärt und aus ſeiner Philoſophie ausgeſchloſſen hat. Aber Wolf wollte ſtets ein Philoſoph neben Leibnitz ſein; der Ruhm, es durch Leibnitz zu ſein, genügte ihm nicht. Ja, wenn wir Chriſtian Wolf glauben, ſo iſt die Theodicee, ſo ſind die übrigen philoſophiſchen Schriften Leibnitzens ohne wiſſenſchaftliche Methode, ohne Klarheit und Schärfe.. und weshalb? weil Leibnitz nicht, wie er, auf einer Univerſität gelehrt hat. Die Nachwelt hat zwiſchen einem Leibnitz und einem Wolf entſchieden. Die unmethodiſchen Schriften des einen ſind und bleiben eine lebendige Quelle des unverſiegbaren philoſophiſchen Geiſtes: die regelrechten und bändereichen Werke des andern haben längſt ihr Leben an die Zeit, für welche ſie geſchrieben waren, abgegeben; man lieſt ſie lange nicht mehr.

Leibnitzens letzter und wieder ziemlich langer Aufenthalt in Berlin war im Jahre **1711**, kurz nach der bereits erwähnten, vollendeten Einrichtung der Societät der Wiſſenſchaften. Sein Bleiben wurde ihm indeß theils durch ein gewiſſes, am Hofe ihm an den Tag gelegtes, Mißtrauen, theils durch die Unzufriedenheit des Kurfürſten von Hannover über ſeine längere Abweſenheit verleidet. Es fand wieder einmal eine Spannung zwiſchen den beiden Höfen ſtatt, und zwar wegen der Angelegenheit von Hildesheim, in welche der König von Preußen ſich miſchte, was der Kurfürſt von Hannover entſchieden ablehnte. Darüber wurde man in Berlin verſtimmt und gegen Leibnitz mißtrauiſch. Das Unglück traf ihn hier, einen ſchweren Fall zu thun, in Folge deſſen er längere Zeit leidend war und das Bett hüten mußte. Dies hielt der Hof für Verſtellung, in der geheimen Abſicht, ſeinen Aufenthalt in Berlin mehr in die Länge zu ziehen; man beobachtete ihn; Leibnitz meldete dies der Kurfürſtin, aus Berlin den **21.** März **1711**, und fügte hinzu, daß der Leibarzt des Königs, der ihn beſucht, ihn in ſeinen Wendungen gebeten hätte, den Schaden am

Bein ihn beſehen zu laſſen: „offenbar um Bericht darüber abzuſtatten.“ Die Kurfürſtin Sophie hatte ihm indeß ihrerſeits auch ſchon geſchrieben, ihr ſcheine, daß Seine preußiſche Majeſtät ungehalten ſei, und (ſo ſage man) glaube, er ſei in Berlin „pour espionner;“ während ſie doch auf die Angelegenheiten Anderer gar nicht neugierig ſeien. Aber auch der Kurfürſt, ſein Herr, habe über die Entſchuldigung mit dem Falle nur gelacht und ſich mißfällig geäußert, daß Leibnitz lieber in Berlin lebe, als in Hannover. „Denn nicht die Füße ſind es, ſagte der Kurfürſt, was man am meiſten an Ihnen ſchätze, ſondern Ihr Kopf.“

Dies ſind hinreichende Erklärungen, warum Leibnitz von dieſer Zeit ab der Reſidenz Berlin und der Societät der Wiſſenſchaften faſt nur dem Namen nach noch angehörte. In der Geſchichte der königlichen Akademie heißt es, wo von Leibnitzens Tode, unter der Regierung Friedrich Wilhelms I, die Rede iſt: „Herr von Leibnitz hatte ſeit langer Zeit gar keinen Einfluß mehr auf die Angelegenheiten der Societät. Da er ſie gänzlich aus dem Geſicht verloren zu haben ſchien, zahlte man ihm während der letzten Jahre ſeine Penſion als Präſidenten nicht mehr, obſchon er einige Schritte deshalb that.“ Sollte aber Leibnitz bei dieſem Wechſel allein die Schuld getragen haben? Wir haben bereits erwähnt, wie bei der Einrichtung der Societät 1711, wobei ſie, ohne Leibnitz's Verwiſſen, unter den Freiherrn von Printz geſtellt ward, dieſer es als eine Zurückſetzung empfindlich aufgenommen. Man findet überall den Regierungsantritt des Königs Friedrich Wilhelm I als den unglücklichen Wendepunkt für das Gedeihen der Künſte und

Wiſſenſchaften in Preußen, und namentlich das der Societät der Wiſſenſchaften, angegeben. Aber wenn dieſer Monarch von der Societät geringſchätzig gedacht hat, ſo muß man es billig in Anſchlag bringen, daß ſie ſchon unter ſeinem Vater in Verfall gerathen oder vielleicht eigentlich noch zu keiner rechten Blüthe gediehen war. Dieſer Wendepunkt geht noch viel weiter zurück, bis auf den Tod der unſterblichen Königin Sophie Charlotte, ohne welche keine Societät ins Leben getreten wäre. Im Jahre 1709 ſchrieb Leibnitz einmal an eines der angeſehenſten Mitglieder der Societät, an Ancillon, welcher Klagen über die Lage der Wiſſenſchaften vorgebracht hatte: „Das Wort: der König bezahlt euch nicht, um Bücher zu machen (le roi ne vous paye point, pour faire des livres), überraſcht mich nicht. Man betrachtet die Studien in der Regel als eine Sache, die man des Lohnes wegen treibt, und wie eine Leiter, welche man wegnimmt oder vernachläſſigt, ſo bald man darauf nicht mehr zu ſteigen braucht.“ Ganz irrig wird auch von Eckhart und allen, die ihm blind folgten, das Beſtreben Leibnitzens während der letzten Jahre ſeines Lebens, eine Societät der Wiſſenſchaften in Wien ins Leben zu rufen, als eine unmittelbare Folge des Regierungswechſels in Preußen dargeſtellt: „weil der Nachfolger die Gelehrten zu verachten ſchiene; Leibnitz habe deshalb mit Ernſt darauf zu denken angefangen, wie er den Wiſſenſchaften einen andern ſichern Sitz ſchaffen möchte.“ Denn als Friedrich Wilhelm I den Thron beſtieg, war Leibnitz ſchon eine Zeitlang in Wien und betrieb dort ſogleich, wie ſeine Briefe zeigen, die Errichtung einer Akademie; der Umgang mit dem Prinzen

Eugen von Savoyen, ſein Streben, dieſe Sitze für die Wiſſenſchaft ſo ſehr als möglich in Europa zu vervielfachen, und ſie unter einander in gegenſeitige eingreifende Beziehungen zu ſetzen, dies war hinreichend, einen ſolchen Entwurf zum Ruhme Wiens in ihm zu entwickeln, während er gleichzeitig auf einen ganz entgegengeſetzten Punkt von Europa, auf St. Petersburg, den Blick gerichtet hielt.

Und vergeſſen wir, daß Leibnitz, noch ehe die Berliner Societät recht ins Leben getreten war, ſchon im Jahre **1703**, den damals in Krieg verwickelten König von Polen und Kurfürſten von Sachſen, zur Errichtung einer Societät der Wiſſenſchaften in Dresden aufforderte? —

In jenem gewaltigen Kampfe zweier rieſenhaften Naturen, in welchen Sachſen als unglückliches, leidendes Opfer hineingezogen ward, in dem Kampfe zwiſchen Karl XII und Peter dem Großen, zeigte ſich deutlich, wie auch die hinreißendſte Kraftentwickelung, ohne eine große Idee, der wahren Geiſtesmacht in einer gleich kräftigen Natur am Ende unterliegen muß. Manche nannten Karl XII den Alexander des Nordens: aber der Ueberwinder Perſiens und des Orients wäre nicht der Heros der Weltgeſchichte geweſen, hätte er nicht Ariſtoteles einen Platz neben ſich gegeben. Peter der Große zog Leibnitzen an ſich: Karl XII hatte ihn einen Augenblick in ſeinem Zelte; — und kannte den Weiſen nicht.

Dieſer Beſuch, welchen Leibnitz im ſchwediſchen Lager zu Altranſtädt bei Leipzig in einer geheimen Sendung ſeines Hofes abſtattete, traf in den Juni **1707**, kurz nach ſeiner Rückkehr von Berlin nach Hannover. Das ſchwediſche Lager war in dieſem Augenblicke der glanzvolle Vereinigungspunkt der Geſandten der erſten Höfe von Europa, und der Aufenthalt dreier Könige, Karls XII, Auguſts und Stanislaus, welchen die Geſandten zu dem zwiſchen ihnen abgeſchloſſenen Frieden Glück zu wünſchen kamen. Es war ein Augenblick, da Karl XII die Waage der europäiſchen Mächte in Händen zu halten ſchien: aber er war weniger Staatsmann als Kriegsheld. Marlborough, welcher beides vereinigte, war es gelungen, die der Coalition gegen Frankreich, durch eine Verbindung dieſer Macht mit Schweden drohende Gefahr abzulenken: die Höfe von Berlin und Hannover ſchloſſen darauf, mit Rückſicht auf ihr Bündniß mit England, eine engere Verbindung mit Karl XII, und darauf bezog ſich wahrſcheinlich Leibnitzens Sendung, daher er auch über Berlin den Rückweg nach Hannover nahm. Bei ſeiner Ankunft in Altranſtädt traf Leibnitz den Schwedenkönig nicht, welcher einen Ausflug in die Ferne gemacht hatte, um ſeine im Lande zerſtreuten Truppen zu beſichtigen; er wurde ſpäter zurückgeholt. Leibnitz ſah ihn beim Mittagseſſen. Er giebt folgende nähere Schilderung dieſes Erlebniſſes in einem Briefe an den engliſchen Geſandten in Berlin, Lord Raby, nach ſeiner Rückkehr vom 1. Juli 1707: „Ich ſah ihn zu Mittag ſpeiſen. Dies dauerte eine halbe Stunde, aber Seine Majeſtät ſprach kein Wort während des Eſſens, und hob nur einmal die Augen auf, als ein junger würtembergiſcher Prinz zu ſeiner Linken mit einem Hunde Kurzweil trieb, was er auf dieſen Blick ſogleich einſtellte. Man kann ſagen, daß die Phyſiognomie des Königs ſehr gut iſt: aber er trägt und kleidet ſich wie ein

„Reiter“ nach der alten Mode. Da ich über eine Woche auf ſeine Rückkehr gewartet hatte, ſo konnte ich mich nicht länger verweilen; obgleich man mir Hoffnung machte, daß ich bei Seiner Majeſtät Audienz haben könnte, wie ſie ſpäter der junge Graf von Platen und Herr Fabrice der jüngere hatten, als ich mich zur Abreiſe anſchickte. Aber was hätte ich ihm ſagen können? ſein Lob hört er nicht gern, ſelbſt nicht das wahre; und von Geſchäften ſpricht er nicht. Aber er ſpricht ſehr gut über Kriegsangelegenheiten, wie mich Herr von Schulenburg verſicherte, welcher eine Unterredung von zwei Stunden mit ihm gehabt hat. Auch Herr Graf von Flemmung hatte, kurz vor meiner Ankunft in Leipzig, eine Audienz bei ihm und war mit Seiner Majeſtät zu Mittag geblieben, welche ſogar die Unterhaltung nach der Tafel fortſetzte und dadurch ſeine gute Laune bezeugte, daß er ein Wort zum Lachen ſagte. Ew. Excellenz werden einen gedruckten Bericht über den Tanz des Königs auf der Hochzeit eines ſeiner Generale geleſen haben. Aber als dieſes Feſt gefeiert wurde, war ich ſchon abgereiſt...“ Von allen dieſen zur Charakteriſtik Karls XII beitragenden, übrigens nicht unbekannten Zügen, wird ſich der am erſten einprägen, daß ein Leibnitz, welcher mit Königen zu ſprechen gewohnt war, die Frage thun konnte: „Aber was hätte ich ihm ſagen können?!..“ als wenn außer Krieg und Staatsgeſchäften einem Philoſophen mit einem Könige zu ſprechen nichts übrig blieb... nichts, bei einem Helden wie Karl XII. Er bildet den ſchneidendſten Gegenſatz zu dem Helden, welcher nach Kurzem nichts mehr von ihm zu lernen hatte.

Peter der Große, der Schöpfer des heutigen Rußland, welcher ſeit dem Siege über Karl XII bei Pultawa (1709) ſeine Entwürfe zur Erhebung ſeines Reichs in die Reihe der civiliſirten europäiſchen Staaten, ohne Gegner in Europa, ſo kühn als gewandt verfolgte, bewies die Größe und Schärfe ſeines Blickes auch darin, daß er ſeinen Rathgeber für Civiliſation und Geſetzgebung ſeines unermeßlichen Reichs in Leibnitz herausfand. Dieſer ergriff von ſelbſt die Gelegenheit, ſich dem Czaren zu nähern. Es war im October 1711 zu Torgau, bei der Feier der Vermählung der Prinzeſſin von Braunſchweig-Wolfenbüttel mit dem Sohne des Czarowitz; Leibnitz begleitete den Herzog Anton Ulrich, den Vater der Braut, zu der Zuſammenkunft mit Peter.

Schon früher war Leibnitz den Unternehmungen Peters und dem neuen Geiſte ſeiner Regierung mit Aufmerkſamkeit gefolgt. Vor Peter I hatte Leibnitz, ſo gut als das ganze übrige chriſtliche Europa, noch eine faſt unüberſteigliche Grenze zwiſchen Rußland und der civiliſirten Welt angenommen und das polniſche Reich als die Vormauer der Chriſtenheit nicht weniger gegen Moskau, als gegen Conſtantinopel angeſehen. Mit welchem Eifer, wenn ſchon als Advokat ſeines Klienten, des Pfalzgrafen von Neuburg, bei der Wahl von 1669, warnte Leibnitz die Polen vor einem Prinzen Rußlands! „Glauben wir, ruft er aus, daß die übrigen Chriſten mit verſchlungenen Armen ruhig zuſehen, nicht ſehen werden, was der Kirche, was dem Staate auferlegt wird? Daß der Türke verdoppelt (duplicari Turcam), daß eine Macht geboren wird, ſtark genug, Europa zu unterjochen, daß

Deutſchland von der polniſchen Seite offen genug, und den Barbaren der Weg in die Eingeweide Europas geöffnet wird! Folglich werden zum Löſchen des Feuers Alle zuſammenſtrömen, die benachbarten Völker werden wie mit losgelaſſenem Zügel ſich über uns ergießen, in unſern Ebenen wird zwiſchen Türken, Ruſſen und Deutſchen über die Herrſchaft, ja über die Wohlfahrt geſtritten werden: wir werden den Streitenden ein Hinderniß, die Beute der Sieger, das Grab aller Nachbarn ſein: den Barbaren zur Verachtung, wenn wir uns ihnen freiwillig unterwerfen; verabſcheuungswürdig den Chriſten, welche wir durch unſere Thorheit in die äußerſte Gefahr geſtürzt haben werden: Freiheit, Sicherheit, Zufluß von Menſchen, Ehre, zeitliches und ewiges Wohl wird ſo zu Grunde gehen. . . .“

Später, als Leibnitz ſeinen Freund Hiob Ludolf mit edelm Eifer für die Civiliſation Abyſſiniens und deſſen Einführung in den Verband der chriſtlichen Reiche arbeiten ſah, ſtieg der Wunſch in ihm auf, daß mit Rußland ein Aehnliches geſchehen möge; was merkwürdig iſt, wenn, nach Niebuhr, die Abyſſinier noch heute ungefähr da ſtehen, wo die Ruſſen vor Peter dem Großen ſich befanden. Leibnitz ſprach ſich darüber im Anfange des Jahres 1696 offen gegen ſeinen Freund Ludolf aus: „Wäre doch jemand vorhanden, welcher bei den Moscowitern daſſelbe ausrichtete, was Du bei den Aethiopiern! Wenn dieſes unermeßliche Reich in der Weiſe des gebildeten Europa regiert würde, ſo würde die Chriſtenheit mehr Nutzen von demſelben ſchöpfen; doch es iſt Hoffnung vorhanden, daß ſie nach und nach erwachen werden.

Wenigſtens erkennt der Czar Peter die Fehler ſeiner Landsleute und will, daß jene Barbarei nach und nach abgeſchafft werde. Er beſitzt, ſagt man, einen lebhaften, doch etwas zu feurigen Geiſt.“ Nicht lange, ſo hatte Leibnitz die Gelegenheit, den großen Reformator dieſer Nation von Angeſicht zu ſehen und zu beobachten: im Juli 1697, auf dem hannöverſchen Schloſſe Koppenbrück, wo Peter im ſtrengen Incognito, als Mitglied ſeiner eignen Geſandtſchaft, dem Hofe der Kurfürſtin von Hannover eine Zuſammenkunft verſtattete, von welcher uns die ſo anziehenden Berichte aus der Feder der Kurfürſtinnen von Brandenburg und Hannover, vom 17. Juli und vom 11. Auguſt 1697 erhalten ſind. Von Leibnitz, welcher zugegen war, damals aber Peter dem Großen wegen ſeines Incognito ſich nicht nähern konnte, haben wir keine ſo ausführliche Erzählung, den Eindruck jedoch, den er im Allgemeinen davon trug, ſchildert er in einem Schreiben an Thomas Burnet, den 24. Auguſt 1697: „Bei Gelegenheit der Moscowiter, muß ich Ihnen von der großen Geſandtſchaft dieſes Reiches ſprechen, wobei der Monarch ſich incognito befindet. Wir haben ſie im Vorbeigehen in der Nachbarſchaft geſehen. Obgleich dieſer Fürſt unſre Manieren nicht hat, ſo hat er deſſen ungeachtet viel Geiſt.... Der Czar, welcher ein wenig holländiſch oder deutſch ſpricht, hat den Frau Kurfürſtinnen von Brandenburg und Braunſchweig (welche mit ihm in dem Schloſſe von Koppenbrück zu Abend aßen) geſagt, daß er 75 Kriegsſchiffe bauen laſſe, welche er auf dem ſchwarzen Meere gebrauchen will. Er denkt jetzt nur daran, die Türken zu beunruhigen; ſein großes Vergnügen macht das Seeweſen aus, welches er gelernt hat, und aus dem Grunde lernt, da er die Abſicht hegt, ſich zum Herrn des ſchwarzen Meeres zu machen. Er wird jetzt, glaube ich, in Holland ſein, wo er ſich über alles, was die Schifffahrt betrifft, perſönlich unterrichten will, und man glaubt, daß er ſich bis nach Venedig begeben wird, um dort die Galeeren und das berühmte Arſenal zu ſehen...“

Peter der Große entließ Leibnitzen von Torgau voll Bewunderung und Dank gegen ſeinen Geiſt und ſein Streben erfüllt, und es ward ihm volle Unterſtützung für ſeine phyſikaliſchen und ſprachvergleichenden Unterſuchungen verheißen. Leibnitz ſchrieb an Fabricius nach der Rückkehr vom Czaren, den 8. December 1711: „Ich habe einen Ausflug nach Torgau gemacht, nicht ſowohl wegen der Feſtlichkeiten der Vermählung, als um den großen Czaren der Ruſſen zu ſehen; und dies reuet mich nicht. Denn außerordentliche Eigenſchaften beſitzt dieſer große Fürſt. Er wird, auf mein Erinnern, Sorge tragen, daß in ſeinem unermeßlichen Reiche Beobachtungen über die magnetiſche Declination angeſtellt werden.“ Auch dem bekannten Orientaliſten und Vorſteher der königlichen Bibliothek in Berlin, la Croze, gab er dieſe Nachricht, und fügte hinzu: „Seine Majeſtät der Czar ſcheint auch geneigt, andere Unterſuchungen zu beſchützen, und wenn Sie Punkte angeben wollen, welche es verdienten, in Rußland, in Sibirien und ſelbſt in China unterſucht zu werden, ſo hoffe ich, daß dieſer Monarch Befehle geben wird, uns zu begünſtigen.“ Nicht lange darauf (den 16. Januar 1712) ſchrieb Leibnitz an den General-Feldzeugmeiſter Peters des

Großen, Leßczynski, mit der Abſicht, dem Czaren einen geſchickten Arzt und Naturforſcher zu ſeinem Leibarzte zu empfehlen, wieder nicht ohne Hinſicht auf die Pflanzung höherer Kultur in deſſen Reiche. „Anjetzo (beginnt Leibnitz) macht mich abermals ſchreiben mein Eifer zu Dienſt ſeiner Czariſchen Majeſtät, welcher aus der Neigung dieſes Monarchen zu Beförderung gründlicher Wiſſenſchaften entſtehet. Nun iſt dies allezeit mein Hauptzweck geweſen (ob ich ſchon zu andern Geſchäften, Juſtizweſen, Hiſtorien und Publicis gezogen werden): nur hat es mir an einem großen Herrn gefehlet, der ſich eben dieſer Sach genugſam annehmen wollen; und den vermeine ich endlich bei ſeiner Majeſtät gefunden zu haben, als die in Dero großem Reich gar leicht, faſt ohne Mühe und Koſten, die vortreffliche Anſtalt dazu machen können und wollen; als daß ich nicht mehr, als die Ehre und Vergnügung wünſche, dabei nachdrücklich zu dienen; indem Seine Czariſche Majeſtät durch ſolche hochlöbliche und heroiſche Vorhaben unzählig viel Menſchen zu Nutz und Statten kommen, ja des ganzen menſchlichen Geſchlechts Glückſeligkeit vermehren würde; wozu Bibliotheken, Obſervatoria, vornemlich aber auserleſene Leute und deren geſtändige Zuſammenſetzung erfordert werden.“ In dieſem Geiſte hat Leibnitz bis kurz vor ſeinem Tode einen Briefwechſel mit den erſten Staatsmännern aus der nächſten Umgebung des Czaaren geführt und viele Denkſchriften und Vorſchläge mannigfaltigen Inhalts eingeſandt, welche in den Urſchriften in dem Archive von Moskau aufbewahrt werden, und deren Veröffentlichung zum Theil wir erwarten. Peter der Große, welchem bei der erſten Unterredung der hohe Geiſt des deutſchen Weiſen und Staatsmanns aufgegangen war, lud bald darauf, im Sommer 1712, Leibnitz zu einer zweiten Zuſammenkunft und zwar nach Karlsbad ein, wo er vor dem Zuge nach Schwediſch-Pommern gegen Karl XII verweilte; hier geſchah es, daß er Leibnitz zu ſeinem Geheimen Juſtiz-Rath mit einer jährlichen Penſion von tauſend Albertusthalern ernannte. Leibnitz gab dem Czaren unter andern den Entwurf und die Grundideen zur Stiftung der Akademie der Wiſſenſchaften in Petersburg an, welche er indeß nicht mehr erlebte, und deren vollſtändige Einrichtung ſogar erſt nach Peters des Großen Tode erfolgt iſt. Im Ganzen ſchienen ſie beide, Peter und Leibnitz, in der Idee übereinzuſtimmen, daß eine allmählige Cultur des ruſſiſchen Volkes von oben herab, durch Beginn der Civiliſation unter den vornehmſten Ständen, durchzuführen wäre, ehe ſie in den Körper des Volkes ſelbſt eindringen konnte. Von jetzt ab hielt Leibnitz beſtändig den Blick nach dieſer Seite gewandt. Wo nur irgend eine merkwürdige oder wichtige Entdeckung in Europa der Unterſtützung oder Aufmunterung bedurfte, wandte ſich Leibnitz nur an Petern. So ließ er auch für ihn ein Exemplar ſeiner Rechenmaſchine, und zwar mit weſentlichen Verbeſſerungen, bei einem Mechanicus in Zeitz arbeiten, wohin er ſich gegen die letzte Zeit ſeines Lebens deshalb begab, und wo er jedesmal von dem regierenden Fürſten von Zeitz in ſeinem Schloſſe beherbergt wurde. Doch, ſcheint es, wurde ſie kaum vollendet;

denn in einem Schreiben an den Leibarzt Peters des Großen, Areskin, vom 13. Auguſt 1716, bat er noch, dem Czaren in ſeinem Namen zu ſagen, daß die arithmetiſche Maſchine ſtark vorwärts ſchreite, und er einige Wirkung davon bereits zeigen werde. Dieſe Maſchine ſollte einſt als ein Geſchenk für den Kaiſer von China oder einen andern großen Monarchen mit einer Geſandtſchaft dienen.

In Dresden, wohin er Peter den Großen von Karlsbad begleitet hatte, verabſchiedete ſich Leibnitz im November 1712 von dem Czaren. Ein drittes und letztes mal traf Leibnitz mit Peter in Pyrmont, im Juli 1716 zuſammen, wo er ſich neuerdings überreicher Gnade von ihm zu rühmen hatte, wie uns ſein Schreiben an Sebaſtian Kortholt, vom 3. Juli 1716, lehrt. Auch die zwei Tage, welche Peter in Herrenhauſen in Erwartung des Königs von England damals zubrachte, blieb Leibnitz an ſeiner Seite, „voll Bewunderung (drückt er ſich aus) nicht nur über die Humanität, ſondern auch die reichen Kenntniſſe und das ſcharfe Urtheil bei einem ſolchen Fürſten.“

Von Dresden ſollte Leibnitz nach Hannover zurückkehren, wo man ſeiner wartete; ſtatt deſſen aber begab er ſich, nach einigem Bleiben in dieſer Hauptſtadt, nach Wien, ohne vorher die Erlaubniß dazu eingeholt zu haben. Erſt von Wien aus zeigte er dem erſten Miniſter, von Bernſtorf, den 24. December 1712, ſeinen Aufenthalt an, mit den Gründen, welche ihn zu dieſer Reiſe bewogen hätten. „Ihre Excellenz, ſchrieb er, werden von dem Herrn von Fabrice (hannöveriſchem Kriegsrathe, bekannt durch ſein ſpäteres Verhältniß in London zu Voltaire) erfahren haben, daß der Czar mich mit beſondern Zeichen ſeiner Gnade beehrt hat. Ich habe von Seiner Majeſtät in Dresden Abſchied genommen und mein Vorhaben war, nach Hauſe zurückzukehren: als ich ein wenig durch mein Leiden am Fuße aufgehalten wurde. Unterdeſſen erhielt ich eine Nachricht, daß der Kaiſer ſelbſt geneigt wäre, die hiſtoriſchen Unterſuchungen zu begünſtigen, überdies bot ſich mir eine ſchöne Gelegenheit dar, bequem, beinahe ohne Koſten, nach Wien zu gehen, und zwar in Geſellſchaft eines Edelmanns, welchem es ſehr angenehm war, und auf dem Wege bin ich ganz wieder hergeſtellt worden. Gegenwärtig bezeugt mir der Herr Reichs-Vice-Kanzler viel Zuvorkommenheit, unſer Vorhaben für hiſtoriſche Unterſuchungen zu befördern. Man wünſcht ſehr, den erſten Theil meiner Annalen gedruckt zu ſehen. Ich werde mich daher beeilen, zurückzukehren, um ſie abzuſchließen. Wenn indeſſen Seine Kurfürſtliche Hoheit oder Ihre Excellenz mir irgend Befehle geben, werde ich Sorge tragen ſie auszuführen und hier ſo lange warten, als nöthig ſein wird, ſie zu empfangen.“

Dieſes Schreiben läßt hinlänglich erkennen, daß die Nachricht von des Kaiſers Vorliebe für hiſtoriſche Forſchungen, welche ihn bewogen hätte, aus dem Stegreif eine Reiſe nach Wien zu machen, kaum mehr als Vorwand war, und daß es Leibnitzen aus perſönlichen Gründen der Mühe werth ſchien, ſeinen Aufenthalt auf einige Zeit am Hofe des Kaiſers Karl VI zu nehmen. Lange ſehnte ſich Leibnitz nach einer größeren Stadt und fort von Hannover, wo er, außer ſeiner vieljährigen Gebieterin und Freundin, der Kurfürſtin Sophie, faſt von Niemandem gewürdigt und verſtanden wurde, wo er ſich von Jahr zu Jahr einſamer und gedrückter fühlte. Man kann ſein Verhältniß zu den Hofleuten nicht beſſer, als aus ſeinem Geſtändniſſe an Thomas Burnet bei Gelegenheit ſeiner Theodicee entnehmen. Er geſteht ihm, er mache zwar kein Hehl daraus, daß er der Verfaſſer davon ſei (weil ſein Name nicht auf dem Titel ſtand), aber hier, in Hannover, ſage er kein Wort davon, weil man ſich da um dieſe Art von Verhandlungen wenig bekümmere.“ Er ſchrieb auch an dieſen Freund im Jahre **1696**: „Alles, was mich körperlich und geiſtig beengt, kommt daher, daß ich nicht in einer großen Stadt wie Paris oder London lebe, welche an gelehrten Männern Ueberfluß haben, von denen man lernen und von denen man ſich auch helfen laſſen kann. Denn es giebt mehreres, was nicht durch einen einzigen ausgeführt werden kann. Doch hier trifft man kaum auf Jemanden, mit dem man ſprechen mag; oder vielmehr, man gilt in dieſem Lande für keinen guten Hofmann, wenn man von gelehrten Sachen redet, und ohne die Frau Kurfürſtin (Sophie) würde man noch weniger davon ſprechen.“ Leibnitz faßte damals, doch ohne ihm weitere Folgen geben zu können, den Wunſch, künftig einen Theil jedes Jahres in London zuzubringen; was ihn allein abhielt, dies ſogleich auszuführen, oder gar ſeine Verhältniſſe zu ändern, war die eingegangene Verbindlichkeit zur Abfaſſung der Geſchichte des Hauſes Braunſchweig. Auch hierüber ſpricht Leibnitz ſich im Vertrauen gegen Burnet aus, als dieſer ihm ans Herz legte, dem um ſich greifenden Deismus in England durch eine tiefere Begründung der Wahrheiten der chriſtlichen Religion entgegenzuarbeiten. „Sie haben Recht, ſchrieb er den 11. Februar 1697, wenn Sie ſagen, daß die Arbeiten zur Befeſtigung der Wahrheit der Religion mehr werth wären, als die Geſchichte von Braunſchweig. Sehr leid thäte es mir, wenn ich ſtets mit dieſer Geſchichte beſchäftigt ſein ſollte.“ Er ſtellte ſich damals die Vollendung dieſes Werkes viel zu nahe und zu leicht vor, und hoffte in Jahr und Tag ſich mit ſeinen beſten Kräften den Bemühungen derjenigen Engländer anzuſchließen, welche ſich für die Vertheidigung der chriſtlichen Wahrheiten gegen die Freidenker vereinigt hatten, einer Geſellſchaft, welche einen Robert Boyle, einen Bentley und ſelbſt Newton zu den ihrigen zählte; deshalb hauptſächlich wollte er nach England gehen. „Es wäre jedoch nöthig, fügte Leibnitz hinzu, daß das Ganze hier auf eine gute Art geordnet würde, ohne Fürſten, welche mich mit ihrer Gnade beehren, gänzlich zu verletzen oder zu verlaſſen; und hiefür würde man leicht Mittel ausfinden. Die Reiſe nach Ihrem Orte iſt nicht ſehr groß und ich wäre entzückt, einen guten Theil der Zeit in England zu ſein, um oft der vortrefflichen Perſonen, an denen England ſo reich iſt, zu genießen, ohne aber unſre Herren von Deutſchland ganz im Stich zu laſſen, um ſo mehr, als man zuweilen meine wenige Meinung über Materien, welche die Rechte und Intereſſen dieſer Fürſten betreffen, verlangt, wovon ich beſſer, als viele andere unterrichtet ſein kann.“ Die von einem Jahre zum andern ſich hinziehende, aber immer und tauſendfältig unterbrochene Verbindlichkeit in Hinſicht der Geſchichte des braunſchweigiſchen

Hauſes rückte jenen Wunſch immer mehr und zuletzt ganz aus dem Geſichte; es war wie ein Gewicht, das Leibnitz überall hin mit ſich trug, weil der Kurfürſt Georg Ludwig noch feſter auf die Ausführung beſtand, als ſein Vater, der Herzog Ernſt Auguſt, gethan; wenn es zuletzt gleich zu tieferen und perſönlichen Motiven nur den Vorwand lieh. Es iſt wahr, Leibnitz ſeinerſeits zog von eben dieſen fortwährenden hiſtoriſchen Arbeiten den Nutzen, daß er oft ſich von Hannover entfernte und Reiſen machte; und ſo ſehen wir ihn bei dem Ablenken von Dresden nach Wien, gegen Ende des Jahres 1712, die hiſtoriſchen Unterſuchungen wieder als Grund dafür bei ſeinem Herrn anbringen. Er wußte, daß er am kaiſerlichen Hofe, wenn ſchon zu jeder Zeit, ſo gewiß in dieſem Augenblick, mit Freuden geſehen wurde.

Der Moment, da Leibnitz hier eben eintraf, war mit demjenigen, welchen er bei ſeiner erſten Anweſenheit in Wien am Hofe Leopolds I, im Jahre 1688, erlebt hatte, in gewiſſer Hinſicht vergleichbar. Karl VI, in der ungeſchmälerten Ueberzeugung der vollen Rechte ſeines Hauſes auf die ſpaniſche Erbſchaft, welche Leibnitz für ihn, 1704, ſo glänzend vertheidigt hatte, kämpfte gegen die Annahme des zu Utrecht in Unterhandlung begriffenen Friedens, durch welchen ſein Haus und das deutſche Reich um die Früchte der Hochthaten der Verbündeten unter einem Eugen von Savoyen und Marlborough beraubt werden ſollten; dies alles wegen einer Kabale am Hofe der Königin Anna, welche den Helden Marlborough geſtürzt, und den Ruhm der Nation dahinzuopfern ſich faſt drängte. Seit dem 11. October wurde indeß unter dieſen Auſpicien verhandelt und am 11. April 1713 ein Friede geſchloſſen, in welchem Kaiſer und Reich von England preisgegeben wurde. Der Prinz Eugen war im December in Wien eingetroffen und ſchrieb noch den 11. dieſes Monats an den Grafen von Starhemberg, Gouverneur in Barcellona: „Der Kaiſer ſei feſt entſchloſſen, das Schickſal Spaniens in Deutſchland durch die Waffen entſcheiden zu laſſen;“ und vom 4. Januar 1713: „Selbſt zu Utrecht könne über den nahen Frieden nicht mehr, als hier geſprochen werden... Des Kaiſers Hang zum Frieden ſei zwar entſchieden groß; aber er wolle lieber die ganze ſpaniſche Erbſchaft Frankreich zum Opfer bringen, als eine Veränderung in Deutſchland zugeben... Morgen wird die erſte Conferenz in Kriegs- und Friedensſachen ſein und Tag für Tag fortgeſetzt werden.“

Dies geſchah, und nicht ohne Zuziehung von Leibnitz, welcher den erhaben-feſten Geſinnungen des Kaiſers aus voller Seele beiſtimmte. Wir haben ſichere Nachrichten darüber, daß Leibnitz in Wien dem Kaiſer über die Vorſchläge ſeines Geſandten in Utrecht, Grafen Zinzendorf, wegen des Friedens eine Denkſchrift überreicht und an dem Werke mitgearbeitet hat. Leibnitz war perſönlicher Zeuge von des Kaiſers Feſtigkeit gegen England und Holland, nach einem Briefe (an den Hofrath Hertel in Wolfenbüttel) aus Wien, den 4. April 1713, den wir, weil er ungedruckt iſt, im Originale einſchalten; er ſchrieb: „L'Empereur parait ferme à ne point vouloir une paix, dont les articles soient prescrits en forme de loix. Il faut vous avouer que le ministère d'Angleterre en a usé à son égard non seulement d'une manière contraire à la bonne foi, mais même contraire à la bienséance et aux apparences d'honneteté. Et les Hollandois, quoique moins coupables, n'ont pas laissé d'être entrainés par le dominant des Anglais d'une manière fort honteuse pour eux. Ils ne pouvoient pas être plus rampans, lorsque le parlement rebelle les avait battus, jusqu'à n'avoir pas sauvé les bienséances. Les lettres de la Reine ou les mémoires des ministres d'Angleterre sont autant de reprimandes qu'ils reçoivent humblement et avec respect. Enfin ils ont fait un personnage qui meriteroit une comédie, telle que fut autrefois la Comtesse malade, et qui leur pourroit faire sentir ce que le monde juge d'eux, pour les animer à effacer leur honte. L'Empire effacera la sienne, s'il assiste l'Empereur comme il faut et comme il peut, sans se trop incommoder.“

Leibnitzens Antheil an dieſen Arbeiten wird einſt, unter vielen andern ſeiner, in Wien für den Kaiſer aufgeſetzten Staatsſchriften, in den kaiſerlichen Staatsarchiven in Wien entdeckt und näher gewürdigt werden können. Es ſtand indeß in des Kaiſers Macht nicht mehr, eine neue Wendung der Dinge herbeizuführen: Eugen, welcher den Oberbefehl am Rheine gegen die Franzoſen übernahm, konnte Landau und Freiberg nicht entſetzen, und er war es, der nun ſelbſt zum Frieden rieth und ihn mit dem Marſchall Villars, den 7. März **1714**, abſchloß. Darauf kehrte er nach Wien zurück, um auf kurze Zeit zu neuen Waffenthaten auszuruhen.

So ungern der Kurfürſt Georg Ludwig Leibnitzen entbehrte, ſo wollte man in Hannover ſeinen Aufenthalt in Wien nicht ganz unbenutzt laſſen: er erhielt alſo Aufträge zur Verhandlung der damals zwiſchen Hannover und den angränzenden Reichsſtänden ſtreitigen Lauenburger Angelegenheit, welche ihn im April und Mai 1713 beſchäftigten, deren er ſich auch mit Erfolg entledigte, doch nicht ſo geſchwind, als man es hoffte, daher man von neuem auf ſeine Rückkehr beſtand. Dringendere, wichtigere Angelegenheiten aber nahmen in dieſer bewegten Zeit den Kaiſer in Anſpruch, und dazu kam eine peſtartige Krankheit, welche viele Menſchen in Wien wegraffte, und durch den Schrecken, den ſie in die Ferne, bis nach Holland, verbreitete, denjenigen, welche von dort nach den angränzenden Ländern ſich begaben, große Hinderniſſe bereitete. Auf dieſes Alles berief Leibnitz ſich in ſeinem Briefe an den Miniſter von Bernſtorf, den 10. Mai 1713, obwohl er von aller Furcht vor anſteckender Krankheit frei war. „Die wichtigen Angelegenheiten, ſchrieb er, von welchen der Kaiſer ſeit einigen Tagen erdrückt wird, bewogen mich, die Audienz, welche ich bei Seiner Majeſtät haben ſoll, aufzuſchieben: denn als Sie nach der Stadt kam, der Kaiſerin Amalie einen Beſuch abzuſtatten, und mir begegnete, ſagte mir Seine Majeſtät ſehr gnädig, ich ſollte, wann er ein wenig freier ſein werde, nach Laxenburg kommen. Ich werde alſo in kurzem dahin gehen, vielleicht wann der Prinz von Savoyen abgereiſt ſein wird. Ich benutze unterdeſſen meinen Aufenthalt zu Wien, ſo viel ich kann, in der kaiſerlichen Bibliothek, ich werde übrigens alles mögliche thun, mich loszumachen. Unterdeſſen pflege ich den Herren von Wien zu ſagen, daß ich vor meiner Abreiſe vor einem Notar proteſtiren will, daß nicht die Furcht mich fortgehen heißen wird: denn bis jetzt glaube ich nicht, daß hier irgend eine Peſt herrſche."

So zog ſich ſein Aufenthalt in die Länge, mehr als Leibnitz anfangs beabſichtiget oder vorausgeſehen haben kann. Vieles vereinigte ſich, ihn an Wien zu feſſeln. Der Kaiſer, vorzüglich die Kaiſerin Mutter und die regierende Kaiſerin, Amalia, geborne Prinzeſſin von Wolfenbüttel, ſahen ihn wie einen der Ihrigen an und überhäuften ihn mit Gnadenbezeugungen. Leibnitz hatte Zutritt in die Gemächer des Kaiſers außer dem gewöhnlichen Wege der Audienz; denn er wurde von ihm über die geheimen Staatsangelegenheiten zu Rathe gezogen. Karl VI verehrte ſeit längerer Zeit in Leibnitz den Vertheidiger ſeiner Rechte und hatte ihm, als er noch ſeinen Hof zu Barcellona hielt, ein Zeichen von Werthhaltung gegeben, als er dem geſchätzten Aſtronomen, Abbate Fardella, ehedem Profeſſor in Padua, welcher in bedrängten Umſtänden mit einer Empfehlung von Leibnitz nach Barcellona kam, einen Zufluchtsort in Neapel eröffnete. Er gab Leibnitz jetzt einen öffentlichen Beweis von Auszeichnung. Er erhob ihn zu der Würde eines Reichshofraths, der höchſten für einen Proteſtanten im Reiche; ein Rang, welcher lange ſchon das Ziel ſeines Ehrgeizes war. Nur dem Kurfürſten, ſeinem Herrn, war dieſe Auszeichnung nicht willkommen, obgleich Leibnitz vorher in einem Schreiben an den Miniſter von Bernſtorf, den 1. Mai 1713, um die Einwilligung des Herrn angehalten und vorgeſtellt: „daß es immer ehrenvoll für einen großen Fürſten ſei, Leute zu haben, welche man auch anderswo, beſonders aber welche das Reichsoberhaupt ehre;“ und im Beſondern, daß dieſe Würde, verbunden mit einigen Emolumenten, ihn aufmuntern würde, mit mehr Erfolg, nach dem Wunſche des Kurfürſten und ſeines Hauſes, die Geſchichte von Braunſchweig in Verbindung mit der des Reichs anzubauen. Es iſt alſo nicht richtig, was die älteren Berichterſtatter angeben, daß Leibnitz ſchon 1711 den 22. December, bei der Krönung des Kaiſers Karl VI, zum Reichshofrath ernannt ſei; nicht minder unrichtig iſt es, daß er zu gleicher Zeit in den Freiherrnſtand erhoben worden wäre. Wir können zwar das Jahr und den Tag von dieſer Standeserhöhung Leibnitzens nicht beſtimmt angeben, weil das Diplom davon, noch eine ſichere Nachricht darüber, zu unſerer Kenntniß nicht gelangt iſt, Leibnitz ſelbſt aber in ſeinen bekannt gewordenen Schriften und Briefen deſſen nirgend erwähnt. Aber er wird bereits in der Beſtallung zum Präſidenten der Societät der Wiſſenſchaften Herr von Leibnitz genannt; und er unterſchreibt ſich ſelbſt ſo ſchon in einem Briefe an Boſſuet vom 8. Januar 1692; wir vermuthen daher, daß der Tag der Krönung Josephs zum römiſchen König, den 12. Januar 1690, derſelbe ſei, an welchem Leibnitz zum Reichsfreiherrn ernannt worden. Er machte aber nur ſelten von dieſer Auszeichnung Gebrauch und ſchien ſie nicht allzuhoch anzuſchlagen. Er führte das Wappen ſeines Großoheims väterlicher Seite, Paul von Leibnitz, welcher vom Kaiſer Rudolph in den Adelſtand erhoben worden war.

Leibnitz wurde noch zu Anfang des Jahres 1714 vom Kaiſer mit einer Arbeit über die ſo eben ſtreitig gewordene

Erbfolge von Florenz beauftragt; er brauchte dazu die Diplome, welche der Kaiſer Karl V dem Alexander von Medici, und nach deſſen Tode Cosmus von Medici gegeben hatte: Urkunden, welche mit dem, vom Herzog Auguſt erſtandenen Mazariniſchen Nachlaß aus Paris in die herzogliche Bibliothek von Wolfenbüttel gekommen waren. Da Leibnitz deshalb mit dem Herzog Anton Ulrich, wie mit dem Hofrath Hertel, welcher, bei Leibnitzens unregelmäßigen Beſuchen in Wolfenbüttel, der eigentliche Bibliothekar daſelbſt war, in Briefwechſel treten mußte, ſo ging einige Zeit darüber hin, und Leibnitz durfte ſich ſpäter, zur Entſchuldigung ſeines längern Bleibens in Wien, auch darauf berufen.

Die Politik und die Geſchichte waren indeß nicht die einzigen Kreiſe, in denen Leibnitz bei dieſem längern Verweilen in Wien ſich thätig zeigte: es genügt, zu wiſſen, daß die bekannteſte Schrift, in welcher Leibnitz eine Darſtellung ſeines philoſophiſchen Syſtems entworfen hat, betitelt: **La Monadologie**, gewöhnlich **Principia philosophiae** genannt, zu Wien, im Umgange mit dem Prinzen Eugen von Savoyen, wo dieſer nach dem Frieden auf einige Zeit der Muße lebte, ihren Urſprung genommen hat. Dieſer große Mann, eben ſo hervorragend durch Bildung und Wiſſenſchaft, wie als Held und Staatsmann, erinnert durch ſeine Freundſchaft mit Leibnitz an jenes gefeierte Verhältniß zwiſchen Alexander und Ariſtoteles. Er verſchloß die philoſophiſche Schrift, welche Leibnitz für ihn aufgeſetzt hatte, wie eine ſeiner größten Koſtbarkeiten, und war zu eiferſüchtig darauf, ſie auch nur zu zeigen. Darüber führte nach Leibnitzens Abgang von Wien ein vertrauter Freund des Prinzen, der Graf Bonneval (ſpäterhin ſo berüchtigt als Osman Paſcha), gegen den Philoſophen lebhafte Klage. „Er hält Ihre Schrift, ſchrieb er, wie die Prieſter zu Neapel das Blut des heiligen Januarius, das heißt, er läßt ſie mich küſſen, und darauf verſchließt er ſie wieder in das Käſtchen.“ Hier erſucht nun Bonneval in der frivolen und kecken Art, welche des Erhabenen ſelbſt nicht ſchont, Leibnitzen, auch ihm einen ſolchen Abriß ſeines Syſtems zu entwerfen: er hatte ſich ſchon bei dem Prinzen darauf berufen, und dabei die Zeugungskraft des Philoſophen mit der einer Buhlerin (mit Bezug auf eine Heroine und Buhlerin aus der italieniſchen Kriegsgeſchichte) verglichen; was der Prinz eine ſchlechte Vergleichung genannt hatte. Leibnitz verſchmähte in ſeiner Antwort nicht, auf dieſen unzarten Einfall ſcherzend einzugehen, und ſagte: „Ich finde den Vergleich eines Philoſophen mit einer „galanten und gefälligen Dame“ (wie der Kurfürſt Karl Ludwig von der Pfalz diejenigen nannte, welche Andere, wie die Stoiker: scapham scapham nennen würden) nicht ſo anſtößig, als man zuerſt glauben ſollte. Es giebt keinen Vergleich, welcher gänzlich hinkte. Eine leichtfertige Frau ſucht das Vergnügen ihres Körpers, und der Philoſoph hat zum Zweck das Vergnügen der Seele. Der berühmte Hobbes hat mir ein Lächeln abgewonnen, durch die Art, wie er ſagt: Die Menſchen vernachläſſigten die Philoſophie, weil ſie nicht wiſſen, wie viel Vergnügen ſie gewähre: quantam voluptatem offerat validissimus cum mundo congressus. Und vielleicht iſt es nicht ohne Myſterium, daß Pythagoras, ein Philoſoph, welcher ſymboliſche

Ausdrücke liebte, geſagt hat: da die Götter ihm den Vorzug bewilligt, das Andenken an ſeine früheren Metamorphoſen zu bewahren, ſo erinnere er ſich, daß ſeine Seele einſt in dem Körper einer Laïs geweſen ſei.“

Im Umgange mit dem Prinzen Eugen ſtieg damals in Leibnitz der Gedanke auf, die ihm günſtige Stimmung des Kaiſers und des Hofes für die Errichtung einer Societät der Wiſſenſchaften in Wien und den öſterreichiſchen Erbſtaaten, zu benutzen; zugleich nicht ohne den Wunſch, wenn dieſer Plan zu Stande käme, dann auch ſeinen Wohnſitz in Wien zu nehmen. Da jetzt Leibnitz in ſein ſieben und ſechzigſtes Jahr getreten war, ſo entwickelte er allen ſeinen Einfluß, um die entgegentretenden Schwierigkeiten und Hinderniſſe zu überwinden; hätte er lange genug gelebt, um, wie er gewünſcht, ſeinen Aufenthalt in Wien nehmen zu können, ſo iſt kaum zu zweifeln, daß Wien damals eine Akademie der Wiſſenſchaften erhalten hätte. Aus dem Auszuge eines ſeiner Briefe an den Prinzen Eugen von Savoyen erſieht man den weiten Umfang von Leibnitzens Plan, wie er ihn, mit Bezug auf eine von ihm in Vorſchlag gebrachte Auflage auf das Papier in den Erblanden, zur Unterhaltung der Societät entwickelte. Hiſtoriſche Arbeiten und Unterſuchungen von Diplomen und Handſchriften; eine Bibliothek für die neueſten Erſcheinungen in der Literatur; Münz- und Antiken-Cabinet; Theater der Natur und der Kunſt; ein chemiſches Laboratorium, ein Obſervatorium, Modellen- und Maſchinen-Magazin, Botaniſcher Garten, Mineralien- und Stein-Cabinet, Schulen für Anatomie und Chirurgie, jährliche phyſico-mediciniſche Geſchichte der Jahreszeiten und Statiſtik des Innern, Reiſen zu Unterſuchungen im Gebiete der Kunſt, Natur und Literatur. Gehalte für das dazu angewandte Perſonal, Ermunterung derjenigen, welche ſich den Unterſuchungen und Erfindungen widmeten; Preiſe und Belohnungen für Entdecker. Ein Theil dieſer Elemente der Societät der Wiſſenſchaften ſollte an mehr als Einem Orte der kaiſerlichen Erblande gegründet werden. Den **15.** März **1713** konnte Leibnitz an Sebaſtian Kortholt aus Wien erſt noch im Allgemeinen berichten: „Der Kaiſer hegt den Trieb, das Studium der Wiſſenſchaften zu beleben, und es giebt hier einige ausgezeichnete Männer, welche dieſes Vorhaben unterſtützen werden.“ Die Staatsmänner, welche von Leibnitz in dieſer Angelegenheit erwähnt werden, waren, nächſt dem Prinzen Eugen von Savoyen, der Kanzler Graf von Zinzendorf, der Graf von Kevenhüller, der Graf Philipp von Dietrichſtein, der Graf von Harrach, der Fürſt von Lichtenſtein und Andere, des Grafen von Bonneval nicht zu vergeſſen. Nach ſeinem Entwurfe hat Leibnitz nicht in Perſon das Oberhaupt der Societät vorſtellen wollen, dies ſollte einem der großen Herren am Hofe vorbehalten ſein. Für ſeine Leitung aber und ſeine Wirkſamkeit, mit der Verbindlichkeit des Aufenthalts in Wien, war von einem Jahrgehalt von **6000** Gulden die Rede, welcher ſpäter, wegen der ſchlechten Zeiten, auf **2000** Gulden herabgeſetzt wurde. Ein Reſcript ging auch von der kaiſerlichen Kanzlei an die Regentſchaft der Erblande, um ihr Gutachten über eine von Leibnitz eingerichte Denkſchrift über die Errichtung einer Societät der Wiſſenſchaften abzugeben, was aber großen Schwierigkeiten, wegen der zu ſichernden Mittel, begegnete. Der Prinz Eugen empfahl perſönlich Leibnitzens Entwurf bei dem Kaiſer; und als dieſer im Herbſte 1714 Wien verließ, gaben ihm beim Abſchied der Kaiſer, die Kaiſerinnen und die Miniſter die entſchiedenſten Verſicherungen, daß das Werk zu Stande kommen ſolle. Nach ſeiner Zurückkunft in Hannover drang Leibnitz in ſeinen Briefen nach Wien, das Werk doch zu Ende zu führen. „Ich wünſchte, ſchrieb er dem Grafen Bonneval, daß die Angelegenheit *vor meiner Rückkehr nach Wien* ein wenig vorwärts gehe, damit ich die Sache nicht alsdann von neuem anzufangen brauche. Denn ich ſtehe in dem Alter, wo ich ſuchen muß, die Sache ſo ſehr als möglich abzukürzen; ich fürchte ſonſt, daß es mir ebenſo ergeht, wie Moſes (verzeihen Sie mir den Vergleich), welcher das gelobte Land nur aus der Ferne ſehen konnte."

Einige Zeit darauf erhielt Leibnitz Kunde von Umtrieben einer mächtigen Parthei am Hofe, welche jedem Befördern des wiſſenſchaftlichen Lichts und zumal ſeiner eignen Perſon entgegenarbeitete. Ein Freund, der aus Wien in Hannover ankam (ſchrieb Leibnitz dem Hofrath Schmid, der bei dem Grafen von Linange in Wien lebte, den 27. Februar 1715) habe ihn verſichert, daß *gewiſſe ehrwürdige Väter* . . . ſich einer Societät der Wiſſenſchaften widerſetzten, daß die neuen Entdeckungen ihnen verdächtig ſeien, und das beſonders ihnen mißfalle, daß ein *Proteſtant* ſich hineinmiſche. Sie hätten den Grafen von Zinzendorf dem Entwurfe abwendig gemacht." Noch ließ Leibnitz ſich nicht ganz abſchrecken. „Seine Excellenz, ſchrieb er, und die andern großen Miniſter ſind zu aufgeklärt, um darauf etwas zu geben. Sie kennen mich beſſer, und ebenſo die Natur der Sache. Sollten ſie aber vielleicht bei mißwollenden und eingenommenen Perſonen anzuſtoßen fürchten und daher das vorher dafür an den Tag gelegte Feuer dämpfen, ſo wünſchte ich darüber Aufklärung; wiewohl ich ihnen das Unrecht nicht anthun will, es ihnen zuzumuthen."

Dieſe Nachrichten waren nicht ohne Grund. Es haben ſich von mehreren Seiten ähnliche erhalten, welche darin übereinſtimmen, daß Leibniz in den Jeſuiten, für welche er doch in dem Streite über die Miſſionen in China offen in die Schranken getreten war, gegen das Ende ſeines Lebens, und nur wegen ſeiner Beharrlichkeit an der evangeliſchen Kirche, heimliche Feinde und Widerſacher gefunden habe. Während er in Wien war, gab Leibniz ſogar eine Veranlaſſung, welche eifrig ergriffen wurde, das Gerücht ſeiner Bekehrung auszuſtreuen. Wir laſſen Chriſtian Wolf (in einem Briefe an den Freiherrn von Manteuffel, den **10.** November **1744**) ſprechen: „Wie Leibniz zuletzt nicht lange in Wien war, hatte der verſtorbene Kaiſer einen Jeſuiten zu ſeinem Hofprediger, der über die Materien predigte, worüber der Pabſt wegen der Lehre des P. Queſnel eine Bulle (die berühmte Bulle **Unigenitus**) herausgegeben, die überall viel Aufſehens machte, und auch unter unſern Theologen Widerſprecher fand. Da nun derſelbe wegen dieſer ſeiner Predigten *de gratia* ungemein gerühmt ward, beſuchte auch Herr von Leibniz dieſelbe, und hörte, wie leicht zu erachten, mit vieler Aufmerkſamkeit zu.

Da er nun niemalen gewohnt war, in die Kirche und zum Abendmal zu gehen, und hingegen, wie er Luſt hatte, nach Wien ganz zu gehen und daſelbſt eine Akademie der Wiſſenſchaften aufzurichten, ſo fleißig ſich in der katholiſchen Kirche einfand, und der Predigt zuhörte, glaubte man in Wien, er hätte Luſt katholiſch zu werden, und nach dieſem ſagte man ſchon auswärts, er wäre katholiſch worden. Als er von Wien wieder zurücke kam und mich in Halle wieder beſuchte, fragte er mich, was ich von ihm gehört hätte. Als ich ihm nun antwortete, man hätte hier geſagt, er ſei katholiſch worden, gab er hinwiederum mir zur Antwort: Wie können die Leute ſo wunderlich ſein und dieſes meinen? Wir (worunter er zugleich mich begriff) haben es ja nicht nöthig. Daß er aber daſſelbe nicht im Sinne gehabt, iſt daraus zu erſehen, weil er in Wien, da eben die Peſt war, bei den Lutheriſchen zum Abendmahl gegangen, weil der Kutſcher, der viel Freiheit zu reden hatte, ihn dazu perſuadiret, weil er beſorgt, er möchte vielleicht ſterben, dort er aber hören mochte, wie man mit denen verfähre, die lange Zeit nicht zum Abendmahl geweſen wären." So weit Wolf. Die Jeſuiten (verſicherte der Profeſſor Bourguet in Neufchatel, mit welchem Leibnitz in Briefwechſel geſtanden, den Präſidenten Bouhier, in einem Briefe vom 26. Auguſt 1731), ſtreuten jenes Gerücht von Leibnitz bevorſtehender Bekehrung als eine Lockſpeiſe für Andere aus, welche ſie gewinnen wollten, beſonders für den Sohn des Königs von Polen, nachherigen König Auguſt II, bei dem es ihnen auch gelang.

Dieſen Widerſtand mochte indeß Leibnitz bei ſeinem Wiedererſcheinen leicht beſeitigt haben können: weſentlicher war die Zerrüttung der Finanzen des Kaiſers, welche dieſer Monarch Leibnitzen ſo wenig verbarg, daß er ihn vielmehr, gegen die letzte Zeit ſeines Aufenthaltes in Wien, im Sommer 1714, über die Mittel um Rath fragte, wie er ſeinen Finanzen wieder aufhelfen könnte. Der Kaiſer trug ſich mit dem Vorhaben, von ſeinen Anhängern in England Geld auf acht vom Hundert anzuleihen, um eine Hypothek, welche die Holländer zu übermäßigen Zinſen auf die Queckſilbergruben in Ungarn hatten, auszulöſen. Es traf ſich, daß einer dieſer eifrigſten und treuſten Anhänger, welche der Kaiſer, ſo wie das Haus Hannover, in England hatte, in einer geheimen politiſchen Sendung, auf welche wir ſogleich übergehen werden, in Wien ſich aufhielt und mit Leibnitz im engſten Vertrauen ſtand. Es war der ſchottiſche Ritter Johann Ker von Kersland, deſſen Denkwürdigkeiten hier unſere Quelle ausmachen. Der Kaiſer nun beauftragte Leibnitz, mit dem Ritter Kersland zu ſprechen, damit dieſer, gegen Zuſicherung der ſtrengſten Pünktlichkeit, die erforderlichen Kapitalien in England für ihn erhöbe. „Herr von Leibnitz, erzählt Kersland, ſprach mit mir davon und ſagte mir, daß ein Cabinets-Secretair des Kaiſers mich über dieſen Gegenſtand unterhalten ſolle; und daß, obſchon er wüßte, daß ich über ein Geſchäft dieſer Art keine Inſtruction hatte, es doch zum Beſten der Thronfolge von Hannover nöthig wäre, daß ich Seiner Kaiſerlichen Majeſtät zu gefallen mich beſtrebte, und ihm in den Hoffnungen, welche er in dieſer Beziehung gefaßt haben könnte, unterhielte. Kurz er empfahl mir, bei der Zuſammenkunft, welche ich mit dem Secretair haben ſollte, dieſe Angelegenheit in einer Weiſe zu führen, welche dem Kaiſer einige Genugthuung geben könnte, aber ohne irgend eine Verpflichtung einzugehen, welche ich zu erfüllen nicht im Stande wäre.“

Den Abend deſſelben Tages noch erhielt unvermuthet Kersland einen Brief von einem großen Kaufmann in London, welcher bedeutende Verpflichtungen gegen den Kaiſer eingegangen war, ihm die Mittel zur Fortſetzung des Krieges zu verſchaffen, um die Spanier in Weſtindien anzugreifen. Es bemerkte derſelbe, daß die Wohlgeſinnten in Großbritannien, ſeit dem Friedensſchluſſe zu Baden, alle Hoffnung verloren hätten, daß er und mehrere ſeiner Freunde fürchteten, ihr Vaterland verlaſſen zu müſſen, wozu ſie lieber ſich beſtimmen laſſen würden, ehe ſie ſich dem Prätendenten unterwürfen. — Unter dieſen Umſtänden nun bat er Ker von Kersland, dem Kaiſer die Errichtung einer oſtindiſchen Compagnie in ſeinen Staaten vorzuſchlagen, und ſie mit den Privilegien, ſich daſelbſt niederzulaſſen, und einen dem Kaiſer ſowohl, als ihnen ſelbſt vortheilhaften Handel zu treiben, zu verſehen. Bei dem Nachdenken, in welches die Unterredung mit Leibnitz Kersland geſetzt hatte, war dies ein Wink im rechten Augenblicke; Ker faßte ihn auf, und ſo vorbereitet ſtellte er ſich zu der Zuſammenkunft mit dem Abgeordneten des Kaiſers. Dies wurde die Veranlaſſung und der Keim der nachher in den Niederlanden gegründeten, in ſo mancher Beziehung erfolgreichen, oſtindiſchen

Handelsgeſellſchaft, welche einen Augenblick derjenigen, welche die Engländer gegründet hatten, gefährlich zu werden ſchien, ſo daß ſie ihrem Urheber, dem Ritter Ker ſelbſt, über ſeine Vorſchläge, als unpatriotiſche, Reue einflößten.

Dieſer ſchottiſche Edelmann zeichnete ſich in dem bewegten Partheienkampfe, um das Ende der Regierung der Königin Anna in England, welcher das Vorſpiel einer zweiten Revolution zu werden ſchien, durch eine leidenſchaftliche, aus Patriotismus gefaßte Anhänglichkeit an die Thronfolge Hannovers aus. Seine Handlungen verdienten um ſo mehr Anerkennung, als er genug Beweiſe abgelegt hat, wie entfernt er dabei von perſönlichen Zwecken des Ehrgeizes und der Habſucht war; was an ſich ſchon die Redlichkeit ſeiner Anſtrengungen bezeugen möchte, war das Vertrauen, das er ſich in kurzer Zeit bei Leibnitz zu erwerben gewußt hat. Der Utrechter Friede, welcher zu Gunſten des Enkels Ludwigs XIV in Spanien geſchloſſen ward, hatte ſeiner Parthei die Beſorgniß eingeflößt, daß Frankreich in den Stand geſetzt ſein würde, England den Prätendenten mit den Waffen in der Hand aufzudringen. Sie ſah alſo das Heil Großbrittaniens von der Fortſetzung des Krieges, den der Kaiſer gegen Spanien führte, abhängig; und da der Kaiſer durch den ſchmachvollen Rückzug ſeiner Verbündeten, der Tory-Regierung in England und Hollands, zum Frieden gezwungen worden war, ſo entwarfen die Patrioten im Intereſſe der proteſtantiſchen Thronfolge folgenden eigenthümlichen Plan. Männer von Einfluß kamen überein, eine beträchtliche Summe zu erheben, welche man einigen Perſonen übergeben wollte; dieſe ſollten eine gewiſſe Anzahl von Kriegsſchiffen ausrüſten, welche durch Kauf-Kontrakt kaiſerliche Fahrzeuge werden, und ausländiſchen Factoren überliefert werden ſollten. Der Kaiſer ſollte den Directoren dieſer Unternehmung Vollmachten bewilligen, mit ihren Geſchwadern, welche aus verſchiedenen Häfen auslaufen und ſich in dieſer Abſicht nach Weſtindien begeben würden, gegen Frankreich und Spanien Krieg zu führen. Die Boucaniers ſollten, unter der Bedingung, ſich dieſem Unternehmen anzuſchließen, begnadigt werden. Am Vereinigungspunkte angelangt, ſollte man Havanna überfallen und die ſpaniſchen Gallionen angreifen, alsdann den Kaiſer in Amerika zum König von Spanien erklären, deſſen Schutz denjenigen zu Theil werden ſollte, welche ſeine Autorität anerkennen würden. Andrerſeits ſollte ein Theil der Priſen und Contributionen dem Kaiſer gehören, dem auch die Oberhoheit über die eroberten Plätze gebührte; die ſpaniſchen Regimenter im Dienſte des Kaiſers wollte man nach Amerika überführen und als Beſatzung in die eroberten Städte legen. Man ſollte endlich einen Admiralitäts-Hof errichten, und alle Mittel anwenden, um die Unternehmung zu einer leichten, vortheilhaften und ſichern zu machen. Dies fiel in das Ende des Jahres **1713**, alſo gegen das Ende des Krieges, da es weder an Schiffen, noch an Matroſen fehlen konnte; ſchon fanden ſich Kaufleute zur Uebernahme bereit.

Es fehlte nur, den Kaiſer für dieſen Entwurf zu gewinnen, und dieſer Auftrag wurde dem Ritter Ker ertheilt. Heimlich ſchiffte er ſich von England nach Holland ein, und begab ſich zunächſt zu dem hannoverſchen Geſandten im Haag, dem

Freiherrn von Bothmar, dem er dieſe Angelegenheit vertraute, um ſeinen Hof davon in Kenntniß zu ſetzen. Dieſer Staatsmann nahm ſie mit großer Freude auf, überzeugt von den feindlichen Abſichten der Königin und des Miniſteriums gegen das Haus Hannover, und ermunterte Kersland, den Kaiſer zur Fortſetzung des Krieges, ſo lange die Königin lebte, zu überreden, ſonſt wäre die hannöveriſche Thronfolge zweifelhaft. Er bat ihn, ihm aus Wien zu berichten und verſprach, eine ihm von demſelben überreichte Denkſchrift dem Kurfürſten von Hannover einzuſenden. Von dem Geſandten Hannovers begab ſich Herr von Kersland zu dem kaiſerlichen Geſandten, Freiherrn von Hems, welcher ihn mit einem Paſſe und einem Schreiben an den Prinzen Eugen, der den Oberbefehl der Belagerung von Landau führte, verſah. Auch der Prinz nahm den Entwurf für den Kaiſer günſtig auf, und bezeugte Herrn von Kersland ſeine beſondere Genugthuung. Die Sache erſchien ihm von ſolcher Wichtigkeit, daß er dem Engländer rieth, ohne Verzug ſich nach Wien zu begeben, wohin er an den Kaiſer über dieſen Gegenſtand zu ſchreiben verſprach; zugleich gab er ihm einen Paß. „Die Peſt, ſchreibt Kersland, richtete damals große Verwüſtungen in dieſer Stadt an. Nichtsdeſtoweniger, entſchloſſen, wie ich war, alles für die Intereſſen des erlauchten Hauſes Hannover zu wagen, wollte ich gern dieſe Gefahr laufen und kam zu Anfang Januar 1714 dort an.“ Darauf fährt er fort:

„Den Tag nach meiner Ankunft beſuchte ich den berühmten Herrn von Leibnitz, welchem ich meine Geſchichte vortrug. Er erwiederte mir, daß er ſich zu dem Geheimſchreiber des

Kaiſers, Herrn von Emmeſen, begeben würde, um ihn von meiner Ankunft in Kenntniß zu ſetzen und mir eine Zuſammenkunft mit ihm zu verſchaffen: dadurch würde die Sache gerades Weges vor den Kaiſer gebracht werden, und dem Anſehen nach werde dieſer Fürſt es nicht nach gewöhnlicher Art in ſeinem Rathe vortragen, ſondern mit mir durch einen Cabinets-Secretair unterhandeln."

„Er gab mir den Abend des nemlichen Tages meinen Beſuch wieder und ſagte mir, daß der Kaiſer über dieſen Gegenſtand einen Brief vom Prinzen Eugen empfangen hätte; daß der Kaiſer über meine Ankunft erfreut wäre; daß er Herrn von Emmeſen Befehl gegeben, mich den andern Morgen Vormittags in dem Garten der Favorite in der Leopoldſtadt im Geheim zu ſprechen; dieſer Miniſter wünſchte, daß ich ihm meinen Dollmetſcher auf der Stelle ſchickte, um alles im voraus anzuordnen."

Die Unterhandlungen wurden ſofort eingeleitet; ſie zogen ſich aber bis in den Juli des Jahres 1714 hinein, indeſſen der Friede zu Baden geſchloſſen wurde, ein Ereigniß, das, nach Ker' Meinung, den Entſchluß des Kaiſers ſo lange aufſchob; dieſer entſchied ſich endlich dahin, daß man ſich für den Augenblick der bedrängten Catalonier erſt annehmen müſſe, ehe ſich der Kaiſer in jene, obſchon in hohem Grade vortheilhafte Unternehmung einlaſſen könne. Dies erklärte ihm der Kaiſer perſönlich in einer Audienz, welche er ihm in den erſten Tagen des Juli in der Favorite, faſt eine Stunde lang, ertheilte, und eine beſondere Zufriedenheit mit ſeiner Perſon ausſprach. Dieſe wurde ihm den andern Tag durch die Ueberreichung des Bildniſſes des Kaiſers auf einer mit Diamanten beſetzten goldenen Doſe, und einer goldenen Kette an ſeinen Dolmetſcher näher bethätiget. Darauf nahm Herr von Ker Abſchied, um ſeinen Weg nach Hannover zu richten, wohin er bereits von der Kurfürſtin Sophie, welche er von den ſie betreffenden Angelegenheiten unterrichtet hatte, eingeladen war. Leibnitz, erzählt Ker, hatte ihm einen Brief der Kurfürſtin vom 1. Juni gezeigt, worin ſie ihn bat, ſich nach Hannover zu begeben, „um ihr das Vergnügen zu verſchaffen, eine Perſon zu ſehen, welche ſo viel Eifer für ihren Dienſt bezeugt hätte.“ Auch ihre Nichte, die Raugräfin, die Tochter des Kurfürſten von der Pfalz, und erſte Hofdame von Hannover hatte Leibnitzen erſucht, dem Ritter Ker zu verſichern, daß er in Hannover willkommen ſein würde. Leibnitz, zu welchem Ker ſogleich nach der Audienz vom Kaiſer ſich begab und über den Erfolg Rechenſchaft ablegte, ward in ſeinen Hoffnungen für die Kurfürſtin Sophie beſtärkt. Alles machte, drückt Ker ſich aus, ihm ein außerordentliches Vergnügen, und er zweifelte nicht, daß durch ein geſchicktes Benehmen die Zwecke des Hauſes Hannover erreicht werden würden. Den letzten Abend, welchen er in Wien zubrachte, blieb Ker in der Geſellſchaft von Leibnitz, welcher ihm für die Prinzeſſin von Cambridge, nachherige Prinzeſſin von Wales, für den Miniſter von Bernſtorf und einige andere Hannöverſche Miniſter Briefe einhändigte, und ihm beim Abſchied ſeine Achtung und Zuneigung zu erkennen gab.

Hannover war während Leibnitzens Abweſenheit in den Jahren 1713 und 14 der Schauplatz einer ſich von Tag zu Tage ſteigernden Spannung und Unruhe wegen der offenbar bedrohten Thronfolge in England. Die Königin Anna, im Geheim zu Gunſten des Prätendenten, ihres Bruders, wirkend, ſuchte durch ein doppeltes, zweideutiges Spiel die Entfaltung eines offenen, feſten Benehmens der zahlreichen Anhänger des Hauſes Hannover zu verhindern, während niemand auf eine für Hannover günſtige Entſcheidung eifriger wirkte, als der Herzog von Marlborough, deſſen ehemaliger Untergebener, Robertſon, der berüchtigte Leiter des von Marlborough eingeführten, ausgebreiteten Kundſchaftsweſens, der geheime Secretair des Kurfürſten von Hannover geworden war. Mit dieſem ſtand er in geheimem Briefwechſel. Da die Anhänger Hannovers durch ihre Schritte durchgeſetzt hatten, daß der Kurprinz von Hannover, als Pair von England, einen Vorladebrief nach England vom Parlamente forderte, um durch ſeine Gegenwart die Anhänger aufzumuntern, ſo ſah ſich die tief verletzte Königin zwar veranlaßt, öffentlich Verſicherungen ihrer Anhänglichkeit an das Haus Hannover zu geben, ja durch einen eignen Geſandten, den Grafen Harley, dieſelben in ſchmeichelhafter Art wiederholen zu laſſen; alles in der Hoffnung, daß die Reiſe des Kurprinzen unterbleiben würde. Doch als das Gegentheil zu erfolgen ſchien, ſchrieb ſie unmittelbar darauf nach Hannover durch Couriere (wie es im Leben Marlborough heißt) im Tone der bitterſten Vorwürfe, ja des derbſten ſchonungsloſeſten Verweiſes über „die Keckheit des Kurprinzen,“ der auf amtlichem Wege den Ladebrief angeſucht, aber nicht ſie, als Oberhaupt beider Häuſer und der Regierung, um ihre Geſinnungen gefragt hätte. Einer ſolchen Falſchheit hatte niemand ſich verſehen; denn der Courier ſelbſt, welcher die Briefe überbrachte, glaubte bis zum Augenblicke, wo man ſie öffnete und las, der Kurprinz wäre darin eingeladen.

Dieſe Briefe gelangten in die Hände der greiſen, vier und achtzigjährigen Kurfürſtin Sophie; ſie verwundeten ſie auf das bitterſte. Den dritten Tag, den 8. Juni **1714**, verſchied ſie, nach kurzem Unwohlſein, in ihrem Garten von Herrenhauſen luſtwandelnd, in den Armen der Prinzeſſin Karoline; wie ſie immer gewünſcht hatte, lieſt man, „ohne Arzt und ohne Prieſter.“ Sie lebte nicht mehr, als der Ritter Ker in Hannover eintraf. Die verſchiedenen engliſchen Berichte ſtimmen überein, daß das tückiſche Benehmen der engliſchen Miniſter ihr das Herz brachen. Sie war bis zum letzten Augenblicke im vollen Beſitze ihrer reichen Geiſteskräfte geblieben. Davon zeugen die Stimmen der Zeitgenoſſen. Leibnitz aber berichtet uns in einem ſeiner Briefe: „die Kurfürſtin habe ihm zwei und eine halbe Woche vor ihrem Tode einen langen Brief über die Angelegenheiten Englands geſchrieben; dieſer Brief war ſo voll treffender Urtheile, als hätte der größte Staatsminiſter ihn geſchrieben, und dabei ſo aufgeräumt, als käme er von einer „jungen Prinzeß Sophie“, wie die Engländer ſie nannten.“

Für ihn war der Tod der Kurfürſtin Sophie der härteſte Schlag, welcher ihn noch treffen konnte; außer daß ſein Gemüth ſo tief durch den erlittenen Verluſt erſchüttert wurde, wie vormals durch den Tod der Königin von Preußen, ſo büßte er mit ihrem Verluſte den eigentlichen Glanz ſeiner

Stellung am Hofe von Hannover ein. Was mehr iſt, Leibnitz hatte, wenn Sophie ſelbſt den Thron Großbrittaniens beſtieg, die Ausſicht auf die Wirkſamkeit des erſten Freundes und Rathgebers einer Königin von England. Dieſe Ausſicht erloſch, ſobald wir Sophiens Erben auf Englands Thron ſehen, für immer. Der Kurfürſt Georg Ludwig ſchätzte in Leibnitzen den treuen Diener, den Gelehrten von europäiſcher und außereuropäiſcher Berühmtheit (er nannte ihn immer, erzählt Eckhart, ſein lebendiges Dictionnaire); aber niemals, ſo viel man weiß, erhob er ihn, nach dem Beiſpiele ſeines Vaters, ſeiner Mutter oder ſeiner Schweſter, Sophie Charlotte, zu ſeinem Freunde. Es iſt uns nirgends die Spur eines vertrauten Briefwechſels zwiſchen ihm und Leibnitz aufgeſtoßen, wie ſo manche des innigſten Verkehrs zwiſchen Ernſt Auguſt und dem Philoſophen. Das hohe Anſehen, in welchem Leibnitz bei den Monarchen Europas ſtand, galt ſeinem Herrn für keine Entſchädigung für den Verluſt an Zeit, welcher bisweilen dem Dienſt dadurch erwuchs. Wir haben dies bei Gelegenheit von Leibnitz's längerem Aufenthalt in Berlin bemerkt; noch mehr zeigte ſich dies bei dem, allerdings viel auffallenderen Zögern Leibnitzens am kaiſerlichen Hofe. Eines Tages (lieſt man), als ein Hündchen, welches verloren gegangen war, zu Hannover ausgetrommelt wurde, ſagt der Kurfürſt, halb Scherz, halb Ernſt: „Ich muß wohl meinen Leibnitz auch austrommeln laſſen, um zu erfahren, wo er jetzt ſtecken mag.“ Einige Monate vor dem Tode der Kurfürſtin Sophie ließ endlich der Kurfürſt Leibnitzen ernſtlich zur Rückkehr auffordern. Der Miniſter von Bernſtorf fragte ihn in einem

Schreiben von Hannover, den 30. März 1814, ob er noch immer nicht an ſeine Rückkehr denke. „Seine Kurfürſtliche Majeſtät fängt an, darüber ungeduldig zu werden, und ich ſelbſt kann Ihnen nur als Freund und Diener rathen, ihn in dieſem Punkte zufrieden zu ſtellen.“ Es bleibt immer auffallend, daß Leibnitz in dieſer Epoche, wo ſein Rath willkommen und nöthiger als jemals in Hannover ſein mußte, nicht von ſelbſt dahin eilte; daß ihn die Kurfürſtin gar nicht zur Eile aufforderte. So kam es, daß Leibnitz ſeit ſeiner Reiſe nach Karlsbad zu Peter I die Kurfürſtin nicht mehr wiederſehen ſollte.

Einen Punkt müſſen wir hier hervorheben: dies betrifft das Verhältniß, welches in der letzten Lebenszeit der Kurfürſtin zwiſchen ihr und ihrem Sohne, und Erben ihrer Anſprüche auf den engliſchen Thron, ſtatt gefunden hatte. Es ſind unbeſtreitbare Nachrichten vorhanden, daß dieſes Verhältniß niemals ein vollkommen freundliches, ein harmoniſches geweſen ſei. Der Kurfürſt, welcher überall ſeine einmal gefaßte Meinung unnachgiebig durchſetzte (Leibnitz ſchrieb einmal von ihm an die Kurfürſtin: „daß er die Pflichten der ſtrengen Gerechtigkeit gern erfülle, aber nicht geneigt ſei, etwas darüber zu thun“), hielt die Kurfürſtin Mutter in der Regierung ſeines Staates ſtets in einer gewiſſen Entfernung. Was insbeſondere die Grundſätze und Anſichten über die Angelegenheiten Englands bei der Ausſicht der Erbfolge in dieſem von Partheien damals zerriſſenen Lande betraf, ſo waren, dies lehrte der Erfolg, die der Kurfürſtin viel ſtaatsklüger als diejenigen, durch deren Richtſchnur nachmals Georg I die erſten Jahre ſeiner Regierung bezeichnet hat; wir kennen die Grundſätze der Kurfürſtin nemlich genau durch Leibnitz, weil ſie zu gleicher Zeit die ſeinigen waren; kurz, weil es keine andern waren, als die, welche der Stand der Partheien in England allen aufgeklärten und patriotiſchen Staatsmännern und Bürgern von ſelbſt vorzeichnete. So weit ging zuletzt die Entfernung der Kurfürſtin von ihrem Sohne, daß (ſo berichtet wenigſtens Wilhelm Coxe in Marlboroughs Denkwürdigkeiten) dieſe Fürſtin, bei der Wahrſcheinlichkeit des nahen Thronwechſels, ſchon daran dachte, ihren unmittelbaren Nachfolger von jeder Theilnahme an den engliſchen Staatsgeſchäften auszuſchließen, und ſolche dem nachmaligen Prinzen von Wales zuzuwenden. Deshalb lag ihr auch die Reiſe des Kurprinzen nach London ſo ſehr am Herzen. In der Eiferſucht gegen den Kurfürſten mochte auch der Grund liegen, daß ſie ſich, mehr als er, zu der Parthei der Torys neigte, und mit dem Grafen von Strafford einen geheimen Briefwechſel unterhielt; was ſie indeß nicht hinderte, dem Herzog von Marlborough ein ſo hohes Vertrauen zu ſchenken, daß ſie ihm unbeſchränkte Vollmacht gab, zur Erhaltung der britiſchen Thronfolge in ihrem Hauſe zu handeln. Darin lag gerade das Princip ihrer Staatskunſt: die Partheien mit einander zu verſöhnen und zu vermitteln; und das war es, womit auch Leibnitz von Anfang an übereinſtimmte. Er war, das verſteht ſich wohl, bei dem Antheil, den er an der Thronfolge ſeines Herrn, und den er als deutſcher Patriot an dem Kampfe der Coalition gegen Frankreich nahm, weit eher Wigh als Tory; bei dem Streite zwiſchen ihm und Newton, welcher im Jahre 1713 heftiger als je entbrannte, fiel es Leibnitzens Freunden in England, wie dem oftgenannten Thomas Burnet, auf, daß ſeine Gegner in der Königlichen Societät der Wiſſenſchaften wider ihn eher als einen Whig, als gegen ein Mitglied der Societät geſchrieben hätten; worauf Leibnitz bemerkte: „er habe geglaubt, daß Newton ein wenig auf der Seite der Whigs ſtände; er hätte ſich wenigſtens niemals vorgeſtellt, daß der Partheigeiſt ſogar auf die mathematiſchen Wiſſenſchaften übergehen würde.“ Indeſſen war er doch auch von dem Feſthalten ſchroffer Gegenſätze ſehr entfernt. Nach dem Miniſterwechſel in England und dem Sturze der Whigs legt er **1710** vor Thomas Burnet das charakteriſtiſche Bekenntniß ab: „Nur die Extreme ſind tadelnswerth bei den Torys, wie bei den Whigs. Die Gemäßigten von beiden Seiten werden ſich leicht verſtehen. Die übertriebenen Torys ſind die Jacobiten, und die übertriebenen Whigs ſind die Republikaner. Sagen Sie mir doch, mein Herr, ob die gemäßigten Torys nicht anerkennen, daß es außerordentliche Fälle giebt, wo der paſſive Gehorſam aufhört, und es erlaubt iſt, dem Souverain zu widerſtehen; und ob die gemäßigten Whigs nicht übereinſtimmen, daß man nicht leichtſinnig (legèrement), oder anders als großer Urſachen willen, zu dieſem Widerſtande ſchreiten dürfe? Es verhält ſich ganz ſo mit dem erblichen Rechte der Succeſſion; von welchem man nicht abgehen darf, wenn nicht das Wohl des Vaterlandes die Völker dazu zwingt; denn zu glauben, daß in dieſen Dingen ein unveräußerliches göttliches Recht liege, das heißt bis zur Superſtition gehen, da dieſe Strenge nicht einmal beim

Sabath ſtatt findet. Wenn auf die Art die Vernünftigen bei beiden Partheien von dem Weſentlichen nicht ſehr entfernt ſind, ſo ſcheint es mir, daß alle dieſe Streitigkeiten größtentheils nichts als Zeitvertreib und Vorwand ſind, und man nur auf Stellen und Einfluß ausgeht. Das beſte wäre, Leute von Fähigkeit unter beiden Partheien, aber von guter Geſinnung anzuſtellen, ohne auf ihre Parthei und ihre ſpeculativen Meinungen zu ſehen.“ So ſchrieb auch Leibnitz im Jahre 1713 in einem Briefe aus Wien an einen Staatsmann am Hannöverſchen Hofe: „Wir müſſen zwiſchen den Torys und Whigs unentſchieden bleiben; es giebt unter beiden Gemäßigte, die für uns ſind; ſo wie die Uebertriebenen unter den erſteren für den Prätendenten ſind, unter den anderen aber für einen König (wenn man ja einen haben müßte), der nicht mehr zu bedeuten hätte, als der Doge von Venedig. Wir brauchen keine außerordentlichen Koſten anzuwenden; es iſt genug, wenn unſer Hof Eifer für das Wohl der Nation und Zuneigung gegen die Gemäßigten der einen und der anderen Parthei an den Tag legt.“ Dies waren Grundſätze, mit welchen auch die Kurfürſtin Sophie bis an ihr Ende übereingeſtimmt hatte. Die Günſtlinge Georgs dagegen, vorzüglich ſein erſter Miniſter von Bernſtorf, theilten dieſe Principien keineswegs. Wenn aber ſchon das innige Einverſtändniß, das beſtändig zwiſchen der verſtorbenen Kurfürſtin und Leibnitz in allen Hauptfragen geherrſcht hatte (das ſie auch zu der unerſchütterlichen Beſchützerin ihres Leibnitz gemacht), dazu beitrug, die Eiferſucht der Miniſter gegen ihn zu erregen, ſo konnte, ſobald der Augenblick eintrat, zu handeln, Niemand ihnen überflüſſiger erſcheinen, als Leibnitz.

Als daher plötzlich die Nachricht von dem Tode der Königin Anna den Kurfürſten auf den Thron Englands berief, war es nicht der erſte Miniſter von Bernſtorf, welcher Leibnitzen dringend nach Hannover berief, um ſeinen Rath zu geben, ſondern der Ritter Ker von Kersland that es, welcher Leibnitzens Rath für das Wohl der neuen Regierung für weſentlich hielt. „Es iſt, ſchrieb er an ihn aus Hannover den 25. Auguſt 1714, für den Dienſt des Königs und für das Glück von Großbrittanien höchſt wichtig, daß Sie augenblicklich Wien verlaſſen, und ſich beeilen, nach Hannover zu kommen. Denn der Umfang Ihrer Kenntniſſe, beſonders in den Angelegenheiten Großbrittanniens, Ihre langjährige Erfahrung, die beſondere Achtung des Königs für Ihre Perſon ſetzen Sie mehr, als jeden andern, wer es auch ſei, in den Stand, ſein erſter Rathgeber zu werden, bevor er nach England übergeht, deſſen Sitten und Sprache er nicht kennt. Vergeben Sie mir, wenn ich mir die Freiheit nehme, Sie daran zu erinnern, daß für den Erfolg der großen Unternehmungen viel von den erſten Schritten abhängt. Wenn der Anfang ſchlecht iſt, ſo macht man ihn ſchwer wieder gut. In Betracht der Spaltungen und Erbitterungen, welche in England herrſchen, wird der König großer Aufmerkſamkeit bedürfen, um den Verlegenheiten, die ihn unfehlbar umringen werden, zu entgehen, im Falle er mehr Neigung für die eine, als für die andere Parthei an den Tag legte.“

„Mit Schmerz (fährt er fort), benachrichtig ich Sie, daß ich die Miniſter von Hannover in unſern Angelegenheiten ſchlecht unterrichtet finde. Bernſtorf ſelbſt läßt ſich von einem Unwiſſenden, Namens Robethon, bei der Naſe herumführen, einem Menſchen, der ihm nichts zu empfehlen hat, als ſeine Privatintereſſen, und deſſen Partheigeiſt und Inſolenz; in dieſer kritiſchen Conjunctur, von welcher unſer künftiges Glück abhängt, viel Böſes thun kann.“

Von dieſem Robethon führt Kersland einen Zug an, den wir um ſo weniger übergehen dürfen, als wir ſonſt eine ſchöne Handlung Leibnitzens (wie es Federn und von Murr widerfuhr), nur halb verſtehen würden. Der patriotiſche Kersland nemlich wurde zuletzt mit ſeinem wohlgemeinten, aber unaufgeforderten Eifer ſowohl dem Könige Georg, als ſeinen deutſchen Miniſtern, noch vor ihrem Abgange von Hannover, läſtig; aber ſein Eifer riß ihn fort, und im Haag, wohin er dem Könige folgte, ſetzte er eine neue Denkſchrift an ihn, über die von ihm zu befolgende innere Politik in England auf; er überreichte ſie dem Miniſter, Freiherrn von Görz, deſſen Redlichkeit und Unabhängigkeit er ſehr hervorhebt. Dieſer machte ihm hier auf eine würdige Belohnung ſeiner Dienſte, und einen angemeſſenen Erſatz für die, aus ſeinem eignen Vermögen für die Sache Hannovers gebrachten, Opfer Ausſicht, wenn man in England angelangt ſein würde. Einige Kaufleute im Haag riethen ihm, um die Statthalterſchaft der Bermudiſchen Inſeln anzuhalten, und Görz verſprach dieſe Bitte nach Kräften zu unterſtützen; auch Bernſtorff, welcher wußte, daß Ker auf ſeiner Reiſe nach Wien mehr als tauſend Pfund

Sterling ausgegeben hatte. Doch als ihm jemand zu verſtehen gab, die Bedingung zur Erlangung ſeines Wunſches wäre vor allen Dingen ein Geſchenk von **500** Guineen an Robethon, als den Kanal für die Verleihungen von Seiten des Baron Bernſtorf, wies Ker dies mit entſchiedenem Unwillen zurück und leiſtete lieber Verzicht. Nichts deſto weniger fuhr Kersland unermüdet in ſeiner Ergebenheit im Dienſte des Königs fort, er unterhielt einen ausgebreiteten Briefwechſel, und wendete nicht nur ſein ganzes Vermögen darauf, ſondern ging deshalb Schulden in England und Deutſchland ein. Er war es, welcher die Jacobitiſche Verſchwörung des Grafen Mar in Schottland zuerſt entdeckte und dem Miniſter Bernſtorff anzeigte, doch ohne daß ſein Wink anfangs beachtet wurde; ein Fehler, welcher nur durch das Blut und das Unglück vieler Familien gut gemacht werden konnte. Zum Danke für alle dieſe Anſtrengungen waren ſeine wiederholten Bitten um Erſatz der Unkoſten, um Rettung aus ſeinen für das Intereſſe der guten Sache eingegangenen Schulden bei Bernſtorff vergeblich. Da bekennt er denn, (an der Stelle, wo er von Leibnitzens Tode ſpricht), daß Leibnitz von der ſchlechten Behandlung, welche ihm zu Theil wurde, ſo gerührt worden war, daß er eine Schuld von zweihundert und dreißig Pfund Sterling, welche Kersland in Deutſchland einzugehen genöthigt geweſen war, *ohne ſein Wiſſen* aus ſeinem eigenen Gelde gelöſcht hatte. Und dies führt von Murr blos als eine Widerlegung derjenigen an, welche Leibnitz Geiz oder Habſucht beimaßen! Er fühlte nicht, daß wenn ſelbſt dieſer

Vorwurf gegründet wäre, Leibnitzens Handlung nur um ſo bewundernswerther ſein möchte.

Der König Georg und ſein Gefolge war ſchon ſeit einigen Tagen von Hannover abgegangen, als erſt Leibnitz, von Wien zurückgekehrt, in der zweiten Hälfte des September, hier eintraf. Er konnte nur noch ſeine Rückkehr dem Könige ſchriftlich anzeigen, und ſeinen Glückwunſch zu der Thronbeſteigung darbringen; aber er nahm ſich vor, ſo bald als möglich dem Könige nach London zu folgen. Er ſprach ſich hierüber und über die Parthei, welche er als Rathgeber des Königs zu ergreifen gedachte, in ſeiner Antwort an Ker von Kersland, aus Hannover den 8. Oktober **1714**, aus. Er geſteht zuerſt ſein Bedauern, daß das ſchlechte Wetter und ſein hohes Alter ihm nicht möglich gemacht hätten, zur rechten Zeit in Hannover einzutreffen. „Ich glaube, fährt er fort, daß wenn ich die Poſt genommen hätte, ich den König noch im Haag hätte treffen können; allein ich fürchtete, daß die Menge der Beſuche und der Drang der Geſchäfte, von welchen er überſchüttet ſein wird, ihm nicht Muße gelaſſen hätten, mich über eine ſo wichtige Sache, als die, um welche es ſich handelt, anzuhören. Indeſſen habe ich beſchloſſen, nach London hinüber zu gehen; aber ich kann Ihnen nicht beſtimmt ſagen, ob es in Begleitung der Prinzeſſin (von Wales, ſie war in Herrenhauſen auf einige Zeit zurückgeblieben, wo Leibnitz ihr Geſellſchaft leiſtete), oder ein andermal ſein wird.

„Ich vernehme mit Freuden (ſagt er ferner), daß Sie ſich Ihrer Pflicht gegen Ihren König und Ihr Vaterland ſo treu entledigt haben. Ich habe mit Vergnügen die Denkſchrift geleſen, welche Sie mir zuzuſchicken die Güte hatten. Ich theile vollkommen Ihre Meinung, und es war auch die der verſtorbenen Kurfürſtin.“ Hier wiederholt Leibnitz ſeine Maximen über die ſchwierige Stellung des Königs zwiſchen den Whigs und den Torys, und fügt hinzu: „Der König muß ſchlechterdings ſeiner Nation die freie Wahl der Glieder des Parlaments laſſen, und in dieſer Hinſicht den gehäſſigen Intriguen und Beſtechungen, welche unter den frühern Regierungen üblich geweſen, ſich widerſetzen; dies wird eine Verſammlung von Männern von Ehre und Verdienſt hervorbringen, welche nur das allgemeine Wohl der Nation und andere uneigennützige Handlungen im Auge haben werden. Ich hoffe, wie ich es wünſche, daß unſre deutſchen Miniſter (er meinte Bernſtorf und Görtz) es niemals unternehmen werden, ſich in die Angelegenheiten Großbrittaniens zu miſchen; dies wäre nicht nur etwas ſehr Ungerechtes an ſich ſelbſt, ſondern auch ein Weg, um den König in der Liebe ſeines Volkes zu Grunde zu richten.“ —

Dem damals ausgeſprochenen Vorhaben Leibnitzens, ſich zum Könige nach London zu begeben, ſetzte ſich indeß vom erſten Augenblicke an der Miniſter von Bernſtorf auf das entſchiedenſte entgegen, und ſo oft als Leibnitz, auch im nächſten Jahre, um die Erlaubniß dazu anhielt. Bernſtorf ſchrieb ihm ſeine Meinung, von London den 1. November 1714: „Ich habe meine Antwort auf Ihren Brief aufgeſchoben, weil man uns gemeldet hatte, daß Sie ſich hieher nach dieſem Lande auf den Weg begeben wollten, und ſchon trafen hier ſogar Briefe für Sie ein; Sie thun wohl, mein Herr, in Hannover zu bleiben, und Ihre Arbeiten wieder vorzunehmen; Sie können durch nichts Ihren Hof beſſer machen, oder die frühern Abweſenheiten beſſer vergütigen, als wenn Sie Seiner Majeſtät, wann Sie nach Hannover kommen werden, einen guten Theil der Arbeiten, welche Sie ſeit lange erwarten, vorlegen. Ich hoffe, mein Herr, Sie werden die Kapitel, von denen wir vormals geſprochen haben, nicht vergeſſen, namentlich das Kapitel de migratione gentium. Herr Eccard hat uns verſprochen, mehrere für Ihre Abſichten dienliche Materialien vorzubereiten, und ſo hoffe ich, mein Herr, daß Sie das Werk, zur Genugthuung des Herrn und zu Ihrem eignen Ruhme, um ſo eher werden vollenden können.“ Um dieſe Zeit hatte nemlich der König den ehemaligen Secretair Leibnitzens, ſeit 1706 Profeſſor der Geſchichte an der Univerſität Helmſtädt, Johann Georg Eccard, zu ſeinem Hiſtoriographen ernannt, welcher von damals ab, ſo lange Leibnitz lebte, ihm bei dieſem Werke zur Seite ging.

Eine Antwort in demſelben Geiſte, deren ſcharfe Ironie niemand tiefer empfinden konnte, als Leibnitz ſelbſt, erhielt er im folgenden Jahre, vom 5. April 1715. Es kränkte ihn auch ſchon längere Zeit, daß man ihm, ſo lange er in Wien war, den Gehalt und mehrere gemachten Auslagen zurückhielt, am meiſten aber, daß der König ſich über ſeine hiſtoriſche Arbeit, vor dem Abgang nach England, in einer Ordre an die zurückbleibenden Miniſter herabſetzend geäußert hatte. Er verhehlte dies alles den Miniſtern von Bernſtorf und von Görtz keineswegs. Er ſchrieb an dieſen, den 20. September 1714: „Dieſe Artikel dürften ſchlecht ſtimmen zu der Arbeit und dem Eifer ſo vieler Jahre, und zu der Aufmerkſamkeit, welche ich hatte, größere Vortheile abzuweiſen, ſo bald es zweifelhaft war, ob ſie ſich mit dem Dienſte eines Herrn vertrügen, deſſen Größe ſtets einer der Gegenſtände meines Eifers geweſen iſt.“ Einen ſpätern Brief an Bernſtorf, vom 28. December 1714, worin er ſeinen längern Aufenthalt in Wien von neuem umſtändlich entſchuldigte, ſchließt er mit den Worten: „Indeſſen ſind es nicht ſowohl meine Rückſtände, welche mir am Herzen liegen, als die üble Meinung, welche Seine Majeſtät von meiner Arbeit zu haben ſchien, und welche in einem Poſtſcriptum ausgeſprochen iſt, welches die zurückgelaſſenen Miniſter mir gezeigt haben. Und was mich mehr, als ich zu ſagen vermag, ergriff, war, zu ſehen, daß, während Europa mir Gerechtigkeit widerfahren läßt, man es hier nicht thut, wo ich das meiſte Recht hätte, es zu erwarten (qui m'a touché plus que je ne saurais dire, de voir que, pendant que l'Europe me rend justice, on ne le fait pas, où j'aurois le plus de droit de l'attendre).“

Leibnitz mußte ſich nun einmal in die ihm vorgezeichneten Schranken fügen, und er ſchickte ſich jetzt wirklich an, die ſeit einigen Jahren völlig unterbrochene Ausarbeitung der Geſchichte des Hauſes Braunſchweig wieder aufzunehmen, kehrte auch im Uebrigen in das alte Geleis ſeiner nach allen Seiten gerichteten Thätigkeit in Abſicht der Wiſſenſchaften und der Literatur zurück, immer aber die Blicke auf die Angelegenheiten in England gerichtet. Seinem Freunde, Ker von Kersland, welcher ſich nach dem unglücklichen Ausgang der Verſchwörung des Grafen von Mar nach Holland begab und bei

Leibnitz in ſeinen Brieſen die alten Klagen wieder ausſchuttete, geſtand dieſer in ſeiner Antwort, vom Jahre 1716, wie er mit Schmerz ſähe, daß die Hannoverſchen Miniſter die Rathſchläge, welche er ihnen ſo oft gegeben, in den Wind geſchlagen hätten. Er hätte mehrmals um Erlaubniß angehalten, nach London zu gehen, ohne ſie erhalten zu können, und er ſei daher entſchloſſen, ſogleich nach der Beendigung ſeiner Geſchichte des Hauſes Braunſchweig, ſich nach Wien zurückzuziehen und den Reſt ſeiner Tage daſelbſt zuzubringen.“ Es darf nicht überraſchen, fügt Kersland dieſem Bekenntniſſe Leibnitzens hinzu, daß die Hannoveraner ſich der Reiſe des Herrn von Leibnitz widerſetzt hatten, denn ſie wußten, daß dieſer große Mann ſich nur bemüht hatte, ihren Entwürfen, ſo wie den eigennützigen Abſichten, welche ſie bewogen hatten, ſich in die Angelegenheiten Großbrittaniens zu mengen, entgegenzuarbeiten. Ker geſteht ſogar, daß blos Leibnitzens wiederholte Vorſtellungen, daß ſeine Anweſenheit ſchlechterdings in England und Schottland nothwendig wäre, ihn vermocht hätten, von Holland nach England zurückzukehren.

Von dem Wunſche bewegt, ſich einen angenehmern Zufluchtsort für ſein Alter, bei den eingetretenen Verhältniſſen in Hannover, zu ſichern, wandte Leibnitz ſich im Jahre 1715, kurze Zeit vor dem Tode Ludwigs XIV, auch an den Jeſuiten Pater Tournemine in Paris, in der Abſicht, ſich dahin überzuſiedeln.

Mit dieſem gelehrten Jeſuiten ſtand Leibnitz zu dieſer Zeit in einem wiſſenſchaftlichen Controvers wegen ſeiner 1715 herausgegebenen Abhandlung De origine Francorum; eine

Streitigkeit, welche ihrem perſönlichen Verhältniſſe keinen Eintrag that. Leibnitz ſtellte in jener Schrift die, er ſagt ſelbſt, ein wenig paradoxe Behauptung auf, welche er jedoch auf Texte der Alten ſtützte: daß die Franken urſprünglich an der Oſtſee, zwiſchen der Elbe und Oder, gewohnt, ſpäter ſich zwiſchen dem Main und dem Harzgebirge gelagert, dann zwiſchen der Weſer und dem Rhein, und zuletzt nach Frankreich übergegangen wären. In Deutſchland beſtritt ihn Gundling, wie unter den Franzoſen Tournemine, beiden antwortete er: jene aber behielten, weil Leibnitz unterdeſſen ſtarb, das letzte Wort. Spätere Forſcher gaben dem Streite eine unvermuthete Wendung, indem ſie in dem Namen der Franken, ſo gut wie in den meiſten andern aus den Zeiten der Völkerwanderung, einen Miſchnamen erkannten. Leibnitz hielt den von ihm den Franzoſen gegebenen Urſprung ſo wenig in Widerſpruch mit dem Nationalſtolz dieſer Nation, daß er, ganz kurz vor dem Tode Ludwigs XIV, durch Vermittelung des Herrn Remond von Montmort und des Miniſters von Torcy, eine franzöſiſche Ueberſetzung der Abhandlung in zierlicher Handſchrift dem Könige überreichen ließ. Auf die Rückſeite des Titels ſetzte er die Verſe:

Exiguis egressa locis Gens Francica tandem
  Complexa est Sceptris Solis utramque domum,
Magne Tibi LODOIX debet fastigia tanta,
  Et capit ex uno Natio fata Viro.

Es war zur Zeit, da Leibnitz einen Augenblick dahin ſtrebte, Hannover mit Paris zu vertauſchen. Der Pater Tounemine ſagte es ausdrücklich nach Leibnitzens Tode, im Journal des

Savans von **1732**. „Herr von Leibnitz beehrte mich ſeit zwanzig Jahren mit ſeiner Freundſchaft... Er ging in ſeinem Vertrauen ſo weit, daß er ſich mir über ſein Vorhaben, ſich nach Frankreich überzuſiedeln, eröffnete. Es war im Jahre **1715**, daß er mir davon ſchrieb. Der ſelige König Ludwig der Große, unſterblichen Andenkens, las dieſen Brief, und trug mir auf, darauf zu antworten, daß er die ganzen Verdienſte des Herrn von Leibnitz kennte, daß er ihn mit Vergnügen an ſeinem Hofe ſehen, und daß er ihm den Aufenthalt ſo angenehm machen würde, als er für Frankreich nützlich ſein werde.“ Dieſer Pater ſagt aber kein Wort davon, daß er in Leibnitz gedrungen hatte, zur katholiſchen Kirche überzutreten, und daß Leibnitz in ausführlichen Briefen ihm, wie vielen andern vor ihm, die Gründe auseinandergeſetzt, welche ihn am Uebertritt hinderten. Tournemine hat, ſo viel wiſſen wir, dieſe Briefe Leibnitzens nie zeigen wollen. Es bleibt die Frage, ob Leibnitz, auch wenn Ludwig XIV nicht bald darauf mit Tode abgegangen wäre, ſein Anerbieten angenommen hätte: er war wenigſtens dem Regenten hinlänglich bekannt, und deſſen Mutter, der Herzogin von Orleans, zu befreundet, als daß der Tod des Königs ein wirkliches Hinderniß ſeines Entſchluſſes geweſen ſein ſollte.

Das Gerücht indeß, daß Leibnitz bei dem Könige von England, ſeinem Herrn, in Ungnade gefallen ſei, verbreitete ſich in Deutſchland, wie im Auslande, zu Leibnitzens großem Mißvergnügen. Ancillon, Mitglied der Societät der Wiſſenſchaften in Berlin, welcher das Gerücht dem Abbé Bignon in Frankreich mitgetheilt hatte, und ſich ſpäter dann bei

Leibniz durch ſeinen theilnehmenden Eifer entſchuldigen wollte, erhielt von ihm eine Lehre. „Ich bin, ſchrieb er ihm den 16. Mai 1716, von Ihrer guten Abſicht ganz überzeugt; aber wir haben hier ſehr verſchiedene Maximen. Ich glaube nicht leicht, was man mir zum Nachtheil eines Andern ſagt, beſonders bei meinen Freunden, gleichviel ob es ſich um ein phyſiſches, oder ein moraliſches Uebel handelt. Nicht einmal krank oder todt will ich ſie glauben, und ich halte es mit denjenigen Rechtsgelehrten, welche annehmen, daß ein Menſch hundert Jahre lebt.“

Leibnizens Antheil an dem Glücke der Regierung in England blieb ſich unter allen dieſen Verhältniſſen gleich; er gab den Beweis davon in einer Schrift, welche er zwar verleugnete, deren Echtheit aber nichts deſto weniger feſtſteht. Es erſchien 1715 unter den mancherlei Schriften der Jacobiten gegen das Haus Hannover eine mit dem Titel: **Avis aux propriétaires Anglais.** Dem Miniſterium des Königs, als Anhängern der Whigs, wird darin (wie oft nachher, und ſelbſt in unſern Tagen) zum Vorwurf gemacht, daß ſie Handel und Gewerbfleiß auf Koſten der Grundeigenthümer begünſtigten, auf die Unterdrückung der Nationalkirche ausgingen, dagegen die Freidenker und Atheiſten beſchützten; ein ſtehendes Heer errichten wollten u. ſ. w. Dem Könige Georg I ward überdies, unter verſtellter Ehrerbietung, ſein Widerwille gegen engliſche Nationalkirche und Nationalität überhaupt vorgehalten. Dieſer Schrift nun ſuchte Leibniz durch die Gegenſchrift: **Anti-Jacobite ou Faussetés de l'Avis aux propriétés Anglais etc.** entgegenzuwirken. Man erkennt ihn bald an dem Geiſte der Verſöhnung und Vermittelung, den Partheien gegenüber. „Dieſe Vorurtheile einer Oppoſition, ſagte er, haben ſich nachgerade der Geiſter bemächtigt; aber es iſt zu Englands Glücke daran gelegen, daß ſie mit der Wurzel ausgeriſſen werden.“ Und indem er dies auf den Nerv der Frage anwendet, bemerkt Leibnitz: „Die Kultur der Grundſtücke iſt die Baſis der Größe der Nation, wie der Stamm und die Wurzel die eines Baumes. Aber der Handel und die Manufacturen ziehen das Geld vom Auslande herein und bereichern das Königreich; ſie ſind wie die Zweige des Baumes, welche ihn blühend und fruchtbringend machen. Das eine bedarf des andern. Die Leute, welche den Boden beſitzen, verkaufen ihr Getreide gut, wenn der Handel blühend iſt; und andererſeits ſind die Handelsleute und Manufakturiſten im Wohlſtande, wenn die Lebensmittel im Ueberfluſſe ſind, wenn man ihnen im Lande gute Wollen und andere Handelsartikel liefert. Diejenigen hinwiederum, welche durch den Handel Vermögen erworben haben, ſuchen Güter zu erwerben, denn ſie wiſſen, daß es das beſte Mittel iſt, ihre Familien zu befeſtigen. Die Abgaben aber müſſen ſo proportionirt ſein, daß dieſe Harmonie nicht geſtört werde.“ Zum Schluſſe hält Leibnitz dem nächſten Parlamente den ganzen Umfang und die Größe ſeiner Aufgabe vor. Außer den materiellen und politiſchen Bedürfniſſen der Gegenwart ſolle man auch Mittel gegen die Unordnungen ergreifen, welche gegen die Frömmigkeit und die Moral ſtreiten, den Zorn des Höchſten auf die Menſchen herabziehen und das vorhandene Unglück bedeutend vermehren. „Der verderbliche Frieden von

Utrecht, ruft er zuletzt aus, unſre elenden Handelstractate und die drohende Verringerung unſers Handels; Mardik als Erſatz für Dünkirchen... endlich die Schlangen, welche wir in unſerm Buſen, in England, Schottland und Irland nähren, das ſind Dinge, welche nur zu viel Wachſamkeit und wirkſame Hilfsmittel erfordern.“

Vermöge der regen Theilnahme, womit Leibnitz ſeit dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts bis an ſeinen Tod den öffentlichen Angelegenheiten Englands ſich zuwandte, repräſentirte er ſchon dieſes ganze Jahrhundert mit ſeinen Beſtrebungen und Wünſchen in Betreff einer geſellſchaftlichen und politiſchen Wiedergeburt Europas, wobei ſeit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, ſeit Montesquieu, England als feſter Punkt angeſehen worden iſt, als Muſter und Beiſpiel eines Staates, deſſen Verfaſſung und Wohlfahrt auf der Entwickelung des öffentlichen Lebens und der bürgerlichen Freiheit beruhte. Andrerſeits hat auch Leibnitz in dem Abnehmen des Gemeingeiſtes in Europa den Keim der Auflöſung der alten Staaten geſehen und ſie in prophetiſchen Worten an einer Stelle ſeiner „Neuen Verſuche über den menſchlichen Verſtand“, alſo im Jahre 1704, angedeutet. „Ich finde, ſagt er hier, daß Meinungen, welche an eine gewiſſe Zügelloſigkeit ſtreifen, und welche nach und nach ſich der Männer der großen Welt, von denen die übrigen ſich führen laſſen und die Angelegenheiten abhängen, bemächtigen und in die Modebücher ſich einſchleichen, Alles für die allgemeine Revolution, von welcher Europa bedroht iſt, vorbereiten und das, was in der Welt noch übrig iſt von jenen großherzigen Gefühlen der alten Griechen und Römer, welche die Liebe zum Vaterlande und die Sorge für die Nachwelt dem Vermögen und ſelbſt dem Leben vorzogen, vollends zerſtören. Jene public spirits, wie ſie die Engländer nennen, nehmen außerordentlich ab und ſind nicht mehr Mode: ſie werden immer mehr aufhören, wenn ſie nicht länger durch die gute Moral und durch die wahre Religion, welche die natürliche Vernunft ſelbſt uns lehrt, unterſtützt werden. Die Beſten von dieſer Seite haben kein anderes Princip, als das, was ſie die Ehre nennen... Laut ſpottet man über die Liebe zum Vaterlande, man macht diejenigen lächerlich, welche für das Allgemeine Sorge tragen, und wenn irgend ein wohlgeſinnter Menſch davon ſpricht, was die Nachwelt ſagen werde? ſo giebt man zur Antwort: alors comme alors! Aber es kann dieſen Perſonen begegnen, daß ſie die Uebel ſelbſt erfahren, welche ſie den andern vorbehalten glauben. Wenn man ſich noch von dieſer Krankheit einer geiſtigen Epidemie beſſert, deren ſchlechte Wirkungen ſich zu zeigen anfangen, ſo wird man dieſen Uebeln vielleicht vorbeugen können; doch wenn ſie immer zunimmt, ſo wird die Vorſehung die Menſchen durch die Revolution ſelbſt, welche daraus entſtehen muß, beſſern; denn was auch immer kommen mag, ſo wird jederzeit am Ende der Rechnung alles im Ganzen ſich zum Beſten wenden, obgleich dies nicht eintreffen ſoll und kann, ohne die Züchtigung derjenigen, welche ſogar durch ihre ſchlechten Handlungen das Gute mit herbeigeführt haben werden..." Aehnliche Anſichten äußerte Leibnitz auch einmal mündlich in Bezug auf die Fürſten, in einer Unterredung mit der Kurfürſtin

Sophie, welche ſich auf einem Blatte in ſeinem Nachlaſſe vorgefunden hat.

Der König Georg I konnte ſich rühmen, die zwei größten Männer des Jahrhunderts, Newton und Leibnitz, zu ſeinen Unterthanen zu haben. Zum Unglück waren dieſe großen Nebenbuhler jetzt feindlicher einander gegenüber geſtellt, als jemals. Im Jahre **1716** ward endlich ihr Streit ſowohl über die Erfindung der Differentialrechnung, als über die Theorie der Attraktion eine Angelegenheit des Hofes. Aber auch hier ſtand Leibnitz, ſchon wegen ſeiner Entfernung, gegen Newton und das wiſſenſchaftliche England in entſchiedenem Nachtheile; ſeine Briefe an die Prinzeſſin von Wales, die Gräfin Kielmansegge und andere Herren und Damen am Hofe konnten ihn ſelbſt nicht erſetzen. Der König ließ ſich von dem gelehrten Abbé Conti, an welchen Leibnitz und Newton die für einander beſtimmten Briefe richteten, den Urſprung und den Verlauf der, Aufſehen machenden Streitigkeit umſtändlich erklären; aber da Conti ſelbſt auf Newtons Seite ſich neigte (denn er ſtellte die Frage mit den Andern einſeitig nach der Priorität der beiden zwar ähnlichen, aber doch weſentlich verſchiedenen Methoden); da der König ſelbſt gegen Leibnitz damals eingenommen war, ſo konnte ſeine Meinung nicht allzugünſtig für letztern ausfallen. Er äußerte ſich hierüber nach einiger Zeit gegen Leibnitz ſelbſt, bei ſeinem Beſuche, welchen er im Sommer **1716** ſeinen Erblanden machte, und zwar in Pyrmont, wohin Leibnitz im Auguſt ſich begab, um dem Könige (es war zum letzten male) ſeinen Hof zu machen. Der König ſagte dort unter andern: „der Abbé Conti werde einmal nach Deutſchland kommen, um ihn zu bekehren.“ Dies erzählte Leibnitz ſeinem Freunde Remond, den 15. Juli 1716, fügte aber hinzu: „Il faut voir.“ Man ſieht aus der Aeußerung Königs Georg I: er wußte, was er an Leibnitz, auch neben Newton, hatte. „Ich preiſe mich glücklich, hörte man ihn ſagen, daß ich zwei Reiche beſitze, in deren einem ich einen Leibnitz, in dem andern einen Newton meinen Unterthan nennen kann.“

Sein geſchichtliches Hauptwerk, die **Annales Imperii Occidentis Brunsvicensis** wurde indeſſen, in Folge des ſeit der Rückkehr von Wien darauf verwandten Fleißes, der Vollendung immer näher geführt. Leibnitz ſtattete über den Fortgang von Zeit zu Zeit dem berühmten Ludwig Anton Muratori, ſeit 1700 Bibliothekar und Archivar des Herzogs von Modena, Bericht ab. Der erſte Band hätte ſchon zu Ende des Jahres 1715 dem Drucke übergeben werden können, wie Leibnitz dem Baron von Görz anzeigte; er zog es indeß vor, damit bis auf die Vollendung des zweiten und letzten Bandes zu warten, welche im Jahre 1716 unfehlbar erfolgen ſollte. Das in der Königlichen Bibliothek aufbewahrte, noch immer ungedruckte Manuſcript dieſes Werkes beweiſt, daß Leibnitz nicht aus dem Leben ſchied, ohne ſein Wort gelöſt zu haben: mit Recht aber muß noch jetzt die Dringlichkeit, womit die Miniſter Georgs I Leibnitzen dieſe Vollendung zu einer Ehrenſache gemacht haben, befremden, wenn man bedenkt, daß es der Regierung des Königs nach Leibnitzens Tode gar nicht Ernſt war, ſein nachgelaſſenes Werk, welches ein berühmter Hiſtoriker ſehr richtig ein Lebenswerk nannte, herauszugeben; daß es alſo ſeit hundert und dreißig Jahren im Staube modert. Aber dieſer Widerſpruch iſt, nach dem, was uns Leibnitzens Verhältniſſe zu den Miniſtern, von **1714** bis an ſeinen Tod, lehren, für uns keiner mehr. Den Inhalt des Werks kennt man bisher nur aus einer, von Leibnitz ſelbſt zu Papier gebrachten Ueberſicht deſſelben, wie ſie Eckhart in ſeinen Materialien für Fontenelle mitgetheilt hat. Man ſieht daraus, welchen Ruhm Leibnitz ſich daraus verſprochen hat, und wie wenig gleichgültig die Herausgabe noch jetzt der Wiſſenſchaft ſein kann. Dies lehren ſchon einzelne Epiſoden daraus, welche Scheid bekannt gemacht hat, namentlich (der Protegäa zu geſchweigen) die **Flores sparsi in tumulum Johannae Papissae**. Sagt doch Leibnitz ſelbſt: „Ich wage zu behaupten, daß nichts dieſer Art zur Geſchichte des Mittelalters bisher herausgekommen iſt, worin ſo viele Irrthümer in der Geſchichte des deutſchen Reichs in Deutſchland und Italien berichtigt, und die Dinge in ein helleres Licht geſetzt worden.“ Scheid hat außerdem, im Jahre **1750**, das große von Eckart auf Leibnitzens Grundlagen aufgeführte Werk: **Origines Guelphicae**, und Eckharts Abhandlung **de migratione gentium** herausgegeben. Es wird aber Sache der Kritik ſein, die Leibnitz gehörenden Beſtandtheile und Ideen aus dieſen, aber auch noch andern Werken Eccards herauszuſondern, welcher nemlich (ſo ſagte man in Hannover nach Leibnitzens Tode) ſich gern mit des großen Mannes Federn geſchmückt hat.

Leibnitz äußerte übrigens im Jahre **1714** die Luſt, wegen der ehedem ſtatt gehabten Beziehungen Englands zu dem welfiſchen Hauſe auch ein weſentliches Stück aus der engliſchen Geſchichte in ſein Werk zu verweben, im Falle der König ihn, obgleich als Ausländer, zum Hiſtoriographen von Großbrittanien, mit den daran geknüpften Vortheilen, ernennen wollte. Er trug dies dem Miniſter von Bernſtorf in einem Schreiben vom 28. December 1714 vor. Leibnitz führte an, daß Beiſpiele vorhanden wären, wonach man ein ſolches Amt Ausländern übertragen hätte, ohne ſie erſt zu naturaliſiren; daß mithin die Parlamentsacte gegen Verleihung von Aemtern an Ausländer darauf keine Anwendung litte. Daß dieſer Wunſch ohne Erfolg blieb, iſt aus den Verhältniſſen leicht zu erklären.

Von den Entwürfen, deren Ausführung Leibnitzen, wenn er die Herausgabe der Annalen von Braunſchweig erlebt hätte, am meiſten am Herzen lag, nennen wir vor allem die Redaction und Herausgabe ſeines mathematiſchen Briefwechſels, als Gegenſtück des, unter der Aegide der Königlichen Societät in London gegen ihn herausgegebenen Commercium epistolicum. Dieſe Aktenſtücke werden nicht immer im Dunkel bleiben. Nächſtdem wollte er ſeine Dynamik, und andere Gegenſtände aus der Philoſophie und Mathematik bearbeiten. Auch hatte er, bei der nahe bevorſtehenden Beendigung ſeines Streites mit Clarke über Newtons Naturphiloſophie, die Abſicht, davon ſelbſt öffentlich, und zwar in der Form eines Briefes an den erſten Leibarzt Peters des Großen, Areskin, den er in die Acta Eruditorum einrücken wollte, Rechenſchaft zu geben. Im Hintergrunde lag dabei immer der Plan einer vollſtändigen, ſyſtematiſchen, demonſtrativen Darſtellung ſeines philoſophiſchen Syſtems, wogegen alles bis dahin von ihm bekannt gemachte, die Theodicee nicht ausgenommen, nur wie Proben ſich erhalten hätte. Endlich hatte er auch, angeregt durch die Bitten des Herrn Remond von Montmort in Paris, ſchon in Wien ſich vorgenommen, nach ſeiner Rückkehr eine Sammlung ſeiner vielen, in die verſchiedenſten Zeitſchriften zerſtreuten Aufſätze zu veranſtalten. Dies alles ſind einzelne Züge, ſo weit ſie ſich in Leibnitzens Briefwechſel in der letzten Zeit ſeines Lebens darbieten. Alle Entwürfe oder Ideen zur Erweiterung des menſchlichen Geſichtskreiſes in den Wiſſenſchaften, mit welchen ſein Geiſt in den verſchiedenen Perioden ſeines Lebens ſchwanger ging, jemals auszuführen, war nie Leibnitzens Abſicht. Er hielt ſein Jahrhundert nicht überall reif genug für ſeine Ideen, und ſcheute nichts mehr, als mißverſtanden und verkannt zu werden. Er bekannte dies nicht ſelten im Vertrauen, ſo einmal in Bezug auf einige bedeutende Folgerungen ſeines großen Princips der Continuität. „Je me flatte d'en avoir quelques idées, mais ce siècle n'est point fait pour les recevoir," ſchrieb er an einen Gelehrten im Jahre 1707. Es iſt in demſelben Briefe, wo er geſteht, er habe bis dahin den zweiten Theil ſeiner Dynamik unterdrückt, weil die üble Aufnahme, welche die Vorurtheile dem erſten bereitet hatten, es ihm verleidete. Er ſagte mit Xenocrates: non habet hujus rei ansas, wenn er einmal zur unrechten Zeit einem Gelehrten „den Puls gefühlt hatte."

Frühe aber hatte Leibnitz die Ahnung, daß er einmal mitten aus der Fülle und Friſche ſeiner täglich zuſtrömenden neuen Ideen und Entwürfe durch den Tod abgerufen werden würde: er kannte ſich zu gut. Er ſchrieb einſt an Thomas Burnet im Jahre **1696**, als eine falſche Nachricht ſeines Todes ſich nach England verbreitet hatte: „Wenn mir der Tod alle die Zeit geſtatten will, die nöthig iſt, um die Vorſätze, welche ich bereits gefaßt habe, auszuführen, ſo will ich dagegen verſprechen, keinen neuen zu beginnen und ſehr fleißig an denjenigen arbeiten, welche ich bereits habe, und nichts deſto weniger werde ich durch dieſen Vertrag einen großen Aufſchub gewonnen haben. Aber der Tod kümmert ſich nicht um unſre Entwürfe, noch um den Fortſchritt der Wiſſenſchaften.“

Als Leibnitz in Wien war, **1714**, wurde er wieder in Europa irrig für todt gehalten, vermuthlich wegen der in Wien damals herrſchenden Peſt: er nahm die Glückwünſche ſeiner Freunde dankbar und ſcherzend auf. „Das Volk in Deutſchland, ſchrieb er an Bourguet, ſagt, dies bedeute ein langes Leben.“ Ein ſolches verſprach ſich Leibnitz ſelbſt, aus Gründen, die er von ſeiner phyſiſchen Verfaſſung entlehnen zu dürfen glaubte.

„Indeſſen wollte ſeit ſeiner Rückkehr aus Wien (ſchreibt Eckhart in Leibnitzens Lebenslauf) die bei ihm immer zunehmende Gicht keine ununterbrochene Arbeit mehr zulaſſen, ſondern fing an, ſich aus den Füßen in die Hände und Schultern zu ziehen.“ Von ſeinem fünfzigſten Lebensjahre an (früher hatte er ſich einer faſt ungeſtörten Geſundheit erfreut) litt Leibnitz an dieſem Uebel, zu welchem ſich häufig Schwindel geſellte. Er berieth ſich oft über ſeine Geſundheit mit dem bereits erwähnten Doctor Behrens in Hildesheim, wie die von ihm eigends aufgeſetzten Beſchreibungen ſeiner Krankheit in Leibnitzens Nachlaß zeigen (ein Blatt dieſer Art iſt doppelt vorhanden), am liebſten jedoch war er, wie Carteſius, ſein eigener Arzt. In den letzten Jahren kam ein offener Schaden am rechten Bein hinzu; alles meiſt eine Folge ſeiner ſitzenden Lebensart, daher er ſo gern den Anlaß zu kleinen Reiſen ergriff. Er ertrug dieſe Uebel indeß mit leichtem Muthe. Den 25. April 1715 ſchrieb er an Sebaſtian Kortholt: „Ich leide von Zeit zu Zeit an den Füßen, bisweilen geht das Uebel auch in die Hände über; Kopf und Magen thun, Gott Lob, noch ihre Pflicht;“ und faſt um dieſelbe Zeit an Remond von Montmort: „das Mißtrauen in meine Geſundheit hat mich abgehalten, die Frau Prinzeſſin von Wales zu begleiten.... In der That ergriff mich die Gicht; ſie iſt nicht ſehr ſchmerzhaft, aber ſie hindert mich, anderswo, als in meinem Kabinet, thätig zu ſein, wo ich immer die Zeit zu kurz finde, und daher habe ich gar keine Langeweile, was ein Glück im Unglück iſt.“ Den 27. März 1716 ſchrieb er an denſelben, ſeine kleinen Uebel ſeien ſehr erträglich, und ſelbſt, wenn er ſich ruhig verhalte, ohne Schmerz. Sie hätten ihn nicht gehindert, eine Reiſe nach Braunſchweig zu machen, um der Herzogin, der Mutter der regierenden Kaiſerin, welche zu ihrer Tochter ging, um bei ihrer Entbindung Beiſtand zu leiſten, eine glückliche Reiſe zu wünſchen. „Wenn dieſe Uebel nicht größer würden, würden ſie mich nicht abhalten, in der Folge größere Reiſen zu unternehmen....“

Als Leibnitz gegen Ende Auguſt von Pyrmont zurückkam, wo er ſich ſeinem Herrn, dem Könige von England, vorgeſtellt hatte, war er, ſagt Eckhart, überaus heiterer Stimmung und auch geſund. Er entfernte ſich von da ab nicht mehr von Hannover, und war ganz auf Vollendung ſeines Werkes bedacht, das er nur durch kleinere Arbeiten unterbrach, wie ſie der Tag brachte. Eine ſolche (nach Eckhart ſeine letzte) war ein Entwurf über die gute Einrichtung einer Bibliothek, für den Statthalter von Erfurt, Grafen Philipp Wilhelm von Boineburg, welcher bei der Univerſität Erfurt aus eignen Mitteln eine Profeſſur der Geſchichte und des öffentlichen Rechts gegründet, und ſeine vortreffliche Bibliothek, mit einem Fonds zu ihrer Erhaltung und Vermehrung, geſchenkt hatte. Dieſer Aufſatz blieb unvollendet. Er wurde im November von der Gicht, welche ihm in die Schulter trat, heftig ergriffen. Wie gewöhnlich nahm er von einem Decoct, das ein Jeſuit aus Ingolſtadt ihm in Wien im Jahre 1714 empfohlen hatte, drei ſtarke Portionen. Doch die Verfaſſung des Organismus zeigte ſich zu ſchwach, den Trank fortzutreiben. Der Leib ſchwoll ihm auf, die innern Theile wurden angegriffen; er ward von heftigen Steinſchmerzen und Zuckungen überfallen. Es war den 14. November 1716, Abends neun Uhr; da hörte Leibnitz, daß ein geſchickter Arzt, deſſen Umgang er in Pyrmont genoſſen hatte, der fürſtlich Waldeckſche Leibarzt, Doctor Seip, in Hannover angekommen und in der rothen Schenke abgeſtiegen ſei; den ließ er durch ſeine Porteurs rufen. Er ſprach mit ihm von ſeiner Krankheit und Cur unter kurzem Athemholen, wobei er (dies erzählte ſpäter der Doctor Seip) allerhand alchymiſtiſche Discurſe mit einmiſchte, und ihm erzählte, wie der bekannte Furtenbach in Florenz die Hälfte eines eiſernen Nagels in Gold verwandelt hätte. Als Seip merkte, daß der Puls gar ſchwach ging und ein kalter Schweiß ihm an den Händen ausbrach, verhehlte er ihm nicht, daß ſein Zuſtand gefährlich wäre. Leibnitz gab zur Antwort: ſeine Hände und Füße wären von Jugend auf mehrentheils kalt, auch ſein Puls ſchwach, und wenn ihm etwas zuſtoße, ſo habe er mehrere Mittel, die er gebrauche. Weil Seip aber dieſe Mittel bei den damaligen Umſtänden nicht für dienlich hielt, bat er um Erlaubniß, ihm etwas anderes zu verordnen, und ging ſelbſt in die Apotheke, um es zu bereiten. Doctor Seip hatte ihn kaum verlaſſen, als Leibnitz unter den empfindlichſten Steinſchmerzen die Annäherung ſeines Todes ſpürte. Er wollte noch etwas aufſchreiben. Wie ihm nun Papier nebſt Dinte und Feder gereicht wurde, fing er an etwas zu ſchreiben, das er aber nicht mehr leſen konnte, als er es bei dem Lichte durchſehen wollte. Er zerriß das Papier, warf es von ſich und legte ſich zu Bett. Er verſuchte nochmals zu ſchreiben, verhüllte ſich dann die Augen mit der Schlafmütze, legte ſich auf die Seite und entſchlief ſanft, gegen zehn Uhr, nachdem er ſein Alter auf ſiebenzig Jahre, vier Monate und vier und zwanzig Tage gebracht hatte. Als Seip mit der Arznei eintrat, fand er ihn todt. „Wie er ſo ſchwach war, erzählt Eckhart, und ihn ſeine Diener erinnert, ob er nicht das heilige Abendmahl nehmen wollte, hat er geantwortet: ſie ſollen ihn zufrieden laſſen; er habe niemand etwas zu leide gethan, habe nichts zu beichten.“ Nach Andern hätte Leibnitz einem der Umſtehenden, welcher ihm das Scheiden aus der Zeitlichkeit ans Herz legte, ruhig erwiedert: „Auch die übrigen Menſchen müßten ſterben.“ —

Auf Leibnitzens Lager und den Stühlen um daſſelbe ſah der Doctor Seip viele Briefſchaften und Bücher liegen, ſo des Barclay Argenis, eines ſeiner Lieblingsbücher, in welchem er kurz vor ſeinem Tode geleſen (dieſes Buch hat ſeinen Platz auf Leibnitzens Studirſeſſel, in der Königlichen Bibliothek von Hannover, behalten), desgleichen ſeine eigne nova Methodus juris, mit an den Rand geſchriebenen Verbeſſerungen, Lynkers Instructorium forense, Pontans Progymnasmata, Alberti Interesse Religionum, u. a. Wir mögen aber den Bericht eines Ungenannten nicht verbürgen, daß Leibnitzens letzter unvollendet gefundener Aufſatz von der Sprache der Engel gehandelt habe. (Sprache der Engel, ſo nennt Leibnitz an einem Orte bildlich die Poeſie überhaupt).

Die Miniſter in Hannover ließen bei der Nachricht ſeines Todes ſogleich Leibnitzens ſämmtliche Papiere und Bücher in Beſchlag nehmen und zum Theil in das geheime Archiv, zum Theil in die kurfürſtliche Bibliothek in Verwahrſam bringen. Die Hinterlaſſenſchaft an Geld, welche, goldene und ſilberne Schaumünzen eingerechnet, die Summe von vierzehn bis ſechszehn tauſend Thaler betrug, wurde dem einzigen Erben Leibnitzens, ſeinem Schweſterſohne, M. Friedrich Simon Löffler, Paſtoren zu Probſtheyda bei Leipzig, übergeben. Als dieſer mit dem Schatze zu Hauſe eintraf, trug ſich das Merkwürdige zu, daß ſeine Ehefrau im freudigen Schreck über den gebotenen Anblick leblos zu Boden ſank. Löffler ſelbſt wußte von dem ererbten Vermögen keinen Gebrauch zu machen, und verlor ſeine Ruhe; es war ein Mann niederer Geſinnung und eines ſolchen Oheims nicht würdig: dies bewies er ſchon dadurch, daß er ſich von einem ihm zugefallenen guten Bildniſſe von Leibnitz bei einem Trödler für einige Thaler befreite.

Der Tod dieſes großen Mannes war für die Hofleute Hannovers kein Ereigniß, ſo wie ſein Leben ihnen von keiner Bedeutung war. Dazu kam die Ungnade, welche in den letzten Jahren von oben auf Leibnitz laſtete oder zu laſten ſchien. Durch Zufall kam der Ritter Ker von Kersland, in einer Miſſion an den Miniſter von Bernſtorf, den nemlichen Tag, da ſein Freund, der große Leibnitz, ſtarb, in Hannover an; was ihm, ſagt er, eine unſägliche Betrübniß verurſachte. Was ihn aber noch empfindlicher ſchmerzte, das war die geringe Ehre, welche die Hannoveraner ihm nach ſeinem Tode erwieſen; denn er wurde, drückt er ſich aus, eher wie ein Wegelagerer begraben, als wie ein Mann, welcher die Zierde ſeines Vaterlandes geweſen war. Dies beſtätigt Eckhart, welchem ganz allein die Sorge überlaſſen blieb, den großen Leibnitz „ehrlich zu beſtatten.“ „Seinen Sarg, erzählt er, habe ich ihm laſſen ſchon verfertigen. Zum Kopfe war ſein Wappen, zu Füßen ſeine Titel und Sterbezeit angeheftet. Auf jeder Seite war in der Mitten ein großes Feld und zwei kleine zu beiden Seiten. Zur Rechten in der Mitten ſtund ſein Symbolum, ſo da war: **Pars vitae, quoties perditur hora, perit.** Oben ſtund ſeine Eins in eine Null geſetzt, mit der Ueberſchrift: Omnia ad unum, ſo auf Gott und auch auf ſeinen Calculus differentialis zielet. Unten war ein nach der Sonne ſehender und ſteigender Adler mit der Ueberſchrift: Haurit de lumine lumen. Auf der andern und linken Seite des Sarges ſtunden in der Mitte die Worte Horaz's:

> Virtus recludens immeritis mori
> Coelum, negata tentat iter via,
> Coetusque mortales et udam
> Linquit humum fugiente penna.

Oben beim Kopfe ſtand das von ihm ſehr geſchätzte Sinnbild Jacob Bernouilli's, nemlich eine Spirale mit der Ueberſchrift: Inclinata resurget. Unten aber war ein in Zimmetrinden ſich verbrennender Phönix mit der Ueberſchrift: Servabit cinis honorem. (Zu den Füßen ſtanden ſeine Namen und Würden, Geburts- und Sterbetag vermerkt.) Das einzige, ſagt nun Eckhart zum Schluſſe, iſt zu verwundern, daß, da der ganze Hof ihm zu Grabe zu folgen eingeladen war, außer mir kein Menſch erſchienen: daß ich mir alſo ſehr viel gewußt, daß ich die letzte Ehre dieſem großen Manne einzig und allein erwieſen.“ Alſo auch kein Geiſtlicher folgte der entſeelten Hülle des großen Mannes. Leibnitz hatte ja in dieſer Stadt den Ruf eines Ungläubigen. „Er ging wenig oder gar nicht in die Kirche, ſchreibt Eckhart, und communicirte ſehr ſelten. Wenigſtens in neunzehn Jahren, die ich ihn gekannt, weiß ich nicht, daß ers gethan. Die Prediger ſchalten deswegen oft öffentlich auf ihn: er blieb aber bei ſeiner Weiſe. Gott weiß, was er vor Motive dazu gehabt!

(ruft dieſer Freund des großen Mannes aus). Die gemeinen Leute hießen ihn daher insgemein auf Plattdeutſch Lövenix, d. i. Glaubet nichts.“ Dieſen Scheltnamen hatte ihm, nach einigen, ein Paſtor in Hannover in der Kanzel gegeben; nach andern wäre er ihm von den ihm grollenden Jeſuiten aufgebracht worden. Als dieſe pöbelhafte Verunglimpfung eines ſo großen Weiſen der tugendhaften und geiſtvollen Herzogin Eliſabeth von Orleans zu Ohren kam, ſchrieb dieſe Fürſtin an eine Verwandte in Deutſchland: „Wenn die Leute gelebt haben wie dieſer Mann, kann ich nicht glauben, daß er von nöthen gehabt, Prieſter bei ſich zu haben. Denn ſie konnten ihn nichts lehren, er wußte mehr als ſie. Gewohnheit iſt keine Gottesfurcht und das Abendmahl, als Gewohnheit betrachtet, hat keinen moraliſchen Werth, wenn das Herz von edeln Geſinnungen leer iſt. Ich zweifle alſo gar nicht an des Herrn Leibnitz Seligkeit.“ —

So ward der große Leibnitz beſtattet! — Glücklicher Newton! glückliches und ſtolzes England, ſagen wir vielmehr! es hat ſeinen Newton wie einen Fürſten zu Grabe getragen. Der Lordkanzler, zwei Herzöge, drei Grafen trugen das Leichentuch. Das Volk von London geleitete den Verblichenen nach der Weſtmünſter-Abtei. —

Die Königliche Societät der Wiſſenſchaften in Berlin verhielt ſich bei dem Verluſte ihres Gründers und Präſidenten ſtumm. Die Königliche Societät in London, von welcher Leibnitz eines der älteſten und berühmteſten Mitglieder geweſen war, wollte den nicht laut bedauern, welchen der Partheigeiſt in ihrem Schooße verfolgte. Nur die königliche Akademie der Wiſſenſchaften in Paris gewährte dem Andenken des groſſen Mannes den Zoll der Bewunderung, welche ſein Jahrhundert ihm ſchuldig war. Das Eloge Leibnitzens von Fontenelle, dem Secretair der Academie, bleibt unübertroffen in ſeiner Gattung, trotz der dürftigen, häufig irrigen und entſtellten Materialien, welche Eckhart dazu geliefert. Fontenelle las dieſe Lobſchrift in der Sitzung vom 13. November 1717. „Weil dieſelbe ſehr lang war, finden wir in der Neuen Leipziger Zeitung von gelehrten Sachen vom 1. December 1717, hielt er in der Mitte derſelben inne; da indeſſen von Herrn Caſſini eine Abhandlung von der Größe der Fixſterne und ihrer Entfernung von der Erde geleſen wurde; worauf Herr von Fontenelle die Lobſchrift Leibnitzens vollends zu Ende las. Der Abbé Bignon, welcher hierbei präſidirte und den Kardinal von Polignac (den Verfaſſer des Anti-Lucretius) an ſeiner Seite hatte, antwortete ihm.“

Gelehrte in Deutſchland und dem Auslande verfaßten Epitaphien in deutſcher und lateiniſcher Sprache zu Leibnitzens Ehren, von welchem allenfalls die Verſe Chriſtians Goldbach: In obitum G. G. Leibnitii, einer Erwähnung verdienen. —

Von Leibnitzens äußerm Erſcheinen, Umgang, Lebensweiſe giebt Eckhart, ſo weit Leibnitz ihm ſich zu zeigen pflegte, eine dankenswerthe Schilderung. „Seine Leibes-Conſtitution betreffend, ſagt er, ſo war er mittlerer Statur, hatte einen etwas großen Kopf, in der Jugend ſchwarzes Haar, kleine und kurz-, aber ſehr ſcharf ſehende Augen. Weil er Myops war, las er lieber kleine, als grobe Schrift, und ſchrieb ſelbſt einen ſehr kleinen Charakter. Er bekam auf dem Kopfe frühzeitig eine kahle Platte, und hatte mitten auf dem Wirbel ein Gewächs von der Größe eines Taubeneies. Von Schultern war er breit und ging immer mit dem Kopfe gebückt, daß es ſchien, als hätte er einen hohen Rücken. Vom Leibe war er mehr mager, als fett, und ſtunden ihm, wenn er ging, die Beine krumm und faſt in ſolcher Figur, wie Scarron die ſeinigen beſchreibt. Er war ſtarker Complexion, aß ſehr ſtark, und trank, wenn er nicht genöthigt wurde, wenig, und allezeit Waſſer unter dem Wein, wenn er auswärts ſpeiſte; weil er ſonſt Noth vom Sodbrennen litt.“ (Kaffee war eines ſeiner Lieblingsgetränke, und Leibnitz konnte bei einer Taſſe Kaffee, wie einſt in Leipzig bei Hanſch, über die Monaden Betrachtungen anſtellen). „Zu Hauſe trank er ein wenig Bier, und hatte immer ſüßen und ſauern Wein beiſammen; dieſe miſchte er, that dazu etwas Kirſchſaft mit Zucker gekocht, und ein wenig Waſſer. Wie er niemals eine eigne Wirthſchaft geführt hat, ſo war er im Eſſen nicht wählig und ließ ſich ſelbiges aus den Wirthshäuſern auf ſeine Stube bringen; wie er denn ſtets ganz allein gegeſſen und auch keine gewiſſe Stunde gehalten, ſondern, wie es ſeine Studien gelitten, die Zeit genommen hat. Als er vom Podagra zu ſtark beherrſcht wurde, fing er an, des Mittags, außer ein wenig Milch, nichts zu eſſen; hingegen that er Abends eine ſtarke Mahlzeit und ſchlief gleich darauf ein. Er ſcherzte dabei, ſo könne er die Zeit beſſer brauchen, ſpeiſe à la Romaine, und der Magen verdaue im Schlafe beſſer, als wenn er wache. Krankheiten hat er nicht ſonderlich ausgeſtanden, außer daß er vom Schwindel bisweilen beſchwert war. Sein Schlaf war ſtark und ohne Unterbrechung. Er ging ſonſt des Nachts erſt um ein oder zwei Uhr zu Bette. Manchmal ſchlief er auch nur im Stuhle, und um ſechs oder ſieben Uhr Morgens war er wieder munter. Er ſtudirte in einem hin, und kam oft in einigen Tagen nicht vom Stuhle. Ich glaube, daß es daher kam, daß ſich am rechten Beine eine Fluxion oder offener Schade bildete. Dieſes machte ihm im Gehen Beſchwerde, er ſuchte es alſo zuzuheilen, und zwar mit nichts andern, als darauf gelegtem Löſchpapier; aber ſobald dieſes geſchehen, bekam er ein heftiges Podagra. Dieſes ſuchte er durch ſtilles Liegen zu beſänftigen, und damit er im Bette ſtudiren könnte, zog er die Beine krumm an ſich. Die Schmerzen aber zu verhindern und die Nerven unfühlbar zu machen, ließ er hölzerne Schraubſtöcke machen, und dieſelben überall, wo er Schmerzen fühlte, anſchrauben. Ich glaube, er habe hierdurch die Nerven verletzt, daß er die Füße auf die letzt gar wenig brauchen konnte; da er denn auch faſt ſtets zu Bette lag.“

„Wenn er ausreiſte, welches er öfters that, um große Herren zu beſuchen, und allerlei Neues zu entdecken, trat er die Reiſe ſtets des Sonn- oder Feiertags an, und unterwegs machte er ſeine mathematiſchen Entwürfe, ſo er hernach in den gelehrten Journalen drucken ließ. Man ſah ihn allezeit munter und aufgeräumt, und ſchien er ſich über nichts ſonderlich zu betrüben. Er redete mit Soldaten, Hof- und Staatsleuten, Künſtlern und dergleichen, als wenn er von ihrer Profeſſion geweſen wäre, weswegen er auch bei jedermann beliebt war, ausgenommen bei denen nicht, ſo dergleichen nicht verſtunden. Er ſprach von jedermann Gutes, kehrte alles zum Beſten und ſchonte auch ſogar ſeine Feinde, denen er ſonſt bei gnädigſter Herrſchaft eins verſetzen können.“

„Er las zwar viel und excerpirte alles, machte auch faſt über jedes merkwürdige Buch ſeine Reflexionen auf kleinen Zetteln; ſobald er ſie aber geſchrieben, legte er ſie weg (er beſaß zu dieſem Zwecke einen eigenthümlichen Excerpirſchrank, welcher noch in der Bibliothek von Hannover gezeigt wird), und ſah ſie nicht wieder, weil ſein Gedächtniß unvergleichlich war, ſo gar, daß er die ſchönſten Stellen der alten Poeten, ſonderlich Virgil, die Kirchenlieder, und was er ſonſt in ſeiner Jugend geleſen, bis in ſein Alter auswendig recitiren konnte. Er wollte an allen gelehrten Sachen Theil haben, und wo er nur hörte, daß jemand was Neues erfunden, ſo ruhte er nicht eher, bis er darin völlig unterrichtet war. Seine Correſpondenz war ſehr groß und benahm ihm die meiſte Zeit. (Dazu kam, daß er ſeine meiſten Briefe, wenn ſie nur von einiger Bedeutung waren, nicht nur ein-, ſondern oft zwei-, bisweilen drei- und mehreremal entwarf und abſchrieb, ehe er ſie abgehen ließ.) Alle vornehme Gelehrte in Europa warteten ihm mit Briefen auf, und wenn auch ſchlechtere Leute an ihn ſchrieben, antwortete er ihnen allezeit, und gab ihnen Information.“

„Der Eigenſinn, daß er ſich nicht konnte widerſprechen laſſen, wenn er auch gleich ſah, daß er Unrecht hatte, war ſein größter Fehler. Doch folgte er hernach von ſelbſt der beſſern Ueberzeugung. Gegen ſeine Domeſtiken war er ſehr nachſichtig, zum Jähzorn zwar geneigt, aber bald wieder beſänftigt.“ Weiter folgen wir dieſem Berichterſtatter nicht, welchem nicht gegeben war, in die Tiefe eines ſo großen Lebens und Geiſtes zu blicken.

Wir haben von Leibnitz eine kurze Charakteriſtik ſeines äußern und innern Menſchen, welche von einer eindringenden und fleißigen Selbſt-Beobachtung zeigt. Die Ueberſchrift: Imago Leibnitii, rührt in keinem Falle von ihm ſelbſt her. Wir haben Grund, in dieſem Aufſatze, worin er in dritter Perſon von ſich ſpricht, eines derjenigen Blätter zu erkennen, welche er um ſein fünfzigſtes Lebensjahr, etwa 1696, zum Gebrauche ſeines Freundes, des Doctor Behrends in Hildesheim, aufgeſetzt hat. Leibnitz beginnt, echt phyſiologiſch, mit einem Rückblick auf das Naturel ſeiner beiden Eltern. Hier folgt davon eine wörtliche Ueberſetzung:

„Sein Vater war ſchmächtig, choleriſchen, doch mehr noch ſanguiniſchen Temperaments, und im höchſten Grade an Steinſchmerzen leidend. Er ſtarb an einer achttägigen auszehrenden Krankheit, ohne alle Beklemmung. Seine Mutter ſtarb an einem erſtickenden Katharr.“

„Sein Temperament ſcheint weder rein ſanguiniſch, noch choleriſch, oder phlegmatiſch, oder auch blos melancholiſch zu ſein. Nicht ſanguiniſch, wegen ſeiner blaſſen Geſichtsfarbe und weil er ſich wenig Bewegung macht. Nicht choleriſch, weil er wenig Neigung zum Trinken, ſchlichte Haare, einen Heißhunger und tiefen Schlaf hat. Nicht phlegmatiſch, wegen ſeiner häufigen und lebhaften Gemüthsbewegungen, und wegen der Schmächtigkeit ſeines Körpers. Nicht melancholiſch, weil er ohne Milzbeſchwerden iſt, und eben ſo ſchnell denkt, als lebhaften Willen hat. Doch ſcheint das Choleriſche das Uebergewicht zu haben."

„Er iſt hagerer, mittelmäßiger Statur, hat ein blaſſes Geſicht, ſehr oft kalte Hände, Füße, die, wie die Finger ſeiner Hände, nach Verhältniß der übrigen Theile ſeines Körpers zu lang und zu dünn ſind, und keine Anlage zum Schweiß. Er hat ein bräunliches Haupthaar, am Leibe iſt er nur ſparſam damit verſehen. Er hat von Kindheit auf kein ſcharfes Geſicht, ſeine Stimme iſt ſchwach und mehr fein und hell, als ſtark; auch iſt ſie biegſam, aber nicht mannichfaltig genug, denn die Kehlbuchſtaben und das K ſind ihm ſchwer auszuſprechen. Er hat ſchwache Lungen, eine trockene und hitzige Leber, und die Hände ſind von unzähligen Linien durchkreuzt. Er liebt das Süße, wie den Zucker, womit er auch den Wein zu vermiſchen pflegt. Auch ergötzen ihn ſtärkende Gerüche, und er iſt feſt überzeugt, daß Gerüche, wenn ſie nur nicht hitzig ſind, ſehr viel zur Erfriſchung der Lebensgeiſter beitragen. Von Schnupfen und Huſten iſt er ganz frei, ſelten nießt er, ſelten wirft er Schleim, oft aber Speichel aus, beſonders wenn er eben getrunken hat, und nach Verhältniß desjenigen, das er trinkt. Seine Augen ſind nicht mit vielen Feuchtigkeiten umgeben, ſondern trockner, als ſie ſein ſollten; er kann daher nicht gut in die Ferne ſehen, in der Nähe dagegen iſt ſein Geſicht deſto ſchärfer. Sein nächtlicher Schlaf iſt ununterbrochen, weil er ſpät zu Bett geht und das Nachtſitzen dem Arbeiten am frühen Morgen bei weitem vorzieht."

„Schon ſeit ſeinem Knabenalter hat er eine ſitzende Lebensart geführt und ſich wenig Bewegung gemacht. Von früheſter Jugend fing er an, Vieles zu leſen und noch mehr nachzudenken, in den meiſten Kenntniſſen ein Autodidakt; begierig, alle Dinge tiefer, als gewöhnlich zu geſchehen pflegt, zu durchdringen und Neues zu finden.“

„Sein Hang zu Geſprächen iſt nicht ſo groß, als der zur Meditation und dem einſamen Leſen. Iſt er aber einmal in ein Geſpräch verwickelt, ſetzt er es ziemlich angenehm fort, indem er an ſcherzhaften und angenehmen Reden mehr Vergnügen findet, als an Spiel oder Uebungen, welche in Bewegung beſtehen.“

„Er brauſt zwar leicht auf, aber wie ſein Zorn raſch aufſteigt, geht er auch ſchnell vorüber.“

„Man wird ihn niemals weder ausſchweifend fröhlich, noch traurig ſehen. Schmerz und Freude empfindet er nur mäßig. Das Lachen verändert oft nur ſeine Miene, ohne ſeine innern Theile zu erſchüttern.“

„Er iſt furchtſam, eine Sache anzufangen, aber kühn, ſie durchzuführen. Wegen ſeines ſchwachen Geſichts hat er keine lebhafte Einbildungskraft. Aus Schwäche des Gedächtniſſes geht ihm ein geringer, gegenwärtiger Verluſt näher, als der größte aus der Vergangenheit.“

„Begabt iſt er mit vortrefflichem Erfindungs- und Urtheilsgeiſt, und es iſt ihm nicht ſchwer, mancherlei auszudenken, zu leſen, zu ſchreiben, aus dem Stegreif zu reden, und irgend einen Verſtandesbegriff, wenn es nöthig iſt, durch Meditation bis auf den Grund zu erforſchen. Woher ich ſchließe, daß er ein trockenes und ſpirituöſes Gehirn hat.“

„Die Lebensgeiſter ſind in ihm in zu ſtarker Thätigkeit. Daher fürchte ich, daß er einmal, wegen anhaltenden Studirens und zu ſtarken Meditirens und der Magerkeit ſeiner Glieder, an einer hitzigen Krankheit oder der Auszehrung ſterbe.“ —

Aehnliche Beobachtungen ſeiner ſelbſt finden ſich unter Leibnitzens Bekenntniſſen zerſtreut, wie folgende:

„Es giebt einen doppelten Erfindungsgeiſt oder Ingenioſität, wie auch ein doppeltes Gedächtniß. Der eine iſt ſchnell und von dem Genie (ingenium) abhängig, der andere gründlich und kömmt von dem Urtheil her. Jenen haben die beredten Menſchen, dieſen die langſamen, aber doch zu den Geſchäften nicht untauglichen Menſchen. Gewiſſe Menſchen ſind von einer ſonderbaren Verſchiedenheit, daß ſie zu gewiſſen Zeiten und Orten vorzüglich ſchnell, zu anderen außerordentlich langſam ſind, zu welchen ich ſelbſt mich zähle, der ich auch dies bemerke, daß wenige meines Charakters ſind, und alles Leichte mir ſchwer, alles Schwere dagegen mir leicht wird.“

—„Alle, welche für Beleidigungen ſehr empfindlich ſind, ſind mitleidig. Das heißt, wenn ſie einen Andern in denjenigen Zuſtand verſetzt ſehen, welchen ſie für ihre Perſon für elend halten würden, werden ſie gerührt: daher wollen ſie bald, daß Andere gedemüthigt, in dem andern Augenblicke aber wieder aufgerichtet werden. Manche können das geringſte

Pünktchen lange Zeit nicht aus dem Gedächtniſſe verlieren, aber gerade ſie tragen am wenigſten ein Rachegefühl nach, ſobald ihnen von dem Andern die Ehre wieder hergeſtellt iſt. Dieſe ſind auch glücklicher an Erfindungsgeiſt, als an Einbildungskraft. Diejenigen dagegen, welche eine ſtarke Einbildungskraft haben, ziehen einen geringern Schmerz aus einer geringen Verachtung, aber einer großen Beleidigung können ſie jemals kaum vergeſſen, und legen den Rachegeiſt nicht leicht ab, wenigſtens hält es ſchwer, daß ſie ſich ausſöhnen. Ingeniöſe Menſchen werden ſowohl durch große, als durch kleine Beleidigungen ſcharf getroffen, aber wie ein Strohfeuer, das ſchnell herunterbrennt.“ Unverkennbar hat Leibnitz hier ſich ſelbſt im Sinne gehabt.

Häufig ſind die Bekenntniſſe in Briefen über die ihm angeborene Duldung abweichender oder paradoxer Meinungen bei Schriftſtellern. „Wenn ich mich irre, ſchrieb er an Remond, ſo irre ich mich lieber zum Vortheil der Perſonen. Ich bin auch von dieſem Temperament beim Leſen der Autoren. Ich ſuche bei ihnen, nicht, was ich tadeln könnte, ſondern was darin gebilligt zu werden verdient, und wovon ich lernen könnte. Dieſe Methode iſt nicht beſonders Mode; aber ſie iſt die billigſte und nützlichſte. Indeſſen, obgleich es wenig Perſonen und wenig Bücher giebt, in denen ich nicht etwas zu meinem Nutzen finde, ſo weiß ich zwiſchen den einen und den andern, in Rückſicht auf das in ſie zu ſetzende Vertrauen, einen Unterſchied zu machen.“

„Glaube ja nicht, ſchrieb er einmal an Placcius, 1696, daß ich von deiner herrlichen Arbeit, **Medicina moralis**, geringſchätzig denke, oder nicht geleſen habe, weil ich nichts daran getadelt habe. Wiſſe, Niemand hat weniger cenſoriſchen Geiſt, als ich. Es klingt ſeltſam: ich billige das meiſte, das ich leſe, auch bei Andern, geſchweige bei Dir. Mir, der ich weiß, wie verſchieden die Dinge genommen werden, ſteigt beim Leſen meiſtentheils etwas auf, was die Schriftſteller entſchuldigt oder vertheidiget. So ſind die Stellen ſelten, welche mir beim Leſen mißfallen; obſchon das eine mehr gefällt, als das andere."

Bei allen dieſen und ähnlichen Bekenntnißen hat Leibnitz nicht immer für das Allgemeine maaßgebend ſein, ſondern nur ſich ſelbſt, ſich Leibnitz, charakteriſiren wollen. Es giebt Vorrechte der größten Männer, welche bei Andern eine andere Geſtalt annehmen würden.

Den Gelehrten gegenüber war Leibnitz auch nur der Gelehrte, davon zeugt ſein Briefwechſel mit ihnen zur Genüge. Eine Menge Gelehrte aus allen Fächern und auf den verſchiedenſten Geiſtesſtufen verdankten ihm und ſeinen Empfehlungen Anſtellung und Verſorgung: ſie verehrten ihn wie einen Vater und Wohlthäter. Wie er auf Reiſen ihre Unterhaltung aufſuchte, war ſie ihm auch bei allen denen, welche durch Hannover kamen, willkommen. Berichte dieſer Art, von Zeitgenoſſen aufgezeichnet, enthalten manche intereſſante Züge zur Veranſchaulichung ſeines Bildes, ja ſelbſt zu ſeiner Charakteriſtik. So erzählt der, ehemals wegen ſeiner gelehrten Reiſen berühmte Frankfurter Patrizier und Literator, von Uffenbach, von ſeinem Aufenthalte in Hannover, im Januar 1710, folgendes: — „Nachmittags ließen wir billig unſer erſtes ſein, bei dem weltberühmten und grundgelehrten Herrn geheimden Rath von Leibnitz uns zu melden, der uns auch ſogleich erlaubte, zu ihm zu kommen. Ob er wohl über ſechzig Jahr alt iſt, und mit ſeinen Pelz-Strümpfen und Nachtrock mit Pelz gefüttert, wie auch mit ſeinen großen Socken von grauem Filze, anſtatt der Pantoffeln, und einer ſonderbaren langen Perücke ein wunderliches Ausſehen hat, ſo iſt er dennoch ein ſehr leutſeliger Mann: wie er uns denn mit der größten Höflichkeit empfing und von allerhand politiſchen und anderen gelehrten Dingen uns unterhielt. Er redete unter andern viel vom P. Harduin und verſicherte: daß er der Verfaſſer der Epiſtel ſei, ſo wider ihn geſchrieben, und vom Herrn La Croze ſeinem Tractate gegen Harduin einverleibt worden. Ich ſuchte mit Fleiß, dergleichen Diſcurſe abzubrechen und ihn zu bitten, uns ſowohl ſeine eigne, als die churfürſtliche Bibliothek zu zeigen, wonach ich die größte Begierde hatte. Allein es geſchah, wie uns war vorhergeſagt worden, daß er beides bei jedermann abzulehnen gewohnt ſei. Denn was die churfürſtliche anbelangt, ſagte er, es ſei eine bibliothèque de cabinet, und nichts, als nur neue hiſtoriſche Bücher darin, ſie ſei auch noch in ſolcher Unordnung, daß er keinen Menſchen hineinführen könnte. Man hat mir aber verſichert, daß ſie gar zahlreich und beträchtlich ſei, und es wäre nur des Herrn von Leibnitz eigenes Weſen Schuld daran, indem er ſo gern alleine darinnen wurmen wollte, daß auch der Kurfürſt ſelbſt ſie nicht einmal könnte zu ſehen bekommen, ſondern der Herr Geheimde Rath pflege es mit dem Vorwande, daß ſie noch nicht in Ordnung ſei, jederzeit abzulehnen. Was ſeine eigne Bibliothek betrifft, ſo brauchte er eben dergleichen Entſchuldigung von der Unordnung und fügte bei: es ſei mit einander nichts beſonders, wenn er etliche Codices, ſo er uns holen und zeigen wollte, ausnehme. Er ſchlich auch wirklich hinüber, und langte uns folgende... u. ſ. w. Weil es ziemlich dunkel wurde, nahmen wir vor dieſesmal von dem Herrn Geheimden Rath unſern Abſchied, der uns erſuchte, mehrmals zuzuſprechen." Leibnitz unterließ nicht, den dritten Tag, einen Sonntag Nachmittag, den fremden Gelehrten den Gegenbeſuch zu machen, wie ſehr auch Uffenbach beim Abſchiede dagegen proteſtirt hatte. Leibnitz blieb lange bei ihnen und „discutirte von allerhand." Er redete von dem Urſprung der Buchdruckerkunſt, von ſeiner Verbeſſerung des Corpus Juris, dem Entwurfe nach, von ſeinem Vorhaben, einen Katalogus der Wolfenbüttelſchen Bibliothek in chronologiſcher Ordnung verfertigen zu laſſen. „Der Herr von Leibnitz rühmte dies Vorhaben gar ſehr, und hielt es vor das Fundament einer rechten Geſchichte der Gelehrſamkeit. — Als wir hierauf, fährt unſer Reiſender fort, von den Engelländern Wheler, Schmith und andern, die die Alterthümer in Griechenland fleißig aufſuchten, ſprachen, und ich ſelbige deswegen ſehr lobte, erinnerte er gar wohl, daß die Engelländer und andere, ſo in Griechenland reiſeten, übel thäten, daß ſie ſich nur um Medaillen und Fragmente von Inſcriptionen, nicht aber um gute Codices bekümmerten, daran wahrlich mehr gelegen, und noch vieles zu finden wäre, ſonderlich zu der Aufklärung des orientaliſchen kaiſerlichen Reichs, da uns noch ein guter Theil von den libris *Βασιλικῶν* fehlte; zu geſchweigen, ob man nicht noch viele Schriftſteller der alten und mittleren Zeit in hiſtoriſchen und andern Dingen erhalten, und vom Untergange retten könnte, und dergleichen.“ Kurz, mit Uffenbach war Leibnitz ganz Bibliograph und Bibliothekar. Daß er aber die Bibliothek nicht zeigen wollen, hat ihm jener nicht vergeſſen können.

Der bekannte Literator Jacob Friedrich Reimann, welchen Leibnitz das erſtemal in Halberſtadt, wo er Rector war, ſpäter öfter in Ermeleben, wohin er als Superintendent berufen wurde, beſucht hat, giebt in ſeinen Denkwürdigkeiten folgende Nachrichten von ihm: „Dieſer Ausbund von denen Gelehrten, ſchreibt er, der die Deutſchen bei denen Auswärtigen zuerſt wieder in Hochachtung geſetzt, der hat mir nach der Zeit noch mehr Viſiten gegeben in Ermeleben, da er zuweilen ein oder zwei Tage bei mir geblieben und mit Hausmannskoſt vorlieb genommen; und von hiſtoriſchen, philologiſchen und philoſophiſchen Sachen mit mir discurirt, oder vielmehr mich in denſelben informirt. Denn er war ein Mann, der faſt in allen Wiſſenſchaften excellirte, und dabei ſo artig im Umgange, daß man, je mehr man mit ihm converſirte, je mehr Luſt hatte, mit ihm zu converſiren, und aus ſeinen Discurſen zu profitiren. Er hat bisweilen bis zwölf und ein Uhr in der Nacht bei mir geſeſſen und immerweg geredet. Er hat ſich aber niemals merken laſſen, daß er mich von Ermeleben wieder weg und an einen ſolchen Ort haben wollte, da ich in größerm Anſehen ſtehen, und mehr mit Gelehrten und vornehmen Leuten umgehen könnte. Ich würde auch von dieſer Abſicht nicht das geringſte gewußt und erfahren haben, wenn ich ſeine Briefe nicht geleſen, die er an den Abt zu Helmſtädt, Johann Fabricium, meinetwegen geſchrieben, und darin er mich über meine Kenntniſſe erhoben.“ —

An Herrn von Murr ſchrieb einſt einer ſeiner Freunde, der Hofrath Schläger, ein geborner Hannoveraner, aus den Erinnerungen ſeiner Kindheit: „Der große Leibnitz ſtarb im zehnten meiner Lebensjahre. Und ſo erinnere ich mich ſeiner noch lebhaft. Alle Morgen fuhr er vor meiner Eltern Hauſe vorbei nach Hofe, da mir dann jederzeit ſeine große und pechſchwarze Perücke in die Augen ſtach. Anſäßig hat ſich Leibnitz zu Hannover nicht gemacht. Er wohnte in meiner Nachbarſchaft auf der Schmiedeſtraße bei einem Patricio, Namens von der Lühe, zur Miethe. Aus dieſem Hauſe iſt er auch zu ſeiner Ruheſtätte gebracht worden. Seinen Garten, der vor dem Egydienthore lag, und mit Maulbeerbäumen angefüllt war, habe ich einigemal beſucht, um die Seidenwürmer entſtehen, freſſen, ſpinnen u. ſ. w. zu ſehen.“ Das Haus, welches Leibnitz bewohnt hat, zeigt noch jedermann in Hannover.

Einen Zug in Leibnitzens Charakter, welcher mit ſeiner echten Frömmigkeit und Naturanſchauung zuſammenhängt, erzählt Chriſtian Breithaupt in ſeiner Schrift gegen den Atheismus. Er ſpricht da von dem bewundernswürdigen Bau einer Fliege, und fügt hinzu: „Und das iſt auch die Urſache, warum der Herr von Leibnitz niemals eine Fliege getödtet, wenn ſie ihn gleich noch ſo ſehr incommodiret hat, weil er gemeinet, man thäte Unrecht, eine ſo künſtliche Maſchine zu zerſtören.“

Sogenannte „Leibnitiana“ hat Feller, theils aus eignen Erinnerungen, theils aus Leibnitzens Papieren, in dem **Otium Hannoveranum** aufgezeichnet, welche ſich jedoch aus ſeinen übrigen Schriften und Papieren anſehnlich vermehren ließen. Mehreres davon iſt in dieſe Erzählung ſchon verwebt worden.

„Ich erinnere mich (ſchreibt er mit Rückſicht auf die Reiſebeſchreibung von Monconys, welche Leibnitz bei ſeiner Reiſe nach Paris im Jahre 1672 als Wegweiſer für Literatur, Phyſik und Mathematik in Frankreich mitgenommen), wie der berühmte Mann einſt den Wunſch ausſprach, daß über die ſehenswürdigen Dinge heutiger Zeit ein ähnliches Buch verfaßt, oder aus den Reiſebeſchreibungen dasjenige, was zur Veredlung des menſchlichen Geſchlechts diente, oder das in moraliſchen, politiſchen und andern Dingen Nachahmungswerthe geſammelt würde, weil auch die unciviliſirten Völker häufig viele gute Einrichtungen hätten.“

„Wie die engliſche Societät phyſikaliſche Verſuche zuſammenträgt, ſo ſollte es eine Societät geben, worin die Regeln des Lebens, nützliche und tiefere Beobachtungen über die Verbeſſerung der menſchlichen Angelegenheiten geſammelt würden.“

„Es könnte ein Buch über die Allegorien oder Typen in der Natur geſchrieben werden, womit die Phyſik auf die Religion vorbereitet, wie das Geſetz Moſis auf Chriſtus.“

„Ich weiß, daß jede Wiſſenſchaft, je ſpeculativer ſie iſt, auch deſto praktiſcher ſei, d. h. daß jeder um deſto geſchickter für die Ausübung ſei, je beſſer er die Sache, welche er behandeln will, erwogen hat. Daſſelbe halte ich von juridiſchen Fällen."

„Bei denjenigen, welche ihre Schätze bewachen, habe ich meiſtens erfahren, was Pompejus in der Juden Tempel: inania arcana. Denn Niemand hält mehr mit dem Seinigen zurück, als der, welcher wenig zu geben hat."

„Es ſollte öffentliche Handwerksſchulen geben, damit die Knaben nicht ſo viele Jahre von den Meiſtern unnütz durch bloße Schläge und Prügel zurückgehalten würden, zum großen Schaden des Staates, welcher eben ſo viel an Nutzen verliert, als dieſe an ihrem Leben, worin ſie nützlich ſein könnten, während ſo ihre Kunſtfertigkeit, ſtatt beſchleunigt zu werden, um ſo viele Jahre verſpätet wird."

„Wir ſcheinen noch gleichſam an den erſten Wegen zu den Wiſſenſchaften zu kleben und wie durch ein Fatum abgehalten zu werden, die Wohlthaten des Schöpfers und die Schätze der Natur rüſtiger zu erforſchen, um davon Nutzen zu ſchöpfen. Ich glaube, die Menſchen würden Unglaubliches leiſten, wenn ſie größern Eifer anwendeten; aber ihre Augen ſind noch wie mit einer Binde umzogen, und man muß die Zeit abwarten, bis alles reif wird." —

Leibnitz erklärte oft genug, daß er nichts ſchlechterdings verwerfe, ausgenommen die Aſtrologie (l'astrologie judiciaire). Daher kam es, daß er über manches ſich wenigſtens noch zweifelhaft ausſpricht, was die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts theils als träumeriſch, theils als barbariſch verworfen hat. Leibniz hat die Möglichkeit, Gold in einem Minimum aus Metallen zu gewinnen, nie ganz geleugnet; man ſieht dies unter andern aus ſeinen Briefen an Huygens. Und ſelbſt gegen die Aſtrologie ſprach er ſich nur mit Beſchränkung aus. Nach ihm iſt es möglich, daß die Bewegungen der Geſtirne Zeichen der Dinge auf dieſer Welt ſeien, wie die Linien in der Hand anzeigten, was im Körper vorgehe; nur für die moraliſche Welt geſtattet er dieſen Einfluß nicht, und läßt hier das Gebiet der Freiheit und Individualität ungeſchmälert. In einem Briefe an Boſſuet führt er den Gebrauch der Folter beim Gericht als einen der Fälle an, der zwar großen Mißbräuchen unterworfen ſei, deſſen man ſich jedoch nicht begeben könnte . . . So wenig kann ſelbſt der größte Geiſt ſeines Jahrhunderts dieſes ganz verleugnen.

Leibniz erzählte gern, zur Beförderung religiöſer Duldung, die Geſchichte der beiden engliſchen Theologen und Controverſiſten, der Brüder Johann und Wilhelm Rainold, wie er ſie bei ſeinen Reiſen in England gehört hatte. Beide Brüder lebten unter der Regierung der Königin Eliſabeth. Johann, welcher in den ſpaniſchen Niederlanden wohnte, war katholiſch worden, Wilhelm, der in England lebte, Proteſtant geblieben. Sie disputiren aber eifrig in ihren Briefen über die Religions-Controverſen, jeder will den andern auf ſeine Seite ziehen; vergebens; endlich beſtimmen ſie Ort und Stunde zu einer mündlichen Unterredung, um ſich gegenſeitig zu bekehren. Wilhelm ſtellt ſich am beſtimmten Tage in den Niederlanden ein. Keiner von beiden verfehlt ſeinen Zweck: beide ſiegen, beide werden beſiegt. Jeder ließ ſich vom andern überzeugen, jeder bedauert, den andern überzeugt zu haben. Sie tauſchen alſo die Religion und den Aufenthalt um. Johann geht ſtatt ſeines Bruders nach England, Wilhelm bleibt in den Niederlanden. Jeder vertheidigte nachher ſeinen Glauben auf das ſchärfſte. Johann ſchrieb gegen Bellarmin über die heilige Schrift, über die Idololatrie der römiſchen Kirche und anderes; Wilhelm gab gegen Whitaker und Berengarius Schriften heraus, auch ſeinen Calvino-Turcismus, wor'n er zu zeigen wagte, daß die Anhänger Calvins von der Türken-Religion nicht entfernt ſeien. Wer von beiden, ſetzt Feller hinzu, Glaucus, und wer Diomedes geweſen, goldene gegen eherne Waffen vertauſchend, und ob beide, von der Erde ſcheidend, das Himmelreich erlangten, kommt uns zu entſcheiden nicht zu. Sagen wir lieber mit Leibnitz, Gott habe beider Rainold, welche mit frommem Eifer jeder für ſeine Meinung kämpften, ſich erbarmt, und hüten wir uns, leicht in die Verdammung Anderer zu verfallen.“ Hebel wird in ſeiner bekannten Erzählung dieſen geſchichtlichen Fall vor Augen gehabt haben.

Feller erzählt aus der Erinnerung über Leibnitzens Lebensweiſe noch folgendes: „Der kurfürſtlichen Bibliothek bediente er ſich als ſeiner eignen, da er ſie in das Haus, das er bewohnte, hatte hinbringen laſſen. In das Gemach, wo er ſeine Bücher aufbewahrte, geſtattete er nicht leicht jemandem den Eintritt.. ich bemerkte jedoch, daß ſein Vorrath großen Theils aus Diſſertationen, kleinen Tractaten und Flugſchriften beſtand, welche er mit größtem Eifer und Mühe zuſammenbrachte, und ſie nach den Wiſſenſchaften, ohne Unterſchied des Formats, Folianten, Quartanten, Octavbände, neben einander geordnet aufſtellte.“ —

Die Neigung der Menſchen, die Schwächen großer Männer auszuſpüren, um dadurch gewiſſermaßen das Gleichgewicht zwiſchen ihnen und den übrigen wiederherzuſtellen, hat ſich, wie natürlich, auch an Leibnitz ſehr beſtätigt. Zweierlei iſt es namentlich, was an ihm tadelnd hervorgehoben wurde, ſeine Hingebung an Schmeicheleien und ſeine Liebe zum Gelde, oder wie es allgemeiner ausgedrückt wird, ſein Geiz. Das letztere rührt von Eckhart her, welcher in den zum Gebrauche für Fontenelle aufgeſetzten Perſonalien ſelbſt ſchrieb: „Das Geld hatte er lieb und war daher faſt etwas sordidus; er brauchte es aber nicht zu ſeiner Commodität, ſondern ließ ſich lieber von Mechanicis und ſeinen Dienern darum betrügen. Seine Machina arithmetica, ſo kurz vor ſeinem Ende fertig geworden, koſtete ihm große Summen; daher er von vieler Einnahme auch nur ungefähr 12000 Thaler einem undankbaren Erben hinterlaſſen, der ihm davon nicht einmal ein Begräbniß-Monument aufgerichtet . . .“ Uns dünkt, hier liegt in der Beſchuldigung auch ſchon die Rechtfertigung: Leibnitz gab das Geld nicht gern für ſeine Perſon, für Genuß, oder Glanz und Bequemlichkeit, ſondern lieber für große und edle Zwecke aus. Ich ſpreche weiter nicht von dem ſchönen Zuge, den Kersland erzählt: hier ſoll ein höherer Maaßſtab angelegt werden. Aber er buhlte ſo häufig, es iſt wahr, um Penſionen bei den Fürſten; und Eckhart giebt ein Verzeichniß von Leibnitzens jährlichen Einkünften, welche, wenn ſie immer pünktlich ausgezahlt worden wären (was aber der Fall nicht war), allerdings beträchtlich heißen konnten. Allein von wem anders, als von den Fürſten, hat Leibnitz für ſeine Nachtwachen ſich lohnen laſſen und die Summen gewinnen können, über welche er in ſeinen großartigen Verhältniſſen nothwendig gebieten mußte? Hat die Nation in ſeinem Jahrhundert etwas für ihn gethan? hat ſie ſeine Schriften mit Begierde gekauft und geleſen? oder hätte er, ſtatt des unermeßlichen Briefwechſels mit den Gelehrten, die Zeit auf Abfaſſung einträglicher Schriften verwenden ſollen? Unſere großen Dichter, Schriftſteller und Gelehrte werden von der Nation hinlänglich belohnt, nicht ſelten reich gemacht; ihre Schriften von den Buchhändlern mit Gold aufgewogen; ihre bürgerliche Stellung iſt geſichert; ſie brauchen nicht von heute auf morgen Sorge zu tragen. Leibnitz dagegen hat von ſeinen zahlreichen Schriften, ſie mochten in Zeitſchriften oder für ſich herauskommen, nie ein Honorar bezogen; ſeine Theodicee bereicherte die Buchhändler, er hatte keinen Gewinn davon. Die Nation, was ſage ich? Europa genoß unentgeltlich die reichen Früchte ſeines Genies und ſeines Fleißes: ohne die Penſionen der Fürſten hätte er faſt in Dürftigkeit und ſeinem Range keineswegs angemeſſen gelebt. Und ſelbſt dieſe Penſionen und Gehalte, wie wurden ſie ihm durch die Willkühr der Fürſten und Miniſter, nach dem Wechſel der Ereigniſſe des Tages, nach den Launen der Gunſt oder Ungunſt verkümmert, entzogen: iſt es ein Wunder, wenn nicht ſelten in ſeinen Briefen an die Miniſter die Klagen, die Bitten, die Vorſtellungen ſich drängen? Die Lage der Privaten ſchwebte in beſtändiger Unſicherheit; ein Kriegsmanifeſt (und es vergingen damals wenig Jahre, da keines die Welt in Unruhe verſetzte) ſtellte die Lage der Beamten und Penſionirten in Frage; denn die Wiſſenſchaft und der Stand der Gelehrten erſchien den Fürſten als das zuerſt Entbehrliche. Leibnitz war alſo gezwungen, ſich vor Mangel zu decken; es gehört hieher, was ein wohlunterrichteter Mann im Hannöverſchen Magazin erzählt, daß Leibnitz ſeine jährlichen Ausgaben jederzeit mit demjenigen zu beſtreiten pflegte, was er zwei Jahre vorher eingenommen und in ſeiner Kaſſe verwahrt hatte, um bei der ſchwankenden Gunſt der Großen und ihrer eigenen Bedrängtheit bei den häufigen Kriegen ſich gegen Mangel zu ſchützen. Man höre Leibnitz, wie er einſt, gegen das Ende ſeines Lebens, über dieſe Wechſelfälle in einem Briefe an den Grafen von Bonneval, vom Mai 1715, in heiterer Ironie ſich ergeht. Erſt hat er ausführlich über die durch Karls XII auf's neue in Norddeutſchland hervorgerufenen Unruhen mit vielem Ernſte ſich ausgelaſſen, auf einmal in einen andern Ton übergehend, wirft er ein: „Das heißt ein ziemlich unphiloſophiſcher Brief, mein Herr, denn was geht es Sie und mich an, wer Herr von Finnland oder Pommern ſei? Aber wir gehören Leuten an, welche dabei betheiligt ſind, und außerdem habe ich mich ein wenig darüber beluſtigen wollen. Ich betrachte dieſe Kriege und Wirren wie Opern oder Schauſpiele für uns andere, wann wir nicht darin verwickelt ſind. Es iſt gerecht und in der Ordnung, daß die Großen für die Kleinen die Oper und die Komödie geben. Es iſt wahr, daß uns dieſes Vergnügen ein wenig theuer zu ſtehen kommt, wenn die Penſionen und die Gehalte nicht ordentlich fortgehen; aber ich hoffe, daß Ihre neue Bank dem abhelfen wird. Und wann ich auch meine Rückſtände nicht ſobald bezahlt erhalten ſollte, ſo bin ich dergeſtalt beeifert für das allgemeine Wohl und für den Kaiſer, daß, wenn ich wüßte, der Türkenkrieg ſollte ihm ſehr nützlich ſein, ich ihn wünſchen wollte" u. ſ. w. Dem Scherze, daß die Großen den Kleinen die Oper und die Komödie geben, liegt zuletzt doch auch eine tiefere Ironie zu Grunde.

Daß Leibnitz in ſeinem Ruhme, welcher bis Indien und China drang, eine Belohnung und Genugthuung ſuchte und fand, iſt nicht zu leugnen; die Fülle ſeiner Gaben und Verdienſte, in einem Umfange und einer Tiefe, wie ſie in Jahrhunderten einzig daſteht, war ſeinem eignen Geiſte gegenwärtig; und man kann ſagen, daß er ſich, wo es an ſeinem Orte war, nicht zu gering angeſetzt hat. Es that Leibnitzen wohl, wenn ihm, ſelbſt von übrigens unbedeutenden, oder im Streben begriffenen Männern begeiſterte Huldigungen dargebracht wurden; wenn etwa ein Philolog in Hamburg ein auf ihn gemachtes Gedicht in griechiſcher Sprache ihm überſchickte; kurz wenn die Gelehrten aus allen Gegenden ſich an ihn wie ein Orakel wandten. Aber unter ſo vielen und verſchiedenartigen Männern von allen Ständen aller Nationen, aller Religionen befanden ſich nothwendig Gegner unter einander; dieſe fanden ſich ſchwer darein, daß Leibnitz die entgegengeſetzte Parthei nicht blos duldete, ſondern ſogar nach ihren Verdienſten und Beſtrebungen anerkannte und ſchätzte; und dieſe hauptſächlich waren es, von welchen die Reden von Leibnitzens Indifferenz in der

Religion, ſeiner Zweideutigkeit, ſeinem Schmeichelgeiſte ausgegangen ſind und bis heute ſich erhalten haben. Es iſt einmal das Loos der Großen, von dem Haufen verkannt und in den Staub gezogen zu werden. Man höre Leſſing, durch welchen Leibnitz gewiſſermaßen auferſtanden iſt. Ein Eberhard hatte Leibnitzen wegen ſeiner Vertheidigung der ewigen Strafen Schuld gegeben, daß, „da ihm ſo viel daran gelegen war, ſeine Philoſophie allgemein zu machen, er ſie den herrſchenden Partheien aller Partheien anzupaſſen, ſie ihnen allen für ihre Meinung günſtig und vortheilhaft zu zeigen geſucht hätte, um ſich Aller Beifall zu verſchaffen. Er nahm ihre Lehrſätze als Vorausſetzungen an, und legte ihnen einen erträglichen Sinn bei, nachdem er ſie mit ſeinem Syſteme verglich.“ — „Erſcheint, fragt Leſſing, in dieſem Urtheile der Philoſoph nicht ein wenig zu eitel? . . . Denn ſo eingenommen man ſich auch Leibnitzen für ſeine Philoſophie denken darf, oder will: ſo kann man doch wahrlich nie ſagen, daß er ſie den herrſchenden Lehrſätzen aller Partheien anzupaſſen geſucht habe. Wie wäre das auch möglich geweſen? Wie hätte es ihm einkommen können, mit einem alten Sprichwort zu reden, dem Mond ein Kleid zu machen? Alles, was er zum Beſten ſeines Syſtems dann und wann that, war gerade das Gegentheil; er ſuchte die herrſchenden Lehrſätze aller Partheien ſeinem Syſteme anzupaſſen. Ich irre mich ſehr, oder beides iſt nichts weniger als einerlei. Leibnitz nahm, bei ſeiner Unterſuchung der Wahrheit, nicht Rückſicht auf angenommene Meinungen; aber in der feſten Ueberzeugung, daß ſeine Meinung angenommen ſein könne, die nicht von einer gewiſſen Seite, in einem gewiſſen Verſtande wahr ſei, hatte er wohl oft die Gefälligkeit, dieſe Meinung ſo lange zu wenden und zu drehen, bis es ihm gelang, dieſe gewiſſe Seite ſichtbar, dieſen gewiſſen Verſtand begreiſlich zu machen. Er ſchlug aus Kieſel Feuer; aber er verbarg ſein Feuer nicht in Kieſel . . . Er ſetzte willig ſein Syſtem bei Seite, und ſuchte einen jeden auf demjenigen Wege zur Wahrheit zu führen, auf welchem er ihn fand.“ Leſſing hätte ſich auf die eignen Worte Leibnitzens berufen können, welcher in einem Briefe (dem durch den Streit zwiſchen Maupertuis und König ſo berühmten Briefe an einen Ungenannten) ſchreibt: En général il est bon, qu'on se mette à la portée de tout le monde, pourvû que la verité n'en souffre pas.

Was man übrigens in dem Leben und Streben dieſes großen Mannes, als Erfinders, Gelehrten, Staatsmanns, Schriftſtellers auszuſtellen Grund haben wird, dies ließe ſich wohl in einen Begriff zuſammenfaſſen: Mangel an Begränzung, und, was für den Schriftſteller, als Künſtler angeſehen, daraus folgt: Mangel an Form im höhern Sinne. Sein Geiſt iſt und bleibt der lebendige Mittelpunkt ſeiner Ideen, ſeiner Philoſophie; er giebt ſich ſelten oder nie an eine Schrift auf, ſondern er ſteht darüber, er iſt das Ganze, von welchem in jeder ſeiner Schriften überall nur ein Theil, ein Fragment vorliegt. Wenn man von den Schriftſtellern wie von einem Stande ſpricht, ſo wäre es eine Frage, ob Leibnitz trotz ſeiner bändereichen, geiſtigen Hinterlaſſenſchaft, zu dieſem Stande zu zählen iſt. Seine Schriften ſind großentheils Unterhaltungen: theils mit Einzelnen, theils mit dem

Publikum. Der Brief blieb die angemeſſenſte Form ſeiner Feder, und ſeine unermeßliche, zum großen Theil ungedruckte Korreſpondenz wird gewiſſermaßen den Körper der Leibnitz-Literatur ausmachen. In dieſer Hinſicht bildete Leibnitz einen merkwürdigen Gegenſatz zu Göthe. Leibnitzens ganzem Weſen, ſowohl als Schriftſteller, wie als Lehrer, lag das ihn ſo ganz charakteriſirende Poſtulat zum Grunde, wonach die Einheit und Organiſation der Wiſſenſchaft und des Wiſſens in dem lebendigen wiſſenden Subjekte, nicht aber objektiv in künſtleriſchen Geſtaltungen liegen müßte. Deshalb faßt Leibnitz die Literatur ſo ſtoffartig, inſofern nach ihm der lebendige Geiſt, je nach der Individualität, ſelber die Form und der Träger des wiſſenſchaftlichen Materials werden müßte; deshalb oft die Uebergänge und Sprünge, die in ſeinen Schriften uns auffallen, da alles in dem Mittelpunkte ſeines Geiſtes, gleichſam in dem Syſteme der ſeine Individualität ausmachenden Monade, ſich jenſeit der ſchriftlichen Darſtellung zur Einheit zurecht legte. Als einſt ein Gelehrter, der ſächſiſche Hiſtoriker Pfanner, Leibnitzen zum Vorwurf machte, daß er in dem Codex diplomaticus zwar ſehr ſchätzbare, doch dahin nicht gehörende Urkunden mitgetheilt, ſchien ihm ein ſolcher Vorwurf nicht minder paradox, als der, welchen man einem Wirthe machen wollte, der „ſeine Gäſte auf Fiſche geladen und ihnen Braten vorgeſetzt habe." Dieſe Licenz in der Vertheilung und Anordnung ſeines Stoffes iſt nicht ohne Einfluß auf Leibnitzens Stil geblieben, welcher dadurch häufig etwas Verwickeltes, Weitſchweifiges und Ungleiches erhalten hat. Alles Wiſſen am Ende bezog ja Leibnitz auf die

Anwendung, auf das Leben, auf die höchſten Güter des Menſchen in dieſem und dem ewigen Leben. Die Realität der Geſchichte, die Gegenwart und die Zukunft blieb ſeines Strebens Ziel. Le présent est gros de l'avenir, iſt ſeine Deviſe. Ohne dieſe immer gegenwärtigen Bezüge auf das Leben verglich Leibnitz unſer ganzes gelehrtes Wiſſen mit einer Beſchreibung der Stadt London, welche nur ſo lange nütze, als man ſich darin aufhalte. Dies ſagte er, welcher im höhern Alter bei Johann Leonhard Friſch das Ruſſiſche lernte, der ſich überhaupt (in einem Briefe an Sebaſtian Kortholt, den **11.** Juli **1705**) darin mit Socrates verglich, daß er ſtets zum Lernen bereit ſei: — inter senes discipulos facilius nunc locum tuear, quam olim inter pueros doctos. Nam cum Socrate semper ad discendum paratus sum.

Wie Leibnitz die Wiſſenſchaft auf die Weisheit bezogen haben wollte, ſo die Poeſie und die Kunſt auf die Moral und Frömmigkeit, und zwar durch Wirkung auf die Einbildungskraft. Aus dieſem Geſichtspunkte vertheidigte er gegen eifernde Geiſtliche das Schauſpiel und die Oper. Ueberhaupt ſollte nach ihm (im Sinne eines Plato) in einem wohleingerichteten Staate die Einbildungskraft der Bürger von Jugend auf ſtufenweiſe, vermittelſt der verſchiedenen Künſte, zur Tugend und Frömmigkeit gebildet werden; der Weiſe oder Gelehrte aber würde dieſer Hülfe um ſo mehr, oder ſo gut als der gemeine Mann bedürfen, jemehr er durch Gewalt über die Affekte und abſtraktes Denken die Kraft der Einbildungskraft in ſich ſchwäche. Man erinnert ſich hier, was Leibnitz in dem von ſich ſelbſt entworfenen Bilde über den an ſich wahrgenommenen Mangel an Einbildungskraft bemerkt: was niemand ſo mißverſtehen wird, als habe ſich Leibnitz jene höhere productive Phantaſie abgeſprochen, ohne welche er weder Dichter noch Philoſoph geweſen wäre. Er nimmt dort Einbildungskraft im phyſiologiſchen, anthropologiſchen Sinne. Und in demſelben Sinne iſt es auch hier zu verſtehen. „Eine ſtarke Einbildungskraft aber, ſagt Leibnitz in einigen Betrachtungen über die pädagogiſche Bedeutung der Künſte in der bürgerlichen Geſellſchaft, entſteht entweder durch Gemälde oder durch Töne, denn durch die übrigen, ein wenig gröbern Sinne werden die Dinge nicht eben ſo gut vorgeſtellt. Die Gemälde ſind hier deutlicher, die Töne aber kräftiger, weil dort Ruhe, hier Bewegung ſtattfindet. Die Worte aber ſind Töne, welche vorzüglich die Erinnerung an gemalte oder geſehene Dinge erregen. Daher haben auch die in Gedichte oder Lieder gefaßten Worte, weil ſie zugleich Bilder hervorrufen und Töne dargeben, eine unglaubliche Wirkung. Und ich zweiſle nicht, daß ein Menſch durch Lieder in Wuth geſetzt, eingeſchläfert, aufgeregt, gereizt, zum Lachen, zum Weinen und zu allen Arten Affekten gebracht werden könne. Und ich ſehe, daß die letzten Reformatoren der Religion dieſe Kunſt gebraucht haben, das Volk in ganz Deutſchlann und Frankreich durch Lieder zu der wahren Religion herbeizulocken. Welche unglaubliche Wirkung dies hervorbringt, iſt denjenigen bekannt, welche wiſſen, daß aus den beſtändigen Wiederholungen dieſer Lieder das Volk noch jetzt das ſüßeſte Vergnügen ſchöpft, und es kaum einen Handwerker, kaum eine Nähterin giebt, welche nicht durch dieſe Ergötzung ſich die Arbeit würzt und die Langeweile vertreibt. Daher bin ich der Meinung, daß die Dichter ſich um das gemeine Weſen nicht beſſer verdient machen könnten, als wenn ſie mit allen Kräften ſich darauf legen, die ewige Seligkeit mit aller Art Farben zu malen und den Gemüthern einzuprägen. Denn die Laſter werden ſowohl in Liedern, als in Schauſpielen gefeiert, und ſchon iſt es ein Vorurtheil des Volkes, daß die Liebeslieder die ſchöneren ſeien. Wenn nun Schauſpiele zur Darſtellung der Schönheit des ewigen Lebens, und zur Malerei der ſchrecklichen Straſen der Verbrecher angewandt würden, ſo würde es beſſer um das menſchliche Geſchlecht ſtehen. Wenn ſchon die Lieder das höchſte Vergnügen hervorbringen können, wenn die Soldaten durch Kriegstrompeten zur Verachtung des Todes beſeelt werden, wenn endlich alle Affekte durch die Muſik in Bewegung geſetzt werden können, ſo wird ein jeder, durch eine ſo lebendig und tief als möglich eingeprägte Erinnerung an eine Muſik, ſich jeglicher Art Affekte und das Vergnügen einiger Affekte eindrücken können. Die Sybariten ertheilten Belohnungen demjenigen, welcher eine neue Art von Vergnügungen erfunden hatte: ich aber glaube, daß die Chriſtenheit demjenigen ſehr viel ſchuldig ſein werde, welcher bewirkte, daß das meiſte Vergnügen mit der Frömmigkeit verbunden ſei.“ So Leibnitz. Indeſſen wie ehrwürdig auch die Geſinnung und Abſicht des Weiſen uns aus dieſen Sätzen anſpreche, ſo dürfte ſein Vorſchlag doch weder äſthetiſch, noch vielleicht ſelbſt pſychologiſch auf dem Standpunkte der heutigen Bildung überzeugen. Wie die Wiſſenſchaft, ſehen wir, wird, und noch mehr, die Kunſt von ihm zu ſtoffartig aufgefaßt, und zu ſehr daher ihre eigene, ihre wahre Würde herabgeſetzt. Einem unter gewiſſen Umſtänden richtigen und bewährten Gedanken iſt hier von Leibnitz eine viel zu weite Ausdehnung auf das Allgemeine gegeben worden. Wir haben bereits, wo wir von der Philoſophie ſprachen, die ungenügende Stellung, welche die Kunſt in Leibnitzens Syſtem einnimmt, angedeutet, und dieſen Mangel aus dieſem Syſtem ſelbſt zu verſtehen geſucht.

Leibnitz blieb ſich in ſeiner Anſicht über den ſittlich religiöſen Gebrauch der Kunſt nicht immer gleich, ſondern wechſelte je nach dem allgemeinen Geſichtspunkte, welcher ſeine Betrachtung leitete. Die ſinnliche Seite des Gottesdienſtes in der katholiſchen Kirche, die Beziehung der Kunſt zur Religion überhaupt kann nicht beredter dargeſtellt werden, wie wir in Leibnitzens Expoſition der katholiſchen Glaubenslehre (systema theologicum) leſen: dagegen findet ſich unter ſeinen Aphorismen der Gedanke: „Die Bilder prägen dem Geiſte die *Menſchheit* Chriſti ein, ſo daß er die Gottheit nicht denkt, und ſie leiten von dem wahren Begriffe Gottes ab, und, was daraus folgt, von ſeiner Liebe. Die Bilder beim Beten anſchauen iſt gefährlich und der Vernunft zuwider, weil ſie den Geiſt von tieferen Gedanken zu körperlichen Bildern abziehen.“ In dieſer Reflexion giebt ſich der Proteſtant zu erkennen. Von Aphorismen dieſer Art, welche ſich zum Theil in Leibnitzens Schriften geſammelt, zum großen Theil aber noch ungedruckt in ſeinem Nachlaſſe finden, iſt übrigens in der Regel anzunehmen, daß irgend ein Buch, eine Schriſt beim Leſen ſie in ihm hervorgerufen hat. Dieſe Bezüge zu erkennen, oder auch nur zu errathen, iſt nicht immer möglich; und doch würde manche aphoriſtiſche Sentenz dieſer Art erſt vermöge jener beſtimmten Bezüge ihren vollen Sinn für uns erhalten.

Was man endlich in Leibnitzens Leben und ſeinen auf die Nachwelt gelangten Schriſten und Briefen vergebens ſuchen möchte, iſt jener Zug von Sentimentalität, welcher den Modernen vor den Charakteren der alten Welt mehr als anderes eigen zu ſein ſcheint; beſonders die Sentimentalität, welche auf das Verhältniß der beiden Geſchlechter gegründet iſt. Leibnitz kennt faſt keine andere Liebe, als die, welche die Menſchheit, als ſolche, zum Gegenſtande hat: nur für die Freundſchaft konnte er, und dann bis zur Leidenſchaft empfänglich ſein. Wenigſtens entſprang ſein Schmerz über den Tod der Königin Sophie Charlotte aus einem Gefühle, das von Leidenſchaft nicht ſehr entfernt war. Leibnitz hat, den Nachrichten zufolge, niemals eine ernſte Neigung und den Wunſch, eine Ehe zu ſchließen, gehegt; Eckhart drückt ſich aus: „Zum Heirathen hatte er in ſeinem fünfzigſten Jahre (um 1696) einmal Luſt, wie aber eine gewiſſe Perſon, auf die er zielte, ſich erſt bedenken wollte, verging ihm die Neigung, und er pflegte hernach zu ſagen: er hätte immer gedacht, er habe hiezu noch Zeit genug, und nun ſehe er, daß es zu ſpät ſei." Man hat auch Leibnitzen die Maxime nachgeſagt: „Heirathen ſei gut, doch müſſe ein weiſer Mann ſein ganzes Leben darauf denken." Sonſt erzählt Eckhart noch:

„Die Frauenzimmer mochte er ſonſt gerne leiden, und achtete keine Zeit, wenn er ſich mit ſelbigen unterhalten konnte. Ja er wußte ſich im Reden ſo aufzuführen, daß man ihn gar vor keinen Philoſophen hätte anſehen ſollen.“ Auch fand ſich in ſeinem Nachlaſſe ein hieher gehöriger, bemerkenswerther Aufſatz, mit der Aufſchrift von Leibnitzens eigner Hand: „Hochzeit-Präſent, beſtehend in ſehr leichten Regeln, dadurch zwiſchen Eheleuten eine beſtändige Liebe und Vergnügung zu erhalten,“ welchen wir der Mittheilung werth achten: er zeigt, bei allem Treffenden der Vorſchriften im Einzelnen, jene Nüchternheit der Reflexion, auf welche wir ſo eben im Allgemeinen hingedeutet.

Leibnitz war ein Kinderfreund: es wird erzählt, daß er oft Kinder aus der Nachbarſchaft zu ſich holen ließ, aus ſeinem Lehnſtuhl ihren Spielen zuſah, und ſie dann mit Zuckerbrot wieder nach Hauſe ſchickte. Damit ſteht eine andere, der Erwähnung werthe Nachricht in Beziehung: Leibnitz habe in ſeiner Jugend einen natürlichen Sohn gehabt, welchen er in ſeinem Dienſte gebrauchte. Er ſetzte, heißt es, viel Vertrauen auf ihn. Er hieß Wilhelm Dinniger. So erzählte zuerſt der Verfaſſer des Recueil de Littérature, das zu Amſterdam 1730 herauskam, und fügt hinzu: „Herr Kirch (ohne Zweifel der Aſtronom Gottfried Kirch in Berlin), welcher ihn oft geſehen hat, hat bemerkt, daß er ihm ähnlich ſah.“ Daſſelbe findet man in den Lettres Juives (Lettre 105), mit dem Unterſchiede: Leibnitz habe ſich dieſes Dinniger als eines Schreibers (secretaire) bedient. Dies ſind die Quellen, aus denen Niceron, Chauffepié und Andere geſchöpft haben.

Eckhart erwähnt nichts davon; Nemeitz verwirft es, weil er zu Hannover nichts davon gehört, und glaubt, daß die Neider es Leibnitz aufgebracht hätten; daſſelbe thut Jocourt. Ludovici ſchweigt ganz davon.

Daß Leibnitz einen jungen Menſchen, Namens Wilhelm Dinniger, um ſich gehabt habe, dem er viel Vertrauen geſchenkt, ja der ihm ähnlich geſehen hat, dies ſcheint nach der Angabe des **Recueil de litérature** eine hiſtoriſch hinreichend beglaubigte Thatſache, zumal wegen des Zeugniſſes von Kirch. Das Schweigen Eckharts wenigſtens vermindert dieſes Zeugniß nicht im geringſten. Nur dies wäre auffallend, daß jener Dinniger ſeine ſo nahe Verwandtſchaft mit Leibnitz niemals geltend zu machen geſucht haben ſollte, zu geſchweigen, daß Leibnitz ihn weder anerkannt hat, noch für ſeine Zukunft geſorgt zu haben ſcheint. Niemand wußte, wo dieſer angebliche Sohn des großen Leibnitz geblieben, wohin er gekommen ſei.

Dieſer geheimnißvolle Schleier ſchien ſich zu lüften, als im Jahre 1789 unvermuthet, mit der Nachricht von Wilhelm Dinnigers Tode, zugleich Aufſchlüſſe über ſeine ehemaligen Verhältniſſe zu Leibnitz geboten wurden. Er ſtarb nämlich zu Möckern, im Jerichowſchen Kreiſe des Herzogthums Magdeburg, den 17. März 1760, und hinterließ zwei Töchter, von denen die eine 1789 im hohen Alter hülflos lebte, und für welche, als eine Enkelin des großen Leibnitz, die öffentliche Milde in Anſpruch genommen wurde. Der geiſtliche Inſpector zu Möckern, Abel, that es durch einen Freund in den Magdeburgiſchen Gemeinnützigen Blättern. Dinniger alſo ſtarb hier in Dürftigkeit. Sein Gewerbe war das eines Malers und Kunſtlakirers. „Gegen vernünftige Leute machte er von ſeiner unehelichen Geburt kein Geheimniß, verbarg ſie aber doch ſeinen Kindern und Andern, von denen er glaubte, daß ſie ihm dieſelbe zur Schande rechnen würden. Seine Mutter hat nachher einen Ackerbürger oder Schulzen zu Saarmund geheirathet. Indeß hat er ſeinen Töchtern und jedem Andern zum öftern erzählt: daß ihn der große Leibnitz ſehr geliebt habe, und ihn in der Akademie die Malerkunſt habe erlernen laſſen; daß er ihn hernach zu ſich genommen und mit Wohlthaten überhäuft habe, daß er aber dadurch übermüthig geworden und endlich mit Unwillen von ihm geſchieden, und der Erbſchaft, zu der er große Hoffnung gehabt habe, verluſtig gegangen ſei. Einige Jahre nach Leibnitzens Tode hat er Möckern zu ſeinem Aufenthalt gewählt. Die erlernte Malerkunſt ſollte ihn nähren, und er ſoll auch in der Portraitmalerei nicht ungeſchickt geweſen ſein; aber er lebte an einem Orte, wo ſeine Kunſt weder gekannt, noch geſucht, noch geſchätzt und bezahlt werden konnte. Abel verſicherte: daß die Züge in Dinnigers Geſichte denen völlig entſprochen haben, die er ſo oft in den gemalten und in Kupfer geſtochenen Abbildungen von Leibnitz wahrgenommen habe. Er fügt hinzu, daß die jüngſte Tochter Dinnigers ihrem Vater, mithin auch ihrem Großvater (Leibnitz) völlig ähnlich ſehe.“ —

So weit dieſer Bericht eines Mitbürgers Dinnigers. Zweierlei wird durch denſelben außer Zweifel geſetzt: daß Leibnitz dieſem Manne in ſeiner Jugend eines väterlichen Wohlwollens gewürdigt, und ihn eine Zeit lang in ſeinem

Hauſe gehalten hat; und dann, daß er ſowohl in ſeiner Jugend, als im Mannesalter eine auffallende Aehnlichkeit mit Leibnitz zeigte. War er nun wirklich Leibnitzens Sohn? Es wäre möglich, daß dieſe beiden, an ſich vielleicht zufälligen Umſtände, jene Vermuthung erſt hervorriefen, wenigſtens iſt das eigne Bekenntniß Dinnigers von Umſtänden begleitet, welche die Glaubwürdigkeit deſſelben, wenn auch nicht ganz, doch zum Theil bezweifeln laſſen. Von der Art aber ſind andrerſeits die Widerſprüche doch nicht, um die Möglichkeit der Thatſache ſelbſt umzuſtoßen. Bekannt hat ſich Leibnitz, ſo viel wir wiſſen, zu jenem natürlichen Sohne nirgends, was doch der Philoſoph Carteſius bei ſeiner natürlichen Tochter, Francine, gethan, als er unbefangen geſtand, daß er niemals das Gelübde des Cölibats abgelegt hätte. —

Leibnitzens Züge ſind während ſeines Lebens oft dargeſtellt und ſeine Bildniſſe ſind häufiger durch Kupferſtiche vervielfältigt worden: aber nur ſelten gelang ſein Bildniß. Ueber einen Kupferſtich mit ſeinem Bildniſſe, welchen die Kurfürſtin Sophie 1703, in Berlin, ohne ſein Wiſſen, hatte anfertigen laſſen, bezeigte Leibnitz in einem Billet an die Kurfürſtin zwar nur über die darunter geſetzten, bombaſtiſchen und ungereimten Verſe ſeine Unzufriedenheit, und bat um eine Abänderung derſelben: doch die Kurfürſtin fand das Bildniß ſelbſt verwerflich, denn ſie antwortete ihm: Le portrait ne vaut rien. Il vous a ſait un nez d'yvrogne; tout parait trop massiv. Man kennt keinen Abdruck dieſer Platte: wahrſcheinlich iſt ſie mit allen Abdrücken bald beſeitiget worden.

Ein gelungener Kupferſtich indeſſen von einem Bildniſſe Leibnitzens war derjenige, welchen im Jahre 1711 die damalige Königin von Preußen, des Königs Friedrich I dritte Gemahlin, Sophie Louiſe (eine Prinzeſſin von Mecklenburg-Schwerin), veranlaßt hat. Leibnitz ſchickte wenigſtens ſelbſt zwei Abdrücke davon, den 7. September 1711, an Johann Fabricius in Helmſtädt, vermuthlich auf deſſen Wunſch. Früher iſt von Mehreren die 1705 verſtorbene Königin Sophie Charlotte, Leibnitzens Freundin, mit jener dritten Gemahlin des Königs verwechſelt worden. Der Kupferſtecher iſt, laut der Unterſchrift: Bernigeroth. Unter dem Bildniſſe ſtehen folgende, von Hortenſio Mauro herrührende, Verſe:

Hoc duce in immensi penetravimus intima veri,
Nec probat autorem mens magis ulla Deum.

Der Maler iſt nicht angegeben; einige hielten dafür den am Hofe von Hannover lebenden Maler Andreas Scheitz, was aber in dem Falle nicht ſtatt finden würde, wenn Leibnitz in Berlin ſelbſt einem Maler geſeſſen hätte. Von Scheitz iſt zwar Leibnitz mehrmals gemalt, doch nicht immer getroffen worden. Der Kupferſtich von Brauſe nach einem Gemälde von Scheitz iſt bekannt: während ein Stich nach einem andern Gemälde von Scheitz, in Dresden, das neulich erſchien, nicht gehaltleerer ſein kann.

In dem nemlichen Jahre (1711) ließ ſich Leibnitz, auf dringendes Bitten ſeines Freundes, Johann Bernouilli, in Hannover, vermuthlich wieder von Scheitz, malen: aber er geſtand zuletzt dem Freunde, daß das Bild mißlungen wäre. Es iſt ein ſeltſamer Irrthum, wenn, nach von Murr, behauptet wird, der treffliche Kupferſtich vor dem, 1755 erſchienenen Briefwechſel Leibnitzens mit Bernouilli, von Fiquet, ſei von jenem mißlungenen Gemälde genommen: — Leibnitz hat daſſelbe gar nicht an Bernouilli abgehen laſſen. Aber welches Original Fiquet geſtochen habe, iſt nicht leicht zu ermitteln. Die Aehnlichkeit mit Bernigroths Leibnitz ſteht indeß feſt.

Während ſeines Aufenthaltes in Wien (1714) wurde Leibnitz von Johann Gottfried Auerbach, in Lebensgröße, Halbfigur gemalt. Davon iſt ein Kupferſtich in ſchwarzer Kunſt, von Haid in Augsburg, vorhanden.

Endlich ſei eines in Oel gemalten Bildniſſes von Leibnitz erwähnt, welches mit eigenthümlichen Erinnerungen an den großen Mann und ſeine Perſon verknüpft iſt. Es war im Beſitz des zu Hannover 1779 im acht und neunzigſten Lebensjahre verſtorbenen jüdiſchen Mathematikers Raphael, eines Schülers, ſpäter Freundes und Arbeitsgenoſſen von Leibnitz. Raphael hatte es einige Monate oder Wochen vor dem Abſterben ſeines Freundes als ein Geſchenk aus ſeiner Hand und zu ſeinem Andenken erhalten. So hat Raphael es den Seinen erzählt, auch gegen einige ſeiner Schüler und Freunde deſſen erwähnt. Es war ein von allem Eigennutz und Eitelkeit entfernter Greis; man wußte in Hannover, daß er ein ihm höchſt werthes Bildniß von Leibnitz beſaß und daß der Fall vorkam, da ein eifriger und ſehr reicher Liebhaber des Portraits ihm ein anſehnliches Geld dafür bot, aber nichts weiter erreichte, als die Erlaubniß, eine Copie davon nehmen zu laſſen. Ziemlich ſpät, ganzer fünfzig Jahre nach Leibnitzens Tode, kam Raphael auf den Gedanken, durch beſondere Merkmale für die Erhaltung ſeines Kunſtwerks bei ſeinen Nachkommen zu ſorgen, und zugleich die Treue des Bildniſſes ſelbſt zum Gebrauche für Künſtler oder Verehrer Leibnitzens feſtzuſtellen. Raphael traf mit einem der damals ſchon ſeltenen Alten zuſammen, die, wie er, Leibnitz noch gekannt hatten, zeigte ihm das Bildniß und fragte, ob er es kenne? Der Mann erwiederte auf der Stelle: es ſei Leibnitz. Raphael bat ihn, ſein Pettſchaft auf die Rückſeite zu drucken, und ihm über ſeine Anerkenntniß der Aehnlichkeit zwiſchen dem Bilde und der Perſon einen Schein auszuſtellen. Es geſchah. (Es war im Juli **1767**.) Der Mann wird in unſerm Berichte namentlich angeführt, und geſagt, daß ſeine Wahrheitsliebe und Rechtſchaffenheit allen ſeinen Bekannten, die noch lebten, unvergeßlich war. An verſchiedenen Tagen des Herbſtes **1769** folgten dieſem Zeugniſſe drei andere nach. Sie kamen wiederum aus den Händen von Biedermännern und Alten; deren einer in ſeinem Zeugniſſe verſicherte, den Herrn von Leibnitz von Oſtern des Jahres **1700** an ſehr ſpeziell gekannt zu haben. Das mit den vier Pettſchaften auf der Rückſeite, und den dazu gehörigen Scheinen beglaubigte Portrait vererbte ſich an Raphaels einzige Tochter und ihren Ehemann, Herz Jacob. „Sie ehren es noch jetzt als ein Erbſtück, deſſen Verkauf ihnen bisher vergeblich angeſonnen worden iſt,“ heißt es bei unſerm Berichterſtatter.

Dieſes Bildniß war es, nach welchem im Jahre **1787** der Hannoverſche Bildhauer Johann Gottfried Schmidt eine coloſſale Büſte des Philoſophen mit dem Beifall der Kenner arbeitete. Er dachte ſich bei ſeinem Entwurf Leibnitzen, wie er an einem heitern Sommermorgen aufſtehend, einen weiten Hausrock um ſich geworfen, an ſein Pult tritt, um, wie ſeine Gewohnheit war, einen ihm wichtigen Gedanken zu Papier zu bringen. Die etwas ins Süße und Repräſentirende übergehende Miene ſeines Bildniſſes, heißt es, durfte ſo, zugleich mit der Modeperücke des Jahrhunderts, vermieden, ruhiger Ernſt an die Stelle geſetzt, und der Kopf unbedeckt gelaſſen werden.

Mittlerweile erfuhr der Künſtler das Daſein eines Bildniſſes, das die Königin von Preußen, Sophie Charlotte, von Leibnitz durch einen der vortrefflichſten Maler der Zeit, man weiß nicht welchen, verfertigen ließ, und das Eckhart, zugleich mit Leibnitz's Lebenslauf, an die Herzogin von Orleans geſchickt habe. Dieſe Nachricht giebt bekanntlich von Murr, mit der Verſicherung, dies ſei das beſte Portrait von Leibnitz. Indeß ſcheint dieſer Schriftſteller, ſo gut als die übrigen, die Königin Sophie Charlotte mit ihrer Nachfolgerin, der dritten Gemahlin Friedrichs I, verwechſelt zu haben; um ſo mehr, als unſer Berichterſtatter hinzufügt, daß „nach einer kaum zu bezweifelnden Wahrſcheinlichkeit Bernigroth ſein Bildniß Leibnitzens nach keines andern, als dieſes Meiſters Gemälde ſtach.“ Wie dem auch ſei: Bernigroths Stich zeigte auffallende Aehnlichkeiten mit dem Bildniſſe, das Raphael hinterlaſſen. Mehr aber gefiel dem Bildhauer die größere Kunſt des Kupferſtechers und des unbekannten Malers, und noch mehr der höhere Geiſt in dem Bernigrothſchen Leibnitz. Er arbeitete Leibnitzens Büſte jetzt auch nach dieſem Kupferſtiche; Exemplare von Gyps wurden davon in Hannover und in der Nachbarſchaft reichlich verkauft. Der eingeerntete Beifall reizte Schmidt zu einer dritten Arbeit, und er ſchritt im Juli 1789 zum Werke, als ihm von einem Reiſenden ein Bildniß von Leibnitz gerühmt wurde, das in einem auswärtigen öffentlichen Gebäude ſeine Stelle ziere. Schade iſt es, daß dieſer Ort und das Gebäude nicht weiter genannt wird. Man beſtellte von jenem Gemälde eine gute Copie: als ſie ankam und aufgerollt wurde, erſchien derſelbe Leibnitz, den Vernigroth hat, in natürlicher Größe und in lebendigen Farben dargeſtellt. Man hatte alſo, wo nicht das Original, nach welchem Vernigroth ſtach, doch eine treue Kopie deſſelben. Nach ihr arbeitete Schmidt eine dritte Büſte.

Dieſe Umſtände tragen ſämmtlich dazu bei, den authentiſchen und künſtleriſchen Werth des Bildniſſes, das Vernigroth ſtach, und den dieſes vortrefflichen Kupferſtiches ſelbſt zu bekräftigen. Ein genauer Freund Leibnitzens, berichtet W. G. Böhmer, hat dem 1787 verſtorbenen Profeſſor Hollmann in Göttingen verſichert: „der Stich Vernigroths gleiche ſo ſehr, als ob er Leibnitzen aus dem Geſichte geſchnitten wäre.“

Vernigroths Stich iſt das Original, nach welchem das dieſer Biographie vorgeſetzte Bildniß gearbeitet wurde. Es ſtellt Leibnitzen als Greis dar, voll Tiefe des Nachdenkens, ehrwürdigen Geiſtes und nicht ohne einen Zug melancholiſchen Ernſtes. —

Leibnitzens Aſche ruht in der Neuſtädter oder ſo genannten

Hofkirche: eine kupferne Platte in einem der Gänge der Kirche, mit der Inſchrift **OSSA LEIBNITII**, zeigt die Stätte an. Sie iſt neuern Urſprungs. Noch ein halbes Jahrhundert nach Leibnitzens Tode konnte der Fremde nur mit Mühe dem Orte nachforſchen, welcher des großen Leibnitz irdiſche Reſte birgt. Dichteriſcher Unmuth über ſo viel Gleichgültigkeit, hat Johann Heinrich Voß die Verſe eingegeben:

Wo von den Seinigen verkannt
Leibnitz, wie Käſtner rühmt, ſein Brot in Ehren fand,
In jener weiſen Stadt des feinern Cheruskers
Ging einſt ein Fremdling um, mit gläubigem Vertraun,
Leibnitzens Denkmal wo zu ſchaun,
Dem, für die Nachwelt, Kunſt des Griechen oder Tuskers
Den Dank der Mitwelt eingehaun.
Vergebens fragt er die Miniſter
Und alle Räth' und alle Prieſter;
Sie ſahen ihn an und ſchwiegen düſter.
Selbſt das lebendige Regiſter
Der Seltenheiten, ſelbſt der Küſter,
Sprach: Was weiß ich von dem ungläubigen Philiſter?
Zuletzt erſcheint der Mann, der ſeines Lehrers Sarg
Einſam um Mitternacht begleitet, —
Ein alter Jude wars — und leitet
Ihn zu der öden Gruft, die dich, o Leibnitz, barg! —

Der alte Jude, welcher Voß zu Leibnitzens Grab geführt hat, wird Niemand, als Raphael, ſein frommer Schüler und Freund, geweſen ſein.

Nicht lange, und jene dumpfe Gleichgültigkeit gegen das Andenken des großen Mannes, welchen Hannover den ſeinigen nannte, wich edlerem Sinne; Verehrung, Begeiſterung für ſeinen Namen trat an die Stelle. Das Monument, welches gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts Leibnitzen in Hannover errichtet wurde, verdankt dem Enthuſiasmus der Mitbürger Leibnitzens ſeine Entſtehung. Im Jahre 1787 gab Ramberg, der Vater des berühmten Malers, dazu die Anregung: Rehberg und Brandes, beide im Miniſterium, unterſtützten ihn; eine Sammlung unter den Bewohnern Hannovers legte den Grund, das Uebrige that die Regierung. Auf einem Hügel, unweit der Bibliothek, welcher Leibnitz vorſtand, erhebt ſich ein Rundtempel von edler Form, ſo freundlich als impoſant; auf altargleichem Poſtamente ſchaut uns Leibnitzens koloſſale Büſte, von Chriſtoph Hevetſon in Rom in weißen Marmor gehauen, ehrwürdig an: das Geſims zeigt uns die einfache Weiheſchrift:

GENIO LEIBNITII.

Ein Monument, welches Deutſchland und Europa Leibnitzens Genius zu ſetzen hat, iſt übrig: die würdige Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke.

Verbeſſerungen.

Th. II. S. 48. Z. 11. v. u. lies: erkennt ſt. zuläßt.
— S. 333. Z. 4. v. o. lies: von der ſt. in der.

Druck von Heinrich Richter

Beilage

der

Anmerkungen und Urkunden

zum

zweiten Theile.

Anmerkungen

zum dritten Buche.

S. 5.

Daß Leibniz 1681 zu dem Congreſſe nach Frankfurt abgehen ſollte, ſchrieb er Ende 1684 dem Landgrafen Ernſt von Heſſen-Rheinfels (Böhmers Magazin II, S. 391): Il me semble d'avoir écrit un jour à Votre Altesse Sérénissime, que je devais aller à Francfort, pour y assister Mons. de *Grote*, notre Ambassadeur etc. — Damit hängt eine diplomatiſche Denkſchrift von Leibniz (in ſeinem Nachlaſſe) zuſammen, mit der Ueberſchrift: Avis prononcé au Conseil de Gens principalement interessés aux Traités de Westphalie et de Nimvège sur les questions contenues au mémoire de M. le Comte d'Avaux, offert à Mess. les Etats-Généraux des Pays-bas le 25. Nov. 1681 savoir, qui aye à faire l'interprétation des dits Traités et si la France les ait rompus ou non? Nachdem Leibniz hier alle betheiligten europäiſchen Staaten durchmuſtert, antwortet er auf die Frage, ob Frankreich die Traktate gebrochen? bejahend.

S. 7.

Ein Exemplar des franzöſiſchen Originals des Mars Christianissimus findet ſich in der Königlichen Bibliothek zu Dresden; ein Exemplar der deutſchen Ueberſetzung in der Königl. Bibliothek zu Hannover. Vgl. Leibniz's deutſche Schr. I, Beilagen 38—47 und Kurmainz II, S. 74—77. Der Anfang des Originals lautet: La plupart des hommes ayant coûtume de regarder plutôt l'interêt particulier, que le bien public, et le présent plutôt que l'avenir etc.

S. 13.

Daß Leibnitz den Herzögen von Wolffenbüttel 1680 perſönlich noch unbekannt war, lehrt ſein Brief an Haniſius, den damaligen Bibliothekar in W., den 28. Januar 1680 (Burkhard. Hist. Bibl. Aug. II, 285): „Erſuche m. H. H., dafern ſich Gelegenheit dermalens ſinden ſollte, mich, wiewohl noch zur Zeit unbekannt, der gnädigſten Herrſchaft unterthänigſt zu empfehlen.“

S. 14.

„Ein Impromptu dieſer Art“ — Folgendes enthält ein Zettel von Leibnitzens Hand: M. le duc de Zell nous dit hier à table ces vers plaisans sur la reine Christine.

Si le grand Gustave eût vécu
Il aurait fait baiser son cul
A ce ridicule Maroufle.
Etrange révolution,
Sa fille par dévotion
Est allée baiser sa pantoufle.

Il me semble que le mètre et la connexion n'y sont pas assez, et peut-être que c'était à peu près comme celle:

Si le grand Gustave eût vécu,
Il aurait fait baiser son cul
A ce ridicule Maroufle,
A qui puis par dévotion
(Etrange revolution!)
Sa fille baise la pantoufle.

S. 18.

Ueber Franz von Helmont ſ. Leibnitz an Th. Burnet den $\frac{7}{17}$ März 1696. Opp. VI. 233. Nous avons eu ici Mr. Mercure van Helmont durant quelques jours; lui et moi nous nous rendions tous les matins vers les neuf heures dans la chambre de Madame l'Electrice; Mr. van-Helmont tenait le bureau, et moi j'étais l'auditeur, et de temps en temps je l'interrogeais, car il a de la peine à s'expliquer clairement. Il a des opinions bien extraordinaires, avec tout cela je trouve, qu'il a de très bons sentimens pour la pratique, et qu'il serait ràvi de contribuer au bien général, en quoi il est entièrement de mon humeur etc. Leibnitz äußert ſich an mehreren Stellen über van Helmont. Als dieſer 1698 ſtarb, ſetzte er ihm, auf Bitten von deſſen Couſine, der Baronin von Merode, ein lateiniſches Epitaph, bei Burckhard II, p. 326.

S. 19.

Ueber die Unionsverhandlungen in Hannover mit dem Biſchof von Thina unter Theilnahme Leibnitzens, hat J. K. F. Schlegel in ſeiner Neuen Kirchengeſchichte der Hannöverſchen Staaten III, S. 299—320 aus dem Königl. Archive von Hannover manches Dankenswerthe zur Aufklärung dieſer Angelegenheiten mitgetheilt, im Uebrigen aber durch große Anachronismen den Verlauf der Sache einigemal verworren und verkehrt dargeſtellt. In meiner Darſtellung bin ich bemüht, die Darſtellung auf den genauen chronologiſchen Zuſammenhang der Urkunden zu gründen, ſo daß dieſe Darſtellung durch ſich ſelbſt ihren wahren Beweis und die Widerlegung der abweichenden Darſtellungen enthält. Nur in Bezug auf das Schreiben des Ulrich Calixtus ohne Datum in den Unſchuldigen Nachrichten von 1713, S. 379 (vgl. Menzel Geſchichte Deutſchlands IX, S. 265) bemerke ich noch, daß es deshalb ſchon nicht in das Jahr 1679 geſetzt werden kann, weil es darin heißt, daß die Conferenz zu Hannover von Oſtern bis Johanni gedauert habe. Geſetzt nemlich, daß Spinola noch unter Johann Friedrich, 1679, eine Conferenz mit den lutheriſchen Theologen gehabt hätte, ſo hätte ſie nicht Oſtern ſtattfinden können, weil Leibnitz erſt von Ende Mai 1677 ſich an Spinola verwandte (ſ. Leibn. deutſche Schr: II, Beil. S. 57). — Schlegel erzählt noch ebend. S. 295, die dem Kurfürſten Johann Philipp im Jahre 1660 fälſchlich beigelegten abentheuerlichen Unionsvorſchläge, deren Unechtheit ich in dem Excurs zu Leibnitz's deutſchen Schr. I, dargethan und dabei auf die wahren Verhältniſſe der Sache hingewieſen habe. Schlegel glaubte obenein ganz unbekannte Sachen zu geben, weil er erſt aus dem Archive ſchöpfte, was längſt in Moſers patriot. Archiv, bei Schröckh und anderswo gedruckt war. —

S. 29.

Die kritiſchen Unterſuchungen über die Expoſition des katholiſchen Glaubens (systema theologicum) findet man in Leibnitz's deutſchen Schr. II. Beilagen S. 65—80.

S. 40.

Die Briefe Leibnitz's an die Herzogin Sophie über das Fräulein von Aſſeburg ſtehen in den: Neuen Beiträgen zum Kirchen- und Schulweſen im Hannöverſchen von J. C. Salfeld und J. P. Treſurt. Hannover 1810. II. Bd. 2. Heft.

S. 68.

Ueber den Damaidenus ſ. Origines Guelphicae ed. Scheid I, praef. p. 19. Scheid ſtellt p. 33 die hiſtoriſche Miſſion Leibnitzens ſo dar, als wenn er ſie ſelbſt, und zwar nicht erſt dem Herzoge Ernſt Auguſt, ſondern ſchon ſeinem Vorgänger und Bruder, ja ſämmtlichen Braunſchweigſchen Fürſten an die Hand gegeben hätte: „ut post Heri sui clementissimi favorem, cognatarum aularum Guelpherbytanae et Cellensis gratiam sibi etiam conciliaret“, aber giebt keinen Beweis dafür, und was wir von der Sache wiſſen, ſpricht dagegen.

S. 73.

Ueber den Dr. Waldſchmidt lieſt man aus Leibnitzens Tageblättern (Neues Hannöv. Magazin 1807. No. 76. S. 1210): „Zu Marburg bin ich den 27. Oktbr. 1687 bei Herrn D. Waldſchmidt geweſen, der mir gewieſen und erzählt allerhand instrumenta et experimenta pneumatica, darunter zwei notabilia. Das erſte, daß er eine Pflanze genommen, alſo daß die Wurzel oben in freier Luft, und die Blätter in dem vacuo; item contra. Auf die erſte Weiſe hat ſich das Waſſer oder Sp. V., wenn man zu pumpen angefangen, durch die meatus a radice hinein nach den Blättern gezogen; auf die andere Weiſe hat es ſich nicht wollen thun laſſen. Hr. Waldſchmidt inſerirt valvulas darauf, ich inſerire nicht ſowohl valvulas, als: fibras omnes ad instar acuminum in aristis in illas partes, ad quas succus tendit, flexas.

Das andere notabile experimentum, ſo wie Hr. D. Waldſchmidt erzählt, iſt, wenn man einem Hunde in die venam einen kleinen ſubtilen tubulum hineinſteckt, und dann ſtark darein bläſt, ſo bleibt der Hund gleich todt; weil dadurch auf einmal das Blut ex venis nach dem Herze getrieben, und die Circulation geſtopft wird. — Er hat eine redende Trompete, dadurch man eben nicht ſtark reden darf, und kann doch auf eine halbe teutſche Meile gehört werden. (Ego puto eine Viertelmeile.)"

S. 74.

Ernſt Landgrafs von Heſſen-Rheinfels Empfehlungsſchreiben des Herrn von Leibnitz an Churfürſt Philipp Wilhelm von der Pfalz. De dato Rheinfels, 4. December 1687.

Durchlauchtigſter Churfürſt,
Hochgeehrter Herr Vetter.

Ich pflege zwar Ew. Gnaden bei Dero hohen und überhäuften Geſchäften nicht gern mit Schreiben zu bemühen, habe es aber bei dieſer Gelegenheit nicht wohl unterlaſſen können, dieweil ich dafür gehalten, daß Ew. Gnaden einige Vergnügung finden würden, dafern Sie Ueberbringer dieſes etwas in particulari anzuhören gut finden ſollten. Es iſt ein fürſtlicher Rath aus Niederſachſen, ſo ſich mit Schriften in der Welt bekannt gemacht, und mehrere particularia ſelbſt melden wird, mit dem ich eine geraume Zeit correſpondirt, anjetzo aber ſeine Gegenwart en passant genoſſen, und weil ſolcher in historia und Affairen (des Juris zu geſchweigen) eine ungemeine Kundſchaft hat, und in Oberdeutſchland reiſend, ſeinen Weg durch die Pfalz nimmt, ſo habe ich ſelbſt gern geſehen, daß Ew. Durchlaucht er unterthänigſt aufwarten möchte, verhoffe, daß ſolches zu Dero Satisfaction gereichen werde, zumalen er bey habenden meritis ohne Prätenſion oder Importunität und dabei ein ehrliebender Mann iſt, ſo viam regiam juris et aequitatis denen Neben-Reſpecten vorziehet; und weilen gedachte Perſon auch ſonderbare Wiſſenſchaft und Experienz von Bergwerksſachen hat, ſo möchte ich an meinem Ort Kayſerlicher Majeſtät dergleichen Subjectum, ſo es thunlich, wohl wünſchen, und glauben, daß Ew. Gnaden, dafern Sie dazu verhelfen ſollten, Allerhöchſt Ihrer Majeſtät keinen geringen Dienſt leiſten würden, weil man dergleichen nicht allezeit beiſammen findet, welches Ew. Gnaden hohem Judicio wohlmeinend anheim geben wollen. Doch würde auf ſolchen Fall dienlich ſein, daß dergleichen, da es gut befunden werden ſollte, ohne éclat negotiirt würde, damit es dieſer Perſon bey jetziger habender guter Bedienung nicht zum Nachtheil gereichen möchte, daher ſie auch ſich eben nicht viel, als bei Ew. Gnaden ſelbſt melden wird. Uebrigens Ew. Gnaden mich und die meinige gehorſamſt empfehlend, verbleibe Ew. Gnaden

Dienſtwilligſter Vetter und
gehorſamſter Diener
Ernſt Landgraf zu Heſſen.

P. S. Ew. Gnaden laſſen Sich zwar, bitte ich Sie, nichts merken, er iſt zwar in foro externo nicht katholiſch, aber ſonſten in controversiis fidei wohl erfahren, et non procul a Regno Dei, und gewiß nicht vor die Proteſtirende Parthey gegen die unſrige, ſondern vielmehr ſolcher wohl zugethan.

S. 77.

Ueber das Politiſche in Leibnitz's Leben in Wien 1688 ſiehe mein Kurmainz II, S. 82 ff.

S. 88.

Die beſondern Details über Leibnitz's Aufenthalt in Rom ſchöpfte ich aus der italieniſchen und mit Anmerkungen bereicherten Ueberſetzung des Lebens Leibnitzens von Lamprecht (Berlin 1840), von Guiseppe Barsotti in Roma 1787, p. 45 ff. Die übrigen Quellen ſind im Texte angegeben. — Der Auszug des Briefs Leibnitz's an den Abbé Thorel (S. 94) ſteht im Neuen Hannöv. Mag. 1810, No. 31. p. 496. Daß es der Kardinal Caſanata geweſen, der Leibnitzen den Vorſchlag gemacht, finden wir bei Niceron; über Caſanata ſ. Leibn. Opp. V, 96. 104.

S. 97.

Am ausführlichſten ſetzte Leibnitz ſeine Anſicht über die Philoſophie und Theologie der Chineſen auseinander in der kurz vor ſeinem Tode geſchriebenen: Lettre sur la philosophie chinoise à M. de Remond (Opp. IV, 1. 169—210).

S. 99.

Der Brief Marchettis und Leibnitzens abfertigende Antwort ſteht in Salfeld's und Trefurt's Neuen Beiträgen etc. I. Bd. 2. Heft.

S. 107.

Die Elegia ad Magliabechum ſteht in der genannten italiäniſchen Ueberſetzung des Lebens Leibnitzens. Sein Briefwechſel mit Magliabechi iſt die Hauptquelle für die Geſchichte dieſer Reiſe.

S. 140.

Auf meinen ausführlichen kritiſchen Excurs über Leibnitz, als den wahren und wirklichen Verfaſſer des monatlichen Auszugs (bis auf einen kleinen Theil) iſt meines Wiſſens Niemand eingegangen, als H. Ritter in der Anzeige meiner Ausgabe von Leibnitz's deutſchen Schriften in den Göttinger Gelehrten Anzeigen 1840, No. 157—158. Der gelehrte Kritiker giebt mir zu, daß Eckharts Autorität an ſich (bisher ſo unbedingt anerkannt) auch hier die Kritik nicht binden könne, und daß ein großer Theil der Mon. Ausz., wenigſtens nach meiner Ausführung, Leibnitzen gehöre: nur meint er, ein wichtiges inneres Argument ließe uns hier im Stiche, das ſprachliche, ſtiliſtiſche. „Die Einheit der Feder, ſagt er, ſcheint ſchwer zu erweiſen. Denn der Stil Leibnitzens, wie früher bemerkt, iſt nicht ſo eigenthümlich, als der Herausgeber meint; es iſt in Wahrheit der Stil eines Anfängers, welcher ſchwerer zu unterſcheiden iſt, als der Stil eines Virtuoſen.“ Früher drückt ſich nemlich der Herr Referent in derſelben Recenſion ſo aus: „In den meiſten hier geſammelten Briefen, Recenſionen und Aufſätzen herrſcht ganz die rohe Vernachläſſigung der Sprache, welche der deutſchen Proſa jener Zeit eigen iſt.“ Um Leibnitz gegen dieſes Urtheil zu retten, müſſen und werden die von mir herausgegebenen Schriften ſelbſt ſprechen! Um der philoſophiſchen Aufſätze zu geſchweigen, welchen Herr R. ſelbſt einen höhern ſprachlichen Werth zuſchreibt, ſo hat das Bedenken über securitas publica von 1670 (im erſten Bande der deutſchen Schriften) gerade durch das kernhafte, echte Deutſche Ueberraſchung und Enthuſiasmus erregt. Die Unvorgreiflichen Gedanken waren von jeher wegen der Sprache unt Schreibart bewundert worden, ſo daß ich glaube, daß unſere deutſchen Gramatiker, Philologen und Literaten Herrn R. nicht zugeben werden, daß hier der Stil eines Anfängers ſei, indem er vielmehr einen Meiſter verräth. Mithin iſt auch das ſprachliche Element bei der Unterſuchung über den Monatlichen Auszug von ſchlagender Wichtigkeit, und die Einheit der Feder in den meiſten Stücken darin mit den übrigen deutſchen Schriften deſſelben Verfaſſers iſt mir ein Hauptargument. Ich verweiſe unter anderen auf den Auszug aus Locke's Verſuch über den menſchlichen Verſtand (II, S. 313—340). Kann man wohl die Einheit der Feder darin mit den übrigen philoſophiſchen Schriften Leibnitzens verkennen? — Was bei dieſer Frage ſtreitig ſein kann, iſt das Mehr oder Weniger des fremden Antheils von Eckhart oder einem andern. — Ueber die 3 letzten Monate des Jahrgangs 1702 fand ich nachträglich in Juglers Biblioth. hist. II, 844 die Notiz: Trium sane partium ultimarum elaborationum Joach. Meiero, Gymnasii quondam Gottingensis professori, adscribi lego, aus der Geſchichtſchreibung der Stadt Göttingen III, 254. Dies kann in unſerem Reſultate nichts ändern, da dieſe Angabe auf der irrigen Vorausſetzung beruht, daß das Ganze von Eckhart ſei. Möglich iſt es, daß dieſer ſelbſt jenes Gerücht in Bezug auf Meier verbreitet hat.

S. 145.

Bei der Darſtellung der Erſchütterungen am Hofe Ernſt Auguſts folge ich faſt wörtlich Havemanns Geſchichte der Lande Braunſchweig und Lüneburg II (1838), S. 180 ff., da dieſer Geſchichtſchreiber das wenigſte Intereſſe haben konnte, ohne Motive dieſe Dinge (nach Quellen, die mir ſonſt ſehr gut bekannt und zugänglich ſind) zu erzählen.

Anmerkungen

zum vierten Buche.

S. 161.

Die Denkſchrift Leibnitzens an die Kurfürſtinnen ſteht in Feders Sophie, Churfürſtin von Hannover S. 233 – 236., woraus ſie Varnhagen von Enſe in das Leben der Königin Sophie Charlotte aufgenommen.

S. 165.

Die Brieſe Leibnitzens an den Cabinets-Secretair, ſpäter Hofrath Cuno oder Cuneau ſtehen in der von Joh. Karl Konr. Oerlichs herausgegebenen Berliniſchen Bibliothek. I. Band, 1747. vom 1 – 6 Stücke; für dieſen Theil von L's. Leben ſehr wichtige Urkunden. Cuneau ward 1661 in Caſſel geboren und ſtarb in Berlin 1715, als Aufſeher des geheimen Archivs und Mitglied der Societät der Wiſſenſchaften. Ganz diplomatiſch treu ſind die Brieſe jedoch nicht abgedruckt, ſondern mit ſtiliſtiſchen Verbeſſerungen, wie mich zwei dieſer Autographa, welche in die Königl. und Univerſitäts-Bibliothek von Breslau gekommen ſind, belehrt haben. Ob die übrigen Autographa vielleicht irgendwo in Berlin erhalten ſind? —

S. 175.

Ueber die wahre Beſchaffenheit des Fragments „Unpartheiſches Urtheil von dem Nutzen" u. ſ. w. in Leibnitz's Deutſchen Schriften

II 263, habe ich (in der Anmerkung) ausführlich geſprochen. Hiernach muß, unter andern, auch Schlegel, in ſeiner Neuern Kirchengeſchichte Hannovers III S. 292. berichtiget werden, welcher, ohne alle Kritik, auf bloße Muthmaßung, in dieſem Bruchſtücke der „Via pacis“ ein Gutachten ſieht, wodurch Leibnitz und Molanus dem Kurfürſten Ernſt Auguſt, auf deſſen Anfrage, die Union der Proteſtanten widerrathen hätten. Der Grund, welchen Schlegel dafür anführt, daß dieſes Gutachten nicht unter der Regierung Georg Ludwigs abgefaßt ſein könne, weil Molanus (in der Ueberſchrift) Director der Kirchen im Churfürſtenthume Braunſchweig-Lüneburg, nicht aber Director des Königlichen Conſiſtorii genannt wird, dieſer Grund widerlegt ſich ſelbſt, weil bekanntlich Hannover auch unter Georg Ludwig von 1698—1714 ein bloßes Churfürſtenthum war. Das ganze Argument taugt aber nichts: denn die Ueberſchrift rührt von dem Herausgeber des Fragments: Erdmannus Neumeisterus her (ſiehe meine Anmerkung dazu). Schlegel citirt hier ſein Hannoverſches Kirchenrecht II S. 145. Es iſt auch hier derſelbe Irrthum.

S. 176.

Irrig ſteht in Herings Geſchichte der Reunionsverhandlungen II. S. 313. Leibnitz habe das Tentamen irenicum herausgegeben; Herr H. ſcheint Leibnitzens Briefe in dieſer Angelegenheit nicht geleſen zu haben, wo er überall gegen das Herausgeben und die Oeffentlichkeit in dieſer Angelegenheit eifert. — Derſelbe berührt auch eb. S. 233. irrig, Leibnitz habe Pelliſſon während ſeines Aufenthalts in Paris kennen gelernt; und S. 214. macht er gar den Herzog Johann Friedrich zum Herzog von Braunſchweig, gleichzeitig mit Ernſt Auguſt, als Kurfürſten von Hannover.

Anziehend iſt ein ungedrucktes Schreiben Leibnitzens an den Profeſſor Chriſtian Junker in Jena, durch ſein Urtheil über Spener, wo er (vom 11. Febr. 1711) ſagt: Inprimis operae pretium fecisti, historiam rei pietisticae exponens ex fide et cum judicio, nam et nota Tibi multa esse video, paene testi et spectatori, et abesse affectus, quibus plerique abripiuntur. Spenerus fuit vir haud dubie doctus, credo etiam bonus, et mihi bene notus ante haec certamina, cum Francofurti ille degeret, ego subinde versarer. Jam tunc mirabar nonnihil Johanni Labadiae illum non parum favere, quem Genevae, si bene memini, viderat allocutusque erat. Et credo, suspexisse in viro dona non spernenda, eloquentiam et zelum, sed non satis novisse temeritatem et ambitionem, quae postea erupere, quando schisma in Belgio foederato fecit. Cum multos post annos Spenerum Berolini invenissem, visus est mihi nimium studiosus partium, quarum caput habebatur, et pro instrumentis uti viris, quorum ipse nec vitam nec mores satis probabat, sed quos tamen consiliis suis conducere putabat, et in his excusabat aut dissimulabat, quae in aliis reprehendisset. Sed inprimis displicuit prudentibus judicium de Asseburgia puella mollius et suspensius, quam oportuerat. —

S. 183.

In Bezug auf das Jablonskiſche Schreiben an Leibnitz über den Vorſchlag, Leibnitz an Puffendorfs Stelle nach Berlin zu berufen, giebt Baumgarten (Nachrichten von einer Halliſchen Bibliothek VIII. S. 365.) den Aufſchluß, daß die Ausführung ſich nicht daran geſtoßen, daß Leibnitzen ſtatt der 2000 Rthlr., die Puffendorf jährlich gehabt, nur 1600 angeboten worden, ſondern vielmehr daran, daß er die Stelle in Hannover beibehalten, und an der hannoverſchen und brandenburgiſchen Geſchichte zu gleicher Zeit arbeiten wollte. „Da ich, ſchreibt Baumgarten, den ganzen Briefwechſel Leibnitzens mit dem damaligen Kurbrandenburgiſchen Miniſter, Ezechiel von Spanheim, durch welchen dieſer Vorſchlag gegangen, ebenfalls bei der Hand habe, ſo will ich davon nur folgende Stelle anführen (alſo aus einem Briefe an Spanheim): J'espère de satisfaire en quelque façon à l'attente, qu'on peut avoir conçue de moi. Je tâcherai cependant, de préparer les choses ici d'une manière, qui puisse faciliter ce dessein, d'autant, que je crois, qu'on me permettra chez vous, d'achever sous main l'ouvrage historique de la maison de Brunsvic, qui est assez avancé et pour lequel j'ai obtenu de tous côtés et attends encore de plusieurs endroits des monumens très considérables, que j'ai déterrés, et qui éclairciront fort les antiquités d'Allemagne et les droits de l'Empire d'une manière, dont on ne sera peut-être point fâché, et aura d'autant moins de repugnance à me laisser satisfaire, à ce que la justice et mon honneur semble demander, sans que le travail sur l'histoire moderne, dont Votre Cour me fourniroit la matière, pourroit recevoir du préjudice de ces recherches des antiquités, qui d'ailleurs sont assez utiles et importantes. Ainsi si le but s'obtient, j'espère qu'on ne s'arretera pas à la formalité. — — Je crois même, que ce grand Ministre, que vous avez fait tourner les yeux de mon côté, verra bien des raisons, pour ne pas rejetter ce temperament, qui assurement ne m'empêchera pas de faire ce qu'on exigera. Aussi n'a-t-on jamais exigé de moi, de ne faire qu'une seule chose". Aus dieſem Fragment geht nicht klar hervor, daß Leibnitz die Stelle in Hannover ſelbſt beibehalten wollte, ſondern vielmehr, daß er, wenn er preußiſcher Hiſtoriograph in Berlin wäre, die Geſchichte des Hauſes Braunſchweig gleichzeitig bearbeiten wollte. Wie gewiſſenhaft er im letztern Punkte dachte, zeigt ein anziehender Brief von ihm an den Grafen von Viviers, aus Hannover den 1. Mai 1692, worin er einen damals an ihn ergangenen Ruf an den Hof Ludwig XIV, hauptſächlich aus dieſem Grunde abgelehnt hat. Ich ſchalte ihn hier ein: (ſ. von Aretins N. Litt. Anzeiger 1807 S. 812.)

(Hannover d. 1. Mai 1692.)

Pour M. le Comte de Viviers. Je mettrai à part sur ce feuillet la réponse, que je dois à l'ouverture, que vous m'avez fait l'honneur, Monsieur, de me vouloir faire dans votre lettre. Je ne veux pas m'amuser à vous faire des remercimens en paroles recherchées, il faudrait, que je fusse bien ingrat, si je n'étois pas extrêmement sensible à vos bontés. Cependant je me trouve fort embarrassé sur ce que je dois y répondre. Ce qui m'y donne le plus de penchant, sont deux grandes raisons. La première est l'avantage, que j'aurois, de jouir de votre présence et de communiquer avec quantité d'habiles gens; ce seroit le plus grand plaisir, que je pourrois avoir et dont je suis privé maintenant. La seconde est que je pourrois peut-être contribuer par ce moyen au bien public et me mettre en état d'exécuter les vues en matière des sciences, qui me paroissent des plus considérables, au lieu qu'ailleurs bien d'autres occupations viennent à la traverse. Ces deux raisons prises de ma satisfaction et de l'utilité publique, seroient plus que suffisantes, pour me déterminer, s'il n'y avait de grands obstacles. Le premier est celui, que vous avez touché dans votre lettre, il semble, que vous parlez comme s'il était à présent moindre qu'auparavant, et quelques autres encore m'écrivent, qu'on commence à être moins rigoureux là-dessus; mais c'est de quoi il faudroit avoir plus d'éclaircissement. La seconde est la guerre présente, pendant laquelle je ne sais, comment un allemand se pourroit transferer en France, sans encourir des blâmes et des reproches. Et quoique il faille considérer le globe de la terre comme la patrie commune du genre humain, néanmoins un homme raisonnable doit éviter tant, qu'il peut, ces blâmes, encore dans les choses qui sont innocentes en elles-mêmes. Le troisième empêchement est, que je suis engagé à l'histoire de la maison de Bronsvic, pour laquelle on m'a fourni quantité de titres et de mémoires, et mon honneur ne me permet pas de quitter cet ouvrage, sans le mettre en état. Il est vrai, que cet empèchement est temporel et sera maintenant de peu de durée, et peut-être que le précédent le sera aussi, mais c'est de quoi il est difficile de prononcer.

Il y a peut-être un quatrième, qui est, que je doute, si ce que je pourrai attendre en France, seroit assez solide et assez proportioné tant à ce que je quitterais, qu'à l'embarras d'un changement, et toutes les considérations qui y sont enveloppées. Voilà, Monsieur, tout ce que je puis envisager de plus considérable de part et d'autre dans cette déliberation, que je vous ai voulu représenter sincérement, en vous suppliant de l'examiner et de m'apprendre votre sentiment là-dessus. Je l'attends de votre bonté et vous jugerez bien, qu'il faut pèser mûrement toutes les circonstances, avant que de resoudre quelque chose de cette nature; cependant je ne laisserai pas, Monsieur, de faire comme si j'étais déjà à vous, puisque cet engagement ne tendroit qu'à l'avancement des sciences. —

Gegen keinen Gelehrten hatte vielleicht Leibnitz eine ſo ausgeſprochene Abneigung, nicht blos als Philoſophen, ſondern auch als Hiſtoriker und als Menſchen, wie gegen Puffendorf. Dieſer hatte ſich einmal falſch gegen ihn benommen. Leibnitz ſchreibt von Berlin den 28. Oct. 1710 (Opp. V. 358.): Pufendorfius prudentia et rerum usu longe est infra Thuanum, ne quid de eruditione dicam, quae in Thuano magna, in Pufendorfio mediocris fuit, qui non nisi styli promptitudine et ingenii quadam acie valebat: neque optime animatus erat interdum, (ut ipse expertus sum) quum Thuanum optimum virum fuisse constat. Receperat aliquando in se curationem negotii cujusdam mei in Suecia; sed per amicos didici, contraria omnia ab eo facta fuisse. In ejus Historia id eximium est, quod ex Tabulariis fideliter (etsi non maximo judicio) descripta est. Suecici commentarii meliores sunt, Brandenburgici praecipitati, et cum auctor magnum per se negotiorum usum non haberet, nec nisi exscriptorem agere posset; hinc passim peccavit, Ministrorum relationes ad Dominum secutus, quae saepe ex falsis rumoribus collectae, tempore refelli solent. In einem frühern Briefe, vom 24. Oct. 1709, nennt Leibnitz Puſſendorfs brandenburgiſche Geſchichte: utique plane rhapsoda, et praeterea (quod tamen lectoribus plerisque non ingratum) proditrix rerum, quas aula sileri maluisset: autorem irae principis mors opportune substraxit: utilissimus tamen liber est, ut omnia, quae ex principum tabulariis excerpta sunt.

S. 185.

Ueber die Kalenderverbeſſerung vgl. Ideler Handbuch der Chronologie II, 323., wo es ausdrücklich heißt, daß auf Leibnitzens Betrieb den 23. Septemb. 1699 die Einführung des neuen Kalenders vom Reichstage beſchloſſen ward.

S. 186.

Das Dankſchreiben Leibnitzens an die Pariſer Societät der Wiſſenſchaften iſt kürzlich in V. Cousin's Fragments philosophiques II. aus dem Autographon als ungedruckt mitgetheilt worden: es ſteht aber ſchon in Leibn. Opp. IV. 2. 143—145. aus dem Recueil de Des-Maizeaux., mit einem P. S., vor welchem ſteht: Ce P. S. a été omis dans la lettre envoyée à Messieurs de l'Académie. In der That fehlt dies P. S. in dem Buche Couſins. — Daß die „Kurtze Erzehlung von der Stift- und Einſetzung der Königlichen Preußiſchen Societät der Wiſſenſchaften" welche 1711 bei der Inauguration in Berlin herauskam, aus Leibnitzens eigner Feder gefloſſen, lehrt Inhalt und Schreibart. Das Leibnitz darin beigelegte Lob bildet keinen Einwand; er war in ſolchen Dingen ganz objektiv.

S. 191.

Unter Leibnitz's Papieren in Hannover findet ſich eine Handſchrift mit dem Titel: Trimalcion moderne composé l'an 1702. pour le Carneval d'Hannover. Par M. de L. Hienach wäre Leibnitz davon der Verfaſſer geweſen. Ich kann es jedoch nicht für beſtimmt ſagen.

S. 191.

Man findet über die Errichtung der Societät der Wiſſenſchaften in Berlin einen anonymen, ſehr elegant geſchriebenen lateiniſchen Brief: Epistola ad amicum data Berolini d. 14. Octobr. 1700, welchem eine lateiniſche Ueberſetzung der Stiftungsurkunde folgt, in den Acta Eruditorum von 1700. April p. 175 seq. In dem Vorworte des Redakteurs wird nur der Empfänger des Briefes angegeben: D. Wittius, Consil. Reg. in Halle. Ohne Zweifel war Leibnitz nicht ganz ohne Antheil an dieſer Veröffentlichung. Seine Perſon wird in dem Briefe auf das höchſte und ganz gebührend gerühmt und anerkannt.

S. 203.

Man kann, mit einem neueren Hiſtoriker, nicht annehmen, daß in das, in der Histoire de l'Académie p. 21—27 mitgetheilte Projet de l'académie die Worte: le Roy, la Majesté, le but glorieux, que le Roy se propose, etc. hinein corrigirt ſein müſſen; erſtens ſagt der Verfaſſer der Histoire, (Formey, als beſtändiger Secretair der Akademie) p. 27.: „Mr le Conseiller Scheid.. a eu la bonté, de nous communiquer cette pièce en *original*. On n'a *rien changé au style*". Dann aber hätte man die Worte p. 22. au *Prince Electoral* nicht ſtehen laſſen, welche, im Gegenſatze zu dem königlichen Vater, ſogleich auf ein ungewöhnliches Verhältniß ſchließen laſſen. Alsdann aber bleibt es zu verwundern, daß ſich Formey an dieſe Bezeichnung nicht geſtoßen hat, da doch das von ihm ins Franzöſiſche überſetzte Patent anfängt: Nous Frédéric III. Margrave de Brandebourg. Leibnitz hat keine andere Denkſchriften damals aufgeſetzt, als die beiden deutſchen. (Leibn. deutſche Schr. II, 267 ff.) Das Uebrige ergiebt ſich von ſelbſt. (Hiernach iſt auch die Angabe in den Opp. om. V. 175. zu ändern.)

S. 205.

Leibnitz's Projet de l'éducation d'un Prince ſteht abgedruckt

in Böhmer's Magazin für Kirchenrecht ꝛc. I. S. 178—196. Der Anfang aber und der Schluß fehlt, welches ich aus der Handſchrift hier ergänzen kann. Vorher folge Leibnitzens Brief an Herrn de la Bodinière.

à Monsieur de la Bodinière.

Hannover le 27. Janvier 1693.

Monsieur,

Vous verrez par le papier cy-joint, combien j'approuve et combien j'estime vos idées,. J'ai pris plaisir hier au matin d'écrire cela à la hâte pour confirmer vos sentimens. Mais l'homme, qui le devoit mettre au net n'a pu l'achever plutôt, à cause d'autres empèchemens. — J'ai retrouvé mes tableaux de la fortication et de la marine. Et on pourroit faire la même chose dans tous les arts....

Projet de l'Education d'un Prince.

Je vous renvoye votre projet de l'Education d'un Prince, en vous remerciant. L'honneur, que vous m'avez fait, d'en demander mon avis, est trop grand pour moi. Cependant je puis dire sans flatter, que vous y avez mis quantité de pensées excellentes et qui sont tout-à-fait de mon goût. (Jl y en a quelques unes qui sont peut-être un peu problématiques, mais cela ne touche point le fond de la chose). Et puisque vous desirez, que je vous communique ce que je pense sur le même sujet, en voici la substance en peu de mots, dont vous pourrez mieux juger que personne. —

Schluß.

Et pour conclusion je crois qu'il faudroit comme un conseil exprès pour tout ce qui doit concerner un jeune prince. Les Directeurs, qui composeroient ce conseil, regleroient toujours les choses par avance à mesure qu'il feroit des progrès, et de telle sorte, que toutes les leçons seroient déjà toutes faites et les pratiques toutes prescrites, sans plus rien laisser au hazard; ils feroient préparer les méthodes toutes achevées, les exemples avec les préceptes, les abregés de l'Histoire et des sciences, les représentations des arts, sciences et professions, les modelles et autres pièces de cabinet également curieuses et instructives, et surtout ils auroient à la main des

personnes bien instruites, propres à tout executer avec succès. Avec ces soins il ne faut point douter de la benediction de Dieu, qui ne manque jamais de nous assister, lorsque nous nous prenons comme il faut, pour attirer les grâces d'en haut.

S. 209.

Die Stelle in Leibnitz's Briefe an Seb. Kortholt vom 2. Juli 1715 (Opp. V. 330.) lautet: Quod officia circa bruta attinet, dicam, me ante multos annos rogatu amici schedam de *educatione Principis* conscripsisse, ubi inter alia monebam, dandam operam, ne puer assuescat crudelitati in animalia exercendae, posse enim hunc gradum esse, ut etiam in homines fiat durus. Quum schedam R P. Vota Italus Regi Poloniae praelegeret, inprimis ille locus placuit Regi. Daß dies der König Auguſt I, nicht aber der König Johann Sobieski, ſein Vorgänger, geweſen ſei, geht daraus hervor, daß Leibnitz nur den zur Zeit (1715) regierenden König meinte. — Wenn ich S. 205. ſchrieb, Leibnitz habe dieſen Aufſatz dem Kabinets-Sekretair Cuneau empfohlen, ſo habe ich eigentlich zu viel geſagt. Leibnitz ſchrieb blos (Berliniſche Bibliothek I, S. 846. vom 28. Aug. 1696), nach einem, dem Erzieher des Kurprinzen, Cramer, gegebenen Lobe: „Il y a plusieurs années, que je fis un petit discours en françois sur l'éducation d'un jeune prince, à la prière d'un ami, qui m'avait donné ses remarques sur ce sujet, et à qui je rendis les miennes en échange. Mais elles n'ont été depuis qu'en brouillon et contiennent peut-être des choses, qu'il est plus aisé de souhaiter que d'exécuter“. Ohne die Schrift ſelber anzubieten, ſchien Leibnitz doch nahe legen zu wollen, daß man ſie kommen ließe.

S. 214.

„A. H. Franke fängt 1697 den Briefwechſel mit Leibnitz an, lateiniſch. L. in der Antwort auf dieſen erſten Brief klagt über die nachläſſige Erziehung und den Hang der jungen Leute, blos zu galanten oder zu Brotſtudien. Die Proteſtanten ſollten auch Miſſionnaire ausſchicken. Dann hört der Briefwechſel auf bis 1714. In dieſem Convolut liegen etliche lateiniſche Briefe eines Miſſionairs aus Pekin, vom J. 1709 u. 10.“ (Feder, Vaterl. Muſeum I, 251). Leibnitz ſchrieb ihm am 7. Auguſt 1697: —

Legi nonnulla Tua et instituto docendae juventutis valde sum delectatus. Videris enim recte rectum iter instituisse, quod simul ad virtutem et doctrinam ducere possit. — Equidem scholas esse seminaria reipublicae dudum dictum est, sed nemo uspiam hortolanas plantas novellas tam negligenter tractat, quam nos teneres illas stirpes in malum bonumve flexibiles, prout prima manu fuere. — Valde igitur opto, ut consilia Tua recte procedant inveniantque imitatores. Fortasse etiam hac una ratione sperari potest, fore ut obtineamus homines aptos missionibus, qui puram religionem non minore zelo successuque propagent, quam alii traditiones suas.

Franke ſelbſt war durch Leibnitzens Novissima Sinica zu dem Gedanken, evangeliſche Miſſionen nach China zu ſenden, angeregt worden, darauf ſchreibt ihm hier Leibnitz: Sane etsi nullum alium fructum percepissem opello meo de Novissimis Sinicis, quam quod Te ad cogitationes meis similes magis magisque extimulavit, videor mihi satis abundeque profecisse, nec in vanum laborasse. Zuletzt ladet Leibnitz Franken zu einem Beſuche bei ſich ein, um dieſe wichtige Angelegenheit perſönlich mit ihm zu beſprechen. (Aus der Königl. Bibl. von Hannover.)

S. 216.

Die Verſe Leibnitzens zu der auf den 11. Juli 1700 geſchlagenen Münze ſtehen in Rönicke Recentiorum poetarum German. carmina latin. I, 459: Jcon nummi memorialis fundata societate scientiarum die natali XI. Juli MDCC ad Fridericum III. Electorem Brand. G. G. Leibnizius.

S. 217.

Die Einladung zu der Reiſe nach Aachen, in Kappers Sammlung ꝛc. S. 210. Kapp theilt hier den Inhalt eines Blattes Leibnitzens über ſeine Geſundheit auf der Rückkehr von Töplitz mit. „A. 1700 sub finem Septembris *Toplitio* ex thermis venientem solennis catharrus autumnalis invasit, etc. Altera die *Praga* exeo, circa meridiem ad villam *Owa* pervenio. Illic vesperi intentius computo nescio quid.:.. Currum ascendo, quin et saepe exscendo, ambuloque in itinere *more meo*, ut pugnem in malum“ etc.

— Ueber das Manifeste contenant les droits de Charles III. etc. ſ. mein Kurmainz ꝛc. II. S. 254 ff.

S. 222.

„Ne croyez pas, que je preſère ces grandeurs et ces couronnes, dont on fait tant de cas, aux charmes des entretiens philosophiques, que nous avons eus à Charlottenbourg“. So lauten die Worte in Friedrichs des Großen Mémoires de Brandebourg. Stenzel ſchließt daraus (Geſchichte d. preuß. Staats III, 59), „daß alſo Lützenburg doch nicht erſt nach dem Tode der Königin Charlottenburg genannt worden ſei, wie man faſt allgemein erzählt“. Allein, da in allen übrigen Urkunden und Briefen, namentlich denen Leibnitzens und der Kurfürſtin von Hannover, der Name Charlottenburg bei Lebzeiten der Königin Sophie Charlotte niemals vorkommt (nur pflegte die Kurfürſtin ſcherzend ſtatt Lutzenburg, Lustenburg zu ſchreiben, ſ. Feders Sophie S. 92. „J'ai donné le nom de Lustenbourg au château de ma fille, qui me semble lui convenir“, worauf Leibnitz: J'appellerai ainsi ce lieu à l'avenir, puisqu'il mérite ce beau nom), ſo ſchließe ich vielmehr, daß Friedrich der Große, um eine Erklärung zu vermeiden, an jener Stelle den Namen Charlottenbourg ſtillſchweigend ſtatt Lutzenbourg ſubſtituirt hat. Varnhagen von Enſe, im Leben der Königin, hat wohl aus keinem andern Grunde: Lutzenbourg an dieſer Stelle geſchrieben. (Die Mémoires de Dohna S. 285. beweiſen nichts, da Dohna in ſpäterer Zeit ſchrieb, als man an den Namen Lutzenburg nicht mehr dachte.)

S. 224.

Die Quelle über die engliſche Geſandtſchaft in Hannover iſt Feder's Sophie S. 102. Feder citirt einen Brief Leibnitzens an Toland in Salfelds Neuen Beiträgen Bd. 1. St. 3. über Tolands Adeiſidämon. Ich habe dieſes Stück nicht zu Geſicht bekommen.

S. 230.

Jaucourt (Vie de Mr. de L. p. 93.) und nach ihm Ludovici (I. 448) und von Murr (VII. 230) ſchreiben Leibnitzen nur die Schrift für die Erbfolge in Neuſchatel zu, unter dem Titel: Information sommaire pour la succession de Sa Majesté Prussienne etc., imprimée d'abord en Hollande in fol. d'une soixantaine de pages de gros charactère, sans nom d'auteur, ni d'imprimeur ni date du tems. Von Murr weiſt, mit Bezug darauf, auf Lünig's Grundveſte ꝛc. I S. 448 hin (Genauer S. 447—487). Hier lauten aber die erſten Worte des Titels: *Traité Sommaire*. Dagegen lautet die Ueberſchrift der Deduction in der oraniſchen Erbſchaftsſache (ib. p. 404—419) **Information Sommaire touchant le droit etc.** Ein Bekenntniß von Leibnitz ſelbſt iſt bei keiner von beiden vorhanden; Jaucourt giebt ſeine Quelle nicht an, ſie wird aber glaubwürdig geweſen ſein; denn der Geiſt der Schrift ſpricht entſchieden für Leibnitz. Daſſelbe aber, und die große Aehnlichkeit in der Behandlung, die ganzen Verhältniſſe Leibnitzens, beſtimmen mich, ſelbſt ohne Vorgänger, auch die andere frühere Abhandlung ihm zuzuſchreiben. (von Murr theilt in ſeinem Journal I p. 267. einen franzöſiſchen Brief Leibnitzens an einen Miniſter mit, der ſehr dunkel iſt und den er auf die Angelegenheit von Neufchatel beziehen möchte. Ohne allen Grund. Wie der Brief gehalten iſt, läßt ſich über ſeinen Sinn gar nichts ausmachen).

S. 237.

Reſcript des Churfürſten Georg Ludwig an den Geheimen Juſtiz-Rath Gottfried Wilhelm Leibnitz jetzo zu Berlin de dato Hannover den 15. Novbr. 1706. (Schlegel III, 699).

Von Gottes Gnaden Georg Ludwig, Herzog zu Braunſchweig und Lüneburg, des Heyl. Röm. Reichs Churfürſt ꝛc.

Unſern gnädigſten Willen zuvor Veſter Rhat und lieber Getreuer. Wir mögen euch hiemit nicht verhalten, daß des Königs von Preußen Mayſt. wegen Unſerer Frau Tochter der Crohn-Prinzeſſin Religions-Freyheit gewiſſe Erklärung gethan. Gleich wie nun ſolchemnach Hochgedachte Unſer Frau Tochter zu erwarten hat, daß Ihre gegen oberwähnte Religions-Freiheit nichts werde zugemuthet werden; Alſo verſehen wir Uns zumahlen zu Euch, und wollen, daß ihr auf keine Weiſe noch Wege in ſachen, ſo mehr Hochermelter Unſerer Frau Tochter religion betreffen weder directe noch indirecte euch zu miſchen oder gebrauchen zu laſſen. Wir wollen auch, daß ihr von allem, was das Vereinigungs-Negotium der Lutheraner und Reformirten Religionen betrifft hinführo allerdings zu abſtrahiren. Wir verbleiben euch zu Gnaden gewogen.

Hannover den 15. November 1706.

Georg Ludwig Churfürſt.

S. 240.

Ueber den Entwurf der Einführung der engliſchen Kirchenverfaſſung in Preußen und Hannover erſchien in London 1760: Rélation des mesures, qui furent prises dans les années 1711, 1712 et 1713 pour introduire la liturgie Anglicane dans le royaume de Prusse et dans l'électorat de Hannover, extrait d'un manuscrit contenant des mémoires de la vie du docteur Jean Harp, archevêque d'York (Friedrich dem Großen gewidmet). Eine zweite Ausgabe, mit dem Beiſatze traduit de l'Anglois par J. T. Muysson im Museum Haganum hist. philol. theol. III 1—174., vgl. Walchs Neueſte Religionsgeſchichte II, 189. Endlich ganz neuerdings: Darlegung der im vorigen Jahrhundert wegen Einführung der engliſchen Kirchenverfaſſung in Preußen gepflogenen Unterhandlungen. Urkundlich belegt mit Briefen von .... Jablonski.. von Prinzen.. Erzbiſchof von York.. St. John (Bolingbroke), Leibnitz und Andern. (Der ungenannte Herausgeber fand — ich weiß nicht warum — für gut, mit dem Original, das er überſetzte, geheim zu thun.)

S. 255.

Ueber das Vorhaben, die Theodicee ins Engliſche zu überſetzen ſ. Opp. III. 448. p. 39. Leibnitz ſchreibt hier: Je pourrois peut-être aussi marquer quelques endroits, où je voudrois faire quelque petit changement. (21. Aug. 1716, alſo kurze Zeit vor ſeinem Tode).

Ueber die Prinzeſſin von Wales ſchrieb Leibnitz den 21. Sept. 1714 (Feder Specimina 424) an Bonneval.

S. 257.

Ueber das Verhältniß Leibnitzens zur ſpekulativen Theologie habe ich mich näher ausgeſprochen in meiner Schrift: Leſſings Erziehung des Menſchengeſchlechts u. ſ. w. Berlin 1841. S. 58 ff. vgl. beſonders die merkwürdige Aeuſſerung Leſſings S. 65. (Lachmanns Ausgabe von Leſſings Werken XI. 50). Wie Leibnitz in poſitiver Art über die Trinität und den Logos ſpekulirt haben wird, bleibt auch nach der angeführten Aeuſſerung an Burnet dunkel.

S. 259.

Kurz vor ihrem Tode hatte die Königin ihm ein Geſchenk von tauſend Thalern, wegen der Bemühung um die Societät der Wiſſenſchaften bei ihrem Gemahle ausgewirkt. Leibnitz dankte dafür in einem Schreiben vom 31. Jan. 1705, dem letzten das er an ſie richtete. Er war ſchon durch üble Nachrichten von ihrem Befinden beunruhigt und ſchrieb: J'espère, que les voeux des peuples auront plus de force, et qu' en me mettant bientôt aux pieds de V. M. je la trouverai entièrement guérie. (Feders Sophie S. 130.) — Man wird hier gern folgendes ungedruckte Schreiben des Fräulein von Pöllnitz aus Lützenburg den 8. April 1702 an Leibnitz leſen: Si ce n'étoit un ordre de Sa Majesté, je ne serois pas si hardie, Monsieur, que de vous distraire par ma lettre de quelque ouvrage, qui le merite sans doute plus que de lire ma lettre; mais comme je suis autorisée par les Ordres de S. M., vous me permettrez de me donner cet honneur. S. M. la Reine vous invite de venir à Luxenbourg et vous en fait instamment prier, vous ne pourriez à la vérité mieux faire que de venir présentement. Car nous sommes comme le proverbe allemand dit: wann die Katze nicht zu Haus iſt dantzen die meuſe auf den Bänken. Et outre cela S. M. est à présent sans la moindre campagnie, il est vrai, que son goût est telle, qu'elle aime mieux être seule, qu'en mauvaise compagnie, mais c'est aussi pourquoi qu' elle souhaite le plaisir de votre conversation. Vous me feriez un sensible plaisir de me donner une réponse sur cette lettre ou à Sa Majesté, afin que je ne sois pas accusée, de n'avoir pas suivi les ordres de la Reine. Je n'y aurais pas manqué de toutes les manières d'autant plus qu'il s'agit d'avoir l'honneur de vous voir et de vous assurer etc. (Königl. Bibl. v. Hannover.)

Ein andermal ſchrieb ſie an Leibnitz: Je me tue à faire des comedies pour la divertir, il est vrai que ce n'est pas ce qui la divertit le plus, mais comme il n'y a personne présentement ici propre pour la conversation etc.

An ſie ſchrieb Leibnitz nach dem Tode der Königin, aus Hannover den 28. März 1708 unter andern: Vous aurez eu des occasions de faire rendre la lettre, que j'ai pris la liberté de vous donner, et aussi rendre témoignage au besoin des intentions, que votre grande Reine avait de favoriser la société des

sciences dans la plantation des mûriers. Elle voulait en faire un essai dans son jardin et puis y employer plus de terrein, de telle sorte que l'utilité qu'on en attendroit avec le temps, devoit être employée pour les recherches de la société.

S. 261.

Die Stelle an Magliabecchi (Opp. V. 134.) lautet: **Amisimus in ea Principem Divinam, in qua species cum ingenio certabat, virtus cum sapientia. Meus peculiaris est maximusque certe dolor in publico luctu, nam si dicam, quantum illa mihi fecerit, quam aegre a se amiserit, quantum in colloquio cum ea de rebus gravissimis subtilissimisque suavitatis fuerit, vereor, ne jactantiae accuser. Certe nuntius jacturae nostrae... quo nihil poterat venire inexspectantius, ita me perculit, ut non multum a morbo periculoso abessem, et ita perturbatus fui aliquamdiu et per varia distractus, ut sero demum redierim ad literas et amicos.**

S. 263.

Leibniz ſchrieb an M. G. Hanſchius aus Berlin den 25. Jan. 1707 (Opp. V, 160): **Dominus Wolfius mihi Berolini loquutus est, professionis dignitatem Halae nactus est etc.**

An Remond de Montmort, Secretair des Herzogs von Orleans, ſchrieb Leibniz aus Wien im Juli 1714 (Opp. V, 15): **Mr. Wolfius est entré dans quelques-uns de mes sentimens, mais comme il est fort occupé à enseigner, sur-tout les Mathématiques, et que nous n'avons pas eu beaucoup de communication ensemble sur la Philosophie, il ne saurait connaître presque de mes sentimens, que ce que j'en ai publié.** (Dieſen Brief giebt Erdmann in ſeiner Ausgabe der **Opera philosophica Leibnitii** p. 698 bis 700 von den andern Briefe an Remond abgeſondert, mit der Ueberſchrift: **Lettre à un ami en France.** In der Vorrede pag. XXVI—XXVII, will er durch Gründe erhärten, warum Des-Maizeaux und Dutens geirrt hätten, daß ſie dieſen Brief unter die an Remond geſetzt. Aber dies war ganz richtig. Die Widerſprüche, an welchen Erdmann ſich geſtoßen hat, rühren lediglich daher, daß er nicht wußte, daß es zwei Brüder Remond de Montmort gab, von denen der ältere, Peter, ein ausgezeichneter Mathematiker war, an welchen die **Lettre VIII** (Opp. V, 29—29) gerichtet iſt, während die übrigen Briefe, meiſt philoſophiſchen Inhalts, an den jüngern Bruder geſchrieben ſind. Dies iſt von Dutens angedeutet durch die Ueberſchrift: **XI. Lettres de Leibnitz à M. M. (Messieurs,** nicht **Monsieur) Remond de Monmort.** Da Erdmann, ohne zu wiſſen, die beiden Brüder mit einander verwechſelte, ſo fand er Widerſprüche, wo keine ſind (eines andern ziemlich handgreiflichen Mißverſtändniſſes zu geſchweigen). Näher iſt dies ausgeführt in meinen **Quaestiones criticae ad Leibnitii opera philos. pertinentes.** Das eine jedoch muß ich von meinen Behauptungen zurücknehmen, als wäre der Brief in Rede kein ſelbſtſtändiger Brief, ſondern ein Poſtſcript des vorhergehenden, aus Wien vom 26. Aug. 1714. Der brüske Anfang deſſelben: **J'espérais joindre à cette lettre quelqu' éclaircissement sur les Monades etc.,** hatte mich zu jener Anſicht verführt. Bei näherem Eindringen zeigte ſich mir, daß dieſer Brief an Remond der Zeit und der Stelle nach zwiſchen **Lettre II** und **Lettre III** (dem vom 14. März und dem vom 26. Auguſt 1714) gehört, und zwar in den Juli 1714 weil der Brief vom 26. Aug. 1714 mit den Worten beginnt: **j'espére que ma réponse à l'honneur de la vôtre, que je vous avais écrite le** ***mois passé*** **etc.**(alſo im Juli). —

Chr. Wolf nahm es **Bülffinger** übel, daß er zuerſt von einer **philosophia Leibnitio-Wolfiana** geſprochen. Er erzählt ſelbſt in ſeiner Autobiographie (S. 142): „Der Herr von Leibnitz wollte haben, daß ich nach dem Exempel des Herrn Bernoulli mich allein auf die höhere Geometrie legen, und ſeinen **calculum differentialem** excoliren ſollte; allein ich hatte mehr Luſt, die Philoſophie zum Behufe der oberen Facultäten in beſſern Stand zu bringen. Daher ich mit ihm in deſſen **Philosophicis** nicht correſpondiren mochte“ u. ſ. w. Man ſollte gerade das Gegentheil erwarten. Intereſſant iſt in dieſer Beziehung, Wolfs Vorrede zu den von Köhler überſetzten kleinern philoſophiſchen Schriften (1720) zu leſen; ferner Wolfs Briefe an den Probſt Reinbeck, in Büſchings Beiträgen zu den Lebensbeſchreibungen großer Männer, 1783, I. Unter andern ſchreibt er den 15. Juni 1740: „Da ich blos durch das akademiſche Leben mir meine Ideen aufkläre, dieſelben conſerire und familiär mache, ſo bin ich im Stande, meine Bücher wie einen Brief gleich aus der Feder in Conner hinzuſchreiben, welches der Herr von Leibnitz nicht zu thun vermochte, der ſelbſt in Diskurſen ſich öfters lange beſinnen mußte u. ſ. w. Er gab aber ſelbſt dieſes als eine Urſache an, daß, weil er alles untereinander las, die Ideen confus wären, und ſich ihm nicht gleich präſentiren wollten, geſtund auch gegen mich, es fehle ihm an der Deutlichkeit, weil er durch Dociren ſich nicht alles ſo klar und geläufig gemacht hätte." Die Eitelkeit des Schreibers, der ſich ſogar auf Koſten eines Leibnitz ins Licht ſtellen wollte, geht zu klar durch das Ganze.

S. 265.

Die Kurfürſtin ſchrieb an Leibnitz nach Berlin, den 11. März 1711 (Feders Sophie S. 231): „J'ai reçu votre lettre de Brunsvic, et je l'ai lue à l'Electeur, auquel vous auriez bien fait de vous adresser vous-même. Car il a ri de la chute, que vous avez faite, et d'avoir mieux aimé être à Berlin, qu'ici. Car ce ne sont pas les pieds, qu'on estime le plus en vous, mais la tête. Cependant nous sommes bien aise, que l'un, qui soutient l'autre, est à présent guéri, comme Madame la Princesse Royale le mande; et peut-être que la chute, que vous avez faite, cache un peu la goute, qui vous tient au lit etc.

S. 268.

Hier folgt der Originalauszug aus Leibnitzens Brief an Lord Raby, wie er mir durch die Gefälligkeit der Königl. Bibliothek von Hannover zugekommen iſt:

A Mylord Raby, Ambassadeur extraordinaire de la reine de la Grande-Bretagne à Berlin. Hannover, ce 1. Juillet 1707. Mylord. Quoyque j'aye vû les trois Rois en Saxe, je n'ay rien trouvé, qui meritât d'être mandé à Votre Excellence et qu'Elle ne dût déja savoir mieux. Le Roy de Suéde étoit parti pour voir ses trouppes dispersées dans le pays, et l'Administrateur de Holstein avoit couru plus de quarante lieues aprés luy sans le pouvoir attrapper. Dans le moment que le Roy revint, je me trouvai à Altranstat, et je le vis diner. Cela dura bien une demie heure, mais Sa Majesté ne dit pas un mot pendant le diner, et ne leva les yieux qu'une seule fois, lors qu'un jeune prince de Wurtenberg, assis du côté gauche, badinoit avec un chien; ce qu'il cessa de faire d'abord sur ce regard. On peut dire que la physiognomie du Roy est fort bonne: mais son port et son habillement est celuy des Reistres à l'ancienne mode. Comme j'avois attendu son retour au delà d'une semaine, je ne pûs point m'arrêter d'avantage, quoyqu'on me fit espérer que je pourrois avoir audience de Sa Majesté, comme l'ont eue dépuis le jeune comte de Plate, et Monsieur Fabrice le jeune, arrivés quand je me préparais à partir. Mais qu'aurois je pû luy dire: il n'aime pas d'entendre ses louanges, même véritables; et il ne parle point d'affaires. Mais il parle fort bien des choses militaires, comme m'a assûré M. de Schulenbourg, qui a eu avec luy un entretien de près de deux heures. M. le Comte de Fleming avoit aussi eu audience de luy un peu avant mon arrivée à Leipzic, et étoit demeuré à diner avec Sa Majesté, qui avoit même continué l'entretien après la table, et avoit temoigné d'être de fort bonne humeur, en disant quelque mot pour rire. V. E. aura vû une relation imprimée de la danse du Roy aux noces d'un de ses Généraux. Mais j'étois déjà parti, quand cette sosolennité a été célebrée.

S. 269.

In Nicolaus Voigts Europäiſchen Staatsrelationen, 1804, II. 1. S. 167—180 und S. 192—212 lieſt man ein: „Politiſch-Philoſophiſches Geſpräch zwiſchen Karl XII. und Leibnitz.“ Man muß, zu deſſen Beurtheilung, bald wiſſen, daß es nichts weiter als ein dramatiſches Geſpräch bedeuten ſollte; Voigt ſagt, es bildete einen Theil eines großen Ganzen, das er ſchon vor 24 Jahren mit dem ſeltſamen Titel: Der Stiefel Karls XII, an Herder geſchickt, und das von ihm gut aufgenommen worden wäre. Voigt kleidet das Geſpräch durch die Erfindung eines Beſuches Karls XII. bei Leibnitz in Hannover ein, (wo er nie geweſen), und vergleicht es dem Beſuche Alexanders bei — Diogenes. Von dem Beſuche Leibnitzens im Lager von Altranſtädt und deſſen Verlauf hat Voigt nie etwas gewußt. Peter der Große wäre paſſender ein hiſtoriſcher Heros für ein ſolches Geſpräch geweſen.

S. 274.

Der geſchätzte Hiſtoriker, Herr Staatsrath v. Turgenief, hat mir auf ſeiner Durchreiſe durch Berlin, 1840, ein Convolut von Denkſchriften Leibnitzens, wiſſenſchaftlichen und ſtaatswirthſchaftlichen Inhalts für die Regierung Peters des Gr., in deutſcher Sprache, gezeigt, wovon die Originalien im Archive zu Moskau liegen. Sein Vorhaben, ſie bekannt zu machen, iſt meines Wiſſens noch nicht ausgeführt. —

Chriſtian Wolf erzählt (Autobiographie S. 449), vom Jahre 1715: „Es verlangte mich ſchon zu ſelbiger Zeit der ruſſiſche Kaiſer Peter I. unter ſehr vortheilhafter Condition, damit er Jemanden um ſich habe, den er in mathematicis und physicis gleich fragen könnte, wenn ihm etwas vorkäme. Allein da Herr von Leibnitz dieſes nicht für gut anſahe, und ich ihm nicht gerne zuwider leben mochte, ſo ſuchte ich dieſes geziemend abzulehnen, ohne daß dadurch dieſer große Monarch mir abgeneigt wurde.“

S. 277.

Leibnitzens Briefwechſel mit dem Miniſter von Bernſtorff ſteht in den Specimina etc. von Feder, S. 206—233.

S 284.

Ich finde nachträglich in einem Briefe Leibnitzens an den Jeſuiten Orbanus, den Beichtvater des Kurfürſten von der Pfalz, aus Königseck (an der böhmiſchen Grenze) den 12. December 1712, daß der Wunſch, Reichshofrath mit wirklichen Funktionen am kaiſerlichen Hofe zu werden, eines der beſtimmenden Motive ſeiner Reiſe nach Wien war. Orbanus ſollte ihn beim kaiſerlichen Beichtvater durch Empfehlungen unterſtützen: Cum nuper Francofurti magnus Carolus (Karl VI.), serenissimo Duci Antonio Ulrico me commendanti annuisset, ut Consilii imperialis aulici dignitatem haberem, mihi vero nudi tituli magni cura non sit, tentabo, an efficere possim, ut fructus honori accedat... Als Objekte ſeiner Thätigkeit bezeichnet Leibnitz Aufklärung der Kaiſer- und Reichsgeſchichte und Beförderung der Wiſſenſchaften. (V. Sex epistolae Leibnitianae (ad Orbanum) ex Autographis, als Anhang der kleinen Schrift: Bemerkungen über einige Gegenden des katholiſchen Deutſchlands auf einer kleinen gelehrten Reiſe gemacht. Nebſt ſechs noch ungedruckten Leibnitziſchen Briefen. Nürnberg 1778.)

S. 285.

Der Brief Wolfs an Manteuffel ſteht in Wolfs Autobiographie, herausgegeben von Wuttke, S. 10.

S. 293.

Man vgl. Mémoires de Mr. Jean Ker de Kersland, contenant ses Négotiations secrètes en *Ecosse*, en *Angleterre*, dans les

Cours de *Vienne*, de *Hannover* et d'autres Pays étrangers.... Publiés par lui-même et traduits de l'Anglais. A Rotterdam, 1726. Tom. I, S. 124 ff.

S. 301.

Der genannte Brief Leibnitzens über die Kurfürſtin ſteht opp. I, 503.

S. 302.

Die Aeußerung des Kurfürſten Georg Ludwig über Leibnitz erzählt Kemniz in ſeinen „Vernünftige Gedanken" (1739) S. 89. Von ihm entlehnte es von Murr, VII, 224.

S. 306.

Ueber die Frage vom paſſiven Gehorſam der Völker ſchrieb Leibnitz an den Grafen von Boineburg einigemal 1695 (Feder Specimina p. 396. 402): Quant à ce que vous touchez encore, Monsieur, de cette grande question de la puissance des souverains et de l'obéïssance, qui leur est due par les peuples, j'ai coutûme de dire, qu'il serait bon, que les princes fussent persuadés, que les peuples ont droit de leur resister, et qu'au contraire les peuples fussent persuadés de l'obéïssance passive. Cependant je suis assez du sentiment de Grotius et je crois, que régulièrement on doit obéïr, le mal de la revolte étant ordinairement incomparablement plus grand, que ce qui en donne sujet. J'avoue pourtant, que le prince peut aller à un tel excès, et mettre le salut de la république en un tel danger, que l'obligation de souffrir cesse. Mais ce cas est bien rare, et le théologien, qui autorise des entreprises sous ce prétexte, doit bien prendre garde, qu'il n'excède, l'excès y étant infiniment plus dangereux, que le défaut.

S. 315.

Die angeführte franzöſiſche Ueberſetzung der Schrift de origine Francorum findet ſich noch unter den Handſchriften der Königl. Bibliothek von Paris. Vgl. Opp. V. p. 26.

S. 316.

Beauzaet ſchrieb an den Präſidenten Bouhier vom 2. Aug. 1737

(Corresp. inédite du président Bouhier, Bibl. royale de Paris). „Permettez-moi, Monsieur, de remarquer à cette occasion (die Rede war von den Verleumdungen Leibnitzens durch die Jeſuiten) que le Père Tournemine cache les lettres de Mr. Leibnitz, parcequ'elles contiennent les raisons, qui l'empêchaient, de se ranger à l'église Romaine, quoiqu'il eût des idées à quelques égards plus douces, que le reste de Protestans. J'ai une anecdote là-dessus que vous verrez, s. p. à Dieu, dans le Récueil des lettres que je prépare. (Er iſt nicht erſchienen.) In einem der nächſten Briefe ſchreibt er: Il faut se consoler, si le P. de Tournemine ne trouve pas àpropos de communiquer les lettres, que lui ou quelques autres de Mrs. ses confrères ont reçu de cet excellent homme. On vient de m'avertir, que le Sr. Bousquet, Libraire à Lausanne, ne pourra imprimer ma collection que l'année prochaine. Cela pourra me faire resoudre de la faire imprimer en Hollande. Car nos éditeurs ne sont pas en état d'en faire la dépense. Sans cela j'aurais été ravis de faire imprimer ce Recueil sous mes yeux.

In ſeinem Briefe an denſelben vom 26. Aug. 1737 ſchrieb er: „Mr Leibnitz n'a jamais eu de penchant pour la Religion Romaine, comme vous le remarquez fort bien, Monsieur. Cependant les Jésuites s'étoient flattés du contraire; surtout quand il passa d'Hannover à Vienne. Le bruit, qu'ils firent courir alors de sa future conversion, comme ils parlent, fut si grand, qu'on désespéroit à Berlin, de le revoir jamais. Ces bruits étoient un leurre, dont les Jésuites se servoient, pour ébranler d'autres personnes, qu'ils avoient en vue, en particulier le fils du Roi Auguste, qu'ils persuadèrent, et qui est à présent Roi de Pologne; mais dès que les Jésuites virent, que M. Leibniz leur étoit échappé, ils firent courir de lui un mauvais dicton en allemand *Leibniz glaubt nitz*, *Leibnitz ne croit rien*, mais il a fallu pour cela ôter le *ch* du dernier mot, qui est une aspiration gutturale. Mr. *George Conrad Sigler*, savant d'Erfort, Cat. Rom., Sous-Secretaire du gouverneur du Prince Royal de Pologne, ou du Prince même, m'apprit le premier, pendant le séjour du Prince à Venise, le bruit qui couroit sur l'incrédulité de Mr. Leibniz, et c'est de lui, que je tiens le dicton Allemand

S. 320.

Aus einer Unterredung Leibnizens mit der Kurfürſtin Sophie, den 8. April 1701.

— Je disois, que l'Electeur de Bavière avait la mine de dévenir l'héritier de la maison d'Autriche et des provinces Allemandes entre le Danube et les Allemands, que Ragoczi et quelques autres seroient en Hongrie etc. que le Roi de Prusse le pourroit dévenir en Silésie. Et Madame l'Electrice me dit, que cela les rendroit très considérables et que nous pourrions peut-être en profiter aussi, si nous étions armés. Je repondis, que je croyois effectivement, que nous devrions tous être plus armés, mais pour nous sauver. Parceque je ne croyois pas que la Prusse et la Bavière en profiteroient véritablement. Pourquoi non? me dit Madame l'Electrice. Ils deviendront maitres de grands Etats. Il est vrai, dis-je, Madame, je crois, que la Cour de Prusse pourroit partager les dépouilles de l'Empereur avec Bavière; mais que cet agrandissement ſeroit leur perte. Pourquoi cela? me dit-elle. C'est que leur société avec la France sera celle que les animaux firent avec le lion de la fable; car faisant cesser la balance en Europe par la ruine de la maison d'Autriche, ils seront engloutis comme les autres par la maison de Bourbon. Ils contribuent à établir une grandeur comme celle de l'Empire de Charlemagne, et on sera un jour en état de traiter un duc de Bavière, que Charlemagne traita Thassilo, qu'il mit dans un Monastère avec femmes et enfans. On évitera ces malheurs par une soumission aux volontés du grand Monarque. Alors comme alors, me dit Madame l'Electrice. Oui, lui dis-je, Madame, c'est justement ce proverbe, qui nous a ruiné et le peu de soin, qu'on a de la postérité, pourvû qu'on contente présentement ses passions, ses vanités et ses caprices. Charles II, Roi d'Angleterre, suivant ce proverbe, a commencé à rendre la France si formidable, et si l'Electeur de Bavière achève d'établir sa Monarchie, sa postérité s'en ressentira, mais peut-être ne s'en soucie-t-il pas. Voilà les frais des maximes et de la morale du temps. Les princes, qui contribuent le plus à les mettre en vogue, en seront punis le plus. Les particuliers n'en seront pas mal. Et les princes cadets non plus, me dit l'Electrice. Oui, lui dis-je, Madame, car les ainés et les regnans seront comme sont maintenant les cadets. Mais que peut-on faire? me dit-elle. Je crois, Madame, lui dis-je, qu'on a attendu un peu trop long temps, cependant je m'imagine, qu'il y a encore de quoi tenter de se sauver, et les ennemis, quand ils seront un jour les maitres de nos pays, et en tireront des sommes immenses, nous apprendront ce que nous aurions pû faire....

Ich füge hier folgende anziehende ungedruckte Excerpte aus Leibniz's Correſpondenz mit der Kurfürſtin hinzu:

(Copie de la lettre, que je pris la liberté d'écrire à Madame l'Electrice de Bronsvic le 3. Sept. 1694 à l'occasion des livres, que S. A. E. avait reçu de M. de Helmont).

— — Quant à la perfection des choses, en ne considérant que la raison toute seule, on peut douter, si le monde avance toujours en perfection ou s'il avance, ou recule par periodes, ou s'il ne se maintient pas plûtot dans la même perfection à l'égard du tout, quoiqu'il semble que les parties font un échange entre elles, et que tantôt les unes, tantôt les autres sont plus ou moins parfaites. On peut donc mettre en question, si toutes les créatures avancent toujours, au moins au but de leurs periodes, ou s'il y en a, qui perdent et reculent toujours, ou enfin s'il y en a, qui font toujours des periodes, au but desquels ils trouvent de n'avoir point gagné ni perdu: de même qu'il y a des lignes, qui avancent toujours comme la droite, d'autres, qui tournent sans avancer ou reculer, comme le circulaire, d'autres, qui tournent et avancent en même temps, comme la spirale, d'autres enfin, qui reculent après avoir avancé, ou avancent après avoir reculé, comme les ovales. (K. Bibl. Hannover. vgl. Opp. II, 332.)

Extrait d'une lettre écrite des mines du Harz à Madame l'Electrice d'Hanovre par M. Leibnitz. De Clausthal le 15. Jan. 1694.

— Celle-ci n'est donc que pour raconter un cas, qui, tout lamentable qu'il est, ne laisse pas de fournir de la matière aux curieux. Quatre femmes retournerènt de Goslar à Celerfeld, mais un peu tard, et se trouvant accablées de froid et lassées dans les neiges fraichement tombées, furent obligées de s'arrêter assez proche de la ville où elles allaient. Trois en

moururent sur le lieu, la quatrième fut sauvée par des soldats, qui passèrent proche de là et entendirent ses cris. Ce qu'elle rapporte est mémorable, elle dit, que ses compagnes avaient cessé de vivre selon l'ordre de l'âge, la plus vieille la première et les autres de suite. Il semble que la mort a voulu garder cette fois les loix de la nature, que les frimats ont agi avec juste proportion et que la chaleur naturelle s'est trouvée diminuée selon le nombre des années. Aussi celle qui nous en a porté les nouvelles, est la plus jeune.

Je crois, que cette justesse n'auroit pas été observée, si un cas pareil fut arrivé à des personnes de condition, qui vivent moins selon les ordres de la nature que le peuple, et il y a de l'apparence, que pas une de ces personnes n'a été plus foible, qu'elle n'auroit dû être selon l'âge. (Herzogl. Bibl. von Wolfenbüttel.)

S. 322—23.

Den Brief Leibnitzens an den Baron von Görz vom 23. December 1715 ſ. von Murr VII. 194. Es wird hier auch als merkwürdig angeführt, daß Leibnitz die letzte Periode der Annales, (einige ſagen, vor ſeinem Tode), mit den Worten ſchloß: Haec aliis exsequenda relinquo. — Die Flores sparsi in tumulum Papissae hat Scheid in der Bibliotheca historica Gottingensis 1758. p. 297—392. herausgegeben (Dutens hat ſie überſehen). — Leibnitzens Nachricht über die Annales ſ. von Murr VII. 192—194. und Opp. omn. IV. 2, 78. ſie ſchließt mit den Worten: Bina erunt volumina in folii forma, ut vocant, Tabulis aeneis veterum monumentorum, documentorum, sigillorum, numismatum ornata. Eckhart fügt hinzu: „Die zwei erſten Tomos — — hoffe gegen Oſtern künftiges Jahres in Druck zu geben; das übrige aber von 1025 bis auf Ottonem, erſten Herzog von Braunſchweig und Lüneburg, wird noch wohl ein Jahr oder fünfe Zeit erfordern".

Eckharts Plan und Arbeiten blieben liegen, als er, der an Leibnitzens Stelle Bibliothekar und Hiſtoriograph von Hannover wurde, 1724 heimlich Hannover verließ, darauf in Köln zur römiſchen Kirche übertrat und in Würzburg fixirt wurde. Vgl. Leibnitz's deutſche Schr. II. Beil. S. 14—15. Die Originalmittheilungen über dieſe Lebenswendung bei Eckhart ſtehen in der Bibliothèque Germanique. IX. p. 194—203.

S. 325.

Chriſtian Wolf ſchreibt in der Vorrede zu Köhlers Ueberſetzung von Leibnitz's kleinern philoſ. Schriften (zweite Ausg. 1740) von demſelben: „Ich beſinne mich noch gar wohl, daß, als er wenige Wochen für ſeinem Ende mich das letzte mal beſuchte, er mich verſicherte, er wollte ſeine metaphyſiſchen Wahrheiten auf eine geometriſtiſche Art demonſtriren, daß man an ſeinen Demonſtrationen ſo wenig, als an Euclides ſeinen ausſetzen könnte“.

(Im Jahre 1714 machte Leibnitz auch einen Beſuch bei Matthias von der Schulenburg in Emden bei Magdeburg. Siehe deſſen Leben I S. 537.)

Unter die Arbeiten Leibnitzens vom Jahre 1716 gehört die Réponse du Baron de la Hontan à la lettre d'un particulier, opposée au Manifeste de la Mté de la Grande Brétagne, comme Electeur d'Hannover contre la Suède. (Nicht contre la Saxe, wie Eckhart, vielleicht durch Verſehen, ſchreibt, und die Andern, die ihm folgen; das Rechte hat der Nekrolog der Neuen Leipziger gelehrten Zeitungen.) Eckhart ſagt dabei: „Der Baron de la Hontan war eben geſtorben, und der Herr von Leibnitz iſt der wahre Autor dieſes Stückes“. Ich habe es nie zu Geſicht bekommen; wenn es nicht in den Bibliotheken zu Hannover oder zu Dresden ſich findet, ſo mag es vielleicht in einer der Urkundenſammlungen zu erforſchen ſein.

S. 329.

Die Nachrichten über Leibnitz's letzte Stunden, nach den Mittheilungen des Doctor Seip, erzählt Remeiz in den „Vernünftigen Gedanken“ S. 98. und nach dieſem, von Murr VII. 219. — Der König Georg I. befand ſich, als Leibnitz ſtarb, in Görde; Eckhart eilte dorthin, die Nachricht zu überbringen. Dies lehrt folgender ungedruckter Brief von Göbel (nachmals Profeſſor in Helmſtädt) an den Hofrath Hertel in Wolfenbüttel (aus der herzogl. Bibliothek daſelbſt): Monsieur. Puisque M. le Conseiller Eccard est parti pour Görde, Mad. son épouse m'a ordonné de vous faire ses complimens et de vous avertir en même temps, que M. Leibnitz vient de mourir Samedi passé au soir, vers les dix heures. Il expira en vrai philosophe, dont vous aurez en peu de temps une relation entière. Pour ce qui est des volumes de votre *Bibliotheca Augusta*, ils sont enfermés avec les autres effets de feu Mr. Leibnitz, et il n'est pas d'espérance de les retirer avant l'arrivée de ses héritiers, parceque le Conseil privé y a fait mettre les sceaux par M. Stamken en présence de M. le Conseiller Eccard. Je suis avec un attachement respectueux Monsieur etc. J. W. Göbel.

à Hanover ce 15. Novbr. 1716.

S. 334.

Das Gedicht Goldbachs: In obitum G. G. Leibnitii ſteht bei Ludovici I, S. 252.

S. 338.

Der Aufſatz: Imago Leibnitii iſt mitgetheilt in Böhmers Magazin ꝛc. I. S. 101—103. mit einer deutſchen Ueberſetzung, und pſychologiſchen Bemerkungen. Böhmer ſpricht hier S. 113. die Vermuthung aus, es könnte dieſe Selbſtſchilderung mit derjenigen identiſch ſein, welche Leibnitz 1691 an Peliſſon auf deſſen Bitte geſchickt (ſ. in dieſem Bande S. 48). Wir können ihm darin in keiner Weiſe beiſtimmen. Böhmers Vermuthung muß zu den gezwungenſten Auslegungen ihre Zuflucht nehmen.

S. 344.

Ich weiß nicht, ob Uffenbach Leibnitzen richtig verſtanden haben wird, wenn er ihn ſagen läßt: „er ſei der Verfaſſer der Epiſtel, ſo wider Harduin geſchrieben, und von la Croze ſeinem Traktate gegen Harduin einverleibt worden“. Der Traktat des la Croze wird kein anderer ſein, als deſſen: Vindiciae veterum scriptorum contra J. Harduinum. Roterod. 1708. Dieſen iſt nichts weiter angehängt, als die: Epistola chronologica adversus Harduinum von A. Des Vignolles.

S. 352.

Die Motive, warum Leibnitz Fellern (1698) entfernt, findet man in ſeinen Briefen an Johann Andr. Schmid, aus Hannover 7. Okt. und 11. Oktober 1798 (ed. Veesemeyer p. 61 67), die auch zur Charakteriſtik von Leibnitz anziehend ſind.

S. 353.

Eckhart ſchreibt: „Seine jährliche Einkunft in der letzten Zeit war nebſt freier Wohnung, Holz, Licht, Fouragegelder auf Pferde, Koſtgeld, auf Schreiber, Kutſcher und Lakaien: von Königl. Mſt. baar Geld 1300 Rthl., vom Herzog von Wolfenbüttel 600 Rthl., von kayſerlicher Mſt. 2000 Reichsgulden, von Czariſcher Majeſtät 1000 Albertus Thl. Daß er alſo ruhig und ohne alle Sorge commode hätte leben können“. Nur iſt zu merken, daß dieſe Gehalte ſelten regelmäßig gezahlt wurden. Vgl. Baumgartens Halleſche Bibliothek. VIII. 375.

S. 355.

Wie Leibnitz ſelbſt von ſeinen Freunden verkannt und gemißdeutet werden konnte, zeigt folgende Stelle eines Briefes von La Croze an Kortholt (Thesaurus epistolarum Lacrozianus p. 193. Vaterl. Muſeum S. 247.): Nihil miror supervacuos Leibnitii conatus in purgendis Lojolitarum Sinensium superstitionibus. Nimirum hoc habuit vir alias incomparabilis, ut facile blanditiis et adulationibus expugnaretur. Atqui a nullis unquam hominibus tantopere laudatus et commendatus fuit, qua privatis literis, qua etiam testimoniis compluribus, passim in lucem emissis. Leibnitz muß, um ihn zu verſtehen, im Zuſammenhange ſeines Strebens und Wirkens, nach dem Syſteme ſeiner Ideen, begriffen werden.

S. 359.

Daß Leibnitz im höhern Alter ruſſiſch lernte, ſteht in der Biogr. univ. article: Frisch. (T. XVI. p. 72.)

S. 364.

Hier folgt das:

Hochzeitpräſent, beſtehend in ſehr leichten Regeln, dadurch zwiſchen Eheleuten eine beſtändige Liebe und Vergnügung zu erhalten.

Weil nach geſcheuter Leute Ausſpruch, gute Lebensmaximen durch welche unſere Herzensvergnügung nicht geſtört, ſondern beſtmöglich erhalten wird, alle Geſchenke von Geld und Kleidern weit übertreffen, ſo habe mich erkühnet, etwas zu entdecken, das meines Erachtens, wie ein ſchlecht und gering Anſehen es dazu auch hat, dennoch verſichert und gewißlich eine Sache geben kann, welche ſehr Wenigen in dieſer Welt zu Theil wird, nemlich eine recht glückſelige Ehe. Sage mit Recht, daß mich deſſen erkühne, indem es ſcheinet, daß dero von Gott verliehenem ungemein guten Verſtande hierin zu nahe trete, der vielleicht beſſer Maximen kundig iſt; dieweilen jedennoch viele gekannt, die ungemein großen Verſtand gehabt, ſo andern Maximen gefolget, und dieſe verachtet, oder auch, weil durchgehends eine ander Lebensart im Schwange gehet, wider beſſers Wiſſen ſich durch den gemein Gebrauch verleiten laſſen, aber ſich dabei nicht glückſelig gefunden, ſo hoffe, wann da meine Vermeſſenheit eine Strafe verdiente, daß zum wenigſten mein gutes Abſehen werde wohl aufgenommen werden. Will derowegen darthun, daß eine beſtändige glückſelige Ehe einzig allein aus dieſen wenig Maximen folgen könne.

Erſtlich muß man feſte ſtellen, obgleich faſt alle Welt eines andern beredet, daß weder Ehre, Reichthum, Schönheit und ſonſt etwas dergleichen, ſo der Veränderung unterworfen, im geringſten bequem ſei, eine Ehe beſtändig glückſelig zu machen. Und wie wollte dies klärer beweiſen, als daß ich Leute gekannt, die alle dieſe letztgedachten Sachen in hohem Grad beſeſſen, und jedennoch einander ſo feind geweſen, daß ſie alle Mittel verſuchet, ſich von einer ſo verdrießlichen Ehe loszureißen. Iſt alſo ſicher zu glauben, daß daſſelbe, was eine Ehe beſtändig glücklich mache, nicht in äußerlichen Sachen beſtehe, ſondern vielmehr in gewiſſer natürlicher Zuſammenſtimmung, Gleichheit der Gemüther, welche, ſobald ſie Perſonen von einander vermuthen, oder durch angenehmen Umbgang mit einander wirklich verſpüren, eine wahrhafte Neigung erwecket, ja das Herz, ohne einiges innerliches Widerſprechen, ſich recht getroffen zu ſein befindet. Eine dergleichen Zuneigung, ſo dieſen guten Urſprung hat, machet hernach bei der Ehe gute Tage weit empfindlich angenehmer, böſe aber (die auch nicht außen bleiben) ſo leicht zu tragen, daß es niemand glauben wird, als der es ſelbſt wirklich erfahren hat. Hiebei aber iſt höchſt nöthig zu bemerken, daß nicht in unſern Kräften ſtehet, ſolche Liebe oder Neigung herfürzubringen, oder auch zu mindern und zu mehren; ſondern ſie kommt einzig und allein von Gott, welcher in den Herzen derſelben, ſo er zuſammen verbinden will, bereit von erſter Jugend alles ſo weislich ordnet, daß eine Gleichförmigkeit der Gemüther nothwendig entſtehet, und dannenhero bei Zuſammenkunft dergleichen Perſonen ein ſonderbares Liebesfeuer angezündet wird. Wie nun derſelbe es alſo erwecket, alſo kann er auch daſſelbe wieder nehmen, ja gänzlich auslöſchen, weswegen derſelbe, ſo der einzige Urſprung aller vollkommnen Gaben, ernſtlich und oft anzuflehen, daß er ſelbige ſtets erhalten und vermehren wolle. Was aber auch an unſer Seiten hiebei in keine Wege zu unterlaſſen, wie aus Nachfolgendem zu erkennen. Daß man nemlich

Zum andern in Kleidung, Reinlichkeit und allem demjenigen, ſo unſre Sinnen wohl affizirt, ſich nicht zwar prächtig aufführe, aber doch nett und propre bei aller Gelegenheit verhalte. Nun unterlaſſen zwar junge Leut, die polirt erzogen, abſonderlich Frauenzimmer ſolches nicht, ſo lange ſie noch unverheirathet, aber wie wohl wäre es, wann es auch hernach im Eheſtande ſtets continuirt würde. Aber da iſt hergegen die faſt durchgehends höchſt ſchädliche Maxime, als bedürfe man dergleichen nunmehr nicht, da ein Herz das andre in völliges Beſitzthum gebracht, da doch ganz ſtarke Gründe und Urſachen angeführt werden könnten, daß man es jetzo faſt mehr benöthiget, als vormals; welches mir penetrante Gemüther leicht zuſtehen werden.

Drittens: Dieweilen wir gegen Frembde abſonderlich gewohnt ſind, uns höflich zu bezeigen, und Jedem mit gebührlichen Reſpect zu begegnen, hernach aber, nachdem wir jemanden mehr familiär werden, ſolches nach und nach zu quittiren pflegen, ſo geſchieht es leider hernach, dieweil bei dem Eheſtande eine ſo große Familiarität ſich ereignet, die nicht wohl größer ſein kann, daß Eheleute gemeiniglich am allerwenigſten einander mit Reſpect und Höflichkeit begegnen. Da mich doch bedünket, daß es in dieſem Stande ſo nöthig, daß man auch in geringſten Sachen ſich niemals verleiten laſſen ſollte, den Reſpect, ſo eines dem andern ſchuldig, aus Augen zu ſetzen; welches, da es ſelbſt, wenn es bei ordinärer Freundſchaft in Acht genommen wird, ſolche beſtändigſt unterhält, was wollte es nicht bei ehelicher Freundſchaft vielmehr Gutes auswirken?

Viertens, muß man ſich gleich anfangs hüthen vor alle dem, was auch nur den geringſten Schein und Gelegenheit einer Uneinigkeit oder Zank geben kann. Denn Eheleute haben gar viele nothwendige Beredungen mit einander zu halten, und wann man ſich bald anfangs hierzu wohl gewöhnet, ſo wird es hernach immer leichter fallen. Solches aber wird gar leicht erhalten werden, wenn raiſonnable Leute ſich nur nicht verdrießen laſſen, obſchon eines Ja, das andere Nein ſaget; dann das thut ganz nichts zur Sache, und kann ſein, wie es auch gar oft geſchieht, daß ein jedes ſeiner Meinung nach Recht hat.' Ja es iſt nichts Nützlichers, als daß Eheleute ſich gewöhnen, zum öftern freundliche Geſpräche mit einander zu halten, da das eine dennoch dieſes, das andre ganz andrer Meinung iſt, und da weder der Mann dem Weibe, noch das Weib dem Manne folget oder Gehorſam leiſtet, ſondern daß beide nur dem, was ſie in freundlicher Unterredung am beſten und nützlichſten zu ſein erkennen, ſich vornehmen, Folge zu leiſten.

Fünftens iſt auch noch eine Sach übrig, die aber meines Urtheils von unglaublich großer Wichtigkeit iſt. Es kann im menſchlichen, vielen Umbgange nicht leicht wohl geſchehen, daß man einander nicht zu nahe komme, aber das macht ebenſo gewiß nichts aus, wenn man einem nicht an dem Orte abſonderlich nahe kombt, wo es einen Jeden am wehſten thut. Das iſt nemlich, daß man einander ſo viel möglich ſeine Freiheit, zu thun und zu laſſen, wie man ſie vor der ehelichen Verbindung genoſſen, nicht benimbt, und das beſonders in derſelbigen Inclination, welche das vornehmſte Dominium oder Oberherrſchaft bei jedweden Menſchen hat. Hier iſt nun nöthig, daß bald anfangs ein Jeder des andern Humeur und vornehmſte Inclination (deren ein jeder Menſch faſt eine beſondere hat) wohl ausſtudire; welches leicht geſchicht, wenn man viel auf das, was man thut, (mehr als auf das, was man redet) gute Obacht hat, und wann endlich eine ſolche vollkommen wohl erlernet, ſich keineswegs unterſtehe, abſonderlich hier[illegible] dem andern contrair zu ſein, ſondern, ſo es in andern Sachen ja ſein muß, nur hierin vielmehr, was man nur ordentlich kann, dem andern beförderlich zu ſein, beſtmöglichſt zu thun ſuche, ſo wird eines des andern Herz vollkommen gewinnen, oder, wie man zu reden pfleget, einander abſtehlen. Wollte aber ja über Verhoffen dieſe Inclination in nicht billigen Sachen beſtehen, ſo kann man wohl mit guten Gewiſſen nicht hierzu beförderlich ſein, aber ich rathe treuerlich, daß man ſich auch hiebei nicht gänzlich contrair bezeuge, ſondern vielmehr als einer Sache, da man ſelbſt intereſſirt iſt, vors erſt um Remedirung Gott ſolches gebührend vortrage, und hernach bei Leuten von geſunden Urtheil ſich guten Raths erhole.

Sechſtens. Wann dieſes alles bei einer Ehe attendirt wird, ſo iſt die hohe Glückſeligkeit, welche in dem Beſitz wirklich angetroffen wird, unmöglich durch Worte vorzuſtellen; deſſen aber unerachtet, ſo haben alle ſinnliche Ergötzlichkeiten dieſe Art an ſich, daß, wann ſie nicht mit guter Maße genoſſen werden, nicht anders, als bei der angenehmſten Speiſe ſteten Gebrauch, einer Komödie, die man öfters geſehen, oder dem angenehmſten Roman, ſo man viel mal geleſen, es ſich ereignet, daß ſolches uns höchſt zuwider ſein kann, und alſo auch hier ein Widerſinn einer Perſon gegen die ander verurſachet kann werden. Wann ſolches entſtehet, ſo denken Viele, es mangelt hiebei Annehmlichkeit, die etwan wo anders anzutreffen, und laſſen ſich zu ihrem großen Schaden ein frembdes Feuer verleiten. Gehet ihnen aber nicht anders, als demſelbigen, ſo viele Mühe, Gefahr, Zeitverluſt, Verdrießlichkeit ausſtunde in Bedienung, wie er meint, einer fremden Dame, die er aber im Ausgange, da er gedachte, alle ſeine Herzenswünſche zu erhalten, vor ſeine eigne Eheliebſte erkannte, welche mit Fleiß ſich deſſen unterfangen, um ſelbigen durch ganz gewiſſe Ueberzeugung von einem ſchädlichen Wege abzuleiten. Zudem ja durch bloßen Betrug der Einbildung man nach was Andern mit großen Fleiß trachtet, das man ohne Mühe, Gefahr und mit beſſer Annehmlichkeit bei ſich, als irgend anderswo anzutreffen hat, wann man nur belieben will, ſich ſelbſt bei dieſen Zufall eine gewiſſe raiſonnable Contrainte oder Zwang anzuthun, indem man erlaubter Freiheit auf gewiſſe Zeit ſich gänzlich zu entbrechen, oder durch Abweſenheit, oder durch ander dergleichen Mittel ſolche zu temperiren ſuchet, dadurch, wann es vernünftig eingerichtet wird, man das Liebesfeuer nicht anders, als mit neuen Flammen erhält, und ſolche am mächtigſten hervorbricht, die wenigſten ſonſt bekannt waren.

Sie werden hieraus geneigt erſehen, wie mich vollkommen legitimiren kann, daß in keinerlei Waiſe mich unterſtehe, Selbiger was vorzuſchreiben, indem ja nichts vortrage, was Sie nicht bereit ſelbſt ganz wohl weiß, dann ohne Zweifel haben Sie dero Herzallerliebſte aus veritabler, wahrer Herzensneigung gewählet. Ich ſehe Sie nicht anders, als nett und propre ſich halten, Sie begegnen einander mit allem Reſpect und Höflichkeit, man hat von der geringſten Uneinigkeit kein Aviſo, ob der Geliebte gleich nicht allezeit mit ſelbiger in Allem eines Sinnes ſein mag. Ich weiß, das ihr nichts Liebers iſt, als ſich angenehmſt dem Humeur ihres Höchſtgeliebten zu accomodiren, und deſſen Freiheit nicht anders, als auf eine annehmliche Weiſe Eintrag zu thun. An der gebührenden Mäßigung, wann Verlobte ſich gar zu viel Freiheit nehmen wollen, zweifle auch keinesweges. Wie wollten Sie alſo von dieſen Maximen nicht beſſer Kundſchaft haben, als ich ſagen kann? Aber eben darum werden Sie vollkommen überzeugt ſein, daß hiemit nicht etwa bloße Subtilitäten vorſtelle, die ſchwer oder keinesweges ins Werk zu bringen ſein, dieweil Sie ſolche bereits beſtens zu practiciren wiſſen, deren alle wohlerzogene Leute vor Betretung des Eheſtandes ſich anſtändigſt bedienen; aber das iſt leider zu beklagen, daß man ſo ſchöne Maximen ſo bald nach und nach abdanket, wenn man nunmehr in dem Eheſtande ſitzet. Daher kluge Leute, ſo dieſes wohl durchgeſehen, den Umbgang, welchen Verliebte und Verlobte mit einander haben, das Paradies menſchlicher Luſt, den Eheſtand aber hingegen das Begräbniß aller zeitlichen Vergnügung genennet. Andere hingegen aus dieſer Abſicht ſich zwar trauen laſſen, aber hernach abgeſondert gelebet, und dann und wann, wie Verliebte pflegen, einander beſuchet. Wiewohl meinen wenigen Gedanken nach weder eines zu befahren, noch dem andern Folge zu leiſten, wenn man dieſen Mittelweg ergriffe, und ſobald man durch das Verlöbniß eines des andern vollkommen verſichert wäre, nicht gleich, wie ordinair geſchehe, zu der Hochzeit eilete, ſondern einige Zeit dieſe wenigen Maximen ſo lang durch angenehmes Entretien practizirte, bis wir ſolche unſer Natur ſo angewöhnet, daß wir ſolche auf keinerlei Weiſe, wenn wir auch gleich hernach andrer Leute böſe Gewohnheit bei dem Eheſtande ſtets vor Augen ſehen, quittiren könnten. Doch dem ſei, wie ihm wolle, ob ich gleich dieſes vor Sie nützlichſte Maxime halte, der allen andern ihre Vollkommenheit und Leben giebt, auch ſolche nur einmal, nemlich vor dem Eheſtande, recht wohl darf applizirt werden, ſo muß doch gleichwohl geſtehen, daß es vor recht verliebte Herzen eine überaus verdrießliche und ſchwere Maxime iſt, die ich nicht dürfte rekommandiren, wenn ich die große Wirkung nicht gewiß wüßte. Wo aber ſolche .... nicht thunlich, auch dazu nicht mehr Zeit, weiß ich keinen beſſern Rath, als wenn die Verliebte noch eine Zeit nach der Hochzeit, wo nicht des Nachts, doch des Tages, vollkommentlich als wie annoch Verliebte mit einander leben, und nicht im geringſten von der vorigen beliebten Weiſe abtreten, bis ſie der alſo gewohnt, daß ſie von ſelbſt hernach, ohne fernere Aufmerkſamkeit und Zwang ſolche practiciren werden*). —

S. 365.

Eine ausführliche Unterſuchung über Wilhelm Diniger gab Bieſter in der Berliniſchen Monatsſchrift von 1793. 21. Band S. 166—185. Der Miniſter Graf von Herzberg hatte an den Magiſtrat von Möckern geſchrieben und die uber Dinigers Töchter erhaltenen Papiere Bieſtern mitgetheilt. Dieſer erkundigte ſich in Saarmund ſelbſt; und ließ ſich Auszüge aus den dortigen Kirchenbüchern geben. Daraus ging hervor, daß Wilhelm Diniger, angeblich Leibnitzens natürlicher Sohn, der vierte Sohn des Schulmeiſters und Küſters Jacob Diniger in Saarmund (†1713) geweſen und 1686, 15. December, geboren worden. Seine Mutter war eine geborne Maria Moritz, Tochter des Hausmanns und Tagelöhners Andreas Moritz in Bernſtädt, unter dem Amte Potsdam. Dieſe wäre alſo Leibnitzens Geliebte geweſen. Es iſt ſchwierig zu beweiſen, wie Leibnitz um 1686 zu Saarmund geweſen wäre u. ſ. w. Wir wollen Bieſtern in ſeinen umſtändlichen Betrachtungen nicht folgen; uns ſcheint, die ſtrenge hiſtoriſche Kritik iſt bei einer ſolchen Frage nicht angewandt. Die Möglichkeit des Factum laſſen wir beſtehen. — Ob noch irgendwo Verwandte von Leibnitz leben, wiſſen wir nicht. In der Voſſiſchen Zeitung 1836, 24. Novbr. ſteht folgende Anzeige aus Riga den 17. November: „Zu Dorpat iſt der Cancelliſt der Univerſitäts-Bibliothek, Rath Leibnitz, 72 Jahr alt, auf ſein Geſuch entlaſſen worden. Er gehört zu der Familie des großen Philoſophen Deutſchlands, deſſen Namen er trägt, und befindet ſich mit ſeiner zahlreichen Familie in ſehr traurigen Vermögensumſtänden“.

S. 367.

Ueber Leibnitzens Bildniſſe findet man bei Ludovici noch gar keine Nachrichten; zuerſt handelt darüber von Murr (a. a. O. VII. 227.) dann Wilh. Böhmer (Magazin des Kirchenrechts I, 315—321), und nach ihm ein Ungenannter im Hannoverſchen Magazin Jahrg. 1790 S. 850—863. — Von Murr zeigt ſich diesmal unvollſtändig unterrichtet, dabei aber ſehr abſprechend, ſo daß er Andere irre geführt, beſonders in Bezug auf das von Ficquet geſtochene Bildniß vor dem Commercium philos. et math. Leibnitii et Joh. Bernoulli. 1745. Es iſt ganz irrig, wenn er es mit dem Bildniſſe für identiſch hält, von welchem Leibnitz an Bernouilli T. II p. 263. vom 3. Dec. 1711 ſchreibt: Pictori, qui Jconem meam nuper paravit, male successit. Leibnitz fügt etwa nicht hinzu, „ich ſchicke dir das Bild"; wie hätte er auch ein offenbar mißlungenes Bild ſchicken mögen? Und das wird auch durch Bernouillis Antwort ib. p. 267, evident: Doleo, Pictori, qui Jconem Tuam paravit, male successisse; an autem ea potiundi *nulla spes superest? Nullone pretio habenda?*... Und dabei verblieb es. Aber ſelbſt wenn Leibnitz es abgeſchickt hätte, folgte das nicht, was von Murr daraus folgert. Auch das iſt bloße Vorausſetzung von Murr's, daß es der Hofmaler Andreas Scheitz in Hannover geweſen; möglich wäre es. Man ſieht aber den Einfluß des abſprechenden Urtheils bei dem Ungenannten im Hannöverſchen Magazin, S. 862., wenn er ſchreibt: „Der (Leibnitz) von Ficquet, nach einem Gemählde von einem vormaligen hieſigen Hofmaler Scheitz geſtochen, hat hier keine Stimme mehr, da bekannt iſt, daß Leibnitz ſelbſt an Bernouilli ſchrieb, die Arbeit wäre nicht gut gerathen". Wir im Gegentheile geben dem Stiche von Ficquet, (nach welchem Savart 1768 das Bildniß vor der Dutensſchen Geſammtausgabe geſtochen hat, ohne es jedoch erreicht zu haben) den nächſten Platz nach Bernigeroth, mit dem er auch eine ausgeſprochene Aehnlichkeit zeigt; Leibnitz iſt hier in einem jüngern Alter dargeſtellt. Von Bernigeroth ſagt von Murr gar nichts. Von dem durch Bauſe 1775 nach Andreas Scheitz geſtochenen Bildniſſe ſagt von Murr, daß es Leibnitzen ſo wenig, als viele andere, ähnlich ſei. Obſchon er dies auf keine Zeugniſſe ſtützt, ſo ſind wir nicht abgeneigt, ihm beizuſtimmen. Dann fiele aber die Schuld nicht auf Bauſe, deſſen Virtuoſität im Treffen und Stechen anerkannt iſt, ſondern auf den Maler. In der That iſt die Phyſiognomie faſt trivial zu nennen, kaum eine Spur eines höhern geiſtigen Lebens iſt darin, und es ſteht ſchon in dieſer Beziehung tief unter dem Stiche Bernigeroths. Mit einem Wort, es iſt ein ganz anderer Mann, als derjenige, welchen uns Bernigeroth und die damit zuſammenhängende Familie präſentiren, und deren Aehnlichkeit nach Zeugniſſen feſtſteht. Der Unbekannte im Hannöverſchen Magazin bemerkt dies (S. 862.) ausdrücklich:

---

*) Hier bricht der Aufſatz ab.

„dieſer Leibnitz (der von Bauſe), ſagt er, iſt ein von dem unſern völlig iſolirter Leibnitz. Die Sache, ſetzt er hinzu, läßt ſich überall nicht erklären, und um ſo weniger erklären, da Scheitz ein gewiß nicht ſchlechter Maler war, und ihm von einem ſehr gelehrten Kenner und Künſtler ſogar dasjenige Portrait zugeſchrieben wird, nach welchem Bernigeroth ſtach". Dieſes letztere bleibt doch höchſt zweifelhaft.

Ehe ich weiter gehe, bemerke ich noch, daß das nemliche Gemählde von Scheiz im Jahre 1785 von C. G. Raſpe zu Kleins „Leben und Bildniſſe großer Deutſchen" I. 1785., (dies zeigt die Unterſchrift) geſtochen wurde. Das Bildniß Leibnitzens vor Eberhards Aufſatz im Pantheon der Deutſchen II. vom Jahre 1796, mit der Unterſchrift: Geſtochen von Karcher, Mannheim 1796. hat das nemliche Originalgemählde von Scheitz zu Grunde, iſt jedoch viel flacher und ausdrucksloſer gerathen, als bei Bauſe, obſchon es nichts als ein Nachſtich von Bauſe zu ſein ſcheint. Bauſe ſcheint für den Kunſthandel ſeitdem öfter nachgeſtochen zu ſein; einen ſolchen Nachſtich machte C. J. Riedel für die Gebr. Schumann in Zwickau, den ich beſitze.

Auf ein anderes Bildniß Leibnitzens von A. Scheitz, dem, nach welchem der Stich vor Erdmanns Ausgabe der Opera philosophica Leibnitii genommen iſt, kommen wir nachher zu ſprechen. Erſt noch das Genauere über den Stich von Bernigeroth. Ueber dieſen vortrefflichen Stich haben wir ganz authentiſche Nachrichten von dem ehemaligen Bibliothekar von Hannover, Jung, welche Böhmer (a. a. O. S. 318—371.) ſeinem Aufſatze wörtlich einverleibt hat, und von deren Richtigkeit, das Aeußere betreffend, mein eigenes Exemplar des Stichs mich belehrt. (Einige weſentliche Ergänzungen und Berichtigungen muß man im „Inhalt" den Böhmer dieſem Bande vorgeſetzt S. XIV. nachleſen). Jung ſchreibt alſo von unſerm Bildniſſe nach einigen Worten über die Phyſiognomie: „In der Ueberſchrift lieſt man: Gotefridus Guilielmus Leibnizius Smo. Elect. Bruns. Luneb. ab int. Consil., welches letztere, beiläufig zu ſagen, nicht ganz richtig iſt. Denn obgleich Leibnitz in unzähligen Fällen die Stelle eines wirklichen Staatsminiſters vertreten hat, ſo iſt ihm doch nie vom hieſigen Hofe der Geheime-Raths-Titel beigelegt worden. Er war anfänglich Hofrath, und hernach Geh. Juſtizrath; dabei iſt er bis an ſein Ende geblieben". (Dieſer Bemerkung können wir nur zur Hälfte beiſtimmen. Wenn es auch ausgemacht iſt, daß Leibnitz nie Mitglied des Geheimen Raths von Hannover, ſondern nur Geheimer Juſtizrath war, ſo war es doch ſchon damals nicht ungewöhnlich, ihn in Briefen und Schriften ſchlechtweg „Geheimer Rath" zu nennen; ſo nennt ihn Jablonski in ſeinem Briefwechſel beſtändig, ſowohl in der Anrede, als im Context: ſo wird Leibnitz auch in der „Kurtzen Erzehlung von der Stift- und Einſetzung der K. Preuß. Soc. der Wiſſenſchaften (deren Verfaſſer höchſt wahrſcheinlich Leibnitz ſelbſt iſt) „Königlicher Preußiſcher und Churfürſtlich-Braunſchweig.-Lüneburgiſcher Geheimer Rath" genannt. — Allerdings kam dieſe Schrift in Berlin, nicht in Hannover heraus; aber auch Bernigeroths Stich kam ja in Berlin heraus; das erklärt die Sache).

„Der Maler (fährt Jung fort) iſt mir gänzlich unbekannt. Der Kupferſtecher iſt laut der Unterſchrift: Bernigeroth. Unter L. Papieren findet ſich davon nichts. Daß aber der Kupferſtich nach einem zuverläßigen Gemählde verfertigt ſei, dafür wird L. ohne Zweifel ſelbſt geſorgt haben".

„Nun tritt aber die Hauptfrage ein: „Iſt denn eben dieſes ſo gerühmte Bildniß dasjenige, worauf man ſich verlaſſen kann"?

„Ich habe dazu (fährt Jung fort) zwei Gründe: 1) iſt die Platte ſelbſt mit dem übrigen Leibnitzſchen Nachlaß an die Königl. Bibliothek zu Hannover gekommen. 2) Daß dieſe Platte im Jahre 1711 (alſo 5 Jahre vor L. Ableben) auf Befehl der Königin von Preußen, geſtochen ſei, auch Leibnitz damit zufrieden geweſen ſei, erhellet aus deſſen Schreiben an Johann Fabricius (Opp. V. 294): „Jconis meae, jussu Reginae Borussiae aeri insculptae atque inde expressae ſaxo, ut bina exempla accipias, si tanti videbitur. Hannov. 7. Sept. 1711. vgl. ebendaſ. p. 247. (Leibnitz ſchreibt an denſelben, 28. Jan. 1712. Jcona meam Dr. Prof. Eccardo perferendam dedi).

Jung fügt hinzu: „Abdrücke dieſer Platte ſind ſo ſparſam anzutreffen, daß ſie an Seltenheit beinahe einem Gemählde zu vergleichen ſind".

Wir haben dazu nur folgendes zu bemerken: daß die Bildniſſe, welche Leibnitz gegen Ende 1711 ſeinem Freunde Fabricius ſchickte, Abdrücke von Bernigeroth geweſen, geht zwar aus der Stelle ſeines Briefes nicht unmittelbar und direkt hervor, kann jedoch faſt mit Evidenz aus den Umſtänden geſchloſſen werden 1) weil Leibnitz die Platte von Bernigeroths Stich (nach Jungs Zeugniß) behalten hatte, folglich Abdrücke davon an ſeine Freunde und Verehrer vertheilt hat; 2) wegen der Beſchaffenheit und Güte des Bernigeroths Stich; das Alter ſtimmt vollkommen zu der Jahreszahl, in welcher Leibnitz die Kupferabdrücke vertheilte: Leibnitz war 1711 ein Greis von 65 Jahren. Daß es aber gelungen ſei, muß jedermann der Anblick unſers Bildes überzeugen; Leibnitz ſeinerſeits hätte ſonſt die Bildniſſe gewiß nicht vertheilt. Ich weiß, daß Bernigeroth bei den Kunſtliebhabern und Kennern im Allgemeinen nie gut angeſchrieben iſt; dies bleibe auf ſich beruhen: wer aber den Originalſtich von Leibnitz geſehen hat, iſt über deſſen künſtleriſche Vortrefflichkeit den Augenblick einverſtanden. Bauſe dagegen iſt berühmt durch ſeine Kunſt: aber ſein Leibnitz iſt gewiß kein Meiſterſtück, verglichen mit Bernigeroth.

Daß aber Bernigeroth nicht nach der Natur, ſondern nach einem Gemählde gearbeitet hat, lehrt der Umſtand, daß dieſes Gemählde (Hannov. Mag. a. a. O. S. 859) „in einem öffentlichen Gebäude“ verhanden iſt. „derſelbige Leibnitz, den Bernigeroth hat, in natürlicher Größe und in lebendigen Farben dargeſtellt“. (Vielleicht wird dieſe Nachricht die Veranlaſſung, daß Ort und Stelle öffentlich angegeben wird). Es war nur ungewiß, ob jenes Gemählde das Original oder eine Kopie davon geweſen. Damit ſtimmt die Angabe von Murr's: „Das beſte Portrait von ihm wäre das, welches auf der hochſel. Königin von Preußen Befehl und Koſten gemacht, und vom Herrn von Eckhart mit ſeiner Lebensbeſchreibung nach Paris an die Herzogin von Orleans überſchickt wurde“. Iſt dieſe Nachricht in allen Stücken gegründet, ſo wird das Gemählde, das Bernigeroth geſtochen, von einem geſchickten Maler am Berliner Hofe ſelbſt, alſo nicht von Scheitz gemacht worden ſein. Es war übrigens bloße Unachtſamkeit von Jung, wenn er dieſe Königin von Preußen „unſrer großen Sophia Tochter“ nennt; denn im Jahre 1711 war Sophie Charlotte bereits 6 Jahre todt; und wenn Leibnitz 1711 ſchrieb: **jussu Reginae Borussiae**, ſo ſprach er offenbar von der damals regierenden Königin, Sophie Louiſe. Ob von Murr an die rechte gedacht hat, läßt ſich aus ſeinen Worten nicht entnehmen.

In dieſelbe Familie mit Bernigeroth ſetzt nun der Ungenannte im Hannov. Mag. 1) das Gemählde, das Raphael von Leibnitz ſelbſt erhalten, 2) ein Portrait Leibnitzens, das die Königliche Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin beſitzt, 3) das Bildniß, nach welchem Hewetſon die Büſte Leibnitzens zu deſſen Monumente in Hannover gebauen. 4) Das Bildniß, das Auerbach in Wien 1714 gemacht und das Haid in Augsburg geſtochen (ich kenne es nicht). Dahin ſetzen wir 5) das Bildniß, wonach Ficquet den Stich, vor dem Commercium epistol. Leibnitii et Bernouilli, und Savart den ſeinigen vor den Opera omnia gearbeitet. Alle dieſe unterſcheiden ſich hauptſächlich durch das Alter, in welchem Leibnitz gemalt wurde. — Der Stich Wernigeroths liegt auch dem Bildniſſe unter, das man vor Fellers Otium Hannoveranum ſieht. Es iſt dort aber ſchlecht gerathen.

Von dem Kupferſtiche, Leibnitz vorſtellend, den die Kurfürſtin Sophie in Berlin 1703 hatte beſorgen laſſen, ſchrieb Leibnitz an ſeinen Neffen Löffler den 10. April 1704 (Opp. V. 415.): Meministi iconis cujusdam meae aeri expressae. Eam me ignaro, sed jussu Smae Electricis, cum Berolini esset, fieri curavit Dr. Lupius, bibliopola. Ibi tum in nomine*) erratum, tum in versibus subjunctis, qui ob nimias, nec cuiquam agnoscendas laudes ferri non possunt. Itaque et nomen emendari et versus aboleri datum est in mandatis.

An die Kurfürſtin Sophie hatte Leibnitz den 3. Decemb. 1703 folgendes Billet, wegen dieſes Kupferſtichs geſchrieben (bei Böhmer I, S. 318): Madame! j'espère que V. A. E. m'aurez accordé la grâce, de ne point montrer les vers au-dessous de la taille-douce, ni par consequent la taill-edouce non plus, jusqu'à ce qu'on les ait changés. Ces vers, quelques beaux qu'ils p[illegible]sent paroitre en *paroles*, sont d'un *sens* intolérable, car ils disent que *la sagesse ignore elle-même ce qu'elle a caché à un tel.* Mais cela choque la sagesse divine, et pourroit être censuré avec justice. Et de plus, il y a une contradiction, car comment peut-elle ignorer ce qu'elle cache? J'espère, que nous aurons bientôt la correction. Und darauf antwortete die Kurfürſtin: Le portrait ne vaut rien etc.

Jung bemerkte dazu (Inhalt p. XIV.): „Ich habe mir längſt Mühe gegeben, einen Abdruck von dieſer Platte zu erhalten, aber vergeblich. Wahrſcheinlich iſt dieſelbe, nebſt allen Abdrücken, von Leibnitz ſelbſt caſſirt worden“.

---

*) homine ſteht im Text, und ſo ließ es Böhmer abdrucken, offenbar ein Druckfehler, wie das folgende zeigt.

Niemand wird jetzt auf den Gedanken kommen, als wäre jener, von Leibnitz und der Kurfürſtin in mehrfacher Beziehung verworfene und wahrſcheinlich vernichtete Kupferſtich vom Jahre 1703 und der Stich Bernigeroths identiſch. Von einem andern Kupferſtiche aber, den Leibnitz ſelbſt vertheilt hatte, außer dem vom Jahre 1711, findet ſich nicht die geringſte Spur. —

Gegen dieſe, auf die Zeugniſſe von Murrs, Jungs, Böhmers, u. A., beſonders aber die Leibnitzens ſelbſt geſtützte Darlegung ſcheint nun Herr Erdmann durch einen Machtſpruch im voraus Widerſpruch eingelegt zu haben. Denn in Bezug auf das ſeiner Sammlung vorgeſetzte Bildniß Leibnitzens, nach einem Originalgemählde von A. Scheitz, im Beſitz von Dr. Kraukling in Dresden (verſchieden von dem, das Bauſe 1775 geſtochen), ſchreibt er: Praef. p. XXX. „Quam effigiem coloribus oleariis ab *Andrea Scheitsio*, artifice haud ignoto, pictam, ante annum MDCCIV delineatam esse, non solum ex eo conjicias, quod Nostrum fere juvenem repraesentet, sed etiam ex epistola quadam Electricis Sophiae patet. Quippe quae cum de icone Leibnitii conqueratur, de tabula chalcographica loquitur a *Bernigerotho* facta, quam hanc ipsam Scheitsii picturam imitasse (sic), qui utramque viderint, lubenter concedent. (A Bernigerothi sculptura reliquae *omnes*, quae exstant Leibnitii icones, una semper altera deterior, descriptae videntur). Quare assentiendum videtur amico meo doctissimo, qui *egregiam* suam pulchramque tabulam inter annos MDCXC et MDCC delineatam autumet. Tenet nos spes, brevi ipsum quae ad historiam iconum Leibnitii spectent, evulgaturum esse, cum quae de hac re apud Böhmerum (Magazin für Kirchenrecht etc. Bd. I. St. 2. S. 315–321) congessa sint, minime satisfaciant“.

In der Selbſtrecenſion ſeiner Ausgabe der Werke von Leibnitz (Berliner Jahrbücher 1840. S. 957.) ſagt Herr E. das Nemliche, namentlich in dieſen Worten: „Es ſcheint, nach genauen Vergleichungen, als ſeien die gewöhnlichen gangbaren Portraits von Leibnitz durch immer ſchlechter werdende Nachbildungen nach einen Kupferſtich von Bernigeroth entſtanden, der ſelbſt wieder nach dieſem Bilde (im Beſitz des Dr. Kraukling) gemacht wurde“.

Es wäre unnöthig und verdrießlich, die in dieſen Stellen von Herrn E. mit dem Tone belehrender Zuverſicht gehäuften Irrthümer und unwahren Behauptungen einzeln zu widerlegen: jeder unſrer Leſer, der uns nur mit einiger Aufmerkſamkeit folgte, thut es für ſich. Herr Erdmann, (das leuchtet klar hervor) will das Gemählde ſeines Freundes als das Prototyp aller vorhandenen Bildniſſe Leibnitzens, zugleich als das beſte und ſchönſte anpreiſen; Bernigeroth ſoll erſtlich das Krauklingſche Bild geſtochen, es ſoll aber zugleich daſſelbe ſein, das die Kurfürſtin Sophie 1704 tadelnd verworfen; von Bernigeroth ſollen alle vorhandenen Kupferſtiche (alſo auch die von Bauſe, von Haid, Fiquet u. A.) genommen ſein u. ſ. w. und dies, ſagt er, werden diejenigen gern zugeben, welche Bernigeroth mit dem Bildniſſe von Scheitz (des Dr. Kraukling, denn Bauſe arbeitete nach einem andern Scheitz) verglichen haben. Sehr wohl! Unſre Leſer können jetzt vergleichen: Das Bildniß von Scheitz bei Herrn E. ſtellt einen jungen Mann vor (fere juvenem).... und das von Bernigeroth?... einen Greis! und dieſe Identität hat Herr E. nach genauer Vergleichung gefunden!... Vielleicht hat ſich Herr E. einen bloßen Scherz machen wollen; denn, da er offenbar aller Zeugniſſe und Nachrichten über das wahre Vorkommen des Kupferſtichs von Bernigeroth (auf Anlaß der Königin von Preußen) im Gegenſatze zu dem kaſſirten Kupferſtiche des Jahres 1703 (auf Anlaß der Kurfürſtin Sophie), die er beide zuſammenwirft — ſpottet: werden wir ihm glauben, daß er den, allerdings ſehr ſeltenen Original-Stich Bernigeroths geſehen? Und hat er ihn geſehen — deſto ſch[illegible]mmer! Der Nachſtich nach Bernigeroth bei Böhmer, von Riepen[illegible]auſen, iſt (was auch Böhmer ſage) nicht zum beſten gelungen (der andere, ebenfalls bei Böhmer, von Ganz, iſt vollkommen mißrathen): aber dieſes Bildniß zeigt doch wenigſtens einen alten Mann; wie Böhmer ſich (S. 319) ausdrückt: „einen alten, in jedem Betracht ehrwürdigen Mann, deſſen erſter Anblick Liebe und Hochachtung einflößt"; und das Bildniß vor Erdmanns Ausgabe? einen jungen Mann, das ſagt er ſelbſt: wir fügen hinzu, (und appelliren dabei an den Blick jedes Unbefangenen) einen jungen Mann, in welchem man jeden andern vermuthen würde, als einen — Leibnitz. So leer, ſo geiſtesarm, ſo ausdruckslos iſt dieſes Geſicht, daß, wenn der Kupferſtich anders gelungen iſt, dies Gemählde von Scheitz noch weit unter dasjenige Gemählde von Scheitz zu ſetzen eſt, welches Bauſe durch ſeinen Kupferſtich vervielfältigt hat. Die Leſer mögen entſcheiden. Unter ſolchen Umſtänden ſcheint uns die Frage nach der Zeit, wann dieſes Bildniß gemalt worden, etwas ſehr Gleichgültiges. Der Phyſiognomie nach müßte ſonſt das Bild in das ſiebente Decennium des 17. Jahrhunderts hinaufgerückt werden, denn ſie iſt etwa die eines Dreißigers. — Es iſt zu wünſchen, daß jemand, welcher Gründlichkeit und Wahrheitsliebe mit Sachkenntniß verbindet und Gelegenheit hat, die in den verſchiedenen Bibliotheken und Muſeen in Deutſchland und dem Auslande befindlichen Bildniſſe von Leibnitz mit einander zu vergleichen, die Beziehungen und die Verwandtſchaft, ſo wie den Urſprung und den Werth der einzelnen, mit treuer Rückſicht auf die vorhandenen Zeugniſſe, klar und erſchöpfend feſtſtellen möchte.

Die folgenden Urkunden mögen den Schluß dieſes Abſchnitts und zugleich des ganzen Buches bilden. Vielleicht bietet ſich in Zukunft eine Gelegenheit dar, eine längere Reihe ungedruckter Leibnitiana, welche ich geſammelt, öffentlich mitzutheilen. — Es wäre zu wünſchen, daß der an ungedruckten Leibnitianis reiche Nachlaß des 1812 in Nürnberg verſtorbenen von Murr ſich erhalten hätte. Ich habe irgendwo geleſen, daß er ſeine Manuſcripte dem Doctor Colmar in Nürnberg vermacht. Dort ſind ſie vielleicht noch. Von Murr ſelbſt ſchrieb 1779 in ſeinem Journal VII. p. 126.: „Meine Sammlungen von autographis Leibnitianis ſind ziemlich anſehnlich. Ich habe vieles davon durch die Güte meiner gelehrten Gönner, der Herren von Duve, Schläger, Bernouilli u. a. m. erhalten und werde davon in meinen: Mémoires pour servir à l'histoire de la Vie et des Ouvrages du celèbre *M. de Leibnitz* fleißigſten Gebrauch machen“. Davon iſt, meines Wiſſens, nie etwas erſchienen, vielleicht aber in von Murrs Chirographia personarum celebrium, Novemb. 1804. fol., die ich noch nicht geſehen habe. —

Vita Leibnitii a se ipso breviter delineata*).

Leubniziorum sive Lubenieczriorum nomen Slavonicum; familia in Polonia Boh .... et suopte ingenio, et cum nulla se aliunde spes ostenderet, hortantibus amicis, qui ei in aula Saxonica patronos paravere, quorum auxilio ille perrexit, ut professoris demum munus Lipsiae consequeretur, fortunamque in tranquillo collocaret. Nam cum aptus esset rebus agendis, Academiae negotia ei demandata sunt, quae in comitiis statuum provincialibus, in quibus Academicis inter praelatos locus est; omnique alia occasione cum fide et applausu gessit.

Natus sum illi jam quinquennario et vix sexennis amisi patrem, quare pauca de eo mihi ipse repraesento, reliqua ab aliis intellexi. Duo tantum memini, unum cum mature legere discerem, ipsum patrem id studiose egisse, ut historiae sacrae atque profanae amorem mihi tum variis narrationibus, tum exhibito Germanico libello conciliaret. Quod ei ita successit, ut egregia sibi promitteret in futurum. Alterum sane memorabile est, cujus perinde recordor, acsi nudius tertius contigisset. Erat dies dominicus, mater ad antimeridianum concionem audiendam in templum ierat; pater domi in lectulo jacebat aeger. Ego ipso solum atque amita praesentibus in hypocausto lusitabam nondum satis indutus: obambulabam autem in scamno parieti affixo, cui mensa admota erat, mensae adstabat amita, me indutura; ego in ipsam mensam assurgo lasciviens et illa me prensitante retrocedens e summo loco in pavimentum decido; pater amitaque exclamant, respiciunt, videntes me sedere illaesum atque irridentem, sed tribus prope passibus a mensa remotum, majore intervallo, quam quod saltu transmittere posse videretur infans. Quare pater peculiarem Dei gratiam agnoscens statim misit schedam in templum, quo finita concione pro more Deo gratiae agerentur; multis ea res tum in urbe sermonibus materiem praebuit. Pater autem tum ex hoc casu, tum nescio quibus aliis sive somniis, sive auguriis tam magnam de me spem concepit, ut saepe ab amicis irrideretur. Sed non licuit aut mihi diutius ejus ope uti, aut illi meis profectibus frui, nam paulo post ex hoc vita decessit.

---

*) Königl. Bibl. von Hannover (Mit vielen Lücken.)

Ego crescente aetate atque viribus mirifice historiarum lectione delectabar, librosque Germanicos nactus non dimittebam, quam perlegissem totos. At latino sermoni in schola operam dabam, et haud dubie solita tarditate profecissem, nisi casus aliquis peculiarem mihi viam ostendisset. Forte in aedibus, ubi habitabam, offendi libros duos, quos studiosus aliquis oppignoraverat, unum esse memini Livium, alter erat thesaurus chronologicus Sethi Calvisii. Hos nactus statim devoravi, et Calvisium quidem facilius intelligebam, quod haberem librum Historiae universalis Germanicum, qui saepe eadem dicebat. At in Livio haesi diutius, nam cum veterum res atque formas ignorarem, et historicis alioqui dictio sit a vulgi intelligentia remota, vix lineolam bona fide intelligebam. Sed quoniam vetus erat editio incisis ligno figuris distincta, has contemplabar studiose et subinde subjecta verba legebam, nihil moratus obscura, et quae minime intelligebam transsiliens, quod cum saepius facerem totumque librum pervolvissem, aliquo postea intervallo, rem de integro aggressus, multa plura intelligebam, quo mirifice delectatus sine ullo Dictionario perrexi, donec pleraque tam plana essent, sensuque .... Interea cum forte in schola ...... adhiberem, praeceptori .... quaerit unde mihi illae e... quasi vero tu ... disse. Dixi et ... narrare quae mihi in recenti memoria erant. Praeceptor re dissimulata eos adit, qui curam habebant educationis meae, monet ut caveant, ne intempestiva ac praepostera lectione studia mea perturbarem. Livium mihi aeque convenire, ac pygmeo cothurnum. Excutiendos e pueri manu esse alterius lustri libros, remittendumque ad Comenii vestibulum aut minorem Catechismum. Et persuasisset haud dubie, nisi forte interfuisset colloquio quidam e vicinia eques eruditus et peregrinationibus clarus, qui domino aedium familiaris erat; is ludi magistri sive invidiam, sive stuporem aversatus, quem omnes eodem pede metiri videbat, contra demonstrare coepit, iniquum atque intolerabile esse, prima exerentium se ingeniorum semina magistrorum duritie atque ruditate suffocari. Quin potius favendum puero nihil vulgare promittenti, atque omni auxilio subveniendum esse. Itaque me venire iubet, cumque ad quaesita non absurde respondere videret, non conquievit, antequam a cognatis extorsisset, ut mihi in ipsam patris bibliothecam, quae clausa cum vineis luctabatur, aditus daretur — Ego vero hoc nuntio perinde triumphabam, ac si thesaurum reperissem. Nam veteres plerosque, solis nominibus mihi notos, gestiebam videre, Ciceronem et Quinctilianum et Senecam, Plinium, Herodotum, Xenophontem, Platonem et Historiae Augustae scriptores, et multos Ecclesiae patres latinos graecosque. Hos volutabam ut impetus tulerat, et mira rerum varietate delectabar: itaque nondum duodecennis latinos commode intelligebam et graeca balbutire coeperam, et versus singulari successu scribebam, in quibus eousque profeci, ut cum forte in schola puero cuidam mandatum esset orationis ligatae pridie pentecostes habendae officium, et ille morbo vix triduo ante actum impeditus esset, nemoque rem in se suscipere vellet, nisi orationis ab illo compositae sibi copia fieret, ego me includens musaeo a primo mane usque ad coenam scripserim versus 300 hexametros praeceptoribus laudatos, et quod affectaveram, sine ulla elisione, quos publice stata die pronuntiavi.

Certe in studiis humanitatis et re poetica eo usque profeceram, ut vererentur amici, ne dulcedine captus pellacium Musarum, seria magis et aspera fastidirem. Sed hac eos cura eventus absolvit. Cum primum enim ad logicam vocatus sum, quas ceteri abhorrebant spinas, ego magno affectu perreptabam. Nec tantum praecepta facile exemplis applicabam, quod mirantibus praeceptoribus faciebam aequalium solus, sed et dubitationes movebam et nova jam tum moliebar, quae ne exciderent, in schedis annotabam. Legi multo post quae scripseram quatuordecennis, iisque sum mirifice delectatus. Ex variis meditationibus illius aetatis unum afferam in exemplum. Videbam, in Logica terminos simplices ordinari in classes quasdam, quas vocant praedicamenta. Mirabar ego, cur non et termini complexi sive enuntiationes in classes distribuerentur; eo scilicet ordine, quo ex se invicem derivari possint atque deduci, harum ego classium vocabam praedicamenta enuntiationum, quae perinde erant materia syllogismorum, ut praedicamenta vulgaria sunt materia enuntiationum. Hoc dubium cum proponerem magistris, nemo eorum satisfecit, tantum monuere, non decere puerum nova moliri in rebus, quae nondum satis excoluisset; postea vero vidi, haec quae ego optabam Praedicamenta sive series Enunciationum, nihil aliud esse quam id, quod nobis exhibent Mathematici in Elementis, qui ita disponunt dispositiones, quemadmodum altera ex altera deducitur; quod ego frustra tum a philosophis requirebam. Interea in Zabarella et Rubio et Fonseca aliisque scholasticis non minori, quam antea in Historicis voluptate versabar et eousque profeceram, ut Suaresium non minore facilitate legerem, quam Milesias fabulas solemus, quas vulgo Romanos vocant.

Interim illi qui educationis meae curam gerebant (quibus nullam magis ob rem obstrictus sum, quam quod se quam minimum studiis meis miscuere), cum antea metuissent, ne fierem poeta professus, nunc verebantur, ne ad scholasticas subtilitates obhaerescerem; sed ignorabant illi, non posse animum meum uno rerum genere expleri. Cum enim me juris studio destinatum intellexissem, statim, missis omnibus, illuc animum appuli, unde major studiorum fructus ostendebatur. Sensi autem, magnam mihi facilitatem ad jurisprudentiam comparandam afferre priora studia historiarum et philosophiae, quare leges facillime intelligebam, et non diu haerens in theoria, quam velut facilem despiciebam, ad praxin juris animum appuli. Erat mihi amicus ... provincialis Lipsiensis, quam vocant, *die Hofgerichte* consiliarius assessor. Is et me secum ducebat saepe et acta legenda dabat, et qua ratione concipiendae esse sententiae, exemplis docebat. Ita ego mature in hujus scientiae intima penetrabam; judicis enim munere delectabar, advocatorum versutias aversabar, eamque ob rationem nunquam causas orare volui, tametsi omnium consensu valide satis atque apte germanica quoque lingua scriberem. Atque hoc quidem modo septendecim aetatis annos explevi, nulla magis ratione felix, quam quod studia non ad aliorum sententiam, sed propriam voluntatem direxissem, qua ratione effeceram, ut semper aequalium princeps haberer in omnibus scholis atque congressibus publicis privatisque, non praeceptorum tantum, sed et ipsorum condiscipulorum testimoniis, quae editis carminibus gratulatoriis continentur. . . . . Jam vero consulendum erat de ratione vitae, atque eo quod vulgo vocant Promotionem. Facultas juridica Lipsiensis constat duodecim Assessoribus, qui a professoribus sunt diversi. Hi vacant responsis potius atque consultationibus, quam lectionibus atque disputationibus. In eam recipiuntur omnes doctores juris Lipsienses, ordine doctoratus, ubi primum vacuus ipsis locus fit, alterius decessu. Ego videbam, si mature doctor crearer, me inter primos fore fortunamque in tuto collocaturum; sed tum forte ingens orta erat disputatio, cum quidam soli doctores creari vellent, aliis junioribus exclusis et in aliam promotionem dilatis. Illis favebant plurimi ex facultate. Ego animadverso artificio aemulorum, mutato consilio ad peregrinationes animum applicavi, indignum ratus, juvenem velut clavo affigi certo in loco: nam diu ardebat animus ad majorem gloriam studiorum et cognitionem exterorum et disciplinas mathematicas. Prodiit illis temporibus dissertatio quaedam mea de Arte Combinatoria, quam doctissimi etiam viri cum applausu legere, quos inter Kircherus et Baylius eminent. Nam ipsum Kircheri opus de eodem argumento tum nondum prodierat. Paulo post in Academia Norica Doctoris gradum sumsi anno aetatis vigesimo primo, maximo omnium applausu. Nam cum publice disputassem, tanta facilitate disserui, tantaque claritate animi sensa exposui, ut non auditores tantum novam et insolitam in Jureconsulto inprimis ἀκρίβειαν mirerentur, sed et ii, qui opponere debebant, publice agnoscerent, sibi egregie satisfactum. Certe vir quidam mihi ignotus, eruditus, qui actui interfuerat, Norimbergum ad amicum literas dedit, quae mihi postea ostensae sunt, quibus prope pudorem incutiebat nimiis laudibus; et professor aliquis dixit publice, nusquam ex illa cathedra versus fuisse recitatos illis similes, quos ego pronuntiaveram in ipso promotionis actu. Et decanus juridicae Facultatis, Joannes Wolfgang Textor, cujus de statu Imperii nostri elegans extat liber, scripsit ad Dilherum, primarium pastorem Noricum, cum summa laude a me fuisse disputatum. Scholarchae quoque duo qui cum Cancellario, Noricae Reipublicae Syndico, promotionis actui affuerant, singularem quandam laudandi mei occasionem reperere. Cum enim ego duas haberem orationes, unam prosa, aliam versibus, primam tam expedite legebam, ut viderer eam recitare ex scheda. Cum vero postea ad versus recitandos accessissem, coactus sum ita prope admovere schedam, oculorum vitio, qui non nisi propinqua vident, ut facilie agnoscerent ipsi, priora fuisse memoriter dicta. Credebant itaque memoriae mandata a me fuisse verba solutae orationis, sed mirabantur, cur non ligatam potius didicissem, quod facilius. Respondi, eos in errore versari, nam me verba orationis solutae non edidicisse, sed ex tempore fecisse inter perorandum; quod cum aegre crederent, primum Concionatorum exemplo usus sum, qui dispositionem orationis notare contenti, non alligantur, quae tam facile mihi latine, quam illis germanice nascerentur: deinde schedam orationis produxi, in qua videbant ipsi, alia plane verba esse, quam quae recitaveram. Haec res magnum mihi apud Norimbergenses applausum procuravit, ita ut paullo post Dilherus, primarius urbis ecclesiasticus, scholarchorum jussu mihi denuntiaverit, si animus esset, habere aliquamdiu in illa Academia professoris munus, se mihi mature spondere. Sed ego longe alia animo agitabam. Quorum causas exponere pretium est.

Paene puer cum in bibliothecam parentis pro arbitrio grassarer, incidi in aliquot controversiarum libros. Commotus rei novitate, neque ullis praejudiciis imbutus (pleraque enim de mea discebam), libenter omnia legi, nonnulla etiam scrupulose excussi. Saepe etiam sententias meas margini librorum annotavi, quod prope periculum mihi aliquando creavit. Calixti scriptis valde delectabar; habebam et multos alios libros nonnullis suspectos, quos satis ipsa mihi novitas commendabat. Tum primum coepi agnoscere, neque omnia certa esse, quae vulgo ferantur, et saepe inania vehementer de rebus contendi, quae tanti non sunt. Ergo nondum 17ennis accuratius quarundarum controversiarum discussionem moliebar. Videbam enim, rem esse facilem homini exacto et diligenti. Mirifice mihi placuerat liber Lutheri de servo arbitrio, et Laurentii Vallae de libertate dialogi. Examinaveram Aegidii Hunnii scripta et Sculteti in Concordiam formularum commentarium; sed et Gregorii de Valentia analysin fidei et quaedam opuscula Becani et scripta Piscatoris. Cum postea ad jurisprudentiam animum appuli, illic quoque novum consilium ceperam. Nam cum viderem, quam multa superflua et obscura et quam non suo loco in legum corpore dicerentur, miserebar juventutis tempus nugis terentis: videbam non difficile esse, mederi huic malo, et ab homine accurate ratiocinnante posse omnia in paucas redigi propositiones. Quod consilium meum edito libello de Methodo juris maxima omnium approbatione susceptum est, et multi magni Icti, etiam Portnerus Ratisbonae, Spizelius mihi applausere, quod literis eorum partim ad me, partim ad amicos datis constat. — — — —

/k X/t

Scheda Leibnitii manu exarata.

Natus 16 .. mense Augusto ...

... Haec scripta puerilia pleraque aliquando revidenda, emendanda, expolienda, ut denuo edi possint.

1659. Carmen 300 versuum una die scripseram

1661. Schola exii.

1662. Audivi Thomasium.

1663. 30. Maj. Baccalaureus Lipsiae disputationem habui de principio individui sub praeside Jacobi Thomasii. Aestatem sequentem Jenae egi.

1664. Hyeme Magistri gradum accepi et 3. Dec. ejusdem anni ipse praeses defendi specimen quaestionum philosophicarum ex jure.

1665. 14. Jul. habui disputationem juridicam priorem de conditionibus sub praeside B. L. Schacheri; 17. Aug. habita est altera sub eodem praeside.

1666. habui dissertationem de Arte Combinatoria, Lipsiae. Titulus disputationis abest, ut non possim diem designare. Fuit credo pro loco in facultate. Recusa est Francofurti 1690 me ignaro, edente Herm. Christ. Crockon.

1666. 5. Nov. Altorfii disputationem habui, de casibus perplexis in jure.

1667. editum est speciminum in jure meorum fasciculum a Bibliopola Norimbergensi, cui nomen Joann. Philipp. Miltenberger (in meo exemplari tituli avulsi) 1667. Meth. docendi etc.

1669. Specimen demonstrationis pro eligendo rege Polonorum. Titulus libri Vilnae 1669, sed revera editum Dantisci. 12

Ratio corporis juris. Mag. 166.

1670. Moguntiae, typis Kugleri, Hypothesis physica nova.

Inde in Galliam sum profectus vere a. 1672. Hannoveram vocatus 1675, fine.

Imago Leibnitii *).

Pater ejus gracilis fuit et biliosus, sed magis sanguineus et in summo gradu calculosus. Is morbo extenuativo unius septimanae exstinctus est, nulla cum suffocatione. *Mater* catharris guttur et pectus obstruentibus suffocata est.

Temperamentum videtur simpliciter nec biliosum, nec pituitosum, nec melancholicum esse. Non sanguineum, ob pallorem faciei et a motu abstinentiam. Non biliosum, ob sitis defectum, ob crines rectos, ob famem caninam, ob somnum profundum. Non pituitosum, ob crebros et celeres mentis et affectuum motus, et ob gracilitatem corporis. Non frigidum seu melancholicum et siccum, ob celeres motus intellectus et voluntatis. Videtur tamen biliosum praeeminere.

Statura mediocris est et gracilis; facies pallida: manus ut plurimum frigidae: pedes pro habitu corporis longiores, aeque ac digiti manuum aridiores, nulla ad sudores dispositione. Crines in capite subfusci sunt, corpus autem non valde pilosum. Oculi a teneris parum acuti; vox exilis altaque magis et clara, quam fortis, volubilis etiam, sed non satis composita, nam literas gutturales et *K* difficulter pronuntiat. Pulmones teneri, hepas siccum calidumque, et manus innumeris lineis sectae sunt. Dulcibus delectatur, veluti sacharo, quo vinum miscere solet. Delectatur etiam odoribus spiritus confortantibus, firmiter persuasus, ad spiritus recreandos multum situm esse in odoribus, dummodo non sint calidi. A tussi nulla molestia, sternutatio rara. Catharris non affligitur: raro pituitam ejicit, saepe vero sputum, praesertim a potu et pro proportione acrimoniae eius, quod bibit. Nec oculos habet in liquido natantes, sed justo sicciores: unde hebetudo visus ad longiquiora, ad proprias posita autem tanto est acrior. Noctis quies non interrupta est, quia sero cubitum it, et lucubrationes studiis matutinis longe praefert.

---

*) Von ihm ſelbſt verfaßt ſ. oben S. 36. Anm. zu S. 338.

Vitae genus a pueris sedentarium et exigui motus fuit. Ab ineunte aetate multa legit, plura meditatus est, in plerisque *αὐτοδίδακτος*. Res omnes profundius, ac vulgo solet, penetrandi cupidus et nova inveniendi.

Conversationis appetentia non multa; major meditationis et lectionis solitariae. Implicatus autem conversationi satis jucunde eam continuat, sermonibus jocosis et gratis magis delectatus, quam lusu, aut exercitiis in motu consistentibus.

Facile effervescit quidem, sed ira, ut subita est, ita cito defervescit.

Nunquam nimis tristem, nunquam hilarem nimis vide~~r~~bis. Dolor et gaudium non nisi moderatum. Risus frequentius os diducit, quam pectus convertit. Timidus est in re aliqua inchoanda, audax in prosequenda.

Ob defectum visus non habet vividam imaginationem.

Ob memoriae debilitatem minima jactura praesens magis eum afficit, quam maxima praeterita.

Inventione et judicio egregio est praeditus, neque ei difficile, varia comminisci, legere, scribere, dicere ex tempore, remque aliquam intellectualem, si opus sit, ad fundum usque meditando perscrutari. Unde infero, cerebrum ei esse siccum et spirituosum.

Spiritus in ipso nimium agitantur. Itaque vereor, ne morbo aliquo aut consumtione humidi radicalis aliquando abripiatur, ob studium assiduum et nimias meditationes et membrorum tenuitatem.

Zwei ungedruckte Briefe von Leibnitz an Hobbes*).

A.

Vir Amplissime.

Cum nuper ex amici Angliam lustrantis literis vivere Te adhuc et valere ea aetate maxima animae voluptate intellexissem, non potui me a scribendo continere, quod si impestivum factum est, silendo punire poteris, mihi niholominus satis erit, affectum testari. Opera Tua partim sparsim, partim junctim edita pleraque me legisse credo, atque ex iis, quantum ex aliis nostro seculo non multis, profiteor profecisse. Nihil auribus dare soleo, sed agnoscunt hoc mecum omnes, quibus Tua in civili doctrina scripta assequì datum est, nihil ad admirabilem in tanta brevitate evidentiam accedere posse; definitionibus nihil et rotundius et usui publico consentaneum magis; in theorematis inde deductis sunt, qui haereant; sunt, qui iis ad malesana abutuntur, quod ego in plerisque ex ignorata applicandi ratione evenisse arbitror. Si quis generalia illa motus principia: nihil moveri incipere, nisi ab alio moveatur; corpus quiescens quantumcunque a quantulocunque levissimo motu impelli posse, aliaque, intempestivo saltu rebus sensilibus applicuerit, nisi praeparatis animis demonstraverit, pleraque quae quiescere videntur, insensibiliter moveri, vel a plebe deridebitur. Similiter si quis Tua de Civitate vel Republica demonstrata omnibus coetibus, qui vulgo ita appellantur, Tua summae potestatis attributa omnibus Regis, Principis, Monarchae, Majestatis nomen sibi vindicantibus; Tua de summa in statu naturali licentia omnibus diversarum Rerum publicarum civibus, negotia aliqua inter se tractantibus accomodaverit, is, si quid conjicio, etiam Tua sententia magnopere falletur. Agnosco, multas esse in orbe terrarum respublicas, quae non sint una civitas, sed plurae confoederatae, multosque esse titulo monarchos, in quos caeteri voluntatem suam nunquam transtulerint: nec diffiteris, supposito mundi Rectore, nullum esse posse hominum statum pure naturalem, extra omnem Rempublicam, cum Deus sit omnium Monarcha communis: ac proinde non recte nonnullos hypothesibus Tuis licentiam impietatemque impingere. Ego qui Tua ita, ut dixi, semper intellexi, fateor, magnam in iis lucem accensam ad persequendum, quod molior cum amico, opus Jurisprudentiae rationalis. Cum enim observarem, Ictos Romanos incredibili subtilitate ac dicendi ratione luculenta Tuaeque valde simili, sua quae in Pandectis conservata sunt responsa condidisse; cum cernerem, magnam eorum partem ex mero naturae jure paene demonstrando collectam, reliqua ex principiis non multis, quanquam arbitrariis, plerumque tamen ex usu Reipublicae sumtis eadem certitudine deducta: igitur cum primum in Jurisprudentia pedem posui, jam a quadriennio circiter consilia agitavi, qua ratione paucissimis verbis (ad modum veteris Edicti perpetui) Elementa juris ejus, quod Romano corpore continetur, condi possint, ex quibus deinde liceat *leges ejus universas* velut demonstrare. Quamquam autem multa intercedent, praesertim in Imperatorum rescriptis meri juris naturalis non futura; haec tamen luculenter a caeteris discernentur et reliquorum multitudine pensabuntur. Praesertim cum asserere ausim dimidiam Juris Romani partem meri juris naturalis esse, et constet, totam paene Europam eo jure uti, cum ei diserte locorum consuetudine derogatum non est.

---

*) Es ſind weiter keine Briefe von L. an Hobbes bekannt worden.

Has tamen curas prolixas, fateor, ac lentas aliis nonnunquam amoenioribus interstinguo, soleo enim et quaedam quandoque de natura rerum, quanquam velut peregrinum in orbem delatus, ratiocinari. Ac de abstractis motuum rationibus, in quibus jacta a Te fundamenta mihi se mirifice approbant, interdum cogitavi; et Tibi quidem prorsus assentior, corpus a corpore non moveri, nisi contiguo et moto, motum, qualis coepit, durare, nisi sit, quod impediat. In quibusdam tamen fateor me haesisse, maxime autem in eo, quod causam consistentiae, seu quod idem est, cohaesionis in rebus liquidam redditam non deprehendi. Nam si reactio, ut alicubi innuere videris, ejus rei unica causa est, cum reactio sit motus in oppositum impingentis, impactus autem oppositum sui non producat, erit reactio etiam sine impactu. Reactio autem est motus partium corporis a centro ad circumferentiam, ille motus autem non impeditur, et tunc exibunt partes corporis, ita corpus suum deserent, quod est contra experientiam; aut impeditus, et tunc cessabit motus reactionis, nisi externo auxilio, quale nullum hic commune reperias, resuscitetur. Ut taceam vix explicabile esse, quamobcausam unumquodque corpus in quolibet puncto sensibili a centro ad circumferentiam conetur: item quomodo sola reactio rei percussae efficiat, ut tanto major sit resultantiae impetus, quanto major fuit incidentia. Cum tamen rationi consentaneum sit, majorem incidentiam minuere reactionem. Sed hae dubitatiunculae meae forte ex Tuis non satis intellectis proficiscuntur. Ego crediderim, ad cohaesionem corporum efficiendam sufficere partium conatum ad se invicem, seu motum, quo una aliam premit. Quia quae se premunt, sunt in conatu penetrationis. Conatus est initium, penetratio unio. Sunt ergo in initio unionis. Quae autem sunt in initio unionis, eorum initia vel termini sunt unum. Quorum termini sunt unum seu *τὰ ἔσχατα ἕν*, etiam Aristotele definitore, non jam contigua tantum, sed continua sunt, et vere unum corpus, uno motu mobile. Has contemplationes, si quid veri habent, non pauca in theoria motus notare facile agnoscis. Restat probem, quae se premunt, esse in conatis penetrationis. Premere est, conari in locum alterius adhuc inexistentis. Conatus est initium motus. Ergo initium existendi in loco, in quem corpus conatur. Existere in loco, in quo existit aliud, est penetrasse. Ergo pressio est conatus penetrationis. Sed haec a Te, vir magne, exactius dijudicabuntur, quo in examinandis demonstrationibus nemo facile accuratior.

Quid vero de Cll. V. V. Hugenii et Wreni circa motum theorematis sentis? quid de Mesolabo doctissimi Slusii? De origine fontium addam, quod succurrit: Tua est et acutissimi Isaaci Vossii de origine eorum sententia, oriri ex aqua pluvia vel nivali in montium cavernis collecta; et sane magnam partem ibi nasci largior, non omnes, cujus rei sequens non procul

Moguntia experimentum non ita dudum coeptum accipe: Fontem quendam novum repertum dominus fundi perficere cogitabat. Jubet igitur, lutum omne effodi; quo facto in arenam incidit nullius sensibilis humiditatis: fons plane evanuit, mane locus vaporibus e sabulo assurgentibus appletus erat, luto ergo rursum superjecto et solidato fons rediit, quod videtur confirmare sententiam Basilii Valentini, magni inter chymicos nominis scriptoris, vaporibus fumisque e terrae penetralibus surgentibus, et fontes et metalla mineraliaque gigni, illas vero exhalationes ad continuandam naturae circulationem, aere (ex exhalationibus) et mari (e fontibus collecto) in terram redestillantibus matri suae reddi, solis prius sulphure repetendi aliquando, cum novam in terrae visceribus reactionem sive displosionem fecerint, ascensus causa, impraegnatas.

De caetero utinam post opera Tua edita specilegium adhuc aliquid Meditationum Tuarum sperare liceat, praesertim cum non dubitem, tot novorum experimentorum, quot ab aliquot annis vestri aliique sane egregii produxere, plerorumque excogitatas Te rationes habere, quas non perire interest generis humani. De natura mentis utinam etiam aliquod distinctius dixisses! Quamquam enim recte definieris sensionem reactionem permanentem, tamen, ut paullo ante dixi, non datur in rerum mere corporearum natura reactio permanens vera, sed ad sensum tantum, quae revera discontinua est, novoque aliquo externo semper excitatur. Ut proinde verear, ne, omnibus expensis, dicendum sit, in brutis non esse sensionem veram, sed apparentem, non magis quam dolor est in aqua bulliente: et veram sensionem, quam in nobis experimur, non posse solo corporum motu explicari. Praesertim cum illa propositio: *omnis motor est corpus*, qua saepe uteris, non sit, quod sciam, unquam demonstratus. Sed quousque Te nugis meis onerabo. Desinam igitur, cum illud testatus fuero, et profiteri me passim apud amicos, et DEO dante etiam publice semper professurum, scriptorem me, qui Te et exactius et clarius et elegantius philosophatus sit, ne ipso quidem divini ingenii Cartesio demto, nosse nullum. Idque me amice optare, ut, quod Cartesius tentavit magis, quam perfecit, felicitati generis humani infirmanda immortalitatis spe, Tu qui omnium mortalium optime poteras, consuluisses. Cui rei supplendae DEUS Te quam diutissime servet. Vale faveque

Mogunt. $^{11}/_{21}$ Jul. 1670.

Vir amplissime
Cultori nominis Tui
Gottfredo Guilielmo Leibnitio,
J. U. D. et Consil. Moguntino.

Viro AMP^{mo}.
D^{no} Thomae Hobbesio,
Philosopho in paucis magno*).

B.

Lutetiae Parisiorum 167..

Illustri Viro Thomae Hobbesio
G. G. Leibnitius S.

Non tam miraberis, credo, V. clarissime, compellari Te ab ignoto, suetus ad omnia humanitatis officia, quam a me, id est, quando nulla alia re Tibi cognitus sum, ab harum literarum auctore, quas non diffiteor rudes, neque Te dignas: addo et festinatas, quod non negabit lator earum, vir optimus, qui eo- dem mecum hospitio Parisiis aliquamdiu usus, pridie abitus sui inter coenandum rogavit, haberemne aliquid perferendum ad Te? nam aliquoties jam ante Tuum nomen inter nos frequen- tatum erat multo cum honore, quem virtutibus Tuis debere con- stat. Ego eo velut ictu excitatus, cum ille praesertim profes- sus esset, notitiam Tecum jam a multo tempore contractum, impetum scribendi de improviso sumsi, de quo prout videbitur statues, nam si notitiam meam rejicis, non vitabis cultum.

Equidem diu est, quod scripta Tua versavi, digna seculo, digna Te, qui primus illam accuratam disputandi ac demon- strandi rationem, veteribus vel per transennam inspectam, in civilis scientiae clara luce posuisti. Sed in libello de Cive Te ipsum superasse videris, iis rationum nervis, ea sententiarum pondere, ut saepe oracula potius reddere, quam dogmata tradere credi possis. Ego quem neque paradoxa deterrent, nec novitatis illecebrae abripiunt, credidi, operae pretium me facturum, si ipsas fibras interioris doctrinae Tuae radicibus scrutarer, neque enim ad conclusiones resistere meum est, neglectis demonstrationibus, quibus ab autore muniuntur.

---

*) Nach einer Abſchrift im British Museum, von Oldenburgs Hand, der dazu bemerkt: Apographum literarum scriptarum Dn. Hobbesio, quae obsignata non fuerant, sed meis inclusae.

Principio igitur a naturae humanae contemplatione orsus, illud observo, non hominibus minus, quam bestiis impetum quendam esse in obvia quaeque appetita involandi; hanc *spem* solo *metu* frenari, quem facere possunt tot aliorum concurrentes in idem vires. Nam cum illud posuisses, id cuique jus esse, quod necessarium factu videatur ad incolumitatem tutandam, et unumquemque necessitatum suarum judicem statuisses, facili conclusisti, justum omnibus in omnes bellum eo rerum statu consecuturum. Quod cum internecinum esset futurum ea virium paritate, ut fortissimus a debilissimo occidi possit, inde pacis consilia agitari coepta. Hactenus nihil habeo, quod resistam, neque enim illud objiciam, ferendas potius hujus vitae injurias, quam periculo futurae repellendas, quaeque alia Theologi ac Jurisconsulti in Te congessere: satis enim video, demonstrationes Tuas esse in Geometria universales et a materia abstractas, quare, etsi cuique jus tribuis, quidvis faciendi sui causa, non negas, si quis sit Omnipotens, si qua futura vita praemiis poenisque destinata, non tam veritatem theorematum desiisse, quam applicationem cessare; incolumitatem enim cujusque, his positis, in vitae melioris exspectatione sitam; et justum fore, quidquid cuique ad eam obtinendam utile videatur; denique neque huius vitae defensionem jure divino denegatam, etsi desinat in ea consistere summa rerum.

Illud ergo quaerendum est, qua ratione pax inita firmetur, nam si nulla est pacis securitas, restat status belli et jus cuilibet adversarium occupandi. In eum ergo usum Respublicas, ais, inventas, quae mutuo complurium consensu armatae, tutos omnes praestare possint. Etsi autem videaris asserere, jus omne a subditis in Rempublicam translatum, recte tamen alibi agnoscis, etiam in Republica jus restare, consulendi rebus suis, ubi *periculi* metus, sive in Republica, sive ab ipsa Republica immineat; quare si quis jussu eorum, penes quos rerum summa est, ad supplicium trahatur, jus ipsi utique esse miscendi ima summis, salutis causa; sed caeteros, ex vi prioris pacti, quietem rectoribus debere. Sed quaero a Te, V. C., nonne fateberis, non minus in Republica, quam in statu illo rudi, quem naturalem vocas, suspicionem validam periculi ingentis justam esse praeveniendi mali causam? quodsi ergo manifeste appareat innocentes plecti, si saepe, si indiscriminatum saevit tyrannus, non diffitibere, opinor, jus esse, ex Tua quoque philosophiae decretis, coeundi in foedera illis, qui periculi propinqui videntur. Nam illud Tibi facile assentior, plebem promiscuam rectius facturam, dum vivere commode liceat, si indignationi suae aut miserationi aliisque animi motibus, extra metum, posthabeat quietem suam. Quare summa eorum omnium, quaeque summa potestate Tute concludis, hoc redire videtur: In Republica neque tam facile, neque ob suspiciones tam leviter abrumpendum foedus, quoniam major in eo securitas praestetur: at major longe Christianorum veterum patientia fuit, qui quandam, ut ita dicam, irresistibilatem tribuebant Reipublicae*). —

---

*) Königl. Bibl. von Hannover.

* * *

Beilage

der

Anmerkungen und Urkunden.

Neue Folge.

Anmerkungen

zum zweiten Theile.

Neue Folge.

S. 33.

Vor Kurzem iſt eine Ausgabe des „Systema theologicum“ in Frankreich herausgekommen, unter dem Titel: G. W. Leibnitii opusculum adscititio titulo „Systema theologicum“ inscriptum, edente nunc primo ex ipsissimo auctoris autographo D. Petro Paulo Lacroix. Paris 1845. Ich habe es noch nicht geſehen und verglichen. Das Autographon Leibnitzens iſt, wenn ich mich recht erinnere, wieder nach der Königl. Bibliothek zu Hannover zurückgelangt. Der Streit über den Werth dieſer berühmten Schrift zur Feſtſtellung von Leibnitzens Religion und Confeſſion dürfte unter den Unbefangenen von beiden Seiten als erledigt anzuſehen ſein. So erkennt die Zeitſchrift für Philoſophie und katholiſche Theologie (Herausgeg. von Braun und Achterfeldt. Bonn 1843. S. 113) in einer Recenſion dieſes Buches es an, daß es „erhebliche Gründe ſeien, warum der Verf. in dem systema theolog. nicht Leibnitzens religiöſes Teſtament und deſſen eigne volle Ueberzeugung für die Nachwelt gelten laſſen wolle.“ „Jedenfalls“, ſetzt dieſer ſo unpartheiiſche als einſichtsvolle Beurtheiler hinzu, „muß das genannte Werk (das syst. theolog.), wofern es doch immer eine diplomatiſche Seite darbietet, mit großer Vorſicht und nicht ohne ſorgfältige Vergleichung benutzt werden, wenn die Frage iſt, was aus demſelben als die eigentliche und volle Ueberzeugung Leibnitzens ſich eingeben laſſe und was nicht.“

S. 90.

Außer dem Umſtande, welcher das vorgebliche Wunder mit dem Märtyrerblut in den römiſchen Katakomben betrifft, führt Fabretti in denſelben Inscriptiones antiquae, Romae 1702. p. 265, eine ihm von Leibnitz gegebene ausführliche Erklärung einer römiſchen Inſchrift an (Nr. 105), welche er mit den Worten ſchließt: Haec vir Praeclar., quae sua est humanitas, ad rem hanc, confusam hactenus, illustrandam obtulit.

S. 140.

In R. E. Prutz: Geſchichte des deutſchen Journalismus. 1. Theil. Hannover 1845. S. 347, iſt auch des Monatlichen Auszugs gedacht, nicht ohne einige Ungenauigkeiten. Nicht mit dem Jahre 1701 ſondern mit 1700 begann dieſe Zeitſchrift. Auch ſagt Jugler (von ihm iſt Struve, der erſte Verfaſſer angeführt) nicht: daß der dritte und letzte Jahrgang von Joachim Meier[*]) geſchrieben ſei, ſondern nur die drei letzten Monate dieſes Jahrgangs; (die Stelle ſ. oben Anmerk. S. 10 zu S. 140), das macht einen großen Unterſchied. Meine über Leibnitzens Verhältniß zu dem Monatl. Auszug geführte Unterſuchung in den Beilagen zu Leibnitz's Deutſchen Schriften II. Bd., ſo wie in dieſem Band befindlichen Proben aus dem monatl. Auszuge, und was dahin gehört, iſt dem Verfaſſer unbekannt geblieben, ſonſt könnte er, nach dem dort S. 361 mitgetheilten, wenigſtens das nicht als „angeblich" hinſtellen, daß der Monatl. Auszug unter Leibnitzens Direction erſchienen ſei. „Zumalen, heißt es nemlich, da ich nicht beſſer thun können, als ſo viel ſeine Zeit und Gegenwart es leidet, alles ſeinem Urtheil zu ſubmittiren, und ſeiner Direktion zu folgen." Wie ich die Sache anſehe, ſind freilich dieſe Worte, wie der ganze Artikel, von Leibnitz ſelbſt mit verſtelltem Charakter geſchrieben. Prutz Quellenkenntniß über Leibnitz Leben und Schriften beſchränkt ſich auf Lamprecht's Leben Leibnitz's, Berlin 1740. Lamprecht hat hier nichts gethan, als Eckharts Materialien, welche dieſer an die Herzogin von Orleans, Behufs des von Fontenelle zu verfaſſenden Eloge geſandt, in eine andere Form gegoſſen.

---

[*]) Einem der ſchlechteren Roman- und Operntextſchreiber jener Periode, vgl. Gervinus III. 401. 402. 405. 466.

Eckhart aber iſt uns gerade bei dieſer Frage Parthei, nicht Richter. — Es kommt bei dieſer Frage allerdings weniger darauf an, welche und wie viel Seiten aus Leibnitzens eigner Feder in den monatl. Auszug gefloſſen ſind, was mit vollkommner Gewißheit niemals ausgemacht werden wird, als darauf, daß eine Menge lehrreicher Notizen zur Literatur, Profan- und Kirchengeſchichte ſich in dieſer Zeitſchrift befinden, welche jedenfalls aus dem Schatze von Leibnitzens Polyhiſtorie, Philoſophie und eignen Erfahrungen herrühren. Auch in urkundlicher Beziehung wird ſich manches Zweifelhafte in der Literargeſchichte von hier aus näher beſtimmen laſſen, wovon ich ein Beiſpiel am geeigneten Orte zu geben mir vorbehalte.

S. 197.

In Bezug auf Leibnitzens Verhältniß zur Königl. Societät der Wiſſenſchaften in Berlin iſt nachträglich eine Notiz über Manuſcripte von ihm anzuführen, welche ſich lange Zeit in einer Kiſte im Keller des Obſervatoriums in Berlin befanden, unter welchen jedoch, nach Verſicherung von J. A. Euler, Sohn des großen L. Euler, nichts Wichtiges ſich befunden hätte. Dieſer ſchrieb aus Petersburg, $^{5}_{16}$ März 1773, mit Anſpielung auf die Kepler'ſchen Handſchriften (v. Murr Journal u. ſ. w. Bd. XVII. S. 370): „Wie freute ich mich nicht vor etwa 15 Jahren, als ich einen ſchon vor vielen Jahren verſchloſſen geweſenen Keller unter dem Berliniſchen Obſervatorium, über welches ich dazumal die Aufſicht hatte, aufbrechen ließ und daſelbſt einen ganzen Stoß von des ſel. großen Leibnitzens Handſchriften fand: es waren aber lauter ſchwarze Aufſätze (Concepte?) über verſchiedene ſchon gedruckte Sachen, und Briefe, und zwar öfters vier bis fünf brouillons von einer und derſelben Schrift, die weiter nichts anzeigten, als daß alles, was der berühmte Leibnitz jemals geſchrieben hat, ihm viele Mühe und Arbeit gekoſtet haben müſſe (?). — Euler kommt in einem folgenden Briefe vom 1. März 1774 (S. 327) auf dieſe Handſchriften zurück, mit dem Bemerken, „ſie ſeien alle bei der dortigen Akademie geblieben.“ Wenn dieſe Handſchriften noch vorhanden ſind, ſo lohnte es ſich gewiß der Mühe, ſie von neuem durchzugehen; wenn wirklich Aufſätze über gedruckte Schriften und Briefe darunter waren.

S. 203.

In dem Augenblicke, da dieſe Nachträge dem Druck übergeben werden, wird die Nachricht beſtätigt, daß eine Akademie der Wiſſenſchaften im Königreiche Sachſen, Leibnitzens Vaterlande, im Laufe dieſes Jahres gegründet und ſo der Wunſch des großen Mannes endlich, wenn auch lange nach ſeinem Tode, erfüllt wird. „Die Akademie ſoll in eine mathematiſch-naturwiſſenſchaftliche und eine philoſophiſch-hiſtoriſche Section zerfallen, und zur Feier des zweihundertjährigen Geburtstages unſers Landsmanns Leibnitz am 21. Juni d. J. eröffnet werden. Ihre Thätigkeit ſoll in Herausgabe von Abhandlungen, Förderung wiſſenſchaftlicher Beſtrebungen und Stellung von Preisfragen beſtehen; einigemal im Jahre ſoll eine öffentliche Sitzung gehalten werden.“ (Allgemeine Zeitung vom 13. März 1846. Aus Leipzig.)

S. 237.

In der Schrift: „Anton Ulrich und Eliſabeth von Braunſchweig-Lüneburg-Wolfenbüttel. Von W. Hoeck. Wolfenbüttel 1845. S. 115—120 findet man das von Leibnitz in Sachen des Uebertritts der Prinzeſſin Eliſabeth zur katholiſchen Kirche abgegebene, in deutſcher Sprache verfaßte Gutachten, welches hier aus Odelem, Allerhand auserleſner curioſer Rechtsſachen. Thl. 2. Braunſchweig 1730. S. 90 entlehnt iſt. Das Ganze geht darauf aus, zu zeigen, daß die beiden Kirchen keineswegs ihren gegenſeitigen Bekennern die Seligkeit abſprechen. Das Stärkſte aber, was Leibnitz für ſeine Behauptung anführen kann, iſt, — die Lehre der Jeſuiten über den Unterſchied eines haereticus formalis und materialis, ſo wie über den Unterſchied der contritio und der attritio.

In den Unvorgreiflichen Gedanken §. 10 (Leibnitz's deutſche Schriften I. 452) hebt Leibnitz einen Mangel der deutſchen Mutterſprache für den Ausdruck logiſcher und metaphyſiſcher Begriffe hervor, er ſelbſt macht indeß ſowohl in dem Briefe an G. Wagner über die Logik (ib. I. S. 374 ff.), wie in einigen andern deutſchen philoſophiſchen Abhandlungen einen Verſuch, jenem Mangel abzuhelfen. In dieſer Hinſicht dürfte es nicht überflüſſig ſein, an die erſte Logik in deutſcher Sprache, welche bereits 1574 geſchrieben, zu erinnern, und auf welche zuerſt Heumann in den Acta historico philosophica, Pars XVI, p. 586 hingewieſen hat. Es iſt die „Dialectica, das iſt: Disputirkunſt.“ Wie man vernünftige und rechte Fragen mit Vernunft und Kunſt entſcheiden und verantworten ſolle. Durch M. Wolffgang Bütnern. MDXCVI. Gedruckt zu Leipzig, in Verlegung Jacob Apels Buchhändlers.

S. 256.

Ich kann nicht umhin, Couſin's, bei Gelegenheit des Briefwechſels zwiſchen Leibnitz und Malebranche (Journal des Savans 1844. Octobre. p. 600) ausgeſprochenes Urtheil über die Theodicee hier beizufügen, weil es am beſten lehrt, daß dieſes Werk unſers Leibnitz noch Leben in ſich habe, und lebendige Wirkung äußert, wenn ſchon manche unſrer Schulphiloſophen längſt vornehm und geringſchätzig darauf hinſehen. „Comme elle (la Théodicée) était destinée à repondre aux attaques du scepticisme et du dialecticien le plus habile du XVII. siecle, Leibnitz quoi qu'on en ait dit[1]), y avait mis tout le sérieux et le profond de son esprit, et comme aussi elle était adressée à une femme, il avait été obligée de donner a sa pensée la forme la plus claire et la plus dégagée; il avait écarté les questions subtiles ou oiseuses et tout appareil d'érudition théologique et philosophique; de sorte qu'il en est resulté un ouvrage fort solide, sans être trop scolastique, ou l'esprit de système se mêle le moins possible à une science immense, où une philosophie sublime donne la main au sens commun, comme la raison à la religion, ouvrage admirable, aussi accessible que peut l'être un livre de haute metaphysique, et qu'on pourrait appeler, sur ces matières épineuses, le breviaire des penseurs.

S. 268.

Ich finde des Beſuchs Leibnitzens bei Karl XII. im Lager zu Altranſtädt zwar bei keinem der früheren Biographen Leibnitzens, aber doch bei dem berühmten Geſchichtſchreiber Karls XII., bei Voltaire gedacht; in einer Weiſe jedoch, welche das ganze Factum zweifelhaft erſcheinen laſſen könnte, wenn nicht der Brief Leibnitzens an Lord Raby uns ſogleich in den Stand ſetzte, daß

---

[1]) La pretention de Pfaff et de Le Clerc, que la Théodicée n'est qu'un jeu d'esprit, est aujourd'hui au dessous de l'examen.

Wahre und das Falſche daran zu unterſcheiden. Gegen das Ende nämlich, da Voltaire von des Schwedenkönigs religiöſen Ueberzeugungen handelt, ſchreibt er: Je sais de celui qui m'a confié les principaux mémoires de cette histoire, que Charles XII. fut Luthérien de bonne foi jusques à l'année 1707. Il vit alors à Leipsick le fameux philosophe M. Leibniz, qui pensoit et parlaſt librement et qui avoit déja inspiré ses sentimens libres à plus d'un prince. Je ne crois pas que Charles XII. puisa, comme on me l'avoit dit, de l'indifférence pour le Luthéranisme dans la conversation de ce philosophe, qui n'eut jamais l'honneur de l'entretenir qu'un quart d'heure, mais etc. Es wäre ein ganz unnöthiges Bemühen, Leibnitzen gegen das von Voltaire nur allzu gläubig aufgenommene Gerücht in Schutz zu nehmen, daß er Karl XII. vom Lutherthum abwendig und zum Freidenker gemacht, wie manchen andern Fürſten . . . nicht, weil er den König nur eine Viertelſtunde, ſondern weil er ihn gar nicht geſprochen hat, wie dies aus Leibnitzens Brief an den engliſchen Geſandten klar und beſtimmt hervorgeht. Wenigſtens erkennen wir den Urſprung dieſes auf Koſten von Leibnitzens Orthodoxie erfundenen Gerüchtes, und brauchen nicht mit G. Stolle in ſeiner Hiſtorie der Gelahrtheit, Zuſätze S. 167 das Ganze für eine reine Verleumdung zu erklären, weil kein Biograph Leibnitzens der Zuſammenkunft zwiſchen Leibnitz und Karl XII. gedächte.

S. 275.

Von den Briefen Leibnitzens an Peter den Großen ſind neuerdings zwei ſehr anziehende Schreiben, beide in deutſcher Sprache, aus dem Archive zu Moskau in dem Russkij Wiästnik bekannt gemacht worden, von wo ſie in das Magazin für die Literatur des Auslandes Jahrg. 1842. No. 136—137 übergegangen ſind. Das erſte iſt von Wien den 26. October 1713 datirt, das zweite iſt ohne Datum, wahrſcheinlich aus demſelben Jahre oder ſpäter; ſie folgten demnach chronologiſch auf die zwei Briefe, Leibnitz's deutſche Schriften II. S. 468—470. Im Eingange des erſten Briefes heißt es: „Ew. Groß-Czaariſche Majeſtät haben von mir in Gnaden zu verlangen geſchienen, daß ſowohl zu Erläuterung und Fortſetzung guter Geſetze in dero großem Reich, als auch zu mehrerem Plan der Künſte und Wiſſenſchaften daſelbſt, ich das meinige beitragen möchte u. ſ. w. So viel die Geſetze betrifft, ſo erinnere ich mich, daß der Großkanzler Herr Graf Golowkin davon gegen mich Erwähnung gethan; vernahm auch, daß hernach Ew. Maj. ſelbſt in hoher Perſon, gegen den Kaiſerlichen Geheimde Rath und Abgeſandten, Herrn Grafen von Schönborn, von dieſem Ihrem Abſehn mit mir, etwas gemeldet. Ich habe auch nicht ermangelt, darauf zu gedenken, und die weiſen Geſetze, ſo dero Herr Vater der Groß-Czaar Alexius Glorwürdigſten Andenkens mit großem Bedacht nach damaliger Gelegenheit der Sachen gegeben, mir einigermaaßen bekannt zu machen, und ein oder anderes zu bemerken, welches nach jetzigem mehr glücklichen Zuſtand, dahin es Ew. Majeſtät gebracht, denen beizufügen ſein möchte, zumal da Ew. Majeſtät in Dero mächtigem Reich ein ſo großes Licht angezündet, und die Menſchen zu beſſerer Sitte und wahrer Sanftmuth zu leiten, ſich angelegen ſein laſſen. Worin die Auferziehung der Jugend zur Gottesfurcht, Tugend und Wiſſenſchaft den beſten Grund legen kann."

Wichtiger iſt der zweite Brief, eigentlich eine Denkſchrift, über die Einführung von Behörden, Collegia, durch deren Zuſammenwirken das Uhrwerk des Staats in Gang gebracht und erhalten werden ſollte. Leibnitz nimmt hier deren neun an: ein Etats-, Kriegs-, Finanzen-, Polizei-, Juſtiz-, Commerz-, Religions-, Reviſions- und Gelehrt-Collegium. Heute würde man dieſe Abtheilungen Miniſterien, mit den dazu gehörigen Unterabtheilungen, nennen. Leibnitz bemerkt, daß „gleichwie die Stunden (Uhren) differiren, indem eine mehr, die andere weniger Räder erfordert, alſo auch hierinnen die Staaten differiren, und deßhalb ſich kein großer numerus der Collegiorum definiren laſſe" In dieſem Briefe beſchränkt ſich L. auf die nähere Ausführung des Vorſchlags des Gelehrt-Collegiums, iſt aber bereit, ſpäter auch die andern zu entwerfen, mit Ausnahme „des Etats- und Kriegs-Collegiums." Unter das Gelehrt-Collegium begreift L. das Weſen der eigentlichen Akademie, ſo wie die Organiſation und Verwaltung höherer und mittlerer Schulen. — Wahrſcheinlich werden ſich mehr Denkſchriften dieſer Art in dem Archive von Moskau befinden; ein ruſſiſcher Geſchichtſchreiber würde ſich ein Verdienſt erwerben, den Einfluß der Vorſchläge Leibnitzens auf die Einrichtungen Peters des Großen und ſeiner Nachfolger im Beſondern nachzuweiſen. — Völlig getäuſcht wird man aber durch den Titel des Buches: „Peter der Große und Leibnitz, von M. C. Poſſelt", Dorpat 1843. 8., wie bereits in deutſchen kritiſchen Zeitſchriften herausgehoben iſt (Vgl. Blätter für lit. Unterh. 1845. Jan. Nro. 261). Das einzige von Werth darin ſind die Briefe Leibnitzens an Peter d. Gr., dieſelben, von welchen hier die Rede iſt.

S. 279.

Leibnitz's Animadversiones ad Cartesii principia philosophiae, habe ich ſeitdem in der Zeitſchrift für Philoſophie und katholiſche Theologie, Bonn 1843. (Neue Folge. IV. Jahrg. 2—3 Heft) mit einer Einleitung abdrucken laſſen. Es iſt davon Bonn, 1844, ein beſonderer Abdruck erſchienen. Bei der Recenſion des mehrere Schwierigkeiten darbietenden Textes ward ich von Prof. Dr. Elvenich, einem ſehr genauen Kenner der Leibnitzſchen Philoſophie, wirkſam unterſtützt.

S. 286.

Ueber Leibnitz, in ſeinem Verhältniſſe zur Herzoglichen Bibliothek von Wolfenbüttel, hat Dr. Schönemann, gegenwärtig Nachfolger Leibnitzens und Leſſings in dieſem Amte, im Serapeum. Zeitſchrift für Bibliothekswiſſenſchaft, Jahrg. 1842. S. 215—216. und 1843. S. 213—215, anziehende Nachrichten mitgetheilt. Der unmittelbare Vorgänger Leibnitzens war Caspar Adam Stenger, zugleich Cabinets-Secretair der Herzöge Rudolph Auguſt und Anton Ulrich, durch welchen die Weiſſenburger Manuſcripte, unter ihnen der durch Leſſings Ankündigung ſo berühmte Cod. Berengarii Tur., erworben wurden. Leibnitz wurde 1691 mit dem Range eines Raths zum Bibliothekar ernannt. In ſeiner Beſtallung war ihm die Anfertigung eines, ſchon länger dringend nothwendigen alphabetiſchen oder Nominal-Catalogs aufgetragen. Weil er aber meiſtens abweſend war, und der größtentheils von einem Studenten Namens Müller geſchriebene Catalog nur langſam fortſchritt, wünſchte Leibnitz gar nicht als Bibliothekar genannt zu werden. Doch ſorgte er möglichſt für zweckmäßige Vermehrung der Bibliothek und für Bewilligung eines beſtimmten jährlichen Einkommens derſelben (Hierauf bezieht ſich eine Denkſchrift Leibnitzens in deſſen deutſchen Schriften II. S. 470—472) — Leibnitzens Aufenthalt in Hannover und ſein näheres Verhältniß zu dem dortigen Hofe, welcher durch die Erwerbung der Kurwürde und andere politiſche Mißverſtändniſſe mit dem Hauſe Wolfenbüttel in den größten Zwieſpalt gerathen war, bewog den ſeit 1704 allein regierenden Herzog Anton Ulrich, die nähere Aufſicht über die Bibliothek, neben Leibnitz, dem Legationsrath Lorenz Hertel 1705 zu übertragen, welchem Leibnitz ſelbſt ſie ſchon oft während ſeiner Abweſenheit anvertraut hatte. Obgleich Burckhard (von dem bald näher die Rede iſt), von einem ſehr freundſchaftlichen Verhältniſſe zwiſchen beiden Männern ſpricht, ſo iſt es doch ſehr wahrſcheinlich, daß Leibnitz in Folge der Hertelſchen Inſinuationen endlich von der Bibliothek ganz entfernt wurde. Wenigſtens befindet ſich im Bibliotheks-Archiv ein anonymes Promemoria gegen Leibnitz von Hertels Hand —[1]). Dieſer wußte ſich auch bald der Hauptgeſchäfte zu bemächtigen, obgleich Leibnitz nicht aufhörte, für das Beſte der Bibliothek mit Rath und That zu ſorgen, indem er ſowohl den Ankauf einzelner wichtiger Werke, als auch größerer Maſſen aus holländiſchen und andern Auctionen dringend empfahl und ſelbſt betrieb. (S. Serapeum 1843. S. 215.) So verſchaffte Leibnitz der Bibliothek eine der vornehmſten Zierden: die vorzüglich an lateiniſchen Klaſſikern ſo reiche und berühmte Manuſcripten-Sammlung des Marquard Gudius, um derentwillen er ſelbſt im Sommer

---

[1]) Dieſes wird auch wahrſcheinlich durch einen Brief Leibnitzens an Hertel aus Hannover vom 30. April 1705, der ſich, unter anderen Briefen L.'s an dieſen Kollegen, in der Bibl. zu Wolfenbüttel befindet, wo es heißt: Vous m'obligerez toujours, M., de m'informer de ce que S. A: S. ordonne: mais quant à ce qui a été fait, je m'attends de votre équité et de votre honnetteté, que vous aurez plus de soin de le justifier, autant que de raison, que de chercher à le reprendre, et de m'obliger à un stile apologétique, qui ôteroit tout agrément à notre communication. Car je me fais fort, que quand on examinera ce que j'ai fait, on aura sujet d'en être content, comme tant de grands princes et de grands personnages l'ont été assez long-temps. Et je ne doute point, que S. A. S. ne soit toujours porté, à me rendre justice. J'ai cru, qu'il seroit plus conforme à mon charactère de vous dire sincèrement mes penseés sur ce chapitre etc.

1710 nach Kiel reiſte und noch dem nachher für Weimar unterhandelnden Schurzfleiſch zuvorkam.

Nach Leibnitzens Tode ward Hertel allein Bibliothekar. — Der um die Geſchichte der Bibliothek von Wolfenbüttel verdiente Bibliothekar Jacob Burckhard hat in ſeiner Historia Bibliothecae Augustae, Lipsiae 1744. 1746. aus den auf der dortigen Bibliothek befindlichen Originalbriefen Leibnitzens an Hertel (II. p. 314 bis 353) Auszüge mitgetheilt, jedoch nur ſich auf ſolche beſchränkt: quibus Augustae Bibliothecae praecipue et reipublicae litterariae historia illustratur. Ein Blick in dieſe Papiere, welche mir bei meinem Beſuche in Wolfenbüttel im J. 1839, unter dem Beiſtande des ſo gefälligen Bibliothekars, Dr. Schönemann, vergönnt war, überzeugte mich, daß Burckhardt viel Intereſſantes, was ſich auf die Politik und die perſönlichen Verhältniſſe bezieht, übergangen, darunter ganze Briefe. Es iſt nicht meine Abſicht, alles von Burckhard übergangene hier nachzutragen, noch weniger die Briefe vollſtändig herzuſtellen; nur einige dieſer ungedruckten Stellen will ich für dieſen Ort herausheben. Bei der künftigen Herausgabe des Leibnitzſchen Briefwechſels müſſen, wie ſich von ſelbſt verſteht, die Wolfenbüttelſchen Papiere zu Rathe gezogen werden. Sie bilden ein Convolut mit der Aufſchrift: Leibnitiana et alia, und ſind faſt ſämmtlich von Leſſings Hand numerirt, wie eine Notiz von Langer, vom 1. Nov. 1786, ausſagt; es fanden ſich ſpäter einige von Leſſing nicht beachtete Stücke, ſo daß alles zuſammen 92 Nummern beträgt. Nicht alle Briefe ſind von Leibnitz, noch auch alle von dieſem an Hertel; mehrere z. B. an den Herzog Anton Ulrich gerichtet. Von zwei Stücken iſt bereits in dieſer Biographie II. S. 281 und Beilagen S. 35 Gebrauch gemacht. Die Schreibart in dieſen franzöſiſchen Briefen Leibnitzens iſt ſehr nachläſſig, voll Germanismen; nur in den Briefen an Franzoſen, namentlich an Peliſſon und Boſſuet nahm Leibnitz ſich zuſammen. An den Herzog Anton Ulrich, den Verfaſſer der Octavia, ſchrieb er am liebſten deutſch.

Hier folgen die eben erwähnten Auszüge.

22. Novbr. 1692.

Je vous supplie, Monsieur, de vous informer dans l'occasion, si Brand, inventeur du phosphore, vit encore, ou combien il est

du temps qu'il est mort[1]. Item si Messieurs de la Société des Arithméticiens, dont le bureau est établie à Hambourg, ont reçu le billet que j'avois fait pour eux, sons y mettre pourtant mon nom. Si M. Behrens retrouve le procès de la salivation, je souhaiterais de le recevoir.

16. Jul. 1694.

M. l'evèque de Meaux m'a écrit et fait écrire par Mad. de Brinon, qu'il s'expliqueroit sur la dernière possibilité faisable de leur part, aussitôt qu'il auroit eu la réponse de Mr. Molanus. Mais nous ne voulons pas nous expliquer d'avantage sur le détail, jusqu' à ce que nous sachions, que Mr. de Meaux veut convenir de principes avec nous, comme Mr. l'evèque de Neustatt a déja fait. Cela l'embarasse un peu, car il croyoit tout tirer de nous, en demeurant dans ses reserves ordinaires. Nous verrons ce que tout cela produira et s'il ne se resoudra enfin à faire quelque pas considérable, comme il nous fait espérer obscurement.

Je voudrais qu'on tirât de M. Hardt toute la suite de ses méditations sur l'écriture. Car il y aura des pensées tres bonnes et très ingenieuses, qui suffiront auprès des juges équitables pour excuser les autres, un peu moins vraisemblables. — Si un ministre de Zellerfeld est capable de refuter dignement les Ephemerides[2], il faut qu'il soit habile homme. Mais il ferait mieux d'employer son savoir à autre chose, qu' à les refuter, car je suis prevenu contre les refutations, et il faut qu'elles soient bien bonnes pour être passables.

22. Mars 1695.

Monsieur, Je prends la liberté de vons recommander M. Burnet, Baron de Kemney, Gentilhomme Ecossais, parent du fameux Evèque de Salisbury, qui est auteur de l'histoire de la Reformation d'Angleterre, et qui a eu tant de part aux dernières revolutions.

---

[1] Siehe den 1. Theil S. 197.

[2] So hieß der Titel des rationaliſtiſchen, exegetiſchen Werkes vom Profeſſor von der Hardt zu Helmſtädt: Ephemerides philologicae quibus difficiliora quaedam loca Pentateuchi explicata. Ed. III. Helmstad. 1703. 4.

Ce M. Burnet vient d'Italie, où il a voyagé avec profit, aussi bien qu'en France. Il a été quelque temps à la Cour de Berlin, et il est venu avec cette Cour chez nous, où il a resté quelque temps. Il souhaite de voir aussi celle de Wolfenbuttel. Ainsi je vous supplie, M., de le favoriser. Comme Msgr. le Duc fait honneur aux princes d'Allemagne, il est le plus propre du monde à en donner une haute idée aux étrangers [1]).

3. Sept. 1695.

Je ne say, si vous avez déjà appris cette étrange nouvelle, qu'on nous a mandé touchant le prince Jâques, fils ainé du Roi de Pologne. On dit, qu'il s'est retiré en Silésie pour une action, qui lui pourra faire grand tort. Voici comment on en raconte les circonstances. Le Trésorier du Roi, son père, avoit ordre de lui payer 40 mille florins pour entretenir lui et Mad. sa femme. Mais comme la prince ne donnoit rien à cette, le Roi ordonna au Trésorier, à donner à Madame sa belle fille même ce qui lui étoit dû. Quelques jour aprés, le Trésorier fut assassiné avec quelques uns de ses gens. On prit les assassins et on dit, qu'ils ont accusé le prince, comme s'il n'avaient rien fait que par son ordre. J'ai de la peine à croire, qu'ils puissent dire la vérité. Cependant les impressions, que cette affaire donnera aux Polonois pourra mettre le prince en peril, de perdre la couronne.

27. Sept. 1695.

La nouvelle du prince Jacques de Pologne ne se confirme pas et j'en suis bien aise, quelques uns m'ont pourtant dit, qu'il n'est pas fort bien avec le roi son père et qu'on simagine, qu'on a plus d'affection pour son frère.

19. Jan. 1697.

M. le Comte de Bukebourg m'a ordonné de demander, si Msgr. le duc Antoine Ulrich voudrait bien acheter quelques tableaus originaux du celèbre Carolo Maratti, qui sont

---

[1]) Auf Veranlaſſung dieſer Bekanntſchaft entſtand der intereſſante Briefwechſel, von welchem die Briefe Leibnizens in deſſen Opp. omn. VI. p. 223 - 293 abgedruckt ſind.

un Transito de S. Gioseppe, à 200 doppie
une Marie Magdalene, à 60 doppie
et encor une troisieme piéce, à 50 doppie.

La priemière est la plus grande et contient plusieurs figures, la seconde est presque aussi haute, mais elle n'a pas tant de figures, la troisième est la moindre. J'ai dit, que S. A. S. avoit déja tant de belles pièces dans son oratoire, que je doutois, si Elle voudrait encor celle-la. Mais M. le comte a cru, qu'une belle chose attire l'autre, et qu' ainsi on pourrait bien la proposer. Peut-être qu'il viendra lui-même à la foire de Brunsvic, car il en parlait comme d'une chose, où il pensoit, mais je crois qu'il serait bien aise de savoir, s'il aura sujet d'y faire porter ces piéces. J'ai donc voulu vous prier, M., de sonder là-dessus les sentimens de S. A. S. et de me le faire savoir.

27. Decbr. 1698.

Je vous suis obligé de la bonté, que vous avez eu, de m'informer du sentiment de S. A. S., Msgr. le duc Antoine, sur Picus Mirandolanus.

C'est une assez surprenante nouvelle que celle, qui est venue de France, que le Roi d'Espagne a nommé le prince Electoral de Bavière successeur de la Monarchie dans son testament. Si la France y donne la main, cela pourra différer la guerre. Et si elle s'accorde là-dessus avec l'Empereur et Bavière, j'ai peur que ce ne soit aux dépens des Protestans, dans la présente assiette des esprits, tant à Vienne qu'en France.

9. Janv. 1699.

Je vois par ce qui nous me racontez, M. qu'on pourrait faire un Machiavel ecclésiastique, aussi bien que M. Weise a fait den bäurischen Machiavellus.

J'ai oui dire que la ferme de Triangel, Marchand à Vienne, a eu lieu véritablement, et qu'il y a gagné en faisant dire le nombre préfixe des messes par des pauvres prêtres italiens, dont il a donné des certificats, signés par des Evêques ou Superieurs.

J'ai envoyé pour mes étrennes une plaisante comédie à S. A.

S., qui roule sur un sujet approchant. Elle est intitulée: **Les Moines**, et entre fort naturellement dans les manières des couvents. C'est une façon d'opéra en burlesque et pourrait être chanté. Mais je conseille très humblement à S. A. S., de ne faire jouer cette piece qu' à huit clos, de peur qu'on ne s'en plaigne à Ratisbonne.

C'est dommage, que les planches des Tailles douces de Salzdahlen ont été si malmenées. Ne peut-on pas en faire renouveller un peu les endroits qui en ont le plus bésoin? —

Je ne me souviens pas bien, si j'ai vu chez vous les mémoires d'Anglesey, jaurai cet honneur une autre fois et serai bien aise de lire ce qu'il dit de la reception du concile de Trente en France.

J'ai lu dépuis peu les mémoires de Ludlow, traduits en français, il a été un des principaux parlementaires et juges de Charles I., c'est pourquoi il fut exclus de l'amnistie. Cependant il mourut paisiblement en Suisse dans sa retraite.

Je fais copier les memoires de commerce de Moscovie, avec votre permission, et les enverrai ponctuellement.

2. Fevr. 1700.

Mss. les Ministres, qui sont en Ratisbonne, n'étant pas trop affairés, comme il parait, ont voulu employer leur loisir à redresser le Calendrier, et, en effet, la resolution qu'ils ont prise est fort bonne et digne d'eux, de faire suivre dorénavant la vérite Astronomique. Le mal est, que nous manquons presque d'observateurs en Allemagne; car les habiles Mathématiciens qui y sont, n'ont pas toujours tout l'apparat necessaire pour cela, et, à mon avis, les tables et les calculs n'achèvent point l'affaire. M. Hevelius étant mort, nout avons perdu un grand secours, j'ai écrit à Ratisbonne qu'on ferait bien, à mon avis, de consulter M. Römer, qui est sans doute un des plus habiles astronomes du temps. Il m'a fait l'honneur de m'écrire de Coppenhague sur cette matière.

Cependant comme je me souviens, que vous m'avez parlé autrefois de M. Cumberland, qui a été durant quelque temps chez M. Hevelius, peut-être ne seroit-il pas mal, M., que vous lui demandiez un peu son sentiment sur cette matière, qui dépend de deux choses: de la détermination de l'équinoxe du printemps et de celle de la pleine lune d'après.

20. Febr. 1700.

Je suis fâché de la disgrâce de M. Kummerfeld. S'il avait fait la cour au ciel, comme feu M. Hevélius, au lieu de se trop mêler des choses de la terre, il ne l'aurait point incourue. Cependant s'il a veritablement des bons talens et la science solide de l'Astronomie, jointe à l'art d'observer, il feroit bien à mon avis, d'y revenir et d'abandonner ces bagatelles des affaires, qui le sont doublement, quand on ne s'y enrichit point et qu'on ne gagne que de la haine pour ses travaux, comme il arrive assez souvent.

On dit qu'il y a un bon observateur à Nurenberg, nommé Wurzelbauer, et qui a publié même des echantillons, qui sont approuvés. Mais il faut beaucoup de chemin pour arriver à l'excellence de feu M. Hevelius.

Il est surprenant que de tant de Seigneurs et gentilhommes d'Allemagne pas un ne se soucie de cette noble science des astres, ou bien, que des bourgeois et quelquefois même des paysans font paroitre des sentimens plus nobles là-dessus.

4. Mai 1700.

Monseigneur,

J'envoye très humblement a V. A. S. les brouillons des deux lettres pour l'evêque de Meaux, dont la première pourrait être expédiée un peu après le 14. Mai, et la seconde un peu après le 24. Mai. La copie, que j'en avait fait faire ici, outre qu'elle a trop trainé, ne me contente point, ainsi il en faudra faire une meilleure. V. A. S. peut aisément donner des ordres pour cela, qui seront plus ponctuellement executés que ce que je pourrais commettre à des personnes, qui ne dépendent point de moi. J'ai signé en blanc la dernière feuille de chacune de ces deux lettres, ainsi le copiste se reglera à cela. Car j'ai mis le brouillon de chaque lettre dans un papier à part, où il y a quelques mots d'instructions qui serviront au copiste. Mais à fin que le papier s'accorde toujours avec les dernières feuilles, que j'ai signées, j'envoye en même temps autant de papier, qu'il en faudra pour le moins, pour mettre ces deux lettres au net. Et j'ai mis toutes ces feuilles de papier blanc (excepté les dernières) dans une demie-feuille, où j'ai écrit encor des instructions génerales pour le copiste.

Mais afin de faire moins attendre M. de Meaux, voici une lettre d'excuse que je lui envoye par avance, et que je supplie V. A. S. de lui faire tenir au premier jour [1]).

10. Mars 1705.

Si je n'avois pas été pressé pour aller d'abord à Wolfenbuttel à Brunsvic et de là ici, afin d'arriver avant le départ du corps de la Reine [2]) et des domestiques de feue Sa Mté, je n'aurois pas manqué de vous entretenir. Mais j'espère de reparer cela bientôt. — — Je n'ajouterai rien présentement, si non que le corps de la Reine est parti hier avec tous les domestiques, il n'y avoit rien de si triste. On a fait tout ce qu'on a pu, pour divertir Mad. l'Electrice de ses pensées, lorsqu'on tiroit le canon.

3. Juni 1703.

Mad. l'Electrice aussi bien que Mad. . . . attendent avec impatience la perfection du roman Octavia, et moi pour le moins autant qu'elles. Car je l'ai relu exprès dernièrement à Wolfenbuttel et Brunsvic, depuis le commencement jusqu' à la fin de ce qui étoit public. L'histoire du prince Indien, sectateur de la Metempsychose, m'a plu extraordinairement, et a rejoui ici les amis de feu M. Helmont, qui nous promettoit aussi d'être un jour étoiles, quoique je ne sais pas, s'il nous aurait logé justement dans la via lactea.

---

[1]) Dieſer Brief dient zu Aufhellung eines ſcheinbaren, nämlich von Leibnitz ſelbſt veranlaßten Anachronismus in den betreffenden Briefen an Boſſuet Leibn. opp. ed. Dutens I. p. 612 ff. vom 14. und 24. Mai und 30. April 1700, ein Anachronismus, welcher dem franzöſiſchen Herausgeber dieſer Briefe Schwierigkeiten machte, worüber er ſich in der Anmerkung ausſpricht. Leibnitz hatte die Briefe antedatiert.

[2]) Der Königin Sophie Charlotte von Preußen.

An den Herzog Anton Ulrich von Braunſchweig-Wolfenbüttel. Hannover, 27. Nov. 1705.

Der Herr P. Vota, des Königs in Polen Beichtvater, iſt zu Dresden in Stich geblieben und ſchreibt mir, daß er anjetzo in Beobachtung des Biſchofes von Ermland, ſo in Arreſt, des päbſtlichen Nuntii Spada Stelle vertrete. Wenn er davon diſpenſirt werden könne, wolle er eine Reiſe zu uns thun. Da ich dann mir einbilde, er werde auch bei E. Durchlaucht ſeine Aufwartung zu machen ſuchen. Er hat viel Lebhaftigkeit, ob er ſchon in einem hohen Alter, hat noch ein groß Gedächtniß und iſt von angenehmen Umbgang, alſo daß ich glaube, E. Durchl. werden ob ſeinem Geſpräch Vergnügen finden. Er hat eine Kundſchaft von Weltſachen und nimmt ſich der Geſchäfte ſeines Königs zu Rom ſehr an. Der König in Polen Johannes hatte einsmals vor, ihn nach Perſien zu ſchicken, umb den Monarchen daſelbſt gegen die Türken aufzumahnen, aber ſeine Wohlredenheit würde da wenig gegolten haben.

Was die Churfürſtin neulich ſagte, qu'il y a remède à tout, hormis à la mort, das ſchwebet mir wegen der ohnangenehmen Streitigkeiten noch immer im Sinne, glaube auch, daß E. Durchl. eben ſo leicht ſeyn werde, (wenn es Zeit ſein wird) ſolches aufzufinden und zu Werk zu richten, als das denouement von der Octavia auszudenken.

An Denſelben. Hannover, 4. Aug. 1710.

Anjetzo melde unterthänigſt, daß Herr l'Enfant [1], reformirter franzöſiſcher Prediger zu Berlin, mir geſchrieben, er wolle in franzöſiſcher Sprache die Hiſtorie des Concilii zu Conſtanz ſchreiben und nach Wolfenbüttel kommen, um zu dem End in E. Hochfürſtl. Durchl. Bibliothek ſich zu erſehen. Ich habe an den Secretarium Reinerding geſchrieben, daß ich nicht zweifle, er würde ihm mit gewöhnlicher und gebührender Höflichkeit begegnen; allein daß die Erſehung in den Manuscriptis und die Auslehnung der Bücher E. Hochfürſtl. Durchl. Permiſſion erfordern würde u. ſ. w.

---

[1] Jacob l'Enfant, einer der refugiés, welcher Hofprediger der Königin von Preußen, Sophie Charlotte, geweſen war, Verfaſſer der Histoire du concile de Constance, welche oft aufgelegt wurde.

An den Hofrath Hertel in Wolfenbüttel. 22. Juni 1705.

Voici encore une chose curieuse, dont on pourroit s'informer par M. l'abbé Lohrmann. Un gentilhomme de Perugia, nommé Orazio Feretti, a fait une espèce de grand cabinet, partageable en cinq ou six petits, dont un mulet peut porter deux, qui contient de meubles magnifiques, propres à pourvoir de tout une maison de grand seigneur. Il y a pour meubler des chambres et cabinets, pour faire asservir 28 personnes, tout l'appareil de cuisine pour une table à 8 couverts, qui sera celle du maitre, et pour une autre table de famille à six personnes. Il y a tout ce qu'il faut pour une chapelle, domestiques et pour pouvoir dire la messe, des instrumens de musique; un billard et autres jeux, des lits magnifiques et je ne sais combien de tableaux, et, par dessus de tout cela, des décorations de théatre pour jouer une comédie, où il y a quatre changemens principaux. Il semble que c'est quelque chose comme l'Arche de Noë, excepté que ce sont des hardes et non pas des animaux qu'on porte. Mais je ne m'imagine pas que l'inventeur fera faire le second exemplaire plus aisément que le premier. J'en ai vu l'inventeur en Italie, Mad. l'Électrice l'a reçu. Mais comme Msqr le duc de . . . ne voyage pas avec un grand train, il n'y aura guère bésoin de tous ces meubles portatifs.

24. Janv. 1706.

M. Molanus désapprouve hautement la conduite des ministres de l'eglise, dont vous m'avez parlé, Monsieur, comme il avoit desapprouvée autrefois celle de deux concionnateurs de cour congédiés. Il a toujours dit, qu'un bon ecclesiastique ne doit point approuver ni favoriser le changement de la religion qu'il professe, qu'il lui est permis et même convenable de le persuader en particulier; mais qu'il n'a point droit de faire là-dessus de démarches publiques, qui vont contre l'autorité du prince. Pour mois, je compare les Théologiens avec les Médecins. Feu M. le docteur Conerding, qui était chaud, faisait bien du bruit, quand les malades ne soivoient point ses avis, mais s'il avoit voulu dresser un échaffaud sur le Holzmarkt d'Hanover, et y monter publiquement contre feu M. l'Electeur, lorsqu'il fit venir le médecin de Hamm, dont la secte médecinale était fort différente de la sienne, on l'auroit bientôt fait taire. Cependant c'est à peu près la méthode de ces Théologiens, qui se prétendent autorisés, à precher contre ceux, dont il doivent respecter l'autorité. Ce n'est pas le moyen d'édifier, mais de détruire.

18. Sept. 1708.

Le médecin dont vous me parlez, M. et qui est curieux, sera peut-être M. Sprekelsen, que je me souviens que vous m'avez nommé à Wolfenbuttel. Ces sortes de personnes sont les plus propres aux recherches. Et il est bon, de les animer de toutes les manières. Ce qui nous manque encore le plus à mon avis, ce sont de bonnes institutions de médecine, faites sur l'état présent de nos connoissances; il est vrai, que ces institutions, en bonne partie ne sont que provisionnelles, car la suite du temps nous éclaircira davantage, mais on pourroit cependant mettre en ordre le plus important et le plus apparent, qui se doit faire maintenant, où il faudroit surtout s'attacher aux faits et observations, plus qu'à certains raisonnemens hypothétiques des gens qui se servent d'hypothèses per ..... Feu M. Meybom reconnaissoit bien cela, et aurait été très capable de faire quelque chose de bon de cette nature, mais il était trop avancé en âge.

23. Juill. 1711.

Nous sommes à la veille d'apprendre des nouvelles importantes de l'Orient et du Nord. Si les Hauts Alliés avoient mieux ménagé le Czar, nous n'aurions point à craindre une guerre dans l'Empire. Il, me paroit que les cour de Berlin sera bien embarassée, si la Poméranie Suédoise est attaquée. Je ne sais comment le Czar s'accordera avec la cour Impériale par le cérémonies: on pourroit lui donner sans préjudice le titre de Czar ou de grand Czar, s'il le demande.

17. Dec. 1711.

Vous avez raison, Monsieur, de vouloir savoir quelque chose de la réponse de Mad. l'Electrice; car rien ne se pouvoit dire de plus à propos. M. le comte de Strafford lui ayant écrit une longe lettre sur la necessité de faire la paix, S. A. E. lui repodit, que cette necessité étoit donc venu bien vite, et sans qu'on s'en soit apperçu; puisque le même Mylord Comte de Rivers, qui étoit venu à présent parler du dessein de la paix, avoit eu ordre l'année passée, d'assurer, que le nouveaux Ministère ne pousserait pas moins la guerre que le précedent.

9. Sept. 1715 [1]).

Je suis curieux d'apprendre comment s'y prendra Mad. de Maintenon, car je m'imagine qu'elle restera quelque part. — Les Jésuites pourroient aussi être un peu mortifiés, et le Cardinal de Noailles respirera. J'ai toujours dit aux Jésuites, qu'ils ont tort de poursuivre les Jansénistes à outrance sur des bagatelles. Le pape se trouvera loin de son compte.

Den Beſchluß mache folgender Auszug aus einem Schreiben Leibnitzens an die Kurfürſtin Sophie von Hannover, aus Clausthal im Harz, den 15. Jan. 1694.

Celle-ci n'est donc que pour raconter un cas, qui, tout lamentable qu'il est, ne laisse pas de fournir de la matière aux curieux. Quatre femmes retournèrent de Goslar à Cellerfeld, mais un peu tard, et se trouvant accablées de froid, et lassées dans les neiges fraichement tombée, furent obligées de s'arrèter assez proche de la ville où elles alloient. Trois en moururent sur le lieu, la quatrième fut sauvée par des soldats, qui passèrent proche de là et entendirent ses cris. Ce qu'elle rapporte est mémorable, elle dit, que ses compagnes avoient cessé de vivre selon l'ordre de l'age, la plus vieille la première et les autres de suite. Il semble, que la mort a voulu garder cette fois les loix de la nature, que les frimats ont agi avec juste proportion et que la chaleur naturelle s'est trouvée diminuée selon le nombre des années. Aussi celle qui nous en a porté les nouvelles, est la plus jeune.

Je crois que cette justesse n'auroit pas été observée, si un cas pareil fût arrivé à des personnes de condition, qui vivent moins selon les ordres de la nature que le peuple, et il y a de

---

[1]) Mit Bezug auf den Tod Ludwigs XIV.

l'apparence, que pas une de ces personnes n'a été plus faible, qu'elle n'aurait dû être selon l'âge.

S. 289.

Die k. k. Hof-Bibliothek zu Wien bewahrt (laut mir von da zugekommenen Nachrichten) unter ihren Handſchriften noch den „Vorſchlag eines Papier-Aufſchlages zur Fundirung einer Akademie der Wiſſenſchaften in Wien;“ außerdem aber noch vier eigenhändige Briefe Leibnitzens, meiſt auf Geſchichte bezüglich, und zwei Blätter philoſophiſchen Inhalts: den Entwurf zu einer Abhandlung de vita beata (ſo lauten die Worte meines Berichtes; ob es vielleicht ein anderer Aufſatz ſein ſollte, als der unter dieſem Titel in die Ausgabe von Erdmann (I. p. 71) aufgenommenen Jugendſchrift?) und zwei Streifen aus einer Abhandlung, überſchrieben: Beatitudo summum bonum. — Im geheimen Haus- und Staatsarchiv findet ſich nur ein ganz unbedeutendes Dedicationsſchreiben von Leibnitz bei Ueberreichung eines Exemplars ſeiner Werke (welches?) an den Kaiſer. Andere politiſche Schriften Leibnitzens werden in der, von dem genannten Archiv ſpäter getrennten Regiſtratur der Staatskanzlei ſich finden, wo die auf das 18. und 19. Jahrhundert ſich beziehenden Akten und Schriften aufbewahrt werden, zu welchen der Zugang nur mit ganz beſonderer Erlaubniß des Fürſten Staatskanzlers ertheilt wird.

S. 306.

Einen anziehenden Beitrag zur Geſchichte des Antheils Leibnitzens an der Politik der Kurfürſtin Sophie, als Thronerbin von Großbrittannien, liefert ſein Brief an Louiſe, Raugräfin zu Pfalz, aus Wolfenbüttel d. 1. Sept. 1712, in J. F. A. Kazner's Louiſe, Raugräfin zu Pfalz III. Th. Leipzig 1798. Anhang Num. XVII. ſo wie das Handbillet der Kurfürſtin Sophie an die Raugräfin auf den ihr mitgetheilten Leibnitziſchen Brief, und die Antwort der Raugräfin an „Herrn Leibnitz,“ mit einer eigenhändigen Nachſchrift der Kurfürſtin unter dieſer Antwort. S. 152 — 160. Louiſe war eine von den Töchtern des Kurfürſten Karl Ludwig von der Pfalz und der Raugräfin Louiſe, gebornen von Degenfeld, geb. 1661. Die Kurfürſtin Sophie, ihre Tante, machte ſie 1698 zu ihrer

Großhofmeiſterin (ib. II. 78), und ſie lebte zu verſchiedenen Zeiten ganze Jahre bei ihr. Wegen ihrer Geiſtesvorzüge wurde ſie von hohen Familien oft zur Vermittlerin oder zur Schiedsrichterin erwählt; und daß ſie auch zu politiſchen Angelegenheiten zugezogen wurde, zeigt ihr Briefwechſel mit Leibnitz über die Erbfolge der Kurfürſtin in Großbritannien. Ihr Bruder, der Raugraf Karl Moritz, war es, welcher bei dem Gaſtmahl des Trimalcion, wobei Leibnitz die Rolle des Eumolp ſpielte, den prahleriſchen Hausherrn und das geiſtreiche Fräulein von Pölnitz ſeine Gattin ſpielte. — Im Jahre 1843 ſind von Wolfgang Menzel die „Briefe der Prinzeſſin Eliſabeth Charlotte an die Raugräfin Louiſe“ 1676—1722. (Bibliothek des liter. Vereins in Stuttgart) herausgegeben worden. Hier ſchreibt die Prinzeſſin S. 233: „Herr Leibnitz, dem ich Etlich mahl ſchreibe, gibt mir die vanitet, daß ich nicht übel teutſch ſchreibe, daß tröſt mich recht, den ich würde recht betrübt ſein, wen ich es vergeſſen ſollte.“

S. 313.

Es iſt S. 260 des freundſchaftlichen Verhältniſſes Leibnitzens zu dem berühmten Feldmarſchall Matthias von der Schulenburg gedacht. Hier iſt nachträglich des Beſuches, welchen Leibnitz dem Grafen auf deſſen Stammſitze Emden im Magdeburgiſchen im November 1714 abſtattete, zu denken. (Leben und Denkwürdigkeiten Schulenburgs. I. Thl. Leipzig 1834. S. 537. K. A. Varnhagen von Enſe, Biograph. Denkmale. Zweite Ausg. Berlin 1845. I. S. 192.) Dutens war im Beſitze vieler Briefe Leibnitzens an den Reichsgrafen von der Schulenburg, die ihm der Italiener Torelli mitgetheilt hatte; er machte aber keinen Gebrauch davon; warum? ſagt er ſelbſt (Leibnit. opp. ed. Dutens, T. V. praef. p. 6): cum negotia bellica et Europae politica tantum contineant, non existimavimus necesse, eas collectioni nostrae adjicere. — Dieſem Herausgeber war es nicht aufgegangen, daß Leibnitz nicht allein Gelehrter, ſondern zugleich Staatsmann war. In Italien wird überhaupt noch manche Ausbeute für Leibnitzens Leben und Schriften zu holen ſein.

S. 323.

Im Jahre 1843 erſchienen: Godofr. Wilh. Leibnitii Annales imperii Occidentis Brunsvicenses T. I. und 1845. T. II., welche mit T. III. abgeſchloſſen ſein werden. Ein 4ter Band wird dieſe „erſte Folge" von „Leibnizens geſammelten Werken aus den Handſchriften der Königl. Bibliothek zu Hannover, herausgeg. von G. H. Pertz," (Hannover.) beſchließen. In der Vorrede zum erſten Bande giebt der Herausgeber die Geſchichte des Werkes, aus welcher wir einige Berichtigungen und Zuſätze zu unſerer Darſtellung entnehmen können.

Zu II. S. 103. Die Reiſe Leibnitzens in Italien giebt Pertz p. XI. wie folgt an: „Zu Anfang des folgenden Jahres (1689) reiſte er nach Italien, machte Modena zum Mittelpunkt ſeiner Arbeiten, beſuchte im Herbſte auf kurze Zeit Rom und Neapel, wandte ſich dann nach Florenz und über Bologna wieder nach Modena hin." Leibnitz iſt alſo nicht erſt auf der Rückkehr von Rom nach Modena gekommen.

Zu II. S. 125. „Er benutzte ſeine Verbindungen, um ſeinen Stoff zu vervollſtändigen: die reichen Archive des fürſtlichen Hauſes, des verwandten Brandenburgiſchen Hofes, der Niederſächſiſchen und Weſtphäliſchen Bisthümer, Abteien und freien Reichsſtädte wurden durchmuſtert; und ſehr häufig finden wir ihn in Wolfenbüttel, wo ihm die Schätze des fürſtlichen Archivs und der Bibliothek zu Gebote ſtanden."

Zu II. S. 222. „Den Sommer dieſes Jahres widmete Leibnitz ſeiner hiſtoriſchen Arbeit (dies war alſo die Arbeit, zu deren Vollendung man ſo außerordentlich in ihn gedrungen hatte, daß er der Einladung der Königin von Preußen nicht nachfolgen konnte), und erholte ſich davon auf der Braunſchweiger Meſſe und in Berlin, wie der Kurfürſt (Georg Ludwig) ſpöttelnd bemerkte: Mr. Leibnitz promène son bel esprit à la foire de Brunswic. — Im März des folgenden Jahres (1702) reiſte Leibnitz nach Wien, um den Prinzen Maximilian Wilhelm zur Annahme des väterlichen Teſtaments zu bewegen, unterſuchte, in ſeines Gehülfen Eckhart Begleitung, die ſächſiſchen Bibliotheken und entwarf mit ihm den Plan der scriptores rerum Brunsvicensium."

Zu II. S. 231. Der Kurfürſt Georg äußerte ſeine Unzufriedenheit mit Leibnitzens häufigen Reiſen in einem Briefe an ſeine Mutter, vom Jagdſchloſſe Linsburg den 27. October 1703. (p. XIV.) „Herr von Leibnitz, nach dem die Königin ſo ſehr ſchmachtet, iſt nicht hier, obgleich ich ihm eine Wohnung habe einrichten laſſen. Ich hatte es ihm verweigert[1]), aber ich bereue es; denn ſobald habe ich ihn nicht, er iſt eben ſo wenig feſtzuhalten, als Frau von Jules. Fragt man ihn, woher es kommt, daß man ihn nicht ſieht? ſo hat er ſtets zur Entſchuldigung, daß er an ſeinem unſichtbaren Buche arbeitet, deſſen Daſein zu beweiſen, man, wie mir ſcheint, eben ſo viel Mühe haben wird, als Herr von Jaquelot ſich für das der Bücher Moſe giebt.“ (Iſaac Jaquelot, einer der durch Aufhebung des Edicts von Nantes aus Frankreich geflüchteten reformirten Prediger, der 1708 als ſolcher in Berlin ſtarb, war Verfaſſer mehrer Schriften, namentlich gegen Bayle, und auch einer: De l'inspiration des livres sacres, welche hier wahrſcheinlich gemeint iſt).

II. S. 258. Ueber ſeinen längern Beſuch in Berlin 1704, den er größtentheils unwohl verlebte, ſchrieb ihm die Kurfürſtin aus Hannover im Jan. 1705: „man ſage, wenn er nicht bald zurückkomme, ſo würden die Mäuſe ſeine Bibliothek auffreſſen.“ — Die früher unbekannte Notiz, daß Leibnitz den erſten Abſchnitt der Perſonalien der Königin Sophie Charlotte geſchrieben (p. XVI.), überraſcht weniger, als daß er ſie eben bloß angefangen und nicht herausgegeben hat. „Aeußere Hinderniſſe“ werden daran ohne Zweifel Schuld geweſen ſein. — Leibnitz gedenkt ihrer zum Jahre 783 der Annales (T. I. p. 108), indem er ſie mit der Königin Hildegardis, Gemahlin Karls des Großen, vergleicht, deren Grabſchrift, von Paulus Diaconus verfaßt, lautet:

Huic tam clara fuit florentis gratia formae
Ut nec inoccidno pulchrior orbe foret.
Attamen hanc speciem superabant lumina mentis.

Dazu fügt Leibnitz die Worte:

Haec scribens reginae Borussorum nuper amissae meminisse cogor; neque enim in aliam nostro aevo dici felicius possent. Nach der vom Miniſter von Bernſtorf ausgeübten Cenſur des Werkes, nach Leibnitzens Tode, hatte Eckhardt unter andern auch dieſe Stelle wegſtreichen müſſen. (p. XXVII.) Mit Recht hat Pertz alle jene durchgängig willkührliche Cenſur heute nicht weiter beachtet.

---

[1]) Soll wohl heißen: nicht verweigert.

Zu II. S. 264. Am Ende des J. 1708 war Leibnitz wieder in Berlin. „Am Ende des J. 1708 unternahm er, ohne Urlaub zu fordern, eine Reiſe nach Böhmen und Sachſen, um einen Gehülfen für ſeine hiſtoriſchen Arbeiten zu finden, welche er mit aller möglichen Kraft zu betreiben wünſchte, um endlich herauszukommen; er meldete dieſes der Kurfürſtin Sophie von Berlin aus, als der Kurfürſt im Begriff ſtand, eine Belohnung in den Zeitungen für den auszubieten, welcher Leibnitzen wieder finden würde. Seine Rückkehr, heißt es weiter, ſöhnte zwar den Kurfürſten wieder aus, und Leibnitz führte im Jahre 1711, wie aus einem Briefe an den Generallieutenant Marquis de Refuge hervorgeht, die Annalen bis auf das Jahr 913 herab, aber der geringe Fortſchritt in dem unſichtbaren Werke, wovon ſich noch nichts aufweiſen ließ, beſtärkte den Kurfürſten in ſeiner Unzufriedenheit, welche durch das wiederholte Reiſen 1711 nach Berlin, wo er an ſeiner Geſchichte arbeitete, und 1712 nach Wien, geſteigert ward.“ —

Den Plan des Werkes hatte Leibnitz anfangs zu weit gefaßt und daher ihn ſpäter enger und enger umgränzt. Er beſchränkte ſich zuletzt auf die fünf Jahrhunderte von Karl dem Großen bis zum Ende des Welfiſchen Kaiſers Otto IV., oder von 768 bis 1024. So fehlt denn dem Werke wenig, um für vollendet zu gelten, da der Tod den Verfaſſer abrief, als er bis zum Jahre 1005 gelangt war: — „quod ex tenebris eruendum aliorum diligentiae relinquo!“ lautet der ahnungsvolle Schluß von Leibnitzens Hand.

Der Herausgeber des Werkes nennt daſſelbe „die gereifte Frucht eines langen thatenvollen Lebens,“ worin Leibnitz „das Höchſte leiſtete, was er auf dem Felde der Geſchichte vermochte“

Beachtenswerth iſt die am Schluſſe der Vorrede vom Herausgeber gemachte Bemerkung, daß „die von Eckhart gewünſchten Beweisſtellen mit Leichtigkeit in den Monumentis Germaniae unter den betreffenden Jahren nachgeſchlagen werden können; und ſo beſitze man einen reinen, nicht durch Citate unterbrochenen Text.“ Dieſe Form entſpricht auch der antiken Farbe, welche Leibnitz dieſem, nicht ohne Hinblick auf die ewigen Muſter der Geſchichtſchreibung bei den Alten, verfaßten Werke zu geben gewußt hat. Nur bemerken wir, daß Leibnitz ſehr häufig ſeine Quellen im Texte ſelbſt beſtimmt angiebt.

Die Hoffnung des Herausgebers, daß die Annales imperii, einmal dem Dunkel der Vergeſſenheit entzogen, leben und wirken werden — theilen wir vollkommen; doch gehört in Deutſchland viel mehr Zeit als in andern Ländern dazu, ehe die Gelehrten ſich mit einem Werke, das ihnen auf eine ungewöhnliche Art, gewiſſermaßen als Vermächtniß überreicht wird, näher befreunden. Gleichwohl verdient dieſes Werk nicht bloß bei den Hiſtorikern von Handwerk, bei den Forſchern in den Quellen und Urkunden des Mittelalters, ſondern auch in einem viel größern Kreiſe das größte Intereſſe, namentlich für die Theologen und Geſchichtſchreiber der Philoſophie, der allgemeinen Cultur und Civiliſation im Mittelalter. Vorzüglich gilt dies vom erſten Bande, welcher das karolingiſche Zeitalter mit ſeinen großen Charakteren, Intereſſen und Problemen auf den Gebieten von Staat, Kirche und Wiſſenſchaft umfaßt. Alle Fragen und Gegenſtände der Art, welche ein gewöhnlicher Annaliſt oder Chronikenſchreiber kaum berühren würde, faßt Leibniz auf und behandelt ſie mit ſolcher Ausführlichkeit und in dem ihm eignen ſonſt ſchon bekannten Geiſte, daß eine Zuſammenſtellung dieſer Abſchnitte und Stellen in einer allgemeinen Chreſtomatie aus Leibnizens Werken ihren Platz haben müßte. Dahin gehören z. B. die §§. über Alcuin (ad a. 781) über den Urſprung der Univerſitäten. (ib.) Bei Gelegenheit des ſchon in den Schulen des untergehenden römiſchen Reiches üblichen Pennalismus, erinnert Leibniz an ſeine eigene Jugend: ita me puero adhuc per Germaniam protestantem mos vigebat, pennales, qui vocabantur, (id est, nondum annuos studiosos) exercendi, quem consensus principum abolevit, quod multi durius haberentur, praeter nummorum jacturam p. 98), wie er mit einer gewiſſen Vorliebe der Univerſität ſeiner Vaterſtadt denkt, als einer Colonie der Prager: cujus colonia fuit Lipsiensis mea. Dahin gehört ferner der Abſchnitt über die Synode zu Frankfurt am Main (a. 794), die Frage von der Bilderverehrung, ferner über den Adoptianismus, wo Leibniz den Streit für einen bloßen Wortſtreit erklärt und die ihn charakteriſirende Aeußerung thut (p. 166): „Haec legens, non possum satis iniquae insultationis acerbitatem mirari; quae enim haec caritatis inopia est, ob unius alteriusve vocis incautam (sic esto) usurpationem, Hispanicas ecclesias omnibus illis calamitatibus dignas pronunciare, quibus sub

Mauris affligebantur. Sed qui tam facile fratres diabolo tradunt, quid si Saracenis objectos, praetextu voculae, desererent, irriderentque quiritantes: insigni specimine, quid possit zelus, si scientia, si dilectione fraterna non regatur. Wenn Leibnitz überall geneigt iſt, die Dinge von der milden Seite anzuſehen, ſo ſtellt er ſich doch bei der Geſchichte der Fragen über Cultus und Dogma faſt durchgängig auf Seite des Proteſtantismus. Dies gehört weſentlich zur Charakteriſtik dieſes Werkes und ſeines Urhebers, ſo hier über die Bilderverehrung p. 171 und in größerer Ausführlichkeit p. 176 bis zu Ende des Abſchnittes, wo er die Theologie Karls des Großen abhandelt. Es zeigt, wie voll Leibnitz von dieſen Fragen war, welche ihn bei den Verhandlungen über die Kirchenvereinigung den größten Theil ſeines Lebens beſchäftigten. Gegen das Ende erklärt Leibnitz (p. 182): His expensis judicari potest, pontificii ritus partem jam sub Carolo tenuisse, sub partem multo majorem supervenisse, cum cultus non imaginum tantum, sed et eucharisticorum symbolorum invaluisset; qui utramque hodie religiosi cultus paginam implet. Ut jam de processionibus, de flagellationibus, de rosarii preculis, de breviarii recitandi lege, de indulgentiis, deque aliis multiplicibus observationibus nihil dicam, quibus religionis crepundiis hodie onerantur homines aut distrahuntur. Ipsis autem fidei dogmatibus non magnopere Carolum a protestantibus discessisse, res ipsa evincit.

Auf dieſe Andeutungen beſchränke ich mich hier, welche, verbunden mit dem Uebrigen, zu einer eigenen Abhandlung Stoff bieten dürften. Im Beſonderen weiſe ich noch auf den wichtigen Streit über das Abendmahl des Paſchaſius Radbertus (a. 844) und die Prädeſtination des Mönchs Gottſchalk (a. 844) hin, ſehr intereſſant zur Vergleichung mit Leibnitzens bekannten Ausführungen dieſer Lebensfrage der Theologie des 17. Jahrhunderts. —

In einer gewiſſen Beziehung zu Leibnitzens Arbeiten in Betreff der Geſchichte von Braunſchweig-Lüneburg ſtanden die Reiſen des als Profeſſor der Geſchichte in Helmſtädt verſtorbenen Friedrich Auguſt Hackmann, welche dieſer 1698 im Auftrage des Herzogs Georg Wilhelm von Celle nach London, ſpäter 1699 im Auftrage des Geſammthauſes Braunſchweig über Wien nach Italien, beinahe ganz in der Richtung wie zehn Jahre früher Leibnitz, machte.

Während ſeines Aufenthaltes in London correſpondirte er mit Leibnitz, welcher ſein Unternehmen nach Kräften förderte. Hackman muß eine mehr als gewöhnliche Bildung gehabt haben, denn er ſetzte ſich in London in Verbindung mit Newton, von deſſen optiſchen und andern Entwürfen er Leibnitzen Nachricht gab. Indeß gediehen ſeine Bemühungen zu keinem rechten Erfolg, nicht ohne ſeine Schuld, wie eine Aeußerung Leibnitzens an Joh. Fabricius vom 28. Mai 1706 (Opp. V. 277) zu erkennen giebt: „Doleo Dn. Hackmanni res Francofurti tam male successisse; meliori fortuna dignus esset, si consiliis amicorum uteretur. Vor Kurzem nun iſt aus den Schätzen der Königl. Bibliothek von Hannover das Ergebniß von Hackmanns Reiſen bekannt worden, in der Schrift: „Die Welfenurkunden des Tower zu London und des Exchequer zu Weſtminſter. Herausgegeben und mit einer geſchichtlichen Einleitung verſehen von Dr. H. Sudendorf." Hannover 1844. Ein Brief Leibnitzens an ihn aus Hannover v. 30. Decbr. 1698, in deſſen Werken, V. 450—452, iſt unter andern deshalb intereſſant, weil Leibnitz hier, nicht ohne Abſicht, die großen Sympathien der Kurfürſtin Sophie, als muthmaßlicher Thronerbin von England, rühmt, damit Hackmann davon Gebrauch machte. Feder, in ſeiner Lebens-Skizze über die Kurfürſtin, hat dieſe Stelle nicht gekannt. So heißt es von ihr: Certe non genere magis, quam affectu, tota, ut sic dicam, Anglicana est. Si quid ex Anglia veniat, praesertim quod pertinet ad decus Nationis, tum cor ipsi totum salit. Cum Regis et Procerum colloquio nuper Cellis utcunque explevisset sese, dici non potest, quantum inde consolationis perceperit in recenti adhuc luctu[1]), quanto vegetior huc redierit. Itaque jam si vires spectes, revixisse visa est, et in decimum vestigia rettulit annum. Nec quicquam ei facile accidere poterit jucundius, quam quod intelliget, ad gloriam Regis magni, ad tranquillitatem Angliae, quae ipsi paene patria habetur, ad religionis denique purioris et ingenuo animo dignae, qualis Protestantium est, conservationem pertinere. Nihil enim est, quod magis improbet sapientissima Princeps, quam quicquid ad servitutem vel sacram vel civilem tendit, a qua Guilielmus ultram[illegible] gentem vindicavit. Als Ausdruck der Geſinnung der [illegible]fürſtin, welche Leibnitz gewiſſermaßen hier zu der ſeinigen macht, verdient dieſe Stelle ihre Beachtung.

---

[1]) Dies bezieht ſich auf den kurz vorher erfolgten Tod des Gemahls der Kurfürſtin, Ernſt Auguſt.

S. 328.

Ueber die letzten Augenblicke Leibnitzens giebt der nun verſtorbene, berühmte Rechtsgelehrte Hugo in einer Anzeige dieſes Buches in den Göttingiſchen Gelehrten Anzeigen, 1843. 8. Juli. 108 Stück. Nachricht von der „Abſchrift eines Aufſatzes, der vor mehreren Jahren ihm mitgetheilt wurde, ohne daß weder der Schreiber dieſes Berichtes näher bezeichnet wäre, noch der, an welchen er gerichtet iſt. Er rührte vermuthlich von einem Hausgenoſſen Leibnitzens, der nicht nur ſelbſt nach der Apotheke lief, was freilich auch ein Vornehmer aus Freundſchaft hätte thun können, der aber ſonſt neben Heinrich, dem Kutſcher, erſcheint, ob er gleich lateiniſche Redensarten einſchaltet, und mit dem Herrn Rectori, an den er ſchreibt, den Verſtorbenen „unſeren nunmehr geweſenen Gönner und Beförderer" nennt. Etwa vier Wochen vorher habe L. bei Gelegenheit, daß er den vom Grafen von Boineburg an ihn abgeſchickten Rath von Belmont (wegen einer Methode zur Anordnung ſeiner Bibliothek ſiehe II. S. 328 und vielleicht noch in anderen Abſichten) bei dem Rath Eckhart[1]) habe traktiren wollen, zuerſt über das Podagra in den Fingern geklagt. — Als ein Herr Hennings, wahrſcheinlich ein Arzt, nach dem die Leute am Sterbelager geſchickt hatten, fragen ließ, ob er kommen ſollte, ſagte Leibnitz, es wäre nicht nöthig, es hätte bis morgen Zeit genug, und eben ſo als er nach einem Prediger gefragt wurde. Der Ungenannte redete „Ihnen vom Verdienſte Chriſti und fing an zu beten, da Sie groß die Augen aufſchlugen und mich anſahen. Wie Sie aber nichts ſagten, fragte ich: Kennen mich denn Ew. Gnaden nicht mehr? Sie ſchlugen die Augen groß wieder auf und ſagten: Ich kenne dich noch ganz wohl." Nach einigen Augenblicken ſchlief Leibnitz ganz ſanft ein. —

Der Punkt von der Zurückweiſung des Arztes in dieſem Berichte kann in unſerer Darſtellung, welcher die Erzählung des Doctor Seip zu Grunde liegt, Erklärung finden.

---

[1]) Dies iſt kein anderer als Leibnitzens Gehülfe und Nachfolger als Hiſtoriograph.

S. 334.

Unter den franzöſiſchen Stimmen über Leibnitz im vorigen Jahrhundert muß die des erſt in neuerer Zeit nach ſeinem vollen Werthe gewürdigten Diderot, dem an Genialität und Stärke des Blickes ſelbſt Voltaire oft nachſtand, hervorgehoben werden. Der Artikel Leibnitzianisme, ou philosophie de Leibnitz (Oeuvres de D. Diderot, Paris an VIII. T. VI. p. 239—303), iſt zwar, in ſeinem erſten biographiſchen Theile, eigentlich nur ein Auszug aus dem Eloge de Leibnitz von Fontenelle, und in ſeinem andern, philoſophiſchen Theile ein bloßer Auszug oder Analyſe aus Leibnitzens philoſophiſchen Schriften, ohne eigentliche Kritik: aber je weniger Diderot den Idealismus des deutſchen Philoſophen zu dem ſeinigen machen konnte, deſto unabhängiger zeigte er ſich als Mann von Genie, in der Art, wie er in Leibnitz das Genie von dem Syſtematiker zu unterſcheiden und zu bewundern verſtand. Dieſes Talent, zu abſtrahiren, iſt ſelbſt eine Eigenthümlichkeit hervorragender Köpfe; und auch bei ſolchen nicht immer vorhanden; wie Voltaire's Beiſpiel zeigt, deſſen Haß gegen den Spiritualismus Leibnitzens jede Form der Polemik annahm. Diderot hat Voltaire's Unrecht gut gemacht. Ich laſſe einige Stellen aus ſeinem Aufſatze hier folgen:

Lorsqu' on revient sur soi, et qu'on compare les talens qu'on a reçus, avec ceux d'un Leibnitz, on est tenté de jeter loin les livres, et d'aller mourir tranquille au fond de quelque recoin ignoré.

La tête de cet homme était ennemi du désordre; et il fallait que les matières les plus embarassées s'y arrangeassent en y entrant: il réunissait deux grandes qualités presqu' incompatibles: l'esprit d'invention et celui de méthode, et l'étude la plus opiniâtre et la plus variée, en accumulant en lui les connoissances les plus disparates, n'avait affoibli ni l'une ni l'autre: philosophe et mathématicien, tout ce que ces deux mots renferment, il l'était.

Tel homme, en effet, s'est illustré et s'illustrera en disant blanc après un autre qui a dit noir. Il y a plus de mérite à

penser à une chose, qui n'avoit point encore été remuée, qu'à penser juste sur une chose, dont on a déja disputé: le dernier degré du méritè, la vèritable marque du génie, c'est de trouver la vérite sur un sujet important et nouveau.

Jamais homme, peut-être, n'a autant lu, autant étudié, plus médité, plus écrit que Leibnitz; cependant il n'existe de lui aucun corps d'ouvrages [1]). Il est surprenant, que l'Allemagne à qui cet homme fait lui seul autant d'honneur que Platon, Aristote et Archiméde ensemble en font à la Grèce, n'a pas encore recueilli ce qui est sorti de sa plume. Ce qu'il a composé sur le monde, sur Dieu, sur la nature, sur l'ame, comportoit l'éloquence la plus sublime. Si ces idées avoient été exposées avec le coloris de Platon, le philosophe de Leipsik ne le céderoit en rien au philosophe d'Athènes.

On s'est plaint, et avec quelque raison peut-être, que nous n'avions pas rendu à ce philosophe toute la justice qu'il méritoit. C'était ici le lieu de réparer cette faute, si nous l'avons commise, de parler avec éloge, avec admiration, de cet homme cèlebre; et nous le faisons avec joie. Nous n'avons j'amais pensé à déprimer les grands hommes, nous sommes trop jaloux de l'honneur de l'espèce humaine; et puis, nous aurions beau dire, leurs ouvrages, transmis à la postéritè, déposeroient en leur faveur, et contre nous; on ne les verrait pas moins grands; et on nous trouveroit bien petits.

Die Schlußbemerkung bezieht ſich auf den Artikel: Leibnitz in der Encyclopédie von Diderot.

Den Lobſchriften auf Leibnitz, welche im achtzehnten Jahrhundert durch die von der Königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin 1767 hervorgerufen werden, reihen wir hier nachträglich an die „Lobrede Leibnitzens von Johann Jacob Meyen, der Weltweisheit Magiſter, und Paſtor zu Coblenz in Vorpommern," welche in dem zu Cleve und Düſſeldorf 1774 erſchienenen „Encyclopädiſchen Journal" Stück 6 und 7 abgedruckt iſt. Der Verfaſſer hatte von der Preisaufgabe der Akademie zu ſpät Nachricht erhalten, um als Mitbewerber auftreten zu können. Schwerlich aber

---

[1]) Dies iſt vor der Sammlung von Leibnitzens Werken durch L. Dutens geſchrieben.

hätte dieſe Arbeit weder an ſich, noch neben dem Eloge de Leibnitz von Bailli den Preis erhalten; ebenſo wenig iſt ſie mit der zwar kurzen, aber gedankenreichen Lobſchrift auf Leibnitz von Käſtner zu vergleichen. Wenn ſchon Bailly's Abhandlung an ſchwülſtigem Pathos leidet, ſo iſt Meyens Lobſchrift beinahe nichts als Bombaſt von ſich überſtürzenden Floskeln, ſeltſamen Bildern, kurz ein hohler Panegyrikus, wobei alle Gedanken untergehen. Aber das galt damals (1774) noch als ein Erforderniß der Wohlrednerei. Hier eine Probe: — „Die Verſehung beſchloß es und Leibnitz ward! Der frohe Tag! Das Ende der menſchlichen Armuth und unſerer Hoffnungen Anfang! Leibnitz iſt da! Nun werden wir bald der alten Schmach des menſchlichen Geiſtes vergeſſen (!) — — Wer den Neuton malt, der wähle zum Poſtament eine ägyptiſche Pyramide, und ſetze auf ihr (sic) die Säule des Herkules, mit dem Rüſtzeuge der Mathematik umgeben; neben ihm ſitzen Wallis, Barrow, Gregor und mehrere Genie ſeiner Nation mit der Miene des Unterrichts, und Cartes überreicht ihm die Geometrie; und Merkur gebe ihm ſanft die Palme, die er aus Deutſchland überbracht hat. Aber zu Leibnitzens Andenken ſetzet den Apoll auf den Piko, zieht über ſeinen Scheitel den erſten Meridian, und zu ſeinen Füßen ſetzet die neun Muſen; die Grazien verſchütten die Schäze des Füllhorns nach allen Seiten, und auf den Boden ſetzet Menſchen von allen Nationen, die ihre Ketten zerreißen und mit aufgehobenen Händen herzueilen.“ [1])

Der gute Meyen entſcheidet ſo mit einem ſeiner kühnen Bilder im Vorübergehen den Streit zwiſchen Leibnitz und Newton wegen der Priorität der Erfindung der Differentialrechnung. Meuſel (IX. S. 111) führt überdies eine eigne Abhandlung von Meyen an: Programma de fluxione fluxa sive de Leibnitio calculi infinitesimalis inventore. Stettin 1774, und aus demſelben Jahre: Leibnitii elogium carmine heroico expressum, welches ich nicht kenne. Man ſieht daraus, das Leibnitzens Ruhm ihm ernſtlich am Herzen lag. Der Mann war von Haus aus Mathematiker, und ſtarb als Profeſſor der Mathematik und Phyſik am Gymnaſium zu Stettin, im Jahre 1797. Seine übrigen Schriften bei Meuſel a. a. O. (Aus einem Originalſchreiben Meyens an ein Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin aus Coblenz in Vorpommern den 16. Juni 1774, welches ich der Güte meines werthen Gönners, Varnhagen von Enſe, verdanke, erſehe ich, daß derſelbe den Wunſch hatte, ſeine Lobrede Leibnitzens der Königlichen Akademie zu dediciren, und das, im Briefe nicht weiter genannte, (nur als Hochwürden und Geheimer Rath angeredete) Mitglied deshalb um ſeine Fürbitte bat. Wie ſich indeß zeigt, ohne Erfolg. Wahrſcheinlich nahm die Akademie Anſtand, durch die Annahme der Dedication ein Vorurtheil zu Gunſten der Arbeit auszuſprechen.)

---

[1]) Es ſollte dies vielleicht Nachahmung einer Stelle Voltaire's über ein Keplern zu errichtendes Monument ſein: „Elevez un gnomon sur sa cendre, et que le soleil remis par lui à sa place le salue tous les jours à midi de ses rayons

II. 374.

Auch in Leipzig, Leibnitzens Vaterſtadt, wird die Errichtung eines ihm gewidmeten Denkmals vorbereitet. Am 22. April 1846 wurde in der Sitzung der Stadtverordneten, dem ihnen vom Stadtrathe zugegangenen Antrage zu Folge, eine Summe zu dieſem Zwecke bewilligt. Die Thatſache redet für ſich ſelbſt.

Würdiger als mit deren ſchlichten Angabe könnten wir dieſe Supplemente zu Leibnitzens Leben nicht ſchließen.

Namen-Regiſter.

Namen-Regiſter.

(B. bedeutet Beilagen.)

Abel, geiſtlicher Inſpector II. 365. 366.
Adlzreiter II. 133.
Albrecht, Markgraf von Brandenburg II. 188. 189.
d'Alembert I. B. 29.
Alexander von Medici II. 286.
Alexander VI. Pabſt II. 124.
Alexander VIII. Pabſt II. 88. 90.
Almanſor I. 337.
Amalie deutſche Kaiſerin II. 283. 284. 327.
St. Amand I. 118.
Ancillon II. 266. 316.
Andreä Jakob I. 23.
Andreini II. 107.
Anna, Königin von England II. 280. 295. 297. 300. 307.
Anton Ulrich, Herzog von Braunſchweig-Wolfenbüttel II. 12. 13. 14. 15. 45. 69. 109. 148. 170. 171. 200. 235. 236. 237. 270. 286. II. B. 4. 29.
Auzout I. B. 33.
Apollonius I. 275.
Archimedus I. 29. 275.
Areſkin II. 276. 324.
Aretin II. B. 14.
Ariſtoteles I. 25. 29. 33. 226. 337. I. B. 29. II. 111. 286. II. B. 63.
Arnaud Anton I. 24. 77. 78. 80. 113. 117. 119. 135. 186. 187. 191. 242. 243. 276. 342. 343. 351. 353. 354. 355. I. B. 15. 19. 25. 34. 35. 26. 45. II. 30. 31. 61. 61. 108. 116.
Arnaud de Pomponne I. XIII. 98. 104. 105. 108. 119. 121. 135.
v. Arnſtadt Schwarzburg, Graf I. B. 8.
v. Aſſeburg, Roſamunde II. 40. 41. II. B. 6. 13.
Auerbach, Joh. Gottfr. II. 369. II. B. 48.
Auguſt, Herzog v. Braunſchweig-Wolfenbüttel II. 13.
Auguſt, Kurfürſt v. Sachſen. I. 4.
Auguſt II. Kurf. v. Sachſen, dann Kön. v. Polen II. 200. 202. 203. 237. 268. 286. II. B. 19.
Auguſt, Kurprinz v. Sachſen, dann König II. 204. 292. II. B. 31.
Auguſt III. Kurf. v. Sachſen. I. 192. 200.
Auguſt Wilhelm, Herzog von Celle II. 14. II. B. 2.
St. Auguſtinus I. 13. 194. I. B. 5. 6.
Auzulus Adrian II. 89.
d'Avaux, Graf II. B. 3.
Averſt II. 241. 242.
Azo Markgraf II. 68. 69. 113.

Bachuſius Tilemann I. 9.
v. Bär Urſinus, Biſchof II. 171. 174. 231. 236. 241.

Baglivi II. 89.
Baillet I. B. 33.
Bailly I. XII.
Baco v. Verulam I. 28. 29 50. 67. 71. 74 272. 321. 334. II. 212.
Baluzius 86 122.
Barbeyrak I. B. 38.
Barclay II. 330.
Baring I. VI.
Barkhauſen I. 367. II. 21 22
Barenius II. 72.
Barrow I. 314.
Barletti I. VII. II. B. 8.
Basnagius (Basnage de Bauval) I. B. 38. II. 63. 64. 120.
Baumgarten I. 332. I. B. 46. 47. II. B. 13.
v. Bayern, Kurfürſt II. 105. 217.
Bayle I. 279. 280. II. 227. 249. 250. 251. 252. 256. II. B. 56.
Becanus II. 99. II. B. 58.
Becher, Joh. Joachim I. 199. 200. 202. I. B. 26. 27.
Behrens, Conrad Barthold I. 373. I. B. 51. II. 327. 338.
v. Beilſtein-Metternich, Karl Heinrich I. 130. 132.
Bellarmin II. 99. 351.
Bentley, Richard I. 299. II. 279.
Berbiſt II. 95. 96.
Berengarius II. 351.
Bernhardus I. B. 7.
Bernigeroth I. XIX. II. 368. 369. 371. 372. II. B. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50.
Bernoulli, Jakob I. 290. 291. 305. 310. II. 332.
Bernoulli, Johann I. 147. 290. 291. 310. 316. 317. I. B. 31. 36. 38. 39. 42. 43. II. 368. 369. II. B. 26. 44. 48. 51.
v. Bernſtorf, Miniſter v. Celle II. 85. 275. 283. 284. 299. 302. 306. 307. 308. 309. 311. 312. 313. 324. 331. II. B. 29.
v. Beſſer II. 190.
v. Beyer I. 304.
Bianchini Francesco II. 89. 90. 91. 93. 186.
Bierling I. 283.
Bieſter II. B. 43.
Bignon Abbé II. 316. 334.
Biot I. IX. XII. 174. 175. 177. 178. 180. 289. 295. 296. 297. 317. I. B. 19. 20. 22. 23. 40. 41.
v. Blum Baron I. B. 46. II. 26. 72.
Blum, Geheimſecr. in Wolfenbüttel II. 145.
Bodenus-Baron v. Bodenhauſen II. 101.
Bodin I. 67. I. B. 14.
la Bodiniere II. 205. II. B. 18.
Boecler, Johann I. 65. 90. 91.
Boehm Johann I. B. 5.
Boehmer G. W. I. B. 11. 45. II. 372. II. B. 3. 18. 36. 43. 45. 48. 49. 50.
Boerhave I. 330.
Boethius I. 24. 155.
Boettiger I. XIII.
Boheritius Adam I. B. 5.
Boileau II. 154.
v. Boineburg, Chriſtian I. XIII. 48. 51. 61. 63. 65. 66. 68. 69. 70. 71. 76. 78. 80. 81. 82. I. B. 9. 13. II. 79. 196. 110. 246. II. B. 30.
v. Boineburg Freiin I. 57. 123. 125. 150. I. B. 11.
v. Boineburg, Philipp Wilhelm, genannt der große I. 90. 110. 120. 121. 123. 124. 149. 152. 153. II. 328.
Bonaparte Napoleon I. 111. 112.

Bonnel II. 241.
v. Bonneval, Graf, Osman Paſcha II. 255. 287. 289. 290. 354. II. B. 23.
Borelli II. 89. 108.
Boſius I. 32. 33.
des Boſſes I. 255. 373. I. B. 31. II. 253.
Boſſuet, Biſchof von Meaux I. X. 193. 358. 359. 360. 361. 362. I. B. 39. II. 21. 34. 35. 37. 49. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 84. 117. 174. 243. 244. 285. 350.
v. Bothmar, Freiherr II. 297.
Boudier II. 292. II. B. 30. 31.
Bouillet I. B. 37.
v. Bouillon, Cardinal II. 94.
Bourbon, Haus I. 234.
v. Bourgogne, Herzog II. 17.
Bourguet, Prof. II. 292. 326. II. B. 30.
v. Bourignon Antionete II. 155.
Bourquet Dr. II. B. 31.
Bouvet II. 97.
Boyle Robert I. 125. 126. 131. 170. 199. I. B. 20. II. 279.
Brand I. 196. 197. 198.
v. Brandenburg, Churprinz II. 11.
Brandes II. 374.
Brauſe od. Bauſe Kupferſtecher II. 368. II. B. 44. 45. 37. 50.
Breithaupt Chriſtian II. 347.
v. Breſſler II. 123.
Brewſter I. XX. 178. 180. 319. I. B. 22. 23.
de Brinon Madame I. 350. I. B. 46. II. 25. 33. 37. 48. 50. 51. 52.
Brucker I. XII.
Brunner, Jeſuit II. 123.
Bucelius II. 73.
v. Buchheim Graf, Biſch. v. Wieneriſch Neuſtadt II. 34.
Buddeus, Prof. II. 236.
Bülffinger II. B. 26.
Büffon I. 208. 320. 330.
Büſching II. B. 26.
Buneretti Filippi II. 89.
Burchardus Joh. II. 124.
Burkhard I. B. 21. 46. II. B. 4. 5.
Burnet Gilbert Biſ. v. Saliſbury I. B. 29. II. 224.
Burnet, Thomas I. 64. 192. 206. 207. 209. 281. 282. 292. 328. I. B. 24. 46. II. 62. 250. 257. 272. 278. 305. 326. II. B. 4. 23. 81.
v. dem Buſſche II. 152.

Caffaro, Theatiner II. 65.
Calixtus Georg I. 66. 195. II. 166. 170. 174. II. B. 57.
Calixtus der Jüngere (Ulrich) II. 21. 23. 169. 170. II. B. 5.
Calvin II. 351.
v. Cambridge dann v. Wales, Princeß II. 299. 310. 321. 327. II. B. 23.
Campanella I. 29.
v. Canterbury, Erzbiſchof II. 195. 238. 241.
Carcavy I. 76.
Cardanus I. 29.
Carl Philipp, Prinz v. Hannover I. 366.
Carneades I. 231.
Carpzow II. 236.
Carré II. 44.
Carteſius I. 25. 28. 29. 71. 73. 91. 128. 171. 185. 187. 195. 238. 240. 242. 246. 276. 278. 279. I. B. 14. 24. 30. 33. 36. 37. 38. II. 16. 36. 327.
Carteſius Francine II. 367.

Caſanata Cardinal II. 94. II. B. 8.
Caſſini II. 89. 334.
v. Caſtorie I. 353.
Cavallieri I. 128. 311.
v. Celle, Herzöge II. 45.
v. Celle, Princeß II. 13. 35.
de la Chaiſe, Beichtvater Louis XIV. II. 9. 100.
Chamberlayne I. 316. I. B. 41. II. 128.
Cham-hi Kaiſer, v. China II. 95.
Charlotte, Princeß v. Braunſchweig-Wolfenbüttel II. 105. 109.
Chauffepie II. 364.
Cherreau II. 16.
v. Chevreuſe I. 147. 365.
Chriſtian, verjüngſter Prinz v. Hannover II. 147.
Chriſtian Ludwig, Markgraf v. Brandenburg II. 188. 189.
Chriſtian, Herzog v. Meklenb.-Schwerin I. 149. I. B. 26.
Chriſtine, Königin v. Schweden. I. B. 2829. II. 14. 88. 261. II. B. 4.
Ciampini II. 89.
Cicero I. 11. 72. II. B. 54.
Clarke, Samuel I. 285. 299. II. 19. 240. 321.
Clemens VI., Pabſt II. 220
Clerſelier I. B. 33.
Colbert, Miniſter I. 113. 135. 147. I. B. 47.
Colbert Gräffin d. Jüngere I. 147. II. 86
Coliani, herzogl. Wittwe I. 149.
v. Colins I. 137. 163. 184. 314.
de Collins II. 225.
Colmar, Dr. II. B. 51.
Comenius I. 11. II. B. 54.
Condé, Prinz I. 82.
Condom ſ. Boſſuet.
Conring, Herrmann I. 51. 54. 59. 63. 66. 68. 104. 212. 213. 214. 246. 258. I. B. 13. 25. 48. II. 117.
Conti, Abbé I. 127. 173. 21 I. B. 39. II. 321.
Conti, Prinz II. 230.
Copernikus I. 209.
Corraro Giralamo II. 107.
Corvinus, Andreas I. B. 5.
Cosmus di Medici II. 286
de la Court I. 184.
Couſin I. B. 33. 36. II. B. 2
Coxe, Wilhelm II. 304.
Cramer II. B. 19.
Crequi, Marſchall II. 4.
v. Creſſet, engl. Geſandter II. 179.
la Croce II. 101. 273. 34 II. B. 36. 37.
Crocken, Herrmann Chriſti II. B. 59.
Cromwell I. 125. I. 179.
Culpiſius I. B. 7.
Cuneau-Cuno XIX. II. 165. 170. 171. 181. 195. 20 II. B. 11. 19.

Damaidenus, Theodor II. 68. 69. II. B. 6.
Dandalo II. 107.
Daniel II. 43.
v. Dankelmann, Eberhard II. 161. 164. 165. 171. 177. 181.
Demokrit I. B. 29.
Denis I. 360. 372.
Desmaiſeaux II. 255. II. B. 2
Dettonville ſ. Pascal.
Deuerlin, Anna I. 4.
Deuerlin, Friedrich I. 5.
Deuerlin, Heinrich (v. Königſtein I. 4.
Diderot II. B. 100.

v. Dietrichſtein, Philipp, Graf II. 289.
Dilher I. 43. 44. II. B. 57.
Dinniger, Jakob II. B. 43.
Dinniger, Wilhelm II. 364. 365. 366. II. B. 43.
Dinoſtratus I. 275.
Diophantus I. 59.
Dobrzynsky Oberhofmarſchall II. 185.
Dohna II. B. 21.
Drageni, Graf II. 184.
Drebbel I. 116.
Ducange II. 103.
Dürer, Albrecht I. 35.
Durlach I. 59.
Dutens I. XI. I. B. 29. 33. 39. II. 50. 124. 132. II. B. 25. 34.
Duve II. B. 51.

Eberhard I. XII. XIII. II. 356. II. B. 45.
Eccard-Eckhard, Joh. Georg I. V. VI. VII. XI. XVIII. 46. 54. I. B. 3. 6. II. 87.
Eckhard, Arnold I. 195. I. B. 25. 26. 48.
Eliſabeth, Prinzeß v. Böhmen II. 16. 229. 249.
Eliſabeth, Königin v. England II. 350.
Eliſabeth Charlotte, Herzogin v. Orleans II. 153. 190. 333.
ſiehe: Orleans
Eliſabeth Dorothea, Landgräfin v. Heſſen-Darmſtadt II. 27.
Emery, Superior v. St. Sulpice I. B. 19. 35. 36.
v. Emmelen II. 298.
l'Enfant, II. B. 87.
van Ende I. 187.
Erasmus I. 24. II. 63.
Ernſt d. Fromme, Herzog v. Gotha I. 32. II. 210.
Ernſt, Landgraf von Heſſen-Rheinfels I. 118. 342. 344. 351. 353. 354. 358. II. 25. 26. 28. 73. 74. II. B. 3. 7. 8.
Ernſt Auguſt, Herzog dann Kurf. v. Hannover I. 192. 343. 364. 369. 370. I. B. 26. 39. 48. II. 3. 4. 5. 6. 7. 10. 11. 12. 13. 15. 21. 25. 27. 28. 32. 68.
Eschinardi II. 89.
Eſte, Markgrafen II. 70.
Eugen v. Savoyen II. 267. 280. 281. 282. 283. 286. 288. 289. 290. 297. 298.
Euklides I. 26. 275. 326. II. 96. II. B. 35.
Euler I. IX. 174. 179. I. B. 23.
Ezechiel II. 43.

Fabretti, Rafael II. 90.
Fabri, Honoratus I. 311.
Fabrice d. Jüngere II. 269. 270. II. B. 28.
Fabricius, Joh. I. B. 8. II. 47. 166. 169. 173. 188. 231. 242. 244. 235. 237. 239. 261. 273. 347. 368. II. B. 46.
Faleti II. 103.
Falkner I. 32.
Fardella, Abbate II. 284.
Fatio de Duilliers I. 182. 294. 300. 301. 302. 303. 304. 305. 306. 307. 312. I. B. 40.
Feder I. B. 22. 34. 35. 36. II. 17. 18. 147. 161. 227. 308. II. B. 11. 19. 21. 24. 27. 29. 30.
Felden I. 226.

Feller, J. F. I. VI. VII. I. B. 46. II. 140. 348. 351. II. B. 36. 48.
Fermat I. 179.
Ferrand I. 76.
Ferrier II. 125.
de Feuquières, Marquis I. 108.
Ficquet II. 369. II. B. 44. 48. 50.
Fiſcher, Balthaſar I. B. 5.
Flechier, W. II. 21.
Fleiſcher, Tobias I. 169. I. B. 21.
v. Flemming, Graf I. B. 8. II. 269. II. B. 38.
Fogel, Martin I. 198.
Fohi II. 97.
Fonſeca I. 23. II. B. 54.
Fontenelle I. VI. VII. VIII. IX. X. 198. 319. I. B. 22. 28. II. 215. 323. 334. 352.
Formey II. 194. II. B. 16.
Foscarini II. 107.
Foucher I. B. 33.
Franke, Herrm. Auguſt II. 214. II. B. 19. 20.
Freherus II. 122.
Freiesleben I. B. 3.
Freißleben, Heinrich I. 6.
du Fresne I. 80. 97.
Friedrich der Große I. VI. 54. II. 141. 191. 196. 200. 249. 258. II. B. 21. 23.
Friedrich I., König v. Preußen oder III. Kurf. v. Brandenburg I. B. 44. II. 83. 100. 159. 160. 163. 171. 172. 176. 187. 191.
Friedrich Auguſt, zweiter Prinz v. Hannover II. 11. 85.
Friedrich Ulrich, Herzog von Hannover I. 368.
Friedrich Wilhelm, der große Kurfürſt I. 62. 63. II. 10. 153. 171.
Friedrich Wilhelm I., König v. Preußen II. 149. 188. 189. 202. 205. 236. 262. 263. 265. 266.
Friſch, Joh. Leonhard I. 3. II. 359. II. B. 37.
Fritſche, Anna I. 5.
Fritſche, M. Benedict I. 5.
v. Fuchs, Staatsminiſter II. 177. 178. 183.
v. Fürſtenberg, Fürſten I. 130.
v. Fürſtenberg, Ferdinand, Biſchof v. Münſter I. 370.
Fürtenbach II. 329.

Gakenholz II. 201.
Galen, Bernhard, Biſch. v. Münſter I. 370.
Galilei I. 28. 29. 171. 176. II. 70. 101. 102.
Gallois, Abbé I. 147. I. B. 47.
Ganz II. B. 50.
Garnot I. B. 17.
Gaſſendi I. 67.
Gaſto, Prinz v. Toskana II. 101.
Geier, Martin, Dr. I. 3. 192.
Gellius I. B. 7.
Georg I. König v. England I. 172. 318. I. B. 43. II. 304. 310. 316. 317. 321. 322. ſiehe: Georg Ludwig, Kurfürſt v. Hannover.
Georg II., König v. England. II. 149. 152. 276. 300.
Georg, Herzog v. Hannover I. 368.
Georg Ludwig, Kurfürſt v. Hannover I. 282. II. 35. 113. 114. 143. 148. 150. 151. 160. 200. 202.
Georg Wilhelm v. Celle I. 217. II. 148. 150. 152. 229. ſiehe: Celle.

Gervaſius Tilberienſis II. 123.
Giordani, Vitale II. 89.
Gottfried v. Bouillon I. 93.
v. Grebel, Joh. Wilhelm II. 117. 118. II. B. 35. 36.
v. Goertz, Freiherr II. 308. 311. 212. 322. II. B. 34.
Goethe I. 176. II. 353.
Goldaſt II. 122.
Goldbach, Chriſtian II. 331. II. B. 36. 66.
Golowkin II. B. 77.
v. Gotha, Herzog, ſiehe: Sachſen Gotha I. 163. II. 75.
Gottſched II. 137.
Gourville II. 15.
Graunt I. 29.
v. Gravel Abbé I. 95. 122.
Gregor de Valentia II. B. 58.
Gregor v. St. Vincentio I. 171.
Gregorii I. 314.
Greiffencranz II. 121.
Grimaldi, Claudius Philipp II. 95. 100.
Grimareſt, Pater II. 202.
Gronovius I. B. 44.
Grote, Otto I. 218. 220. I. B. 28. II. 5. 112. II. B. 3.
Grotius, Hugo I. 68. 152. 156. 226. 227. 356. II. B. 30.
Gruber I. B. 13. 21.
Grupen, Chriſtian Ulrich I. B. 6. II. 117.
Güldenlöw, Graf I. 140.
Günther, Karl I. XI.
v. Guericke, Otto I. 75.
Guidi, Abbate II. 106.
Guilielmini, Dominico II. 102. 103.
Gundling, Nicol. Hieron. II. 230. 315.
Guſtav Adolph II. B. 4.

Habbeus, ſiehe: v. Lichtenſtern I. 114. 167. 199. I. B. 11. 13.
Hackmann II. B. 97.
Haniſius, David I. 365. I. B. 46. II. B. 3.
v. Hannover, Herzog (Joh. Friedrich) I. 115. 133. 134. 136. 138. 139. ſiehe: Joh. Friedrich.
Hanſche, M. G. I. B. 8. II. 336. II. B. 36.
Harduin, P. II. 344. II. B. 30.
v. d. Hardt II. B. 81.
Harley, Graf II. 300.
v. Harrach, Graf II. 289.
Harvey I. 255.
Hebel II. 351.
Heinſen II. 46.
Heiß I. 98.
v. Helmont, Franz Merkur II. 18. II. B. 4. 5. 33.
Herder II. B. 28.
Hering II. B. 12.
v. Herms II. 297.
Herodot I. 11. II. B. 54.
Herrmann I. B. 33.
Hertel, Legationsrath in Wolfenbüttel II. 65. 106. 281. 286. II. B. 35. 79.
Herz, Jakob II. 370.
v. Herzberg, Graf II. 137. II. B. 43.
v. Heſſen, Landgraf II. 236. ſiehe: Ernſt ꝛc.
v. Heſſen-Kaſſel, Erbprinz II. 188.
Hevelius I. B. 8.
Heyethon, Chriſtoph II. 374. II. B. 48.
Heyn, Friedrich II. 75.
St. Hieronymus I. 356.
Hipparchus I. 29.
Hißmann I. XII.
Hobbes Thomas I. 64. 79. 186. 223. 224. 226. II. 287. II. B. 61. 66.
Hoë Dr. II. 168.
Hoepfner, Friedrich, I. B. 5.
Hoepfner, Heinrich I. B. 5.

Hoepfner, Johann, I. 6.
Hoffmann, Friedrich, Arzt II. 200.
de Hoffmanns Mr. I. B. 17. 18. 19.
Hoffmannswaldau II. 142.
v. Hohenzollern, Fürſtin Louiſe II. 190.
Hollmann II. 373.
de la Hontan, Baron II. B. 35.
Hook I. 125. II. B. 61.
v. Hornegk I. 360.
Hornſchuh, Johann I. 9.
Hoſias II. 43.
v. Hoſpital, Marquis I. 290. 305. 310. 328.
Hudde I. 283. 202. 305.
Huet, Biſchof v. Avranches I. 124. 155. 156. 157. 278. 279. 361. 362. I. B. 36. 38. 40.
Hugo, Ludolph I. 52. 212. I. B. 8.
Hugeny I. 282. I. B. 38.
Hunnius Aegidius I. 24. II. B. 58.
Huygens I. 113. 115. 117. 198. 202.

Ideler II. B. 16.
Innocenz XI., Pabſt I. 363. II. 24.
Jablonski, Daniel Ernſt I. 23. II. 173. 175. 176. 177. 178. 179. 191. 182. 183. 184. 187.
Jablonski, Theodor, jüngerer Bruder Daniels II. 197.
St. Januarius II. 287.
Johann Caſimir, König v. Polen I. 62.
Johann Friedrich, Herz. v. Hannover I. 58. 157. 167. 169. 172. 192. 197. 198. 199. 202. 204.
Johann Georg, Kurfürſt v. Sachſen II. 165. 168.
Johann Sobieſky, König v. Polen II. 6. 100.
John (Bolingbroke) II. 241. II. B. 23.
Joſeph I., Kaiſer II. 82. 106. 280. 285.
Jaucourt, M. L. Neuf. I. X. XI. XII. I. 365.
Jugler II. B. 10.
Jung, Bibliothekar zu Hannover II. B. 45. 46. 47. 48. 49.
Jungius, Joachim I. 199. I. B. 26. II. B. 62.
Jurieu II. 46.
Juſtellus II. 100.
Juſtinianus I. 337.

Käſtner, A. G. I. XII. XIX. I. B. 10. II. 373.
v. Kahlenburg, Barbara I. 4.
Karl II., König v. England I. 88. 101. 103. 120. 124. 130. 210. 217.
Karl II., König v. Spanien II. 218.
Karl VI., erſt Erzherzog, dann Karl III. v. Spanien, dann deutſch. Kaiſ. II. 218. 219. 237. 239. 277. 280. 284. 285. II. B. 21. 29.
Karl XII., König v. Schweden II. 202. 203. 267. 268. 269. 270. 275. 354. II. B. 27. 28.
Karl Guſtav I. B. 13.
Karl Ludwig, Kurfürſt v. der Pfalz I. 67. II. 287.
Keil, Johann I. 182. 312. 313. 315. I. B. 41.
Kepler I. 29. I. B. 8.
Ker v. Kersland, Johann II. 293. 294. 295. 296. 297.

299. 301. 307. 308. 309. 310. 313. 314. 331. 352. II. B. 29.
v. Kevenhüller, Graf II. 289.
v. Kielmannsegge, Gräfin I. 112. 171. I. B. 19. 20. II. 258. 321.
Kirch, Gottfried I. XIX. II. 197. 364. 365.
Kircher II. B. 56.
v. Kneſebeck, Fräulein II. 150. 151.
Knorr v. Roſenroth, Chriſt. II. 75.
Koch I. B. 51.
Kochanski II. 100.
Köhler II. B. 26. 35.
König I. B. 32. 33. 44. II. 357. II. B. 67.
v. Königseck, Graf II. 86.
v. Königsmark, Aurora, Gräfin II. 146.
v. Königsmark, Philipp Chriſtoph, Graf II. 149. 150. 151.
Kortholt Sebaſtian I. B. 28. 50. II. 209. 276. 289. 327. 359. II. B. 19. 37.
Kotzebue, Chriſtian Ludwig II. 124.
Kraft, Johann Daniel I. 196. 197. 198. I. B. 25.
Kremoyer, Hieronymus I. B.
Kühn I. 26.
Kunkel, Johann I. 197.

Labaddie Johannes II. B. 12.
Lambeccius Peter I. 212. 365. I. B. 46. II. 68.
Langesbeck I. 58. 212. I. B. 11. II. 113.
Laſſer, Herrmann Andreas I. 52. 55. 59. 142. 144. I. B. 9.
Launey I. 149.
Leclerc II. 257.
Leeuwenhoek I. 255.
Leibnitz, Rath und Canzelliſt an der Bibliothek zu Dorpat. II. B. 43.
Leibnitz, Ambroſius I. 4.
Leibnitz, Anna Catharina I. 6.
Leibnitz, Anna Roſina I. 6.
Leibnitz, Chriſtoph I. 4.
Leibnitz, Friedrich I. 4. 5. I. B. 5.
Leibnitz, M. Johann Friedrich I. 6. 158. 161.
Leibnitz, Johann Jakob I. 47.
Leibnitz, Juſtus Jakob I. 47.
Leibnitz, Paul I. 4. II. 285.
Lelong II. B. 69.
Leo X. Pabſt II. 46.
Leonhardi II. 120.
Leopold I deutſ. Kaiſer I. 359. 360. II. 11. 12 82. 217. 280. 285. 296. 299.
Lertaud I. 128.
Leſſing I. VIII. XI. XII. 70. 284. II. 356 357, II. B. 23.
Leſzcynsky II. 274.
v. Lichtenſtein, Fürſt II. 289.
v. Lichtenſtern, Habbeus, vide: Habbeus. I. 58. 114. 139. 140. 142.
v. Linange, Graf II. 290.
v. Lionne, Hugo I. 92. 95. 97.
Liſola II. 10.
Livius I. 10. II. B. 53. 54.
Locke, Johann I. 209. 280. 281. 282. 283. 284. 285. 219. I. B. 29. II. 141. II. B. 9.
Löffler, Friedrich Simon I. 7. I. B. 8. II. 330. 331. II. B. 48.
Löffler, Simon I. 7. 163. I. B. 14.
Lobenſtein II. 142.
Louiſe Hollandine, Aebtiſſin v. Maubuiſſon vide: v. Maubuiſſon II. 36. 38.
Lovera, Franz II. 185.
Lucio Giorgio II. 89.
Ludolph Hiob I. 94. 356. II. 70. 72. 75. 76. 78. 79. 80.

83. 85. 86. 100. 101. 110. 111. 113. 119. 126. 143. 271.
Ludolph Hiob der Jüngere II 214.
Ludovici I. VI. VII. XI. XII. 311. I. B. 5. 8. 15. 28. 41. 49. II. 365. II. B. 21. 43.
Ludwig (Peter v. Hohenhart) II 230.
Ludwig XIV. König I. XIII. 51. 60. 61. 62. 82. 82. 87. 88. 92. 94. 96. 98. ff.
von der Lühe II. 347.
Lünig II. 230. II. B. 22.
Lüning I. B. 13.
Lüttke, Probſt II. 231.
Luther I. 23. 24. II. 63. II. B. 58.
Lynker, Nicolaus Chriſt. I. 51. II. 330.

Mabillon II. 93. 103. 122.
v. Macclesfield, Graf II. 224.
Magalotti II. 101.
Magliabechi, Anton II. 70. 92. 101. 102. 103. 107. 109. 118. 246. 261. II. B. 8. 25.
Maimburg II. 72.
v. Maintenon, Frau II. 37. II. B. 90.
Malebranche I. 262. 277. II. B. 69.
Malpighi I. 255. II. 103.
Mangourit I. B. 18. 19.
v. Manteufel, Freiherr I. B. 8. II. 291. II. B. 29.
Mar, Graf II. 309. 313.
Marchetti, Annibal II. 99. II. B. 8.
Marlborough II. 268. 280. 300. 304.
Martianus Capella I. 155. 156.
Masham Lady I. B. 38.
Matignon, Marquis, Haupt des Hauſes Longueville II. 230.
Matthieu I. 113.
v. Maubuiſſon, Aebtiſſin, ſiehe Louiſe Hollandine I. 350. II. 36. 47. 48.
Maupertuis I. B. 32. 33. II. 357.
Mauro Hortenſio I. 360. I. B. 49. 50. II. 115. 260. 268.
Maurocordati Alex II. 81.
Maximilian, Wilhelm, dritter Prinz v. Hannover I. 364. II. 85. 145. 150.
v. Mayne Herzogin II. 17.
Mazarin I. 220.
Meibom I. 112.
Meier, Joachim II. B. 10.
Memmius, Ubbo II. 94.
Meninski II. 79.
Menken, Otto I. 291. II. 262.
Mercator I. 127. 171. 175. 181.
v. Merode, Baronin II. B. 7.
Meyen II. B. 101.
Meyer II. 21.
v. Modena, Herzog II. 87. 99. 105.
Molanus, Gerhard, Abt zu Lokkum I. 195. 196. I. B. 25. II. 18. 21. 27. 34. 42. 51. 52. 53. 55. 56. 114. 152. 169. 263. 174. 175. 176. 242. 237. II. B. 12.
Molière I. 140. I. B. 20.
Moller, Daniel I. 3. I. B. 3.
v. Moltke, Obriſtlieutenant II. 145.
v. Moltke, Otto Friedrich, Jägermeiſter II. 145. 146.
Monaldeschi I. B. 29.
v. Montauſier, Herzog I. 158.
v. Montmort, Remond I. X. 25. 272. 291. 318. 328. I. B. 38. II. 263. 315. 322. 325. 327. 342. II. B. 8. 25.
v. Montmort, Peter II. B. 25.
Moreland I. 129.
Morelli I. B. 8.
Moritz, Andreas II. B. 43.
Moritz, Maria II. B. 43.

Morlier I. 112. I. B. 34.
Meuton I. 119. I. B. 20.
Müller, Andreas II. 100.
von Münſter, Biſchoff I. 90. I. B. 49.
Mohamed IV. II. 77.
Muratori, Anton II. 322.
v. Murr I. V. I. B. 3. 27. 43. II. 308. 309. 347. 368. 371. II. B. 21. 22. 34. 35. 43. 44. 47. 49. 51.
Muſäus II. 167.
Mynſinger I. B. 4.
Myſſer II. B. 23.

Nani II. 107.
Nathuſius (Elias) I. 9.
Nazari, Franceſko II. 88. 89.
Nemeitz II. 365. II. B. 35.
Neper I. 129.
Neſſelius I. 212. II. 77. 96. 120.
v. Neaburg, Pfalzgraf Philipp Wilhelm, I. 58. 62. 63. 226. I. B. 30. II. 270.
Neukirch, B. II. 216.
Neumeuſter Erdmann II. B 12.
Newton, Iſak I. IX. XV. 125. 127. 170. 172. 173. 174. 175. 176. 177. 176. 170. 180. 181. 182. 183. 184. 209. 285. 286. 287. ff.
Nicaiſe, Abbé I. B. 34. 36.
Niceron I. B. 47. II. 264. II. B. 8.
Nicole I. 118. II. 252.
Nizolius Marius I. 15. 71. 72 u. 73. I. B. 30; II. 133.
Noris, Cardinal II. 95.
Noyelles II. 24.

v. Obdam, Baron I. B. 39. II. 229.
d'Olbreuſe, Herzogin v. Celle, Gemahlin George Wilhelm geb. Eleonore d'Eſmiers, II. 14. 148.
Oldenburg, Secretair I. 75. 70. 126. 127. 128. 129. 131. 148. 155. 168. 171. 173. 174. 175. 176. 183. 286. 312. 314. I. B. 19. 20. 21. 22. II. 116. II. B. 65.
Oliva, Antonio II. 89.
Orbanus II. B. 29.
v. Orleans, Herzogin I. VII. II. 17. 36. 190. 316. 371. II. B. 47.

Papin II. 102.
Pascal, Blaiſe I. 26. 113. 198. I. B. 21. II. B. 61.
Paullini II. 70. II. B. 60.
Pelliſſon II. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 43. 45. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 61. 62. 63. 64. 84. 109. 117. 125. 141. 142. 234. II. B. 12. 36.
Pell I. 126. 127. 170. I. B. 20.
Peter der Große II. 127. 105. 214. 267. 270. 272. 273. 275. 279. 313. 324. II. B. 28. 29.
Peterſen, Wilhelm II. 41. 45. 48. II. B. 80.
Petronius II. 192.
Pfaff II. 256.
v. d. Pfalz Raugräfin, Louiſe Tochter des Kurfurſten v. d. Pfalz II. 298. II. B. 91.
Pfanner II. 358.
Philipp Wilhelm, Kurf v. d. Pfalz II. 74. II. B. 7. 29.
v. St. Pierre, Abbé I. 233.
Pigna II. 73. 103.
Piskator II. B. 53.
Placcius I. 199. I. B. 7. 20. II. 76. 115. 161. 211. 214. 342.
v. Platen, Graf II. 149. 150.
v. Platen, Gräfin II. 149. 150. 151.

v. Platen der Jüngere, Graf II. 269. II. B. 28.
v. Pöllnitz, Fräulein II. 222. 248. 259. II. B. 24.
Poiſſon I. IX. 174. 179. II. B. 23.
v. Polignac, Cardinal II. 334.
Portner II. B. 58.
Porzio, Lukas Antonio II. 89.
Pretziaer II. 112.
v. Prinzen, Staatsminiſter II. 215. 216. 241. 265. II. B. 23.
Prexmai II. 100.
Pufendorf, Samuel I. 32. 223. 224. 225. II. 183. II. B. 13. 15. 16.

Quesnel, P. II. 291.
v. Quirini II. 190.

Raby, Lord I. B. 8. II. 241. 268. II. B. 27.
Racine I. 148. II. 37.
Rageczy II. B. 32.
Rainelli, Johann II. 350. 351.
Rainold, Wilhelm II. 350. 351.
Ramazzini II. 106.
Ramberg II. 374.
Rorbaet, Mathematiker II. 309. 370. 371. II. B. 47.
Rappolt Friedrich I. B. 7.
Ray I. 125.
Rebenac. II. 10.
v. Reck. I. 360.
Regnaud I. 126. 127.
Reiber, Samuel II. 186.
Reimann, Jakob Friedrich. I. 347.
Reineccius II. 68.
Rethmeier I. B. 48.
Richelieu I. 220.
Rindel, C. F. II. B. 45.
Riepenhauſen II. B. 50.
Ritterhus I. B. 50.
Robert, Prinz v. England I. 125.
Robertſon II. 300.
Robethen II. 208. 309.
Römer Olaus II. 36.
Roenicke I, B. 49. II. B. 20
de Rohan, Chevalier I. 187
Rozel-Baumont I. 49.
Rubius I. 23. II. B. 54.
Rudbeck II. 131.
Rudolph II., Kaiſer I. 4. II. 285
Rudolph Auguſt, Herzog von Braunſchweig Wolfenbüttel II. 11. 13. 45. 96. 139. 235 II. B. 4.

Sabbatino II. 92. 103.
v. Sachſen, Marſchall II. 149
v. Sachſen-Gotha, Herzog vide Gotha II. 236.
v. Salzburg, Cardinal I. 262 I. B. 27.
v. Santenas, Marquis II. 66.
Sanuto, Marino I. 93.
Savart II. B. 48.
Scarron II. 335.
Schacher, Quirin I. 6. 34. II. B. 50.
v. Scheid I. XVIII. I. B. 40. II 69. 323. II. B. 6. 17. 34.
Scheitz Andreas II. 368. II. B 44. 45. 47. 49. 50.
Scherzer, Joh. Jak. I. 26.
Scheuchzer II. B. 64.
Schilter I. 33.
v. Schleunitz, Baron, gothaiſcher Miniſter II. 236.
Schmid, Hofrath II. 290.
Schmidt, Johann Andreas II. 166. 169. 173. 232. 236. II. B. 36.
Schmidt, Johann Gottfried, Bildhauer II. 370 372.
Schmith II 345.
Schmuck, Catharina I. 6. I. B. 5.
Schmuck, Wilhelm I. 6.

v. Schönborn Obermarſchall. I. 60. 120. 121. 123. 125. 126. 130. 131. 135. 153. 154.
v. Schönborn, Johann Philipp, Kurfürſt zu Mainz I. 48. 49. 52. 61. 62. 82. 84. 88. 96. 97. 107. 108. 109. 112. 120. 123. 124. 125. 129. 130. 131. 132. 136. 142. 143. 165. 215. I. B. 18. II. 7. 49. 214. II. B. 5. 8.
v. Schönberg, Friedrich Gottgelaßt I. B. 4.
Schott Dr. II. 42.
v. Schütz, Valentin I. 151. 217. 218.
v. Schulenburg, Matthias, Reichsgraf II. 260. 269. II. B. 28. 35. 92.
Schwendendorfer I. 33. 34.
v. Scudery, Fräulein II. 141.
Seckendorf I. 356. II. 21. 27.
Seip, Arzt II. 328. 429. 330. II. B. 35.
Sigler, Georg Conrad II. B. 31.
Siverus I. 199.
Sloane, Hans I. 312. 313.
Sluſius I. 184. II. B. 63.
v. Solms, Graf II. 189.
Sophie, Herzogin und Kurf. v. Hannover I. 215. 282. 369. I. B. 48. II. 3. 12. 13. 16. 36. 37. 40. 42. 45. 46. 47. 48. 51. 65. 76. 85. 94. 103. ff.
Sophie Charlotte, Kurfürſtin v. Brandenburg, dann Kön. v. Preußen I. 208. I. B. 28. II. 11. 47. 65. 114. 115. 154. 159. ff. II. B. 94.
Sophie Dorothea, Tochter George Wilhelm v. Celle II. 148. 149. 150. 151. 152.
Sophie Dorothea, Königin v. Preußen, Gemahlin Friedr. Wilh. I, I. 149. 236. 262.
Sophie Louiſe v. Mecklenburg-Schwerin, dritte Gemahlin Friedr. I, II. 368. 371. II. B. 47. 51.
v. Spanheim, Ezechiel II. 170. 171. 173. 183. II. B. 13.
Spee I. B. 9.
v. Speier, Biſchof, ſpäter Kurf. v. Mainz I. 94.
Spener, Philipp Jakob I. 49. 69. 344. II. 153. 175. 17 II. B. 12. 13.
Spinola-Chriſtoph Rojas, Biſchof v. Thina I. 210. 359. 360. 361. 363. I. B. 46. II. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 33. 34. 51. 52. 53. 56. 85. 117. 168. II. B. 5.
Spinoza, Benedict I. 64. 79. 184. 185. 186. 187. 238. 249. 262. 271. 278. 280. I. B. 14. 23. 24. 30. II. B. 69.
Spizelius Gottlieb I. 69. II. B. 58.
Spoleto II. 108.
Stahl, Georg Ernſt II. 108.
v. Stahremberg, Graf II. 281.
Stanislaus, König v. Polen II. 268.
Steffani II. 105.
Steinberg II. 183.
Steno, Nicolaus, Biſchof von Tripolis I. 193. 194. 360. 372. I. B. 25.
v. Straffard, Graf I. B. 27. II. 404.
v. Stratmann, Graf I. 213. 217. II. 86.
Strauch, Aegidius I. 161. 163.
Strauch, Johann I. 6. 36. I. B. B. 6. 7.
Strimeſius II. 231.
Stultefus II. B. 58.
Sturm I. 249.
Suarez I. 23.
Swammerdam I. 235.
Sydenham I. 128.

Teiſſier II. 183.
Tenzel, W. E.
Textor, Johann Wolfgang I. 42.
Thevenot I. 113. 194.
Thomaſius, Chriſtian I. 27. 47. I. B. 37. II. 140. 191.
Thomaſius, Gottfried I. 47.
Thomaſius, Jakob I. 26. 27. 32. 69. 71. 73. 240. I. B. 30. II. B. 58.
Theiner, Abbé II. 94. II. B. 8.
Thuanus II. 15.
Tindal II. 225.
Toland, Johann II. 224. 225. 226. 227. II. B. 21.
v. Torcy, Miniſter II. 315.
Toricelli II. 102.
Tournemine I. B. 32. II. 314. 315. 316. II. B. 31.
de la Trappe, Abbé II. 93.
v. Tſchirnhauſen, Walther I. 168. 198. I. B. 20.

v. Uffenbach II. 348. 345. 346. II. B. 36.
Ulpian I. 36.

Vagetius I. 199.
Valeſius I. 155.
Varnhagen von Enſe II. B. 11. 21. 92. 103.
Vallet de Virville I. B. 18.
Verjus, Bruder des Grafen v. Crecy II. 10. 94. 100.
Veron II. 60.
Verulamius ſiehe: Baco I. 19.
Vieta II. 185.
des Vignoles, A. II. B. 36.
Villars, Marſchall II. 282.
Viviani II. 91. 101.
v. Vivier, Graf II. B. 14.
Vogt, Bartholomeus I. 6.
Vogt, Dorothea I. 6.
Voigt, Nicolaus II. B. 28.
Voltaire I. 274. 319. I. B. 33. II. 249. 177. II. B. 76.
Voß, Iſak II. B. 63.
Vota II. 100. 202. 203. 204. 209. II. B. 19. 87.

Wagner, Gabriel I. 15. II. 139.
Waldſchmidt Dr. II. 73. II. B. 6.
v. Walenburg, Adrian I. 66. I. B. 18.
v. Walenburg, Peter I. 66. I. B. 14.
v. Wales, Prinz II. 304.
Wallendorf II. B. 59.
Wallis I. 75. 304. 410. I. B. 15. 14.
v. Wedel, Moritz, Requeten-Miniſter II. 187.
Weigel, Erhard I. 26. 82. II. 96. 185. 211. 212. 214.
v. Weihe II. 146.
Weiſe, II. B. 83.
Weſelow II. 85.
Whitaker II. 251.
Wilhelm v. Oranien II. 64.
Wilhelm III., König v. England II. 217.
Wilhelmine Amalie. Tochter Joh. Friedrichs v. Hannover II. 106.
Wilhelmine Charlotte, Prinzeß v. Anſpach, dann v. Wales, Braut Karl III., Gemahlin Georg vide: Cambridge.
Wirkler, geiſtlicher Inſpektor II. 232. 233. 234.
Wiſſowatius, Andreas I. XI. 67. 68.
de Wit I. B. 27.
v. Wittgenſtein, Graf II. 190.
Wittius Dr. II. B. 17.
Wolf, Pater II. 147.
Wolf, Chriſtian I. VII. XIII. 52. I. B. 8. II. 272. 283. 291. 292. II. B. 25. 26. 29. 35.
v. Wolfenbüttel, Erbprinz, Sohn Anton Ulrichs II. 148.

Wotton, Wilhelm I. 125. II. 261.
Wren I. 125. II. B. 60.
Wülfer I. 46.
v. Würtemberg, Herzog II. 112.

v. York, Erzbischof Jean Harp. II. 241. 242. II. B. 23.
Zabarella I. 23. II. B. 54.
Zabel, Johann I. B. 5.
v. Zeiz, Fürst II. 275.
Zimmermann I. 6.
Zinzendorf I. 202. I. B. 27. II. 281. 289. 290.

◆

Druck von Heinrich Richter.

Ferdinand Hirt in Breslau

empfiehlt
einer neuen Aufmerkſamkeit
die

nachſtehenden Bücher ſeines Verlages,

welche durch jede namhafte Buchhandlung des In- und Auslandes zu beziehen ſind.

Ambroſch, Dr. J. Ath, Studien im Gebiete des alt römiſchen Bodens und Cultus. Erſtes Heft. gr. 8. Eleg. broch. 1 Rthlr. 25 Sgr.

Agnes Franz. Eine Lebensſkizze. Mit dem Bildniß der Dichterin. 8. Eleg. kart. 10 Sgr.

Gaupp, Dr. K. F., Die Union der deutſchen Kirchen. gr. 8. geh. 1 Rthlr.

Guhrauer, G. E., Zu Leibnitzens Säcularfeier. Nachträge zu der Biographie: G. W. Freih. von Leibnitz. Für die Beſitzer der Ausgabe von 1842. 8. Eleg. geh. 15 Sgr.

Huſchke, Dr. Ph. E., Ueber den zur Zeit der Geburt Jeſu gehaltenen Cenſus. gr. 8. geh. 27½ Sgr.

Otto, Dr. A. G., monstrorum sexcentorum descriptio anatomica. Accedunt CL. imagines XXX. tabulis inscriptae. Folio majore. Geb. 55 Rthlr.

Paſſows, Franz, Leben und Briefe. Eingeleitet von Dr. Ludwig Wachler, herausgegeben von Albrecht Wachler. Gr. 8. Eleg. cart. 2¼ Rthlr.

Tauſend und Eine Nacht. Arabiſch. Von Dr. M. Habicht. 1—8 Band; fortgeſetzt von Dr. L. Fleiſcher. 9—12. Band. 12mo. Eleg. broch. Vollſtändig in 12 Bänden. Subſcriptionspreis 24 Rthlr.

Theophrasti Eresii opera. Emendata edidit cum apparatu critico Fridericus Wimmer. Tomus primus, historiam plantarum continens. gr. 8. Eleg. geh. 3 Rthlr

Portraits,

durch ſprechende Aehnlichkeit, wie durch künſtleriſche Ausführung der Beachtung würdig:

Agnes Franz. Gez. von Koska. 7½ Sgr.
G. W. Feiherr v Leibnitz. Nach Wernigeroth. 15 Sgr.
Dr. Franz Paſſow. Gez. von Wildt. 20 Sgr.
Dr. David Schulz. Gez. von Beyer. 20 Sgr.

Leibniz

und

Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels.

Ein ungedruckter Briefwechsel
über religiöse und politische Gegenstände.

Mit einer ausführlichen Einleitung und mit Anmerkungen
herausgegeben

von

Chr. von Rommel.

Erster Band.

Frankfurt am Main.
Literarische Anstalt.
(J. Rütten.)
1847.

HALLE
(SAALE)

KOEN. FRIED.
UNIVERS.
ZU HALLE

Druck von Carl Horstmann in Frankfurt am Main.

INHALT

des Ersten Bandes.

Seite.
Vorbericht 1
Einleitung 9
I. Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels 12
II. Leibniz 161
III. Der grosse Unionsversuch und Leibnizens Antheil an demselben 217
Ungedruckter Briefwechsel zwischen Leibniz und Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels. Erste Abtheilung . . 241
I. 1680. 21. April. Leibniz an Landgraf Ernst . . . 243
II. 1680. 31. Mai. Landgraf Ernst an Leibniz . . . 245
III. 1680. Im Herbst. Leibniz an Landgraf Ernst . . 249
IV. 1680. 30/20. November. Landgraf Ernst an Leibniz 254
V. 1680. sine dato. Leibniz an Landgraf Ernst . . . 273
VI. 1680/1681. sine dato. Leibniz an Landgraf Ernst . 290
VII. 1681. 11. Mai. Landgraf Ernst an Leibniz . . . 292
VIII. 1681. 1/11. Juli. Landgraf Ernst an Leibniz . . . 295
IX. sine dato. Leibniz an Landgraf Ernst 298
X. 1682. 12. November. Landgraf Ernst an Leibniz . 300

Seite
XI. 1682. 25/15. November. Landgraf Ernst an Leibniz 303
XII. 1683. 1. April. Landgraf Ernst an Leibniz . . . 308
XIII. 1683. 28. April. Leibniz an Landgraf Ernst . . . 311
XIV. a. 1683. 17/27. Mai. Landgraf Ernst an Leibniz. (Vorantwort) 328
XIV. b. 1683. 21/31. Mai. Landgraf Ernst an Leibniz. (Hauptantwort) 329
XV. 1683. 3. Juli. Leibniz an Landgraf Ernst 343
XVI. 1683. 4/14. August. Leibniz an Landgraf Ernst . . 348
XVII. 1683. 23. August/2. September. Landgraf Ernst an Leibniz 383

Vorbericht.

In der grossentheils noch ungedruckten Leibnizischen Correspondenz *) nimmt der Briefwechsel mit dem Landgrafen Ernst von Hessen sowohl dem Umfang als dem Gehalte nach einen nicht unbedeutenden Platz ein. Schon die zu Hannover befindliche keineswegs ganz vollständige Originalsammlung enthält beinahe hundert und sechzig Stücke. Und was den besonderen Werth der Briefe des Landgrafen betrifft, so lassen wir Leibniz selbst urtheilen. Er schreibt nämlich gleich nach dem Tode des Landgrafen 1693 an den im Haag lebenden berühmten Hugenotten Basnage: **)

„Pour ce que Vous demandez de mes correspondances avec feu Mons. le Prince Erneste de Hesse-Rheinfels, je Vous dirai, qu'il y avait une grande variété de matières dans ses lettres*). Il est vrai, qu'elles roulaient principalement sur les affaires courantes et sur la religion; il avait des grandes correspondances à Rome, en France et ailleurs avec des Jesuites, Jansenistes et autres, et il m'envoyait quelquefois des extraits. Mais il faisait lui-même des reflexions pleines de sincerité et de liberté, sans épargner les gens de sa religion et de son parti, dont il reconnoissoit les fautes avec une ingenuité, qui n'est pas ordinaire; il ne faisoit point de façon en cela avec moi, car il savoit, que je n'abusois pas de la confiance, dont il m'honoroit.« — Und an einer andern Stelle, aus der hervorgehet, dass Basnage auf die Herausgabe dieses Briefwechsels drang: »Je goute encore Votre avis touchant les lettres du feu Landgrave Erneste. Quant au choix à l'egard de celles-ci, je ne serai peut-être que trop scrupuleux pour n'offenser personne. Car un Prince écrit plus librement qu'un autre. Je ne demanderai au libraire qu'un nombre d'exemplaires, en ayant besoin pour des amis, qui me feraient la guerre sans cela.« — Die directen persönlichen Achtungsbezeugungen Leibnizens gegen seinen fürstlichen Correspondenten könnten verdächtig erscheinen. Aber ihre Aufrichtigkeit wird schon durch einen seiner Briefe an Hiob Ludolfi vom Jahre 1692 ausser Zweifel gesetzt, wo er der Kriegsgefahr der Festung Rheinfels, der Residenz des Landgrafen, erwähnt *).

---

*) Die gedruckten Briefe vgl. bei Dutens, Kortholt, Michaelis, Feller, Feder, Guhrauer, Grotefend und Cousin (sowohl im Journal des Savans 1844, Briefwechsel mit Malebranche, als in den Fragmens philosophiques II., Briefwechsel mit dem Abbe Nicaise).

**) Feder Commercii Epistolici Leibnitiani Specimen (Hannover 1805) p. 61, 62 und 68

---

*) Es war damals Sitte, in Ermangelung gedruckter Zeitungen die verschiedenartigsten Nachrichten und Neuigkeiten sich brieflich mitzutheilen.

Von derselben Mannigfaltigkeit des Inhalts wie die Briefe des Landgrafen sind die Zuschriften und Antworten Leibnizens, der ihn aber an Gediegenheit und Umsicht des Urtheils und an tieferer philosophischer Einsicht übertrifft. Beide Correspondenten sind sich gleich in der Bekanntschaft mit allen literarischen Erscheinungen und Zeitbegebenheiten, in dem Reichthum persönlicher Notizen, welche für uns nicht selten ihre Bedeutung verloren zu haben scheinen. Aber in der Auffassung Leibnizens erscheinen dieselben als Glieder und Momente einer politischen oder kirchlichen Zeitbewegung, denen man nur andere Namen unterzuschieben braucht, um sich noch einmal darin abzuspiegeln **).

Leibnizens Plan, seinen Briefwechsel mit Landgraf Ernst (und Andern, besonders Arnauld und Pelisson) herauszugeben, war nicht zu Stande gekommen ***). Aber die Aufmerksamkeit des gelehrten

---

*) Nos Rheinfelsae timemus. Ego maxime, qui Serenissimum loci Principem *mirifice colo*. (Guhrauer Mainz im Jahre 1672. Beilage X. Seite 214).

**) Mutato nomine de te fabula narratur. Horatius.

***) Siehe hierüber Grotefend's Vorrede in seiner 1846 erschienenen Ausgabe des Briefwechsels zwischen Leibniz, Arnauld und Landgraf Ernst.

Publikums ward mehr als einmal auf diesen Punkt hingeleitet; zuerst, als von Murr im Jahre 1779 in seinem Journal für Kunstgeschichte und Literatur (VII. S. 152) seinen Freund, den Kirchenrath Collignon, als künftigen Herausgeber dieses Briefwechsels bezeichnete; hierauf als Spittler in seiner Geschichte von Hannover (1786. II. 292) Leibnizens verdächtige Stellung zu dem katholischen Herzog Johann Friedrich berührte, und sich auf die künftige Publication seines Briefwechsels mit Landgraf Ernst berief. Einige Jahre nachher (1787—1793) erschien in Böhmer's Magazin für Kirchenrecht und Kirchengeschichte (Band I. und II.), das, soviel wir wissen, aus der hannövrischen Originalsammlung gezogene erste Bruchstück jenes Briefwechsels, welches von allen neueren Schriftstellern bis auf Guhrauer benutzt worden ist, um den bisher Leibnizens Stellung zum Katholicismus bedeckenden Schleier zu lüften. Denn in der neuesten Grotefendschen Ausgabe des philosophisch-theologischen Briefwechsels zwischen Leibniz und Arnauld, wobei Landgraf Ernst nur die Rolle eines Vermittlers übernahm, wird die kirchliche Hauptfrage fast gar nicht berührt.

Der unterzeichnete Herausgeber der hier zum erstenmal im Druck erscheinenden Briefsammlung ward schon in früheren Zeiten auf den bedeutenden in der Bibliothek des letzten Landgrafen von Hessen-

Rotenburg aufbewahrten Nachlass des Landgrafen Ernst, Stammvaters dieser Nebenlinie, aufmerksam gemacht, und in den Stand gesetzt, die aus einer langen Reihe gebundener Convolute bestehende Handschriftensammlung der landgräflichen Correspondenz mit Leibniz u. A. zu benutzen. Es ist bekannt, dass fast alle Correspondenten Leibnizens dessen Briefe so hoch schätzten, dass sie Abschriften derselben an andere Gelehrten sandten *), und wie Leibniz selbst die Gewohnheit hatte, die Originalbriefe des Landgrafen und anderer Correspondenten, nebst den zuweilen auf den Umschlag derselben entworfenen Brouillons seiner eigenen Antworten zu sammeln **), so liess auch Landgraf Ernst alle Zuschriften und Antworten Leibnizens und seiner übrigen Correspondenten copiren, chronologisch ordnen, und in seinem Archiv aufbewahren.

Zu dem Nachlass des Landgrafen, welcher die hannövrische Originalsammlung hin und wieder ergänzt, fand der Herausgeber in der Handschriftensammlung der Casselschen Bibliothek nicht nur einzelne Originalbriefe Leibnizens an Casselsche Gelehrte (besonders Schmincke und Fr. Lucae) mit der Abschrift wichtiger an Landgrafen Ernst gerichteten Briefe, sondern auch eine vollständige Copiensammlung seines Briefwechsels mit dem Landgrafen vom Jahre 1692. Es kam nun darauf an, diesen literarischen Schatz aus der Originalsammlung zu Hannover zu ergänzen. Der Herausgeber überzeugte sich nämlich bald nach der durch das königl. hannövrische Staatsministerium erhaltenen, mit grossem Dank zu erkennenden Mittheilung der gewünschten Originalien, dass eine Veröffentlichung sämmtlicher Briefe dieser Correspondenz weder ausführbar, noch im Interesse des Publikums rathsam sei. Die Handschrift des Landgrafen ist ausser seiner flüchtigen weitschweifigen und oft confusen Diction fast ganz unleserlich, die feiner und sinniger aber ebenfalls nicht sehr deutlich geschriebenen Brouillons und Originalconcepte Leibnizens hin und wieder durch Correcturen oder Ergänzungen so entstellt, dass man sich glücklich schätzen musste, sie durch authentische Copien und Reinschriften des Landgrafen ersetzen zu können *). Und was den wissenschaftlichen

---

*) So z. B. Huet, Bischof von Avranches, an den Abbé Nicaise zu Dijon. Cousin fragmens philos. II. 208.

**) Dies ist die Grundlage der Originalsammlung zu Hannover. Wir finden jedoch ein mit der Bezeichnung „remittatur", deren sich auch Landgraf Ernst bediente, versehenes Original-Concept Leibnizens vom Jahre 1684 $^{10}/_{20}$ Oct., den er wahrscheinlich an J. H. Schmincke sandte, unter der Handschriftensammlung der Casselschen Bibliothek.

---

*) Dieselben übertreffen jedenfalls die mir aus Hannover mit den Originalien mitgetheilten alten Abschriften, welche theils fehlerhaft, theils lückenhaft erscheinen.

Werth mancher landgräflichen, nur Empfangsbescheinigungen und Personalnotizen enthaltenden Schreiben anbetrifft, so erschien eine Mittheilung derselben nur da gerechtfertigt, wo sie um des Zusammenhangs willen nicht entbehrt werden konnten. Der Herausgeber entschloss sich daher die Lücken seiner Sammlung, besonders von den Jahren 1680 bis 1683 und vom Jahre 1693, aus den hannövrischen Originalien zu ergänzen, und eine solche Auswahl zu treffen, wobei den werthvolleren Leibnizischen Briefen überall der Vorzug gegeben würde.

Der ganze folgende in zwei Bänden herauszugebende Briefwechsel, mit dem Jahre 1680 beginnend, während einer grossen Reise Leibnizens in den Jahren 1689 und 1690 unterbrochen, umfasst dreizehn Jahre. In der ersten Abtheilung sind die von Böhmer in dem »Magazin für Kirchenrecht« u. s. w. B. I. und II. schon veröffentlichten Briefe der Jahre 1683 bis 1685 nach dem ausdrücklichen Wunsche des Verlegers, sowohl um der Vollständigkeit willen, als wegen der Seltenheit jenes Buches noch einmal abgedruckt. Alle übrigen erscheinen hier zum erstenmale *).

Die Orthographie, damals bekanntlich noch sehr

---

*) Einige jetzt auch von Grotefend in dem Leibnizisch-Arnauldischen Briefwechsel mitgetheilte Briefe ausgenommen.

unregelmässig, ist mit Ausnahme einiger zu auffallenden Stellen allenthalben beibehalten.

Es bleibt uns noch übrig, die Ausführlichkeit der folgenden Einleitung, welche füglich als eine besondere Abhandlung über Landgraf Ernst, Leibniz und das damalige Unionsprojekt angesehen werden könnte, zu erklären. Der Herausgeber, zur Erläuterung einzelner dunkler Stellen des Briefwechsels verpflichtet, fand nämlich nach mannigfaltigen Proben, dass der grösste Theil der von ihm entworfenen Anmerkungen erspart werden könnte durch eine umfassende Darstellung, in welcher die geistige Persönlichkeit der beiden Correspondenten sammt den ihrem Briefwechsel zum Grunde liegenden Zeitereignissen und Motiven ihren Platz fände. Auch benutzte er diese Gelegenheit, um im Vordergrunde (bei der Darstellung des Kampfes der reformirten Prediger mit dem convertirten, eifrig-katholischen Landgrafen Ernst) die ächte reformirte Lehre in ihrer ganzen Reinheit und Schärfe hervortreten zu lassen, welche späterhin bei dem universalen Unionsprojekt des milden weltweisen Leibniz eine Zeit lang gänzlich zurücktritt.

Rommel.

Einleitung.

Landgraf Ernst, Leibniz und der grosse Unionsversuch.

Eine zum Verständniss des folgenden Briefwechsels ausführliche Darstellung der damaligen kirchlichen und politischen Zustände.

Einleitung.

Der Briefwechsel ausgezeichneter Männer, welche die Hauptbegebenheiten ihrer Zeit besprechen, und von den leitenden Ideen derselben getragen werden, hat einen eigenthümlichen Reiz. Er vergegenwärtigt uns ihr eigenes Leben, und entdeckt uns die geheimen Beweggründe, die verborgenen Triebfedern der Personen und Ereignisse, deren Zuschauer und Theilnehmer sie waren. Gehören sie, wie Landgraf Ernst und Leibniz, zweien verschiedenen Richtungen an, stehen sie auf einem Standpunkt, der sie über den Streit der Partheien erhebt, eröffnen sie uns die Kenntniss der Missverständnisse und der Missgriffe, deren Vermittlung sie übernehmen, bezwecken sie die Ausgleichung und Förderung der höchsten Interessen der Menschheit, die Reform der kirchlichen und politischen Culturzustände, so rechtfertiget sich der Enthusiasmus unserer Zeit für die Erforschung und Herausgabe ihres schriftlichen Nachlasses. Lessing, der mit Leibniz demselben Prinzip huldigte, dass man die Wohlthaten ächter Aufklärung der ganzen Menschheit mittheilen müsse[*], erklärte einst, wenn es ihm nachginge, dürfe Leibniz keine Zeile vergeblich geschrieben haben. Und wenn gleich keine Parallele zwischen Leibniz, dem Repräsentanten zweier Jahrhunderte, dessen vielseitiger freier Geist in alle Wissenschaften eindrang, und dem Landgrafen stattfindet, den seine Conversion zu den Studien der katholischen Theologie geführt hatte und der in seinem höheren Alter sich auf den Frieden seiner Seele beschränkte, so hoffen wir doch den Leser zu überzeugen, dass die Hochachtung und Bewunderung, welche der Weltweise dem Fürsten zollte, einen tiefen bisher nicht genug gewürdigten Grund hatte. Es war die grosse religiöse Idee der kirchlichen Wiedervereinigung — von Seiten des Landgrafen auf dem Boden der römisch-katholischen Kirche, unter offenherziger Anerkennung aller Missbräuche ihrer Praxis und dem sehnlichen Wunsche ihrer Reform; von Seiten Leibnizens unter der grossartigen Vorstellung von der inneren Communion der allgemeinen christlichen Kirche — welche beide zusammenführte und eine wesentliche Grundlage ihres Briefwechsels bildete.

---

[*] Paulus I Timoth. II, 4. »Welcher will, dass *allen Menschen* geholfen werde, und dass sie zur Erkenntniss der *Wahrheit* kommen.«

I. Landgraf Ernst von Hessen Rheinfels [*]).

1. Uebersicht seines politischen und Privatlebens.

Landgraf *Ernst* (geb. 1623, gest. 1693) war einer der jüngsten Söhne jenes gelehrten, durch seine politische Freundschaft mit Heinrich IV. *) und mit der Republik Genf, durch seinen standhaften Widerstand gegen den habsburgischen Despotismus berühmten Landgrafen Moritz, welcher mit seiner zweiten energischen Gemahlin Juliane von Nassau die Consequenzen der Reformation bis auf die äusserste Spitze trieb. Er that dies aus vollkommener Ueberzeugung, mit Hülfe der trefflichsten und vielseitigsten Anstalten des öffentlichen Unterrichts und der wissenschaftlichen Aufklärung, in welchen der Papismus von jeher seine gefährlichsten Gegner erkannte. Das Geburtsjahr des Prinzen Ernst war die Todesstunde aller Schöpfungen seines hochstrebenden Vaters; dem ungerechten Regensburger Verdammungsurtheil, welches Hessen-Cassel der jüngeren mit den Ferdinanden von Oesterreich verbundenen Linie Preis gab, folgte das blutige Executionsheer des eisernen, in unsern Tagen so unverschämter Weise gefeierten Tilly. Binnen etlichen Jahren verschwanden Schulen, Seminarien, Odeen, Theater; die von Landgraf Moritz zuerst grossartig aufgefasste Nationalmiliz wurde zerstreut, und im Laufe des von den Jesuiten und Papisten angezündeten, von Ferdinand II. im Einverständniss mit dem Papste fortgesetzten Restaurationskriegs ward das sonst so blühende Hessenland in eine mit den Trümmern fast aller Provinzialstädte, mit der Asche von dreihundert Dörfern bedeckte Einöde verwandelt. Die Standhaftigkeit Wilhelms V., eines Halbbruders des Landgrafen Ernst, welchem sein verzweiflungsvoller Vater mit der Landesregierung die Rache seines Hauses aufgetragen hatte, die Klugheit und Energie der Landgräfin Amalie Elisabeth, welche die Hauptstütze der protestantischen Bundesgenossen, der Schweden und Franzosen

---

[*]) Der allgemeine Name der im Jahre 1834 ausgestorbenen Hessen-Casselschen Nebenlinie, deren Stammvater Landgraf Ernst war, ist zwar *Hessen-Rotenburg*. Seit aber die niedere Grafschaft Katzenelnbogen mit der Festung *Rheinfels* dazu geschlagen wurde, wo Landgraf Ernst seinen Hauptsitz nahm und besondere Vorrechte genoss, wählte er sich selbst den Beinamen von *Hessen-Rheinfels*.

---

*) S. meine Correspondance de Maurice le Savant L. d. H. avec Henri IV. Paris 1840. Ausserdem m. Hess. Gesch. B. VI und VII.

war, rettete zwar den hessischen Staat, und den durch die Anerkennung der Reformirten gestärkten Protestantismus, aber auf Unkosten der Integrität des Reiches und der Autorität des Kaisers.

Unterdessen hatte Landgraf Moritz, der Vater von 18 Kindern erster und zweiter Ehe, für die letztere eine der Landeshoheit und Primogenitur unterworfene Universalquart aller damaligen und noch zu erwerbenden Hessen-Casselschen Länder gestiftet (1627); die Söhne der Landgräfin Juliane, welche die erste deutsche Legion zum Dienste Gustav Adolfs ausgerüstet hatte, erwuchsen unter den Hoffnungen, welche ihnen der Waffensieg der Alliirten und die darauf folgende Wiederherstellung und Länderentschädigung Hessen-Cassels eröffneten. Der älteste, Philipp, war als dänischer Reiterobrist in der Schlacht bei Königslutter gefallen, und der zweite, Hermann, eine zeitlang Verwalter jener hessischen Quart, widmete sich wegen körperlicher Gebrechen derselben friedlichen und erhabenen Wissenschaft, welche seinen Grossvater, Wilhelm den Weisen, den Freund und Beschützer Tycho de Brahe's, so oft entzückt hatte. Aber die anderen, Moritz, Friedrich, Christian und Ernst traten insgesammt in den schwedischen und hessischen Kriegsdienst. *Moritz*, ein bildschöner Jüngling, der die letzten Jahre seines von ihm innigst geliebten Vaters durch Gesang und Saitenspiel erheiterte, ward zuerst mit einer eindringlichen Zuschrift dem siegreichen Schwedenkönig entgegengesandt. Von Gustav Adolf, der sich wohl erinnerte, dass ihn der alte Landgraf schon im Jahre 1618 zur Befreiung Deutschlands aufgefordert hatte, liebreich empfangen und in dem 15. Jahre seines Alters als Rittmeister angestellt, folgte er ihm nach Nürnberg, zeichnete sich in einem scharfen Scharmützel mit den Croaten aus und benachrichtigte seinen Vater von allen Fortschritten der schwedischen Waffen. Aber von den Blattern heimgesucht überlebte er Beide nur um ein Jahr († 1633). *Christian*, welchem selbst sein Bruder Ernst den Vorzug der gelehrten Bildung einräumte (alle vier Brüder mussten täglich vier Kapitel aus der Bibel lesen, Moritz italienisch, Friedrich französisch, Christian lateinisch, Ernst deutsch) begann seine Laufbahn in Gemeinschaft mit Ernst, unter der Aufsicht eines streng reformirten Rechts- und Gottesgelehrten, Adolf Fabricius, mit einer Reise in Holland, England (wo Fabricius die geistliche Ordination empfing), Frankreich, Genf und Italien. In Begriff sich dem Herzog Bernhard von Weimar anzuschliessen, erfuhr Christian dessen plötzlichen Tod. Beide besuchten mit ihrem älteren Bruder Friedrich, der damals die Absicht hatte, das verwaisete weimarsche Heer an sich zu ziehen, die prachtvolle Ruhestätte Bernhard's in der St. Stephanskirche zu Breisach. Während Friedrich, dem der König von Frankreich eine Befehlshaberstelle verweigerte, eine schwedische Reiterobristenstelle annahm, Ernst in Genf bei einem alten Ingenieur Gustavs Adolfs die Kriegswissenschaft erlernte, begab sich Christian zur Königin Christine nach Stockholm; von ihr und Oxenstierna dem General Baner zu einem ansehnlichen Kriegsamt empfohlen, folgte er demselben nach Bückeburg und Hildesheim; hier erlag er in der Blüthe seiner Jahre zugleich mit dem letzten Grafen von Schauenburg den Folgen eines verderblichen Gastgelages, wodurch auch der schwedische Feldherr seine Tage verkürzte (1640).

Noch war *Friedrich* übrig; in seiner Jugend der tolle Fritz, späterhin der Tapfere genannt. Unstät und den Studien abgeneigt diente er schon 1631 in seinem vierzehnten Jahre als Hauptmann des grünen hessischen Regiments bei der Belagerung und Einnahme von München, 1632 in dem Treffen bei Nürnberg, hierauf in Holland, und wohnte seit 1640, bis zum westphälischen Frieden, als Obrist eines schwedischen Reiterregiments allen schwedischen Feldzügen bei. Als er, vermählt mit der Pfalzgräfin Eleonore Catharine, einer Schwester des Königs Carl Gustav von Schweden, ohne männliche Erben im Jahre 1655 vor dem polnischen Städtchen Costian fiel, und auch Hermann drei Jahre nachher zu Rotenburg kinderlos starb, ward Landgraf *Ernst* der Universalerbe der ganzen Hessen-Casselschen Quart. Dieselbe bestand, in Niederhessen, aus den Schlössern, Städten und Aemtern von Rotenburg, Eschwege, Wanfried, Witzenhausen, Ludwigstein nebst der Herrschaft Plesse und aus einem Antheil von Treffurt; am Rhein aus der die Festung *Rheinfels* enthaltenden niederen Grafschaft Katzenelnbogen (nebst einem Antheil an Umstadt) hier besonders mit grossen, nur die landesfürstliche Oberhoheit ausschliessenden Gerechtsamen

Zur Lebensbeschreibung dieses merkwürdigen Fürsten hat er selbst in einem zahlreichen handschriftlichen Nachlasse und in seinem gedruckten «Portrait» mannichfache characteristische Züge geliefert *)

Seine erste Erziehung unter Aufsicht seiner Mutter war so theologisch, dass er täglich dreimal zum Gebet, zum Liedersinger und Bibellesen angehalten wurde; Sonntags zwei, Mittwochs und Freitags eine Predigt hören musste; den Heidelberger] Katechismus ganz, 800 Hauptsprüche aus der Bibel auswendig zu wissen, war Schülerpflicht; des Sonntags einen Brief zu schreiben oder einen weltlichen Schriftsteller zu lesen, streng verboten. Die Bibel, die er in seinem Leben mehr als dreissigmal vom Anfang bis zum Ende durchlesen hat, zu paraphrasiren und theologische und moralische Betrachtungen

---

*) Vergl. den Artikel *Ernst* in Strieder's «Hessischer Gelehrtengeschichte» und die Handschriften der Casselschen Landesbibliothek 4to, Nro. 46. 60. 66. fol. 51. 58. 60. 121. 155.

aufzusetzen, machte ihm Vergnügen. Seine übrigen Jugenderinnerungen, die sehr weit zurückgehen, bezeichnen seinen ausgelassenen Muthwillen. Als er einst in Melsungen bei seinem abdicirten, zuletzt sehr verdriesslichen Vater statt der ihm verhassten warmen Speisen eingemachte Himbeeren naschte, und einen Schlag des alten Landgrafen auf die Hand so geschickt parirte, dass dieser zu seinem eigenen Schaden auf den Tisch schlug, ward er mit Ruthen gestrichen, des anderen Tages aber zu seinem Geburtstage mit einem diamantenen Ring beschenkt. Alle den hessischen Hof damals besuchenden Fürsten hatten ihren Scherz mit dem aufgeweckten witzigen Knaben, so im Jahre 1631 Herzog Bernhard von Weimar, 1632 der unglückliche Friedrich von Böhmen, der bei einem Tauffest in Cassel dem mit seinen Geschwistern aufgestellten neunjährigen Prinzen sein seidenes Mäntelchen entwandte, und sich königlich ergötzte, als dieser ihn verfolgte und als Dieb ausschrie; 1633 der Herzog Georg, Stammvater von Braunschweig-Lüneburg, den er im goldenen Saal zu Cassel trotz seiner grauen Haare in gelben Maroquin-Stiefeln mit grossen Sporen einhertanzen sah. Mit einer grauenhaften Empfindung sah er den ersten in Cassel erschienenen Jesuiten, der als Begleiter seines Oheims, des Grafen Johann von Nassau-Siegen in der Wohnung der Landgräfin Juliane fast heimlich beherbergt wurde. Auch auf seiner vierjährigen Reise in Frankreich und der Schweiz mit seinem eifrigen Lehrmeister, Adolf Fabricius (zu dessen Rigorismus ein nothgedrungenes Cölibat wohl nicht wenig beitrug*), alle reformirte Academien und Kirchen besuchend, blieb Ernst noch ein eifriger Calvinist. Besonders liebte er die hugenottischen Geistlichen zu Charenton bei Paris, bei denen er, wie auch zu Genf, der dortigen Sitte gemäss viermal des Jahres das heilige Abendmahl genoss. Er las mit gleicher Andacht ihre geistlichen Lehrbücher: La pratique de Pieté, La Sonde de la Conscience u. s. w. Doch begann er schon damals, in seinem vierzehnten Jahre, sich in seiner unwiderstehlichen Neu- oder Wissbegierde etwas zu emancipiren. Zum Verdruss seines Pädagogen besuchte er mit seinem Bruder den päpstlichen Vice-Legaten zu Avignon; wohnte gern den Horis canonicis und dem Gesang der Psalmen in den Pariser Karthausen bei, nur die Kirchenmessen der Morgenzeit vermeidend, um nicht wie er damals schrieb, bei dem Götzendienst der Hostie knien zu müssen. Nach einer feierlichen Audienz bei Ludwig XIII., wo die Pariser Hofdamen seine feine Gesichtsbildung bewunderten, besuchte er auch den berühmten Kapuziner-General Joseph. Als ihn aber dieser in der Gesellschaft eines andern Pfaffen scherzend ermahnte, in den Schoos der alleinseligmachenden Kirche zurückzukehren, rief er *Nein, nein*, und zog den Kapuziner, der ihn trotz aller Abwehr über den Hof begleiten wollte, zum allgemeinen Gelächter an seiner Chorde zurück.

---

*) Carebat Fabricius membro, quod virum facit, quippe quod ipsi puero quinquenni vel sexenni porcetia quaedam, seu porcus foemina, quae vulgo Docke audit, cum porcellis ante aedes parentum obambulans, mordicus abstulerat. (Strieder a. a. O. IV. 30.)

Im Jahre 1641, nach vollendeten Reisen und Studien begann er seine kriegerische Laufbahn als Freiwilliger bei der (von ihm beschriebenen) französischen Belagerung und Eroberung der Festungen Aire in Artois und Bapaume in der Picardie. Bald nachher in hessischen Diensten, erst als Capitain des Fussvolks, dann als Obristlieutenant und Oberster der Reiterei, zeichnete er sich besonders im Jahre 1645 in dem für die Hessen äusserst ruhmvollen Treffen bei Allerheim (wo er Condé und Turenne zur Seite stand) so aus, dass ihm der König von Frankreich ein sehr verbindliches Danksagungsschreiben und ein Geschenk von 6000 Livres zusandte. (Der

König fügte späterhin, 1662, bei einer Zusammenkunft zu St. Germain, in Erinnerung seiner Waffenthaten, eine goldene mit Diamanten besetzte Kette hinzu.) Gegen das Ende des dreissigjährigen Kriegs, als Frankreich sich beeiferte ein hessisches Truppencorps gegen Spanien in Sold zu nehmen, glaubte der Prinz, jetzt Generalmajor, die Stelle eines hessischen Oberbefehlshabers ansprechen zu können. Seine Nebenbuhler waren Herzog Heinrich Carl von Tremouille genannt Talmond, Prinz von Tarent (und Prätendent von Neapel), der Bräutigam der Prinzessin Aemilie, der ältesten Tochter der regierenden Landgräfin Amalie Elisabeth, Karl von Rabenhaupt, Freiherr von Sucha, und Geiso, der Sieger von Allerheim, Sohn eines hessischen Rentmeisters. Der Vorzug, den Amalie Elisabeth dem biedern bisher allenthalben siegreichen Geiso ertheilte, scheint damals den hessischen Prinzen in seinem Patriotismus noch nicht erschüttert zu haben. Denn als Geiso kurz vor dem Ende des Krieges, um die Münsterschen Quartiere zu sichern, mit einem ansehnlichen Corps nach Lippstadt zog, aber von dem kaiserlichen General Lamboi verfolgt sich in die Festung Geseke werfen musste, wo er von einem übermächtigen Feind umschlossen in grosser Gefahr war, übernahm es Landgraf Ernst, gerade in Cassel am Hofe der Amalie Elisabeth anwesend, das hessische Corps zu entsetzen. Der Landgraf sollte nämlich mit einem auserlesenen Reiterhaufen in nächtlicher Stille vor Geseke rücken, das nächste am Salzkoter Thor abstehende feindliche Regiment des Herzogs von Holstein abtreiben, und hier so lange Stand halten, bis der Oberbefehlshaber, während eines an der entgegengesetzten Seite zum Schein veranstalteten Ausfalls, sich zu ihm schlüge. Mit grosser Vorsicht erfüllte Landgraf Ernst seinen Auftrag; aber während er am frühesten Morgen seine Ankunft durch Pauken und Trompetenschall verkündete, den Feind in Schrecken setzte und glücklich auseinander sprengte, aber auch den hessischen Oberbefehlshaber (nach dessen nachheriger Behauptung) irre leitete, brach dieser an einer andern Seite hervor, ging links über die Lippe, und rettete sich nach Lippstadt. Landgraf Ernst aber, verlassen und trotz seiner persönlichen Tapferkeit abgeschnitten, verlor 500 Reiter und gerieth in kaiserliche Gefangenschaft *).

Sieben Wochen in Paderborn festgehalten und nur auf etliche Tage nach Cassel zur Kindtaufe seines ersten Sohnes Wilhelm auf Ehrenwort entlassen (er war seit dem Jahre 1647 mit einer Gräfin von Solms Lich, Marie Eleonore vermählt), ward der hessische Prinz unter dem Vorwand eines Mangels kaiserlicher Genehmigung trotz eines bestehenden Cartells erst nach der für die Hessen siegreichen Schlacht bei Grevenbruch kurz vor dem westphälischen Frieden ausgewechselt. Nicht ohne Absicht hatte man ihm gleich Anfangs in dem Städtchen Stormode eine Schlafkammer mit dem jesuitischen Beichtvater Lamboi's, dem Pater Schott angewiesen: man bemerkte schon damals an dem Prinzen eine grosse Gesprächigkeit über Religionsangelegenheiten. Als Pater Schott an der Tafel des kaiserlichen Feldherren von dem lutherischen Herzog von Holstein unter einem Seitenblick auf Landgraf Ernst gefragt wurde: Nicht wahr mein lieber Pater, von uns Lutherischen

---

*) Vergl. das Hanauer Magazin 1783. B. VI. Die eigene ausführlichere Erzählung des Landgrafen selbst findet sich in dem reichen Convolut der Mss. Hassiaca der Casselschen Bibliothek. 4to. 66. Bei seiner Gefangennehmung, wo er beinahe das Schicksal des von einem habsüchtigen Soldaten bei Königslutter ermordeten hessischen Prinzen Philipp gehabt hätte, trug der Landgraf, damals Generalmajor, einen »mit goldenen und silbernen Galaunen ganz chamarirten Pelz mit übergüldeten massiven Knöpfen, eine schöne blaue mit goldenen und silbernen Franzen besetzte Schärpe, roth chamarirte Hosen und Aermel in seinem Collet, dazu eine weise Feder auf dem Hut.«

habt ihr ein anderes Concept als von den Calvinisten? antwortete der Jesuit, er sehe keinen andern Unterschied als den zwischen einer alten hässlichen und einer alten nicht hübschen Frau!"*)

Der westphälische Friede war für Landgraf Ernst der Anfang seiner politischen und kirchlich-literarischen Laufbahn. Eine Zeitlang schien er noch die Blüthe seiner Jahre dem unsichern Kriegsgott opfern zu wollen. Der Erzherzog Leopold von Oesterreich (1649), der nach der Hinrichtung seines Vaters exilirte, von den Schotten unterstützte König Karl II. von England (1650), der mit Brandenburg kriegende katholische Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg (1651), der Herzog Karl von Lothringen, trugen ihm nacheinander den Oberbefehl ihrer Truppen an, und noch im Jahre 1663, als Ernst zuerst unter allen deutschen Fürsten nach Wien eilte, und dem Kaiser seine Dienste gegen die Türken anbot, ernannte ihn Leopold I. zum General-Feldmarschall-Lieutenant. Aber alle diese militärischen Entwürfe des L. Ernst traten bald in den Hintergrund, zuerst vor dem Plane, auf Unkosten der regierenden Linie zu Cassel einen neuen unabhängigen Staat am Rhein zu bilden, hierauf vor den theologischen und literarischen Streitigkeiten, in welche ihn sein Uebergang zur römisch-katholischen Kirche und seine Neigung zum Proselytismus verwickelte. Auch sein

---

*) Weit liberaler als der fanatische Mönch, welcher hundert Jahre früher dem in Nassau wegen seiner lutherischen Predigten zum Feuertode geführten, ächt christlichen Leonhard Kaiser (s. Münchs histor. Schriften II.) das Crucifix noch vor dem Scheiterhaufen mehr als einmal ins Gesicht stiess, warf dieser gewandte Pater Schott, als sich Landgraf Ernst über die abergläubische Verehrung der Heiligenbilder und Cruzifixe ausliess, zur Widerlegung dieses Vorurtheils sein eigenes metallenes Crucifix so lange in's Caminfeuer, bis es der Landgraf selbst wieder heraus holte.

Umgang mit vielen trefflichen Gelehrten des In- und Auslandes, die Welterfahrung, welche er auf seinen häufigen Reisen nach Wien, nach Frankreich und Italien, besonders in dem lebenslustigen Venedig, sammelte, gaben seinem Geiste eine neue Richtung.

Hessische Angelegenheiten.

Das hessische Erstgeburtsrecht, womit die landesfürstliche Alleinregierung unter Ausschliessung aller jüngeren und apanagirten Prinzen verknüpft ist, zuerst unter Kaiser Rudolf für Hessen-Darmstadt, dann unter Ferdinand II. für Hessen-Cassel bestätigt, war im westphälischen Frieden zu Gunsten beider regierenden Linien zu einem Reichsgesetz erhoben worden. Sie hatten sich im Jahre 1647 durch einen geheimen Vertrag verpflichtet, unbeschadet der den Brüdern und Vettern ihres Hauses durch väterliche Vermächtnisse und Erbverträge zukommenden Ansprüche jenes Vorrecht mit gesammter Hand zu behaupten. Die abgetheilten Prinzen liessen sich dadurch nicht schrecken, besonders Landgraf Ernst, der zur Zeit der Stiftung und Bestätigung der Rotenburgischen Quart noch minderjährig war, und seit der Hessen-Casselschen Erwerbung des Fürstenthums Hersfeld und der Grafschaft Schaumburg seine Ansprüche auf eine Ergänzung der Universalquart geltend machte. Er benutzte zuerst die Minderjährigkeit des Hessen-Casselschen Regenten, Wilhelm VI., seines Neffen, der erst kurz vor seinem Regierungsantritt (1650) und nach seiner Verheirathung mit Hedwig von Brandenburg ein auf seine Person gerichtetes kaiserliches Volljährigkeitsprivilegium erhielt, hierauf die kaiserliche Gunst nach seinem Uebertritt zur katholischen Religion (1651). Die Staatsklugheit der Landgräfin Amalie und ihrer Gesandten, der klare Inhalt des westphälischen Friedens verhinderte zwar den Hauptplan des Landgrafen Ernst und der von ihm bestochenen Wiener Reichshofräthe, aber erst nach vierjährigen Unterhandlungen im Jahre 1654 kam auf dem Reichstag zu Regensburg zwischen der regierenden Linie und Hessen - Rotenburg-Rheinfels ein umfassender Hausvertrag zu Stande, welcher in etlichen Artikeln den Keim zu hundertjährigen Streitigkeiten in sich trug. Zwar behauptete die regierende Linie mit der Primogenitur und einem hinzugefügten permanenten kaiserlichen Majorennitätsprivilegium (für das achtzehnte Jahr des Erstgebornen) die landesfürstliche, weltliche, geistliche und militärische Oberhoheit über die Universalquart der Nebenlinie, welche auch auf ihre Ansprüche an Hersfeld und Schaumburg verzichten musste; aber den übrigen dem Landgrafen Ernst in der niederen Grafschaft Katzenelnbogen zugestandenen Superioritäts- und Territorialrechten fehlte fast nur eine Reichsstimme *). Von besonderer Wichtigkeit war die bisher in Hessen-Cassel unerhörte Gestattung der freien katholischen Religionsübung und das Besatzungsrecht zu Rheinfels und Katz. Es ward nämlich jene Religionsübung privatim der Familie und dem Hofstaat des Landgrafen und seinen Nachkommen auf dem Schloss Rheinfels und auf allen ihren Residenzen und Amthäusern für die Zeit ihres Aufenthalts, ausserdem aber der öffentliche Gottesdienst an zwei Orten, zu Nastädten und Langenschwalbach (späterhin auch zu St. Goar) unter der Erlaubniss neuer Kirchenbauten gestattet. Zwar war jede Beeinträchtigung und Verkümmerung der

---

*) Vergl. überhaupt die Rotenburgischen Verträge in dem Casselschen Abdruck von 1762 und in dem Rotenburgischen von 1774. Die Oberhoheitsrechte der Linie wurden durch einen Casselschen Reservaten-Commissarius überwacht, der bei Landgraf Ernst einen schweren Stand hatte.

evangelischen Kirche, Lehre und Güter streng verboten, und Landgraf Ernst musste sich erblich verpflichten, innerhalb jener Grafschaft keinerlei katholische Collegiatkirchen, Klöster oder Seminarien anzuordnen. Aber der Weg des Proselytismus, den auch seine convertirte Gemahlin einschlug, war bald gefunden, man hatte ihm bei der Wahl der Ordensgeistlichen freie Hand gelassen und er selbst rühmte sich späterhin, die Unwissenheit oder Nachlässigkeit der Casselschen Geheimenräthe, welche den Ausdruck Collegiatkirchen für umfassend gehalten hatten, zur Errichtung eines Jesuiten-Collegiums benutzt zu haben. Gleich misslich und dem Streit ausgesetzt waren etliche Bestimmungen über das Besatzungsrecht zu Rheinfels und auf der Katz: der Sammteid der Garnison, die gemeinsamen Kosten des Unterhalts, die der regierenden Linie »bei nothwendigen und unvermeidlichen Reichs- und Kreisfällen« vorbehaltene Oeffnung der Festen und Städte dieses Gebiets — wobei der Zweifel über Kriegs- oder Friedenszeit entstand —; selbst die dem Landgrafen von Rheinfels vorgeschriebene Bedingung, jene Festen nur zum Besten des Vaterlandes und der regierenden Linie, ohne irgend eine Einräumung an fremde oder ausländische Mächte, zu wahren und zu vertheidigen, wurde von beiden Seiten verschieden erklärt. Die Festung Rheinfels, einst im Jahr 1255 von 9000 Reisigen des rheinischen Bundes ein ganzes Jahr hindurch umsonst belagert, war damals an der Grenze des Reiches und in den Kriegen gegen Ludwig XIV. von besonderer Wichtigkeit, Landgraf Ernst verwandte zu ihrer Verstärkung und Erweiterung (mit zwei neuen Schanzen), seiner Aussage nach zwei Millionen landschaftlicher Gelder, und 200.000 Thaler aus eigenen Mitteln. Der grosse Antheil, den Landgraf Carl als Haupt des regierenden Hauses und als oberrheinischer Kreisobrist an den Reichskriegen gegen Frankreich nahm, die Einmischung der dem Landgrafen zu Rheinfels

günstigen katholischen Mächte, erhoben alle diese Fragen nicht
blos zu Reichs-, sondern auch zu Religions-Angelegenheiten.
Landgraf Carl, dem die Unterhaltung der Festungswerke zu
drei Viertheilen oblag,* setzte es zwar im Jahre 1683 durch,
dass zu der Oeffnungsgerechtigkeit noch das Recht der Ver-
stärkung der oft buntscheckigen Garnison mit seinen hessischen
Soldaten festgesetzt wurde; er verstattete selbst den kaiser-
lichen' Truppen keinen Eingang; aber bis zum Jahre 1692, wo
Marschall Tallard die Feste Rheinfels mit 18,000 Mann angriff,
und Landgraf Carl durch einen kräftigen Entsatz dem deutschen
Reiche einen wesentlichen Dienst leistete, und seiner Autori-
tät über die Nebenlinie das Uebergewicht verschaffte, war
dieser wichtige Pass, durch den Eigensinn oder den Verrath
des von französischen Jesuiten misleiteten Landgrafen Ernst,
mehr als einmal in Gefahr, in die Hände des Reichsfeindes zu
fallen. Man hat erst in neuster Zeit die Authenticität der schon
damals intercipirten Briefe dargethan, in denen Landgraf Ernst.
seit 1663 in Unterhandlung mit dem französischen Minister
Lyonne, Ludwig dem Vierzehnten zuerst den Pass, dann die
Ueberlieferung der Festung Rheinfels gegen ein Jahrgehalt und
etliche baare Summen in seinem und seiner beiden Söhne.
Wilhelm und Carl, Interesse anbot *): eine offenbare Verletzung
des eidlichen Vertrags mit Hessen-Cassel und der Verpflichtung
gegen das Reich. Aber die historische Unpartheiligkeit ge-
bietet, auch der in seinen nachgelassenen Papieren enthaltenen
Gründe zu erwähnen, womit er dies diplomatische Kunststück
(wie es seine Söhne bei dem für die Protestanten so nachtheiligen
Ryswiker Frieden 1697 bezeichneten) zu rechtfertigen suchte.

---

*) Vergl. ausser den bei Strieder 422, 423 angeführten älteren Schriften, *Grebel*, das Schloss und die Festung Rheinfels. St. Goar 1844. S. 213.

Die Einbildung eines freien Reichsfürsten, das böse Beispiel anderer von dem übermächtigen Frankreich verführter und überzogener Nachbaren, die augenscheinliche Gefahr sein Land und seine Festen ohne Entschädigung zu verlieren, seine Finanznoth, die missliche Stellung zwischen zwei Feuern, der beständige Zwist mit Hessen-Cassel, würden den Versuch eines Hochverraths nicht rechtfertigen, wenn nicht Landgraf Ernsts sonstige Abneigung gegen den Despotismus Ludwigs XIV. und seine Anhänglichkeit an das kaiserliche Haus es wahrscheinlich machten, dass er zugleich die französischen Feldherren hinzuhalten und zu hintergehen und, seiner eigenen Erzählung nach, von der französischen Krone eine alte ihm zugefallene Geldschuld herauszuziehen hoffte. Diese bestand nämlich in einem vom Landgrafen Wilhelm dem Weisen dem damals bedrängten Heinrich IV. 1589 geleisteten Vorschuss, dessen Rest von 40,000 Kronen mit allen rückständigen Zinsen Landgraf Moritz seinen Söhnen zweiter Ehe cedirt und vermacht hatte und dessen Berichtigung unseres Wissens niemalen erfolgt ist *)

Eine Folge dieser Zwistigkeiten mit Hessen-Cassel war die Eifersucht, womit Landgraf Ernst dem regierenden Hause gegenüber auf den im Hauptaccord der beiden hessischen Häuser sämmtlichen nachgeborenen Prinzen festgesetzten Vorzug des Alters bestand, so dass er es einst sehr übel nahm, als sein zweiter Sohn Carl, dem er die niederhessische Quart vermacht hatte, an dem Hofe zu Cassel dem jüngeren Bruder des Landgrafen Carl, Philipp nachgesetzt wurde. Er selbst kam in grosse Verlegenheit, als der regierende Landgraf ihn einst in Langenschwalbach besuchte. Denn als Landgraf Carl in seinem Quar-

---

*) Hessische Geschichte B. V. (I. der neueren Folge) S. 570.

tier (des Oberschultheisen Hause) dem Prinzen bis an die Stiege entgegen kam, und dieser den Hausherren agiren und den Landgrafen vor sich her gehen lassen wollte, erwiederte Carl, er hielte dafür dass dies Land auch ihm gehöre, und behauptete seine Stelle. [Als Ernst selbst bei dem Kurfürsten von Cöln zum Besuch war, und dieser zweien nachgeborenen Prinzen von Neuburg und Lothringen den Vorrang geben wollte, enthielt er sich so lange der Tafel, bis ihm der gehörige Platz angewiesen wurde.] Wie sehr übrigens Ernst sonst dem ruhmwürdigen Landgrafen Carl Gerechtigkeit willfahren lies, geht aus folgendem auch andere Zeitfragen berührenden und ihn selbst charakterisirenden Originalschreiben hervor. Es ist an Jobert, einen Jesuiten, den ehemaligen Erzieher der beiden Söhne des Landgrafen Ernst, dem er alle seine Familiengeheimnisse vertraute, 1682 11. April gerichtet, wobei der Landgraf seinen Aufenthalt an dem Casselschen Hofe bei Gelegenheit einer Taufe erzählt, eine Schilderung des Landgrafen Carl und dessen Franzosenhasses hinzufügt, und seine Meinung über die Verfolgung der Hugenotten andeutet.

„J'ai fait mon voyage de Hessen en quinze jours et me suis arresté cinq jours à Cassel, où j'ai tenu au baptême au nom de l'Evesque et Prince de Bamberg et de Wurtzbourg, le troisième jeune Prince nommé Guillaume*) au Prince Regent mon Nepveu**), marié à une Princesse de Curlande, de ses septs fils, quatre estans morts. Le Ministre***) Victor, fort habile homme, ne dit rien à son preche que très edifiant, point d'autre chose contre nous, que seulement en passant, que le peché originel demeuroit une fois à l'autre tout le temps de nostre

---

*) Geb. 1682. 11. März, nachher Landgraf Wilhelm VIII.

**) Landgraf Carl.

***) Prediger.

vie, et que St. Augustin le disoit. Sur quoi je me tournois vers le Baron de Cunowitz, un tres intelligent en controverses, mais pourtant tres zelé, ou plustost opiniastre Huguenot *), et hochois la teste, pour lui tesmoigner, qu'il s'estoit tout au moins mepris, si même ne s'estoit montré plagiaire. Au reste et quant à mes affaires, non obstant que nous ne nous sommet pas accommodés pour tous les points du debat, si est ce que neantmoins nous nous sommes un peu eclaircis, et (avons) renouée l'amitié et amoindri l'aigreur et jalousies, qui commencoient à l'agrandir et avons pour un peu applani le chemin pour nous tant plus facilement accommoder par un accord, de nous desembarrasser tout à fait de ces continuelles inquietudes, chicanes et disputes.

J'y ay trouvé aussi ma Niesse Douairière de Tarante **) laquelle selon sa propre et ingenue confession qu'elle m'en fist en la chaleur de la dispute, est fort brutale et ne vomi, que des injures autant contre la religion catholique comme contre ceux de votre ordre, tellement que je n'avois gueres de plaisir de traitter avec elle, qui est enfin autant ignorante de controverses, comme neantmoins et par trop très echauffée contre nous. Mais les façons et manieres si chocquantes desquelles de nostre part on se sert en France pour les vexer et tourmenter, croyez le moy, en sont la principale cause et leur ostent tout jugement pour songer seulement à ce qu'on leur propose et, certo certius foetere nos faciunt apud aversarios nostros*). Chose que vous autres et ceux de Rome ne veulent comprendre, mais qui ne laisse pourtant d'estre veritable. Oh, que je Vous aurois bien souhaité auprèz de moy, pour en langue françoise la bien rembarrer et confondre devant tous les assistans, sans rougir n'y vous beaucoup soucier des injures et saillies d'une enfin femme emportée de sa passion et ignorance!**)

---

*) Der Freiherr von Kunowitz, hessischer Geheimer-Rath, war der Sohn eines aus Böhmen vertriebenen Reformirten.

**) Die Prinzessin von Tarent, Aemilie, seit 1672 Wittwe des zuletzt katholischen Fürsten Carl von Tremouille, war eine Tochter der berühmten Landgräfin Amalia Elisabeth, Schwester der Kurfürstin Charlotte von der Pfalz, welche beide Landgraf Ernst gern bekehren wollte. Aemilie hatte die Hugenottenverfolgung in der Bretagne an sich selbst erlebt.

Mon nepveu le Prince Regent de Cassel est assurement un Prince de grands talents et en tout fort vertueux, sobre, chaste, et qui enfin n'a aucun vice, fort vaillant et du meilleur humeur du monde, et lequel s'applique même aux affaires, et pourtant il aime esperduement la chasse et la guerre avec les Comtes de la Wetteravée et du Westerwald qui presque tous sont de sa religion; il a mis a pied déja une jolie et bien exercée et montée armée, au moins de sept mille hommes avec l'Artillerie et tout l'equipage de guerre, a sçavoir seize cents chevaux, quatre cents dragons et cinq mille fantassins. Le Generallieutenant est le Comte de Lippe, qui a servi en France, un jeune et très qualifié Seigneur,) auquel et à son Maitre seulement il deplaist, qu'il y a apparence, que la paix se fera, et qu'ils ne pourront pas aller en Campagne. Car je vous assure bien d'une chose qu'on n'y est plus à Cassel, ce qu'on y a encore esté il y a vingt années, et ce principalement et devant toute autre chose à cause de la persecution de ceux de la Religion en France et des façons de traitter

---

*) Und machen uns wahrhaftig einen bösen Geruch bei unsern Gegnern.

**) Einen spätern Bekehrungsbrief an die Prinzessin von Tarent, die übrigens standhaft im Glauben ihrer Eltern starb, wollen wir anderwärts erwähnen.

les voisins de la Cour de France depuis douze années en deçà! Il veut aller en personne à la guerre comme General et Chef du Cercle du Rhin; mais il luy fache que son si fort aimé Cousin l'Electeur Palatin s'est accommodé avec la France. Je vous prie pourtant que cela comme tout le reste demeure entre nous, et que Vous fassiez les obseques des anciens Romains à toutes mes lettres. Car comme Vous voyez, je vous escris en grande franchise et liberté, ideo omnia sub rosa et secreto.

Charakter, Bildung und Lebensart des Landgrafen Ernst.

Die seltene auch von Leibniz gerühmte Offenherzigkeit (candor animi) womit Landgraf Ernst sich allen seinen Freunden anvertraut, und selbst seine Schwächen mit einem reuigen Rückblick auf die Ausschweifungen seiner Jugend unumwunden eingesteht, scheint das vortheilhafte Gemälde zu bestätigen, welches er in seinem höhern Alter von sich selbst entwirft. Ein vortreffliches Herz war die Grundlage seiner Humanität, Leutseligkeit, Gefälligkeit und Versöhnlichkeit, bei aller Anlage zum Jähzorn, die Quelle seines aufrichtigen Hasses gegen niedrige Schmeichelei und Verläumdung, trotz der nicht zu verkennenden Gewandtheit und Listigkeit, die ihm selbst zu Gebot stand; seiner religiösen Toleranz, trotz seines nach und nach steigenden Conversionseifers gegen alle protestantischen Sekten. Seinen Unterthanen war er ein liebevoller und wohlthätiger Vater, seiner Familie ein sorgsamer Hausvater. Denn mit einer Einnahme von 35.000 Thalern bestritt er nicht nur seinen Hof, zwei Kanzleien und Rentkammern, sondern auch viele nützliche Bauten in der ganzen niedern Grafschaft, namentlich zu Rheinfels, Reichenberg und Schwalbach und seine zahlreichen Correspondenzen. Seine Hauptleidenschaft war das Besuchen fremder Länder, welchem er eine sich über ganz Europa erstreckende Weltkenntniss verdankte. Im Jahre 1688 schrieb er an Leibniz, dass er nunmehr dreizehnmal in Italien gewesen sei. Dem Trunke, dem Hauptlaster seiner Zeit, der Jagd- und Reitlust, den Festgelagen, dem Kleiderluxus, selbst der damals aufkommenden kostspieligen Mode der Perruquen spinnefeind, lebte er zu Hause äusserst einfach und bescheiden *). Seine Vorliebe für die geistreiche Unterhaltung und für die feinen Weltmanieren der Italiener und Franzosen flösste ihm zwar nicht selten ein hartes Urtheil über seine eigenen Landsleute ein; dennoch stand er in derber deutscher Biederkeit jener Enkelin der Amalie Elisabeth, der Herzogin von Orleans nicht nach, welche mitten in dem Strudel eines sittenlosen und heuchlerischen Hofes ihr deutsches

---

*) In einem Schreiben an einen französischen Geistlichen, worin er dem geistlichen und weltlichen Luxus die Einfachheit und Disciplin der ersten Kirche und das Muster eines Amsterdamer Mennoniten entgegenstellt, tadelt er: la Superfluité, Splendidité, opulence et faste avec des grands plats remplis de toute Sorte des choses exquises et de piramides entières, où il y a par exemple pour douze personnes à table trente six perdrix. Et ainsi en d'autans points aussi en vanités, fastes, pompes, et enfin en toutes les choses irregulières, qui choquent autant les maximes du Christianisme, que le bon sens, comme par exemple cet excesset usage des perruques. Comme p. e. on a vu le defunt Electeur Palatin (Philipp Wilhelm von Neuburg), qui avoit déja passé ses septante années, porter, quoyque quasi sans dens, neanmoins une bien mignarde longue blonde et frisée perruque, pour paroitre seulement par ce moyen plus jeune et plus beau, et enjoué contre l'ordre autant de la nature comme contre la modestie Chrestienne. Car quand Dieu veut qu'on soit et paroisse vieil, il ne faut pas entreprendre par une vanité très mal seante de poroitre jeune. Est il bien croyable, je vous prie, que le bon capitain Chrestien et à la foy converti Corneille en l'Evangile auroit porté une telle perruque, quand bien il auroit esté chauve, ne peut on pas porter bien fourrée calotte?

Herz und Gemüth bewahrte. Auf die Haltung seiner »Parole« und auf den christlichen Grundsatz »was du willst, dass dir die Leute thun sollen, das thue ihnen auch,« legte er einen grossen Werth; nie Gefalligkeiten anzunehmen, die er nicht in gleicher Weise erwiedern konnte, war bei ihm Maxime. Sein fürstlicher Ehrgeiz, sobald einmal die hessische Hausangelegenheit geordnet war, ging allmählig in patriotische und kosmopolitische Phantasien über. Er äusserte einmal, »wenn er ein grosser Potentat wäre und sollte sehen, dass seine Soldaten übel bezahlt und dazu angewiesen wären, »barbarische Werkzeuge zur Beraubung und Misshandlung des armen unschuldigen Landmannes zu sein, lieber wollte er aus irdenen oder hölzernen Gefässen essen.« Schmeichelhaft war ihm besonders als Correspondenten so vieler Gelehrten, Kriegs- und Staatsmänner aller Partheien und Confessionen, die allgemeine Anerkennung seiner historischen, politischen und theologischen Gelehrsamkeit. Wenn gleich nicht, wie Leibniz, in die Höhen der Metaphysik und der speculativen Theologie hinaufsteigend, besass er doch einen ungemeinen Scharfsinn in allen Glaubensfragen, studirte mit grossem Fleiss die Geschichte der orientalischen und occidentalischen Kirchen und dehnte seine Wissbegierde auf alle Erscheinungen der deutschen, italienischen und französischen Literatur aus, deren Sprachen er mit einer grossen, nur allzuredseligen Geläufigkeit schrieb*). Ein grosser Freund der Lecture, bei welcher jedoch Romane und Poesien ausgeschlossen waren, sammelte er sich in Verbindung mit in-

---

*) Nur der weitläufige französische Styl des Landgrafen, der deutschen Sprache nachgebildet sowohl in der Stellung der einzelnen Worte als der Construction der Perioden, entbehrt meistens der gehörigen Klarheit und Abrundung.

und ausländischen Buchhändlern eine treffliche (kurz vor seinem Tode 1693 mit allen seinen Mobilien zu Langenschwalbach verbrannte) Bibliothek.

Lebhaft war sein ästhetischer Sinn für alles Schöne in der Kunst und Natur. Aber dies führte ihn auf zwei Abwege, deren Entschuldigung zum Theil in seinen häuslichen Verhältnissen liegt.

Landgraf Ernst's Gemahlin hatte ihm schon in den Jahren 1648 und 1649 zwei Söhne geboren, Wilhelm und Carl, bei denen die neue Jesuitenerziehung so wenig anschlug, dass ihre müssige Lebensart ohne Staats- und Kriegsamt, ihre Abneigung gegen jede wissenschaftliche Ausbildung dem alten sich der Zeiten Wilhelms des Weisen und seines eigenen Vaters' erinnernden Fürsten manchen Seufzer auspresste. Da sie, wie er selbst gesteht, zu nichts anderem auf dieser Welt nützten, als Kinder zu erzeugen (was ihm in Hinsicht auf die Armuth apanagirter Prinzen sonst ein solcher Greuel war, dass er die Schuld dieser Prolification auf Luther warf,) so eilte er, sie zu vermählen; was bei allen katholischen Prinzen, die man als künftige Erben einer protestantischen Linie betrachtete, der Politik des römischen Hofes gemäss war. Wilhelm, im Jahre 1669 mit einer Gräfin von Löwenstein-Wertheim vermählt, erzeugte sieben Kinder; Carl, zuerst Gemahl einer Gräfin von Reiferscheid, dann einer Gräfin von Leiningen-Dachsburg, erfreute den Grossvater mit fünfzehn Enkeln. Aber der älteste besonders lebte in einer unfriedlichen Ehe; und während ein grosser Theil dieser Sprösslinge des Hauses Rotenburg frühzeitig starb, und die Söhne des Landgrafen sich ihrem Vater immer mehr und mehr entfremdeten, hatte sich auch dessen Gemahlin, eine kränkliche, melancholische, stets mit Carmeliterinnen, Ursulinerinnen und andern Nonnen der Rheingegend conversirende Dame, einen abgesonderten Hofstaat (zu Boppart) gebildet.

Unter solchen Umständen folgte Landgraf Ernst dem Beispiel Johann Friedrichs von Hanover und anderer deutschen Fürsten, welche ihre Zerstreuung in Rom, Paris und besonders in Venedig suchten. Hier entging er dem langweiligen, kostspieligen Besuch der Trunk-, Jagd- und Pferdeliebenden deutscher Landjunker. Hier fand er eine angenehme und wohlfeile Erholung von seinen Hausgeschäften und Familienärgernissen, ohne die ihm lästige Beaufsichtigung und Etiquette deutscher Höfe, ohne jenes ceremoniöse Gepränge von Kutschen, Pferden und Livréebedienten, welches der Luxus grosser Hauptstädte mit sich brachte. Besonders rühmt er von Venedig die billige Bedienung und Beköstigung in bequemen und schönen Stadt- und Landhäusern, die leichte Communication auf den Gondeln bei fast stets klarem und nicht wie in Deutschland durch Regen und Schnee getrübtem Himmel, die frische Kost des Obstes, der Gemüse und der Seefische, vor allen Dingen den entzückenden Genuss der trefflichsten Musik in den Kirchen, Hospitalien, Seminarien und Theatern, die Volksfeste und Maskeraden des Carnevals, den St. Marcusplatz, den Zusammenfluss der verschiedensten Nationen, den geistreichen Umgang mit welterfahrenen Gesandten, Geistlichen und Gelehrten (unter denen besonders die Jesuiten Paganini und Votta seine gewöhnlichen Tischgenossen waren) und zum Behuf der katholischen Andacht die fast tägliche Gelegenheit, besonders in der Fastenzeit, die stattlichsten Predigten zu hören.

Ueber seine Neigung zum andern Geschlecht gibt er selbst in dem »veritable Portrait d'une certaine Personne, laquelle si elle n'est pas des meilleures au moins n'est pas aussi des plus dires et toute autre, que certains ou ignorants, ou luy sans sujet malveillants le croyent et debitent par fois» — folgende Erklärung: »Laquelle bien qu'elle en aye eu parfois, pour ne pas dire même souvent, l'occasion des grandes privautés et familiarités avec des Dames honnestes, autant mariées comme encore vierges, se scait pourtant et non obstant cela (et cela par une singulière grace divine) très bien posseder en continence, et ce autant pour n'en courir l'offense de Dieu, comme pour ne faire aussi quelque chose contre la justice et l'honnesteté de telles personnes, et par ainsi n'a jamais sollicité ny touché de seduir des femmes ou des filles honnestes, et leur demandé quelque chose qui fust allé autant contre leur conscience comme contre leur honneur.» — Nebenbei kommt jodoch im Jahre 1684 das Geständniss vor, dass er dreizehn Jahre hindurch sich mit den Curtisanen zu Venedig versündigt habe und seit dieser Zeit ausser Stande sey, Kinder zu erzeugen. Zum grossen Aergerniss seiner Verwandten unterhielt er nun seit 1671—1684 in seinem Schlosse zu Rheinfels zu seiner Gesellschaft und Verpflegung eine Reihe meistens ausländischer, zum Theil von ihm convertirter junger Frauenzimmer*): in allen Ehren, wie er mehr als einmal und unter

---

*) Folgendes Verzeichniss dieses successiven Harems stellt er selbst auf, wobei man besonders seine Vorliebe für schöne Hände bemerkte.

1) Genoveva *Thibault* de Paris, brunette et agée de 14 années seulement, laquelle hors les mains, comme qui estoient un peu larges et les deux doigts du milieu par default de nature trop courts, a esté, comme la première, aussi certainement la plus belle des toutes, et laquelle même aussi me sçavoit si bien caresser, que certainement c'a esté quasi comme un miracle, que non obstant cela je n'ay neanmoins jamais (non plus qu'avec les autres cinq) Dieu mercy, eu à faire avec elle . . . ce qu'estoit contre sa conscience et son honneur; mais elle étoit trop hautaine et vai[illegible] et mentoit parfois, ce que je

den naivsten aesthetischen Entschuldigungen versichert. »Man halt ja wohl in seinem Hause ein schönes Bild, warum nicht

---

ne sçaurais endurer; et ne pouvoit souffrir aucune autre pour rivale. Retournée avec sa mère à Paris, aprés m'avoir couté beaucoup.

2) Charlotte *Wirthin*, fille d'un Majeur ou Oberschultheiss de Nassau, avoit les cheveux blonds et estoit quoique d'une petite néanmoins d'une tout à fait et très gentile taille, et hors qu'elle n'avoit point aussi les mains (comme que je desire blanches et les doigts longs et la peau delicate) à ma fantaisie, estant très seches et maigres, elle estoit au reste assez belline et jolie. Elle ne m'aimoit pas, ou au moins ne le temoignoit pas tant comme la Genoveva; et estoit d'une petite humeur assez retirée et un peu inconstante. Mariée! Elle s'estoit convertie à la Religion catholique.

3) Anne Marie *Cochenhain*, fille du Capitain d'ici, estoit brunette et une fille d'une extrême belle taille et assez blanche et avoit des belles mains comme tournées d'yvoire; tout à fait chaste et sage, mais d'une humeur melancholique ou difficile, se croyant calomniée et meprisée, trop retenue et respectueuse envers moy, n'aimant pas beaucoup la conversation, ne voulant jamais aller avec moi à Venise, à moins d'estre mariée. Maintenant mariée.

4) Marie Margarethe *Wagnerin*, fille d'un Syndique de la ville de St Goar, d'abord envoyée à Cologne pour se faire dresser un peu et y apprendre le françois; où elle se fist de son bongré et même sans mon sceu auprés des Urselines une bonne Catholique, et même a esté dequis avec moy à Venise. Mais comme cette bonne personne, quoique assurement très honnête fille, n'a guères de beauté et moins encore d'esprit et d'enjouement, ainsi aussi elle n'a jamais comme les autres demeuré auprez de moy ici au chasteau, mais auprez de sa mère en la Ville, ou aprez lui avoir payé sa dote promise de mille escus, elle s'est avec mon bon contentement mariée à un jeune honneste homme.

5) Antonia Jacomina *Gioria*, Venitienne, qu'à l'age de 12 années seulement j'ai pris auprés de moy, d'une taille extremement longue, avec des tres beaux cheveux noirs et des mains assez passables, au reste pas trop belles. Louche d'un oeil et faute d'education ne temoignant pas d'avoir trop d'esprit; un peu hautaine et opiniastre. Je lui avois fait apprendre a Metz un peu de François, comme aussi la Musique et à

ein zum Ebenbild Gottes gemachtes? Man küsst ja wohl ein unvernünftiges Thier, einen Vogel, einen Hund, ein Pferd, selbst einen Brief oder ein Buch, warum nicht viel eher einen vernünftigen, hübschen und tugendsamen Menschen, wenn solches ohne sündliche Affecten geschicht?« Einer darüber scandalisirten Base schrieb er: »Wie kommen doch sonderlich Ew. Liebden dazu, mir die Vergnüglichkeit einer unschuldigen Beiwohnung einer ehrlichen Jungfrau zu verübeln und nicht für gut aufzunehmen?« Mehr als einmal habe er die sündlichen Neigungen der Frauenzimmer, der er in seinem hohen Alter und bei seinen Reisen zur Verpflegung bedürfe, durch tugendhafte Gespräche umgeschaffen. Dagegen tadelt er er ohne Rücksicht auf Verwandtschaft und Freundschaft alle diejenigen seiner fürstlichen Zeitggnossen, welche bei Lebzeiten ihrer

---

chanter, mais en quoy il ne me sembloit pas qu'elle eust bien reussie, et bien qu'elle avoit appris passablement l'allemand, estoit non plus d'aucune conversation. Renvoyée, après lui avoir payé sa dote avec sa mère, selon leur désir, à Venise.

6) Johanne Claire *Eremite*, fille d'un Gentilhomme d'Avignon, brunette, assez belle de visage, et bien faite aussi de corps, d'une pieté et vertu exemplaire, et d'un tout à fait doux humeur. C'est celle, laquelle avec sa mère, qui est autrement une de ces bonnes devotes de Cologne, demeure maintenant (1681) auprez de moy et si elle a encore quelque peu de defauts, ceux la sont graces à Dieu remediables: comme par exemple de parler encores un peu trop en son bon patois le franc Colonois, et non moins d'estre trop scrupuleuse et respectueuse envers moi, comme qui aimerois mieux, qu'elle fust un peu plus libre et plus assurée envers moy; car qu'elle familiarité elle aye jamais avec moy, je ne lui demanderay rien, que puisse aller contre sa conscience et contre son honneur.« — Der Landgraf endigt mit der eidlichen Versicherung: que toutes ces filles sont demeurées, comme elles étoient venues, à sçavoir des veritables vierges pucelles auprès de lui; und mit dem Ausruf: Vanitas vanitatum et omnia vanitas!

Gemahlinen mit oder ohne kirchliche Formalität sich nach dem bösen Beispiel des französischen Hofes der Polygamie schuldig machten, und führt zum Gegensatz der schlechten Behandlung, welche der Kurfürst und Pfalzgraf. Carl Ludwig seiner, wenn gleich heftigen, doch tugendhaften und frommen Gemahlin Charlotte, der Mutter der Herzogin von Orleans, widerfahren liess, die freundliche Correspondenz an, in welcher er selbst mit seiner getrennten Gemahlin stehe. Nachdem diese im Jahre 1689 das Zeitliche gesegnet hatte, wählte er sich trotz seines 67jährigen Alters unter dem Vorwande seiner Schlaflosigkeit und einer ihn am nächtlichen Schreiben und Lesen hindernden Augenschwäche eine zweite Lebensgefährtin. Er traf nämlich im Febr. 1690 eine zur Ersparung der Unkosten seines Hofstaats und zum Besten seiner Nachkommen nicht standesmässige, sondern morganatische Ehe (mariage de conscience) mit einem siebenzehnjährigen bairischen Fräulein, Alexandrine von Durnitzel aus Straubingen, lies sich dieselbe durch einen Pater in Gegenwart von zwölf Zeugen antrauen, gab ihr den Titel Frau (Madame) Ernestine mit dem ausdrücklichen Wunsche, dass man sie ja nicht als Gräfin oder Fürstin behandeln sollte, bestimmte ihr im Voraus als Wittwengehalt eine Rente von 600 Thalern, und setzte zugleich fest, dass etwaige Kinder dieser Ehe nur einen gewöhnlichen adeligen Rang haben sollten. Die Entschuldigung einer im Alter so ungleichen Verbindung fand er abermals in vielen Beispielen der deutschen Geschichte, wobei er jedoch das Schicksal des in der Brautnacht gestorbenen sechzigjährigen Kurfürsten August I. von Sachsen verschweigt. Dieses neuen ehelichen Glücks genoss er nur drei Jahre. Zu seiner Grabstätte hatte er sich Anfangs das in der Nähe von Rheinfels auf trierschem Boden gelegene Kloster Bornhofen auserlesen, und daselbst eine so schöne, mit Inschriften versehene Capelle errichtet, dass Landgraf Carl und dessen Schwager Herzog Ferdinand von Curland im Jahre 1690 es nicht versäumten, dies Monument in Augenschein zu nehmen. Nachher ordnete er seine Beisetzung in der Kirche zu Braubach an.

In seinem letzten Willen vom Jahre 1676 dankt er Gott, „dass er ihn mit dem Lichte des katholischen Glaubens begabt, und seine jederzeit durch die göttliche Gnade in sich gefühlte Resignation und Liebe zur Wahrheit und Gerechtigkeit habe dahin gedeihen lassen, durch sonderbare Curiosität und Discretion dasjenige zu sehen und zu finden, was doch seine sonst viel besser qualifizirten Eltern nicht gesehen noch gefunden; er mahnt seine Söhne und Nachkommen in der römisch-katholischen Kirche zu beharren, theilt die von Landgraf Moritz gestiftete, von ihm ererbte Universalquart unter Festsetzung eines Vorzugs der Erstgeburt in zwei Theile [*])

---

[*]) Der ältere Sohn *Wilhelm* sollte für sich und seine erstgeborene Linie 1) am Rhein, die aus den Aemtern und Schlössern von Rheinfels, Reichenberg und Hohnstein bestehende, mit den von Hessen-Cassel kostbar erlangten Hoheitsrechten versehene niedere Grafschaft Katzenelnbogen (wozu noch ein Antheil des Vierherrischen und Umstadts gehörte,) sammt dem Viertheil des Hessen-Casselschen Antheils am Rhein- und Wein-, auch am Land- und Wollen-Zoll, so wie des Bopparter Wartpfennigs erhalten; 2) in Niederhessen aber nicht nur Schloss, Stadt und Amt Eschwege (wofür späterhin Rotenburg eingetauscht wurde) nebst Bilstein und Germerode, sondern auch als ein Praecipuum die Häuser und Vogteien von Cornberg und Falkenberg ererben. Für den zweiten Sohn Carl und dessen Linie bestimmte der Landgraf die ganze übrige niederhessische Quart, nämlich Schloss, Stadt und Amt Rotenburg (späterhin gegen Eschwege umgetauscht), Wanfried, Sontra, Witzenhausen nebst Ludwigstein, die Herrschaft Plesse, nebst dem Kloster Höckelheim, das Amt Gleichen, den Antheil an Treffurt u. s. w. Gemeinschaftlich sollten zwischen beiden die von Hessen-Cassel

und bezeichnet im Voraus die Aussicht des Anfalls von ganz Hessen. Ginge nämlich der Mannsstamm der regierenden Linie von Hessen-Cassel gänzlich ab, so solle das Land dieses Staates, der dortigen Erbfolge gemäss an Hessen-Rotenburg fallend der Linie seines Erstgeborenen zu Theil werden; sollte aber vorher Hessen-Darmstadt aussterben und dies Land an Hessen-Cassel fallen, alsdann gebühre seinen Nachkommen, wie immer aus allen gegenwärtigen und zukünftigen Erbgütern und Erwerbungen Hessen-Cassels die vollständige Ergänzung der Universalquart.

II. Stand der römisch-katholischen Kirche seit dem westphälischen Frieden. Neuer Operationsplan des Proselytismus. Fürstliche Convertiten.

Die Reformation, der Abfall vom Pabste, das Prinzip der Denk- und Gewissensfreiheit, der gereinigte Cultus, hatten nach der Bluttaufe des dreissig jährigen Krieges durch die Garantie des westphälischen Friedens eine völker- und staatsrechtliche Geltung erhalten. Der Widerspruch Innocentius X. gegen den Kaiser, den bisherigen Schirmvoigt der römischen Kirche, und gegen die übrigen Fürsten und Staaten, welche

---

in Anspruch genommenen Probsteien von Hersfeld, Petersberg und Frauensee bleiben, künftig aber ausser diesen beiden Linien keine Theilung mehr stattfinden. Man erkennt aus diesem Testament den ganzen Umfang der in neuster Zeit an die regierende Linie zurückgefallenen, zum Theil nun zerstreuten Quart.

sich ohne seine Einwilligung mit den Protestanten vertragen hatten, blieb wirkungslos. Die Zulassung eines akatholischen Fürsten, Karl Ludwigs von der Pfalz, zu der achten Kurwürde, die Säcularisation so vieler katholischer Bisthümer und Stifter, der Abgang so vieler Palliumsgelder, Annaten und anderer Einkünfte der apostolischen Kammer, der Verlust eines so grossen in Deutschland, der Schweiz, England, Schottland, in den Niederlanden und in Scandinavien, wie es schien unwiderbringlich verlorenen Terrains war so leicht nicht zu verschmerzen. Und wir finden daher alle Päbste, welche Zeitgenossen des Landgrafen Ernst waren, *) eifrig darauf bedacht den verlorenen Boden durch allmählige Bekehrungen wiederzugewinnen

Was die bisherigen bis zum Uebermass erschöpften Gewaltmittel, die Metzeleien, Galgen und Hochgerichte, Verbrennungen, Verjagungen und Verheerungen, die Gräuel der Inquisition nicht ausrichten konnten, sollte für die alleinseligmachende Kirche jetzt auf dem festen Boden der Glaubenssätze des Tridentiner Conciliums, durch sanftere Mittel, durch List und Klugheit, durch sophistische Ueberredung und durch ein weitausgesponnenes Netz des Proselytismus gewonnen werden. Während in Rom selbst durch das Collegium germanicum eine Pflanzschule eingeweihter und zur Aussendung bestimmter deutscher Jünglinge blühte, und die Congregation

---

*) Innocentius X. (Pamphili) † 1655.
Alexander VII. (Chigi) † 1667.
Clemens IX. (Rospigliosi) † 1669.
Clemens X. (Altieri) † 1676.
Innocentius XI. (Odescalchi) † 1689.
Alexander VIII. (Ottoboni) † 1691.
Innocentius XII. (Pignatelli) † 1700.

de propaganda fide (seit 1622) ihre Missionaire nicht allein gegen die aussereuropäischen Wilden, sondern auch gegen die deutschen Protestanten ausschickte, während an den Grenzmarken des Reiches zu Wien, Luzern, Brüssel und Cöln päbstliche Nuntien als Bevollmächtigte des apostolischen Stuhles und der Finanzkammer beschäftigt waren, der Ausbreitung des Protestantismus durch Bücherverbote und Unterhaltung des Ketzerhasses zu wehren, die Dispensationsgelder einzucassiren, und die deutsche Kirche wieder in das Joch der römischen Curie zu spannen: streuten die unsichtbaren Geister des Jesuitismus in den verschiedensten Gestalten als Beichtväter, Missionaire, theologische Controversisten, Aerzte, Kaufleute, Cavaliere und Secretaire einen fruchtbaren Samen der Gegenreform und der Conversion in Privathäusern und an fürstlichen Höfen aus. Apanagirte und nachgeborene Fürsten (Cadets), die mit dem Regenten oder der älteren Linie ihres Hauses im Streit sich auf Unkosten derselben mehr Unabhängigkeit und Territorial-Hoheit verschaffen wollten: Prätendenten katholischer Bisthümer und Kirchenpfründen*): lebenslustige oder zur Schwärmerei geneigte Herren, welche auf italienischen Reisen bald durch Venetianische Curtisanen, bald durch den Pomp der römischen Kirche entzückt, durch Visionen und Mirakel geblendet wurden; abgedankte, verschuldete oder ehrsüchtige Kriegs- und Staatsmänner, welche die Gunst des kaiserlichen Hofes und der geistlichen Kurfürsten suchten; Publicisten, welche die alte Einheit des römischen Reiches unter Kaiser und Pabst mit der Muttermilch eingesogen hatten:

---

*) Erst späterhin wurde die polnische Krone als Hauptköder mehreren deutschen Fürsten vorgehalten.

Sündenbelastete, nach priesterlicher Absolution sich sehnende, der Controversen überdrussige Zweifler, denen das Princip der christlichen und evangelischen Lehre ausgegangen war, fielen ihnen zur Beute.

Die Jesuiten hatten auch statt der abgenutzten Religionsgespräche die Strategie des Proselytismus durch einige neue *Methoden* bereichert. So gaben sie dem Streite das Ansehn eines Processes: die Katholiken, denen der langjährige Besitz, die Ersitzung (usucapio), die Verjährung (praescriptio) zur Seite stünde, sollten als Beklagte, die Protestanten als Kläger erscheinen, die Unwahrheit oder Schriftwidrigkeit der von ihnen angegriffenen oder in Abrede gestellten römisch-katholischen Lehrsätze aus direct verneinenden Stellen der heil. Schrift, ohne Hülfe der Consequenzen (Schlussfolgerungen) beweisen; wie z. B. bei der Lehre vom Fegefeuer, von der Mutter Gottes, von der Verehrung der Heiligen und der Bilder *). Dieses Verfahren, bei welchem man übersah, dass es auch Heiden und Muhamedaner hätten in Anspruch nehmen können, (Hermann Conring nannte es einen methodischen Wahnsinn, und auch Leibniz widmete demselben eine Widerlegung) war besonders zur Zeit des Landgrafen Ernst durch zwei convertirte holländische Brüder, Adrian und Peter Walenburg, jenen Weihbischof zu Mainz, diesen zu Cöln, am scharfsinnigsten ausge bildet worden. Ein anderer Kunstgriff derselben bestand darin, dass sie bei Unionsversuchen die Zugeständnisse friedfertiger Protestanten zu eigenem Vortheil und gegen diese selbst benutzten (utiliter acceptirten), wie z. B. bei dem Zugeständniss der Calixtiner, dass man auch in der römischen Kirche, wenn Tugend und Sittlichkeit hinzutrete, sein Seelenheil finden könne, und dass sie die Zwietracht und die Widersprüche protestantischer Secten für einen Beweis ihrer eigenen Eintracht und Orthodoxie nahmen.

---

*) Vergl. Schröckh Kirchengeschichte IV. 254. und Soldan dreissig Jahre des Proselytismus u. s. w. p. 29. 30. 31. Charles Drelincourt, ein Gegner des Landgrafen Ernst erinnert bei Gelegenheit jener Methode, die man fälschlich dem heil. Augustin zuschrieb, an jene unverschämte Geldschneider und vermeintliche Gläubiger, welche in Ermangelung einer schriftlichen Obligation von ihren angeblichen Schuldnern den Beweis verlangen, dass sie ihnen nichts schuldig wären!

Alle römisch-katholische Controversisten bedienten sich übrigens zur Ergänzung oder Beseitigung der heiligen Schrift eines listigen Cirkels in der Demonstration, in dem sie die Aechtheit einer römisch-katholischen Tradition (ohne den wichtigen Unterschied der geschriebenen und ungeschriebenen hervorzuheben) aus der heiligen Schrift, die Aechtheit der heiligen Schrift aus solcher Tradition, und ebenso die Unfehlbarkeit der Kirche aus der Bibel, die kanonische Authenticität der Bibel aus jener Unfehlbarkeit bewiesen. Die Stellvertretung Christi durch Petrus, die ununterbrochene Nachfolge dieses vermeintlichen römischen Bischofs durch alle Päbste, die beständige Einwohnung des heiligen Geistes, die Glaubenseinheit der römischen Mutterkirche ohne Variationen, wurden als unwidersprechlich vorausgesetzt.

Der allmähligen Einwirkung solcher Conversionsmittel, bis zu der Zeit, wo unter dem bigotten Ludwig XIV. der einstweiligen Toleranz durch militairischen Terrorismus ein schreckbares Ende bereitet wurde, kam seit dem Ende des dreissigjährigen Krieges eine nachher nie wiederkehrende verzweifelte Gemüthsstimmung lutherischer Fürsten und ihrer Gottesgelehrten zu statten.

Die Sehnsucht nach Ruhe, die allgemeine Ermattung nach so scheusslicher Verfolgung, das trostlose Ende der Confessions-Streitigkeiten und Vergleichsversuche, die positive Glaubensverwandtschaft der Orthodoxen in der lutherischen und katholischen Kirche, die Zurückdrängung aller grossartigen reformatorischen und patriotischen Ideen seit der Feststellung des Augsburgischen Bekenntnisses, die Besorgniss neuer dem positiven Christenthum feindseliger Secten, denen eine sichtbare höchste Autorität Maas und Ziel setzten sollte, die Verdunkelung des fortschreitenden Prinzips der evangelischen Kirche, die während des langen Kriegs gestiegene Barbarei der Wissenschaften, endlich der unter den gelehrtesten und freisinnigsten protestantischen Theologen, besonders der Universität Helmstädt, aufgegangene Sinn des Syncretismus (Reli[illegible]smengerei), wonach man den geringen Unterschied fundamentaler, zur Seligkeit wesentlicher und unwesentlicher Lehren und Satzungen geltend machte und eine friedliche Verbrüderung aller Christen wünschte, endlich die Versuche aufgeklärter Katholiken, wie Bossuet's, durch geschmeidige Erklärung und Rechtfertigung der auffallendsten Dogmen der römischen Kirche das Terrain derselben zu erweitern, führten nach und nach zu *Unions-Ideen*. Die Aufhebung des grossen Schisma war das Losungswort jener Zeit.

Noch ehe diese Unions-Ideen, von der einen Seite im Sinne der römisch-katholischen, von der andern der evangelischen Kirche, besonders zur Zeit Innocentius XI. und des Kaisers Leopold, eine höhere Bedeutung erlangten, war es besonders den Jesuiten gelungen, den kürzeren und scheinbar mehr versprechenden Weg der Conversion einiger deutschen Fürstenhäuser einzuschlagen. Diese Conversionen, unter denen die des Landgrafen Ernst eine bisher noch nicht genug beachtete Stelle einnimmt, fanden besonders in den Braunschweig-Lünebur gischen und Sächsischen Häusern statt. Man könnte unter Hinweisung auf die grosse Völker-Conversion der Reformation den römisch-katholischen Schriftstellern, welche den Werth jener vereinzelten fürstlichen Uebertritte überschätzen und die Feier derselben nicht blos zum Ruhme ihrer, sondern auch zur Herabsetzung der evangelischen Kirche noch jetzt erneuern*), einen so zweideutigen und ephemeren Triumph unverkümmert lassen, wenn nicht die frivolen weltlichen Motive derselben jetzt gründlich historisch beleuchtet aus authentischen archivalischen Documenten unwidersprechlich hervorgingen**). Landgraf Ernst selbst, ein unverwerflicher Zeuge aller Conversionen seiner Zeit, und ein abgesagter Feind der durch listige Ueberredung und Gewissenszwang verschuldeten Heuchelei, beklagt mehr als einmal »die gefärbten Nachrichten und salbungsvollen Lobeserhebungen der Jesuiten über die Menge und die trefflichen Eigenschaften der durch sie bekehrten Protestanten,« welche in der That meistens unerbauliche Subjecte wären. Denn durch solche der katholischen Kirche mehr schadende als nützende Uebertreibung würden die Protestanten mehr verhärtet als gewonnen. In gleichem Sinn spricht er sich gegen die, einigen römischen Priestern eigene (auch in unsern Tagen

---

*) Vergl. *Hoeninghaus*: Chronologisches Verzeichniss der denkwürdigsten Bekehrungen vom Protestantismus zur katholischen Kirche. Aschaffenburg 1837; und *Augustin Theiner*: Geschichte der Zurückkehr der regierenden Häuser von Braunschweig und Sachsen in den Schoos der katholischen Kirche. Einsiedeln 1843.

**) Vergl. Dreissig Jahre des Proselytismus in Sachsen und Braunschweig, von Dr. *Soldan*. Leipzig 1845; und Anton Ulrich und Elisabeth Christine von Braunschweig L. Wolfenbüttel, von *W. Hoeck*, Secretär der H. Bibl. zu Wolfenbüttel. Wolfenbüttel 1845.

wiederkehrende) Verunglimpfung und masslose Verfolgung der Apostaten der römischen Kirche aus. Hierauf gibt er uns ein doppeltes Verzeichniss 1) der deutschen Prinzessinnen, welche aus Ehrgefühl und Gewissens halber den Religionswechsel von sich abgelehnt hatten *), 2) derjenigen, ihm im Jahre 1689 bekannten, Fürsten, welche ohngefähr seit einem Jahrhundert in den Schoos der seligmachenden Kirche übergegangen seien, wobei er, sich selbst ausnehmend, sonst aufrichtig gesteht, dass der grössere Theil derselben durch weltliche Beweggründe geleitet worden sei und dass ihre Conversion, weil es meistens nachgeborene verarmte Fürstensöhne, Cadets, gewesen seien,

---

*) Landgraf Ernst sagt nämlich im Jahre 1690 in einem Aufsatz: «Sur trois Princesses Allemandes qui ont refusé des grandes mariages pour demeurer fermes en leur Religion», er kenne mehrere deutsche Prinzessinnen, welche glänzende Heirathsanträge um desswillen abgeschlagen, weil man von ihnen vor der Vermählung einen Religionswechsel verlangt habe. Diese Damen hatten zugleich ihr Gewissen und ihre Ehre bewahrt, und wären dadurch der Gefahr der Hypocrisie und des Sacrilegiums entgangen. Er nennt drei derselben, eine Prinzessin von Hessen-Darmstadt, welche den Erzherzog Sigismund von Inspruck, und eine von Sachsen-Eisenach, welche den Kurfürsten von Baiern, und eine von Brandenburg-Baireuth, welche den neuen Kurfürsten von der Pfalz ausgeschlagen, dessen Grossvater bekanntlich auch seine calvinistische Gemahlin nicht habe bekehren können. Weit rathsamer sei es, wenn das Wohl des Staats solche Ehen erheische, die Protestanten als materielle, nicht formelle, Ketzer zu schonen, als das Aergerniss eines solchen Proselytismus zu geben. Seine eigene an den katholischen Grafen von Salm im Jahre 1646 vermählte Schwester Magdalene habe nach der Anordnung der Amalie Elisabeth ihren evangelischen Prediger behalten. (Man vergl. hiermit *Hock* und *Soldan* über die Art wie Elisabeth Christine, die Enkelin Anton Ulrichs, zur Vermählung mit Carl VI. von Oesterreich und zur Conversion fast gezwungen wurde.)

fast gar keinen Einfluss auf ihre Völker und Lander gehabt habe. Wir theilen dies Verzeichniss mit seinen eigenen Bemerkungen und einiger historischen Erläuterung hier mit:

1) Jacob von Baden, ohne Tadel, durch den berühmten Pistorius überzeugt. (Im vertrauten Umgang mit den katholischen Fürsten und seinen Mitfeldherrn in Italien hielt er 1589 ein durch die Jesuiten ihm angerathenes controversistisches Religionsgespräch, in Folge dessen der Markgraf erklärte »weil man keine Kirche vor Luther aufweisen könne, welche ganz lutherisch gewesen, so sei er genöthigt, eine andere und richtigere Kirche zu suchen.«)

2) Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg, dem man (nach der brandenburgischen Ohrfeige) wohl mit Unrecht Schuld gegeben hat, dass er um der Jülichschen Erbschaft willen übergetreten sei.

3) Christian von Brandenburg, Administrator von Magdeburg, gefangen durch Tilly, in österreichischem Gewahrsam gehalten, zuerst durch die baierischen Jesuiten, dann durch den Pater Lamormain, kaiserlichen Beichtvater, convertirt, aber ohne Falschheit und nach seinem Uebertritt beständig.

4) Julian Heinrich von Sachsen-Lauenburg, ein Trunkenbold, der bei einem Gastmahl den österreichischen Offizieren seinen Uebertritt versprach und nachher sein Wort nicht brechen wollte; er lebte später als Protestant, ohne jedoch sich der evangelischen Communion theilhaftig zu machen.

5) Friedrich von Hessen-Darmstadt, jüngster Sohn Ludwigs V., 1636 auf einer italienischen Reise übergetreten, als er verschwenderisch und lüderlich lebend durch zwei Cardinäle »cajolirt« und von seiner Schuldenlast befreit wurde. Seine Erhebung zum Cardinalshut und zum Erzbisthum Breslau schreibt Landgraf Ernst den Boufflonerien des beim Kaiser beliebten

Jesuiten Beck zu, der sich einst ein kaiserliches Gelübde der Gewährung zu verschaffen wusste, falls er etwas weder für sich noch für seinen Orden ausbäte.

6) Eduard, des Pfalzgrafen und unglücklichen böhmischen Königs Friedrich jüngerer Sohn, der jung nach Paris geführt, sich mit Anna Gonzaga von Nevers vermählte, (dessen Schwester war nämlich die convertirte Louise Hollandine, die geistreiche aber liederliche Aebtissin von Maubuisson, welche bei ihrem Leibe, der zehn aussereheliche Kinder getragen, zu schwören pflegte.)

7) Ulrich, Prinz von Würtemberg, ein tapferer, aber roher und dem Trunke ergebener Reiterobrist in kaiserlichen und spanischen Diensten, welcher ein Liebesverständniss mit einer schönen katholischen Dame in Brüssel unterhielt. Als er mit Spanien zerfiel, gab er das »infame« Beispiel des Rückfalls.

8) Georg Christian von Hessen-Homburg, ein jüngerer Sohn Friedrichs I., der aus gleicher Ursache und ohne religiöse Prüfung, in Folge eines galanten Abenteuers, in Brüssel übertrat.

9) Christian von Pfalz-Sulzbach, fromm und gebildet, beredet von dem Erzbischof Joh. Philipp von Mainz und seinem Vetter, dem Kurfürsten von Pfalz-Neuburg, war zugleich mit seiner Gemahlin von Nassau Siegen übergetreten. Man hat verläumderisch ausgesprengt, dass er es blos gethan, um sich mit Kurpfalz zu accommodiren.

10) Johann Friedrich von Braunschweig-Lüneburg-Hannover (bekannt durch seine häufigen Reisen nach Italien) der Tochtermann jenes Eduard von der Pfalz, ein liebenswürdiger grossmüthiger Herr, wenn gleich sehr corpulent. (Von ihm, sowie von dem 1710 übergetretenen Herzog von Wolfenbüttel Anton Ulrich siehe *Soldan* und *Hock*.)

11) Christian von Mecklenburg-Schwerin, der sich mit der galanten Wittwe von Chatillon in Paris vermählte, mit welcher er nachher in Unfrieden lebte, den der König wegen seiner Intriguen in die Bastille setzte, und der nie eifrig katholisch war.

12) Gustav Adolf von Baden-Durlach, ein jüngerer Sohn Friedrichs V., früher schwedischer, dann österreichischer General, in Rom convertirt, anfangs grosser Anhänger der Carmeliter, dann Benedictiner; ward Cardinal und Abt von Fulda, der reichsten Abtei in Deutschland.

13) Albrecht von Sachsen-Weissenburg, ein jüngerer Sohn Augusts; der in Venetianischen Diensten durch den Erzbischof von Spalatro convertirt, seinen Uebertritt aus Furcht wegen seiner Apanage und anderer Verfolgung eine zeitlang heimlich hielt, nachher in kaiserlichen Diensten in Ungarn stand und eine reiche katholische Gräfin von Löwenstein-Werthheim heirathete († 1692). — (Hiernach ist er der erste Convertit von diesem sächsischen Hause, nicht der dem Landgrafen noch nicht bekannte, 1689 heimlich, 1695 öffentlich übergetretene Christian August von Sachsen-Zeitz, der einflussreiche, späterhin den Kurfürsten Friedrich August I. nachziehende sachsische Cardinal. Soldan 83.)

14) 15) 16) Drei jüngere Prinzen von Holstein, von welchen der Landgraf nichts näheres weiss, ausser dass sie arm seien, und in kaiserlichen Diensten stünden. (Es sind unstreitig die zwei Söhne des schon früher convertirten Herzogs Alexander Heinrich von Holstein-Sonderburg, und Ernst August von Holstein-Augustenburg.)

17) Joh. Ludwig, erst Graf dann Fürst von Nassau-Hadamar, welcher verheirathet mit der frommen, standhaft-reformirten Ursula von der Lippe, kurz vor der Ankunft des

Schwedenkönigs von den Jesuiten beredet, römisch-katholisch wurde, von seinen Verwandten und Gustav Adolf, der ihn, als er antichambrirte, nicht einmal zur Tafel zog, verachtet, dennoch standhaft blieb, und nachdem ihn der Kaiser zu seinem Gesandten bei dem westphälischen Frieden erhoben, bald nachher in den Armen der Jesuiten starb. Er ist der einzige, der sein kleines Ländchen nach sich zog. — Merkwürdig ist das Urtheil, welches Landgraf Ernst von seiner berühmten Zeitgenossin Christine von Schweden kurz vor ihrem Tode (April 1689) fällt. Zuerst erklärt er, dass die gelehrte, sehr einsichtsvolle Königin, nachdem sie einmal die katholische Wahrheit erkannt habe, keineswegs ohne Heuchelei sich ferner zur lutherischen Communion habe halten können; sehr wünschenswerth, jedoch äusserst schwierig würde es für sie gewesen sein, eine Zeitlang heimlich katholisch zu bleibn und mit dem Beistand katholischer Mächte allmählig ihre Nation nach sich zu ziehen; aber ein ewiges Gefängniss habe auf dem Spiel gestanden; Reich und Krone habe sie ihrer Ueberzeugung und ihrer Freiheitsliebe geopfert; dennoch habe ihre Conversion der katholischen Kirche wenig Ehre gebracht, denn ihr ganzes nachheriges Leben sei sehr weltlich und unerbaulich gewesen; der Pabst Alexander VII. (ihr Taufpathe, bei dem sie die Ehre genoss, mit ihm in einem Zimmer zu speisen) habe ihm, dem Landgrafen, selbst erzählt, wie er der lebenslustigen und verschwenderischen Königin gerathen, nach dem Beispiele der Königin von Cypern in ein Kloster zu gehen und ihre Renten der Kirche zu vermachen; dann wäre sie wohl auch glücklicher und seliger geworden; aber statt jenen Rath zu befolgen, zanke sie beständig mit dem römischen Stuhl, von welchem sie in dem Wahn stehe, dass er ihr für ihren Uebertritt grossen Dank schuldig sei.

Alle diese Conversionen, weit entfernt für den Vorzug einer der beiden Glaubensgesellschaften einen Beweis abzugeben, hatten also mit Ausnahme des nachher vollendeten Uebertritts eines Kurfürsten von Sachsen keinen Einfluss auf die zahlreichen deutschen Länder und Völkerschaften, welche zur Zeit Luther's und Zwingli's dem Princip der Reformation mit solchem Enthusiasmus gehuldigt hatten, dass ohne die Reaction Oesterreichs und Bayerns fast ganz Deutschland dem römischen Papst sich entzogen hätte. Mit welcher hartnäckigen Consequenz aber die römische Curie und der Jesuitismus diesen Weg des Proselytismus noch in dem achtzehnten Jahrhundert verfolgte, wollen wir im Voraus an dem Beispiel Hessens zeigen.

Im Jahre 1676 berechnete, wie wir gesehen haben, Landgraf Ernst den Anfall von ganz Hessen. Im Jahre 1717 als in Hessen-Cassel und dessen Nebenlinie von Hessen-Philippsthal nur zwei Prinzen von rüstigem Alter vermählt waren, empfahl Clemens XI., bekannt durch seinen Eifer »den verdammten Cultus der lutherischen Secte auszurotten,« dem Landgrafen Wilhelm von Rotenburg-Rheinfels, einem Enkel des Landgrafen Ernst, trotz der ihm als Domherrn von Köln und Strassburg ertheilten geistlichen Weihen, eine baldige Vermählung, unter dem Vorwand, die Gefahr abzuwenden, dass Hessen-Rotenburg-Rheinfels an einen akatholischen Fürsten falle, in der That aber, um bei eintreffender Gelegenheit ganz Hessen-Cassel zu gewinnen *). Dann nach zwei Jahrzehenden erfolgte die fünf Jahre hindurch (1749 bis 1754) heimlich gehaltene Con-

---

*) Epistolae Clementis XI. 2223 und Soldan a. a. O. 114. 115.

version des Erbprinzen, nachherigen Landgrafen Friedrichs II. von Hessen-Cassel, deren unberechenbaren Folgen, zu derselben Zeit wo der Abt von Fulda durch einen eigenmächtigen Schritt des Papstes zum Bischof erhoben wurde, nur die von sieben evangelischen Grossmächten garantirte hessische Assecurationsacte ein unübersteigliches Hinderniss entgegenstellte.

III. Die Conversion des Landgrafen Ernst und deren Motive. Bekehrungseifer und theologischer Briefwechsel desselben.

In der Seele des Landgrafen Ernst hatte sich allmählig die Vorstellung, dass er aus keinerlei weltlichen Rücksichten, sondern aus reiner durch eigene Forschung erworbener Ueberzeugung von der katholischen Wahrheit, zu der römischen Kirche übergegangen, so festgesetzt, und er wiederholt diese Behauptung so oft und unter den heiligsten Betheuerungen, dass es unchristliche Vermessenheit wäre, daran zu zweiflen, wenn nicht seine eigene höchst naive Redseligkeit uns in den Stand setzte, in einige geheime Falten seines Herzens zu dringen.

In einigen Schreiben vom Jahre 1649 klagt er zuerst dem Hessen-Casselschen Hofprediger, Johannes Crocius [*], das grosse

---

[*] S. Strieder B. II. Crocius, der zu den entschiedendsten Anhängern und Verfechtern der reinen reformirten Lehre gehörte, hatte, mit Genehmigung des Landgrafen Moriz, dem

Uebel der Kirchentrennung (Schisma). Er habe selbst erlebt, wie die Menschen, die sich Christen nennten, sich aus Religionshass einander die Köpfe gleich Kohlstrünken abgeschlagen, wie sie sich untereinander die ewige Seligkeit abgesprochen; gern wolle er sein Leben für die Vereinigung der heiligen allgemeinen christlichen Kirche hingeben; aber diesen seligen Tag werde man wohl erst am Ende der Welt erleben; die Bosheit der Menschen, welche sich jetzt wieder in dem Sturze der englischen Monarchie zeige, werde ein ewiges Hinderniss sein. Zur Zeit der Reformation sei man bei der sonst so heilsamen Beschränkung der weltlichen Macht der Bischöfe, durch Invasion der Kirchengüter zu weit gegangen, nicht blos in Deutschland sondern auch in Dänemark und Schweden; wobei er jedoch die scandinavische Kirche der englischen, allzu kostbaren Episcopalkirche, sowie diese der allzu revolutionären Presbyterialkirche vorziehet. Zur Zeit des Tridentinischen Conciliums hätte man sich wohl noch vereinigen können, wenn man dort dem Papst die unumschränkte Herrschaft über die christliche Kirche genommen, hier etwas mehr in Ceremonien und andern gleichgültigen nicht zur Seligkeit nothwendigen Dingen nachgegeben hätte. Noch immer gestehe er ein, dass die römische Kirche sich eine übermässige weltliche Macht angemasset, dass sie im Gottesdienst von der ächten christlichen Einfalt abgewichen, dass sie, gleich der jüdischen, in Abgötterei verfallen, einer gründlichen Verbesserung bedürftig wäre:

Kurfürsten Joh. Sigismund von Braunschweig bei der Einführung der reformirten Confession beigestanden, im Octbr. 1616 die erste reformirte Predigt zu Königsberg gehalten, 1617 zu Ostern auch den Kurfürsten zur Communion des heil. Abendmahls nach reformirtem Ritus geführt.

doch sei er auch zu der Ueberzeugung gelangt, dass wir diese Kirche als christliche und göttliche nicht verdammen könnten, und dass Viele, die darin rechtschaffen lebten, manchen Reformirten, welche bei aller Reinheit der Lehre nicht rechtschaffen lebten, in der Seligkeit vorgehen würden.

Wir finden den Landgrafen bald nachher in Rheinfels im Begriff sein Haus einzurichten, in dem Entwurf die Hessen-Casselsche Primogenitur, Alleinregierung und ungleiche Landestheilung anzugreifen, in vertrauter Correspondenz mit allen nachgeborenen Prinzen besonders von Hessen-Darmstadt (welche den katholisch gewordenen Friedrich an der Spitze, gegen den regierenden Landgrafen Georg II. auftraten,) mit der Wittwe des Generals Melander (welche ihm das Testament des Landgrafen Wilhelms V. vom Jahre 1633 verschaffte) und mit etlichen in Prozessen ergrauten Advocaten. Von entschiedenem Einfluss auf ihn war der benachbarte Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg, der voll Bitterkeit gegen Hessen-Cassel dem Landgrafen Ernst nach vergeblichen Vergleichsversuchen in Cassel erst das spanische Generalat in den Niederlanden verschaffen wollte, dann ihm aber den Rath gab, in Wien selbst sein Heil zu versuchen,

Die Kaiserstadt war im Jahre 1650, wo Landgraf Ernst hier verweilte, der Sitz aller der geistlichen und weltlichen Fursten, deren Ansprüche und Gerechtsame durch den westphälischen Frieden verletzt oder in eine ferne Zukunft verschoben waren. Hier durch trügerische Versprechungen, durch den Schneckengang eines kostspieligen Reichshofraths-Prozesses hingehalten, von österreichischen, spanischen und römischen Gesandten und Prälaten umgeben, von seinem eigenen Mentor und Seelsorger verlassen, durch theologische Tafelgespräche, Controversen und Spöttereien aufgeregt, unterlag er allmählig einem wohlcombinirten, vielleicht durch seinen eigenen Leichtsinn beförderten, Conversionsplan. Seine gewöhnlichen Tischgenossen, die Grafen von Stahrenberg, Piccolomini und Gronsfeld übernahmen erst ihn vorzubereiten. Er selbst erzählt, wie er einst mit andern lebenslustigen lutherischen Fürsten die damals von allen Seiten gerühmten Cotroverspredigten des Augustiners Alexander Staimos in der Vorstadt besucht, nicht aus ernsthafter Absicht, sondern um die von diesem gewaltigen und geschwätzigen Mönche vorgebrachten »lächerlichen Choses und gegen die reformirte Religion gerichteten nichtswürdigen Einwürfe« zu hören. Im Laufe dieser Reden habe Staimos aber solche starke Fundamente hervorgebracht, dass er auf einmal aus den mit der Muttermilch eingesogenen Vorurtheilen erwacht sei, und sich nunmehr auch der Lecture der vorzüglichsten römisch-katholischen Streitschriften hingegeben habe. Graf Gronsfeld (derselbe, der auch während des letzten Krieges die hessischen Ritter und Landstände verführen wollte,) habe ihm des Cardinal Du Perron Replik gegen den König Jacob von England, und das Speculum Brandenburgicum *) in die Hände gegeben. Landgraf Ernst las auch die satyrischen Streitschriften des Jesuiten Forer, besonders gegen des Hugenotten Du Moulin Erklärung der Neuheit etlicher römisch-katholischer Lehren (Nouveauté du Papisme **), und andere römischen Con-

---

*) Dieses 1632 unter dem Einfluss Lamormains erschienene Buch des gefangenen Administrators Christian von Magdeburg ward zwar durch Caspar Brochmann zu Kopenhagen und Nicolai zu Tübingen widerlegt, aber der Administrator bestätigte es durch eine Apologie, worauf ihm der Kaiser im Prager Frieden aus den Einkünften des Erzstifts 12000 Thaler, später zwei Magdeburgische Aemter anwiess.

**) Lorenz Forer aus Luzern; ein gelehrter Possenreisser, (schon die Titel seiner Schriften: Wer hat das Kälblein in troversisten. Da erst habe er »die Unschuld« und die Festigkeit der römisch-katholischen Kirche, und die gefährliche Illusion, Deformation und Ketzerei der vermeintlich reformirten Religion erkannt, und nach inbrünstigem Gebet sich entschlossen, eher das liebste auf dieser Welt, seine irdische Reputation und alle zeitliche Gemächlichkeit zu verlieren, als der erkannten göttlichen Wahrheit zu widerstehen. Denn statt der weltlichen Vortheile, wie man verläumderisch voraussetzte, habe er vielmehr den Hass, die Verfolgung und den Abscheu seiner nächsten Verwandten und seines ganzen hessischen Vaterlandes zu erwarten gehabt.

Man weiss nicht, welche wichtige Gründe der Augustiner Staimos gegen den Augustiner Luther und gegen die von den grossen Reformatoren des sechszehenten Jahrhunderts wieder aufgestellte und aus ihrer heiligen Quelle selbst geschöpfte evangelische Lehre vorgebracht. Aber Du Perron, erst Convertit, dann einflussreicher Prälat und Cardinal zur Zeit Heinrichs IV., einer von denen, welche bei dem Uebertritt dieses geängstigten Königs eine Hauptrolle spielten (er vertheidigte das Papat auf Unkosten der gallicanischen Kirche) ist derselbe, der in seinen Observationen (II. 6. 7.) den schauderhaften Satz aufstellt, »qu'il vaudroit mieux laisser tuer tous les Roys de la terre et Jesus Christ lui-même, s'il estoit au monde, que de reveler une confession et que de déceler un parricide.« *) Und

---

das Auge geschlagen. Es möchte wohl eine Kuh lachen etc. sind sprechend) der an H. Nicolai einen ernsthaften gründlichen Widerleger fand, schrieb ausser dem oben angeführten Buche ein mit den unverschämtesten Lügen angefülltes *Symbolum Lutheranum*. (Weismann H. E. II. p. 50.)

*) Charles Drelincourt in seiner Reponse à une lettre du Landgraf Ernest (Geneve 1662. p. 162 u. s. w.) fällt von diesem

statt seines treuen Mentors Fabricius, der ihn von Jugend auf wie ein Vater seinen Sohn geliebt hatte, waren es jetzt der päpstliche Nuntius, Erzbischof von Capua, die beiden Gebrüder Walenburg, und der Capuciner-General Valerianus Magnus (eigentlich Magni nach seinem Familien-Namen), welche die Seelsorge des Landgrafen übernommen hatten. Valerianus, aus einem gräflichen Geschlecht zu Mailand, welchen Ernst an der Tafel des Grafen Piccolomini will kennen gelernt haben, seit 1626 apostolischer Missionär in Deutschland, einer der thätigsten Proselytenmacher, dessen sich auch der kaiserliche Hof zu wichtigen Gesandtschaften bediente, galt damals für den furchtbarsten Controversisten*). Seinen hypocritischen Rath, dass Landgraf Ernst, um einstweilen seine früheren Glaubensgenossen irre zu führen, die Communion des reformirten Abendmahls, bei welchem doch nur gemeines Brod gebraucht werde, fortsetzen solle, verwarf selbst der päpstliche Nuntius. Valerian verabredete hierauf mit Landgraf Ernst den Plan, durch ein öffentliches Religionsgespräch seinem Uebertritt das Ansehen einer reifen Ueberlegung zu geben. Während der Process in Wien emsig fortgesetzt wurde, (die Hauptabsicht des Landgrafen scheiterte an der Besorgniss des Kaisers Ferdinand III., dass auch sein Bruder Leopold Wilhelm grössere Ansprüche erheben möchte) und Landgraf Ernst in Rheinfels sich so souverain

---

gottlosen Cardinal, der mehrere Stellen der heil. Schrift verfälschte und kurz vor seinem Tode bekannte, dass er die Transsubstantiation für ein Monstrum halte, folgendes, auf fast alle römische Kirchenlehrer passende Urtheil: Toute l'industrie de cet homme est de tacher de prouver la Religion par l'Eglise, mais ce n'est pas l'Eglise qui fait la Religion: c'est la Religion, qui fait l'Eglise.

*) Schroekh Kirchengeschichte III. 472. IV. 65.

benahm, dass er einen gewaltsamen Ueberzug von Hessen-Cassel zu besorgen hatte, — er reisete desshalb, um sich für den Nothfall den Rücken zu decken, nach Düsseldorf zu den beiden Pfalzgrafen von Neuburg und nach Brüssel zu dem Erzherzog Leopold Wilhelm, auch nach Weimar und Gotha, wo noch keine Primogenitur eingeführt war — erging am 29. August 1651 im Namen des Landgrafen eine Einladung an drei der berühmtesten protestantischen Theologen, Georg Calixtus zu Helmstedt, das Haupt der zur Union geneigten friedfertigen Syncretisten, Joh. Crocius zu Cassel, den entschiedenen Reformator, und Peter Haberkorn zu Giessen, einen eifrigen Lutheraner und Gegner des Calixtus, zu einer theologischen Conferenz nach Frankfurt am Main. Drei Capuciner, Valerian an der Spitze, von denen man gewiss wusste, dass sie den Vortheil der vollkommensten Uebereinstimmung mit sich brachten, sollten ihnen Rede stehen. Das Frankfurter Gespräch kam zwar wegen der Kürze der anberaumten Zeit und der Zögerung der Fürsten von Hessen-Cassel und Braunschweig, an die sich Landgraf Ernst vergebens gewendet hatte, nicht zu Stande. Aber Calixtus und Crocius sandten ihre schriftliche Beantwortung der vorgelegten Fragen ein.*) Ein hierauf zu Rheinfels äusserst eilfertig, schon am 3. Dec. 1651 gehaltenes Privatgespräch, wo Haberkorn mit zwei lutherischen Gehülfen (Mentzer und Happel) den drei Capuzinern mündlich und schriftlich Stand hielt, hatte das Schicksal aller theologischen Conferenzen, wo zwei unvereinbare Prinzipien, dort der unbedingten Autorität, hier der freien Schriftforschung, im Hintergrund liegen.

---

*) Vergl. ihre Denkschriften bei Strieder 430. 431., die des Calixtus gab dessen Sohn erst im Jahre 1681 als Acta inter Ernestum H. L. und G. Calixtum, heraus.

Man hatte nämlich wohlweislich den Römisch-Katholischen den Beweis einer von Christus dem Apostel Petrus ausschliesslich ertheilten Jurisdiction über die allgemeine christliche Kirche sowie der fortgesetzten Nachfolge des römischen Bischofs und der Untrüglichkeit desselben unter dem unfehlbaren Beistande des heiligen Geistes in allen Glaubenssachen, welche er ex cathedra, das heisst amtlich definire, aufgetragen, von den Protestanten aber verlangt, dass sie eine solche Uebereinstimmung ihrer Lehre mit der göttlichen Offenbarung unter dem Beistand des heiligen Geistes seit der Zeit der Apostel bis jetzt, sowohl im Vortrag als in der Auslegung der heiligen Schrift erweisen sollten, als nöthig sei, um die christliche Gemeine zum Glauben zu verpflichten! *)

Es war augenscheinlich, dass mit der Beantwortung der ersten Frage die andere und hiemit die Sache der Protestanten stehe oder falle. Aber keiner von beiden Theilen konnte in der That den verlangten Beweiss führen. Valerian, der sich in dem oben erwähnten Cirkel herumdrehte, der in seiner Argumentation der Tradition einen höheren Werth als der heiligen Schrift beilegte (er nannte die auf der heiligen Schrift fussenden Gottesgelehrten *Biblisten*) ging immer von dem zu beweisenden Satz aus: dass die römische Mutterkirche allein im

---

*) Diese zweite Frage war etwas dunkel, folgendermassen ausgedrückt: Ob nach den Zeiten der Apostel stätig gewesen und noch jetzt sei einiger Mensch oder Versammlung der Menschen, welche im Vortrag und Auslegung der von Gott geoffenbarten Lehre nicht könne wegen der Assistenz des heiligen Geistes abweichen von dem, was in der heiligen Schrift enthalten ist, dem die christliche Gemeinde derentwegen schuldig sei zu glauben, dass seine von ihm vorgebrachte und ausgelegte Lehre von Gott sei, oder mit der von Gott geoffenbarten Lehre übereinstimme.

Besitz der ohnfehlbaren Zeichen der göttlichen Offenbarung, besonders der Mirakel sei, und dass nur diejenigen, welche mit dem römischen Bischof in Communion und Uebereinstimmung des Glaubens stünden, die wahre Kirche Gottes bildeten. Calixtus begnügte sich Anfangs die zweite Frage dahin zu beantworten, dass jede Kirche, jeder Kirchenlehrer, soweit er sich auf klare Zeugnisse der heiligen Schrift, auf Worte des ewigen Lebens, denen der heilige Geist von selbst inwohne — und auf den Consens und die Symbole der ersten Kirche (der ersten fünf Jahrhunderte) stütze, in den Artikeln des Glaubens nicht irren könne. Dann aber griff er den Capuciner in seinem eigenen Lager an. Er behauptete nämlich, dass Christus die Schlüssel seines Himmelreichs allen seinen Aposteln aufgetragen habe*), dass kein ausdrückliches oder deutliches Mandat für Petrus, als ersten römischen Bischof, als Stellvertreter Christi, als Oberhirten aller jüdischen und heidnischen Christen vorliege; dass die metaphorische Stelle des Evangelisten Matthäus und Johannis, über Petrus als Stellvertreter Christus, selbst von den ersten Kirchenvätern verschieden ausgelegt, dazu nicht hinreichte; dass die Voraussetzung, der göttliche und weise Heiland habe einem Menschen die allgemeine Seelsorge aller Völker, die Untrüglichkeit in der Bestimmung des Glaubens und der göttlichen Weisheit übertragen, zugleich

---

*) Matthäus XVIII. v. 18. Wahrlich ich sage Euch, was ihr auf Erden binden werdet, das soll auch im Himmel gebunden sein, und was ihr auf Erden lösen werdet, soll auch im Himmel los sein. Ephes. II. v. 20. Erbauet auf dem Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist. — Von den auf Petrus bezüglichen Stellen Matthäus XVI. v. 16. 17. 18. Johannis XXI. v. 15. 16. 17. siehe weiter unten die Streitschriften des Landgrafen Ernst mit Drelincourt.

Schrift- und Vernunftwidrig sei: dass dem Zeugniss der Kirchengeschichte zufolge keineswegs eine ächte und ununterbrochene Nachfolge Petri durch alle Jahrhunderte erfolgt sei: dass die römischen Bischöfe jedenfalls das Gebot (Mandat) Christi überschritten und sich die Herrschaft dieser Welt und eine absolute Glaubensgewalt angemasset; dass die römische Kirche ursprünglich eine Tochter der zu Jerusalem und gleichzeitig mit so vielen andern orientalischen Kirchen keineswegs die alteste noch die Mutterkirche, dass sie im Laufe der Zeit nur durch den weltlichen Rang der Hauptstadt erhoben, mit so vielen Verderbnissen und abergläubischen Ceremonien behaftet, trotz der Anmassung des katholischen Namens, nur ein Theil der wahren und allgemeinen Kirche sei. Er bekannte zwar, dass diese Particularkirche noch so viel christliche Wahrheit enthalte, um wenn Tugend und Sittlichkeit hinzutrete, darin selig zu werden; verwarf aber die von Valerian gerühmte Regeneration der an die Zaubereien der Aegypter, Heiden und Mohamedaner erinnernden Mirakel.*) Er stellte endlich den Satz auf, dass alle diejenigen Stellvertreter Christi seien, welche das Evangelium desselben rein predigten, dass nicht die Succesion der priesterlichen Ordination, sondern die die der unverfälschten evangelischen Lehre entscheide, und dass es überhaupt nicht darauf ankomme, welches die älteste und vornehmste, sondern welches die reinste und christlichste, das heisst, die mit der ersten christlichen und apostolischen Lehre in der Heiligkeit und Einfachheit des Glaubens, der

---

*) Wornach z. B. die italienischen Capuciner sich gerühmt hatten, selbst todte Ochsen und Hühner wieder ins Leben gerufen zu haben.

Sacramente, der Gebräuche und der Sitten am vollkommensten übereinstimmende Kirche sei.

Mit Calixtus, welchen nicht blos Landgraf Ernst, sondern auch Bossuet, als den gelehrtesten und gemässigsten Protestanten anerkannte, stimmte auch der über diese Vorgänge unterrichtete Herrman Conring überein*). Anfangs lobte er das vorsichtige Verfahren des um sein Seelenheil bekümmerten Landgrafen; dann aber, als Valerian den versprochenen Beweis nicht leistete (er gab sogar zum Aerger der Jesuiten zu, dass die Unfehlbarkeit des Pabstes sich nicht aus der heiligen Schrift erweisen lasse), und L. Ernst nichts desto weniger seinen Uebertritt vollendete, drückte er sein Erstaunen darüber aus, dass der von einem solchen Menschen hinter das Licht geführte Fürst sich trotz seiner anfänglichen Erklärung so sehr übereilt habe**)

---

*) Commercii epistolici Leibnitiani Tom. I. ed. Gruber. Hanovrae 1755. Er erklart p. 40, dass in den Kirchenschriften der ersten drei Jahrhunderte nichts von dem vorkomme, was die römische Kirche für unerlässliche Heilmittel ausgebe. Er geht jedoch noch etwas weiter (in seinem Streit gegen den bald nachher zum Katholicismus übergetretenen Christian v. Boyneburg), er behauptet nicht nur von der ersten Frage des Landgrafen Ernst, als dem Hauptprincip des katholischen Autoritätsglaubens, nirgends sei die Wahrheit des Gegensatzes sonnenklarer für die evangelische Kirche, sondern setzt noch hinzu, es sei leicht zu beweisen, dass unter allen Kirchen der Welt die römische am meisten befleckt (contaminata) sei; und er möchte lieber Mahomed als den römischen Papst für einen irdischen Stellvertreter *Gottes* halten.

**) Pag. 35. 38. L. Ernestum quid moverit, ut contra quod publice est professus, adeo se et sua praecipitaverit, nolo divinari; et provocatae disputationis ne initia quidem quod expectaverit nescio an quis vel defendere possit, vel excusare. Valerianus ille nomine quidem magnus doctrina est pertenui; quod apud me argumentum est non leve Landgravianae imperitiae.

Bereits am 6. Januar 1652 legte Landgraf Ernst nebst seiner Gemahlin in der Domkirche zu Cöln vor dem Churfürsten Maximilian Heinrich, in Gegenwart des Herzogs von Lothringen, des Prinzen Philipp Wilhelm von Pfalz-Neuburg und anderer Standespersonen, das römisch-katholische Glaubensbekenntniss ab, dessen Artikel der Graf von Königseck vorlas; empfing das heil. Abendmahl in der Capuzinerkirche, die Confirmation in der Jesuitenkirche, begab sich mit zwei Jesuiten nach Rheinfels und richtete im Schlosse daselbst und in der Krypta zu St. Goar einen katholischen Gottesdienst ein. Als er diesen vertragswidrig auch auf die Stadtkirche zu St. Goar ausdehnen wollte, entstand eine allgemeine Aufregung: der Stadtrath protestirte, der evangelische Prediger daselbst trat dem Landgrafen weinend entgegen und verfluchte den Tag, wo er dies gesehen; selbst der Kurfürst von Mainz mahnte den Landgrafen ab, der endlich durch Hessen-Cassel mit militärischer Execution und Beschlagnahme seiner niederhessischen Gefälle bedroht, und vom kaiserlichen Hofe nicht unterstützt, nachgab, und seinen Unterthanen die im Anfang von den Jesuiten widerrathene Religionsassecuration ertheilte.*)

---

nec enim alias ab illo quidem homine sibi verba dari fuisset passus! Auch Calixtus erklärte bald nachher (acta inter Ernestum et Calixtum), dass es dem Valerian an aller Urtheilskraft fehle und schrieb ihm eine *ridicula stultitia* zu. Ueber den nachherigen Schriftwechsel der Jesuiten, besonders des Paters Rosenthal mit Valerian, der nun auch des Landgrafen, als Gönners der Jesuiten nicht schonte, und die von Landgraf Ernst gegen diesen 1661 herausgegebene Schrift: Audiatur et altera pars, vergl. Strieder a. a. O. 457. Valerian, bei dem kaiserlichen Hofe angeschwärzt und zu Wien gefangen, starb in demselben Jahre.

*) Die Jesuiten hatten sich nämlich auf die (dem Tridentinischen Concilium angehängte, und mit dessen Decreten noch

Zu seiner Vergleichung mit Landgraf Wilhelm VI. begab er sich auch nach Cassel, wo er zwar mit aller Höflichkeit behandelt aber gleich Anfangs ersucht wurde, seine jesuitischen Begleiter nicht in dem Schlosse sondern in dem ihm zustehenden Obristenhofe unterzubringen, und nach dem Beispiel des im Jahre 1640 in Cassel beherbergten Herzogs von Longueville, sich eine ganz private Messe lesen zu lassen. Er selbst erzählt, dass er besorgt hätte, zu Cassel, wo man fast calvinischer als in Genf sei, wie ein Mameluck oder Murmelthier angesehen zu werden. Auch fehlte es nicht an Pagenstreichen, welche seinen beiden Jesuiten (Pater Rosenthal und Merheim) gespielt wurden.*)

Professio fidei des Pabstes Pius
1842 zu Leipzig abgedruckte) der Eid enthalten ist: Hanc
IV. berufen, worin (pag. 228.) nemo salvus esse potest,
veram Catholicam fidem extra quam teneo, eandem
quam in praesenti sponte profiteor et veraciter vitae spiritum
integram et immaculatam usque ad extremum *a meis*
constantissime. Deo adjuvante retinere et confiteri. spectabit,
subditis, vel illis, quorum cura ad me in munere meo ego
teneri, doceri et praedicari, quantum in me erit, curaturum, sancta
idem spondeo vere ac juro. Sic me Deus adjuvet et haec
Dei evangelia!

*) »Ich zog also nach Cassel, da mir denn gewiss alle
Ehre und Courtoisie und auch den Jesuitern selbst geschah,
als welche in meinem Hofe zwar logierten aber vom Schloss
aus nothdürftig tractirt wurden; und zwar wäre ein wenig
Fleischbrühe und Speck unter dem Essen auf den Fastentagen
zum Possen etwa noch hingangen: es hatte aber ein loser
Gesell (ohne allen Zweifel ohne Vorwissen der Herrschaft
noch der vornehmsten Bedienten) eine schwarze Karpfenbrühe
also mit Etwas gepfeffert, dass der gute Pater Merheim her-
nach bald darüber verstorben wäre: denn es ihn unglaublich
purgieret.« — Ein daselbst zur selbigen Zeit zwischen den
Patern Rosenthal und Crocius in Beisein der vornehmsten
Geheimen Räthe gehaltenes Religionsgespräch, dem Landgraf
Wilhelm VI. keine Lust hatte beizuwohnen, wobei aber der
Pater Rosenthal sich bei der sonst so eifrig reformirten Hed-
wig Sophia zu insinuiren wusste, wird nur beiläufig erwähnt.

Schon im Januar desselben Jahres meldete der Landgraf dem Pabste Innocentius X., dem Kaiser Ferdinand III., dem Landgraf Wilhelm VI. und allen seinen Verwandten seinen Uebertritt. Dem »Statthalter Christi« dessen heilige Füsse er aus der Ferne küsse (und der ihn bald nachher zur Standhaftigkeit in dem Bekenntniss und in der Ausbreitung ermahnte) schrieb er, dass er aus der Finsterniss des Calvinismus zu dem wunderbaren Licht der katholischen Wahrheit zurückgekehrt sei*). Dem Kaiser meldete er, dass er von nun an Gut und Blut dem Erzhause widmen werde, worauf ihm Ferdinand seinen Glückswunsch abstattete, und sich besonders dafür bedankte, dass ihm der Landgraf die acta der Controversen zwischen Valerian und Calixtus mittheilen wolle (Wien 9. Februar.) Mit seinem älteren Bruder Herrmann war er schon früher in eine ausführliche theologische Correspondenz getreten: »Er habe Anfangs der Hoffnung einer Union nach den Grundsätzen des Calixtus Raum gegeben, dann aber eingesehn, dass es für alle Christen nur zwei Richtschnuren gebe, die eine der Autorität und der stetigen Uebereinstimmung, die andere des menschlichen Witzes und der Privatauslegung; dass bei der letzteren keine Sicherheit des Glaubens, und überhaupt keine andere Vereinigung ausführbar sei, als wenn man der zu Rom residirenden Universalkirche eine immerwährende Ohnfehlbarkeit zuschreibe. Herrmann antwortete ihm, »er stehe auf dem festen Grund der reinen evangelischen Religion, und könne nicht begreifen, wie sein Bruder ein irdisches Reich sovieler gottlosen mit sich selbst und mit den Concilien in Widerspruch gestandener Päpste, wie er die abergläubische Anbetung einer Hostie, das erdichtete tägliche Versöhnungsopfer, die Bildergötzen, wie er die babylonische Hure sammt allem ihrem Menschentand und ihrer heidnischen Abgötterei mit dem Christenthum verwechseln könnte. Auch an seinen ehemaligen Seelsorger, Fabricius, der schon im Nov. 1651 seinen Abschied genommen, wandte sich Landgraf Ernst, um ihn nach der Methode der Gebrüder Walenburg zu bekehren. Fabricius aber bat sich aus, ihn in Ruhe zu lassen, denn er habe sich längst vollkommen überzeugt, dass das ganze römische Kirchenregiment auf einer machiavellistischen Politik beruhe.

---

*) Dieses Schreiben ist angehängt der 1652 zu Cassel gedruckten schriftlichen und aufrichtigen Antwort des Joh. Crocius auf Landgraf Ernsts Einladung

In demselben Jahre erschienen auch die unter der Autorität des päpstlichen Nuntius zu Cöln gedruckten und mit dem hessischen Wappen gezierten »Conversionis ad fidem Catholicam motiva Ernesti H. L.« Die Hauptsätze sind von ihm selbst, die Beweissführung von den Gebrüdern Walenburg; man erkennt darin die damals gewöhnliche Methode der Katholiken, das Unheil des Schisma in erschreckender Weise darzustellen, aber auch die Absicht, durch Milde des Ausdrucks gegen die Protestanten, durch listige Rücksicht auf die nachgiebige synkretistische Glaubenserklärung des Calixtus den Weg der Union auf dem Boden der römischen Kirche zu bahnen. Das Fundament der Christus-Lehre und der evangelischen Kirche nebst der Augsburgischen Confession wird übergangen; die Einheit, das hohe Alter, die beständige Uebereinstimmung der römischen Kirche hervorgehoben. Diese Hauptmerkmale einer wahren christlichen Kirche werden den Protestanten abgesprochen. Denn 1) mache die Mannigfaltigkeit derselben (in der Lehre, in der Praxis und in der Disciplin) ihre Kirchen verdächtig; 2) mangele ihnen der beständige Glaubensbeweis durch kirchliche Zeugnisse, während der römischen Kirche eine siegreiche Verjährung zustehe; 3) den Mangel des Seelenfriedens bewiesen selbst die neuesten Unionsversuche der Protestanten; 4) selbst die Annäherung der Calixtiner zu den meisten katholischen Glaubens- und Lehrsätzen zeuge gegen sie. *)

Der *Bekehrungseifer* derer, welche zu einer anderen Glaubensgesellschaft übergehen, ist eine in der menschlichen Natur gegründete Erscheinung. Zu dem Wunsche, sich selbst zu rechtfertigen und den eingeschlagenen neuen Weg des Heiles zu preisen, zu dem Ehrgeiz, sich neue Verdienste der Kirchen-Vereinigung zu erwerben, tritt nicht selten eine aufrichtige Bekümmerniss um das Seelenheil geliebter und hochgeachteter Personen hinzu, dies besonders bei sanften und wohlwollenden Gemüthern, welche wie Landgraf Ernst den Gedanken nicht ertragen konnten, dass ihre Nächsten, Freunde und Verwandte der ewigen Verdammniss entgegengehen sollten. Der Grundsatz der alleinseligmachenden Kirche, die ihm bei dem Glaubensbekenntniss auferlegte eidliche Pflicht liessen ihm keinen Ausweg. Auch hatte er noch keinen Begriff von dem der Eintracht der Familien und der Confessionen so verderblichen

---

*) Die vier Hauptsätze lauten in dem Original folgendermassen:

I. Pluralitas Protestantium reddit eorum coetus suspectos.
II. De perpetua probatione fidei per testes.
III. De pacificis vera pace destitutis.
IV. De appropinquatione Protestantium ad doctrinam Catholicorum.

Die Widerlegung des ganzen Buches findet man in den bei Strieder a. a. O. 433. 434. angeführten protestantischen Schriften. In seinem späteren Hauptwerke aber: der wahrhafte aufrichtige und discrete Katholische, hat L. Ernst jene 4 Motive in 13 Sätzen, in dem oben folgenden Streite mit Drelincourt in 20 Sätzen aufgestellt.

Gift, welches die hinterlistige, heuchlerische und auf die politische Herrschaft des Papstthums abgesehene Bekehrungsmethode der Jesuiten mit sich führte. Mehr als einmal wegen des vertrauten Briefwechsels mit vornehmen Protestanten angeschwärzt, (von denen er unsers Wissens keinen einzigen bekehrt hat) ging er endlich seinen eigenen selbständigen Weg. »Dieser Briefwechsel,« schreibt er zu seiner Rechtfertigung, »mit frommen gelehrten, um ihrer Anhänglichkeit an die angeborene und anerzogene Religion nicht zu verdammenden Leuten diene zu seiner eigenen Erbauung, und zur Ausübung eines ihm von Gott gegebenen Talentes; er theile ihr Schisma nicht, er fürchte ihre Argumente nicht, er suche ihr Seelenheil, und habe wenigstens die Beruhigung, allenthalben mildere Vorstellungen über die katholische Religion verbreitet zu haben.« (1684.)

Damals war eine neue Saat in der protestantischen Theologie und Exegese aufgegangen; das Zeitalter der ultralutherischen Orthodoxen, deren Zelotismus die letzten Tage Melanchtons, Philipps des Gossmüthigen und Wilhelms des Weisen verbittert hatte, war vorbei; die Zwietrachts-Concordie der Wittenberger und Jenenser war verschollen; die von der römischen Kirche so lange verschlossene unversiegbare *Quelle* der christlichen Glaubens- und Sittenlehre, von welcher die Ausbildung der evangelischen Kirche abhängt, ward mehr und mehr erforscht und zum Prüfstein der Controversen erhoben.

Unter den lutherischen Gottesgelehrten dieses Zeitraums, mit welchen Landgraf Ernst in Correspondenz trat, finden wir ausser *Calixtus*, den Vermittler der Duldung und Eintracht, *Spener*, den trefflichen Pietisten und Lehrer des practischen Christenthums, *David Christiani* (erst Professor zu Giessen, dann Superintendent zu St. Goar), einen Hauptgegner der päpstlichen Unfehlbarkeit, *Ludolphi*, den grossen Orientalisten und Kenner der morgenländischen Kirchen. Unter den reformirten Joh. *Coccejus* zu Leyden, den ausgezeichnetesten Exegeten seiner Zeit, *Ulrich* zu Zürch, Jean *Daillé* zu Charenton bei Paris, einen gewandten Kirchenhistoriker und Gegner Bossuets, Charles *Drelincourt*, eben daselbst, Joh. Ludwig *Fabricius* zu Heidelberg. Selbst mit dem Amsterdamer Mennoniten-Prediger Galenus Abrahams de *Haen*, welcher des Socinianismus verdächtig war, scheute sich der Landgraf nicht, in Verkehr zu treten. Aus dem Briefwechsel mit *Ulrich*, einem entschiedenen Zwinglianer, scheint zuerst hervorzugehen, dass Landgraf Ernst trotz seiner Hinneigung zu den Jesuiten dennoch keineswegs ihre Meinung von der Infallibilität des Papstes (selbst wenn dieser ex cathedra, das heisst, in seiner amtlichen Stellung definire) theilte. *Ulrich*, welcher ihn als sechzehnjährigen Jüngling mit Liebe aufgenommen, hatte ihm schon 1652 seine Bekümmerniss über eine so plötzliche Conversion, seinen Verdacht weltlicher Beweggründe und seine Ansicht von der Einfachheit des ersten Christenthums, von dem angemassten Absolutismus des Papstes mitgetheilt. Der Landgraf betheuerte ihm, als stünde er vor Gottes Richterstuhl, dass ihm sein Seelenheil lieber sei, als jeder irdische Gewinn, dass ihm weder von dem Kaiser noch von irgend einem lebenden Menschen je goldene Berge versprochen worden seien, dass seine Liebe zu ihm und zu der schweizerischen Republik keine Veränderung erleide*); bedauerte dass Ulrich ein Seelsorger unter Völkern sei, welche nicht einmal die grosse Bedeutung und das Unheil des Schisma kennten, und begnügte sich hinzuzusetzen, dass er zwar kein Richter über den römischen Hof und dessen weltliche Pracht sei, dass aber auch die Protestanten keinen richtigen Begriff von der constitutionellen Beschränkung des römischen Oberpriesters hätten. *)

---

*) »Car c'est dans l'eglise Catholique, ou on enseigne la vraie charité envers son prochain, et en quel point les hommes sont egaux!«

Der Briefwechsel mit *Coccejus* hatte folgenden Ursprung. Bei dem Leichenbegängniss seines Bruders Friedrich zu Eschwege im Jahre 1659 hatte es Landgraf Ernst sehr übel genommen, dass der dortige Prediger in Anwendung einer Stelle des alten Testamentes (II. Samuel 3 u. 38. »wisset ihr nicht, dass auf diesen Tag ein Fürst gefallen ist in *Israel*«) auf die evangelische Religion, die Seeligkeit derer gepriesen, welche in Israel, und nicht in Babel, das heisst der römischen Kirche lebten und stürben. Des Landgrafen hierdurch veranlasste erste anonyme Druckschrift, worin er beweisen wollte, dass die römische Kirche ganz irrig mit Babel verglichen werde, und dass vielmehr diejenigen, welche ausser derselben stürben, keineswegs selig werden könnten, **) ward dem berühmten Gottesgelehrten zu Leiden zugeschickt, der, ohne den Verfasser zu kennen, sie zwar einer Widerlegung würdigte, bald nachher aber, als Landgraf Ernst einem seiner Jesuiten die Entgegnung auftrug,

---

*) Je crois fermement que les prelats assemblés dans un *concil general* avec leur Chef ne peuvent pas par assistance de Dieu faillir ou faire la moindre chose dans les dogmes de la foi contre la St. Ecriture.

**) Der Titel dieser Schrift ist: Christliche wohlgemeinte Erwägungen, was das nun im Neuen Testament eigentlich heissen könne, in Israel und ausser Babel leben und sterben. 1657 nur durch den ausdrücklichen Wunsch des Landgrafen zur Fortsetzung dieser Controverse bewogen wurde. *)

IV. Wechselschriften zwischen Landgraf Ernst und Drelincourt über die römisch-katholische und reformirte Kirche.

Etliche Jahre nachher hielt sich der Landgraf für stark genug, den fünf zu Charenton bei Paris residirenden calvinistischen Predigern sich entgegen zu stellen, deren reine durch Chauvin (Calvin) und Beza gegründete evangelische Lehre, deren einfacher an die ersten apostolischen Zeiten erinnernder Gottesdienst ein schneidender Contrast zu der Ueberpracht der römischen Kirche, früher seine Bewunderung erregt hatte. Dem Scheine nach zu eigener Rechtfertigung, in der That zur Anpreisung der alleinseligmachenden Kirche übersandte er ihnen unter Beifügung seiner ersten Druckschrift über Israel und Babel, eine mit dem Titel: »Lettre du Prince Erneste Landgrave de Hessen aux cinq Ministres de la religion prétendue Reformée de Paris, qui ont leur exercice à Charenton« 1659 zu

---

*) Vergl. ausser Strieder. Cocceji Opera. Amsterdami 1673. Anhang der Epistolae p. 32. 36. 58. Den Geist dieses Theologen der in seinen Aphorismen p. 41. den Satz aufstellt: Papam admittere, est rem Christianam convellere, erkennt man an folgender Stelle der Epistolae pag. 58: Ostendam, me solo timore Dei non subjici hominibus.« (O Abner y fear my god, and y fear not but him!) Coccejus war auch einer von denen, welche Landgraf Ernst nach seiner Gewohnheit incognito aufsuchte.

Lüttich gedruckte]Apologie, welche vielmehr das Ansehen einer Herausforderung hatte. Denn er verglich sich in der Einleitung mit dem kleinen aber siegreichen David, ohne zu bedenken, dass es gerade diese Hugenotten waren, welche die Schleuder des unwiderstehlichen Wortes Gottes am besten zu führen wussten, und dass »jener gewaltige Riese, welcher die Leichname der Diener Gottes den Vögeln preis geben wollte, nicht zu Charenton, sondern anderswo zu suchen sei.«

Die Antwort übernahm nämlich der älteste jener Prediger, Charles Drelincourt, der sich nicht davon abbringen liess, dass Landgraf Ernst aus weltlichen Motiven abgefallen sei, der die Opposition des Landgrafen gegen das regierende um die Religion so sehr verdiente Hessen-Cassel'sche Haus als die Auflehnung eines nachgeborenen Prinzen (Cadet) behandelte, der im Laufe dieser Streitschriften ihm den Rath gab, statt der Feder lieber das Schwert gegen die Türken zu führen, und als der Landgraf in gereizter Stimmung antwortete, dessen Replique »un livre rempli d'injures, d'outrages, de moqueries et de bouffonneries de theatre« nannte. Landgraf Ernst, der dem vielbeschäftigten Seelsorger zu Charenton zu derselben Zeit, wo er seine trefflichen »Consolations de l'ame fidèle contre les frayeurs de la mort« ausarbeitete, noch zwei Jesuiten zur mündlichen Controverse auf den Hals schickte, hatte die Absicht, diesen theologischen Briefwechsel mit Hülfe eines Rectors der Jesuiten (Johann Adams aus Sedan) fortzusetzen. Aber verschiedene Umstände hinderten ihn daran. Auch entwickelte er inzwischen in seiner Hauptschrift (der aufrichtige und discrete Katholik) den Hugenotten so günstige tolerante Ansichten, dass ihm selbst Drelincourt einige Jahre vor seinem Tode († 1669) das ruhmvolle Zeugniss gab, wenn der König von Frankreich dieselbe Einsicht und Gesinnung besässe, würde er im Stande sein, das grosse Werk der Union zu vollführen.*)

Der theologische Inhalt dieser Streitschriften, wichtig zur Beurtheilung des damaligen Standes der beiden Kirchen und des unten folgenden Briefwechsels, ist folgender:

Der Landgraf erklärte die Kirche Christi für eine Gemeinschaft derer, welche in einem gleichförmigen Glaubensbekenntniss und in gleichmässiger Theilnahme der heiligen Sacramente unter rechtmässigen (legitimen) von dem Heiland angeordneten Kirchenhirten und deren Regierung stünden, und stellte folgende zwanzig Merkmale einer solchen wahren und einzigen Kirche Christi auf, welche er, mit Ausschluss aller protestantischen Confessionen, der römisch-katholischen Mutterkirche zuschrieb.

1) Einheit ohne Spaltung, ohne Schisma, als welches nur den Gegnern zur Last falle.

2) Eine in der heiligen Schrift voraus verkündigte beständige Sichtbarkeit und Reinheit, allen Secten und Ketzereien gegenüber.

3) Unveränderlichkeit der Lehre, durch Hülfe des heiligen Geistes.

---

*) Vergl. überhaupt Strieder a. a. O. 458 — 461. Die Hauptschrift Drelincourts: Reponse à la lettre écrite par Mr. le Prince Erneste L. d. H. Geneve 1662. ist dem Herzog von Ormond, damaligem Vicekönig von Irland gewidmet, weil Landgraf Ernst die Schuld der englischen Revolution nicht undeutlich auf die Reformirten (Puritaner) geworfen und Cromwell Protector derselben genannt hatte. Sie wurde bald nachher zu Amsterdam in das Holländische und 1666 zu Schaffhausen ins Deutsche übersetzt. Auf die Replique des Landgrafen 1663. erfolgten Drelincourts trois lettres, Geneve 1664. womit diese Wechselschriften endigten.

4) Die durh dieselbe Hulfe in allen Jahrhunderten fortgeführte Bekehrung der Heiden.

5) Uniformität im Glauben und im Cultus.

6) Die in jener Kirche unverkennbaren Früchte wahrer Heiligkeit, besonders in der christlichen Liebe gegen die Armen und in den Ordensgelübden.

7) Die universelle Verbreitung.

8) Sieg und Triumph über alle Secten und Ketzereien.

9) Den augenscheinlichen unmittelbaren Schutz Gottes, aller Verfolgung, selbst der Verderbnisse ihres eigenen Clerus ohngeachtet.

10) Eine stete Ergänzung ihres Reiches nach jedem Verlust oder Schisma, gleich der Ergänzung des Oceans bei der Ebbe und Fluth.

11) Die Uebereinstimmung mit den orthodoxen Kirchenlehren der ersten fünf Jahrhunderte.

12) Die fortgesetzte Verleihung der Wundergabe.

13) Die ununterbrochene persönliche Succession der Kirchenhirten seit den Zeiten der Apostel bis jetzt.

14) Die merkwurdige Thatsache, dass die römische Kirche keinen zur Seeligkeit nothwendigen Grundsatz, mit Ausnahme des Primats des römischen Bischofs, behaupte, welcher nicht von einer ihrer Gegenpartheien gegen die andere gebilligt oder vertheidigt werde.

15) Dass keiner ihrer nothwendigen Glaubensätze das Gebrechen eines inneren Widerspruchs oder der Absurdität anklebe.

16) Den beständigen Besitz des von den Aposteln eingeführten katholischen Titels und Namens.

17) Das Anerkenntniss, dass man in ihr als einer wahren

Kirche Christi selig werden könne, von Seiten aller sich selbst hierdurch verdammenden Gegner.

18) Die Uebereinstimmung und Einigkeit aller unter sich uneinigen Secten gegen dieselbe allgemeine Kirche, von der sie sich getrennt hätten.

19) Den beständigen Wechsel und die innere Uneinigkeit dieser Secten unter sich selbst.

20) Die nur auf die römische Kirche anwendbare Erfüllung der Prophezeiungen des alten Testaments, von dem Glanze und der Grösse der wahren Kirche Christi.

Um im Voraus gewissen von den Reformirten erwarteten Angriffen ihre Schärfe zu benehmen, setzte Landgraf Ernst hinzu: es gebe gewisse in den allgemeinen, nationalen und provinciellen Kirchenversammlungen, und in den katholischen Symbolen nicht entschiedene, oder von der Kirche nicht ausdrücklich genehmigte Artikel des Glaubens und der Praxis, deren unbedingte Annahme nicht zur Aufnahme in die Gemeinschaft der katholischen Kirche erfordert werde: wie die von Einigen zu weit getriebene Lehre von der unbeschränkten geistigen und weltlichen Gewalt des römischen Bischofs als Statthalters Christi, und von dem Fegefeuer. Auch billige er keineswegs, wenn die Zeloten der römischen Kirche gewaltsame Mittel, Bruch des Friedens, der Verträge und der Edicte zur Bekehrung ihrer Gegner anwendeten. Aber die Protestanten müssten auch bedenken, dass sie unter dem Vorwand der Reformation Altar gegen Altar errichtet, und nicht zufrieden mit einer freien Religionsübung auf eigene Kosten, in Deutschland, England, Schottland, Irland, Scandinavien und in der Schweiz, allenthalben wo sie die Herrschaft errungen hätten, nicht nur die Katholiken, sondern auch innerhalb ihrer sogenannten reformirten Kirche jede andere Secte verfolgt und den öffentlichen Frieden zerstört hätten.

Drelincourt drückt zuerst seine Verwunderung darüber aus, wie der Landgraf dieselben abergläubischen und unchristlichen Grundsätze und Gebräuche, die er ehemals, in der heiligen Schrift bewandert, so entschieden verabscheut habe, jetzt, durch die elenden Sophismen des Cardinal du Perron verführt, so unschuldig und preisswürdig finden könne.

1) Zuerst *das Messopfer**) des römischen Priesterthums. Wo in irgend einer Stelle der heiligen Schrift habe Gott Messpriester des neuen Bundes angeordnet, um ihm seinen eigenen Sohn zu opfern? Wo Christus seinen Aposteln geboten, sobald er einmal gen Himmel gefahren, seinen Körper tagtäglich auf einem irdischen Altar als Sühnopfer darzubringen, um zu lösen die Sünden der Lebendigen und der Todten? Wo seien je die Apostel und Diener des Evangeliums, wo überhaupt die ersten Christen als Priester und Darbringer eines Sühnopfers aufgetreten? Ob der Landgraf je die apostolische Versicherung mit Andacht gelesen, wonach Christus, ungleich dem Hohenpriester, der alle Jahre ins Heilige ging mit fremden Blute, sich nur einmal geopfert, unser Gewissen zu reinigen von den todten Werken, um zu dienen dem lebendigen Gotte? (Ebräer 9. 14). Ob der Heiland, als er seinen Schülern das Brod zum Gedächtniss seines Leibes reichte, statt der Worte »nehmet hin und

---

*) D'ou vient que Vous ne fremissez plus lorsque Vous assistez à un Autel, où le Prêtre levant en haut une petite feuille de paste cuit, que n'a ni mouvement ni sentiment, fait croire au pauvre peuple, que c'est notre Seigneur Jesus Christ lui-même, qu'il offre a Dieu en sacrifice propiciatoire pour la remission des pechés des vivans et des morts?

esset« gesagt habe; sehet an und betet an und lasset anbeten? Wodurch sei das willkührliche Verbot des Kelches, des Zeichens des Blutes Christi, gerechtfertigt, da doch Christus gesagt: trinket alle daraus, und der Apostel versichert: sie tranken alle daraus (Matthäus 26. Marcus 14.)? Und das öffentliche Umhertragen, die Procession mit dem Zwang zur Anbetung des Sacraments; ob der Landgraf nicht aus der Kirchengeschichte des Pabstes Urbans IV. den unheiligen Ursprung des Frohnleichnamsfestes (la Fête Dieu) kenne, und dabei an die Worte des Apostels erinnert werde: Denn es wird eine Zeit sein, da sie die heilsame Lehre nicht leiden werden, und werden die Ohren von der Wahrheit wenden, *und sich zu den Fabeln kehren?* (II. Timotheus 4.)

2) *Die Anrufung der Heiligen!* die Anflehung Gottes (besonders bei der Messe) um das Verdienst der Heiligen willen, deren Gebeine unter dem Altar liegen! Da doch der Allmächtige ausdrücklich befohlene: »Rufe *mich* an in der Noth, so will ich dich erretten, so sollst du mich preisen« (Psalm 50), da im Muster-Gebet des Herren nicht eine einzige Erwahnung der Heiligen vorkommt! Da Christus selbst uns versichert: Jch bin der Weg und die Wahrheit und das Leben, Niemand kommt zum Vater, *denn durch mich!* (Joh. 14.) Ob wohl irgend eine Stelle des alten oder neuen Testamentes ein göttliches Geheiss enthalte, alte oder neue Heilige: dort Abel, Enoch, Abraham, Moses oder David, hier Johannes den Täufer, Stephan, Jacob oder irgend einen Martyrer oder auch die heilige Jungfrau Maria anzurufen, wie der Psalter des Cardinal Bonaventura für den Dienst »der Mutter des allmächtigen Gottes« vorschreibe?

3) *Der päbstliche Sündenablass*, auf unzählige Jahre für unzählige noch nicht begangene Sünden, unter dem Vorwand

eines Schatzes der Verdienste der Heiligen und Martyrer, da doch jedem, der für den Herren stirbt, seine Werke nachfolgen, und der Apostel sagt: Ist Paul für euch gekreuzigt worden? (1 Cor. 1.) die Leiden dieser Welt sind der Herrlichkeit nicht werth, die an uns soll offenbart werden (Römer 8.)

4) *Der Missbrauch des Rosenkranzes*, nebst der Anempfehlung römischer Priester, statt eines Gebets des Herren zehn sinnlose Ave Maria zu beten: da doch der Apostel den Christen die Nachahmung der Heiden verbietet, welche viel plappern, um dadurch die Erhörung ihres Gebets zu erzwingen (Matthaus 6.).

5) *Die Heiligenbilder:* die Darstellung der heiligen Dreieinigkeit, der Missbrauch der Crucifixe! Ob das Gebot des Herren: »Du sollst dir kein Bildniss noch Gleichniss machen, weder von dem was oben im Himmel noch unten auf Erden ist, und du sollst sie nicht anbeten« je im neuen Testement aufgehoben, ob es christlicher und nicht vielmehr heidnischer Sitte gemäss sei, solche Bilder auf Altären aufzustellen, vor ihnen zu knieen, sie zu schmücken, zu kleiden, zu beräuchern und zu consecriren? Ob der heilige Geist dem zweiten Concilium zu Nicäa beigewohnt habe, wo gelehrt wurde, »ein Tempel ohne Bilder hat keinen Werth, und Heuchler sind es, die da sagen, man solle die Bilder nur ehren und nicht anbeten.« Ob dem Landgrafen bei der Darstellung Gott des Vaters als eines Greises, des Sohnes als eines Lammes, des heiligen Geistes als einer Taube, nicht die Frage des Esaias (Cap. 40.) einfielen: »Wem wollt ihr denn Gott nachbilden oder was für ein Gleichniss wollt ihr ihm machen«, und die Worte des Apostels an die Römer 1. 23. »Sie haben verwandelt die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes in ein Bild gleich dem vergänglichen Menschen und der Vögel und der vierfüssigen Thiere« und der Ausspruch

Christi (Joh. 4.): »Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, sol-
len ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten.« Ob irgend
eine Stelle der heiligen Schrift die Consecration und Anbetung
eines metallenen oder hölzernen Kreuzes rechtfertige?

5) *Das Verdienst der sogenannten guten Werke!* Jene ge-
missbrauchte Lehre des mönchischen Priesterstolzes und der
pharisäischen Heuchelei, welche nicht zum Paradies, sondern zur
Hölle führe. Denn der Apostel sagt: »Ist es aber aus Gnade,
so ist es nicht aus Verdienst der Werke, sonst würde Gnade
nicht Gnade sein; ist es aber aus Verdienst der Werke, so
ist die Gnade nichts« (Römer 11. 6); und »an einem andern
Ort: »denn aus Gnaden seid ihr selig worden durch den
Glauben, und dasselbe nicht aus euch; Gottes Gabe ist nicht
aus den Werken, auf dass sich Niemand rühme; denn wir
sind sein Werk. (Epheser 2.) Ob die Gelübde eines Klosters
zu erfüllen, heiliger und verdienstlicher sei als die ächte Haupt-
lehre des Christenthums, Gott zu lieben von ganzem Herzen
und von ganzer Seele, und seinen Nächsten als sich selbst!

6) *Die Klöster und ihre Gelübden!* Ob es dem Evange-
lium gemäss sei, Kinder durch unauflösliche Gelübde zu binden,
vierzehnjährige Mädchen und junge Wittwen einzuschliessen,
und sie mit Zwang ihres Leibes und ihres Gewissens von der
Ehe zu trennen: da doch Gott die Ehe im Paradies ange-
ordnet, Christus sie durch seine Gegenwart und sein erstes
Wunder geheiligt hat, und der Apostel sagt: »So will ich nun,
dass die jungen Wittwen freien, Kinder erzeugen und haus-
halten.« (1 Timotheus 5.) »Um der Hurerei willen habe ein
jeglicher sein Weib, und eine jegliche habe ihren eigenen
Mann. Es ist besser freien, denn Brunst leiden.« (1 Cor. 7.)

7) *Das erzwungene Colibat der Priester!* Da doch der
Apostel das Verbot der Heirath zu den teuflischen Lehren

rechnet, und von dem Bischof verlangt, „er solle nicht blos unsträflich, sittlich, massig, sondern auch gleich den übrigen Kirchendienern, eines Weibes Mann sein, seinem eigenen Hause wohl vorstehen und gehorsame Kinder erziehen mit aller Ehrbarkeit. (1 Tim. 3.)

8) *Das Verbot der heiligen Schrift* (in den Volkssprachen), wodurch dem Volke die Gebote Gottes, den Kindern das Testament ihres himmlischen Vaters verschlossen wird, da doch Christus den Juden befahl: »Suchet in der Schrift, denn ihr meinet, ihr habt das ewige Leben darinnen, und sie ist's, die von mir zeuget« (Joh. 5. 39.), und da die Apostel die Lesung ihrer Briefe nicht blos den Bischöfen, sondern allen christlichen Brüdern empfohlen haben. (1 Thess. 5.) Ob es uns wohl jetzt gefährlicher sei, die Reden des Heilandes und seiner Apostel zu lesen, als es jenen Juden war, sie zu hören?

9) *Der Gottesdienst in einer dem Volke fremden Sprache*, das unerbauliche Gemurmel in unverständlichen Worten! Ob der Landgraf die Drohung des Propheten an die in Jerusalem herrschenden Priester nicht kenne: Wohlan der Herr wird einmal mit spöttischen Lippen und mit *einer andern Zunge* reden zu diesem Volke, welchem jetzt dies gepredigt wird. (Esaias 28). Ob der jüdische Gottesdienst und die Reden Christi und seiner Schüler in fremder, dem Volke unverständlicher Sprache gehalten seien? Ob der Landgraf die Worte des Apostels vergessen, »so die Posaune einen undeutlichen Ton gibt, wer will sich zum Streite rüsten? Also auch ihr, wenn ihr mit fremden Zungen und nicht in deutlicher Rede sprechet, wie kann man wissen was geredet wird? denn ihr werdet in den Wind reden! Wenn du aber segnest im Geist, wie soll der, der an Statt

des Laien steht, *Amen* sagen auf deine Danksagung, sintemal er nicht versteht, was du sagest?« (1. Cor. 14.)

10) *Und das Primat des Pabstes* als Nachfolgers Petri und Stellvertreters Christi! Ob der Landgraf in der heiligen Schrift gefunden, dass Christus, als er gen Himmel fuhr, Petrus unter Ausschliessung aller übrigen Apostel an seine Stelle gesetzt, und befohlen, nach dem Tode dieses Apostels solle jeder Bischof zu Rom nachfolgen, als souverainer Monarch der ganzen Christenheit; der römische Bischof, von Kirchenfürsten erwählt und auf einem der Gottheit geweihten Altar verehrt, wie und durch welche Mittel der Bestechung, der Intrigue und der Gewalt er auch erkoren werde, solle Gottes Stelle auf Erden vertreten *), und herrschen über die Gewissen und Seelen aller Creaturen? Ob nicht Christus selbst, als sich ein Rangstreit unter den Aposteln erhob, ihnen deutlich erklärt habe: Die weltlichen Könige herrschen, ihr aber nicht also, sondern der Grösste soll sein wie der Jüngste, und der Vornehmste wie ein Diener (Lucas 22.). Ob nicht Paulus, der seinen Collegen Petrus sogar tadelte, weil er den Heiden jüdische Gebräuche zugestand, mit ihm die apostolischen Functionen getheilt, jener die Seelsorge der Heiden, dieser der Juden übernommen, und Petrus selbst sich den Kirchenhirten seiner Zeit gleichgestellt habe? (Apostelgesch. II. Cor. 11. Galater 2.)

Drelincourt führt nun die Stellen der römischen Kirchenlehrer, besonders der Jesuiten an, welche mit Genehmigung der Päbste und in Folge der päbstlichen Praxis, ihnen eine ab-

---

*) Vergl. Concilium Tridentinum, Sessio VI. decretum de Reformatione Cap. 4. wo der Ausdruck *Dei in terris Vicarius* vorkommt.

solute geistliche Gewalt zur Vergebung der Sünden, ein ausschliessliches Monopol der Seligkeit, und als Ausfluss einer göttlichen Majestät eine weltliche Herrschaft über alle christliche Völker, Könige und Fürsten, selbst die Befugniss Unterthanen von dem Eide der Treue zu entbinden, und den Ungehorsam gegen ihre eigene Decrete mit ewiger Verdammniss zu strafen, in massloser Unverschämtheit zuschrieben.

Zugleich beleuchtet er folgende (wie er hinzusetzt schwerlich zu Rom gebilligte) Zugeständnisse des Landgrafen, betreffend das erwähnte Primat, das Fegefeuer und die Kirchenversammlungen.

1) Dass man keineswegs gebunden sei, alle Consequenzen des Primats, noch die dem Pabste zugeschriebene geistliche und weltliche absolute Gewalt anzuerkennen, wenn man nur an die römische Kirche, die Mutter und Herrscherin aller andern Kirchen, und an die kanonische Erwählung des römischen Bischofs als Nachfolgers Petri in dem ihm von Christus ertheilten Vicariat und Oberhirten-Amt glaube.

Antwort. Warum solle man die römische Kirche als Mutterkirche verehren, da es unter den Christen, der heiligen Schrift zufolge, nie eine Mutterkirche auf Erden gab,*) da vor der Filialkirche zu Rom eine ältere zu Jerusalem, vor und neben ihr so viele apostolische Kirchen in Griechenland, zu Thessalonich, Ephesus, Corinth, Laodicea, Smyrna u. s. w. in Asien die Patriarchalkirche zu Antiochia, in Africa zu Alexandria bestanden? Warum sie als Herrscherin aller Kirchen aner

---

*) Ihr sollet Niemand *Vater* heissen auf Erden, denn Einer ist euer Vater, der im Himmel ist. (Matthäus 23. v. 9.) Aber das Jerusalem *das droben ist*, das ist unser aller Mutter. (Galater 4.)

kennen, da wir nur einen Herren haben (1. Cor. 8. Epheser 4.), da weder Christus noch irgend ein apostolisches Symbolum einen solchen Sitz Christi, einen Centralpunkt der Christenheit vorschreibt: da das Lob und der Ruhm, welchen der Apostel Paulus anderen Kirchen, besonders der zu Thessalonich zuertheilt, den der römischen Kirche weit überstrahle,*) und ein himmelweiter Unterschied eingetreten sei zwischen der christlichen Kirche des alten Roms und dem Verderbniss des von den göttlichen und apostolischen Vorschriften abgewichenen neuen Roms?

Und die kanonische Wahl des römischen Bischofs als Nachfolgers eines Statthalters Christi? Vorerst, konnte ein sterblicher Mensch und armer Fischer die Stelle dessen erfüllen, der Himmel und Erde erfüllt? Hat Christus nicht selbst etliche zu Aposteln, etliche zu Propheten, etliche zu Evangelisten, etliche zu Hirten und Lehrern (Epheser 4.), keinen aber zum obersten Bischof oder Monarchen der Kirche gesetzt? Heisst es nicht in der heiligen Schrift: ihr seid erbauet auf den Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist? (Epheser 2.) Und: einen andern Grund kann Niemand legen, ausser dem, welcher gelegt ist. (1. Cor. 3.)

Vergebens berufe man sich auf die metaphorische Stelle des Apostels Matthäus (16. v. 18.). Christus sagt nicht zu Simon Petrus: Du bist der Grundstein meiner Kirche, du bist der Felsen, auf welchem ich meine Kirche erbauen will, sondern:

---

*) 1. Thessalonicher. Ihr seid unsere Nachfolger geworden und des Herren, also dass ihr geworden seid ein Vorbild allen Gläubigen in Macedonien und Achaja. Denn von euch ist auserschollen das Wort des Herrn, nicht allein in Macedonien und Achaja, sondern an allen Orten.

du bist Petrus (Πετρος) das heisst, du hast den Namen Petrus erhalten, und auf diesen Felsen (Πετρα), das heist auf den von dir so eben (v. 16) bekannten felsenfesten Glauben, dass ich sei Christus des lebendigen Gottes Sohn, will ich meine Kirche erbauen. Denn der Grund- und Eckstein ist Christus selbst, nicht Petrus, wie Petrus selbst erkennt (Briefe Petri 2.) und nach ihm so viele Kirchenväter*). Die Worte aber, welche Christus verheissungsweise hinzusetzt, »und ich will dir des Himmelreichs Schlüssel«, das heist, die Schlüssel der die Gläubigen zum Himmel führenden Erkenntniss und Lehre geben, hat Christus selbst nach seiner Auferstehung erklärt und auf alle seine Schüler angewandt, als er ihnen seine Mission mit den Worten ertheilte: Nehmet hin den heiligen Geist, welchen ihr die Sünden erlasset denen sind sie erlassen, und welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten. (Joh. 20.)

Eben so wenig beweise für den Pabst und dessen ausschliesliche Kirchenherrschaft das dem Apostel Petrus nicht ohne Anspielung auf dessen dreimalige Verläugnung dreimal aufgetragene Hirtenamt (Joh. 21.), worauf man die dreifache Krone des römischen Bischofs gegründet hat. Denn die Weide der Lämmer und Schafe (unter denen man das Volk und die Priester hat verstehen wollen) ist nichts andres als die Seelsorge, welche allen Aposteln aufgetragen wurde, und die sie wieder mehreren andern Kirchenvorstehern auftrugen, ohne sie zu Päbsten zu ernennen. (1. Petr. 5. Apostelgesch. 20.)

Nirgends aber sei erwiesen, dass Petrus allein einen apostolischen Nachfolger hatte und dass dies ein Bischof (Aufseher, Vorsteher der Gemeine) zu Rom war, er, der, so viel man weiss, stets mit der Bekehrung in Judäa und Griechenland beschäftigt war,*) dem ein Linus oder Cletus oder Anacletus gefolgt sein soll, während der Liebling und Vertraute aller Geheimnisse und Orakel Christi, Johannes, ihn überlebte, der würdigste dieser Stelle, falls eine solche Anordnung in dem Plane Christi gelegen hätte. Nirgends sei vorausgesetzt, dass alle Bischöfe zu Rom bis zum Ende der Welt legitime Nachfolger und untrügliche Päbste sein sollen, trotzdem, dass ihre Lehre nicht mehr die Lehre Petri, ihr Wandel nicht mehr der einfache Wandel der Apostel Christi sei, nirgends, dass sie in Italien selbst eine weltliche Erbschaft (patrimonium Petri) dessen haben sollen, welcher nie einen Fussbreit Landes besass, und der zum Zauberer Simon sprach: Dass du verdammet werdest mit deinem Gelde, dass du meinest, Gottes Gabe werde durch Geld erlangt. (Apostelgesch. 8.) Und welcher Contrast zwischen der einfachen Wahl der ehemaligen, nicht mit einer dreifachen Krone gezierten, aber mit ihrem Blute das Evangelium besiegelnden Bischöfe zu Rom, und der nach Einführung eines Cardinals-Collegiums, nach Aufstellung erdichteter Decretalien, unter prächtigen, auf die Herrschaft der Welt bezüglichen,

---

*) Drelincourt führt in seiner Reponse à L. Erneste alle Stellen der römischen Doctoren selbst an, welche obige Erklärung bestätigen.

---

*) Eine ausführliche Kritik der das Gegentheil behauptenden Schriften giebt Drelincourt a. a. O. p. 100 — 108; wodurch wenigstens unzweifelhaft wird, dass die Annahme von mehreren oder gar 25 Jahren für Petri Aufenthalt in Rom gänzlich ungegründet ist. Vergl. Schröckh christ. Kirchengeschichte II. 231. 232, woraus hervorgeht, dass Paulus mehr zum Besten der röm. Gemeinde wirkte als Petrus, daher auch die ersten römischen Bischöfe in ihren Siegeln die Bildnisse dieser Apostel dergestalt neben einander stellten, dass Paulus die Stelle zur Rechten hatte.

Ceremonien, unter Bestechungen und Intriguen der grossen Mächte vollzogene Wahl ihrer Nachfolger, von denen nach dem Zeugniss der römischen Kirchengeschichte etliche mehr apostatisch als apostolisch waren, im Zwiespalt sich selbst unter einander verfluchten, und dennoch canonisch erwählte Vater der allgemeinen Christenheit genannt wurden!

2) Landgraf Ernst hatte mit Rücksicht auf die freie Discussion des Conciliums zu Florenz die römische Lehre von dem Fegefeuer (purgatorium) gemildert, welches überspannte römische Theologen als ein tief unter der Erde befindliches Elementarfeuer, zehnmal heisser als das Feuer der Erde, brennend wie das Feuer der Hölle geschildert, und selbst mit einer finsteren Abtheilung für die Seelen der Frommen, welche vor der Himmelfahrt Christi gestorben sind, und für die armen ungetauften, für das Paradies nicht reifen Kinder, versehen hatten. Man brauche nur, versichert der Landgraf, einzuräumen, dass nach diesem Leben die in der Gnade des Herrn gestorbenen und zur ewigen Seligkeit bestimmten Seelen noch etliche Strafen erleiden müssten, um gereinigter zu erscheinen vor dem Angesicht Gottes, und dass dieselben durch Gebete, Büssungen, Almosen und durch Opfer (welche Augustin *pretii nostri* nenne) in ihrer Pein erleichtert würden *). Darauf erwiedert Drelincourt, abgesehen von den abergläubischen Beschreibungen des in der heiligen Schrift nicht enthaltenen Fegefeuers und von den Fabeln und Visionen eigennütziger Mönche über gepeinigte, erscheinende, klagende und

---

*) Das Concilium Tridentinum sagt in dem decretum de purgatorio Sessio XXV. bestimmter: »animas ibi detentas fidelium suffragiis, potissimum vero acceptabili altaris sacrificio juvari«

erlösete Seelen, sei die den Priestern zugeschriebene Gewalt der Erlösung aus dem Fegefeuer eine dem Evangelium widersprechende Erfindung und Usurpation. Nirgends erkläre die heilige Schrift, dass, um vor Gott gerecht zu sein, es andere Leiden und Opfer gebe, als der Tod und die Leiden des Erlösers (das Blut Jesu Christi macht uns rein von aller Sünde. I. Johannis 1.), nirgends, dass die Seelen der vom Heiland Erlöseten noch zeitlichen und ewigen Strafen unterworfen seien («so unser irdisches Haus dieser Hütte zerbrochen wird, haben wir einen Bau von Gott erbauet, ein Haus, nicht mit Handen gemacht, welches ewig ist im Himmel. II. Cor. 6.), nirgends insbesondere, dass Einer für den Andern, der Lebende für den Todten der Gerechtigkeit genug thun könne *). Denn der Apostel versichert: Ein Jeglicher wird seine eigene Last tragen (Galater 6.), und: Wir müssen alle offenbar werden vor dem Richterstuhl Christi, auf dass ein Jeglicher empfange, nach dem er gehandelt hat bei Leibesleben. (II. Cor. 5.)

3) Landgraf Ernst hatte auch die Versicherung hinzugefügt, dass man nur an das gebunden sei, was die römische Kirche durch allgemeine oder nationale Concilien bestimmt habe, und durch ihre Praxis halte und billige. Drelincourt verlangte hierüber eine bessere Caution, weil jeder Papst, un-

---

*) Denn nach der Lehre der berühmtesten römischen Kirchenlehrer sei das Fegefeuer nicht sowohl zur Reinigung und Besserung der Seelen, als zur Genugthuung der Gerechtigkeit Gottes durch nachträgliche Abbüssung noch schuldiger oder rückständiger Strafen bestimmt. Vergl. jedoch Concil. Trident. a. a. O. wo diese Erklärung nicht vorkommt und alle Missbräuche in der Lehre und Praxis des Fegefeuers, jedoch mit Ausnahme frommer Testamente und jenes Priesteropfers, verboten werden.

bekümmert um die Beschlüsse früherer Kirchenversammlungen und um die Decrete seiner Vorgänger, unbedingten Gehorsam und, wie die Bulle Alexanders VII. gegen die Jansenisten beweise, nicht blos in Sachen des Glaubens sondern auch eines der handgreiflichen Wahrheit widersprechenden Factum's verlange. Aber davon abgesehen, wie vieles in den Concilien, selbst dem allerletzten zu Trient beschlossene, und in der Praxis gebilligte gebe es noch, was dem in der heiligen Schrift und in der Geschichte der ersten christlichen Kirche unterrichteten, durch das Licht göttlicher Vernunft erleuchteten Christen verabscheuungswürdig erscheinen müsse? *) Und wenn auch nur das Messopfer und die Anbetung des Sacraments nach römischen Ritus von ihnen den Anhängern der gereinigten evangelischen Lehre gefordert würde, so wollten sie lieber tausendfältige Todespein erdulden, als in diese geistige und weltliche Sclaverei zurücktreten, aus welcher sie der Allmächtige erlöst habe. —

Landgraf Ernst hatte in seinem Sendschreiben an die reformirten Prediger die katholischen Schriften verzeichnet, aus

---

*) Drelincourt verzeichnet a. a. P. 128 — 130, sowohl nach den Concilien als nach der Praxis der römischen Kirche die Lehren und Ceremonien von der Transsubstantiation, von der Eucharistie ohne den Kelch, vom Fegefeuer, von der Verehrung der Heiligen, der heiligen Jungfrau, und der Reliquien, von dem Bilderdienst, von dem Ablass, von dem geistlichen und weltlichen Absolutismus und der Infallibilität des Papstes u. s. w., und fügt nachher einige Betrachtungen über die ganz dem Geiste des Christenthums widersprechende Institution der Mönche, über ihre unauflöslichen Gelübde, über ihren Aberglauben, ihre Stupidität, Heuchelei und Ueppigkeit im Contrast zu fleissigen armen Landleuten und Handwerkern der reformirten Gemeinen hinzu.

denen er seine Ueberzeugung von der katholischen Glaubenslehre geschöpft habe. Drelincourt empfiehlt ihm dagegen folgende Bücher der römischen Praxis und Disciplin zu lesen, aus denen er sich am besten über die Missbräuche der römischen Kirche und des Priesterthums, besonders in Italien und Spanien, unterrichten könne.

1) *Die Taxe der* (sogenannten) *Apostolischen Kanzlei.* Hier würde er jene Wechsler und Wucherer wieder finden, welche Christus aus dem Tempel zu Jerusalem vertrieb: hohe Taxen für den Ablass von Sünden gegen die Gesetze des Pabstes, niedrige für die Absolution der schrecklichsten Verbrechen gegen das Gesetz Gottes *). Auch gründe sich diese apostolische Taxe zum Hohne der Worte Christi: »Seelig seid ihr Armen, denn das Reich Gottes ist euer.« (Lucas 6), und im Widerspruch mit der Rede, welche Petrus, der Vorgänger des Papstes, zu dem Magier Simon sprach: Dass du verdammet werdest mit deinem Gelde, dass du meinest, Gottes Gabe werde durch Geld erlanget (Apostelgesch. 8), auf den unchristlichen Unterschied zwischen Reichen und den, weil sie die päpstliche Dispensation nicht bezahlen können, trostlos gelassenen Armen **)

2) *Das Verzeichniss der verbotenen Bücher* (Index librorum prohibitorum), nicht der das arme Volk in Blindheit und Aberglauben ernährenden Legenden und Mirakel-Bücher, sondern der frommsten christlichen Betrachtungen, selbst der heiligen Schrift, in der von den römischen Kirchenlehrern aufgestellten

---

*) Darunter: Absolutio pro eo, qui matrem, sororem aut aliam consanguineam vel affinem cognovit. (5 bis 11 Groschen.)

**) »Et nota diligenter quod hujus modi gratiae et dispensationes non conceduntur pauperibus, quia non sunt (sic), ideo non possunt consolari.«

Uebersetzung (Vulgata), deren Lesung an eine besondere, nur aus hochwichtigen Ursachen zu ertheilende Erlaubniss gebunden,*) von den spanischen und italienischen Inquisitoren so sehr erschwert werde, dass sie das Erlaubnissgesuch der Laien für ein verdammenswürdiges Verbrechen hielten. Und doch habe Christus gesagt: Suchet in der Schrift, denn sie ists, die von mir zeuget, (Joh. 5) und die Apostel, welche ihre Briefe für einfache Gläubige, Männer und Weiber, selbst für Kinder bestimmt haben, erklären: Alle Schrift von Gott eingegeben ist nützlich zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung und Züchtigung (II. Timoth. 3.)

3) Das berüchtigte *Directorium der Inquisitoren,***) eine der menschenfreundlichen christlichen Religion zum Hohn und Schimpf gereichende Ausgeburt teuflischer List und fanatischer Grausamkeit ***)

---

*) Das bezieht sich auf die Laien. Vergl. Concil. Trident. Sessio V. de reformatione. Drelincourt erwähnt, dass in früherer Zeit nur das königl. Cabinet eine Bibel in der Ursprache besessen habe, vermuthlich dieselbe, aus welcher einst L. Moriz. in Gegenwart Heinrichs IV. und des Casaubonus zum Erstaunen eines französischen ungelehrten Bischofs eine Beweisstelle deducirte.

**) Eine Richtschnur für die Italienischen, Spanischen und Portugiesischen besonders in Lissabon und Goa thätigen Inquisitoren.

***) Peutestre que V. A. l'ayant lu avec attention et considéré meurement, Elle auroit jugé, que quand tous les Demons se seroient assemblés pour conferer de leur malice la plus noire et la plus infernale, et pour chercher les moyens les plus propres à exercer contre les pauvres Chretiens leur haine et leur animosité la plus ardente et leur rage la plus furieuse, il leur seroit impossible, d'avoir inventé plus de fourbes, plus d'artifices, plus de cruautés, plus de peines, plus de tourmens. Vous aviez alors trop de bonté et trop de tendresse, et vous estimiez trop la sincerité et la candeur, pour n'estre point

4) *Das Ceremoniale der Bischöfe*, angefüllt mit pomphaften dem Judenthum und Heidenthum entlehnten, der evangelischen Einfalt der Apostel und der ersten christlichen Kirche schnurstracks widersprechenden Ceremonien, besonders bei der Consecration der Bischöfe. Auch findet man darin eine Vorschrift für die von den Bischöfen bei grossen Feiertagen zu ertheilenden Indulgenzen, nicht um das Verdienst unseres Heilands, sondern der Jungfrau Maria, des Erzengels Michael, Johannis des Täufers und aller Heiligen willen.

5) *Das Rituale und Pontificale Romanum*; wonach Kirchen und Altäre zur Ehre aller Heiligen (nicht des alleinigen Gottes) geweiht, Glocken mit grösseren Ceremonien, als die meisten Christen, getauft, und die Beräucherung der Bilder

---

extraordinairement ému et pour ne point fremir à la lecture de cet enseignement diabolique: *Que l'on peut promettre à ceux qui sont accusés d'heresie de leur faire grace pourvu qu'ils confessent la verité*; et même, que l'on en peut jurer: mais que cela ne doit pas empecher de les gesner, les bruler à petit feu, et de leur faire soufrir toutes sortes de supplices et de tourmens. Et que tout cela se peut faire sans se parjurer, *parceque les peines que l'on fait soufrir aux Héretiques sont des graces!* et qu'au fond quelque long et quelque cruel que soit le tourment, on y pouvoit encore ajouter quelque peine et la faire durer davantage, quand ce ne seroit que de quelque momens! Je ne sais pas si V. A. peut lire sans emotion de telles horreurs infernales, dont cet abominable livre est remply. Mais je suis assuré, que les Payens s'eleveront en jugement contre ces Demons incarnés, qui les ont inventés, à la grande honte et au grand Scandale de la Religion Chrestienne! — Drelincourt hätte noch einen andern noch im achtzehnten Jahrhundert angewandten Grundsatz jener Inquisition hinzusetzen können: wenn nämlich ketzerische Aeusserungen sonst frommer und untadelhafter Menschen zur Untersuchung gebracht wurden, den Unglücklichen, die sich derselben keineswegs erinnerten, nicht ihr Vergehen zu nennen, sondern vielmehr ihre Halsstarrigkeit vorauszusetzen, und sie einstweilen auf die Folter zu spannen.

und Glocken, die Kniebeugung vor geweihten Kreuzen, ähnlich dem Götzendienst, welchen die verblendeten Juden mit Mosis eherner Schlange trieben, vorgeschrieben wird. Gotteslästerisch sei das Gebet, womit der Bischof die Heiligenbilder einweihe. Denn der Sinn desselben sei: Obgleich du, allmächtiger Gott, uns verboten hast, Bilder zu deinem Dienste zu machen und anzubeten, so bitten wir dich doch in der Ueberzeugung, dass du dein Gebot zurückgenommen hast, das Bild des uns zum Vorbild dienenden Heiligen zu segnen zu deinem ewigen Ruhm; da doch Gott noch immer derselbe sei, der nur im Geiste und in der Wahrheit angebetet werden wolle!

6) Die drei unter päpstlicher Autorität zu Rom, Venedig und Cöln gedruckten Bücher des *Sacrarium Ceremoniarum St. Rom. Ecclesiae*, worin dem Papste die Allmacht im Himmel und auf Erden, ja gleich dem alten römischen Senat durch die Canonisation der Heiligen, das Recht Menschen zu vergöttern (divorum nostrorum Apotheosis) zugeschrieben, sein apostolischer Sitz der Sitz Gottes genannt, und den von ihm geweihten und getauften wächsernen *Agnus Dei* die wunderthätigsten, Natur, Sünde und Teufel beherrschenden Wirkungen gleich dem Christus-Lamm selbst beigelegt würden. Auch finde man hier eine ausführliche Beschreibung aller der übermenschlichen Ehrenbezeugungen, welche zu Rom unter dem Beistand königlicher Marschälle, Truchsesse und Kämmerlinge bei dem Krönungsfeste, der grossen Pontifical-Messe und dem Fusskusse des Nachfolgers Petri beobachtet werden sollten.

7) *Biblia St. Mariae*, 1625 zu Cöln gedruckt, nebst dem grossen und kleinen Officium der heil. Jungfrau und dem Psalterium des Cardinals Bonaventura, worin so viele Stellen der heiligen Schrift, selbst die Versicherung Christi: Ich bin die Thüre, so Jemand durch mich eingehet, der wird heilig

werden (Johannes 10.) auf Maria, als Himmelskönigin, als göttliche Vermittlerin, als Monarchin aller Creaturen, willkührlich angewandt und sogar behauptet wird, dass die Anrufung ihres Namens zuweilen heilbringender sei, als die Anrufung des Sohnes Gottes!

8) *Das Buch des heiligen Franciscus* (les conformités de St. François), das Evangelium der Minoriten, worin jener fanatische Mönch dem von allen Engeln angebeteten Heiland gleichgestellt, und ihm und seinen Nachfolgern die gottlosesten Visionen zugeschrieben werden, wie die von einer rothen zum Himmel und einer weissen zur Erde reichenden Leiter, wo auf jener Christus die Hinaufsteigenden herabwirft, auf dieser die heilige Jungfrau ihre Anhänger aufnimmt und zum Paradiese führt.

9) *Die deutsche Reichsgeschichte*, um sich an die übermüthige Behandlung zu erinnern, welche die römischen Bischöfe den deutschen Kaisern widerfahren liessen; ohngeachtet noch Gregor I. den Kaiser Mauritius in demüthigster Stellung (knieend) empfangen hatte[*]. Von Heinrich IV. an, welcher drei Tage hindurch nackenden Fusses und im härenen Gewand Gregors VII. Absolution anflehte, und durch Paschalis II. zu Gunsten eines rebellischen Sohnes seiner Krone beraubt und excommunicirt, nach seinem Tode fünf Jahre unbeerdigt liegen blieb; bis auf Lothar, welchen Innocentius II. zum Lohne für die wider einen Gegenpabst erhaltene Unterstützung in der schimpflichen Stellung eines knieenden Va-

---

[*] Vergl. auch Annales Fuldenses Einhardi anno 801. 802. Leo III. Pontifex Romanus Carolum Imperatorem salutatum dicitur more antiquorum principum adorasse.

sallen darstellen liess: bis auf Heinrich VI., dessen Kaiserkrone Cölestin III. bei der Kronung mit Füssen trat, bis auf Friedrich Barbarossa, welcher Adrian IV. die Steigbügel hielt, und dem Alexander III. den Fuss auf den Nacken setzte.

10) *Die Geschichte der päpstlichen Conclave*, besonders bei den Wahlen Leo's XI. und Pauls V., wo zum Spott der Einwirkung des heiligen Geistes, bestochene, ehrsüchtige und eigennützige Cardinale, unter dem Einfluss der weltlichen Potentaten ein höchst anstössiges Spiel der Intrigue aufführten.

11) *Paul Sarpi's Geschichte des letzten*, für oecumenisch angegebenen, *Tridentiner* Conciliums, durch welches traditionelle Menschensatzungen dem Worte Gottes gleichgesetzt und die ganze occidentalische Christenheit um eine ihrer schönsten Hoffnungen betrogen wurde. Frankreich, der Herzog von Baiern und andere katholische Staaten Deutschlands hatten nämlich die der Institution des Heilandes und der ersten christlichen Kirche angemessene Communion in beiderlei Gestalten, das heisst, die Erlaubniss, dem göttlichen Gebot und dem Beispiel der Apostel zu folgen, verlangt, der Papst sich auf das Concilium, das Concilium sich auf den Papst, wie Pilatus auf Herodes, Herodes auf Pilatus, berufen. Aber der Cardinal Farnese erklärte, ehe der heilige Engel dem Volke Frankreichs einen solchen Giftbecher als Arznei reiche, sei es besser dasselbe umkommen zu lassen, und der spanische Jesuit de Torres meinte, es sei in der That ein Kunststück Satans, der sich zuweilen in einen himmlischen Engel und seine Diener in Prediger der Aufklärung verwandele: den Gläubigen unter dem Schein eines mit dem Blute Christi angefüllten Kelches einen grossen Giftbecher zu reichen. Und das zwei und zwanzig Jahre hindurch vergebens ersehnte, zweimal binnen achtzehn

Jahren versammelte Concilium gab partheiisch für Spanien und Italien, und zur Verachtung Deutschlands und Frankreichs eine Erklärung, welche die Entscheidung einer solchen Gewissens- und Lebensfrage, ohne Rücksicht auf so viele einzelne Gläubige nur für den Fall des Gesuchs ganzer Nationen dem Papste anheimstellte *).

Jetzt erst geht Drelincourt zur Definition *der wahren Kirche Christi* über. Er setzt sie in die Gemeinschaft aller Christen, welche die reine und göttliche Lehre Christi und der Evangelisten bekennen, die Sacramente in ihrer vom Heilande eingesetzten Einfachheit und Integrität gebrauchen, und von Seelsorgern geleitet werden, wie sie Christus und die Apostel angeordnet haben; mit diesem ersten unverdorbenen Christenthum stimme die reformirte evangelische Kirche überein, die in ihrer göttlichen Grundlage so wenig neu sei, als ein reformirtes Kloster, welches das Fundament seiner Stiftung beibehalte. Hiermit vergleicht er des Landgrafen Erklärung von der Kirche Christi, welche mit der Definition des *Glaubens* stehe und falle, zeigt ihm aus der heiligen Schrift, dass unter dem (objectiven) *Glauben* nichts anderes als die wahre und reine Lehre des Evangeliums verstanden werde (Galater 1.), verwirft das aus dem alten Testamente entlehnte, in der römischen Kirche ausgebildete *Priesterthum* als dem ursprünglichem Christenthume fremd und zuwider, und setzt den zwanzig von Landgraf Ernst der römischen Kirche zugeschriebenen ausgezeichneten Merkmalen 42 Sätze der Widerlegung entgegen.

---

*) Concil. Trid. Sessio XXI. de communione sub utraque specie, und Sessio XXII. decretum super petitione concessionis calicis.

Wie könne die römische Kirche eine *Einheit*, ohne Spaltung, ohne selbst verschuldetes Schisma in Anspruch nehmen, da doch die Controversengeschichte der ersten sechs Jahrhunderte das unwidersprechliche Gegentheil lehre, da doch das erste grosse orientalische Schisma durch die Ehrsucht des römischen Patriarchen (der um der mystischen Frage vom Ausgang des heiligen Geistes willen alle morgenländische Kirchen excommunicirte und den Orient den Mohamedanern Preis gab) und das zweite zur Zeit der grossen Reformation durch die hartnäckige Beibehaltung der schreiendsten Missbräuche herbeigeführt worden sei?

Wie könne diese Kirche ewig *rein von allen Ketzereien* genannt werden, da so viele ihrer Grundsätze dem klaren Wort Gottes widersprächen und schon die Lehre von der Transsubstantiation und Adoration des Leibes Christi mit allen ihren Consequenzen eine unermessliche Menge von Ketzereien in sich schliesse? Wie *unveränderlich* im alten Glauben und Gottesdienst, da doch die Geschichte der Kirchenversammlungen über den Bilderdienst, über das Abendmahl in beiderlei Gestalten, über die Transsubstantiation selbst, über die Gnade mit oder ohne eigenes Verdienst und über so manche andere Lehren und Gebräuche eine grosse Menge von Abweichungen an's Licht ziehe, und die *durch päpstlichen Absolutismus endlich erzwungene Uniformität* der römischen Kirche mit dem ursprünglichen Christenthum im grellsten Widerspruche stehe?

Wie als die alleinige wohlthätige *Bekehrerin der Heiden* bezeichnet werden! da doch dies Verdienst nicht der römischen Kirche, sondern zuerst den Aposteln der allgemeinen christlichen Kirche, der Kraft des Evangeliums selbst zuzuschreiben sei, und der grösseren Ausbreitung des wahren Christenthums nichts hinderlicher gewesen als die Grausamkeit der spanischen und anderen römisch-katholischen Priester, der götzenartige Bilderdienst und die allen Nicht-Christen so anstössige Geniesung desselben Gottes, den man anbetet?*) *Sie* vor Allen im höchsten *Besitz der Fruchte der Heiligkeit!* Doch wohl mit Ausnahme des römischen Hofes, der gewiss nicht heiliger sei, als die reformirten Städte zu Genf, Bern und Basel, und als der in Frömmigkeit und Sittlichkeit Niemanden nachstehende Hof zu Cassel!**) Ob der Landgraf nicht die Schilderungen der italienischen Dichter,***) des Nicolas de Clemangis und des Mathias Parisiensis über die Verderbniss des

---

*) Es ist hier nicht von den richtig verstandenen Lehren der katholischen Kirche über die Verehrung der Bilder Christi und der Heiligen (siehe Trident. Concil. Sessio XXV.) und über die Eucharistie die Rede, sondern von den groben durch zelotische und stupide Mönche unterhaltenen Vorstellungen, welche sich das gemeine Volk, und namentlich die zur Bekehrung bestimmten wilden Nationen Asiens und Amerika's von jeher über die Idole und über die Hostie gebildet haben. Noch jetzt wird in der chinesischen Staatskirche die römisch-katholische Religion als diejenige bezeichnet, welche Gott und die Kreuze und Bilder verehrt. Drelincourt führt besonders das Beispiel vernünftiger Mohamedaner an, welche ihm persönlich versicherten, dass jene beiden Artikel ihnen den grössten Anstoss erweckten; und setzt hinzu: Mons. de la Boulaye le Goux a fait une Relation de ses Voyages au Levant, où entre autres choses il recite que ses gens ayant eu querelle avec des Mahometans, ces Mahometans là les apellèrent *Mange Dieu.*

**) Ou l'on a veu et ou l'on voit encore de si admirables exemples de sainteté, de pieté et de vertu.

***) Petrarca und Baptiste von Mantua sind genannt, nicht aber *Dante's* göttliche Comödie, worin sich die Entrüstung des Zeitalters gleich nach der Unterdrückung der Hohenstaufen, über die Usurpation des Papstes als weltlichen Universal-Monarchen, über den durch weltliche Güter, durch Geiz und Betrug verderbten Clerus so unverhohlen ausspricht; nicht Boccaccio, dessen Novelle über den philosophischen Juden, welcher nach einer persönlichen Betrachtung des lasterhaften römischen Hofes zur römischen Kirche überging, voll bitterer Ironie ist.

päpstlichen Hofes kenne, ob er die nach dem Concilium zu Lyon 1251 von dem Cardinal Hugo an das versammelte Volk gehaltene Rede nicht gelesen habe, worin folgende Worte vorkommen: »Wir haben euerer Stadt einen grossen Vortheil verschafft, denn bei unserer Ankunft fanden wir hier nur drei oder vier Frauenhäuser (prostibula), jetzt hinterlassen wir euch ein einziges von einem bis zum anderen Stadtthor!« — Und was die gerühmte christliche Liebe gegen die Armen betreffe, ob die Armenanstalten Italiens und Spaniens etwa denen in Holland, England, der Schweiz und im protestantischen Deutschland vorzuziehen seien, ob er in den vereinigten Provinzen, besonders in dem an milden Stiftungen so reichen Amsterdam, wohl einen einzigen Strassenbettler gesehen habe? Aber nicht die Menge der Almosen entscheide, sondern die Liebe.*) Ob es christliche Liebe der römischen Priester sei, dem armen Volke die Pein des Fegefeuers und die gnadenreiche Wirkung derselben kostspieligen Messen vorzustellen, wodurch sie schon so maaslose, in Frankreich den dritten Theil der Einkünfte verschlingende Reichthümer gewonnen hätten? Und jene drei der heiligen Schrift fremde Klostergelübde der Armuth, Keuschheit und des Gehorsams, weit entfernt die Mönche und Nonnen zur sittlichen Reinheit und Vollkommenheit und an die Stufen des Paradieses zu führen, welche Missbräuche und Verbrechen hätten sie nicht erzeugt, wie dies die Schilderungen der Bischöfe und Gottesgelehrten der römischen Kirche selbst und die tägliche Erfahrung noch jetzt beweise?

---

*) 1. Cor. 13. Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und liesse meinen Leib brennen, und hätte die Liebe nicht, so wäre es mir nichts nütze.

Die grosse Ausdehnung der römischen Kirche! Ob diese ein Beweis sei für die Vortrefflichkeit derselben, ob nicht die Heiden und Mohamedaner ein Gleiches von sich rühmen könnten, ob nicht die Anzahl aller Christen, welche nicht zur Communion der römischen Kirche gehörten, bei weitem überwiegender sei? Sie aber, die Anhänger der reformirten Kirche vertrauten der Zusage des Heilandes: »Fürchte dich nicht, du kleine Heerde, denn es ist eures Vaters Wohlgefallen, euch das Reich zu geben,« mit Grauen auf die in der Offenbarung Johannis bezeichnete grosse Stadt blickend, welche das Reich hat über die Könige dieser Erde. (Apocalypse 17.)

Die Siege und Triumphe dieser Kirche! In den weltlichen Siegen stehe ihr Mohamed nicht nach, der Ruhm der geistlichen Triumpfe über Irrthum und Ketzerei gebühre der alten apostolischen, nicht der neuen durch Aberglaube und Tyrannei verderbten römischen Kirche, auf welche die Worte des Apostels anzuwenden seien: Der Herr wird sie umbringen mit dem Geiste seines Mundes. (2. Thessal. 2.)

Die stete Ergänzung gleich der des Oceans erinnere an das auf so vielen Wassern sitzende Weib der Apocalypse. Nirgends habe der Papst wieder gewonnen, was er in Deutschland, Scandinavien, Schweiz, Niederlanden, Grosbritannien und Frankreich verloren. Ob der Orient, ob das durch den Ehrgeiz römischer Priester in Feuer und Flammen gesetzte Japan wiederkehre, ob sich Rom der durch die Spanier gemordeten Indianer rühme? Als der arianische Kaiser Constanz vor der Verdammung des heil. Athanasius zum Römischen Bischof Liberius sprach: Wie kannst du allein gegen einen so grossen Theil der Erde die Sache dieses Bösewichts vertheidigen? antwortete dieser nicht: Gott wird die Menge derjenigen ergänzen, welche verloren sind, sondern: Und wenn ich allein stünde, so würde die Wahrheit doch gleich stark bleiben! Jesus sprach zu seinen wankenden Schülern: Wollt ihr auch weggehen? Petrus aber antwortete: Wohin sollen wir gehen, du hast Worte des ewigen Lebens. (Joh. 6.) So spreche auch er im Namen der evangelischen Kirche.

Die Uebereinstimmung mit den Kirchenlehrern der ersten sechs Jahrhunderte könne nur dann ein Zeugniss begründen, wenn sie zugleich die erste Zeit der Apostel, das Evangelium selbst begreife. Sie sei aber ein grosser Irrthum; denn wie es keinen griechischen und keinen lateinischen Kirchenvater gebe, der nicht einen jetzt von der römischen Kirche verworfenen Grundsatz enthalte, so lehre diese auch mehrere Artikel, die von jenen verworfen, oder von ihnen gar nicht erwähnt wurden. Auch habe er (Drelincourt) in seiner Streitschrift gegen den Jesuiten Caussin *) bewiesen, dass weder die Lehre noch Disciplin noch die Ceremonien der jetzigen römischen Kirche mit dem ersten Christenthume übereinstimmten, und dass das, was jene vom Alterthum unter dem Widerspruch der reformirten Kirche beibehalten, grossentheils dem Judenthum und Heidenthum entlehnt sei.

Die Gabe der Wunder als Eigenthum der römischen Kirche! Da doch die ersten wahren Wunder des Evangeliums und der apostolischen Zeit der christlichen Kirche überhaupt angehörten und diese keiner neuen Wunder mehr bedürfe. St. Augustin, zu dessen Zeit die ersten erdichteten Reliquien vorkommen, erklärt geradezu, nur die Thoren bedürften der Mirakel, und Gregor I., der Erzähler so vieler erdichteten Mirakel, vergleicht jene grossen apostolischen, zur Ueberführung des ungläubigen sinnlichen Volkes nöthigen Wunder, mit dem Wasser, womit man junge Pflanzen begiesse, dessen die eingewurzelten Bäume nicht mehr bedürfen. Wenn jene Wunder als ausserordentliche übernatürliche, göttliche, die Kraft der Menschen und Dämonen übersteigende Einwirkungen und Erscheinungen stets fortgesetzt würden, hörten sie auf Wunder zu sein. Die Mirakel der jetzigen römischen Kirche aber, welche vor dem Lichte der Sonne verschwindend, keinen Ungläubigen mehr zu bekehren vermöchten, seien theils Ausgeburten einer erhitzten Phantasie, theils hinterlistige Lügen und Erdichtungen eigennütziger und fanatischer Mönche. Schon Christus sprach zu denen, welche sich rühmten, in seinem Namen Teufel auszutreiben: hebet euch weg von mir, ihr Uebelthäter: denn es werden falsche Christusse und falsche Propheten aufstehen und grosse Zeichen und Wunder thun, so dass wenn es möglich wäre, auch die Auserwählten zum Irrthum verführt werden (Matthäus 24). Fast alle in den Legenden und Lebensbeschreibungen der Martyrer und Heiligen vorkommenden Mirakel seien eine Folge oder ein Missbrauch der römischen Lehren vom Fegefeuer, von der Verehrung der Heiligen und ihrer Bilder, und von der Transsubstatiation; fabelhafte bis zum höchsten Unsinn gesteigerte, zur Verdammung des Volkes maaslos wiederholte nicht bloss lächerliche sondern auch unmoralische und ketzerische Erzählungen. Daher die vielen sprechenden, singenden, seufzenden, Blut schwitzenden, durch die Luft fahrenden Heiligenbilder; daher die den Heiligen selbst oder ihren unzähligen an den verschiedensten Orten vorgezeigten abenteuerlichen Reliquien, und die den Hostien über Menschen und Thiere, Lebende und Todte zugeschriebene dämonische Gewalt; daher auch der abscheuliche erfinderische Missbrauch, den man sich von dem fanatischen Aberglauben an die Mutter Gottes erlaubte, wie sie eine schwangere Aebtissin von ihrer Frucht befreiete, die Büssung einer liederlichen, fünfzehn Jahre von ihrem Kloster entfernten Nonne übernahm, am Galgen hängende Verbrecher umarmte und wieder belebte, damit sie ihren Dienst der Verehrung Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes vorzogen u. s. w. —

---

*) Du faux visage de l'Antiquité.

Die ununterbrochene persönliche Succession der Kirchenhirten, da doch die noch ältere griechische und syrische Kirche mit grösserer Sicherheit eine gleiche Succession in Anspruch nehme: das römische Bisthum Petri und dessen erster Nachfolger ungewiss sei, und im Laufe der Zeit starke Unterbrechungen und Streitigkeiten zwischen zweien, ja dreien Gegenpäbsten hinzugekommen wären. Und in welchem inneren Zusammenhang stünden die ersten einfachen Kirchenhirten Roms mit den nachherigen Monarchen der Welt? da es nicht auf die Nachfolge der Person, sondern der Lehre des apostolischen Glaubens und Gottesdienstes ankomme? *) Ob nicht auch Caiphas ein Nachfolger Aarons gewesen?

---

*) Ambrosius: Patrimonium Petri non habet, qui Petri fidem non habet. An einer andern Stelle führt Drelincourt alle Päbste an, welche nach seinem Sinne ketzerische, das heisst, mit der heiligen Schrift nicht übereinstimmende Grundsätze und Gebräuche eingeführt oder behauptet haben; wie Pabst Nicolaus II., der die sensuelle Brechung des Leibes Christi selbst ausserhalb des Sacramentes im Concilium zu Rom 1059 annahm; Gregor VII., welcher 1076 dem Pabste das Recht der Kanonisation der heiligen Schriften, der Entbindung von Unterthanen-Eiden, der Absetzung der Kaiser zusprach; Innocentius III., welcher 1215 die vollkommenste Transubstantiation des Brodes und Weines in den Körper Christi festsetzte. Bonifacius VIII., der im Jahre 1300 die Lehre von den Indulgenzen maaslos ausdehnte. Anerkannt sei es, selbst bei katholischen Kirchenlehrern, dass Innocentius I. hinsichtlich der den kleinen Kindern

Die merkwürdige Thatsache, dass die römische Kirche keinen wesentlichen Grundsatz, mit Ausnahme des Primats des römischen Bischofs, behaupte, welcher nicht von einer ihrer Gegenpartheien im Streite gegen die andere gebilligt oder vertheidigt werde. Ein sehr zweifelhaftes Beweismittel, da sämmtliche Protestanten so viele wesentliche und verbindliche Glaubens-Artikel der römischen Kirche, den ganzen abergläubischen Cultus derselben, und nicht nur die Verdammungsurtheile ihrer Päpste, sondern auch des Tridentinischen Conciliums verwürfen und verachteten.

Die Behauptung dass keiner ihrer Glaubenssätze an innerem Widerspruch oder Unsinn leide, bedürfe keiner Widerlegung, da schon die Lehre von der Transsubstantiation unzählige Widersprüche und Absurditäten vor dem Richterstuhl der heiligen Schrift und der Vernunft enthalte und die Natur eines Sacramentes selbst zerstöre.

Der beständige Besitz des von den Aposteln eingeführten katholischen Titels und Namens! da doch die ersten Gläubigen

---

zu ihrer Seligkeit nöthigen Taufe eine irrige Meinung hatte, dass Liberius den heil. Athanasius verdammte, dass Honorius I. Monotelyt war (nur einen Willen in Christo annahm.) Als apostatische Päbste werden angeführt, Marcellin, welcher Idolen opferte, Johannes XXIII., der weder Hölle noch Paradies, noch Unsterblichkeit der Seele annahm, und sich dennoch, ehe er abgesetzt wurde, Stellvertreter Christi nannte. Drelincourt erwähnt auch die neueren päpstlichen Verdammungen gegen den sogenannten Jansenismus, gegen die vom Apostel Paulus aufgestellte, vom heiligen Augustin bestätigte rein evangelische Lehre von der Gnade Gottes, und der anstössichen Bulle Alexanders, wodurch er nicht nur die fünf Propositionen der Jansenisten als ketzerisch verdammte, sondern auch von ihnen die wahrheitswidrige Anerkennung verlangte, dass jene fünf Propositionen in dem Buche des Bischofs Jansenius (einer Compilation aus den Schriften des heil. Augustin) enthalten seien.

anfangs *Schüler Christi*, dann *Christen*, zuerst zu *Antiochia*, genannt wurden (Apostelgesch. 11.), der Name der Katholiken weder damals noch zur Zeit der Aufstellung des apostolischen Symbolums, wie aus Irenäus und Tertullian erhellte, sondern erst dann vorkomme, als man den allgemeinen d. h. katholischen Glauben der christlichen Kirche von dem Judenthum und von den ketzerischen Meinungen und Partheien unterscheiden wollte. Aber diesen katholischen Titel hatten auch stets die Griechischen, Syrischen, Armenischen, Aethiopischen, Aegyptischen christlichen Kirchen, selbst die Arianer, unterstützt vom Kaiser und von 600 Bischöfen, in Anspruch genommen. Selbst die Mohamedaner nennten sich Moslim, das heisst Rechtgläubige, und die Christen versagten ihnen diesen Namen nicht. Nicht der Titel sondern die Sache entscheide, und während der zugleich particuläre und universelle Titel der Römisch-Katholischen sich gegenseitig aufhebe, und die Reformirten, gestützt auf die Grundlage der ersten Jahrhunderte, sich eher katholisch nennen könnten, sei es weit ehrenvoller, dass man sie in Frankreich nach der *Religion* überhaupt (ceux de la Religion) bezeichnete.

Das Anerkenntniss ihrer Gegner, dass man in der römischen, als einer wahren Kirche Christi, selig werden könne! Zugestanden, in so weit man den alten apostolischen Begriff einer Kirche oder Versammlung, selbst einer abfälligen (Apostelgesch. 19) annehme, und jede Gesellschaft von Bekennern des Christenthums eine christliche Kirche nenne. Aber nicht zugestanden denjenigen, welche die Reinheit des Evangeliums Christi, die Grundlage desselben, das Wort Gottes, die Verehrung Gottes im Geiste und in der Wahrheit gänzlich verlassen haben. Denn es werde keine Pein und Marter die Reformirten je zu dem Eingeständniss bringen, dass sie ihre Seligkeit in der römischen Kirche finden könnten, so lange diese die Ehre, welche dem Schöpfer gebühre, der Creatur erzeige.

Einen Beweis für dieselbe Kirche aber aus der *Uebereinstimmung der unter sich sonst uneinigen Secten in dem gemeinsamen Widerspruch gegen dieselbe* führen wollen, heisse: Licht aus Finsterniss ziehen. Denn wie könne das einstimmige Zeugniss verschiedener in Nebendingen unter sich abweichender Zeugen gegen einen Delinquenten demselben zur Freisprechung gereichen? Und was die *Veränderungen* der Lehre der Reformirten betreffe *), so berührten sie nicht das Fundament der Religion, sondern nur die Zucht und Ordnung der Kirche. Seit Anfang der Reformation habe man stets den Papst, die Messe, die Adoration des Sacramentes, das Fegefeuer, den Heiligen- und Bilderdienst verworfen, und an Christus dem Gekreuzigten festgehalten.

Die Andeutung endlich, dass die *Prophezeiungen des alten Testamentes* über den Glanz und die Grösse der christlichen Kirche des neuen Testamentes in der römischen Kirche erfüllt seien, hält Drelincourt für ein vom Landgrafen gegen diese selbst hervorgerufenes Gottesgericht.

Denn jener Glanz solle nicht in äusserer Pracht sondern in himmlischen Tugenden bestehen, und der Ruhm und die Grösse der christlichen Kirche sei zuerst erfüllt worden, als sich die christlichen Kaiser zu ihr wendeten; hierauf nach langer Finsterniss und Verfolgung, als Gottes Majestät zur Zeit der Reformation die Worte des ewigen Lebens abermals vielen Fürsten und Völkern eröffnete. Denn alles was der Apostel in dem Brief an Timotheus (I. 4.) und an die Thessalonicher (II. 2.) von der ächten christlichen Kirche sage, sei erfüllt nicht in in der verderbten römischen, sondern in der reinen evangelischen Kirche. —

---

*) Auf welche sich Drelincourt beschränken will. Auf die ketzerischen Secten überhaupt wendet er anderwärts den Spruch des Apostels (1. Cor. 11. 19.) an: »Es müssen Secten (Partheiungen) unter euch sein, damit ihr die, welche rechtschaffen sind, erkennen könnet.«

Landgraf Ernst liess sich durch diese ausführliche Entgeg-
nung nicht abschrecken. Aber in seiner Replik betrat er gerade
den biblischen Boden, auf welchem die Hauptstärke seines Geg-
ners beruhte. Er verzeichnet alle Artikel des äussern Cultus, wo-
rin die Reformirten entweder mit den ausdrücklichen Geboten
und Verboten der heiligen Schrift in Widerspruch stünden oder
trotz des Stillschweigens derselben eine der Praxis der Apostel
fremde Neuerung eingeführt hätten. Er fragt sie, warum sie die
Fusswaschung, die letzte Oehlung der Kranken hätten abkom-
men lassen, warum sie sich nicht des Blutes und des erstickten
Fleisches (Apostelgesch. 15.) enthielten; warum ihre Prediger
einen Sold für ihre geistlichen Berufsgeschäfte sich zahlen
liessen; warum sie den ersten Tag der Woche, Weihnachten,
Ostern, Himmelfahrt, Pfingsten, und das Fest der Dreieinigkeit
feierten, warum sie sich der Orgeln, der Glocken, der Tempel,
der Predigtstühle, und anderer aus der römischen Kirche ent-
lehnten Dinge bedienten? warum ihre Prediger bei den Hei-
raths-Contracten functionirten; warum sie mit Hurern, Geizigen,
Abgöttischen, Lästerer, Trunkenbolden und Räubern (I. Cor.
5. 11.) assen; warum sie den Eid zuliessen; warum sie bei
der Taufe oder dem Abendmahl gewisse Texte, Gebete und
Formulare abläsen; warum sie die Administration der Taufe
durch die Laien, und das Abendmahl der Laien unter sich
ohne Geistlichen für ungültig hielten und diese Sacramente
nur bei feierlichen Bettagen oder Kirchenversammlungen vor-

nähmen; warum sie kleine Kinder tauften, warum sie die Tauformel im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, und die uralte Eintauchung des ganzen Körpers verlassen, warum sie Gevatter und Gevatterinnen und Ertheilung der Taufnamen eingeführt hätten; warum sie statt des heiligen Abendmahls nicht ein förmliches Gastmahl, statt des weissen, gebrochenen, nicht ein gemeines nahrhaftes Brod einführten und das Abendmahl nicht im Liegen, sondern wie in Frankreich und Deutschland im Gehen, in den Niederlanden an einer Tafel, in der Schweiz auf ihren Sitzen, in England auf den Knien empfingen?

Die Antwort war nicht schwierig. Denn etliche Vorwürfe des Landgrafen, wie hinsichtlich der Tauformel und der unandächtigen Haltung bei dem heiligen Abendmahl beruhten auf Unkenntniss und Verläumdung; andere, wie der hinsichtlich des Predigersoldes *) und des von den Aposteln selbst wieder aufgehobenen Verbots der Blutes und des Erstickten, auf unrichtiger Erklärung oder unvollständiger Kenntniss der heiligen Schrift. Ephemere, locale, orientalische Gebräuche, wie der des Fusswaschens und der Oehlung der Kranken hätte man mit Recht verlassen; bei unwesentlichen nur die Polizei der Kirche angehenden Artikeln sich der Freiheit einer jeden christlichen Gemeine bedient, und nur die Vorschrift des Apostels: »Lasset alles ehrlich und ordentlich zugehen« (I. Cor. 14. 40.) zur Richtschnur genommen. Drelincourt macht auch

---

*) Der Landgraf hatte sich auf die Stelle bei Matthäus 10 v. 8. berufen: »Umsonst habt ihr es empfangen, umsonst gebt es auch«, wo aber nur die Annahme einer Geldbelohnung bei der Pflege der Kranken, der Reinigung der Aussätzigen und bei Mirakeln, nicht bei geistlichen Functionen überhaupt verboten wird.

den Landgrafen darauf aufmerksam, zu welchen unsinnigen Ausstellungen über die innere und äussere Einrichtung der neuern Kirchen u. s. w. eine solche Anwendung der heiligen Schrift führen würde.

Der Landgraf, vom Angriff zur Vertheidigung übergehend, bediente sich auch in wesentlicheren Punkten der heiligen Schrift zu jenen negativen Propositionen, worin die Gebrüder Walenburg ihre Hauptstärke hatten. Sein Gegner sollte aus der Bibel beweisen, dass die Anrufung der Heiligen, die Bilderverehrung, das Abendmahl in einerlei Gestalt, in der ersten Kirche verboten gewesen seien, worauf ihm Drelincourt entgegnet, dass man auf solche Art jede Ketzerei vertheidigen könne. Denn ein Manichäer würde einen ähnlichen Beweiss gegen die Lehre verlangen, dass der Sohn Gottes seinen Sitz in der Sonne habe; der Mahomedaner, das man dem Alkoran, der Jude, dass man dem Talmud nicht glauben solle.

Das letzte Bollwerk des Landgrafen war die Tradition, als eine lebendige mündliche Ueberlieferung von den Zeiten Jesu und der Apostel her, fortgesetzt und erhalten in der Kirche und den alten Kirchenvätern; die Kirche, älter als die Schrift und als die Tradition, habe beiden ihre Geltung ertheilt und beide, sich unter einander ergänzend, seien unter der Autorität der Kirche die Grundlage des römisch-katholischen Glaubenssystems geworden. Diese gefährliche in ihrem Missbrauch an die pharisäischen Zusätze zu dem Gesetze Mosis erinnernde, und die Grundfeste der christlichen Religion bedrohende, zuerst von Ketzern*) aufgebrachte Doctrin widerlegte Drelincourt auf folgende Art.

Die mündliche Belehrung der Schüler Christi sei freilich nicht vollständig gewesen, denn er selbst erklärte ihnen vor seiner Himmelfahrt: »Ich habe euch noch vieles zu sagen, aber ihr könnt es jetzt nicht fassen,« und versprach ihnen desshalb den heiligen Geist als den Geist der Wahrheit (Joh. 14, v. 16). Aber in Folge der von Christus geoffenbarten wesentlichen Glaubenslehren und dieser Inspiration des heiligen Geistes verzeichneten sie, die Evangelisten, ihre Schriften, die Schriften des neuen Testaments, deutlich, vollständig, einig insgesammt über die wesentlichen Hauptlehren des christlichen Glaubens, wie z. B. über die Einsetzung des heiligen Abendmahls. Wenn die Kirche auch, eingehüllt im alten, gereinigt und geoffenbart im neuen Testament, vor der Redaction der göttlichen Schriften, die sie von den apokryphischen sonderte, bestanden habe, so sei sie doch mit allen Christen an die Vorschriften derselben Schriften gebunden; gleich den Unterthanen eines Reiches, deren Gesetze erst nach der Stiftung desselben verzeichnet werden. Unzertrennlich sei das mündlich verkündete und das schriftlich verzeichnete Evangelium, verwerflich jede mit demselben nicht übereinstimmende, im Lauf der Zeit verfälschte, von der römischen Kirche zur Beschönigung ihrer Irrthümer und Missbräuche eingeführte Tradition. Selbst die bewährtesten vom Landgrafen angeführten, Kirchenväter: Irenäus, Tertullian, Origines, Athanasius, Chrysostomus und Augustin, welche eine mündliche Ueberlieferung der alten christlichen Kirchen, besonders der Kirche zu Rom, als dem Mittelpunkt und Zusammenfluss so vieler Christen, annahmen und preisten, aber unter diesen Traditionen eine Menge unwesentlicher, zur Seligkeit nicht nothwendiger Gebräuche, wie das Kreuzmachen, das Fasten*), die Vermischung des Wassers mit dem Weine, begriffen, erkenneten es an, dass die Fundamentallehren des Christenthums in der heiligen Schrift, dem Prüfstein jeder mündlichen Tradition verzeichnet seien. Dies sei die über allen Zweifel erhabene geschriebene christliche Tradition, auf welche Constantin der Grosse bei der Eröffnung der ersten Nicänischen Kirchenversammlung die christlichen Bischöfe verwies. Und der Apostel Paulus sage: So auch ein Engel vom Himmel euch würde ein Evangelium predigen, anders, denn was wir euch gepredigt haben, der sei verflucht. (Galater 18.)**)

---

*) Schroekh allg. Kirchengesch. III. 207. 208.

---

*) 1 Cor. 8. 18. Die Speise fördert uns nicht vor Gott.

V. Uebergang des Landgrafen Ernst zu reformatorischen Grundsätzen, seine Hauptschrift und seine späteren Aeusserungen über Katholicismus, über die Missbräuche der römischen Kirche und über christliche Toleranz.

Im Jahre 1660, kurz nach der letzten Streitschrift Drelincourts, erschien ein nur in 48 Exemplaren abgedrucktes, jetzt sehr seltenes anonymes Buch des Landgrafen Ernst, unter dem Titel: »Der so wahrhafte als ganz aufrichtig- und discretgesinnte Katholische«, über den heutigen Zustand des Religionswesens in der Welt*). Dieses Buch, welches die erste Ver-

---

**) Trois lettres de Mr. Drelincourt à Mons. le Prince Erneste. Genève 1665.

*) Der vollständige weitläufige Titel mit dem Motto: Non nisi bonis placere cupio, nebst anderen Nachrichten über den

anlassung zu einem Briefwechsel zwischen Landgraf Ernst und
Leibniz gab (siehe unten No. 1. 2. 3. 4.), von welchem Leibniz
erklärte, dass es die Gebrechen beider Religionsparteien mit
gleichmässiger aber der römischen Curie äusserst verhasster
Freimüthigkeit beleuchte **), erregte das grösste Aufsehen. Wäh-
rend einige Zeloten den Verfasser desselben bald für einen
Calvinisten, bald für einen Naturalisten ausschrieen, und der
Landgraf unter Einziehung der gegen seinen Willen verbrei-
teten Exemplare einen Auszug desselben in milderer Fassung
mit einem angehängten katholischen Glaubensbekenntniss ver-
anstaltete, schrieb ihm Graf Ludwig von Hohenlohe-Schillings-
fürst (ein Vorfahre der jetzigen Allodialerben des Hauses Ro-
tenburg), wenn die katholische Kirche so geordnet wäre, wie
Landgraf Ernst jetzt vorschlage, so würde er schon längst die
Autorität derselben anerkannt haben. Man weiss nicht, welche
Anfechtungen der Landgraf während seines mehrmaligen Auf-

1673 gedruckten, den Katholiken zu Gefallen etwas gemässigten
Extract dieses Buches (der in lateinischer Sprache als Verus,
sincerus et discretus Catholicus contractus erschien), sowie über
die dadurch erregte Streitschrift des Annaberger Superinten-
denten Kühnen, dem Landgraf Ernst einen »Cuneus contra Kuh-
neum« entgegensetzte, findet sich bei Strieder a. a. O. 461
— 466.

*) Epistolae Lebnitii ad diversos, bei *Kortholt* IV. 241.
siehe überhaupt die unten folgenden 4 ersten Briefe vom Jahre
1680 und *Dutens* Opera omnia Leibnitii V. 406. 407. wo es
heisst: »Ernestus, H. L. ille ipse mutata religione celebris,
librum germanicum satis spissum edidit, titulo: Discret Catho-
lischer, in quo utriusque partis vitia aequali et Romanae Cu-
riae invisissima libertate perstrinxit. Liber ille in manibus pau-
corum versatur, neque enim habere possunt, nisi quibus ille
donaverit.«

enthaltes in Rom und bei den ihm vertrauten Cardinälen und Jesuiten wegen dieser freisinnigen Schrift erlitt. Aber er beharrte bei den Hauptgrundsätzen derselben, und rühmte sich noch im Jahre 1682 einer von denjenigen zu sein, welche die freisinnigen Grundsätze der gallicanischen Kirche hinsichtlich des Papats schon lange vor der königl. Erklärung behauptet hätten. Wir wollen daher den Hauptinhalt jenes Buches (sowohl nach der ersten Ausgabe als dem nachherigen kurzen Auszug) ohne Rücksicht auf die zufällige Anordnung mit den späteren geläuterten in dem Nachlass des Landgrafen befindlichen Aeusserungen desselben zusammenstellen. An der Spitze des Auszugs findet sich folgendes um desswillen charakteristisches Gebet, weil es in der Grösse des Gebets des Herren, wie der Verfasser selbst erwähnt, alles enthält, was von jedem Gott-Gläubigen (nicht blos Christen sondern auch Juden und Mohamedaner) gebetet werden kann.

> O einiger, ewiger, allmächtiger und allwissender, auch überall gegenwärtiger Gott, du allein wahres und höchstes Gut! Ich deine Creatur, über alles, glaube dir, hoffe in dich und liebe dich, ich bete dich an, lobe und danke und ergebe mich dir! Verzeihe mir alle meine Sünden, und verleihe mir und allen Menschen, was nach deinem Willen zu unserm zeitlichen und ewigen Nutzen gereicht. Behüte uns auch vor allem Uebel. Amen.

Es ist dies dasselbe Gebet, welches nicht nur ein Gegner des Landgrafen (der lutherische Superintendent Kühnen), sondern auch der ihm wohl befreundete Chef der Jansenisten Anton *Arnauld* verwarf, weil es den Namen Christi nicht enthalte, obgleich ein höherer Kirchenrichter Pabst Alexander VII selbst zur grossen Freude des Landgrafen demselben seine Billigung ertheilte[*]).

Der Hauptzweck des Landgrafen (wie ihn auch Leibniz richtig angibt) war, den Protestanten die Rückkehr zur alleinseligmachenden Kirche, den Katholiken aber die Reform ihrer anstössigen Missbräuche (jenen in äusserst glimpflicher, diesen in ganz unumwundener Weise) anzurathen. Landgraf Ernst selbst erklärt sich dabei entschieden gegen jede Religionsmengerei, gegen eine sich gegenseitig verzehrende allgemeine Union. Denn von den disunirten fast ganz verfallenen orientalischen Kirchen sei nichts mehr zu erwarten; und einer alsbaldigen völligen Zurückführung der Protestanten überhaupt (der Lutheraner, Reformirten, Arminianer, Mennoniten, Socinianer oder Antitrinitarier, insgesammt Widersacher des Pabstthums) stünden mannichfache religiöse, pädagogische, politische und nationale Gründe entgegen[**]).

---

[*]) Vergl. *Guhrauers* Biographie von Leibniz I. 118 (Anm. 19). Der Irrthum Guhrauers, als sei dies Gebet von Leibniz verfasst, ist berichtigt in dem so eben 1846 erschienenen Briefwechsel zwischen Leibniz, Arnauld und L. Ernst, Vorrede XI. XII. (v. Grotefend.)

[**]) Die zu grosse Vielheit der streitigen Punkte, der zu grosse Unterschied der Hauptprinzipien über die heilige Schrift und deren Auslegung, über kirchliche Tradition und Autorität, über die Messe und über den Pabst als vermeintlichen Antichrist; die nicht zu läugnenden, ärgerlichen Missbräuche und Missstände der römisch-katholischen Kirche; selbst die geringe theologische Einsicht von beiden Seiten, die Vorurtheile der Geburt, der Erziehung und der zur andern Natur gewordenen Maximen, wobei das Clima, der Unterschied des Südens und Nordens, dort die Liebe zum Pomp, hier zur Lauterkeit des Cultus mitwirke; die durch Ketzer-Verfolgung, Krieg und Schärfe weltlicher Mittel erzeugte gegenseitige Erbitterung; das politische Interesse der protestantischen Mächte und Obrigkeiten, der Besitz eingezogener Kirchengüter, die grössere

Aber unverantwortlich bleibe stets der übereilte Abfall der Protestanten, welche gleich der falschen Salomonischen Mutter das Kind zertheilen wollten; er mache es ihnen zum ewigen Vorwurf, dass sie Altar gegen Altar, Heterodoxie gegen Orthodoxie aufstellten, dass sie, statt die lateinische Kirche bei der Universalkirche zu verklagen, falls sie das tridentinische Concilium zu verwerfen sich berechtigt hielten, das verderbliche Schisma herbeigeführt; er rufe ihnen, wie Gideon den midianitischen Fürsten, beständig zu: Wenn ihr nur dieses nicht gethan hättet! (Buch der Richter Cap. 8.) Er könne der Reformation der Protestanten keine göttliche Grundlage zugestehen, er verwerfe ihre, das Fundament der Kirche erschütternde Grundsätze, ihre der legitimen Weihe entbehrenden Seelsorger, ihre endlosen Differenzen und Sectirerei. Auf der andern Seite müsse man jedoch auch ihre mannigfache Vorzüge, in einem andächtigen deutlichem und verständlichen Gottesdienst, in der Lesung und Anwendung der heiligen Schrift, in geistlichen Gesängen und Lehrbüchern, in dem Volksunterricht, in der Wirksamkeit ihrer Prediger, in der Kirchenzucht und Polizei anerkennen. Noch gebe es viele unwissende Katholiken, welche die Kirchenversammlungen der Protestanten für nächtliche unzüchtige Zusammenkünfte, ihre

---

Freiheit, die Abschaffung des klösterlichen Gehorsams und des Cölibats von Seiten der protestantischen Geistlichen und ihr Anhang bei dem Volke, die starken Riegel der Assecurationsacten besonders in England und den Scandinavischen Königreichen, die politische Eifersucht zwischen den beiden katholischen Hauptmächten Oesterreich und Frankreich, falls es zu einem Ausbruch gewaltsamer Mittel komme, die Schwäche der katholischen Hauptmächte besonders Oesterreichs in der Nähe des Erbfeindes der Christenheit, sowie die Gefahr eines noch grösseren Schisma.

Prediger (für verlaufene Schneider und Schuster hielten, da man doch Ursache habe mit Jeremias Cap. 23 auszurufen: »Bei den Propheten zu Samaria sah ich Thorheit, aber bei den Propheten zu Jerusalem sehe ich Greuel.« Wenn der Weg zu einer Widervereinigung gebahnt werden solle, müsse man statt der Verläumdung, statt unkluger unchristlicher Verfolgung erst die gegenseitigen Steine des Anstosses wegräumen*), die unläugbaren und unhaltbaren Missstände und Gebrechen in der Praxis der römisch-katholischen Kirche abstellen und die übertriebenen Maximen ihrer blinden und fanatischen Anhänger fahren lassen. Die Hauptquellen des Verderbnisses der römisch-katholischen Kirche seien folgende.

A) *Der allzugrosse Reichthum und Missbrauch der geistlichen Güter, die Temporalmacht des Clerus und der Absolutismus des Papstes.*

Die Klagen des Landgrafen über diesen Punkt lassen sich in folgenden Stellen aus Dante's göttlicher Comödie zusammenfassen:

Welch Unheil, Constantin, ist aufgegangen,
Nicht weil du dich bekehrt, nein, aus dem *Gut*,
Das Papst Sylvester einst von dir empfangen!
(*Hölle*. Gesang XIX.)

Auch giebts hier manchen Papst und Cardinal,
Der einst des Geizes Uebermacht erfahren.
(*Hölle*. Gesang VII.)

---

*) Um die Vorurtheile der Protestanten über die heil. Messe zu widerlegen, hatte der Landgraf eine Abhandlung zu Augsburg drucken lassen, deren er in einem Briefe an Leibniz 1680 (nr. 4.) erwähnt.

Denn nicht mehr fürchten, wenn man sie verband,
Sich Hirtenstab und Schwert, du kannst's begreifen. —
Rom's Kirche fällt, weil sie die Doppelwürde,
Die Doppelherrschaft jetzt in sich vereint,
In Koth besudelnd sich und ihre Bürde.
(*Fegefeuer*. Gesang XVI.)

Sie ist's, die das verfluchte Geld verbreitet,
Das einzig, weil's zum Wolf den Hirten macht,
Vom rechten Wege Schaaf und Lämmer leitet,
Drum wird nicht an die Bibel mehr gedacht.
Doch hat man sehr genau — wär's zu verfehlen,
So zeigt's der Rand *) — der Decretalen Acht.
Drin wird studirt von Papst und Cardinälen,
Und Nazareth, wo Gabriel das Wort
Verkündigt hat, wird fremd den geiz'gen Seelen;
Doch Vatican, sammt jedem heil'gen Ort
In Rom, wo Petri Folger einst gepredigt,
Der Märtyrer geweihte Gräber dort,
Bald werden sie des Ehebruchs entledigt.
(*Paradies*. Gesang IX.)

Einst kriegte man mit Schwertern und Geschossen,
Doch jetzt *das Brod* wegnehmend hin und her **),
Das unser frommer Vater nie verschlossen.
Für jenen Weinberg, welchen du erworben,

---

*) Der abgenutzte Rand des Buches.

**) Bezieht sich auf die muthwilligen Excommunicationen unter dem Papat Bonifacius VIII., wo man die Kirchenstrafe der Entziehung des heil. Abendmahls verordnete, um sie gegen baares Geld wieder aufzuheben.

Starb Paul und Petrus. Doch noch leben sie.
Du aber sprichst:'Hab' ich nur den erworben,
Der in die Einsamkeit der Wüst' entrann,
Und der zum Lohn für einen Tanz gestorben, *)
Was kümmern Paulus mich und Petrus dann!
(Ebendaselbst. Gesang XVIII.)

Petrus war mager einst und unbeschuhet,
Paulus ging eben so einher in jenen Tagen;
Und fand die Kost in jeder Hütte gut.
Die neuen Hirten feist, voll Wohlbehagen,
Sieht man gestützt, geführt und schwer bewegt,
Und hinten lässt man gar die Schleppe tragen;
Wenn über's Prachtross sich der Mantel schlägt.
Sind zwei Stück Vieh in einer Haut beisammen.
O göttliche Geduld, die viel erträgt!
(Ebendaselbst. Gesang XXI.)

Denn Räuberhöhlen sind, was einst Abteien;
Und ihrer Mönche weisse Kutten pflegen
Nur Säcke voll von dumpf'gem Mehl zu sein.
Kein Wucher ist so sehr dem Herrn entgegen,
Als jene Frucht auf die der Mönch erpicht,
Drob sie im Herzen solche Thorheit hegen.
Das was die Kirche wahrt, gehört nach Pflicht
Den Armen nur zur Lindrung der Beschwerden,
Nicht Vettern, **) noch auch schlechterem Gezücht ***).
(Ebendaselbt. Gesang XXII.)

---

*) Johannes der Täufer, das heisst, die mit seinem Bilde geprägten Florentinischen Goldgulden.

**) Bezieht sich auf den Nepotismus.

***) Buhlerinnen.

Der meines Stuhls sich anmasst dort auf Erden,
Des Stuhls des Stuhls, auf dem kein Hirt jetzt wacht
Vor Christi Blick, zum Schutze seiner Heerden,
Hat meine Grabstadt zum Cloak gemacht.
Die Braut des Herrn hat zu dem Zwecke nimmer
Mein Blut, des Lin und Cletus Blut genährt,
Dass man durch sie erwerbe *Gold* und *Flimmer*.
Das war's nicht, was wir von den Folgern wollten,
Dass sie um sich das Christenvolk getrennt
Zur Rechten und zur Linken setzen sollten.
Nicht sollten jene Schlüssel mir vergönnt
Als Kriegeszeichen in den Fahnen stehen,
Worauf man der Getauften Feind erkennt,
Nicht sollte man mein Bild auf Siegeln sehen,
Erkauftem Lügen-Freibrief beigedrückt,
Raubgierige Wölfe dort die Heerden hüten.
O Gott, was ruht dein Schwert noch ungezückt!
(Ebendaselbst. Petrus im Gesang XXVII.)

Der Landgraf, der sich auf die heilige Schrift *) und auf die späteren Warnungen des heil. Bernhard **), selbst der Päbste

---

*) »Habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist.« Christus an Johannes. »Wann wir Nahrung und Kleidung haben, so lasset uns begnügen.« Paulus an den Timotheus. Vergl. überhaupt die Briefe an den Timotheus. I. 2. 3. II. 2.

**) Quis mihi det videre Ecclesiam Dei, sicut in diebus antiquis, quando Apostoli laxabant retia, in capturam non auri vel argenti sed animarum. Epist. 237. An einer andern Stelle kommt über die Verbindung des geistlichen und weltlichen Schwertes die Apostrophe an den Pabst vor: Si utrumque (gladium) habere voles, perdes utrumque! (Lib. II. de consideratione cap. 2.) Aus jener Zeit (Anfang des 12. Jahrhunderts) ist auch das neulich wieder aufgefundene Spottgedicht:

Nicolaus I. und Adrian VI. beruft, stellt nämlich alle nachtheiligen Folgen der allmählig allzusehr anwachsenden geistlichen Güter und Reichthümer und der damit verbundenen weltlichen Macht, Territorialhoheit und Jurisdiction zusammen. Daher seien Habsucht, Geiz, Ueppigkeit, Pracht, Pomp, Ambition, Herrschsucht, Bestechung, Simonie, Ueberhäufung der Kirchenpfründen, Vernachlässigung des geistlichen Berufs, Einmischung in weltliche Geschäfte und die masslose Ueberschätzung der päbstlichen Gewalt in die römische Kirche gekommen. Dadurch sei der ganze Clerus seinem ursprünglichen Stand und Beruf entzogen, und der Warnung des Apostels Paulus zuwider selbst in die dem Streiter Christi verbotenen blutigen Händel verwickelt worden, da doch für den geistlichen, das unbefleckte Lamm Gottes darbietenden Priester das der Kirche so heilsame Cölibat um desswillen eingeführt sei, damit er seine Hände rein erhalte. Daher seien die der bürgerlichen Ordnung und Justiz nachtheiligen Exemtionen des Clerus und dessen verderbliche Immunitäten entstanden, und bis zu den italienischen Asylen der schändlichsten Verbrecher

---

Gens Romanorum subdola
Antiqua colit idola.
Ornatas vestes Graeciae,
Ebur cum gemmis Indiae,
Diliciosa Franciae,
Argentum aurum Angliae,
Lac et butyrum Flandriae,
Mulas mulos Burgundiae,
Roma deglutit penitus,
Digna perire funditus!
Quaecunque volo facio,
Ego nuptas decipio,
Ego corrumpo virgines,
Edomo cunctos homines.

gesteigert worden. Daher die ungeheure Multiplication des Clerus, der hundert geistlichen Orden aller Art, der Titularäbte und der der Kirche und dem Staat zur Last fallenden mehr weltlichen als geistlichen Pfründenträger und Hofschranzen aller Art. Daher der Verfall der Kirchenzucht, der katholischen Theologie, und des ganzen Ansehens der stolzen, reichen römischen Priester, deren Einfluss auf das Volk sich nicht mit dem der einfachen Prediger zu Charenton (mit dem Ansehen eines Faucher, Claude und Drelincourt) vergleichen lasse. Daher der Missbrauch der von Gold und Silber strotzenden zu den frivolsten Lustbarkeiten, besonders in Italien und Spanien, dienenden Gottestempel. Daher auch der Neid und die Eifersucht der weltlichen Stände, die Invasion so vieler für die Armuth und den Gottesdienst bestimmten Kirchengüter und geistlichen Stifter, welche jetzt vornehmen Müssiggängern, hoffärtigen Cavalieren und unfähigen Buben zu Theil würden.

Es sei weder nöthig, noch möglich, zu der alten Einfachheit und Armuth der Apostel zurückzukehren. Aber die verderbliche Vermischung der geistlichen und weltlichen Macht und Jurisdiction von dem Kirchenstaate bis zur geringsten Abtei, die grossen unübersehbaren Bezirke reicher höchst ungleich dotirter Bissthümer könnten eingeschränkt und allenthalben bei vornehmen wie bei geringen Geistlichen statt der weltlichen Lustbarkeiten das ursprüngliche Hirtenamt wieder hergestellt werden. Wenn der Pabst sich überwinde, und die von den alten Kaisern errungene Territorial-Macht wieder zurückstelle*), wenn das Cardinals-Collegium, als ein Senat

---

*) Seit 1680 steht L. Ernst mit seinem Agenten in Rom, dem Jesuiten Du Bois in Briefwechsel über die falschen *Decretalien*, auf welche sich die temporelle Macht der Hierarchie

frommer, theologisch gebildeter, erfahrener aus allen Nationen zu wählender Bischöfe, aus seiner jetzigen Pracht und Ueppigkeit auf seine ursprüngliche Bestimmung zurückgeführt, der Kirchenstaat nicht durch Pfaffen sondern durch weltliche Staatsdiener regiert werde*), wenn man alle Bisthümer der römischen Kirche etwa auf einen Bezirk von 200 Pfarreien und auf einen Gehalt von 5000 Thalern setze (denn er kenne Bisthümer von 2000 Pfarreien und Bischöfe von 30,000 Reichsthalern), wenn man die Bischöfe in ihre Residenzen, die Canonici in ihre Stifte, die Mönche in ihre Zellen, jeden zu seinen Funktionen, zurückschicke, und die unnützesten, unter sich zwiespaltigen Mönchsorden aussterben lasse, wenn die heillose politische Maxime, die wichtigsten Staatsgeschäfte und Gesandtschaften Geistlichen zu übertragen, abgeschafft werde, alsdann sei ein grosser Schritt zur christlichen Reform des römisch-katholischen Clerus geschehen.

---

stützte. Du Bois schreibt ihm 1682: Toutes les personnes tant soit peu habiles conviennent aujourd'hui, qu'elles sont supposées et qu'elles furent fabriquées dans le IX siecle en Espagne par Isidorus Mercator (nach Andern Peccator), d'ou Richolfus Archevêque de Mayence les apporta en France comme des pieces autentiques. Autres compilateurs ont été dans le XI siecles. Antoin Augustin Archevêque de Tarragone (dans le XVI siecle) est le premier qui a parlé ouvertement de leur supposition dans son Ouvrage *de emendatione Gratiani*. (Vergl. den Artikel Decretalien in der Encyclopädie von Ersch u. Gruber und Münch's vermischte histor. Schriften Th. II.)

*) L. Ernst war nämlich Zeuge einer Ausgeburt der Simonie und des Cölibats, des geistlichen *Nepotismus*, welcher vom Papste bis zu dessen unterstem Kammerdiener krebsartig wirkte und den von Pfaffen regierten Kirchenstaat um das schönste Vorrecht weltlicher Monarchien betrog (die Staatsdiener nach ihren wahren Verdiensten zu belohnen). Der jetzige Reformplan des ruhmwürdigen Pabstes Pius IX (1846) gibt übrigens ein neues Licht über das obige Desiderium des L. Ernst.

Landgraf Ernst fügt auch seine Meinung über die Infallibilität und den geistlichen Absolutismus des Papstes und über die unbedingten Anhänger desselben, die Jesuiten hinzu. Er verwirft zuerst das demokratische Princip der Protestanten, welche keinen Unterschied zwischen den Geistlichen machten und allen Seelsorgern gleiches Ansehen zuschrieben unter Christus als Haupt der Kirche. Mit Recht unterschieden die Katholiken zwischen den Bischöfen und den gemeinen Priestern, welche von jenen ihre Weihe empfingen; an der Spitze der Bischöfe müsse ein sichtbares Haupt, der oberste Kirchenhirte, der Nachfolger Petri, der allgemeine Statthalter stehen. Doch dürfe man hierin nicht zu weit gehen. Die Adjuncltion des Apostels Paulus, welcher gleichfalls »princeps apostolorum« genannt werde, der mit Petrus die drei Patriarchen zu Rom, zu Antiochia und Alexandria eingesetzt habe, lasse sich nicht beseitigen. Es sei eine mit Moses und Aaron zu vergleichende mysterieuse, bewundernswürdige Conjunction, welche durch Linus, den ersten römischen Papst, keineswegs ihre vollständige Erledigung bekommen habe. Gott habe durch die Vereinigung zweier Häupter die Seelsorge zweier Heerden, der bekehrten Juden und Heiden, andeuten wollen; daraus sei der apostolische Stuhl erwachsen, jede päpstliche Bulle führe beide Apostel im Siegel, und berufe sich auf beider Autorität. Alle älteren Concilien hätten dieselbe anerkannt; verwerflich sei die einseitige Decision des Papstes Innocentius X., welcher aus Hass gegen die Jansenisten eine gleichmässige ordentliche Autorität beider Apostel geläugnet habe. Er selbst, in diesem Puncte Jansenist, habe beiden Aposteln 1656 seine Kirche geweiht. Vergebens habe ihn der Jesuiten-Pater Maimbourg bereden wollen, sich dem Decret Innocentius X. zu unterwerfen; vergebens habe der Cardinal Pallavicini, trotz des trefflichen

Buches des Martin de Barcos *), »de la grandeur de l'Eglise Romaine establie sur l'Egalité des deux Princes Apostres«, in einer desshalb mit ihm geführten Unterredung sowohl diese Lehre als die Meinung über die verderbliche Vereinigung des geistlichen und weltlichen Schwertes, für eine Chimäre erklärt. **) Er habe sich der Freudenthränen nicht enthalten können, als er zu Rom bei der Krönungsfeier neben dem Papst Alexander VII. (1655) gestanden, und dieser die christliche Kirche der Fürbitte der beiden unzertrennlichen Apostel Petrus und Paulus empfohlen habe. Er wünsche nichts mehr, als dass der treffliche Papst Innocentius XI. das Decret seines gleichnamigen Vorgängers jetzt aufhebe. Aber diese Frage hänge leider zusehr mit der Lehre von der Infallibilität und dem geistlichen Absolutismus des Papstes zusammen. Denn noch vor kurzem habe ein berühmter Jesuit in seiner Predigt am Tage der beiden Apostel diejenigen für Ketzer erklärt, welche eine moderirte Meinung von der Infallibilität des Papstes hegten.

---

*) Abts von St. Cyran und berühmter Anhänger des Jansenismus.

**) Der Cardinal sagte nämlich dem Landgrafen: die von demselben vorgeschlagene Scheidung der geistlichen und der weltlichen Macht sei nicht mehr auszuführen, auch müsse man die Reichthümer und Ehren der Kirchenfürsten als einen Ersatz für die Last der Enthaltsamkeit im Puncte der Ehe ansehen. Worauf ihm Landgraf Ernst antwortete: die Schwierigkeit der Ausführung apostolischer Vorschriften dürfe nicht zur Entschuldigung dienen, das gerühmte, der Kirche so heilsame Cölibat habe ja gerade zu neuen Lastern geführt. Bei der Verbindung der beiden Schwerter könne er sich nicht enthalten, an einen jungen kräftigen Mann zu denken, von welchem man verlange, dass er ohne Bruch des Keuschheitsgelübdes bei einem jungen schönen Mädchen schlafen solle. Ob der Cardinal es billige, dass der Bischof von Fürstenberg zu Strassburg jetzt die Armee des Erzbischofs von Cöln anführe? Dass ein 18jähriger Prinz von Baiern 3 Bisthümer verwalte?

Diese den ersten Jahrhunderten fremde Behauptung von einer absoluten Untrüglichkeit des Papstes in Sachen des Glaubens, selbst wenn er extra cathedram entscheide, vernichte die ursprüngliche Verfassung der Kirche und sei sowohl dem wahren Interesse des apostolischen Stuhls als der Christenheit überhaupt nachtheilig. Man dürfe nur der heiligen Kirche selbst, der Auslegerin des göttlichen Wortes, der treuen Bewahrerin der apostolischen Tradition eine Infallibilität in den zur Seligkeit wesentlichen Dingen beilegen. Das apostolische Symbolum laute: »Ich glaube an eine heilige katholische Kirche«, nicht aber an einen Papst! Wenn schon Petrus durch seine Collegen zurecht gewiesen worden, wie vielmehr müssten sich dies dessen keineswegs stets mit göttlichen Gaben versehene Nachfolger gefallen lassen! Wozu die vielen seit Jahrhunderten gehaltenen Kirchenversammlungen, wenn der Pabst auch ausser denselben ein lebendiges Orakel zur Decision des Glaubens und zur Auflösung aller Controversen sei? Das beste Merkmal der *Infallibilität* sei, sich nie fallibel zu zeigen. Aber die Päpste seien meistens der gründlichen Gottesgelahrtheit entfremdete, weltlich beschäftigte, von ihren italienischen Referenten und Favoriten abhängige Herren *). Eine bedeutende Menge irriger, selbst ketzerischer, von den Päpsten persönlich, einseitig, oder in ihren Consistorien ausserhalb der Kirchenversammlungen ertheilten Decrete in Sachen des Glaubens und der Disciplin (morum) zeige hinlänglich, wie schlecht begründet eine unbedingte Infallibilität des Pabstes sei. Selbst Adrian VI. habe als Doctor der Theologie diese von den Ultra's der katholischen Kirche aufgebrachte inconstitutionelle Lehre verworfen, und als Pabst seinen Satz drucken lassen. — Wenn dem Beschluss des Conciliums zu Costniz gemäss alle zehn oder zwanzig Jahre eine allgemeine Kirchenversammlung gehalten, und dabei die Willkühr der weltlichen Potentaten in Absendung und Abberufung ihrer Bischöfe eingeschränkt werde, wenn die Hierarchie der Erzbischöfe und Bischöfe und die Unterordnung der jetzt dem Pabste unmittelbar unterworfenen geistlichen Orden wieder hergestellt, wenn die geistlichen Functionen und Vorrechte des Pabstes genau bestimmt und begränzt würden *), alsdann werde mit dem Absolutismus des Papats eine Hauptbeschwerde der Protestanten gebrochen werden. Denn falsch sei der Einwurf,

---

*) Landgraf Ernst erwähnt bei dieser Gelegenheit des in der Theologie ganz unwissenden Innocentius X. dessen Geliebte Donna Olympia stets geklagt habe, man bringe ihren Schwager den Papst durch die Vorlage so vieler theologischen spitzfindigen Fragen noch ums Leben.

---

*) Der Landgraf bezeichnet sie folgendermassen: 1) Beschreibung, Vorsitz und Leitung der Concilien, wobei dem Pabst wenn er die Cathedra in concilio generali besteige, eine Untrüglichkeit zukomme, 2) Bestellung und Bestätigung der Bischöfe. 3) Das oberste Richteramt über geistliche und bischöfliche Sachen. 4) Das Recht der Legationen zur Visitation der Kirchen. 5) Das Recht der Missionen zur Bekehrung der Heiden. 6) Die Handhabung der Kirchengesetze und Disciplin. 7) Die Ertheilung von geistlichen Privilegien und Exemtionen. 8) Die Dispensationen und der Ablass kirchlicher Strafen. 9) Die oberste Gewalt über alle geistliche Orden. 10) Die Schlichtung von Glaubens- und Disciplinarstreitigkeiten mit dem Senat der Cardinäle und der Canonisten in Ermangelung eines Concilii. 11) In gleicher Form die Erklärung und Verdammung der Ketzereien. (Vergl. Concilium Tridentinum, worin eben sowohl als in der Professio fidei, die früher usurpirte Temporalmacht und Jurisdiction über alle Könige und Nationen wohlweislich in gleicher Weise übergangen wird.)

dass man sich durch solche Nachgiebigkeit gegen die Schismatiker zu viel vergebe. Schon St. Augustin habe den erhabenen Grundsatz aufgestellt: Si de *veritate* scandalum sumitur, utilius permittitur nasci scandalum, quam *veritas* relinquatur, und das wahre Interesse der Kirche bestehe darin, dass allen Menschen geholfen werde und dass sie alle zur Erkenntniss der *Wahrheit* kämen (I. Timoth. 2. 4.)

Frankreich schwächte gerade damals im Jahre 1673, durch des Königs Unternehmung, die Regalien oder die Investiturgewalt bei erledigten Stiftsstellen auf alle Kirchen des Reiches auszudehnen, den Absolutismus der Päbste innerhalb der katholischen Kirche. Bald nachher, im Jahre 1682, wurden die von Bossuet redigirten 4 Artikel (les quatre propositions) der gallicanischen Kirchenfreiheit durch Ludwig XIV. genehmigt, vermöge welcher das Papat eine noch grössere politische Beschränkung erlitt und das Kirchenrecht diesseits und jenseits der Gebirge (Ultramontanismus) für immer geschieden wurde. Denn jene 4 Artikel sprachen 1) dem Pabste die bisher prätendirte Gewalt über zeitliche und weltliche Dinge, somit auch die Befugniss, Könige und Fürsten abzusetzen und deren Unterthanen zu entbinden, gänzlich ab; sie ordneten 2) die Gewalt des Pabstes in geistlichen Dingen überhaupt, gemäss dem Beschluss zu Costniz, den allgemeinen öcumenischen Kirchenversammlungen unter knüpften 3) den Gebrauch jener geistlichen Gewalt überhaupt an die vom Geiste Gottes eingegebenen von der ganzen Christenheit ehrerbietig aufgenommenen Kirchengesetze, so wie an das Herkommen und die Vorschriften der gallicanischen Kirche insbesondere, und setzten 4) fest, dass das Urtheil des Pabstes in Glaubenssachen, wenn nicht die Uebereinstimmung der Kirche hinzutrete, keineswegs unverbesserlich (irreformable) sei.

Welchen Triumph hierüber der sonst so katholisch gesinnte Landgraf empfand, erkennt man aus einem Schreiben desselben an den ihm sehr vertrauten französischen Jesuiten Jobert, (1682) welches wir hier als einen Nachtrag zu seiner Hauptschrift mittheilen wollen.

A Monsieur le Père Reverend Jobert à Paris.

C'est maintenant, que je vous veux insulter, bien que mon tout à fait cher et reverend Père, sur ce qu'en matière asseurement si non de Religion, au moins de Passion se passe chez vous en France; comme où on voit un grand revers et changement en ce que comme vous autres *Jesuites* avez pensé de triompher sur les *Jansenistes*, en l'affaire de cinq propositions, et de ce benoist formulaire, et qu'enfin on a veu le si pieux et docte l'Abbé Mr. *Arnaud* avec son si bien escrivant Armiger*) Mr. Nicole exilés (je ne sais pas pourtant si Mr. Arnaud est mort en France ou au Paybas); et qu'enfin les chapeaux des grands bords estoient venus à la grande mode; qu'ainsi aussi et pour cette fois il faut, que non seulement vous, mais Rome même voye, ce que Mr. de Tournay et tant d'autres sur des points et articles — assеurement bien plus delicats et sensibles à Rome — ayent fait avec la Cour et par cette autorité Royale, auprès du feu de laquelle tant il fut bon à Vous autres autrement de vous echauffer et d'avoir le vent de la faveur de la Cour en pouppe — qu'on a mis à la fin la main asseurement au plus fort et au plus haut de l'encensoir, pour faire declarer les mêmes *quatre propositions*, que moy il y a vingt années desja en mon »veritable sincere et discret Catholique«, j'avois desja, dis-je, de ce temps là mis de la façon, justement comme maintenant en France le Roy très-Chretien

---

*) Schildknappe.

avec l'Eglise Gallicane le veut avoir creu, tenu, et dogmatisé, et que j'ai tousjours et en tres bonne intention fortement soustenu et ce même pour le bien de l'Eglise principalement!

Nam sicut Deus non indiget mendacio, ainsi aussi point de cette plutot politique humaine ou Romaine, que non pas verité par Dieu establie:

> »que la personne de Son Vicaire ne soit sujette au »Concile general et qu'il soit seul et sans le Concile »general en matiere de la foy infallible, et qu'il aye »au moins une puissance indirecte sur les Potentats »quant au temporal et qu'il puisse changer à son bon »plaisir les Canons.«

et enfin estre tout ce que les flatteurs Canonistes luy adscrivent et qu'ils luy ont voulu attribuer pour en faire un Dieu en terre.

Voila donc le Pape, la Cour de Rome et vous autres Jesuites asseurement bien mortifiés; et par ainsi bien verifié envers cet autrement si pieux pour ne dire Saint Père Innocent XI.

Pourquoi, chagrine Sainteté,
Choquer notre Monarque?
Lui qui toujours de sa bonté
Nous donne mille marques?
Prenez vous garde d'insulter
Le vainqueur de la terre,
Car si son coq vient à chanter
Il fera pleurer Pierre!

Et je crois, que si non le Pape au moins sa Cour auroit peutestre bien mieux aimé, que les Huguenots de France n'eussent point esté persecutés et que cela se soit fait de cette maniere! Et Dieu veuille seulement que ce tout à fait pieux, pour ne dire Saint Pontife — in spiritu vehementi non conterat naves Tharsis, et qu'il n'imite pas ce Clement qui pour sa roideur nous a perdu l'Angleterre! Nam Dies mali sunt! Je veux dire nous ne sommes plus comme au temps passé, et le monde depuis la conversion du Grand Constantin s'est fort glissé en l'Eglise, tellement que comme les miracles, ainsi aussi les assistances de Dieu manquent par fois, par faute qu'on ne scauroit mettre la confiance pendant que nos mains sont souillés des iniquités du monde! En quoi je comprends et entends plus que je ne m'explique! Mais Vous m'entendez et l'Arsenal du »veritable sincere et discret Catholique« en est fourni! Pourtant à ceux de Rome cette pilule paroistra bien amère d'estre avalée et lupum auribus tenent! d'un costé à ne se vouloir priver de l'obedience d'un tel et si florissant Royaume comme est la France, et de l'autre costé pourtant aussi à ne vouloir laisser selon eux un tel et si grand prejudice! Car à Rome ils tiennent pour la plus grande hérésie et autant comme si ce fust contre la Ste. Trinité, que le Pape ne soit creu pour infaillible et pour tout absolu et pour un Monarque despotique sur l'Eglise.

Nous verrons doncques des grandes suites de cette affaire, de laquelle avec *Martin Luther* je diray quasi le même ce qu'il a dit de cet embrasement, que helas! luy a mis au monde, à scavoir, que comme cette querelle pour Dieu n'a pas esté commencée, ainsi aussi, qu'elle ne finira point pour lui*). Car enfin ce ne sont autres que pures et desordonnées passions autant des uns que des autres, pour des egards plus temporels que non pas spirituels. Et moi, qui tiens ou fais autrement tant et si grand estat et d'estime de celuy, que par ses écrits

---

*) Dieser Anspruch Luthers bezog sich nur auf seinen Streit mit Carlstadt.

je tiens pour celuy même, qui bien qu'après sa mort, et près Dieu, m'a converti: à scavoir de ce si grand Cardinal *du Perron*. il faut pourtant que j'advoue, que sa harangue faite au tiers d'Etat l'année 1614 à Paris ressembloit trop la flatterie, de laquelle comme Cardinal il a voulu faire sa Cour plustot à celle de Rome que non *à la verité*! — —

In einem ganz eigenthümlichen Verhältniss zu den *Jesuiten* stand der Landgraf, seit der Streit derselben mit den *Jansenisten* eine grössere nicht blos doctrinelle Bedeutung erhalten hatte. Die Jansenisten, mit Arnauld, Chef der Parthei des Klosters Port-Royal und nahen Verwandten des Ministers Lionne de Pomponne verbunden, beschränkten sich Anfangs auf die Wiederherstellung der Lehre des heil. Augustin von der Gnade und Prädestination, welche auch Calvin zum Grunde gelegt hatte. Allmählig gingen sie zu einem freieren, von scholastischen Spitzfindigkeiten gereinigten, beredten Vortrag der Theologie über, zu einer Anempfehlung des Religionsunterrichts aus der heiligen Schrift, zu einer zweckmässigeren Anleitung über das Gebet und über den Genuss des heiligen Abendmahls, welcher gewissenhafter vorbereitet und nicht so mechanisch und so oft wiederholt werden müsse. Ihre äusserst strenge, nur durch die Vorschrift harter Selbstpeinigung und immerwährender Busse übertriebene Sittenlehre war der ausgearteten laxen und zweideutigen Moral der Jesuiten scharf entgegengesetzt. Ihre verschiedenen Streitigkeiten mit den Päpsten, seit Innocentius X. *fünf ihrer Lehrsätze* (les cinq propositions) von der Prädestination und Busse verdammt und Alexander VII. selbst diejenigen für Ketzer erklärt hatte, welche jene aus der Hauptschrift des Jansenius gezogenen Sätze nicht in der ihnen vom Papst beigelegten Bedeutung annahmen, führten zu einer grossen Erschütterung der Lehre von der päpstlichen Infallibilität*). Der Landgraf, der in der Lehre von der Gnade und Prädestination den Jesuiten, in der christlichen Moral und in den Grundsätzen über das Papat den Jansenisten geneigt war, und welchen desshalb Leibniz zu einer Vermittlung beider Partheien aufforderte, widmete diesem Gegenstande eine besondere Aufmerksamkeit. Aber metaphysischen Untersuchungen abgeneigt, und mehr die politische als doctrinelle Seite dieser Streitigkeit hervorhebend, begnügte er sich, den unlauteren Ursprung und Fortgang derselben, die frivolen persönlichen Triebfedern und Uebergriffe der Eifersucht, des Neides, des Stolzes, der Habsucht beider katholischen Partheien nachzuweisen und der aufs höchste gestiegenen Animosität derselben das Gebot der christlichen Liebe entgegen zuhalten**).

Die grosse Achtung, welche der Landgraf der, damals noch durch ihre gründliche Gelehrsamkeit in den theologischen Controversen blühenden und durch ihre Missionen berühmten Gesellschaft der Jesuiten widmete***), hinderte ihn nicht, auch ihre Fehler und Missgriffe zu erkennen und unumwunden auszu-

---

*) Vergl. überhaupt, ausser Schröckhs christliche Kirchengeschichte seit der Reformation B. VII., sowohl über den Jansenismus als über die Moral der Jesuiten die trefflichen Schriften von Dr. Hermann Reuchlin *Geschichte von Port-Royal* und *Pascals Leben* mit Untersuchungen über die Moral der Jesuiten. Stuttgart und Tübingen. Cottascher Verlag. 1840.

**) Vergl. unten zum März des Jahres 1688 den Brief Leibnizens an L. Ernst und dessen Avantreponse, der einen Bericht über den Streit der Jansenisten und Jesuiten enthält, und ihre gegenseitigen Gebrechen offen beleuchtet.

***) Unter den Correspondenten des L. Ernst findet sich unter andern Francesco da Leonessa, Missionario Apostolico nel Regno di Siam, der ihm besonders im Jahre 1682 seine Reiseberichte, datirt aus Siam, zusendet.

sprechen. Sie hatten sich ihm als Erzieher seiner Kinder und als Beichtväter, durch ihre feine äussere Bildung, durch ihre Enthaltsamkeit, strenge Disciplin, unermüdliche Thätigkeit, durch die Vielseitigkeit ihrer Kenntnisse, besonders in den Sprachen, und durch ihre Weltklugheit, im Gegensatz zu den bäurischen Sitten, der schlechten Aussprache, der Trunkliebe, der Faulheit und der abergläubischen Dummheit der ihm benachbarten Weltgeistlichen empfohlen. Ihre ausserordentliche Wirksamkeit, ihren grossen Einfluss erklärt er aus ihrer trefflichen Schulbildung und aus der Weisheit ihrer Institution, indem sie alle faule Glieder ihrer Gesellschaft ausstiessen, sich durch ein zweijähriges Novitiat, durch eine dreijährige Prüfung, durch Aufschiebung der Profession bis zum fünfzehnten Lebensjahr der fähigsten und ergebensten Jünglinge, durch die Permanenz ihres Generals, durch die jährliche Visitation ihrer Provincial-Vorsteher einer geregelten consequenten Oberleitung versicherten, und bei der vorsichtigsten Annahme von Prälaturen kein anderes Motiv als den Gehorsam gegen den Pabst gelten liessen.

Den Hass der Protestanten gegen die Jesuiten erklärt er aus der Bestimmung und Institution dieser Wächter des Katholicismus, (denn die Wölfe fielen zuerst die Schafhunde an), aus ihrer Thätigkeit als Verbreiter der orthodoxen römischen Lehre und als Verfolger aller ketzerischen Meinungen, und aus ihrer Verfechtung der geistlichen und weltlichen Autorität des Papstes. Den Neid und die Eifersucht der übrigen katholischen Geistlichen und Laien hätten denselben ihre Vorzüge und Vortheile (als Beichtväter, Höflinge, Gesandte, Rathgeber der Fürsten), ihre Exemtion und Unabhängigkeit von den Bischöfen, ihre den Eltern und Kindern lästige Schulzucht, die von ihnen zuweilen zum Verdruss der Verwandten errungenen Vermächtnisse und

Reichthümer, der Glanz ihrer Kirchen, Klöster und Collegien zugezogen. Aber wie der Landgraf schon in dieser Schilderung, ohne es zu ahnen, die wunden Flecken dieser gefährlichen Gesellschaft aufdeckt und selbst zugesteht, dass die Mitglieder derselben zuweilen junge Leute ohne Willen ihrer Eltern aufnähmen, zur Erreichung ihres Zweckes bei einigen zu laxen moralischen Grundsätzen keinerlei zeitliche Mittel scheuten, in beständigem Streit mit regulären und seculären Geistlichen und Universitäten lebten, und vor allen andern Priestern den Affecten des Stolzes, des Zornes und der Rache ergeben wären, so sind es vornämlich drei Uebergriffe des Zelotismus der Jesuiten, der französischen insbesondere, welche der Landgraf als verderblich der Kirche und der Christenheit ohne Unterlass bekämpft: 1) ihre unbedingte Vertheidigung des päbstlichen Absolutismus, 2) ihre Grundsätze des Glaubenszwangs und der Ketzerverfolgung, und 3) was die Franzosen anbetrifft, ihre fast unsinnige Vergötterung ihrer Nation und ihres Königs, dessen Ehrgeiz und unersättliche Vergrösserungsgier, dessen Intriguen gegen das Haus Oesterreich, dessen Intoleranz gegen die Hugenotten die Quelle aller bisherigen Unruhen und blutigen Händel in Europa seien*).

B) Eine andere Quelle des Verderbnisses der römischen Kirche findet der Landgraf in den Mängeln des *Religions- und Volksunterrichts und der Predigt.*

---

*) Man erkennt in der damals vollendeten Nationalisirung der französischen Jesuiten die prophetische Gabe Heinrichs IV., als er diesen Orden nach Frankreich zurückrief: wenn er gleich selbst bald nachher, als die spanischen Jesuiten noch prädominirten und Mariana den Königsmord vertheidigte, das Opfer jener zu übereilten Massregel ward.

Zu glänzen strebt ein Jeder jetzt, und zeigt
Sich in Erfindungen, die der verkehrte
Pfaff predigt, der vom Evangelium schweigt,
In Fabeln, die man von den Kanzeln schreit
Das Jahr hindurch, des Aberwitzes Kindern;
So dass die Schäflein blind zu ihrem Leid
Wind schlucken, wo sie sich zu weiden meinen.
Und nicht entschuldigt sie Unwissenheit.
Nicht sprach der Herr den Ersten der Gemeinden:
Geht hin und thut der Erde *Possen* kund!
Jetzt predigt man von Possen und von Schwänken
Und die Kapuze schwillt, wenn Alles lacht,
Und der sie trägt, brauchte sonst an nichts zu denken.
D'rin hat solch Vögelein sein Nest gemacht,
Dass, säh man's, es den Werth dem *Ablass* raubte,
Den man bei'm Volk so hoch in Preiss gebracht.
D'rob wuchs die Dummheit so in manchem Haupte,
Dass möcht ein Priesterwort das tollste sein,
Man ohne Prüfung und Beweise glaubte.
Und damit mästet St. Anton das Schwein,
Und andere, die noch ärger sind denn Sauen,
Falschmünzer reich an trügerischem Schein.

Dante. Paradies Ges. XXIX.

Der Landgraf gesteht zuerst, dass es unmöglich sei, Millionen des Lesens unkundigen, armen, mit Handarbeit beschäftigten sinnlichen Menschen gehörige Religionseinsicht beizubringen. Auch sei es nicht rathsam, wie die Protestanten verlangten, jedem unverständigen Menschen und Hausvater eine ganze Bibel in die Hand zu geben, des Missbrauchs dunkeler und für den gemeinen Mann nicht geeigneter Stellen wegen; wie man denn Kindern nicht das Messer zum Brodschneiden, sondern kleingeschnittene Stücke reiche. Lobenswerth sei der Eifer einiger gottseligen katholischen Prälaten in Deutschland, den Niederlanden und Frankreich, welche die zum Seelenheil nöthigen Hauptstücke mit Hülfe der Catechismen dem Volke gehörig einprägten. Aber in Italien und Spanien, den Hauptsitzen des Katholicismus, herrsche in diesem Punkte eine so unerträgliche Barbarei (intolerabilis barbaries) dass sie allen Vernünftigen, besonders Fremden und Reisenden zum Hohn und Spott gereiche und bei allen den Protestanten, welche die Missbräuche der Kirche nicht von der Religion zu unterscheiden wüssten und die Gesetze der Kirche nicht kennten, ein grosses Hinderniss zur Bekehrung sei. Wie aus dem Reichthum der Kirche die übergrosse Menge der römischkatholischen Geistlichen, ihre Nachlässigkeit, ihr Uebermuth, ihr Mangel an Ausbildung hervorgegangen, so stünden sie besonders in der Versehung des *Predigtamts* den Protestanten weit nach *):

1) weil diese sich mehr dem Text und einer gehörigen Erklärung der heiligen Schrift widmeten, und die christliche Sittenlehre hervorhöben.

2) weil diese sich mehr der Einmischung profaner Dinge, elender Historien und Legenden, lateinischer unverständlicher Brocken enthielten, die nicht zur Erbauung, sondern zur Prostitution der Kirche dienten, während viele katholische Pre-

---

*) Die folgende Stelle ist aus einer schriftlichen Abhandlung des Landgrafen entnommen, welche den Titel führt: D'ou vient que d'ordinaire les prechès et sermons des Predicateurs et surtout des Calvinistes ou Prot. Reformés sont plus goutés des gens solides, que non pas toujours ceux des Catholiques, ce que bien qu'il paroisse un paradoxe, est neanmoins et se trouve par l'experience veritable.

diger nur die Ohren derer zu kitzeln suchten, die mehr aus Curiosität als aus wahrer Andacht ihre Predigt hörten; und statt Christum den gekreuzigten einfach zu predigen, zu viel Rhetorik und scholastische hohe Weisheit affectirten.

3) Weil diese Protestanten, trotz ihres Glaubensirrthums, in ihrer evangelischen Ueberzeugung und Wahrheit aufgeklärt und erleuchtet *), auch durch ihre gesetzte äussere Action fesselten und entzückten, und sich des starken Schreiens und Gestikulirens enthielten, welches von einigen katholischen Predigern unter dem Vorwand des Eifers gegen lasterhafte und ketzerische Menschen bis zum Schweisstreiben gesteigert werde. Anstössig genug sei es, wie italienische, und auch französische Prediger bald stehend bald sitzend von einem Stuhl zum andern laufend, das Kreuz umfassten, bald hoch bald tief exclamirten und mit dem Schnupftuch spielten. Stets habe er sich über das scurrile Gebehrdenspiel der Capuziner und Dominicaner geärgert, von denen einige sogar bei der Predigt eine Dornenkrone aufsetzten und mit langen Ketten rasselten. Solche Kanzelredner, wie z. B. der sonst mit einem ungeheuren Gedächtniss begabte, stets eine grosse Volksmenge nach sich ziehende Pater Fontana Rosa zu Venedig, seien mehr Comödianten und Bouffons, als Prediger des Evangeliums. Er habe sogar im Jahre 1648 einen Pater Basil gehört, der um den reichen Verschwender (le mauvais riche) darzustellen, Raketen und Feuerwerke zu Hülfe genommen, wobei mehr gelacht als geweint worden sei. Die Einführung einer allgemeinen Kirchensprache, der lateinischen, habe zwar ihren guten Grund gehabt; aber neben derselben müsse sowohl bei dem Volke

---

*) Tout à fait éblouis comme d'une clarté évangelique.

als bei den Geistlichen die besonders von den Jesuiten in Deutschland vernachlässigte gemeine Landessprache besser erlernt und mehr zum Religionsunterricht und zum Gottesdienst in Anwendung gebracht, auch die Censur der Lehrbücher nicht zu ängstlich und einseitig gehandhabt werden[*]. Ein Auszug aus der heil. Schrift unter Autorität der Kirche mit gehörigen Erläuterungen für den gemeinen Mann; ein fasslicher Catechismus, gute Unterrichts- und Andachtsbücher, Gebete, geistliche Sprüche und Gesänge, Belehrung über den wahren Verstand der Sacramente, besonders der Hochmesse, religiöse Tröstungen für die Sterbenden und bei den Begräbnissen, alles in gemeiner Landessprache, statt des sinnlosen Rosenkranzes, Kniefallens, Brustschlagens, Kreuzmachens und leerer Ceremonien; statt der Horae canonicae, seien durchaus nothwendig, wenn die Seelsorge und der Gottesdienst wahrhaft erbaulich und wirksam sein solle. Eine solche Reform habe der treffliche deutsche Kurfürst von Mainz Johann Philipp (von Schönborn) beabsichtigt, sie sei eines inspirirten eifrigen und wohlerfahrenen Papstes würdig. Denn in ganz Italien werde kein Evangelium bei der Predigt, kein Gebet, kein geistliches Lied oder Psalm in der Nationalsprache gelesen oder gesungen, und der arme Mann in der letzten Stunde trotz der letzten Oehlung ohne wahrhaft beseligenden Trost gelassen [*]). Es sei endlich Zeit, dass der Papst, unbekümmert um die Pfaffen, welche das Volk in Einfalt und Dummheit liessen, wenn es nur glaube, (nach dem Grundsatz »es bedürfe keiner Unterweisung, da die Kirche von dem heiligen Geist regiert werde«) demselben christlichen Volke zeige, an wen und warum es glaube. Aber leider prädominire die weltliche Politik, und es scheine, dass Christus nur wenigen Nachfolgern Petri die göttlichen Gaben mitgetheilt habe. — Der Landgraf verzeichnet

---

[*] Der Landgraf berichtet: die an die lateinische Bibel gewöhnten katholischen deutschen Prediger, besonders die Jesuiten wären kaum im Stande, einen deutschen Text oder auch einen Zettel von der Kanzel ohne Anstoss abzulesen, geschweige denn ein Gebet aus dem Stegreif in gemeiner Landessprache zu halten. Wenn sie auf der Kanzel nur die Worte: Gott sei mir Sünder gnädig, ausdrücken sollten, sagten sie aus Gewohnheit statt des Wortes *sei*, *biss* mir gnädig. Mit Ausnahme der neuen katholischen deutschen Bibel von Mainz, seien die übrigen ohne Geschmack, Saft und Kraft. So finde man auch ganz schlechte Uebersetzungen darin, statt z. B. Abraham hat gezeuget Isaak; heisse es daselbst: Abraham hat geboren Isaak.

C) etliche *Missbräuche* und *Missstände des Cultus* und *Ritus*, welche zwar nicht zum Wesen des Katholicismus gehörten, oder in ihrem Grunde nicht tadelnswerth wären, aber sich dennoch nach und nach der römischen Kirche verderblich angehängt hätten.

Zuerst bei der *Anrufung* der in der Anschauung Gottes Alles sehenden, den Engeln gleich zu achtenden *heiligen Seelen*, von denen das tridentinische Concilium mit Recht sage, dass es fromm und heilsam sei, ihre Vermittelung anzuflehen, habe man mehr als einen Excess einreissen lassen; durch Hintansetzung des ältesten und vornehmsten Gebetes, der unmittelbaren Anrufung Gottes; durch Gleichstellung, ja selbst Bevorzugung, seiner Diener und Creaturen, als derjenigen Seelen, welche doch nur mittelbar durch Vorbitte bei Gott und Christus uns beiständen; durch masslose Vergötterung der heiligen Jungfrau; durch die zur Verehrung der Heiligen aus Eigennutz, Habsucht und Aberglauben erfundenen Visionen und Mirakel; und durch fortgesetzte leichtsinnige Erhebung unbekannter Heiligen.

---

[*]) Il faut voir que souvent les moribonds auprès des Protestans meurent par fois avec bien plus de devotion, d'instruction et de consolation, que ne font d'ordinaire nos pauvres paysans et artisans, surtout en Italie et Espagne. Quel mal au coeur cela doive faire à un zelé Catholique d'entendre telles choses; il faut pourtant qu'il aie patience et qu'il le reconnoisse, à moins de vouloir nier la clarté du soleil! Je me suis souvent etonné, que non obstant que nous avons uniquement la veritable et sainte église et que les Protestans sont en la fausse église, que cela on voit mieux chez eux et non chez nous. C'est par le defaut de nos *Ecclesiastiques!*

Ein ähnlicher Missbrauch finde durch Schuld der Geistlichen, besonders der vier Mendicanten-Orden, bei den *Heiligenbildern* statt, in denen die Lutheraner das rechte Maas gehalten hätten, während in Italien, Spanien, den katholischen Niederlanden, in Baiern und im Eichsfeld zum Scandal der Protestanten der Zweck der Andacht, des frommen Gedächtnisses und eines anständigen Kirchenzierraths gänzlich verfehlt werde. Denn dort verehre man nicht nur lächerlich und kindisch aufgeputzte, auf moscowitische Art mit Lampen versehene und in Prozessionen herumgeführte Heiligenbilder, sondern lasse sie auch weinen, lachen, Blut schwitzen, und dichte ihnen zuweilen unter dem Vorwand, sie seien von der Mutter Gottes oder St. Lucas unmittelbar verfertigt, die unsinnigsten Mirakel an. Vergebens habe das Concilium zu Trient den Bilderdienst sowie die Reliquien auf ihre ursprüngliche Bedeutung zurückführen wollen.

Die Aufbewahrung und achtungsvolle Verehrung der *Leiber* und *Gebeine der Martyrer* und anderer Heiligen Gottes sei ein alter ehrwürdiger Gebrauch der christlichen Kirche gewesen, wenn gleich die meisten *Reliquien* jener Art durch Zerstörung des Kriegs, des Brandes, der ketzerischen Kirchenfeinde und durch den Zahn der Zeit verloren gegangen. Seit die Orientalen und Griechen nach der Invasion des Erbfeinds der Christenheit der lateinischen Kirche so viele verdächtige Reliquien zugeführt, seit man den in den Crypten und Coemeterien Italiens gefundenen Gebeinen ungewisse und unerweisliche Heiligennamen beigelegt, und eine Unzahl von Copien für Originale ausgegeben, seit man so viele Partikeln von solchen Gebeinen zersplittert und eben dieselben Exemplare an den verschiedensten Orten aufgestellt, selbst die Dornen der Krone, das Holz und die Nägel des Kreuzes Christi ins Unendliche vervielfacht, ja sogar ganz abenteuerliche Reliquien z. B. die Stola, welche **Maria** dem St. Johannes mit etlichen lateinischen Worte gewirkt haben sollte *), erfunden habe, sei ein höchst bedenklicher und den Protestanten so wie allen vernünftigen Katholiken mit Recht anstössiger Missbrauch in diesem Puncte eingeschlichen. Wenn es dem Papste oder einem General-Concilium Ernst wäre, hierüber zugleich die katholische Kirche und die gottlosen spöttischen Weltkinder und Ketzer zu belehren, so möchten sie nur allen Kirchen, Capellen und Klöstern befehlen, ein mit allen möglichen Documenten versehenes Verzeichniss der bei ihnen verwahrten Reliquien einzusenden. Die Kirche Gottes bedürfe der Lüge nicht.

Bei den *Seelmessen*, oder dem Gebet für die abgestorbenen in dem Fegefeuer befindlichen Seelen, sei man auch von der eigentlich katholischen Lehre und Praxis der ersten

---

*) Diese Stola finde sich zu Andechs in Baiern, einem weltberühmten Andachts- und Wallfahrtsort, welcher, zu Folge der in Kupfer ausgegangenen und beschriebenen grossen Reliquientafel, die man in Klöstern und Wirthshäusern des Oberlandes antreffe, die abenteuerlichsten und verdächtigsten Reliquien enthalte.

Kirche etwas abgewichen. Denn ausserdem, dass der gemeine ununterrichtete Mann gegen den Sinn der heiligen Schrift glaube, man könne sogar durch Seelmessen eine Erledigung aus der Hölle erlangen, der Papst könne nach Belieben die Seelen aus dem Fegefeuer ziehen, so habe man zu viel privilegirte Altäre für die Errettung der Seelen gestiftet, und überhaupt den reichen Sündern den Weg gezeigt, wie sie trotz des wollüstigsten liederlichsten Lebens sich eine Garantie der Seeligkeit verschaffen könnten. Unzählige weltliche Priester und Mönche seien auf diese eigennützigen Stiftungen fundirt, wie namentlich in Calabrien, wo so viele müssige Geistliche, zufrieden des Tages eine halbe Stunde die Messe zu lesen und ihre Tageszeiten zu beten, sich nachher einem ungeistlichen, wilden, der Hölle würdigen Leben ergäben.

In dem Abscheu gegen den *Sünden-Ablass* und die Indulgentien (um den Preis äusserer guter Werke, des Kirchenbesuchs, der Messanhörung, der Gebete und Almosen) seien die Protestanten zu weit gegangen, weil sie die Kirchengewalt und die Lehre von der Reue und der Bussfertigkeit nicht richtig verstanden, und sich besonders an dem Sündenablass für eine lange Reihe von Jahren, selbst nach dem irdischen Tode, ärgerten. Aber es sei auch ein grosser Fehler, dass man katholischer Seits den gemeinen Mann nicht besser hierüber unterrichte, so dass besonders in Italien sich ganze Haufen unbussfertiger Menschen zur Beichte und Communion und zu andern Preisen des Sündenablasses drängten, ohne zu wissen, was sie thaten.

Auch bei den *Wallfahrten* gestand der Landgraf, dass sie nach dem Ausspruch eines trefflichen Religionslehrers (Thomas a Kempis) »quod raro sacrificantur qui multum peregrinantur«, selten zur Andacht führten; denn wenn man die Wanderungen des unwissenden, liederlichen, neugierigen und müssigen Bettelvolks nach dem heiligen Grab, nach Rom, Loretto und Compostella betrachte, so könne man sich leicht überzeugen, dass dies über's Feld Laufen, wobei die nützlichsten Handthierungen versäumt würden, mehr zum Bösen als zum Guten führe.

Einen gleichen Missbrauch erkennt er bei den überhäuften katholischen *Feiertagen* an, wogegen schon Heinrich IV. von Frankreich dem Pabste kräftige aber vergebliche Vorschläge gethan habe. Wenige und erbauliche, bequeme, den Landmann und den Handwerker nicht zu sehr in Anspruch nehmenden Tage (52 Sonntage und 50 Feiertage des Jahres seien schon hinreichend), eine bessere Einrichtung derselben zum Zweck wahrer Andacht, eine Beschränkung der dem Müssiggang und der Wollust gewidmeten Nachmittage seien durchaus nothwendig, wenn man das richtige Maas halten wolle. Denn einige rigoröse Protestanten, wie die Socinianer, Puritaner und Mennoniten hätten auch hierbei das Kind mit dem Bade ausgeschüttet.

Die *Fasten* und das Verbot des Fleischessens zur nüchternen Vorbereitung andächtiger Christen seien durchaus nicht verwerflich. Aber es mangele an strenger vollständiger Haltung und zweckmässiger Einrichtung derselben, wobei man die Buss-, Fast-, Bet- und Dank-Tage der Protestanten zum Muster nehmen könne. Höchst anstössig seien die Abend-Collationen vornehmer Italiener, ihre Ueppigkeit bei raffinirten Fischspeisen, im Contrast zu der Superstition, wonach das fastende Volk selbst einen Löffel, der zu einer verbotenen Fleischbrühe diente, verabscheue, und venetianische Curtisanen die Anrührung einer verbotenen Butter für ein grösseres Verbrechen hielten, als die Ausübung ihrer Hurerei. Auch zeige sich in den häufigen aus den frivolsten Gründen erschlichenen und durch baare Bezahlung errungenen Concessionen, Exemtionen und Dispensationen des päpstlichen Hofes und der römischen Priester abermals das Erbübel der römischen Kirche.

Hierauf geht Landgraf Ernst zu einigen der ersten Kirche fremden Gebrechen bei der Anwendung der *Sacramente* über: bei der *Taufe*, wo man, statt nach dem Beispiel der ersten Kirche, so wie der Griechen und Russen, den ganzen Leib der Kinder bedeutungsvoll einzutauchen, oder wenigstens dreimal zu begiessen, sich bei den Katholiken, mit einer Besprengung etlicher Tropfen Wasser begnüge (was bei den Protestanten zunächst aus Rücksicht für das nordische Clima geschehen sei), wo man den Exorcismus selbst bei den in der Noth getauften Kindern zu suppliren pflege; und bei der Confirmation, (Firmung), einer der wichtigsten Functionen der Bischöfe, die aber hin und wieder nachlässig, ohne passende Vorbereitung, ohne absonderliche Predigt, ohne einen dazu eingerichteten Gottesdienst, ohne gehörige Catechisation und Glaubensbekenntniss, wie dies alles bei den Protestanten statt finde, unter dem Zulauf eines ununterrichteten Volkes, selbst unter Zuführung kleiner unmündiger Kinder vorgenommen werde.

Hinsichtlich der *Communion* vertheidigt er zwar die so vielen Protestanten anstössige Entziehung des dem celebrirenden Priester vorbehaltenen Kelches, da ja den Laien der ganze Christus in der Hostie dargereicht werde (er verwirft nur den Gebrauch allzu dünner, dem Spiele des Windes ausgesetzter Hostien), und erwähnt dabei rühmend, wie er in Rom einst eine grosse Menge nicht blos unirter griechischer, sondern auch römischer Communicanten des Abendmahls in beiderlei Gestalt gesehen habe (ohne zu gedenken, dass dies nur bei der von ihm anderwärts so heftig getadelten Multiplication des Priesterstandes möglich war), tadelt aber ganz entschieden die zu häufige Ausstellung des Venerabile, den Prunk theatralischer in Spanien selbst mit Volkstänzen verknüpften, an den vor der Bundeslade herhüpfenden David erinnernden Processionen, und die zur Herabsetzung des Sacraments, zur Vernichtung ihrer heilsamen Wirkungen führende allzuhäufige Anwendung der Communion selbst. Es sei unverantwortlich, wie einzelne geistliche Ordensbrüder theils aus Prahlerei, um recht stark besetzte Communikantenbänke vorzeigen zu können, theils aus Habsucht, um recht viele Beichtpfennige und Almosen zu sammeln, theils aus falschen Vorstellungen von der unmittelbaren Wirkung dieser himmlischen Speise selbst auf unbussfertige verstockte Sünder, durch leichtsinnige Darreichung derselben, durch Zulassung sittenloser, noch einen Tag vorher bestialisch betrunkener Menschen, ohne gehörige Vorbereitung, Beichte und Busse, die Perlen vor die Säue würfen. Er selbst habe im Jahre 1655 bei der Ausstellung des heiligen Rockes zu Trier 200,000 solcher Communicanten zum heiligen Abendmahl laufen sehen, und kenne etliche Kirchen zu Paris, wo zum Osterfest 50,000 Menschen, darunter viele eilfertige Kutscher und Dienstmägde unter solchem Andrang zu communiciren pflegten, dass es den Priestern ganz unmöglich sei, die Beichte derselben gehörig vorzunehmen und ihre Bussfertigkeit zu prüfen.

Eine Hauptquelle der allergrössesten Ungelegenheiten, so man nur immer erdenken könne, und des unermesslichen Hasses, den sich die katholische Parthei zugezogen, findet der Landgraf in dem *Glaubenszwang*, in der scharfen gewaltsamen Weise, welcher man sich bediene, um die Gewissen der Menschen in Einigkeit des Glaubens und des Gehorsams der katholischen Kirche zu erhalten, oder auch dazu zurückzuführen. Kirchliche Drohungen und Strafen, selbst mit Zuziehung des weltlichen Armes, auch Inquisitionstribunale, wobei sich aber der Papst der ihm untergeordneten Bischöfe bedienen müsse, gegen die Falschlehrer, Entweiher der Sacramente, Religionsschmäher, superstitiose Mirakelerfinder und gefährliche Phantasten, seien nicht blos erlaubte, sondern selbst nothwendige Mittel, um die Reinheit des Gottesdienstes, die Einheit des Glaubens, und die Ruhe der Staaten zu erhalten. Auch die weltliche Obrigkeit sei in ihrem Rechte, wenn sie unruhige, aufsässige, sich der Unterthanenpflichten, der Landdienste, der Landesvertheidigung weigernde Protestanten, Irrgläubige und Ketzer, die sich mit Hausandacht und Privat-Gottesdienst nicht begnügten, exilire. Doch müsse dies alles mit christlicher Liebe, und sobald man es mit angewachsenen grösseren Gemeinden zu thun habe, mit weiser Vorsicht geschehen. Aber die Hauptfrage sei vielmehr, ob man still, ruhig und ehrbar lebende, nach ihrem Gewissen und ihrer Ueberzeugung in Glaubensartikeln dissentirende Anhänger des Christenthums überhaupt durch äussere weltliche Mittel und mit der Schärfe des Schwertes zum orthodoxen Glauben zwingen und ihnen jede Ausübung ihrer Religion versagen und verbieten dürfe. Diese Frage müsse aus Gründen der Religion, der Moral, der Politik und der Erfahrung verneint werden. Gott selbst, der alleinige Herr der Gewissen, dessen Wege nicht die Wege des kurzsichtigen Menschen seien, der die Freiheit des menschlichen Willens in seine göttliche Ordnung eingeschlossen habe, zwinge die Menschen nicht zum Guten. Gebrochen sei der alte jüdische Bund des Glaubenszwangs (Jeremias 31. v. 31. 32.), seit der Heiland des Friedens in die Welt gekommen, und eine freie, aus dem Geist und von dem Geist kommende, nicht eine sclavische Beipflichtung und Aufnahme seines süssen Joches verlangt, und ein geistiges, nicht ein weltliches Reich, nicht um Menschenseelen zu verderben, sondern zu erwerben, gestiftet habe. Christus habe zu seinen

Schülern, welche das Feuer des Himmels auf die Samaritaner herabrufen wollten, gesagt: wisset ihr nicht welches Geistes Kinder ihr seid? und den Grundsatz hinzugefügt: was ihr nicht wollt, dass euch die Leute thun sollen, das thut ihnen auch nicht. Er wollte nicht, dass das Unkraut mit dem Waizen ausgerottet, sondern verspart werde bis zum Tage der Erndte. Nirgends sei im neuen Testament geboten, oder gestattet, einen Menschen um der Religion willen zu tödten. Selbst die strengsten Kirchenväter, selbst Augustin (von welchem der schöne Grundsatz herrühre: Religio suadetur, non cogitur, verbo, nunquam ferro) stimmten damit überein, dass der Glaube eine Gabe Gottes sei (fides est donum Dei, spiritus flat ubi vult). Der Zelotismus der Jesuiten in China, welche Leute, die sich dem Papste nicht unterwürfen, mit Todesstrafe belegen wollten; die spanische und portugiesische Inquisitions-Schärfe widerspreche der Vorschrift des Evangeliums, dass kein Geistlicher seine Hände mit Blut besudeln oder im Rathe der Blutvergiesser sitzen solle. Die katholische Kirche verwerfe die verderbliche Lehre, dass man Böses thun dürfe, um daraus Gutes zu erzielen; denn das Beichtgeheimniss solle ja auf's heiligste gewahrt werden, selbst wenn darauf zeitliches und ewiges Wohl der Christenheit stünde; das Tauf-Sacrament durch Zwang unmündiger Kinder nicht profanirt werden, ohngeachtet man sie dadurch von der Erbsünde reinige. Der Glaubenszwang durch äussere (»exotische«) gewaltsame Mittel gebähre *Hypocrisie* (Heuchelei) und *Sacrilegium* (Profanirung der Sacramente), prostituire das katholische und erwecke das protestantische Marterthum (wie die Geschichte der Hussiten, Spaniens, Frankreichs und der Niederlande beweise), stärke den Widerstand, und die Sectirerei, und würde die ganze katholische Kirche noch einmal in Gefahr bringen, falls man sich dem falschen

Wahn wieder hingäbe, durch grossartige Zwangsmittel, durch eine katholische Coalition die Einheit der Kirche wieder herstellen zu wollen.

Wie zu den Zeiten des Arianismus, wo eine grosse Mehrzahl der Heterodoxen den ganzen Körper der römischen Kirche erschütterte, so könne während eines grossen Schisma, einer Vacanz des apostolischen Stuhls, eines Zwiespalts der Päbste, einer Rebellion der Vasallen und Unterthanen des Kaisers und des Königs von Frankreich eine weit mächtigere Coalition aus Deutschland, England, Holland und Scandinavien sich erheben, und ein zweiter Gothenkönig selbst Rom bedrohen. Unbegreiflich sei es, wie noch jetzt weltkundige Prälaten ohne Rücksicht auf die Geschichte und auf die Verschiedenheit der nordischen und südlichen Nationen sich trügerischen Hoffnungen hingeben könnten. Selbst der Cardinal Pallavicini stütze sich noch immer auf die Behauptung, dass man durch Vergiessung etlicher Tropfen Bluts Spanien und Italien gerettet habe. Ob der dreissigjährige Krieg, die französische Ligue, die Pariser Bluthochzeit, die Inquisitionen Philipps II. und Alba's, der savoyische Krieg, die unkluge Religionsverfolgung in Ungarn, nicht allenthalben die Schwächung der katholischen Mächte, die Entstehung protestantischer Republiken, die Stärkung des Erbfeindes der Christenheit zum grossen Nachtheil des römischen Stuhls zur Folge gehabt hätten?

Auch die kleinlichen Mittel des indirekten Zwanges, der unduldsamen Beunruhigung, des Plagens und Zwickens der Protestanten und anderer vermeintlichen Ketzer, seien höchst zweckwidrig. Er habe oft mit Abscheu in Italien und Frankreich gesehen, wie man aus Hass gegen die Protestanten ihren zum Tode geführten armen Sündern den Beistand ihrer Prediger, ihren Leichnamen ein ehrliches Begräbniss versagt, ihre

Kranke aus den Hospitälern geworfen, und selbst ihre Kinderschulen verschlossen habe. Ob es nicht besser sei, Ketzer, als Heuchler, Libertiner und Atheisten zu Unterthanen zu haben, ob man Vögel, die man locken wolle, mit Steinen werfe, ob man nicht sich aufbäumenden Rossen den Zügel nachlasse, ehe sie sich überstürzten und den Reiter niederwürfen?

Die Intoleranz der Protestanten gegen Katholiken und gegen eigene Irrgläubige dürfe nicht zur Entschuldigung dienen, da die Katholiken Vorbilder christlicher Liebe sein sollten. Auch sei es endlich Zeit, einzusehen, welch ein grosser Unterschied zwischen den älteren brutalen Ketzern, Fanatikern, Adamiten und Waldensern und den jetzigen Protestanten, zwischen *formellen*, in der That und im Willen hartnäckigen, und *materiellen* blos in einzelnen Artikeln und aus unüberwindlicher Unwissenheit (ex ignorantia invincibili) fehlenden Ketzern sei, welche aus angeborner Ueberzeugung, aus Geistesschwachheit oft nur in einer theologischen Meinung oder im Cultus von der orthodoxen Lehre abwichen und deshalb wenig zu fürchten seien. Statt solche zu verdammen und durch Androhung ewiger Höllenstrafen oder durch Treubruch*) zu erbitterten Feinden zu machen, solle man sie entweder zu ihrer eigenen

---

*) Mehr als einmal erklärt es der Landgraf, in Anspielung auf die Behandlung der Hugenotten, für einen verdammenswerthen Grundsatz, sich für befugt zu halten, das, was man den Protestanten per vim et metum, um der öffentlichen Ruhe willen, einmal versprochen habe, bei günstiger Gelegenheit wieder umzustossen: denn es sei ein falscher Grundsatz: der Zweck heilige die Mittel. — Es ist aber bei diesem auch anderwärts geübten Grundsatz zu bemerken, dass ihn die Jesuiten nur zum *Vorwand* nahmen; denn ihr Zweck selbst, die Unterjochung des menschlichen Geistes, war verdammenswerth.

Confusion wachsen lassen («sinite crescere usque ad messem») und einstweilen eine civile, bürgerliche Union stiften oder die sanften Mittel der Bekehrung durch Belehrung einschlagen. Aber auch hierbei müsse man sich der hin und wieder von katholischen Controversisten angewandten Verdrehungen und Verfälschungen des Textes, der persönlichen, bissigen, spöttischen Beschuldigungen, vor allen Dingen solcher dickleibiger polemischer Schriften enthalten, wie der neulich erschienene Calvino-Turcismus*). Zu einer bürgerlichen Aussöhnung der Partheien sei nichts erspriesslicher als eine allmählige gegenseitige Annäherung und Bekanntschaft. Es würde sehr nützlich sein, wenn spanische und italienische Prälaten sich den deutschen protestantischen Gottesdienst verdollmetschen lassen, wenn die deutschen Jesuiten und andere Ordensbrüder zuweilen die evangelische Kirche besuchen, und sich mit discreten protestantischen Geistlichen unterhalten wollten; und umgekehrt, wenn die Protestanten, um die Majestät der alten Kirche zu erkennen, zuweilen einen katholischen Gottesdienst mit der Hochmesse und mit erbaulicher Musik anhörten. Auch sei es zu sehr zu beklagen, dass man protestantische Geistliche um des Cölibats willen nicht zu den heiligen Orden zulasse**). Gewissensfreiheit, Hausandacht,

---

*) Der Verfasser dieses Buches war jener Engländer Wilhelm *Raimold*, der früher Protestant, von seinem katholischen Bruder Johann zu derselben Zeit convertirt ward, wo dieser umgekehrt von dem Licht der evangelischen Lehre betroffen ward. Leibniz pflegte diese Geschichte zur Beförderung religiöser Duldung zu erzählen. Guhrauer Leben Leibnizens II. 350.

**) Nam munera placant homines Deosque. Er habe dies selbst bei einem lutherischen Superintendenten erfahren, den er durch ein Silberservice sich zum Freunde gemacht.

selbst nach Umständen und auf ihre eigene Kosten öffentlichen Gottesdienst müsse man, dem Geiste des Christenthums gemäss, allen Protestanten zugestehen.

Auch hinsichtlich *der Juden* habe er nicht die Meinung allzu eifriger römischer Priester. Eine Verfolgung derselben, welche bis zum Marterthum erbittere, sei weder in der heiligen Schrift noch in den Traditionen der ersten fünf Jahrhunderte geboten. Man müsse ihre Erziehung, ihr Gesetz, ihre Tradition und endlich ihre ursprüngliche Mission als Volk Gottes, betrachten. Ihre Gelehrten beriefen sich mit Recht darauf, dass Gott ihnen die neue Religion nicht offenbart habe, dass er ihnen befohlen, keinem neuen selbst wunderthätigen Propheten zu folgen; ihr Sabbath sei in dem neuen Testament nicht abgeschafft; über die Ankunft des Messias, über die Trinität, Transsubstantiation und Anrufung der Heiligen hätten sie keinen gründlichen Aufschluss, und es sei ihnen daher zu verzeihen, wenn sie, bei dem Zwiespalt der Christen über diese Dogmen, eher den Arianern und Socinianern als den Orthodoxen zugeneigt wären. Kein Mensch, in welcher Religion er auch lebe, *»wenn er nur tugendhaft lebe«*, sei verdammenswürdig.

Landgraf Ernst erlebte die grausame und unpolitische Verfolgung jener französischen Reformirten, welche Ludwig XIV. noch im Jahre 1666 dem Kurfürsten von Brandenburg als treue Unterthanen schildert, denen sechs französische Könige durch Verträge und Edicte die freie Religionsübung zugesichert hatten. Seine eigene Vorliebe für die Hugenotten, unter denen er so viele fromme, ihrem Eide getreue, gewissenhafte Bürger und Gottesgelehrte zu Paris, Charenton und Sedan kennen gelernt, sein Hass gegen jede gewaltsame Religionsbekehrung, seine genaue Kenntniss der französischen Jesuiten und anderer

Vorboten jener Verfolgung, denen sich selbst die freisinnigen Theologen von Port-Royal, Arnauld an ihrer Spitze, anschlossen, führten ihn frühzeitig in die Mitte der streitenden Partheien. Als die Hoftheologen des Königs ihm das grosse Werk der Wiederherstellung der Einheit der katholischen Kirche vorstellten (Flechier, Maimbourg, Varillas, selbst Bossuet hatten den Beweiss der Ketzerei der Protestanten aus den Variationen ihrer Lehre deducirt), als sie die unschickliche Parallele zwischen den Hugenotten und den Donatisten der africanischen Kirche aufstellten*), und den Absolutismus ihres Monarchen durch falsche Vorstellungen politischer Widersetzlichkeit aufreizten**), war der Landgraf weit entfernt, ihnen Beifall zu geben. Er sagte ihnen voraus, dass jede gewaltsame Conversion Hypocrisie und Sacrilegium erzeugen werde. Er stellte ihnen den Cardinal Bellarmin, welcher selbst eine bewaffnete Nothwehr der ersten Christen gegen ihre Verfolger für gerecht erklärt hatte, die unumstössliche Verbindlichkeit der königlichen Zusagen und Edicte, die wiederholten Garantien der Gewissensfreiheit und Religionsübung, die Unklugheit

---

*) Die nach Donatus, einem Bischof von Numidien benannten Donatisten, welche im 4. und 5. Jahrhundert ursprünglich wegen einer streitigen Bischofswahl die africanische Kirche beunruhigten, und sich gegen einige Grundsätze des kirchlichen Ministeriums und des Papats auflehnten (sie behaupteten, dass Bischöfe, von denen als notorischen Sündern der heilige Geist gewichen sei, die Sacramente nicht gültig austheilen könnten, und der bischöflichen Weihe, der man einen Charakter indelebilis zuschrieb, verlustig wären) waren übrigens rechtgläubige Katholiken, und die Kaiser, welche auch ziemlich milde fast nur durch *Geldstrafen* mit ihnen verfuhren, hatten sich nicht wie die französischen Könige durch Verträge die Hände gegen sie gebunden.

**) Sie stellten den Grundsatz auf: que l'hérésie est essentiellement ennemie de la Royauté.

und die verderblichen Folgen eines Bürgerkriegs gegen ruhige und nützliche Staatsbürger entgegen; er wies selbst auf die Gefahr Frankreichs hin, falls der Kaiser klug genug wäre, sich nach dem Beispiel der französischen Könige mit den protestantischen Mächten zu verbinden, und diese günstige Gelegenheit zu ergreifen, um nach Beschwichtigung der Ungarn, die gegen Ludwig XIV. verlorenen Provinzen wieder zu erobern.

Der bigotte ehrgeizige König ergriff gleich nach dem Tode des trefflichen Colbert (1683) alle diejenigen Maasregeln, wodurch das Edict von Nantes schon factisch aufgehoben wurde (die förmliche Revocation geschah erst im Oct. 1685). Als zuerst die scandaleusen Proselytencassen errichtet, prahlende Listen von unzähligen gütlich bekehrten, der Hölle entrissenen Ketzern eingeschickt *), hierauf alle übrigen Hugenotten, als hartnäckige und rückfällige, der Gewalt der Intendanten, der Brutalität und Habsucht einquartierter Dragoner überlassen wurden **), und die Jesuiten und Hofschranzen fortfuhren, die Milde des

---

*) Selbst Jobert schrieb dem Landgrafen, dass nach einem officiellen Bericht von beinahe 700.000 Hugenotten 500.000 abgeschworen hätten, (ont fait leur abjuration.) und insultirt noch diese Unglücklichen, indem er es für eine Feigheit erklärt, dass sie sich zu tausenden eingestellt hätten.

**) Ein Carthäuser aus der Gegend von Sedan schreibt dem Landgrafen: Les Dragons remportent presque toute la gloire et tout l'honneur de ces conversions qui n'estant faites que par des considerations humaines, ne vont gueres plus loing que *la grimace!* (?) Der Landgraf antwortet, er kenne die Insolenz der französischen Soldaten; und als er bald nachher die gewisse Nachricht erhielt, dass die Dragoner in der Gegend von Sedan einen alten protestantischen Edelmann an den Beinen aufgehangen hatten, stellte er seinem Correspondenten Jobert die Frage, ob dies die peines pecuniaires der Donatisten seien?

Königs und den göttlichen Erfolg dieser Bekehrungsmittel zu preisen*), sammelte Landgraf Ernst zu ihrer Widerlegung die authentischen Berichte seiner besser unterrichteter Correspondenten, und lies den Hauptinhalt derselben unter einem fremden Titel abdrucken**). Der Revocation des Edicts von Nantes, welche den Hugenotten ihre rechtsgültige Existenz, ihre Kirchen und Bethäuser raubte, welche die Seelsorger derselben nach Ablauf einer Bekehrungsfrist von 14 Tagen in's Exil sties (Jean Claude, der Patriarch der Hugenotten, der Hauptgegner Bossuets, wurde binnen 24 Stunden über die Gränze gebracht) folgte eine Auswanderung von 500,000 Seelen, welche ihre Talente, ihre Gewerbe und ihre Rache bis nach Brandenburg und Hessen-Cassel trugen. Die schärfste Versperrung der Gränzen war fruchtlos; fünfhundert Hugenotten aus dem Bezirke von Sedan, welche ihre Häuser, Kramläden und Felder, darunter Erbstücke von 90,000 Livres Einkünften verlassend bis nach Mastricht geflohen waren, wurden mit Gewalt und unter Androhung der Peitschen- und Galeerenstrafe zurückgeführt, mit dieser Strafe auch diejenigen Prediger belegt, welhe ihr Amt fortsetzten. Eine Menge Rückfälliger ermüdeten die Geduld der despotischen Intendanten. Vergebens nahm man den Weibern der Hugenotten ihre Hebammen, verbot man ihren Aerzten und Apothekern jede Praxis, bestimmte das siebente Kinderjahr für die Unterscheidungszeit einer katholischen Majorennitäts-Erklärung*), und führte die Leichname der Rückfälligen, welche ohne Hostie gestorben waren, auf den Schindanger**). Die Prophezeiung des Landgrafen traf ein. Die gewaltsame Conversion führte zur Heuchelei (Hypocrisie), zum Missbrauch und zur Schändung der aufgedrungenen Sacramente (Sacrilegium), und in den Sevennen (Gebirgen von Languedoc und Dauphiné) entspann sich ein fanatischer fünfzigjähriger Bürgerkrieg. Ludwig XIV. äusserte zwar, »es sei nicht zu läugnen, dass er schlechte Convertiten mache, aber deren Kinder würden gute Katholiken werden***). Aber der Papst Innocentius XI., der diesen Conversionseifer politischer Vanität zuschrieb, konnte sich nicht entbrechen die Worte auszurufen: Habet mercedem suam! So erfuhr Landgraf Ernst von einem seiner Vertrauten.

---

*) Selbst Arnauld, der dem Landgrafen schrieb: terrentur et docentur, bemühte sich zu beweisen, dass man durch solche Maasregeln das Edict von Nantes noch keineswegs aufhebe, worauf ihm der Landgraf antworte, man müsse einen Straussen-Magen haben, um dergleichen zu verdauen.

**) Schreiben eines Katholiken zu Luzern an einen Evangelisch-Reformirten zu Bern über die jetzige Religionsverfolgung in Frankreich (1686. 11. Jan.). Diese Schrift ist jetzt verschollen.

Landgraf Ernst lies sich nicht abhalten, einige der flüchtigen Hugenotten in Rheinfels aufzunehmen. Unter diesen war ein gelehrter Prediger (Coullet), dessen sechzigjährige Mutter zu Metz zwei Monate hindurch den Peinigungen eines fanatischen Dragoners widerstanden hatte. Als der Landgraf ihn freundlich beherbergte und durch sanfte Ueberredung zu gewinnen suchte, fand er in ihm eine tiefe Erbitterung: der französische Puritaner, der die Messe und die Heiligenbilder jetzt mehr als je verabscheute, entfernte sich plötzlich.

---

*) »Que les enfans des Reformés à l'age de 7 ans puissent se declarer Catholiques.« Der Landgraf fragt hierüber bitter spottend, ob man für ein Alter, welches mehr durch Puppen und Bonbons als durch Dogmen regiert würde, eine solche hochwichtige Seelenangelegenheit preisgeben dürfe. Ob eine ähnliche Maasregel wohl je einem Mahomedaner in den Sinn gekommen sei?

**) Dies geschah unter andern in Charlesville, wo der Intendant sogar Willens war, eine hartnäckige Protestantin, Demoiselle de Combles, gleich nach ihrem Tode nackt unter der Galgen scharren zu lassen.

***) Leibniz an Landgraf Ernst, in Böhmer's Magazin für Kirchengeschichte II. 400. Mit dem Zusatz: Je doute que cela se puisse approuver. Car c'est vouloir faire damner quelques uns pour sauver d'autres.

Eine gleiche Erfahrung machte er kurz vor der Aufhebung des Edicts von Nantes an der Prinzessin von Tarent, einer Tochter der Landgräfin Amalie Elisabeth. Erbittert über die Religionsbeschränkung, die man ihr in der Bretagne auf den Gütern ihres verstorbenen Gemahls auferlegte (ihre Sicherheit hatte sie nur in dem Hause des Bischofs gefunden) war sie eben im Begriff nach Paris und von da nach Deutschland zu reisen, als ihr der Landgraf im Februar des Jahres 1685 eine Art Gottesgericht vorschlug, eine theologische Conferenz zwischen Claude, dem Patriarchen der Hugenotten, und Nicole, dem Freund und Waffenträger Arnaulds; zu diesem Behufe wollte er selbst nach Paris kommen, und wenn er sie nicht dahin bringe, aus voller Ueberzeugung ihr Seelenheil in der Kirche zu Notre Dame zu suchen, sich anheischig machen, ihr eine feierliche Abbitte in der grossen Kirche zu Kassel zu thun. Er hasse den falschen Eifer für die Einheit des Glaubens, aber hoffe ihr auch als einer geistreichen tugendhaften Dame zu beweisen, dass die Reformation Luthers und Calvins ein Unsinn sei, und dass man dem Beispiel jener Salomonischen Mutter folgen müsse, welche das Leben des unzertheilten Kindes erhalten wollte. Als die Prinzessin diesen Brief empfing, erfolgte der verhängnissvolle Hauptschlag. und die herbe Antwort seiner männlich gesinnten Base trug nicht wenig dazu bei, den Landgrafen in seiner Meinung von den schlechten Wirkungen gewaltsamer Religionsbekehrung zu bestärken.

Um diese Zeit hatte auch die Schwedenkönigin Christine in einem ohne ihr Wissen zu Holland gedruckten Briefe (an den Chevalier Verlon) ihren Unwillen über die gewaltsame Conversion der Hugenotten ausgedrückt, und Landgraf Ernst, der mit der Königin bisher nur einige Höflichkeitsschreiben gewechselt [*]), konnte nicht umhin, ihr hierüber seine Freude auszudrücken. Sie sandte ihm ihre ganze über diese Angelegenheit geführte Correspondenz, und setzte hinzu (Rom, im Juni 1686): Dans tout l'Univers je ne crains et ne respecte que Dieu, et nulle consideration ne m'empechera pas de dire la verité, quelque désagréable qu'elle puisse être à ceux qui n'écoutent que la flatterie. Je plains les malheureux, qu'on persecute si cruellement partout, et je n'ay pas moins de pitié de ceux, qui se font une espéce de merite et de gloire de la cruauté qu'ils exercent sur des miserables. Je prie Dieu de tout mon coeur, que ce faux triomphe de l'Eglise ne luy couste un jour des veritables larmes. Cependant pour la gloire de Rome il faut sçavoir, que tout ce qu'il y a ici des gens d'esprit et de merite, qui sont animés d'un vray zéle, ne sont non plus que moy les dupes de la France!

Der Landgraf prüft am Ende seines Buches die Behauptung einiger aufgeklärten Protestanten, wozu auch Leibniz gehörte, dass die römische Kirche, so lange sie solche von ihr selbst eingestandene Missbräuche dulde, keineswegs die wahrhaft katholische und allein seligmachende sein könne, und dass man bis dahin ohngeachtet des Wunsches der Reunion befugt sei, ihre äussere Gemeinschaft zu meiden. Er gesteht zwar, dass wenn es eine christliche Kirche auf Erden gebe, welcher weder die Missbräuche der römisch-katholischen noch die Gebrechen der protestantischen Christen anhingen, er dieselbe ohnfehlbar wählen würde; giebt aber doch nach gegenseitiger Abwägung der von ihm angenommenen Kirche den Vorzug, weil ihre Missbräuche, zu der Niemand verpflichtet sei, das Wesen der wahren Kirche Christi nicht angriffen, weil die Irrthümer und Ketzereien der unter sich nicht einmal einigen Protestanten und orientalischen Kirchen noch weit stärker wären, und weil das von ihnen verschuldete Schisma das grösste aller kirchlichen Uebel sei; und beendigt sein Werk mit den schon oben erwähnten Reformations-Vorschlägen.

---

[*]) Christine hatte im Jahre 1553 dem Bruder des Landgrafen, ihrem Schwager Friedrich, als dieser im Begriff war, ebenfalls katholisch zu werden, unter Hinweisung auf Landgraf Ernst, aus Gründen der Politik förmlich abgerathen. Im Jahre 1666 wendete sie sich an Landgraf Ernst zum Behuf einer Beisteuer für die durch den Krieg erschöpfte Republik Venedig. Im Jahre 1680 hatte er mit ihr eine Zusammenkunft zu Rom.

Wir finden auch unter den wohlgemeinten Phantasien dieses geistreichen Fürsten einen Vorschlag zum ewigen Frieden (am Ende seines discreten Katholiken). Zur Stillung der europäischen Kriege, zur höchsten unpartheiischen Entscheidung der Streitigkeiten der weltlichen katholischen Mächte, zur Eröffnung eines Rechtswegs nicht nur für diese Potentaten unter sich, sondern auch für ihre der Willkühr ausgesetzten Stände und Unterthanen, verlangt er nämlich, nach dem Beispiel der europäischen Republik Heinrichs IV., jedoch noch mit Ausschliessung der Protestanten, ein souveraines Tribunal; zu dessen Hauptsitz er gleich weit von den beiden katholischen Hauptmächten, Oesterreich und Frankreich, die Stadt Luzern in der Schweiz vorschlägt. Er thut dies unter der Voraussetzung, dass die Häuser Habsburg und Bourbon, Spanien mit

Portugal, die Fürsten Italiens unter einander sich vertrugen, und mit besonderer Hinsicht auf den Kaiser*).

Denn es war ein Lieblingsplan seines höheren Alters den Kaiser unter Voraussetzung einer ganz freien Kur auf Unkosten der deutschen Bisthümer zu stärken, und die ihm als Oberhaupt des Reiches nöthige Macht und Autorität zu concentriren. Damit nämlich der jedesmalige Kaiser stets im Stande sei, als oberster Richter, als Inhaber der Generalpolizei, als Kriegsfürst der gesammten deutschen Waffenmacht, als Oberlehnsherr, eine Territorialoberhoheit über alle deutsche Fürsten und ein durch Gouverneure und Intendanten auszuübendes Generalregiment zu führen, weiset er ihm den grössten Theil aller Einkünfte der deutschen Bisthümer unter Vorbehalt der unentbehrlichen Kirchengüter an. Und damit alle Bischöfe des Reiches, gleich denen in Frankreich, als fungirende Geistliche auftreten und zu einem nicht blos aus Italienern sondern aus allen Nationen zusammengesetzten öcumenischen Concilium gezogen werden könnten, war Landgraf Ernst einem allgemeinen Säcularisationsplan nicht abgeneigt. Die drei Erzbisthümer am Rhein vertheilt er unter Hessen, Sachsen und Würtenberg, um ihre Hausmacht der Pfalz, Sachsen und Brandenburg gleichzustellen, stets unter der Voraussetzung, dass jene Fürstenhäuser sich allmählig einer wohl geregelten, allgemeinen katholischen Kirche anschliessen würden. Allenthalben die Grundsätze des ersten Christenthums auf die Staatenverhältnisse anwendend, verwirft er Kriegs- und Hofpracht Ehrsucht und Vergrösserungssucht der Fürsten, überhaupt aber jede despotische und erbliche Monarchie, unzufrieden über die in Schweden und Dänemark eingeführte Souverainität*). Denn die Erblichkeit der Monarchien sei die Hauptursache aller neueren verderblichen Kriege, und Republiken, wie Venedig (wo nur die Schwäche der herzoglichen Autorität zu beklagen sei) oder Holland würden Europa's Ruhe und Wohlfahrt niemals gefährden. Den deutschen Landständen vindicirt er den freisten Recurs zum Oberhaupt des Reiches. Seine Abneigung gegen die Primogenitur in den deutschen Fürstenhäusern aber (weil das Majorat oder die Regierung des je ältesten und erfahrendsten Fürsten dem Staatswohle förderlicher sei als die gesetzliche Nachfolge junger erbstolzer Prinzen) scheinet mehr auf einem egoistischen als cosmopolitischen Grunde zu beruhen, wenn er gleich so billig ist festzusetzen, dass alle nicht regierende, nachgeborene Fürsten sich um der Nationalwohlfahrt willen einstweilen mit einem geringen Stand und Aufwand begnügen sollten**).

---

*) Siehe Leibnizens Urtheil über diesen Friedensplan in seiner Beurtheilung des L. Ernst noch nicht bekannten ewigen Friedensprojects des 1743 gestorbenen Abbé de St. Pierre. (Opera omnia T. V. p. 56.) Leibniz, der die Ausführbarkeit solcher Projecte für abhängig von der Macht grosser Souveraine erklärt, scheint der christlichen Republik Heinrichs IV. den Vorzug zu geben. Er erwähnt der ähnlichen Projecte einiger Päbste, die aber die beste Zeit des Constanzer Concils verfehlt hätten, und erwartet nun Alles von dem Kaiser als weltlichem Oberhaupt der Christenheit.

---

*) Er äussert mehrmalen den auch von Friedrich dem Grossen ausgesprochenen Grundsatz: Les Princes sont plustôt faits pour les peuples et non les peuples pour les princes.

**) Diese Ideen sind theils in den unten folgenden Briefen (vergl. besonders Nr. XIV.) theils in einem Aufsatz vom Jahre 1685 mit der Ueberschrift: Salus populi suprema lex esto, enthalten. Vergl. Leibnizens Ansicht über Absolutismus und Erblichkeit der Fürsten und über das Widerstandsrecht unten im Briefe Nr. XVI.

II. Leibniz. *)

1) Leibniz als Weltweiser überhaupt.

Die diesjährige Säcularfeier Leibnizens zu Leipzig, seiner Geburtsstadt, zu Hannover, wo seine Gebeine ruhen, zu Berlin, wo die Akademie ihn als geistigen Vater verehrt, hat es endlich der deutschen Nation verkündigt, dass vor zweihundert Jahren ein Mann geboren ward, welcher seit Luther unter allen deutschen Denkern am frühesten und am weitesten den Ruhm deutscher Wissenschaft und Weisheit unter die ausländischen Nationen (bis nach Russland und China) brachte, welchen Bayle zu den seltenen, die ganze Sphäre menschlicher Verdienste erfüllenden Geistern zählte **), und der jetzt als der universellste Gelehrte seit Aristoteles anerkannt werde ***).

---

*) So schreibt er selbst.

**) Im Artikel Pelisson: Ceux même qui sçavent par mille preuves l'étendue du genie de Mons. Leibniz, ne peuvent assez admirer, qu'il puisse écrire aussi purement en françois, que ces objections (sur le livre de Pellisson: de la tolerance des Religions) sont écrites. Il est de ces hommes rares, qui ne trouvent point de bornes dans la sphère du merite humain, ils la remplissent tout.

***) Bibliotheque universelle. Vergl. auch Cousin im Journal des Savans 1844 Juli, wo er ihm »le plus admirable genie dont le trait distinctiv était une promptitude et une penetration infinie,« zuschreibt.

Als Leibnizens sterbliche Hülle in die bis auf unsere Zeit verschollene Gruft getragen wurde (im Jahre 1716), folgte ihr kein Geistlicher, kein Höfling jenes Kurfürsten von Hannover, unter dessen grossbritannischer Regierung zehn Jahre nachher der Leichnam des gefeierten Newton von drei Herzogen, von zwei Grafen, von dem Lordkanzler, von ganz London, bis in die Westminster-Abtei begleitet wurde. Und während keine deutsche Akademie einen würdigen Dollmetscher der Verdienste des genialsten und vielseitigsten deutschen Denkers aufstellte, während das eifersüchtige England, ihm seine Anerkennung versagte, übernahm es ein Franzose, nach dürftigen ihm von Eckard, dem Gehülfen Leibnizens, übersandten Notizen, der Welt zu verkündigen, was sie an Leibniz verloren *). Erst gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts erwachte sein Andenken in derjenigen Stadt, wo er am längsten geräuschlos gewirkt hatte. Die Rundhalle zu Hannover mit der wohlgetroffenen Büste Leibnizens, enthält die schöne Aufschrift: Genio Leibnitii. Und auch die gegenwärtige Regierung des Königsreichs Hannover hat zu dem grossen unzerstörbaren Monument, welches Deutschland diesem Genius noch schuldig ist, zur Ausgabe seiner sämmtlichen Werke, wie sie jetzt ein deutscher Gelehrter vorbereitet *), eine neue Epoche durch Aufschluss seines unermesslichen Briefwechsels eröffnet.

---

*) Siehe die Eloge de Mr. Leibniz par Fontenelle (Secretair de l'academie Royale des Sciences de Paris) in Tom. I. der Opera omnia Leibnitii von L. *Dutens* (bis jetzt noch immer der besten wenn gleich unvollständigen Ausgabe von L. sämmtlichen Werken.)

**) Dr. Guhrauer zu Breslau. Siehe von ihm die zwei ersten Bände von Leibnizens deutschen Schriften (1838. 1840), die Biographie mit dem wohlgetroffenen Bildniss Leibnizens (1842), und »Kurmainz in der Epoche von 1672« (1839).

Es bedurfte der Entwickelung eines ganzen Jahrhunderts und bedarf noch jetzt einer grossen geistigen Arbeit, um die dem grössten Theile des deutschen Volkes noch unbekannte ganze Bedeutung dieses Weltweisen und seiner folgenreichen Entdeckungen und Entwürfe im Gebiete des menschlichen Wissens, der Naturkunde, der Mathematik, der Philosophie, der Politik, der Rechtsgelehrsamkeit, der Völker- und Sprachenkunde und der Theologie zu erfassen. Denn wie in der wunderbaren Persönlichkeit Leibnizens sich eine seltene Vereinigung der Kenntnisse, der Vorwelt und der Gegenwart, eine ausgebreitete Bekanntschaft mit allen Anfängen und Fortschritten der menschlichen Cultur, eine grossartige Auffassung alles Wesentlichen in der Philosophie und Geschichte mit der scharfsinnigsten Entwirrung dunkler, und spitzfindiger Streitfragen in den höchsten Regionen des menschlichen Wissens verband, so ist es überhaupt die Ordnung und *Harmonie der menschlichen* und *göttlichen Dinge*, in welcher alle Gedanken und Empfindungen dieser königlichen Seele bis zum letzten und höchsten Gebäude seiner Erkenntniss, der Theodicee, sich begegnen und in der mannigfachsten Befruchtung durchdringen. Daher die Idealität seiner Ansichten über die Kirche und das Reich, über die christliche Republick unter Kaiser und Pabst, die Verknüpfung der hohen Idee des Rechts mit dem System des Universums und den positiven Gesetzen der bürgerlichen Gesellschaft, daher die Vermittlung aller leitenden Ideen seines Jahrhunderts, selbst der Systeme seiner Gegner, daher die milde, sich selbst verläugnende Beurtheilung aller Gebrechen, Missbräuche und Streitigkeiten der Partheien ohne Unterschied des Glaubens und der Nationalität, daher die Bereitwilligkeit, geistlichen und weltlichen Mächten, Katholiken und Protestanten, dem Kaiser wie seinem Landesfürsten, selbst ausländischen Monarchen den Dienst seiner Wissenschaft zu leihen. *) Aber dieser mit edler Ruhmbegierde verbundene Kosmopolitismus eines wahren Weltweisen ruhte auf einem festen practischen Boden. Wie sein Geist kein höheres Gesetz als Wahrheit, keinen anderen Zweck als die Erleuchtung und Veredlung des menschlichen Geschlechts kannte, wie er stets die Wissenschaft auf die Weisheit, die Weisheit auf das Leben, selbst Kunst und Poesie auf Sittlichkeit und Frömmigkeit bezog, so schlug sein Herz, bei aller Vorliebe für ein verehrtes Fürstenhaus, bis zum letzten Athemzug für die Erhaltung, Befestigung und Erweiterung des *gesammten deutschen Vaterlandes*.

In einer flüchtigen Uebersicht von Leibnizens Leistungen, deren der folgende Briefwechsel hin und wieder erwähnt, beginnen wir mit der *Naturkunde*. Denn von seiner frühesten Jugend an, wo er bei den Alchymisten und Kabbalisten zu Nürnberg die Nichtigkeit des Steins der Weisen erkannte, bis in sein hohes Alter trieb ihn eine unersättliche Wissbegierde, um alle einzelne Erfindungen in der Physik, Chemie, Geographie und Mechanik zu achten. Noch lag die Naturwissenschaft und Kosmologie in den Fesseln der römisch-katholischen Theologie, noch war man weit entfernt von den Entdeckungen unserer Zeit über die Genesis der Erde, über die Einwirkungen der Electricität und des Magnetismus. Aber Leibniz, welcher unter dem Herzog Johann Friedrich von Hannover als Mineralog und Geognost grossen Fleiss auf die

---

*) Er schreibt einmal: En général il est bon, qu'on se mette à la porteé de tout le monde, pourvû que *la verité* n'en souffre pas.

Reform des Berg- und Hüttenwesens verwendete, dessen einsichtsvolle Bergwerkversuche im Harz [*]) nur an der Halsstarrigkeit der Practiker scheiterten, wurde durch seine geologischen Beobachtungen allmählig zu grossartigen Combinationen über die Entstehung der Erde geführt. In seiner Urweltstheorie (Protogäa) eröffnete er eine neue Laufbahn, und entwarf eine Kette der Schöpfung, deren Zwischenglieder zu entdecken ihm nur ein Geistesverwandter, wie Alexander von Humbold, fehlte. Mit welchem Enthusiasmus er jede Bereicherung der Naturhistorie verfolgte, erkennt man aus seinem Briefwechsel und seinen eigenen Reiseberichten. Wir übergehen hier Leibnizens Beobachtungen über die Magnetnadel und über den Phosphorus, seine Entwürfe in der Hydrostatik (besonders um das Grubenwasser aus den Bergwerken zu ziehen), in der Pneumatik (um den Luftdruck zu verstärken und auf Geschütze, Spritzen u. s. w. anzuwenden), seine mechanischen Versuche zur Verbesserung der Taschenuhren, zur Erfindung leichterer, schnellerer Fuhrwerke, seine Verbindung mit Tschirnhausen zur Verstärkung der Brennspiegel, seine nach Pascal's Vorgang bis zur Multiplication und Division, bis zum Calcul der Quadrat- und Cubikwurzeln verbesserte arithmetische Maschine, wodurch er den Beifall Colberts sich erwarb und selbst den Chinesischen Kaiser zu gewinnen hoffte. Wie er erfindungsreiche Gelehrte, Künstler und Mechaniker seiner Nachbarschaft unterstützte, wollen wir nur an dem Beispiel Hessen-Cassels zeigen. Mehr als einmal besuchte er die Hauptstadt des ruhmwürdigen Landgrafen

---

[*]) Namentlich zu Zellerfeld, von wo auch mehrere der wichtigsten Briefe, besonders im Jahre 1683, datirt sind.

Carl *), wo er den Himmelsglobus Landgraf Wilhelms des Weisen »eines zweiten Alphons oder Atlas«, die grossen nach seiner Meinung Tivoli und Versailles übertreffenden Wasserkünste auf dem Carlsberg bewunderte, der Jaspis- und Achatfabrik, dem Bergwerk zu Frankenberg, der Goldwäscherei an der Eder, den hessischen Salinen, der Anwendung abgeschwefelter Steinkohlen zur Ersparung des Holzes seine Aufmerksamkeit widmete **). In seinen Briefen an Landgraf Ernst erwähnt er mehr als einmal (1687. 1688) des grossen Plans der beiden hessischen Fürsten von Cassel und Darmstadt, die Weser durch die Lahn und durch Canäle mit dem Rhein zu verbinden. Sein Hauptaugenmerk war auf Dionysius Papin (Professor zu Marburg), den Erfinder des Digestor und der ersten für die neue Welt so folgenreichen Dampfmaschine gerichtet, den er, trotz einer früheren Streitigkeit über Des Cartes, bei jeder Gelegenheit dem Landgrafen Carl und dessen Hofgelehrten empfiehlt ***),

---

*) Er schreibt von ihm an einen Casselschen Gelehrten: Monseigneur le Landgrafe n'a pas seulement beaucoup de belle curiosité. Mais qui plus est, S. A. S. a beaucoup de penetration et de connoissance. C'est ce qui fait fleurir les arts et attire des habiles gens. Comme je suis un peu curieux de belles choses, je Vous supplie, Monsieur, de me donner quelquefois des informations de ce que S. A. S. fait faire pour l'avancement des arts, des sciences, et pour l'utilite et ornemens de ses états. Kortholt Leibnitii Epistolae ad diversos. T. III. 395.

**) Kortholt a. a. O. 76. Leibniz sagt bei dieser Gelegenheit: La pluspart des Inventions ne reussissent pas du premier coup, mais quand elles ont quelque fondement solide, et que la faute n'est que dans l'execution, il ne faut point se rebuter et c'est en quoi des grands Princes peuvent mieux reussir que des particuliers.

***) Vergl. Kortholt a. a. O. 372. 377. Er schreibt 1691 an bei dessen erstem auf der Fulda bei Cassel verunglückten Dampfschiffahrtsversuch er allein in die Zukunft blickend, die Besonnenheit nicht verlor *). Weniger Zutrauen schenkte Leibniz dem abenteuerlichen Mechaniker Orffyräus (Bessler),

---

den Hofprediger Friedr. Lucae in Cassel. Wenn auch Landgraf Carl 2000 Thaler für Papins Versuch verwende, so sei das nicht zu viel, mancher Fürst verliere noch weit mehr im Kartenspiel. Man müsse aber das Experiment nicht in Cassel, sondern an einem geräuschlosen Orte machen, und mehr als einmal wiederholen. Papins Digestor zum Auskochen des Knochenmarks habe er schon in Paris gesehen. (Mss. Hass. Bibl. Casselanae.)

*) An denselben 1691. Doleo praeclara cogitata ingeniosissimi Papini casu infelici perturbata. Sed non ideo a me contemnuntur, aut pro inanibus habentur. Scio quam facile in praxi praesertim majore, aliqua dormitatio etiam optimo Homero obrepere possit, ut taceam interdum homines malevolos fraudibus grassari. (Vergl. den Artikel *Papin* bei Strieder Hess. Gelehrt. Gesch. X. 250.) Es ist übrigens jetzt erwiesen, dass Papin in einer 1695 zu Cassel gedruckten und auf der Landesbibliothek befindlichen Schrift die Construction einer Pumpe gelehrt hat, deren *Kolben* durch Wasserdampf in Bewegung gesetzt werden sollte, und dass diese Erfindung, die Dampfkraft mittelst eines Kolben auf andere Maschinentheile zu übertragen, das Wesentliche aller heutigen Kolbendampfmaschinen bilde. (Periodische Blatter des Hess. Geschichtsvereins Nr. 3. 1845.) Es scheint auch, dass Papin die Erfindung des niederländischen Mathematikers Cornelius Drebbel, der nämlich mit einem Schiff unter dem Wasser auf der Themse fuhr, verbessert hat. Leibniz schreibt wenigstens an Lucae, dass Niemand dazu geschickter sei. Und in einem spätern Briefe an den Jesuiten Grimaldi (Dutens Leibnitii opera omnia T. V. p. 78) kommt folgende Stelle vor: Experimentum Cassellis in vicinia nostra sumtum est *Navis subaquaticae*, ipso spectante principe, Hassiae Landgravio; nec malus fuit successus, ut adeo dubium nullum sit, posse haec aliquando in usum transferri, ubi familiora opificibus facta fuerint. Autor rem ita instituerat, ut inclusus intra navim profunditatem demersionis ope Hydrargiri, ut in Barometro, aestimare posset.

welcher von Landgraf Carl im Jahre 1716 zur Errichtung eines Perpetuum mobile unterstützt, sich bald nachher als Betrüger erwies. (Siehe Strieder X.) Leibniz erklärte damals, dass ein solches mechanisches Werk nur durch Anwendung eines physischen Princips ausführbar sei. Einer der vielseitigsten Gelehrten am Hofe des Landgrafen war dessen Leibarzt, Joh. Doläus (Strieder III.). Als Geometer hatte er die Messung einer Distanz aus einem Standpunkt, vermittelst eines (mit zwei Parallelfäden versehenen) Perspectivs und eines sichtbaren Gegenstandes von ungefährer Grösse gefunden, von welcher noch nirgends publicirten Methode Leibniz dem Landgrafen 1671 schrieb, dass sie für das Kriegswesen wie für die Schifffahrt von grosser Wichtigkeit sei, und dass er demselben zur praktischen Ausführung einen jungen Mechaniker empfehlen werde. Als Arzt war Doläus nicht weit von der Homöopathie entfernt. Denn Leibniz ermuntert ihn im Jahre 1705, eine pharmaceutische Diätetik oder diätetische Pharmaceutik herauszugeben, weil fast alle chronische Krankheiten oder die Disposition zu denselben besser durch ausgesuchte Speise, Trank und Lebensart als durch Medicamente gehoben werden könnten, und die lebendige Natur der todten Apotheke vorzuziehen sei. Andern Aerzten empfahl Leibniz auch frühzeitig das Studium der vergleichenden (damals noch durch manche Vorurtheile gehinderten) Anatomie.

Schon im Jahre 1675 bewies Leibniz durch seine Schriften über die Theorie der Bewegung und über eine neue Grundlage der *Physik*, wie sehr er neben der alten Philosophie auch die neue in sein System schloss. In einem an die Academie der Wissenschaften zu Paris gerichteten Aufsatze erwog er die Natur der Bewegung aus dem Gesichtspuncte der Mechanik als ein Etwas, welches durch Geschwindigkeit und Richtung abgeändert wird: in seiner sp[illegible]en Grundlegung der Physik aber an die Academie zu London suchte er die Ursachen der Bewegung mit grossem Scharfsinn, über die Ausdehnung hinaus, in der inneren Natur und substantiellen Kraft der Körper. Hieraus entsprang seine dem Cartesianischen System von der Quantitiät der Bewegung entgegengesetzte Theorie der Dynamik.

In der höheren *Mathematik* war sein eigentliches Element: hier verdankt man ihm diejenigen Verfahrungsarten, ohne welche jetzt schwerlich Jemand diese Wissenschaft würde betreiben wollen. Während seines Aufenthaltes in Paris, wo er zuerst seinen physikalischen Briefwechsel mit Mallebranche begann, hatte ihn schon ein freundschaftlicher Umgang mit Peter Huygens, dem Entdecker des Saturnus-Rings und dem Erfinder der Pendel-Uhren, in mannigfache höchst schwierige Lehren der Astronomie eingeweiht *); er benachrichtigte bald nachher die Academie zu London, wo er 1673 eine gleich liberale Aufnahme gefunden hatte, über seine Theorie von der sogenannten arithmetischen Quadratur des Cirkels. Der Gipfel seiner mathematischen Analyse ist die 1684, zuerst nach ihrer Regel, der Differential-Rechnung, bekannt gemachte Indefinitisimal-Rechnung (Calcul des infinimens petits), welche er, wie die grossen Mathematiker Euler, La Place, La Grange, Poisson nebst Biot jetzt anerkannt haben, unabhängig von Newtons Methode (der Rechnung der Fluxionen) und in eigenthümlicher Weise und Charakteristik, zum Fortschritt des menschlichen Geistes erfunden und bis ins Unendliche erweitert hat.

---

*) Vergl. die Correspondance mit Mallebranche im Journal des Savans 1844. Juli — Oct., die mit Huygens in dem zu Haag 1833 herausgegebenen Werk von Uylenbrook Chr. Hugenii aliorumque Saeculi XVII. virorum celebrium exercitationes mathematicae.

Von ihm, dessen kräftiger Genius, dem Sectengeist fremd, mit einem electrischen Schlage alle guten Köpfe in Bewegung setzte, ging der neue Aufschwung einer freieren *weltbürgerlichen Philosophie* in Deutschland und Frankreich aus. Mit dem systematischen Scharfsinn des Aristoteles vereinte er Plato's dichterische Weltanschauung. Mit dem Richtscheid der mathematischen Methode, welche er auf Logik und Metaphysik anwandte, gestützt auf etliche allgemeine Grundsätze, dem Satze des Widerspruchs, als einem Princip nothwendiger Wahrheiten, dem Satze des zureichenden Grundes, dem Satze des nicht zu Unterscheidenden, dem Gesetze der Stetigkeit (nach welchem alles in der Natur in ununterbrochener Ordnung ohne Lücke fortschreitet) durchschritt er das ganze Gebiet der Weltweisheit, ergänzte und verbesserte, ohne selbst ein System aufzubauen, alle Doctrinen der alten und neuen Philosophie, und fand selbst, nach seinem Eingeständniss, in dem Wuste scholastischer Spitzfindigkeiten unschätzbare Goldkörner.

Ganz eigenthümlich ist ihm die speculative Ansicht von der Organisation der Materie, die der Atomistik entgegengesetzte *Monadologie*, die Lehre von den einfachen Substanzen, in denen sich als Mikrokosmen das Universum, die Schöpfung des Unerschaffenen abspiegelt, wodurch die von Gott, der Urquelle aller Wesen, erschaffenen Seelen und Elemente zu Gliedern der göttlichen Ordnung erhoben werden; und die Lehre von der *vorher bestimmten Harmonie* (Harmonia praestabilita), welche eine unendliche, alle Ideen und Wahrheiten des Wirklichen und des Möglichen umfassende Weisheit Gottes voraussetzt. Denn um die Union der Seele und des Körpers zu erklären, begnügte er sich weder mit der gewöhnlichen Annahme einer gegenseitigen reellen physischen Einwirkung, noch mit Des Cartes Meinung von einer permanenten Vermittlung jener Verbindung durch Gott, sondern berief sich auch hier auf eine vorher bestimmte Ordnung und Vereinigung der sich ursprünglich entsprechenden, in ihrer Reihenfolge, dort der Gedanken, hier der Bewegungen, beständig übereinstimmenden Seelen und Körper. Mit Leibnizens Monadologie und Harmonie geht man, wie Dante mit Virgil, durch die unendlichen Regionen der Geister und Seelen. Sein Universum ist eine göttlich-künstliche Welt.

Betroffen von der Masse des moralischen und physischen Uebels dieser Welt, welches mit der Regierung eines allweisen und allgütigen Vaters im Widerspruch zu stehen scheint, hatte der berühmteste Skeptiker jener Zeit Bayle*) erklärt, dass um den Ursprung dieses Uebels zu erklären, die Theologie mit der Philosophie nicht in Einklang zu bringen sei, und hierdurch bei aller Ehrerbietung gegen das Christenthum, mannigfache Zweifel über die Vorsehung erweckt. Leibniz, welcher der erhabenen Lehre von der Uebereinstimmung des Glaubens und der Vernunft und der Bekämpfung einer blinden Schicksalstheorie sein ganzes Leben gewidmet hatte, unternahm es, angeregt von der geistvollen Sophie Charlotte, Königin von Preussen, die Weisheit Gottes in der Erschaffung der möglichst besten Welt zu vertheidigen. Hieraus ging seine *Theodicée* hervor, deren Herausgabe auch Sophie Charlotte nicht erlebte; ein bewundernswürdiges, besonders in Frankreich viel gelesenes Werk des Scharfsinns, des Witzes, der Beredsamkeit und der blumenreichsten Gelehrsamkeit. Voran geht eine Abhandlung von der Uebereinstimmung des Glaubens mit der Vernunft, worin Leibniz zuerst den wichtigen Unterschied zwischen Erklären, Begreifen und Beweisen oder Vertheidigen in Glaubenssachen, sowie zwischen dem, was *über die Vernunft* und *wider die Vernunft* ist, feststellt, und auf diesem Wege alle Einwendungen gegen die heilige Schrift und Offenbarung aufzulösen sucht. Alsdann stellt er das höchste Wesen dar, wie es in seiner Weisheit und Güte alle mögliche Welten mustert und die mit der Freiheit des Menschen vereinbarlich beste Welt (vermöge des zureichenden Grundes) zur Wirklichkeit bringt; wie Gott bei der Einsetzung schwacher endlicher Geschöpfe Unvollkommenheit und Uebel zulassen musste, das moralische (die Sünde), um die Freiheit vernünftiger Erdbewohner nicht zu zerstören, das physische (die Leiden), als Strafe und Mittel zu seinem göttlichen Zweck, überall das relativ, im Vergleich zum Weltall für unendlich gering zu haltende Böse, wegen des damit verbundenen und daraus folgenden Guten[*].

---

*) Siehe Bayle's Dictionnaire und Guhrauers Leben Leibnizens II. 245 u. s. w. Bekannt ist, dass Bayle die Herausgabe der Theodicée (1710) nicht erlebte und dass Leibniz, über alle Partheiung und Verketzerung erhaben, über ihn die zuversichtliche Vermuthung aussprach, er werde wohl jetzt in seiner himmlischen Verklärung im Besitz der Wahrheit sein, die man hienieden suche. Von den Theologen, deren Anmassung und Controversen er in ihrer ganzen Schwäche aufgedeckt hatte, des Atheismus beschuldigt und verfolgt, lebte Bayle seit 1693 ohne Pension zu Rotterdam; und Leibniz war es der ihm im Jahre 1697, wiewohl vergebens, eine Bibliothekariatsstele in Cassel zu verschaffen suchte. Feder Commercium Epistoll. Leibnitii. p. 92.

---

[*] So leitet Leibniz z. B. aus der Frevelthat des Tarquinius gegen Lucretia die Freiheit Roms, und hiermit die Entwicklung des für die Civilisation des Menschengeschlechts so fol-

Leibniz war ein Staatsmann und Rechtsgelehrter von welthistorischer Bedeutung. Als Philosoph und als Weltbürger voll von dem Plan der Reform der *Jurisprudenz* und *Politik* suchte er auf der einen Seite Uebersicht, Ordnung und Methode in die Rechtswissenschaft, in das bürgerliche, öffentliche und allgemeine Völkerrecht zu bringen, auf der anderen die ewigen Grundsätze der Vernunft der Gerechtigkeit der Moral und der Religion in der Republik der christlichen Staaten gelten zu machen, und durch einen völkerrechtlichen christlichen Senat — parallel zu den allgemeinen Kirchenversammlungen — in der Ausführung zu sichern. Bekannt ist, wie er seine juristische Laufbahn mit einer Abhandlung über die verflochtenen Rechtsfälle, und mit einer neuen philosophischen Methode der Jurisprudenz, mit einem Compass auf dem unübersehbaren Meere der Rechtsfälle, begann; wie er schon damals und zwanzig Jahre später ein neu geordnetes Corpus juris, einen Ausbund römischer Gesetze, eine Combination ihrer Hauptregeln ein wahres Edictum perpetuum nach den in Deutschland practisch gültigen Hauptquellen des Rechts, entwarf, welchem sodann der Kern der Gesetze selbst als Rechtfertigung und eine deutsche Uebersetzung derselben folgen sollte, und wie jener treffliche Entwurf erst ein Jahrhundert

---

genreichen römischen Reiches her, indem er sich dazu einer Parabel und der Orakel zu Delphi und Dodona bedient. Noch jetzt ist Victor Cousin von der Bewunderung dieses Buches erfüllt (Journal des Savans 1844. Oct.) welches, wie es eine Zeitlang das Handbuch aller geistreichen Pariser Damen war, nun auch verdiente von deutschen Freundinnen der Mystik gelesen zu werden.

später zur Ausführung kam. Durch seinen Codex des Völkerrechts mit auserlesenen Urkunden, durch die geistreiche Einleitung zu demselben, wie durch seine Schrift über das Recht des Supremats ward er ein Lehrer der Völker- und Menschenrechte und der constitutionellen Monarchie. Denn wenn er gleich seine christliche Republik auf ein göttlich positives Recht gründet, und unter die beiden Häupter des Mittelalters den Kaiser und Pabst stellt, wenn er gleich die materielle Macht der Fürsten gegen ihre Völker, wie unter sich selbst, durch die Gebote des Gewissens und der Ehrfurcht vor dem Höheren zu vermitteln und zu zügeln glaubt, — überall das Staats- und Völkerleben aus den universellsten Gesichtspunkten göttlicher Weihe auffassend — so fusst er doch stets auf dem historischen Rechte der Verträge und Bündnisse; aller Gewaltthätigkeit, Treulosigkeit, Willkühr und Anmassung ein abgesagter Feind. Leibniz kannte wohl das Haupthinderniss des ewigen Friedens; denn als der Abt St. Pierre ihm sein berühmtes Project über diesen Gegenstand zusandte, schrieb er: »Es sei zwar gut, dergleichen Gedanken ins Publikum zu bringen; sie könnten Jemanden ans Herz treten, wenn man es am wenigsten erwarte; aber Alles hänge von dem einsichtsvollen *Willen* etlicher grosser Herren ab, welche mit einem Heinrich IV. an der Spitze, sowohl den Kriegen ein Ende setzen, als der allgemeinen Kirche eine bessere Einrichtung bereiten könnten. Wer aber wolle das den Grossen verständlich machen? Eine Privatperson, selbst kleine Souveraine würden das nicht unternehmen, höchstens ein Staatsminister, der in den letzten Zügen liege und keine Familie zu versorgen habe. Niemand werde jetzt, im Jahre 1714, dem Kaiser vorschlagen, seine Ansprüche auf die Erbfolge in Spanien und in den beiden Indien aufzugeben; die Seemächte und so viele

Andere hätten dabei schon ihr Latein verloren. Es gäbe öfters Fatalitäten, welche die Menschen hinderten, glücklich zu sein. Die Hoffnung, Spaniens Monarchie an das Haus Bourbon zu bringen, sei die Quelle von fünfzigjährigen Kriegen gewesen; die Hoffnung, Frankreich davon wieder wegzubringen, könne leicht noch fünfzig Jahre Europa in Unruhe setzen. Besser wäre es wohl, wenn man dem Kaiser hülfe *die Türken aus Europa zu jagen*. Wenn er vom ewigen Frieden höre, denke er immer an die Inschrift eines Kirchhofs: Pax perpetua! Denn die Todten schlügen sich nicht; die lebenden Grossen aber respectirten keine Tribunale. — Das einzige Mittel sei vielleicht, wenn diese Herren auf gut bürgerlich vor einem höchsten Gerichtshof Caution stellten, Frankreich z. B.: 100 Millionen, England nach Verhältniss deponire, unter der Bedingung, dass, falls sie sich dem Spruch jenes Tribunals widersetzten, dieses mit ihrem eigenen Gelde executiv verfahre.“ —

Leibniz ward zuerst im Jahre 1667 durch einen hessischen zur katholischen Kirche übergetretenen Edelmann, Johann Christian von Boineburg, den Freund Conrings *), den gelehrten Staatsminister des grossen Kurfürsten von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, auf die schlüpfrige Laufbahn der practischen Politik geführt. Denn es war die Zeit eines grossen europäischen Wendepunkts, wo auf der einen Seite die Vergrösserungspläne Ludwigs XIV., auf der anderen die noch immer bestehenden Gefahren des österreichischen Despotismus und der Verkümmerung des westphälischen Friedens alle deutsche Fürsten in Bewegung setzten, wo Johann Philipp, der Stifter des dem Hause Oesterreich verhassten rheinischen Bundes, damit zwar umging, den Kaiser durch eine beständige Wahlcapitulation zu binden, aber auch durch Ludwigs Einfall in Holland und Lothringen gewarnt, im Einverständniss mit seinem grossen Staatsmann eine Coalition gegen Frankreich beabsichtigte (1671. 1672.).

---

*) Grubers Commercium Epistolicum Leibnitii Prodromus. 1745. (Briefe Boineburgs und Conrings, meistens über Religionsangelegenheiten.)

Leibniz in Mainz, Mitglied des Oberrevisions-Gerichts, Anwalt und Gehülfe Boineburgs (er schrieb auch auf dessen Veranlassung zu Gunsten Pfalz-Neuburgs im Jahre 1669, eine Staatsschrift über die polnische Königswahl) blieb diesen Staatsangelegenheiten nicht fremd. Obgleich lutherischen Glaubensbekenntnisses erhielt er sich das Vertrauen des freisinnigen Kurfürsten, der nicht nur die Hexenprocesse abschaffte, sondern auch mit einem kirchlichen Reunions-Plan umging. Boineburgs und des Kurfürsten frühzeitiger Tod (1672. 1673) beraubten ihn zwar zweier vielvermögender Gönner; aber auf ihren Rath hatte Leibniz noch in einem kritischen Augenblick einen grossen Plan zur Rettung Hollands und des deutschen Vaterlandes gefasst. Um der Eroberungssucht des französischen Königs eine andere kosmopolitische Wendung zu geben, um ihn zu bereden, seine sieggewohnten Waffen nicht zur gehässigen Bedrängung Deutschlands, sondern zur Bekämpfung des Erbfeindes der Christenheit und zur Zerstörung der africanischen Raubstaaten zu verwenden, und eine für Frankreichs Weltstellung, Handel und Industrie heilsame Colonie zu stiften, hatte Leibniz seine erst in neuerer Zeit entdeckte Denkschrift über die Eroberung Egyptens (Consilium Aegyptiacum) aufgesetzt, und mit der Empfehlung Boineburgs an den französischen

Minister Arnauld de Pomponne versehen, selbst nach Paris gebracht. Der König, schon im Bündniss mit England gegen Holland begriffen, ging auf diesen Vorschlag nicht ein, dessen spätere Ausführung glänzende Epochen in der Geschichte Bonaparte's und Frankreichs bezeichnet.*) Leibniz aber, dem der Ruhm prophetischer Einsicht gebührt, beharrte während seines ganzen Lebens bei dem edlen Bestreben, durch patriotische, nur zu oft überhörte Rathschläge den Uebergriffen des ehrgeizigen Königs ein Ziel zu setzen. Den morschen Bau des deutschen Reiches durchschauend, dringt er mehr als einmal auf eine festere *Union* und verstärkte Waffenmacht der *deutschen Fürsten*, auf einen *deutschen Bund*, auf bessere Kriegsführung, auf die Befestigung des Rheines an allen von Frankreich vernachlässigten Puncten, und sobald das Schwert gezückt sei, auf eine Diversion nach Italien, um den gefährlichen Nachbar an seiner schwächsten Seite anzugreifen.**)

Die publicistische Wirksamkeit Leibnizens, welcher seit 1677 in die Dienste der Herzoge von Braunschweig-Lüneburg trat (erst des katholischen Johann Friedrichs, dann seit 1679 Ernst Augusts, seit 1698 aber Georg Ludwigs, nachherigen Georgs I. von Grossbritannien), blieb nicht auf die Hausangelegenheiten dieser Fürsten, noch auf die ihm von denselben übertragenen

---

*) Vergl. ausser Guhrauer's Leben Leibnizens dessen Schrift: Kur-Mainz in der Epoche 1672. (Hamburg 1839.)

**) Dies in seinen Briefen an Landgraf Ernst, Ludolfi und Andere. In das Jahr 1670 fallen auch die zwei kräftigen Bedenken Leibnizens, welchergestalt die Securitas publica im Reich jetzigen Umständen nach auf festen Fuss zu stellen. Leibnizens deutsche Schriften von Guhrauer I.

Geschäfte eines Bibliothekars und Historiographen beschränkt. Denn wie er noch im Jahre 1677, während der Friedensverhandlungen und der Rangstreitigkeiten zwischen der französischen und deutschen Gesandtschaft zu Nimwegen, seine unvergleichliche Schrift über die Oberherrlichkeits- und Gesandtschafts-Rechte deutscher Fürsten (de jure suprematus) herausgab (worin er, fern von aller Einseitigkeit, den Befugnissen des Kaisers, der Kurfürsten und der Erbfürsten ihr historisches Recht vindicirte und es für einen Irrthum erklärte, den Verfall der kaiserlichen Macht aus der sogenannten germanischen Freiheit abzuleiten), schrieb er im Jahre 1683 während der Belagerung Wiens, von der allgemeinen patriotischen Stimmung hingerissen, eine Philippica gegen Ludwig XIV., worin er in ironischer Form (Mars christianissimus, ou Apologie des armes du Roy très Chretien contre les Chretiens) das ganze Gewebe der perfiden französischen Politik aufdeckte. Er lieh auch im Jahre 1688 in Wien, als Ludwig XIV. den zwanzigjährigen Waffenstillstand brach, dem kaiserlichen Gegenmanifest seine beredte Feder. Zum Glück war damals in Hannover an die Stelle des in Religionssachen toleranten, aber Ludwig XIV. zu sehr ergebenen Johann Friedrich jener Ernst August getreten, der mit seiner geistvollen Gemahlin Sophie, Tochter des unglücklichen Pfalzgrafen Friedrich, nachherigen Erbin von Grossbritannien, die deutschen Angelegenheiten grossartiger auffasste, sich dem Kaiser anschloss, und Leibnizen in Allem, was die Interessen der Wissenschaft, der Cultur und der Kirche anbetraf, unterstützte. Sophie, der meisten lebenden Sprachen mächtig, für Geschichte, Literatur und selbst für höhere Philosophie empfänglich, ward die Freundin Leibnizens, dessen Unterhaltung sie höher schätzte, als die Huldigung der Könige, dessen durch gediegene Wissenschaft, durch Scherz und Ernst gewürzte

Briefe sie allen ihren Verwandten, besonders ihrer Nichte, der Herzogin von Orleans und [illegible] hoffnungsvollen Thronerben von Frankreich, Herzog von Bourgogne, zusandte.*) In gleich lebhaftem geistigem Verkehr stand Leibniz mit den beiden Söhnen des ehrwürdigen Herzogs August von Wolfenbüttel, Rudolph August († 1704) und Anton Ulrich († 1714), deren literarisches Orakel er war, und die ihm auch die obere Leitung der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel auftrugen. Als Ernst August sich auf Unkosten der älteren Wolfenbüttelschen Linie die Kurwürde zu verschaffen suchte und dadurch eine Spannung in diesen Häusern entstand, ward Leibniz der Vermittler. Denn wenn er zwar durch mannigfache politische Bekanntschaften besonders in Wien und Mainz, durch historische und publicistische Deductionen und durch Hinweisung auf die Vortheile des Protestantismus den Hannovrischen Plan der Kurwürde förderte und vertheidigte (er ward seit 1696 zu der Stelle eines geheimen Justizraths erhoben), so war doch seine wichtigste literarische Aufgabe, die Geschichte von Braunschweig-Lüneburg, ganz dazu geeignet, um ihn im beständigen Verkehr mit allen fürstlichen Gliedern des Gesammthauses zu erhalten. Nach dem Tode des Kurfürsten Ernst Augusts, dessen ältester Sohn Georg Ludwig (Georg I. von Grosbritannien) der Erbe seines Landes, nicht seines Geistes und seiner innigen Freundschaft zu Leibniz ward, fühlte sich Leibniz mit Sophien, der Wittwe des Kurfürsten, mehr zu dem Brandenburgischen Hause hingezogen. Denn Sophiens hochgebildete, an Friedrich III. nachherigen ersten König von Preussen vermählte Tochter Sophie Charlotte, verehrte in Leibniz ihren Lehrer und vertraute ihm in Einverständniss mit ihrer Mutter alle ihre Wünsche und Plane für Preussens künftige Grösse *). Wie früher unter Ernst August der grosse Plan der allgemeinen kirchlichen Union, so war es der von Preussen im Geiste der englischen Kirche betriebene Plan einer evangelischen Union und Kirchenverfassung, welche nun Leibnizens Mitwirkung in Anspruch nahm. Ihm, der allenthalben Reunionspunkte für die Civilisation und universelle Gelehrsamkeit suchte, und der während seines Aufenthaltes in Rom (1689) selbst einige aufgeklärte Katholiken für den Plan gewann, die Studien der Natur und der Geschichte in die Klöster einzuführen »weil der Frömmigkeit nichts gemässer sei, als die Betrachtung der bewundernswürdigen Werke Gottes«, ihm und seiner Schülerin Sophie

---

*) Der Briefwechsel Leibnizens mit Sophie, im brittischen Museum begraben, dürfte uns nicht lange mehr vorenthalten werden. Man lese einstweilen die von Knesebeck in dem Archiv des historischen Vereins für Niedersachsen 1845. 368 — 373. abgedruckten Briefe, aus welchen Sophiens geistvolle wenn gleich etwas liberale und frivole Ansichten über Kirchenthum hervorgehen. Sie sind an die zudringliche papistische Gefährtin der Schwester Sophiens, der Aebtissin von Manbuisson gerichtet. Siehe auch den Briefwechsel Sophiens über die sonnambule Fräulein von Asseburg, in Salfelds und Treffurts Neuen Beiträgen zum Kirchenwesen. Hannover 1810. II. 2. und vergl. Guhrauers Leben Leibnizens II. 16.

---

*) Sie schrieb ihm zur Zeit der prächtigen Königskrönung in Königsberg: Glauben sie nicht, dass ich die Herrlichkeiten und Kronen, auf welche man hier einen so grossen Werth legt, den philosophischen Unterhaltungen vorziehe, die wir zu Charlottenburg geführt haben! — Und kurz vor ihrem Tode drückte sie ihre Hoffnung aus, die Urgründe der Dinge zu erkennen, welche ihr Leibniz nie habe ganz erklären können. (Siehe Varnhagens v. Ense treffliche Schrift: Leben der Königin von Preussen. Sophie Charlotte. Berlin 1837.)

Charlotte verdankt Preussen die Stiftung, die erste zehnjährige Leitung und die patriotische auch auf deutsche Sprachverbesserung gerichtete Aufgabe der Berliner Societät der Wissenschaften (seit 1700), zu deren lebenslänglichem Präsidenten er ernannt war. Dem Hause Brandenburg, dem er nach dem Abfall des Kurfürsten von Sachsen die Schirmvogtei der evangelischen Kirche anempfahl [*]), dem neu aufgerichteten protestantischen Königreiche waren seine schönsten Hoffnungen gewidmet.

Aber nichts hielt ihn ab, auch andern Potentaten die Beförderung der edelsten Künste und Wissenschaften anzuempfehlen. Noch während der polnischen Wirren im Jahre 1703 legte er dem Könige August I., als Kurfürsten von Sachsen, den Entwurf einer Dresdener Academie vor, womit er, wegen der Verbindung des Königs mit Peter dem Grossen, den schon zu Rom entworfenen Plan verband, die christlichen Missionaire in China durch Eröffnung und Vermittlung des russischen Reiches zu fördern. Mit weiser Rücksicht auf den damals noch jungen und evangelischen Kurprinzen, den nachherigen König August II. übersandte er auch dem polnischen Könige sein acht nationales Project der fürstlichen Jugenderziehung (Project de l'Education d'un Prince), worin er es für eine deutsche Thorheit erklärt, die Weisheit jenseits des Rheins oder der Alpen holen zu wollen, und auf Kosten der Gesundheit und des Staatsvermögens Chimären zu kaufen, welche Geist und Character verderben und vom Dienste des Vaterlandes abhalten [**]).

---

[*]) Opera omnia Leibnitii v. Dutens T. VI. 250. Leibniz hat auch 1702 die Ansprüche Preussens auf die oranische Erbschaft und 1707 auf Neufchatel öffentlich vertheidigt.

[**]) Siehe diese Abhandlung, welche nicht blos auf Prinzen anwendbar ist, in Böhmers Magazin für Kirchengeschichte I

Die Invasion Carls XII. zerschlug diese Entwürfe; und als Leibniz im Jahre 1707, in einer geheimen Sendung seines Hofes den Alexander des Norden's im Lager zu Altranstädt bei Leipzig zu derselben Zeit besuchte, wo die mit England verbündeten Höfe von Hannover und Berlin eine Coalition gegen Frankreich wünschten, waren es politische, nicht pädagogische und academische Interessen, welche unser Philosoph zu verfechten hatte*). Folgenreicher war die dreimalige Zusammenkunft Leibnizens mit Peter dem Grossen. Noch im Jahre 1669, als Leibniz den Polen den Pfalzgrafen von Neuburg empfahl, und ihr Reich als die Vormauer der Christenheit schilderte, warnte er sie vor einem russischen Könige, »damit nicht der Türke *verdoppelt*, Deutschland von der polnischen Seite geöffnet und den Barbaren der Weg gezeigt werde, auf deutschen Ebenen über die Herrschaft zu streiten«. Späterhin im Jahre 1696 drückte er gegen seinen Freund Hiob Ludolff den Wunsch aus, dass das unermessliche Reich der Moscowiter reformirt, und nach der Weise des gebildeten Europas regiert werde. Im Jahre 1697 sah er den russische Reformater zu Koppenbrück im Gefolge der beiden Kurfürstinnen; ihn erfreute dessen Absicht die Türken zu bekriegen, und die Herrschaft des schwarzen Meeres zu erringen. Als nach der Besiegung

---

*) Es ist eine im Theatrum Europäum zum Jahre 1718 aus unbekannter Quelle abgedruckte Verläumdung, dass Carl XII. damals durch Leibniz zu laxen kirchlichen Grundsätzen verführt worden sei (wie sich nachher durch seine nachlässige Haltung in der lutherischen Kirche ausgewiesen habe): denn die persönliche Entrevue zwischen dem König und Leibniz war ausserst kurz (Guhrauer, Leben Leibnizens II. 267.) und Carl XII. war, wie Peter der Grosse, ein Fatalist.

Carls XII. im Jahre 1711, Peter die Vermählung seines Sohnes mit der Prinzessin Charlotte von Braunschweig-Wolfenbüttel feierte, hatte Leibniz eine lange Unterredung mit dem Zaaren. Peter erkannte in ihm einen erleuchteten und uneigennützigen Rathgeber für die Gesetzgebung und Civilisation seines Reiches. Er versprach ihm volle Unterstützung für seine sprachvergleichenden und physicalischen Untersuchungen, besonders über die magnetische Declination. Leibniz, der nach einer zweiten Zusammenkunft mit Peter in Karlsbad (1712) von ihm eine Pension und den Titel eines geheimen Justizraths empfing, und ihn noch einmal im Jahre 1716 in Pyrmont und in Herrenhausen sprach, der das scharfe Urtheil, die reichen Kenntnisse und die Leutseligkeit dieses Feuergeistes aufrichtig bewunderte, betrachtete den Zaaren als den bereitwilligen Förderer aller neuen Entdeckungen, als den Vermittler vieler grossen kosmopolitischen und wissenschaftlichen Pläne, zu deren Ausführung die Kräfte eines kleinen deutschen Fürsten nicht hinreichten. Er übersandte ihm den Entwurf einer Academie der Wissenschaften zu Petersburg, deren Gründung er jedoch nicht erlebte, er machte ihn mit allen seinen mechanischen Entdeckungen (darunter mit der zum Geschenk für den chinesischen Kaiser bestimmten Rechenmaschine) bekannt; er blieb bis zum Ende seines Lebens in der noch zu Moskau im Reichsarchiv bewahrten Correspondenz mit den vornehmsten russischen Ministern*). Weniger bekannt ist, dass Leibniz im höheren Auftrag dem unglücklichen Zaarensohn Alexis Petrowitsch, nach dem Tode seiner braunschweigischen Gemahlin, eine junge, schöne, reiche, protestantische Braut verschaffen wollte; es geschah dies während der letzten Pyrmonter Reise Peters des Grossen, welcher aber unter dem Vorwand, die Neigung seines Sohnes erst zu Rathe zu ziehen, diese Unterhandlung abbrach *).

---

*) Peter der Grosse und Leibniz. Von Dr. Moriz Posselt. Dorpat 1845. Vergl. Guhrauer II. 270—276.

Wir finden Leibniz auch im besten Vertrauen des Kaisers Carl VI., dessen spanische Erbansprüche er im Jahre 1704 öffentlich vertheidigt hatte, und den er im Jahre 1713 in Wien während der Utrechter Friedensverhandlung, voll Unwillen über Englands und Hollands Abfall von der Coalition gegen Frankreich, in der patriotischen Absicht bestärkte, den Krieg mit Hülfe Deutschlands fortzusetzen. Als Eugen, von Villars bedrängt, selbst zu dem in Rastadt und Baden abgeschlossenen Frieden rieth, verband sich Leibniz mit diesem grossen Staatsmann —

---

*) Mss. Bibl. Casselanae. Literae eruditorum. Leibniz schreibt nämlich im Juni 1716 an den Sächsisch-Zeizischen, später Hessen-Casselschen Hofrath von Buchta (Strieder Hess. Gelehrt. Gesch. X. 151), durch dessen Mitwirkung jene Prinzessin, Dorothea Wilhelmine, Erbtochter des Herzogs Moriz Wilhelm von Sachsen-Zeiz und der Maria Amalia von Kurbrandenburg, bald nachher im Jahre 1717 an Wilhelm VIII. von Hessen-Cassel vermählt wurde, folgende Worte: J'ai parlé hier avec Mr. de Schaffirof Vice Chancelier de l'Empire de la Grande Russie, sur l'affaire, dont Vous m'avez fait l'honneur de me parler. S. E. m'a fait connoitre, que l'affaire avoit deja été insinuée de la part du Roi de Prusse; mais qu'il falloit la differer, Sa Maj. Czarienne étant en mouvement à present. Le Czar consultera aussi les inclinations du Prince .... Nous attendons le Roi de la Grande Bretagne. Je pretends faire un petit tour en Saxe auparavant, et j'aurai l'honneur de vous voir à Zeiz. Zur Erlauterung liegt ein vom December 1715 datirter Brief Leibnizens an den Baron von Huyssens im Haag bei, welchen auch Duteus Tom. V. S. 542. der Opera omnia von Leibniz hat abdrucken lassen.

welcher ihn so hochschätzte, dass er die Handschrift seiner Monadologie als ein unschätzbares Kleinod verwahrte, — um die günstige Zeit der Waffenruhe zu wissenschaftlichen Zwecken zu benutzen. Es war der Plan einer grossartigen Societät der Wissenschaften zu Wien, mit welcher historisch-diplomatische und statistische Arbeiten, eine Bibliothek, ein Münz- und Antiken-Cabinet, ein Kunst- und Naturtheater, chemische, botanische, anatomische, chirurgische und medicinische Anstalten und zweckmässige Reisen verknüpft werden sollten. Leibniz, vom Kaiser zum Reichsfreiherr und Reichshofrath trotz seiner Standhaftigkeit in der evangelischen Kirche ernannt, und des engen Aufenthaltes in Hannover überdrüssig, hoffte seine letzten Jahre in Wien zu beschliessen. Aber die Finanznoth des Kaisers und die Intriguen derselben Jesuiten, denen er bei allen kosmopolitischen Unternehmungen, besonders den Missionen in China den Beistand seiner Feder und seines Einflusses geliehen hatte, verhinderte jenen Plan.

Die letzten Arbeiten des von seinem Landesfürsten Georg I. nicht genug erkannten Weltweisen waren der Befestigung der noch von der Kurfürstin Sophie, der Tochter des unglücklichen Böhmenkönigs, erlebten hannovrischen Thronfolge in Grossbritannien gewidmet. Abgeneigt dem Partheigeist, welchem sich sein mathematischer Nebenbuhler Newton als Freund der Tory's hingab, rieth Leibniz den deutschen Ministern Georgs I., die Ultra's unter den Tory's (als Jacobiten) und der Whigs (als Republikaner) zu vermeiden, zum Besten der englischen Nation sich mit den Gemässigten beider Partheien zu verständigen, und ohne Theilnahme an gehässigen Bestrebungen und Umtrieben die freie Wahl des Parlaments als die Grundfeste der Verfassung zu befördern. Als man jenen Ministern Georgs I., als Anhängern der Whigs, den Vorwurf machte, dass sie Handel und Industrie auf Unkosten der Grundeigenthümer, und eine laxe Freidenkerei begünstigten, schrieb er seinen Anti-Jacobiten, im Geiste der Versöhnung, der Vermittlung, der Frömmigkeit und der Moral *).

Wie Leibniz schon im Jahre 1704 (in seinen neuen Versuchen über den menschlichen Verstand) den Keim der Auflösung der alten Staaten Europa's erkannte und eine künftige Revolution verkündigte, wie er die Ursachen derselben grossentheils in dem Mangel an Gemeingeist und an aufopfernder Vaterlandsliebe, in dem aller Religion und Moral spottenden Egoismus seiner Zeit fand, so nahm er auch keinen Anstand, die Schuld dieser geistigen Epidemie und des Verfalls der Staaten auf *die Männer der grossen Welt* und deren an Zügellosigkeit streifende Meinungen und Moden zu werfen, und zugleich zu erklären, dass die Vorsehung, indem sie diejenigen züchtige, welche durch ihre schlechten Handlungen selbst das Gute herbeiführen, sich solcher Revolutionen zur Besserung der Menschen bediene **).

Ueberraschend ist auch der Scharfblick, womit Leibniz alle Kriege seiner Zeit, ihre von Seiten der Deutschen und Oesterreicher meistens schlechte Leitung, den Verfall der Taktik und Kriegszucht beleuchtet, und die gründliche Kenntniss von der Kriegsverfassung aller Nationen, besonders unserer damaligen Gegner, der Türken und Franzosen, welche er in mehreren seiner lehrreichen Briefe an Landgraf Ernst entwickelt; stets im Verein mit der liebenswürdigsten Bescheidenheit, wenn er seine eigenen patriotischen Verbesserungsvorschläge hinzufügt *)

---

*) Vergl. Guhrauer II. 317. 319. wo man Leibnizens prophetische Einsicht über die Disharmonie zwischen den Agriculturisten und den Anhängern der Handelspolitik erkennt.

**) Nouveaux essais sur l'entendement humain. Lib. IV. Cap. 16, wo sich auch Leibnizens treffliche Ideen über die Geschichtschreibung finden.

Die gereifte Frucht eines langen thatenvollen Lebens sind Leibnizens historische Werke. In einem Zeitalter, wo man dem Ehrgeiz der fürstlichen Häuser durch abenteuerliche Genealogien schmeichelte, und fast nur in der Kirchengeschichte den richtigen Weg der Urkunden-Sammlung und der Annalen einschlug (wie Baronius und Raynald), drang er noch vor Muratori, seinem Freunde und Nachfolger, auf die der Geschichtschreibung zum Grunde zu legende Erforschung, Sichtung und Ordnung des Stoffes, weil es, wie in der Naturkunde auf Experimente, in der Philosophie und Mathematik auf Genie, so in der Historie zuerst auf *Zeugnisse* ankomme. Unterstützt durch die Archive und Bibliotheken seines Hauses und der benachbarten Klöster, vertraut mit dem reichen Felde der historischen Literatur, umsichtig in der Prüfung, scharfsinnig in der Lösung dunkler Fragen, ging er in seinen dem uralten Hause Braunschweig gewidmeten Werken überall von grossartigen publicistischen Gesichtspuncten aus. In diesem Geiste sind sein diplomatischer Codex des Völkerrechts (nebst der Mantissa), seine andern Quellen-Sammlungen, die Accessiones historicae und Scriptores rerum Brunswicensium, und seine erst in neuester Zeit herausgegebenen Annales Imperii Occidentis Brunswicenses verfasst *). Er macht zuerst darauf aufmerksam, dass nicht das zehnte Jahrhundert, wo man noch in der Kirche das Wahre vom Falschen unterschied, sondern das dreizehnte das Zeitalter der Barbarei sei, wo plötzlich alle gute Schriftsteller verschwinden, wo die in den Klöstern bisher versperrten Fabeln und Legenden der römischen Kirche die Ufer überschreiten, wo die unwissenden und fanatischen Mönche ihre Irrthümer durch die Scheiterhaufen heiligen; eine schlagende Bemerkung, die den letzten Kampf der edeln Hohenstaufen gegen das übermüthige Papst, und die neuesten ultramontanen Apologien eines Hurter und Höfler in ihr wahres Licht setzt. Er deutet dem L. Carl von Hessen bei Uebersendung des Codex diplomaticus im Jahre 1707 diejenigen Urkunden an, wodurch die durch den Papst verkümmerten Reichsrechte wenigstens in stetem Andenken erhalten würden, insbesondere das merkwürdige Document, vermöge dessen der römische Stuhl durch die Säcularisation des Hochstifts Utrecht dem Kaiser Carl V. als Herzog von Brabant und Graf von Holland dasjenige zugestand, was er hernach bei dem Westphälischen Frieden in gleichem Falle zu hindern vermeinte. Aber gerecht für beide Seiten tadelt er auch die Uebergriffe protestantischer Historiker, wie Friedrich Sponheims, welcher den Aufenthalt des heiligen Petrus in Rom bezweifelte und die alte Fabel von der Päpstin Johanna wieder aufwärmte; und unterstützte selbst den Jesuiten Papebroch in der Herausgabe der Acta sanctorum. Durch seine Bemühungen zur

---

*) Siehe besonders die Briefe Leibnizens an Landgraf Ernst vom Jahre 1683.

---

*) Vergl. ausser Guhrauer (besonders II. 119. 106.) Pertz in der Vorrede zu seiner Ausgabe der Annales 1843 und 1846, nunmehr drei Bände von 768 — 1005. In diesen Annalen hat Leibniz hin und wieder durch einen anticipirenden Blick in die nachfolgende Zeit seine innersten Ueberzeugungen über Staat und Kirche entdeckt.

collegialischen Mitwirkung aller Geschichtsforscher (Collegium historicum), ist Leibniz nebst Paulini auch Vorgänger der gegenwärtig in allen deutschen Provinzen gestifteten Geschichtsvereine. Sein zum Theil noch ungedruckter Briefwechsel mit den Hessen, mit Kestner, dem er die Ansprüche des Hauses Hessen auf das Herzogthum Brabant bestätigt; mit Joh. H. Schminke, mit Friedrich Lucae, die er zur Beleuchtung noch unerörterter Theile der Vaterlandsgeschichte, zur Anregung ihrer historischen Freunde ermuntert, gibt uns ein Beispiel des rastlosen Eifers, womit er seine Nachbarn begeisterte.*)

Der historischen Quellenforschung war seine grosse Reise durch das südliche Deutschland nach Italien (1687—1690) gewidmet, während welcher er auch zu andern kosmopolitischen Zwecken die ausgedehntesten Bekanntschaften machte. Er nahm seinen Weg über Marburg, wo ihm der cartesianische Arzt und Naturforscher Waldschmidt seine neuen physischen und physiologischen Entdeckungen eröffnete**), über Rheinfels, wo ihm Landgraf Ernst, in der Hoffnung einer Conversion, ein

---

*) Vergl. Kuchenbeckers Analecta Hessiaca Coll. I. 67. (Brief an Kestner) und Schmincke's Monum. Hassiaca II. 757., wo er die Fränkischen Annalen besonders Eginhards berichtigt, und Maden an der Edder als die alte Hauptstätte der Chatten anerkennt. An Schmincke sandte er vermuthlich die noch vorhandenen Copien seiner Correspondenz mit Landgraf Ernst. In den Briefen an Lucä, den Verfasser einer schlesischen Geschichte und einer noch ungedruckten Rotenburgischen Chronik, fordert er ihn zur Herausgabe einer Germania sancta auf, tadelt die Zögerung Winkelmanns, des hessischen Chronisten, und lobt die Absicht Flemmers von Haazen (Strieder XIII. 127), die Geschichte Landgraf Philipps des Grossmüthigen zu schreiben. (Mss. Bibl. Cassel. Histor. Lit. et Literae Eruditorum.)

**) Siehe neues Hannovrisches Magazin 1807 nr. 76.

Empfehlungsschreiben an den katholischen Pfalzgrafen von Neuburg, Schwiegervater Kaisers Leopold I., mitgab*), über Frankfurt, wo er einen Freundschaftsbund mit dem Durchforscher Abyssiniens, Hiob Ludolfi, schloss, über Sulzbach, wo ihm der Kabbalist Knorr von Rosenroth rabbinische Schriften, Zeugnisse für das Christenthum, nebst einer ungedruckten Jugendgeschichte Christi (»Messias puer«) vorzeigte, und über Wien, wo er zur Zeit der Ankunft türkischer Gesandten aus politischen Rücksichten gegen Frankreich den Abschluss des Friedens mit der Pforte anrieth (de Pace Turcica), an dem Manifest gegen Ludwig XIV. Theil nahm, und mit Spinola, Bischof zu Neustadt, die weiter unten zu erwähnende kirchliche Union betrieb. In Venedig, in Rom, in Neapel, in Florenz**), und besonders in Modena, erforschte und bestätigte er die alte Verwandtschaft der Welfen mit dem Hause Este, allenthalben in dem freundlichsten Verkehr mit den grossen Mathematikern, Natur- und Geschichtsforschern, an denen Italien damals noch so reich war. Hier entwarf er mit Grimaldi, dem berühmten Jesuiten und Missionair, die gefügigten Mittel zur Bekehrung der Chinesen (darunter die von ihm erfundene dyadische Zahlenrechnung mit 0 und 1. als ein anschauliches Symbol des Hauptgrundes des christlichen Glaubens, der Erschaffung der Welt aus Nichts); und wenn er gleich anfangs die übertriebenen Vorstellungen der Jesuiten über die untergegangene tiefe Philosophie und Theologie der Chinesen zu theilen schien, in den kindlichen Pietät der Chinesen ein goldenes Zeitalter reinerer Cultur und der natürlichen Religion zu finden glaubte, und der jesuitischen Ordensgesellschaft, als einem geschickten Werkzeug zur Ausführung grosser kosmopolitischer Pläne ein allzugrosses Zutrauen schenkte, so darf man doch nie vergessen, dass Leibniz es war, der in späteren Jahren Preussen und England mit gleichem Eifer zu evangelischen Missionen nach China aufforderte.

---

*) Der Landgraf schrieb an Philipp Wilhelm: Leibniz sei nicht weit vom Reiche Gottes (a regno Dei) entfernt. Als Wink für den in den Finanzen bedrängten Kaiser wurde hinzugesetzt, Leibniz sei auch in Bergwerkssachen erfahren. (Siehe unten die Briefe zum Jahre 1687.)

**) Hier traf er einen hessischen Edelmann, von Bodenhausen, der als Convertit und Abt (Bodenus) Erzieher des Erbprinzen von Toscana war, und sich durch vielseitige Kenntnisse besonders der Mathematik auszeichnete.

Leibniz, der stets die Uranfänge der Völker ins Auge fasste (man sehe seine Abhandlungen de origine Germanorum et Francorum) und der asiatischen Ursprache des Menschengeschlechts nachforschte, legte auch den Grund zu einer grossartigen *Sprachvergleichung*, zu einem System der Völker nach der Verwandtschaft ihrer Stammsprachen. Das grosse Materiale der Ethnographie, welches die russischen, englischen, französischen und deutschen Reisen und Entdeckungen unserem Jahrhundert bereitet haben, war noch nicht vorhanden. Aber mit sicherem Tact empfahl er den Missionären die Sammlung des Stoffes der Sprachcharactere, besonders durch die Benutzung des Vater Unser (orationes dominicae) bei allen wilden, einer Literatur entbehrenden Völkern*). Gestützt auf das

---

*) Selbst der Ausdruck Mithridates, den Adelung und Vater ihrer Sammlung von 500 Sprachproben vorgesetzt haben, brachte er mit Chamberlayne zuerst in Umlauf (Dutens Opera omnia Leibnitii T. VI. Pars II. 192.)

Princip, dass der geistige Organismus der Sprachen nichts willkührliches sei, verfolgte er die Etymologie der Worte nach ihrer Geschichte, nach der lebendigen Tradition und nach den vorhandenen Urkunden. Unsere Nation in ihrer ganzen Bedeutung erfassend hat er auch in seiner trefflichen Abhandlung »über die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache« *) den unerschöpflichen Reichthum, die Bildsamkeit dieser »Haupt- und Heldensprache«, in unübertroffener Meisterschaft dargestellt, und gleichweit entfernt von dem deutsch-französischen und deutsch-lateinischen Mischmasch seiner Zeit **) wie von den Uebergriffen der Reindünkler (so nennt er die Sprachpuritaner) uns schon damals den Weg gezeigt, wie man die Sprachquellen, den Sprachschatz und den Sprachgebrauch erweitern und nach der Höhe unserer Bildung feststellen solle. Noch unausgeführt, vielleicht unausführbar ist Leibnizens Gedanke einer *allgemeinen charakteristischen Sprache*, einer an die Runen der Vorwelt erinnernden Buchstaben- und Begriffstafel des menschlichen Geistes (langue philosophique universelle). Nach dem Beispiel des Pythagoras, von der Verwandtschaft der Philosophie und Mathematik ausgehend, und an die universelle Bedeutung der Zahlen erinnernd (»die Zahl sei eine metaphysische Figur und die Arithmetik eine Statik des Universums, wodurch die Kräfte der Dinge erforscht würden«) hielt er die Erfindunge harakteristischer Zahlen für den Umfang unserer Begriffe und Ideen für möglich. Er versprach sich von einem solchen Alphabet des menschlichen Geistes, als einem neuen Organon der Wissenschaft, zur Verbreitung primitiver und anerkannter Wahrheiten, nicht geringere und noch allgemeinere Vortheile, als welche die Algebra der Mathematik, die Optik den Astronomen, die Magnetnadel den Seefahrern geleistet habe *).

---

*) Siehe ausser Dutens VI. Guhrauer's Ausgabe von Leibnizens deutschen Schriften. I. 441.

**) Man vergl. besonders sein satyrisches Gedicht gegen die Franzosennachahmer bei Guhrauer in der Biographie Leibnizens II. 135.

Leibniz, stets mit der lebendigen Entwickelung seiner Gedanken, mit der Anwendung und Fortbildung seiner Grundideen beschäftigt, kannte keine Begranzung, und gelangte nie zu der objectiven plastischen Kunstform, durch welche Schriftsteller, wie Göthe, unsere Nationalliteratur emporgehoben haben. Der Stoff, den er in sich trug, die Ausflüsse seines Geistes waren so reich und vielseitig, der Eifer der Mittheilung, der Aufklärung, der Anregung, der Verkehr mit Menschen von den verschiedensten Fächern und Fassungskräften war so gross, dass er fast nur im Briefwechsel und in fragmentarischen Abhandlungen eine angemessene und geläufige Form seiner Darstellung fand. Leibniz hat, mit Ausnahme der Theodicee und der Nouveaux essais sur l'entendement humain, kein grösseres Werk, kein vollendetes System hinterlassen. Aber alle seine zerstreuten Schriften finden in einem Mittelpunkte seines Geistes, in seiner wunderbaren Individualität ihre Einheit.

Wenn Leibniz, dessen klaren und geistvollen deutschen

---

*) Historia et commendatio linguae characteristicae universalis in *Raspe's* Oeuvres philosophiques de Leibniz 1765. p. 553. Vergl. Leibnizens Biographie von Guhrauer I. 320 — 334, wo noch andere Aeusserungen Leibnizens zum Grunde gelegt sind. Unvollkommen ist die Vorstellung Herders in der Adrastea von diesem grossen Gedanken Leibnizens, auch kann die Besorgniss Fontenelle's, dass man nicht leicht alle Nationen zur Annahme einer solchen Universal-Sprache bringen werde, hier nicht in Betracht kommen.

Styl man erst jetzt aus seinen gesammelten deutschen Schriften erkennt, sich nach dem Beispiel des von ihm so sehr verehrten Opiz, ganz der noch rohen, aufkeimenden deutschen National-Sprache und Literatur zugewandt hatte, so ist wohl zu vermuthen, dass das goldene Zeitalter derselben, unter der Mitwirkung eines Monarchen, wie Friedrich der Grosse, früher eingetreten wäre. Aber der Wirkungskreis, auf welchen ihn die Universalität seiner Kenntnisse, seine fruchtbare Verbindung mit den ausländischen Akademien zu Paris und London, sein Verkehr mit der ganzen gebildeten Welt führte, nöthigten unsern Philosophen sich der damaligen beiden Organe der Gelehrten und der höheren Stände Europa's, der lateinischen und der französischen Sprache, zu bedienen. In beiden Meister fand und erreichte er jene der deutschen Sprache damals noch abgehende Einfachheit und Klarheit, durch welche uns selbst seine abstractesten Untersuchungen einleuchtend werden. Indem er besonders die Sprache Ludwigs XIV. wählte, griff er die Franzosen in ihrem eigenen Lager an und zwang sie zur Würdigung deutscher Wissenschaft. Denn bei aller Anerkennung der damaligen Vorzüge französischer Sprache und Literatur behält Leibniz doch eine entschiedene deutsche Richtung, und die protestantische Gesinnung ist es, aus welcher er seine besten Streitkräfte zieht. *)

---

*) Vergl. u. A. Leibnizens Kritiken in dem »Monatlichen Auszug neuer Bücher von 1700—1702,« einer deutschen gelehrten Zeitschrift, die unter seiner vorwiegenden Mitwirkung herauskam (deutsche Schriften II. 313. — 427., und Guhrauers Excurs in der Beilage).

2) Leibnizens Religiosität und philosophische Theologie.

»Die Philosophie oberflächlich gekostet führt von *Gott* ab, dieselbe tiefer geschöpft, leitet auf ihn zurück«. Diesen schönen Ausspruch des grossen Weltweisen, Baco von Verulam, setzte Leibniz seinem »Zeugniss der Natur gegen die Gottesläugner« *) einem noch nicht übertroffenen Beweis für das Dasein Gottes (als des regierenden Geistes des gesammten Weltalls) und für die Unsterblichkeit der Seele vor. Leibnizens Religiosität war eine tiefe, reine, unendliche Liebe zu Gott, in dessen Allmacht er die Quelle alles Wirklichen und Möglichen, in dessen Weisheit und Erkenntniss er das Gebiet der ewigen Wahrheiten, in dessen Willen und Rathschluss er die Ursache des Hervorbringens und der Veränderung aller vorhergehenden und nachfolgenden Dinge nach dem Gesetz der besten Welt erkannte. Seine Ansichten von der *Vernunft* als einer natürlichen Offenbarung, deren Urheber Gott ist **), als der unauflöslichen Kette von Wahrheiten, zu welchen der menschliche Geist ohne Hülfe des Glaubens gelangen kann ***), von der *Offenbarung*, als einer übernatürlichen Vernunft, als einer durch die unmittelbaren, göttlichen Eröffnungen, erweiterten Vernunft *), sind in den Nouveaux essais sur l'entendement humain und in der Theodicée ausgedrückt. Die Uebereinstimmung der Vernunft mit dem Glauben, der natürlichen mit der geoffenbarten Religion zu erklären (nicht zu beweisen), war die höchste Aufgabe seiner Philosophie und Theologie. Denn zwei Wahrheiten könnten sich nicht einander widersprechen, Gott nicht gegen Gott kämpfen, und der Glaube nicht dasjenige Prinzip zerstören, ohne welches es keinen Glauben, kein Bejahen oder Verneinen gebe **). Nicht alles was *über die Vernunft* hinausreiche, sei *wider die Vernunft*: in der Sphäre der uns durch die christliche Religion geoffenbarten Dinge gebe es einige durch theologische Spitzfindigkeiten und kirchliche Ceremonien verdunkelte und verwirrte Wahrheiten, deren metaphysische *Möglichkeit* zu erklären für uns hinreichen müsse; nichts dürfe uns auch hindern, Wunder, uns unbegreifliche Abweichungen von der Ordnung der Natur anzunehmen, da die Aufhebung der Bedingungen physischer oder moralischer Nothwendigkeit in Gottes Macht stehe ***). Nur den Enthusiasten, denen eine unmittelbare Offenbarung bequemer und kürzer sei, als die Philosophie, müsse man es verzeihen, wenn sie jede Vernunfterklärung religiöser Dinge von sich abwiesen *).

---

*) Confessio naturae contra Atheistas bei Dutens: Opera omnia Leibnitii Tom. I. (der die Theologica enthält) p. 5.

**) La raison est une revelation naturelle, dont Dieu est l'auteur. (Sur l'entendement humain in *Raspe* oeuvres philosophiques de Mr. de Leibniz p. 471.) En obeissant à la raison on remplit les ordres de la surprême raison (Theodicée).

***) La raison ne consiste pas dans les opinions et les discours des hommes, ni même dans l'habitude qu'ils ont pris de juger des choses, suivant le cours ordinaire de la nature. Mais c'est l'enchainement inviolable des verités (Theodicée).

---

*) La revelation est une raison surnaturelle, une raison étendue par un nouveau fond de decouvertes emanées immédiatement de Dieu. Raspe a. a. O. 471.

**) La foi doit être fondée en raison. Dieu ne donne jamais de la foi divine, que lorsque ce qu'il fait croire, est fondé en raison, autrement il detruiroit les moyens de connoitre la verité, et ouvriroit la porte à *l'Enthusiasme*. Comment la foi peut elle ordonner, quoique ce soit, qui renverse un principe, sans lequel toute croyance, affirmation ou negation, serait vaine? Sur l'entendement humain. Chapitre XVIII. XIX.

***) Zur Erklärung der Wunder unterscheidet Leibniz das Reich der Natur (regnum naturae) und der Gnade (regnum gratiae semel constitutum).

Leibniz bezeichnete die Einheit Gottes und die (substantielle) Unsterblichkeit der Seele, als die beiden grossen Glaubenssätze (Dogmes) der natürlichen Theologie **), von denen sich selbst die mahomedanische Religion (als Deismus) nicht entfernt habe ***) und erklärte das Christenthum für eine die mosaische Lehre vollendende Sanction der natürlichen Reli-

---

*) Il est vrai que de notre tems une personne de la plus grande elevation (Bossuet) disoit, qu'en matière *de foi* il falloit se crever les yeux, pour voir clair, et Tertullian dit quelque part: *Ceci est vrai, car il est impossible, il le faut croire, car c'est une absurdité.* Mais si l'intention de ceux, qui s'expliquent de cette manière, est bonne, toujours les expressions sont outrées et peuvent faire du tort. St. Paul parle plus juste lorsqu'il dit que la sagesse de Dieu est folie devant les hommes. C'est parceque les hommes ne jugent des choses que suivant leur experience, qui est extrêmement bornée, et tout ce qui n'y est point conforme, leur paroit une absurdité. Mais ce jugement est fort temeraire, car il y a même une infinité de choses naturelles, qui nous passeroient pour absurde si on nous les racontoit, comme la glace, qu'on disoit couvrir nos rivieres, le parut au Roi de Siam. (Sur l'entendement humain liver IV. Chap. XVII. Vergl. auch Leibniz an L. Ernst 1684 in Böhmers Magazin II. 394.

**) Leibniz sagt irgendwo: die Unsterblichkeit der Seele und die ewigen Strafen und Belohnungen könnten nicht blos aus der Offenbarung bewiesen werden, er beruft sich auf Pythagoras und Plato.

***) Mahommed ne s'ecarta point de ces grands dogmes de la Theologie naturelle, ses sectateurs les repandirent même parmi les nations les plus reculés de l'Asie et de l'Afrique, où le Christianisme n'avoit point été porté, et ils abolirent en bien des pays les superstitions payennes, contraires à la veritable doctrine de l'unité de Dieu et de l'immortalité des ames. Theodicée.

gion zum Wohle der ganzen Menschheit *). Indem Christus Gott nicht blos zum Gegenstand der Furcht, sondern der Liebe machte, und den Menschen dadurch einen Vorgeschmack der künftigen Seligkeit gab; wollte er, dass eine aufgeklärte Frömmigkeit (pieté eclairée) das Erbtheil aller Christen sei. Aber gegen die Absicht unseres göttlichen Meisters habe man der wahren aufgeklärten Frömmigkeit zwei grosse Hindernisse entgegengesetzt, die Ceremonien, welche statt eine Schutzmauer gegen das Laster und eine Angewöhnung zur Andacht zu werden, aufgehört haben einfach und zweckmässig zu sein, und die Glaubensformeln, in denen man die göttliche evangelische Wahrheit nicht wieder erkenne **). Durch die Verletzung des höchsten und unverletzlichsten Gebotes der Verehrung eines einzigen Gottes, durch anthropomorphistische Begriffe von einem despotischen Monarchen der Welt, statt in Gott eine durch die vollkommenste Weisheit und Güte geregelte Allmacht zu erkennen, durch finsteren Glaubenszwang ***) habe man die Quelle der wahren Gottesverehrung, und jener vom heiligen Johannes so eindringlich empfohlenen *aufgeklärten Frömmig-*

---

*) Jesus Christ acheva de faire passer la religion naturelle en *loi*, et de lui donner l'autorité d'un *dogme public*; la religion des sages devint celles des peuples. Theodicée. Vergl. Paulus I. Timoth. II. 4.

**) Vorrede sur Theodicée: Mais contre l'intention de notre divin maitre la devotion a été ramenée aux ceremonies et la doctrine a été chargée de formules etc.

***) Refuser le salut éternel à ceux, qui sont d'une autre opinion, c'est entreprendre sur le droit de Dieu (sur l'entendement humain). *Errantis poena, doceri.* On a quelque droit des mesures pour empêcher la propagation d'une erreur pernicieuse, mais aussi c'est tout, qu'on a droit de faire, et ces mesures doivent être *les plus douces*, qu'il est possible (Kortholt Leibnitii Epistolae. I. 396.

keil vergiftet. Denn diese bestehe in der thätigen Liebe zu Gott und zu den Menschen, in einem magnetischen Ausfluss guter das allgemeine Menschenwohl befördernder Handlungen, in der Anregung und in der Belehrung zur Tugend, nicht in unthätiger in sich verschlossener Mystik*). Die Tugend aber, von der das Schicksal eines jeden Menschen abhänge, werde durch Erleuchtung der Urtheilskraft, durch Erweiterung der Einsicht, durch Begeisterung des Herzens für allgemeine Gerechtigkeit, durch wachsame Bekämpfung böser, durch Angewöhnung besserer Neigungen, nicht durch übernatürliche Mittel gewonnen.

In Leibnizens grossartiger Auffassung des Christenthums als einer Entdeckung des Geheimnisses und der bewundernswürdigen Gesetze des Himmelreichs und der Seligkeit, welche Gott denen bereitet, *die ihn lieben* **), liegt der Mittelpunkt

---

*) Rien n'est plus estimable qu'une *Pieté eclairée*, qui cherche à se repandre par des bonnes actions, propres à produire des veritables biens parmy les hommes, c'est à dire, à produire encore dans les autres la bonne volonté, et le pouvoir de l'executer avec la science de bien faire. Une devotion oisive et renfermée en elle même ne me paroit pas assez solide. Et un homme de bien est comme un amant, qui communique sa direction aux autres corps magnetiques qu'il touche. Bien de gens parlent de *l'Amour de Dieu*, mais je voy par ses effets, que peu de gens l'ont veritablement, même de ceux qui sont les plus enfoncés dans *Mystique*. La pierre de touche de l'amour de Dieu est celle que St. Jean nous a donné. Et lorsque je voy qu'on a une veritable ardeur pour procurer *le bien general*, on n'est pas loin de l'amour de Dieu. (Lettre à Mad. de Scudery in Felleri Monum. ineditis p. 253.) Vergl. übrigens die I. Epistel Johannis 4. 5.

**) Jesus Christ a decouvert aux hommes le mystère et les loix admirables du royaume des Cieux et la grandeur de la suprême felicité que Dieu prepare *à ceux qui l'aiment*. Briefseiner natürlichen und positiven Religion. Denn indem er die Tugend als eine christliche Bedingung der Seligkeit annimmt, und in der Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben (wo Luther den Knoten nicht gelöset sondern zerhauen habe) jede spitzfindige Dogmatik als unfruchtbar verwirft, indem er unter dem von den Aposteln dem mosaischen Gesetz entgegengestellten Glauben, im objectiven Sinn, die ganze evangelische Lehre versteht, zeigt er deutlich, dass er das Christenthum hauptsächlich von der höchsten ethistischen Seite betrachtet. Ueberall wo er als Philosoph die theologischen Glaubenssätze von der Vorherbestimmung und Gnadenwahl, von der Erbsünde und menschlichen Freiheit, von den ewigen Strafen, von der Trinität und von der Gottheit Christi erläutert, zieht er diejenigen Meinungen vor, welche sich mit der Weisheit, Güte und Gerechtigkeit, und mit der Verehrung eines einzigen Gottes am Besten in Einklang bringen lassen *). Selbst seine scheinbar

---

wechsel zwischen Leibniz, Arnauld und Landgraf Ernst, von Grotefend (Hannover 1846. p. 5). In allen diesen Erklärungen nähert sich Leibniz dem dritten, auf Petrus und Paulus folgenden Zeitalter des Christenthums, dem Johanneischen, der Liebe.

*) Leibnizens philosophische Ansichten über die Gnadenwahl und Vorherbestimmung finden sich in der Theodicée und in seinem Briefwechsel mit Arnauld; seine Erklärung von der Erbsünde als einer angeborenen Beschränktheit und Unvollkommenheit des menschlichen Geschlechts, als einer Infection der Quelle der Gedanken und des Willens, als einer bösen nicht in dem Verderbniss der Substanz, oder der wesentlichen Kraft der Seele residirenden Fertigkeit (denn wie kann Gott eine Seele in einen Körper setzen, worin sie moralisch verdorben ist) steht in seiner Abhandlung sur le péché original (Dutens opera omnia Leib. I. und Felleri Monumenta inedita). Ueber die Trinität, die er frühzeitig aus dem Begriff der Substanz gegen den Socinianer Wissowatius vertheidigte (siehe Lessings vortreffliche Abhandlung: Des Andreas Wissowatius Einwürfe wider die Dreieinigkeit), drückt er sich offener.

harte Ansicht von den ewigen Strafen, wobei er selbst die Sünden einer künftigen Welt umfasst, steht mit seiner Lehre von der besten Welt, in welcher die Menschen nur einen kleinon Platz behaupten, in Verbindung. Denn weit entfernt die Strafen mit Qualen zu verwechseln, und einen ewigen Ort der Qualen anzunehmen, erklärt er vielmehr die Hölle für einen nothwendigen Schaden der Versündigung, und fusst auf dem grossen Grundsatz, dass Nichts in dieser und jener Welt ohne unendliche Folgen, Alles aber in dem Uebergang zur Vollkommenheit sei *). Ueberzeugt, dass das Heil der Menschen schon in dem primitiven Plan der göttlichen Ordnung begriffen sei (Le salut de l'homme est deja compris dans le plan total), verwirft er die ungereimte Lehre zelotischer Priester, wonach die ohne christliche Taufe gestorbenen Kinder, selbst die tugendhaftesten griechischen und römischen Philosophen, als des Verdienstes Christi nicht theilhaftig, der Verdammung anheim fielen; er stellt ihnen den unwiderleglichen Einwurf einer unüberwindlichen Unwissenheit (ignorantia invincibilis) eines ihnen nicht mitgetheilten Glaubens, und die Behauptung entgegen, dass diejenigen Menschen, welche sich die Erkenntniss

---

und mit dem grössten Enthusiasmus für den Monotheismus in seiner späteren Widerlegung eines englischen Antitrinitariers sowie in seinem Briefe an La Croze aus (Felleri Otium Hannoveranum p. 8. und Dutens Tom. V. 481, wo es heisst: Nous n'adorons formellement et précisement que l'Eternel et l'Infini. L'union du Createur avec la Creature, quelque grande qu'elle soit, ne doit point alterer ce culte. Er nennt diesen Cultus: Le plus important de tous et le plus inviolable!

*) Vergl. die unübertreffliche Abhandlung Lessings: Leibniz von den ewigen Strafen 1770. (Berliner Ausgabe seiner Werke Band V.)

Gottes und die Liebe des Nächsten zur Aufgabe ihres Lebens setzen, keines andern Glaubens bedürfen, um vor Gott gerecht zu erscheinen.

3) Leibnizens Ansicht von der allgemeinen (katholischen) christlichen Kirche überhaupt und der römischen insbesondere.

Sobald Leibniz den Boden der Geschichte und der Wirklichkeit betritt, betrachtet er die christliche Kirche als den Eckstein des ganzen gesellschaftlichen, bürgerlichen und sittlichen Verbandes, als das geistige Bollwerk gegen Willkühr und Machtüberschreitung im genauesten Zusammenhang mit seinem Rechts- und Staatensystem. Noch steht ihm die christliche Republik unter Christus als Haupt, und dessen beiden höchsten Beamten, dem Pabste in geistlichen, dem Kaiser in weltlichen Dingen — unter dem Schirm des göttlichen Rechtes (juris divini), weil Gott als Urheber jeder höheren Ordnung angesehen werden müsse; noch verehrte er die alte Gestalt der Hierarchie und vertheidigte das Ansehen und Oberhirtenamt des Bischofs zu Rom, dessen Bezeichnung als Antichrist er für einen lutherischen Uebergriff hielt; noch erkannte er ein heiliges römisches Reich, und verglich das Verhältniss der allgemeinen Kirche zu den christlichen Königen mit dem dieses Reiches zu seinen Ständen; wie die gesetzmässige Verfassung des Reiches durch eine permanente Reichsversammlung, so müssten die Constitutionen der Kirche durch ein immerwährendes Concilium gesichert werden *). Aber weit entfernt die

---

*) De jure suprematus und in der Vorrede zum Codex juris gentium.

weltlichen Uebergriffe des römischen Pabstes gegen den Kaiser und gegen das Reich, denen er ein besonderes Studium und einen Hauptplatz in seiner Urkundensammlung gewidmet hat [*], zu billigen, erweitert er vielmehr die Gränze der Befugnisse des weltlichen Oberhauptes der christlichen Völker, dem er nicht nur die Schirmvogtei der allgemeinen Kirche, die Direction und Protection der all- gemeinen und nationalen Kirchenversammlungen, sondern auch das Recht, den römischen Stuhl in seine gesetzmässigen Schranken zurückzuweisen, eine entscheidende Mitwirkung zur Wiederherstellung der alten Kirchenordnung einräumt. Denn nicht alle Prätensionen des Pabstes beruhten auf göttlichem Recht, nicht die aus der heiligen Schrift keineswegs nachzuweisende unbedingte Infallibilität, als welche nur dem einstimmigen Consens der Kirche, einer öcumenischen Kirchenversammlung unter Beistand des heiligen Geistes zukomme, nicht eine monarchische Gewalt über alle Bischöfe der allgemeinen Kirche, (welche nach göttlichem Rechte des Pabstes Brüder seien) nicht das Recht

---

[*] Codex juris gentium diplomaticus, nebst der Mantissa. Viele hier mitgetheilte Urkunden erweisen die directen und indirecten Eingriffe der Päbste in des Kaisers und des Reiches Rechte, die Usurpation derselben bei der Wahl und Absetzung der Kaiser, wie bei dem Reichsvicariat, die gewaltsame Entziehung und Verschenkung von Reichsprovinzen und Lehen des Kaiserthums, die eigenmächtige Errichtung neuer Königreiche, die hinterlistigen Mittel des Missbrauchs geistlicher Gewalt und geistlicher Gerichte, indem die Päbste weltliche Angelegenheiten unter dem Vorwande geistlicher und kirchlicher Sünde vor ihren Richtstuhl zogen. Eine Menge Beiträge zu diesem Capitel liefert Leibniz in seinen Annalibus Imperii Occidentis Brunsvicensibus (herausgegeben von Pertz 1843. 1846) und in seinen Briefen (vergl. besonders Kortholt Leibnitii Epistolae ad diversos. 2 Vol.).

Lehren und Gebräuche, welche dem Evangelium und der ersten Kirche widerstritten, der gesammten Christenheit absolutistisch vorzuschreiben.*) Die Päbste hätten es in ihrer Macht gehabt, der Verderbniss und Verwirrung der allgemeinen Kirche zuvorzukommen, wenn sie das gesetzmässige Ansehen der Concilien geschützt, sich der wissenschaftlichen mit dem Evangelium wohl vereinbaren Aufklärung nicht widersetzt, die Berufung der Protestanten auf eine gerechte Repräsentation und Entscheidung der Universal-Kirche geachtet, und ihrer partheischen Vorliebe für das italienische und spanische Priesterthum nicht die beiden grossen Nationen Frankreichs und Deutschlands hintangesetzt hätten **).

Am offenherzigsten drückt sich Leibniz, der grosse Kenner des Mittelalters, in den lange Zeit in seinem Schreibpult verschlossenen Annalen aus, besonders zum Jahre 1602, wo folgende Worte vorkommen: »Im zehnten Jahrhundert, welches von den meisten Schriftstellern seiner Barbarei wegen »mit Schmähungen überhäuft wird, war die allmählig über die »Kirche ergossene Finsterniss noch weit unter dem Gipfel.

---

*) Dahin rechnet Leibniz besonders die Lehre vom Fegefeuer, welche auf keiner apostolischen Tradition beruhe. Den Bilderdienst erklärt er deswillen für verwerflich, weil er den menschlichen Geist von der wahren und reinen Erkenntniss und Verehrung des Allmächtigen und bei dem Gebet von tieferer Andacht abziehe.

**) Vergl. unter andern Leibnizens Schreiben an Mad. de Brinon (bei Dutens Tom. V. 551), wo nach der Stelle: »Les eglises d'Allemagne non plus que celles de France ne sont pas obligées, de suivre tous les mouvemens de celles d'Italie« in Beziehung auf das Tridentiner Concilium der Ausdruck »les surprises *ultramontaines*« zum erstenmal vorkommt.

»obgleich die von Heriger verworfene Lehre von der Blutver-
»wandlung (im heil. Abendmahl), und die im Carolingischen
»Zeitalter den Franken so verhasste Bilderverehrung schon über-
»hand nahm. In jenem Jahrhundert ward der Pabst noch für Petri
»nicht für Gottes Statthalter auf Erden gehalten, und unerhört
»war der Traum seiner Unfehlbarkeit; nicht ward das Ansehn
»der Kirche durch Blut oder Feuer bekräftigt, nicht zu öffent-
»licher Anbetung das Sacrament des Abendmahls ausgesetzt
»oder umhergetragen, nicht durch Entziehung des Kelches für
»das Volk verstümmelt. Es war sogar die alte Form der
»Taufe übrig; Deutschlands Bischöfe lehrten nach alter Sitte
»in den Kirchen; die Kanoniker führten ein gemeinsames
»Leben; in den Bischofskirchen und besten Klöstern blüh-
»ten Schulen unter Leitung ausgezeichneter Männer. *) Alles
»dieses stürzte zusammen, als die römischen Bischöfe sich
»der Kirche zu Herren aufdrangen, und ihre Abgesandten
»die Bettelmönche sich der Schulen bemächtigten. Da traten
»lächerliche Spitzfindigkeiten an die Stelle der helleren Lehre;
»da ward von dummster Grausamkeit mit Feuer und Schwert
»gegen Andersdenkende gewüthet; Deutschland ward durch
»des Clerus Künste herrenlos und von steten Zwistigkeiten
»zerfleischt; mit dem Staate zugleich fiel die Gelehrsamkeit:
»und an die Stelle des Rechts trat, da der öffentliche Friede
»aufhörte, das Faustrecht, oder hässlicher als Waffen, die
»Barbarei der heimlichen Gerichte ein.«

---

*) Dies wird durch die Geschichte der beiden Abteien Fulda und Hersfeld, ihrer Bibliotheken und ihrer Schulen bestätigt. Siehe meine Hessische Geschichte B. I. und II.

An einer andern Stelle, da wo Leibniz die gerechte Absetzung des lasterhaften Pabstes Johannes XII. nach dem Urtheil des römischen Kaisers und der Brüder (Bischöfe) im Jahre 963 erwähnt, und gegen die Römlinge vertheidigt, welche in ihrer Servilität jeden billigen Widerspruch nördlicher ihnen als Zerstörer ihrer verderblichen Künste verhassten Schriftsteller mit dem Schimpfnamen der Ketzerei belegen, setzt er hinzu: „Ich, der es nicht billigen kann, dass durch Roms Veranstaltung oder Zulassung die Reinheit der Gottesverehrung unterdrückt, das Christenthum nach erfolgter Trennung des Orients verabscheuungswürdig oder lächerlich gemacht (Christianismum dissentientibus orientis et meridiei populis abominabilem aut ridiculum factum), und eine unvernünftige und Christi Aposteln unbekannte Theologie durch die Barbarei der Zeiten in die Welt gebracht ist; ich habe dennoch stets gewünscht, dass das Ansehn des ersten Bischofssitzes und die alte Gestalt der Hierarchie unter der Bedingung hergestellt würde, womit Melanchthon die schmalkaldischen Artikel unterschrieb: *Wenn die Päbste dem Evangelium Christi Raum geben.* Auch verzweifle ich noch jetzt nicht an dieser Glückseligkeit für das menschliche Geschlecht, welche es drei oder vier übereinstimmenden Männern verdanken kann. Warum denn könnte nicht nach Carl und Otto ein grosser Kaiser *aus dem zur Erleuchtung der Völker vorherbestimmten Deutschland* aufstehen, welcher Rom wiederum katholisch und apostolisch machte? Und wenn dessen Planen zwei oder drei mächtige Könige beistimmten, so wäre die Sache gethan. Die Finsterniss des Erdkreises ist durch das aufgesteckte Licht der Wissenschaften und der Geschichte zerstreut, und die Meisten in der römischen Gemeinschaft, welche durch Gelehrsamkeit und Erfahrung hervorragen, ver-

»schweigen mehr, als dass sie nicht wissen, *wie nothwendig* »*diese Reformation sei*[*]. *Aber kommen wird sie, kommen die* »*Zeit, wo die heilbringende Wahrheit sich überall zeigen* »*kann!*«[**]

So schrieb am Abend seines Lebens der grosse Staatsmann und Gelehrte, der durch seinen Umgang mit den ausgezeichnetsten katholischen Fürsten, Ministern und Gottesgelehrten, durch seine dienstliche Stellung unter dem Kurfürsten von Mainz und dem katholischen Herzog von Hannover, durch seine nur mit Hülfe der Coryphäen der römischen Kirche ausführbare kosmopolitische Plane, durch seine eigene friedliebende Gesinnung, wie kein anderer, zur grössten Milde gestimmt war, der dem Pabste, *so lange er sich in gerechten Schranken hielt*, die höchste geistliche Obrigkeit nach göttlicher und menschlicher Ordnung zusprach[***]) den selbst einige eifrige Katholiken unserer Zeit triumphirend für ein geheimes Mitglied ihrer Kirche ausgegeben haben. Aber freilich ist es derselbe Leibniz, der wohl bekannt mit der ganzen Entwickelung der römischen Kirche jede Abweichung derselben von dem Evangelium mit scharfem Auge verfolgt, der unberührt von der lutherischen und calvinischen Schultheologie alle grossartigen Richtungen der Reformation in sich aufgenommen hatte, der bei aller äusseren Unkirchlichkeit der Augsburgischen Confession, in der Hauptlehre vom heiligen Abendmahl treu geblieben war *), der dreissig Jahre hindurch von den berühmtesten und aufgeklärtesten Katholiken seiner Zeit (wie Landgraf Ernst, Pelisson, Bossuet) vergebens zum Uebertritt oder Abfall eingeladen und aufgefordert worden war, der weder die Mitgliedschaft einer Pariser Akademie, noch die Stelle eines Bibliothekars der Vaticanischen Bibliothek und die Aussicht auf die Würde eines römischen Cardinals, noch die glänzenden Anerbietungen des kaiserlichen Hofes hoch genug achtete, um seine evangelische und philosophische Unabhängigkeit aufzugeben. Denn in der Alternative, die er allen Philosophen, besonders den Astronomen seiner Zeit vorhielt, entweder von der römischen Curie oder den katholischen Schultheologen mit Copernicus und Galilei verdammt, oder in der Communion der römischen Kirche zur Heuchelei gezwungen zu werden, und voll Eifer für Denk-

---

[*] An einer andern Stelle finden wir die Erläuterung: Pleraque ecclesiastica, in Ecclesia Romana introducta, sunt *juris humani*. Ideoque varie ordinari possunt. Kortholt Epistolae Leibnitii. I. 57.

[**] Siehe diese Stellen im Original und in der Uebersetzung in Pertz Abhandlung »über Leibnizens kirchliches Glaubensbekenntniss« in W. A. Schmidt's »Allgem. Zeitschrift für Geschichte,« Berlin 1846. Juliheft. Uebereinstimmend mit denselben Stellen ist folgende im »Hannoverischen Magazin 1823« Stück 21, aufbewahrte Erklärung Leibnizens: Ita Antichristianismus pro Christo obtinuit, cujus institutio clara intellectu et facillima servatu in dogmata absurda, sermones non intelligendos, mysteria inexplicabilia, praxes ridiculas degeneravit. Unter die dogmata absurda rechnet er hier auch die Transsubstantiation, besonders nach Cartesianischer Philosophie. Siehe Leibniz an Landgraf Ernst in Böhmers Magazin II. 394.

[***] Kortholt Epistolae Leibnitii I. 18.

---

*) Quant à moi je me tiens à la Confession d'Augsbourg,
qui met une presence réelle du Corps de Jesus Christ et re-
connoist quelque chose de mysterieux dans ce sacrement. Cela
paroist plus conforme au texte et aux sentimens de l'antiquité
et on doit sauver le sens naturel des paroles s'il est pos-
sible. Lettre à Mr. Pellisson, bei Dutens I., 718 und in Felleri
Otium Hannoveranum p. 323. Er widerlegt aber auch ander-
wärts die gewöhnliche falsche Vorstellung von Calvins Abend-
mahlslehre, da dieselbe der Augustinischen über die reelle
Gegenwart gemäss sei. (Kortholt a. a. O. p. 140.)

und Gewissensfreiheit *) erklärt er zuletzt aufs äusserste gebracht, dass die unwidersprechlichen, nothwendigen Wahrheiten, von denen sein Geist durchdrungen sei, nicht blos seiner Philosophie angehörten, sondern mit den wesentlichen Grundlagen der *natürlichen Religion* zusammenhängen, dass die Liebe zu Gott, als der Mittelpunkt der evangelischen Lehre, aus seiner Philosophie mehr Stärke gewinne als aus der Schultheologie, und dass er, obgleich von *der äussern Gemeinschaft der katholischen Kirche ungerecht* ausgeschlossen, dennoch seiner Seelenruhe und Seligkeit gewiss sei **).

In dieser Erklärung und dem unten zu erläuternden Unionsproject liegt auch der Schlüssel zu dem bisher noch keineswegs ganz aufgelösten Problem von der Stellung Leibnizens zur katholischen Kirche und von den scheinbaren Widersprüchen, in denen uns der obige Gegensatz versetzt.

Leibniz begriff nämlich die katholische, das heisst, die allgemeine Kirche nicht nur in dem allgemeinsten, sondern auch in dem constitutionellsten Sinn. Die *Kirche* ist ihm, dem Sinn des Evangeliums und der apostolischen Zeit gemäss, eine *Re-*

---

*) Si les Conciles s'avisoient de condamner Copernic, plusieurs habiles astronomes seroient en danger d'estre ou *hypocrites* ou exclus de l'interieur de l'Eglise malgré eux. Les opinions ne sont pas volontaires, et on ne s'en defait quand on veut: c'est pourquoi elles ne se commandent pas; suffit qu'on soit docile. *C'est pourquoi ceux qui ont juré de suivre certaines doctrines et ont depuis changé de sentiment ne sont pas tenus parjures.* Felleri Otium Hannoveranum. p. 292.

**) Vergl. Leibnizens Briefe an L. Ernst (besonders die von 1684 in Böhmers Magazin für Kirchengeschichte I. 448. II. 200. abgedruckten) sowie an Ludolphi, Madame Brinon, Burnet und Malebranche (Dutens Opera omnia V. 551, VI. 139. 271. u. s. w. Journal des Savans. 605).

publik, wo die Autorität der geistlichen Obern und die Pflicht ihnen zu gehorchen, ihre gehörigen Schranken hat *). Dem Prinzip der Autorität, welches der römische Stuhl in seiner ganzen Schärfe behauptet, stehen die von den Protestanten verfolgten Grundsätze der Schrifterklärung und der Vernunft als eines göttlichen Organs der Seele zur Seite. Entscheidend ist über alle Glaubensartikel der heiligen Schrift die selbst in dem Tridentiner Concilium und in Professio fidei des Pabstes Pius IV. anerkannte Uebereinstimmung der Kirchenväter (unanimis consensus Patrum), deren Organ eine allgemeine oder öcumenische (den bewohnten Erdkreis umfassende) Kirchenversammlung ist. Es gibt eine innere und äussere (virtualis et formalis) Communion der katholischen Kirche. In der innern, unsichtbaren aber alle Confessionen umfassenden Communion können auch diejenigen Nationen bleiben, welche gegen eine Abweichung von der alten Kirche oder von den öcumenischen Concilien, gegen Missbrauch der päbstlichen Schlüsselgewalt (clave errante), gegen unevangelische, das Gewissen der Gläubigen verletzende Lehren und Gebräuche, nicht gegen das ganze Corpus der katholischen Kirche sich auflehnen; ungerecht verdammt oder aus der sonst so wünschenswerthen, wenn gleich nicht nothwendigen äussern Communion gestossen, sind sie selbst berechtigt, die römische sich mit der allgemeinen identificirende Kirche so lange für eine Particularkirche zu halten, und deren Anhänger von ihrer Communion auszuschliessen, bis dieselbe sich (nach der heiligen Schrift, nach der Entscheidung eines wahrhaft öcumenischen Conciliums, nach dem Consens der Kirchenväter) reformire *). Nur diejenigen sind Schismatiker, welche die Trennung der Kirche durch ihre Schuld unterhalten, nicht diejenigen, welche einseitig vom Pabste oder von einem partheiischem Concilium, nicht von dem ganzen Corpus der Kirche verdammt, sich, wie die Anhänger der Augsburgischen Confession, auf ein wahrhaft öcumenisches Concilium berufen. Bis dahin müsse man auch den Predigern der ungerechter Weise excommunicirten Protestanten eine ausserordentliche Vocation und Priesterbefugniss zugestehen, welche Tertullian überhaupt den christlichen Laien zu vindiciren kein Bedenken trug **). Die hochgerühmte Einheit der römischen Kirche bestehe nur in einem

---

*) L'eglise est une espèce de Republique, il faut montrer exactement, jusqu'où va l'autorité des Superieurs Ecclesiastiques et la necessité de leur obeir; car elle n'est pas illimitée. Correspondance mit Pelisson in Felleri Otium Hannoveranum p. 81.

---

*) Si des Nations ou Provinces entières s'elevent contre ces desordres, et qu'on prétende la dessus les retrancher de la Communion, il semble qu'une excommunication si injuste ne leur sçaurait nuire, et qu'eux mêmes ne sont pas obligés de recevoir les excommunians à leur Communion; ou ce qui est la même chose de retourner à la leur, jusqu'à ce qu'on leve le sujet de leur plainte; d'autant qu'ils se plaignent des choses que le Concile de Triente n'a pas osé approuver depuis, ou qu'il a plutôt desaprouvées, quoique sans effet dans la pratique (wie den Heiligen- und Reliquiendienst, den Missbrauch der Lehre vom Fegefeuer u. s. w.). On ne s'éleve donc pas contre l'Eglise Catholique, mais contre quelques nations ou églises particulières mal reglées, quoiqu'il arrive peut être que le Siege Patriarchal de l'Occident et même la Metropolitaine de l'Univers y soit comprise, qu'on ne doit considerer, que comme *particulière* à l'égard des abus, qu'elle tolère. Lettre à Madame Brinon, Dutens Tom. V. p. 555.

**) Lettre à Madame Brinon. Leib. opera omnia V. Dutens I. 518. Vergl. den Brief an L. Ernst von 1684 in Böhmers Magazin für Kirchengeschichte II. 216.

äussern politischen Syncretismus *), denn nach der Behauptung der Jesuiten und nach dem Ausspruch der römischen Curie würden selbst diejenigen nicht für ächte Katholiken gehalten, welche, wie die Jansenisten und Gallicaner, die Glaubenssätze der Kirche nur desshalb annehmen, weil sie der primitiven Kirche gemäss sind, nicht weil sie der Pabst so definirt hat **).

Leibniz benutzte auch die Unterscheidung der Jesuiten zwischen formellen und materiellen Ketzern (haeretici formales et materiales), um zugleich die Sphäre der Communion der allgemeinen oder katholischen Kirche zu erweitern, und der besonders den Philosophen drohenden Verketzerung und Glaubensverfolgung ihren Stachel zu nehmen. Denn noch war das Schicksal des edlen, in seinem sechzigsten Lebensjahre zur Abschwörung der Copernicanischen Lehre verdammten Galilei in frischem Andenken, und nicht jedem nach Italien reisenden deutschen Philosophen stand die Vorsicht oder Geistesgegenwart eines Leibniz zur Seite, der einst bei einem Sturm des adriatischen Meers im Begriff als Ketzer von den Schiffern über Bord geworfen zu werden, sich durch einen Rosenkranz rettete. Man unterschied nämlich die formalen halsstarrigen

---

*) Opera omnia Leib. VI. 307.

**) Felleri Otium Hannoveranum p. 172. Leibniz gibt hin und wieder dem Pabste den Rath, um seines eigenen Vortheils willen auf die Infallibilität zu verzichten. Denn dadurch vermeide er die gefährliche Klippe des Widerspruchs gegen die primitive Kirche, welche z. B. weder das Fegefeuer in dem später festgesetzten Sinn noch die Autorität der apokryphischen Bücher angenommen habe. Man hatte 1601 auf dem Colloquium zu Regensburg sogar erlebt, dass ein Jesuit (Adam Tanner) es für einen katholischen Glaubenssatz erklärt hatte, dass Tobias einen Hund bei sich gehabt.

Ketzer (haeretici formales et contumaces), welche wissentlich und absichtlich schädliche Lehren in sich aufnehmen und unterhalten, von den materiellen Ketzern, denen nicht die Form der Bosheit sondern die Materie eines Glaubensirrthums anklebt. Zu diesen durch unüberwindliche Unwissenheit (ignorantia invincibilis), durch unübersteigliche Hindernisse des Gehorsams entschuldbaren Ketzern rechneten aufgeklärte katholische Theologen, wie Bellarmin, auch diejenigen Kirchenglieder, welche zwar nicht unter dem römischen Bischof, aber doch unter der Regierung legitimer christlicher Priester sich befänden, wenn sie nur die römische Kirche nicht absichtlich angriffen. Und Leibniz, welcher eine Verdammung materieller Häretiker für einen Pharisäismus bornirter Köpfe erklärte, die sich geistliche Catonen zu sein dünken, erwähnte bei dieser Gelegenheit eines Zwiespaltes zwischen dem heiligen Winfried und einem ebenfalls heilig gesprochenen Bischof, von denen jener die Antipoden verdammte, dieser aber sie freisprach.*) Mit dieser milden Ketzerunterscheidung hing auch die im Tridentinischen Concilium bestätigte Lehre von den beiden Arten der Busse, der Attritio und Contritio, zusammen. Denn wie schon die erste (die Attritio) als eine unachte aus Furcht der Strafe oder aus Hoffnung der Belohnung entstandene Reue der Anfang zur

---

*) Vergl. ausser einigen Stellen in den Nouveaux essais sur l'entendement humain, Leibnizens Erklärung vom Jahre 1705 (Höck's Anton Ulrich p. 118.), dessen Brief an Löffler (Korthholt IV. 246.) und dessen Erwiederung an Pelissier (Felleri Otium Hannoveranum p. 292.), wo folgende Stelle vorkommt: „Les Catholiques accordent, qu'il y a des Heretiques materiels, qu'ils n'osent point condamner, ce n'est donc que la desobeissance selon eux qui condamne. Or celuy qui n'entend pas les ordres, on ne les comprend pas, ou enfin ne peut les executer, quoiqu'il fasse des efforts pour tout cela n'est pas desobeissant.

Busse und zur Absolution sei, so werde durch die zweite (Contritio), als eine ächte Reue, sobald sie eine rechtschaffene Liebe zu Gott und den guten Willen ihm zu gehorsamen enthalte, mit Hülfe der Gnade Gottes und des Verdienstes Christi der materielle Ketzer von jedem geistlichen Aussatz gereinigt, dergestalt, dass er sich trotz der äusseren Excommunication der Kirchenobern (clave errante) wirklich und seinem guten Willen nach (in voto) in der inneren Communion der allgemeinen Kirche befinde *)

Um zugleich den Vorwurf eines muthwilligen Schisma von den Protestanten abzuwälzen, und ihnen die innere Communion der allgemeinen oder katholischen Kirche zu vindiciren, prüfte Leibniz, gestützt auf seine umfassende Kenntniss aller Kirchenväter, die Erfordernisse eines allgemeinen Conciliums überhaupt und die Beschaffenheit des Tridentiner, als der letzten Grundlage des römischen Katholicismus, insbesondere. Nichts auf Erden, ruft er aus, soll uns ehrwürdiger sein, als die Entscheidung eines wahrhaft öcumenischen, vom heiligen Geist geleiteten Conciliums. Aber wie die Italiener die Concilien von Constanz und Basel, die Franzosen das letzte Lateranische verworfen haben, so dürfen auch deutsche Protestanten, welche das Tridentinische nicht für öcumenisch hal-

---

*) Leibniz setzt hinzu (Dutens Tom V. 555.). Monseigneur le Landgrave Erneste, qui a fort travaillé sur les controverses et a fait paroitre autant de zèle, que qui que ce soit pour la reunion des Protestans, ne laisse pas de demeurer d'accord de tout ceci, et il a entendu dire ces choses en termes formels au Cardinal Sforza Palavicini et au Père Honoré Fabri Pénitencier de St. Pierre, qu'il avoit pratiqué à Rome. Et moi je puis dire d'avoir entendu la même chose à des Docteurs Catholiques Romains très habiles.

ten, es insofern eine Thatsache betrifft (se trompant dans le fait) und dies nur zur materiellen Häresie gerechnet werden kann, desshalb noch nicht von der Communion der allgemeinen Kirche ausgeschlossen werden. Denn, abgesehen von ihren mit der Augsburgischen Confession oft übereinstimmenden nicht verwerflichen dogmatischen Bestimmungen [*]), fehlt dieser mehr italienischen als allgemeinen Kirchenversammlung, wo unter 281 Prälaten 187 Italiener und nur 2 Deutsche gegenwärtig waren, die formelle Autorität: und so wenig eine Kaiserwahl, wo nur etliche Kurfürsten erscheinen, eben so wenig kann eine so einseitig repräsentirte Kirchenversammlung für gültig gehalten werden. Nie ist das (von allen Protestanten verworfene) Tridentiner Concilium im katholischen Deutschland als Reichsgesetz angenommen, nie in der Mainzer Erzdiöcese öffentlich anerkannt worden. [**]) Selbst das durch 26 Franzosen repräsentirte Frankreich, in seinen gallicanischen Freiheiten gefährdet, protestirte förmlich durch das Parlament, im Namen des Adels und des dritten Standes; und diese Protestation ist trotz aller Bemühungen des römischen Clerus durch die aus den Glaubenssätzen des Conciliums gezogene Professio fidei des Pabstes Pius IV. nur indirect beseitigt worden. Als Heinrich IV. im Jahre 1593 durch etliche Bischöfe seines Reiches die Absolution erhielt, und statt der unbedingten Annahme jenes Conciliums nur das Glaubensbekenntniss Pius IV.

---

[*]) Er tadelt jedoch unter andern die Bestimmung jenes Conciliums über die Unauflösbarkeit der Ehe. Siehe den Brief an Landgraf Ernst in Böhmers Magazin für Kirchengeschichte II. 201.

[**]) Leibniz beruft sich auf das Zeugniss des Kurfürsten Johann Philipp und dessen Minister, während er selbst in Mainz war. Dutens a. a. O. I. 559.

unterschreiben wollte, unternahmen sie es, die beiden des Tridentiner Conciliums erwähnenden Stellen des Glaubensbekenntnisses auszumerzen. *) Das Anathema dieses Conciliums gegen die Protestanten, nicht ausgegangen von dem ganzen Corpus der katholischen Kirche, ist nichts anderes als die Excommunication einer Particularkirche gegen die andere; die mit einer Steuerverweigerung vergleichbare Auflehnung gegen päbstlichen Absolutismus, und gegen solche wesentliche Missbräuche, welche das Concilium selbst, wiewohl ohne Erfolg, gemissbilligt hat (anstössiger als das Dogma ist die Praxis der römischen Kirche geblieben), darf nicht mit dem Kirchenbann gestraft werden; die Berufung an eine allgemeine öcumenische zur Prüfung des Tridentiner Conciliums geeignete Kirchenversammlung ist gerecht; und vielleicht hat uns die Vorsehung diese Pforte offen gelassen zum Wohle und zur Reunion der allgemeinen christlichen Kirche. **)

---

*) Ohne sich des nachher festgesetzten Unterschieds *quoad fidem* aut disciplinam zu bedienen, setzt Leibniz hinzu, welcher das betreffende Actenstück zuerst aus der Mainzer Kanzlei bekannt gemacht hat. Codex juris gentium. Mantissa und Kortholt III. 190. wo Leibniz bemerkt: plus est resecuisse quam non posuisse.

**) Man darf sich hierbei nicht an die milde Erklärung halten, welche Leibniz unten in Nro. XX. als Nachschrift zu einem Empfehlungsbrief des Landgrafen hinzufügt; sondern man muss seine constanten mehr unbefangenen Erklärungen in seinen Briefen zusammenstellen. Siehe ausser den verschiedenen Stellen in den bei Böhmer abgedruckten und untenfolgenden Briefen, Leibnitii opera omnia v. Dutens I. 516 — 518. ganz besonders 552 — 568. 578. 593. u. s. w. V. 555. 556. VI. 252. 256. und Leibnizens Briefe an Malebranche (im Journal des Savans a. a. O.), wo es 1711 heisst: Die Italiener werden es einst bereuen, ihr letztes angebliches öcumenisches Concilium geschmiedet zu haben, welches (wenn es ferner behauptet wird) eine Vereinigung mit ihnen *unmöglich* macht.

III. Der grosse Unionsversuch und Leibnizens Antheil an demselben.

Die Idee einer allgemeinen kirchlichen Union ist ihrem Wesen nach katholisch. Sie beruht auf dem Begriff einer Universalkirche, welche man im ganzen Mittelalter für eine zur Verwirklichung des Reiches Christi auf Erden nothwendige Bedingung göttlicher und menschlicher Ordnung hielt, deren Ideal selbst nach dem grossen Schisma des sechszehnten Jahrhunderts festgehalten wurde. Sowohl Landgraf Ernst, der Rom für den Mittelpunkt einer solchen universellen oder allgemeinen (katholischen) Kirche annahm, als Leibniz, der die Ausschliessung der Protestanten für eine ungerechte Excommunication, ja für einen hinreichenden Grund hielt, um die römische Kirche für eine Particularkirche zu erklären, erkannten das Ideal einer *Universal-Kirche*, jener, indem er es den Protestanten vorwarf, sich nicht standhaft auf eine solche berufen zu haben, dieser, indem er eine solche Berufung während des Streites Ludwigs XIV. mit dem Pabst selbst in der Appellation des königlichen Anwalts entdeckte. Noch herrschte der Gedanke vor, dass die Trennung der Kirchen nur ein Familienzwist, das orientalische wie das occidentalische Schisma nur provisorisch, die deutsche Reformation eine noch nicht abgeschlossene Thatsache sei. Noch hatten die getrennten Gemeinden in Europa und Amerika nicht das eigenthümliche kräftige religiöse Leben begonnen, welches in der Mutterkirche erstorben war, noch hatte die protestantische Kirche überhaupt im Bunde mit der Denk- und Gewissensfreiheit die selbstständige Entwickelung, die einigende Kraft des Evangeliums nicht erlangt, in der wir sie nachher erblicken. Noch war die Zeit nicht gekommen, um die höhere unsichtbare Einheit und den tieferen Grund zu erkennen, auf welchem die beiden Gegensätze der christlichen Kirche (das Prinzip der Denk- und Gewissensfreiheit und der Autorität, das Prinzip des Verstandes und der Phantasie, der Wissenschaft und der Kunst) ursprünglich und unwandelbar beruhen.

Aber dem, durch die römische Kurie stets laut und standhaft proclamirten, Begriff der Katholicität und Universalität hatte sich eine Chimäre beigesellt, welche mehr als einmal die christliche Welt an den Rand des Verderbens gebracht hat, die der Einheit und Einförmigkeit des Glaubens, welche der göttlichen Ordnung und der Beschaffenheit des menschlichen Verstandes zuwider fünfzehn Jahrhunderte hindurch weder die Weltherrschaft des Pabstes noch der Glaubenszwang einer orthodoxen Dogmatik behaupten konnten*). Das Tridentiner Concilium war ein vergeblicher Versuch, diese Glaubenseinheit auch dann noch durchzusetzen, als sich das ursprüngliche nie ganz niedergekämpfte protestantische Element schon längst Bahn gebrochen hatte und ins Leben getreten war. Die römische Kirche, aus deren Schoose sich eine neue Sonderung ent-

---

*) Videmus tunicam Salvatoris inconsutilem extitisse vestem autem Ecclesiae versicolorem. *Baco* de Verulamo.

wickelt hatte, vergass, dass sie selbst durch Sonderung aus einer früheren asiatischen Kirche entstanden war.

Auf den beiden Vorstellungen von der Universalität und Einheit der römisch-katholischen Kirche beruhte die Ueberzeugung derjenigen, welche wie Landgraf Ernst kein anderes Prinzip als das der Autorität, und keinen andern Weg der Reunion als den der Unterwerfung statuirten. Noch fehlte es an einem allgemeinen objectiven Prinzip der Religion, an einem klaren Bewusstsein der höheren nie erscheinbaren Einheit der Kirche, aus der man allein die nothwendige Entwickelung zweier stets gegen einander gekehrter Prinzipien und Hemisphären und die Wahrheit des Ganzen erkennen kann. Diese Erkenntniss verdanken wir der gegenwärtigen Entwickelung der evangelischen Kirche und den wichtigen Momenten des kirchlichen Lebens, welche man Unionsversuche nennt [*].

Seit dem unerwarteten Ausgang der gewaltsamen Reaction des dreissigjährigen Kriegs, seit der westphälische Friede den Protestanten kirchliche und politische Selbstständigkeit gewährt hatte, begannen die Jesuiten als Vorkämpfer der restaurirten römischen Kirche ihre milderen Reunionsversuche.

Diese misslangen zwar insgesammt; denn von dogmatischen Theologen geleitet, welche die kirchliche Frage zu keiner höheren Einheit führen konnten, geschahen sie zu einer Zeit, wo die Päbste noch nicht den Verlust so grosser Kirchengüter verschmerzt und die protestantischen Fürsten noch nicht die despotischen Uebergriffe des Hauses Habsburg vergessen hatten. Aber der Westphälische Frieden war unter Hinweisung auf eine allgemeine Religionsvergleichung geschlossen worden und allmählig traten die theologischen Streitigkeiten in den Hintergrund. Geistvolle patriotische Staatsmänner, wie Johann Philipp von Mainz und dessen Minister Boineburg, Katholiken mit freisinnigeren kirchlich-constitutionellen Gesinnungen, Syncretisten, wie Georg Calixtus, welche die Uebereinstimmung wesentlicher Glaubenslehren in allen Confessionen ins Auge fassten, irenische, kosmopolitische, sanftere Charaktere, wie Hugo Grotius und Leibniz, welche ihrem Zeitalter voraneilten und von der Wiedervereinigung der Kirchen einen allgemeineren Fortschritt der europäischen Civilisation erwarteten, begegneten sich in dem Gedanken, dass es jetzt an der Zeit sei, die, wie man glaubte, durch den westphälischen Frieden gewonnene *bürgerliche* und *politische Union* (unio civilis et politica) über die Grenzen blosser Religionsduldung hinaus zu erweitern. Man übersprang dabei den noch immer nicht geheilten Riss zwischen den Lutheranern und Reformirten, welche sich in der That weder einer vollkommenen bürgerlichen, noch einer kirchlichen, noch einer dogmatischen Union erfreuten *). Man schwankte noch zwischen den Begriffen einer *conservativen Union*, wobei jede Kirche der anderen ihr Eigenthümliches in Lehrsätzen und Meinungen lassen sollte, und einer *temperativen* Union, welche durch wechselseitiges Nachgeben eine

---

[*] Vergl. überhaupt die vortreffliche Abhandlung über die Unionsversuche seit der Reformation bis jezt. In der von Cotta herausgegebenen deutschen Viertelsjahrschrift 1846. Januar bis Juni.

---

*) Diese Unterscheidung stellte Leibniz als Gradation nicht für die allgemeine, sondern für die protestantische Union auf, welche er nach dem schlechten Erfolg des grossen Projects für Preussen und Hannover verhandelte.

Annäherung und einen Mittelweg erzielen sollte. Beide Vorstellungen waren besonders den syncretistischen Protestanten eigen, während die strengen Katholiken sich offenbar der Hoffnung hingaben, dass jede Nachgiebigkeit ihrer Gegner allmählig ihnen das Terrain entziehen und sie zu einer *absorpfiren Union* führen würde. Ueberall vermied man noch eine scharfe Unterscheidung der beiden grossen in ihrem Wesen unvereinbaren Principien der Autorität auf der einen, der Denkfreiheit und Schriftforschung auf der andern Seite [*]. Denn es kam vorerst nur darauf an, *die allgemeine kirchliche Gemeinschaft wiederherzustellen* und das Schisma aufzuheben. Hierzu schienen den aufgeklärtesten und friedfertigsten Katholiken drei Mittel am geschicktesten: 1) wenn man den Protestanten etliche Punkte des Ritus und der Disciplin, Abendmahl in beiderlei Gestalt, Heirath der Geistlichen, deutsche Sprache im Gottesdienst u. s. w. zugestünde; 2) wenn man ihnen, nach Bossuets Beispiel, durch eine milde Erklärung der Dogmen, wo nicht die Ueberzeugung, dass sie wahr, doch dass sie nicht verdammenswürdig seien, einflösste; 3) wenn man in der römischen Praxis einige Anstössigkeiten und Missbräuche (quelques scandales et abuses de practique), welche die Kirche selbst nicht billige, aufhebe. Und sobald die kirchliche Hierarchie, die Dependenz vom Pabste von den Gegnern anerkannt sei, könne jeder Theil unter Beibehaltung seines

---

[*] Leibniz selbst nimmt drei Hauptprinzipien an: die Autorität der Kirche, die entscheidende Norm der heiligen Schrift und die Vernunftansicht, worin er die drei Elemente des Katholicismus, des evangelischen Protestantismus und des Socinianismus (Rationalismus) in den kirchlichen Dingen erkennt.

Ritus bei dem andern communiciren, und das Uebrige einem künftigen Concilium überlassen. So urtheilte anfangs selbst Landgraf Ernst, der stets auf Erweiterung der bürgerlichen und politischen Union drang, und der erst allmählig zu der Ueberzeugung gelangte, dass eine innere temperative Union, wie sie nachher von dem Bischof von Thina vorgeschlagen wurde, nur einen unseligen »Mischmasch« erzeugen würde. Die nachgiebigsten Protestanten aus der Schule des Calixtus aber hatten schon zugegeben, dass eine Vereinigung über die fundamentalen Glaubenssätze möglich sei, und dass man unter Einräumung der reformirten Gebräuche, unter Vorbehalt eines öcumenischen Conciliums die Hierarchie eines obersten Bischofs nach menschlichem Rechte anerkennen könne. Alles schien nur von der Suspension des Tridentiner Conciliums, von der Prüfung und Vergleichung desselben mit dem Augsburger Glaubensbekenntniss (wozu man zwölf altkatholische und zwölf reformirt-katholische Theologen vorschlagen wollte), von der Norm der heiligen Schrift und der ersten fünf Jahrhunderte und von der Constitution einer allgemeinen Kirchenversammlung abzuhangen.

Keine Zeit war zu solchen Unionsprojecten günstiger, als die lange Regierungsperiode Leopolds I. (1687—1705) und das Pontificat Innocentius XI. (1676—1689). Denn Leopold, von Natur milde und rechtlich und durch die Erfahrungen seiner Vorfahren belehrt, wünschte durch die Aufhebung des Schisma nach dem Rathschlag Eugens das Kaiserthum und seine Erbreiche zu stärken, durch Beschwichtigung und Katholisirung seiner protestantischen Unterthanen in Ungarn und Siebenbürgen sich in den Stand zu setzen sowohl den Türken als den Franzosen die Spitze zu bieten. Innocentius XI. (Odescalchi aus Mailand) der beste Pabst seit Mar cellus II. und Hadrian VI. hatte gleich im Anfang seiner Regierung eine Bahn der Reform eingeschlagen. Unbestechlich, uneigennützig, und der Eitelkeit fremd, streng für sich und billig gegen andere, verehrt von den Römern, gehasst von den Jesuiten, hatte er sich zuerst dem Nepotismus und der Käuflichkeit der Aemter widersetzt, und eine Prüfungs-Commission für die bischöflichen Stellen niedergesetzt. Er verbot die Asyle und unterstützte die Armen; er beschränkte die Immunitäten des Clerus, und lies ihn zum Türkenkrieg beisteuern. In seinem Verbot des Ablasskrams und der Feier der unbefleckten Conception der heiligen Jungfrau, in seinem Gebot, nicht Fabeln, sondern Christum den Gekreuzigten zu predigen. In seiner Verwerfung der anstössigen Klugheitsmoral der Jesuiten, selbst in seiner Vorliebe für die Jansenisten erschien er als ein Wiederhersteller des Evangeliums. Er war keinFreund übereilter Gegenreformationen, wie sein Benehmen gegen Jacob II. zeigt. Und bedrängt durch Ludwig XIV., der durch den Regalstreit und durch die Proclamation der gallicanischen Freiheiten seine ganze Autorität bedrohte, erkannte er die Nothwendigkeit, sich an das Haus Habsburg zu schliessen und eine Stütze im deutschen Reiche zu suchen. Unter den deutschen Fürstenthümern erschien das Haus Hannover als der beste Anhaltspunkt. Johann Friedrich (1665 — 1679) war katholisch, und dessen Nachfolger Ernst August (1679 — 1698), der Gemahl der freisinnigen Sophie, welcher im Geiste des Calixtus eine für freiere Auffassung der Religionsangelegenheiten und für das Project der Union höchst günstige Gesinnung entwickelte, und des Kaisers zu dem grossen Ziele seines politischen Ehrgeizes der neunten Kurwürde bedurfte, fand ans einem Hofe und auf der Universität Helmstädt Stützen der Gelehrsamkeit und der irenischen Theologie.

Ihnen zur Seite standen der Abt von Lokkum, Gerhard Molanus*), ein Schüler des Calixtus und Vertrauter Leibnizens, ein einsichtsvoller und friedliebender Gottesgelehrter, dem selbst Bossuet eine aufrichtige Verehrung bezeugt**); und Leibniz selbst.

Leibniz, der stets allgemeine ideale, kosmopolitische Zwecke verfolgt hatte, der mit den ausgezeichnetsten Gelehrten und Staatsmännern aller Nationen in Verkehr stand, der mit seinem politischen Scharfblick eine tiefe Kenntniss der Bedürfnisse der allgemeinen Kirche, der Uebergriffe der Partheien verband, besass alle Eigenschaften um ein solches Unionsproject zu prüfen, und falls es nützlich und ausführbar erschien, beiden Theilen zu empfehlen. Durch die Kenntniss der Geschichte und der Welt und durch eigene Erfahrung zur Vorsicht und zur Schonung der herrschenden Vorurtheile geneigt, übte er stets die grosse dialectische Kunst, das Wesentliche und Wahre der verschiedenen Meinungen und Lehrsätze hervorzuheben, und aus dem System der von ihm selbst gefundenen Wahrheiten zu ergänzen. Gewohnt jeden auf dem Wege, auf welchem er ihn fand bis zu einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt, seine Gegner selbst bis zur äussersten Gränze der Wahrheit zu führen, um sie alsdann durch die Festigkeit zu überraschen, womit er seine esoterische Lehre und die Rechte der Vernunft zu behaupten wusste; seine Methode, selbst unbegreiflichen Dogmen, deren Beglaubigung er den Theologen überliess, und deren Werth er im Vergleich zu der Moral und zu der Praxis nicht zu hoch anschlug, durch den Erweis metaphysischer Möglichkeit das Gewand der Philosophie zu leihen; seine grosse Kenntniss der Kirchengeschichte und der Controversen befähigten ihn zugleich zu der Rolle des Vermittlers und des Beurtheilers. Es schien ihm der Mühe werth und nützlich, die Grundlinien, die Theorie einer solchen allgemeinen Union aufzustellen, auf welcher, wenn sie zanksüchtigen Schultheologen aus den Händen gespielt werden könnte, künftige Generationen fortbauen könnten [*]. Seine Absicht war nicht das grosse Prinzip der Denkfreiheit aufzugeben und mit seinen Glaubensgenossen in ein noch nicht gereinigtes Gebäude einzuziehen. Aber als Staatsmann berechnete er die Vortheile einer solchen Verhandlung zur Erweiterung der Grundsätze bürgerlicher Toleranz, zu dem Frieden Europa's, zur ungestörten Cultur der Wissenschaften. Er hielt die Gelegenheit für günstig, wo der Pabst sich erinnerte, ein *allgemeiner Vater* nicht ein *Römer* zu sein; und wohlbekannt mit dem Einfluss Frankreichs auf die allgemeinen Angelegenheiten setzte er sich frühzeitig mit denjenigen französischen Gelehrten in Verbindung, welche damals den Ton angaben und wie Bossuet den Kampf gegen Ultramontanismus begonnen hatten. Durch Frankreich hoffte er im Fall der Noth eine Vermittlung zwischen Deutschland und Italien zu finden.

---

*) Van der Muelen aus den Niederlanden, früher Professor zu Rinteln; vergl. über ihn, Strieder Hess. Gelehrtengesch. IX. 103—144, wo sich auch das merkwürdige Testament und Glaubensbekenntniss dieses grossen Theologen findet, dessen katholische Neigungen zuerst durch die Hugenottenverfolgung in Frankreich einen harten Stoss erlitten.

**) Un homme dont le savoir, la candeur, et la moderation le rendaient un des plus capables, que je connoisse pour avancer ce beau dessein. Dutens I. 632.

Als Unterhändler des Kaisers trat schon im Jahre 1675 Christoph Roxas (auch Roccas genannt) de Spinola auf, ein spanischer Franciscaner, der in seinen jüngeren Jahren die Theologie in Spanien gelehrt, dann als Gesandter Philipps IV. und Beichtvater dessen an Leopold vermählten Tochter in den kaiserlichen Dienst getreten war; ein Liebling des Kaisers, welcher ihm zuerst (1668) durch den Pabst das Titular-Bisthum zu Thina in Croatien verschaffte, und nachher (1686) das Bisthum Wienerisch-Neustadt ertheilte. Spinola, welcher von Innocentius XI. ein besonderes Empfehlungsschreiben an Johann Friedrich mitbrachte *), entsprach nicht ganz Leibnizens Erwartungen (wie dieser vertraulich an Seckendorf, den unübertrefflichen Geschichtschreiber der deutschen Reformation, schrieb **); er war kein gründlicher Theolog, aber der deutschen Sprache mächtig, friedliebend, gewandt, klug, verständig, höflich, bescheiden und der Belehrung offen; kein Organ des allgemeinen kirchlichen Geistes, wie Bossuet, aber von der Wichtigkeit seiner Sendung und eines allgemeinen Kirchenfriedens só sehr durchdrungen, dass er zwanzig Jahre hindurch, wiewohl von beiden Seiten oft verkannt, mit redlichem Eifer diesen Unionsplan verfolgte ***).

---

[*] Vergl. die unten folgenden Briefe, besonders Nr. XIII., wo Leibniz (wie auch zuletzt noch 1698) seine Besorgniss über die Unbilligkeit oder Partheilichkeit der Theologen ausspricht.

---

*) Siehe Augustin Theiner in seiner Schrift: Versuche des heiligen Stuhls, die durch Ketzerei und Schisma von ihm getrennten Völker des Nordens wieder mit ihm zu vereinigen, Nro. 78.

**) Vergl. die unten folgenden Briefe, besonders Nro. XVI an L. Ernst, dessen Abneigung gegen den Unionsplan Leibniz durch ein Verzeichniss der guten Eigenschaften Spinola's zu mildern suchte.

***) Vergl. ausser Guhrauer und den kirchenhistorischen Werken von Schrökh, Henke und Schlegel die oben angeführte Vierteljahrsschrift, und Oswald Gottlob *Schmidt:* Pericula conjungendarum ecclesiarum, quae Augustanam et Tridentinam confessionem sequuntur, a Leibnitio facta (Grimma 1844).

Nach einigen Besuchen anderer deutschen Fürsten, besonders Carl Ludwigs von der Pfalz, begab sich Spinola zuerst an den Hof Johann Friedrichs (1679). Er fusste auf dem Versprechen der Reformationsfürsten vom Jahre 1530, sich dem Urtheil eines von Carl V. versprochenen allgemeinen Conciliums zu unterwerfen; die Verpflichtung dieser Appellation, wenn gleich von beiden Seiten versäumt, bestehe noch fort; sie wieder aufzunehmen, habe der Kaiser ihn bevollmächtigt. Er hoffte es durch den Kaiser vom Pabste durchzusetzen, dass das Tridentiner Concilium einstweilen (interim) suspendirt, die Protestanten, sobald sie ihren guten Willen und kindlichen Gehorsam gegen das Oberhaupt der katholischen Kircho (Chef ministeriel de l'eglise) zeigten, nicht als Ketzer oder Schismatiker, sondern als äussere Mitglieder der allgemeinen Kirche, als Mitstimmende und Mitrichter des neuen Conciliums angenommen würden. Er verlangte zwar eine vorläufige Uebereinkunft (concordia circa sacra), damit die Protestanten in Deutschland und in den kaiserlichen Erblanden sich bis zum allgemeinen Concilium mit der heiligen Kirche aussöhnen könnten, gab aber gleich Anfangs zu, dass dieselben bis dahin weder zu einer Abschaffung der zu Trient verworfenen Lehren noch zu einer Aenderung ihrer Gebräuche und Disciplin verpflichtet sein sollten *).

---

*) Diese Grundlinien der ersten vorläufigen Unterhandlung (Schlegel 299. 300) hat L. Ernst in einem Aufsatz vom Jahre 1687 angegeben, welcher ohngeachtet seines sonstigen Widerwillens gegen das Unionsproject den Titel führt: De toutes les methodes qu'on a proposées pour lever le grand schisme d'Occident celle de l'Evesque de Thina, maintenant de Neustadt paroit la plus raisonnable. Er setzt hinzu, Spinola habe die berühmtesten katholischen Doctores befragt, ob der Pabst als

Während sich Leibniz an Bossuet wandte und von diesem die Versicherung erhielt, dass auch Ludwig XIV. die Union begünstigen werde, während er dem berühmten französischen Gottesgelehrten Huet schrieb, die jetzige Gelegenheit zu einer für beide Theile annehmlichen Einigung, einmal versäumt, werde vielleicht erst nach Jahrhunderten wiederkommen, erhoben sich unerwartete Hindernisse: der Tod Johann Friedrichs (1679), neue Religions-Unruhen in Ungarn und der Bruch des Pabstes mit dem Könige von Frankreich. Fast bei allen deutschen Höfen zeigte sich Misstrauen und Abneigung zu einer solchen Unionshandlung.*) Spener, einer der angesehnsten protestantischen Theologen, den Spinola persönlich besucht hatte, erklärte gerade zu, dass so lange die römische Kirche die Oberherrschaft nach göttlichem Rechte begehre, keine Union möglich sei, dass der Widerstreit der beiden Principien, die Gefahr der Ueberlistung zu gross sei, um vor einer förmlichen Suspension des Tridentiner Conciliums sich in Unterhandlung einzulassen. Und Landgraf Ernst, der aufrichtig genug war, zu erklären, die römische Kirche werde in wesentlichen Dingen nimmermehr nachgeben, schrieb an Leibniz, das Misstrauen der Lutheraner

---

Administrator tempore interconciliari die Protestanten unter der Bedingung des Esprit de soumission aufnehmen könne in die äussere Communion der Kirche, und sie hätten die Frage bejaht nach dem Beispiel des Paulus und Timotheus und des Verfahrens gegen die Griechen zur Zeit des Conciliums zu Florenz.

*) Ueber das Misstrauen und den Widerspruch deutscher Fürsten und Universitäten in den Jahren 1683. 1684. vergl. Schlegel a. a. O. 303—306. Landgraf Carl zu Hessen wünschte erst die Lutheraner mit den Reformirten besser unirt zu sehen, ohngeachtet der Vereinigung der Lutheraner und Reformirten auf dem Colloquium zu Cassel im Jahre 1661.

sei wohl nicht ungegründet, ihm selbst scheine die ganze Unionshandlung eine den Protestanten gelegte Falle zu sein, um sie erst noch mehr zu veruneinigen und alsdann wohlfeileren Kaufes zu unterwerfen (1684).*) Aber Spinola, der vom Kaiser an Ernst August empfohlen nach Hannover zurückkehrte (1683), fand hier abermals eine zuvorkommende Aufnahme. Er kam mit Molanus und anderen Hoftheologen über einige Praeliminarpunkte überein. Der Papst sollte den Protestanten gegenüber die Haupthindernisse der Union hinwegräumen, das Abendmahl in beiderlei Gestalten, die Abschaffung der Privatmesse, die Lehre von der Rechtfertigung gestatten**), die Kirchengüter durch eine feierliche Concession abtreten, den protestantischen Fürsten die von dem geistlichen Amte zu trennenden bischöflichen Rechte dem westphälischen Frieden gemäss überlassen, und die Genehmigung dieses Kirchenfriedens bei allen Reichsständen erwirken. Die Protestanten dagegen, deren Prediger nach römischen Ritual oder Kraft einer Vollmacht des Pabstes ordinirt und ihrem Range nach den Bischöfen und Presbyteris der römischen Kirche zum Behuf des Conciliums gleichgestellt auch zu keinem Cölibat gedrungen werden würden, sollten das Primat des römischen Bischofs als ersten christlichen Patriarchen nicht nur der Ordnung sondern auch gewissermassen (quodammodo) der Jurisdiction nach anerkennen. Jede gegenseitige Verketzerung und Verdammung über streitige Lehrpunkte sollte aufhören; die Entscheidung derselben aber, unter Suspension des Tridentiner Conciliums, der Stimmenmehrheit in einem vom Pabste zu berufenden, vom Kaiser anzusagenden öcumenischen Concilium überlassen werden, nach der Norm der heiligen Schrift und der ersten fünf Jahrhunderte.*) Molanus, der in den Augsburgischen und Tridentinischen Bestimmungen ein gemeinsames Fundament des Glaubens anerkannte, der eine *ecclesia catholica apostolica et reformata* beabsichtigte, theilte alle in einem vorherigen Convent zu discutirende Streitpunkte in drei Classen: in solche, bei denen ein Missverstand angenommen werde, wie bei der Frage von der Anzahl der Sacramente; in solche, wobei jeder Theil bei seiner Bejahung oder Verneinung geduldet werden könnte, wie bei den guten Werken, bei der Bitte für Verstorbene und bei der Lehre von der unbefleckten Jungfrau, und in solche, welche zwar von hoher Wichtigkeit aber annoch einem unauflöslichen Dissens unterworfen seien, wie die Transsubstantiation, das Venerabile, die Hostienprocession, die Anrufung der Heiligen, der Bilderdienst, die Verehrung der Reliquien, das Fegfeuer, die Ohrenbeichte, das Mönchsleben, die Tradition, die Norm der kanonischen

---

*) Siehe unten unter Hinweisung auf Böhmer des Landgrafen Ernst Brief vom $^{1}/_{11}$. Nov. 1684. Man vergleiche auch die ursprünglich von Bayle herrührenden fünfzehn Zweifel an der Aufrichtigkeit und Ausführbarkeit des Spinola'schen Projects, welche Weismann in der Historia Sacra II. 457. 458. aufgestellt hat, worin unter andern darauf aufmerksam gemacht wird, dass der Pabst in dem Infallibilitätsstreit mit Frankreich begriffen, unmöglich einen solchen Pact mit den deutschen Protestanten eingehen könne. Die Behauptung jedoch, dass die französischen Jesuiten ihre Hände in diesem Spiel hatten, und dass dies aus ihrer Correspondenz mit Landgraf Ernst hervorgehe, lässt sich nicht erweisen.

**) Nach Leibnizens Brief an Seckendorf (Schlegel 306), sollten die Protestanten sententiam suam de satisfactione operum per meritum Christi fide applicatum beibehalten.

---

*) Diese letzte Bestimmung gehört zu den späteren Zusätzen des Molanus welche also der Pabst noch nicht zu genehmigen hatte. Vergl. überhaupt Schmidt a. a. O. 12. — 18. und das Testament des Molanus bei Strieder.

Bücher, die Bibel in der Landessprache, das Primat des Pabstes nach göttlichem Rechte. Spinola erhielt auch in Rom eine vorläufige Billigung und Aufmunterung des Pabstes, mehrerer Cardinäle und des Jesuitengenerals *); aber gerade um diese Zeit (1684) gerieth Leibniz selbst in einen Conflict mit seinem Landesherrn. Der Herzog, der mit einer äussern Union zufrieden auf die Autorität einer reformirten katholischen Kirche seine Hoffnung setzte, verwarf jede vorläufige Discussion der Controversen als gefährlich. Leibniz aber, der schon dem Abt von Loccum Vorsicht empfohlen hatte, dem der Widerspruch und das Misstrauen so vieler deutscher Theologen bedenklich schien, war der Meinung, dass erst eine bessere Uebereinstimmung über die Glaubenslehren erzielt werden müsse.

Zu diesem Behuf entwarf er nicht in seinem Namen, sondern unter dem Schein eines römischen Katholiken, nach dem Beispiel Bossuets eine philosophische Erklärung der schwierigsten Glaubenslehren des positiven Christenthums, der Trinität, der Transsubstantiation u. s. w., worin er zeigen wollte, dass selbst die streng-katholischen Dogmen zwar Geheimnisse aber keine Widersprüche enthaltend, zur Beförderung der Andacht angewandt werden könnten. Dieser nicht vollendete Entwurf, in welchem Leibniz in der Sprache der Monadologie mit der rüh-

---

*) Dies schreibt nicht nur Leibniz dem Landgrafen Ernst, sondern dieser selbst 1687. J'ai oui dire que la Cour de Rome autrement si delicate en ces matières ne trouve pas l'affaire méprisable ny mal conduite. Er setzt aber hinzu, dass die Priesterehe und die Ordination der protestantischen Geistlichen schon zwei unübersteigliche Schwierigkeiten darböten, man wolle denn die Auflösung derselben einem künftigen Concilium überlassen.

rendsten und naivsten Selbstverläugnung den sich unirenden Geistlichen den Weg bahnen wollte*), ist das fälschlich sogenannte *Systema theologicum*, welches erst in neuester Zeit entdeckt und ohne nähere Untersuchung verbreitet, die römischen Katholiken zu einem unzeitigen Triumph verleitet hat**). Ernst August verwarf auch diesen Entwurf. Und während die Unionsverhandlung nun fast ganz auf das Gebiet der Politik gezogen, und durch die Kriegsunruhe in Deutschland, die Invasionen Ludwigs XIV. und den Tod des trefflichen Papstes Inocentius XI. neuen Schwierigkeiten ausgesetzt wurde, trat ein Wendepunkt nicht in den Meinungen, sondern in der Stellung Leibnizens zu den Katholiken überhaupt und zu Bossuet, dem Repräsentanten der gallicanischen Kirche, ein Auffallend ist es nämlich zuerst, wie Leibniz nach den grossen Zugeständnissen, welche seine Briefe an Landgraf Ernst enthalten, in dem Grade, als die Zudringlichkeit dieses eifrigen Convertiten sich vermehrt, sich allmählig auf allgemeine politische und religiöse Gegenstände zurückzieht, so dass der Landgraf, der ihn sogar nebst Seckendorf und Ludolff in seinem *Trifolium Lutheranum* persiflirte *), zuletzt verzweiflungsvoll äusserte, Leibniz werde noch wie Hugo Grotius dermaleinst sine luce et cruce sterben. Auch versäumt er von nun an keine Gelegenheit, den Landgrafen auf die Verschiedenheit der beiden Hauptprinzipien und auf das grosse Hinderniss der noch immerfort anstössigen römischen Kirchenpraxis aufmerksam zu machen. Er thut dies selbst in einem Briefe, wo er ihm die endlich im Jahre 1691 vom Kaiser für den Bischof von Neustadt ausgefertigte Vollmacht meldet. **) Aber mit noch entschiedenerer Festigkeit trat er einem grösseren Controversisten, Bossuet, entgegen. Spinola nunmehr in sein Bissthum

---

*) Schleiermacher academische Reden. Berlin 1835. B. III (Rede von 1815).

**) Vergl. ausser Guhrauer (Deutsche Schriften II. Nachtrag) und Schmidt die früheren Schriften: von *Krug* (Apologie eines grossen Philosophen. Leipzig 1826), von *Schulze* (über die Entdeckung, dass Leibniz ein Katholik gewesen, 1827), von *Böckh* in Raumers historischem Taschenbuch 1844, und besonders von *Pertz*, über Leibnizens kirchliches Glaubensbekenntniss in Adolf Schmidt's Allg. Zeitschrift für Geschichte. Juli 1846. Herausgegeben ward das Systema theologicum von Emery, 1819, und von La Croix noch 1846. Siehe die Recension von Grotefend in den Götting. Anzeigen Nr. 72. 1846, worin uns folgendes für Leibnizens wahre Ueberzeugung sprechendes Sinngedicht desselben mitgetheilt wird:

> Augustana prius, sacra mox Romana capessit
> Ister, et extremis fit Saracenis aquis.
> Longum iter haud semper meliorem reddit euntem.
> Tecum habita, et sapiens sic potes esse domi.

---

*) Vergl. Schlegel Kirchengeschichte von Nord-Deutschland. III. 319.

**) Wir setzen den Auszug dies Briefes vorläufig hieher (1691. 2. 12. Sept.): Le Reste de Controverses ne merite pas qu'on en parle. Mais la plus grande contestation entre les Catholiques et les Protestans est sur des points de *practique*. Neanmoins il est seur, que quelque grande que soit en cela la difficulté, la communion se pourroit retablir encore ici suivant les projets de Mr. l'Evêque de Neustadt, *sauf les principes de deux partis*, ce qui me paroist incontestable et a été reconnu par des habiles Theologiens de l'un et de l'autre parti. Mais je ne crois pas pourtant que nous en verrons l'execution, à cause des passions regnantes de part et d'autre. La posterité en pourra profiter. V. A. aura veu le pouvoir que l'Empereur a donné à cet Evêque pour traiter avec les Protestans de terres hereditaires sur le pied des projets d'Hannovre, car on nous en a envoyé une copie de Ratisbonne. — Der Kaiser bevollmächtigte den Bischof zunächst für seine Erbländer die »difformitas quoad substantiales fidei controversias« aufzuheben, und das gegenseitige Misstrauen zu mindern, da der Streit grösstentheils auf Missverstand, Unverstand und Mangel an Liebe beruhe.

Neustadt zurückgezogen, beschränkte seine Thätigkeit auf die Beschwichtigung der Protestanten in Ungarn *); und Leibniz wurde von Ernst August und dessen Gemahlin Sophia beauftragt, die Unionsverhandlung nach der von Spinola und Molanus gegebenen Grundlage mit dem Bischof von Meaux fortzusetzen. Als Vermittlerinnen dieses Verkehrs traten zwei eifrige Papistinnen, Sophiens geistreiche Schwester, Louise Hollandine, Aebtissin von Maubuisson und deren Gehülfin, Madame de Brinon, auf. Sie benutzten eine damals berühmte durch den Reiz des Stils bestechende Schrift des französischen Geschichtschreibers Pelisson (Reflexions sur les differens de la Religion) worin die Infallibilität der katholischen Kirche als das einzige Band aller Gläubigen, als das beste Schutzmittel gegen Indifferentismus dargestellt wurde, um durch die Conversion des hannovrischen Hofes und dessen Wortführers nicht sowohl einer Union als einer Submission die Bahn zu öffnen. Leibniz aber wechselte gerade damals mit Pelisson seine bald nachher veröffentlichten Briefe (de la tolerance et des differens de la Religion), worin er die unbeschränkte Autorität der Kirche, die göttliche Bevollmächtigung derselben einen absoluten Gehorsam zu verlangen läugnet, und sie für eine Republik erklärt **), worin er bei der Ueberzeugung, dass es keinen geoffenbarten Artikel gebe, welcher schlechthin nothwendig sei, noch einen Schritt weiter geht und zuletzt den Satz aufstellt, dass man in allen

---

*) Er starb 1695, worauf der Kaiser dessen Nachfolger in Neustadt, einen Grafen von Buchheim, wiewohl vergebens mit der Fortsetzung des Unionswerks beauftragte.

**) Worin bei allgemeiner Gültigkeit und Anerkennung des wesentlichen Inhalts der Religion die Form der Kirche einer jeden Gemeinde überlassen wird.

Religionen selig werden könne, wenn man nur die wahre Liebe zu Gott und diejenige Reue besitze, welche aus dieser Liebe fliesse.

Dies war das Vorspiel des ernsten Kampfes, welchen Leibniz mit Bossuet über die Wege zur Kirchenvereinigung führte und der endlich die künstlich verdeckten Widersprüche an die Oberfläche trieb.

Der stolze, aber consequente französische Prälat, der zu einer Zeit, wo die tiefste Unsittlichkeit am Hofe Ludwigs XIV. unter der Maske der Frömmigkeit herrschte, eine überstrenge Ascetik an den Tag legte *), rechtfertigte die Voraussagung des Landgrafen Ernst. Bossuet verwarf zuerst die bisherige, auch von Leibniz widerrathene Methode, statt der Prüfung der streitigen Punkte mit einer Vereinigung anzufangen. Ungereimt sei es, mit demselben Pabst über den Glauben zu streiten, welchen man als geistlichen Richter anerkenne; unmöglich, diejenigen zur Communion zuzulassen, welche auf einem andern Boden des Bekenntnisses stünden. Gleichgültige Artikel der Disciplin könne zwar die Kirche nach Zeit und Gelegenheit nachgeben, Gewohnheiten und Gebräuche der Protestanten schonen, selbst das Abendmahl unter beiderlei Gestalt ihnen gestatten, hierüber mit ihnen verhandlen: aber das Tridentiner Concilium könne nicht suspendirt werden. Er wolle zwar auf den Titel und die formelle Autorität desselben Conciliums verzichten, er glaube selbst, dass man den Protestanten die Schmach einer Retractation (vermöge einer blossen Declaration) ersparen könne, wenn sie nur den Glaubensinhalt jener Kirchenversammlung annähmen. Aber es gebe keine Capitulation über Glaubensartikel, nie werde die infallibile Kirche unter dem Vorwand der Reunion etwas thun, was die Grundfeste ihrer *Einheit* zerstöre *). Vergebens bot Leibnis seine ganze philosophische und diplomatische Gewandtheit auf, um seinen Gegner aus diesem dogmatischen Cirkel herauszuführen; vergebens zeigte er ihm mit einem bewunderswürdigen Aufwand von Gelehrsamkeit und Scharfsinn, welcher grosse Meinungskampf über die wichtigsten Glaubensartikel, über die Transsubstantiation, über das Messopfer, die Fürbitte der Heiligen und die für die Verstorbenen, über den unter Carl dem Grossen noch bestandenem Abscheu gegen den orientalischen Bilderdienst, über die Oberhoheit des Pabstes nach göttlichem Rechte, in den früheren Jahrhunderten in der katholischen Kirche Statt gefunden; vergebens stellte er ihm die formellen und materiellen Gebrechen des selbst von der gallicanischen Kirche bestrittenen Tridentiner Conciliums vor, welches unter andern sich angemasst hatte, die apokryphischen Bücher in den Kanon der

---

*) Als im Jahre 1694 ein heftiger Krieg zwischen den Theologen und den Schauspielern ausgebrochen war, welche man nicht zu den Sacramenten zuliess, und Bossuet seine berühmte Schrift gegen das Theater und gegen jede heitere unbefangene Weltlichkeit herausgab, schrieb Leibniz folgendes Epigramm:

Aux Docteurs Anticomediens:
Sevères Directeurs des hommes,
Savez vous qu'au siecle où nous sommes,
Un Molière édifie autant, que Vos leçons?
Le vice bien raillé n'est pas sans penitence,
Il faut pour reformer la France,
La comédie ou les Dragons!

---

*) L'eglise ne fera point une chose sous pretexte de reunion, qui renverserait les fondemens de *l'Unité*. L'eglise ne se relachera jamais d'accorder un point de la doctrine defini. Vergl. Leibn. Opera von Dutens Tom. I. 507—678.

heiligen Schrift aufzunehmen und desshalb ein Anathema gegen die Protestanten zu schleudern. Leibniz, der zuletzt in sichtbarer Verstimmung von Bossuet schied, der die Aufhebung des Tridentiner Conciliums für die unerlässliche Bedingung der Union erklärte *), sah sich genöthigt als Protestant aufzutreten. »Nichts dient mehr zur Rechtfertigung der *Reformation*, so schreibt er 1692 an Bossuet, als die Stimmen so vieler guten katholischen Schriftsteller, welche die Gesinnungen billigen, die die Protestanten ins Leben gerufen haben, zu einer Zeit, wo die Kirche erstickt war unter den Dornen einer Unendlichkeit von Kleinigkeiten, welche die Gemüther der Gläubigen von der christlichen Tugend und von der *wahren Theologie* abwendeten. Erasmus und so viele Andere erkannten die Nothwendigkeit an, die Menschen zu der heilbringenden Lehre des Apostels Paulus zurückzuführen; nicht die Materie, sondern die Form war es, welche ihnen an Luthern missfiel. Und heute, da die gute Lehre von der Rechtfertigung in der römischen Kirche hergestellt ist, wollte das Unglück, dass andere Missbräuche zugenommen haben, und dass das Volk durch die Confraternitäten und priesterliche Practiken von jener *Anbetung im Geiste und in der Wahrheit* abwendig gemacht wird, welche das Wesen der Religion ausmacht. Die Protestanten wären sehr übel berathen, wenn sie sich hierüber verblenden liessen. Das ist es gerade, was sie aufmuntern muss, auf die Fortsetzung der Reformation, der Früchte gemeinschaftlicher Arbeiten wohlgesinnter Personen zu dringen.«

---

*) Si Concilium Tridentinum seponeretur, facilior foret schismatis sublatio, sed hoc stante *nisi per vim* non obtinebitur. Brief an Joh. Fabricius, Professor zu Helmstädt. Dutens Tom. V. 299. (1712.) In einen Brief an Ludolfi wird die an-dere sich von selbst verstehende Hauptbedingung verzeichnet: De Pontificiis arbitror non posse cum ipsis conveniri nisi quaedam ipsorum decreta mitigentur seponantur que in *theoria*, multique abusus inoliti rejiciantur in *praxi*. Dutens VI. p. 139. Vergl. auch die in demselben Band enthaltenen Briefe an Burnet und Madame Brinon.

Leibniz hatte die Unionsfrage auf dem dreifachen Boden der Theologie, der Wissenschaft und der Politik durchzuführen gesucht. Es bedurfte vieler fehlgeschlagenen Anstrengungen, bis er sich überzeugte, dass weder Bossuet, noch Ludwig XIV., noch die Päbste*) seine Hoffnungen erfüllen würden. Fremde, besonders politische Motive, Hannovers neue Laufbahn, Anton Ulrichs ehrgeizige Pläne, der Ausbruch des spanischen Erbfolgekriegs stellten die reine Religionsfrage in den Hintergrund. Die grosse Nachgiebigkeit der Helmstädter Theologen hatte das Misstrauen der Zeloten bis zum Abscheu jeder Union gesteigert. Selbst die Versöhnung, welche Leibniz zum Besten Braunschweig-Lüneburgs und Preussens, mit Rücksicht auf die englische Liturgie, unter den Lutheranern und Reformirten stiften wollte, kam um der Dogmen willen nicht zu Stande**). Leibniz, der, wie Luther***), mehr als einmal zu der Betrachtung zurückkehrte, dass wenn die Religionsfrage abermals den weltlichen Gewalthabern zugeschoben würde, die Schuld davon den Dogmatikern und Theologen zugemessen werden müsse, zog sich zuletzt auf die grosse Sache der Humanität und einer gegenseitigen bürgerlichen und kirchlichen Toleranz zurück. Seine letzten schmerzlichen Erklärungen hierüber sind an Ludolphi, den Erforscher Abyssiniens, gerichtet[*]). Er hatte die Ueberzeugung gewonnen, dass die von den römischen Katholiken hinterlistig dargebotene, herrisch zurückgezogene Union dasselbe Prinzip der Reformation wieder zerstört haben würde, welches mit dem Bedürfniss der deutschen Nation und mit seiner eigenen Denkungsart so innigst verwebt war.

---

*) Nach Innocentius XI. († 1689) trat der ihm ganz unähnliche Alexander VIII. auf († 1691), dessen besserer Nachfolger Innocentius XII. († 1700) noch einmal die Hoffnungen seines gleichnamigen Vorgängers erweckte. Aber schon Clemens XI. (1700—1721) schritt auf der absolutistischen Bahn wieder fort. Er verlangte unbedingte Unterwerfung.

**) Wie unwesentlich ihm dieser Dogmenstreit schien, vertraut er seinem Freunde Ludolphi: De Reformatis quidem semper judicavi, vix digna lite esse, quae agitantur, nedum scissione, neque mentem ea de re meam unquam dissimulavi. 1697. Dutens VI. 139.

***) »Alle christliche Dinge sind bei denen untergegangen, welche sie sollten gehalten haben.« Luther.

---

[*]) De religionis controversiis componendis et ego multum laboravi, sed statim cognovi, de conciliandis *doctrinis* operam omnem vanam atque frustraneam esse, nec alterutram partem suam sententiam unquam mutaturam; ideoque eos, qui verba tantum utrique parti grata invenire satagunt, plane incassum laborare, seque utrique parti ludibrio exponere. Eam ob causam *inducias* tantum *sacras* excogitare volui, *tolerantium* alii vocant, quas pace Westphalica coeptas ulterius extendere et prosequi statui, ut sepositis injuriis et violentis remediis tranquille invicem ageremus, et viveremus, idque utrique parti proficuum atque utile futurum esset (1697. Dutens VI. 141). Leibnizens Urtheil über die Schultheologen ist in folgenden Worten enthalten. Non tam tolerantiam ecclesiasticam quam civilem spectavi. Id enim nunquam impetrari poterit, ut mutua condemnatio absit. Si enim *doctoribus ecclesiasticis* istam interdicere velis, clamabunt omnes, id nihil esse aliud, quam adversam doctrinam probare. Condemnent quantum velint, sed probrosis vocabulis, contumeliis, injuriis, iniquis imputationibus abstineant! Tales inducias si Angli amplectantur, non quotannis cremabunt Pontificis imaginem, quod magnis sumtibus et ceremoniis facere solent. Persecutiones, inquisitiones, plagas atque poenas omittant, *privatum exercitium concedant*, vagam scribendi libidinem coerceant, et similia. Doctrinas nullatenus attingo, neque etiam controversias. Quapropter semper judicavi, negotium hoc, inducias inter diversorum cultuum sacrorum conficiendi, non esse *Theologorum, sed Politicorum. Illis enim sui mores essent relinquendi!* Quo vero pacto civiliter et aequali jure sine suspicionibus malis cum adversario vivere, et acerbitatibus atque detrectationibus obviam ire possimus, *Principum saecularium* judicio atque arbitrio relinquendum (1698. Dutens VI. 146.).

Es war der Traum einer grossen für Friede und Versöhnung, für eine allgemeine christliche Anstalt glühenden Seele, aus welchem er erwachte. Die Römlinge konnten ihn nicht zu den Ihrigen zählen.*) Landgraf Ernst, der so ungern auf den Triumpf verzichtete, den grossen Weltweisen unter seine Convertiten zu zählen, erlebte zwar die Genugthuung nicht, ihm auf derselben Linie wieder zu begegnen, von der sie beide ausgegangen waren. Wir aber, durch anderthalbhundertjährige Erfahrungen und Illusionen in den Stand gesetzt, die Gedanken desselben zu ergänzen, haben die Verpflichtung, nicht nur ein theologisches, sondern auch ein historisches und ein nationales Princip zu behaupten. —

---

*) Quant on a voulu passer plus avant et me faire accroire que je devois me ranger chez eux, je leur ai bien montré que j'en etois fort eloigné. (An Burnet. Dutens VI. 217.)

Ungedruckter

BRIEFWECHSEL

zwischen

Leibniz und Landgraf Ernst

von Hessen-Rheinfels.

ERSTE ABTHEILUNG.

(1680—1683.)

Briefwechsel

zwischen

Leibniz und Landgraf Ernst von Hessen.

I.

1680. 21. April.

Leibniz an Landgraf Ernst.

Veranlassung dieser Zuschrift: der aufrichtige und discrete Katholik, das Hauptwerk des Landgrafen, dessen werthvoller Inhalt zur Kenntniss und Beleuchtung der katholischen Kirche von Leibniz gepriesen wird.

Monseigneur

J'ay appris de Monsieur Ditfort que V. A. desire qu'on luy renvoye un livre allemand intitulé: le Catholique sincere et discret, qu'Elle avoit donné ou communiqué à feu mon maistre. Sur quoy je la puis asseurer qu'il ne se trouve dans sa Biblio-

---

1) Joh. Friedrich, Herzog von Braunschweig-Lüneburg.

theque que l'abregé de cet ouvrage, qui n'est pas apparemment ce que V. A. demande, puisqu'on le peut avoir partout; je m'imagine donc que ce livre a esté mis parmy quelques uns des plus curieux que feu S. A. gardoit dans son cabinet. Apres tout, Monseigneur, si nous l'avions trouvé, et si je pouvois jamais avoir le bonheur d'estre connu de V. A., peutestre m'en accorderoit Elle l'usage. J'ay veu et leu cet ouvrage deux fois premierement à Mayence chez feu Monsieur le Baron de Boinebourg, dont j'avois l'honneur d'estre intime amy; et encor chez un bon pere Norbertius à Schwalbach. Depuis j'ay faut ce que j'ay peu pour en recouvrer un exemplaire: car pour le dire sans vanité, j'en connois le prix, et je croy qu'il y en ait peu où se trouvent tant de remarques utiles et considerables sur l'etat present de l'Eglise en Europe; car il faut avouer, quand des personnes de la qualité du merite et de l'experience, que celle qu'on reconnoist bien en cet auteur, se mêlent de composer, qu'ils écrivent d'un autre air, que le reste des auteurs. Je ne parle pas de sa sincerité et de sa moderation; car il faudroit estre étrangement preoccupé pour ne les pas reconnoistre; je voudrois m'en pouvoir refraichir les idées pour en parler plus distinctement et plus au long; car j'avois un peu estudié ces matieres de temps passé quoyque d'autres soins et d'autres employs m'en ayent detourné; mais il ne serviroit de rien d'en dire avantage à V. A. qui connoist ces choses mieux que moy, et mieux que bien d'autres. Il me suffit de luy donner à connoistre que je suis avec un profond respect

Monseigneur de Vostre Altesse le tres humble et
tres soumis Serviteur

Geoffroy Guillaume Leibniz,
Conseiller Aulique de S. A. de Bronsvic-Lunebourg.

P. S. Je prends la liberté d'adjouter icy quelques vers de ma façon sur la mort de feu mon maistre *).

II.

1680. 31. Mai. Venedig.

Landgraf Ernst an Leibniz.

Antwort des Landgrafen. Bitterer Tadel seines Gegners des Superintendenten Kuhnäus. Wunsch, dass die katholische Religion in den Staaten des verstorbenen Herzogs Johann Friedrich nicht aussterben möge. Das prächtige Leichenbegängniss desselben; und der ihm von Landgraf Ernst vor mehreren Jahren ertheilte Rathschlag einer zweiten Heirath. Bruchstück eines Briefwechsels des Landgrafen Ernst mit der geistreichen Herzogin Sophie.

---

*) Ueber das in französischer Sprache geschriebene Gedicht, auf den Tod des katholischen Herzogs Joh. Friedrich siehe Guhrauer's Biographie I. 369. Es ist an die geistreiche Freundin unseres Philosophen, Sophie, Gemahlin Ernst Augusts, geb. Prinzessin von der Pfalz, Tochter Friederichs V., Königs von Böhmen, gerichtet, und beginnt mit den Worten:

Princesse dont l'esprit et la grandeur de l'ame
Est un epanchement d'une celeste flamme,
De qui le sang royal et souverain état
N'est pas le plus solid ou le plus grand éclat . . .

Das von Leibniz mitgesandte lateinische Hauptgedicht: Epicedium in obitum Johannis Friderici (leider noch nicht unter Leibnizens Werken abgedruckt) ist dasselbe, von welchem Fontenelle sagt, dass es ein Meisterwerk und eins der schönsten Gedichte der neueren Zeit sei. Es enthält eine Weissagung der künftigen Grösse von Braunschweig-Lüneburg. Vergl. Guhrauer p. 370—372.

Monsieur

Je vous suis bien obligé pour la peine que vous avez prise selon la requeste de Monsieur Ditfort de faire autant et quant à vous une diligente recherche de ce livre du contenu et de l'Autheur, dont vous faites un bien plus judicieux et charitable jugement que n'a pas fait le Docteur André Kuhnaeus, Superintendant Lutherien d'Annaberg en Misnie, qui au moins sçauroit peu passer, me semble, d'y mettre son museau, sur tout de la façon qu'il s'y est pris; vous aurez desja veu ce que sous le nom de mon Secretair et comme par advance on luy a respondu, autrement on le pourroit encores faire voir; mais son intention n'ayant esté que de vouloir faire persuader au monde, que je suis rien moins qu'un veritable et sincere Catholique Romain, ou selon sa façon de parler un Papiste, et que j'ay plustost fait un prejudice irreparable à nostre Religion que non pas aucun advantage; il me semble que par mon tout presentement achevé voyage, où du Pape et de sa Cour j'ay receu touts les accueils, graces, honneurs, faveurs imaginables, c'est assez refuté, et qu'à un petit ou foible esprit comme il me semble que luy est, n'appartient pas de syndicquer les actions et escrits de ceux lesquels bien qu'ils n'ayent sa pedanterie, ont pourtant et neantmoins acquis une toute autre experience. Je vous prie de saluer de ma part Messieurs Molcke et Ditfort; et bien que par la mort de nostre si cher Prince Johann Friederich la lumiere de la Religion Catholique soit maintenant esteinte au pays de Braunschweig et en la basse Saxe, pourtant ce mesme grand Dieu pour lequel aussi bien et auquel est et doit tout estre, sçaura desja son temps de faire plustost des pierres des enfants et croyants que laisser en arriere son oeuvre. Ce n'est pas pourtant au moins, à ce que je sçache, que le jeune duc Friederich Auguste *) (selon les fausses et tres preposteres et fades gazetteries d'Italie,) nous en aye laissé encores quelque esperance, mais à d'autres temps peust germer ce que maintenant n'a pas esté encores meur; et quand le bon et saint Pape me parla du desir de sa conversion et m'exhorta à y contribuer, je luy dis franchement et ce selon mon ingenuité naturelle: St. Père, je ne crois pas que cet aultrement si gentil et vertueux Prince soit encores en l'humeur et estat de s'appliquer en la matiere des controverses et de prendre de telles resolutions par un pur motif sur naturel, là où la raison d'estat et les considerations ne semblent pas encores beaucoup concourrir et que partant on se peinera en vain. Je vous remercie de ces beaux vers, en quels comme vous n'avez manqué de matiere ainsi aussi point d'habilité. On dit que l'enterrement de feu Monsieur le Duc a esté tres somptueux **) et en quoy si mon cousin Monsieur le Duc Ernest Auguste a fait un grand honneur au defunct il n'en a pas moins fait à tous vivants aussi. Car comme dit St. Augustin, telles choses sont plustost pour la satisfaction de vivants que de morts, et il faut que cela aye paru bien curieux, pour ne dire bizarre, que les obseques se sont faites en partie à la Protestante et en partie à la Catholique. Pour ne vous rien dissimuler (car aussi bien je ne suis pas capable de dissimulation,) je vous advoueray franchement et ingenuements bien que contre la politique mondaine, qu'aultant pour le zele de la Religion que je professe que pour le solide bien que je desirois à feu Monsieur, vostre Maistre j'ay taché, il y a maintenant pres de dix neuf années, qu'estant aussi bien, comme il estoit, tout autant, comme on le pourroit estre, asseuré de la succession d'un de ses frères (n'y ayant point d'apparence que son aisné le duc Christian Louis pourroit laisser de la succession), que pourtant il devroit songer à se marier pour pouvoir en tout cas laisser lignée Catholique avant qu'il fust plus vieil et que les forces luy pourroient par apres manquer (et en ce temps là on luy proposoit la veufve du feu Duc de Neubourg, une Comtesse de Fürstenberg, laquelle a espousé par apres en secondes nosces le bon gros Marquis Leopold de Baden à Baden, duquel elle a eu deux fils, dont le cadet est plein de vie et d'esprit) et que pour pouvoir au moins, tant soit peu, vivre honnestement jusques à la mort de son frère aisné, qu'on tacheroit qu'aultant . . . . . par le Pape Alexandre comme par le Roy Tres Chrestien pourroit estre contribué de luy faire prendre cette resolution. Mais il n'y vouloit jamaise ntendre, disant qu'il avoit l'ame ou le coeur par trop hault pour ainsi et de la façon vivre des aides d'aultruy, et à ne pouvoir de luy mesme entretenir une telle dame; tellement que cela n'est point allé en avant pour lors; mais pourtant s'il auroit faist, peustestre que Dieu luy auroit donné lignée masculine de celle là, qu'il n'a sceu avoir de la Palatine; au moins cette ma pensée ne deplût aux autres bien intentionnés pour lors. Enfin ce sont des secrets inscrutables de Dieu, et parceque Madame vostre duchesse m'escrit sur cette matiere »qu'il sembloit que le bon »Dieu avoit esté Lutherien pour cette fois là que non obstant »de tant de sacrifices et de prières des Catholiques pour faire »avoir un fils au defunct duc cela n'a peu estre exaucé et que

---

*) Dieser zweite Sohn des Herzogs Ernst August, Bruders und Nachfolgers Johann Friedrichs, auf welchem, wie man aus diesem Briefe sieht, die Katholiken und selbst der Pabst Innocentius XI. besondere Hoffnungen gründete, fiel am 31. Decbr. 1690 in Siebenbürgen in einem Scharmützel der Kaiserlichen mit den Türken.

**) Guhrauer a. a. O. I. 366. 367.

»Monsieur Stenonius avec les Capucins après l'enterrement *desfileroient* d'Hannover.« *) Je luy ay respondu entre aultres »que si un jour en un certain Electorat Protestant ou ketzerisch »où il y a encores gueres d'esperance de lignée, venoit aussi »échoir à une maison très-Catholique la dicte succession **), »qu'aux Ministres Protestants de ce pays là viendroit tant plus »difficile et dur à *desfiler*, d'aultant qu'ils sont plus en nombre »et tous mariés que ne sont le peu des Capucins d'Hannover.« Je vous suis, Monsieur, le très affectionné

E.

III.

1680 (im Herbst). Hannover.

Leibniz an Landgraf Ernst.

Apologie der Schrift des Landgrafen. Das Leichenbegängniss des Herzogs Johann Friedrichs. Urtheil Leibnizens über den Zweck des »discreten Katholiken« und über das

---

*) Dies ist ganz in dem muthwillig scherzhaften Styl der protestantischen Herzogin, nachherigen Kurfürstin Sophie, den man aus ihren Briefen an ihre Schwester die Aebtissin von Maubuisson und deren Proselytenmacherin Madame de Brinon schon kennt. Nicolaus Steno (hier Stenonius genannt) früher Protestant, auch Arzt, Anatom und Geolog, dann Katholik und Bischof von Tripolis war der am Hofe Johann Friedrichs angestellte apostolische Vicar. S. dessen Lob in dem folgenden Brief und vergl. Guhrauer 193. 194. 372. Er ging bald nachher nach Münster und von da nach Hamburg.

**) Dies ist eine 1685 eingetroffene Prophezeiung auf Pfalz-Neuburg.

Hauptübel der katholischen Kirche hinsichtlich der wahren Gottesverehrung. Reformationsvorschläge für einen frommen und einsichtsvollen Pabst. Kunstgriff der Mirakelerfinder. Lob des Jesuiten Spee, seines Tugendbuches und seiner Schrift gegen die Hexenprocesse u. s. w.

Monseigneur

J'ay esté malheureux en ce que la lettre de V. A. S. que je conserve comme quelque chose de bien precieux est restée en mon absence (car j'ay esté quasi tout cet eté en voyage) entre les mains de quelqun qui ne me l'a rendue que depuis peu, l'ayant oublié; encor est ce un grand bonheur qu'il s'en est ressouvenu. Cette bonté que V. A. a eu de répondre à la mienne m'a surpris, aussi bien que la grande facilité qu'elle a de s'exprimer. Car pour ce qui est de ses sentimens tres Chrestiens et tres genereux, j'en estois informé il y a long temps, ainsi je n'en estois pas étonné; pour ce qui est du livre du docteur Kuhneus je m'imagine qu'on l'achetera, parcequ'on y trouve une grande partie du livre du Catholique sincere et discret, inserée mot à mot. Car ce livre estant si rare, on sera bien aise d'en avoir quelques lambeaux même dans l'ouvrage de Kuhneus et l'on sautera par dessus les refutations; au moins j'en ay usé ainsi en le lisant, et encor quelques autres que je connois. J'ay eu l'honneur de parler au jeune prince Frederic Auguste à son retour de l'Italie, et je trouve que V. A. S. a eu raison de l'estimer, car il a de l'esprit, et même du solide.

L'enterrement du feu duc *Jean Frederic* de glorieuse memoire *a esté pompueux* en verité: on en donnera une description. Tout ce qui s'est passé dans l'Eglise a esté fait par des Catholiques et suivant le pontifical Romain excepté le recit de sa vie. Monsieur Stenonius est *parti* d'Hannover pour Munster, où il fera la function de suffragain ou *Weihbischof*. On ne l'a pas pressé de partir, au contraire on l'a traité avec beaucoup de civilité. C'est un personnage de merite qui a beaucoup d'erudition, de zèle et de probité, il m'a semblé seulement qu'il prefére quelques soins de pointille à l'essentiel, par exemple il approuvera plustost des equivocations dont il resulte quelque dommage, que des mensonges tout à fait innocents; et moy je croyois tout le contraire.

J'ay encor leu depuis peu l'extrait du Catholique discret et sincere et j'y trouve mille belles choses; parmy lesquelles il y en a beaucoup qui sont peutestre ignorées de ceux qui ont employé toute leur vie à l'estude des controverses. Il me semble au reste que tout se reduit à ces deux grandes propositions, premierement, que les protestans sont obligés de chercher de tout leur pouvoir la reunion avec l'Eglise Catholique Apostolique Romain. Et en deuxieme lieu, que les Catholiques doivent leur en faciliter le chemin en remediant à quelques abus, qui les scandalisent et qui d'ailleurs font prejudice à la vraye pieté. Ces abus ne consistent pas tant dans la maniere de vivre trop seculiere du clergé (car enfin ce sont des hommes), que plustost dans la practique du culte qui semble souvent éloigner les ames de l'amour de Dieu, en les faisant avoir plus d'affection pour des creatures, ne laissant pas d'estre des creatures infiniment au dessous de Dieu. Cependant tout le monde est contraint d'avouer, que l'essence de la vraye pieté consiste dans l'amour du souverain Dieu, sur toutes choses (et méme non pas en tant qu'il a pris la nature humaine, mais plustost à l'égard de l'essence divine qui est seule toute parfaite). S'il y avoit apparence qu'un Pape pieux et intelligent voulut mettre la main à la reforme du culte receu parmy le peuple; en quoy il seroit sans doute secondé du clergé seculier de France et méme des Evesques et princes Catholiques d'Allemagne et de tout ce qu'il y a d'éclairé en Italie, je tiens que l'affaire de la *reunion* en seroit avancée*). La Congregation des S. Rites pourroit commettre des personnes pour s'informer de tout ce qui est tant soit peu suspect et sujet à des mauvaises interpretations, et d'en faire rapport; et on y pourroit remedier en dressant de certains formulaires, et en defendant severement au religieux de ne rien innover en matiere de culte, et méme de n'y pas donner occasion par les livrets qu'ils font courir parmy le peuple qu'il faudroit corriger ou supprimer. Il ne suffiroit pas de bien commencer car ce zèle se ralentit bientost; tous les papes ne s'appliquant pas egalement à ces sortes de choses; mais il faudroit y mettre si bon ordre, que la reforme se pût maintenir aisement et comme d'elle mème (ce qui est possible.). Surtout il ne faut pas souffrir les echappatoires qu'ils ont coustume d'inventer contre les bulles des papes; par exemple Urbain VIII, ce me semble, avoit defendu aux auteurs de debits d'asseurer des miracles de quelques uns de leur ordre ou d'autres, avant que ces miracles fussent examinés et approuvés juridiquement. Les auteurs n'ont pas laissé de conter ces miracles dans leurs livres comme des pures verités; mais pour faire semblant de satisfaire à la bulle, ils ont coustume de mettre une protestation au commencement de leurs livres, par laquelle ils declarent de ne pas vouloir en cela contrevenir à la bulle et qu'ils n'asseurent pas ces miracles absolument. Cependant c'est in fraudem legis une elusion manifeste. Car on sçait bien que les lecteurs n'ont gueres coustumé de lire les dedicaces, les approbations et ces autres sortes de choses praefixes devant les livres et il valoit mieux s'abstenir des recits peu seurs, ou les rapporter douteusement, que d'apporter l'antidote à un mal, dont on se pouvoit passer, et de mettre l'appareil autre part qu'à la playe.

---

*) Diese Stelle mit den darauf folgenden practischen Vorschlägen verdient noch jetzt den neuesten Reformplanen des gegenwärtigen Pabstes Pius IX. gegenüber, eine besondere Beachtung.

Entre les ouvrages de devotion, qui meriteroient d'estre mis en usage parmy le peuple je n'en trouve gueres de la force du livre du P. Frederic Spee Jesuite*), intitulé: *Guldenes Tugendbuch*. Il y a des pensées tout à fait admirables et solides, qui ne doivent rien à celles des plus ingenieux Estrangers. Mais elles sont proposées d'une maniere si accommodante, si agreable et si proportionnée à la portée du peuple; que j'en ay esté charmé; il est vray, que ses vers allemands ne valent rien et que des censeurs trop severes ou trop suffisans croiront d'y trouver quelques fois des choses trop naives, qu'ils pourront tourner en ridicule; mais celuy qui sera entré dans le dessein de l'auteur trouvera de quoy l'admirer. D'ailleurs ce pere a esté auteur du livre intitulé: Cautio criminalis contra sagas, comme j'ay appris du grand Jean Philippe, Electeur de Mayence; et par les belles choses qu'il dit contre cette multitude des pretendus sorciers et contre l'iniquité des procedures qu'on a trouvées pour les conduire au feu, il a assez fait voir, qu'il n'estoit pas du nombre des esprits foibles. Mais ces choses seront assez connues de V. A. S., elle sçaura bien aussi comment on a terminé la contestation qui estoit à l'occassion du livre intitulé: Admonition de la Ste. Vierge à ceux qui l'honorent indiscretement pour moy je ne l'ay pas encor pu apprendre, non plus que le detail de l'affaire des censures des Propositions de morale; item si ces sortes de soins continuent encor à Rome et avec quel progrés. V. A. S. ayant des grandes correspondances et ayant esté à Rome depuis peu sçaura ces choses à fonds. Elle aura veu aussi apparemment un petit livret Allemand, dont un exemplaire m'a esté envoyé par la poste sans nom et sans lettre, commençant ainsi: »an sit secundum hominem loquendo amore vel odio dignus etc.« Je croy que V. A. S. en connoist l'auteur, qui fait voir assez sa pieté, sa sincerité, sa prudence, à ceux qui liront ce discours avec un esprit de charité depouillée des phantasies de la vanité humaine.

---

*) Geboren 1591 zu Kaiserswerth aus einer vornehmen Familie, gestorben 1635 zu Trier. In der freisinnigen Beleuchtung und Verwerfung der Hexenprocesse ein wohlthätiger Genius seiner Zeit, in dessen Fusstapfen Johann Philipp v. Schönborn, Kurfürst von Mainz, Leibnizens früherer Gönner, trat.

L.

IV.

1680. 20/30. Nov. à Venise.

Landgraf Ernst an Leibniz.

Mannichfache Aeusserungen des eifrig katholischen Landgrafen über religiöse und kirchliche Gegenstände, und freisinnige mit dem Hauptinhalt seiner Schrift: der discrete Katholik: übereinstimmende Vorschläge zur Reform des Papats und einiger Missbräuche in der Praxis der römischen Kirche.

Monsieur

J'ay receu, il n'y a que huit jours la vostre datée à Hannover du 27/17 du mois passé, où elle puisse estre demeurée tant de temps en chemin, c'est à deviner; mais non pas tant, comme si ma precedente ne vous auroit point du tout esté rendue; autrement en quinze jours au plus on a icy les lettres d'Hannover. Je suis aussi de vostre advis, que le Livre de *Kuhnaeus* sera tant plus recherché à cause de l'insertion d'une tres grande partie de mon Livre. S'il auroit pourtant voulu bien et prudemment jouer son personnage, il n'avoit pas à faire à proceder en beaucoup, comme il a fait d'une maniere, qui ne luy convenoit point. Si jamais il est autrement possible, car je ne crois pas avoir plus de six ou sept Exemplaires à ma disposition et en ma puissance, je tacheray, qu'apres mon retour, Dieu aidant apres Pasques, pourveu qu'entre temps la peste ne vienne peutestre aussi chez nous sur le Rhyn, vous puissiez avoir encore un Exemplaire; mais à condition qu'apres vostre decez, que Dieu veuille retarder encore longuement, vos heretiers soient obligés et tenus à l'envoyer pour la Bibliotheque du College des R. R. P. P. Jesuites de Paderborne, pour en conserver la memoire. Non sçais-je si sourtout apres ma mort, où tout respec, se perde, ils ne le mettront plustost entre les Livres defendus qu'avec les autres; car il y a entre ces Peres, comme extremement braves gens en pieté et doctrine, aussi parfois des trop scrupuleux, pour ne dire niais et simples. Je serois tres curieux et même vous en prie, de m'envoyer par le moyen des depeches qui viendront de là à vostre Prince, que nous attendons icy desormais en bref, le Recit de la vie de feu Monsieur vostre autant bon Maistre, comme mon Grand Patron, le Duc *Johan Frederic*, lequel autrement et à la Protestante

Lutherienne se dit *Personalia*, car je desirerois de sçavoir, comme ils l'auront stylisé, surtout sur le point de la conversion.*) Bien qu'autrement ce ne seroit pas icy, sembleroit il, le lieu de faire pareil traitté, ny moy, comme seculier et gueres docte personne d'en estre l'autheur, si est ce que pour l'edification du prochain tant Catholique que Protestant, et autant pour informer un peu à la familiere et au fond les simples de l'une que de l'autre Religion, que pour donner tant plus occasion aux premiers d'assister avec tant plus de science que de devotion, comme aux autres pour les desabuser et les rendre au moins un peu plus retenus, à ne point blasmer et calomnier, ce qu'aussi bien ils n'entendent ny ne sçavent que c'est; que dis-je j'ay fait imprimer depuis un mois en deçà à Augsbourg un petit Traitté de la Ste. Messe en Langue Allemande, où je l'ay mise toute en Allemand avec toutes les descriptions et observations qui m'ont parues necessaires, et je vous en envois icy l'extrait et l'approbation, et vous en feray même tenir deux exemplaires au plustost par Francfort.**) Je l'ay fait ainsi pour aucuns autant de mes parents qu'amis et serviteurs Protestants, et même en ay retenu jusques à mille exemplaires pour en faire largesse, à beaucoup de mes sujets, tant d'une comme de l'autre Religion. Et selon la propension, que je vois, que vous avez sans cela, et plus que je ne merite pour mes, bien que petits, pourtant au moins tres bien intentionnés travaux (car au moins sont ils exempts de l'esprit de vanité, ny d'aucun interest particulier) je crois qu'il vous agréera, surtout n'ayant en aucun maniere, au moins le moins que j'ay peu, parlé durément contre nos fréres errants Messieurs les Protestans. Je suis bien marry *) de n'avoir le bonheur de connoistre, n'y d'estre connu de ce, tant pour la pieté, comme pour la Doctrine, renommé *Monsieur Stenonius*, maintenant Suffragan de Munster, où il est dans un tres bon et grand poste auprez d'un Prince Ecclesiastique de grand merite. Pour Vous dire la verité ingenuement. quand la premiere fois Vous m'avez escrit, et Vous estiez souscrit Conseiller Aulique de S. A. de Braunschweig-Hannover, j'ay creu que Vous estiez encores Protestant et Lutherien, ayant supposé, que feu S. A. n'avoit osé, à cause, qu'à ses Estats elle l'avoit ainsi promis, tenir des Conseillers d'autre Religion, que de la Lutherienne, et que par ainsi vous en estiez aussi. Mais depuis ce temps là, si je me souviens bien, (car la lettre a esté bruslée ou dechirée,) il me semble, que Monsieur le Baron de Blum à Prague — duquel vous aurez tant oüi parler, si vous, comme je suppose, ne le connoissez méme, — m'a escrit de Prague, que Vous vous estiez fait et declaré Catholique auprez de feu S. Altesse **); ce que je veux aussi desirer et esperer, que cela soit, bien qu'il m'en reste, je ne sçais pas méme pourquoy, quelque doute. Car je ne sçais, si c'est la peur que j'ay, que cela ne soit, ou bien quelque terme usé à la façon de ceux des Protestans, qui sçavent un peu les Controverses, et qui sont adonnés à la moderation, qui m'en fait doubter; au moins parlez vous tres raisonnablement et comme un qui au moins ne se trouve gueres éloigné du Royaume des Cieux. Au reste le bon Monsieur Boehmer, qui est auprez du Prince aisné de Sultzbach, disait de l'extraict de mon: »Veritable, Sincere et Discret Catholique,« qu'à le prendre d'une part, c'estoit un autre livre, et à le prendre de l'autre, que c'estoit le méme, et si vous voulez sçavoir mon sentiment franchement, quant à et par moy, je l'aurois autant volontiers que le premier, aussi a-t-il fort plu à Monsieur *Castorius*, Vicaire Apostolique en Hollande.

---

*) Diese Personalien eines katholischen Fürsten hatte Leibniz selbst mit feinem Tact aufgesetzt, der Oberhofprediger zu Hannover aber von der Kanzel abgelesen. Siehe Leibnizens eigene Erklärung in dem folgenden Brief.

**) Diese Abhandlung des Landgrafen, zum Zweck des Proselytismus, ist verschollen.

---

*) (Ich bedaure sehr). Dieser alte französische Ausdruck kommt auch zuweilen in der von mir herausgegebenen Correspondenz des L. Moriz mit Henri IV. vor. (Paris 1840.)

**) Es scheint hier nicht so sehr ein Irrthum oder Missverständniss, als ein Vorwand oder Kunstgriff zum Grunde zu liegen, um Leibniz zu sondiren. L. Ernst selbst erklärt im folgenden Brief, den Herrn von Blum nicht genauer zu kennen.

Au reste vous avez tres chrestiennement et tres prudemment dit, que comme d'un costé les Protestans sont obligés à la recherche du retour et de la *reunion*, qu'aussi de l'autre costé les Catholiques leur en doivent faciliter et applanir et raccourcir le chemin. Mais helas! *quia totus mundus in maligno positus* et que le monde ne s'applique gueres à ce qu'est de l'esprit de Dieu, c'est pourquoy que de pas un des costés on y songe et qu'on ne s'y applique gueres, comme on devroit. Et entreautres la pluspart de nos Princes d'Allemagne parleront et s'amuseront plustost des discours de chasse, de chevaux et de toutes sortes de divertissement, que de la contrition de Joseph, et de la destruction du Sanctuaire, et méme nos Princes Catholiques Ecclesiastiques sont tant occupés avec ce que nostre Seigneur au moins n'a point voulu qu'on recherchast le premier, (de sorte) que l'affaire de la *reunion* en matiere de Religion demeure à la remise de celuy, qui à St. Paul disoit, que pour une autre fois il l'entendroit. Oh, mon cher Monsieur, asseurez vous d'une chose; si tant Catholiques que Protestans vouloient seulement tout de bon les uns envers les autres proceder, comme ils devroient, et avec l'aide de Dieu aussi pourroient faire, (car Dieu tendroit ses bras, dez qu'il verroit la bonne volonté seulement, à sçavoir en un droict et sincere et pour rien que pour Dieu et sa gloire interessé zele) et tenir separé ce qu'en doit estre, à sçavoir l'esprit de Christ avec celuy du monde, et en une charité non feinte, que bientost Dieu leur feroit la grace de trouver le veritable chemin de la *reunion*. Mais les interests temporels, mondains et politiques se sont tellement meslés, autant de l'un que de l'autre parti, qu'il y faut la main tout-puissante de Dieu, et non moyens purement humains pour y parvenir, et je crains, que ce qu'un si connu et grand Prophete disoit jadis autant du peuple de Juda, que de celuy d'Israel, qu'on le peut aussi appliquer au moins en un certain sens tant au parti Catholique, comme Protestant, à sçavoir, que si auprez d'un costé Dieu voit folie que non moins auprez de l'autre il voit abomination; au moins le proverbe est probable, quod *Iliacos intra muros peccetur et extra*. Ceux d'entre les Catholiques, lesquels bien que destitués de l'operation des miracles de Moyse, veulent pourtant que du costé des Catholiques on ne laisse pas même une ongle d'une seule beste en arriere et en Egipte, je veux dire, ceux qui ne veulent, qu'on ne relache en effect rien pour le bien de la paix aux Protestans, et que par exemple on leur fasse aussi bien advouer pour article de foy la Conception immaculée de la T. S. V., que celui, que nous trouvons de nostre Seigneur au Symbole Apostolique, ceux là portent un peu les choses par trop haut, et auront de la peine à reussir au dessein, de parvenir par cette voye au veritable chemin de la *reunion*; ou ne s'entendent gueres à ce qu'ils devroient mieux entendre, ou bien manquent d'experience et qui pis est d'un veritable zele pour la plus importante affaire de laquelle il s'agit en cette temporalité. De même et de l'autre costé la response si rude, et comme il me semble, un peu incivile du Docteur *David Spener*, Lutherien de Francfort, qui est autrement un homme de grande pieté et de doctrine parmy les siens, et un tres honneste personnage, laquelle il me bailla, quand une fois je luy ay demandé, s'il n'advouoit pas luy même qu'au cas que les choses fussent reduites aupres de nostre parti Catholique Romain selon le desir et project du: „Ver. Sinc. et Discr. Cath.," qu'il avoit leu, qu'alors l'Eglise Romaine et Catholique ne pourroit pas d'eux estre de la façon envisagée de mauvais oeil, comme maintenant. Sur quoy il me respondist, qu'il advouoit bien, que cela seroit et feroit quelque chose. *Aber, die Grundsuppe des Grewels blieb gleichwohl einem weg als den anderen in der Lehre von der Justification*, c'est à dire, comme vous sçavez, en Français, que le fond de l'abomination en l'article de la Justification demeureroit une fois comme l'autre; ce qui me desespera et rebuta tout à fait surtout apres que du costé des Catholiques en ce même article de la Justification on s'est d'une telle façon tant et si souvent *usque ad nauseam* expliqué, que même d'entre les plus doctes Religionnaires de France il y en a eu et en a aucuns, qui enfin se sont lassés et ont advoués et advouent, que de la façon, que les Catholiques Romains s'expliquent il n'y a plus rien à dire, ny à desirer, et qu'elle est hors d'atteinte de blasme. D'autre part je doute fort, et ce non sans cause, si ceux là mêmes qui autrement monstrent parfois tant de zele pour l'establissement de l'autorité Pontificale, et pour la Religion Catholique, ne se laissent transporter par la chaleur de la passion un peu au delà des bornes de la prudence Chrestienne, et s'ils en pensants d'embrasser beaucoup et le tout, parlà entreprenants sur la possibilité, ils ne se trouvent par apres trompés de restraindre alors tant moins, et s'ils ne se monstrent pas parfois et partrop *paululum angusti pectoris* à croire le tout perdu, quand graces à Dieu pour cela il n'y a rien de perdu; par exemple, ces Messieurs là, entre lesquels les Peres de cette autrement pour la pieté et doctrine si renommée Compagnie de Jesus ne sont les moindres, qui croyent, que sans bien et fortement establir le principe, qu'à cause de l'assistance du St. Esprit il ne faut rien blasmer de ce que d'une ou d'autre façon on voit practiqué au Culte Divin et en la Discipline Ecclesiastique, et que les Papes sans un Concile General puissent bien decider *extra Cathedram* même les Dogmes de la Foy, que (sans cela) tout seroit perdu aupres de nous, et que l'authorité de l'Eglise moderne est aussi grande que celle de la primitive, et que les Protestans pourroient crier et chanter ville gagnée, et qu'il n'y auroit rien de bien stable aupres de nous. Ceux là, dis-je, ont d'un costé asseurement une bonne intention; mais pourtant quand on le prend au poids du Sanctuaire, on peust et doit considerer à l'encontre: 1) que l'unique et le veritable fondement de nostre autant sainte que veritable Religion Chrestienne Catholique et Romaine, et l'object de nostre Sainte foy n'est autrement qu'en sa parole, tant escrite que non escrite; 2) que cette sainte parole à nous a esté suffisament revelée, parceque en monuments de cinq premiers Siecles nous trouvons l'avoir esté creue et practiquée par l'Eglise Orthodoxe de ce temps la; 3) qu'il n'est pas au moins si souvent tant necessaire, qu'on decide et declare de certaines choses qui sauf *l'union* Chrestienne n'ont point tant besoin de l'estre, par exemple la question entre les Dominicains et les Franciscains de la Conception immaculée, car qu'est ce je vous prie, que cela importe au Salut des hommes? et si en la Ste. Ecriture et les monuments de cinq premiers Siecles on ne trouve pas evidement cette sentence, pourquoy ne l'à pas plustost laissé t-on libre, que de la declarer déja quasi comme telle, pour contenter seulement la passion des hommes qui d'une ou d'autre façon par je ne sçais quels moyens plustost charnels, que non pas veritablement spirituels, ont d'un temps à l'autre fait monter cette Sentence et Devotion: car quelle brigue n'a t-on pas fait, et ne fait on pas encore surtout en Espagne et aussi ailleurs auprez de Potentats, peuples et bigots ou devots pour prevaloir en cette matiere sur les Dominicains! 4) Que quand même par un dernier effort les Protestants rendroient un Catholique Romain en quelque sorte confus, à ne point et si facilement pouvoir répondre et developper, si l'Eglise Romaine peut errer, et même, si elle n'a errée par cy et par là en un ou autre article, NB. il n'en suivroit pas pourtant, ny de bien loing, que pour cela eux, les Protestans eussent déja et en leurs articles controverses avec nous gagné leur cause, et comme si pour cela leur Reformation auroit esté valable et necessaire et que pour cela les articles controverses entre eux et nous fussent decidés à leur advantage. Car en tout ce que l'Eglise Catholique Apostolique et Romaine convient encores aujourd'hui avec les Eglises Orientales, tout cela vient de la Tradition Apostolique, et c'est pourquoy que le fondement de nostre Ste Religion se trouve bien plus clairement et solidement recherché et appuyé sur la croyance et practique de l'Eglise Orthodoxe de cinq premiers siecles, que non pas à vouloir recourrir sur l'authorité de l'Eglise moderne, et la Decision et condemnation de Papes. Car par exemple l'Heresie Lutherienne n'estoit et ne seroit elle pas ce qu'elle est en effect, quand bien le Pape Leon X. ne l'auroit pas condamnée? Il est bien vrai, que si à Dieu il eust plû de nous laisser pour chaque chose et emergent un Oracle vivant et qu'on n'auroit eu qu'aller au Pape pour s'éclairer du tout, que cela sembleroit avoir esté tres commode: mais ce grand Dieu, comme il a eu ses causes, à ne point vouloir douer son Vicaire des dons de l'impeccabilité, des miracles et de la prophetie, comme qui autrement et asseurement auroient estés aussi de la bienseance et de la convenience, ainsi aussi veut il que nous nous contentions de nous avoir laissé sa parole, à sçavoir la Tradition, tant escrite que non escrite, fidellement transmise et gardée d'un siecle à l'autre; et si on eust reconnu un tel Oracle en la bouche et decision des seuls Papes, qu'asseurement on se seroit bien passé de la tenüe, des depenses et incommodités indicibles de tant de Conciles Generaux; que, si paraprés il s'émeut en l'Eglise Chrestienne en quelque chose, important le Salut des hommes, quelque debat parmy les doctes, c'est au Pape comme au chef Ministeriel de l'Eglise d'assembler le Concile General, et d'y presider et d'y diriger, et en et avec iceluy ordonner et decider ce que pour le bien de l'Eglise est de la convenience; mais aussi de bien prendre garde de n'entreprendre rien hors de la portée, et où l'antiquité de cinq premiers Siecles ne leur monstre le chemin tout applani, frayé et ouvert; autrement et si on procede temerairement, puisque les inspirations et revelations Divines particulieres ont cessés nous risquerions peutestre de nous voir tout de la méme maniere chastiés, comme Dieu en son ire*) le laissa aller sur son propre feu et foyer, et au grand mépris de son nom entre les Infidelles, quand, veux je dire, du temps du Souverain Sacrificateur *Heli*, il permit pour ses justes causes, que l'Arche de l'Alliance fust prise prisonniere de Philistins; surquoy je laisse autant à vous qu'à chasque personne discrete à en faire l'application.

---

*) Ira, colère.

Ce que vous dites et souhaitez d'un Pape pieux et esclairé, monstre que la constitution d'un Chef Ecclesiastique n'a esté autrement et asseurement que tres sagement ordonnée de celuy qui est la Sagesse même, et que c'est d'un tel aussi qu'on doit tout attendre, et c'est pourquoy que bien que je ne puisse voir la solidité de cette pretendue infallibilité des Papes, et de l'indépendance de leurs personnes du Concile General, et que la pretention de cela est capable de rendre une fois pour toutes desesperé, ce qu'est et sera pourtant le plus souhaitable, à sçavoir la reunion des Eglises tant Orientales que Protestantes *in uno ovili et sub uno Pastore*, que neantmoins par la Grace de Dieu je crois fort et ferme: que premierement en la personne de St. Pierre, Apostre de la Circoncision, auquel paraprés il a plû à Dieu d'ajoindre et d'associer en ce Ministere Supreme l'Apostre du Prépuce à sçavoir St. Paul, Dieu, dis-je, comme un Dieu d'Ordre et d'Unité, a establi ce Vicariat et le Chef visible et Ministeriel de l'Eglise pour le bien de son Eglise, et qu'un tel ne sçauroit passer pour un Chrestien Orthodoxe ny Catholique, qui ne reconnoist pas *ex Jure Divino* la prééminence et Jurisdiction Supreme du St. Siege Apostolique de Rome, et autant et quant à luy n'adhere à sa Communion Ecclesiastique, et ne luy rende obeissance. Mais au reste et hors de cela, mon cher Monsieur, il faut plus que ce que vous dites, à sçavoir la pieté et la prudence pour une telle personne Papale, pour se pouvoir deuement acquitter de cette si grande charge.*) Je veux dire entre autres aussi il faudroit encores qu'il est deux choses, l'une qu'il fust plus jeune et sain, que d'ordinaire la politique ou plustost malice mondaine ne permet qu'on ne les prenne, afin que leur Regne ne dure pas trop; et puis l'autre, qu'un tel Pape ne fust point du tout occupé avec le Regime temporel de l'Estat Ecclesiastique; car cela seul non seulement occupe et prend et absorbe tout ce qu'un homme peust donner à l'application, outre qu'estant selon St. Jean visible et plus proche de nous attire bien plus les soins, que ne font les choses pour l'invisible. Car n'avons nous pas maintenant en la personne de cet *Innocent* XI. un tout à fait sainct Pere pour Pape, et qui est certes un personnage, que de long temps nous n'avons eu, de rectitude, d'intention, de zéle, de probité et d'un detachement de choses mondaines, et qui en veust tout de bon au Nepotisme, et qui asseurement tache de plustost plaire à Dieu, que non aux hommes, et qui prefere la reconnoissance de son devoir aux adulations et applaudissements du monde: mais il est si vieil et cassé, et devroit estre au lieu de sa 69 en sa 49 (et alors on verroit ce qu'il feroit et entreprendroit, et comme il esclaireroit Jerusalem in Lucernis), et outre cela plus occupé en ce qu'est plus du monde que non de l'esprit. Et n'est ce pas se mocquer de Dieu quasi en face, de pretendre qu'un tel Pape, qui a déja trop peu de temps pour ce qu'est de sa charge Pastorale, puisse avoir encore du temps de reste pour les choses seculieres; outre qu'il ne semble point d'avoir grande doctrine; et sa conduite est, bien qu'innocemment, gueres goustée, et tout le monde quasi bandé contre luy, que de bien loin il n'est point en estat de faire ce qu'il voudroit et desiroit, et s'il ne tenoit qu'à moy, bien que le moindre en la Maison de Dieu, a luy ramentevoir au moins quelque chose pour l'edification du prochain, et surtout de l'Eglise Italienne, ce seroit à donner les moyens proportionnés à ceux de cette Nation, qui ne sçavent pas le Latin, et qui font pourtant la plus grande partie, à pouvoir en Langue Vulgaire un peu mieux gouster tant au Culte public Divin que hors d'iceluy de la solidité de la devotion. Car aprez tout on vist en ce pays icy en un tres desolable Barbarisme et honteuse ignorance des choses de la Religion, que si on a raison de defendre la Lecture de Bibles heretiques, pourquoy n'en donne-t-on point à la place et en main d'Orthodoxe, et si on trouve encore cecy de n'estre point indifferemment convenient, pourquoy et ce selon la Doctrine du Sacrosainct Concile de Trente les Superieurs Ecclesiastiques ne mettent ils pas un peu d'ordre; qu'on coupe doncques par le menu, et qu'on distribue ainsi la parole de Dieu, qui est la parole de vie, à ses enfants par toutes sortes de beaux livrets de devotion en Langue vulgaire, et d'un chascun entendue, avec des extraicts des histoires, Pseaumes et Sentences de l'Escriture tant du vieil que du nouveau Testament, et avec toutes sortes de tres affectueuses, et tout ensemble tres instructives prieres à Dieu, et à N. S. Jesus Christ avec diverses Litanies, Pseaumes et Cantiques Spirituels à chanter; tant en que hors les Eglises, à la façon, n'en deplaise, des Protestants, qui bien que non fils de la Lumiere s'en trouvent pourtant tres edifiés en leur Culte et discipline. Car n'est ce pas icy une misere, que le bas monde n'a presque rien en main, que des Offices de la St. Vierge en Latin; et celuy ayant esté à Vienne traduit en Italien et dedié à l'Imperatrice, Messieurs les Inquisiteurs ont pris une telle épouvante comme si tout ce que les heretiques font soit mal fait, ne soit pas à imiter, qu'ils l'ont defendu aussi: en quelle desolation même pour le defaut de cecy gemissable, et ignorance honteuse l'Eglise Italienne n'est, et comme les moeurs en restent gueres ameliorés, le triste effect le demonstre helas! plus que trop. Mais que font pour cela même nos meilleurs Papes? à sçavoir. Rien! ils ne sçavent pas ce que c'est seulement qu'on veut dire et qu'on desire, car ce sont des gens d'ordinaire jamais sortis de leurs pays, et qui ne sçavent plus ou qui n'ont jamais esté curieux de voir ce que c'est de voir, comme à Amsterdam on le pouvoit encores voir, quand par exemple les Lutheriens n'y avoient encores qu'une Eglise, en laquelle on voioit avec le plus grand ordre et silence, pour ne dire devotion du monde soixante mille personnes tout à la fois chanter melodieusement sous les orgues, un ou autre Pseaume ou Cantique Spirituel, et apres le Ministre prononcer chacun apres luy tout doucement une autant devote que bien instructive Oraison! Ils ne conçoivent pas seulement en ces pays icy ce que c'est, et l'amertume et la haine contre l'heresie est si grande, quelle degenere en Manie, et que si on se pouvoit passer de l'air seulement, on le feroit volontiers, parceque les heretiques s'en servent aussi. Vrayment, dis-je, et vrayment qu'un Pape auroit s'il vouloit bien d'autres affaires qu'à donner seulement toutes ces longues audiences pour des benefices et choses seculieres et plus mondaines que non pas spirituelles.

---

*) Die folgende Stelle ist in Hinsicht auf die begonnenen Reformen des gegenwärtigen Pabstes Pius IX. bedeutungsvoll.

A propos des miracles, la trop grande credulité desquels asseurement est aussi une des choses, qui rendent le visage externe de la Tres-sainte Catholique et Apostolique Eglise Romaine extremement defiguré et méprisable; sçavez vous bien, que tout maintenant un certain Pere Capucin de cette Province, nommé *Marco d'Ariano* et duquel ceux de son Ordre debitent, qu'il soit Miraculeux, apres avoir esté à la Cour Imperiale on l'a mené, autrement contre l'institut de son Ordre, en Carosse de relais de six chevaux par toutes les Cours quasi des Princes Ecclesiastiques que Seculiers Catholiques de l'Empire, et a preché en Italien avec grand zele et ferveur, et doit avoir parcy et par là fait de miracles, tellement que le bruit s'en est estendu depuis le Danube jusques en Hollande, ayant fini sa course à Dusseldorf, et de là rebroussé comme volant avec les aisles des 24 pieds de Chevaux de Carosse par Bade à Munich, d'où il doit venir ici *). Il faut à cette occasion donner cette louange entre autres aussi aux Jesuites, que quand bien ils auroient parmy eux un tel personnage, et quant à moy je crois fort et ferme, qu'ils en ont parmy eux, si jamais en aucun autre Ordre il y en a, ils ne se prostitueroient pas pour cela en effect de la façon, et à en faire sonner la trompette; et je crains apres tout, Dieu veuille, que je me trompe, que pour les miracles, qu'il doit avoir fait, que ce ne sera de bien ce qu'on en debitera par trop grande credulité et passion, et qu'au lieu de convertir les Protestans d'Allemagne par là, que cela nous fera tant plus mocquer et mépriser seulement. *Basta! qui de carne vel de vanitate seminat, de carne vel de vanitate etiam et metet*, et au moins se sera-t-il bien promené. Je crois au reste fort et ferme, que pour sa personne ce sera un avec son Dieu tres uni et austere personnage, et qui en sa simplicité et charité y va de la bonne foy.

A ce que je vois, la memoire du feu P. *Spee*, Jesuite, est en benediction auprez de vous. Pour l'issue de l'affaire du petit Livret: »*Admonitio B. M. V. ad Cultores suos indiscretos*« je vous en diray ce que j'en sçais. Apres que Messieurs les Antagonistes des Jansenistes à Rome eurent par leurs brigues et crieries: »*Crucifige!*« obtenu une suspension avec le: »*donec corrigatur*«, ils ne se contenterent pas de cela; mais pour pousser les affaires au bout sur des faussetés et calomnies palpables, comme si déja et à cause de ce Livret beaucoup de Catholiques en France et aux Paysbas jettoient les Chapellets et les Rosaires et Chapulaires au feu, de quoi ne se trouvera nul exemple, et pour aller à *l'ex inanitate usque ad fundamentum*, ils le firent hautement et comme dangereux condamner par l'Inquisition d'Espagne; et le si vieux et docte Cardinal *Bona* non seulement, qui soustenoit hautement ce Livret, mais même le si pieux et docte autheur méme, à sçavoir le Dr. Adam Widenfeld estant morts, on n'en parle plus: hors que quelque bonne et bien intentionnée ame gemit, qu'il faut voir ainsi triompher l'injustice, et qu'on surprenne de la façon le St. Siege Apostolique, et qu'on luy fait commettre de telles bevues, et qu'au lieu d'establir, comme autrement ces personnages en ont le dessein et le zele, son Infallibilité, ils le font si manifestement heurter et monstrer plus que par trop et par les effects la fallibilité.

---

*) Marcus d'Aviano, der unter andern »Flammen der Liebe« herausgab, war bei dem Kaiser Leopold so beliebt, dass er ihm bei seinem Tode 1699 die Augen zudrückte, und sein Epitaphium verfertigte.

Au reste, et pour une fois finir, et ne faire au lieu d'une Lettre un petit Livret entier, à Rome presentement il n'y avoit rien de nouveau, si non que le Pape et la Congregation de la *Propaganda* avoit decidé contre les Jesuites, que leurs Missionaires dependroient tout de même comme d'autres Religieux en Indes Orientales des Evesques Vicaires Apostoliques, qu'on y a envoyé, que le R. P. *Honoré Fabri*, Jesuite, a esté transferé de son Rectorat de la Penitentierie comme particulier à la Maison Professe à cause des dégousts donnés au Pape. Que le Roy de Portugal ne veut pas, que sans son sceu et consentement le Pape envoye des Evesques Vicaires Apostoliques ny Missionaires en Indes Orientales; que les Peres Jesuites font tout leur effort possible, pour rendre tous les Deputés de Louvain, qui ont obtenu contre eux la Censure de 65 articles de la Morale, suspects du Jansenisme. Pour le petit Livret en Allemand: »*An hic et secundum hominem*« asseurement, et à en parler devant Dieu, qu'il a esté plustot escrit pour Apologetique, qu'asseurement point pour aucune vaine ostentation.

Au reste, mon cher Monsieur, il faut que je fasse estat, si autrement je veux agir avec tant soit peu de prudence et d'equité, et ne m'abuser moy méme: que bien que Dieu et aussi divers de mes amis sçachent que je n'ay qu'une droite et sincere intention pour l'advancement de la Foy et Religion Catholique Apostolique et Romaine, que néanmoins un jour apres ma mort ma memoire ne sera dechirée, non seulement de quelques Protestans, semblables gens à *Kuhnaeus*, qui pretendront faire de moy un tout autre qu'asseurement je n'ay esté, mais de quelques Catholiques mêmes, qui faute seulement d'experience et de discretion ou mal informés ne me croiront pas avoir esté un veritable Catholique et ce pour les articles suivants: 1) pour n'avoir pas voulu admettre cette infallibilité des Papes quant aux decisions des Dogmes de la Foy hors le Concile General, 2) d'avoir tenu la partie de ceux, qui non seulement pour l'election et l'heresie, mais aussi quant aux moeurs tiennent la personne du Pape sujette au Concile General; 3) pour n'avoir pas creu bien seant et convenable, qu'en l'Eglise du N. Testament les deux puissances, l'Ecclesiastique et la Seculiere, puissent estre conjointes en une même personne; 4) que non obstant la defense, *sed per puram et meram sub- et obreptionem*, c'est à dire par pure surprise emanée du Pape *Innocent X.*, on puisse pourtant tenir l'esgalité des deux premiers Apostres; 5) qu'on devroit observer la constitution de ce Grand Concile de Constance de tenir toutes les dix années un tel ; 6) qu'en l'Eglise Catholique, Apostolique et Romaine, bien que ce soit l'unique et veritable Eglise et espouse de Christ, parceque toutes les autres Eglises et Communautés Chrestiennes, tant en Orient, qu'en Occident les Protestans sont tout dehors la Communion, que neantmoins il y auroit encores bien de choses à reformer et à corriger d'abus et à mettre en toute autre posture non seulement en la discipline Ecclesiastique, mais même au Culte, et sur tout pour le si grand defaut d'une tout autre instruction du commun et simple peuple; et que 7) la discipline Ecclesiastique est tellement par terre et delabrée, pour ne dire corrompue, que cela fait pitié et que si 8) nous voulons tout de bon, comme c'est de nostre devoir, que les Eglises, tant Orientales que Protestantes se reunissent à nous, qu'il faut faire tout autres demarches de même; 9) seray-je blamé, et peutestre fort soupçonné, que parceque je n'approuve pas la voye de rigueurs externes, pour contenir le monde Chrestien en l'unité Chrestienne, et que je ne voudrois pas que nos Inquisiteurs passassent certaines bornes en cette matiere, mais qu'au plus on se contente de bannir telles personnes d'un ou autre pays, que pour cela on ne me tienne pour suspect; outre que 10) ma sincerité et ingenuité et liberté, en laquelle j'ay taché de proceder pour, tant plus pour la gloire de Dieu, et le bien des ames, me concilier l'affection et l'approbation de ceux que je voudrois gagnés à Christ, ne sera goustée de ceux, qui veulent méler la politique mondaine et du Siecle avec celle de Christ et de sa grace de N. Testament qui est tout autre et surnaturelle, et laquelle ne regarde pas la multitude, ny la quantité, ny l'exterieur, plustost l'interieur, mais le solide et veritable. Mais je sçais et me sens fort, que j'ay eu au moins une bonne et droicte intention et celle là non pour autre, qu'uniquement pour la gloire de Dieu et le salut et le bien de mon prochain, selon le peu de talents, qu'à Dieu il a plû à me departir, et ay neantmoins cette satisfaction, que de diverses personnes de grande pieté et Doctrine autant d'un parti que de l'autre, mes petits sentimens ont pourtant esté assez goustés, et non pas de touts ainsi reprouvés, comme de ce malotru *Kuhnaeus*. Je vous suis et demeure le tres affectionné

Ernest Prince de Hessen.

P. S. Je ne sçais si vous avez cognu Monsieur Otto Talkenius, Medecin d'icy et fort en les graces de vos Maltres. Il est presentement si non mort au moins à l'agonie et quelques mois passés j'ay fait mon possible pour luy faire mettre les affaires de son ame en meilleur estat.

Non plus sçais-je si vous avez jamais veu un livre, lequel quoyqu'il aye du satirique ne laisse d'estre curieux, et se nomme: »Les nouvelles lumieres politiques pour le Gouvernement de l'Eglise et Evangile nouveau du Cardinal *Pallavicini*,« revelé en son histoire du Concile de Trente; vous le pouvez avoir à Francfort.

Et supposant que vous entendez aussi peutestre la langue Italienne, je vous envois cy joinct deux pieces assez curieuses et par là vous voyez au moins le desir que j'ay pour vous servir. Si vous me voulez respondre, prenez du papier du poste comme celuy cy et addressez la response ou votre lettre pour moy à Francfort au Docteur Jungmann, Conseiller de leurs Altesses de Mayence et de Hesse. —

V.

1690. sine dato

Leibniz an Landgraf Ernst.

Lob des discreten Katholiken. Ausstellung der Missbrauche in der Praxis der römisch-katholischen Kirche, betreffend die Herumführung des Venerabile, die Mirakel, die Prophezeiungen und die Lehre von der unbefleckten Jungfrau Maria. Der Wunderthäter Aviano. Die Lehre von der Rechtfertigung, nicht blos durch den Glauben, sondern auch durch die christliche Liebe. Die Jesuiten, ihr spitzfindiger Religions- und Moralunterricht; der verfehlte Zweck ihrer grossen Aufgabe, zum Schaden des Christenthums und der Humanität. Leibnizens Plan zur Reform der Jesuiten und der Philosophie des Cartesius. Die Competenz der Concilien und die Infallibilität der Kirche in Glaubenssachen. Erforderniss einer hinlänglichen und von den weltlichen Potentaten gehörig zu unterstützenden Autorität eines reformirenden Pabstes und wahrscheinlicher Nutzen gut angewendeter weltlicher Macht des Pabstes unter Verstärkung des Kirchenstaats. Religionsunwissenheit der Italiener. Nachlässige und partheiische Verfahrungsart der Bücherinquisitoren. Apologie der Jansenisten. Klägliche politische Lage des Reichs. Apologie der Holländer, Tadel der Engländer. Mängel der deutschen Streitmacht, des Geldes und der Strategie. Abgang eines permanenten Reichstags und der persönlichen Erscheinung der Fürsten.

Monseigneur

J'ay receu la lettre de V. A. S. du 30 de Novembre, et je ne sçaurois assez admirer cette abondance merveilleuse, qui luy a fait naistre, comme un moment, un si grand nombre d'excellentes idées. Je seray infiniment obligé à V. A. S. du present qu'Elle me fait esperer. Car il y a long temps que j'ay souhaité un exemplaire du Catholique discret et sincere; et je me sousmettray volontiers à la condition que V. A. S. y adjoute. On a eu tort asseurement de donner à l'autre

ouvrage le titre d'extrait; car c'est un tout autre livre et je sçais bien que l'auteur, de l'humeur qu'il est, ne traitera pas une même chose deux fois sans y adjouter beaucoup de nouvelles pensées. J'envois icy le recit de la vie de feu S. A. S. de glorieuse mémoire, Monseigneur le Prince Jean Fréderic. Ce fut moy qui le dressais, mais à la haste et on ne me donna pas assez de temps ny de memoires pour cet effest; de plus on changea mon projet en bien d'endroits, comme c'est l'ordinaire, quand une chose passe par les mains de plusieurs. Je seray ravy de recevoir un jour un exemplaire du traité allemand de la Messe que V. A. S. a fait imprimer, suivant ce qu'Elle me fait esperer. En effect la Confession d'Augspourg ne blame pas les anciens rites de la messe, mais les abus qui s'y sont glissés et les nouveautés qu'on y a adjoutées, parmy lesquelles ce qui choque le plus les Protestans, c'est la circongestation du Venerable et les processions semblables à celle de la Feste-Dieu. Il est vray que cette circongestation peut avoir des utilités considerables; car on sçait que des seditions dangereuses ont esté quelquesfois appaisées, et les esprits des plus mutins calmés à l'aspect de ce qu'ils adorent.

Monsieur Stenonius a écrit quelques lettres touchant le Pere Aviano, dont V. A. S. parle aussi dans la sienne, car on avoit mandé a S. A. S. mon maistre que ce Pere n'avoit rien fait d'extraordinaire et que les malades et incommodés à Ratisbonne, à qui il avoit commandé de se lever, n'avoient pû obeir. A quoy Monsieur Stenonius a répondu que Nostre Seigneur et les Apostres mêmes n'avoient pas gueri tous ceux qui en avoient besoin. Enfin cette matiere est purement de fait à mon avis: et les miracles ne se commandent point, comme les ouvrages des artisans. Ce seroit deja assez, si l'on estoit seur, qu'un homme eût fait un seul miracle inexplicable par les forces de la nature. Comme par exemple des circonstances bien particularisées de l'avenir: car c'est une chose à laquelle je crois que le Diable même ne peut pas atteindre. C'est pourquoy la meilleure preuve de la religion Chrestienne ce sont les propheties du vieux Testament. Mais je demande des circontances bien particularisées, comme celle, que la Ste. Ecriture a données de Jesus Christ long temps avant sa naissance; autrement il ne seroit pas difficile d'estre prophete; car de deux qui parieront, si le duc de Yorck sera roy d'Angleterre ou non, l'un seroit necessairement prophete. Et on dit que deux Astrologues s'accordérent un jour pour predire à deux grandes princesses des choses opposées, l'un un fils à l'une, et une fille à l'autre; et l'autre tout le contraire, à condition que celuy qui auroit un present, pour avoir dit la verité, ce qui ne pourroit manquer à l'un de deux, le partageroit avec son Camarade. Les miracles des guerisons reçoivent quelque distinction. Car il y a des maux que la force de l'imagination peut surmonter, comme ceux qui consistent dans les humeurs et dans les esprits; mais quand le mal est dans les parties solides, et quand il y a solution de continuité, il est difficile de concevoir que la seule imagination puisse redresser des os disloqués ou reunir des cartilages brisées ou rejoindre des nerfs coupés de travers. Je croy que la guerison surprenante et subite de Madame la duchesse de Parme, qui s'est faite par les prieres d'un pere Capucin, est du nombre des premieres, qu'on pourroit reduire à des causes naturelles; et je ne sçais pas si ce pére n'estoit pas le même pére Aviano, qu'on a promené par Allemagne. Cependant le fait est incontestable, car j'ay veu entre les mains de feu mon maistre une Certification signée de la main propre de Monseigneur le duc de Parme.

A propos de Monsieur Boehmer à Sulzbach dont V. A.

parle, j'ay appris que Monsieur Helmont y est à present avec un nommé Monsieur Kohlhas, qu'on fait passer pour adepte, ce qui veut dire dans le style des chymistes, faiseur de la pierre philosophicale. On m'a dit que ce Monsieur Kohlhas estoit auparavant dans le pays de Monseigneur le Landgrafe de Hesse-Darmstadt; et pour Monsieur Helmont on m'a dit qu'il est entierement quacquerisé *) et qu'il ne se découvre plus, quand il parle à des Princes. J'ay de la peine à le croire, car lorsque je luy parlais assez souvent et assez familierement, il y a quelques ans, il me parut tout à fait raisonnable et depuis je l'ay fort estimé. En effect c'est assez d'avoir esté à l'épreuve de l'inquisition.

V. A. fait aussi mention de Monsieur Castorius, Vicaire Apostolique en Hollande, je ne l'avois pas ouy nommer et je ne sçais pas de quel pays il est, mais puisque V. A. S. l'estime, je ne doute point, qu'il soit habile homme et homme de bien. **)

Mr. le Baron de Blum n'a pas estè bien informé par celuy qui luy a ècrit, ce qu'il a mandé à V. A. S. à mon ègard. Je n'ay pas l'honneur de le connoistre autrement que par reputation; mais son grand merite m'est tres connu par ce que feu Monsieur le baron de Boineburg et Monsieur Lincker m'ont dit et monstré de luy. —

V. A. S. a raison de blasmer la froideur de la plus part de ceux qui sont en pouvoir. Car en effect il y a de leur negligence, ils ont beau s'excuser sur leurs distractions et sur les empechemens. Ils en viendroient bien à bout, s'il s'agissoit de leur interest temporel ou de quelque pointille d'honneur. J'apprehende fort que la pluspart des personnes ne soient que tres peu persuadées de la verité de leur religion; autrement ils agiroient d'un autre air, et ils ne traiteroient pas si cavalierement les affaires du salut.

---

*) Zum Quäcker geworden.

**) Dieser in unserm Briefwechsel zuweilen erwähnte Episcopus Castoriensis war Johann Neercassel, Erzbischof von Utrecht, ein Freund Arnaulds, der zwar im Sinn der Jansenisten sein Hauptwerk *Amor Poenitens* schrieb, aber hinsichtlich der Protestanten als Schismatiker streng katholisch war. Vergl. no. XVIII. XIX.

La Conception immaculée est sans doute une chose inouye dans la primitive Eglise, et même contraire aux passages de quantité d'auteurs qui passent pour saints. C'est ce qui a sans doute empeché les Papes de venir à la definition. Cependant je m'estonne qu'on en celebre la feste, tandis que la chose est douteuse.

Monsieur Spener estoit de mes amis particuliers lorsque j'estois dans le voisinage de Francfort; mais depuis que j'en suis parti, le commerce de lettres que nous avions ensemble a esté interrompu. Cependant V. A. S. a eu raison de l'estimer; je croy même qu'elle se seroit accordée avec luy en matiere de justification, si on estoit entré dans le detail. Je me suis entretenu autresfois des heures entieres sur ce chapitre avec feu Monsieur Pierre de Walenburg, Suffragain de Mayence, et il nous parut qu'il n'y avoit gueres de difference qui se rapporte à la practique. Je sçais bien qu'il y en a dans la theorie, mais à cet égard les sentimens de quelques Catholiques me paroissent plus raisonnables que ceux de quelques Protestans. *Car la charité met plustost un homme en estat de grace que la foy*, excepté ce qui est necessaire au salut, necessitate medii: un erreur de foy, ou heresie ne damne peutestre que parcequ'elle blesse la charité et l'union. En effect ceux qui demandent *la foy* non seulement *dans la creance*, qui est un acte d'entendement, mais encor *in fiducia*, qui est un acte de volonté, font à mon avis un melange de la foy et de la charité car cette confiance bien prise est le veritable amour de Dieu C'est pourquoy je ne m'étonne pas, s'ils disent qu'une telle foy est justifiante. *)

J'ay tousjours extremement approuvé le sentiment de ceux qui doutent fort qu'on puisse estre justifié par la seule Attrition avec le Sacrement, sans faire jamais un acte du souverain amour de Dieu. Je scais bien que vulgus religiosorum est contraire, mais je croy que ceux qui sont les plus habiles entre eux, sont plus disposés à en demeurer d'accord. Il me semble que même ceux qui ont fait les censures des Propositions de morale, ne sont pas fort éloignés de ces sentimens.

Je souhaiterois fort de sçavoir des particularités touchan le procés de ces censures, je ne doute point que le R. P. Oliva, General de l'Ordre, le R. P. de la Chaise, Confesseur du Roy T. Chr., et quelques autres grands hommes parmy eux ne demeurent d'accord de la necessité de ces censures quoyque la foule de leurs Theologiens y ayt esté contraire. Je voudrois sçavoir pourtant, si les Jesuites ont fait quelque effort pour empecher ces censures. Le pere Honoré Fabri, Jesuite François, qui estoit penitencier de St. Pierre et dont V. A. fait mention, est sans doute un homme de grande erudition, et je croy qu'il y a peu de gens, non seulement dans l'Ordre, mais mêmes en Europe de sa force pour la vaste étendue de son sçavoir. Mais je trouve qu'il n'a pas l'exactitude qui seroit à desirer et que le zele pour son Ordre l'a porté quelques fois

---

*) Diese freiere evangelische Ansicht von der Rechtfertigung hängt mit Leibnizens practischer Ansicht von dem Christenthum zusammen. Siehe die Einleitung.

trop loin : il avoit déja choqué le pape Clement X. par l'edition de son Apologie et maintenant j'apprends par la lettre de V. A. S. qu'il a donné des degousts au Pape regnant, qui luy a osté sa fonction de penitencier, dont je suis bien faché, car je l'honnore beaucoup. Il est même de mes amis, et j'ay eu autres fois certain commerce de lettres avec luy en matiere de sciences. Je m'étonne qu'un aussi habile homme que luy entreprend de defendre cette morale ridicule de la probabilité et ces subtilités frivoles, inconnuës à l'ancienne Eglise, et même rejettées par les payens. Monsieur l'Abbé Gradi qui (ce me semble) a quelque employ dans la Bibliotheque du Vatican, et qui d'ailleurs est encor tres habile homme, luy a fort bien répondu sur ce chapitre par un traité exprés : *de opinione probabili.* Le R. P. de la Chaise, Confesseur du Roy T. Chr., dont il est encor parlé dans un endroit de la lettre de V. A. est asseurement un personnage d'un merite et d'un sçavoir extraordinaire. J'ay eu l'honneur de luy parler quelques fois de Mathemathique : le R. P. Berthier, Jesuite, qui est avec Monsieur le Cardinal de Bouillon m'y ayant mené. Le Pere de la Chaise doit estre habile homme, et homme de vertu, et grand Theologien, puisqu'on l'a choisi pour le poste, qu'il occupe. Mais d'outre cela je scais qu'il entend à fonds les sciences, les plus sublimes et les plus cachées. Il est grand physicien, grand geometre, grand antiquaire. Le peré Honoré Fabri dans ces dialogues de physique introduit le pere de la Chaise comme un des collocuteurs, mais alors il n'estoit pas encor Confesseur du Roy. Je voy même par le personnage que le pere Fabri l'y fait jouir qu'il se donne plus de liberté en philosophant qu'un Jesuite n'a coustume de prendre. Cela me fait croire qu'il ne donne pas aux prejuges ordinaires aux gens de sa societé ! Enfin je croy qu'il n'y a gueres de plus éclairé dans l'Ordre que luy; et le Roy T. Chr. auroit eu de la peine apparement à trouver un autre plus digne de cette charge.

La Harangue du R. P. Oliva, General de l'Ordre que V. A. m'a eu la bonté de me communiquer, m'a plu extremement: elle est en méme temps delicate et forte. En un mot elle est d'un grand homme. Mais pour parler du fait, dont il s'agit, je croy que Messieurs de Beryte et d'Eliopolis ont excedé un peu de leur costé aussi bien que les Jesuites, à qui il me semble qu'il faut pardonner s'ils ont fait difficulté de reconnoistre ces Messieurs là; d'autant qu'il est extremement rude, que des nouveaux venus jouissent des travaux d'autruy, et n'ayant rien contribué à la culture de la terre pretendent d'enlever tout l'honneur de la récolte. De l'autre costé il y a pourtant des raisons de croire que les Jesuites des Indes ne sont pas tout à fait exemts de tout ce qu'on leur impose. On sçait les plaintes qui furent faites contre eux par ce sçavant prelat des Philippines: Juan de Palafox. On voit en Europe qu'il y en a souvent entre eux qui sont pleins de petites finesses, qui ne seroient pas approuvées parmy les honnestes gens du grand monde. Je croy que leurs enseignemens d'école et leurs livres de morale contribuent beaucoup à gaster l'esprit des novices et de leurs jeunes gens. Car la maniere de philosopher des ecoles et ces disputes publiques qui tendent plustost à se surprendre, qu'à apprendre la verité, rendent les gens contentieux et pleins de petites subtilités; et les livres de morale qui tournent la piété en scholastique, font perdre de veue le grand but de la charité, qui seul doit regler nos actions. Et comme ces personnes accoustumés au style de l'école lisent peu les peres et les autres auteurs qui parlent d'une maniere plus noble et plus naturelle; il ne faut pas s'étonner que leurs manieres de raisonner sont si éloignées de celles de toute l'antiquité, sacrée et profane. Et on peut dire que la morale des offices de *Ciceron* est bien plus droite et va mieux au bien que celle de quelques uns de ces auteurs. Mais comme le monde se défait peu à peu de ces prejugés et façons d'école, je m'étonne fort que leurs Superieurs, qui sont ordinairement des personnes éclairées, ne voyent pas ou ne considerent pas assez le tort qu'ils se font, s'ils veuillent estre les derniers à devenir raisonnables et libres. Car par exemple apres avoir resisté avec tant d'éclat et d'animosité à Copernic, à Galilée, à des Cartes et à d'autres novateurs; je croy qu'ils commencent peu à peu à se rendre. Mais cela ne se fait que peu à peu, et il n'y a que les plus habiles qui ouvrent la bouche, mais de cette façon ils n'en auront point d'honneur et l'Ordre perd beaucoup de sa reputation. Au lieu qu'ils auroient pû estre eux mêmes chefs et fondateurs d'une philosophie digne de ce siecle éclairé et resuscitateurs d'une morale et practique digne du siecle d'or de la primitive eglise, et des vrais disciples de Jesus, le tout sans faire tort à leur religion et maximes. Je me souviens que je fis une fois un projet pour monstrer, comment un Ordre tel que le leur (et en effect je ne voy pas de plus propre) pourroit rendre un tres grand service au genre humain, en se portant veritablement à cultiver l'esprit et la volonté de l'homme, par des raisonnemens demonstratifs, des experiences curieuses et des découvertes importantes; tournant toujours tout au grand but de la gloire de Dieu; et y joignant une veritable practique de la charité, et entre eux, et envers les autres. Comme ils ont en main l'institution de la jeunesse, ils rendroient leurs disciples propres à servir Dieu et le prochain, et pour eux ils passeroient pour maistres du genre humain et seroient l'objet de la veneration de toutes les nations et de toutes les sectes. Mais il faudroit avoir en même temps un peu plus de soin des pauvres et des malades, et il leur faudroit imiter leur fondateur, qui fit reussir ses desseins à Rome par des actes d'une charité fort éclatante. Je montrais ce projet à quelques Jesuites eclairés et bien intentionnés qui m'avouèrent que l'execution en seroit possible et d'une utilité merveilleuse. Mais ils me firent connoistre en même temps, que les Superieurs, quelques bien intentionnés et éclairés qu'ils pourroient estre, auroient des grandes difficultés à surmonter, s'ils vouloient porter les choses un peu plus loin qu'à l'ordinaire. J'avois adjouté en même temps le projet d'une nouvelle philosophie qui auroit effacé absolument celle de *des Cartes*, qui fait si grand tort aux écoles*). Car la philosophie de des Cartes est encor assez chimerique, quoyqu'elle aye quelque chose de beau. Mais un Ordre comme le leur qui a tant de grands hommes excellens en toute sorte de sciences, les faisant travailler de concert, pourroit establir des propositions aussi assurées que celles des elemens d'Euclide, qui seroient veritablement utiles dans la practique des arts et qui ne periroient jamais. Ce projet parut si plausible que quelques Jesuites me promirent de faire sous main de sorte que cela pourroit estre vû de leurs Superieurs comme une curiosité jolie: mais je ne scais s'ils l'ont fait. Cependant je voudrois pouvoir apprendre, quel jugement des grands hommes, tels que le P. Oliva, en auroient pû faire.

C'est une grande question que V. A. S. touche, sçavoir si l'Eglise moderne a les mémes avantages que la primitive, et si la practique receue dans l'Eglise est aussi seure que la doctrine. Je sçais qu'il y a des excellens et pieux personnages qui ont toujours passé pour Catholiques dont le sentiment est, que l'Eglise ne peut establir des articles de foy, qu'elle n'ait receus par la tradition. Et on voit bien que c'estoit aussi l'opinion de Vincentius Lerinensis*). Un Docteur de Sorbonne, nommé Holdenus, a fait un livre de l'Analyse de la foy qui roule sur ce principe. Ainsi il ne faudroit prendre les decrets de Conciles que comme des Enregistremens d'une doctrine qui estoit déja reconnue pour catholique dans les Eglises avant le decret du concile. Mais la difficulté, qui reste, est à l'égard des conséquences, sçavoir si un concile moderne peut decider infalliblement quelque question nouvelle, et par là establir des articles nouveaux, comme des suites des anciens. L'importance est de sçavoir, si une opinion erronée, contraire à une conséquence d'un article necessaire au salut, est contraire au salut. Car si cela estoit, la decision d'une telle question, quand elle seroit une fois emeue entre les fideles, seroit necessaire et par conséquent l'Eglise en la decidant seroit infallible, supposé que le St. Esprit ne luy manque jamais in necessariis. Car je croy que l'infallibilité même in superfluis, aut saltem in his quae magis utilia quam necessaria sunt, n'est pas encor bien establie. C'est encor une question si l'Eglise est infallible, en jugeant cela même, sçavoir si quelque decision est necessaire ou non, car cette infallibilité me paroist elle même plustost utile que necessaire. Il y a encor des degrés entre les conséquences d'un article et même entre les articles de foy. Enfin il faut beaucoup de Logique pour traiter ces questions à fonds. Pour ce qui est de la practique moderne, il faudroit des distinctions exactes entre ce qui est toleré et ce qui est approuvé. Car tout silence ne temoigne pas toujours l'approbation. Combien long temps les Papes ont ils tolerés ces enseignemens de morale, qui regnoient dans tous les confessionnaux, qu'ils n'ont pas laissé de condamner enfin. De plus comme l'infallibilité de l'Eglise ne paroit selon les sentimens des plus zelés pour l'autorité du pape, que dans les decrets des Conciles et dans ce que le pape prononce *ex cathedra*; on ne peut pas dire qu'une toleration soit une pronontiation, et même les approbations tacites, (qui sont quelque chose de plus que les tolerations) ne passeront pas pour des decrets de l'Eglise catholique, que lorsqu'elles se peuvent tirer en bonne logique des actes et declarations juridiques ex cathedra. Autrement les volontés tacites des Papes auroient plus de vertu que les expresses qui n'ont pas cette pleine autorité, quand elles ne sont declarées dans les formes.

---

*) Vergl. über die Abneigung Leibnizens gegen die Cartesianische Philosophie, Cousin im Journal des Savans, 1844. (Briefwechsel mit Malebranche). Leibniz machte besonders auf die dem Beweise von dem Dasein Gottes nachtheiligen Consequenzen des Cartesianismus aufmerksam. Vergl. Leibnizens Briefwechsel mit dem Abbé Nicaise in Cousin's fragmens philosophiques. Tom. II.

---

*) Ein Gallier, der für einen Semi-Pelagianer galt.

J'avoue que la pieté et la prudence ne suffisent pas dans un Pape, il luy faut encor plus des forces internes de l'esprit et du corps, qu'externes, c'est à dire l'autorité necessaire: car je trouve que la pluspart de ceux qui professent quelque obeissance au saint Siege, ne la font éclater qu'en paroles. Nous le voyons aujourd'huy dans l'affaire *des regales*, où cette belle et touchante lettre que le Pape a écrite au Roy T. Chr. n'a de rien servi, et même quelques Evesques ont bien osé refuter le bref du pape d'une maniere qui même à des protestans paroit peu digne de leur caractere et qui semble se ressentir plustost de l'esprit de la Cour que de l'esprit de l'Eglise. Il s'agit maintenant de discuter, si pour donner de l'autorité aux Papes, il leur faut quelque pouvoir temporel considerable. J'avoue qu'il ne leur en faudroit point, si les Ecclesiastiques estoient bien unis à luy, et si ces Ecclesiastiques vivoient d'une maniere à imprimer du respect au peuple; car il n'y auroit point de Monarque Chrestien qui oseroit choquer un tel corps; mais de la maniere qu'on ait aujourd'huy, je trouverois bon qu'on reunist plustost toute l'Italie au patrimoine de St. Pierre, au lieu d'en demembrer aucune chose. Car il seroit à souhaiter que le Pape fut assez considerable, pour estre en quelque façon arbitre des differens des princes Chrestiens. Car la force de la religion ne passant que pour imaginaire parmy les mondains de ce siecle corrompu, il seroit bon d'y joindre le bras seculier. En effect c'est l'Empereur qui est l'Avocat de l'Eglise universelle, qui devroit estre étroitement uni au Pape à dessein de maintenir le repos de la Christienté. Et si ces puissances s'entendoient bien, peutestre qu'il y auroit quelque chose à faire pour le bien general. Mais ce sont des souhaits bien éloignés de l'estat present des affaires.

Je n'ay jamais esté en Italie, mais j'ay ouy conter des choses étonnantes à des Catholiques et à des Italiens mémes de l'ignorance de ces peuples dans les affaires de religion, qui à mon avis vient plustost de l'indifference que de la simplicité des gens: — j'ay remarqué que presque jamais un Italien venu en Allemagne ne dispute de religion; ils sont même étonnés quand ils voyent disputer les gens de ces choses. Au reste il leur paroist commode de ne faire consister la practique de la pieté qu'en façons conformes à leur genie. Je ne désapprouve pas ces façons, quand elles sont tant soit peu tolerables, mais il ne faut pas oublier le solide que les Italiens goustent si peu en ces matieres, que je croy qu'il faudra des ultramontains pour leurs faire ouvrir les yeux. C'est pourquoy il faudroit qu'il y eut grand nombre d'ultramontains à Rome, qui fussent en pouvoir et dans les dignités, et dont les voix eussent du poids dans les congregations. En effect le Pape voulant se décharger de l'entretien et de la depense de quantité de personnes, il seroit à propos que les princes Catholiques voulussent s'en charger à condition de nommer des sujets dont le Pape choisiroit les plus dignes. Mais il faudroit des fonds affectés pour leur entretien, autrement ils auroient le destin des Assessurs de la chambre imperiale de Spire.

Puisque le livre de l'Admonition de la Ste. Vierge n'est defendu qu'avec modification, donec corrigatur, on feroit bien d'obliger Messieurs de l'inquisition de designer les passages qui doivent estre corrigés, et le faire réimprimer apres cette correction. Ou bien, si l'on pourroit obtenir le protocole tenu sur ce point dans la Congregation de l'indice, on n'auroit qu'à changer ce qu'on y a trouvé à redire et le faire imprimer ainsi. Car apres cela ils n'auroient plus le mot à dire. Il seroit curieux et utile de sçavoir des particularités de ce qui se passe de temps en temps dans cette congregation et quelques autres. Et je ne doute point que V. A. S. n'en approuve le meilleur, comme je juge par ces belles choses qu'elle a eu la bonté de me communiquer. Le dernier secretaire de l'inquisition estoist ce me semble ami du feu S. A. S. mon maistre. Messieurs de l'inquisition d'Espagne ont cela de bon qu'ils designent les passages qu'ils pretendent devoir estre corrigés.

A l'égard du Jansenisme je trouve que quelques uns de leurs Antagonistes poussent l'affaire trop loin, non seulement en persecutant et décriant ceux qu'ils font passer pour Jansenistes, mais encor en tirant des conséquences sur des points de doctrine ou plustost de philosophie, qui sont absolument fausses et mêmes contraires au bon sens, par exemple, ils nous veullent faire accroire qu'il y a une certaine liberté qui consiste dans une telle indifference que la volonté se peut determiner sur l'un ou l'autre des contradictoires sans aucun motif veritable ny apparent interne ny externe, c'est à dire qu'il y a quelque effect sans cause. Sur de telles chimeres absolument impossibles et inconnues à toute l'antiquité sacrée et profane plusieurs baptissent leur systeme de la liberté et de la grace. Il n'y a que des gens d'école ou qui se sont gastés par la scholastique maltournée, qui puissent s'aviser de telles choses dont le temps désabusera lẽ monde raisonnable, mais cela tourne tousjours à la confusion de ceux qui s'opiniastrent à soûtenir de telles chimeres. A propos des Jansenistes on me manda de France il y a deux ans que Messieurs Arnauld (que j'ay eu l'honneur de connoistre particulierement) et Nicole estoient disparus en quelque façon, et qu'on ne sçavoit, où ils s'estoient retirés. Je n'en ay rien sçû depuis.

Parmy les dix points que V. A. S. met à la fin de sa lettre, il me semble que le 3me pourroit recevoir quelque modification et que dans le temps, où nous sommes, il faudroit plustost augmenter le pouvoir du Pape que de le diminuer; et pour les biens Ecclesiatiques temporels, je croy qu'il seroient de grande utilité pour le bien general du Christianisme, si on en usoit bien et si le corps des Ecclesiastiques estoit bien uni par les liens de la vraye charité.

On m'a envoyé par la poste un certain discours français touchant les affaires du temps, que je ne dois communiquer à quoyque ce soit: je suis un observateur fort religieux de ces sortes d'ordres, mais je ne sçauray m'empecher d'en dire un mot à V. A. S., d'autant que ce discours me paroist excellent et vient à mon avis de quelque personne tout à fait penetrante et bien intentionnée. Il faut avouer avec l'auteur que l'estat de notre Empire est pitoyable et honteux. Mais c'est nous mêmes qui en sommes la cause. Car pour les Hollandois il s'en faut peu que je ne les excuse; ils se consumoient en subsides et depenses inutiles de la maniere qu'on faisoit la guerre; les affaires alloient de mal en pis, les Estats n'estant pas mêmes toujours contents de leurs propres chefs. Il auroit fallu les décharger entierement de subsides, pour les faire continuer la guerre qui n'estoit plus pour eux. Il est vray que lorsque la Suede estoit entierement chassée de l'Empire et l'Electeur de Brandebourg aussi bien que la maison de Bronsuic ayant les mains libres, les Hollandois auroient mieux fait d'attendre encor une campagne, laquelle n'estant pas meilleure que les autres, je les aurois tenu quittés. Ceux que je trouve le plus à blamer et qui à mon avis ont le plus contribué au désordre present des affaires generales, ce sont les Anglois, dont je n'attends rien de bon, tant qu'ils sont désunis. Il est constant que la France agit sur le Rhin d'une maniere presque insupportable, mais conforme au genie de quelques personnes, qui ont du mépris pour les princes d'Allemagne et qui peutestre ne cherchent qu'à nous obliger de donner prétexte à la France de recommencer la guerre. Et j'apprehends même qu'ils ne conseillent à leur Roy de donner d'abord sur ceux qui voudroient armer considérablement. Il est vray qu'il ne faudroit pas s'en mettre en peine, si on estoit en estat de les soutenir. Mais je voy qu'ils nous manquent plusieurs grandes choses, sçavoir l'argent, des bons capitaines, l'union et l'ordre; pour ce qui est de l'argent, on en pourroit trouver en effect, si les princes retranchant tout d'un coup toute la depense inutile feroient voir à leurs peuples, qu'ils songent tout de bon et uniquement au bien de la patrie. Alors je suis seur que les particuliers mêmes contribueroient du leur, à l'exemple de ces matrones Romaines, lorsqu'Hannibal estoit ad portas. Mais le defaut de bons capitaines est à mon avis un des plus considerables, il faudroit des gens non seulement judicieux et experimentés (car autrement ils ne pourroient pas mêmes faire leur devoir) mais encor inventifs et actifs. Car à moins que d'inventer de nouvelles ruses et stratagemes pour étonner un peu les ennemis et à moins que de les surprendre par quelques traits hardis, et les mettre sur la defensive, on ne fera jamais rien d'extraordinaire et on ne redressera jamais les affaires, dans cette inégalité de forces et de courages, enflés ou abattus par les evenemens passés. Si le Roi Gustave Adolphe n'avoit eu que des talens ordinaires, il n'auroit jamais triomphé des imperiaux victorieux; touchant l'union, l'on sçait que plusieurs chefs dans une même année font toujours des mauvais effects, c'est pourquoy il faudroit plustost plusieurs petites armées, mais qui entreroient en même temps en action qu'une grande. Cela obligeroit encor l'ennemi à partager ses forces. L'ordre contient la discipline et le soin des munitions et vivres; il est assez difficile d'y pourvoir, à moins que de choisir des personnes qui soyent gens de bien, et dont la bonne foy soit éprouvée; il y en a dans le monde, mais on ne s'applique pas à les chercher. De plus on pourroit faire des reglemens où il seroit difficile de tromper considerablement. Au reste bien loin de dissoudre la diete il la faudroit rendre perpetuelle; et il seroit bon que les premiers Princes de l'Empire y allassent un jour, comme en poste, pour s'abboucher avec l'Empereur et pour entreprendre des resolutions importantes. Cette maniere d'aller comme en poste retrancheroit une infinité de depenses et de difficultés. Je croy qu'il ne seroit pas difficile dès à cette heure de garnir le Rhin d'une armée de 40,000 hommes, mais comme la guerre s'en suivroit, il faudroit armer considerablement pour les soûtenir.

VI.

1680/81. sine dato.

Leibniz an Landgraf Ernst.

Anfrage wegen des vorigen Briefes. Urtheil über ein neues die Conversion der Hugenotten betreffendes französisches Buch und Billigung des gemässigten Geistes, worin Bossuet seine Erklärung der katholischen Lehre geschrieben.

Monseigneur

J'ay écrit cet hiver une lettre tres ample à V. A. S. que j'ay adressée à Monsieur Jungmann, suivant son ordre, j'espère qu'elle aura esté bien rendue, car je ne voudrois pas pour beaucoup qu'elle se fût perdue: non pas parcequ'elle meriteroit d'estre conservée, mais parceque j'ay parlé avec beaucoup d'ingenuité, puisque je parlois à un Prince d'un jugement solide et d'un esprit élevé.

J'envoye icy une partie du curriculum vitae de feu S. A. S. mon maistre, où j'ay mis la main. Et j'envoyeray le reste par un autre ordinaire.

S. A. S. mon maistre *) ira, à ce qu'on croit, aux bains. Mais je ne sçay, si ce sera à Ems **) ou à Wisbade.

Il court un bruit que le Duc de Mecklenbourg Gustrau témoigne quelque disposition pour se rendre Catholique, et que cela allarme sa cour et son pays; mais je n'en ay rien appris de seur. [*]

---

*) Ernst August.

**) Wie häufig im 16. und 17. Jahrhundert Ems von fürstlichen Personen besucht wurde, erkennt man aus den Familien-Correspondenzen des Hessischen Hauses, welches damals noch im Besitz dieses Passes zur Grafschaft Diez war.

J'ay veu un livre assez bien écrit, le titre est: *Entretien »de la politique du clergé des France et des moyens, dont on se »sert pour attirer les Huguenots,«* il dit quantité de particularités remarquables. Mais il adjoute bien de choses qui sentent un peu le ministre, c'est à dire l'homme qui agit par passion et par interest de party plustost que par raison, comme lorsqu'il nous veut faire accroire, que le livre de l'Evesque de Condom [**] detruit l'essentiel de la religion Catholique par les explications moderées, qu'il a donné aux articles agités On voit par là qu'il seroit bien faché, que Messieurs les Catholiques ayent de la condescendence pour les protestans, au lieu, qu'un homme qui ne cherche que le bien public en devroit louer Dieu, bien loin d'exposer les bien intentionnés aux blames et railleries des faux zelés. Pour moy je suis persuadé que les differens, quand on les examine à fonds, ne consistent la pluspart que dans les abus, qu'on se reproche.

---

[*] Siehe in der Einleitung das Verzeichniss der convertirten Fürsten worunter sich auch der durch seine Liederlichkeit berüchtigte Christian Herzog von Mecklenburg-Schwerin befindet.

[**] Bossuet, seit 1681 Bischof von Meaux. Das hier gemeinte berühmte Buch ist seine Exposition de la doctrine de l'Eglise Catholique sur les matieres de controverse. Paris 1671 u. s. w.

VII.

1681. 11. Mai.

Landgraf Ernst an Leibniz.

Uebersendung etlicher kleiner Schriften des Landgrafen, und Nachricht über eine neu erschienene die Verfolgung der Hugenotten betreffende Schrift eines reformirten Predigers.

Monsieur

Je vous remercie pour une partie du recit de la vie de feu S. A. S. votre aultant bon Maistre que mon cher Cousin, dicte Personalia, et attends l'autre ou seconde partie; je vous envoys aussi cy joinct deux petits oeuvres de ma façon, desquels l'esté et l'hyver passé à Venise je me suis occupé, et dont le premier j'ay fait imprimer à Augspurg et le petit en françois à Francfort *), et avec la premiere commodité je vous enverray le veritable, sincere et discret Catholique, au cas que vous ne m'escrivez, que depuis et apres meilleure recherche vous avez finalement trouvé l'exemplaire, lequel, il y a deux années, j'avois donné à feu S. Altesse d'heureuse memoire; aux Personnales vel in curriculo vitae de laquelle j'ay trouvé que vous appellez la Religion Lutherienne, me semble, eingeführt; surquoy il y auroit à parler, et un Socinien ou Mennonite le prétenderoit tout aultant.

---

*) Dies ist wohl die Abhandlung über den wahren Verstand der heil. Messe, deren der Landgraf in dem Briefe von 20/30. Nov. 1680 erwähnt. Siehe die unten folgende Anmerkung.

J'ay aussi depuis ce temps là recouvert le livre *tres curieux* . . . . . composé et fait d'un habile Ministre de la Religion dicte reformée (qui interdum et in generatione sua praevalent filiis lucis) en forme de dialogue entre deux Catholiques sur la Methode de se desfaire de la Religion Calvinienne en France, sur lequel, pourveu que j'en aye le temps, je ferais peutestre par icy et par là quelques reflexions. Car non obstant qu'il aye en beaucoup le merite et raison pour soy, pourtant non en tout, par exemple quand il veult à son tour rendre les Catholiques d'Angleterre ainsi coupables et quand il veult pretendre l'exclusion de la succession du Duc de York. Je Vous suis le tres affectionné

Ernest Landgrave de Hessen.

P. S. Vostre prince est maintenant avec . . . .

Anmerkung. In dem Convolut des Briefwechsels vom Jahre 1680 auf der Hannovrischen Bibliothek finden sich folgende Pièces des Landgrafen, welche er gleich bei seiner ersten Bekanntschaft mit Leibniz demselben mitgetheilt hat.

1) Apologia Ernestiana, ob L. Ernst, etsi a protestantibus et reformatis gehaltener Apostata, tamen persecutor sui ordinis sei. (Es ist die auch in seinem discreten Katholiken enthaltene Erklärung des Landgrafen, dass er die römisch-katholische Religion und Kirche für die alleinseligmachende halte, statt einer sogenannten Union, oder eines Religionsmischmasches nur vollkommene Toleranz wünsche, und für nichts partial sei, als für die liebe Wahrheit und Gerechtigkeit, so dass wenn es ihm nachginge, es gewiss keine Religionskriege geben werde.)

2) Was ex parte Catholica man fast zu den Protestirenden sagen kann, gleich wie Gideon zu Zeb und Salmuna: »Wann ihr nur dieses nicht gethan hättet« (nach dem Buch der Richter Cap. 8.). Ein scharfer Tadel des nicht hinreichend begründeten Abfalls und Schisma der Protestanten, da doch wohl die beiden Hauptpunkte ihres Abscheus gegen die katholische Kirche, die Lehre vom Pabste und von der Hochmesse, einer

unbefangeneren und mässigeren Beurtheilung zu unterwerfen gewesen wären.

3) Le très pitoyable, pour ne dire très honteux estat de nostre Empire en Allemagne par et après la paix de Nimwegen, avec quelques propositions de remede. (Tadel des übereilten jämmerlichen Friedensschlusses der Holländer, denen wohl das verlassene spanische Gouvernement folgen musste, zum ungeheuren Vortheile Frankreichs in den Niederlanden; verderbliche Politik der Braunschweigischen durch Frankreich bestochenen oder hinters Licht geführten und gegen Brandenburg eifersüchtigen Häuser von Celle und Wolfenbüttel; schimpfliche Entblösung der Rheingränze ohne gleichzeitige Entwaffnung von Seiten Frankreichs; Preisgebung des Herzogs von Lothringen; Auflösung der Reichsversammlung; französische Willkür und Insolenz in Reclamation rückständiger Contributionen; Zurückbehaltung spanisch-niederländischer Städte zur Errichtung eines neuen austrasichen Reiches am Rhein und zur Entwaffnung Deutschlands; Intriguen Frankreichs um die ungarischen Rebellen gegen Oestreich zu stärken. Bethörung vieler deutschen Fürsten, auch der katholischen Bischöfe. Nothwendige Vereinigung aller Streitkräfte in Uebereinstimmung mit dem Kaiser um die Würde des deutschen Reiches und der Nation aufrecht zu halten u. s. w.)

4) Demonstration sur ce que de la part autant de l'Empereur comme de l'Empire on pourroit repondre aux pretentions, que l'Electeur de Brandenbourg en ces temps, qui aussi bien et pour l'Empire helas! sont si calamiteux, sur le point d'une je ne sçais quelle satisfaction fait faire maintenant par son Ambassadeur le Baron de Smettaw à la Diete de Ratisbonne. (Die Forderung des Kurfürsten von Brandenburg, welchen Frankreich nebst Dänemark zum Frieden mit Schweden gezwungen hatte, dass man von Seiten des Reiches ihm zum Ersatz für das schon eroberte Pommern entweder Mühlhausen, Nordhausen und Dortmund nebst einer Million in Gold zahlen, oder alle katholischen Kirchengüter seines Territoriums überlassen solle, sei höchst ungerecht gegen einen dritten Unschuldigen, und an sich, da des Kurfürsten Rachekrieg gegen Frankreich in seinem politischen Interesse und er ohnehin zu einem Reichscontingent verpflichtet gewesen, und da er dem Kaiser und dem Reich wegen ihres Widerstands gegen Frankreich, anderen Fürsten wegen ihrer Unterstützung gegen die Schweden noch Dank schuldig sei, und wenn ihm eine Entschädigung gebühre, diese vielmehr die aus der Noth gerettete Republik Holland leisten müsse. Mit noch grösserem Rechte könnten der Kaiser und andere patriotische Fürsten Entschädigung für die gebrachten Opfer und erlittenen Verluste verlangen.

Welche Consequenzen würden ähnliche Forderungen haben, wenn Frankreich einen neuen Eroberungskrieg gegen Deutschland beginne? und was die Prätention katholischer Kirchengüter anbetreffe, welch trefflicher Anlass für Frankreich würde dies sein, um einen unter den jetzigen Umständen den Protestanten sehr nachtheiligen Religionskrieg anzufangen!)

VIII.

1681. 1/11. Juli. (Rheinfels.)

Landgraf Ernst an Leibniz.

Lob der Bemühungen Leibnizens zur Verbesserung der Bergwerke, Apologie Maimbourgs, Lage Deutschlands, die beiden Fürstenberg u. s. w.

Monsieur Leibniz,

J'ay receu il y a quelques jours la vostre du 23/13 de Juin de Hannover*) et de Monsieur Lyncker, qui se plaist à resider icy; j'ay appris que fort souvent vous vous trouvez absent d'Hannover en *minières* ou vous avez rendu et rendez de grands services par vos sages conseils et propositions**). Je ne suis pas d'accord avec vous pour le livre du Lutheranisme du R. P. Maimbourg, car bien qu'il aye choqué plustost le Pape

---

*) Fehlt.

**) Ueber die auf Veranlassung Johann Friedrichs von Leibniz mit grossem Eifer übernommenen Versuche zur Verbesserung des Berg- und Hüttenwesens im Harz, in Folge deren er sich oft in Zellerfeld aufhielt, über das grosse Gewicht, welches er als Geognost und Mineralog auf die Bergwerkskunde in Beziehung auf die damals noch rohe Staatswirthschaft legte, und über das Hauptinderniss seiner Reformen, die Halsstarrigkeit neidischer und unwissender Praktiker, vergl. Guhrauer Leben Leibnizens I. 202. u. s. w.

moderne que non pas commis des exces contre Luther et ses partisans, si est ce qu'asseurement et plustost on doibt dire que de bien loin, — bien que Jesuite — il n'a pas extravagué comme d'autres Catholiques un peu plus chauds et qu'il a espairgné extremement la personne de Luther et de ses partisans; faites moy, je vous prie, le plaisir de me mander ou m'ecrivez qu'il n'aye pas dict de choses fort exquises*). Pour vostre grand escrit, je l'ay receu à son temps à Venise, ce me semble aussi de vous y avoir respondu pour les affaires publiques. Je diray que si l'accommodement de l'Empereur avec les Hongrois s'est faist, qu'alors on respirera au moins et pour un peu au Rhyn et au Paysbas contre les insultes trop extravagantes, injustes et impertinentes des François, et que quoyque l'Angleterre et la Hollande debroient estre de la partie, que neantmoins au default d'eux il semble bien que l'Empereur avec l'Empire et l'Espagne se resouldent, ad evitanda majora incommoda, de se defendre. On verra ce que sera de la conference de Francfort, et si les François vouldront attaquer Creutzenac de vive force ou seulement se loger au plat pays et le manger et ruiner; pour le bien public il seroit à souhaitter que l'Espagne contentast Brandenbourg: ce que vous aultres n'entendez pas tres volontiers parler les François. J'ay fait selon ma liberté et ingenuité connaturelle certaines Notes sur les personalia de feu Monsieur vostre maistre, qu'à son temps je vous pourray communiquer. On attend icy quasi à tout moment passer l'Evesque de Strasbourg avec sa seur la marquise douairière de Baden pour aller à Spa, et son frère le Prince Guillaume doibt venir et le joindre par la Moselle à Coblence et puis à Cologne et à Spa. Ce sont les deux bons personnages lesquels si non pour auteurs au moins pour beaucoup contribuants à nos malheurs et inquietudes on peust et doibt tenir *). Je vous suis le tres affectionné.

---

*) Vergl. über des Jesuiten Maimbourgs Histoire du Lutheranisme (Paris 1681), die das Signal zu Seckendorfs trefflicher Geschichte des Lutherthums, zu Bayles Geschichte des Calvinismus und zu Jurieu's Vergleichung des Calvinismus und Papismus gab, Henke, Semler und Schroeck's Kirchengeschichte VII. p. 280. Maimbourg, ein angenehmer aber seichter Geschichtsschreiber (siehe Leibnizens Urtheil im folgenden Brief), den Niemand besser als Seckendorf widerlegt hat, musste im Jahre 1682 seinen Orden verlassen, weil er in dem Streite des Pabstes gegen Ludwig XIV. die Parthei des Letzteren ergriffen hatte. Er war auch einer von denen, welche Bossuets Erklärung des katholischen Lehrbegriffs für zu nachgiebig hielten.

E.

Est il bien possible que Monsieur Plate precede Monsieur Grote **) qui est bien aultrement qualifié que luy?

La jeune Princesse de Zel est elle morte ou non?

---

*) Hier sind die beiden mit Frankreich verbundenen Grafen von Fürstenberg gemeint.

**) Es sind hier der Graf Franz Ernst von Platen und der mit Mazarin verglichene Hannovrische Minister Otto Grote, dessen Gewandtheit hauptsächlich Ernst August die Kurwürde verdankte, gemeint. Ueber beide vergl. Spittler Geschichte von Hannover II. 287. 290. 323.

IX.

1681. Sine dato.

Leibniz an Landgraf Ernst.

Beurtheilung des Pater Maimbourg und seiner Ungründlichkeit in der Schrift gegen die Protestanten. Lob einer katholischen Schrift des Robert Barklay. Erklärung über die von Maimbourg falsch verstandenen Adiaphoristen. Apologie Melanchthons und Entschuldigung seines Mangels an Entschlossenheit.

Monseigneur,

Je demeure d'accord que le P. Maimbourg parle des Lutheriens avec bien plus de moderation, que les Jesuites n'ont coustume de faire. Mais il me semble aussi qu'il traite les choses trop à la legère, ce qui est fort ordinaire et ne témoigne pas de sçavoir assez à fonds les affaires des Protestans. Cela vient de ce qu'il n'a pas lû leurs auteurs, au moins il ne cite que Sleidan et quelques fois Chytraeus. Mais s'il avoit suivi l'exemple du P. Barklay, dont je me souviens d'avoir vu l'Apologie de l'Eglise de Rome tirée des Protestans mêmes *), il auroit pû dire beaucoup de particularités et plus curieuses

---

*) Robert Barklay, ein Schottländer, der zu Paris zur römisch-katholischen Religion überging, dort 1676 die dem Könige Karl II. überreichte, in mehrerere Sprachen übersetzte »Theologiae verae christianae Apologia« drucken liess, nachher aber durch eine Quäkerpredigt so sehr gerührt ward, dass er zu diesen Puritanern überging, und von der Zeit an den geschäftigsten Beförderer ihrer Anstalten, ihren beredtesten Schutzredner und feinsten Dogmatiker abgab. Sein Ansehn gleich gross bei Karl II. wie bei Jacob II., bahnte Penn den Weg.

et mieux prouvées. Et je croy que V. A. S., si elle vouloit, pourroit bien fournir d'autres memoires. Selon le P. Maimbourg, livre V, l'an 1548, pag. 171 »les Adiaphoristes ou Indifferens soûtiennent, que selon la diversité des temps on peu s'accommoder de tout ce qu'il plaist aux puissances de prescrire — tels ont esté, dit il, Philippe Melanchthon et Paul Eber de Franconie, et tels sont encore aujourd'huy ceux qui sont toujours prests de suivre la religion de leurs princes.« En quoy je trouve que le P. Maimbourg parle bien confusement des Adiaphoristes et ne rend pas justice à Melanchthon. Car les Adiaphoristes estoient proprement ceux qui soûtenoient qu'il falloit avoir quelque condescendance à l'égard des Adiaphores, c'est à dire des ceremonies et autres points semblables. Et Melanchthon n'a jamais merité le reproche, qu'il luy fait, d'avoir esté du nombre des gens qui sont toujours prests à suivre la religion du prince. Il estoit porté à la moderation, et avec cela un peu irresolu. Car les demi-sçavants sont les plus emportés, mais ceux qui connoissent le fonds des choses sçavent ordinairement les grandes difficultés qu'il y a de part et d'autre. Au reste je trouve que le P. Maimbourg ne devoit pas se contenter du Lutheranisme en . . . . . . *). Car le nostre luy pouvoit fournir assez de matiere pour dire des belles choses.

L.

---

*) Das Original, ein auf den Umschlag des vorigen Briefes von Leibniz eilig geschriebenes Concept, ist hier wegen eines Wasserfleckens nicht zu lesen.

X.

1682. 12. November.

Landgraf Ernst an Leibniz.

Nachricht über einen Herrn von Lynker und über eine satyrische Schrift, worin Leibniz wegen eines Projects der Wagenverbesserung angegriffen wird. Mittheilung eines gegen den kaiserlichen Hof und die Jesuiten gerichteten Pamphlets.

Mon cher Monsieur Leibniz,

J'ay receu, il y a huit jours la vostre du 23 d'Octobre (3 Novembre) 1682.*) Je croyois que vous ne pensiez plus à moy pour vostre si long silence. Monsieur Lyncker**) vist encores, Dieu mercy au moins .... en la maison noble de Calenberg, qu'il a icy en la ville de St. Goar, que je luy ay donné avec quelque bien, et pour ses enfants masles, mais comme il vist au celibat, ainsi cela finist avec sa vie, et un autre en a la survivance; il voudroit bien aller à Erffort auprez de son frere, au cas que la peste ne l'empechast; il jouit cependant icy de la communication de mes correspondances et du bon air, mais il est aultant, et plus que jamais, Morosus et Tetricus, et fort particulier est son humeur; aussi bien le fachait, que vous aviez demandé seulement, s'il vivoit encores? Mais qu'est ce que veult dire, que le Docteur Becher en son livre »Närrische Klugheit und kluge Narrheit.« vous y a mis, comme si vous pretendiez un artifice ou secret, de pouvoir aller par une, je ne sçais quelle, certaine sorte, ou invention de chariot depuis Amsterdam jusques à Hannover par six heures de l'espace seulement, ce que semble ridicule et semble deroger aux louanges qu'aultrement il vous donne pour les controverses. *) J'espere de vous envoyer d'icy en quinzaine quelque chose de curieux et expressement faist à l'occasion de vostre derniere lettre; je vous envois le cy joinct; — mais en secret et entre nous deux seulement **); et vous prie en quinze jours

---

*) Auch dieser Brief fehlt sowohl in der Sammlung der Hannovrischen Bibliothek als in dem Hessen-Rotenburgischen Nachlass des Landgrafen. Ueber den Hauptinhalt giebt aber des Landgrafen Ernst Schreiben vom 25. November dieses Jahres einigen Aufschluss.

**) Vergl. Strieder Hess. Gelehrtengesch. VIII. p. 184. wo ein Johann Lynker von Lützenwick, Kurtrierscher Rath und Resident zu Erfurt aus dieser Zeit vorkommt (dessen Bruder oberster Rathsmeister zu Erfurt war), welcher aller Wahrscheinlichkeit nach hier gemeint ist.

---

*) Siehe die Beilage. Joh. Joachim Becher, ein berühmter Chemiker und Mechaniker seiner Zeit, der den ersten Grund zu der phlogistischen Theorie legte, aber zugleich ein unruhiger abenteuerlicher Kopf, welcher auf des Herzogs Johann Friedrich Liebe zur Alchemie speculirte, und desshalb von Leibniz überwacht wurde, gab damals jene scurrile, auch Leibnizen angreifende Schrift über die neuesten Erfindungen seiner Zeit unter spöttischen und boshaften Uebertreibungen heraus. Leibniz entdeckte erst später dem Herzog Ernst August den wahren Zusammenhang dieser Sache, und tröstete sich damit, dass Becher auch Huygens, den Erfinder des Pendels, unter seine Narren gerechnet hatte. Guhrauer Leben Leibnizens I. 199—202.

**) Beigelegt ist nämlich eine 10 Bogen lange Handschrift: Discours sur le livret qui porte pour titre: L'Empereur et L'Empire trahis, et par qui et comment. Avec sa refutation 1682. Dies Buch selbst, wie man nachher erfährt, von dem Grafen von Cerdagna, enthielt eine Anklage des Kaiserlichen Hofs, worin zugleich den Jesuiten alles Unglück der letzten Zeit, selbst des Nimweger Friedens, und ein grosser verderbde me le renvoyer par la poste de Cassel à Cassel sous un couvert duquel vous pourrez faire l'inscription:

„An H. Johan Haiderich Dauber, fuerstlich hessischen „wohlbestelten (peutestre plustost uebelgestelten) Burggraven „im Obristen, oder Nassawischen oder Rheinfelsischen Hoff „daselbsten, wird dem Postmeister recommendiret.“

Tellement que ce sera pour une aultre fois que plus au large je tacheray de vous entretenir comme une personne, de laquelle, à cause de sa grande capacité, je fais grand estat; de cet hyver je ne bougeray pas d'icy. Touts les samedys au soir part de Cassel la poste pour icy et au mercredy au soir les lettres sont icy tout droictement par Giessen et Francfort. *)
Je vous suis le tres affectionné

que facilement vous pourrez deviner
E.

Extract Herrn Doctor Bechers Närrischer Weisheit etc. p. 147.

Leibnizens Postwagen von Hannover nach Ambsterdam in sechs Stunden zu fahren.

Dieser Leibniz ist durch seine Literatur bekant, ein sehr

---

licher Plan gegen die protestantischen Fürsten zugeschrieben wird. Die Widerlegung rügt die Uebertreibung, und vertheidigt die Jesuiten, ohne zu läugnen, dass man von beiden Seiten zu weit gehe. Sie ist wenigstens dem Geiste nach von Landgraf Ernst.

*) Man erkennt hieraus jene damalige Langsamkeit der deutschen Postwagen, welche wohl Leibnizens Versuch einer mechanischen Verbesserung der Wagen rechtfertigte.

gelehrter Mann, hat das Corpus Juris wollen reformiren, hat eine eigene Philosophie und andere Dinge mehr geschrieben, aber ich weiss nicht, wer ihn auf diesen Postwagen gesetzt, darvon er doch nicht absteigen will, ohneracht er schon etlich Jahr darauff sitzt, ohneracht er siehet, dass der Wagen nicht fortgehen will, mann müsste dann des Weigelii, Professoris zu Jena, hölzernes Pferd davor spannen, oder meine invention gebrauchen eines Wagens, sonder Langwied, da der Kobel sursum, deorsum, retrorsum, antrorsum, dextrorsum, sinistrorsum gehet.«

Je desirerois bien vostre esclaircissement sur cecy, me semblant tout à faict incroyable, qu'à bon . . . . . cela soit vostre sentiment. Avez vous aussi bien sceu que cela a este imprimé de la façon à Francfort?

XI.

1682. 23/13. November.

Landgraf Ernst an Leibniz.

Uebersendung einer theologischen Schrift und erste Einladung zum Uebertritt in die römisch-katholische Kirche. Arnaulds Schrift gegen Jurieu.

Mon cher Monsieur Leibniz.

Je vous envois l'escrit cy joinct, que vous pourrez garder non seulement quinze jours, mais mesme un mois entier pour le lire à vostre bonne commodité et puis me le renvoyer par

la poste de Cassel (et non par Francfort) *). Je crains que cet escrit ne vous satisfaist point en tout, comme je souhaiterois, puisque vous estes encores tellement esloigné des Principes, et que vous voulez encores faire de difficultés sur l'article de la Transsubstantiation, lequel par tant de siecles a esté creu et receu par toute la Chrestienté, tant Orientale qu'Occidentale et par tant d'hommes aultant de grande pieté comme d'une doctrine consommée. Vrayement à ce compte là vous estes encores bien esloigné de la voye du Catholicisme **). Si vous voulez preférer vostre sentiment particulier en ce si grand et redoutable Mystere, — à l'exception des Protestans seulement —, à celuy de toute l'Eglise, s'il n'y avoit que ce seul passage: „Panis iste, quem Dominus Discipulis porrigebat, non Effigie, sed Naturâ mutatus Omnipotentia verbi factus est Caro“ apud D. Cyprianum de Coena Domini, cela suffiroit. Avez vous veu les deux Tomes in octavo de Monsieur Arnauld, bien que sous son nom, qui portent pour titre: Apologie pour les Catholiques contre la Politique du Clergé de France de Jurieu Ministre François à la Haye ***)? Je vous suis et demeure le tres affectionné

E.

---

*) Siehe die angehängte Anmerkung.

**) Man erkennt auch hieraus, dass die zum Behuf eines Unionsentwurfs von Leibniz damals concipirte milde Erklärung der römisch-katholischen Lehren, besonders der Transsubstantiation, welche man fälschlich Leibnizens Systema theologicum genannt hat, mit seiner Ueberzeugung nichts gemein hatte.

***) Dies Buch des Jansenisten-Chefs *Arnauld* gegen den allzueifrigen Calvinisten *Jurieu*, der durch seine Berufung auf die Apocalypse starke Blössen gegeben hatte, erschien fast gleichzeitig mit desselben Reflexions sur un livre (de Jurieu): Praeservatio contre le changement de religion; Jurieu

Si vous en avez la commodité, faites mes tres humbles baise mains à S. Altesse Madame et au second Prince, que j'ay veu à Venise.

Anmerkung. Ausser den zu 1681 und zum Briefe 1682 am 12. Nov. bemerkten Pieçen hat Landgraf Ernst gegen Ende 1682 und Anfangs 1683 noh folgende theils gedruckte theils ungedruckte Beilagen zugesandt, die wir nach dem Hannovrischen Convolut hier verzeichnen wollen, weil sie von beiden Correspondenten, wiewohl meistens ohne nähere Angabe des Inhalts, erwähnt werden. Vergl. Nr. XII und XIII.

1) Brief des Fra Giovanno Francesco da Leonessa, Missionario Apostolico nel Regno di Siam, di dato Siam 19. Nov. 1682, al Signore Principe Ernesto Landgravio d'Hassia. — Der vom Landgrafen unterstützte und vor zwei Jahren von Venedig mit dem Bischof von Argoli und 3 anderen Brüdern abgereisete Missionär meldet seine glückliche Ankunft in Siam, wo er vom Bischof von Eliopolis und mehreren anderen französischen Missionären freundlich empfangen, seinen Bekehrungsbezirk angetreten habe. Es sei dort eine reiche Saat auszustreuen und die Geneigtheit des Königs von Siam und seiner Staatsbeamten gebe die besten Hoffnungen. [Es erlitt diese Mission gleich anfangs einen grossen Stoss, denn als ein griechischer Abenteurer Constantius, der sich in Frankreich ausgebildet hatte, in Siam sich bis zur Würde eines Premierministers emporschwang und ein Bündniss mit Ludwig XIV. schliessen wollte, schickte dieser in der Meinung, der König von Siam wolle das Christenthum annehmen, 1685 eine ansehnliche Gesandtschaft dorthin. Der siamische König erwiederte zwar »es sei keine Kleinigkeit eine 2200 Jahre bestandene Religion verändern zu wollen, und es befremde ihn gar sehr, dass der französische König sich um eine Sache bemühe, welche eigentlich Gott an-

---

und der weit scharfsinnigere Jean *Claude* Patriarch der Hugenotten waren damals auch in einem Federkrieg gegen *Nicole*, den Waffenträger Arnaulds, begriffen, welcher in seinen Prejugés legitimes contre les Calvinistes (Paris 1671,) die Rechtmässigkeit der Reformation bestritten hatte; worauf Claude gründlich und begeistert, Jurieu mit einer unnützen Zergliederung der Begriffe von Einheit und Allgemeinheit der Kirche antwortete.

gehe; und da Gott denselben Menschen, denen er gleiche Leiber und Seelen gegeben, nicht einerlei Gesinnungen über Religion verliehen habe, so scheine es, dass der Allerhöchste ein Vergnügen daran finde, auf so mannigfaltige Weise verehrt zu werden;“ erlaubte aber grossmüthig die Predigt des Christenthums. Als jedoch Ludwig XIV. drei Jahre nachher eine neue Gesandtschaft mit Kriegsvölkern und Feldgeschützen in jenes Reich schickte, entstand eine Revolution, in der Constantius und der edle König selbst ermordet und alle Franzosen aus dem Lande geschafft wurden. Das Christenthum ist jedoch dort nicht untergegangen.]

2) Ein zu Antwerpen im Februar 1683 nachgedruckter lateinischer, aus Paris datirter Brief (Epistola Domini N. N. Consiliarii regii ad amicum suum etc.) über die in Belgien erscheinenden heftigen Libellen unwissender Karmeliter gegen die gelehrten Jesuiten Henschen und Papebroch, welche nämlich in ihren Vitis sanctorum u. s. w. die lügenhaften Erzählungen von dem hohen Alter des Carmeliterordens (den man vom heil. Elias ableitete) gehörig gewürdigt hatten. Als die beiden Hauptbücher der Carmeliterpolemik wird das Armamentarium und Speculum Carmelitarum bezeichnet. Die Druckerlaubniss für diesen Pariser Brief wird mit folgenden Worten gegeben: Epistola haec discreta aeque ac ad impediendas scandalosas consequentias haud parum conferens utiliter reimprimatur.

3) Ein gedrucktes lateinisches, undatirtes Pamphlet (mit der handschriftlichen Anmerkung Aquisgrani 1. Martii) worin über die, der wahren katholischen Religion so nachtheiligen Erdichtungen der unsinnigsten Wunder und Visionen geklagt wird (wie z. B. dass Christus mit der heiligen Rosa Karten gespielt, und schon im Paradies den Elias und den Enoch getauft habe); man solle lieber den Ketzern und Zweiflern geradezu nachgeben, dass ausser den Wundern der kanonischen Schrift alle übrige spätere sogenannte Mirakel nur auf menschlicher Autorität beruhten. Denn wie könne eine Reunion zwischen Katholiken und Protestanten stattfinden, wenn man diesen Ursache gebe zu sagen: Sobald wir die römische Religion annehmen, werden wir gezwungen sein, allen diesen Unsinn zu glauben. (Dem Geiste und Stile nach ist dieses Pamphlet von L. Ernst selbst.)

4) Thème et éclaircissement sur ce que depuis peu un autrement assez sçavant Protestant (nämlich Leibniz selbst) a escrit à l'autheur du Livre intitulé: Veritable sincère et discrete Catholique: à sçavoir qu'il seroit à souhaiter, que de la Cour de Rome le dit livre, pour estre tant plus authentique, fust approuvé, s'il devroit servir à la Reunion des Protestans à l'Eglise Romaine. Landgraf Ernst erklärt zuerst in dieser

handschriftlichen Abhandlung, dass sein Buch, wie ihm schon vor zwölf Jahren der Cardinal Albini gesagt, sobald es der Censur der Inquisition in die Hände falle, stark censurirt werden würde, dass es aber nichts desto weniger für solche Protestanten, welche die göttliche Wahrheit suchten, zur Unterscheidung der wahren katholischen Religion, und des Glaubens und der Praxis der Mönche sehr nützlich sei. Hierauf folget [offenbar für Leibniz und Anton Ulrich] der Beweis, dass es um ein ächter Katholik zu sein, nur folgender drei Bedingungen bedürfe, 1) dass man mit Herz und Seele [die vom Pabst Pius IV. aus dem Tridentiner Concilium gezogene Professio fidei annehme und unterzeichne. 2) dass man keiner excommunicirten kirchlichen Communion oder Gesellschaft anhänge, 3) dass man dem katholischen Gottesdienst beiwohne, gelegentlich auch an dessen kirchlichen Sacramenten theilnehme, und dessen fünf Commandemens beobachte. Alsdann stellt der Landgraf unter den Namen Peter und Paul die beiden abweichenden Fractionen des Katholicismus, die strenge und die liberale Meinung gegen einander über, indem er keine verdammt. Zuletzt zeigt er die Uebereinstimmung der Hauptlehren der römischen und evangelischen Kirche nach den ersten Concilien, und ertheilt den drei fürstlichen Linien von Braunschweig-Lüneburg den Rathschlag einer Reunion auf katholischem Boden, unter der Verheissung, dass ihnen der römische Stuhl jede billige Forderung und Bedingung über die Diöcesan- und Kirchenverfassung zugestehen würde. Sollte er aber hierin sich täuschen, wegen einer vielleicht ephemeren Caprice des Pabstes oder der römischen Curie, und jene Fürsten der Geduld ermangeln, um einstweilen sich der Hierarchie der katholischen Kirche anzuschliessen, so nähme er keinen Anstand, ihnen vorzuschlagen, sich vorläufig entweder an die griechische Kirche zum Behuf der Ordination ihrer Bischöfe zu wenden, oder auf ein allgemeines öcumenisches Concilium zu berufen.

XII.

1683. 1. April.

Landgraf Ernst an Leibniz.

Abermalige Uebersendung einer katholischen Schrift, wodurch Landgraf Ernst sowohl Leibnizen als den Herzog Anton Ulrich von Wolfenbüttel zu bekehren suchte. Der Graf von Cerdagne. Ausfall Arnauld's gegen die Protestanten.

Mon bien honoré et cher Monsieur Leibniz,

La conversation duquel seroit mes delices. J'ay receu la vostre du 14/24 du mois passé *) avec bien de la joye; car si d'un poste vous avez esté surpris, qu'on ne vous a pas envoyé, comme on ne peust aultrement en semblable matiere, un gros pacquet, certes moy je n'ay pas esté moins depuis plusieurs mois en peine, ce que j'en devrois croire, m'imaginant or une or autre chose. Surtout j'estois en peine de vostre santé et vie. Car qui est ce qui en est seur? Je vous ay envoyé aujourd'huy et de cette date un assez gros et de beaucoup de curiosités rempli pacquet par la voye de Wolffenbuttel, afin que . . . . . . nostre jamais assez à priser Duc Antoine Ulrich en puisse auparavant jouir **), ce que de mesme vous ferez de cet icy enclos livre; lequel je ne sçais, si vous avez deja veu ou leu ou non? Ne me respondez pas jusques à ce que vous ayez aussi deja veu et leu le pacquet, lequel vous viendra par la voye de Wolffenbuttel, car ainsi je vous exempte de la peine d'escrire et de respondre par deux fois; nachdem ich gar wohl erachten kann, dass es Ihnen ebenso wohl, als offtmahls Anderen an der so lieben oder pretiosen Zeitt liegen thuet. Pour le text allegué de St. Augustin lequel vous comme Lutherien et non Calviniste ne degustin lequel vous comme Lutherien et non Calviniste ne debriez pas alleguer contre nous, j'y regarderay. Mais bien suisje seur, que ny vous, ny personne au monde, ne trouverez rien de contradictoire en nostre profession Catholique, per Pium IV. ex Concilio Tridentino excerptum:

---

*) Auch dieser Brief fehlt.

**) Man sieht schon aus dieser Stelle, dass Landgraf Ernst seit längerer Zeit mit dem Herzog Anton Ulrich in Briefwechsel den Plan gefasst hatte, auch ihn in den Schoos der alleinseligmachenden Kirche zu führen; Anton Ulrich, geistvoll aber über die speciellen Unterscheidungspunkte der katholischen und evangelischen Kirche entweder indifferent oder calixtinisch gesinnt, ging bekanntlich mehr aus politischen als religiösen Gründen im Jahre 1710 über. Vergl. Soldan's und Höck's in der Einleitung angeführte Schriften.

1) à la sainte ecriture, 2) à la Tradition de cinq premiers siecles; ny 3) contre la droicte raison. Je vous en desfie, mon aultrement si docte et capable et aimable Monsieur Leibniz! J'espere que S. Alt. le Duc Antoine Ulrich ne vous fera pas longtemps languir après le pacquet, qu'aujourd'hui et de cette date je luy ay envoyé d'icy; et dès que vous l'ayez receu je ne demande pas que vous preniez la peine de me respondre; car asseurement il y a quelque curiosité là dedans. Le Comte de Cerdagne*) ou Cerdan, duquel vous me parlez, ne s'appelloit il pas aussi le Comte Pol, un franc Huguenot, qui a esté à Cassel et lequel à l'instance de Madame la Regente de Cassel a bien osé taster au poulx à mon fils aisné de le rendre Huguenot**); on dit qu'il a este empoisonné en

---

*) Kleine Provinz an der Grenze der Pyrenäen.

**) Dass Hedwig Sophie, die Gemahlin des Landgrafen Wilhelms VI. durch den abenteuerlichen Grafen St. Paul (Pol)

Hollande par de certains François apostés; et il est et demeure veritable, ce que Monsieur Arnanld en un . . . certain lieu advance: à sçavoir que les Protestans ne sont pas seulement malheureux en choses Theologiques pour leur preoccupation mais mêmes historiques et politiques; tant le jugement est renversé à cause des faulx principes et les suites en derivantes. J'ay escrit à un de mes officiers à Cassel, nemblich ahn Johan Haiderich Daubern, fuerstlich Hessen-Rheinfelsischen Burggraven im obersten oder Nassauischen Hof daselbsten (auquel, je vous prie, vous prendrez toujours et non par la voye de Francfort l'addresse:) de faire en sorte que le port de lettres ne vous vienne rien à couster; car au lieu de vous servir par ma correspondance, je ne vouldrois pas vous porter de l'incommodité. Je vous suis et ce du profond de mon ame, le tres affectionné

E.

Monsieur Lyncker est toujours icy et se porte bien.

---

habe einen Versuch zur Conversion des ältesten Sohnes des Landgrafen Ernst machen lassen, erfährt man hier zum erstenmal. Aus politischen Gesichtspunkten wäre wenigstens eine solche Revanche wider die Conversionsversuche des Landgrafen, der Energie der Schwester des grossen Kurfürsten von Brandenburg würdig gewesen. Vergl. übrigens über die Verwechslung des erwähnten Grafen, die Landgraf Ernst hier begeht, den folgenden Brief Leibnizens.

XIII.

1683. 27. April.

Leibniz an Landgraf Ernst.*)

Ueber verschiedene religiöse und politische Gegenstände. Beurtheilung der übersandten theologischen Schrift des Landgrafen und der Arnauldischen Vertheidigung der brittischen Katholiken und Jesuiten in Beziehung auf die dort von Oates entdeckte sogenannte papistische Verschwörung von 1677. Grosse Mängel dieses Processes. Politische Schriftsteller unter den Hugenotten. Lob Arnauld's. Die Acta Sanctorum gelehrter Jesuiten und die Carmeliter. Beurtheilung der französischen Streitfrage über das Regale. Partheilichkeit und falscher Patriotismus der französischen Parlamente und der Bischöfe. Reunionsplan des Bischofs von Thina und dessen Charakter. Polens projectirte Allianz mit dem Kaiser. Französische Bravade über den eventuellen spanischen Erbfolgestreit. Frankreichs etwaige Plane auf Amerika. Türkenkrieg und Parallele der türkischen und deutschen Soldaten.

Monseigneur,

J'ay receu premierement un pacquet de V. A. S., où il y avoit la premiere partie de l'Apologie pour les Catholiques, des pensées touchant les Conciliateurs de Religion, et deux petits imprimés.*) Depuis j'ay receu de la part de S. A. S. Monseigneur le Duc Antoine Ullric, un autre pacquet de V. A. S. où il y avoit quantité de belles curiosités sur l'estat present

---

*) Dieser wichtige Brief findet sich nicht in der Hannovrischen Originalsammlung.

*) Siehe die Anmerkung zu Nr. XI.

des affaires publiques aussi bien que de la Religion.[*]). Comme mon dit Seigneur le Duc ordonne, que je les renvoye à luy, je les ay gardées quelque temps pour les lire plus d'une fois, et en les renvoyant, j'ay ajoûté le livre, et tout ce que V. A. S. avoit addressé directement à moy, excepté les deux petits imprimés, lesquels se trouvant aussi dans l'autre pacquet j'ay gardé un exemplaire de chacun.

Il est vray, comme le remarque V. A. que le passage de St. Augustin sur le §. 98. que j'avois allegué, paroist aussi contraire à la presence reelle, qu'à la Transsubstantiation: Mais les Lutheriens ont coustume d'entendre la manducation, dont parle St. Jean, et dont St. Augustin semble parler, non pas de la manducation sacramentale de la Ste. Cene, mais d'une toute autre manducation spirituelle, d'autant que St. Jean semble donner à entendre, qu'elle est necessaire au salut, ce qu'on ne sçauroit dire absolument de la Ste. Cene. J'avoue qu'il y a beaucoup à redire de part et d'autre, comme il arrive ordinairement dans l'explication des auteurs saints ou profanes. Mais aussi n'avois-je allegué St. Augustin, que pour donner à connoistre, que les passages des S. S. Peres sont quelques fois assez embarassans, et que pour estre asseuré de leur sens, il en faut avoir beaucoup d'uniformes.[**]) V. A. a raison sans doute de me defier, de trouver quelque chose dans ce qu'elle nomme, qui soit contraire à la Ste. Escriture, à la Tradition des premiers Siecles et à la droite raison. Car autrement V. A. ne pourroit y ajoûter foy. Et moy au contraire, je n'aurois pas raison de l'entreprendre. Car il y a deja long temps, qu'ayant examiné ces choses, je croyois voir, qu'on y parle d'une maniere si circonspecte, qu'on peut donner aisement et sans contrainte un bon sens à ces expressions et par consequent on ne sçauroit prouver le contraire d'une maniere convainquante. Mais je ne sçais point, si ce bon sens seroit approuvé, ou au moins admis comme tolerable par ceux de l'Eglise Romaine, qui ont le pouvoir de censurer les autres. Et il y a des choses dans la practique ordinairement receue parmy plusieurs Catholiques, qu'on ne sçauroit approuver; c'est pourquoy un homme sage et sincere ne sçauroit estre de ce party, qu'en tesmoignant, qu'il n'approuve pas ces choses, et moy je doute fort si on le souffriroit après une telle declaration; car tout le monde n'a pas le privilege dont jouit V. A. d'escrire en Catholique discret et sincere. C'est pour cela aussi que j'avois dit autre fois, que si le Livre de V. A. ou quelque autre pareil estoit approuvé des censures, au moins comme ne contenant rien qui soit contraire à la foi et discipline Catholique, il avanceroit beaucoup la reunion des esprits bien plus que l'exposition de Monsieur de Condom*), ou quelque autre que je sçache. Je reconnois avec V. A. la difficulté qu'il y auroit d'obtenir une telle approbation, mais je ne la tiens pas impossible, si on s'y prenoit comme il faut, et si V. A. le vouloit entreprendre, sur tout, si Elle faisoit tirer de ses pensées ce qui suffiroit pour cela, et seroit exprimé d'une maniere qui choqueroit ces gens là le moins qu'il seroit possible*). Car le tour qu'on donne aux choses fait beaucoup. Je ne me souviens pas d'avoir ouy, que le Comte de Sardaigne ou de Cerdaigne, Auteur du Livre de l'Empereur et de l'Empire trahis, se soit appellé le Comte Pol. Mais il y a eu dans nos Cours, et peutestre aussi dans celle de Cassel, des Comtes de St. Paul, fils du Lieutenant General de ce nom de la Religion pretendue reformée.**) Il me semble que je reconnois Monsieur Arnauld dans le livre de l'Apologie pour les Catholiques, que je n'avois pas encore veue; il n'y a que l'amour de la verité, qui le peut avoir porté à escrire contre la pretendue conspiration d'Angleterre, car il n'appartenoit pas aux nommés Jansenistes de justifier les Jesuites. Je ne crois pas qu'on puisse trouver hors de l'Angleterre un Jurisconsulte sçavant et sans passion, qui puisse approuver la forme du procès criminel, dont on s'y est servy au sujet de la conspiration; s'il est conforme aux Loix d'Angleterre, c'est ce que je ne sçay point. Je croy d'avoir ouy dire que la Cour de l'Amirauté en Angleterre se sert du droit commun, parce que les Estrangers y ont souvent à faire, il me semble que dans cette affaire qui touche la reputation de tant d'estrangers de grande consideration on auroit mieux fait d'en user de même. La cause pourquoy on donne tant de croyance en Angleterre aux depositions des témoins, c'est parce que la Torture n'y est point. Cela les oblige de ce contenter des preuves pour condamner, dont en quelques autres endroits on ne se serviroit que pour venir à la question, particulierement en Allemagne, où l'on ne condamne ordinairement les criminels qu'après leur aveu. Cependant les témoins devroient estre, si non, omni exceptione majores, au moins sans reproche, et deposer d'un même fait. Et la consideration de ce qu'on appelle Corpus delicti ne doit pas estre negligée. Car elle est en quelque façon du droit naturel et da la bonne Logique; mais hors la deposition assez mal concertée, ces témoins sont suspects; on n'a pas trouvé la moindre chose qui confirme le dessein d'assassiner le Roy, de faire un massacre general, et de bouleverser le Gouvernement, choses qui demándent les préparatifs, qui ne se cachent pas aisement, et ne sont pas facti transeuntis. Il auroit fallu aussi dresser des articles pour interroger là dessus les témoins, donner la liberté aux accusés, de faire former des interrogatoires, et leur donner pour cela le temps qu'il faut, mais sur tout il falloit avoir égard à beaucoup d'endroits des depositions dont l'absurdité semble sauter aux yeux. Certes les Loix d'Angleterre même ont voulu pourvoir à l'innocence des accusés, puisque le Grand Senechal dit, dans le procés de Mylord Strafford, que ceux qui deposent pour le prisonnier et contre le Roy ne sont pas obligés de prester serment, quoy que cela semble estre un autre excés. Plusieurs remarques que Monsieur Arnauld fait sur cette matiere me sont venues dans l'esprit, quand je lisois ces procedures, et il y en avoit encore, dont il ne fait point de mention. Entre autres je croy d'avoir lû, que le Chevalier Wackemann, qu'Oates avoit accusé d'avoir voulu empoisonner le Roy, sortit d'affaire et fust absous, ce qui ne se pouvoit, qu'en convainquant Oates de faux temoignage. Il y a dans ce pays-cy un Monastere Anglois à Lamspring, on m'a conté que quelques uns de ces Moines estoient allés en Angleterre pour leurs rentes ou affaires particulieres, on s'en saisit, et il se trouva des témoins, qui les accuserent d'avoir trempé dans la Conspiration. Cela n'estoit pas leur caractere, et ils n'avoient pas la mine de s'embarrasser des affaires d'Estat, je croy, qu'ils furent elargis, parce que la fausseté estoit trop visible. Cependant je n'oserois pas accuser le Grand Senechal et le Lord Chef de justice de malice et de collusion avec les tesmoins. Car quand je considere ce que peut la passion sur des hommes prevenus, j'aime mieux luy attribuer ce que paroist si déraisonnable, et je sçay, que des personnes fort esclairées, d'ailleurs ont crû la conspiration veritable, comme entre autres feu Monsieur le Prince Robert. Et le Grand Senechal, c'est à dire le Grand Chancelier, qu'on avoit créé Senechal, pour juger un pair du Royaume, paroit estre dans les interests de la famille Royale. Pour le Comte de Shaftesbury (qui a esté Chancelier autres fois) et ses semblables, c'est une autre affaire, et je ne doute presque point, qu'Oates n'ait esté suborné par quelques uns de cette faction. Le meurtre du Juge Edmond Godfroy me paroist d'autant plus suspect, que les Catholiques, sçachant le peuple deja assez animé contre eux, auroient esté extremement imprudens, s'ils avoient voulu commettre ce meurtre, qui ne leur pouvoit servir de rien, et leur devoit causer le prejudice, qui n'a pas manqué de s'en suivre. Au reste un homme tant soit peu instruit des affaires croyant apprendre quelque chose de particulier de la deposition d'Oates et de ses semblables, les rejettera bientost avec indignation, voyant qu'on ne luy dit que des choses, que tout le monde peut feindre, sans avoir aucune connoissance des secrets et sans aucune entrée dans les affaires. Aussi Monsieur Arnauld dit avec raison, que ce delateur ridicule parle de tout en vray pedant, et comme le moindre de la populace. Je remarque un air de fiction quoy qu'un peu plus delicat, dans un livre Anglois, traduit en François, sous le titre de »Christianissimus Christianandus«; l'auteur, si je m'en souviens bien, nous veut faire accroire, qu'il est fort instruit des secrets de la France, et qu'il a esté même employé dans ce party. Cependant il ne nous conte que des choses generales et vagues ou peu croyables. J'ai lû un jour un livre fait en Anglois contre le Duc de Yorck, qui me parust fait effectivement par un homme mieux instruit, car il m'apprit des particularités croyables. Par exemple, j'en sçeus la cause du desastre du nommé Roux-Marsilly, qui venant de l'Angleterre et ayant passé par la France pour aller en Suisse, fust attrappé par ceux qui le poursuivoient, quand il estoit deja bien avant sur le territoire des Suisses, et ramené à Paris, où ayant esté examiné dans la prison par Monsieur de Lionne même, et ayant taché inutilement de se tuer, il fut rompu tout vif. Je n'en avois jamais pû rien sçavoir davantage, que par ce livret, qui m'apprit que le dit Marsilly avoit eu audience du Roy d'Angleterre; mais que le Duc de York avoit esté present, dont il ne s'estoit pas defié; de sorte qu'il y a apparence, que le Duc, ou quelqu'un des siens, comme pourroit avoir esté Monsieur Colemar, en a donné avis en France. Et apparement ce Marsilly cabaloit quelque chose en faveur des Religionnaires, mais il s'estoit fort mal addressé. *)

---

[*]) Es ist die oben in der Anmerkung zu Nr. XI 4. bemerkte Schrift des Landgrafen.

[**]) Passages.

---

*) Bossuet's Exposition de la doctrine de l'Eglise catholique sur les matieres de controverse. Paris 1671 (öfters aufgelegt und übersetzt).

---

*) Der Extract des discreten Katholiken, welchen L. Ernst um seiner Glaubensgenossen willen als eine Milderung des grösseren Werkes heraugab, erschien schon 1673.

**) Die folgenden Stellen über die papistische Verschwörung in London, sowie über Nicole, Arnauld und über den Regalienstreit sind, wiewohl uncorrect und unvollständig schon enthalten in den 1776 zu Paris und Lausanne abgedruckten »Letres de Messire Antoine Arnauld Docteur de la maison et societé de Sorbonne« Tom. IV. p. 186—188.

---

*) Die hier erwähnte Hinrichtung des einer Conspiration für die Hugenotten angeklagten Marsilly wird in der folgenden

Monsieur Arnauld pouvoit joindre aux Monarchomathées ou ennemis de la monarchie qu'il nomme, le livre assez celebre du siecle passé, qui parust sous le nom d'Antimacchiavel et qui fust fait par l'Innocentius Gentiletus Jurisconsulte Huguenot estimé pour son sçavoir. Et il faut avouer que la pluspart des auteurs de la Religion *) qui ont fait en Allemagne des Systemes de la science politique, ont suivis des principes de Buchanan, de Stephanus Junius Brutus (qu'on croit estre Hubertus Languetus, autre Jurisconsulte Huguenot) de l'Antimacchiavel, de David Pareus et de leur semblables. On le voit par les livres d'Althusius, Hoenonius et autres. Mais les Lutheriens leur ont fait la guerre pour cela, particulierement l'Université d'Helmstadt, qui a toujours suivi d'autres maximes, et Henning Arnisaeus (qui a escrit assez amplement de la politique) a fait un Rime exprès, pour prouver que la Majesté des Princes doit estre tousjours inviolable. Je serois bien aise de sçavoir si Monsieur Nicole est encore avec Monsieur Arnauld, et pourquoy Monsieur Arnauld s'est retiré à Liege, si c'est par un ordre de la Cour, ou par precaution. On m'a dit que Monsieur Nicole donnoit des avis à Rome, en matiere de la Regale et qu'on l'auroit puni, si on l'avoit attrapé **).

Hauptantwort des Landgrafen, Zeugen der Execution, durch eine bisher wenig bekannte Anekdote erläutert.

*) Hugenotten.

**) Dieser Irrthum wird in der oben erwähnten Stelle von Arnauld's Werken berichtigt. Nicole, der mit Arnauld gleichzeitig 1679 auswanderte, kehrte trotz seines berüchtigten Briefes an den stolzen Erzbischof von Paris, den Hauptgegner der Jansenisten, alsbald zurück, ohne einer weiteren Verfolgung ausgesetzt zu werden.

J'ay eu l'honneur de connoistre Monsieur Arnauld assez particulierement, et j'honore infinement son merite, qui est reconnu de toute la terre; nous nous sommes souvent entretenus des sciences, car il n'est pas moins excellent Geometre, que grand Theologien; il meditoit alors quelque chose de fort beau sur les raisons et proportions; et je serois faché, s'il en avoit esté distrait entierement. Ce qu'on me conta de sa retraite et du malheur de ses amis ne m'avoit pas peu touché. Au reste quand je retournais en Allemagne par ordre de feu Monseigneur le Duc Jean Frederic, il me donna une réponse à un Capucin François demeurant à Hannovre, qui luy avoit demandé des particularités sur la croyance des Grecs, touchant la Transsubstantiation. Là dedans il dit de moy en passant quelque chose de si extraordinairement favorable, que je n'aurois pas osé porter la lettre, si je l'avois sceu; et je ne l'appris que depuis par le prince même, qui avoit retenu cette lettre.

J'ay leu avec plaisir la lettre imprimée addressée à Monsieur d'Heroual, faite pour defendre le P. Papebrock, Jesuite, contre les Carmes *), car le dessein des Peres Bollandus, Henschenius et Papebrock m'a toujours paru très utile, et pour l'histoire ecclesiastique, et pour la profane. Car de tirer les vies des Saints de bons manuscrits, c'est nous conserver une infinité de pieces utiles, servant à l'histoire, qui se trouvent dispersées çà et là. Les moines de ces siecles demy barbares n'ayant escrit presque autre chose, il se trouve quantité de fables là dedans; mais des personnes de jugement sça-

---

*) Carmeliter, deren Fabeln über den Ursprung der Mönche vom Berge Carmel damals durch Papebroch und andere gelehrte Jesuiten widerlegt wurden.

vent bien les discerner et faire un bon usage de ces choses suivant les Loix de la bonne Critique, d'autant que les Peres Jesuites, auteurs de cette collection, font voir qu'ils ne sont pas des plus credules, et particulierement le P. Papebrock, qui passant il y a deux ans chez Monsieur l'Evesque de Paderborne et Munster, eust bien de la peine à le rendre, quand ce Prince luy monstra le diplome de Charles Magne, rapporté dans ses monumens de Paderborne comme un vray original. Il y avoit autre fois un Jesuite à Mayence ou Aschaffenbourg qui estoit aussi de ce caractere, c'est à dire fort versé dans les Manuscript, nommé le P. Gamans. Je serois bien aise de sçavoir s'il vit encore, et s'il a donné quelque chose, car ce seroit dommage si ces veilles et recherches devenoient inutiles et venoient à se perdre.

Le Parallele fait entre un Catholique Romain, un Catholique Parisien, un Schismatique Oriental et un Protestant, touchant l'autorité du Pape, est tout à fait beau et judicieux.*) Mais quant au different, qu'il y a entre le Pape et plusieurs du Clergé de France, je tiens que suivant les principes des Catholiques, Messieurs du Clergé auront la peine de se justifier. Mais la pluspart ne font que flatter la cour, et nous ne sommes plus au temps de ces Evesques vigoureux, qui aimoient mieux perdre la vie que de se relacher de leur devoir. Quant à la Regale, un habile homme de Paris, fort celebre parmy les sçavans, et qui est connu particulierement de Monsieur le Cardinal d'Estrées, m'escrivant demanda un jour mon sentiment en matiere de la Regale. Je ne pouvois luy répondre autre chose si non que je tenois, que la presomption estoit pour la liberté des Eglises, là, où la regale n'avoit pas encor esté introduite, et que je ne croyois pas qu'on puisse prouver aisement, que ce qu'on appelle Regale soit une suite naturelle de la puissance Royale, ny qu'elle appartient aux Roys ipso jure, ou de plein droit, là, où ils ne l'ont point acquise exprés. C'est pourtant sur quoy roule le raisonnement des François qui ont escrit pour le Roy en cette matiere, et entre autres de ce même Aubery, qui a fait les pretensions du Roy sur l'Empire et qui ne perd point l'occasion d'employer sa plume venale toutes et quantes fois qu'il trouve matiere de l'exercer, sans se soucier de l'equité ny de la bonne foy. *) Les procedures des Parlemens de France, et d'autres Officiers Royaux sont mêmes fort estranges et fort precipitées quand il est question des droits de leur Roy: ils agissent en Avocats et non pas en Juges sans mêmes sauver les apparences, et sans avoir égard à la moindre ombre de justice; de sorte qu'on n'a rien à reprocher là dessus aux Juges Anglois. Peut on chercher des exemples plus manifestes que les jugemens qu'ils ont donnés autres fois contre le Pape, touchant le Comitat d'Avignon ou le pays Venaissin; et les beaux Arrests du Parlement de Metz et de la Chambre de Réunion de Brisac? C'est se mocquer du monde, que de vouloir faire passer ces manieres d'agir pour des procedures con-

---

*) Diese Zusammenstellung war in der oben erwähnten Schrift des Landgrafen enthalten.

---

*) Antoine Auberi zeichnete sich vor allen damaligen französischen Royalisten durch seine der Hoheit des deutschen Reiches feindselige Schriften aus. Er schrieb: De la prééminence des Rois de France et de leur préseance sur l'Empereur et sur le Roi d'Espagne, und: Des justes pretensions du Roi de France sur l'Empire. In Folge nachdrücklicher kaiserlicher Vorstellungen liess ihn zwar Ludwig XIV. in die Bastille sperren, hielt ihn aber sehr wohl und setzte ihn bald wieder in Freiheit.

formes à la justice. Et c'est comme si on vouloit autoriser les sentimens de Hobbes, qui tient, que la justice se doit observer en effect entre les Sujets d'un méme Prince, mais que deux Princes ou Republiques sont tousjours en guerre quelque semblant qu'on fasse, et que la justice et l'equité ne sont que des noms de parade à l'esgard des démeslés qu'ils peuvent avoir ensemble. Ainsi ces Cours Souveraines et officiers Royaux croyent qu'il est assez d'administrer la justice aux Sujets de leur Maistre, mais quand il est question des avantages du Roy même, ils veuillent bien que toute la terre sçache, qu'ils ne gardent point d'autres mesures que celle du droit de la bienseance, ce qui est pourtant fort mal seant dans la personne de ceux qui ont juré de prononcer suivant la justice sans distinction des personnes. Les gens de l'Eglise en France seroient fachés de ceder en flatterie aux seculiers, et les Evesques de Cour n'y sont que trop ordinaires, dont un nommé Monsieur le Noir, (le même qui a fait l'Evangile nouveau du Cardinal Pallavicin.) a bien décrit le caractere opposé à celuy d'un Evesque Apostolique. Mais quant à ce qui concerne la deposition des Roys, s'ils deviennent Apostats ou impies, le plus seur est, de se tenir aux sentimens de la primitive Eglise, qui estoit de ne leur point obeir en ce qu'ils commandent contre la Loy de Dieu, mais aussi de ne leur point resister ny d'opposer la force à la force. C'est une question assez agitée, s'il est bon que les seculiers ayent la Collation des benefices, mais comme ils les ont fondés et dotés, ils ont en quelque façon acheté le droit de patronage, et il faudroit autrement que les Ecclesiastiques renonçassent aux fiefs qu'ils tiennent des Empereurs et des Rois. C'estoit aussi le sentiment du Pape Pascal II. dans le démelé des investitures; son sentiment fut suivi par les Evesques de l'Empire, quant à ce qu'il ne falloit point souffrir les investitures, mais il ne fut point suivi par la renonciation qu'il jugeoit necessaire pour cela et qu'eux n'avoient garde de faire. Je n'ay pas encore pû sçavoir quelles sont les propositions de l'Evesque de Strigonie, dont on fait tant de bruit en France, ny qui est cet Evesque, dont l'Eglise est in partibus, puisque Strigonie est Gran, que le Turcs possedent en Hongrie. Les remarques sur les pretendues conciliations de Religion, que V. A. m'a communiquées, sont excellentes.

Quant *) à Monsieur l'Evesque de Thina, je luy ay parlé quelques fois et je puis dire à V. A. sur les doutes qu'elle en a, premierement, qu'il est Espagnol, et non pas Italien; 2) qu'il parle bon Allemand, ayant esté en Allemagne plus de 20 ans; 3) qu'il a regenté en Theologie dans son ordre, et par consequent, qu'il n'ignore pas la Theologie positive et Scholastique; 4) je trouve aussi qu'il n'est pas mal instruit des controverses, au moins autant qu'il faut pour son dessein: 5) son dessein n'est pas fondé sur les seuls articles populaires de la communion de deux especes, du mariage des Prestres et choses semblables, comme il semble, qu'on ait rapporté à V. A., mais il va plus avant et touche un peu plus à l'essentiel. 6) Il m'a asseuré positivement, qu'il a en mains des approbations de plusieurs Theologiens Catholiques auxquels il avoit proposé les fonds de son dessein, lesquels après bien de discussions et de doutes l'avoient enfin aggrée. 7) Je n'ay pas veu les écrits qu'il a échangés avec plusieurs Theologiens Protestans, mais ce qu'il m'a dit de son projet me

---

*) Die folgende Stelle ist für die Geschichte des Spinola'schen Unionsplanes von besonderer Wichtigkeit.

parut possible. 8) Cependant quoyque je tienne la chose possible, conformement aux principes des deux parties, j'avoue, veu l'estat present des affaires du monde, que je ne croy point probable, qu'elle réussisse, il faudroit supposer dans le commun des hommes et principalement des Theologiens plus d'equité et de raison qu'on n'en peut attendre. Luy même aussi n'espère point d'en voir si tost un plein succés; en attendant l'effect que cela pourra faire, c'est que le chemin sera toujours applani, et que la posterité en pourra profiter. Comme il m'a parlé de son dessein, à condition de ne le point publier, je dois garder ma parole, mais je l'ay exhorté à trouver V. A. en partant d'icy, ce qu'il m'a tesmoigné d'avoir grande envie de faire, si sa route le luy permet. — La Nouvelle de l'Alliance de l'Empereur avec la Republique de Pologne, est sans doute de grande consequence. N'estant pas informé des particularités de la Cour de Pologne, je ne m'y attendois pas. Il est vray qu'on a mandé autrefois, que le Roy estoit un peu d'egusté de la Cour de France, parce qu'on n'avoit pas eu assez de consideration pour son beau frère*); mais je ne me fiois pas à ces rapports. Cependant je trouve que le Roy fait sagement et que c'est le moyen d'asseurer la Couronne à sa posterité. — Il faut esperer que la Morale très Chrestienne sera assez conforme à la Morale Chrestienne, pour nous laisser en repos durant la guerre du Turc, comme V. A. a raison de juger, pourveu que Dannemarck ne nous brouille point les cartes, qui n'a point de Pape, qui luy puisse envoyer un Nonce

---

*) Es ist von dem Könige Johann Sobiesky die Rede, dessen Gemahlin aus dem französischen Hause Bethune war.

Ranuzzi pour l'exhorter à ne pas troubler la Chrestienté *); et le Roy Tres Chrestien l'assistant en vertu de leur alliance se croira dechargé du blâme qu'il en pourroit craindre. La guerre du Turc sera courte, apparemment s'il depend de l'Empereur de la finir, surtout pour la raison de V. A. qui est, que les pays héréditaires de l'Empereur auront de la peine à porter long temps les frais d'une si grande guerre. Si le Marquis de Croissy-Colbert a dit nettement au Comte de Mansfeld, que la France pretend la Succession de la Monarchie d'Espagne, en cas que le Roy vienne à mourir sans enfans; comme V. A. le remarque; il faudra attribuer cette saillie ou plustost cette bravade aux vapeurs de la bonne fortune, qui ne monte pas moins à la teste que celle du vin. Car enfin cette espece de menace ne peut servir qu'à reveiller les gens de leur profonde lethargie. Il y a déja long temps qu'on forme en France un dessein sur les Indes de l'Amerique, et les Isles Antilles doivent servir de planche, aussi sont elles presentement merveilleusement bien fournies de tout. Si le Roy d'Espagne, que Dieu conserve long temps, venoit à mourir, ce seroit le temps, à l'executer et l'on ne se mettroit pas fort en peine de la Castille depouillée, qu'on laisseroit à quelque Roy dependant de la France. La Conqueste de l'Amerique est de tous les grands desseins que la France pourroit avoir le plus faisable et le plus im-

---

*) Der treffliche Pabst Innocentius XI. schickte nämlich den Cardinal Ranuzzi als Nuntius nach Paris, um dem Könige die Pflicht der Unterstützung des Kaisers gegen die Türken zum Wohle der Christenheit vorzustellen, ohngeachtet der vorige Nuntius Parrle, im Streit mit dem Erzbischof von Paris, dort eine schlechte Aufnahme gefunden hatte und kummervoll daselbst gestorben war.

portant*), et si Dieu n'y met ordre, elle est en meilleur estat de l'executer, que Cromvel n'estoit lors qu'il entreprit sur la Spagnuole. Cependant il faut s'estonner de l'aveuglement des Anglois, qui seroient perdus par là; d'autant qu'ils ont esprouvé, il y a quelques années, que les François les peuvent chasser des Isles, quand bon leur semble. Mais laissons la l'avenir, puisque le danger, où la Chrestienté se trouve par l'invasion du Turc, est assez grand pour occuper nos pensées. Dieu nous garde de la perte d'une bataille. Les Soldats Turcs ont des grands avantages sur les nostres au lieu que du temps de Geoffroy de Bouillon les guerriers estoient sans contredit plus robustes et plus braves que ces Asiatiques; mais aujourd'hui une bonne partie des Turcs consiste en Grecs, Thraces, Macedoniens, Albaniens ou Epirotes et autres peuples qui ont toujours passé pour belliqueux; au lieu que nos Allemands sont fort dechûs de leur ancienne reputation. On ne voit gueres plus de lanciers ny de gens armés de toutes pieces, nos Mousquetaires ne se servent presque point de leurs espées, et les bayonnettes ne sont pas encore assez receues. La discipline des Turcs est bonne pour ce qui tient plus *du naturel*, elle rend les gens obeissans, sobres, robustes, capables d'endurer la faim, la soif et les fatigues, adroits, sauteurs, nageurs, lutteurs, bon tireurs, bon jetteurs de pierres, au lieu qu'on ne s'estudie presque chez nous, qu'à apprendre aux

---

*) Dass Ludwig XIV., der schon im Jahre 1672 Leibnizens Aegyptisches Eroberungsproject verwarf, ganz andere Plane der Vergrösserung in seiner Nachbarschaft hegte, hat der Erfolg gelehrt, und Landgraf Ernst hat dies auch in seiner unten folgenden Hauptantwort, welche eine sarcastische Schilderung des Königs enthält, richtig vorausgesehn.

Soldats quelques mouvemens et evolutions *artificielles*. Ainsi si *Vir Virum legeret*, s'il falloit combattre homme à homme, comme cela estoit fort ordinaire chez les Romains, et doit arriver souvent en effet dans les rencontres, je ne voudrois pas gager pour les nostres *). Mais je suis impertinent de parler de la milice à V. A. qui a esté General, et qui s'est distingué dans sa Jeunesse par des actions esclatantes. Il est temps de finir ce babil inutile pour dire, que je suis avec une profonde Devotion

Monseigneur de V. A. S. le tres humble et tres
soumis Serviteur
L.

P. S. J'ay appris qu'on a publié en France deux livres, fort jolis, l'un intitulé *le Theologien dans la conversation avec des grands*, l'autre contient *des dialogues des morts* à la façon de Lucien. V. A. a la bonté de faire mention des ordres qu'elle a donnés au Sieur Dauber; il faut qu'il ne les aye pas encore bien compris. Mais la Correspondance de V. A. est d'un si grand prix, que je ne m'arresterois qu'as à ce qui est important bien d'avantage.

à Zellerfeld ce 27 d'Avril 1683.

---

*) Vergl. die entgegengesetzte Ansicht des Landgrafen, welche sich auch vorerst durch den glorreichen Entsatz von Wien im September dieses Jahres 1683 sowie 1687 durch den Sieg bei Mohacz bestätigte, in der folgenden Hauptantwort, und in Beziehung auf die von Leibniz hervorgehobene persönliche, natürliche, rohe Tapferkeit der Türken, dessen fernere Bemerkungen in dem Briefe vom August (Nr. XVI.).

XIV. a.

Verantwort. 17/27 Mai 1693.

Landgraf Ernst an Leibniz.

Mon plus que cher Monsieur Leibniz,

Ce n'a esté que d'hier que j'ay receu la vostre aultant agreable, comme tres obligeante response du Zellerfeld du 27 d'Avril, et ainsi d'un mois entier vieille; je vous respondrai en huitaine; cependant je vous prie de me renvoyer l'inclose en langue Françoise et de me croire, que j'estime beaucoup aultant vostre amitié, comme vos asseurement grands talents et merites et que je vous suis

Monsieur vostre tres affectionné

Erneste Prince de Hessen.

Je croirois avoir acquis un demi Paradis en terre, si je pourrois jouir au moins une fois par sepmaine de vostre si estimable bonne conversation.

XIV. b.

1683. 21/31. Mai.

Landgraf Ernst an Leibniz.

Hauptantwort. Feste Grundlage der katholischen Lehre nach dem Buche des Landgraf Ernst insbesondere in der Frage über die Anrufung der Heiligen und der Eucharistie. Ursache, warum dies Buch nicht öffentlich approbirt wird, und warum es genügen müsse, dass der Verfasser desselben nicht excommunicirt werde. Lob des Jansenisten-Chefs Arnaulds als Vertheidigers der Jesuiten; Zweifel über die Theilnahme derselben an der englischen sogenannten papistischen Conspiration; und Tadel der leidenschaftlichen Partheilichkeit des Prinzen Robert von der Pfalz. Scharfe Beurtheilung despotischer und erblicher Monarchien als Hauptursache der Europäischen Kriege, sowie der Kriegs- und Hofpracht deutscher Fürsten. Vorzug der Republiken. Tadel der Verschmelzung geistlicher und weltlicher Macht, insbesondere des ungeistlichen Lebenswandels des letzten Bischofs von Strassburg. Theologische Unwissenheit Ludwigs XIV. Ueber den päbstlichen Absolutismus. Flüchtiges Urtheil über das Unionsproject des Bischofs von Thina. Sarcastische Schilderung des Königs von Frankreich. Vorzug der deutschen Soldatesca vor der türkischen. Anempfehlung der katholischen Apologie von Arnauld. Anecdote über die Hinrichtung Marsilly's. *)

Mon plus que cher Monsieur Leibniz,

J'ay receu il y a peu de jours, mais justement d'un mois tout entier vieille vostre à moy si agreable lettre du 27 d'Avril de Zellerfeld; qui en est cause je ne le sçay point,

---

*) Mehrere Worte dieses Briefes, von welchem sich in der Hannovrischen Sammlung das Original nicht gefunden hat, sind wegen Undeutlichkeit der hier befindlichen Copie zweifelhaft geblieben.

selon ce que par probabilité et un peu de discretion je peux juger. J'espere, que vous ne me prendrez pas en mal, que je communique parfois vos lettres à Messieurs Blum *) et Lincker, qui en ont comme moy aussi, à cause de vostre rare erudition et bon raisonnement, un grand contentement, tout de mesme comme le bon Monsieur Arnauld, qui vous estime fort et m'a escrit de vous avoir aussi connu.

2) Pour le passage allegué de St. Augustin, comme aussi parfois d'autres Peres, je suis d'accord avec vous qu'il y a par fois autant d'ambiguité et d'obscurité, comme sur les passages de l'escriture mesme; mais nous Catholiques avons cet avantage, que nous nous reglons selon ce que l'Eglise d'un temps à l'autre a creu et practiqué, et si sincerement les Protestans se vouloient seulement remettre à ce qu'on leur peut prouver par le témoignage du 3me 4 et 5me Siecle, (car des deux premiers il nous reste peu de monumens,) et en quoy toutes les Eglises Orientales pour la pluspart conviennent encore avec la Romaine, cette lamentable division seroit bientost ostée.

3) Asseurement, que vous avez grande raison de dire et de croire, qu'en ce que selon la profession Catholique pourtant je croye, je ne croye rien, en quoy on me puisse convaincre de faux, soit par l'Escriture sainte, ou la Tradition non escrite, ou par la droite raison. Car prenons seulement et par exemple l'unique article de l'invocation des Saints, et mettons le comme il faut au veritable estat de la question; à sçavoir si au non-

---

*) Der schon einigemal erwähnte Oberappellationsrath zu Prag, welcher mit Landgraf Ernst über die Unausführbarkeit des Spinola'schen Reunionsplans übereinstimmte. Im Jahre 1688 stand Leibniz mit ihm in Briefwechsel. S. Feller Commercium epist. Leibnitianum (Hannover 1805. Nr. CXIII. CXIV). —

veau Testament (car de l'Ancien, c'est une autre affaire.) il soit utile et licite que ceux de l'Eglise Militante invocquent les ames de la Triomphante à joindre nos prieres à leur intercession auprés de Dieu, les Catholiques tiennent l'affirmative, et à l'encontre les Protestans la negative; quand dis-je vous auriez consommé toute vostre vie en lecture de l'Escriture et des Peres et controverses, et que vous en auriez fait un extraict, vous ne trouverez pourtant à la fin rien autre chose, si non que le tout se reduit du costé des Protestans à ces deux Chefs, premierement qu'ils croyent que cette invocation soit vaine, par ce qu'ils se persuadent que les ames des Saintes ne sçavent pas nos necessités, ny ne nous entendent, et l'autre qu'ils se plaignent, que nous excedons par trop, non seulement par ce culte subalterne, que nous leur rendons, mais aussi par des trop grandes et quasi intolerables Epithetes, qu'il leur semble, qu'aprés de nous, on donne autant à la Ste. Vierge, comme aussi à quelques Saints, par exemple à St. François etc. Voyla en quoy finalement tout se reduit, et que se resoult premierement, qu'en diverses manieres 1) il est aise à concevoir, que les ames des Saints, comme pareilles aux Anges peuvent avoir une telle communication de charité avec nous, 2) que l'Eglise universelle au 3. 4 ou 5me Siecle n'auroit point introduit un tel des Protestans creu abus d'une telle invocation, si par la Tradition de leurs Ancestres jusques au temps Apostolique ils ne l'avoient tellement receu, et secondement qu'un autant veritable comme sincere et discret Catholique n'est point obligé de croire et de faire pour cet article plus qu'en la profession de la foy est contenu et au Concile de Trente en a esté defini, nimirum quod utile et licitum sit invocare sanctos; et là dessus on peut defier qui que ce soit, qu'on puisse monstrer l'opposé de cela par un texte de l'Escriture du Nouveau Testament, ou par la Tradition ou droite raison, et je croy que vous comme un personnage tres prudent, docte et fort raisonnable en conviendrez avec moy.

4) Puisque vous même voyés, qu'on me souffre et beaucoup d'autres de ce sentiment, sans qu'on nous excommunie et chasse, vous ne devez donc point douter, qu'on peut fort bien demeurer en la Communion de l'Eglise Romaine, quand bien (hors les choses de la foy,) on n'a pas tous les sentimens de la Cour de Rome, des Jesuites et des Moines. Quoy, les Sorbonistes, qui enfin maintenant censureront à la contemplation de la Cour de France et des Prelats la Censure de l'Archevesque de Strigonie, ne seront point forcés à quitter pour cela leurs Benefices et leurs Doctorats et à se faire pour cela Protestans ou Grecs, et à quitter la Communion autant interne comme externe de l'Eglise.

5) Pour mon livre il y a certainement des difficultés insurmontables, qui ne permettent en cette saison qu'on puisse esperer ce que bien vous desireriez, bien qu'en effet il n'y a rien dedans, que par beaucoup et avec approbation escrivans Auteurs Catholiques n'aye esté par cy et par là (bien que non ainsi par ensemble) et pour tel dit, reconnu et donné; le mal est, et lequel respect on craint par politique à Rome, que si on concede la moindre chose aux Adversaires, qu'ils en font tout à l'heure un mauvais usage et maligne consequence; c'est pourquoy on y va si retenu et avec telle circonspection.

6) Ainsi en est de la Controverse sur l'article des deux Especes, et tout maintenant je viens de lire ce si elegant traité de cy devant Monseigneur l'Evesque de Condom, et maintenant de Meaux *) sur cette matiere où il a de nostre costé tout dit

---

*) Bossuet.

ce qu'on peut dire et pourtant n'a rien dit que par cy devant n'aye esté deja dit et remarqué plusieurs fois par nos Auteurs, où tout se reduict enfin et aprés tout à ces deux chefs: 1) que sans prealablement establir la presence reelle et la Transsubstantiation et permanence au St. Sacrement de l'Eucharistie, c'est tout à fait en vain d'en disputer avec ceux au moins qui nient cela; 2) mais quand celles là sont bien establies, il s'en suit que l'Eglise, comme Administratrice des dons de Dieu, pour des raisons qu'elle a eues, a aussi bien pu dispenser en cela pour la communion des Laiques, comme elle a fait à obmettre l'immersion au Baptesme, puisque par la Tradition d'un Siecle à l'autre elle a eue la revelation Divine qu'aussi bien on peust communier au Corps et Sang de Christ en l'Eucharistie sous une espece que sous les deux.

7) Il semble que vous vous estonnéz de cette si louable et edificante action, que non obstant l'amertume deplorable qui est entre Monsieur Arnauld et les Jesuites, qu'il les aye non obstant si bien et fortement defendu contre cette si grande calomnie et persecution de cette ainsi pretendue conspiration d'Angleterre; mais moy je ne m'en estonne pas; car il a fait en cela non seulement tres sagement, mais aussi tres chrestiennement, et n'y a fait que selon le veritable devoir d'un, autant pour la foy Catholique, comme pour l'innocence, zelé Docteur, aussi bien, à ce qu'il m'en a escrit luy mesme. Le Pere de la Chaise l'en a fait remercier, et tout au moins, et quand ce ne seroit rien autre chose, cela n'a esté qu'une bonne Politique, bien que je suis certain qu'il l'a fait par zéle autant de Religion comme d'amour pour la justice; aussi bien autant luy comme les principaux des Jansenistes affectent de bien loin ne traiter pas leurs Adversaires comme par ceux là ils se voyent traités et persecutés.

8) Au reste pour cette invention de la Conspiration d'An-
gleterre il me semble que puisque personne n'en parle ny
en entend plus rien, et qu'aucun des accusés ne l'a jamais
avoué, (ce qui seroit beaucoup qu'entre tant de personnes en
pieté executées, il n'y auroit pas eu un seul qui auroit voulu
donner gloire à Dieu, et penser au grand pas de l'Eternité)
et qu'on n'a jamais rien trouvé d'armes ou d'assemblées, que
dis-je maintenant le peuple Anglois sera un peu desabusé de
cette imposture; et si le Prince Robert ne fust mort si tost,
j'avois desja dessein de prendre la liberté, de luy avoir de-
mandé par lettres, comme jamais il a peu tranquilliser sa con-
science par le consentement donné à la sentence sanguinaire
contre Mylord Strafford; mais il estoit mal affectionné aux
François, et comme un grand Libertin et fort ignorant des
choses de Religion il croyoit des Jesuites et Catholiques d'au-
tres choses qui ne sont point; ainsi je croy qu'il s'est laissé
entraisner avec les autres à vouloir par ce moyen là esloigner
ce si grandement, après la mort du Roy, craint et apprehendé
Papisme. Au reste je suis aussi un de ceux, lequel avec des
grandes restrictions et precautions admet la torture pour un
moyen legitime à sçavoir la verité.

9) Au reste il faut que je vous avoue franchement, que
quoy qu'asseurement je suis bien plus Papiste que non point
Calviniste, que neantmoins et non obstant cela, je suis aussi
un de ceux, lequel, quoyque je ne rejette pas tout-à-fait l'Estat
Monarchique (je parle du temps du Nouveau Testament, et de
la Loy de Grace,) neantmoins le borne d'une telle façon,
qu'il ne puisse degenerer en Tirannie; et ne croy pas, que
selon le veritable esprit du Christianisme elle puisse bien
estre conceue pour hereditaire et pour trop despotique, et que
la corruption des moeurs entre les Chrestiens n'est pas venue

de là, et a causé à la Chrestienté et à l'Empire aussi des indicibles et innumerables maux et inconveniens et entre autres celuy de guerres. Car asseurement une Republique de Venise, où les Estats des Pays bas, ne resoudront point si tost et de gayeté de coeur une guerre comme feront les Roys de France et de Dannemarc, et quel bien effectif, je vous prie, arrive par exemple aux Estats du Pays de Braunschweig et de Hessen-Cassel (Salus populi suprema lex esto) de tous ces grands armements et pompeuses Cours auxquelles les Regens de Hannover et de Cassel se plaisent aux despenses de ceux, pour le bien desquels telles dignités et charges ont esté du commencement instituées, et non les peuples faits pour leurs personnes et pour assouvir leur ambition et vanité. Vous entendez bien ce que je veux dire et je tiens l'estat de Venise, (quoyqu'il y ayt aussi des imperfections,) bien plus heureux que s'il estoit gouverné par un Roy ou Duc Hereditaire, et tout-à-fait absolu, bien que je souhaiterois à leur Doge un peu plus d'autorité, qu'ils ne luy laissent.

10) Pour autant mieux m'expliquer sur cette matiere, je vous dis, que je croy bien (car je ne suis pas Anabaptiste ou Mennonite) que Constantin Grand estant devenu Chrestien pouvoit, le peuple ou la Republique le voulant ainsi, demeurer une fois comme l'autre Empereur, mais je ne croy pas que comme un veritable Chrestien, il l'aye peu briguer et bien moins encore tacher de la faire hereditaire, et de se conformer en la vanité et au faste, aux autres Potentats du monde Payen. C'est pour cela que j'escrivois une fois au defunct Evesque de Strassbourg;*) quand il trouva si estrange que moy je voulois

---

*) Franz Egon von Fürstenberg († 1. April 1682).

douter, si au Nouveau Testament la jonction de l'Estat Ecclesiastique et Seculier pouvoit selon les maximes du veritable Christianisme convenir en une même personne; qu'il ne se devoit pas tant estonner de cette mienne maxime, que j'avois encores par dessus celle encores bien une autre contre les Monarchies hereditaires et despotiques ou tout-à-fait absolues, mais qu'il me devoit et pouvoit tenir et prendre pour celuy, que je professois aussi bien d'estre à sçavoir *pro Studio propter Christum et ejus veritatem et justitiam* *), mais c'estoit un peu trop pour un tel homme, comme luy estoit tout-à-fait intrigué au monde, en ses aises pompes, vanités et fastes, et qui ressembloit fort peu à ce, où St. Paul dit, que nostre conversation doit estre; et peu de gens reflectent ce qu'est veritablement à tenir du Christianisme, et que suites, faste, pompe, vanité, gourmandise, ivrognerie, ambition et avarice est tout autant defendu comme le peché de la chair, et que bien qu'ils sient encores bien plus mal à des Evesques et Ecclesiastiques, que non obstant même aucun seculier ne peut affecter ny briguer, des charges et de dignités, ains attendre que les autres l'en estiment dignes, et le requierent de l'accepter.

11) Et par tant et en consequence de ce que je dis, croyez vous bien que moy je puisse trouver qu'en bonne conscience les deux Roys de Suede et de Dannemarck se soient ainsi peu mettre hors de pa . . . et rendre leurs Royautés au lieu d'electives et circonscrittes qu'elles estoient, de la maniere hereditaires et despotiques, et que je puisse croire et m'imaginer que de cela doive dependre le veritable interest de ces deux Royaumes là, ny que ce soit le bien de l'Empire d'y

---

*) Für einen Thoren um Christi Wahrheit und Gerechtigkeit willen.

avoir maintenant quasi tout autant de Roitelets en effet independans du Chef, à sçavoir de l'Empereur, qu'il y a des Estats un peu plus puissans que les autres: et que le bien de la patrie soit gist et consiste en toutes ces grandes et pompeuses Cours, et qu'aucuns des plus puissans comme Baviere, Saxe, Brandenbourg, Braunschweig, Munster et Hessen-Cassel au lieu de leur simple quote veulent avec des Corps entiers d'armées venir au secours de l'Empire et faire le Camarade avec l'Empereur, et ce non à leurs dépens, mais à condition de certains subsides, quartiers d'hyver et souvent aussi de certaines satisfactions ou dépens, et sur le foible tiers et innocent qu'il faut que la justice abandonne; et pour quoy il faut par après que les pauvres sujects soient appauvris et sucés jusques à la moëlle de leurs os; et que les Electeurs veulent estre tenus esgaux aux Rois (en quoy pourtant la France monstrera un jour ce qu'elle en tiendra) et en suite les Princes Regens les plus forts semblables aux Electeurs, comme de fait on voit deja en vostre Cour, et de vostre Prince, qu'il ne veut plus d'orenavant, et comme non seulement ses devanciers mais luy mesme a aussi fait, donner la main à un Prince Palatin de Sultzbach non Regent en sa maison *). Vrayement, vrayement tout cela je le tiens pro operibus carnis, et qui ne sont pas selon l'esprit de Christ, mais plustost de son opposé, à sçavoir du monde; in veritate durus hic sermo, et quis potest illum ex mundanis supportare, sed tamen verus; aussi bien

---

*) Dies bezieht sich auf den in seiner Nachahmung Ludwigs XIV. allzu despotischen und stolzen Herzog Johann Friedrich von Hannover; den jedoch Leibniz in dem folgenden Brief excusirt.

verrons nous dans l'autre vie, combien quasi en tout la Chrestienté est esloignée du veritable Christianisme.*)

12) Pour ce que vous demandez du Pere Gamans, j'ay un Pere Jesuite icy qui est Instructeur de mes trois Nepveux, et qui est de cette Province de Mayence, lequel croit qu'il vit encores et qu'il est à Mayence; mais il n'en est pas trop asseuré et en doute un peu pour son grand âge et caducité**). On m'a dit que Monsieur Nicole demeure à Chartres, mais pour le bon Monsieur Arnauld je ne sçay où il est precisement, et quand je le sçaurois, je ne l'oserois pas dire, n'estant pas bien en Cour non seulement pour l'affaire de la Regale, mais aussi pour le pretendu Jansenisme***), lequel n'estant pas gousté par l'Archeyesque de Paris et le Pere de la Chaise ne l'est non plus du Roy, ainsi regardé de ce si Grand Monarque comme une dangereuse Secte et Nouvauté, bien qu'en effect il n'entend pas ce que c'est de telles disputes; car il faudroit que dez sa jeunesse il eust plus, qu'il n'a fait, vacqué aux estudes et qu'il prist la peine de lire et entendre, pour au moins un peu les Escrits des Contendans †).

---

*) Diese Capuzinerpredigt des indignirten Landgrafen wirft übrigens ein helles Licht auf die deutsche Furstengeschichte.

**) Siehe über Gamans den Brief Leibnizens Nr. XVI gegen das Ende.

***) Es scheint hieraus hervorzugehen, dass die dem Pabste in der Regalstreitigkeit mit Ludwig XIV. günstige Meinung des Landgrafen und dessen Vorliebe für die moralischen Grundsätze der Jansenisten, dem französischen Hofe bekannt und missfällig war.

†) Dies Zeugniss über die theologische Unwissenheit des bigotten Königs ist vollgültig, indem Landgraf Ernst nicht allein mit den ausgezeichnetsten Hoftheologen des Königs in Correspondenz stand, sondern auch mehr als einmal an dessen Hofe verweilte.

13) Je suis aussi d'accord avec vous, qu'auprés de nous autres Catholiques il y a pour tout asseuré encores bien de difficultés sur l'extension ou restriction de l'autorité Papale et du meslange des deux autorités Ecclesiastiques et Seculieres, et que si d'un costé, et comme en mon »*veritable, sincere, discret Catholique*.« et en divers de mes escrits je l'ay deja remarqué, l'Ecclesiastique tache autant qu'il peust seulement d'empieter sur le Seculier, qu'ainsi aussi et à l'encontre le Seculier faire quasi le même à l'Ecclesiastique, comme par exemple autant en France, comme à Venise, on ne le voit que trop, jusques à la decision des choses purement spirituelles; cela ne va et . . . . est même souvent contra tenorem Bullae in Coena Domini, et peu s'en faut qu'à la façon des Protestans, ils n'usurpent le jus Episcopale, et fassent les Papes et les Rois ensemble.

14) Pour la communication de l'affaire de Monsieur l'Evesque de Thina, je vous en demeure bien obligé, il en sera ce que j'en ay dit, et je crois que plustost le parti Protestant, que non le Catholique, en pourra tirer quelque avantage, car aussi bien les vostres n'auroient rien concedé, qui nous puisse beaucoup engraisser *); et j'ay veu desja de mes yeux des lettres des Vostres auprés de Monsieur Spener à Francfort, par lesquelles certains se vantent, que le dit Evesque aye eu

---

*) Das Gegentheil glaubten diejenigen frommen und aufgeklärten Protestanten, welche wie Spener die selbstständige Entwickelung der evangelischen Kirche durch jede heterogene Einmischung für gefährdet und das damalige Unionsproject für eine Hinterlist hielten, um den Protestanten allmählig das Joch des Tridentiner Conciliums über den Hals zu werfen. Auch urtheilte Landgraf Ernst bald nachher ganz anders. Siehe die späterhin folgenden Briefe.

matiere de la justification desja et de beaucoup relache de ce que par le Concile de Trente a esté defini et declaré: ce que neantmoins je ne veux croir ny esperer; car cela seroit plus-tost capable à le recommander pour un cachot en l'Inquisition, que non pas pour un bon Evesque ou la Pourpre; je voudrois bien qu'il passast par icy, ou au moins que je le puisse voir à Francfort, car tres volontiers j'irois là expressement pour le voir, estant tres curieux et zelé en semblables choses.

15) Pour les desseins de France sur l'Amerique, il se pourroit bien un jour faire ce que vous dites et sur quoy les memoires tres curieux du voyage de Thomas de Gage Domini- cain, lequel par aprés à ce qu'on dit s'est rendu Calviniste en Angleterre, pourroit avoir donné quelque sujeet à cause de la si grande fragilité, mauvais et pitoyable estat des affaires des Espagnols en ce pays là. Mais le Roy sans doute se plais plus aux conquestes contigues à son Royaume, que non pas en ces si esloignées d'Afrique ou de l'Amerique et de telles où il peut aller avec la Cour en personne et faire le »*veni, vidi, vici*,« et d'estre tout au plus tard au bout de deux mois derechef en son Versailles et en ses delices, et de se voir harangué comme victorieux par tous les corps des Parlamens.

16) Selon mon ingenuité connaturelle, je vous prie de ne me point prendre en mal, si je ne sçaurois convenir avec vous, en ce que vous ne croyés pas comme moy, que nos Allemands, bien qu'à nos dépens et par l'occasion de guerre avec la France, sont aujourd'huy bien plus aguerris et vaillans que non les Turcs, ny ce que du temps de Godefroy de Bouillon on en peut concevoir; et j'espere que par l'aide de Dieu vous le verrez cet esté verifié, au cas que la cy-jointe Prophetie*),

---

*) Fehlt. Siehe den Nr. XVI. folgenden Brief.

sur laquelle pourtant je fais peu d'estat, se verifie: mais bien plustost je suppose deux choses: a) qu'à cause de la diversion par la Pologne il faudra que le Turc divise les forces, et b) que les nostres gardant seulement bien les bords de deux rivieres de Wag et Rabe, lasseront les Turcs à ne pouvoir rien entreprendre, ainsi estans venus tard en Campagne et la quittant selon leur coustume les premiers, ils se repentiront d'avoir commencé cette guerre ainsi de gayeté de coeur. Dieu veuille pourtant qu'à cause de tant de nos pechés je ne me trompe.

Le Turc n'a que dix huit mille Janissaires de bonne Infanterie et quelque quinze mille de Spahis bonne Cavallerie, tout le reste autant de ses Europeens et Asiatiques comme Moldaves, Walachs et Bulgars, ne sont que de la Canaille et gens forcés, contre lesquels un seul bon Fantassin ou Cavallier Allemand vaut dix ou douze.

17) Je vous envoye cy joint la deuxieme partie de l'Apologie pour les Catholiques de Monsieur Arnauld *), et ay commandé à mon Concierge alias Burggraff Dauber à Cassel de vous l'envoyer affranchi du port de postes et vous le pourrez garder quinze jours, ou trois septmaines, et puis me le renvoyer par la même voye. Je vous envoye encores d'autres pieces, que je vous prie avoir la bonté de me renvoyer. O! que je m'estimeroys bien heureux, et comme moitié au Paradis terrestre de pouvoir jouir de vostre conversation: escrivez moy, je vous prie, si nous ne nous sommes veu quelque part, car au moins je ne m'en souviens point: et je voudrois bien,

---

*) Diese 1682 erschienene »Apologie contre les faussetés et calomnies d'un livre«, war gegen den allzueifrigen Hugenotten Jurieu gerichtet.

que Son Alt. le Duc Antoine Ulrich le plus aimable Prince de la terre eust aussi ce beau livre de Monsieur Arnauld, qui est veritablement et après tout (n'en deplaise autant aux Calvinistes comme aux Jesuites et à leurs adherans!) une grande Lumiere de l'Eglise en nos jours, et Lux in densissimis tenebris nostri perversi mundi.

18) Sur le theme de l'enlevement et execution de Marsilly le Roux je vous diray une chose assez particuliere, et laquelle vous ne sçavez peust estre encores, et que j'ay sceue pour lors à Paris, car j'y estois lorsqu'il fust executé, quoyque je n'eus pas esté present à l'execution, ne l'ayant apprise qu'après le fait, et mesme je suis allé le jour d'après en Sorbonne l'apprendre de Monsieur Petitpied Docteur de cette faculté y demeurant qui s'est trouvé present avec luy et a l'assisté sur l'eschaffaut; c'est que le Roy, n'ayant d'une part pas peu extorquer certaines choses par la question ordinaire et extraordinaire, demeura neantmoins fort desireux de le sçavoir, et ainsi il fust resolu une chose extraordinaire à sçavoir que là, où autrement aux Ministres de la Religion pretendue Reformée il n'est pas du tout loisible ny permis d'assister les malfaiteurs publiquement ny mesme en aucuns lieux dans les prisons, Monsieur de Lionne fit venir expressement ce tant fameux Ministre feu Monsieur Daillé le vieux (que j'ay bien connu) pour assister publiquement sur l'echaffaut en Greve ce Marsilly le Roux conjoinctement avec ce Docteur de Sorbonne pour l'induire à declarer la verité en ce moment, ou il faut aller pour toute une eternité repondre devant le Trone epouvantable de la Majesté divine; tellement que tout Paris s'estonna de voir une chose jamais veue, à sçavoir un Docteur de Sorbonne avec un Ministre Calviniste tout ensemble sur un mesme eschaffaut, et un exempt de Gardes conduisit et er-

conduisit le Ministre à son Logis en toute seureté en esgard des insultes de la Populace. Mais quoyque Monsieur Daillé eust fait tout son possible par toutes ses remonstrances, à donner gloire à Dieu et pour signe d'une veritable repentance, et de n'en vouloir mal au Roy, ny à qui que ce soit, à declarer la verité, il ne le voulust jamais faire, disant des injures du Roy et que c'estoit un Tiran et qu'il ne luy avoit tenu la parole luy ayant desja fait promettre par Monsieur de Lionne, qu'au cas, qu'il declaraitcy et cela, on luy feroit grace, et qu'ainsi il mourut plustost en enragé, que non selon un Chrestien bien repenti et resigné, et moins voulust entendre de se faire Catholique.

XV.

1683. 3. Juni.

Leibniz an Landgraf Ernst.

Europäische Krisis. Gefahr Schwedens den Eroberungsplänen Dänemarks und Brandenburgs gegenüber. Deutsche Associationen dagegen. Unbilligkeit der Feinde Schwedens, und Rathschlag für den König von Schweden.

Monseigneur

Je croy que V. A. S. aura receu la lettre que j'avois pris la liberté de luy écrire, et que j'avois envoyée à Monseigneur le Duc Antoine Ulric aussi bien que le livre et les pieces. Les affaires publiques sont dans une crise assez grande et les Suédois courent risque de perdre ce qu'ils ont en Allemagne.*) Même ceux qui sont bien intentionnés pour eux, s'ils ne peuvent bien les sauver en aucune façon, pourroient enfin prendre part à la depouille, comme le chien flamand qui alloit querir de la viande à la boucherie et la defendoit contre les autres chiens qu'il rencontroit en chemin, mais quand la partie estoit trop forte, il en prenoit sa part. Cependant je ne croy pas que le Roy de France ait grand sujet de favoriser le Danemarck et Brandenbourg jusqu'au point de ne plus avoir besoin de luy. Surtout Brandenbourg, car cet Electeur ayant là une foy Pomeranie, pourroit parler tout autrement pour les interests de l'Empire, qu'il ne fait aujourd'huy. Car quant au Roy de Danemarck, la France pourra estre plus asseurée de luy, puisque son interest sera de prendre la place de la Suede en Allemagne et de se tenir attaché à la France pour empieter de plus en plus sur l'Empire. Je ne croy pas que les princes de Brunswic ayent signé le traité d'Association *), et par consequent les voy point engagés, que comme membres considerables du cercle de la basse Saxe, dont ils doivent garantir le repos. C'est pourquoy tout ce qu'ils pourront faire tandis qu'ils sont seuls, ce sera de conserver le pays de Bréme. Si l'Electeur de Brandebourg attaque la Pomeranie, je ne voy pas d'apparence de l'en empecher, ny de déloger les Danois du pays de Holstein et de s'opposer à leurs entreprises sur Wismar et sur l'isle de Rugen. Ainsi nous pourrons demeurer hors de party, si ce n'est que la France veuille favoriser les Danois dans la conqueste du pays de Bréme, à quoy elle a plus d'interest en effect, qu'à procurer la Pomeranie à Brandebourg. Je croy d'avoir ouy parler d'un traité d'alliance defensive faite entre la Suede et Baviere, mais il n'y a point de communication **). Et quoyque je croye que le Roy de Pologne ne manque point de volonté contre Brandebourg, neantmoins il luy faudroit une resolution de la diète, dans aquelle le party de Brandebourg, joinct à celuy de la France, seroit assez fort au moins pour la negative. Aussi n'en a-t-on point parlé dans la diète qui vient de finir, outre la guerre du Turc qui peut assez embarrasser la Republique. Il reste à considerer les Hollandois lesquels pourroient envoyer une flotte de quelques vaisseaux dans la mer Baltique, mais si la France et l'Angleterre y envoyent aussi, chacune une douzaine de vaisseaux et plus, la Suede n'en recouvra point d'avantage.

---

*) Der nach dem Tode Carls XII. ausgeführte Plan, Schweden seiner im Westphälischen Frieden garantirten deutschen Eroberungen zu berauben, scheint, wie wir aus diesem und dem folgenden Briefe sehen, schon im Jahre 1683, trotz des Friedens von 1679; der Ausführung nahe gewesen zu sein. Unter dem Vorwand, den Frieden mit Ludwig XIV. zu erhalten, hatte sich zwar Carl XI. den Kaiser, Spanien und die Republik der Niederlande zu Bundesgenossen erworben, aber dem schlagfertigen Frankreich hatten sich die beiden Hauptrivale Schwedens, der unternehmende König Christian V. von Dänemark nebst dem grossen Kurfürsten wieder genähert. Kur-Brandenburg bedrohte ganz Pommern. Christian hatte schon Holstein bedrängt, Schleswig mit seiner Krone vereinigt, Jever weggenommen. Es fehlte nur noch das Herzogthum Bremen. Und hiezu kam die den Kaiser paralysirende grosse Türkengefahr, welche Ludwig XIV. gehörig für sich auszubeuten bereit stand. Einige im folgenden Brief berührte diplomatische Bevues, die neutrale Stellung von Hannover, der Entsatz von Wien (Sept. 1683) und der nachherige Waffenstillstand mit Frankreich befreiten Schweden vorerst vor der drohenden Gefahr.

---

*) Diese Association geschah im Januar 1683 zwischen oberrheinischen und westerwaldischen Reichsständen und dem fränkischen Kreise, worauf auch der Kaiser zu Luxemburg beitrat. Mit diesem verband sich auch der Herzog Ernst August von Hannover insbesondere. Alles zur Erhaltung des Status quo.

**) Der Bairische Kreis (nicht Baiern) trat im März 1683 jener Association bei.

Avec tout cela si les Hollandois faisoient marcher une armée de terre, si un detachement considerable des trouppes des cercles de Baviere, du Haut Rhin et de la Basse Saxe s'y joignoit, et si l'Electeur de Saxe prenoit le party que son interest demande, si tout cela estoit prest à fondre sur l'Electeur de Brandebourg en cas de rupture, et si les Suedois de la Livonie, joints à quelques mille Polonois donneroient jalousie à la Prusse, ce prince seroit en effect obligé de se tenir en repos. Mais ces jonctions sont difficiles à croire, et l'Electeur peut faire hardiment une tentative, puisque au pis aller je ne croy point qu'il ne hazarde rien. Car il en sera toujours quitte, quand il voudra mettre bas les armes; au lieu que les autres mettroient au hazard le salut de l'Empire et leur propre dans une conjoincture si dangereuse, où l'Empereur est hors d'Estat d'agir de ce costé et la France est en estat de nous renverser, quand bon luy semblera; et ils hazarderoient tout cela pour la Suede, avec laquelle la pluspart n'ont gueres de liaisons. Il est vray qu'il sera peu honorable et de mauvais exemple de souffrir qu'on attaque un Roy, prince de l'Empire dans l'Empire même, et cela sans aucun sujet par le seul titre du droit de bienseance et pour avoir témoigné de bonnes intentions *). Mais on a déja souffert tant d'autres choses encor plus honteuses et où il s'agissoit non pas de conserver un prince estranger dans l'Empire contre des princes de l'Empire, mais de maintenir des princes et Estats de l'Empire, qu'un Estranger *) assujetissoit; que je ne fais pas grand fonds sur ce que le point d'honneur devroit faire entreprendre, et j'avoue que l'interest particulier des plus puissans de l'Allemagne n'estoit point meslé dans les pertes du Costé du Rhin, au lieu qu'ils semblent fort interessés à ne pas souffrir que Danemarck et Brandebourg deviennent trop forts. Mais je vois que quelques uns, qui y ont assez d'interest, y agissent trop lentement et ne veuillent se remuer, qu'à pas comptés, je dis comptés, parce qu'ils veuillent qu'on en leur eut tenu compte, et qu'on leur paye de tout ce qu'ils font pour leur propre bien, à quoy les Hollandois et Espagnols ne sont gueres disposés aujourd'huy. Enfin les Allemands n'ont jamais esté fort en peine de l'avenir et ont tousjours laissé naistre des puissances qui par apres leur ont estés formidables; c'est pourquoy j'ay grande peur pour la *Pomeranie* et je croy que les Suedois n'ont point de meilleur party à prendre que de faire un effort considerable du Costé de Danemarck, à qui ils pourroient peutestre enlever la Norwege, s'ils la prenoient comme il faut. Un Charles Gustave entreprendroit une descente en Seelande et hasarderoit le tout pour ce but.

---

*) Es ist von Carl XI., dem Vater Carls XII., die Rede, der damals der auswärtigen Bündnisse müde, sich im Inneren zu consolidiren suchte.

---

*) Ludwig XIV.

XVI.

1683. 4/14. August.

Leibniz an Landgraf Ernst. *)

Ueber verschiedene politische und religiöse Gegenstände. Bessere Constellation für Schweden. Türkenkrieg. Parallele der alten ritterlichen und der jetzigen deutschen Bravour in Vergleich zu den Türken. Einfluss der Erfindung des Pulvers und der Buchdruckerei auf die kriegerische Tapferkeit. Uebermass des Studirens, und unkriegerische, unpatriotische Erziehung junger deutscher Edelleute in Vergleich zu den Franzosen. Mangel deutscher Kriegsdisciplin und geschickter Kriegsführung. Reformvorschläge. Prophezeihung betreffend die jetzige Krisis des Türkenkriegs. Stärke, Zusammensetzung und Kriegszucht des türkischen Heeres. Patriotische Besorgniss gegen Frankreich. — Der Werth der alten Kirchenväter zum Verständniss der primitiven Kirche. Musterung ihrer Meinungen über Eucharistie, Verehrung der Heiligen und andere in der römischen Kirche geduldete Superstitionen. Die Nichtapprobation der landgräflichen Schrift über den Katholicismus. Nothwendige Nachgiebigkeit der römischen Kirche, besonders in der Kelchfrage, zum Behuf einer Reunion. Die englische Conspiration und die Apologie der Jesuiten. Weisheitsregeln für deutsche Fürsten; Absolutismus und Erblichkeit der Fürstenthümer. Gegenwärtige missliche Lage des Reiches. Der gelehrte aber nicht so patriotische Bischof von Paderborn. Die Jansenisten. Die geistlichen Immunitäten. Apologie des Bischofs von Thina und dessen Erklärung über das Unionswerk, für Landgraf Ernst. Elogium des Landgrafen Ernst. Die Socinianer. Peucer. Bossuet, Arnauld und Ludwig XIV.

---

*) Auch dieser gehaltvolle Brief, wovon der Herausgeber von Arnauld's Werken Tom IV. p. 189 nur einige, Arnauld selbst betreffende Stellen mitgetheilt hat, fehlt in der Hannovrischen Originalsammlung.

Monseigneur,

Ayant esté absent d'Hannover plus long temps que je n'esperois, j'ay receu assez tard les lettres pretieuses de V. A. S. et de là estant obligé de revenir promptement icy, ces distractions m'ont empeché d'y respondre plustost. Cependant V. A. S. aura receu une petite lettre, que j'avois escrite, lorsque je ne sçavois encore, s'il y avoit de sa part quelque chose pour moy à Hannover. Enfin ce temps là toutes les apparences estoient que Danemarck et Brandebourg eclateroient et que la France leur envoyeroit des trouppes. De quoy je doutois pourtant toujours, particulierement à l'esgard de l'Electeur de Brandebourg, parcequ'il ne me sembloit pas conforme à la Politique de la France, de faire obtenir la Pomeranie à cet Electeur, qui par aprés n'auroit plus besoin d'elle. Mais j'avouois que si la France prenoit l'affaire à coeur, que nous ne serions pas capables de sauver la Suede. —

Depuis les affaires ont fort changé de face, il faut que les Ministres de *Danemarck* et de *Brandebourg* ayent crû qu'ils n'avoient qu'à nous faire quelques offres un peu avantageux en apparence, entremeslés de quelques menaces couvertes et qu'on plieroit tout aussitost. Car sans cette creance, je ne crois pas que Monsieur Meynders se seroit hazardé de venir luy méme, et ils n'auroient pas attendu d'envoyer chez nous jusques au moment qu'ils devoient faire l'ouverture de la Campagne. Mais chez nous on n'estoit pas d'humeur à se rendre aux paroles et ayant peut estre eu quelque vent des intentions du Roy T. C. qui ne sembloit pas agir assez hautement; on refusa, quoyqu'en termes fort addoucis ce qui venoit d'estre offert. Je ne sçais, si ce refus, joint aux difficultés, que la France faisoit de ratifier sans modification le Traité, que le Sieur de Mortangis avoit conclu à Copenhagen, et aux refroidissemens que

S. A. S. commençoit à témoigner, a contribué à accrocher l'expedition, dont on nous menace toujours encore du costé de Danemarck, qui veut qu'on croye que la flotte de France entrée dans le Sond a des grandes veues, au lieu que d'autres s'imaginent, qu'elle n'est venue que pour empecher les Suedois de passer en Allemagne. Depuis on asseure que l'Electeur est entré dans des nouveaux engagemens avec le Comte de Lamberg, Ministre de l'Empereur, ce qui seroit fort à souhaiter, et paroit raisonnable, quand je considere qu'il le peut faire sans contrevenir au traité, qu'il peut avoir fait avec la France, qui n'oseroit desapprouver qu'un Prince de l'Empire assiste l'Empereur, lorsque son interest est celuy de la Chrestienté.

Quant à la guerre avec le Turc j'avois desja escrit dans une de mes precedentes, que je croyois la valeur des Europeens de nostre temps bien au dessous de celle qu'ils témoignoient contre les Sarasins *) du temps de *Godefroy de Bouillon;* ce qui me faisait craindre; et mes raisons estoient, qu'en ce temps on combattoit cominus, homme à homme, vir virum legebat; on se servoit bien plus qu'aujourd'huy de la lance, pour ne pas dire de l'espée. On portoit des boucliers, on estoit pesamment armé, et avec ces empechemens, on ne laissoit pas de faire des actions qui tesmoignoient une grande force et beaucoup d'addresse dans le maniement des armes. Les peuples aussi gardoient encore quelque chose de l'ancienne rudesse et barbarie dans les moeurs et dans la nourriture, ce qui les rendoit fiers, hardis et capables de supporter les fatigues; on terminoit les differens plustost l'espée à la main que par des procés. Les chemins estoient pleins de voleurs:

---

*) Saracenen, Araber und Osmanen.

le moindre Gentilhomme d'Allemagne faisoit une petite guerre aux villes voisines, et particulierement aux marchands qui de leur costé alloient en caravanes et se defendoient avec assez d'addresse et de resolution.

Au lieu que les Sarasins de Palestine estoient fort dechus de la valeur des anciens Arabes dompteurs du Levante et du Midy. Les Tartares de la Haute Asie les maltraitoient déja et ces Sultans d'Egypte furent obligés d'avoir recours aux Circassiens mameluques parceque leurs propres sujets ne monstroient pas assez de courage. L'invention des armes à feu et même celle de l'imprimerie ont changé la face de l'Europe: quand on a veu la force epouvantable de la poudre à canon, tout le soin s'est tourné de ce costé là, d'autant que les armes à feu estoient fort commodes, et qu'on estoit bien aise d'avoir trouvé un pretexte de quitter les armatures pesantes, comme incapables de resister à cette violence: peu à peu on a laissé là les boucliers, les grandes espées, les lances et les cuirasses; et maintenant, au lieu de combattre homme à homme, souvent on ne fait que tirer en bonne Compagnie, ce qui va bien, tant qu'on peut garder les rangs; mais quand on vient à la meslée, c'est souvent avec assez peu de succès. Je tiens aussi que les Allemands sont trop addonnés aux estudes; du temps passé presque les seuls Ecclesiastiques estudioient, les autres estoient Soldats, Marchands ou Artisans et Paysans; et les Bourgeois aussi bien que les Paysans estoient des Soldats à demy. L'imprimerie ayant rendu les estudes faciles, tout le monde veut estudier, et souvent la faineantise est cachée sous un pretexte honneste. Car de la maniere qu'on estudie vulgairement, c'est la chose du monde la plus aisée, puisqu'il ne s'agit que d'apprendre à jaser avec methode, au lieu qu'il faut que les gens de mestier preuvent leur conscience par des effets. Surtout en Allemagne cette folie de vouloir toujours faire estudier les enfans regne encor au grand prejudice du public, au lieu qu'on en est presque gueri en France, où il faut qu'un jeune homme de condition, qui n'est pas d'Eglise, sçache les armes et fasse une Campagne au moins, s'il y a guerre. Mais nos jeunes gentilshommes croyent d'avoir fait quelque chose, quand ils reviennent d'une Université, et ils s'imaginent d'avoir fait plusieurs Campagnes, quand ils ont consumé quelques années et bien de l'argent dans ces Voyages. Un jeune François portant l'espée, oseroit-il paroistre en Compagnie s'il se tenoit chez luy, pendant que l'Estat seroit menacé d'un danger aussi grand que celuy dans lequel se trouve à present une grande partie de l'Empire? Nos gens ne se picquent gueres de cela, et souvent ce n'est pas l'honneur, mais le desordre, qui les oblige d'aller à la guerre. Mais je reviens à la difference, qu'il y a entre la milice Allemande des Siecles passés, et celles d'aujourd'huy; les meilleures choses du monde entraisnent parfois avec elles quelques mauvais effets, l'abondance fait naistre le luxe; la justice et la bonne police diminuent la fierté et le courage des peuples, si on n'y prend garde: témoins les Hollandois. Nos Allemands au commencement de ce Siecle ne sçavoient presque plus ce que c'estoit la guerre: les troubles de Bohême et leurs suites les remirent dans le mestier; mais ils changérent l'ancienne discipline dans une licence effroyablement debordée, à la quelle la pluspart des chefs ne s'opposoient point, parceque cela les exemptoit du payement qu'ils avoient esté obligés de donner aux Soldats. Ce mal estoit venu à un tel point, que les Soldats Allemands estoient considerés par les plus sages officiers de peuples voisins, comme des gens indignes de porter ce nom, et on peut voir ce qu'en dit le Chevalier de Ville dans son traité de la charge d'un Gouverneur d'une place. *) Car quoyque je croye qu'il y est entré quelque passion dans son jugement, j'avoue pourtant aussi qu'il y a eu quelque raison de parler, comme il fait. Aprés la paix de Westphalie quelques restes de cette milice perirent dans la guerre de Pologne, d'autres avoient quitté le mestier; et il n'en reste gueres à present. La guerre de Hongrie n'a pas duré fort long temps; il est vray que celle de Hollande qui a enveloppé l'Allemagne a duré assez pour aguerrir les Soldats, si on avoit voulu profiter de l'exemple de nos Voisins et remettre la discipline sur le bon pied. Mais qui ne sçait les desordres qu'on a permis aux Soldats, le peu de vigueur qu'on a tesmoigné contre l'ennemy, et la convoitise insatiable aussi bien que le relachement des Officiers, veritable cause de la malheureuse fin de cette guerre et de la ruine des provinces? Je m'imagine que le meilleur depend des Officiers et que des trouppes mediocrement aguerries feroient de merveilles, si elles estoient commandées par des bons Subalternes. Car si on n'avançoit que des gens d'un courage eprouvé, si tous les officiers et haute-payés depuis le Colonel jusqu'au Corporal et Lanspessade tesmoignoient une resolution à mourir plustost qu'à lacher pied, prests à donner de l'espée à travers du corps de celuy qui feroit mine de plier; si les officiers se monstroient pres des Soldats, et attendoient leur fortune plustost de la vertu et de la reconnoissance du Souverain, que des pilleries qu'ils font et qu'ils permettent; enfin si les Souverains avoient ordinaire-

---

*) Antoine de Ville ein französischer Edelmann des 17. Jahrhunderts. Er schrieb auch über den Faustkampf (pyctomachia Veneta).

ment egard au merite et prenoient soin de recompenser les belles actions, je croy qu'un Bataillon d'Infanterie formé et gouverné de cette maniere resisteroit en rase Campagne à dix mille Tartares. Mais quand le Soldat est miserable et maltraité, s'il traisne une vie languissante, faute de vivres et de payement, s'il voit qu'on n'avance point ceux, qui ont vieilli dans le service et qu'il faut se laisser gourmander par des jeunes gens sans experience et sans raison, que la faveur a erigés en Officiers; s'ils voyent ces officiers partir dans le danger et chercher des pretextes pour se mettre en seureté; il en arrive ce que nous voyons à present sur les bords du Danube.

Je n'ay pù trouver parmy les autres papiers que V. A. m'a envoyés la prophetie dont parle sa lettre *), cependant je croy que ces propheties favorables faites à propos sont très utiles et servent à encourager les peuples, au lieu qu'un Prophete qui voudroit parler sur le ton des Threnes de Jeremie, feroit beaucoup de mal; mais il faudroit que le Duc de Lorraine secondast le bon prophet et surtout que le bon Dieu luy donnast un dementy. J'avoue que la retraite de l'Armée Imperiale, m'a fort surpris, quand le bruit commençoit à courir de l'approche des Turcs et du danger de Vienne; je le tenois pour un Conte fait à plaisir, semblable à quel-

---

*) Diese prophetische Abhandlung findet sich auch nicht in dem Hannövrischen Convolut von 1683. Sie betraf in jedem Fall den Türkenkrieg und den Herzog Carl von Lothringen, kaiserlichen Oberbefehlshaber, der im Monat Mai nach der Belagerung von Neuhäusel von dem Grosvezier nach Wien zurückgedrängt wurde, worauf im Juli die Belagerung von Wien, im August die tapfere Vertheidigung des Grafen von Stahremberg und im September der glorreiche Entsatz folgte.

ques uns qui ont desja courus, et que certaines gens, entestés pour les Rebelles par un faux zele de Religion, recevoient et repandoient assez facilement; car je demandois, comment les Turcs avoient pû passer le Raab sans coup ferir, et il ne me paroissoit pas croyable, que ce Grand Visir pourroit ouvrir la campagne et la guerre par un coup que son Predecesseur ayant essayé inutilement et avec perte d'une bonne partie de ces trouppes, fut obligé de la finir. Mais on en fit bientost éclaircir; car on apprit que les Imperiaux croyant qu'ils ne pouvoient point garder la riviere de Raab, s'estoient retirés et dans leur retraite qui ne pouvoit estre que dangereuse, à la veue d'une grande Armée ennemie, pourveue de tant de Cavalerie, avoient esté poussés et assez maltraités des Ennemis et le pays ouvert à leurs courses et presque abandonné à une desolation generale.

On n'a pas bonne grace d'accuser les malheureux, et on peut raisonner à son aise quand on est esloigné du danger; aussi est on fort sujet à se tromper quand on ne sçait point le détail. Néantmoins je m'imagine sauf meilleure information qu'on ne devoit point abandonner si aisement une riviere assez difficile à passer qui couvroit les pays hereditaires et qui estoit gardée de 40 mille hommes. Si ce qu'on a rapporté autres fois à V. A. est veritable, sçavoir, que les Turcs n'ont que 18,000 Janissaires, bonne Infanterie, et 15,000 Spahis bonne Cavallerie, la retraite seroit absolument inexcusable. Il y en a d'autres, qui pour l'excuser soûtiennent, que le nombre des Janissaires est bien plus grand. Car quoy il n'y en ait peut-estre que 18,000 de ces veritables Janissaires du Grand Seigneur, qu'on eleve dans les ecoles de Constantinople, il y en a, disent ils, un trés grand nombre par tout l'Empire Ottoman, qui ont le privilege de Janissaires, qui gardent quelque chose de leur discipline; et qui sont fort adroits à tirer et à manier les autres armes. Il me semble que le P. Wansleben, Dominicain, natif d'Erfort*) que j'ay veu à Paris à son retour du Levante, où il estoit allé par ordre de Monsieur Colbert pour apporter des Manuscrits Orientaux, m'a conté, que dans le seul grand Caire il y a 10 à 12 mille bons Janissaires tirans à merveille. Je croirois bien aussi, que parmy les Timariotes de l'Europe et de l'Asie, qui tiennent des terres en fief à condition de servir dans les guerres avec un certain nombre d'hommes, qu'ils sont obligés d'amener, il s'en trouve d'assez propres à porter les armes, surtout de ceux qui viennent des provinces, dont les habitans ont de tout temps passé pour vaillans. Ce sont les Grecs, les Macedoniens, les Thraces, les Triballes et autres peuples compris aujourd'huy dans la Turquie Européenne, qui sous Alexandre ont vaincu une partie du monde. Et ces gens vivans avec plus de discipline et plus d'ordre que les nostres, leur camp estant plus net et mieux reglé, et eux plus propres à supporter les fatigues, je ne m'estonne point, s'ils sont encore frais et pleins de courage, quand les nostres sont abbattus. Je ne sçay si la croyance de la pretendue predestination et le Maslach ou Opium y contribuent quelque chose, mais je croy que le ris et le café leur profitent mieux, que le vin et la viande aux nostres, quand ils en usent aussi mal, qu'ils font ordinairement et avec cette gourmandise insatiable, qui est bientost changée en faim et misere. Avec tout cela et quoyqu'il semble, qu'un combat sans avantage entre les Turcs et les nostres seroit assez dangereux, je m'imagine qu'on leur resisteroit assez, si nos Officiers faisoient leur devoir pour faire garder les rangs et empecher toute confusion, de la maniere que j'ay dit cy-dessus; de plus je tiens que c'est dans ces rencontres que l'Artillerie feroit des merveilles, si elle estoit bien menagée et je croy qu'après Dieu, c'est principalement par l'Artillerie que nostre foiblesse pourroit surmonter la fierté et la furie des Barbares, puisque nous n'avons pas le temps maintenant de redresser nos Trouppes et de les rendre capables de combattre l'Ennemy avec avantage. Il seroit aussi peutestre à propos de mêler bon nombre de milices du pays Allemandes et Hongroises parmy les bonnes trouppes. Car 20 mille paysans, meslés comme il faut parmy 40 mille bons Soldats, pourront presque rendre d'aussi bons services que des Soldats veritables. Je m'estonne aussi que lorsqu'un si redoutable Ennemy approchoit, on n'a pas armé une partie du peuple des frontières pour arrester leurs courses: et qu'on n'a pas commandé à tous ceux qui tiennent des fiefs de se tenir prests à monter à cheval au premier signal. J'ay plusieurs ordonnances curieuses, qui furent publiées quand le Cardinal Infant autres fois entra tout d'un coup en Picardie et porta la terreur jusqu'à Paris. Ces ordonnances devoient servir à amasser du monde incontinent, pour s'opposser à ses progrés. On en pourroit peutestre tirer quelque profit à present; c'est pourquoy je les consulteray, quand je serai de retour à Hanover. Il falloit même songer à ces choses en temps de paix et faire quantité des forts de loin des deux rivieres de Wage et de Raabe (ce que j'ay déja écrit à quelqu'un, il y a deux ans) à l'exemple des Romains (sans parler des Chinois), qui firent une muraille pour garder l'Angleterre contre les Pictes. Ces forts quoyque discontinués auroient rendu les passages difficiles au ennemy et auroient servi à punir leur temerité, quand quelques courreurs se fussent hazardés de passer; mais on voit tousjours aisement les fautes après coup.

---

*) J. L. Wansleben, welcher in Aethiopien, Aegypten und in der Levante reisete, gab mehrere Werke über diese Länder heraus (lebte 1635—1679).

Maintenant il faut sans doute que l'Empire fasse quelque effort non seulement pour repousser l'Ennemy, mais encore pour le faire repentir de sa temerité, et pour venger l'affront qu'il nous a fait. C'est plus que jamais le temps de monstrer de la constance et de la fermeté et si j'ay esté d'avis autres fois qu'il falloit accorder quelque chose à la France, afin de mieux punir l'orgueil Ottoman, maintenant je croy qu'il ne faut pas monstrer de la foiblesse, ny souffrir que les François prennent avantage de nostre malheur. Car je tiens que le Roy T. Chr. auroit honte de nous attacquer dans un tel temps et de charger son nom d'une infamie perpetuelle. Je n'apprehende qu'une chose, qui est que la fantasie ne luy vienne de nous assister malgré nous avec trop de forces, et d'entrer dans l'Empire sous pretexte d'arrester les progrés des Infidelles; surtout si nous venions à faire encore quelques grandes pertes. Mais j'espère que Dieu ne nous abandonnera pas jusqu'au point de nous imposer le choix entre deux esclavages.

Il est temps de changer de matiere et je ne me suis étendu sur des considerations d'estat et de guerre, que pour égayer V. A. et pour la faire rire. Car ceux qui en sont aussi grands maistres, qu'Elle, prennent quelques fois plaisir à entendre bégayer ceux qui n'en sçavent rien, de la même façon qu'il nous paroist plaisant d'entendre des enfans qui tachent de parler, pourveu que cela ne dure trop long temps. Maintenant je suivray les points de la lettre de V. A. S.:

1) S'il s'est trouvé quelque chose dans les miennes, que V. A. ait jugé digne d'estre communiqué à Messieurs Arnauld, Blum et Lincker, dont je révéreray tousjours le merite, c'est

sans doute parceque V. A. même me l'avoit fourni et que je n'estois qu'un Echo de ses pensées.

2) V. A. qui se rend tousjours à la raison a eu sujet de m'accorder, qu'on est souvent aussi empeché d'expliquer quelques passages des Saints Peres que ceux de la Ste. Escriture; mais ce que V. A. remarque, est vray aussi, sçavoir que la practique de l'Eglise generale ancienne et moderne sert beaucoup à entendre les Peres. Pour moi, j'accorde sans peine que le grand nombre des escrits des Peres, qui nous restent, nous donne moyen d'expliquer l'un par l'autre, plus aisement que les livres de la Ste. Escriture dont le nombre est plus petit. Car (si je m'ose servir de cette comparaison) il est tousjours plus aisé d'expliquer une grande lettre en chiffres qu'une petite; et il y a quelques Passages de St. Augustin tellement faits, que s'il n'y avoit qu'eux, il y auroit beaucoup d'apparence pour la figure des Calvinistes dans l'Eucharistie. Le défaut des escrits des premiers Siecles fait, qu'on est assez embarassé quand il s'agit de leur creance et de leur practique; et quoyqu'il y ait tousjours presomption, que le Siecle précédant s'accorde avec le suivant, neantmoins cette presomption peut estre detruite par quelques conjectures valables. Dans les escrits d'or, qui restent des premiers temps, il paroist une grande simplicité, et on ne s'écarte gueres des expressions de la Ste. Escriture; par exemple la lettre de St. Clemens aux Corinthiens a un certain air Apostolique*); et

---

*) Ueber den trefflichen ersten Brief des Clemens von Rom, welcher nach Eusebius in den meisten Kirchenversammlungen der ersten Christen öffentlich vorgelesen, späterhin aber verfälscht wurde, vergl. Schrökh Allg. Kirchengeschichte II. 267 u. s. w.

si on en oste le conte du Phenix *), on pourroit juger que le reste est dicté par le St. Esprit. Car quand aux mondes ou terres au delà de l'Ocean, que le Patriarque Photius remarque y avoir esté repris, ce seroit plustost aujourd'huy un sujet d'approbation que de Critique, puisque ces mondes ont esté verifiés. Le Culte des creatures, aussi bien que d'autres coustumes de cette nature, qui peuvent estre bonnes, mais qui sont fort sujettes à se corrompre, estoient sans doute peu connues et peu frequentées en ce temps là. Et je croy que tous les sçavans d'aujourd'huy demeureront d'accord, que dès qu'il se trouve des telles choses repandues dans un ouvrage attribué à ce temps, on le peut tenir pour suspect. Et je ne doute point que Monsieur Arnauld ne soit de ce même avis. Par exemple St. Hippolyte le Martyr, (auteur celebre du Canon pascal) avoit fait un livre »des derniers temps;« **) on en a trouvé un Manuscrit autres fois qui a esté publié in Bibliotheca Patrum, et Bellarmin avec d'autres Controversistes s'en sont servis pour trouver plusieurs points contestés. Ce livre parût suspect à quelques sçavans Protestans, mais on se récria contre eux, et on les accusa de temerité, comme s'ils pretendoient qu'on devoit admettre ou rejetter les escrits des anciens Peres suivant leurs prejugés. Cependant l'evenement justifia leurs soupçons. Monsieur Godeus qui est aujourd'huy sans doute un des plus sçavans hommes de nostre temps quant à la connoissance de toute l'antiquité, et qu'on peut mettre en parallele avec des Scaligers et des Saumaises [*]), eût le bonheur de trouver le veritable Hippolyte en Grec, dans une Bibliotheque de Rheims, qu'il eût permission de parcourir, il en fit une copie qu'il porta à Paris, et la monstra à Monsieur Henry de Valois, juge competant de tout ce qui touche l'antiquité Ecclesiastique Grecque [**]). D'abord Monsieur de Valois eut de la peine à y adjoûter foy. Mais quand il eût lû une seule page du livre il s'ecria que c'estoit le veritable Hippolite, qu'il reconnoissoit les marques des siecles d'or, et quand il l'eût parcouru, il declara qu'il n'en falloit point douter, et il mena Monsieur Gudeus chez Monsieur de Marca nommé Archevesque de Paris [***]), qui eût une joye merveilleuse de cette decouverte, quoyqu'on n'y trouvast point les interpretations de l'exemplaire de la Bibliotheque des Peres; on envoya d'abord à Rheims, on examina l'original, et quand il n'y eut plus rien à dire, ces Messieurs mêmes presserent Monsieur Gudeus de donner au publique le veritable Hippolyte, ce qu'il fit aussi, et le fit imprimer à Paris, tout simplement en Grec, sans version et sans notes. L'ingenuité de ces Messieurs, quoyque très Catholiques, est bien plus louable, que le faux zele de Monsieur Grandin, Docteur de Sorbonne [†]), qui depuis peu a eu la hardiesse de supprimer un passage de St. Chrysostome à un certain Caesarius que Monsieur Bigot avoit copié en Italie et l'avoit voulu le faire imprimer à Paris avec quelques autres pieces considerables.*) St. Chrisostome y parle de l'Eucharistie en des termes qui semblent favoriser les Calvinistes. Mais on se fait moins de tort, en reconnoissant ingenuement la difficulté, et en tâchant d'y satisfaire par d'autres passages plus clairs et en plus grand nombre, qu'en se servant d'un pareil Stratageme, qui peut passer pour une Supercherie honteuse, et qui a toutes conditions de ce que les loix appellent *falsum*.

---

*) Clemens bediente sich der Fabel von dem Vogel Phönix, der nach einem Leben von 500 Jahren aus seiner Asche wieder auferstand, um die Möglichkeit der Auferstehung der Todten zu erläutern.

**) Hippolytus, Bischof zu Aden in Arabien und Martyrer im dritten Jahrhundert (im Jahr 230 getödtet) schrieb ausser dem Canon Paschalis, noch de Antichristo und andere Werke, welche im Jahre 1710 J. A Fabricius in Hamburg herausgab.

---

[*]) Marquard Gude (Gudeus) ein Polyhistor, gab unter andern Hippolyti Demonstrationem de Antichristo in griechischer Sprache heraus; er starb 1689.

[**]) H. Valesius, ein grosser Kirchenhistoriker, und französischer Historiograph, † 1676.

[***]) Petrus de Marca aus Bearn, ein grosser französischer Theolog, im Jahre 166[illegible] zum Erzbischof von Paris ernannt und gestorben.

[†]) Martin Grandin, der einen Cursus der Theologie herausgab, † 1691.

3) Quant à l'invocation des Saints, sur laquelle V. A. S^e^ s'étend particulierement, j'avoue, qu'il n'y a point de precepte exprés, ny raison precise, qui la prouve mauvaise, ny même qui la prouve inutile; il n'y a que des raisonnemens qu'on luy peut opposer qui sont sujets à des repliques: premierement qu'en matiere de Culte le meilleur est de ne rien faire, que Dieu n'autorise; secondement, que les abus qui sous ce pretexte se sont glissés dans l'Eglise sont plus grands, que le bien qu'on en peut esperer. Il est vray qu'il y a quelques traces du Culte des Saints dans la 3me, 4me et 5me Siecle, mais elles sont assez mediocres au prix de ce qui se practique aujourd'huy: et s'il est vray, comme je croy en effet, que St. Hierosme auroit de la peine à reconnoistre l'Eglise de Charenton, il est vray aussi, qu'il seroit encore plus surpris de voir les processions Tra-

---

*) Emerich Bigot, der eine grosse ausgesuchte Bibliothek besass und zu Florenz ein wichtiges Manuscript des Bischofs Palladius über Chrysostomus, auch die berühmte Epistel des Chrysostomus an Cäsarius fand, aber nur die Erlaubniss erhielt das erstere Werk herauszugeben. † 1689.

gico-comiques de la Sémaine Sainte, les Novenes de St. Antoine de Padoue*), les Scapulaires des Carmes et quantité d'autres babioles de pieté. Je tiens, qu'il n'y a rien au monde de si nuisible à la vraye devotion que ces oeuvres, qui tiennent de la superstition; si elles entretiennent la devotion de quelques simples, elles scandalisent une infinité de personnes de bon sens, qui n'estans pas assez instruits pour discerner le solide d'avec le faux, confondent tout dans un même mépris. Il est constant que l[illegible]eur qu'on rend aujourd'huy à la *Ste. Vierge*, ou à *St. Jo*[illegible] a esté fort inconnue à l'antiquité. Je ne parle pas des extravagances d'un Poza**) et ses semblables; mais je parle des opinions et practiques receues. Par exemple on auroit aussi peu osé soutenir autres fois la conception immaculée, qu'on l'ose rejetter aujourd'huy, et la *Ste. Vierge* est appellée communement *Reine des Cieux*, et mise au dessus des Anges au lieu qu'il y a un passage de St. Epiphane, qui dit: »*si Angelos non adoramus, quanto minus Mariam, Annae filiam.*« Je ne dis pas qu'il y ait grand mal, si on se trompe en la mettant au dessus ou au dessous des Anges, mais on voit par là, combien les opinions sont changées et d'ailleurs on a poussé les choses trop loin, et il est constant qu'on luy attribue quelques fois des perfections de Dieu, ce qui sans doute tient de l'idolatrie; par exemple, lorsqu'on croit que la misericorde luy a esté donnée et que le jugement a esté donné à Jesus Christ. Ce que Monsieur Arnauld dans la 2me partie de son Apologie pag. 187 reconnoist avoir en effet une reverie de Jacques de Voragine, de Bernardin de Bustes*), de Gabriel Biel, et de Blaise Viegas, aux temps celebres qui n'ont pas manqués et ne manquent pas encore de Sectateurs. Le mot de reverie est trop doux, et il n'est pas assez de dire avec le Cardinal du Perron, que ceux qui font ces sortes d'objections perdent leur temps, et que l'Eglise n'approuve point des opinions si deraisonnables. Car lorsque les abus sont devenus aussi publics qu'il y en a en matiere de Culte, il faut que l'Eglise témoigne l'horreur qu'elle en a avec un peu plus de force. Je croy que le Pape n'en est pas éloigné et qu'il ne luy faut qu'une occasion semblable à celle qui l'a fait condamner les faux Casuistes**). C'est là le chemin qu'il faut prendre pour travailler à la *Réunion* des Protestans, afin de les convaincre de la sincerité du procedé de ceux qui leur prêchent la paix. Je n'ay pas encore veu le traité de Monsieur de Castorie: »de Cultu Sanctorum«, ny le Catechisme des trois Evesques d'Angers, de la Rochelle et de Luçon***). Mais ce que Monsieur Arnauld en rapporte est excellent, et il seroit à souhaitter, que tous les Catechismes continrent des semblables admonitions, qu'on les repetit bien souvent dans les chaires et dans les entretiens de devotion, et qu'on abolist tout ce qui fait naistre des pensées éloignées de la solide pieté. Je sçay que V. A. est informée de tout cela et il seroit inutile de luy en dire un mot, si la chose n'estoit de nature à ne pouvoir estre assez dite et redite. —[*] L'Eglise a deux grandes obligations à Monsieur Arnauld et à ses amis, l'une d'avoir establi excellemment ce grand principe de la necessité de l'amour de Dieu sur toutes choses[**], l'autre d'avoir travaillé avec succés contre les corrupteurs de la Morale Chrestienne; j'espere que d'autres suivront ses traces et qu'on arrivera un jour à la Reforme de tant d'abus assez publiés, que le Concile de Trente même semble desapprouver. Je suis très persuadé, que rien ne peut faciliter davantage la Réunion des Chrestiens que le malheureux schisme d'Occident a separés.

---

*) Anton von Padua, ein canonisirter Franciscaner des vierzehnten Jahrhunderts, ein grosser Wunderthäter, dessen Zunge wegen seiner gewaltigen Predigten nie verwesen sein soll, schrieb unter andern eine mystische Exposition der heiligen Schrift.

**) Joh. Baptista Poza, ein spanischer Jesuit († 1660), wurde von der Inquisition verdammt, weil er in seiner Schrift über die heilige Jungfrau behauptet hatte, dass im heiligen Abendmahl auch die Beine, das Fleisch und das Blut der Maria genossen würde.

---

*) De Busco, de Busto und de Bustis genannt, ein Minorit aus dem Mailändischen, der ein officium de immaculata conceptione St. Virginis schrieb.

**) Innocentius XI., der nicht nur die Jansenisten begünstigte, sondern auch verordnete, dass die Geistlichen nicht Fabeln, sondern Christum den Gekreuzigten predigen sollten. Siehe oben die Einleitung unter III.

***) Jansenisten.

4) Il est vray, que V. A. et bien d'autres Catholiques discrets et sinceres sont tolerés non obstant qu'ils desapprouvent bien de choses, mais cela est sujet à des hazards, et change selon les temps, les lieux, les personnes et les conjonctures: et V. A. sçaura, s'il est vray que l'inquisition d'Espagne a condamné les quatre propositions du Clergé de France. Je n'ay pas encore veu la Censure de l'Archevesque de Stri-

---

[*] Diese Stelle nebst einigen andern unter folgenden Lobsprüchen auf Arnauld ist in der Sammlung seiner Werke a. a. O. abgedruckt.

[**] In dieser die strenge orthodoxe Glaubenstheorie ergänzenden und mildernden wahrhaft evangelischen Lehre erscheint Arnauld als ein segensreicher Reformator der katholischen Kirche und im Einverständniss mit Leibniz.

gonie*) ny qui est oet Archevesque; mais V. A. en sçaura des particularités.

5) Je reconnois que le livre de V. A. ne seroit approuvé aisement à Rome, mais je croy qu'on en pourroit faire un Extrait propre à estre approuvé. Au reste si V. A. faisoit amasser des passages des Auteurs Catholiques approuvés qu'on dit çà et là la même chose, ce travail seroit de grande utilité et luy serviroit d'Apologie.

6) Quant à la Communion des deux especes, je souscris à ce que V. A. en a dit ailleurs, sçavoir, que l'Eglise feroit bien de l'accorder aux peuples surtout quand il y a apparence d'un grand profit spirituel. Car on ne peut alleguer aucune raison pourquoy la forme de l'institution de Jesus Christ devoit estre changée, et on ne peut defendre ce changement que par l'autorité de l'Eglise, qui represente Dieu en terres, et qui peut dire: tel est nostre plaisir, visum est Spiritui Sancto et *nobis*, pourveu qu'il n'y aye quelques fois plus de *nobis* que du St. Esprit. Il est vray que c'est sur l'autorité de l'Eglise qu'on se repose, lorsqu'on ose bien manger de sanguine et suffocato, non obstant la defense expresse des Apostres; lorsqu'on celebre le Dimanche au lieu du Sabbath et lorsqu'on ne prend pas à la lettre le precepte de la lotion des pieds, que Jesus Christ a donné en termes assez exprés. C'est pourquoy je croy que la denegation du Calice n'autorise point le schisme, non plus qu'on auroit droit de quitter l'Eglise d'aujourd'huy, parce qu'Elle neglige le Sabbath, qu'on celebroit dans la primitive avec le Dimanche. Mais je croy aussi qu'on regagnera

---

*) Marquis de Grana, dessen Landgraf Ernst hin und wieder als eines gelehrten talentvollen Prälaten erwähnt.

difficilement tant de peuples separés de l'Eglise Romaine, si on ne les contente sur ce point.

7) 6) J'ay remarqué que Monsieur Arnauld a fait une belle action, lorsqu'il fait l'Apologie des Jesuites à qui il a si peu d'obligation. Mais je connois assez la vertu de ce grand homme pour ne m'en pas étonner, et l'extravagance des contes qu'on a fait sur la pretendue conspiration d'Angleterre saute tellement aux yeux, qu'une personne qui n'est pas estrangement prevenue, n'en sçauroit parler sincerement qu'en les rejettant bien loin. Cependant quelqu'un en a pris sujet de corriger ces Vers sanglans, assez connus, qu'on a fait autres fois sur les Jesuites:

»Arcum Roma dedit Patribus, dedit alma sagittam
Gallia, quis funem, quem meruere, dabit?« *)

Il en fait: Tu funem Magne Britanne dabis! Mais pour moy, je croy, que les Jesuites sont souvent accusés à tort, et souvent la verité m'oblige de prendre leur defense, quand on leur impute tous les maux qui arrivent en Hongrie; car bien que j'avoue, qu'un zele malreglé de quelques uns de ces Messieurs y a contribué; je tiens neantmoins que l'ambition de quelques Grands, la haine que les Hongrois portent aux Allemands et l'infraction de leurs privileges ont fait plus que les considerations de la Religion. Aussi les premiers Conspirateurs qui eurent la teste tranchée à Vienne, estoient Catholiques. Cependant icy, comme dans les revoltes des Paysbas, la Religion a servi de pretexte aux Grands, pour aigrir les peuples que la seule conservation de leurs privileges n'auroit peutestre tant animés.

---

*) Den Bogen gab ihnen Rom, Frankreich den Pfeil, wer wird ihnen den Strich, den wohlverdienten reichen?

9) La question s'il est bon, d'avoir des Princes hereditaires et absolus peut avoir plusieurs sens, l'un si les peuples sont obligés de leur obéir, l'autre si un Prince peut en bonne conscience pretendre un tel droit, et l'exercer s'il luy est transmis par ses Ancestres. Le troisième, si accordant l'un et l'autre, on demande seulement quelle forme de gouvernement seroit la meilleure, et la plus conforme à l'esprit du Christianisme. Quant au premier, je croy que V. A. convient avec les autres, que les peuples sont obligés d'obéir ou de souffrir, et qu'on ne peut rebeller sans crime, ce qui paroist conforme à l'Esprit du Christianisme, aussi bien qu'à la veritable politique; car ordinairement les rebellions sont plus dangereuses, que le mauvais gouvernement. Il est vray que la regle generale peut avoir des exceptions. Grotius accorde, que si un Tyran alloit manifestamment à la destruction de l'Estat, on se pourroit opposer à luy, mais il faudroit neantmoins se tenir dans la moderation, et j'aurois de la peine à digerer ces vers de Virgile: Ergo omnis furiis surrexit Hetruria justis, Regem ad supplicium praesenti morte reposcens. Quant à la conscience des Princes mêmes, on pourroit dire, que ce n'est pas le pouvoir, mais le mauvais usage du pouvoir, qui est blâmable, pourtant cela ne suffit pas icy. Car quoy qu'un Prince soit vertueux, il ne peut pas respondre de son successeur, et on pourroit dire qu'il a tort d'establir ou de maintenir un droit qui est sujet à se corrompre en d'autres mains que les siennes, et qui peut devenir pernicieux. On n'a rien blamé dans l'Empereur M. Antoninus Philosophus, si non qu'il a laissé l'Empire à un fils qui en estoit indigne. Il est vray, qu'un Prince pourroit mettre bon ordre à l'education des Princes à venir, mais il n'y a pas lieu de se reposer là dessus; de sorte que je conclurois contre le pouvoir absolu, si de nos jours on avoit

veu des Tyrans semblables à ces monstres d'Empereurs que Rome a veu autres fois, mais aujourd'huy il n'y a si méchant Prince sous lequel il ne vaille mieux vivre que dans une Democratie. C'est pourquoy tout se reduit à la question assez agitée, la quelle des formes de Gouvernement est la meilleure il seroit à souhaitter, que les plus puissants fussent toûjours les plus sages, ou que les plus sages fussent les plus puissans *); mais la sagesse des hommes est fort limitée; souve les plus grands esprits font les plus grandes fautes. De plus la Sagesse n'est pas toûjours aisée à reconnoistre, il y a des faux sages, comme des faux braves. Les peuples ont une veneration pour la haute puissance qu'ils n'accordent point à la vertu, de sorte que je croy, que les Royaumes Electifs seroient fort sujets aux troubles, et on l'a reconnu; car dans ces Royaumes mêmes, on est obligé à se tenir à la Succession autant qu'on peut. On voit aussy, qu'il n'est pas toûjours bon, que les Princes ayent les mains fort liées: car cela les rend incapables de pourvoir assez promptement aux besoins de l'Estat. Si le Roy d'Angleterre estoit aussi absolu dans son Royaume, que le Roy de France l'est dans le sien, je croy qu'il se seroit opposé de bonne heure au progrés de la France, et l'Europe ne seroit pas dans l'Estat, où elle se trouve. Les peuples du Nord ayant reconnu par l'experience, combien peu il leur avoit servi de tenir leurs Rois sous la tutele des Senateurs et d'avoir 50 Rois au lieu d'un, ont trouvé à propos de les affranchir de ce joug. Mais de l'autre costé V. A. remarque très judicieusement que les Princes absolus sont trop

---

*) Ein platonischer Spruch.

prompts à entreprendre des guerres, et qu'il seroit meilleur pour la conservation de la paix générale, que tous les peuples fussent gouvernés par des Princes, dont le pouvoir fut lié par des Estats, ce que je suis obligé d'avouer. Car quand quelque peuple belliqueux ou grand Royaume a un Prince absolu, les Voisins, gouvernés par des Princes moins absolus, sont en grand danger et souvent ils sont obligés de donner le même pouvoir à leurs Princes pour se maintenir contre des entreprises. Les bons Princes cependant quelque pouvoir qu'ils ayent se souviennent tousjours qu'à l'esgard de Dieu ils ne sont jamais proprietaires, ny même usufructuaires de leurs pays, mais simples administrateurs d'un bien appartenant à Dieu, qu'ils ne conduisent par des bestes, mais des Ames, que Dieu a rachetées de ce qu'il avoit de plus pretieux ; qu'il leur en demandera un compte rigoureux et qu'une guerre injuste est presque le plus grand des crimes qui se puissent commettre. Mais V. A. ayant traité à fonds ces matieres, joignant les considerations Chrestiennes et politiques, et ayant tant d'experience et tant de lumieres, en peut mieux juger qu'un particulier peu informé des affaires.

10) 11) Quant à l'Estat present de l'Empire, on peut dire que tout depend d'une douzaine des Princes considerables et de grandes Maisons, dont il y a qui pretendent, comme V. A. dit elegamment, faire le Camerade avec l'Empereur et disposer à leur fantasie des Estats des autres, qu'ils soumettent à des contributions et à des quartiers. Cela fait sans doute un très mauvais effet, car les plus foibles, outre l'affront qu'ils pretendent de recevoir, aiment mieux quelques fois de souffrir, qu'un *Grand Monarque* leur impose des loix, que d'estre maltraités par ceux qu'ils considerent comme égaux: Je me souviens que feu *Monsieur l'Evesque de Paderborne et Müns-*

ter *) à l'occasion de l'inondation qu'il fut il y a deux ans fit des Vers pour exhorter les Princes à s'unir à l'Empereur, parce qu'on voit à l'exemple des rivieres qui se joignent en debordant, que l'union a une force, à laquelle ponts ny digues ne sçauroient resister (le mal estoit, qu'il ne faisoit ces exhortations, qu'en Vers, et que ses Ministres ne tenoient pas tousjours le méme langage). Je respondis en ces Vers et je commençois ainsi:

»Aggeribus ruptis quoties se flumina jungunt
»Tristiaque agricolis foedera campus habet,
»Tunc major fluvius solet absorbere minorem,
»Ipse tamen magnus praeda futura mari.«

Car il me sembloit que la comparaison prise des inondations estoit de mauvais augure, et que les Alliances semblables à celles de fleuves, qui se debordent et qui ravagent tout, ne sont pas des exemples à imiter. Cependant le mal est certain, mais le remede est difficile à trouver. Ceux qui se plaignent, font sonner haut les constitutions de l'Empire, mais il est constant, qu'elles ne sçauroient estre suivies à la rigueur dans le temps, où nous sommes. Nostre Empire a ny conseils, ny finances, ny milice. Comment donc s'opposer de bonne heure aux entreprises des Voisins si redoutables? Quand il faut contribuer, on se recrie contre la matricule, on pretend moderation, on trouve mille excuses. Quand on delibere sur les affaires publiques, il n'y a pas moyen de s'accorder, quand on amasse quelques trouppes au nom de l'Empire, elles sont malentretenues et malmenées. Ce desordre a obligé quelques uns des plus puissans à faire des Alliances avec l'Empereur pour suppléer au defaut d'un Conseil secret dans l'Empire, et ne pouvant porter seuls toute la charge, ils ont obligé quelques fois leurs Voisins de soubvenir aussi au besoin de l'Estat pour estre prests à agir. La necessité excuse cette conduite, si on n'en abuse point. Et je croy que les plus grands Princes pourroient la suivre en effet en certaines rencontres, s'ils en usoient avec toute la moderation et toute l'équité, qu'une entreprise aussi odieuse que celle là demande. Premierement ils devroient bannir le luxe et le faste pour monstrer qu'ils ont égard à la necessité publique et aux miseres du temps. Et c'est ce que V. A. a grande raison d'exiger de ceux, à qui Dieu a confié le pouvoir qu'ils exercent. En deuxième lieu, ils ne doivent rien faire avec hauteur, et quand ils sont obligés de s'aider de leurs Voisins, qui ne sont pas armés ny en estat d'agir, ils les traiteront avec toute la moderation et toute la civilité possible pour gagner les coeurs par un procedé si honneste, surtout ils ne souffrireront point que leurs Officiers et Ministres oublient le respect qu'ils doivent à d'autres Princes moins puissans, ou à des Comtes de l'Empire, ny qu'ils gourmandent les Magistrats de Villes libres, quelques petites qu'elles puissent estre; au contraire ils communiqueront avec eux, se servant et se payant de bonnes raisons. En troisième lieu, afin de mieux convaincre le monde de la sincerité et de la droiture de leurs intentions, ils garderont une parfaite egalité entre les Estats de leurs Voisins et leurs propres. Si ces conditions estoient observées je croy qu'on pourroit excuser les procedures extraordinaires par la necessité qui n'a point de loi, mais regulierement il faut suivre la forme prescrite par les constitutions de l'Empire. — Je n'avois ouy dire, qu'on ait refusé la main chez nous au Comte de Sultzbach. J'ay veu que le feu Duc *Jean Frederic* la luy a donnée, qui estoit pourtant assez punctuel en fait de ceremonies et ne sortoit jamais de sa Chambre d'audience pour aller au devant d'un Envoyé d'un Roy ce que j'ay veu pourtant faire à Son Serenissime Successeur. Les Electeurs Ecclesiastiques ne refusent pas la main que je sçache à des Princes non Regens.

---

*) Der seit 1678, dem Todesjahr des münsterschen Bischofs Christoph Bernhard von Galen, an dessen Stelle erwählte Freiherr Ferdinand von Fürstenberg, welcher auch seit 1661 Bischof von Paderborn war. Er ist der Herausgeber der Monumenta Paderbornensia, und schrieb leidliche lateinische Gedichte, welche ein Jahr nach seinem Tode 1684 prächtig in folio aufgelegt worden.

12) Je supplie très humblement V. A. de se faire informer, si le P. Gamans est encore en vie, et d'empecher, que les beaux recueils qu'il a fait ne se perdent.*) Quand à Monsieur Arnauld je souhaite bien moins de sçavoir où il est, que de sçavoir, qu'il se porte bien. Je sçay que les gens de Cour en France qui n'entrent point dans le fonds des matieres, s'imaginent, que ceux qu'on appelle Jansenistes, n'ont en veue que de cabaler et de se distinguer des autres. Je ne m'estonne point si l'Archevesque de Paris qui est tout à fait informé dans le monde, à ce qu'on m'a dit, et qui hait tout ce qui a l'air de scrupule, est bien aise d'entretenir le Roy dans ces sentimens. Quant au P. de la Chaise, qui a autant de sçavoir et de merite, que Jesuite qui vive aujourd'huy, et que je sçay n'estre pas dans les preventions ordinaires à ceux de sa Societé, je croy qu'il seroit plus capable de raison sur ce chapitre.

14) Il est constant que les immunités Ecclesiastiques sont nouvelles pour la pluspart, mais puisqu'elles ont esté receues et sont fondées sur des pactes et sur des coustumes, je tiens

---

*) Joh. Gamans aus Nuenar, geb. 1606, welcher Serarii res Moguntinas vermehrte und ein Hauptwerk Metropolis Moguntina unter den Handen hatte, starb daruber (man weiss nicht wann).

que les Princes les doivent garder autant que le bien public de l'Estat le permet. Et quant aux exemptions personelles, pourquoy le Magistrat seculier n'attendroit-il pas la degradation d'un Ecclesiastique à cause de quelque crime, avant de l'en punir? Et à mon avis la Republique de Venise dans le different avec le Pape Paul V. pouvoit bien faire livrer au juge Ecclesiastique les Ecclesiastiques criminels dont il estoit question, sans faire tort aux droits de la Souveraineté, puisqu'il ne s'agissoit pas d'un crime d'Estat. Quant aux immunités reelles, Messieurs les Ecclesiastiques feront bien de tesmoigner leur promptitude dans un besoin et de faire de bon gré par une maniere de don gratuit, ce dont ils ne se pourront dispenser raisonnablement. Le Pape et le Prince, l'un comme Chef des Ecclesiastiques, l'autre comme Patron et Avocat de l'Eglise, ont quelque droit de prendre garde, que les grands biens qu'on a donnés à l'Eglise soient bien employés. Et ce qui reste aprés les depenses qui sont necessaires pour l'entretien honneste des Ecclesiastiques, pour le besoin du Culte Divin, pour les reparations des bastimens, ne doit pas estre toûjours amassé à dessein de faire rentes sur rentes à l'infini; puisqu'il y a tant d'oeuvres pieuses à faire, comme d'assister les pauvres et les malades, de racheter les Captifs, d'avancer les estudes solides et le bien public, si les Prelats vouloient imiter St. Charles Borromée, Archevesque de Milan, St. François de Sales, Evesque de Geneve, les Evesques d'Alet et de Pomiers et le Pape d'aujourd'huy.

15) *) Quant à l'affaire de *Monsieur l'Evesque de Thina*,

---

*) Die folgende Stelle ist wichtig für die Geschichte der Spinola'schen Unionsverhandlung.

je demeure d'accord qu'il y a peu à esperer presentement, et j'ay dit à luy même, que je croyois les conjonctures peu favorables à ces sortes de negotiations quoyque très louables et dignes d'estre poursuivies dans l'esperance qu'il en pourroit un jour resulter quelque fruit par la Benediction de Dieu. Cependant je luy ay communiqué un Extrait de ce qu'on avoit mandé de ce pays cy à Monsieur Spener, qui l'avoit communiqué à V. A., à sçavoir que le dit Evesque avoit beaucoup relaché de ce que le Concile de Trente a defini en matiere de la justification. Il me répondit en ces propres termes: »Ago gratias quod apud Serenissimum Landgrafium me injuste accusatum excuses; placebit per occasionem addere quod ego nullibi causae susceptae agam Directorem, sed simplicem apud utramque partem Sollicitatorem. Nil ergo pro vel contra ullam partem me concepisse, invenisse, cessisse aut obtulisse praetendo. Projecta quae exhibeo et illa quae in his offeruntur, cedique ac concedi postulantur, protestantium nomine (prout titulos inspicienti semper patebit, et Theologis, cum quibus ago, declaratur) et juxta principia sua non nostra procedunt. Ego vero illis nihil aliud polliceor, quam quod ego Theologicam, ac tam favorabilem ac principia nostra patiuntur, approbationem procurare laborabo. Non faciam difficultatem Smo. L. per occasionem substantialia aperiendi, quia ejus protectionem atque instructionem supra hanc rem summe semper venerabor.« V. A. voit par là, qu'il se gouverne assez adroictement puisqu'il n'avance rien ny de sa part, ny de celle de l'Eglise Romaine, ne tachant qu'à apprendre jusqu'à où les Protestans peuvent aller. Tandis qu'il demeure dans ces termes, V. A. n'aura pas sujet de craindre quelque prejudice ou smacco.

16) Il est vray que la France songe plustost aux conquestes voisines, qu'aux éloignées; c'est pourquoy les Espag-

nols n'ont pas encore si tost à craindre, qu'on leur enleve l'Amerique jusqu'à ce que les Isles Antilles soient si remplies de François, qu'ils puissent passer aisement en terre ferme. Il est constant aussi, que ce Thomas Gage Moine Dominicain Anglois, qui avoit esté long temps en Amerique, ayant depuis quitté son ordre, a beaucoup contribué au dessein de Cromwel, par les memoires qu'il a donnés dont une partie a esté imprimée *). J'ay veu un Espagnol en France qui donnoit des semblables memoires.

Quant au 17me article de la lettre de V. A. j'en ay deja parlé amplement cy dessus.

18) Les expressions de V. A. S. à mon égard sont trop favorables pour que je les puisse reconnoistre. Je me souviens de l'avoir veu un jour à Francfort et une autre fois à Schwalbach, mais je n'ay pas eu l'honneur de luy parler. J'aurois esté fort heureux sans doute, si j'avois trouvé alors quelque entrée auprès d'un Prince, dont les lumieres, les connoissances, la moderation, la bonne intention et l'application aux choses les plus belles et les plus importantes sont presque sans exemple, même entre les particuliers. Après la mort de Jean Philippe, Electeur de Mayence, et de Jean Frederic, Duc de Brunsuic-Lunebourg, je ne sçay plus que Monseigneur le Duc Antoine Ulric qu'on doive mettre aussi sur ce rang eminent; en quoy je ne fais que suivre le jugement de V. A. et l'opinion de tous ceux qui sont capables de bien juger

---

*) Dieser Thomas Gage, eine Irländer, der eine Zeitlang als Missionär in Neuspanien und Quatimala wirksam war, änderte 1637 die Religion, ward ein Anhänger Cromwells, und gab in englischer Sprache einen merkwürdigen Reisebericht heraus, den Colbert in's Französische übersetzen liess.

Peutestre encore que l'Empereur y pourroit avoir place à ce que des personnes non suspectes m'ont dit, car pour moy, je ne juge point par les evenemens, et je ne donne point dans les opinions du peuple. Pour feu Monsieur l'Evesque de Paderborne et Munster, il faut luy faire justice en reconnoissant qu'il sçavoit admirablement les belles lettres, et que jamais un Prince a mieux fait des vers latins; mais il me semble qu'il ne goustoit pas les études solides autant que les Princes que j'ay nommés. J'ay esté malheureux plus d'une fois en ce que j'ay esté connu trop tard de ceux dont la connoissance m'auroit esté la plus souhaitable, et maintenant je serois au desespoir, si je n'esperois pas de jouir encore de celle de V. A. S. qui m'est aussi pretieuse que quoy que ce soit.

Il reste que je touche les pieces que V. A. avoit fait joindre à sa lettre, je ne diray rien de la réponse aux plaintes de S. A. E. de Brandenbourg, puisqu'on nous veut asseurer qu'il s'est remis dans les chemins, qui luy sont tousjours les plus glorieux; je ne comprends pas bien où va la pi[illegible] intitulée — *curiosité speculative* — qui suppose ou feint, qu'on ait trouvé en Orient quelque vieux monument favorable aux Catholiques ou Protestans. Il est vray, qu'on a trouvé un monument dans la Chine, qu'on attribue aux vieux Chrestiens que le P. Kircher expliqua au long dans sa: *Chine illustrée* *).

---

*) Der berühmte Orientalist und Polyhistor Athanasius Kircher, geboren ohnweit Fulda, zu Geisa, († 1680 zu Rom) war so leichtgläubig, dass er eine aus fingirten Buchstaben zusammengesetzte Schrift, welche man für altägyptische ausgab, für ächt hielt. In seinem Oedipus Aegypticus hat er griechische Inschriften mit gedoppelt gezogenen Buchstaben, blos weil sie in Aegypten gefunden wurden, für ägyptische angesehen.

Il paroit suspect à quelques uns; pour moy je m'en rapporte, je ne me souvien pas de la lettre de Constantin le Grand à S. Alexander, Evesque, et Arius, Prestre d'Alexandrie, quoyque je veuille bien croire qu'il y en ait une de cette nature, que l'Auteur du Jesuite secularisé opposé au P. Maimbourg rapporte. Car cet Empereur apparemment n'estoit pas informé de l'importance de la question, peutestre aussi que quelqu'un de sa Cour, fauteur d'Arius, l'a dictée, outre que Constantin luy même n'a pas toujours agi en bon Chrestien. Le passage de Salvian, Evesque de Marseille (que le même auteur cite), qui dit des Ariens, apud nos haeretici sunt, apud se non sunt, et, bien loin d'oser les condamner, loue leur bonne intention et charité, est incontestable. Comme ce bon Evesque invectivoit alors contre les vices des Catholiques *), il ne faisoit pas difficulté de dire du bien des Ariens, pour faire d'autant plus de honte à ceux qui se disent bons Chrestiens et vivent mal. Il est vray, comme V. A. remarque avec plusieurs habiles Controversistes, qu'il est difficile de refuter les Sociniens **) par les seuls passages de la Ste. Escriture. Mais j'adjoute qu'il est aussi tres difficile de les refuter par la Tradition, parcequ'il y a des passages assez embarassans de quelques Peres qui ont écrit avant le premier Concile de Nicée. Cependant les raisons et les autorités qu'on a contre eux ne sont pas peu fortifiées par la consideration de la providence de Dieu, qui n'auroit pas permis, qu'une aussi grande erreur que seroit selon les Ariens la Divinité supreme de Jesus Christ se fut establie dans l'Eglise. Au reste les réponses des Sociniens à quelques passages de la Ste. Escriture, particulierement à l'entrée de l'Evangile de St. Jean me paroissent forcés. Les Ariens y satisfaisoient bien mieux, en soûtenant que le verbe estoit avant toutes les creatures, *primogenitus creaturarum*, sans estre pourtant eternel ou consubstantiel avec le Pere. Mais Photin autres fois, et les Sociniens aujourd'huy, faisant de Jesus Christ un simple homme, ne se peuvent tirer de plusieurs passages de l'Evangile de St. Jean, sans employer des chicanes. Et de quel front osent ils accuser les Catholiques d'Idolatrie, eux qui adorent celuy qu'ils ne croyent estre qu'homme. C'est pourquoy Blandrata *) soûtenoit parmy eux, qu'il ne falloit point adorer Jesus Christ, à quoy pourtant Fauste Socin s'opposa dans quelques conferences qu'il y eut entre Blandrata et luy, qui sont rapportées dans les oeuvres de Socin. L'authorité de l'ancienne Eglise est sans doute de grand poids dans les matieres que la Ste. Escriture n'a pas definies en termes assez exprès. Les Protestans eux mêmes se servent souvent des Peres non seulement contre les Sociniens, mais encore contre eux, et je remarque que les Calvinistes se rapportent à l'antiquité, quand ils disputent contre les Lutheriens, touchant l'Ubiquité et la Communion des Idiomes ou proprietés des natures. On m'a envoyé dernierement de Dresde un Colloque imprimé depuis peu, qui avoit esté tenu autres fois entre Peucer, Gendre de Melanchthon, lors prisonnier au chasteau Pleissenbourg à Leipzig, par ordre de l'Electeur Auguste, et Charles André, et Selnecker, auteurs de la formule de Concorde, où Peucer ne leur replique autre chose, si non que l'antiquité et les S. S. Peres en ont écrit tout autrement. On diroit que ce Colloque n'estoit pas tant pour convertir Peucer, que pour triompher de luy, puisqu'on le traite d'abord de blasphéme, et qu'on demande qu'il le doit reconnoistre luy même, afin de pouvoir estre admis au St. Sacrement qu'il avoit demandé instamment. — La Relation de l'effect de la foudre est curieuse, si V. A. avoit eu d'abord un Chirurgien present, je croy qu'Elle auroit fait ouvrir les corps pour faire remarquer quel visceres avoient pati le plus. Je me souviens d'avoir veu une description en Anglois de l'Anatomie d'une personne, qui avoit eu le méme sort, comme ce feu a brûlé l'homme sans toucher aux habits, et qui ont dit qu'il a quelques fois fondu l'espée sans toucher au fourreau; je croierois qu'il est d'une nature approchante à celle de ce feu froid ou liquide qu'on appelle l'eau forte. Car elle consomme les metaux sans toucher à la cire, ny à plusieurs autres Corps qui se dissolvent dans l'Esprit de Vin, incomparablement moins corrosif que l'eau forte.

---

*) Salvian, ein gegen das Ende des vierten Jahrhunderts zu Marseille lebender Presbyter, war ein so grosser Verehrer der Keuschheit, dass er nicht allein de bono virginitatis schrieb, sondern auch, nachdem ihm seine Gattin Palladia eine Tochter, Auspiciola geboren hatte, mit derselben verabredete, von nun an, um sich in dem Christenthum desto mehr zu vervollkommnen, der ehelichen Beiwohnung sich zu enthalten, womit sein Schwiegervater, ein bekehrter Heide, sehr übel zufrieden war.

**) Rationalisten, welche mit der Dreieinigkeit die Gottheit Christi läugneten.

---

*) Georg Blandrata aus Saluzzo, ein Arzt des sechzehnten Jahrhunderts, ging in Geneve zur evangelischen Kirche über, zog die Gottheit Christi in Zweifel, gerieth deshalb mit Calvin in Streit und begab sich hierauf nach Polen, wo er seine Socinianische Meinung weiter ausbreitete.

Je n'ay pas encore veu le livre de Monsieur de Condom ou de Meaux de la Communion sous une ou deux especés. J'avoue de ne pas voir de raison assez forte qui ait obligé l'Eglise d'abolir l'usage du Calice à l'esgard des Laiques, et Monsieur de Meaux, tout habile qu'il est, n'en donnera pas facilement; maintenant je ne voy point de raison qui l'empeche de le restablir, si non que les Adversaires en feroient feste. Mais il me semble qu'une telle condescendence témoigneroit plustost un zele pour le bien des Ames, qu'un aveu de s'estre trompé. Je ne me souviens pas d'avoir jamais ouy qu'un Theologien enseigne qu'on reçoit plus de grace sous une grande que sous une petite hostie.

J'ay leu avec soin la seconde partie de l'Apologie de Monsieur Arnauld, où je trouve quantité de choses considerables, dont je parleray une autre fois. Il me semble qu'il prepare encore un Tome ou autre ouvrage approchant. Quand j'estois à Paris nous nous sommes entretenus quelques fois sur la Géometrie; c'est pourquoy je supplie V. A. S. de luy envoyer de ma part les papiers cy joints sur quelques decouvertes géometriques. *) Car parmy tant d'autres belles connoissances il sçait parfaitement bien, ce qu'il y a de plus beau dans la Geometrie. Ce que je luy envoye a déja esté approuvé et estimé par les premiers Mathematiciens de France et d'Angleterre, et je me souviens de luy en avoir parlé en France. j'avoue cependant très volontiers que ces sortes de curiosités n'ont point de meilleur usage que celuy de perfectionner l'art d'inventer et de raisonner juste.

Maintenant je viens de recevoir le dernier pacquet de

---

*) Nach dem Herausgeber der Werke Arnauld's a. a. O. 169 waren dies die Regles du Calcul differentiel, welche im folgenden Jahre in dem Leipziger Journal abgedruckt wurden. Leibniz selbst verweiset im December 1684 auf die Acta Eruditorum de Leipzig pag. 537. (Siehe Böhmers Magazin II. 401.) Vergl. übrigens Grotefend in der Vorrede des von ihm 1846 herausgegebenen Briefwechsels zwischen Leibniz, Arnauld und Landgraf Ernst.

V. A.; les dialogues ont beaucoup de naiveté et de force, et je les menageray, comme il faut. Je croy que A. [veut dire Anselme et E. a. Erneste *). On dit[que le Roy Tr. Chr. a enfin envoyé une maniere de deduction à Monsieur Verjus **), pour justifier son procedé, comme si on luy devoit rendre graces de ce qu'il se contente de si peu de chose (c'est à dire de quelques belles Provinces et d'une des plus considerables Villes de l'Empire) estant en estat de pretendre et de nous enlever bien davantage, s'il n'avoit pas voulu nous faire grace à Nimwegue; mais s'il veut garder la justice pourquoy [recuse t'il des Mediateurs ou Arbitres? On dit qu'il refuse de nous secourir avant qu'on luy cede ce qu'il pretend; pour moy, je croy qu'il faut tâcher de se passer de son secours, qui me paroist autant à craindre à present, que ses entreprises. Je finis cette longue lettre, que je crains qui ne soit ennuyeuse et je suis avec devotion

Monseigneur de V. A. S.

le très humble et très obeissant Serviteur

L.

à Zellerfeld ce 4/14 d'Aoust 1683.

---

*) Diese Stelle ist wegen der fehlenden Piece dunkel.

**) Seinen Gesandten nach Deutschland.

XVII.

1683. 23. Aug./2. Sept.

Landgraf Ernst an Leibniz.

Vorantwort. Mittheilung des Leibnizischen letzten Briefes an etliche Correspondenten. Stärke der Türken vor Wien und kritische Lage des Reiches. Ursache, warum Frankreich und Dänemark sich jetzt ruhig verhalten. Einer der drei Jesuiten des Landgrafen — ein convertirter Lutheraner. Ausfall gegen Luther und Aufforderung an Leibniz, jenem Beispiel zu folgen.

Mon plus que cher Monsieur Leibniz.

1) C'esteit seulement avanthier que j'ay receu la vostre du $^{4}/_{14}$ d'Aoust du Zellerfeld (mon Dieu, n'est ce pas pitié et dommage que là, où deviez estre plustost dans les Cabinets et Conseils des Empereurs et de Roys, vous estes ainsi enterre dans les minieres et pour l'oeconomie d'un Duc de Braunschweig*) et ainsi bien tard, non sçay-je, où elle puisse estre demeurée si long temps. Car autrement du dict lieu ou d'Hannover par Cassel on le devroit avoir en huit jours; il n'y a rien eu par dessus qu'un simple convert avec le sceau et de a main de la Chancellerie de Wolfenbuttel. Cecy doncques aussi ne sera qu'une avant responce seulement et comme la vostre a esté déja lue par Monsieur Lincker, qui vous cherist

---

*) Eine sehr richtige Bemerkung, wobei man aber in Anschlag bringen muss, dass Leibniz gerade damals im Harz auf dem empirischen Wege geognostischer Beobachtungen bis zu seiner Urweltstheorie hinauf stieg.

et estime au dernier degré, aussi la sera t'elle par Messieurs Arnauld et Blum. Cependant je la fais copier in quarto pour la faire relier de cette façon avec tant d'autres de tels manuscrits qui le meritent, et ainsi vos observations Mathematiques (aux quelles je ne m'entends en façon quelconque) tiendront aprés demain l'avantgarde pour trouver Monsieur Arnauld; lequel je ne sçay precisement où il est, et ne le veux pas même sçavoir, au moins je ne croy pas qu'il soit si proche des Alpes ou des Pirenées, ains entre l'Hollande et la France quelque part; je crains tousjours qu'il ne le fera pas gueres longue, estant très agé et très caduque *).

2) Pleust à Dieu que moy seulement et ce par le faux advis ou conjectures de mes Correspondants me fusse trompé au concept de la force des Turcs et quon leur eust peu disputer le passage des deux rivieres de Raab et de Waage et que ce ne fust esté même le Conseil de l'Empereur qui prenant les mesures de l'antecedente guerre a crû, que le Turc en effect ne pourroit venir avec des plus grandes forces que de quelque quatre vingt mille hommes. Car, outre que ces deux rivieres surtout en un tems dessécherante en la pluspart des lieux sont guéables, c'est que le Turc a pour cette fois avec ses Alliés et Tributaires mis trois fois autant du monde qu'en la guerre precedente et qu'il a de plus en touts les Hongrois pour luy et contre nous, et qu'il a desgarni d'une telle façon toutes ses guarnisons, que le Comte Caprara qui a esté l'Envoyé à la Porte a dit à l'Empereur, qu'il faut faire estat qu'il n'y a quasi plus de milice en Turquie, ainsi toute en Hongrie et de-

---

*) Arnauld starb erst im Jahre 1694 in einem Dorfe des Stifts Lüttich, in seinem 82. Jahre.

vant Vienne; le sort de la dicte place nous attendons si non demain au moins quatre jours aprés et en esperons le meilleur *).

3) Cependant et qu'en son temps que je puisse avoir le temps de m'entretenir un peu davantage sur vostre si chere et docte lettre, je vous envoie les cy jointes à cachet volant, vous priant d'escrire à Monsieur le Duc Anthon Ulrich de me les renvoyer au plustost, ne doubtant nullement que vous aurez les nouvelles de Vienne et ce que se passe autant là comme à Ratisbonne aussi fraichement que nous les pouvons jamais avoir icy.

4) Je crois que tant que le Roy de France ne commence rien aux paysbas Espagnols à l'Empire que le Roy de Dannemarck se tiendra aussi quiet; Brandenbourg et Braunschweig ont beaucoup deconcerté les desseins de ces deux Roys si guerriers de France et de Dannemarck; et la jalousie, qui est et regne autant entre Dannemarck et Suéde, comme aussi pour le Directoire du Cercle de la basse Saxe entre Dannemarck et Braunschweig, sont cause, que la France ne peust pas faire, en ces quartiers tout ce qu'elle veult.

5) Si Vienne (comme je n'espere pas) se perd, très asseurement que non seulement la Chrestienté en l'Europe en general, mais mesmes l'Empereur et l'Empire y perdroient beaucoup. Mais si aussi la place, si non avec la desfaite des Turcs secourue, soit au moins delaissée par iceux et delivrée par les nostres, très asseurement qu'aussi à l'esgard à la France

---

*) Am 2/12. Sept. geschah der Angriff gegen die Türken, wodurch Wien entsetzt wurde.

les affaires se changeront en très beaucoup et on commencera tout autrement à parler.

6) Je ne sçay, si jamais je vous ay dict ou donné part, qu'icy entre les trois P. P. Jesuites, que j'ay icy en une petite Residence (et non College) que je leur ay fondé, le Superieur maintenant est le R. P. Nicolaus Barnsdorff, natif de Wolffenbuttel et beaufrere d'un jadis certain vostre Generalissime et depuis peu d'années mort à Göttinghen; lequel seulement par la lecture des Controverses et pour donner gloire à Dieu et par un pur motif de conscience en l'age desja de 45 années s'est fait non seulement Catholique, mais aussi Jesuite et est un Religieux de grande probité et efficacité, et de grande lecture; son Pere a esté Rentmeister de Wolffenbuttel, et est maintenant agé si non plus au moins autant que moy à sçavoir de soixante dix années.

P. S. Oultre par aprés tant d'absurdités et contradictions inevitables, autant de la Religion Protestante en general, comme aussi de la Lutherienne en particulier, [car bien qu'en nostre Religion il y aye des choses assez hautes et sublimes et à la clair et au sens difficiles à croire, si est ce qu'elles n'impliquent aucune absurdité, au moins en ce que concerne la foy, car par exemple je ne m'engage pas pour l'Infallibilité du Pape et en beaucoup d'autres choses] — de croire aussi, que Dieu s'aye voulu servir pour un tel selon vous si grand Chef d'oeuvre, pour une telle et si faite Reformation d'un tel homme comme Martin Luther (de ses écrits indubitables, et non supposés, on le peust demonstrer), c'est ce que jamais je ne me puis imaginer[*]). Quelle consolation et bonheur seroit ce pour vous, de faire avant vostre mort une bonne Confession generale à un autant pieux, comme sçavant, Prestre Catholique, et d'en recevoir l'absolution au lieu d'un Ministre. —

---

[*]) Diese Abneigung gegen Luther, diese fast unbegreifliche Verkennung des grossen deutschen Reformators war ein Glaubensartikel aller damaligen Convertiten. Bei Landgraf Ernst kam noch hinzu, dass er im strengsten Calvinismus erzogen, nur eine sehr oberflächliche Kenntniss der lutherischen Schriften hatte, wie dies auch bei seinen früheren Lehrern zu Genf und Charenton der Fall war.

Ende des Ersten Bandes.

Leibniz

und

Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels.

Ein ungedruckter Briefwechſel

über religiöse und politische Gegenstände.

Mit einer ausführlichen Einleitung und mit Anmerkungen
herausgegeben

von

Chr. von Rommel.

Zweiter Band.

Frankfurt am Main.
Literarische Anstalt.
(J. Rütten.)
1847.

Druck von Carl Horstmann in Frankfurt am Main.

INHALT

des Zweiten Bandes.

Seite

Briefwechsel zwischen Leibniz und Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels. Zweite Abtheilung 1

XVIII. 1683. 1. November. Landgraf Ernst an Leibniz . 3

XIX. 1683. 25. November. Leibniz an Landgraf Ernst. 12

XX. 1684. Januar. Leibniz an Landgraf Ernst . . 17

XXI. 1684. 5/15. Februar. Landgraf Ernst an Leibniz. 22

XXII. 1684. März. Leibniz an Landgraf Ernst*) . . . 25

XXIII. 1684. 15. März. Landgraf Ernst an Leibniz . . 30

XXIV. Ohne Datum. Leibniz an Landgraf Ernst . . . 35

XXV. 1684. 10/20 Mai. Leibniz an Landgraf Ernst . . 39

XXVI. 1684. 25. September/14. August. Landgraf Ernst an Leibniz 42

XXVII. 1684. 10/20. October. Leibniz an Landgraf Ernst. 44

XXVIII. 1684. 1/11. November. Landgraf Ernst an Leibniz. 49

---

*) Ein hierauf folgender unbedeutender bei Böhmer abgedruckter Brief vom Landgrafen Ernst ist hier weggelassen.

Seite

XXIX. 1684. Sine dato. Leibniz an Landgraf Ernst . 52

XXX. 1684. 30/20. November. Landgraf Ernst an Leibniz 55

XXXI. 1684. 4/14. December. Landgraf Ernst an Leibniz 57

XXXII. 1684. 29. December. Leibniz an Landgraf Ernst. 58

XXXIII. 1685. 20/10. Januar. Landgraf Ernst an Leibniz. 62

XXXIV. 1685. 25/15. Januar. Landgraf Ernst an Leibniz. 65

XXXV. 1685. 1. Februar. Landgraf Ernst an Leibniz . 68

XXXVI. 1685. 9. Februar. Landgraf Ernst an Leibniz . 70

XXXVII. 1685. 9. März. Landgraf Ernst an Leibniz . . 71

Ungedruckter Briefwechsel zwischen Leibniz und Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels. Dritte Abtheilung 73

XXXVIII. 1685. 8/18. März. Leibniz an Landgraf Ernst . 75

XXXIX. 1686. 12. April. Leibniz an Landgraf Ernst . 80

XL. 1686. 12. April. Leibniz an Landgraf Ernst . 87

XLI. 1686. 28. November/8. December. Leibniz an Landgraf Ernst 91

XLII. 1686. 8/18. December. Landgraf Ernst an Leibniz 100

XLIII. 1687. 27. November. Charakteristik und Empfehlung Leibnizens von Landgraf Ernst . . 105

XLIV. 1687. 9/10. December. Leibniz an Landgraf Ernst . . . . , . . 111

XLV. 1688. 20/10. Januar. Leibniz an Landgraf Ernst 117

XLVI. 1688. 12/2. Februar. Landgraf Ernst an Leibniz 126

XLVII. 1688. 15/25. März. Leibniz an Landgraf Ernst 129

XLVIII. 1688. April. Landgraf Ernst an Leibniz . . . 152

XLIX. 1688. 20. Mai. Leibniz an Landgraf Ernst . . 165

L. 1688. 7. Juni. Landgraf Ernst an Leibniz . 171

Seite
LI. 1688. 22. August. Leibniz an Landgraf Ernst . 174
LII. 1688. sine dato. (Juli oder August.) Leibniz an Landgraf Ernst 181
LIII. 1690. 21. April. Venedig. Leibniz an Landgraf Ernst 203
LIV. 1690. Juni. Leibniz an Landgraf Ernst . . 210
LV. 1690. 20/30. Juni. Landgraf Ernst an Leibniz 215
LVI. 1690. 14/4. Juli. Leibniz an Landgraf Ernst 223
LVII. 1690. 14/4. September. Celle. Leibniz an Landgraf Ernst 229
LVIII. 1690. 21/11. September. Rheinfels. Landgraf Ernst an Leibniz 235
LIX. 1690. 3/13. October. Hannover. Leibniz an Landgraf Ernst 239
LX. 1690. 24. October/3. November. Hannover. Leibniz an Landgraf Ernst 243
LXI. 1690. 26/16. November. Hannover. Leibniz an Landgraf Ernst 247
LXII. 1690. 19/9. December. Landgraf Ernst an Leibniz 254
LXIII. 1691. 11/21. Mai. Leibniz an Landgraf Ernst 260
LXIV. 1691. 31/21. Mai. Landgraf Ernst an Leibniz 268
LXV. 1691. 17/7. Juni. Leibniz an Landgraf Ernst 275
LXVI. 1691. 6. Juli. Landgraf Ernst an Leibniz . 279
LXVII. 1691. 23/13. Juli. Leibniz an Landgraf Ernst 283
LXVIII. 1691. 30/20. Juli. Leibniz an Landgraf Ernst 287
LXIX. 1691. 23/13. August. Rheinfels. Landgraf Ernst an Leibniz 292
LXX. 1691. 2/12. September. Leibniz an Landgraf Ernst 294

Seite
LXXI. 1691. 20/10. September. Landgraf Ernst an Leibniz 319
LXXII. 1691. 9. October. Leibniz an Landgraf Ernst 325
LXXIII. 1691. 31/21. Octob. Landgraf Ernst an Leibniz 333
LXXIV. 1691. 13/23. November. Hannover. Leibniz an Landgraf Ernst 340
LXXV. 1691. 7. December/27. November. Leibniz an Landgraf Ernst 345
LXXVI. 1691. 18/8. December. Landgraf Ernst an Leibniz 353
LXXVII. 1691. Ende December. Leibniz an Landgraf Ernst 363
LXXVIII. 1692. 1/11. Januar. Landgraf Ernst an Leibniz 373
LXXIX. 1692. 13/3. Januar. Leibniz an Landgraf Ernst 376
LXXX. 1692. 18/8 Januar. Landgraf Ernst an Leibniz 379
LXXXI. 1692. 30/20. Januar. Leibniz an Landgraf Ernst 385
LXXXII. 1692. 22/12. Februar. Leibniz an Landgraf Ernst 398
LXXXIII. 1692. 29/19. Februar. Landgraf Ernst an Leibniz 401
LXXXIV. 1692. 31/21. März. Leibniz an Landgraf Ernst 407
LXXXV. 1692. 31/21. März. Hannover. Leibniz an Landgraf Ernst 413
LXXXVI. 1692. 18/8. April. Landgraf Ernst an Leibniz 417
LXXXVII. 1692. 16/6. Mai. Hannover. Leibniz an Landgraf Ernst 422
LXXXVIII. 1692. 14/4. Juli. Hannover. Leibniz an Landgraf Ernst 424

Seite
LXXXIX. 1692. 20/10. Juli. Hannover. Leibniz an Landgraf Ernst 427
XC. 1692. 25. Juli. Rheinfels. Landgraf Ernst an Leibniz 437
XCI. 1692. September. Leibniz an Landgraf Ernst 443
XCII. 1692. 3. October. Rheinfels. Landgraf Ernst an Leibniz 448
XCIII. 1692. November. Leibniz an Landgraf Ernst 451
XCIV. 1692. sine dato. Leibniz an Landgraf Ernst 458
XCV. 1693. 9/19. Januar. Leibniz an Landgraf Ernst 462
XCVI. 1693. 26. März/5. April. Landgraf Ernst an Leibniz 464
XCVII. 1693. 5/15. Mai. Leibniz an Landgraf Ernst 467

BRIEFWECHSEL

zwischen

Leibniz und Landgraf Ernst

von Hessen-Rheinfels.

ZWEITE ABTHEILUNG.

(1683—1685.)

Briefwechsel

zwischen

Leibniz und Landgraf Ernst von Hessen.

Zweite Abtheilung.

(Abdruck aus Bohmers Magazin für Kirchengeschichte.)

XVIII.

1683. 1. November.

Landgraf Ernst an Leibniz *).

Aufforderung zum Uebertritt in die römisch-katholische Kirche.

Mon cher Monsieur Leibniz,
qui après tout, et sans flatterie ou adulation aucune, estes doué de tant de bonnes qualites, et qui avec une capacité et

---

*) Die Zuschrift lautet: Suegliarino al mio tanto carissimo quanto capacissimo Signore Leibniz. (Busswecker für meinen

experience non ordinaire, et qui à mesure des talens que Dieu vous a si largement repartis, estes pourtant aussi bien plus qu'un autre, qui n'en a point, de bien loin de tels, responsable à correspondre aux lumieres, que Dieu par devant tant de milliers vous a donné. — est-il bien, dis-je, jamais possible, qu'après tant de lumieres et de reconnoissance et sans demeurer *en un certain*, et celuy là autant des Theologiens Catholiques, comme des Theologiens Protestans unanimement rejetté, et en effect non autre, que *Indifferentisme*, vous puissiez vous encore tenir actuellement ainsi separé de la Communion de l'Eglise Catholique et Romaine, de laquelle les Chrestiens Allemands ont toujours esté dès leur premiere conversion du Paganisme au Christianisme, et n'ont point, comme vous sçavez, jamais in *spiritualibus* vel *Ecclesiasticis* reconnu le Patriarche de Constantinople pour leur Chef, ainsi que vous veuillez demeurer membre d'une des Sectes de la Societé Protestante? lesquelles depuis un Siecle et demy en deça sous pretext d'avoir voulu reformer les abus de l'Eglise, se sont par là separées actuellement non seulement d'icelle, mais aussi et tout emsemble — de toutes les autres eglises Orientales, en ce qu'autant pour la foy, comme pour le Culte, Regime et Discipline, celles-là tiennent unanimement encore avec Elle? *)

1) Quoy, mon autant si cher, comme quant et quant aussi

---

ebenso innig geliebten als einsichtsvollen Herrn Leibniz.) Dieser Brief sowohl als die folgenden bis Nr. XXXVII. inclusive sind schon in Böhmers Magazin für Kirchenrecht I. II. wiewohl hin und wieder fehlerhaft abgedruckt. Siehe Vorbericht.

*) L'eglise Catholique.

très sçavant Monsieur *Leibniz*, ne portez vous pas un peu de serieuse reflexion et veritable application, que la contradiction et opposition des deux partis est si grande, qu'avec *Elie* on peut dire »pourquoy est ce que vous clochez de deux costez? »Car si le Grand Dieu d'Israel est le veritable et unique Dieu, »pourquoy ne le suivez vous pas? Et si aussi et à l'encontre »c'est Baal, pourquoy n'en faites vous pas de même?«

Nam non datur medium per Indifferentismum, sicuti qui tandem et insensibiliter perducit ad Atheismum *).

2) Pourquoy et avec quelle conscience pouvez vous jamais aller à la Cène Lutherienne (comme je suppose et même crains, qu'il faut bien que parfois pour un ou autre égard vous fassiez) là, où, et comme vous sçavez et ce, avec quels grands arguments de nostre costé nous vous disputons, que faute d'une deuë, et comme l'Eglise d'un Siècle à l'autre ainsi receüe, tenuë et practiquée *Ordination*, vous, à la place, comme vous croyez et desirez, de recevoir en vostre Eucharistie **) le veritable corps et le veritable sang de nostre Seigneur sous les deux especes, vous ne recevez en effect qu'un simple morceau de pain ou d'hostie, et un trait de vin en effect non consacré, et où enfin vous tenez pour legitimes pasteurs de tels, qui après tout ont non plus, ny aussi peu, une legitime vocation, que si quelques uns entre Vous au pays de Braunschweig et de Lunebourg voulussent embrasser les erreurs des Anabaptistes ou Sociniens et faute

---

*) Denn es gibt keine Mittelstrasse bei dem Indifferentismus, als welcher endlich allmählig zum Atheismus abführt.

**) Heil. Abendmahl.

d'avoir des Ministres même selon Vostre façon ordonnés vous droient, au defaut de la vocation ordinaire, s'emanciper une extraordinaire, et ainsi en faire, justement comme Jerobeam au defaut des Levites eux mêmes, et ainsi de leur donner pouvoir d'administrer les Sacraments.

Car bien qu'ils seroient peutestre

a) de meilleure vie et exemple, que non les vostres, et que

b) ils temoignassent d'agir serieusement, et

c) qu'ils precheroient aussi autant par l'Escriture comme les vostres, et que

d) ils creussent même aussi de l'Eucharistie ce que Vous autres en professez,

Vous ne les tiendriez pas, dis-je, neanmoins pour valablement ordonnés Ministres mais pour des gens schismatiques et héretiques; à moins, dis-je, de venir à l'absurdité de vostre — neanmoins si pieux et tout ensemble très-docte — Docteur *Jean Philippe Spener* de Francfort, lequel il n'y a point encore une année depassée je reduisis finalement à cela (et ce et non autrement que par une certaine rage qu'il a contre cette, de luy ainsi abhorrée *Papauté)* qu'il dit »qu'il estimeroit et feroit bien plus de cas d'une telle vocation et ordination que de celle des Evesques ou Prestres.« Sur quoy et après quoy je fis le signe de la Croix, et luy dis à Dieu; et le recommandois à celuy là, comme une personne, qui après tout temoigne par là un zèle indiscret, et se montre un aveugle et un conducteur des aveugles. Car ainsi et de la manière, qu'est ce que seroit d'une legitime vocation, et de l'Ordre, que Dieu a establi en son Eglise?

3) Comment pouvez vous aussi jamais, et non moins, je vous en prie, en bonne conscience demeurer en la Religion et Eglise Lutherienne? laquelle, après tout a des si grandes ressemblances non seulement à la secte des Calvinistes et Remonstrans: mais même aussi à celles des autres autant que les vostres Protestantes et Reformées ou Evangeliques, je veux dire Anabaptiste et Socinienne, et lesquelles même selon les principes communs de vous autres, pour une ainsi conceue Reformation, ont procedé encore plus conformement.

Car si d'un costé les Anabaptistes à cause de leurs divisions, et faute de grande doctrine et de n'avoir point des Magistrats seculiers, ny les gens du Monde auprès d'eux, vous paroissent si contemptibles et meprisables; sçachez neantmoins et de l'autre costé, que ce sont les Chrestiens le plus moralement bien vivants, jusques même à faire honte au commun des Catholiques.

4) Lisez seulement et pour un peu, et ce avec l'attention et surtout avec la deuë resignation de suivre, sans avoir aucun égard ny respect temporel, le 17 Chapitre de la Replique du Cardinal *du Perron*, et non moins Apologiam Protestantium Barclayi, Sacerdotis Angli, et excepté seulement, que vous comme Lutheriens, convenez encore avec nous, Dieu en soit loué! de la presence reelle en l'Eucharistie, au reste, mettez au lieu et à la place des Calvinistes seulement le nôm des Lutheriens, et dites moy après cela, si le dict docte et grand Cardinal n'a point eu raison de dire au Roy de la Grande Bretagne, de regarder si à ces traits de visage l'on reconnoistra, que l'Eglise Catholique du temps de St. Augustin aye esté de nostre parti, ou bien de celuy de Calvin, ou de Luther?

5) Les choses, qui Vous deplaisent auprés de nous, et qu'en

partie, pour parler ingenuement, me deplaisent aussi, ne sont point, ny après tout, Dieu mercy! d'une telle importance, comme si maintenant, à cause de ce, qu'autant pour la conduite de la Cour Imperiale et de nostre si confus estat de l'Empire nous avons par cy et par là à regretter et à plaindre, nous voulions pour cela nous jetter du costé de nos ennemis ouverts et capitaux, et par ainsi, comme celuy des Allemands, qui a vescu du temps de *Luther* et de *Zwingle*, faisoit bien plus seur, de se tenir au gros de l'arbre, à sçavoir, à ce que devant ces deux prétendus Reformateurs avoit esté creu et tenu, et à ce que leurs Pasteurs, à sçavoir le Pape et la plus grande partie des Evesques avec luy tenoient, que non à suivre une telle en effet si grande nouveauté et changement! Et si nos Pères devant deux Siecles n'ont pas esté damnés au feu eternel, pour avoir esté, comme nous, Papistes; pourquoy je vous prie le serions nous? Ainsi pour jouer selon toute raison au plus seur, comme très sagement remarquoit *le Grand Roy Henri IV.*, il vaut bien de demeurer, ou de se rendre auprez du tel parti, auprez duquel tous advouent, qu'on se peut sauver, que non auprez de celuy, qui de tous les deux autres *) n'est pas creu, ny tenu pour tel?

Je me veux arrester pour cette fois seulement à ces cinq reflexions, que du meilleur de mon Coeur, pour le bien de vostre ame et par l'affection singuliere, que je Vous porte et pour mon devoir pour la gloire de Dieu, je vous donne à bien examiner. Car comme vous sçavez

a) tant plus, qu'on a receu des Talens de Dieu, tant plus on est responsable, et, comme de raison, il veut et requiert, qu'on ne les enterre point, ni qu'on les cache sous le boisseau, ny qu'on tienne la si innocente verité en façon quelconque captivée.

---

*) Catholiques et Reformés.

b) Nostre vie comment n'est elle pas caducque et si incertaine, quand, comment, et où nous mourerons?

c) l'Eternité comment n'est elle pas à preferer à tout ce qui est de ce vain et pervers monde?

d) Qu'est ce qua'près tout ne vaut point le si grand et en tout parfait Dieu, et sa verité et justice?

e) Outre que Dieu vous exempte de ce qu'autrement à tant de gens en semblable occasion fait parfois tant et une si grande peine, à sçavoir, qu'ils ne sçavent pas après, où aller et donner de la teste?

Car outre que vos merites et talens sont si grands, que plusieurs grands Potentats et Princes *l'uno a giro dell' altro* brigueroient pour Vous avoir, et de vous accommoder même mieux, que Vous n'estes, c'est que je crois méme, si autrement je me connois bien à l'humeur et genie et aux maximes de Monsieur vostre Maistre le Duc de Hannover, que non obstant que vous donniez gloire à Dieu, en disant et attestant, que par un pur mouvement de conscience vous ne pouviez faire de moins, que de faire ce que des très grands et fort qualifiés et de tous estats personnages ont fait devant vous, que pour cela vous luy seriez moins cher, et qu'il vous retiendroit une fois comme l'autre en son service *). Et alors, outre un bien seur et veritable repos de vostre ame, et de vous revoir conjoinct à l'Eglise, qui depuis le premier Christianisme a esté celle de vostre pays et de vostre Nation, et separé de toutes les Sectes Protestantes, vous donneriez un si bon exemple pour l'edification du prochain, que pour toute l'éternité vous vous en rejouirez bien plus, que pour aucune chose de ce si perissable monde. Prenez le ainsi, je vous prie comme asseurement de bonne intention je vous l'escris, priant celuy, qui peut aussi tout, de vous donner ce que moy je vous peux bien souhaitter. mais non ainsi donner, et au moment, que Dieu peutestre par ce petit escrit vous touche le Coeur, je Vous prie de ne luy point au moins fermer la porte! Car je ne parle pas à un bon simple idiot, ou grossier et des affaires de Religion et du monde gueres informè Lutherien, mais à un personnage de grand esprit et rempli de toute sorte de sçavoir et d'experience.

---

*) Diese Stelle zeigt, wie Landgraf Ernst als Proselytenmacher der Gewissensfrage auch irdische politische Betrachtungen anzuhängen wusste.

A Dieu jamais ne plaise, qu'au lieu que par celle cy je ne cherche autre chose, que vostre, et qui plus est veritable et eternel bien, que, faute d'y bien penser, ou pour quelque respect temporel, elle doive plustost servir, que Vous rendre tant moins excusable.

Si Vous faites si grand cas de Monsieur *Arnauld**), comme en effet il le merite bien, autant pour sa singuliere pieté, comme par son grand sçavoir et capacité, laissez donc, je vous prie, aprèz Dieu, luy l'honneur de vostre si glorieuse conversion. Car je crois, que vieil et incommodé de santé, et très occupé et fort persecuté qu'il soit, qu'il tacheroit neantmoins à prendre toutes les peines du monde à vous servir en une telle bonne oeuvre, si non en personne, au moins par ses lettres. Et pourquoy, sans attendre, que mon livre, ou mes sentimens particuliers soient préalablement approuvez à Rome, ne vous faites vous pas entre temps autant Catholique comme moy? comme lequel pour mes sentiments n'ay non plus esté excommunié, que tant d'autres Catholiques, qui le sont, et le professent de l'estre.

---

*) Antoine Arnauld, (geb. 1612 gest. 1694) lange Zeit das Haupt der Jansenisten in Frankreich und in den Niederlanden. Es ist bekannt, dass die in der römisch-katholischen Kirche sehr gefürchtete Parthei der Jansenisten nicht nur die Verdienst- lichkeit äusserer sogenannter guter Werke (wie des Mönchs- lebens) so wie den kirchlichen Gewohnheitsdienst und die zweideutige Sittenlehre der Jesuiten bekämpfte, sondern selbst die Untrüglichkeit des Pabstes in den der menschlichen Einsicht unterworfenen Thatsachen läugnete, und an ein allge- meines Concilium appellirte. Arnauld, der bei der Frage von

Note mariginale ajoutée
à cette lettre par la propre main du Prince.

Quelle consolation et bonheur seroit ce pour Vous de faire avant Vostre mort une bonne *confession generale* à un autant pieux comme savant *Prestre* Catholique et d'en recevoir l'absolution, au lieu d'un *Ministre* avec toutes ses belles paroles de consolation!

---

der Untrüglichkeit des Pabstes zuerst den wichtigen Unterschied der quaestio in rebus facti et juris aufgestellt hatte, und von den Jesuiten als Calvinist verketzert wurde, war nichtsdestoweniger ein standhafter Gegner des Schisma's.

XIX.

1683. 25. November. Osterode.

Leibniz an Landgraf Ernst.

Vorläufige Antwort, nebst Randglossen des Landgrafen (mit welchen dieser das gegenwärtige, mehr politische als theologische Schreiben zurücksandte).

Monseigneur!

J'ay receu deux paquets de la part de V. A. S. pleins de choses tres considerables*). Je n'avois pas demandé sans raison, si Elle avoit receu mes petites lettres, envoyées par une autre voye que celle de Wolffenbuttel. Car depuis un an plusieurs se sont perduës par un desordre estrange, qui s'estoit mis dans nos postes, et devant envoyer des choses un peu pointilleuses, je voulois aller surement. Il n'est rien de si desagréable, que les chagrins que j'ay receus deux fois; mais personne les verra sans ordre (?). Car les hommes par une petite malignité naturelle se plaisent de voir, que ceux, qu'on croit les plus heureux, ne sont gueres plus satisfaits, que les autres**). Et comme ceux, qui sont nourris delicatement, et qui sont accoutumés à trouver leurs aises, se ressentent fort de la moindre incommodité; de même ceux, qui sont tousjours favorisés de la fortune, en deviennent d'autant plus sensibles aux moindres chagrins.

---

*) Par pure affection il luy plait ainsi d'estimer tout ce que vient de ma part.

**) C'est plustost pour demontrer, quod Deus scit cogitationes hominum, quod vanae sont. Solatium miserum, socios habuisse malorum.

Ce grand Roy, dont le bonheur sera admiré dans la posterité, accoutumé à faire tout plier, se fache peutestre au moindre obstacle, qui l'arreste, et le *Duc de Lorraine* ayant fait lever le Siege de Vienne, luy pourra avoir causé autant de deplaisir, que s'il avoit pris Nancy*). Voir que les Espagnols, qu'on croyoit aux abois, au lieu de crier mercy, osent confisquer les effects des François, et rompent par là toutes les mesures de la France, qui croyoit avoir dans sa poche une paix telle qu'elle vouloit**); voir un Prince d'Orange assez hardi, pour mepriser l'indignation d'un Monarque, qui se croit l'arbitre de l'Europe; souffrir que quelques Princes de l'Empire que le Roy regarde du faiste de sa grandeur comme un Geant des petits Nains, ne respectent point assez les ordres, qu'il leur donne par Monsieur *Verjus****); — ce sont des choses qui peuvent donner matiere à des chagrins assez cuisans. Si ce

---

*) Omne simile claudicat. Car la perte de Nancy luy seroit sans doubte bien plus sensible, que non la delivrance de Vienne. Vray est, que le Roy de France pourroit peutestre d'un costé avoir veu volontiers perdu, pour de l'autre costé avoir tant plus occasion de le reprendre, et au lieu des chaisnes Turquesques mettre les Françoises au col et aux pieds de l'Empire.

**) Dieu scait comme il en ira encore aux Espagnols, et si le proverbe de l'Ecriture se trouvera verifié, que non celuy, qui endoste la cuirasse, mais plutôt celui, qui se la demet, est à regarder comme s'il luy en ait succedé.

) Je me souviens qu'il n'y a pas encore une année, que le Prince d'Orange a écrit à un certain de moy fort cognu Prince d'Allemagne, que, quoyque le Roy de France luy faisoit n'est que *Louis XIV.* est devenu un Philosophe, qui se rejouit des bons coups, qu'il fait, et ne s'afflige point de ceux, qui luy manquent. S'il est de cette humeur là, je le tiens le plus heureux de tous les hommes, tant qu'on fait abstraction du Christianisme. S'il est vray que les Espagnols ont passé à la confiscation des effects des François*) voilà la guerre allumée tout de bon, et la ville d'Amsterdam sera enfin obligée de consentir à la levée des trouppes, desabusée de l'opinion, qu'elle avoit, de forcer les Espagnols à la paix, en les abandonnant. Car les Espagnols ne pouvant plus souffrir les Algarades de la France, et voyant, que perdant les Paysbas ils les perdront plustost pour les voisins que pour eux mêmes, puisqu'ils n'en tirent plus rien, croyent ne rien hazarder en venant à la guerre. La defaite des Turcs aura sans doute contribué à une resolution vigoureuse,**) mais plus que tout l'insolence insupportable des François. Plût à Dieu qu'il fût possible de regagner l'Electeur de Brandenbourg.) Je ne doute point

---

tout le tort du Monde, qu'il ne luy pourroit pas pourtant oster l'esperance qu'un jour il ne prendroit pas sa Revenge, et luy, causeroit tout autant de chagrin, comme à luy il avoit causé.

*) Je suis persuadé en conscience, que pour bien de raisons les Espagnols n'ont pu faire de moins que de venir à là, où finalement on les a aussi bien forcés de venir. Car ces offres et propositions d'une telle et si inique et ignominieuse paix n'ont estés faites par la France sinon pour amuser les Alliés de ne se hâter point pour leur assistance.

**) Très asseurement l'heureux succès de Vienne a donné ou remis pourtant le coeur à l'Espagne; mais bien plus le desespoir de ne pouvoir faire autrement.

***) Pour l'Electeur de Brandenbourg, il peut quelque chose; mais de bien loin tout. Car de soy-même et sans subsides, il ne peut entretenir des Armées, et moins les envoyer dehors son pays.

qu'alors on ne puisse mettre la France à la raison. Qu'elle gloire seroit ce pour ce Prince et quels applaudissements n'attireroit il point de tous costés! Mais jusqu'icy je n'en voy point d'apparence bien fondée.

La prise de Gran est un grand coup: aussi ay-je tousjours crû, que ce Siege se devoit faire préferablement à tous les autres *).

Le discours Allemand, touchant la Réunion, que V. A. S. a eu la bonté de me communiquer, part sans doute d'un grand fond de moderation et de sagesse, et a deja esté veu de quelques personnes considerables avec un très grand applaudissement. Si Monsieur l'Evesque de Thina pouvoit faire entrer l'Empereur dans des semblables pensées, il ne faudroit pas desesperer du reste. Mais tandis qu'on maltraite les gens, qu'elle apparence de les gagner? **)

Quand je reviendroy à Hanover, Monseigneur et Madame le verront. Voicy la Copie d'une lettre de Monsieur Spener à Monsieur de Grote, et celle d'une autre de Monsieur Alberti, professeur en Theologie à Leipzig, à moy. V. A. verra par là, que ces Messieurs sont allarmés de la condescendence des Theologiens de Hanover. Je repondray à Monsieur Alberti qu'il y a des gens parmy les Catholiques zelés, qui en apprehendent autant pour leur parti, que luy apprehende pour celuy des Lutheriens: et que je croy, qu'ils doivent compenser leurs craintes, et que ny l'un ni l'autre n'en recevra pas grand mal. *) Quant à ce que Monsieur Spener a dit de moy, je reponds, qu'il se trompe en partie et qu'en partie il ne se trompe pas **): comme V. A. jugera bien mieux quand je repondray al Sugliarino, où elle connoistra aussi, qu'elle ne doit pas croire que des vues humaines m'arrestent jamais en ces matieres. J'adjoute cy une partie de la piece, qu'on m'avoit communiqué, et que je croy d'avoir esté fait avant la levée du Siege de Vienne.

---

*) Sans la prise de Gran on auroit dit, que l'Empereur n'ait pas sceu se prévaloir de la victoire, et auroit causé un murmure et plaintes continuelles. Et c'est en et pour cela que je l'estime aussi le plus.

**) Au moins c'est le sentiment d'un, qui autrement de toutes les choses du monde n'a Dieu mercy rien tant à coeur que l'interest de la propagation de la Foy Catholique et de la Conversion de touts les Mescreants.

Je suis avec un tres profond respect etc.

---

*) Trepidarunt, ubi non est timor, tant Jesuites, comme Theologiens Protestants, de cette Reunion. Car il n'y a aucune, ny la moindre apparence du monde, que cela puisse reussir par des raisons que deja tout au long j'ay deduites au dit Sieur Leibniz.

**) O! mon bon Monsieur Leibniz On ne peut pas estre en partie Catholique, et en partie non. La veritable Mere fust recognue qu'elle ne vouloit point son enfant partagé en deux pieces.

De Rheinfels du 16/26 Decembre 1683.

Je vous souhaite la très heureuse nouvelle année, n'ayant pas pour à cette heure le loisir de vous ecrire d'avantage.

XX.

1684. Januar. Hannover.

Leibniz an Landgraf Ernst.

Dauernde Gefahr des Reiches von Seiten Frankreichs. Gründe, warum Leibniz nicht zur äusseren Communion der römisch-katholischen Kirche übergeht.

Monseigneur!

J'espere que V. A. S. me rendra assez de justice, pour croire, que jamais expression a esté plus veritable et plus sincere, que celle par laquelle je commence en priant Dieu, qu'il conserve V. A. S. pendant le cours de celle cy et d'une longue suite d'autres, et qu'il la fasse jouir long temps de la même santé du corps qui l'a accompagnée jusqu'ici, et de la même vigueur de l'esprit que tout le monde admire, et enfin d'une satisfaction pleniere, proportionnée à la grandeur de ses vertus et à l'elevation de son rang au milieu de toute sorte de joyes et de prosperités, dont le Ciel pourra benir sa personne et sa Serenissime famille. Il est vray que ces voeux, que je fais, peuvent passer pour interessés; car où trouverois-je un prince, qui ait en même temps et tant de lumieres et tant de bonté pour moy, malgré les mêmes lumieres, qui le pourroient desabuser. Mais j'assure V. A. S. que je ferois à peu près les mêmes souhaits, quand je n'aurois l'honneur de la connoistre que par reputation. Car la passion que j'ay pour le bien public, et la connoissance que j'ay de ce que c'est un grand prince, me font faire des voeux pour la conservation de ceux, que je crois tels.

Les remarques de V. A. S. sont tout à fait conformes à mes sentimens, lors même qu'elles paroissent opposées. Car considerant le peu de disposition qu'il y a dans les esprits pour les Espagnols, et le danger du costé des Ottomans encore tout entier, je doute fort, que la declaration des Espagnols soit de saison. J'ay même de la peine à croire que la cour de Vienne l'approuve. Autant que je puis juger, par des lettres, que j'ay receues de Monsieur de Grote, qui est à Berlin, cette cour demeure encore dans les mêmes sentimens, et met la paix avec la France pour le fondement de nostre repos. Tant qu'elle continue, tant que le Turc nous harcele et tant qu'il y a un Evesque de Munster à la disposition de la France (car le Roy de Dannemarck le sera peutestre tousjours) enfin tant qu'Amsterdam s'obstine à refuser son consentement à la levée de trouppes; il est impossible, en parlant humainement, quand toutes ces choses arrivent à la fois, de mettre la France à la raison. Il faudra un coup du ciel pour cela; mais un politique ne doit pas compter sur des miracles. Je croy donc, veu les conjonctures, que les Espagnols feroient mieux, de profiter du nouveau delay, que la France leur offre, pour faire quelque accommodement, puisqu'ils ne peuvent que perdre à présent. Car la France ne manquera pas de leur donner sujet de rompre dans une meilleure saison.

Je dois encore répondre à ce que V. A. S. dit très veritablement sur un autre article de ma lettre, qu'on ne sçauroit estre Catholique de la moitié. Aussi cela est il fort éloigné de mes sentimens, et pour m'expliquer plus distinctement, je tiens qu'on peut estre dans la communion interieure de l'Eglise Catholique sans l'estre dans l'exterieure; comme par exemple lors qu'on est excommunié injustement par l'erreur ou par la malice du Juge. Mais afin que V. A. S. voye mieux, que je ne suis pas éloigné de ses sentimens, quemadmodum non privatio, sed contemtus sacramenti damnat, tout de même je soustiens, que celuy, qui veut estre un membre de l'Eglise par cette *communion interieure*, doit faire tous les efforts possibles, pour estre aussi tant la *communion exterieure* de l'Eglise Catholique visible et reconnoissable par la succession continuelle de son Hierarchie, telle, que je crois estre ce qu'on appelle la Romaine. Je dis bien plus, sçavoir, que cette Hierarchie, qu'on y voit, sçavoir la distinction du pontife supreme puisqu'il faut un directeur des Evesques et des prestres, est du droit divin ordinaire. J'adjoute même que l'Eglise Catholique visible est infaillible dans tous les points de creance qui sont necessaires au salut, par une assistance speciale du S. Esprit, qui luy a esté promise. *)

Après toutes ces declarations V. A. S. me dira, pourquoy donc vous ne vous y rendez vous point? Voicy la reponse: Il peut arriver, que dans l'Eglise, quoyque infaillible dans les articles de la foy, qui sont necessaires au salut, quelques autres erreurs ou abus se glissent dans les Esprits, et en exigeant le consentement de ceux, qui souhaitteroient estre ses membres, et qui croyent avoir demonstration du contraire, on les met dans l'impossibilité d'estre dans la communion exterieure, tant qu'ils veuillent estre sincers. Par exemple lorsqu'on a exigé des Jansenistes de signer une proposition de fait, dont il croyoient sçavoir le contraire, il n'estoit pas dans leur pouvoir d'y obeir, quand mêmes on les auroit exclus de la communion exterieure des Fideles. Le même a lieu non seulement dans les choses de fait, qui dependent des sens, mais encore dans les questions, qui dependent du raisonnement. Par exemple si les Saints Peres, qui croyoient la rondeur de la terre fort absurde, et même contraire à l'analogie de la foy, en avoient exigé le desaveu des Astronomes de leur temps, ou bien si l'Eglise d'aujourd'huy avoit exigé de nos Astronomes la condamnation du systeme de Copernic: car il est constant qu'il y auroit eu quelques excellens Astronomes, à qui il auroit esté impossible d'y donner la main sans dissimulation: puisque l'opinion n'est pas une chose qui depend de l'Empire de la volonté, et qu'on puisse changer à plaisir.

---

*) Man findet hier den Culminationspunkt von Leibnizens katholischen Zugeständnissen. Wie er nach und nach davon zurück wich, darüber vergl. auch die Einleitung und die folgenden Briefe, besonders Nr. XXV.

Pour revenir a moy, il y a quelques opinions philosophiques, dont je crois avoir demonstration, et qu'il me seroit impossible de changer dans l'assiette d'esprit où je me trouve, tandisque je ne verray pas moyen de satisfaire à mes raisons. Or ces opinions, quoyque elles ne soyent point opposées, que je sçache, ny à la Ste. Ecriture, ny à la Tradition, ny à la definition d'aucun Concile, ne laissent pas d'estre desapprouvées et même censurées quelques fois par les Theologiens de l'école, qui s'imaginent, que le contraire est de la foy.

On me dira, que je pourray les dissimuler pour eviter la censure. Mais cela ne se peut. Car ces propositions sont de grande importance en philosophie, et quand je voudray un jour m'expliquer sur des decouvertes considerables, que je crois avoir, touchant la recherche de la verité, et l'avancement des connoissances humaines, il faut que je les mette en avant, comme fondamentales. Il est vray, que si j'estois né dans l'Eglise Romaine, je n'en sortirois point que lorsqu'on m'excluroit, en me refusant la communion sur le refus, que je ferois peutestre de souscrire à certaines opinions communes. Mais à present que je suis né et elevé hors de la communion de Rome, je crois qu'il n'est pas sincere, ny seur, de se presenter pour y entrer, quand on sçait, qu'on ne seroit peutestre pas receu, si on decouvroit son coeur. Il faudroit même estre tousjours géné pour cacher ses sentimens, ou s'exposer à un turpius ejicitur, quam non admittitur Hospes. Ce qui scandaliseroit bien de gens, et au lieu d'un repos d'esprit me precipiteroit dans des perplexités tres grandes; outre le danger civil qu'il y a pour les relaps. Il est vray, que ces opinions que les moines condamnent, seroient peutestre approuvées et au moins tolerées par les Evesques et Theologiens tres pieux et tres eclairés; mais il n'est pas seur de s'exposer sur un *peutestre*, et il faudroit tacher de le sçavoir par avance.

J'y ay songé bien souvent, et depuis plusieurs années mais je n'ay pas encore trouvé d'expedient. V. A. S. voit par là, que je luy decouvre le fonds de mon coeur. Et comme je fais profession de sincerité j'espere, que j'auray ecrit cecy pour elle seule. Car je souhaitte de me justifier dans son esprit.

Ce qui m'a porté encore d'avantage à m'expliquer si librement c'est qu'il m'est venu dans l'esprit, que peutestre V. A. S. me pourroit aider plus que personne, à sortir de cette incertitude. Car je luy avouë tres volontiers, que je voudrois estre dans la communion de l'Eglise de Rome, à quelque prix que je pourrois, pourveu que je le puisse faire avec un vray repos d'esprit, et cette paix de conscience dont je jouis à present, sçachant bien, que je n'omets rien de mon costé, pour jouir d'une union si souhaittable.

Si je sçavois, que V. A. S. prenoit l'affaire à coeur, je m'expliquerois plus distinctement sur la maniere de sortir de l'incertitude dont je pourrois estre redevable à sa bonté. J'envoye le reste de la piece, qu'Elle sçait, et je suis avec devotion.

Monseigneur, de V. A. S. le très humble, très
obeissant et très soumis serviteur
Leibniz.

P. S. J'ay veu dans la gazette, qu'un certain livre intitulé: l'Esprit de Monsieur Arnauld, a esté defendu dans les provinces unies; peutestre que c'est une refutation de son Apologie des Catholiques, V. A. S. l'aura veu apparemment.

XXI.

1684. 5/15. Februar.

Landgraf Ernst an Leibniz.

Politische Gefahren. Vermuthung, warum Leibniz, um etlicher mysterieusen Dogmen willen zu sehr an seinen philosophischen Maximen hangend, nicht zur Communion der römischen Kirche übertrete.

Il y a près de trois semaines deja, à ce que me semble, que j'ay receu vostre à moy non autrement que tres agreable Lettre, que je puis appeler la derniere, mais sans date, et laquelle pour une tant plus grande tranquillité je vous renvoys en Original, et hors de quelques uns de vos ou à moy tres affidés et discrets amis et desquels je suis tres assuré qu'ils n'en feront point un mauvais usage, je ne l'ay fait point voir à aucun autre, et ni et bien moins à aucun Lutherien. Car je sçais ce que cela importe. Je vous envois le livre cy-joint, vous priant, puisque je n'en ay nul autre, de me le renvoyer au plustot. Il me semble, qu'il est tres bien et solidement escrit. Aussi M. de Meaux, cy-devant M. de Condom, y a mis la mie sans doubte. Je n'ay sçeu que de Venise que Monsieur le Duc Antoine Ulric fust à Venise pour aller à l'encontre de son fils le Prince ainé, qui y est de retour de Rome. Non sçais-je quand il sera ou pourra être de retour chez luy. Plust à Dieu qu'il passat par icy. Mais c'est à quoy je n'ose penser.

Au reste, à le voir se prendre par l'exterieur, Dieu nous fait voir les Conjointures favorables pour faire repentir les Turcs d'avoir entrepris cette guerre contre l'Empereur. Car outre que tout en va justement comme à la premiere guerre où à l'occasion de l'Alliance du Rhin ils tinrent un Corps de Milice de l'Empire tout pret, bien que pour d'autres fins, sur pied, ce qu'ainsi aussi cette fois ils ayent trouvé l'Empereur assisté d'un corps considerable non seulement des deux Electeurs de Baviere et de Saxe et du Cercle de Franconie et Souabe, lesquels corps aussi autrement non tant contre les Turcs, comme plutôt contre les François, ou autres fins, ont etés levés ; ainsi aussi cette Alliance de Pologne et maintenant de Venise a esté fatale à cet Empire Ottoman, et peutestre que Perse et Moscovie se joindront aussi, pour prendre leur part du gasteau, et en un seul cas le Regne Ottoman courrera peutestre risque si non d'échouer tout à fait, au moins de se trouver bien bas. On verra aussi, si le Roy de France sera accompagné maintenant et de la même fortune comme autrefois. Au moins je prends pour un très bon augure pour nous autres ici sur le Rhin, que tres beaucoup de ses troupes vont vers la Catalogne, et que par ainsi se trouvant occupé ainsi bien là qu'au pays bas et en l'Italie, il ne voudra pas s'embarrasser avec un quatrieme à sçavoir l'Empire. Cependant le pauvre pays bas souffre au delà qu'on peut concevoir, et si les remises ne viennent bonnes d'Espagne, je ne sçais d'où le M. de Grane pourra faire subsister tant et de si grosses Garnisons, et si de Vos Princes il pourra avoir des troupes. Je ne vois pas encore bien clair pour ce que le Roy de Dannemarc voudra ou pourra entreprendre. Il veut en tout contrefaire le Roy de France. Mais il y a une tres grande difference entre eux deux.

Pour la Religion, je vous declareray avec toute sincerité ma petite pensée. Je vois d'un costé, que vous avez des grandes lumieres, et que vous n'estes pas fort éloigné du Port, et que vous avez le vent d'un bon et solide raisonnement en pouppe. Mais de l'autre costé je crains, que vous ne deferiez et de par trop, à vos maximes de Philosophie, et que vous ne vous heurtiez contre les ecueils de certains mysteres, et ce peut-estre même de la Ste. Trinité, Consubstantialité du Verbe, Eucharistie et Resurrection de nos propres corps: en quels mysteres il faut deferer plus à la Tradition et Autorité de l'Eglise que non à nostre propre sçavoir et entendement. Car autrement ce ne sera jamais fait.

Je crois, que le si bien fait traité, que vous m'avez renvoyé, pourra estre, mais non plutost qu'à la Pentecosté, imprimé. Mais quand est ce que je vous verray et parleray une fois, comme que je souhaiterois le plus du Monde?

Je vous suis, et ce de coeur et d'ame, le tres affectionné

E.

XXII.

1684. März.

Leibniz an Landgraf Ernst.

Spener. Apologie der Lutheraner. Antichristianismus der römischen Kirche. Lob Seckendorfs. Abwehr der Vermuthung des Landgrafen, dass Leibniz um der mysterieusen Dogmen willen nicht übertrete, die er als Philosoph für möglich, vermöge der Offenbarung, für wahrhaft halte. Seine Absicht einer gemässigten Darstellung derselben ohne Entdeckung seiner Confession.

Je dois de grands remercimens à Vostre Altesse Serenissime, tant de ce qu'Elle me communique, que parce qu'Elle me renvoye ma Lettre que j'avois écrite à V. A. S. seule, pour me justifier dans son esprit. J'apprehende aussi, que Monsieur Spener ne croye, que les jugemens, que V. A. S. faisoit de luy, sont venus en partie de sa Lettre, car il luy sera aisé de juger, quelle lettre c'estoit, et il s'en pourra plaindre à celuy qui me l'avoit communiquée. Mais en tout cas il n'y a pas grand mal; aussi ne voyois-je rien dans cette lettre, que je croyois luy pouvoir faire tort. D'ailleurs je ne suis pas des plus timides et je n'ay pas fort deguisé mes sentimens dans la lettre, que j'ay écrite à Monsieur Alberti Professeur de Theologie à Leipzig, pour servir de réponse à la sienne au sujet de l'Evesque de Thina. J'ay mis en termes exprès, que je crois, que si on pouvoit remedier aux maux et abus, qui affligent l'Eglise, en reconnoissant le Primat du Pape qu'on auroit tort de ne le pas faire. La lettre, que V. A. S. a écrite à Monsieur Spener, est belle et grave; enfin digne d'Elle. Neantmoins comme il a témoigné en des termes assez forts, et à mon avis sinceres, combien il a de dévotion pour la Sacrée personne de l'Empereur et pour ses interests: je voudrois qu'il n'eut pas occasion de se plaindre de ce que V. A. S. a comparé ses sentimens avec ceux qu'un Chrestien de Turquie pourroit avoir legitimement pour un Empereur Ottoman. Car il ne pourroit pas prier Dieu pour la prise de Vienne, mais Monsieur Spener peut bien prier Dieu, qu'il donne moyen à Leopold, quoyque papiste, d'avancer jusqu'au Bosphore. Au reste il y a eu tant d'excès de part et d'autre, que dans les actions et dans les écrits je voudrois qu'on pût éviter les criminations et recriminations. Le Père Maimbourg par son Histoire du Calvinisme s'est attiré un monceau de recriminations, que Mr. Jurieu a entassées dans son parallele du Papisme et du Calvinisme. C'est pourquoy je ne voudrois pas qu'on s'appuyat trop sur les défauts des Reformateurs. Il est vray, que Luther s'emporte quelques fois d'une maniere peu excusable; mais les Lutheriens disent, qu'ils ne sont pas responsables de sa personne, et quand on leur dit, qu'il ne paroist pas vraysemblable que Dieu se soit voulu servir de tels gens pour reformer son Eglise, ils repondent, qu'il ne paroist pas vraysemblable non plus, que des personnes aussi mechantes que quelques Papes, ayent esté Vicaires de Jesus Christ et Chefs visibles de son Eglise. Pour moy je tiens, que ces argumens ne sont pas tout à fait solides. Neantmoins quand on est attaqué de ce costé, il faut se defendre, et on n'a pas le choix des armes. Et quant à V. A. comme elle a reconnu ingenûment les defauts de son party, elle ne peut pas se dispenser de donner aussi à connoistre ceux des adversaires. Ainsi son dessin ne sçauroit estre qu'approuvé puis qu'il tend à faire, que les uns et les autres se corrigent.

Je crois que Messieurs de Francfort ont tort, qu'ils ont refusé aux soldats Imperiaux, qui se trouvoient dans leur hospital, la consolation des prestres de leur religion in extremis. Et quand mêmes les Catholiques Romains feroient ainsi à l'égard des Lutheriens, je tiens qu'on ne peut pas se servir en ces matieres du Droit des repressailles.

Une des plus grandes raisons, pourquoy je crois que Monsieur Spener et quelques autres personnes d'ailleurs bien intentionnées de sa sorte ont tant d'aversion pour le primat du Pape, c'est, qu'ils sont prevenus des explications de l'Apocalypse receues dans leur party, qui paroissent fort plausibles. Pour moy je crois, que ces propheties avoient pour but principalement Rome payenne, qui affligeoit alors les fideles. Il est vray cependant que tous les vices, qui ont vogué dans l'Eglise et particulierement l'ambition demesurée des Ecclesiastiques, qui a causé tant de maux, tiennent de l'Antichristianisme plus que du Christianisme. Mais ces choses ne detruisent point l'essence de l'Eglise, et quant à ce que c'est que l'Antichrist proprement, j'avoue mon ignorance; mais aussi je tiens qu'il est ridicule, de dire, par exemple, qu'Innocent XI. l'est.

Je voy que Monsieur Spener dans sa lettre fait mention de Monsieur de Seckendorf. C'est un personnage illustre et de tres grand merite, et je voudrois que V. A. S. eût quelque commerce avec luy. Il me mande, que ses amis le pressent fort, d'entreprendre la justification des Princes de Saxe, protecteurs de la Reformation, contre le Pere Maimbourg et d'autres. qui les déchirent. Pour moy je l'exhorteray à l'entreprendre; car quoyque je croy, qu'on ne puisse pas excuser tout ce qu'ils on fait, néantmoins je vois que Monsieur de Seckendorf nous produira de fort belles choses, que le public n'a pas sçeues, et la verité est tousjours utile.

Quelqu'un m'a dit autres fois (je croy que c'est Monsieur Arnauld) que V. A. S. avoit quelque chose d'autentique touchant la permission donnée par des Theologiens protestans à feu le Landgrave Philippe à cause de son incontinence naturelle. Je voudrois bien sçavoir ce qui en est. *)

Je puis asseurer V. A. S. que les doutes de Philosophie, dont je parlois dans ma precedente n'ont rien de contraire aux Mysteres du Christianisme, sçavoir à la Trinité, l'Incarnation, l'Eucharistie et la Resurrection des corps: Je conçois ces choses possibles, et puisque Dieu les a revelées, je les tiens veritables. Je veux dresser un jour quelque écrit sur quelques points de controverse entre les Catholiques et Protestans, et s'il est approuvé par des personnes judicieuses et moderées, j'en recevray beaucoup de joye. Mais il ne faut pas qu'on sçache en aucune façon, que l'auteur n'est pas dans la Communion Romaine. Cette seule prevention rend les meilleures choses suspectes.

Les affaires de Hollande prennent un certain ply, qui pourroit aboutir à des grands desordres.

J'ay veu la depêche de Monsieur d'Avaux, qu'on a interceptée, la lettre circulaire de Messieurs d'Amsterdam, et l'Apologie de Monsieur Saets Senateur de Roterdam; toutes pieces imprimées. Je voy par là que Messieurs d'Amsterdam estoient allé bien avant avec la France, jusqu'à vouloir traiter en particulier, en cas qu'ils ne pourroient point engager les Estats à quelque accommodement désirable à la France. Item, que les desseins de la France sont de ruiner le plat pays Espagnol, pour ruiner le reste indirectement.

---

*) Vergl. hierüber meine Biographie Landgraf Philipp's des Grossmüthigen zum Jahre 1539.

Si l'Espagne avoit pû estre portée à consentir à laisser. Courtray et Dixmude à la France, ce seroit le meilleur. Mais les protestations trop fortes des Ministres Espagnols m'en font douter, et j'apprehende des suites fâcheuses.

On a receu icy une lettre de l'Electeur de Saxe, qui demande éclaircissement sur les bruits, qui courent, touchant les negotiations de l'Evesque de Thina avec nos Theologiens. Je croy qu'on luy communiquera tout.

L.

Landgraf Ernst an Leibniz.

1684. 2. März.

Ich bitte dass nach Verlesung Er mir solche anhero über Cassel wieder zuschicken wolle. Une autre fois je vous escriray davantage, et vous suis et demeure le tres affectioné

Ernest P. de Hessen.

Ob aus dem Französischen und zwar Universal-Stillstand noch was werden wird, et à quelles conditions, c'est ce qu'en peu de temps nous sçaurons, et je vous suis et demeure plus que jamais et plus que je ne sçaurois dire tout devoué.

XXIII.

1684. Rheinfels 13. März.

Landgraf Ernst an Leibniz.

Ueber einen Convertiten aus Hannover. Beilage eines Schreibens von Arnauld über Leibnizens Conversionswiderwillen, da er doch um seiner philosophischen Meinungen willen nichts von den katholischen Schultheologen zu besorgen habe, und das Seelenheil und die Gewissensruhe über Alles gehen müsse.

Mon cher Monsieur Leibniz.

Je viens de recevoir vostre comme je crois derniere Lettre: mais sans date, en laquelle vous m'avez remis l'Original de celle de Monsieur Spener et le Livre de Monsieur de Brueis. Je parts en ce moment pour Schwalbach, mais pour deux nuits seulement, pour prendre congé de mon fils ainé et de sa femme, laquelle veut faire ses Couches à Rotenbourg et y establir leur mesnage.

Je vous envois cy-joint ce que Monsieur Arnaud m'a escrit *) touchant les difficultés de vostre Conversion de laquelle il me semble que par vostre derniere vous commenciez plus à vous retirer, que non advancer. Fides est donum DEI.

Je vous prie, et ce au plustost que vous pourrez, de me respondre, si vous connoissez un certain homme, qui se vante fort de vous connoitre, assavoir, Henrich Harduich Mayer, à ce qu'il dit, fils d'un certain Oberamtmann (c'est assez d'Amtmann) de ce nom à Harste, et que pour luy il a esté au service de feue S. A. S. de Hanover comme Land-Ausschuss-Hauptmann

---

*) S. die Beilage am Schlusse dieses Briefes.

du pais de Göttinghen, quel homme c'est et qu'est ce qu'il y a à faire avec luy, et pourquoy on l'a quitté autant au service d'Hanover que de Zelle, où sous Malortie il dit avoir esté Capitaine, et blessé au Siege de Treves. Il m'a monstré une attestation de Monsieur Stenonius, qu'il s'est converti à la Religion Catholique et qu'il a esté au service du defunt Evêque de Paderborn. Enfin il a bien rodé et a eu bien des divers maitres, et avec cela il semble estre gueux. C'est autrement un homme qui a assez de capacité et les quatre langues et duquel on se peut servir à diverses choses, tellement que si je savois seulement qu'il n'y aye quelque mystere, que jusques icy il a fait si peu de fortune, et qu'il n'aye pas commis quelque part quelque faute, et au cas qu'il soit aussi veritable, comm'il assure, qu'il n'est pas marié: je voudrois bien l'employer. Et ainsi j'attendray, pendant que je l'ay renvoyé à Francfort vostre reponse et quel temoignage vous luy pouvez donner. Il se dit fort proche parent du B. de Blum à Prague et qu'il est fort de sa connoissance, auquel pour cela j'escriray aussi pour une tant plus grande information. Il dit d'avoir esté avec le General Fleming au secours de Vienne et qu'il a esté par après autant devant Barcan que Gran avec les Imperiaux: auquel bienque je le connois j'ay aussi escrit pour cela et à Monsieur de Malortie aussi. J'ay peur qu'il aye commis en quelque endroit quelque faute, et qu'il mente ou se couvre par fois. Il sçait autrement assez pertinement raisonner, non sçais je s'il se sçait moderer en la boisson et porter le vin en tête, denn ich zimlich hakelich in dergleichen Materie bin, weil ich öffters mit dergleichen Leuten angelauffen, et turpius ejicitur, quam non admittitur, hospes. Je vous suis le tres affectionné E., et si non avant un mois, après les festes je vous enverray une ou autre curiosité.

P. S. Si le Grand Seigneur en partant de Constantinople pour la campagne faisoit venir prealablement le Patriarche de Constantinople devant luy, et luy disoit: Je veux, que vous me disiez sincerement et avec serment, si vous me souhaitez non seulement une bonne et parfaite Santé, mais aussi une bonne et heureuse expedition contre les Chrétiens, avec lesquels je suis en guerre, et que je puisse retourner tout à fait heureux et triomphant de mes ennemis; je crois que le dit Patriarche et chaque Chrétien pourroit en ce cas là respondre, que, comme à eux il n'appartient point à se meler des affaires de Guerre entre les Potentats, qu'ainsi aussi ils souhaitoient à sa Hautesse non seulement une parfaite Santé, mais aussi tout ce que selon le bon vouloir de Dieu peut reussir à sa satisfaction, puisque dans nostre Priere dominicale nous avions le

Fiat voluntas tua, ut in coelis ita et in terris.

BEILAGE.

Extrait d'une Lettre de Monsieur Antoine Arnauld

du 2 Mars 1684.

sur la declaration de Monsieur Leibniz touchant sa repugnance à changer de Religion.

Je ne sçais que vous dire de vostre Amy. Car je ne puis deviner, quelles peuvent estre ses opinions philosophiques, auxquelles il apprehende qu'on ne le voulust obliger de renoncer s'il se faisoit Catholique. Ce ne peut pas estre, ce me semble, ce que V. A. paroist apprehender, puisqu'il declare, qu'il ne croit pas, que ces opinions soient opposees ny à l'Escriture ny à la tradition, ny à la definition d'aucun Concile: et cela estant, je ne voy pas pourquoy il ne pourroit pas faire en conscience la profession de foy, que l'on exige de ceux, qui rentrent dans l'Eglise. Car elle ne contient rien, qui n'ait esté defini par les Conciles.

Pour ce qui est des censures des Theologiens de l'Escole cela ne le doit point arrester. Il est moralement impossible qu'estant Laique sur tout, on luy fasse aucune peine sur cela. Ce qui me paroist certain, est que, autant que j'en puis juger, cela n'empêchera point qu'il ne soit receu dans l'Eglise. Et cela estant, je ne vois pas, comment il peut mettre sa conscience en repos, sans faire ce premier pas, sauf à s'abandonner à Dieu pour la suite, dans l'esperance que Dieu l'éclairera sur ces opinions philosophiques, si elles contenoient quelque erreur prejudiciable à la Religion, ou qu'il empêchera par sa providence, qu'on ne le tourmente sur cela, si elles ne contiennent rien que de supportable, ou que luy faisant preferer toutes sortes de considerations à celles de son salut, il aimera mieux ne point travailler à l'avancement des connoissances humaines, que de publier des choses, qui pourroient troubler les consciences foibles, ou luy donner de l'embarras pour la sienne propre.

Nous n'avons proprement qu'une seule et unique affaire en ce monde, qui est d'aimer Dieu, et de le servir, et de nous mettre en estat de jouir eternellement de luy. Toutes les autres ne sont que des accessoires, qu'il faut sacrifier à celle là. Il est donc certain, que, s'il prevoit, que le dessein, qu'il a, de rendre les hommes plus sçavants d'une sorte de science, qui ne les rendra pas meilleurs, luy peust estre un obstacle à se mettre dans la voye, qui selon les principes, qu'il a exposé dans sa lettre, est au moins la plus asseurée pour arriver au bonheur éternel. La vraye charité, qu'il se doit à soy même, luy doit faire quitter ce dessein plustost que de s'exposer au peril de perdre son ame.

On peut de plus considerer, qu'il a tant de belles lumieres sur la Geometrie, sur les nombres, sur les mecaniques; surquoy il n'a point à craindre, que les Theologiens le chiquanent, qu'il ne sera pas inutile au genre humain, quand il supprimeroit d'autres choses, sur lesquelles il pourroit apprehender, qu'on ne luy fist de la peine.

Enfin, Monseigneur, puisqu'il vous declare, que s'il estoit né dans la Religion Catholique, il y demeureroit, je ne vois pas, comment il peut avoir la conscience en repos, s'il ne se met en estat d'y rentrer, supposé qu'il le puisse sans y trouver des obstacles qu'il craint d'y rencontrer. Or autant que j'en puis juger par sa lettre, je ne crois pas, qu'il en trouve, et je suis quasi assuré, que s'il vouloit venir en Hollande, Monsieur de Castorie le recevroit, sans luy faire de la peine.

Cependant, Monseigneur, les agitations de ce sçavant homme me font grand pitié, et je m'en vais bien le recommender à Dieu, afin qu'il dissipe le reste de ses tenebres et leve les obstacles, qui luy ferment encore l'entrée de l'arche, hors laquelle il n'y a point de salut.

XXIV.

1684. sine dato.

Leibniz an Landgraf Ernst.

Bedauern dass Landgraf Ernst seinen vorigen Brief anderwärts mitgetheilt habe. Seine Absicht einer versteckten Darstellung der katholischen Lehren. Verstärkte Gründe gegen eine unbedingte Conversion, zum Nachtheil seiner Aufrichtigkeit und seiner Geistesruhe, da seine philosophischen Grundsätze auf wesentlichen Wahrheiten der natürlichen Religion beruhten. Tadel einer Bestimmung des Tridentiner Conciliums über die Unauflösbarkeit der Ehe.

En arrivant hier icy j'ay trouvé et receu avec respect la Lettre de Vostre Altesse Serenissime, à laquelle je me haste de répondre, afin de dire au plustost, que je n'ay pas l'honneur de connoistre le personnage, dont elle demande d'estre informée. Néantmoins il peut bien m'avoir veu, et même parlé, quoyque je n'aye pas eu l'occasion de m'informer de son nom et de sa personne. Je tacheray d'apprendre plus de nouvelles de cette personne et je ne manqueray pas d'en informer V. A. S. au plustost.

Je souhaiterois que V. A. S. eut déferé ma tres humble priere, de ne communiquer à d'autres ce que je n'avois écrit que pour elle seule, d'autant que cette communication ne pouvoit avoir d'usage, puisqu'il n'est pas probable, qu'un autre puisse déviner, en quoy consistent les difficultés dont il s'agit, et qu'elle peut même nuire au dessein, que j'avois eu, et à l'expedient, dont j'avois fait mention autrefois*).

---

*) Einige bei Böhmer hier folgende lückenhafte Zeilen rühren offenbar von einer fehlerhaften Abschrift her.

Pour venir à l'extrait que V. A. S. me communique, je connois plusieurs personnes de merite, qui disent, que s'ils estoient nés dans l'Eglise Romaine ils n'en sortiroient pas, pourveu qu'on ne les empéchât point de témoigner avec modestie ce qu'ils y souhaiteroient estre changé. Mais il ne s'en suit point, que ces mêmes personnes, estant nées dans une autre Communion, soyent obligées d'entrer dans la Romaine. Car on leur demanderoit une approbation expresse des choses, qui leur deplaisent ou au moins. on ne recevroit pas leur declaration là dessus. Et quand même ils y seroient receus, ils seroient tousjours plus soupçonnés et on leur feroit bien plustost une affaire de leurs plaintes, qu'à d'autres, qui sont nés dans la Communion Romaine. Ainsi le plus seur est, de declarer bien expressement, ce qu'on trouve à dire, suivant le vers que V. A. S. allegue à l'occasion d'un autre sujet:

Turpius ejicitur, quam non admittitur hospes.

Mais afin qu'une telle declaration soit plus aisement receue, on pourroit se servir d'une addresse innocente, en composant quelque écrit, qui ne paroisse point de venir d'un homme d'une autre Communion. Car ainsi on en obtiendroit plus aisement l'approbation. Et voilà mon expedient, duquel j'ay deja fait mention autrefois *). Mais je supplie V. A. S. de n'en faire mention à personne et de ne mander à Monsieur Arnauld, pour réponse, si non que nostre amy croit, que le meilleur est, de ne rien dissimuler, ni supprimer, quand il s'agit des changemens si importans: qu'il n'est ni seur ni sincere de cacher ses sentimens, quand vous avez sujet de croire qu'on ne vous recevroit pas, si vous les declariez: Que de se

---

*) Dieses ist der Ursprung des katholischen Entwurfs, welchen man fälschlich Leibnizens *Systema theologicum* genannt hat.

gêner par une conduite mysterieuse, ce seroit sortir du calme pour se jetter dans des troubles tant du costé de l'interieur, que de l'exterieur: Que nostre amy bien loin d'estre dans des agitations, dont parle l'extrait de la lettre, fait gloire d'un vray repos d'esprit, disant d'avoir deliberé meurement il y a long temps, et d'avoir fait son devoir; qu'on ne le sçauroit donc accuser d'obstination, rien ne luy estant survenu depuis, qui luy ait pû faire naistre de nouveaux doutes; et qu'ainsi il se tient asseuré de la Communion interieure de l'Eglise comme ceux qui sont excommuniés injustement, puisqu'il n'a pas tenu à luy de jouir aussi de l'exterieure. D'ailleurs

> les opinions, dont il prevoit de la difficulté, bien loin d'estre purement Philosophiques, comme l'on suppose, font une partie tres-considerable des veritables fondemens de la Theologie naturelle, et cette unique affaire de l'ame (unicum necessarium), qui est d'aimer Dieu sur toutes choses, et par consequent de le servir, en tire plus de force (suivant l'avis de cet amy) que presque de tout ce qu'on enseigne ordinairement sur des pareils sujets dans les Ecoles.

On peut juger après cela, si ces opinions sont supprimables, sans faire tort aux plus importantes vérités, sur tout dans un temps où elles ont tant besoin d'estre confirmées.

Au reste je supplie encore tres humblement V. A. S. de ne rien communiquer de cette lettre, que ce que je viens de dire. Car je croy que l'unique expedient pour réussir, à mon avis, seroit celuy, que j'ay dit cy dessus, lequel demande absolument du silence jusqu'à ce qu'on ait une fois la susdite approbation.

C'est assez au sujet des scrupules de nostre amy; quant à moy, il y a certaines choses dans le Concile de Trente, qui ne sont pas en effect de grande importance; mais que je ne pourrois jurer d'estre vrayes; par exemple: lorsqu'il est defini qu'un Mariage consommé ne sçauroit estre dissolu quoad vinculum, pour aucune raison quelle qu'elle puisse estre. Cependant les paroles de Jesus Christ paroissent dire tout le contraire à l'égard de l'adultere, et les divorces ont esté autorisés dans la primitive Eglise par les loix des Empereurs Chrestiens mêmes. Il faut donc dire, ou que c'est un point de discipline plustost, que de foy, à l'égard duquel le Concile de Trente n'est pas absolument suivi, ou bien que ce Canon doit estre entendu avec modification, et qu'on pourroit fort bien dispenser en des rencontres importantes. Et même je croy, que, s'il ne tenoit qu'au point de la Polygamie, de convertir la Chine, qu'on y pourroit donner les mains. Car enfin salus animarum suprema lex est.

La réponse, que le Patriarche de Constantinople feroit au Sultan, est fort raisonnable. Mais que dirions nous, si le Sultan ordonnoit qu'on fist des prieres publiques pour son Expedition heureuse, prescrivant une formule? ne faudroit il pas la refuser, si elle demandoit absolument la reduction des Chrestiens sous l'obeissance des Turcs? Que dirons nous aussi du Prince de Transsylvanie et des Hospodars, qui assistent les Turcs contre les Chrestiens pour conserver leur Estat et leurs sujets qui sans cela seroient desolés?

XXV.

1684. 16/26. Mai.

Leibniz an Landgraf Ernst.

Stellung Deutschlands zu Frankreich. Das l'Hombrespiel. Verlobung der Hannövrischen Prinzessin mit dem Kurprinzen von Brandenburg. Neu erschienene theologische und controversistische Schriften.

J'ay receu une Lettre de Vostre Altesse Serenissime sous le couvert du Secretaire de Monseigneur le Duc Antoine Ulric avec quelques discours et pensées tres curieuses et tres solides.

On nous fait esperer maintenant, que les Espagnols donneront les mains à l'armistice, pourvu qu'il ne survienne quelque incident, qui gaste tout: comme par exemple, si la France cependant prenoit Luxembourg, ou quelque autre place d'importance. Car en ce cas l'opiniastreté Espagnole pourroit estre reveillée, d'autant que sçachant que la France s'est declarée de ne vouloir plus rien prendre aux Pays bas cette fois, ils croiroient le pouvoir faire plus impunement, et par là tout demeurerait dans l'incertitude. Si ce n'est que la France faisant des efforts du costé des Pirenées, les force à se rendre. Il est vray que nous devrions plustost blamer l'insolence des François que l'opiniastreté des Espagnols; mais tandis que nous ne sçaurions abbaisser la premiere, nous devons tâcher de flechir la seconde.

L'on ma communiqué une piece assez plaisante et assez bien faite, au moins pour la plus grande partie, qui parle des affaires, en faisant allusion au jeu de l'hombre, qu'on voit jouer aujourd'huy dans la pluspart des Cours, et que la feue

Reine avoit apporté d'Espagne en France. Comme il se peut que V. A. S. n'ait pas encore veu cette piece, j'ay trouvé à propos de l'adjouter icy.

On me mande aussi, que le mariage entre le Prince Electoral de Brandenbourg et nostre Princesse est autant que conclu. Mais j'en attends la confirmation. Il est vray que ce mariage a tousjours passé pour une chose seure; mais on ne pouvoit pas encore dire, s'il se feroit bientost, et on traitoit plustost des affaires d'une autre nature. Je veux croire et esperer que l'Electeur de Brandenbourg ne fera rien contre nous, si nous demeurons les bras croisés; mais aussi il n'y a point d'apparence jusqu'ici qu'il se fasse quelque chose contre la France et le Dannemarc.

J'ay veu le parallele de l'Histoire du Papisme et du Calvinisme fait par Monsieur Jurieu, et je trouve, que cet auteur écrit elegamment et avec force, et même, qu'il ne manque pas d'érudition. Mais quelquefois il me semble qu'il soûtient des choses insoûtenables, par exemple lors qu'il veut prouver la verité de la prétendue conspiration des Catholiques d'Angleterre et répondre aux raisons de Monsieur Arnauld dans son Apologie pour les Catholiques.

J'ay veu aussi un livre intitulé: suite du preservatif contre les changemens de Religion; qui paroist opposé au livre de Monsieur Brueys. Et en effect la Methode de Monsieur l'Evesque de Meaux suivie par Monsieur Brueys ne sçauroit satisfaire entierement à toutes les difficultés, quoyque j'avoue, qu'elle serve beaucoup à rapprocher les Esprits.

J'ay veu aussi l'Histoire Latine de la Papauté faite par Monsieur Heidegger, et opposée au livre du Pere Maimbourg de l'Histoire du Calvinisme. Monsieur Heidegger est un homme d'une erudition reconnue, laquelle paroist dans cette ouvrage aussi bien que son animosité contre Rome.

Il y a un autre Suisse nommé Joh. Henr. Ottius qui a donné quelque ouvrage contre les Annales du Cardinal Baronius, à quoi un certain sçavant Abbé ou Prelat de la Suisse ou des environs a commencé de répondre par ordre du Pape; à ce qu'il dit. Mais il écrit trop confusement, et d'un air, qui sent trop le Cloistre.

Je ne sçay si V. A. S. a veu un Livre Latin d'un Anglois qui entreprend d'expliquer par des raisons naturelles le Deluge, et les changemens, qu'il suppose estre arrivés dans le globe de la terre. Il y a beaucoup d'esprit et son dessein est tres bon et tres louable, parce qu'en ce temps cy il faut surtout tacher de fermer la bouche à ceux, qui se donnent la liberté de critiquer sur la Sainte Escriture. Néantmoins quant au detail de son dessein, il restent bien de doutes; ce qui n'est pas étrange. Car l'entreprise est trop difficile, et il faudroit faire faire exprès plusieurs voyages à plusieurs sçavans, auxquels ils faudroit donner des instructions pour faire des observations sur le globe de la terre, afin de juger de sa forme ancienne sur les marques qui restent aujourd'huy. Un Espagnol, nommé Gonzales, dans un livre, intitulé: de duplici viventium terra, avoit deja commencé de mediter sur cette matiere et Monsieur Stenonis s'y estoit fort appliqué; mais depuis qu'il s'est attaché aux controverses, il a abandonné cette recherche, qui pourtant est tres utile pour la Religion.

L.

XXVI.

1684. Rheinfels du 25. Sept./14. Aoust.

Landgraf Ernst an Leibniz.

Die erbauliche Hochmesse des trefflichen Kurfürsten von Trier (Johann Hugo von Orsbeck). Klage, dass Leibniz noch nicht im Schoos der alleinseligmachenden Kirche ist. Politische Conjuncturen. Arnauld und Jurieu.

Mon cher Monsieur Leibniz.

J'ay receu vostre chere derniere Lettre.

Je fus ces jours passés à Coblence voir S. A. Electorale, qui est l'homme le plus droit, sincere, pieux et devot, qu'un de la qualité nous ayons de ce calibre là en l'Empire, et qui ne manque point d'esprit, mais qui prend trop à coeur et prejudicie par là à sa santé et vie, tout ce que luy arrive. Je le vis celebrer à une certaine solennité la Messe aux Capucins. Je voudrois que deux ou trois de vos meilleurs Ministres (pardonnez moy, mon cher Monsieur Leibniz, que je dise ce que je crois et est veritable, assavoir qu'après tous ne sont que de purement laiques et non valablement ordonnés Ministres) auroient esté presents pour voir, comme ce bon Prince Ecclesiastique avec une si grande pureté et devotion (car c'est proprement un Ange quoyqu'en chair humaine) celebroit ce que par un malheur ils sont une fois engagés pour detester, comme un acte abominable après leur principal Reformateur. Oh! que plains-je vostre condition d'estre frustré de ce divin sacrifice, et de n'estre point au sein de l'unique et veritable Mere laquelle, parce qu'elle n'a jamais voulu consentir à la division de l'enfant, est à reconnoitre pour la veritable Mere!

En Hongrie les affaires vont grace à Dieu fort bien, et iront encore mieux, quand l'Armée Bavaroise aura joint et que les troupes de Boheme et des pays adjacents après la treve faite s'y rendront aussi. Mais je ne sçais que dire de la contenance de Pologne, et si deja par les secours et l'argent de France il s'est laissé seduire et changer: ce qui affligeroit fort nostre si bon Pape; lequel, si au dire ou plutôt reveries de vos Theologiens est l'Antichrist, il detruit donques, au dire de N. S. J. Christ, son propre Regne, puisque ce saint Pontife sans aucun interest de ce monde ny pour la chair, ny pour le sang, ne travaille jour et nuit à rien autre chose, que pour la gloire de Christ et de son Regne.

Si vous avez commodité d'escrire à S. A. Mons. le duc Antoine Ulrich, je vous prie faites luy souvenir de me renvoyer mon livre Apologie pour les Catholiques; et cela non par Francfort, mais par Cassel, addressé à mon Bourgrave Dauber.

Je ne sçais, si le bon Monsieur Arnauld vist ou est mort, car il est assez agé et cassé. Je ne sçais, s'il est degouté contre moy pour luy avoir selon ma sincerité par la grace de Dieu continuelle escrit et demonstré par 20 articles tout nettement, que je ne vois pas, à cause de divers respects, comme il peut refuter le livre, dit son Esprit. Car sans jetter en voye la Cuirasse de Saul, c'est a dire, tout ces respects mondains de la Cour de Rome et de France et les Maximes ordinaires de l'Inquisition, et prendre les cailloux de la verité et sincerité avec David par la fronde de rondeur en ses mains, il ne sçaura jamais bien refuter cet injurieux Jurieu de la Haye. Je vous suis et demeure et ce plus que jamais vostre tres affectionné

Ernest P. de Hessen.

XXVII.

1684. 10/20. Oct. Hannover

Leibniz an Landgraf Ernst.

Der Kurfürst von Trier als Muster geistlicher Prälaten. Die ausserordentliche Mission der protestantischen Prediger in Folge ungerechter Excommunication. Tertullians liberale Ansicht über die Priesterbefugniss christlicher Laien.

Monseigneur.

J'ay écrit au Sieur Stenger, Secretaire des Commandemens de Monseigneur le Duc Antoine Ulric, pour luy donner à connoitre de bonne grace, que V. A. desiroit, qu'on luy renvoyât la seconde partie de l'Apologie pour les Catholiques. J'ay attendu long temps inutilement une reponse à ma lettre, et ayant écrit une seconde fois, j'ay enfin receu la lettre cy jointe qui me fait connoitre l'absence du Sieur Stenger, qui a été cause de son silence, et qu'on ny trouve point ce livre, qu'on croit renvoyé il y a long temps. Je puis asseurer V. A. S. de l'avoir envoyé à Wolfenbuttel après l'avoir lû; suivant ce qui m'avoit esté ordonné. Il seroit facheux cependant, qu'une partie d'un tel livre fut perdue.

J'ay tousjours ouy estimer la pieté et la vie exemplaire de S. A. Electorale de Treves, dont V. A. S. fait un si beau portrait, et je me souviens d'avoir un jour eu l'avantage de luy parler à Spire, quand il n'estoit encor qu'un particulier où j'ay assez pu remarquer et son jugement et sa moderation. Quand

V. A. adjoute par après, avec quelle edification ce prince a celebré la Messe et qu'il n'y a rien de tel parmy les Protestans et leur Ministres, lesquels V. A. ne considere que comme des Laiques, et qu'elle me plaint enfin d'estre frustré des grands avantages de la nourriture spirituelle, qui se trouvent dans l'Eglise Catholique Romaine, je suis obligé de temoigner combien je suis redevable à sa bonté. J'avoue tres volontiers, que la devotion d'un grand personnage est tres edifiante: que des princes prestres, s'ils ont autant de pieté que d'éclat feront bien plus d'effect que des particuliers, également pieux, mais non pas également considerables, et même je souhaitterois bien plus justement que Platon, qui vouloit que les philosophes regnassent, ou que les regnans fussent philosophes: je souhaitterois, dis-je, ou que les vrais Ecclesiastiques et que les personnes veritablement devotes fussent maistres des biens de la terre, ou bien que les maistres du Monde fussent animés d'une veritable devotion. Mais il faut avouer aussi que des Ecclesiastiques princes, semblables à S. A. E. de Treves, sont assez rares.

Quant aux Ministres des Protestans, si nous supposons avec eux, que le Schisme doit estre imputé plustost à l'Eglise Romaine qu'à eux, ils auront une vocation et mission extraordinaire, telle qu'auroit un Laique, qui se trouveroit dans une Isle du nouveau Monde, parmy des barbares, qu'il auroit le bonheur de decouvrir et de convertir. Car des habiles Gens de l'Eglise Romaine même ont cru, qu'en ces rencontres un Laique pourroit faire valablement les fonctions de prestre, et Tertullien semble le rapporter comme une chose notoire de son temps. Car dans un ouvrage intitulé: de exhortatione castitatis, voulant prouver, que les Laiques doivent abstenir des secondes nôces (car Tertullien alloit toujours aux extremités et estoit Montaniste en cecy comme l'on sçait) il allegue entre autres raisons, que tous les Chrestiens sont des prestres avant Dieu, et peuvent au besoin non seulement baptiser, mais encor offrir à Dieu le sacrifice de l'autel. Voicy ses propres paroles: »Vani erimus, si putaverimus, quod sacerdotibus non »liceat, Laicis licere. Nonne et Laici sacerdotes sumus? »Scriptum est: regnum quoque nos et sacerdotes Deo et patri »suo fecit. Differentiam inter ordinem et plebem Ecclesiae »constituit autoritas, et honor per ordinis consessum sanctifi»catus — *adeo ubi Ecclesiastici ordinis non est consessus, et »offers, et tinguis, et sacerdos es ibi solus.* Sed ubi tres, Ec»clesia est, licet Laici. Unusquisque enim sua fide vivit, nec »est personarum acceptio apud Deum, quoniam non auditores »legis justificantur a Deo sed factores: secundum quod et Apo»stolus dicit: Igitur si habes *jus sacerdotis* in temet ipso, *ubi »necesse est;* habeas oportet etiam disciplinam sacerdotis, ubi »necesse sit habere jus sacerdotis. *Digamus tinguis? digamus »offers?* quanto magis digamo capitale est, agere pro sacerdote, »cum ipsi sacerdoti digamo auferatur agere sacerdotem? Sed »*necessitati*, inquis, indulgetur. Nulla necessitas excusatur, »quae potest non esse. Noli denique digamus deprehendi, et »non committi in *necessitatem administrandi, quod non licet »digamo.* Omnes nos Deus ita vult dispositos esse, ut ubique »sacramentis ejus obeundis apti simus. Unus Deus, una fides, »una et disciplina.»

Il faut avouer, que le raisonnement de Tertullien n'est pas tout à fait concluant; mais on voit au moins qu'il suppose ce que j'ay dit, comme une chose accordée et practiquée. Digamus tinguis? Digamus offers? Vous, qui estes laiques et ne craignés pas d'estre Digames, vous osés baptiser? vous osés offrir le sacrifice de l'autel? Ubi necesse est, ubi Ecclesiastici ordinis non est consessus; en cas de besoin et quand il n'y a point de prestre. J'accorde, que la distinction des Ecclesiastiques et des Laiques est de droit divin; mais cela n'empeche point, qu'en cas de necessité le laique ne puisse faire les fonctions de prestre, autant qu'elles sont necessaires pour le bien des ames. Car ce droit divin ne laisse pas d'estre positif. Je sçay, que Monsieur Rigaltius en publiant les oeuvres de Tertullien, expliqua ce passage comme je viens de dire, (car estant sçavant et sincere, il ne pouvoit pas autrement.) Monsieur de l'Aubepine, Evesque d'Orleans, s'y opposa, et fit en sorte, que Monsieur Rigaltius fut en danger d'estre censuré, et on l'obligea, de rayer son explication. Mais si ces precautions sont bonnes quelques fois pour eviter le scandale, que l'on s'imagine; elles ne sçauroient faire tort à la verité, et le sentiment de la primitive Eglise n'est que trop manifeste.

V. A. S. peut voir par ce seul exemple l'embarras, où ceux, qui ont beaucoup de part au gouvernement Ecclesiastique, jettent quelques fois les personnes les mieux intentionnées. C'est pourquoy un homme sincere, qui seroit dans ce sentiment là, voulant estre reçeu dans l'Eglise Romaine, seroit obligé de declarer positivement ce qu'il croit sur ce point, de peur que par après on ne luy en fasse une affaire, et qu'on ne le veuille forcer de parler contre sa consçience; de même s'il estoit Astronome, et tenoit pour l'opinion de Copernic, je luy conseillerois, de declarer nettement, qu'il tient l'opinion de Copernic incomparablement plus propable que toute autre, et qu'il est moralement persuadé de sa verité, non obstant ce que le congregation de l'inquisition de Rome a dit en contraire. Mais si avec ces declarations là on ne voudroit pas le recevoir, je tiens qu'il seroit excusé devant Dieu et devant les hommes, et qu'il seroit un veritable membre de l'Eglise Catholique

Apostolique et Romaine aussi bien que ceux qui ont esté excommuniés injustement. J'ay deja allegué de semblables raisons autres fois à V. A. S. et je ne voy pas, qu'on m'y ait satisfait, ou qu'on y puisse satisfaire qu'en declarant que ces sortes de sentimens sont au moins tolerables.

Je ne m'estois pas bien expliqué touchant un certain point d'histoire, à l'égard duquel je souhaittois de l'eclaircissement. Je ne demandois pas en general qu'on y employât quelques Jesuites. Car je sçay, qu'il y en a peu en Allemagne, qui voudroient ou qui pourroient se charger d'une telle discussion. Mais j'avois supplié V. A. S. de faire envoyer le papier que j'y avois joint, au pere Papebrock, Jesuite d'Anvers, comme je crois, et qui travaille aux vies des Saints après les peres Bollandus et Henschenius, deja morts. Car ce Pere est parfaitement instruit en ces sortes de matieres et il seroit aisé de luy faire tenir quelque chose par la voye de Cologne. Je me souviens même que V. A. S. me communiqua autres fois une lettre imprimée sur la controverse de ce Pere avec les Carmes touchant l'origine de l'Ordre. J'adjoute encore une fois ce papier, et V. A. S. en usera comme elle le jugera à propos.

Monseigneur le prince Electoral de Brandebourg partit hier d'icy. Son Epouse est restée, que peutestre le Pere et la Mere ameneront à Berlin dans quelques semaines. L'Electeur les en a fort priés. On croit tousjours que Monseigneur l'Evesque d'Osnabruc, aussi bien que son frere Monseigneur le duc George Guillaume, pourront faire le voyage d'Italie pour y estre ce carnaval. Je suis avec devotion, Monseigneur, de V. A. S. le tres humble et tres obeissant Serviteur.

L.

XXVIII.

1684. 1/11. November.

Landgraf Ernst an Leibniz.

Neue Aufforderung zum Uebertritt. Zweifel an der Bevollmächtigung des Bischofs von Thina in der Reunionssache, und Vermuthung, dass man den Lutheranern zu ihrer Zertrennung eine Falle stellen wolle. Wunsch der Conversion des Herzogs Anton Ulrich. Le miroir des Princes.

Mon plus que cher Monsieur Leibniz.

J'accuse par cette-cy la reception de la vostre du $^{20}/_{10}$ du passé et ne peux que plaindre vostre sort, puisque s'il y a eu jamais un Protestant responsable des lumières que le bon Dieu luy a donnés pour luy donner gloire et sortir du schisme pour se rendre au giron de l'Eglise Catholique Apostolique et Romaine: c'est certes vous, mon cher Monsieur Leibniz, qui par vostre réelle Conversion pourriez donner un Exemple d'edification à plusieurs, quand ils verroient, qu'à l'imitation de tant d'autres devant vous gens pieux, doctes et capables, vous vous seriez enfin retiré de toutes Assemblées Protestantes, qui ont de mêmes principes d'erreur et de confusion, pour vous ranger au giron de l'Eglise Catholique, qui n'est enfin autre que la Romaine.

Pour le pretexte que vous prenez de ne pouvoir laisser certaines opinions ou sentiments, que l'Inquisition a condamnées, c'est demander l'impossible, et ne vous ay-je pas dit, que moy-même, bienque, comme j'espere, bon Catholique, je tiens tant et si diverses neanmoins en tout respect et charite, contraires à des certaines condamnations de l'Inquisition, et des Constitutions de Rome?

Je n'entends plus rien de l'affaire de l'Evêque de Thina. Je m'étonne le plus du monde, qu'à Rome on luy permette cette affaire là où on a vû, que même au siècle passé on n'a pas voulu approuver l'Interim, lequel neanmoins ne consistoit qu'en deux articles seulement, et cela très faciles à accorder, assavoir la communion sous les deux espèces et le mariage des Pasteurs. Et ainsi je viens presque à penser, que tels Lutheriens, qui croyent, que le dit Eveque ne le propose que pour en tendre un piege aux Lutheriens, pour les desunir et separer de par ensemble pour par après en avoir au moins de quelquesuns meilleur marché, ne sont pas de par trop niais et simples, ains qu'ils ont bon nez. Car au reste, chose certaine est, que de nostre coté on ne rabattra quoy que ce soit de l'essentiel.

Passons de cette matiere à une autre, assavoir de l'egarement de mon Livre, que Dieu sçait ce qu'il sera devenu, et que je m'acquiteray au plutôt de rendre mes très humbles devoirs d'escrire à S. A. Monsieur le Duc Antoine Ulrick à Wolfenbuttel, que je cheris et estime comme il le merite, pour ses belles qualités, que je desire voir couronnez de la plus grande, assavoir d'estre — Catholique.

N'ayant presentement rien autre ny de meilleur, je vous envois cy-joint Meine Gedanken-Spän, c'est à dire divertissement de l'oisiveté.

Je ne sçais si vos Princes iront encore en Italie: mais j'ay peur, que quant à moi je ne m'y pourray rendre qu'après les Pasques, et ce peut etre encore seulement à l'ascension.

Il faut qu'il fasse bien mal au coeur au Roy de Danemarc, tout de même comme à Monsieur le Landgrave de Cassel il fait, de se voir obligé de casser bien de troupes, et qu'il n'y a rien à faire pour la guerre.

Je ne sçais, si vous avez vû le si curieux et bien fait Livre : Le Miroir des Princes, lequel a au moins pour approbateur, si non pour auteur un fort grand personnage, assavoir le Marquis de Grana, cecy soit dit entre nous, et auquel toutes les intrigues de nostre temps depuis la paix de Nimegue sont extremement bien denouées. Mais on ne le peut avoir que très difficilement, comme moy j'en ay trois exemplaires, dont j'ay envoyé un pour Inspruck, Venise et Rome; le second à la cour Imperiale, et le troisieme je garde comme une relique. Je vous suis, et ce du fond de mon ame

Monsieur

Votre très affectionné

E.

Vous pouvez bien faire estat, que je fais autant d'estime de vostre si qualifiée personne, comme de vostre si chere correspondance.

Quelquesuns ont voulu croire, comme si non seulement le P. Marco d'Aviano, Capucin, et les Jesuites et les Moines, mais même le Pape avoient exhorté l'Empereur de se servir moins qu'il pourroit des Protestants, et d'avoir une tant plus grande confiance en la Protection divine.

XXIX.

1684. sine dato.

Leibniz an Landgraf Ernst.

Strenge Verfolgung der Reformirten in Frankreich. Die Reunionssache. Unzulänglichkeit von Bossuets Exposition de la doctrine zu diesem Behuf. Erneuerter Wunsch, dass vielmehr des Landgrafen Werk öffentlich approbirt werde. Haupthinderniss der Reunion — die Praxis der römischen Kirche und hinsichtlich der Dogmen die Transsubstantionslehre. Leibnizens versuchte Erklärung derselben. Nothwendigkeit eines Rationalismus in Religionssachen.

Il me semble d'avoir écrit un jour à Vostre Altesse Serenissime, que je devois aller à Francfort, pour y assister Monsieur de Grote, nostre Ambassadeur. En effect cela estoit resolu, car on croyoit, qu'il y auroit des discussions à faire touchant l'Histoire et le Droit; mais cela ayant cessé depuis la prise de Strasbourg, mon voyage n'a plus esté jugé necessaire. C'est pourquoy estant privé de l'honneur de voir V. A. S. je reprends la liberté de luy écrire quoyque je ne sçache point, si Elle se trouve à St. Goar.

J'ay souvent relû l'excellent discours sur les plaintes des Religionnaires de France, dont V. A. me fit present; il n'y a rien de si moderé ni de si solide. Mais on en est bien éloigné en France, et depuis *on a defendu jusqu'aux Medecins et Apothécaires d'exercer leur profession* et l'Edict de Nantes n'est plus de saison. Monsieur le Duc *George Guillaume* disoit plaisamment à quelques uns de cette Religion, qui se plaignoient des procedés du Roy Très Chrestien: *Consolés vous, Messieurs! il fait la guerre pour vous en Hongrie:*

La voye des *Colloques*, que V. A. propose, me paroist bien plus équitable. S'il y avoit bien de livres comme ceux de V. A., ou comme celuy de Monsieur *de Condom*, je croy qu'on avanceroit beaucoup pour la réunion. Et pour moy, si le *discret Catholique* estoit aussi bien approuvé du Pape, que l'Exposition de Monsieur *de Condom*, je croy qu'il feroit encore plus d'effect qu'elle. Le Livre de Monsieur *de Condom* n'est fait que pour monstrer, que les dogmes de l'Eglise Romaine ne sont pas intolerables. Mais cela ne suffit pas pour persuader les gens d'entrer dans cette Eglise. Car pour en estre, il faut croire, que ces dogmes ne sont pas seulement *tolerables*, mais encor *veritables*. Les Raisonnemens de *l'abrege* du discret Catholique vont bien plus avant, et s'ils estoient approuvés authentiquement, ils seroient de grande consequence. Je croy même, qu'il ne seroit pas impossible d'en obtenir l'approbation, si on retranchoit certaines choses, qui doivent choquer *la cour de Rome*, et qui ne sont pas essentielles, ni même tousjours justes.

La pluspart des objections, qu'on peut faire contre Rome, sont plustost contre la *practique du peuple*, que contre les dogmes, et cette practique estant desavouée *publiquement*, ces objections cesseront. L'approbation d'un livre comme celuy du *discret Catholique* tiendroit lieu d'un tel desaveu.

A l'égard des *dogmes* la principale difficulté, à mon avis, consiste dans la *Transsubstantiation*. Et cette Transsubstantiation *implique contradiction*, si la Philosophie des modernes est veritable, qui soutient que l'essence du Corps est d'estre étendu et de remplir un certain espace. Je voy que la Philosophie des *Gassendistes* et des *Cartesiens* prend le dessus même en France, et je ne comprends pas, comment ceux, qui la croyent, puissent estre Catholiques de bonne foy. Comme cette même *Philosophie* ne *detruit* pas moins la *presence réelle*, je m'y suis appliqué quelques fois, et j'ay trouvé *certaines demonstrations* dependans des Mathematiques et de la nature du mouvement, qui me donnent une grande satisfaction sur ces matieres, et même je croy qu'on pourroit en deduire *la possibilité* de la Transsubstantiation: ce qui est un grand point. Car comme elle semble d'ailleurs assez conforme aux sentiments de l'ancienne Eglise, il n'y a que son impossibilité apparente, qui empêche les personnes meditatives d'y adjouter foy. Je voudrois pourtant sçavoir, si la maniere dont je m'explique, pourroit estre receue dans l'Eglise Romaine; quoyqu'il me semble qu'elle convient assez avec les principes de la Theologie Scholastique; ce que l'explication des Cartesiens ne fait pas. Après le redressement et desaveu des mauvaises practiques, je ne voy rien qui soit si important pour la reunion, que de pouvoir satisfaire aux absurdités apparentes de la Transsubstantiation. Car tous les autres dogmes sont bien plus conformes à la Religion. Et de *vouloir renoncer à la raison en matiere de Religion est* auprès de moy *une marque presque certaine ou d'un entestement approchant de l'enthousiasme, ou,* qui pis est, *d'une hypocrisie.* On ne croit rien ni en Religion, ni ailleurs, que par des raisons vraies ou fausses, qui nous y portent; *necessaria sunt motiva credibilitatis.* Lesquels n'estant que probables, comme on peut juger par l'analyse de la foy *Greg. de Valentin* et autres, peuvent estre detruits ou contrepesés par des raisons d'impossibilité: Car je ne parle point de la foy divine qui survient aux motifs humains.

Mais je ne sçay pas comme ma plume m'engage à des choses, auxquelles je ne pensois pas en commençant cette lettre, et je devois sçavoir premierement, si S. V. A. trouveroit bon, que je luy adressasse derechef des lettres. Il est juste, que j'attende sa permission. Cependant je suis etc.

L.

XXX.

1684. 30/20. November.

Landgraf Ernst an Leibniz.

Einladung nach Rheinfels. Der kirchliche Indifferentismus des Herzogs Ernst August und dessen Gemahlin Sophie. Anfrage über deren an den Kurprinzen von Brandenburg verlobte Tochter. Wunsch des Kurfürsten von Mainz, seine Bergwerke auszubeuten. Anfrage über den Ertrag der Harzer Bergwerke.

Mon plus que cher Monsieur Leibniz.

Celle-cy ne servira que pour vous respondre par advance seulement sur la vostre du 10/20 de ce mois, et qu'en huitaine je vous respondray precisement, et pour faire passer celle-cy par la voye de *Munden*. Mais en quinze jours je vous envertay *le miroir des Princes*, que je fais copier à Francfort, sur ce que mes copistes sont trop occupés icy. Cependant je vous exhorte le plus que je peux à continuer d'avoir le dessein de venir en ces contrées et de me faire l'honneur de me venir voir icy: que j'estimeray pour une singuliere faveur. Mais vous ne trouverez pas icy une Cour Royale comme la vostre; mais comme une, au prix du Louvre, d'un Roy *d'Ivetot*. Je vous suis et ce le plus du monde le très affectionné

L.

P. S. Obligés-moy, si vous le pouvez, bien qu'avec les precautions necessaires, de m'eclaircir, si vous croyez qu'il soit veritable, que *vostre Maistre et Madame son Epouse* n'ayent encore jamais fait communier ni à la Lutherienne ni à la Reformée leur Fille et maintenant Princesse Electorale de Brandenbourg, N. B. afin qu'elle peut tant plus facilement et librement embrasser la Religion de son Mary et pour tant mieux unie pouvoir viure avec luy? Je voudrois bien sçavoir la verité, et ce d'autant plus, qu'il est vray qu'eux deux en matiere de Religion temoignent beaucoup d'indifference. Sans doute que cette Alliance aura bien donné à penser aux deux Roys antagonistes au Nord. Car qui aura les deux B. B. joints à luy contre l'autre, assavoir *Brandenbourg* et *Brunswig*, pourra jetter son parti opposite au moins hors de l'Empire. Mais j'ignore les conditions de ce mariage et nouvelle Alliance, et j'espere, qu'elle aura plus de reelle amitié, que celles trois de France et d'Espagne n'ont pas eu au moins jusqu'icy.

2. *P. S. L'Electeur* moderne de *Mayence* est fort desireux, pour ne dire entesté, d'amplifier ses Rentes annuelles par la recherche des Mineraux. Ce qu'en effet est une chose et tout à fait fort innocente au moins tant que la valeur des Metaux, comme il y a grande apparence, subsiste en ce monde. Et en effet il me semble (je parle neantmoins comme un aveugle de couleurs) que cela est bien plus raisonnable que non de chercher par la *pierre philosophale* à faire de l'or, sans qu'il en coute au moins autant qu'il vaut. Je serois neantmoins bien curieux de savoir de vous, autant que vous me le pourrez dire, ce qu'à peu près et N. B. en defalquant les faux frais, sans lesquels aussi bien on ne peut point arriver à jouir du residu. à vostre Serenissime Maistre de Princes de Brunswig annuellement en peut revenir d'une veritable et en la bourse prove-

nante rente annuelle? Et s'il y a danger et peril qu'à la fin ces minieres ne seront épuisées ou tariées? Je ne sçais neantmoins d'autre que celles de *Clausthal* et de *Zellerfeld*, l'intendance desquels vous avez. Car pour les autres pays de Brunswig et de Lunebourg, comme de pays plat, je ne crois pas qu'il y en aye.

E.

XXXI.

1684. 4/14. December.

Landgraf Ernst an Leibniz.

Mittheilung neuer Schriften. Anfrage über die projectirte Venetianische Reise des Herzogs Ernst August, und Urtheil eines hessischen Bauern uber fürstliche Jagd und Reiselust. Neue Allianzen und deren Garantien.

Mon plus que cher Monsieur Leibniz.

Je vous envois cy-joint quelques pieces assez curieuses, dont et quant aux imprimées je vous prie de me les renvoyer, quand vous les aurez lues.

Monsieur *Arnauld* m'a envoyé le livre intitulé: *defense de Monsieur Arnauld Docteur de Sorbonne contre la Reponse au livre des vrayes et des fausses Idées* 1684. Mais je ne l'ay pas encore icy, et je l'attends par bateau de Cologne, etant trop gros pour la poste, et d'icy en quinze je vous enverray encore d'autres pieces, que j'ay conceues en langue Françoise à l'occasion des mechantes estrennes qu'on va donner aux Protestants de *France*.

Je ne sçais pas, si Monsieur vostre Maitre est ou sera maintenant parti pour Venise. Bien sçais-je *un conte fort populaire* qu'on dit non seulement en Hesse, mais en divers lieux, d'un paysan, qui selon son bas genie doit avoir dit:

Wann er so grosser Herr, wie ihre gnad Landgraf Moritz were, so wollte er, an statt dergestalt so im Winter auf die Jagt zu ziehen oder, wie sein Sohn Landgraf Ernst öffters gethan hat, im Winter nach Venedig zu reisen, so fein hinter dem Ofen sizen, und sich (et ne pretendoit-il gia Moscato, ne Frontignac, ne vino di Canarie) in Bier so fein satt trinken.

Mais qu'est-ce de toutes ces nouvelles Alliances entre la *France*, *Suede*, *Hollande* et *Pologne*, et entre *Danemarc*, *Brandenbourg* et *Brunswig*, et de toutes ces *garanties*? Und darauf wette ich nicht viel Geld, weil man einmal keine Gerechtigkeit, Treu noch Eidschwur, das ist, Gott nicht vor Augen hat. Je vous suis et demeure plus que jamais le très affectionné

E.

XXXII.

1684. Hannover. 20. December.

Leibniz an Landgraf Ernst.

Neujahrswunsch. Urtheil über eine Schrift des Landgrafen gegen Religionskriege. Die gute Aufnahme des Bischofs von Thina in Rom. Grosse Hoffnung der Unionssache im Fall einer päbstlichen Genehmigung eines künftigen, wahrhaft öcumenischen Conciliums. Der König von Frankreich über den künftigen Erfolg seiner gewaltsamen Conversionen. Lobenswerthes spanisches Religionsedict für fremde Kaufleute. Urtheil über Malebranche und Des Cartes.

C'est du meilleur de mon coeur que je souhaite à Vostre Altesse Serenissime à l'occasion de la nouvelle année, que Dieu la fasse jouir de cellecy, et de bien d'autres avec tout le contentement imaginable Il y a si peu de personnes, pour ne pas dire des Princes dans le monde, qui ayent et les lumieres et l'application de V. A. S. à ce qui touche le plus essentiel de tous les devoirs, c'est à dire la pieté et la Religion, qu'on ne sçauroit assez cherir ceux, qui luy ressemblent.

Il n'y a rien de si moderé ni de si solide, que ces discours, qu'elle m'a communiqués, dont l'un est intitulé: *Iliacos intra muros peccatur et extra;* l'autre parle des guerres de Religion de nostre siecle et du passé. Il est constant, que *l'esprit du Christianisme doit porter à la douceur*, et que les vrayes voyes de gagner les Protestans auroient esté, et seront encore, la reforme des abus domestiques. On auroit pû adjouter aux guerres de Religion, dont elle fait le denombrement, celle qu'il y eut entre *Sigismond* Roy de Pologne et de Suede, et *Charles*, son oncle, qui de Gouverneur se fit Roy.

Je ne sçai si j'ay écrit à S. A. S. qu'on me mande, que M. l'Eveque de *Thina* a esté très bien receu à Rome, et je croy qu'il est revenu en Allemagne pour continuer sa negotiation. J'avoue, que ce ne seroit pas peu de chose, si le Pape approuvoit son dessein et vouloit recevoir des Protestans, qui retourneroient à la communion de Rome et se soumettroient à un Concile futur sans les obliger à reconnoitre celuy de Trente: puisqu'en effet c'est une question de fait, si le Concile de Trente a toutes les conditions requises, et par consequent n'est pas *de fide*. Et pour n'estre pas dans l'heresie, il suffit de se soumettre de son coeur à ce que l'Eglise Catholique decidera dans un *Concile veritablement Oecumenique*.

Je renvois aussi le *miroir des Princes*, et la feuille touchant la rigueur dont on use contre les Protestans en France, et j'en rends très humbles graces.

Le *Roy très Chrestien* a dit, à ce qu'on m'a conté, *qu'il fait à la verité de mauvais convertis, mais que leurs enfans seront bons Catholiques.*

Cependant je doute que cela se puisse approuver; car *c'est vouloir faire damner quelquesuns pour sauver d'autres.*

Le *miroir des Princes* parle bien fortement; cependant je doute encore, s'il est vray, que le Roy T. C. a poussé les Turcs à la guerre contre l'Empereur. Je veux bien croire qu'il ne les en a pas divertis autant qu'il auroit pû. Cet Ambassadeur ordinaire, qui doit resider à Paris de la part de la Porte, sera *res invidiosa.*

S'il est vray, que le Roy a relaché quelque chose à l'egard des franchises, que son Ambassadeur pretend à Rome, ce seroit de bon augure. En effect ces franchises sont une chose insoutenable. Le Roy d'Espagne a pris une Resolution à Madrit contre les mêmes franchises, pendant un temps, qu'il n'y avoit point d'Ambassadeur de France. On verra ce qui en arrivera, quand il y en aura un. On dit, que le *Roy d'Espagne* a publié un Edict, qui defend le trafic aux estrangers, et *donne* en même temps *liberté de* Religion à ceux qui voudront s'établir dans le pays. Cette Resolution aussi bien que celle, qu'on avoit prise de faire partir les Gallions avant l'arrivée des marchandises de France, non obstant les crieries d'une infinité de gens, marquent, que l'Espagne pourroit enfin s'éveiller de son long assoupissement.

Je n'ay pas encore vu ni le livre du Pere *Malebranche* des idées ni les deux lettres de Monsieur *Arnauld* sur ce sujet. Le Pere *Malebranche*, auteur de la recherche de la verité, est très ingenieux et a quelques pensées très bonnes et très solides; mais il y en a d'autres, qui sont un peu hyperboliques ou legèrement conçues.

Il suit en quelque façon les traces de *Des-Cartes*; mais *Des-Cartes* même ne me satisfait pas en ces matieres*). Leur principe (que tout ce qu'on peut conclure de l'Idee qu'on a d'une chose luy peut estre attribué veritablement) est fort sujet à caution et à moins que de donner des marques d'une conception distincte, il est inutile de dire, que tout ce qu'on conçoit clairement et distinctement, est veritable. Cette Analyse de nos pensées est de grande importance, tant pour juger, que pour inventer. Et j'ay dit ce qui m'en semble dans un petit échantillon inseré in Actis Eruditorum de Leipzig, mois de Nov. 1684 pag. 537 sur quoy je serois bien aise d'apprendre le sentiment de Monsieur Arnauld. Je ne doute point, que V. A. S. ne reçoive ces Actes de temps en temps. On en imprime tous les mois, et ils sont assez bien faits. Quelques-uns de ceux, qui y travaillent, sont de mes amis.

L.

---

*) Vergl. Cousin's Commentar zu Leibnizens Briefwechsel mit Malebranche im Journal des Savans 1844 und Leibnizens Briefwechsel mit dem Abt Nicaise in Cousin's fragmens philosophiques II.

XXXIII.

1685. Rheinfels. 20/10. Januar.

Landgraf Ernst an Leibniz.

Die Reise Ernst Augusts nach Italien. Project des Königs von Frankreich auf Spanien. Nicole's Schrift gegen den Hugenotten-Patriarchen Claude. Neue Aufforderung an Leibniz zum Uebertritt, worüber der Pabst grosse Freude haben werde.

Mon cher Monsieur Leibniz.

Si deja je ne vous ay souhaité la bonne nouvelle année par escrit, au moins je l'ay fait deja autant de coeur comme au moins je vous le fais icy par escrit en tout cas y suppléant. J'ay reçu il y a quatre jours la vostre de Hannover du 29 du mois et année passée, non sçais-je selon quel style. Et pour cela j'use toujours de cette civilité de mettre pour plus grande commodité à la tête de mes lettres, la date selon tous les deux styles.

Hé bien! *vostre Cour va en Italie,* et ainsi *l'argent hors le pays.* Et de plus je crois, que la depense y sera autant grande qu'à Hannover même. Peut estre est ce pour d'autres fins que pour le menage, que le dit voyage a été ainsi resolu. Dieu veuille, qu'elle retourne autrement que ne fist celle de son predecesseur. Au reste j'ay aussi appris la même chose du siege de *Bude* que ce que par rapport de vos deux jeunes Princes vous m'avez escrit et m'en etonne bien, et ne m'y sçaurois trouver, hors le manquement seulement de ce qu'à la France ne manque pas; et par lequel elle opère bien plus que par son addresse et vaillance. Je crois que s'il continue que la Pologne à la contemplation de la France quitte la partie, et que les *Venitiens* se voyent par la guerre de la France en Italie mis en diversion, que nous aurons plutôt que nous esperons la paix avec le Turc, et que le Pape après cela ne vivra plus guerres. Car il faudra bien que l'Empereur s'accommode pour ne laisser perdre le *Milanois*, comme par lequel le Roy de France voudra faire un echange avec le Duc de *Savoye* pour avoir ainsi à l'amiable le dit duché pour sa Couronne et alors à ceux de *Geneve* tout de même comme avec le temps aussi de *Basle*. Car aussi bien le Fort de *Huninghen* n'est fait que par provision seulement. Je ne sçais aussi, si vous sçavez, qu'on m'a escrit de Paris, comme si le Roy voudroit ceder à Monseigneur le Dauphin le titre et la pretension de Navarre. Cela voudra peut-être dire deux choses: l'une que par là il y aura bientôt une nouvelle guerre contre l'Espagne: aussi m'etonné-je, que ces benoits Messieurs les Espagnols, si non à la paix de Vervins, au moins à celle des Pirenées n'ont pas fait renoncer la France à ce titre et pretensions; et l'autre, que peut-être le Roy très Chretien prendra, pour se tant plus differentier des autres Roys, le titre d'Empereur des Gaules, et se fera traiter de Majesté Imperiale Gauloise, et que peut-être même il voudra disputer la preseance au nostre, duquel il dira qu'il n'est plus ni en effet Romain, comme luy à l'encontre est le veritable Monarque Gaulois, pour ne dire, desormais, *l'Arbitre de l'Univers*, au moins de la Chretienté et de l'Europe. /Je ne sçais aussi, si vous avez deja vu, ou non, le si beau et fort, pour ne dire invincible, Livre de Monsieur *Nicole: le Calvinisme convaincu de schisme* en reponse à Monsieur *Claude* autant sur son Livre, nommé *la defense de la Reformation* comme à la reponse aux refutations de la Lettre circulaire du clergé de France aux Pretendus Reformés. Je crois, que si vous le lisiez, que vous vous desabuseriez avec l'aide de Dieu de vos empechements à donner, puisque vous etes aussi bien si proche, une fois gloire à Dieu et *de vous ranger au giron de l'Eglise Catholique*, que hors la communion actuelle avec le St. Siege ne se trouve pas aussi bien parmi autant des autres Eglises et Sectes. Au moins de mon costé je ne seray jamais responsable à Dieu de ne vous avoir dit tout ce qu'il m'a semblé convenable et necessaire. Et un certain mien amy de Rome, et encore plus grand et intrinsique de Monsieur *Arnauld*, auquel sans vous nommer, j'avois communiqué un Extrait de vos sentiments pour la Religion et ce que vous empeche à ne vous ranger à nostre communion, ne se peut empecher de m'escrire, que si vous pesiez seulement bien ce qu'il y a à peser, que pour cela vous ne laissiez de prendre une salutaire resolution, et imiter et tant des doctes, pieux et braves gens, qui depuis un siecle en deça se sont dérechef rangès à nostre communion Romaine, là où depuis ce temps fort peu de tels qualifiés se sont rendus Lutheriens ou Calvinistes, et par vostre conversion après Dieu et ses Anges vous devriez rejouir nostre et pour cette fois veritablement Saint Pape, à quoy je prendrois aussi bonne part et bien de gens de bien pour les rares talents, que vous possedés. Aussi bien Monsieur Spener, comme je vous l'ay escrit autrefois, avoit deja crû, que vous aviez franchi le sault. Enfin hors ce, qu'en notre profession de foy Catholique se trouve, croyez, et tenez au reste auprès de vous et sans donner scandale ce qu'en conscience vous pouvez, et rangez-vous seulement actuellement à l'Eglise Catholique Romaine, et par ainsi participez aussi à ses Sacrements et vous en rendez actuellement un membre; et personne ne vous inquietera point du reste; si vous estes pour ou contre Copernique, et si vous avez un tel ou tel sentiment pour une ou autre chose NB. en quoy tous les Catholiques ne se trouvent d'un même sentiment.

Un de ces jours, mais je crois que quinze iront, je vous enverray deux pieces un peu longues et grandes, de ma facture: J'attendray donques bientôt le Miroir des Princes, et je vous suis, et ce plus que jamais votre

très affectionné E.

Quand est-ce que je vous pourray esperer en ces contrées d'icy?

XXXIV.

1685. 25/15. Jan.

Landgraf Ernst an Leibniz.

Wunsch des Türkenfriedens. Erwartung neuer Bücher aus Paris. Vacanz des Bisthums Aichstedt. Dänemarks Project, Holstein Schleswig gegen Oldenburg einzutauschen.

Mon cher Monsieur Leibniz.

J'ay reçu avanthier la votre du $^{9}/_{19}$ de ce mois datée à Hannover, et vous remercie du *Miroir des Princes*: sur lequel j'ay remarqué que vous n'avez fait aucun raisonnement.

Je suis aussi de votre advis, qu'aux circonstances il vaudroit mieux une, si non bonne, au moins telle quelle paix avec le Turc, que non pas faute d'une ou autre chose une gueres bonne guerre. Car l'Hongrie est le cimetiere des Allemands, et il me semble, que bien plus necessaire seroit, que l'Italie et l'Empire avec l'Empereur, le Roy d'Espagne et les Hollandois se liguassent par ensemble pour faire rendre préalablement gorge à la France ce qu'après la paix des Pirenées elle a usurpé autant sur l'Espagne comme sur l'Empire et la Lorraine, et par après et après cela faire la guerre en toute assurance au Turc.

Le vieil Prince d'Aichstedt de 80 années enfin est mort, et je crains fort pour nostre Saint Pontife: Vostre Prince est deja, à ce que je crois et comme un eclair passé à Frankfort, Nurenberg et Augspourg. Je crois qu'il usera par bravoure d'une telle diligence, qu'en peu de jours il sera à Venise, et ainsi jouira tout au moins d'un bon mois du Carneval. Je ne sçais si Monsieur son Frere ainé est dans la même vigueur et disposition du corps. Nous sommes nés, ce me semble-t-il, en une même année et mois, c'est à dire au Decembre de l'année 1623.

Je desirerois bien que vous vissiez mes livres, que j'ay fait venir de Paris, mais, ils sont pour la plupart Theologiques et Historiques. Mais le plus curieux est en chemin encore, c'est celuy de Monsieur Maimbourg pour les 4 propositions du clergé.

Mandez et escrivez moy, je vous prie, le titre de Monsieur de Grote au cas que j'eusse besoin de luy escrire et ce qu'est resté de votre cour à Hannover.

Je ne sçais, si le Duc de Neubourg n'entreprendra pas à son desormais ordinaire de pretendre l'Eveché d'Aichstedt si fort à la bienseance de Neubourg, pour un de ses fils, et s'il ne voudra remuer Ciel et terre, assavoir les deux Cours de *Rome* et de *Vienne* pour cela. L'Empereur a declaré par un diplome son President de la Chambre Monsieur le Comte de *Rosenberg*, qui est certes un très digne et très aimable personnage, issu des anciens *Ursins* de Rome, et que doresnavant on luy doit donner le titre de Comte d'Ursins et de Rosenberg.

Que tenez vous de l'offre que le Roy de Danemarc doit avoir fait au Duc de Holstein afin de l'obliger de luy ceder à l'amiable ses Etats pour le contigu du pays et luy donner en echange les deux Comtés d'Oldenbourg et de Delmenhorst et outre cela tant de rentes annuelles bien assurées pour un juste equivalent des rentes. Je ne sçais ce que *Holstein-Gottorff* pourra resoudre là-dessus; mais bien, crois-je que le Duc de Lorraine accepteroit un tel offre, si le Roy de France luy pouvoit faire ou en faisoit un semblable. Car c'est enfin une belle chose de pouvoir avant la mort vivre en paix, et laisser le peu qu'on a, aussi en paix aux siens.

Je vous communique, mais à vous seul, les cy-jointes pieces. Celle à Monsieur Nicole, que je vous prie de me renvoyer, et de bien menager l'auteur, n'y a point eté encore envoyée, parceque j'ay entendu depuis qu'il est dangereusement malade, et que les Medecins luy ont defendu absolument de ne rien lire.

Je vous suis, et ce de tout mon Coeur
Le très affectionné

Ernst P. L. de Hessen.

XXXV.

1683. 1. Februar.

Landgraf Ernst an Leibniz.

Die Approbation der Reformatoren für Landgraf Philipps Digamie abgedruckt. Ernst August, Anton Ulrich, und die Könige von Dänemark und Schweden.

Mon cher Monsieur Leibniz.

Je vous envois cy-joint encore une suite de ce qu'estoit ou est encore, destiné pour Monsieur *Nicole*. Je n'ay non seulement, mais Dieu sçait où les trouver, des monuments, de ce que vous demandez, assavoir l'approbation de Monsieur *Luther* et de *Bucer*, de *Melanchton*, de *Melander* f. *Nicander* *) et de bien d'autres Predicants, de la Polygamie de mon Bisayeul le L. *Philippe* pour *Margherite* de *Sale*; mais il se trouve même par communication deja imprimé aux Oeuvres de controverse du P. *Kedde*, Jesuite. Pourtant je n'ay que la copie, l'original se retrouvant en l'Archive de toute nostre maison à *Ziegenhayn* et n'est desormais une chose plus que notoire et sans contredit: J'ay oublié par l'autre poste de vous l'avoir mandé.

Auroit-on, entre nous le soit dit, si grand tort de soubçonner, qu'en cas que la Guerre de France fist diversion en Italie et à ceux de Venise pour la Guerre contre le Turc, qu'alors vostre Maitre se trouvant aussi bien desormais présent à Venise n'y prit pas à certaines conditions part, pour monstrer sa valeur et generosité contre un tel de toutes parts Aggresseur?

---

*) Dyonysius Melander, Hofprediger Landgraf Philipps.

Que fait nostre si aimable Duc Antoine Ulrich, auquel bienque je ne m'egale point de moyens, si est ce que par le defaut des mêmes egalements il m'a fallu retenir cette fois d'aller á Venise pour n'estre pas obfusqué du trop grand resplendissement de depense de vostre Maitre, comme auquel en ce si vain Monde à present neanmoins on regarde beaucoup. Le Roy de Danemarc, à ce que me semble, n'a gueres temoigné d'affection à nostre Patrie et à la maison Palatine, ayant demandé et ce encore assez preposterement la protection de sa soeur, l'Electrice de Heidelberg, au Roy de France, sur tout puisqu'il n'y a aucun doute, que le Duc de Neubourg en cas de Succession ne songe à rien moins que de ne luy pas tenir ce qu'en ce cas on luy doit.

Il me semble ainsi, que les nouvelles veulent, comme si le Duc de Holstein-Gottorf alloit ou etoit deja allé à Ratisbonne ou à Vienne pour ce qu'est assez aise de deviner. Que vous semble-t-il aussi, s'il est juste et convenable, que le Roy de Suede demande satisfaction de l'Empire deja assez plumé et desolé pour la retention de la Duché de *Deux-Ponts* par les François et de quelle consequence et absurdité il ne seroit, si à un chacun, qu'on ne peut maintenir, il faudroit encore donner satisfaction? Oh ohngerechte Lude.

Je vous suis et ce plus que jamais le très affectionné

E.

XXXVI.

1683. 9. Februar

Landgraf Ernst an Leibniz.

Ueber die vorgegebene legitime Vocation der protestantischen Prediger und die Transsubstantionslehre.

Voylà que par quatre postes de suite je vous ay escrit et par là vous voyez la grande estime que je fais de vostre merite!

Je vous envois cy-joint ce que cette foi j'ay cru digne de vostre curiosité. Et quand bien vous auriez de la difficulté de croire et de tenir tout ce qu'aussi bien explicitement n'est pas contenu en nostre profession de foy, pourquoy ne vous en seriez pas sur l'article de la vocation legitime et valable des Ministres ecclesiastiques? lequel assurement importe bien plus pour le salut des Ames, que ne font les speculations de Copernique ou même quelque difficulté philosophique pour la Transsubstantiation. Car le tout depend de croire autant la presence reelle et permanente du corps et du sang de Christ sous les especes sacramentales, lorsque par la Tradition nous sommes de la Transsubstantiation au reste, par ce que nous trouvons en l'Escriture sainte, que Christ nostre Legislateur auroit bien pu laisser la substance du pain sans le faire transsubstantier: non obstant que la plupart de nos Theologiens en vertu du texte même le veulent prouver.

XXXVII.

1685. 9. März.

Landgraf Ernst an Leibniz.

Ueber den Tod des trefflichen hessischen Geheimenraths von Diede.

Es ist wohl Schade, dass der Herr *von Diede*, ein sehr qualificirtes subjectum, dessen Plaz man so bald in Hessen und bei der Ritterschaft und bey izigem Reichszustand so bald seines gleichen nicht finden wird, sterben müssen. Ich habe izo ein wenig einen sehr starken Schnuppen; mais cela passera. Schicke ihm ad interim die Beilagen, mit Bitte, die teutsche mir wieder zu schicken. Je vous suis et demeure plus que jamais le très affectionné Amy

Ernst L. z. Hessen.

P. S. Je n'ay encore jamais rien veu de ce journal des Sçavans de Leipzig. Je vous prie de m'en envoyer seulement au plutost quelque piece pour echantillon.

Ce que vous desirez pour l'addresse de mes Lettres pour vous, on en aura soin pour l'avenir.

Voyla derechef un grand froid et gelée, des grandes neiges! Mais Dieu nous veuille preserver d'une telle secheresse de l'Eté comme a esté le passé!

Fortsetzung

des ungedruckten

BRIEFWECHSELS

zwischen

Leibniz und Landgraf Ernst

von Hessen-Rheinfels.

DRITTE ABTHEILUNG.

(1685 — 1693.)

Briefwechsel

zwischen

Leibniz und Landgraf Ernst von Hessen.

Dritte Abtheilung.

XXXVIII.

1685. 8/18. Mai.

Leibniz an Landgraf Ernst.

Neueste theologische Streitschriften von Nicole und Jurieu. Leibnizens rationalistische Ansicht über Glaubensdespotismus.

J'ay renvoyé incontinent le petit Roman prophetique que V. A. S. m'avoit communiqué, et j'espere qu'il aura esté rendu. Maintenant j'envoye le Livre de Monsieur Nicole, item un discours Allemand, où je trouve ce mot: »Remittatur.« J'admire de plus en plus la solidité et en même temps la fertilité des pensées de l'Autheur. L'Autheur de la Critique de l'histoire de Monsieur Maimbourg, c'est à dire Monsieur Jurieu, a publié depuis peu un volume de lettres vrayes ou feintes, qu'il écrit ou qu'on luy a écrites au sujet de son ouvrage et d'autres, qui y et même à d'autres matieres ont rapport; il garde tousjours son caractere avec d'agrément de lecture, de hardiesse et de mordacité. Sur la fin du livre il parle de l'ouvrage de Monsieur Nicole, comme luy tombant alors entre les mains, et par un artifice de son caractere il feint d'avoir appris que ce livret n'est point du tout estimé des connoisseurs de l'une ou de l'autre Religion, que pour luy il en est estonné, ayant trouvé ce livre digne de son Autheur. Il souhaitte même qu'on ne trouve point ce livre indigne de response. Il dit qu'on luy peut répondre en deux manieres : par retorsion et directement ; quant à la retorsion il dit que les Simples de l'Eglise Romaine auront de la peine à se bien asseurer de la verité de l'Eglise. C'est ce que j'ay remarqué aussi ; il est pourtant très vray qu'ils ont ce grand advantage, qu'ayant une fois la veritable Eglise, ils ne sont aucunement en peine sur la discussion d'une infinité d'autres choses. Quant à la response directe, touchant la veritable maniere dont les Simples doivent user pour asseurer de la verité de la foy, il veut qu'on doit agir non pas selon les regles de l'entendement mais selon la conscience que les premiers Chrestiens se sont souvent convertis par des raisons qui n'estoient pas valables, comme par exemple de ceux qu'ils voyoient souffrir le martire, comme lorsque les bourreaux mêmes sont devenus martirs. Il adjoute qu'on ne s'informe pas, comment un homme est devenu riche, il suffit qu'il le soit. Unde habeas, quaerit nemo, sed oportet habere ; de même il suffit qu'on aye la foy, n'importe si c'est par des raisons solides, ou par quelque hazard. Pour moy j'ay tousjours dit et je suis encore dans ce sentiment, que non seulement la pluspart des fideles ne sçauroient rendre raison de ce qu'ils sont ou qu'ils jugent ; quand je condamne quelques vers malfaits, je serois souvent bien en peine, si je devois reduire mon jugement à des raisons demonstratives :

et quand un connoisseur juge qu'un tableau est original, il aura de la peine de le faire comprendre aux autres. Dont il y a deux raisons, l'une que nous ne connoissons que confusement la pluspart des choses mêmes qui sont de nostre profession, et qui nous importent beaucoup; l'autre que quand mêmes nous eussions esclairés entierement toutes les matieres pour en juger par après solidement, il nous seroit impossible de retenir tout cela dans la memoire, les principes que nous aurions establis, et comme il seroit presque impossible de repeter tousjours cet examen dans toutes les occasions, où il en seroit besoin, il nous est impossible d'agir tousjours avec toute l'exactitude possible. Mais cela même confirme, qu'il est fort souhaittable que Dieu ayt establi une societé dont l'authorité soit capable de nous asseurer; j'avoue même qu'il y a bien des raisons qui rendent probable l'opinion, qu'il y en ayt; mais quand cette societé exige des choses qui ne sont pas in potestate, comment faire pour la contenter, et par là elle se refuse elle même et diminue la probabilité, que d'autres raisons luy donnent.

Mais je pourrois parler plus à fonds de ces choses et de bien d'autres quand j'auray le bonheur de faire la reverence à V. A. S., et j'espère d'avoir bientost cet honneur, c'est pourquoy je souhaitte de sçavoir, si elle se trouve à Schwalbach ou chez elle quoyqu'il me semble que l'un n'est guéres éloigné de l'autre. Mais si je puis faire cette course, je souhaitte que ce soit à l'Incognito et que V. A. S. ayt la bonté de rien témoigner mêmes aux siens, jusqu'à ce que j'ay eu le bien de luy en dire la raison. Je suis avec autant de respect que de passion

Monseigneur de V. A. S. le très humble et très
obeissant serviteur.

L.

Anmerkung. Wir verweisen hier auf etliche von *Grotefend* in dem so eben, 1846, erschienenen Briefwechsel zwischen Leibniz, Arnauld und Landgraf Ernst herausgegebene Briefe von 1686 und 1687, deren wiederholter Abdruck mit Ausnahme der beiden wichtigeren gegen Arnauld gerichteten (vom 12. April 1846) schon um desswillen unnöthig erscheint, weil Landgraf Ernst darin nur eine untergeordnete Rolle spielt, und weil Auszüge derselben sich schon in Arnaulds Werken (Paris und Lausanne 1776 Vol. IV. 189—200) finden.

1) Leibniz an Landgraf Ernst. 1686. $^{1}/_{11}$ Februar. Uebersendung einiger metaphysischer Sätze über Prädestination, Erbsünde, Unsterblichkeit der Seele, für Arnauld.

2), 3) und 4) Leibniz an Landgraf Ernst. 1686, 12. April. Unwillen über Arnaulds flüchtige Beurtheilung jener Sätze, und vorläufige Widerlegung desselben. Vergl. unten Nr. XXXIX und XL.

5) Landgraf Ernst an Leibniz. 1686. $^{21}/_{31}$ Mai. Verzweiflung an der Conversion der Herzoge von Braunschweig-Lüneburg, sowie des Kurfürsten von Sachsen, denen es ohnehin an reinen religiösen Motiven fehle.

6) Leibniz an Landgraf Ernst. 1686, November. Uebersendung einiger gegen Des-Cartes gerichteten philosophischen Satze über die Substanz und Natur der Seele u. s. w. und Apologie der Nützlichkeit solcher Philosopheme.

7) Leibniz an Landgraf Ernst. 1687. 30. April. Gleichmässige Apologie zum Beweis, dass solche Philosophie der Kirchenlehre nichts schade.

8) Landgraf Ernst an Leibniz. 1687, sine dato. Neue Aufforderung zum Uebertritt in die römisch-katholische Kirche, da Christus und Belial sich nicht mit einander vertrügen.

9) Leibniz an Landgraf Ernst. 1687, im Herbst. Der Inhalt ist folgender:

Wenn man auch von den Grundsätzen der römisch-katholischen Kirche nicht weit entfernt sei, die Tridentiner Bestimmungen der heiligen Schrift und den Kirchenvätern angemessen halten wollte, das System der römischen Theologie hinsichtlich seines compacten Zusammenhangs dem der Protestanten vorziehe, und sich an den Dogmen überhaupt nicht stosse, so könne man doch unmöglich über etliche sehr grosse, sehr verbreitete und in jener Communion geduldete Missbräuche *des Cultus* hinweggehn; ein Convertit stehe in Gefahr, sich entweder zu ihrer Approbation oder zum Stillschweigen darüber zu verpflichten: es könne nicht fehlen, dass man von denjenigen, welchen man ein solches Scandal gebe, für gewissenlos gehalten werde, dass ein solches Beispiel, wenn es missverstanden werde, zur Impietät führe; und es erscheine nach allen diesen Betrachtungen weit entschuldbarer, in seiner Communion zu bleiben, als in eine andere überzugehen, die solche unerträgliche Missbräuche dulde. Hierzu kämen die Anathemata des Tridentiner Conciliums; allzu strenge und keineswegs nothwendige, der christlichen Liebe widersprechende Verdammungen, welche statt ihren Zweck zu erreichen nur dazu dienten, ein Schisma hervorzubringen oder zu nähren. Das sei ein Missbrauch der Schlüsselgewalt (clave errante) gegen die, welche gerade in dieselbe äussere Communion zu treten wünschten, die man ihnen so ungerecht versage. Es gäbe noch ein Auskunftsmittel, wenn man bei dem factischen Zweifel, ob das Tridentiner Concilium ein wahres öcumenisches sei, und bei der Aussicht eines anderen, den ersten Prinzipien der katholischen Kirche gemässen, wahrhaft öcumenischen Conciliums, das Tridentiner ohnehin nicht allenthalben angenommene ignorire, und die Professio fidei Pius IV. nur auf die Geistlichen und Prediger beziehe. Aber dieses Auskunftsmittel werde schwerlich die päbstliche Genehmigung erhalten.

10) Leibniz an Landgraf Ernst, sine dato. Arnauld hatte aus Leibnizens Lehre von der Vorherbestimmung und ursprünglichen Conception Gottes (alle Dinge, Gattungen, Arten und Individuen umfassend) eine Consequenz des Fatalismus gezogen, und eine dogmatische Ketzerei gewittert. Leibniz stellt ihm nun durch Landgraf Ernst abermals die Anfrage, wie sich dies mit Arnaulds früherer Versicherung reime, dass man um solcher speculativen Meinungen willen Niemanden innerhalb der katholischen Kirche beunruhigen werde. Durch solchen unzeitigen und übertriebenen Rigorismus müsse jeder Vernünftige nur abgeschreckt werden. —

Fast alle von Grotefend mitgetheilten Briefe und Actenstücke gehören zu der metaphysischen Discussion zwischen Leibniz und Arnauld, bei welcher Landgraf Ernst nur die Vermittlung der Correspondenz übernommen hatte. Sie könnten aus dem Nachlass des Landgrafen noch stark vermehrt werden. Was aber die zahlreichen directen Briefe Arnaulds und des Landgrafen anbetrifft, von denen der Herausgeber der A. Werke nur geringe Bruchstücke hat abdrucken lassen, so beziehen sie sich grösstentheils auf den Streit der Jansenisten und Jesuiten. Die Jansenisten, des Calvinismus in der Abendmahlslehre und des ketzerischen Zweifels an der Untrüglichkeit des Pabstes beschuldigt, versäumten keine Gelegenheit den kirchlichen Gewohnheitsdienst, den Missbrauch der öfteren Communion ohne wahre Busse, die laxe und zweideutige

Sitten- und Klugheitslehre der Jesuiten und ihre unbedingte Anhänglichkeit an das Papat zu tadeln. Landgraf Ernst in der Mitte stehend, theilte sowohl den Jesuiten Jobert, und Dubois, als dem Jansenisten-Chef Arnauld ihre gegenseitigen Einwürfe mit. In der Beurtheilung des Schisma's, als einer Schuld der Protestanten, waren beide Partheien mit Landgraf Ernst einig; in der Streitfrage über die Conversion der Hugenotten stand ihnen der Landgraf gegenüber, dessen tolerante Grundsätze gegen jeden Glaubenszwang wir oben in der Einleitung entwickelt haben.

XXXIX.

1686. 12. April.

Leibniz an Landgraf Ernst.

Ueber Arnaulds flüchtige, unbillige und im Widerspruch mit dessen früherer toleranten Erklärung verketzernde Beurtheilung der Leibnizischen Philosopheme, betreffend die Prädestination. Vorläufige Widerlegung Arnaulds, zur Mittheilung an Arnauld selbst bestimmt. (Vergl. den folgenden Brief.)

Je ne sçay que dire à la lettre de Monsieur Arnauld et je n'aurois jamais crû qu'une personne dont la reputation est si grande et si veritable et dont nous avons de si belles Reflexions de Morale et de Logique iroit si viste dans ses jugemens; aprés cela je ne m'estonne plus si quelques uns se sont emportés contre luy. Cependant je tiens qu'il faut souffrir quelques fois la mauvaise humeur d'une personne dont le merite est extraordinaire, pourveu que son procedé ne tire point à consequence et qu'un retour d'équité dissipe les phantasmes d'une prevention mal fondée. J'attends cette justice de Monsieur

Arnauld et cependant quelque sujet que j'ay de me plaindre, je veux supprimer toutes les reflexions qui pourroient aigrir et qui ne sont pas essentielles à la matiere, mais j'espere qu'ils en usera de même. S'il a la bonté de m'instruire je le puis asseurer seulement que certaines conjectures, qu'il fait, sont fort differentes de ce qui est en effet, que quelques personnes de bon sens ont fait un autre jugement et que non obstant leur applaudissement je ne me presse pas trop de publier quelque chose sur des matieres abstractes qui sont au goust de peu de personnes, puisque le public n'a presqu'encore rien appris depuis plusieurs années de quelques decouvertes plus plausibles que j'ay; je n'avois mis ces meditations par escrit que pour profiter en mon particulier des jugemens des plus habiles, et pour me confirmer ou corriger dans la recherche de plus importantes verités. Il est vray que quelques personnes d'esprit ont gousté mes opinions, mais je seray le premier à les abuser, si je puis juger s'il y a le moindre inconvenient. Cette declaration est sincere, et ce ne seroit pas la premiere fois que j'ay profité des instructions des personnes éclairées; c'est pourquoy si je merite que Monsieur A. exerce à mon esgard cette charité qu'il y auroit de me tirer des erreurs, qu'il croit dangereuses et dont je declare de bonne foy de ne pouvoir encore comprendre le mal, je luy auray asseurement très grande obligation. Mais j'espere qu'il en usera avec quelque moderation et qu'il me rendra justice, puisqu'on la doit au moindre des hommes quand on luy a fait tort par un jugement precipité.

Il choisit une de mes Theses pour monstrer qu'elle est dangereuse, mais ou je suis incapable pour le present de comprendre la difficulté, ou je n'en voye aucune; ce qui m'a remis un peu de ma surprise et m'a fait croire que ce que dit Monsieur A. ne vient que de preventions; je tacheray donc de luy oster cette opinion estrange qu'il a conceue un peu trop promptement. J'avois dit dans le troisieme article de mon Sommaire, que la notion individuelle de chaque personne enferme une fois pour toutes ce qui luy arrivera à jamais, il en tire cette consequence, que tout ce qui arrive à une personne et même à tout le genre humain doit arriver par une necessité plus que fatale, comme si les notions ou previsions rendoient les choses necessaires, et comme si une action libre ne pouvoit estre comprise dans la notion ou veue parfaite, que Dieu a de la personne à qui elle appartiendra; et il adjoute que peutestre je ne trouveray pas d'inconvenient à la consequence qu'il tire. Cependant j'avois protesté expressement dans le même Article de ne pas admettre une telle consequence, il faut donc ou qu'il doute de ma sincerité, dont je ne luy ay donné aucun sujet, ou qu'il n'ait pas assez examiné ce qu'il refutoit. Ce que je ne blameray pourtant pas, comme il semble que j'aurois droit de faire, parceque je considere qu'il escrivoit dans un temps, où quelque incommodité ne luy laissoit pas la liberté d'esprit entiere, comme le témoigne sa lettre même et je desire de faire connoistre, combien j'ay de deference pour luy. Je viens à la preuve de sa consequence, et pour y mieux satisfaire, je rapporteray les paroles propres de Monsieur A.:

»Si cela est, (sçavoir que la notion individuelle de chaque
»personne enferme une fois pour toutes ce qui luy arrivera
»à jamais): *Dieu n'a pas esté libre de creer tout ce qui est de-*
»*puis arrivé au genre humain et ce qui luy arrivera à jamais*
»*doit arriver par une necessité plus que fatale*: il y avoit quel-
»que faute dans la Copie, mais je crois de la pouvoir restituer,
»comme je viens de faire: — *Car la notion individuelle d'Adam*
»*a enfermé qu'il auroit tant d'enfans, et la notion individuelle*
»*de chacun de ces enfants, tout ce qu'ils feroient, et tous les*

»enfants qu'ils auroient et ainsi de suite, il n'y a donc plus »de liberté en Dieu à l'esgard de tout cela, supposé qu'il ayt voulu creer, de ne point creer de nature capable de penser. Ces dernieres paroles doivent contenir proprement la preuve de la consequence, mais il est très manifeste qu'elles confondent necessitatem in hypothesi avec la necessité absolue. On a tousjours distingué entre ce que Dieu est libre de faire absolument et entre ce qu'il s'est obligé de faire en vertu des certaines resolutions desja prises, et il n'en prend gueres qui n'ayent déja esgard à tout. Il est peu digne de Dieu de les concevoir, (sous pretexte de maintenir sa liberté.) à la façon de quelques Sociniens, et comme un homme qui prend des resolutions selon les occurences et qui maintenant ne seroit plus libre de creer ce qu'il trouve bon, si ses premiers resolutions à l'esgard d'Adam ou autres enferment déja un rapport à ce qui touche leur posterité, au lieu que tout le monde demeure d'accord, que Dieu a reglé de toute eternité toute la Suite de l'Univers, sans que cela diminue sa liberté en aucune maniere. Il est visible aussi que cette objection detache les volontés de Dieu les unes des autres, qui pourtant ont du rapport ensemble. Car il ne faut pas considerer la volonté de Dieu de creer un tel Adam detachée de toutes les autres qu'il a à l'esgard des enfans d'Adam et de tout le genre humain, comme si Dieu premierement faisoit le decret de creer Adam sans aucun rapport à sa posterité; et par là neanmoins, selon moy, s'ostoit la liberté de creer la posterité d'Adam, comme bon luy semble, ce qui est raisonné fort estrangement. Mais il faut plustost considerer que Dieu, choisissant non pas un Adam vague, mais un tel Adam dont une parfaite representation se trouve parmy les estres possibles dans les Idées de Dieu accompagné de telles circonstances individuelles et qui entre

autre predicat a aussi celuy d'avoir avec le temps une telle posterité, Dieu dis-je le choisissant, a deja esgard à sa posterité et choisit en même temps l'un et l'autre, en quoy je ne sçaurois comprendre, qu'il y ayt du mal, et s'il agissoit autrement, il n'agiroit point en Dieu. Je me serviray d'une comparaison, un Prince sage, qui choisit un General, dont il sçait les raisons, choisit en effect en même temps quelques Colonels et Capitaines, et qu'il sçait bien que le General recommandera et qu'il ne voudra pas luy refuser pour certaines raisons de prudence, qui ne detruisent pourtant point son pouvoir absolu ny sa liberté: tout cela a lieu en Dieu par plus forte raison. Donc pour proceder exactement, il faut considerer en Dieu une certaine volonté plus generale et plus comprehensive qu'il a à l'esgard de tout l'ordre de l'Univers, puisque l'Univers est comme un tout que Dieu penetre d'une seule veüe: car cette volonté comprend virtuellement les autres volontés, touchant ce qui entre dans cet univers, et parmy les autres aussi celle de creer un tel Adam lequel se rapporte à la suite de sa posterité, laquelle Dieu a aussi choisie telle. Et même on peut dire que ces volontés du particulier ne different de la volonté du General, que par un simple rapport, et à peu pres comme la situation d'une Ville considerée d'un certain point de veüe differe de son plan geometral: car elles expriment toutes tout l'Univers, comme chaque situation exprime la Ville. En effect plus on est sage, moins on a des volontés detachées, et plus les veües et les volontés, qu'on a, sont liées et comprehensives, et chaque volonté particuliere enferme un rapport à toutes les autres, afin qu'elles soient les mieux concertées, qu'il est possible. Bien loin de trouver là dedans quelque chose qui chocque, je croirois que le contraire destruit la perfection de Dieu: et à mon avis il faut estre bien difficile ou bien prevenu pour trouver dans des sentiments si innocents, ou plustost si raisonnables, de quoy faire des exaggerations aussi estranges que celles, qu'on a envoyées a V. A.

Pour peu qu'on pense aussi à ce que je dis, on trouvera qu'il est manifeste ex terminis, car par la notion individuelle d'Adam j'entends certes une parfaite representation d'un tel Adam, qui a des telles conditions individuelles, et qui est distingué par là d'une infinité d'autres personnes possibles fort semblables, mais pourtant differentes de Luy: (comme toute Ellipse differe du Cercle quelque approchante qu'elle soit) auxquelles Dieu l'a preferé, parcequ'il Luy a plû de choisir justement un tel ordre de l'Univers, et tout ce qui s'ensuit de sa resolution, n'est necessaire que par une necessité hypothetique et ne destruit nullement la liberté de Dieu ny celle des esprits créés. Il y a un Adam possible, dont la posterité est telle, et une infinité d'autres, dont elle seroit autre, n'est il pas vray, que ces Adams possibles, si on les peut appeller ainsi, sont differents entre eux et que Dieu n'en a choisi qu'un, qui est justement le nostre? Il y a tant de raisons, qui procurent l'impossibilité, pour ne pas dire l'absurdité, ou même impieté du contraire, que je crois que dans le fonds tous les hommes sont du même sentiment, quand ils pensent un peu à ce qu'ils disent; peutestre aussi que si Monsieur A. n'avoit pas eu de moy le prejugé, qu'il s'est fait d'abord, il n'auroit pas trouvé mes propositions si estranges, et n'en auroit pas tiré des telles consequences. Je crois en conscience d'avoir satisfait à l'objection de Monsieur A. et je suis bien aise de voir que l'endroit qu'il a choisy comme un de plus choquans, l'est si peu à mon avis. Mais je ne sçais, si je pourroy avoir le bonheur de faire en sorte, que Monsieur A. le reconnoisse aussi. Le grand merite parmy mille avantages a ce petit defaut que les personnes qui en ont, ayant raison de se fier à leurs sentiments, ne sont pas aisement desabusées: pour moy, qui ne suis pas de ce caractere, je ferois gloire d'avouer, que j'ay esté mieux instruit, et même j'y trouverois du plaisir, pourveu que je le puisse dire sincerement et sans flatterie.

Au reste je desire que Monsieur A. sçache, que je pretends nullement à la gloire d'estre Novateur, comme il semble, qu'il a pris mes sentimens; au contraire je trouve ordinairement que les opinions les plus anciennes et les plus receües sont les meilleures, et je ne crois pas qu'on puisse estre accusé d'estre Novateur, quand on produit seulement quelques nous velles verités, sans renverser les sentimens establis, car c'est ce que font les Geometres et tous ceux qui passent plus avant: et je ne sçais s'il sera facile de marquer des opinions autorisées à qui les miennes soient opposées. C'est pourquoy ce que Monsieur A. dit de l'Eglise n'a rien de commun avec ces meditations, et je n'espere pas qu'il veuille, ny qu'il puisse asseurer, qu'il y a quoyque ce soit là dedans, qui passeroit pour heretique en quelque Eglise que ce soit. Cependant si celle, où il est, estoit si prompte à censurer, un tel procedé devroit servir d'avertissement, pour s'en donner de garde: et dés qu'on voudroit produire quelque meditation, qui auroit le moindre rapport à la Religion et qui iroit un peu au delà de ce qui s'enseigne aux enfans, on seroit en danger de se faire une affaire, à moins d'avoir quelque Pere d'Eglise pour Garant, qui dise la même chose in terminis. Encore cela peutestre ne suffiroit-il pas pour une entiere asseurance, surtout quand on n'a pas de quoy se faire menager.

Si V. A. S. n'estoit pas un Prince, dont les lumieres sont aussi grandes que la moderation, je n'aurois eu garde de l'entretenir de ces choses. Maintenant à qui s'en rapporter mieux qu'à Elle? et puisqu'Elle a eu la bonté de lier ce commerce, pourroit on sans imprudence aller choisir un autre Arbitre? D'autant qu'il ne s'agit pas tant de la verité de quelques propositions, que de leur consequence et tolerabilité, je ne crois pas qu'Elle approuve que les gens soyent foudroyés pour si peu de chose. Mais peutestre que Monsieur A. n'a aussi parlé en des termes si durs, qu'en croyant que j'admettois la consequence qu'il a raison de trouver effrayable, et qu'il changera de langage apres mon éclaircissement, à quoy sa propre equité pourra contribuer autant que l'autorité de Votre Altesse. Je suis etc.

XL.

1686. 12. April.

Leibniz an Landgraf Ernst.

Derselbe Gegenstand in vertraulicher Mittheilung. Unverhehlter Unwillen Leibnizens über Arnauld und dessen launische oder gallsüchtige Ausbrüche. Ueber Toleranz und Ketzerbekehrungen.

J'ay receu le jugement de Monsieur Arnauld et je trouve à propos de le desabuser, si je puis, par le papier cy joint en forme de Lettre à V. A. S., mais j'avoue que j'ay eu beaucoup de peine de supprimer l'envie, que j'avois tantost de rire, tantost de temoigner de la compassion, voyant que ce bon homme paroist en effet avoir perdu une partie de ses lumieres et ne se peut empecher d'outrer toutes choses, comme font les melancoliques, à qui tout ce qu'ils voyent, ou songent, paroist noir; j'ay gardé beaucoup de moderation à son égard, mais je n'ay pas laissé de Luy faire connoistre doucement, qu'il a tort. S'il a la bonté de me retirer des erreurs, qu'il m'attribue, et qu'il croit voir dans mes escrits, je souhaitterois qu'il supprimast les Reflexions personnelles et les expressions dures, que j'ay dissimulées par le respect que j'ay pour le merite du bon homme. Cependant j'admire la difference qu'il y a entre nos Santons*) pretendus et entre les personnes du monde qui n'en affectent point l'opinion et en possedent bien d'avantage l'effet. V. A. S. est un Prince Souverain, et cependant elle a monstré à mon égard une moderation que j'admire, et Monsieur A. est un Théologien fameux, que les meditations des choses divines devroient avoir rendu doux et charitable, et cependant ce qui vient de Luy paroist souvent fier et farouche et plein de dureté. Je ne m'estonne pas maintenant, s'il s'est brouillé si aisement avec le P. de Malebranche et autres, qui estoient fort de ses amis. Le P. de Malebranche avoit publié des Escrits que Monsieur A. a traitté d'extravagans, à peu pres, comme il fait à mon égard, mais le monde n'a pas tousjours esté de son sentiment. Il faut cependant qu'on se garde bien d'irriter son humeur bilieuse, cela nous osteroit tout le plaisir et toute la satisfaction, que j'avois attendue d'une Collation douce et raisonnable. Je crois qu'il a receu mon papier, quand il estoit en mauvaise humeur et que se trouvant importuné par là, il s'en a voulu venger par une responsе rebutante. Je sçay que si V. A. S. avoit le loisir de considerer l'objection, qu'il me fait, Elle ne pourroit s'empecher de rire, en voyant le peu de sujet, qu'il y a de faire des exclamations si tragiques, à peu pres comme on riroit en écoutant un Orateur qui diroit à tout moment: O coelum, o terra, o maria Neptuni! Je suis heureux, s'il n'y a rien de plus chocquant ou de plus difficile dans mes pensées, que ce qu'il m'objecte. Car selon luy, si ce que je dis est vray, sçavoir que la notion ou consideration individuelle d'Adam enferme tout ce qui luy doit arriver, et à sa posterité, il s'ensuit selon Monsieur A., que Dieu n'aura plus de liberté maintenant à l'égard du genre humain: il s'imagine donc Dieu comme un homme, qui prend des resolutions selon les occurences, au lieu que Dieu prevoyant tout et reglant toutes choses de toute eternité a choisi du primabord toute la suite et connexion de l'Univers, et par consequent non pas un Adam tout simple, mais un tel Adam, dont il prevoyoit, qu'il feroit des telles choses et qu'il auroit des tels enfans, sans que cette providence de Dieu reglée de tout temps soit contraire à sa liberté: de quoy tous les Theologiens (à la reserve de quelques Sociniens, qui conçoivent Dieu d'une maniere tres humaine) demeurent d'accord, et je m'estonne que l'envie de trouver je ne sçay quoy de chocquant dans mes pensées (dont la prevention avoit fait naistre en son esprit une idée confuse et mal digerée) a porté ce sçavant homme à parler contre ses propres lumieres et sentimens. Car je ne suis pas sssez peu equitable pour l'imiter et pour luy imputer le dogme dangereux de ces Sociniens (qui destruit la souveraine perfection de Dieu), quoyqu'il semble d'y incliner dans la chaleur de la dispute.

---

*) Muhamedanische Heilige.

Tout homme, qui agit sagement, considere toutes les circonstances et liaisons de la resolution qu'il prend et cela suivant la mesure de sa capacité, et Dieu qui voit tout parfaitement et d'une seule veue, peut il manquer d'avoir pris ses resolutions conformement à tout ce qu'il voit, et peut il avoir choisi un tel Adam sans considerer et resoudre aussi tout ce qui a de la connexion avec Luy: et par consequent il est ridicule de dire, que cette resolution libre de Dieu luy oste sa liberté, autrement pour estre libre il faudroit estre tousjours irresolu. Voila ces pensées chocquantes dans l'imagination de Monsieur A. Nous verrons si à veue des consequences il en pourra tirer quelque chose de plus mauvais. Cependant la plus importante reflexion que je fais là dessus c'est que Luy même autresfois a escrit à V. A. que pour des opinions de Philosophie on ne feroit point de peine à un homme qui seroit de leur Eglise, ou qui en voudroit estre, et le voilà Luy même maintenant qui oubliant sa moderation se dechaine sur un rien. Il est donc dangereux de se commettre avec ces gens là, et V. A. voit combien on doit prendre des mesures. Aussi a esté une des raisons que j'ay eue de communiquer ces choses à Monsieur A., sçavoir pour le sonder et pour voir, comment il se comporteroit, mais tange montes et fumigabunt. Aussitost qu'on s'écarte tant soit peu du sentiment de quelques Docteurs ils éclatent en foudres et en tonnerres; je ne crois pas que le monde seroit de son sentiment, mais il est tousjours bon d'estre sur ses gardes. V. A. cependant aura occasion peutestre de Luy representer que c'est rebuter les gens sans necessité, que d'agir de la sorte, afin qu'il en use doresnavant avec un peu plus de moderation. Il me semble que V. A. a echangé des Lettres avec Luy touchant les voyes des contrainte dont je souhaitterois d'apprendre le resultat. Au reste S. A. S. mon Maistre est allé maintenant à Rome, et il ne reviendra pas apparemment en Allemagne si tost qu'on avoit creu. J'iray un de ces jours à Wolffenbuttel et feray mon possible pour ravoir le Livre de V. A. On dit qu'il y a une histoire des heresies modernes de Monsieur Varillas. La lettre de Mastricht que V. A. m'a communiquée, touchant les conversions de Sedan, paroist fort raisonnable. Monsieur Maimbourg (dit-on) rapporte que St. Gregoire le Grand approuvoit aussi ce principe, sçavoir qu'il ne faut pas se mettre en peine, si les conversions des heretiques sont feintes, pourveu qu'on gaigne veritablement leur posterité. Mais il n'est pas permis de tuer des ames, pour en gagner d'autres*), quoyque Charles Magne en ait usé de même a peu pres contre les Saxons, en les forçant à la Religion l'espée à la gorge. Maintenant nous avons icy Monsieur Leti, qui nous a apporté son histoire de Geneve en cinq volumes, dediée a la Maison de Brunsvic. Je ne sçay quel rapport il y a trouvé. Il dit d'assez jolies choses quelques fois, et est homme de bon entretien. Je suis etc.

XLI.

1686. 28. November/8. December

Leibniz an Landgraf Ernst.

Aufhebung des Edicts von Nantes und Betrachtungen über den Inhalt und die Folgen der königl. Declaration. Französische Fortificationen am Rhein. Unzeitige satyrische Medaille gegen Ludwig XIV. Hannövrische Licent-Verordnung und deren Beurtheilung. Rathschlag um vielmehr die französischen Weine zu besteuern. Mittheilung der Philosopheme über die Natur der Seele für Arnauld und Apologie solcher Betrachtungen. Tod des Erzbischofs von Utrecht.

J'ay esté tellement distraict depuis quelques semaines, que je n'ay pû trouver plustost le temps de satisfaire aux devoirs, que les bontés de V. A. S. exigent de ma reconnoissance; je renvoy donc les pieces qu'Elle m'a communiquées sous l'Apostille de *remittatur*, avec des actions des graces pleines de respects et de devotion. Les Reflexions sur la declaration du Roy T. C. du 12 Juillet de cette année concernant la R. P. Reformée [*]) est sans doute la piece la plus importante et je n'y vois, qui ne soit evidemment demonstré. Je remarque dans le 1 article de la declaration une defense sous peine de mort, à l'esgard des Ministres non seulement François, mais encore estrangers, d'entrer en France, au lieu qu'en Angleterre la defense n'alloit que contre les Prestres Anglois. Il n'y a pas long temps qu'un jeune homme de ce Pays, ayant desja esté receu Ministre en survivance de son Pere, eut permission de faire un voyage en Hollande et en France pour quelques mois; cet homme auroit esté coupable de mort en vertu de cette declaration. Il arrive quelquesfois qu'on choisit des Ministres pour accompagner quelques jeunes Seigneurs dans leur voyages, ces Ministres pourroient estre denoncés et mis en danger et même les François qui ne les deceleroient pas, pourroient suivant le second article estre mis, les hommes aux galeres à perpetuité et les femmes dans la prison perpetuelle d'un couvent. Le 4me article excepte les Ministres éstrangers qui sont chez les Ambassadeurs ou Envoyéz, mais les cas susdits n'y sont pas compris. Le 5me article est sans doute le plus terrible qui se puisse lire et même si general que les juges luy peuvent donner telle estendue, que bon leur semble. Car le Roy ne se contente pas de

---

*) Die folgenden Stellen fehlen bei Grotefend.

---

[*]) Religion Protestante Reformée. Die königliche Declaration betrifft die im October 1685 geschehene Aufhebung des Edicts von Nantes, worüber unsere Einleitung am Ende des Abschnitts über Landgraf Ernst nachzusehen ist.

defendre à ses sujets sous peine de mort toutes les Assemblées de Religion, mais absolument tout exercice, quel particulier qu'il puisse estre. Ainsi un amy ne pourra point sans danger consoler son amy moribond, ny luy lire quelques prieres ny chanter avec luy quelques chansons devotes, quelques bonnes qu'elles puissent estre. Mais il n'y aura point de danger, de faire des debauches ensemble et de chanter des chansons lubriques, et si on prend cet article dans sa vigueur un Huguenot en France n'osera lire la Bible de Geneve, ny chanter des pseaumes, ny faire des prieres du matin et du soir, et devant ou après le disner ou le souper, sur tout si entroient là dedans quelques expressions qui seroient sujettes à n'estre pas entierement approuvées par quelques scrupuleux Catholiques: un Père et une Mère n'oseront pas instruire ses enfants dans le Catechisme et dans les principes de la pieté suivant la methode de leur Religion, par toutes ces choses peuvent passer pour des exercices, et par consequent seront punissables de mort: ou bien cette Declaration aura besoin d'une autre Declaration moins rigoureuse, et j'advoue que celle cy ne paroist nullement capable a rappeler les fugitifs, qui ont sujet à craindre à leur retour une Inquisition semblable à celle, qu'il y a en Espagne ou Portugal à l'esgard des Maures ou Juifs convertis, mais tant soit peu soubçonnés. On dit que les Japponois apres avoir bannis le Christianisme, furent si rigoureux, que les Hollandois pour y subsister devoient abstenir de tout signe exterieur de Religion. Les Empereurs Romains ne defendoient pas aux Chrestiens leur exercice en particuliers, mais ils leur ordonnoient celuy de la Religion dominante. Au lieu qu'en Espagne on fait l'un et l'autre, en France on fait le contraire de ce que faisoient les Romains, on ne contraint pas encore les Huguenots directement, au moins suivant les Edicts, d'aller à la Messe, mais on les empeche d'exercer leur Culte. Cependant j'apprends que la practique va plus loin que les Edicts, et qu'on convertit les Huguenots à force des Dragons, mettant au desespoir ceux qui tiennent ferme, ainsi on devient à peu pres à la rigueur de l'Inquisition, excepté que le genre de mort est moins rude. — Je me souviens, qu'il y avoit aussi la censure des Nouveaux Cardinaux parmy les pieces que V. A. S. m'ordonnoit de renvoyer, mais la cherchant parmy mes papiers, je ne la sçaurois trouver presentement, elle ne m'echappera pourtant pas et je l'envoyray apres, cependant je supplie tres humblement V. A. de me pardonner ce manquement.

Je crois que les François qui minutoient il y a long temps la fortification du pont de Hunningen du costé d'Allemagne, ont esté bien aises que l'Alliance *) leur a fourni un pretexte, bon ou mauvais, pour la parachever: Je veux croire que le Roy est poussé quelques fois à telles resolutions par des personnes qui seroient bien aises de voir rallumée la guerre, et qui se servent adroitement des bruits et discours desavantageux, semés par des imprudents pour animer un Prince jaloux de sa gloire. La Medaille de Nurenberg est une de ces pieces, propres à faire un fort mauvais effet. L'Empereur est trop sage pour vouloir practiquer le *pello duos*, à l'esgard de tous deux en même temps, et ce vers: »Infelix Budam Ludovicus perdidit olim« est une affectation peu raisonnable, car qu'importe qui là perdue. C'est qu'on a tiré par les cheveux l'occasion de picquer mal à propos Louis XIV. Outre que dans la verité Louis, Roy d'Hongrie, perdit plustost la vie que Bude. Le »Sol stat« desja vieux ne se refute que trop par les effets visibles, et peut estre que sans le Pape on en aurait déja veu de plus grands. Au lieu de ces bravades mal basties on feroit bien de se mettre en bon estat, et au reste de parler aux François d'une maniere vigoureuse et raisonnable dans les Conferences et Assemblées publiques, où il est temps de le faire.

---

*) In dem Jahre 1685 und 1686 wurden mehrere Defensiv-Bündnisse der deutschen und europäischen Mächte gegen Frankreich geschlossen, und es blieb fast nur der König von Dänemark, besonders in der Absicht Hamburg unter seine Botmässigkeit zu bringen, auf der Seite Ludwigs XIV.

On *) a maintenant introduit les Licentes dans le Pays d'Hannover, l'intention est de charger seulement la consomption et nullement le commerce, de sorte que les marchands, en tant que Marchands, ne payent rien, mais seulement les achéteurs. Les Meuniers ne laissent sortir aucune farine de leur Moulin ou Maison, ny les Tailleurs aucun habit, ny les Cordonniers des souliers, sans recevoir un billet de licence, qu'ils sont obligés paraprés de porter au Controlle. On a mis aussi quelque chose sur les animaux, qui doivent estre tués chez le boucher, et sur la boison et sur le sel, ce sont là les principaux articles, l'impost va au 12me ou 10me denier du prix environ. Il me semble qu'on auroit eu raison de charger au double le vin de France, pour tacher de le bannir un peu des Pays, car il s'en consume à present une furieuse quantité dans la basse Saxe, les paysans mêmes s'y acoustument de plus en plus, car outre qu'ils font gloire de pouvoir boire du vin, ils y trouvent presque du mesnage, car comme ces gens là aiment ce qui leur donne dans la teste, ils y arrivent bientost en beuvant du vin, au lieu qu'une grande quantité de bierre ne

---

*) Die folgenden Bemerkungen über die damals aufkommenden indirecten Besteuerungen treffen auch andere Staaten: wie z. B. Hessen-Cassel.

leur fait rien; cela cependant tire beaucoup d'argent hors le Pays, et nuit beaucoup à la brasserie de la bierre. Il faut avouer que cette maniere d'impost a plusieurs avantages, mais les deux plus grandes difficultés qu'on y trouve, c'est premierement, la quantité des fraudes, tant à cause que nostre Pays n'est pas fermé assez et a trop de voisins dont une partie ne nous imitera jamais, que parcequ'il faut une grande multitude d'Officiers, à qui on paye tres peu; l'autre difficulté est, que les pauvres gens qui vivent du jour à la journée, et qui n'ont point de biens immeubles, seront chassés du Pays, ce qui est dommageable des plusieures manieres, en diminuant la populacité*), qui est la force d'un Pays, et nuira quelque jour sur tout aux Levées des trouppes, quoy qu'il y puisse estre utile presentement. Car ces pauvres gens payent bien plus qu'auparavant, au lieu que les bourgeois et paysans mediocres sont soulagés. Les Gentilhommes du pays ne payent point de Licente des fruits de leurs propres biens Féodaux quand ils les y consument eux mêmes; si on diminuoit un peu la Licente de la plus grossiere farine, pour en charger davantage la mediocre et encore davantage la plus fine, plus que cette proportion ne porte, on pourroit venir à quelque temperament en faveur des pauvres. S'il y avoit beaucoup à gagner chez nous comme en Hollande, ce seroit une autre affaire, car ce lay arresteroit les gens. — Je prends la liberté, Monseigneur, de supplier V. A. S., qu'il luy plaise, d'ordonner qu'on fasse tenir à Monsieur Arnauld ce qui est joint icy pour luy**) et comme y est traitté des matieres esloignées des sens exterieurs et dependantes de l'intellection pure, qui ne sont pas agreables, et le plus souvent sont mesprisées par les personnes les plus vives et les plus excellentes dans les affaires du monde, je diray icy quelque chose en faveur de ces Meditations, non pas que je sois assez ridicule pour souhaitter que V. A. S. s'y amuse (ce qui seroit aussi peu raisonnable, que de vouloir qu'un General d'Armée s'applique à l'Algebre, quoy que cette science soit tres utile à tout ce, qui a connexion avec les Mathematiques), mais afin que V. A. S. puisse mieux juger du but et usage de telles pensées, qui pourroient paroistre peu dignes d'occuper tant soit peu un homme, à qui tous les moments doivent estre pretieux. En effet, de la maniere que ces choses sont traittées communement par les Scholastiques, ce ne sont que disputes, que distinctions, que jeux de parole, mais il y a des veines d'or dans ces rochers steriles. Je mets en fait que la pensée est la fonction principale et perpetuelle de nostre ame. Nous penserons tousjours, mais ne viverons pas toujours icy, c'est pourquoy ce qui nous rend plus capables de penser aux plus parfaits objects et d'une maniere plus parfaite, c'est ce qui nous perfectionne naturellement. Cependant l'estat present de nostre vie nous oblige à quantité de pensées confuses, qui nous ne rendent pas plus parfaits. Telle est la connoissance des coustumes, des Genealogies, des temps, des Langues, et même toute connoissance historique des faits, tant civils que naturels, qui nous est utile pour eviter les dangers et pour manier les corps et les hommes, qui nous environnent, mais qui r'eclaire pas l'esprit. La connoissance des routes est utile à un Voyageur, pendant qu'il voyage, mais ce qui a plus de rapport aux fonctions, où il sera destiné in patria, luy est plus important Or nous sommes destinés à vivre un jour une vie spirituelle, ou les Substances separées de la matiere nous occuperont bien plus que les corps; mais pour mieux distinguer ce qui esclaire l'esprit de ce qui le conduit seulement en aveugle, voicy des exemples tirés des arts. Si quelque ouvrier sçait par experience seulement ou par tradition que, le diametre estant de 7 pieds, la circomference du cercle est un peu moins que de 22 pieds, ou si un Canonier sçait par ouy dire, ou pour avoir mesuré souvent, que les corps sont jettés le plus loin par un angle de 45 degrés, c'est le sçavoir confusement et en Artisan, qui s'en servira fort bien, pour gagner sa vie, et pour rendre service aux autres; mais les connoissances qui esclairent nostre esprit ce sont celles qui sont distinctes, c'est à dire qui contiennent les causes ou raisons, comme lors qu'Archimede à donné la demonstration de la premiere des regles, dont je viens de parler, et que Galilei a donné celle de la seconde, et en un mot, c'est la seule connoissance des raisons en elles mêmes ou des verités necessaires et eternelles, sur tout de celles qui sont les plus comprehensives, et qui ont le plus de rapport au Souverain Estre, qui nous peuvent perfectionner. Cette connoissance seule est bonne par elle même, tout le reste est mercenaire, et ne doit estre appris que par necessité à cause*) des besoins de cette vie et pour estre d'autant mieux en estat de vaquer à la perfection de l'esprit. Cependant le dereglement des hommes, et ce qu'on appelle le soin *de pane lucrando*, et souvent aussi la vanité fait qu'on oublie le Seigneur pour le valet et la fin pour les moyens. C'est justement selon le Poete; *Et propter vitam vivendi perdere causas:* à peu pres comme un avare prefere l'or à sa santé, au lieu que l'or n'est que pour servir aux commodités de la vie. Or puisque ce qui perfectionne nostre esprit (la lumiere de la grace, mise à part) est la connoissance demonstrative des plus grandes verités par leurs causes ou raisons, il faut avouer que la Metaphysique ou Theologie naturelle qui traite des substances immaterielles, et particulierement de Dieu et de l'ame, est la plus importante de toutes, et on n'y sçauroit assez avancer sans connoistre la veritable notion de la substance, que j'ay expliquée d'une telle maniere dans ma precedente Lettre à Monsieur Arnauld, que luy même, qui est si exacte et qui en avoit esté chocqué au commencement, s'y est rendu. Enfin ces meditations nous fournissent des consequences suprenantes, mais d'une merveilleuse utilité pour se delivrer des plus grands scrupules, touchant le concours de Dieu avec les creatures, sa présciencc et preordination, l'union de l'ame avec le corps, l'origine du mal et autres choses de cette nature; je ne dis rien icy des grands usages, que ces principes ont dans les sciences humaines, mais au moins je puis dire, que rien n'eleve davantage nostre Esprit à la connoissance et l'amour de Dieu, autant que la nature nous y aide. J'avoue que tout cela ne sert de rien, sans la grace, et que Dieu donne sa grace à des gens qui n'ont jamais songé à ces Meditations. Mais cependant Dieu veut aussi que nous n'omettions rien du nostre et que nous employions selon les occasions les perfections, qu'il a données à la nature humaine, et comme il ne nous a fait que pour le connoistre et l'aimer, on n'y sçauroit assez travailler, ny faire un meilleur usage de nostre temps et de nos forces, si ce n'est que nous soyons occupés ailleurs pour le public et pour le salut des autres. — On m'a dit que Monsieur l'Evêque de Castorie est mort *), V.

---

*) Population.

**) Man findet diese philosophischen Abhandlungen bei Grotefend a. a. O. Nr. 14. 15., und die ganze folgende Apologie solcher Speculationen eben daselbst Nr. 16.

---

*) So lautet das im Original für Grotefend unleserliche Wort. pag. 77. a. a. O.

---

*) Der Erzbischof von Utrecht starb am 8. Juni 1686. Siehe den folgenden Brief.

A. l'aura appris sans doute, si cela est veritable et elle sçaura même qui luy a succedé. On avoit dit aussi que Monsieur l'Archevêque de Rheims, et même Monsieur l'Evêque de Meaux, estoient tombés dans les disgraces du Roy: Il est vrai qu'ils ne sont pas trop grands amis de Monsieur l'Archevêque de Paris et du R. P. de la Chaise, qui sont tout puissants dans les matieres Ecclesiastiques.

XLII.

1686. 8|18. Dec.

Landgraf Ernst an Leibniz.

Antwort. Zweifel an der Reichs- und Landes-Verfassungsmässigkeit der hannovrischen Licentverordnung. Der Erzbischof von Utrecht. Ueber katholische Strenge bei der Taufe protestantischer Kinder, und Ergänzung der Taufceremonien. Des Landgrafen Abhandlung über die Pflicht eines königlichen Beichtvaters, und über ein Gesuch der Frankfurter Reformirten um Religionsfreiheit. Die Refugiés zu Cassel und ihr absonderliches Benehmen. Anarchie der Protestanten.

1) J'ay receu avant hier la vostre du 28. Nov./8. Decbr. d'Hannover, et vous en remercie.

2) Je voudrois bien, que vous me renvoyiez une fois non seulement l'Apologie pour les Catholiques, mais aussi les armes des Cardinaux de la derniere promotion.

3) Je suis d'accord avec vous, autant de ce que vous dites des Licentes des vostres Pays (non sçais je si même sans consentement du supreme Chef en l'Empire les Princes ayent de leur autorité, et sans le consentement des Estats ce pouvoir)

comme aussi d'une telle et si faite exotique maniere de proceder du Roy de France contre les P. Reformés.

4) Je vous envoye aussi cy joint cet escrit latin, imprimé de la mort de Monsieur de Castorie, qu'il vous plaira de me renvoyer; moy bien que Catholique je ne suis pas d'accord avec celuy qui a escrit cela que feu Monsieur de Castorie soit tant à louer, qu'il a voulu faire Scrupule et donner occasion de persecution et à des amendes pecuniaires (des quelles on se lasse aussi bien bientost) pour ne devoir permettre que leurs enfants soient baptisés par des Ministres; autre chose seroit, si on les vouloit par la même forcer pour l'education aussi. Car puisque nous estimons le Baptéme valide, pourquoy et pour une telle formalité s'attirer une persecution; sur tout puisque aussi bien les Hollandois en tels Pays, où ils vexent les Catholiques par là, n'empechent point pourtant le Supplement de telles ceremonies par nos Prestres; outre qu'avec feu Monsieur de Pavillon, Evéque d'Aleth, je suis d'accord avec son Rituel ou Agende, que les ceremonies qui anticipent ce qu'est de l'essence du Baptéme, ne se doivent reïterer à ceux qui d'une ou d'autre façon ont esté en cas de necessité, ou par des Laiques et Ministres une fois validement baptisés, comme le soufflement, Exorcisme, Sel, Crachat, ou plustost Salive et les Onctions de l'huile des Catechumenes, la quelle sienne Sentence, que veritable et raisonnable elle soit, a esté neanmoins par les brigues des Jesuites et par une pure et je ne sçais quelle animosité contre sa personne (qu'ils ont creu Janseniste) censurée à Rome, et en quoy ceux de Rome certes ne se sont pas monstrés infaillibles. Autre chose est de telles ceremonies qui suivent apres, comme est le Chrisme, l'habit blanc d'innocence et la chandelle; quant à ceux là, cela n'est pas tant irraisonnable qu'on les supplée, bien que

depuis un Siecle desja et demy on ne l'ait practiqué envers tant de milliers des personnes adultes Protestantes, qui se sont convertis à la foy Catholique; et à Dieu ne plaise que par quelque preposterement zelé et haineux cela ne soit representé une fois à Rome et qu'on en embéguine quelque Pape de le vouloir encore avoir; car cela ne serviroit qu'à encore plus faire voir nostre foible et rebutter ceux qu'on veut et qu'on devroit plustost attirer à nous, que non les tant plus esloigner. Car tout aumoins la consequence vaudroit, que donc L'Eglise a erré un Siecle et demy, de ne s'en estre apperceu plustost et de l'avoir exigé.

5) Je vous envoys cy joint une piece asseurement un peu curieuse, touchant le devoir d'un Confesseur Royal, mais que je vous prie de me renvoyer au plustost, et de plus je vous conjure de n'en garder copie et que jamais de vous soit venu que j'en sois l'auteur. Nam dies mali sunt, et plus quam unquam veritas odium parit.

6) Autant que vous le pouvez (car à moins je fais profession autant de discretion, comme de candeur) escrivez moy si le second fils de Monsieur vostre Maistre, outre les gages de son Regiment en l'armée Imperiale, a aussi encore et jusques à quelle somme un Deputat de Monsieur son Pere, c'est par pure curiosité que je le demande, et n'en sera fait aucun mauvais usage.

7) La grande nouvelle qu'on a à attendre, ce sera celle de l'estat de la santé de la personne du Roy T. C., comme de laquelle in utramque partem dependera beaucoup.

8) Qu'est ce qu'on a à s'attendre une fois de la restitution du Duc de Holstein Gottorff, et cette et si violente detention de son Patrimoine doit elle toujours durer?

9) Il y a eu nouvelles de Cologne, comme s'il y avoit un

nouveau Traitté sur le tapis entre la France et la Maison de Braunschweig, de quoy moy, comme aussi bien peu esclairé, je ne me sçaurois pas bien persuader, au cas que vray soit que vos Maistres ayent desja receus par anticipation des sommes considerables des subsides paravance de Messieurs les Estats Generaux des Provinces unies du Pays bas.

10) N'avez vous rien entendu de la recherche qu'a esté faite par les Reformés de Francfort avec intercession ou recommendation de Brandenbourg et de Hessen-Cassel (car pour Heidelberg cela a changè de face) pour avoir un exercice libre en la Ville, et ce que le Ministere Lutherien a repondu; de quoy je vous prie me le renvoyer incessamment; j'y ay fait une disertation, mais que je ne vous sçaurois envoyer encore ny pour cette fois.

P. S. 11) Vous me feriez plaisir de m'informer si non seulement à Zel et au Pays d'iceluy, mais aussi en le Duché d'Hannover il y a des Eglises ou Assemblées publiques de ces Refugiés P. Reformés François, et en quelle quantité encore ils se trouvent. A Cassel ils ont de la peine à se pouvoir accoustumer à nos coustumes et mêmes les Ministres à Cassel, quoyqu'autrement Puritains, ne se peuvent trouver dans la singularité de ces François et à ne se vouloir un peu accommoder au Rit, bien qu'il s'en faut beaucoup qu'ils soient ceux de vostre Pays, et partant encore plus ou assez esloignés des Papistes; par exemple de ne vouloir prescher qu'avec le Chapeau en teste, de porter un court manteau, au lieu d'un long, *) et choses semblables, dont on se pourroit estonner.

---

*) Landgraf Ernst erwähnt irgendwo, dass man zu Cassel die kurzen Mäntel der Hugenottenprediger spöttisch mit Apothekermänteln verglichen habe.

Pourquoy vont ils donc au son des cloches en l'Eglise, car non seulement on ne trouve rien de cela en l'Escriture, mais même difficilement il y en a eu aux premiers cinq Siecles, et qui plus est, selon leur dire, les Papistes en ont tout autant, ou en abusent, comme en d'autres choses que pour cela ils veulent avoir abolies au culte divin. Pardonnez moy, mon cher Monsieur Leibniz, que je vous decouvre mon coeur, n'avez vous pas après tout un peu de confusion d'estre d'une Religion (Moy j'en ay bien de la mienne, comme en laquelle on procede si exotiquement, pour ne dire non chrestiennement, avec nos Adversaires contre toute regle de Charité) laquelle il faut que bon ou malgré elle reconnoisse pour sa Camerade. Car faisant profession du Protestantisme il faut que vous constituiez vostre Eglise d'un assemblage des telles entre elles contrariantes Sectes. Autre chose est de nos debats entre Jesuites, Jansenistes, Thomistes et si vous voulez jusques icy Quietistes: car tous ceux vont encore à des mêmes Autels et Communion, et reconnoissent tant un même Regiment Ecclesiastique, ce que de vous autres on ne peut dire!

12) La Lettre à Monsieur Arnauld sera soignée, avec cela je vous souhaite les tres heureuses festes de Noel, et le bon et heureux nouvel an, plein de toute prosperité selon vostre souhait; Je vous enverray bientost un Exemplaire du sincere Catholique, mais à certaine condition.

XLIII.

1687. 27. Nov.

Landgraf Ernst an einen katholischen Fürsten.

Characteristik Leibnizens aus dem katholischen Gesichtspunkte, zum Behuf einer Empfehlung desselben, von der Hand des Landgrafen Ernst, nebst einer Nachschrift von Leibniz selbst. *)

Ce que, et au moins autant que je sçais, est à tenir de la Religion d'un certain autrement très sçavant, habile et fort honneste homme, duquel neanmoins avec St. Hierome — à ce que me semble, in Apologia contre Rufinum — on peut, au moins jusques icy, bien dire, *Quisquis sit, noster non est.*

1) Comme il est né et elevé Lutherien, il ne se faut pas tant estonner, que sçavant qu'il soit il n'a pas neantmoins toutes les idées d'un né et elevé Catholique Romain, comme en la communion de laquelle on suce quasi avec le laict une deference bien particulière à l'Eglise.

---

*) *Anmerkung.* Vergleiche über die damalige Reise Leibnizens nach Wien und Italien unsere Einleitung, sowie Guhrauers Lebensbeschreibung Leibnizens III. 74. Anm. 7, wo man des Landgrafen vom 4. Dec. 1687 datirtes Empfehlungsschreiben an den katholischen Kurfürsten von der Pfalz, Philipp Wilhelm von Neuburg), in deutscher Sprache findet. Leibniz hatte damals, im Herbst 1687 Rheinfels besucht (den Hof des Königs von Yvetot, wie Landgraf Ernst scherzhaft seine Residenz nannte); die daselbst wohl verabredete Empfehlung war hauptsächlich für den Kaiser, den Schwiegersohn des Kurfürsten berechnet. Es geht aber aus einem späteren Briefe Leibnizens aus Wien unter Nr. XLVI. hervor, dass er, Heidelberg auf seiner Reise nicht berührend, jenes Empfehlungsschreiben nicht einmal abgegeben hat. Leibniz verfolgte seinen wissenschaftlichen, der Landgraf seinen katholischen Zweck.

2) Il a la pluspart de sa vie esté et l'est encore entre les Protestans, et après tout on sçait quel effet que cela ne coopère: car enfin nous sommes hommes, auxquels sans une bien speciale grace de Dieu il n'est pas toujours si facile à se dépêtrer de prejugés dès l'enfance conceus et imbus.

3) Il est vrai, qu'il a esté une fois assèz de temps entre les mains du feu Baron de Boineburg, qui se plaisoit à faire autant qu'avec les mains taster les absurdités du Lutheranisme — sed non est currentis neque volentis sed potius dei miserentis, et spiritus flat ubi vult; *) — et au dernier nous verrons à quoy et à qui il a tenu. Car je crois si en beaucoup il n'est pas content avec tout ce de son parti, qu'il ne l'est pas aussi avec tout ce du nostre; et qu'il se persuade que de part et d'autre il y a encore, auprès de l'un plus que de l'autre, bien de l'humain.

4) Si jamais aussi un Protestant, surtout un qui n'a pas encore esté en Italie, sçait beaucoup de controverses, asseurement qu'il peut passer pour tel, vray est, que j'ay peur, que s'il n'avoit point esté plus edifié, ains plustost plus scandalisé et rendu tant plus dur en ses sentimens **).

---

*) Aber Laufen und Wollen thut es nicht, sondern Alles hängt von der Barmherzigkeit Gottes und von dem Einfluss des heiligen Geistes ab.

**) Man wird hier an jenen philosophishen Juden im Decamerone des Spötters Boccaccio erinnert, bei welchem die Greuel der römischen Clerisey vielmehr einen entgegengesetzten Erfolg hatten. Von seinem Freunde, einem eifrigen Papisten, aufgefordert, zur katholischen Religion überzugehen, bat er sich Bedenkzeit aus, reisete nach Rom, und erklärte nach seiner Rückkehr, er habe sich entschlossen den Wunsch seines Freundes zu erfüllen. Denn eine Kirche, die durch solche Gebrechen und Laster des Hauptes und der obersten Glieder nicht corrumpirt werde, müsse von unerschütterlicher Festigkeit sein.

5) Mais il ne semble pas au moins à moy, qu'il soit encore bien touché ny convaincu de la necessité de se rendre actuellement — et quoad forum externum *) — Catholique Romain; bien et que pour cela il ne professe point un Indifferentisme, comme en quoy on luy feroit tort de l'accuser et de l'en insimuler.

6) Quoad forum internum il dit, qu'il est de la Communion Romaine, mais par illation on luy pourroit faire comprendre, que de la même manière il l'est aussi à beaucoup d'autres sectes, hors les Sociniens et Trembleurs, c'est à dire en tout ce qu'auprès d'icelles il trouve tant orthodoxe, comme raisonnable et juste.

7) Il m'a advoué (ce qu'autrement je ne sçavois pas, et pourquoy je m'estonne que plusieurs tant Catholiques comme Protestants l'ayent tenu pour déja Papiste) que de longues années il n'a pas esté à la Cène ou Communion de l'Eucharistie Lutherienne, mais il ne m'en a pas confié le motif, et même m'a dit, que tous ceux de la Cour, et mêmes les Ministres Lutheriens de ce pays là le scavent, lesquels par respect ne luy en disent rien, ains le dissimulent, bien qu'on peut penser ce qu'eux en pensent et pour un quel ils le tiennent.

8) On pourroit penser, que peutestre il le fait par un double respect: à sçavoir pour d'une part ne se communier à la Catholique, à cause du manquement de la seconde espèce **) et non moins qu'il luy faudroit actuellement se rendre Catholique Romain; et l'autre part ou costé, à cause du defaut

---

*) Das Forum externum steht dem Forum internum entgegen. Es ist derselbe Unterschied, der zwischen der äussern und inneren Kirchengemeinschaft besteht.

**) Des Kelchs.

d'une legitime vocation auprés du Ministère Protestant, et pour certaines erreurs qu'il croit qu'ils soutiennent, et peutestre même à cause qu'il les croit aussi Schismatiques *).

9) Le plus qu'il se plaint contre l'Eglise Romaine par exemple est, qu'on y exige de deferer aveuglement et en tout au Concile de Trente, lequel neanmoins selon luy a defini certaines choses, qui lui donnent bien de la peine; ne fut ce autres, que la doctrine de la necessité intentionis administrantis; et que par ainsi se confessant à un Prestre, qui fut son ennemy, il coureroit risque d'estre, au defaut de la veritable contrition **), damné, si celuy là, dit-il, n'avoit la droite et sincere intention de l'absoudre. Et quoique je luy aye remontré, que ce n'est pas un cas quasi autrement probable et qu'en tout cas la providence et bonté divine y pourvoyeroit et suppléroit, pourveu qu'on aie seulement une veritable repentance, par consequent aussi une sincère volonté à se repentir et amender, il est neanmoins et non obstant cela demeuré toujours ferme en son sentiment, et au moins le prend pour pretexte, comme si à chaque parti entier l'Eglise devroit deferer une telle election.

10) Au moins à ce qu'il fait paroistre, il est fort esloigné

---

*) Hierin irrt der Landgraf, da Leibniz die Schuld des Schisma wiederholt nicht auf die ungerecht verdammten Protestanten, sondern auf die Papisten wirft; jene, so lange sie nach einem gehörigen öcumenischen Concilium verlangen, für Mitglieder der allgemeinen oder katholischen Kirche erklärt, auch einstweilen eine ausserordentliche Vocation und Priesterbefugniss der protestantischen Prediger annimmt.

**) Vergl. Concil. Trident. Sessio XIV. de poenitentia Cap. IV.

du sentiment des autres Protestants, de tenir le Pape pour le propre et en l'ecriture sainte revelé *Antichrist*, ny ne croit que Monsieur Jurieu ait fait de telles decouvertes en l'Apocalipse, qu'il puisse passer pour un si veridique nouveau Prophete. Car si d'un côté il n'est pas trop credule à ce que de miraculeux on debite auprès de nous, certes il ne l'est pas aussi trop pour les contrarietés et absurdités des Protestants.

11) Chose au moins selon moy probable est, que pourveu qu'il fut au service de quelque Prince Catholique et en un lieu Catholique, qu'il n'auroit pas tant de peine à prendre une salutaire pour ne dire si necessaire resolution. Je n'ay pû au moins que selon le devoir d'une sincere charité de l'advertir, que pour jouer au plus seur, je le conjurois, au cas qu'une maladie ou accident le surprit, de se ranger actuellement en la communion de nostre eglise, et de faire une confession generale à un Prestre Catholique, et que de cela il ne se repentiroit jamais. Mais je ne pourrois dire, s'il se soit resolu à cela.

12) C'est autrement un bien et fort honneste homme, et en beaucoup de sciences un très qualifié personnage. Car bien qu'il ne fait profession de la Theologie il est néanmoins fort experté Controversiste, grand Philosophe, bon Jurisconsulte, grand Historien et Mineraliste et de grande Lecture, de grand esprit, et fort doux à traitter, et moderé, et fort vertueux, et même devot. Avec tout cela — Utinam dum talis, noster esset! — Mais ayant veu lui même cecy, il en a fait les remarques suivantes :

> „Je remarque autant de bonté que de penetration
> „dans le jugement, que j'ai veu. Mais pour ce qui est
> „de mon sentiment, on n'entre pas encore tout à fait
> „dans ma pensée. C'est pour quoy je souhaiterois, que
> „cela n'alloit pas à d'autres. Celui qui est Catholique

»*in foro interno*, est comme un homme excommunié in-
»justement, *clave errante* *), mais il faut qu'il desire
»la communion exterieure de tout son pouvoir, et qu'il
»ne tienne pas à luy d'en jouir. Ce qui n'a rien de
»commun avec ceux, qui sont veritablement *Schisma-
»tiques*, et qui n'ont pas cette disposition si necessaire
»à l'Union et si conforme à la charité.«

»Je ne dis pas que ce, qui est defini dans le Con-
»cile de Trente, touchant l'intention necessaire au sacre-
»ment, doive passer pour un obstacle suffisant de la
»reunion exterieure. Car il me semble que la decision
»du Concile peut recevoir une interpretation raisonnable,
»et je crois que le Concile a seulement voulu rejetter
»le sentiment de ceux, qui croiroient, qu'une simple re-
»presentation de Comedie pourroit passer pour un Sacre-
»ment. Mais le même Concile n'a pas approuvé pour
»cela les opinions outrées des Scholastiques, qui pensent,
»qu'une simple protestation interieure du Ministre contre
»l'effet du sacrement rend le sacrement nul; à peu près
»comme quelques Moralistes pretendent, que ce n'est
»pas serment veritable ni parjure in foro interno, lors-
»qu'on proteste tacitement de ne vouloir pas s'obliger **),
»ce que d'autres docteurs plus solides prennent: pro
»protestatione facto contraria, quae nihil operatur ***):
»de sorte que je crois, qu'en ce point on peut raisonner

---

*) Vermöge einer irrigen Anwendung der hohenpriesterlichen Schlüsselgewalt.

**) Diese Lehre gehört zur Jesuitenmoral.

***) Eine der That widersprechende Protestation, welche wirkungslos ist.

»du sacrement comme du serment, sans choquer le Con»cile. Je crois qu'on peut dire la même chose de quel»ques autres passages du Concile, que je n'ai garde de »rejetter absolument, mais seulement dans le mauvais »sens, que quelques uns leur donnent, souhaittant d'ap»prendre de quelques Docteurs autorisés, qu'il n'est pas »precisement defini ni tenu de foy par le general des »Catholiques, ce qui faciliteroit beaucoup la *Reunion*.

XLIV.

1687 Frankfurt. 10/9. December

Leibniz an Landgraf Ernst.

Dank für die Aufnahme zu Rheinfels. Hiob Ludolfi. Die Samariter, ihre Gebräuche und ihre Schrift. Herausgabe der Werke des Confucius. Sinesisches Alterthum. Türkenkrieg. General Rosen. Seckendorf gegen Maimburg; Pufendorf gegen Varillas.

Monseigneur,

Il est de mon devoir de remercier V. A. S. avec toute la devotion en toute la soumission que je lui dois des graces, que j'ay reçues de sa part pendant mon sejour à Rheinfels, aussi bien qu'auparavant, et je ne souhaite rien d'avantage, que de pouvoir temoigner combien je suis sensible à toutes ses bontés. Je me suis arresté à Francfort, plus que je n'avois dessein de faire; mais le temps se passe insensiblement J'ay renouvellé la connoissance que j'avois avec Monsieur Ludolphi.

qui est assurement un très habile homme. Il a reçu depuis peu une lettre des *Samaritains* de Sichem, servant de reponse à celle qu'il leur avoit adressée par un Juif de Hebron*) de ceux qui gardent le Tombeau d'Abraham et autres Patriarches. Ces Samaritains suivant leur lettre condamnent les Juifs**). Ils offrent encore des Sacrifices, ce que les Juifs ne font pas s'estimans impurs. Ils se disent descendre du Patriarche Joseph dont ils gardent le sepulchre et s'appellent fils d'Ephraim. Ils adorent encor au mont Garizim (lieu des benedictions) — et non comme veulent les Juifs au mont Hebal (lieu des maledictions) — où les douze pierres ont esté plantées par le commandement de Dieu, et il faut adorer et sacrifier. Il semble qu'ils pretendent, que les Juifs ont falsifié le Text Hebreu, et qu'ils ont mis Hebal pour Garizim; et qui est estrange, mais qui marque une grande antiquité, ils ne reconnoissent que le Pentateuche et le livre de Josue; et ils marquent dans leur lettre les premiers et derniers mots du Pentateuche. On a desja le Pentateuche Samaritain en Europe, et mesme il est imprimé. Leurs caractères sont differens de ceux des Juifs *). Plusieurs des plus sçavants pretendent, que les Caracteres Hebreux ordinaires sont plustost Chaldaiques apportés après le retour de Babel. Quoy qu'il en soit, il seroit à souhaiter qu'on avoit des connoissances plus particulieres de leurs rites, prieres et croyances. Leur lettre est datee l'an du monde 6125, qui est l'an de Jesus Christ 1685, et ce compte est fort different tant de celuy des Juifs que de celuy des 70 Interpretes.

---

*) Hebron, eine der ältesten Städte in Palästina in der Nähe des todten Meeres (jetzt El-khalil genannt) hochgefeiert bei den Israeliten und ersten Christen, als Lieblingsaufenthalt Abrahams.

**) Die Samariter, aus der Vermischung der Ueberbleibsel der 10 von den Assyrern gefangen abgeführten Stämme Israels mit heidnischen Ankömmlingen erwachsen, waren anfangs abgöttisch, bauten sich aber nachher einen eigenen Tempel auf dem Berge Garizim und richteten ihren Gottesdienst abgesondert von den Juden ganz nach der Vorschrift der Bücher Mosis ein; daher die bitterste Feindschaft zwischen beiden Völkern. Zu der Zeit als Christus in die Welt kam, sollen sie weniger Irrthümer als die Juden gehabt haben; sie erwarteten einstimmig den Messias in der Gestalt eines von Gott gesandten Lehrers.

Le libraire Zunner vient de recevoir de Paris un livre, que je desirois voir depuis longtemps. C'est l'ouvrage de *Confucius* Prince des Philosophes Chinois qu'on a publié a Paris cette année **). L'ouvrage n'a pas esté fait par Confucius luy mesme mais compilé par ses Disciples, et recueilli en partie de sa bouche. Ce Philosophe passe en antiquité presque tout ce que nous avons des Philosophes Grecs, et il y a souvent des excellentes pensees et Apophthegmes. Il se sert ordinairement de similitude. Par exemple il dit: qu'on n'apprend que par l'hyver quels sont les arbres qui gardent leur verdure, et que de mesme tous les hommes paroissent semblables dans le temps de calme et de bonheur, mais que c'est dans les dangers et dans les desordres qu'on reconnoit les hommes de valeur et de merite. La Chronologie Chinoise qu'on a ajoutee à cet ouvrage est extremement considerable. Car il semble selon le calcul ordinaire des temps, que les premiers Monarques Chinois comme Fohi et Hoangti approchent trop du Deluge *). Cela nous obligera sans doute de préférer les 70 Interpretes au texte Hebreu. Car les Jesuites avouent eux mesmes, qu'au moins l'histoire de Hoangti ne sçauroit estre revoquée en doute. La Chine devoit desja contenir bien du monde en ce temps là. La posterité sera davantage eclaircie de ces diverses lois, qu'on verra un jour en Europe des originaux Chinois, et qu'on sera en estat de les entendre et d'en juger.

---

*) Nach Hiob Ludolfi selbst (siehe Historia Aethiopica 1681. und Commentarius, in H. A. 1691) den äthiopischen ähnlich. Vergl. Gesenius Geschichte der hebräischen Sprache und Schrift (1815).

**) Gerade im Jahre 1687 erschien nämlich zuerst: Confucius Sinarum philosophus in Fol. von Ph. *Couplet* in Paris, eine noch sehr mangelhafte Sammlung der Werke dieses von den Chinesen als Gott verehrten Philosophen, der eigentlich Kong-fu-tse hiess und im sechsten Jahrhundert vor Christi Geburt lebte.

Monsieur Rudolphi a composé un traitté de bello Turcico, qui a esté imprimé. Mais la suite qu'il m'a montrée et qui n'est pas encore imprimée et ne le sera pas encor si tost, contient des particularités tres curieuses et un projet des articles d'un traitté de paix en cas que les confederés jugeassent à propos de venir à la conclusion **). C'est maintenant qu'on pretend, qu'Erlau sera rendu tout de bon.

V. A. S. aura peutestre ouy parler du General-Major Rose né sujet de Suede, dont le père a esté General sous Charles Gustave. Ce Rose s'est rendu Catholique au service de feu Monseigneur le Duc Jean Fréderic, et a esté par après Capitaine des Gardes de Monseigneur le Duc Erneste Auguste, puis il a poussé sa fortune à Vienne par l'intrigue des Dames, et est devenu General-Major, mais ayant tué le jeune Comte de

---

*) Neuere Forschungen haben die Nichtigkeit des von den Jesuiten vorgegebenen, hohen chinesischen Geschichtsalterthums erwiesen. Vergl. jedoch den Artikel *China* in der grossen Halle'schen Encyclopädie.

**) Der Türkenkrieg wurde erst nach Eugens Sieg bei Zentha im Jahre 1699 durch den Frieden zu Carlowitz geschlossen.

Rosenberg fils du President des Finances d'une manière dont on parle diversement, il a esté en danger; puis s'estant sauvé il a eu le mesme employ de General-Major en Danemarc. Mais il n'y a pas duré, il est allé depuis en France. Maintenant on me mande de Hannover, qu'on l'a arresté prisonnier à Dieppe, et qu'on l'accuse de piraterie. On a mauvaise opinion de son affaire suivant les lettres de Paris. C'est dommage que ce Cavalier, qui a bien de l'esprit et de courage, se perd par une conduite si extraordinaire.

J'ai veu le livre de Monsieur de Seckendorf contre Monsieur Maimbourg*), il comprend les sept premieres années du Lutheranisme depuis l'an 1517, jusqu'à l'an 1525, le reste suivra. L'avantpropos est très bien fait. Je n'ay pas encore eu le loisir de lire l'ouvrage même.

Il s'est elevé un autre Critique contre Monsieur Varillas**), c'est Monsieur Samuel Pufendorf, Historien de Suede, qui a donné quelques feuilles, où il fait le detail de quantité de fautes que ce Varillas a faites en parlant des affaires du Nord, et il le traitte avec beaucoup de mepris. En effet jamais bon auteur s'est negligé davantage que ce pauvre Sieur Varillas.

J'ai parlé icy au Chancelier Pufendorf, frere de l'Historien, venant de Paris, mais je ne l'ai rencontré que lors qu'il estoit deja à la porte de la Ville pour partir vers la basse Saxe. Il a resigné sa Charge du Chancelier du Pays de Breme, par ce qu'on y avait mis le Baron de Welling à la teste du Conseil de Breme, et parcequ'on lui avoit promis, qu'il n'y auroit que le Gouverneur qui le precederoit. On a dit qu'il iroit au service de la France; mais il m'a assuré que non. Je croy qu'il a esté en France pour les affaires de Holstein. Je partiray maintenant pour aller à Aschaffenbourg et dans la suite je prendray la liberté d'escrire à V. A. S. pour l'assurer de la continuation de ma devotion.

---

*) Dieser schrieb gegen die Protestanten Histoire du Lutheranisme. Paris 1681, worauf Seckendorfs berühmtes Werk 1682 folgte, bei welchem Leibniz nur den sächsischen Titel de Lutheranismo zu tadeln fand, da es die ganze Geschichte der Reformation umfasste.

**) Dieser schrieb kurz vor Bossuets Histoire des variations de l'Eglise 1688, ebenfalls gegen die Protestanten: Histoire des revolutions arrivées en Europe en matiere de Religion 1686. Laroque und Burnet widerlegten ihn gehörig. Pufendorf in einzelnen Blattern.

On delibere maintenant à Cassel aussi bien qu'à Darmstadt, de joindre le Rhin et le Weser par le moyen des deux petites rivières du Lahn et de l'Eder. On a fait deja visiter les lieux par des Ingenieurs, et on envoiera des Commissaires pour s'en informer plus exactement. Ce seroit une affaire de consequence si elle pouvoit reussir. Mais ayant vu ces deux rivieres, qui doivent avoir de communication, je juge que ce sera une affaire de grande depense. Car quand mesme on auroit deja fait le canal, qui les doit joindre, on aura bien de la peine à rendre ces rivieres mêmes navigables: car là, où on les veut joindre, elles sont assez près de leurs sources et par consequent basses, et peu arrestées *).

---

*) Vgl. den folgenden Brief. Man erkennt aus dieser wichtigen Stelle, dass das erwähnte schwierige Project des L. Carl (so wie Ernst Ludwigs) schon im Jahre 1687 vorlag. Nach den hessischen authentischen Nachrichten wurde es, da inzwischen die verderblichen Kriege insbesondere der spanische Successionskrieg einfiel, im Jahre 1710 wieder vorgenommen, gleichzeitig mit der durch Münnich und Conradi versuchten Schiffbarmachung der Diemel und dem nachher wieder aufgegebenen Canal von Sieburg (Carlshaven) nach Cassel. Von hier sollte die Linie vermittelst der Wasserstrasse der Fulda. Eder und

Comme j'ay quelque correspondance avec Monsieur le Docteur Nitsch, Jurisconsulte et Professeur en droit à Giessen, je luy ai adressé cette lettre pour la faire tenir à Rheinfels; et si V. A. S. le juge à propos, on luy pourra adresser la reponse dont V. A. S. me voudra peutestre honorer suivant sa bonté ordinaire, qui passe de beaucoup mon merite. Car Monsieur Vitser me la fera tenir. Je suis avec devotion Monseigneur de V. A. S.

le tres humble et très obeissant serviteur

L.

XLV.

1688. 20/10 Janvier. Kottenschloss an der böhmischen Grenze.

Leibniz an Landgraf Ernst.

Neueste Schriften für und gegen die Hugenottenverfolgung. Streit Ludwigs XIV. mit dem Pabst über die Quartierfreiheit. Die Cölnische Wahl des Cardinal von Fürstenberg. Hessisches Project der Weser- und Rheinverbindung. Ludolfis Abyssinier und Türkenkrieg. Rabbinische Schriften Knorr's von Rosenroth. Deutscher Fürsten Contingent für den Türkenkrieg. Nürnbergische Medaille auf Erzherzog Joseph.

J'ai eu l'honneur de recevoir à Nurnberg la lettre de V A. S. avec quelques belles pieces, qu'elle avoit eu la bonte

---

der Schwalm auf Treysa, dann auf der Wohra vermittelst eines Canals nach Kirchhain, von da auf der Ohm bis zur Lahn bei Marburg und so weiter bis an den Rhein führen.

d'y faire joindre. La copie de la lettre de Monsieur l'Evêque de St. Pons *) y est restée entre les mains d'un amy, qui la veut faire imprimer avec une traduction en Allemand, il ne sçait pas de qui je l'ay eue, et je crois que V. A. S. ne sera pas fachée, que des sentiments, qu'elle approuve, paroissent en public. De plus il est de l'interest des Catholiques mêmes, qu'on sçache, qu'ils ne sont pas tous complices ny approbateurs des violences qu'on fait aux Huguenots. Si j'avois la lettre, que Monsieur le Cardinal le Camus avoit écrite **), je l'aurois aussi donné à cet amy, que j'ay connu autrefois quand nous étions ensemble étudiants à l'Université, et que j'ay trouvé Ministre à St. Sebald à Nürnberg; il s'appelle Barth, et a beaucoup de connoissance des langues orientales, c'est pourquoy on lui donne ordinairement les Turcs à instruire. Il a traduit en Allemand plusieurs pieces touchant les dernieres affaires des Hugenots de France.

C'est une question, si le Pape a esté abusé par les paroles ambigues de Monsieur de Lavardin pour l'avoir laissé entrer en Rome, ou si l'affaire a esté concertée ainsi, pour eviter les extremités. Le mal est, que maintenant l'Ambassadeur d'Espagne et celuy de Venise ne voudront peutestre pas souffrir non plus que les Sbirres viennent dans leurs quartiers, ce qui renverseroit en effet la Bulle que le Pape a fulminée, ou bien il faudroit les tenir tous pour excommuniés. Il y a un raccommodement, car le Pape ne reconnoissant pas le Marquis de Lavardin pour Ambassadeur, ce qu'il fait ne peut estre tiré à consequence. Mais il faudra donc que les Ambassadeurs d'Espagne et de Venise ne le reconnoissent pas non plus, et evitent sa rencontre, ce que attirera mille autres inconvenients, en effet il semble qu'invito Legatus obtrudi non potest*). Sur tout cette regle doit avoir lieu à l'esgard du Pape contre la France, puisque la France aussi ne reconnoit point de Nonce, qu'elle n'ait approuvé. Ce seroit beaucoup, si les Ecclesiastiques de Rome estoient resolus de faire cesser le service divin, lorsque Monsieur de Lavardin viendroit dans leurs eglises. Le Pape si maltraité en sa propre Capitale en pourroit mourir de douleur**), s'il n'avoit une force d'esprit à l'espreuve et s'il ne trouvoit ailleurs des grandes raisons de joye, dont la principale est sans doute le succés des armes Chretiennes. Il aura aussi la satisfaction de se venger indirectement de la France, s'il met obstacle à l'Election du Cardinal de Fürstenberg.

---

*) Eines fanatischen Hugenottenverfolgers.

**) Etienne le Camus, der nach einem ausschweifenden Leben Karthäuser und Muster eines erbaulichen strengen Wandels geworden, 1671 das Bisthum Grenoble und 1686 durch Innocentius XI. die Kardinalswürde erhielt, einer der ausgezeichnetsten menschenfreundlichsten französischen Prälaten, dessen Name noch jetzt in seinem Sprengel mit Verehrung genannt wird, missbilligte öffentlich die Verfolgung der Hugenotten in solchem Grade, dass er sogar die Priester verfluchte, welche die Neubekehrten zur Messe nöthigten. Die Hoftheologen des despotischen Ludwigs verfolgten ihn, indem sie ihn für einen Jansenisten erklärten, ein Schlagwort, das damals dieselben Dienste leistete wie jetzt der Name der Liberalen oder Communisten.

J'ay toujours creu que le seul moyen d'empecher cette election, seroit de mettre le Pape en jeu. Car autrement il est aisé de juger, que le Cardinal ayant tant de creatures dans le chapitre et ayant ses pieces preparées de longue main, outre l'appuy de la France, ne manqueroit pas de reussir. J'avois cru autrefois qu'on feroit en sorte, que le Pape refusoit son consentement d'un Coadjuteur, dont il auroit trouvé assez de raisons; car l'Electeur qui pretend encore un nouvel Eveché, sçavoir celui de Münster, comment peut-il demander un Coadjuteur? Il semble que ces deux demandes se contredisent. Mais il est croyable que l'Electeur (de concert avec le Cardinal) a donné quelques esperances à l'Evêque de Breslaw, pour empecher son parti de se servir de cet expedient. Maintenant le parti Autrichien se voyant abusé a eu recours au Pape d'une autre façon, qui pourtant n'est pas si seure. Car c'est une question, comment et jusques à quel point le Pape peut lier les mains aux Chapitres, et excepter certaines personnes; et il semble que le Pape n'a rien à dire contre la personne du Cardinal, puisqu'il l'a reconnu digne de la pourpre. Que si le Pape allegue, qu'estant desja Evêque de Strasbourg, il ne doit devenir Archevêque de Cologne sans dispense, on pourroit repliquer, qu'on peut cependant l'elire par provision, dans l'esperance de la dispense: dont il y a peutestre assez d'exemples, et cela d'autant plus, qu'on ne l'elit encore que Coadjuteur, et qu'on ne voit pas des raisons particulieres que le Pape puisse alleguer à l'encontre. C'est pourquoy il seroit bon de sçavoir le contenu de ce que le Pape a adressé au chapitre sur ce sujet, et desquelles raisons ou couleurs on s'y est servi, et si l'Empereur ne luy pourroit pas aussi donner l'exclusion*). Si l'Electeur de Brandenbourg passe de son autorité propre à la sequestration ou secularisation des biens des Eglises collegiales et Cathedrales de son pays (car je ne crois pas que la satisfaction qu'il pretend regarde les Catholiques seuls) il est à croire que l'Electeur de Saxe suivra cet exemple à Meissen, Zeitz et Mörsebourg, où il y a encore beaucoup des Chanonies.

---

*) Dass man keinem Potentaten einen Gesandten aufdringen kann; nach einem Grundsatz des Staats- und Völkerrechts.

**) Es ist hier von dem edlen Pabst Innocentius XI. die Rede, welcher im August 1689 starb.

---

*) Der Ausgang dieser Sache war folgender: Der Fürst Wilhelm Egon von Fürstenberg, Cardinal und Bischof von Strasburg, war schon 1688 7. Januar mit 13 Stimmen, jedoch mit Widerspruch der übrigen, zum Coadjutor des Erzstifts

J'avois dessein en effet d'aller d'Aschaffenbourg à Heidelberg, mais une très pressante raison est survenue, qui m'a obligé d'aller au plustost à Nürnberg, et de faire même une course jusques au lieu où je suis, et où je ne m'arresteray pas, afin de pouvoir achever mon expedition de Bavière, où je pretends voir quelques antiquités Guelfiques dans les Monastères, aussi bien qu'en Suabe, et me pourray ainsi approcher de Heidelberg, afin de profiter des bontés de V. A. S. *), laissant ma chaise dans un lieu où je la pourray retrouver; je vay maintenant en traisneau à cause de la commodité que la neige me fournit. N'estant à present fort eloigné de Prague, j'ay pris la liberté d'adresser ces lettres à Monsieur le Baron

---

Cöln erwählt. Als hierauf am 3. Juni der bisherige Kurfürst Maximilian Heinrich von Baiern starb, ohne dass der Cardinal die päbstliche Bestätigung erhalten hatte, bewirkte der Kaiser ein Breve Eligibilitatis vom Pabst Innocentius XI., für Joseph Clemens von Baiern, Bischof von Regensburg und Freisingen, der hierauf am 19. Juli mit 9 Stimmen vor dem Coadjutor den Vorzug behielt, auch vom Pabst bestätigt, vom Kaiser belehnt, und von den Kurfürsten in ihr Collegium aufgenommen wurde. Der Cardinal von Fürstenberg beging aber die reichsverrätherische Handlung, französische Truppen in Bonn aufzunehmen, um sich im Besitz des Erzstifs zu erhalten.

*) Dies bezieht sich auf den vom Landgrafen Ernst an den Kurfürsten und Pfalzgrafen gerichteten Empfehlungsbrief, mit welchem die oben abgedruckte Characteristik Leibnizens in Verbindung steht.

Blum, en luy escrivant en même temps. J'espére qu'il me pardonnera cette liberté en consideration de V. A. S. Il est trés asseuré qu'on songe à rendre la Lahn navigable et l'Eder aussi, et si cela se pouvoit, on tacheroit encore à les joindre. Mais comme il seroit necessaire de les prendre assez haut, j'avoue que l'entreprise sera difficile; ces rivières non seulement ont peu d'eau en esté, mais encore elles ont des lits peu arrestés, qu'il faudroit souvent approfondir et clorre, outre les cheutes qu'il y a peutestre, qui demanderoient des escluses: ce sont des entreprises qui appartiennent à un Roy de France, et encore a-t il de la peine à reussir. La nature n'obeit pas aux ordres des Princes, elle reconnoist un Maistre, aupres duquel toutes nos grandeurs evanouissent comme des songes *).

Pour ce qu'est de Monsieur Ludolffi, je suis extremement satisfait de ce qu'il dit au sujet des Abyssins, il me semble qu'il y procede avec toute l'ingenuité possible **). Je n'ay pas remarqué qu'il les veuille faire passer pour Lutheriens, au contraire il advoue franchement, qu'en matière du culte ils encherissent encore par dessus des plus outrés de nos Religieux d'Europe à l'esgard de la Ste. Vierge: j'ay tant d'opinion de sa bonne foy et de sa penetration en ces matieres, que je defereray volontiers à tout ce qu'il nous dira des Abyssins, dont la foy et la practique pour la plus grande partie peut passer pour un veritable tableau du cinq- ou sixième siecle. J'avoue que sa consultation ou avis touchant la guerre contre les Turcs contient plus de Morale que de Politique [*]; mais il a cru puisque c'est une guerre de Religion, que la pieté et vertu en doivent estre les fondements, et que la bonne Morale est la veritable practique des gens de bien; il a preveuque plusieurs s'en mocqueroient, mais il n'a pas voulu s'y arrester, puisque aussi bien il n'esperoit aucun advantage particulier de sa dedicace. Il y a une chose, où il n'eut pas esté bon, qu'on l'eut suivi. C'est qu'il a cru qu'on feroit la paix avec les Turcs. Mais il n'a point pu prevoir les derniers bons succès, qui en effet n'ont pas esté remportés, sans danger de perdre Bude même. J'avoue que mon sentiment a toujours esté de pousser la guerre, sans donner aux Turcs le loisir de respirer, mais je n'ay pas blasmé ceux qui sont d'une autre opinion. Quoiqu'il en soit la Republique de Venise l'a fait regaler et a donné ordre, qu'on tache de faire tenir aux Abyssins les lettres, qu'il a escrites pour faire diversion aux Turcs de ce costé, si la paix ne se fait pas. Il a encore envoyé un duplicate par une autre voye. Au reste ce Monsieur Ludolffi a encore des belles connoissances touchant l'Oeconomie d'un Prince, ayant eu soin longtemps de celle du feu Duc Ernste de Gotha. Enfin mon principe est de regarder toujours les gens de leur bon costé, sans m'arrester à ce que les Critiques y veulent trouver à redire, lorsque cela ne peut nuire à personne. Je trouve encore un très habile homme à Sultzbach, qui est Directeur des Conseils, il s'appelle Monsieur Knorr de Rosenroth. Il passe le temps que sa charge lui laisse, à la recherche de la nature par la chymie, et à deterrer les Antiquités Cabbalistiques des anciens Juifs, où il a trouvé des choses tres excellentes touchant le Messie, que les Juifs modernes ignorent, ou tachent de supprimer, ou de detourner de leur veritable sens. Leur livre capitale sur la Cabbala s'appelle Zoar, et est tout different du Thalmud; peu des Chrestiens l'ont veu, et le peuvent entendre, plusieurs se moquent encore de telles entreprises, mais moi je suis d'un autre sentiment*). J'estime partout ce qu'il y a de bon et suis bien aise de cette difference des genies et des desseins, qui fait que rien est negligé, et que l'honneur de Dieu et le bien des hommes est advancé de plusieurs façons.

---

*) Vergl. den vorigen Brief über dies hessische Project.

**) Vergl. die oben angeführte Historia Aethiopica und den Commentarius Ludolfi's und Gesenius Artikel über äthiopische Sprache und Literatur in der grossen Encyclopedie von Ersch und Gruber, wodurch die wichtigsten Angaben Ludolfi's bestätigt werden.

---

[*] Ludolfi schrieb in diesem Sinn sein Werk: de bello Turcico feliciter conficiendo.

On asseure que Monsieur le Markgrave de Baireuth outre ce qu'il a donné aux Venitiens, pretend d'envoyer encore deux mille hommes à l'Empereur, c'est assez pour son pays. Les Evêques de Bamberg et de Wurtzbourg fourniront encore chacun un Regiment au moins. On parle encore des Ducs de Braunschweig-Lunebourg, mais je m'en rapporte, car il y a plus de cinq semaines, que je n'ay pas receue des lettres de nostre pays, à cause de mes courses. Mais je crois qu'il y en aura maintenant à Nurnberg. Je ne sçais aussi, si nostre pays peut souvent porter des semblables saignées sans s'en ressentir, outre que nous n'avons que trop besoin du monde dans les conjoinctures presentes.

J'ay vû une Medaille à Nurnberg, d'un costé il y a le pourtrait du jeune Archiduc couronné Roy d'Hongrie avec ce mot du 49 de la Genese: *Die Segen kommen auf das Haupt Josephs*, de l'autre costé on voit l'Empereur mettre la couronne sur la teste de son fils et au dessus: Do Josepho partem quam tuli de manu hostium in Gladio. Genes. 48*), et au dessous: Josephus primus Inferiori atque Superiori Hungariae Rex; Pius, Augustus, Archidux Austriae; à l'entour de la medaille: Dabo Josepho et semini ejus terram hanc in possessionem sempiternam. Genes. 48.

---

*) Christian Knorr von Rosenroth, der unter mehreren rabbinischen Werken das Buch Zohar 1684 in einer hebräischen Druckerei zu Sulzbach herausgab, liess auch in rabbinischer Sprache ein Buch von der Wahrheit der christlichen Religion unter dem Titel Messias puer drucken.

Je supplie très-humblement V. A. S. d'ordonner qu'on fasse tenir la cy jointe à Monsieur Arnaud, et une autre à Monsieur Huigens, à la Haye, et que le Correspondant de V. A. en Hollande fasse sçavoir son adresse à Monsieur Huigens, pour en recevoir la response, s'il juge à propos d'en faire. Au reste je souhaite du fond de mon coeur, que Dieu donne à V. A. S. et à sa serenissime posterité tous les biens desirables.

L.

---

*) Vers 22. Ich habe dir ein Stück Land gegeben, ausser deinen Brüdern, das ich mit meinem Schwerdt und Bogen aus der Hand der Amoriter genommen habe.

XLVI.

1688. 12/2. Fevrier.

Landgraf Ernst an Leibniz.

Antwort über verschiedene politische und kirchliche Sachen und Personen.

1) Voicy l'accusation de la vostre du $^{10}/_{20}$ de Janvier 1688 de Kottenschloss sur la frontiére de la Boheme, que par Monsieur le Baron de Blum vous m'avez envoyée. Je ne m'entends pas de vos routes et bien que je n'ay osé mander en vostre pays, que vous avez esté ici, j'ay pourtant-é che piu é, per puro morbino ou raillerie, per dirlo à la Veneziana-escrit tant à Madame la Duchesse de Hannover, qu'à Monsieur le Duc Anton Ulrich de Wolfenbuttel, que puisque en tant de temps je n'avois rien veu ny ouy de vous (ce qu'en ce temps là estoit aussi veritable) ce que jamais vous estiez devenu, pour voir seulement ce qu'ils diroient. Vos lettres pour Monsieur Arnauld et Huigens seront, Dieu aidant, aprés demain soignées avec grande diligence; car et comme vous savez, devant le Samedy je n'en ai point la commodité icy, et jusques à là il faut avoir patience.

2) Je vous envois par la cy jointe bien de curiosites, et non moins espère je par la huitaine, et ce toujours par l'ad-

dresse du Monsieur le Docteur Nitsch *), tant que vous ne me donnez pas une autre.

3) Je tacheray d'introduire un commerce de correspondance des Lettres avec le Ministre de St. Sebald Monsieur Barth, pour de temps à temps lui pouvoir communiquer certaines pièces curieuses, et pour les pouvoir par luy en un tel lieu-là faire imprimer. Car auprès de nous, je ne sçais par quelle souvent non autre que fadaise, on n'en a pas aussi bien la commodité et tamen — ubi spiritus ibi libertas, disoit autrefois la Bisayeule de ce Roy de France, bien qu'elle en abusoit un peu, et de par trop.

4) Il ne faut plus dire, que si on eust pû prevoir toutes choses, que le meilleur en veue de tels incidents et circonstances, n'auroit este le: Turpius ejicitur, quam non admittitur hospes! Mais le dez en a esté jetté, et tant à Rome qu'à Versailles on n'a pas preveu ce qu'aussi bien il estoit à prevoir. Tant en ces choses là intervient le plus souvent le secret de la divine Providence, laquelle contre toute attente sçait jouer des ressorts à nous mortels inconnus.

5) Vous vous trompez asseurement plus que Vous ne croyez, si jamais vous croyez, que l'autorité tant du Pape comme de l'Empereur sont telles en l'Election aux grands chapitres, comme Vous vous le persuadez. Vraiment il s'en faut beaucoup.

6) J'attends icy, au moins et au plus tard en trois semaines d'icy Monsieur le Baron de Görz, le vrai Joseph de Hessen-

---

*) Friedrich Nitzsche, Mathematiker und Jurist zu Giessen, einer von den Correspondenten Leibnizens und des Landgrafen Ernst.

Cassel, duquel j'appendray, ce que c'est et peut estre de la
navigation de la Lahn.

7) Je crois que vous connoissez beaucoup le Monsieur
Ludolffi, mais il me semble, que je le connois aussi et au moins
pour un peu. Mais il est si espris de la Reforme Protestante,
et surtout comme Allemand (comme qui aiment fort la parti-
cipation du Calice de la seconde espèce) qu'il croit que tous
ceux là qui usent d'icelle sont pour les Evangeliques (et pour-
quoy non pas aussi pour les Epistoliques?) que non pas pour
ceux, qu'on tient Papistes. Estant en l'année 1680 à Rome le
jour de Pasques, et la poste partant le jour devant, à sçavoir
au Samedi saint, la fantaisie — ovvero per usare delle phrase
Veneziane il morbino — me prit d'escrire au bon Docteur Jung-
mann, que le lendemain il y auroit dans Rome même plus de
quinze mille communiants sous les deux espèces; de quoy il
s'etonna fort, ne considerant pas, qu'il y auroit un tel nombre
des celebrants le sacrifice, ce que ne se fait (comme on sçait)
que seulement sous les deux especes, et que les Grecs Laiques
en Rome même y participent de la façon.

8) J'espère et m'asseure, que jamais vous ne reprendrez
vostre retour par Francfort sans vous detourner pour si peu
de chemin à me venir voir icy. J'ay envoyé par exprès un
de mes officiers de Hessen (et n'ay regardé à cette depense)
à sçavoir à Hannover, pour estre temoin oculaire du Carneval
lequel s'y tient, et en quinze jours j'en auray la relation. J'ay
demandé à Monsieur le Baron de Blum, ce que feu sa mère
en auroit dit, et ce que les Ministres en pourront dire, et si
Monsieur le Docteur Spener l'approuvera ou non? Oh tempora
o mores! peut on bien dire, et le vieil Duc George ne l'auroit
fait, et bien moins le Duc Auguste.

9) De temps en temps je vous enverray ce que j'auray de

Rome, car le jeu est bien commencé, mais non pas ny de bien loin point fini.

10) Vostre Soldatesque en partie desja retournée du Levant ne se loue pas trop du service et accommodement Venitien.

XLVII.

1688. Regensburg. 15/25. Mai.

Leibniz an Landgraf Ernst.

Reichhaltige Betrachtungen über verschiedene politische und religiöse Gegenstände. Aufforderung an Landgraf Ernst zur Verfassung von Memoiren. Tadel eines französischen Hoftheologen. Ueber Molinos und Quietismus. Speners pietistische Richtung. Unterschied der Contemplation und Meditation. Socinianer. Berufung des königlich französischen Procurators auf ein *allgemeines Concilium*. Die Francofrage und die Befugniss des von katholischen Fürsten aus Servilität gegen Ludwig XIV. verlassenen Pabstes. Die Kapitelfreiheit. Der Cardinal Fürstenberg, Oestreichs Feind. Letellier. Jobert gegen Arnauld, oder der Jansenistenstreit. Missbrauch der Adoration des Venerabile. Nicole. Urtheil über das Concilium Tridentinum. Politische und diplomatische Wirren. Perruquen und Masken.

Monseigneur,

A mon arrivée à Ratisbonne j'ay trouvé deux paquets de V. A. S. qui venoient par la voye de Giessen, et trois ou quatre autres par celle de Monsieur de Hornigk. Et pendant que j'y ay esté, j'en ay encor receu deux. Ce sont des richesses.

que ce qui est contenu dans tous ces paquets, dont V. A. S. est prodigue envers un homme, qui ne merite pas des marques si grandes et si frequentes de sa bienveillance. Mes courses dont je feray un jour un ample recit à V. A. S. m'ont empeché d'en jouir plustost. Je ne voyois point de lieu où je les aurois pû mieux adresser qu'à Ratisbonne, où je devois passer necessairement. Les correspondances de V. A. S. sont bien differentes de celles des Nouvellistes. C'est qu'elles ne vieillissent point, et je les trouve aussi belles, que si je les avois receues d'abord. Car elles contiennent des reflexions importantes et solides, dont il y en a beaucoup, qui meriteroient un jour place dans l'histoire. Plust à Dieu qu'Elle se pût resoudre à faire tirer la quintessence de ces memoires, pour en faire part à la posterité; je suis asseuré qu'ils ne devroient rien à ceux qui ont fait le plus de bruit.

Il me faudrait faire un livre au lieu d'une lettre, si en parcourant toutes ces pieces, il falloit marquer ce qui m'est venu dans l'esprit là dessus. Mais ce seroit aussi fort inutile, puisqu'il est difficile de dire quelque chose que V. A. S. ne sçache mieux, et dont elle ne se soit avisée il y a longtemps. Je le dis sans flatter, et V. A. S connoist ma sincerité.

V. A. a fort bien rembarré ce bon Père qui parle plustost en Courtisan qu'en Religieux. Il est plaisant de nous mettre en ligne de compte tous les maux que *la France* ne fait pas; et les vers que ce Père rapporte comme faits contre la medaille, qu'on attribue à l'Empereur et contre ce: Sol stat, Luna fugit, dum Josua pugnat et orat, qui commencent: Leopold avec ta fierté, tu dois à nostre charité le bon succès de ta campagne etc. me paroissent assez pauvres. Il a aussi grand tort d'écrire à V. A. c'est à dire à un Prince Allemand considerable, que la Coadjutorie du Cardinal de Fürstenberg fera mal aux yeux de tous les Allemands *). Ce Père trouveroit-il bon qu'on dit que les conquestes de l'Empereur font mal aux yeux de tous les François! Je trouve cette leçon fort belle, que V. A. luy donne, qu'un Prestre et Religieux, qui non est amplius de nostro foro, qui a l'honneur de servir le Roi des Rois et un bien plus grand Maistre immortel et tout puissant, devant les Monarques de ce monde ne sont que des Roitelets; un Religieux, dis-je, qui doit surtout aspirer ad societatem civium superiorum, ne doit pas se rejouir de si vaines choses, ny donner tant de place à l'amour propre de sa Nation jusqu'à trahir la justice.

Pour ce qui est du *Quietisme*, puisque les personnes les plus devotes et les plus éclairées de Rome ont esté trompées par les Hypocrisies de Molinos **), il y a peu d'équité de blamer le Pape, comme font les gens du Parlement de Paris, pour ne s'en estre pas apperçû plustost. En effet la Guida spirituale ne dit presque rien, qu'on ne trouve dans les auteurs Mystiques approuvés. Si Molinos a caché du venin sous ce miel, est il juste, que Petrucci et autres personnes de merite en soient responsables? Il est vray cependant qu'ayant tout bien pensé j'ay trouvé des expressions dans la Guida spirituale, que je n'approuve pas, quoyqu'elles se trouvent chez quelques auteurs mystiques. Car le moyen d'estre sans action, sans pensée et sans volonté? ce qu'ils appellent la Quietude, et de s'aneantir, pour ainsi dire, avec toutes ses fonctions, pour se mettre dans le silence et pour mieux écouter Dieu, qui parlera interieurement et pour recevoir ses impressions! Ce sont des chimeres que cela, à moins qu'on ne leur donne une interpretation raisonnable. Il faudroit prendre de l'Opium, ou boire un bon Rausch, pour parvenir à une telle quietude ou inaction, qui n'est autre chose qu'une stupidité convenable aux brutes. La veritable quietude qu'on trouve dans la Sainte Ecriture, dans les Peres et dans la raison, est de se detourner des plaisirs exterieurs des sens, afin de mieux écouter la voix de Dieu, c'est à dire la lumiere interieure des verités eternelles. Mais il faut mediter pour cela et s'appliquer à connoistre et à regarder les grandes verités. Il faut considerer les perfections de Dieu et il faut tourner la volonté à l'aimer; et tout cela est bien eloigné de cette inaction deraisonnable des faux Quietistes, que les Jesuites ont eu grande raison de combattre. Quoy qu'on dise, il est impossible qu'une substance cesse d'agir. L'esprit n'agit jamais mieux que lorsque les sens exterieurs se taissent. C'est là le silence et le repos, que les Sages Mystiques demandent, sans vouloir que l'esprit même s'ensevelisse dans une profonde lethargie. Taulerus, Rusbrockius, Valentinus, Weigelius et d'autres Mystiques tant Catholiques que Protestans, parlent souvent d'une resignation ou aneantissement, *einer Gelassenheit.* Mais je crois qu'ils l'entendent comme je viens d'expliquer, autrement ce seroit une absurdité, qui auroit de mauvaises suites, comme l'on voit par le tour que Molinos a donné à ces sentimens. On m'a dit, qu'il y a eu un semblable *Quietist* dans la Hesse, c'estoit un Ministre Reformé, qui ayant embrassé lascivement une devote, pendant qu'elle estoit en priere, et trouvant qu'elle resistoit, la blama comme n'ayant pas esté assez abstraite et insensible aux choses exterieures. On m'a dit qu'il fut chassé pour cela. C'est ainsi que les meilleures choses sont sujettes aux abus des mechants. J'ay lû avec attention *la Lettre de Monsieur Spener*, et ce que V. A. y a repliqué. Je scay que ce Docteur fait grand estat de la Theologie Mystique, jusqu'à avoir fait naistre des soupçons a ceux de ses confreres, qui sont plus inclinés que luy à la mondanité, qui mesmes luy ont imputé le Weigelianisme quoyqu'à tort, d'ou vient qu'il est disposé à avoir bonne opinion de ceux qu'il voit user des phrases des Mystiques. Il estimoit *Labadie**) autres fois, et ne meprisoit pas Abraham de Franckinberg**), et ceux qu'on appelle Jacob Böhmistes. Ce qui me fait douter, si, lorsqu'il a dit de vive voix à V. A. S. qu'il n'avoit jamais la moindre tentation pour se rendre Catholique, mais plustost d'une autre secte, il n'a pas plustost entendu, *quelqu'une de ces sectes, qui croyent qu'on doit se separer de la communion des mechans et malvivans*, que le

---

*) Hier fehlen die Worte: qui ne voyent pas volontiers l'agrandissement de la puissance françoise. Sie sind in einer im Nachlass des Landgrafen enthaltenen Schrift des sonst unbekannten französischen Jesuiten, vermuthlich Dubois, (sur l'affaire du Franco, comme sur celle de la Coadjutorie de Cologne) enthalten.

**) *Michael Molinos*, ein spanischer Theologe, stand anfangs bei Innocentius XI. in grossem Ansehen. Da aber seine mystische Lehre über die innere Ruhe der Seelen (Quietismus) gefährlich befunden wurde (denn nach ihm sollte die Seele weder an Himmel noch an Hölle, weder an Tod noch an Ewigkeit gedenken), so wurde er nach abgelegter Kirchenbusse 1687 auf Lebenszeit in ein enges Gefängniss gesteckt, worin ihm die geistlosesten und albernsten Büssungen anferlegt wurden. Er starb darin 1696.

---

*) *Labadie*, ein bedeutender französischer Theologe und Pietist, anfangs Jesuit, dann wegen seiner Reformationsideen abgesetzt und des Calvinismus beschuldigt, Stifter frommer Confraternitäten, endigte, nachdem er zur reformirten Religion übergegangen und nach Holland und Norddeutschland mit seinen Anhängern gezogen war, 1674 zu Altona sein unruhiges Leben. Er ist der Verfasser einer grossen Menge pietistischer Schriften.

**) Ein schlesischer Edelmann und Anhänger Jacob Böhm's, † 1652.

Socinianisme comme V. A. l'avoit crû. Je n'ay pas encor vû le livre du P. Segneri, intitulé: Concordia tra la fatica et la quiete, que Monsieur Spener cite dans sa lettre[*]. Je m'imagine, que ce Pere s'accordera avec mes sentimens touchant la veritable Quietude, et qu'il desapprouvera ce que je n'approuve pas dans les Quietistes du temps. Puisque selon Mons. *Spener* Molinos a cela de particulier, qu'il enseigne, qu'il n'y a point de retour de la contemplation à la meditation; je voudrois qu'il expliquêt la distinction qu'il y a entre le supreme degré de la contemplation, et celuy de la meditation. Cette contemplation relevée ne sçauroit estre autre chose à mon avis qu'un regard bien clair de l'Estre infiniment parfait. Mais à moins d'une grace surnaturelle extraordinaire et d'un ravissement semblable à celuy de St. Paul — que Dieu ne donne pas à tous les Fideles et qui n'est pas necessaire à la veritable pieté — je crois que cette profonde contemplation est elle mesme le resultat d'une veritable meditation, qui se termine à la veue des beautés et perfections de Dieu, d'où l'amour souverain d'amitié ne manque pas de naistre. Or il n'est pas possible aux hommes dans l'estat de cette vie, de se maintenir tousjours dans la vue simple et droite des grandes verités et des conclusions, sans y mesler la Meditation et sans se souvenir des premisses. Il n'y a que les premie r principes ou axiomes dont on puisse connoistre la Verité par une simple veue, sans aucune meditation. On me dira, que les Simples ne sont pas en estat de mediter, et ne laissent pas d'estre eclairés. Mais je reponds, que les simples meditent autant qu'ils sont eclairés. On pourra estre simple devant le Monde, et sage devant Dieu. Mais supposé qu'il y ait des personnes trop simples pour pouvoir recevoir des clartés bien nettes dans leur entendement par des voyes ordinaires, Dieu se contentera de leur bonne volonté. Car c'est assez que leur volonté se porte au veritable bien, c'est à dire à Dieu par l'ardeur d'un amour sincère. — Je serois aussi bien aise de sçavoir le nom du *Sçavant Socinien*, qui s'est rendu Lutherien à Dresden. Le celebre Pastorius, Historiographe de Pologne, de Socinien qu'il estoit, s'est rendu Catholique avant sa mort*). V. A. aura apparemment ouy parler de Monsieur Stanislaus Lutimezsci, Gentilhomme Polonois qui a esté quelque temps à Hambourg en qualité de Resident ou Correspondant de quelques Princes et qui a publié plusieurs ouvrages. Son fils a esté quelque temps à Florence et puis à Hanover. Maintenant on dit, qu'il est devenu Catholique Romain. Cependant son pere estoit extremement animé contre cette Religion. On m'a conté, que son zele mal employé a beaucoup contribué à l'exile des Sociniens Polonois. Car les Prestres ou Moines qui sçavoient ses sentimens, ayant affecté souvent de tenir des processions à sa veue et devant son chasteau, comme pour le braver; enfin un saint zele (selon son opinion) le prit et le porta à dissiper la procession et à commettre des actions, qui donnèrent des grands pretextes aux ennemis des Sociniens pour poursuivre leur bannissement dans la prochaine Diète.

---

[*] Paulus *Segneri*, italienischer Jesuit, ein berühmter Missionär seiner Zeit, war Hofprediger des Pabstes Innocentius XI. und gab mit dessen Erlaubniss mehrere Schriften gegen die Jesuiten heraus. Das oben angeführte Buch ist 1680 zu Rom gedruckt.

---

*) Pastorius von Hirtenberg, ein Schlesier † 1681.

L'article de la correspondance de Paris me surprend lorsqu'il dit: »quon trouve desja à Paris plus grand nombre de Quietistes qu'on ne croyoit; qu'on en fait une exacte perquisition afin d'etouffer l'heresie dans sa naissance, et que le Roi a commandé, que les Religieux Quietistes fussent menés au coin dans les Provinces sans avoir la liberté de sortir.« Je ne comprends pas, comment il soit possible, que la secte de Molinos ait si tost passé les monts et infecté la France. C'est pourquoy je suis disposé à croire, qu'on se sert du nom et du pretexte du Quietisme, pour maltraitter des personnes de bonne vie, qui tachent de se retirer des vanités du monde et de se recueillir en eux mesmes. Car il y a deja longtems que ces sortes de personnes sont suspectes à la Cour et aux Evesques et Religieux Courtisans. Et voila un beau pretexte pour les inquieter; lorsqu'on voudra combattre la Theologie mystique et la plus solide pieté, on n'aura qu'à mettre en avant le nom odieux du Quietisme et voila un homme depeché. Monsieur Spener a raison de faire un semblable jugement dans sa lettre à V. A. Ce n'est pas que je ne croye que Molinos a eu tort. Mais il ne me paroist point vraisemblabe, qu'il ait trouvé tant de Sectateurs en France dans ce qu'il y a ce mal dans sa doctrine et de particulier à luy.

Il est remarquable que le procureur du Roi très Chrestien appelle du Pape au Concile general. Car c'est par là que le Roy reconnoist la Superiorité de *l'Eglise Universelle* sur les Rois, mesme en matieres temporelles, qui se rapportent indirectement au Spirituel. Et c'est attribuer aux Conciles ce que Bellarmin donne au Pape. Il me semble que la prudence Francoise y a fait un faux pas.

J'envoyeray à Monsieur Barth Ministre de Nurnberg la belle lettre de Monsieur le Cardinal le Camus, il la pourra joindre à l'autre lettre de Monsieur l'Evesque de St. Pons et les faire imprimer ensemble.

Sans doute que les Jesuites de France doivent estre fort embarrassés dans ce conflict des François avec le Pape; ils sont entre l'enclume et le marteau. Que feroient ils si on vouloit obliger les Religieux de signer un formulaire, tel que le Clergé de France feroit dresser? J'espere que le Pere de la Chaise detournera ce coup, d'autant qu'on dit qu'il est maintenant plus puissant que jamais, et qu'il est sur le point de debusquer l'Archevesque de Paris de son autorité et de son credit.

Je croy que le meilleur expedient pour empecher les mauvaises suites de l'affaire du *Franco*, seroit de mettre l'affaire en negotiation par l'entremise des Mediateurs, qu'en attendant Monsieur de Lavardin demeurast incognito, et que le Pape levât les Censures, et qui est d'autant plus faisable que je vois par la protestation de Monsieur Lavardin, qu'il declare que la Bulle du Pape ne luy a pas esté duement signifiée et qu'il n'a jamais crû que le Pape entendoit de l'y comprendre.

Je me suis etonné que toutes les Puissances qui se melent de catechiser le Pape en matiere de Politique et de l'exhorter à s'accommoder avec le Roy T. C. ne tournent leurs remonstrances là où elles seroient employées avec plus de justice; et je croy si le Roy de la Grande Bretagne, la Republique de Venise, le Grand Duc et autres ordonnerent à leurs Ministres d'interposer leurs offices à la cour de France avec tout le zele que l'importance de l'affaire demande, qu'on feroit quelque reflexion là dessus. Il me semble que les Venitiens le devroient faire sans en estre priés. La gratitude le demande. Mais tous les autres s'y devroient porter par un motif de generosité, pour faire connoistre qu'ils ont esgard à la Justice plustost qu'à la puissance. Car de n'oser presque rien dire à celuy qui est le plus fort et de tourner tous ses soins de presser et à importuner celuy qui n'a que son bon droit pour luy, cela ne paroist gueres genereux ny mesme politique, d'autant que c'est une conjoincture, dont ils devroient profiter pour rembarrer un peu l'insolence des François, qui se veulent distinguer de tous les autres. Et il est constant, que si on agissoit de la sorte, ceux qui ont poussé le Roy T. C. à des extremités si facheuses, se trouveroient assez embarassés. Je ne croy pas que le Roy T. C. se resoud si tost à faire un Patriarche; il ne luy servira de rien, et ce seroit une charge qui pourroit devenir formidable aux Rois dans quelques conjonctures. Le Roy est assez Patriarche luy mesme, et l'Archevesque de Paris est son Grand-Vicaire.

Je voy par ce qu'il y a dans la correspondance de V. A. qu'on impute à Messieurs Cassoni et Schelstrate *) d'avoir beaucoup de pouvoir sur l'esprit du Pape, et de s'en abuser. Il me semble que Monsieur Schelstrate est garde de la Bibliotheque du Vatican. Mais je ne croy pas que cette charge lui donne occasion d'exercer quelque pouvoir. Car de fournir à son Maitre des pieces et des memoires, c'est ce que tout Archivair ne peut se dispenser de faire, et Monsieur Schelstrate ayant toujours esté pour la Superiorité du Pape, personne

---

*) *Emanuel Schelstraten* aus Antwerpen, ein trefflicher Kirchenhistoriker, wurde von Innocentius XI. nach Rom zur Vaticanischen Bibliothek berufen und 1692 als Canonicus zu St. Johannes im Lateran. Er schrieb über das, den Papisten sonst so anstössige Concilium zu Costniz, gegen den Jesuiten Maimbourg.

pourra trouver mauvais qu'il l'appuye contre les sentimens des Gallicanes. Pour ce qui est de Monsieur Cassoni, j'ay ouy dire qu'il a beaucoup d'acces aupres du Pape; mais de croire qu'il l'ait porté à se roidir contre la Puissance de France, il n'y a point d'apparence. C'est le Pape luy mesme, motu proprio (pour parler le style de la Chancelerie Apostolique) qui s'est porté à ces resolutions. C'est une adresse dont on se sert ordinairement pour se moquer des Superieurs qu'on veut encor menager en apparence, lorsqu'on attribue à leurs Ministres les maux dont on se plaint. Mais bientost apres on quitte le masque, et deja le Parlement de Paris paroist avoir perdu le respect au Pape, s'il est vray qu'on use de termes de mepris dans ce qui a esté enregistré. Ce sera une chose plaisante, si les jours des cendres le Pape au lieu de dire: Memento homo quia cinis fuisti, et in carcerem reverteris, dit au Cardinal d'Estrees: Recordatevi que siete scommunicato, et s'il estoit arrivé à present au Cardinal Maldachini (l'autre Cardinal de la faction françoise), ce que luy est arrivé autres fois à ce qu'on dit, qu'allant recevoir les cendres selon sa coustume, par une naiveté assez singuliere il ouvrit la bouche, pour les prendre, pensant assez à la Communion.

Je voudrois bien sçavoir si ma lettre que V. A. a communiqué a son amy de Rome et qu'il a voulu faire à Monsieur le Cardinal Casanate et autres, est celle que j'avois écrit à Francfort, ou en chemin, ou bien celle que j'avois ecrite sur les lieux touchant la Reunion. Il seroit bon d'en apprendre au moins son jugement.

C'est vray que le Pape et l'Empereur n'ont que trop peu d'autorité dans *les Chapitres* surtout du costé du Rhin: mais il me semble qu'au moins ils ont le droit de s'opposer à des Elections faites contre les Canons, et contre les Loix de l'Empire, de sorte que si l'Empereur pourrait convaincre le Cardinal de Fürstenberg d'estre Ennemy de l'Empire, il seroit incapable ipso jure, ou de plein droit. Mais il est difficile de prouver clairement ces choses et il songe maintenant à Vienne à toute autre chose. Cependant je croy que ny le Pape ny l'Empereur ne le reconnoistront pas encor si tost à moins que la France ne les y force.

On m'a asseuré, et il semble que la correspondance de Rome de V. A. le confirme, que le Pape n'a pas encor consenti à l'Election d'un Coadjuteur cum spe successionis; si cela est, l'affaire sera encor plus difficile et le Pape aura grand sujet de se roidir. On m'a dit qu'on avoit élu un Coadjuteur d'Augsbourg par provision et que le Pape l'avoit approuvé ex post facto; mais cela ne tire pas à consequence. Et il depend d'un Pape s'il le voudra ratifier. Outre que les capitulaires de Cologne n'ont pas cette soumission que ceux d'Augsbourg ont eu, en remettant l'affaire au Pape.

Comme rien n'empeche que les Princes ne puissent faire des fonctions Episcopales et Pastorales aussi bien que les autres, et que leur pieté et doctrine édifieroit bien plus que celle d'un autre Pasteur, il me semble que V. A. n'a pas sujet de se faire aucun scrupule de poursuivre la promotion de quelqu'un de ses petits Neveux dans les Eglises Cathedrales, et qu'Elle rendroit plustost un service à l'Eglise, en travaillant à l'en rendre digne.

C'est un assez joli probleme, sçavoir si le Cardinal Fürstenberg devenu un jour Archevesque de Cologne et Electeur de l'Empire, en cas que la France le voulust traiter dans l'Archidiocese comme dans le Diocese de Strasbourg, pourroit changer de party. Je suis très assuré que feu son frère l'auroit fait dans une telle conjoincture, s'il auroit sçu trouver de l'appuy ailleurs. Car je scay qu'il estoit extremement irrité. Mais pour le Cardinal c'est une autre chose. On a temoigné pour luy bien plus de consideration que pour son Frere et par consequent il n'est animé que contre la Maison d'Autriche, je ne crois pas qu'il perde jamais le souvenir de sa prison et des duretée qu'il dit y avoir souffert; donc V. A. est mieux informé que moy. Tous ces discours familiers, dit-on, temoignent de l'aversion et mesme de mepris, Et s'il estoit jamais capable de prendre une resolution contraire, je croy que ce ne seroit que lorsque la France l'auroit poussé à l'extremité et quand il ne seroit presque plus temps. Mais il est à croire qu'elle le menagera. V. A. sçaura s'il y a de l'apparence, qu'il devienne aussi Coadjuteur de Liege. Je crains plustost que les François ne l'engagent ou ne l'ayent deja engagé à faire tomber cette mitre sur la teste d'un Francois, ce qui seroit l'arracher à l'Empire pour jamais. Pour Münster et Hildesheim je doute qu'il y reussisse.

Pour ce qui est de la refutation de la pretendue morale *des Jesuites*, publiée par le Rev. Père Le Tellier *), je serai ravi de voir que ces Rev. Pères refutent solidement ces sortes d'ecrits et se monstrent nets des imputations qu'on leur met sur le dos. J'ay toujours eu grande estime pour cette Compagnie; ils vivent exemplairement; ils cultivent les etudes; ils ont eu des excellents hommes. On leur est redevable de beaucoup de biens. Quoiqu'ils semblent fort degenerés en Allemagne, s'ils avoient plus de moderation et plus de cette lumiere, qui éclaire sans echauffer, ils seroient parfaits; mais enfin ils sont des hommes comme les autres. Ils se passionnent quelquefois plus pour ce qui sert à l'agrandissement de leur Société que pour le bien de l'Eglise, et ils cherchent de se venger de leurs adversaires sous pretexte qu'il y va de l'interest de leur Societé et par consequent de celuy de Dieu. Car tous les hommes sont disposés à confondre les interests de Dieu avec les leurs; il est vray que leurs adversaires en ont trop fait et se sont souvent servi de moyens peu louables pour les decrier, ce qui est capable de faire que les plus saints s'emportent.

---

*) Es ist dies Charles Maurice *Le Tellier*, Sohn des Kanzlers und Bruder Louvois's, der grosse Gegner der Jesuiten und Fenelons, geb. 1642. † 1717, der 1690 als Erzbischof von Rheims die berühmte Ordonnance gegen zwei Sätze der Jesuiten herausgab, wodurch sie einen grossen Stoss in Frankreich erlitten. Vergl. Cousin's fragmens philosophiques II. 335. Ein anderer Le Tellier ward 1709 Beichtvater Ludwig's XIV.

*) Je voudrois que le R. P. *Jobert* s'expliquât comment il l'entend en disant que Monsieur Arnauld est reconnu Chef d'une heresie. Il seroit bon de le faire dire au moins en quels articles consiste cette heresie. Car depuis que ces Messieurs de Port-Royal ont desavoué les cinq propositions, je ne sçay plus ce qu'on leur impute. Car les Papes mesmes ont mis la Grace efficace par elle mesmes hors d'atteinte. Peutestre que le R. P. Jobert tient les Port-Royalistes pour heretiques 1) parcequ'ils semblent condamner l'opinon de la Grace simplement suffisante, 2) parcequ'ils semblent condamner tous ceux qui meurent avec une simple adhésion et avec le Sacrement de penitence., sans exercer un acte du souverain amour d'amitié envers Dieu, 3) parce qu'ils soutiennent

---

*) Die folgende Stelle bis zu den Worten: je viens de pire: ist unter dem irrigen Datum des 18. März abgedruckt in Arnauld's Werken Tom. IV. p. 199. Vergl. die Erklärung des Landgrafen in der folgenden Nr.

l'opinion de Descartes, que l'essence du corps consiste dans l'etendue, ce qui paroist detruire la presence reelle du sacrement d'Eucharistie. Je serois bien aise d'apprendre s'il y a quelques autres chefs, dont on accuse les Port-Royalistes, et si on les accuse en effect pour ce que je viens de dire *).

Je pourrois peut estre voir un jour à mon retour par la bonté de V. A. S. le livre du Pere Le Tellier contre le Theatre Jesuitique, la Relation de l'Institution des Religieuses de l'enfance de Jesus, la Relation de l'Inquisition de Portugal tant à Goa qu'à Lisbonne, faite par un Medecin François Catholique qui en a eprouvé les procedures, et la Satyre faite contre le Roy de la Grande Bretagne. Ce que V. A. marque qu'il y a, sçavoir, que l'Empereur et le Roy d'Angleterre bien que mariés sont dans la societé de Jesuites, a esté deja debite comme un grand secret par ce Visionnaire Comte Paul, dans son livre intitulé: l'Empereur et l'Empire trahis.

Puisque Monsieur Ludolfi doute encore si la Transsubstantiation est receue chez tous les Orientaux, il seroit bon de le presser à s'expliquer là dessus, et à repondre aux preuves de Monsieur Arnauld contre Monsieur Claude. Quant à l'adoration il y a peutestre plus à dire. Au moins croy-je qu'elle n'estoit pas fort en usage dans la primitive Eglise. Ce n'est pas que je tienne pour cela qu'elle soit mauvaise en elle mesme. Car je suppose qu'un veritable Catholique n'a autre intention que d'adorer Dieu seul infinement parfait sans terminer son adoration à aucune creature, pas mesme à l'humanité et au corps de Jesus Christ, et bien moins encore aux especes de l'Eucha-

---

*) Siehe die Antwort des Landgrafen in dessen folgendem Aufsatz.

ristie. Mais il faut avoir soin de bien instruire les peuples, qui ont quelquefois des opinions fort grossieres lorsqu'ils appellent Nostre Dieu et Seigneur ce rond, et ce blanc qu'ils voyent qu'on porte; à quoi les Theologiens Scholastiques ont fort bien taché d'obvier en niant: que ces especes, sçavoir la blancheur, la rondeur, le mouvement et les dimensions soient in subjecto, c'est à dire, qu'ils soient les predicats du Corps de J. C. et par consequent qu'on les puisse attribuer à J. C. et à Dieu luy mesme et qu'on adore quelque chose de blanc et de rond. Mais c'est ce qu'on devroit expliquer aux Simples dans toutes les occassions. Au reste Monsieur Ludolfi ne se plaint pas ce me semble qu'on n'a pas donné aux Protestans le droit de juger dans le Conseil, mais qu'on ne les a pas assez ouis et qu'on les a condamnés *inauditos et indefensos*. Mais j'avoue qu'il est bien difficile d'expliquer suivant le sentiment des Protestans en quoy doit consister la forme d'un veritable Concile libre et écumenique; à moins qu'ils ne s'expliquent à peu pres comme les Theologiens d'Hanover ont fait à l'instance de Monsieur l'Evesque de Neustadt.

Je voy que Monsieur Arnauld semble approuver les Principes de Monsieur *Nicole* touchant l'Eglise. Cependant il y en a d'assez durs, et qui ne paroissent pas encor assez establis. Il veut ce me semble, que ceux qui n'acquiescent pas à tout ce que l'Eglise a defini estre de foy, sont damnés. Mais je demande, si l'Eglise avoit defini qu'il est de foy, qu'il y a des ames dans les bestes, ou du sentiment, suivant les textes de la Sainte Escriture, et que le Soleil tourne et non la Terre, les Cartesiens seroient-ils obligès d'y deferer sous peine de damnation? Si l'Eglise definissoit que St. Pierre et St. Paul n'ont pas esté Collegues à l'Episcopat de Rome, ny qu'il ne peut jamais arriver qu'il y ait deux Vicaires de Jesus Christ en terre; que les enfants morts sans baptesme sont damnés aux flammes eternelles, sera-t-on obligé de le croire sous peine d'eprouver ces flammes? Mais qui plus est: *ad impossibile nemo obligatur.* Or est-il qu'un homme peut estre dans une telle assiette d'esprit, qu'il ne luy soit pas possible alors de surmonter les raisons qu'il croit avoir en contraire. Alors il est dans une erreur invincible qui ne damne pas, à moins qu'on ne manque en ce qui est necessaire au salut, necessitate medii. Or il s'agit de sçavoir, s'il y a des articles de foy absolument fondamentaux, ou necessaires, necessitate medii, et quels sont ces articles?

Je suis bien aise d'apprendre de la lettre de Monsieur Arnauld, que l'explication que j'ay cru qu'on devoit donner au passage du *Concile de Trente* touchant la necessité de l'intention du Prestre à la validité du Sacrement, est conforme avec le sentiment le plus commun des Docteurs de Sorbonne, et de la Faculté de Louvain: et voila cette difficulté levée, qui ne donne pas peu de scrupule aux Protestans.

Il y a encore une autre difficulté sur le Concile de Trente à sçavoir, s'il est du *droict divin indispensable* de defendre le divorce mesme en cas d'Adultere, où il semble que nostre Seigneur l'a permis en termes assez claires. Le Concile de Trente semble rejetter tous les divorces*), mais hoc non obstante tant la practique de la primitive Eglise, que les textes de l'Ecriture semblent favoriser l'opinion de ceux qui croyent, que le Concile ne lie pas les mains au Pape et encor moins à l'Eglise, si on trouvoit à propos d'accorder un divorce, en dispensant contre le droict ordinaire pour des grandes raisons. A peu pres comme l'on accorde des dispenses pour le Mariage d'un Oncle avec sa Niece, chose contre laquelle les Peres de la Primitive se seroient sans doute plus recriés que contre le divorce mesme, qu'on practiquoit publiquement et qu'on autorisoit par les loix des Empereurs Chretiens. Je croy mesme que le Pape pourroit accorder la polygamie à quelque Peuple oriental, propter duritiem cordis, si leur conversion ne tenoit qu'à cela, et qu'ainsi cet article du Concile de Trente se doit entendre du droict divin ordinaire mais dispensable.

---

*) Sessio XXIV.

Je croy par le petit discours que V. A. m'a communiqué qu'Elle n'approuve pas l'usage des *perruques*. Pour moy j'en ay pris il y a 21 ans au sortir d'une grande fievre qui m'avoit fait tomber les cheveux, et depuis je les ay gardées. Cependant j'avoue que le monde s'en pourroit passer, et que bien de gens s'en servent sans en avoir besoin. Il y en a pourtant d'autres qui les prennent suivant l'avis des Medecins. Et je croy que le Prince d'Orange est de ce nombre, qui suivant la gazette s'est enfin resolu depuis peu de s'en servir. Cette matiere à esté fort agitée en Hollande il y a 40 ans ou environ; le Ministre Voëtius et quelques autres des plus zelés fulminoient contre les perruques, mais plusieurs les defendoient et entre autres Monsieur de Saumaise *) dans son livre de Coma. Je ne doute point que les premiers Chrestiens ne les eussent condamnées, surtout ceux qui estoient de l'humeur de Tertullien, si elles avoient esté assez connues de leur temps. Cependant l'invention des perruques n'est pas nouvelle, comme les Critiques l'ont assez monstré. Les Perruques seroient une tres bonne matiere du Taxe, aussi ont elles esté assujetties à la licence chez nous; mais si on les avoit chargées au quadruple, il n'y auroit eu de mal.

---

*) Salmasius.

Les perruques me font souvenir des *masques*. Assurement les masques sont maintenant quelque chose d'assez nouveau chez nous. On a eu de la peine de les abolir du temps de nos pères, et je me souviens qu'on faisoit bien de contes autrefois des desordres qu'ils avoient causés. Les voilà renouvellés ces masques et mesme autorisés. V. A. a lieu de s'en estonner; je croy cependant qu'il y a autant de difference entre les masques d'autrefois et ceux d'aujourd'huy, qu'il y avoit entre les spectacles des payens et nos comedies. A ce qu'on me mande de Hanover, tout s'est passé avec beaucoup d'honnesteté et d'ordre. Mais s'il ne valoit mieux de s'en abstenir en des temps aussi calamiteux, que ceux où nous vivons, et si les Ecclesiastiques s'y devroient ou pourroient opposer, comme V. A. le juge suivant les principes et l'esprit du Christianisme, qui veut qu'on renonce aux vanités du siecle, c'est de quoy je n'ay rien à dire.

Dans la relation qu'un Ministre de V. A. luy a envoyé touchant les réjouissances d'Hanover, je remarque un mesentendu, en ce qu'on a rapporté à cette personne, que Madame la Duchêsse de Zell ne vient jamais à Hanover. Ce qui n'est pas. Car je l'y ay veue honorée de la main, et traittée comme elle le pourroit pretendre. Si elle n'a pas esté à Hanover pendant le Carneval (ce qui se peut) c'est peutestre qu'elle n'approuve pas ces rejouissances: car elle temoigne de vouloir mepriser les vanités du siecle. Je croy que ce qu'on dit de l'entretien de Madame la Duchesse d'Hanover masquée avec le Directeur des Eglises, ce qui depuis auroit donné de la confusion à ce Directeur, est un conte.

Monseigneur le Prince Regent de Sulzbach se porte tres bien, aussi bien que le Prince son fils qui s'applique et s'entend fort bien aux Mathematiques, à la fortification et artillerie. Quant à ce que V. A. demande d'où vient qu'il ne se marie pas, je n'ay rien appris de positif, les uns l'attribuent à l'espargne du vivant de son Père, les autres à l'inclination du Prince.

On me dit que S. A. E. de Saxe est parti pour la Hollande, et ce n'est sans doute que pour se divertir, bien que quelques uns disent, qu'il s'abouchera avec le Roy de Danemarc: mais quand cela arriveroit, je ne voy pas à quoy il pourroit servir. S. A. E. donne 1500 hommes à l'Empereur, qui feront un Regiment. Le puisné de S. A. E. doit commander, qui est maintenant en Espagne, mais qui sera bientost de retour.

On mande de Vienne, que Monsieur le Duc de Meclenbourg (je croy que c'est Gustave) donne aussi un Regiment de 1000 hommes à l'Empereur. Mais l'Electeur de Brandenbourg s'en excuse. Monseigneur le Duc de Saxen-Gotha a fait un voyage en Hollande et en France, dont je croy qu'il est de retour. Peu à peu ces tours deviendront des tours à la mode. Si ces Princes voyagoient comme V. A. il n'y auroit rien à dire.

Il n'est que trop vray que le *Roy Très-Chretien* a fait connoistre à l'Empereur, qu'il ne reconnoist plus le Pape pour mediateur, et qu'il pretend satisfaction ayant nommé le dernier de Mars pour terme. On dit que cela contribue beaucoup à la resolution qu'on dit que le Pape a prise de donner les mains de quelques accommodemens pour eviter les maux qui menacent la Chretienté.

Les Reflexions sur ce qui s'en suiveroit de la mort des plus considerables Princes ou Potentats de l'Europe que V. A. m'a communiquées sont des plus belles et des plus solides qu'on puisse voir. Je croy que la mort du Roy de France pourroist haster la guerre. Car le Dauphin devenu Roy environné de jeunes gens desireux de se produire, voudroit peutestre monstrer, qu'il n'est pas inferieur à son Père, et que jusqu'alors il ne luy a manqué que l'occasion de se faire connoistre. En effect il est aisé d'estre Grand quand on est Roy de France. Je m'estonne que ces Reflexions ne parlent point des Ducs de Brunswic, du Landgrave de Hesse et de l'administrateur de Würtemberg, qui valent bien tant pour le droit que pour le fait un Duc de Mantoue et un Prince d'Orange.

Voicy le sentiment d'un Ministre de l'Empereur sur ce que les Ministres de S. A. E. de Brandenbourg se plaignent de ce que Monsieur Kramprecht a dit dans son memoire pour detourner les Estats de la resolution, qu'ils alloient prendre contre les Prestres Catholiques estrangers. On trouve plaisant et affecté que ces Messieurs s'en melent. Si Monsieur Kramprecht avoit avancé des erreurs de fait touchant l'Estat d'Hollande et touchant le droict qu'ils ont d'agir envers les Catholiques (ce qu'on ne croit pas à Vienne), on ne voit pas qu'il appartienne à un Ministre de Brandenbourg de les relever et de faire l'Apologie des Estats sans en estre prié, et puisque les Hollandois ont eux mesmes des Ministres dans l'Empire, ils pourront s'en plaindre si bon leur semble ou bien ils pourront refuter le memoire de Monsieur Kramprecht par quelque resolution ou response. Mais quant à la Cour de Berlin, on ne voit pas comment il luy appartienne de s'eriger en Censeur des Memoires que les Ministres de l'Empereur presentent à des Puissances etrangeres dans une matiere qui n'a rien de commun avec les affaires de l'Empire. Apparemment (dit-on) Monsieur Danckelmann aura esté fort bien rembarré à Vienne, et on luy aura donné à connoistre, que la Cour Imperiale ne doit pas rendre compte des actions de ses Ministres à ceux qui n'en ont que faire. Il s'en faut beaucoup cependant que Monsieur Kramprecht eut eu l'imprevoyance d'approuver expressement et directement dans son memoire ce qui s'est fait en France, il n'a eu garde de charger son Maitre de la haine, qu'on peut bien laisser en partage aux François seuls, ce seroit augmenter les soupçons deja assez enracinés dans les esprits des Protestants. Cependant n'est ce pas (disent les Imperiaux) practiquer ce mot du Poete: Dat veniam corvis, vexat censura columbas; de n'oser temoigner aucun ressentiment à la France, qui use de tant de rigueurs contre les Protestants, et de faire du bruit seulement entre les Ministres de l'Empereur, pour avoir dit quelque mot qui semble les approuver ndirectement. Il y auroit plus de bravour et de generosité (disent-ils) à se tourner du costé d'où vient le mal, et à faire connoistre son ressentiment à la France d'une maniere forte et vigoureuse, que de vouloir insulter à ceux, qu'on trouve plus exposés aux mauvais traitemens. On adjoute de plus, que si la Cour de Brandenburg avoit quelque droit de se plaindre de Monsieur Kramprecht, elle devoit attendre la reponse de l'Empereur avant que d'en faire du bruit à la Diete. Mais qu'on voit bien, que ce n'est qu'un jeu de quelques personnes mal intentionées, qui abusent du zele genereux de S. A. E, pour rendre la maison d'Autriche odieuse et rendre servile à la France en tachant de faire la maison d'Autriche partager avec elle la haine des Protestans. Voilà ce que le parti Imperial dit icy; pour moy je suspends mon jugement.

Il estoit aisé à croire que les pretendus rafraichissements envoyés à Monsieur Claude *) de la part du Recteur des Peres Jesuites de Cambray, lorsqu'il y passoit en sortant de France, n'aboutiroient à rien. Mais quoique je me fusse bien douté qu'il y auroit de mesentendu, je ne m'attendois pas à un tel denoncement de la fable, et que tout se convertiroit en un pot de biere envoyé à un homme qui estoit logé avec Monsieur Claude. Cela auroit esté bon pour un Allemand ou Hollandois, mais cela n'accommodoit gueres un François, ce pourquoy je doute fort que Monsieur Claude en ait bu. C'est dommage qu'il n'y a point de Mercure Historique ou autre piece de telle etoffe à la devotion des Catholiques de Hollande pour y faire inserer cette farce.

J'apprehends que la tempeste que les Italiens et Hollandois craignent ne tombe sur les Allemands. Quoy qu'on dise et quoyqu'il seroit peutestre à souhaiter, j'ay de la peine à croire, que l'intention du *Roi Tres-Chrestien* soit de rompre avec les Hollandois. A quoy bon de se faire des ennemis, et d'eveiller des gens qui dorment? Il sçait trop quel mal cela luy causeroit, si les Hollandois rentroient tout de bon dans les interests de la Maison d'Autriche et donneroient des subsides aux Princes Allemands. Il en est de mesme à proportion des Italiens. Mais si le Roy T. C. emporte quelque piece du Palatinat, personne ne branslera apparemment. Cependant c'est un probleme, s'il vaudroit mieux que le Roy T. C. prist Frankenthal ou qu'il se rendroit maitre de Constantinople.

Je vay d'icy a Munchen, de là je pourray aller à Augspourg et à Ulm, et je n'ay rien encor determiné de la route que je prendray à mon retour. Cependant je pourray continuer de recevoir les ordres de V. A. S. par la voye de Monsieur Hornigk. Je prendray la liberté de faire sçavoir de mes nouvelles à V. A. S. pour avoir l'honneur de recevoir ses commandemens, et pour me conserver dans ses bonnes graces: et en luy souhaitant la continuation de sa santé, qui nous doit estre si precieuse, et toutes les satisfactions desirables, je suis avec devotion

---

*) Dieser Patriarch der Hugenotten musste binnen 24 Stunden Frankreich verlassen.

Monseigneur

de V. A. S.

le tres humble et tres obeissant Serviteur

L.

XLVIII.

1688. sine dato. (April.)

Landgraf Ernst an Leibniz.

Des Landgrafen kurze Geschichte des Jansenistenstreites und politische Betrachtungen darüber, veranlasst durch eine Stelle des vorhergehenden Leibnizischen Briefes *).

Sur cela je Vous dis, que ce sont trois matières, sur lesquelles faute d'une science plus requise je n'approfonde pas trop et sur lesquelles le Rev. Père Jobert et Monsieur Arnauld Vous pourroient donner un bien meilleur éclaircissement, que non pas moy, sur tout pour celle de la *Grace* et du *Cartesianisme*, dont il semble, que chacun s'en defend et n'en veut tenir. Mais bien vous peux je dire que quant au Père Jobert, lequel je connois un peu, il ne fait aucune difficulté ou mystère de tenir et d'appeller tous les sçavants dès Jansenistes heretiques, et qui plus est, Monsieur Arnauld, un petit et desormais de 87 années âgé personnage, le Chef d'iceux; si ce n'est peutestre que pour la Dignité Cardinalice il ne luy faille maintenant préferer Monseigneur Camus, l'Evesque de Grenoble. Mais voilà comme quant à moy je conçois tout ce different; la fin duquel je ne sçaurais pas prevoir ou predire. Aumoins je ne crois pas, pour les peu de jours que j'ay encore à vivre, le survivre, puisqu'en temps et lieux sous tels cendres de dissention un grand et très dangereux feu se peut trouver couvé.

---

*) Vergl. überhaupt über den Jansenismus ausser Schrökh christliche Kirchengeschichte B. VII. besonders S. 400. 401. Reuchlins Geschichte von Portroyal und dessen Pascal. Der

1) Il faut donc qu'avec Martin Luther (non sçais-je si c'a esté en parlant en general des disputes entre les nostres et les siens, ou avec les sacramentaux) je commence à exclamer, que comme cette querelle n'a pas commencé pour Dieu qu'ainsi et selon toute probabilité aussi elle ne finira pour luy: je veux dire, que le different entre les Jesuites et Jansenistes est plustost venu par une, je ne sçais quelle, au moins pas Chre-

---

gegenwärtige Aufsatz des Landgrafen (aus welchem wir einige Wiederholungen und überflüssige Stellen weggelassen haben) ist übrigens nicht ohne historisches Interesse. Man erkennt daraus die unüberwindliche Abneigung der Jesuiten gegen jede radicale Reform der römisch-katholischen Kirche, die wichtigen Punkte des Cultus und der Moral, in denen sich die Jansenisten den Protestanten näherten, und die grosse Gefahr des Zwiespaltes, in welchen die römisch-katholische Kirche damals trotz ihrer prätendirten Einheit verwickelt wurde.

tienne ambition, envie, emulation et jalousie entre les sçavants et pedants, que non point par un tant pur et des oeuvres de la chair detaché et epuré motif de conscience. Et le plus charitablement, que j'en peux croire et juger, est, que de tous les deux partis on croit et se persuade d'avoir raison, quia sicut in domo patris multae sunt mansiones, sic etiam multa loculamenta in cerebro humano *), surtout à cause de divers textes en cette matiére fort ambigus et obscurs autant de St. Paul que de St. Augustin . . . . .

2) Il seroit tout à fait superflu de Vous ramentevoir ce que autant au siecle passé s'est passé en cette matiére au Paysbas avec Michael *Bajus* **) et ensuite avec Cornelie *Jansenius* Evesque d'Ipre ***), comme aussi de ce que depuis ce temps là auprés de l'un parti que de l'autre s'est passé plustost en accroissant que helas! à l'heure que nous parlons, non en diminuant. Et quant à moy je crois que les *Jesuites* ont esté dez le commencement ceux mêmes qui le plus ont aboyé et qui le plus se sont opposés contre les Sectateurs de Jansenius, pour la

---

*) Weil wie es in des göttlichen Vaters Haus viele Wohnungen so auch in dem Gehirn des Menschen viele verborgene Winkel gibt.

**) M. Bajus aus Melun wurde 1563 von dem spanischen König zum Tridentiner Concilium geschickt und ward nachher Kanzler in Löwen und Generalinquisitor in den Niederlanden. Als Verehrer des heil. Augustinus und Vertheidiger der Gnadenwahl wurde er auf Anstiften der Jesuiten mit päbstlicher Censur belegt und starb 1589.

***) Cornelius Jansenius, Canonicus zu Löwen und Bischof von Ypern, dessen berühmtes Buch: Augustinus nachher den Anlass zu der Entwickelung des Jansenismus gab, war ein Hauptgegner der Jesuiten, die ihn als Ketzer verfolgten. Er starb 1638.

defense de leur *Molina*, et tres fortement persuadé, que la sentence de Jansenius — qui prentend de suivre celle de St. Augustin — alloit decliner de part trop au Calvinisme . . . Enfin tous les deux partis veulent avoir chacun pour soy autant la saincte Ecriture et St. Augustin, comme aussi et tout ensemble le Concile de Trente. Si pour dire la verité je fais beaucoup d'estat de la pieté et science d'aucuns de ces Messieurs là (des Jansenistes) je suis plustost avec Molina et les Jesuites, que non avec les Jansenistes *).

3) Les humeurs s'estant de plus en plus fort chauffés, et les Pères Jesuites se sentans après tout et selon l'humain ce qu'ils ont et se prevalant de leur puissance et credit, tant à la cour de Rome qu'en celle de France — où ils avoient la Reine mère Regente et beaucoup des plus puissants de Royaume tant des Ecclesiastiques que des Seigneurs seculiers pour eux — ils creurent faire à Dieu un sacrifice de bonne odeur, à persecuter de toute outrance ces pretendus heretiques les Jansenistes et à les vouloir tenus pour des heretiques et tres dangereux Novateurs. De quoy, comme il est naturel, les Jansenistes s'en defendoient le mieux qu'ils pouvoient: et comme au commencement le debat estoit seulement pour la doctrine et matière *de la Grace*, ainsi en venoient par après divers autres qu'on y a melé, comme devant tout autre a esté pour le livre *de la frequente communion* de Monsieur Arnauld, qui pour lors leur estoit un encore trop jeune, comme maintenant un trop vieil Docteur. Lequel livre, que pieux et tres ascetique, solide et édifiant et approuvé par tant et divers si pieux et sçavants Evesques et Theologiens qu'il soit, fust neanmoins — dis-je — par les Jesuites interpreté et declamé par-

---

*) Nämlich in der Hauptlehre von der Gnade.

tout pour très dangereux, comme si par un, je ne sçais, quel raffinement il alloit sous main et imperceptiblement detruire les *deux Sacremens de la Penitence et de l'Eucharistie*: ce que neanmoins n'est en façon quelconque probable ny concevable ny à presumer, de tels personnages d'une telle et si connue pieté et probité. Car bien que cet et si excellent livre aille contre la coustume moderne d'une telle (sans une deue preparation et souvent très-scandaleuse) affluence aux eglises des Religieux et des Pelerinages, neanmoins cela ne va point de tout à cela, qu'on ne desiroit de la part des Jansenistes une frequentation de tous les deux Sacremens *pour tous les bien disposés.* Mais les Jesuites et leurs adherants (je ne sçais par quelle et asseurement peu édifiante passion) le voulurent avoir tout autrement pris et interpreté, tellement qu'ils auroient veu volontiers, que Monsieur Arnauld eut esté mis en l'Inquisition à Rome. Mais aucuns à luy favorables Prelats de France ne voulurent pas, qu'il y devoit comparoistre, mais plustost selon leurs privileges laisser juger cette affaire en France.

4) Au reste vrayment le Père Jobert et les Jesuites tiennent les Jansenistes pour des tres dangereux heretiques, à cause et s'il ce ne fust autre que pour les *quatre Propositions* du Clergé *). Car bien que la plus part des Jesuites pour se defaire tant plus de l'insulte et importunité des Protestans, et quand aussi bien ils ne peuvent soutenir leur sentence, disent et escrivent et se tremoussent — justement comme un chien

---

*) Siehe über diese vier Propositionen der französischen Geistlichkeit die Einleitung unter dem Artikel des Landgrafen Ernst.

fait de l'eau — que ce ne sont encore des choses precises et declarés comme *de foy*, si est que neanmoins ils les croient et tiennent pour tels par tout ou ils sont les maitres, ou ne sont retenus par quelque respect. Et comme en cela ils sont pour l'autorité *des Papes*, on le sçait comme ils en sont d'accord avec toutes les Inquisitions tant d'Italie comme d'Espagne, ou on veut avoir ces quatre articles tout autant que ceux du Symbole Apostolique ou de Nicée creus pour veritables et comme de Foy; et un Protestant, qui à Rome ou en Espagne se voudroit convertir, feroit asseurement très mal sa cour s'il voudroit en cela professer le sentiment de l'Eglise Gallicane. Car bien que durant ce Pontificat *) et du Regne des Messieurs Favonti et Comte Cassoni, Messieurs les Jansenistes ayent eu l'addresse de s'insinuer en l'esprit du Pape, et luy faire croire qu'ils estoient ses plus devots et qu'ils tenoient pour luy non seulement en matière *de la Regale* mais même qu'ils improuvaient la conduite du clergé de France pour les quatre propositions, comme au moins faites mal à propos et hors de temps, on ne peut pas nier, qu'au fond tous les Jansenistes plus qu'aucuns autres Catholiques Romains, qu'elle mine ou grimace ils en fassent, quant à ces quatre articles, sont tout à fait Sorbonistes. Tellement, bien que tous les Catholiques reconnoissent en l'article de l'eglise l'autorité de la chaire Apostolique et le Vicariat de St. Pierre en la personne des Evesques ou Papes de Rome, et le Centre de l'Unité ecclesiastique et le Primat tant de l'ordre comme de la Jurisdiction, si est ce que pour *l'extension* ou *restriction* de cette même Autorité on ne convient pas ensemble, et quant à cela on est divisé en deux partis, ce qu'on ne peut nier et dissimuler devant nos adversaires, les Protestans. Mais cela n'importe point pour cela une diversite de Religion, puisqu'aussi bien Dieu mercy, au principal on cônvient.

---

*) Des Innocentius XI.

5) Outre cela les Jansenistes estants pour l'ordinaire et avec cela fort *Antireguliers* et de plus en plus acharnés contre la Societé (des Jesuites), on peut penser pour qui ils les tiennent, et comme ils se regardent en tant et si divers manieres accusés ou selon leur dire calomnies. Sur tout en ce qu'en matière d'une ainsi pretendue et evaincue Corruption de la *doctrine morale* s'est passé depuis prés de quarante années; en laquelle les Jansenistes, comme par exemple Messieurs Pascal et Nicole et tels autres auteurs, bien que sous ombre de pieté neanmoins, et comme il est à craindre par une certaine entremeslée vengeance ont quant à eux si non voulu faire des heretiques au moins des corrupteurs formels de la doctrine morale cette autrement si recommendable et eclatante Societé (des Jesuites); qui pour cela ne laissera d'estre ce qu'elle est auprés de tous les personnages pieux et sçavants et point prevenus de passion. Car ce n'est pas assez d'affecter tant d'austerité, quand à cause de la corruption du siecle on ne le peut aussi bien mettre en usage.

7) Non moins accusent les Jesuites (bien que selon moi contre toute raison et justice) les Jansenistes d'un certain et trés dangereux esprit de nouveauté, à taxer ainsi la conduite de l'Eglise en certaines practiques, abus, corruptions et confusions tant en matiere de l'Invocation et Culte, des Saints, comme pour la prière pour les trépassés, et pour le Culte des Reliques et Images, et non moins en quelques autres practiques. Par exemple ce que ce fameux, pieux, zelé et sçavant Evesque

d'Aleth, feu Monsieur Pavillon, a mis en son Rituel *), que pour toutes telles ceremonies, qui ne s'administrent au Baptême que devant l'infusion ou aspersion — par exemple l'exorcisme, la salive, le sel, l'exsufflation et telles autres — on ne les doit point suppleer à ceux des enfants ou adultes, qui par une ou autre occasion ont deja esté, bien que sans icelles, valablement baptisés, mais bien celles, qui suivent l'acte de la regeneration, qu'aussi bien on recoit par l'eau de Baptême **). De quoy les Jesuites à cet si pieux et sçavant homme ont fait un tel et si grand crime, qu'enfin la pieté de ce bon Pape a este surprise à permettre, que l'Inquisition de Rome, quoique la chose parle par elle même, l'aye fait flètrir. Pour ne rien dire, comme les Jesuites se sont laissés emporter contre ce pieux et innocent livret: Monita salutaria Beatae Mariae Virginis ad cultores suos indiscretos; et comme à toute force ils veulent avoir maintenir, qu'en l'Eglise il n'y aye pas tant de corruptions et confusions; et que rien on y tolere ou practique, qu'on ne puisse et doive approuver et tenir pour bien fait!

8) Nous souvenant aussi bien de ce qu'arriva a David, quand les filles chantérent: Saul a defait mille, mais David dix mille, il ne se faut pas aprés cela tant etonner, quand quelques uns des plus celebres auteurs Jansenistes ont eu outre l'applaudissement general de beaucoup pour diverses raisons aux Jesuites mal affectionnées personnes, d'estre les plus

---

*) Dieses Rituale des Bischofs zu Alet in Languedoc wurde von der Inquisition zu Rom als Jansenistisch verdammt.

**) Aus des Landgrafen discreten Katholiken erkennt man, dass er selbst in diesen Punkten Jansenist war.

pieux, sçavants et mieux prechants ou escrivants Ecclesiastiques de France; par exemple Messieurs Pascal*) Arnauld ou Nicole et d'autres pour les livres »de la perpetuité de la Foy«, »Apologie pour les Catholiques,« et autres livres de controverse contre les Calvinistes, et que cela même n'ait attiré beaucoup d'encre émulation et jalousie aux dits Jansenistes, et que les Jesuites se sont par là creus si non meprisés, au moins non plus tant comme auparavant estimés! Surtout les Jesuites se sont tenus tout autant comme inconsolables, que Monsieur Arnauld non seulement a reçu pour ses escrits contre les Calvinistes des eloges et des approbations de ce Pape**) mais que même et quand on y pensoit le moins, l'Evesque de Grenoble***) a été eslevé au Cardinalat; en quoy ils rendent quoique entre les dents, la conduite de ce Pape tant plus meprisable, qu'il a fait en même temps aussi Cardinal Monseigneur Petrucci Evesque de Jesi, quoique fort meslé dans le Quietismo †)

Or quoyque les Jesuites ne soient pas souvent ny le plus en confiance des Papes et des Courtisans de Rome ains que generalement ils y ont autant qu'en autres lieux du monde des envieux et des detracteurs, si est ce neanmoins qu'on les y reconnoit pour des gens autant eminents en doctrine, et que leur ordre se trouve en une au prix des autres assez bonne discipline, et enfin par toute l'Europe au degré de l'estime que nous voyons; tellement, que les Jansenistes ne pouvant bien souffrir un tel éclat à leurs yeux, ne sçavent souvent que faire pour assouvir leur rage et les discrediter. Comme on a veu, cette demangeaison s'est estendue jusques à les noircir de plus grands et horribles crimes et jusques à leur avoir fait des affaires, justement comme si a eux il appartenoit de syndiquer leurs actions, des Processions de Luxembourg et d'Aix en Provence. Vray est de l'autre costé, que les Jesuites auroient aussi bien pû se passer, d'y introduire ainsi et sans necessité satyriquement les Jansenistes; tellement que ces deux partis, s'entre-reprochants les plus grands crimes, ont commis des horribles et peu chrestiens exces et homicides, soit par leur langue ou par leurs plumes, les uns contre les autres, et se sont entretraités par des rancunes et vengeances bien plus, qu'on ne doit faire contre des Infideles et Heretiques, tellement que peu s'en faudroit, qu'à la façon de certains Grecs endiablement schismatiques ils ne diroient pas la saincte Messe, où un autre de contraire sentiment l'auroit celebré! Et les Jesuites souhaitent autant: Utinam omnes Jansenistae, qui nos conturbant, abscissi essent! comme à l'encontre les Jansenistes desireroient de survivre le jour que les Jesuites n'eussent plus l'esclat, qu'ils ont, qu'ils ne feussent plus Confesseurs des Princes, n'eussent point les pénitenceries de Rome ny de Loretto, n'eussent point de si belles eglises, ny les principales chaires de Predication et peutestre pas même les écoles, ny tant et si belles missions et autres avantages, qui rendent la Societé si venerable et recommendable; de façon que le General Wrangel Suedois Lutherien ne pust s'empecher en presence du Marechal Turenne, au College des Jesuites à Neubourg sur le Danube, de dire au Sieur Schlüteren, Envoyé du chapitre d'Augsbourg — qui pensant tant mieux faire sa Cour auprez des Generaux Protestants prist plaisir à medire en plusieurs manieres des Jesuites —: Monsieur, taisez Vous, et que voulez vous dire, les Jesuites, quels qu'ils soient contre nous, sont neanmoins vos meilleurs *Pfaff's*, c'est à dire, Ecclesiastiques.

---

*) Blasius Pascal, der berühmte Verfasser der Lettres provinciales, an denen auch der Jansenist Nicole Antheil hatte. Siehe Reuchlin, Pascal.

**) Innocentius XI.

***) Der freisinnige und fromme le Camus.

†) Er war ein geistreicher Anhänger des Molinos und schrieb eine Theologia contemplativa, und Lettere e rattati spirituali e mistici (Venezia 1681), welche G. Arnold zu Halle 1706 deutsch herausgab.

9) A rien a aidé le Hola! et le silence que la Cour de Rome a pensé mettre autant par la condamnation des cinq Propositions, comme par la declaration, que le Pape Alexandre à l'instance des Jesuites y a enfin fait mettre, et a fait appuyer par l'autorité Royale: que telles propositions se trouvoient au livre »St. Augustin« de Jansenius. Ny de mesme la Cour de France ou plustost Monsieur de Lionne n'est parvenu à sa fin, par une telle plastrée et pour si peu de temps durée paix entre les deux partis. Car si les Jesuites ont creu par la condamnation et declaration des cinq propositions avoir tout gagné, les Jansenistes ont taché de l'éluder par diverses interpretations et explications pour ne dire distinctions ou chicanes, qu'ils ont trouvé *). Quant à cette paix de feu Monsieur de Lionne les Jesuites auroient plustost aimé, qu'on eut avec une toute autre vigueur et fermeté poussé les Jansenistes à bout, que de s'estre voulu servir d'un tel remede palliatif, et disoient hautement: Pax, ubi non est pax!**) ... Un grand coup contre

---

*) Besonders durch die Distinction, dass die Infallibilität des Pabstes sich nicht auf Thatsachen erstrecke.

) Der Landgraf verbreitet sich hier noch über die geheimen gegenseitigen Anfeindungen der beiden, aus politischen Gründen zur Vorsicht genöthigten Partheien, besonders der les Jansenistes est que le R. P. de *la Chaise* *) a en effect la nomination aux benefices du Royaume, par lequel moyen les Jansenistes, ou ceux qu'on soupçonne de leur adhérer, et de n'estre pas bons Jesuites, en sont exclus, c'est ce que les Jesuites ne manquent d'attribuer à la providence divine! Au reste tous les deux partis sont également zelés contre les Protestans; et les Jansenistes se sçavent fort bien garder de se monstrer moins zelés contre ceux que les Jesuites . .

Par là Monsieur vous voyez, en quel estat se trouve le different entre les partis ou plustost cabales des Jesuites et Jansenistes. Plût à Dieu que celuy d'entre les Catholiques et les Protestans ne fut pas plus grand et bien plus difficile à accorder. Neanmoins il est helas assez grand pour le scandale et pour la blessure si insigne de la Charité . . . . Car s'il ne tenoit au moins autant au P. R. Jobert, comme et non moins à quelques uns entre les Jansenistes les plus zelés et emportés, asseurement qu'on verroit un parti comme l'autre, quand ce ne seroit que sous titre de quelque salutaire humiliation, bien abattu, et qu'on auroit, si on en eust voulu croire les Jesuites, tout autrement procedé contre certains quoique très pieux zelés et sçavants Prelats et Theologiens, comme et non moins de l'autre costé sous titre de quelque *Reformation* seulement on auroit voulu fortement et jusques à un tel point reformer les Jesuites, qu'après cela peu leur auroit plus resté de leur essentiel. Enfin bon Dieu et Seigneur! de tous les deux costés

---

Jansenisten, denen es nicht mehr so wie den Jesuiten vergönnt sei, ihre Streitschriften unter öffentlicher Approbation herauszugeben.

***) Dieser berühmte Beichtvater Ludwigs XIV. (dreissig Jahre hindurch) war ein eifriger Jesuite, † 1709.

(n'en deplaise au bon Monsieur Arnauld, qui autant comme les Jesuites temoigne par fois assez de l'amour propre et d'un exces de passion pour son parti, et ne veut reconnoistre, que leur Cause et Procédé soit à egaler à celui des Jesuites) il y a, dis-je, asseurement encore bien de l'homme et, pour le dire le plus doux, des infirmités et passions humaines! ... Quant à moy comme le moindre en la maison de Dieu, je souhaiterois, qu'il y eut moins de science *) sur cette matière de contestation, mais à l'encontre tant plus de *charité* des uns envers les autres. Il me semble neanmoins, que le parti des Jesuites et des Molinistes ont par devant les Jansenistes cet advantage, que les Jansenistes mêmes n'osent pas condamner ny traiter la sentence de Molina si ouvertement heretique, comme à l'encontre celle des Jansenistes est traitée non seulement par les Jesuites, mais que même les *Protestans* et surtout les Theologiens *Calvinistes* — bien que non sans soupçon de beaucoup de partialité — pretendent, que les Jansenistes se soient au moins fort avoisinés d'eux.

---

*) Soll wohl heissen Gelehrsamkeit, crudition pedantesque.

XLIX.

1688. 20. Mai. Wien.

Leibniz an Landgraf Ernst.

Ankunft in Wien. Verfehlte Reise nach Heidelberg und Anspruch an den Pfalzgrafen wegen einer früheren Staatsschrift. Der Jansenisten-Streit und die ungerechte Verfolgung Arnauld's. Stuhlweissenburg erobert. Finanz- und Länderspeculationen, während dieses Türkenkriegs. Heirathsverbindung zwischen Baiern und Toscana. Rangstreit der Fürsten mit den Kurfürsten.

Monseigneur,

Je vois par la response gracieuse de V. A. S., que ma lettre de Ratisbonne luy a esté rendue; de là je suis allé à Augsbourg et en Baviere; je me suis arresté quelque temps à Munchen, et j'ay traversé une partie de la Baviere pour amasser des connoissances de l'histoire des anciens Guelfes, qui ont esté autres fois Maistres de ces pays*).

Ayant pris enfin la resolution de me rendre à Vienne, j'ay donné ordre, qu'on m'envoyast de Ratisbonne à Passau tout ce qu'arriveroit pour moy, mais comme on avoit mis sur le pacquet par mégarde, Passau ou Vienne, je ne trouvois ce pacquet, que dans ce dernier lieu, où j'ay encore receu un autre depuis de la part de V. A., dont je luy dois des grands remercimens. Je suis donc, graces à Dieu, arrivé à eau sur un radeau, il y a trois jours; il n'y a rien de plus seur que ces radeaux, on y peut mettre chevaux, chaises et autres hardes, au lieu qu'on ne trouve pas si aisement des vaisseaux, qui soient propres à cela. Je tacheray de profiter des manuscrits de la Bibliotheque Imperiale pour mes desseins historiques. Mais je ne serois pas faché, si je pouvois tirer quelque autre utilité de ce sejour*). Mais ce ne sera pas aisé, à cause de la difficulté des temps. C'est maintenant que je souhaitterois d'avoir porté la lettre de V. A. S. à S. A. E. Palatine, mais Heidelberg estant trop esloigné de la route, qu'on m'avoit marqué, et ce detour pouvant deplaire, parce qu'il ne pouvoit manquer d'estre sceu, je n'osois pas l'entreprendre, d'autant que je doutois s'il me seroit permis de descendre jusques à Vienne, ce que j'ay obtenu depuis.

---

*) Nicht nur München gewährte Leibnizen eine reiche Ausbeute für seine Braunschweigisch-Guelfische Geschichte, sondern er besuchte auch einige von den alten Welfen gestiftete baierische Klöster, und nahm Abschriften von Urkunden und Zeichnungen von Statuen der Vorfahren jenes Hauses.

J'ay eu le bonheur, il y a vingt ans, lorsque j'estois familier (si je l'ose dire) intime de feu Monsieur le Baron de Boinebourg, de travailler pour le Service de S. A. E. Palatine, et je peux marquer des discours entiers, que j'ay composé alors pour le dessein de Pologne, mais la negotiation n'ayant pas eu tout le succes, qu'on en attendoit, et mon humeur n'estant pas d'estre importun, je n'avois garde de presser le Baron à me procurer quelque avantage auprez de S. A. E., comme il s'estoit offert de faire; des lettres et des billets, que j'ay du feu Monsieur de Boinebourg, peuvent justifier ce que je dis. Quid si nunc aliquam inde utilitatem capere liceret. S. A. E. me pouvant faire procurer des avantages par un seul mot de recommendation; mais je ne sçay si la chose est maintenant faisable; si V. A. se trouvoit en un même lieu avec ce Prince, ce seroit une affaire seure, surtout si V. A. S. en parloit comme d'elle même, mais cela ne pouvant estre esperé, il sera difficile d'y faire quelque chose *).

---

*) Dies bezieht sich offenbar auf eine projectirte Anstellung Leibnizens in Wien. (Siehe dagegen Guhrauer a. a. O. p. 75.)

Je renvoye la lettre du R. P. Jobert, marquée de »remittatur«, je vois qu'il n'a rien à reprocher à Monsieur Arnauld pour le traitté d'heretique, que les pauvres cinq propositions; mais puisque Monsieur Arnauld les desavoue depuis plus de 20 ou 30 ans **), que veut il davantage? outre qu'il y a bien d'equivoques cachées dans ces cinq propositions, comme on sçait assez par les divers sentimens des Censeurs. C'est pourquoy je m'imaginois charitablement que les R. R. P. P. Jesuites luy imputent des choses, qu'il ne peut desavouer si aisement, comme par exemple la creance de la necessité de la contrition. J'avoue volontiers que V. A. S. est mille fois mieux informée que moy des contestations, qu'il y a entre les Jesuites et les Jansenistes, et qu'ainsi il y aura bien de controverses, qui me seront echappées. De plus quand Monsieur Arnauld avoit mille fois soustenu les cinq propositions avant leur condamnation, même dans le sens condamné, cela ne le feroit nullement heretique puisqu'on ne sçauroit nier, qu'il les a desadvouées après leur condamnation, pour ne pas dire, que selon les principes du Clergé Gallicain la condamnation des cinq propositions, faite par le Pape seul, n'en fait point un heresie, et qu'il faut un Concile universel pour cela, ou bien une Tradition constante et notoire. Je m'imagine aisement que Monsieur Arnauld a bien d'autres choses à faire que de s'amuser à disputer avec moy sur des matieres abstractes; mais je serois content, si j'apprends que maintenant, quoy qu'il ne soit peutestre pas encore de mon sentiment, il n'y trouve plus rien de mauvais, comme il avoit crû au commencement, avant que de l'avoir bien compris; et ce sera assez s'il a la bonté de s'expliquer là dessus, soit à V. A. S. ou à moy *).

---

*) Leibniz hatte im Jahre 1669, im Auftrag Boineburgs, unter dem verstellten Namen eines polnischen Edelmanns Georgius Ulicovius Lithuanus (wobei die Anfangsbuchstaben mit seinem Namen Gottfried Wilhelm Leibniz übereinstimmen) kurz vor dem Reichswahltag der Polen zur Empfehlung des katholischen Pfalzgrafen Philipp Wilhelm eine Staatsschrift herausgegeben (Guhrauer I. 63. 64.), deren Verfasser lange Zeit ungekannt und stets unbelohnt blieb. Denn auch Landgraf Ernst scheint diesen Anspruch seines Freundes und Günstlings nie geltend gemacht zu haben, da Leibniz erst 18 Jahre nach dem Tode des unterdessen zur Kurwürde erhobenen Pfalzgrafen im Jahre 1708 sich als den Autor jener Deduction öffentlich entdeckt hat.

**) Schon im Jahre 1653 verdammte Innocentius X. die fünf ersten dem Bischof Jansenius beigelegten Lehrsätze (les cinq propositions) durch eine besondere Bulle. Schröck Christl. Kircheng. VII. 380. 382.

---

*) Diese ganze Arnauld betreffende Stelle von den Worten: *Je renvoye* an, ist abgedruckt in Arnauld's Werken IV. 199. 200 (mit einer Notiz aus dem unten folgenden Briefe des Landgrafen). Ueber den metaphysischen Gegenstand selbst muss man die von Grotefend herausgegebenen Briefe Leibnizens an Arnauld vergleichen, besonders das letzte von ächter Weltweisheit zeugende gemüthvolle Schreiben vom 23. März 1690 (pag. 132). Leibniz bekennt darin, dass während aller Zerstreuungen seiner langen Reise ihn die erhebenden Betrachtungen der speculativen Philosophie nie verlassen hätten, und dass er die Freude gehabt habe, mehrere Gelehrte von der Wahrheit seiner Ansichten (über die Natur der Seele u. s. w.) zu überzeugen.

Je diray en passant, que bien que j'aye l'inspection de la Bibliotheque de S. A. S. mon Maistre, la qualité, qu'il me donne, n'est pas celle de Bibliothecaire, mais bien celle de Conseiller de sa Cour, et ayant place dans le Conseil ou dans la Regence, il y a plus de dix ans, j'y suis même un des premiers. J'escris celle cy, afin d'informer V. A. S. de mon arrivée, mais j'escriray plus amplement et toucheray les matieres, dont elle a eu la bonté de me faire part.

J'ay remarqué beaucoup de civilité dans la response de Monsieur le Baron de Blum, mais d'une civilité glacée; cela soit dit entre nous. Je l'impute à une froideur que l'âge fait naistre; cependant m'ayant escrit la seconde fois pour accompagner un pacquet que V. A. S. m'a envoyé par son couvert, il a fait quelque chose d'effectif pour favoriser mon dessein historique; je demeure maintenant à Vienne au Steierhof, et y resteray quelques semaines. Les pacquets de V. A. S. m'apprennent des choses infiniment belles et importantes, mais s'il falloit les recevoir icy par les voyes ordinaires de la poste, cela iroit loin. Monsieur le Baron de Blum pourroit trouver moyen de me les envoyer à Vienne par quelque autre voye, qui ne manqueroit pas de Prague jusques icy.

Le Prince Herrmann de Bade se fait honneur de la prise d'Albe Rogale *) et cela avec quelque raison, car on asseure, que c'est luy qui a poussé l'Empereur à faire entreprendre cette tentative qui a reussi, d'autres n'en ayant pas si bonne opinion; par là la navigation du Danube est libre, et maintenant l'Empereur procedera bientost à la vente de plusieurs terres en Hongrie, qu'on avoit suspendue jusques icy. Quantité de Seigneurs d'Autriche, de Boheme et autres lieux y employeront de l'argent, et on dit que pour quelques mille escus on pourra avoir des terres; qui en vaudront un jour jusques à 100 milles, pourveu que par quelque revolution ils ne deviennent un jour Comtes ou Seigneurs *in partibus infidelium* *). Neanmoins les apparences estant tres bonnes, je tiens que cet argent ne sera pas mal employé; comme la plus grande partie de l'argent, que les trouppes de l'Empereur absorbent est depensée dans les terres hereditaires de S. M. Cette guerre n'est pas si ruineuse quelle paroist et il y a de l'apparence, qu'on poussera la pointe, et on songe tout de bon à Constantinople. Quand j'estois à Munich, il y avoit un Envoyé extraordinaire de Florence, nommé Chevalier Finetti, qui negotioit le mariage du Prince de Toscane avec la Princesse de Baviere. On avoit mis en avant le mariage du Roy d'Hongrie, mais ce jeune Prince n'ayant que 10, et la Princesse en ayant ils passés, et la negotiation de Florence estant trop avancée pour pouvoir estre rompue de bonne grace, on croyoit alors que le mariage se concluroit. S'il a esté resolu effectivement apres mon depart, c'est ce que je ne sçay pas encore bien **).

---

*) Stuhl-Weissenburg.

Touchant quelques points de consequence du ceremoniel, contestés aux Princes, j'apprends que le Roy de Suede a declaré de vouloir faire les mêmes honneurs à la Sme. Maison de Brunsuic et à ses Ministres qu'aux Electeurs et aux leurs;

---

*) Ironische Anspielung für den jedoch nachher nicht eintretenden Fall neuer Invasionen des Feindes der Christenheit.

**) Violanta Beatrix, die Tochter des Kurfürsten Ferdinand Maria von Baiern, ward am 30. December 1688 mit dem Erbprinzen Ferdinand von Toscana vermählt.

pour moy j'ay tousjours crû, qu'on pourroit accorder quelque distinction aux Electeurs; la même par exemple, qu'il y a entre les Ambassadeurs de Venise et ceux de Savoye où Toscane; mais les Electoraux ne voulant rien accorder et se roidissant trop, jusques à vouloir qu'on refuse aux Ministres des principaux Princes d'Allemagne ce qu'on accorde à ceux des Princes d'Italie, ils ont fait, que du costé des Princes on n'a rien voulu relacher non plus.

J'ay receu des differentes lettres de chez moy, dont les unes disent, que le Duc d'Holstein-Gottorp tesmoigne à escouter quelque proposition, touchant l'équivalent, mais d'autres asseurent tout le contraire, et qu'il aime mieux de vivre en particulier, que de faire prejudice à sa posterité, et je le crois plustost.

Il y a une centaine de Bavarois noyés entre Vienne et Presbourg. — J'ay veu des bateaux, chacun portant deux fours, pour faire en 24 heures jusques à 6000 rations de pain.

L.

1688. 7. Juni. Rheinfels.

Landgraf Ernst an Leibniz.

Ankündigung neuer Piecen, unter andern eines Buches, welches die Gräuel der Inquisition von Goa entdeckt. Neue Aufforderung zum Uebertritt in die katholische Kirche unter Anführung alter Argumente.

Celle cy n'estant que pour accuser la reception de la Vostre de Vienne du 20 du mois passé, que je receus hier, je ne vous sçaurois pas escrire pour cette fois davantage: où je veux faire mes devotions à N. Dame de Bornhoven, dont à Vespres je seray, Dieu aidant, de retour icy. N'ayant par l'espace de quelques semaines rien veu, ny receu de vous, j'avois à la verité peur, que vous ne fussiez, si non mort au moins malade; Dieu soit loué que vous vous portez bien; je plains, que pour cela vous avez esté privé de diverses belles pieces, qu'autrement vous auriez pû avoir *). Celle cy j'envoye par Prague et à cachet volant pour Monsieur le Baron de Blum pour faire d'une pierre tout à la fois deux jets; mais en huitaine je vous pourray envoyer quelque chose de plus curieux. Cependant je me confie en vostre discretion, que vous mesnagerez bien les cy encloses et ne les ferez voir à personne, ains qu'apres la lecture vous dechirerez et bruslerez, ce que vous ne croirez pas, que volontiers je voye parvenir en d'autres mains. Il n'y a point d'apparence, que j'aille encore si tost à Heidelberg, ny ne sçais quand et si le dit Electeur entreprendra le voyage vers Neuburg.

Ce cy n'est donc qu'une avant response. Vrayment Monsieur Arnauld a bien de fusées à desmeler non seulement avec le Père Tellier Jesuite **), mais aussi et de nouveau pour

---

*) Fast alle damaligen Piecen des Landgrafen, eigene Abhandlungen oder erhaltene interessante Briefe, betreffen den Türkenkrieg, die streitige Cölnische Coadjutorwahl und die Nachwehen der französischen Hugenottenverfolgung. Auch findet sich von jener Zeit ein Briefwechsel des in Venedig verweilenden und den Türkenkrieg abwartenden Erzbischofs Cosimi von Spalatro, der ein Verehrer des Landgrafen sowie hinsichtlich seiner constitutionellen katholischen Gesinnungen, seiner Schrift: der discrete Katholik, war. Vergl. Leibnizens Brief Nr. XXIX.

**) Es betraf die neueste jesuitische Schrift des nachher la condamnation du Breviaire traduit en langue vulgaire. Le livre de l'Inquisition de Goa, imprimé autant à Paris même qu'en Hollande, est le plus curieux du monde; mais il est trop gros pour la poste, bien que je l'ay envoyé à Rome par icelle. Ce n'est pas pour vous [*]); qui tant plus en pourriez prendre du pretexte, pour differer de vous reunir au Corps et à l'unité de l'Eglise Catholique, que hors la Romaine ne se trouve, et de laquelle on n'a aucune valable raison de se tenir separé, surtout pour des personnes de vostre calibre, qui avez bien plus de sujet que non ceux qui ne sçavent en matiere de Religion ce qu'est droit ou gauche. Car tant plus on a de lumiere et de capacité, tant plus on a à répondre; et quand parfois vous assistez à la Messe de l'Empereur ou en la Cathedrale, ou bien que ce soit, vous ne pouvez vous jamais imaginer que ce soit un service si Idolatre et Antichrestien, comme neanmoins les Ministres de la dissension entre les Chrestiens ont infatué le pauvre monde Protestant. Oh, mon cher Monsieur, hodie si vocem Domini audieritis, nolite obdurare corda vestra; qu'est le que ne vaut Dieu et son innocente et veritable Eglise! Car enfin tous les Orientaux

---

so berühmten Beichtvaters Ludwigs XIV.: Defense des nouveaux Chrestiens et des Missionaires de la Chine, du Japon et des Indes, gegen die von Arnauld in seiner Morale pratique erhobenen Beschuldigungen leichtsinniger und gewaltsamer Conversion. Diese Schrift wurde nicht allein von Arnauld in den VI letzten Theilen seiner Morale Pratique und in seinen Lettres widerlegt, sondern selbst von den meisten Examinatoren der Römischen Inquisition verworfen, so dass Tellier damals versprechen musste, sich selbst in Rom zu stellen.

[*]) Es enthielt nämlich durch ein practisches Beispiel die Bestätigung der Gräuel der Inquisition, welche Drelincourt, wie wir in der Einleitung oben gesehen haben, gegen Landgraf Ernst geltend gemacht hatte.

et Protestans sont Schismatiques, et entre eux mêmes dans les articles controverses contre nous point unis, et qu'elle sorte d'Eglise se peut jamais concevoir d'un tel assemblage de diverses entre elles et jusques à un tel degré opposées sectes! Sauvez vous donc, je vous en conjure, le plustost mieux de cette confusion non autre que Babylonique, et ne differez pas davantage ce que ne le patit et souffre, que vostre Createur demande de vous.

LI.

1688. 22. Aug. Wien.

Leibniz an Landgraf Ernst.*)

Der Cardinal von Fürstenberg und die Cölner Wahl. Intrigue zweier Domherren in Norddeutschland. Die neue Schrift über die Conversion der Strassburgischen Protestanten. Obrecht und Dietrich in Strassburg und ihre Feindschaft. Das Buch über die Inquisition in Goa. Die Missbräuche der Praxis der römischen Kirche stillschweigend geduldet. Päbstliche Genehmigung des Spinolaischen Unionsprojects. Nicole gegen Jurieu getadelt. Glücklicher Fortgang des Türkenkriegs und venetianische Eifersucht. Ludolfi. Heirath eines katholischen Pfalzgrafen mit einer Brandenburgischen Wittwe.

Monseigneur,

J'ay receu tout à la fois plusieurs paquets de V. A. S. en partie, parceque Monsieur le Baron de Blum avoist esté à la campagne pendant les Vacances ordinaires des Appellations, comme il me mande luy mesme, et en partie parceque le garçon de la Poste avoit negligé de me les porter icy, et que je ne m'estois pas avisé de faire demander, s'il y avoit quelque chose pour moy.

---

*) Dieser Brief findet sich ebenfalls nicht in der hannovrischen Original-Sammlung.

L'election de Cologne est allée autrement, qu'on n'avoit crû presque par tout, et que le Cardinal n'avoit crû luy mesme *). Il paroist cependant (quelque grimace de sousmission, qu'on fasse envers le Pape), qu'il est resolu de le maintenir, à quelque prix que ce soit, sous l'appuy de la France. Dieu fasse, que cela ne nuise. L'Empereur n'avoit pas tort sans doute de faire tous les efforts, qu'il a pû, pour se venger de luy, et pour empecher son elevation. Aussi je doute fort, qu'il soit j'amais reconnu dans l'Empire et dans le College Electoral, à moins d'une grande revolution. Et cela servira d'admonition à ceux qui croiront monter à la plus grande fortune aux dépens de leur patrie. Il est devenu Evesque de Strasbourg et Cardinal, et a procuré quelque avantage à ses parens; mais il s'est attiré la haine d'une bonne partie de la Chrestienté et le blame presque de tous; et il a exposé sa reputation et mesme sa vie. Son merite et sa naissance luy auroient peutestre aquis les mesmes faveurs de la fortune sans tant de risque, s'il avoit suivi des voyes plus approuvées. D'estre Cardinal, c'est ce qu'obtiennent bien de Prelats d'Italie, avec lesquels il ne fait point de comparaison. L'Eveché de Strasbourg depouillé par la France, son amie, de son plus pretieux joyau, qui estoit la souveraineté, ne luy fait pas grand honneur, ny profit. Et il y a bien de familles mediocres de l'Empire à qui la faveur de l'Empereur a procuré des avantages qui ne cedent gueres à ceux, que le Cardinal a obtenu de la France pour les siens. V. A. S., qui est mieux informée des particularités, peut juger plus à fonds de cette consideration.

---

*) Siehe Nr. XLV.

On dit que Monsieur de Brabeck a voulu jouer un plaisant tour à Monsieur de Plettenbergh. Ils estoient convenus, que l'un donneroit à l'autre les voix de ses amis, pour reussir, l'un à Hildesheim, et l'autre à Munster. Mais Monsieur Brabeck, par apres estant seur de son fait à Hildesheim, est (dit on) entré en negotiation avec le parti de Neubourg pour se faire mesme élire à Munster, leur faisant esperer une Coadjutorie prochaine, et c'est pour cela qu'estant élû à Hildesheim, il prit du delay pour accepter cette Election, afin d'attendre l'issue de celle de Munster et pour ne s'y pas rendre ineligible. — On parle de plus en plus en Hollande d'une pretendue supposition du Prince de Gales, mais il faut de bonnes raisons, pour rendre cela croyable. Cependant on asseure que dans la Chapelle de la Princesse d'Orange on ne prie plus pour ce Prince, ce qu'on avoit fait d'abord.

J'ay veu desja chez V. A. S. le livre du R. P. Dez, Jesuite de Strasbourg, que j'ay trouvé escrit d'une maniere assez delicate. Mais pour dire la verité, ces Messieurs ne font qu'affleurer les matieres. Peu de livres de Controverse peuvent satisfaire à un homme, qui veut estre exacte; il ne suffit pas de donner un joly tour aux choses et quelque agrement*).

J'ay autrefois quelque commerce avec Monsieur Obrecht; il est très versé dans les belles lettres, Poete, Historien et puis il s'est appliqué en quelque façon au droit public. Enfin il estoit un excellent Professeur; maintenant qu'il est Préteur royal, il a gagné, mais le public a perdu. Pour ce qui est de sa Religion, je n'y entre point*). On croit que ses rapports ont fort nui à Monsieur Ditrich, dont il avoit grande raison d'estre ennemy, si jamais on peut avoir raison de hair un homme, ce que le Christianisme ne nous permet pas de croire. Monsieur Ditrich avoit fait trancher la teste à son Pere, pour avoir semé des pasquinades et des libelles seditieux contre cet Ammeister; il est vray que bien de gens ont crû alors, que le merite et l'âge du bon homme, Obrecht feroient pencher à quelque adoucissement; mais on a poussé les choses dans la derniere rigueur. Monsieur Ditrich a eu tout le loisir de se repentir de sa victoire:

---

*) Dieser Jesuit (Joh. Dez oder Decius), von Sedan nach Strassburg zur Errichtung einer katholischen Universität durch Ludwig XIV. versetzt und der Beichtvater und Feldprediger des Dauphins in dem Flandrischen und deutschen Feldzug, schrieb ein 1688 durch Obrecht in Strassburg ins Deutsche übersetztes Buch: La reunion des Protestans de Strasbourg à l'eglise romaine, welches aber zu Rom in den Index librorum prohibitorum gesetzt wurde.

> Nescia mens hominum fati sortisque futurae,
> Et servare modum, rebus sublata secundis!
> Turno tempus erit, magno cum optaverit emtum
> Intactum Pallanta, et cum spolia ista diemque
> Oderit.
>
> *Virg. Aen. L. X.*

Cependant la disgrace de Monsieur Ditrich est sa justification; du temps de la prise de Strasbourg on l'a soupçonné d'avoir trahi la Ville; voylà ce que c'est que d'estre malheureux.

J'ay veu le Livre de l'Inquisition de Goa; un habile Jesuite icy me disoit, que c'est une fiction, et qu'il y avoit des choses contraires à l'usage de ces Tribunaux. Je luy dis que le livre estant imprimé en France et publié par un Autheur Catholique, cela n'estoit gueres croyable. Il seroit bon d'en escrire un mot au Père Jobert, afin de sçavoir au moins ce qu'on doit juger du fait. Cependant ces livres ne font rien chez moy ny pour, ny contre la Religion Catholique Romaine. On ne sçait que trop ce qui se passe. J'ay dit souvent que si la pratique publique de bien de gens de l'Eglise Romaine estoit comme la Theorie des Escoles et comme l'intention du Pape à present, les Protestans n'auroient pas tant de sujet de s'en plaindre. Ainsi on revient à cette grande question, combien il est permis de dissimuler les corruptions publiques, surtout lorsqu'il semble que les pas, qu'on fait, les approuvent tacitement.

---

*) Ulrich Obrecht zu Strassburg, dessen Vater 1672 wegen einer vorgegebenen Verrätherei hingerichtet wurde, ging 1685 zur katholischen Religion über, worauf ihn Ludwig XIV. zum Präsidenten aller dortigen Collegien ernannte; welche Stelle er zur Verfolgung seiner Gegner missbrauchte.

Le Pape a extremement approuvé les desseins de l'Evesque de Neustadt; j'ay veu les lettres originales du General des Jesuites et d'autres Theologiens de Rome.

V. A. S. aura veu le nouveau Catechisme de Meaux *).

Dans l'escrit de Monsieur Nicole contre Monsieur Jurieu, que V. A. S. m'a communiqué, je remarque des endroits, qui ne me paroissent pas incontestables; par exemple dans la seconde Section de cette response generale voicy la contradiction, qu'il y impute à Monsieur Jurieu, qu'on peut assez excuser, ce me semble. Monsieur Jurieu avoit dit, qu'il y a une grande clarté dans les controverses, mais qu'il faut estre habile, pour la faire voir aux autres. A quoy Monsieur Nicole répond, qu'il ne faut pas beaucoup de sçavoir pour éclaircir ce qui est clair. On pourroit repliquer, qu'il n'y a rien de si clair que le Soleil, mais un homme que quelque cataracte empeche de le voir, n'est pas en état de s'en appercevoir. Il faut estre habile operateur pour la lever. Il n'y a rien de si clair que les demonstrations de Geometrie, quand elles sont une fois trouvées et exposées, un lecteur n'a besoin que d'y prendre garde, mais il faut estre habile Geometre pour les decouvrir et pour les mettre dans ce grand jour. J'avoue au reste que Monsieur Nicole raisonne plus exactement, mais Monsieur Jurieu a beaucoup de genie, à son apocalypse près, car ces genies sont fort sujets à l'illusion.

---

*) Catechisme du Diocèse de Meaux, von Bossuet.

Le passage du Save ayant reussi heureusement, non obstant la largeur du fleuve et la hauteur de ses rivages, on espere bientost la prise de Belgrade*). Les Veneticns, dit-on, en seront jaloux. Il n'y a que 26 lieues d'Allemagne de là jusqu'à Ragouse. Aussi croit-on que les Imperiaux se pourront étendre vers l'Albanie et je le trouve raisonnable. Ce seroit ouvrir à l'Empereur une nouvelle voye de communication avec le Royaume de Naples et l'Italie; car il n'y a que la bocca del Golfo di Venetia, qui soit entre deux. Le Pape n'en sera peutestre pas faché, et tous les Italiens qui apprehendent la France. Mais les Venetiens aimeront mieux d'avoir ces pays eux mesmes, et cela est naturel. Apres la prise de Belgrade on songera à celle de Temeswar; par là Warasdin et Giula sont coupés et la conqueste de la Hongrie et de ses dependances est achevée. L'Empereur sera par là dechargé de bien de garnisons. Selon toutes les apparences, et au moins selon les inclinations de l'Empereur on poursuivra la guerre;

---

*) Belgrad wurde am 6. September 1688 und hierauf ganz Servien erobert.

c'est ce que j'ay tousjours crû, et je l'ay dit à Monsieur Ludolfi, qui estoit dans un autre sentiment, comme il avoit m'avoué dans son nouveau traitté projetté. Je ne voy point d'expedient pour les Turcs de sauver leur Empire, qu'en se rendant Chrestien, si ce n'est qu'un Chrestien *) les veuille secourir sans cela.

A propos de Monsieur Ludolfi je ne sçay, si V. A. S. a fini les collations, qu'elle avoit avec luy; jaurois souhaité qu'il y eust eu un peu moins de l'aigre ou du piquant, car au fond il est tres honneste et tres sçavant homme, il auroit fourni matiere à des bonnes considerations.

Comme ce n'est que depuis hier, que j'ay les paquets de V. A. S., je n'ay pas encor eu le temps de m'informer de la negotiation de Monsieur le Baron de Goerz, Envoyé extraordinaire de S. A. S. de Hesse-Cassel, mais je ne manqueray pas de le faire. Je me dispose bientost à mon depart, mais je ne suis pas encor resolu sur la route, que je prendray.

P. S. J'ay veu un papier Latin, fait par quelqu'un du party du Cardinal **), où il semble, qu'on insinue, que le Cardinal, en acceptant autres fois l'Election du Chapitre de Strasbourg, a eu une indulte qui sembloit luy conserver sa voix active et passive dans la Cathedrale de l'Eglise Metropolitaine de Cologne; il seroit important de sçavoir ce qui en est. Je doute que l'expression soit assez claire. Autrement le Pape ne pourroit pas faire tant de difficulté.

Le mariage du Prince Palatin Charles avec la Princesse de Radsivil, veuve du Marcgrave Louis, sera matiere d'un joly

---

*) Ludwig XIV.

**) Von Fürstenberg.

Roman *). Je juge par ce qui est desja dans un des paquets de V. A. S. que la chose a esté concertée à Heidelbergh. La question est encore si l'Electeur de Brandenbourg en est content; et j'en doute. Voylà un affront fait au Roy de Pologne, et le fils a vengé le Pere. Mais si cela n'attirera pas des mauvaises suites, sur tout si le Roy et l'Electeur de Brandenbourg estoient d'accord, c'est ce que je ne sçais pas, si les Evechés estoient des femmes, les frères de ce Prince les auroient peutestre emportés aussi. —

LII.

1688. Sine dato (im Monat Juli oder August).

Leibniz an Landgraf Ernst *).

Neue Schrift über den Cardinal von Fürstenberg und die Folgen seiner verrätherischen Anhänglichkeit an Frankreich. Betrachtungen über Frankreich, auffallende Massigung Ludwigs XIV. in dieser Zeit und vermuthliche

---

*) Carl Philipp, zweiter Sohn des katholischen Kurfürsten Philipp Wilhelm von der Pfalz, Bruder des Kurfürsten Johann Wilhelm und 1716 dessen Nachfolger, heirathete nämlich 1688 die reformirte Erbtochter des Fürsten Radzivil, Wittwe eines Markgrafen von Brandenburg.

**) Auch dieses ausführliche, die verschiedensten politischen und kirchlichen Gegenstände enthaltende Schreiben, ist unseres Wissens nicht in der Hannovrischen Sammlung.

Ursachen derselben. Unzeitige Pamphlets gegen diesen König. Nützliche Vermehrung der Kurwürden. Christine von Schweden. Condé, und Bourdaloue's Trauerrede. Gefährliche Wissbegierde in Religionssachen. Streit zwischen Dänemark und Holstein-Gottorp. Esaias Pufendorf. Projectirte Befestigung von Oldeslohe. Jacob II. und Fagel. Handelszwist zwischen Dänemark und Schweden. Die Stadt Frankfurt im Streit mit dem Erzstift Mainz. Der Erzbischof von Spalatro. Die französiche Streitsache über das Franco, und Leibnizens günstige Meinung für das Recht des Pabstes. Das Buch über die Inquisition von Goa. Der Quietismus (Molinismus) und die Intoleranz herrschsüchtiger Dogmatiker gegen religiöse und philosophische Meinungen. Die Jesuiten, Jansenisten und Molinisten. Spinola, Bischof von Neustadt, und die Billigung seines Unionsprojects von Seiten des Pabstes nnd des Jesuitengenerals. Der Feldzug gegen die Türken und die Abdankung des Herzogs von Lothringen. Unzufriedenheit des Kurfürsten von Baiern. Der Tod des Kurfürsten von Cöln, Fürstenberg und die Wahlumtriebe in den Bisthümern. — Die römische Censur gegen die Copernicanische, jetzt allgemein anerkannte Lehre, die Nachtheile dieser Censur, und das beste Auskunftsmittel zu deren Aufhebung.

Monseigneur,

Je dois encor des reflexions sur quantité de belles choses, dont V. A. S. ma fait part. Je commence par *la réponse d'une personne de qualité en Allemagne à un Cardinal.* On ne sçauroit rien dire de mieux pensé pour faire comprendre, pourquoy l'Allemagne a souffert depuis peu de si grands dommages du costé du Rhin, sans se remuer. Les Espagnols en ont bien souffert aussi au Pays bas. Il est vray qu'ils se remuèrent jusques à publier la guerre contre la France, mais il leur en cousta Luxembourg, et je ne doute point, que nous n'eussions encor perdu Cologne ou quelque autre place de consequence, si nous avions fait les braves à contretemps. Cependant il n'est que trop vray, que les Italiens n'ont rien à nous reprocher; Monaco, Casal, Gènes, et Rome mesme en

peuvent faire foy. On m'a parlé d'un livre assez curieux, intitulé: *Présage de la decadence des Empires*, dont l'Autheur sans nommer la France, semble l'avoir tousjours en veue et insinue adroitement, qu'elle est sur le point de recevoir quelque grand echec. Il allegue que la trop grande durée des Empires, leur trop grande prosperité, la superbie, le manquement de foy, le Gouvernement trop despotique, l'affectée domination sur les consciences, et autres semblables dispositions marquent la decadence prochaine. Il adjoute mesme et pretend prouver par des exemples, que ceux, qui ont pris le nom de Grand pendant leur vie, ont esté ordinairement malheureux avant leur fin. Il conclut que ceux, qui habitent dans un tel Pays, ou sous ces presages concourant à la fois, en doivent sortir de bonne heure, pour ne pas estre enveloppés dans sa ruine. On voit assez ce que cela veut dire et il y a apparence, que cette piece vient d'un refugié ou au moins d'une personne, qui est dans les mesmes sentimens. Mais ces marques de changement me paroissent bien generales et vagues. Il est vray qu'il n'y a point d'Empire qui ne soit sujet à des revolutions, mais rien empeche que la France ne puisse encor subsister dans un Estat fleurissant quelques centaines d'années et au delà. La prosperité de la France, quelque grande qu'elle soit, n'est pas excessive à proportion de ces forces. Au contraire il me semble, qu'elle va fort sagement en besogne, et ne donnant presque rien à la fortune, n'embrasse pas plus, qu'elle ne sçauroit défeindre: autrement elle auroit peutestre inondé tout le Rhin il y a long temps, ou bien elle profiteroit des conjonctures favorables pour faire des conquestes du costé de l'Orient. Il est vray que bien de François enragent de ce repos du Roy, qu'on ne sçauroit attribuer au manquement de l'argent, ny des forces, quoyqu'en disent ceux qui sont tousjours sujets à se flatter. Et je voudrois entendre un politique bien informé des affaires secretes ou anecdotes de ce temps, qui me puisse rendre raison de ce probleme: *pourquoy la France en use maintenant avec tant de moderation, qui ne luy estoit pas ordinaire?* Ce n'est pas foiblesse, car les depenses peu necessaires, que le Roy fait tous les jours (par exemple celle de la Flotte) et les grandes ressources qu'il a, ne permettent pas qu'on croye cela. On dit que la France est fort épuisée, mais le sçauroit elle estre plus que l'Allemagne? Ce n'est pas crainte, car si le Roy T. C. apprehende tant la grandeur de l'Empereur, pourquoy ne trouble-t-il pas ses conquestes, comme il pourroit faire aisement? Ce n'est pas non plus par une delicatesse de conscience; car outre qu'il faudroit donc rendre bien de prises, dont la justice est douteuse, et tesmoigner un peu plus de respect au Chef de l'Eglise, il me semble que les mouvemens d'un saint zele devroient porter ce grand Monarque à donner le dernier coup à l'Empire Ottoman, d'autant qu'il le pourroit faire sans peine et sans risque, et que la deposition de Mahomet IV, son allié, opprimé par la rebellion de ses sujets*), luy pouvoit fournir un beau pretexte pour degager sa parole. Il pouvoit refuser de reconnoistre le Successeur intrus, et rappellant son Ambassadeur faire comprendre à la Porte, que les Traittés, faits avec un Prince legitime, ne regardent point l'usurpateur. Puisque donc ce n'est ny foiblesse, ny crainte, ny zele, je ne sçaurois concevoir d'autre raison que l'humeur et l'assiette presente de l'esprit de ce grand Prince. Il est vray que cette raison n'est que subsidiaire et ressemble fort à ces occultes qualités des Philosophes, qu'ils alleguent pour eviter la confession de leur ignorance des causes. Mais il faut pourtant avouer, que souvent l'humeur des hommes, quelques raisonnables qu'ils soyent, a des grandes influences sur leurs volontés, sur tout quand des bonnes raisons ont contribué auparavant à la faire naistre; car il est très vray, qu'on n'est pas toujours dans la mesme humeur et que les raisons ont pu concourrir à former celle, où nous sommes presentement: par exemple: le Roy estant rassasié de gloire, et considerant les grandes conquestes, par lesquelles il a estendu les bornes de sa Monarchie, a peutestre crû à propos de songer plustost à les affermir, qu'à les mettre derechef en risque. Il se souvient assez qu'il est redevable en partie au hazard et à l'imprudence de ses ennemys, d'estre sorti si heureusement des mauvais pas, où la fortune l'avoit engagé dans la guerre passée. Il a donc peutestre pris la resolution de s'appliquer desormais à l'interieur de son Royaume, d'y remedier aux abus, de reunir ses peuples dans une mesme foy, de corriger les desordres, qui se sont glissés dans la Justice, Police et Finances, et de jouir en repos du fruit de ses peines et de sa gloire. Peutestre que sa grande maladie n'a pas peu contribué à émousser la pointe de ses chaleurs passées, de sorte que s'estant laissé aller à un penchant, si doux et si raisonnable, et se picquant de constance, il n'est d'humeur de quitter aisement cet estat qui nous est si avantageux. C'est pourquoy je suis encore tousjours dans le sentiment, que j'ay fait connoistre, il y a desja quelques années, que nous devons plustost souhaitter sa vie que sa mort, parce qu'il y a de l'apparence qu'il se voudra reposer, pourveu que l'on ne le force point à endosser le harnois par quelque chose qui touche sa reputation *). Au lieu qu'un jeune Successeur, voulant acquerir de la reputation, environné d'autres jeunes gens, desireux de se produire et de s'avancer, pourroit bien troubler la paix de la Chrestienté. C'est pourquoy je n'approuve point quantité de libelles piquans et peu raisonnables faits ordinairement par des gens qui connoissant rien au fond des affaires, dechirent la reputation de ce Roy et luy attribuent des desseins imaginaires. Ce sont des satyres qui font un tres mechant effect; il faut prendre garde, qu'il ne nous arrive quelque chose de semblable, ce qui arriva aux paysans d'un Village de la basse Autriche entre Tuln et Vienne, où j'ay couché dernierement. Ils s'estoient retirés dans l'Eglise et sur une grosse tour au nombre de 300 ou 400 ames, et un gros de Tartares estant passé outre, soit qu'il ne s'estoit pas apperçu d'eux ou qu'il trouva de la peine à les forcer, ceux qui estoient sur la tour tirèrent sur les Tartares, qui s'en alloient, et les obligèrent de retourner et de faire des efforts pour rompre la porte: ce qu'ayant fait enfin, ils remplirent l'Eglise d'une infinité de bois, que les paysans avoient pour leur provision d'hyver, auquel ayant mis le feu, tous ceux, qui estoient sur la tour, furent etouffés par le feu et la fumée. Cela veut dire, que les piquanteries et les bravades hors de raison et sans forces contre un ennemy puissant, mais incliné au repos ou rebuté, sont dangereuses.

---

*) Mahomet IV. wurde 1687 im Oct. abgesetzt; ihm folgte Soliman III., alsdann Achmet II., worauf der Sohn Mahomets IV. Mustapha II. 1699 den Carlowitzer Frieden erlebte.

---

*) Es ist bekannt, wie bald nach der Vertreibung Jacobs II. aus Grosbritannien, die von König Wilhelm von Oranien vertheidigten Niederlande und die Aussicht auf Spanien die alte Eroberungssucht Ludwigs XIV. wieder anfachten.

Quant au papier, où il est parlé de *l'augmentation du nombre des Electeurs*, il faut avouer, qu'il y a quelque raison: si Bamberg et Wurtzbourg estoient reunis, il s'en feroit un tel Electorat aussi bien que de Saltzbourg, Lunebourg et Hesse. Certes si les plus puissans Princes estoient Electeurs, il y auroit moins de jalousie et moins de disproportion. Car il est naturel dans un Estat, que ceux, qui sont egaux en forces, le soyent aussi dans le part qu'ils doivent prendre au gouvernement. Quoyqu'il en soit, il me semble que ces choses sont encor bien éloignées *).

Le discours de ce que la Reine *Christine* devoit faire, lorsqu'elle avoit resolu de changer de Religion, est egalement curieux et agreable. Mais si le Pape Alexandre VII. a crû, qu'elle sera jamais d'humeur aller finir ses jours dans un Monastere **) comme avoit fait autrefois la derniere Reine de Cypre, qui mourut dans le couvent de la Torre de Specchi, il ne la connoissoit gueres. Il semble que la Suede mesme luy tenoit lieu de Monastere et qu'elle n'en estoit sortie, que pour respirer un air plus libre, elle n'avoit donc garde de s'enfermer à Rome.

Les reflexions sur l'Oraison funebre de R. P. *Bourdaloue*, prononcée à l'enterrement du fameux Prince de Condé, sont extremement belles et judicieuses ***). Ce Pere — je croy —

---

*) Leibniz dachte schon damals an die neue von Ernst August ambirte Kurwürde, welche Landgraf Ernst dem Interesse des Reichs und des Katholicismus zuwider erklärte.

**) Siehe in der Einleitung Landgraf Ernst's Erzählung hierüber.

***) Der grosse Redner Bourdaloue, Jesuit, war so ungewöhnlich tolerant, dass er auch frommen Protestanten die n'y a eu garde de dire que la blessure, que le Prince reçut au passage du Rhin, a beaucoup contribué à sauver la Hollande. Le R. P. Rapin, Jesuite eloquent, a fait un discours du Sublime dans les moeurs (à l'exemple du Traité du Sublime dans le langage composé par un ancien, nommé Longin), où entre autres exemples il apporte celuy du Prince de Condé encor vivant alors, et au lieu d'exalter ses grandes actions militaires, dont tout le monde est assez instruit, il le loue de cette grandeur d'ame, satisfaite d'elle mesme, et de son estat, qu'il monstroit dans le repos, où il se trouvoit. La bataille de Senef est un endroit problematique dans la Vie de ce Prince: il s'exposa asseurement en poussant trop loin les avantages, qu'il avoit eus d'abord, mais aussi il estoit sur le point de defaire la moitié pour le moins de l'armée des ennemys: et les apparences estoient grandes; enfin il n'y sortit point de son caractere*). Il semble que le Pere Bourdaloue a un peu adouci les choses, quand il a appellé une louable curiosité en matiere de religion et un desir de s'instruire à fond, ce qui paroissoit tenir de l'esprit fort: car on sçait assez que le feu Prince de Condé parloit cavalierement de la religion. Si le Pere Brugnoli, autre Jesuite, que V. A. S. a entendu precher à Milan contre la curiosité, a plus de raison que le Pere Bourdaloue, c'est un probleme qui a besoin de bien de distinctions, à peu pres comme celuy de la lecture de la Sainte Escriture, sçavoir jusqu'à un tel point on la doit accorder aux peuples.

Seligkeit nicht absprach. Seine Trauerrede auf den grossen Condé, der 1686 im December starb, war ein Meisterstück der Beredsamkeit.

*) Die Schlacht bei Senef im Hennegau 1673 war zweideutig und Condé opferte dabei so viel Menschen auf, dass er nachher ungern davon reden hörte.

Quand on a un vray desir de sçavoir la verité, joint à un esprit d'humilité et de moderation, la curiosité en matiere de Religion est utile, autrement elle est sujette à nuire. Enfin quoyqu'on dise de la mort de ce grande Prince, le R. P. Jobert a eu raison de dire, qu'une belle vie, (c'est à dire qui se soutient jusques au bout) vaut mieux qu'une belle mort. Car c'est un axiome de Mathematique, que le tout est plus grand, que sa partie. — Quant au memoire de ***Holstein-Gottorp*** contre Dannemark et vice versâ, on voit bien qu'ils ne servoient de rien, les offres des Danois sont estranges, le Duc pretend d'avoir autant de droit aux pays d'Oldenbourg qu'eux mesmes, et il n'a gardé d'en recevoir quelque partie en payement pour le pays de Sleswick, dont quelques baillages valent plus que tout l'Oldenburg. Pour ce qui est du pays de Plon, on ne voit point, comment l'affaire soit practicable, et tout cela ne semble estre mis en avant par les Danois, que pour sauver les apparences. Monsieur Esayas Pufendorf, qui estoit Chancelier de Breme depuis peu et qui a esté long temps Envoyé ou Resident de Suede en Hollande, à Vienne et ailleurs, est maintenant à Ratisbonne en qualité de Plenipotentiaire de Dannemarck. Il a resigné en Suede parce qu'il ne vouloit pas ceder au Baron Welling, qui devoit presider aux Conseils, d'autant qu'on luy avoit promis autres fois, qu'il ne seroit qu'au dessous du Gouverneur, qui est le Comte de Horn. Au moins c'est la raison qu'il m'a dit luy mesme, quand je l'ay entretenu à Francfort, mais il ne disoit pas alors, qu'il entreroit dans le Service de Dannemarck.

La fortification de Oldeslo*) a esté suspendue à l'instance de la France, qui l'a fait à la consideration de la Maison de Brunsuic, afin d'eviter tout ce qui peut troubler le cercle de la basse Saxe. La Ville de Lubec a trouvé dans ses archives un ancien diplome de l'Empereur Frederic II. portant, qu'on ne doit point faire de forteresse sur la Trave depuis la source jusqu'à son embouchure, excepté ce qui la Ville de Lubec y voudra faire construire, et en vertu de ce privilege on a intentionem fundatam contre les Danois. Il semble que la France ne veut pas que la Dannemarck prenne la liberté de l'imiter et de suivre de trop pres ses traces; et elle veut que la faculté de bastir des forteresses dans ces pays contestés luy appartienne privativement.

---

*) Danisch-Holsteinische Stadt an der Trave.

L'evenement a fait voir depuis quelque temps ce que j'ay toujours crû, que le Roy T. Chr. bien loin de pousser l'Angleterre à faire la guerre aux Hollandois l'en retiendroit plustost, et il est constant que si la France avoit la moindre envie de rompre avec les estats, l'Angleterre s'y joindroit de bon coeur, mais les maximes de la France depuis la Paix de Nimègue ont tousjours esté de tenir la Hollande hors du jeu; c'est pourquoy on a respecté leur barriere et on a tourné les armes du costé de l'Allemagne et sur le Luxembourg. Cependant je m'estonne que le Roy de la G. B.*) tesmoigne si ouvertement, combien il est animé contre les Hollandois, lorsqu'il n'est pas en estat de leur en faire sentir des effects. Plusieurs et mesme des bons Catholiques ont crû que sa Maj. feroit bien d'accepter les offres du Prince d'Orange et attendant mieux à d'abolir par un acte de Parlement les loix penales afflictives. Il est vray qu'on voudroit peutestre tirer parole de luy, que les peines privatives doivent subsister, mais il trouveroit bien moyen de l'eviter. On me disoit à Munchen que la lettre du Pensionnaire Fagel au Jurisconsulte Steward estoit une piece supposée. J'avois de la peine à le croire, car elle est trop bien escrite et a trop l'air et le caractere de la verité pour estre contrefaite, et l'evenement a confirmé mon opinion. Le Pensionnaire Fagel luy mesme l'avoue publiquement, et veut bien, qu'on sçache qu'elle est de luy, et qu'elle a esté escrite du sçû de la Princesse d'Orange. — Les gens veritablement habiles ne s'amusent gueres à ces fictions, que le plus souvent on les reconnoist; témoins ces pauvres lettres, qu'on a publiées sous le nom des Peres de la Chaise et Peiters, où j'ay reconnu manifestement quelques pensées, copiées de Monsieur Jurieu.

---

*) Jacob II.

La resolution des Danois à ne vouloir point traiter avec les Hollandois à Berlin, touchant les brouilleries du Commerce de Norwegue et des peages, fait beaucoup de tort à la Norwegue, et les Suedois de Gotenbourg en profitent, les Hollandois ayant fourni des sommes considerables pour accommoder les rivieres et les ruisseaux afin de faire venir de loin assez de bois; et le commerce ayant une fois pris ce cours il sera difficile de redresser les choses, quand mesme on s'accordera quelques jours.

Les brouilleries, qu'il y a entre S. A. E. de Mayence et la Ville de Francfort apparemment n'auront point de suite. La Ville a obtenu un Mandatum poenale sine clausulà, qu'elle a fait insinuer à l'Electeur, on a crû qu'ils auroient mieux fait de se contenter de l'avoir obtenu et (au lieu de le faire insinuer) faire valoir leur moderation aupres de l'Electeur, qui en ce cas auroit peutestre esté ravi de s'accommoder; mais cette insinuation aura un peu aigri les choses. — J'ay vû avec plaisir dans la lettre de Monseigneur Cosimi, Archevesque de Spalatro, qu'il y a encor dans ce pays là des personnes assez habiles et assez degagées pour comprendre et pour reconnoistre la force et la solidité des pensées contenues dans l'ouvrage de V. A. S., intitulé: »*le Catholique discret et sincere.*« Cet Archevesque paroist estre homme de merite et d'un zele, digne de son caractere. Je ne doute point, que V. A. S. ne luy ait envoyé son livre sur la Messe, qu'il demande. Le Cardinal de Colloredo, dont il parle dans sa lettre passe pour tres habile, et s'il est capable de sentimens moderés, je m'imagine que V. A. S. liera quelque commerce avec luy par le moyen de cet Archevesque.

Je viens aux correspondances de Rome, que V. A. S. y entretient avec un homme de merite *). V. A. S. n'est pas tout à fait de son sentiment, touchant l'affaire du Franco. Elle approuve la fermeté du Pape, mais elle croit que le Pape auroit mieux fait, de ne pas employer les armes spirituelles dans une matiere de cette nature; c'est un probleme assez curieux. Je croy que c'est ce qui entre autres raisons a porté le Pape à cette methode, et qu'aussi bien la Bulle de la Cene excommunique ceux qui sont coupables de ces entreprises contre les libertés et les droits de l'Eglise, de sorte qu'on pourroit dire que le Pape n'avoit pas même besoin de fulminer une excommunication nouvelle et qu'il suffisoit de declarer, que ceux qui voudroient maintenir les quartiers contre son gré avoient encouru l'excommunication ipso facto. On pourroit mesme soutenir, quod Bulla excommunicatoria jam excommunicati resolvitur in effectu in sententiam declaratoriam; mais si cette Bulle in Coena Domini ne va pas elle mesme trop loin, ce n'est pas à moy de juger. Je croy que la raison, pourquoy le Cardinal d'Estrées n'est pas devenu Ambassadeur de France, a esté qu'on est en possession de n'envoyer à Rome que des gens d'épée, parceque les Ecclesiastiques estant en quelque façon sujets du Pape ont bien plus de mesures à garder avec sa Sainteté. Mais quand le Roy l'auroit declaré son Ambassadeur mesme du vivant de son frere, on le luy auroit joint, afin de luy pouvoir succeder immediatement; le Pape n'y auroit eu aucun regard, ayant declaré autres fois au Roy, qu'au premier changement d'Ambassadeur il n'accorderoit plus les franchises. Aussi ne voulut il pas attendre que le Cardinal d'Estrées envoyât un Courier en France après la mort de son frère.

---

*) Wahrscheinlich der Jesuit Jobert, der Erzieher der landgräflichen Söhne, der öfters aus Rom schrieb.

J'ay remarqué dans le traitté de l'Inquisition de Goa, que l'Auteur de ce Livre au sortir de l'Inquisition fut obligé de prester serment, qu'il ne reveleroit point ce qui s'estoit passé, mais que des personnes esclairées ont jugé qu'un tel serment injuste et extorqué n'oblige point. Je m'en rapporte aux Casuistes. On voit par ce livre, que si l'Eglise Catholique n'avoit un Chef et des liaisons capables d'empecher les éclats, les François ne seroient pas moins traités d'Heretiques par les Portugais, que les Calvinistes le sont par les Lutheriens, et il est tres assuré que des lettres ou livres semblables à ceux du Cardinal Le Camus ou de l'Evesque de Meaux, si quelque particulier ou homme de peu de consideration les avoit faits à Goa, le feroient mettre à l'inquisition.

J'avoue que je n'ay jamais pû gouster cette *Quietude* ou inaction de cet estat purement passif qu'ont introduit quelques

Mystiques longtemps avant Molinos. Ce sont des chimeres des gens qui ne considerent pas assez la nature de l'esprit humain. Le mal est que, les anciens Mystiques estant demeurés dans la Theorie, Molinos (si on croit les pieces de son proces.) en a tiré les consequences de practique tres fausses et fort dangereuses, mais le Cardinal Petrucci desavouant ces consequences, et d'ailleurs ayant des graves Auteurs pour garants de ses propositions, quoyque erronées, je ne voy pas, pourquoy le Pape doive exiger de luy des retractations, comme il semble que Monsieur du Bois le voudroit. On n'a pas droit de condamner toutes les erreurs, ny d'obliger tousjours les gens à les desavouer. Par exemple je n'approuve pas les opinions du P. Malebranche, touchant les causes occasionelles, qui veut qu'il n'y a point de force dans les corps et que leurs estats ne sont que des causes occasionelles des changements, et que c'est Dieu seul qui les pousse à tous moments *): mais je ne voudrois qu'on le mist à l'Inquisition pour cela et qu'on l'obligeast à retracter ses opinions, quoyqu'on en puisse peutestre tirer des mauvaises consequences. Il faut estre fort circomspect en matiere de retractation, pour n'obliger personne à agir contre sa conscience. Il n'y a point de fausseté, qui ne prouve, si on la pose pour vraye, qu'il n'y a point de Dieu. Cependant tout homme, qui se trompe, n'est pas Athée pour cela. Je n'entre pas dans les matieres personnelles, qui touchent les Jesuites, ou ceux qu'on appelle Jansenistes. Il y a partout de l'homme, et on est sujet à se flatter. Cependant

---

*) Eine Consequenz der Cartesischen Philosophie, der Leibniz seine Harmonia praestabilita entgegensetzte.

si les Jesuites ont plus de tort en quelques faits, c'est peutestre parce qu'ils sont plus puissans, et ont eu plus de moyens d'executer leurs desseins et de les maintenir. Caeteris paribus, on trouvera tousjours, que ceux qui ont plus de puissance, sont sujets à pecher d'avantage; et il n'y a point de théorème de Geometrie, qui soit plus asseuré que cette proposition. Je m'estonne cependant, qu'on s'avise si tard de respondre à la Morale practique, qui a parue il y a long temps. Il valoit mieux d'ensevelir toutes ces choses dans le silence, que de venir à des éclaircissemens, qui ne seront pas tousjours avantageux. Il vaut mieux de demeurer en droit de recuser tout, que de se justifier en quelques points à condition d'estre convaincu en d'autres. S'il y a eu des personnes interessées, ambitieuses, vindicatives parmy quelque Ordre, cela ne sçauroit nuire à sa reputation et à la Saintetè de son institution: non plus que le vieux proces des Dominicains de Berne peut faire tort à cet ordre si considerable dans l'Eglise.

Il ne faut pas s'estonner, si les Jansenistes conviennent avec plusieurs Calvinistes en matiere de Grace, puisqu'il y a d'autres Docteurs Catholiques, qui ont reconnu que la doctrine du Synode de Dortrecht sur ce sujet n'est pas éloignée de celle de St. Thomas et ne merite point de condamnation *). Le discours sur la question, si les Jansenistes doivent estre jugés heretiques, semble donner cet avantage aux Molinistes **) qu'on ne peut pas les accuser de s'approcher des heretiques, mais leurs adversaires n'en demeurent point d'accord et les accusent d'estre Pelagiens *) ou Semipelagiens.

---

*) Siehe Schröckhs christliche Kirchengeschichte seit der Reformation V. 260. 269.

**) Mystische Quietisten.

Ce n'est pas moy qui impute aux pretendus Jansenistes en general l'opinion de Descartes sur l'essence de la matiere, comme il semble que le Correspondant de V. A. S. l'a pris; cependant on ne sçauroit nier que plusieurs des plus celebres ne soyent de ce sentiment, et que les Jesuites leur en font une affaire; comme si cette opinion estoit contraire à la presence reelle. — V. A. dit en quelque endroit, qu'il n'y a point d'Evesque en Allemagne, qui preche. J'en ay pourtant trouvé deux à Vienne, qui le font: le Cardinal de Colonitsch et son Successeur, autresfois Evesque de Thina, maintenant de Neustadt: il est vray que ce n'est qu'aux grandes Festes.

A propos de Monsieur l'Evesque de Neustadt, qui a esté autres fois à Hannover et ailleurs pour jetter quelques semences d'une reunion, j'ay eu l'honneur de le voir à Neustadt mesme, où il m'a fait beaucoup de civilité. Il m'a monstré des pieces authentiques, qui prouvent que le Pape, des Cardinaux, le General des Jesuites, le Maistre du Sacré Palais, et autres, qui ont esté pleinement informés de ses negotiations et desseins, les ont approuvées. Je m'imagine que son but est sans doute de faire recevoir un jour aux Protestans le Concile de Trento; mais il y va par des degrés, conformes à l'humeur et

---

*) Pelagius, ein vermeintlicher Ketzer aus Grossbritannien, in dem fünften Jahrhundert, und dessen Anhänger läugneten nämlich die Erbsünde und die rechtfertigende Gnade Christi, indem sie lehrten, dass wir durch natürliche Kraft unseres eigenen freien Willens und durch unsere Verdienste die Seligkeit erwerben könnten. Adam sei schon vor dem Sündenfall von Natur sterblich, die Sünde keineswegs die Ursache des Todes gewesen.

à la portée des gens. En effet à bien considerer ce Concile, il n'y a gueres de passages, qui ne recoivent un sens, qu'un Protestant raisonnable puisse admettre *). Et V. A. S. le peut juger par l'exemple que j'ay donné, touchant l'intention necessaire pour la validité du Sacrement, car je doutois si mon explication seroit passable, mais l'Approbation de Monsieur Arnauld, qui se rapporte mesme aux sentimens, qu'on soutient en Sorbonne, me donne lieu d'esperer quelque chose de semblable en d'autres matieres. La meilleure marque, que Monsieur l'Evesque de Neustadt puisse donner de la sincerité de ses intentions louables, c'est que maintenant qu'il a un bel Eveché, où il peut vivre le plus content du monde, il a encore le mesme zele, estant prest à reprendre le fil de sa negotiation, aussitost qu'il verra quelque apparence de fruit.

Comme les operations de la campagne consistent dans l'avenir, il n'y a matiere qu'à des conjectures. Le Duc de Lorraine ayant esté mal traitté par les accès d'une forte recidive a eu luy mesme si mauvaise opinion de ses forces, qu'il a fait supplier sa Majesté Imperiale de prendre des mesures sans compter sur luy **), de sorte qu'on a donné le commandement general par interim à Caprara. Le Prince Louis ***) commande l'Infanterie et Dunewald la Cavallerie.

La venue de l'Electeur de Baviere avoit esté tenue pour certaine et tout reglé par cela, mais la derniere arrivée du

---

*) Die günstige Meinung, welche Leibniz hin und wieder an einzelnen Bestimmungen des Tridentiner Conciliums ausspricht, steht in keinem Widerspruch mit der formalen Behauptung desselben, dass es kein oecumenisches noch die Protestanten verpflichtendes Concilien gewesen sei.

**) Er starb 1690.

***) Von Baden.

Comte de Caunitz et du Sieur Meyer, Conseiller de S. A. E., revenus de Vienne l'on fait resoudre tout d'un coup à ne pas venir, ayant sçeu qu'il ne pouvoit pas obtenir ses pretentions surtout celle d'un corps separé; mais ce qu'il l'aura rebutté le plus, est que l'Empereur ne luy a pas offert le Commandement general en cas de l'indisposition du Duc de Lorraine *). Maintenant les trouppes de Baviere ont ordre de ne pas remuer, avant que l'Empereur leur fasse payer cent cinquante mille florins, à quoy on travaille presentement. On asseure que le Chancelier Schmid, qui avoit esté éloigné des affaires dès le commencement de la regence de cet Electeur, en reprendra la conduite, et que l'Electeur est mal satisfait du Vice-Chancelier Leidel, qui avoit negotié à Vienne cet hyver et avoit fait, dit on, ses propres affaires plustost que celle du Maistre. On adjoute que le Marquis de Villars et la Cabale françoise commence à reprendre de l'autorité, de quoy je ne m'étonne pas, car tout ce que l'Electeur a fait pour l'Empereur, procedoit plustost de la passion d'un jeune Prince desireux de gloire, que d'autres motifs de politique. Aussi la pluspart des Bavarois n'approuvoient pas tout ce que leur Maistre faisoit en faveur de l'Empereur.

La mort de l'Electeur de Cologne **) fait qu'on a les yeux tournés du costé du Rhin et de la Westphalie. Je m'imagine que la France n'empechera pas le Cardinal ***) de devenir Evesque de Liege, d'autant plus, que le Cardinal de Bouillon, qui estoit un pretendent, est maintenant en disgrace. Il est vray, que la France songera tost ou tard de s'asseurer entierement de cet Eveché en empechant, qu'on n'y elise plus que des François; apres quoy il en sera comme de Mez ou de Strasbourg. Pour ce qui est de Munster, on verra si le party de Plettenberg (qui est Neveu du defunct Evesque de Paderborn et Munster) se reveillera et si le party d'Autriche n'aime pas mieux au moins, qu'il reussisse, que le Cardinal. Quand à Hildesheim, peutestre que l'Evesque de Paderborn, grand Prevost de Hildesheim, qui est un Metternich, y aura quelque part. Nous verrons, si la Maison Electorale Palatine ne profitera pas de cette moisson d'Evéchés. Il y a apparence que le Cardinal sera reconnu, car les Electeurs de Mayence et Treves sans doute ne s'y opposeront pas; l'Electeur de Saxe estant à Aix, aura apparemment esté engagé à faire le même pas; Baviere se laissera flatter par l'esperance de l'election d'un Coadjuteure et aura besoin du Cardinal pour recueillir l'heritage. Je ne voy pas des grandes raisons qui puissent obliger l'Electeur de Brandenbourg à estre absolument contraire au Cardinal; et l'Electeur Palatin tout seul n'empechera pas, qu'il soit receu dans le College Electoral. On ne sçait pas encor icy à quoy l'Empereur est resolu sur ce sujet, mais comme il ne donne les investitures qu'aux Evesques, qui fournissent les bulles, il est aisé de croire qu'il se reglera sur sa Sainteté. Cependant si le Cardinal se faisoit elire de nouveau, il y auroit moins de sujet de contradiction *)

---

*) Der Kurfürst von Baiern Max. Emanuel erhielt den Generalbefehl im Jahre 1690.

**) Maximilian Heinrich vom Hause Baiern starb im Juni 1688.

***) Von Fürstenberg.

---

*) Wir haben schon früher erwähnt, dass der Kaiser die Cölnische Wahl des Baierischen Prinzen Josephs Clemens Bischofs von Regensburg und Freisingen noch im Jahre 1688 durchsetzte. Derselbe erhielt auch 1694 die Coadjutorie von Hildesheim und das Bissthum Lüttich.

Madame la Duchesse de Hannover ira à Berlin vers le mois de Juillet, pour assister l'Electrice, sa fille, qui s'approche de son terme. Monsieur de Grote est maintenant allé à Berlin, de la part de S. A. S., mon Maistre. Dieu fasse, qu'il y ait tousjours bonne intelligence entre cet Electeur et la Serenissime Maison de Brunsuic-Lunebourg, et qu'on coupe jusqu'aux racines tous les sujets de brouillerie. —

P. S. Quand V. A. S. écrira à Rome, il seroit à propos de faire sonder chez les Eminentissimes Cardinaux, si on ne seroit pas en humeur de lever la censure par interim, publiée autres fois contre l'opinion de Copernic du mouvement de la terre. Car cette hypothese est maintenant confirmeé par tant de raisons, tirées des nouvelles descouvertes, que les plus grands Astronomes n'en doutent presque plus. Des Jesuites tres habiles (comme le P. de Challes *), ont avoué publiquement, qu'il sera bien difficile de trouver jamais une autre hypothese, qui puisse rendre raison de toutes choses si aisement, si naturellement et si parfaitement; et on voit bien, que rien ne l'empeche de s'y rendre ouvertement, que la censure. Le P. Morsenne, Minime, et le P. Honoré Fabry, Jesuites, ont reconnu et enseigné dans leurs escrits, que la defense n'a esté que provisionelle, jusqu'à ce qu'on fust mieux eclairci, et qu'elle a esté jugée convenable en ce temps là, pour obvier au scandale, que cette doctrine, repandue alors par Galilei, sembloit faire naistre dans l'esprit des foibles. Maintenant on est assez revenu de cet étonnement, et tout homme de bon sens reconnoist aisement,

---

*) Claudius Franciscus Milliet *de Challes*, ein freisinniger Jesuit, Professor der Mathematik zu Turin (wo er 1678 starb), Herausgeber einer mathematischen Welt und eines Commentars zu Euclid.

que quand bien l'hypothese de Copernic seroit veritable mille fois, la Sainte Escriture n'en recevroit aucune atteinte. Si Josue avoit esté un éleve d'Aristarque ou de Copernic, il n'auroit pas laissé de parler comme il a fait, autrement il auroit choqué les assistans et le bon sens. Tous les Copernicains, quand ils parlent ordinairement, et mesme entre eux, lorsqu'il ne s'agist pas de science, diront tousjours, que le Soleil s'est levé ou couché, et jamais ils le diront de la terre. Ces termes sont affectés aux phenomenes et non aux causes. Il importe à l'Eglise Catholique, qu'on laisse aux Philosophes la liberté raisonnable, qui leur appartient. On ne sçauroit croire, combien la censure de Copernic fait tort; car les plus sçavants hommes d'Angleterre, Hollande et de tout le Nord (pour ne rien dire de la France), estant presque convaincus de la verité de cette hypothese, ils considerent cette censure, comme un esclavage injuste; et voyant d'ailleurs, que les plus grands Mathematiciens parmy les Catholiques, et mesme parmy les Jesuites, sont assez informés des advantages incomparables de cette doctrine, et cependant ne laissant pas d'estre obligés à les rejetter, ils ne sçavent que dire et sont tentés de les soupçonner de peu de sincerité; ce qui leur donne une mauvaise idée de l'Eglise Catholique; outre que rien n'est plus contraire à des esprits solides et genereux, qu'une telle contrainte. D'autres ont desja produit des passages excellens de St. Augustin, où il a fait voir, que c'est prostituer la Ste. Escriture et l'Eglise, que d'abuser de leur authorité, pour prevenir les gens sur des verités de Philosophie. Il y auroit moyen de trouver quelque expedient, si on declaroit à Rome, que tous ceux qui voudront soutenir, que l'hypothese de Copernic est veritable, doivent declarer en même temps, que la Sainte Escriture n'a pû commodement ny dû parler autrement, qu'elle a fait et qu'elle ne s'est pas éloignée de la proprieté des mots. Et quand la congregation changeroit ou addouciroit la censure d'autresfois, comme emanée par surprise, lorsque les faits n'estoient pas assez eclaircis, cela ne sçauroit nuire à son authorité, et encore moins à celle de l'Eglise, d'autant que Sa Sainteté n'y est pas intervenue. Il n'y a point de Tribunal qui ne reforme quelques fois ses propres jugemens, et puisque des Sts. Peres ont fait le mesme pas, en rejettant les Antipodes, je ne voy pas, qu'on doive estre si delicat sur une matiere pareille*). Je tiens que cette ingenuité feroit un effect plus excellent et plus de fruit, qu'on ne pense; car quoyque cette matiere ne soit pas de la portée du commun, elle touche fort les plus sçavants hommes et les plus excellens esprits. Or l'authorité et l'exemple des habiles gens, quoyque d'un petit nombre, a beaucoup de pouvoir sur les autres. —

---

*) Noch im Jahre 1820 erhielt ein Professor der Astronomie zu Rom — Settele —, welcher die Bewegung der Erde um die Sonne vertheidigte, die Druckerlaubniss von Seiten der Inquisitoren nur unter der Bedingung, »der Wahrheit gemäss« (?) zu erklären, dass die Verfolgung Galilei's nicht seinem System, sondern seiner ungebührlichen Sprache gegolten habe.

Anmerkung. Hier entsteht eine durch die grosse Reise Leibnizens veranlasste Lücke in diesem Briefwechsel, welcher erst im April 1690 wieder fortgesetzt wurde.

LIII.

1690. 21. April. Venedig.

Leibniz an Landgraf Ernst.

Leibnizens Bekanntschaften in Rom. Der neue Pabst Alexander VIII. im Vergleich zu seinem Vorgänger Innocentius XI. Sein Nepotismus und seine Stellung zu den europäischen Mächten. Unterdrückung einiger römischen Klöster, und humoristischer Vorschlag zu besserer Verwendung der Mönchsorden im Interesse der Wissenschaften und der Civilisation. Grimaldi's Mission nach China. Frankreichs rastlose Bestrebungen im Vergleich zur deutschen Lethargie. Wilhelm III. von Grosbrittanien u. s. w.

Monseigneur,

Avant que de partir de Vienne, je n'avois pas manqué de donner part à V. A. du dessein, que j'avois de passer en Italie, afin de pouvoir estre honoré de quelques ordres, si V. A. S. l'avoit jugé à propos, luy ayant pour cet effect fait sçavoir mon addresse aupres du President de Brunsuic, qui estoit alors à Venise. Mais V. A. S. ayant eu des raisons de suspendre pour quelque tems la grace, qu'Elle me faisoit de sa cor[illegible]ondance, pendant mon sejour en Italie, peutestre en consideration de ceux, avec lesquels Elle y a commercé; je n'ay pas voulu estre importun, ny m'ingerer mal à propos *).

---

*) Von Seiten des Landgrafen war die Correspondenz unterbrochen worden, weil er ohnehin im Geruch eines katholischen Protestantismus sich scheuete, dem lutherischen Leibniz Empfehlungsschreiben nach Rom mitzugeben; von Seiten

Cependant pendant mon sejour à Rome, j'y ay connu un certain Signor Antonio Alberti, homme sçavant et bien informé, qui paroissoit avoir quelque connoissance du commerce de V. A. S. La Cour de Rome s'est changée entierement pendant que j'y estois par la mort du Pape et par la succession d'un sujet, dont les maximes sont toutes opposées.*) La morale du Pape defunct estoit scrupuleuse, à present on penchera plustost du costé du relachement; le Pape defunct ne faisoit gueres de bien aux particuliers, parcequ'il pensoit à remettre la Chambre Apostolique sur pied, et à soubvenir aux puissances, qui sont en guerre contre le Turc; et pour cet effect il n'estoit pas aimé dans le pays de sa dependance; et surtout les Ecclesiastiques accoustumés à la mondanité en parloient mal; et il estoit plaisant d'entendre les protestans Allemands et les Huguenots de France prendre le party du Pape dans Rome mesme contre des moines et des prestres, et mesmes contre des Jesuites, devoués au Pape par un voeux particulier. Cependant comme on ne pouvoit pas trouver à redire à ses moeurs et à ses intentions, qui paroissoient saintes et bonnes, il se maintenoit dans la veneration du peuple lors mesme, que le mesme peuple

---

Leibnizens, weil er sich dadurch dispensirt hielt, dem Landgrafen über seinen Aufenthalt und seine Geschäfte in Rom ausführlichen Bericht abzustatten. Vergl. hierüber die drei folgenden Briefe.

*) Auf Innocentius XI. folgte nämlich Alexander VIII., der die Jesuiten aus Politik beschützte (vergl. Nr. LV). Die folgende Charakteristik beider ist meisterhaft. Man kann nur hinzusetzen, dass auch Alexander VIII. († 1691) dessen beide Nachfolger Innocentius XII. und Clemens XI. fast ganz von den Eingebungen Ludwigs XIV. beherrscht wurden. Vergl. diese Artikel in der Encyclopädie von Ersch und Gruber.

se plaignoit et crioit: et le Pape present dans le mesme temps, qu'il soulage le peuple notablement et fait bien de choses, qui devoient le faire aimer du vulgaire, d'autant plus qu'on avoit desja bonne opinion de sa popularité, a eu le deplaisir de voir une espece de sedition dans Rome et de voir ses neveux en danger d'estre attaqués, parceque l'attachement, qu'il paroist avoir pour eux, luy fait perdre une partie du respect qu'il meritoit. Enfin on peut dire que le Pape defunct faisoit bien de grandes choses et manquoit peutestre quelques fois dans les petites; mais celuy d'apresent paroist maximus in minimis. Cependant on voit que l'evénement contribue bien plus à l'estime publique que le merite, car sans la guerre du Turc, le Pape defunct, s'il avoit suivi les mesmes maximes de rigueur, auroit peutestre couru quelque risque, surtout depuis la collision avec la France. On dit que la France n'est pas tout à fait contente du Pape present, parce qu'elle voit bien, qu'il ne veut luy donner que des paroles. Le Pape aussi de son costé pretend du Roy quelque autre chose, que la simple restitution d'Avignon*); mais il a perdu l'occasion de se faire valoir, et s'il avoit fait un peu plus de difficulté au commencement, la France estoit... pour venir à quelque satisfaction, dont elle se dispensera maintenant. Les Imperiaux et Espagnols tesmoignent ouvertement d'estre mescontents et le Cardinal Colonitsch *) parloit fort hautement sur le point de son depart.

---

*) Avignon war seit 1309, wo Clemens V. sich genöthigt sah Rom zu verlassen und seinen päbstlichen Stuhl hieher zu verlegen, nicht nur die Residenz der heiligen Vater, sondern auch ihr Eigenthum; wenigstens hatte Clemens VI. diese Stadt 1348 von der Königin Johanna von Sicilien für 80,000 Gulden an sich gebracht. Als aber Gregor XI. 1378 wieder nach Rom zog, blieb zu Avignon nur eine päbstliche Delegation unter der Verwaltung eines Legaten, bis der National-Convent 1790 Avignon mit Venaissin der grossen Republik einverleibte.

Que dira V. A. S. de la suppression du Monastere de Carceri, proche de Padoue à trois miles d'Este? J'ay eu la curiosité d'y aller, et j'ay trouvé que Henry, le Noir, grand Père de Henry, le Lion, chef de la maison de Brunsuic a donné des biens considerables à l'Eglise de Sta. Maria de Carceri l'an 1107, mais le Pape et les Veneticns ne se soucient gueres des intentions des fondateurs. Il y a present des moines de Camaldoli **), qui seront dispersés dans les autres Monasteres et se plaignent extremement; en quoy ils ont quelque raison. On m'a dit que le Monastere della Candiana, qui est des Chanoines reguliers subira le mesme sort. Monsieur Puffendorff trouvera de quoy s'exercer, en faisant un nouveau commentaire sur les brefs du Pape present, comme il en avoit fait un sur la suppression des Ordres entiers, faite par le Pape Clement IX. ***) J'apprehende fort, que tous les autres moines qui ne sont pas mendiants, ne soyent forcés un jour de passer le mesme pas; et voylà de quoy justifier les Protestants, pourquoy je voudrois

---

*) Leopold *Collonitsch*, Primas des Königreichs Ungarn und des römischen Stuhls Legatus natus, war kaiserlicher Geheimerath und Gesandter. † 1707 zu Wien.

**) Die Camaldolenser, so genannt von dem einsamen Ort Camaldoli (Campo Maldoli) in den Apeninnen, sind Einsiedler und Mönche des strengen 1012 von Romuald aus Ravenna gestifteten Ordens. Seit 1102 theilten sie sich in fünf Congregationen.

***) Dieser treffliche Pabst, welcher durch Nachsicht und Klugheit den unter seinem Vorgänger Alexander VII. schlecht unterdrückten Jansenisten-Streit 1668 beizulegen suchte und der Verschwendung und dem Nepotismus sich widersetzte, erwarb sich auch den Ruhm einer besseren Ordnung der päbstlichen Finanzen, und einer Steuererleichterung seiner Unterthanen.

que les moines fussent conservés, mais bien employés. Et si j'estois Pape, je voudrois distribuer entre eux les recherches de la verité, qui servent à la gloire de Dieu, et les oeuvres de la charité, qui servent au salut et bien des hommes*). Les Benedictins, Cisteaux, et autres semblables bien rentés feroient des recherches dans la nature pour la connoissance des animaux, plantes et mineraux, et ils seroient hospitaliers et feroient des aumosnes; ils ont des terres et de quoy faire des experiences et des charités. Les moines mendians, sur tous les Franciscains, Capucines et Observans seroient appliqués, non obstant les canons contraires, à la medicine, chirurgie et au soulagement des pauvres soldats et malades par l'assistance personnelle, ce qu'on trouvera assez conforme à leur genie et institution. Les Dominicains et Jesuites resteroient Lecteurs et Professeurs avec les Carmes et les Augustins, et seroient Predicateurs et Maistres d'escole mais avec quelque reforme pourtant. Ils feroient des recherches pour l'histoire ecclesiastique et profane, et seroient versés dans la lecture des Pères et dans les Humanités. Les Pères de la mercede et toute sorte d'autres Missionaires, de quelques ordres qu'ils soyent, dependans de la Congregation de propaganda fide, cultiveroient particulierement les langues orientales et autres, et repareroient les ruines de la confusion de Babel, quant à la foy et quant à la langue. Outre qu'ils rendroient de fort grands services au genre humain, en eclaircissant la Geographie et en faisant passer jusques à nous les arts, connoissances simples et drogues des autres pays, portant en echange chez les autres et les lumieres de la foy et celles des sciences, en quoy pourtant il faut quelque circonspection. Car je ne sçais, s'il est bon de porter à des peuples puissans et qui ne sont pas Chrestiens, et peutestre ne le seroient pas si tost, tous nos secrets des Mathematiques et de l'art militaire. C'est ce que je disois à Rome au Père Grimaldi *), qui mene quarante Jesuites en Chine, tous choisis et versés dans les sciences, et qui de plus cherchoit toutes les inventions belles, mesmes des armes, pour les y porter. Je ne sçais, comment cela s'accorde avec les bulles et les loix. Il songeoit à depouiller l'Europe de ce qu'elle a de beau, sans songer à nous rapporter en echange les importantes connoissances des Chinois. Le Père est destiné successeur au Père Ferdinand Verbiest, Flamand, mort depuis peu, qui estoit comme Maistre des Mathematiques du jeune Monarque de ce pays et bien avant dans ses bonnes graces. Le Père Grimaldi luy est destiné successeur dans la charge de Mandarine et President du Tribunal des Almanacs ou des Mathematiques; le Père a du merite.

---

*) Ueber den folgenden originellen Vorschlag zur Reform der Klöster und Mönchsorden, worüber sich Leibniz schon 1689 31. Dec. von Modena aus in einem Briefe an den berühmten Florentinischen Bibliothekar Magliabechi ausgesprochen hatte, vergl. Guhrauer a. a. O. II. 92.

Mais revenant à nos Religieux, je vois d'avoir oublié les Chartreux, Anachoretes et autres retirés, qui seroient fort bons pour les sciences abstraites, comme pour l'Algebre, la pure Mathematique, la Metaphysique reelle et la Theologie mystique,

---

*) Vergl. über ihn Guhrauer a. a. O. II. 95. Claudius Philipp *Grimaldi* folgte damals dem Rufe des lernbegierigen chinesischen Kaisers Chanchi, der ihn an der Stelle des verstorbenen Missionärs Verbiest, eines Niederländers, zum Präsidenten eines mathematischen Tribunals ernannte. Siehe die folgenden Briefe.

sobre et solide et pour la poesie sacrée qui chanteroit à Dieu des hymnes d'une beauté admirable. Je ne veux pas à present toucher aux Chanoines et autres Beneficiers seculiers, que nous garderons pour un autre temps; si cette milice religieuse estoit bien employée et bien ordonnée, ce seroit une chose admirable. Mais V. A. S., qui la connoit à fonds, en feroit bien mieux le Sergeant de bataille. Je ne doute point qu'elle ne se mette à rire, en lisant ces choses, et je demeure d'accord, que ce ne sont, que des idees divertissantes; mais aussi c'est de quoy nous avons bien besoin à present dans ces temps malheureux. V. A. S., qui voit presque de sa Residence tous ces tristes spectacles d'une injuste fureur, en peut mieux parler que personne. La France tache de faire des grands efforts et c'est plustost pour cela, que par une necessité absolue qu'elle fait argent de tout. Car il ne faut point se tromper, ny s'imaginer, qu'elle est aux abois; je trouve plustost que ces resolutions vigoureuses sont conformes à la prudence, au lieu que nostre froideur et nostre peu d'application pourroit estre puni de quelque malheureux echec, si nous ne veillons contre les surprises d'un ennemy prompt, animé, puissant, presque semblable à ce lion rugissant, qui va »rodans, quaerens quem devoret.« L'Irland occupera encore quelque temps le Roy Guillaume selon les apparences. Un très habile et très judicieux Theologien Protestant me dit, qu'il ne voudroit pas entreprendre de soustenir tout ce qu'il a fait et surtout la resolution, qu'il y prist d'accepter le trosne. Pour moy je n'entre pas volontiers dans les questions de droit en ces matieres; la moitié de l'Europe est obligée de s'interesser pour sa conservation. Mon Serenissime Maistre ira en Flandre; on croyoit sçavoir, que Monseigneur le Prince Charles est prisonnier à Constantinople, maintenant on le fait mort, ce qu'à Dieu ne plaise*). Monsieur Erico m'a dit que V. A. envoyera bientost en Italie Messeigneurs ses petits fils, Dieu la fasse vivre assez pour trouver de la joye dans le succes de leur education. L'affaire de Saxe Lauenbourg est bien problematique; la Maison de Brunswic Lunenbourg a des vieux droits et des nouveaux merites. L'election est faite, Messeigneurs les Electeurs peuvent s'en retourner, c'est à dire le besoin cesse. Je parts dans une semaine, mais je ne seray à Hannover qu'environ dans six semaines aprés. Je prie Dieu de conserver V. A. S. à des meilleurs temps et de luy donner des contentements, qui la fassent oublier les maux presens et je suis avec respect de V. A. S. etc.

LIV.

1690. (Juni).

Leibniz an Landgraf Ernst.

Leibnizens Rückkehr nach Hannover. Arnauld von den Jesuiten verfolgt und in Holland geborgen. Eine neue Lehre der Jesuiten-Moral. Die Erfindung der Tontine in Paris. Flüchtige Nachricht Leibnizens über seinen Aufenthalt in Rom. Grimaldi, die Chinesen, ihr Kaiser und ihre Zukunft. Demüthiges Schreiben des Herzogs von Savoyen an Ludwig XIV. Der Krieg gegen Frankreich und dessen missliche Aspecten. Der verstorbene Herzog von Lothringen.

La lettre de V. A. S. datée à Rheinfels le $^{11}/_{1}$ Juin m'a fort rejoui en m'apprenant sa bonne santé et la durée de sa gracieuse bonté qu'elle m'a toujours temoignée au dela de mon merite. Il n'y a que huit ou dix jours que je suis icy revenu, car de Venise je suis retourné à Vienne, et de la je suis revenu icy *), sans pouvoir me detourner beaucoup de mon chemin, parce que j'avois esté absent deux ans et demy et ne devois pas prolonger d'avantage mon absence. **) J'ay appris avec beaucoup de douleur que Monsieur Arnauld est si mal traité par ceux qui le devroient cherir; il est vray que la guerre declarée, qu'il y a entre luy et les Jesuites, ne peut manquer de luy attirer de mauvais effects et de chagrins, de sorte qu'il se trouveroit bien mal, s'il n'y avoit dans l'Europe un pays de liberté tel qu'est la Hollande; et les personnes raisonnables quelques zelées qu'elles soient d'ailleurs, voyent par là qu'elles doivent faire de voeux pour la conservation de cette liberté, bien loin de travailler à la destruire. Le Pape d'aujourd'huy n'est pas trop grand amy de Jesuites, cependant comme il est politique il tache de les ménager, et comme il n'est gueres amy de ceux dont la devotion est incommode, il ne se soucie gueres de les sacrifier au besoin. Avec tout cela les R. R. P. P. se trouvent un peu enbarassés à raison de la denonciation de la nouvelle hérésie ***); s'estant ravisés et considerant le tort que cela leur pourroit faire, ils ont declaré hautement en France qu'ils desavouent une si mechante doctrine; et quelques uns parmy eux ont eu la hardiesse de debiter qu'on avoit pris des objections que le Jesuite de Dijon s'estoit fait pour sa propre doctrine, quoy que cela ne puisse estre, puisqu'on à produit ses propres theses. Cependant à considerer les choses philosophiquement, cette doctrine nouvelle des Jesuites n'estoit pas entierement destituée de quelques raisons specieuses, qu'il n'est pas aisé de bien resoudre.

---

*) Carl Philipp, ein jüngerer Sohn Ernst's August von Hannover, ward am 1. Jan. 1690 in Albanien erschlagen.

---

*) Im Juni 1690 kam Leibniz nach Hannover zurück. — Guhrauers Leben I. II. 108.

**) Sowohl die folgenden Worte über Arnauld, als einige, denselben Jansenisten-Chef betreffende Stellen in Leibnizens Briefen Nro. LVI. LVII. finden sich abgedruckt in Arnaulds Werken T. IV. p. 201. 202.

***) Diese von einem Jesuiten zu Dijon, Stephan Bougot, verbreitete, vom Pabst Alexander VIII. verdammte Ketzerei betraf hauptsächlich die philosophische Sünde. Vergl. darüber ausser dem folgenden Brief Nr. LXI.

V. A. S. aura peut-estre de particularités d'une Compagnie qui a esté establie en France, selon les propositions de l'Abbé Tonti, qui estoit à la Bastille quand j'estois à Paris; on m'avoit communiqué alors ses desseins et projets qui avoient esté rebuttés, mais le Roy ayant besoin d'argent à trouvé bon de les suivre; il y a plusieurs classes de creanciers, les derniers vivans profitent pour tous les autres et comme chacun espere de vivre, et parvient à un revenu considerable s'il vit long temps, et n'a besoin de rien s'il meurt, la proposition est fort plausible *). Je crois de connoistre la personne par laquelle V. A. S. a esté informée de ce que je faisois à Rome, aussi ne pouvois pas l'ignorer. Cependant on n'avoit garde de mander à V. A. S. ce que j'y faisois, parce que je n'y faisois rien de tout, et n'avois pas le moindre dessein d'y faire quelque chose hors la curiosité qui m'y arrestoit **). J'ay trouvé

---

*) Siehe über die Tontine, eine Art wachsender Leibrenten-Gesellschaft, die Handbücher von Jacob und Rau über politische Oeconomie; und vergl. Nro. LV.

) Ueber den sehr merkwürdigen Aufenthalt Leibnizens in Rom, die vielen ausgezeichneten Gelehrten, deren Umgang er dort genoss, und die ausserordentliche Achtung, die man de Jesuites fort raisonnables à Rome, particulierement le Père Ptolemai Procureur General*), et le Père Grimaldi; qui estoit venu de la Chine, et qui partit de Rome devant moy pour retourner en Chine avec une recrue de Jesuites Mathematiciens: une partie de ceux qu'il avoit levés devoit aller par la voye de Gênes et de Lisbonne, et puis à Macao; mais le P. Grimaldi luy même avoit dessein d'y passer par la Moscovie. Cependant j'ay appris à Inspruck que les Moscovites refusent le passage, et on apprehende qu'il sera obligé de retourner sur ses pieds et d'aller encore luy même par la voye de Portugal. A ce que me dit le P. Grimaldi, le Monarque de la Chine est le Prince le plus curieux et le plus appliqué aux sciences qui se puisse voir; il a esté de demi journées entieres avec le P. Ferdinand Verbiest) appliqué à manier le calcul et les instrumens de Mathematique; aussi les Jesuites n'y viennent qu'en qualité de Mathematiciens. Le P. Ferdinand estant mort, le Roy à destiné le Père Grimaldi pour estre son successeur dans le Mandarinat, ou dans la presidence du Tribunal Mathematique. J'apprehende que nous porterons à ces gens là tous

---

ihm zollte, so dass man ihm sogar die wichtige Stelle eines Vorstehers der Vaticanischen Bibliothek antrug (die er aus Rücksichten der Religion nicht annahm), vergl. unten Nr. LVI u. s. w. und Guhrauer a. a. O. III. 88 u. s. w.

*) Ptolemai, Generalagent der Jesuiten in Rom, der mit Grimaldi und Verjus die ethnographische Correspondenz Leibnizens nach Indien beförderte. (Guhrauers Leben Leibnizens II. 100 101.) Vergl. unten Nr. XC.

**) Dieser aus Flandern gebürtige Jesuit war bei dem chinesischen Kaiser, unter welchem er die Freiheit erhielt, allenthalben in China die christliche Religion zu predigen, so beliebt, dass dieser ihm 1668 nach seinem Tode selbst eine Lobrede verfertigte.

les secrets de nos sciences dont ils se serviront un jour contre les Chrestiens*); car de croire que jamais la Religion Chrestienne s'y establisse autrement que par force, c'est en quoy je ne vois gueres d'apparence tant qu'on s'imagine que la polygamie est incompatible avec le Christianisme. — V. A. S. aura veu la lettre du Duc de Savoye au Roy T. C. (elle est extremement rampante et sousmise).**). Cependant Monseigneur le Duc mon Maitre en la voyant jugeoit que c'estoit pour gagner temps, qu'il avoit escrit de la sorte. Si les Espagnols ne le degagent point ils ne pourront jamais excuser leur peu de vigilance. La Maison de Brunsuic a toutes ses forces au pays bas, et Monseigneur le Duc mon maistre a mis tel ordre qu'il y pourra aller promptement avec un petit equipage, s'il voit de l'apparence qu'on y puisse faire quelque chose de consequence. Cependant les Imperiaux, Bavarois, Saxons, Brandebourgs et Hessiens seront en estat sans doute de faire quelque chose du costé du Rhyn; je dis quelque chose, car au pis aller je m'imagine qu'ils pourront reprendre Philipsbourg. Il est vray que cette reprise ne seroit pas de grande consequence, si non qu'elle couvriroit un peu la Suabe et le Palatinat; celle de Montroyal sera un peu plus difficile parce que le poste est un peu plus avancé, cependant nous n'avancerons gueres par tout cela. Il n'y a que Strasbourg et Luxembourg dont la prise me paroisse d'assez grande consequence pour meriter d'estre achetée par la perte de 10 ou 12 mille hommes, car si nous voulons employer tant de sang pour tous les petits postes que les François ont pris la peine de fortifier, d'où prendrons nous enfin des hommes, pour y fournir long temps?

---

*) Diese Besorgniss war zu sanguinisch.

**) Victor Amadeus II. war zu seinem eigenen Nachtheil dem patriotischen Schutz- und Trutzbündniss des Kaisers mit Spanien, England und Holland gegen Ludwig XIV. beigetreten; fast ganz Savoyen gerieth schon im August 1690 in die Hände des französischen Generals Catinat.

La mort du Duc de Lorraine a esté plainte de l'Empereur, mais elle a rejoui une partie des Officiers Imperiaux, à qui ce Duc estoit un Gouverneur severe, qui tachoit de les ramener de plus en plus à la discipline: maintenant nous verrons bien de desordres: Caprara n'ayant cette autorité, et ne voulant pas choquer les autres. Enfin j'apprehende que cette guerre ne dure long temps, et augmente de plus en plus les maux publics.

LV.

1690. 30/20. Juni. Rheinfels.

Landgraf Ernst an Leibniz.

Antwort. Ueber Arnauld, die Jesuiten, und ihre neue Irrlehre von der philosophischen Sünde. Der Pabst Alexander VIII. Die Tontine. Leibnizens geheimer Aufenthalt in Rom. Ueber die Politik der Jesuiten in China. Der Brief des Herzogs von Savoien an Ludwig XIV. Conjecturen über den bevorstehenden Feldzug. Des Landgrafen morganatische Ehe und seine Abhandlungen während Leibnizens Abwesenheit. Frankreichs List und Kriegsmacht auf dem Papier. Des Landgrafen fortgesetzte Befestigung zu Rheinfels. Die Hindernisse des Friedens. Lob des verstorbenen Herzogs von Lothringen.

Mon plus que cher Monsieur Leibniz.

1) J'ay receu NB. quoy que sans date que vous avez, ne vous en deplaise, oubliez, vostre chere lettre, et comme elle

semble estre escrite à Hannovre, Dieu soit loué qu'après une si longue absence vous y soyez arrivé à bon poste, et ainsi je vois qu'il n'a esté que bon, que d'abord je ne vous aye pas respondu sur la vostre de Venise; car il faudroit qu'elle vous eust suivie par bien des pays avec hazard de se perdre.

2) Ce n'est autrement (que comme je vous ay escrit) du mauvais sort de Monsieur Arnauld; mais il vous plaist de railler en ce que vous dites que les Jesuites le devroient plus tost aimer, que non aider à le persecuter, ce que seroit, s'ils voulussent entendre à la lettre, une chose qui se laisse bien plus facilement dire mais non ainsi practiquer, à sçavoir Diligite inimicos vestros, comme lequel asseurement Monsieur Arnauld est de plus eschauffés, et qui, quoy qu'il dict, qu'il ne desire que seulement et pour leur propre bien leur humiliation, ne laisse pour cela et par les escrits de luy ou de ses adherans à les traicter d'une telle sorte, qu'on en voit bien les consequences et jusques ou sa passion abboutist.

3) Comme bien que par fois je dise et profere mes petits sentiments en matiere de controverses, je ne me dis n'y me crois pas pour cela Theologien, par ainsi je ne me connois pas aussi en matiere de ce benoist peché Philosophique, ains en professe une ignorance bien grande, et ce d'aultant plus qu'en de telles matieres j'ay bien d'autres pensées sentences et maximes que ny Jesuites ny Jansenistes ont, et de quels je peux bien dire le proverbe : plus penser que dire; mon coeur souspire; mais ce n'est pas icy le lieu ny le temps de m'en ouvrir, quia dies mali sunt, et il ne fait pas bon d'entreprendre de nager contre le torrent.

4) Je me conforme avec vostre jugement du Pape moderne, lequel, si je ne me trompe, ne vouldra pas, sur tout en la conjoincture presente de la guerre en Italie, qu'on luy rompe

la teste de ses altercations entre les deux J. J. (j'entends une fois pour toutes Jesuites et Jansenistes) ny de toute cette severité de morale de Monsieur Arnauld, ains estant Venitien et tres opposé à son predécesseur pour le Nepotisme, songe à toute autre affaire; car ses parents feront le semblable comme jadis Donna Olimpia fist envers Innocent *) pour la conservation de sa santé et ainsi courte vie; du quel elle apprehendoit que ces differents de la Grace n'embrouillassent la teste et le cerveau de son Pape et le pousseroit tant plus tost au tombeau.

5) Je ne comprends point sans que vous vous expliquiez aultrement ce que vous escrivez touchant l'affaire d'un certain Tonti; au moins je n'en ay pas oui parler, et il fauldroit que ce eust esté beaucoup d'argent, puisque le Roy de France en a assez à faire.

6) Pour vous faire plaisir (car je ne suis graces à Dieu point contentieux ny incommode à personne) je vous veux tout croire, mais auprez d'autres que moy vous trouverez un peu de difficulté de leur vouloir faire croire, que par curiosité seulement et sans rien faire vous avez esté à Rome et qui plus est pour un si long temps, et bien qu'on sçait vostre sage et secrete conduite, pourtant n'avez vous pu eviter les conjectures qu'on en a fait. Cela me ressemble à ce que j'avois envoyé mon Lieutenant Colonel à Augspurg avec certaines commissions, mais je ne sceus empecher, quel secret qu'il en aye tenu, que ceux de Cassel n'ayent penetré qu'au moins je faisois solliciter des subsides pour l'entretien de ma garnison,

---

*) Innocentius X. der durch seine Geliebte und Schwägerin Olympia von allen tiefsinnigen theologischen Discussionen abgehalten wurde und sich verleiten lies, fünf Augustinische Sätze des Jansenius 1653 zu verdammen.

bien que peust estre il en avoit, les-quelles ils n'ont penetré et les quelles aussi ils n'avoient besoin de penetrer, et les pretensions et maximes de Vostre Maistre en ont donné non peu de subject.

7) Que les Jesuites en la Chine destitués de dons de miracles se prevalent de la Science Mathematique pour s'insinuer par là et par ce moyen autant en l'esprit des Potentats comme des Grands à l'advantage de la Religion, cela est non plus blasmable que quand St. Paul dict en un endroict, Sive per invidiam etc. dummodo praedicetur Christus; qui est aussi une entre mille de ces passages qui se trouvent en l'escriture, que de prime abord je n'entends pas: quia non sunt facienda mala, ut inde eveniant bona *).

8) Je vous advoue que j'ay esté bien surpris de ceste vraye ou bien ainsi controuvée lettre du Duc de Savoye au Roy, et si elle a esté ainsi veritablement escrite, je suis de l'advis de vostre comme en tout aussi en cecy très judicieux Maister comme l'évenement l'a aussi bien demonstré, que c'a esté par pure feintise seulement, et pour gaigner temps d'avoir pu faire venir le secours du Gouverneur de Milan par

---

*) Die hier angeführte Stelle ist aus dem Briefe Pauli an die Philipper Cap. 1. und lautet nach Luthers Uebersetzung so: Etliche zwar predigen Christum auch um Hass und Haders willen, etliche aber aus guter Meinung. Jene verkündigen Christum aus Zank und nicht lauter, denn sie meinen, sie wollen eine Trübsal zuwenden meinen Banden. Diese aber aus Liebe, denn sie wissen, dass ich zur Verantwortung des Evangelii hier liege. Was ist ihm aber denn? *Dass nur Christus verkündigt werde allerlei Weise;* es geschehe Zufallens oder rechter Weise, so freue ich mich doch darinnen und will mich auch freuen. Denn ich weiss, dass mir dasselbe gelingt zur Seligkeit.

Monsieur Louvigni, qui pour cela avec onze mille hommes est allé à Turin, qu'il l'a ainsi escrite.

9) Je croiois qu'outre ce que la Maison de Braunschweig a au paysbas, qu'elle avoit encores d'autres trouppes qui n'attendent (selon ce qu'on dict) que la Marche ou passage de l'Electeur de Brandenbourg et de ses trouppes par vostre pays, pour après les suivre aussi, et que l'affaire pour la succession de Saxe Lauenbourg soit aumoins bien que non autrement que ad interim tantum accommodée à surprise; dont j'attends de particularités de vous; j'entend autant que vous en osez dire et escrire sur ce subject.

10) Sur les evenements de cette Campagne j'ay fait en divers temps de divers prognostiques et raisonnements, mais il est de ceux là comme de certains fruits et confitures qui ne sont bons que pour un mois ou peu de temps seulement; car par après ils n'ont plus de goust, car pour des incidents et faux rapports on ne peust pas tousjours dire ny sçavoir ce qu'en est; par exemple, qui auroit creu il y a trois mois autant le Duc de Lorraine mort comme depuis un seulement cet et si grand changement pour les affaires de Savoye, et que pouvons nous sçavoir et quid incidere possit «inter calicem et supremaque labra» et entre icy et la Toussaint.

11) Bien que je ne sois en façon quelconque à comparer au feu Duc de Lorraine, si est ce qu'en cela je presume d'avoir la même maxime comme luy, comme qui des certains Officiers tachés d'un ou d'autre defaut selon vous n'a pas esté tant regretté. Car puisque je suis fort pour la droicture et que je n'espairgne n'y n'ay acceptation de personne et pourtant de mes maximes et sentiments tant en matiere de Religion comme de politique et façon d'agir qui tiennent du singulier, il ne

se peust faire que je puisse agréer un chacun et qu'on ne se peut pas tousjours si bien trouver en ma conduite, comme moy je la sçais defendre auprés des personnes informées et douées de droiture.

12) Je suppose que vous sçavez mon second, bien qu'à la Morganatique seulement, Mariage, oultrement je vous en informerois, que devant, qu'en venir là, j'ay consulté et ay pris une et autre information et conseil de Monsieur le Duc Anthon Ulrich de Braunschweig Wolfenbuttel.

13) Je souhaitterois de vous pouvoir faire tenir et lire tout ce que depuis vostre absence de temps en temps tant en Allemand qu'en François et Italien j'ay escrit, puisque vous me faites l'honneur d'estre un peu curieux de mes petits escrits et que vous plus qu'homme du monde en pouvez aussi le mieux juger, mais cela ne se peust ainsi et en de volumes envoyer par la poste; cependant je vous envois cy joint ce que depuis peu j'ay ainsi conceu.

14) Je vous envois aussi cy joint un petit billet et Catalogue de certains livres que j'ay eu depuis peu de jours d'Amsterdam; si vous ne les aviez veu, je vous en enverrois pourtant par emprunt seulement de poste en poste un ou autre par la poste à condition de me les renvoyer.

15) Vostre lettre pour Rome sera aujourdhuy par Francfort et Venise bien soignée. Carbien que j'y aye trois correspondants, assavoir le R. P. Assistant Jesuite Truchses, et l'Abbé Pietro Pierucci Resident de l'Electeur Palatin, si est ce que je l'enverray au troisième comme qui connoist au mieux ce Monsieur Alberti.

16) N'est ce pas un beau Stratageme de la Cour de France

(Nam etiam villicus iniquitatis laudandus est in sua generatione*) que pour se mettre aultant en reputation comme tout ensemble aussi tant formidable à ses ennemis et les amuser et leur faire prendre de fausses mesures, elle ordonne oultre les continuelles marches et remarches et changement de garnison, cofiés à peu de personnes de la Generalité, de faire accroire avec dexterité autant aux Officiers subalternes comme au commun de Soldats, et qui plus est à tous d'une esgale voir, que leur armée est tellement et d'ordinaire de la moitié plus forte qu'elle n'est, et par là autant tous les deserteurs comme prisonniers et les correspondants disent et escrivent d'un mesme ton, comme à l'arrivée du Dauphin on a unanimement publié qu'il avoit cinquante mille hommes auprès de Luy, bien qu'il n'a que tout au plus que la moitié seulement, tellement et de la maniere que de deserteurs Allemands autrement tres malcontents le croyent eux mesmes et nous le venoient ainsi etaler; et il ne se peut dire ce que de ce stratageme ne leur revint de profit, et comme ils s'en sçavent prevaloir, en nous esblouissant au moins par là pour un temps et à nous rendre ignorants, de sçavoir si non à peu prez au moins point precisement leur monde. Il y avoit autres fois un Maistre de poste Imperiale à Francfort qui se vantoit qu'il avoit tenu sans payer trente mille hommes à l'Empereur.

17) Oh quel plaisir aurois-je si autrement possible estoit de vous entretenir de bouche de ce qu'au moins depuis deux années s'est passé icy et à mon esgard, et comme Dieu, si

---

*) Eine Anspielung auf Lucas 16, wo Jesus unter dem Bilde eines ungetreuen, mit den Schuldnern seines Herrn transigirenden Haushalters, die Klugheit der Kinder dieser Welt der Klugheit der Kinder des Lichtes gegenüber stellt.

non quasi par miracle à sauvé ceste place au moins par des moyens et incidents bien surprenants, là ou autrement Monsieur de Louvois l'avoit si fort et comme un petit mechant trou de chasteau mesprisé, et bien que je sois fort court de moyens et accablé autant de chagrins comme de tant et tant de charges et depenses, si est ce et non obstant que j'aye tant souffert autant des amis quasi comme des ennemis, si est ce que non obstant cela j'ay tousjours continué les fortifications d'une telle sorte, qu'il faut un bon et grand siege, et une grande Artillerie pour la prendre et par tant je souhaiterois bien que vous la vissiez.

18) Je ne me promets pas grande chose de cette Campagne, et neanmoins je ne vois pas aucune apparence de la paix; car tout est plus que jamais embrouillé et tortillé. Car 1) que faire du Roy Jacques et de son aumoins à contretemps venu Prince de Gales, du quel, s'il est un veritable ou supposé fils, je suspens mon jugement. 2) De la restitution de la Lorraine. 3) Que les Protestants vouldront estre restitués en France. 4) Que la France doive quitter tout ce que depuis la paix de Nimwegue elle a usurpé; à tout cela il faut la paix avec le Turc et le gain de deux batailles, et des Revoltes en France; au reste le Duc de Lorraine estoit asseurement bien que tres pieux neantmoins tres vaillant, et duquel on peust dire, qu'autant de sa plume comme de son espée il a servi l'Empereur, s'estant très appliqué aux affaires et d'avoir consommé au moins quatre ou cinq heures par jour à lire et à escrire.

LVI.

1690. 14/4 Juli. Hannover.

Leibniz an Landgraf Ernst.

Die Gebrüder Puffendorf. Sieg der Franzosen in den Niederlanden. Arnauld. Degeneration der heutigen Jesuiten, besonders in der historischen Gelehrsamkeit; ihre überwiegende Neigung zu Intriguen; und der Zwiespalt zwischen den römischen und französischen Jesuiten. Die Tontine. Die Jesuiten in China und die bei ihrer Mission zu befolgende Politik. Der Herzog von Savoyen und dessen Allianzen. Sachsen-Lauenburg und die Anhaltischen Ansprüche. Der Bischof von Neustadt und die künftigen Früchte des kirchlichen Unionsprojects. Wunsch eines Verzeichnisses der jansenistischen Bücher von Port-Royal.

Je n'ay pas manqué de faire tenir à Monsieur Puffendorff par la poste, ce que V. A. S. luy a destiné; j'avois eu l'honneur de connoistre son frère, qui avoist esté Chancelier du Duché de Bremen, et estoist fort versé dans les affaires[*]. V. A. S. aura veu ce que Monsieur Puffendorff a escrit touchant la connexion de la Religion et de la Politique, ses sentimens sont bien differens de ceux de V. A. et il donne un peu dans la Satyre; on luy attribue aussi le livre qui parut autrefois sous le nom de Monzambanus. Il a beaucoup d'esprit, et le talent de bien escrire sur tout en latin.

---

[*] Dieser, Esajas *Puffendorf*, Bruder Samuels, des berühmten Historikers und Publicisten, seit 1687 und 1688 dänischer Staatsminister und Gesandter zu Regensburg, dessen kleine Schriften der Kanzler Ludewig herausgegeben hat, starb 1689.

Le malheur qui est arrivé au pays bas est tres grand, et rompra bien de mesures, cependant à quelque chose malheur est bon, et celuy cy servira à nous rendre plus circonspects; on se fioit trop à la justice de la cause, et on vouloit que les François n'eussent point d'Armées, tout comme l'on se persuade ridiculement qu'ils n'ont point d'argent.

J'estime trop Monsieur Arnauld pour railler sur son malheur, et quand je l'estimerois moins je ne le ferois pas, estant naturellement eloigné de cette humeur. Je crois que Monsieur Arnauld a eu grande raison de se declarer ennemi de la morale relachée, mais je ne crois pas qu'il le doive estre pour cela des personnes, qui l'enseignent; pour ce qu'est du peché Philosophique, les Jesuites le desavouent hautement parce qu'ils en voyent les consequences. Il y a bien de desordre dans leur gouvernement, et ce ne sont plus ces Jesuites qui vivoient au commencement de ce siecle, habiles et sçavans tout ensemble: le nombre de vrais et sçavans parmy eux est tres petit; je n'ay sceu trouver un seul dans les pays de l'Empereur et du Duc de Baviere qui ait une connoisance profonde de l'histoire, comme il y en avoit autresfois, témoins les Pères Gretserus*), Brunner**) et autres, et tel qu'estoit

---

*) Jacob *Gretser*, Professor zu Ingolstadt, den die Katholiken den Hammer der Ketzer nannten, war ein äusserst fruchtbarer kirchlicher und historischer Schriftsteller. † 1625.

**) Andreas *Brunner*, ein Tyroler, schrieb Bojische Annalen, welche mit Adlzreiters Annalen durch Leibnizens Vorsorge 1710 zu Frankfort wieder aufgelegt wurden. † 1650.

encore depuis peu le Père Balbinus en Boheme *) et auparavant le Père Gamans du costé du Rhyn **). C'est une chose celebre, qu'un Ordre si grand et si fameux est tellement dechu, le merite n'est gueres consideré parmy eux, et ils ne veulent que de gens d'intrigues; je sçais que de tres sçavans hommes, qu'il y a encore parmy eux, s'en pleignent eux-mémes ***).

La brouillerie qu'il y a entre les Jesuites de Rome et de France contribuera encore davantage à diminuer leur reputation, ce qui me deplaist, car j'aime les Ordres Religieux et voudrois les voir en bon estat. La question du peché Philosophique enveloppe celle de la damnation des hommes, il y auroit bien de choses à dire là dessus, il semble que c'est nostre vanité qui

---

*) Bohuslas Alovsius *Balbinus*, aus Königsgrätz, Professor zu Prag, schrieb sehr unpartheiisch über die böhmische Geschichte. † 1689.

**) Joh. *Gamans* von Nuenar, geb. 1606, der Johannis res Moguntinas mit Anmerkungen versah, arbeitete an einem grossen Werke. Metropolis Moguntina, dessen Vollendung er nicht erlebte.

***) Die Ursache des Verfalls der ächten Gelehrsamkeit bei den Jesuiten lag darin, dass sie die höhere Einheit des *Wissens* und des *Glaubens* (als eines Ausflusses des göttlichen Geistes) verkennend, durch den Erwerb der Wissenschaft nur ein Mittel zur Verstärkung ihrer Herrschaft bezweckten, indem sie das freie Lebenselement der Wissenschaft in den Kreis ihrer Dienstbarkeit zogen, und das ganze Unterrichtswesen auf einen künstlichen uniformen Mechanismus, in den Gymnasien auf eine formelle dialectische Verstandesbildung, in den höheren Universitäts-Classen auf starre Orthodoxie gründeten. (Vergl. die treffliche Abhandlung über das Unterrichtswesen der Jesuiten in A. Schmidts Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. IV. 113.) Auch verdankt man es besonders dem Protestantismus in Deutschland, dass das ganze Erbe des wissenschaftlichen Schatzes gerade im fortgesetzten Widerstand gegen den durch den Jesuitismus vertretenen Katholicismus bewahrt und gerettet wurde.

nous rend si disposés à damner les autres. Ce qui me paroist de plus important dans la dispute qu'il y a entre les Jesuites et les Jansenistes, c'est l'importance de l'amour divin, ou de la penitence sincere independante de la crainte et de l'esperance *).

Il y avoit un certain Abbé Tonti à Paris, qui estoit à la bastille de mon temps pour de correspondances qui avoient deplu aux Ministres, il avoit proposé autrefois une maniere de banque ou compagnie, ou chacun devoit mettre de l'argent à vie et les derniers vivans devoient jouir de revenus de ceux de leur classe qui estoient morts, de sorte que celuy qui auroit eu le bonheur de survivre tous les autres, devroit devenir tres riche. Cette proposition estoit plausible, et j'en avois l'abregé, mais on la negligoit alors. Maintenant on dit que le Roy a accepté cette proposition et a eu par là des sources tres considerables; on me dit que les conditions sont imprimées, je n'en ay rien vue, V. A. S. les pourra avoir apparement.

Je puis asseurer V. A. S. non seulement que je n'ay rien de tout negotié à Rome mais aussi que je n'ay eu aucun ordre ny dessein d'y negotier la moindre chose **): aussi n'y avoit il point d'apparence pour cela, le Pape estoit moribond, et quand il mourut je n'avois pas dessein d'attendre l'election du successeur, mais les apparences estoient que le Conclave ne dureroit pas long temps, je me laissa persuader d'y rester.

---

*) Vergl. überhaupt Dr. H. Reuchlin's Geschichte von Port-Royal, des Kampfes des reformirten und des jesuitischen Katholicismus unter Louis XIII. und XIV. (II Bände 1839. 1844.) in der Darstellung der Lehre des Abts von Cyran und Arnaulds, deren Mittelpunct die unbedingteste, überschwenglichste und uneigennützigste Liebe zu Gott war. Vergl. no. LXX.

**) Man erkennt hieraus, dass Leibniz im Verdacht war, oder dass Landgraf Ernst von ihm vorausgesetzt hatte, er habe im Auftrag seines Landesherren Ernst August eine geheime Verhandlung mit der römischen Curie gehabt. Der Herzog, welcher die Kurwürde nicht ohne den Preis einer Concession katholischer Religionsübung in Hannover und Celle erwarb (1692.), ging auch mit dem Plane einer Säcularisation des Bisthums Osnabrück zu Gunsten seines Hauses um.

Je ne blasme pas, mais je loue les Jesuites de la Chine de ce qu'ils se servent de Mathematiques pour s'y insinuer, mais je crois que l'Eglise n'en profitera gueres, et que les Chinois apprendront par là toutes nos sciences; tant qu'on n'accorde point la polygamie, il ne faut pas s'imaginer d'y introduire jamais nostre Religion. — La Lettre du Duc de Savoye passe pour veritablement escrite, mais il n'en escrira plus de telles. Il a fait un traité avec l'Empereur, et il espere d'en faire un avec les Anglois et les Estats, pour en tirer 36000 escus par mois.

L'affaire de Saxe Lauenbourg est encore dans le même estat, autant que je puis sçavoir. On n'accorde pas à Monsieur d'Anhalt, que Bernhard de Ballenstet, dont ils pretendent de descendre, soit l'acquisiteur du pays de Lauenbourg, mais bien son fils Albert, dont ils ne descendent pas, mais de son frere Henry. Messieurs les Ducs de Mecklenbourg n'alleguent qu'une confraternité faite avec les Ducs de Lauenburg, mais le pactum successorium, fait avec les Ducs de Braunsuic est plus ancien presque de cent ans.

Je ne sçavois point de particularités du mariage de V. A. S. ad morganaticam, mais je prie Dieu qu'il soit heureux et serve à luy donner toute sorte de contentement. J'ay vu la plus grande partie des livres nouveaux que V. A. S. a marqués, cependant je la supplie de continuer à me communiquer les noms de ceux qu'elle recoit, aussi bien qu'une liste de ses propres escrits faits depuis mon absence, car il y aura bien de choses de consequence.

Les expeditions de Monsieur l'Evêque de Neustadt peuvent servir à esclaircir les choses, et à s'entendre, aussi plusieurs autres Théologiens protestants ont suivi et approuvé les declarations assez favorables de ceux d'Hanover. Le Pape defunt en faisoit grand cas, et quoyqu'il n'y ait pas grande apparence d'un succés promt, les bonnes semences jetées dans la terre pourront produire leurs fruits avec le temps. Le Maistre du sacré Palais, les Generaux des Jesuites, Dominicains et Franciscains, qui ont vu les pieces ne les ont pas meprisées, comme j'ay jugé par leurs lettres originales, que j'ay veues à Neustadt. — L'affaire de Wied fait bien du bruit entre l'Electeur Palatin et le Landgrave de Hesse.

Ne seroit il possible d'obtenir un jour un Catalogue de livres Jansenistes ou du Port Royal avec les vrais noms des Auteurs*)? V. A. S. le pourroit obtenir par le moien de ses Amis.

---

*) Man findet dieses Verzeichniss in Dr. *Reuchlin's* Geschichte von Port-Poyal B. II. Anhang über die Quellen der Geschichte dieses berühmten Hauptsitzes der Jansenistischen Lehren, worüber auch Petitot in dem 33. Bande der Memoiren eine mit Sachkenntniss aber ſeindseliger Partheilichkeit abgeſasste Notiz vorangeschickt hat.

LVII.

1690. 11/1 September. Celle.

Leibniz an Landgraf Ernst.

Italienische und deutsche Singspiele bei Anton Ulrich in Braunschweig. Sammlung von Reformationsschriften durch den Herzog Rudolf August zu Wolfenbüttel. Französische Spottgedichte gegen Jacob II. von Grossbrittanien, und Urtheil über denselben. Arnauld; die Lehre von der philosophischen Sünde und von der Verdammung der Heiden. Leibnizens Urtheil über die göttliche Güte und Gerechtigkeit. Die Kurfürstin von Brandenburg, Schwiegertochter des Herzogs Ernst August. Der Herzog von Savoyen. Niederlage in Siebenbürgen. Zwist zwischen Schweden und Dänemark.

Le pacquet que V. A. S. avoit destiné à Monsieur Puffendorf m'a attendu quelque temps, car j'avois esté hors d'Hannover, à mon retour je le luy ay envoyé, mais decharge de quelques nouvelles qui n'avoient plus de nouveauté. Quoyque Madame l'Electrice de Brandenbourg soit icy, nous n'avons pas souvent des occasions pour Berlin, et il faut employer la poste. Je me suis aussi trouvé à Braunsuic avec la Cour, où j'ay veu deux Opera Italiens. Orfée et Hermione, et un Allemand intitulé Julia; les decorations estoient excellentes, et Monseigneur le Duc Antoine Ulric y a fait voir la delicatesse de son goust*). L'opera Allemand pour la composition des vers et l'invention de la piece surpassoit même les autres; mais comme les Musiciens Italiens n'y pouvoient point chanter, l'execution du chant faisoit paroistre Julia inferieure à Orfée et Hermione, où il y avoit quelques voix tres bonnes. Il y avoit bien de grands personnages à cette foire, et quand on estoit à la salle de divertissemens, on avoit toujours peur de heurter quelque Prince ou Princesse, tant il y en avoit.

---

*) Es ist bekannt, dass sowohl Herzog August als sein Sohn Anton Ulrich sich der dramatischen Dichtkunst und schönen Literatur widmete. (Vergl. *Hock's* Anton Ulrich und Elisabeth Christine. Wolfenbüttel 1845. Eingang.) Orfeus ist von Anton Ulrich selbst verfasst.

Monseigneur le Duc Rudolfe Auguste m'a fait voir une collection tres bonne qu'il fait faire de livres du siecle passé qui concernent la Reformation; il y a les premieres editions de livres de Luther, de Melanchthon et d'autres hommes celebres de ce temps là, ceux qui ont publié les oeuvres de Luther à Altenbourg devoient avoir ce secours*). Il m'a fait donner des exemplaires d'un feuillet imprimé dont j'en envoye un à V. A. S. tiré d'un livre d'un certain Empsychorius, Ministre de Dertmund; mais j'ay quelque penchant à croire que le suffragan Matthias dont il y est parlé a (voulu user) d'une fraude, qui luy paroissoit pieuse et propre à avancer la Reformation, car j'ay de la peine à croire qu'il ait eu du Pape le pouvoir de creer de reliques; cependant cette invention a servi de calmer les esprits choqués par la Reformation.

V. A. S. escrivoit quelle avoit quelque chose à dire sur certains endroits de ma lettre precedente, mais elle n'exprime pas ce que c'estoit.

---

*) Vergl. über diese Sammlung von Reformationsschriften das Nähere in dem Brief Nr. LXX. Rudolf August, der ältere Sohn des ruhmwürdigen Herzogs August von Wolfenbüttel, welcher frühzeitig seinen ehrgeizigen geistreichen jüngeren Bruder Anton Ulrich zum Mitregenten annahm, zeichnete sich bis an das Ende seines Lebens († 1704) durch einen stillen, frommen, den Studien zugewandten Sinn aus. Einen Theil seiner Handschriften vermachte er der Universität Helmstadt.

V. A. S. dit dans le discours envoyé à Monsieur Puffendorf que la Duchesse de Jac, Mere de la Reine Marie ou Princesse d'Orange, estoit Niece de Cromvel, c'est ce que je ne comprends pas, le Chancelier Hyde son Pere estoit du parti du Roy Charles II et se trouvoit avec luy dans l'exil *). Il me paroist estrange que les François se mocquent hautement du Roy Jacques et chantent publiquement de chansons méprisantes touchant sa fuite, je crois qu'estant fachés de s'estre rejouis mal à propos de la mort du Roy Guillaume ils ont tourné leur colere contre leur pauvre Roy Jacques; on a mandé que le Roy Jacques paroist fort gay, et rit toujours, ce qu'on trouve un peu estrange; autrefois on parloit tant de l'esprit et du jugement de ce Prince, maintenant on en parle desavantageusement, par ce que le monde juge par les evenements et outre toujours les chôses. Le Roy Charles II. son frère dit un jour (au rapport de la Duchesse de Portsmouth): vous allez voir que mon frère, quand il sera Roy, perdra son Royaume pour la Religion, et son ame pour de vilaines guenippes, car il n'a pas l'esprit d'en aimer de belles **).

V. A. S. n'a-t-elle rien receu de son Correspondant de

---

*) Der Grosskanzler Eduard *Hyde*, ein eifriger Protestant und redlicher Rathgeber Carls II., der ihn zum Grafen von Clarendon ernannte, ein grosser Staatsmann und Historiker, starb 167[illegible] im Exil zu Rouen; durch seine Tochter die oben erwähnte vermeintliche Verwandte Cromwels, *Anna*, welche mit dem Herzog von York, nachmaligen König Jacob II. verheirathet war, wurde er Grossvater der beiden englischen Königinnen, der Maria II., Gemahlin Wilhelms von Oranien, und der Anna.

**) Carl II. hatte nämlich nach einander sieben Maitressen, (darunter eine Comödiantin), deren letzte zur Herzogin von Portsmouth erhoben wurde.

Rome ny de Monsieur Arnauld, ny du Père Jesuite son correspondant de Paris? Je suis dans l'impatience de sçavoir ce qu'on fera du peché Philosophique; j'avoue que Monsieur Arnauld a les plus grandes raisons du monde de reprendre ceux qui s'imaginent qu'on ne peut pecher, que lors qu'on connoist qu'on peche, ny offenser Dieu que lorsqu'on pense de l'offenser; tout homme qui est sans justice et sans charité est en mauvais estat, soit qu'il pense à Dieu ou non, et soit qu'il croit pecher ou non. Cependant ie ne suis pas entierement dans les sentimens de Monsieur Arnauld qui (pag. 132 de la seconde denonciation) trouve estrange que tant de millions de pajens n'ayent pas esté condamnés, et moi ie le trouverois bien plus estrange s'ils l'eussent esté; ie ne sçais pourquoy nous sommes si portés à croire les gens damnés ou plongés dans les miseres eternelles, lors même qu'ils n'en pouvoient; mais cela donne de pensées peu compatibles avec la bonté et avec la justice de Dieu; car de dire à l'Auteur de la denonciation, que la justice de Dieu est autre que celle des hommes, c'est justement comme si on disoit, que l'Arithmetique ou la Geometrie des hommes est fausse dans le ciel; la justice a des idées eternelles et inebranlables, et sa nature est de faire reussir le bien general autant qu'il est possible: si ce n'est pas là le dessein de Dieu, on ne peut pas dire qu'il soit juste selon mes definitions conformes aux notions communes: *Justitia est charitas sapientis*, c'est à dire une charité, qui est conforme à la sagesse *), et *charitas est bene-*

---

*) Mit diesem Grundbegriff, mit dieser ethischen Erklärung des Wesens der Gerechtigkeit eröffnet Leibniz seine Deduction und Urkundensammlung des Völkerrechts. Denn das sitt-

volentia generalis: de sorte que celuy qui est juste avance le bien des autres autant qu'il peut sans blesser la sagesse*): et puisque Dieu est juste, il faut dire, qu'il a egard du bien de toutes les creatures raisonnables autant que le permet la perfection de l'Univers ou l'harmonie universelle qui est la supreme Loy du Createur. — Quand j'avois escrit ce qui precede, j'ay receu d'autres lettres de V. A. S. pour Monsieur de Pufendorf, j'auray soin de les envoyer par la poste, car je n'ay point d'autre voye pour cela. Je m'imagine que V. A. S. a cru que nous avons icy de communications plus aisées avec Berlin, mais je n'en sçais point, et je n'ay pas osé charger de ce soin les gens de Madame l'Electrice, parce qu'ils seroient obligés aussi bien que moy d'employer la poste. Elle est partie d'icy (de Zell) Lundy passé pour aller à Lunebourg où elle sejournera quelque temps avec Monsieur le Duc mon Maistre et Madame la Duchesse. Si elle ira de là à Ebsdorf retrouver le Duc de Zell, c'est ce qu'on ne sçait pas; on croit toujours qu'elle restera chez nous, jusques à ce que Monseigneur l'Electeur la vienne reprendre, ou retourne chez luy. Les affaires de Savoye sont gastées par nos delais; il falloit faire des

---

liche Verhältniss des Rechts und der Gerechtigkeit *zu dem Reiche Gottes* war die Grundlage seiner Betrachtung der Welt, der Natur und der menschlichen Gesellschaft, und jene Weisheit der Gerechtigkeit, deren Grundquelle *die ewige Liebe* ist, beseelte seine ganze Gesinnung und Thatkraft.

*) Amare sive diligere est felicitate alterius delectari, vel felicitatem alterius adsciscere in suam. Sapientiam nihil aliud esse dicimus, quam ipsam scientiam felicitatis. (Leibniz in der Vorrede zum Codex juris gentium). Auch Spinoza setzte die Werke der Frömmigkeit in die Ausübung der Menschenliebe und Gerechtigkeit.

efforts pour secourir ce Duc. Voicy un autre malheur arrivé en Transsilvanie; tous nos maux n'arrivent que par trop de confiance. Cependant on ne sçauroit guerir les hommes sur ce chapitre et tous les jours je fais le signe de la croix en entendant parler les gens; ces entestemens sont bons dans les Soldats, mais ils sient mal aux personnes distinguées.

On parle d'une nouvelle brouillerie entre les Rois de Suede et de Dannemarc, sur une occasion legere. Le Roy de Suede estant en Schonen avoit envoyé à Coppenhagen le Baron de Guldenstern pour complimenter le Roy de Dannemarc; le Roy envoye le Lieutenant Colonel de ses Gardes pour faire un compliment reciproque; le Roy de Suede ne veut pas l'écouter, à ce que disent les Danois, sous pretexte qu'il n'estoit pas Baron ny Colonel comme Guldenstern: je ne sçais si ce rapport qui vient des Danois est veritable, et je ne sçay s'il n'y a quelque chose de plus fort, que les Suedois allegueront.

LVIII.

Leibniz an Landgraf Ernst.

1690. 21/11. Sept. Rheinfels.

Des Landgrafen Briefwechsel mit Puffendorf. Seine missliche Lage zu Rheinfels in der Nähe des Dauphins. Tadel des Braunschweigischen Theaterluxus in der gegenwärtigen bedrängten Zeit. Der verfolgte und in den Niederlanden versteckte Arnauld. Jacob II. in Frankreich und das künftige traurige Schicksal der Stuarts. Die ewigen Höllenstrafen. Die Aspecten des bevorstehenden Feldzugs. Landgraf Carl in der Nähe von Luxenburg.

J'ay bien receu avanthier par la poste de Cassel la vostre bien compressement escrite datée à Celle le 4/14 de ce mois. Je nepouvois jamais penser où vous pourriez estre allé, et si vous estiez sain et vif: outre que je ne vous veux pas charger volontiers du port de lettres pour Monsieur Puffendorf à Berlin: c'est que je doute si ma correspondance, à cause de trop de diversité de principes et maximes, luy soit trop agreable *).

---

*) Der Briefwechsel des Landgrafen Ernst mit dem eifrig protestantischen Samuel von Puffendorf, betrifft theils allgemeine historische Stellen, besonders wo Puffendorf des hessischen Fürstenhauses (der Primogenitur u. s. w.) gedenkt, theils die dem Landgrafen verhassten Ausdrücke, Papismus, Papisten u. s. w. Er rieth ihm schon deswegen, diese Ausdrücke wegzulassen, weil sonst seine Bücher in keiner römisch-katholischen Anstalt gekauft werden würden; dagegen giebt er auch zu, dass die römisch-katholischen Schriftsteller die den Protestanten ertheilte Benennung *Ketzer* weglassen müssten. Puffendorf klagt dem Landgrafen, dass man ihm, der in Cassel archivalische Nachrichten zum Ruhme des hessischen Hauses begehrt habe, nichts Nützliches nach Holland nachgeschickt habe. Das sei eine lächerliche Behutsamkeit.

Vraymεnt de tout ce que vous attendiez de moy en ce temps là, et dont vous me faites souvenir, je ne sçaurois, où le plus trouver, et même ne seroit en partie plus de goust, parceque cela a perdu son goust, et j'avois bien d'autres affaires, pour y vacquer, ayant le Dauphin à cinq heures seulement d'icy, et assez occupé avec les Hessiens icy, pour nostre defense, et le travail et occupations [requises; car tout le monde tant à Francfort qu'à Mayence et Coblence nous vouloit à toute force persuader pour lors qu'infailliblement nous serions assiegés; ce que neanmoins et ce pour bien de raisons je ne m'ay jamais pu, ny voulu laisser persuader, ains ay toujours dit, que le Dauphin n'y estoit que pour consumer et jouir de fourages, et pour en priver ses ennemis, en attendant que l'Electeur de Baviere attendroit celuy de Saxe et autres Alliés venus les uns aprés les autres assez tard, jusques aux Suedois, qui ont consumé quasi trois mois de marche au pas de tortue, et pour faire dix lieues ont consumé une entiere de paye, pour rien faire que de ruiner les pays et jouir de quartiers d'hyver. — Je ne crois pas que ce soit quelque chose et de suite de la nouvelle brouillerie entre Suede et Dannemarc. Je ne sçais, ains doute, si Monsieur le Duc Rudolfe se plait autant aux Opera, Comedies et semblables recreations et divertissemens gueres propres pour ces temps si calamiteux, comme fait Monsieur son frere, où on auroit à employer la substance des pauvres et tant extenués subjects à toute autre chose plus necessaire, ne fust ce que de s'acquitter des anciennes dettes; les larmes desquels Creanciers crient au Ciel et nous font perdre tout credit. — Il y a long temps que je n'ay rien veu de Monsieur Arnauld: au reste je crois vous avoir deja anterieurement mandé, comme la Cour de Madrit, sans doute à la poursuite de ses adversaires, luy ha fatto dare il sfratto dei paesi bassi Spagnoli, et que luy a fallu s'en retirer en cachette, je ne sçais si en Hollande ou Liège: encore est il bien heureux d'en estre ainsi echappé, car les Inquisitions tant de Rome que d'Espagne, s'ils le tenoient, luy joueroient un mechant tour; car ce Pape ne veut pas comme son Predecesseur s'embrouiller et rompre la teste avec telles, sous ombre de pieté, altercations; et si les Jansenistes triomphent contre les Jesuites pour le peché Philosophique et la These du Pont à Mouson pour l'Amour de Dieu, certes qui à l'encontre des Jansenistes ne le font moins pour la Censure, quoy qu'avec le *donec corrigatur*, du Livre Amor Poenitens de feu Monsieur de Castorie jadis Vicaire Apostolique en Hollande*). — Je n'ay pas sceu qu'on meprisoit tant le Roy Jacques en France, asseurement qu'il a tenu avec son zele une bien mechante conduite, et en paye la folle enchère. Les dernieres nouvelles disent, qu'il est, si non extremement, au moins malade, de quoy, à cause du grand chagrin, il ne se faut pas tant estonner, s'il se souvient du sort du dernier Roy Frederic de Naples**): car qu'est ce que deviendront ses fils, ou supposés ou bastards? — Je ne sçais pas autrement si non que le Chancelier Hyde avoit par une certaine politique espousé la niece de Cromvel, de quoy plus qu'une fois je me suis assez estonné. — Dans une chose je suis fort de vostre sentiment, nimirum quod misericordia Domini sit super omnia opera ejus, et que pour quelque texte bien qu'autrement apparent on ne doive croire et tenir tant de millions d'ames, qui ne sçavent que soit droit ou gauche, pour *damnées eternellement* avec et par la peine du sene. — Pour des nouvelles vous les sçaurez mieux, que moy, je ne vous sçaurois point dire, mais bien dis-je, qu'il faudra que les Alliés se gardent bien de se separer et d'aller les premiers quitter la campagne pour entrer dans les quartiers d'hyver; car asseurement ils souffriroient quelque echec. Un fort entendu dans les affaires de Suisse m'a escrit que si les Allies se fussent seulement presenté par Rheinfelden à Augst, que les Suisses Protestans (à sçavoir ceux de Basle) les auroient laissé plus tost passer, que se leur opposer. Je m'estonne que le Dauphin soit allé si haut, il faut que de bien-loin ny de la moitié il soit si fort, comme bien on a debité et creu de tout parti. Monsieur le Landgrave de Hessen-Cassel est avec vos trouppes dans l'Eiffel et le Luxembourgeois, Garde qu'une Cavalcade de par le Hundsruck ne vienne joindre Boufflers et Tessé[*]) pour leur porter une masquerade!

---

*) Joh. von Neercassel, Jansenist, gewöhnlich Castoriensis genannt. † 1686.

**) Friedrich II., der Grossvater des enthaupteten Conradin's von Schwaben.

---

[*]) Die beiden französischen Oberbefehlshaber.

LIX.

1690. 3/13 Oct. Hannover.

Leibniz an Landgraf Ernst.

Der Feldzug von 1690, die Vortheile und die Macht der Franzosen; und die nothwendige bessere Anstrengung der deutschen und alliirten Streitkräfte. Leibnizens Briefwechsel mit Pelisson über die Toleranz in der Religion.

Les sentimens de V. A. S. sur cette Campagne ne se sont que trop justifiés. Apres la bataille de Fleuri les ennemis se sont contentés de rendre tous nos desseins inutiles. Cependant ils ont fait des efforts du costé de la Savoye, pour intimider les Princes d'Italie, et les Suisses ont esté tenus en bride par le voisinage du Dauphiné. Ils ont gagné du temps en Irlande en conservant Limmeric, ils ont donné moyen au Turc de respirer, et si le Prince Louis ne trouve moyen de les chasser de la Transsylvanie, les conquestes de l'Empereur seront en danger. Au milieu de ces grandes affaires la France a esté en estat de faire des efforts pour estre maitresse de la mer, en ayant chassé deux puissances, dont chacune à part luy devoit estre superieure, de sorte que tout bien compté on peut dire que cette Campagne a esté aussi malheureuse, que la precedente estoit avantageuse *).

---

*) Der Feldzug von 1690 war überhaupt den deutschen und kaiserlichen Waffen nicht günstig, weder gegen die Franzosen noch gegen die Türken. Denn der Tod des Herzogs von Lothringen verursachte eine unselige Verspätung, und als

La grande question est s'il y a moyen de mieux faire et comment s'y prendre. C'est là une meditation digne de vostre Altesse Sme., qui est grand maistre des affaires tant civiles que militaires. Il est constant que pour reduire la France à la raison il faut estre superieur en forces et qui plus est de beaucoup. C'est pour quoy il faudroit faire des tres grandes levées par toute l'Allemagne, Hollande, Angleterre, Espagne et Italie et n'y rien espargner. Tant que tout le monde ne veut faire la guerre qu'avec des Allemans, nous serons inferieurs. Car maintenant la France est aussi grande que l'Allemagne, comptant tout ce qu'elle tient, et elle est plus peuplée à proportion. Ainsi si on continue toujours comme cela, l'Allemagne sera depeuplée, et par consequent les terres resteront en friche et les Princes ruineront leurs estats. Il nous faudroit trente mille Anglois ou Escossois autant d'Italiens et encor autant de Suisses, et quelques 20 mille hommes du Nord, et pour cela il ne faudroit pas avoir égard à la depense ; car je tiens que les hommes sont toujours à trop bon marché, et comme les

---

der Kurfürst von Baiern endlich den Oberbefehl übernahm, und im Begriff stand in die Grafschaft Burgund einzubrechen, während der Kurfürst von Sachsen zur Bedeckung des Rheins zurückbleiben sollte, ward dieser Plan dadurch rückgängig, dass der französische Marschall, Herzog von Luxemburg, am 1. Juli den Fürsten von Waldeck bei Fleurus ohnweit Charlesroi aufs Haupt schlug, worauf die Reichsarmee sich genöthigt sah, die lüneburgischen und hessischen Völker nach den Niederlanden abzufertigen und sich mit der Defensive gegen den Dauphin zu begnügen. Ebenso gewann Catinat in Italien durch den Sieg bei Staffarde am 18. August die Oberhand über den Herzog von Savoyen, dessen Land fast gänzlich besetzt wurde. Auch erhohlten sich die Türken dergestalt, dass sie nach einer am 1. October angefangenen Belagerung am 8. October schon Belgrad wieder eroberten. Das Uebrige berührt Leibniz.

Soldats ne mangent pas l'argent, si on leur fournissoit bien les choses necessaires, et on trouveroit moyen de les entretenir; de plus l'argent qu'on donne aux Soldats ne fait que circuler, il retourne au pays; de sorte qu'il me semble qu'on manque plustost de bon ordre que de moyens; je n'apprehende pas qu'on manque d'argent, car où peut il aller? mais plustost qu'on manque de Soldats si la guerre continue. Je ne sçaurois digerer que l'Electeur de Bavière en a envoyé aux Venitiens ce Printemps, c'est plustost aux Italiens de nous en envoyer. Je vois par la reponse de Monsieur l'Archeveque de Spalatro que V. A. S. luy a communiqué des descriptions de nouvelles Forteresses de la France; si V. A. S. en a fait quelque discours, je la supplie de m'en faire part. — S. A. S. Madame la Duchesse m'avoit engagé à faire quelques remarques sur les reflexions de Monsieur Pelisson, où entre autres je luy respondois que les raisons qu'il donne pour obliger les gens, à ne se departir point de la communion visible de l'Eglise qu'on appelle Catholique, et à y retourner à quelque prix que ce soit, ne peuvent avoir toujours lieu, puisqu'il est constant, qu'on peut estre excommunié injustement, item qu'il n'est pas en nostre pouvoir d'avoir une opinion, ou de ne l'avoir pas de sorte que lors qu'on exige de nous certaines opinions, sans nous donner moyen de les nous persuader, et qu'on nous y veut forcer sous peine d'excommunication, on nous met en necessité de nous separer. Et alors on ne sçauroit estre qu'Heretique materiel. Or les heretiques materiels peuvent estre sauvés au moins par la grace de la contrition. Monsieur Pelisson repond fort elegamment à sa maniere, mais je ne vois pas qu'il leve cette difficulté, il semble qu'il veut revoquer en doute la distinction si autorisée entre les heretiques materiels et formels, pour mieux justifier la necessité de l'Eglise. Cependont il me semble que les Jesuites mêmes la reconnoissent et je crois que V. A. S. est dans le même sentiment; je repliqueray au premier jour à Monsieur Pelisson pour obtenir, s'il se peut, qu'il vienne au fait, et s'explique clairement sur ce point *).

J'envoye icy à V. A. S. ce que je luy replique maintenant, la suppliant tres humblement de me le faire renvoyer; la copie de mon écrit precedent avec la reponse de Monsieur Pelisson est presentement entre les mains de Madame la Duchesse et je n'en ay point d'autre exemplaire.

---

*) Man findet diese Grundsätze Leibnizens in seinem durch Pellison's Schrift »sur les Differens de la Religion« veranlassten berühmten Briefwechsel mit demselben, welcher unter dem Titel: De la Tolerance des religions. Lettres de Monsieur de Leibniz et reponses de Monsieur Pellison 1692 besonders abgedruckt wurde, und auch in Dutens Ausgabe von Leibnizens Werken (I.) enthalten ist. Leibnizens Briefe wurden anfangs anonym durch die Herzogin von Hannover an ihre Schwester, die Aebtissin von Maubuisson abgeschickt. Vergl. Bayle im Artikel Pellisson und Guhrauers Biographie Leibnizens (II. 35.)

LX.

1690. 24. Oct./3. Nov. Hannover.

Leibniz an Landgraf Ernst.

Böse Kriegsaspecten, besonders in Holland. Missgriffe der Alliirten namentlich gegen Schweden. Malebranche und Arnauld. Der Convertit Boecler. Die Refugiés zu Hameln.

Monseigneur,

Je suis infiniment obligé à V. A. S. qu'elle eut la bonté de me communiquer ces reflexions sur les Forteresses de la France, qu'elle a vers l'Empire. Apres le malheur de Belgrad, qui est bien grand, les ennemis hausseront la creste, et les bien intentionés seront consternés. Sur tout il est à craindre, que les Hollandois ne se lassent trop tost de la guerre; les desordres de Roterdam sont de mauvais exemple, et pourroient estre suivis. La Ville d'Amsterdam ne veut pas recevoir d'Angleterre le choix de ses Bourguemaistres. Et il est une raison entre autres qu'oblige le Roy Guillaume de passer la mer. — Les Ministres de la Maison d'Autriche qui sont à Rome, ayant parlé avec exaggeration de la foiblesse de la France, qui ne pourroit resister à la longue, le Pape, à ce qu'on dit, respondit fort ingenieusement: *Il faut bien que le Roy de France soit mal, puisque Vos Maistres luy ont donné du pain depuis quelque temps;* voulant dire que ses trouppes subsistoient à leur despens.

Monseigneur nostre Prince ainé est revenu avanthier, les trouppes que nous avons eu aux pays bas reviennent aussi, et seront assez necessaires en Allemagne, puisque l'Empereur et l'Electeur de Baviere sont obligés de tourner la meilleure partie de leurs forces du costé de Hongrie. On a envoyé à Vienne Monsieur Botmar, qui estoit auparavant à Berlin de nostre part, afin de voir de quoy on pourra convenir avec la Cour Imperiale.

Entre autres marques du peu de conduite de la part des Alliés, on peut compter le contre temps, qui paroist à l'esgard de l'employ de trouppes et vaisseaux de la Suede; j'ay veu un escrit qu'on attribue à Monsieur Syvilsky, Ministre de Suede à Ratisbonne, où il en rejette la faute sur d'autres, faisant connoistre, que la Suede avoit esté bien aise d'envoyer ses trouppes plustost, pour en decharger ses pays, mais qu'on n'avoit pu trouver des expedients à l'esgard de la route, et quant aux vaisseaux, il allegue, qu'on avoit laissé accrocher les choses sur le ceremoniel, et qu'on avoit proposé au Roy de Suede, d'envoyer ses vaissaux contre la France en Amerique ce qu'on avoit trouvé peu convenable.

La prise de Corck *) est quelque chose, d'autant qu'il y a quantité de Seigneurs Irlandois. On parle d'envoyer les prisonniers ordinaires dans les plantations de l'Amerique: mais cela aigriroit beaucoup la Nation Irlandoise, et mesme ne se feroit point sans danger; car ces gens pourroient se soulever. Ce seroit peut estre le fait de la Republique de Venise, qui en pourroit donner de l'argent et les employer en Morée, ou Dalmatie, mais Elle n'osera peut estre pas le faire, de peur de choquer la France, outre la difficulté du transport.

---

*) Cork, brittische Hauptstadt der gleichnamigen irischen Grafschaft, der Versammlungsplatz der Westindienfahrer; durch Wilhelm von Oranien erobert.

On mande de Rome, que certaines propositions des livres du P. Malebranche *) ont esté censurées; si V. A. S. en est informée, je la supplie de m'en faire part. Quelqu'un me mande, qu'on croit, que Monsieur Arnauld est à Liege; j'ay veu ses deux denonciations, mais la troisieme n'est pas encor venue jusques à moy, cependant on me mande qu'elle refute la lettre du P. Bouhours **). Je voudrois bien sçavoir ce qu'en disent les Jesuites de France, qui ont commercé avec V. A. S.

Le jugement de V. A. S. à l'esgard de l'heresie et infidelité materielle est tres solide, et dicté par le bonsens mesme; mais les faiseurs des dehors des Controverses ordinairement outrent les choses en faveur de leur pretention, et damnent hardiment tout ce qui n'est pas conforme a leur imagination. Je sçais que Monsieur Pellison à infiniment de l'esprit et mesme de l'erudition, c'est pourquoy nous verrons ce qu'il repliquera.

Madame la Duchesse a qui j'ay porté les compliments de V. A. S. m'a chargé bien expressement de tesmoigner, combien Elle a esté ravie d'apprendre la santé et bon estat de V. A. S., et la remercie de son souvenir favorable. Je luy ay fait part de quelques reflexions de V. A. S. qu'elle trouve fort à son gré. Je n'avois rien sceu du Sieur Boeclerus, dont

---

*) Dieser berühmte Cartesianische Weltweise schrieb damals De la nature et de la grace, worüber er mit Arnauld mehrere Streitschriften wechselte. Siehe Cousin im Journal des Savans 1845.

**) Dominicus *Bouhours*, ein französischer Jesuit und Gegner der Jansenisten, † 1702.

V. A. S. m'a envoye une relation, par la lettre, qu'il a escrit au Nonce, il paroit avoir de sçavoir *). Il faudroit une personne de cette nature à Monsieur l'Eveque de Neustadt, pourvou qu'il ne soit pas trop emporté, comme sont le plus souvent les nouveaux Proselytes.

Nous avons à Hamelen une Colonie de Refugiés, mais il y a quelques contestations entre eux, qui pourroient luy faire tort; de reste les traveaux s'en vont assez bien.

J'ay mis tel ordre, que les lettres adressées de Cassel au Maistre de la Poste de Braunsuic me sont rendues franco à Hanover, ainsi Vostre A. S. me peut favoriser de tout ce qu'elle juge à propos.

---

*) Joh. Heinrich *Böcler*, Professor zu Strassburg, ein berühmter, mit Seckendorf befreundeter Historiker, † 1672.

LXI.

1690. 20/10 Nov. Hannover.

Leibniz an Landgraf Ernst.

Katholicismus und Toleranz in Hannover. Wilhelm von Grossbrittanien als Alliirter katholischer Mächte und die Intoleranz Jacobs II. und Ludwigs XIV. Die Stadt Frankfurt und die Prinzessin von Tarent. Päbstliche Censur einer freieren Lehre der Jesuiten zu Dijon, über die philosophische Sünde. Theologischer Factionsgeist. Leibniz kein Socinianer, und über die philosophische Sünde. Gabrieli und Oliva. Abreise der Kurfürstin von Brandenburg. Sophie Charlotte. Geldverwilligung des englischen Parlaments an König Wilhelm. Der Krieg gegen Frankreich und in Ungarn. Ueber die Ursachen des Verlustes von Belgrad. Burnet.

Je remercie tres humblement V. A. S. de tant de belles pieces dont elle me fait part, et dont les meilleures sont toujours celles qui viennent de son propre fond*). La Dame de Bootz qui a dit à V. A. S. qu'on ne manquoit pas de Messes à Hanover, a dit la verité. Je ne sçais pas combien on peut avoir precisement, mais comme il y a icy, outre les Jesuites, quelques personnes, qu'on connoist pour Prestres, et qu'on ne leur fait point d'empechement dans leurs fonctions, je ne crois pas, qu'elle ait rien exaggeré. Il est vray que tout cela se fait par une pure connivence, mais S. A. S. ayant plusieurs Catholiques à son service tant à la Cour qu'ailleurs, a bien jugé qu'il est raisonnable de n'empecher personne de satisfaire à sa devotion, et qu'il vaut mieux d'avoir de bons Catholiques que de gens sans Religion, à quoy plusieurs se disposeroient aisement en negligeant les practiques de pieté, s'ils devroient toujours aller les chercher ailleurs; je sçais qu'il y a de gens icy qui l'ont trouvé mauvais, et qui ont cru qu'une connivence pourroit passer en droit avec le temps, à peu prés comme ce qui se practiquoit l'an 24 de ce Siecle, a passé en Loy par la paix de Munster*); mais on respond, que la paix de Munster se regloit sur l'exercice public et non pas sur ce qui se faisoit en cachette et par connivence.

---

*) Diese bei der Original-Sammlung zu Hannover befindlichen Abhandlungen betreffen meistens die Religionsangelegenheit nach den in der Einleitung entwickelten toleranten, aber die Einheit der römisch-katholischen Kirche festhaltenden Grundsätzen des Landgrafen. Darunter sind folgende: Tria in materia Religionis bene observanda. De quoi tous les Chretiens comme Juifs et Mahommetans sont d'accord. Iliacos intra muros peccatur et extra. Representation de l'Etat des Religions ou Sectes Chretiennes.

Je ne m'estonne point que les Jesuites en sont surpris, lors qu'ils voyent qu'on fait de feux de joye à Munic ou à Mayence pour les advantages rapportés par le Roy Guillaume; car moy méme tout persuadé, que je suis, de la necessité où l'Empereur se trouve de tenir le parti de ce Prince, je ne m'y attendois pas, considerant la foiblesse des esprits, et la prevention des peuples; et le Roy Guillaume, qui se contente du solide, ne s'en seroit gueres soucié; mais je reconnois que l'Empereur et l'Electeur de Baviere ont tres bien fait; car il est bon de desabuser le peuple de ces impressions malfondées et plus il y aura d'harmonie entre les Alliés, plus les choses iront à souhait. Ce que V. A. S. dit est tres solide;

---

*) Das Jahr 1624 ist das für den Besitzstand der protestantischen Reichsstände im westphälischen Frieden festgesetzte Normaljahr.

sçavoir que le Roy Jacques s'estoit pris d'une maniere, qui nuisoit plustost qu'elle ne seroit à l'avancement de la Religion Catholique Romaine; et on peut adjouter que la France n'a pas moins contribué à la ruine du parti du Roy Jacques, que le Roy Jacques luy mème, tant en mettant les Religionnaires au desespoir, qu'en attaquant l'Empire.

Je ne m'estonne aussi que Messieurs de Franclort sont contraires de ce que nous faisons à Hannover et ne veuillent point conniver à l'exercice d'une autre Religion que celle qu'ils suivent, puisqu'ils ne sont pas en estat de le faire cesser aussitost que nous. Cependant ils auroient tort s'ils vouloient refuser à Madame la Princesse de Tarent, ce qu'on accorde à des Ambassadeurs ou Envoyés *).

La lettre Italienne de Rome qui tache excuser les Jesuites de la faute qu'ils ont fait de laisser soustenir les deux propositions condamnées depuis peu, n'est pas mal escrite; et l'Auteur dit fort bien que c'est offenser Dieu, que d'offenser la souveraine raison. Il seroit bon de le prier d'expliquer en quel sens la these de Dijon est bonne, car les lettres Apologetiques du P. Bouhours à ce que je crois, ne disent point

---

*) Die Prinzessin Emilie von Tarent, Tochter L. Wilhelms V. und der Amalie Elisabeth, Wittwe seit 1672, welche seit der Revocation des Edicts von Nantes sich zuerst nach Heidelberg zu ihrer Schwester der Kurfürstin begab, nach deren Tod 1686 aber Frankfurt zu ihrem Aufenthalt wählte, erlangte hier nicht nur die freie reformirte Hausandacht bis zu ihrem Tode 1693; sondern verschaffte auch dem reformirten Gottesdienst mit Hülfe ihres Hofpredigers und zweier französischer Pfarrer von Bockenheim eine grössere Ausdehnung. Vergl. den folgenden Brief des Landgrafen Ernst, welcher die Nachgiebigkeit des Frankfurter Magistrats gegen diese hessische Prinzessin einer besonderen Rücksicht für L. Carl zuzuschreiben geneigt ist.

cela; il est vray que je n'ay pas encore veu ces lettres, et si V. A. S. les a, je souhaite de les voir un jour par sa communication. On a publié aussi la seconde suite, ou troisieme partie de la denonciation de la nouvelle heresie, mais je ne l'ay pas veu non plus. Je crois que l'origine de l'opinion de ces Jesuites qui ont soutenu des theses semblables à celle de Dijon, a esté la consideration de la grandeur de la peine eternelle, qui est si terrible qu'ils ont cru qu'il n'estoit pas de la justice d'y condamner, que ceux qui offensent Dieu d'une maniere plus particuliere, sçavoir en connoissant qu'ils l'offensent. Plusieurs trouvent estrange, que le Pape a censuré cette opinion, comme scandaleuse, et non pas comme heretique; si on pouvoit avoir de Rome même le detail des raisons de la censure, ce seroit une chose assez curieuse.

Je viens à la lettre d'un autre Correspondant que V. A. a à Rome, et qui est l'antipode du precedent. Je crois qu'ils ont tous deux raison en certaines choses et sont des habiles gens; mais l'esprit de faction les fait souvent aller trop loin. Cet esprit de faction rend les gens soupçonneux et difficiles, et quand on n'est pas tout à fait dans leur sentimens, on est d'abord Pelagien, Socinien même et tout ce qu'il leur plaira. Comme je ne voudrois pas qu'un homme du monde eut mechante opinion de mes sentimens, je souhaitterois que cet amy de V. A. S. expliquât plus distinctement ce qu'il a trouvé de mauvais dans ma lettre, que je crois estre celle que j'avois escrite pour Monsieur Pelisson et communiquée à V. A. S., sur tout par où il juge que je ne crois gueres le peché originel. Il se trompe fort, et je n'ay pas même de scrupule là dessus. Je suis aussi fort esloigné de sentimens de Socin, et je ne comprens pas par où il a jugé que j'ay du penchant à le suivre. C'est une chose estrange que ces Messieurs sont si precipités dans leurs jugements. Si les sentimens couchés dans ma lettre le portoient, il s'en suiveroit que V. A. S. qui ne les desapprouvoit pas (dont il se plaint) auroit le même penchant, ce qu'il reconnoistra estre faux; ce n'est donc pas de ma lettre qu'il l'a jugé, mais de son imagination. Ce que V. A. S. et moy avions dit du salut de ceux, dont l'erreur n'est que materielle, a esté dit par quantité d'Auteurs graves, qu'on n'a jamais censuré pour cela. Je voudrois bien sçavoir aussi pourquoy ces sentimens sont pires que ceux du peché philosophique*). Car suivant ces Philosophistes on peut estre sauvé quelque mechant qu'on soit, pour veu qu'on ne pense point à Dieu; mais selon moy pour estre sauvé il faut aimer Dieu et estre dans la disposition d'obeir à ses ordres. J'espere que cet habil homme nous fera la même justice, que Monsieur Arnauld me fit autrefois, et qu'il retractera son jugement mal fondé.

Je m'estonne qu'on ne vous mande pas distinctement en quoy consistent les opinions de Monsieur Gabrieli**) et je voudrois bien sçavoir aussi si l'Abbé Oliva*) s'est tiré d'affaire. Quand j'estois à Rome je le cherchois deux ou trois fois, mais je ne pouvois pas même trouver son logis. On me dit que c'estoit un homme qui sçavoit beaucoup et avoit bien de l'esprit, mais qui n'avoit pas de sentimens bien arrestés et affectoit de contredire aux autres. Cependant le Cardinal Leopold de Medicis se servoit de luy fort advantageusement dans l'Academie del Cimento de Florence, qui estoit establie pour faire de recherches naturelles, et qui auroit servi de beaucoup si elle avoit esté continuée.

---

*) Siehe über die philosophische Sünde (welche auch die moralische genannt wurde) Leibnitii opera omnia von Dutens I. p. 696. Die casuistischen Jesuiten verstanden darunter eine Sünde aus philosophischen Prinzipien, welche dem Menschen nicht zugerechnet wird, weil er nicht den Willen gehabt hat, Gott zu beleidigen (in illo, qui Deum vel ignorat, vel de Deo in actu non cogitat).

**) Johannes Maria *Gabrielli*, römischer Cardinal, General des Ordens der Feuillantiner von der Reform des heiligen Bernhards, welcher als Praeses studiorum in dem Collegio de propaganda fide, gegen den Erzbischof von Cambray, De la Mothe Fenélon, den trefflichen Verfasser des Telemaque, schreiben musste.

Madame l'Electrice de Brandenbourg a receu des lettres il y a quelques jours de l'Electeur son Epoux, qui le font attendre icy la semaine qui vient, ainsi cette Princesse nous quittera, et sera bien regrettée, car sa bonté esgale sa grandeur. Le Parlement d'Angleterre a accordé une somme prodigieuse au Roy Guillaume, mais je crois que la difficulté sera de la trouver; les Anglais ne sont pas accoutumez à ces saignées, et comme une bonne partie de cet argent ira hors du pays, j'apprehende qu'ils ne se degoustent bientost. Pour l'Allemagne et la France la guerre ne finira pas faute d'argent, dont la raison est à mon avis, que l'argent circule et retourne des mains des particuliers aux coffres des Princes; mais j'apprehende qu'on ne manque d'hommes, et que la France ne soit plus en estat d'en fournir que l'Allemagne, qui est deja fort espuisée. C'est pourquoy les Anglais et Italiens devroient aussi faire des efforts pour faire des levées, afin de soulager un peu l'Allemagne, qui soutient quasi seule tout le poids de la guerre, en four-

---

*) Antonio *Oliva*, Mitglied der römischen Academia fisico-mathematica, welche von Leibniz, während seines Aufenthaltes zu Rom, so entzückt war. Guhrauer a. a. O. II. 80.

nissant les hommes à tous les autres, ce qui ne sçauroit durer à la longue; et c'est une chose à laquelle, il me semble, on ne songe pas assez. L'Empereur a gagné un grand point en sauvant Eszek *) ainsi j'espere que les Turcs seront rechassés. Je doute de la genuinité des lettres attribuées au Teckely, et la raison qui me fait douter est l'offre qu'il a fait de massacrer les Turcs qui sont auprez de luy, ce qui n'est pas dans son pouvoir, ny conforme à ses interests; peutestre les a-t-on inventées exprés pour le rendre suspect aux Turcs, je croirois plus tost qu'il auroit offert de moyenner une paix avec la Porte. On ne sçauroit gueres bien comprendre le detail de la perte de Belgrade, on ne leur à pas contesté les dehors, ils entrerent par la breche que la poudre avoit faite sans trouver aucune resistance; cependant le chasteau est situé sur une haute montagne et de difficile accés. C'est une chose bien estrange aussi que la munition a sauté en plusieurs endroits; il y en a, qui disent que l'air echauffé peut faire cet effet, ce que j'ay pourtant de la peine à croire. V. A. estant du mestier, en jugera mieux; plusieurs l'attribuent à la trahison. Je croirois plustost qu'on a negligé les defenses, parce qu'on estoit estourdi par ce grand coup qui accabla une partie de la Garnison. J'ay veu quelques oeuvres de Monsieur Burnet, maintenant Eveque de Salisbury (comme je crois) qu'il a envoyés à Madame la Duchesse; il y a quelques petites pieces fort curieuses, dont j'envoyeray la liste à V. A. S.

---

*) Eine österreichische Festung der slawischen Gespannschaft Veröcz an der Drau.

LXII.

1690. 19/9. Dec.

Landgraf Ernst an Leibniz.

Lob der Toleranz des Herzogs Ernst August von Hannover gegen die Katholiken. Das Fräulein von Bootz. Lob und Beurtheilung der Jesuiten. Uebergriffe der Prinzessin von Tarent zu Frankfurt, hinsichtlich des reformirten Gottesdienstes. Die philosophische Sünde und die unwissenden frivolen Cardinäle. Die Socinianer als die eifrigsten Protestanten und die Gefährlichkeit ihrer Lehre falls sich ein eifriger Fürst ihrer angenommen hätte. Der Geldmangel und die bösen Folgen der Soldatenehen und der Demoralisation der untern Stände als Hindernisse einer energischen Kriegsführung. Die Brandenburgische Schnellpost zwischen Berlin und Cleve. Grosse Schwierigkeit einer Kriegshülfe aus Italien, wo die Republik Venedig mit ungeheuern Unkosten deutsche Truppen wider die Türken schicken muss, oder aus Spanien. Der grosse Sturmwind des Monats December.

Quand j'ay justement finie ou achevée ma course de 67 années, auquel age pas un Landgrave de Hessen, à ce que je sçache, est parvenu au moins depuis deux siecles entiers [*]).

1) Monsieur vostre maistre n'est jamais assez à louer pour sa conduite touchant sa discretion au fait de la Religion à Hannover; pleust à Dieu seulement, que tous les Princes Protestans l'imitassent, et que de la part des Catholiques on en

---

[*]) In früheren Zeiten brachte Heinrich der Eiserne, welcher 1377 starb, sein Leben auf 79 Jahre. In neuerer Zeit gab es mehrere Fürsten von Hessen, welche den Landgraf Ernst (der 70 Jahr alt wurde) in diesem Punkte übertrafen.

usast de même. Aussi bien vous sçavez en cecy comme en beaucoup d'autres choses mes maximes et sentiments, qu'il seroit superflu de vous en dire davantage, et si mes maximes et sentimens tenoient seulement lieu, asseurement que tout iroit si non mieux, au moins bien en ce monde.

2) Quelle figure, je vous prie, faisoit cette bonne et spirituelle, bien que non belle, ains louche, Demoiselle Bootz en vostre Cour? Maintenant elle est auprez de la Duchesse de Saxe-Weissenfels pour Gouvernante de ses enfants, elle semble estre une fort honneste et vertueuse personne, mais je crois qu'avec tout cela elle n'est pas de plus accommodées, au moins point de l'adjustement de ses habits.

3) Je tiens nos Jesuites, selon l'éloge du General Wrangel même für unſere beſten Pfaffen, pour les plus qualifiés de nos Religieux (n'en deplaise à leurs envieux et contre eux si acharnés) et qui enfin par devant tous autres éminent tant en pieté qu'en science et exactitude de discipline; mais qui aprés tout sont enfin neanmoins des hommes, et qui ont bien moins de science en la *veritable* Politique, qu'ils devroient par fois avoir, et qui sont de par trop zelés, et plus que ny leur interest propre ny celuy de nostre Religion ne requiert.

4) C'est une belle et qui plus est en ce temps icy fort problematique question, si Messieurs de Francfort font bien ou mal, de ne vouloir accorder en leur propre Ville, bien entendu certis conditionibus, le libre exercice de Religion aux Reformez de leur Ville; entre les conditions j'entends le droit de ne pouvoir pretendre à la Magistrature; pour la Princesse de Tarente, bien qu'elle soit ma Niece, elle n'est pas ny de bien loin à considerer comme une Princesse douairiere de quelque Prince souverain, bien qu'elle soit Tante d'un tel, et je crois qu'elle se pourroit et devroit contenter d'un exercice

privé pour elle et ses domestiques et avec discretion de quelques uns seulement de la Ville de sa Religion, de quelque consideration ou pour quelque sujet necessités à cela; mais que de centaines de Reformés françois y aillent en foule et qu'outre son Ministre Aulique et de Cour elle y fasse precher aussi les deux Ministres François de Bockenheim, je m'estonne que ceux de Francfort le souffrent; mais c'est peut estre qu'ils veulent par là amadouer le Landgrave de Cassel, qui deja est degousté contre eux, d'avoir fait cesser l'exercice Allemand en leur Ville, et qui après tout leur peut autant faire mal comme du bien en divers esgards, et en ces conjointures.

5) Asseurement que tous mes deux Correspondants, bien qu'en certaines choses assez entre eux opposés, et qui de veue ne se connoissent pas, sont de tres habiles gens, à sçavoir l'un Allemand, et l'autre François*). et que tous deux sans doute vous aurez veu, bien que non point parlé. Pour la question du peché Philosophique je n'y entre pas, aussi bien ne fais-je pas profession, bien que pour sçavoir un peu de controverses avec les Protestans de la Theologie speculative, comme je crois que le Cardinal Petron aussi s'entend plus à l'Opera et aux Comedies, que non a cellé là. Oh Bone Deus in quae tempora reservasti nos, in quibus misisti homines super capita nostra.

6) Au reste il ne faut pas tant s'estonner (que celui-ci), qui n'est pas aumoins Catholique comme un Sorbonniste, ou moy, Catholique Romain, ains des principes Protestans, puisse

---

*) Jener heisst Ernst (auch de Ernestis), der in der Geschichte von Port-Royal vorkommt, dieser war der eifrige französische Jesuit Jobert.

par fois estre dans les sentiments des Sociniens. Je sçais encore bien non seulement l'année, mais le mois, septmaine et jour et même l'heure, qu'un des plus pieux sçavants et fameux Docteurs Lutheriens me dit, je ne sçais à quelle intention, tout ouvertement, que nos Escrivains Controversistes Catholiques ne luy donnoient pas tant de peine ny de scrupule, comme plustost les Auteurs Sociniens, que s'il avoit à quitter la Religion Lutherienne, il se feroit plustost Socinien que d'autre Religion. Je luy repondis, que je le croiois fort bien et facilement, et que je ne m'en estonnois pas même, puisque les Sociniens sont encore plus fierement que les autres Protestans acharnés contre nous, tant plus ils s'esloignent de nous, et qu'ils agissent certainement et bien plus consequemment selon les principes communs des Protestans, que non les Lutheriens ny les Calvinistes, et qu'on avoit bien à s'estonner et louer Dieu, comme le Socinianisme n'avoit fait d'autres progres, qu'il n'a pas encore fait, rien leur manquant si non qu'ils n'ont pas eu jusques icy quelque Potentat ou Prince pour eux, comme un Roy Jacques premier de la Grande Bretagne, ou bien un Duc Auguste de Braunsvic, Landgrave Maurice, ou Duc Erneste de Saxe Gotha; asseurement et que sous pretexte d'une plus grande Reforme, ils auroient déjà bien trouvé de Theologiens, Ministres et Adherants; car pour faire tels changements de Religion, il faut plustost de Princes pieux que non des impies et des vains ou des chasseurs.

7) Je suis bien de vostre avis qu'à la longue nous manquerons aussi bien de gens que d'argent; pour l'argent il est bien évident, qu'il nous manque aussi bien qu'en France, où tout presentement on fait defendre de se servir à la reserve de cuillers et fourchettes de toute argenterie, ains la porter à la monnoye; mais ne vous souvenez vous pas, que là où la

moitié de nos armées et de nostre milice, et ce à nostre grande incommodité et mespris, pour ne dire honte, n'est composée que des Soldats mariés, et qui procreent aussi bien de garçons comme de filles, et qui s'entremarient par ensemble, et dont les garçons à l'aage de 14 années portent le mousquet et sont ainsi eslevés et ne sçavent que desrober, jurer et faire les libertins, que nous manquerons plustost de bons bourgeois et paisans, que de Soldats. Car de pretendre que les Italiens nous aident et avec nous en fassent une cause commune contre la France, c'est à mon avis chercher de par trop loin; je crois que nous aurons à esprouver que le Duc de Savoye quittera plustost qu'on ne croit la partie, et qu'au moins il accepte la neutralité avec la France.

8) Il y avoit ces jours une nouvelle en la gazette, comme si l'Electeur de Brandebourg avoit tellement establie une poste entre Berlin et Cleves, qu'en NB. quatre seuls jours il pourroit en caleche jour et nuit aller ou retourner de Berlin à Cleves ou à la Haye, pour se trouver en la conference avec le Roy Guillaume, ce qui me paroist, à moins de pouvoir voler, de tout impossible, même point à cheval, et bien qu'il n'y ait pas de montagnes. Mais pourquoy le dit Electeur ait eu un tel empressement pour Berlin, c'est ce que vous pourrez mieux sçavoir que non pas moy. Il me semble que veu l'estat de choses il pourroit avoir esté plus necessaire à Cleves que non à Berlin. Mais d'ordinaire comme les Princes aiment leurs commodités, et leurs divertissements et grands trains et plaisirs, aussi de là viennent pour l'ordinaire toutes telles resolutions de voyages, allées et venues, et ce par fois au grand detriment de la cause commune, et de grandes et bien superflues depenses, Dieu se jouant par la vanité de la vanité.

9) Tant moins peut on aussi esperer à voir de secours des

hommes d'Italie, qu'aumoins la moitié d'icelle et aussi bien le Roy d'Espagne (qui en a deja plus qu'à faire pour luy même, non seulement en Italie, mais aussi en Catalogne et en Flandre, ou au pays bas) et les Venitiens, qui possedent sept Provinces en icelle, en ont aussi bien besoin pour eux mêmes en la guerre contre le Turc; en laquelle ils souffrent presentement beaucoup, à cause que non seulement à de grandissimes et insupportables frais il faut qu'ils tirent du monde de l'Allemagne*), mais que même pour argent ils n'en peuvent plus avoir, à cause de nos guerres autant contre le Turc, comme contre la France. Qu'est ce qu'aprés cela, est du peu de reste; à sçavoir du Pape, Grand Duc, Genes et des trois Ducs de Mantoue, Parme et Modene; tellement que sur l'Italie et l'Espagne il ne faut pas faire pour la quantité du monde aucune reflexion.

10) Pour moy je ne sçais pas bien ce que le dégel et grand et extraordinaire vent du $^{19}/_{9}$ Decembre pourra presager: si non que le naufrage de par icy et de par là; et Dieu veuille garder le Roy de la Grande Bretagne, s'il est peutestre par mer; et que diverses mesures des François auront sans doute esté rompues; et non moins Ostende en danger d'estre en bonne partie emporté par les grands vents et flots de la mer; aussi d'icy en quinze jours nous entendrons de toutes parts bien du dommage arrivé sur toutes les costes et de tout costé de la mer Oceane.

---

*) Dies bestätigt sich durch die Soldverträge, welche der Herzog Ernst August von Hannover und Landgraf Carl zum Feldzug in Morea mit der Republik Venedig abschlossen.

LXIII.

1691. 11/21 Mai.

Leibniz an Landgraf Ernst.

Der Streit zwischen dem Bischof und der Stadt Hildesheim. Pelisson und das scandaleuse Buch: la Procession de la Ligue. Frankreichs Streitmacht in Vergleich zu den schwachen Anstrengungen und der Nachlässigkeit der deutschen Fürsten. Arnauld. Des Kunaeus Theologia pacifica. Die Unzuverlässigkeit französischer Memoiren, wie des Testaments Richelieu's und der Briefe Mazarins. Die Conversion und der Ehrgeiz des Prinzen von Sachsen Zeitz. Die Stadthalterschaft der spanischen Niederlande dem Kurfürsten von Baiern, Schwiegersohn des Kaisers Leopold, übertragen. Oates und Bedlaw. Die Hildesheimische Streitsache. Die Mängel einer guten deutschen Kriegsführung. Die ausserordentliche Vocation der protestantischen Prediger, und der Respect gegen den Pabst, aus dem Gesichtspunkte einer kirchlichen Reunion. Die Franzosen am Rheinufer. Das Duell des Raugrafen mit dem Grafen von Waldeck und Betrachtungen über das point d'honneur in Privatstreitigkeiten.

Monseigneur!

Mes voyages et distractions m'ont detourné un peu de mon devoir. Quand j'estois dernierement à Hildesheim, Monsieur le Chancelier Zimmermann me donna un ouvrage assez ample imprimé pour les droits de l'Evesque contre ceux de la Ville*). Il m'a dit pourtant, qu'il n'en est pas l'Autheur,

---

*) Der nach dem Tode Maximilian Heinrichs von Baiern, Kurfürsten von Cöln, 1688 gewählte Bischof von Hildesheim, Jodocus Edmund von Brabeck, gerieth sowohl mit der Stadt als mit den evangelischen Landständen, wegen Entziehung der

et qu'un autre l'a fait, quelque temps auparavant, mais qu'on l'a augmenté et ajusté. Ce Chancelier est assez estimé dans le pays. — Monsieur Pelisson est indisposé à ce qu'on me mande de Paris, ce qui l'a empeché de repliquer encore à mon dernier memoire. Mais je luy ay escrit une lettre d'honnesteté, afin qu'il se dispense de cette peine. V. A. S. aura peut-estre veu un livre scandaleux, imprimé en Hollande, qui est intitulé: »Procession de la Ligue«; on y fait marcher le Roy de France, Le Roy Jacques, le P. de la Chaise, l'Archeveque de Paris, et entre autres Monsieur Pelisson travestis ridiculement; Madame de Maintenon ferme la marche. Mais je ne vois pas, à quoy servent ces sottises, où il n'y a ny esprit ny solidité.

Les affaires vont si mal, qu'on ne sçait que dire, et on perd presque l'envie d'y penser. Je reviens à mon opinion, que les Alliez n'ont pas assez de troupes, que l'Allemagne seule devant quasi fournir tous les soldats, par toute l'Europe, n'en sçaurait fournir assez contre la France, qui a elle même beaucoup de soldats Allemands sous le titre des Suisses, et qui d'ailleurs est fort peuplée, et a menagé son monde. Et quand mêmes nous serions egaux en nombre, nous serions inegaux en effet, à cause de tous les autres avantages de la France. Il est seur, que pour reduire la France à la raison, on devroit faire des plus grands efforts; par exemple Brandebourg a des pays et quartiers pour entretenir 50,000 hommes, et à peine en voit on paroistre vingt. On veut faire la guerre

---

Kirchen und Erweiterung der katholischen Religionsübung in Streit, wodurch ein Reichsprocess entstand (siehe den Artikel Hildesheim in der Encyclopädie von Ersch und Gruber und vergleiche den folgenden Brief sowie Nr. LXVI.

trop commodement, et à son aise, comme autresfois, lorsqu'on la faisoit pour les autres; au lieu qu'il faudroit songer maintenant, que les Princes d'Allemagne y sont plus interessés que personne, et que leur destinée se doit regler par cette guerre. Dieu veuille que les affaires aillent bien en Hongrie, on y pretend avoir dans un mois 90,000 Allemands aupres de Bade, à ce qu'on me mande de Vienne.

V. A. S. sçaura s'il est vray que Monsieur Arnauld est retourné en France, je crois que dans sa retraitte à Pomponne, il ne laissera pas de travailler contre les Jesuites, mais apparemment pour ne faire paroistre ses travaux qu'aprez sa mort.

Ce Kunaeus*) qui a escrit autresfois contre le livre de V. A. S. travaille à un ouvrage intitulé: *Theologia Pacifica*, où il pretend donner l'histoire de toutes les entreprises de ceux, qui ont voulu pacifier les religions. Il est (je crois) à Dantzig à present.

On ne sçait que dire de quelques livres, qu'on publie en France sous des grands noms; par exemple: le testament politique de Richelieu; les lettres du C. Mazarin**). Ce qui me desplait, c'est que ceux qui les publient, ne marquent pas le Cabinet d'où ils ont tiré leurs pieces, et n'en montrent les manuscrits à personne. Le monde est un peu incredule là dessus aujourd'huy et avec raison. Ce n'est pas que ces livres ne soient assez bien faits. Cependant, quand s'y rencontrent les points d'Histoire, qui ne se trouvent pas ailleurs, on n'oseroit s'y fier. Le R. P. Jobert pourra instruire là dessus V. A. S. et j'escriray aussi pour cela à quelque Correspondant en France, pour sçavoir ce que j'en dois croire. Pour les memoires de Pontis*) et du Baron du Sirot**) je ne me sçaurois empecher encore de les soubçonner de fiction; ces sortes de pieces gatent l'Histoire, et on les devroit defendre; la remarque de V. A. S. que l'un ne fait aucune mention de l'autre confirme mon soubçon, outre que d'autres memoires ne parlent gueres de ces Messieurs là.

---

*) Andreas Kühn, früher Superintendent zu Annaberg, seit 1684 Pastor zu Danzig (wo er 78 Jahre alt 1702 †).

**) Die hier mit Recht für verdächtig erklärten Lettres de Mazarin, führen den Titel: où l'on voit le secret de la negotiation de la Paix des Pyrenées. (2 Tom). Vergl Morhof's Polyhistor. Die Unächtheit von Richelieu's polit. Testament hat noch neulich Ranke (in seiner historisch politischen Zeitschrift Th. II.) bewiesen.

On dit que l'Electeur de Saxe est bien malade, on l'avoit même dit mort, mais cette nouvelle ne se confirme point***). On mande qu'un Prince de Saxe Zeitz a changé de Religion à Mayence; on adjoute qu'il devoit espouser une Princesse (je crois de Gotha), mais cela ayant esté changé, il a aussi pris d'autres mesures. Je n'assure pourtant pas ces choses, et je ne mande que ce qu'on ma conté; on veut même qu'il espere de devenir Grand Maistre de l'ordre Teutonique †). On avoit dit que Monsieur Stadion auroit la prepositure d'Elwangen. V. A. S. sçait sans doute les particularités de l'intrigue de Mayence, et comment l'Election du Coadjuteur a esté conduite; les Papes pretendoient autres fois, qu'on ne doit venir à ces Elections, qu'aprez leur permission; maintenant on les fait par avance, sub spe rati.

---

*) Die romanhaften Denkwürdigkeiten des 1670 gestorbenen französischen Officiers *de Pontis* führen den Titel: Memoires sur plusieurs choses arrivées sous Henri IV. Louis XIII. et XIV. (1694 zu Amsterdam wieder aufgelegt).

**) Wohl nicht zu verwechseln mit *Siri's* seltenen Memorie recondite, worin sich wichtige archivalische Nachrichten finden, und welche 1679 erschienen.

***) Der Kurfürst Johann Georg III. starb nach seinem fruchtlosen Feldzug am Rhein, 44 Jahr alt, im September 1691 zu Tübingen.

†) Christian August, der nachherige berühmte Cardinal von Sachsen Zeitz, welcher unter den sächsischen Proselyten die erste und einflussreichste Stelle einnimmt, ein spärlich

On recommence à dire que le Gouvernement des Pays bas se donnera à l'Electeur de Baviere *). Comme ce Prince est genereux et bien intentionné, sa presence y contribueroit beaucoup sans doute. Mais comme on y a desja le Roy Guillaume, l'Electeur de Baviere est plus necessaire du costé du Rhin. Plusieurs croyent que les Pays bas luy ont esté promis, lorsqu'il a espousé la fille de l'Empereur, qui est heritiere d'Espagne, si le Roy meurt sans enfans, mais qu'on aura peut estre fait renoncer, afin que la Monarchie d'Espagne ne sorte pas de la Maison d'Autriche. Je n'ay jamais pu apprendre au vray les conditions de ce mariage. Si cet Electeur avoit les Pays bas, la France tenteroit peut estre de le detacher de la cause commune, en le leurrant de quelques esperances. Mais il est trop sage pour s'y fier.

---

apanagirter und lebenslustiger Prinz, welchen Kurfürst Georg III. 1688 zum Statthalter der deutschen Ordensballey zu Thüringen ernannt hatte, trat schon 1689 heimlich zur katholischen Kirche über. Siehe die merkwürdige Geschichte seiner Conversion, welche lange verborgen blieb, in *Soldan's* Schrift: Dreissig Jahre des Proselytismus (1845. S. 80 u. s. w.).

*) Der Kurfürst von Baiern, Maximilian Maria Emanuel, übernahm im Dec. 1691 die vom König in Spanien ihm aufgetragene beständige Statthalterschaft der spanischen Niederlande, und der durch den Tod des Kurfürsten Joh. Georg III. von Sachsen erledigte Oberbefehl des Reichsheeres ward dem Markgrafen Christian Ernst von Bayreuth als kaiserl. General-Feldmarschall zu Theil.

Comme V. A. S. demande ce qu'est devenu Oates et Bedlaw *), je diray d'avoir ouy que Bedlaw est mort, et qu'on a elargi Oates de sa prison aprez la retraitte du Roy Jaques, mais que la Reine Marie depuis peu luy a fait retrancher sa pension, parce qu'il avoit parlé du Roy Jacques en termes outrageans. C'est un mechant homme, et qui fera tousjours honte au parti dans lequel il sera. Ce qu'il a denoncé autres fois contres les Jesuites, sont des sottises ridicules et extravagantes et il faut estre bien mal informé, pour croire, que le General des Jesuites distribue les charges Civiles et Militaires du Royaume d'Angleterre **).

Tant que Monseigneur l'Evesque de Hildesheim ne procede contre la Ville, que par les voyes de Justice, on est obligé de le laisser faire; mais si on commençoit de voir quelques apparences d'autres menées, il seroit cause de grands embarras, et je ne sçais s'il en profiteroit.

Comme V. A. S. entend parfaitement la guerre, qu'Elle en a la pratique et la theorie ensemble, et même une grande reputation dans ce mestier; elle pourroit mettre par escrit des pensées bonnes et importantes, touchant l'amendement de nos affaires militaires; car je trouve que nous manquons plustost en campagne, que dans le Cabinet, et que si la France a fait des fautes dans le Cabinet, elle les redresse bien avantageusement par le bon ordre des affaires de la guerre. Bien des gens peuvent dire là dessus des choses generales, mais il y en a bien peu qui y puissent entrer dans le detail, faute d'en sçavoir le mestier à fonds, ou pour n'avoir pas joinct la connoissance de la Politique et de l'Oeconomie à celle de la guerre. — La question de la vocation et mission des Protestants*) a esté souvent disputée, le peril est si les ceremonies de l'Eglise à l'égard de l'ordination des prestres sont de jure divino, tellement que sans estre ordonné par un Evesque, on ne sçauroit administrer validement les Sacrements; cela se peut accorder peut estre à l'égard du droit ordinaire; mais on peut disputer sur le cas de necessité, comme si un peuple chrestien se trouvoit dans une Jsle detachée, comme estoit l'Isle imaginaire de Pines, faudroit il le priver entierement du secours des Sacraments? Ou bien ne faudroit-il pas reconnoistre qu'alors les prieres et cerémonies d'une telle Eglise auroient au moins l'effect des Sacremens? Or ce ca de necessité se trouve aussi à l'égard des Protestans selon eux, ayant esté detachés malgré eux de la Communion exterieure des autres Eglises. A l'égard des formalités et ceremonies civiles les personnes sages et moderées conviendront aisement de quelque accomodement, et ne refuseront pas au Pape les respects, qu'on doit à un grand Prince. Les Hollandois dans un passeport, donné a un Nonce, donnerent au Pape la qualité de Beatissimus, au defaut de celle de Sanctissimus, et un Hollandois homme d'esprit me dit là dessus, qu'on ne pouvoit pas refuser au Pape la qualité de Beatissimus, parce que ce mot ne signifie en Latin de Ciceron, que fortunatissimus, c'est à dire un homme, qui est tres bien à son aise, et tres heureux dans ce monde. Cependant V. A. S. a bien remarqué, que ce bonheur temporel n'est pas si grand qu'on pense, et ne se reduit qu'à des avantages, qui consistent dans l'imagination, et qu'ils sont accompagnés de beaucoup de facheries, comme la derniere harangue d'Alexandre VIII. a fait connoistre bien naivement. C'est veritablement Splendida miseria, comme toute la grandeur humaine.

---

*) Die Erfinder oder Entdecker der sogenannten papistischen Verschwörung von 1678, in Folge deren der verdächtige Herzog von York, nachher Jacob II., damals der Succession für unfähig erklärt wurde.

**) Oates starb allgemein verachtet im Jahre 1705 zu London.

---

*) Es ist hier von der provisorischen ausserordentlichen keiner hohenpriesterlichen Weihe bedürftigen Befugniss der protestantischen Prediger zur Austheilung der Sacramente die Rede, welche Leibniz, ohne Rücksicht auf die strenge reformirte Lehre, welche keinen geweihten Priesterstand anerkennt, mit Hinsicht auf die katholische Lehre von der Ordination nach der Analogie der primitiven Kirche vertheidigt. Siehe die Einwürfe des Landgrafen Ernst in dem folgenden Brief und die Erwiederung Leibnizens in Nro. LXV.

On dit que les François incommodent fort aujourd'huy la navigation sur le Rhin, depuis qu'il leur est reussi, de prendre la barque de l'Administrateur de Wurtemberg.

Quand j'estois à Wolffenbuttel, il y avoit eu une querelle, il y a 15 jours, ou quelques jours de plus, entre le plus jeune des deux Raugraves, et le Comte de Waldeck qui estoient tous à l'Academie. Le Raugrave avoit raillé l'autre un peu fortement, apres diner ils sortirent, sans qu'on s'en apperceut, et ayant tiré les epées, ils se blesserent quasi du premier coup; mais le Raugrave fut blessé mortellement, et comme en n'avoit rien sceu de l'action, le Comte de Waldeck eut le loisir de se sauver et même de traverser la Ville. Ce sont de malheurs, qu'il est difficile d'empecher, mais on voit par là, qu'ordinairement les plus grands maux de la societé humaine viennent de piquanteries, d'autant que la Justice n'en prenant point de connoissance elles se font impunement, et comme elles ne laissent pas de faire grand tort, et plus que les larcins, parceque le mespris est plus sensible et plus dommageable que quelque perte d'argent; de là vient, que souvent les offensés se veuillent faire raison per vindictam privatam, pour conserver leur reputation; cependant dans le cas dont il s'agit, le jeune Comte de Waldeck n'avoit pas tant de raison de se facher, et on croit que d'autres l'ont animé, et envenimé la chose, ce qui se fait ordinairement par une mechanceté cachée, qui prend le voile de l'amitié.

Monseigneur le Duc Erneste Auguste, avec Madame la Duchesse sera maintenant à Zelle, et Monseigneur le Duc Antoine Ulric y sera allé aussi. Je croy que Monseigneur de Zell retournera bientost aux pays bas, quoyque je n'en puisse encore rien dire de positif. Je suis etc.

LXIV.

1691. 21/31 Mai.

Landgraf Ernst an Leibniz.

Antwort. Der Hildesheimische Streit und das Interesse der katholischen Prälaten für den Bischof. Polemik gegen Kunaeus. Arnauld in der Flucht und von Ludwig XIV. verfolgt. Die Kurfürsten von Sachsen und Baiern. Einwurf gegen die Legitimität der ausserordentlichen Vocation der protestantischen Prediger, und die ceremoniale Aengstlichkeit der katholischen Priester. Verachtung junger geckenhafter gegen alte erfahrene Kriegsmänner, und Nothwendigkeit eines höheren Kriegssoldes. Hannovrischer Vorwand um keine Truppen mehr in die Niederlande zu schicken. Des Landgrafen starke Befestigung zu Rheinfels. Apologie der erschienenen französischen Memoiren; und Erwähnung der eigenen Denkwürdigkeiten.

Bien que vous vous soyez mespris en la date de ce jour, et que sans doute vous avez voulu escrire du $^{21}/_{31}$ de ce mois, si est ce que je l'ay bien receu, avec contentement de voir la continuation de vostre bonne santé et affection envers moy, et croyois et craignois toute autre chose, et même que vostre Maistre et Maistresse (voyant la liberté, de laquelle je me prevaux de dire les choses, comme je les sçais et devine par fois, ce que d'autres ne voudroient pas que je fisse) ne le verroient peut estre pas si volontiers en des matieres par fois un peu delicates.

2) Je suis aussi de vostre avis, à sçavoir, qu'il vaut mieux en ces temps si calamiteux, que Monsieur le si vieil Eveque de Hildesheim aye la guerre avec ceux de la ville de ce nom par la plume seulement, que non par les apparences mêmes de quelque soupçon qui peut monter a des desfiances; mais bien tachera-t-on du costé Catholique à luy faire succeder, ou un Electeur de Cologne*), ou bien un Eveque de Paderborn ou de Munster, pour tant mieux soutenir les interests de cet Eveché, en tout cas autant contre vos Messieurs, comme contre la ville. Quant à Monsieur le Chancelier, le Docteur Zimmermann, il est bien capable, et a fort bon sens.

3) Je ne sçavois pas que mon si grand et sans aucun sujet calomniateur Andreas Kuhnaeus vecut encore, car on avoit dit qu'il fut mort quelque part en Prusse, et si je ne me trompe, à Königsberg; par un seul article et exemple voyez la

---

*) Im Jahre 1694 wählte das Domcapitel zu Hildesheim, Joseph Clemens, den Erzbischof von Cöln, Bischof von Regensburg und Lüttich einen bairischen Herzog, zum Coadjutor, welcher indess wegen der über ihn verhängten Reichsacht nicht vor dem Jahre 1714 zum wirklichen Besitz des Bisthums gelangte. Die Stadt aber vertrug sich 1703 mit ihrem Schutzfürsten dem Herzog von Braunschweig zu Celle wegen Einnahme einiger Truppen.

bestise, et ex ungue leonem, comme tout son livre contre moy, qu'il a fait à l'instance du feu duc de Braunsvic à Bevern n'a tendu qu'à me vouloir convaincre que je n'estois pas un au moins point en tout veritable Papiste ou Catholique Romain, et qu'à tout coup et moment je me contredisois moy même; il a pris par exemple un passage où j'avois fort declamé, que nos Papes et quelques Prelats avoient aussi et exercoient tout ensemble la jurisdiction souveraine temporelle avec leur ecclesiastique, qu'il pretendoit que cela contredisoit et alloit contre un autre, où j'avois advancé et ce par une bonne et deüe explication, qu'en l'estat de choses je souhaittois que les Papes eussent aussi les Royaumes de Naples et de Sicile, comme qu'alors les forces contre le Turc seroient tant plus grandes, que non sous la Monarchie d'Espagne, qui s'en sert plustost contre la France et pour soustenir ses autres Estats en la Chrestienté, que non comme on voit contre le Turc. Là dessus ce brasseur de bierre s'esgaye et me croit avoir bien attrappé et mis au sac; là où pourtant un tant soit peu intelligent voit neanmoins bien, à quelle condition et avec quelle restriction je l'ay dit, à sçavoir NB. que puis qu'aussi bien cela ne se laissoit plus changer. Au reste il faudra que celuy là se leve de bon et grand matin, lequel si tost croit et se persuade de me convaincre de contradiction, au moins je m'en garde le plus que se peut, et il faut entendre mes explications.

4) Il me semble aussi, si je me souviens bien du R. P. Jobert, avoir entendu, comme si Monsieur Arnauld estoit de retour en sa patrie à Pomponne, et ainsi hors de son exil, hélas! il a assez (et plus que pour le bien de l'Eglise et à la charité envers le prochain il ne convient) escrit contre les Jesuites (lesquels neanmoins ny pour cela ne veux ny ne peux en tout defendre); mais si cela est vray, je ne le sçais, mais le sçauray

en peu de jours de Bruxelles, d'où estant parti, ou plustost ayant eu lo sfratto [*]), il s'est arresté à Liege quelque temps, et n'y estant aussi en trop grande seureté, il semble qu'il ait peut estre choisy ce party, mais sans aucun doute avec condition de se tenir icy, et comme estant mort et sans plus escrire, ny faire escrire à moins de n'estre envoyé en quelque cachot pour y croupir; car le Roy T. C. ne veut plus de tout toutes telles jamais finissantes alterations, ny que les Jesuites soient tellement et de la sorte traités.

5) Je ne sçais rien du changement de Religion du Duc de Saxe Zeitz, mais je m'en enquesteray neanmoins; on a aussi icy parlé de la mort de l'Electeur de Saxe, mais il n'en est rien; mais bien qu'à cause d'un mal de jambe il s'est fait porter en litiere jusques à Nurenberg [**]). Aux affaires publiques il vient tres à propos que l'Electeur de Baviere va ou est allé en Italie, car autrement il y auroit quelque different et competence entre les deux. Vous pouvez au reste faire compte, comme cela s'accorderoit que le Duc de Baviere doit estre Gouverneur au pays bas, et aller tout ensemble en Piemont ou en Italie.

6) Pour la question de la vocation et ordination legitime des Pasteurs, je vous laisse à penser, si ce que de nostre costé catholique nous en croyons et professons et selon nos maximes, nous en pouvons relacher là, ou en de choses de bien moindre importance nos Theologiens sont si scrupuleux et craintifs; par exemple j'ay demandé et ce par escrit a un

---

[*]) Sich davon gemacht.

[**]) Siehe die den Kurfürsten betreffende Anmerkung in dem vorigen Brief.

de nos plus pieux et sçavants, pour ne dirè, tres docte Theologien, si en cas de necessité aux Indes une barque eschouant sur une isle, un Prestre se trouvant sans calice, chasuble, portatile et sans des hosties, il ne pourroit celebrer au lieu d'un calice dans un verre, et au lieu des hosties avec du pain ou biscuit et sans un portatile et ornements sacerdotaux, pour pouvoir consacrer l'Eucharistie pour les moribonds ou autres communicants? Il me l'accorda enfin, mais non sans grande peine avec promesse de n'en dire rien aux Jesuites, comme qui luy en pourroient faire une affaire en l'Inquisition de Rome, et qui mordice pretenderoient le contraire et voudroient que plustost il ne se dise aucune Messe, ny qu'on distribuast ou gardast en aucune façon l'Eucharistie, que de vouloir dispenser en cela, bien qu'avec la restriction du cas de necessité. Voyla où souvent nous en sommes, et qui quasi va à la reproche, que Jesus Christ fist aux Pharisiens pour les Traditions.

7) Pour ce que vous escrivez avec trop d'affectation pour moy, que je m'entende encore un peu au mestier de la guerre, ou plustost je m'y aye entendu, je respons, qu'on me tient desormais à cause de mes cheveux gris pour un peu du vieil monde, von der alten Welt, et que par fois ils se trouvent de jeunes officiers avec leurs longues et frisées perruques et moustaches et avec leurs habits chamarés et passementés, qui me regardent avec mes cheveux gris, comme un viellard decrepide d'un hospital, et qui ne s'entendoit plus à ce mestier. Vray est que je pourrois plustost trouver les defauts que non les apparences d'y remedier; mais ce sera pour une autre fois, que plus à long je vous pourray respondre sur cet article; et que pour ne parler d'un seul article; sans qu'on ne donne au mousquetaire, et ce pour douze mois de l'année NB. (outre les deux livres du pain par jour) trois escus ou Richstalers

par mois, on ne sçauroit tenir une veritable discipline, n'y faire une juste guerre, et qu'il vaut bien mieux de tenir moins du monde et de le payer ainsi, que non les faire vivre en irregularité.

Je me remets au reste et pour cette fois aux cy joints escrits, mais qui sont en allemand; je sçavois déja le malheur u duel arrivé à Wolffenbuttel par Monsieur le Baron de Degenfeld, oncle du jeudne Raugrave, par lequel le jeune Comte de Waldec a esté tué en duel. — La resolution de Monsieur vostre Maistre n'est pas une petite mortification aux Espagnols, qu'à faute de n'avoir pas pû fournir l'hyver passé à vos trouppes la subsistance au Pays bas, on prend maintenant chez vous le pretexte pour la contemplation de la France, ne vouloir plus envoyer des trouppes au Pays bas, lequel pour la cause commune en auroit et a de si grand besoin.

P. S. Vous aurez mieux retenu que moy, combien desormais il y a d'années que vous n'avez pas esté icy, tout au moins il me semble que c'est quatre années; cependant vous admireriez quel bastiment, et qui plus est, tout de maçonnerie et entaillé dans le roc avec des Ravelins et contrescarpes et coupures de terre, et combien des espaises voutes je n'ay fait faire depuis ce temps là, que vous n'avez esté icy, et qui m'ont assurement cousté bien de l'argent; je souhaiterois qu'il fut possible, que vous le puissiez un jour voir, et que devant de mourir je pouvois avoir le bonheur de vous voir et parler encore au moins une fois. Je ne suis au reste point du tout de vostre advis, qui estimez les memoires et relations de Du Pontis et du Baron de Sirot quasi pour rien autre que pour fableries ou de fausses memoires; car souvent et sans de tels memoires des particuliers, beaucoup et de plus curieuses belles choses et curiosités et remarques demeureroient ensevelies dans l'oubli. Si Monsieur de St. Amour, Docteur Janseniste, n'avoit donné en lumiere ses memoires [*]), combien de choses ignorerions nous de ce qu'alors se passa à Rome. Moy, qui ne suis à comparer, si je publiois un journal de ce que s'est passé ma vie durant, et que j'ay ouy et veu, quelles curiosités et remarques cela ne donneroit pas, et de la lumiere à l'histoire en plusieurs faits? Non, non, on ne peut jamais avoir ny sçavoir assez de particularités et curiosités. On sçait par exemple, et qui plus est, assez au long l'action de Gesecke en l'année 1648, où je secourus nostre Armée de Hesse [**]), et le Theatre Europeen en fait bien mention, mais pour cela beaucoup de belles curiosités et remarques y manquent.

---

[*]) Vergl. über diesen die jansenistische Unterhandlung zu Rom führenden Doctor der Sorbonne Reuchlin's Geschichte von Port-Royal.

[**]) Siehe die Einleitung über Landgraf Ernst.

LXV.

1691. 17/7 Juni.

Leibniz an Landgraf Ernst.

La Roque und Huet, Bossuet, Basnage, Oudin. Die Vocation der protestantischen Prediger bis zu einer künftigen allgemeinen Kirchenversammlung. Ueber die nothwendige Reform des Kriegssolds und der Disciplin. Die ächten und die falschen Memoiren. Aufforderung zur Herausgabe der Denkwürdigkeiten des Landgrafen Ernst. Rathschlag zum Besten Deutschlands und der allgemeinen Sache, den Sitz des Kriegs gegen Frankreich nach Italien zu verlegen.

J'ay receu le paquet de V. A. S. avec la veneration que je dois, dont je la remercie tres humblement. V. A. S. aura leu un livre intitulé: *Avis aux Refugiés sur leur prochain retour en France*, fait il y a deux ans, ou environ. On avoit cru que l'Auteur estoit Monsieur de La Roque, fils d'un tres docte Ministre, mort il y a quelques années. Ce jeune Monsieur La Roque a changé de religion, je ne sçais pas s'il avoue ce livre*). Monsieur Jurieu y a respondu, à ce qu'on dit; j'ay

---

*) Daniel *de la Roque*, Sohn eines berühmten reformirten Predigers zu Rouen, der bei der Hugenottenverfolgung nach London und Holland entwich, 1690 aber nach Frankreich zurückkehrte und zur römischkatholischen Kirche überging, ward für den Verfasser des etwas perfiden *Avis aux Refugiés* gehalten, während andere diese Einladung zur Rückkehr mit Unrecht dem Skeptiker Bayle zuschrieben. Vergl. unten Nr. LXIX und LXX.

quelque correspondance avec ce Monsieur La Roque sur un certain point d'Histoire, et il me donne avis entre autres du nouveau livre de Monsieur Huet, Evesque d'Avranches, intitulé: *Concordia Rationis et Fidei*, qu'on estime fort, comme tout ce qui vient de luy. Ce Monsieur Huet est encore de mes amis et j'ay eu autres fois de ses lettres*), et il me fit saluer dernierement. Monsieur de La Roque me mande aussi que les Peres Benedictins donneront un grand volume in folio sur la Bibliotheque des Peres, sous titre d'Apparat, où ils expliqueront l'Histoire et sentimens de tous ces petits Peres, qui se trouvent dans ce grand volume, intitulé: Bibliotheca Patrum. Il adjoute que Monsieur l'Evesque de Meaux a donné des notes sur les Pseaumes; item qu'il réponde à Monsieur Basnage, qui a voulu refuter son histoire des variations par un ouvrage imprimé en Hollande**). Un fort sçavant Moine de l'Ordre des Premonstrés (si je ne me trompe) nommé le Pere Cesar Oudin, qui a donné au public des ouvrages considerables sur les

---

*) Peter Daniel *Huet*, ein gelehrter Jesuit, nebst Bossuet Erzieher des Dauphins, und Bischof von Avranches stand mit Leibniz, den er zur Herausgabe nützlicher römischer Autoren aufforderte (er selbst besorgte die Ausgaben in usum Delphini) in mannigfachem Briefwechsel. Im Jahre 1679 legte ihm Leibniz das grosse Unionswerk an's Herz. Er war auch mit ihm in der Bestreitung der Cartesischen Philosophie im Einverständniss. Siehe die Briefe Leibnizens an ihn bei Dutens V. 457 — 463.

**) Jacob *Basnage* aus Rouen, ein eifriger Hugenot gleich seinem Bruder Heinrich, nicht nur ein trefflicher Theologe sondern auch Politiker, der mit vielen Fürsten damaliger Zeit in Briefwechsel stand, lebte seit der Revocation des Edictes von Nantes meistens in Rotterdam und im Haag, wo er 1723 als Historiograph der Generalstaaten starb.

Peres et l'Histoire Ecclesiastique, s'est fait de la Religion,*); et ayant quitté la France s'est retiré en Hollande **). On confirme la nouvelle du change du Prince de Saxe Zeitz, et qu'on luy fait esperer la Coadjutorie de l'Orde Teutonique..

V. A. S. a raison de dire, que les Theologiens, si scrupuleux des bagatelles, par exemple s'il faut avoir de chasubles et du pain en forme d'hosties, et si on ne peut pas s'en passer en cas de necessité, ne sont pas d'humeur à se relacher sur des choses plus importantes; mais ce sont des gens, qui n'ont point de charité ny de lumiere, et qui ne meritent pas qu'on s'arreste à leurs sentimens. Pour travailler à la paix de l'Eglise, il faut que des Princes eclairés et des Prelats bien intentionnés s'en mêlent; cependant on ne demandera pas au Pape de reconnoistre les Pasteurs Protestans, quant au passé, mais de les reconnoistre pour l'avenir, et on laissera en suspens la question du passé, jusques au futur *Concile General.*

Ce n'est pas avec affectation, mais avec affection, mais aussi avec verité, que j'ay parlé des lumieres que je sçais que V. A. a dans les affaires militaires, et asseurement nos gens de guerre d'aujourdhuy auroient besoin de ses leçons, surtout à l'esgard du bon ordre, de la subsistance, et de mille choses, où nous les voyons faire des fautes tous les jours. On gagneroit sans doute en augmentant la paye de soldats, et en tenant

---

*) Ist zur reformirten Religion übergetreten. Er hiess übrigens Casimir *Oudin* und war seit 1680 von dem Reformator der Prämonstratenser an alle Klöster dieses Ordens in den Niederlanden, Deutschlands und Frankreichs zur Untersuchung ihrer Archive geschickt worden.

**) Seit 1690 in Leiden wo er kirchenhistorische Werke herausgab, und 1717 als Bibliothekar starb.

en même temps une bonne discipline, car par là le pays se conserveroit, et la subsistance seroit plus seure et plus aisée; le menage, fait mal a propos, est une perte et un mauvais ménage.

L'avis de V. A. sur les memoires des particuliers n'est pas contraire au mien, j'estime les memoires veritables, mais je ne sçaurois souffrir les contrefaits, tels que je crois estre les Memoires de Pontis et de Sirot. Pour ceux du Comte Segur je n'en sçaurois parler encore, ne les ayant point vûs, mais on me dit qu'ils sont veritablement faits par cette personne, c'est pourquoy je crois qu'ils pourront servir. Ceux de Pontis sont une espece de Roman, j'ai ouy dire d'une personne informée, que la Bataille de Retel y est tres mal narrée. Ceux de Sirot ne me paroissent pas meilleurs. — V. A. aura sans doute fait faire des desseins des ouvrages de sa forteresse, et il seroit utile, qu'elle fit elle même des remarques là dessus; où elle mit la raison de chaque chose, cela serviroit à instruire sa posterité et contribueroit à l'advancement de la science de fortifier. Plust à Dieu, qu'elle nous voulut donner des Memoires, ils seroient importans.

La timidité aussi bien que la temerité suivent de l'ignorance, et comme nous ne connoissons pas le fort ny le foible des ennemis, tantost nous les mesprisons, tantost nous les craignons mal à propos. Si on pourroit transferer sedem belli du Rhyn en Italie, ce seroit toujours quelque soulagement pour l'Allemagne; cela servira aussi à rendre les Italiens plus aguerris, afin qu'ils contribuent à la liberté de l'Europe; car jusques icy il n'y a presque que les Allemands qui combattent contre la France, et si cela continue, l'Allemagne seule aura de la peine à fournir assez de trouppes, car je tiens toujours qu'on n'en a pas assez pour agir offensivement contre la France comme il seroit necessaire. Les François veulent un Pape relaché, et les Autrichiens un Pape vigoureux, il sera difficile de les accorder.

LXVI.

1691. 6. Juli. Rheinfels.

Landgraf Ernst an Leibniz.

Landfriedensbrecherischer Hannövrischer Einfall in die Herrschaft Plesse. Memoiren. Puffendorf zu eifriger Protestant. Häusliche und persönliche Hindernisse des Landgrafen, um noch für den Kriegsdienst nützlich zu sein. Beurtheilung der Hildesheimer Streitsache.

Je devrois avec vous, quoyqu'innocent, un peu morguer d'une bien facheuse affaire, arrivée depuis quinze jours, si non par vostre Maistre, au moins par sa Regence, comme qui avec trois compagnies de cavallerie en pleine paix contre tout droit et justice, und den Landfrieden brechend, sont tombés en ma Baronie de Pless à Bovenden, enlever et prendre par force mon Baillif Kornzweig et son fils, à son service adjoint et successeur, et l'ont emmené prisonnier à Göttingen; sans que je sçache encore et jusques icy pourquoy, et pourquoy à Hannover on n'a pas plustost voulu la voye de justice, qui estoit de se plaindre préalablement au Prince de Cassel, ou en son absence à sa Regence et à moy; je vous asseure que si le

Landgrave de Cassel y auroit esté alors encore present, qu'on auroit déja usé de repressaille par l'arrest de vostre Baillif de Munden, qui justement se trouvoit pour lors dans Cassel, et qu'on à tout moment au voisinage de la Werre peut saisir ; car pour ce qu'on dit, qu'il ait transgressé, vrayment il se pourra avec et en tout justice defendre, d'autant que dans une lettre le Colonel Dumont l'a même remercié que par mon ordre il a relaché deux de ses Officiers, qui sur mon territoire se sont battus en duel; si c'est pour chercher en cette conjoincture barbouille avec nostre Maison, je ne le sçais pas, au moins je ne le veux esperer, car Monsieur le Landgrave Regent de Cassel est aussi un peu chaud et sensible, et c'est une affaire qui touche plus luy que non moy *).

Les livres que vous me marquez en la vostre du 17/7 du mois passé, à la verité sont tres curieux, et Dieu sçait si, ne les pouvant pas aussi bien avoir, vous ne m'avez plustost mortifié, car bien que les livres ne soient de contrebande, si est ce qu'on ne les peut pas avoir icy de nulle part : mais neanmoins je m'efforceray de les faire venir, si faire se peut, par la Hollande. Je me remets aux nouvelles et discours icy enclos. Si j'escrivois et publiois aussi des Memoires, comme sont ceux de Pontis, Sirot, Tavanes *) et Puysegur **), et qui à cause de la prolixité et autres circonstances ne peuvent estre inserés dans les histoires, on diroit peut-estre de certains faits et choses autrement un peu curieuses, que se seroient de Romans, et pourtant elles ne laisseroient d'estre veritables. — Je ne me sers plus de la correspondance avec Monsieur Puffendorff, car il est trop ennemy de nostre party et Religion. — Je ne me tiens ny ne me vante pas d'estre fort entendu en matière de la guerre, mais bien on se pourroit peutestre servir de moy en un conseil de guerre et pour visiter les places et les garnisons, bien que je ne porte pas la perruqué ny des habits somptueux, et que je ne sois courtisan ny flatteur; sed non habeo solummodo hominem, qui me portet; mais moy même, pour dire la verité, quoyque bien par la grace de Dieu me portant, neanmoins et en ma 67 année, j'aime doresnavant mon repos; outre que je n'en aye pas les moyens pour pouvoir tant soit peu selon ma qualité subsister et faire la depense, et que par ma rectitude et impartialité je me feray plus d'ennemis que non des amis; car pour le travail j'aurois l'advantage, au moins et après minuit de ne gueres dormir, ny de faire la debauche, ou me monstrer interessé; mais en ce temps et conjoinctures, et où par fois on a plus d'affaire avec les amis qu'avec les ennemis mêmes, et où tous mes deux fils se comportent tout autrement qu'à ma consolation et leur propre interest il convient, et ne me secondent ny soulagent pas, il n'y a moyen d'y penser, aussi bien suis je desormais trop et à la vieille mode et point capable pour m'offrir. — Vous aurez sans doute déja veu tripartitam demonstrationem in folio de l'Eveque de Hildesheim contre la Ville de ce nom, et pouvez aisement deviner, qui me la pourra avoir envoyé; mais comme ce n'est que d'hier seulement, ainsi je n'ay pù que la parcourrir et feuilleter seulement: c'est une affaire et debat maintenant de plume; mais laquelle pour plusieurs respects et en d'autres temps pourra resulter un jour à des guerres entre les deux partis de Religion, si par exemple un Electeur Catholique Ecclesiastique, et lequel auroit sans cela d'autres Evechés, fust eleu aussi et en même temps Eveque de Hildesheim et qu'il peust faire teste à la Maison de Brunsuic; tous les deux partis, à sçavoir tant celuy de l'Eveque, comme de la Ville, ont de certains arguments apparents tam pro, quam contra, que la longueur du temps et autres incidents ont rendu problematiques et maintenant douteux et ambigus. Le plus court et le plus clair pour l'interet de l'Eveque du temps de la paix de Westphalie auroit esté, d'avoir esté mis en possession du droit de garnison, et ce ouvertement, et d'y avoir eu au moins par grimace un Gouverneur ou Commandant avec les droits y appartenants tant de la parole comme de clefs, au moins en communauté avec le Magistrat de la Ville. Une autre fois je vous en pourray peut estre escrire d'avantage. — Ne pourrois je pas avoir par le moyen de quelqu'un de vostre Cour de livres, s'entend à mes bons depens, de Paris, en Hollande et de là par Hannover icy?

---

*) Vergl. den folgenden Brief von Leibniz.

**) Caspar de *Saux*, Herr von *Tavanes*, Marschall von Frankreich, zur Zeit Carls IX., gab seine Memoiren 1574 zu Paris heraus.

***) *Puysegur*, französischer Generallieutenant, welcher zur Zeit Ludwigs XIII. und XIV. dreissig Feldschlachten und hundert und zwanzig Belagerungen beiwohnte und 1681 starb, hinterliess sehr geschätzte Memoiren, welche von 1617 bis 1658 reichen.

LXVII.

1691. 23/13. Juli.

Leibniz an Landgraf Ernst.

Die Kriegsaspecten. Die Grenzirrung zwischen den Hessen und Hannoveranern, und die Quartierbeschwerde der letzteren in dem vorletzten Feldzug. Die schlechten und die guten Memoiren. Vorzug der Pariser vor den deutschen und holländischen Zeitungen. Exegetische Erklärung einer die Abendmahlslehre betreffenden wichtigen Stelle des heiligen Augustinus.

La levée du siege de Coni en Piedmont et le passage du Rhin par l'Electeur de Saxe pourront deconcerter un peu les François qui ne s'attendoient ny à l'un ny à l'autre. Ce seroit peutestre à present le temps de reprendre Philippsbourg, si on avoit fait tous les preparatifs; car je ne vois point d'autre exploit qu'on puisse faire si aisement, d'autant que Philippsbourg est endeça, et que le passage des nostres pourroit servir à le serrer des deux costés; mais comme les Imperiaux ont à present peu de forces sur le Rhin, peut estre que la prise de Philippsbourg les embarasseroit; car l'Electeur y voudroit peutestre mettre garnison, en attendant, pour en tirer quelque avantage. Cependant à cela près, je voudrois que la place fut déja prise, mais je doute si on y songe serieusement. Comme le mouvement des Danois nous a donné un peu de jalousie, tant à l'égard de Hambourg que du pays de Lauenbourg, on a envoyé de ce costé là trois Regimens d'Hannover, et par là les trouppes de Zell et de Wolffenbuttel ont les mains libres pour agir contre les ennemis de l'Empire. — J'espere que l'affaire avec l'Amtmann de V. A. Sme. sera maintenant accommodée, et je souhaitterois de tout mon coeur, qu'on fit toujours les choses de tous costés d'une maniere qui n'aigrist point les esprits. Les nostres se sont fort plaints il y a deux ans de la maniere dont Messieurs les Hessiens en avoient usé envers eux à l'esgard des quartiers, dont on ne leur a laissé aucuns, quoyque nostre Armée qui estoit destinée aux Pays bas eut marché au siege de Mayence aux instantes prieres de la Cour Imperiale, dont le Ministre faisoit des offres les plus avantageux du monde, qui furent sans effet aprés le besoin passé; on leur refusa tout jusques à les menacer de les deloger par force; et les Espagnols aussi ne leur voulant pas tenir compte de ce qu'ils avoient fait pour l'Empire, ce fut une perte pour nous de quelques 80,000 escus; pour moy je ne suis pas informé à fond de ces choses, et ce que j'en dis n'est que sur des ouy dire.

Je veux croire ce qu'on a maudé de Rome à V. A. S. que Monsieur de Pontis nous a laissé de bons memoires; les doutes que j'avois là dessus, sont venus en partie des jugemens que j'ay entendus, et en partie aussi, que pas un autre a jamais parlé de cet Officier; et la maniere, dont il se disoit avoir esté recherché par le Cardinal de Richelieu, paroissoit un peu suspecte. Les Memoires du Baron de Sirot roulent sur les mêmes principes, c'est aussi le Cardinal qui luy fait la Cour, et outre cela il semble à entendre ce Baron, que le Roy Gustave Adolphe avoit pour ce jeune Officier presque autant d'esgard qu'Alexandre en pourroit avoir pour Porus; cependant à ces Gasconades prés le reste peut estre bon. Mais lorsqu'un Prince ou General ou quelque Ministre d'une reputation connue laisse de memoires, c'est tout autre chose; ces personnes n'ont pas besoin de Gasconades, on sçait par avance qu'ils parlent de choses qu'ils connoissent, ce qu'on n'est pas obligé de croire d'un particulier, qui nous donne de memoires, à moins d'avoir d'ailleurs de bonnes preuves de son merite et de son genie: il faut estre un peu critique en ces matieres, autrement on abandonnera l'histoire au premier menteur, qui se voudroit moquer du public. Les François, sur tout à present se plaisent à ces petits Romans demy-historiques, qui nous gatent l'histoire *). Quand aux veritables memoires je les estime autant que quoy que ce soit au monde, et je ne souhaitte tant que d'en trouver, c'est pourquoy ceux de V. A., si elle en vouloit favoriser le public, seroient un tresor.

Je n'ay pas veu moy même les livres nouveaux, dont j'avois parlé à V. A. S.: ce n'est que sur les lettres que j'avois receues, et c'est par hazard quand quelque passager porte icy de ces livres; la Bibliotheque de S. A. S. est en friche pour dire ainsi, il n'y a que moy qui s'en serve quelques fois pour des travaux historiques; cependant comme un François, qui est icy, m'a presté *l'Avis aux Refugiés* je l'envoye icy joint à V. A. S., et quand il luy plaira de me le faire renvoyer, cela se pourra faire par le moyen de chariot de poste qui va de Cassel à Hannover regulierement. On attendoit Monsieur le Comte de Berka qui devoit passer icy à Munster de la part de S. M. Imperiale je ne sçais s'il est en chemin, ou si cela a esté remis.

Je suis souvent scandalisé des impertinences des Gazettiers tant en Allemagne qu'en Hollande, au lieu que la Gazette de Paris est bien composée et parle juste, car quoy qu'elle tache de deguiser les choses et les accommoder aux interests de la France, elle se garde des fautes grossieres. Quand j'estois à Paris, j'ay connu Monsieur l'Abbé Renaudot, qui y travaille maintenant *). — Monsieur Pelisson m'a envoyé une restitution d'un texte ou passage corrompu de St. Augustin qui paroit fort bonne, je l'ay voulu joindre icy **).

---

*) Diese kritischen Bemerkungen Leibnizens sind noch jetzt auf fast alle französiche besonders seit dem Sturze Napoleons erschienene Memoiren anwendbar.

L'Apparatus Bibliothecae Patrum des Benedictins n'est pas encore achevé. Comme le chariot de poste pour Cassel est déja parti, ce sera par le suivant que j'enverray les Avis aux Refugiés.

---

*) Eusebius *Renaudot*, ein berühmter Philologe und Kirchenhistoriker, Mitglied der französischen Academie († 1729), setzte die schon von seinem Grossvater begonnenen Nouvelles und den Mercure françois fort.

**) Die corrumpirte Stelle Augustins lautet: Pene quidem Sacramentum omnes corpus ejus dicunt, quia omnes in pascuis ejus simul pascunt, sed venturus est qui dividat. Pelisson liest dagegen: Penes quidem sacramentum omnes corpus ejus dicuntur, quia omnes in pascuis ejus pascuntur etc. und übersetzt: Quand au Sacrement tous ceux qui participent (bons ou mauvais) sont appelés le Corps du Seigneur (le corps mystique = l'Eglise) und setzt hinzu: Mais il ne s'en suit pas, que tous ceux qui recoivent le Sacrement doivent avoir le lieu promis aux membres de son Corps. (Nam venturus est qui dividat.)

LXVIII.

1691. 30/20 Juli.

Leibniz an Landgraf Ernst.

La Roque und dessen Avis aux Refugiés. Masius und dessen Gegner. Beurtheilung der christlichen Partheien in Beziehung auf das monarchische Prinzip. Die Lehre vom Widerstandsrecht gegen Tyrannen, nach Languet, Buchanan, Pareus und Hugo Grotius. König Wilhelm, der Feldzug am Rhein und die Aussicht des Friedens mit den Türken. Der neue Pabst. Empfehlung der Bomben für den Seekrieg.

Monseigneur!

V. A. S. aura receu ma precedente, maintenant j'envoye L'Avis aux Refugiés, que j'avois promis. Si V. A. S. me le renvoye suivant son bon plaisir (puisque il n'est pas à moy) je la supplie que ce soit par le chariot de poste de Cassel, qui va toutes les semaines. On croit que Monsieur de La Roque (fils d'un sçavant Ministre, dont on a des ouvrages sur l'Histoire Ecclesiastique) qui a esté Secretaire de l'Envoyé du Roy Guillaume en nos Cours, et qui a abjuré depuis peu en Dannemarck auprès de l'Ambassadeur de France, et est maintenant à Paris, en est l'Auteur. Ce Monsieur de La Roque m'a escrit, il y a quelques semaines, sur un point d'Histoire. Mais je ne sçais, s'il s'avoue auteur de ce livre, et je ne luy demanderay pas. Cependant le livre est un peu trop picquant contre les Reformés, et il leur reproche d'estre ennemis du gouvernement, et d'avoir des principes anarchiques. Un Theologien de Dannemarck, nommé Masius, a fait un livre de l'interest des Princes et Estats a l'égard de la religion, où il pretend prouver que la Confession d'Augsbourg est la plus conforme avec ce que le repos public demande, accusant l'Eglise Romaine d'armer les sujets contre leurs Souverains, et la Reformée, de donner au Peuple la souveraineté originaire, comme si les Princes n'estoient autre chose, que les premiers Magistrats *). Le livre de Masius à esté contredit, par Becmann, Professeur de Francfort sur l'Oder **), et par d'autres. Ces questions sont extremement chattouilleuses, et il sera aisé aux pretendus Reformés de trouver des recriminations, contre l'Auteur des Avis aux Refugiéz. Ils n'ont qu'à opposer les Ligueurs aux Huguenots, l'Autorité Royale ayant esté egalement foulée des uns et des autres. On m'a dit que Monsieur Jurieu a desja repondu a ces Avis donnés aux Refugiéz. — Cependant il faut avouer, que les docteurs de la Confession d'Augsbourg sont ordinairement plus favorables aux souverains, que la plus part d'Auteurs reformés. Car Junius Brutus (c'est à dire Hubert Languet)

---

*) Hector Gottfried *Masius* (geb. 1653, † 1709), Prof. der Theologie und Hofprediger zu Kopenhagen, schrieb mehrere Bücher zur Vertheidigung und Erhebung des Lutherthums über alle anderen Confessionen, indem er behauptete, dass nur die lutherische Religion den Fürsten eine sichere Regierung gewähre, weil sie ihre Gewalt von Gott ableite und keiner auswärtigen Hierarchie unterworfen sei. Als Thomasius sich der Reformirten annehmend, dessen Meinung vom göttlichen Ursprung der Fürstengewalt mit kaltblütiger Laune bestritt, wirkte Masius 1691 einen Befehl des Königs von Dänemark zur Verbrennung der Thomasischen Schriften durch Henkershand aus.

**) Joh. Christoph *Becmann* (geb. 1641, † 1717) gab seine Streitschriften gegen Masius unter dem Titel Hubertus Mosanus heraus.

qui fit du siecle passé le fameux livre intitulé: »Vindiciae contra Tyrannos« *), et Buchanan, dans son livre: »de jure Regni« **), aussi bien que Pareus ***) et d'autres croyent, qu'il est permis et même commandé, de resister aux Princes, quand ils abusent de leur pouvoir, au lieu que les Docteurs de la Confession d'Augsbourg soustiennent avec les Chrestiens de la primitive Eglise, qu'il faut souffrir le plus qu'on peut, et laisser à Dieu le soin de la delivrance; et un nommé Arnisaeus autresfois professeur à Helmstat, †) a fait un livre »de potestate Principis semper inviolabili.« Grotius (tout Hollandois qu'il estoit) dans son ouvrage: »de Jure belli et Pacis,« traite cette matiere avec beaucoup de prudence, et ne permet pas aux sujets de resister, que lorsqu'ils sont menacés des derniers malheurs ††).

Ce que V. A. S. m'a communiqué de ce bon Pere Capucin,

---

*) Dies Buch des durch seine politischen Briefe berühmten Hubert *Languet* (geb. 1518 † 1581) eines zuletzt in Diensten Wilhelms von Oranien stehenden Bourgogners, wurde in England durch Henkershand verbrannt.

**) De Jure Regni apud Scotos heisst diese berühmte Schrift des Schotten *Buchanan*, welcher 1582 als geheimer Siegelbewahrer zu Edinburg starb. Als er einst der Königin Elisabeth seine Armuth klagte und diese ihm scherzend antwortete: der Arme findet allenthalben sein Bett, gab er ihr eine auf ihre Schlafkammer hinweisende sehr frivole Replik.

***) David *Pareus*, ein Kurpfälzer Theologe (geb. 1548, † 1622) gab unter andern ein Corpus doctrinae ecclesiarum heraus, welches Jacob I. wegen seiner republicanischen Grundsätze zu London durch den Scharfrichter verbrennen lies.

†) *Arnisäus* (Henning) war auch Leibarzt des Königs Christian IV. zu Dänemark, dem zu Gefallen er sein Buch: De Auctoritate principum in populum semper inviolabili schrieb.

††) Siehe Leibnizens Meinung unter Nr. LXX.

qui croit le Roy Guillaume Catholique dans l'ame, est bien plaisant. Un fol à Paris animé contre le Roy Guillaume a tué depuis peu un homme dans une Eglise de Paris, parceque pour se moquer de luy, on luy avoit monstré cet homme pour le Roy Guillaume.

Je ne voy pas, quel dessein Messieurs les Saxons avec Caprara peuvent avoir eu en passant le Rhin, puisqu'il n'y a point de Ville dont ils se puissent saisir utilement. Car je croy que Franckenthal est demoli, et ils n'auront pas les moyens n'y la volonté de la restablir, de sorte que je crois, que la meilleure chose, qu'ils auroient pu faire, (s'ils sont en estat de faire quelque chose) auroit esté, d'entreprendre le siege de Philipsbourg, dont je ne desesperois pas, si on s'y prenoit, comme il faut. Ce siege paroist plus necessaire, et plus faisable que celuy de Montroyal.

Une personne de ma connaissance qui est auprez du Roy de la grande Bretagne, me mande: que le Chevalier Houssaye, Envoyé de ce Roy à la Porte, a escrit d'Adrianople à son Maistre, qu'il ne tenoit qu'à l'Empereur de faire la Paix, et que luy, l'Envoyé, s'il avoit des pouvoirs, se feroit fort de la faire à la satisfaction de Sa Majesté Imperiale; apparemment le Comte de Marsigli, Boulonnois, revenu d'Adrianople à Vienne, qui avoit accompagné l'Envoyé Anglois, sous le nom de son Secretaire, aura apporté cette lettre, et comme il sera retourné à Constantinople, ou y retournera bientost, on croit qu'il portera des Instructions et pouvoirs necessaires*).

La gazette dit, que Visconti est Pape, mais on en doute encore, et avec raison; parce qu'il semble, qu'un pape sujet d'Espagne, Archevesque de Milan, et du Pays *d'Innocent XI* ne seroit pas trop agreable à la France, qui ne cherche que de porter la guerre dans le Milanois*). Si les deux Flottes se rencontroient, le succes pourroit faire un grand changement dans les affaires. Une chose dont je m'estonne est, que les Bombes ne sont pas encore assez employéz dans les batailles navales**), j'avoue qu'on ne les sçauroit jetter bien justes, tant à cause du mouvement des vaisseaux, qu'à cause que tous les coups qui se tirent en arc, sont moins justes***). Cependant il semble, qu'elles seroient surtout de grand effect, lorsque les vaisseaux viennent bien pres l'un de l'autre. Les François ont fait fondre des boulets de canon d'un grand calibre, mais dont le poids ne va pas à proportion, ayant laissé quelque vuide dedans et la raison est, qu'ils pretendent que ces grands boulets, feront un plus grand écart, et endommageront d'avantage le bois des vaisseaux ennemis, mais n'estant pas plus pesans que les autres, les canons pour les tirer n'auront pas besoin d'estre plus pesans qu'auparavant.

---

*) Der Krieg mit den Türken, welche im August 1691 von dem Markgrafen von Baden bei Salankemen geschlagen wurden, endigte erst 1699 durch den Frieden zu Carlowitz.

Je suis etc.

---

*) An der Stelle des 1691 1. Februar gestorbenen Pabstes Alexander VIII., ward nicht Visconti sondern Pignatelli gewählt, welcher den Namen *Innocentius XII.* annahm und bis 1700 nach dem Muster seines gleichnamigen Vorgängers, wenn gleich nicht so energisch gegen Ludwig XIV. regierte.

**) Die Bomben (eiserne Hohlkugeln, welche mit Pulver angefüllt, vermittelst einer hölzernen Zündröhre entzündet werden) im Anfang des 16. Jahrhunderts erfunden und im niederländischen Freiheitskrieg zuerst zur Zerstörung feindlicher Festungswerke angewandt, sind erst in neuerer Zeit mit Erfolg bei den Seekriegen gebraucht worden.

***) Vergl. Hoyer in der Encyclopädie von Ersch und Gruber. Artikel *Bomben.*

LXIX.

1691. 23/13. August. Rheinfels.

Landgraf Ernst an Leibniz.

L'avis aux Refugiés. Vertheidigung des Widerstandes der Hugenotten nach Bellarmin und Beispiel der ersten Christen. Der Conversionseifer der Apostaten. Rathschlag zur Defensive hinsichtlich der von den Franzosen bedrohten Grenzfestungen.

Je vous renvois, mais selon ce que vous avez desiré, par le chariot de la poste, lequel va toutes les semaines une fois, le livre des Avis aux Refugiéz de France, qu'avec le temps je me feray aussi bien venir d'Hollande. Il est à la verité tres curieux, mais pour cela je ne conviens pas avec luy de beaucoup de choses, sur tout quand il traitte si iniquement les Religionnaires des Vaudois, et estend de par trop loin la sujettion des sujets en matiere de Religion*). Quoy! nostre si grand Bellarmin (lequel neanmoins comme homme heurte par fois aussi) n'advoue-t-il pas luy même, que les premiers Chrestiens, s'ils en avoient eu seulement le pouvoir et la volonté, estoient et auroient esté autrement en droit de se defendre par les armes contre les Tirans, leurs persecuteurs?**)

---

*) Desshalb schrieb auch *Jurieu* zu Rotterdam sein Examen d'un libelle: Avis important aux Refugiés sur leur prochain retour en France. Vergl. Leibnizens Meinung in dem folgenden Brief.

**) Robert *Bellarmin*, aus dem Florentinischen (geb. 1542, † 1621) ein berühmter Gottesgelehrter, Jesuit und Cardinal der römischen Kirche, ist derselbe, welcher dem Pabste nur

Je vous voulois respondre de point en point sur vostre derniere du 20/30 du mois passé, (marquez, je vous prie, pour autresfois toujours les deux styles*): mais plusieurs affaires m'estant survenues, et diverses choses aussi s'estant changées ou deja averées, je l'estime autant superflu, comme je n'en ay pas le temps. — Il affecte aussi de par trop, si c'est le jeune la Rocque, le nouveau converti, et verifie, quod quilibet Apostata sit persecutor sui ordinis**); ce que moy, bien que zelé en ma Religion et pour icelle, je n'ay jamais esté, n'y témoigné d'estre ny de me demonstrer. — Au nom de Dieu ne pensons ny ne parlons pas d'assieger ny Philipsbourg, ny Landau, ny Dinant, ny Philippeville, parlons plustost de defendre les tres mal conditionnéz Villes: Heidelberg, Bruxelles et Liege.

---

eine indirekte Macht über die weltlichen Potentaten zugestand und die Missbräuche der geistlichen Orden hart antastete. In seinem grossen Controversenbuch gesteht er, »dass einige Jahre vor Luther und Calvin es keine Sittlichkeit bei dem Clerus, keine Kenntniss der heiligen Schrift, keine Ernsthaftigkeit in den Kirchengerichten, keine Ehrfurcht in dem Gottesdienst mehr gab.« Vergl. meine Einleitung zur Geschichte Landgraf Philipps des Grossmüthigen.

*) Landgraf Ernst erlebte es nicht mehr, dass gerade auf Leibnizens Betrieb mit Zuziehung des berühmten Jenaer Mathematikus Erhard Weigel der Reichstag am 23. Sept. 1699 die Einführung des neuen oder verbesserten Kalenders mit dem Jahre 1700 beschloss, wodurch die lästige Zusammenstellung des alten und neuen Kalenderstils aufhörte. Vergl. Ideler's Handbuch der Chronologie II. 323.

**) Dieses Geständniss über den Conversionseifer der Apostaten ist aus dem Munde des Landgrafen von besonderer Bedeutung.

LXX.

1691. 2/12. Sept.

Leibniz an Landgraf Ernst *).

Die Reformations-Bibliothek des Herzogs Rudolph August. Seckendorfs Geschichte des Lutherthums und deren Vorzüge vor den gewöhnlichen theologischen Schriften dieser Art. Die Digamie Landgraf Philipps, und Apologie der Polygamie überhaupt, besonders aus dem Gesichtspunct der Heidenbekehrung. Das Beispiel des Grafen von Gleichen. Die Avis aux Refugiés. Leibnizens Meinung über das Widerstands-Recht der Unterthanen, über den passiven Gehorsam, und über die Schranken der geistlichen und weltlichen Gewalt. Die Waldenser in Savoyen. Der Feldzug in Italien. Die künftigen Ansprüche Baierns an Spanien: Spanische und anderer Länder Erbfolge-Ordnung zu Gunsten der Weiber. Der Minister Pomponne, Arnaulds Neffe. Die devoten Minister. Louvois nach einem Briefe Nicole's. Arnauld fortwährend im Exil und dessen heilsame Opposition gegen die jesuitische Moral. Die Lehre von der Liebe zu Gott, wichtiger als die von der Gnade. Der Schelmenstreich der Jesuiten zu Douay. Die Lehre von der philosophischen Sünde zu Rom verdammt. Französische Strategie in diesem Feldzug, und vermuthliche Motive derselben. Die sächsischen Fürsten Ernestinischer Linie. Schwäche deutscher Kriegsführung. Sieg des Markgrafen von Baden in Ungarn. Der Seekrieg zwischen England und Frankreich an der Küste von Spanien. Die Befestigung von Rheinfels mit Unrecht getadelt. Louvois; dessen geschickter Rathgeber in den Plänen des Kriegsterrains, und dessen Söhne. Etourderien des Marquis de Courtanvaux. Der neue Pabst Alexander VIII. und der französische Regal- und Kirchenstreit. Der

---

*) Auch dieser inhaltsreiche Brief fehlt, so viel wir wissen, in der Hannovrischen Original-Sammlung.

Graf Magalotti, die jetzige Unwissenheit der Italiener und die missliche Stellung ausgezeichneter Geister in einer kirchlichen Ordensgesellschaft. Austreibung der Jesuiten aus Minden, und ihr Incognito in Hannover. Der Pater Wolf zu Breslau. Die Toleranz der Herzoge und der Herzoginnen von Braunschweig Lüneburg. Die Vorurtheile der Katholiken und Protestanten gegen einander, die Missbräuche des römischen Cultus und die heilsame Absicht der sogenannten Jansenisten. Spener, dessen Hinneigung zu dem Socinianismus. Die reformirte Lehre vom heiligen Abendmahl, und die Unwichtigkeit vieler theologischen Controversen aus dem Gesichtspunct des practischen Christenthums. Das Unions-Project des Bischofs von Neustadt. Die Neutralität von Modena und Frankreichs angemaste Superiorität über fremde Fürsten. Geburt einer Prinzessin von Wolfenbüttel.

Je suis honteux des bontés de V. A. S., puisque je ne me vois pas en estat de les meriter, et n'ay pas de quoy repondre comme il faut à tant de belles communications de sa part. J'ay receu les avis aux Refugiéz, que V. A. S. m'a renvoyés; il n'y avoit point de presse. Je ne sçay si j'ay mandé à V. A. S. que Monseigneur le Duc Rudolphe Auguste amasse une Bibliotheque particuliere dirigée uniquement et principalement à l'illustration de l'Histoire de la Reforme et de l'Allemagne dans le siecle passé. Il a deja fait imprimer deux Tomes du Catalogue selon l'ordre des années depuis 1517 jusques à la mort de Luther; il y a là dedans quantité de petites pieces fugitives, qui estoient disparues, et qui ont esté cherchées inutilement. Il y a une belle suite de toutes les editions de la Confession d'Augsbourg. La premiere a esté faite l'an 1530 méme, mais sans aveu des Electeurs et Princes. La seconde a esté publiée l'an suivant par Melanchton, suivant leur ordre, de sorte que c'est la plus authentique. Il se trouve dans cette collection quantité de choses propres à donner un jour une nouvelle edition des oeuvres de Luther bien meilleure que celle d'Altenbourg*). On conserve aussi dans cette collection quantité de pieces des auteurs, qu'on tient pour heretiques, dont il est difficile à present de trouver les ouvrages. Monsieur de Seckendorff a fort profité de cette collection pour son dessein de l'Histoire de la Reforme de Luther, Monsieur le Duc Rudolphe Auguste luy ayant communiqué quantité de ces pieces curieuses suivant sa demande. Le livre de Monsieur de Seckendorff**) est achevé et paroistra dans cette foire de Francfort. V. A. S. aura vû apparemment les commencemens donnés il y a quelques années, mais à present nous aurons l'ouvrage tout entier, et il y a bien d'additions faites à la premiere partie déja publiée, de sorte qu'elle paroistra toute nouvelle. Cet ouvrage sera excellent par plusieurs raisons, car outre que le stile est poli, et satisfait aux oreilles delicates, il y aura une infinité de choses non imprimées, ou peu connues auparavant, et il y paroistra une grande sincerité et solidité, accompagnée d'une honneste modestie. Une grande partie de nos sçavans de profession ne sçauroit escrire ny poliment, ny moderement; et sur tout Messieurs les Theologiens s'emportent aisement, outre que leur profession les rende un peu suspects aux adversaires. C'est pourquoy un Politique versé dans les affaires, sçavant à merveille, et qui a la commodité des archives, estoit plus propre à un tel ouvrage. Il m'escrit luy même d'avoir feuilleté jusques à cinq cens manuscrits, et d'en avoir eu jusques a 400 d'un seul Archive de Wimar, qui est l'Archive commun de la Maison Ducale de Saxe. Après cela nous devons rien à Monsieur Burnet*) ny aux Anglois. Je voudrois que quelque Catholique Romain travaillât à un dessein semblable, afin qu'on puisse entendre les deux partis, mais il faudroit que ce fust avec la même solidité et moderation; car des importemens et negligences, qu'on avoit dans l'histoire de Raynaldus continuée jusques dans le siecle passé**), ne sont gueres edifiantes. Afin que V. A. S. ait un meilleur avant-goût de cet ouvrage de Monsieur de Seckendorff, je luy envoie la relation, qu'il en communique luy même aux Journalistes de Leipsic, qui publient tous les mois un excellent Journal des sçavans. V. A. S. aura la bonté de me faire renvoyer ces deux feuilles. Je voy qu'il y aura un endroit, où il repondra à Monsieur l'Evéque de Meaux sur

---

*) Schon Herrmann von der Hardt gab als Bibliothekar und Secretär des Herzogs Rudolf August (seit 1688) aus dessen Sammlung drei Bände Lutherischer und verwandter Handschriften heraus. Auch wurde diese Sammlung zu der Leipziger und Hallischen Ausgabe der Lutherischen Werke benutzt.

**) Commentarius historicus et apologeticus de Lutheranismo, des sächsischen und kurbrandenburgischen Geheimenraths Veit Ludewig von Seckendorf noch jetzt unentbehrliches Werk, welchem vielmehr der Titel einer authentischen Reformationsgeschichte gebührte. Vergl. die folgenden Briefe.

---

*) Gilbert *Burnet*, ein Schottländer, der nach Carls V. Tode 1685 Grossbritannien verliess und mit Wilhelm III. von Oranien als dessen Hofprediger zurückkehrte, auch 1689 Bi- schof von Salisbury wurde, ist der berühmte Verfasser der History of the Reformation of the church of England (in 3 Folianten), sowie einer Kritik von Bossuets Histoire des variations de l'eglise, einer defense of Polygamie u. s. w. Leibniz stand mit ihm in einem noch ungedruckten Briefwechsel, weit mehr aber noch mit dessen Verwandten *Thomas Burnet*; eine Correspondenz, wovon Dutens T. VI. nur einen Theil abgedruckt hat. (Vergl. Guhrauers Register in den Nachträgen zu seiner Biographie von Leibniz 1846.)

**) *Raynald* (Odoricus), ein Presbyter, setzte in der Mitte des 17. Jahrhunderts des Baronii Annales Ecclesiastici von 1198 bis 1534 in 10 Bänden fort.

l'article de la Polygamie du Landgrave Philippe de glorieuse memoire, dont les preuves ont esté publiées, comme je crois sur les communications, que V. A. S. avoit donné autres fois*). Il semble qu'on n'en devoit pas avoir honte, car on a grand tort de s'imaginer que la Polygamie est absolument contre le droit divin ou naturel; et sans cette vision les Chrestiens auroient fait de plus grands progrès dans les Indes, où ils ne reussiront jamais que par la force ou par la permission de la Polygamie, qui y est establie depuis plusieurs milliers d'années: je demeure d'accord que la Monogamie est bien meilleure et plus conforme à l'ordre, mais ce qui est le meilleur n'est pas toujours absolument necessaire. C'est à peu près comme à l'esgard du sentiment de plusieurs Chrestiens de la primitive Eglise, qui trouvoient mauvais qu'un mary eut à faire avec sa femme enceinte, d'autant que c'est »sine spe prolis secuturae.« Il est vray qu'il seroit ridicule de vouloir indifferemment introduire la polygamie dans l'Occident, suivant l'opinion d'un certain Lyserus (descendant de Polycarpe) que j'ay connu, et qui a fait plusieurs ouvrages là dessus**); mais il ne s'en suit point, qu'elle ne puisse estre accordée et tolerée en certaines rencontres extraordinaires. Si l'Histoire d'un certain Comte de Gleichen, qu'on dit avoir gardé ensemble deux femmes, la premiere aussi bien que celle qu'il avoit amenée de la Turquie, après avoir esté sauvé par son moyen, est veritable, je ne crois pas qu'on y puisse tant trouver à redire.

---

*) Die Haupturkunden über die Digamie Landgraf Philipps wurden 1679 zur Beschönigung des Kurfürsten Carl Ludwig von der Pfalz, als er die Gräfin von Degenfeld heirathete, durch Daphnaeus Arcuarius (Lorenz Beger) abgedruckt, und nachher durch Bossuet, Varillas, Fleury und Voltaire zur Verunglimpfung der Reformation benutzt. Landgraf Ernst soll sich Abschriften jener Urkunden aus dem Sammtarchiv zu Ziegenhain verschafft haben. Vergl. meine Biographie Landgraf Philipps Anm. 149. Dass er sie dem unzuverlässigen französischen Historiographen Varillas mittheilte und dies späterhin bereute, gesteht er selbst unten Nr. LXXI und LXXVI.

**) Johannes *Lyser*, Sohn des berühmten Leipziger Theologen Polycarp († 1684) vertheidigte die Polygamie in mehreren Schriften. Sein discursus de Polygamia wurde zu Kopenhagen und Stockholm durch den Henker verbrannt.

Il est vray, Monseigneur, qu'on a tenu Monsieur de La Roque pour Auteur des avis aux Refugiéz, mais comme il y en a, qui en doutent, et que je ne sçais pas, s'il ne les desavouera, je ne voudrois pas autoriser cette opinion au prejudice peutestre de ce sçavant homme. Cependant il me semble, que l'Auteur du livre maltraite un peu trop Messieurs les Religionnaires, sur des opinions, qui n'ont rien de commun avec leur foy, et qui ont esté soutenues par tant d'Auteurs celebres de l'Eglise Romaine. Pour ce qui est de la question, si les sujets peuvent resister à la souveraine puissance, et en quel cas, je suis fort de l'opinion de Grotius, et je crois, que regulierement la resistance leur est defendue. Car ordinairement le mal de la rebellion est plus grand, que celuy auquel on pretend de remedier. Je ne suis pas tout à fait du sentiment de Bellarmin, s'il croit que les Chrestiens de la primitive Eglise pouvoient chasser les Magistrats payens, toute l'antiquité Chrestienne est d'une autre opinion, et je m'estonne que ce Cardinal ait osé soûtenir le contraire. Le meilleur est de tenir pour l'obeissance *passive*, qui porte que les sujets ne sont pas obligés à la verité d'agir et d'obeir aux Magistrats, qui leur commandent des injustices, mais aussi qu'ils sont obligés de *souffrir*, autant qu'ils peuvent, les injustices, qu'on leur fait. C'est aussi le vray et l'unique moyen de donner de justes bornes à la puissance Ecclesiastique et Seculiere; l'Eglise a droit de se servir des armes spirituelles, de retenir les péchés, d'excommunier les impénitens, de defendre aux Chrestiens ce qui est mal fait, mais elle ne sçauroit autoriser les entreprises des sujets contre leurs Seigneurs sous pretexte d'heresie, d'impieté ou de tirannie. Cependant lors que la souveraine puissance est partagée, c'est une autre affaire; car je raisonne in thesi, et non pas in hypothesi, et je ne suis pas de l'opinion de Thomas Hobbes, qui a outré les choses, et qui a cru que la souveraine puissance estoit indivisible*); je demeure aussi d'accord avec Grotius, qu'on peut resister à un tyran en certaines rencontres, lorsque c'est un monstre, qui paroist avoir juré la ruine publique. C'est à peu prés, comme si on s'imaginoit, que tous les sujets, et sur tout les Princes du sang estoient dans un même vaisseau avec leur Roy, et que le Roy eût le mauvais dessein de les vouloir faire sauter en l'air ; je crois asseurement, qu'on auroit droit de l'en empecher, même en le tuant, s'il estoit impossible de le faire autrement, mais on doit l'espargner, s'il se peut. On doit traiter un homme comme cela à peu prés comme un furieux.

Pour ce qui est des Vaudois, je crois que le Duc de Savoye les pouvoit obliger à l'emigration, en les dedommageant de leur bien. Mais quand il en auroit usé autrement, que la justice ne demande, je doute qu'ils ayent eu droit de luy faire de guerre, puisque cela n'appartient regulierement qu'à ceux qui ont les droits de souveraineté. Cependant lorsque des gens de guerre venoient pour les massacrer, ils avoient droit de resister. C'est ce que je crois que la Legion Thebée pou-

---

*) Siehe Thomas *Hobbes* († 1679) de Cive und dessen berüchtigten Leviathan.

voit faire aussi du temps des payens, et si Bellarmin l'entend ainsi, on le peut excuser; mais autre chose est de travailler à se sauver, autre chose est de faire un espece de guerre offensive, comme estoit celle des Vaudois, lorsqu'ils vouloient rentrer dans le pays par force; car je crois que la conservation de la vie et de membres donne un droit limité de resistance, mais non pas la conservation des biens ou privileges, si ce n'est lorsque celle de la vie en depend. Or ce n'est pas le cas des Vaudois, puisqu'ils pouvoient vivre ailleurs. Cependant un sujet chassé et delivré par là de l'obeissance de son Seigneur, peut luy faire la guerre sous les auspices d'un autre souverain; je crois aussi que les sujets auroient droit de resister, si on les forçoit par de tourmens à abjurer leur foy, mais c'est toûjours une resistance limitée, qui ne doit pas aller au de là de la necessité. Nous ne sommes pas les maistres de nous mêmes dans les tourments, et en s'y exposant on s'expose au peril du salut, c'est pourquoy on a droit de s'en garantir. Cependant je tiens que c'est une bien plus grande perfection de pouvoir souffrir sans resistance, et c'est ce qu'on doit toujours conseiller le plus qu'on peut: les hommes n'estant que trop portés à la violence.

L'Electeur de Baviere estant enfin arrivé au Piedmont, nous verrons s'il trouvera jour de faire quelque chose: car les ennemis ont pris leurs avantages, dont il sera difficile de les chasser. S'il pouvoit sauver Montmelian, ce seroit beaucoup, mais je crois que la communication sera difficile *). On dit qu'il y a eu des Espagnols à Milan, dont on a decouvert les intelligences avec la France; effectivement je ne me fierois pas trop à Messieurs les Espagnols, car se voyant sur le point d'estre quittés de la Maison d'Autriche, ils prennent de mesures conformes à leurs interests particuliers. C'est un grand point de sçavoir, si l'Electrice de Baviere a renoncé à la Couronne d'Espagne, ou non; car si elle n'a point renoncé, elle a droit d'exclure l'Empereur son Père, et si elle a des enfans masles, l'Espagne sortira de la Maison d'Autriche dans celle de Baviere *) au moins suivant le droit: peut estre que l'Electeur a consenti à la renonciation, en se reservant le pays bas; j'en doute pourtant quand je considere son humeur porté aux grandes choses. S'il n'aura que de filles, l'aisnée pourra épouser un fils de l'Empereur **), et apparemment on en sera convenu dans les traités de mariage. Si la renonciation n'a pas esté faite, ce sera une chose estonnante, que l'Empereur ait consenti au mariage de sa fille, qui peut priver sa Maison du droit de la Couronne d'Espagne; car il est seur que par les Loix d'Espagne, autorisées expressement par Charles Quint, les filles excluent les masles plus esloignés. C'est une Loy estrange, mais receüe dans ce pays, et à ce qu'il me semble encore en Angleterre, et autrefois elle estoit encore en usage ailleurs. C'est sur ce fondament que les Ducs de Saxe de la famille Ascanienne pretendoient de depouiller les Ducs de Bronsuic du pays de Lauenbourg, et y avoient presque reussi, il y a 300 ans*). Charles V ou Philipp II auroient pû changer cette Loy, et auroient dû le faire; on tient que c'est elle qui est la principale cause des mariages reciproques si souvent celebrés entre les deux branches de la Maison d'Autriche; à present il n'y a que les renonciations, qui y puissent remedier.

---

*) Der französische Feldherr Catinat behauptete sich nicht allein in Piemont und Savoyen, sondern eroberte auch im December Montmelian, den einzigen Ort, der ihm dort noch widerstanden hatte.

---

*) Vergl. Nr. LXXV. Die Gemahlin des Kurfürsten von Baiern Maximilian Emanuel (der im spanischen Erbfolgekrieg als Alliirter des Königs von Frankreich geächtet aber 1714 wieder restituirt wurde) Maria Antonia, älteste Tochter Kaiser Leopolds I. leistete keinen unbedingten Verzicht; denn ihr 1692 geborner Sohn Joseph Ferdinand ward durch Testament Carl's II. im ersten Theilungsvertrag als Erbe der spanischen Monarchie eingesetzt. Er starb aber schon 1699, worauf der zweite Theilungsvertrag (in welchem Baiern nur Mailand zugedacht wurde) und das den Philipp von Anjou einsetzende verhängnissvolle zweite Testament des kranken Königs erfolgte.

**) Dieser Fall traf nicht ein.

Il n'y a point de doute que la mort de Monsieur de Louvois est le retablissement de Monsieur de Pomponne**); cependant j'avois crû que c'estoit plustost la famille des Colberts***), que de Tellier, qui luy avoit esté contraire. Il est seur que Monsieur de Louvois à esté faché de la disgrace de Monsieur de Pomponne, parceque Monsieur de Colbert-Croissy avoit esté mis à sa place, car il apprehendoit les Colberts, et n'apprehendoit pas Monsieur de Pomponne: aussi sçait on que Monsieur l'Archeveque de Rheims a toujours favorisé Monsieur Arnauld. Il y a de gens qui disent que Madame de Maintenon a contribué au rappel de Monsieur de Pomponne: cela se peut, d'autant que Monsieur de Pomponne, outre son grand merite, est sur le pied d'un homme devot. Monsieur Nicole et Monsieur Ernestis n'avoient garde de parler de cette cause concourante; pour moy je n'oserois rien asseurer là dessus et on ne sçauroit se fier aux bruits populaires. Je suis d'opinion que l'humeur violente de Monsieur Colbert-Croissy, jointe à celle de Monsieur de Louvois, a fort contribué à toutes les actions violentes de la France; car autrefois il semble qu'elle gardoit plus de mesures; neanmoins quand je considere l'injustice de la guerre de Hollande, à laquelle Monsieur de Pomponne n'a pas peu contribué par ses negotiations en Suede, je crois que Monsieur de Pomponne seroit resté dans le Ministere; on auroit peut estre cherché plus de detours, mais on n'auroit pas laissé d'aller au même but. Messieurs les Devots, quand ils sont Ministres, font souvent comme les autres, ils se font un point de conscience de l'interest de leur pays, au lieu qu'ils s'en devroient faire du bien general; il est vray, qu'ils devroient ainsi renoncer aux affaires, et abandonner le timon à d'autres plus mechans, c'est pourquoy ils croyent peut estre mieux faire de garder le Ministere et de chercher des accommodemens en morale, pour empecher d'autres de faire pis. Je ne comprens pas bien encore en quoy consistera la fonction de Monsieur de Pomponne, car je ne sçais si avec la charge de Ministre il aura aussi celle de Secretaire d'Estat; au moins la lettre de Monsieur Ernestis n'en parle point, et en effet il n'y point de vacante. Il y a dans la lettre de Monsieur Nicole a à Monsieur Arnauld des expressions assez desavantageuses à l'esgard de Monsieur de Louvois, et je crois que Monsieur Nicole seroit faché, si sa lettre devenoit publique; par exemple lorsqu'il dit: je me rejouis que l'Estat soit pourveu des Ministres si habiles et si gens de bien, qui ne le rendront plus odieux aux estrangers. Cependant toutes ces lettres font voir que le bruit du rappel de Monsieur Arnauld a esté trompeur, quoy que je me souvienne que le R. P. Jobert luy même en a touché quelque chose dans sa lettre à V. A. S. Effectivement si Monsieur Arnauld retournoit en France, il seroit obligé de s'accommoder aux dispositions de la Cour, et il feroit peut-estre aux Protestans quelque querelle recherchée, semblable à celle qu'il a fait aux Reformés sur l'inadmissibilité de la Grace; au lieu qu'estant en pays de liberté il travaille contre les abus de son propre party, ce qui est le plus louable et le plus sincere, d'autant plus que cela est le moins agreable aux hommes. Effectivement on peut dire que ses travaux contre les Moralistes ont esté pour le moins aussi necessaires que ceux qu'il a entrepris contre les Heretiques pretendus. Lorsqu'on dispute contre les Protestans, il s'agit le plus souvent des certains points de speculation, ou des certains abus, qu'on tache d'excuser ou d'addoucir. Mais les disputes contre les corrupteurs de la Morale touchant l'essentiel de la pieté, la necessité de l'amour de Dieu sur toutes choses, est le point le plus important de la Religion; j'avoue que les disputes sur la Grace ne sont pas de cette importance, et que peu de gens y entrent, et peut-estre qu'il y a quelque chose à dire de part et d'autre; les uns rendent l'homme trop independant, et les autres donnent de Dieu une idée, qui n'est pas assez conforme à sa bonté; mais comme ils desavouent ces consequences, on peut pardonner aux uns et aux autres les erreurs de pure speculation.

---

*) Johann Georg II. von Anhalt Dessau suchte noch 1689, wiewohl vergeblich, die Sachsen-Lauenburgische Succession.

**) Simon Marquis de *Pomponne*, Sohn Robert Arnaulds d'Andilly, und Neffe des berühmten Dr. Anton Arnauld, 1671 Ministre, 1679 entlassen, ward 1691 nach le Tellier Louvois Tod wieder an den Hof Ludwigs XIV. berufen und in das Ministerium wieder eingesetzt. Die Louvois und Colberts hatten ihn als vermeintlichen Jansenisten, als Sohn, Bruder, Neffe und Vetter der dem Könige verhassten Arnauldschen Familie gestürzt. Er war aber (nach St. Simon) ein so gewandter und rechtschaffener Staatsmann, ein so beliebter und geachteter Gesellschafter, dass der König ihn äusserst ungern entlassen hatte. Er starb 1699. 81 Jahre alt.

***) Der alte berühmte *Colbert*, der Gönner Leibnizens, war 1683 gestorben, der jüngere Colbert Croissy aber hatte sich schon 1679 bei den Friedensverhandlungen zu Nymwegen emporgeschwungen.

La *) fourberie à Douay est une piece tres mechante, et de tres mauvais exemple, qui se peut appeller *stellionatus*, en terme de droit**); mais avec tout cela je ne crois pas, que les Jesuites en puissent profiter beaucoup: car si l'affaire est poussée juridiquement, comme il y a de l'apparence, ex lego diffamari, ou même par une action injuriarum, on viendra à la confrontation des caracteres, et il paroistra aisément, que ce n'est pas la main de Monsieur Arnauld, et les Jesuites de Douay seront obligés de dire, comment ils ont eu ces pieces: outre que l'intrigue en elle même contient plusieurs marques de fausseté, de sorte que je ne vois pas à quoy une fourberie conduite avec tant d'artifice a pû servir, qu'à exciter quelque bruit parmy les ignorans. Je ne sçaurois en soupçonner le Père le Tellier, c'est plustost un Wallon, car pourquoy auroit il mis de termes exprés Wallons dans les lettres attribuées à Monsieur Arnauld, puisque cela seul estoit capable de decouvrir la fourberie. Si la these même dressée par le faux Arnauld a esté communiquée à V. A. S., je la supplie de me la communiquer aussi, si non, il sera peut estre bon que V. A. S. se la fasse envoyer, aussi bien que les cinq propositions des Thomistes envoyées à Rome par Monsieur de Cominges (depuis de Tournay); car il seroit bon de sçavoir distinctement en quoy consistent ces cinq propositions, aussi bien que les sept propositions de la these imaginaire. J'envoyeroy à Messieurs de Leipzic la plainte de Monsieur Arnauld, afin qu'ils en mettent un extrait dans leur journal des sçavans. Je m'estonne, que tant d'honnestes gens qu'il y a parmy les Jesuites peuvent souffrir ces procédés contraires a l'honnesteté publique; leur interest seroit d'estre les premiers à les condamner, comme ils ont fait (mais un peu tard) à l'esgard du peché philosophique. A propos de se peché, j'ay veu les deux premieres denonciations de Monsieur Arnauld, mais je n'ay pas eu les trois dernieres, car on dit qu'il y en a cinq. V. A. S. semble dire que Monsieur Arnauld feroit mieux de se reposer, puisqu'aussi bien il n'y a rien à gagner contre les Jesuites; il me semble pourtant qu'il a gagné assez, car ce n'est pas peu de chose que la Cour de Rome à esté forcée de condamner tant de propositions de la Morale relachée *), et particulierement le Peché Philosophique; et sans Monsieur Arnauld et ses semblables, les superstitions et les relachemens, c'est à dire une pieté contrefaite et ceremonielle au lieu de la veritable et reelle seroit allée bien plus avant en France et aux Pays bas.

---

*) Die folgende Stelle bis zu den Worten: la reconciliation aisée, nebst einigen späteren Zeilen über die Jansenisten ist abgedruckt bei Arnauld T. IV. pag. 202. 203.

**) Ein raffinirter Betrug. Dieser Schelmenstreich der Jesuiten in Douai, wodurch diese die ihnen entgegenstehenden Professoren der dortigen Facultät stürzen und den exilirten Arnauld als Intriganten blosstellen wollten, bestand in einer mit ihnen eingeleiteten falschen Correspondenz, wobei die Jesuiten Arnaulds Handschrift und Unterschrift (A. A.) nachmachten. Die Professoren, besonders ein Herr von Ligny, in diese Falle gelockt, approbirten nicht allein zweideutige jansenistische Sätze, sondern liessen sich auch zu hartem Tadel gegen die Päbste verleiten. Vergl. Reuchlin's Geschichte von Port-Royal. II. Band S. 533. Kurz vorher hatten die Jesuiten das Gerücht verbreitet, dass Arnauld und die Herzogin von Longueville auf dem Sabbat, mit den Hexen getanzt habe. Vergl. Nr. LXXII.

---

*) Morale relachée, relachement, hiermit bezeichneten die Jansenisten und Anhänger des Klosters Port-Royal die laxe Moral der Jesuiten.

Ces Messieurs travaillent veritablement pour la paix de l'Eglise, car plus ils destruiront d'abus, plus rendront ils la reconciliation aisée.

Il n'y a rien de si seur que ce que V. A. S. dit dans un petit discours de l'irregularité de la conduite des François, ils ne se laveront jamais de la faute qu'ils ont faite de s'amuser à Philippsbourg, au Palatinat, et aux courses dans la Suabe et dans la Franconie, au lieu de s'asseurer de Cologne, ce qui estoit le plus aisé du monde, le Cardinal de Furstenberg estant le maistre du pays, et ils auroient maintenu ce Cardinal en même temps, ils auroient esté encore maistres de Liege, et ce qui est le plus considerable, le Prince d'Orange n'auroit pas pû aller en Angleterre. Deux raisons peuvent estre apportées pour excuser la resolution que la France a prise, l'une quelle a esté peut estre bien aise que le Prince d'Orange alla en Angleterre, croyant qu'il s'y perdroit, ou que ce seroit au moins une entreprise de longue haleine, qui le mettroit hors d'estat d'agir ailleurs; l'autre raison pourra estre que la France a voulu secourir l'Empire Ottoman, et obliger l'Empereur de rappeller ses forces, en attaquant son beaupère, et en entrant bien avant dans la haute Allemagne.

La mort de feu Monseigneur le Duc de Saxe-Gotha est un accident bien triste*); j'ay eu l'honneur de parler à ce bon Prince à Hannover dans son cabinet et il paroissoit le plus gay du monde. Il me semble que son traité à l'esgard des trouppes qui devroient aller en Hongrie, avoit esté suspendu, il avoit dit à Hannover et ailleurs que dans son Testament il avoit donné la tutele de son fils, s'il venoit à manquer avant sa majorité, à son frère de Meinungen, au lieu, que l'aisné, qui est de Coburg, devoit avoir l'administration sans cela; mais on sçait que ces deux frères ont esté fort mal ensemble, et que l'un a accusé l'autre des choses qu'il vaut mieux de passer sous silence*).

---

*) Friedrich I. von Gotha, der älteste Sohn Ernst des Frommen, starb im August 1691, 45 Jahr alt, worauf ihm der im Jahre 1693 vom Kaiser für majorenn erklärte Friedrich II., dessen Sohn, in Gotha und Altenburg folgte, während die sechs andern Brüder Friedrichs I. sich in Coburg, Meiningen, Römhild, Eisenberg, Hildburghausen und Salfeld theilten.

V. A. S. a bien predit que le passage du Rhin seroit inutile**), je tiens toujours que la raison du peu de succés de la campagne est, qu'on ne met assez de forces sur pied; si on avoit eu vingt mille hommes davantage sur le Rhin, on auroit pris Philippsbourg. Mais on se flatte eternellement, et on ne veut pas s'incommoder un peu pour faire les efforts necessaires. C'est à peu près comme si je jettois successivement quantité de petites pierres contre un verre, que je voudrois casser, je ne reussirois point par là, mais si je jettois tout d'un coup une pierre egale à deux ou trois de ces petites pieces, je reussirois d'abord, ainsi nous nous consumons à petit feu, et sans fruit, et le plus grand mal est, que les Hollandois se pourroient lasser à la fin. La France gagne tout, quand elle gagne temps, car elle n'a pas encore fait les derniers efforts. — La lettre du Marquis de Louvois datée du bord du Styx n'est pas une piece trop bien faite, il y avoit de quoy faire quelque chose de meilleur. — Il y a des lettres de la prise de Limmerique*), mais il en faut attendre la confirmation. La victoire d'Hongrie**) est grande, mais sanglante, et a esté achetée bien cher. Il faut imputer à nos fautes les malheurs qu'on a eu d'avoir perdu le Regiment de Boucquoy, quelques centaines de recrues et les bateaux, où il y avoit plus de 1200 malades et les provisions; et la victoire n'est deue qu'à une grace speciale de Dieu. Il est vray, que le Prince Louis a pris l'unique party qui luy restoit; s'il avoit attendu un seul jour et que les Turcs eussent achevé leur retranchement, l'Armée Chrestienne estoit perdue sans resource; car elle estoit coupée, les Turcs ayant passé devant elle, et s'estant postés au dessus, ce qui est surprenant: de plus les nostres estoient decouragés par de si grandes pertes arrivées immediatement avant la bataille, c'est le desespoir, qui nous a donné cette victoire. Mais c'est toujours une chose bien estrange qu'on met si souvent le salut du party sur la pointe. Il est temps, qu'on fasse la paix, car les Turcs commencent à apprendre la guerre, on pourroit echouer un jour, et la perte d'une Armée pourroit estre fatale. Dieu nous en garde. Dimanche il y a huit jours on a fait tirer les canons à Wolfenbuttel a cause de la victoire d'Irlande, je crois que dimanche qui vient on les tirera à cause de celle de Hongrie.

---

*) Der ältere Bruder, Albert von Coburg, hatte sich 1688 in zweiter Ehe mit einer polnischen Gräfin verheirathet.

**) Der Kurfürst von Sachsen ging zwar bei Sandhofen über den Rhein, um den Franzosen ein Treffen zu liefern, musste aber, ohne seine Absicht zu erreichen, sich wieder zurückziehen, und starb am 2/12. Sept. zu Tübingen.

Le Bombardement de Barcelone et d'Alicante me plaist, car il reveillera peutestre les Espagnols et contribuera à les faire hair la cabale de la France; il y a moyen d'user de représailles contre la France, car elle a tant de places maritimes exposées aux bombes. Le mot de ce General François qui s'étonnoit que V. A. S. avoit osé bastir au de là du Rhin, estoit sans doute d'un etourdi qui n'entend pas les choses, un habile Ministre n'aura garde d'avancer quelque chose de semblable, mais les François sont bien aises d'employer ces sots fanfarrons, pour tacher d'intimider les gens*). Il est vray que la France a beaucoup perdu en la personne de Monsieur de Louvois, mais on dit qu'on agissoit le plus souvent suivant les avis de Monsieur Chanloy, qui avoit esté (ce me semble) Marechal Général de Logis dans les Armées; on dit que c'est un homme admirable pour remarquer et retenir les dispositions du pays et du terrain, et qu'ordinairement on a suivi ses plans et avis. C'est pourquoy le Roy T. C. a ordonné qu'il assistera à Monsieur de Barbezieux, troisieme fils de Monsieur de Louvois. Monsieur Budweis, nostre General d'Hannover, excelle dans le même talent de sçavoir parfaitement bien le terrain où il a passé une fois. On dit que le Marquis de Courtanvaux fils aisné du feu Marquis de Louvois est un etourdi achevé. Quand il passa par la Cour de Hannover, il vouloit estre creu fils de Monsieur de Bouillon, et ce qui est bien ridicule, lorsqu'on luy dit qu'il estoit fils de Monsieur de Louvois, il s'en defendit, jusques à dire du mal de son Père: je serois bien faché, dit-il, d'estre fils d'un homme haï de tout le monde; il avoit dit, comme en secret à Madame la Duchesse d'Hannover, qu'il estoit fils de Monsieur le Duc de Bouillon. Lorsqu'il voulut prendre congé, Madame la Duchesse luy dit devant le monde, vous m'avez fait une confiance, je vous en veux faire une autre, ce que vous m'avez dit, n'est point vray, vous n'estes pas fils de Monsieur le Duc de Bouillon, mais de Monsieur de Louvois; quand il entendit cela, il perdit toute la contenance; il s'en alla promtement tout confus et presque en courant et à son retour en France le Roy luy donna la survivance de la charge de Secretaire d'Estat, mais il fit de folies en bon nombre; un jour il voulut aller chez Madame la Dauphine à l'heure indue, et le huissier luy ayant refusé la porte, il fit un bruit, qui fut trouvé impertinent. Monsieur de Louvois voyant ces choses trouva à propos de prier le Roy de decharger son fils aisné d'un fardeau qu'il ne seroit pas capable de porter, le Roy donna la survivance au troisieme fils, car le second ne fut jugé non plus propre aux affaires *).

---

*) Eine Festung in der irischen Provinz gleichen Namens am Shannon. Durch den am 23. Sept. erfolgten Waffenstillstand und die Capitulation von Limmerick, dem letzten Bollwerk der Iren, wurden Wilhelm von Oranien und die Protestanten Herren von ganz Irland.

**) Der Sieg des Markgrafen von Baden bei Salankemen am 19. August.

---

*) Vergl. die Erläuterung des Landgrafen Ernst am Ende des folgenden Briefes.

Le nouveau Pape paroit avoir bonne volonté, il fera bien de faire passer la Bulle qu'Innocent XI. avoit projettée contre le Nepotisme, car le Nepotisme est plus haï que jamais. Les François se flattent d'un accommodement aisé avec ce Pape, et ils disent: un *Gallo* in una *Pignata* fa una buona minestra **); mais quand on viendra à l'essentiel, les difficultés

---

*) Vergl. über den Marquis de Courtanvaux eine andere Anekdote in dem folgenden Brief des Landgrafen Ernst.

**) Ein Hahn in dem Topf macht eine gute Suppe. Es liegt nämlich in dem Worte *Pignata* (Topf) eine Anspielung auf den damaligen Pabst Innocentius XII., dessen Familie Pignatelli drei Töpfe im Wappen führte. Als die Jansenisten, wieder auferweckt durch den Tod des ihnen feindseligen Alexanders VIII., sich über die Erhebung Innocentius XII. zu vorrenaistront, si ce n'est que la France relache quelque chose de plus, qu'elle n'a voulu faire auprez d'Alexandre VIII. Le point de la Regale pourra estre accommodé par un Indulte, et le point des 4 articles du clergé demeurera indecis, et peut-estre permettra-t'-on en France à chacun d'estre de l'opinion des Ultramontains ou Citramontains, aussi ne vois je pas comme sans cela l'accommodement se pourra faire. Il est vray que, comme à Rome on ne laisse pas imprimer des livres contraires à la pretension de l'infallibilité, on en pourra faire autant en France, à l'esgard de ceux qui la defendent, laissant à chacun la liberté en son particulier. Ou bien si le Pape permet à Rome de soûtenir le pour et le contre, la France pourra permettre la même chose.

J'ay parlé plusieurs fois à Florence avec Monsieur le Comte Magalotti *), mentionné dans une des lettres que V. A. S. a receue de Rome; c'est un de meilleurs esprits de l'Italie, bien au de la trempe du vulgaire de cette nation, qui est aujourd'huy eslevé dans l'ignorance de plus solides verités. Il a esté long temps en Allemagne, en Angleterre, dans le Nord, il parle parfaitement bien Anglois, outre cela il est Poete et Mathematicien, et versé dans toutes sortes de belles connois-

---

eilig freuten, schrieb man ihnen: die *Unfehlbarkeit* werde sich in dem Topfe finden. Ein päbstliches Breve von 1696 verdammte auch die fünf Jansenistischen Satze. Reuchlins Geschichte von Port-Royal II. 568 569.

*) Laurentius *Magalotti*, (geb. 1637, † 1711) ein berühmter Gelehrter, Schriftsteller und Politiker seiner Zeit, dessen Leben Salvino Talvini in einem Briefe an Apostolo Zeno beschrieben hat. Er gehörte zu den ausgezeichneten Florentinern, welche Leibniz in seiner Elegia ad Magliabechium feierte. (Guhrauer, Leben Leibnizens II. 102.)

sances. Il avoit la qualité de conseiller d'Estat du Grand Duc, et à esté son Envoyé à la Cour de Vienne; mais je ne sçais ce qui l'a porté à se mettre parmy les Péres de l'Oratoire, si ce n'est qu'il a eu veu le chapeau rouge qu'il merite sans doute autant que qui que ce soit. Un esprit delié comme le sien ne devoit pas se mettre si aisement dans une communion religieuse, car quand il n'y auroit que son merite extraordinaire, qui fait ombre aux compagnons, il devoit s'en garder; car les esprits excellens, s'ils ne sont pas extremement souples, ne manquent jamais d'estre mortifiés par ceux qui leur sont superieurs en autorité, et inferieurs en capacité. Il seroit fort propre à estre Nonce un jour, c'est pourquoy je crois qu'il doit se mettre en Prelature.

Je ne suis pas informé de l'affaire de Minden, ny de la maniere que Monseigneur l'Electeur de Brandebourg en a fait sortir les Jesuites; je m'imagine, que n'y ayant pas esté avant le terme de restitution, marqué dans la paix de Westphalie *), il ne leur a pas voulu permettre de s'y establir, ce qu'il ne faudroit pas trouver estrange. Je fais ce jugement sur ce que le R. P. Provincial Lamberti a dit luy même à V. A. S., sçavoir qu'ils y ont esté depuis un an. Il n'y a que Monseigneur le Duc de Hannover qui les souffre, et cela dans sa Residence même, mais c'est à l'incognito, afin qu'on n'en puisse point tirer de consequences prejudiciables à son droit. Je sçais que le R. P. Wolff, Recteur à Breslau, et estimé de l'Empereur, estant à Carlsbad à la table de l'Electeur, ce Prince luy dit, à peu prés, Herr Vater Ihr ſeyd einer der rechten Vögel; le Père qui a de l'esprit le tourna adroitement, et dit,

---

*) Das Jahr 1624.

que s'il l'est, ce sera pour voler promtement au service de S. A. Electorale, s'il estoit honoré de ses commandemens. Madame l'Electrice [*]) qui a appris chez son Père et Mère à avoir de la bonté pour les gens sans distinction de créance, raccommoda la chose, en traitant le Père d'une maniere fort obligeante. Madame la Duchesse d'Hannover disoit dans une occasion semblable, qu'elle n'a pas encore oublié son Catechisme, c'est à dire des impressions de l'education. Il n'y a presque que les Ducs de Bronsuic-Lunebourg, qui ayent pu s'affranchir des prejugés à force des voyages et des conversations. Comme les Italiens et Espagnols ont une estrange opinion des Protestans, de même ceux des Protestans qui n'ont pas assez pratiqué les Catholiques raisonnables, n'en font pas un meilleur jugement: c'est que chacun considere seulement le mal veritable ou apparent qu'il remarque chez son adversaire, sans prendre garde au bien, et cela principalement lors qu'il ne connoit les gens que par rapport de ceux, qui empoisonnent ce qu'il y a de plus innocent. Il faut avouer cependant, que tandisque Messieurs les Catholiques ne témoignent pas une application serieuse à reformer certains abus intolerables, qui font tort à la gloire de Dieu, il ne faut pas s'estonner, si des personnes bien intentionnés se roidissent contre eux et se defient de tout ce qui vient de leur part comme d'autant de pieges. C'est sur tout en matiere du Culte, qu'il faudroit se rapprocher de l'ancienne Eglise et tout le reste s'accommoderoit. C'est en cela qu'il faudroit écouter le parti de ceux qu'on appelle assez mal à propos Jansenistes, et les avis des Ecclesiastiques les plus sçavans et les plus pieux de France et des Pays bas ; car ailleurs ils manquent presque de connoissance. Je voudrois sçavoir ce que les R. R. P. P. Jesuites répondent à V. A. S , lorsqu'elle leur propose des considerations semblables à celles qui se trouvent dans le discours fait sur ce que le R. P. Provincial luy avoit dit.

---

[*]) Charlotte Sophie, die Tochter Ernst Augusts, und Sophiens von Hannover, die Gemahlin des Kurfürsten von Brandenburg Friedrichs III.

Je n'ay pas encore leu les deux sermons de Monsieur Spener *); comme l'usage en est establi et qu'ils servent à donner ou à laisser de bonnes impressions aux Auditeurs qu'on trouve, ou qu'on quitte, on peut luy pardonner d'avoir suivi cette coutume, qui en d'autres occasions aboutit quelquesfois à un Galimatias comme V. A. S. le remarque avec sa penetration ordinaire. Il est vray que Monsieur Spener a plus de penchant pour les Reformés, que pour les Catholiques. Vous eussiez aussi pu dire, qu'il en a pour les Sociniens; car à moy l'ayant une fois demandé, s'il n'avoit jamais eu du scrupule dans sa Religion, et du penchant pour la Catholique Romaine, il repondit, que non, mais que plustost, s'il devoit changer de Religion, il embrasseroit la Socinienne; de quoy je ne m'estonne pas tant, puisque les Sociniens et Anabaptistes suivent bien plus regulierement les principes communs des Protestans, que non les Lutheriens et Calvinistes; mais je m'en estonne pourtant la conciliation avec les Reformés estant incomparablement plus facile. Car l'article de la realité de la Cene mis à part (lequel encore ne touche point à la pratique, puisqu'au bout du compte le tout se reduit à sçavoir,

---

*) Philipp Jacob *Spener*, der berühmte Pietist, seit 1691 zu Berlin, gab damals seine Buss- und Catechismus-Predigten heraus.

si les indignes recoivent le corps de Jesus Christ, ce qui n'importe en rien à ceux qui font leur devoir de la recevoir dignement, d'autant que le tout depend enfin du fruit de cette perception) le reste est peu de chose. Car la question de absoluto decreto est entendue des très peu de personnes, et si chacun estoit obligé d'expliquer à fonds les termes, il trouveroit, que tous les partys ne sont pas si éloignés, qu'ils croyent d'estre. Le reste des controverses ne merite pas qu'on en parle, mais la plus grande contestation entre les Catholiques et les Protestans est sur des points de practique. Neanmoins il est seur, que quelque grande que soit en cela la difficulté, neanmoins la communion se pourroit restablir encore icy suivant les projets de Monsieur l'Evéque de Neustadt, sauf les principes de deux partys, ce qui me paroist incontestable, et a esté reconnu par des habiles Theologiens de l'un et de l'autre party; mais je ne crois pas pourtant que nous en verrons l'execution, à cause des passions regnantes de part et d'autre. La posterité en pourra profiter. V. A. S. aura veu le pouvoir que l'Empereur a donné à cet Eveque pour traiter avec les Protestans *des terres hereditaires* sur le pied des projets de Hannover, car on nous a envoyé une copie de Ratisbonne *). — Il semble que V. A. S. doute dans quelque endroit, si Modene restera neutre aussi bien que Mantoue, mais j'ay receu une lettre d'un ami de Modene, qui est dans les affaires, qui me mande qu'on n'a jamais songé de sortir des bornes de la neutralité, et que le bruit de l'alliance de ce Duc avec celuy de Mantoue contre les Espagnols a esté une piece inventée. Je le crois d'autant plus aisement, que le Duc, hors l'interest de la Reine sa soeur[*], n'est pas trop porté pour la France; il en reconnoist la convoitise et le Prince Cesar, son proche parent, qui est tout puissant auprès de luy, a esté mortifié par les François, le Duc ayant esté obligé par leur importunité d'éloigner pour quelque temps ce Prince son favori à cause du mariage de la soeur du Prince Cesar, avec le Prince de Carignan, ménagé et conclu à l'insceu de la France, qui s'attribue une superiorité jusques auprès de Princes estrangers.

---

*) Vergl. diese ganze das Unionsproject betreffende wichtige Stelle, so wie Leibnizen's Erläuterung in dem Briefe Nr. LXXII., aus welcher hervorgeht, dass Leibniz das Prinzip der Reformation und des Protestantismus nicht aufgeben wollte, mit unserer Einleitung (Abschnitt III.).

Samedy passé a esté née, et le Dimanche suivant au soir baptisée icy la Princesse Christine Elisabeth, fille du second Prince de Wolfenbuttel, elle porte les noms de deux Ayeules[**].

---

[*] Des Herzogs Franz II. von Modena, aus dem Hause Este, Schwester war Gemahlin des Königs Jacob von England. Er starb 1694, worauf sein Nachfolger Rainald nicht ohne Mitwirkung Leibnizens die Tochter des Herzogs Johann Friedrich von Hannover, Charlotte Felicitas, heirathete (Vergl. Guhrauer a. a. O. II. 104. 105), deren Schwester Wilhelmine Amalie bald nachher Gemahlin des Kaisers Joseph ward. Ueber den Herzog von Mantua vergl. den folgenden Brief.

[**] Es ist dieselbe Tochter Ludwig Rudolfs, Enkelin Anton Ulrichs von B. Wolfenbüttel, welche nach ihrem fast erzwungenen Uebertritt zur römisch-katholischen Religion 1708 an den Kaiser Carl VI. vermählt wurde. S. Höck's Anton Ulrich und Elisabeth Christine.

LXXI.

1691. 20|10. Sept. Rheinfels.

Landgraf Ernst an Leibniz.

Mittheilung theologischer Streitschriften. Familiengeheimnisse über Landgraf Philipp und dessen Digamie dem Franzosen Varillas mitgetheilt. Einwurf gegen die Ausführbarkeit des kirchlichen Unionsprojects. Anecdote über den Marquis von Courtanvaux. Louvois und die französischen Mordbrennereien in Deutschland. Französische Warnung wegen der Befestigung von Rheinfels. Des Landgrafen Ueberzeugung von der Illegitimität protestantischer Prediger, besonders bei Ertheilung der Communion und Absolution. Die Cölnische Streitsache als wahres Motiv der gegen Deutschland gerichteten Wuth Ludwigs XIV. Die Zerstörung der Kirchen am Rhein, und das türkische Betragen des Königs von Frankreich gegen die Christenheit.

1) J'ay bien receu avant hier la vostre du $^{13}/_{3}$ de ce mois de trois feuilles entieres, pour laquelle je vous demeure, comme pour toutes les autres tres obligé; mais pour cette fois je ne sçaurois de point en point repondre; ce qu'une autre fois je ne manqueray pas, en ayant le temps seulement, Dieu aidant, le faire.

2) Cependant, et entre tout je vous envois une ou autre piece à vous peut estre curieuse, sur lesquelles je me remets*).

---

*) Diese Schriften betreffen fast insgesammt die theologischen Streitigkeiten der Jesuiten und Jansenisten, welche damals die katholische Kirche in ihrem tiefsten Grunde erschütterten.

3) Ce que j'escriray, ou pourray répondre au R. P. Jobert avec quelques unes de mes reflexions sur les Plaintes de Monsieur Arnauld à l'Evesque d'Arras, je vous les communiqueray aussi alors, car elles doivent passer à Rome, et y estre reveues autant d'un party, comme de l'autre; j'entend autant des Jesuites, comme des Jansenistes, aux quels en et de par tout mes expressions peut estre ne plairont pas trop, qui a opera illorum in omnibus et singulis non inveniuntur bona.

4) Je vous renvois aussi derechef les pieces imprimées latines, des quelles aussi bien je tacheray de me pourvoir à Frankfort; je me suis fait porter à l'occasion de cela un certain gros livre in folio relié en parchemin verd de mon archive, qui est seulement manuscrit; et qui traite de ces matieres en faveur de la Religion Protestante Lutherienne et de ma Maison, et particulierement de mon Bisayeul le Landgrave Philippe et de ses quatre fils à l'occasion de l'introduction du Lutheranisme en Hesse et de plusieurs points qui les concernent; je vous en enverray par le prochain ordinaire la liste des chapitres et du contenu de ce livre, duquel peut estre Monsieur de Seckendorff et ses semblables se serviroient aussi s'ils l'avoient entre les mains *), mais je ne voudrois pas servir d'instrument de plus de scandale qu'on n'en a point de tout besoin, et même je ne suis gueres obligé a Monsieur de Meaux d'avoir pour la polygamie de mon Bisayeul divulgué et même fait imprimer ce qu'à Monsieur de Varillas ou à quelque autre

---

*) Seckenderf hat in seiner Geschichte des Lutherthums den betreffenden Punkt der Digamie Landgrafen Philipps aus dem Archiv zu Weimar weit besser authentisch erläutert als Bossuet und Varillas. Vergl. meine Anmerkung 149 zur Biographie Landgraf Philipps; und unten Nr. LXXII und LXXVII.

j'avois communiqué non autrement qu'en confiance et quasi comme en secret, à moins supposant leur discretion et circonspection.

5) Je ne me sçaurois imaginer, n'y m'en faire la moindre idée de cet accord, du quel vous faites mention, que l'Empereur veut introduire en ses pays hereditaires, pour faire de la maniere vivre paisiblement les deux Religions ensemble en quelque union Ecclesiastique; non, je me declare une fois pour toutes, que je ne sçaurois en façon quelconque comprendre de la maniere, comme le Docteur Spener m'a dit une fois à Francfort, à sçavoir que l'Evesque Roxas, alors de Thina, et maintenant de Neustadt, luy avoit dit: que tant Catholiques comme Lutheriens iroient reciproquement à une même communion sacramentale, et que les Catholiques la pourroient recevoir d'un Predicant Lutherien sous les deux especes, et à l'encontre les Lutheriens des mains d'un Prestre ou Religieux Catholique, ce que jamais je ne me peux imaginer. No No, non me lo posso mai persuadere, et à Rome on hausseroit bien les sourcils sur une telle proposition.

6) Pour Monsieur de Courtanvaux et de sa contenance à Hannover, je ne sçais ny ne me souviens point, si peutestre autresfois déja je ne vous l'ay dit, ou escrit, à sçavoir, que quand il fut a Vienne en pleine table dans une grande et bonne compagnie il se laissa entendre d'une enfin même bonne et saine proposition, à sçavoir, qu'il seroit à souhaitter qu'il y eut une parfaite union et bonne intelligence entre leurs Majestés Imperiale et T. C., *) sur quoy un diseur des bons mots repartit, que si autrement desirer valoit, ce seroit que le Dau-

---

*) Très-Chretien, der König von Frankreich.

phin fut Roy, et luy (à sçavoir Monsieur de Courtanvaux) à la place de son Père, qu'alors les affaires de l'Empereur pourroient aller mieux qu'elles ne vont; je vous laisse à penser s'il ne fust un peu confus d'une telle louange.

7) J'ay peur qu'on poussera enfin à bout, et qu'on desespera tout à fait le Duc de Mantoue à quelque extravagance *), et ce seroit non seulement aux Imperiaux et Espagnols, mais même aux Venitiens, pour ne dire au Pape même, à cause du voisinage de Ferrara, de bien prendre leurs mesures, afin qu'en une belle matinée on ne voit les François estre entrés en Mantoue.

8) Pour les incendies, cruautés et barbaries exercés des François sous le Ministère de Louvois **), et des quelles on l'accuse principalement, et qu'on rejette tout sur luy, je peux dire d'un peu de certaine science, que peu de semaines avant la rupture, j'ay entendu chanter un certain non petit oiseau, et qu'on entendoit fort bien qu'il le disoit non du creux de sa poitrine, quoyque non selon son gré, neanmoins du fonds de son coeur, et de l'avoir peutestre entendu, quoy qu'entre les dens de la bouche, du premier mobile de cette tant et si fort lamentable guerre, que quand ce viendroit à une rupture avec l'Empire qu'on agiroit tout autrement que par cy devant, et qu'on ne regarderoit ny porterait respect à quoy que ce soit, et qu'ayant tiré une fois l'espée on jetteroit le fourreau: je ne sçais s'il le disoit pour intimider tant moy, que ma Maison et Princes voisins, à ne se point opposer aux desseins et volontés du Roy Tres Chrestien. —

---

*) Carl IV., der letzte Herzog von Mantua und Montferrat, welcher späterhin wirklich die französische Parthie nahm und 1708 in der Reichsacht starb.

**) Im Jahre 1689 in der Pfalz.

9) Pour ce que le General Montmont a dit au siege et bombarderie de Coblence à un d'icy tout haut sur mes fortifications; à vous dire, mais en toute confiance, je sçais et me souviens bien du temps, à sçavoir que s'il y a cinq ou six années le Roy de France s'eust daigné seulement et laissé entendre par Monsieur de Louvois ou par quelque General de ses Armées, qu'il ne voyoit pas volontiers la continuation de mes travaux, et que je devrois surseoir; que non seulement moy j'aurois esté bien embarassé à quoy me resoudre, mais que peutestre alors ceux de ma Maison autant que de mes voisins m'auroient exhorté à le faire.

P. S. Si je me trouvois en quelque village malade ou blessé à la mort, et qu'il n'y eut que deux Ecclesiastiques seulement, à sçavoir un pieux et sçavant et même discret Predicant Lutherien ou Reformé, qui me pust autrement, et s'il estoit de la communion Catholique seulement, bien mieux assister et consoler en cet et si important article, que ne pust faire le Curé ou Religieux Catholique, auquel tout cela manqueroit, et qui ne fust point de pieté ny de science à cela requise, comme bien, helas! j'en ay connu, et helas! connois de tels sacrileges et mechants et point du tout même à cela capables, si est ce que non obstant cela j'aimerois et aimeray bien mieux recevoir l'absolution et la communion sacramentale d'un tel, comme d'un veritable Prestre, que non de vouloir communiquer avec un, et quand ce seroit même le plus honneste, sçavant, et qui plus est même moderé et discret Ministre Protestant; tant je crois estre important qu'on n'ait aucune communion Ecclesiastique avec ceux: 1) qui outre diverses de moy crues heresies et erreurs, 2) usurpent selon nous le Ministère et 3) vivent au schisme avec nous; voylà comme le Landgrave Ernest est persuadé et intentionné.

Quand le Roy de France entendoit en l'automne de l'année 1688, comme le Comte de Kaunitz, Envoyé extraordinaire de l'Empereur à Cologne à l'Election, s'estoit emporté autant et en effet contre la France, comme contre la personne du Cardinal*), se tenant à une certaine fenestre, il dit tout haut aux assistants, que si ce venoit pour cela en guerre, il s'en vengeroit d'une telle façon contre les Allemands et le Palatin, qu'ils se repentiroient de l'avoir d'une telle maniere irrité; dictum, factum; et avec la derniere rigueur d'une rage barbare executée; sans espargner ny avoir regard à quoy que ce soit, temoins les si anciennes et venerables Eglises Cathedrales et Episcopales de Worms et de Spire, pour ne faire mention de tant d'autres, tant collegiales comme claustrales, et ce autant de l'un comme de l'autre sexe, qui neanmoins n'ont rien fait à un tel Roy qui se nomme T. C., mais lequel et après tout se met du costé du Turc contre les Chrestiens.

---

*) Gegen den von Fürstenberg, den durch Frankreichs Intriguen gewählten, durch den Kaiser und den Pabst verworfenen Coadjutor von Cöln.

LXXII.

1691. 9. October.

Leibniz an Landgraf Ernst.

Apologie der bisherigen Veröffentlichung der Arnauldischen Klagschriften durch die Leipziger Zeitschrift. Die Jesuiten, ihr Schelmenstreich zu Douay, und der Betrug gegen den Professor de Ligny. Die Leipziger Acta eruditorum, ihr Verdienst und ihre Einrichtung. Jobert. Lob des Seckendorfischen Werkes über die Reformation den Katholiken gegenüber. Rathschlag für den Landgrafen, seine Memoiren zu ordnen und nicht den Jesuiten in die Hände zu geben. Der Baron von Zante. Ein Convertit aus dem früheren Beamtenpersonale des Landgrafen. Die theoretische Bedeutung und zukünftige Ausführung des Unionsprojects des Bischofs von Neustadt, und die Hauptgrundlagen einer Aufhebung des kirchlichen Schisma, zur Wiederherstellung einer wirklichen Hierarchie, unter Voraussetzung eines zukünftigen, unpartheischen, öcumenischen Conciliums, und einer Suspension des Tridentiner Conciliums. Die Ritteracademie zu Wolfenbüttel.

Je ne communiqueray pas à Messieurs de Leipsic *) cette seconde Plainte de Monsieur Arnauld, puisque V. A. S. me l'a defendu, et si j'avois sceu, qu'elle ne seroit pas contente de ce que je leur ay envoyé la premiere, je m'en serois ab-

---

*) Die zu Leipzig damals erscheinenden Acta Eruditorum, worin Leibniz seine wichtigsten mathematischen und philosophischen Abhandlungen und Streitschriften abdrucken und anzeigen lies, sind hier gemeint. Es war dies das erste der in Deutschland erschienenen gelehrten Journale; vergl. Ebert in der Encyclopädie von Ersch und Gruber (Acta Eruditorum).

stenu. Il est vray qu'il ne sert de rien de cacher les choses imprimées et publiques, et que ces Messieurs dans les relations qu'ils donnent à l'esgard des nouveaux livres parlent fort moderement et n'outrent point les choses; il n'est que rarement qu'ils interposent leur jugement, lors par exemple qu'il y a quelque erreur de fait qui touche leur pays ou leur Religion. Je ne crois pas aussi que ces demelés fassent du tort à la Religion Catholique Romaine; on sçait assez qu'il y a de l'homme partout, et les Jesuites ont donné trop de preuves de leur esprit vindicatif, pour qu'on les puisse croire exempts des passions humaines. Les Superieurs Généraux devroient sans doute témoigner fortement leur deplaisir contre ceux qui ont joué la piece de Douay, où il y a quelque chose fort malhonneste, surtout à l'esgard de la promenade qu'on a fait faire à Monsieur de Ligny*); c'est quelque chose de ce qu'on appelle: *Stellionatus*, en terme de droit. Mais il semble que deux considerations en retiennent les Superieurs (quelque deplaisir qu'ils puissent avoir de ces procedures, comme je veux croire veritablement), l'une qu'ils s'imaginent que ces chatimens nuiroient à la reputation de la société; l'autre qu'ils ont une si mechante idée des pretendus Jansenistes qu'ils se rejouissent d'une telle action, comme d'un service rendu à l'Eglise, quoyqu'ils n'en approuvent pas toutes les circonstances. Je m'imagine que si j'estois à la place de ces Superieurs, je donnerois satisfaction à Monsieur Arnauld *).

---

*) Gegen Ende des Jahres 1690 wurde nämlich einer der Jansenistischen Professoren von Douay, de Ligny, durch einen untergeschobenen Brief im Namen Arnaulds aufgefordert, zu bedeutender Wirksamkeit für ein Seminar sich zu einem entfernten Bischof zu begeben, „welcher nur durch Augustin denke, rede und schreibe"; sollte sich ihm Arnauld nicht in den Niederlanden unter dem Namen St. Croix anschliessen, sollte Ligny ihn nicht in Paris im Seminar St. Magloire unter dem Namen Pris-Laurent erfragen können, so möge der Professor nur getrost nach Carcassone (also 200 Stunden weit) reisen und dort dem Deçan seinen Empfehlungsbrief abgeben. De Ligny ging in diese Falle, und erfuhr erst zu Carcassone den ihm gespielten Betrug.

V. A. S. ne fera pas mal do se faire envoyer regulierement le journal des Sçavans de Leipsic, intitulé Acta Eruditorum. qui se publie tous les mois, elle y trouvera beaucoup de choses curieuses et surtout des livres nouveaux rapportés, qu'on ne peut pas avoir tous si promptement, que ces Messieurs à cause de leur foire et correspondances: car il y a là une espece de societé des sçavants, qui contribuent à cette ouvrage, et comme il y en a d'assez accommodés, qui achetent eux mémes de livres, chacun selon l'inclination, ils les partagent entre eux, pour dire ainsi, l'un ayant plus de goust pour la Theologie, un autre pour les pieces d'Histoire et Politique, un troisieme pour la Critique et les belles lettres, un quatrieme pour les curiosités de Physique et de Mathematique.

Le Père Jobert**) ne se resoudra jamais à appeller Guillaume, Prince d'Orange, *Roy de la Grande Bretagne* ***), ny de ne pas appeller Monsieur Arnauld *heretique*, tant que la cour de France l'y oblige par son autorité et par son exemple. Il faut laisser à chacun sa fantaisie et sa marotte. — Je seray obligé à V. A. S. de la communication des chapitres d'un livre manuscrit in folio (relié en parchemin verd), où il y a de choses qui touchent les affaires de la Religion du siecle passé. A mon avis un recit bien circonstantié des choses passées de part et d'autre ne sçauroit faire que du bien et instruisant la posterité. Je voudrois que Messieurs les Catholiques Romains d'Allemagne voulussent faire de leur costé, comme Monsieur Seckendorf fait, c'est à dire de produire des pieces authentiques ou leurs extraits; contraria juxta se posita magis elucescunt. Je ne donnerois pas moins d'applaudissement à un tel Auteur Catholique Romain, qu'à Monsieur de Seckendorff, si j'y remarquois autant de capacité et de sincerité.

---

*) Arnauld wusste zwar mit solcher Ueberlegenheit den Jesuitenbetrug aufzudecken, dass die Gesellschaft einen der Ihrigen durch Versetzung bestrafen musste, aber nach einer Untersuchung der inzwischen aufgefundenen Jansenistischen Papiere in Paris wurden acht Professoren und Geistliche in Verbannung geschickt.

**) Der eifrige Jesuit, der mit Landgraf Ernst in Briefwechsel stand.

***) Arnauld selbst hatte aus katholischem Eifer im Jahre 1688 eine Schrift herausgegeben: Le prince d'Orange, nouvel

Comme V. A. S. a une infinité de beaux Memoires qui peuvent servir à la posterité à l'esgard des affaires de Religion et d'Estat de nostre temps, il est important qu'elle mette ordre à empecher leur dissipation; car d'en faire depositaires de gens, comme sont par exemple les Jesuites de Paderborne ou leurs semblables, à quoy elle avoit pensé autres fois, ce seroit faire le bouc jardinier, comme disent nos Allemands; ils se feroient un point de conscience d'en supprimer une bonne

---

Absalon, nouvel Herode, nouveau Cromwell; wodurch er sich jede Zuflucht in Holland verschloss. Der Titel und der Styl jenes Buches ist nach Voltaires Bemerkung Arnauld's unwürdig, und man hat Ursache wenigstens an der alleinigen Autorschaft Arnaulds zu zweifeln. (Vergl. dagegen Reuchlin in der Geschichte von Port-Royal II. 514.)

partie, et ils n'aiment rien moins, que de reflexions, où il y a une liberté sincere.

J'ay trouvé dans une representation de la bataille de l'Armée Imperiale en Hongrie avant le combat, qu'on a mis à l'aile gauche de la seconde ligne le Major General, Baron de Zante*), et sous ses ordres les trois Regiments: Herbeville, Doria et Hohenzollern.

Dans un Catalogue de Francfort j'ay veu un livre qui a le titre suivant: »Bekehrungs-Motiven, welche Herrn Johann Heeser, des hochfürstl. Hauses Hessen-Rheinfels gewesenen Rath und Cantzler gezwungen, von der reformirten Religion ab und zu der alten Catholischen zu treten. 8o. Coelln bei Sebastian Sattler.« Je m'imagine que c'est un vieux livre, qu'on n'a fait que renouveller, quoyque je ne me souvienne pas d'avoir ouy parler de ce Monsieur Heeser**). Il n'y a pas long temps que je remarquois dans un je ne sçais quel livre, que j'ay oublié, qu'on disoit qu'il y a quelque chose proche de Rheinfels approchant della Grotta del Cane de Naples, je n'en ay jamais ouy parler, et peutestre qu'il y a de l'equivocation, on pourroit entendre *Rheinfeld* au lieu de *Rheinfels*.

A l'esgard de la negotiation de Monsieur l'Eveque de Neustadt, la question n'est pas, si la chose est practicable, dans le temps où nous sommes; ny même si elle sera practiquée quelques jours, ce sont de choses qui dependent des accidens, mais si elle n'est pas faisable et licite en elle même, sçavoir, si non obstant des dissensions sur certains points, qu'un parti tient pour vrais et definis par l'Eglise, et que l'autre ne tient pas pour tels, il seroit possible d'admettre ou restablir la communion Ecclesiastique, je dis possible, d'une possibilité de droit, sans examiner ce qu'est à esperer dans le temps ou dans les circonstances, où nous sommes; ainsi il s'agit d'examiner, si le Schisme pourroit estre levé par les trois moyens suivants joints ensemble: 1) en accordant aux Protestans certains points de discipline, comme seroient les deux especes, le mariage des gens d'Eglise, l'usage de la langue vulgaire et 2) en leur donnant des explications sur les points de controverse, telles que Monsieur de Meaux a publiées, qui font voir du moins de l'aveu de plusieurs Protestans habiles et moderés, que des doctrines prises dans ce sens, quoyqu'elles ne leur paroissent pas encore toutes entierement veritables, ne leur paroissent pas damnables non plus, 3) en remediant à quelques scandales et abus de practique, dont ils se peuvent plaindre et que l'Eglise même desapprouve, en sorte qu'apres cela les uns pourroient communier chez les autres, suivant les rites de ceux, où ils vont, et que l'Hierarchie Ecclesiastique, et par consequent la dependance du Pape seroit restablie; ce que les differentes opinions sur les articles encore indecis empecheroient aussi peu que les Controverses de l'escole sur la Grace, ou le different qu'il y a entre Rome et la France touchant les quatre articles du Clergé de cette Nation; à condition pourtant qu'on se sousmettroit à ce que l'Eglise pourroit decider quelque jour dans *un Concile Oecumenique nouveau*, autorisé dans les formes; où les Nations Protestantes reconciliées entierement, par leurs Prelats et Superintendants Generaux alors pour Eveques et même confirmés par Sa Sainteté, aussi bien que les autres Nations Catholiques, seroient representées. Il faut rendre cette justice à Monsieur l'Eveque de Neustadt, qu'il souhaitteroit fort de disposer les Protestans à reconnoistre le Concile de Trente pour Oecumenique, en leur monstrant qu'ils n'ont pas raison d'y contredire. Mais comme il y a de points, où il n'y a pas moyen de contenter les esprits pour à present, la question a esté, si cela non obstant ceux qui se trompent *dans le fait*, croyant que le Concile de Trente n'est pas Oecumenique, et qui ne laissent pas de reconnoistre l'authorité de l'Eglise et les promesses, que Dieu luy a faites (et se soumettent par consequent à un Concile Oecumenique futur, à l'exemple de la Confession d'Augsbourg) ne pourroient pas estre receus à la Communion de l'Eglise, non obstant les erreurs, où l'on croit qu'ils sont encore plongés, puisque ce n'est pas l'erreur qui exclut les gens de l'Eglise (autrement il en faudroit exclure plusieurs Pères) mais l'opiniastreté, lorsqu'on ne se veut pas rendre au jugement de l'Eglise. Je demeure donc d'accord avec V. A. S. et je repeteray bien ses propres paroles. No, no, non me lo posso mai persuadere; c'est à dire: je ne crois pas, qu'on le doive esperer, comme une chose practicable dans les circonstances presentes. Mais je supplie tres humblement V. A. S. d'examiner la chose avec sa penetration ordinaire dans la Theorie, si supposant les volontés des hommes bien disposées, elle ne seroit pas loisible et peutestre si elle ne seroit pas même commandée. Ce seroit tousjours quelque chose considerable, si on establissoit bien ce point en luy même, sauf à la posterité d'en profiter un jour.

---

*) Dieser früher als Kammerherr und Reisegefährte bei Landgraf Ernst angestellte Offizier aus dem Mosellande, hatte unter Mercy als Oberstlieutenant sich ausgezeichnet, und ging nachher als Freiwilliger zum Reichsheer des Markgrafen Ludwig von Baden; er stand mit Landgraf Ernst, der seinen Geist und seine Tapferkeit rühmte, in Briefwechsel. Siehe Nr. LXXIII.

**) Vergl. den folgenden Brief des Landgrafen.

Au reste, Monseigneur, je prends la liberté d'envoyer à V. A. S. un exemplaire imprimé du pouvoir, que l'Empereur a donné à Monsieur de Neustadt, je la supplie tres humblement de me le faire renvoyer, car il n'est pas à moy, mais de nos correspondances.

Je luy envoye encore par ordre de Monseigneur le Duc Antoine Ulric, (qui me le commanda dernierement à Brunsuic et se recommande à V. A. S.) les loix de l'Academie Illustre de Wolffenbutel, elle paroist fort bien reglée *). L'Oberhoffmeister est un homme de merite, des principaux Gentilshommes du pays, tant en employs et terres, qu'en jugement et connoissances il y a deja eu et il y a encore en partie des Princes de Holstein-Gottorp, de Saxe-Meiningen et autres. Toutes les choses sont tres bien reglées, tant à la depense qu'aux moeurs; pourveu qu'un jeune Seigneur y ait un bon Gouverneur, il peut faire un grand profit, sans faire de depenses excessives, et même avec beaucoup d'espargne. Il y a là encore des Catholiques, par exemple de proches parens de Messeigneurs les Evesques de Paderborne et de Hildesheim et autres. L'écurie est admirable, et on ne trouvera gueres de bien plus commodes pour mieux apprendre à monter à cheval. Outre cela il y a de bons Professeurs, surtout de Mathematique, et des habiles gens pour les langues et exercices. Je crois que si V. A. S. y recommandoit dans les occassions quelque jeune Seigneur, Prince, Comte etc., luy et ses parens ne s'en repentiroient pas et Monseigneur le Duc Antoine le tiendroit à honneur, parcequ'il prend grand plaisir à faire fleurir cette Academie. Si Messeigneurs les petits

---

*) Die folgende Nachricht gibt Aufschluss über die von Anton Ulrich, einem prachtliebenden, den Hof von Versailles nachahmenden Fürsten, gestiftete Ritteracademie, welche nur kurzen Bestand hatte. Vergl. den folgenden Brief.

neveux de V. A. S. y pouvoient estre, ce Prince se feroit la plus grande joye du monde à leur témoigner, combien il considere le Grand Pere et la Maison. Il y a de choses que toute la prudence humaine ne peut empecher tel qu'estoit l'accident du jeune Raugrave, mais ce sont de choses rares.

LXXIII.

1691. 31/21. October.

Landgraf Ernst an Leibniz.

Das Leipziger gelehrte Journal. Bedauern über den Streit der Jesuiten und Jansenisten, und über die Unwissenheit der deutschen Gelehrten, besonders vom Orden der Jesuiten über die Hauptpunkte desselben. Sorgen des Landgrafen um seine Handschriften- und Büchersammlung, sowie um seine Festung. Wunsch desselben, Leibniz noch einmal zu sehen. Der Baron von Zante. Der Convertit Heeser und seine standhafte lutherische Frau. Die von Frankreich gewonnenen neutralen deutschen Fürsten. Lob des Herzogs Anton Ulrich und seiner Academie. Vertrauliche Eröffnung des Landgrafen über seine den Studien abgeneigte Söhne und Enkel. Die neue zeitvertreibende Sanduhr des Landgrafen.

Mon cher Monsieur Leibniz,

lequel je voudrois, non, comme feu Monsieur Hugo Grotius, presque, mais tout à fait Catholique.

J'ay receu la vostre du 9 de ce mois, et vous aurez probablement receu tout ce que de temps en temps et quasi par toutes les postes je vous ay envoyé. Je tacheray de me faire tenir le journal des Sçavants de Leipzig — Acta Eruditorum — et en escriray à Francfort pour les avoir. Vous ne sçauriez croire, (car aussi bien et apres tout je suis un franc et veritable Catholique Romain ou Papiste) comme et jusques à un tel degré cette si deplorable mesintelligence, ou plustost haine et animosité entre les Jesuites et Jansenistes, nos meilleurs et plus sçavants Ecclesiastiques, me tient à coeur, et de laquelle querelle les Protestants se prevalent et peuvent aussi prevaloir par le scandale qu'ils en prennent contre nous; bien qu'en Allemagne, ny d'une part ny de l'autre, on n'en sçache encore presque rien, jusques à la même, que les Jesuites d'Allemagne, faute de pouvoir lire ny entendre les livres en langue françoise, n'en ont gueres de connoissance, si non le prejugé, que les leurs, tant à Rome, qu'en France et au Pays bas, ayent le plus grand troit du monde, comme les autres le plus grand tort, sans sçavoir au reste rien en detail de l'affaire, et de ce qu'en une ou autre circonstance s'est passé de part et d'autre, de quoy vous, comme de Profession Protestant, sçavez même bien plus, que non le plus sçavant Jesuite d'Allemagne.

Vous m'avez aussi, quoyque contre vostre volonté et fautet de n'en sçavoir pas la cause, percé outre en outre le coeur, quand vous m'avez fait souvenir de l'assemblage de mes quasi en quarante volumes consistants et en tant et si diverses matieres et en quatre langues manuscrits, pour ne rien dire de ma Bibliotheque; car vrayment quand je m'esveille par fois la nuit, ou que je pense de jour, à qui apres ma mort je les dois confier et à qui les laisser, je pasme d'y seulement penser, et le coeur me fait mal, en y songeant; aussi bien que le grand bastiment de cette desormais non mesprisable, ainsi pour la patrie et sur le Rhin bien importante forteresse, où je ne vois aucun jour, parceque de pas un de mes fils, ny petits fils, j'en peux, hélas! rien esperer. Mais ne me pouvez Vous pas donner esperance de jamais passer au moins par icy, pour vous pouvoir parler devant que de mourir; car quoyque je me porte par la grace de Dieu apres ce grand catharre et rhume de deux mois entiers le mieux du monde, et même plus que par devant vingt années, surtout pour le sommeil, et, sous vostre respect, pour le siege, si est ce qu'une apoplexie ou une cholere et chagrin bien cuisant y peut bien porter de l'alteration et du changement, surtout à un tel de mon âge si advancé et lequel approche peu à peu au Septante, et sic in Potentatibus.

Sur la représentation de la grande bataille, je ne sçavois pas que Monsieur Zante (jadis mon Gentilhomme) avoit esté promeu à la charge, (bien que sans Regiment alors, mais qu'il aura bientost) d'un General Major de Cavallerie, comme depuis; mais quoyque qualifié et mon bon amy, si est ce que je ne crois pas, qu'il me responde, ny qu'il en prenne le temps et la patience et la peine, estant un ennemy formel d'escrire et de tenir des correspondances, et in hoc illum non laudo, ains c'est son foible. Je vous enverray une fois, et même pour estrennes une copie des Index de mes escrits, qui comprend un livre quasi entier, où certainement il y a bien de curiosités, mais aussi de choses, qui ne sont pas pour tous. Pour les «Motifs de conversion» du jadis mon directeur de la Chancellerie, et puis Chancelier à Siegen, auprez du Prince de Nassau, le Catholique, et depuis peu subitement et d'apoplexie mort à Hadamar; je ne les ay pas encore ny jamais veues, mais je tacheray de les avoir; il m'en a parlé avant sa mort, avant laquelle il semble qu'à dessein il ne les a pas voulu avoir imprimés. C'estoit un personnage de grande probité, et lequel non pour interest mondain ou temporel, ains convaincu par la lecture et verité s'estoit ainsi et de luy même converti à Dillenburg au pays de Nassau et Herborn avec une grande et singuliere edification d'un chacun, et estoit au reste un homme riche et de grande et exemplaire pieté, tant aupres de Reformés, comme par apres aupres de nous; seulement c'estoit grand dommage, que tres sçavant juris consulte qu'il estoit, il ne sçavoit et entendoit pas le François, et que faute de cela il ignoroit bien de choses, lesquelles neanmoins luy auroit esté bon de sçavoir: par exemple il ne sçavoit rien au fond du debat entre les Jesuites et Jansenistes, si non ce que les Jesuites, peutestre aussi ignorans (en cela que luy, sous de fausses informations luy disoient; et qu'il n'avoit voyagé nulle part ny vers Rome, ny Paris, ny voir le monde hors de Westerwald et le Pays bas. Il a laissé un fils qui est aussi en sa charge son successeur, mais lequel, pour estre tres maladif, ne promet pas une vie longue; il a une fille puisnée mariée, mais l'aisnée est une Devotaire des Jesuites, auxquels elle laissera son bien; mais cet et si illustre homme a bien et apres tout porté sa croix avec sa femme, maintenant douairiere, et laquelle a esté tousjours Lutherienne et non Calviniste, comme luy, et laquelle il eust si volontiers fait, premierement Calviniste, et puis avec un bien plus grand empressement, Catholique; mais qu'il n'a jamais sceu (quelle peine il a jamais pris ou peu prendre), obtenir, bien que hors de cela ils s'entre aimoient esperduement: on ne sçauroit jamais croire, quelle peine et soucy il n'a pris pour cela par des Colloques avec les Predicants, par de Messes et prieres de Religieux, et tout cela avec douceur et sans la contraindre. J'ay aussi bien fait tout mon possible de ma part, et elle est avec tout cela une femme pieuse et vertueuse, tout ce que se peut dire. Mais voylà ce qu'elle disoit, et de quoy elle se paroit: »Je sçais bien que mon Mary non par interest

»privé, ny du monde n'a pas changé de Religion, mais par un »pur motif de conscience, je sçais qu'il est tres sçavant et qu'il »s'entend aux disputes de Religion, je luy laisse volontiers l'education de nos enfants en sa Religion, je ne condamne pas les Catholiques, mais je suis une pauvre simple femme et qui n'entend »pas aux controverses, j'ay si grande peur d'offenser Dieu de »changer ma Religion, en laquelle je suis née et elevée, que »j'ay la plus grande apprehension de ne pas bien faire.« Elle est par nature abstinente du vin, et est pour l'ouie quasi tout autant que sourde. C'est pourquoy je raillois par fois son mary, luy disant facetieusement, comment voulez et pretendez vous que jamais vostre femme se convertisse; Nonne fides ex auditu? Il est vray, que cela ne contribue pas peu, puisqu'il faut extremement crier, pour la faire entendre. Enfin il semble que le temps, que Dieu l'inspire, ne soit pas encore venu, car c'est plustost simplicité qu'obstination, et le secret est, qu'elle croit tousjours qu'il y ayent des Ministres de sa Religion, qui sçachent encore plus que ceux, desquels elle s'est servi. —

1. *P. S.* On me vient d'escrire, et ce de bonne part par la voye de Ratisbonne, comme si outre Hannover *) et Münster **) il y avoit encore un troisieme et plus grand des Alliés qui se voudroit detacher du party des Alliés et se rendre neutre avec la France, mais on ne me l'a voulu nommer, et ainsi on laisse

---

*) Hannover war damals noch mit dem Kaiser in fruchtloser Unterhandlung wegen der neunten Kurwürde, welche erst durch die Tractate des Jahres 1692 im Einverständniss mit Celle zu Gunsten Ernst Augusts abgeschlossen wurden.

**) Der Bischof von Münster und Paderborn, Ferdinand von Fürstenberg hatte schon 1679 durch einen Tractat mit Frankreich und Schweden sich eine unpatriotische Neutralität im Reichskrieg verschafft.

à deviner, si c'est Saxe *) ou le reste de la Maison de Bronsvic; car de Baviere, ny de Brandebourg, cela n'est pas aussi bien à concevoir, ny à presumer, et moins de l'Electeur Palatin. Mais que pouvons, ou voulons nous dire? qu'est ce que ne peut l'argent et les artifices de la France, et le tour qu'elle sçait donner aux affaires, aussi bien jouant de son reste; elle n'a d'autre resource que ces moyens là, pour se tirer d'affaires. Je ne le peux pas neanmoins encore donner pour asseuré, ains veux encore esperer le meilleur; au moins c'est tout le contraire de ce qu'on se promettoit derechef de la conduite, autant de Munster, comme même de Hannover.

2. *P. S.* Témoignez à S. A. Monseigneur le Prince Antoine Ulric, Duc de Bronsvic-Wolffenbuttel, au cas que vous luy escriviez, la reconnoissance pour son souvenir. Vrayment c'est une bonne et belle chose de l'establissement de cette Academie, et pour quoy toute la Nation Allemande, sur tout en ce temps ci calamiteux, et qu'à cause de la guerre et perte sur la monnaye on n'en peut sortir, luy doit estre bien obligée; car on sçait que luy est le principal Auteur et promoteur d'icelle; je

---

*) Das betreffende Gerücht eines Abstands von dem Reichskrieg gegen Frankreich betraf Kursachsen, denn der nachher im Mai 1692 vom Kaiser arretirte kursächsische General Hans Adam von Schöning bemühte sich schon damals seinen jungen launenhaften Herrn Joh. Georg IV. vom Kaiser abzuziehen und die sächsischen Truppen vom rheinischen Feldzug abzuhalten; und obgleich der Kurfürst im Oct. und Nov. 1691 einen Vertrag mit dem fränkischen und schwäbischen Kreise zur Deckung ihrer Gränzen und im Januar 1692 einen Freundschaftsbund mit Kur-Brandenburg schloss, so verleitete ihn doch gerade damals der hannövrische Minister, Otto Grote, zu dem Project eines dritten vom Kaiser unabhängigen Neutralitäts-Vertrags, den Grote dem Kaiser selbst bald nachher entdeckte, um ihn zur Nachgiebigkeit für Hannover zu bewegen.

voudrois m'en pouvoir prevaloir pour mes deux petits fils de Wanfrieden, mais à vous le dire en confiance, les moyens manquent à cela, car les deux cadets n'ayant tous deux en tout que douze cens écus par année, comment se pourront ils tenir avec tout ce que leur faut en habits, linges, gage du Gouverneur et de trois valets et de leur livrée; outre que s'ils ne veulent pas estudier, à quoy ils ont, autant que mes fils, une fatale repugnance, je ne tiens pas pour si necessaire de sçavoir monter à cheval, faire des armes et de danser, et de tels exercices, comme bien plustost à sçavoir les belles lettres et les choses polemiques.

3. *P. S.* Sçavez vous et pouvez vous bien vous imaginer, quel *passetemps* je me fais faire à Nurenberg, et qu'en quelques semaines j'attends que l'ouvrier me l'enverra. J'ay bien desja un horloge de sable en huit distinctions separées, et que j'ay fait faire expressement par luy, et qui desja fait merveilleusement passer le temps, et dont autant icy, qu'en ma Maison de Cologne j'en ay, et dont d'un j'ay regalé Monsieur le Baron de Goertz, au service de Cassel, tellement qu'en moins de rien on voit le demy quart d'heure de sable blanc escoulé! Mais maintenant je me suis avisé de m'en faire faire un autre, et parcequ'il seroit de par trop long de le diviser en tant et de si diverses distinctions, je fais faire un quart d'heure en quatre, tellement qu'à un malade cela est fort commode au lit ou sur le siege de voir ainsi et en moins de rien quasi passer un quart d'heure, pourveu qu'il le puisse tourner luy même, ou bien le faire tourner par quelque autre qui le sert. Ainsi nous tachons de passer le temps le plus vite, que nous pouvons, lequel pourtant au grand galope nous porte à la mort et eternité.

LXXIV.

1691. 18/28. November. Hannover.

Leibniz an Landgraf Ernst.

Pelissons Religionsbriefwechsel mit Leibniz, und Einwürfe Leibnizens gegen die Excommunication der Protestanten. Bossuet gegen Basnage. Leibnizens Apologie der Polygamie. Die Visionen des Fräulein Rosamunde von Asseburg. Baron von Blum. u. s. w.

J'ay envoyé icy à V. A. S. ce que Monsieur Pelisson m'a fait envoyer de Paris*), suppliant V. A. S. de me le faire renvoyer, car c'est l'unique exemplaire, que nous ayons. Cette impression n'est comme une épreuve pour pouvoir estre envoyés par cy, par là, mais il en suivra bientost une en douze en forme des autres Tomes de ses Reflexions. C'est de son propre mouvement qu'il s'est porté à faire imprimer mes objections et ses responses; j'ay marqué quelques endroits à corriger. Il a passé mon dernier escrit, où je luy avois respondu deux choses, 1) l'une que selon sa propre definition les Protestans ne sont que des heretiques materiels, au moins ceux qui accordent le principe de la Catholicité, c'est à dire, que Dieu n'abandonnera jamais assez son Eglise pour permettre qu'un Concile universel se declare pour une opinion damnable: parceque ces Protestans apres un examen convenable ne trouvent pas, et ne croyent pas, que l'Eglise Catholique, ou bien un Concile veritablement Oecumenique, ait decidé quelque chose de contraire à leurs dogmes; 2) j'avois respondu à l'objection, qu'il me fait que ma limitation *de clave non errante* destruit en effet le pouvoir d'excommunier, que j'accorde à l'Eglise Catholique; j'avois, dis-je, respondu, que tout le monde, et surtout en France, est obligé de confesser, que les excommunications des Superieurs peuvent estre injustes et même nulles; mais cela n'a rien de commun avec l'infallibilité de l'Eglise à l'esgard de dogmes. Les Superieurs ecclesiastiques ou seculiers ne peuvent avoir tout au plus que la presomtion pour eux: *praesumuntur recta jubere, donec probetur contrarium;* et par consequent on leur doit entiere obeissance, excepté en ce qu'on croit contraire au commandement de Dieu.

---

*) Es sind die 1691 gedruckten Lettres de Monsieur Leibniz et de Monsieur Pelisson: de la tolerance et des differens de la Religion, welche den vierten Theil seiner zur Bekehrung der Reformirten geschriebenen Reflexions sur les differens de la Religion ausmachten. Vergl. Guhrauer Leben Leibnizens II. 35. 36.

Monsieur l'Evesque de Meaux nous envoyera tous ses ouvrages, jay icy sa Replique contre la Response de Monsieur Basnage*) à son livre de variations des Protestans. Il renouvelle aussi le proces de la Polygamie; pour moy je ne voy pourquoy on en fait tant de bruit, et je suis tres persuadé que le Pape et generalement l'Eglise peut accorder des Polygamies et de veritables divorces *propter duritiem cordis,* comme dans le vieux Testament. Ces choses ne sont que contre le droit divin et naturel ordinaire, et ne sont pas absolument mechantes, c'est pourquoy on les peut accorder pour un grand bien; et la Congregation de propaganda fide a grandissime tort, si elle ne tache pas de porter le Pape à accorder la Polygamie aux Chinois et autres peuples semblables; je ne crois pas même que cela soit contraire au Concile de Trente, non plus que les divorces veritables, car les Canons de ce Concile, comme les paroles de la Sainte Escriture, doivent estre entendus selon le droit divin ordinaire. Si V. A. S. n'a pas veu cette replique de Monsieur de Meaux, je la luy envoyeray.

---

*) Jacob Basnage, reformirter Theologe zu Rotterdam (seit seiner Flucht aus Frankreich), der auch über die Verfolgung der Hugenotten gegen Bossuet geschrieben hatte. Vergl. oben Nr. LXV. und den folgenden Brief. LXXV.

Si les escrits et memoires de V. A. S. se perdoient un jour, ce seroit la perte d'un Tresor, et elle est dans une espece d'obligation de tacher de les conserver. Je souhaitte le bonheur de pouvoir inchinarmi *) un jour devant elle encore, et de pouvoir jetter les yeux sur tant de choses de consequence. V. A. S. m'a fait esperer un catalogue de chapitres d'un manuscrit verd, touchant les affaires de la Reforme du siecle superieur, particulierement en Hesse.

Nous avons une fille à Lunebourg, qui est de la Maison noble d'Assebourg tres modeste et tres bien elevée, qui croit depuis plusieurs années de voir nostre Seigneur; elle parle en style de l'Apocalypse; la chose n'a esté connue que depuis peu, mais sa soeur qui avoit espousé un Gentilhomme, qui a esté envoyé de la part de la Serenissime Maison de Bronsuic, et qui est morte, l'avoit desja dit en secret, il y a quelques années. Cette fille jusques icy ne dit rien, qui ne soit de bon sens, elle est venue à Ebsdorf, où nostre Cour et celle de Zell se trouvoient avec ses deux soeurs, aussi devotes qu'elle, mais qui ne voyent rien. Pour de la fourberie il n'y a point d'apparence; on ne sçauroit l'attribuer na-

---

*) De m'incliner.

turellement qu'à la force de l'imagination. La Mère qui estoit une grande devote, (qui est morte depuis peu et laquelle, si elle vivoit encore, auroit peut estre empeché, que la chose n'éclatast,) a consacré ce fruit à Jesus Christ, quand elle la portoit encor dans les entrailles. Ces impressions peuvent operer sur l'imagination; elle est la plus gaye et la plus contente du monde. Enfin Madame la Duchesse de Hannover, qui ne donne nullement dans la credulité, est charmée de cette fille; j'ay veu de ses billets qui sont tous escrits du style de l'Escriture, approchant du prophetique. Il y a de l'apparence que Ste. Therese, Ste. Catharine de Siene et autres personnes semblables estoient à peu pres du même naturel. Si cette fille estoit en Italie ou Espagne, elle seroit capable de fondre un Ordre nouveau. Madame la Duchesse m'ayant escrit ces choses d'Ebsdorf, je luy ay respondu, que bien loin de gronder cette fille, et de luy faire des affaires, il la faut conserver, comme une rareté, et comme une piece de Cabinet. Or quoyque je croye que les visions, qu'elle a, viennent des causes naturelles à mon avis; cela n'empeche pas que Dieu ne se puisse servir de graces et bonnes pensées; et comme je croy qu'il est faux de dire, que toutes les graces sont naturelles, je crois qu'il n'est pas moins faux de soutenir, qu'elles sont miraculeuses; cependant presque tous ceux, qui s'approchent de cette fille, la croyent presque demie Prophetesse à cause de choses surprenantes qu'elle dit. Elle a respondu à propos à de billets cachetés sans les avoir ouverts. Pour moy je crois qu'il y a en cela du hazard à cause de la generalité des paroles, dont elle se sert. Cependant un Officier François, Gentilhomme de la Cour, depuis peu luy ayant fait donner un billet cacheté, où il y avoit de sottises, un moment apres elle a parue toute troublée; elle n'a jamais veu nostre Seigneur tant en colere, elle eut la veue toute baignée des larmes, et sa reponse a esté foudroyante. Si elle a eu quelque soubçon ou non, je n'en sçais rien, et je ne sçaurois mieux; cependant la chose fait du bruit. Comme les imaginations de ce pays cy ne sont pas si échauffées comme celles d'Espagne ou d'Italie, la rareté (à mon avis) est d'autant plus grande *).

Je suis bien aise de voir que V. A. S. a encore correspondance avec Monsieur le Baron de Blum **), que j'honore infiniment, et suis ravi d'apprendre, qu'il se porte bien; si je n'estois trop distrait, j'aurois pris la liberté il y a long temps de luy escrire, pour me conserver l'honneur de sa bienveillance.

Comme V. A. S. a tant medité sur sa forteresse, je m'imagine qu'elle aura mis par escrit les raisons qu'elle a eu de la faire construire, comme elle a fait, qui pourront donner des lumieres pour augmenter la science de la fortification.

---

*) Ueber die Visionen der Fräulein von Asseburg, vergl. ausser Guhrauer a. a. O. II. 40. 41. 47. Dutens VI. 107 und besonders Leibnizens Briefe an die Herzogin Sophie in Salfelds und Treffurts neuen Beiträgen zum Kirchen- und Schulwesen in Hannover. 1810. II. 2.

**) Heinr. Julius v. *Blum*, Convertit und Appellationsrath zu Prag, des Landgrafen alter Correspondent, welcher Leibnizen bei seiner grossen Reise zur Bekanntschaft mit süddeutschen Gelehrten behülflich gewesen war, später aber ihm entfremdet, wenn gleich sehr von ihm geschätzt wurde. Vergl. Nr. LXXVI., LXXVII., LXXVIII. und LXXXII.

LXXV.

1691. 27. November/7. December

Leibniz an Landgraf Ernst.

Bossuets Vertheidigung seiner Histoire des variations des eglises Protestantes, contre la reponse de Basnage. Apologie der Polygamie und Widerspruch der römischen gegen die primitive Kirche, hinsichtlich der Lehre von der Ehescheidung. Strategische Bemerkung über die Richtung am Rhein statt nach Italien. Die Kurfürstin von Baiern und die künftige Erbfolge in Spanien. Die Reformationsgeschichte des Herrn von Seckendorf. Aufhebung des Episcopats in Schottland und politisches Benehmen des Königs Wilhelm. Bossuets Erklärung der Apocalypse und Leibnizens Bemerkung über den buchstäblichen Sinn derselben. Falsche Nachrichten über den Tod noch lebender Menschen in Beziehung auf Landgraf Ernst. Venedig und die Rückforderung italienischer Reichslehen für das Reich. Eingriffe des Königs von Frankreich in die Wahlfreiheit römisch-katholischer Bisthümer, und Streit mit dem Pabst. Die Controversen der katholischen Kirche, das Reunionsproject und dessen zulässige von dem Landgrafen noch nicht gehörig erwogene Grundlagen. Hiob Ludolfi über den Türkenkrieg. Ueber die Wahlcapitulation des römischen Königs Joseph. Der Kanzler Mertz und Philipp Wilhelm von Boineburg. Die Sanduhr und das Motto des Hugo Grotius. Hiob Ludolfi und dessen politische und religiöse Meinungen. Die Streitfrage über die Aufhebung der Klöster ohne Einwilligung der Mönche, und das streitige Reformationsrecht der Fürsten.

J'espere que V. A. S. aura receu ma precedente avec le nouveau livre de Monsieur Pelisson, qu'elle aura la bonté de me faire renvoyer, parce que c'est le seul que nous ayons icy, et qu'il me touche particulierement. Je luy (ce sera par la poste suivante, parceque le chariot ne va que Lundy) envoye

maintenant la moitié du livre de Monsieur de Meaux, fait pour defendre ses variations contre la refutation de Monsieur Basnage, Ministre de Roterdam, l'autre moitié suivra. Il dit bien de bonnes choses, mais il a l'adresse de dissimuler une infinité d'endroits de Monsieur Basnage, qui pouvoient embarasser, et il se retranche presqu'au seul point de la rebellion et de la prise des armes des sujets Protestans, parceque c'est une matiere propre à estre tournée à leur desavantage. Mais il ne dit pas, que les Ligueurs n'ont gueres moins fait contre l'autorité Royale. Je trouve aussi que ce qu'il dit contre la Polygamie de Philippe le Magnanime, Landgrave de Hessen, pouvoit estre exprimé avec bien plus de moderation. Il n'allegue aucune raison solide pour laquelle la Polygamie ne pouvoit estre permise aujourd'huy pour des considerations importantes du bien public, et surtout pour le bien de l'Eglise même; lorsque le Pape accorde le mariage d'un Oncle avec sa Niece, la dispense va bien plus loin. Car la loy de Moyse semble le defendre, comme une chose contraire à la loy de la nature, et ny le vieux Testament, ny l'ancienne Eglise ne donnoient point la dispense là dessus; au lieu que le vieux Testament accordoit la Polygamie, et le divorce estoit permis dans la primitive Eglise pour des raisons assez legeres.

On dit que l'Electeur de Bavière veut agir cette année au Rhin; mais il vaudroit mieux qu'il retournast en Italie, car au Rhin il n'y aura pas grande chose à faire avant la Paix avec la Porte, au lieu que si l'on pousse sa pointe en Italie, comme l'on a commencé, Casal et Pignerol seront perdus pour la France, et ce n'est pas peu de chose, que l'Empereur peut prendre des quartiers chez les feudataires de l'Empire; si on menage bien ces quartiers, cela luy donnera moyen d'entretenir 20 mille hommes davantage.

Je voudrois bien sçavoir à fond si l'Electrice de Baviere, fille de l'Empereur, n'a point renoncé à la Couronne d'Espagne, en se mariant; en cas que non, je trouve que c'est une chose bien estrange, que l'Empereur par là a mis sa Maison au hazard de perdre tant de Couronnes, ce qu'il pouvoit eviter en mettant sa fille en Religion [*]), ou en la mariant sous condition de renonciation.

Monsieur de Seckendorf m'a fait present d'un exemplaire de son excellent ouvrage sur l'histoire de la Reforme, où il y a une infinité de bonnes choses, et il faut avouer, que le jugement, l'erudition et la sincerité y paroissent esgalement. De pretendre cependant, que dans un si grand ouvrage il n'y ait rien du tout, où on ne puisse trouver à redire, cela ne se peut ny doit pretendre, luy même aussi avoue souvent les foiblesses de Luther.

Il y a maintenant quelques semences de desordres en Escosse, c'est que le Parlement d'Escosse, qui avoit reconnu le Roy Guillaume, avoit aboli l'Episcopat [**]); cependant le Roy, tant pour l'amour des Episcopaux d'Angleterre, que pour l'interest de la Royauté donne les mains à la conservation de quelques Ministres Episcopaux, de quoy les Presbyteriens se plaignent assez haut. On dit que ceux de la Cabale à Londres s'assemblent chez la Duchesse Mazarin *).

---

[*]) Wenn er sie mit einem protestantischen Fürsten vermählt hätte.

[**]) Gleich nachdem Wilhelm als König und dessen Gemahlin Maria, Jacobs Tochter, als Königin in Edinburg ausgerufen wurden (April 1689), forderten schon die Schotten die Abschaffung des Episcopats in ihrem Lande, und hoben nebst dem Supremat des Königs alles Patronatrecht auf. Vergl. unten Nr. LXXVI.

J'ay veu le livre de Monsieur de Meaux sur l'Apocalypse, qui est excellent, il suit en partie les principes de l'incomparable Grotius, quoyqu'il ait changé quelques sentimens de Grotius en mieux. J'ay eu penchant à croire avec ces Messieurs, que le sens literal de l'Apocalypse regarde principalement Rome payenne. Quant au sens mystique, comme il est moins certain, je n'ay rien de solide à dire là dessus.

Il est bon de pouvoir lire les livres qui parlent de la mort de celuy, qui les lit, et je m'imagine, que l'endroit du *Diarium Biographicum* aura rejouis V. A. S. bien loin de luy deplaire. Je me souviens des vers, que je fis un jour pour un Prince, dont la mort avoit esté publiée faussement dans la gazette:

»Wer die Unsterblichkeit durch Tugendruhm erwirbt,
»Und in Historien noch lebt nach tausend jahren,
»Verdient dass er hier nur in der Zeitung stirbt.«

C'est ce qu'on peut appliquer à la personne de V. A. avec la plus grande justice du monde.

Je voudrois bien sçavoir, s'il est vray (j'ay appris que cela est faux), que le Comte Caraffa a demandé des quartiers ou de l'argent aux Venitiens mémes à raison des terres de l'Empire qu'ils possedent[*]. J'ay de la peine à le croire d'autant plus que la Republique fait le sien contre le Turc. Il est vray cependant, que Padoue, Verone etc. ont tousjours esté des terres de l'Empire et des appartenances du Royaume d'Italie, et quoyque les Venitiens en ayent chassé les Carrares ou les Scaligers, ils n'ont pas pretendu pour cela de les enlever à l'Empire. Cependant je tiens la Cour Imperiale trop avisée pour toucher à present à cette corde. Le Duc de Parme possede aussi quelques terres de l'Empire en fief, et il me semble que l'Empire pretend Plaisance même. Et quant à Parme la controverse entre l'Empire et le Pape n'est pas vuidée. —

---

*) Die Cabale aus den Jacobiten und unzufriedenen Tories bestehend und von Ludwig XIV. durch dessen Emissaire unterstützt, arbeitete an dem Umsturz des Oranischen Königs Wilhelm bis zum Ryswiker Frieden 1697. Die Herzogin von Mazarin, welche bei diesen Umtrieben eine Rolle spielte, war Hortense, Nichte des Cardinals und Gemahlin des Marquis de la Meilleraie.

Entre autres difficultés, qu'il y a entre Rome et la France, le Pape a raison de ne vouloir pas, que dans le pays nouvellement conquis la France diminue les libertés des Eglises, par exemple, lorsque le Roy T. C. escrivoit au Pape Innocent XI. pour le porter à accorder la dispense de Cologne au Card. de Furstenberg. Il luy manda en même temps, qu'il avoit donné Strasbourg à Monsieur l'Evesque de Meaux, que le Pape luy même avoit appellé le fléau des Heretiques. Mais le Pape le prit pour une nouvelle offense, d'autant que l'Eglise de Strasbourg a le droit d'Election depuis si long temps et possede ses terres avec droit de souveraineté, autant qu'aucun

---

[*] Anton *Caraffa*, der gegen die Türken glückliche österreichische General und Kriegscommissär, berüchtigt durch seine Grausamkeit gegen die Ungarn, und durch seine Geldgier, zeichnete sich durch eine seltene Geschicklichkeit aus, Contributionen einzuführen und die kaiserliche Kammer zu bereichern. Seines (anmassenden) Schreibens an die Republik Venedig wird auch in dem Briefe Nr. LXXXI. gedacht.

Electeur du Prince de l'Empire en Allemagne et en Italie, sans que la France aye droit de luy enlever l'un et l'autre.

Il est seur, qu'il y a dans l'Eglise Romaine même des Controverses aussi grandes que celles, qu'il y a entre les Romains et quelques Protestans; c'est pourquoy si on vouloit estre raisonnable de part et d'autre, et les renvoyer à un Concile futur veritablement Oecumenique et reformer les desordres reconnus des personnes intelligentes et pieuses, rien empecheroit la reunion dès à present. Je ne parle pas de ce qui est à esperer, mais de ce qu'il est loisible. Si V. A. S. estoit Pape et pouvoit reconcilier l'Allemagne à des conditions, que j'ay marquées, je demande si Elle voudroit, et même, si Elle pouvoit en conscience le refuser. C'est pour respondre à un endroit de V. A. S.; car je repete encore que la question n'est pas de ce, qui est practicable à present, mais de ce qui seroit licite et loisible. Si toutes les circonstances se trouvoient favorables, c'est sur cela proprement, que je souhaitterois de sçavoir les sentimens de V. A. S., estant bien asseuré que si Elle se donneroit la peine d'y penser, Elle en jugeroit d'une maniere solide et fondamentale. Car jusques icy V. A. S. n'a jamais encore touché à la question essentielle sur cette matiere.

Est ce donc Monsieur Ludolfi, qui est autheur du discours, s'il vaut mieux faire la paix avec la France ou avec la Porte *); c'est une piece excellente. Au reste je croy que si l'Empereur voit que l'Allemagne l'aide comme il faut contre la France, et qu'il y a esperance de la reduire à la raison, il fera la paix avec la Porte; mais si on l'abandonne, il abandonnera aussi les Princes d'Allemagne à leur mauvais dessein, et il poussera sa pointe contre les Turcs. —

---

*) Libellus de bello Turcico feliciter conficiendo. Vergl. Nro. LXXVI.

Je ne sçais si V. A. S. a veu certaines remarques publiées il y a quelques mois, touchans les interests des Princes de l'Empire à l'esgard de l'Election et Capitulation du Roy des Romains*) par un autheur qui paroist informé des affaires de la Diète; je ne les ay vues qu'auprez d'un amy et depuis je ne les ay pu retrouver, et je souhaitterois cependant de les pouvoir obtenir. On dit que dans les Articles secrets, accordés entre l'Empereur et les Electeurs, on avoit reglé quelque chose à l'esgard de la Tutele du Roy des Romains. Si le cas escheoit, Dieu nous en preserve! — Il y a plusieures années, que le Chancelier Mertz n'a pas esté à Hannover; je ne sçais pas à present de ses nouvelles, s'il est au Rhin, ou s'il se trouve aux biens de sa femme à Schirholtz, qui est — ce me semble — dans le pays de Minden. J'ay demandé à plusieurs qui ne sçavent pas non plus que moy, ce qu'il fait son Fils, qui a esté Secretaire des commandemens du feu Duc Jean Frederic, et est à present Conseiller à Mayence.

J'ose supplier V. A. S. de faire tenir les deux cy jointes, l'une à Monsieur Ludolfi, l'autre a Monsieur le Baron de Boinebourg**) que je crois estre encore à Vienne, mais je ne sçais pas bien; il aura sans doute quelque personne à Francfort ou à Mayence, par laquelle la lettre luy pourra estre rendue seurement. — L'horologe dont parle V. A. S. merite veritablement le nom de passetemps et il sert à nous donner des reflexions pour bien user de ce pretieux temps, dont Dieu nous a donné l'usage. Le celebre Grotius avoit coustume d'escrire dans les Stammbuchs ces deux mots, pris de Virgile: *Ruit hora.* Je suis etc.

---

*) Schon im Januar 1690 wurde der 1705 auf Leopold folgende Joseph I., der älteste Sohn Leopolds, zum römischen Könige gewählt, und eine strenge nachher gemilderte Wahlcapitulation entworfen.

**) Philipp Wilhelm von *Boineburg*, der Sohn des berühmten Gönners Leibnizens, Joh. Christian, seit 1694 kurmainzischer Gesandter am kaiserlichen Hof, von welchem er die schon seinem Vater versprochene Reichsvicekanzlers-Stelle zu erlangen hoffte, 1697 vom Kaiser in den Grafenstand erhoben.

P. S. Apres avoir escrit celle cy (qu'il ma fallu differer jusques à la poste prochaine) je reçois le pacquet de V. A. S., où il y a des lettres de Monsieur Ludolfi pour V. A. S. et autres pieces curieuses; j'estime fort tout ce qui vient de Monsieur Ludolfi. V. A. S. apparemment sera du sentiment de Monsieur Ludolfi en ce qu'il juge qu'on ne doit point traiter comme criminel de lésé Majesté ceux qui n'approuvent point une nouvelle forme de Gouvernement; tout ce qu'on peut faire, c'est de les traitter en Prisonniers de guerre, pourveu qu'ils ne fassent point de choses, pour lesquelles on seroit même en droit de faire pendre un prisonnier de l'ennemy.

J'ay tousjours reconnu que Monsieur Ludolfi est assez moderé en matiere de Religion, c'est à dire qu'il agit par raison et non par passion; je ne dispute pas, s'il se trompe ou non dans ses raisons. Je ne sçais si on peut tousjours dire, que les Monasteres ont esté reformés du consentement des Moines, et je crois qu'on trouveroit des exemples

---

seit 1702 Statthalter zu Erfurt, und grosser Beförderer der dortigen Universität war seinem ehemaligen Rathgeber und Erzieher Leibniz eine Zeitlang entfremdet. Er trat aber um diese Zeit 1691 wieder mit Leibniz in einen noch nicht herausgegebenen Briefwechsel.

contraires. Il est seur aussi que les Princes croyoient de ne point avoir besoin de ce consentement, se croyans authorisés en vertu de leur charge à corriger ce qu'ils jugeoient estre des grands maux; cela a fait naistre une infinité de proces à la Chambre Imperiale de Spire; les Moines, les Chanoines se plaignant d'avoir esté violentés. La Cour Imperiale ou la Chambre de Spire donnoient de mandemens; mais les Princes croyoient que cela ne devoit pas les empecher de reformer. Ainsi la grande question estoit, jusques à où se devoit étendre le droit d'un Prince en ces matieres. Il faut avouer cependant que souvent la Reforme a esté poussée trop loin jusques à une entiere secularisation. —

LXXVI.

1691. $\frac{18}{28}$. December.

Landgraf Ernst an Leibniz.

Anecdote von dem Pfalzgrafen Carl Ludwig. Das Trifolium Lutheranum. Ludolfi und Wansleben. Aufforderung zum entschiedenen Uebergang in die katholische Kirche. Verwerfung des Syncretismus und des Unionsprojects des Bischofs von Neustadt. Die Concession der Polygamie und die lutherischen Visionnaires. Baron, von Blum, dessen ehemalige Schrift gegen die Privatmessen, und jetzige Abneigung gegen einen Widerruf. Die Verläumder des Landgrafen. Tadel Bossuets wegen seines Ausfalls gegen die Digamie Landgraf Philipps und Eingeständniss nordischer Keuschheit im Vergleich mit den Italienern und Spaniern. Das Betragen des Kurfürsten von Baiern. Der Herr von Seckendorf und Anecdote über einen im 30jährigen Kriege wegen Verraths hingerichteten Verwandten desselben. Rathschlag für König Wilhelm von Grosbrittanien. Bossuet und die Lehre von dem Antichrist. Politische Gründe gegen eine jetzige Berufung eines Generalconciliums. Reformation und Absetzung mehrerer Staatsdiener zu Heidelberg. Hiob Ludolfi. Der Pabst ausser dem Concilium generale nicht infallibel, aber kein Antichrist.

Du lieu que vous sçavez, quand justement avec et par la grace de Dieu j'ay accompli mes in potentatibus 68 années.

1) A propos de cela, l'Electeur Charles Louis Palatin, et comme vous sçavez, Prince, si autrement en fust jamais un au monde, ayant accompli ses cinquante années, fit faire de grandes rejouissances et solemnités à Heidelberg, preches, actions de grace, festins, feu de joye, contributions d'aumones, et que sçais je; mais estant arrivé aux soixante, il n'en fist plus, craignant peutestre de n'arriver aux septante, comme en effet il ne pouvoit point, ains fut arresté par celuy qui ne se laisse point arrester d'un moment *).

2) Depuis quinze jours ou deux postes je n'ay fait que relayer et dilayer mes réponses à vos si cheres lettres, mais cependant en sont arrivées d'autres, et ainsi de temps en temps la matiere s'augmente, et ma debte s'accroist insensiblement. Avez-vous vu le Trifolium Lutheranum, concernant les sentimens et methodes en matiere de Religion, autant de Monsieur

---

*) Der 1617 geborne Kurfürst Carl Ludwig, Schwiegersohn der Landgräfin Amalie Elisabeth, starb im Jahre 1680.

Leibniz, que de Monsieur le Baron de Seckendorff et de Monsieur Ludolfi. ?*)

3) J'ay escrit et demandé à Monsieur Ludolfi, s'il est vray, ce qu'on m'a escrit, qu'il ait jamais esté envoyé du feu Duc Ernest de Saxe Gotha en Egypte, pour voir ce que seroit à esperer de la conversion de cette Nation, ou des Abyssins au Christianisme Lutherien, et que son Compagnon, nommé *Wansleben* (que je ne sçais, s'il est vivant encore ou non) se soit en suite fait Catholique, de quoy je n'ay jamais rien entendu**); cela ressemble à la conduite de ceux de Montroyal et d'autres garnisons françoises, qui ne vont pas volontiers avec de petits partys, de peur que quelques uns ne desertent, ce qu'ils haissent, surtout avec les chevaux, comme le diable; je vous enverray en son temps sa response.

4) Que Monsieur Pelisson vous a respondu en imprimé, cela temoigne l'estime qu'il fait de vous et de le pouvoir communiquer plus facilement à d'autres. Plaise à Dieu, mon cher Monsieur Leibniz, que vous en profitiez, et qu'il ne vous aille comme à Hugo Grotius, lequel sçachant tant et croyant par de respects temporels de n'estre obligé d'entrer si pre-

---

*) Dieses Trifolium war eine vom Landgrafen Ernst selbst verfasste Satyre gegen die drei berühmtesten Protestanten seiner Zeit, welche er so gern zu seinem und der katholischen Kirche Ruhm convertirt hatte, nämlich Ludolfi, Seckendorf und Leibniz, von denen der Erste in Sächsischem, der Zweite in Sächsischem und Brandenburgischem und der Dritte in Braunschweig-Lüneburgischem Staatsdienst stand. Siehe über dies Trifolium Schlegel's Kirchengeschichte III. 319. und vergl. unten die Briefe LXXVII, LXXVIII und LXXXI.

**) Joh. Michael *Wansleben*, aus Erfurt, der äthiopische Reisende. Siehe über ihn Nr. LXXVII und LXXX.

cisement en la communion externe de l'Eglise Catholique, a peut estre et à ce que je crains manqué au veritable sentier. Car pardonnez moy, que je vous dise mon petit sentiment, au lieu que vous et vos semblables et tellement pour le bien des Chrestiens intentionnés devriez avoir pris à tache de procurer la veritable unité, et comme celle là se peut et doit concevoir, que de soutenir, je ne sçais sous quel pretexte et distinction d'heretiques materiels et formels, et tacher d'excuser le Schisme et les heresies; de quoy vous n'avez point de tout besoin, mais bien plustost de regarder Luther et Zwingli et Simon Menno *) pour de veritables et grands heresiarques; nous autres Catholiques, c'est à dire ceux, qui s'entendent à la Religion et à son interest, tenons une toute autre et opposée conduite, à sçavoir de ne vouloir avoir l'enfant partagé, ny fendu, ou tué; je veux dire, il vaut et faut bien mieux, que tous les de nous devoyés aillent, je ne sçais où, que non, que pour une paix plastrée, pour ne dire je ne sçais quoy, prejudicier au reste et au principal d'auprez de nous, comme où alloit le sentiment et methode de l'Eveque de Thina et d'autres de vous autres; laissons, pour le dire franchement, plustost aller les Protestans (puisqu'aussi bien ils le veulent ainsi, et que s'en est déja fait,) là où ils veulent, que par un, je ne sçais quel plus mal, que l'heresie même, maudit syncretisme, infecter ce qui nous reste du debris et naufrage de la moitié quasi de l'Europe **).

---

*) Simonis Menno, ein Friesländer, einer von den vornehmsten Häuptern der Wiedertäufer († 1561).

**) Man sieht aus dieser Erklärung des Landgrafen Ernst gegen das Unionsproject des Bischofs von Neustadt (früher

5) Pour, et au moins en quelque cas, et pour certaines personnes, et ad evitandum majus malum, la licence ou dispensation de la polygamie, je serois aussi de vostre advis, si ce n'estoit que comme Catholique je n'ay pas la même licence.

6) Pour ce qu'est ou peut estre de cette fille devote de Lunebourg, ce n'est pas la premiere fois que j'ay entendu des tels saints ou saintes et miracles Lutheriens; mais si je ne tiens pas tousjours et en tout pour les Catholiques, je vous laisse à penser ce que je peux tenir premierement des Lutheriens. Je me souviens qu'en l'année 1650 on divulguoit de partout qu'un tel, qui s'en estoit vanté publiquement avant sa mort, apres icelle estoit resuscité des morts en la ville de Bronsvic; j'en escrivis d'icy au Ministere de la dite ville, pour m'enquerir de la verité; ils me respondirent, qu'il sçavoient bien, qu'il s'en estoit vanté, mais non qu'il estoit resuscité, ains quod sepultus esset sur le cimetiere duquel il n'avoit jusques icy bougé. Je suis fort si non incredule, au moins fort difficile, sur de telles matieres, comme je crois que vous en estes aussi, et j'aime à croire moins, pour croire tant plus ce qu'importe.

7) Monsieur le Baron de Blum vit encores et se porte grace à Dieu tres bien, et est un aussi grand Papiste, comme s'il n'avoit jamais esté Lutherien; je l'ay, pour le zele, qui pour la verité me ronge plus qu'une fois, prié de refuter ce qu'autrefois, quoyque non Theologien, ainsi Unsers Herrgotts Freyreuter, c'est à dire advanturier, il avoit escrit contre les

---

von Thina), dass er nunmehr eine Unio absorptiva für den Katholicismus fürchtete, während Leibniz gerade umgekehrt nach und nach zu der Ueberzeugung kam, dass bei einer Vereinbarung nach dem Plane Bossuets die ächten Prinzipien der protestantischen Kirche gefährdet würden.

Messes privées, à sçavoir qu'elles ne sont pas de la practique de l'Eglise primitive, ou on n'en sçavoit rien, non plus que de tant de Messes, et de prendre de l'argent pour le bien des ames (selon les termes des Italiens: per il bene dell'anima vostra), mais je ne l'ay sceu porter à cela, non qu'il le puisse faire, ny qu'en cela il ne soit aussi bien Catholique, comme en tous autres articles, et que St. Ignace, fondateur des Jesuites, ait eu en cela quelque bonne et saine veue et bien droite intention, mais plustost, et comme il est fort courtisan et politique, à ne se point concilier quelque adversaire Predicant, pour le mettre au jeu; comme en quoy un de sa sorte aussi bien ne gagne rien, comme d'autres l'ont bien approuvé, qui se sont frotté à de telles sortes de gens.

8) Si moy j'estois riche, ce que je ne suis pas, et vous Catholique Romain et Papiste, et que je vous pouvois laisser pour vostre vie douze cents escus de rente pour cela, à point d'autre qu'à vous seulement je laisserois de tres bon coeur ma Bibliotheque et mes manuscrits, pour avoir un après ma mort, qui me defendist contre tous mes calomniateurs, ou par ignorance contre moi prevenus, qui ne se connoissent pas à ma conduite ny intentions.

9) C'est maintenant et en cet instant, à sçavoir au 20me, que je viens de respondre à la vostre du 27 Novemb./7 Decemb. avec le livre, mais non entier de Monsieur l'Eveque de Meaux contre Basnage, duquel je n'avois encore rien entendu. Je voudrois que Monsieur de Meaux eût eu un peu plus de circonspection, à parler de la Polygamie de Mon Bisayeul *) et

---

*) Landgraf Philipp, bei dessen Beurtheilung Landgraf Ernst in früherer Zeit aus engherzigen dogmatischen und hierarchischen Gesichtspunkten ausging.

que de nouveau il ne m'eust meslé en ce jeu; car ceux de Cassel le rejettent par apres sur moy; et comme aupres de nous Catholiques on voit de si estranges choses en matiere de la chasteté et de la corruption des moeurs, on se peut bien passer d'en insulter les Protestans Septentrionnaux, lesquels en cette matiere n'excedent pas taut ny si fort que les Italiens et Espagnols (*). Vous ne mandez point si je le vous dois renvoyer, ou non, j'en attendray vos desirs, qui me serviront pour vous en deferer.

10) Pour l'Electeur de Baviere, je ne sçais que vous respondre, tout depend de ce qu'on peut ou doit attendre de la paix avec le Turc; bien sçais je qu'il veut jouir du Carneval de Venise. Comme je connois la conscience si tendre de S. M. Imperiale, ainsi je croy, que ce luy est une grande mortification de voir ses principaux Generaux si incliner pour la vanité, pour ne dire plus, puisque par là il craint d'estre infortuné et chastié.

11) Je suis aussi et de même de vostre sentiment touchant le gros livre de Monsieur le Baron de Seckendorff. Estoit ce son frere ou son cousin, Colonel Suedois, qui fut decapité

---

*) Diese Erklärung des Landgrafen Ernst zeigt deutlich, dass er in reiferen Jahren seine Vorstellung über die sonderbare Verirrung Landgraf Philipps sehr berichtigt hatte. Denn die mit Consens seiner Gemahlin eingegangene Nebenehe dieses Fürsten entstand, wie Moser richtig bemerkt hat, gerade aus einem aufgeregten, durch die gewöhnlichen Mittel katholischer Beichtväter nicht zu beschwichtigenden Gewissen, und aus der Absicht, auf eine, wie es ihm schien, durch das Beispiel der Patriarchen des alten Testamentes gerechtfertigte ausserordentliche Weise dem Laster eines regellosen ehebrecherischen Lebens ein Ziel zu setzen; der besonderen körperlichen Disposition des Landgrafen und seiner Gemahlin, welche weder Bossuet noch Varillas kannten, nicht zu gedenken.

l'année 1642 ou 43 par une trahison avec les Imperiaux decouverte par un petit chat, qui jouoit avec sa lettre tombée fortuitement du fond de ses pistolets en l'escurie?

12) Je ne voudrois conseiller au Roy Guillaume Britannique, qui aussi bien est Puritain et non Episcopal en l'ame, de commencer en Escosse le même jeu que son Predecesseur le Roy Charles premier, car il se mortifieroit et metteroit le tout en danger*)

13) Je suis bien aise de vostre sentiment touchant le livre de l'Antichrist de Monsieur de Meaux**), car il est tout à fait au mien conforme; je crois qu'il a beaucoup pris du celuy de Jeremie Ferrier***) et du celuy de feu Monsieur le Cardinal du Perron†); aussi bien pour tous les biens du monde je ne voudrois pas estre d'une Religion, où la pluspart des Theologiens ne font seulement profession d'une telle, non seulement fadaise, mais même calomnie; mais où en a même et tout à

---

*) In Schottland war nämlich das Uebergewicht auf der Seite der Presbyterianer und Puritaner, der eifrigsten Gegner jeder Staatskirche, besonders der englischen Episcopal-Kirche, welche sie als Rest des römischen Katholicismus verabscheuten. Durch die unkluge Intoleranz und durch die absolutistische Hinneigung Carls I. für eine Hochkirche entfremdete er sich die ihm sonst geneigten Schotten, bei denen er allzuspät Rettung gegen die englischen Independenten und Rebellen suchte.

**) „Die Erklärung der Apocalypse.“

***) Jeremias *Ferrer*, früher reformirter Prediger zu Nimes, seit 1613 römisch-katholisch und Staatsrath († 1626). Er hatte den Pabst Clemens VIII. für den Antichrist gehalten, schrieb aber nachhe in entgegengesetztem Sinn ein Buch über die Streitfrage des Antichrist.

†) Der berühmte Cardinal und Convertit, dessen Werke 1633 zu Paris gedruckt wurden.

fait quasi fait un article de foy, au moins les Calvinistes en leur Synode de Gap *).

14) Si j'estois Pape, de quoy il s'en faut beaucoup, et même bien plus qu'entre Dieu et St. Crispin **), je me garderois bien en ce temps si calamiteux, et même, quand ce ne fut autre, que pour le debat des preseances des Couronnes et Republiques, et pour mille autres respects, accidens et incidens, à convocquer un Concile General, et où aussi bien pour l'interest temporel du Turc on ne pourroit esperer la presence des Prelats Grecs et Armeniens, tellement stupides et ignorans, qu'il en faudroit avoir honte devant les Protestans, d'ailleurs si opiniastres en toutes choses contre nous. Croyez moy, mon cher Monsieur de Leibniz, qu'il n'y faut point seulement penser, au moins ne le voudriez pas volontiers ny prudemment pretendre d'un agé de 77 années et partant comme inpotentatibus caduc, et quoyque bien intentionné, neanmoins gueres de controverses sçavant Pontife ***).

15) De peu de jours s'est faite une grande reformation de certains et de plus hauts Officiers à Heidelberg †) à sçavoir

---

*) Ehemaliger Hauptsitz der Hugenotten unter dem Duc des Lesdiguières im Departement der Oberalpen.

**) Crispin, der vom Kaiser Maximilian im dritten Jahrhundert nebst seinem Bruder Crispian zu Soissons enthauptete Märtyrer und Schutzpatron der Schuster, von welchem die Sage ging, dass er um des Christenthums willen reichen Gerbern das Leder stahl, um es armen Schustern zu schenken.

***) Innocentius XII.

†) Unter Johann Wilhelm, dem katholischen Kurfürsten vom Hause Neuburg, welcher bei sonstigen trefflichen Eigenschaften eine zu grosse Vorliebe für die Jesuiten, seine Erzieher, hegte.

1) du Grand Marechal et si de trois Electeurs de la Maison Palatine merité Baron de Stein Calefels; 2) du Vice-Chancelier Pastor; 3) de Monsieur Loerch; 4) Docteur Albon, en tous les trois droits Docteur; 5) du Docteur Faber; 6) du Directeur de la Chambre Quad et 7) du Dr. Dorfeld: je crois que c'est pour le menage et peut estre aussi en party pour quelque degoust et mescontentement.

16) Monsieur Ludolff, auquel et au Baron de Boinebourg j'ay envoyé vos lettres, ne veut pas estre auteur de ce bon livret *) (que je vous prie de me renvoyer, puisque je n'en ay point d'autre exemplaire) et même je le crois, car il est, comme le precedent fait à Ratisbonne; mais que Monsieur Ludolff ait jamais esté en Egypte, je ne l'ay jamais entendu, mais je luy demanderai ce qu'est de cette historiette de Wansleben.

17) Je ne sçais pas, au moins ne me souviens point de tels et de si importants debats, comme par exemple est celuy du Pape; car bien que par exemple aucuns de nous ne veulent ny ne peuvent attribuer une infaillibilité et pouvoir absolu au Pape par dessus le Concile General, pas un neanmoins ne reconnoist le Pape (comme bien font les Protestans) pour le propre Antichrist.

18) Je vous prie, combien de temps, longueurs et inter-

---

*) De bello Turcico feliciter conficiendo. Leibniz hatte 1686 vor seiner Reise nach Wien eine kriegerische Schrift gleichen Titels zur Aufforderung an Kaiser und Reich 1687, aber nach dem Sieg bei Mohacz de pace Turcica geschrieben. Guhrauers Leben Leibnizens II. 78. 79. Die Theilung des türkischen Reiches zum Vortheil des Kaisers und der christlichen Mächte, eine seiner Hauptideen, war Gegenstand eines Briefwechsels mit Ludolff.

regnes ne sont allés avant que de pouvoir assembler seulement le Concile, et partant ne pensez point à une chose infaisable.

Voyla de quoy et pour cette fois je vous ay pu et voulu entretenir, et en vous souhaittant selon nostre calendrier les bonnes festes et le nouvel an, je vous en feray autant en son temps selon le vostre *).

LXXVII.

1691. Am Ende December's.

Leibniz an Landgraf Ernst.

Neujahrswunsch. Das Trifolium. Hiob Ludolfi, dessen Gehülfe Wansleben und das Abyssinische Christenthum als Abart der primitiven Kirche. Luther; kein Ketzer, die Protestanten, welche das Unionsproject verfolgen, keine Schismatiker, und die Verpflichtung der Katholiken eine solche Union zu befördern. Geringere Wichtigkeit des Brodstreits im heiligen Abendmahl, und der Lehre vom Fegefeuer als der Streitfrage der Jansenisten und Molinisten über die zur Seligkeit unerlässliche Liebe zu Gott. Die Probabilitätslehre der Casuisten. Zweifel über die Wirksamkeit des Sacraments ohne die Intention des Priesters. Das Concilium Tridentinum hinsichtlich der Polygamie. Die weiblichen von der römischen Kirche kanonisirten Visionnaire. Baron von Blum, die Lehre von den Privatmessen und der Verfall der katholischen Theologie in Deutschland. Der Beichtvater des Kaisers Leopold. Der Antichrist. Die Schwangerschaft der Königin von England. Seckendorfs Reformationsgeschichte und der Mangel eines ähnlichen römisch-katholischen Werkes. Heirath des Pfalzgrafen Theodor mit einer Enkelin des Landgrafen und Lob dieses Fürsten u. s. w.

---

*) Vergl. oben die Anmerkung zu Nr. LXIX. pag. 293.

Je commence par les voeux que j'addresse au Ciel pour la santé et prosperité de V. A. S. ad multos annos. Le coeur y a plus de part que la coûtume, quoyqu'elle donne occasion aux expressions qu'on fait en paroles. Ce n'est pas peu que V. A. S. se porte encor si bien à l'aage de 68 ans et on a lieu d'en esperer encor une longue continuation. Je n'ay jamais veu ce Trifolium dont V. A. S. parle, c'est me faire trop d'honneur que de m'y mettre*). Monsieur Ludolfi n'a jamais esté en Egypte, mais ce fut suivant son conseil, que le Duc Erneste y envoya un jeune homme nommé Monsieur Wansleben à dessein de le faire passer de là chez les Abyssins, pour lier une correspondance avec eux et approfondir ce qui les concerne. Car on n'avoit garde de penser à les convertir par l'entremise d'un tel jeune homme. Mais Monsieur Wansleben au lieu de penser aller en Ethiopie depensa en Egypte et assez mal à propos — (à ce qu'on dit) l'argent qu'on avoit destiné pour son voyage. Le Duc fut mal content de luy et le rappella, mais quand il passa à Florence, il se fit Dominicain**). Il fit imprimer une petite relation en Italien de son voyage en Egypte. Il vint paraprez à Paris, d'où Monsieur Colbert le fit aller derechef en Egypte, et il envoya plusieurs Manuscrits Arabes, car j'estois à Paris, quand ils arrivérent. A son retour il donna une seconde Relation en François, où il y a quelques choses qui me paroissent fabuleuses. Je ne sçais s'il vit encor*); il a donné aussi un livre de l'Eglise d'Alexandrie. Comme l'Eglise des Abyssins est un tableau vivant du cinquième ou sixième siecle, d'autant que depuis ils n'ont gueres eu de communication avec les autres Chrestiens; leurs affaires meritoient d'estre esclaircies par un aussi habile homme, que c'est Monsieur Ludolf. Excepté les abus en matiere du culte des saints qui se practiquent chez les Abyssins, le reste tient assez de la primitive pureté de l'Eglise**).

---

*) Unter dieser höflichen oder ironischen Redensart scheint Leibniz eine gerechte Empfindlichkeit zu verbergen.

**) Er war bald nachher in Rom und hat späterhin selbst gestanden, dass man ihm dort Hoffnung zu einem Bisthum gemacht habe.

Je ne vois pas que Luther puisse estre appelé Heretique avec justice; car on ne sçauroit marquer aucune heresie qu'il ait fondée ou establie. Il a preché contre les abus, ce qu'on reconnoist avoir esté necessaire. Il a tesmoigné quelques fois trop d'importement, mais cela ne fait pas qu'un homme soit heretique. Les Protestans, qui font des offres semblables à ceux qu'on a fait à l'Eveque de Neustadt, ne sçauroient pas même estre appelés Schismatiques, et ceux qui refusent ces conditions, lorsqu'il depend d'eux de les accepter, sont plustost coupables eux mêmes de la continuation du Schisme. Je suis asseuré que V. A. S. n'est pas de ce nombre et que s'il dependoit d'Elle, tout iroit bien. Aussi ne le met Elle pas dans sa response, ou plustost elle evite d'y respondre.

---

*) Er gerieth, als ihm Colbert eine weitere Unterstützung zu seinen ägyptischen Werken versagte, in Armuth, erhielt eine Vicariatsstelle in einer Dorfpfarrei ohnweit Fontainebleau, und starb in Paris 1679. (Nr. LXXX).

**) Die Abyssinier folgten in der Glaubenslehre und in den Gebräuchen der alten Alexandrinischen Kirche. Siehe Gesenius Artikel über Aethiopien in der Encyclopädie von Ersch und Gruber und vergl. die folgenden Briefe vom Jahr 1692, besonders Nr. LXXX, LXXXI.

mais qui tacet consentire videtur. Car Elle respond à autre chose, sçavoir que les choses n'y sont pas disposées, par où Elle semble donner à connoistre, que si les dispositions estoient favorables, on y pourroit venir, et que le fonds de l'affaire est bon. En effet un Theologien Catholique ne sçauroit s'y opposer, s'il ne veut renverser ses propres principes, et il est obligé de conscience d'y donner les mains, autant qu'il depend de luy. Quoyqu'on ne puisse peut estre pas venir si tost à un Concile Oecumenique, cela n'empeche pas l'accord en attendant, et les controverses qui seroient remises à la definition de ce Concile n'ont point de presse. Comme, supposé un tel accord, l'unité entre les parties seroit aussi bonne et j'ose dire plus grande et bien meilleure que celle, qu'il y a entre les Molinistes et les Jansenistes*), je ne comprends pas, comment

---

*) Der Streit der *Jansenisten* und *Molinisten*, (sogenannt nach dem Jesuiten Louis *Molina*, der 1588 über die Concordia des freien menschlichen Willens mit der göttlichen Gnade und Prädestination geschrieben hatte, Schrökh IV. 296.) betraf die grosse, lange Zeit in der katholischen Kirche ruhende Frage, über den Beistand der göttlichen Gnade zur Besserung und Beseligung der Menschen, welchen Pelagius zu gering angeschlagen, Augustin mit übertriebenem Eifer hervorgehoben und zu einer unbedingten göttlichen Gnadenwahl gesteigert hatte. Die Molinisten als Semipelagianer knüpften eine Vorherbestimmung Gottes zur Seligkeit an die Empfänglichkeit und das eigene Verhalten der Menschen. (Selbst Eck vertheidigte diese mildere Ansicht gegen Karlstadt, einen Anhänger Augustins, während Calvin und die Arminianer die unbedingte göttliche Vorherbestimmung zur Glaubenslehre erhoben, die Lutheraner aber annahmen, dass Gott alle Menschen zur Seligkeit bestimmt habe.) Die Jansenisten, indem sie als Gegner der Molinisten und Jesuiten und als Wiederhersteller des Augustinischen Lehrbegriffs auftraten, behaupteten eine zwiefache absolute göttliche Vorherbestimmung zur Seligkeit oder Verdammniss. Nicht in dieser Lehre, sondern in ihrer Ver-

on y peut trouver à redire apres l'avoir entendu. Car je remarque qu'ordinairement ce qu'on dit à l'encontre ne touche point cette affaire, et n'est fondée que sur des suppositions esloignées du point, dont il s'agit.

Il me semble que la question, si l'amour de Dieu est necessaire au salut, est incomparablement plus importante que la question, si la substance du pain reste dans l'Eucharistie, ou si les ames avant que d'estre admises à la vue de Dieu sont purgées. Car ces questions agitées entre Rome et Augsbourg sont plustost de speculation au lieu que la premiere, qui est agitée entre les Molinistes et les Jansenistes, touche l'essence de la pieté. J'en diray autant de cette estrange opinion des *Casuistes*, qui soustiennent contre les loix eternelles du bon sens, qu'on peut suivre en practique l'opinion, qu'on sçait estre moins seure et moins probable *). La question de la necessité d'une

---

werfung der gedankenlosen Werkheiligkeit, und des todten Formelwesens, in ihrer geistigen Andacht, in der Befreiung der Theologie von den hierarchischen Fesseln bestand ihr Verdienst. Vergl. die Artikel *Gnade* und *Jansen* in dem Brockhausischen Conversations-Lexicon und Schleiermacher in der Theologischen Zeitschrift I. 1. »von der Erwählung.«

*) Die *Casuisten*, deren künstliches grenzenloses Gewebe von Zweifeln, Fragen und Entscheidungen über Gewissensfälle zuerst aus dem Beichtstuhl, und aus der Inquisition ihre Nahrung sog, waren meistens Jesuiten, durch welche ein höchst schädlicher *Probabilismus*, eine so grosse Nachgiebigkeit in moralischen Meinungen eingeführt wurde, dass es beinahe kein Laster mehr gab, welches nicht unter einem scheinbaren Vorwand ausgeschmückt werden konnte. Das lästerliche zotenhafte Buch des Thomas Sanchez de sancto matrimonii sacramento war daraus hervorgegangen, und ein französischer Bischof urtheilte mit Recht, man habe so spitzfindig über Gewissensfälle verhandelt, dass man darüber *das Gewissen* selbst verloren habe. Siehe *Mabillon* de studiis monasticis. Vergl. die Casuisten der römischen Kirche bei Schröckh IV. 109 u. s. w.

intention de consentement à la Validité du Sacrement, quoyqu'elle ne soit de la force des deux precedentes, ne laisse pas d'estre aussi importante qu'aucune de celles, qui resteroient entre Rome et Augsbourg*). V. A. sçait que le volgaire des Theologiens de son party s'imagine qu'un Prestre, qui proteste interieurement de ne point vouloir baptiser ny consarrer, ne fait rien, et que le Sacrement est nul. Cependant les plus sçavans Theologiens de France sont d'un autre sentiment. Je me souviens que V. A. S. avoit de la peine à m'en croire; mais Monsieur Arnauld me rendit tesmoignage là dessus. — Je crois qu'une personne qui soustiendroit que le Pape pourroit permettre la Polygamie aux Chinois, s'il ne tenoit qu'à cela pour les rendre Chrestiens, ne choqueroit point le Concile de Trente. Il faut distinguer entre le droit divin ordinaire et extraordinaire; c'est à peu pres comme du Ministre du Sacrement de la Confirmation, qui est un Evesque selon le droit ordinaire; et neanmoins Monsieur Holstenius a reconnu, que cela n'est pas absolument necessaire *).

---

*) Das Tridentiner Concilium hatte die ältere Meinung: dass bei den das Sacrament feiernden Kirchendienern nicht die Absicht (intentio) erfordert werde, das zu thun, was die Kirche thue, so wie die Lehre: dass der Kirchendiener, der eine Todsünde begangen habe, wenn er nur alles Wesentliche bei der Verwaltung des Sacraments beobachte, und dasselbe zu Stande bringe und mittheile, als ketzerisch verdammt. Leibniz, der die Besorgniss hegte, dass ein zur römischen Kirche übergetretener Protestant wie er, wenn er bei einem nicht wohl intentionirten Priester das Sacrament genösse, der Wirksamkeit desselben nicht versichert sei, beruft sich gleichwohl auf die Zweifel nicht nur der Jansenisten, sondern auch anderer vernünftigen Katholiken gegen die besonders bei der Taufe sehr missliche Tridentinische Bestimmung, wonach die Wirksamkeit (validité) des Sacraments abhängig blieb von der Intention des Priesters. Er behauptet in seiner Hauptabhandlung über das Tridentiner Concilium (Dutens I. XX. p. 565), dass dies einer von den Hauptpunkten eines künftigen öcumenischen Conciliums sein müsse.

Cette Demoiselle devote qui est à Lunebourg et qui a des visions, me paroist estre d'un naturel imaginatif, et c'est une imagination heureuse, de n'avoir que des belles visions.

Je crois que Ste. Catharine de Siene, que nostre Seigneur épousa dans les formes (à ce qu'elle s'imagina) **) et Ste. Theresie ***) estoient à peu pres du même naturel.

Monsieur le Baron de Blum est si habile, si sçavant et si judicieux, que je ferois tousjours grand cas de son sentiment en toute sorte de matiere.

Quant aux Messes particulieres ou privées, je ne crois pas qu'elles soient absolument mauvaises. Cependant il est seur qu'elles sont esloignées de l'usage de l'antiquité et qu'on s'en peut passer. Et comme Monsieur le Baron de Blum ne sçauroit manquer de reconnoistre cela, il a garde de refuter la These, qu'il a soustenue à Helmstadt, quand il y faisoit profession de l'Etude de la Theologie, car sa sincerité l'obligeroit de tenir un juste milieu qui ne plairoit pas au Vulgaire de l'un

---

*) Ludwig *Holstein*, ein berühmter Convertit, Bibliothekar des Cardinal Barberini, und unter Innocentius X. Verweser der Vaticanischen Bibliothek, auch Günstling und Tischgenosse des Pabstes Alexanders VII., der ihn 1655 der Königin Christine entgegenschickte, schrieb ein nach seinem Tode gedrucktes freisinniges Buch de forma et ministro Sacramenti Confirmationis apud Graecos. Vergl. Nr. LXXXII.

**) St. Catharina von Siena, gestorben 1380 und 1461 von Pius II. canonisirt.

***) St. Theresia aus Avila, gestorben 1582, 1622 von Gregor XV. canonisirt. Arnauld d'Andilly gab ihre Schriften heraus.

ou de l'autre party. Monsieur le Baron de Blum est dans son party pour la capacité ce que Monsieur de Seckendorf est dans le sien. Et il y a bien peu de Theologiens qui puissent entrer en parallele avec ces excellens hommes. Surtout il faut avouer que les Catholiques d'Allemagne ont aujourd'huy peu de Theologiens, qui se distinguent. Je suis curieux de les connoistre et je n'y sçaurois presque reussir. Mais ils ne sçauroient echapper à la connoissance de V. A. S.; je souhaitterois d'en voir une liste bien ample. Quand je passay à Aschaffenbourg, je liay conversation avec le Pére Recteur des Jesuites qui avoit esté Confesseur de l'Electeur de Mayence; il me parut fort raisonnable. Mais je ne connois point de plus habile Jesuite en Allemagne que le Pére Menegatti [*]), Confesseur de l'Empereur. Quand j'estois à Vienne, il estoit Professeur au College de ces Péres, et on ne songeoit pas alors à luy; je luy parlay souvent à cause de son merite. Si l'Empereur m'avoit donné le soin de luy choisir un Confesseur, je n'aurois pris l'autre, et je fus d'autant plus satisfait, lorsque j'appris le choix de l'Empereur. — Le mot de l'Antichrist est equivoque et s'explique quelques fois de tout ce qui est contraire à Jesus Christ; et ceux qui se trompent touchant son veritable sens sur des raisons specieuses, ne sont pas damnables pour cela. Cependant pour restablir *l'unité* sans mission dragonne, il faut cesser de soutenir que le Pape est l'Antichrist, et que Luther est un Heresiarque. Je ne me souviens pas d'avoir leu le livre du Jeremie Ferrier, touchant l'Antichrist dont V. A. parle.

Je me souviens que V. A. S. me fit esperer la table des

---

[*]) Vermuthlich Managetta. Ein Theolog und Historiker dieses Namens, der unter Kaiser Leopold sich durch historische Werke auszeichnete, starb 1666 zu Wien.

Chapitres d'un livre manuscrit, touchant l'histoire de la reformation de la Hesse, je prends la liberté de l'en faire souvenir.

Le R. P. Jobert parle avec plus de moderation dans sa derniere que dans les precedentes; comme celuy à qui on attribue de s'avouer auteur de l'intrigue du faux Arnauld ne se nomme point, ce n'est rien faire que de produire une lettre, qu'on luy attribue.

Madame l'Abbesse de Maubuisson*) escrivant à Madame la Duchesse, sa soeur, dit aussi qu'on croit la Reine, refugiée d'Angleterre, grosse de 4 mois**). Des personnes informées nous ont asseuré que le Père Petters, quand il estoit en Angleterre dans une fortune fleurissante, faisoit paroistre assez de moderation, et que ce n'est pas luy qui a poussé le Roy, son Maistre, à des conseils outrés.

Il ne sera pas aisé de bien refuter le livre de Monsieur de Seckendorff; ces sortes de livres ne sçauroient estre trop longs, puisqu'ils sont remplis de faits, tirés des sources. Je luy conseilleray cependant d'en faire faire un joly abregé qui puisse estre traduit en plusieurs langues, afin qu'il puisse estre lû de ceux qui ne font pas profession d'estude. Un sçavant Catholique d'Allemagne qui auroit des Archives à commandement, feroit bien de travailler de son costé à quelque chose de semblable. Car un François ne le sçauroit bien faire. — J'envoye à V. A. S. la harangue de Monsieur de

---

*) Louise Hollandine, die Schwester der Herzogin Sophie.

**) Die mit Jacob II. nach Frankreich geflüchtete zweite Gemahlin desselben, Maria Beatrix, eine Tochter des Herzogs von Modena, gebar zu St. Germain im Juni 1692 eine Prinzessin, Marie Louise (gestorben 1712).

Rebenac *) à Genes, elle est fort doucereuse. Quant au livre de Monsieur de Meaux contre Monsieur de Basnage, il n'y a point de presse, et je la redemanderay un jour moy même avec sa permission. Il me semble que l'Enigme dont parle Monsieur de Zant se rapporte à la cabale de Dunnewald et de quelques autres. Et si l'Empereur avoit fait le Prince de Baden Lieutenant General avant la bataille, Dunnewald n'auroit pas eu le pretexte de se cabrer.

Je félicite V. A. S. du mariage de sa petite Niece avec Monseigneur le Prince Theodore Palatin du Rhyn de la branche de Sultzbach **) à qui j'ay eu l'honneur de faire la reverence, quand j'y passay pour voir un des plus sçavants hommes d'Allemagne et même de l'Europe, nommé Monsieur Knorr de Roseroth ***) mais qui est mort depuis. Il estoit Directeur de la Chancellerie ou Chef du Conseil, bien que Protestant: il excelloit — entre autres connoissances — dans la Chymie et dans la connoissance des Secrets de la Litterature Rabbinique; enfin c'estoit un homme rare de toutes les manieres: j'espere qu'on aura eu soin de conserver ses papiers. Quant à Monseigneur le Prince Theodore, j'ay reconnu en luy beaucoup de bonté et de solidité; il se plait à la Mathematique, aux fortifications, Artillerie et autres connoissances, qui y ont rapport. Cela vaut incomparablement mieux que la faineantise ordinaire des Grands.

---

*) Es ist derselbe französische Gesandte, welchen der Herzog von Savoyen im Jahre 1690, als er seine Kriegserklärung gegen Ludwig XIV. that, so lange fest hielt, bis er mit dem savoyischen Gesandten ausgewechselt wurde.

**) Die Vermählung des Pfalzgrafen mit Marie Eleonore, der trefflichen religiösen und wohlthätigen Tochter des Landgrafen Wilhelm von Rotenburg-Rheinfels geschah im Juni 1692. Er erzeugte mit ihr 9 Kinder. Aus dieser Ehe war Anna Christine Louise, die Gemahlin des Herzogs von Piemont, nachherigen Königs von Sardinien, Carl Emanuel Victor, welcher nach ihrem Tod, 1724 auch eine Hessen-Rotenburgische Prinzessin, Polyxena, die Tochter Ernst Leopolds heirathete.

***) Ueber diesen schon früher erwähnten berühmten Cabbalisten siehe Guhrauer a. a. O. II. 75.

V. A. S. n'a gueres à craindre ny à se soucier des jugemens des ignorans à l'esgard de ses sentimens; et ceux qui aiment la sincerité, entre lesquels je me compte, seront tousjours disposés à la defendre, quand même ils ne luy auroient aucune obligation particuliere.

Quant à sa Bibliotheque, sur tout des manuscrits, il est important, qu'on en evite la dissipation, dont elle pourroit estre menacée par la negligence ou par le faux zele. —

LXXVIII.

1692. 1/11. Januar.

Landgraf Ernst an Leibniz.

Luther dennoch ein Ketzer und Ketzeranführer, und die älteren Ketzer der katholischen Kirche. Das Trifolium Lutheranum, der Baron von Blum, und die Ursachen, warum er jetzt nicht öffentlich die Apologie der früher von ihm verworfenen Privatmessen übernimmt.

Avanthier j'ay bien receu la vostre, mais il n'y est marqué le jour du mois de Decembre 1691; non sçais-je si à dessein vous l'avez fait pour quelque esgard à la conjoncture presente chez vous, ou il faut bien avoir esgard à ce qu'on escrit, mais afin neanmoins que vous sçachiez (de quoy parfois on est aise) ce qu'on en divulgue, je vous envois le cy-joint escrit, qu'un de Hessen nous a escrit icy *). En huitaine je vous escriray et repondray à la vostre, quoy que d'un caractere menu, neanmoins très longue et curieuse lettre. Mais nous sommes en beaucoup très eloignés des sentimens: par exemple que selon nos principes et auprès de tous les Catholiques communs Luther ne puisse estre estimé pour heretique et moins Heresiarque, là où il n'y avoit autre que d'avoir rejetté le St. Sacrifice de l'Eucharistie en la Messe, et qui plus est si »proprie dictum et propitiatorium ;« ce seroit deja plus que trop. Mais attendez prealablement ma reponse, avant que de me repondre, et si selon nos principes communs entre nous Catholiques Romains nous ne devons tenir Luther pour heretique et même pour Heresiarque, je ne sçais pourquoy donc jamais nous devons tenir Jovinien **), Vigilance ***), Aerius †) (je ne dis pas Arius *) et tant d'autres? et je ne vois pas, comme vous puissiez jamais selon les principes communs, tant de nostre que de vostre costé, prendre tant mal à nous Catholiques, que nous procedions consequemment.

---

*) Das bezieht sich auf die Moltke'sche Verschwörung, siehe den folgenden Brief.

**) *Jovinianus*, ein 391 zu Mailand verdammter vom heil. Hieronymus, Augustin und Ambrosius verfolgter Mönch. Er verwarf den Stufenunterschied der künftigen Seeligkeit, das Verdienst der Ehelosigkeit und der Fasten, und behauptete, dass Maria zwar Christum als Jungfrau empfangen, nicht aber als Jungfrau geboren habe. Weil die Katholiken dessen Irrlehren auf die Protestanten warfen, so erwähnt seiner die Augsburgische Confession im Artikel von den Speisen.

***) *Vigilantius*, ein französicher Priester aus Barcellona, im vierten Jahrhundert, welcher die Reliquien und Wunderwerke der Märtyrer, die Fürbitten für die Todten, die Fasten- und Keuschheits-Gelübde verwarf.

†) *Aerius*, ein Ketzer des vierten Jahrhunderts und Anhänger der Arianer, der die Bischöfe mit den Presbyteris gleichstellte, und jenen die ausschliessliche Macht absprach, die Priesterweihe zu ertheilen.

Le Trifolium Lutheranum n'a esté envoyé, qu'au seul Monsieur le Baron de Blum et point à autre personne, comme auquel seul aussi bien j'envois seulement les pieces Allemandes, et rien moins qu'à des Jesuites ou de nos Ecclesiastiques, ou à Monsieur Ludolfi. Au reste croyez moi et sur ma parole, que tant s'en faut, comme il me semble, que vous pensez, que le dit Baron puisse avoir aucun scrupule des Messes privées, que son plus grand soulagement est, d'entendre au moins une tous les jours et plusieurs aux jours de feste: mais l'unique esgard qu'il ne s'est voulu par moy jamais laisser persuader d'en escrire contre luy même Lutherien autrefois, est seulement que luy comme desormais Baron ne se veut voir maltraité par quelque Ministre, qui seroit bon à luy perdre le respect, comme moy j'en ay fait l'espreuve par le peu de zele, que par fois j'ay par et en cecy ou cela témoigné pour ma Religion **); et le Baron de Boineburg en faisoit de même, comme Monsieur le Baron de Blum, et lequel autrement et à un si haut point a mesprisé tellement le Protestantisme et Lutheranisme, que quoyque sous des noms empruntés il escrivoit et faisoit escrire contre les Lutheriens.

---

*) *Arius* von Alexandrien, dessen heterodoxe von mehreren altgermanischen Völkern angenommene Lehre im Jahre 326 auf dem Concilium zu Nicäa verdammt und durch das orthodoxe Athanasianische Bekenntniss nach grossen Kämpfen in der Christenheit beseitigt wurde. Arius erklärte Christus für eine nicht von Ewigkeit existirende, wenn gleich für die erste und erhabenste Creatur Gottes.

**) Man sieht hieraus, dass Landgraf Ernst im höheren Alter immer devoter wurde.

LXXIX.

1692. 12/2. Januar. Hannover.

Leibniz an Landgraf Ernst.

Ueber die Finanzen und den vermeintlichen Geldmangel Frankreichs und über eine zweckmässige Getreidesperre gegen dasselbe. Die Moltkesche Verschwörung in Hannover. William Temple's Memoiren und die Memoires d'Espagne.

Je n'ay pas voulu manquer d'executer l'ordre que V. A. S. me donne de luy renvoyer d'abord le petit livret cy-joint, de l'Estat de la France et des Finances; je l'estime bon et utile, bien plus que tant d'autres discours dont on n'apprend rien, ou qui sont faits par des gens mal informés; au lieu que cet Auteur me paroist avoir esté un de ces Religionnaires qui estoient employés dans les finances du temps de Colbert; quoyque je croye qu'il outre un peu les choses, je ne laisse pas de croire qu'il dit la verité en beaucoup d'endroits. Mais quand à la conclusion qu'il en tire, elle ne me paroist pas assez seure, et je croy que l'argent ne faisant que circuler en France, tant que les particuliers en auront, et que le Roy sera le maistre, il en aura aussi; il en sort quelque chose du Royaume, mais il en rentre aussi, de sorte que je crois que le defaut de l'argent ne forcera pas encore si tost la France à la paix, pourvu qu'elle ait assez d'hommes, de chevaux et de vivres; pour ce qu'est des hommes elle ne manquera pas si tost non plus, si les Alliés ne font pas de plus grands efforts pour agir offensivement. Ce qui me paroist le plus considerable, est le defaut de vivres. Car si ce que l'Auteur dit estoit seur, que la

France ne sçauroit nourrir ses habitans quand la fertilité n'est pas bien grande, les Alliés pour la forcer à la paix, n'auroient qu'à luy empecher l'entrée des bleds.

Pour ce qu'est de bruits que V. A. S. a entendus des choses horribles, qui se devoient estre passées icy, elle aura appris apparemment depuis, qu'on a coustume de grossir ces sortes des choses. Voicy à quoy se reduit tout ce qu'on sçait icy publiquement. Monsieur le Grandveneur Moltke et son neveu du même nom qui estoit Lieutenant Colonel et Maggior domo de Monseigneur le Prince Maximilian se sont emancipés depuis quelque temps de faire de mauvaises cabales auprez de ce Prince contre le droit de primogeniture, le service de la Maison, et ce qu'ils devoient à Monseigneur le Duc; ils ont même commencé à negotier à Vienne, à Berlin, à Coppenhague et ailleurs, et ils se servoient d'une personne qui a esté autrefois Secretaire de feu Monseigneur le Prince Frideric Auguste, qui s'estoit opposé ouvertement au droit de primogeniture, au lieu que Monseigneur le Prince Maximilian y avoit donné les mains avec toute la solemnité possible. Enfin on en eut des soubçons très forts, et là dessus on arresta tant Messieurs Moltke, que le Secretaire, et l'on trouva de quoy les convaincre de ces mauvaises menées; on traite cela comme un crime de perduellion contre l'Estat, puisque la chose pouvoit aller à de troubles pernicieux. On ne sçait pas, si Monseigneur le Duc ecoutera la clemence, ou s'il suivera la severité; cependant le proces s'instruit dans les formes*). Le Prince Maximilian est celuy qui a commandé si long temps en Morée non seulement les troupes de Bronsuic, mais encore celles des Venitiens comme Lieutenant General, et immediatement après la mort du Comte de Königsmarc; il commanda toute leur armée de terre en chef. C'est dommage qu'il a ecouté de si mauvais conseils, mais il est encore bien jeune et flexible et il temoigne beaucoup de repentance.

---

*) Diese Verschwörung des Prinzen Maximilian, des Bruders des Erbprinzen Georg (nachmaligen Königs), des dritten Sohnes Ernst Augusts, (dessen zweiter Sohn Friedrich August kurz vorher umgekommen war) hatte den Zweck, die Primo-

Je remercie très humblement V. A. S. de la grace qu'elle me fait par ses souhaits; je repète les miens très sinceres, que V. A. S. aura receu depuis. Je luy suis bien obligé aussi de la dissertation critique sur certains manuscrits Grecs et Latins du nouveau Testament, bien anciens, et fort differens des autres exemplaires.

On imprime maintenant en Hollande les Memoires de Monsieur le Chevalier Temple sur ce qui s'est passé en Europe depuis 1672 jusques à la paix de Nimegue. Il a esté Ambassadeur d'Angleterre à la Haye devant la guerre et puis un des Mediateurs à Nimegue de sorte qu'il peut parler comme sçavant*). V. A. S. aura lû apparemment les jolies »Memoires

---

genitur anzufechten, den Besitz von Hannover für sich zu behaupten, und dem mit einer Cellischen Prinzessin vermählten Erbprinzen nur Celle zu überlassen. Die Mitwirkung Anton Ulrichs von Wolfenbüttel ward wohl durch die Theilnahme des Wolfenbüttelschen Geheimschreibers ausser Zweifel gesetzt. Siehe über diese Conspiration, welcher die Hinrichtung des Oberjägermeisters Otto Friedrich von Moltke im Juli 1692, die Auswanderung des Prinzen Maximilians, späterhin auch die Catastrophe der schönen Erbprinzessin Sophie Dorothea folgte, Spittler und Guhrauer (Leben Leibnizens II. 115 u. s. w.) Vergl. Nr. LXXXII. und XCIV.

*) William Temple's sehr geschätztes Werk führt den Titel: Memoirs of what pass'd in Christendom from the war

d'Espagne• qu'une Dame Françoise a fait, qui a esté du temps de la feue Reine; quoyqu'elle y ait peut estre melé quelque chose de Romanesque, il y a pourtant quantité de particularités qui passent pour veritables.

LXXX.

1692. 18/8. Januar.

Landgraf Ernst an Leibniz.

Wansleben. Die verfallene Abyssinische Kirche nach der Meinung des Landgrafen. Luther und Zwingli dennoch Ketzer, wegen der Verwerfung der Messe und der Behauptung des Antichrists. Die Protestanten Schismatiker: und des Landgrafen Ausfall gegen das einseitige Unionsproject. Verwerfung des Ausdrucks und Gegensatzes einer katholischen und lutherischen Parthei in Beziehung auf Rom und Augsburg, da Augsburg grösstentheils römisch-katholisch sei. Mangel erfahrener und historisch gebildeter Controversisten und Jesuiten in Deutschland. Der Brand zu Schlackenwerth. Vergessene Dispensation des Pabstes für die Heirath des Pfalzgrafen mit der verwandten Enkelin des Landgrafen. Ludwigs XIV. Absichten auf die Niederlande. Die Hannövrischen Wirren.

---

begun in 1672. to the Peace concluded 1679; der dritte Theil erschien erst nach seinem Tode (er starb 1698). Sein Sohn, Johann Temple, Kriegssecretair bei Wilhelm III., ersäufte sich im Jahre 1680 in der Themse. Vergl. überhaupt Leibniz in dem Briefe LXXXV.

1) Ce quaestionis Wansleben, selon que Monsieur Ludolfi en a escrit, doit estre enfin mort à Paris dans une Maison de la Mission Orientale au Faubourg St. Germain auprez du Clerc, nommé l'hostel de Babylone. Requiescat in pace et non in pice. Je serois bien curieux de voir ses relations.

2) Il n'y a rien de si certain, comme que l'Eglise Ethiopienne ou Abissine n'a rien d'approchant du Protestantisme, si non qu'on n'y reconnoist l'autorité du Pape, mais hors de cela, ils sont comme toutes les autres Eglises Orientales *), à sçavoir rien moins que Lutheriens ou Calvinistes et Protestans, pleins de barbarisme et d'ignorance, et qui plus est Eutychiens**), et pour cela, et depuis tant de siecles separés et detachés de la Communion Ecclesiastique de l'Eglise Catholique Apostolique et Romaine.

3) Si Martin Luther et Ulric Zwingli (j'entends et parle selon nos principes Catholiques) ne doivent pas estre estimés non seulement pour heretiques, mais même pour heresiarques,

---

*) Die Abyssinische Kirche, eine Tochter der Alexandrinischen, lässt nämlich in ihrem Glaubensbekenntniss den heiligen Geist nur vom Vater ausgehen, nicht auch vom Sohne, wodurch sich überhaupt die orientalische Kirche von der lateinischen unterscheidet (in dem verworfenen Worte *filioque*).

**) Dies ist nicht ganz richtig. Die monophysitischen Eutychianer lehrten nach dem constantinopolitanischen Archimandriten Eutyches, welcher 451 zu Chalcedon verdammt wurde, dass in Christo nur *eine Natur* und die menschliche von der göttlichen, sobald die Vereinigung beider Naturen geschehen, verschlungen worden sei. Die Abyssinier aber verwerfen zwar die Chalcedonische Synode als eine Narren- und Ketzerversammlung, behaupten aber, dass ihr Lehrer und Martyrer Dioscurus keineswegs mit Eutyches übereingestimmt, sondern blos die Annahme zweier *Personen* in Christo bestritten habe. Siehe Gesenius a. a. O. Vergl. ferner unten Nr. LXXXI.

je ne sçais qui jamais donc peuvent et doivent estre (N. B. je redis derechef selon nos maximes et sentences) tenus pour tels; et quand ce ne seroit, outre une infinité de choses et articles, que pour les deux tant et si calomnieux articles de la Messe et que le Pape soit le propre et veritable Antichrist, outre, dis-je, tant et tant d'autres articles de diverses sortes controverses.

4) Il n'y a rien au monde de si faux, inique et absurd que de vouloir dire et soutenir, que les Protestans ne soient Schismatiques, et comme que les offres que du costé de quelques seulement peu de Lutheriens on a fait à l'Evesque Roxas, pour lors Evesque de Thina, et maintenant de Neustadt, avoient esté en façon quelconque raisonnables et faisables, cela est si fade qu'il en faut avoir honte*); comme si des certaines veues et intentions d'un Prince d'Allemagne tout le Catholicisme de par toutes parts non de l'Europe, mais du monde universel devroit dependre, et comme si nos Evesques d'Allemagne, de France, d'Italie, d'Espagne et de Pologne voudroient estre assis dans un Concile avec les Evesques, Superintendants et Inspecteurs si incontinens, et parfois jusques à trois et plus de fois mariés, et qui en effet et selon nos principes ne font qu'usurper le ministere Ecclesiastique, et là où ny l'Espagne, ny l'Italie, ny quasi aucune Nation auprez de nous ne desire pas même l'usage de la seconde espèce, nous devrions souhaitter une telle et à nous si prejudiciable, pour ne dire honteuse union; à quoy songez vous, mon bon Monsieur Leibniz, de croire qu'en cela je sois de vostre sentiment et desir?

5) Vous plaisantez admirable, quand vous voulez opposer

---

*) Vergl. die Antwort Leibnizens im folgenden Briefe.

le parti Lutherien (bien que les Reformés pretendent aussi d'estre de la confession d'Augsbourg) au parti Catholique sans autre distinction. N. B. vous le nommez *ceux d'Augsbourg*; contre quoy le parti tant du Clergé, comme du Magistrat Catholique *) se pourroit plaindre, et dire, que hors que le Magistrat Lutherien ayt la moitié et la troisieme partie de la bourgeoisie, et mémes quelques Eglises des Catholiques, que neanmoins et non obstant cela le parti Catholique a et constitue la partie la plus considerable et tout à fait opposée au Lutherien, à sçavoir: 1) L'Eglise Cathedrale et l'Eveché; 2) la moitié du Magistrat, et au moins la tierce partie de la bourgeoisie; 3) tant d'Eglises et Abbayes, tant de Claustrales, Collegiales et Paroissiales et de monasteres de l'un et de l'autre sexe, dont méme, si non deux, au moins celle de St. Ulric est un Estat de l'Empire et 4) un College de Jesuites, et qui même donne bien des affaires aux Predicants et Ministres des Protestans, tellement qu'Augsbourg ne se peut dire absolument Lutherien, ny par ainsi estre opposé à Rome, comme où on est tout Catholique et non en partage avec aucune autre Religion.

6) J'avoue et l'ay avoué plusieurs fois, qu'il n'y a pas beaucoup, même en Allemagne, et qui plus est parmy les Jesuites de bien experimentés controversistes, ny des historiens bien experts; et comme cela bien seroit à souhaitter, et les causes en seroient fort aisées, si autrement j'en avois le temps à deduire, ce, comme tout le reste, je reserveray pour une autrefois à faire et comme j'espere assez demonstrativement.

7) Vous aurez deja sceu l'incendie à Schlackenwerth **)

---

*) Zu Augsbourg.

**) Eine Stadt im böhmischen Kreise Elnbogen.

deux jours avant l'arrivée du Prince Louis de Baden, on ne sçait comment, et auquel les Princesses (entre lesquelles estoit aussi ma petite fille Espouse de Sultzbach) avoient destinée Comedie et un bal à son arrivée, qui de la maniere s'est changée en une très lugubre tragedie, et qui retarde assez facheusement la consommation du mariage entre le Prince Theodore et la dite fille de mon fils Guillaume, qu'autrement et justement à cette heure se devoit faire.

8) Joint à une autre assez plaisante, et que sans confusion quasi on ne peut pas dire, à sçavoir que personne ny à Sultzbach ny icy n'a pas porté de meilleure reflexion, que l'Espoux et l'Espouse sans dispensation de Rome ne peuvent pas estre copulés, et que ny le Nonce Apostolique, ny les Ordinaires ne peuvent point donner la permission; à quoy il falloit songer au moins un bon mois de temps auparavant, si autrement devant les cendres on vouloit la consommation d'iceluy; car maintenant et avant Pasque il n'y faut plus songer.

Joannes Comes Nassovius Dillenburgensis (von Siegen)
Juliana Nassovica *) — Amalia Nassovica **).
| |
Ernestus II. Landgravius — Theodorus Princeps Palatinus,
| filius Christiani Augusti, Comes
Wilhelmus II. Landgr. Palatinus in Sultzbach.
|
Maria Eleonora Princeps
Hassiae Landgravia.

---

*) Zweite Gemahlin des Landgrafen Moritz, des Vaters des Landgrafen Ernst.

**) Mutter Theodor's, sie war Wittwe des schwedischen Feldherrn Herrmann Wrangel.

Tellement que ce qu'il sembloit me pouvoir donner tant de joye, ne laisse point sans avoir des espines et de ronces.

P. S. On dit, que quand le Roy de France a entendu pour la premiere fois que le Duc de Baviere auroit, si non la succession, au moins le gouvernement absolu du Pays bas, que hautement sur cela il se soit laissé entendre, qu'il le souleveroit de beaucoup de peine en ce Gouvernement, puisqu'il luy prendroit une place après l'autre, que trés peu luy en resteroit, ce qu'aussi bien est assez apparent et probable; meliora tamen speramus.

N'est il pas bien ravissant que le bon Monsieur le Docteur Jungmann (qui parfois temoigne assez naivement sa simplicité) voulant parler et discourir des affaires d'Hannover m'escrivit l'autre jour, que sans aucun doute N. B. Monsieur Leibniz m'auroit averti de toutes les particularités; je luy repondis, qu'il se prenoit très mal en Monsieur Leibniz, comme qui s'en garderoit bien de le faire, et qui demeureroit en grande reserve et silence de ce costé là et plus qu'aucun autre, mais que moy je ne laissois pas de l'avertir de tous les bruits faux ou vrais, qui me venoient aux oreilles et devant les yeux, car de cela son maistre seroit bien aise de le sçavoir.

LXXXI.

1692 20/30. Januar. Hannover.

Leibniz an Landgraf Ernst *).

Bossuet gegen Basnage und Jurieu. Apologie des Gegensatzes von Rom und Augsburg. Die Abyssinier ohne die Lehre vom Fegefeuer und von der Transsubstantiation. Luther kein Ketzer. Der Streit über das Messopfer nicht wesentlich. Die Lehre vom Antichrist. Apologie des Unionsprojects sowie eines allgemeinen auch die protestantischen Prediger zulassenden Conciliums und grössere Wichtigkeit der im Schoose der römisch-katholischen Kirche entstandenen Streitigkeiten, als der dogmatischen Controversen zwischen Rom und den Augsburgischen Confessionsverwandten. Die strengen Ehegesetze und Verbote der Päbste und ihrer Kanonisten. Das lächerliche und verderbliche Vorurtheil der Hahnreischaft. Aufrichtiges Bekenntniss über die Heilsamkeit einer kirchlichen Union, und deren Ausführbarkeit, sobald die römische Curie in der Praxis und Disciplin reformirt und in den Anathemen etwas nachlasst. Die Socinianer und die drei in der christlichen Kirche herrschenden Prinzipien. Arnauld. Leibnizens Ablehnung des Vorwurfs des Indifferentismus und einer übertriebenen Hingebung für die Interessen des Hauses Hannovers. Bitte um Discretion in der Mittheilung sowohl des Trifoliums als der Pelissonschen Schrift und Apologie des Leibnizischen Elogiums auf Ludwig XIV.

---

*) Dieser gehaltvolle, einige starke Stellen gegen Landgraf Ernst enthaltende Brief (vergl. darüber Nr. LXXXIII und LXXXIV), sowie mehrere folgende aus den Handschriften der Casselschen Landesbibliothek hier mitgetheilte Schreiben des Jahres 1692 finden sich, soviel wir wissen, nicht in der Hannovrischen Originalsammlung.

Je viens de recevoir l'ouvrage des variations publié par Monsieur de Meaux avec sa defense contre Monsieur de Basnage, et ses avertissements opposés aux Pastorales de Monsieur Jurieu *); il m'a envoyé tout cela luy même.

Monsieur Pelisson se sert aussi bien que moy de l'opposition de *Rome* à *Augsbourg*, c'est pour parler d'une maniere abregée, et pour ne pas dire toujours, Communion de Rome, Confession d'Augsbourg. Nous ne nions pas pour cela que la Religion est demi partie à Augsbourg. Monsieur Pelisson a bien remarqué, que j'evitois le terme des Lutheriens qui ne me paroist nullement convenable.

Il me semble que les Abyssins ne connoissent pas assez le purgatoire, ny la transsubstantiation **), mais comme je n'ay pas le loisir d'approfondir cette matiere, Monsieur Ludolfi pourra bien mieux dire à V. A. S. ce qui en est, que moy, et il pourra luy faire un grand catalogue des points, où les Abyssins approchent plus des Protestans que de l'Eglise Romaine. Pour ce qu'est de leur Eutychianisme pretendu, le P. Simon ***) et

---

*) *Jurieu*, ein berühmter Calvinist, der nach seinem Auszug aus Frankreich, in Rotterdam die Reformation und die Hugenotten nicht nur gegen den Jesuiten Maimbourg, sondern auch gegen Arnauld vertheidigte, gab besonders, gleich Basnage, eine Widerlegung der Bossuet'schen Histoire des variations des eglises Protestantes, in der Form von Pastoral-Briefen heraus.

**) »Ueber Sacramente und die Gegenwart Christi im Abendmahl haben sie keine ausgebildete Vorstellung, von den Dogmen der lateinischen Kirche, als Fegefeuer, Prädestination wissen sie gar nichts.« Gesenius a. a. O.

***) Richard *Simon*, ein französischer Theologe (geb. 1638, † 1712), der meistens zu Dieppe lebte, beschäftigte sich besonders mit der orientalischen Kirche. Er schrieb unter verschiedenen Namen: Fidem ecclesiae orientalis und antiquitates ecclesiae oriend'autres habiles hommes, tant Protestans que Catholiques Romains, ont bien reconnu, que ces bons Orientaux n'entendent nullement les subtilités de la nature et de la personne (de Jesus Christ) et que le plus souvent la contestation ne consiste que dans les mots.

Je ne vois pas encore de preuves solides, pour lesquelles Luther puisse estre pris pour un Heretique, si non en supposant que les Concils, auxquels il s'opposoit, ne sont pas seulement Oecumeniques, mais même qu'ils ne scauroient estre niés d'estre tels sans opiniastreté.

La question du Sacrifice de la Messe me paroist estre plustost nominale que reelle. Tout ce qu'on en peut dire, se reduit enfin à la representation du Sacrifice propitiatoire de la Croix [*]; plust à Dieu qu'il n'y eut point de dissensions plus reelles.

Quant à la dispute si le Pape est le propre Antichrist, on ne sçait peut estre pas ce qu'on en dit, ny ce que c'est ce grand ou veritable Antichrist; la notion qu'on en a n'est fondée que sur des Propheties obscures. Toujours peut on dire que rien n'est plus mechant dans l'Eglise qu'un mechant Pape, qui

---

talis: histoire critique des Chrestiens orientaux; histoire critique de la creance et des coutumes des Nations du Levant; la creance de l'Eglise orientale sur la Transsubstantiation; comparaison des ceremonies des Juifs et de la discipline de l'Eglise.

[*] Das Tridentiner Concilium erklärte zwar das Messopfer für ein wahres Versöhnungsopfer (propitiatorium), aber nach langem Streit der dortigen Theologen; und der treffliche Cassander zeigte in seiner an Ferdinand I. und Maximilian II. gerichteten irenischen, von Hugo Grotius gerühmten Schrift (de articulis religionis inter Catholicos et Protestantes controversis), aus den alten Kirchenvätern und Concilien, dass das heil. Abendmahl nicht eine Wiederholung des von Christo am Kreuze geleisteten Opfers sondern nur eine Darstellung desselben sein sollte.

doit estre le Directeur de l'Eglise. Corruptio optimi pessima. Si le Pape se mettoit à la raison, et que les Protestans le voulussent encore tenir pour l'Antichrist, ils seroient veritablement Schismatiques.

Les offres à Monsieur de Neustadt mettent à couvert de l'imputation du Schisme tous ceux qui les ont fait, et je ne vois pas la moindre apparence de raison du contraire: je croy que bien d'autres parmy les Protestans s'accorderoient avec les mêmes offres, s'ils n'estoient prevenus par de soupçons, qu'on les veut tromper. Tous ceux qui suivent la confession d'Augsbourg sont obligés de se soumettre à un Concile raisonnable, et par là ils ne sçauroient estre Schismatiques. Pourquoy Messieurs les Eveques d'Italie trouveroient ils si estrange d'estre assis dans une même assemblée avec les Eveques, Surintendants ou Ministres des Protestans? Ceux de France les appellent frères; quam jucundum est fratres habitare in unum; il faut voir s'il y auroit en cela quelque mal reel. Au Concile de Florence, le Pape s'est trouvé dans une même Assemblée avec les Grecs non reconciliés *).

La question de l'ordination et vocation des Ecclesiastiques Protestans est assez problematique dans l'Eglise Romaine

---

*) Das im Jahre 1439 unter Eugen IV. zu Florenz gehaltene Concilium, welches eine Vereinigung der griechischen und abendländischen Kirche bezweckte, wurde wirklich von dem griechischen Kaiser Constantinus Palaeologus und dem Constantinopolitanischen Patriarchen Joseph besucht. Es wurde auch eine Art Union urkundlich abgeschlossen. Weil aber der Patriarch Joseph bald nachher starb, und ein grosser Theil der griechischen Bischöfe wegen der Anmassungen der römischen Curie von der Vereinigung nichts wissen wollte, so entstand damals der Unterschied zwischen den unirten und nicht unirten Griechen. Letztere nennen sich noch die orthodoxe Kirche.

même: car sans parler des Eveques d'Angleterre (qu'on est obligé de reconnoistre pour veritables) on sçait ce que St. Hierome a jugé de la distinction des Eveques et des Prestres*), et la plus raisonnable explication, qu'on puisse donner à cette matiere, est, que les Eveques sont distingués des Prestres jure divino ordinario, mais qu'en cas de besoin les Prestres peuvent faire ce qu'ordinairement doit faire un Eveque. Il en est comme de Ministro sacramenti Confirmationis**). — Je ne vois pas en quoy cette *Union* seroit prejudiciable ny honteuse. Le Pape Innocent XI., l'Empereur, plusieurs Cardinaux et Generaux d'Ordres n'en ont pas jugé ainsi. Au contraire il est prejudiciable au salut, de s'y opposer sans avoir de bonnes raisons, et je n'en vois pas une, qui me paroisse solide. Je parle, suivant ma conscience, et seray bien aise, qu'on m'instruise mieux là dessus. J'ay toujours eu beaucoup de docilité, et je supplie V. A. S. de me rendre la justice de croire que ce que j'en dis ne vient pas d'un esprit de contradiction; je crois même que V. A. S. même en est moins eloignée, qu'Elle ne pense, d'autant que je ne vois pas qu'Elle allegue de raisons contraires avec cette solidité, qui luy est ordinaire; et comment pourroit Elle rejetter une liaison, laquelle, si elle estoit deja, V. A. S. seroit bien fachée de voir rompre. Car n'est il pas vray, qu'Elle seroit fachée si les François se separoient de l'Eglise Romaine, ou si les Jansenistes se separoient de Molinistes; cependant les disputes qu'il y a entre ces partis, sont aussi autant et plus importantes, la premiere sur le gouvernement et l'essence même de l'Eglise, la seconde sur les points de foy et la pratique de choses les plus essentielles au salut*), que les controverses qui resteroient entre Rome et le Septentrion, comme j'ay deja montré dans mes precedentes; c'est à quoy je ne vois point de replique solide.

---

*) Die berühmten Briefe des heil. Hieronymus an Euagrius »de differentia Episcopi et Presbyteri« sind auch in Goldast's Monarchia S. S. Romani T. II. abgedruckt. Hieronymus, der selbst ein Presbyter war, hielt sich an die Verfassung der primitiven Kirche.

**) Das religiöse Institut der Confirmation der Kinder (in der katholischen Kirche Firmelung und Firmung genannt) wurde zwar ohngeachtet des Mangels eines göttlichen Mandats (expressum Dei mandatum) und einer deutlichen Gnadenheilsverheissung (clara promissio gratiae) von der abend- und morgenländischen Kirche zu den Sacramenten gezählt; und die Firmung in der Regel nur von den Bischöfen selbst ausgeübt; aber besonders wegen der Weitläufigkeit der Diöcesen überliess man sie auch ihren Stellvertretern und den Presbytern oder Priestern, zufolge päbstlicher Delegation und unter der Bedingung, dass sie kein anderes als das von den Bischöfen consecrirte Chrisma gebrauchten. Sie hiessen Ministri sacramenti Confirmationis.

Il faut avouer que les constitutions Papales ont trop étendu la prohibition des degrés; quand la parenté va si loin, qu'on est sujet à l'oublier, (comme il est arrivé dans le cas de la petite fille de V. A. S.,) elle ne devroit point empecher le mariage. Cependant il se faut accommoder à ce qu'est receu, autrement le mariage sans une telle dispense pourroit estre rompu sous pretexte de nullité. Les Loix Romaines, que les Protestans suivent après celle de Levitique paroissent bien plus raisonnables que celles de Canonistes*).

---

*) Alle von Leibniz in diesem und den vorigen Briefen erwähnten Controversen innerhalb der römisch-katholischen Kirche hatten auch um deswillen eine grössere Wichtigkeit, weil die Vorfechter derselben verschiedene sich gegenseitig bestreitende Ordensgeistliche waren, welche ihre Lehrsätze und Meinungen fester hielten als die Schulen der protestantischen Kirche.

Quand il n'y auroit que cette seule pretension insoutenable de la prohibition generale d'un divorce veritable, on ne sçauroit approuver le Concile de Trente, si ce n'est qu'on luy donne une interpretation differente de la vulgaire. La dispense de Jesus Christ est formelle en cas d'adultere, et je ne doute nullement, qu'elle ne doive estre étendue à de raisons equivalentes et capables de rendre les gens malheureux. On ne sçauroit assez admirer que de gens de bon sens ont pû estre d'un autre sentiment; c'est qu'on ne se soucie gueres des maux d'autruy, quand on ne les sent point. Une suite de cette belle doctrine attribuée à l'Eglise est la sotte invention de l'infamie du cocuage, chose inconnue aux anciens Juifs, Grecs, Romains et Orientaux et autres peuples du monde, que les Chretiens posterieurs ont bien voulu se mettre sur le dos (avec des cornes sur la teste) le plus ridiculement du

---

*) Die Abweichung der katholischen Kanonisten von der civilistisch-römischen und mosaischen Ehegesetzgebung und selbst von der primitiven christlichen Lehre über die Ehescheidung (aus dem Grunde des Ehebruchs) beruhte auf dem Begriff und den strengen und übertriebenen Consequenzen eines der ersten christlichen Kirche fremden Sacramentes der Ehe, als eines selbst nach dem Tode des Ehegatten unauflöslichen Bundes, dessen Bevormundung die römische Curie sich aus verschiedenen Gründen im höchsten Grade angelegen sein liess. Ueber die strengen Ehegesetze der römischen Kirche, besonders in Beziehung auf die enfernten Grade der Verwandtschaft, über den verderblichen Missbrauch der päbstlichen Dispensationen, seit nach dem Vorgange Gregors VII. und Innocentius III. die Päbste diese Dispensationen zu einer Goldgrube der römischen Curie benutzten, über den heilsameren Weg, den die Reformation und die protestantische Kirche in Betreff der Eheverbote und der Ehescheidung einschlug, vergl. die Artikel *Ehe* und *Dispensation* in der Encyclopädie von Ersch und Gruber.

monde*); persuadés par les songes creux des Prestres prevenus, pour ne dire ignorans ou malicieux. Je croy qu'un jour la posterité, quand elle se sera delivrée de ces chimeres, tiendra nos gens pour de grands sots d'avoir faire dependre l'honneur d'un honneste homme de l'honnesteté d'une femme. Mais c'est une suite necessaire de l'indissolubilité du mariage: car un homme est pris et est malheureux par la malice d'autruy sans remede, et pour un sujet qui tient du ridicule en luy même; s'il garde sa femme, il est perdu d'honneur; s'il se separe d'une femme lubrique, il se punit plus qu'elle: car il est condamné à une continence perpetuelle sous peine de la damnation eternelle. Pour ne rien dire des inconveniens dans sa famille et peutestre de l'orbité. Quelle chimere! mais ces chimeres causent de maux reels: et je ne doute point que ce ne soit une source des empoisonnemens**) et de mille mechancetés, et sur tout la peste d'une infinité d'ames. Les Pro-

---

*) Das Wort Hahnrei (cocu) soll zwar zuerst bei einem lutherischen Prediger, Joh. Matthesius, des sechzehnten Jahrhunderts vorkommen (welcher Hochzeitpredigten und Predigten vom Ehestand herausgab). Aber auch in andern Sprachen steht die Bezeichnung eines durch eheliche Untreue seiner Frau beschimpften Gatten mit dem Hahn in Verbindung. Damit hängt die aus Shakespeare bekannte Sage zusammen, dass der Kuckuk jeden Hahnrei anrufe. Leibniz leitet anderwärts die Endung *rei* (in dem Worte Hahnrei) von dem alten *ri* reissen, ritzen, isländ. *runa* her, und macht demnach den Hahnrei zu einem geschnittenen Hahn oder Kapaun. Andere nahmen das angelsächsische *Heanra*, Volk, Pöbel, und das isländische *ria*, spotten, zu Hülfe, und deuteten *Hahnrei* als Spott des Volkes, oder hielten auch das Wort *Hahnrei* für eine verderbte Nachbildung des italienischen *Cornuto*, *Hörnerträger*. Dies ist eine sehr alte Bezeichnung eines Ehemanns, dessen Frau die eheliche Treue verletzte.

**) Diese Behauptung Leibnizens wird durch mehrere französische Criminalprozesse bestätigt. (Vergl. Pitaval.)

testans ont remedié sagement à une partie de ces maux, et c'est un des points, où je crois que l'Eglise Romaine doit se relacher. Une telle controverse de pratique est bien plus importante que les speculations sur la maniere de la grace ou de la justification.

Je ne voudrois pas conseiller à Monsieur Arnauld d'aller à Rome; l'air de ce pays là est trop changeant selon l'humeur des Papes, bien que je ne crois pas qu'il devroit craindre rien d'approchant de Marc Antoine de Dominis *).

J'approuve la negotiation de l'Eveque de Neustadt en elle même sans aucun rapport aux veues temporelles interessées; car je crois que c'est l'unique moien de lever le schisme sans effusion de sang et sans guerres; et c'est le moien auquel la Confession d'Augsbourg et les premieres Protestations des Protestans se rapportent, sçavoir de disposer les choses à un Concile raisonnable, ou il est juste que le Septentrion de

---

*) M. A. *de Dominis*, ein Erzbischof zu Spalatro und Primas von Dalmatien, welcher die Behauptung aufstellte, dass man in jeder Religion, wenn man nur fromm lebte, selig werden könne, wurde zwar, als er zum erstenmal der römischen Inquisition in die Hände fiel, unter scharfer Bedrohung aus seiner Gefangenschaft entlassen, worauf er in England zur reformirten Religion überging, dort des Paul Sarpi freisinnige Geschichte des Tridentinischen Concilium zuerst drucken liess und unterschiedene Bücher gegen die römische Curie und gegen das Primat des Pabstes verfertigte. Als er aber späterhin, durch den spanischen Gesandten verleitet, gegen das Versprechen der Cardinalswürde und anderer grosser Vortheile mit der römischen Curie eine Aussöhnung einging, und sich nun wieder nach Rom begab, wurde er abermals von der Inquisition ergriffen, in das Gefängniss geworfen, wo er durch Gift umgekommen sein soll, sein Leichnam öffentlich durch die Gassen geschleppt, durch den Henker verbrannt und die Asche in die Tiber geworfen. Dies geschah im Jahre 1624!

l'Europe entre aussi bien que l'Occident et le Midy. Or cette predisposition consiste à rétablir *l'Union Hierarchique* (s'il est possible) sauf certains differens, pour lesquels il ne seroit pas necessaire de rompre, si la rupture n'estoit deja faite, et ces differens seroient reglés par aprés dans le Concile. Rejetter ces veues, c'est desirer les guerres, et ne pas faire tout ce qu'on peut et doit pour *l'Union*, ce qui est veritablement prendre part au Schisme. Je m'imagine que Monsieur de Seckendorff ne seroit point esloigné des sentimens de Monsieur Ludolfi à l'esgard des Reformés: et il faut avouer que la difference qu'il y a entre ceux cy et les Evangeliques consiste en de choses de pure speculation, au lieu qu'ils different tous ensemble de l'Eglise Romaine en de points de practique; c'est pourquoy je tiens aussi, que si Rome vouloit seulement reformer sa *practique* et *discipline* suivant les conseils de tant de gens de bien de son propre parti, et moderer les *anathemes*, le Schisme pourroit estre levé, de sorte que je crois que dans le fonds les dogmes du Concile de Trente et de la Confession de Pie IV. bien entendus pourroient bien subsister, bien que le point de fait, si le Concile de Trente est Oecumenique, demeureroit indecis, aussi bien que la necessité de quelques uns de ces dogmes. Quant à ce que V. A. S. dit des Sociniens, ce n'est pas tant le dessein de s'attacher uniquement à l'Escriture, que plustost le dessein de retrancher tous les mysteres, qui a fait naistre cette secte *).

---

*) Besonders das Mysterium von der heil. Dreieinigkeit und von der Gottheit Christi. Die Hauptabsicht der Socinianer war nämlich, das christliche Religionssystem zu vereinfachen, und mit Hülfe der Vernunft als höchster Richterin die christliche Kirche von den vielen geheimnissvollen und willkühr-

Car il est manifeste qu'on est obligé de donner la torture aux paroles de l'Escriture pour soutenir l'opinion des Sociniens. On peut dire que les partis ont trois principes: 1) l'autorité des Traditions, 2) l'Escriture, 3) la Philosophie. L'Autorité conduit principalement les Grecs et Romains, l'Escriture les Protestans, et la Philosophie les Sociniens. Tous ces trois principes sont bons *), mais on en peut abuser, cela fait les erreurs.

La lettre du Comte Caraffa **) est fort curieuse. — Lorsque le Correspondant de V. A. S. à Rome marque qu'il est parlé de la 4e partie des Reflexions de Monsieur Pelisson *dans la 8e partie de difficultés de Monsieur Arnauld*, il m'a donné envie de sçavoir ce que c'est de ces *difficultés de Monsieur Arnauld?* peut estre que c'est une continuation des denonciations du peché Philosophique: car Monsieur Pelisson semble extenuer cette denonciation, comme V. A. S. aura peut estre remarqué, et je m'imagine que cela aura donné sujet à Monsieur Arnauld d'y faire de remarques.

L'ingenuité du R. P. Truchses***) qui desapprouve la Truffa †)

---

lichen Dogmen zu befreien, womit sie seit vielen Jahrhunderten überladen war. Ihre Geschichte ist bis jetzt weder unpartheiisch noch vollständig genug beschrieben worden. (Schröckh V. 629).

*) Diese Erklärung giebt einen tiefen Aufschluss über die esoterische Theologie des noch in neuester Zeit für einen Kryptokatholiken ausgegebenen Philosophen.

**) An die venetianische Republik. Siehe Nr. LXXV.

***) Euseb *Truchsess*, ein Jesuit aus Schwaben, Secretarius des damaligen Jesuitengenerals zu Rom, bei der Expedition nach Deutschland, und Herausgeber eines philosophischen Quodlibets.

†) Schelmerei.

du faux Arnauld, est louable: sa comparaison aussi des argumens de Zenon contre le mouvement avec les objections contre la foy est très bonne.

P. S. Je supplie très humblement V. A. S. de ne pas laisser aller son trifolium plus loin, en ce qui me touche[*]; ny de m'accuser d'indifferentisme, lequel je n'approuve nullement. Je ne comprens aussi sur quel fondement elle m'impute une espece d'idolatrie à l'esgard des interests de la Maison de Bronsuic: je sers fidelement ceux que je sers, mais je n'ay jamais eu la lacheté d'approuver des injustices, comme il me semble qu'on me l'impute, aussi ne m'a-t-on jamais demandé *icy d'en soutenir.*

Le meilleur peut estre seroit que les quatriemes reflexions de Monsieur Pelisson, où mes objections entrent, ne fussent pas trop publiées en Allemagne; et si j'osois supplier V. A. S. de les retenir pour elle seule, je le ferois volontiers, [**]; je les ay communiqué à V. A. S. parceque je suis asseuré de sa bonté, mais tout le monde n'est pas aussi equitable qu'Elle, et on donne un mauvais tour aux bonnes choses: par exemple ce que Monsieur Pelisson appelle un Eloge du Roy n'est en effet qu'un aveu de sa grandeur, et un souhait, qu'il la veuille employer mieux qu'il ne fait, pour le bien de la Chrestienté. C'est là toute substance de cet Eloge là pretendu*). Cependant de gens, qui n'examinent pas les choses, et qui entendent dire que j'ay fait un Eloge du Roy de France auront sujet de le prendre en mauvaise part. Il est vray que le livre est imprimé mais il ne sera pas trop commun en Allemagne; c'est pourquoy V. A. S. me feroit une grace singuliere si elle en arrestoit la communication. Monsieur Ludolfi est très honneste et très habile, cependant comme ce que je dis n'est pas toujours assez conforme à ses sentimens, il le pourroit trouver mauvais, et cela pourroit servir à me decrier, c'est pourquoy je souhaitterois que V. A. S. me fit redemander sa copie, mais comme *d'elle méme*, et non pas comme si elle l'avoit fait sur ma priere.

---

[*] In einer kurzen Antwort vom $^{22}/_{12}$ Februar versichert Landgraf Ernst, dass er das Trifolium nur dem discreten Herrn von Blum mitgetheilt habe (Feder Commercii Epist. Leibnit. Specimen. 55. 56. Vergl. oben S. 355 und 364.

[**] Landgraf Ernst versichert in dem eben angeführten Briefe (Feder a. a. O.), dass keine andere Mittheilung dieser Schrift, welche übrigens Leibniz durchaus nicht compromittire, ausser an Hiob Ludolfi, dessen Freund und Glaubensverwandten, geschehen sei.

---

*) Vergl. über dieses mehr einer Adhortation als einer Schmeichelei gleichende Elogium Leibnizens auf Ludwig XIV., worin die Sache des Kirchenfriedens, das Schicksal des Jahrhunderts diesem mächtigen Monarchen ans Herz gelegt ward, Guhrauer a. a. O. II. 49. 50. Es war in einem Briefe an die Frau von Brinon enthalten, wovon Pelisson einen Auszug in dem vierten Theil seiner Reflexionen bekannt machte. Siehe Dutens V. 558. 629.

LXXXII.

1692. 22/12. Februar.

Leibniz an Landgraf Ernst.

Savoyens fortgesetzte Schilderhebung gegen Frankreich, und der Feldzug in Ungarn. Die Braunschweig-Lüneburgische Primogenitur. Die Falschmünzer in Rheinfels und die schlechte Reichsmünze. Die Hussiten und ihre von den Protestanten überbotene Forderungen.

Celle cy n'est que pour envoyer à V. A. S. le Memoire que l'Ambassadeur de France auprés des Suisses a donné à ces Messieurs pour les porter à faire les Mediateurs entre la France et le Duc de Savoye*); cela fait connoistre à mon avis que l'accommodement avec ce Duc n'est pas si avancé qu'on avoit debité. Il semble que la France a fait à ce Duc tout le mal qu'elle a pû, et maintenant qu'elle a jetté son feu il a moins de raison que jamais de se soumettre**). Le Turc fait des grandes menaces, mais on espere, que l'Empereur sera en estat de luy tenir teste, et on espere qu'il y aura cette année en Hongrie de trouppes de Suede, de Bronsuic, de Munster*).

---

*) Dieses Memoire war nur eine französische Spiegelfechterei um die Schweizer zu gewinnen. Vergl. Landgraf Ernst in dem folgenden Brief.

**) Der Herzog von Savoyen Victor Amadeus II., der unterdessen seine Rüstungen vollendete, unternahm auch in diesem Jahre einen Einbruch in die Dauphiné, wo er am 17. August Ambrun eroberte; vergl. unten XCII.

Monsieur le Baron de Blum dit dans sa lettre, que V. A. S. l'a defendu contre moy, et cependant je n'avois point pensé à l'attaquer et je n'avois dit que de choses à son esgard, dont je crois qu'il convient.

J'ay peur que si les Espagnols donnent au Duc de Savoye le Gouvernement du Milanois à vie, ils ne perdent entierement cet Estat; cependant je ne les blame pas s'ils le font.

Ce qu'on a mandé à V. A. S. que le feu Prince Frederic Auguste avoit eu de l'Empereur une declaration qui luy donnoit droit de succeder est une erreur; peut estre qu'il aura eu quelque declaration qu'on ne refuse à personne; scavoir que S. Mté. Imple. ne pretend pas qu'il luy soit fait aucun tort, mais cela ne signifie rien, et on n'a pas pretendu de luy en faire**). Aussi n'a-t-on introduit aucune nouvelle primogeniture, mais executé seulement celle qui estoit déja, qui avoit esté interrompue en quelques cas particuliers du consentement des interessés***). Les conditions de paix sont contrefaites sans

---

*) Die Kaiserlichen nahmen am 26. Mai Groswardein mit Capitulation, von beiden Seiten ward aber der Feldzug dieses Jahres im Ganzen nur defensiv geführt.

**) Friedrich August, der zweite Sohn Ernst Augusts von Hannover, der Bruder Georgs des Erbprinzen (nachmaligen Königs von Grossbrittanien), war im Januar 1691 in kaiserlichen Diensten in Siebenbürgen bei einem Scharmützel mit den Türken umgekommen. Als Erbe der vom Wiener Hof unterstützten Prätensionen dieses älteren Bruders hatte Maximilian sich in die Nr. LXXIX. erwähnte Conspiration eingelassen.

***) Vergl. Spittlers Geschichte von Hannover II. und v. d. Decken's Georg I. Trotz der testamentarischen Theilung Georgs I. hatte Ernst August gleich nach seinem Regierungsantritt das Hausgesetz umgeformt und mit der Untheilbarkeit der Lande doute, et la France est encore bien loin de subir de telles Loix*).

Pleust a Dieu que la même rigueur fut exercée partout contre les faux monnoyeurs qui a esté exercée à Rheinfels. C'est une chose bien honteuse que tant de Princes et Comtes font battre de si mechante monnoye: il n'y a presque que l'Electeur de Saxe et la Maison de Bronsuic qui tachent maintenir tant qu'ils peuvent la bonne monnoye, mais comme on fondoit toute la leur, il ont esté obligés de la diminuer aussi. Toutes les années on fait battre au Harz plûs de 60/m. escus en espece.

La Secte des Hussites est esteinte**), cum majus lumen obfuscat minus, Huss ayant gardé bien de choses de l'Eglise Romaine, que les Protestans ont trouvé bon de changer pour se rapprocher de l'Antiquité. Il est vray qu'ils pouvoient se moderer un peu d'avantage, mais cela est difficile quand on vient à ces esclats.

---

das Erstgeburtsrecht in seinen Staaten definitiv eingeführt, wodurch sich die jüngeren Prinzen in ihren Rechten gekränkt glaubten. Die schon vor dem Ausbruch des Reichskriegs von 1688 von Ernst August erhobenen Ansprüche auf den Rang und die Würde eines Kurfürsten wurden jedoch im October 1692 durch einen Beschluss des Kurfürsten-Collegiums anerkannt. Siehe Nr. LXXXIII. und die folgenden Briefe.

*) Dies zeigte sich im Jahre 1693, als Frankreich dem Kaiser und Reich sehr harte Präliminar-Friedens-Anträge stellte.

**) Die Schlacht bei Prag 1620 bereitete zwar den Hussiten im Ganzen ihren Untergang, aber ihre Reste, die sich unter den Böhmischen Brüdern verlohren hatten, erlangten mit diesen unter Joseph II. als Augsburgische und Helvetische Confessionsverwandte, eine Freiheit ihrer Religionsübung.

Il me semble que Monsieur de St. Amour avoit raison à l'esgard des censures des Papes. Il est bien juste, que les personnes dont le Pape se sert dans ses jugemens ne soient point suspectes ny partiales*).

LXXXIII.

1692. 20/10. Februar.

Landgraf Ernst an Leibniz.

Vorläufige Erwiederung auf Leibnizens starken Brief vom 20/30. Januar. Die französische Harangue und der politische Charakter der Schweizer. Der Türkenkrieg, und das Einverständniss zwischen Ludwig von Baden und dem Kurfürsten von Baiern. Der Herzog Georg I. von Hannover, dessen Testament, und die gegenwärtige Zurücksetzung der nachgeborenen Prinzen, sowie des Hauses

---

*) *St. Amour*, ein Doctor der Sorbonne und ein standhafter Gegner der häufigen Messen und Communionen, hatte sich schon 1653 mit mehreren seiner Collegen der unbedingten partheiischen Verdammung des Jansenius widersetzt. An der Spitze der Augustiner (so nannten sich damals die Jansenisten) war er in Rom, als Innocentius X., durch die Jesuiten und andere Gegner des Jansenismus verführt, seine berühmte Bulle zur Verdammung der fünf Sätze des Jansenius herausgab. Er gab in einem späterhin herausgegebenen Journal Aufklärung über die zu Rom, wo ihm der Papst selbst seine Geheimnisse ausgelockt hatte, gespielten Intriguen. Vergl. Reuchlins Geschichte von Port-Royal I. Buch VII. Cap. II. 598 u. s. w. II., 647, 648 und Landgraf Ernst in dem folgenden Brief.

Wolfenbüttel. Ueber St. Amour's Journal und die Umstände der zu Rom 1653 geschehenen Verdammung der fünf Sätze Jansen's. Ein Ausspruch Luthers auf den Streit der Jansenisten und Jesuiten angewandt. Der französische Allarm im Rheingau und die Aspecten des Feldzugs am Rhein. Die Hussiten, die Protestanten und der nahe Untergang der englischen Episcopalkirche kurz vor der Restauration Carls II.

Celle cy est en réponse sur la vostre derniere du 22/12 de Fevrier; pour réponse de vostre plus grande et de deux semaines plus ancienne lettre je demeure (faute du temps et par abondance d'occupations) en arrierage; mais ne doutez que je ne vous la paye avec usure en son temps, dann es seind brocken darinne, je veux dire de pillules d'une un peu dure digestion pour moy, quoyque vostre bon amy, non plus loin pourtant quam ad Aras tantum *). J'avois deja veu cette harangue ou Memoire de l'Ambassadeur de France, laquelle en effet n'est qu'une flatterie; et comment est il possible, qu'il puisse demander une mediation des certains corps de bourgeois et qui plus est de paysans; ou aussi bien, et s'il ne fust autre inconvenient, on ne peut rien tenir de secret entre tant et tant et telles personnes, outre cela divisés en sentimens et passions de Religion; car l'affaire avec les Vaudois ne faudroit-il pas qu'il entrevint? J'ay moy même peur, que le Turc ne fasse lever les blocus de Waradein **), et souhaitterois qu'au lieu que le Prince Louis est allé se divertir en Boheme, il fust au moins demeuré à Vienne, ou au moins y fust retourné. Il y a plus d'un mois, quelqu'un mais non scais-je avec quel fondement a voulu parler d'une mesintelligence entre luy et l'Electeur de Baviere, et que pour cela luy n'a voulu y aller devant son depart, mais je ne le crois pas, les ayant toujours sceu en bonne intelligence, fort conformes d'humeur et même liés d'interest.

---

*) Bis auf den Punct des Altars oder der katholischen Kirche.

**) Diese Besorgniss wegen Groswardein, welche auch Leibniz theilte, war unbegründet.

Asseurement que j'ay defendu Monsieur le Baron de Blom, contre le soupçon que vous aviez de luy, pourquoy il ne refutoit son livre, ou plustost escrit, de Messes privées, qu'il avoit à l'age de 22 ans comme un escolier autrefois estant encore Lutherien escrit à Helmstatt.

Je ne suis pas (pour confesser et dire ingenuement la verité) tant d'accord avec vous, que le Testament du feu Duc George (que je me souviens avoir veu danser avec ses cheveux tout gris et en un habit d'etoffe noire et en bottes de maroquin blanc et de grandes esperons et roues d'argent à la salle dorée de Cassel) doive estre ainsi en effet annullé, ce qu'aussi bien non seulement dans la maison même donne et cause des jalousies et envie, mais de quoy tous les voisins tant Protestans comme Catholiques s'alarment, et qu'après tout (NB. entre nous deux neanmoins le soit dit) la lignée de Wolfenbuttel ne voye pas volontiers; bien qu'au reste je ne participe à aucun secret de ces louables et du leur se contentans Princes, et en parle ainsi seulement et uniquement par conjecture.

La secte des Hussites est perie, et ainsi on peut arriver à d'autres; car mille années devant Dieu qu'est que c'est?

Je continue encore en la lecture du Journal de St. Amour; mais où est ce que le Pape Innocent X auroit jamais pû trouver de Cardinaux, Prelats et Theologiens, que ces Messieurs les Jansenistes n'auroient accusés de prevention et de partialité; pour Albizzi *) et quant à celuy là, un peu moins de passion et plus de retenue, ne fust ce esté que par terme de politique et civilité seulement, quant à moy, je crois, luy auroit bien sied et convenu; mais aussi et de l'austre costé ces Deputés Jansenistes estoient par fois fort chauds et importuns, pour ne dire tout à fait opiniastres; bien que pour cela je ne veux ny en tout excuser leurs antagonistes; enfin j'ay peur qu'avec Martin Luther il ne faudra exclamer, comme il fit jadis à l'occasion de son debat avec Carlstatt, que comme cette querelle ne s'est faite pour Dieu, qu'ainsi aussi pour luy elle ne finira pas. Car quoyque selon mes principes de Religion je ne peux tenir le Docteur Martin Luther que pour ce qu'il nous a esté, et peut estre, neanmoins et non obstant cela, il a dit parfois, et qui plus est, contre son gré, et à la confusion de luy et de sa Religion, de bonnes verités comme Caïphe qui prophetiza.

Pour les affaires publiques nostre alarme au Rhingaw a cessé dès que le temps a changé et qu'on y a mis plus du monde, ce que de bien plustost on devroit avoir fait, et ainsi avant avoir laissé noyer le veau ou l'enfant aux puits. Au reste il y a eu grace à Dieu fort peu de mal, et non plus que cinq ou six maisons brulées, et un peu de pillerie, quelques personnes faites prisonnieres; mais le plus grand mal est la perte de la reputation, de n'avoir pas empeché cinq ou au plus six cens chevaux et Fantassins à passer et penetrer par dessus

---

*) Franciscus *Albicius* aus Cesena, Advocat, welcher als Consultor St. Officii in der Jansenistischen Streitigkeit einen grossen Eifer, Scharfsinn und Gelehrsamkeit entwickelt hatte, und desshalb 1654 zum Cardinal erhoben worden war.

le Rhin, et d'avoir donné de telles alarmes, qu'il faut bien que nos ennemis s'en mocquent et nous en mesestiment.

L'Electeur de Baviere n'est pas encore, qui je sçache, passé pour Cologne. Nous attendons de moment en moment que les glaces d'icy s'en aillent aussi, comme celles de la Moselle et du bas Rhyn ont deja fait avec grand dommage des moulins et ponts à Cologne.

P. S. Vous me faites bien rire, de ce que vous dites de la secte des Hussites qu'elle est perie et esteinte, comme majus lumen obfuscat minus; comme si d'estre allé du costé des Protestans, d'une erreur et division, Schisme et absurdité dans l'autre, se pust plustost appeller lumiere que non tenebres; scavez vous aussi bien une chose, et l'avez vous bien observé, que sans le retablissement si inopiné du Roy Charles second, c'estoit tout autant que fait avec la Secte Anglicane Episcopale *), puisqu'il ne restoit plus, à ce que je me souviens, que trois personnes qui avoient conservé la succession personnelle Episcopale en ce Royaume là **). D'un costé vous estes un homme

---

*) Landgraf Ernst nennt die englische bischöfliche Kirche, welche mit Ausnahme des Papats grosse Aehnlichkeit mit der römisch-katholischen in ihrer Hierarchie bewahrte, um desswillen eine Secte, weil sie das Papat verworfen und in ihrer Lehre sich der reformirten von Calvin ausgegangenen Kirche genähert hat.

**) Diese Behauptung gründet sich, abgesehen von dem angeführten historischen Umstand, darauf, dass sich in England ein wahres Episcopat im Sinne der katholischen Kirche mit der ausschliesslichen Fähigkeit zur Ordination erhalten hatte, und in ununterbrochener Folge oder Succession sich an die Reihe der altkatholischen Bischöfe anschloss: wenn gleich die Ordination (ordo), wodurch das Clericat erworben wird, asseurement fort scavant et de grande experience, mais de l'autre costé je ne sçais si vous vous estes tant appliqué à la lecture en matiere de controverses, et si entre autres vous avez jamais lu les oeuvres de controverses du Cardinal du Perron et de semblables, car alors vous (comme homme d'esprit) ne pourriez jamais ny avec aucune vraysemblance dire que les Protestans se soient rapproché à l'Antiquité. Oh bon Dieu! qu'est ce, et combien il ne s'en faut?

---

dort keineswegs, wie in der römisch-katholischen Kirche, zu den Sacramenten gerechnet wird. (Siehe den Artikel *Ordination* in der Encyclopädie von Ersch und Gruber.) Uebrigens erhob sich die Episcopal-Kirche in England gleich nach der Restauration Carls II. schon durch ihre enge Verknüpfung mit den Interessen der Aristocratie.

LXXXIV.

1692. 21/31. März.

Leibniz an Landgraf Ernst.

Entschuldigung harter Ausdrücke in dem Briefe vom 20/30. Januar. Die Prozessschriften über den falschen Arnauld. Die trefflichen Memoiren Sir William Temple's, deren Folge und Inhalt. Daraus gezogene Charakteristik des grossen patriotischen Wilhelms von Oranien und des für Europa verderblichen Cabinets Carls II. Unionsproject des Bischofs von Neustadt weder von dem Landgrafen noch von dem Herrn von Blum richtig verstanden. Eine Bücherauction zu Leipzig. Die Statthalterschaft des Kurfürsten von Baiern in den Niederlanden. Die Streitkräfte der Alliirten gegen Frankreich, und der Hauptkriegssitz in den Niederlanden. Bellarmin, kein Anhänger des Molina. Leibnizens Meinung über die Lehre der Thomisten.

La derniere de V. A. S. m'a paru bien differente de tant d'autres, que j'avois eu l'honneur de recevoir de Sa part; si j'avois pû m'imaginer, qu'Elle ne seroit pas contente de mes expressions, je les aurois reformées, ou plustost j'aurois passé toute cette matiere là: cependant je suis bien assuré de n'avoir rien dit de contraire à ce grand respect, qui est dû tant au rang, qu'au merite de V. A. S., et ce que j'avois dit sincerement et ingenuement sur quelques points, où nous ne sommes pas d'accord, ne pouvoit pas à mon avis deplaire à un Prince, qui aime tant la sincerité, et qui voit, et sçait luy même une bonne partie de ce que j'ay dit, pour ne dire le tout. Si V. A. S. avoit marqué en particulier, en quoy elle n'est pas contente de la matiere ou de la forme de ma lettre, j'aurois pû me justifier et luy faire toucher au doigt mon innocence à l'égard de la forme, et mes raisons quant à la matiere.

Je remercie tres humblement V. A. S. de la communication des pieces qui concernent la suite du procès entre le veritable et le faux Arnauld. Je n'en ay plus rien communiqué à ceux qui publient les actes de Leipzig, parceque V. A. S. me l'avoit defendu, et je suis très exact à suivre ses ordres. — Madame la Duchesse a receu les Memoires de Monsieur Temple[*], qui avoit été Ambassadeur du Roy de la Grande Bretagne, tant à Aix-la-chapelle, qu'à Nimwegue: ils contiennent les negociations depuis l'an 1672, qui fut celuy de la rupture, jusques à 1679, où se fit la paix de Nimwegue. Il a fait trois parties de Memoires, mais ce n'est que la seconde qui a esté publiée, malgré l'Auteur, les autres s'estant trouvés parmy les papiers de son fils, qui s'est noyé. Cependant l'Auteur ne doit pas estre faché de cette publication, qui est en Anglois, mais on m'a dit que la version françoise paroistra bientost, ou est peut estre déja publique, sans cela j'envoyerois à V. A. S. un ample extrait de ce livre; je ne laisseray pas d'en dire quelque chose icy. Ce que je trouve là dedans de plus considerable, ce sont à mon avis les frequentes conferences que Monsieur Temple a eu avec le Prince d'Orange en personne, qui donnent effectivement une tres haute idée de la fermeté du jugement, et des bons sentimens de ce grand Prince. La France luy faisant des grands offres pour luy asseurer la Souveraineté du pays, lors que l'Estat estoit encore à deux doigts de sa perte, et que la crainte d'un hyver rude faisoit apprehender pour le reste de Provinces, où les François pouvoient percer à la faveur de glaces; et un de plus intimes serviteurs du Prince disputant avec luy, et luy demandant enfin s'il avoit pensé où il iroit apres la Hollande perdue, il répondit d'y avoir déja pensé, et qu'il aimoit mieux aller chasser sur les petites terres, qui luy resteroient en Allemagne, que de vendre son honneur en trahissant l'Estat. Par apres les Alliés faisant mal leur devoir, Monsieur Fagel même dit à Monsieur Temple, qu'il falloit enfin penser à une paix particuliere et qu'il ne connoissoit personne en Hollande, qui fut d'un autre sentiment. Monsieur Temple l'ayant rapporté au Prince, il luy dit: j'en connois un pourtant, et c'est moy, j'espere de l'empecher ou de la reculer au moins au peril de ma vie; et en effet la guerre dura encore deux ans apres, et même si le Roy d'Angleterre n'avoit changé les mesures prises avec le Prince, la France auroit esté forcée à une paix raisonnable. Le Prince estant en Angleterre ne voulut point entendre parler des conditions de la paix avant le mariage reglé[*]), et il estoit sur le point de s'en retourner, lors que le Roy se relacha. Si les Estats n'avoient pas precipité les traités, les Espagnols auroient encore eu Tournay, outre Ath, Charleroy et Oudenard. Tout fut gasté par une depeche, que Monsieur du Cros (qui a esté autresfois moine de l'Ordre de St. Dominique, puis fut employé par les Suedois en Angleterre, et s'estoit insinué aupres de Monsieur Barillon, et par apres envoyé par le Roy de Dannemarck en Pologne, mais mal receu à cause de sollicitations du Nonce, et qui se trouve maintenant depuis quelques jours en nostre Cour) porta d'Angleterre à Monsieur Temple, elle avoit esté ajustée un matin dans la Chambre de la Duchesse de Portsmouth[**]), cela acheva de determiner les Etats, qui ne pouvoient plus prendre asseurance sur les declarations du Roy d'Angleterre; il survinrent par apres d'autres depeches contraires, mais il n'estoit plus temps. C'est là la source des maux publics, qui menacent l'Europe de l'esclavage, ou du moins de guerres continuelles pour remettre la France dans l'équilibre *).

---

[*] Siehe Nr. LXXIX.

---

[*]) Zwischen Wilhelm und Maria, der Tochter Jacobs II.
[**]) Die Maitresse Carls II.

J'ay esté surpris qu'il semble que V. A. S. aussi bien que Monsieur le Baron de Blum n'ont pas encore bien pris mon sentiment sur la negotiation de Monsieur l'Evesque de Neustadt, et cela m'a forcé de m'expliquer dans le papier cy joint **). J'y joins encore un catalogue d'une Auction, qui se doit faire à Leipzig, que je viens de recevoir, si V. A. S. me peut encore donner des ordres en cas qu'elle en desire quelque chose, je ne manqueray pas de les executer, ou bien elle pourra y faire escrire par la voiture pour gagner le temps.

P. S. L'Electeur de Baviere n'a point voulu donner l'administration de la Baviere à quelque Prince, et il s'est contenté à y establir quelque espece de gouvernement; les Ministres de Baviere se sont formalisés du bruit qui avoit couru de l'Evéque de Passau, et du Prince de Sultzbach: il y aura trois Administrateurs principaux.

L'Empereur fait estat d'avoir 20/m hommes de trouppes auxiliaires en Hongrie. Il y aura 1000 de nostres (pour le moins) puis Suedois, Monasteriens, Danois, Irlandois, sans parler des recrues de Brandebourg. L'Empereur y joignant 30 mille des siens, sera capable de tenir teste aux ennemis. On assecure que la flotte seule d'Angleterre sera 109 voiles; 6 du premier rang; 12 du second, 33 du troisieme, 38 du quatrieme, 13 du cinquieme, 7 du sixieme. On pretend qu'elle sera en mer plustost que jamais. On croit par le moyen de la flotte de mettre la France en jalousie du costé de la mer, et l'obliger d'envoyer de trouppes pour garder ces costés, ce qui affoibliroit ses Armées en Flandres et ailleurs. Je suis du sentiment de V. A. S. que ce n'est pas sur le Rhin, mais plustost au Pays bas, où la France pretend à present faire de progrés, elle se peut contenter sur le Rhin, de ce qu'elle y a presentement, le reste ne luy echappera pas, si elle l'emporte en Flandres. — Ce qu'on a mandé de Rome à V. A. S. que le Cardinal Bellarmin[*] a esté plustost pour St. Augustin, que pour Molina, est tres veritable et se reconnoit clairement par ce que Bellarmin dit dans ses controverses sur la grace et sur la conversion de l'homme; cependant quoyqu'il n'approuvoit pas les sentimens de Molina, neanmoins l'affection qu'il avoit pour son Ordre, le faisoit travailler aupres du Pape, pour empecher, que les sentimens de Molina, devenues fort communs parmy les Jesuites, ne fussent censurés. Pour moy je tiens qu'on ne sçauroit donner tort en tout, ny à St. Augustin, ny à Molina, et qu'il y a quelques fois un milieu à prendre[**]. Ce sentiment des Thomistes[***] me paroist assez raisonnable, et les predeterminations physiques sont une chose, dont à mon avis on ne se sçauroit passer, quand on veut traitter la matiere à fonds.

---

*) Vergl. ausser Heeren's H. der G. des Europäischen Staatensystems 236 u. s. w. Ludens Biographie Sir William Temple's.

**) Siehe das folgende deutsche Schreiben.

---

[*] Robert *Bellarmin*, ein Florentiner, der berühmteste und gelehrteste Jesuit und Controversist der katholischen Kirche. Vergl. die Anmerkung zu Nr. LXIX.

[**] Siehe Nr. LXXVII. und vergl. überhaupt Leibnizens theologische Schriften bei Dutens Tom. I.

[***] Die Thomisten, Anhänger des 1323 canonisirten seraphinischen Scholastikers Thomas von Aquino, und Domini-

J'avoue que les escrits du Card. du Perron*) sont dignes d'estre estimé, mais avec tout cela, ce qu'il rapporte des Pères souffre une infinité de repliques. On n'a qu'à luy opposer les escrits de Monsieur Daillé, pour avoir une veritable idée de l'antiquité, il faut puiser dans les sources**). Monsieur du Pin, Dr. de Sorbonne, reconnoit que le Purgatoire ne se sçauroit prouver par les Auteurs de trois prémiers siecles: je souhaitterois que V. A. S. eût la Bibliotheque Ecclesiastique de cet Auteur***).

---

caner, hatten eine milde bekehrende Gnadenwahl angenommen und sich von der strengen Augustinischen Prädestinationslehre entfernt.

*) Vergl. die Einleitung über Landgraf Ernsts Bekehrung durch Du Perron.

**) Joh. *Daillé* (Dalläus), reformirter Prediger zu Charenton bei Paris, 1659 Präsident der Synode zu London, schrieb mehrere noch jetzt geschätzte Werke gegen die Traditionen der römischen Kirche und über deren den ersten drei Jahrhunderten unbekannten Irrlehren und abgöttische Gebräuche. † 1670.

***) *Du Pin*, ein französischer Theologe und Anhänger der Jansenisten, gab seit 1692 sein Buch de antiqua ecclesiae disciplina und seine berühmte Bibliotheque des Auteurs ecclesiastiques heraus; Bossuet durch den römischen Hof gegen ihn aufgehetzt, gebot ihm den Titel dieser Bibliothek zu ändern, und binnen drei Jahren nichts zu schreiben. Er ward nachher Hauptvertheidiger der gallicanischen Kirchenfreiheiten († 1719).

LXXXV.

1693. 11/21. März. Hannover.

Leibniz an Landgraf Ernst.

Deutsche unumwundene Erklärung Leibnizens über das Unionsproject, gegen die Einwürfe des Landgrafen Ernst und des Herrn von Blum, mit Rücksicht auf die Stellung Deutschlands zu Frankreich.

Ich kan mich nicht genugsamb verwundern über die ohngleiche Judicia eines so erleuchteten Herrens als des Landgraff Ernsten Durchl. und eines so hochverständigen Mannes, als der Herr Baron von Blum ist, betreffend dasjenige, so Ich von des Herrn Bischoffs zu Neustadt Vorhaben gemeldet. Dann Ich sehe, dass man noch nicht einmahl statum quaestionis einnehmen können, oder wollen; geschicht nun das bey solchen Personen, was soll man nicht von andern erwarten, die entweder den Verstand oder die Beliebung nicht haben, dergleichen gründlich zu fassen; darumb ist es kein Wunder, dass es mit andern weit höheren Fragen so ohnwichtig hergehet, und fast niemand ordentlich, deutlich, bündig davon redet oder schreibet, und dann sagt mann, die Controversen wären unaufflösslich und ohnendlich; ja freylich müssen sie es wohl seyn, wann mann also damit umbgehet, kompt mir eben vor, als wann mann im Rechnen keine gewisse Zeichen hätte, sondern bald ein V für ein X und ein X für ein V mächte, so würden die Rechenmeisters miteinander gar nicht zutreffen, sondern ein Jeder würde sein eigen facit finden; oder alss wann die Apotheker ihr quid pro quo ohne Unterschied brauchten, und pro sanguine Draconis, sandaracam*) nehmen wolten, was würden das für Ketzereyen seyn?

Die Sache an sich selbst betreffend, so ist es ja mein Werck nicht, sondern ist von Kaiserlicher Majestät selbst recommendirt, vom Herrn Bischoff zu Neustadt vorgetragen, von den Braunschweigischen Theologen auch gewissermassen gebilliget worden, und ist der Herr Bischoff mit Ihrer Erklärung vor der Hand gar begnüget gewesen; auch andere vornehmere Geistliche, Römisch-Catholischen Theils, haben nicht wenig Staat davon gemacht. Was Ich auf Befragen davon geschrieben, kompt dahin auss: Ob Ich schon zweiffle, dass die Sache gestaldten jetzigen Umbständen nach vollkommen thunlich, ja vielmehr das Gegentheil glauben müsste; so hielte Ich sie doch dessen ohngeachtet vor nützlich und wichtig, weil damit ein Grund geleget würde, darauf vielleicht die Nachwelt bauen könte; und sey die Frage demnach nicht de praxi oder hypothesi, sondern de theoria oder thesi an sich selbsten, *wann nehmblich die Gemüther der Menschen darzu geneigt wären, ob alsdann eine solche Arth der Vereinigung, mit gutem Gewissen ohne Verletzung der Principien ein und andern, theils geschehen könte, und folglich (positis ponendis) denen Gesätzen der christlichen Liebe nach auch geschehen solte.*

Ohngeachtet Ich mich nun zum öffteren auf die gethane Einwürfe erkläret, dass dieses meine Meinung und die eigentliche Frage seye, so hilft doch das alles nicht, mann fället immer wieder auff allotria, und will mir mit Gewalt aufbürden; Ich hielte die Sache anjetzo für practicabel und hoffbahr; und disputirt angeblich dargegen, anstatt mit Ja, Nein, oder Unterscheidung auff den Hauptpunct zu antworten. Ich habe auch zur Genüge zu erkennen geben, dass die Frage nicht seye, ob mann von der Lehre des Concilii zu Trident, oder der Augspurgischen Confession eines- oder anderntheils abweichen solle, und dennoch objicirt mann, es seye an eine solche Abweichung nicht zu gedenken.

---

*) Statt Drachenblut rothe Farbe oder Operment.

Wann der Herr Baron von Blum sagt, *dass einige vornehme Doctores ganz milde interpretationes des obigen Concilii geben, seye nicht dahin angesehen, ob wolten sie solches alteriren, sondern allein umb den Protestirenden den Weg zu faciliteren, damit sie sich demselben unterwerfen mögen*, so finde Ich solche Wort etwas dunckel und misslich; entweder die mildere Erklärungen seynd dem wahren Verstand des Concilii entgegen, oder nicht; seynd sie dargegen, so folget eines von beiden, entweder diese Doctores wollen das Concilium alteriren, oder sie wollen die Protestirenden betrügen; seynd sie nicht entgegen, so muss mann nicht sagen, diese interpretationes seyen nur allein angesehen, die Protestirende herbei zu bringen, oder gelten nur so lang biss mann den Zweck erreichte, sondern mann muss zugeben, dass auch ein Römisch-Catholischer sie also annehmen und glauben möge, ja, mann soll sie vielmehr, soviel mann mit gutem Gewissen kan, unter den Römisch-Catholischen selbst ausbreiten, und dardurch den Weg zur Einigkeit desto mehr bahnen. Ich verstehe auch nicht allerdings die darauf folgende Worte: *continua praxis Ecclesiae stehe im Wege;* soll es die Meinung haben, continua praxis Ecclesiae stehe in denen interpretationibus im Wege, so den Protestirenden näher kommen, und mann verstehet per continuam praxin, was aus der Ersten Kirchenheit biss anjetzo in Uebung blieben, so zweiffle Ich, ob solches im Wege stehe: meint mann aber darmit die heutige

Gewohnheiten, so muss man bedenken, dass Viele grosse von gelährten und gottesförchtigen Geistlichen Römischen Theils verworffene, unter dem gemeinen Mann durch die Mönche und Bruderschaften eingerissene Missbräuche gar nicht praxin Ecclesiae machen, sondern vielmehr gut, dass durch der Protestirenden Gegengewicht solche zurückgehalten werden; ohne die Protestirende und sogenannte Jansenisten und Ihresgleichen würden solche Nichtigkeiten und Missbräuche, sonderlich in materia cultus, überall mehr eingerissen seyn, auch der höchst schädliche Probabilismus die Ueberhand genommen haben. Zwischen dem Pabst und Frankreich ist jetzo die Frage gar nicht von der Hauptsache, und will der Pabst den Franzosen gerne Ihre Meinung lassen, nur aber nicht leiden, dass die Römischgesinnten mit Censuren belegt, und in Frankreich unterdrückt werden, wie der Herr P. Assistent Truchsess in seinem Schreiben selbst wohl unterschieden. Derowegen siehet mann, dass wohl unterschiedene Meinungen auch in wichtigen Dingen in einer Kirchen beisammen stehen können, und habe Ich bereits zum öfftern angeführt, nicht aber wiederlegt gesehen, *dass die in den Römischen Kirchen schwebende Controversen von grösserer Wichtigkeit seyn, als diejenige, so der projectirten Vereinigung nach, zwischen den gantzen Römischen Catholischen, und der Evangelischen oder Nordischen Parthey übrig bleiben werden.*

Dass schliesslichen der Herr Baron Blum sagt, wann Chur- und Fürsten des Reichs nicht besser zusammen halten (addo: und sich mit anderen Ernst und desinteressement, alss bisshero angreiffen) dürfte Frankreich praevaliren, und Teutschland (ich verstehe sowohl das Römische als Protestirende) mit der Zeit kein ander Tractament, als die Huguenotten in Frankreich zu erwarten haben, ist leider! nur allzu wahr, und erfährt's bereits der Rheinstrohm; Donau, Elbe und Weser dürfftens auch empfinden; doch kan sich noch viel ändern, und Gott wird alles zu schicken wissen, vielleicht aber vorher Teutschland ferner züchtigen, weil es noch so ohnempfindlich.

Es würde eine Monarchia Universalis der Kirchen selbst gefährlich seyn, dann mann siehet, was ein mächtiger, verständiger und absoluter Herr vermag*).

Wann einem solchen Herrn etwas in den Kopf kompt, kan Ers leicht machen, wie Henricus Octavus in Engelland, doch stehet alles bey Gott, der das Hertz der Gewaltigen in seinen Händen hat, und seine Zeit schon treffen wird, besser, als wir versehen etc.

LXXXVI.

1692. 18/8. April.

Landgraf Ernst an Leibniz.

Entschuldigung des Landgrafen wegen seines Rückstandes in Antworten. Spener, Petersen und die Secten der protestantischen Kirche als Hinderniss der Union. Das Fegefeuer der ersten Kirche. Der bevorstehende Feldzug. Die Zwistigkeiten zwischen Hannover und Wolfenbüttel. Rangstreit der Prinzessinnen zu Wien. Schlechte Kriegsanstalten in den spanischen Niederlanden. Die Geschichte Carl Ludwigs von der Pfalz und dessen Geschwister.

---

*) Ludwig XIV.

Je vous suis desormais tellement redevable de réponses d'un temps à l'autre que j'en ay quasi honte; mais tant et si diverses, et qui plus est, facheuses affaires d'un temps à l'autre m'ont continuellement empeché de vous escrire et répondre, que si vous estiez icy sur le lieu, vous vous estonneriez, comme je peux subsister; aussi à divers autres de mes correspondants il m'a fallu faire en partie banqueroute.

Celle cy donc est en réponse sur la vostre de Hannover du 31/21 du mois passé, où je feray par exprés abstraction de differens theologiques, bien qu'il y auroit beaucoup et un champ large de matiere d'en traitter, sur tout depuis la Patente de Zell gueres favorable au Dr. Spener, et à tous ses d'une ou d'autre façon adherans Pietistes, Chiliastes, Visionnaires*), et qui pourra un jour entrainer un grand schisme, où vous aurez bien plus de sujet de ne plus tant songer de reunir les Lutheriens avec nous (chose à cause de trop divers principes et prejugés tout à fait impraticable) comme de plustost trouver de moyens à esteindre le feu en la propre Maison, c'est à dire en vostre Religion. Et en cette matiere entre Zell et Wolfenbuttel et en la Duché de Hannover, qu'est ce qu'est devenu, ou devient le Superintendant de Zell*)? Il ne se peut dire comme le Dr. Spener a perdu son credit et reputation aupres de la plus grande partie de zelés et veritables Lutheriens en Allemagne, et il court risque de se perdre et de devenir enfin Calviniste.

---

*) Unter den Hauptschwächen oder Malicen des Landgrafen Ernst gehört es, dass er den edlen frommen Spener und dessen nächste Anhänger, welche weit entfernt von der heuchlerischen Bigotterie des verderbten französischen Hofes sich der Sittenreinheit und des praktischen Christenthums befleissigten, bei jeder Gelegenheit mit den apocalyptischen den Untergang der Welt predigenden Chiliasten und Visionnairen zusammenstellt; wenn gleich Spener sich in dem Urtheil über die Lüneburgische Hellseherin, von Asseburg, compromittirt hatte. (Vergl. Guhrauer a. a. O. II. 154. Beil. II. 12. 13.) Was Leibniz selbst über die voreilige und schädliche Erfindung der Partheinamen, Pietisten, Quietisten, Chiliasten u. s. w. urtheilt, und welche weise Regeln er über die Duldung unschädlicher Secten gibt (statt durch ihre Verfolgung das Feuer mit dem Blasebalg anzufachen) findet man in seinen Briefen an die Kurfürstin Sophie. (Guhrauer II. 45. 46.) Vergl. auch unten Nr. XCIV.

Que vous dites, que Monsieur du Pin, celebre Docteur de Sorbonne, ait proferé, que durant les trois premiers siecles on n'ait rien sceu du Purgatoire, transeat de nomine; mais doutez vous de l'effet d'iceluy, qui n'est autre que la priere pour les morts, de la quelle Calvin convient, qu'en la primitive Eglise on ait déja usé, et de quoy on a tant et si diverses et authentiques preuves**)? Pour des affaires de guerre, tant que l'herbe ne pousse, ou on ne soit de hors, cequi ne sera qu'en six se-

---

*) Joh. Wilh. *Fetersen*, ein Anhänger Spener's und excentrischer Kopf (der das tausendjährige Reich nach der Apocalypse behauptete). Da er so weit ging, die Visionen nicht nur des Fräulein von Asseburg, sondern auch seiner eigenen Frau für göttliche Offenbarungen zu halten, die man predigen müsse, so sah er sich genöthigt 1692 sein Amt zu verlassen; lebte aber nachher unter dem Schutz des Kurfürsten von Brandenburg. Siehe dessen Authobiographie vom Jahre 1719 und vergl. Leibniz in Nr. XCIV.

**) Vergl. über das Fegefeuer als eine der Habgier der Priester und Mönche erspriessliche Erfindung, die Streitschriften Landgraf Ernst's mit Drelincourt in der Einleitung. Erst im Jahre 994 hat Odilo, Abt von Clugny, eine Andacht für die Erlösung aller vom Anfang der Welt abgeschiedenen gläubigen Seelen *aus dem Fegefeuer* angeordnet, und dadurch *dem Feste aller Seelen* den Ursprung gegeben. Ueber die davon verschiedene Fürbitte für die Todten, siehe Nr. XCIV.

maines, on ne pourra pas beaucoup parler des operations militaires. Attendons donc jusques au premier de Juin: Dieu veuille cependant et entre temps que Grand Waradin ne soit secouru, c'est ce que je n'apprehende pas peu. Au reste il semble que l'harmonie entre les maisons de Wolfenbuttel et de Hannover diminue, et quod facies illorum non sit amplius sicut heri et medius tertius, et ce 1) à cause de la jonction de deux Etats de Zell et de Hannover en une seule Regence et primogeniture; 2) à cause de l'Electorat qu'il semble estre de nouveau desiré de Hannover, et que Wolfenbuttel comme celle, qui a la precedence, ne voit point volontiers, à quoy 3) survient cette affaire de Religion; car à ce qu'il me semble, Wolfenbuttel et Zell sont d'accord contre le Docteur Spener et ses adherans; tellement que, quand le Duc de Zell viendra un jour à mourir, voylà qu'en l'Estat d'Hannover même on sera partagé sur ce chapitre là.

Vous aurez déja sceu, quelle dispute de rang il y a à Vienne, et ce que la Princesse de Baden, née Princesse de Saxe Lauenbourg, pretend de ne point donner la main chez elle aux Princesses nationales Autrichiennes, et en particulier point à la Princesse de Schwartzenberg; sur quoy un de ces jours je vous envoyeray mon sentiment, soit en Allemand ou en François; mais que pour quelque respect je ne crois pas d'estre de vostre goust. On parle encore, mais je ne sçais pas, si avec fondement, comme si les deux Regiments Cuirassiers Bavarois devroient descendre sur le Rhin depuis Wertheim et Miltenberg sur des radeaux jusques à Bonne, desquels bois par aprés on rebatiroit la dite ville de Bonne, et cependant la Cavallerie reposeroit et espargneroit le pays. On dit, mais encore cela souffre caution, et ne seroit pas bon, qu'il fut ainsi, comme si le Duc de Baviere avoit trouvé fort peu de monde effectif au Pays bas, que là, où moy j'avois autrement creu, que les Espagnols avoient au Pays bas, c'est à dire avec et dans les garnisons, aumoins trente mille hommes d'infanterie, et dix mille chevaux et Dragons, il n'y en a pas, ny bien loin la moitié seulement; et partout et non obstant cela quel grand argent est ce, que le Roy Catholique ne tire autant du Pays bas, comme de l'Espagne il y en envoit, et neanmoins où est ce que cela ne va; et c'est de ce que les François sur tout à Rome et en divers lieux Catholiques se servent adroitement, pour artificieusement representer, comme la Religion est en un manifeste danger au Pays bas Espagnol, puisqu'il n'y a que de seuls Protestans Anglois et Hollandois seulement dans les places fortes, et quasi point de leur Religion.

Je ne sçais aussi, si vous n'aurez déja veu un livret en françois, nommé: »la vie et les Amours de Charles Louis, Electeur Palatin *)«, mais qui est fort imparfait, jusques à la même qu'il a oublié de mettre au lieu de huit enfans masles du feu Electeur Frederic, jadis appellé le Roy de Boheme, il n'en a mis que six, et a oublié les Princes, Maurice, peri en mer, et Philippe, tué en la bataille de Retel; outre tant et tant d'autres de plus importantes particuliarités. Si seulement j'avois le temps, j'en escrirois un traitté et histoire bien plus particuliere et complete, de laquelle un jour je vous envoyeray un exemplaire, sed, quia veritas odium parit, point imprimée, et

---

*) Es war eine chronique scandaleuse besonders über das Liebesverhältniss Ludwigs zu der Gräfin von Degenfeld, sowohl vor als nach der Trennung von seiner rechtmässigen Gemahlin Charlotte von Hessen, Tochter der Landgräfin Amalie von Hessen. Vergl. über Ludwig, Leibniz in dem Briefe Nr. XCIV.

je doute même que vostre Duchesse, quelle verité, sincerité et discretion il y aura, neanmoins ne la voudra pas voir de si bon oeil.

LXXXVII.

1692. 16/6. Mai. Hannover.

Leibniz an Landgraf Ernst.

Die neue Hannövrische Kurwürde, und die nächste Aussicht für Hessen-Cassel. Die Absendung Hannövrischer Hülfstruppen für den Kaiser. Die Besorgniss einer französischen Landung in England.

Quoyque le bruit qui court, de la dignité nouvelle, que L'Empereur destine à Monseigneur le Duc mon Maistre, ne puisse estre inconnu à V. A. S. neantmoins comme la chose paroist maintenant asseurée, par la lettre de sa Majesté Imperiale, et par les Declarations de son Envoyé, Monsieur le Comte de Breiner; j'ay crû que mon devoir estoit d'en informer V. A. S.*)

Messeigneurs les Electeurs Catholiques n'y ont pas esté moins favorables, que les Protestans**) et je ne sçais pas,

---

*) Nach zweien zwischen dem kaiserlichen Hofe und den Herzogen von Celle und Hannover im März 1692 geschlossenen Verträgen, ward die Braunschweig-Lüneburgische damals neunte Kurwürde, deren erstes Project nach Leibnizens Brief XCIII. von dem Kurfürsten von Brandenburg ausging, durch die den Kurfürsten am 27. Mai von dem Kaiser gethane Eröffnung kund gethan.

**) Mainz, Baiern, Sachsen und Brandenburg stimmten même, si le Nonce du Pape voudra protester comme Fabio Chigi avoit fait autresfois.

Quoyqu'en effet on sçache assez, quelle force de telles protestations peuvent avoir, je crois que nous avons fait une planche, sur la quelle Monseigneur le Landgrave de Hesse-Cassel passera un jour*). Et dans le fonds à bien examiner les choses, il semble qu'il est juste, que dans un Estat le pouvoir de droit, et le pouvoir de fait, c'est à dire l'Authorité et la puissance aillent du pair. Peut estre que toutes nos troupes iront en Campagne, celles qui sont destinées à aller en Hongrie (excepté quelques Compagnies jointes à celles de Zell, qui prennent encore le chemin de la Hongrie) auront leur rendez-vous à Northeim la semaine qui vient. J'espere que le bruit de la descente, que les François meditent en Angleterre, sera sans effet**). La Reine***) pour plus de seureté, avoit contremandé l'embarquement de quelques Regiments destinés en Flandres, mais le Roy Guillaume a témoigné, que cette precaution ne luy paroissoit point necessaire.

---

im Allgemeinen bei, worauf der kurfürstliche Majoritätsbeschluss im October erfolgte; Trier, Cöln und Pfalz protestirten. Siehe die folgenden Briefe.

*) Erst Landgraf Friedrich I., König von Schweden, erlangte desshalb eine Zusicherung durch Carl VII., worauf diese Sache in Folge des baldigen Todes dieses Kaisers, der neuen Erhebung des Oesterreichisch-Lothringischen Hauses und des siebenjährigen Krieges bis auf Wilhelm IX. beruhte.

**) Dieses Landungsproject ward vereitelt durch den Seesieg der Britten bei la Hoque am 29. Mai 1692, der ihnen auch für die Folge die Ueberlegenheit sicherte.

***) Maria, Gemahlin des Königs Wilhelm III. († 1695).

LXXXVIII.

1692. 14/4. Juli. Hannover.

Leibniz an Landgraf Ernst.

Du Cros, Brueys, Noris und Hardouin. Der Krieg in den Niederlanden und am Rhein. Die Gefangennehmung und der Process des Sächsischen Feldmarschall's von Schöning. Der Hannövrische Geheimerath Grote.

J'ay appris par ce que V. A. S. m'a fait marquer, qu'elle a receu mes lettres avec la lettre de Monsieur du Cros *) contre Monsieur Temple, jointe à ma derniere.

Ce Monsieur Brueis **), dont V. A. S. aura veu quelques ouvrages de controverse, a fait imprimer un nouveau livre, intitulé »l'Histoire du Fanatisme de nostre temps, et le dessein qu'on avoit de soulever en France les mescontens des Calvinistes«, mais je crois que ce pretendu Fanatisme ne sera autre chose, que les Propheties de Monsieur Jurieu et de ses semblables.

Le Pere Noris, nouveau Garde de la Bibliotheque du Vatican ***) a une guerre de plume avec le Pere Hardouin,

---

*) *Du Cros*, anfangs Carls XI. von Schweden, dann Holstein Gottorpischer Rath und Gesandter an dem englischen und anderen Höfen. Er gab mehrere Briefe in französischer und englischer Sprache gegen W. Temple heraus.

**) *Brueys*, seit 1682 Convertit, der sich eifrig bemühte die Hugenotten wieder zur römischen Kirche zu führen, und ihre Vertheidiger, unter denen Jurieu der heftigste war, einer fanatischen Rebellion beschuldigte.

***) Seit 1695 Cardinal, Gegner der Jesuiten.

Jesuite de Paris; tres sçavant homme, sur tout en matiere de medailles *); mais le Pere Noris est plus adroit à se faire des amis, au lieu que le Pere Hardouin a choqué les gens par ses manieres d'escrire pleines de fierté; on m'a envoyé de Paris le dernier escrit du Pere Noris, mais comme il ne s'agit que de l'explication de quelques medailles, où dans le fonds je crois que les conjectures du Pere Hardouin sont plus vraysemblables, je crois que V. A. S. ne s'en souciera gueres **).

Je voudrois que la bataille navale fust arrivée plustost aprés, qu'avant la perte de Namur ***), car les derniers avantages sont ceux qui font le plus d'impression sur les esprits; cette perte fera de mauvais effets en Hollande. Neanmoins on dit que le Magistrat d'Amsterdam a encore de tres bons sentimens; et effectivement tout depend de la bonne intention des Villes d'Amsterdam et de Londres. Mais il est temps aussi qu'on s'evertue pour faire quelque chose contre la France. (Je prie Dieu que le passage du Rhin soit plus heureux que celuy de l'année passée, il auroit esté bon sans doute, si on l'avoit fait, il y a quatre ou cinq semaines, mais à present l'affaire est un peu douteuse, et le Roy de France a fait un detachement de 15,000 hommes pour le moins qui marchent de Flandres vers le haut Rhin †).

---

*) Er ist derselbe Hardouin, welcher fast alle Profanscribenten mit Ausnahme des Plinius, Cicero, Virgil und Horaz für untergeschoben erklärte.

**) Eine Wiederholung dieser Stelle mit einem Zusatz über die Jesuiten kommt im folgenden Briefe vor.

***) Die Schlacht bei La Hoque geschah am 29. Mai, die französische Einnahme von Namur im Juni dieses Jahres.

†) Das Reichsheer unter dem Markgrafen von Baireuth ging zwar um diese Zeit bei Mannheim über den Rhein, konnte

Il y a icy un Envoyé de l'Electeur de Saxe, nommé le Baron d'Eck, pour se plaindre de l'arrest, où l'Empereur a fait mettre le General Schöning. La lettre, que Sa Majesté Imperiale à escrite à l'Electeur porte, que sa Majesté Imperiale ayant esté sollicitée à diverses reprises par les Estats de l'Empire assemblés à Ratisbonne, de tenir la main à l'execution de lettres avocatoires et defenses des correspondances dangereuses avec les ennemys, Sa Majesté ne pouvoit pas permettre, qu'on les violast impunement sur ses propres terres, que cela l'avoit obligée de s'asseurer de la personne du General de Schöning, et qu'elle donneroit part à S. A. E. de ce qu'on decouvriroit, en instruisant son procés. Mais l'Electeur dit que ce personnage ayant l'honneur d'estre son General et Ministre d'Estat, il falloit s'en remettre à S. A. E., qui jugeroit s'il avoit agi contre son devoir *). Monsieur de Grote va partir sur la fin de la semaine pour aller à Vienne, sur la sommation que l'Empereur à fait faire à Monseigneur le Duc, touchant la prise de la nouvelle investiture conformement aux traités; il prendra son chemin par Dresde **).

---

aber den Franzosen in ihrer vortheilhaften Stellung bei Speierbach nichts anhaben. Ueber den unglücklichen Fortgang der Rheinexpedition siehe Nr. XCIV.

*) Vergl. über diesen Schöningschen Process den folgenden Brief.

**) Die Sendung Otto's von Grote, welchen Spittler mit Mazarin und Richelieu vergleicht, betraf das für die neue Kur von Hannover bestimmte Erzamt des Reichsbanners, wobei Leibniz gegen die Würtembergischen auf die Schwäbische Sturmfahne gegründeten Ansprüche 1692 und 1695, wiewohl vergebens, die Feder führte. Erst der Nachfolger Ernst August's, der Kurfürst Georg Ludwig erlangte die volle Kurgerechtsame mit dem Erzschatzmeister-Amt, und seit der Erlöschung des

J'espere que les bontés que V. A. S. m'a témoignées depuis si long temps n'auront point receu d'alteration, quoyque depuis quelque temps, je n'aye pas joué autant qu'autresfois du bonheur de la communication de ses belles pensées et correspondances.

Le Pere Vota estant maintenant à Rome, je m'imagine qu'il donnera part à V. A. S. de ses negotiations.

LXXXIX.

1692. 20/10. Juli. Hannover.

Leibniz an Landgraf Ernst.

Die Beförderung ethnographischer und philologischer Fragen besonders über das alte Scythenland und die Wiege der Völker durch Jesuitische Missionaire und mit Hülfe des *Vater unser*. Das Tridentinische Concilium kein öcumenisches. Der Krieg in den Niederlanden und am Rhein. Die Mängel der deutschen Kriegsführung. Die Stellung des Landgrafen Ernst zu den Jesuiten und Jansenisten. Die Gefangennehmung und der Process des sächsischen Feldmarschalls von Schöning. Der junge Kurfürst von Sachsen. Noris, Hardouin und die Jesuiten. Horn über die englische Kirche, die Verketzerung angeblicher Secten, und die Hierarchie. Die Rigoristen. Opposition der Fürsten gegen die neunte Kurwürde. Die Kriegsaspecten.

Baierischen Stamms 1778, wo die Baierische und Pfälzische Kur vereinigt wurde, erlangte Braunschweig-Lüneburg mit dem ehemals pfälzischen Erzschatzmeister-Amt, statt der bisherigen provisorischen neunten, die achte Kurwürde.

Monseigneur!

Un mot de V. A. S. suffit, soit pour m'asseurer de ses bontés et bonnes graces, sans qu'Elle prit la peine de m'escrire une lettre bien ample, *di proprio pugno*.

J'ay depuis peu quelque connoissance avec le R. P. Votta; car un autre Pere Jesuite, Polonnois de nation, estimé du Roy, nommé le Pere Kochansky, ayant renouvelé avec moy la connoissance, que nous avions autresfois ensemble, me manda que le P. Grimaldi, destiné au mandarinat de la China, arriveroit bientost en Perse, et que le Roy à la sollicitation du P. Verjus, envoyeroit au Roy de Perse des Lettres de Recommendation, pour le dit P. Grimaldi. Je pris la liberté d'envoyer au P. Kochansky une lettre pour le P. Grimaldi, où ce Pere est supplié de se souvenir de la promesse, qu'il m'avoit fait à Rome de me satisfaire sur plusieurs questions curieuses; le Père Kochansky envoya ma lettre au P. Votta qui estoit aupres du Roy, et le P. Votta répondit, que le Roy approuvoit fort ma lettre, et avoit donné des ordres qu'on l'envoyast en Perse *).

Entre autres choses j'avois desiré en escrivant au Pere Kochansky, qu'on s'informât de peuples et langues de la

---

*) Es war der polnische König Joh. Sobiesky († 1696), der auf die Fürsprache von Leibnizens obengenannten Freunden Empfehlungsschreiben für Grimaldi an den persischen Schach schickte, und auf diesem Wege beförderte Leibniz seine ethnographischen Sendschreiben nach China. Grimaldi, der unterdessen Persien schon hinter sich hatte, bezeugte ihren Empfang erst am 9. Dec. 1693 aus Goa; und versprach den Inhalt nach seiner Ankunft in Peking zu befördern. Verjus, Bruder des Grafen von Crecy und Secretair des Père la Chaise, übersandte schon 1692 an Leibniz die physischen und mathematischen Observationen der jesuitischen Missionäre in China und Siam Vergl. überhaupt die folgenden Briefe, besonders XCIII. am Ende.

Scythie interieure, sujette au Zar, au Turc, et à d'autres Seigneurs. Car toutes les apparences sont que les Allemans mémes, aussi bien que les Esclavons, Hongrois, Huns, et Turcs sont sortis de la Scythie [*]; on asseure qu'il y a des restes des Allemans dans la Crimée [**].

La langue de la Perse aussi contient bien de mots approchants de l'Allemand [***]; les sentiments sont partagés, sur l'endroit de la Scythie, dont les Hongrois sont sortis. On pourroit éclaircir toutes ces choses, touchant les Origines des peuples, si on connoissoit bien les nations de la Scythie depuis la Pologne jusques à la Chine, et pour cet effet, j'ay proposé, qu'on tachât d'obtenir le *Pater noster*, dans les langues de toutes ces Nations [†]. Ce seroit un eschantillon, qui serviroit à la comparaison, puisqu'on a déja le *Pater noster* dans beaucoup de Langues, se seroit même un point de Religion, *ut omnis Lingua laudet Dominum.* Or le moyen, d'avoir, ou de faire faire des Pater nostres pour ces Langues méconnues, seroit de donner ordre aux Residens, Consuls, et Agens, qui se trouvent dans les Residences et Capitales et dans les eschelles ou Villes de grand commerce, d'ammasser ces Pater, et de les envoyer avec des Versions interlinéaires. Le Roy a goutté cette proposition, et y mettra ordre. Si le P. Votta estoit aupres de luy, il s'en souviendroit plus aisement, mais je ne laisserai pas de l'en faire souvenir par le P. Kochansky.

---

[*] Vergl. die Sprachuntersuchungen Leibnizens bei Dutens Tom. V et VI.

[**] Während meines fünfjährigen Aufenthalts in der Ukraine habe ich mich dort von den alten deutschen Sprachresten, besonders in Beziehung auf die noch gangbaren die ersten Lebensbedürfnisse und Erderzeugnisse bezeichnenden Urwörter überzeugt.

[***] Nicht nur in Beziehung auf einzelne Urwörter, sondern auch auf von den semitischen Sprachen ganz verschiedenen Organismus der Sprache selbst, welcher sich unter andern in den Hülfszeitwörtern (sein und haben), worin die orientalischen Sprachen sonst von den occidentalischen abweichen, kundgiebt.

[†] Dies ist in neuerer Zeit erst durch Adelungs und Vater's *Mithridates* ausgeführt.

J'ay prié aussi Monsieur Ludolfi de penser à ces choses, et il y est fort disposé de luy même. Je m'estonne que ceux qui publient les Voyages, qu'ils ont fait, ne songent point assez à ce point important de la Langue, par lequel on peut connoistre l'espece de chaque peuple, ou nation. Par exemple on connoit par la langue que les Allemans, Danois, Suedois, Anglois, Hollandois sont d'une même origine, de même encore les Polonnois, Bohemiens, Moscovites, Esclavons, Carnioliens, Croates; mais les Hongrois et les Epirotes aussi bien que les bas Bretons, ou ceux du Pays de Gales, item les Biscayens, partent des Langues toutes particulieres. La Langue des Abyssins fait connoistre qu'ils sont venus des Arabes *).

On me mande de Hollande, que la quatrième partie des Reflexions de Monsieur Pelisson in 12. y est arrivé, et il y a joinct encore d'autres choses, qui n'estoient pas dans la premiere edition, que j'avois envoyée à V. A. Sme., mais je n'ay pas encore veu cette seconde edition.

---

*) Die abyssinische oder äthiopische Sprache, welche schon seit dem vierzehnten Jahrhundert als Sprache des gemeinen Lebens ausgestorben nur noch als Schriftsprache vorhanden ist, gehört zu den semitischen Dialecten und ist am nächsten mit der arabischen verwandt. Auf die Annahme einer aus Arabien gewanderten Völkercolonie führen auch die Namen, der Körperbau und die Spuren eines alten arabischen (sabäischen) Cultus.

Monsieur l'Abbé Pirot*), amy de Monsieur Pelisson, me prepare une longue lettre pour la defense du Concile de *Trente*; pour moy j'estime fort le Concile de Trente, quoyque je ne puisse pas l'approuver en tout, au moins de la maniere, qu'on l'entend vulgairement; je ne vois pas aussi, comment on le puisse faire passer pour Oecumenique, puisque dans le fonds ce n'estoit qu'un Concile ou Synode d'Italiens; car de dire qu'on a cité les autres, cela ne suffit pas; il faut bien d'autres choses dans les grandes affaires, qu'une seule Citation, et si en cas de Vacance, l'Electeur de Mayence citoit les autres Electeurs à l'Election, et si ceux-cy trouvoient ou alleguoient des raisons considerables pour ne pas comparoitre, il ne pourra pas faire un Empereur luy seul, ou avec un seul College**).

On parle fort d'un nouveau Siege de Namur***). Comme nostre Cour est à Luneboùrg, aussi bien que la pluspart des Ministres, je n'ay pas encore appris ce que portent les dernieres lettres des Pays-bas. Si la chose est faisable, je la trouve necessaire. Je croy que l'Empereur auroit mieux fait de donner le Commandement au Rhin à un Comte Caprare, ou autre habile General qu'à un Prince qui le portera trop haut

---

*) *Pirot*, ein Jesuit, der gegen Pascal's Lettres provinciales eine Apologie der Casuisten geschrieben hatte, welche aber auf Betrieb der Universität Löwen von Innocentius XI., dem Beschützer der Jansenisten, 1679 verdammt worden war.

**) Ausführlicher findet sich diese Deduction gegen Pirot in den Briefen Leibnizens an Madame Brinon. Dutens V. 550 556 und an andern Stellen V et VI. Vergl. Leibnizens Brief Nr. XCI.

***) Erst am 3. August unternahm Wilhelm III. noch einen vergeblichen Angriff auf den Herzog von Luxemburg ohnweit Steenkirchen.

et qui ne s'accommodera pas assez avec le Landgrave de Hesse-Cassel*). Les deux Cercles de Franconie et de Suabe font leur devoir, nous avons le Corps et la matiere, mais l'ame et la forme nous manque pour faire agir nos armées comme il faut; je croy que nous avons d'aussi habiles gens, que Monsieur Vauban pourroit estre; et Monsieur Flemming, que je connois particulierement, pourroit donner des leçons à Monsieur Vauban; mais à quoy sert il à un habile chasseur, de sçavoir bien tirer s'il n'a point de poudre. En Allemagne l'un a le pouvoir, l'autre a la science, en France ces deux choses se trouvent reunies.

Je croy qu'il y a long temps, que V. A. S. n'aura rien eu de Monsieur Arnauld, ny du P. Jobert. Si quelqu'un estoit capable de faire le mediateur entre les Jesuites et les Jansenistes ce pourroit estre V. A. S. Car si V. A. S. est pour les Jesuites à l'égard de la grace et du libre arbitre, Elle est d'avantage pour les Jansenistes à l'égard de la morale et d'autres questions, sur tout touchant l'Autorité du Pape.

Il faut que ceux qui ont la hardiesse de debiter des calomnies contre les intentions sinceres de V. A. S. soyent fort mal informés.

Le fondement de la detention de Monsieur Schöning *est locus delicti:* Car l'Empereur écrit à l'Electeur de Saxe, qu'il a commis des crimes contre l'Estat, sur les terres mêmes de Sa Majesté Imperiale, ce qui autorise particulierement sa dite Majesté, et donne lieu à sa jurisdiction, suivant l'usage ordinaire de l'Empire; outre que l'Empereur ayant esté prié par tout le Corps de l'Empire, de tenir la main à l'observation des Avocatoires, il estoit d'autant plus obligé, de ne pas conniver, à ce qui se faisoit à l'encontre dans ses propres terres. Mais sa Majesté a offert à l'Electeur la Communication des pieces du Proces, et il depend même de l'Electeur d'y envoyer un ou plusieurs Conseillers pour assister au proces *).

---

*) Dies bezieht sich auf den Markgrafen Christian Ernst von Baireuth, der seinem Posten nicht gewachsen war.

V. A. S. aura deja sceu le malheur arrivé à l'Electeur, qu'un cheval à jetté en bas et trainé, on espere pourtant qu'il sera hors de danger. Cet accident pourra donner à penser à ce jeune Prince, et le rendra peut estre plus serieux qu'il ne paroissoit estre jusqu'icy. On peut dire, à quelque chose malheur est bon. Je voudrois pourtant de tout mon coeur que cela ne fut point arrivé **).

---

*) Vergl. über diesen Schöningschen Process Rink's Leben Leopold's I. 1090. Weisse Kursächsische Geschichte V. 272 u. s. w. und Pöllnitz Memoiren. Schöning, der schon im Feldzug von 1690 mit dem kaiserlichen General, Grafen Caprara, misshellig und im Verdacht eines geheimen Einverständnisses mit den Franzosen war, hatte im Namen Kursachsens, wie man ihm Schuld gab, mit dem Hannovrischen Minister Grote einen dem Kaiser nachtheiligen Neutralitätsvertrag verhandelt, dem aber Hannover um den Preis der Kurwürde entsagte. Er blieb jedoch in geheimer Verbindung mit französischen Agenten und man schrieb ihm die geringe Theilnahme Kursachsens an dem Reichskrieg zu. Im Töplitzer Bad, wo er sich ehrenrührig über den Kaiser ausdrückte, 1692 im Mai arretirt und nach Spielberg gebracht, wurde er als ein in den Erblanden des Kaisers ergriffener Reichsverräther behandelt, und würde trotz der Reclamationen Johann Georgs IV. vielleicht nie seine Freiheit wieder erlangt haben, wenn nicht die Bestechung eines kaiserlichen Ministers und ein Tractat des Nachfolgers Joh. Georgs IV., Friedrich August's mit dem Kaiser erfolgt wäre, worin der Kurfürst versprach, dem Feldmarschall während des französischen Krieges keinerlei Bedienung anzuvertrauen. Siehe den folgenden Brief und XCI.

**) Der junge leichtsinnige Kurfürst von Sachsen, Johannes Georg IV., starb schon 1694, angesteckt durch das Blattergift

Le Pere Noris est sçavant est même fort sçavant pour l'Italie moderne, mais en France il trouveroit à qui parler. Il a des contestations avec le Pere Hardouin, Jesuite, sur les medailles antiques, et je trouve que le Pere Hardouin a mieux deviné, mais le Pere Noris est plus adroit à se faire valoir, et à se faire des amis, au lieu que le Pere Hardouin a degoûté les sçavans par ses manieres fières. C'est un defaut, qui se rencontre souvent dans les Jesuites, qui se gâtent par leurs manieres de College, et cela contribue beaucoup, à les faire haïs et à cabrer les gens contre eux. (J'ay parlé au P. Noris à Florence et je l'ay trouvé un peu artificieux et retiré, ce qui est ordinaire à ceux, dont le merite est reservé, car ils apprehendent de faire connoistre leur foible).

Je ne fais grand cas du livre de Georgius Hornius (ou Honorius Reggius, comme il s'appelle par anagramme) de l'Histoire Ecclesiastique des troubles d'Angleterre *); car je suis persuadé, qu'il exagère trop les choses, c'est l'ordinaire aux auteurs, d'attribuer des monstres d'opinions et des sectes innombrables à ceux, qu'ils n'aiment point. Si nous avions les livres des Payens contre les Chrêtiens, nous y verrions des belles choses, les Chrestiens à leur tour attribuent aux anciens heretiques bien de choses, que je tiens souvent pour fausses.

---

seiner Maitresse der Gräfin Rochlitz, in seinem 26. Jahre, worauf ihm sein Bruder Friedrich August, der nachherige König von Polen, folgte.

*) G. *Horn* aus der Oberpfalz, der sich in England den Presbyterianern anschloss und nachher Professor der Geschichte zu Leiden ward, schrieb besonders De ecclesiae Anglicanae statu hodierno und eine Historia ecclesiastica. Vergl. die beiden folgenden Briefe.

Les Catholiques Romains dans leurs Heresiologies font des pots pourris étranges d'une infinité des sectes qu'ils s'imaginent parmy les Protestans d'Allemagne. Les Episcopaux et Presbyteriens d'Angleterre et ailleurs ont usé de même contre les Independans et Quackers, et quand tout cela seroit veritable, je ne voy pas quelle consequence on en puisse tirer, si non qu'il vaudroit mieux d'avoir un Chef; c'est de quoy je demeure d'accord. Mais, ce qui seroit bon, n'est pas tousjours faisable. C'est ainsi qu'il vaudroit mieux pour la Nation Allemande d'avoir un Chef absolu, ou au moins beaucoup plus absolu, qu'il n'est, mais cela n'oblige point les Princes, de se dépouiller de leurs droits territoriaux.

De la maniere que V. A. S. prend l'Heretique, il n'a pas un si mauvais sens, comme dans la bouche de Monsieur Nicole *) ou de quelque autre Rigouriste, qui condamne les gens lors même qu'ils font tout ce qu'ils peuvent raisonnablement, selon leur estat et profession. Monsieur Pelisson a biaisé là dessus, pour ne se pas commettre avec Messieurs les Rigoureux, mais je trouve les Jesuites plus francs et plus raisonnables sur ce Chapitre que les Jansenistes. Je me suis pris à rire quelques fois, en remarquant la severité de ses Catons Spirituels, qui tient un peu du Pharisaisme; je voudrois que Monsieur Nicole eût répondu aux remarques que V. A. S. avoit fait sur son livre des Calvinistes, convaincus de Schisme,

---

*) Der jansenistische Waffenträger und Mitarbeiter Arnaulds, der seit 1683 von ihm getrennt die Erlaubniss erhielt nach Paris zurückzukommen, wo er bis zu seinem Tode 1695 noch einige polemische Schriften gegen die Reformirten, und Quietisten herausgab. Vergl. über ihn Reuchlins Geschichte von Portroyal B. II. Buch. XI.

il se seroit trouvé embarrassé. V. A. S. aura veu ce que les Ministres de quelques Princes de l'Empire ont fait courir à Ratisbonne contre le neuvième Electorat. Je n'ay pas encore appris, que le Ministre Monseigneur le Landgrave de Hesse-Cassel se soit joint à eux *). Aussi S. A. S. n'a pas sujet de le faire, et je crois qu'un jour son propre tour pourroit venir.

Il s'est passé quelque chose aux Paysbas, qui ne vaut pas beaucoup, les ennemis estant retranchés jusques aux dens, et couvert de defilés, on les à attaqué avec perte. Nos Troupes et celles des Espagnols n'ont pû combattre, faute de terrain; celles de Zell ont souffert. On dit du reste que les Anglois ont fait paroistre beaucoup de valeur, plust à Dieu, qu'ils l'eussent pû employer dans une meilleure occasion.

---

*) Erst nach der übereilten öffentlichen Belehnung Hannovers zu Wien (Dec. 1692) errichteten die meisten altfürstlichen Häuser nebst einigen geistlichen Fürsten einen eigenen Verein gegen die neunte Kurwürde, dem auch Landgraf Carl von Hessen-Cassel nicht aus persönlichen sondern reichsverfassungsmässigen Gründen beitrat. Er drang nämlich darauf, dass so wichtige Reichsveränderungen nicht so oligarchisch sondern mit Consens aller reichsständischen Collegien (unter den der alte Fürstenstand der grösste war) unternommen würden. Siehe weiter Nr. CXII.

XC.

1692. 25. Juli. Rheinfels.

Landgraf Ernst an Leibniz.

Achtungsbezeugung für Leibniz. Characteristik des Pater Votta. Brueys, Horn und die Secten; deren missliche Gemeinschaft mit der protestantischen, und heilsame Trennung von der römischen Kirche. Namur aus Mangel an Proviant verloren. Die Bedeutung und die bösen Folgen des Schöningischen Processes. Sorgen und Beschäftigungen des Landgrafen. Unwissenheit der deutschen Jesuiten. Souverainitätsstreben der deutschen geistlichen und weltlichen Fürsten dem Kaiser und Reiche gegenüber. Steigendes Ansehen der französischen Macht und Sinken des Ansehns der Alliirten. Friedenswunsch. Der Verlust französischer Reiterei. Ludolfi.

J'ay receu la vostre du 4/14 de ce mois avec bien de joye de vostre bon portement et souvenance, que vous avez eu de moy.

Il ne faut pas, mon cher Monsieur de Leibniz, que vous doutiez en façon du monde de la continuation de mon affection et grande estime, que je fais de vos tres belles et fort grandes qualités et rares merites, vous tenant pour un de mes grands amis, doué de si rares qualités, qu'un Empereur ou Roy se devroit tenir bien heureux de vous avoir auprez de luy, ne fust ce que pour un couple d'heures, pour son entretien, puisque vous representez une bibliotheque vivante.

Le Père Carlo Mauritio Votta (et non Vuota) natif de Turin, ou d'Avignon, à la verité de basse extraction, mais d'un grand sçavoir, et d'une fort grande, pour ne dire, merveilleuse conversation, et que je connois plus qu'homme du monde, et dont je sçais toutes les demarches et intrigues, et autant le fort comme le foible depuis trente et tant d'années en deçà, est maintenant à Rome, dont dans le dernier foglietto nous avons leu qu'avec le Père Altino: »Ha dato udienza il Pontifice al Padre Vota, Giesuita, spedito à questa Corte dal Re di Polonia, ed il Padre Altino, pure Giesuita Napoletano, non parendoli di meritar certa pena datali dal suo General e ricorso alla sacra Congregatione de Vescovi e Religiosi, che ha dichiarato nullo il decreto, e detto Padre Altino di Giesuita si è fatto Canonico Regolare *). Vrayment luy, à ce qu'il dit estant honoré autant de l'Empereur, comme des Roys, Cardinaux, Electeurs et Princes et de tous les Grands de la Cour de tels Potentats des lettres di proprio pugno **), et que pour les affaires, visites et correspondances il n'a point quasi le temps ny de manger ny de dormir, ne se voudra pas mettre en peine et soucy à escrire maintenant à moy: neanmoins il m'a fait faire de grands et fort affectés complimens par le Sieur Borell, mon plustost correspondant, que non Agent à Venise, et sans doute à son retour de Rome il m'escrira neanmoins une lettre fort ceremonieuse et affectueuse; s'il ne tenoit qu'à luy à me faire Roy, asseurement il le ſeroit. Il a eu de grandes et diverses brouilleries avec les Pères de son Ordre tant à Venise qu'à Turin et Milan, qui n'en ont reposé jusque de l'avoir envoyé en Pologne, où il est monté en un tant plus grand estat d'estime et de vivre à la grande et à son aise; mais neanmoins, et s'il n'estoit profés du quatrieme voeu, luy auroient volontiers donné sa dimission pour en estre quitte.

---

*) »Der Pabst hat, ausser dem Pater Altino, dem Pater Vota, Jesuiten und Gesandten des Königs von Polen an dem römischen Hof eine Audienz ertheilt, und der Pater Altino, einfacher Neapolitanischer Jesuit, der, wie es schien, die ihm von seinem General auferlegte Strafe nicht verdient und sich an die heilige Congregation der Bischöfe und Geistlichen gewandt hatte, ist von derselben freigesprochen und unter die regulairen Canonici getreten.«

**) Auf eigene Hand, von freien Stücken.

Il est grand Historien, je m'estonne comme il vist, ayant par de grandes douleurs perdu depuis long temps déja tous les dens, il est fort jovial, mais a une drole physionomie, et qui avec tout cela dit sa Messe; assez devotement et d'une demy heure fort decemment, et non à la commune Italienne, *Rips*, *raps*, et on ne sçauroit faire meilleur repos qu'en sa compagnie, ny au vin, ny aux femmes il ne donne aucun scandale, ains sçait fort bien se gouverner à la Religieuse. Au reste il est un peu vain et mondain et non un spirituel, comme Thomas de Kempis *).

Je n'ay pas veu ce que Monsieur de **Brueis** doit avoir escrit, touchant le Fanatisme, qu'en ce siecle plus qu'en aucun autre, et plus en Angleterre, qu'en aucun lieu du monde, a fourmillé, et par lesquels fanatiques sont compris certaines sortes et engeances des Anabaptistes, Chiliastes, Indepen-

---

*) Zur Vervollständigung dieser Charakteristik des witzigen und weltklugen Jesuiten *Vota*, an dessen Unterhaltung späterhin die junge Königin von Preussen, Sophie Charlotte, so vielen Geschmack fand, dient der interessante Briefwechsel desselben mit dieser zu den tiefsten Religions- und Glaubensgesprächen befähigten geistvollen Fürstin, welchen uns Varnhagen in seiner trefflichen Biographie derselben mitgetheilt hat (S. 199 — 216). Besonders merkwürdig ist ihre aus der Doctrin der Berliner Theologen gezogene scharfe Kritik der beiden Kirchenväter Augustin und Hieronymus, sowie der ersten stürmischen keineswegs mit einander übereinstimmenden Kirchenversammlungen, worauf sich Vota berufen hatte, und die gewandte höfliche Weise, womit sie diese starken Pillen dem controversistischen Pater eingiebt.

dants, et qui n'ont pas de certains Ministres establis, et auxquels il semble que les Pietistes approchent, et desquels Georgius Hornius de statu Ecclesiae Anglicanae a fort bien escrit anno 1646 imprimé in 4to. chez Helsevir à Amsterdam, mais qu'à mon grand regret j'ay perdu mon exemplaire que j'en avois, et ne le jamais depuis diverses années sceu retrouver, qu'elle peine j'en aye prise. Pour les reveries et fausses propheties injurieuses de Jurieu, elles sont, et qui plus est à sa confusion et honte de son party, qui y ont enjoint foy, notoires: enfin je ne voudrois pas volontiers d'estre d'une telle Religion, la quelle il faut qu'elle ait de telles sortes de sectes, pour d'une ou d'autre maniere camarades. De quoy nous autres de Religion Catholiques Romains (comme qui tenons tous ceux, qui ne professent pas nostre profession de foy, et se tiennent en effet hors de nostre communion Ecclesiastique, pour des heretiques et excommuniés, et ce même, quand autrement et au prix des autres ils nous seroient si proches et si voisins, comme par exemple sont quasi toutes les Eglises orientales non reuniées, ains Schismatiques), bien qu'on pourroit parler et demander, si de nostre costé on n'excede un peu en dureté, si est ce neanmoins et en d'autres veues et esgards cela nous preserve de beaucoup d'inconveniens; aussi bien les heretiques materiels selon nous se peuvent sauver.

Les Jansenistes à Rome triomphent du Père Noris, que je ne connois pas autrement, et il faut qu'il soit estimé pour sçavant et habile.

Non tout ce qui seroit à souhaitter, comme vous faites, que la bataille navale fust arrivée plus tost aprés, que non devant la perte de Namur, est ainsi aussi et de la maniere à trouver; une seconde ne nuiroit pas; et n'est il pas lamentable, que Namur soit ainsi perdu faute de vivres, et de diverses sortes du vin ou boissons pour la subsistance de la soldatesque, où ce Prince de Barbançon *) a toujours tenue une si grande et magnifique table de delicatesses et pour cela a fait de depenses; voylà ce qu'est de la vanité du siecle qui se perd par elle même.

Je crains de mechantes suites de l'affaire de Schöning, peut estre aussi mauvaises et dangereuses, que celle de Cologne l'an 1673 pour le Prince de Fürstenberg, et souhaitterois pour le bien de l'Empire ou de la cause commune, que Schöning eût donné quelqu'occasion au Capitain de s'en defaire tout à fait par une querelle d'Allemand, que non qu'on aura maintenant de la peine d'en avoir les seuretés; car il ne faut point faire ces choses à demy et en Italie on luy auroit fait gagner qualche archibugiata *); je ne doute nullement que cela ne coutera beaucoup de chagrin à S. M. Imperiale. Car la pluspart des Electeurs au moins les seculiers, comme d'autres Princes, et entre autres vostre Maistre aussi en feront d'un tel procedé contre leurs Ministres et Favorits, une cause commune, et ne voudront pas qu'à des Grote et de Görtz **) on fit en cas pareil la même chose; et si l'Empereur pouvoit veridiquement prouver qu'en ses terres hereditaires il eust médit de sa personne et actions, et eût ainsi commis le crime de lesé Majesté, asseurement il ne falloit point marchander de le depecher; tant y j'en prevois de fort mechantes suites, non des tels succès comme avec le Friedland. Vrayment, je ne suis plus en estat, et ce pour tant d'affaires, pour ne dire chagrins,

---

*) Octav Ignaz (von Ligne), Reichsfürst und Herzog von *Barbançon*, Statthalter von Namur, welcher 1693 in dem Treffen bei Neerwinden umkam.

*) Einen Büchsenschuss.

**) Geheimerath und General des Landgrafen Carl.

qui de tous costés tant de jour que de nuit m'accablent, de vous pouvoir plus comme auparavant, et comme je fais maintenant et par celle cy, escrire des discours. Monsieur le Baron de Blum à Prague et Monsieur du Bois à Rome l'esprouvent aussi, comme auxquels je ne puis plus envoyer par la poste que de copies seulement de nouvelles. Il y a de certains Pères Jesuites Allemands, avec les quels je tiens correspondance, mais qui n'entendent le françois, bien qu'ils fassent semblant de l'entendre, auxquels il le faut traduire en Allemand, ce qu'est un peu importun, sur tout quand ils n'entendent pas la matiere Vous souvient il bien, comme l'Electeur moderne de Mayence*) n'a pas aussi veu volontiers, qu'on l'a separé de son Chancelier Bertram, son premier Ministre, auquel l'Empereur a mis les mains sur le collet? Enfin nos Electeurs, tant Ecclesiastiques, comme Seculiers, (à l'exception de celuy de Treves) et non moins quelques Princes Regents sur tout ceux qui se trouvent en armature et en consideration, tant auprez d'un party, comme de l'autre, ne veulent pas, que hors quelque ceremonie au reste l'Empereur ait droit sur leurs Ministres d'Estat, Generaux et milice, enclins à se faire tout-à-fait souverains et independants en leur Estat, et de faire de Ligues et Alliances, jusques avec les ennemys autant de l'Empereur comme de l'Empire, aumoins de prendre de l'argent pour ne rien faire; pour cette fois je ne vous sçaurois escrire davantage.

A mesure que la grandeur du Roy de France et sa puissance par l'acquisition de Namur, et l'estime de la conduite du Duc de Luxembourg s'augmentent, à l'encontre celle du Roy d'Angleterre et du Duc de Baviere et des Alliés commence non peu à diminuer, pour ne dire a receu un grand echec, et pourveu qu'on peust voir un peu plus de seureté qu'on ne sçauroit trouver, une telle quelle paix et repos nous seroit au moins autant à souhaitter ou à desirer, comme la France en a besoin.

---

*) Anselm Franz von Ingelheim, gewählt 1679, der 1688 vor den Franzosen nach Erfurt flüchtete, 1690 den römischen König Joseph zu Augsburg krönte und 1695 zu Aschaffenburg starb.

La cy enclose en Allemand vous fera voir ce que la cavallerie françoise a souffert en cette campagne. Monsieur Ludolfi se plaint luy méme, que je ne luy envois point de mes concepts, ou des copies seulement de nouvelles, mais je sçaurois plus y vacquer, comme autresfois, à cause de tant d'autres distractions et affaires, pour ne dire chagrins continuels.

XCI.

1692. September.

Leibniz an Landgraf Ernst.

Pirot und Leibniz über das Tridentinische Concilium. Der Feldzug gegen Frankreich. Schönings Ranzion. Die scythische Sprachforschung. Die Liebhaberei der Medaillenkunde. Das Grabmahl Mosis. Der Zank zwischen Frankfurt und dem Kurfürsten von Mainz. Die Opposition der Fürsten gegen die neunte Kurwürde, die geringe Bedeutung dieser Würde und Leibnizens Erklärung über seine vermeintliche Partheilichkeit.

Monsieur l'Abbé Pirot, Docteur de Sorbonne, m'a envoyé par Monsieur Pelisson un grand Discours manuscrit sur l'autorité du Concile de Trente en France, à l'occasion du doute, que j'avois formé là dessus*); je prens la liberté de l'envoyer icy à V. A. S., la suppliant tres humblement de me le renvoyer, quand elle l'aura lù, ou quand elle ne s'en servira plus. Il est curieux, parce qu'il entre dans le detail des faits. La question n'est pas entre nous, si le Concile de Trente est receu en France à l'esgard de la discipline, mais s'il est reconnu autoritativement pour un Concile oecumenique; de quoy je doute encore, quoyque je sçache bien, qu'il n'y a point de particulier, qui ose dire le contraire, mais je crois que pour cela il faudroit une Declaration authentique de la nation qui levât les protestations authentiques contraires, qui ont esté faites autresfois. J'ay trouvé une observation curieuse, c'est que lors que Henry quatrième a fait profession de la Foy Romaine à St. Denis, on a omis la mention du Concile de Trente, car sa profession contient mot pour mot celle qui a esté prescrite par le Pape Pie IV., excepté les deux endroits où il y est fait mention du Concile de Trente, laquelle mention a esté omise, et on a parlé seulement de Conciles Oecumeniques en general; on voit bien que cela a esté fait à dessein par les Archevêques et Evêques assemblés à St. Denis pour l'instruction de ce Roy et pour sa reception au giron de l'Eglise Romaine; et cela fait connoistre que ces Messieurs assez zelés d'ailleurs pour la reception de ce Concile n'ont pas jugé qu'il estoit reconnu en France, non pas même en matiere de foy, dont il s'agissoit alors. On m'a dit à Mayence autres fois, et je crois de l'avoir entendu de la bouche de l'Electeur même, qui estoit ce fâmeux Jean Philippe, que le Concile de Trente n'est pas encore receu dans l'Archidiocese de Mayence; je parle d'une reception authentique; car je ne compte pour rien les receptions toutes, qui se font par surprise, et par les Adresses des moines; et la profession de foy, que le Clergé a introduite parmy les siens de son autorité, ne donne point de Loy aux Nations.

---

*) Siehe überhaupt den theologischen Briefwechsel Leibnizens mit Madame Brinon und Bossuet über Pirot und das Tridentinische Concilium; in Dutens Tom. I., besonders p. 552—568. und vergleiche den folgenden Brief Nr. XCII.

C'est quelque chose de curieux que de voir, que du costé d'où l'on l'attendroit le moins il s'est fait le plus, c'est à dire du costé du Duc de Savoye; mais j'apprehende qu'on n'en profite pas assez [*]). Le passage du Rhin des nostres servira du moins à empecher que les François n'envoyent un detachement en Savoye. Selon les leſtres que j'ay veues et receues des Pays bas, on ne s'y attend pas à aucun siege; quelques uns disent, que le Roy pourroit bien faire un tour en Angleterre. Nous attendons icy tous les jours Monseigneur Balati qui revient de France, et qui a passé par Francfort.

On m'a mandé de Dresden, que les parens et amis de Monsieur Schöning ont destiné une somme considerable pour sa delivrance, et l'argent est un puissant intercesseur; ils s'imaginent sans doute qu'il luy sera aisé d'en regagner autant, et davantage, s'il sort de la prison et reprend son poste auprez de l'Electeur. La Rose, nostre chirurgien, a fort bien fait auprez de l'Electeur, et il est retour de Dresden, d'où on me mande qu'on est tres content de luy.

Le Rev. Pere Votta m'a fait saluer par le Pere Fantoni qui m'a escrit de Rome; il m'avoit déja fait escrire par le Pere Kochansky de Cracovie, sur ce que j'avois demandé par l'assistance du Roy, son maistre, pour apprendre des particularités des langues de la Scythie, et pour en avoir au moins les Pater noster; le Roy a donné ordre pour cet effet.

---

[*]) Siehe oben Nr. LXXXII. Wenigstens ging der Herzog nach seinem glücklichen Einbruch in die Dauphiné bald zurück, schlecht unterstützt, und nicht ohne Verdacht geheimer Unterhandlung mit Frankreich.

Je ne sçais, si V. A. S. a encore communication avec le bon Monsieur Arnauld; quant au Père Jobert, il seroit peut-estre bon de luy escrire encore du moins une fois par an, pour ne pas perdre tout à fait sa correspondance. Il a paru un livre en France de la science de medailles, qu'on me mande avoir esté fait par le Père Jobert; ce livre est assez estimé, et je m'imagine, que c'est celuy qui est correspondant de V. A. S., car je me souviens, qu'un jour il luy avoit mandé quelque chose des medailles. C'est une connoissance curieuse qui est assez à la mode maintenant. Monsieur le Comte de Schwartzbourg Arnstadt s'y plait merveilleusement et amasse un tres beau cabinet; je loue ceux, qui s'y appliquent, mais je suis trop distrait pour le faire moy même.

Je voudrois que Hornius *) eût dit d'où il a pris son conte du Sepulcre de Moïse et de ce qu'il raconte au prejudice des Jesuites **); personne en jugera mieux que Monsieur Ludolfi. —

---

*) Welcher damals eine Geographie vetus sacra et profana herausgab und über die Bundeslade Mosis schrieb.

**) Die Maroniten glaubten im Jahre 1655 das Grabmahl Mosis auf *Nebo*, dem Gipfel des Bergs *Abarim* am Jordan, wo er gestorben war, gefunden zu haben, ohngeachtet ihn Jehova hatte durch Engel also begraben lassen, dass niemand jemals sein Grab finden sollte. Sie entdeckten dort in einer von Wohlgerüchen duftenden Höhle ein Grabmahl mit der hebräischen Inschrift: Moses, der Knecht Gottes. Vergebens zankten sich Griechen, Armenier, Franciscaner und Juden um diesen kostbaren Besitz; die letzten stellten dem Sultan ihre Nationalansprüche vor, und schmeichelten ihm mit der Vorstellung, L'Electeur de Mayence se plaint, que Messieurs de Francfort ont visité un jour son carrosse, ſeine Leib-Kutſche, mais qui estoit vuide, et qu'ils ont fait porter au Römer certain argent qui luy appartenoit, pour le visiter, et quelques petites choses semblables.

Les Ministres de quelques Princes de l'Empire ont fait grand bruit à Ratisbonne contre le neuvieme Electorat, ils ont fait une espece de conclusum sous le nom du College des Princes, que d'autres ne reconnoissent pas pour tel, et que le Directeur des Electeurs n'a pas voulu recevoir. Je m'estonne qu'on s'attache tant à ces sortes de choses, qui dans le fond ne sont que de pures formalités. Si l'Empire continue à aller en decadence, l'Electorat n'est qu'une ombre, qui couste bien de realités à Monseigneur le Duc, mon maistre; on le devroit remercier de ce qu'il fait pour le public en vue d'une dignité, grande en effet, mais qui aujourdhuy n'est presque efficace qu'à proportion des moyens qu'on a de la soutenir. On pouvoit douter, s'il n'avoit esté mieux de faire la premiere figure entre les Princes, que d'estre le dernier des Electeurs. On s'est estonné que la Cour de Treves a esté presque la plus

---

dass sein Gebiet nunmehr die Grabstätten der drei grössten Propheten aufweisen könne. Die Jesuiten gedachten sie zu überlisten. Sie erwirkten eine obrigkeitliche Verschliessung des Grabes, verschworen sich aber insgeheim mit etlichen Drusen am Berge Libanon, um den Körper Mosis zu stehlen und zu ihrem grossen Vortheil und Ruhm nach Europa zu bringen. Zu ihrem Entsetzen fanden sie das Grab leer, und mussten, als sie das Denkmal selbst zerstückelt wegschleppen wollten, und von Janitscharen überfallen wurden, noch eine Geldstrafe entrichten. Die Höhle ward gänzlich verrammelt, und ein gelehrter Jude bewies bald nachher den beschämten Jesuiten, dass dort das Grab eines ganz andern späteren Moses gewesen sei. (Horn am Ende seiner Historia ecclesiastica.)

difficile, on avoit esperé qu'elle seroit de plus favorables. Je ne doute point que V. A. S. n'ait eu la curiosité d'examiner toute cette matiere, quoy qu'elle ne m'en ait rien dit depuis quelque temps, me prenant pour partial, mais ma partialité ne m'empeche pas d'estre moderé. —

XCII.

1692. 3. October. Rheinfels.

Landgraf Ernst an Leibniz.

Der Streit über das Tridentinische Concilium, und über die verstümmelte Professio fidei. Die Vorurtheile der Protestanten, hinsichtlich des Antichrists und der römisch-katholischen Messe und Liturgie. Die missliche Hannovrische Kurangelegenheit. Die neuste Schrift Bossuets. Ein Gruss an die Kurfürstin Sophie, Gemahlin Ernst Augusts.

J'ay receu vostre, bien que sans date, au reste grand pacquet, dont je fais copier l'escrit si long de Monsieur Pirot touchant l'autorité du Concile de Trente en France, et espere en trois semaines vous le pouvoir renvoyer, et vous remercie pour la communication; pleust à Dieu seulement que vous, et vos semblables, fussiez de la Religion du dit Monsieur Pirot, lequel tous les jours dit la Messe et exerce d'autres actes de foy et pieté, que vous et vos semblables ne font pas. La profession de foy, que Henry quatrième fit à St. Dénis a esté et est en propres termes la même, que Pie quatrième a excerpté du

Concile de Trente*); que tous les Catholiques Romains par toute la terre font encore et sont obligés de faire; et malgré que vous en ayez, ne refusent pas de faire; et d'une telle union vous autres ne jouissez pas, comme graces à Dieu nous faisons, qui allons, comme si souvent je vous ay dit, et le redis icy, non obstant quelques differens et altercations à une même table de communion, et qui connoissons un même Chef et Regime Ecclesiastique; chaque veritable Catholique, quelle aversion qu'il ait contre certaines pretensions de la Cour de Rome, doit neanmoins estre grand partisan du Concile de Trente; quant à moy qui fais autrement profession ouverte d'une grande moderation envers les Protestans, suis neanmoins un autant qu'ennemy declaré contre tous tels entre eux, qui sont en estat et peuvent reconnoistre, que c'est une pure calomnie de croire et de s'imaginer et de debiter ces deux articles, à sçavoir 1) que le Pape soit le grand, veritable et propre et en l'Apocalypse designé Antichrist, et 2) que nostre Ste. Messe et Liturgie soit à tenir pour ce que le Catechisme de Heidelberg et les Protestans communement la veulent avoir tenue.

Pour le neufvieme Electorat et ce qu'en depend, vous comme tres judicieux et discret ne trouvez pas tant estrange, que sur tout envers vous, qui estes de cette Cour là, j'aille un peu reservé; mais pour dire le vray, j'en entends de part et d'autre beaucoup et des divers et opposés sentimens; et j'ay peur, qu'il n'en arrivera gueres de bon, ains que cela pourra causer de tres grandes confusions, et plus qu'en cette conjoncture du temps n'est necessaire, et ne sera profitable pour l'interest du bien public.

---

*) Landgraf Ernst bleibt hier die Antwort schuldig auf die Bemerkung Leibnizens, dass die von Henri IV. unterschriebene Professio fidei hinsichtlich der beiden das Concilium Tridentinum betreffenden Stellen unter Mitwirkung oder Concession der französischen Bischöfe verstümmelt war. Leibniz wiederholt diesen Punkt in dem folgenden Brief.

Je suis fort obligé à la courtoisie de Monsieur Balati (que je vous prie de saluer tres affectueusement au cas qu'il se trouve de devers vous, que je n'ay pas le bien de le connoistre) qui m'a apporté de Paris jusques à Coblence certains ouvrages de Monsieur l'Eveque de Meaux in 4to imprimés nommés Avertissements aux Protestans, de Monsieur de Meaux, en réponse sur ce qu'ils ont escrit contre luy (sur ce que de leurs variations il a escrit)*).

Pour des nouvelles je ne vous en diray pas grande chose, si non ce que cy joint je vous envois (et dont j'ay aussi envoyé ailleurs des exemplaires**) aussi bien elles ne sont pas seures, que sur la foy de bruits on ne se prostitue. Mes tres humbles respects à S. A. Madame ma grande Patrone, Duchesse ou Electrice, quelle soit et pourra estre tenue et nommée.

---

*) Der Titel heisst: Six avertissemens aux Protestans sur les lettres du Ministre Jurieu contre l'histoire des variations.

**) Diese Beilage ist nicht vorhanden.

XCIII.

1692. November.

Leibniz an Landgraf Ernst.

Gegengruss der Kurfürstin Sophie. Ursprung des Projects und Apologie der neunten Kurwürde gegen die Widersacher derselben. Niederlage und Gefangennehmung des Administrators von Würtemberg und schlechte Kriegsleitung der Deutschen. Wiederholung und weitere Ausführung der Zweifel über die formelle und verfassungsmässige Anerkennung des Tridentinischen Conciliums in Frankreich. Theologischer Briefwechsel mit Bossuet, über die vermeintlich unwandelbare Consequenz der römisch-katholischen Kirchenlehre. Das Gerücht über eine Säcularisation des Bisthums Osnabrück zu Gunsten Hannovers, durch Leibniz desavouirt. Vota und Verjus. Empfang der physischen und mathematischen Observationen der jesuitischen Missionäre in Siam und China, und Lob dieser gelehrten Beschäftigungen.

Si je n'estois obligé à une reconnoissance perpetuelle, à laquelle les paroles ne peuvent rien adjouster, toutes mes lettres devroient estre pleines de remercimens. J'ay trouvé celle du P. Votta à V. A. S. inserée dans les lettres historiques du mois d'Octobre, qui s'impriment en Hollande, quoyque le nom de V. A. n'y soit pas.

Madame la Duchesse d'Hannover remercie V. A. S. de son souvenir favorable, et sur les expressions, dont V. A. S. s'estoit servie, elle dit fort agreablement que quelque nom qu'elle pourroit jamais porter, elle auroit toujours celuy de sa Servante.

Pour ce qu'est de l'affaire du neuviéme Electorat, dont V. A. S. touche quelque chose, je ne sçais si je ne luy ay déja mandé autresfois que la premiere pensée en estoit venue au feu Electeur de Brandenbourg*); et Monseigneur le Duc, mon Maistre, n'a fait que suivre les mouvemens d'autruy, jusques à ce qu'enfin il s'est engagé luy même à un point, qu'il ne luy seroit point honorable de reculer: et l'Empereur y estant engagé luy même de parole, de reputation et d'interest, et ayant le consentement de la plus grande partie du College Electoral, on peut esperer que l'affaire reussira; quoyque le Ministre de Hesse-Cassel ait fait paroistre assez de chaleur, on croit que son Serenissime Maistre est éloigné de toutes les animosités, comme en effet les grands Princes sont trop éclairés, pour entrer dans celles de leurs Serviteurs; c'est à peu prés comme dans la guere, où la chaleur et même l'emportement est pardonné aux Soldats, et souvent même il est loué; mais la moderation sied bien aux Generaux. Je ne sçaurois comprendre la raison, pourquoy plusieurs témoignent tant d'éloignement à l'égard du neuvième Electorat, comme si par là toute estoit perdu, au lieu que je ne le considere que comme un honneur qu'Hannover achette peutestre trop cher; car les affaires de l'Empire allant de mal en pis, l'autorité des Electeurs ne pourroit point subsister, si celle de l'Empire tombe, ainsi l'affaire me paroist assez indifferente, et même je crois qu'il en auroit fallu prier Hannover pour l'accepter avec tant de charge. Cependant il semble que quelques uns prennent l'affaire plus à coeur que leur propre salut et seureté; quelques Catholiques en apprehendent, je ne sçais quel mal pour leur Religion, passe pour de simples ou mal informés, mais on ne l'auroit jamais attendu de S. A. E. de Treves, qui est un Prince si éclairé et si bien intentionné*); et les Serenissimes fréres de Lunebourg croyoient d'avoir sujet d'esperer quelque chose de son amitié. On ne voit pas, que Treves en son particulier ait quelque sujet d'y estre opposé, et vouloir estre plus zelé que le Pape et que l'Empereur; c'est au de là du necessaire. V. A. S. aura vû Miscellanea Curiosa, qu'on a fait imprimer touchant le neuvième Electorat; ce qui m'a paru mieux et plaisant, c'est qu'on y allegue encore de raisons mystiques pour le nombre septenaire, et qu'il y a, je ne sçais quel memoire ou raisonnement, dont l'auteur a esté tellement emporté par sa passion, qu'il veut qu'on aille demander permission au Roy de France avant que de creer un neuvième Electorat, parce qu'il est un des principaux contractans du Traité de Westphalie.

---

*) Friedrich Wilhelm, der grosse Kurfürst. Dieser bisher unbekannte Umstand steht zwar in Widerspruch mit Spittlers Behauptung: »Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg wollte gewiss nie einwilligen, wenn es auf seiner Einwilligung stand, ob das Lüneburgische Haus noch höher steigen, ob sein furchtbarster Nachbar noch furchtbarer werden sollte.« Spittler fügt aber doch die politischen Rücksichten hinzu, welche diese Sache demselben Kurfürsten erwünscht machen konnten. »Da Pfalz seit 1685 katholisch war, so musste es ihm angenehm sein, wenn wieder ein Protestant dafür Kurfürst wurde, es musste ihm angenehm sein, da vier Kurfürsten ihrer Lage nach gleichsam in französischer Gewalt waren, wenn wieder ein Unabhängiger diese Würde erhielt; angenehm zuletzt, wenn auf diese Weise den Alt-Fürsten ihr mächtigstes Mitglied entzogen wurde.« (Geschichte von Hannover II. Ernst August.)

Autant que ces choses font rire, autant est on obligé de pleurer, quand on considere le malheur arrivé à Monseigneur l'Administrateur de Wurtemberg, qui est asseurement un Prince d'un grand merite *). On devroit mettre bas toutes les autres pensées, pour secourir la Suabe; en verité je ne sçais plus ce que je dois penser de nostre nation, quand je vois la maniere dont on se gouverne, il semble qu'on a envie de se perdre de gayeté de cœur.

---

*) Johann Hugo (von Orsbeck) 1676 — 1711. Er war zugleich Oberrichter am Reichskammergericht und derselbe, welcher sich späterhin mit Grossbrittanien und den Niederlanden gegen Frankreich verband.

Je fais mettre au net ma réponse à Monsieur l'Abbé Pirot sur l'autorité du Concile de Trente en France; j'ay remarqué une chose considerable; c'est que lors que les Prelats assemblés à St. Denis, dont l'Archevêque de Bourges estoit le Chef travailloient à la reconciliation de Henry IV. avec l'Eglise Romaine, ils luy prescrivirent une profession de foy, qui s'accordoit mot à mot avec celle du Pape Pie IV., excepté les deux endroits, dont il s'agit, où le Concile de Trente est nommé, car ils se contenterent de parler des Conciles Oecumeniques en general faisant abstraction exprés de celuy de Trente; ce qui fait connoistre clairement que ces Prelats, qui d'ailleurs prirent des mesures fort sages en toutes choses, ne crurent point l'autorité du Concile de Trente assez establie en France en matiere de foy, puisqu'ils la rayerent dans une profession de foy, qu'ils proposerent à leur Roy. Ce n'est que par l'adresse et par les entreprises que le Clergé a fait depuis sur l'autorité Royale, sur tout sous la minorité de Louis XIII., que le Concile de Trente passe maintenant pour Oecumenique en France dans l'esprit de plusieurs, mais il faut une decla-

---

*) Nachdem ein französisches Heer bei Fort Louis den Rhein überschritten, und die Besatzung in Pforzheim zu Kriegsgefangenen gemacht hatte, ward der in diese Gegend abgeschickte Herzog und Administrator Friedrich Carl von Würtemberg am 17. Sept. bei Ottersheim überfallen und von den Franzosen gefangen genommen, welche hierauf im Oct. noch die vom Landgrafen Carl belagerte Festung Ebernburg entsetzten.

ration authentique de la Nation, que le Clergé a sollicité inutilement jusques icy; j'ay même appris autresfois, que le Concile de Trente n'est pas encore receu dans l'Archidiocese de la Metropolitaine de Mayence, ny dans les dioceses des Evêques compris dans cet Archidiocese; aussi auroit-il fallu un Concile Provincial pour cet effet.

Monsieur l'Abbé Pirot est Syndic de la Sorbonne, ce que j'ay apris de Monsieur l'Evêque de Meaux, avec lequel j'ay esté engagé dans une maniere de correspondance sur se que j'avois escrit à Monsieur Pelisson *). Monsieur l'Evêque de Meaux a mis deux grands Axiomes dans sa derniere lettre, dont je ne demeure point d'accord; en voicy le premier: *Hier on croyoit ainsi, donc aujourdhuy il en faut croire de même.* A quoy j'ay répondu: *qu'en dira-t-on, s'il se trouve qu'on en croyoit autrement avanthier?* faut il toujours canoniser les opinions qui se trouvent les dernieres? L'autre Axiome est: *que l'Eglise a toujours autorisé ce qui se trouvoit deja établi;* je crois qu'on trouveroit bien des instances contraires. Ne sçait-on pas, combien il a esté disputé, du temps des Pâques, de la Rebaptisation des heretiques et de quantité d'autres choses, avant que l'Eglise a donné sa decision? et souvent les questions estoient tout à fait nouvelles, sur les quelles il n'y avoit rien encore d'establi **).

---

*) Vergl. Dutens Tom I. 512 u. s. w.

**) Da die bis 1694 fortgesetzte, durch Bossuet unterbrochene, 1699 wieder aufgenommene, im Jahre 1701 aber durch Leibniz geendigte äusserst wichtige Correspondenz dieser beiden Repräsentanten des kirchlichen Unionsprojectes in diesen Briefen nicht weiter vorkommt, so verweisen wir hier auf Guhrauer II. 51 — 61. Nach dem Tode Bossuets im Jahre 1704 fällt Leibniz folgendes Urtheil: Après la mort de Monsieur

Le R. P. Jobert, à ce qu'on m'a mandé, a fait un livre de la science de medailles, qui est estimé, je crois que c'est le Correspondant de V. A. S. — Je ne sçavois rien de ce que V. A. dit d'Osnabruc*) et même je crois d'en dévoir suspendre mon jugement, ou plustost de douter. On fait souvent courir de tels bruits pour rendre les gens odieux; l'affaire ne me paroit nullement de saison. Du reste quant à nostre affaire, on ne se fache nullement contre ceux, qui alleguent des raisons lors qu'ils s'abstiennent des expressions picquantes; ainsi si on en avoit communiqué à V. A. S., quand elles seroient contraires à nos opinions, je ne laisseray pas de Luy en estre obligé, si elle trouvoit à propos de m'en faire part; ces sortes de communications servent quelques fois à desabuser les personnes; et à dissiper de fausses impressions.

Le Reverend P. Votta m'ayant favorisé auprez du Roy,

Pelisson (1693) l'Evêque de Meaux voulant continuer la correspondance prenoit un ton trop decisif, et voulant pousser les choses trop loin, en avançant des doctrines, que je ne pouvois laisser passer sans trahir ma conscience et la verité, ce qui fit que je lui repondis avec vigueur et fermeté, et pris un ton aussi haut que lui, pour lui montrer, tout grand controversiste qu'il étoit, que je connoissois trop bien *ses finesses*, pour en être surpris. Nos contestations pourroient faire un livre entier. (Dutens I. 251.)

*) Landgraf Ernst hatte nämlich davon gehört, dass man auf Betrieb König Wilhelms von Grossbrittanien, der damals ganz Europa gegen Frankreich in Bewegung setzte, dem Hause Braunschweig-Lüneburg für thätige Theilnahme am Kriege noch eine den Katholiken verhasste Säcularisation, nämlich den erblichen Besitz des Bisthums Osnabrück versprochen hatte, was bekanntlich erst im Jahr 1803 erfüllt wurde. Denn in dem westphälischen Frieden hatte Braunschweig-Lüneburg in diesem Bisthum nur die abwechselnde Succession eines Prinzen vom Hause mit einem katholischen Bischof erlangt.

son maistre, à l'occasion d'une recherche curieuse, je l'en ay fait remercier par un Jesuite du College Romain, qui est de mes amis, et il a répondu obligeamment à mon compliment, comme ce Pere me mande. Le Reverend Pere Verjus m'a fait l'honneur de m'envoyer par Monsieur le Comte Balati les observations physiques et mathematiques des Jesuites Missionaires allés au Siam et à la Chine, je suis ravi de les voir tournés à cette belle curiosité, qui est même propre à leur faire gagner des âmes; car les Chinois sont portés à croire, que ceux qui excellent le plus dans les Sciences, ont la meilleure Religion, et ce prejugé est pour le moins aussi bon qu'aucun de ceux dont on s'est servi contre les Protestans *).

---

*) Vergl. überhaupt die Sinensia bei Dutens Tom. V. et VI.

XCIV.

1692. Sine dato (gegen Ende des Jahres).

Leibniz an Landgraf Ernst.

Missbrauch der Presse gegen fürstliche Personen. Unterschied Speners und der Pietisten von den Visionairs und Chiliasten. Beilegung der theologischen Wirren in Braunschweig-Lüneburg. Das Fegefeuer und die zeitweiligen Strafen nach diesem Leben. Die Hausstreitigkeit zwischen Hannover und Wolffenbüttel. Zeitungsnachrichten. Ueber die Rangstreitigkeiten der Fürsten und Gesandten. Verunglückter Befreiungsversuch des Oberjägermeisters von Moltke.

Monseigneur!

Je continue mes obligations et remercimens à l'égard de V. A. S. pour la gracieuse bonté qu'Elle a de me faire communiquer de temps en temps des notices curieuses; et de m'honorer des ordres de sa main.

Les expressions impertinentes de quelques Ecrivains de Saxe contre le Comte Caprara *) meritoient une réponse un peu dure. En effet c'est une chose étrange, que des ignorans s'emancipent de parler des affaires des Princes. On en peut dire autant de celuy, qui a fait la vie de feu Monseigneur L'Electeur Palatin Charles-Louys. Sans doute V. A. S. pour-

---

*) Aeneas Sylvius Graf von *Caprara*, ein Neffe des berühmten Generals Piccolomini, und Verwandter des Grafen Montecuculi, der beste österreichische Feldherr vor Eugen, besonders gegen die Türken, der den sächsichen Feldmarschall Schöning des Hochverraths bezüchtigt hatte.

roit dire des choses bien curieuses et solides à l'égard de ce Prince, qui avoit des grandes qualités.

Quant à un Schisme entre les Protestans à l'égard des Pietistes, il n'y a point de danger à mon avis. Nous ne manquons pas de Papes pour finir les Controverses et mettre les gens d'accord. On distinguera tousjours entre Monsieur Spener, et des gens pieux, sages, et sçavans comme luy, et entre quelques mal avisés, qui abusent de ces Principes, et qui donnent dans les visions, ou dans le Chiliasme grossier. Il semble aussi, qu'on a mandé à V. A. S. qu'il y a quelque different entre les Theologiens du Pays d'Hanover, et ceux de Zell et de Wolfenbuttel, mais je n'en connois point; l'affaire est vuidée, tant par la dimission du Superintendant de Lunebourg, nommé le Docteur Petersen, qui avoit publié les visions de la Demoiselle d'Assebourg et son chiliasme contre des ordres exprez, que par un Edict publié à Wolffenbuttel, que quelques Concionateurs n'ont pas voulu approuver, et ont demandé leur dimission quant à la chaire, qu'on leur a accordée, sans pourtant les traitter d'heretiques, puisqu'on leur a laissé d'autres charges. Par exemple à Monsieur Mayerus la Prépositure de Schoeninguen, et à Monsieur Luders une Profession de Theologie à l'Academie illustre. C'est plustost une affaire de Discipline que de Doctrine, et on a jugé qu'il estoit necessaire d'empecher, que le peuple ne fût trop imbu de choses, qui peuvent estre innocentes en elles mêmes, mais qui sont sujettes aux abus*). Je tiens pour une chose seure, que tant le nom que la chose même du Purgatoire n'a pas esté tout à fait reglée dans l'Eglise primitive. La priere pour les morts estoit autre chose. Je ne laisse pas moy même de tenir, qu'une certaine peine temporelle aprez cette vie est assez raisonnable et vraysemblable.

---

*) Zu dieser weisen Behandlung der damaligen Secten, die uns noch jetzt als Muster dienen könnte, trug Leibniz mit Hülfe der beiden Kurfürstinnen von Hannover und Brandenburg viel bei. Während er selbst ein theologisches Gedicht

Il est vray, qu'on se plaint à Wolffenbuttel, de ce que le Secretaire Blum, surpris à Hannover in flagranti dans des liaisons avec les Moltckens contre l'interest de cette cour *), fût arreté, comme in loco delicti, et qu'on ne leur a pas voulu donner communication de la Procedure, à quoy se sont joincts autres choses. Neantmoins j'espere, que la grande prudence des Princes et Ministres de l'un et de l'autre costé mettra tout d'accord, je le souhaite de tout mon coeur, car ses brouilleries nuisent à l'interest commun.

On dit que Monseigneur le Grand Maistre de l'Ordre teutonique va à Vienne, et quelques uns croyent que la Princesse de Radzivil, Epouse du Prince Charles de Neubourg, y fera abjuration. Il me semble qu'on ne devroit pas estre si ponctuel sur le point de la main, qu'on donne aux autres chez soy. Sur tout à l'égard des Princes ou Princesses de l'Empire, c'est

---

des excentrischen aber ehrlichen frommen Petersen (dem er freundschaftlich zugethan blieb) unter dem Titel *Uranias* verbesserte, schrieb er im Auftrag der trefflichen Sophie einen strengen Brief an den ostfriesischen Generalsuperintendenten Heinson, welcher die ihm untergebenen Prediger im pfäffischen Geiste zur Verfolgung der damaligen Pietisten (die von den orthodoxen Dogmatikern abgefallen, ihre Religiosität mit der Förderung des practischen Christenthums vereinten) aufgefordert hatte, und rief ihm die Worte Ovids ins Gedächtniss:

Vidi ego jactatas *mota face* crescere flammas,
Et vidi *nullo concutiente mori.*

*) Siehe oben Nr. LXXIX.

autre chose à l'égard des François, et autres étrangers. Autresfois les Ambassadeurs ou Ambassadrices de France pretendoient la main dans nos Cours; mais Madame la Marquise de Bethune, soeur de la Reine de Pologne et femme de l'Ambassadeur de France en Suede, n'a pas osé faire la moindre difficulté. Les Princes et Princesses Cadets ne devroient pas ceder aux Ambassadeurs et Ambassadrices, pour ne pas empecher les Princes Regens de leur refuser la main.

Il y a eu à Vienne une grande Dispute sur le pas entre les Ambassadeurs de Venise et de Savoye, qui a fait attendre l'Empereur un quart d'heure, lors qu'il vouloit aller à la devotion de Hernals*); enfin l'Ambassadeur d'Espagne, les faisant entrer sans façon dans son carosse, les a mis d'accord.

Pour mander à V. A. S. les Particularités de la maniere, dont le grand Veneur**) s'estoit servi, pour s'échapper, je diray qu'il est vray, qu'il avoit simulé d'estre fort malade et en quelque façon Paralitique, et qu'il avoit trouvé de l'eau forte, par la quelle il avoit rompu les grilles de fer. Mais comme il y avoit une sentinelle qui avoit l'oeil sur la fenestre grillée, il fut arresté, apres estre descendu. Maintenant on le garde à veue, car auparavant on s'estoit contenté de poster des gardes hors de la chambre. Il n'a pas este chargé de fers; on l'avoit traitté avec assez d'indulgence, et cela luy avoit donné le moyen de travailler à cette echappade, qui ne pouvoit par reussir aisement, si ce n'est que ces gens et luy eussent voulu poignarder la sentinelle lors qu'elle fut aux prises avec luy, ou qu'il y eut eu moyen de la gagner avec de l'argent. La premiere voye estoit bien dangereuse, et la seconde n'estoit pas fort seure non plus etc.

---

*) Herrnhals, österreichisches Dorf ohnweit Wien.

**) Otto Friedrich von Moltke, welcher nach einem verunglückten Befreiungsversuch am 15. Juli 1592 zu Hannover enthauptet wurde. (Nr. LXXIX.)

XCV.

1693. 11/19. Januar.

Leibniz an Landgraf Ernst.

Die Belagerung und der glückliche Entsatz der Festung Rheinfels. Des Landgrafen Antheil an dieser ruhmvollen That. Neujahrswünsche.

Monseigneur,

Si le siege de Rheinfels m'a donné de l'inquietude, la levée de ce siege m'a donné de la joye pour toute sorte de raisons *).

---

*) Die französische Belagerung von Rheinfels (welche Festung im 13. Jahrh. 60 vereinten Rheinstädten widerstanden hatte) geschah im Anfang December 1692 durch den Marschall Tallard, der mit 23 Bataillonen Fussvolks und 20 Schwadronen Reuterei anzog, in solcher Heftigkeit, dass er nach der Erstürmung der Contrescarpe gewiss seinen Zweck erreicht haben würde, wenn nicht eine kleine Schaar Hessen-Casselscher Truppen von St. Goar in die Festung gezogen wäre, und dort so lange mit der Besatzung unter dem tapfern General-Major von Görtz einen heldenmüthigen Widerstand geleistet hätte, bis Landgraf Carl und dessen General Graf August von der

Le succes est glorieux, particulierement à V. A. S. Et si ce chateau n'avoit pas esté la residence d'un prince, et d'un prince aussi prevoyant et esclairé qu'Elle, il se serait perdu sans doute il y a long temps. Cependant j'ay esté scandalisé de voir, que les gazettes n'ont presque point fait de mention de V. A. S., à laquelle on doit principalement apres Dieu la conservation de ce poste, car sans les fortifications et les bons ordres qu'Elle y a mis, Monseigneur le Landgrave de Hesse-Cassel n'auroit rien trouvé à secourir *).

Lippe mit ansehnlichen Entsatzungstruppen herbei eilte. Tallard persönlich verwundet zog nach einem Verlust von 4000 Mann unmuthig ab. Der Ruhm dieses Entsatzes, wobei Landgraf Carl sich durch ungemeine Tapferkeit und Geistesgegenwart auszeichnete, ward durch Lobreden (siehe G. W. v. Meysenburg invicta Cattorum virtus), Soldatenlieder und Medaillen gefeiert. Rheinfels selbst, von Hessen-Cassel stärker befestigt und bis nach dem Ende des spanischen Successionskrieges in Landgraf Carls Händen, blieb ein beständiger Zankapfel zwischen Hessen-Cassel und Hessen-Rotenburg-Rheinfels.

*) Leibniz, welcher den grossen Anstrengungen des Landgrafen Ernst zur Befestigung von Rheinfels Gerechtigkeit widerfahren lässt, war damals gewiss noch nicht unterrichtet von dem zweideutigen Benehmen desselben, welches ihm schon früherhin den Verdacht einer verrätherischen Unterhandlung mit Ludwig XIV. zugezogen hatte. Die Beweise dieser bis zum Jahre 1692 fortgeführten Intriken, wozu ihn seine missliche Stellung und der Hass gegen die regierende Linie verleitete, sind erst in neuester Zeit authentisch aufgefunden worden, (siehe Alex. *Grebel* das Schloss und die Festung Rheinfels. St. Goar. 1844) und die in dem folgenden Briefe des Landgrafen enthaltenen Versicherungen beweisen nur, dass er in dem Glauben stand, dem heil. römischen Reich keinen Schaden zugefügt zu haben. Merkwürdig ist es auch, dass Landgraf Ernst bis zum letzten Augenblick des französischen Anzugs (noch am 1. Dec.) selbst in einem Briefe an Landgraf Carl behauptete, dass es gar nicht des Feindes Absicht sei, Rheinfels, sondern Rheinfelden, ohnweit Basel, zu belagern.

Icy nous recevons plusieures gratulations à cause de l'Electorat. Plust à Dieu! que les bons souhaits de toutes les nouvelles années fussent tousjours accompagnés de gratulations aussi bien chez V. A. S., que chez nous. C'est ce que je prie Dieu de luy accorder encor bien souvent; mais à son égard pour des sujets moins turbulents, moins fatigans et plus profitables. Je suis avec toute sorte d'attachement, Monseigneur, de V. A. S. le tres humble et tres obeissant Serviteur

L.

XCVI.

1693. 26. März./5. April. Cöln.

Landgraf Ernst an Leibniz.*)

Danksagung wegen Leibnizens Condolenz und Ablehnung des ihm zugeschriebenen reichsfeindlichen Planes. Des Landgrafen Addresse nach Cassel. Grüsse an den Kurfürsten und dessen Gemahlin zu Hannover.

Monsieur

La vostre du 17/27 Mars**) me fut rendue hier avec les encloses, l'une desquelles de Monsieur de Meaux, bien que plus ample, sur la mort de Monsieur Pelisson; j'ay donné ordre, passé huit jours, de vous l'envoyer, laquelle j'espere qu'elle vous soit venue ez mains; non moins aussi ay je receu les deux vostres precedentes. Je vous remercie de la compassion, que vous témoignez d'avoir avec moy sur ce que de ma propre maison je souffre tant; ce qu'il me doit tant plus affliger, qu'apres avoir eu la meilleure intention du monde, et employé plus de deux cens mille ecus aux fortifications de mes forteresses, on voudroit maintenant me presque faire passer pour un malhonneste homme, qui ayt eu avec l'ennemy des intelligences prejudicieuses à l'Empire, ce que pourtant je defie à qui que ce soit, de me le verifier; et outre que je me console sur ce chapitre de ma bonne conscience, je soumettray ma juste cause à la sentence de sa Majesté Imperiale, à laquelle et à tout l'Empire je feray voir mon innocence à la confusion de mes envieux, en cas qu'on ne desistera pas de me persecuter avec le plus grand tort du monde, surquoy je ne me sçaurois icy estendre davantage. — Pour ma bibliotheque et manuscrits, je ne les crois pas beaucoup mutilés. L'ouvrage latin, que vous allez donner en lumiere, doit estre une belle et curieuse piece contenant toutes les principales affaires passées dans les trois derniers siecles *). Sur ce que vous demandez, si j'ay encore un Agent à Cassel, je vous dis que mon Conseiller et Agent: »Ernst Wilhelm Koerner« y demeure encore dans ma maison, nommée: *der Obriste Hoff* **); si vous

---

*) Dieser letzte Brief des kranken und durch eine Feuersbrunst seines Hauses zu Langenschwalbach, wobei fast alle seine Mobilien verzehrt wurden, niedergeschlagenen, nach Cöln geflohenen Landgrafen, ist durch die Hand eines Secretairs geschrieben (Original zu Hannover).

**) Dieser Brief fehlt sowohl in der Hannovrischen als Casselschen Sammlung.

---

*) Es sind die Annales Imperii Occidentis Brunsvicenses, deren Plan Leibniz nach und nach erweiterte. Siehe, ausser Guhrauer II. 322, 323, *Pertz* Vorrede in seiner Ausgabe dieses wichtigen Geschichtswerkes, 1843.

**) Ein dem Hause Rotenburg zugehöriges, an der Fulda gelegenes Gebäude (früher dem Obristen oder Gouverneur von avez à l'avenir quelque chose à m'envoyer, vous le pourrez, s'il vous plait, l'addresser seulement à luy, qui me le fera donc tenir sans aucune difficulté. A la premiere occasion, que vous trouverez convenable, je vous prie de faire mes complimens et recommendations à ses Altesses Electorales, vos Serenissimes Maistre et Maistresses, et les supplier de ma part, de me conserver l'honneur de leurs graces.

Presentement je n'ay autre chose à vous communiquer, que le cy joint, et je vous demeure

vostre
tres affectionné
E.

Cassel angewiesen) welches von der Gemahlin des Landgrafen Moritz, Mutter des Landgrafen Ernst, Juliane von Nassau, bewohnt, auch der Nassauische Hof genannt wurde.

XCVII.

1693. 5/15. Mai.

Leibniz an Landgraf Ernst.*)

Vereitelter päbstlicher Versuch zu einem dem Könige von Spanien nachtheiligen Particulair-Frieden von Italien. Der Gesandte des Königs von Grosbrittanien zu Constantinopel und dessen Pläne. Ein Distychon auf die Kurfürstin von Brandenburg und eine Schandschrift gegen Kaiser Leopold. Baron von Nesselrode.

Monseigneur,

J'ay receu avec un profond respect ce que V. A. S. a eu la bonté de me communiquer du R. P. Votta, ou d'ailleurs. Je ne sçay si Elle aura desja veu la declaration de l'Ambassadeur d'Espagne à Vienne contre le Nonce du Pape, que je luy envoye icy. Le Nonce avec Caraffa avoit des intrigues pour une paix particuliere d'Italie; mais la mort de Caraffa**) a fait echouer cette negotiation aussi bien que les oppositions vigoureuses de l'Ambassadeur d'Espagne.

Mylord Paget, Ambassadeur d'Angleterre à la Porte ayant remarqué que les Turcs devenoient plus fiers, à mesure qu'on les sollicitoit à la paix, a trouvé à propos de ne point toucher cette matiere dans les audiences, qu'il a eues du Sultan et du Grand Visir, s'estant contenté de parler en general des bonnes intentions du Roy, son maistre, pour cultiver une bonne intelligence, ce qui a surpris les Turcs. Monsieur Hemskerck *) a donné des bonnes esperances dans ses dernieres lettres, et espere de revenir avec des grandes dispositions à la paix, ou peutestre la rapporter conclue. Mais à Vienne on ne s'y fie pas, et on a raison de se precautionner. Le Resident d'Angleterre à Vienne **) m'écrit ces propres paroles: »Dans ce moment »(21 Avril) nous venons de recevoir des lettres d'Adrianople »de Monsieur de Hemskerck, datées du 13 Mars. Mylord a eu »une favorable audience du Grand Visir, il devoit avoir celle »du Grand Seigneur le 16, et alors on sçaura les resolutions »de la Cour Ottomanne touchant la paix. Ce Grand Visir y »paroist incliné et le Chan des Tartares suivra ses sentimens, »mais le Mufti et les gens de la loy s'y opposent aussi bien »que l'Aga des Janissaires.« Monsieur Hemskerck espere pourtant tousjours de nous apporter des bonnes nouvelles ***).

---

*) Dieser letzte Brief Leibnizens an Landgraf Ernst, auf dessen Original in Hannover die vom 23. Mai zu Hannover datirte Bemerkung steht: renvoyé à cause de la mort, traf den am 12. Mai zu Cöln in seinem siebenzigsten Jahre gestorbenen Landgrafen nicht mehr.

**) Der geldgierige und grausame Graf Anton Caraffa, österreichischer geheimer Rath und Hofkriegsrath, starb am 6. März 1693.

Ce Resident d'Angleterre est auteur du joly distichon sur

---

*) Niederländischer Gesandter und Gehülfe Paget's.

**) Stepney.

***) Lord *Paget*, grossbrittanischer Gesandter zu Wien und Constantinopel (1689 — 1702), hatte von dem staatsklugen König Wilhelm, der zwar der beständige Bundesgenosse Kaiser Leopolds I. war, der doch nichts mehr scheute als Oesterreichs Uebermacht, den Auftrag, nebst dem Niederländer Hemskerk zwischen Oesterreich und der Pforte die Vermittlung zu übernehmen. Ein Meister in der Kunst zu bethören, wusste Paget selbst nach dem Siege bei Zenta (1697) auf dem Friedenscongress zu Carlowitz Oesterreich um alle Früchte dieses unvergleichlichen Sieges zu bringen, so dass der Kaiser damals nicht einmal das Banat und Bosnien gewann.

Madame l'Electrice de Brandebourg, car il a esté autresfois Secretaire de l'Ambassade à Berlin:

»Electoris eras conjux, nunc filia facta es,
»Sera, precor, fias ut soror atque parens;«

dont on a fait cette traduction à Berlin:

»Au Heros de Brunsuic l'Empire fait justice,
»Vous voylà fille et femme d'Electeur,
»Puissiez vous de long temps, genereuse Electrice,
»N'en devenir mère, ny soeur.«

C'est souhaitter en même temps une longue vie aux deux Electeurs, que de souhaitter qu'elle devienne tard mère et soeur d'un Electeur *).

Je m'imagine que Monsieur Arnauld vit encores, et que V. A. S. estant plus voisin de luy maintenant, aura peutestre encor quelques fois de ses nouvelles, aussi bien que de son Correspondant de Rome. Si Monsieur l'Evesque de Passau va à Rome et s'il y est accompagné par un de ses Conseillers, nommé Monsieur Horneck **), j'espère d'y avoir aussi quelque correspondance nouvelle.

---

*) Sophie Charlotte, die bildschöne, geistvolle Tochter des ersten Kurfürsten Ernst August von Hannover und dessen Gemahlin Sophie, geb. 1668, vermählt 1684 mit dem Kurprinzen, nachherigen Kurfürsten und König, Friedrich I. und Mutter des zweiten Königs von Preussen, die Schülerin und Freundin Leibnizens, starb schon im Jahre 1705. Leibniz widmet ihr in den Annalibus imperii zum Jahre 783 ein Paar Worte zum Andenken, indem er sie mit Hildegardis, der Gemahlin Carls des Grossen, vergleicht. Siehe übrigens Varnhagen's Leben der Königin von Preussen, Sophie Charlotte, 1837, wo Seite 52 der zweite Vers jenes Distichons so lautet: Sis modo sera parens, sis quoque sera soror.

**) v. Horneck war kaiserlicher Geheimschreiber, welcher mit Spinola im Jahre 1679, als das Unionswesen begann, nach Hannover kam.

Le fameux *Le Noble*[*]) a publié à Paris 4 dialogues sous le titre de travaux d'Hercule, où il se déchaine contre l'Empereur, entre autres sous pretexte, qu'il a violé les loix de l'Empire, en creant un neuvième Electorat. Si les armes des François n'estoient pas plus fortes que leurs raisons, on ne les apprehenderoit gueres.

On dit que Monsieur le Nonce, qui est à Cologne, est un Seigneur fort curieux. — Je ne sçay, si V. A. S. connoist Monsieur le Baron de Nesselrode, qui est un Seigneur d'un grand merite[**]). — J'ay receu le livret de la science des medailles attribué au P. Joubert.

Si V. A. S. me fait la grace de quelque communication, je la supplie de la faire addresser à Monsieur Koerner à Cassel à tour ordinaire, comme autres fois, et je suis avec devotion.

Monseigneur

de V. A. S. le tres humble et tres obeissant Serviteur

Leibniz.

---

[*]) *Le Noble,* Baron von St. George, ein abgesetzter General-Procurator des Parlaments zu Metz, der seine meisten Schriften, Comödien, Fabeln, auch eine poetische Uebersetzung des Satyrikers Persius im Gefängniss schrieb. Er starb 1711, 68 Jahre alt, in grösster Armuth zu Paris.

[**]) Franz von *Nesselrode,* Reichsgraf und Herr zu Reichenstein, kaiserl. Kammerherr, kurcölnischer Geheimerath und Gesandter zu Nimwegen, zeichnete sich damals unter dem deutschen Adel durch seinen vortrefflichen Character, grosse Staatsklugheit und mannigfache Gelehrsamkeit aus. Er verlor 1688 seine ansehnliche Bibliothek durch eine Feuersbrunst, und starb 1707 auf seinem Schlosse Herten in Westphalen.

Ende des zweiten und letzten Bandes.

Druckfehler-Anzeige.

Wir bitten den Leser vorerst folgende durch die Entfernung des Herausgebers von dem Druckort veranlasste Druckfehler zu verbessern.

Erster Band.

Seite 7, Zeile 9 von unten lies: in der *zweiten* Abtheilung.
S. 45, Z. 11 streiche das Wort: *endlich.*
S. 52, Z. 2 von unten lies: *drei* Jahrzehenden.
S. 85, Z. 4 lies: meine *Gemeinde.*
S. 161, Z. 1 lies: die *vorjährige* Säcularfeier.
S. 171, Z. 8 von unten lies: hienieden *vergebens.*
S. 194, Z. 4 lies: *hätte* statt hatte (und vergl. Grotefend's neueste Ausgabe der Leibnizischen Schrift über die Vervollkommnung der deutschen Sprache).
S. 200, Z. 9 lies: *ethischen.*
S. 204, Z. 15 lies: 1002.
S. 215, Anmerkung 1. setze hinzu: Siehe Nr. XXIV. des folgenden Briefwechsels.

Im Allgemeinen bemerken wir, dass die Anmerkungen zu dieser ersten, sowie zu der folgenden zweiten Abtheilung der Briefe um desswillen sparsamer als in der Folge, bei der dritten Abtheilung, ausgefallen sind, weil um den Druck, wie es unsere Absicht war, noch während der Leibnizischen Säcularfeier zu vollenden, das Manuscript eilig vorausgesendet wurde.

Zweiter Band.

Band II. Zweite Abtheilung. In der Ueberschrift ist statt: Abdruck aus Böhmers Magazin zu lesen: *Vergl. den Abdruck* u. s. w., indem wir durch den authentischen Nachlass des Landgrafen in den Stand gesetzt wurden, den Böhmerschen Abdruck hin und wieder zu berichtigen.

Seite 39, Z. 2 lies 10/20. *Mai.*
Seite 75 lies *März* statt Mai.

Schliesslich besorgen wir, dass in den Briefen selbst sich keine geringe Anzahl von Schreib- oder Druckfehlern eingeschlichen habe. Wir mussten jedoch jeden Versuch einer weiteren, schliesslichen Erforschung und Anzeige derselben aufgeben, sowohl wegen der Dunkelheit und Unleserlichkeit der Originalien, als wegen der Schwierigkeit, die der Buchdruckerei zugesandte Handschrift noch einmal zu Rathe zu ziehen.